Geſchichte der Deutſchen.

Von

Wolfgang Menzel.

In drey Bänden.

Erſter Band.

Anzeige.

Da die deutsche Geschichte von Wolfgang Menzel für das gröſsere Publikum und namentlich für Schulen berechnet ist, so liefert die Verlagshandlung dasselbe zu möglichst billigem Preise.

Vom ersten Bande, und ebenso von dem zweyten und dritten, welche sofort herauskommen werden, kostet das Exemplar auf weiſsem Druckpapier 1 Rthlr. oder 1 fl: 48 kr. Reichsval., auf ordinärem Druckpapier 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr. Reichsval.

Schulen und Schulvorsteher, so wie andre Privatpersonen, welche sich direkt an die Verlagshandlung oder an deren Commissionär, C. G. Schmidt in Leipzig wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frey.

Uebrigens ist jeder einzelne Band des ganzen Werks um die oben angesetzten Preise von sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweitz zu beziehen.

Die Verlagshandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Geschichte der Deutschen.

Für
die reifere Jugend und zum Selbstunterricht
faßlich beschrieben
von

Wolfgang Menzel.

Erster Band.

Zeit des heidnischen Alterthums bis auf Karl den Großen.

Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von helden lobebären und grozer arebeit.
Nibelungenlied.

Zürich,
Geßnersche Buchhandlung.
1825.

Vorrede.

Des deutschen Volkes Geschichte gleicht eines Baumes Wachsthum und Leben. Aus einem einigen Kern und Samen ist dieses Leben hervorgegangen in uralter Mythenzeit. Darauf haben zahllose Wurzeln, die altgermanischen Stämme und Staaten, in unterirdischer Nacht des heidnischen Alterthums sich rings umher gebreitet. Im Mittelalter ist das ganze Volk wieder vereinigt, ein starker grader Stamm, zu Tage gewachsen, von den Strahlen genährt, welche die Sonne des Christenthums über die Welt gegossen. Dann hat dieser Stamm in der neueren Zeit wieder in zahllose Aeste und Zweige sich vertheilt und in den verschiedensten Richtungen die mannigfaltigsten Blüthen und Früchte der Bildung getragen.

So wollen wir die deutsche Geschichte hier betrachten, dem Raume nach als ein Ganzes mit seinen Theilen, der Zeit nach als ein selbständiges, fortschreitendes Wachsthum und Leben.

Wir müssen in dem Fortschritte dieses Lebens drey Stufen unterscheiden. Sie bilden drey Hauptabschnitte oder Zeiträume der deutschen Geschichte, das heidnische Alterthum, das Mittelalter und die neuere Zeit. Ich werde jede derselben in einem besondern Bande behandeln. Wie sie mit einander zusammenhängen, wie sie sich auseinander entwickeln, wie in ihnen das Leben des Volkes sich stufenweise immer weiter entfaltet, wird die Geschichte selbst zeigen, der ich hier nicht vorgreifen will. Aus dieser organischen Ansicht der Geschichte folgt von selbst, daß ich mir die strengste Unpartheilichkeit zum Gesetz mache. Jede Erscheinung der Geschichte spricht durch sich selbst für sich selbst. Erlauben wir uns, Ereignisse, Institute, Sitten, Männer der Vorzeit zu loben oder zu tadeln, so müssen wir den Maaßstab dafür doch immer nur in der Erscheinung selbst und ihrer Zeit suchen, nicht in unserer Gegenwart, deren Charakter ein ganz andrer geworden ist. Dem gemäß glaube ich vollkommen gerechtfertigt zu seyn, wo mir die innre Wahrheit der Sachen einige Abweichungen von der Darstellungsweise meiner Vorgänger anbefohlen. Ich habe z. B. die Uneinigkeit und Zersplitterung Deutschlands im heidnischen Alterthum nicht als ein Unglück oder als einen Schimpf der Nation dargestellt. Diese Erscheinung kann nur im Zusammenhange mit allen übrigen des damaligen Zustandes gewürdigt werden; dieser aber bietet dafür einen ganz andern Maaßstab dar, als

unſer gegenwärtiger. Ich habe in den Thaten Armins alles Große gefunden, was in ihnen liegt, aber nicht die höchſte Blüthe des altgermaniſchen Heldenweſens, die in einer andern Richtung als der Vaterlandsliebe ausgeblüht. Ich habe der katholiſchen Religion mit nichten den Nimbus entzogen, in dem ſie geglänzt in den Jahrhunderten der chriſtlichen Begeiſterung, und die Wahrheit der Geſchichte gebietet im Ueberſtrömen dieſer Begeiſterung früher die Kraft, als deren Mißbrauch und Auswuchs zu erkennen. Würde man ſie mit jenem ſcheelen Auge würdigen oder zu entwürdigen trachten, das aus ſo vielen Partheiſchriften hervorblickt, ſo bliebe das Verſtändniß jener großen Zeit verſchloſſen und wir betrögen uns nur ſelbſt. Dagegen habe ich in gleicher Unpartheilichkeit die urſprünglichen Mängel der Kirche geſchildert, und werde in den folgenden Bänden die Entartung dieſer Kirche, wenn ſie das friſche Leben des Volks mit eiternder Krankheit vergiftet, und die Nothwendigkeit und hohe Bedeutung der Reformation zu würdigen haben. Minder bedeutende Züge, da ich von hergebrachten, aus den Verhältniſſen der neuern Zeit fließenden Meinungen abweichend, der innern Wahrheit der alten Geſchichte allein gefolgt bin und jede Erſcheinung dargeſtellt habe, wie ſie im Ganzen der Lebensentwickelung unſeres Volks ihren natürlichen Platz eingenommen, glaube ich hiernach nicht erſt rechtfertigen zu dürfen.

In Anordnung und Styl habe ich mich möglichſt der Klarheit und derjenigen Ruhe zu befleißigen geſucht, welche jede hiſtoriſche Darſtellung erfordert. Die Geſchichte iſt in der That ein Epos und ſchließt den lyriſchen Ton aus. Der Geſchichtſchreiber muß die Leidenſchaften der handelnden Charaktere ſchildern, ohne ſelbſt Leidenſchaft zu äußern. Jene ſo genannten Tiraden, partheiiſchen Raiſonnements, ſelbſt der Ausbruch der Empfindungen ſind Fehler der Geſchichtſchreibung, ſollten ſie ſich auch ſogar als Mode geltend machen. So fern die hiſtoriſchen Erſcheinungen Begeiſterung und edle Empfindungen zu wecken im Stande ſind, werden ſie ſie wecken durch ihre innere Wahrheit in einfacher Darſtellung. Wo der Geſchichtſchreiber vorempfinden muß, damit andre nachempfinden, wird er ſelten ſeinen Zweck erreichen. Gegen den Vorwurf der Trockenheit aber wird eine einfache Darſtellung hinlänglich gewaffnet durch die Fülle und innere Bedeutſamkeit der Erſcheinungen, die ſie darſtellt, und ſodann vorzüglich durch eine überſichtliche, organiſche Anordnung.

Da ich das vorliegende Werk für ein größeres Publikum und vorzüglich für Schulen berechne, ſo war ich um ſo mehr zur einfachen Erzählungsweiſe verpflichtet, und mußte zugleich auch die eigentlich gelehrte Form ausſchließen. Daß ich übrigens mir nicht angemaßt, eine Geſchichte zu ſchreiben, ohne

an den Quellen ſelbſt geſchöpft zu haben, davon wird der Kenner den Beweis auf jeder Seite finden. Sollte bey der Unerſchöpflichkeit des altgermaniſchen Quellenſtudiums und bey den Dunkelheiten, die es ſo häufig darbietet, der eine oder andere Forſcher auch über irgend eine Einzelnheit andere Reſultate gewonnen haben als ich, ſo wird er doch in allem hier gegebenen das Quellenſtudium anerkennen. Es iſt hier nicht der Ort zu polemiſiren. Wenn es mir im gegenwärtigen erſten Band einer populären deutſchen Geſchichte nur erlaubt iſt, die allgemeinſten Reſultate meines jahrelangen Studiums der heidniſch-deutſchen Vorzeit zuſammen zu faſſen, ſo werde ich doch demnächſt auch der gelehrten Welt in einem ſelbſtändigen Werke über das altgermaniſche Weſen die kritiſchen Erörterungen vorlegen. Nur einiges, das auffallen könnte, glaube ich vor Mißkennung ſchützen zu müſſen. Ich habe keinen Anſtand genommen, einige bereits von andern Gelehrten angedeutete Vermuthungen und Hypotheſen über die mythiſche Vorzeit unſeres Volkes meiner Geſchichte voranzuſtellen. Es ſchien mir ſchicklich in der Kürze darzuthun, daß es jenſeits der zuverläßigen Geſchichte noch eine dunkle Mythe giebt, und daß, wenn uns in jener nur lichte, feſte Geſtalten entgegen treten, in dieſer wenigſtens dämmernde Traumbilder unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen müſſen. Warum ſollte ich hier nicht das deutſche Volk bis in jene Mythenzeit zurückführen, in welcher

es der kritiſche Blick des Hiſtorikers wirklich findet? Dem gemäß war es mir auch vergönnt, um nicht blos im Allgemeinen von der Mythe wie von einem leeren Raum zu ſprechen, zur Probe einige jener Bilder und ihre muthmaßliche Deutung herbeyzuziehen, ſda ſie zumal mit dem Geiſte der ſpätern Geſchichte übereinſtimmen. Ueber die Wanderungen Odins vergleiche man Görres aſiatiſche Mythengeſchichte, Ritters Vorhalle der Europäiſchen Völker, über die Ausbreitung der Odinslehre in Deutſchland Mone's Geſchichte des Heidenthums.

Daß ich aus den fern auseinander liegenden Quellen das Gleichartige kombinirt, iſt ſtets nach einem zuverläßigen Maaßſtabe geſchehen. Wo die griechiſchen und lateiniſchen Quellen nicht ausreichen, geben die nordiſchen und die älteſten Deutſchen faſt immer befriedigenden Aufſchluß. Aus dem ganzen Umfang von Beyſpielen ſey es mir erlaubt eines zur Probe anzuführen. Strabo fabelt ganz im allgemeinen von einem Nomadenleben im alten Deutſchland. Abgeſehen von allem Andern iſt ſchon das Daſeyn der vielen Wälder in Deutſchland eine Widerlegung dieſer Angabe. Tacitus findet bey den Deutſchen überall fixirte Wohnungen. Germ. c. 16. Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est ect; ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

Vicos locant, non in nostrum morem, connexis et cohaerentibus aedificiis; suam quisque domum spatio circumdat. Ibid: c. 46. hi (Venedi) tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos fingunt, etc. Die Vereinzelung der Wohnungen deutet auf Alodial-Verhältniſſe, wie ſie auch mit denſelben und durch dieſelben ſich in Weſtphalen ſo lange erhalten hat. Nimmt man zu Tacitus Zeit keine Alode an, ſo iſt auch folgende Stelle unerklärbar: Germ. c. 25. Ceteris servis, non in nostrum morem, descriptis per familiam ministeriis, utuntur. Suam quisque sedem, suos penates regit. Dennoch ſpricht derſelbe Geſchichtſchreiber in demſelben Werke von einer jährlichen Vertheilung des Grundbeſitzes, ibid: c. 26. Agri pro numero cultorum, ab universis in vices occupantur: quos mox interse, secundum dignationem, partiuntur, facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant: et superest ager. Dieſe Widerſprüche werden aber durch andre Quellen vollkommen gelöſet. Von den Skandinaviern iſt es unzweifelhaft, daß bey ihnen das Alodweſen oder der erbeigenthümliche unverlierbare Grundbeſitz in uralter Heidenzeit einheimiſch geweſen. Alle nordiſchen Quellen ſind darüber genau einverſtanden. Beyſpielsweiſe giebt Snorro Sturlaſon, der überall der trefflichſte Commentator des Tacitus iſt, hierüber folgende Zeugniſſe: Haralldz saga ens Harfagra cap. 6. Harall

dr Konungr setti thann Rett allt thar, er han vann rike under sic; at hann eignadiz odol öll oc let alla boendar giallda ser land skylldir baedi rika oc urika *). i. e. Haraldus leges statuebat publicas, in regionibus nuper devictis, sedulo observandas; nimirum ut sua essent bona allodialia, certa quoque colonis sive ditioribus sive tenuioris sortis hominibus tributa imponerentur. Saga af Olafi hinom Helga cap. 99. Haralldr Konungr let Orkneyinga sveria ser öll odal sin i. e. Tum rex Haraldus Orcadum incolas adegit, ut solenni juramento bona sua allodialia, quae possidebant, omnia regi consignarent. Ibid: cap. 105 Olafr Konungr svarar, oc toc thar fyrst til mals, er Haralldr hinn Harfagri hafdi odöll öll i Orkneyom, enn Iarlar höfdo haft iafnan sidan lönd than at leni enn alldregi, at eign. i. e. quod Haralldus Pulchricomus praedia omnia avita in Orcadibus suae fecerat posseessionis; ab eo usque tempore eas terras semper feudi, ast nusquam possessionis jure tenuisse. Saga Hakonar goda cap. 1. That leto their stefna thing fiölmennt, oc a thingino taladi Sigurdr Jarl, af hendi Haconar, oc baud Bondom hann til Konungs.

---

*) Die Zitate aus Snorro ſind nach der editio Geb. Schöningii. Havniae, typis A. F. Stëinii MDCCLXXVII.

Epter that stod Hacon sialfr upp, oc tala-di: maellto tha tveir oc tveir sin i milli, at thar vaeri tha Kominn Haralldr hinn Harfagri ac ordinn ungr i annat sinn. Hacon hafdi that Upphaf sins mals, ad hann beiddi Baendor vidtökon at gefa ser Konungs Nafn, ac that med at veita ser full-ting, oc styrk, til at hallda Konung-dominom. Enn thar i mot bauth hann theim, at gera alla Bondur Odalborna, ac gefa theim Odol sin, er byggia. At thessu eyrindi varth Romr so mikill, at allr Bönda-Mugrinn aepti, oc calladi ath their villdo hann til Konungs taka. i. e. Indictis deinde frequentibus comitiis, vice Haconi, ad populum verba fecit Sigurdus Jarlus, rogans cives, ut eum sibi Regem sumerent. Surgens deinde Haconus, ipse est locutus consusurrantibus, qui adstabant, rediisse Haraldum Pulchricomum, nova virentem juventute. Suum autem ita orsus est sermonem Hakonus, ut Regis titulum cives rogaret, eorumque simul auxilium ac opes, ad sartum sibi tectumque servandum regnum, vicissim pollicitus, se jure haereditario fundi aviti colonos omnes esse donaturum, bonaque allodialia omnibus habitanda concessurum. Tanto omnium applausu excepta est haec oratio, ut tota colonorum cohors, sublato clamore, uno vociferaret ore, se illum velle Regem. Confer. cap. 17. Aber nicht nur im Norden, ſondern auch

mitten in Deutſchland, in Sachſen ſind zur heidniſchen Zeit die Alode als uralte Einrichtung nachzuweiſen. Unſere älteſten Chroniſten, welche den Kampf Karls des Großen mit den heidniſchen Sachſen beſchrieben haben, erwähnen dieſes Umſtandes ausdrücklich. Regino ad ann. 777. Sacramenta secundum consuetudinem dederunt, ut perderent ingenuitatem et omnem haereditatem, nisi conservarent susceptam Christianitatem. Annales Fuldenses: Ibi Saxones baptisati ingenuitatem et omnem proprietatem suam, secundum morem gentis abdicantes, regi tradiderunt. Annales Loiseliani: Ibi multitudo Saxonum baptisati sunt et secundam morem illorum omnem ingenuitatem et alodum manibus dultum fecerunt, si amplius mutassent etc. Annales Bertiniani. Egolismenses in vita Caroli magni. Ibi multitudo Saxonem baptisati sunt et secundum morem illorum omnem ingenuitatem illorum et alodem manibus gurpierunt, si amplius mutassent etc.

Endlich finden ſich in allen älteſten deutſchen Geſetzbüchern eine Menge Spuren, die über den uralten Beſtand der Alodverhältniſſe in der heidniſchen Vorzeit jeden Zweifel heben. Nicht minder wichtig iſt der Umſtand, daß alle deutſche Stämme von den Sachſen in England bis zu den Vandalen

in Afrika, sobald sie ein fremdes Land in Besitz genommen, dasselbe sogleich in Alode getheilt haben, und daß die Alodialverhältnisse, wie sie in den Gesetzbüchern aller dieser Stämme geregelt sind, im Wesentlichen durchaus übereinstimmen, während doch weder ein Gesetz dem andern nachgebildet worden, noch irgend eine Communication zwischen den weit entlegenen Stämmen Statt gefunden hat, noch das Alodialwesen irgend aus den römischen und christlichen Neuerungen des Mittelalters abgeleitet werden kann, mit denen es vielmehr im entschiedensten Widerspruch steht.

In gleicher Weise wird, was Tacitus Wergeldsystem, von dem Gerichtswesen, von der Gauverfassung berichtet, durch alle altnordischen Sagen, so wie durch die ältesten deutschen Quellen des Mittelalters, besonders durch die ältesten Gesetzbücher der gesammten deutschen Stämme im Norden und Süden vollkommen bestätigt und ergänzt. Die Autorität, welche in der Uebereinstimmung der verschiedentsten Quellen über die Rechtsverhältnisse liegt, ist schon in Justus Mösers osnabrückischer Geschichte, in Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, in Eichhorns deutscher Rechtsgeschichte u. s. w. erhärtet worden. Für die Uebereinstimmung der südlichen Quellen mit den nordischen findet man das beste in Stuhrs Nordischen Alterthümern. Was Ta-

citus und alle Geschichtschreiber der römisch-deutschen Kriege vom Heldenthum und den Gefolgen berichtet, erhält seinen vollständigen Commentar durch die nordischen Sagen, Helden und Hofgesetze und Chroniken.

Ich habe die eigentlichen Deutschen und die Skandinavier im Westlichen als identisch darstellen müssen. Alles Bedeutsame, was die alten Germanen von andern Völkern unterscheidet, die Odinslehre, die Allode, die Lehne, das Familienwesen, die Gaue, die Thinge, das Wergeldsystem, das Gerichtswesen, die Gesetze, das Heldenwesen, die Gefolge, das Zauber- und Propheten-Wesen, die heidnischen Gebräuche, die häuslichen Sitten, die Tugenden und Laster, die Sprache und die physische Beschaffenheit erscheinen in allen ältesten Quellen bey Skandinaviern und Deutschen völlig ähnlich. Aus diesem Grunde habe ich auch der nordischen Geschichte überhaupt einen Platz in diesem Bande gewidmet. Da kein Geschichtschreiber jemals angestanden ist, die Geschichte der in der Folge romanisirten deutschen Stämme in die Geschichte Deutschlands bis zu dem Wendepunkt aufzunehmen, in welchem sich die ächte deutsche Eigenthümlichkeit von der romanischen geschieden und ein reines deutsches Volk sich selbständig behauptet hat, so scheint es Folgerecht und nothwendig, der nordischen Geschichte dasselbe Recht angedeihen zu lassen. Auch insofern das altgermanisch-heidnische Wesen bei

den Skandinaviern ſich länger erhalten hat, als bei den übrigen Deutſchen, und wir es eben darum bei ihnen deutlicher erkennen, ſo daß dieſe Kenntniß überall diejenige ergänzen oder heller beleuchten muß, zu der wir durch Griechen und Römer gelangt ſind, verdient die älteſte nordiſche Geſchichte ihren Platz neben oder in der deutſchen. Nicht nur die innere Geſchichte der Sitten und Verfaſſungen, ſondern auch die äußere Geſchichte des Nordens dient, die unſrige zu beleuchten. Endlich hat in jener Vorzeit der Norden einen entſchiedenen Einfluß auf Deutſchland geübt. Die wichtigſten Völkerzüge haben dort ihren erſten Anſtoß erhalten. Gothen, Gepiden, Longobarden, deren Geſchichte ſo innig mit der der übrigen deutſchen Stämme verflochten iſt, leiten ausdrücklich ihren Urſprung vom ſkandinaviſchen Norden her. Somit erſcheint mir, was ich vorzüglich im erſten und letzten Buch dieſes Bandes von dem Weſen und der Geſchichte der nordiſchen Völker erwähnt, theils als Mittel, das deutſche Weſen umfaſſender kennen zu lernen, theils als unmittelbarer Beſtandtheil der deutſchen Geſchichte hinlänglich gerechtfertigt.

Daß ich übrigens den erſten Theil bis auf Carl den Großen, dieſen inbegriffen, ausgedehnt habe, gebot die Geſchichte ſelbſt, die hier den Hauptabſchnitt macht. Die Entwicklung und Umgeſtaltung

des altgermaniſchen Lebens muß bis zu dem natürlichen Ende verfolgt werden. Dieſes fiel in die Zeiten Carls. Ihr Gang leidet bis dahin keine Unterbrechung. Wenn der Untergang des Alterthums auch genau mit der Entſtehung des Mittelalters zuſammenfällt, ſo knüpfen wir doch die Geſchichte des Kampfes zwiſchen beyden ſchicklicher an die ältere Zeit an, von der wir ausgegangen. Erſt durch Carl ward die Geburt des Mittelalters durch Zerſtörung des Alterthums vollendet, und es entwickelte ſeitdem erſt ſelbſtändig ſein neues großes Leben, wie ich es im zweyten Bande ſchildern werde. Dieſes Mittelalter für die Deutſchen ſchon durch die Aenderungen zur Zeit Odoakars und Chlodwigs begründen zu laſſen, iſt darum ſehr unpaſſend, weil das ganze innere Deutſchland von jenen Aenderungen kaum betroffen wurde.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Erſter Zeitraum.

Das heidniſche Alterthum.

Erſtes Buch.

Das heimathliche Leben der alten Deutſchen.

Kapitel.		Seite.
1.	Die älteſten Sagen von den Deutſchen.	1
2.	Die Einwanderung der Deutſchen nach Europa.	3
3.	Der Name der Deutſchen.	4
4.	Die Eintheilung des deutſchen Volkes.	6
5.	Die älteſte Beſchaffenheit des deutſchen Landes.	7
6.	Die Körperbildung der alten Deutſchen.	9
7.	Die Geiſtesbildung der alten Deutſchen.	11
8.	Die Glaubenslehre.	13
9.	Der Gottesdienſt.	15
10.	Bildung der Staaten.	18
11.	Bildung der Stände.	19
12.	Die Mode.	20
13.	Die Familien.	22
14.	Die Leute.	24
15.	Die Sklaven.	26

Kapitel. Seite.
16. Die Weiber. 28
17. Die Lebensweiſe. 33
18. Die Künſte. 35
19. Die Gaſtfreundſchaft. 37
20. Die wilden Freyen. 39
21. Die Marken. 41
22. Die Gilden und Gefolge. 42
23. Das Heldenthum. 44
24. Die Gaue. 48
25. Die Volksverſammlungen. . . . . —
26 Die Vorſteher des Volkes. 50
27. Das Gerichtsweſen. 52
28. Die Geſetze. 55
29. Das Wergeld. 56
30. Die Landwehr. 58
31. Erweiterung der Gaue. 60
32. Bünde der Gauvölker. 61

Zweytes Buch.

Die älteſten Römerkriege.

33. Die älteſten Religionskriege. 63
34. Die Römer. 64
35. Ueberſicht der älteſten Römerkriege. . . . 66
36. Einfall der Senonen und Boier in Italien. . . 68
37. Einfall der Senonen und Boier in Griechenland und Kleinaſien. 69
38. Unterjochung der Senonen und Boier durch die Römer. Die Geten und Baſtarner an der Donau 71
39. Die Fahrten der Kimbern und Teutonen. . . 73
40. Untergang der Teutonen. 77
41. Untergang der Kimbern. 79

Kapitel. Seite.

42. Kriege der deutſchen Donauvölker unter Mithridates. Empörung der kimbriſchen Sclaven. . . 83
43. Der Suevenbund. 84
44. Arioviſt. 85
45. Cäſar am Rhein. 86
46. Ambiorix. 88
47. Die römiſchen Kriegsdienſte. 90
48. Die römiſchen Provinzen an der Donau und am Rhein. 91
49. Druſus Züge in das innere Deutſchland. . . 93
50. Marbod und die Markomannen. 96
51. Fernere Züge der Römer ins innere Deutſchland. . 97
52. Varus in Deutſchland. 98
53. Die Schlacht im Teutoburger Walde. . . . 100
54. Germanikus am Rhein. 103
55. Armins und Marbods Ende 106
56. Kleine Empörungen gegen Rom und innere Kriege. 107
57. Civilis und Velleda. 110
58. Innere Kriege der Deutſchen. Ruhe an den römiſchen Grenzen. 113

Drittes Buch.

Die Völkerwanderungen.

59. Ueberſicht. 116
60. Der Markomannenkrieg. 119
61. Die Alemannen. 121
62. Kriege der Alemannen. 122
63. Die Franken. 125
64. Kriege der Franken. 126
65. Die Sachſen. 128
66. Die Gothen. 130

Kapitel. Seite.

67. Kriege der Gothen. 132
68. Hermanarich. 136
69. Die Hunnen. 137
70. Der Gothen Einwanderung ins römiſche Reich. 139
71. Alarich. 143
72. Das Reich der Weſtgothen an den Pyrenäen. . 146
73. Die Alemannen im Norden der Alpen. . . 147
74. Das Burgundiſche Reich. 149
75. Königthum unter den Franken. . . . 150
76. Etzel. 151
77. Genſerich. 156
78. Odoachar. 157
79. Dieterich. 158
80. Die Longobarden, Gepiden und Heruler. . 161
81. Chlodwig. 163
82. Gundebald. 167
83. Die Angelſachſen. 169

Viertes Buch.

Uebergang des Altdeutſchen Lebens zum Mittelalter.

84. Ueberſicht der neuen Staaten und Völker. . 172
85. Kampf einer alten und neuen Ordnung. . 173
86. Hauptunterſchied der deutſchen Stämme. . 174
87. Die rein deutſchen Stämme. . . . 174
88. Die romaniſchen Stämme. 178
89. Die alten Verfaſſungen. 180
90. Die ſächſiſche Verfaſſung. 181
91. Die neuen Verfaſſungen. 184
92. Die Könige. 186
93. Die Reichsregierung. 191
94. Die Geſetze. 197

Kapitel. Seite.

95. Das Lehnwesen. 200
96. Die Stände. 204
97. Ausbreitung des Christenthums. . . . 207
98. Die christliche Lehre. 210
99. Die Kirche und der Papst. 213
100. Der Klerus. 217
101. Die Klöster. 221
102. Die katholische Lehre. 224
103. Der katholische Gottesdienst. 230
104. Das christliche Ritterthum. 235
105. Die Bildung. 238

Fünftes Buch.

Uebermacht der Franken.

106. Uebersicht. 241
107. Erweiterung Frankreichs unter Chlodwigs Söhnen. 242
108. Untergang des Thüringischen Reichs. . . 243
109. Untergang des Burgundischen Reichs. . . 244
110. Untergang des vandalischen Reichs. . . 245
111. Untergang des ostgothischen Reichs. . . 247
112. Alboin. 249
113. Das Reich der Longobarden. . . . 251
114. Brunhild und Fredegunde. 253
115. Untergang des suevischen und westgothischen Reichs in Spanien. 255
116. Muhamed und die Araber. 257
117. Uebergewicht der Hausmeyer und Austrasier. . 260
118. Dagobert I und Pipin von Landen. . . 262
119. Theodorich III und Pipin von Heristal. . . 264
120. Martell. 265
121. Der heilige Bonifacius. 267
122. Pipin der Kleine. 269

Sechstes Buch.

Karl der Große.

Kapitel.	Seite.
123. Karls des Großen Anfang.	273
124. Untergang des longobardiſchen Reichs	275
125. Die Sachſenkriege.	276
126. Verfolg der Sachſenkriege.	279
127. Karls Kriege mit den Arabern.	284
128. Thaſſilo.	285
129. Karls Kriege mit den Slaven.	286
130. Karls Kriege mit den Avaren.	288
131. Karls Kriege mit den Normannen.	289
132. Karl der Große, erſter römiſch-deutſcher Kaiſer.	290
133. Karls Aenderungen in der Verfaſſung.	294
134. Die Kirchenverbeſſerung.	298
135. Karls Sorge für die Bildung.	300
136. Karls Perſon.	305

Siebentes Buch.

Nordiſche Geſchichte.

137. Bevölkerung des Nordens.	308
138. Odin.	309
139. Die Drottar.	310
140. Die Könige.	311
141. Die Dänen.	313
142. Die Schweden.	317
143. Die Norweger.	319
144. Die neue Ordnung.	324
145. Island und Grönland.	326
146. Die Normannen.	329

Zeittafel

zum ersten Bande.

Das heidnische Alterthum.

Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen.

Jahre vor Christo	
	Herkunft der Deutschen aus Asien.
	Aelteste Religionskriege.
513	Darius Zug gegen die Scythen.
	Völkerzüge in Deutschland.
390	Brennus in Rom.
278	Brennus vor Delphi.
113	Kimbern und Teutonen.
102	Schlacht bey Aix.
101	Schlacht bey Verona.
	Suevenbund.
58	Arioviſt beſiegt.
58 — 53	Cäſar am Rhein, Unterwerfung der Belgen.
	Römiſche Provinzen am Rhein. Kriegsdienſte der Deutſchen in Rom.
12 — 9	Druſus Züge ins innre Deutſchland.
	Auszug Marbods und der Markomannen.
8	Tiberius in Deutſchland.
6	Domitius in Deutſchland.
	Varus an der Weſer.
Jahre nach Christo	
9	Schlacht im Teutoburger Walde.
15 — 17	Armin gegen Germanikus.
	Armin gegen Marbod.
28	Empörung der Frieſen.
	Verfall Niederdeutſchlands, Italicus.
69, 70	Der bataviſche Freiheitskrieg. Civilis und Velleda.
	Dacien unterworfen. Römiſche Herrſchaft diſſeits der Donau und des Rheins.

Jahre nach Chriſto	
162 — 180	Innre Kriege der Deutſchen. Gothenzüge.
	Der Markomannenkrieg.
	Alemannen, Franken, Sachſen. Chriſtenthum unter den Gothen.
245 — 270	Züge der Gothen nach Griechenland und Kleinaſien.
259	Krokus der Alemannen.
	Kriege der Franken und Alemannen am Rhein und in den Alpen.
325	Concilium zu Nicäa.
356	Niederlage der Alemannen bey Straßburg unter Chnodomar.
	Das große Gothenreich des Hermanarich.
	Weltſturm der Hunnen.
378	Große Völkerſchlacht bey Adrianopel.
396	Alarich in Griechenland.
405	Radagais in Italien.
407	Burgunder, Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien und Spanien.
409	Alarich in Rom.
415	Weſtgothenreich an den Pyrenäen.
	Alemannen in den Alpen.
	Burgunder bey Worms.
	Saliſches Geſetz.
420	Königthum unter den Franken. Faramund.
429	Vandalen in Afrika. Genſerich.
450	Sachſen in England. Hengiſt und Horſa.
	Etzel (Attila) die Geißel Gottes.
451	Schlacht bey Chalons.
455	Genſerich in Rom.
476	Untergang des römiſchen Reichs. Odoaker.
	Franken in Gallien. Chlodwig.
486	Schlacht bey Soiſſons.
493	Oſtgothen in Italien. Dietrich von Bern.
	Burgunder an der Rhone. Gundebald.
496	Schlacht bey Zülpich.
531	Untergang des Thüringiſchen Reichs.

Jahre nach Chriſto	
534	Untergang des Burgundiſchen und Vandaliſchen Reichs.
553	Untergang des Oſtgothiſchen Reichs.
568	Longobarden in Italien. Alboin.
	Auſtraſier und Neuſtrier.
	Hausmeyer der Franken.
628 — 655	Dagobert und Pipin von Landen.
655 — 714	Pipin von Heriſtal.
711	Araber in Spanien.
732	Niederlage der Araber durch Karl Martel.
	Der heilige Bonifacius.
752	Pipin der Kleine wird König.
771	Karl der Große wird König.
774	Untergang des Lombardiſchen Reichs.
772	Große Sachſenkriege.
778	Schlacht bey Ronceval.
788	Thaſſilo.
789	Slavenkriege.
791	Avarenkriege.
800	Karl der Große, Römiſcher Kaiſer.
803	Friede mit den Sachſen.
810	Normannen.
814	Karls Tod.

Erſter Zeitraum.

Das heidniſche Alterthum.

Erſtes Buch.

Das heimathliche Leben der alten Deutſchen.

Kapitel I.

Die älteſten Sagen von den Deutſchen.

Die Deutſchen ſollen in uralten Zeiten aus dem Morgenlande gekommen ſeyn. Eine Sage davon iſt niedergelegt in den alten Büchern der Inder, des älteſten Volkes der Erde. Dieſelbe reicht viele tauſend Jahre vor Chriſti Geburt hinauf und lautet alſo: Das Volk der Inder war abgetheilt in Stände oder Kaſten, die nichts mit einander gemein hatten, und ſich niemals vermiſchen durften. Die erſte Kaſte aber bildeten die Braminen oder die Prieſter. Dieſe waren allein frey, die Herren des Landes, die oberſten Richter des Volkes und auch alle Wiſſenſchaft und Kunſt war allein bey ihnen, und ſie hielten das Volk mit Fleiß in der Dummheit, damit ihre Herrſchaft ewig währen möchte. Die andern Kaſten waren Krieger, Ackerbauer und Hirten. Dieſe mußten jenen dienen und ſie waren unfrey, dumm und verachtet. Da erhoben ſich aber einſt aus der Kriegerkaſte zwölf

Brüder, welche man Ditis nannte, der älteſte aber hieß Buddha, und es ſchmerzte ſie die Einfalt und Knechtſchaft des Volkes, ihr hoher Geiſt drang in die geheime Weisheit der Braminen ein, und ſie wurden Prediger unter dem Volke und lehrten es, ſich frey zu machen von der Prieſter Joch. Wohl entſtund ein gewaltiger Aufruhr, aber die Altgläubigen behielten die Ueberzahl und nach einem tauſendjährigen Kampfe wanderten die Buddhiſten oder Ditis nach dem Gebirge Kaukaſus und von da weiter nach dem mitternächtlichen Europa.

Unter den älteſten Götterſagen der Griechen iſt uns folgende aufbewahrt: Zwölf rieſenhafte Halbgötter, welche Titanen hießen, wollten die Götter nicht mehr leiden und ſie thürmten Berg auf Berg, um den Himmel zu ſtürmen. Einer aber, Prometheus genannt, raubte den Göttern das Feuer vom Himmel und nahm Erde und Waſſer und bildete Menſchen und entzündete ſie mit Geiſt und Leben durch die Funken des himmliſchen Feuers. Aber die Titanen wurden alle von den Blitzen des Donnergottes zerſchmettert und Prometheus tauſend Jahre lang an das Gebirge Kaukaſus angeſchmiedet.

Eine andere griechiſche Sage meldet, daß auf dem Gebirge Kaukaſus der große Gott Boreas regiere, und daß jenſeits des Gebirges im ganzen Norden Europa's die Hyperboreer wohnten, Abkömmlinge der Titanen, die gerechteſten unter den Menſchen, die in ihren Wäldern ein langes und ſeliges Leben führten.

Alle nordiſchen Sagen unſers eigenen Volkes aber beginnen damit, daß der höchſte Gott Odin oder Whodan (Buddha), der Sohn des Gottes Bore, mit den zwölf übrigen Göttern, Aſen genannt, von dem Sitz des Bore oder der Aſaburg, d. i. vom Kaukaſus, aus der Reihe der altaſiatiſchen Götter verſtoßen nach Schweden gekommen ſey.

Kapitel II.

Die Einwanderung der Deutſchen nach Europa.

Auch unſre Sprache, die in der altperſiſchen und indiſchen wurzelt, und unſre Körperbildung beweiſet, daß wir urſprünglich aus Aſien ſtammen. Aber auch alle andern europäiſchen Völker ſind ebendaher in unbekannter Zeit eingewandert. Weit früher als die Deutſchen hatte ſich ſchon eine zahlreiche Völkermenge über ganz Europa ausgebreitet, und die Deutſchen drängten ſich nur in einem großen Buſen zwiſchen ſie hinein, gegen Mitternacht bis zu den Eisfeldern Lapplands, gegen Abend bis zu dem Gebirgsſtrich, von dem alle Nebenflüſſe dem linken Rheinufer zuſtrömen, gegen Mittag bis über die Donau. Alle die vielen Völker, die den Deutſchen weſt- und ſüdwärts ſaßen, hießen mit einem allgemeinen Namen Kelten, Galater, Galen, Walen, d. i. Welſche, wie wir ſie noch heute nennen. Die aber in Lappland, Finnland und im Norden der Weichſel ſaßen, nennt man im Allgemeinen finniſche Stämme. Alle keltiſchen und finniſchen Völker ſcheinen aber einen einzigen großen Hauptſtamm gebildet zu haben *).

Im Süden Europa's, in Griechenland und Italien vermiſchten ſich die altkeltiſchen Einwohner mit neuen Einwanderern aus Kleinaſien und Afrika und aus dieſer Vermiſchung entſtanden zwey ganz eigenthümliche Völker, die Griechen und Römer, welche die meiſte Bildung im ganzen Alterthum beſaßen und dadurch auch die größte

*) Die Basken in den Pyrenäen, die Bergſchotten, Irländer, Walliſer, Bretagner, Wallonen, Lappen, Finnen, Lieven und Letten ſind Ueberreſte dieſes großen Volkes und was von ihrer alten Sprache noch erhalten iſt, beurkundet die Verwandtſchaft.

Macht erlangten, und von denen alle nordiſchen Völker nur Barbaren genannt wurden. Indeß ſcheinen die Deutſchen frühe ſchon die doppelte Mauer, welche die Alpen und die keltiſchen Stämme bildeten, durchbrochen und auf die Entſtehung der Griechen und Römer ſelbſt Einfluß geübt zu haben. Die älteſten Sagen der Griechen ſprechen ausdrücklich von einem Daſeyn der Hyperboreer in Griechenland. Die berühmteſten heiligen Haine und Orakel der Griechen zu Delos und Delphi waren von Hyperboreern gegründet worden, und vieles in den älteſten Sitten der Griechen und Römer ſtimmt mit den altdeutſchen zuſammen. Daß die Deutſchen wenigſtens zu gewiſſen Zeiten über die Alpen bis an die Küſten des Mittelmeers vorgedrungen ſind, iſt um ſo wahrſcheinlicher, als ſie es in der Folge, da die Geſchichte klarer wird, ſo oft wieder gethan haben.

Oſtwärts von den Deutſchen wohnten die ſarmatiſchen Völker, welche ſpäter ſlaviſche genannt worden ſind. Von ihnen ſtammen die Polen, Böhmen, Ruſſen und Koſaken her. Sie waren aber in jener Zeit noch lange nicht ſo weit gegen Weſten vorgerückt, als heute, denn noch an der Weichſel und am ſchwarzen Meere ſaßen deutſche Völker.

Kapitel III.

Der Name der Deutſchen.

In der altdeutſchen Sprache heißt Thiuda, Thiot, Diet überhaupt jedes Volk. Wie wir z. B. das fränkiſche, das jüdiſche Volk ſagen, ſo ſagen die alten Deutſchen Franken-Diet, Judon-Diet. Da das ganze deutſche Volk in unzählige Stämme zertheilt war, die ſich wechſelſeitig nicht um einander bekümmerten, ſondern jeder für ſich ſelbſtändig daſtanden, ſo nannte ſich auch jeder mit ſeinem beſondern Namen und ſetzte nur das Thiot dazu. Indeſſen iſt es

doch wahrscheinlich, daß sie dieses Thiot ursprünglich von dem Namen ihrer ältesten Helden oder Götter entlehnt haben, und daß das Wort erst später jenen allgemeinen Gebrauch erhalten. Noch später, nämlich erst im Mittelalter, ward dieß Wort ausschließlich dazu gebraucht, die Deutschen von andern Völkern zu unterscheiden, und dagegen ward der Name Volk, der ursprünglich von Gefolge, (Dienstleuten) herkommt, nunmehr an die Stelle des alten Thiot gesetzt.

Die Griechen nannten die Deutschen ursprünglich Hyperboreer, d. h. Menschen, die jenseits des Boreas wohnten. Später verlor sich dieser Name und sie theilten alle Nordeuropäer in Kelten und Skythen ein. Die erstern wohnten im Westen, die letztern im Osten bis tief nach Asien hinein. Die Deutschen, die in der Mitte saßen, wurden dann bald mit den einen, bald mit den andern verwechselt und zu ihnen gerechnet oder auch geradezu Kelto-Skythen genannt.

Die Römer gebrauchten Anfangs dieselben Namen; als sie aber später mit den Deutschen selbst bekannt wurden, hörten sie, daß jeder einzelne freye Mann unter denselben Germanno hieß und diesen Namen trugen sie nun auf das ganze deutsche Volk über und nannten es die Germanen, ihr Land Germanien, gerade so, als wenn uns die heutigen Italiener, statt Deutsche, Herren nennen wollten, weil ein selbständiger Mann bey uns jetzt Herr heißt. Herr ist aber wirklich nichts anders als Germanno und stammt geradewegs davon her. In allen Urkunden, Gesetzen und andern Schriften, welche wir Deutsche noch aus der altgermanischen oder aus der ältesten Zeit des Mittelalters übrig haben, kommt jener Name vielfältig vor und heißt nach den verschiedenen deutschen Mundarten Wair, Waer, Baro, Arimanno, Alemanno, Herimanno, Erimanno, Germano u. s. w.

Ar iſt ein uraltes Stammwort der deutſchen Sprache und bezeichnet das Feſte, Aufſichſelbſtruhende, Selbſtändige, Freye, Herrſchende. Jene Namen aber bezeichnen in allen Urkunden einen freyen Mann, der ſein eigner Herr iſt, der ein feſtes Grundeigenthum, Ar- od (Ar-gut) genannt, frey, eigen und unverlierbar beſitzt, einen eigenen Herd, eine eigne Wirthſchaft, auf welcher er Wirth und Herr iſt und die das Erbe ſeiner Kinder wird, der eine heilige Ehre beſitzt und einen Werth, der eine Wehr oder Waffe zu Schutz und Trutz führen darf, der kein Sklave iſt, ſondern frey umherwandern oder mit dem altdeutſchen Ausdruck fahren darf, der mit andern freyen Männern durch gemeinſame Gewährleiſtung einen Friedensbund oder Staat aufrichtet und denſelben bewahren hilft durch eine Landwehr oder ein Heer.

Kapitel IV.

Die Eintheilung des deutſchen Volkes.

Die Deutſchen bilden unter den europäiſchen Völkern einen eigenen und beſondern Stamm, in der Körperbildung und im Geiſte, in der Sprache und in den Sitten, in den Einrichtungen und in der Geſchichte durchaus eigenthümlich und von andern Völkern verſchieden. Während ſie aber nach außen von jeher ein großes abgeſchloſſenes Ganze gebildet, ſind ſie im Innern doch immer in mehrere beſondere Hauptvölker und dieſe wieder in zahlreiche kleinere Völker zertheilt geweſen, ſo wie ein Baumſtamm in mehrere Hauptäſte und dieſe wieder in viele kleine Zweige ſich ausbreiten.

In der älteſten Zeit können wir den Unterſchied der deutſchen Hauptvölker nicht genau bemerken. Seit dem fünften Jahrhundert nach Chriſto unterſcheiden wir aber deren vier. 1) die Skandinavier in Dänemark, Schwe-

den und Norwegen; 2) die ſächſiſchen Völker in Nord-Deutſchland; 3) die fränkiſch-alemanniſchen Völker in Weſtdeutſchland; 4) die gothiſchen Völker in Oſt- und Süddeutſchland. Dieſer vierfache Unterſchied iſt auch in den noch übrigen älteſten Sprachdenkmalen zu bemerken. Jeder dieſer vier Hauptſtämme redete eine beſondere deutſche Mundart. Indem aber die beyden letztern Stämme theils aus Deutſchland auswanderten, theils ſich vermiſchten, iſt jetzt nur noch ein dreyfacher Unterſchied unter den alten und echten deutſchen Völkern, nämlich der zwiſchen Skandinaviern, Niederdeutſchen oder Plattdeutſchen, und Oberdeutſchen oder Hochdeutſchen übrig.

Dieſe Hauptſtämme ſind aber von jeher wieder in mehrere beſondere Völker und dieſe abermals in viele kleine Völkerſchaften getrennt geweſen, und dieſe kleinen Trennungen ſind in der deutſchen Geſchichte weit wichtiger, als die großen. Da wir in der älteſten Zeit lange nicht alle die einzelnen Völkerſchaften kennen, da viele untergegangen, viele Namen und Wohnort gewechſelt, ſo iſt es am beſten, wenn wir ſie im Einzelnen erſt dann aufzählen, ſobald ſie in der Geſchichte handelnd auftreten.

Alle die vielen deutſchen Völkerſchaften aber haben in ihrer Trennung immer den gleichen Geiſt, die gleiche Eigenthümlichkeit, die gleichen Sitten, die gleiche Staatsverfaſſung behauptet, daher ſind auch ihre Thaten und Schickſale ſich immer gleich geweſen und die Geſchichte hat bey ihnen allen den gleichen Gang genommen.

Kapitel V.

Die älteſte Beſchaffenheit des deutſchen Landes.

Deutſchland iſt wahrſcheinlich im Anfange ein einziger großer Wald geweſen. Fortwährend hat man daran ausgerottet und gelichtet und doch iſt noch jetzt unſer

Land zur Hälfte damit bedeckt. In jener alten Zeit ſah man nur um der Menſchen Wohnungen ein wenig Feld und Wieſe; alles übrige war dicke Waldung. Viele Wälder hielt man für heilig, ſo daß nie eine Art darin ſich regen durfte, eben ſo auch einzelne Bäume, unter denen man opferte und Gericht hielt, oder die als Schutzgottheiten einzelner Wohnungen betrachtet wurden; daher wuchſen ſie zu ungeheurer Höhe und Dicke in einem mehr als tauſendjährigen Alter. Manche Stämme ſollen, zu Kähnen ausgehölt, dreyßig Männer gefaßt haben. Unter dem Bug vorſtehender Wurzeln ſoll ein Reiter haben hindurch reiten können. Da der Wald die feuchten Dünſte an ſich zieht, war die Luft damals näſſer und kühler, die Flüſſe ſtärker, der Boden ſumpfiger. Uferbau und Dämme kannte man noch nicht, nicht einmal Brücken. Man ſchwamm nur über die Flüſſe oder ritt auf Pferden hindurch. Städte, Paläſte, künſtliche Gärten, Landſtraßen und womit ſonſt die rauhe Natur eines Landes bezwungen und das Leben bequem gemacht wird, von alle dem war damals noch nichts vorhanden. Nur Hütten von Holz lagen rings in den Wäldern zerſtreut und ſendeten vom freundlichen Herde der germaniſchen Familien den Rauch über die Wipfel der Eichen und Tannen. Fette Weiden unter den Eichen und am Ufer der Flüſſe und Bäche werden ſchon in jener Zeit gerühmt und das Vieh war faſt der einzige Reichthum des Volks. Der Ackerbau ward nur zur höchſten Nothdurft von Sklaven getrieben. Ein wenig Getreide, Obſt und Gemüſe von gemeiner Art war alles, was der Deutſche für ſein Bedürfniß zog. Alle die edeln Früchte, die wir jetzt in ſo großer Menge beſitzen, ſind erſt ſpäter aus fremden Ländern zu uns gebracht worden. Wein, Kartoffeln, ſüdliche Blumen und Obſte, Tobak kannte man ſo wenig als Kaffee, Thee, Zucker und Gewürze. Bier aber iſt

ein uralter Trank der Deutſchen und von dem Honig bereitete man köſtlichen Meth, der wie Wein berauſchte. In den Wäldern wimmelte dagegen das Hochwild, der Auerochs und das Wiſendthier, beydes wilde Stierarten, das Elendthier, das wilde Pferd, Bären, Wölfe, Hirſche, Rehe, Wildſchweine und das niedre Wild. Die Hirſche wurden gezähmt und wie Pferde vor den Wagen geſpannt. Auch die zahmen Falken waren nebſt den Jagdhunden ſehr beliebt und in allgemeinem Gebrauch.

Kapitel VI.

Die Körperbildung der alten Deutſchen.

Die alten Deutſchen ſollen insgemein ſieben bis acht Fuß hoch geweſen ſeyn, und weit über die Römer und andere alte Völker hinausgeragt haben. Dazu waren ſie unterſetzt, breitſchulterig und von ungemeſſenen Kräften. Ihre Haltung war kriegeriſch und ſtolz, ihr Blick flammend und trotzig. Alle hatten blaue Augen und blondes langwallendes Haar. Die Heldenherrlichkeit der Männer, die milde Schönheit der Frauen wird von fremden wie von einheimiſchen Schriftſtellern geprieſen. Das ganze Volk athmete blühende Geſundheit, denn die Lebensweiſe war einfach und mäßig, die Sitten ſtreng und keuſch, der Deutſche lebte faſt immer in der freyen Natur, in beſtändiger Bewegung und übte täglich ſeine Körperkräfte. Wegen ihres langen Lebens werden die Deutſchen ſchon in ſehr früher Zeit gerühmt, doch ſtarben ſie faſt niemals eines natürlichen Todes.

Bey den Germanen walteten die körperlichen Kräfte vor und die geiſtigen waren noch zurückgedrängt. In dieſen Kräften übertrafen ſie aber alle andern Völker, welche dieſelben nur mit ahndungsvoller Bewunderung betrachten konnten. Die ungeheure Fülle von Kräften

drängte ſie zu Thaten und nöthigte ſie unwillkürlich, in die Ausbildung und Ausübung derſelben das höchſte Ziel ihres Lebens zu ſetzen. Dieſes Ziel war bey allen Männern das Heldenthum. Der Germane kannte nichts höheres, als ein Held zu ſeyn, jeden Widerſtand aufzuſuchen und ihn zu beſiegen, alles ſeinem Arm unterthan zu machen, und den Ruhm zu gewinnen, der Gewaltigſte, Unbezwinglichſte, Erſte unter den Menſchen zu ſeyn.

Aus der Ueberfülle von Kräften entſtand bey den Germanen ſogar eine Krankheit, die bey keinem andern Volke zu finden iſt, und die man im Norden die Berſerker-Wuth *) nannte. Dieſe Wuth ergriff die Helden in der höchſten Anſpannung ihrer Kräfte, beſonders wenn ſie irgend worüber in Zorn geriethen, und dann ſchonten ſie weder Freund noch Feind, ja ſie raſeten gegen ſich ſelbſt. Daher iſt auch die Sage von den Werwölfen entſtanden, oder von Menſchen, die zu gewiſſen Zeiten ſich in Wölfe verwandelt haben ſollen.

Eben ſo erzeugte das Vorwalten und die höchſte Blüthe der Körperkräfte ein wunderbares Ahndungsvermögen, einen Prophetenſinn, wie er noch heutzutage im Magnetismus erſcheint. Da aber die Männer alle ihre Kräfte vorzugsweiſe nur mechaniſch auf Turnen und Waffenübungen, Zweykampf und Schlacht verwandten, ſo zeigte ſich jene höhere prophetiſche Kraft inſonderheit bey den Weibern, die ohnehin der Natur näher ſtanden, und ſich vorzugsweiſe mit den Geheimniſſen derſelben beſchäftigten. Daher waren faſt alle germaniſchen Weiber Heilkundige, Seherinnen, Wahrſagerinnen, Zauberinnen.

*) Ber oder Bar heißt ohne, Serk ein Harniſch. Die Raſenden fochten ohne alle Schutzwaffen.

Kapitel VII.

Die Geistesbildung der alten Deutschen.

Unter den Seelenkräften der Germanen walteten nur die Gefühle und die Einbildungskraft vor. Aber wie sie in den Körperkräften allen andern Völkern und auch den spätern Deutschen überlegen waren; so auch in diesen unteren Thätigkeiten der Seele. Alle Handlungen des Germanen wurden durch seine Gefühle bestimmt. Immer waltete bey ihm die Leidenschaft vor, und diese war in Liebe, Freundschaft, Treue, Wohlthätigkeit, Großmuth, wie in Haß, Uebermuth, Wollust und Grausamkeit immer von einer solchen Tiefe, wie sie niemals anderwärts erschienen ist. Aus Liebe folgte die Geliebte dem Geliebten, die Gattin dem Gatten, der Freund dem Freunde freywillig in den Tod nach. Die Liebe stieg oft bis zum Wahnsinn; oft entzündete sie große Kriege und lenkte das Schicksal ganzer Völker. Die Liebe erzeugte eine beynah göttliche Verehrung der Frauen, und eine keusche Sitte, deren Zartheit von keinem Volk der Erde jemals erreicht worden ist. Aber auch Haß und Grausamkeit bemächtigten sich oft zügellos des alten Deutschen und trieben ihn zu fluchwürdigen Thaten an. So ging in jener Zeit die höchste Zartheit und Milde der rohesten Barbarey zur Seite. Wie das eine oder das andere Gefühl vorwaltete, so handelte der Deutsche, ob gut oder böse, doch immer kräftig, wahr, von ganzer Seele. In seinem Selbstgefühl und in dem Feuer seiner Leidenschaft verachtete er zuweilen sogar seine eigenen Götter.

Da die Germanen gar keiner höhern geistigen Beschäftigung oblagen, nicht viel dachten und gar nichts lasen, so machten die äußern Gegenstände in der Natur einen desto größern Eindruck auf sie, und regten ihre Vorstellungsgabe und Einbildungskraft aufs stärkste an.

Und darum belebte das ganze Volk ein dichteriſcher Geiſt. Vermöge deſſelben dachten ſie ſich jeden einzelnen Gegenſtand in der Natur von einem göttlichen Geiſte beſeelt. Da gab es keine Blume, kein Kraut, kein Thier, das nicht ſeine beſondere Bedeutung hatte. Von dieſem dichteriſchen Glauben iſt noch jetzt Vieles im ſogenannten Aberglauben des Volkes übrig, denn daß wir der Eule, der Katze, dem Raben, dem Storche, dem Kukuk und ſo vielen Blumen, Kräutern, Wurzeln und Steinen eine ſo wunderbare Bedeutung beylegen, hat bloß in dem Glauben der älteſten Heidenzeit ſeinen Grund. Umgekehrt aber ſtellten ſich die Germanen auch ihre eigenen Ideen als verkörperte Weſen vor. Das ganze Weltall dachten ſie ſich als einen Rieſen oder als einen Baum, den höchſten Gott als die Sonne oder als einen männlichen Helden, den Himmel als eine Burg. Alle ihre höchſten geiſtigen Kräfte, von denen theils die äußere Natur, theils das Menſchenleben bewegt wird, dachten ſie ſich in der Geſtalt von Menſchen, Thieren, Pflanzen, oder von ſelbſtgeſchaffenen Zwittergeſchöpfen. Aber nicht nur in der Religion, ſondern im ganzen Leben zeigte ſich der dichteriſche Geiſt. Sie ſprachen faſt immer nur in Bildern, und wählten ſelbſt für ganz bekannte Dinge uneigentliche und bildliche Ausdrücke. Sie ſagten z. B. ſtatt Schiff lieber Vogel oder Schlange, ſtatt Schwert lieber Flamme und ſtatt Flamme lieber Schwert u. ſ. w. Eine ſo dichteriſche Sprache brachten ſie auch in Vers und Reim, und ſangen ſie, und das ganze Volk, Männer und Weiber, lernte von Jugend auf, ohne Vorbereitung auf der Stelle ein Lied zu dichten und zu ſingen. So beſtanden ihre bloßen Geſpräche oft in einem Wechſel von Liedern. Bey allen öffentlichen Handlungen aber, beym Gelage, bey Opfern und in der Schlacht mußten feyerliche Geſänge die Gemüther begeiſtern. In dieſen Geſängen allein

pflanzte ſich das Andenken der Vorzeit, die Glaubens- und Sittenlehre des Volkes fort. Daß ſogar die älteſten Geſetze in Verſen abgefaßt waren, wiſſen wir aus den Bruchſtücken, die noch davon übrig ſind. Der Einfluß der Poeſie und des Geſanges auf die Handlungen der Deutſchen war beynahe unglaublich. Einſt achteten die Dänen nur den für würdig, ihr König zu ſeyn, der das beſte Gedicht machen würde, und das ganze Volk ſaß darüber zu Gericht. Ein ander Mal machten die Isländer ein Spottlied auf die Dänen, und dieſe achteten das ſo hoch, daß ſie einen großen Seezug gegen jenes Inſelvolk unternahmen. Durch die Kraft des Geſanges wurden alle Leidenſchaften erregt oder beſchwichtigt. Ein grauſamer König im Norden ward durch ein einziges Lied zum mildeſten Regenten umgeſtimmt, ein verderbter Weichling plötzlich zu männlichen Thaten begeiſtert. Haß und Liebe, Trauer und Wonne der Zuhörer folgten den Worten des Sängers, wie er es wollte. Ein hochgebildeter Sänger kam einſt zu einem nordiſchen Könige und ſang vor ihm und ſeinem Gefolge ein Lied; da brachen ſie alle in laute Luſt aus und tanzten und jubelten durch den Saal. Dann ſang er das zweyte, und ſie begannen zu trauern und herzinnig zu weinen. Dann ſang er das dritte und ſie wurden raſend und fielen mörderiſch über einander her.

Kapitel VIII.

Die Glaubenslehre.

Die alten Deutſchen waren noch Heiden. Das heilige Licht der chriſtlichen Lehre war noch nicht in ihre dunkeln Wälder gedrungen. Doch betrachteten ſie die Welt ſtets als ein rundes und lebendiges Ganze. Zuerſt waren verſchiedene Urſtoffe da, ſagen ſie, aus deren

Verbindung und Vermiſchung ein ungeheurer Rieſe entſtand, Ymer genannt. Aus deſſen Leibe ward die Erde, aus dem Blute Meer und Seen, aus den Knochen Berge, aus den Zähnen Steine, aus der Hirnſchale das Himmelsgewölbe, aus dem Gehirne die Wolken und aus den Haaren die Wälder. Aus zwey Bäumen, Eſche und Pappel, entſtand das erſte Menſchenpaar. Wieder anders dachten ſie ſich das Weltall als einen ungeheuren Baum, den ſie die Eſche Ygdraſill nannten.

Sie glaubten an einen höchſten Gott, den ſie Allvater hießen. Sie nannten ihn auch Odin oder Whodan, d. h. der Gute, und alle Deutſchen glaubten an ihn.

Die übrigen oberſten Götter hießen Aſen, weil ſie aus Aſien gekommen, oder Reginn, d. h. Richter der Welt, und ſie kamen täglich unter der Eſche Ygdraſill zu einem Thinge, d. h. zu einer Gerichtsverſammlung zuſammen, um über die Welt und die Menſchen Recht zu ſprechen. Die Göttergemeinde war ganz ſo beſchaffen, wie die Volksgemeinden der Deutſchen ſelbſt. Odin war der Aſen Vater. Der Mächtigſte nächſt ihm war Thor, der einen gewaltigen ehernen Hammer führte, und der Gott des Donners und der Schlachten war. Man hat ihn vorzüglich in Norwegen verehrt. Balder war der Gott der Güte und Gerechtigkeit, der ſchönſte und jüngſte unter den Aſen. Man verehrte ihn vorzüglich in Dänemark. Freyer war der Gott des Wetters und der Früchte. Man verehrte ihn beſonders in Schweden. Niord war der Gott des Windes, Meeres und Feuers. Bragi war der Gott der Weiſen und Dichter. Freya war Odins Gemahlin, die Göttin der Liebe und der Frauen. Loke war der böſe Gott oder der Teufel. Dies ſind die vorzüglichſten unter den Aſen. Noch jetzt nennen wir Deutſche den Donnerſtag vom Thor, den Freytag von der

Freya, und die Engländer ſagen ſtatt Sonntag Wednestag, d. h. Tag des Whodan.

Außerdem gab es noch eine große Menge geringerer, göttlicher Weſen, Rieſen, Zwerge, Naturgeiſter u. ſ. w.

Die Aſen wohnten in der Mitte der Welt, in einer hohen Himmelsburg, die Aſaburg genannt. Dort hatte jeder ſeinen herrlichen Pallaſt. Dorthin kamen auch die Verſtorbenen, in den einen Pallaſt die Weiber, in einen andern die Sklaven, die Kinder u. ſ. w. Das herrlichſte Haus aber beſaß Odin und es hieß Walhalla, d. h. die Halle der Todten. Dahin kamen alle, die als Helden durchs Eiſen gefallen waren. Dort lebten ſie mit Odin in ewiger Freude. Den Tag über kämpften ſie, wie auf Erden Kampf und Schlacht ihnen die größte Luſt geweſen war. Am Abend aber heilten alle Wunden, alle Todten ſtanden wieder auf, und die ganze Nacht hindurch zechten ſie mit Odin bey vollen Bechern von Bier und Meth.

Die alten Deutſchen hatten aber eine Ahndung, daß ihre Zeit und ihr eigenthümliches Leben einſt aufhören werde, daß ein höherer Geiſt in der Zukunft die Welt bewegen werde; daher glaubten ſie, daß die Welt einſt im Feuer untergehen und eine neue ſchönere daraus erblühen werde. Den Weltuntergang aber nannten ſie Ragnarock oder den Götterrauch.

Kapitel IX.

Der Gottesdienſt.

Man verehrte die Götter vorzüglich auf Bergen und in heiligen Hainen oder Heiden, daher wir noch jetzt alle Nichtchriſten Heiden nennen. Einige Tempel finden wir nur im Norden. Es gab mehrere Heiligthümer, wo auch Orakel der Götter ſich befanden, und zu denen weit her

aus der Runde die Menschen wallfahrteten. Wallfahrt und Waldfahrt ist einerley. Die Schweden hatten ihr Hauptheiligthum bey Upsala, die Dänen bey Lethra auf Seeland, die Norweger bey Drontheim. In Deutschland scheint es ebenfalls mehrere gegeben zu haben, z. B. auf der Insel Rügen, auf dem Blorberge, auf dem Riesengebirge, auf dem Taunus, auf dem Ottilienberge in der Pfalz, im Odenwalde und am Bodensee.

Die Deutschen theilten das Jahr nur in drey Zeiten, Winter, Frühling und Sommer. Auch zählten sie nur sechs Wochentage. Der Winter war die heiligste Jahreszeit und die Nacht war heiliger als der Tag. Daher wurden die Hauptfeste der Götter nur im Winter und in der Nacht gefeyert, eins zu Anfang, eins in der Mitte, eins am Ende des Winters. Von dem ersten sind noch Spuren in unsern Festen zur Kirmeß oder Kirchweih und am Martinstage übrig. Das Zweyte hieß das Juelfest und war das allerheiligste. Es ist in unsere Weihnachten übergegangen. Das dritte begann mit dem Frühlinge und es ist noch übrig in unsern Fastnachtslustbarkeiten, in dem Feste der Walpurgisnacht auf dem Blorberge und und in den Johannisnächten, wo man Feuer auf den Bergen anzündet und das Bild des Winters verbrennt. Außerdem gab es noch viele kleinere Feste besonderer Götter.

Bey den Festen opferte man Vieh und Früchte, besonders aber wilde Pferde. Das Fleisch aß man gemeinschaftlich und trank dazu tapfer aus den Hörnern der Auerstiere zu Ehren der Götter und der Vorfahren. Zu gewissen Zeiten und zumal in großen Kriegsgefahren oder Hungersnöthen opferte man auch Menschen und je größer die Gefahr war, desto ansehnlicher mußten auch die Opfer seyn, daher man sehr oft die Könige dazu auswählte. Durch die Opferung ward aber die höchste Ehre

in Walhalla gewonnen, und jeder ſchätzte ſich glücklich, für das Volk geopfert zu werden.

Außer den gemeinſamen Heiligthümern ganzer Hauptvölker hatte noch jede kleine Völkerſchaft ihr beſonderes Heiligthum, und ihren beſondern Schutzgott oder Landespatron in einem kleinen Tempel, in einem Bilde, in einer Fahne oder auch nur in einem heiligen Baume. An der heiligen Stätte ward die Volksverſammlung gehalten und Opfer und Gelag erſchienen ſtets mit dieſer verbunden. Es gab keine beſondern Prieſter, ſondern die Volksgemeinde verrichtete den Gottesdienſt ſelbſt und wählte aus ihrer Mitte einen Vorſteher und zwölf Gehülfen zur Beſorgung der Opfer. Sie hießen Blut- oder Opfermänner (Blotmenn) und jeder Hausvater konnte dazu gewählt werden. Im Norden war der Vorſteher der Gemeinde bey der Volksverſammlung, das Thinghaupt oder der König, immer zugleich der erſte Prieſter oder Blutmann. Von den Süddeutſchen berichten aber die Römer, daß das Thinghaupt und der Blutmann immer zwey verſchiedene Perſonen geweſen. Vielleicht haben ſich indeß die Römer hierin nur geirrt.

In ſeinem eignen Hauſe war jeder ſelbſt Prieſter und verrichtete den Hausgottesdienſt mit ſeiner Familie. Jede Familie hatte ihren Schutzgott, z. B. in einer Quelle, in einem Baume oder in Bildern, zuweilen auch in Waffen.

Die Verrichtung der Opfer mußte jeder verſehn. Außerdem aber blieb es der Neigung eines jeden überlaſſen, ſich mit religiöſen Dingen beſonders zu beſchäftigen oder nicht. Unter den Männern gab es nur einzelne, die dies thaten, oder Götterlehre, Wahrſagung, Zauberey trieben und man nannte ſie Späh- und Seidmänner. Die Weiber beſchäftigten ſich aber faſt ohne Ausnahme mit dieſen Dingen und wurden daher von den Männern ſel-

der für höhere Wesen gehalten. Die Seherinnen und Zauberinnen hießen Wolen.

Kapitel X.

Bildung der Staaten.

Ursprünglich waren alle Germanen frey und gleich. Jeder wohnte mit seiner Familie auf einem Grundbesitz, von den übrigen getrennt, und war sein eigner Herr. Niemand hatte ihm etwas zu befehlen; er war Kaiser und Papst in seinem Hause und auf seinem Felde. Er konnte mit andern freyen Männern in Verbindung treten, Gesellschaften und Staaten bilden, oder nicht, ganz wie er wollte.

Gewöhnlich traten die nächsten Nachbarn zusammen und vereinigten sich über die Grenzen ihrer Güter und über gemeinsame Benutzung gewisser zum Leben nothwendiger Dinge, als Weg und Steg, Wasser, Holz u. s. w. Eine solche Verbindung hieß eine Mark (Grenze, Kreis).

Auch zu vielen andern Zwecken verbanden sich die Männer, sogar die Weiber, zu gemeinsamer Bestreitung der Opfer, zu gemeinsamen Wallfahrten, zu einem besondern Gottesdienst, zur Ausbildung der Zauberkunst, der Dichtkunst, zum Trinken und Zechen, zu Kämpfen und Fahrten und zu Erlernung und Uebung des Heldenwerks. Alle diese verschiedenen Gesellschaften hießen im Alterthum mit einem allgemeinen Namen Gilden (Innungen, Zünfte). Wenn die Waffengilden einen Anführer annahmen, dem alle übrigen gehorchen mußten, so hießen sie Gefolge.

Eigentliche Staaten entstanden aber erst, indem alle freyen Männer in einem größern Umkreise sich vereinigten, im Innern dieses Kreises unter einander selbst Frieden zu erhalten, und ihn gegen äußere Feinde gemein-

ſam zu ſchützen. Alle dieſe Staaten aber waren nur ſo groß, daß jeder freye Mann wöchentlich ohne Mühe einmal in der Volksverſammlung perſönlich erſcheinen konnte, denn ſich durch andre vertreten, andre für ſich regieren zu laſſen, widerſprach der altdeutſchen Freyheitsliebe. Jeder ſolche Kreis mit einer ſelbſtändigen Volksgemeinde, mit einem eigenen Staate, hieß ein Gau. Ganz Deutſchland beſtand aus Gauen.

Das religiöſe Band, welches um mehrere Gaue geſchlungen war, indem ſie ein gemeinſames Heiligthum hatten, verhinderte doch die politiſche Trennung nicht. Erſt im Verlauf der germaniſchen Zeit wurde dies Band allmälig auch ein politiſches durch die äußern Umſtände, welche eintraten. Einzelne Gaue dehnten allmählig durch Eroberung ihre Herrſchaft über mehrere benachbarte aus. Andre Gaue verbanden ſich zu gemeinſamen Heerszügen in andre Länder oder zur Vertheidigung ihrer ſelbſt gegen außen. Da endlich die Noth des Krieges, beſonders gegen die Römer, die beynahe tauſend Jahre lang ununterbrochen mit den Deutſchen ſich herumſchlugen, niemals aufhörte, ſo wurden allmählig die Kriegsbündniſſe beſtändig und die kleinen Gaue verloren ſich in größere Bundesſtaaten.

Kapitel XI.

Bildung der Stände.

Während die Staaten ſich weiter entwickelten, veränderten ſich auch die Verhältniſſe der einzelnen Menſchen. Urſprünglich waren alle Germanen frey und gleich. Bey den beſtändigen Kriegen aber wurden viele Gefangene gemacht und dieſe verloren in jenen Zeiten bey den Deutſchen wie bey allen andern Völkern ihre Rechte und wurden Sklaven.

Bald darauf entstand noch eine andere Menschenklasse, die zwischen Freye und Sklaven in die Mitte trat. Arme, Nahrung- oder Schutzbedürftige Freye gaben zuweilen freywillig ihre Freyheit auf und traten in den Dienst eines andern Freyen, ohne jedoch dessen Sklaven zu werden, nicht unbedingt, sondern nach einem bestimmten Vertrage dienend. Auch Sklaven wurden zuweilen freygelassen und traten alsdann in dieses gelindere Dienstverhältniß. Diese Menschenklasse nannte man Leute.

Am spätesten und nur bey dem sächsischen Völkerstamm entstund der Adel. Zwar hat es von jeher in den deutschen Gauen ausgezeichnete Familien gegeben, die man auch gewöhnlich für die höchsten Staatswürden wählte. Dieses war indessen nur ein Meinungs- und Verdienstadel, der zufällig erworben ward und keine größern Rechte gesetzlich anzusprechen hatte, als andre freye Familien. Ein eigentlicher Erbadel mit gesetzlichen Vorrechten entstand erst bey den Sachsen auf folgende Weise: Freye Männer zogen mit ihren Leuten auf Eroberung aus, und theilten das eroberte Land mit den Leuten. Dadurch wurden die Leute freye Grundbesitzer; da sie aber früher als Dienende geringere Rechte gehabt als die Freyen, so ward dieser Unterschied auch jetzt noch beybehalten und wie die Leute eine Stufe höher gerückt und Freye geworden waren, so rückten auch die alten Freyen eine hinauf und wurden Adelige. Den höhern Rechten dieses Adels gingen aber auch höhere Pflichten zur Seite.

Kapitel XII.

Die Alode.

Die Germanen wohnten abgesondert von einander ohne Städte, die sie wie Gefängnisse haßten, selbst ohne zusammenhängende Dörfer. Jeder hatte sich niedergelas-

sen, wo es ihm beliebte, und um sein Haus her so viel Land an sich genommen, als er brauchte. Dieses Landgut gehörte ihm und seiner Familie erb- und eigenthümlich zu. Kein Staat hatte ein Recht daran, denn es war noch keiner da, die freyen Landeigenthümer mußten ihn erst bilden. Ein solches Stammgut hieß Alod (eigentlich Ar-od, das feste Guth). In der Mitte desselben war die Wohnung, ein einfaches hölzernes Haus, das gewöhnlich nur aus einer Stube bestand, welche man die Halle oder den Saal nannte. Mitten darin war der Herd, der Ehrensitz der Hausfrau. Daneben war wenigstens bey wohlhabenden Familien ein besonderes Haus für die Weiber, das Frauenhaus genannt (Frauenzimmer, Schrein, Gadem, Bordell), ferner ein Opferhaus, die Wohnungen der Leute und Sklaven, Keller, Scheuer und Stall. Ein Garten umschloß die Wohnungen; daran reihten sich Acker, Wiese und Wald. Wenn zwey Alode an einander stießen, wurden die Grenzen fest bezeichnet, und man pflegte bey dem Setzen der Grenzsteine oder Grenzbäume alle Kinder aus der Nachbarschaft herbeyzurufen und ihnen Ohrfeigen zu geben, damit sie sich noch in späten Jahren an die Stelle erinnern möchten.

Das Alod war unverlierbares Eigenthum der Familie, außer wenn sie es selbst verkaufte oder verschenkte. Der Staat durfte keinem freyen Mann das Alod nehmen, auch wenn dieser sich noch so hoch vergangen. Es mußte aber auch heilig und gleichsam als ein Theil des Menschen selbst betrachtet werden, weil die Familie allein von ihrem Alode frey leben konnte, ohne dessen Besitz aber dienen mußte. Auch durfte das Alod niemand betreten wider des Eigners Willen. Wer diesen in seinem eignen Hause oder auf seinem Felde beleidigte und beschädigte, mußte doppelt und dreyfach höher büßen, als wenn er es anderswo gethan hätte. Der Staat hatte

kein Recht, weder den Beſitzer, noch irgend einen andern Menſchen, den derſelbe auf ſeinem Alode duldete, gewaltſam heraus zu ziehn. Das Hausrecht war unbedingt heilig, jedes Haus heiliger als bey uns eine Kirche.

Das Alod erbte immer auf den älteſten Sohn. Weiber durften es niemals beſitzen, weil ſie nicht im Stande waren, die Rechte und Pflichten eines Alodbeſitzers auszuüben.

Kapitel XIII.

Die Familien.

Die Familie bildete nach außen ein ſtreng geſchloſſenes Ganzes. Ein Glied derſelben ſtand für alle, alle für eins. Wer eins beleidigt oder getödtet hatte, mußte den andern eine Entſchädigung oder ein Sühngeld geben, oder er zog die Rache derſelben auf ſich. Jedes Glied der Familie war aufs höchſte verpflichtet, die Beleidigung des andern auf Leben und Tod zu rächen, wenn keine Sühne geſchah. Eben ſo mußte aber auch der Verwandte die Schuld des Verwandten büßen. Wer zu arm war, um eine Sühne zu zahlen, für den mußten ſie die Verwandten zahlen, oder ſie zogen ebenfalls die Rache auf ſich. Die Kämpfe zwiſchen einzelnen Familien, da die eine an der andern Blutrache nahm, hießen Fehden (ſo viel als Gefechte). Jedes Familienglied mußte dem andern in der Fehde beyſtehen. Auch die Schulden des einen mußten die andern übernehmen. Die Schulden des Todten zahlte der Erbe, wenn auch die Erbſchaft hundertmal geringer war als die Schuld. Oft zahlten die Erben bis zum ſechsten Gliede herab die Schuld des Urvaters.

Streitigkeiten oder Vergehungen einzelner Familienglieder unter einander wurden von keinem äußern Rich-

ter, ſondern allein im Kreiſe der Familie gerichtet. Wenn ein Eheweib einen Fehler begieng, ſo verſammelten ſich ihre und des Mannes Verwandte zu einem Privatgericht. Eben ſo wurden alle ehelichen und andere Verbindungen zwiſchen zwey Familien durch gemeinſame Berathung beyder abgeſchloſſen.

Jedes Glied der Familie hatte das Recht, im Hauſe anſtändig zu leben und von dem Ertrage des Alods ernährt zu werden. Der Vater durfte ſeine Kinder nicht enterben. Wenn auch der älteſte Sohn allein das Alod in Beſitz nahm, ſo mußte er doch allen übrigen Verwandten ihren Theil theils von der Fahrhabe, theils von dem Ertrage des Alods zu ihrer Nothdurft und Nahrung überlaſſen.

Die Familie hieß Sippe, Sippſchaft oder Magſchaft, und war geſchieden in Schwertmagen, d. h. männliche Verwandte, die das Schwert führten, und in Spillmagen, d. h. weibliche Verwandte, welche die Spindel führten.

Wenn die Familie im Innern einen herzlichen Verein bildete, wo kein Zwang, ſondern die innigſte Liebe und wechſelſeitige Theilnahme Statt fand, ſo wurde ſie doch nach Außen geſetzlich immer nur durch eine Perſon vertreten. Dies war der Hausvater. Er ſprach für ſie vor Gericht, war ihr Vormund. Die Vormundſchaft hieß der Mund (Mundium). Er mußte für ſie gut ſtehen vor Gericht, und darum mußten ſie ihm gehorchen. Sie waren in ſeinem Bann (Bannum). Die Schwertmagen ſtanden ſo lange unter dem Bann, bis ſie in fremde Dienſte ſich begaben, oder heiratheten. Dann wurden ſie ſelbmündig, traten aus dem Bann, wurden bürgerlich frey, und darum heißt heirathen noch jetzt bey uns Freyen. Das Vermögen, was der Freygewordene erhielt, hieß Abbann (Appannage). Wer nicht heira-

thete, blieb ewig in dem Banne des väterlichen Gutes und durfte das Gehäge desselben nicht verlassen, daher hieß er ein Hagestolzer. Die Spillmagen blieben beständig unter der Vormundschaft. Wenn sie heiratheten, so kaufte der Freyer ihren Eltern die Vormundschaft ab, und das Weib stand fortan unter der seinigen.

Kapitel XIV.

Die Leute.

Diese Mittelklasse zwischen Freyen und Sklaven, die zwar diente, aber nur vertragsmäßig, entstand auf vielerley Weise. Wer auf dem eignen Alode nicht leben konnte, oder keins hatte, mußte sich gefallen lassen, auf einem andern zu dienen. Gewöhnlich kehrten Helden, die lange Zeit in Gefolgen sich herum getrieben, im Alter mit ihrem Führer heim und wurden seine Leute. Daher hießen sie Leute (von leiten, geleiten) oder Vasallen (Gesellen). Zuweilen übergaben auch arme Alodbesitzer ihr Alod gegen gewisse Vortheile und Dienste in die Hände eines andern, so daß dieser den eigentlichen Besitz, sie aber nur die Verwaltung desselben für sich behielten. Auch freygelassene Sklaven erhob der Herr selbst zu Leuten, indem er sie zwar in seinem Dienste behielt, doch nicht mehr in dem sklavischen Zwange.

Alle Leute waren unfrey in der Vormundschaft dessen, dem sie dienten. Alle dienten vertragsmäßig, und der Herr durfte sich nicht mehr gegen sie heraus nehmen, als der Vertrag gestattete. Die Verträge selbst waren unendlich verschieden, je nach den Bedürfnissen beyder Theile. Hauptsächlich unterscheiden wir aber persönliche Diener, die mit Leib und Leben dem Herrn im Hause oder Felde, im Krieg oder Frieden dienten, und Landbauern, die nur einen Zins zahlten, oder nur in gewissen Zeiten persönliche Dienste leisteten.

Unter den erſten gab es viele Grade. Die erſten waren Freunde und Rathgeber, Weiſe und Sänger (Skalden). Dieſe waren immer zunächſt um den Herrn, und im Norden heißen ſie Hirdmen d. h. Männer vom Herde. Dann gab es noch Diener aller Art, die ſich zuletzt an die Sklaven anſchloſſen und die im Allgemeinen das Geſinde hießen.

Unter den zweyten unterſcheiden wir Schützlinge, Pächter und Lehnträger. Ein Leben war ein ſolches Landgut, was der Herr dem Leut entlehnte. Der eigenthümliche Beſitz blieb dem Herrn. Die Verwaltung und den Gewinn deſſelben erhielt der Leut; doch mußte er von dem Gewinn ein Gewiſſes, einen Zins oder eine Steuer, an den Herrn abgeben. Man nannte die Lehne auch Feode. Fe oder Vieh bedeutet urſprünglich das Bewegliche, im Gegenſatz gegen das Unbewegliche. Daher hieß in jener Zeit alles bewegliche Vermögen, nicht blos das Vieh allein, Fe oder Vieh. Ein Guth, das verlehnt wurde, war dadurch gleichſam beweglich gemacht und ein Feod genannt, um es von dem Arod oder Alod zu unterſcheiden.

Wiewohl die Leute eine alte germaniſche Einrichtung ſind, ſo waren ſie doch in der älteſten Zeit weit ſeltner, als in der ſpätern. Erſt allmählig konnten ſich einzelne Alode durch Erbſchaft, Kauf und Vertrag ſo weit vergrößern, daß ſie im Stande waren, Lehngüter abzugeben und Leute zu ernähren. Auch war es der Freyheitsliebe der Germanen zuwider, ſich in das abhängige Verhältniß der Leute zu begeben, und erſt am Ende der altgermaniſchen Zeit, als die Freyheit mehr und mehr unterging, wurden die Leute allgemeiner.

Kapitel XV.

Die Sklaven.

Die Sklaven unter den alten Deutſchen waren meiſt

Gefangene von allerley Völkern, besonders von den Slaven, woher auch ihr Name stammt. Deutsche Sklaven scheint es nicht viele gegeben zu haben, denn die Deutschen pflegten sich in der Regel lieber tödten zu lassen, ehe sie sich fangen ließen, und auch als Sklaven ruheten sie nicht, bis sie sich wieder befreyt hatten, oder sie tödteten sich selbst. Die vielen fremden Sklaven scheinen auch die Hauptursache gewesen zu seyn, warum das blonde Haar in Deutschland nicht allein vorherrschend geblieben ist.

Man kaufte auch Sklaven, und die Kinder der Sklaven blieben in dem Stande der Eltern. Auch durch Vertrag konnte man sich zum Sklaven machen. Ebenso wurden die in Privatfehden Ueberwundenen, oder die, gegen welche die Gesetze die Privatrache erlaubten, oft zu Sklaven gemacht, z. B. Ehebrecher, Verführer, Frauenräuber. Auch machte der strenge Unterschied zwischen Freyen und Sklaven das Gesetz nöthig, daß wer im freyen Stande geboren war, und eine Person aus dem Sklavenstande heirathete, selbst Sklave werden mußte.

Die Sklaven waren leibeigen. Die Herren konnten sie tödten, verkaufen, überhaupt alles mit ihnen machen, was sie wollten. Sie selbst und ihre Weiber und Kinder und alles, was sie hatten oder erwarben, war ihres Herrn Eigenthum. Doch sagen die Geschichtschreiber einstimmig aus, daß die Deutschen ihre Sklaven sehr mild behandelt, zwar im Zorne zuweilen getödtet, niemals aber geschlagen oder gequält hätten, wie es alle andern Völker thaten. Dem ohnerachtet ertrugen die freygebornen Deutschen, wenn sie in Gefangenschaft geriethen, das Loos der Sklaverey niemals geduldig. Wenn sie nicht anders konnten, so tödteten sie sich selbst. Sehr häufig entflohen sie oder ermordeten ihre Herren, und die altdeutschen Gesetze mußten sehr streng dagegen verfahren. Zuweilen empörten sich die Sklaven in großen Massen und erregten

furchtbare Kriege, deren Geſchichten wir ſpäter erzählen werden.

Die Sklaven hießen auch Leibeigene, eigne Leute, Thiube (Thiuwe, Thewe u. ſ. w., was noch jetzt in den Namen Dieb und Zofe übrig iſt), Knechte, Schälke, Buben, im Norden aber Träle und Huskarle.

Da die Sklaven nicht wie Perſonen, ſondern wie Sachen betrachtet und zum Vermögen eines freyen Mannes gerechnet wurden, ſo theilte man ſie auch wie das Vermögen ein und rechnete ſie entweder zum unbeweglichen oder zum beweglichen.

Zum unbeweglichen Vermögen gehörten diejenigen Sklaven, denen ihr Herr ein eigenes Hausweſen und Ackerland auf ſeinem Alode gegeben hatte. An dieſen Acker waren ſie auf immer gefeſtet. Sie mußten ihn bebauen, ſich ſelbſt davon nähren und von dem Ertrag der Früchte dem Herrn ein Gewiſſes abgeben, Obſt, Vieh, Hühner, Eyer, Honig, Flachs u. ſ. w. Sie hießen Koſſäten (Caſati).

Die andern gehörten zum Hauſe des Herrn ſelbſt und dienten ihm als Knechte im Hauſe, im Stalle, Garten und Felde, oder ſie mußten gewiſſe Handwerksarbeiten verrichten. Sie hießen Gaſindi, das Geſinde, oder Huskarle.

Man unterſchied auch Sklaven, die zu einem Alod gehörten, und ſolche, die zu einem Feod gehörten. Die erſten hießen Aldiones, die andern Feodales.

Der Sklave ſtand unter dem Munde des Herrn. Dieſer hatte für ihn vor Gericht zu büßen, aber auch die Genugthuung für jede Beleidigung zu empfangen, die ſeinem Sklaven zugefügt wurde. Belief ſich die Buße höher als der Werth des Sklaven, ſo konnte dieſer ſelbſt ſtatt der Buße dem Beleidigten übergeben werden.

Von den Sklaven glaubte man, daß ſie nicht nach Walhalla kämen, außer wenn ſie ſich mit ihren Herrn zugleich tödten ließen. Sie achteten es daher für die größte Gunſt, wenn ihre Herren ihnen dies erlaubten.

Kapitel XVI.

Die Weiber.

Nichts haben fremde Völker an den Deutſchen jemals ſo ſehr geprieſen, als ihre Keuſchheit, die Treue ihrer Ehe, die Innigkeit ihres Familienlebens, die Ehre ihrer Frau. Darin wie in der Freyheit hat auch kein Volk der Erde die alten Deutſchen jemals übertroffen.

Die Freyheitsliebe und die Leidenſchaft, die keinen Zügel duldete, kam zwar oft mit den guten Sitten in Widerſpruch, doch immer nur ausnahmsweiſe. Es gab Berſerker, die allen Geſetzen und Sitten fremd, auf ihren Raubzügen mit roher Gewalt die Frauen entehrten, aber ſie ſtanden gleichſam wie wilde Thiere außerhalb der menſchlichen Geſellſchaft, und von derſelben verachtet und verfolgt. Auch Vielweiberey fand unter den Deutſchen ſtatt, weil die Freyheitsliebe keine Geſetze hierüber duldete, aber ebenfalls nur ausnahmsweiſe. Die Germanen ließen ſich nichts verbieten, aber das Schlechte und Niedrige unterließen ſie freywillig. Wir finden immer nur, daß reiche und mächtige Männer mehrere Frauen geheirathet, dabey aber immer, daß dieſe Frauen ſich nicht mit einander vertragen konnten und ſo lange ſich zankten, bis der Mann nur eine beybehielt. Ueberhaupt dürfen wir uns nicht wundern, daß die außerordentliche Freyheitsliebe der Germanen manches zuließ, was uns heutzutage anſtößig ſcheint; aber freuen müſſen wir uns, wenn wir immer finden, daß die beſſere Natur der Deutſchen immer gegen niedrige unnatürliche Verhältniſſe ſich

empört. Es gab Sklaven unter den Deutſchen, aber es waren kräftige freyſinnige Männer, die ihr Loos nicht ertrugen. Es gab Vielweiberey, aber der keuſche Sinn und kräftige Verſtand der Weiber hob ſie immer wieder auf.

Die Jungfrauen ſtanden bis zu ihrer Verheirathung unter der Vormundſchaft des Vaters oder deſſen, der das Alod hatte. Die Töchter reicher Grundbeſitzer wohnten in einem eigenen Hauſe, das man zuweilen verſchloß und befeſtigte, wegen der Entführungen.

Man erzog die Jungfrauen ſehr keuſch, ſie wurden ſpät mannbar und heiratheten ſelten vor dem dreyßigſten Jahre. Viele Jungfrauen waren ſo keuſch, daß ſie den Anblick der Männer vermieden, die Augen nicht gegen ſie aufſchlugen, und wenn ſie heirathen ſollten, davon flohen und als Amazonen lebten. Nur durch den Ruhm großer Tapferkeit und durch lange Treue konnten alsdann die Jünglinge ihre Schönen gewinnen, wodurch aber ihre Liebe einen ganz eigenen abentheuerlichen Reiz erhielt. Die Ehe ſollte bloß durch Liebe geſchloſſen werden, daher durfte der Freyer nur die Jungfrau allein begehren ohne alle Mitgift. Nicht wegen ihres Reichthumes, ſondern nur wegen ihrer Tugend und Schönheit wurden Jungfrauen geheirathet und die Königstochter kam ſo arm als die Sklavin unter die Haube. Erſt in ſpätern Zeiten gaben die Eltern der Braut eine Mitgift. Auch die Jungfrauen liebten an den Jünglingen nur männliche Schönheit und Tapferkeit. Der Ruhm großer Thaten war oft die Urſache, daß eine Jungfrau den Jüngling liebte, ehe ſie ihn geſehen. Wenn zwey Freyer ſich um eine Jungfrau ſtritten, ſo entſchied auch immer die Tapferkeit. Sie forderten einander zum Zweykampf, und die Jungfrau beſtimmte ſich dem Sieger. Der Freyer erhielt die Braut nur aus der Hand ihres Vaters oder Vormundes. Willigte dieſer

nicht ein, ſo durfte er ſie nicht heirathen. Oft weigerte ſich aber die Jungfrau ſelber, und ſo geſchah es ſehr häufig, daß der verſchmähte Freyer die Jungfrau mit Gewalt raubte. Ließ er ſich fangen, ſo mußte er, war ſie ihm freywillig gefolgt, ſo mußten beyde Sklaven werden. Oft forderte der verſchmähte Jüngling den Vater, Bruder oder Vormund der Jungfrau zum Zweykampf auf und rächte die Verſchmähung blutig. Daraus entſtanden langdauernde Fehden. Ganze Familien, ganze Gaue wurden in ſolche Fehden verwickelt. Eine ſchöne Sitte war es bey allen Germanen, daß ſie faſt immer die Töchter beſiegter Feinde heiratheten.

Willigten die Eltern und die Jungfrau ein, ſo war in Gegenwart beyder Familien die Verlobung geſchloſſen. Der Freyer gab dem Vormund ſeiner Braut ein gewiſſes Kaufgeld, womit er ihm die Vormundſchaft abkaufte, und Brautleute wechſelten Kuß und Ringe. Dann war ihre Verbindung unzertrennlich, und die Trennung von Brautleuten ſo ſchwierig, als die von Eheleuten. Vor der Hochzeit gab der Bräutigam dem Vormunde ſeiner Braut ein gewiſſes Vermögen in die Hand, von deſſen Ertrage die Frau ihr Lebenlang, auch nach ſeinem Tode, unterhalten werden ſollte. So lange ſie lebte, blieb dies Vermögen in der Hand ihrer Verwandten. Nach ihrem Tode fiel es an ihren Mann oder deſſen Verwandte zurück. Man hieß es Meta, Miethe, Wittemon oder Widmut. Die Hochzeiten wurden öffentlich und mit großem Jubel vieler Gäſte gefeyert. Jede heimliche Heirath war ſtrenge verbothen. Die Jungfrauen trugen immer ihr Haar bloß und lang. Sobald ſie aber heiratheten, ſetzten ſie eine Haube auf. Dieſer Unterſchied ward ſtreng beobachtet und er hat ſich zum Theil noch bis jetzt erhalten. Am Morgen nach der Brautnacht gab der junge Ehemann der jungen Frau ein ſtattliches Geſchenk, welches die Morgengabe hieß. Dies

blieb ihr Eigenthum, ſo lange ſie lebte, und nach ihrem Tode behielten es ihre Verwandte. Die Verwandten des Mannes durften nichts dagegen einwenden, und wenn ſie es thaten, ſo ſchwur die Frau nur mit dem Finger auf ihrer Bruſt, daß es ihre Morgengabe ſey, und alle Gerichte mußten es ihr zuſprechen. Die Frau ſelbſt brachte dem Manne kein Vermögen in die Ehe mit. Von dieſer Sitte wich man erſt am Ende der germaniſchen Zeit ab, und dann hieß die Mitgift der Braut das Vaterviehoder Vatergeld. Da man in jenen alten Zeiten noch kein gemünztes Geld hatte, ſo gab man ſtatt deſſen immer Waffen, Kleider, Geräthe, Vieh und zuweilen auch kleine Güter. Niemals durften ſich Menſchen verſchiedenen Standes heirathen. Wer es that, mußte in den niedern Stand treten, oder, wie man ſagte, der ärgern Hand folgen. Ein Freyer, der eine Litin nahm, wurde ſelbſt Leut, oder wenn er eine Sklavin nahm, ſelbſt Sklave und die Kinder folgten ebenfalls der ärgern Hand. In der Ehe ſtand die Frau immer unter der Vormundſchaft des Mannes, und ward nach ſeinem Recht gerichtet. Starb der Mann, ſo trat ſie in die Vormundſchaft ihrer Eltern zurück.

Wenn die Tochter einen Frevel begieng, ſo richteten ihre Eltern darüber. Vergieng ſich die Frau, ſo richteten ihre und des Mannes Verwandte gemeinſam. Unkeuſche Töchter durften die Eltern tödten, denn es war kein Frevel ſo arg als Unkeuſchheit. Ehebrecherinnen durfte der Mann tödten, oder ſie der Rache ehrwürdiger Matronen übergeben. Auch mit den Verführern konnte die beleidigte Familie machen, was ſie wollte, ſie verkaufen oder tödten.

Trotz der äußern Abhängigkeit waren die Weiber doch keineswegs unfrey oder verachtet. Wenn die Eltern ihre Tochter, oder der Mann ſeine Frau ohne Urſache ſchlecht behandelten, ſo wurde ihnen die Vormundſchaft genommen. Jede Beleidigung eines Weibes mußte doppelt,

dreyfach, ja zuweilen neunfach ſo hoch gebüßt werden, als die eines wehrhaften freyen Mannes. Dies rührte daher, weil man die Frauen als höhere, den Göttern vertraute Weſen mit wahrer Andacht verehrte, und auch daher, weil ſie, als das ſchwächere Geſchlecht, gegen Beleidigungen wehrloſer waren. Indem man die Frauen ſo ſehr ehrte, geſtattete man ihnen auch, frey und ungehindert ſich zu bilden und ihren ganzen Werth zu entwickeln. Ihre keuſche Sitte, ihre Liebe und Treue, ihre Schönheit, ihr ſinniger Verſtand und ihre prophetiſchen Gaben verliehen ihnen eine große Gewalt über das Männergeſchlecht. Sie nöthigten ihm die keuſche, ſittige, zarte und ehrfurchtsvolle Behandlung ab, ſie bewahrten es bey den reinen und edeln Sitten, ſie gaben dem Familienleben einen tiefen und allmächtigen Reiz. Die Frauen waren auch darin als Freye geachtet, daß ſie die Waffen führen durften, indem ſie als jungfräuliche Amazonen gleich den Jünglingen auf Abentheuer auszogen, oder in allgemeinen Volkskriegen das Loos der Schlachten entſcheiden halfen. Wie ihr verſtändiger Rath im Kreiſe der Familie ſtets angehört und beachtet wurde, ſo ſcheute man ſich auch nicht in den Volksverſammlungen ihre Stimme zu hören, und oft folgten ganze Völker den Worten einer Seherin. Den Prophezeyungen der Weiber ward bey jeder wichtigen Angelegenheit im Hauſe wie im Felde gefolgt, und die deutſchen Frauen waren wegen ihrer Wahrſager- und Zauberkunſt ſo weltberühmt, daß ſelbſt römiſche Kaiſer ſie an ihren Hof luden, und jeden ihrer Winke befolgten.

Die Treue der Weiber ging ſo weit, daß ſie gewöhnlich ihre Männer nicht überlebten, ſondern ſich bey ihrer Leiche ſelbſt tödteten. Bey einigen deutſchen Völkern war dies ſogar Geſetz, bey den übrigen thaten es die Witwen nur aus freyer Wahl. Sogar die Geliebten und Bräute ſtarben zuweilen mit ihren Geliebten, denn ſie glaubten,

die ſich in rechter Liebe gefunden, ſeyen eins im Leben und im Tode, und dürften ſich niemals ſcheiden.

Kapitel XVII.

Die Lebensweiſe.

Es war die größte Ehre der Germanen, viele Kinder zu haben. Hageſtolzen blieben daher verachtet und unfrey. Bey der Kraft und Geſundheit, der mäßigen Lebensweiſe und den ſpäten Ehen des Volkes gab es faſt immer nur ſehr geſunde Kinder. Kam aber auch einmal ein verkrüppeltes, oder ſchwächliches Kind zur Welt, ſo ward es augenblicklich getödtet, denn die Germanen achteten ein Leben ohne den vollſten Genuß deſſelben ärger als den Tod. Bey der Geburt wurden die Kinder ins Waſſer getaucht. Man erzog ſie ſtreng und mäßig, ließ ſie halb nackt herum laufen und in geſunder Bewegung die Körperkräfte ausbilden. Von früher Jugend an wurden die Knaben und Mädchen, in allen Leibes- und Waffenübungen unterrichtet, und nicht minder in der Kunſt des Geſanges und in der Dichtkunſt. Wie die Eltern täglich dem Waffenwerk, dem Geſange, der Erzählung alter Sagen oblagen, ſo lernten die Kinder alles dies von ſelber und ſpielend ihnen ab. Für Knaben und Jünglinge war die Jagd die erſte Schule des Krieges. Sobald ſie ausgewachſen waren, giengen ſie in die Gefolge. Jeder Jüngling mußte wandern, durch Fahrten die Welt kennen lernen und dabey zum Helden reifen. Mancher kam erſt in ſpäten Jahren in die Heimath zurück.

Daheim beſchäftigten ſich nur die armen Männer mit Ackerbau und Viehzucht. Die meiſten überließen dieſe Arbeit den Sklaven. Einen großen Theil ihrer Zeit nahmen die Volksverſammlungen und Staatsgeſchäfte weg, einen andern die Kriege, oder wenn Friede war, die Jagd.

Wenn ſie ſich müde getummelt, kamen ſie zuſammen, ſchmausten und tranken, ſangen und erzählten, oder ruheten auf der Bärenhaut. Spiele, beſonders das Würfelſpiel, ſollen ſie mit großer Leidenſchaft getrieben und dabey Hab und Gut, oft die Freyheit ſelber dran geſetzt haben. Nur hierin waren ſie unmäßig und in der Trinkluſt. Schon in der älteſten Zeit gab es unter allen Völkern keine ſo großen Zecher, als die Deutſchen. Man ſagte von ihnen, ſie ließen eher das Leben, als das Trinkhorn. Bey allen wichtigen Angelegenheiten, bey den Opfern, wie bey den Volksverſammlungen und vor und nach den Schlachten mußte getrunken ſeyn. Das Trinken zu Ehren der Götter war eine Hauptſache beym Opferfeſt. Die Vorfahren verehrte man am würdigſten dadurch, daß man tüchtig zu ihrem Andenken trank. Freundſchaften und Verträge wurden beym Trunk geſchloſſen. Es gab ganze Gilden bloß für den Zweck des Trinkens und dieſelben hatten ſehr umſtändliche Geſetze und Trinkregeln. Das Kreiſen der Becher, das Geſundheittrinken, das Trinken um die Wette, die Zweykämpfe im Trinken u. ſ. w. ſind uralte Gebräuche der Deutſchen und haben ſich bis jetzt erhalten.

Die Oberherrſchaft im Hauſe führte die Hausmutter. Sie gebot über alle Weiber und Sklaven und Kinder, beſorgte die Reinlichkeit des Hauſes, Küche und Keller, Tiſch und Bett, die Verfertigung und Unterhaltung der Kleider, die Bereitung von Bier und Meth. Sie war auch der Arzt im Hauſe und bereitete heilſame Kräuter für die Wunden der Männer. Sie war auch die Wahrſagerin der ganzen Familie und frug durch geheime Zeichen und Looſe bey jeder wichtigen Angelegenheit die Götter um Rath.

Den alten Deutſchen galt das Leben nur, ſo lange es ſchön war, ſo lange ſie es friſch und kräftig genießen konnten. Darum tödteten ſie nicht nur ungeſunde Kinder,

ſondern auch alte Leute oder Kranke, die keine Hoffnung zur Geſundheit mehr hatten, gaben ſich ſelbſt den Tod. Gewöhnlich erſtachen ſie ſich, oder ließen ſich von ihren Verwandten erſtechen. In Norwegen gab es auch einen Felſen, von dem die Alten ſich ins Meer hinabſtürzten. Wenn ein altes Ehepaar ſich den Tod geben wollte, ſo verſammelte ſich die ganze Familie, empfing das Erbe, gute Lehren und Ermahnungen und nahm feyerlich Abſchied. Weiber und Sklaven, zuweilen auch Kinder und Freunde folgten in den Tod.

Alle Todten wurden auf einem Scheiterhaufen verbrannt; reiche und angeſehene Männer mit dem Holze des Wachholder. Man glaubte, in den Flammen ſteige die Seele aufwärts, und der Menſch erwache zu neuem Leben in Walhalla. Daher hat auch jenes Holz ſeinen Namen. Die Thiere, die dem Todten am liebſten geweſen, vorzüglich ſein Pferd und ſein Hund, wurden mit ihm verbraunt. Seine Aſche ſammelte man in Krügen und ſetzte dieſelbe, nebſt Waffen, Ringen und anderm Geräthe des Todten in einem großen Todtenhügel bey. Solche Hügel giebt es noch viele im nördlichen Deutſchland und ſie heißen Hünengräber und Rieſenbetten.

Kapitel XVIII.

Die Künſte.

Alles, was die Germanen thaten, thaten ſie nur für ſich und für die Gegenwart. Auch ihre Künſte hatten denſelben Zweck. Nur auf die Bekleidung und Bewaffnung ihres Körpers verwandten ſie ihre Sorgfalt. Die edelſten Helden ſchmiedeten ſich koſtbare Waffen ſelbſt, die edelſten Frauen webten ſich und den Ihrigen die Kleider ſelbſt. Sie ſollen es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Höchſt kunſtvolle Rüſtungen und Waffen, Schilde

und Waffenröcke, Trinkhörner und andere Geräthe mit Farben und Bildwerk reichlich verziert, gab es ſchon in der älteſten Zeit. Auch auf die Schiffe wandte man im Norden großen Fleiß. Man bildete ſie in Geſtalt von Thieren, meiſt von Drachen, und beſchlug ſie mit goldenem Bildwerk. Sehr reiche Könige ſollen zuweilen purpurne Segel geführt haben. Alles dies diente aber nur zum Werkzeuge und Schmuck des Augenblicks. An Werke für die Ewigkeit, große Bauwerke, kunſtvolle Tempel und Paläſte dachte man nicht.

Die größte Kunſt der Männer war die Waffenkunſt. Sie wurde das ganze Leben hindurch geübt. In ſie war der höchſte Preis des Lebens geſetzt. Darum hat kein Volk den alten Deutſchen in den Waffen widerſtanden. Darum haben ſie mit ihren Waffen die halbe Welt überwunden und ein neues Zeitalter für die Menſchheit geſchaffen.

Die höchſte Kunſt der Weiber war die Zauberkunſt. Dahin gehörte die geheimnißvolle Kunde der Naturkräfte. Ihrer bedienten ſie ſich, um in den Augen der Uneingeweihten Wunder zu wirken. Außer dieſer Kunſt und den häuslichen Verrichtungen war auch die Schrift vorzüglich Sache der Weiber.

Die alten Deutſchen hatten eine Schrift mit eigenen Buchſtaben, die man Runen nannte. Man ſieht aus der Form dieſer Buchſtaben *), daß ſie aus den verſchiedenen Stellungen, welche zuſammengeworfene kleine Holzſtückchen von abgebrochenen Zweigen bilden, entſtanden ſind. Urſprünglich pflegte man aus den Stellungen ſolcher Holzſtückchen zu wahrſagen, indem man mit jeder einzelnen einen beſondern Sinn verband, und dieſen geheimnißvollen Sinn behielt jede Rune auch noch dann, als ſie ſchon

*) Wie beyliegende Tafel dieſelben zeigt.

Nordische Runen.

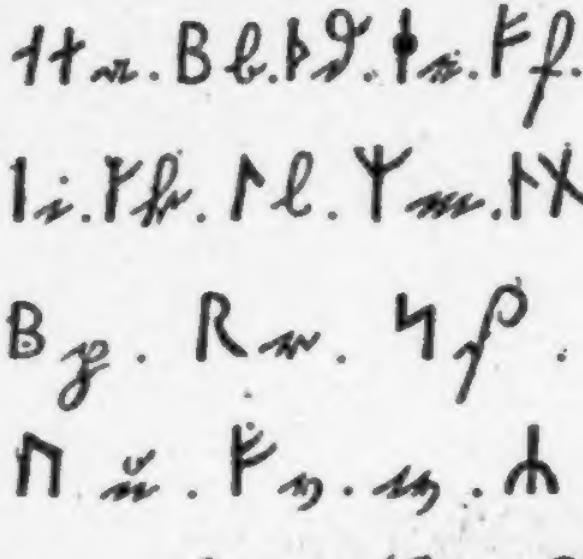

Deutsche Runen.

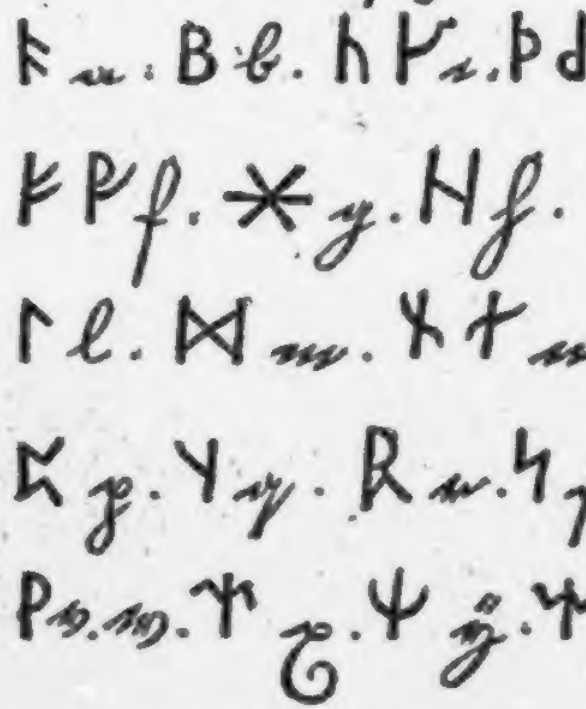

als bloßer Buchstabe gebraucht wurde. Daher war mit der Runenschrift immer Zauberey verbunden.

Da man noch kein Papier hatte, so wurden die Runen in Stein gehauen oder in Holz geschnitten. Ein dänischer König ließ eine 30 Ellen lange Runenschrift in einen Felsen hauen. Noch jetzt findet man viele mit Runenschrift beschriebene Grabsteine, welche man überhaupt Runensteine nennt. Für den gewöhnlichen Gebrauch aber wurden die Runen in weiches Holz geschnitten, vorzüglich in Buchenholz, woher noch jetzt der Name Buch und Buchstabe. Zu diesem Geschäft taugte fast immer nur die zartere Hand der Weiber. Es haben sich noch bis jetzt dergleichen beschriebene Hölzer, die man Runenstäbe nennt, erhalten. Die Gesetze pflegte man ebenfalls in Runenschrift auf Holz zu schneiden, und zwar ihrer Länge wegen auf ganze Balken. Daher werden noch jetzt die Bücher, in welche die nordischen Gesetze eingetheilt sind, Balken genannt.

Von der Dichtkunst ist schon geredet worden. Sie war im Besitze und in der täglichen Uebung des ganzen Volkes, der Weiber wie der Männer. Die Deutschen hatten eine große Menge Vers- und Reimweisen, von denen jede ihren besondern Namen hatte. Im Versbau und Reim waren sie geschickter, als wir es jetzt sind. Sie spielten zu ihren Liedern auf der Harfe und Zither. Auch die Geige kannten sie schon. Eine Hauptlust der Männer war das Waldhorn, wozu sie anfänglich freylich nur dieselben Stierhörner gebrauchten, aus welchen sie tranken. Jeder Germane hatte neben seinen Waffen auch ein solches Horn hängen.

Kapitel XIX.

Die Gastfreundschaft.

Diese herrliche Sitte der alten Zeit war bey den

Deutſchen in der ſchönſten Blüthe. Einen friedlichen Wandrer von ſeiner Thür zu weiſen, hielt jeder Deutſche für den größten Frevel. Kam ein Fremdling, ſo lud der Deutſche ihn freywillig ein, unter ſein Dach zu treten, auszuruhen, Speiſe, Trank und Nachtlager zu nehmen. Es wäre eine Schande geweſen, ihn erſt auszufragen, wer er ſey, woher und wohin er wandere? So lange der Fremde im Hauſe war, war er Gaſtfreund, und Niemand durfte ihn beleidigen bey hoher Strafe, ſelbſt wenn er ein flüchtiger Verbrecher war; auch durfte ihn Niemand gewaltſam aus dem Hauſe nehmen. Der Hausherr mußte ihn, wenn es darauf ankam, auf Tod und Leben beſchützen. Ihm mußte man für jede Beleidigung des Gaſtfreundes büßen; aber auch er mußte an ſeiner Statt büßen, wenn derſelbe, während dem er in ſeinem Schutze war, einen Frevel begieng. Niemand durfte ſeinen Gaſt fortſchicken, er wäre denn ſehr arm geweſen; alsdann führte er ihn bis ins nächſte Haus, und bereitete ihm dort die Bequemlichkeiten, die er ihm ſelbſt nicht gewähren konnte. Beym Abſchied gab man dem Gaſtfreund ein Geſchenke, und dieſes pflegte er zu erwiedern, wenn er etwas beſaßen.

In ſpätern Zeiten nahm mit dem Verfall der guten Sitten auch die Gaſtfreundſchaft ab, und man mußte ſie in den Geſetzen befehlen. Gewöhnlich durfte man alsdann einer Gaſtfreund nur drey Tage lang beherbergen, daher das Sprichwort entſtanden iſt: ein dreytägiger Gaſt iſt jedem eine Laſt. Freylich mochte auch ſpäter mit der guten Sitte Mißbrauch getrieben worden ſeyn.

Auch auf offener Straße durfte Niemand den friedlichen Wanderer beleidigen, oder er mußte ihm doppelt ſo viel Buße geben, als hätte er einen Einheimiſchen beleidigt.

Wenn ein Flüchtling bey einem andern Volke Schutz ſuchte, ſo war es die größte Schande, ihn ſeinen Verfolgern auszuliefern. Das war bey den alten Deutſchen etwas völlig Unerhörtes. Ein Longobarde entfloh einſt zu den Gepiden, einem deutſchen Volke, das in Ungarn wohnte. Seine Landsleute forderten ſeine Auslieferung, und drohten, da ſie viel mächtiger waren, im Falle der Weigerung das ganze Volk der Gepiden zu vernichten. Dieſe aber hielten eine allgemeine Verſammlung, und beſchloſſen einmüthig, eher unterzugehen, als eine ſo abſcheuliche Sünde, wie die Verletzung der Gaſtfreundſchaft, auf ſich zu laden. Eine norwegiſche Königin entfloh einſt nach Schweden. Die Norweger verlangten ihre Auslieferung und der ſchwediſche König ſchickte ſelber ſeine Kriegsleute aus, ſie zu fangen. Hakon aber, ein wohlhabender Bauer, der ſie bey ſich aufgenommen, beſchützte ſie ſo lange mit den Waffen in der Hand gegen ſeines eigenen Königs Leute, bis er ſie an einen ſichern Ort retten konnte.

Die Gaſtfreundſchaft war das ſchönſte Band der Geſelligkeit. Durch ſie lernte man ſich kennen und lieb gewinnen. Durch ſie wurden Freundſchaften und Ehen geſtiftet. Durch ſie erfuhr man, wie es in der Welt hergieng. Die Wanderer trugen die Kunde von großen Begebenheiten und Thaten aus einem Gau in den andern.

Kapitel XX.

Die wilden Freyen.

Der Deutſche achtete urſprünglich Niemanden als Herrn über ſich. Mancher war ſogar auf ſeine angeborne Freyheit ſo eiferſüchtig, daß er jede geſellige Verbindung verſchmähte und keinen Staat anerkannte.

Wenn dieſe Menſchen nicht einmal ein eigenes Gut hatten, oder es verließen, ſo nannte man ſie Wildfänge. In ſpäterer Zeit, wo man ſie für vogelfrey oder wilde Wölfe erklärte, und es jedem überließ, ſie auszurotten, d. h. wenn man ſie in Acht und Bann that, hießen ſie Banditen. Sie lebten in wilder Freyheit, zogen bald einzeln, bald in Geſellſchaften umher und raubten, brannten, mordeten, entführten Jungfrauen und ſuchten überall Kampf und Abentheuer. Es waren größtentheils Berſerker, und im Norden wurden ſie auch nur ſo genannt. Die einzelnen Helden oder Heldengilden und Gefolge machten es ſich vorzüglich zum Geſchäft, ſie zu verfolgen, die Beleidigten an ihnen zu rächen, ſie zu milderen Sitten zu zwingen, indem ſie ſie in ihre Dienſte nahmen, oder ſie auszurotten.

Wenn ſie ſich ſtill auf ihrem Alode hielten, ohne ſich aber um den Staat zu bekümmern, ſo hießen ſie Bieſterfreye, d. h. Freye, die auf ihre Freyheit verbieſtert, verſeſſen, verſtockt ſind.

In jener alten Zeit durfte ſich der Staat keine Gewalt über die wilden Freyen anmaßen. Denn man gieng immer von dem Grundſatze aus, daß nur derjenige nach dem Geſetz behandelt werden könne, der das Geſetz ſelbſt hatte geben helfen, oder es wenigſtens freywillig anerkannt hatte. Wer nicht in dem Bunde des Staates war, durfte nicht nach deſſen Geſetzen beſtraft werden, und Niemand konnte gezwungen werden, in dieſen Bund zu treten. Wenn aber ein Berſerker oder Bieſterfreyer einen Frevel beging, ſo ward die Privatrache an ihm vollzogen. Der Beleidigte konnte ihn als einen Feind behandeln und ungeſtraft tödten. Ueber die Bieſterfreyen verordnete jedoch der Staat, daß wer ſie tödtete, dem Staate eine Sühne geben mußte, und daß nach ihrem Tode ihr Erbe dem Staate anheim fallen ſolle.

Wenn ein freyer Mann ein Leut geworden war, nachher aber seinen Vertrag wieder gebrochen hatte und in wilder Freyheit lebte, hieß er ein Belmündiger. Wer ihn tödtete, mußte seinem ehemaligen Herren büßen, und dieser beerbte ihn auch.

In den äußersten Thälern Norwegens gab es viele einzeln wohnende Familien, die selten einen andern Menschen sahen und in keinem Staate lebten.

Kapitel XXI.

Die Marken.

Eine Mark war ein kleiner Kreis von mehrern Alloden, deren Besitzer sich über die Grenzen derselben und über die gemeinsame Benutzung von Weg und Steg, Wasser, Holz, Torf, Sand, Salz, Wiesen, Jagd, Fischerey u. s. w. vereinigt hatten. Sie bildeten unter einander eine eigene unabhängige Gemeinde, kamen zu gewissen Zeiten zu einer Gemeinde-Versammlung zusammen und wählten gewöhnlich den ältesten unter sich zum Vorsteher, daher derselbe Graf (ein alter, grauer Mann) hieß. Sie gaben sich unter einander Gesetze und bestimmten gewisse Strafen, die jedoch nur das bewegliche Vermögen angreifen durften. Die höchste war Ausschluß aus der Gemeinde.

Solche Marken hat es überall gegeben. Sie waren ungefähr dasselbe, was jetzt unsere Stadt- und Dorfgemeinden sind. Doch sind diese letztern keineswegs aus ihnen entstanden, sondern aus einzelnen vergrößerten Alloden, wie wir später sehen werden.

In entlegenen Gebirgen gab es dergleichen kleine Gemeinden, die weiter in keinen größern Staatsverbindungen standen.

Kapitel XXII.

Die Gilden und Gefolge.

Alle Verbindungen zwiſchen freyen Männern, die nicht auf den Grundbeſitz Bezug hatten, hießen Gilden, Geſellſchaften, Innungen, Zünfte. Ihrer waren vielerley.

Wie es noch jetzt im katholiſchen Deutſchlande Geſellſchaften gibt, die einen gewiſſen Heiligen beſonders verehren, ihm Prozeſſionen anſtellen, und von Zeit zu Zeit zu ſeinem Heiligthume wallfahrten, ſo gab es auch unter den alten heidniſchen Deutſchen ganz ähnliche Geſellſchaften, und dieſe ſind nur auf jene im Chriſtenthum übergegangen. Da man bey allen Götterfeſten Thiere oder Früchte opferte und davon gemeinſchaftlich ſchmauste und zechte, ſo vereinigten ſich auch beſondere Geſellſchaften zur gemeinſamen Beſorgung von Opfern, Speiſe und Trank. Sie hießen Opfergilden und waren immer zugleich Trinkgilden.

Auch Naturkundige, Wahrſager, Zauberer und eben ſo die Dichter und Sänger ſcheinen ſich in gewiſſe Geſellſchaften verbunden und gewiſſe Regeln unter ſich feſt geſtellt zu haben.

Die Weiber bildeten unter einander auch Geſellſchaften. Sie hatten ihre eigenen Feſte zu Ehren gewiſſer Götter. Im Norden gab es ſogar eine Art von Nonnen. Prophetinnen und Zauberinnen ſcheinen beſondere Schulen gehabt zu haben.

Die wichtigſten Geſellſchaften waren die Waffengilden. Sie waren entweder republikaniſch, eine freye Gemeinde, oder monarchiſch, ein Gefolge. Jene Republiken beſtanden immer aus Meiſtern in der Waffenkunſt. Sie verbanden ſich unter einander zu einer gewiſſen Heldenſitte, zum Schutze von Weibern und Wehrloſen, zum Aufſuchen jeder Gefahr, zu Verachtung von Schmerzen

und Tod. Im Norden gab es viele kleine Republiken von Seeräubern, die nur den beraubten, der ihnen Widerstand leisten konnte, die jeden angriffen, der ihnen tapfer schien, die nie ein Weib verletzten, aber auch keins unter sich duldeten, die keine andern Waffen tragen durften, als ein kurzes, stumpfes und einschneidiges Schwert, die immer mit bloßem Haupte fechten mußten, die auf der See auch im größten Sturme die Segel nicht einziehen durften, die niemals bey einer Wunde zuckten und immer lachend oder singend starben.

Bey den Gefolgen war einer Oberherr. Er hieß Herzog oder König, bey Seezügen Seekönig. Er allein gebot über die andern, und diese waren ihm als Leute auf Tod und Leben verpflichtet. Die Leute in den Gefolgen hießen Vasallen (Gesellen), Gasati oder Gestir (Gäste), Kamper (Kämpfer), Reken, Heunen (Riesen), Berserker u. s. w. Es gab unter ihnen verschiedene Grade, Meister, Gesellen und Lehrlinge. Die Aufnahme in das Gefolge geschah durch Berührung und Umgürtung mit dem Schwerte. In den Gefolgen wurde die Waffenkunst schulmäßig gelernt. Alle spätern Zünfte der Künstler und Handwerker haben hier ihren Ursprung. Der Herzog übte den Bann oder die Herrschaft über sein Gefolge, und er führte eine Fahne oder ein Banner, darauf sein Wappen oder sein Sinnbild zu sehen war. Er mußte seine Leute ernähren. Das geschah durch Raub und Kriegsbeute. Die Gefolge waren unauflöslich an ihren Führer gekettet. Die größte Schande traf den, der ihn im Kampfe verließ. Keiner wagte, den Führer zu überleben.

Auch Jungfrauen verbanden sich zu Heldengilden und Gefolgen, theils aus Lust zu den Waffen, theils aus Keuschheit, weil sie hierin allein ein Mittel fanden, den Männern zu entgehen. Die Griechen gedenken ihrer schon

unter dem Namen Amazonen; im Norden heißen ſie Schildmör oder Schildjungfrauen.

Kapitel XXIII.

Das Heldenthum.

Ein Held zu ſeyn war das höchſte Ziel des Germanen. Mit ſeiner Kraft wollte er alles bezwingen, über alles herrſchen. Dazu war ſein vorzüglichſtes Werkzeug die Waffe und darum hielt er dieſelbe heilig. Bey den Waffen leiſtete man Eide und man betete ſie als Schutzgötter an. Gewiſſe Waffen erbten von Geſchlecht zu Geſchlecht in einer Familie fort, und man wendete die größte Sorgfalt auf die Verfertigung derſelben. Nur die Freyen durften Waffen führen, den Sklaven waren ſie verſagt.

Trutzwaffen waren Meſſer, Schwerter, Streitärte, Keulen, kurze und lange, leichte und ſchwere Lanzen, endlich Armbrüſte. Schutzwaffen waren urſprünglich nur die Felle wilder Thiere. Der Kopf des Ebers oder Stiers oder Hirſchen bedeckte den Kopf des Menſchen, und die Hörner ließ man darauf ſtehen. Daher entſtand der Gebrauch, daß man auch ſpäter auf die ehernen Helme Hörner, Flügel und andere Zeichen ſetzte, und dieſelben als Wappen gebrauchte. Die Schilde waren von Holz, Leder oder Erz. Sie waren gewöhnlich lang und ſchmal, ſo daß ſie einen ganzen Mann bedeckten. Man bemalte ſie, oder legte ſie mit Bildern von Gold und Silber aus, gewöhnlich nur mit Wappenzeichen, zuweilen auch mit Abbildungen von Heldenthaten. Die Kriegsröcke waren von bunten Farben, wobey man ebenfalls die der Wappen beobachtete. Eherne Ringe um den Leib ſcheinen den erſten Anfang zu den Harniſchen gemacht zu haben. Doch haben wenigſtens einige deutſche

Völker ſchon in der älteſten uns bekannten Zeit vollſtändige Harniſche gehabt. Die Kunde des Bergbaues und der Zubereitung der Metalle haben ſie urſprünglich aus Aſien mitgebracht.

Die Helden fanden in ihrer engen friedlichen Heimath nicht hinlängliche Gelegenheit, ihre Kräfte zu erproben. Die Jagd war nur ein Zeitvertreib, wenn man nichts Beſſeres hatte. Daher trieben faſt alle freyen Germanen, wenigſtens in ihrer Jugendzeit, ſich beſtändig auf Abentheuern umher und ſuchten in aller Welt Kampf und Ruhm. Jedes Land, wohin ſie kamen, betrachteten ſie als ein feindliches. Sie hielten es für eben ſo erlaubt, jeden, der ſich nur wehren konnte, feindlich anzufallen, und zu erproben, wer der Stärkſte ſey, als ſie ſelbſt die größte Luſt darin fanden, von andern angegriffen zu werden. Sie waren nicht zufrieden, wenn ſie leicht den Sieg errangen. Der ſtärkſte Feind war ihnen der liebſte. Während ſie am freudigſten ſtritten, wenn ihnen der Feind an Zahl und Waffen weit überlegen war, ſo ließen ſie ſich doch niemals mit einem ſchwächern ein, oder ſie machten ſich ihm erſt gleich. Sie ließen ſo viel Schiffe oder Mannſchaft, als ſie mehr hatten, auf die Seite treten. Auch beſtimmten ſie faſt immer Art und Stunde des Kampfes vorher, ſo daß keine Ueberliſtung geſchehen konnte. Dagegen hatten ſie in ihren Heldengeſetzen folgende Beſtimmung. Wenn einer von zwey oder drey Feinden zugleich angegriffen würde, ſo dürfe er nicht einen Schritt zurück weichen. Erſt wenn viere über ihn kämen, könne er langſam, aber immer kämpfend, und ohne den Rücken zu zeigen, zurück weichen. Wenn ſich unbekannte Helden begegneten, ſo war das erſte, daß ſie auf Tod und Leben mit einander fochten, um zu wiſſen, wer der ſtärkſte ſey. Machte die Nacht dem Kampf ein Ende, ſo ſchloſſen ſie Friede, tranken fröhlich zuſammen, und erzählten ein-

ander ihre Abentheuer. Am Morgen begannen ſie den Kampf von Neuem. Waren ihre Kräfte gleich, ſo ſchloſſen ſie gewöhnlich enge Freundſchaft und ſetzten ihren Zug gemeinſam fort. Feige Feinde, die ſich leicht ergeben hatten, tödtete man, oder machte ſie zu Sklaven. Tapfern dagegen ſchenkte man gern das Leben. Wurden durch langen Kampf oder durch eine hinterliſtige Verletzung der Kampfſitte die Gemüther erhitzt, und ſchlug die Berſerkerwuth dazu, ſo erlaubte man ſich oft große Grauſamkeiten gegen die Ueberwundenen. Bey jedem Zweykampf mußten Waffen, Licht, Wind und Boden gleich vertheilt ſeyn. Wer ſich hinterliſtig einer andern Waffe bediente, oder ſeinen Gegner unverſehens von hinten angriff, wer überhaupt auf eine in den Kampfregeln unerlaubte, feige und mörderiſche Weiſe ſich den Sieg zu verſchaffen ſuchte, begieng ein Nidingswerk, und dies ward auf's höchſte mit blutiger Rache und ewiger Schande beſtraft. Ueberhaupt ſtanden bey den alten Deutſchen die höchſten Strafen nur auf feigen, heimlichen Verbrechen, auf Unkeuſchheit, auf Diebſtahl und Nidingswerk. Mord und Todſchlag, wenn er nur offen mit ehrlicher Stirn geſchah, ſchien ihnen wohl unerlaubt, aber nicht entehrend, und ward weit geringer beſtraft.

Die meiſten Heldenzüge der Gilden und Gefolge geſchahen bloß in der Abſicht, um zu kämpfen und zu ſiegen. Zuweilen zog man auch aus Armuth aus, um zu rauben, und oft um die Beleidigung eines Helden zu rächen, oder ihm den Beſitz einer geliebten Jungfrau zu verſchaffen. Auch des Handels wegen zog man aus, doch waren Handel und Seeraub immer verbunden. Wie die Gefolge größer wurden, benutzte ſie der Ehrgeiz ihrer Führer zu Eroberungen und zur Vertilgung der Volksfreyheit. Viele Heldenzüge geſchahen in Folge eines Gelübdes. Bey der Leiche des Vaters oder zu Ehren einer Jungfrau

ſchwur man, dies oder jenes groſse Werk zu vollführen. Es war eine allgemeine Sitte, daſs die Helden alsdann ihre Haare lang wachſen lieſsen, ohne ſie jemals zu ſtutzen oder zu kämmen, bis ſie ihr Gelübde erfüllt hatten.

Ein groſser Held hatte gewöhnlich einen Freund, mit dem er auf Leben und Tod verbunden war. Ihre Freundſchaft begann damit, daſs ſie mit einander kämpften, und ihre Kräfte völlig gleich fanden. Dann tranken ſie einander ewige Freundſchaft zu, indem ſie wechſelſeitig ihr Blut in den Trank miſchten, und ſie thaten dabey das Gelübde, einander nie zu verlaſſen, einander zu rächen, oft ſogar einander nicht zu überleben. So wiſſen wir von ſehr vielen Helden, die ſich mit ihren Freunden tödteten, oder ihnen lebendig in den Todtenhügel folgten.

Wenn berühmte Helden in der Schlacht fielen, ſo ſetzte man ſie zu oberſt auf einen groſsen Scheiterhaufen, auf dem man alle Leichen und alle Beute zuſammengehäuft hatte. Seehelden wurden mit dem Holze ihrer Schiffe verbrannt, am Ufer, zuweilen auch auf offener See. Ein nordiſcher Held, den man todtwund ans Ufer gebracht, befahl, daſs man ihn in die Mitte ſeines Schiffes auf alle Beute und den Leichen ſeiner Getreuen oben auf ſetze, alle Segel aufziehe und das Schiff anzünde. So fuhr er mit ſchwellenden Segeln von dannen und verbrannte auf hoher See. Den gröſsten Helden wurden auch die gröſsten Todtenhügel errichtet. Auf groſsen Wahlſtätten, wo viele Helden gefallen, erhob man rieſenmäſsige Steine, die man Bautaſteine nannte.

Die Thaten der Helden waren die vorzüglichſten Gegenſtände der Dichtkunſt. Bey jeder öffentlichen Angelegenheit, wie im Kreiſe des Hauſes erſcholl der Ruhm der gefallenen Helden und in dieſen Liedern allein pflanzte ſich das Gedächtniſs der Vergangenheit fort. Noch ſind

und eine zahllose Menge ſolcher Lieder von den Nordländern erhalten.

Kapitel XXIV.

Die Gaue.

Ueber die beſondern Verbindungen der Marken, Gilden und Gefolge hinaus bedurften die Germanen noch einer größern Verbindung zur Erhaltung des Friedens unter einander, zum Schutz gegen äußere Feinde, und zum gemeinſamen Gottesdienſte. Zu dieſem dreyfachen Zwecke verbanden ſich nun die freyen Männer in einem größeren Umkreiſe, welchen man Gau, im Norden Fylk nannte. Jeder Gau aber durfte nur ſo groß ſeyn, daß jeder einzelne freye Mann wöchentlich ein Mal bey der allgemeinen Volksverſammlung perſönlich erſcheinen konnte. Ganz Deutſchland war in ſolche Gaue, der Norden in Fylken abgetheilt.

Alle Gaue waren von einander unabhängig und bekriegten ſich unaufhörlich unter einander. Selbſt die Gaue, die zu einem Hauptvolke und zu einem gemeinſamen Heiligthume gehörten, hingen nicht von einander ab, ſondern jeder war ſelbſtherrlich und hatte ſeine eigene Volksverſammlung, ſein eigenes Geſetz. Jede Gaugemeinde bildete ein eigenes Volk.

Der Gauſtaat ward gegründet durch einen freyen Vertrag der freyen Männer. Jeder freye Mann konnte in den Staat treten, aber er war nicht gezwungen, es zu thun. Alle freyen Männer, die ſich zu jenen drey Zwecken verbunden hatten, bildeten vereint eine Volksverſammlung.

Kapitel XXV.

Die Volksverſammlungen.

Da nur freye Männer eignen Willen und eignen

Mund hatten, Leute, Sklaven, Weiber und Kinder aber unter der Vormundschaft ſtanden, ſo konnten auch nur freye Männer den Staat gründen und die Volksgemeinde bilden. Jeder von ihnen mußte aber die Unmündigen, die auf ſeinem Alode lebten, vor der Gemeinde vertreten. Die Weiber ließ man bey der Volksverſammlung nur zu, wenn ihr Rath heilſam ſchien.

Als Staatsbürger und Mitglied der Volksgemeinde hieß jeder freye Mann, wie ſchon oben gezeigt iſt, Wer, Baro, Ariman, German, ferner auch Bürger, welches nicht von Burg, ſondern von bürgen herkommt, ſodann Freyer oder Friling, im Norden immer Bonde, von dem Banne, den er über ſein Alod übte, oder von dem Bunde des Staates.

Die Volksverſammlungen fanden an heiligen Stätten, gewöhnlich auf Bergen und Hügeln ſtatt, oder in Hainen, und wenigſtens unter einem alten heiligen Baume. Die Verſammlung hieß das Thing oder Ding, der Ort die Thingſtatt, das Mal, der Malberg. In der Mitte war gewöhnlich ein großer Stein- oder Erdhügel aufgerichtet, auf welchem der Vorſteher der Gemeinde ſaß. Daneben befanden ſich Opferſtätten, wo man opferte und ſchmauste, und die Fahne oder das Bild des Landesgotts.

Man verſammelte ſich in ruhigen Zeiten alle vierzehn Nächte, in gefährlichen aber alle ſieben Nächte. Die Verſammlung begann in der Nacht zwiſchen Montag und Dienſtag. Die Mondgöttin Mana war die Beſchützerin des Thinges. Von ihr hieß auch jedes Mitglied der Volksverſammlung ein Mann. Erſt opferte man, ſchmauste und trank, und bey vollen Hörnern ward des Gaues Wohl berathen. Da ſprach jeder ſich von Herzen aus ohne Trug und Verſtellung, und der feurige Meth belebte ſeine Zunge. Aber erſt am andern Morgen bey

nüchternem Sinne hielt man das eigentliche Thing und faßte die Beſchlüſſe. Auf die Mondnacht folgte der Thingtag, und darum ſagen wir noch jetzt Montag und Dienſtag. Die Mondnacht fiel allemal in die Zeit des Mondwechſels, die man für geweiht oder heilig hielt.

In der Volksverſammlung wurde alles, was den Gau anging, gemeinſam berathen und beſchloſſen. Bey jedem Beſchluſſe entſchied die Stimmenmehrheit. Hier gab man Geſetze, hier hielt man Gericht, hier beſchloß man Krieg und Frieden, hier feyerte man den gemeinſamen Gottesdienſt. Bey den Verſammlungen galt kein Befehl, jeder durfte frey reden, und man folgte nur dem, der am beredteſten und weiſeſten zu rathen verſtand. Daher war Beredſamkeit bey den alten Deutſchen in hoher Blüthe und das vorzüglichſte Mittel, ſich Anſehen zu verſchaffen.

Kapitel XXVI.

Die Vorſteher des Volkes.

Alle Angelegenheiten des Gauſtaats beſorgte die Volksverſammlung ſelbſt. Doch der Ordnung wegen wählte ſie aus ihrer Mitte ſich Vorſteher. Da ihr dreyerley verſchiedene Geſchäfte oblagen, die Erhaltung des Friedensbundes im Innern durch Geſetz und Gericht, die Landesvertheidigung und der Gottesdienſt, ſo wählte man auch für jedes dieſer Geſchäfte einen beſondern Vorſteher, da die Eigenſchaften, die zu denſelben erfordert wurden, nicht immer in einer Perſon vereinigt waren. Für jedes Geſchäft ward nur derjenige zum Vorſteher gewählt, von dem man glaubte, daß er's am beſten verſtünde, um es einzuleiten, und dabey Ordnung zu erhalten.

Für das erſte Geſchäft, die Erhaltung des Friedens-

bundes im Innern, wählte man gewöhnlich alte verſtändige Männer, die aus langer Erfahrung am beſten wußten, was in vorkommenden Streitfällen zu thun ſey. Sie hießen Grafen (graue), Aldermänner (alte), Siniſten (älteſte von ſen, alt), Höfdinger, d. h. Häupter des Dings, Lagmänner, weil das Geſetz Lag hieß, Reginn oder Richter. Als ſie ſpäter durch große Privatmacht, durch ein mächtiges bewaffnetes Hausgefolge, und dadurch, daß ſie mit ihrem friedlichen Amte auch die Feldherrnwürde vereinigten, ihrer Familie ſo viel Anſehen verſchafften, daß das Volk faſt immer wieder ihre Söhne zu denſelben Aemtern wählte, nannte man ſie Könige, welcher Name urſprünglich einen Mann von berühmtem und mächtigem Geſchlecht bedeutet. Man trennte aber auch in der ſpätern Zeit die Würde des Königs von der des Lagmanns, damit der erſte ſich nicht zu viel Gewalt über die Geſetze anmaße.

Für die Landesvertheidigung ward ein oberſter Anführer gewählt, der ein jugendlicher und kräftiger Mann und im ganzen Volke der berühmteſte Held ſeyn mußte, und dem man auch vielmehr gehorchte, weil im Kriege Zucht und Ordnung viel wichtiger ſind, als im Frieden. Man hieß ihn Herzog oder Fürſt. Im Frieden gab es keinen Herzog, im Kriege keinen Grafen. Nur im Norden finden wir ſchon urſprünglich die friedliche und kriegeriſche Würde vereinigt, und man nannte einen ſolchen Vorſteher Drottar oder Droſt, erſt ſpäter König. Auch im ſüdlichen Deutſchland kommt die Vereinigung beyder Aemter und der Name König erſt ſpäter vor.

Für die Beſorgung der Opfer wählte man einen beſondern Vorſteher, den man Blutmann hieß, wegen des Blutes, das bey Opfern vergoſſen wurde. Die Römer berichten uns, daß bey den älteſten Germanen dieſes Amt ſowohl von dem des Herzogs, als von dem des

Grafen getrennt gewesen. Im Norden aber war der Drottar und später der König auch immer zugleich der Blutmann.

Alle Vorsteher wurden durch Stimmenmehr gewählt. Sie konnten nichts verordnen und beschließen ohne das Volk. Nur der Herzog hatte eine größere Gewalt, die aber nicht länger währte als der Krieg. Erst die spätern Könige verschafften sich durch immer wachsende Privatmacht, und dadurch, daß wegen der beständigen Kriege die Herzogswürde für immer an sie kam, ein dauerndes Ansehen, das am Ende der altgermanischen Zeit der Volksfreyheit sehr gefährlich wurde, und eine neue Ordnung der Dinge herbeyführte. Ob die Vorsteher ursprünglich auf Lebenslänge oder nur auf eine gewisse Zeit gewählt wurden, läßt sich nicht bestimmen. Das aber wissen wir, daß sie, wenn sie dem Volke mißfielen, sogleich abgesetzt, und wenn sie das Volk und seine Freyheiten zu gefährden schienen, aus dem Lande gejagt, oder ermordet wurden. In Zeiten allgemeiner Noth wurden sie den Göttern geopfert.

Sie erhielten ursprünglich keine Besoldung und nichts von Steuern, denn dergleichen kannten die freyen Germanen nicht. Alle öffentlichen Ausgaben besorgte das Volk gemeinsam oder mittelst der Gilden. Die Vorsteher pflegten nur Geschenke von der Gunst des Volkes zu erhalten. Sie mußten aber selbst wieder sehr freygebig mit Geschenken seyn. Erst später erhielten sie einen kleinen Theil der gerichtlichen Strafgelder.

Kapitel XXVII.

Das Gerichtswesen.

Ueber Streitigkeiten und Vergehen einzelner Familienglieder richtete die Familie, über solche der Sklaven

und Leute der Alodherr, über solche der Gesellen der Führer. Marken und Gilden hatten unter einander bestimmte Gesetze, und richteten sich selbst darnach. Alles dies waren Privatgerichte und sie gingen die öffentlichen Gaugerichte nichts an. Diese bestanden für sich, wie die Gaugemeinde selbst.

Die Leidenschaftlichkeit und Kampflust aller Germanen war eine sehr natürliche Ursache, daß sie am liebsten alle ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte ausmachten, durch Fehden mit ganzen Familien, oder durch Zweykämpfe zwischen Einzelnen. Da aber hiermit allzu großer Mißbrauch getrieben wurde, so kam man überein, die meisten Streitigkeiten durch Schiedsrichter friedlich entscheiden zu lassen, und gegen bestimmte Vergehen bestimmte Strafen festzusetzen. Wollten die streitenden Parteyen sich freywillig versöhnen, ohne auf das Gesetz Rücksicht zu nehmen, so stand es ihnen frey. Außerdem konnten sie sich selbst Schiedsrichter wählen, welche sie wollten, und dieselben nach dem Gesetz entscheiden lassen; denn jeder kannte das Gesetz auf's genaueste, weil er es selber hatte geben helfen. Man wählte (schöpfte) gewöhnlich sieben oder zwölf Schiedsrichter, und sie hießen Schöppen oder Lagmänner. Wenn eine Partey ihren Ausspruch nicht annahm, so wandte sie sich an die allgemeine Volksversammlung. Der Beklagte vertheidigte sich durch Darlegung der Wahrheit, die er beschwor, und durch Zeugen. Unmündige durften nur durch ihre Vormünder vertreten werden, und sie konnten auch gegen ihre eignen Vormünder nicht zeugen. Das Zeugniß eines Einheimischen galt so viel, als das Zeugniß zweyer Fremden. Außer den Zeugen mußte der Beklagte auch andere Männer stellen, die auf Treu und Glauben, weil sie ihn als einen zuverlässigen und ehrlichen Mann kannten, mit ihm schworen, daß sie ihn für unschuldig hielten. Man

nannte sie Eidhelfer. So fest war die Redlichkeit im Volke gegründet, daß die bloße Meinung ehrlicher Männer so viel gelten konnte, als augenscheinlicher Beweis. Die Eidhelfer mußten im ganzen Gaue als unbescholtene freye Männer, auf denen kein Fehl haftete, bekannt seyn. Je schwerer das angeschuldigte Verbrechen war, desto mehr Eidhelfer mußte der Beklagte beybringen, in unbedeutenden Fällen zwey, drey, und so aufsteigend bis siebenzig. So viele zu erhalten war keinem möglich, der sich nicht immer als ein redlicher Mann bewährt hatte. Jeder wurde nur nach dem Gesetz gerichtet, das er selber gegeben oder anerkannt hatte. Niemals richtete man einen Fremden nach dem einheimischen Gesetze. Wollte der Beklagte nicht vor Gericht erscheinen, so durfte ihn Niemand zwingen, und man gab ihm sechs Wochen Frist. Erschien er auch dann nicht, so hatte er den Bund gebrochen und ward aus der Gemeinde ausgestoßen, und der beleidigte Theil hatte das Recht, die Privatrache an ihm auszuüben, wie er konnte und mochte.

Wenn Recht oder Unrecht nicht zu unterscheiden war, so erlaubten sich die Menschen nicht, ein Urtheil zu fällen, sondern sie überließen es den Göttern. Die Gottesurtheile waren für freye Männer der Zweykampf, für Weiber und Sklaven die Feuer- und Wasserprobe. Man nannte sie im Allgemeinen Ordalien, und sie wurden öffentlich vor der Volksversammlung gehalten. Der Zweykampf hieß auch Wehading, oder das geweihete göttliche Gericht. Den Kämpfern wurden gleiche Waffen gegeben, und Licht, Wind und Boden zu gleichen Theilen zugemessen. Um sie her legte man einen Kreis von Steinen, Holm genannt, daher hieß der Zweykampf auch Holmgang. Kampfrichter, die man Griesswärtel nannte (Gries so viel als Streit, Zank), achteten darauf, daß kein Ridingwerk vorfiel. Welcher Kämpfer getödtet oder verwundet wurde,

oder aus dem Steinkreiſe floh, den achtete man ſchuldig, denn man glaubte, die Götter gäben nur den Unſchuldigen den Sieg. Weiber und Sklaven durften nicht kämpfen, ſondern ſie mußten die Hand oder den bloßen Fuß an ein glühendes Eiſen halten oder in ſiedendes Waſſer tauchen. Blieben ſie unverſehrt, ſo hielt man ſie für unſchuldig.

Kapitel XXVIII.

Die Geſetze.

Alle Geſetze bezweckten den Frieden der Perſonen und dieſer Friede war eingetheilt in den Frieden des Lebens, des Leibes, der Freyheit, der Ehre und des Beſitzes. Man ging von dem Grundſatz aus, daß dem beleidigten Theile nichts daran gelegen ſeyn könne, ob der Beleidiger beſtraft werde oder nicht, ſondern nur, daß er von ihm einen Schadenerſatz, eine Genugthuung erhalte. Daher bezweckten die Geſetze nicht Strafe, ſondern Schadenerſatz. Außer dem Schadenerſatz gab es keine Strafe. Man ging ferner von dem Grundſatze aus, daß das Geſetz, welches die Einzelnen gegen Verletzung ſchützen ſollte, ſie nicht ſelbſt verletzen dürfe. Es ſollte nur erhalten, nicht verderben. Es war nicht von oben herunter durch einen Herrſcher vorgeſchrieben, dem an dem Glücke des Volkes wenig lag, ſondern das Volk, die Einzelnen, beſtimmten ſich ihre Geſetze ſelbſt und nur zu ihrem Beſten. Daher durfte das Geſetz niemals mit dem Tode, mit körperlicher Strafe, mit Gefängniß oder mit Verluſt der Ehre beſtrafen, auch nicht mit dem Verluſt des Adels, weil dieſes eine Bedingung der Freyheit war. Nur an dem beweglichen Gute, als demjenigen, das am meiſten zufällig war, am wenigſten zum eigentlichen Weſen des Menſchen ſelbſt gehörte, durfte man den Friedensbrecher ſtrafen.

Davon waren aber alle die Fälle ausgenommen, die durch Privatgerichte entschieden werden konnten. Ein Herr konnte seine Sklaven, Eltern konnten unkeusche Töchter an Leib und Leben bestrafen oder verkaufen. Auch überließ das Gesetz in vielen Fällen dem Beleidigten die Privatrache, z. B. beym Frauenraube, beym Ehebruch u. s. w. Endlich ward überall, da der Beleidiger dem Gesetze nicht stehen wollte, die Privatrache vollzogen, und es wurde dann nicht gefragt, ob der Schuldige in der Fehde fiel, oder gefangen und zum Sklaven gemacht wurde.

Alle Gesetze wurden vom Volke selbst gegeben, daher kannte sie jeder, und es war keinem Richter möglich, sie willkührlich zu ändern. Sie waren in Versen und Reimen abgefaßt und man grub sie mit Runenschrift auf Holz. Ein Gesetz überhaupt nannte man Lag.

Kapitel XXIX.

Das Wergeld.

Das Gesetz strafte den Friedensbrecher nur am beweglichen Gute, an der Fahrhabe, oder am Gelde, denn Geld heißt überhaupt alles, was etwas gilt, und man gebrauchte das Wort schon lange, ehe man geprägte Münzen hatte. Statt dieser gab man in jenen Zeiten Vieh, Waffen, Kleider und Geräthe.

Das Geld, das für den Friedensbruch gegeben werden mußte, hieß die Sühne, das Friedegeld (Fredegeldum) das Wergeld (Weregeldum von gewähren), oder Widrigeld (von wider, gegen, s. v. a. Entschädigung). Wer den Frieden brach, mußte das Wergeld geben. Wenn er nichts hatte, so mußten seine Verwandten für ihn zahlen. Hatten auch diese nichts, so mußte er so lange als Knecht dienen, bis er es verdient hatte. Auch seine Kinder mußten noch für ihn zahlen, oder dienen. Doch gieng ihnen dadurch

ihre Freyheit und ihr Alod nie verloren. Für die Unmündigen mußte der Herr und Vormund das Wergeld zahlen. Der Beleidigte empfing das Wergeld, oder wenn er todt war, empfingen es seine Verwandten und Erben. Für die Unmündigen empfing das Wergeld allemal der Vormund.

Die Höhe des Wergeldes ward auf achtfache Weise bestimmt. Zuerst durch das Geschlecht der verletzten Person. Beleidigungen der Frauen wurden nicht nur im Wergelde doppelt und dreyfach so hoch gebüßt, als die der Männer, sondern auch vorzüglich in diesen Fällen erlaubte das Gesetz die Privatrache, wodurch der Beleidiger die Freyheit oder das Leben verlor.

Zweytens durch den Stand der verletzten Person. Ein Vorsteher stand höher im Wergelde, weil er größere Verpflichtungen hatte. Wo es einen Adel gab, war derselbe höher verwergeldet, als die Freyen, und überall waren die Freyen höher als die Leute, und diese höher als die Sklaven geschätzt.

Drittens durch den Werth des verletzten Gegenstandes. Am höchsten war die Ehre und die Freyheit geschätzt, höher als Leben, Leib und Besitz. Auch alle Friedensbrüche, wobey irgend die Ehre mit ins Spiel kam, mußten bey weitem höher gebüßt werden. Beleidigungen der Keuschheit, eines Gastfreundes, eines Gesandten, einer Geißel und jedes Fremden überhaupt, geheimer Diebstahl, Beraubung und Beschimpfung eines Todten, und was immer noch zum Ridingswerk gehörte, mußte doppelt und dreyfach, ja zuweilen neunfach gebüßt werden. Bey den Verletzungen des Leibes war jedes einzelne Glied geschätzt und jede mögliche Wunde vorhergesehen. Sogar jede Zehe und jeder Zahn war besonders geschätzt. Bey den Verletzungen des Besitzes fand dasselbe statt. Jeder Gegenstand, der nur unter der Haabe eines Deutschen vorkam, war nach Verhältniß geschätzt.

Viertens durch das Geschlecht des beleidigenden Theils. Ein Weib mußte höher büßen, als ein Mann, weil man sie weit weniger eines Verbrechens fähig hielt, und weil sie selbst, wenn sie beleidigt worden war, ein höheres Wergeld erhielt.

Fünftens durch den Stand des Beleidigers. Wenn ein Freyer den Frieden brach, so mußte er mehr zahlen, als wenn es ein Leut gethan hätte und dieser wieder mehr als ein Sklave, nach dem Grundsatze, daß, wer höhere Rechte genießt, auch höhere Pflichten zu leisten hat.

Sechstens durch den Willen des Beleidigers. Ein Friedensbruch von ungefähr, ohne Absicht, wurde nur gering, oder nach Umständen gar nicht gebüßt. Dagegen ward schon die bloße Absicht eines Friedensbruchs, wenn sie erwiesen war, beynahe so streng gebüßt, als wenn er schon ausgeführt worden wäre.

Siebentens durch das Mittel der Verletzung. Wer z. B. einen andern mit einer ehernen Waffe tödtete, war minder strafwürdig, als wer ihn mit einem Holze oder mit der Hand umbrachte.

Achtens durch den Ort. Wer einen andern in dessen eigenem Hause beschädigte, mußte doppelt und dreyfach so hoch büßen, als wenn es anderswo geschehen wäre. Eben so wenn der Frevel an heiliger Stätte, bey der Volksversammlung, oder auf dem Wege dahin geschehen war. Während des Kriegs aber ward alles Wergeld um das dreyfache erhöht, weil da Zucht und Ordnung am wichtigsten war.

Kapitel XXX.

Die Landwehr.

Sobald ein äußerer Feind den Gau bedrohte, ward ein Pfeil, der Kriegspfeil oder Kriegsbote genannt, eilig von Hof zu Hof geschickt und die Arimannen eilten bewaff-

net mit ihren Leuten an einen bestimmten Sammelplatz. Die bewaffnete Volksversammlung, welche in den Krieg auszog, hieß Arimannia, Heerimannia, Heer oder Landwehr, welcher Name schon sehr früh vorkommt.

Im Kriege waren alle Gesetze um das dreyfache geschärft. Dem Könige oder Herzog, der das Heer führte, war größere Gewalt gegeben, weil im Kriege nur ein Wille gebieten darf, wenn nicht Unordnung, und durch diese Unglück und Niederlagen entstehen sollen. Er durfte sogar mit dem Tode bestrafen, Verräther hängen, Feiglinge in einem Sumpfe ertränken lassen.

Das Bild oder die Fahne des Landesgottes ward voraus getragen in die Schlacht. Durch Opfer wurden die Götter um Sieg angefleht und Weiber warfen die Loose des Kriegs und weissagten seinen Ausgang. Kündeten die Opfer und Zeichen Unglück, so wagte man keine Schlacht. Oft ließ man ganze Kriege durch Zweykampf entscheiden. Mit feyerlichen Gesängen stürzte man sich in die Schlacht. Immer kämpften einzelne Familien zusammen, und hinter ihnen stunden die Weiber und Kinder, ermahnten sie zur Tapferkeit, heilten ihre Wunden und mischten sich selbst in den Kampf, wenn die Männer zurückwichen. Wurden die alten Deutschen geschlagen, so setzten sie am folgenden Tage unermüdet den Kampf fort, und war kein Entkommen mehr, so tödteten sie sich sehr häufig selber. Waren sie Sieger, so theilten sie die Beute. Oft aber weiheten sie auch alle Beute und alle Gefangenen den Göttern, und verbrannten sie, oder versenkten sie in einem Flusse.

Wenn die Deutschen auch am liebsten dem Feinde in offenem Felde die Stirn boten, so gebrauchten sie doch gegen allzumächtige Feinde die List. Im Angriffskriege forderten sie den Feind heraus, und ließen ihn Zeit und Ort der Schlacht bestimmen. Dann drangen sie stürmisch und in dichten Massen vorwärts, und verbanden sich sogar

gliederweiſe mit Ketten. Eben ſo ketteten ſie auch ihre Schiffe aneinander. Im Vertheidigungskriege aber, wenn der Feind allzumächtig ſchien, wichen ſie zu allen Seiten aus, verheerten ihr eigenes Land, damit der Feind keine Nahrung fände, und verbargen ſich in Wäldern und Gebirgen. Hier lauerten ſie, und wenn der Feind weit genug vorgedrungen war, ſo fielen ſie ihm plötzlich in die Seite oder in den Rücken.

Kapitel XXXI.

Erweiterung der Gaue.

Jeder Gau war von dem andern unabhängig. Anlaß zum Kriege gab es immer zwiſchen ihnen, und gerade die benachbarten waren ſich am feindlichſten.

Anfänglich ſchonte ein Gau den andern im Kriege nicht. Das überwundene Volk wurde völlig ausgerottet, oder zu Sklaven gemacht, und ſein Gau als erobertes Land unter die Sieger vertheilt. Das gab Anlaß zu Entſtehung des Adels. Es führte aber auch noch andere neuere Einrichtungen herbey. Ein Gau, der einen oder mehrere mit ſich vereinigt hatte, war zu groß, als daß alle freyen Männer deſſelben ſich zur geſetzten Zeit an einem Orte hätten verſammeln können, auch wären die Volksverſammlungen ſelbſt allzuzahlreich geworden. Man theilte alſo alle freyen Männer in je Hundert ein, und jede Hundertzahl (Hundreda, Hondſchaft, Centena, Kanton) bildete eine beſondere kleine Verſammlung mit ihrem beſondern Vorſteher (Hundredar, Hendin, Chindins, Centenarius, Zentner). Die Hunderte waren wieder in je Zehen abgetheilt; eine Zehnmännerzahl (Tien Manna Tala, Decania) mit einem eigenen Vorſteher, dem Zehnhaupt (Tienheofod, Thieghal, Decanus). Die Zehnten richteten und regierten unter ſich. Womit ſie nicht aufs Reine kommen

konnten, das brachten ſie an die Hunderte. Was dieſe nicht entſcheiden konnten, kam vor die allgemeine Volksverſammlung, die ſich jetzt nur noch ein paar Mal im Jahr verſammelte. Jede Zehnte mußte nunmehr für den Frevel ſtehen, der in ihrem Umkreis begangen worden. Bey einigen Völkern bildeten nur die Hundredare zuſammen einen hohen Rath, der die Sachen des Volks verhandelte, bevor ſie an die große Volksverſammlung zur Entſcheidung kam, und nur im Kriege wählten ſie einen gemeinſamen Herzog. Einige andere Völker hatten außer den Hundredaren noch einen beſtändigen Grafen, Herzog oder König, auch Siniſt (Älteſter) genannt.

Kapitel XXXII.

Bünde der Gauvölker.

Nur im weſtlichen Deutſchland gab es viele Gaue, die ſich zu keinem beſonderen Hauptvolke rechneten, weil ſie nach einander durch vereinzelte Auswanderungen entſtanden waren. Im Innern Deutſchlands und Skandinaviens aber gehörte jedes Gauvolk zu einem größern Hauptvolke. Die Bande alter Stammverwandtſchaft, der Mundart, der Nachbarſchaft, auch der Lebensweiſe, (denn die Deutſchen lebten z. B. mehr auf dem Lande, die Skandinavier mehr auf der See), und endlich der gemeinſamen alten Heiligthümer hielten ſie gegen außen als ein Ganzes zuſammen. Doch war dies Ganze kein politiſches. Jeder Gau war ſelbſtändig und ſouverain, hatte ſein eigenes Geſetz, ſeine eigene unabhängige Volksverſammlung.

Erſt durch Eroberung oder durch einen freywilligen Bund konnten mehrere und viele Gaue zu einem politiſchen Ganzen zuſammenſchmelzen.

Sobald die Eroberungen größer wurden, hörte man auch auf, die Ueberwundenen auszurotten oder zu Skla-

ven zu machen. Man ließ die eroberten Gaue ganz in ihrer alten Verfassung, und zwang sie nur, Hülfsheere und große Schatzung zu geben. Dies Verhältniß des herrschenden Gaues zu dem überwundenen war ganz dem des Herrn zu seinem Leut nachgebildet. Ganze Gaue traten in Lehns- und Schutzpflicht eines andern. Doch rissen sie sich immer, sobald sie konnten, wieder davon los.

Die freyen Völkerbünde wurden anfangs nur auf gewisse Zeit geschlossen. Überhäufung der Menschenmenge und Mangel an Nahrung oder die Kunde von schönen Ländern und die Lust zu großen Thaten nöthigte oder weckte zur Auswanderung. Oft trieben auch äußere Feinde dazu. Viele einzelne Gauvölker sind ausgewandert, doch waren sie gewöhnlich zu schwach und gingen unter. Darum haben sich zu allen Zeiten mehrere Gauvölker zum Behuf der Auswanderungen verbunden. Sobald aber im Innern ihres Landes selbst große Kriege ausbrachen, oder äußere Feinde es erobern wollten, wurden auch im Lande selbst große Bünde vieler Gauvölker aufgerichtet. Das geschah besonders gegen die Römer.

Die Verfassung dieser Völkerbünde war sehr einfach. Immer blieben auch im Bunde noch die einzelnen Gauvölker selbständig. Sehr oft erscheinen sie auch nur unter ihren besondern Vorstehern. Andere dagegen hatten, so lange der Krieg währte, einen einzigen gemeinsamen Herzog.

Zweytes Buch.

Die älteſten Römerkriege.

Kapitel XXXIII.

Die älteſten Religionskriege.

Die Deutſchen haben ſich urſprünglich im Kampfe um Freyheit und Glauben von ihren aſiatiſchen Stammverwandten losgeriſſen. Erſt haben ſie im Gebirge Kaukaſus ſich niedergelaſſen und von da aus allmählig die Länder eingenommen, die ſie gröſtentheils noch heute beſitzen. Manches Jahrtauſend iſt dabey vorübergegangen, ohne daß wir wiſſen, wie allmählig in Deutſchland Alles ſo geworden, wie wir es im vorigen Buche kennen gelernt. Doch ſcheint die ganze Zeit bis gegen 500 Jahre vor Chriſti Geburt mit Religionskriegen erfüllt. Der Schauplatz dieſer ungeheuren Kämpfe ſind gröſtentheils die Gegenden des Kaukaſus. Dort haben indiſche, perſiſche, kaukaſiſche und arabiſche Völker in ewiger Todfeindſchaft um der Religion willen ſich geſtritten. Oft ſind die kaukaſiſchen Völker in den Süden eingebrochen, aber auch von den ſüdlichen Völkern ſind große Heereszüge bis ins innerſte Europa unternommen worden. Von Ägypten aus geſchahen zweymal ſolche Züge, noch öfter von Perſien aus. Noch ums Jahr 500 vor Chriſto zog der groſe Perſerkönig Darius mit einem unermeßlichen Heere über die Donau, ward

aber von den ſcythiſchen Völkern, deren einige Buddinen hießen, blaue Augen und blondes Haar hatten, und wahrſcheinlich Deutſche waren, in Einöden gelockt, dann plötzlich überfallen und zu einer ſchmählichen Flucht genöthigt.

Dieſer Krieg ſcheint noch durch Religionshaß veranlaßt worden zu ſeyn. Später aber hören wir von Glaubenskriegen nichts mehr, und die deutſchen Völker ſtritten fortan nur wegen des Heldenruhms, oder um für ihren Menſchenüberfluß ein reicheres Land zu erobern. Schon in ſehr alter Zeit gewahren wir einen Einfluß der Hyperboräer auf das griechiſche und italieniſche Weſen. Er ward aber wieder verwiſcht durch die neue Geſtaltung, welche Griechen und Römer annahmen, und als die Deutſchen in ſpäterer Zeit wieder über die Alpen an die Küſten des Mittelmeers vordrangen, erſchienen ſie jenen Völkern als beynahe gänzlich unbekannte Barbaren. Von phönikiſchen Seefahrern, die aus Kleinaſien, und von griechiſchen, die aus der griechiſchen Pflanzſtadt Marſeille am Ausfluß der Rhone in die Nord- und Oſtſee kamen, und daſelbſt den köſtlichen Bernſtein einhandelten, erfahren wir nur ganz unvollkommene Nachrichten über Lage und Namen einiger nordiſchen Küſtenvölker.

Kapitel XXXIV.

Die Römer.

Im achten Jahrhundert vor Chriſto entſtand die Stadt Rom in Italien durch einen Zuſammenlauf flüchtiger Menſchen aus verſchiedenen Gegenden. Die Stadt war von geringem Umfange und es gehörte ihr Nichts, als einige Felder in der Nähe. Die Bürgerſchaft war anfänglich von Königen beherrſcht, die nicht viel mehr als Räuberfürſten waren. In der Nachbarſchaft zu rau-

ben, zu morden und zu erobern, war das tägliche Geschäft des kleinen Völkchens. Dadurch wurden sie zu Helden gebildet, und bald ertrugen sie die Herrschaft eines Einzigen nicht mehr. Sie vertrieben die Könige und schufen einen Freystaat, dessen einziger Zweck war, Männer und Helden zu bilden, um damit den Erdkreis zu unterjochen. Die benachbarten keltischen Völker waren vereinzelt, entnervt, von einem Priesteradel oder von Königen tyrannisch beherrscht. Sie konnten den Waffen des kühnen römischen Freystaats nicht widerstehen und wurden nach und nach durch Eroberung ihm einverleibt. Wie die Römer aber nordwärts nach Oberitalien vordrangen, stießen sie auf deutsche Völker, welche die Alpen überstiegen hatten, und zwischen beyden erhoben sich lange und blutige Kämpfe um den Besitz des schönen Landes, das von dem Po durchströmt wird. An diese Kämpfe reiheten sich wieder andere, denn sobald die Deutschen und Römer einmal Nachbarn geworden waren, war an keinen dauernden Frieden zu denken. Die Ueberhäufung der Menschenmenge, die Lockung der schönen Südländer und die Lust zu Krieg und Abentheuern trieb die deutschen Helden unaufhörlich aus ihren Wäldern heraus und den römischen Waffen entgegen. Die Römer aber giengen auf die Eroberung der ganzen Erde aus und je näher ihnen die Deutschen waren, desto dringender mußten sie dieselben zu überwinden oder zu vertilgen streben. Nach und nach eroberten die Römer alle westlichen und südlichen Keltenländer, Gallien, Britanien, Spanien, alle Länder südwärts der Donau, das ganze Vorderasien und den Norden von Afrika. Diese Eroberungen verschafften aber den Soldaten allein alle Macht, und die Feldherren erhoben sich zu Kaisern. Die Republik hörte auf. In allen den Römern unterworfenen Ländern gebot ein einziger unumschränkter Herrscher an der Spitze von vielen hun-

derttausend in Krieg und Schlachten wohlerprobten Soldaten. Das unermeßliche Kaiserreich drückte nun mit seiner ganzen Last und Übermacht auf die Deutschen, die lieber untergehen als ihre Freyheit verlieren wollten. An der ganzen langausgedehnten Grenze zwischen den römischen und deutschen Ländern, von den Mündungen des Rheins bis zu den Mündungen der Donau, loderte der Krieg ununterbrochen fort, und er konnte nicht eher enden, bis eins von beyden Völkern völlig besiegt oder vernichtet war. Nahe an tausend Jahre lang hat er gedauert. Wir leben noch, die Römer sind bis auf das Gedächtniß ihres Namens vertilgt. Die Heldenkraft und der Freyheitssinn unserer Väter schlug nach tausendjährigem Kampfe die Herren der Welt und ihr unermeßliches Reich in Trümmer.

Kapitel XXXV.

Uebersicht der ältesten Römerkriege.

Die Geschichte dieser Kriege ist uns ziemlich bekannt, weil die Römer sie aufgezeichnet. Was aber unterdeß im innern Deutschland vorgegangen, davon finden wir nur zuweilen eine dunkle Spur. Indeß sind die Römerkriege offenbar die wichtigsten aus jener Zeit, weit wichtiger, als die Kriege, welche die Deutschen mit den keltischen und slavischen Völkern oder untereinander selbst geführt haben mögen; denn gegen die Römer mußten sie alle ihre höchsten Kräfte zur Entwicklung bringen, und dadurch ihrem ganzen Wesen von innen heraus einen Umschwung geben. Außerdem ward aber auch von außen her das deutsche Wesen im Verlauf jener Römerkriege umgestaltet, theils durch die Eroberungen, welche die Deutschen auf römischem Grund und Boden machten, theils durch die römische und christliche Bildung, die sie

von dort her in die deutschen Wälder brachten. Also wurden jene Römerkriege die Grundlage der ganzen spätern deutschen Geschichte.

Wir theilen diese Kriege in zwey Hauptperioden ein. In der ersten behielten die Römer die Oberhand; in der zweyten erlangten die Deutschen den vollständigen Sieg. In diesem Buche wollen wir die erste betrachten.

Rohe deutsche Völkermassen, Krieg und Abentheuer oder Land suchend, drangen über die Alpen vor und wurden dem glühenden Himmelsstriche und den Wollüsten des Südens, oder dem Verrath und dem größeren Kriegsgeschick der Römer zum Opfer. Wie die Macht der Römer in Morgen, Mittag und Abend immer zunahm, so breitete sie sich auch gegen Mitternacht allmälig immer weiter aus. Indem jeder deutsche Gau, oder doch nur kleine Bünde von Gauvölkern gegen die überwiegende Macht der Römer immer vereinzelt stritten, mußten sie geraume Zeit unterliegen, und die Römer drangen siegreich in die deutschen Wälder ein. Dazu kam, daß die Deutschen, seitdem die großen Schaaren von Auswanderern, die früher gegen Südwesten gezogen, so oft von den Römern vertilgt worden waren, fortan ihre Auszüge mehr gegen die östlichen Slavenländer richteten, so daß die vereinzelten Grenzvölker der ganzen Römermacht allein ausgesetzt blieben. Aber je weniger der Heldenmuth der Deutschen mit Sieg gekrönt wurde, desto höher müssen wir ihn achten, da er ein halbes Jahrtausend hindurch unter den größten Niederlagen und allen Greueln schrecklicher Vertilgungskriege, ja selbst unter den Lockungen römischer Bildung, Pracht und Größe das Volk niemals verließ, also daß die überwundenen Gauvölker unablässig aufs Neue sich empörten und die Römer dadurch verhinderten, sich im innern Deutschland festzusetzen. Während am Rhein und an der Donau unaufhörlich gestritten

ward, gewannen die Deutschen im Innersten ihrer Wälder Zeit, sich selbständig zu entwickeln, und während die äußern Theile des Volkes mannigfacher Zerstörung unterlagen, blieb dagegen der uralte Kern desselben in seiner vollen Kraft.

Kapitel XXXVI.

Einfall der Senonen und Boier in Italien.

Im vierten Jahrhundert vor Christo kam ein ungeheurer Zug vieler deutscher Völker über die Alpen nach Italien. Die Römer nannten sie Gallier, die Griechen Hyperboräer oder Kelten, wie alle, die ihnen nordwärts wohnten. Sie selbst führten verschiedene Namen je nach den Völkern; die wichtigsten waren aber Senonen und Boier. Ihr gemeinsamer Anführer hieß Brennus. Ein Reisender hatte Feigen und Trauben, Wein und Oel aus Italien in die nordischen Wälder gebracht, und das hatte jene Völker gelockt, zu dem schönen Lande zu fahren. Sie unterwarfen mit leichter Mühe alle keltischen Völker in Italien. Die Römer trugen ihnen Frieden an, brachen ihn aber treulos, und dafür schlug sie Brennus, nahm die Stadt Rom ein und verbrannte sie. Die Senatoren oder die Rathsherren des römischen Freystaats wollten den Untergang ihrer Stadt nicht überleben. Sie blieben im Rathhause sitzen in langer Reihe, alles ehrwürdige Greise, in weißen und purpurnen Gewändern und jeglicher ein Scepter in der Hand. Als nun die Deutschen mit Schwerdt und Mordfackel in den Saal stürzten, fuhren sie erschrocken zurück, denn sie glaubten Geister oder Bildsäulen zu sehen, so unbeweglich saßen die Greise. Ein vorwitziger junger Bursch aber wollte sehen, ob Leben in ihnen sey, und er griff einem Senator nach dem Barte. Darüber zornig schlug dieser ihn mit dem Scepter

nieder. Die Täuschung hörte auf, und die Greise wurden alle ermordet. Nur die feste Burg von Rom oder das Capitolium blieb unerobert und ward von einem tapfern Römer, Manlius, vertheidigt. Als in finsterer Nacht einst Brennus heimlich die Burg zu ersteigen befahl, retteten nur die Gänse die Römer vom Untergange, denn sie weckten sie durch ihr Geschrey noch zur rechten Zeit auf. Doch zog Brennus nicht eher ab, als bis ihm die Römer tausend Pfund Goldes zahlten, und er warf auch noch seinen schweren Degen in die Waagschaale, da das Gold gewogen wurde, und ließ sich auch den noch mit Gold aufwiegen.

Die Senonen und Boier ließen sich hierauf in Oberitalien nieder und blieben somit Nachbarn der Römer. Da begannen stets aufs Neue schwere und heiße Kriege zwischen ihnen, und kein Jahr verging ohne blutige Schlachten und Siege oder Niederlagen auf beyden Seiten. Hier lernten die Römer erst den Krieg. Indem sie ein so tapferes Volk, wie die Deutschen, nur bestreiten lernten, lernten sie alle andere besiegen. Sie erhielten sogar mit der Zeit das Übergewicht über die Deutschen, weil sie mit ihrer Tapferkeit auch Einheit, einen festen Eroberungsplan, schlaue List und Verrath verbanden. Leicht hätten die Deutschen, wenn sie einig gewesen wären und nur irgend daran gedacht hätten, einen festen Plan zu verfolgen, den römischen Staat schon in seiner ersten Blüthe vernichten können.

Kapitel XXXVII.

Einfall der Senonen und Boier in Griechenland und Kleinasien.

Im dritten Jahrhundert vor Christo zogen dieselben Völker mit vielen aus dem innern Deutschland verbündet nach Griechenland. Senonen, Boier, Kimbrer, Tauteb-

diaken, werden darunter genannt. Sie hatten verschiedene Anführer, und einer davon hieß wieder Brennus. Siegreich drangen sie bis zu dem heiligen Tempel von Delphi vor, dessen ungeheure Schätze sie plündern wollten. Aber der Gott zürnte dem verwegenen Beginnen und ein großes Gewitter entstand plötzlich und Sturm, die Erde bebte, die Felsen stürzten ein, und von Grauen und Entsetzen ergriffen flohen die Tempelräuber davon, und die Griechen brachten ihnen eine gewaltige Niederlage bey. Brennus selbst wurde verwundet, und, um nicht gefangen zu werden, gab er sich nach deutscher Sitte selbst den Tod mit dem Schwerdte.

Eine andere Heerschaar bereitete sich zur Schlacht, als die Opfer und Zeichen Unglück verkündeten. Da beschlossen sie männlich zu sterben, tödteten alle ihre Wiber und Kinder, stürzten sich in die Schlacht und fanden alle den verheißenen Untergang.

Eine dritte Schaar war unterdeß nach Kleinasien übergegangen. Das Land gefiel ihnen und sie blieben dort und gründeten einen eigenen Staat. Griechen und Römer nannten sie Gallogriechen oder Galater, und es sind dieselben, an welche der Apostel Paulus seine Briefe geschrieben. Sie selbst hatten andere und verschiedene Namen, denn sie waren in nicht weniger als 195 kleine Völkerschaften getheilt. Diese waren aber in zwölf Gaue und diese wieder in drey Hauptstämme vereinigt, und hatten einen großen gemeinsamen Versammlungsort, Drynaimet genannt. Die zwölf Gauvorsteher bildeten den höchsten Rath. Ihnen aber traten noch 300 Männer an die Seite, aus jedem Hauptvolk hundert. Diese Verfassung ist vielen andern ganz ähnlich, die wir später in Deutschland selber finden. Allmälig aber wußten einige Männer sich zu beständigen Herzögen der Galater aufzuwerfen, und zur Zeit von Christi Geburt erlitten sie das Schicksal aller

ihrer aſiatiſchen Nachbarn und kamen unter die Herrſchaft der Römer. Sie behielten aber immerfort noch ihre deutſche Sprache. Ein griechiſcher Biſchof behauptet, ſie hätten wie die Leute in der Gegend von Trier geredet. Als 1400 Jahre nach ihrer Niederlaſſung in Aſien die deutſchen Kreuzfahrer in jene Gegenden kamen, fanden ſie zu ihrer Verwunderung, daß die Menſchen daſelbſt die bayeriſche Mundart redeten. Es waren aber auch größtentheils Boier geweſen, die dort ſich niedergelaſſen.

Kapitel XXXVIII.

Unterjochung der Senonen und Boier durch die Römer. Die Geten und Baſtarner an der Donau.

Unabläſſig ſtrebten die Römer, das ſchöne Oberitalien den Senonen und Boiern zu entreißen. Dieſe wurden in den Genüſſen des Südens einigermaßen der alten Kraft und Sitte entfremdet, und ſahen ſich genöthigt, gegen die immer wachſende Macht der Römer andere Deutſche zu Hülfe zu rufen. Da kamen aus den Rheingegenden zahlloſe Schaaren, die man Gäſaten nannte, d. h. Gäſte, Geſellen, das junge kriegsluſtige Volk. Rom zitterte, aber ſeinem großen Feldherrn Aemilius gelang es, in einer Schlacht die Gäſaten beynahe völlig zu vernichten. Wie das ihre Väter am Rhein vernahmen, erzürnten ſie und gedachten für ihre Söhne an den Römern die Blutrache zu nehmen. Sie zogen aus, lauter Arimannen oder Germanen, unter ihrem Herzog Weridomar. Aber auch ſie wurden von den Römern überwunden, und ſeitdem wurden die Senonen und Boier dem römiſchen Reiche tributbar.

Nur als der große Feldherr von Karthago, Hannibal, aus Afrika durch Spanien und Gallien über die Alpen nach Italien kam und auf kurze Zeit die Römer überwand, da geſellten ſich auch die Senonen und Boier zu ihm

und nahmen Rache an ihren verhaßten Oberherren. 25,000 erschlagene Römer begruben die Boier allein in einem Walde, und die Hirnschaale des römischen Feldherrn machten sie zu einem Trinkgefäß. Hannibal ward aber endlich überwunden und mit ihm seine deutschen Bundesgenossen. Ganz Oberitalien ward zur römischen Provinz gemacht.

Diese überwundenen Senonen und Boier waren aber nur Theile zweyer, großer Völkerschaften, die sich noch weit in Deutschland verbreitet hatten. Die Boier saßen in Böhmen und Bayern. Dort wurden sie erst später zum Theil von den Römern unterjocht, zum Theil mit andern deutschen Völkern vermischt. Ihrem Lande aber blieb ihr alter Name, und später tritt wieder ein Volk der Bayern auf, das, wenn es auch eine Zeitlang andern großen Völkerbünden einverleibt gewesen, doch wahrscheinlich ein Überrest jener berühmten alten Boier ist. Die Senonen finden wir später nordwärts von den Boiern unter dem Namen Semnonen, und noch später unter dem Namen Cennen wieder. Sie hatten ein berühmtes Heiligthum, welches wahrscheinlich der bekannte Blorberg gewesen ist. Später hören wir von ihrem Namen nichts mehr; aber an ihrer Stelle erscheinen die Burgunder, deren oberster König und Priester Sin ist heißt. Sen ist im Altdeutschen so viel als alt. Von dem Alter ihrer Einwanderung und ihres großen Heiligthums sind sie vielleicht unter den andern deutschen Völkern ausschließlich die Alten genannt worden.

Im zweyten Jahrhundert vor Christo unterwarfen die Römer auch alle andern Völker, die im Süden der Alpen von Marseille bis nach Ungarn wohnten, und die theils von deutscher, theils von keltischer Abkunft gewesen sind. Sie hatten alle schon Städteleben und Sitten angenommen, die nicht aus den germanischen Wäldern stammten. Nur

die Tapferkeit war ihnen noch eigen und ſie bereiteten vor ihrem Untergange den Römern noch manchen heißen Kampf.

Um dieſe Zeit nahmen die Römer auch Griechenland weg. Der griechiſche König Perſeus rief zu ſeiner Hülfe deutſche Völker von den Ufern der Donau herbey. Es waren eine große Menge kleiner Gauvölker in einige Hauptſtämme unterſchieden, darunter die wichtigſten Geten, Dacier und Baſtarner hießen. Ihr Gebiet grenzte an das ſchwarze Meer. Ein großes Gefolge von Baſtarnern zog unter ſeinem Herzog Klodikus dem Perſeus um Sold zu Hülfe; da ihnen aber dieſer Sold nicht richtig ausgezahlt wurde, ging derſelbe wieder in ſein Land zurück. So frühe ſchon haben die Deutſchen fremde Kriegsdienſte geliebt.

Kapitel XXXIX.

Die Fahrten der Kimbern und Teutonen.

Im Jahr 113 vor Chriſto erſchienen zahlreiche deutſche Völkerſtämme, die ſich von der Donau her wälzten, in den ſtaierſchen Alpen. Die mächtigſten unter ihnen heißen Kimbern und Teutonen. Einige ſagen aus, ſie ſeyen von der Oſtſee hergekommen, durch Ueberſchwemmung vertrieben. Die Griechen behaupten, es ſeyen noch Nachkommen jener Schaaren geweſen, die vor mehr als 100 Jahren Griechenland überſchwemmt, und ſeitdem im unbekannten Norden ihre unſtäten Wanderungen fortgeſetzt hätten. Sie ſuchten Land, um zu wohnen. Ihr Zug gieng ſehr langſam, denn ſie hatten Weiber und Kinder, Vieh und Beute bey ſich auf einer großen Menge von Wagen. Der bewaffneten Männer aber waren allein 300,000. Die Kimbern hatten 15,000 Reiter, alle in blankem Stahlharniſch, mit breiten Schwertern und lan-

gen Lanzen, die Helme mit Thierhörnern, Fittigen und Federbüschen geschmückt. Das ganze Volk war von der Höhe der Riesen, furchtbar anzuschauen im langwallenden Goldhaar und im Trotze des blauen Auges. Sie hatten je nach den Völkern viele verschiedene Anführer.

Die Römer erschracken sehr und schickten ein Heer in die Alpenpässe, um den Durchzug der Fremdlinge und den Abfall der unterworfenen Alpenvölker zu verhindern. Die Wanderer zeigten sich friedlich und sagten, daß sie nur nach Gallien giengen. Karbo aber, der Römer Feldherr, gab ihnen treulos falsche Wegweiser und überfiel sie dann plötzlich bey Nacht in engen Bergschluchten bey der Stadt Noreja. Doch die Deutschen rächten den Verrath durch eine blutige Niederlage des ganzen römischen Heeres. Nur wenige entkamen mit dem Feldherrn, da ein schreckliches Gewitter die Verfolgung hinderte.

Dann zogen die Wanderer sehr langsam während mehrerer Jahre an den Alpen hin gegen Gallien. Ueberall schlossen sich die rüstigen Söhne der Alpen an sie an. Wie sie nach der Schweiz kamen, welche damals Helvetien hieß, stießen zwey ganze Gauvölker, die Tiguriner (Zürcher) und die Toygener (Toggenburger und Zuger), von dem jungen Helden Diviko angeführt, zu ihrem Heere.

Aus der Schweiz ergoß sich nun der ganze Schwarm in Gallien und ward des Landes Meister bis zum Meere. Nur hinter die Mauern ihrer festen Städte versteckt leisteten die feigen Gallier Widerstand. Aber auch mit den deutschen Völkern, die in den Niederlanden wohnten, und die man Belgen nannte, kämpften die Wanderer vergebens. Mochte es der Widerstand der Städte seyn, oder hatten sie schon zu große Lust am immerwährenden Kriege gefunden, oder wurden sie durch die noch schönern Län-

der im Süden angezogen, genug, sie blieben ihrer ersten Absicht nicht getreu und während die Teutonen sich noch mit den Belgen herumschlugen, beschlossen die Kimbern schon wieder, Gallien zu verlassen. Sie kamen in die Gegend von Marseille, die bereits eine römische Provinz geworden war, daher sie auch noch heute den Namen der Provence führt. Hier stießen die Kimbern sogleich auf ein römisches Heer, das unter Silanus die Grenze bewachte. Sie forderten Land in Italien und es ward ihnen abgeschlagen. Da fielen sie über die Römer her und überwanden sie in einer großen Schlacht. Ein anderes römisches Heer unter Longinus bewachte die Grenzen am Genfersee. Gegen dieses zog Diviko mit den Helvetiern und schlug es gänzlich auf's Haupt, so daß alle Römer umkamen oder gefangen wurden. Alle Gefangenen aber mußten zum Hohn unter einer Lanze hindurch kriechen, die auf zwey sehr niedrige Pfähle gelegt war. In aller Eile schickten die Römer ein neues Heer unter Scaurus; aber auch dieses ward völlig überwunden, der Feldherr gefangen, und als er noch in Fesseln stolz den Deutschen weissagte, sie würden die Römer in Italien selbst niemals bezwingen, ward er von einem jungen deutschen Heerführer Boiorix in sträflichem Uebermuth erschlagen.

Unterdeß zogen auch die Teutonen herbey, und der ganzen vereinigten Völkerfluth konnten die Römer nur noch ein einziges muthloses Heer entgegen setzen, unter zwey Feldherrn, Manlius und Cäpio, die einander haßten und in der Noth verließen. Cäpio plünderte in Gallien und erbitterte auch die Einwohner des Landes gegen sich. Dann ließ er sich allein mit den Deutschen in eine Schlacht ein und ward gänzlich geschlagen; eben so Manlius, der zu spät herbeyeilte. Dies geschah am Ufer der Rhone, 105 vor Christo. Kein Römer ward gefangen, alle wurden dem Schwerte Preis

gegeben, und ſelbſt alle köſtliche Beute ward den Göttern geweiht und in den Rhoneſluß verſenkt.

Offen war die Provinz, vernichtet die ſieggewohnten Heere der Römer, Rom in Betäubung, zu jedem Widerſtande unfähig, ſchon auf ſchnellen Untergang gefaßt. Die Deutſchen durften nur vorrücken, um dem römiſchen Reiche ein Ende zu machen. Aber plötzlich gaben ſie aus freyen Stücken den Beſitz Italiens wieder auf, und zogen über die Pyrenäen nach Spanien, wahrſcheinlich bloß aus Kriegsluſt, weil dort ſehr tapfere keltiſche Völker wohnten, worunter die Keltiberier beſonders ſich auszeichneten. Mit dieſen ſtritten die Kimbern und Teutonen drey Jahre lang, ohne ſie bezwingen zu können, und dadurch gewannen die Römer Zeit, ſich auf's neue vollkommen zu rüſten.

Marius, ein gewaltiger Kriegsheld, von Geburt nur ein geringer Bauer, ward mit unumſchränkter Macht von allen Römern zum alleinigen Feldherrn erhoben, und er rief wie durch Zauberey ein neues großes Heer hervor, indem er den niedrigſten Pöbel, Sklaven und Fremdlinge ohne allen Unterſchied bewaffnete. Dieſes Heer übte er Tag für Tag in allen Künſten und Gefahren des Kriegs, indem er ſelber unermüdet mit ſeinem Beyſpiel voranging. Als nun im Jahr 102 die Kimbern und Teutonen aus Spanien zurückkehrten, fanden ſie den Marius in einem ſehr feſten Lager an der Rhone und ſahen ſich genöthigt, den Eingang ins römiſche Reich, den ſie drey Jahre früher umſonſt gehabt hätten, mit Blut zu erkaufen. Da beſchloſſen ſie, ſich zu trennen. Die Teutonen wollten ſogleich auf den Marius losgehen, die Kimbern aber zogen ins Tyrol, um von da aus in Italien einzufallen.

Kapitel XL.

Untergang der Teutonen.

Vor des Marius Lager hielten die Teutonen und forderten Land von ihm. Er wies sie höhnend zurück, und nachdem sie ihn lange vergeblich aufgefordert, heraus zu kommen und in offenem Felde mit ihnen zu kämpfen, begannen sie mit großer Wuth sein Lager zu stürmen. Doch die festen Mauern und Gräben spotteten ihrer unbesonnenen Angriffe und die Römer lernten den furchtbaren Anblick der Deutschen ertragen. Die Teutonen glaubten aber, sich nicht länger aufhalten zu müssen, und zogen geradezu neben dem römischen Lager vorbey nach Italien. Sechs Tage lang dauerte ihr Zug. Marius ließ sie ruhig vorüber. Dann aber brach er plötzlich auf, und suchte ihnen auf kürzern Wegen zuvorzukommen, um sie an einem günstigen Orte zu überfallen.

An einem Flüßchen, das aus den Alpen hervorströmte, zogen die Teutonen aufwärts bis in die Gegend von Aix, die durch ihre Heilquellen damals schon berühmt war. Hier lagerten sie im Thale und ließen sich wohl seyn, badeten, schmausten, tranken und sangen. Auf den benachbarten Hügeln aber erschien Marius. Seine vom Marsch ermüdeten Soldaten mußten sogleich ein festes Lager schlagen, und da es schon Abend war, und die Unordnung einer nächtlichen Schlacht ihm gefährlich schien, so litt er nicht einmal, daß die Seinigen zum Flusse hinabstiegen, um ihren brennenden Durst zu löschen, weil es dabey nothwendig zum Kampf mit den Teutonen kommen mußte. Dennoch trieb der Durst einige römische Troßknechte hinunter und diese kamen sogleich mit badenden Deutschen ins Handgemenge. Kaum hörte man den Lärm, so kamen von beyden Seiten noch mehr Römer und Deutsche herbey. Die Römer drangen über den Fluß

bis in die Wagenburg der Deutſchen. Hier hatten ſie mit den Weibern einen harten Kampf zu beſtehen, und da noch immer mehr Deutſche aus der entfernten Gegend des Lagers herbey eilten, gelang es dem Marius endlich, ſeine Leute zurück zu ziehen. Die ganze Nacht hindurch wachten und zechten die Deutſchen und ihr wildes Jubelgeſchrey hallte an den Gebirgen wieder und erfüllte ſelbſt die kühne Seele des Marius mit Grauſen, alſo daß er ſeine eigene Tochter den Göttern zum Opfer gelobte, wenn ſie ihm über dieſes furchtbare Volk den Sieg verliehen.

Der folgende Tag blieb ruhig, denn die Deutſchen griffen nicht an, und Marius erwartete noch günſtigere Zeichen der Götter. Dieſe wurden ihm, und den dritten Morgen beſchloß er anzugreifen. In der Nacht noch ſandte er ſeinen Unterfeldherrn Marcellus mit einem kleinen auserleſenen Heere den Deutſchen in den Rücken.

Wie die Sonne aufging, zog Marius vor ſein Lager heraus und ſtellte ſich in Schlachtordnung. Kaum ſahen dies die Teutonen, ſo ſtürmten ſie in freudiger Kampfluſt durch den Fluß und den Hügel hinauf. Aber der weite Lauf und das öftere Ausgleiten auf dem ſteilen und ſchlüpfrigen Hügel brachte ſie ganz außer Athem. Dicht am Rande des Hügels empfingen ſie die Römer in geſchloſſenen Gliedern und gaben keine Lücke. Umſonſt wütheten die Teutonen auf ſie an. Von hinten durch die Nachfolgenden gedrängt, und ohne auf dem abſchüſſigen Boden feſten Fuß faſſen, ohne ſogar im Gedränge ihre übermäßig langen Lanzen und Schwerter brauchen zu können, waren ihre rieſenmäßigen Leiber den kurzen Waffen der Römer bloßgeſtellt, und als dieſe nun vorwärts und den Hügel hinab drangen, und zugleich Marcellus den Teutonen in den Rücken fiel, ward das Gedränge und Gemetzel nur noch furchtbarer. Ohne zum

Gebrauch ihrer Waffen zu kommen, wurden die Deutſchen von den Römern niedergeſtochen, oder im Gedränge erſtickt. Endlich um Luft zu gewinnen, mußten ſie die Flucht ſuchen. So ſtürzte ſie ihre unbeſonnene Tapferkeit, ihre Unkunde in der Anordnung großer Schlachten und in der Benutzung der Gegend, endlich die Unbehülflichkeit ihrer Waffen und ihre eigne Menge ins Verderben. Noch waren die Weiber der Teutonen auf ihrer Wagenburg, und da die Römer ihnen nicht geloben wollten, ihrer Ehre zu ſchonen, ſo ermordeten ſie alle ihre Kinder, und dann ſich ſelbſt mit eigner Hand. Das beſte von der Beute behielt Marius für ſeinen Triumphzug. Alles übrige ließ er zu einem ungeheuern Haufen aufthürmen, und als ein großes Brandopfer für die Götter in Flammen auflodern. Von den Leichen der Erſchlagenen ward der Boden ſo fruchtbar, daß die Reben in den folgenden Jahren weit und breit den beſten Wein trugen, und die rieſenhaften Knochen der Teutonen wurden lange dazu gebraucht, die Weinberge einzuzäunen. Die meiſten Flüchtlinge wurden von den Galliern aufgegriffen und den Römern übergeben. Im nächſten Walde fing man einen König der Teutonen, Teutoboch, der von ſolcher Rieſenhöhe war, daß er über alle Siegeszeichen des Triumphzuges wegragte. Derſelbe ſoll auch in einem Sprunge über ſechs Pferde hinübergeſprungen ſeyn.

Kapitel XLI.

Untergang der Kimbern.

Unterdeß zogen die Kimbern durch die Klauſen, welche Tyrol von Italien ſcheiden, frohlockend der Schneeberge, die ſie an die winterlichen Spiele ihrer nordiſchen Heimath erinnerten. Halbnackt ſah man ſie auf ihren großen Schilden die Gletſcher hinunter fahren. Das war

in jenen alten Zeiten eins der beliebtesten Spiele in den skandinavischen Gebirgen. Dann kamen sie zu dem Anblick der glanzvollen Ebenen Italiens, freudigen Herzens, denn sie glaubten in dem schönen Lande bald ihre Brüder, die Teutonen, wieder zu sehen. Vor ihnen her floh ein Heer unter Catulus, der es nicht gewagt hatte, ihnen die Bergpässe zu wehren.

An der Etsch kam es zum ersten Kampfe. Zu beyden Seiten des Flusses hatte Catulus Verschanzungen angelegt, und hier wollte er sich halten. Die Kimbern aber lagerten sich oberhalb der Feste, rissen Bäume aus, bildeten große Flöße, und beschwerten sie mit Felsstücken. Diese trieben sie den Fluß hinab in so ungeheurer Menge und so rasch auf einander, daß die Brücke zwischen beyden Verschanzungen barst, und der Fluß selbst über sein Ufer trat. Dazu machten die Kimbern ein so furchtbares Siegsgeschrey, daß die Römer, die in der Verschanzung jenseits des Flusses lagen, nicht mehr zu halten waren und in eiliger Flucht davon rannten, ohne auf das Bitten und Beschwören ihres tapfern Feldherrn zu hören. Die Römer aber, welche diesseits des Flusses zurückgeblieben waren, und zur Flucht keine Brücke mehr hatten, wehrten sich hinter ihren Schanzen noch lange Zeit mit solcher Tapferkeit, daß die Kimbern sie für Helden erklärten und ihnen unaufgefordert Frieden und Freyheit schenkten.

Hierauf breitete der Wanderer Zug über die herrlichen Gefilde von Verona sich aus, wilder Siegestrunkenheit sich hingebend, maaßlos schwelgend in den Genüssen des südlichen Himmels, und unbekümmert auf ihre Brüder, die Teutonen, wartend. Statt dieser aber kam Marius mit seinem triumphirenden Heere, woran sich auch Catulus angeschlossen hatte. Noch dachten die Kimbern an nichts Arges und sandten zu ihm, Land fordernd für sich und die Teutonen. Lachend aber sprach Marius,

ihre Brüder hätten schon Landes genug, darin sie ruheten, und als die kimbrischen Gesandten dies nicht verstanden, ließ er die gefangenen Führer der Teutonen in ihren Fesseln herbeybringen. Da entfernten sich die Gesandten schweigend und Rache glühend, und des andern Tages erschien der junge Boiorix als Herold stolz zu Rosse vor dem Lager des Marius und forderte nach germanischer Kampfsitte ihn auf, Zeit und Ort zur Schlacht zu bestimmen. Marius lachte ihrer Treuherzigkeit und bestimmte den dritten Morgen und die staubigen Felder von Vercelli für den Kampf.

Jener Morgen brach an. Es war der 30. Juli des 101. Jahres vor Christo. Nebel bedeckte die ganze Gegend. Die Kimbern stellten in einem großen Viereck sich auf, davon jede Seite 75,000 Schritte maaß. Ihre vordersten Reihen hatten sich mit Ketten fest verbunden, daß sie um so weniger sollten durchbrochen werden können. Jeder trug vor sich einen mannshohen Schild, also daß die ganze Masse eine hölzerne Mauer schien. Marius aber hatte den Seinen lange Speere mit Widerhacken gegeben, um den Deutschen damit die Schilde wegzuziehen, und ihre Leiber dem kurzen Schwerte bloß zu stellen. Die Schlacht begann und gleich anfangs schienen die Römer verloren, da die kimbrischen Reiter die ganze Reiterey der Römer durch eine verstellte Flucht und mit Hülfe des Nebels zwischen sich und das kimbrische Fußvolk lockten. Da betete Marius inbrünstig zu den Göttern und plötzlich theilte die Sonne den Nebel und ein starker Wind erhob sich. Die römische Reiterey sah ihre Gefahr und rettete sich. »Mein ist der Sieg!« rief Marius freudig aus und begeistert stürzten die Römer auf die Kimbern. Marius, der die Lage des Orts wohl kannte und benutzte, hatte sich so gestellt, daß er Wind und Sonne im Rücken hatte. Den Deutschen aber fielen die glühen-

den Sonnenstrahlen, flog der aufgeregte Staub gerade ins Gesicht. Sie wurden bald ihrer Schilde beraubt. Durch die Ketten verbunden sanken die Lebenden mit den Todten hin. Auch wer noch stand, war so von Staub und Sonne geblendet, daß er nicht sah, wohin er schlug. Die steigende Tageshitze und das Gedränge machte sie matt. Ihre unbehülfliche Wuth und ihre Menge hielt zwar noch lange Widerstand, doch am Ende des Tages war ihre Niederlage entschieden. Mit den Waffen in der Hand fiel Boiorix und mit ihm bedeckten 90,000 Kimbern das Wahlfeld. Viele tödteten sich selbst, 60,000 sollen gefangen worden seyn. Auf der Wagenburg fochten die Weiber in schwarzen Kleidern und mit fliegendem Goldhaar noch geraume Zeit, theils gegen die Römer, theils gegen ihre eignen Männer, weil sie sie fliehen sahen, und da alles verloren war, ermordeten auch sie alle ihre Kinder und sich selbst. Zuletzt mußten die Römer sogar noch einen harten Kampf mit den Hunden der Kimbern bestehen, die das Gepäck hüteten. Die Helvetier, die in den Klausen zurück geblieben waren, zogen bey der Nachricht von der Schlacht bey Verona still in ihr Land zurück.

Die Art und Weise, wie hier die Deutschen gefochten hatten, ließ einen unauslöschlichen Eindruck in den Gemüthern der Römer zurück und der kimbrische Schrecken ward zum Sprichwort, und mit seinem Andenken blieb den Römern eine dunkle Ahnung zurück, daß von der gewaltigen Kraft jener Nordländer ihr Reich einst zusammenbrechen werde. Nächst sich selbst achteten die Römer fortan die Germanen für das tapferste Volk der Erde, und dieser bloße Glaube ward in allen folgenden Kriegen ein Bundesgenosse der Deutschen, indem er der Römer Zuversicht schwanken machte. Außerdem aber pflanzten diese Kimbernkriege den Keim des Verderbens

in das Innere des römiſchen Staates, indem ſie den erſten Anlaß gaben, daß Pöbel, Fremdlinge und Soldaten zur höchſten Gewalt gelangten. So haben die Kimbern und Teutonen in ihrem Untergange noch geſiegt, und ſind, obwohl ohne die Theilnahme ihres Volks und auf fremdem Boden, doch auch für ihr Vaterland nicht umſonſt gefallen.

Kapitel XLII.

Kriege der deutſchen Donauvölker unter Mithridates. Empörung der kimbriſchen Sklaven.

Nach dieſen denkwürdigen Kriegen blieb lange Zeit Ruhe an den Alpen. In Rom aber entſpann ſich ein furchtbarer Parteykampf, da Marius an der Spitze ſeines Heeres die Alleinherrſchaft an ſich zu reißen ſtrebte, und nur wie Gift durch Gegengift durch einen noch jüngern, aber eben ſo mächtigen Feldherrn, Namens Sylla, bezwungen werden konnte. Uns Deutſchen mag dabey bemerkenswerth ſeyn, daß, als der alte Marius auf der Flucht in dem italieniſchen Städtchen Minturnä gefangen wurde, ein kimbriſcher Gefangener abgeſandt ward, ihn zu tödten, bey dem Anblick des wehrloſen greiſen Helden aber von Scham und Ehrfurcht ergriffen das Schwert fallen ließ, wodurch die Bürger jener Stadt ſo gerührt wurden, daß ſie den Marius wieder frey ließen.

Um dieſelbe Zeit hatten die Römer auch von außen her einen großen Kampf zu beſtehen wider Mithridates, einen König in Kleinaſien. Dieſer hatte den kühnen Plan gefaßt, die unterdrückten Völker von Roms Herrſchaft zu befreyen. In ſeiner Jugend war er bey deutſchen Völkern jenſeits der Donau erzogen worden und hatte nachmals ſeine Töchtern mit ihren Oberhäuptern vermählt. Darum ſtanden ſie ihm gegen die Römer bey,

und bildeten den Kern ſeiner Heere. Aber an Roms Uebermacht und ausdauernder Tapferkeit ſcheiterte ſein Heldengeiſt. In drey Kriegen ward er geſchlagen, mußte endlich flüchtig werden, und ein Deutſcher gab ihm nach deutſcher Sitte den Tod, den er wünſchte.

Bald darauf entſpann ſich in Italien ſelbſt ein eben ſo furchtbarer Krieg. Die Sklaven, meiſt Kriegsgefangene und größtentheils Deutſche, empörten ſich unter der Anführung eines gewiſſen Spartakus. Drey Jahre lang ſiegten ſie über die geübteſten römiſchen Heere, verwüſteten ganz Italien und brachten ſelbſt die Hauptſtadt Rom in die äußerſte Gefahr. Aber ihre Siegestrunkenheit und Beuteluſt machten ſie unvorſichtig und ungehorſam gegen des weiſen Spartakus Befehle, und ehe ſie noch über die Alpen in ihre Heimath gelangen konnten, fanden alle den Untergang.

Kapitel XLIII.

Der Suevenbund.

Der Zug der Kimbern und Teutonen hatte auch im innern Deutſchland große Unruhe veranlaßt. Hundert Gauvölker nordwärts der Donau ſchloſſen um dieſe Zeit ein Schutz- und Trutzbündniß. Man nannte ſie insgeſammt Sueven oder Schwaben. Unter ihnen waren die Senonen die berühmteſten. Auch der Longobarden, Katten, Hermenduren wird nebſt vielen andern Völkern in dieſem Bunde Erwähnung gethan. Sie ſollen rings um ſich her ihre Grenzen wüſt gelegt haben, um jeden Feind deſto beſſer abwehren zu können. Jährlich ſollen ſie aus jedem ihrer hundert Gaue tauſend Mann ins Feld geſtellt haben. Allen umliegenden Gauen waren ſie ein Schrecken; viele rotteten ſie aus oder trieben ſie den Römern in die Hände. Den Römern widerſtanden ſie

ſelbſt jederzeit ſiegreich. Ein ſolcher Bund aber konnte in ruhigen Zeiten nicht lange beſtehen. Jeder einzelne Gau ſehnte ſich wieder nach altdeutſcher Weiſe ſelbſtändig zu ſeyn. So hat ſich dieſer Bund kurz vor Chriſti Geburt von innen heraus wieder aufgelöst.

Kapitel XLIV.

Arioviſt.

Zwey galliſche Völkerſchaften die Aeduer und Sequaner, welche der Fluß Saone trennte, zankten ſich um den Vorrang, anſtatt vereinigt gegen die Römer zu ſtehen, die ganz in ihrer Nähe ſchon längſt die Provence inne hatten, und bey erſter Gelegenheit ganz Gallien zu erobern trachteten. Da die Sequaner den Kürzern zogen, riefen ſie ihre deutſchen Nachbarn vom Oberrhein her zu Hülfe. Dort wohnten viele kleine und ſelbſtändige Gauvölker, die Tribokker bey Straßburg, die Nemeter bey Speyer, die Vangionen bey Worms, die Rauraker bey Baſel, die Tulinger bey Tutlingen, die Latokriger im Breisgau, gegen die Donau zu die Markomannen, zwiſchen Main und Neckar die Seduſier, Haruder und Nariſker. Aus dieſen Gauen, mit denen ſich auch Sueven vereinigten, zogen 15,000 Mann, angeführt von Arioviſt, den Sequanern zu Hülfe und ſchlugen die Aeduer gleich in der erſten Schlacht aufs Haupt, 72 vor Chriſto. Aber es gefiel ihnen in dem galliſchen Lande, und ſie gingen nicht mehr heraus, vielmehr riefen ſie ihre Landsleute ſchaarenweis über den Rhein und Arioviſt befahl den Sequanern, ihm den dritten Theil ihres Landes einzuräumen. Da wurde allen Galliern bange, und ſie baten vereinigt die Römer um Hülfe. Damals befehligte in der Provence Julius Cäſar, der größte Feldherr und Herrſcher, den die Welt geſehen hat, und nach

deſſen Namen in ſpätern Zeiten jeder, der die höchſte irdiſche Würde auf ſeinem Haupte vereinigte, Kaiſer genannt worden iſt. Dieſer Held freute ſich ſehr, ſo gute Gelegenheit zu Krieg und Eroberung zu finden. Er verſprach Hülfe, und befahl dem Arioviſt, Gallien augenblicklich zu verlaſſen. Arioviſt antwortete: »Die Römer hätten ſich um nichts zu bekümmern, was er thäte. Cäſar rückte aber mit ſeinem wohlgeübten Heere gegen ihn, und da er viele galliſche Spione hatte, ſo erfuhr er, daß die deutſchen Weiber auf einen gewiſſen Tag ihrem Volke Unglück verkündet hätten, daher die Deutſchen an dieſem Tage gar nicht, oder doch nur muthlos fechten würden. Da griff er gerade an demſelben Tage an und ſchlug ſie mit leichter Mühe in die Flucht, da ſie die Götter gegen ſich glaubten. Arioviſt's beyde Weiber wurden gefangen; er ſelbſt entrann über den Rhein. Dies geſchah im Jahr 58 vor Chriſto.

Kapitel XLV.

Cäſar am Rhein.

Um dieſe Zeit unterjochte Cäſar auch die Helvetier, und in Gallien benahm er ſich nicht beſſer, als Arioviſt. Das Land, das ihn gegen fremde Eroberungen zu Hülfe gerufen hatte, eroberte er jetzt ſelbſt. Ganz Gallien zwang er unter der Römer Joch, und ſo oft die Ueberwundenen ſich wieder empörten, er behauptete dennoch die Oberhand. Wenn der galliſche Krieg eine Weile ruhte, ſo benutzte Cäſar dieſe Zeit, ſeine Herrſchaft auch gegen die Deutſchen, wenigſtens bis an den Rhein auszudehnen.

Schon ſeit geraumer Zeit war das linke Rheinufer mit einer Menge kleinerer und größerer deutſcher Stämme bevölkert. Die im Elſaß ſind ſchon genannt. An der

Moſel wohnten die Trevirer bey Trier; weiter am Rhein hinunter die Eburoner und Tungrer bey Tungern, die Gugerner zwiſchen Maas und Rhein, die Menapier ſüdlich vom Ausfluß des Rheins, die Bataver nördlich davon, die Canninefaten auf den Inſeln. An dieſe ſchloſſen ſich dann weſtlich die Torandrer und Mariner an der Nordſeeküſte bey Dünkirchen an, und ſüdwärts von dieſen die Atrebaten, Atuatiker (Ueberreſte geflüchteter Kimbern), die Kondruſer, Cäreſier, Pämonen, die Nervier (ein mächtiges Volk im Hennegau), die Veromanduer bey Vermandois, die Ambianer bey Amiens, die Bellovaker bey Beauvais, die Sueſſionen bey Soiſſons, die Velokaſſen, Kaleten u. ſ. w.

Obwohl alle dieſe Völker mit einem allgemeinen Namen Belgen genannt wurden, ſo war doch jedes ſelbſtändig und es fand keine Verbindung unter ihnen ſtatt. Sie gehörten nicht einmal zu einem Hauptſtamme, ſondern waren nach und nach aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands eingewandert. Sie lebten häufig in Fehden mit einander; nur den Teutonen hatten ſie vereinigt widerſtanden. Im Jahr 57 vor Chriſto beſchloß Cäſar, ſie zu unterwerfen, und da ſie vereinzelt fochten, ſo war es ihnen auch bey der größten Tapferkeit unmöglich, ſich eines ſo mächtigen Gegners zu erwehren. Sie wurden alle nach einander überwunden und noch ein Mal, im folgenden Jahre, da ſie ſich wieder empört hatten.

Im Jahr 55 vor Chriſto kamen zwey von den Sueven vertriebene Gauvölker, die Tenchterer und Uſipeter (aus dem Naſſauiſchen) über den Rhein und ſuchten Land. Cäſar wollte aber ſo viele ſtreitbare Deutſche in Gallien nicht dulden und allen, die es ferner wagen ſollten, über den Rhein zu gehn, ein abſchreckendes Beyſpiel geben. Er ließ die Anführer der Vertriebenen, die in ſein Lager kamen, um zu unterhandeln, verrätheriſch gefangen neh-

men, und fiel dann über das führerlose Volk her, drängte es in die Landenge am Einfluß der Maas in den Rhein und ließ nicht eher vom Kampf ab, bis die meisten unter den Deutschen ermordet, ertrunken oder gefangen waren. Doch entkam ein großer Theil in ihre alte Heimath. Nur ein Mann im ganzen römischen Reiche war so ehrlich, zu fordern, man solle Cäsar für diese schändliche Treulosigkeit an die Deutschen ausliefern. Dieser Mann hieß Kato.

Bald darauf schlug Cäsar bey Andernach eine Brücke über den Rhein und rückte in den Gau der Sikambrer (an der Sieg), weil diese die geflohenen Tenchterer und Usipeter nicht ausliefern wollten. Er fand aber das ganze Land wüst und leer, denn die Sikamberer hatten Weib und Kind und alle Habe weggebracht und lauerten in der Wetterau auf den Feind. Zugleich rüstete sich der große Suevenbund, und da ward Cäsarn in dem Grauen der germanischen Wälder nicht wohl. Er ging schon nach achtzehn Tagen wieder zurück, ohne einen Feind gesehen zu haben.

Kapitel XLVI.

Ambiorix.

Im Winter vor dem Jahre 54 entspann sich eine große Verschwörung unter den überwundenen Belgen. Sie wollten die Römer alle an einem Tage ermorden um die Freyheit wieder zu gewinnen. An der Spitze des Bundes stand ein alter Mann aus Trier, Induziomar, der Eburone Ambiorix und Kativolkus. Die Römer hatten vier feste Winterlager in den belgischen Gauen. Diese sollten an einem Tage überfallen werden. Der Anschlag glückte indeß nur dem ersten. In den übrigen hielten sich die wachsamen Römer, und der greise Held Induziomar büßte bey dem Angriff selbst sein Leben ein.

Im Frühjahr kam Cäſar ſelbſt herbey, von vielen galliſchen Völkern unterſtützt. Ja ſelbſt ein deutſches Volk, die Ubier, die am rechten Rheinufer zwiſchen dem Main und der Lahn wohnten, und von den Sueven viel Ungemach zu leiden hatten, hielten ſich zu ihm und wurden von der Zeit an die beſtändigſten und treueſten Freunde der Römer und die ärgſten Feinde ihrer eigenen Landsleute. Daß Deutſche gegen Deutſche ſtritten, war ganz gewöhnlich und ſchien ihnen ſelbſt nichts Arges; daß aber ein deutſches Volk um ſeiner Sicherheit willen ſich feige hinter den Rücken eines mächtigern Freundes verbarg, hielt man für die größte Schande, und der Name der Ubier ward für ewige Zeiten mit Schmach bedeckt. Auch unter den Trevirern gab es viele Söhne reicher Eltern, welche durch Cäſar ihr freyes Volk bezwingen, und dann über dasſelbe römiſche Statthalter und Vögte werden wollten. Dieſe gingen zum Cäſar über, an ihrer Spitze ſogar der leibliche Neffe des Induziomar. Als nun die Belgen das gewaltige Heer der Römer unter ihrem ſieggewohnten Feldherrn anrücken ſahen, begannen viele ſich zu fürchten, ließen von dem Bunde ab und hielten ſich friedlich. Cäſar aber freute ſich deſſen, und da er klug genug war, einzuſehen, daß ihm die überrheiniſchen Deutſchen weit gefährlicher ſeyen, als die Belgen, ſo ging er wider alles Vermuthen zuerſt über den Rhein, um jene Deutſchen abzuſchrecken, ſich mit den Belgen zu vereinigen. Aber es ging ihm bey dieſem zweyten Uebergang nicht beſſer als bey dem erſten. Er fand wieder nichts als leergelaſſene Wälder, und zog ſich eilends wieder zurück, um nun den Ambiorix zu vernichten. Dieſer hatte ſich in den Ardennerwald zurückgezogen, und glaubte nicht, daß Cäſar ſchnell zurückkehren würde. So ward er plötzlich, da er vor ſeinem einſamen Hauſe im freundlichen Kreiſe der Seinigen ſaß, von den Römern

überfallen. Aber tapfer ſchlug er ſich durch in den Wald. Alle Belgen glaubten, er ſey tod. Sie verzweifelten an der Gegenwehr und zerſtreuten ſich. Sein Freund Kativolkus wollte ihn nicht überleben und erſtach ſich. Cäſar ließ im ganzen Lande ſengen und brennen, plündern und morden. Da kamen die Sikambrer herüber, um in der allgemeinen Verwirrung ebenfalls zu plündern, und da ihnen die Römer ſchon Alles weggenommen, fielen ſie über dieſe her, nahmen ihnen einen guten Theil der Beute ab, und ſchleppten ihn heim in ihre Wälder. Ambiorix aber gab ſchnell zu erkennen, daß er noch lebe, und ſammelte ein Häuflein treuer Männer um ſich, mit denen er aus dem Dickicht des Ardennerwaldes heraus ein Räuberleben führte, die Römer täglich überfiel und ihnen Abbruch that, wo er nur konnte.

Im folgenden Jahr 53 ſchien die Sache der Belgen wieder eine glückliche Wendung nehmen zu wollen, denn alle Gallier empörten ſich wieder die Römer. Cäſar aber blieb in dem großen Kampfe Sieger. Ganz Gallien wurde dem römiſchen Reiche einverleibt, und die Belgen wurden verpflichtet, den Römern Schatzung zu zahlen und Soldaten zu ſtellen.

Kapitel XLVII.

Die römiſchen Kriegsdienſte.

Cäſar nahm eine große Menge Deutſche in ſeine Dienſte, und dieſe tapfern Männer bildeten den Kern ſeines Heeres, womit er bald nachher die Römer ſelbſt bezwang und ſich zu ihrem Alleinherrn aufwarf. Seitdem kamen dieſe Kriegsdienſte immer mehr in den Gang. Die Deutſchen ſtellten ſich freywillig und ſchaarenweiſe bey den römiſchen Heeren, denn ſie wollten immer kämpfen und immer etwas Neues lernen, und bey den Rö-

mern konnten ſie beydes in vollem Maße. Die römiſchen Feldherrn liebten aber die deutſchen Soldaten wegen ihrer Tapferkeit und Treue weit mehr als die Römer ſelbſt. Ein Deutſcher, der freywillig diente, war der treueſte Mann, und ging für ſeinen Dienſtherrn mit Freuden in den Tod. Nur Sklaven, die zwangsweiſe dienten, ſuchten ihren Herren den größten Schaden zuzufügen, oder ſich zu empören.

Dieſe Kriegsdienſte wurden aber den Römern in der Folge ſehr verderblich, denn viele Deutſche lernten hierdurch alle Künſte des Krieges, und wandten dieſelben, wenn ſie in die Heimath zurückgekehrt waren, an der Spitze ihrer Landsleute gegen die Römer ſelbſt an. Zu gleicher Zeit aber gewannen die deutſchen Soldaten im römiſchen Reiche ſelbſt ein großes Anſehn, durch welches die Auflöſung dieſes Reichs von innen heraus befördert wurde.

Kapitel XLVIII.

Die römiſchen Provinzen an der Donau und am Rhein.

Während der rheiniſchen Kriege war im Oſten unter den Deutſchen ſelbſt ein großer Krieg ausgebrochen. Die Geten an der Donau bezwangen unter ihrem König Berobiſtas die alten Boier.

Bald darauf unternahmen die Römer die Unterjochung aller Völker zwiſchen den Alpen und der Donau. Der Kampf dauerte bis nach Chriſti Geburt unter den ſchrecklichſten Greueln fort. Unterwerfung verſchmähten jene Völker, zum Siege waren ſie zu ſchwach. Stets überwunden, ſtets ſich empörend und ſtets wieder überwunden, waren ſie endlich theils ausgerottet, theils von römiſchen Soldaten und Koloniſten durchmiſcht. Ihre Länder wurden römiſche Provinzen, Sprache, Bildung,

Sitte und Geſetz der Römer verdrängten das alte Weſen. Eine Menge prächtiger Städte mit zahlloſen Tempeln und Palläſten erhoben ſich aus den dunkeln Wäldern, in der Schweiz Vindoniſſa und Aventicum (da wo jetzt nur noch das Dorf Windiſch, das kleine Städtchen Wiſlisburg liegt), am Lech die große Stadt Auguſta Vindelikorum, das heutige Augsburg und unzählige andere. Die meiſten ſüddeutſchen Städte ſind römiſchen Urſprungs. Von Stadt zu Stadt führten prachtvolle Heerſtraßen. Alle Bequemlichkeit und aller Glanz Italiens wanderte über die Alpen nach Süddeutſchland hinüber. Die Römer theilten alles eroberte Land zwiſchen der Donau und den Gebirgen in ſechs Provinzen. 1) Helvetia Sequania, die weſtliche Schweiz; 2) Vindelicia an den Donauquellen; 3) Rhätia am Inn; 4) Noricum in Oeſtreich; 5) Pannonia in Ungarn; 6) Möſia, da wo die Donau ins ſchwarze Meer fällt. Dieſer große Fluß war in ſeiner ganzen Länge die Grenze zwiſchen Römern und Deutſchen.

Im Weſten ward aber der Rhein die römiſche Grenze. Nur die Völker im nördlichen Belgien behaupteten noch eine Art von Selbſtändigkeit, indem ſie nur zu Schatzung und Kriegsdienſten verpflichtet wurden. Südwärts von dieſen aber ward Alles römiſche Provinz. Auch hier wich das deutſche Weſen völlig dem römiſchen. Nach einander wurden eine zahlloſe Menge großer Städte und Feſtungen beſonders längs des linken Rheinufers angelegt. Damals ſind Achen (Aquä), Köln (Kolonia Agrippina), Bonn, Koblenz (Konfluentia), Mainz (Mogontiakum), Worms, Speier, Straßburg (Argentoratum), Trier (Auguſta Trevirorum) u. ſ. w. entſtanden. Köln wurde vorzüglich groß, indem die Ubier, die wegen ihrer Römerfreundſchaft von ihren deutſchen Nachbarn aufs heftigſte befehdet wurden, auf das linke Rheinufer flüchteten und die Gegend von Mainz bis Köln bevölkerten. Die unter-

worfenen deutſchen Rheinländer wurden in drey Provinzen getheilt. 1) Germania prima mit der Hauptſtadt Mainz; 2) Germania ſekunda mit der Hauptſtadt Köln; 3) Belgika mit der Hauptſtadt Trier.

In jeder Provinz befehligte ein römiſcher Statthalter mit unumſchränkter Gewalt über Bürger und Soldaten. In jeder lag ein ſtarkes römiſches Heer, in Legionen getheilt, deren jede etwas über 6000 Mann ſtark war, an die ſich aber immer eine noch größere Zahl ſogenannter Bundestruppen der unterworfenen Völker anſchloſſen.

Kapitel XLXIX.

Druſus Züge in das innere Deutſchland.

Nach Cäſars Tode gewann Auguſtus die höchſte Gewalt in Rom und ließ ſich zum Kaiſer ausrufen. Eine ungeheure Menge Völker bis in das entlegenſte Aſien und Afrika gehorchte ſeinem Scepter, darum war ihm die Freyheit Deutſchlands ein Dorn im Auge, und er ſandte ſeinen Stiefſohn Druſus, einen gewaltigen Kriegshelden, an den Rhein, und befahl ihm, mit einem großen Heere in das Innere der deutſchen Wälder zu dringen.

In Niederdeutſchland unterſcheiden wir wieder eine Menge größere und kleinere Gauvölker. Nordwärts vom Main am Taunusgebirge, da wo die Ubier geweſen waren, ſaßen die Mattiaken; weiter nördlich die Tenchterer und Uſipeter; da wo die Sieg in den Rhein fällt, die Sikambrer; bey Marburg die Marſen; weiter in Heſſen die Katten, die durch die Saale von den Hermunduren, durch den Main von andern ſueviſchen Völkern getrennt waren; weiter nördlich im Hildesheimiſchen und Herzogthum Weſtphalen die Foſen, Tubanten, Tulgibiner; zwiſchen den Sikambrern und der Ems die Brukterer, zu beyden Seiten der Lippe zwiſchen Ems und Weſer die

Chamover, Ampſibarer, Angrivarier; jenſeits der Weſer gegen den Harz hin die Cherusker, mit denen im Oſten an der Elbe wieder viele ſuevische Völker, Senonen, Longobarden, Angel, Variner u. ſ. w. zuſammengrenzten; an den Nordſeeküſten über den Belgen die Frieſen; im Lande der Dithmarſen die Chauken; in Holſtein die Kimbern. Dieſe Völker waren es, die jetzt mit den Römern in Kampf geriethen.

Druſus fiel im Jahr 12 vor Chriſto in die Gaue der Uſipeter, Tenchterer, Mattiaken und Sikambern, und verheerte ſie mit Mord und Brand. Die mächtigen Katten, die ſich erſt kürzlich von dem Suevenbunde losgeſagt hatten, verweigerten jenen vier Völkern den Beyſtand. Mit dieſen aber verbanden ſich die nicht minder kräftigen Brukterer und Chauken und rüſteten ſich mit großer Macht. Da zog ſich Druſus von dieſer Seite zurück, nahm aber Schiffe und fuhr den Rhein hinunter zu den Frieſen. Dieſe ſtanden ihm willig bey, über die Chauken herzufallen, mit denen ſie als Nachbarn verfeindet waren. Sie retteten ſogar die römiſche Flotte, als ſie an den ſeichten Küſten auf den Sand gerieth. Einfallende Herbſtnebel und Regengüſſe nöthigten den Druſus auch hier bald zur Rückkehr. Der einzige Gewinn von ſeinen beyden Zügen war die Gründung einer feſten römiſchen Burg auf dem Taunusgebirge und einer andern am Ausfluß der Ems.

Im folgenden Jahre waren jene ſechs Völker feindlich ins Land der Katten gefallen, weil dieſe ihnen nicht beygeſtanden hatten. Druſus benutzte dieſen Augenblick und drang in einem neuen verheerenden Zuge durch die entblößten Gaue bis an die Weſer vor. Hier ſtieß er auf die Cherusker, das tapferſte Volk in Niederdeutſchland, das überdem durch undurchdringliche Wälder geſichert war. Da zog er ſich wieder zurück. Aber ſchon

lauerten auf ihn jene Gauvölker, die siegreich von den Katten zurückgekehrt waren. An der Lippe boten sie ihm eine große Schlacht und nur durch außerordentliche List und Tapferkeit gelang es ihm, das Feld zu behaupten. Er baute am Ufer der Lippe eine große und sehr feste Burg, Aliso (Elsen). Von da zog er einen festen Erdwall durch das sumpfige Land bis an den Rhein, um eine sichere Heerstraße in das innere Deutschland zu haben. Dann begab er sich über den Rhein zurück und legte seinen Ufern entlang gegen 50 feste Burgen und Städte an. So hoffte er eine feste Grundlage zu gewinnen, von wo aus ihm die Eroberung Deutschlands möglich werden könnte. Wie das die Mattiaken sahen, zogen sie sich in das Innere der deutschen Wälder zurück, die Katten aber wurden von nun an Feinde der Römer.

Im Jahr 10 vor Christo fiel daher Drusus in der Katten Land ein, und es gelang ihm, auch hier einige Wege und Brücken anzulegen, die ihm für künftige Einfälle dienen sollten.

Das folgende Jahr zog er wieder über die Katten und verwüstete ihr ganzes Land bis an die suevische Grenze. Da er sich aber scheute, den mächtigen Suevenbund zu beleidigen, so führte er sein gewaltiges Heer nordwärts und drang diesmal selbst durch die cheruskischen Wälder bis an die Elbe. Aber am gegenüberstehenden Ufer dieses Flusses stellte sich ihm ein riesenhaftes Zauberweib dar und rief ihm drohend diese Worte zu: »Wohin noch strebst du, unersättlicher Drusus! Alle unsere Länder möchtest du sehen, aber das Schicksal will es nicht. Fliehe von dannen!« Und durch diese Unglücksverheißung geschreckt wich Drusus zurück, aber noch ehe er Aliso erreicht hatte, stürzte mit ihm sein Roß und er fand in der Blüthe seines Ruhmes den Tod. In Mainz liegt er begraben unter dem sogenannten Eichelstein. Noch heute fluchen die nieder-

deutſchen Bauern beym Druß, und halten ihn für ſo ſchlimm als den Teufel.

Kapitel L.

Marbod und die Markomannen.

Um dieſe Zeit zerfiel der ſueviſche Bund wieder in die einzelnen Völker, aus denen er urſprünglich zuſammengeſetzt war. Nur die Liebe zur Unabhängigkeit und Abgeſchloſſenheit ſcheint dieſe Auflöſung veranlaßt zu haben. Wie die Katten (Heſſen) ſo trennten ſich nun auch die Longobarden, Senonen (Burgunder), die Heremunduren (Thüringer) und eine Menge andere Völker, die ſich ſpäter den Gothen anſchloſſen und erſt dann wichtig wurden.

Unterdeß führte der Kaiſer Auguſtus Kriege mit den deutſchen Donauvölkern, ſchlug die Daker und Baſtarner und brach die alte Macht der Geten. Unglückliche Anführer duldeten die Deutſchen nicht lange, darum ward Barobiſtas in einem Aufruhr umgebracht, und die Geten trennten ſich wieder in viele Gaue. Trotz aller Niederlagen aber behaupteten die Deutſchen dennoch das linke Donauufer.

Die kleinen ſueviſchen Gauvölker, welche zwiſchen dem Main und der Donau geſeſſen, und die man insgeſammt Markomannen, d. h. Grenzmänner nannte, ſahen ſich jetzt von der einen Seite in gefahrvoller Nähe der Römer, auf der andern aber ſtand ihnen das verödete Boierland offen. Da erhob ſich unter ihnen ein kühner Held, Marbod, und forderte ſie auf, mit Haab und Gut nach Böhmen auszuwandern. Willig folgten ſie ihm, gründeten in den böhmiſchen Wäldern ein mächtiges Reich, und wählten den Marbod zu ihrem gemeinſamen König.

Kapitel LI.

Fernere Züge der Römer ins innere Deutschland.

Des Drusus Bruder Tiberius, der hernach römischer Kaiser wurde und der grausamste Tyrann auf Gottes Erdboden gewesen, übernahm den Oberbefehl am Rhein, und fiel im Jahr 8 vor Christo wieder in die Gaue der Usipeter und Tenchterer ein, überwältigte sie durch Übermacht und drohte alle Einwohner umzubringen, wenn sie die Sikambrer nicht bewegten, sich ebenfalls zu ergeben. Die Sikambrer schickten ihre Vorsteher, um zu unterhandeln. Tiberius legte sie aber treulos in Fesseln, überfiel unversehens das Volk und zwang es durch die Übermacht zur Unterwerfung. Die gefangenen Führer tödteten sich aber alle selbst nach deutscher Sitte.

Nach diesem Gewaltstreich nahm Tiberius eine friedliche Miene an und hoffte durch List und Verstellung noch mehr zu gewinnen. Er lud die angesehensten Deutschen aus den umliegenden Gauen zu sich ein, gab ihnen Ehrenstellen im römischen Heere, überhäufte sie mit Geschenken und verlockte sie, sich in ihren Gauen zu Oberherren aufzuwerfen und das übrige Volk in Knechtschaft hinabzudrücken. Doch hingen ihm nur wenige an.

Darum mußte im Jahr 6 ein anderer Feldherr, Domitius, aufs Neue einen gewaltigen Kriegszug unternehmen. Er drang bis über die Elbe vor und machte den römischen Namen bey den Deutschen bald furchtbar durch seine Kühnheit, bald beliebt durch Geschenke und Freundlichkeit.

Drey Jahre nach Christo empörten sich die Belgen, die am Meere wohnten, doch wurden sie wieder unterworfen. Im nächsten Jahre rüstete Tiberius eine sehr starke Flotte und fuhr von der Nordsee aus in die Elbe hinein. An ihren Ufern hielt er mit den Longobarden, Senonen und

Bayerische

Hermunduren eine harte, doch siegreiche Schlacht. Nichts schien den Deutschen erwünschter, als ein mächtiger Feind, den zu bekämpfen ihnen Ruhm brachte. So soll auf der Elbe ein alter Senone zu dem Tiberius gekommen seyn, ihm treuherzig die Hand geboten und sich gefreut haben, daß er ein so heldenmüthiges Volk, als die Römer, noch in seinen alten Tagen kennen lerne.

Im nächsten Jahre hatte es Tiberius auf die Markomannen abgesehen, und er selber wollte von der Donau aus, Sentius aber, sein Unterfeldherr, sollte vom Rhein aus mit starker Macht gegen sie aufbrechen. Dies Unternehmen mißlang indeß, da die unterworfenen Donauvölker einen furchtbaren Aufstand erregten, womit die Römer alle Hände voll zu thun bekamen.

Nachher ward Sentius am Rhein Statthalter, und er bezeigte sich gegen die Deutschen so liebreich und freundlich, daß sie gern mit ihm verkehrten, und von den römischen Künsten lernten, was ihnen nützlich schien.

Kapitel LII.

Varus in Deutschland.

Auf den Sentius folgte Varus, ein gutmüthiger Mann, doch immer ein Römer. Er hielt, wie alle Römer, Eroberung und ungerechte Einmischung in die Angelegenheiten anderer Völker für erlaubt und recht. Er betrachtete überdem die Deutschen wie ein rohes Barbarenvolk, das noch danken müßte, wenn man es beherrsche, und dadurch seiner Barbarey entreiße. Auch lernte er weniger das eigentliche Volk der Deutschen kennen, als reiche Familien, die sich an ihn anhingen, um durch ihn ihre eigenen Landsleute zu beherrschen. Endlich mußte er als ein getreuer Unterthan des Kaisers Augustus den schändlichen römischen Eroberungsplan auf jede Weise befördern.

Er verlegte also sein Hauptlager von dem linken auf das rechte Rheinufer, und weil er friedlich mit den Deutschen lebte, ihnen allerley Geschenke und köstliche fremde Waaren brachte, Märkte aufrichtete und ihre müßigen Söhne in römische Kriegsdienste aufnahm, so liebten sie ihn als einen Gast. Er ward aber bald noch dreister, verlegte sein Hauptlager sogar bis über die Weser in das Land der Cherusker, und fing, durch Segest, ein verrätherisches Oberhaupt dieses Volkes, unterstützt, sogar an, den Herrn zu spielen, römisches Gerichtswesen gewaltsam einzuführen, und den freyen Deutschen Stockschläge und Henkerbeil aufzudringen.

Da regte sich der Groll betrogener Gutmüthigkeit bey dem Volke, und es dachte darauf, den zudringlichen Fremdling los zu werden. Doch durften sie nicht sogleich offen zu Werke gehen, weil Varus ein wohlgerüstetes und versuchtes Heer von mehr als 30,000 Mann in einem für Deutsche unbezwinglich verschanzten Lager hatte. Unter dem Volke der Cherusker stand aber ein Jüngling auf, der schon eine Zeitlang in römischen Heeren gedient, die Kunst des Krieges gelernt und selbst die römische Ritterwürde erlangt hatte. Er hieß Armin. Ein schöner und gewaltiger Held, edeln Geschlechtes, untadelich an Sitten, klug wie wenige seines Volkes, von feuriger Beredsamkeit und glühend für die Freyheit gewann er leicht die Herzen aller freygesinnten Männer und Jünglinge, und ward der Stifter einer großen Verschwörung gegen die Römer in allen niederdeutschen Gauen. In einer nächtlichen Versammlung im Walde schwuren sie allen Römern in Deutschland den Untergang. Armin war ihr Haupt und ihre Seele, und er ist um so mehr darum zu preisen, als seine Verwandten und sogar sein Bruder hochbegünstigte Römerfreunde waren. So geheim indeß die große Unternehmung betrieben wurde, so erfuhr sie doch Segest, und weil dieser ehr-

geizige Mann nichts so sehr als die Freyheit des gemeinen Volkes haßte, und überdem mit Armin, der ihm seine schöne und freygesinnte Tochter Thusnelda entführt hatte, in erbitterter Fehde lebte, so verrieth er sogleich das ganze Vorhaben seiner Landsleute. Varus aber war mit Blindheit geschlagen, lachte darüber, und hielt die Deutschen für dümmer und sich für mächtiger, als daß er irgend eine Gefahr hätte fürchten dürfen.

Kapitel LIII.

Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Im neunten Jahre nach Christi Geburt ließ Armin ein kleines Gauvolk an der Ems, die Ampsibarer, scheinbar gegen die Römer sich empören. Die übrigen Völker aber mußten sich still halten, ja den Varus bitten, selber gegen die Empörer auszuziehen, und ihm Beystand versprechen. Dadurch hofften sie ihn aus seinem festen Lager in die unwegsamen Gebirge und noch weiter vom Rhein, von wo aus er hätte Hülfe erhalten können, wegzulocken. Wo es die Freyheit eines edeln Volkes gilt, thut Gott zuweilen ein Wunder. So dürfen wir die Verblendung des Varus für ein Wunder halten, da er trotz aller Ermahnungen und Bitten des Segest den Aufbruch seines ganzen Heeres befahl und somit in die Netze des Todes ging, die ihm aufgestellt waren. Armin begleitete seinen Zug und führte ihn absichtlich in hüglige, sumpfige, vor dickem Wald kaum zugängliche Gegenden. Der Himmel selber war mit den Deutschen zum Untergange der Römer verschworen. Ungewitter brachen los, unendlicher Regen strömte nieder und die Gebirgswässer schwollen zu Strömen an. In lang ausgedehntem unordentlichen Zuge schleppten die Römer, beschwert mit vielem Gepäck und matt von den Anstrengungen des We-

ges, durch die engen Thäler sich fort. In der Verwirrung des Marsches zogen Armin und die Deutschen seitab und stießen zu ihren Brüdern, die in ungeheuern Schaaren sich versammelt und ringsumher auf die Berge in den Hinterhalt gelegt hatten. Plötzlich erscholl in dem Brausen des Waldes und der Gewässer der fürchterliche Kriegsgesang der Deutschen. Erschrocken standen die Römer. Da wurden sie von allen Seiten in einem Augenblick mit einem Hagel von Steinen, Pfeilen und Wurflanzen überschüttet. Dann stürzten die Deutschen von den Höhen nieder zum Handgemenge. Grauen und Entsetzen ergriff die Römer; doch galt es das Höchste und sie wehrten sich wie Löwen. Hie und da gelang es den Einzelnen, sich in größere Massen zu sammeln und geordneten Widerstand zu leisten. Das Gepäck ward im Stich gelassen; nur das Leben galt es noch. Schnell seine Lage überblickend befahl Varus den Rückweg nach dem Rheine zu suchen. Den ganzen Tag ward fliehend und verfolgend gestritten. In der Nacht gelang es den Römern, einen freyen Platz zu gewinnen und ein festes Lager zu schlagen. Doch ohne alle Nahrungsmittel und von Feinden umringt war hier ihres Bleibens nicht. In der Frühe des Morgens brachen sie wieder auf, immer nach der Himmelsgegend schauend, dem Rheine zu. Aber wieder lagen vor ihnen finstere Wälder; aufs Neue braußten ihnen die empörten Waldbäche entgegen; Sturm und Regen rasteten nicht, und die schnellfüßigen Deutschen hatten immer vor den Fliehenden den Vorsprung und hemmten mit Mord und Verderben jeden ihrer Schritte. Am Abend erreichten sie wieder einen freyen Platz und schlugen noch einmal ein Lager auf; aber ihre Zahl war nur noch gering, ihre Kraft erschöpft. Am dritten Tage setzten sie die Flucht und den Kampf fort; doch bald mußten sie inne halten. Zu einem kleinen Haufen zusam-

mengeschmolzen, todtmüde und von unzählbaren Feinden umringt fanden sie nirgends einen Ausweg mehr. Varus stürzte sich verzweifelnd in sein Schwerdt. Die Uebrigen wurden theils niedergehauen, theils gefangen. Die Römer nennen uns die Gegend dieser Kämpfe den Teutoburger Wald. In der Gegend von Paderborn liegt das sogenannte Winfeld, von dem die Sage geht, daß Varus hier vernichtet worden sey.

Armin feyerte den Göttern grosse Opferfeste und weihte ihnen alle Todte und alle Beute, also daß die Römer unbegraben auf dem Felde liegen bleiben mußten. Die Hauptleute unter den Gefangenen wurden am Opferaltar geschlachtet. An den gefangenen Richtern und Advokaten nahm der Bauer grausame Rache, weil sie ihm am verhaßtesten gewesen. Die noch übrigen Römer mußten Sklaven werden, Hausknechte und Viehhirten. Da saß mancher vornehme Römersohn wie der Verlorne in der Bibel weinend hinter seiner Schweinheerde.

Als die Römer am Rhein von dieser Niederlage hörten, verstärkten sie sich in aller Eile, denn sie glaubten nicht anders, als daß die Deutschen auf der Stelle ihren Sieg verfolgen und in hellen Haufen über den Rhein dringen würden. Eilig sandte man nach Rom um Hülfe. Kaiser Augustus stieß verzweiflungsvoll den Kopf an die Wand und rief: O Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Jeder alte Schrecken des deutschen Namens erwachte neu. Man dachte an die Kimbern und Teutonen, man dachte an den Sklavenkrieg. Die deutsche Leibwacht des Kaisers und alle Germanen, die im römischen Kriegsdienste standen, wurden schnell in entlegene Gegenden geschickt. Ein unermeßliches Heer ward nach Gallien aufgeboten, und die Furcht vor den Deutschen war so groß, daß die Römer sich weigerten gegen sie zu dienen, und August jedem Feigen mit der Todesstrafe drohen mußte.

Die Deutſchen aber machten alle dieſe Vorkehrungen unnöthig, denn ſie blieben ruhig in ihrem Lande und begnügten ſich, alle Feſtungen und Heerſtraßen und jede Spur der Römer bis an den Rhein zu zerſtören und dieſen Fluß wieder zur Grenze zwiſchen dem freyen Deutſchland und dem Römerreich zu machen.

Kapitel LIV.

Germanikus am Rhein.

Eine Zeitlang blieb Friede. Im Jahr 14 ward Tiberius Kaiſer. Des Druſus Sohn, von ſeinen deutſchen Kriegen Germanikus genannt, ward Feldherr am Rhein und beſtimmt, die Schmach der varianiſchen Niederlage zu rächen und die Eroberung Deutſchlands aufs Neue zu beginnen.

Noch in demſelben Jahre überfiel er die Marſen, als ſie gerade ein Götterfeſt feyerten und beym nächtlichen Gelage ſchon trunken oder ſchlafend umher lagen. Da richtete er ein großes Blutbad unter ihnen an; doch in Kurzem kamen die benachbarten Gauvölker zu ihrer Hülfe herbey und trieben den Feind wieder über den Rhein zurück.

Im folgenden Jahr 15 ging Germanikus wieder über den Fluß gegen die Katten. Da kam Siegesmund zu ihm, der Sohn des Segeſts, und beſchwor ihn um Hülfe, ſein Vater habe Thusnelden wieder in ſeine Gewalt gebracht und werde von Armin hart belagert. Schnell brach der Römer in das Land der Cherusker auf, entſetzte den Segeſt und nahm Armins junges Weib gefangen. Sie war ſchwanger und ging in ewiges Elend; doch ertrug ſie ſtandhaft ihr Loos und vergoß keine Thräne. Ihr Vater erhielt Güter in Gallien, da er unter ſeinen Landsleuten nicht länger des Lebens ſicher war. Armin aber flog durch die Gaue und reizte Alles zur Rache auf. Bald befand

er ſich wieder an der Spitze eines groſsen Heeres; ſelbſt ſein Oheim, Inguiomar, ehemals ein Römerfreund, ſtand ihm hier zur Seite.

Im nächſten Frühjahr fuhr Germanikus mit einer ſtarken Flotte durch die Nordſee in die Ems, ein anderes römiſches Heer muſste an der Küſte hin, und ein drittes, von Cäcinna befehligt, durch den Gau der Marſen vorrücken. Armin lieſs aber die Deutſchen mit Haab und Gut weit zurückfliehen. Alles, was übrig blieb, ward von den Römern verheert, und Germanikus kam ungehindert bis auf das Winfeld. Hier lieſs er weinend die Gebeine der varianiſchen Legionen zur Erde beſtatten. In den Gebirgen aber lauerten die Deutſchen. In denſelben Schluchten, da Varus vernichtet worden, wollten ſie auch dem Germanikus ſein Ende bereiten. Wieder zogen die Römer im Thale, und auf den Höhen zu beyden Seiten ſtanden die Deutſchen verſteckt. Einen kleinen Haufen aber lieſs Armin im Thale vor dem Germanikus herfliehen, ſo weit, bis dieſer ganz umringt war. Dann gab er das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Ein mörderiſcher Kampf begann, aber der beſonnene Germanikus wuſste die Ordnung in ſeinem Heere zu erhalten, alſo daſs er zwar geſchlagen, doch nicht vernichtet wurde. Es gelang ihm, ſeine Schiffe zu erreichen und er entkam in eiliger Flucht. Unterwegs ward ein Theil ſeines Heeres, das an der frieſiſchen Küſte hinzog, von der Fluth überſchwemmt und dem Untergange nahe gebracht. Noch ſchlimmer erging es dem Cäcinna, der mitten durch das Land zurückfloh, aber von Armin eingeholt wurde. Er war in einem engen Thale eingeſchloſſen, heftige Regengüſſe entſtrömten dem Himmel wieder, und die Deutſchen leiteten die Waldbäche von den Bergen gerade ins Lager der Römer, ſo daſs dieſe bis über das Knie im Waſſer ſtehen muſsten. Doch gelang es der Liſt und dem Muth

ihres Feldherrn, obgleich mit groſsem Verluſte, ſich durchzuſchlagen und über den Rhein zu retten. Den ganzen Winter über belagerten die Deutſchen die Feſtung Aliſo, konnten ſie aber nicht gewinnen.

Im folgenden Jahr 17 brachte Germanikus ſein ganzes Heer auf 1000 Schiffe, fuhr wieder durch die Ems, und rückte dann zu Lande gegen die Weſer vor. Auf der andern Seite dieſes Fluſſes ſtanden die Deutſchen. Als die Römer heran gekommen waren, trat aus ihrer Mitte Flavius heraus, Armins Bruder, der im römiſchen Dienſt gegen ſein Volk ſtritt. Er ſtellte ſich ans Ufer hin und hielt über den Fluß hinüber eine Unterredung mit Armin, indem er ihm das Glück, ein Römer zu ſeyn, mit glänzenden Farben ſchilderte und auch ihn zum Abfall aufzureizen verſuchte. Armin aber fluchte ihm und wäre durch den Fluß geſchwommen, ihn zu ermorden, hätten ihn die Seinigen nicht zurückgehalten. Als die Römer hierauf zum Angriff ſich anſchickten, zog Armin wieder wie ehemals ſich zurück, und es gelang ihm, die tapfere bataviſche Reiterey, die den Römern diente, und im Ungeſtüm der Kampfluſt zu weit vorausgeeilt war, zu umringen und gänzlich niederzuhauen. Am nächſten Tage marſchirte das ganze Heer des Germanikus vorwärts, aber dieſer Feldherr hatte diesmal den Deutſchen ihre Liſt ſchon abgelernt. Er ließ groſse Abtheilungen ſeines Heeres den Deutſchen heimlich in den Rücken ſchicken, während er ſelbſt wieder in der Mitte des Thales vorrückte. Als nun die Deutſchen ſich aus ihrem Verſteck auf ihn hinunter ſtürzten, wurden ſie ſelbſt im Rücken angegriffen. Dadurch ging nach einer verzweifelten Gegenwehr die Schlacht für ſie verloren. Germanikus ließ ein prächtiges Siegesdenkmal aufrichten. Seinen Zug aber wagte er nicht fortzuſetzen, weil er zu viel Verluſt erlitten hatte, und er begab ſich auf den Rückweg nach

der Ems. Die Deutschen aber wurden durch jenes Denkmal so beschämt und erbittert, daß sie alle Kräfte anstrengten, die Schmach auszutilgen, den Römern nacheilten und ihnen noch einmal eine Schlacht anboten. Einen ganzen Tag lang stritten sie mit der größten Erbitterung und erst die Nacht trennte die Kämpfer. Am andern Morgen aber fanden sich beyde Heere so geschwächt, daß sie keine neue Schlacht beginnen konnten. Germanikus floh eilig auf seiner Flotte zurück, und diese ward noch unterwegs auf der Nordsee von einem so heftigen Sturme ergriffen, daß die meisten Schiffe untergingen.

Bald darauf kehrte Germanikus nach Rom zurück. Bis an den Rhein blieb Deutschland frey; nur die Burg auf dem Taunus konnte den Römern nicht entrissen werden.

Kapitel LV.

Armins und Marbods Ende.

Marbod hatte dem großen Kampfe in Niederdeutschland ruhig zugesehen, ohne zu helfen. Armin hatte ihm den Kopf des Varus als Ehrengeschenk zugeschickt; er aber sandte ihn mit Beyleidsbezeugungen an den Kaiser Augustus. Die Niederdeutschen wurden erbittert über die geringe Theilnahme dieses mächtigen Mannes, und auch bey andern Deutschen war der Name Marbods verhaßt geworden, weil er nach unumschränkter Königsherrschaft nicht nur über die Markomannen, sondern auch über benachbarte Völker strebte. Als er die Senonen und Longobarden sich unterwerfen wollte, riefen diese die niederdeutschen Gaue zu Hülfe, und es entstand ein großer Bund gegen Marbod, an dessen Spitze wieder Armin gestellt ward. Beyde Parteyen rüsteten sich mit aller Macht, und es kam zu einer großen Hauptschlacht, da fast alle deutsche Völker widereinander standen. Armin errang den

vollſtändigſten Sieg. Marbod floh nach Böhmen zurück und flehte den Kaiſer Tiberius um Beyſtand. Aber ſein eigenes Volk wollte ihn nicht mehr dulden und wählte den Gothen Catualda zum König. Da flüchtete er über die Donau und lebte noch 18 Jahre lang von der Römer Gnadengehalt.

So hat Armin ſein Vaterland aus der doppelten Gefahr äußerer und innerer Knechtſchaft gerettet. Zehn Jahre lang war er Oberfeldherr des Volkes geweſen und durch ganz Deutſchland waltete ſein Ruhm und ſein Anſehen. Ein ſolches Anſehen aber eines einzigen Mannes war bey den Deutſchen unerhört, konnte nur durch ungewöhnliche Ereigniſſe erzeugt werden und in ruhigen Zeiten nicht lange fortbeſtehen. Mag es auch nicht wahr geweſen ſeyn, was die Römer behaupteten, daß Armin ſich zum unumſchränkten Herrn in Deutſchland habe aufwerfen wollen, mag er auch ſeine freye Geſinnung nie geändert haben, ſein Anſehen nie haben mißbrauchen wollen, der bloße Gedanke, daß er dieſes Anſehen habe, mußte bey den Deutſchen Mißtrauen erregen, und dann ward es ſchlechten Menſchen leicht, ihn vollends zu verderben. Die Römer berichten uns, Armin ſey beſchuldigt worden, nach der Oberherrſchaft zu ſtreben, ſeine eigenen Verwandten hätten ſich gegen ihn verſchworen und ihn meuchlings umgebracht im Jahr 21 nach Chriſto.

Kapitel LVI.

Kleine Empörungen gegen Rom und innere Kriege.

Im Reich der Markomannen ward Catualda durch den Hermunduren Vibilius vertrieben, und fand, wie Marbod, bey den Römern Schutz. Die mit ihm ausgewanderten Markomannen und Sueven aber vereinigte Tiberius mit einer großen Schaar Quaden, die urſprünglich

in Mähren gewohnt zu haben ſcheinen, nahm ſie als Bundesgenoſſen an und gab ihnen einen Landſtrich in Ungarn am rechten Donauufer. Sie ſollten ihm eine Schutzmauer gegen die übrigen Deutſchen ſeyn.

In demſelben Jahre, da Armin ums Leben kam, empörten ſich die Trevirer, angeführt von Florus; aber durch Verrath und Uneinigkeit ſcheiterte das Unternehmen.

Sieben Jahre darauf empörten ſich die Frieſen. Die Freundſchaft, welche dieſe argloſen Leute den Römern zuerſt geſchenkt hatten, war ihnen übel bekommen. Die Römer behandelten ſie wie Ueberwundene und legten ihnen einen Tribut von Ochſenhäuten auf. Sie lieferten dieſelben eine Zeitlang. Da ward Olennius Statthalter am Rhein und dieſer übermüthige Mann verlangte plötzlich nicht gemeine, ſondern lauter Häute von Auerſtieren, die in Friesland ſelten waren, und legte eine ſtarke Beſatzung ins Land, um dieſen Tribut gewaltſam einzutreiben. Da mußte das arme Volk Alles verkaufen, Haus und Hof, Sklaven, Vieh und endlich ſogar die Kinder, um die zahlloſe Menge koſtbarer Häute bey andern Völkern einzutauſchen. Wie aber die Noth am höchſten geſtiegen war, faßten ſie einen raſchen Entſchluß, griffen zu den Waffen und erſchlugen alle Römer im Lande. Dieſe herzhafte That machte ihren Namen das erſtemal berühmt in der Geſchichte. Ihr Land blieb frey. Die Römer nahmen keine Rache, vielleicht nur, weil ein Sieg über dieſes arme Volk die Mühe und Gefahr des Kampfes nicht hätte belohnen können. Bald darauf empörten ſich auch die Kaninefaten, jedoch unglücklich.

Seit Armins Tode zeichneten ſich unter allen niederdeutſchen Völkern vorzüglich die Katten und Cherusker aus. Die einen waren zu Lande, die andern zur See die mächtigſten. Sie beunruhigten die römiſchen Grenzen unaufhörlich, und ſo oft die Römer ſelbſt in ihr Land ein-

fielen, mußten ſie doch immer wieder den Rückweg ſuchen.

Dagegen kamen die Cherusker in Verfall. Sie hatten mit ſich ſelbſt zu thun. Die treuloſen Verwandten Armins ſuchten römiſches Weſen einzuführen und für ſich die Herrſchaft im Lande zu gewinnen. Das gemeine Volk ſträubte ſich dagegen. Im Jahr 47 ward der Sohn des Flavius zum König gewählt. Er hieß Italicus, weil er in Italien geboren und erzogen war. Auch als König betrug er ſich ganz römiſch und machte ſich dem Volke ſo verhaßt, daß es ihn abſetzte. Mit Hülfe der Longobarden kam er zwar wieder zur Herrſchaft, aber die Cherusker verloren von der Zeit an ihre alte Macht und Ehre völlig.

In dem Bundesſtaate der Quaden empörten ſich gegen Vannius ſeine beyden Neffen Sido und Wangio. Ihnen ſtanden die ſlaviſchen Jazygen bey, dem Vannius aber Vibilius mit den Markomannen. In einer großen Schlacht ſiegten die erſtern und Sido bemächtigte ſich der Herrſchaft über die Markomannen, Wangio über die Quaden. Beyde wurden der Römer treueſte Bundesgenoſſen.

Am rechten Rheinufer zwiſchen der römiſchen und deutſchen Grenze lag ſeit geraumer Zeit ein ſchmaler Landſtrich theils durch Auswanderung, theils durch den Krieg verödet. Die Deutſchen aber vermehrten ſich immer in größerem Maaße, als ihr Land ſie ernähren konnte. So war auch Friesland übervölkert und die Frieſen wünſchten, jenen leeren Landſtrich in Beſitz zu nehmen. Um darüber zu unterhandeln wurden zwey frieſiſche Häuptlinge, Veritus und Malorix, nach Rom geſandt. Dort empfing man ſie freundlich und ließ ſie alle Herrlichkeiten in der Hauptſtadt der Welt betrachten; doch alle jene Pracht und Größe demüthigte den Stolz der Freyheit nicht, den ſie aus ihren Eichenhainen mitgebracht. Wie man ihnen im Schauſpielhauſe nicht ſogleich die erſten Sitze anwies, ſetzten ſie

ſich ſelbſt dahin und ſagten: das Volk der Germanen ſey das tapferſte und treueſte unter der Sonne und keinem gebühre vor ihm der Vorrang. Ihr Geſuch aber ward ihnen abgeſchlagen.

Schlimmer noch ging es den Ampſibaren. Dieſes kleine Volk mußte den Katten unterliegen, die allmälig ihre Macht immer weiter auszubreiten ſuchten. Es wanderte an den Rhein aus und bath die Römer um Land. Stolz aber wieſen dieſe ſie zurück, und nur ihrem Oberhaupte Boiokal, der früher in römiſchen Dienſten geſtanden, wurden für ſeine Perſon glänzende Güter angeboten. Aber dieſer Held ſchlug ſie aus, gelobte treu bey ſeinem Volke zu verharren, und rief aus: Erde fehlt uns, um darauf zu leben, aber nimmer wird uns Erde fehlen, um darauf zu ſterben. Er führte ſein Volk nach Deutſchland zurück; aber überall ward es abgewieſen, und zuletzt theils von Hunger und Elend aufgerieben, theils unter andere Völker zerſtreut.

Bald darauf brach ein großer Kampf zwiſchen den Katten und Hermunduren aus. Sie ſtritten um die Salzquellen der Saale, deren Beſitz damals ſchon von großer Wichtigkeit war. In einer Hauptſchlacht ſiegten die Hermunduren und ſie opferten alle Gefangenen den Göttern.

Kapitel LVII.

Civilis und Velleda.

Unter den Batavern lebte ein junger Mann, den uns die Römer nur mit einem römiſchen Namen Civilis nennen, welches aber einen bürgerlich Geſinnten, einen Volksfreund bedeutet. Er hatte lange unter den Römern gedient und ſchon frühe in der Schlacht ein Auge verloren. Sein freyer Sinn machte ihn und ſeinen Bruder den Römern verdächtig. Sie wurden in Feſſeln gelegt, ſein

Bruder hingerichtet, er nachher wieder entlaſſen. Da ſchwur er den Römern ewigen Haß und gelobte nach deutſcher Sitte, Bart und Haupthaare nicht zu ſcheeren, bis er die Rache vollendet hätte. Er ſah, daß ſein Volk die ſchmähliche Knechtſchaft der Römer nur unwillig duldete, und daß es nur der vereinigten Kraft bedürfe, ſie abzuſchütteln. Bey einem nächtlichen Feſtmahl im heiligen Dunkel des Waldes trat er unter ſeine Landsleute und forderte ſie in begeiſterter Rede zur Empörung auf.

Seine Worte wirkten, die Bataver erhoben die Fahne des Aufruhrs und ermordeten alle Römer in ihrem Gaue. Daſſelbe thaten ſogleich auch die Kaninefaten und die Frieſen halfen ihnen. Wo ein römiſches Heer ſich blicken ließ, ward es geſchlagen, und dadurch ermuthigt, ſchloſſen ſich nacheinander alle belgiſchen Völker, ſogar die Trevirer an die Sieger an. In ganz Belgien wurden die Römer entweder umgebracht, oder in ihre Feſtungen eingeſchloſſen. Die Deutſchen, die im römiſchen Heer ſich befanden, gingen ſchaarenweiſe zu den Freyheitsmännern über. Das Land der Ubier ward ganz und gar verwüſtet und überall ſchreckliche Rache genommen an jedem, der als Volksfeind ſich erwieſen. Nur die Stadt Kölln, die um Gnade bath, blieb verſchont. Alles dies geſchah im Jahr 69.

Im römiſchen Reiche bekämpften ſich damals zwey Kaiſer, Vitellius und Veſpaſian. Da konnte die ganze Stärke der Römer ſich nicht ſogleich auf die Belgen werfen, und der Freiheitskrieg nahm guten Fortgang. Zwar ging der ganze Winter dem Civilis mit der vergeblichen Belagerung der Feſtung Vetera (Xanten) hin, doch gelang es ihm, große Verbindungen anzuknüpfen. In Deutſchland hatten viele Gaue Luſt, mit ihm gemeinſame Sache zu machen, und Velleda, eine prophetiſche Jungfrau, die in den bruckteriſchen Wäldern in einem einſamen Thurme

lebte, und durch ganz Deutſchland heiliges Anſehen gewonnen, verkündete den Deutſchen Sieg, den Römern Untergang. Ihr wurde das Köſtlichſte von der römiſchen Beute als Ehrengeſchenk zugeſchickt. Sie ward die Seele des Freyheitskrieges, Civilis der Arm, den ſie bewegte. Auch die Gallier benutzten den Augenblick, empörten ſich und vereinigten ihre Heere mit den Deutſchen. Das war aber ein großes Unglück für die Belgen, denn ſie ließen ſich von den neuen Bundesgenoſſen bereden, ein großes galliſches Reich zu ſtiften. Damit waren aber die Deutſchen über dem Rheine nicht zufrieden und ihre Theilnahme erkaltete. Auf die Ausdauer der Gallier aber konnte ſich Niemand verlaſſen. Nur im erſten Augenblick ging Alles trefflich von ſtatten. Die Fahne der Freyheit wurde bis in die Alpen getragen. Schon in Helvetien wurden römiſche Heere beſiegt.

Im folgenden Jahre änderten ſich die Umſtände. Veſpaſian beſiegte den Vitellius und der Bürgerkrieg im römiſchen Reiche nahm ein Ende. Da ſandte der neue Kaiſer den Cerealis, einen im Kriege und Schlachten ergrauten Feldherrn, mit einem übermächtigen Heere nach Gallien. Er kam nach Trier, und gewann leicht den Sieg über die Gallier. Mehr noch that der bloße Schrecken ſeines Namens und ſeiner Macht. Alle Gallier fielen von Civilis ab. Auch die Kölner ſpielten die Verräther, ermordeten alle Deutſche, die in der Stadt waren, und boten dem Cerealis die Auslieferung von Weib und Kind des Civilis an, welche dieſer ihnen arglos anvertraut hatte. Die Belgen aber gaben ihre Sache noch lange nicht auf, und ſchlugen in der erſten Hauptſchlacht den Cerealis aus dem Felde. In der zweyten jedoch liefen ſo viele Verräther zu den Römern über, daß Civilis auf den Rückweg denken mußte. Er warf ſich in die bataviſchen Inſeln und ließ ſie durch künſtliche Kanäle beynahe

gänzlich überschwemmen, so daß die Römer nirgends einen Zugang fanden. Hier hielt er sich noch lange. Da aber seine Landsleute die Hoffnung eines vollständigen Sieges aufgeben mußten und Cerealis selbst ihm eine ehrenvolle Versöhnung anbot, so schloß er endlich Frieden, und sein Name blieb bey Römern und Deutschen in hoher Achtung.

Bald darauf sollen innere Kriege zwischen den Katten, Bructerern und Cheruskern vorgefallen seyn, durch die Römer veranlaßt und unterstützt. Die Bructerer sollen beynahe völlig vertilgt, die heilige Velleda in römische Gefangenschaft gerathen seyn.

Kapitel LVIII.

Innere Kriege der Deutschen. Ruhe an den römischen Grenzen.

Diesen Stürmen folgte eine fast hundertjährige Ruhe an den römisch-deutschen Grenzen, während welcher die Lage beyder Völker zu einander sich nicht veränderte. Der Grund davon ist theils in der Gerechtigkeit und Friedlichkeit der damals herrschenden römischen Kaiser, theils in den Kämpfen zu suchen, welche die Deutschen um diese Zeit unter einander selbst führten.

Von diesen innern Kriegen haben wir nur dunkle Spuren. Sie wurden in dem für die Römer verborgenen Nordosten geführt. Nach dieser Gegend wandte sich die Kraft der jugendlichen Heldenschaaren und Gefolge, die früher über den Rhein und die Donau sich ergossen. Nach dieser Gegend war auch die Kraft der Landwehren selbst gerichtet, da vom Norden her die gothischen Völker in einem großen Wanderzuge sich auf sie wälzten. Unterwerfung vieler Slavenländer, Kämpfe zwischen den wandernden Gothen und den deutschen Landwehren, endlich ein gewaltiges Dahinreißen aller östlichen Völker in den

gothiſchen Zug und die Ausbreitung deſſelben über die großen Ländermaſſen nordwärts von der Donau und dem ſchwarzen Meere ſcheint den weſentlichen Inhalt dieſer Kriege ausgemacht zu haben.

Die Römer beſchränkten ſich in dieſer Zeit auf Behauptung ihrer Grenzen; ihr großer Eroberungsplan ruhte. Die deutſchen Grenzvölker aber unternahmen nur noch zuweilen räuberiſche Streifzüge in das römiſche Gebiet, am Rheine vorzüglich die Katten und Chauken, an der Donau die Markomannen, Quaden, Geten, Baſtarner, Daker. Sie wurden aber allemal bald von den Römern zurückgetrieben.

Waren die Kriege nur unbedeutend, ſo war dagegen der freundſchaftliche Verkehr zwiſchen den Deutſchen und Römern viel wichtiger. Beſonders die römiſchen Kriegsdienſte kamen immer mehr in Flor. Die Grenzvölker ſandten jährlich ihre Jünglinge ſchaarenweiſe nach Rom, und entzogen ſich dadurch ſelbſt die Kräfte zum Kriege. Deutſche erlangten die höchſten Ehrenſtellen in Rom, und man brauchte ſie wegen ihrer Tüchtigkeit immer häufiger, jemehr die Römer ſelbſt ſich entnervten. Auch Handel und Wandel blühte an den Grenzen; innige Freundſchaften und Heirathen zwiſchen Deutſchen und Römern waren nicht ſelten. Während der Zeit der Ruhe kamen die römiſchen Städte am Rhein und in Süddeutſchland immer mehr zu blühendem Gedeihen. Indeß waren die Römer verſtändig genug, um dieſe Zeit auch zur immer ſtärkern Befeſtigung ihrer Grenzen zu benutzen, da man für die Folgezeit vor neuen Völkerſtürmen keineswegs ſicher war. Viele neue Feſtungen, Thürme und Schanzen wurden angelegt und im heutigen Franken ließ Kaiſer Hadrian eine lange befeſtigte Grenzmauer gegen das innere Deutſchland aufrichten. Es ſind noch jetzt Trümmer davon

übrig nebſt dem dabey befindlichen Graben, den man noch jetzt den Pfahlgraben nennt.

Erſt im Jahr 100 ward der römiſche Eroberungsplan von dem kriegeriſchen Kaiſer Trajanus wieder aufgenommen. Dezebal, der tapfere König der Daker, hatte das römiſche Reich oft und hart beunruhigt. Gegen ihn bot Trajanus alle Macht ſeines Rieſenreiches auf und überwand ihn nach einem furchtbaren Widerſtande. Dezebal tödtete ſich ſelbſt, und ganz Dakien, die heutige Moldau und Wallachey wurde zur römiſchen Provinz gemacht.

Drittes Buch.

Die Völkerwanderungen.

Kapitel LIX.

Ueberſicht.

Viele Urſachen ſcheinen zuſammen gewirkt zu haben, um den Römerkriegen ſeit dem zweyten Jahrhundert nach Chriſto eine ganz neue Wendung zu geben. Bisher hatten von Seite der Deutſchen immer nur einzelne Gauvölker, oder nur einzelne Gaubünde geſtritten, ohne Zuſammenhang und Plan. Land oder Abentheuer ſuchend, hatten ſie ſich nicht bekümmert, ob ſie mit Römern oder mit Deutſchen ſelbſt ſtritten. Sie fielen eben ſo zufällig auf die Römer, als auf ein ander Volk. Und auch ihre Vertheidigungskriege führten ſie zufällig, wie die Noth den einen oder andern Gau drängte. Die Bünde, welche benachbarte Gaue aufrichteten, verfolgten immer nur Pläne des Augenblicks und löſten ſich bald wieder auf. Endlich ſehen wir augenſcheinlich, daß die Deutſchen ſeit dem Unglück der Kimbern und Teutonen, des Arioviſts, der Uſipeter, Tenchterer und der Ambſibarer, ihre Auswanderungen nicht mehr nach Gallien und Italien, ſondern gegen Oſten gerichtet. Schon der Auszug der Markomannen nach Böhmen deutet dieſe Richtung an, und noch mehr die Kunde von großen Kriegen in Nordoſten und endlich die rückkehrende Bewegung ungeheurer Schaa-

ren, die am Ende des zweyten Jahrhunderts von Nord-Osten her an die Donau und das schwarze Meer sich wälzten. Jene Vereinzelung und Planlosigkeit nun, und diese Richtung, die ihre Hauptstärke von der römischen Grenze abwärts nach der slavischen nahm, machte es den Römern möglich, mit so glücklichem Erfolge Schritt vor Schritt die Deutschen zurück zu drängen und ihnen Land abzugewinnen. Eben so viel aber wirkte dazu auch die ungeheure Macht, welche die Römer gegen die Deutschen aufzubieten im Stande waren, der Heldengeist, der sie damals noch beseelte, und die vielen kriegsverständigen Kaiser, von denen sie beherrscht wurden.

Die Eroberung Dakiens bezeichnet den höchsten Gipfelpunkt des Unglücks deutscher Nation gegen die Römer. Von da an aber nahmen die Römerkriege eine ganz neue, großartige Wendung. Plötzlich rafft da ganz Deutschland sich auf; alle Kräfte, die im Innern des Landes schlummerten oder nach Osten verwandt wurden, vereinigen sich gegen Rom. Die einzelnen Gaue kämpfen nicht mehr allein, die losen Verbindungen befestigen sich, wenige große Völkerbünde theilen sich in den gemeinsamen Kampf, dessen einiges Ziel die Zertrümmerung des römischen Reiches ist. Jene vereinzelten Kämpfe, jene lange trügerische Ruhe hört auf, und an der ganzen lang ausgedehnten Grenze von der Nordsee bis zum schwarzen Meere bricht ein einziger ungeheurer Krieg los, der, selten unterbrochen, nur mit der Vernichtung des Römerreiches endete.

Die Ursachen dieser neuen Wendung der Dinge lagen theils in der wachsenden Macht der Deutschen durch größere Vereinigung, theils in der Richtung, welche der gothische Zug einmal nach Südwesten genommen hatte, theils in der immer zunehmenden Erschlaffung der Römer.

Das Entſtehen großer Völkerbünde war durch die Römerkriege ſchon vorbereitet. Erfahrung und Noth lehrten den Nutzen ſolcher Verbindungen und das allmälige Untergehn einzelner Gauvölker begünſtigte dieſelben. Einige Hauptſtämme wurden vor den andern mächtig und an ſie, als um einen feſten Kern, ſchloſſen ſich die kleinern leichter an. Während ſo an den römiſchen Grenzen größere Maſſen ſich verbanden, geſchah dasſelbe aus andern Urſachen auch im Innern und im entferntern Oſten Deutſchlands. Dort machte Krieg und Wanderung die kriegeriſche Vereinigung unter großen Herzogen nothwendig, und wenn die einzelnen Bünde auch oft wechſelten, ſo blieb doch immer das Syſtem der Verbindung fortbeſtehend.

Die Richtung, welche die deutſchen Grenzvölker wieder gegen Rom nahmen, ſcheint zum Theil durch den Stoß veranlaßt worden zu ſeyn, den ſie im Rücken durch die gothiſchen Völker erhielten, ſie erklärt ſich aber auch ſchon daraus, daß die neuen Bünde ſtärker, mithin auch muthiger geworden waren, und daß ſie zum Theil auch wohl die Einſicht gewonnen haben mochten, entweder Rom müſſe untergehn, oder ſie ſelbſt.

Endlich lockte die zunehmende Schwäche des Römerreichs die Deutſchen eben ſo ſehr zum Angriff, als ſie denſelben endlich den Sieg zuertheilte. Das große Weltreich zerfiel unter dem Druck ſeiner eigenen Laſt. So viele Länder und Völker, wie ſie in dieſem Reiche verbunden waren, konnten nur durch Ausrottung aller eigenthümlichen Kraft und Tugend, durch Vermiſchung und endlich durch alle Schrecken des Deſpotismus zuſammengehalten werden. Aber wie von unten her die Vernichtung der Volksthümlichkeit und ſittlichen Kraft, ſo wirkt von oben her die Tyranney allemal zerſtörend auf die Staaten. Nur Weichlichkeit und Ueppigkeit tröſtet die

Völker über den Verluſt der Freyheit und die Deſpotie hatte weder die Macht, Sittlichkeit und Tugend zu befördern, noch den Willen, da über feige ſittenloſe Weichlinge am leichteſten zu herrſchen iſt. Aber die entnervten Völker lieferten hinfort auch nur entnervte Heere, die durch Maſſe und Disciplin den zunehmenden Mangel an perſönlicher Kraft und Tapferkeit nicht lange mehr erſetzen konnten, und ſo wankte und brach endlich die Hauptſtütze des Kaiſerreichs.

Kapitel LX.

Der Markomannenkrieg.

Im Jahr 162 begann der neue Völkerſturm gegen Rom. Kühner als bisher und in zahlreichern Maſſen brachen die Katten plötzlich in Rhätien ein und drangen bis in die Alpen. Die Chauken aber belebten mit ihren zahlreichen Flotten die Nordſee und beunruhigten Belgien.

Kaum waren dieſe zurückgetrieben, ſo begannen alle deutſchen Völker von den Quellen der Donau bis zu ihrem Ausfluß eine gewaltige Bewegung. Sueven, Hermunduren, Markomannen, Quaden, Baſtarner, Gothen, Vandalen und eine zahlloſe Menge anderer aus Norden herabziehender Völker, zu denen ſich auch viele ſlaviſche, die Jazygen, Roxolanen u. ſ. w. geſellten, fielen zugleich ins römiſche Gebiet ein. Es ſind größtentheils dieſelben Völker, die ſpäter unter dem allgemeinen Bundesnamen der Gothen in denſelben Gegenden geſtritten. Doch behaupteten damals unter ihnen noch nicht die Gothen, ſondern die Markomannen das Uebergewicht, und die Römer nennen jenen großen Krieg den Markomannniſchen. In unermeßlichen Schaaren flutheten ſie über die Donau, und ihr Sturm brach ſich erſt an den Mauern von Aquilega, einer großen und feſten Stadt am adriatiſchen

Meere. Die tapfere Vertheidigung dieſer Stadt und die plötzliche Ankunft des eben ſo weiſen als tapfern römiſchen Kaiſers Markus Aurelius mit einem gewaltigen und eben ſiegreich heimkehrenden Heere bewog die Deutſchen auf einen Augenblick, über die Donau zurück zu gehen. Bald aber kamen ſie wieder und verheerten aufs Neue die römiſchen Provinzen, während eine grauſame Peſt das Volk der Römer auch von Innen her zu vernichten drohte. Dennoch verzagte der Kaiſer nicht, ließ Alles, was noch Waffen tragen konnte, ſelbſt Sklaven und Straßenräuber, aufbrechen und drang bis an die Donau vor. Wahrſager hatten ihm verkündet, wenn er zwey Löwen über die Donau ſchwimmen laſſe, ſo würden die Deutſchen davon fliehen. Die Löwen ſchwammen hinüber, wurden aber von den deutſchen Kriegern für ein Paar große Hunde gehalten und mit Keulen todt geſchlagen. Doch gelang es dem Kaiſer, zwey vandaliſche Wandervölker unter ihren Herzogen Rhaus und Rhaptus für ſich zu gewinnen und gegen die übrigen Deutſchen zu führen. So verſtärkt bezwang er nach hartem Kampfe die Markomannen und Jazygen. Mit den letzten hielt er eine große Schlacht mitten auf der gefrornen Donau. Er zwang ſie zum Fliehen, und dieſe einzige Völkerſchaft gab ihm 100,000 römiſche Gefangene zurück, woraus man ſich von der Größe dieſer Kriege einen anſchaulichen Begriff machen kann. Dann fiel der Kaiſer über die Quaden her. Dieſe zogen ſich tief ins innere Land zurück und lockten ihn ſo weit als möglich vorwärts. Da ſah er ſich plötzlich in einer weiten Wüſte eingeſchloſſen, und ſein Heer drohte zu verſchmachten, denn lang anhaltende Dürre hatte alle Bäche vertrocknet und nirgends war Waſſer zu finden. In dieſer Noth wären ſie eine ſichere Beute der ringsherum lauernden Quaden geworden, wenn nicht plötzlich ein heftiges Gewitter ſie mit Regen erfriſcht hätte. Eine

christliche Legion soll dies Wunder durch ihr Gebeth bewirkt haben und sie ward davon die feurige Legion genannt. Die Quaden wurden nachher ebenfalls zum Frieden gezwungen, im Jahr 174.

Kaum war die Ruhe hergestellt, so ließ der Kaiser der ganzen Donau entlang die zerstörten Festungen wieder herstellen, viele neue anlegen und dieselben durch 200,000 Mann bewachen. Weil aber die Römer, auf ihre Stärke trotzend, nicht alle Bedingungen des Friedens erfüllten und die Deutschen zu belästigen anfingen, so erhoben diese aufs Neue allgemeinen Aufstand und der Krieg wüthete noch fort, als der Kaiser Markus Aurelius im Jahr 180 verschied. Sein Sohn und Nachfolger Commodus war ein liederlicher Jüngling und schloß sogleich mit den Deutschen einen für ihn sehr schimpflichen Frieden, um nur ruhig in Rom seiner Schlemmerey leben zu können.

Kapitel LXI.

Die Alemannen.

Dieser Name bedeutet nichts anders als Germanen, Arimannen. Sie gehörten zu den alten Sueven, und ihre Nachkommen hießen Schwaben. Es waren die kleinen Gauvölker, welche südwärts der Katten und Hermunduren wohnten und auch boiische und markomannische Völker scheinen sich mit ihnen verbunden zu haben. Sie erscheinen seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts als ein neugebildetes und mächtiges Volk. Den Pfahlgraben überschreitend zerstörten sie die römischen Städte und Pflanzungen und machten sich durch den ganzen Schwarzwald bis an den Rhein furchtbar. Schwaben blieb fortan ihre Heimath.

Wiewohl sie unter dem Namen Alemannen als ein besonderes Hauptvolk von andern unterschieden auftraten und sich behaupteten, so hatten sie doch keinen festen Staatsverband. Sie waren noch ganz wie in der früheren altgermanischen Zeit in viele einzelne Gaue geschieden, davon jeder völlig unabhängig war und eine Volksversammlung, ein Gesetz und einen Richter, Herzog oder König für sich hatte. Auch führten sie ihre Kriege viel öfter einzeln, als verbunden. Nur zuweilen wählten sie für die Zeit des Krieges einen gemeinsamen Herzog. Also erhielt sich bey ihnen noch die ganze alte Verfassung.

Im Westen und Süden grenzten sie an die Römer, im Norden an die Katten (Franken) und Hermunduren (Thüringer), im Osten an die Senonen (Cennen, Burgunder) und an die boiischen Markomannen (Baiern).

Ihre ganze Kraft richteten sie gegen das römische Reich, um Land für ihre Menschenmenge zu gewinnen, und weil sie von Norden her durch den allgemeinen Zug der germanischen Völker nach Süden auch ihrerseits gedrängt wurden. Oft wurden sie in ihrem eignen Lande von römischen Heeren heimgesucht, doch niemals ernstlich bezwungen. Einigemal gelang es den Römern, einzelne Gaue der Alemannen sich zu befreunden, doch die römische Sitte drang niemals in ihre Wälder ein. Sie gingen in ihrer germanischen Wildheit so weit, daß sie auf allen ihren Zügen Städte, Anlagen und Kunstwerke und was nur immer römische Bildung gegründet hatte, schonungslos zerstörten. Auch das Christenthum nahmen sie viel später an, als andere deutsche Völker.

Kapitel LXII.

Kriege der Alemannen.

Den ersten Krieg führten die Alemannen mit den Cennen vereinigt gegen den Kaiser Caracalla im J. 213.

Sie wurden durch Verrätherey der Römer überwunden. Ihre gefangenen Weiber frug der Kaiser spöttisch, ob sie sich lieber tödten oder als Sklavinnen verkaufen lassen wollten? Einstimmig verlangten sie das erste; da man sie aber dennoch der Knechtschaft weihte, tödteten sie alle ihre Kinder und dann sich selbst.

Einige Zeit darauf kam der Kaiser Maximinus, von Geburt ein Gothe, der durch seine Tapferkeit und Riesenstärke sich in römischen Kriegsdiensten immer höher und endlich auf den Thron geschwungen hatte, mit grosser Macht über Deutschland, verheerte ganz Schwaben und drang tief nach Nort:n ein.

Im J. 259 fielen die Alemannen in Gallien ein. Es war ein junger Held, Krokus mit Namen, der wollte große Dinge thun und frug seine Mutter, wie er das machen solle? Nur zwey Wege hast du, antwortete sie, du mußt entweder Großes bauen oder Großes zerstören. Das letztere schien ihm viel lustiger zu seyn, und er zog mit einem großen Heere über den Rhein und zerstörte nach einander über sechzig gallische Städte so gänzlich, daß kein Stein auf dem andern blieb. Bey der Stadt Arles aber ward er von den Römern gefangen, lebendig in einen eisernen Käfig gesteckt und zum Spott der Römer im ganzen Lande umher geführt. Damals regierte Kaiser Gallienus, der die schöne Tochter eines markomannischen Königes zur Gemahlin nahm.

Am Ende des dritten Jahrhunderts thaten die Alemannen große Züge über die Alpen und lieferten den Römern in Italien selbst blutige Schlachten. Dann fielen sie mit den Franken vereinigt wieder in Gallien ein und zerstörten aufs Neue eine Menge Städte.

Im J. 303 verwüsteten sie ganz Helvetien und brachen seine prachtvollen Städte von Grund aus.

Im Jahr 355 schlugen sie ein römisches Heer in den Alpen, wurden aber bald darauf am Bodensee wieder überwunden.

Im folgenden Jahre brachen sie wieder in Gallien ein, zerstörten Mainz, Worms, Speyer, Straßburg und eine große Menge anderer Städte. Auch das nächste Jahr streiften sie bis Lion. Da rüstete sich aber gegen sie der tapfere Kaiser Julianus, und brachte bey Trier ein starkes Heer zusammen. Wie die Alemannen sahen, daß ihnen ein großer Kampf bevorstünde, vereinigten sie sich alle und wählten den Chnodomar zu ihrem obersten Herzoge. Bey den Trümmern der Stadt Straßburg kam es zur entscheidenden Schlacht. Das gemeine alemannische Fußvolk zwang seine Könige und alle, die zu Pferde saßen, herunter zu steigen und zu Fuße zu kämpfen, damit Gleichheit bestünde. Nach langer und furchtbarer Gegenwehr aber wurden die Alemannen überwunden, Chnodomar auf der Flucht gefangen. Als dies die 200 Waffengesellen, die sein beständiges Gefolge bildeten, erfahren hatten, stellten auch sie sich freywillig in Gefangenschaft, denn sie hatten geschworen, ihres Führers Schicksal zu theilen. Der unglückliche Held starb zu Rom am Heimweh. Die besiegten Alemannen wurden gezwungen, Holz und anderes Baugeräth in großer Menge herbey zu schaffen, wovon die zerstörten Städte wieder hergestellt wurden.

Im J. 370 entstund ein großer Krieg zwischen den Alemannen und Burgundern wegen Salzquellen. Die Römer benutzten die gute Gelegenheit sogleich und verbanden sich mit den Burgundern zur Vertilgung der Alemannen. Diese aber waren so klug, sich zurück zu ziehn, um den Burgundern bis zum Rhein offenen Weg zu lassen, denn als die Römer das neue gewaltige Kriegervolk an ihren Grenzen sahen, entsetzten sie sich und suchten es so bald als möglich wieder los zu werden, indem sie ihm

von ihren Verſprechungen nichts erfüllten. Da ermordeten die Burgunder zur Strafe die römiſchen Geſandten und kehrten in ihr Land zurück.

Bald darauf hetzten die Römer auch die Franken gegen die Alemannen, und ein König der letztern, Makrian, kam dabey in der Schlacht ums Leben.

In der Folge wurden auch die Alemannen in den großen Sturm der gothiſchen Völkerwanderung mit fortgeriſſen, und wir werden ſehen, was aus ihnen geworden iſt.

Kapitel LXIII.

Die Franken.

Alle jenen niederdeutſchen Gauvölker, die unter Armin geſtritten hatten, vereinigten ſich im zweyten Jahrhundert allmälig zu zwey Hauptvölkern, den Katten und Chauken. Im dritten aber erſcheinen dieſe beyden plötzlich unter dem neuen Namen der Franken und Sachſen, doch ſo, daß noch eine geraume Zeit die Namen der einzelnen kleinen Gaue darunter hervorleuchten.

Frank iſt ſo viel als frey. Franken nannten ſich dieſe Völker, weil ſie ſich zur Freyheit verbündet. Die lange Erfahrung der Römerkriege lehrte ſie dieſen Bund aufrichten, und ihr älteſtes Geſetzbuch rühmt in der Vorrede, daß das Volk der Franken durch den Friedensbund, den es unter ſich aufgerichtet, ſtark genug geworden ſey, um das Joch der Römer gänzlich zu zerbrechen *).

*) Die ſpätere Sage, daß die Franken urſprünglich von Troja aus Aſien eingewandert ſeyen, iſt entweder von fränkiſchen Gelehrten nur erfunden, oder die ächte deutſche Sage von der uralten Einwanderung aus Aſien iſt darin völlig entſtellt und mit Ereigniſſen der griechiſchen Geſchichte willkürlich vermengt worden. Nach derſelben ſoll Xanten am Niederrhein nach einem Fluſſe gleichen Namens bey Troja in Kleinaſien genannt worden ſeyn.

Die Hauptstärke der Franken war demnach immer gegen die Römer gerichtet. Fast ununterbrochen fielen sie in Gallien ein und eroberten Schritt vor Schritt die belgischen Länder wieder. Oft aber drangen auch die Römer mit Feuer und Schwert in ihr eigenes Land.

Nicht selten geschahen die Einfälle der Franken ins römische Gebiet gleichzeitig mit denen der Alemannen und Sachsen. Gegen die erstern führten sie zuweilen selbst Kriege und eine gewisse Abneigung zwischen beyden Völkern läßt sich nicht verkennen. Mit den Sachsen lebten sie in den ersten Zeiten friedlicher. Die gothischen Wanderungen und Kriege berührten nur die Hermunduren oder Thüringer, die dadurch in eine schwankende Lage zwischen ihre fränkischem Namens- und Bundesgenossen und jene gothischen Völker gesetzt wurden.

Anfangs erscheint der Frankenbund nur als eine lose Verknüpfung vieler selbständiger Gaue. Jeder streitet unter seinem besondern Herzoge. Erst lange nachher vereinigten sich die Franken unter einem gemeinsamen König.

Kapitel LXIV.

Kriege der Franken.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts zogen die Franken in großen Schaaren durch ganz Gallien über die Pyrenäen und zerstörten in Spanien die große Stadt Tarragona. Bald darauf wurden sie aber von dem heldenmüthigen Kaiser Probus gänzlich überwunden und sehr hart behandelt. Um sie unschädlich zu machen, ließ er viele tausend fränkische Männer und Jünglinge nach Asien an die Küste des schwarzen Meeres versetzen. Er blieb selbst lange Zeit am Rhein, befestigte die Grenzen wieder, und ließ die ersten Weinberge längs den Rheinufern anlegen. Wenn auch später die Franken und Ale-

mannen alle seine Befestigungen wieder zerstörten, so schonten und pflegten sie doch mit großem Fleiß seine Reben, also daß der Weinbau am Rhein immer herrlicher gedieh. Dem Kaiser Probus aber brachten diese schönen Anlegen den Tod, denn seine eigenen Soldaten erschlugen ihn, um der lästigen Arbeit in den Weinbergen los zu werden. Unterdeß ertrugen die nach Asien verpflanzten Franken das Joch der Sklaverey nicht ruhig. Plötzlich empörten sie sich, schlugen alle Römer in der Runde todt, bemächtigten sich mit Gewalt einer ansehnlichen Flotte, die auf dem schwarzen Meere lag und fuhren stolz von dannen. In den griechischen Gewässern landeten sie bald hier, bald dort und plünderten die reichsten Städte aus. Dann segelten sie nach Sicilien, eroberten die große Stadt Syrakus und trugen unermeßliche Beute davon. Auch nach Afrika setzten sie über und schlugen eine harte Schlacht mit den Römern unter den Mauern von Karthago. Hier verließ sie das Glück; darum begaben sie sich wieder auf ihre Schiffe, fuhren ohne Aufenthalt durch das Mittelmeer und an den spanischen und gallischen Küsten hin in die Nordsee, und kamen wohl behalten in ihrer Heimath an.

Im Anfang des vierten Jahrhunderts führte der Kaiser Constantin, den man den Großen genannt hat, weil er der erste christliche Kaiser gewesen, gewaltige Kriege mit den Franken und Alemannen, schlug sie wiederholt und ließ viele tausend Gefangene, darunter auch zwey fränkische Herzoge, Askar und Ragais, im Schauspielhause zu Trier den wilden Thieren vorwerfen. Alle starben freudig und mit Lachen. Auch er befestigte den Rhein aufs Neue, baute bey Kölln eine große steinerne Brücke über diesen Fluß und legte am deutschen Ufer, Kölln gegenüber, eine feste Burg an. Doch ist jetzt von

der Brücke keine Spur mehr vorhanden; aus jener Burg aber entstand das heutige Deutz.

Auch der Kaiser Julian führte hartnäckige Kriege mit den Franken und hielt sie im Zaum, so lange er regierte.

Am Ende des vierten Jahrhunderts gelangte ein geborner Franke, Argobast, im römischen Dienste zu so großer Gewalt, daß er nach seinem Willen einen Kaiser einsetzte und in dessen Namen das ganze Reich regierte. Er führte gegen seine eigenen Landsleute Krieg, die damals von drey Herzogen, Genobald, Sunno und Markomir befehligt wurden, konnte sie aber nicht bezwingen und ward zuletzt selbst von den Gothen überwunden. Da gab er sich den Tod mit eigner Hand.

Nach dieser Zeit wurden durch die großen Völkerstürme von Osten her alle Verhältnisse verändert, und die Franken betraten eine ganz neue Laufbahn durch die Umgestaltung ihrer Verfassung und durch ihre Einwanderung in Gallien.

Kapitel LXV.

Die Sachsen.

Der Name der Chauken, deren große Seezüge den Römern schon längst gefährlich gewesen, geht im dritten Jahrhundert in den Namen der Sachsen über. Alle jene Völker, die nordwärts der Franken saßen, Friesen, Chauken, Bruckterer, Cheruster, Angrivarier u. s. w. erscheinen seit dem als Sachsen. Diesen Namen führten sie von ihren Streitärten (Sachs, Axt).

Eine alte Sage berichtet, das Volk der Sachsen sey mit seinem ersten Könige Aschan mitten in einem grünen Walde bey einem süßen Springbrunnen aus einem Harz-

felsen herausgewachsen *). Wir ersehen daraus wenigstens, daß jene Völker schon sehr lange in Deutschland müssen einheimisch gewesen seyn. Eine andere Sage geht auf die Herkunft aus Asien zurück, ist aber, wie die fränkische, durch griechisch-römische Gelehrsamkeit entstellt worden. Nach ihr sollen die Sachsen von Alexanders des Großen Heere nach einer Niederlage fliehend zu Schiffe in den Norden gekommen seyn und die ganze Küste von Preußen bis Friesland bevölkert haben. Daß alle jene Küstenvölker zu einem Stamme gehört haben und erst später von den Gothen zurück gedrängt worden sind, ist sehr wahrscheinlich.

Die Sachsen waren ein höchst streitbares und muthiges Volk und hielten äußerst hartnäckig auf ihre Freyheit. Sie führten unablässig mit ihren Nachbarn Kriege. Die nordischen Meere waren stets von ihren Flotten bedeckt. An den gallischen und brittischen Küsten bekämpften sie die Römer; aber auch mit den Dänen und Norwegern lagen sie in beständiger Fehde. Zu Lande führten sie schwere Kriege mit den Gothen. Auch soll Odin, der höchste Gott, von dem die Sage geht, daß er unter dem Namen Sigge als ein irdischer Held den ganzen Norden erobert, auch Sachsen unterworfen haben. Noch spät leiteten edle Geschlechter in Sachsen ihren Ursprung von Odin her. Einige bringen Odins und der Gothen Züge in Verbindung. Die ersten scheinen aber einer viel früheren Sagenzeit anzugehören.

Die Geschichte der Sachsen wird erst in der Folgezeit klar und bedeutend.

*) Daher sagt man noch jetzt, daß in Sachsen die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Kapitel LXVI.

Die Gothen.

Dieſes weltberühmte Volk war ſchon über 300 Jahre vor Chriſti Geburt wenigſtens dem Namen nach bekannt. Da es aber nur in dem dunkeln Nordoſten Deutſchlands hauste, ſo haben wir nur wenige und verwirrte Sagen über ſeine älteſte Geſchichte. Der Perſerkönig Darius fand im Norden der Donau die Buddinen, die ſchon griechiſche Bildung und eine große Stadt beſaßen. Später finden wir das mächtige Volk der Geten am Ausfluß der Donau. Es kannte ebenfalls Bildung und Städte und ward von gewaltigen Königen regiert, die zugleich Oberprieſter waren, oder ſehr weiſe Prieſter zur Seite hatten. Unter dieſen erlangten Zamolxis und Dicennus unſterblichen Ruhm als Geſetzgeber. In Preußen lernten die griechiſchen Bernſteinfahrer die Guttonen kennen. Am Ende des zweyten Jahrhunderts erſchien das große Volk der Gothen am ſchwarzen Meere aus Norden kommend mit zahlloſen andern nordiſchen Völkern. Die Sage dieſer neuen Gothen war folgende. Ihre Urväter fuhren auf drey Schiffen von Gothland in Schweden, ihrer alten Heimath, an die deutſche Oſtſeeküſte und landeten in Gothiſcantzia (Danzig). Eins ihrer Schiffe aber hatte ſich etwas verſpätet, daher die Männer auf demſelben von dem Worte Gapan, gaffen oder warten, Gepiden genannt wurden. Allmälig verbreiteten ſie ſich an der Küſte, beſiegten die Ulmerugen und Vandalen, wurden aber von den Sachſen gehindert, gegen Weſten vorzudringen. Da wandten ſie ſich, immer mehr Völker beſiegend, oder in ihrem Zuge mit fortwälzend gerade aus nach Süden und kamen endlich am ſchwarzen Meere an. Viele Gothen blieben aber im Norden zurück, und noch jetzt heißt ein Theil von Schweden Gothland. —

Wir dürfen annehmen, daß die Gothen in uralten Zeiten vom Kaukasus aus bis nach Schweden eingewandert sind, und daß in spätern Zeiten wieder von Schweden aus ein großer gothischer Zug nach Süden geschehen ist. Darum ist es gar nicht unwahrscheinlich, was auch die spätern Gothen selbst glaubten, daß sie mit den alten Geten einerlei Stammes gewesen. Ob die erste Einwanderung der Gothen in den Norden mit dem Zuge Odins oder Sigges zusammen hängt, kann man nicht wissen. Sicher aber ist, daß die Gothen ihren Namen von Odin, Whodan, Guodan, Gott erhalten haben. Auch scheint bey ihnen das alte Heidenthum seinen Hauptsitz gehabt zu haben und die Sagen von den hyperboräischen Heiligthümern in Griechenland und von den weisen Priestern der Geten bezeugen dies eben sowohl, als die Verbindung, in welcher Odin mit den Gothen erscheint. Ohne Zweifel aus diesem Grunde waren die Gothen auch unter allen deutschen Völkern am meisten gebildet und milden Charakters. Bey ihnen fand die griechisch-römische Bildung und das Christenthum den leichtesten Eingang, und die Einrichtungen, die sie sich in der Zeit des Friedens nach den Völkerstürmen gaben, wurden das Muster für alle übrigen Deutschen und die Grundlage eines neuen Zeitalters.

Die altgetische Priesterverfassung ging unter, sobald die nordischen Gothen hereinbrachen, und bey diesen herrschte vollkommen die allen Deutschen eigenthümliche Gauverfassung, doch so, daß der Krieg über den Frieden, der Herzog über den Grafen, die strenge Kriegsgewalt über die bürgerliche Freyheit die Oberhand gewann, und daß ferner die einzelnen Gauvölker immer enger an einander sich anschlossen, zu größern Völkern zusammen wuchsen. Dies war aber bey der langen Dauer der Wanderungen und Kriege nothwendig. So finden wir bald

jedes der gothiſchen Völker unter einem beſondern Oberhaupte ſtreitend, welcher Richter, Herzog oder König genannt wird; bald erſcheinen ihrer viele unter einem gemeinſamen Heerführer; bald herrſcht ein Oberkönig über viele überwundene und tributpflichtige Könige; bald löst ſich die Herrſchaft desſelben wieder auf, und alle einzelne Völker ſind wieder ſelbſtändig. Zuletzt aber gelang es den Heerführern der bedeutendſten Völkerſchaften, ſich zu beſtändigen Königen aufzuwerfen, die kriegeriſche Gewalt auch im Frieden beyzubehalten und in ihrer Perſon eine Macht zu vereinigen, die der alten Freyheit des Volkes höchſt gefährlich wurde. Das iſt von je her das Ende langwieriger Kriege und eingeriſſener Soldatenherrſchaft geweſen.

In dem großen gothiſchen Wanderzuge erſcheinen die Gothen nur als das herrſchende Hauptvolk. Mit ihnen vereinigt oder ihnen unterworfen ſind aber zahlloſe theils deutſche, theils ſlaviſche Stämme. Aechte gothiſche Völker, wie ſie urſprünglich auf jenen drey Schiffen aus Schweden gekommen ſeyn ſollen, ſind die Oſt- und Weſtgothen und die Gepiden. An ſie ſchloſſen ſich an die Vandalen (von der Oſtſee), die Rugier (von der Inſel Rügen), die Longobarden, Burgunder, Hermunduren, Heruler, Brugunden, Therwinger, Aſtringer, Greuthinger, Taiphalen, Victophalen, Burier (Boranen), Karpen, Quaden, Peuciner, Geten, Baſtarner, Markomannen u. ſ. w., von ſlaviſchen Völkern Sarmaten, Jazygen, Roxolanen, Hirren, Skirren, Alanen u. ſ. w.

Kapitel LXVII.

Kriege der Gothen.

Schon lange erſcheinen die Gothen im Rücken der Markomannen, ehe ſie unmittelbar auf das römiſche Reich

ſich wälzten. Schon Catualda war ein Gothe, und auch in dem Markomannenkriege erſcheinen ſchon Gothen.

Im Jahr 192 beſchloſſen die Gothen einen großen Zug wider Rom, aber als ſie deßhalb in einer großen Volksverſammlung ſich beriethen, wurden drey ihrer Oberhäupter plötzlich vom Blitz erſchlagen. Das ſahen ſie für ein böſes Zeichen an und unterließen den Zug.

Bereits zu Anfang des dritten Jahrhunderts aber machten ſie ſich ſo furchtbar, daß Kaiſer Caracalla ihnen Tribut zahlen mußte, und bald darauf ſchwang ein geborner Gothe ſich auf den römiſchen Thron. Das war Maximin, der aber ſeiner Geburt ſo wenig achtete, daß er nicht nur die Weſtdeutſchen, ſondern auch die Gothen mit furchtbar verheerenden Kriegen heimſuchte.

Nach ſeinem Tode forderten die Gothen aber wieder den alten Tribut von den Römern, und erzwangen ihn durch einen Einfall in Griechenland unter ihren Anführern Oſtrogotha, Argaith und Guntherich, im J. 245. Nachher ward Oſtrogotha ein ſehr mächtiger König. Eben ſo mächtig war Faſtida, der König der Vandalen, der die Burgunder in einem großen Kriege ſich unterworfen hatte. Dadurch übermüthig gemacht, forderte er von Oſtrogotha die Hälfte ſeines Reichs. Vergeblich ſtellte dieſer ihm das Thörichte ſeines Verlangens vor und ermahnte ihn, den Bruderkrieg mit Deutſchen zu vermeiden. Faſtida aber hörte nicht, begann Krieg und ward von den Gothen völlig überwunden.

Im J. 250 brach ein großer gothiſcher Heerzug, angeführt von Eniva, in Möſien ein, ſchlug die Römer in einer großen Schlacht bey Beräa und eroberte darauf die große Stadt Philippopolis, wobey 100,000 Menſchen ums Leben kamen. Als ſie weiter nach Griechenland zogen, kam Kaiſer Decius mit einer großen Römermacht in ihren Rücken, und gedachte ſie abzuſchneiden. Eniva

aber bot ihm eine groſse Schlacht, worin der Kaiſer ſelbſt und ſein Sohn das Leben verloren. Der nachfolgende Kaiſer Gallus konnte nur durch ein ſchweres Löſegeld den Frieden erkaufen und die Gothen zogen mit unermeſslicher Beute davon.

Im J. 258 fuhren viele gothiſche Schaaren unter verſchiedenen Anführern über das ſchwarze Meer nach Kleinaſien, plünderten und zerſtörten die herrlichſten Städte und kehrten wieder mit groſsem Raube heim. Das nächſte Jahr aber zogen ſie zu Lande nach Kleinaſien, aufs Neue raubend und verheerend.

Im J. 266 fuhren ſie wieder zur See nach jenen reichen Küſten. Ihre Anführer waren Respa, Veduco, Thuro und Vato. Sie durchſtreiften ganz Kleinaſien; als ſie aber mit ihrer Beute auf dem ſchwarzen Meere wieder heimkehrten, wurden ſie von einer römiſchen Flotte überfallen und geſchlagen.

Im nächſten Jahre wiederholte jedoch eine groſse Schaar Heruler unter ihrem König Naulobates dasſelbe Unternehmen, plünderte die aſiatiſchen Küſten und landete dann in Griechenland. Hier plünderten und zerſtörten ſie eine Menge prachtvoller alter Städte. Auch Athen, den Hauptſitz altgriechiſcher Bildung eroberten ſie und ſie waren eben im Begriff, die ungeheure Menge griechiſcher Bücher, die ſie daſelbſt vorfanden, zu verbrennen, als ein alter Mann unter ihnen aufſtand und den Rath gab, den Griechen alle dieſe Bücher zu laſſen, denn ſo lange ſie ſo emſig die Feder führten, würden ſie auch das Schwert nicht zu führen verſtehn. Als ſie zu Lande heimkehrten, überfiel und ſchlug ſie Kaiſer Gallienus. Doch ſchloſs er einen guten Frieden mit ihnen und ſeit dem waren die Heruler faſt beſtändig in römiſchen Kriegsdienſten.

Schon zwey Jahre darauf begannen zwey neue Züge zahlreicher gothiſcher Völker. Die eine Hauptmaſſe fuhr auf 6000 Schiffen über das ſchwarze Meer. Am Donauſluß landeten ſie, wurden aber von den Römern geſchlagen. Da ſetzten ſie ſich wieder auf die Schiffe, fuhren in die griechiſchen Meere und plünderten Griechenland abermals aus. Sie wollten zu Lande an die Donau zurückkehren, gewannen auch einen großen Sieg über den Kaiſer Claudius, wurden aber dennoch im Gebirge Hämus von den Römern eingeſchloſſen und durch Hunger und Peſt völlig aufgerieben. Die zweyte Hauptmaſſe war gleich Anfangs nach Kleinaſien gezogen und ſogar auf der Inſel Cypern gelandet. Ueberall wütheten ſie mit Feuer und Schwert und zerſtörten alle Städte. Damals verbrannten ſie auch den uralten und hochberühmten Tempel zu Epheſus, der zu den ſieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet wurde. Von da wandten ſie ſich wieder nach Griechenland; ehe ſie aber ihre Heimath erreichen konnten, wurden auch ſie aufgerieben.

Dieſe großen Verluſte hielten die Gothen eine Zeit lang ab, ihre Raubzüge fortzuſetzen. Auch kamen hinter einander mehrere ſehr kriegeriſche Kaiſer auf den römiſchen Thron, die ſelbſt wieder über die Donau zogen und die Gothen in ihrem eignen Lande bezwangen. So gewann Aurelianus große Siege über ſie. Von einem ihrer Könige erbeutete er einen Wagen, den ſechs Hirſche zogen, und auf dem er in Rom ſeinen Triumphzug hielt. Auch kriegeriſche Jungfrauen der Gothen nahm er gefangen. Nachher hielt Probus die Gothen an der Donau eben ſo in Zaum, wie die Franken und Alemannen am Rhein, legte neue Feſtungen an und gründete auch in Ungarn den Weinbau. Auch Galerius und in der Folge Conſtantin der Große behaupteten die Donau ſiegreich gegen die Gothen.

Dies hatte zur Folge, daß oft ein friedlicher Verkehr an den Grenzen eintrat und eine Menge Gothen in römische Kriegsdienste sich begab. Als Constantin der Große die Stadt Constantinopel zur neuen Hauptstadt des römischen Reichs erhob, umgab er sich daselbst auch mit einer gothischen Leibwache, die daher Wäringer genannt wurden.

Unter den zahllosen römischen Gefangenen, welche die Gothen in das Innere ihres Landes geschleppt hatten, waren auch viele Christen, und diesen gelang es, einen großen Theil des gothischen Volks zur göttlichen Lehre des Erlösers zu bekehren. Auch die Gothen in römischen Kriegsdiensten wurden größten Theils Christen. Als nun Constantin selbst das Christenthum annahm und über sein ganzes Reich verbreitete, ward von den gesammten Geistlichen der Christenheit eine große Kirchenversammlung zu Nicäa gehalten, auf welcher die katholische Kirche als die Alleingültige anerkannt wurde, und bey dieser Versammlung waren auch schon viele Bischöfe der Gothen zugegen, doch ohne sich den Katholiken anzuschließen, weil sie die Lehre Christi noch reiner aufgefaßt zu haben glaubten. Dies geschah im Jahr 325.

Kapitel LXVIII.

Hermanarich.

Um diese Zeit unterwarfen sich die Ostgothen unter ihrem großen König Hermanarich aus dem altberühmten Geschlechte der Amalen alle gothischen und slavischen Völker von der Ostsee bis zum schwarzen Meere eins nach dem andern und gründeten in diesen ungeheuren Länderstrecken ein einziges Reich, dessen Zügel die starke Hand Hermanarichs behauptete. Doch behielten alle unterworfnen Völker ihre Gesetze und Könige und waren den Ostgothen nur zu Tri-

bot und Kriegsdienſt verpflichtet, gleichſam ihre Vaſallen und Lehnsträger.

Als Hermanarich ſehr alt war, brach über ſein Reich ein verderblicher Sturm. Das große Volk der Alanen ſtürzte ſich auf die Gothen, gedrängt von den unermeßlichen Schaaren der Hunnen, die fern her aus Nordaſien einen Wanderzug gegen Europa unternahmen.

Zugleich brachen innere Unruhen im gothiſchen Reiche aus. Ein Fürſt der Roxolanen hatte Verrath an Hermanarich geübt; dafür ließ dieſer die Gemahlin desſelben grauſam ermorden. Ihre Brüder aber dachten auf Rache, fielen über den alten König her und brachten ihm eine ſchwere Wunde bey. Als nun die Macht der Hunnen drohend an ſeines Reiches Grenzen ſtand, in dieſem ſelbſt Zwietracht, Schrecken und Verwirrung herrſchte und Hermanarich, durch ſein Alter und ſeine Wunde verhindert, nirgend helfen konnte, zog er den Tod der Schande vor und ermordete ſich ſelbſt, als ein Greis von 110 Jahren.

Kapitel LXXIX.

Die Hunnen.

Die Hunnen (Mongolen, Kalmuken) waren in Nordaſien einheimiſch, in den ungeheuern Steppen zwiſchen Rußland und China. Dort lebten ſie urſprünglich als nomadiſche Hirten, in Familien und Stämmen wandernd von Ort zu Ort, Waide ſuchend für ihr Vieh, ohne Städte und Häuſer, nur in Zelten wohnend und bey den Pferden, mit denen ſie zuſammengewachſen ſchienen. Alle waren beſtändige und ſehr geübte Reiter. Fußvolk kannten ſie nicht, ihre Beine waren krumm und ſchwach vom ewigen Sitzen. Sie waren klein aber ſehr breitſchultrig, ſtark von Armen. Sie hatten aufgeworfene dicke Lippen, eine kleine gequetſchte Naſe, ganz kleine geſchlitzte Augen,

gelbe Haut, dicke Hälſe und waren völlig ſo garſtig, wie die Kalmuken noch heute ſind. Ihre furchtbare Häßlichkeit, ihre ungeheure Menge, ihre Geſchicklichkeit zu Pferde und mit dem Pfeil jagte ſelbſt den tapfern Gothen ein Grauen ein. Sie hielten ſie für Abkömmlinge böſer Geiſter und dieſer Aberglaube trug das Meiſte zum Siege der Hunnen bey.

Kaum war Hermanarich zu den Vätern nach Walhalla gegangen, ſo zerfiel ſein mächtiges Reich. Ein Theil der Oſtgothen blieb ſeinem Sohne Hunimund getreu, ein anderer wählte den Winithar zum König. Unter den Weſtgothen hingen, die noch heidniſch waren dem Athanarich, aus dem alten Geſchlecht der Balten an; die ſich aber ſchon längſt zum Chriſtenthum bekehrt, ſtanden unter den Herzögen Fridigern und Alavius (Olaf). Zwiſchen beyden Theilen war ſchon alte Zwietracht.

Balamir, der große Hunnenfürſt, unterwarf den Hunimund und zog gegen Winithar. Dieſer aber ſchlug in zwey großen Siegen die Hunnen zurück, und erſt in der dritten Schlacht, in der er das Leben verlor, wurden die heldenmüthigen Oſtgothen zur Flucht gezwungen. Ein Theil derſelben unterwarf ſich dem Balamir, da derſelbe Winithars Wittwe, die ſchöne Waldamare, zur Ehe nahm.

Widerich aber, Winithars Sohn, und zwey andere oſtgothiſche Häuptlinge, Alatheus und Saphrax ſammelten die Trümmer ihrer Völker und flohen vor den Hunnen.

Die Weſtgothen, bey der Niederlage ihrer Brüder unthätig, ſahen jetzt ſelbſt die Gefahr über ihrem Haupte ſchweben. Kühn entſchloſſen vereinigten ſie ihre Macht und zogen den Hunnen entgegen an die Ufer des Dnieſter. Aber die Hunnen ſetzten an einer andern Stelle über den Fluß, umgingen ſie und brachten ihnen eine große Niederlage bey. Nachdem die Weſtgothen hinter den Pruth

ſich zurückgezogen und in der Eil eine lange Mauer aufgeworfen hatten, hinter der ſie eine Zeitlang noch ſich hielten, ſahen ſie endlich ein, daß ein längerer Widerſtand vergeblich ſey. Sie flohen, Fridigern und Alavius ins römiſche Reich; Athanarich, der die Römer als alte Feinde und Chriſten haßte und ſeinem Vater geſchworen hatte, nie das römiſche Gebiet zu betreten, in die Thäler von Siebenbürgen.

Kapitel LXX.

Der Gothen Einwanderung ins römiſche Reich.

An der Donau angekommen, ſandten Fridigern und Alavius den frommen und gelehrten gothiſchen Biſchof Ulphilas (Wölflein) an den römiſchen Kaiſer Valens, ihn um Land jenſeits der Donau zu bitten, da ſie vor den Hunnen ſicher wären. Ulphilas war der erſte, der die Bibel ins Deutſche überſetzte und noch jetzt iſt ein Theil ſeiner Ueberſetzung vorhanden, ein Denkmal altgothiſcher Bildung und Sprache. Dieſer Biſchof bewog den Kaiſer, die Gothen in das Reich zu laſſen, da dieſem ſelbſt eine gewaltſame Abwehr viel gefährlicher ſchien. Doch verlangte Valens, die Weſtgothen ſollten alle ihre Waffen abgeben, und was ſie an Lebensmitteln brauchten, pünktlich bezahlen.

Die römiſchen Aufſeher, die deßhalb an die Donau geſchickt wurden, benutzten die Treuherzigkeit des flüchtigen Volks, um es auf jede Weiſe zu betrügen und ihm in Ermanglung des Geldes die ſchönen Weiber und Kinder zu entreißen. Während ſie damit allzuſehr ſich aufhielten, überſahen ſie, daß ein großer Theil der Gothen aus Ungeduld über den Fluß ſetzte, ohne die Waffen abzulegen.

Der Betrug und die Mißhandlung, das karge Maaß von Lebensmitteln, endlich das Gefühl der Stärke, bewog die Gothen, obgleich nur ein Theil von ihnen bewaffnet geblieben war, eine drohende Stellung anzunehmen. Die Römer zogen deshalb ihre Streitkräfte zusammen, wodurch die Donauufer entblößt wurden. Da zogen auch die Oſtgothen, die unter Alatheus und Saphrax auf ihrer Flucht ebenfalls herangerückt kamen, ohne zu fragen und ungehindert über den Strom.

Unterdeß drangen die Weſtgothen vorwärts und kamen vor die große Stadt Marcianopel. Lupicin, der römiſche Statthalter daſelbſt, lud ihre Häupter zu einem Gaſtmal ein. Da dieſe lange nicht in ihr Lager zurückkehrten, ſo fürchteten die Gothen Verrath und begannen die verſchloſſenen Stadtthore zu ſtürmen. Da befahl der verrätheriſche Römer wirklich ſeine Gäſte zu ermorden; Fridigern aber rettete ſich und die Seinen durch kühne Geiſtesgegenwart, indem er den Römern kaltblütig vorſtellte, wenn ſie ermordet würden, ſo wäre der Untergang der Stadt durch die Rache der Gothen unvermeidlich, ließe man ihn aber frey, ſo wolle er ſeine Landsleute bald beruhigen. Sie wurden aus der Stadt entlaſſen und Fridigern führte ſein Heer ruhig zurück. Es war aber einmal Argwohn und Feindſchaft eingeriſſen. Die Gothen fanden ſich verlaſſen und in der mißlichſten Lage. Die Römer bereuten, ein ſo ſtarkes Volk in ihr Gebiet gelaſſen zu haben. Lupicin entſchloß ſich zur entſcheidenden That. Er rückte mit ſeiner ganzen Kriegsmacht den Gothen entgegen, ward aber in einer großen Schlacht aufs Haupt geſchlagen.

Dadurch wurden die Gothen Herren des Landes. Mit Gewalt nahmen ſie Waffen und Lebensmittel weg. Oſt- und Weſtgothen vereinigten ſich. Zu ihnen ſtießen auch die Wäringer oder gothiſchen Söldner, die ſeit Con-

ſtantin im römiſchen Dienſte ſtanden. Damals waren ihre Häupter Sueridus und Kolias. Sie ſtanden bey Adrianopel und ſollten nach Kleinaſien verlegt werden, weil die Römer ihren Abfall fürchteten. Da man ihnen aber den rückſtändigen Sold nicht auszahlte, ſo verweigerten ſie den Gehorſam und ſtießen zu ihren Landsleuten. Auch die Bergleute im Gebirge Hämus und andere von Laſten ſchwer gedrückte Einwohner des Landes ſchloſſen ſich freudig an die Gothen an, wurden ihre Wegweiſer und zeigten ihnen die verborgenen Schätze und Lebensmittel.

An weitern Fortſchritten wurden indeß die Gothen gehindert durch die Stadt Adrianopel, die ſie lange und vergeblich belagerten, denn ſie verſtanden ſich nicht auf die Kunſt, befeſtigte Plätze einzunehmen. Unterdeß kam Kaiſer Valens, der unterdeß in Perſien gekämpft mit großer Heeresmacht zurück. Mit ihm verbanden ſich zahlreiche fränkiſche Hülfsvölker unter ihren Herzögen Richomer, Mellobaudes und Frigeridus. Schon damals zeigte ſich ein Haß zwiſchen Franken und Gothen, der in uralten Religionsverſchiedenheiten und heimathlichen Kriegen ſeine Quelle gehabt zu haben ſcheint, und bis in ſpäte Zeit verderblich fortwirkte. In der erſten Hauptſchlacht ſiegte Valens mit den Franken. Als aber die geſchlagenen Gothen mit Alanen und Hunnen, die jetzt ebenfalls über die Donau ſtrömten, ſich verbanden, kam es in den Gefilden von Adrianopel zu einer allgemeinen Völkerſchlacht, darin mehr als eine Million Krieger ſich tummelten und dergleichen in Europa noch nie geſehen worden. Die Römer wurden gänzlich geſchlagen, zerſtreut, vernichtet. Valens ſelbſt fand den Tod. Dieſe mörderiſche Schlacht geſchah den 9. Auguſt 378.

Die Römer rafften aber alle ihre Kräfte zuſammen, ihre Niederlage zurächen. Alle Gothen, die als Wä-

ringer oder Privatleute in Kleinaſien ſich aufhielten, wurden an einem Tage ermordet. Der neue Kaiſer Theodoſius der Große, ein gewaltiger Kriegsheld an der Spitze großer und erbitterter Heere, ſöhnte durch ſiegreiche Schlachten die Schande bey Adrianopel aus. Auf ſeiner Seite ſtritten wieder fränkiſche Hülfsvölker unter den Herzogen Bauto und Arbogaſt. Der Völkerſchwarm ward über die Donau zurückgeworfen; die Oſtgothen kamen unter die Herrſchaft der Hunnen; ein Theil der Weſtgothen ward der Römer Bundesgenoß.

Fridigern floh über die Donau, konnte ſich aber mit Athanarich nicht vertragen. Es kam zum Kampfe unter den Weſtgothen ſelbſt. Athanarich ward geſchlagen und gezwungen, ſeinem Schwur ungetreu, bey den Römern Schutz zu ſuchen. Theodoſius empfing ihn und die Seinen mit großen Ehren, ließ ihn in königlicher Pracht zu Conſtantinopel leben und begleitete, da er bald darauf ſtarb, ſeine Leiche ſelbſt zu Grabe.

Der größte Theil der Weſtgothen blieb fortan in Griechenland, in engem Bündniß mit den Römern, in dem alten Verhältniß der Wäringer, aber unter eigenen Anführern und eigenen Geſetzen. Dieſe Gothen, vor allen andern deutſchen Stämmen für Bildung empfänglich, eigneten ſich bald alles Treffliche der römiſchen Cultur zu, ohne die eigene Kraft und edle Sitte zu veräußern. Sie flößten den Römern ſelbſt die höchſte Achtung ein. Sie wurden als die brauchbarſten zu den höchſten Staatsämtern berufen. Die römiſchen Schriftſteller der damaligen Zeit bekennen ſelbſt, die Deutſchen ſeyen als die Männer im römiſchen Reich zu betrachten geweſen, die Römer nur als die Weiber. Selbſt in den Trachten äußerte ſich der Einfluß der Gothen. Wer vornehm ſeyn wollte, trug blonde Perücken, und der römiſche Senat verſchmähte

nicht, ſtatt des alten Feſtkleides, im gothiſchen Pelz zu prangen.

Theodoſius der Große ſtarb im J. 395. Die Lage ſeines Reichs überſchauend und der doppelten Gefahr wohl kundig, welche dem römiſchen Reiche theils von der Donau, theils vom Rheine her drohte, war er überzeugt, daß ein Kaiſer nicht länger im Stande ſeyn würde, zu gleicher Zeit und mit gleicher Kraft an ſo verſchiedenen Enden des Reichs zu wirken. Daher befahl er, daß nach ſeinem Tode ſeine Söhne das Reich theilen, Honorius in Rom über das Abendland, Arkadius in Conſtantinopel über das Morgenland gebieten ſollten.

Kapitel LXXI.

Alarich.

Unter den Gothen im römiſchen Reiche zeichneten ſich mehrere Häuptlinge beſonders aus, vor allen aber Alarich, aus dem Geſchlecht der Balten, den ein großer Theil der Weſtgothen zum König wählte. Dieſer Held ſann alſobald auf große Unternehmungen. Im Jahr 396 brach er plötzlich mit ſeinem Heer in Griechenland ein, die ſchönſten Städte plündernd und verheerend. Nur Athen ward von ihm verſchont, weil er im Geiſt vor den Thoren dieſer Stadt ihre Schutzgöttin Athene zu ſehen glaubte. Arkadius kaufte ihm den Frieden erſt durch die Abtretung Illyriens ab, die Alarich verlangte, um von hier aus noch Größeres zu unternehmen.

In Conſtantinopel behauptete indeß ein anderer Gothe Namens Gainas die Oberhand. Er wollte die kaiſerliche Würde ſelbſt an ſich reißen; als er aber außerhalb der Stadt die Verſtärkung ſeines Heers betrieb, wurden plötzlich alle Gothen in Conſtantinopel von den Römern unverſehens überfallen und umgebracht. Ein an-

deres gothiſches Heer aber unter Frajuta, das den Römern treu geblieben war, ſchlug den Gainas aus dem Felde. Er floh über die Donau, fiel aber den Hunnen in die Hände, deren Fürſt Ulbes ihn vernichtete.

Im Jahr 400 unternahm Alarich mit den Gothen und Radagais mit zahlreichen andern deutſchen Völkern, zu denen auch die Alemannen ſich geſellten, einen großen Zug nach Italien. Aber der tapfre Stiliko, von Geburt ein Vandale, ſchon von Theodoſius ſeinem Sohn Honorius als erſter Miniſter und Feldherr beygegeben, entblößte ganz Gallien von Truppen, um Italien zu decken, während Aquileja abermals den erſten Sturm der Deutſchen aufhielt. Doch wurden erſt nach dreyjährigem furchtbaren Kampfe die Deutſchen zum Rückzug und Vergleich gebracht und die Römer mußten dem Alarich einen Tribut verſprechen.

Im Jahr 405 brach Radagais nochmals in Italien ein und drang bis in die Appenninen. Hier aber ward er eingeſchloſſen von Stilikos ganzer Macht, mit der er durch ſchlaue Unterhandlungen und Verſprechungen auch die Hunnen unter Ulbes und ein gothiſches Heer unter Sarus vereinigt hatte. Von Hunger und Krankheit aufgerieben, oder gefangen, fand das ganze zahlloſe Heer des Radagais den Untergang.

Den gefährlichſten Stoß erhielt aber das abendländiſche Kaiſerreich durch die Entblößung Galliens. Schon im Jahr 407 wälzten ſich in das unvertheidigte Land Burgunder, Vandalen, Alanen und Sueven, überſtrömten es bis an ſeine äußerſten Grenzen und ergoſſen ſich unaufhaltſam über die Pyrenäen nach Spanien.

Alarich blieb nicht lange ruhig, denn ſein tapferer Gegner Stiliko kam ums Leben. Honorius beſchuldigte ihn, mit Alarich im Einverſtändniß geweſen zu ſeyn, und ſelber nach dem kaiſerlichen Purpur zu ſtreben. Er ließ

ihn hinrichten und mit ihm alle Deutſche, die in ſeinen Dienſten geſtanden. Den Tribut, den Stiliko beym Friedensſchluß dem Alarich bewilligt hatte, befahl er nicht auszuzahlen. Alles dieß bewog Alarich zum Rachekriege, und es ſchien ihm zu der längſt bezweckten Eroberung Italiens der günſtigſte Augenblick zu ſeyn, da Rom ſeines beſten Feldherrn beraubt war. Er zog unverweilt gerade gegen Rom. Dieſe Hauptſtadt ſchien ihm den Beſitz Italiens zu ſichern. Um den Honorius, der in Ravenna ſich eingeſchloſſen, war er unbekümmert. Rom kam in die äußerſte Bedrängniß. Unfähig ſich zu vertheidigen, bot es den Frieden an. Alarich forderte 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und eine verhältnißmäßige Menge aller köſtlichen Waaren, die Rom von allen Enden der Welt zuflossen. Kein Bitten half. Alles mußte ausgeliefert werden. Dann gab er den Römern einen neuen Kaiſer, Namens Attalus. Er ſelbſt wollte vielleicht aus Stolz, vielleicht aus Rückſicht auf die freyſinnigen Gothen den kaiſerlichen Purpur nicht annehmen. Als aber Attalus ſeinen Plänen nicht ganz entſprach, beſchloß er ihn wieder abzuſetzen. Rom verſperrte ihm die Thore. Da nahm er die Hauptſtadt der Welt in der Nacht vom 23ſten auf den 24ſten Auguſt 409 mit Sturm ein. So ſah Rom ſeit jenem Einfall der Senonen unter Brennus zum erſtenmale wieder ein feindliches Heer in ſeinen Mauern. Die Gothen betrugen ſich menſchlich, ſteckten die Stadt nicht in Brand, ſchonten alle Einwohner, die in die Kirchen ſich geflüchtet hatten, führten die wehrloſen ſelbſt in dieſe Kirchen, und was zufällig von heiligen Gefäſſen und Kirchenſchätzen geraubt worden, ward fromm und treu zurückgegeben.

Alarich, mit dem einen Arm Italien ſtark und gewaltig feſthaltend, wollte mit dem andern Afrika erfaſſen und die Herrſchaft des mittelländiſchen Meeres ſich erobern.

Er zog von Rom nach Unteritalien, doch unterwegs traf ihn plötzlich Krankheit und Tod. Die Seinigen begruben ihn mitten in einem Fluſſe. So merkwürdig und geheimnißvoll war ſein Grab, als er ſelbſt und ſeine Plane.

Kapitel LXXII.

Das Reich der Weſtgothen an den Pyrenäen.

Alarichs Schwager Adolph, ein lebhafter und tapfrer Held, aber ohne tiefſinnige Plane, ward von den Weſtgothen zum König gewählt. Er kehrte ſogleich nach Rom zurück und ward von Honorius, der ihm ſeine ſchöne Schweſter Placidia zur Gemahlin gab, leicht überliſtet und geſchickt aus Italien entfernt, indem er übernahm, für den Kaiſer Gallien und Spanien wieder zu erobern.

Der ganze Weſten Europas ſchien für Honorius verloren. In Spanien haußten fremde Schaaren, ſüdlich die Vandalen unter Gunderich in Andaluſien, das von ihnen den Namen trägt, die Sueven unter Hermanarich in Caſtilien, die Alanen unter Reſpendial in Catalonien. Mitten in Frankreich ſchwärmten ebenfalls Alanen. Am Niederrhein machten die Franken, am Oberrhein die Burgunder unter Gunthachar ſich furchtbar. Durch den letztern und durch Sarus den Gothen wurde 412 zu Mainz ein neuer Kaiſer, Namens Jovius erhoben.

Dieſe Unordnung zu rächen erſchien Adolph an der Spitze der tapfern Weſtgothen in Gallien. Er überwand alle Feinde Roms, drang ſiegreich über die Pyrenäen, und gründete dieſſeits und jenſeits derſelben ein mächtiges weſtgothiſches Reich, das die römiſchen Kaiſer anerkennen mußten. Auch die Burgunder wurden als Bundesgenoſſen Roms im Elſaß aufgenommen.

Adolph ſtarb 415 in Barcellona. Siegerich, des Sarus Bruder, war König, ein blutdürſtiger Wüthe-

rich, der in der alten Feindschaft gegen die Balten, Adolphs ganze Familie ausrottete. Er scheint im Sinne derjenigen Gothen gehandelt zu haben, welche das vertraute Verhältniß mit Rom mißbilligten, weil es ihrer alten Freiheit gefährlich schien. Siegerich brach es ab und mißhandelte sogar die unglückliche Placidia. Der größte Theil der Gothen war aber schon zu gebildet, um seine Rohheit zu ertragen. Er ward ermordet, Wallia zum König erhoben, Placidia zurückgeschickt und das Band mit Rom erneuert. Wallia führte große und siegreiche Kriege in Spanien. Die Alanen unterwarf er gänzlich und vermischte sie mit den Gothen; daraus entstanden die Goth-Alanen und der Name des Landes Catalonien. Die Sueven behaupteten ihr übrigens unbedeutendes Reich noch eine Zeit lang im westlichen Spanien. Die Vandalen aber wichen den Gothen aus und giengen nach Afrika, 429. Wallia macht Toulouse zur Hauptstadt des westgothischen Reichs. Daselbst folgte ihm auf dem Throne Theodorich.

Kapitel LXXIII.

Die Alemannen im Norden der Alpen.

Die Sueven, die nach Spanien gegangen, scheinen ein Theil der Alemannen gewesen zu seyn. Während der allgemeinen Völkerstürme war auch dieses Volk gewaltsam aufgerüttelt worden. Nachdem einige Ruhe eingetreten war, übersah man die Ruinen der durch den Völkersturm zertrümmerten alten Herrlichkeit. Da war kein Helvetien mehr. Auf den Schutthaufen der prachtvollen Städte sproßte grüner wilder Wald hervor. Man hieß das sonst so üppig blühende und bevölkerte Land die helvetische Wüste. Wo Millionen Römer im regsten Verkehr zusammen gewohnt, ward kein römisch Wort

mehr gehört. Aber die Alemannen weideten in ſtolzer Freiheit ihre Heerden auf den Matten und bauten ſich zerſtreute Hütten. Nichts von der römiſchen Cultur, nichts von ihren Schätzen, ja nichts von ihrem Blute blieb im Lande. Auch das Chriſtenthum ward ausgerottet. Die wilden urkräftigen Schwaben brachten ihre ganze alte Freyheit und Sitte unvermiſcht in das eroberte Land hinüber. Den See, darein der Rhein aus den Alpen ſtrömend ſich ergießt, nannten ſie vielleicht mit dem alten Namen wieder den Bodenſee, nach dem Namen Odins (Whodans, Buddhas) und gründeten dieſem Gott an ſeinen Ufern eine heilige Stätte. Ein ähnliches Heiligthum bezeichnet zwiſchen Main und Nekar der Name des Odenwaldes. Daß mit dieſem Heidenthum zugleich die echt germaniſche Gaufreyheit beſtanden, bezeugt die uralte auch in ſpäter Zeit wiedergewonnene Schweizerfreyheit. In dem Dunkel der damaligen Geſchichte erblicken wir einzelne alemanniſche Reichsfürſten oder Herzöge.

In der Folge kam für die Alpenlande der Name der Schweiz auf. Er iſt mit dem Namen Sueven und Schwaben eins und daſſelbe, wie auch das Volk daſſelbe iſt. Doch haben, die in den innerſten Alpen wohnen, in Schwyz, Uri, Unterwalden und Hasli, eine alte Sage, daß ſie durch Hungersnoth vertrieben aus Schweden gekommen. Dies ſtimmt mit der Sage der Longobarden und mit dem Zuge der Gothen zuſammen und es iſt nicht unmöglich, daß bey der damaligen Vermiſchung der Völker ein gothiſcher oder longobardiſcher Stamm ſich in jene Berge verirrt und mit den Alemannen eins geworden iſt, oder die Sage iſt in ein neues Gewand gehüllt und bezieht ſich urſprünglich auf die urälteſte Einwanderung der Sueven überhaupt.

Kapitel LXXIV.

Das Burgundiſche Reich.

Aus der Verborgenheit des innern Deutſchland, wo wir früher Senonen, dann Cennen gefunden, traten die Burgunder zuerſt in einem Kriege wider die Alemannen auf. Damals hatten ſie einen oberſten Prieſter oder König, Siniſt genannt, und kleine Gaufürſten, Hendini (Chindins', Chaue, Häupter). Dér erſtere ward für heilig gehalten, die letztern ſetzten ſie aber nach Belieben ab. Der Name Burgunder, als Volk des Bur, Odins Vater, der Name Senonen oder die Alten, der alte heilige Hain der Senonen, der vielleicht mit dem Heiligthum des Blorbergs zuſammenhängt, die Auszeichnung, die ſie vor andern deutſchen Völkern durch den Oberprieſter behaupteten, dies alles läßt vermuthen, daß ſie ein altes ſehr geachtetes Volk und die Hüter eines Hauptheiligthums geweſen.

Später erblickt man ſie im Hintergrunde der gothiſchen Züge. Sie wurden von Faſtida, dem Gepidenkönig, unterworfen. Die Völkerwanderung ſcheint ſie aus ihren Sitzen getrieben und ihnen einen oberſten König aufgedrungen zu haben. So finden wir ſie mit den Vandalen in Gallien einfallend, dann unter dem mächtigen König Gunthachar als Bundesgenoſſen des Jovius, von Adolph beſiegt, von Honorius mit dem Elſaß belehnt. Aber auch dann noch ſcheinen ſie die alte religiöſe Bedeutung behauptet zu haben. Noch ſind Reſte großer Opferſtätten auf dem Otilienberge im Elſaß vorhanden, und dieſer Name ſelbſt deutet auf Odin, wenn er auch ſpäter auf eine chriſtliche Heilige übergetragen worden. Die große Bedeutung, welche das verhältnißmäßig kleine Volk in den Sagen behauptet, ſtimmt ebenfalls dafür. Davon nachher.

Kapitel LXXV.

Königthum unter den Franken.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts nahm die Geſchichte der Franken eine neue große Wendung. Zu der Zeit, da die Vandalen, Burgunder, Alanen und Sueven in Gallien einfielen, bemächtigten auch ſie ſich der ganzen Niederlande bis an die Moſel. Seitdem unterſcheiden wir zwey fränkiſche Hauptvölker, die Salier in den Niederländen (von Sala, Waſſer) und die Ripuarier in den Gebirgen (von Rip, Riff, Gebirg). Zu dem fränkiſchen Stamm und Namen muß man aber auch die Thüringer rechnen. Dieſe Namen verdrängten von nun an die alten Gaunamen völlig, und erſt ſpäter zeigte ſich der alte Name der Katten wieder in Heſſen, der Cheruſker im Harz.

Zu gleicher Zeit kam das Königthum unter den Franken auf. Die letzten fränkiſchen Herzoge, welche zugleich befehligten, waren Genobald, Sunno und Markomir. Die Sagen berichten, daß die ſaliſchen Franken, weil ſie bey andern Völkern Könige geſehen hatten, aus Neugier und weil ſie es für zuträglich hielten, ſelbſt einen gewählt hätten. Der erſte ſaliſche König war Faramund, Markomirs Sohn, und wurde gewählt im Jahr 420. Unter dieſem König ſoll auch das berühmte ſaliſche Geſetz zuerſt niedergeſchrieben worden ſeyn. Es iſt das älteſte von allen auf unſere Zeit gekommenen altdeutſchen Geſetzbüchern. Doch haben wir es nur in ſeiner ſpätern durch ſteigende Macht des Königthums und durch das Chriſtenthum veränderten Geſtalt, obwohl noch vieles von der uraltgermaniſchen Gaufreiheit darin aufbewahrt iſt. Dem Umſtande zu Folge, daß in der älteſten Vorrede dieſes Geſetzes keines Königs erwähnt wird, ſondern nur des freien und edeln Volkes, das vier ſeiner älteſten und

weiſeſten Männer beauftragt, das Geſetz niederzuſchreiben, ſcheint auf eine noch ältere Zeit hinzudeuten und macht es wahrſcheinlich, daß auch Faramund das Geſetz nur verändert, nicht urſprünglich hat abfaſſen laſſen. Auch die Namen, die in jener Vorrede angeführt ſind, weiſen auf das innere Deutſchland zurück. Da in der Folge die Salier nicht nur über alle Franken, ſondern auch über viele andere Völker die Oberherrſchaft gewannen, ſo blieb das ſaliſche Geſetz auch im größten Anſehen und war die Grundlage aller ſpätern fränkiſchen und franzöſiſchen Geſetze.

Die Ripuarier und Thüringer nahmen ebenfalls Könige an. Ihre Geſchichte iſt dunkel und ſie kamen bald unter die Herrſchaft der Salier.

Auf den Faramund folgte Clodio, (Ludwig) auf dieſen Merowig, von dem die Sage geht, daß er durch ein Meerungeheuer erzeugt worden, welches ſeine Mutter an der Küſte überraſcht. Chlodio führte die Sitte ein, daß das ganze fränkiſche Königsgeſchlecht ſein Haar ſo lang laſſen ſollte, als es wachſen mochte. Dieſe Sitte ward beybehalten und die Franken nannten ihre Könige die langhaarigen. Von Merowig aber hießen alle ſeine Nachfolger die Merowinger.

Kapitel LXXVI.

Etzel.

Um dieſelbe Zeit ſtand ein gewaltiger Held unter den Hunnen auf, den die Römer Attila, die Deutſchen Etzel genannt. In Ungarn war der Mittelpunkt ſeines großen Reichs. Dort war ſein Thron in einem großen hölzernen Palaſte. Seine gewaltige Heldenkraft vereinigte alle Hunnen und nicht minder alle öſtlichen deutſchen Stämme. Wir vernehmen, daß Walamir, König der Oſtgothen und Arda-

rich, König der Gepiden und viele andere deutsche Herzöge seine Vasallen gewesen.

Seine erste That scheint die Unterwerfung aller zersplitterten Stämme der Hunnen und östlichen Deutschen und die Gründung eines ungeheuren Waffenstaates gewesen zu seyn, der noch viel furchtbarer werden mußte, als die alten gothischen Völkerzüge, weil er mit der Kraft der Masse die der Einheit verband. Etzel gehörte zu jenen großen Geistern, die wie Cäsar und später Napoleon, dazu geboren waren, alle Gemüther zu fesseln, mit einem Blick Millionen zu gebieten und ihre Riesenkraft zur Zerstörung der Welt zu mißbrauchen. Angebetet von den Seinigen, die er nur zum Siege führte, ein längst ersehntes Haupt für alle die kriegerischen Nationen, die an den Kampf gewöhnt und der Heimath entfremdet den Frieden haßten, war er allen, die sein Schwerdt noch nicht überwunden, ein grauenhafter Würgengel. Die Römer erzitterten im innersten Herzen. Sie gedachten ihrer Verderbniß, der Sünden, die sie als Welteroberer über ein Jahrtausend auf ihr Haupt gehäuft. Sie sahen ihren Untergang herannahen und fühlten, daß sie ihn verdient. Darum nannten sie den Attila die Geisel Gottes.

Gegen das morgenländische Kaiserthum führte seine Schaaren Etzel zuerst. Ganz Griechenland erlag der furchtbarsten Zerstörung. Doch wandte die schlaue List der Pulcheria, Mutter des kraftlosen Kaisers Theodosius, den verderbenden Schlag glücklich von Constantinopel ab. Sie gab ein unermeßliches Lösegeld und verlockte die Hunnen, sich nach dem Abendland zu wenden.

Da brach Etzel im J. 451. Deutschland niederschmetternd nach Gallien auf. Ihm entgegen zog Gunthachar mit 10,000 Burgundern. Aber sie alle kamen ruhmvoll in einer Schlacht ums Leben. Die wundervolle Sage der

Niebelungen, die jetzt wohl jeder Deutſche kennen wird, hat dieſen Untergang der Burgunder uns ebenfalls, doch unter andern Umſtänden berichtet. Nach dieſer Sage kam ein ſchöner fränkiſcher Held, Siegfried, der Gehörnte genannt, weil er am ganzen Leibe unverwundbar, wie von Horn war, bis auf eine kleine Stelle auf dem Rücken, nach Worms, um die ſchöne Chriemhilde, Gunthachars Schweſter zu freyen. Weil er aber viel ſtärker und heldenmüthiger war, als alle Burgunder, ſo haßten ſie ihn und mit heimlicher Zuſtimmung des Königs geſchah es, daß der grimmige Hagen, ein burgundiſcher Mann, ihn hinterrücks durchbohrte und ermordete, als er auf der Jagd aus einer Quelle trank. Seine junge Gemahlin Chriemhilde ward vom bittern Wehe durchdrungen, aber ihres Schmerzes wegen verhaßt. Nicht einmal den großen Schatz, den Siegfried in den Niederlanden gewonnen, den Hort der Niebelungen, wollte man ihr wieder geben und Hagen hat ihn im Rheine verſenkt. Dort liegt er noch. Bald darauf vernahm der Hunnenkönig Etzel von Chriemhildens Schönheit und ſandte Boten nach Worms, um ſie zu werben. Siegfrieds Wittwe zog nach Ungarn und ward Etzels Weib. Aber ihren Siegfried trug ſie noch im Herzen und ſäumte nicht ſeine Blutrache heimzuſuchen. Sie lud Gunthachar und ſeine Brüder, auch Hagen und ein zahlreiches Gefolge von Burgundern an Etzels Hof. Dort aber reizte ſie die Hunnen und die deutſchen Bundesgenoſſen, vor allen aber den jungen oſtgothiſchen Helden Dieterich, der nachher die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt hat, gegen ihre Landsleute auf, und ſie wurden alle erſchlagen. Dieß iſt die Sage.

Auch die Franken unter Merowig und die Alanen unter Sangipan leiſteten vergeblich Etzeln Widerſtand. Da ſahen alle abendländiſchen Völker, Römer wie Deut-

ſche, daß nur eine große gemeinſame Verbindung ſie vom Untergange retten könnte! In Rom gebot der ſchwache Kaiſer Valentinian unter der Vormundſchaft ſeiner leidengeübten und kraftvollen Mutter Placidia. Aber den Römern vergönnte damals das Glück einen großen Helden zum Feldherrn. Das war Aetius. Er ſammelte alle noch übrige Kraft des abendländiſchen Kaiſerthums und zog nach Gallien. Mit ihm verband ſich Theodorich an der Spitze der Weſtgothen, Merowig mit den Franken und der Reſt der Alanen.

Unterdeß ward Etzel auf ſeinem großen Zuge durch die langwierige Belagerung der Stadt Orleans aufgehalten. Dort wehrten die Römer ſich mit dem Muth der Verzweiflung. Schon herrſchte die größte Hungersnoth in der Stadt. Die Prieſter beteten inbrünſtig zu Gott. War ihr Gebeth ohne Erfolg, ſo hatte man die Uebergabe beſchloſſen. Da naheten ferne Staubwolken der Stadt und die Weſtgothen zogen zum Entſatz heran.

Etzel wich zurück, um in den weiten Ebenen bei Chalons an der Marne ein günſtiges Schlachtfeld zu gewinnen. Dort ſammelten ſich die Völker des Morgenlandes und die Völker des Abendlandes und ſtanden ſich gegenüber in heißer Erwartung des Kampfes, der das Schickſal Europa's entſcheiden ſollte. Etzel hatte die Uebermacht der Maſſe, der Einheit und des Feldherrngenies; aber auf der Seite der Abendländer ſtritt die Begeiſterung für alles Große der alten Welt, für das Chriſtenthum, für die Freyheit und den eigenen Herd. Deutſche aber fochten auf beiden Seiten, ja der Kern aller deutſchen Völker ſtand hier feindlich geſpalten ſich gegenüber, und welches Heer den Sieg gewann, die Deutſchen wurden immer geſchlagen. Das mörderiſche Schlachten begann; mit der höchſten Erbitterung kämpften beide Heere. Der tapfere Theodorich kam ums Leben,

aber ſein Sohn Thorismund nahm blutige Rache. Die Weſtgothen entſchieden die Schlacht. Nachdem ſchon gegen 200,000 Menſchen gefallen waren, wich Etzel zurück und das Abendland war gerettet. Thorismund ward auf den noch blutigen Schild erhoben und unter dem Jauchzen der Sieger zum König der Weſtgothen ausgerufen. Aber welche das Unglück verbunden trennte das Glück. Aetius, auf ſeinen Ruhm und auf ſeine Macht eiferſüchtig, ſchied ſich von Thorismund und bewog dieſen, in ſein Land zurückzugehen. So entkam Etzel, ohne verfolgt zu werden.

Im J. 452 zog Etzel über die Alpen nach Italien. Honoria Valentinians Schweſter, ſoll ſich ihm zur Gemahlin angeboten und ihn eingeladen haben, nach Rom zu kommen. Sie ſchmachtete deßhalb zu Rom im Gefängniß. Drey Monate lang hielt Aquileja die Hunnen auf, dieſer ewige Stein des Anſtoßes für die deutſchen Heere, ſollte aber dennoch einmal zertrümmert werden. Etzel eroberte die Stadt und zerſtörte ſie gänzlich. Damals flohen viele Römer auf die kleinen ſumpfigen Inſeln des adriatiſchen Meeres und legten daſelbſt den erſten Grund der Stadt Venedig. Etzel kam vor Rom. Schon war man auf den Untergang bereitet, als plötzlich Rettung vom Himmel kam. Leo, Biſchoff von Rom, ein Gottbegeiſterter Greis, zog an der Spitze der römiſchen Geiſtlichkeit in prieſterlichem Schmuck und mit feierlichem Geſange, einer Taube des Friedens oder einem Gottgeſandten Engel gleich, den wilden mordgierigen und bluttriefenden Hunnen entgegen. Niemand wagte die frommen Prieſter anzutaſten. Sie kamen ungehindert vor Etzel ſelbſt und dieſer ward durch den Anblick und die Worte Leos bewogen, Rom zu verſchonen und zugleich den Rückweg einzuſchlagen. Die innere geiſtige Gewalt womit die Erſcheinung des heiligen Greiſes auf den Hel-

den wirkte, ist in der Sage dergestalt bezeichnet worden, daß Etzel über dem Haupt des Greises einen ungeheuren Riesen gesehn, der ihn drohend zurückgeschreckt.

Auf dem Rückwege aus Italien starb Etzel plötzlich, die einen sagen durch den Sprung einer Ader, die andern durch ein Mädchen, Namens Ildegund. Ob diese vielleicht mit der Chrimhilde zusammenhängt, ist dunkel. Etzel wurde mit großer Feierlichkeit zur Erde bestattet. Sein ganzes Heer ritt um seine Leiche. Sie ward in einen goldenen Sarg gelegt, der wieder in einem silbernen lag und dieser in einem ehrenen. Alle die an seinem Grabe gearbeitet hatten, wurden umgebracht, damit Niemand es entdecken könne.

Etzels Söhne erbten seinen großen Geist nicht. Sie trennten sich selbst und die Hunnen in bitterer Fehde um die Oberherrschaft, und die Deutschen säumten nicht, sich frey zu machen. Ardarich der Gepide erhob die Fahne des Aufruhrs zuerst, dann Dieterich der Ostgothe und alle andern. Die Hunnen giengen in ihr Land zurück.

Kapitel LXXVII.

Genserich.

Die Vandalen in Andalusien, nordwärts von den Westgothen getrennt, südwärts über das Meer aber von Bonifacius, dem treulosen römischen Statthalter in Afrika, verführerisch eingeladen, verließen plötzlich Spanien und betraten den südlichen Welttheil im J. 429. An ihrer Spitze stand ein kühner und unternehmender Held, König Genserich, der wie Alarich den großen Plan verfolgte, sich der Seeherrschaft auf dem mittländischen Meere zu bemächtigen, und ihn ausführte. Die entarteten Römer wurden leicht überwunden, die ganze Nordküste von Afrika bis zu dem alten Carthago erobert und in ein vandalisches Königreich umgeschaffen. Gense-

rich ſchuf ſich eine groſse Flotte. Das ganze mittländiſche Meer wurde hinfort von allen Deutſchen der Wendilſee genannt.

Unterdeſs ward der tapfere Aetius durch Hofkabalen um Ehre und Leben gebracht. Rom ſank immer tiefer. Auch Valentianian ward ermordet von Maximus, der ſeine Wittwe Eudoxia gewaltſam zur Gemahlin nahm und ſich ſelbſt zum Kaiſer machte. Eudoxia aber beſchloſs furchtbare Rache zu nehmen. Sie ſandte heimlich an Genſerich und lud ihn ein, Rom zu zerſtören und ſie zu entführen. Im J. 455 ſegelte Genſerich mit einer groſsen Flotte nach Italien, landete, erſtürmte die Stadt Rom und plünderte ſie 14 Tage lang unter mörderiſchen Greueln. Alle Schiffe wurden mit Gold und Koſtbarkeiten voll geladen. Sogar die vergoldeten Dächer wurden abgedeckt und mitgenommen. Auch für die Kunſt ſcheinen die Vandalen nicht ohne Sinn geweſen zu ſein, wiewohl man verkehrterweiſe mit dem Namen Vandalismus die Rohheit und Barbarey, welche die Kunſt und Bildung zerſtört, bezeichnet hat. Die Geſchichtſchreiber ſagen, die Vandalen hätten damals auch die ſchönſten ſteinernen Statuen aus Rom entführt und ein ganzes Schiff voll derſelben ſei auf dem Meere zu Grunde gegangen. Was hätten ihnen wohl dieſe Steine genützt, wenn ſie dieſelben nicht als von der Kunſt belebt, angeſchaut und geſchätzt hätten. Genſerich hatte keine Luſt, Italien zu behalten, wiewohl er es ſchon in Händen hatte. Es ſcheint, daſs ſeine afrikaniſche Herrſchaft noch nicht befeſtigt genug geweſen. Die verrätheriſche Eudoxia ward als Gefangene behandelt und mitgenommen.

Kapitel LXXVIII.

Odoachar.

Nach Genſerichs Abzug war Ricimer, ein Schwabe in Rom Oberherr und ſetzte Schattenkaiſer ein und ab

Mit ihm aber theilten die deutschen Miethstruppen, vorzüglich Heruler und Rugier die Gewalt. Der letzte römische Kaiser war Romulus Augustus, ein angenehmer aber ohnmächtiger Jüngling. Odoachar, von Gebnrt ein gemeiner Heruler, war durch Riesenkraft, Heldenmuth und aufstrebendes Genie empor gekommen, Anführer der deutschen Miethstruppen geworden, und nicht gesonnen, sich damit zu begnügen. Er setzte den letzten Kaiser der Römer ab und ließ sich zum König von Italien ausrufen. Daß er den kaiserlichen Purpur verschmäht, dazu vermochte ihn wahrscheinlich der Fluch des Unglücks, der darauf zu haften schien und die Rücksicht auf seine Landsleute. Solches geschah im J. 476 nach Christo, 1229 nach Roms Erbauung. Odoachar gab seinem Reiche schnell eine gute Einrichtung. Er vertheilte seine Deutschen unter die Römer, also daß jeder von den römischen Landgütern ein Drittheil erhielt. Er schonte der Römer und ihre Sitten und Gesetze. Sein Hauptsitz war zu Ravenna. Von hier aus bezwang er auch die übrigen Rugier und Heruler im Tirol.

Kapitel LXXIX.

Dieterich.

Theodorich den Großen nennen ihn die Römer, Dieterich von Bern (Verona) die deutschen Sagen. Er war es, der die Ostgothen wieder los riß von den Hunnen. Sein Geist hat mächtig auf sein Zeitalter gewirkt und darum blieb sein Ruhm Niemanden verborgen und ward in zahlreichen Sagen und Gesängen, die sich bis jetzt erhalten haben, über Europa verbreitet. Schon als Etzels Vasall war er ein vielberühmter Held und ist in die burgundische Sage verflochten. Nach Etzels Tode wählten ihn die Ostgothen zum Könige, wegen seines

Verdienſtes und weil er aus dem edeln Geſchlecht der Amaler war.

Dieterich war in Ungarn geblieben, aber ſüdwärts zog die deutſchen Helden ihre Sehnſucht. Das morgenländiſche Kaiſerthum, das allein noch übrig war, damals von Zeno beherrſcht, kam abermals in Gefahr und entgieng derſelben auch wieder. Zeno, der ſich als rechtmäßigen Erben des abendländiſchen Kaiſerthums betrachtete, ohne es doch gewinnen zu können, lud den Dieterich ein, ſich desſelben zu bemächtigen, und entfernte ihn dadurch von Conſtantinopel.

Dieterich ſelbſt wollte lieber Rom, als den Mittelpunkt der neuen deutſchen Staaten, ſtatt des abgelegenen Conſtantinopels. Er zog nach Italien und zerſtörte nach hartem Kampfe das heruliſche Königreich. Nach dreijähriger Belagerung nahm er Ravenna ein, und Odoachar fiel, im J. 493. Da gründete Dieterich das oſtgothiſche Reich in Italien.

Er behielt die heruliſche Eintheilung des Landes bei und führte ein ſo friedliches und ſchonendes Regiment ein, daß Italien niemals ſo herrliche Zeiten geſehen. Ackerbau und Handwerke, Handel und Wandel kamen in Flor. Die zerſtörten Wohnungen wurden aufgebaut. Auf den blutrauchenden Feldern herrſchte ſtatt des Schwerdts der Pflug. Die Römer verehrten ihren neuen König als einen Abgott.

Die Gothen behielten zwar ihre alte Eintheilung in Gaue und ihre Grafen bei, doch die chriſtlich-römiſche Bildung, die ſie bald annahmen, und ihre Ehrfurcht vor Dieterich, ließ viele neue Einrichtungen zu. In dem Geſetzbuch, das Dieterich niederſchreiben ließ, iſt ſchon viel römiſches dem altdeutſchen vermiſcht. Dieterich pflegte das Gute an den Gothen den Römern, das Gute an

den Römern den Gothen als Muster aufzustellen und zur Pflicht zu machen.

Offenbar ist Dieterich der erste deutsche König gewesen, der nicht blos, wie die frühern, ein großer Kriegsfürst oder der erste Vorsteher und Beamtete des Volks, sondern im Sinne der Bibel ein von Gott geweiheter, an Gottes Statt regierender Völkerhirt sein wollte. Er suchte diesen Begriff eines wahren Königs nicht nur sich selbst und seinen Gothen, sondern auch andern deutschen Königen und Völkern klar zu machen. Es sind noch viele Briefe und Aussprüche von ihm übrig, die allen Königen zum Muster dienten. Von seiner Zeit an wurde, wenn auch die deutschen Könige noch immer vom Volke gewählt wurden und von den Volksversammlungen abhängig waren, doch der Glaube herrschend, daß den Königen eine göttliche Majestät inwohne, und daß sie die Stellvertretter Gottes auf Erden seien. Das ist der Idee nach jeder christliche König und darum sind die deutschen Könige der damaligen Zeit sehr unterschieden von den frühern der Heidenzeit.

Dieterich hatte noch Höheres im Sinn. Verabscheuend das römische Kaiserthum mit seinem starren blutigen Despotismus, hielt er doch die Vereinigung der Staaten für ein göttliches Werk, für das höchste Ziel aller Deutschen, und indem er über die Möglichkeit nachdachte, dieselbe zu bewirken, bot sich ihm zunächst der Gedanke dar, die verschiedenen deutschen Königsfamilien durch wechselseitige Verheirathung zu einer Familie zu verbinden und durch die Erkenntniß eines gemeinsamen Interesses auch zu übereinstimmendem friedlichem Regiment über die Völker anzuleiten. Er vermählte daher seine vielen Töchter fast mit allen deutschen Königen und suchte sie durch diese Verbindung und durch Briefe seiner großen Idee geneigt zu machen. Wirklich ward er auch als ein

Vater der Könige, und als der Weiseste seiner Zeit anerkannt und sein Name verbreitete überall Ehrfurcht; aber der Ehrgeiz der fränkischen Könige vereitelte seinen großen Plan und jene Vereinigung der herrschenden Familien kam niemals zu Stande.

Dieterich unterwarf seinem italienischen Reich auch die Heruler und einen Theil der Alemannen in den Alpen. In wie fern er in andere Kriege verwickelt wurde, sehen wir nachher. Er starb 526.

In den altdeutschen Sagen spielt er eine große Rolle. Das Uebergewicht seines Geistes machte den größten Eindruck auf sein Jahrhundert, während eben so mächtige Könige, durch Geistesgaben minder ausgezeichnet, seinen Ruhm nie erreichen konnten. Aber er selbst schuf sich die Denkmale seines Ruhms, indem er der Gothen Liebling und Volkesheld war und ihre Neigung zu Wissenschaft und Kunst so sehr begünstigte, daß Geschichtschreiber und Dichter in großer Menge aufstanden und sein Leben in unvergänglichem Spiegel der Nachwelt wiederstrahlten.

Kapitel LXXX.

Die Longobarden, Gepiden und Heruler.

Die Longobarden haben folgende Sage. Einst war in Dänemark eine große Ueberschwemmung und darauf eine Hungersnoth entstanden. Das Volk versammelte sich, um Rath zu pflegen in dieser Noth. Man hatte schon abgestimmt, daß man alle ältlichen Männer und Weiber tödten und nur die jungen kräftigen übrig lassen wollte, damit diese leben könnten, als Gambara, eine sehr weise Frau die Gemüther wieder umstimmte und dazu rieth, daß man das Loos werfen, und ein Drittel des Volkes auswandern lassen solle. Dies geschah und unter ihren beiden

Söhnen Ibor und Ajo zog ein Theil der Dänen aus, erſt Winilen genannt, nachher Longobarden, von ihren Bärten oder Hellebarden.

Sie waren ſchon zur Zeit von Chriſti Geburt in Niederdeutſchland an der Elbe mitten unter den ſächſiſchen Stämmen, durch ihre wilde Tapferkeit und Freyheitsliebe ſtets unbeſiegt und unabhängig. Sie hatten vielfach mit den Deutſchen, und auch mit den Römern geſtritten, die vom Rheine her bis zu ihnen gedrungen waren. Später wurden ſie auf dem gothiſchen Zuge fortgeriſſen und auch den Hunnen unterworfen.

Ihre erſten Anführer, Ibor und Ajo werden in einem altgothiſchen Liede Gaudings Könige genannt, und waren nichts anderes, als was alle nordiſche Höfdinger. In der Folge als die Longobarden ſich vermehrten und ſtets Krieg führten und wanderten, hatten ſie viele kriegeriſche Herzöge. Aus dieſen wählten ſie, wie die Geſchichtſchreiber melden, gleich den Franken, aus Neugier und nach dem Beyſpiel andrer Völker, einen gemeinſamen König. Doch zerfielen ſie nachher mehrmals wieder unter die Herzöge.

Nach dem Abzug der Oſtgothen nahmen ſie und die Gepiden von Oeſterreich und Ungarn Beſitz. Beide Völker führten ſtets blutige Kriege mit einander.

Die Gepiden, nach der angeführten Sage Stammverwandte der Gothen, erſcheinen unter einem gemeinſamen König, der aber von der Volksverſammlung abhängig war. Ihre Geſchichte bleibt dunkel. Sie wurden in der Folge gänzlich von den Longobarden überwunden und mit denſelben vereinigt.

Die Heruler, ein ſehr wilder deutſcher Völkerſtamm, den Weſtgothen verwandt, hatten lange im Bunde mit Rom geſtanden, dann Tyrols ſich bemächtigt. Sie werden als unbändige Krieger geſchildert. Ihre Könige

hatten niemals Macht über sie und einen derselben brachten sie einst aus der einzigen Ursach ums Leben, weil es ihnen einfiel keinen König mehr haben zu wollen. Sie zersplitterten ihre Kraft. Mit Rugiern vermischt, deren Geschichte sehr unsicher ist, und deren Name bald verschwindet, zog ein Theil von ihnen in römischen Kriegsdienst. Mit diesen gründete Odoachar seine kurze Herrschaft. Dieterich eroberte nachher ihr ganzes Land, später die Longobarden, und sie erscheinen seither nicht mehr selbständig. Aber ihre alte Kraft ist den Tyrolern geblieben.

Kapitel LXXXI.

Chlodwig.

Im Reiche der Franken war auf Merowig Childerich gefolgt, ein Wollüstling, der durch seine Beleidigung freier Weiber und Jungfrauen den keuschen Sinn und die Rechte des Volks gleich stark verletzte, daher er auch ohne Umstände abgesetzt und aus dem Lande gejagt wurde. Er floh zu dem thüringischen König Bisinus, seinem Verwandten, ließ aber einen treuen Diener zurück, der die Gemüther der Franken wieder zu seinem Vortheil stimmen sollte. Beyde brachen ein Goldstück entzwey und jeder behielt die Hälfte. Wenn Childerich die andere Hälfte erhalten würde, so sollte es ihm ein Zeichen seyn, zu den Franken zurückzukehren.

Unterdeß lebte Childerich an Bisinus Hof in Thüringen und verliebte sich in dessen Gemahlin Basina, mit der er lange in verbotenem Umgang lebte. Endlich brachte ein treuer Franke ihm das zerbrochene Goldstück und er kehrte sogleich heimlich in sein Land zurück. Die salischen Franken nahmen ihn wieder zum König an, da sie mit dem neuen König, der ein geborner Römer gewesen sein soll, nicht zufrieden waren. Basina aber

fühlte, daß sie ohne Childerich nicht leben könne, verließ treulos ihren Gemahl und floh an Childerichs Hof. Er heyrathete sie und sie gebar ihm den großen Chlodwig.

Chlodwig faßte den doppelten Plan, Gallien zu erobern und unter den Franken die königliche Gewalt zu erweitern und für immer zu befestigen. Er war für seine Zeit eben so großer Staatsmann, als Feldherr und indem er seine Pläne mit gewaltiger Kraft durchsetzte, ward er der Gründer der großen fränkischen Monarchie und ihres unsterblichen Ruhmes. Die Mittel aber, deren er sich für seinen Zweck bediente, waren nicht selten schändlich und barbarisch.

Er begann seine Heldenlaufbahn, nachdem ihn die salischen Franken auf dem Schild erhoben und zum König ausgerufen, mit Ausrottung aller übrigen fränkischen Herrscherfamilien, die ihm oder seinen Kindern jemals den Thron hätten streitig machen oder durch ihr Ansehn Partheyen erwecken und der Einheit im Wege stehn können, und mit der gewaltthätigen Unterjochung der Ripuarier, deren König Sigebert zu Kölln saß, und mehrerer belgischer Stämme, die noch ihre eignen Fürsten hatten. Die Franken zu vereinigen, schien ihm das erste und nöthigste, bevor er größere Unternehmungen wagte. Erst diese Vereinigung unter seinem sieggewohnten Schwerte erstarkte ihn zu großen auswärtigen Kriegen. Nur die Thüringer ließ er in ihrer alten Unabhängigkeit, denn sie waren zu tief im Innern Deutschlands und den tapfern Sachsen zu nahe. Sein Augenmerk war aber auf den Westen gerichtet.

Im J. 486. brach er mit seiner ganzen Heeresmacht nach Gallien auf und schlug den letzten römischen Statthalter Siagrius, der noch eine unabhängige Herrschaft behauptete, bey Soissons aufs Haupt. Dadurch gewann er festen Fuß in Gallien und bereitete sich, nach allen

Seiten hin seine neue Herrschaft zu erweitern und zu sichern.

Um mit den Burgundern anzuknüpfen, freyte er eine schöne Königstochter dieses Landes, Chlotilde, obwohl er ein Heide und sie eine Christin war. Lange Zeit bemühete sie sich vergebens, ihn zu bekehren. Nur auf Schlachten und unumschränkte Herrschaft bedacht, war er der Frömmigkeit abhold.

Die Alemannen standen drohend an seines Reiches Grenzen, ihm doppelt gefährlich durch ihre kriegerische Macht und durch ihren Freyheitssinn. So lange er sie nicht unterworfen, stand sein Reich auf schwankendem Boden. Alsobald zog er aus gegen sie, alles aufs Spiel setzend. Auch die Alemannen rüsteten sich unter ihren Herzögen mit großer Macht und gingen ihm über den Rhein entgegen. Bey Zülpich im J. 496 schlugen sie eine ungeheure Schlacht, die den ganzen Krieg entschied. Lange schwankte der Sieg. Der Franken Einheit und größeres Kriegsgeschick drohte der Freyheitsbegeisterung der Alemannen zu unterliegen. Da rief Chlodwig in der Noth den Gott seines Weibes und der Christen an und gelobte, zu ihm sich zu bekehren, wenn er stärker als Odin sey, der mit den Alemannen stritt. Und Chlodwig siegte durch die Kraft des Glaubens. Die Alemannen wurden vollkommen geschlagen. Noch auf dem Schlachtfelde ließ Chlodwig sich zum Christen taufen und mit ihm 3000 seiner Getreuen, bald darauf das ganze Volk der Franken. Die Alemannen aber mußten sich unterwerfen und Chlodwigs Vasallen werden, behielten dabey aber ihre selbstgewählten Herzöge und ihre alten Gesetze. Auch bey ihnen gewann das Christenthum allmählig festen Fuß, denn der Deutsche hielt es als echter Krieger mit dem Gott des Sieges. Also knüpfte sich an jene ungerechte Eroberung doch ein großer Segen für Deutschland, und

Gottes Fügung leitete sichtbar das Schlimme zum Guten.

Bald darauf überzog Chlodwig auch die Burgunder mit Krieg, begnügte sich aber, ihren König zu seinem Vasallen zu machen, da er, um ihr Bergland ganz zu erobern, zu viel Kräfte hätte aufopfern müssen.

So lange er mit jenen Kriegen noch belastet war, hielt er mit den Westgothen heuchlerische Freundschaft. Kaum war Frieden und seine Kraft durch den Kampf noch gewachsen, so hörte die Verstellung auf. Chlodwig konnte keine westgothische Herrschaft in Gallien dulden, sobald er selbst die Oberhand über das ganze Land behaupten wollte, und der alte Haß zwischen Gothen und Franken machte nicht minder die Völker selbst zum entscheidenden Kampfe geneigt. An der Vienne kam es zur Hauptschlacht, da die Westgothen überwunden, ihr König Alarich selbst erschlagen ward, im J. 507. Aber Dieterich der Ostgothe, der vergeblich den Krieg abgerathen, trat jetzt als Schiedsrichter mit gewaffneter Macht dazwischen und zwang Chlodwig, den Westgothen nichts weiter als das Land zwischen der Loire und Garonne zu entreißen.

Auch die Bretagner, Britten, die vor den Sachsen geflohn, und an den gallischen Küsten ein neues Reich gestiftet, zwang Chlodwig seine Oberherrschaft anzuerkennen.

So hatte dieser große Held der Franken eine Macht in Gallien gegründet, die bald allen andern deutschen Völkern höchst gefährlich werden mußte. Seitdem heißt Gallien Frankreich bis auf diesen Tag.

Chlodwig starb 511. Von der innern Einrichtung seines Reichs im folgenden Buch.

Kapitel LXXXII.

Gundebald.

Seit der Niederlage Gunthachars und dem großen hunnischen Zuge waren die Burgunder, zur Seite gedrängt, an die Ufer der Rhone gekommen. Das Elsaß und Worms, ihre Hauptstadt, fiel den Alemannen zu. Aber jenseits der Alpen, wo sie nach Italien sich senken, gründeten die Burgunder ein neues Worms oder Vormio, und ihr Reich erstreckte sich von hier aus bis jenseits Lion, mitten von der Rhone durchströmt.

Die Geschichte dieses neuen Reiches ist anfangs dunkel. Bey der Einwanderung sollen die Burgunder Christen geworden seyn, nachdem fromme Mönche einige Tage hintereinander unter ihnen gepredigt. Sie standen im Bunde mit Aetius, der ihnen das Hochland überließ, nach dem Untergange des abendländischen Reichs aber mit Constantinopel.

Sie vertheilten sich in ihrem neuen Reiche dergestalt unter die Römer, daß diese immer ein, sie selbst aber zwey Drittel von Grund und Boden erhielten. Die Burgunder standen unter ihrem eignen Gesetz, die Römer unter ihrem eignen. Das Land war in Gaue getheilt, denen Grafen nach alter Weise und sehr unbeschränkt vorstanden. Der König war ihr gemeinsames Oberhaupt, seine Gewalt aber mehr eine Herzogliche.

Der erste König von Hochburgund und Nachfolger Gunthachars war Gundioch. Als dieser starb, theilten seine vier Söhne das Reich, Hilperich saß zu Genf, Godegisel zu Besançon, Gundebald zu Lion, Godemar zu Vienne.

Die Brüder vertrugen sich nicht lange. Gundebald der geistvollste und kühnste, strebte nach Alleinherrschaft. Er fing Fehde mit Hilperich an, besiegte ihn und ließ

ihn und die Seinigen grausam hinrichten, eine seiner Töchter aber nahm er zu sich. Das war Chlotilde, die Chlodwig zur Gemahlin nahm. Rachedürstend ließ sie schon bey ihrem Abzug aus Burgund, den Gundebald aus Furcht vor den Franken nicht hinderte, zwey Meilen in der Runde die burgundischen Grenzdörfer niederbrennen. Als aber Chlodwig die Alemannen glücklich überwunden, reizte sie ihn auf zum Rachekrieg gegen Gundebald, 499. Dieser fühlte der Franken starken Arm und leistete Chlodwig die Vasallenpflicht.

Aber kühner gemacht durch Chlodwigs Schonung und sicher in seinem Hochlande begann er aufs neue den blutigen Bruderkrieg. Er zerstörte Godegisels Reich und obwohl Franken und Ostgothen von beiden Seiten gegen ihn zogen, so blieb er doch in seinen Bergen unüberwindlich. Chlodwig und Dieterich machten endlich Friede mit ihm, und der letztere gab sogar seine Tochter Gundebalds Sohn zur Ehe.

Auch Gundebald wurde seines Landes Reformator. Er war ein stolzer, durchdringender und für seine Zeit hochgebildeter Geist. Die Einheit unter den Burgundern und die Befestigung der königlichen Macht war sein vorzüglichstes Streben. Da er aber zu viel neues auf einmal einführen wollte, fand er bey den Gaugrafen heftigen Widerstand. Auf einem Tage zu Genf 502 zwangen sie ihn das neue Gesetzbuch, das er gegeben hatte, zurück zu nehmen, und sie selbst fertigten ein neues aus, darin die Rechte des Volks besser gesichert waren. Es ist noch vorhanden, von 36 Grafen unterschrieben und wird die Lex gundebada genannt. Gundebald starb 516.

Kapitel LXXXIII.

Die Angelsachsen.

Längst war Brittannien von den Römern verlassen worden. Die Britten wählten sich wieder eigene Könige. Aber auch die Schotten wurden kühner, da sie keine Römer mehr sahen, brachen aus ihren Bergen und verheerten das Land der Britten.

Da landeten zufällig im J. 450 zwei junge sächsische Helden, Hengist und Horsa, mit einem ansehnlichen Gefolge auf der Küste. Sie waren durch folgenden Umstand aus Sachsen vertrieben worden, wie sie selber aussagten. In ihrem Vaterlande herrschte die Sitte, daß alle Jahre ein Theil der jungen Mannschaft durchs Loos ausgeschieden, und fortgeschickt würde mit dem Verbot, jemals wieder zu kommen; das sey wegen der Ueberfülle von Menschen.

Als Vortigern, der Britten König, die Heldengestalten der Sachsen erblickt, war sogleich sein Wunsch, durch sie der Schotten sich zu erwehren. Er lud sie zu sich ein, bewirthete sie prächtig und bat sie um gewaffnete Hülfe. Krieg war den Sachsen eben recht und sie schlugen die Schotten bald in ihre Berge zurück. Sie selbst aber blieben im Lande, und Vortigern nahm Hengists schöne Tochter zur Ehe. Aber die Freundschaft nahm bald ein Ende. Die Sachsen bekamen Lust, selber und allein des Landes Herren zu werden, und sie dachten, der Stärkere habe das Recht auf seiner Seite und dem Sieger gehöre die Welt. Dabey sollen sie sich aber einer großen Treulosigkeit haben zu Schulden kommen lassen, indem sie bey einer Friedensunterhandlung mit den Britten Messer unter den Kleidern hervorzogen und die Britten ermordeten. Sie zogen immer neue Schaaren aus Sachsen herbei und gründeten schon 455

das erſte ſächſiſche Königreich Kent, und Hengiſt war der erſte König. Durch immer neue Zuzüge entſtanden nach einander und unter heftigem Kampf gegen Britten und Schotten ſieben Königreiche. Weil außer den eigentlichen Sachſen vorzüglich viele Angeln herüber gekommen waren, nannten ſie insgeſammt ſich Angelſachſen, und der Name Brittannien ward durch Angeland oder England verdrängt. Ein Theil der Britten hielt ſich in den Gebirgen von Wales, ein anderer floh nach der franzöſiſchen Küſte und gab der Bretagne den Namen. Ihr Unglück gab den Britten einen großen Schwung. Sie erſtarkten zu Begeiſterung und Heldenthat, und was ſie im Leben hohes gewirkt, das ward von der Dichtkunſt in unſterblichen Sagen nachgeſpiegelt. Die Bretoniſchen Sagen ſind noch übrig, vorzüglich aber die vom König Artus welcher den Angelſachſen am ſtandhafteſten und heldenmüthigſten Widerſtand leiſtete.

Das Chriſtenthum ſoll auf eine ſeltſame Weiſe zu den Angelſachſen gekommen ſein. Zwey gefangene junge Angeln waren bis nach Rom verſchlagen worden, wo ſie auf dem Markte ſtanden, um als Sclaven verkauft zu werden. Die Römer ſammelten ſich um ſie her, denn ſolche Schönheit hatten ſie noch niemals geſehen, als in den Mienen und der Haltung und Geſtalt dieſer Jünglinge. Zufällig ging auch der heilige Gregorius vorüber und blieb ebenfalls ſtehen, von dem Angeſicht der Jünglinge gefeſſelt. Er frug ſie, welchem Volke ſie angehörten? ſie antworteten, daß ſie Angeln ſeyen. Der Heilige ſprach: wohl ſeyd ihr Engel und euer wird ſeyn das Himmelreich. Als er bald darauf Papſt wurde, ſandte er eine ganze Schaar frommer Geiſtlicher, um ſie durch die Bekehrung zum Chriſtenthum, dem Himmelreich zuzuwenden. England nahm durch friedliche Belehrung die neue Offenbarung an. Und da hier nur die Ueber-

zeugung, keine Nebenabsicht oder Zwang die Bekehrung herbeigeführt hatte, so waren die Angelsachsen auch eifriger und begeisterter für das Christenthum, als jede andere deutsche Nation und von hier aus gingen die berühmtesten Prediger des Christenthums nach Skandinavien, Deutschland und Frankreich.

In den sieben Königreichen erhielt sich die uralte Gauverfassung, nur daß der König mit seinem Gefolge und als oberster Feldherr eine größere Macht behauptete. Im J. 825 vereinigte König Egbert von Kent alle sieben Reiche und ward der Gründer des Königreichs England.

Viertes Buch.

Uebergang des altdeutschen Lebens zum Mittelalter,

Kapitel LXXXIV.

Uebersicht der neuen Staaten und Völker.

Das ganze östliche Deutschland bis zur Elbe und Saale war durch die Völkerwanderung von den Deutschen entblößt worden. Slavische Völker, Wenden genannt, nahmen die verlassenen Länder ein. Der große Strom der alten ostdeutschen oder gothischen Völker aber hatte über den Süden und Westen, und bis nach Afrika sich ergossen.

Im alten Deutschland und in ihren alten Sitzen waren noch die Sachsen geblieben, die Thüringer, die Baiern, deren Name jetzt plötzlich wieder aus seiner Vergessenheit zurückkehrt, die Alemannen in Schwaben, Elsaß und der Schweiz, jetzt mit dem fränkischen Reich verbunden, das von den Rheinlanden bis ans atlantische Meer sich erstreckte. Von den eigentlichen Wandervölkern hatten die Longobarden und Gepiden einstweilen in Oestreich und Ungarn sich niedergelassen, die Heruler in Tyrol, jetzt von den Ostgothen abhängig, die Ostgothen in Italien, die Burgunder an der Rhone, die Westgothen an

den Pyrenäen, die Sueven im westlichen Spanien, die Vandalen in Afrika, die Angelsachsen in England.

Kapitel LXXXV.

Kampf einer alten und neuen Ordnung.

Die ganze neue Periode der Könige zeigt einen groſsen äußern und innern Zwieſpalt des deutſchen Volkes, der ſich aufzulöſen beſtrebte. Der Zuſtand, in welchen die deutſchen Völker ſich verſetzt fanden, iſt nur als ein Uebergang zu betrachten. Es kämpfte darin die alte Ordnung der Dinge, die urſprünglich in den deutſchen Wäldern ſich behauptet, mit einer neuen, die durch die Völkerwanderung, die Einwanderung in's römiſche Reich, die Vermiſchung mit den Römern, die Annahme römiſcher Bildung und die Bekehrung zum Chriſtenthum bei allen ausgewanderten Stämmen herrſchend zu werden begann. Sie mußten ſich vermitteln oder eine die andere beſiegen. Aus ihrem Kampfe mußte ein Friede hervorgehn und ein Zuſtand, darin alle deutſche Stämme wieder in einem neuen Geiſte und in einer neuen Ordnung der Dinge ſich vereinigten.

Der Zwieſpalt des Alten mit dem Neuen äußerte ſich auf dreyfache Weiſe, in der Verfaſſung, in der Religion und in den Sitten und dem Nationalcharakter. Beym Beginn der neuen Periode gab es noch deutſche Völker, welche die altgermaniſche Verfaſſung in ihrer Reinheit behaupteten, andere, bey denen ſich die neue Verfaſſung, nach dem Muſter der römiſchen und der jüdiſchen, die man durch das Chriſtenthum verehren lernte, der alten aufdrang. Eben ſo herrſchte bey einigen deutſchen Stämmen noch das alte Heidenthum, bey andern hatte das Chriſtenthum ſchon feſten Fuß gefaßt. Endlich war die alte deutſche Sitte und der Grundcharakter des deut-

schen Volkes bey jenen noch vollkommen vorherrschend, bey diesen hatten sie mit dem römischen Wesen sich vermischt und in dem fremden südlichen Himmelsstrich einen andern Anstrich gewonnen.

Kapitel LXXXVI.

Hauptunterschied der deutschen Stämme.

Wir unterscheiden echtdeutsche Stämme, die es bis auf diesen Tag geblieben sind, und Stämme, die schon damals anfingen, mit den Römern, deren Land sie eingenommen, sich in Blut, Lebensweise, Bildung, Sprache und Charakter zu vermischen, wodurch in der Folge ganz neue Völker entstanden, die man mit einem allgemeinen Namen die romanischen nennt.

Zu den echt deutschen Völkern gehörten die Skandinavier, von denen im sechsten Buch besonders gehandelt werden soll, und die eigentlichen Deutschen, die in den alten Grenzen geblieben waren. Unter diesen unterscheiden wir von nun an hauptsächlich nur zwey große Hauptstämme, die Platt- oder Niederdeutschen und die Hoch- oder Oberdeutschen, wie sie sich noch jetzt in der platt- oder hochdeutschen Sprache unterscheiden. Die Sachsen bildeten den Hauptstamm der Niederdeutschen, die Alemannen den Hauptstamm der Oberdeutschen; die übrigen Stämme traten vermittelnd zwischen beyde. Der große gothische und fränkische Stamm aber ging allmählig in die romanischen über.

Kapitel LXXXVII.

Die rein deutschen Stämme.

Die Sachsen stellen als ein schnellkräftiges Heldenvolk sich dar, das den Geist des altheidnischen Ritter-

thums dem Geiſt des neuen chriſtlichen Ritterthums der Franken ſcharf und ſtreng entgegenſetzt, ſo wie ſeine uralte Gaufreyheit dem fränkiſchen Königthum und Lehenweſen. Eine dem ſächſiſchen Charakter eigenthümliche Herbe mag noch tiefer demſelben eingewurzelt ſeyn, als ſie in durchaus feindlichen Gegenſatz gegen alle Cultur und Milde römiſch-chriſtlichen Weſens treten mußten; denn dieſe Güter wurden ihnen nicht als Geſchenke, als freywillige Gaben oder als Sühngelder dargebracht, wie den Gothen, ſondern ſie lernten ſie nur bey ihren entſchiedenen Feinden, den Franken, als ein verhaßtes Mittel der Deſpotie kennen und wehrten ſich dagegen, als gegen Feſſeln und trugen dieſelben lange nur als Feſſeln. Auch waren in der Folge dieſe Sachſen wieder die erſten, die das Joch der römiſchen Kirche von ſich wälzten, wie ſie die letzten geweſen, die demſelben ſich gefügt. Wenn andre deutſche Stämme mehr die Milde, den Tiefſinn, den Weltſinn des deutſchen Charakters ausgeſprochen, haben die Sachſen den ſtarken Willen, die Thatkraft ſich angeeignet, und oft mit der Schärfe des Schwerts die Bande wieder zerriſſen, die andrer Stämme weiche Gutmüthigkeit und Schmiegſamkeit zu ihrem Verderben geknüpft. Wenig Bildung, wenig Glück des Friedens, aber große Thaten, wenig Dichter und Weiſe, aber viele Helden des Kampfes ſind aus Sachſen hervorgegangen.

Milder in jeder Weiſe haben die Thüringer ſich gezeigt, als ein älteres unterdrücktes Volk im Geſange für das verlorne Leben ſich entſchädigend.

Die Oſtfranken am Rhein und Main ſind ohne Zweifel die edelſten der deutſchen Völker. Jedes Höchſte iſt von ihnen ausgegangen. Sie ſind das Volk des Sieges und der Größe. Sie ſtrebten immer am weiteſten und waren die Führer und Gebieter der übrigen Stämme. Wie ſie anfangs den höchſten Kriegesruhm zum Ziele ſich

geſetzt und es erreicht, ſo darauf die Einheit und Größe des Staates, wodurch ſie dem zerriſſenen Weſen der altgermaniſchen Zeit einen ganz neuen und großartigen Schwung gaben, dadurch erſt ein neues Zeitalter herbeyführten. Darauf ging von ihnen die große Idee des neuen Kaiſers aus, als eines gemeinſamen Hirten der Völker, der von Gott eingeſetzt, von göttlicher Weihe geheiligt, an Gottes Statt ein mildes und ſeliges Regiment über die Menſchen führen ſollte, und aus ihrer Mitte ſtand der erſte und größte dieſer Kaiſer auf. Durch ſie ward auch die Kirche zu dem höchſten Rang erhoben, den ſie jemals auf Erden behauptet. Bey ihnen thronte der Geiſt des chriſtlichen Ritterthums, der Minne und des Geſanges. Vom Rheine aus ging auch das Städteleben der Deutſchen und alles Große, was es hervorgebracht, ſo noch ſpät die Buchdruckerkunſt. Alſo waren dieſe Franken die Begründer des Mittelalters, alles Herrlichen, was Jahrhunderte lang Deutſchland zum höchſten Gipfel des Ruhms erhoben. Unter dieſem Volke wohnte der Geiſt und ging von dort aus wie der feurige Trank ihrer Reben, Leben gebend über ganz Deutſchland. Der alte Hort der Niebelungen war bey ihnen und ſtreute ſeine goldnen Gaben unerſchöpflich aus.

Die Baiern, echte Deutſche, wenn auch nicht reine Nachkommen der alten Boier, ſtanden zu den mächtigern Stämmen in demſelben Verhältniß wie die Thüringer. Wie jene erſt von den Gothen und Sachſen, ſo waren dieſe von den Gothen und Longobarden, ſpäter beyde von den Franken abhängig und in ein zurückgeſetztes Verhältniß niedergedrängt. Aber die Baiern, mehr an Thatkraft als an Gemüth geſegnet, ſuchten ihr Heil mehr im Arme als im ſinnigen Schwärmen. Doch gegen die Rieſengeſtalten der fränkiſchen Könige und Kaiſer zu ohnmächtig, konnten ſie immer nur ſich empören, nicht

ſiegen. Im Streben heldenmüthig, in deſſen Ausführung feindſelig, nahmen ſie immer die Parthey des unterdrückten Nebenbuhlers.

Die Alemannen, den reichen Schatz altgetmaniſcher Tugend ſich bewahrend, ohne wie die Sachſen, vom feindlichen Gegenſatz gegen die neue Bildung ergriffen, in ſtarre gehäſſige Verſtockung auszuarten, hatten vielmehr einmal überwunden und bekehrt aus unerſchöpflicher Fülle des ſinnigen Gemüthes und der Kraft ſchnell und großartig, freywillig, ſich ſelbſt wohl verſtändigend, alles Edle und Herrliche des neuen Heiles ſich angeeignet, und ihnen war es aufbehalten, den ſtarren Gegenſatz der in die Höhe auffliegenden Franken und der in der Tiefe feſtwurzelnden Sachſen zu Deutſchlands wahrem Heile würdig zu vermitteln. Die Alemannen haben zugleich die alte Volksfreyheit am längſten auch unter den Königen ſich treu bewahrt, ſie unter den Kaiſern geſetzmäßig behauptet und noch bis auf die neueſte Zeit nicht aufgegeben oder ſie wieder gewonnen, und zugleich dem mittelalterlichen Reiche die größten und trefflichſten Kaiſer gegeben. Dazu hat die Bildung, obwohl von den Franken ausgehend, bey ihnen alsbald ihre wohnlichſte Stätte gefunden, und dieſelbe Kraft, die früher groß im Zerſtören ſich gezeigt, war nun im Schaffen und Bauen noch größer. Sind die Schwaben nicht ſo gewandt und glatt, nicht ſo leidenſchaftlich und ſtürmiſch als die Franken, ſo tragen ſie unter äußerlich harter Schaale den ewig lebendigen Kern. Was nur die Franken zu erringen im Stande waren, konnten nur die Alemannen dauernd bewahren.

Kapitel LXXXVIII.

Die romanischen Stämme.

Unter den romanischen Völkern bildeten sich viere zu neuen Hauptnationen aus. Die Verschiedenheit der Länder wirkte dabey eben so viel, als die der eingewanderten Stämme.

In dem alten Gallien waren von den Ureinwohnern noch am meisten unvermischt die keltischen Basken (Gaskogner) in den Pyrenäen übrig, zu denen sich die Bretagner (geflüchtete Britten) gesellten. Römer waren überall, als die alten Herren des Landes, zerstreut, und behaupteten sich vorzüglich in den Städten. Ein Rest von den Alanen scheint in den Wallonen sich erhalten zu haben. Die Westgothen in Süden giengen unter oder vermischten sich mit den Franken. Die Burgunder in den Alpen behaupteten zwar ihre Stammeigenheit länger, als ihre Freyheit, vermischten sich aber zuletzt doch eng mit dem römischen und fränkischen Wesen, welches die Oberhand behielt. Die Franken, als die neuen Herren des Landes, behaupteten die deutsche Eigenthümlichkeit noch sehr lange neben der römischen Sprache und Sitte. Auch die Normänner (Norweger), die in der Folge die Normandie bevölkerten, blieben eine Zeitlang ihrem alten Wesen treu. Ehe aber ein halbes Jahrtausend verging, ungefähr vor 900 Jahren, hatte die Nachbarschaft, die Nothwendigkeit des Verkehrs, die Gleichmäßigkeit des Landes und Himmels eine besondere neue Volksthümlichkeit geschaffen, darin alle die ältern sich vermischten. Dies ist die französische. Es herrscht darin das fränkische und römische, wie natürlich, am meisten vor.

In Italien wurden die Heruler von den Ostgothen, diese von den Longobarden verdrängt. Ganz Oberitalien behielt geraume Zeit den echtdeutschen Anstrich. Aber in

Unteritalien behaupteten sich die Römer und Griechen des constantinopolitanischen Kaiserthums, und Rom blieb durch den ersten Bischof oder Pabst der Christenheit, der seinen Thron daselbst aufgerichtet, seinem alten römischen Wesen treu, auf das die neue christliche Kirche gegründet ward. Als darauf die Franken Italien gewannen und theils selbst schon mehr romanisirt waren, theils den Pabst auf jede Weise begünstigten, endlich die Lage des Landes Italien, sein besonderer Himmelsstrich ihre Gewalt äußerten, so erzeugte sich das neue italienische Wesen, worin alle Italiener sich vereinigten, und das der Natur der Sache nach das altrömische am reinsten wiederspiegelt. So ist die neue italienische Sprache der alten lateinischen oder römischen am ähnlichsten.

Spanien behielt einen ansehnlichen Stamm alter Basken in den Pyrenäen, Römer besonders in den Städten, Westgothen und Sueven aber als neue Herren. Indeß ehe noch die neue Mischung vollendet werden konnte, drangen die Araber von Afrika her in Spanien ein, eroberten es bis an die nördlichen Gebirge Galliciens und Asturiens und behaupteten ihre Herrschaft gegen 800 Jahre lang, während welcher es erst allmählich den deutsch-römisch-christlichen Spaniern gelang, sie wieder zurückzutreiben. Daher entstand die spanische Sprache und Nationalität erst spät, und in ihr herrscht neben dem Deutschen und Römischen auch sehr viel Arabisches vor.

Während die Irländer und Schotten ihre alte keltische Sprache behielten, vermischte sich im eigentlichen England das Brittisch-römische mit dem Angelsächsischen. Darauf kamen die Normänner und behaupteten England zu verschiedenen Zeiten, wodurch das skandinavische dem englischen Wesen eingepflanzt war. Endlich nahmen die Normänner aus der damals schon französischen Norman-

die England in Beſitz und brachten das franzöſiſche Weſen mit. So entſtand ein ſeltſames Gemiſch von Sprache und Weſen, darin aber das Deutſche mehr als bey irgend einer andern romaniſchen Nation noch überwiegend iſt.

Näher dürfen wir die charakteriſtiſchen Unterſchiede dieſer romaniſchen Nationen nicht bezeichnen, da es uns zu weit führen würde. Dieſe Unterſchiede entſtanden erſt, als Deutſchland ſchon ſelbſtändig daſtand und wir müſſen ſeine Geſchichte getrennt von der der romaniſchen Völker betrachten. Nur ſo lange dieſe ihre deutſche Eigenthümlichkeit noch erhielten oder ſofern ſie nachher wieder mit der deutſchen Geſchichte in Beziehung kommen, werden ſie uns hier angehn.

Kapitel LXXXIX.

Die alten Verfaſſungen.

Von Süden her drang der neue Geiſt. Je weiter nach Norden, je feſter ſtand noch das Alte.

In Skandinavien erhielt ſich bis ins 10te und 11te Jahrhundert das Heidenthum und die alte Verfaſſung.

In Deutſchland blieb der nördlichſte Stamm auch am längſten der alten Verfaſſung getreu. Die Sachſen hatten nichts an dem uralten Gauweſen verändert, außer daß ſie in einen feſtern Bund ſich vereinigten, wozu die Noth drängte. Dieſer Bund blieb ohne König, ein Bund zwiſchen Freyſtaaten, nach altgermaniſcher Weiſe, ganz auf den vorhandenen Grund gebaut. Noch nicht die mindeſte Spur einer römiſchen oder chriſtlichen Einwirkung iſt dabey ſichtbar. Mit der Verfaſſung aber blieb das Heidenthum und die alte Sitte in gleicher Reinheit.

Bey den Franken, Thüringern, Gothen, Süeven, Vandalen, Longobarden ging das friedliche Regiment der

Grafen allmählich durch Krieg und Wanderung in ein kriegeriſches der Herzöge über, noch ſpäter in das eines Königs, der zugleich der oberſte Friedensfürſt und Herzog war, der höchſte Beamte des Volks, freywillig von demſelben gewählt. Solche Könige hatten auch die Burgunder, Heruler, Gepiden, und wir dürfen annehmen, daß auch dieſe aus kriegeriſchen Herzögen hervorgegangen. Alle dieſe Könige blieben ſo lange noch echt altgermaniſche Erſcheinungen, bis ſie auf römiſchem Gebiet neue Reiche gründeten. Da nahmen ſie in ihr Weſen zuerſt etwas von dem der römiſchen Kaiſer und der bibliſchen Könige auf, d. h. ſie betrachteten ſich als von Gott eingeſetzte Hirten der Völker, deren Macht nicht mehr vom Volke allein, ſondern auch von Gott abhieng, wodurch ihnen eine ganz neue und viel höhere, vom Volk unabhängige Gewalt verliehen ward.

Die Alemannen und Baiern hatten niemals Könige, nur Herzöge. Die erſtern wurden dem fränkiſchen Reich unterworfen. Die letztern behielten einen gemeinſamen gewählten Herzog am längſten, bis auch ſie die Hoheit der Franken anerkennen mußten.

So ward die alte Verfaſſung zuerſt im römiſchen Süden, ſpäter in Süddeutſchland aufgehoben, noch länger behauptete ſie ſich in Norddeutſchland, am längſten in Skandinavien.

Kapitel XC.

Die ſächſiſche Verfaſſung.

Allen Sachſen war ein bevorrechteter Adel eigenthümlich, den die übrigen deutſchen Stämme nicht kannten. In den noch übrigen, obwohl erſt ſpäter niedergeſchriebenen Geſetzbüchern der Sachſen, Frieſen und Angeln erſcheint derſelbe in demſelben Verhältniß höher ver-

wergeldet, als die Freyen, in welchem diese höher standen, als die Leute und diese, als die Sklaven. Es ist schon im ersten Buch gesagt worden, daß dieser Adel aus Freyen entstanden, die mit ihren Leuten auf Eroberung ausgezogen waren, und im Besitz eines neuen Landes den Leuten Freyheit und Alode verliehen, selbst aber ihr altes übergeordnetes Verhältniß im höhern Wergelde beybehielten. Mehrere sächsische Geschichtschreiber melden, ursprünglich seyen alle Sachsen frey und gleich gewesen; der wichtigste unter ihnen, Wittekind, erwähnt die Art, wie der Adel entstanden, so wie wir hier geschildert. Die Adeligen hießen Edelinge, die Freyen Frilinge, die Leute Lazzi (freygelassene Sklaven, Frilazzi).

Nicht alle Sachsen scheinen, wenigstens nicht beständig, in einen festen Bund vereinigt gewesen zu seyn.

Unabhängig stellen sich die Friesen dar, die wieder in mehrere Gaue zerfielen, aber unter sich ein einiges Band und einen gemeinsamen Versammlungsort hatten bey Upstalesbome, einer heiligen Stätte, da ein uralter Baum stand. In ihren Kriegen erscheinen sie unter mehreren Herzögen, einmal unter einem einzigen Radbot, der ein sehr gewaltiger Kriegsfürst war. Könige aber hatten sie nie und auch als sie unter der Franken Herrschaft kamen, blieben sie noch geraume Zeit bey ihrer uralten Volksfreyheit, bey ihren Volksversammlungen am Upstalesbome und bey ihrem alten Gesetz. Starke wilde Freyheitshelden waren sie immer, und leisteten den Franken und dem Christenthum den hartnäckigsten Widerstand. Der Friesen schöner Gruß war, wenn sie sich begegneten: Heil, freyer Friese!

Oestlich von ihnen behaupteten sich die Markomannen (Marschländer) nachher Diethmarsen genannt im alten Lande der Kauchen in alter unabhängiger Gaufreyheit. Sie erhielten sich dieselbe unter den Franken und unter

den Kaiſern, unter allen Deutſchen am längſten, bis zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, alſo noch über 1000 Jahre lang, da ſie endlich nach furchtbarem Widerſtande unter der Dänen Herrſchaft kamen.

Auf ſie folgten die Nordalbingier oder Oltſaſſen (Altſachſen) nachher Holſteiner genannt, im alten Lande der Kimbern. Auch ſie lebten in unabhängiger Gaufreyheit. Eben ſo die Angeln, die im heutigen Mekelnburg wohnten.

Erſt ſüdlich von allen dieſen ſaßen die eigentlichen Sachſen in einem großen Bunde vereinigt, der wieder in drey kleinere Bünde zerfiel, der Bund der Weſtphalen, Engern und Oſtphalen an der Lippe und der Weſer. Jeder von dieſen Bünden war wieder in vier große Gaue getheilt. Ihre Bundesverfaſſung war höchſt merkwürdig, ſtark, gerecht und weiſe, und zeigt, wie weit es die Deutſchen bringen konnten, ohne von Fremden zu lernen. Sie ließen jeden Gau unter ſeinen gewählten Grafen bey ſeiner alten Freyheit, ſogar bey den Abweichungen ſeines beſondern Geſetzes. Aber ſie richteten auch ein einiges ſtarkes Regiment für alle Gaue gemeinſam auf, um zu Schutz und Trutz in der Verbindung Kraft zu haben und im Innern des Bundes Ungerechtigkeit und Gewalt zu verhüten. Eines Königs höchſte Gewalt ſchien ihnen gefährlich oder ſie hatten noch keinen Begriff davon. Auch den Adel allein regieren zu laſſen, war ihrem freyen und gerechten Sinn zuwider. Darum gründeten ſie eine höchſte Ständeverſammlung, darin zugleich jeder Gau und wieder jeder Stand einen Vertreter hatte, und die an einer heiligen Stätte an der Weſer, Marklo genannt, ihren beſtändigen Sitz nahm. Sie beſtand aus zwölf Abgeordneten der Edelinge, aus zwölfen der Freyen und aus zwölfen der Lazzen, und zwar ſo, daß jeder der zwölf Gauen einen ſtellte. Nur die

Sklaven, die zum Vermögen oder Vieh gerechnet waren, und nichts Selbständiges an sich hatten, konnten nicht vertreten werden. Diese höchste Ständeversammlung berieth alle wichtigen Angelegenheiten des Bundes, entscheiden aber konnte sie nicht, dies that nur das Volk selbst, das zu gewissen Zeiten in Masse zu Marklo sich versammelte. Eben so vortrefflich war ihr Kriegssystem, und zwar demjenigen nachgebildet, was schon in frühern Zeiten bey den meisten deutschen Gauvölkern gegolten hatte. Sobald ein Krieg ausbrach, ward einem Einzigen der unumschränkte Oberbefehl übergeben, und die Ständeversammlung einstweilen aufgehoben. Dieser Herzog konnte gebieten über Leben und Tod und jeder mußte bey höchster Strafe seinem Worte gehorchen. Sobald aber der Krieg geendet war, trat er in das Privatleben zurück und die Ständeversammlung begann wieder ihr Geschäft. So schildern uns die Geschichtschreiber die älteste der deutschen Ständeverfassungen, die sicher nicht die schlechteste, ja für die damalige Zeit in jeder Weise die vollkommenste gewesen. Zur Zeit, da die Franken dieser Verfassung ein Ende machten, im 9ten und 10ten Jahrhundert finden wir indeß in den drey Bünden drey verschiedene Herzöge.

Von dem Heidenthum der Sachsen erfahren wir sehr wenig. Eine Eresburg und eine Irmensäule, die Karl der Große zerstören ließ, sollen Hauptheiligthümer gewesen seyn. An Armin darf dabey nicht gedacht werden. Aus andern Nachrichten wissen wir, daß Odin der Sachsen oberster Gott gewesen.

Kapitel XCI.

Die neuen Verfassungen.

In den neuentstandenen Königreichen bildete sich eine neue Art der Verfassung, in allem wesentlich dieselbe,

und ſie beruhte auf drey Grundſäulen, war aus drey Elementen zuſammengeſetzt, dem altgermaniſchen, dem römiſchen und dem chriſtlichen Weſen.

Als ihr alter Grund und Boden muß das Altgermaniſche betrachtet werden. Auf dieſem ward nur neu gebaut und von ihm blieben dem neuen Gebäude die Grundmauern. Die Eintheilung in Gaue, dann in Zehner- und Hundertmänner, die Volksverſammlungen, die öffentlichen Gerichte, das Wergeldſyſtem, der Zweykampf, der Ständeunterſchied, das Lehnweſen, nur weiter ausgebidet, endlich vieles von den altheidniſchen Gebräuchen, in chriſtliche umgewandelt, blieb von dem Alten beybehalten.

Als ein neuhinzugekommenes Element äußerte ſich das römiſche Weſen in der neuen Verfaſſung vorzüglich durch das höhere Anſehen, das es den Königen verlieh, indem es dieſelben nach den römiſchen Begriffen eines unumſchränkten Kaiſers umzuwandeln ſtrebte. Hierzu wirkte aber nicht nur das Beyſpiel der römiſchen Kaiſer, ſondern auch vorzüglich der Umſtand, daß die neuen Könige an den Römern ſelbſt Unterthanen erhielten, die einer unumſchränkten Herrſchaft eben ſo gewohnt als willfährig und dienſtbar waren. Nicht minder wichtig war der Einfluß des römiſchen Weſens auf die Geſetze. Nach altem Grundſatz ließen die Deutſchen auch dem überwundenen Volke ſeine Geſetze. Das römiſche Geſetz war aber überdem an ſich höchſt ausgebildet und empfehlenswerth, und paßte inſonderheit auch auf den neuen Zuſtand der Deutſchen ſelbſt, ſo bald ſie vieles von der römiſchen Lebensweiſe und Sitten angenommen, worauf ihre alten Geſetze nicht berechnet waren.

Gleichfalls als neuhinzugekommenes Element äußerte ſich das Chriſtenthum in Bezug auf die neue Verfaſſung nicht minder einflußreich. Mehr noch, als das Beyſpiel

der römischen Kaiser, gaben die Begriffe von den altbiblischen Königen, der neuen Königswürde göttliche Weihe und Gewalt. Eben so mußte die gänzliche Umgestaltung der Gesinnung und Sitte, welche das Christenthum bewirkte, die Gesetze umwandeln, und hier waren es wieder die durch den Glauben geheiligten mosaischen Gesetze, die, im innersten Wesen dem Altdeutschen widersprechend, das alte milde Wergeldsystem mit Blut und Henkerbeil, Kerker und Marter verdrängten. Endlich stellte das Christenthum eine Kirche über dem Staat auf und gab dem Staate in der Geistlichkeit einen neuen Stand, wovon die alten Germanen nie etwas gewußt hatten, und wodurch ihre Verfassung die wesentlichste Umgestaltung erlitt.

Kapitel XCII.

Die Könige.

Die Staatsgewalt, früher allein in den Händen des Volks, schied sich jetzt in eine doppelte des Volks und des Königs. Der König sollte der lebendige Statthalter Gottes seyn, durch ihn sollte das Volk, einig und fromm, dem Höchsten sich zuwenden. Das Reich Gottes auf Erden sollte durch den König offenbart und sichtbar gemacht werden. Sein Thron ward mit dem Glanze göttlicher Majestät umgeben. Man begann zu ahnen, daß der Staat, mit nichten von menschlicher Willkühr abhängig und nur den Einzelnen genügend, vielmehr göttlichen Ursprungs sey, höheren Gesetzen sich füge, als denen der augenblicklichen Willkühr oder des nächsten Bedürfnisses und höhere Ziele verfolge, für die er die Einzelnen wieder dienstbar mache. Hatte man früher nur ein Leben der Einzelnen anerkannt und alles Oeffentliche in den Dienst desselben hinab gezogen, so begann man jetzt in der höhern Weltanschauung, die durch den weiten

Blick in das Völkerleben seit den großen Wanderungen und durch den tiefen Blick in die eigne Seele seit der Bekehrung zum Christenthum gereift war, auch den Staat als ein selbständiges und lebendiges zu betrachten, und die einige, lebendige und persönliche Gottheit als die Seele dieses neuen Lebens anzuerkennen. Dieses lebendige und persönliche Wesen aber mußte nothwendig sichtbar dargestellt werden in der Person des Königs. Der König ward der Ausdruck des zu einem selbständigen Leben erhobenen, von der Gottheit beseelten Staates. Darum aber verlieh man ihm mit dem Glanze der Majestät zugleich eine selbständige Macht, die nicht mehr, wie vordem, von der Macht der Einzelnen im Staate abhängig, sondern über derselben frey und unabhängig war. Auf der andern Seite aber behielten die Einzelnen, behielten die Völker ihr altes Recht sich vor, und es trat eine Vermittelung ein zwischen den Königen und den Völkern, in einer neuen Verfassung, darin von oben her die ewigen Rechte der Gottheit, durch den König geltend gemacht, von unten her die ewigen Rechte des Volks und der Einzelnen, durch Volks- und Ständeversammlungen und durch den Schutz der persönlichen Freyheit gesichert wurden.

In der ausgesprochnen neuen großen Weltanschauung war ohnstreitig das Aufkommen und die Erhaltung der königlichen Gewalt am tiefsten begründet. Es kamen aber noch viele besondere Umstände hinzu, wodurch diese Gewalt sich befestigte. Auch die Mittel, wodurch sie sich erhielt, waren nicht immer aus jener Ansicht abgeleitet, führten die Könige daher oft über ihre Schranken hinaus zu einem Streben nach tyrannischer Gewalt und Unterdrückung der Volksfreyheit; immerhin aber führte der Gegensatz der Volksmacht und die ausgesprochene

Ansicht des neuen Glaubens stets wieder zu der ruhigen Mitte zurück.

Es ist nicht zu leugnen, daß Dieterichs, Chlodwigs und Gundebalds großes Genie die königliche Gewalt eines Einzigen den wilden Germanen als etwas Erhabenes und Erfreuliches anempfohlen.

Auch abgesehn von den neuen römisch-christlichen Begriffen, machte die Wanderung, der Krieg, die Niederlassung auf fremdem Gebieth, die Nachbarschaft und Vermischung mit fremden Völkern, die Größe der neuen Staaten und bei einigen das Streben nach Eroberung, die Oberherrschaft eines einzigen Königs nothwendig.

Die römischen Unterthanen, an unbedingten Gehorsam gewöhnt, dienten den Königen willig und würden selbst Tyrannen geduldet haben, hätten ihnen die deutschen Unterthanen nicht das Gegengewicht gehalten.

Die christliche Geistlichkeit schloß sich innig an die Könige an, durch die sie allein den Weg zu den heidnischen Völkern fand, mit denen sie auch im Glauben der Völker auf einer gleichen hohen Stufe der göttlichen Weihe stand. Wie die Macht der Könige so war auch die der Kirche höherer göttlicher Art und beide stellten sich vereinigt der Macht der Völker gegenüber.

Aller Geist und alle Bildung vereinigten sich auf natürliche Weise am Hof der Könige, theils durch die Römer und Geistlichen, theils durch die Könige selbst, theils durch die ritterlichen Helden und weisen Gesetzgeber und Räthe, die ihr aufstrebendes Talent nirgends anderswo leuchten lassen konnten.

Was von äußerer Pracht und Herrlichkeit auf die Gemüther der Menschen blendend und befangend wirkte, war an den Höfen der Könige in einer großen Glanzmasse zusammengehäuft. Die Beyspiele der asiatischen Könige und römischer Kaiser lehrten hier, was der neue Glaube

verlangte, dem Throne Majestät zu geben, und die Beute von ganz Europa, an der das siegreiche Volk sich wohl erfreuen mochte, konnte nicht schicklicher als Gemeingut aller zur Schau und zum Genuß ausgestellt werden.

Indem die königliche Würde unmittelbar auf die herzogliche gefolgt, und die kriegerische Vereinigung erst die bürgerliche möglich gemacht hatte, war der König mit Nothwendigkeit Haupt des Heers und dadurch im Besitz der höchsten Kraft. Diese seine Macht war aber immer nur bedingt, indem das Heer immer nur das Volk war, und des Heeres Wille des Volkes Wille. Dagegen gewann die königliche Gewalt eine viel nachdrücklichere Stütze in der Ausbildung des Gefolg- und Lehnwesens. Wie die verschiedenen Landwehren der einzelnen Gaue zur großen Landwehr des Reiches zusammenschmolzen, so die vielen kleinen Gefolge zu einem großen Gefolge des Königs. Die ganze kriegerische Jugend schloß sich dem König an, gelockt durch den Glanz des Hofes, durch die kriegerischen Ehren, durch das kriegerische Leben selbst, das noch immer höher stand als das friedliche. Diese Gefolge traten, wie früher, wo nicht große Völkerkriege geführt werden mußten, an die Stelle der Landwehr. Sie bildeten im Frieden die Schule des Kriegs, die Leibwacht des Königs, den lebendigsten Glanz des Hofes. Da es meistentheils die nachgebornen Söhne ohne väterliches Erbe waren, die in den Hofdienst sich begaben, so standen sie schon dadurch dem selbständigen Volke gegenüber und suchten durch den König an Macht, Ehre und Besitz zu gewinnen, was ihnen von Haus aus fehlte. Aus ihnen wählte der König seine Räthe und die Vorgesetzten des Reichs, so weit sie von seiner Wahl abhiengen. Ihnen verlieh er von seinem Privatbesitz Lehen, auf denen sie im Alter friedlich leben konnten, und so wie er ihnen in allem diente, so wurden sie selbst ihm völlig

eigen, die Werkzeuge seiner Macht zum Guten und Bösen.

Der königliche Hof ward erhalten durch den großen Privatbesitz an Grund und Boden, den man dem König bey der Besitznahme und Theilung der eroberten Länder nach Gebühr überlassen. Er behielt einen Theil davon für sich, die sogenannten Pfalzen (pallatia, Palläste mit Zubehör) die größern aber verlieh er zu Lehen, und ließ sich vom Ertrag ein Gewisses (laudemium) abgeben nach altem Gebrauch. Außerdem ward ein königlicher Schatz (Fiscus) gegründet, in den ein gewisser Antheil von Strafgeldern floß, und die Güter aller ausgestorbenen oder gesetzlich und zuweilen willkührlich hingerichteter oder verbannter Geschlechter. Dazu kam der Betrag der so genannten Regalien, königlicher Vorrechte, Zoll von Kaufmansgütern, Weg und Brückengeld, Ertrag von Bergwerken u. s. w. die jedoch in früherer Zeit noch sehr beschränkt waren. Eigentliche Steuern und Abgaben von Aloden, vom Privatbesitz, vom Gewerbe oder von Köpfen waren gänzlich unbekannt. Dagegen schenkten die treuen Völker bey feyerlichen Volksversammlungen oder bey königlichen Hochzeiten Ehrengeschenke. Unterworfne Völker mußten oft ansehnliche Tribute entrichten.

Der König war aber vom Volk abhängig zunächst durch die Wahl. Alle Könige wurden von ihrem Volk gewählt, nach alter Weise, und wenn sie auch geraume Zeit aus demselben Geschlecht, und nach der Sitte der gemeinen Erbfolge im Privatleben, gewählt wurden, so war doch die Wahl eine nothwendige Bedingung ihrer Würde. Sie ist in diesem ganzen Zeitraum bey keinem König ausgesetzt worden und ging unmittelbar auf die Kaiserwahl über. Die Wahl geschah immer in der großen Volksversammlung, und wenn die Reichsbeamten, die Lehnsträger und Geistlichen dabey vorzüglich Einfluß

hatten, ſo durfte doch die Stimme des gemeinen Volkes niemals fehlen. Anfangs erhob man noch nach alter Sitte den neuen König auf den Schild. Später kam die bibliſche Sitte der Salbung und Krönung auf.

Wie der König gewählt wurde, ſo auch abgeſetzt, wenn er dem Volke mißfiel. Dieß geſchah durch keine Revolution, auf geſetzlichem Wege. Auch war die Perſon des Königs nicht unverletzlich. In dem Geſetz der Angelſachſen iſt auf den Mord eines Königs nur ein Wergeld geſetzt, obwohl ein ſehr hohes. Auch die bairiſchen Herzöge hatten nur dieſes Wergeld.

Inwiefern der König ferner vom Volke abhängig war, ſehen wir aus folgendem.

Kapitel XCIII.

Die Reichsregierung.

Alle ins römiſche Gebiet eingewanderten Völker theilten das eroberte Land dergeſtalt, daß ſie den Römern davon je ein Drittel, die Hälfte oder zwey Drittel entriſſen, jeder einzelne freye Deutſche aber davon einen gleich großen Antheil als ſein Alod (von der Theilung auch sors genannt) erbeigenthümlich überkam. Dem jeweiligen König ward aber ein viel größeres Alod zugewieſen.

Jedes Volk theilte ſich ſodann nach dem alten Grundſatz der größern Gaue in aufſteigender Linie alſo ein. Je zehn Allodherrn (Arimannen) bildeten eine beſondere kleine Genoſſenſchaft, Zehnmännerzahl (tien manna tala, decania) und wählten aus ihrer Mitte einen Vorſteher (tien heofod, thiuphadus, decanus, Zehnhaupt). Sie ſchlichteten untereinander ihre Händel, waren für jeden Frevel, den einer von ihnen beging, dem Staate verantwortlich und ſprachen wieder die Genugthuung für Beleidigungen an, die einem aus ihrer Mitte zugefügt

worden. Bey Heereszügen ſtellten ſie in der Regel einen Mann.

Je zehn Dekanien bildeten einen Canton (centena, hundredum, sculdasia, Tunginium). Er beſtand alſo aus hundert freyen Männern, die wöchentlich an einer beſondern Dingſtätte zuſammen kamen, die Händel ſchlichteten, die von der Dekanie nicht entſchieden waren, und dem Staate gleichermaßen für jedes ihrer Glieder bürgen mußten. Ihr Vorſteher hieß der Zentner (centenarius, Hundredasius, sculdais, Schuldheiß, tunginus, Dinghaupt).

Mehrere Cantone bildeten den Gau. Die Männer des Gaues verſammelten ſich in der Regel alle vierzehn Tage an ihrem großen Dinge oder Malberg, oder an der Maleiche, und hielten Gaugericht über alles, was vor dem Zentner nicht entſchieden war. Auch der Gau mußte dem Staate für ſeine Glieder bürgen. Sein Vorſteher war nach alter Weiſe der Graf (gravio, comes, alderman). In der erſten Zeit der Könige ſcheint er noch vom Gau ſelbſt gewählt worden zu ſeyn und behauptete ſein Anſehn oft gegen den König. Später ward er vom König oder vom Herzog eingeſetzt. Man gab ihm auch einen Stellvertreter (vicecomes) an die Seite, der theils in den Cantonen umherzog, an des Grafen Statt zum Rechten zu ſehn, oder das Gaugericht verſah, wenn der Graf ſelbſt abweſend war.

Dieſe Eintheilung finden wir auf gleiche Weiſe bey den Franken, Weſtgothen, Longobarden und Angelſachſen, als denjenigen Stämmen, von deren Staaten wir das meiſte wiſſen.

Da das Volk ſelbſt zugleich noch das Heer war, ſo führten die Zentner und Grafen ihre Mannſchaft auch in das Feld und es beſtanden keine beſondern Kriegsführer.

Bey den Longobarden hießen die Grafen Herzöge (duces) obwohl ſie im alten Sinne des Worts die Würde von beyden, nur vom König abhängig, vereinigten.

Eine beſondere herzogliche Würde entſtand aber durch die Größe der Staaten und durch die Vorrechte ganzer unterworfener Stämme. Um leichter und ſichrer über große Maſſen zu gebiethen, hatten ſchon früher große Helden und Eroberer den unterworfenen Nationen ihre eigenthümlichen Oberhäupter gelaſſen, ſo Hermanarich, Etzel, Dieterich von Bern, Chlodwig. Der fränkiſche Staat, als der größte, konnte nicht unmittelbar durch Grafen regiert werden; es war ſchicklicher, mehrere Gaue wieder in ein beſondres Ganze zu vereinigen, und die alten Stammunterſchiede verlangten dies. So wollten die alemanniſchen, die thüringiſchen, ſpäter die burgundiſchen, longobardiſchen und ſächſiſchen Gaue vereinigt bleiben. Die fränkiſchen Könige ließen alſo den unterworfenen Stämmen ihre alten Herzöge und theilten auch die Gaue der Franken ſelbſt unter Herzogthümer. Wie die Zentner unter dem Grafen, ſo ſtanden die Grafen unter dem Herzog, dieſer aber unmittelbar unter dem König.

Jedes Herzogthum hatte nun wieder ſeine große Volksverſammlung, vor der entſchieden ward, was im Gaugericht unvollendet blieb. Die Mannſchaft eines Herzogthums zog unter ihrem Herzog zu Felde. Anfangs beſtätigte der König nur den vom Volk gewählten Herzog, z. B. bey den Alemannen und Baiern. Später ſetzte er ſelbſt die Herzöge ein. Dieſe aber empörten ſich oft und maßten ſich in ihrem Lande königliche Gewalt an, woraus blutige Kriege entſtanden. Hierbey war der alte Haß der verſchiedenen Stämme vorzüglich thätig.

Während die richterliche Gewalt in aufſteigender Linie bey den Dekanien, Cantonen, Gauen und Herzog-

thümern war und nur in ſolchen Fällen, die dort nicht erledigt worden waren oder die Grafen und Herzöge, die Geiſtlichen und königlichen Vaſallen betrafen, bey dem König und der allgemeinen Reichsverſammlung ſtund, ſo war dagegen die geſetzgebende und ausübende Gewalt ausſchließlich dieſer höchſten Reichsregierung vorbehalten.

Alle Herzöge, Grafen, Zentner, und die höhere Geiſtlichkeit hatten die Pflicht, alle freyen Männer des ganzen Reiches das Recht, jährlich einmal, oder in außerordentlichen Fällen auch öfter, zu einer allgemeinen Volksverſammlung zuſammenzutreten. Hier führte der König den Vorſitz wie der Graf in ſeinem Gaugericht. Hier wurden aber nicht nur Rechtsſachen, die in den niedern Gerichten nicht erledigt worden, in letzter Inſtanz entſchieden, ſondern auch Geſetze gegeben und geändert, der König gewählt, zur Verantwortung gezogen, oder abgeſetzt, Krieg und Frieden beſchloſſen. Jeder hatte dabey ſeine Stimme ſo gut, wie der König ſelbſt. Auch der Vortrag ſtand nicht beym König allein, ſondern jeder konnte ſein Anliegen vorbringen. Was dieſe Volksverſammlung beſchloß, war allein gültig.

Der König war, ſeiner Pflicht gemäß, immerwährend mit den Angelegenheiten des Reichs beſchäftigt, und berieth mit ſeinen Freunden und höchſten Hofbeamteten, mit Herzögen und Geiſtlichen im voraus, was der Volksverſammlung vorgelegt werden ſollte; aber ohne die Zuſtimmung dieſer Verſammlung durfte er nichts beſchließen. Was er willkührlich durchſetzte, geſchah wider das Reichsgeſetz durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes, ſeines kriegeriſchen Anſehns, ſeiner Privatmacht.

Die meiſten Neränderungen in den Geſetzen betreffen die Feſtſtellung der königlichen, herzoglichen und geiſtlichen Gewalt; ſie gingen daher das ganze Reich an, und

wurden von der Reichsverſammlung beſchloſſen. Welche beſondre Geſetze einzelne Herzogthümer und Gaue betrafen, wurden auch nur dort vom Volke bekräftigt.

Allgemeine Reichsverſammlungen gab es in allen deutſchen Königreichen. Bey den Angelſachſen hießen ſie die Witenagemots (Berathung der Weiſen oder Weißen, Alten) weil außer den Reichsbeamten und Geiſtlichen alle angeſehenen, und weiſen und alten Männer dabey den Vorſitz führten. Bey den Franken hießen ſie die Märzfelder, weil man im Monat März ſich auf einem freyen Felde unter offnem Himmel verſammelte. Der römiſche Kriegsgott Mars, von dem dieſer Monat genannt iſt; entſpricht dem deutſchen Kriegsgott Thor, welcher der Franken Hauptgott war. So ſtammt die Wahl dieſer Jahreszeit vielleicht noch aus dem Heidenthum.

Krieg und Frieden ward nur von der Reichsverſammlung beſchloſſen, außer wenn Partheyen im Lande ſelbſt wütheten. Dem König blieb aber die Ausführung des Krieges überlaſſen. Indem hierbey der ſtrengſte Gehorſam erfordert wurde, ward dem König, wie früher dem Herzog, eine viel ausgedehntere Macht verliehen. Er übte den Bann oder das Zwangsrecht im Kriege. Wenn man zu den Friedensgerichten und Volksverſammlungen nur mahnte (mannire) ſo ward zum Heerszug gebannt (bannire). Die bewaffnete Landwehr hieß nicht mehr Arimannia ſondern Heerbann. Der König bannte die Herzöge, dieſe die Grafen, dieſe die Zentner und ſo fort. Jeder ſtand im Felde unter demſelben Vorſteher wie im Frieden, und jeder Canton, jede Grafſchaft, jedes Herzogthum hatten ihre geſchloßne Schaar und ihr Fähnlein. Sold konnte nicht gegeben werden, denn das Volk ſelbſt war das Heer. Jeder Einzelne mußte ſich bewaffnen und verköſtigen auf die vorher beſchloßne Zeit des

Krieges. Strenge ward jeder bestraft, der zum Heerbann sich nicht stellte. Noch strenger, wer ihn im Felde verließ (was man Heeresliz nannte). Der kriegerische Gehorsam ward zur strengsten Pflicht gemacht, und der König oder der untergeordnete Führer konnte ein Vergehn gegen den Gehorsam und die Ordnung auf der Stelle an der Person des Frevlers rächen, während er im Frieden sich an derselben nie vergreifen durfte. Auch alle Friedensgesetze waren in der Kriegszeit dreyfach geschärft.

Gewöhnlich stand der König selbst an der Spitze des Heerbanns. Aus Helden waren die Könige hervorgegangen. Heldenruhm verlangte die öffentliche Meinung von dem ersten der Nation. Der Geist der Völker war noch so kriegerisch, daß sie feige und untüchtige Könige nicht selten absetzten. In kleinern Kriegen überließen es die Könige aber auch öfters einzelnen Herzögen und einzelnen Stämmen, gegen den Feind zu ziehn, oder sie übergaben den Oberbefehl an einen treuen Diener ihres Hofes.

Unter den zahlreichen Dienern welche überhaupt Minister (ministeriales) hießen, und am Hofe die Geschäfte des Stalles (Marschalk d. i. Pferdeknecht, Marschall) der Küche (Küchenmeister) des Tisches (Truchseß), d. i. der die Truhe oder Schüssel aufsetzte) des Getränkes (Mundschenk) des Schatzes (Schatzmeister) der Zimmer (Kämmerer) des Kellers (Kellermeister) u. s. w. besorgten, zeichnete sich vorzüglich der Haushofmeister oder Hausmeyer (major domus) aus, der über alle andern die Aufsicht führte. Vermöge dieses Amtes gewann er am Hofe und auf die Person des Königs großen Einfluß. Er war der erste, den der König um Rath frug oder zu den wichtigsten Geschäften in Krieg und Frieden gebrauchte, oder der, wenn der König schwach war, in seinem Namen

die Zügel des Reiches ergriff. Bey den Franken machte die zunehmende Schwäche der merowingischen Könige das Ansehn dieser Hausmeyer immer gewaltiger. Wie und durch welche Mittel sie allmählig allein alle Herrschaft an sich rissen und im Namen der zu bloßen Schatten herabgewürdigten Könige regierten, wird das folgende Buch zeigen.

Kapitel XCIV.

Die Gesetze.

Mögen schon in ältester Heidenzeit die hauptsächlichsten Gebote roh in Stein oder auf Balken eingeschnitten worden seyn, so wurden sie doch allgemein erst mit der Einführung des Königthums auf Pergament vollständig niedergeschrieben. Nur von den Gothen wird behauptet, daß sie ihr Lag (Bellagines) schon früher schriftlich verfaßt und von den salischen Franken läßt sich dasselbe vermuthen.

Das Beyspiel der Römer, das Aufkommen der Schrift überhaupt, die größere Ausdehnung der Staaten und die Neuheit vieler Gesetze, die erst dem weiten Kreis der Völker mitgetheilt werden mußten, machte die schriftliche Abfassung nothwendig.

Sie hatte aber für die Völker den Nachtheil, daß sie das Gesetz leichter vergaßen, weil sie es nicht mehr auswendig zu wissen brauchten, daß das Gesetz selbst leichter vervielfältigt und verwickelt werden konnte, daß sich einzelne Ausleger der Gesetze und Rechte, die Juristen, zu bilden anfingen und dem Volke mit der Einsicht in alle Rechtsverhältnisse auch die Kraft nahmen, ihr Recht zu behaupten. In der Einführung von besondern rechtsverständigen Schöppen (scabini), deren sieben vom König ernannt, neben und mit den Arimannen zu Gericht

faßen, geschah der Uebergang zu dem eigentlichen Stand der Juristen, den die folgende Zeit weiter ausbildete.

In allen Gesetzen blieb das altgermanische und das Wergeldsystem die Grundlage. Es drängte sich demselben aber so viel Neues und dem Alten Widersprechendes auf, daß in den Grundsätzen alle jene Gesetze sehr verworren erschienen.

Viele römische Gesetze wurden völlig unter die altdeutschen aufgenommen, oder diese nach jenen verändert. Nicht minder mosaische Gesetze der Bibel und kirchliche der bestehenden Kirche. Endlich machte das Königthum, die neue Reichsverfassung und die Erweiterung des Lehnwesens neue Verordnungen nöthig.

Am wichtigsten ist die Störung, welche das alte, in sich vollendete und reine Wergeldsystem erlitt, indem die römischen Gesetze Leibes- und Lebensstrafen und Gefängniß hinzubrachten und die Bibel den neuen Grundsatz einführte: Aug um Auge, Zahn um Zahn! Besonders Vergehn gegen das herzogliche und königliche Ansehn und gegen die herrschende Kirche wurden mit Leib- und Leben bestraft, das Neue mit neuen Strafen, während die Rechtssachen der Privatleute unter einander noch größtentheils nach dem alten Wergeldsystem entschieden wurden. Doch wurden diese Strafen jetzt nach Geld bestimmt. Auch erhielt sich von dem alten Gerichtswesen noch der Zweykampf und die übrigen Gottesurtheile wurden nur nach christlichen Begriffen umgeändert.

Wie alles Neue von Süden, alles Alte von Norden ausgegangen, so sind auch die Gesetzbücher der südlichen Stämmen, der Ostgothen und Westgothen am meisten mit römischen Gesetzen erfüllt und von dem Grundsatz der römisch-biblischen Gesetzgebung, wornach das Leben, der Leib, die Freyheit, die Ehre und das Alod vom Gesetz abgesprochen werden kann, am meisten durch-

drungen; die Gesetzbücher der nördlichen Stämme dagegen und am meisten der Angelsachsen sind noch am reinsten deutsch.

Das älteste geschriebne Gesetz ist das salische. Es ward zuerst von Chlodwig umgearbeitet im Sinne des neuen Königthums; nachher änderten beynah alle folgenden Könige daran oder setzten hinzu. Es ist deutsch verfaßt gewesen; wir besitzen es aber vollständig nur Lateinisch. Mit der ältesten Vorrede hat sich auch noch sehr vieles von dem ältesten heidnisch-germanischen darinn erhalten.

Es war ein alter Grundsatz aller deutschen Völker, jeden nach dem Gesetze des Volks zu richten, in welchem er geboren, darum ließen die Franken allen Stämmen, die sie ihrem Reich unterwarfen, ihre alten Gesetze und veränderten daran nur, was den König und die Kirche oder überhaupt den neuen Zustand betraf. Nur die Longobarden sind von diesem Grundsatz abgewichen.

Unter den Merovingern wurden auch besondere Gesetzbücher der Ripuarier, der Alemannen, der Thüringer und der Baiern niedergeschrieben.

Den Ostgothen gab Dieterich von Bern, den Westgothen König Eurich im 5ten Jahrhundert ein Gesetzbuch. In beyden ist das Römische durchaus vorherrschend.

Der Burgunder Gesetzbuch ward unter Gundebald verfaßt. Als die Franken Burgund an sich rissen, ließen sie es im wesentlichen bestehn.

Die Longobarden schrieben ihr erstes Gesetzbuch erst im 7ten Jahrhundert unter König Rotharis nieder. Die folgenden Könige und später die Franken sezten immer Neues Römisches hinzu. Doch sind diese Gesetze anfangs noch wesentlich deutsch und die Longobarden befolgten

zuerſt den Grundſatz, kein anderes Geſetz in ihrem Lande zu dulden.

Die Sachſen und Frieſen wurden erſt am Ende dieſer Periode von den Franken gezwungen ihre Geſetze, mit Beymiſchung der neuen fränkiſchen Verordnungen niederzuſchreiben.

Die Angelſachſen in England erhielten von ihren Königen nach einander viele Geſetze. In ihnen iſt das Altgermaniſche ſehr rein bewahrt.

Alle ſächſiſchen Geſetze unterſcheiden ſich überdem von den übrigen durch die Rückſicht auf den Adel. Dagegen fehlt ihnen das Lehnweſen, was jene berückſichtigen.

Wir beſitzen noch heute alle die genannten Geſetzbücher in lateiniſcher Sprache.

Kapitel XCV.

Das Lehnweſen.

Bey allen ſächſiſchen Stämmen blieb das Lehnweſen in ſeiner urſprünglichen Beſchränkung; bey den übrigen nahm es dagegen eine ganz neue Geſtalt an, vorzüglich bey den Franken und ward durch dieſe allgemein herrſchend.

Es blieb in der alten Weiſe auch bey den Franken herrſchend, indem freye Männer ihre Leute, Vaſallen, Lehnsträger halten konnten; es gewann aber ein neues Anſehn, indem die Vaſallen des Königs ſich eine höhere Ehre und eine größere Macht zu verſchaffen wußten, als die Freyen beſaßen, und dadurch das ganze Alodſyſtem im Grunde erſchütterten.

Wie der König eine höhere Würde gewann, ſo fiel auch der Glanz derſelben auf ſeine perſönlichen Diener. Er gewann mit der Würde auch größere Macht und konnte ein zahlreicheres Gefolge unterhalten. Das Gefolge konnte Macht, Anſehn, Ehre, Glück, ja die Nah-

rung, nur vom König erhalten, und war ihm mit Leib und Seele ergeben. Der König aber gewann wieder durch das Gefolge höhern Glanz und ausgedehntere Gewalt, begünstigte es daher auf jede Weise. Das Volk selbst strebte dem nicht entgegen aus persönlicher Anhänglichkeit an den König, aus Achtung vor seiner Würde, und weil das geistige Uebergewicht des Hofes es blendete, weil es an den glänzenden Erscheinungen desselben Vergnügen fand, weil jedem aus seiner Mitte der Weg zum Hofe offen stand, weil es endlich seines Ueberflusses an erbloser kriegslustiger Jugend sich nirgend anders wohin schicklicher entledigen konnte als an den Hof.

So bewirkte schon Chlodwig, daß seine persönlichen Vasallen (antrustiones Angetraute) nicht nur gleich Arimannen bey der Volksversammlung erscheinen und zu Reichsämtern gewählt werden durften, sondern daß sie auch im Wergelde höher geschätzt wurden als die freyen Männer. Hierdurch entstand an der Stelle des sächsischen Alod- und Geschlechtsadels bey den Franken ein Feod- und Personenadel; beyde waren vor den Freyen gleich bevorzugt, aber jener Adel beruhte auf erblichem Rechte und Besitz, dieser auf persönlichem Dienst und königlicher Gunst.

Seinen Günstlingen und ausgedienten Vasallen gab der König schöne Güter zu Lehn. Diese Lehnsträger waren, indem sie große Vorrechte vor den Arimannen voraus hatten, zugleich von den Pflichten derselben befreyt. Der König bürgte für sie, sie waren nicht dem Staate, nur dem König verpflichtet. Die zur Sitte gewordene, aus alten Zeiten stammende Freygebigkeit der Könige überschüttete die Vasallen, und nur sie mit Ueberfluß. Ein reicher stolzer König konnte keine armseligen Diener haben.

Alle dieſe Vortheile der Ehre und des Wohlſtandes bewogen ſelbſt anſäßige Arimannen, ihre Alodialfreyheit dem Lehndienſt aufzuopfern. Um am Hofe eine glänzende Rolle zu ſpielen, ſeine Talente auf einem größern Schauplatz leuchten zu laſſen, oder um der Armuth und Schuldenlaſt zu entgehn, übergab mancher ſein Alod freywillig dem Könige und empfing es von demſelben, indem er ihm den Leheneid leiſtete, als Feod zurück. Ein ſolches Feod hieß feudum oblatum.

Allmählig griff das Lehnweſen immer weiter um ſich. Je mächtiger die Vaſallen wurden, deſto übermüthiger betrugen ſie ſich gegen die Arimannen. Je mehr die Zahl der letztern zuſammenſchmolz, deſto drückender wurden die Laſten der Volksverſammlungen, bey denen ſie wenig mehr galten, — des Heerbanns, für welchen ſie ihre kleine Haabe aufopfern, zu welchem ſie weit öfter ſich ſtellen mußten, — der Verachtung und des Drucks, die ſie von den Vaſallen erdulden mußten, — der Armuth, in die ſie von ſelbſt oder durch die Kabalen der Vaſallen verfielen.

Wer nicht Lehnsträger des Königs war gab ſich und ſein Alod der Kirche, deren Frieden gleiche Vortheile gewährte, oder wieder einem Vaſallen zu Lehn. Dieſe Vaſallen der Vaſallen hießen Aftervaſallen.

Bey den Alemannen und Sachſen erhielten ſich die freyen Gemeinden am längſten. Bey den Franken ward dagegen das Lehnweſen überwiegend. Nur ſolche Arimannen, die durch Erbſchaft und wieder durch Annahme von Aftervaſallen eine große Privatmacht ſich gegründet hatten, trotzten den mächtigen Lehnsträgern und hielten auf ihrer alten Ehre. Sie wurden in der Folge ausſchließlich Barone (baro Mann, wie urſprünglich auch jeder Arimann hieß) oder Freyherr genannt. Sie bildeten im Gegenſatz gegen die niedern freyen Bauern und

gegen die Aftervaſallen neben den groſſen Vaſallen einen zweyten Adel.

Die völlige Ausbildung des Lehnweſens reichte über den Zeitraum der Könige und Kaiſerzeit hinaus und riß auch erſt in dieſer die rein deutſchen Stämme mit ſich fort. Jener Zeitraum zeigte nur den Urſprung, das Wachsthum und den Kampf des Lehnweſens gegen das Allodweſen.

Der Vaſallendienſt knüpfte nur die Perſon der Vaſallen an die Perſon des Herrn. Das Lehn ward anfangs nur auf eine gewiſſe Zeit, nachher auf Lebenszeit verliehen. Bey dem Tode des Lehnträgers fiel es aber an den Lehnherrn zurück. Dieſe uralte Sitte des Vaſallenvertrages konnte aber nicht Beſtand halten, ſobald die Vaſallen mächtig genug waren, ihre Abſtellung durchzuſetzen, denn ſie war das einzige, was ſie drückte. Der Vater, der ſeine Kinder liebte, wünſchte ihnen den Beſitz des Lehns zu ſichern. Sobald der Lehnsträger ſo viele geworden waren, hörte die Gröſſe der Begünſtigung durch ihre Vertheilung von ſelbſt auf. Indem der Vaſall auf dieſe Gunſt nicht mehr ſicher bauen konnte, wünſchte er ſich durch ein Recht zu entſchädigen. Die Vaſallen erbten von den Arimannen nicht nur die Allode ſondern auch den nach Unabhängigkeit und erblichen, ſichern Beſitz ſtrebenden Geiſt. Sie ſuchten die Lehen erblich und dadurch weſentlich wieder zu Allod zu machen.

Dieſes Streben äuſſerte ſich in der Periode der Könige nur ſo viel, als die Macht und Ausdehnung des Lehnweſens darin fortſchritt; es ward alſo erſt in der Zeit der Kaiſer mit dieſer Macht und Ausdehnung allgemein herrſchend.

Kapitel XCVI.

Die Stände.

Bey den sächsischen Stämmen erhielt sich mit dem ganzen alten Wesen auch der Unterschied des Adels, der Freyen, der Vasallen und der Sklaven. Wie die ersten drey Stände, nicht als verschiedener Art nebeneinander, sondern als gleicher Art, als Landbauern, nur in einer Abstufung über einander stehend zu einer festen Ständeverfassung sich verbanden, ist schon gezeigt.

Bey allen übrigen deutschen Stämmen, welche das neue Wesen annahmen und unter der einigen Herrschaft der Franken in einem Sinn und Geist ausbildeten, nahm das Ständewesen eine ganz andere Richtung.

Der uralte Stand der Landbauern blieb der vorherrschende. Zu ihm gesellte sich aber ein der Art nach ganz verschiedener neuer Stand, die Geistlichkeit. Auch die römischen Bürger der alten römischen Städte bildeten der Natur nach einen andern Stand. Diesen Ständeunterschied kannten die alten Germanen nicht, auch jetzt noch nicht die Sachsen. Sie hatten nur einen ersten Stand. Die beyden andern kamen durch Christenthum und Römer erst hinzu.

Aber dieser neue Ständeunterschied hatte anfangs auf die Reichsverfassung keinen Einfluß. Der Staat behandelte die Menschen nur als Glieder des Staats, nicht als Glieder eines Standes. Nur die Einzelnen, nicht die Stände wurden in der Verfassung vertreten. Die Geistlichkeit hatte zwar ihre innere Verfassung in Bezug auf geistliche Dinge. In allen weltlichen Dingen stand sie aber unter dem Grafen, Herzoge und Könige und hatte wie jeder freye Nichtgeistliche oder Laie bey den Volksversammlungen Sitz und Stimme. Auch die Städte standen unter den Grafen und Herzögen.

In dieſer Einrichtung des Staats, da noch auf keinen Stand Rückſicht genommen ward,, erhielt ſich das altgermaniſche noch geraume Zeit. Erſt als das Lehnweſen feſten Fuß gefaßt und der neue Adel, Vaſallen und Barone, ſich ſtreng als ein beſondrer Stand von den Aftervaſallen und freyen Bauern geſchieden hatte, als die Kirche eine überwiegende Macht und ſelbſtändige Verfaſſung gewonnen hatte, und als im Innern Deutſchlands ſelbſt Städte mit freyen Bürgerſchaften aufkamen, ward theils der Unterſchied der Stände ſo ſcharf, jeder entwickelte ein ſo eigenthümliches ſelbſtändiges Leben, theils ward jeder für ſich ſo mächtig, daß der Staat nicht ferner auf die Einzelnen als Glieder des Staats, ſondern als Glieder eines Standes, alſo überhaupt nicht auf Einzelne, ſondern auf Stände Rückſicht nehmen mußte. Dieſe neue Ordnung ward in dem Urſprung natürlich geſonderter Stände in der Zeit der Könige voraus angedeutet, ſie ward aber erſt in der folgenden Zeit der Kaiſer ausgebildet und vollendet und iſt die Grundlage der neuen mittelalterlichen Verfaſſung.

In jenem alten Stande der Landbauern erhielt ſich auch noch der alte Unterſchied von Freyen, Leuten und Sklaven.

Im vorigen Kapitel haben wir ſchon geſehn, wie allmählig die Leute über die Freyen Herrn wurden und ſie verſchlangen. In der Ausbildung der neuen Ordnung unterſcheiden wir:

I. Adel. 1) höhern Adel.
   a) den König und ſein Geſchlecht.
   b) die großen Vaſallen des Königs theils perſönliche Diener, Hof- und Reichsbeamte, theils Lehnsträger, die gewöhnlich Herzöge und Grafen waren.

c) große Barone, die auf ihrem angestammten Alode lebten und nicht selten auch Herzöge oder Grafen waren.

2) niedern Adel.

a) niedere Diener des Königs.

b) Aftervasallen der Kirche, der Vasallen oder der Barone.

c) kleinere Alodbesitzer.

II) Freye.

Anfangs noch der größte Theil der Nation, nachher zusammengeschmolzen zu freyen Bauergemeinden, die sich am längsten in Schwaben und der Schweiz, im Tyrol und bey allen sächsischen Stämmen erhielten.

III) Leute.

Die ursprünglichen kleinern Vasallen der alten Germanen, die in ihrem alten Verhältniß blieben als persönliche Diener oder Lehnsträger, Schützlinge, Pächter der Privatpersonen, theils der wirklichen Alod-Besitzer, theils der Kirche, theils der Vasallen und Aftervasallen. Sie blieben, ungleich den adeligen Vasallen, ohne Einfluß auf den Staat, wie in alter Zeit. Auch die Sclaven blieben in ihrem alten Verhältniß. Man umging den Grundsatz deß Christenthums, daß alle Menschen frey seyn sollen, weil die Gewohnheit, der Vortheil und nicht minder die Verachtung gegen die Sklaven, die größtentheils fremden Nationen angehörten und zur Freyheit untüchtig schienen, stärker wirkte. Nur die Kirche verfuhr schonender gegen diese Unglücklichen, und gewährte ihren Leibeignen das mildere Loos der Freygelassenen und Leute.

So sehr der Rang und das Glück der Menschen wechselten, Niedere zu hohen Ehren, die alten Freyen in Verfall kamen, so hielt man doch immer strenger auf

Rangordnung. Das Verbot der Ehen zwiſchen Adeligen und Freyen, Leuten und Sklaven ward fortwährend geſchärft. Wer in den niedern Rang heyrathete, ward ſelbſt niedrig. Einige Völker ſetzten die Todesſtrafe auf Mißheyrath mit Sklaven. Die Rangordnung ward in der Tracht bezeichnet, beſonders in der Tracht der Haare. Der König trug das Haar ganz lang, die übrigen mehr oder weniger geſtutzt, die Sklaven durften weder Haupthaar noch Bart blicken laſſen und waren völlig geſchoren. Wie im Wergelde, ſo ward auch in den neueingeführten Strafen der Unterſchied des Ranges ſtreng beobachtet. Selbſt der Zweykampf ward nur den Ebenbürtigen oder auf gleichem Rang ſtehenden geſtattet.

Um durch dieſes ſtrenge Geſetz der Liebe keinen Eintrag zu thun, wurde eine Ehe mit Nichtebenbürtigen zur linken Hand erlaubt, mochte der Heyrathende ſchon auf die rechte Hand rechtmäßig mit einer andern Frau getraut ſeyn, oder nicht. Dies beruhte auf der altheidniſchen Sitte der Vielweiberey, ward aber eben ſo wenig allgemein, als dieſe, blieb den freyen und edlern deutſchen Frauen ſtets ein Anſtoß und führte oft zu Krieg und Fehden, Mord und Todſchlag. Inzwiſchen erlaubten ſich tüchtige Könige auch nicht ſelten eine förmliche Mißheyrath und die Liebe überwog das Geſetz ſelbſt in den Augen des Volkes, das ſolche Ausnahmen, wenn ſie eine poetiſche Seite darboten, in Sagen und Liedern hoch feyerte.

Kapitel XCVII.

Ausbreitung des Chriſtenthums.

Wie dort, wo der Rheinfall toſet und ſchäumet und das ſtürmende Gewäſſer mit den alten ſchwarzen Klippen grimmig kämpft, mitten in der grauenhaften Zerſtörung, im raſtloſen Gewühl und Sturm ein Regenbogen unver-

rückt und ruhig steht, im dünnen Nebel aufsteigend wie ein Geist ewigen Friedens, und vorleuchtend mit dem sanften Farbenabglanz eines überirdischen Lichtes, so erscheint im Sturm der Völkerwanderung der milde Geist des Christenthums.

Während der Felsengrund des Römerreichs, in Altersschwäche verwitternd, von dem lebendigen, wilden Strom der nordischen Völker gepackt, in langer Zerstörung auseinander brach, während jener Völkerstrom in nichts zu leben schien, als im Drange der Zerstörungswuth, die ganze Welt nur Kampf und Tod erfüllte, blühete still im Heiligthum aller Herzen ein Sinn des Friedens und der Liebe herrlich auf, und seiner Natur nach göttlich und ewig ward er, irdischer Leidenschaft und Waffe unbezwinglich, der Leidenschaften selber Meister und gründete der unsichtbaren göttlichen Macht ein sichtbares Reich des ewigen Friedens über allen Völkern.

Die heilige Lehre Jesu ward von seinen Aposteln und Jüngern im Morgen- und Abendlande gepredigt und verkündet und nach seinem Beyspiel mit dem Martyrertod besiegelt. So weit das Römerreich sich erstreckte, bildeten allwärts sich kleine Gemeinden des jugendlichen Christenthums. Die römischen Kaiser verhängten große Verfolgungen über die Christen, da das Reich Gottes, das sie verkündeten, dem Reich der Kaiser und dem Heidenthum zuwider war. Aber das Christenthum gieng aus Flammen und Tod wie ein Phönix immer schöner hervor. Der göttliche Geist der Wahrheit, der dieser Lehre inwohnte und ihr den ewigen Sieg über das Heidenthum nothwendig gewähren mußte, sodann aber die unüberwindliche Treue ihrer Anhänger, die lieber den qualenvollen Tod erlitten, als Entsagung des Glaubens, und die durch diese höchste Probe die Heiligkeit ihres Glau-

bens ihren Verfolgern selbst am allereindringlichsten machten, verbreitete das Christenthum immer allgemeiner.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die neue Religion im römischen Reiche schon so tief gewurzelt, daß es dem Kaiser Constantin selber nothwendig schien, sie anzunehmen und zur allgemeinen Staatsreligion zu erheben. Der folgende Kaiser Julian nahm zwar das Heidenthum wieder an, aber er war der letzte heidnische Kaiser. Das Christenthum triumphirte durch sich selbst, und das Heidenthum ging durch sich selbst unter. Vor dem Lichte des einen konnte die Finsterniß des andern nicht mehr bestehn.

Unter den ersten christlichen Kaisern wurden auch die deutschen Länder, die unter römischer Herrschaft standen, völlig christlich und die heidnischen Tempel in christliche Kirchen umgewandelt oder neue Kirchen erbaut. In Helvetien prangten die großen Städte Vindonissa, Aventicum, Augusta Rauracorum (Basel) in Süddeutschland vorzüglich Augusta Vindelicorum (Augsburg) in den Rheinlanden Strasburg, Speier, Worms, Mainz, Trier, Andernach, Bonn, vor allem Cöln mit prachtvollen Kirchen und den Sitzen angesehener Bischöfe.

Schon im ersten Sturm der Völkerwanderung und mitten unter den heißesten Kämpfen an der Donau nahm ein großer Theil der Gothen das Christenthum an, früher sogar als Constantin selbst, denn schon auf der großen Kirchenversammlung zu Nicäa, welche dieser Kaiser hielt, befanden sich gothische Bischöfe. Die Bekehrung der Gothen geschah ursprünglich durch Gefangne. Sie ward so schnell und vollkommen herrschend, daß schon unter den ersten gothischen Bischöfen ausgezeichnete Gelehrte und Kirchenlehrer bemerkt werden. Einer derse-

ben, der schon erwähnte Ulphilas, übersetzte bereits die Bibel ins Gothische.

Im Verfolge der Völkerwanderung nahmen alle gothischen Stämme das Christenthum an, so wie sie im römischen Reich sich niederließen, so die Ost- und Westgothen, Vandalen, Sueven, desgleichen die Burgunder, die Franken unter Chlodwig. Die Alemannen hatten in der Schweiz und am Rhein alle Städte und Kirchen zerstört und waren die einzigen Deutschen, die mit ihrer wilden Freyheit auch das alte Heidenthum beybehielten, aber durch die Unterwerfung unter die Franken und durch die unabläßigen Bemühungen des heiligen Gallus, von dem das Kloster St. Gallen den Namen hat, wurden sie gründlich bekehrt und eben so eifrig für das Christenthum, als sie es für ihr Heidenthum gewesen waren. Aehnliche Bekehrer waren für die Franken und Baiern der heilige Kolumban, Kilian und Emmeran, für die Sachsen und Friesen Willibrod und der heilige Bonifacius, von dem später mehr erzählt werden wird. Die Angelsachsen wurden durch den frommen Mönch Augustin bekehrt, den der erwähnte Papst Gregor der Große zu ihnen sandte. Von ihnen gingen erst jene Bekehrer der Deutschen aus, so wie die Bekehrer Skandinaviens, denn bey ihnen ward der Geist des Christenthums am eifrigsten und reinsten ausgebildet.

Kapitel XCVIII.

Die christliche Lehre.

Die reine heilige Lehre des Heilandes wurde schon in den ersten Jahrhunderten theils durch einen übernatürlichen Glaubenseifer ihrer Anhänger, theils durch Vermischung mit heidnischen Lehren getrübt. Dazu kam zuletzt noch der Mißbrauch der Gewalt, welche der Glaube über die Gemüther ausübte.

Der Heiland gebot ein vernünftiges und gottſeliges Leben in der Ausübung aller unſerer von Gott verliehenen Kräfte und im Genuß aller Güter, mit denen er die ſchöne Welt erfüllt. Aber je neuer den Menſchen der Aufſchluß des innern Himmels war, je mehr ſeiner Natur nach das Geiſtige, Ueberirdiſche alles Irdiſche überwiegt, je verderbter und unglücklicher das irdiſche Leben unter der römiſchen Tyranney war und die Menſchen ſchon darum antrieb, den Himmel zu ſuchen, weil ſie auf Erden nichts beſaßen, deſto einſeitiger ward auch der Troſt und die Macht der Religion überſchätzt und man ſuchte allen Sinn für das Irdiſche abzutödten und nur für den Himmel zu leben. Verachtung der Welt, ihrer Genüſſe, ſelbſt der bürgerlichen Tugenden und Pflichten, die Aufopferung alles deſſen, was im Heidenthum das höchſte geweſen, ſchien das höchſte Gebot des Chriſtenthums, der höchſte Triumph des Chriſten. Man drängte ſich ohne Noth Opfer zu bringen. Der Glaubenseifer wollte den Augenblick nicht abwarten, da wirkliche Noth große Opfer gebot. Man verſchwendete die Kraft dazu, ohne irgend durch die Umſtände dazu aufgefordert zu ſeyn, und als in ſpäterer Zeit wirklich ſolche Umſtände eintraten, fand die Kraft ſich bereits abgeſpannt und erſchöpft. Man entſtellte in der Ueberſchätzung den Sinn der chriſtlichen Lehre ſelbſt, man beraubte ſich ſelbſt des würdigen Privatglücks und verwirrte das bürgerliche Leben. Dieß iſt die Schattenſeite des Glaubenseifers; ſeine Lichtſeite die wir bewundern müſſen, zeigt ſich in der ungeheuern Kraft der Begeiſterung für göttliche Ideen und in der Macht dieſer Ideen. Wenn der Menſch ſich ſelbſt eines vernünftigen und wohlverdienten Glückes beraubt, ſelbſt ſeine irdiſchen Pflichten vernachläßigt, ſo kann die Kraft, vermöge welcher, und das Ziel, für welches er dies thut, nirgends höher liegen als in der

Religion. Dieſelbe Kraft der Religion, die zu dieſem Uebermaaß fähig iſt, wird auch das richtige Maaß zu finden fähig ſeyn. Nur die Ohnmacht iſt immer verwerflich; die Kraft auch im Uebermaaß und gerade dadurch, daß ſie des Uebermaaßes fähig iſt, muß angeſtaunt werden. Nur durch ſie kann Großes geſchehn.

Der göttliche Erlöſer hat nur in Bruchſtücken gelehrt durch ſein Leben und durch ſeine Worte, und meiſtentheils in einer bildlichen Sprache. Nur wenige Menſchen ſind fähig, aus dem Einzelnen das Ganze als Einiges, und aus den Bildern die Wahrheit unverfälſcht zu enthüllen. Dieſe äußre Form ſeiner Lehre hat aber zu allen Zeiten eine verſchiedene Auslegung derſelben veranlaßt. Zeiten, Völker und Einzelne haben ſie anders ausgelegt. In der erſten Zeit des Chriſtenthums waren die heidniſchen Gewohnheiten und die philoſophiſchen Lehren der griechiſchen Weiſen noch ſo vorherrſchend, daß die Auslegung der chriſtlichen Lehre von ihrem Einfluß nicht frey bleiben konnte. Das Heidenthum verlangte viele äußre Gebräuche, denen der Heiland ſelbſt immer abhold war, die Philoſophie verlangte ein wohlgeordnetes Syſtem, und ſchnitt ſich die chriſtliche Lehre darnach zu.

Unter den zahlloſen Auslegungen der Lehre Jeſu und der daraus entſpringenden Religionspartheyen oder Sekten zeichneten ſich vorzüglich zwey aus, deren Kampf auch auf die weltliche Geſchichte großen Einfluß gehabt. Auf der großen Kirchenverſammlung zu Nicäa, welche der Kaiſer Conſtantin im Jahr 325 zuſammenrief, wurde ihr Streit entſchieden. Die eine Sekte, Arianer genannt von ihrem Stifter Arius, behauptete, Gott ſey nur eine Perſon und Chriſtus nicht Gott ſelbſt. Die andre Parthey aber entſchied, daß Chriſtus, der Sohn Gottes, Gott der Vater ſelbſt ſey, nur in der irdiſchen Erſchei-

nung als ein zweyter heraustretend, durch den ewigen Geist der Gottheit aber mit ihm verbunden. Man trennte daher die Gottheit in drey Personen, Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist und nannte dieß die heilige Dreyeinigkeit. Diese Parthey behielt die Oberhand und erhob den Glauben an die Dreyeinigkeit zum allgemeinen Gesetz der Christenheit. Darum nannte sich diese Parthey auch die Katholische, d. i. die allgemeine.

Den Gothen und Vandalen schien Arius die Gottheit reiner aufgefaßt zu haben. Sie blieben bey seiner Lehre und dies beschleunigte ihren Untergang. Die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien wurden eben so wohl durch den religiösen Haß der Römer, unter denen sie lebten, und der ihren Feinden Vorschub that, als durch die Waffen bezwungen. Die Franken behaupteten dagegen ihr großes Ansehn auch vorzüglich dadurch, daß sie gleich anfangs katholisch wurden. Die Westgothen gingen unter ihrem König Recared im J. 389 vom Arianismus zum Katholicismus über, weil sie sich sonst nicht hätten behaupten können. So ward die Lehre von der Dreyeinigkeit allgemein eingeführt und sie herrscht noch jetzt durch die ganze Christenheit.

Welche andre Hauptlehren und Religionsgebräuche bey den deutschen Christen allmählig aufkamen sehn wir nachher.

Kapitel XCIX.

Die Kirche und der Papst.

Wenn der religiöse Glaube einmal alle weltliche Gesinnung sich untergeordnet hat, so strebt er das Reich Gottes sichtbar einzuführen in die Welt und nicht nur alle Völker und Individuen auf gleiche Weise der einigen Macht Gottes zu unterwerfen, sondern auch das

bürgerliche Leben im Staat und die weltliche Herrschaft so wie das Privatleben von der Macht der Gottheit abhängig zu machen und sie nicht mehr frey und selbständig für sich handeln zu lassen. Ein Gottesstaat, eine Theokratie, Hierarchie, wird allgemein anerkannt, und er wird sichtbar dargestellt durch die Kirche.

Die Kirche strebt also ihrem Wesen nach zuerst alle Völker zu umfassen, sodann als die höchste Macht allen Weltlichen zu gebieten. Sie strebt aber auch, weil Gott nur einer ist, nach einer monarchischen Form und will die Gottheit darstellen in der Person eines Stellvertreters, des Oberpriesters oder Papstes. Nur solche Völker haben keinen höchsten Oberpriester anerkannt, welche Vielgötterey trieben.

Eine solche Gestaltung der Kirche lag in dem Bedürfniß der neuen Weltordnung überhaupt. In ihrer Ausführung ward sie zufälligen besondern Umständen unterworfen. Sie zu gestalten, war das Ziel und Werk der Periode, die wir hier im Auge haben.

Die ersten christlichen Gemeinden waren zerstreut und lebten unter dem Druck. Sie wählten sich selbst Vorsteher oder Priester. Sie theilten sich freundschaftlich berathend ihre Grundsätze mit. Auch als das ganze Römerreich christlich geworden, gestattete die weltliche Uebermacht der Kaiser noch kein christliches Oberhaupt, das ihr höchst gefährlich hätte werden können. Nur jede Gemeinde durfte ihren Priester, mehrere Gemeinden einen Bischof haben. Alle Bischöfe mit gleichem Recht und Range begabt bildeten unter dem Vorsitz des Kaisers und der weltlichen Macht eine Kirchenversammlung (concilium) um über die Lehrsätze und den Gottesdienst zu berathen und ein allgemeines Gesetz der Kirche zu begründen.

Das innere Bedürfniß der Kirche nach größerer Einheit, der Ehrgeiz einzelner Bischöfe und die günstigen Umstände, ihn zu befriedigen, endlich die Trennung und zunehmende Ohnmacht der weltlichen Kaisergewalt verschaffte allmählig einigen Bischöfen größeres Ansehn. Wie erst die niedern Geistlichen der Gemeinden unter einem Bischof sich vereinigt hatten, so vereinigten sich wieder Bischöfe unter einem Patriarchen oder Vaterherrn. Es entstanden vier derselben nach dem Bedürfniß und der Gelegenheit der Länder, für Westeuropa zu Rom, für Osteuropa zu Constantinopel, für Asien zu Antiochia, für Afrika zu Alexandria. Die höchste Kirchengewalt stand aber noch bey den Concilien.

Im 7ten Jahrhundert giengen die Patriarchate von Antiochia und Alexandria durch die Eroberungen der Araber und durch die muhamedanische Religion unter, welche das Christenthum aus Asien und Afrika verdrängte. Der Patriarch von Constantinopel behauptete sich dadurch, daß das oströmische oder griechische Kaiserreich fortdauerte. Er stritt lange und heftig mit seinem Nebenbuhler in Rom, und die Leidenschaft dieses Kampfes, so wie die Verschiedenheit der Völker, die beyden anhingen, indem nach Rom alle Deutsche, nach Constantinopel Römer, Griechen, Asiaten und Slaven sich wandten, führte allmählig auch einen Unterschied der Lehrsätze und der Gebräuche und eine vollkommene Trennung der römisch-katholischen und griechischen Kirche herbey.

Der Patriarch von Rom gewann die allerhöchste Macht über die Kirche und gab ihr die monarchische Form. An ihm hieng das ganze Abendland, an ihm hiengen alle Deutsche. Von Rom aus ward der ganze deutsche Norden bekehrt. Dazu ward aus einer Stelle der Bibel bewiesen, daß Christus auf den h. Petrus als auf einen Felsen die neue Kirche gründen wolle und

Petrus war der erste christliche Lehrer in Rom gewesen und hatte dort den Martyrertod gelitten. Dort also war der Grundstein der Kirche. Der Stuhl des römischen Patriarchen hieß Sankt Peters Stuhl, er selbst war der Nachfolger Sankt Peters und führte die Schlüssel des Himmelreichs. Er war Gottes Stellvertreter auf Erden. Nicht wenig trug auch das uralte heilige Ansehn der Stadt Rom, als des Hauptes der Welt, zu der Größe des Pabstes bey, und eben so viel der Umstand, daß das weströmische Reich so schnell zu Grunde gieng und die deutschen Könige es theils verschmähten, theils durch zufällige Umstände gehindert wurden, in den Ringmauern der Stadt Rom ihren mächtigen Thron über Sankt Peters Stuhl aufzuschlagen. So erhielt sich der Patriarch von Rom, nachher Papst (papa Vater) genannt, immer in einer gewissen Unabhängigkeit und Entfernung von der weltlichen Macht und ließ die weltlichen Könige in ihren Fehden wechselsweise um seine geistliche Macht und Beyhülfe buhlen, schmiegte sich dem Stärkern an und ließ sich durch ihn mächtiger machen, um ihm mächtigere Hülfe leisten zu können.

So trat insonderheit die weltliche Macht der Franken in entschiedenen Bund mit der geistlichen des römischen Papstes und beyde erhoben sich wechselseitig. In der ganzen Periode der Könige war zwar der Pabst noch völlig abhängig von der weltlichen Macht und durfte seine Kräfte gegen dieselbe nicht versuchen, um sie nicht zu verlieren; aber gerade dadurch reiften seine Kräfte, um in der folgenden Zeit der Kaiser die Gewalt der Kirche und ihrer Monarchen über die weltliche Macht der Kaiser zu erheben und den Gottesstaat, die Theokratie, oder Hierarchie siegen zu lassen.

Kapitel C.

Der Klerus.

Die gesammte Geistlichkeit, so weit sie des Volkes Priester darstellte und den öffentlichen Gottesdienst besorgte, hieß der Klerus oder Klerisey (das Loos, der Theil, das Amt). Man nennt sie auch die weltliche Geistlichkeit.

Außerdem gab es von der Welt völlig abgeschiedene fromme Einsiedler, die allmählig in Gesellschaften sich verbanden und die Klöster gründeten. Sie hießen die Klostergeistlichen und waren vom Klerus völlig unabhängig.

Das Volk, sofern es nicht geistlich war, die Laien genannt, theilte sich in kleine Gemeinden oder Kirchspiele, deren jede einen Geistlichen und eine Kirche oder Kapelle hatte. Man hieß ein Kirchspiel auch das Weichbild, weil die altheidnische Sitte, einen besondern Gemeindegott zu verehren und sein Bild bey der Volksversammlung und im Kriege vorauszutragen, ins Christenthum dergestalt überging, daß jede Gemeinde das Bild eines Heiligen als ihres Schutzpatrons in der Kirche aufstellte. Ein solches Bild hieß ein geweihtes oder Weichbild. Indeß wichen die Kirchspiele bald von den Cantonen ab, da auch um die Klöster her Gemeinden sich bildeten und es jedem frey stund, sich an den oder jenen Heiligen anzuschließen und sein Hab und Gut, ja sich selbst, einer Kirche oder einem Kloster, welchem er wollte, zu Lehen oder zu eigen zu geben. Die Geistlichen waren von der Volksversammlung nicht ausgeschlossen und sie verdrängten die Weiber daraus, indem sie an ihrer Statt fortan die göttliche Weihe und Prophetengabe übernahmen.

Die Gemeindepriester, Weltgeistlichen oder Priester überhaupt (presbyteri) standen in geistlichen Dingen un-

ter dem Bischof. Das Bisthum entsprach dem Gau. Die Bischöfe standen unter dem Erzbischof, deren Gebiet dem Herzogthum entsprach. Die Erzbischöfe standen unter dem Papst, wie die Herzöge unter dem König. Indeß wichen auch diese größern Kirchspiele allmählig von dem weltlichen Gebiete ab durch Schenkungen und Lehnsvergabungen.

Die Bischöfe und Erzbischöfe bildeten die hohe Geistlichkeit, die mit den Grafen und Herzögen vereinigt bey den großen Volksversammlungen den Vorsitz führten und dem höhern Adel entsprachen, auch größtentheils aus diesem Adel gewählt wurden. Die Priester bildeten die niedre Geistlichkeit.

Die Priester wurden stets frey vom Volke gewählt. Sklaven durften nicht Priester seyn. In Ermangelung der Schulen bildeten die Klöster und die Dienerschaft unter den Priestern die geistliche Schule. Jeder Priester mußte vom Bischof bestätigt seyn und von ihm die priesterliche Weihe erhalten.

Die Bischöfe wurden von den Priestern gewählt, doch bedurfte es hierbey der Zustimmung des Volks, des Königs und des Papstes. Je mehr die Macht des Volkes abnahm, desto nachdrücklicher wurde die Stimme des Königs, später, als die weltliche Macht überhaupt abnahm, die Stimme des Papstes.

Die Wahl des Papstes geschah sehr unregelmäßig. Das römische Volk hatte dabey großen Einfluß. Erst in der Kaiserzeit wurde sie geregelt, im eilften Jahrhundert.

Der Papst bildete um sich her eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Geistlichen, in der Regel Erzbischöfe und Bischöfe, die theils seine Rathgeber und höchste Beamte oder Gesandte, theils die Wahlherren des neuen Papstes wurden. Sie hießen Cardinäle. Früher schon, im 8ten Jahrhundert, war eine ähnliche Ein-

richtung in einzelnen Bisthümern getroffen worden. Es bildete sich um die Kirche des Bischofs (Dom genannt) eine Gesellschaft von Domherrn (canonici) die den neuen Bischof wählten. Sie standen in der Mitte zwischen den Welt- und Klostergeistlichen.

In allgemeinen Angelegenheiten der Kirche entschieden noch die Concilien unter Vorsitz des Papstes. Es wurden aber auch in den einzelnen Königreichen besondere Versammlungen (Synoden) gehalten unter dem Vorsitz des Königs. Viele geistliche Dinge wurden indeß auch einfach von der Volksversammlung entschieden. Erst nachdem das Ansehen des Volkes immer mehr gesunken war, wurden die Versammlungen der Geistlichen selbständiger.

Die Gesetze der Kirche, durch die Concilien verfaßt, vom König bestätigt, hießen die kanonischen. Wie die Macht der Päpste wuchs, fügten diese aus eigner Macht Gesetze hinzu, Dekretalien genannt. Diese Gesetze betrafen die innere Einrichtung des Klerus, sie drängten sich aber auch auf mannigfaltige Weise in die weltlichen Gesetze ein, indem sie theils das öffentliche Leben veränderten, theils das Privatleben. Viele neue Gebote flossen unmittelbar aus dem neuen Glauben her, nicht aus der neuen Staatsverfassung. So wurden alle Gebräuche und Sitten des Heidenthums, sofern sie sich nicht in das Christenthum aufnehmen ließen, Kraft der Kirche, nicht Kraft des Staates untersagt, und die Strafe war eine kirchliche, öffentliche Kirchenbuße. Dahin gehörte außer der Anhänglichkeit am Heidenthum und der Verachtung des Christenthums auch die persönliche Beleidigung der Priester. Der Priester hatte die göttliche Weihe empfangen und war dadurch über die Laien gleichsam als ein höheres Wesen erhaben und im bürgerlichen Verhältniß wie der geborne Adel höhergestellt. Dahin gehörte fer-

ner der Frevel gegen den Kirchenfrieden. Jede Kirche und der Platz um dieselbe war geheiligt. Wer in diesem heiligen Kreise einen Frevel beging, beging ihn nicht nur gegen den ohnehin Beleidigten, sondern auch gegen die Kirche. Sogar der Verbrecher fand hier eine Freystatt und weder der Richter noch der Rächer konnte ihn dort erreichen, ohne in die Kirchenbuße zu fallen. Endlich änderte das kirchliche Gesetz das ganze Privatleben, indem die biblisch-jüdischen Gesetze der Ehe und Verwandtschaft auf die Deutschen übergetragen wurden. Scheint in ältester Heidenzeit sogar eine Ehe zwischen Bruder und Schwester erlaubt gewesen zu seyn, so gestattete die katholische Kirche nunmehr nur noch Ehen zwischen dem fünften oder sechsten Gliede der Sippe. Jede nähere Verwandtschaft ward als Inzest oder Blutschande von der Kirche bestraft. Wie aber die Kirche vieles zur Sünde machte, was es bisher nicht gewesen war, und dadurch eine gefürchtete Gewalt gewann, so wurde sie noch mächtiger und beliebter durch den Ablaß oder die Ausnahmen von dem Gesetz, die sie gegen große Opfer gestattete. Außerdem gewann die Geistlichkeit auch eine untergeordnete richterliche Gewalt über ihre Leute und Sklaven, indem es so Klöstern wie Bischöfen gestattet war, dieselben anzunehmen.

Im Allgemeinen wurde der Klerus nach den Gesetzen der Juden von dem s. g. Zehnten des Volks unterhalten, d. h. jeder Grundbesitzer gab den zehnten Theil seines Feldertrags der Kirche. Insbesondere wurde die Kirche durch die Ehrengeschenke und frommen, freywilligen und gesetzlichen Opfer bald ungeheuer bereichert. Ganz an Macht den Laien gleich wurden die Geistlichen, indem sie selbst Grundbesitz erhielten. Die Kirchen und Klöster forderten Boden. Die Könige und Völker wußten selbst anfangs die Geistlichen mit nichts besserem zu belohnen, als

mit Grundbesitz, weil sie diesen im Ueberfluß besaßen und nicht viel anderes. Die Bildung der römischen Geistlichen ward insbesondere von den Königen als ein Mittel zur Vervollkommnung des Ackerbau's anerkannt, und wirklich waren es die Geistlichen und Mönche, die den Pflug führten, wie das Kreuz, und den wilden Deutschen die friedlichen Künste der Erde wie die Anbetung des Himmels lehrten. Auf diesen Grund hin aber war kein Hinderniß mehr, daß nicht fromme oder verschuldete Arimannen mit dem einmal bestehenden Grundbesitz der Kirche ihr Alod hätten vereinigen sollen. Es geschah sehr häufig und der Frieden und Segen, der auf den Gütern der Kirche und auf ihren Leuten und Eignen ruhte, der Umstand sodann, daß die Geistlichkeit, wie sie am höchsten gestellt war, und selbst das meiste Geschick für den Bau des Bodens besaß, auch allwärts die fruchtbarsten Landschaften besaß, machte es zum Sprüchwort, daß unter dem Krummstab (des Bischofs oder Klosterabts) gut leben sey. Indem hiedurch die Geistlichen mit der geistlichen Macht auch die weltliche allmählig vereinigten, war ein künftiger Kampf zwischen der höchsten weltlichen und der höchsten geistlichen Macht vorauszusehn, als welche beyde an die Geistlichkeit gleiche Ansprüche haben mußten, und wiederum ein zweyter Kampf zwischen den Laien und Geistlichen überhaupt, indem die letztern sich über ihre höhern Rechte hinaus auch die der erstern angemaßt hatten. Hierauf werden sich wichtige Begebenheiten der Folgezeit beziehn.

Kapitel CI.

Die Klöster.

Der Glaubenseifer, durch die Neuheit und Ueberschwenglichkeit der neuen Ideen und ihren Gegensatz gegen das abgestorbene, alte Leben, durch die Verfolgungen und

durch das brennende Clima Aegyptens zur Raserey gesteigert, erzeugte Menschen, die in die Wüsten giengen, fern von der Welt und ihren Lastern und Freuden in göttlicher Beschaulichkeit unter den wilden Thieren ein einsames Leben zu führen. Nackt, von Wurzeln und Heuschrecken sich nährend irrten sie umher und suchten Höhlen zur Wohnstätte. Im Jahr 305 war der erste Einsiedler in Aegypten der heilige Antonius. Ihm folgten bald andre schaarenweise nach. An und für sich und für einzelne Menschen ist diese Aufopferung nicht zu tadeln, sondern in ihr die Kraft des Glaubens und der Selbstüberwindung zu bewundern. Indem sie aber zur Mode vieler wurde und sich als das allein Gültige über den vernünftigen Lebensgenuß erheben wollte und gar als Werkzeug der Eitelkeit die hohe Idee selbst schändete, war sie freylich in der Ausartung sehr tadelnswerth, unvernünftig, darum vergänglich.

Einige Jahre später als Antonius stiftete der heilige Pachomius in Aegypten die erste Vereinigung der zahlreichen Einsiedler in ein Kloster, darin sie beysammen wohnten und einer strengen Regel des Gottesdienstes und der Entsagung alles Weltlichen sich unterwarfen. Diese Klostereinsiedler hießen Mönche. Bald vereinigten sich auch fromme Weiber in Klöster und hießen Nonnen. Das Beyspiel Aegyptens wirkte durch den allgemein herrschenden Glaubenseifer bald auf die ganze Christenheit und es entstanden überall zahllose Klöster.

Die Einrichtung der Klöster war sehr verschieden. Sie standen schon ihrer Natur nach völlig unabhängig vom Klerus und unterwarfen sich nur, als sie immer zahlreicher wurden und mit der Welt mehr in Berührung kamen, dem Papste. Die einen nahmen eine mildere, die andern eine strengere Regel an. Es entstanden verschiedene Klosterorden, deren Stifter gewöhnlich zu Heiligen

hoben wurden. Die einen nahmen monarchische Form
n und die Mönche und Nonnen wählten einen Abt oder
ebtissin zu unumschränkten Vorstehern. Andere behaup-
ten eine republikanische Form und die Mönche und Non-
en derselben regierten gemeinsam, wie im Einzelnen in
dem Kloster, so im Allgemeinen über alle Klöster dessel-
en Ordens.

Entsagung der Ehe, des Vermögens, der irdischen
enüsse und des weltlichen Bürgerrechts waren ihre
auptpflichten.

In Ansehung des Volkes waren sie Nebenbuhler des
lerus. Sie behaupteten vor diesem sogar manches vor-
us, die abgeschiedene Unabhängigkeit, die Macht, welche
de gesellige Verbindung voraus hat, die Verehrung
ößerer Entsagung und Heiligkeit, die Bildung der geist-
hen Jugend. Die Klosterorden und Aebte wurden durch
irchengüter nicht selten so mächtig, als mancher Bischof
d Erzbischof.

Auch die Klöster waren es, worin sich vermöge des
selligen und weltlich unthätigen Lebens, das darin
rrschte, die gelehrte und schriftliche Bildung erhielt.
war erst später machten es sich alle Klöster zum Ge-
äft, die Jugend überhaupt zu unterrichten, und einige
den insbesondere, gelehrte Bildung zu befördern, doch
wirkte die römische Bildung vieler gebornen Römer, die
rzugsweise die ersten Klöster gegründet und die Deut-
en erst nach sich gezogen hatten, das Streben nach dem
chsten, das auch in der Wissenschaft und Kunst das
chste suchte, die Nothwendigkeit und der augenschein-
e Vortheil höherer Bildung, endlich das einsame Leben
selbst die Langeweile, daß die bessern Schriften von
iechen, Römern und Deutschen, Heiden und Christen,
en und Geistlichen in den Klöstern erhalten, studirt,
flegt, fleißig abgeschrieben wurden. Dieses Studium

erzeugte eigne Geisteswerke. Vorzugsweise waren es Mönche, welche theils die religiösen, theils die dichterischen, theils die geschichtlichen Werke der Zeit schrieben. Wir besitzen von ihnen noch unschätzbare gottselige Schriften, herrliche Lobgesänge auf die Gottheit, und Chroniken, worin sie die Geschichte der ganzen Welt von Anbeginn, so weit sie sie kannten, bis auf ihre Zeit an die Geschichte ihres Klosters anknüpften. Diese Schriften sind zwar alle lateinisch verfaßt, aber sie athmen den deutschen Geist der Kraft, der Herzlichkeit und des Glaubens.

Die Geistlichen und insonderheit die Mönche, weil in den Klöstern allein die Schätze der Bildung zu finden waren, übten alle Geschäfte und genossen alle Rechte der Gelehrten und gewannen dadurch bey den Königen und allen Laien, die weder schreiben noch lesen konnten, desto höheres Ansehn.

Daß uns die Werke der Griechen und Römer, daß uns die Geschichte der christlichen Religion, daß uns die Geschichte der ersten deutschen Könige überhaupt bekannt ist, verdanken wir allein den frommen und gelehrten Mönchen jener Zeit. Daß die Bildung überhaupt in der Folge herrschend wurde, war das Werk derselben Mönche, als welche den alten Schatz und Hort derselben hüteten und dem rohen Volke mildthätig spendeten. So sind sie es, die in jener Zeit durch ihre bewundernswürdige Entsagung und Heiligkeit, durch ihre Bildung am höchsten stehn. Sie, die Bürger einer höhern Welt, und die unmittelbaren Werkzeuge der Gottheit knüpften Zeiten und Völker und ihren Geist aneinander.

Kapitel CII.

Die katholische Lehre.

Als der herrschende Geist dieser Lehre muß immer die Ueberordnung des Himmlischen und Geistigen über das

rdiſche und Leibliche betrachtet werden. Mit dem Be-
inn des Chriſtenthums ward dieſe Ueberordnung ange-
eutet, die katholiſche Lehre bildete ſie vollkommen aus
nd ſtellte ſie in der Ueberordnung der Kirche über alles
Beitliche dar. Mit dieſem geiſtigen Lebenshauch blühte
ie katholiſche Kirche auf und welkte. Er war unzer-
rennlich von ihr und ſie von ihm.

Es war aber der ewige Geiſt der Liebe und der
Wahrheit, vom Erlöſer offenbart, in dem die Seele der
Menſchheit ſo hohen irdiſchen Schwung erhielt. Wenn
ie katholiſche Lehre im irdiſchen Farbenglanz das reine
icht der göttlichen Offenbarung zuweilen getrübt hat, ſo
at ſie auch wieder frey und ſchöpferiſch, wie es ſich ge-
emt, unentwickelte Keime des Chriſtenthums herrlich
ufblühen laſſen und das große Werk des Glaubens aus
hen Umriſſen ausgebaut. Wenn einzelnes in dieſem
Gebäude dem erſten Grundriß nicht entſprach, ſo doch
her der Geiſt des Ganzen. Wenn dies Gebäude nicht
ür alle Zeiten beſtehn konnte, ſo war es doch das herr-
chſte und vollendetſte, was die damalige Zeit erſchaffen
nd beſitzen konnte. Die höchſten Ideen, welche das
hriſtenthum überhaupt der Menſchheit eingepflanzt, ma-
en auch in der katholiſchen Lehre vollkommen enthalten,
e Anſchauung der Welt als einer Einheit, als eines
ebendigen, Gottes als eines lebendigen Weſens, als
er höchſten Macht, Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe,
ie Anſchauung alles Irdiſchen, als von Gott geſchaffen,
on Gott geleitet, zur Ehre Gottes lebend, die Unter-
rdnung alles Irdiſchen unter das ewige göttliche Geſetz
er Liebe und Gerechtigkeit, die Reinigung und religiöſe
erklärung der Sitten.

Aber dieſes ewige für alle Zeiten gültige Licht der
riſtlichen Lehre mußte in einer beſondern Zeit und unter
ſondern Völkern in einem beſondern irdiſchen Spiel der

Farben und Gestalten sich spiegeln. Das Bedürfniß der Völker verlangte das Göttliche in sichtbarer Gestalt zu sehn, die Gewohnheit des Heidenthums, die durch das bunte Leben der sich neugebährenden Zeit aufgeregte Phantasie, die irdische Erscheinung Christi selber führte auf sehr natürliche Weise zur dichterischen Gestaltung und Belebung der überirdischen Welt und der göttlichen Ideen. Wie die heidnischen Götter in verklärter irdischer Gestalt der Phantasie erschienen und durch die Kunst sichtbar dargestellt worden waren, wie man den also verkörperten Ideen auch einen Wohnplatz mit verklärten Schönheiten oder Schrecknissen verliehen und nicht minder für die lebendigen Gestalten ein Leben und eine Geschichte erfunden hatte, so ward alles dies auch auf das Christenthum übergetragen. Es bildete sich ein christlicher Himmel mit lebendigen göttlichen Bewohnern und für diese eine Geschichte oder Mythe aus.

Die geflügelte Mythe schwebte von der Erde zum Himmel auf, vom Himmel zur Erde nieder, wie die Taube des heiligen Geistes und wie die Engel auf Jakobs Traumleiter. Jesus, der eingeborne Sohn Gottes, trug den Himmel zur Erde nieder und hob die Erde mit sich zum Himmel hinauf. In dem Augenblick, da der Engel des Herrn der Jungfrau Maria erscheint, beginnt die Mythe auf dem kleinen, engen, irdischen Boden des gelobten Landes und schwingt sich immer höher aufsteigend endlich zu den aufgethanen Pforten des Himmels. Der Himmel spiegelt das Bild der Erde und nimmt dieselben irdischen Gestalten in sich auf, denen er auf Erden zuvor das Himmlische eingehaucht. Da erscheint die heilige Dreyeinigkeit der gläubigen Phantasie in sichtbarem Bilde, Gott der Vater als ein hoher Greis über der Weltkugel, Gott der Sohn in seiner irdisch-überirdischen Schöne, der heilige Geist als ein Auge oder als eine schwebende

Taube. Die irdiſche Jungfrau Maria ſchwebt verklärt
mit dem heiligen Kind an der Bruſt oder als die Mut-
er der Schmerzen von der Erde auf und wird Mutter
er Gottheit, Königin des Himmels. Sonnenglanz um-
üllt die höchſten Weſen, ſüßes Roſenlicht ausgießend
ber das ſanfte Gewölk, das den ganzen Himmel bettet.
ier Erzengel, ausdrückend die Macht, Weisheit, Ge-
chtigkeit und Liebe Gottes, ſtehn um des ewigen Va-
rs Thron. Eine unendliche Schaar von Engeln, Kin-
sangeſichter mit Flügeln und ſingend und Harfen rühr-
nd erfüllen die unendliche Weite des Wolkenhimmels.
ie Apoſtel und Jünger, Martyrer und Heilige, die
s Mittlers Lehre verkündet, folgen ihrem Meiſter zum
ttlichen Thron, jeder begabt mit dem Zeichen ſeines
irkens oder ſeines Todes.

Tief unter der Erde aber dachte man ein anderes
ich, das finſtere der Hölle, darin der Teufel gebot.
ie der Menſch von jeher eine zwieträchtige Herrſchaft
s Böſen und des Guten anerkannt hat, wie er dies
Heidenthum unter dem Bilde des Himmels und guter
tter und der Hölle mit böſen Göttern ſich dargeſtellt,
ward es auch im Chriſtenthum aufgenommen. Der
eutſche böſe Geiſt Loki ward der Teufel, der Aufent-
t der Böſen oder Hela ward die Hölle. Der Kampf
Teufels mit Gott und Chriſto, der böſen, ſchwarzen
gel mit den Engeln des Lichts ward in die chriſtliche
the aufgenommen.

Wie in allen dieſen Bildern die Grundzüge des Hei-
thums wiedererſcheinen, ſo hat vorzüglich zu der hohen
ehrung der Jungfrau Maria die alte deutſche Frau-
re und die Anbetung des Göttlichen im Weibe beyge-
en. Das eingeborne Gefühl des Volks fand in der
heinung der göttlichen Mutter erſt ſeinen eigentlichen

Ausdruck, ein Bild für das längſt erſehnte Ideal vollkommner, göttlicher Weiblichkeit.

Die Mythe lebte fort. Die Pforten des Himmels waren hinter Chriſto nicht geſchloſſen. Noch immer ſtieg der Geiſt Gottes zur Erde nieder und wirkte in heiligen Menſchen Wunder der göttlichen Kraft. Gleicherweiſe glaubte man auch den Teufel thätig in der Welt und in den Seelen um die Seelen mit den Engeln des Herrn kämpfend.

Dies bewirkte die wichtige und auf den Geiſt des Volks höchſt einflußreiche Erſcheinung der Heiligen. Menſchen, in denen die Kraft Gottes durch ſichtbare Wunder zu wirken ſchien, oder die für die Ausbreitung, Reinerhaltung und Vervollkommnung der Lehre, für die Bekehrung der Heiden, für die ſittliche Vervollkommnung der Chriſten, für die Bekämpfung des Teufels, ſelbſt für die Ausſchmückung der himmliſchen Mythen und der ſichtbaren Kirche Großes geleiſtet, wurden zu Heiligen, zu Engeln in Menſchengeſtalt, zu Ausflüſſen der Gottheit erhoben. So ſchien es den Menſchen in dieſem irdiſchen Daſeyn möglich, göttlicher Art zu ſeyn und der Himmel war auch den Lebendigen nicht verſchloſſen. Wie tief mußte dieſer ſchöne Glaube in Geiſt und Leben des Volks eingreifen! Die Heiligen bevölkerten den Himmel und vermehrten den Glanz des göttlichen Thrones. Sie machten aber auch den Gottesdienſt auf Erden mannigfaltiger und belebter, bereicherten das kirchliche Leben unendlich. Wo die Heiligen gewirkt und vollendet hatten, wurden ihnen Kirchen und Kapellen errichtet. Ihren Gebeinen, Geräthſchaften, Kleidern maß man die Wunderkraft ihres Geiſtes bey. Zu ihnen ward gewallfahrt. Bey ihnen beſchwor man ihren himmliſchen Geiſt und glaubte, daß derſelbe ein Fürſprecher bey Gott ſeyn werde. Dieſe Heiligen wurden die Fürbitter und Schup-

patronen ganzer Länder, Gaue, Städte, Gemeinden, Familien, Einzelner. Das Heidenthum ward auch hier fortgepflanzt. An die Stelle der Thierbilder, heiligen Bäume, Quellgeister u. ſ. w., die ehedem die Patrone des Gaues und Hauſes geweſen, traten die Bilder und Reliquien der Heiligen.

Der uralte Glaube der Deutſchen an Unſterblichkeit ward durch das Chriſtenthum bekräftigt. Der Glaube an ewige Gerechtigkeit ward aber dergeſtalt damit verknüpft, daß man eine Belohnung und Beſtrafung im andern Leben annahm. Die ganze chriſtliche Mythe ſchloß mit dem jüngſten Tage, an welchem die ganze Welt untergehn, alle Todten aber auferſtehn und ihren Urtheilsſpruch von dem Sohne des Herrn empfangen ſollten. Den Guten war das Himmelreich und Loos der Engel beſchieden. Die Böſen wurden in den Abgrund der Hölle verwieſen, um in ewigen Flammen zu braten.

Mit dem Glauben an Beſtrafung entſtand aber auch der Glaube an Verſöhnung, und dieſer gewann einen unzuberechnenden Einfluß auf die Sitten des Volks und auf die Gewalt und Entartung der Kirche, worauf ſich höchſt wichtige Begebenheiten der ſpätern Geſchichte beziehen werden. Man glaubte durch Gebet zu den Heiligen um Fürbitte, ſodann durch Opfer weltlicher Güter oder der eignen Freyheit, indem man ſie den Heiligen und Kirchen weihte, der Sünden Strafe zu heben oder zu mildern. Man glaubte, daß die gottgeweihten Prieſter im Namen Gottes die Verzeihung oder Abſolution ausſprechen, die Sündenſtrafe erlaſſen, den Ablaß ertheilen könnten als Gegendienſt gegen die Opfer. Sofern Geſtorbene kein Opfer mehr bringen konnten, ihre Hinterlaſſenen ſie aber von der Höllenſtrafe befreyt wünſchten, ward die Gültigkeit der fremden Opfer auch auf ſie ausgedehnt, und man erfand eine neue Lehre, die Lehre

vom Fegefeuer. Es ſollten die Seelen der Verſtorbenen in eine Art Vorhölle kommen, welche man das Fegefeuer hieß, weil die Seelen darin von allen irdiſchen Schlacken der Sünde durch Ausbrennen gereinigt werden ſollten. Nunmehr konnte eine ſchnellere Befreyung aus dieſem Fegefeuer durch große Opfer der Angehörigen bewirkt werden. Dies wurde in der Folge eine Quelle der Sittenloſigkeit, des Aberglaubens, der unmäßigen geiſtlichen Gewalt und des Reichthums der Kirche, die wieder jede Ueppigkeit erzeugten und die Kirche im Grunde verdarben.

In Bezug auf die kirchliche Gewalt nahm die katholiſche Lehre allmählig folgende Hauptgrundſätze an. Gottes Reich ſey über dem Reich der Welt, die Kirche höher als der Staat. Die Kirche müſſe ein Haupt haben, wie es nur einen Gott gebe. Der einige Stellvertreter des einigen Gottes ſey der römiſche Papſt. Der Papſt und die Concilien haben das Recht, die chriſtliche Lehre auszubilden, unabhängig von der Bibel und den frühern Lehrern des Chriſtenthums. Bald verband ſich damit auch der Glaube, der Papſt könne nicht irren, und niemals einen Ausſpruch zurück nehmen, weil es ein Ausſpruch der Gottheit ſelbſt ſey. Der Prieſter ſey durch ſeine prieſterliche Weihe über die Laien erhoben, ſtehe Gott näher, ſey ein Vermittler zwiſchen den Laien und Gott. Alle irdiſchen Verrichtungen des öffentlichen und Privatlebens ſeyen Gott geheiligt, und dem Gottesdienſt verknüpft, mithin dem Prieſter das wichtigſte Amt dabey verliehen.

Kapitel CIII.

Der katholiſche Gottesdienſt.

Die römiſche Kirche nahm, ungleich der griechiſchen und altchriſtlichen, ein glänzendes äußeres Gepränge an,

wie es in der Pracht der alten römiſchen Herrlichkeit lag, wie es der deutſchen Phantaſie zuſagte und wie es das religiöſe Gefühl ſelbſt verlangte. Denn dieſes Gefühl iſt eng mit dem für Erhabenheit und Schönheit verbunden, die Gottheit erſcheint ſichtbar am eindringlichſten im Hohen, Prachtvollen und Schönen.

Vor allem ward die Baukunſt der Religion dienſtbar gemacht. Nicht mehr im Freyen, ſondern in verſchloßnen Tempeln, Domen, Münſtern, Kirchen und Kapellen verehrte man den Gott im Innern, den Gott des Geiſtes. Es entwickelte ſich dadurch eine deutſche Baukunſt, die im Mittelalter die höchſte Vollkommenheit erreicht. Sie wird insgemein die gothiſche genannt und ihr Charakter iſt echtdeutſch und chriſtlich. Sie entlehnt die ſchlanken Säulen, die nach oben ſich ausbreiten und Hallen bilden, den altdeutſchen Wäldern und iſt der Abdruck der Natur. Das ſtetige Aufſtreben in die Höhe aber, das Aufthürmen und Auslaufen in die kühnſten Spitzen ſpricht den zum Himmel aufſtrebenden Geiſt des Chriſtenthums aus.

So geben ſich die Spitzbogen, Fenſter, Hallen und Thürme der gothiſchen Bauart überall zu erkennen. Von ihrer vollkommnen Ausbildung ſoll im Mittelalter die Rede ſeyn. Nach heidniſcher Sitte wählte man anfangs noch gern Berge und einſame Wälder aus, um daſelbſt Kirchen zu gründen.

Statuen und Bilder ſchmückten das Innere der Kirchen. Auch dieſe Kunſt entwickelte ſich erſt im Mittelalter zu einer höhern Vervollkommnung. Langezeit ſtritt man in der Chriſtenheit über die Zulaſſung der Bilder. Sie ſchien einem großen Theil derſelben heidniſch; man

glaubte, das Bild ziehe den Geist von der innern Anschauung des Göttlichen ab, das höchste Göttliche könne gar nicht sinnlich dargestellt werden; Anbetung der Bilder aber sey völlige Abgötterey. Dennoch siegte in der römischen Kirche der Bilderdienst, weil das Bedürfniß der Deutschen die sinnliche Erscheinung des Göttlichen dringend verlangte.

An die Bilder schloß sich jede äußere Pracht an, in dem Ausschmuck der Kirchen, in den Kirchengefässen u. s. w. Die frommen Gaben, der immer wachsende Reichthum der Kirche forderten zu dieser Pracht auf.

Die Musik vereinigte sich mit den übrigen Künsten zum Dienste der Gottheit. Sehnsucht, Hoffnung und Andacht sprachen in heiligen Tönen sich aus, in einfachen aber tiefeindringlichen Melodien, in lateinischen Gesängen. Glocken und Orgel wurden erst später erfunden.

Mit allen diesen Künsten wirkten noch zahlreiche Ceremonien zusammen, in denen Pracht, Feyerlichkeit und Wohllaut sich auf gleiche Weise aussprach und die Seele des Andächtigen beschäftigten und fesselten. Weihwasser und Rauchfaß, Kniebeugen, Händefalten, Kreuzschlagen, die abgemessenen feyerlichen Bewegungen des reich, einem König gleich geschmückten Priesters am glanzvollen Altar, die harmonischen Bewegungen der dienenden Priester und Knaben u. s. w. alles dies stimmte zu dem großen lebendigen feyerlichen Eindruck des Ganzen. In den Ceremonien und in der Tracht der Priester hat sich vieles theils vom altrömischen Heidenthum, theils vom Judenthum erhalten.

Die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Heiligen und des ihnen besonders geweihten Dienstes, gab der Kunst und der Andacht eine unendliche Abwechselung und

den gläubigen Seelen deſto mehr Beſchäftigung und Befriedigung.

Alle wichtigen weltlichen Angelegenheiten wurden mit Gottesdienſt eröffnet und dadurch Gott geheiligt; ſo die Volksverſammlungen. Die Königswahl mußte durch Salbung und Krönung durch den Prieſterſtand die göttliche Weihe erhalten. Die Gottesurtheile erhielten fortwährend dem religiöſen Glauben den wichtigen Einfluß auf das Gerichtsweſen. In jeder wichtigen Privatangelegenheit ward Gott oder ein Heiliger durch Gebet und Loos um Rath gefragt. Ein großer Theil des heidniſchen Glaubens an die Naturkräfte und Looſe blieben im Chriſtenthum als Aberglauben, Zauberey und Hexerey beybehalten.

An die Stelle der altheidniſchen Feſte traten nun chriſtliche, oder jene wurden in dieſe umgewandelt. Die katholiſchen Hauptfeſte wurden Oſtern und die Charwoche, zum Andenken der Leiden und Auferſtehung des Herrn, worin ſich aber theils die altjüdiſchen Oſtern, theils das altdeutſche Frühlingsfeſt wiederholten. Sodann Pfingſten, der Ausgießung des heiligen Geiſtes zum Gedächtniß. Oſtern und Pfingſten waren bewegliche Feſte, d. h. Oſtern fiel allemal den erſten Sonntag nach dem erſten Vollmond nach der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, alſo in dieſem Jahre früher, im andern ſpäter, Pfingſten allemal 49 Tage nach Oſtern. Nicht minder wichtig war die Kirchweihe oder Kirmeß im Herbſt, der altdeutſchen Herbſtfeyer entſprechend. Endlich die Weihnacht, oder das Geburtsfeſt Chriſti fiel in die Mitte des Winters und wiederholte das hohe Julfeſt. Von den zahlloſen andern Feſten des Herrn, der Jungfrau Maria und der Heiligen entſprachen viele noch den alten heidniſchen und behielten auch mancherley Gebräuche davon bey, um nur einiges zu nennen, das Palmen und Mayentragen, die Johannisfeyer, die Martinsgänſe und Hörner u. ſ. f.

Ein regelmäßiger Festtag war der Sontag, Odins Tag. An ihm wie an jedem andern Festtage war Ruh und Friede und völlige Arbeitslosigkeit geboten.

Einer jüdischen Sitte nachgebildet und dem Eifer der Entsagung angemessen waren die Fasten oder das Verbot der Fleischspeisen. Sie traten an mehreren Festtagen, allemal am Freytag und mehrere Wochenlang vor der Charwoche ein.

Den wichtigsten Einfluß des Gottesdienstes und der Geistlichkeit auf das Privatleben äußerte die Einführung gewisser Sakramente oder heiligen Handlungen, die Taufe, die Firmelung oder Einweihung erwachsener Jünglinge und Mädchen ins Christenthum, die Einsegnung der Ehe und die letzte Oehlung oder Einsegnung zum Grabe durch den Priester. Dazu kam die Ohrenbeichte. Alle Vergehn mußten unter Androhung ewiger Höllenpein und Ausschließung von der Kirche dem Priester gebeichtet werden. Dafür war diesem ewige Verschwiegenheit auferlegt und er ertheilte im Namen Gottes Kirchenbuße oder Verzeihung, Absolution.

Je mehr dergestalt die Kirchengebräuche das Privatleben umschlangen und durchdrangen, desto wichtiger wurde das Recht, das die Geistlichkeit sich anmaßte, unwürdige Glieder der Kirche, welche diesen Gebräuchen sich nicht fügen wollten, von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen, sie mit dem Kirchenbann zu belegen oder zu erkomuniciren. Dieß war die höchste der Kirchenstrafen, die sonst nur in öffentlicher Schandausstellung vor oder in der Kirche, in körperlicher Kasteiung oder Darbringung von Opfern bestanden. Wie die Macht des Papstes wuchs, maßte derselbe sich auch das Recht an, Könige ja ganze Völker, die ihm nicht gehorchen wollten, in den Kirchenbann zu thun, allen Priestern derselben die

Beſorgung des Gottesdienſtes zu unterſagen. Dies ward im Mittelalter eine Quelle groſſer Begebenheiten.

Der Gottesdienſt der Klöſter unterſchied ſich durch ſtrengere Regeln von dem Weltlichen. Aber auch unter den Laien bildeten ſich eigene Gilden und Bruderſchaften, welche nach einer beſondern Regel einen beſondern Heiligen zu verehren ſich verpflichteten.

Noch eine beſondere Art des Gottesdienſtes entſtund durch die ausgezeichnete Verehrung heiliger Oerter, von denen die Andächtigen fern lebten. Dieß waren die Pilgerfahrten oder Wallfahrten. Der letztere Name ſchreibt ſich noch von der altheidniſchen Sitte her, zu den entfernten heiligen Wäldern zu wandern. Man rief in der Noth den entfernten Heiligen an und gelobte zu ſeinem Heiligthum zu wallfahrten. Man wanderte zu ſeiner Stätte, um eines körperlichen oder geiſtigen Leidens durch ſeine Wunderkraft los zu werden. Manche Heilige kamen in ſo groſſes Anſehn, daß ihre Bekenner es für eine Pflicht hielten, wenigſtens einmal in ihrem Leben zu ihrem Grabe zu wallfahrten. Man legte ſich zuweilen ſtrenge Kaſteiungen dabey auf, ging Barfuß oder rutſchte auf den Knien den langen Weg zum ſeligen Ziel.

Kapitel CIV.

Das chriſtliche Ritterthum.

Das altgermaniſche Heldenweſen erlitt in dieſer Zeit eine Umgeſtaltung auch. Sein Grundweſen, die Bildung und Aeußerung der körperlichen Heldenkraft und Schönheit blieb ihm zwar unabänderlich getreu, aber es vereinigte ſich damit der höhere geiſtige Schwung der Zeit, die edlere Sitte des Chriſtenthums und der neuen Bildung.

Wie alles Leben dem Höchſten ſich zuwandte und in dem Lichte der Religion ſich verklärte, ſo auch das Hel-

denleben. Die Heldenkraft, früher nur um ihrer ſelbſt willen geübt, ward jezt zur Ehre Gottes angewendet. Für den Glauben zu ſtreiten gegen die Heiden, die Heiden zu bekehren, die Prieſter zu beſchirmen, alle Unſchuldigen, Wehrloſen und Armen im Namen des allgütigen Gottes in Schutz zu nehmen und zu rächen ward die ſchöne Pflicht des chriſtlichen Helden oder Ritters. Und wenn er ſeine Heldenlaufbahn beſchloſſen, alt und ſchwach geworden, oder durch ein unglückliches Verhängniß, Verbannung durch die weltliche Macht oder durch Unglück in der Liebe der Welt zu entſagen ſich gedrungen fühlte, ſo weihete er gewöhnlich den Reſt ſeines Lebens in einſiedleriſcher Wildniß oder im Kloſter der Religion, und die katholiſche Kirche verehrt noch jezt manchen Heiligen, der in kühner Jugend als ein ſtarker Held das Schwert geſchwungen.

Auch die Liebe oder Minne gewann durch den milden Geiſt des Chriſtenthums lebendigern Einfluß auf das Heldenweſen. Was vordem nur Sitte und ſchöne Ausnahme der beſten heidniſchen Recken geweſen, dem Frauendienſt, der Unſchuld und Ehre der Jungfrauen und Weiber ihr Schwert zu weihen, ward zum allgemeinen Geſetz. Nächſt Gott ward die Geliebte der Wahlſpruch des chriſtlichen Helden, ſein Schutzgeiſt und der Gegenſtand, für welchen er Held war. Dieſer Geiſt des Ritterthums ward in der Folge immer ſchöner ausgebildet.

Dadurch aber vorzüglich unterſcheidet das neue Ritterthum ſich von dem alten Heldenthum, daß es allmählich immer mehr in den ausſchließlichen Beſitz eines Standes kam, während jenes Eigenthum des ganzen Volkes geweſen. Wie der Adel ſich erhob, ſo maßte derſelbe ſich auch ausſchließlich das Heldenthum an, und die adelige Geburt ward ausſchließliche Bedingung eines Ritters. Mit dem niedrig gebornen, wenn er auch ein Held war,

verſchmähte der adelige Held den Kampf. Nicht ſelten finden wir in der Zeit der Könige Beyſpiele, da das Heldenthum des Volks dem des Adels feindlich gegenübertrat und ſich verſuchte. Auch die Sagen jener Zeit drücken dieſes Verhältniß aus und bekränzen den Volkshelden noch in ſeinem Untergange mit dem friſchen Kranz des Ruhmes. Aber das Heldenthum des Adels behielt den Sieg, weil nur der Adel ausſchließlich und in Maſſe das Schwert in der Hand behielt, während die gemeinen Freyen und niedern Vaſallen ſich mit dem Pflug begnügen mußten. Die gegenwärtige Periode zeigt noch den Kampf, erſt im Mittelalter erhielt der Adel vollſtändigen Sieg.

Die zahlreichen Kämpfe der Könige untereinander, vorzüglich aber der Krieg gegen die heidniſchen Sachſen und Normänner und gegen die muhamedaniſchen Araber nährten den Heldengeiſt. Die feine Bildung der Höfe gab ihm edle Geſittung. An den Höfen ſtrömte die Heldenkraft zuſammen in den königlichen Gefolgen. Es gab aber immer noch kühne Geiſter, die dem Frieden abhold, ſtets dahin ſich wandten, wo Kampf und Ehre zu finden war, die von Hof zu Hof zogen und auf die Zeit des Krieges ſich zum Dienſt verpflichteten, dann wieder von dannen ſchieden.

Der Zweykampf, die Blutrache, die Fehden der Arimannen und Vaſallen untereinander, oft gegen den König, wie es im wilden Geiſt des urkräftigen Volkes lag, gaben dem Heldengeiſt auch zur Zeit des äußern Friedens mannigfaltige Nahrung. Selbſt das Mittelalter, da alle großen Gegenſätze der ältern und neuern Zeit immer mehr ſich ausglichen, konnte dieſes Ueberſtrömen der Kraft nie ganz bemeiſtern.

Kapitel CV.

Die Bildung der Zeit.

Von der religiösen und politischen Ausbildung, welche die deutsche Nation in dieser Zeit gewann, ist schon ausführlich genug die Rede gewesen. Sie war die höchste und vorherrschende.

In den Künsten und Wissenschaften geschahen erst nur rohe Anfänge. Dem Adel und den Landbauern blieben sie fremd. Nur die Geistlichen und die Bürger römischer Städte beschäftigten sich damit. Von der römischen Bildung drang verhältnißmäßig nur wenig in das alte Deutschland. Erst viele Jahrhunderte später haben wir den Geist der Römer und Griechen und ihre Erfahrungen und Kenntnisse würdig verstehn und anwenden gelernt. Was aber vom Römischen ins Deutsche überging, besonders der Gebrauch der lateinischen Sprache beym Gottesdienst, war mächtig genug, das schöne Aufblühen des deutschen Geistes, das in der Bibelübersetzung des Ulphilas und in der herrlichen Sagenpoesie schon so viel versprochen hatte, zurückzudrängen. Eigentliche Wissenschaften, Gottesgelahrtheit, Geschichte und Naturkunde wurden nur in den Klöstern und in lateinischer Sprache ziemlich unvollkommen getrieben. Die ausgezeichnetsten Chronisten oder Geschichtschreiber jener Zeit waren bey den Franken Gregor von Tours, Fredegar und Hinkmar, bey den Ostgothen Jornandes, bey den Westgothen Isidorus, bey den Longobarden Paul Warnfried. Im Volke selbst erhielten sich vorzüglich nur die Sagen und Lieder, wie sie aus ihm hervorgegangen waren. Die fränkischen, burgundischen und gothischen sind am ausgezeichnetsten. Sie vermischten sich aber auch mit arabischen, bretonischen und nordischen. Was wir davon erhalten haben, zeigt eine spätere Um-

bildung durch das Mittelalter. Ihr Stoff und Geist aber gehört der alten Zeit an. Dort sind sie gekeimt, im Mittelalter erst zur schönen Blüthe gezeitigt worden. Von ihnen werden wir daher erst später mehr zu melden haben.

In Sitten, Lebensweise, Trachten veränderte sich vieles durch die christliche Milde, durch das feine Hofleben, durch das Beyspiel der Römer, durch den Reichthum und durch den Genuß der fremden Güter eines fremden Himmels. Im Ganzen blieben die Deutschen aber auf eine bewunderungswürdige Weise der alten Einfachheit, Mäßigkeit und Keuschheit treu.

Der römische Handel kam in die Hände der Deutschen, doch so, daß sich anfänglich nur geborne Römer und die Juden, die aus ihrer Heimath vertrieben, über ganz Europa sich zerstreuten, mit der eigentlichen Besorgung desselben sich befaßten. Sein Verkehr umfaßte nur Europa und das Mittelmeer. Die Araber zogen eine undurchdringliche Mauer vor Asien und Afrika.

Manche nützliche Erfindung für das häusliche Leben und den Ackerbau nahmen die Deutschen von den Römern, nachher von den Arabern an.

So sehn wir, während im Norden alles noch im alten Urwald in Finsterniß gehüllt das alte Leben führte, gegen den Süden hin vom goldnen Schimmer des neuen Lichts beglänzt ein neues wundersames Leben sich regen. In dem uralten Rom, der Hauptstadt der Welt, ist das Schwert, das alle Völker gemäht, umgekehrt, seine Spitze in den Trümmern der alten Welt begraben und sein Geist als das Kreuz, als heiliges Symbol des Christenthums, hoch aufgerichtet und zu ihm schauen ringsher die knieenden Völker. Ihm zu Füßen glänzt der Stuhl Sankt Peters immer heller und lebendiger und hebt sich mit dem Grundfelsen der Kirche zur Berges-

höhe. In weiter Ferne ſtehen in der Mitte der Völker die goldhaarigen Könige, von edlen zarten Frauen in bunten geſtickten Gewändern und von ſchönen Helden in blankem Stahlharniſch und Wappenröcken umringt. Unter der Eiche oder am Malſtein hält der Graf Gericht mit den freyen Arimannen, die über den rohen Kittel das tapfere Schwert gegürtet. Zum Heerbann ziehn die behelmten Schaaren aus, jegliches mit dem bunten Fähnlein zum großen Panner des Herzogs und des Königs ſich reihend. In zahllos hellerleuchteten Kirchen beten die geſchmückten Prieſter vor dem Altar, indeß die andächtige Gemeinde auf den Knien liegt. In der Abgeſchiedenheit der Wälder hauſen fromme Einſiedler in Höhlen, und ihr altes Heldenſchwert roſtet an der mooſigen Wand. In den ſtillen Kloſtermauern mahlen kunſtreiche Mönche bunte Handſchriften oder pflegen den Spaten in der Hand ihren anmuthigen Garten. Auf den Heerſtraßen ziehen Kaufleute und fromme Pilger. Im Lande ringsumher erheben ſich ſtolze Burgen der hohen Vaſallen und Barone. Nach dem Hohen ſtrebt ihr Sinn und ſie, die allein Freyen, wollen die freye Luft der Berge athmen und ſtolz hinabſchauen auf das niedere Volk im Thale. An dem Fuß der Felſenſchlöſſer ſammeln ſich hölzerne Hütten in Dörfer, von Leuten und barhaupten kahlgeſchornen Knechten bewohnt, die das Feld bauen. Im innern des Hauſes ſitzen die ritterlichen Helden um den Steintiſch und trinken den köſtlichen Wein. Die Frauen weben und ſticken bunte Gewänder, oder üben Geſang und Saitenſpiel. Ein fahrender Sänger oder Ritter kommt auf die Burg und belohnt das freundliche Gaſtrecht durch ſeine Lieder und die Erzählungen ſeiner Abentheuer.

Fünftes Buch.

Uebermacht der Franken.

Kapitel CVI.

Ueberſicht.

Alles vereinigte ſich, um im Verlauf der nächſten vier Jahrhunderte unter allen deutſchen Stämmen den Franken das Uebergewicht und die Oberherrſchaft zu verleihen. Die Franken waren das genialſte, tapferſte und unternehmendſte Volk. Sie waren geübt im Kampf, gewohnt des Sieges, getrieben vom Geiſt der Eroberung. In ihrem galliſchen Reiche ſaßen ſie in der Mitte aller deutſchen Stämme, trennten ſie von einander und konnten ſie um ſo leichter einzeln bezwingen. Die Macht, die ſie ſchon errungen hatten, gab ihnen verhältnißmäßig größere Kraft, als irgend ein andrer Stamm gegen ſie in Bewegung ſetzen konnte. Gegen die Sachſen ſtand aller Nachdruck des römiſchen Kriegsgeſchicks und der chriſtlichen Begeiſterung auf ihrer Seite. Gegen die Gothen ſtritt mit ihnen der Katholicismus und der griechiſche Kaiſer, nachher die Araber.

So gewannen die fränkiſchen Könige allmählig die Herrſchaft über alle deutſche Stämme mit Ausnahme der nordiſchen, und aus dieſer Vereinigung ging das deutſche Kaiſerthum hervor, in welchem eine neue große Periode unſrer Geſchichte geboren wurde.

Kapitel CVII.

Erweiterung Frankreichs unter Chlodwigs Söhnen.

Chlodwig theilte das fränkiſche Reich in vier Theile. Den größten und wichtigſten davon, die Rheinlande oder Oſt-Franken, Auſtrien (Auſtraſien) genannt, gab er ſeinem älteſten Sohne Theodorich. Metz war ſeine Hauptſtadt. Die drey andern Theile begriffen das übrige Frankreich in ſich und wurden Weſtfranken oder Neuſtrien genannt. Hier geboten die drey andern Söhne, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, Chlotar zu Soiſſons.

Im Verlauf der Zeit wurde der Unterſchied von Auſtrien und Neuſtrien ſehr wichtig, weil jenes rein deutſch blieb, dieſes aber romaniſirt wurde.

Jeder der vier Brüder hatte den Namen und die Gewalt eines Königs. Aber ſie waren nicht unabhängig von einander, ſondern durch die Einheit des Volkes, der Volksverſammlung, des Heerbanns, der Geſetze und durch ihr eigenes Familienintereſſe eng verbunden. Die ſonderbare, möglicherweiſe der Einheit und Kraft des Staates gefährliche Trennung läßt ſich nur aus der politiſchen Unerfahrenheit der Franken erklären, denn ſie hatten ja erſt ſeit kurzem Könige und wußten für die Erbfolge noch kein anderes Geſetz geltend zu machen, als das gemeine Privatrecht, nach welchem die ſaliſchen Franken ihr Erbe unter alle Söhne vertheilten. Dieſer Grundſatz galt auch bey den Thüringern und Burgundern und in der älteſten Zeit bey allen ſcandinaviſchen Völkern. Bey den Franken ward er noch über drey Jahrhunderte ſpäter beobachtet.

Chlodwigs Söhne zeichneten ſich durch kriegeriſchen Ruhm aus. Die Neuſtrier unterwarfen ganz Burgund und befeſtigten ihre weſtliche Herrſchaft. Theodorich, der Auſtraſier, und ſein Sohn Theobert eroberten Thü-

ringen, entrissen den Ostgothen ihr Alpenland, und zwangen die Herzöge von Bayern, ihre Oberherrschaft anzuerkennen.

In ganz Deutschland blieben nur die Sachsen unangefochten von den Franken, furchtbar in ihrer alten Kraft. Aber sie waren jezt von vielen Seiten her der Franken Nachbarn geworden. Der fränkische Eroberungsgeist haßte diese Nachbarschaft freyer Männer, und bald sah man beide Völker in dasselbe Verhältniß treten, in welchem einst die welterobernden Römer zu allen freien Germanen gestanden hatten.

Kapitel CVIII.

Untergang des Thüringischen Reichs.

Man hat mit Unrecht die Thüringer zu dem gothischen Stamme gerechnet. Sie gehören dem fränkischen an, werden als die ältesten Einwohner des Landes geschildert und selbst die Sachsen erscheinen gegen sie als ein Wandervolk. Sie waren in Sprache, Gesetzen, in der Verwandschaft ihrer Königshäuser und vorzüglich in der Heimath aufs engste mit den Franken verbunden.

Zwischen ihnen und den Sachsen bestand uralte Feindschaft. Diese beruht vielleicht auf alten Religions-Unterschieden, indem die Franken und Thüringer vorzugsweise den Thor, die Sachsen den Odin anbeteten. Nach einer alten Sage aber soll das Reich der Thüringer einst bis an die Nordsee gereicht haben. Da seyen die Sachsen über See gekommen und hätten die Thüringer gebeten, ihnen so viel Land zu verkaufen, als sie mit einem Rock voll Erde würden bedecken können. Als ihnen dieß zugestanden worden, hätten sie die Erde so überaus dünn gestreut, daß ein großer Landstrich dadurch bedeckt wurde. Darüber sey es zum Streit, endlich zum Kampf gekommen, und bey der Friedensunter-

handlung hätten die Sachsen treulos ihre Messer hervorgezogen und die thüringischen Häuptlinge umgebracht, worauf sie die ganze Küste eingenommen und die alten Einwohner an die Saale zurückgedrängt hätten.

Ursprünglich hatten die Thüringer mehrere Herzöge. Bisinus erscheint als König. Dessen Söhne Hermannfried, Berthar und Baldrich theilten das Reich. Der erstere erhielt von Dieterich dem Ostgothen seine Tochter Amalaberga zur Gemahlin, eine ehrgeitzige Fürstin, die ihn antrieb, sich zum Alleinherrn zu machen. Dieß gelang ihm und seine Brüder wurden in blutiger Fehde vertilgt.

Aber nicht lange freute er sich seiner Herrschaft; denn die Sachsen traten mit Theodorich dem Austrasier in Bund, das Reich der Thüringer zu unterwerfen und zu theilen. Der verbundenen Macht so kriegerischer Völker konnte Thüringen nicht Stand halten. In einer großen Schlacht an der Unstrut im J. 531 wurde Hermannfried geschlagen und getödtet, die Thüringer auf immer unfrey gemacht. Nordwärts von der Unstrut bemächtigten sich die Sachsen des Landes, südwärts die Franken. Die letztern ließen den unterworfenen Thüringern ihre eigenthümlichen Gesetze, obgleich sie nur unbedeutend von den fränkischen abwichen.

Kapitel CIX.

Untergang des burgundischen Reichs.

Als Gundebald gestorben war, ward sein Sohn Siegmund von den Burgundern auf dem Schild erhoben. Dieser war, wie es in Deutschland oft mit den Söhnen großer Helden gegangen ist, ein schwacher, frommer und überaus abergläubiger Herr. Als seine Gemahlin, die ostgothische Prinzessin, gestorben war, nahm er eine Magd derselben zur Ehe. Da lachte sein kleiner Sohn

Siegerich, wie er die königliche Braut so ungeschickt in den Kleidern seiner Mutter einherschreiten sah. Sie aber war darüber so erzürnt, daß sie den blöden Siegmund so lange reizte, bis er den unglücklichen Sohn ermorden ließ. Aber sein Großvater, Dieterich von Bern, der damals schon sehr alt war, rächte den Frevel und überzog Burgund mit Krieg. Da bereute Siegmund seine That und ging in das Kloster St. Moritz im Wallis. Sein Oheim Godemar ward des Reiches Haupt.

Die alte Chlotilde, voll unversöhnlichen Hasses gegen Gundebalds Geschlecht, trieb nun auch ihre Söhne unablässig an, Burgund zu vernichten. Sie selber hatten zu dem schönen Lande Lust und begannen den langwierigen und mörderischen Krieg. Der tapfere Godemar that verzweifleten Widerstand. Die Franken eroberten das Kloster St. Moritz und ließen Siegmund und seine ganze Familie grausam hinrichten. Doch gegen Godemar fiel Chlodomir, der König von Orleans, in der Schlacht. Endlich aber schmolz die Kraft der Burgunder zusammen und nach einer letzten furchtbaren Niederlage verschwand Godemar, und die Burgunder wurden dem Reich der Franken einverleibt im J. 534. Doch behielten auch sie ihre alten Gesetze.

Kapitel CX.

Untergang des vandalischen Reichs.

Genserichs Nachfolger waren nicht mehr von seinem großen und unternehmenden Geist beseelt. Wir erfahren wenig von dem Innern ihres Reiches und ohne Zweifel darum, weil nichts wichtiges davon zu melden war. Sie hatten noch kein niedergeschriebenes Gesetz, dagegen nach alt deutscher Weise Gaue und Grafen, über die der König nur die höchste herzogliche Gewalt ausübte.

An die feste Begründung eines Reiches ward nicht gedacht. Genserichs Nachfolger waren dafür zu roh und geistlos. Ueberdem entnervte der glühende Himmel, die Wollust und die Ansteckung römischer Verderbniß das tapfere Volk selbst. Ein tüchtiges Haupt fehlte, das Römer und Deutsche hätte, vereinigen können, und so bildete der alte Nationalhaß, verbunden mit der kirchlichen Trennung, indem die Römer Katholiken waren, die Vandalen aber Arianer, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden Völkern. Die Vandalen lernten nicht einmal den Römern ihre Kunst ab, verschmähten es sogar, feste Städte zu bewohnen, und waren so jedem Angriff eines mächtigen Feindes bloß gegeben.

Um diese Zeit erhob das oströmische oder griechische Kaiserthum, nachdem es von den Stürmen der Völkerwanderung ein wenig sich erhohlt, unter dem großen Kaiser Justinian sich zu neuem Glanze. Noch einmal versuchte dieser Kaiser, die römische Weltherrschaft wieder zu erobern, und das Schicksal gewährte ihm in Belisarius, einem der größten Feldherrn, das tüchtigste Mittel zu seinem Zweck. Das zwieträchtige, verwirrte und entnervte Vandalenreich schien ihm die leichteste Beute, der Besitz Nordafrika's aber war ihm für seine weitern Unternehmungen sehr wichtig.

Belisar landete in Afrika, schlug mit überlegenem Feldherrntalent die Vandalen überall im offnen Felde, und sie hatten die festen Städte selbst zerstört, in denen sie allein sich hätten halten können. Die römischen Einwohner wandten sich zu Belisar. So wurden endlich alle Vandalen ausgerottet oder gefangen. Ihr letzter König hieß Gelimer.

Kapitel CXI.

Untergang des ostgothischen Reichs.

Zum Theil aus denselben Ursachen brach das ostgo-
hische Reich in Italien zusammen, obgleich die höchst
oeise und lang dauernde Regierung Dieterichs von Bern
in unerschütterliches Werk gegründet zu haben schien.
Sobald dieser kräftige Geist das Ganze nicht mehr
enkte, unter seinen schwachen Nachfolgern Zwietracht
inriß, trat auch der Haß der Römer wieder hervor,
er einen Stützpunkt im Glauben fand; denn die Go-
hen waren Arianer. Diese innern Feinde im Reiche der
Gothen selbst fanden aber nur zu bald an dem mächti-
en Kaiser Justinian und an den Franken, die als alte
Stammfeinde der Gothen, als Eroberer und als Katho-
ken ein gleiches Interesse hatten, das Gothenreich zu
erstören, die gefährlichsten Bundesgenossen.

Auf Dieterich folgte seine Tochter Amalasuintha
nd deren unmündiger Sohn Athalarich. Der letztere
arb bald, und jene ward von ihrem Vetter Theodat
mgebracht, der sich selbst zum König machte. Diese
Unordnungen benutzend sandte Justinian das Heer, das
ie Vandalen unterworfen, und den sieggewohnten Be-
sar nach Italien. Da ward der kraftlose Theodat von
en Gothen des Reiches entsetzt, und der kriegerische
itiges (Wittig) zum König gewählt.

Ein grausamer Krieg erhob sich. Beyde, die Römer
nd die Gothen, verrichteten unter ihren heldenmüthigen
ührern Wunder der Tapferkeit. Schlachten folgten auf
chlachten, Belagerungen auf Belagerungen. Ganz Ita-
en war verödet und in Blut getränkt. Belisar entriß
n Gothen Rom und ward selbst wieder von Vitiges
rin belagert. Als Belisar alles Wurfgeschoß ver-
aucht hatte, ließ er viele tausend der herrlichsten

Bildſäulen von den Mauern Roms auf die ſtürmenden Gothen ſchleudern. Beyde, Römer und Gothen, bange um den Sieg, riefen die Hülfe der Franken an. Da zog Theobert von Auſtraſien mit einem ſtarken Heer über die Alpen, trügeriſch beyde Partheyen ungewiß laſſend, zu welcher er ſich ſchlagen werde, um deſto ſichrer beyde zu überwinden und für ſich ſelbſt Italien zu erobern. Die Gothen zogen ihm freundſchaftlich entgegen, aber die Franken zeigten ſich plötzlich als Feinde und trieben ſie zurück. Doch, des heißen Himmels ungewohnt, wurden die Auſtraſier von Krankheit hingerafft, und Theobert floh in ſein Land zurück. Unterdeß rückte Beliſar wieder vorwärts und erſtürmte nach langer Belagerung die feſte Stadt Ravenna.

Da Beliſar zurückgerufen wurde, hielten die Gothen ſich noch immer mit verzweifeltem Muthe. Nach Vitiges Tode wählten ſie den Ildebald, nach dieſem den tapfern Totilas zum König, der noch einmal den gothiſchen Namen furchtbar machte und ſeinem Volk ſelbſt im Untergange den unſterblichen Ruhm bewahrte. Er ſchloß abermals das römiſche Heer in Rom ein und nahm die Stadt nach harter Belagerung mit Sturm. Da mußte Beliſar ſchnell wieder nach Italien geſendet werden. Er kam, ſiegte und nahm abermals Rom ein. Aber der unermüdliche Totilas entriß ihm dieſe Stadt zum zweytenmal. Als darauf Beliſar durch Hofkabalen bey ſeinem Kaiſer in Ungnade gebracht, zurückgerufen, abgeſetzt ſein ruhmvolles Leben als ein blinder Greis am Bettelſtab endete, und an ſeiner Stelle Narſes, ein Verſchnittner, aber nichts deſto weniger ſehr geſchickter Feldherr mit einem neuen gewaltigen Heere nach Italien kam, flammte der Krieg von neuem auf. In einer groſſen Hauptſchlacht ward Totilas überwunden und verlor ſein tapferes Leben.

Zugleich kam ein groſser Schwarm von Alemannen im Einverſtändniß mit den Franken, unter den Herzogen Leutaris und Bucelin über die Alpen, um nochmals die Eroberung Italiens zu verſuchen. Aber auch ſie wurden durch Krankheiten hingerafft. Der Reſt der Gothen wählte den Tejas zum König. Ihre Kräfte waren erſchöpft. Sie konnten nichts mehr, als untergehn mit dem Schwert in der Hand. Das thaten ſie. Den Tod zogen ſie der Unterwerfung vor. In ihrer letzten Schlacht fiel Tejas als ein Held, mit ihm ſein geſchmolznes Volk, im J. 553. Italien ward Provinz des griechiſchen Kaiſerreichs.

Kapitel CXII.

Alboin.

Damals ſtand unter den Longobarden Alboin auf, ein ſehr kriegeriſcher König, deſſen Jugend ſchon reich an Thaten geweſen. Als er König geworden, überwand er Rudolf, den letzten König der Heruler, und Kunimund, den letzten König der Gepiden. Die Tochter Kunimunds, Roſamunden, nahm er zur Gemahlin und vermiſchte die Gepiden mit ſeinen Longobarden.

Aber nimmer ſah die Donau ein mächtiges Waffenreich, das nicht nach der Herrſchaft des Südens geſtrebt hätte. Die furchtbaren Gothen, ehedem Vormünder der Longobarden, waren aus der Geſchichte verſchwunden, Italien eine untergeordnete Provinz ohne Mittelpunkt und Kraft. Aber nicht nur die Gelegenheit lockte, Alboin ward ſogar nach Italien ausdrücklich gerufen. Jener Narſes ſah ſich zum Dank für ſeine Siege von der griechiſchen Kaiſerin ſchmählich verhöhnt. Sie gebot ihm ſpöttiſch, weil er ein Verſchnittner ſey, ſtatt des Schwerdtes den Spinnrocken zu nehmen. Da rief er zornig aus, er wolle ihr Garn zu einem gefährlichen

Netze spinnen. Sogleich sandte er zu Alboin und lud ihn ein, sich Italiens zu bemeistern.

An der Spitze seines ganzen Volks, verstärkt durch große Schaaren von kriegerischen Sachsen, die das Abentheuer mit bestehn wollten, zog Alboin im J. 568 über die Alpen, um in Italien ein neues Reich zu gründen. Vergeblich war der Römer Widerstand. Sie hatten keinen Belisar und Narses mehr. In allen Schlachten überwunden, mußten sie das feindliche Regiment der Gothen mit dem harten Joch der Longobarden vertauschen, die damals noch Heiden und ein sehr wildes Volk waren. Ganz Oberitalien kam unter Alboins Herrschaft und er wählte Pavia zur Hauptstadt des neuen Reiches.

Hier überließ er sich mit seinen Waffengefährten dem Siegestaumel und den Genüssen des schönen Landes. Wenn Dieterich von Bern fromm und mild die Besiegten den Siegern verband und ein mildes Reich des Friedens gründete, so geberdete sich an derselben Stätte Alboin als roher Ueberwinder, Heide und Berserker. Er vergönnte sogar den Römern nicht, nach ihren eignen Gesetzen zu leben, und behandelte sie mit tyrannischer Härte. Auch von seinen Bundesgenossen, den Sachsen verlangte er völlige Unterwerfung unter seine Herrschaft und unter das Longobardische Gesetz. Sie aber, trutzig auf uralte Freyheit und Eigenheit, zogen über die Alpen zurück.

Einst saß Alboin schwelgend an der Tafel und ließ sich den Schädel Kunimunds bringen, den er sich zur Trinksaale hatte bereiten lassen. Diesen bot er in barbarischem Uebermuth Rosamunden an und zwang sie, ihn auszutrinken. Aber seit diesem Augenblick warf die beleidigte alle Pflichten der Gattin von sich und fühlte

nur die Rache der Tochter. Sie ließ kurze Zeit darauf ihren Gemahl im Schlafe umbringen.

Kapitel CXIII.

Das Reich der Longobarden.

Vom Tyrol bis nach Benevent, von Savoyen bis Friaul erſtreckte ſich das neue Reich, das ſeitdem die Lombardey genannt wird. Nur ein Theil Oberitaliens mit der Stadt Ravenna, Rom, Neapel, Calabrien und Sicilien blieb in den Händen der Griechen unter dem Namen eines Exarchats oder einer Statthalterſchaft. Der Exarch ſaß zu Ravenna, in Rom behauptete der Papſt eine ziemliche Unabhängigkeit. Die Longobarden theilten ihr Reich in Herzogthümer, unter denen ſich Friaul und Benevent an Macht am meiſten auszeichneten. Urſprünglich war der König nur oberſter Kriegsfürſt und die Herzoge übten in großer Freyheit und Unabhängigkeit die höchſte Gewalt in den Gauen. Gleich nach Alboins Tode herrſchten nur die Herzöge. Die Gefahr, die ihnen von den Franken, Griechen und von den Avaren drohte, einem tartariſchen Volk, das in ihre alten Sitze in Oeſtereich eingewandert war, bewog ſie einen neuen König zu wählen, den Klephis. Nach deſſen Tode regierten wieder mehr als dreyßig kleine Herzöge allein, bis dieſelben Urſachen ſie nochmals bewogen, einen König anzunehmen, im J. 585. Von dieſem König Autharis an dauerte das Königthum ununterbrochen fort. So lange aber kämpfte die alte Gaufreyheit und die Gewohnheit der Sonderung mit dem Bedürfniß der Einheit. Unter den Königen ſelbſt behielten die Herzöge noch immer eine große Unabhängigkeit und beſonders die von Friaul und Benevent eigneten ſich eine faſt unumſchränkte Gewalt zu und befehdeten öfters die Könige.

Dieß hinderte die feste Begründung des Reichs. Die Kräfte, die im Innern kämpften, reichten nur eben hin, äußere Feinde abzuwehren, aber nicht zu großen Unternehmungen und Eroberungen.

Nicht minder ward das Aufkommen des lombardischen Reichs durch die wilde Rohheit des Volkes gehemmt. Es bedurfte lange Zeit, ehe sie das Christenthum, schriftliche Gesetze und mildere Sitten von den Römern annahmen; doch war es vorzüglich die Wollust des Südens, die mit ihrer Wildheit zugleich ihre Kraft brach. Als Sinnbild ihres eisernen Sinnes und ihrer unbeugsamen Kraft trugen die longobardischen Könige eine Krone von Eisen.

Die Einführung des Christenthums ward der Einheit und Kraft des Reichs ebenfalls gefährlich. Die Longobarden trennten sich in Arianer und Katholiken. Die letztern behielten zwar die Oberhand, aber eben dadurch ward die Macht des Papstes und die Eifersucht zwischen ihm und den longobardischen Königen nur noch mehr verstärkt. Beyde strebten nach der Obergewalt über ganz Italien.

Fehden der Herzöge unter einander oder gegen den König, der Arianer und Katholiken, der Könige gegen die Päpste, Kriege des Volks und besonders der Herzöge von Benevent gegen die Griechen, nachher auch gegen die Araber, Kriege besonders der Herzöge von Friaul gegen die Avaren in Ungarn nehmen die Geschichte der Longobarden im 6ten, 7ten und 8ten Jahrhundert ein. Mit den Baiern standen sie in freundschaftlichem Verkehr, denn dieses Volk fand an ihnen noch geraume Zeit eine Stütze gegen die Franken. Die Franken ernsthaft anzufallen, hatten sie weder Kräfte noch Muße genug, aber auch sie wurden von den Franken nicht eher ernsthaft

beunruhigt, als bis dieſes Volk im ganzen Nordweſten Europas Alleinherr geworden war.

Als Autharis geſtorben war, erhob ſeine Gemahlin Theodelinda, eine baieriſche Prinzeſſin, den Agilulf zum König im J. 591. Unter ihm hob ſich das Reich. 652 gab König Rothar den Longobarden das erſte geſchriebne Geſetz, das ſeine Nachfolger erweiterten. Der ausgezeichnetſte König war Luitprand, der von 712 bis 743 regierte, die Avaren bändigte, den Papſt einſchränkte, und den Franken gegen die Araber beiſtand. Sein Nachfolger Aiſtulf machte 751 dem griechiſchen Exarchat durch die Eroberung Ravenna's ein Ende, und war im Begriff auch den Papſt völlig zu demüthigen und ganz Italien unter ſeinem weltlichen Scepter zu vereinigen, als die Franken vermittelnd dazwiſchen traten, ihre groſſe Heeresmacht über die Alpen führten und in kurzer Zeit, wie wir nachher ſehen werden, dem Reich der Longobarden ein Ende machten.

Kapitel CXIV.

Brunhild und Fredegunde.

In Frankreich überlebte Chlotar I ſeine Brüder und ward Alleinherr. Er that einen fruchtloſen Zug gegen die Sachſen, die ſeitdem eine immer feindſeligere und drohendere Stellung gegen Auſtraſien annahmen. Als er 561 ſtarb, ward das Reich wieder unter ſeine vier Söhne vertheilt.

Dieſe Enkel Chlodwigs waren ſchon entarteter, als die Söhne, und jede folgende Nachkommenſchaft nahm an Kraft und Tugend immer mehr ab. Die Geſchichte hat ſehr oft bewährt, daß berühmte und langherrſchende Geſchlechter von groſſen Heldengeiſtern gegründet werden, eine Weile ihre Kraft forterben und endlich in Ueppigkeit, Wolluſt, und geiſtige und körperliche Ohnmacht

ausarten und durch Laster, Verbrechen, Dummheit und Blödsinn den Ruhm der Ahnen verdunkeln. Nur wenige Geschlechter haben eine lange Zeit hindurch bis an ihr Ende den ursprünglichen Ruhm und Glanz behauptet, wovon die deutsche Geschichte selbst Zeugniß ablegen wird. Das auffallendste Beyspiel vom Gegentheil aber waren die Merovinger.

Unter Chlotars Söhnen erfüllte Bruderzwist, Eifersucht und Verrath ganz Frankreich mit Blut und Mord. Die Triebfedern aller dieser Gräuel waren zwey eben so entartete als kräftige Frauen, Brunhild, die Gemahlin Sigeberts von Metz und Fredegunde, die Buhlerin und dann durch den Mord der rechtmäßigen Gattin die Gemahlin Chilperichs von Soissons. Diese beyden Weiber theilten sich, nachdem alle Söhne Chlotars umgekommen, in die Herrschaft des Reichs. Brunhild übernahm für ihren Sohn Childebert II Austrasien, Fredegunde für ihren Sohn Chlotar II Neustrien. Die Eifersucht der mehr romanisirten Neustrier und der rein deutschen Austrasier, das Bestreben der Vasallen und Barone, durch die Ohnmacht und den Zwiespalt im königlichen Hause für sich zu gewinnen, nährten die Fehde, die das schlechteste Mittel, Verrath und hinterlistigen Mord nicht scheute, weil sie von entarteten Weibern geleitet wurde. Brunhild versah es, indem sie das Volk nicht begünstigte, sondern die königliche Würde streng behaupten wollte. Dieß benutzte ihr Hausmeyer (major domus) Warnachar, den sie an der Spitze ihres Heeres gestellt. Er nahm die Parthey der Vasallen und Barone gegen die Königin und spielte im Augenblick der entscheidenden Schlacht gegen Fredegunden den Verräther. Brunhild und ihr Sohn wurden grausam hingerichtet, Chlotar II ward wieder alleiniger König von ganz Frankreich und starb 628.

Kapitel CXV.

Untergang des ſueviſchen und weſtgothiſchen Reichs in Spanien.

Das ſueviſche Reich in Spanien ward durch innere Fehden zerrüttet. Das Königthum gewann keinen feſten Fuß. Wiederholt ſtritten ſich mehrere um den Thron. Auch die Religion vereinigte das Volk nicht; ein Theil davon hing dem Arianismus an, ein Andrer war katholiſch. So konnte es ſeine Unabhängigkeit gegen ihre mächtigen Nachbarn nicht lange behaupten. Ihr letzter König Audika ward von Löwegild, dem König der Weſtgothen überwunden und ſein Reich dem weſtgothiſchen einverleibt, im J. 583.

Das Reich der Weſtgothen hatte ſich an den Pyrenäen ſiegreich behauptet gegen Vandalen, Alanen, Römer und Hunnen. Am Ende des 5ten Jahrhunderts ward es von dem mächtigen Eurich beherrſcht, der dem Volke ein ſehr vollſtändiges Geſetzbuch gab. Die Verfaſſung der Weſtgothen war der fränkiſchen völlig ähnlich, doch floſſen viel mehr römiſche Geſetze in die altdeutſchen ein.

Bald darauf wurden die Franken unter Chlodwig dem Weſtgothenreich gefährlich. König Alarich fiel 507 gegen Chlodwig in der Schlacht und ein Theil ſeines Reichs kam an Frankreich. Dieterich von Bern aber verhinderte die Franken an der weitern Verfolgung ihres Siegs und übernahm die Verwaltung des Reichs für Amalrich, den Sohn ſeiner Tochter und Alarichs.

Empörungen der Römer und Basken, Kriege mit den Sueven, mit den Franken und mit den Griechen, die von Afrika her in Südſpanien feſten Fuß gefaßt hatten, beſchäftigten ſeitdem die Weſtgothen unaufhörlich. Dazu ſtritten im Volke ſelbſt Arianer ſich mit Katholiken,

die katholische Geistlichkeit mit den arianischen Königen. Diesen Uebeln steuerten einige kräftige Herrscher.

Am Ende des 6ten Jahrhunderts überwand der tapfre Löwegild die Sueven und sicherte sein weltliches Regiment. Ihm folgte Recared, der 586 katholisch wurde und dadurch dem Religionsstreit ein Ende machte, den Westgothen die Gunst der Römer und der ganzen christlichen Geistlichkeit zuwandte. Er scheint an dem unglücklichen Schicksal der andern gothischen Arianer sich ein warnendes Beyspiel genommen zu haben.

Im J. 624 wurden auch die Griechen völlig aus Spanien vertrieben, aber bald darauf erneuerten die Araber von Afrika her, das sie den Griechen entrissen hatten, die gefährlichen Angriffe. Einem so stürmischen Feinde zu begegnen bedurfte es der tüchtigsten Regenten. Aber gerade in dieser Zeit verwirrten Thronstreitigkeiten und wechselseitiger Verrath das Reich. Der katholische Klerus strebte nach der Herrschaft über die Könige und die Laien. Der spanische Himmel scheint eine feurige Phantasie, eine glühende Andacht zu erzeugen, deren sich die Priester leicht zur Begründung der höchsten Gewalt bemeistern. König Wamba, der die Macht des Klerus zu beschränken versuchte, ward vom Throne gestürzt 680, und an seine Stelle Erwig gewählt. Dessen Sohn Witiza erneuerte aber seit 698 die Beschränkungen des Klerus und machte sich überdem durch zügellose Wollüste dem Volke verhaßt. Eine Empörung brach aus und Roderich ward zum König ausgerufen. Gegen diesen aber spannen die Söhne Witizas und ein übermüthiger Vasall, Graf Julianus, eine Verschwörung an und riefen die Araber heimlich ins Land. Taric, der Araber Feldherr, landete mit großer Macht an dem berühmten Felsen, der die südlichste Spitze Europ'as bildet, und von ihm den Namen Gibraltar (Giebel des Taric) führt. Roderich zog ihm entgegen, aber in

der Schlacht ging Julian mit den Verſchwornen zu Tario über, Roderichs Parthey ward völlig überwunden und er ſelbſt fand den Tod. Die Schlacht geſchah bey Xeres de la Frontera im J. 711. Darauf bemächtigten ſich die Araber ganz Spaniens und gründeten ſich daſelbſt ein glänzendes Reich, in der Abſicht, von hier aus ganz Europa zu unterwerfen. Der Reſt der Weſtgothen, der ſich ihrer Herrſchaft nicht fügen wollte, flüchtete in die nördlichen Gebirge von Gallizien und Aſturien und vertheidigte daſelbſt ſeine Unabhängigkeit mit verzweifeltem Heldenmuth.

Kapitel CXVI.

Muhamed und die Araber.

Unter den Völkern Aſiens zeichneten ſich durch edlen Charakter und feurigen Geiſt vorzüglich die Araber aus. Sie waren beſtimmt nach der Zertrümmerung des römiſchen Reiches daſſelbe für Aſien und Afrika zu ſeyn, was die Deutſchen für Europa geworden.

Früher ſchon war das Chriſtenthum im ganzen Vorderaſien und auch in Arabien ausgebreitet worden. Im Verlauf der Zeit wollte aber die eigenthümliche Ausbildung der chriſtlichen Lehre und des chriſtlichen Gottesdienſtes für die Aſiaten nicht mehr paſſen. Der Einfluß des tiefen deutſchen Gemüthes auf die Kirche des Abendlandes, und der ſpitzfündigen griechiſchen Philoſophie auf die Kirche des Morgenlandes verlor ſich in den brennenden Wüſten Aſiens. Die höhern geiſtigen Bedürfniſſe des Europäers kennt der Aſiate nicht. Seine Sinne ſind ausgebildeter als ſeine Vernunft, ſeine Phantaſie feuriger als ſein Herz. Eben ſo wenig kennt er die Freyheit, weder im Staate, noch im Glauben und in der Wiſſenſchaft. Strenge Deſpotie iſt allen Aſiaten eigen, ihr

Glaube unterwirft ſich einem ſtrengen Geſetz, das nicht nur ihren Geiſt, ſondern auch alle körperlichen Verrichtungen des Lebens in Anſpruch nimmt; ſelbſt von den Wiſſenſchaften treiben ſie nur die, welche die ſtrengſten Geſetze erfordern, die mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften. So mußte die chriſtliche Lehre in Aſien ganz anders ſich geſtalten, als in Europa. Sie mußte ihr Leben, ihre fortſchreitende Entwicklung verlieren und ein todter Buchſtabe, ein unumſtößliches unabänderliches Zwangsgeſetz werden. Sie mußte aufhören, die Religion der Liebe und der Freyheit zu ſeyn und eine des Gehorſams und der Nothwendigkeit werden. Sie mußte aufhören, nur für die Geiſter zu gelten, und auch den Staat, die Geſellſchaft, die Sitten und die tägliche Lebensweiſe beherrſchen. Sie mußte aufhören, das Herz zu beſchäftigen und nur die Einbildungskraft mit glänzenden Bildern erfüllen.

So lag es in der Natur der Aſiaten. Bey den Arabern aber, als den ſchnellkräftigſten jener Völker, nahm die chriſtliche Lehre zuerſt den aſiatiſchen Charakter an. Unter ihnen ſtand Muhamed, ein großer ſchöpferiſcher Geiſt auf, der ſich einen Geſandten und Propheten Gottes nannte und auf das Chriſtenthum die neue Lehre gründete, wie ſie für Aſien taugte. Dieſe Lehre heißt der Islam oder Muhamedanismus, ihre Bekenner Muhamedaner oder Muſelmänner. Das Lehrbuch oder die Bibel, darin ſie enthalten iſt, heißt der Koran. Muhamed verkündete als das erſte Geſetz des Herrn, ſeine Lehre mit Feuer und Schwert über die Welt zu verbreiten und jedem, der im Kampf mit den Ungläubigen den Tod fand, verhieß er die wollüſtigſten Freuden des Himmels, wie ſie nur die glühende Einbildungskraft jener Völker erſinnen konnte. Im Jahr 622 begann der Glaubenskrieg. Die Uebereinſtimmung des Islam mit dem Charakter der

Aſiaten, die Heldenkraft Muhameds und ſeines Volkes, der Glaubenseifer ſeiner Anhänger, die himmliſchen Verheißungen, alles dieß wirkte zuſammen, die neue Lehre ſchnell auszubreiten, und ihre Gegner waren ſchon im Geiſt von ihr überwunden, wenn ſie noch unwillkührlich das Schwert gegen ſie zu führen wagten. So weit der aſiatiſche Geiſt vorherrſchte, mußte der Islam ſiegen; nur an Europa brach ſich ſeine Kraft, weil ihm dort ein anderer Geiſt mächtig entgegenſtand.

Muhamed unterwarf ſich ganz Arabien und ward Herrſcher oder Kalif der Gläubigen. Die folgenden Kalifen ſetzten den Glaubenskrieg fort, eroberten Perſien, Syrien, Paläſtina, Aegypten und die ganze Nordküſte von Afrika, beunruhigten Conſtantinopel, Sicilien und Spanien, und zwangen überall die unterworfenen Völker, den Islam anzunehmen. Unter dem mächtigen Kalifen Walid eroberte Tario auch Spanien.

Ein ſo rieſenhaftes neues Reich, das ein neuer Geiſt beſeelte, das keineswegs in ſeinen Schranken bleiben, ſondern ſtürmiſch die ganze Erde ſich einverleiben wollte, konnte auf das chriſtlich-deutſche Europa nicht ohne großen Einfluß bleiben. Die Erſcheinung der Araber und ihrer neuen Lehre unterbrach die Deutſchen in ihrem eignen Treiben und zwang ſie, ihre Augen und Waffen nach dem Süden zu richten. Von Spanien her drohte dem Reich der Franken und der ganzen Chriſtenheit der Untergang. Schwere Kriege waren unvermeidlich. In dieſen Kriegen ſtählte ſich die Heldenkraft der Deutſchen, gewann ihr Geiſt, der durch die kleinlichen Kriege der Könige und Vaſallen ins Niedre gezogen worden, neuen großartigen Schwung, wurzelte die Liebe zur Religion immer tiefer, ſchlug die Begeiſterung für den Glauben wie ein Blitz durch die ganze deutſche Chriſtenheit. Aber auch als die Gefahr durch deutſchen Heldenmuth abge-

wendet war, übten noch die Wissenschaften der Araber, vorzüglich ihre Naturkunde, ihre Mathematik und Mechanik, ferner ihr Handel, das Beyspiel ihres regen Verkehrs, ihr Reichthum, ihr feiner Sinn für die Genüsse des Lebens, endlich ihre Phantasie, die in glühenden Mährchen und Gesängen bunte und liebliche Singvögel in den deutschen Wäldern heimisch machte, einen wichtigen Einfluß auf die Bildung der Deutschen. Insonderheit nahmen die Höfe der Könige vieles von der glänzenden Pracht des Kalifats an. Die ritterliche Sitte gewann vorzüglich in Spanien eine immer freiere Ausbildung, indem hier der Glauben alle Thaten heiligte und verklärte, und die Araber selbst in allem Edlen, in religiöser Begeisterung, Heldenkraft, großmüthiger und feiner Sitte, Ehrliebe, adeligem Wesen, Huldigung der Frauen, Liebe und Poesie mit den deutschen Rittern wetteiferten.

Kapitel CXVII.

Uebergewicht der Hausmeyer und Austrasier.

In Frankreich entarteten die Merowinger immer mehr. In Zwietracht und Verrath oder in Wollüsten von Weibern, in Geistesschwäche von Geistlichen erzogen, waren sie zu ohnmächtig geworden, um die Zügel des Reiches selbst zu lenken. Die Hausmeyer durften nach keiner höhern Gewalt streben, sie ward ihnen von den Königen selbst verliehen, und es kam nur darauf an, ob sie dieselbe sich zu erhalten geschickt genug seyn würden. Unter dem Weiber- und Kinderregiment Brunhildens und Fredegundens gewann die Macht der Hausmeyer zuerst größere Ausdehnung. Warmachar erkannte die Mittel dazu sehr richtig, indem er sich dem königlichen Hause gegenüber auf die Seite der hohen Vasallen und Barone stellte,

elche von der Krone unabhängiger zu werden strebten
nd bey denen die Gewalt der Waffen war. Seinem
eyspiel folgten die spätern Hausmeyer mit großem
lück. Sie brachten das Volk auf ihre Seite, und er-
hienen demselben als die würdigsten Vertreter seiner An-
rüche, indem sie aber sehr schlau die Könige schonten
nd ihnen nur die Gewalt selbst, nicht den äußern Schein
nd Glanz derselben abnahmen, sie von der Last der Re-
erung befreyten, und ihre Muße und Genüsse verdop-
elten, machten sie sich denselben mehr beliebt, als furcht-
ar und immer unentbehrlich. Selbst nach der königli-
en Krone zu streben, vermieden sie, weil sie dadurch
nem großen Theil des Volkes verhaßt und aus ihrer
hern Stellung verrückt worden wären, denn sie hätten
re Stützen, die Vasallen und Baronen, die Gegner des
önigthums, zu ihren eignen Gegnern gemacht. Erst
s es allmählig einer einzigen Familie durch großes
alent und Geschick gelang, das Majorat fortdau-
nd zu behaupten, konnte dieselbe auch nach der Krone
eben, aber nur auf dem langsamsten und sichersten
ege der Vorbereitung. Sie begünstigte die Thronstrei-
gkeiten, den Mord und Verrath der Merowinger,
eß sie von Kindheit an an Geist und Körper durch
ollüste und religiösen Aberglauben schwächen, und
achte sie dem Volke verächtlich, indem sie selbst jeden
erdacht des Ehrgeizes von sich entfernte, in bescheide-
er Entsagung den Schattenkönigen huldigte und bald
urch Begünstigung der Vasallen, bald durch strenge Ge-
chtigkeit in der Schlichtung innerer Händel immer
er durch ruhmwürdige Thaten, die den Namen der
ranken verherrlichten, ihr Gebiet erweiterten, den
ohlstand des Reichs förderten, die höchste Gunst der
ation in sich zu vereinigen wußte.

Mit dem Uebergewicht der Hausmeyer stand das der Austrasier in enger Verbindung. Beyde entstanden zugleich und unterstützten sich wechselseitig. Die echtdeutschen Rheinfranken, Thüringer, Alemannen und Baiern, mit denen anfangs auch noch die Burgunder eines Geistes waren, bildeten als die Austrasier den großen Gegensatz gegen die mehr romanisirten Neustrier, die aus Westfranken, Römern, Gothen, Basken und Bretonen bestanden. Bey jenen war der Nachdruck des reinen deutschen Charakters, der unverfälschten Kraft, Sitte und Sprache. Diese waren weichlicher, wollüstiger, verrätherischer und jenen entfremdet und verächtlich geworden. Wie immer mehr Volkscharakter und Sprache sich schied, so nahm auch ein wechselseitiger Haß in den Gemüthern Platz. Der Zufall gab überdem den Austrasiern die tüchtigsten Könige, und die Kriege gegen die übrigen Deutschen übten ihre Kräfte mehr und gaben ihnen größern Ruhm. So waren es auch die austrasischen Hausmeyer, welche die höchste Gewalt an sich rissen, und dieselbe nur durch Begünstigung ihrer Landsleute erhalten konnten. Nur mit dem Nachdruck der echtdeutschen Kriegsschaaren siegten sie und verstanden es, ihren eignen Ruhm auf diese überzutragen, ihre Macht für sie zu verwenden, wenn sie nur durch sie zu Ruhm und Macht gelangt waren, um immer mehr dazu zu gelangen und als die Heldenblüthe des Volks alle seine Säfte und Kräfte an sich zu ziehn.

Kapitel CXVIII.

Dagobert I. und Pipin von Landen.

Chlotr II. machte seinen Sohn Dagobert schon 622 zum Könivon Austrasien und gesellte ihm den tapfern Pipin von anden, einen Niederländer, als Hausmeyer zu. Als erber 628 starb, ward Dagobert König und

Pipin Hausmeyer über ganz Frankreich. Von diesem Pipin ging das mächtige Geschlecht der folgenden Hausmeyer aus, das zwey Jahrhunderte später den deutschen Kaiserthron gründete, und von seinem glänzendsten Sproß Karl dem Großen das Geschlecht der Karolinger hieß.

Dagobert war ein sehr frommer Herr und lebte ganz der Gottseligkeit. Er erfüllte Frankreich mit neuen Kirchen und erbaute mit außerordentlicher Pracht vorzugsweise die Kirche von St. Denis, die hinfort das Hauptheiligthum der Franken wurde, so wie der heilige Dionysius der Schutzpatron von ganz Frankreich war.

Während dieser heilige König göttliche Dinge besorgte, führte Pipin mit starker Hand den Scepter und das Schwert. Er hielt Ordnung im Innern des Reichs und machte den kriegerischen Namen der Franken abermals furchtbar. Slavische Völker hatten friedlich reisende fränkische Kaufleute treulos ermordet. Diese Schmach zu rächen zog Pipin in ihr Land und verband sich sogar die Sachsen in Freundschaft. Mit ihnen vereinigt schlug er die Slaven und schreckte sie von ähnlichen Beleidigungen durch tüchtige Vorkehrungen ab. Mit den Sachsen ward gute Brüderschaft gemacht und ihnen der reiche Markt von St. Denis geöffnet. Ueber Thüringen und Baiern aber wurden tapfere Herzöge gesetzt, Radulf und Faro, um die Grenzen des Reichs gegen die Slaven zu schirmen. Doch brauchten diese Herzöge in der Folge ihre Gewalt, sich eine Zeitlang unabhängig zu machen.

Dagobert starb 638 und hinterließ Austrasien Sigebert III, Neustrien Chlodwig II seinen Söhnen. Pipin starb 639 und sein Sohn Grimoald ward Hausmeyer von Austrasien. Dieser handelte nicht so klug als sein Vater, strebte nach der Krone, stürzte das Reich in Krieg und Verwüstung und fand selbst den Untergang. Er schickte Sigeberts Sohn Dagobert II in ein Kloster nach Irland,

ward aber von Chlodwig II und den Neuſtriern überwunden, da ihn die Auſtraſier als Hausmeyer liebten, aber als König verſchmähten. Er kam 655 ums Leben und Chlodwig behauptete die Alleinherrſchaft.

Kapitel CXIX.

Theodorich III und Pipin von Heriſtal.

Chlodwig II hinterließ 656 drey Söhne, von denen Theodorich III mit Hülfe Ebroin, des Hausmeyers von Neuſtrien, 670 die Herrſchaft allein behauptete. Gegen ihn erhoben ſich die Auſtraſier, riefen Dagobert II aus Irland zurück und machten ihn zum König.

Ebroin, der in Neuſtrien nach der Oberherrſchaft ſtrebte, ward umgebracht 681. Ihm folgte als Hausmeyer Berchar. In Auſtraſien kam Dagobert ſchon 678 ums Leben und Pipin von Heriſtal, Enkel einer Tochter Pipins von Landen, behauptete ſich als Hausmeyer und ſtrebte, von Auſtraſiens ganzer Macht unterſtützt, allgemeiner Hausmeyer zu werden. Berchar zog ihm mit den Neuſtriern entgegen und ward bey Teſtri 687 aufs Haupt geſchlagen. Pipin zwang Theodorich III ihn als Hausmeyer über ganz Frankreich anzuerkennen, überließ ihm, um nicht Chrimoalds und Ebroins Schickſal zu theilen, den äußern Glanz der Majeſtät und behielt ſich nur die wirkliche Gewalt vor. Seitdem hat ſich nie mehr ein Merowinger mit der Regierung beſchäftigt. In ſeiner Pfalz eingeſchloſſen war der König ein bloßer Schatten der Macht, vergnügte ſich an nichtigem kindiſchen Treiben und zeigte ſich dem Volke nur auf dem Märzfelde, auf das er ſchön geſchmückt in ſeinem langen Goldhaar fuhr um die Geſchenke des Volks zu empfangen und zu allen Verhandlungen des Hausmeyers mit der Verſammlung Beyfall zu nicken. Pipin überlebte noch zwey mero-

wingiſche Könige nach Theodorich und der Tod derſelben veränderte nichts in ſeiner Herrſchaft.

Die Regierung Pipins zeichnete ſich durch Gerechtigkeit, Strenge und Heldenthaten aus. Er beſiegte die empörten Basken, Gothen, Bretonen, und führte ruhmwürdige Kriege mit den Sachſen und Frieſen, die in dieſer Zeit den Rheinlanden ſehr gefährlich wurden. In Friesland gebot damals der mächtige heidniſche Herzog Radbot. Die Siege Pipins gewährten ihm auch eine größere Gewalt im Innern des Landes, vermöge welcher er die übermüthigen Vaſallen und abtrünnigen Herzöge bändigte. Er beſchloß ſein thatenreiches Leben 714.

Kapitel CXX.

Karl Martell.

Der unmündige, aber rechtmäßige Sohn Pipins ſollte das Majorat erben. Ein ältrer unehelicher Sohn aber, Karl, an Muth und Geiſt noch größer als ſein Vater, riß gewaltſam die Herrſchaft an ſich, weil er ſich derſelben würdig erkannte.

Gerade damals bedurfte Frankreich eines heldenmüthigen Hauptes. Schon war Spanien den Chriſten entriſſen. Da führte Abderrachman ein ungeheures Heer Araber über die Pyrenäen nach Frankreich. Unterjochung des Nordens, Ausrottung des Chriſtenthums war ihr Ziel. Etzel und die Hunnen waren minder gefährlich geweſen, denn ſie wollten nur Länder und Völker beherrſchen, nicht die Geiſter. Jene Araber aber ſchlugen mit dem Leib auch den Geiſt der unterworfenen Völker in Bande. Den halben Mond vorauf, die Fahne Muhameds, in einer Hand das Schwert, in der andern den Koran zogen die ungemeßnen ſieggewohnten begeiſterten Schaaren des Südens zum Kampf mit dem Norden. Der Herr

und ſein Prophet (Allah und Muhamed) war ihr Feldgeſchrey.

Die Grenze gegen Spanien hütete Herzog Eudo von Aquitanien, der eben damals nach Unabhängigkeit ſtrebte, und Karln das Gegengewicht hielt. Neuſtrier und Auſtraſier waren bitter verfeindet. Die innere Zwietracht hätte den Arabern eben ſo leichten Sieg in Frankreich verſchafft, als in Spanien, wenn der Himmel nicht in dem großen Karl eine Heldenkraft geweckt hätte, die alle jene Hinderniſſe überwinden, Europa und die Chriſtenheit retten ſollte. Unaufhaltſam wälzte ſich der Strom der Araber durch das ſüdliche Frankreich. Eudo warf ſich fliehend in die Arme Karls, die Neuſtrier ſuchten Schutz bey Karl, der den Kern der Deutſchen um ſich verſammelte. Zu ihm ſtieß der ganze Heerbann von Auſtraſien, den Niederlanden, dem Rhein, Thüringen, Schwaben, Baiern, und über die Alpen zog Luitprand der Longobarde der bedrängten Chriſtenheit treulich zu Hülfe. Zwiſchen Tours und Poitiers im Jahr 732 ſtieß Abderrachman mit den Muhamedanern auf Karls chriſtlichen Heerbann. Eine ungeheure Völkerſchlacht ward geſchlagen, ähnlich der von Chalons. Die reinſte Begeiſterung für Gott, Vaterland, Freyheit und Ehre beſeelte der Chriſten Heer, die alte Kraft deutſcher Nation ſtand felſenfeſt gegen die ſchäumende Brandung des Südens. Die Geſchichtſchreiber berichten uns, daß es die Auſtraſier geweſen, die echten Deutſchen, der Kern des Nordens (turba septentrionalis) von deſſen ungefüger Laſt Arabiens Macht in den Staub gebrochen ward. An der Spitze dieſer Maſſe zermalmte Karl, einem ehernen Hammer gleich, die Köpfe der Ungläubigen. Abderrachman fiel in ſein Blut und mit ihm bedeckten 300,000 Muhamedaner das große Leichenfeld. Europa war gerettet, der Halbmond hinter die Pyrenäen zurückgeſunken. Karl

ward als der größte Held der Christenheit verehrt und ihm der rühmliche Name Martell oder Hammer zugegeben.

Sechs Jahre darauf entflammte noch einmal der verderbliche Kampf, angeregt durch die Eifersucht der Neustrier. Die Provence strebte unter Maurontius nach Unabhängigkeit und rief die Araber zum Beystand gegen Karl Martell. Aber bey Narbonne im Jahr 738 ward abermals die Macht der Ungläubigen gebrochen und vom Hammer zermalmt. Seitdem wagten sie es nie wieder, die verhaßten Pyrenäen zu überschreiten. Karl aber sicherte die Grenzen, indem er die noch übrigen Westgothen als Genossen seines Reiches aufnahm, und sie zu Wächtern gegen den Süden bestellte.

Nicht minder ruhmwürdig bändigte Karl den Uebermuth der alemannischen und baierschen Herzöge und zwang sie zur Treue gegen das Reich. Auch die Friesen und ihren mächtigen Herzog Poppo zwang er nach hartem Kampf zur Unterwerfung. Als er alle äußern Feinde und innere Empörer glorreich besiegt, starb er in Frieden im Jahr 741.

Kapitel CXXI.

Der heilige Bonifacius.

Im Verlauf dieser Zeiten waren schon mehrere fromme Priester aus England nach Deutschland herübergekommen und hatten den Franken, Thüringern, Alemannen und Baiern das Christenthum gepredigt. Lange kämpfte noch die Anhänglichkeit an das Heidenthum zugleich mit der an die alte Freyheit gegen die Lehre des Christenthums und gegen die fränkische Herrschaft. Allmählig aber siegte der Geist der Wahrheit und im 8ten Jahrhundert vollendete Winfried oder Bonifacius, der ebenfalls aus England kam, das Werk seiner Vorgänger.

Der heilige Bonifacius erschien 716 zuerst bey den Friesen und versuchte lange vergeblich, ihnen das Kreuz zu predigen. Sein heiliger Eifer und seine Beredsamkeit schien Karl dem Hammer und dem Papste ein Werkzeug in der Hand Gottes und sie beeilten sich, sein frommes Werk zu unterstützen. Dadurch gelang es ihm im Innern Deutschlands, so weit es den Franken unterworfen war, überall das Christenthum zu befestigen und große Kirchen und Bisthümer anzulegen. Schon blüheten aus alter Zeit am Rhein und in Süddeutschland die Bisthümer zu Trier, Metz, Toul, Verdun, Mainz, Worms, Speier, Strasburg, Cölln, Tregern (Lüttich), Trient, Chur, Windisch (Constanz) Augsburg, Seben (Brixen) Lorch (Passau) und Cilley. Bonifacius gründete noch die Bisthümer Salzburg, Regensburg, Freysingen, Eichstädt und die Abtey von Fulda. Er ward 745 zum Erzbischof von Mainz erhoben und dadurch das Haupt des deutschen Clerus. Als er in allen den Franken unterworfenen Ländern die Saat seiner Lehre herrlich gedeihen sah, richtete er sein Augenmerk vorzüglich auf die Sachsen und Friesen, ging selber zu ihnen mit Gefahr seines Lebens, und predigte in reiner Menschenliebe das göttliche Wort, aber leider vergeblich, denn der Haß jener Stämme gegen die Franken überwog noch den großen Eindruck. Er zeigte ihnen zwar die Ohnmacht ihrer Gottheiten, indem er eine uralte heilige Eiche mit eigner Hand fällte, ohne daß der ihr inwohnende Gott es gehindert hätte, aber bey den Friesen fand er den hartnäckigsten Widerstand und den Tod. Sie erschlugen ihn auf seiner letzten Bekehrungsreise 754.

Er ward für heilig erklärt und ihm der ehrenvolle Beynahme eines Apostels der Deutschen gegeben. Sein Wirken befestigte das Christenthum in ganz Frankreich und vertilgte die noch übrigen Spuren des Heidenthums.

Aber es darf nicht vergessen werden, daß der Geist seiner Zeit ihm eben so empfänglich entgegen kam, als er ihn zu heben und zu erleuchten beflissen war. Jene Erscheinung der Araber hatte den Glaubenseifer bey den Deutschen mächtig angefacht. Ein Geist der Religiosität war überall herrschend geworden, die schönste Blüthe jener Zeit. Erst die Gefahr, es zu verlieren, hatte das köstliche Gut des christlichen Glaubens würdigen gelehrt. Man liebte die Religion inniger, für die man in den Tod gehn mußte. So erklärt sich die große Wirksamkeit des Apostels nicht aus seinem großen Genius allein, sondern auch aus dem Genius der Zeit. Welche reine Begeisterung jene Zeit durchflammte, wie in ihr die Religion, ihre Reinheit, ihre Liebe, ihr Trost, ihr Lohn für jedes schwerste Opfer und den Tod selbst über alles galt, davon legen herrliche Sagen und Legenden oder Geschichten von Heiligen das treueste Zeugniß ab, vor allem die schöne Legende der unschuldigen und heiligen Genoveva, die in die Zeit des Araberkrieges fällt und wohl jedem meiner Leser bekannt ist.

Kapitel CXXII.

Pipin der Kleine.

Karl Martell hatte den Franken als ein so unentbehrliches Haupt sich erwiesen, sein Geist und seine Kraft war so allein im Stande, das Reich aus innern und äußern Gefahren zu erretten, daß an die schwachen Merowinger gar nicht mehr gedacht ward. Seit 738 saß keiner mehr auf dem Thron und Karl regierte das Land ganz allein, obwohl ohne den königlichen Titel.

Als Karl starb theilte er das Majorat unter seine Söhne. Karloman erhielt Austrasien, Pipin der Kleine Neustrien und Burgund, Gripho Thüringen. Da sie sich aber um die Oberherrschaft stritten, ersahen die Herzöge

von Aquitanien, Alemannien und Baiern die Gelegenheit ſich zu empören und auch die Sachſen begannen Feindſeligkeiten. Sollte die Einheit des Reichs und die Herrſchaft der Karolinger geſichert werden, ſo mußten die Brüder ihren Ehrgeiz aufgeben und ſich verſöhnen. Dies thaten ſie mit großer Weisheit und ſetzten zu dieſem Behuf wieder einen Merowinger, Childerich III, der in einem Kloſter erzogen war, auf den alleinigen Thron. Dann aber unterwarfen ſie mit verbundner Kraft die Herzöge und ſchlugen die Sachſen ab.

Als ſeine Brüder geſtorben waren, blieb Pipin der Kleine, Hausmeyer des ganzen Reichs 747. Die Reihenfolge kräftiger Staatsmänner und Helden aus dem karolingiſchen Geſchlecht, ihre ewigen Verdienſte um das Reich, die lange Gewöhnung der Franken an ihre Herrſchaft, die gänzliche Verachtung, in welche die ohnmächtigen Merowinger verſunken waren, hatte endlich die Frucht hundertjähriger Arbeit gezeitigt. Pipin durfte wagen, der erſte Karolinger, Frankreichs Krone auf ſein Haupt zu ſetzen und die Merowinger zu den Todten zu werfen, dahin ſie längſt gehörten. Doch ſollte dieſer Schritt geſetzmäßig, durch die Religion und durch den Willen des Volks geheiligt erſcheinen. Dazu bedurfte Pipin zunächſt den Beyſtand des Papſtes. Der damalige Biſchof zu Rom, Zacharias, war von den Longobarden hart gedrängt und konnte nur von Pipin in ſeinem Anſehn nicht nur über die ganze Chriſtenheit, ſondern auch über ſeine Stadt Rom aufrecht erhalten werden. Darum war er bereit, mit den Karolingern Parthey zu machen und ſie mit ſeinem ganzen geiſtlichen Einfluß zu unterſtützen, um eine gleiche Hülfe von ihnen für ſich anſprechen zu dürfen. Pipin ſandte nach Rom und ließ ihm die Frage vorlegen: ob derjenige wahrhafter König ſey, der ſorglos daheim ſitze, oder der die Laſt der Re-

gierung trage? Der Papſt antwortete unverweilt, daß der letztere allein die Krone verdiene. Darauf berief Pipin eine große Reichsverſammlung zu Soiſſons und das ganze Volk ſtimmte dem Ausſpruch des Papſtes bey, ſtieß Childerich, den letzten Merowinger vom Throne ſeiner Väter, ſchor ihm das Haar ab und ſteckte ihn in ein Kloſter, den Pipin aber wählte es einſtimmig zum König, und der heilige Bonifacius ſetzte die Krone auf ſein Haupt und ſalbte ihn nach der Sitte mit dem heiligen Oehle. Dieß geſchah im J. 752.

Zum Dank und in dem richtigen Gefühle, daß nur der Beyſtand des Klerus dem neuen Königsgeſchlecht Dauer verleihen könne, unterſtützte Pipin das fromme Wirken des heiligen Bonifacius auf jede Weiſe, und ſchaffte auf ſeinen Antrieb alle Spuren des heidniſchen ab. So ward auch die große Reichsverſammlung vom März auf den May verlegt, wobey Bonifacius die Erinnerung an das Heidenthum, Pipin zugleich die Erinnerung an die Merowinger zu verlöſchen ſtrebte.

Während Pipin 752 die Sachſen bekriegen mußte, drang Aiſtulf, der Longobardenkönig, gewaltſam gegen Rom vor, um den Papſt unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen und den Beſitz von ganz Italien ſich zu ſichern. Zacharias rief in der Noth Pipin um Beyſtand und dieſer ſäumte nicht, mit Heeresmacht das belagerte Rom zu entſetzen. Er zog 754 über die Alpen und zwang Aiſtulf zur Ruhe. Aber die Longobarden kannten die Gefahr zu gut, die ihnen von der wachſenden Macht des Papſtes und ſeiner Verbindung mit den Franken drohte, und ſetzten alles daran, ihr zu begegnen. Aiſtulf brach den Vertrag und belagerte Rom von neuem. Da zog Pipin 756 zum zweytenmal herbey, ließ die Longobarden die ganze Stärke ſeines Armes fühlen und zwang ſie zu ohnmächtigem Gehorſam. Dem Papſt aber gab er das ehe-

mahlige Exarchat oder das große Gebiet von Ravenna und Rom zum Eigenthum, aus Dankbarkeit und um in Italien selbst eine starke Gegenmacht gegen die Longobarden aufzustellen. Dafür erklärte ihn der Papst zum Patricius oder Schutzherrn von Rom. Dadurch ward dem Papst eine weltliche Macht gegründet und dem König die geistliche Gewalt der Kirche förderlich und dienstbar. Einer solchen Verbindung konnte keine Macht der noch unabhängigen Staaten oder der Völker lange widerstehn.

Die folgenden Lebensjahre Pipins erfüllten Kriege mit den Sachsen, denen er einen jährlichen Tribut von 300 Pferden aufdrang, und mit den Arabern in Spanien, ferner mit den abtrünnigen Herzögen von Aquitanien und Baiern. Der letzte, Thassilo, aus dem alten Geschlecht Agilolfs, war einer der größten Männer seiner Zeit und würde das ewige Streben der Baiern, unabhängig und mächtig zu werden gleich den Franken, zu einem glänzenden Ziele geführt haben, wenn ihn nicht der mächtige Geist Pipins und bald darauf Karls des Großen davon zurückgeschleudert hätte. Das Schicksal wollte, daß, wenn die Baiern Helden waren, die Franken als noch größer sich erwiesen, daß, wenn Baiern einen großen Mann erzeugte, an der Spitze der Franken ein noch größerer stand. Thassilo ward 768 überwunden, aber nur, um in der Folge aufs neue sich zu empören. In demselben Jahr starb Pipin. Man hat ihn den Kleinen genannt, denn er war nicht hoch, aber sein Geist war groß und selbst durch seine Körperkraft hob er jenen Tadel auf. Einst hieb er mit dem Schwert einem großen Löwen auf einen Streich den Kopf herunter und sprach zu den Umstehenden: ihr seht, ich bin klein, aber stark ist mein Arm.

Sechstes Buch.

Karl der Große.

Kapitel CXXIII.

Karls des Großen Anfang.

Pipin hinterließ zwey Söhne Karloman und Karl. Der erstere ward König von Neustrien, der andere von Austrasien. Karl heyrathete die Tochter des longobardischen Königs Desiderius, verstieß sie aber wieder und reizte dadurch, wahrscheinlich absichtlich, die Longobarden gegen sich auf. Karloman kam durch einen Zufall ums Leben 771 und als sein Bruder Karl sich sogleich Neustriens bemächtigte, floh seine Wittwe mit ihren beyden jungen Söhnen zu Desiderius, um durch dessen Beystand Neustrien wieder zu gewinnen.

So war Karl seit 771 König über ganz Frankreich, nicht ohne Verrath an seinem Neffen, aber durch einen riesenkräftigen Geist und ungeheuere Entwürfe angetrieben, jede Schranke kühn zu durchbrechen, um die größte und glänzendste Heldenbahn zu durchlaufen, zu der ihn seine Zeit berufen. So sehn wir die Sonne anfangs durch ein trübes Morgengewölk aufsteigen, dann am klaren Himmel ihren hohen Glanzlauf vollführen.

Viele Sagen berichten uns, wie schon in dem Knaben Karl ein urkräftiger Heldengeist in kühnen Thaten und Gedanken hervorgebrochen und seine künftige Größe verkündet. Wenn er eine Gewaltthat nicht scheute, so

war es nur, um seinem Genie Platz zu brechen, und was er im Kleinen zertrümmerte, kam ihm gegen das Große nicht in Anschlag, das zu schaffen sein Geist ihn zwang. Wenn tausende seiner Zeit ihn verfluchten so haben Millionen in der Nachwelt ihn gesegnet und seiner großen Schöpfung viele Jahrhunderte hindurch sich erfreut.

Karl hat alle deutsche Fürsten aller Zeiten an Größe übertroffen und ihm gebührt vor allen der Name des Großen. Keiner hatte diesen Geist und diese Kraft, keinen hat das Glück begünstigt wie ihn. Keiner hat so im Geist' der Zeit gehandelt, keiner darum seiner Zeit sich so bemächtigt, sie beherrscht, wie er. Keiner hat so große und viele Thaten vollbracht, so große Ideen zum Leben erweckt, das Alte umgestaltet, neue, große Schöpfungen hervorgerufen, ganz Europa ein anders Angesicht gegeben. Keiner hat so tief eingreifenden und dauernden Einfluß auf Mit- und Nachwelt geübt, keiner ist ihm an Ruhm und Majestät gleich gekommen.

Seine rastlose Thätigkeit, die immer zugleich auf äußern Kampf und auf die innere Ausbildung seines Reichs gerichtet war, und sein schöpferischer Geist hat in der 33 jährigen Dauer seiner Alleinherrschaft den Zustand der Deutschen Völker und dadurch ganz Europa's umgestaltet und eine neue, große Zeit herbeygeführt, die wir in dem folgenden Bande dieser Geschichte kennen lernen werden. Mit ihm ist die Geschichte des deutschen Alterthums beschlossen. Alle jene altgermanischen Freystaaten und Königreiche lösten sich in sein großes Kaiserreich auf und mit dem neuen Namen erhielt Land und Volk einen neuen Geist, eine neue Bildung. Das Alterthum versank in Nacht und das Mittelalter erlebte seinen großen, glänzenden Tag. Karl der Große war die Sonne, die ihn hereinführte.

Karls Thaten lassen sich besser nach ihren Richtungen und Gegenständen, als nach der Zeitfolge beschreiben. Er war immer nach allen Seiten beschäftigt.

Kapitel CXXIV.

Untergang des longobardischen Reichs.

Wie Desiderius den Papst zwingen wollte, die Söhne Karlomans zu fränkischen Königen zu salben, zog Karl über die Alpen, die Gelegenheit benutzend, um ganz Italien einem Reiche einzuverleiben. Kaum durfte seine Kraft sich äußern, ihr bloßer Anblick siegte. Große Heldenseelen haben etwas, das alle Gemüther mit Furcht und Staunen erfüllt. Der Heldenblick hat überwunden, ehenoch sein Arm zum Streite kam. Der Glaube an seine Kraft wirkt größre Wunder, als diese selbst. So erbebten die Longobarden vor dem großen Karl, ehe sie noch seiner spätern Thaten Fülle kannten, als sie dieselben nur ahnen konnten. Ein Theil von ihnen ging zu den Franken über. Desiderius ward in Pavia, seiner Hauptstadt, eingeschlossen. Eine alte Chronik erzählt: Als er von einem Thurm herab die heranziehenden Schaaren der Franken betrachtet und vor jeder Schaar den großen Karl gesucht, sey dieser zuletzt hoch ragend ganz in Eisen auf einem gewaltigen Streitroß, das selbst von Eisen schien, daher geritten. Vor diesem Anblick sey Desiderius in sich selbst zusammengesunken und habe wehmüthig den Umstehenden zugerufen: laßt uns hinab steigen und uns in die Erde bergen vor dem zornigen Angesicht eines so gewaltigen Feindes. Darauf ergab er sich der Gnade des Frankenkönigs. Karl sandte ihn, der des Throns unwürdig und ohnmächtig sich erwiesen, in ein Kloster und setzte die alte eiserne Longobardenkrone sich selbst aufs Haupt, 774. Das Land unterwarf er denselben Einrichtungen, die er über sein ganzes Reich neu ordnete. In dem gleichen Jahr besuchte er den Papst

zu Rom, bestätigte ihm die Pipinische Schenkung, ward von ihm gleichfalls zum Patricius ernannt und befestigte das enge Bündniß, das sein Vater schon mit dem heiligen Stuhle angeknüpft.

Indeß konnten sich die freysinnigen Longobarden der neuen, strengen Herrschaft nicht so bald fügen. Dreymal verschworen sie sich zu Wiederherstellung der alten Unabhängigkeit, angeführt durch Paul Warnfried, einen Geistlichen, den größten Geschichtschreiber seines Volkes und seiner Zeit. Karls Uebermacht unterdrückte die ohnmächtigen Versuche, doch seine Großmuth anerkannte das edle Bestreben. Als die Gerichte den gefangenen Warnfried zum Verlust der Augen und Hände verdammten, rief Karl unwillig aus: wo doch würden wir wieder Hände finden, welche die Geschichte so schön beschreiben, wie diese!

Noch zweymal ward Karl genöthigt, die empörten Longobarden zu unterwerfen, 776, da der Herzog von Friaul, und 786 da der Herzog von Benevent großen Aufruhr erregten. Seitdem aber ward ihre Abhängigkeit von Frankreich und der Untergang ihrer selbständigen Krone für immer entschieden.

Kapitel CXXV.

Die Sachsenkriege.

Wie es in frühern Zeiten das unabläßige Bestreben der Römer war, ihre freyen Nachbarn, die Germanen, zu unterjochen, weil die Kraft derselben eben so äußerlich ihr Weltreich, als ihre Freyheit innerlich das Wesen ihrer tyrannischen Staatsverfassung gefährdete, so bestrebten sich auch die Franken, welche die Römerherrschaft geerbt, auf gleiche Weise die Sachsen zu unterdrücken, welche die altgermanische, wilde Freyheit unter sich fortgepflanzt. Zu diesem alten Grund der Zwietracht zwischen

Franken und Sachsen gesellte sich ein noch älterer, der uralte Nationalhaß zwischen beyden Stämmen, und ein neuerer, der religiöse Unterschied. Die Franken strebten als begeisterte Christen die Sachsen, die noch Heiden waren, zu bekehren. Sie konnten dieß nur durch Unterwerfung und die Sachsen hielten hartnäckiger auf dem Heidenthum, weil sie die Bekehrung nur als Unterdrückung der Freyheit betrachten mußten. So hatte schon unter den Merowingern beständige Fehde zwischen den Franken und Sachsen bestanden und die Rheingegenden waren oft von ihrem Blut gefärbt worden. Nur eine kurze Zeit erhielt Dagobert Frieden. Der Krieg entbrannte stets von neuem und eben so vergeblich waren die Bemühungen des heiligen Bonifacius. Die furchtbare alte Heldenkraft der Sachsen, zu der sich Begeisterung für Freyheit, Vaterland und Glauben gesellte und die innern Fehden in Frankreich hatten bisher eine Entscheidung des alten Kampfes verhindert. Oft waren die Sachsen von den tapfern Hausmeyern zu schimpflichen Tributen gezwungen, aber nie dauerhaft unterjocht worden.

So fand der große Karl das kühne Volk, und gleich beym Anbeginn seiner Regierung ward es ihm klar, daß er die Bezwingung der Sachsen zu einer der vorzüglichsten Aufgaben seines Lebens machen müsse. Um Frankreich gegen die Angriffe dieses wilden Volks zu sichern, um alle deutschen Stämme zu vereinigen, um ein einiges starkes Reich im Herzen Europa's zu gründen, um das Licht des Christenthums über diesen ganzen schönen Welttheil leuchten zu lassen, war die Unterwerfung der Sachsen das erste und dringendste Ziel. War dieser Damm gebrochen, so konnte jedes andre Hinderniß einem großen Genius, wie Karl, nur noch ein Spielwerk seyn, und die Einigung der deutschen und romanischen Völker in einem Geist und Glauben und in einem friedser-

tigen Reiche, das im Namen Gottes Rohheit und Leidenschaften beschwichtigen, die Menschen fromm und einig eines schönen Daseyns sich erfreuen lassen sollte, dieses höchste Ziel des großen Karls, das nur ein Geist wie er zu fassen und zu erreichen wußte, konnte verwirklicht werden.

Darum hat Karl alle Riesenkraft seines Reiches und seines Geistes aufgeboten, die Sachsen zu bezwingen, trotz des ungeheuersten Widerstandes, trotz unerhörter Grausamkeiten, durch die er dabey seinen Ruhm beflecken mußte, trotz unzähliger andrer Kriege, trotz der Sorge für das Innere seines Reiches, dieses Ziel niemals aus dem Auge verloren und es nach zwey und dreyßigjährigem mörderischen Kampfe noch im Alter glücklich erreicht.

Dieser Kampf ist aber nicht minder durch den Heldenmuth der Sachsen ausgezeichnet, als durch die Standhaftigkeit, die Kraft, den überlegnen Geist und das hohe Ziel Karls. Die Sachsen stritten ihres alten Ruhmes würdig für ihre alte Freyheit und für ihren Glauben, widerstanden dem größten Helden, den Deutschland gesehn, länger als ein Menschenalter und selbst ihre Unterwerfung war ehrenvoll.

An ihrer Spitze stand ein Held, den wir mit Armin vergleichen dürfen, wie wir die Franken mit den Römern verglichen haben. Das war Wittekind, Herzog der Westphalen. An derselben Stätte, wo einst Armin gestritten, stritt auch er und in demselben Geiste, für denselben Zweck, mit gleichem Ruhm. Sein Feuereifer entflammte die Sachsen zur unerhörtesten Ausdauer. Nach jeder noch so blutigen Niederlage, nach jedem abgedungenen Frieden, entzündeten sie den Aufruhr von neuem, und die auswärtigen Kriege Karls begünstigten stets den Anfang ihrer Unternehmungen, bis der große König selber wieder her-

anzog und sie in immer härtere Fesseln schlug. Da erschöpften sich endlich ihre Kräfte und sie nahmen mit dem Christenthum freywillig den milden Geist der Unterwerfung an.

Kapitel CXXVI.

Verfolg der Sachsenkriege.

Schon im Jahr 772 hielt Karl zu Worms eine große Reichsversammlung, auf welcher der Krieg gegen die Sachsen einmüthig beschlossen ward. Den jungen König an der Spitze brach der gewaltige Heerbann der Franken über den Rhein. Er siegte überall, zerstörte die sächsischen Heiligthümer der Eresburg und Irmensäule und drang bis zur Weser. Dieser Einfall war aber nur die erste Losung zu einem langen furchtbaren Vertilgungskriege.

Karl ward nach Italien abgerufen, und während er das Longobardenreich zertrümmerte, standen die Sachsen wieder auf. Die Seele des Krieges war Wittekind von Westphalen. Nicht minder thätig zeigte sich Alboin, Herzog von Ostphalen. Karl brach zum zweytenmal in Sachsen ein 775 und unterwarf nach einander die drey Bünde der beyden Phalen und der Engern. Die Küsten blieben frey.

Karl mußte nochmals nach Italien, den friaulischen Herzog zu bändigen. Da empörte sich ganz Sachsenland von neuem, und Wittekind nahm alle Maaßregeln des allgemeinen Landsturms. Wälder wurden in Verhaue umgelegt, alles stand in Waffen. Karl aber kam und siegte. Mit zermalmender Kraft warf er alles vor sich nieder und blieb in der Mitte des Landes gelagert, indem er zu Paderborn eine Pfalz und große königliche Hofhaltung stiftete. Dahin berief er die Großen seines Reichs. Dahin kam der Papst, die Gesandten fremder Völker, und unter diesen eine Anzahl arabische Fürsten aus Spanien, die sich von dem großen Araberreich unabhängig gemacht

hattrn und den mächtigen Karl um Beyſtand anriefen. Auch die Sachſen ſchickten ihre Abgeordneten nach Paderborn und gelobten bey dem Verluſt ihrer Alode und Freyheit Frieden und Unterwerfung. Nur Wittekind verſchmähte des Königs Gnade und floh nach Dänemark zu dem heidniſchen König Siegfried, um von dort aus bey der nächſten Gelegenheit den Freyheitskrieg aufs neue zu entflammen.

Während Karl mit ſeinem Heerbann über die Pyreneen zog, die Araber in Schrecken zu ſetzen, ward in Sachſen alles wieder anders. Wittekind kam zurück. Dem erzwungnen Schwur ungetreu fiel ganz Sachſen wieder ab. Verheerend ſtreiften die Schaaren Wittekinds bis unter die Mauern von Duits und Cöln, 778. Karl kehrte zurück und richtete in dem folgenden Jahre alle ſeine Kräfte gegen die Sachſen. Er ſchlug ſie in großen Schlachten an der Eller und im Buchholz. Er blieb im Lande und traf alle Anſtalten, ſich für immer darin zu befeſtigen. An der Elbe wurden zahlreiche Burgen erbaut und mit Franken beſetzt. Freundlichkeit, milde Behandlung, Verſprechungen wurden verſchwendet, wenigſtens einen Theil des Volks, beſonders den Adel zu gewinnen. Vorſichtig hatte Karl die Geißeln, die er den Sachſen in frühern Kriegen abgenommen, in fränkiſchen Klöſtern bilden laſſen. Sie kehrten zurück und förderten friedlich das Werk der Bekehrung. So ſchien alles eine gute Wendung zu nehmen und Karl achtete ſich ſchon ſo ſicher, der Sachſen Herr zu ſeyn, wie einſt Varus in demſelben Lande und unter ganz ähnlichen Umſtänden. Aber er täuſchte ſich nicht minder. Die Unterwerfung war nur Zwang und erzeugte Verſtellung. Seiner Freyheit vergaß der Sachſe nicht und ſah ingrimmig die feſten Burgen an, die er ſelber mußte bauen helfen, nur des Augenblicks gewärtig, ſie wieder zu brechen. Ernie-

drigter Stolz wird Tücke. Der Sachse schien dem Franken nur zu schmeicheln, um ihm desto sichrer den Dolch in die Brust zu stoßen. Wer sich ernstlich bekehrte, ward insgeheim als Verräther gebrandmarkt und im schweigenden Dunkel des Waldes schworen die freyen Herzen bey den alten Göttern den Franken Untergang.

Karl entdeckte die wahre Lage der Dinge so wenig, daß er nicht nur Sachsen wieder verließ, sondern ganz unbesorgt seinen Feldherrn Geil und Adalgis auftrug, sich durch Aushebung eines großen, sächsischen Heeres zu verstärken und in das Land der Slaven jenseits der Elbe und Saale einzufallen, weil dieses Volk die Franken zu bedrohen anfing. Die Sachsen folgten dem Ruf und schlossen sich in großer Ueberzahl den fränkischen Schaaren an. Der Feldzug begann 782. Aber unterwegs fielen die Sachsen auf dem Berge Sundel an der Weser plötzlich über die sorglosen Franken her. Die Schlacht im Teutoburger Walde ward erneuert. Geil und Adalgis, der größte Theil der Franken blieb auf dem Wahlplatz.

Als die Kunde dieser furchtbaren Niederlage zu Karl gelangte, wodurch er sich in allen seinen Hoffnungen auf die Slaven und Sachsen so arg getäuscht sah, beschloß er grausame Rache zu nehmen und durch die furchtbarste Strenge wieder zu gewinnen, was seine Milde verscherzt hatte. Er ging über den Rhein, verheerte die Wohnungen der Sachsen mit Feuer und Schwert, und ließ alles niedermachen, was sich nicht auf der Stelle zur Taufe bekannte. Tausende wurden in die Flüsse gejagt und getauft oder ertränkt. An der Aller bey Verden ließ er 4500 mit den Waffen gefangene Sachsen enthaupten. Vernichtung zog vor ihm her. Blut, Leichen, rauchende Schutthaufen bezeichneten den Weg, den er genommen. Aber je schrecklicher die Gefahr, desto mannhafter blieb

der Sachsen Muth. Auf Tod und Leben wehrte sich das Volk, jede Grausamkeit vergalt es doppelt, und die Waage des Kriegs blieb im Schwanken. Bey Detmold führte Wittekind den begeisterten Landsturm der Sachsen Karls überlegnerem Heerbann entgegen. Eine mörderische Schlacht ward geschlagen, aber sie blieb unentschieden. Im kleinen Kriege zeigten sich die Sachsen unüberwindlich. Erst als sie noch einmal in großen Massen an der Häse eine Hauptschlacht wagten, siegte Karls Ueberlegenheit im Kriegsgeschick. Als er sich dadurch endlich wieder im Herzen des Landes festgesetzt, nahm er mildere Gesinnungen an und während er die nördlichen Gaue noch mit Feuer und Schwert verheerte, beruhigte er die Unterworfenen im Binnenlande. Diese Milde, verbunden mit der Erschöpfung von zahllosen Niederlagen, bewog endlich das heldenmüthige Volk zur allgemeinen Unterwerfung. Dem Wort des großen Königs vertrauend kamen die stolzen Freyheitshelden Wittekind und Alboin selber nach Assigny in Frankreich und nahmen freywillig die Taufe an, 785. Es gereicht Karln zum Ruhme, daß er sie so ehrenvoll behandelte, als es ihre großen Thaten verdienten.

Aber auch dieser Friede war von kurzer Dauer und man muß billig ein Volk bewundern, das nach solchen Erfahrungen immer noch stolz und kräftig genug blieb, das Unglück, selbst den Untergang im Kampfe für die alte Freyheit und Ehre, dem Glück eines Friedens vorzuziehn, sobald es nur ein Schatten von Abhängigkeit befleckte. Karl hütete sich wohl, das trutzige Volk mit Abgaben zu beschweren oder ihm seine alten Gesetze zu nehmen. Nur ihres starken Armes in seinen Feldzügen sich zu bedienen, schien ihm eben so vortheilhaft als ungefährlich. Er wollte sie beschäftigen, ihrer Heldenkraft, die stets nach Thaten dürstete, eine Richtung geben. Aber auch hierin betrog er sich. Die Sachsen konnten nicht

vergessen, daß sie nach eignem Willen und für sich zu allen Zeiten große Thaten vollbracht. Einem fremden, verhaßten Eroberer, ihrem Unterdrücker, dem Haupt eines feindlichen Stammes zu dienen und siegen zu helfen, beleidigte ihren Stolz am tiefsten. Nachdem sie in einigen Feldzügen gegen die Avaren in Oesterreich mitgestritten hatten, verweigerten sie einmüthig die Heerfolge und brachen abermals in offne Empörung aus, 793. Der Krieg flammte von neuem auf. Karl unterwarf das ganze Land 795. Es empörte sich dennoch wieder. Karl unterwarf es nochmals 797. Es ruhte dennoch nicht. Als die fränkischen Gesandten, die zum Dänenkönig geschickt wurden, friedlich durchs Land zogen, fielen die sächsischen Bauern über sie her und schlugen sie todt. Ein neuer Krieg begann. Karl sah sich genöthigt, mit den Slaven Frieden zu machen und sie von Osten her gegen die Sachsen zu hetzen. So von allen Seiten zugleich gedrängt, erlag das tapfre Volk zuletzt. Da ward endlich 803 zu Selz ein dauerhafter Friede gestiftet. Die Sachsen nahmen alle das Christenthum an, verpflichteten sich, der Geistlichkeit den Zehnten zu liefern, nahmen Bischöfe und Grafen unter fränkischer Hoheit an, leisteten die Heeresfolge und ließen ihre Gesetze mit Karls milden Zusätzen niederschreiben. Der größte Theil ihrer alten Gesetze blieb aber beybehalten und der Sachse wurde als Glied des Reichs dem Franken völlig gleich gestellt. Diese ehrenvollen Bedingungen waren die Früchte ihres Heldenmuths. Hätte Karl weniger bewilligt, so würden die Sachsen bis zur Vernichtung fortgekämpft haben, wie die Ostgothen.

Um die Ruhe vollends zu befestigen, sah indeß Karl nochmals zu einem Gewaltstreich sich gezwungen. Er führte die Ostsachsen jenseits der Elbe, weil sie am zweydeutigsten sich betrugen und immer noch den Rachegeist nicht unterdrücken konnten, aus ihren alten Sitzen ge-

waltsam hinweg und verpflanzte sie an den Zusammenfluß des Rheins und Maines. Dort tragen noch jetzt mehrere Ortschaften den Namen der Sachsen, Sachsenhausen bey Frankfurt sogar noch den trutzigen Charakter jenes Stamms. Alles Land bis an die Elbe überließ Karl dagegen seinen Bundesgenossen, den slavischen Obotriten.

In dem eroberten Lande blühte bald ein Geist höherer, christlicher Bildung auf und die Sachsen fuhren fort, unter den deutschen Stämmen einen ehrenvollen Rang einzunehmen. Bald zeichneten sich die von Karl gestifteten Bisthümer zu Osnabrück, Minden, Seligenstadt (Halberstadt) Verden, Bremen, Paderborn, Elze (Hildesheim) und Münster aus. Sie wurden unter die neuen Erzbisthümer von Mainz und Cölln vertheilt. Aber auch die sächsischen Adelsgeschlechter gaben bald dem Reich die besten Helden und eine geraume Zeit die würdigsten Kaiser.

Kapitel CXXVII.

Karls Kriege mit den Arabern.

Die Araber waren unter einander uneins. Einzelne kleine Fürsten oder Emirs machten sich unabhängig und gründeten die kleinen Königreiche, deren Namen noch jetzt üblich sind. Sie riefen Karln selbst zu ihrem Beystand. Die Gelegenheit war also sehr günstig, den Muhamedanern das Uebergewicht des Frankenreichs noch einmal zu zeigen, ihre Einigkeit und Kraft zu brechen, die Gefahr, die von dieser Seite her dem Reiche drohen konnte, für immer abzuwenden, das Reich selbst zu erweitern.

Karl führte seinen Heerbann 778 über die Pyrenäen. Die Sagen melden viel Abentheuerliches von diesem Kriege. Karls erster Feldherr, der berühmte Roland, erscheint dabey im größten Glanze ruhmvoller Thaten.

Indeß war der Kampf hartnäckig. Die Begeiſterung und Tapferkeit der Araber, die Treuloſigkeit der Basken und die neue Empörung der Sachſen, welche Karln zur Rückkehr nöthigte, verhinderten größere Erfolge des Kriegs. Karl eroberte Spanien nicht weiter als bis an den Ebro und machte dieſen Landſtrich zu einer Mark (Grenzprovinz) von Frankreich. Der tapfere Roland aber ward auf ſeinem Rückzuge in einem Thale der Pyrenäen bey Roncęval von den Basken überfallen und erſchlagen.

Im Jahr 799 that Karl einen Seezug gegen die Araber und nahm ihnen die baleariſchen Inſeln, Majorka und Minorka weg. Vielleicht wäre es ihm möglich geweſen, die Araber ganz aus Spanien zu vertreiben, wenn ihm die Sachſenkriege Zeit gelaſſen hätten.

Kapitel CXXVIII.

Thaſſilo.

Das uralte Geſchlecht der Agilolfinger beſaß das größte Anſehn bey den Baiern und behauptete ſich bis auf Thaſſilo in der herzoglichen Würde. In dieſem kühnen Manne fand das eiferſüchtige Volk ein Haupt, wie es ihm zuſagte. Wie viele frühere Herzöge gegen die Franken ſich empört hatten, war auch er ſchon mit Pipin im Kriege begriffen geweſen. Seinem Ehrgeiz folgend, auf ſeinen Heldenmuth und auf ſein Volk vertrauend, ließ er auch durch die Uebermacht des großen Karl ſich nicht abſchrecken, nach Unabhängigkeit zu ſtreben. Er benutzte die Zeit, da Karl mit ſchweren Kriegen beladen war, ſich in Baiern ganz frey zu machen, verweigerte die Heerfolge, handelte ganz wie ein ſelbſtändiger König und gab den Baiern ein neues Geſetz, das noch vorhanden iſt. Um ſich in ſeiner Herrſchaft zu befeſtigen, rief er ſeine Nachbarn, die Avaren in Oeſterreich und Un-

garn auf, verheerende Einfälle in das Reich zu thun, und schloß enges Bündniß mit ihnen. Sein Haß gegen die Franken ward noch heftiger entflammt durch seine Gemahlin Luitberga, des letzten Desiderius Tochter.

Als aber Karl einen Augenblick Ruhe gewann, zog er mit großer Heeresmacht gegen Thassilo und schloß ihn auf dem Lechfeld ein. Diesem blieb nichts übrig, als um Gnade zu bitten. Karl verzieh ihm, ließ sich Geißeln stellen und Treue geloben.

Aber schon im folgenden Jahr 788 brach Thassilo sein Wort. Obwohl sein eigner Sohn bey dem König als Geißel sich befand, schwur er, lieber zehn Söhne verlieren, als so abhängig leben zu wollen, wie er versprochen. Er suchte heimlich wieder der Avaren Hülfe und stellte den fränkischen Grafen nach, die Karl über sein Land gesetzt. Doch schob er die offne Empörung noch auf, weil Karl eben Friede hatte und zu Ingelheim einen großen Reichstag hielt, ja er erschien selbst auf der Versammlung. Seine Pläne waren verrathen, er ward in offner Versammlung gerichtet und zum Tode verdammt. Karl aber ließ ihn nebst seinem Sohne in ein Kloster gehn, und Baiern fortan allein durch fränkische Grafen regieren.

Kapitel CXXIX.

Karls Kriege mit den Slaven.

In die Länder ostwärts der Elbe und Saale, welche die gothischen Stämme verlassen hatten, waren Slaven gedrungen. Ein ausgezeichneter Stamm derselben, die Wenden, nahm Norddeutschland ein und kam in hartem Kampf mit den Sachsen, dann mit den Franken. Zu ihm gehörten die Obotriten, die am meisten westlich in Mecklenburg, und die Wilzen, die am meisten östlich in Pommern an die Küste stießen. Sie hatten schon große

Handelsſtädte. Ein anderer ſlaviſcher Stamm, die Sorben genannt, ſaß zwiſchen Oder und Saale, in Böhmen die Böhmen oder Tſchechen. Alle dieſe Stämme waren unter einander uneins, wie früher die germaniſchen, und Karl betrug ſich nicht anders gegen ſie, als die Römer ſich gegen die Deutſchen betragen hatten. Aber ſo tapfer die ſlaviſche Nation ſich erwieſen, ſo mangelte ihr doch der nachhaltige Sinn für Freyheit. Von Natur unkräftiger als die Deutſchen, hatten ſie zugleich einen ſtärkern Gegner im Kampfe vor ſich. Karl begann nur den Kampf, den das deutſche Reich nachher Jahrhunderte lang fortführte und der mit Wiedereroberung aller den gothiſchen Stämmen ehemals zugehörigen Länder und gänzlicher Unterwerfung und Germaniſirung der Slaven bis an die Oder und Weichſel endete. Dieſe Unterwerfung war nicht minder grauſam und ungerecht, als jene, die einſt die Römer über einen Theil von Teutſchland verhängten. Aber in jenen Zeiten hatte man noch keine Ahnung von dem Völkerrecht, nach welchem die Nationen friedlich neben einander ſich ſollen beſtehen laſſen. Die Slaven achteten die deutſchen Grenzen nicht, machten verheerende Einfälle, raubten, mordeten und ſuchten zu erobern. Sie würden die Deutſchen unterjocht haben, wenn ſie nicht von dieſen unterjocht worden wären. Karl und ſeine Nachfolger mußten der Gefahr vorbeugen, die von dieſer Seite dem Reiche drohte. Dazu kam der Glaubensſtreit. Die Begeiſterung für das Chriſtenthum machte es den Deutſchen zur Pflicht, die Heiden zu bekehren, und um dieſen frommen Zweck zu erreichen, wurden ſelbſt die gewaltthätigſten und grauſamſten Mittel nicht geſcheut. Man glaubte ſich hinlänglich gerechtfertigt, ja ein großes Verdienſt erworben zu haben, wenn man die Slaven nur zum Chriſtenthum bekehren könnte, ſey es auch, daß man

ſie zu tauſenden vorher hinſchlachtete und ihnen den Genuß der alten Ehre und Freyheit raubte.

Dieſe Gründe waren es, die Karl den Großen zum Kampf bewogen, die den Kampf in der Folge beſtändig nährten. Eine Zeitlang verhinderten die Sachſen Karls Unternehmungen gegen die Slaven. Erſt 789 fiel er mit ſeinem Heerbann ins Land der Wenden und bezwang Obotriten und Wilzen. Indeß ſchreckte ſie nur dieſer Zug; an eine dauernde Unterwerfung war noch nicht zu denken. Dagegen benutzte Karl ſehr geſchickt ihre Uneinigkeit. Die Obotriten, die ihm als nächſte Nachbarn vorzüglich gute Dienſte leiſten konnten und von den andern ſlaviſchen Stämmen gehaßt wurden, nahm er zu treuen Bundesgenoſſen an, begünſtigte ſie auf jede Weiſe, bediente ſich ihrer Waffen gegen die Sachſen und ſchenkte ihnen zum Lohn die öſtlichen, ſächſiſchen Gaue, das alte Land der Angeln jenſeits der Elbe, das heutige Meklenburg.

In den Jahren 805 und 806 zog Karl auch gegen die Sorben und Böhmen und machte ſie eine Zeitlang tributbar. So bahnte er ſeinen Nachfolgern den Weg zur Eroberung.

Kapitel CXXX.

Karls Kriege mit den Avaren.

Die Avaren, ein wilder tatariſcher Stamm, waren den Longobarden gefolgt, und hatten in Ungarn und Oeſterreich ſich feſtgeſetzt. Sie befanden ſich in beſtändigem Kriege mit den ſlaviſchen Böhmen und mit den Herzögen von Friaul. Thaſſilo verband ſich mit ihnen gegen die Franken. Sie thaten 789 einen verheerenden Einfall. 791 zog Karl mit großer Heeresmacht und mit einer Flotte die Donau hinab und zerſtörte das Land

der Avaren bis an den Raabfluß. Auch die folgenden Jahre war er sehr beschäftigt, dies Volk zu bezwingen. Er hat offenbar die Absicht gehabt, durch Ungarn bis Constantinopel zu dringen, Morgenland und Abendland unter einer Herrschaft wieder zu vereinigen. Darum gab er sich auch Mühe mittelst eines Kanals den Rhein und die Donau zu verbinden. Alle diese Anstalten machten aber die Sachsen zu Schanden, als sie die Heerfolge gegen die Avaren verweigerten und Karln in neue Kriege verwickelten.

In den folgenden Jahren stritten Pipin und Karl, Sohn und Enkel des großen Karl, gegen die Avaren. 797 thaten diese einen verheerenden Zug ins Tyrol. Pipin schlug sie zurück. Erst 803 unterwarfen sie sich und wurden Christen. Die Raab ward des Reiches Grenze gegen Osten.

Kapitel CXXXI.

Karls Kriege mit den Normannen.

Normannen, Männer des Nordens, hießen alle Skandinavier, die ihre Heimath verließen, um zu Wasser und zu Lande auf Abentheuer und Eroberung auszuziehn. In der Heidenzeit waren alle deutsche Völker so gewandert. Das Christenthum machte diesen Zügen im Süden ein Ende und nur noch die Skandinavier, die letzten heidnischen Germanen, behielten die alte Sitte bey. Bisher waren die Sachsen eine Schutzmauer gegen die Normänner gewesen. Seit Karl auch diese unterworfen hatte, wurden die nordischen Räuber und Helden dem friedlichen Frankreich sehr gefährlich.

Die Dänen leisteten den Sachsen Vorschub. Zu ihnen floh Wittekind und fand Schutz und Beystand. Ihr König Gottfried fiel über die Obotriten, Karls Bundesge-

noſſen, her und wurde nur nach hartem Kampf durch die fränkiſchen Heere zurückgetrieben. Um aber im eignen Lande ſicher zu ſeyn, warf er einen großen Wall und Graben auf, der die däniſche Halbinſel von Deutſchland ſchied. 810 landete er mit 200 Schiffen in Friesland und drohte ſelbſt nach Aachen, Karls vornehmſter Pfalz, zu ziehn. Sogleich ſammelte Karl den fränkiſchen Heerbann und zog gegen die Normannen. Aber ſchon unterwegs vernahm er, die Feinde hätten ihren eignen König erſchlagen, weil er im Uebermuth der Heldenkraft nach tyranniſcher Gewalt geſtrebt, und ſie ſeyen nach Dännemark zurückgekehrt. Darauf ſchloß Karl mit Hemming, Gottfrieds Nachfolger, Friede und machte die Eyder zu des Reiches Grenze, ließ aber in der Nordſee eine große Flotte bauen, um vor künftigen Seezügen der Normannen die Küſten zu decken.

Kapitel CXXXII.

Karl der Große, erſter römiſch-deutſcher Kaiſer.

Jenes waren die kriegeriſchen Thaten des größten unter den Frankenkönigen. Durch ſie ward das Reich erweitert vom Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Eyder. Mit Ausnahme der Engländer und Skandinavier waren alle deutſche Stämme zum erſtenmal unter einem Haupte vereinigt. An ſie ſchloſſen ſich alle abendländiſchen Römer und ein Theil der Slaven und Avaren an. Das große Reich hatte eine natürliche Verbindung innerlich, bildete ein natürliches Ganze, gegen außen abgeſchloſſen; aus ſo verſchiedenen Elementen es zuſammengeſetzt war, ſo zeigte ſich doch die anziehende Kraft zwiſchen denſelben ſtärker, als die abſtoßende und dagegen befanden ſie ſich insgeſammt in einem ſo ſtarken

Gegenſatz gegen außen, daß derſelbe ihre Verbindung eng befeſtigen mußte. Wir unterſcheiden zwar in dem großen Reiche Karls noch Römer und Deutſche, Sieger und Beſiegte, Freunde der königlichen Gewalt, Freunde der alten Volksgewalt; aber dieſe Unterſchiede konnten ſich kaum geltend machen gegen die ſtarken Bande, die zur Einigkeit aufforderten.

Dieſe Bande waren folgende: Zuerſt die katholiſche Religion. Sie herrſchte über das ganze Reich, aber auch allein und ausſchließlich über daſſelbe. Die Begeiſterung für ſie, ihre Gewalt über die Völker, ihr für die Völker genau paſſender Charakter, ihre wohlgeordnete Verfaſſung unter dem einigen Haupte, dem Papſte, vereinigten alle Völker des großen Reichs in einem Geiſte, waren das ſtärkſte Mittel ihrer innern Verbindung. Nach außen aber waren die Grenzen der Kirche zugleich die des Reiches und jeder Gegenſatz gegen die Kirche wurde zu dem des Reiches, mithin wieder zu einem Mittel, daſſelbe einig zu machen. Die Gefahr, mit der von Süden her der Muhamedanismus die Chriſtenheit bedrohte, vereinigte Römer und Deutſche und löste ſelbſt den Stammhaß unter den letztern in reine Begeiſterung und brüderliche Treue auf. Gegen das griechiſche Kaiſerthum fanden die katholiſchen Chriſten ſich ebenfalls in lebhaften Gegenſatz verſetzt. Gegen die heidniſchen Slaven und Normannen mußte derſelbe chriſtlich brüderliche Geiſt ſich waffnen. England allein trennte ſich von dem katholiſchen Reiche, wozu es ſeine inſulariſche Lage aufforderte. Wie aber die Gefahr, die theils dem Chriſtenthum überhaupt, theils ins beſondere der katholiſchen Kirche von außen drohte, zu einer Schutzverbindung trieb, ſo wirkte nicht minder der damals allgemein herrſchende Glaube, daß es Pflicht der Chriſten ſey, die ganze Erde zu bekehren und alle Völker in einem Got-

tesreiche zu vereinigen, zu einer Trutzverbindung, zum Zusammenhalten, um zu bekehren und die Lehre des Kreuzes nach allen Richtungen zu verbreiten.

Sodann der Geist römischer Sprache und Bildung. Alles, was davon übrig war, hatte sich ausschließlich im Reiche erhalten und über alle Theile desselben verbreitet. Griechenland und England hatten sich aus andern Ursachen davon allein ausgeschlossen. Das Vorwalten des römischen Geistes aber, so wie der Gegensatz des arabischen Wesens im Süden, des slavischen im Osten und des heidnisch-deutschen im Norden trug sehr viel bey zur innern Bindung und zur äußern Abgeschlossenheit des Reiches.

Drittens der Geist des deutschen Volkes. Alle deutschen Stämme fanden sich plötzlich zum erstenmal vereinigt und je mehr ihre Besonderheiten sich versöhnten, desto freyer konnte sich der Geist entfalten, der ihnen allen auf gleiche Weise eigenthümlich war. Der Gegensatz gegen Araber, Griechen, Slaven und heidnische Skandinavier wirkte zu der Vereinigung thätig mit. Ein ausschließlich deutsches Reich lag zwar keineswegs im Sinne der Zeit, denn die Römer waren mit den Deutschen verwachsen und der christliche Glaube ließ nach einem allgemeinen Weltreich über die Schranken des deutschen Volkes hinaus streben; aber die Vereinigung aller deutschen Stämme im römisch-christlichen Geist trug doch das meiste zu der innern Bindung des Reiches bey.

Viertens nöthigten die Araber, Avaren, Slaven, und Normänner durch ihre eignen Angriffe das Reich zur Vertheidigung, und, sofern der Krieg nicht anders geendet werden konnte, zu Eroberung und Unterwerfung. Dies trug nicht weniger als der Bekehrungseifer zur Erweiterung und Einigung des Reiches bey.

Fünftens erinnerte die Erweiterung des Reiches, erinnerten die Kriege und Eroberungen nothwendig an das alte Römerreich, und das Andenken an seine Herrlichkeit, das noch nicht erloschen war, erneuerte den Sinn für Erhabenheit und Pracht. Das stolze Gefühl der Macht eines Riesenstaates kehrte zurück nicht nur in die Seele des Herrschers, sondern auch der Untergebnen. Die Aehnlichkeit des neuen Reiches mit dem alten und das uralte Ansehn des römischen Namens führte zu einer leichten Verknüpfung beyder großen Erscheinungen und man gab mit Vorliebe dem neuen Reiche den alten Namen des römischen.

Alle diese Umstände zusammengenommen führten auf die Idee eines Reiches, das im weltlichen Sinne und vermöge der Mittel seiner Entstehung das altrömische Kaiserreich wiederholen, im religiösen Sinne aber und seinem Zwecke nach eine ganz neue Erscheinung seyn sollte, nehmlich ein christliches Reich über die ganze Erde verbreitet, alle Völker in einem Glauben, in einem Geiste, in einem friedlichen Staate umfassend. In diesem Sinne wurde das Reich das heilige, seinen wichtigsten, nationellen Bestandtheilen nach aber das römisch-deutsche genannt. Es mußte nothwendig in zwey Reiche zerfallen, in ein göttliches und in ein weltliches, in eine Kirche und in einen Staat. Jedes derselben mußte ein einiges Ganze bilden unter einem sichtbaren Haupte, dem Stellvertreter des einen persönlichen Gottes. Das Haupt des geistlichen Reiches ward der Papst, das Haupt des weltlichen Reiches der römisch-deutsche Kaiser. Gott der Herr, hieß es, hat zwey Schwerter gegeben, die Erde zu regieren, das eine dem Papste, das andre dem Kaiser.

Diese neue Umgestaltung der Dinge lag also im Geist der Zeit und der riesenstarke Arm des großen Karl war

nur das äußere, sichtbare Werkzeug, das da ausführte, was seit Jahrhunderten vorbereitet war. Gerade darin besteht seine Größe, daß er im Sinne der Zeit handelte, was sich äußerlich vereinigen sollte, gewaltsam zu einander führte, und dem neuen Geist und Leben, das aus der Vereinigung sich von selbst entwickeln mußte, keine hindernde Schranke vorschob, sondern freye Bahn eröffnete. Er zerstörte die letzten Hindernisse, welche die Vereinigung des großen Reichs, die doch das Bedürfniß der Zeit war, bisher innerlich und äußerlich aufgehalten hatten; er erweiterte das Reich bis zu den natürlichen Schranken, da fremder Glaube und fremde Sitte sich ihm entgegensetzten, und als er die Vereinigung aller der Stämme, die zu einem natürlichen Ganzen gehörten, bewirkt hatte, war nur noch seine Sorge, das neue, große Leben, das diese Vereinigung entwickeln konnte, in seinem natürlichen Wachsthum zu fördern. Er war der größte unter den Männern, die im Geist ihrer Zeit gehandelt haben und unter den großen Männern der, welcher am meisten im Sinne seiner Zeit handelte.

Als sich Karl im Jahr 800 in Rom befand, nahm er am Weihnachtsabend in der Peterskirche aus des Papstes Leo III Hand die römische Kaiserkrone. Das versammelte Volk rief aus: Karl Augustus, der von Gott gekrönte, große und friedfertige römische Kaiser! ihm Leben und Sieg! Solchen Anfang nahm das Kaiserreich des Mittelalters.

Kapitel CXXXIII.

Karls Aenderungen in der Verfassung.

Die Annahme des kaiserlichen Purpurs war die wichtigste Aenderung, die Karl in der Verfassung einführte.

Sie gab ganz Europa eine neue Gestalt und übte so dauernden Einfluß, daß von ihr ein ganzer, großer Zeitraum benannt wird, die Kaiserzeit oder das Mittelalter. Unter den übrigen Einrichtungen Karls waren die meisten im Sinne der Zeit gleichsam von selbst entstanden und daher von dauerhaftem Einfluß. Einige aber gingen nur von seiner Persönlichkeit aus, mußten gerade unter diesem großen und gebieterischen Manne entstehn und mit ihm wieder untergehn, sobald ein schwächerer Kaiser folgte.

Zu jenen ersten gehörten seine Verbesserungen in der Kirche und seine Sorge für die Cultur des Landes und Volkes, die wir in den folgenden Kapiteln betrachten werden. Auch dem Gerichtswesen gab er dauerhafte, neue Formen. Er führte im ganzen Reich, auch bey den Longobarden und Sachsen die Schöppen ein, und gab eine große Menge neuer Gesetze, die so genannten Capitularien. Die Schöppen und die neuen Gesetze hingen genau zusammen. Sie dienten einander wechselseitig und sicherten beyde dem Kaiser den Einfluß auf das Gerichtswesen. Der Kaiser war der Mittelpunkt der gesetzgebenden und der richterlichen Gewalt, so wie er der Mittelpunkt des Staates überhaupt war. Der Staat beruhte auf dem Vertrage des Kaisers mit den Völkern des Reichs. Vom Kaiser, von oben her ging die Einheit und das Allgemeine aus; von den Völkern, von unten her ging die Vielheit und das Besondere aus. Jedes Volk behielt den größten Theil seiner alten Gesetze, seines alten Gerichtswesens und die Arimannen richteten noch immer öffentlich über sich selbst. So äußerte sich die Macht des Volkes von unten her. Ihr kam aber die Macht des Kaisers von oben her entgegen. Neue Gesetze, in Capitularien niedergeschrieben, allgemeine Regeln in Bezug auf das neue Kaiserthum, in Bezug auf die Verbesserung der Kirche und der Sitten und Bildung enthaltend, gin-

gen vom Kaiser aus und wurden neben den besondern Gesetzen der verschiedenen Reichsvölker geltend gemacht. Schöppen, die der Kaiser wählte, die gelehrte Rechtskundige seyn mußten, nahmen den Vorsitz in den Gerichten der Arimannen und waren die Vertreter der kaiserlichen Macht, die Bürgen für die neuen allgemeinen Gesetze, während die Arimannen die alte Macht des Volkes vertraten und für die besondern Landesgesetze bürgten. Jene Schöppen waren bey den Franken schon mit dem Aufkommen der königlichen Gewalt, die sie eben vertraten, auf natürliche Weise entstanden, und sie dauerten nach Karl nicht nur fort, sondern nahmen den gleichen Fortschritt und die gleiche Ausbildung, welche die kaiserliche Macht selbst entwickelte.

Minder dauerhaft waren die Einrichtungen, welche Karl in der Verwaltung des Reiches traf. Sie gingen nur von seiner Persönlichkeit aus und mit derselben unter. Sie beruhten nicht auf dem Bedürfniß der Völker, sondern nur auf dem des großen Herrschers und dieses trat sogar gewaltsam jenem entgegen.

Karl anerkannte im Gerichtswesen die Besonderheiten der deutschen Stämme. Franken, Gothen, Longobarden, Bürgunder, Alemannen, Baiern, Thüringer, Sachsen und Friesen behielten ihre alten Gesetze und Rechte. Es war das Bedürfniß dieser Stämme, sich im Innern auch selbst zu regieren durch einen eigenthümlichen Herzog aus der Mitte eines jeden Stammes, und nur durch diesen nach oben vom Kaiser abzuhangen. So hätte, wie im Gerichtswesen, so in der Verwaltung die Besonderheit der Stämme neben der Einheit des Reiches bestanden. Karl aber wollte das nicht. Er duldete keine großen Herzöge, setzte sie alle ab und ließ das ganze, große Reich durch kleine Gaugrafen regieren, davon jeder zu ohnmächtig war, um sich zu empören. Die

ſſicht über dieſe Grafen übergab er den ſo genannten
endgrafen (missi dominici), die ſeine vertrauteſten
ſallen waren und ſtets umherzogen, von Gau zu
au im Namen des Kaiſers zum Rechten zu ſehn. So
fflich dieſe Einrichtung war, inſofern ein gewaltiger
eiſt, wie Karl, ſie leitete, ſo ſehr der Kaiſer Urſach
tte, ſich der meuteriſchen Herzöge, die ſchon ſo viel
ruhen erregt, zu entledigen, ſo war es doch nur ſeinem
erwiegenden Genie möglich, eine ſolche Verwaltung
gen den Wunſch der Völker durch zu führen, und ſo bald
todt war, mußte das alte Bedürfniß auch die Her-
ge wieder einführen.

Wie in dieſer Errichtung der Sendgrafen die Kai-
macht die Volksmacht überwog, ſo auch in der Anord-
ng der großen Volksverſammlungen, und in dem Ue-
rgewicht, das die kaiſerlichen Vaſallen über die Ari-
nnen erhielten. Beydes hing genau zuſammen. Der
waltige Kaiſer wollte ſelbſt herrſchen, er konnte es
d that es. Die kleinlichen Rückſichten der beſondern
täumme, ihre Eiferſucht, ihr Hochmuth war ſeinen gro-
n Unternehmungen hinderlich. Er konnte ſie beherr-
en und beherrſchte ſie. Darum brach er die alte Kraft
s Volkes auf dem Maifelde, indem er ſie theilte
d in Widerſpruch ſetzte. Er trennte die Arimannen,
e Vaſallen und die Geiſtlichen, und hielt mit jedem
tande beſondere Verſammlungen. Jedem einzelnen war
weit überlegener, als er allen hätte ſeyn können. Die
n am bereitwilligſten dienten, belohnte er mit der
ößten Gunſt. Er hielt ſehr häufig beſondere Reichstage
lacita) deren Zeit und Dauer er willkührlich beſtimmte
d bey denen er nur ſeine Reichsbeamten und Vaſallen
Rathe zog. Hier gab er Geſetze, ließ die Capitula-
n niederſchreiben, beſchloß Krieg und Frieden, und was
r entſchieden worden, das ließ er auf dem gewöhnlichen

Maifelde von den Arimannen nur bestätigen. Diese waren an Zahl und Macht bereits geschwächt und Karl gab neben ihnen allen seinen Vasallen Sitz und Stimme. So gingen alle seine Befehle ohne Widerspruch durch. Mit den Geistlichen aber hielt er ganz besondere Kirchenversammlungen, bey welchen er allein als Laie sprach und den Vorsitz führte. Durch diese Trennung der Stände in besondre Sitzungen ward der Grund zu der Ständeverfassung des mittelalterlichen Kaiserreichs gelegt. Nur ward dasselbe Mittel, wodurch Karl seine kaiserliche Macht behauptete, derselben in der Folgezeit gefährlich, indem die Macht der Vasallen unter großen Herzögen und der Geistlichen unter dem Papste, wie sie durch Karln über die alte Macht der Arimannen war erhoben worden, so viel Kräfte an sich sog, daß sie den Kampf mit dem Kaiser selber wagen konnte.

Kapitel CXXXIV.

Die Kirchenverbesserung.

Karl handelte nicht minder willkührlich in Kirchensachen, denn er war überall gewohnt, selbst zu herrschen. Aber sein Wille entsprach dem Bedürfniß der Zeit. Er herrschte nur dadurch, daß er diesem Bedürfniß diente und Zweck und Erfolg ließen das Gewaltthätige der Mittel vergessen. Nie ist wieder einem weltlichen Herrn die Kirche, nachdem sie schon zu so großem Ansehn gelangt war, so völlig unterworfen gewesen. Karl gestattete weder, daß eine allgemeine Kirchenversammlung unabhängig von den Laien gehalten wurde, noch daß der Klerus mit dem Volk vereinigt dem Kaiser gegenüber stand, sondern er selbst nahm als Laie den Vorsitz bey den Kirchenversammlungen ein, trennte dieselben aber von den Maifeldern und von den Placitis, so daß nicht das Volk, nur er selbst allein auf sie Einfluß übte.

Schon dieſe äußre Anordnung zeigte den Herrſcher. Dergleichen Kirchenverſammlungen hielt er 792 zu Regensburg, 794 zu Frankfurt, 813 zu Mainz. Auf denſelben traf er neue Einrichtungen für das Innre der Kirchenſachen. Von ihm ging alles aus, Papſt und Klerus beugten ſich vor ihm, Mönche und Weltgeiſtliche, mußten ſich der ſtrengen Sittenverbeſſerung, die er befahl, unterwerfen. Er ſchärfte die Kirchenſtrafen, beugte dem Müßiggang und der Lüderlichkeit der Mönche vor und hielt ſie zu einer höhern wiſſenſchaftlichen Bildung an, indem er mit den Klöſtern die erſten Volksſchulen verband.

Aber das Volk hatte alle Urſach, über dieſe Einrichtungen ſich zu freuen. Sie bezweckten nur die Beſſerung des Volks, ſie waren im religiöſen Sinne der Zeit getroffen, Karl erſchien durch ſie an Gottesfurcht und Glaubenseifer als der erſte ſeines Reichs. Einem ſolchen Mann fühlt ſich jeder Wille unterthan. Das Volk ließ willig den befehlen, deſſen Befehl ſeine Bedürfniſſe am vollkommenſten befriedigte.

Auch die Kirche ſelbſt ließ ſich die Machtſprüche Karls gefallen, weil ſie wohl fühlte, daß ſie dadurch das meiſte gewann, weil Karl nur dem Namen nach als Laie handelte, der That nach aber nicht anders, als ob er ſelber Papſt und nur auf das Wohl der Kirche bedacht geweſen wäre. Der Papſt und mit ihm die Einheit der Kirche gewann durch Karl außerordentlich. Der gefährliche Einfluß der Longobarden ward für immer unſchädlich gemacht; die pipiniſche Schenkung ward dem Papſt beſtätigt und durch die Macht des Reichs geſichert; die Achtung, die der Kaiſer dem Papſt erwies, ſein enges Bündniß mit ihm, der Einfluß, den der Papſt über den ausgedehnten und ſtark vermehrten Klerus des Reichs erhielt, die Anerkennung ſeiner Heiligkeit, vermö-

ge welcher er im Namen Gottes dem Kaiſer die Krone und den neuen Namen verlieh, alles das erhob ihn zu dem erſten Range nach dem Kaiſer, zum Haupt des göttlichen Reiches in der Mitte des weltlichen, und ſein Anſehn wuchs dadurch dergeſtalt, daß ſchon in den nächſten Jahrhunderten die Frage entſtehn konnte, ob nicht dem Papſt und dem geiſtlichen Reiche der höhere Rang über dem Kaiſer und dem weltlichen Reiche gebühre. Wie an Einheit, ſo gewann die Kirche durch Karl auch an Ausdehnung, indem er viele Millionen Heiden zum Chriſtenthum bekehrte und im Innern Deutſchlands mächtige Bisthümer gründete. Sie gewann ferner an innrer Vollkommenheit und dadurch wieder an Heiligkeit und Einfluß auf das Volk durch die zahlreichen, neuen Kirchengeſetze, welche den Geiſtlichen wahre Frömmigkeit, Sittlichkeit und Bildung zur Pflicht machten.

Kapitel CXXXV.

Karls Sorge für die Bildung.

Selten haben Eroberer das Schwert wegzulegen und das friedliche Scepter zu führen verſtanden; ſelten haben große Helden ihr Volk geliebt und es zu beglücken geſucht, ſelten iſt mit einem nach Sieg und Herrſchaft ſtrebenden Kriegerſinn die Sorgfalt für jedes Bedürfniß des friedlichen Lebens, für Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunſt, Wiſſenſchaft, Erziehung gepaart geweſen, ſelten hat ein Herrſchergeiſt, der nach dem Höchſten geſtrebt, auch freundlich und wohlthätig mit dem Kleinſten und Niedrigſten ſich zu befaſſen Neigung und Geſchick gezeigt; ſelten hat, wer ein Meiſter im Zerſtören war, auch als ein Meiſter im Bauen ſich erwieſen.

Karl gehört zu den wenigen ausgezeichneten Menſchen, in deren großem Geiſte jene Widerſprüche ſich

auflößten. Er war ein geborner Fürſt des Krieges, aber auch des Friedens. Wie er in allen Feldzügen der erſte voranzog, allen ein Muſter, ſo war er auch im Frieden der thätigſte, beſorgt für jeden Stand, jedem gewachſen, jedem ein Vorbild. Sein klarer Geiſt durchſchaute und leitete alle Angelegenheiten der Kirche. Er kannte das Privatleben, die Bedürfniſſe der Einzelnen, den Geiſt ſeiner Zeit, die Beſonderheiten der Völker und verfaßte dem gemäß mit eben ſo viel Kenntniß des Volks und Liebe zum Volk, als mit gebieteriſcher Kraft die zahlreichen neuen Geſetze. Als Feldherr, Verweſer der Kirche, Regent, Geſetzgeber und Richter war er gleich groß und der größte ſeines Reichs. Er that noch mehr. Nichts blieb ihm fremd, was den Wohlſtand und die Bildung des ganzen Staats und jedes Einzelnen fördern konnte.

Er begriff die Bedeutung, welche der Handel für den Staat haben kann, und verſtand ſich darauf, als ob er ſelbſt der erſte Kaufmann ſeines Reichs geweſen wäre. So wenig das deutſche Volk damals noch zur Handelſchaft geneigt war, ſo hinderlich die auswärtigen Kriege und beſonders die gegen die Muhamedaner und Normänner dem größern Seehandel ſeyn mußten, ſo brach er doch wenigſtens die erſte Bahn zu einem Handelsverkehr, der den Deutſchen bisher fremd war. Er munterte die Kaufleute auf und gab ihnen bedeutende Vorrechte. Die Juden, die nach der Zerſtörung von Jeruſalem durch die Römer als Sklaven fortgeſchleppt und in alle Länder zerſtreut worden waren, beſchäftigten ſich, ſeit ſie mit den Römern unter die Herrſchaft der Deutſchen gekommen waren, ausſchließlich mit dem Handel. Karl achtete ihren Eifer und ihr Geſchick für dieſen Erwerbzweig und gab ihnen trotz dem Vorurtheil der Chriſten ſo viele Rechte, als die Menſchlichkeit gebot und der

Vortheil des Staates verlangte. Straßen wurden angelegt, durch strenge Gesetze die Reisen der Kaufleute gesichert. Mit den slavischen Handelsstätten an der Ostsee, mit den Griechen ward Verbindung angeknüpft. Jene lieferten Sklaven und Pelze, diese Edelsteine, Zeuge, Früchte. Im Innern des Reichs wurden neue Marktplätze errichtet und fremde Handelsleute dabey zugelassen, so zu Bardewyk, Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Regensburg, Lorch.

Für Ackerbau und Handwerke war Karl ebenso besorgt, als er sich darauf verstand. Seine Pfalzen, vorzüglich Aachen, Ingelheim, Mainz, Nimwegen, da er Palläste, Gärten, Aecker, Weinberge, Wiesen und Wälder durch eigne Knechte verwalten ließ, dienten dem ganzen Reich als Muster guter Haus- und Feldwirthschaft. Hier ließ er anwenden, was er von Römern und Slaven, die im Anbau des Bodens den kriegerischen Deutschen überlegen waren, erlernt hatte. Hier ließ er fremde Früchte pflanzen, fremde Thiere aufziehn und jeden Versuch anstellen, der dem Anbau des ganzen Landes Vortheil gewähren konnte. Er gab den Bewohnern seiner Pfalzen ein eignes sehr ausführliches Gesetz (capitulare de villis) das eine vollkommne Anweisung zur Landwirthschaft enthält, und dem übrigen Volk als Lehrbuch diente.

Die Handwerke wurden damals noch von Weibern und Knechten besorgt. Karls eigne Töchter mußten weben und sticken und das Hauswesen besorgen, wie die Töchter eines wohlhabenden Bauers und allen Weibern des Landes zum Muster dienen. Jenes Gesetzbuch enthielt auch die Vorschriften für die Handwerker und man ersieht daraus, wie eifrig Karl bemüht war, was die Römer darin mehr geleistet, den Deutschen zu eigen zu machen. Die vielen Arten von Gewerken, vom Goldar-

beiter bis zum Schuster, zeigen, wie viel damals schon für die Bequemlichkeit und Schönheit des Hauswesens gethan wurde. Schön gewirkte und gestikte Gewänder, bunte Röcke und Fahnen, Schildereien, geschnitzes Tafelwerk, zierliche Möbeln, goldne und silberne, mit Bildwerk ausgelegte Gefässe, prächtige Waffen und Rüstungen, Glasfenster, musikalische Instrumente machten das häusliche, gesellige Leben behaglich und prächtig.

Für die schönen Künste sorgte Karl, so viel er konnte und so viel ihm der gesunkene Geschmack der Griechen und Römer, so wie der noch unentwickelte der Deutschen erlaubte. Er baute viele neue Kirchen, Palläste und Schlösser, schmückte die Kirchen mit reichem Getäfel, mit Bildern und Gefäßen, verbesserte die Musik, rief geschikte Sänger und Tonkünstler aus Italien und errichtete Sing- und Musikschulen. Auch der Dichtkunst war er günstig. Er soll eine Menge altdeutscher Sagen und Gesänge haben niederschreiben lassen. Wahrscheinlich waren es wenigstens zum Theile die, von denen wir noch später Umarbeitungen besitzen, die Sagen der Gothen, vorzüglich die von Dieterich, die Sagen der Burgunder, besonders die von Etzel und Gonthachar, die sich mit den fränkischen und nordischen im Niebelungenliede verknüpften, und was uns sonst noch von den ältesten Stammsagen übrig ist. Für diese Sorgfalt ward Karl aber auch würdig belohnt, indem er selbst spätern deutschen und französischen Dichtern zum Gegenstand zahlreicher und herrlicher Gesänge geworden ist.

Auch die Wissenschaften, bisher ausschließliches Eigenthum der Geistlichen, strebte Karl zum Gemeingut zu machen. Weder ein übermäßiger Herrscherstolz, noch eine übermäßige Andacht hinderten ihn, nach vielseitigen wissenschaftlichen Kenntnissen, selbst nach einer Art von Gelehrsamkeit zu streben. Er erkannte den hohen Werth

der Wissenschaften und suchte das Volk mehr als bisher dazu anzufeuern. Er stiftete viele Schulen und besuchte dieselben nicht selten in eigner Person, um zum Rechten zu sehn und durch Tadel und Lob zu ermuntern. Er ließ eine Deutsche Sprachlehre niederschreiben und verbesserte den Kalender. Um die Verbesserung der Wissenschaft und des Unterrichts desto sichrer leiten zu können und um sein eignes Bedürfniß nach Bildung und geistreichem Umgang zu befriedigen, versammelte Karl die gelehrtesten und edelsten Männer seiner Zeit an seinem Hof. Unter diesen zeichnete sich vorzüglich Alcuin, ein Engländer, aus, den Karl durch wiederholte inständige Bitten bewog, über Meer zu ihm zu kommen und das Schulwesen zu leiten, ferner Angilbert, Peter von Pisa, Paul Warnfried, Paulinus von Aquileja, Theodolfus, der fromme Bischof Turpin, der junge Eginhart, welche beyden letztern Karls Leben beschrieben haben. So oft diese und andre gelehrten Männer von ihren Geschäften und Karl selbst von seinen Kriegen und Staatsangelegenheiten Zeit und Muße übrig hatten, versammelten sie sich, unterrichteten und unterhielten einander und bildeten eine engverbundene gelehrte Gesellschaft. Die heiligen Schriften, die griechischen und römischen Dichter und Weisen wurden hier gelesen und bewundert. Die Glieder der Gesellschaft nahmen daher auch eigne Namen von jenen Alten an. Karl ward in diesem schönen Kreise edler Männer nicht anders als König David genannt, Alcuin hieß Horaz: Angilbert Homer u. s. w. Noch lange zeigte sich dieser hohe Geist der Bildung wirksam in Karls Familie. Einer seiner Enkel, Nithart, ward ein berühmter Geschichtschreiber.

Kapitel CXXXVI.

Karls Person.

Karl soll sieben Fuß hoch gewesen seyn. Sein Körper war stark und in jeder Turn- und Waffenkunst vollkommen durchgebildet. Nicht sein Geist allein, auch sein Arm überwand jeden im Volke. Die schwere Eisenlanze war ihm ein Spielwerk. Im Schwimmen kam ihm keiner gleich. Seine Kraft dauerte bis ins hohe Alter, denn er übte sie täglich und lebte durchaus mäßig. Seine Haltung war kriegerisch und majestätisch. Wo er einherschritt, bebten die Herzen. Jeder fühlte sich von Ehrfurcht bezwungen in seiner Nähe. Auf seiner breiten klaren Stirne thronte Weisheit und Hoheit; seines großen Auges tief durchdringendem Feuerblick konnte niemand widerstehn. Er siegte, wohin er sich richtete und schien alles überschauen, alles durchdringen zu können.

An Körper und Geist der begabteste seiner Zeit, an welterschütternden Thaten der Reichste vieler Jahrhunderte, genoß Karl nicht minder eines vollen reichen Familienglücks. Er hat mehrere Frauen nach einander genommen, nach eigner Wahl die schönste und würdigste, wenn auch hohe Geburt sie nicht auszeichnete. Die Sagen haben uns viel Wunderbares von diesen Frauen gemeldet. Im Schooß der Familie genoß Karl mit ganzer Seele das Glück, von dem ihn Kriege und Staatssachen entfernten. Zu seinen Kindern trug er große Liebe. Seine Töchter begleiteten ihn auch im Felde. Es gereicht ihm zum Ruhm, daß er die Vaterliebe über die kaiserliche Majestät gesetzt, daß er die Gewalt der Liebe über das Ansehn der Geburt den Sieg hat gewinnen lassen. Eginhart, sein Schreiber, ein Jüngling niederer Geburt, gewann die Liebe der schönen Kaisertochter Emma. In großer Furcht vor dem Kaiser hielten sie ihre Liebe geheim, und sahen sich nur bey Nacht. Einst,

als Eginhart bey seiner Emma war, fiel frischer Schnee und er wäre an den Spuren seiner Füße entdeckt worden, wenn er hätte über den Hof zurückgehn müssen. Da war guter Rath theuer. Er hatte keinen andern Ausweg. Die treue Emma half aber aus, nahm ihren Geliebten auf den Rücken und trug ihn selbst über den Hof, so daß nur ihre Füße sich im Schnee abdrücken konnten. Aber der Kaiser war an seinem Fenster wach und sah beym hellen Mondschein das sonderbare Paar. Er ließ am andern Morgen die jungen Leute vor sich führen und schon erwartete Eginhart das Todesurtheil, als der großmüthige Vater ihm selbst sein Kind übergab und ihn zu seinem Schwiegersohn erklärte. Das junge Paar soll den Odenwald zu Lehn erhalten haben. In Erbach liegen Eginhart und Emma begraben. Die Grafen von Erbach sollen von ihnen herstammen. Eginhart ist ein berühmter Geschichtschreiber geworden und von ihm erfahren wir das meiste über seinen großen Schwiegervater.

Der übrigen zahlreichen Sagen von der Jugend, von der Ehe, von den Thaten Karls kann hier nicht gedacht werden. Sie beweisen alle, wie reich sein Geist, wie groß sein Leben gewesen, welchen außerordentlichen Eindruck er auf das Volk gemacht, das sich so genau um jeden kleinen Umstand seines Lebens und seiner Person bekümmerte.

Karl starb zu Aachen 814 und hinterließ von den drey Söhnen nur einen, Ludwig, einen guten aber schwachen Fürsten. Zu Aachen liegt der große Kaiser begraben. So groß war sein Ansehn, so groß die Liebe und Ehrfurcht gegen ihn, daß er zum Heiligen erklärt wurde, daß man zu seinem Grabe wallfahrtete.

Der Eindruck, den er auf seine Zeit gemacht, wuchs in der Folge zugleich mit den Wirkungen seiner Thaten. Der Stifter des neuen Kaiserreichs stand im Schmuck

der demantenen Krone und des leuchtenden Heiligenscheins am Eingang der neuen großen Zeit des Mittelalters, als ihr Herr und Schöpfer. Sein Glanz leuchtete den folgenden Jahrhunderten. Das Andenken an seine Herrlichkeit verlieh der Kaiserkrone auch auf dem Haupte unwürdiger Nachfolger unvergängliche Majestät. Seine Thaten schienen der Folgezeit in demselben Maaße größer, als sie von keinen spätern übertroffen oder erreicht wurden. So war es natürlich, daß der große Kaiser und um ihn der Kranz seiner Helden und Weisen, und das, was sie gewirkt, ein unerschöpflicher Gegenstand der spätern Dichtkunst des Mittelalters wurden. Deutsche, französische und spanische Sänger beeiferten sich um die Wette, den großen Karl zu verherrlichen. Selbst was spätere Zeiten Großes geschaffen, was das neue Leben Schönes gestaltet, wurde in diese Gesänge verflochten, und auf Karl und seine Zeit übergetragen, als ob nur hier der Mittelpunkt zu finden sey, um den alles Erhabene, Glänzende, Würdige und Schöne sich vereinigen müsse. So groß war Karl, so groß das Volk, das ihn zu würdigen wußte. Ist nie ein König größer gewesen, so hat auch keiner so große Bewunderung erfahren.

Siebentes Buch.

Nordiſche Geſchichte.

Kapitel CXXXVII.

Bevölkerung des Nordens.

Der Norden oder Skandinavien wird durch die Oſtſee von Deutſchland getrennt, und erſtreckt ſich weit in die Zone des ewigen Winters. Am ſüdlichſten liegt Dänemark. Seine fruchtbaren Niederungen ernährten von jeher ein ſtarkes Volk. Dort ſoll die alte Heimath der Kimbern ſeyn. Schweden und Norwegen trennt ein ſteiles Alpengebirg. An den langausgedehnten zackigen Felſenküſten (Scheeren genannt) und in den Thälern den Strömen nach wohnten urſprünglich finniſche Stämme. In unbekannter Zeit aber fuhren deutſche Schaaren über die Oſtſee, nahmen von dem rauhen Nordlande Beſitz und drängten die alten Bewohner nach Finnland und in den ewigen Schnee von Lappland zurück, wo ſie bis heute ſich erhalten haben.

Wir unterſcheiden vier deutſche Hauptſtämme, welche des Nordens ſich bemeiſterten, Dänen, Norweger, Schweden und Gothen. Die letztern wohnten im ſüdlichen Schweden und auf der Inſel Gothland. Sie wandten ſich nach dem Süden, wo wir ihre Geſchichte kennen gelernt haben. Was von ihnen zurückblieb, vermiſchte ſich in der Folge mit den Schweden.

Das urſprüngliche Verhältniß der nordiſchen Stämme zu den übrigen Deutſchen iſt ſehr dunkel. Die Dänen hatten die meiſte Aehnlichkeit mit ihren Nachbarn, den Sachſen. Die Norweger ſcheinen ſehr frühe mit den Franken in Verbindung geſtanden zu haben. Unter den norwegiſchen Sagen deuten viele auf den Rhein hin Auch ſcheint Thor als Hauptgott ausſchließlich von Norwegern und Franken verehrt worden zu ſeyn. Die Schweden mögen mit den alten Sueven; ihr großes Heiligthum zu Upſala aber, wo Odin, Bores Sohn verehrt ward, mag mit dem Heiligthum der Senonen und Burgunder in Beziehung ſtehn. So weit aber die zuverläſſige Geſchichte reicht, finden wir alle dieſe nordiſchen Stämme in einer natürlichen Abgeſchloſſenheit von den übrigen Deutſchen, wie es ihre Lage mit ſich brachte.

Unter den Skandinaviern ſelbſt herrſchte ohne Zweifel eine uralte Stammverſchiedenheit, die durch Abweichungen im Glauben, durch Nachbarhaß und Kriege immer mehr ſich befeſtigte. Dänen, Norweger und Schweden waren einander ſo verhaßt, als Sachſen, Franken und Schwaben.

Die Urgeſchichte des Nordens iſt kaum zu enträtheln. Sie beginnt mit den Thaten und Kämpfen der Götter und wir können daraus nur den Schluß ziehn, daß ein deutſches Volk mit den Lehren Odins von Süden her eingewandert iſt und die finniſchen Völker mit ihren Göttern verdrängt hat.

Kapitel CXXXVIII.

Odin.

Alle älteſten Quellen der nordiſchen Geſchichte ſind Familienſagen berühmter Königsgeſchlechter und es liegt in der Art aller ſolcher Sagen bey allen Völkern, den

Ursprung des Geschlechts in dunkler Vorzeit von dem höchsten Gott abzuleiten und diesen zum ersten Fürsten des Volks zu machen. So haben die schwedischen, norwegischen, dänischen und angelsächsischen Könige den großen Gott Odin selbst zu ihrem Stammvater gemacht.

Odin soll als ein vertriebener Gott von der alten Asaburg, dem Kaukasus, mit den zwölf Asen oder höchsten Göttern nach Norden gewandert seyn. Es heißt, daß er ganz Norddeutschland und Skandinavien sich unterworfen und unter seine Söhne vertheilt habe. Ostsachsen gab er dem Vegdeg, Westsachsen dem Baldr, Franken dem Sigge, Dänemark dem Skiold, Norwegen dem Säming, Schweden dem Yngwi-Freyr. Er selber baute den großen Tempel zu Upsala in Schweden, da sein Bild in Heldentracht vor einer großen flammenden Sonne aufgerichtet war. Hier thronte er bey Lebzeiten und gab dem ganzen Norden Gesetze. Alle religiösen Gebräuche, die Zauberkunst, die Runenschrift, die Dichtkunst, die Stiftung der Thinge und Gerichte, das Heldenthum, die Einrichtung der Gefolge, das er aus Berserkern zusammensetzte, mithin jedes wichtige Volksinstitut wird seiner Erfindung zugeschrieben. Zuletzt starb er, sofern er als ein Mensch gelebt hatte.

Kapitel CXXXIX.

Die Drottar.

Eine Zeitlang nach Odins Tode erscheinen seine Söhne noch mit seinem vollen göttlichen Ansehn begabt. Sie hießen Drottar, das heißt Herrn so viel als Gott-Könige. Bey ihnen war alle Macht, wie bey Odin. Ganz Schweden stund unter dem Tempelhof von Upsala, wo die Ynglinger (von Yngwi-Freyr) ihren Sitz hatten, ganz Norwegen unter dem Heiligthum von Thrand-

heim, dem Sitz der Säminger, Dänemark unter dem großen Tempel von Lethra, den die Skioldunger bewahrten.

So weit waltet die alte Göttersage, bald darauf nimmt alles ein weltliches Gewand an und die altgermaniſche Verfaſſung erſcheint im Norden wie im Süden heimiſch. Die ſchwediſche Sage nennt uns Dygwe, den ſiebenten Yuglinger nach Yugwi-Freyr, der zuerſt den Namen Drottar mit dem eines Königs vertauſcht habe.

Kapitel CXI.

Die Könige.

Seit dieſer Zeit erblicken wir im Norden folgenden Zuſtand:

Die echten Nachkommen Odins in gerader Linie behaupteten ſich zu Upſala, Thrandheim und Lethra, aber auch nach ihrem Ausſterben verſchaffte das alte Anſehn dieſer Heiligthümer dem Gau, darin ſie ſich befanden, und dem jeweiligen König dieſes Gaues eine Art von Oberherrlichkeit über die andern Gaue und Könige. Dieſe beſtand zwar gewöhnlich nur in dem Vorſitz bey den allgemeinen Götterfeſten des ganzes Volkes; ſobald aber ein großer Held zu dieſem Range gelangte, fand er in dem Glauben des Volks eine Stütze, ſich größre Gewalt anzueignen.

Neben dieſen heiligen Oberkönigen entſtanden eine zahlreiche Menge kleiner ſogenannter Fylkerkönige. Alle einzelnen Gaue, Fylker genannt, machten ſich unabhängig und ſtanden unter eignen Königen, die anfangs noch Nebenlinien des Odinsgeſchlechtes angehörten.

Alle dieſe Könige erſchienen zugleich als Wächter der Geſetze (Lagmenn) Vorſitzer in der Volksverſammlung und bey Gericht, Häupter des Things (Höfdingiar)

Oberprieſter und Vorſteher der Opfer (Blotmenn) und als Kriegsoberſte oder Heerkönige zu Lande, Seekönige zu Waſſer.

Das Volk beſtand aus freyen Bauern (Bonden) die ein erbliches und unveräußerliches Alod (Odol) beſaßen. Sie wählten den König und hielten unter ſeinem Vorſitz öffentliche Volksverſammlung (Thing).

Reiche Bonden hatten ihre Vaſallen und Lehnsträger (Lendirmenn) und Knechte oder Sklaven (Trälle).

Einzelne Helden bildeten Gefolge und fuhren auf Seeraub. Sie wurden Seekönige genannt, oder, wenn ſie eine kleine Inſel oder einen Felſen (Rås) zum gewöhnlichen Sitz gewählt, Råskönige. Andre Helden verbanden ſich zu einer Seeräuberrepublik, mit gleichen Rechten und Pflichten, die ſtets ſehr ſtreng waren.

Landkrieg und Seeräuberey war die tägliche Beſchäftigung des Volks. Die Könige rieben einander auf. Zuweilen wollte ein König das Volk unterjochen und kam dabey um; zuweilen empörten ſich die Trälle; zuweilen gelang es einem mächtigen Helden, auf kurze Zeit große Eroberungen zu machen; zuweilen wanderte ein Theil des Volks nach Süden.

So ſchildern uns zahlreiche Sagen den Zuſtand des Nordens um die Mitte des erſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt. Ueberall zeigen ſich Verwirrung und Kampf. Drey große Zwecke ſind darin vorzugsweiſe herrſchend, zuerſt das Streben nach Heldenthum, Kampf und Sieg, ſodann das Streben der Trälle, ſich zu befreyen, drittens die Abſicht einzelner Könige, ſich zu unumſchränkten Herren des Volks zu machen und das kräftige Widerſtreben der Bonden.

Aus dieſem Zuſtand des Kampfes mußte endlich eine neue Ordnung hervorgehn. Das Heldenweſen ward höher geachtet als der Frieden. Die Gefolge wurden der Bon-

n Meiſter. Die Könige, an der Spitze der Gefolge, rnichteten die Allodfreyheit der Bonden und führten die ynsherrſchaft ein. Die Oberkönige ſiegten durch das ſehn ihrer Heiligthümer über die kleinen Könige. Die nführung des Chriſtenthums bezähmte die rohe Frey- tsliebe und befeſtigte das Königthum.

Wir bemerken dabey, daß in jedem der drey Reiche Umgeſtaltung einen eigenthümlichen Gang genommen. Dänemark herrſchte das Heldenweſen vor. Das Volk te ſchaarenweis unter die Fahnen eines heldenmüthi- Königs und war beſtändig auf Krieg und Eroberung acht. Darum ward es hier den Königen ſchon ſehr he möglich, das Volk nach ihrem Willen zu lenken. Schweden waltete der Glaube vor. Dort war Odins ligſter Sitz. Die Ehrfurcht vor ihm ging auf ſeine chfolger über. Der Oberkönig von Upſala behauptete höheres Anſehn ohne Schwertesgewalt. In Norwe- herrſchte das Volk. Vor der Bonden Macht ſchwie- die Könige. Die Thaten einzelner, gemeiner Helden rſtrahlen die Thaten der Könige. Am allerſpäteſten erſt nach den blutigſten Kämpfen und der Entvölke- g von halb Norwegen gelang es einem überwiegenden dengeiſt, gewaltſam die Oberherrſchaft an ſich zu ien.

Kapitel CXLI.

Die Dänen.

So weit die altgermaniſche Geſchichte reicht, finden die Dänen immer ausgezeichnet. Als Kimbern er- inen ſie ſchon 100 Jahre vor Chriſti Geburt jenſeits Pyrenäen und Alpen. Später ſchickten ſie das kühne k der Longobarden aus. In ihrer eignen Heimath ben ſie unbeſiegt, eroberten aber mehrmals den gan-

zen Norden. Sie wurden eine Zeitlang für den Norden, was die Franken für den Süden geworden.

Schon der zweite König nach Skiold, Frotho, soll an allen Küsten der Nord- und Oſtſee über hundert kleine Königreiche unterworfen haben. Die Sagen ſchildern ihn auch als großen Geſetzgeber. Er war ſo ſehr der Dänen Liebling, daß ſie ſeine Leiche drey Jahre lang im Lande umherführten und gänzlich verzweifelten, je wieder einen ſo guten König zu finden. Endlich entſchloſſen ſie ſich, den zu ſeinem Nachfolger zu wählen, der das beſte Lobgedicht auf ihn machen würde. Ein gewiſſer Hiarne erhielt den Preis.

Der ſechſte König nach dieſem war Dan Mykelati, von dem das Land den Namen erhalten. Ihm werden auch viele neue Einrichtungen zugeſchrieben, unter andern die Abſchaffung des Verbrennens der Todten und die Einführung der Todtenhügel, in welchen die Leichen unverbrannt beerdigt wurden. Die Zeit vor ihm wird das Brandalter, die nach ihm das Hügelalter genannt. Mit ihm ſcheint das Odinsgeſchlecht ſeinen Einfluß verloren zu haben.

Der zehnte nach ihm war Hrof, der Zwerg genannt, ein kleiner aber gewaltiger Mann, der in großem Anſehn ſtand. Als er geſtorben war, zerfiel das Reich unter viele kleine Könige, die ſich unabhängig erhielten, bis Ivar Widfadmi (der weitfahrende) mit ſeinem großen Heldengefolge ſie alle unterjochte und darauf noch viele andre Länder eroberte. Er vertrieb die Ynglinger aus Schweden und ſetzte ſeinen Bruder zum König in Upſala. Seitdem blieb das däniſche Geſchlecht in Schweden herrſchend.

Nachher zerfiel das Reich in große Partheyung. Brüder und Söhne bekämpften ſich um die Alleinherrſchaft. Um dieſe Zeit wanderten auch die Longobarden aus.

Im achten Jahrhundert bemächtigte ſich Gorm der Alte wieder der Alleinherrſchaft. Unter ihm drang der erſte Schimmer des Chriſtenthums nach Dänemark. Thorkill, ein weitgereiſter Mann, war in Frankreich zum Chriſten bekehrt worden. Er kehrte zurück und erſchütterte mit ſeinen Lehren den alten Gorm dergeſtalt, daß dieſer, in Verzweiflung, ein ſo langes Leben in Irrthum und Abgötterey zugebracht zu haben, den Geiſt aufgab. Das Volk war aber der neuen Lehre völlig abgeneigt.

Gorms Sohn, Gottrik oder Gottfried, unterſtützte Wittekind und die heidniſchen Sachſen und war im Begriff, Aachen zu überfallen, als er von ſeinen Leuten umgebracht wurde. Erſt ſein Nachfolger Henning machte Frieden mit dem Kaiſer.

Nach neuen Unruhen kam Regnar Lodbrok zur Herrſchaft. Er war einer der größten däniſchen Helden und eine Menge herrlicher Sagen von ihm haben ſich erhalten. Seine Thaten erfüllten den ganzen Norden. Zuletzt zog er nach England wider den ſächſiſchen König Ella. Von dieſem ward er unerkannt gefangen und in einen Thurm voll Schlangen geworfen. Aber ungebeugten Muthes fand ihn der Tod. Mit lauter Stimme ſang er den Ruhm ſeiner Thaten, bis die Schlangen ihm ans Herz genagt. Regnar war ein eifriger Heide und trieb ſeinen Bruder Harald Klak, der dem fremden Glauben wohl wollte, aus dem Lande. Harald floh zum deutſchen Kaiſer, Ludwig dem Frommen, dem Sohne Karls des Großen und empfing zu Ingelheim die Taufe 826. In demſelben Jahre begab ſich ein frommer Mönch, der heilige Ansgar, der nachher der Apoſtel des Nordens genannt worden iſt, nach Dänemark, und bald darauf auch nach Schweden, und predigte das Chriſtenthum mit Gefahr ſeines Lebens. 834 ward das Bisthum Hamburg errichtet, um von hier aus die Bekehrung des Nordens zu fördern.

Die folgende Geschichte ist dunkel. Die Könige stritten sich um die Herrschaft. Einige hofften durch das Christenthum zu siegen. Die meisten hielten am Heidenthum. Das Christenthum breitete sich unter harten Verfolgungen sehr langsam aus. Die deutschen Priester mußten, um unter dem Volk Anhang zu gewinnen, von der katholischen Lehre vieles unerwähnt lassen oder dem Heidenthum anpassen. So begann die Bekehrung auch allemal mit der so genannten Primsignung, das heißt der ersten Bezeichnung mit einem Kreuz. Wer so primsignet war, konnte nach Belieben bald dem Christenthum, bald dem Heidenthum gemäß leben. Dieses anscheinend leichtsinnige Verfahren hatte den guten Erfolg, daß sich viele primsignen ließen, die sich schwerlich ernstlich bekehrt hätten, nachher aber von selbst die Vortrefflichkeit der neuen Lehre einsahen und freywillig echte Christen wurden. Der größte Theil des Volks und die Könige hingen indeß noch immer dem Odin an. Auch ward Hamburg wieder von ihnen zerstört während der verheerenden Einfälle, die sie ins deutsche Reich unternahmen.

Gorm der Grimmige herrschte seit 931 mit großer Gewalt über Dänemark und verfolgte die Christen. Sein Sohn Harald Blauzahn begünstigte sie, ward aber wegen übermüthiger Herrschsucht verhaßt und von einem gemeinen Manne umgebracht *). Sein Nachfolger Svend führte große Kriege vorzüglich mit den Jomsburgern, einer Helden- und Seeräuberrepublik auf der Insel Wollin bey Pommern, und mit den Wenden. Er war

*) Dieser Mann hieß Toki. Die Umstände des Mordes stimmen bis ins kleinste mit denen zusammen, die bey dem Morde des schweizerischen Landvogts Geßler durch Tell Statt fanden. Sogar der Name ist derselbe, denn Toki und Tell bedeuten einen einfältigen Menschen, wie das lateinische Brutus.

noch ein eifriger Heide. Zu ſeiner Zeit bildete ſich eine andere Seeräubergeſellſchaft, die Aſcomannen oder Schachtelmänner genannt, welche beſonders den Sachſen ſehr gefährlich wurden. Sie waren ſo zahlreich, daß die Sachſen in einer Schlacht ihrer 20000 erſchlugen.

Mit dem folgenden König, Kanut dem Großen, ward das Chriſtenthum auf immer in Dänemark befeſtigt. Kanut eroberte Norwegen und England und erwies ſich als der größte unter den nordiſchen Königen. Er duldete nichts Heidniſches mehr, gab den Geiſtlichen Anſehn und Macht, erließ neue Geſetze, dehnte die königliche Gewalt aus, gab ſeinem Gefolge große Vorrechte vor dem Volk und ward der Begründer einer neuen Ordnung für Dänemark und den Norden überhaupt. Mit ihm beginnt erſt die ununterbrochne Reihe der echtchriſtlichen Könige von Dänemark. Mit ihm beginnt für ſein Volk erſt das Mittelalter. Bis zu ihm erhielt ſich das Heidniſche.

Die däniſche Geſchichte iſt am Ende des 12ten Jahrhunderts von einem ſehr gelehrten Dänen Saxo Grammatikus in lateiniſcher Sprache niedergeſchrieben worden.

Kapitel CXLII.

Die Schweden.

Dygwe, der ſiebente Yuglinger, nahm zuerſt den Namen König an. Unter ſeinem zehnten Nachfolger, Eigill, ward Schweden von einem ſchweren Kriege heimgeſucht. Die Tralle empörten ſich, angeführt von einem aus ihrer Mitte, Namens Tunni. In acht mörderiſchen Schlachten blieben ſie über die Bonden Sieger und trieben ſie ſammt ihrem König gänzlich aus dem Lande. Tunni aber machte ſich ſelbſt zum Beherrſcher von Schweden. Da floh Eigill an den Hof des großen Dänenkö-

nigs Frotho und rief ihn um Beystand an. Frotho, der Sieger des Nordens, zog mit seinem ungeheuern Heldengefolge über Schweden und in der neunten Schlacht blieb Tunni mit dem größten Theil seiner tapfern Tralle todt auf dem Wahlplatz. Eigill ward wieder König.

Nachher machten sich die kleinen Fylkerkönige von Upsala völlig unabhängig. Eigills sechster Nachfolger, Ingialldr, suchte die Oberherrschaft wieder zu gewinnen und bediente sich dazu einer grausamen Hinterlist. Er lud sechs jener kleinen Könige zu einem Festmahl ein, machte sie trunken und ließ sie über Nacht in dem Hause, darin sie schliefen, verbrennen. Doch die Strafe fand ihn bald. Ivar Widfadmi, der Däne, zog erobernd durch den Norden und kam auch nach Schweden. Da fühlte Ingialldr, daß er zum Widerstande zu schwach sey; aber zu stolz, um sich zu unterwerfen, ersann er sich einen ehrenvollen Untergang. Er ließ ein großes Gastmahl anrichten, und, nachdem alle seine Leute trunken waren, über ihnen wie über seinem Haupt das Königshaus in Brand stecken, so daß alle darin umkamen. Sein Sohn Olaf aber entfloh mit einem großen Theile des Volks in die nördlichen Gebirge. Dort fanden sie eine fruchtbare, noch unbewohnte Gegend, das sie Werenland nannten und ließen sich darin nieder. Da aber bald darauf die Felder nicht gediehen und eine Hungersnoth entstund, glaubten sie den Göttern ein großes Sühnopfer weihen zu müssen und opferten ihren eignen König. Olafs Geschlecht aber ward durch Tapferkeit und glückliche Heyrathen mit den edelsten Geschlechtern Norwegens in diesem Lande in kurzer Zeit mächtig und in der Folge alleinherrschend.

Schweden kam indessen geraume Zeit unter Könige dänischen Stammes. Während dieselben regierten, fand von Dänemark aus das Christenthum den ersten Eingang

in Schweden. 826 kam der heilige Ansgar selbst in dieses Land. Aber auch hier fand die neue Lehre heftigen Widerstand. Erst 865 wagte sich wieder ein Bekehrer nach Schweden, Rimbert, blieb aber nur kurze Zeit daselbst. Das Heidenthum behielt völlig die Oberhand, bis 930 Bischof Unno von Bremen und nach ihm andre fromme Deutsche nachdrücklichere Versuche machten. Der letzte heidnische König von Upsala hieß Erich der Siegreiche.

Ums Jahr 1000 ward Olaf, Schooßkönig genannt, weil er auf den Armen des Volkes zum König erhoben ward, der Begründer der neuen Ordnung in Schweden. Er führte das Christenthum vollkommen ein und ward von den kleinen Fylkerkönigen einstimmig zum gemeinsamen König von Schweden ausgerufen. Mit ihm beginnt die ununterbrochne Reihe der echtchristlichen und gemeinsamen Könige von Schweden.

Kapitel CXLIII.

Die Norweger.

Norwegen zerfiel unter eine große Menge Fylker- Heer- See- und Näskönige, die sich zu Wasser und zu Lande gewaltig herumschlugen. Der unabhängige Sinn der Bonden verhinderte die Einigung. Nirgends war so viel Kraft im Volke, als hier, nirgends ward es den Königen und Gefolgen schwerer, über die freyen Bauern Meister zu werden.

Erst im 9ten Jahrhundert erhub sich unter den Norwegern ein kleiner König, der durch unerhörte Heldenkraft nach langem furchtbaren Kampfe das ganze Land in Ketten schlug. Das war Harald Schönhaar, der von den vertriebenen Ynglingern entsprossen seyn soll. Er warb um die Liebe der schönsten und stolzesten Jungfrau in Norwegen. Gyda war ihr Name. Sie verschmähte

ihn und gelobte, nur den zu heyrathen, der ihr ganz Norwegen zur Morgengabe brächte. Da schwur Harald, ihre Bedingung zu erfüllen und sein schönes Haar nicht eher zu kämmen, bis er Herr über Norwegen sey. Sogleich rief er von allen Seiten die kriegslustige Jugend unter seine Fahnen, und da er selbst der stärkste und schönste Held seiner Zeit war, lief ihm freudig jeder Jüngling zu. Als er sich endlich an der Spitze eines gewaltigen Heerhaufens sah, fiel er mit demselben unerwartet über den nächsten kleinen König her und unterwarf ihn mit leichter Mühe, dann über den zweyten und so fort. Der Ruf seiner Thaten erschütterte das ganze Land. Einige Gaue unterwarfen sich ihm freywillig. Ein kleiner König, der weder fliehen noch besiegt werden wollte, ließ sich mit seinen Freunden und Dienern lebendig begraben. Endlich verbanden sich die noch übrigen Könige gegen Harald und lieferten ihm eine große Schlacht. Er aber blieb Sieger. Die Unterworfenen empörten sich. Harald aber behielt die Oberhand und sah sich nach einigen Jahren wirklich im Besitz von ganz Norwegen. Da nahm er die schöne Gyda zur Gemahlin und kämmte sein prächtiges Haar. Aber auf Blut und Trümmern war sein glänzender Thron erbaut, und List und Gewalt waren die Zügel, womit er sein neues Reich regieren mußte. Die edelsten und standhaftesten unter den besiegten Königen ließ er umbringen; die feigen bestach er durch glänzende Belohnungen und Ehrenstellen, indem er ihnen zwar die Königswürde und Unabhängigkeit entriß, sie aber zu Statthaltern oder Jarlen über dieselben Fylker setzte, darinn sie sonst geboten hatten, und ihnen mit der Gewalt seines Schwertes weit größere Macht über die Bonden und weit reichere Einkünfte verschaffte, als sie früher je genossen hatten. Die Bonden von ganz Norwegen schuf er in Vasallen um. Mit einem Streich

ward die Volksfreyheit vertilgt, jedes Odol für das Gut des Königs erklärt und den Bonden fürder nur zu Lehn gelassen. So plötzlich und gewaltsam ist nirgend anderswo die altgermanische Allod- und Gaufreyheit gestürzt worden, und hier geschah es gerade bey dem freysten aller germanischen Stämme. Selbst die Milde des Christenthums hat nichts dazu gewirkt, denn Harald und alle Norweger waren noch vollkommen Heiden. Nur die Heldenkraft und Herrschergröße konnte diese ungeheuere Zerstörung vollbringen. Unermüdlich betrieb Harald sein Werk und legte die Waffen niemals nieder. Jede Empörung ward im Augenblick von ihm erstickt, jeder ungehorsame Kopf abgeschlagen, wenn er nicht fliehen konnte. Dies hatte die Folge, daß beynahe die Hälfte des norwegischen Volks nach einander auswanderte. Von diesen Wanderungen soll nachher geredet werden.

Nach Haralds Tode stürzte zwar sein Gebäude wieder zusammen, doch war die Kraft des Volks zu sehr geschwächt, um sich völlig wieder zu erheben. Die Bonden traten zusammen und man stritt sich um die Wahl eines neuen Königs. Da erschien Hakon, der Gute genannt, Haralds Sohn, der in England erzogen und zum Christen bekehrt worden war. Er redete freundlich zum Volke, versprach, alle tyrannischen Einrichtungen seines Vaters abzuschaffen und vorzüglich jedem sein Odol wieder zu geben. Dies gefiel dem Volke und er ward zu Thrandheim und nachher in allen Fylkern zum König ausgerufen. Aber neue Kämpfe erhoben sich. Hakon wollte das Christenthum einführen. Die Bonden widerstrebten und zwangen den christlichen König sogar, ihr Opferfest zu eröffnen und das Fleisch der heiligen Pferde zu essen.

In der letzten Hälfte des 10ten Jahrhunderts gelangte Olaf Tryggvason zur Königswürde von Norwe-

gen, nachdem er als Jüngling ſchon kühne Seezüge vollbracht, und zum Chriſten bekehrt worden war. Dieſer ſtarke Held griff das Werk der Bekehrung ſo gewaltig an, als Karl der Große. Da ſah man gewöhnlich bey den großen Thingen auf der einen Seite die Bonden mit ihrem gewählten Vlotmenn und zuweilen mit ihren Götzenbildern, auf der andern Seite den König ſtehn in der Mitte des glänzenden Kriegsgefolges und von chriſtlichen Biſchöfen umgeben. Tagelang ward um den Glauben geſtritten, und die Gewalt entſchied. Olaf griff zu den Waffen und ließ ſein Volk hinmorden. Nicht ſelten überfiel er einzelne Thäler und Ortſchaften, die das Chriſtenthum hartnäckig abgewieſen und verheerte ſie mit Feuer und Schwert. Ihrerſeits ſandten die Bonden den Kriegspfeil durchs Land und erwehrten ſich der Gewalt, aber Olaf blieb faſt immer Sieger durch ſeine Heldenkraft und durch die Uebermacht ſeines Gefolges. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß er in reiner Begeiſterung für das Chriſtenthum geſtritten. Es ward ihm aber nicht vergönnt, die Bekehrung ſeines Volkes zu vollenden. Die Gewalt, die er ſtatt der Liebe heraufbeſchworen, kehrte ſich gegen ihn ſelbſt. Der Haß des Volks gegen ſeine Grauſamkeit gab noch einmal dem Heidenthume Kraft und verlieh ihm den Sieg. Hakon, einer der mächtigſten Jarlen des Königs, an Talent und Heldenmuth ihm der nächſte, wußte durch eifrige Anhänglichkeit an das Heidenthum einen großen Theil des Volks für ſich zu gewinnen und trat an der Spitze der Heiden dem König und den Chriſten entgegen. Er hätte ohne Zweifel geſiegt, wäre ſein Gemüth nicht zu herrſchſüchtig, ſeine Sitten nicht zu roh geweſen. Daß er ſelber nach der Königswürde ſtrebte und in ſeinem Uebermuth ſeine Anhänger beleidigte, ihnen Weiber und Töchter in zügelloſer Wolluſt gewaltſam entriß, entfremdete ihm die Her-

zen. Er fiel durch offne Empörung. Aber Olaf erndtete die Früchte dieſes Falles nicht. Hakons Sohn Erik ſtellte ſich an die Spitze der heidniſchen Norweger und verband ſich mit Dänen und Schweden, die damals auch noch heidniſche Könige hatten. In einer großen Seeſchlacht ward Olaf überwunden und ſprang, nachdem er alles verloren ſah, um der Schande der Gefangenſchaft zu entgehn, ins Meer, mit ihm alle ſeine Leute.

Norwegen ward von den Siegern getheilt. Im Anfang des 11ten Jahrhunderts aber kam es wieder unter ein Oberhaupt, Olaf den Heiligen. Dieſer König war ein überaus eifriger Chriſt und beſaß alle die Kraft, um die Bekehrung ſeines Volks endlich mit Güte und Gewalt zu vollenden. Er war ſehr fromm und iſt deshalb zum Heiligen erhoben worden. Er bemühte ſich, die Heiden durch gütliche Belehrung zu überzeugen. Aber wenn dieß Bemühen fruchtlos blieb, verfuhr er nicht milder als Olaf Tryggvaſon, und erfüllte die Dörfer der Ungläubigen mit Brand und Mord. Endlich gelang ihm eine allgemeine Bekehrung durch einen ſeltſamen Anlaß. Er hielt zu Thrandheim großes Thing, wie gewöhnlich in der Mondnacht. Zahllos waren die Bonden verſammelt und ſtanden gewaffnet und drohend im Halbkreis dem königlichen Gefolge gegenüber. Olaf bot alle Beredſamkeit auf, dem Chriſtenthum Eingang zu verſchaffen. Nicht minder beredt wußten ihn die Bonden zu widerlegen. Ein Gott, meinten ſie, den wir nicht ſehen und fühlen können, iſt gar nichts. Sie brachten eine ungeheure hölzerne reich mit Gold gezierte Bildſäule des Thor herbey und riefen den König auf, ihnen ſeinen Gott auch ſo ſichtbar und lebendig zu zeigen. Der König ſpottete des hölzernen Gottes, der ſich nicht von der Stelle regen könne, wenn er nicht getragen werde. In dem Augenblicke ging die Morgenſonne prachtvoll am

Himmel auf. Seht dorthin, rief Olaf begeistert, dort kommt unser Gott mit großem Lichte! Zugleich führte ein Gefährte des Königs einen gewaltigen Arthieb gegen das Götzenbild, daß es in Stücke brach und Schlangen und Mäuse, die darin genistet hatten, herausliefen. Entsetzt wandten die Bonden ihre Augen von dem scheußlichen Anblick hinweg und zur Sonne hin, vor der sie anbetend alle niederknieten. Die noch vor wenig Minuten in der äußersten Wuth ihren Heidenglauben vertheidigt und ihn mit Blut und Leben zu besiegeln bereit gewesen, waren in einem Augenblick bekehrt und empfingen freywillig noch an demselben Morgen die Taufe. Olaf sah sich bereits im Genuß des harterkämpften Friedens. Segensvoll grünte die Saat des neuen Glaubens aus dem Blute und Schutt langer Jahre des Bürgerkriegs. Er ward der Begründer der neuen Ordnung in Norwegen. Aber ihn traf noch die Rache für so manche Grausamkeit jener wilden Zeit des Kampfes. Kanut der Große begann damals seine große Eroberung des Nordens. Viele Norweger, die an Olaf die Blutrache ermordeter Verwandten heimsuchen wollten, oder ehrgeizige Jarle und alle, die von einer Neuerung Vortheil zu ziehn hofften, fielen von Olaf ab und riefen Kanut ins Land. In einer großen Seeschlacht ward Olaf besiegt und durch Verrath ums Leben gebracht. Norwegen kam unter Dänemark.

Die norwegische Geschichte ist in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts von Snorro Sturlason in isländischer Sprache vortrefflich beschrieben worden.

Kapitel CXLIV.

Die neue Ordnung.

Die folgende Geschichte des Nordens bietet bis auf die Zeit der Reformation wenig Großes mehr dar und wird uns nur so weit angehn, als sie in genaue Verbin-

dung mit der spätern deutschen Geschichte kommt. Die drey Reiche oder je zwey davon erscheinen bald durch einen starken König gewaltsam verbunden, bald wieder einzeln selbständig. Blutige Kriege der Könige oder Thronstreitigkeiten im Innern eines jeden Reichs erfüllen beynahe allein die Geschichte und zeigen überall nur traurige Bilder. Wichtiger sind die Empörungen der Bauern, deren wenigstens zwanzig in verschiedenen Zeiten auf einander und in allen drey Reichen erfolgten. Sie waren theils gegen die Tyranney der Könige und ihrer Statthalter, theils gegen den Zehnten, den die Geistlichkeit forderte, theils gegen die zunehmende Uebermacht des neuen Vasallenadels und der Städte gerichtet. Mehrere Könige fanden in diesen Revolutionen den Tod. Das Königthum aber, die katholische Kirche und das Ansehn der Stände waren zu tief im neuen Glauben des Mittelalters geheiligt und befestigt, als daß die Bauern den altgermanischen Zustand wieder hätten einführen können.

Die Verfassung der drey Reiche bildete sich von oben her nach dem Beyspiel der fränkischen, von unten her behielt sie aber bey weitem mehr vom Altgermanischen bey. Den Königen ward die göttliche Weihe um so mehr zuerkannt, als die alten Vorstellungen von den odinischen Drottars damit übereinstimmten. Ein glänzender Hof mit allen Ergötzlichkeiten, eine edle Schaar von Skalden oder Sängern, ein stolzes Heldengefolge umgab den Thron. Ueber die Fylker setzte der König seine Jarle als Statthalter; unter diesen standen wieder mehrere Herse, die über kleinere Kreise geboten. Jene entsprachen den Grafen, diese den Zentnern bey den Franken. Zuweilen ward ein großer Jarl über mehrere andere gesetzt und erhielt in der Folge den Namen Herzog, wie bey den Franken. Dem Jarl zur Seite stand der Bischof,

über die geiſtlichen Angelegenheiten waltend. In allen Fylkern wurden aber die alten Volksverſammlungen beybehalten, und der König erſchien dabey in Perſon, oder der Jarl, oder der Biſchof. Während dieſe die Macht des Königs vertraten, ſtand ihnen gegenüber als Vertreter der Volksmacht an der Spitze der Bonden der von dieſen allein gewählte Lagmann, der das Geſetz hütete und der königlichen Gewalt keine Uebertretung der Volksrechte zuließ. Sein Anſehn war überaus heilig und gefürchtet.

Aus den königlichen Vaſallen entſtand bald ein neuer Adelſtand. Allmählig bildeten ſich auch Städte und Bürgerſchaften. Hierdurch ward die Macht der Bonden am meiſten gefährdet und der Kampf unvermeidlich. Wiewohl die Bauern unterlagen, ſo hatten ſie doch in glänzenden Siegen und in der unermüdeten Wiederhohlung des Kampfes ſo viel Kraft bewährt, daß ihnen eine ehrenvolle Stellung im Staate geſichert blieb. Der groſſe Reichsrath, der in allen drey Reichen an die Stelle der allgemeinen Volksverſammlungen trat, und das Anſehn der Könige ſehr beſchränkte, ward aus den Abgeordneten der Geiſtlichkeit, des Adels, der Bürgerſchaften und der Bauern zuſammengeſetzt. Im deutſchen Kaiſerreich gelangten die Bauern zu dieſem Anſehn niemals.

Kapitel CXLV.

Island und Grönland.

Zur Zeit Harald Schönhaars 863 ward ein norwegiſcher Schiffer nach einer unbekannten groſſen Inſel verſchlagen, die noch im Norden mit Schneebergen prangte. Einer dieſer Berge, der Hekla, ſpie Feuer aus. Der Schiffer nannte das Land Eisland oder Island, und brachte die Kunde davon ſeinen Landsleuten.

Damals belaſtete das Volk Haralds unerträglicher Druck. Viele Tauſende ſuchten die Flucht, verließen die Heimath, um die Freyheit zu retten. Jenes unbekannte Eiland bot eine willkommne Zufluchtsſtätte. Ingolf war der erſte Anſiedler in Island 873. Ihm folgten bald ſo viele, daß das große Land nicht auszureichen ſchien. Es ward feſtgeſetzt, daß jeder Ankömmling nur ſo viel Land erhalten ſollte, als der Rauch eines angezündeten Holzſtoßes bedecken würde.

Anfangs ſtanden die einzeln angekommenen Stämme unter dem natürlichen Stammhaupt oder Aelteſten, Godar genannt. Nachher bildeten ſich nach den Himmelsgegenden vier Gaue in Island, deren jeder für ſich beſtand nach altgermaniſcher Weiſe.

Die altgermaniſche Gau- und Allodfreyheit zu retten, waren jene Anſiedler aus der Heimath gewichen; natürlich erhielt ſich dieſe Freyheit alſo in Island am längſten.

Vergeblich ſtrebte Olaf Tryggwaſon, Island mit Liſt an ſich zu bringen. Die Isländer wieſen ſeine ſchmeichelhaften Anträge in offner Volksverſammlung entſchieden zurück. Das Chriſtenthum aber verſchaffte ſich Eingang in der Inſel. Der erſte Bekehrer war ein ſächſiſcher Prieſter, Namens Friedrich, 981, und ſchon im Jahr 1000 gelang es der chriſtlichen Parthey in offner Volksverſammlung das Chriſtenthum zur Landesreligion zu erheben. Dies führte zugleich zu einer innigern Verſchmelzung der Gaue. Die ganze Inſel verband ſich in einen Staat, hielt nur eine allgemeine Volksverſammlung, das Althing, und wählte nur einen Vorſteher oder Lagmann, deſſen Würde nie erblich war. In dieſer einfachen altgermaniſchen Form erhielt ſich der Freyſtaat noch bis 1261, da es dem Einfluß der Geiſtlichkeit und der norwegiſchen Könige gelang, das Volk zur Vereinigung mit Norwegen

unter Vorbehalt der eigenthümlichen Landesgeſetze zu bewegen. Seitdem hat Island aber alle Bedeutung verloren.

In der Abgeſchiedenheit Islands erhielt ſich alles altgermaniſche Weſen nicht nur länger, ſondern auch reiner als irgendwo. Hierdurch iſt jenes Eiland für die Geſchichte ſehr wichtig geworden. Die alte Sprache, die alte Poeſie, die alte Götterlehre, die alten Sagen, alles, was uns wahren Aufſchluß über das Dunkel des nordiſchen Alterthums geben kann, hat ſich in Island erhalten. Das römiſche Weſen, das ganz Deutſchland mit Glanz überſtrömte und das Andenken an die alte heidniſche Nacht vertilgte, drang nur in ſchwachen Strahlen nach der fernen Inſel die in der Nachbarſchaft des Nordpols gleichſam am Ende der Welt lag. Das Land ſelbſt ertrug die ſüdliche Cultur nicht. So übte die Abgeſchiedenheit und alte Gewohnheit ihr ſtärkeres Recht und wie die alte Sprache, Sitte, Verfaſſung hier am längſten beſtand, ſo behielten hier auch die alten Götter, wenn nicht mehr in der Religion, doch in der Dichtkunſt ihre Freyſtatt.

Bald nach Island wurde auch Grönland von den Norwegern entdeckt. Dieſes Land iſt der nordöſtliche Theil des Feſtlandes von Amerika. Alſo iſt Amerika um ein halbes Jahrtauſend früher von Deutſchen entdeckt worden, bevor die Spanier es zum zweitenmal auffanden. Grönland ward von ſeinen grünen Wieſen und Wäldern ſo benannt. Es ſoll damals ein blühendes Land geweſen ſeyn. Die Norweger ließen ſich zahlreich daſelbſt nieder und es beſtand ein reicher Verkehr zwiſchen Grönland und Norwegen. Die Jarle, welche der König Norwegens über Grönland ſetzte, waren mächtige und reiche Herren. Darüber giebt Snorro ausführlich Zeugniß. In der Folge gerieth aber die ſchöne Kolonie gänzlich in Verfall, da

plötzlich vom Nordpol her ungeheurer Frost hereinbrach, und alles Land mit Schnee und Eis bedeckte, wie es noch heute zu sehen ist. Kein einziger Norweger blieb dort und das Andenken des Landes schwand so ganz aus der Geschichte, daß die Südländer nie etwas davon erfuhren und Amerika zum zweytenmal als ein ganz unbekanntes Land entdeckten.

Von Island und Grönland aus fuhren die Norweger auch südwestlich und landeten an einem neuen Lande, das sie Winland nannten, von dem Weine, der daselbst wild wuchs. Sie unternahmen mehrere Seefahrten dahin und kehrten mit reichen Naturschätzen zurück. Ohne Zweifel war dies Land ebenfalls ein Theil der amerikanischen Küste.

Seit dem neunten Jahrhundert wurden auch die Schetländischen, Orkney- und Farör-Inseln von Norwegern entdeckt und angebaut und von Jarlen regiert.

Diese Seefahrten beweisen, daß die Norweger eine ungemeine Kunst der Schiffahrt besessen. Alle andern Völker hatten bisher nur die Küstenschiffahrt gekannt. In das hohe Meer wagten sich zuerst die Norweger. Auch sind mehrere Spuren vorhanden, daß sie eine Art Compaß besessen, der zu so weiten und kühnen Fahrten unentbehrlich ist. Indem die nordischen Seefahrer auch ins Mittelmeer nach Griechenland und Italien fuhren und daselbst sich niederließen, lernten die Südländer von ihnen die Kunst der Schiffahrt, und noch jetzt sind alle Ausdrücke im Seewesen bey allen europäischen Nationen aus der deutschen Sprache entlehnt.

Kapitel CXLVI.

Die Normannen.

Abentheuerzüge der Gefolge und Heldengesellschaften waren allen altgermanischen Stämmen eigenthümlich und

erhielten ſich, ſo lange die alte Verfaſſung dauerte. Sie erſcheinen alſo zuletzt bey den Skandinaviern, da ſie unter dem Namen der Normannenzüge noch eine wichtige Rolle in der Geſchichte ſpielen. Normannen war die allgemeine Benennung für alle Skandinavier bey den Südländern.

Der ganze Norden wimmelte von See- und Näskönigen und von Seeräubergeſellſchaften, die es ſich zum einzigen Geſchäft machten, jedes fremde oder heimathliche Schiff anzufallen, oder an allen Küſten zu landen, zu kämpfen und zu plündern. Selbſt die Ober- und Fylkerkönige konnten niemals eher ein Anſehn über das Volk gewinnen, bevor ſie ſich nicht auf Seeräuberzügen als große Helden erwieſen hatten. Als die Oberkönige in allen drey Reichen ſich eine größere Gewalt gründeten, nahmen die Helden- und Seeräuberzüge nur noch mehr überhand, denn das freyſinnige Volk zog es vor, ungebunden auf den Meeren zu ſchweifen, anſtatt daheim in Knechtſchaft gefeſſelt zu ſeyn. Zumal warf ſich unter Harald Schönhaar halb Norwegen auf die See und vertraute dem wilden Elemente die wilde Freyheit.

Eine zahlreiche Menge der herumirrenden Schaaren blieb in den nordiſchen Meeren und trieb ihr wildes Kämpfer- und Räuberleben an den heimiſchen Küſten. Ein großer Theil bevölkerte, wie wir geſehn haben, die nordiſchen Inſeln und Grönland. Andre ungeheure Schaaren von Normannen verheerten die ſächſiſchen und franzöſiſchen Küſten, drangen die Flüſſe aufwärts, belagerten ſogar Paris und hielten harte Schlachten mit Deutſchen und Neuſtriern. Ein ſolcher mächtiger Heerhaufen, von Rollo angeführt, floh vor Harald Schönhaar und bemächtigte ſich der Nordküſte Frankreichs, die ſeitdem die Normandie genannt wird. Sie nahmen die Taufe an; Rollo erhielt den Namen Robert und ward

Frankreichs Vasall, der erste Herzog der Normandie. Das Volk nahm die Lehnsverfassung an, da es ursprünglich im Gefolge war. Noch andre Schaaren und die dänischen Könige selbst mit ihrer ganzen Heeresmacht fielen in England ein und bemächtigten sich wiederholt der ganzen Insel, bevölkerten einige Gaue derselben und behielten, obwohl sie zuletzt den alten Angelsachsen weichen mußten, doch einen wichtigen Einfluß auf die englische Sprache, Sitte und Verfassung. Später machte sich ein Herzog von der Normandie abermals durch Eroberung zum König von England und gründete daselbst eine dauernde Herrschaft, wodurch die alte angelsächsische Verfassung, die noch echt germanisch war, gestürzt und das Lehnwesen eingeführt wurde. Wieder andre Schaaren segelten ins Mittelmeer und bekämpften die Araber. Nordische Helden gründeten ein Reich in Sicilien und bald darauf das mächtige Königreich Neapel. Eben so bedeutend waren die Züge der Normannen nach Osten. Die dänischen und schwedischen Könige führten blutige Kriege mit den Wenden und zwangen sie oft zu Unterwerfung und Tributen. Die finnischen Stämme wurden alle den Schweden unterworfen, diesseits und jenseits der Ostsee und des finnischen Meerbusens. Noch zur Heidenzeit finden wir Spuren, daß einzelne Heldenschaaren auch nach Rußland gezogen um den Kaukasus, das alte Asgard, aufzusuchen. Solche Schaaren kamen nach Constantinopel und wurden von den griechischen Kaisern als kriegerische Bundesgenossen zur Leibwache bestellt. Diese Wäringer, wie sie gleich den altgothischen Leibwächtern früherer Zeiten in derselben Stadt genannt wurden, ergänzten sich stets durch neue Zuzüge über Rußland oder über Meer. Die Russen, damals die rohesten unter den Slaven, lernten diese tapfern Normänner kennen, und die Geschichte dieses Volks, wie sie der alte Mönch Nestor

beſchrieben, beginnt damit, daß es einſtimmig beſchloß, einen Knäs oder Herrſcher zu wählen, aber im Volke ſelbſt keinen würdig dazu hielt, daher die Normänner ins Land rief und einen rieſenhaften Helden unter denſelben, Rurik, am Ende des 9ten Jahrhunderts zum Knäs machte. Dieſer war der Stifter des großen ruſſiſchen Reichs und noch ein Heide. Er wird wie alle Normannen im alten Rußland, ein Waräger genannt, welches ſo viel iſt als Wäringer.

Druckfehler im ersten Bande.

Es sind im ersten Bande einige sinnstörende Druckfehler stehn geblieben, die im ersten Verzeichniß nicht angegeben sind. Die Entfernung des Verfassers vom Druckort mag dies entschuldigen. Da es indeß zumal beym Schulgebrauch darauf ankommt, jeden Irrthum zu verbessern, so liefern wir hier eine sorgfältige Uebersicht aller solcher Druckfehler, mit Einschluß der schon bezeichneten, und bitten die Leser, vorzüglich auf Schulen, darnach im Text selbst zu corrigiren. Man setze:

Seite	XV	Zeile	13	von oben,	füge	hinzu: vom Wergeldsystem
—	XVI	—	6	— —	lies:	Wesentlichen
—	25	—	4	— —	—	Hirdmenn
—	—	—	16	— —	—	gegen Ar, ꝛc.
—	29	—	12	— —	—	zwanzigsten
—	38	—	12	— unten	—	besaß.
—	39	—	3	— oben	—	Herimannia,
—	60	—	2	— unten	—	Thiuphad (statt Thiegbal)
—	73	—	11	— oben	—	Klondicus
—	84	—	8	— unten	—	Hermunduren
—	85	—	18	— oben	—	Latobriger
—	86	—	7	— —	—	thäte.“
—	88	—	3	— unten	—	beym ersten.
—	91	—	1	— —	—	Provinzen;
—	92	—	13	— oben	—	Sequanica,
—	94	—	1	— —	—	Chamaver,
—	—	—	4	— —	—	Angeln,
—	96	—	10	— —	—	Hermunduren
—	—	—	16	— —	—	Berobistas
—	126	—	14	— —	—	Stammes- (statt Namens-)
—	130	—	14	— —	—	Diceneus
—	148	—	18	— —	—	Kriegsfürsten
—	156	—	7	— —	—	Ehriemhilde
—	157	—	6	— —	—	Valentinian
—	192	—	10	— —	—	hundredarius
—	213	—	14	— unten	—	589 (statt 389)
—	225	—	10	— oben	—	überirdischen Schwung
—	239	—	5	— unten	—	Griff (statt Geist)
—	250	—	9	— oben	—	friedliche
—	257	—	2	— —	—	Tarie
—	259	—	17	— —	—	Tarie
—	260	—	3	— unten	—	Warnachar
—	264	—	11	— oben	—	Tungern
—	274	—	12	— unten	—	43 (statt 33)
—	312	—	11	— —	—	Jahrtausends
—	314	—	13	— —	—	Hrolf,
—	315	—	13	— oben	—	Hemming
—	318	—	11	— unten	—	Wermeland
—	322	—	6	— oben	—	ihren
—	326	—	4	— unten	—	hoch (statt noch)
—	331	—	3	— oben	—	ein (statt im)

Geſchichte der Deutſchen.

Von

D. Wolfgang Menzel.

In drey Bänden.

Zweyter Band.

Anzeige.

Da die deutsche Geschichte von D. Wolfgang Menzel für das größere Publikum und namentlich für Schulen berechnet ist, so liefert die Verlagshandlung dieselbe zu möglichst billigem Preise.

Vom ersten Bande kostet das Exemplar in allen deutschen Buchhandlungen auf weißem Druckpapier 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. Reichsvaluta, auf ordinairem Druckpapier 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr.

Vom zweyten Band, (an Umfang ein Drittheil stärker als der erste) auf weißem Druckpapier 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr., auf ordinärem Druckpapier 1 Rthlr. 3 ggr. oder 2 fl. Reichsv.

Schulen und Schulvorsteher die sechs Exemplare auf einmal nehmen, erhalten das siebente frei, bey der Verlagshandlung wie durch alle andern deutschen Buchhandlungen.

Die Verlagshandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Geschichte der Deutschen.

Für

die reifere Jugend und zum Selbstunterricht
faßlich beschrieben

von

D. Wolfgang Menzel.

Zweyter Band.

Das Mittelalter.

Zwei swert liez Got in ertriche zu beschirmene dy cristenheit, dem pabeste das geistliche, dem keiser das werltliche.

Sachsenspiegel.

Zürich,
Geßnersche Buchhandlung.
1825.

Inhalt.

Zweyter Zeitraum.

Das Mittelalter.

Achtes Buch.

Aufſteigen des Mittelalters.

Kapitel.		Seite.
147.	Umwandlung des Volkes.	1
148.	Das Reich des Mittelalters.	5
149.	Die Bedeutung des Kaiſers.	6
150.	Die Macht des Kaiſers.	8
151.	Die Bedeutung des Papſtes.	13
152.	Die Macht des Papſtes.	16
153.	Die Reichstage und Concilien.	19
154.	Die Nationen und Herzöge.	21
155.	Die Verfaſſung der weltlichen Stände.	24
156.	Die Verfaſſung des geiſtlichen Standes.	27
157.	Kunſt und Wiſſenſchaft.	30

Neuntes Buch.

Die Karolingiſchen Kaiſer.

158.	Ludwig der Fromme.	32
159.	Kriege der Söhne gegen den Vater.	35

Kapitel. Seite.

160. Frankreichs Abfall vom Reich. . . . 38
161. Neue Theilungen des Reichs. . . . 39
162. Die Normannen, Slaven und Araber. . 40
163. Der Papſt und die Herzöge. . . . 42
164. Ludwig der Dicke. 44
165. Arnulf, Ueberwinder der Normannen. . . 46
166. Die Burgen des Adels. 48
167. Die Ungarn. 49
168. Der erſte Römerzug. 50
169. Die Babenbergiſche Fehde. 54
170. Große Noth durch die Ungarn. . . . 57
171. Uebergewicht der Herzöge. 58
172. Conrad I. 62

Zehntes Buch.

Die Sächſiſchen Kaiſer.

173. Heinrich der Vogler. 66
174. Die ſlaviſchen Marken. 69
175. Die Gründung der Bürgerſchaften. . . 73
176. Das Ritterthum. 77
177. Niederlage der Ungarn bey Merſeburg. . 79
178. Otto der Große. 81
179. Die lothringiſche Parthey. 83
180. Kämpfe mit den Ungarn, Slaven und Dänen. 86
181. Die ſchöne Adelheid. 87
182. Luithulf. 88
183. Letzte Niederlage der Ungarn am Lech. . . 90
184. Empörung der Slaven. 91
185. Unterwerfung Italiens. 93
186. Verbindung mit Griechenland. . . . 96
187. Otto's Ende. 97
188. Otto II. 99

Kapitel.	Seite.
189. Unglück in Italien.	100
190. Großer Aufstand der Slaven.	101
191. Otto III. das Wunderkind.	103
192. Heinrich II. der Heilige.	107
193. Krieg mit Slaven und Italienern.	108
194. Privilegien.	112
195. Die großen Geschlechter.	113
196. Zustand des gemeinen Volkes.	116
197. Zustand der Kirche.	121
198. Vorrechte der Städte.	124
199. Bildung der damahligen Zeit.	127

Eilftes Buch.

Die salischen Kaiser.

200. Die Wahl Conrads II.	131
201. Conrads erster Römerzug.	133
202. Die Welfen.	134
203. Herzog Ernst von Schwaben.	136
204. Wiedererwerbung von Burgund.	139
205. Treuga Dei und Lehngesetze.	140
206. Heinrich III. der Schwarze.	143
207. Heinrichs Strenge gegen die Päpste.	145
208. Kaiserin Agnes.	149
209. Hildebrand.	151
210. Der heilige Anno.	155
211. Adalbert von Bremen.	159
212. Heinrichs IV. schlechte Hofhaltung.	161
213. Heinrichs unüberlegte Strenge.	164
214. Die Sachsenkriege.	167
215. Gregor VII.	171
216. Heinrich im Bann.	175
217. Heinrich in Canossa.	177

Kapitel. Seite.

218. Rudolf der Pfaffenkönig. 180
219. Hermann, der Knoblauchkönig. . . . 183
220. Ekbert und Conrad, Gegenkönige. . . 185
221. Urſachen der Kreuzzüge. 187
222. Aufruf zu den Kreuzzügen. 191
223. Der erſte Kreuzzug. 194
224. Chriſtliche Staaten im Morgenlande. . . 199
225. Der Geiſt der Kreuzzüge. 200
226. Einfluß der Kreuzzüge auf die deutſche Verfaſſung. 205
227. Heinrichs IV. Ausgang. 207
228. Heinrich V. 210

Zwölftes Buch.

Die Schwäbiſchen Kaiſer.

229. Vier Churfürſten. 215
230. Demüthigung der Hohenſtauffen. . . . 216
231. Lothar, ein ſchwacher Kaiſer. . . . 218
232. Erhebung der ſlaviſchen Marken. . . . 219
233. Demüthigung der Welfen. 221
234. Religiöſe und politiſche Ketzer. . . . 224
235. Arnold von Brescia und die Schweizer, Frieſen und Dithmarſen. 226
236. Bewegungen im Morgenlande. . . . 228
237. Allgemeiner Kreuzzug. 230
238. Kreuzzug Conrads III. 231
239. Friedrich Barbaroſſa. 233
240. Friedrichs erſter Römerzug. 235
241. Friedrichs Sorge für das Reich. . . . 238
242. Der Ronkaliſche Reichstag. 241
243. Der lombardiſche Städtebund. . . . 244
244. Fehden in Deutſchland. 246
245. Sieg der Longobarden. 249

Kapitel. Seite.

246. Heinrich der Löwe. 251
247. Friedrich Barbaroſſa's Kreuzzug. . . . 253
248. Der deutſche Orden. 256
249. Heinrich VI. 257
250. Innocenz VI. 260
251. Philipp und Otto IV. 261
252. Albigenſer. 264
253. Bettelmönche. 266
254. Friedrich II. 268
255. Fehmgerichte. 271
256. Der deutſche Norden und Waldemar von Dänemark. 272
257. Deutſche Ritter in Liefland und Preußen. . 274
258. Conſtantinopel und Aegypten. . . . 276
259. Friedrichs II. Kreuzzug. 278
260. Inquiſition in Deutſchland. 281
261. Friedrichs II. Geſetzgebung. . . . 283
262. Die Hanſa. 286
263. Der Tatarenkrieg. 288
264. Friedrichs II. Kampf in Italien. . . . 291
265. Friedrichs II. Untergang. 294
266. Conrad IV. und Wilhelm von Holland. . 296
267. Conradin von Schwaben. 298
268. Das Interregnum. 300

Dreizehntes Buch.

Höhe des Mittelalters.

269. Der Gottesſtaat. 306
270. Wendepunkt des Mittelalters. . . . 309
271. Die Kirche. 312
272. Der Papſt. 315
273. Der Klerus. 321
274. Die Mönche. 322

Kapitel.	Seite.
275. Die heiligen Künſte.	325
276. Baukunſt.	326
277. Skulptur.	329
278. Mahlerei.	331
279. Legenden.	335
280. Dogmen.	338
281. Scholaſtik, Myſtik, Sekten.	340
282. Das weltliche Reich.	343
283. Hörigkeit, Lehnswesen, Verträge.	345
284. Der Kaiſer.	349
285. Reichstage, Churfürſten.	352
286. Geſetze.	355
287. Gerichtswesen.	357
288. Fehmgericht.	360
289. Fürſten und Herren.	363
290. Landeshoheit.	365
291. Landſtände.	367
292. Slaviſche Länder.	369
293. Ritter.	371
294. Ritterliche Sitte.	373
295. Hofdienſt, Turniere, Minne.	376
296. Schwäbiſche Ritterpoeſie.	380
297. Minnelieder.	384
298. Deutſche Heldenſage.	386
299. Die Sagen von Karl dem Großen.	388
300. Die Sagen vom heiligen Graal.	391
301. Der Sängerkrieg auf der Wartburg.	392
302. Die Städte.	394
303. Die Verfaſſung der Städte.	396
304. Patrizier und Zünfte.	400
305. Die Hanſa.	404
306. Der rheiniſche und ſchwäbiſche Städtebund.	408
307. Der Handel.	409

Kapitel. Seite.

308. Bürgerliche Künſte. 412
309. Bürgerliche Sitten. 415
310. Univerſitäten 417
311. Weltliche Wiſſenſchaften. 419
312. Die freien Bauern. 421
313. Die Leibeignen. 424

Vierzehntes Buch.

Die Luxenburgiſchen Kaiſer.

314. Charakter dieſer Zeit. 427
315. Rudolf von Habsburg. 428
316. Ottokar von Böhmen. 431
317. Landfrieden. 433
318. Adolf von Naſſau. 435
319. Albrecht. 437
320. Wachsthum des Hauſes Habsburg. . . 439
321. Wilhelm Tell und das Grütli. . . . 441
322. Frankreich. Die Päpſte, die geiſtlichen Ritterorden. 445
323. Heinrich VII von Luxenburg. . . . 447
324. Heinrichs VII Römerzug. 448
325. Waldemar von Brandenburg. Die Schweizer im Morgarten. Kämpfe der Dithmarſen. . 450
326. Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſterreich. 452
327. Ludwigs Römerzug. 456
328. König Johann. 457
329. Churverein zu Renſe. 459
330. Günther von Schwarzburg. 462
331. Die große Peſt. 464
332. Oeſterreichs Fehde mit Zürich. . . . 466
333. Karls IV Römerzug. 467
334. Die goldne Bulle. 469
335. Kriege der Städte. 471

Kapitel.		Seite.
336.	Zunahme des luxenburgiſchen Hauſes. . .	472
337.	Wenzel.	475
338.	Große Bündniſſe.	477
339.	Schlacht bey Sempach.	479
440.	Wenzels Abſetzung.	482
441.	Ruprecht von der Pfalz.	483
442.	Kühne Thaten der Dithmarſen und Appenzeller.	485
443.	Das große Schisma.	487

Zeittafel
zum zweyten Bande.

Das Mittelalter.

Vom Tode Karls des Großen bis zur Kirchenversammlung zu Konstanz.

Jahre nach Christo.	
814	Kaiser Ludwig der Fromme, der Karolinger.
833	Das Lügenfeld.
840	Kaiser Lothar, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle.
841	Schlacht bey Fontenoy.
843	Vertrag zu Verdun.
	Einfälle der Normannen.
858	Pabst Nicolaus I.
876	Karl der Dicke in Deutschland.
879	Karl der Einfältige in Frankreich.
—	Boso, König in Burgund.
884	Kaiser Karl der Dicke, Alleinherr.
887	Absetzung Karls des Dicken.
	Arnulf.
892 — 894	Zwentibold in Mähren.
895	Die erste Römerfahrt.
899	Ludwig das Kind, der letzte Karolinger.
	Erzbischof Hatto und Otto der Erlauchte.
911	Kaiser Konrad I, der Franke.
919	Kaiser Heinrich I, der Sachse.
924	Waffenstillstand mit den Ungarn.
927 — 931	Unterwerfung der Slaven.
	Städte und Turniere.
933	Ungarnschlacht bey Merseburg.
936	Kaiser Otto I, der Große.

Jahre nach Chriſto.	
937 — 939	Die lothringiſche Parthey.
938 — 950	Herrmann Billung gegen die Slaven.
948	Otto in Dänemark.
951	Otto's Römerfahrt. Adelheid.
953 — 954	Liuthulfs Empörung.
955	Ungarnſchlacht am Lech.
	Empörung der Slaven.
961 — 972	Otto's zweite Römerfahrt, Beruhigung Italiens.
	Verbindung mit Griechenland.
973	Kaiſer Otto II.
978	Otto II, in Frankreich.
982	Schlacht bey Baſantello.
983	Empörung der Slaven.
—	Kaiſer Otto III.
	Bekehrung Ungarns durch Stephan.
	Bekehrung Polens durch Dobrowa.
	Creſcentius in Rom.
995	Otto's III erſte Römerfahrt.
998	Otto's zweite Römerfahrt.
1002	Kaiſer Heinrich II, der Heilige.
1005	Heinrichs Römerfahrt.
1018	Friede zu Bauzen mit den Polen.
1022	Normannen in Sicilien.
1024	Kaiſer Konrad II, der Salier.
1027	Konrads Römerfahrt.
1029 — 1034	Polniſche Kriege.
1033	Burgund mit dem Reich vereinigt.
	Treuga dei. Lehngeſetz.
1037	Herzog Ernſt von Schwaben.
1039	Kaiſer Heinrich III, der Schwarze.
1046	Heinrichs Römerfahrt.
1054	Lothringiſche Fehde.
1056	Kaiſer Heinrich IV. Königin Agnes.
1062	Heinrich geraubt. Anno von Cölln. Adalbert von Bremen.
1064	Erſte Wallfahrt nach Jeruſalem.
1066	Verſammlung zur Tribur.

Jahre nach Chriſto.	
1072	Unterwerfung der Sachſen. Otto von Nordheim.
1073	Bund der Sachſen.
—	Pabſt Gregor VII.
1077	Heinrich in Canoſſa.
1078—1080	Rudolf von Schwaben, Gegenkönig.
1083	Heinrich in Rom.
1082—1087	Herrmann, Gegenkönig.
1095	Kirchenverſammlung zu Clermont.
1096	Kreuzfahrer.
1099	Der erſte große Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon.
1104	Heinrich von ſeinem Sohn beſiegt.
1106	Kaiſer Heinrich V.
1109	Niederlage bey Hundsfeld.
1110	Heinrichs Römerfahrt.
1115	Schlacht am Welfisholz.
1116	Heinrichs zweite Römerfahrt.
1122	Concordat zu Worms.
1125	Kaiſer Lothar, der Sachſe.
1133	Albrecht, der Bär.
1126—1135	Kampf mit den Hohenſtauffen.
1132—1136	Kampf mit Roger von Sicilien.
1138	Kaiſer Konrad III, der Hohenſtauffe.
	Welfen und Gibellinen.
1140	Die Eroberung von Weinsberg.
	Römiſche Republik, Arnold von Breſcia.
1147	Kreuzzug Konrads III.
1148	Niklat der Wende.
1152	Kaiſer Friederich Barbaroſſa.
1154	Friederichs erſte Römerfahrt.
1158	Der Roncaliſche Reichstag.
1162	Mailand zerſtört.
1164	Lombardiſcher Städtebund.
1176	Niederlage bey Lignano.
1178	Zuſammenkunft zu Venedig.
1182	Heinrich der Löwe beſiegt.
1190	Friederichs Kreuzzug.
—	Kaiſer Heinrich VI.

Jahre nach Christo.	
1194	Neapel erobert.
1198	Otto IV. und Philipp.
	Albigenser. Waldenser.
1208	Philipp ermordet.
1209	Otto in Italien.
1211	Kaiser Friederich II.
	Vetteloroen. Fehmgericht.
1227	Kreuzzug Friederichs II.
	Deutscher Orden in Preußen.
1231	Reichstag zu Ravenna.
1240	Die Hansa.
1241	Die Tartarschlacht in Schlesien.
1245	Pabst Innozenz III, zu Lyon.
1246	Heinrich Raspe, Gegenkönig.
1247	Der Rheinische Städtebund.
1250	Kaiser Konrad IV.
1256	Wilhelm von Holland, Alphons von Kastilien.
1268	Hinrichtung Konradins, des letzten Hohenstauffen.
	Interregnum.
1273	Rudolph I, von Habsburg.
1278	Ottokar von Böhmen. Schlacht auf dem Marchfelde.
1291	Kaiser Adolph, von Nassau.
1298	Kaiser Albrecht I, von Habsburg.
1307	Friederich mit der gebißnen Wange.
—	Wilhelm Tell und der Schweizerbund.
1308	Ermordung Albrechts.
	Kaiser Heinrich VII, von Luxenburg.
1311	Heinrichs Römerfahrt.
1314	Kaiser Ludwig der Baier.
1315	Schlacht am Morgarten.
	Woldemar von Brandenburg.
1322	Schlacht bey Mühldorf. Ludwig und Friedrich.
1327	Ludwigs Römerfahrt.
1330	König Johann.
1338	Churverein zu Rense.
1347	Kaiser Karl IV von Luxenburg.
1349	Günther von Schwarzburg. Große Pest.

Jahre nach Christo.	
1351	Zürcher-Krieg.
1356	Goldne Bulle.
1350—1387	Große Fehde der schwäbischen Städte mit Würtemberg.
1363	Habsburg erwirbt Tyrol.
1365	Sieg der Hansa über Dänemark.
1378	Kaiser Wenzel.
1386	Schlacht bey Sempach.
1400	Wenzels Absetzung. Kaiser Ruprecht von der Pfalz.
1400—1407	Appenzellerkrieg.
1410	Großes Schisma. Kirchenversammlung zu Pisa. Kaiser Sigismund, der Luxenburger.

Zweiter Zeitraum.

Das Mittelalter.

Achtes Buch.

Aufſteigen des Mittelalters.

Kapitel CXLVII.

Umwandlung des Volkes.

In der innerſten Natur des deutſchen Volkes war eine große Umgeſtaltung vorgegangen. Hatten im Alterthum der Körper und die niedern Seelenkräfte, Phantaſie, Gefühle und Leidenſchaften vorgeherrſcht, ſo blühete jetzt die höhere Kraft des Herzens, ſeiner Sehnſucht, Andacht und Liebe herrlich aus in jenem Sinne, den das Chriſtenthum gebot, und der im deutſchen Charakter am allerfeſteſten wurzelte. Denn der Reichthum und die innere Kraft der deutſchen Natur trieb auf jeder Stufe ihrer Entwicklung das Höchſte und Vollkommenſte hervor. Ein Volk, das auf ſeiner niedrigſten Stufe ſo groß ſich erwieſen, daß es ſelbſt in das Rohe und Feindſelige einen erhabnen Charakter hineintrug, konnte die höhere Stufe nur erreichen, um auf derſelben ſeine Größe noch reicher zu entfalten. Ein Volk, das ſo reinmenſchlich und naturgemäß ſich entwickelt, konnte den

Stempel der gesunden Kraft auf keiner Stufe seines Lebensalters verleugnen. Wie nun bey jeder gesunden Natur der körperlichen Entwicklung die des Herzens und Gemüthes folgt, und erst später dieser wieder die des Verstandes, so konnte die Entwicklung des deutschen Volkes nur denselben Gang nehmen, um ihn unter allen Völkern am würdigsten und stolzesten zu durchwandeln. Wie im Alterthum die Germanen körperlich durch ihre Heldenkraft allen andern Nationen vorangeleuchtet, so ließen wieder die Deutschen des Mittelalters in der überströmenden Fülle des Herzens alle Völker weit hinter sich zurück.

Uns, die wir in einer andern Zeit leben, ist es eben so unmöglich, die tiefe Innigkeit des Herzens, woraus alles Große des Mittelalters hervorgegangen, wieder ins Leben heraufzubeschwören oder nur mit dem Verstande recht zu begreifen, als wir im Stande sind, uns vollkommen in das altgermanische Heldenthum zu versetzen. Wir müssen nur die Erscheinungen, wie sie die Geschichte an uns vorüberführt, in ihrer Wahrheit gelten lassen und bewundern; aber es ist eben so thöricht, wenn einige durch diese Bewunderung sich verleiten lassen, in unsrer Zeit, die ein andrer Geist beherrscht, den Geist des Mittelalters krankhaft wiedererzeugen zu wollen, als es völlig unwürdig ist, wenn andre das Große des Mittelalters gar nicht anerkennen wollen, weil sie in jede Zeit nur das Kleine hineinlegen möchten, das ihnen selber eigen ist.

Die schönste Blüthe, in der das innerste Herzblut des Volkes damals glühte, war die Religiosität, der Glauben, die Liebe, Sehnsucht, Andacht und Demuth vor Gott, wie sie niemals eine Zeit wiedergesehn! Diese Religion, in allen Herzen warm und lebendig, noch nicht erstarrt in der Werkheiligkeit, die sie damals in

der Ueberfülle der Andacht erſt ſchuf, und noch nicht untergraben vom Verſtande, herrſchte im ganzen Umfang des Volkslebens, als die Grundkraft aller ſeiner Erſcheinungen, deren keine ihrer Weihe entbehren konnte. Sie wirkte verborgen im Heiligthum der Gemüther und ſchlug offen den glänzenden Thron auf in dem Inſtitute der Kirche und in dem Einfluß, den dieſe auf Staat und Sitten übte. Sie entflammte in reiner aufopfernder Begeiſterung zu den kühnſten Heldenthaten gegen die Ungläubigen und Heiden.

Zu ihr geſellte ſich die Innigkeit der Liebe, Treue und Freundſchaft, darin die Tugenden der heidniſchen Vorzeit, nur des rauhen leidenſchaftlichen Gewandes entkleidet, dem milden Geiſt des Chriſtenthums huldigten. Das Mittelalter iſt die Zeit der Minne und der Treue. Hier ſehen wir die romantiſche Poeſie ihre ſchönſten Blüten pflücken. Hier ward der Hort häuslicher und ehelicher Tugend von den Vätern geerbt und gepflegt, um wieder als ein reiches Erbe den Enkeln überliefert zu werden.

Nicht minder bedeutend iſt die Demuth und der Gehorſam vor den Inſtituten und Geſetzen, die im Namen der Gottheit gegründet worden, und vor den Stellvertretern Gottes, die ſie handhabten. Auch wenn dieſe Stellvertreter unwürdig ſich erwieſen, und dadurch der alte Fehdegeiſt wieder rege wurde, blieb der Gehorſam gegen die Grundſätze des Staats und der Kirche unerſchütterlich, weil er auf dem religiöſen Glauben beruhte.

Aus dem allen erzeugte ſich eine innere Befriedigung der Gemüther und ein Glauben, daß dieſer Zuſtand der Menſchheit ſich nur im Einzelnen verbeſſern und befeſtigen, aber niemals endigen werde. Wie hätte man auch hierauf nicht vertrauen ſollen, da man ein ſichtbares Regiment der unwandelbaren Gottheit hergeſtellt zu ha-

ben vermeinte. Dieser schöne Glaube spricht sich unverholen in allen Schriften jener Zeit aus. Man behauptete, die Welt habe bis dahin nur gerungen, das große Institut des mittelalterlichen Reiches zu schaffen, in dessen Angeln, dem Kaiserthum und Papstthum, sie sich ewig fortbewegen müsse.

Hiermit steht der Kunstsinn des Mittelalters in so enger Verbindung, als das Naturgefühl der germanischen Zeit mit ihrem Heldenthum. Die Kunst, als die sichtbare Darstellung des geistigen und ewigen Schönen, das nur das Herz ahnet, ward in einem so gemüthvollen und religiösen Zeitalter mit Nothwendigkeit erzeugt und durch die Gestaltung des Gottesdienstes reichlich überall genährt. Wenn hiefür die bildenden Künste vorzüglich thätig waren, so nicht minder die Poesie und diese zugleich für die Verklärung der Minne und des Ritterthums, jene schönen Zeugen von der Vermählung der alten Heidenzeit mit der Religion des Mittelalters. Doch bildeten sich die Künste erst allmählig weiter aus und erreichten ihre Höhe erst auf der Höhe des ganzen Mittelalters.

Bey alledem aber brachte theils der nachhaltige Einfluß des Alterthums, der nothwendig gegen den neuen Geist feindselig auftrat, theils die Ansteckung des römisch-jüdischen Wesens, theils das unnatürliche Übermaaß der Begeisterung selbst auch in das Mittelalter viel Rauhes, das man daher die Barbarey des Mittelalters genannt hat. Dahin gehört der Fehdegeist, der sich bey jeder Gelegenheit, wenn das richtende Schwert des Kaisers nicht strenge Zucht hielt, unter dem Namen des Faustrechts hervorthat; ferner der vom Heidenthum ins Christenthum übergegangene Aberglauben, die Grausamkeit der Gesetzgebung, die das milde Wergeldsystem verdrängte, das unnatürliche Verhältniß der Klostergeist

lichkeit und die daraus entſpringende Sittenverderbniß, die Gewalt des Klerus, die bald gemisbraucht ward und die Heiligkeit des Ständeunterſchiedes, die zu mancher Unterdrückung führte. Alle dieſe Mängel aber waren Jahrhunderte hindurch nicht im Stande, den rieſenhaften Bau des Reiches zu erſchüttern, und kämpften aus nächtlicher Tiefe vergebens gegen das Licht, das es von oben her durchleuchtete.

Kapitel CXLVIII.

Das Reich des Mittelalters.

Die Richtung auf Gott, die das Himmliſche über das Irdiſche zu ſtellen gebot, lehrte ein einiges Regiment Gottes über die zwieträchtige Herrſchaft der alten Völker und Könige ſetzen. Die Liebe, welche der Herzen ſich bemeiſtert, lehrte den alten Fehdegeiſt unter ein einiges ſtarkes Friedensgeſetz niederbeugen. So entſtand der Glaube an die Vortrefflichkeit, Nothwendigkeit und ewige Dauer des Reichs, das Karl der Große mit gewaltiger Hand gegründet.

Auf dem ſtarken Felſen, darin er den Grundriß eingehauen, hat das folgende Geſchlecht den ſtolzen Dom ausgebaut, der ſieben hundert Jahre lang die deutſchen Völker in ſeinem heiligen Dunkel eingeſchloſſen. Als die drey Grundpfeiler des Gebäudes treten das Kaiſerthum, das Papſtthum und der Unterſchied der Stände hervor. Sie waren Karls Werk, aber im Geiſte des Volkes und der Zeit gegründet.

Man ſah die geſellige Welt der Menſchen als einen einigen lebendigen Organismus an, darin verſchiedene Grundkräfte in inniger Harmonie zu einem Ganzen zuſammenwirken ſollten. Man unterſchied zwey obere Kräfte, darin die Majeſtät, Herrſchergewalt und höchſte

Leitung der Gesellschaft beruhen sollte; das war die weltliche Gewalt des Kaisers und die geistliche des Papstes, die der Idee nach über die ganze Erde, aber innig verbunden, in einem Sinne herrschen sollten, und diese höchste Verbindung lag in der Überordnung der göttlichen Urkraft über beyde Gewalten, als ihre Ausflüsse. Man unterschied ferner eine Kraft, welche das Göttliche im Menschen aufrecht hält, und das Band zwischen seinem Herzen und dem Himmel schlingt, und zur Hüterin derselben glaubte man die Geistlichkeit bestellt. Wiederum unterschied man eine Kraft, die in der Heidenzeit vorgewaltet, darin der Mensch zu Thaten, zum Heldenthum sich gedrungen fühlt, und die nicht unwürdig befunden ward, der Ehre Gottes eine streitbare Schützerin zu seyn; sie ward aber als die Seele des ritterlichen Adels anerkannt. Sodann ward eine dritte Kraft unterschieden, die dem ganzen Reichskörper den irdischen Nahrungssaft zuführen mußte und sie ward in dem Stande der leibeignen Bauern oder Sklaven vorgefunden. Eine vierte Kraft endlich ward hundert Jahre nach Karl dem Großen als Ergänzung der übrigen anerkannt und zwischen die beyden letztern gestellt, diejenige nehmlich, die zur Ehre Gottes und zum Heile der Gesellschaft freie Künste und Gewerbe treibt und sie in Handel und Wandel umsetzt; sie fand ihr Organ im Bürgerstande und dieser späteste unter den Ständen trug schon den Keim zu einer spätern Periode der Kultur, wie der älteste Stand oder der Adel noch das Wesen der frühern Periode ins Mittelalter hinüberbrachte.

Kapitel CXLIX.

Die Bedeutung des Kaisers.

Die Worte des Sachsenspiegels, die wir als Sinnspruch auf unserm Titel gewählt, bezeichnen die Bedeu-

tung des Kaisers und des Papstes für das ganze Mittelalter. Selbst unter schwachen Kaisern, selbst unter dringenden Gefahren von außen blieb in den Gemüthern der Deutschen fest und klar, daß ihrem Kaiser von Gottes wegen das weltliche Regiment der Erde gebühre. Zwar riß die Gewalt der Natur selbst die romanischen Völker in Spanien und Frankreich von den Deutschen los und entfremdete sie in Italien, hielt die nordischen Stammverwandten über Meer in feindlicher Abgeschlossenheit, waffnete die Slaven mit verzweifelter Tapferkeit gegen die deutschen Bekehrer, gab den Griechen Schlauheit, gegen das Reich sich zu behaupten und setzte in der großen Araberherrschaft der gesammten Christenheit eine Grenze, so daß sich die Deutschen von allen Seiten zurückgewiesen und auf sich selbst eingeschränkt sahen, aber dennoch ließen sie die Bedeutung des Kaiserthums, den Anspruch des kaiserlichen Namens an die Herrschaft der Erde nicht ersterben und handelten in diesem Sinn. Darum aber blieb auch in Deutschland selbst die kaiserliche Würde geraume Zeit gegen jedes noch so mächtige Privatinteresse unerschütterlich, selbst wenn der Kaiser niemand für sich hatte, als die Gewissen seiner Feinde, und erst die geistliche Macht konnte das Ansehn des Kaisers untergraben, indem sie sich im Glauben der Völker dem Range nach höher zu stellen wußte.

Zugleich als eine Wirkung und wieder als eine fortdauernde Ursache des erhabnen Ansehns des Kaisers muß der Umstand gelten, daß die Wahl der Völker je auf die trefflichsten Männer fiel und daß selbst minder taugliche Regenten durch die Zaubermacht der Kaiserkrone zu höherem Muthe, größern Thaten begeistert wurden. In der That läßt die Geschichte eine selten unterbrochne Reihe der kräftigsten und würdigsten Verweser des heil. römischen Reichs aufeinander folgen, und mit ehrfurchts-

voller Bewunderung mag, wer mit uns durch die Vergangenheit wandelt und in die versunkenen Hallen des mittelalterlichen Doms eintritt, die riesigen Steinbilder betrachten, wie sie fest und majestätisch, auf dem Haupt die heilige Krone, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Scepter oder den Reichsapfel in langer fern sich verlierender Reihe stehn, alle einander und wieder alle Karl dem Großen gleich, der als ihr Ahnherr und Urbild sie zu führen scheint. Ihre Menge verkündet viele Jahrhunderte, die ihnen vorüber gegangen; ihre Mienen deuten auf einen schweren Inhalt dieser Zeit, und man sieht, daß nur so starke Männer sie zu bemeistern vermocht; ihre Gleichheit aber zeugt von dem Walten und der Gewalt eines einigen Geistes, der sie und ihre Krone über alle Stürme trug.

Kapitel CL.

Die Macht des Kaisers.

Die höchste Machtvollkommenheit des Kaisers beruhte in jener Idee, daß er der Stellvertreter Gottes im weltlichen Regiment auf Erden seyn sollte; daher ihm die göttliche Weihe aus des Papstes Hand ertheilt werden mußte, daher das Reich das heilige hieß. Der Glaube der Völker war das geistige und darum stärkste Band, das sie an den Kaiser fesselte.

Aus dieser Idee ging zugleich das Verhältniß des Kaisers zum Papste hervor, die in der Schirmvogtei der Kirche und in der Bestätigung der Papstwahl beruht.

Die Religion glich nur der Fahne, die das Heiligste, aber wehrlos ist, und sie stand noch im Kampfe mit Heiden und Muhamedanern und mit jedem unheiligen Streben im Volke der Gläubigen selbst. Darum bedurfte sie des streitbaren Armes der weltlichen Macht zu Schutz und Trutz. Dies verlangte der Glaube der

Völker und indem dem Kaiſer die ehrenvolle Verpflichtung, die Kirche zu ſchützen, übertragen ward, gewann ſein Anſehn dadurch deſto größere Heiligkeit. Er war Vogt (advocatus) der Kirche.

Die Wahl des Papſtes geſchah noch immer ſehr unregelmäßig. Nächſt der höhern Geiſtlichkeit übten die Römer den vorzüglichſten Einfluß darauf. Die Entfernung Roms hinderte eine größere Einwirkung der Deutſchen und des Kaiſers, doch behielt ſich der letztere das Recht vor, die Papſtwahl zu verwerfen, oder zu beſtätigen. Sein Recht beruhte in ſeiner höchſten Machtvollkommenheit in weltlichen Dingen und in ſeiner Bevormundung der Kirche, ſofern dieſelbe weltlicher Einrichtungen bedurfte, wohin alſo auch die Papſtwahl gehörte; dieſes Recht ging aber auch zugleich aus dem alten Herkommen hervor, nach welchem die Laien überhaupt ihre Geiſtlichen wählten, und dies Recht konnte ſo lange nicht aufgegeben werden, als auch ihrerſeits die Geiſtlichen Sitz und Stimme bey der Wahl des weltlichen Kaiſers führten.

Im übrigen ging nur die Macht der alten Könige auf die Kaiſer über. Es kam ihr alſo folgendes zu:

Die Berathung vor der Volksverſammlung, die jetzt eine Ständeverſammlung geworden war und der Reichstag genannt wurde. — Der Kaiſer war des Reiches Haupt und ſein Ohr und Auge waren des Reiches Wächter. Ihm lag es ob, von treuen Räthen umgeben, beſtändig für das allgemeine Wohl zu ſorgen, und in der Pracht und Majeſtät der Reichsinſignien und des Hofes die Herrlichkeit und Macht des Reiches ſichtbar darzuſtellen, die Ehre deſſelben ernſt und würdevoll aufrecht zu erhalten. Es ward ihm zur Pflicht gemacht, das Reich zu bereiſen, was um ſo natürlicher ſchien, da es gar keine Hauptſtadt gab und die Pfalzen des Kaiſers zerſtreut

umherlagen. Wie die Reſidenz des Kaiſers, ſo wechſelten die Reichstage von einem Ort zum andern.

Die Entſcheidung vor dem Reichstage. — In dringenden Fällen hatte der Kaiſer das Recht, auch ohne den Reichstag über Krieg und Frieden, Aufruhr und Ungerechtigkeit zu entſcheiden.

Die Einberufung des Reichstags und der Vorſitz bey demſelben. —

Die Lehnsherrlichkeit. — Die Kaiſer erbten dieſelbe von den fränkiſchen Königen. Da das Lehenweſen reißend überhand nahm und den größten Theil der Arimannen verſchlang, ſo war der größte Theil des Volks in der Dienſtpflicht gegen den Kaiſer und der größte Theil des Landes ſein Alod. Da aber die Lehne in mannigfaltiger Abſtufung wieder in Afterlehne ſich vertheilten, ſo waren immer nur zunächſt die großen Lehnsträger in der Pflicht des Kaiſers, die Aftervaſallen aber hingen nur von dieſen ab und trennten ſich in vorkommenden Fällen mit dieſen vom Kaiſer.

Die Belehnung mit den Reichsämtern ging in jene mit Grund und Boden über. Die Aftervaſallen hatten an den großen weltlichen und geiſtlichen Lehnsherren ſchon ein natürliches Oberhaupt, das es am ſchicklichſten auch von Reichswegen werden mußte. Alle Reichsämter aber waren ſchon an und für ſich Lehne des Kaiſers, ſofern ſie von der Wahl deſſelben und nicht von der Wahl des Volkes abhingen, wurden daher auch mit den perſönlichen Dienern des Kaiſers beſetzt und auch die Form der Belehnung ward bey der Einſetzung in ein Reichsamt beybehalten. Die weltlichen Beamteten, Grafen und Herzöge, von denen nach Karls des Großen Tode wieder die Sendgrafen verdrängt wurden, erhielten die Belehnung durch die Berührung mit dem Schwert; die geiſtlichen Beamteten, Biſchöfe und Erz-

bischöfe durch die Einkleidung mit dem Priestergewand, dem Ringe und Hirtenstab, welches man die Investitur nannte. Diese Bischöfe hingen nur in streng geistlichen Angelegenheiten, Kirchensatzungen und Gebräuchen vom Papst ab, als Reichsbeamtete aber in ihrem bestimmten Sprengel und als Lehnsträger lediglich vom Kaiser.

Der Aufruf zum Heerbann und der Befehl über denselben. — Ursprünglich beruhte das Heer in den freien Arimannen. Diese aber verarmten und gingen größtentheils in Vasallen über. Daher ward es zunächst nöthig, auch die Vasallen zum Heerbann zu verpflichten, und da das verwirrte und verschlungene Verhältniß der Alodbesitzer und Lehnsträger keinen richtigen Maßstab für die kriegerische Verpflichtung mehr darbot, so fand Karl der Große für gut, es für diesen Zweck ganz umzuwerfen. Der Heerbann war nothwendig und durfte unter dem Mißverhältniß des Grundbesitzes und der alten Rechte und Pflichten nicht leiden. Darum gebot Karl, nicht mehr die alten Rechte, sondern den neuen Bestand, nehmlich die Kraft und das Vermögen, zur Richtschnur für die Verpflichtung zum Heerbann zu nehmen. Also mußten nun je die Reichen sich gerüstet stellen, und je der Armen so viele zusammentreten, um gemeinsam einen Krieger ausrüsten zu können, beyde mochten Vasallen oder Arimannen seyn. Der Heerbann selbst blieb noch regelmäßig nach den Bannern der Grafschaften und Herzogthümer abgetheilt; die Schwaben aber behaupteten das ganze Mittelalter hindurch das Vorrecht des ersten Zuges.

Der Reichsschatz (fiscus, aerarium). — In ihn flossen fortwährend, wie unter den Königen, die Einkünfte von den Regalien, die Güter verbannter, hingerichteter oder ausgestorbener Familien und ein Theil der Strafgelder, sofern dieselben noch immer aus dem Wergeldsystem

des Alterthums beybehalten und nur bey ſchweren Verbrechen durch das römiſch-jüdiſche Syſtem der Leibesſtrafen verdrängt worden waren. Einen Theil des Wergeldes erhielt fortwährend der Beleidigte ſelbſt als Schadenerſatz, einen andern Theil aber der Fiskus, weil in jedem Frevel zugleich der allgemeine Reichsfriede gebrochen worden war, daher dieſes fiskaliſche Strafgeld auch fredum hieß. An Steuern war noch nicht zu denken. Doch mußten dem Kaiſer und ſeinen Geſandten bey ihren Reiſen Vorſpann und Lieferungen geleiſtet werden.

Das Privatgut des Kaiſers, die Domainen oder das alte Alod, die Pfalzen der Könige, welche die Kaiſer erbten und durch eigne Knechte verwalten ließen. — Hiezu kamen die Geſchenke, welche bey feſtlichen Gelegenheiten vom Volke dargebracht wurden, und die nur aus einer Sitte, aus keinem Geſetz hervorgingen.

Gleich den alten Königen blieben aber auch die Kaiſer noch vom Volke abhängig durch die Geſetze, Stände und Reichstage, wovon wir nachher reden, und durch die Wahl. Das heilige römiſche Reich war ein Wahlreich, und dem uralten Herkommen gemäß wurde der weltliche Oberherr durch das Stimmenmehr des Volkes in offner Verſammlung gewählt. Dieſe Wahl ward in Geſetzen geregelt, darin unter andern beſtimmt iſt, daß nur wer ehrlich geboren, ſtark, ſchön und geſund ſey, der Krone würdig, ein lahmer, blinder, kränklicher Mann aber ſtets davon ausgeſchloſſen ſeyn ſolle. Gleichermaaßen behielt das Volk das Recht ſich vor, einen unwürdigen Kaiſer abzuſetzen, und dieſer Fall hat ſich einigemal ereignet. Dennoch war das Anſehn der Karolinger und ſpäter einiger andern Kaiſerfamilien ſo groß und durch Gewohnheit geheiligt, daß das Volk nicht leicht von denſelben abwich, und immer am liebſten den Sohn des Kaiſers wieder zum Kaiſer ausrief. Der

Hauptgrund davon lag aber in der Tüchtigkeit aller dieſer Herrengeſchlechter.

Kapitel CLI.

Die Bedeutung des Papſtes.

Das geiſtliche Schwert kam dem Papſte zu. Ein und dieſelbe Idee lag dem Papſtthum und dem Kaiſerthum zu Grunde, und ein Mann, Karl der Große, ſchied mit ſeiner Rieſenhand dieſe Grundfelſen, zwiſchen denen der Strom des Mittelalters majeſtätiſch hervorbrechen ſollte, wie das Mittelmeer zwiſchen den Säulen des Herkules. Beide großen Inſtitute ſah das Mittelalter in einer Wiege zum Leben erwachen. Beide wußte der Glaube der Völker nicht eher zu ſcheiden, bis der unheilbare Bruderzwiſt ſelbſt ſie mit Schrecken erfüllte und den Untergang der großen Zeit weiſſagte.

Der Grundſatz war ſonnenklar ausgeſprochen. Alle weltliche Macht ſollte im Kaiſer, alle geiſtliche im Papſt beruhn. Unter der weltlichen verſtand man aber alles, was zum äußern Leben gehört, unter der geiſtlichen alles, was das innere Leben des Geiſtes, des Herzens und Gewiſſens angeht. Beide Gewalten ſollten innig verbunden ein Ganzes ſeyn, wie Körper und Geiſt in jedem Menſchen ein Ganzes ſind.

Während aber der Kaiſer und die Laien mit einem tief eingewurzelten Glauben an dieſem Grundſatz und am Reiche hingen, erzeugte ſich im Papſtthum ein anderer Grundſatz, der ein anderes Reich herbeyführen wollte.

Dieſer neue Grundſatz war darin ausgeſprochen, daß nur ein Gott und nur ein Stellvertreter Gottes auf Erden ſeyn könne, daß die Würde des letztern allein dem Papſte zukomme, daß alſo auch die weltliche Macht vom Papſt abhängen, der Kaiſer ihm unterthänig ſeyn

müſſe. Ein geiſtreicher Papſt machte dies in folgendem Gleichniß anſchaulich: der Papſt ſey die Sonne, der Kaiſer der Mond, dem jene den Wandel beſtimmt.

Dieſer neue Grundſatz entſprang natürlich und mit Nothwendigkeit aus dem Weſen der geiſtlichen Gewalt, über welche die Völker ſich nur täuſchten. Weil in den erſten Jahrhunderten die weltliche Macht, als ſie noch die ſtärkere war, ſich niemals feindſelig gegen die geiſtliche betrug, vielmehr in treuer Anerkennung der Idee, darnach ihr jene beygeſellt ſeyn ſollte, und in andächtiger Verehrung des Göttlichen in ſeinen Stellvertretern, auf jede Weiſe die Macht der Kirche förderte, gaben ſich die Völker dem ſchönen Traum eines ewigen Friedens zwiſchen beyden Gewalten hin. Aber ſobald die geiſtliche Gewalt ihre Kräfte mit denen der weltlichen ins Gleichgewicht gebracht, ward die Täuſchung offenbar, denn der Papſt erhub das ihm von Gott verliehene Schwert gegen den Kaiſer und alle Laiengewalt. Die Kirchengewalt kann niemals neben der Staatsgewalt beſtehn, ſondern nur entweder derſelben unterthan ſeyn, wie in den griechiſchen Republiken, im Römerreich, bey den alten Germanen und in den meiſten neuern Reichen, oder ſie muß, wie in Indien, Perſien, Tibet, China, Japan, bey den alten Aegyptern und Juden und im Muhamedanismus, über dieſelbe herrſchen, ſie ganz in ſich vereinigen. Zum letztern neigte ſich nothwendig das Mittelalter. War einmal der Grundſatz angenommen, daß die Herrſchaft auch über weltliche Dinge nicht den Menſchen, ſondern allein Gott zuſtände, und daß ſie der Kaiſer nur von Gottes Gnaden und kraft der prieſterlichen Weihe verwalten könne, ſo war hiemit ſchon der Grund zu einer reinen Theokratie oder zu einem Gottesſtaate gelegt, der ſich nothwendig weiter ausbilden mußte. Dieſem Grundſatz zufolge erſchien es völlig un-

natürlich, daß eine anerkannt geiſtige Macht, die göttliche, von einem weltlichen Herrn, dem Kaiſer, und nicht vielmehr vom geiſtigen Stellvertreter, dem Papſt allein, der vermöge ſeiner rein geiſtigen Macht der Gottheit weit näher ſtand, vertreten werden ſollte. Die Kaiſer erkannten dies an, indem ſie dem Papſte ſich gleich ſtellten; die Päpſte ſelbſt aber mußten nothwendig noch weiter gehn und die weltliche Macht unter ſich zu beugen trachten, ja als letztes Ziel ſogar die völlige Vernichtung aller weltlichen Herrſchaft in einem reinen Prieſterregiment erkennen.

So ſehen wir den Kaiſern gegenüber eine noch längere Reihe von Päpſten, wie ſie in der kürzlich verbrannten Paulskirche zu Rom abgebildet waren. Der heilige Petrus, den man als den Felſen anerkannte, auf dem der Heiland die Feſte der Kirche gegründet, jener kriegeriſche Apoſtel, der erſte, der für Chriſtus das Schwert geröthet, der zornig noch ſelbſt an der Pforte der Seligkeit ſtehn ſoll, weihte das römiſche Papſtthum mit ſeinem Geiſt zur herriſchen Strenge. Zwar ſehn wir die erſten römiſchen Biſchöfe noch demüthig baarhaupt in der Nähe des göttlichen Lichtes, das über ihre Häupter den Heiligenſchein ergießt. Bald aber finden wir ſtolze Patriarchen den goldnen Reif um die Schläfe ziehn und eignen Glanz ſich geben, geiſtliche Könige den abendländiſchen Völkern, zuletzt auf der Päpſte Haupt die dreifache Krone (Tiare), der höchſten Herrſchaft über alle Könige anſchauliches Sinnbild. Langſam aber ſelbſtändig und folgerecht entwickelte ſich das theokratiſche Streben der Päpſte. Der Grund dazu ward ſchon viele Jahrhunderte früher gelegt, bevor Karl der Große ihnen die Kaiſer nebenordnete. Der Grundſatz, dem das Kaiſerthum huldigte, war nicht aus dem Streben der Kirche hervorgegangen, aber ſie diente demſelben, um ſich ſeiner

für ihren eigenthümlichen Zweck wieder zu bedienen, bis ſie dadurch mächtig genug geworden war, um jenen neuen theokratiſchen Grundſatz geltend zu machen und eine höchſte Prieſterherrſchaft (Hierarchie) als Stellvertreterin des göttlichen Regiments oder der Theokratie herzuſtellen.

Es iſt der Kampf dieſer Grundſätze, der uns die großen Begebenheiten des Mittelalters auf ſeiner Höhe und in ſeinem Verfall allein erklären kann. Vor allem muß uns dabey wichtig ſeyn, daß die Kaiſer nie für ſich, ſondern nur für eine Ordnung in den Kampf traten, die auch dem Papſt ſeine hohe Stellung heiligte, daß ſie nie gegen die päpſtliche Gewalt überhaupt, ſondern nur gegen das Uebermaaß derſelben ſtritten, während die Päpſte dagegen geradezu den Kaiſer als ſolchen angriffen und ihn gänzlich aus ſeiner Stellung zu verdrängen, zu einem unbedeutenden Herzog und Vaſallen der Kirche herabzuwürdigen ſtrebten.

Kapitel CLII.

Die Macht des Papſtes

Dieſe Macht beruhte zum Theil auf dem Grundſatz des Reichs, wie die Kaiſermacht, zum Theil auf dem neuen theokratiſchen Grundſatz, der ſich allmählig entwickelte.

Er ward ſchon wenige Jahre nach Karl dem Großen als fromme Meinung ausgeſprochen und auf einige einzelne Verhältniſſe des geiſtlichen Standes angewandt. Unter den Karolingern drohte die weltliche Macht eine Zeitlang zu zerfallen und nur der Papſt konnte das ſtarke Band, das die Völker umſchlingen ſollte, feſthalten. Dies entſprach ſeiner Würde, dies verlangte der Glaube des Volks. Daß er aber die Ohnmacht und Zwietracht der kaiſerlichen Gewalt zugleich benutzte, um den

neuen Grundſatz in die Gemüther zu pflanzen, war eben ſo natürlich. Während Ludwig der Fromme, Karls des Großen ſchwacher Sohn, das weltliche Regiment elend handhabte und in unwürdigem Kampfe mit ſeinen Söhnen, die das Reich getheilt hatten, begriffen war, ſchloſſen ſich die Geiſtlichen zur feſtern Begründung der Kirche deſto enger zuſammen. In Mainz war ſeit Bonifacius Zeiten ein Hauptſitz der geiſtlichen Gewalt, ein zweites Rom. Dort ſaßen die frömmſten und gelehrteſten Geiſtlichen vereinigt und von ihnen ging damals eine Sammlung von Kirchenſatzungen (Dekretalien) aus, deren urſprüngliche Abfaſſung man dem heiligen Iſidorus von Sevilla, einem Spanier des ſiebenten Jahrhunderts, zuſchrieb, und darin in großen Vorrechten der Geiſtlichen vor den Laien der theokratiſche Grundſatz ſchon ausgeſprochen ward. Man hat über die Echtheit ihres Alters viel geſtritten, woran aber wenig liegt, da es eben ſo natürlich ſcheint, wenn ſchon früher der theokratiſche Grundſatz in irgend einem frommen Gemüthe ſich erzeugt hätte, als es erwieſen iſt, daß er erſt nach Karl dem Großen Wurzel faſſen konnte und gefaßt hat, wodurch das erſtere gleichgültig wird. Papſt Nikolaus I. (858 — 867) erkannte dieſe Dekretalien für echt. Zwey Jahrhunderte lang ward ſodann dieſer Grundſatz genährt und verbreitet, getragen und immer höher gehoben von dem religiöſen Sinne der Zeit, von dem immer wachſenden Bedürfniß nach Gütern, die der Himmel durch die Hand der Geiſtlichen ſpendete, ohne daß er noch das Reich erſchüttert hätte, bis ein rieſenhafter Held auf den päpſtlichen Thron kam, der mit dieſem Grundſatz wie der alte Donnergott mit ſeinem Blitz bewaffnet, den verzehrenden Brand ins Reich warf.

Bis dahin beruhte die päpſtliche Gewalt in folgenden Beſtandtheilen:

Die Kaiserkrönung. — Der Kaiser hieß zugleich Kaiser und König. König ward er, sofern das Volk auf dem Reichstag ihn wählte, Kaiser erst, sofern ihn der Papst salbte und die Krone auf sein Haupt setzte. Erst diese priesterliche Weihe schuf ihn zum Stellvertreter Gottes auf Erden. Die Demuth frommer Kaiser trug gern auf den Papst über, was Gott gelten sollte, und empfing aus seiner Hand die Krone wie eine Gnade, wie ein Lehen.

Die höchste gesetzgebende Gewalt in Kirchensachen. — Schon damals machte der Papst die Concilien von sich abhängig, indem dieselben keinen Beschluß ohne seine Bestätigung abfassen konnten. Alle Lehren der Kirche, den Glauben betreffend, und alle Gesetze der Kirche, den Gottesdienst, das Verhältniß des geistlichen Standes und die Kirchenzucht über die Laien betreffend, gingen vom Papst aus oder bedurften seiner Unterschrift und Sanction.

Die höchste richterliche Gewalt in Kirchensachen. — Die Geistlichen maßten sich das Recht an, nur von Geistlichen angeklagt und gerichtet werden zu dürfen, und es stand ihnen frey, von jedem bischöflichen oder erzbischöflichen Gericht an den Papst zu appelliren. Dieser sprach das Endurtheil. Aber auch über die Laien, sofern sie gegen die Kirche sich vergangen, stand ihm die höchste richterliche Gewalt zu, nehmlich die Excommunication oder das Interdict, d. h. der Ausschluß vom Gottesdienst, die Verweigerung der Sacramente, und die schärfste unter allen Strafen, der Bannfluch, d. h. die Kriegserklärung der Kirche gegen den Sünder als einen Feind Gottes und der Aufruf an die Gläubigen, ihn von der Erde zu vertilgen. Davon war niemand ausgeschlossen, selbst der Kaiser nicht.

Die höchste verwaltende Macht der Kirche. — Der oberste Verweser des geistlichen Reiches war der Papst. Die

hohe Geiſtlichkeit erhielt die Belehnung mit dem geiſtlichen Amt, oder die Inveſtitur, vom Kaiſer, aber ohne des Papſtes Beſtätigung durfte kein Biſchof ſein Amt verſehen. Es war erforderlich, daß er erſt den prieſterlichen Mantel (pallium) von Rom, aus des Papſtes Hand, zugeſchickt erhielt. Auch maßte ſich der Papſt an, Biſchöfe aus einem geiſtlichen Sprengel in den andern zu verſetzen, und ohne ſeine Zuſtimmung durfte der Kaiſer keinen Biſchof ſeines Amts entſetzen.

Der Kirchenſtaat. — Mittelitalien, das alte Exarchat, war von Pipin dem Papſt zu Lehen gegeben, und er behielt es durch das ganze Mittelalter; es gehorcht ihm noch jetzt. Durch dieſes reiche Geſchenk war der päpſtliche Hof in den Stand geſetzt, ſeiner Würde gemäß mit weltlichem Glanz ſich zu umgeben. Am meiſten aber trug die alte Pracht der Stadt Rom, mit den Ruinen und dem Andenken der Weltherrſchaft, zu der Verherrlichung des heiligen Stuhles bey. Jenes alte Capitol, von wo aus die halbe Erde erobert worden, ward unter dem Namen der Engelsburg in einen päpſtlichen Palaſt verwandelt.

Wie der Kaiſer, ſo wurde auch der Papſt, jedoch nur von den Geiſtlichen allein, gewählt; bedurfte aber der Beſtätigung des Kaiſers.

Kapitel CLIII.

Die Reichstage und Concilien.

Die alte Volksverſammlung war noch nicht untergegangen. Die Maifelder wurden in den Reichstagen beybehalten. Bey dem Volk ſtand die höchſte Entſcheidung in weltlichen Dingen und der Kaiſer war auf dem Reichstage nur der Vorſitzer, der erſte unter den Gleichen.

Aber bey der Ausdehnung des Reichs war es dem gesammten Volke nicht mehr möglich, seine Stimmen vollzählig abzugeben, und das Übergewicht der Reichsbeamteten nöthigte, diese als die Stellvertreter des Volks beym Reichstag anzuerkennen. So bildeten nur je die Kaiser, ihre Söhne und Räthe, die Herzöge, Grafen, Centner, und der mächtige Alod- und Feudaladel weltlicherseits, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte geistlicherseits, die versammelten Reichsstände (majores, seniores, optimates) und vom übrigen Volk, mit Ausnahme der Leibeignen, konnte zuströmen, wer Lust hatte, aber nur hören, nicht mitreden. Nach alter Sitte ward jedoch das große Reichsthing noch unter freiem Himmel oder doch in einer Pfalz gehalten, um die das versammelte Volk ein großes Lager aufschlug.

Auf den Reichstagen ward der Kaiser gewählt, Krieg und Frieden beschlossen, über neue Gesetze gerathschlagt, und höchstes Gericht gehalten. Der Kaiser vertrat bey diesem Reichsgericht die Stelle des Grafen, die Großen des Reichs die Stelle der Schöppen. Hier ward über Verräther und Empörer des Reiches Acht und Bann ausgesprochen und der Frevler aus dem Lande gewiesen, in ein Kloster gesteckt, geblendet oder hingerichtet. Die höchste Entscheidung stand gesetzlich bey dem Stimmenmehr der Versammlung.

Die Geistlichen waren auf dem Reichstage nur für die weltlichen Angelegenheiten versammelt, für die Kirchensachen hielten sie wie unter Karl dem Großen besondre Kirchenversammlungen oder Concilien, wobey weltlicherseits kein Laie außer dem Kaiser zugegen war. Solcher Concilien wurden unter den letzten Karolingern mehrere gehalten, da die Päpste die günstige Zeit wahrnahmen, um die Macht der Kirche zu befestigen, 847, 848, 852 zu Mainz, 868 zu Worms, 888 zu Mainz,

890 zu Forchheim, 895 zu Tribur u. ſ. f. In jedem rückte die Kirchengewalt einen Schritt gegen die weltliche vorwärts.

Kapitel CLIV.

Die Nationen und Herzöge.

So feſt der große Karl durch die Gewalt der Waffen, dann durch treffliche Staatseinrichtungen die Nationen an einander gebunden hatte, ſo ſtark der Glaube der Völker ſelbſt das Reichsverband zuſammenhielt, ſo waren doch die alten Stammesunterſchiede noch nicht verwiſcht genug, um nicht innerhalb des Reichsverbandes, und ohne die Oberherrlichkeit des Kaiſers anzutaſten, doch in kleiner Fehde und Sonderung wieder hervorzutreten, ſobald der große Karl und ſein Geiſt gewichen waren, und unter ſeinen Nachfolgern Zwietracht und Schwäche herrſchend wurden.

Am auffallendſten war der Gegenſatz der Neuſtrier und Italiener gegen die Auſtraſier oder echten Deutſchen. Von den Spaniern, die nur mit den Mauren kämpften und niemals rückwärts nach dem Reiche blickten, war ſo wenig die Rede als von den Engländern und Skandinaviern, obgleich auch bey allen dieſen die Idee des großen Reiches Eingang fand, und ſpäter ihre chriſtlichen Könige, wenigſtens dem Namen nach, den Kaiſer als den Oberherrn in der Chriſtenheit anerkannten. Die Neuſtrier oder Franzoſen ſtanden durch ihre romaniſche Sprache den Deutſchen entgegen, und ſchon unter den Merowingern hatte ſich zwiſchen beyden ein wechſelſeitiger Haß feſtgeſetzt. Doch wollten ſie keine Trennung, betrachteten vielmehr ſich ſelbſt mit Recht als die Gründer des fränkiſchen Königthums und mithin des Kaiſerthums, daran ſie alſo mehr, als alle andern Reichsglieder, feſthalten zu müſſen glaubten. Als aber die Karo-

linger das Kaiserreich in derselben Weise theilten, wie früher die Merowinger das Königreich, so ward auch Neustrien wieder abgesondert, und als die austrasischen Karolinger die Kaiserkrone mit Gewalt behaupteten, so glaubten doch die Neustrier, daß sie ihren Königen mit gleichem Recht gebühre, und sonderten sich mit diesem Anspruch von dem austrasischen Reiche völlig ab. Da endlich die deutschen Karolinger ausstarben, so versuchten die französischen vergeblich ihr Recht geltend zu machen, und die Deutschen wählten, weil das Reich ein Wahlreich war, und sie zu keiner Erbfolge verpflichtet waren, einen neuen Kaiser aus bisher unberühmtem Geschlecht. Dies war aber wieder die Ursache, daß die Franzosen ihrerseits, als auch die Karolinger ausstarben, den Ansprüchen der Kaiser sich widersetzten und einen eignen König wählten. Doch maßte sich dieser König niemals des kaiserlichen Titels an, und erkannte, gleich den spanischen, englischen und nordischen Königen, den deutschen Kaiser als das höchste Haupt der Christenheit an.

Die Italiener waren eine Zeitlang in demselben Falle, wie die Franzosen, doch starben noch früher bey ihnen die Karolinger aus, und die Deutschen hielten sie mit Gewalt beym Reich. Indeß fand der Nationalhaß dieses romanischen Volkes gegen die echtdeutschen Stämme eine große Stütze an dem Streben der Päpste, sich vom Kaiser unabhängig zu machen, und nicht minder an den lombardischen Herzögen, die, gleich allen Herzögen des Reichs, nach größerer Unabhängigkeit strebten. Sie führten das ganze Mittelalter hindurch einen kleinen aber grausamen Krieg gegen die Kaiser, die aber stets ihre Oberherrschaft mit Gewalt aufrecht erhielten. Obgleich die Italiener nie aus dem Reichsverband traten, so waren sie doch widerspenstiger, die Kaiser anzuerken-

nen, als ſelbſt die Franzoſen, die der That nach ſelbſtändig wurden.

Unter den übrigen Stämmen unterſchieden ſich von Alters her am meiſten die Burgunder, die ſich ganz romaniſirten, die Niederländer, Oſtfranken, Frieſen, Sachſen, Thüringer, Schwaben und Baiern. Während ſie nach oben die Oberherrſchaft des Kaiſers und Papſtes gläubig anerkannten, behaupteten ſie nach unten doch ihre alte Sonderung, wie in den Geſetzen, ſo in dem Nachbarhaß.

Karl der Große hatte mit tiefem Blick die Gefahr durchſchaut, welche ehrgeizige Herzöge an der Spitze einzelner Stämme dem Reiche bringen könnten, darum die herzogliche Würde ganz abgeſchafft und die Sendgrafen an deren Stelle geſetzt. Unter ſeinen ſchwächern Nachfolgern aber kamen die Sendgrafen, die von einer beſtändigen Aufmerkſamkeit des Kaiſers abhingen, wieder in Verfall, und es entſtanden neue Herzöge, weil dieſe dem Kaiſer das Regiment viel bequemer machten. Zugleich nöthigten aber auch die Einfälle der nordiſchen und öſtlichen Völker, an den Grenzen beſtändige Herzöge mit großer Waffenmacht aufzuſtellen. Da begegnete das geſonderte Stammintereſſe leicht dem Ehrgeiz der Herzöge, um ſie zur Empörung zu verleiten. Doch waren ſie weit entfernt, das Kaiſerthum ſtürzen zu wollen, vielmehr ging ihr Streben nur dahin, von des Kaiſers ſtrenger Zucht entbunden, ihre Heldenluſt auszutoben.

Da Frankreich und Deutſchland ſich trennten, und jedes mit gleichem Recht die Kaiſerkrone anſprach, ſo fanden die Burgunder für gut, ſich einſtweilen weder zu dem einen noch zum andern zu halten, und wählten eine Zeit lang einen beſondern König. Auch die Niederländer ſchwankten unter ihrem Herzog zwiſchen Deutſchland und

Frankreich. Doch wurden beyde Stämme durch kräftige Kaiser dem Reiche wieder einverleibt.

Oefters empörten sich besonders die sächsischen und bairischen Herzöge, sie hingen aber natürlich mit Deutschland zusammen und des Volkes Glaube wie des Kaisers Arm ließen sie niemals los.

So blieb zuletzt nur Frankreich vom Reich gesondert, alle andern Stämme hielten daran, und es ward, wie wir sehen werden, gegen Osten ausnehmend erweitert.

Kapitel CLV.

Die Verfassung der weltlichen Stände.

Unter den Ministerialen oder Dienern des Kaiserhofes geschah keine Veränderung, außer daß der Hausmeyer wegfiel und an dessen Stelle der Pfalzgraf (comes palatii) trat, der aber mit den auswärtigen Angelegenheiten und dem Heerbann nichts zu schaffen hatte, sondern nur in Abwesenheit des Kaisers dessen Stellvertreter beym Reichsgericht war.

Die Sendgrafen behaupteten sich noch eine kurze Zeit, dann wurden wieder mehrere Grafschaften unter einem Herzog vereinigt und endlich kamen alle Herzoge wieder auf. Diese, wie die Grafen und Centner blieben in ihrer alten Stellung. Der Decanus behielt nur eine Art von polizeylicher Gewalt. Waren ursprünglich alle Grafen Gaugrafen gewesen, so ward ihr Name jetzt auch für andre Aemter gebraucht, Send- und Pfalzgrafen. Man unterschied ferner, sobald die Städte aufkamen, Burg- und Landgrafen. Die Grafen an der Grenze aber hieß man Markgrafen.

Die alten Gesetze der einzelnen Stämme bildeten noch immer die Grundlage der Reichs[illegible]e. Jeder Kaiser fügte nur, nach dem Beyspiel Karls des Großen, neue Capitularien hinzu.

So blieb auch das Wergeldsystem noch herrschend. Doch in den neuen Zusätzen wurden die Leibesstrafen immer häufiger. Man begriff das neue Recht des Staates, über des Volkes Leib und Leben zu richten, das man aus der Bibel und dem römischen Recht entlehnt hatte, unter dem Namen des Blutbannes. Unter den Blutbann fiel, wer Todschlag, Meineid, Raub, Blutschande verbrochen. In gleichem Maaße wurde die Grundlage der alten Gesetze durch die kaiserliche und päpstliche Gewalt, und durch die Vorrechte des Lehensadels und der Geistlichkeit zerrüttet.

In jedem Gau hielt der Graf mit den Schöppen jährlich dreymal Gericht unter freyem Himmel im Beyseyn alles Volkes, und im Namen, an der Stelle des Königs, d. h. er übte den Königsbann. Dieses regelmäßige Gericht hieß das ungebotene Gauding. Außerdem wurden außerordentliche Gerichte gehalten, wozu aufgeboten ward, das gebotene Gauding oder das Bodding. Eben so verhielt es sich mit den Centgerichten. Als die Herzöge wieder aufkamen, vertrat dieser für die Grafen die Stelle des Königs.

Die Ordalien, Eidhelfer und Zweykämpfe standen dabey im höchsten Flor. Auch die Fehden waren noch gesetzlich erlaubt und traten um so häufiger ein, da die innern Kriege die regelmäßigen Gerichte und die Appellation an den Kaiser oft genug verhinderten und überhaupt den Ausbruch der Leidenschaften begünstigten. Daher wurde in jenem Zeitalter nichts häufiger als Entführung, Mord und Fehde, oder das Faustrecht vom Adel geübt.

Das Lehenwesen nahm reißenden Fortgang. Die ganze Masse der alten Freien ward in die verschiedenen Grade der Vasallen zerrissen, neben denen sich nur in einigen Ländern, namentlich nur im alten Sachsen-, Friesen- und Schwabenlande, die freien Gemeinden der

Arimannen behaupteten, und anderwärts einzelne Arimannen durch großen Alodbesitz dem Adel zugezählt werden mußten. Aber auch jene Gemeinden sahen sich genöthigt, sich in den lehnsherrlichen Schutz eines Herzogs oder Bischofs zu begeben, so daß sie nur insofern von den Aftervasallen unterschieden blieben, als diese einzeln Personenweise, sie selbst aber nur als Gemeinden in der Lehenspflicht standen. Den letzten übrigen Arimannen, die weder einzeln noch als Gemeinden den großen Lehensträgern sich unterworfen und aus Armuth auch nicht zum Freyherrnstande sich erheben konnten, ward in der Folge ein Zufluchtsort in den Städten eröffnet, deren es damals noch im innern Deutschland nirgends gab, da große Marktflecken, Pfalzen, Bischofsitze und Klosterdörfer noch nicht dafür angesehn werden können.

Unter diesen Umständen ward der Waffenadel immer bedeutender. Dahin gehörte jeder reiche Vasall und Arimann, der sich selbst und ein kleines Gefolge von Reisigen zum Heerbann ausrüsten konnte. Er fand bald in der Gründung der Ritterschaft seine völlige Ausbildung, und ward dann nur noch durch die alten Alod- und Feudalverhältnisse in einen Lehensadel und Freyherrnadel geschieden, während die Aftervasallen nur in ihrem Gefolge dienten oder allein auf den Ackerbau angewiesen blieben.

Der Waffenadel ward zum Erbadel, indem die Freyherrn ohnehin ihr Alod forterbten, alle Vasallen aber, von Anbeginn des Lehenwesens an, ihre Lehen erblich zu machen gestrebt hatten. Der Lehenadel ward dabey durch die Herzöge unterstützt, die gleichfalls ihr Herzogthum bey ihrem Geschlecht erhalten wollten. Er stand daher auch seinerseits den Herzögen bey, und hieraus erklärt sich vorzüglich die Gewalt derselben. Schon mit dem Ausgang der Karolinger gelang es einzelnen Herzögen,

ihr Lehen auf die Söhne zu vererben und dadurch mächtige neue Herrengeschlechter zu gründen, und damit fällt auch das allmählige Erblichwerden der Afterlehen zusammen.

Die niedern Aftervasallen, denen die Führung der Waffen versagt blieb, sanken dadurch in ein Verhältniß herab, das nahe an die Leibeigenschaft grenzte. Das Sclaventhum selbst dauerte noch immer fort und somit stand dem Waffenadel ein Stand der Ackerbauer und Hirten gegenüber, zum niedrigsten Knechtsdienst verdammt, damit die übrigen Stände frey nach höhern Zielen streben könnten. Es ist nicht zu läugnen, daß das Mittelalter, was es auch Großes erzeugt, schon darum noch auf einer niedern Stufe stand, weil es der Sclaven bedurfte. Der Glaube an die neue Weltordnung ging zwar auch auf die Leibeignen über, und sie achteten ihren Beruf für göttliche Bestimmung, daher sie sich auch im Mittelalter nie empörten, aber den höhern Ständen fiel doch zuweilen ein Zweifel bey, ob die christliche Liebe sich mit dem Sclaventhum vertrage. Der Schwabenspiegel, ein Gesetzbuch der spätern Periode, das aber die Grundsätze der damaligen noch rein erhalten, drückt sich sehr naiv darüber aus: es sollte eigentlich nicht seyn, aber es sey einmal so. Die Geistlichkeit erwarb sich den Ruhm, das Loos ihrer Leibeignen sehr erträglich zu machen.

Kapitel CLVI.

Die Verfassung des geistlichen Standes.

Die alte Verfassung ward nur erweitert. Der Klerus war, wie bisher, in Erzbischöfe (archiepiscopi, metropolitani) Bischöfe (episcopi) und Pfarrer (parochi) eingetheilt.

Die Wahl dieſer Kleriker geſchah durch das Volk und die Geiſtlichkeit jedes Sprengels. Der Papſt und Kaiſer beſtätigten oder verwarfen ſie. Der Papſt maßte ſich das Recht an, ſie willkürlich zu verſetzen und abzuſetzen, und ſuchte überhaupt ſeine Gewalt über die Geiſtlichen zu vermehren, um gegen die Laien kräftiger handeln zu können. Der Klerus ſelbſt ſah darin auch eine Vermehrung ſeiner Macht, und gehorchte dem Papſt willig. Nur einige Erzbiſchöfe glaubten darin eine Gefahr zu erblicken und widerſetzten ſich dem Papſte, obwohl ſonder Erfolg, ſo namentlich am Ende des neunten Jahrhunderts der gelehrte Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims. Um ferner die Biſchofswahl mehr aus den Händen des Volks in die der Geiſtlichen zu ſpielen, wurden die Domkapitel allmählig eingerichtet und verbreitet, eine Geſellſchaft von Geiſtlichen (canonici) die kloſterartig am Biſchofſitz lebten und aus denen der Biſchof gewählt werden mußte.

Die Kloſtergeiſtlichkeit war ungeheuer vermehrt worden, und machte ſich vom Klerus völlig unabhängig. Mönche und Nonnen ſtanden unter einem monarchiſch herrſchenden Abt oder einer Äbtiſſin (abbas, abbatissa) oder ſie waren wie die Domkapitel republikaniſche Geſellſchaften, die nur für die Haushaltung einen Propſt (praepositus) und für die geiſtliche Zucht einen Decan (decanus) wählten. Der Papſt begabte ſie mit ausnehmenden Vorrechten, weil ihr Einfluß auf das andächtige Volk den theokratiſchen Grundſatz allgemein förderte.

Biſchöfe und Klöſter beſaßen gleich den Herzögen und Grafen große Lehne; da es aber anfangs noch unanſtändig ſchien, daß ein Geiſtlicher ſich mit weltlichen Dingen befaſſe, ſo wurden ihnen dreierley weltliche Vögte zugegeben, der Schirmvogt, der das Schwert für ſie führen, ſie ſchützen, die bewaffnete Lehnsmacht des

Sprengels im Heerbann befehligen ſollte, — der Dingvogt, der an ihrer Statt Gericht halten, — der Kaſtvogt, der die Verwaltung der Güter beſorgen ſollte. Oft wurden dieſe drey Ämter in einer Perſon vereinigt. Der Biſchof oder Abt ſelbſt aber bevogtete ſeine Vögte und maßte ſich bald allein der weltlichen Verwaltung an, indem er nicht ſcheute, geharniſcht und zu Roß an der Spitze ſeiner Vaſallen in den Krieg zu ziehn.

Durch Unterwerfung heidniſcher Länder wurde der Klerus, durch den Drang frommer Seelen, ſich dem Himmel zu widmen, die Kloſterwelt, durch das milde Regiment des Krummſtabs die Vergabung der Perſonen und Güter an die Kirche, und dadurch das Lehengebiet derſelben, durch die Andacht aller Laien der Reichthum der Geiſtlichkeit ins Ungeheure vermehrt. Man beeiferte ſich, das Erbe von Jahrhunderten oder die Kriegsbeute den Kirchen zum Opfer zu bringen und dadurch ihren Glanz zu vergrößern. Außerdem mußten alle Laien vom Ertrag des Feldes den Zehnten an die Kirche liefern. Dabey wurden die geiſtlichen Güter von Vorſpann und Lieferungen befreyt, ja die frommen Kaiſer überließen ſogar die Regalien in dem Gebiet der Geiſtlichkeit den Kirchen. Eines gleichen Vorrechts erfreuten ſich auch die Perſonen der Geiſtlichen, indem ſie, dem weltlichen Gericht entzogen, nur von ihres Gleichen gerichtet werden durften.

Die geiſtlichen Gerichte ſelbſt übten einen bedeutenden Einfluß auf die Laien. Jeder Biſchof hielt an ſeinem Hofe eine kleine Synode, darin er über geiſtliche Vergehen zu Recht ſaß, wie der Graf über weltliche. Beſonders in ehelichen und Teſtamentſachen ward hier das Volk bevormundet. Die Kirche verbot nach moſaiſchem Geſetz die Ehe zwiſchen Verwandten bis zum ſechsten und ſiebenten Gliede. Dies paßte mehr für die mor-

genländiſchen Völker, als für die Deutſchen, die ſeit uralter Zeit gewohnt waren, ſich in näherer Verwandtſchaft zu heyrathen. Zugleich kamen die Teſtamente oder ſchriftlichen Verordnungen und Verträge der Laien auf, die in lateiniſcher Sprache, daher immer nur von Geiſtlichen abgefaßt und in den Kirchen niedergelegt wurden. Nicht minder gab der äußerſt mannigfaltige Gottesdienſt und die leichte Übertretung deſſelben den Geiſtlichen Anlaß, ſich täglich richtend und ſtrafend in die Angelegenheiten der Laien zu miſchen. Die Kirchenſtrafe beſtand in der Pönitenz (poenitentia) d. h. Gebet, Faſten, Geißelung, Kaſteiung, Wallfahrt, Schandausſtellung vor den Kirchthüren u. ſ. w., ferner in der Excommunication und im Bann.

Alle Kirchengeſetze wurden in Decretalien geſammelt und bildeten zuſammen das geiſtliche oder canoniſche Recht (jus canonicum), das neben dem weltlichen Recht der kaiſerlichen Capitularien beſtand und ſich jährlich erweiterte.

Kapitel CLVII.

Kunſt und Wiſſenſchaft.

Es wurden fortwährend Kloſterſchulen errichtet. In Deutſchland waren darunter die berühmteſten zu Osnabrück, Metz, Fulda, Hirſchau, Reichenau, Corvey, St. Gallen, Prünn, Hirſchfeld, Weiſſenburg u. ſ. w.

Die gelehrte Geſellſchaft, die Karl der Große an ſeinem Hofe gegründet, dauerte noch bis auf Karl den Kahlen fort. Sie hatte wackere Schüler gebildet, vorzüglich durch Alcuin.

Bis zum Ende des neunten Jahrhunderts zeichneten ſich noch mehrere berühmte Schriftſteller unter den Deutſchen aus, über geiſtliche Dinge, Theologie und Philo-

ſophie Rhabanus Maurus, Erzbiſchof zu Mainz († 856) Haymo, Biſchof von Halberſtadt († 853) Hinkmar, Erzbiſchof von Rheims († 882), — über weltliche Dinge, Geſchichte, Nithart, der Enkel Karls des Großen, Agobard, Biſchof von Lion, Regino, Flodoard, Milo, Walafrid Strabo und derſelbe Hinkmar. Dieſe Geſchichtſchreiber verfaßten Chroniken, d. h. Weltgeſchichten nach fortlaufender Reihe der Jahre. Alle Werke wurden lateiniſch geſchrieben, doch ihr Geiſt iſt vom römiſchen weit entfernt und echt deutſch. Von Otfried aber, einem Mönch aus dem Kloſter Weiſſenburg im Elſaß, beſitzen wir aus dem neunten Jahrhundert eine deutſche Überſetzung der Evangelien.

Die alten Stammſagen der deutſchen Völker ſind in jener Zeit weiter ausgebildet worden. Eben ſo haben ſich die vielen örtlichen Sagen von alten Helden, Naturgeiſtern, Zauberey u. ſ. w. in der erſten Zeit nach der Bekehrung der Sachſen erzeugt und im Verlauf des Mittelalters dichteriſch ausgeſchmückt. Nicht minder hat das Bild Karls des Großen den Deutſchen der Folgezeit immer vorgeſchwebt und eine reiche Quelle von Poeſie aufgeſchloſſen. Aber erſt auf der Höhe des Mittelalters reifte, was die frühere Zeit Schönes im Leben erzeugt und gepflegt, zu den herrlichſten Blüthen der Dichtkunſt. Eben ſo war alles, was für die bildenden Künſte zur Verherrlichung des Gottesdienſtes geſchah, erſt die Vorarbeit für jene glänzende Periode der Kunſt, die das Mittelalter auf ſeiner Höhe zeitigte.

Neuntes Buch.

Die Karolingischen Kaiser.

Kapitel CLVIII.

Ludwig der Fromme.

Bisher waren alle Karolinger die größten Männer ihres Zeitalters gewesen. In diesem Stamme sah das Volk etwas Göttliches, die angeborne Majestät und Herrscherkraft. Mehr noch des Volkes dringendster Wunsch, als selbst die Macht Kaiser Karls, sicherte seinen Söhnen die Erbfolge. Schon bey seinen Lebzeiten waren seine drey Söhne zu Königen gekrönt worden und sollten nach seinem Tode jeder über ein Königreich, aber unter der Aufsicht des ältesten, welcher die Kaiserkrone erbte, nach gleichen Gesetzen und ohne Theilung des Heerbanns regieren. Der große Karl trachtete den Reichsverband zusammen zu halten, aber er sah wohl ein, daß einer seiner Söhne allein für die schwierige Verwaltung zu schwach seyn würde; er wußte wohl, daß ihm keiner an Geist gleich kam. So sollten alle vereinigt wirken, was einer nicht vermochte.

Die ältesten Söhne starben indeß noch vor dem Vater und Pipin hinterließ einen Sohn, der zum König von Italien gekrönt wurde. Der jüngere Sohn Karls des Großen aber, Ludwig, ward dem Neffen und dem ganzen Reich als Kaiser vorgesetzt.

Ludwigs erſte That war ein Feldzug gegen die Normannen. Er unterſtützte die chriſtliche Parthey in Dänemark gegen die heidniſche, zog aber nicht ſelbſt zu Felde, ſondern ſchickte einen Grafen. Die Dänen wurden zu einem ſchimpflichen Frieden gezwungen, aber daß Ludwig weder ſelbſt zu Felde zog, noch den Sieg weiter verfolgen ließ, täuſchte ſchon die großen Erwartungen von einem Nachfolger Karls.

Der feurige Bernhard kannte ſeines Oheims Schwäche, und das Blut der alten Karolinger, das in ſeinen Adern rollte, trieb ihn an, die Kaiſerwürde für ſich zu verlangen, deren er würdiger zu ſeyn glaubte, als ſein ſchwacher Oheim, wozu ihn auch die Erſtgeburt zu berechtigen ſchien. Aber allzu raſch erhob er die Waffen. Das Volk misbilligte den Zwiſt des Kaiſerhauſes, kannte Ludwig noch zu wenig, und half ihm den leichten Sieg gewinnen. Grauſam ließ Ludwig den gefangnen Neffen blenden, woran derſelbe bald verſchied.

Ludwig ſah ſich alſo im Alleinbeſitz des großen Reiches. Er war von Körper groß und majeſtätiſch wie ſein Vater, ſtark in Waffen, jedem ſeines Heeres überlegen. Aber ſein Geiſt war klein. Man hat ihn den Frommen, den Guten und den Einfältigen genannt. Dies zeigt ſchon, daß er nicht zu herrſchen verſtand. Sein größtes Gebrechen war, daß er ſich nirgends Achtung zu verſchaffen wußte, weil er zu keiner großen That, ſelbſt zu keinem großen Gedanken fähig war, und ſtets das Verkehrte that, was ihn in die Hände ſeiner Feinde lieferte, und ſeinen Freunden ſelbſt verächtlich machte. Je höher die kaiſerliche Würde ſtand, deſto niedriger mußte die Schwäche ihres Verweſers ſich zeigen; je größer Karl geweſen, deſto mehr mußte Ludwigs Kleinmuth auffallen. Daraus erklärt ſich der Unwille aller Laien, der Hochmuth aller Geiſtlichen gegen ihn. Den erſtern

war ein ſo ſchwacher Kaiſer aufs äußerſte verhaßt, den letztern erwünſcht, um ihn noch tiefer zu erniedrigen.

Ludwig beſaß gar keinen Verſtand, war in ſeinem Kopfe durchaus nicht zu Hauſe, daher er immer in Angſt war, das Unrechte zu thun, und ſich wirklich bald durch überwallende Leidenſchaft, eine Plage aller Schwachköpfe, bald durch die Unentſchloſſenheit ſelbſt hinreißen ließ, gerade das Unrechte zu thun. Dann kam das Gewiſſen, die Reue über ihn, und er ſah nirgends Rettung als im geiſtlichen Zuſpruch. Überhaupt aber brachte ſchon der Mangel des Verſtandes eine abergläubige Frömmigkeit mit ſich, der er ſich gänzlich hingab. Anſtatt zu regieren, verſchloß er ſich mit den Geiſtlichen und betete, brachte Opfer, verſchleuderte zum Ärger ſelbſt frommer Laien die reichen Domainen ſeines Vaters an die Kirche, und erwies den Geiſtlichen eine ſo niederträchtige Demuth, daß die kaiſerliche Würde dadurch wahrhaft geſchändet wurde. So warf er ſich, nachdem er Bernhard beſiegt hatte, vor dem Papſt Stephan IV dreimal der Länge nach zur Erde, und dankte ihm für die Krone, die dieſer ihm damals ſchenkte, wie für eine unverdiente Gnade. Dies machte ſich ſchon der folgende Papſt Paſchalis zu Nutze, der ſich zu Rom wählen ließ und ſein Amt verſah, ohne den Kaiſer zu fragen, und ſich ſpäter blos briefflich deshalb entſchuldigte, auch vom Kaiſer nicht im mindeſten zur Rede geſtellt ward. Noch verächtlicher betrug ſich Ludwig, als 820 eine große Theurung einbrach und viele Provinzen deshalb ſich empörten. Er legte ſich, ſtatt kräftig zu handeln und zu helfen, öffentlich auf einen Bußſack, und erklärte ſich vor allem Volk für den größten Sünder ſeines Reiches.

So gut er es mit den Geiſtlichen meinte, ſo waren dieſe doch weit entfernt, ihm zu huldigen, betrugen ſich vielmehr barſch und ſtreng gegen ihn, wohl wiſſend, daß

er ihrer nicht entbehren könne, und alles für ihre Gunst opfern würde. Mit diesem überlegnen Verstande haben in der Folge die Päpste stets gegen die Kaiser gehandelt. Ein sehr gescheidter Mann jener Zeit, der Abt Wala von Corvey, sagte, mit großer Einsicht in die Lage des Reichs: Ludwig habe sich zu viel um geistliche Dinge bekümmert, der Papst zu viel um weltliche.

Das einzige Gute, das Ludwig zugeschrieben werden muß, war seine Sorgfalt für die Bekehrung Skandinaviens, indem er theils die von dort geflüchteten Christen unterstützte, theils Bekehrer in den Norden sandte.

Kapitel CLIX.

Kriege der Söhne gegen den Vater.

Ludwig ahmte seinem Vater blindlings nach, indem er noch bey voller Lebenskraft das Reich unter seine drey Söhne vertheilte, wie sie es nach seinem Tode beherrschen sollten. Dadurch ward aber die Hoffnung des Volks auf diese jungen Häupter und von dem schwachen Alten abgelenkt.

Plötzlich aber (823) nahm Ludwig eine neue Gemahlin, die schöne Jutta, Tochter des schwäbischen Grafen Welf, dessen Geschlecht in der Folge sehr berühmt geworden. Jutta gebar dem Kaiser einen vierten Sohn, Karl, zubenannt der Kahle. Dieser ward des alten Vaters Liebling, und ihm zu Gunsten ward 829 eine neue Theilung des Reiches veranstaltet, wobey die ältern Söhne hintangesetzt wurden.

Da sah die Welt ein nie erhörtes Schauspiel. Die Söhne empörten sich gegen den Vater. Mit Abscheu sah das Volk diesen Krieg und half ihn doch willig ausfechten, weil ihm die Erbärmlichkeit Ludwigs noch viel un-

erträglicher schien. So ward die weltliche Gewalt verächtlich, während die Päpste in der großen Verwirrung allein mit kaltem Verstande ihren Vortheil berechneten und einzogen, in der allgemeinen Trauer allein ihres Triumphes lachten.

Schändlich war die Empörung der Söhne gegen den Vater, aber sie läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß diese Söhne an Geist und Kraft mehr den Ahnen als dem Vater nachschlugen, daß sie von der Schande, die der Vater über ihr großes Geschlecht und über die kaiserliche Würde gebracht, mehr bewegt wurden, als von dem Gefühl der Natur, das der Vater selbst erstickt hatte. Insonderheit ist bey Lothar, dem ältesten Sohne, die würdige Absicht, das kaiserliche Ansehn aufrecht zu erhalten, unverkennbar, obwohl er eben deshalb am grausamsten gegen den Vater handelte. Zu etwas Gutem aber konnte dieser Krieg nimmer führen, weil er gegen die Natur war, weil er den jungen Siegern den schlimmsten Feind im bösen Gewissen selbst erweckte, und endlich, weil nicht bloß ein Sohn zu herrschen sich berufen fühlte, sondern alle, daher an rechte Einigung nicht zu denken war.

Die Söhne, vom unwilligen Volk unterstützt, waffneten sich plötzlich, Lothar mit den rheinischen Völkern, Pipin mit den Franzosen, Ludwig mit den Deutschen. Sie nahmen den Vater 830 zu Compiegne gefangen, steckten Jutta und Karl in ein Kloster und machten Lothar zum Kaiser.

Kaum aber war dieser Gewaltstreich geschehn, so fühlte das Volk Gewissensbisse, und ward durch das demüthige Benehmen des alten Kaisers so gerührt, daß es plötzlich wieder seine Parthey nahm und Lothar zwang, der Krone zu entsagen.

Ungewarnt durch dieß Geſchick, betrug ſich Ludwig ſogleich wieder übermüthig, und entriß dem Pipin Aquitanien, um es dem jungen Karl zu geben. Die Söhne rüſteten ſich wieder, und da der Kaiſer auch außerdem gar nichts Kräftiges zu Aufrechthaltung der Ordnung that, ſo ward auch das Volk ſehr unruhig und ſah ſchwankend einem neuen Kriege entgegen. Lothar glaubte den Papſt benutzen zu müſſen, dieſer aber, damals Gregor IV, fand die Gelegenheit günſtig genug, ſein majeſtätiſches Anſehn zu zeigen und reiste nach Deutſchland, um als Schiedsrichter zwiſchen Vater und Söhnen, als Richter über die weltliche Macht aufzutreten. Bey Colmar im Elſaß verſammelten ſich (833) die Parteyen zur Entſcheidung. Aber noch bevor etwas ausgemacht war, gelang es Lothar und dem Papſt den größten Theil von Ludwigs Vaſallen auf ihre Seite zu ziehn. Der alte Kaiſer ſah ſich verlaſſen, und hieß noch wehmüthig die letzten ſeiner Getreuen ebenfalls zum Feind übergehn, damit um ſeinetwillen kein Blut vergoſſen würde. Das Feld, da dieſer Verrath geſchah, ward noch in ſpäter Zeit das Lügenfeld genannt.

Der Kaiſer ward nach Soiſſons gebracht, wo ihn die Geiſtlichen in eine Kirche führten, um große Pönitenz zu thun. Er mußte die Waffen ablegen, und, auf einen elenden Bußſack ausgeſtreckt, ein Verzeichniß aller ſeiner Sünden, worunter man auch den Krieg gegen ſeine Söhne zu rechnen ſich erfrechte, laut ableſen. Er that faſt blödſinnig alles, was man ihm befahl, und entſagte durch Niederlegung der Waffen faktiſch der Kaiſerkrone, die nur ein kriegeriſcher Held tragen durfte.

Lothar ward Kaiſer, und wollte dieſer Würde gemäß auch über die Brüder herrſchen. Dieſe jedoch waren damit nicht zufrieden, und zugleich nagte ſie das böſe Gewiſſen, ihren alten Vater der Grauſamkeit Lo-

thars überliefert zu haben. Besonders Ludwig der Deutsche konnte den Jammer des Vaters nicht länger ansehn, und erhob das Schwert gegen den Bruder, um diesen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Pipin stand ihm bey und Lothar ward ebenfalls abgesetzt, der alte Ludwig abermals auf den Thron gesetzt.

Indeß auch jetzt war Ludwig noch nicht gebessert. Wiederum that er nichts kräftiges für die Beruhigung des Reiches und war nur darauf bedacht, seinen Liebling Karl mächtig zu machen, wodurch er nur aufs neue den Haß der übrigen Söhne aufreizte. Ganz unbesonnen und undankbar entriß er Ludwig dem Deutschen das ganze nördliche Deutschland, um es Karln zu geben. Da waffnete sich Ludwig wieder gegen den Vater. Dieser zog ihm entgegen, starb aber unterwegs auf einer Rheininsel bey Ingelheim (840).

Kapitel CLX.

Frankreichs Abfall vom Reich.

Lothar ward Kaiser und versprach, Karln den Kahlen im Besitz von Neustrien zu schützen, da Pipin gestorben war. Stets aber schwebte diesem eben so kräftigen als gemüthlosen Lothar das Beyspiel Karls des Großen vor Augen, und trieb ihn an, das Kaiseramt gewaltig über die Brüder und über die Kirche zu handhaben, die unter seinem Vater allzu übermüthig geworden. Aber an beyden fand er kräftige Gegner. Die Brüder erhoben die Waffen. Die Geistlichkeit untergrub sein kaiserliches Ansehn. Er sah sich genöthigt, die wilden Normänner, die bey der Verwirrung des Reiches beynahe alle Jahre in die deutschen und französischen Flüsse fuhren, und raubten, mordeten, und 833 ganz Friesland verheert hatten, zu Bundesgenossen anzuneh-

men. Dennoch ward er bey Fontenay in Burgund (841) von den Brüdern in offner Schlacht überwunden. In dieſem blutigen Kampfe ſollen 100,000 Mann getödet, beſonders der Adel ſo gelichtet worden ſeyn, daß man eine Zeit lang die Freyen, die eine adeliche Frau heyratheten, zum Adel erhob, um dieſen wieder zu ergänzen.

Noch ſchwankten die Parteyen über den endlichen Ausgang des Zwiſtes, als der altſächſiſche Adel im forterbenden Haß gegen die fränkiſchen Grafen und Vaſallen großen Aufruhr erhob. Dieſer Umſtand, der ſchleuniges Zuſammentreten gebot, und die Erſchöpfung der Heere, verſöhnten die Gemüther der Brüder, um für die Wiederherſtellung des Reichsregimentes einen feſten Grund zu legen.

Daraus ging 843 der Vertrag zu Verdun hervor, wodurch eine ſtrenge Theilung des Reiches feſtgeſetzt ward. Lothar behielt die Kaiſerkrone und ein lang ausgedehntes Gebiet, das die Niederlande, die Rheinufer, Burgund und Italien in ſich ſchloß und nach ſeinem Namen Lothringen (Lotharingien, Lotharii regnum) genannt ward. Ludwig der Deutſche behielt alles, was dieſem zur Rechten lag, unter dem Titel eines deutſchen Königs; Karl der Kahle alles, was zur Linken lag, als König von Frankreich. Seit dieſer Zeit iſt Frankreich von Deutſchland getrennt geblieben.

Kapitel CLXI.

Neue Theilungen des Reichs.

Lothar ſtarb 855 und theilte Lothringen unter ſeine drey Söhne, die nicht lange lebten. Wichtig ward nur der mittlere, Lothar II, weil er ſeine Gemahlin verſtieß und die ſchöne Walrade zur zweyten Ehe nahm, denn

dies gab dem kräftigen Papst Nikolaus I Anlaß, seine Gewalt geltend zu machen. Er löste auf dem Concilium zu Metz 863, kraft seines kirchlichen Ansehns die Ehe auf und erklärte Hugo, Walradens Sohn, der Krone verlustig.

Ludwig der Deutsche starb 876 und theilte Deutschland unter seine drey Söhne, von denen zwey ebenfalls nicht lange lebten, aber der Dritte, Karl der Dicke, wichtig wurde.

Karl der Kahle hatte Lust zu Deutschland und erhob Krieg gegen Ludwigs Söhne, als er plötzlich starb 877. Er hinterließ Frankreich einen einzigen Sohn, Ludwig den Stammler, welcher 879 starb, und drey Söhne hinterließ, von denen nur der jüngste, Karl der Einfältige, am Leben blieb, aber vom Papst nicht anerkannt wurde, weil er aus einer zweyten verbotnen Ehe geboren worden.

So sah sich 884 Karl der Dicke im Alleinbesitz des großen Reichs und selbst Frankreich ward auf eine kurze Zeit wieder mit Deutschland verbunden.

Während dieser Theilungen und hauptsächlich durch sie selbst, kam Deutschland in große Noth. Es fehlte die Einigkeit und mit ihr die Kraft beym Regentenstamm. Dieß aber ward theils von den heidnischen Völkern benutzt, um von außen her das Reich zu erschüttern, theils vom Papst und von aufstrebenden Herzögen, um von innen heraus die weltliche Macht zu schwächen.

Kapitel CLXII.

Die Normannen, Slaven und Araber.

Die kühnen normännischen Seeräuber fuhren unermüdlich fort, das Reich zu beunruhigen. Das Aufstre-

den der Könige und des Christenthums trieb sie in zahllosen Schaaren aus der Heimath in die See. Abentheuer, Kampf und Beute suchten sie und Rache an den Christen, Zerstörung der Kirchen. Ihre Frechheit überstieg allen Glauben, denn sie begnügten sich nicht, an den Küsten zu plündern; sie fuhren auch durch die Mündungen der Flüsse auf ihren schmalen Schiffen weit hinauf und waren plötzlich mitten im Lande, ehe man sich ihrer versah. Wo sie hindrangen, ließen sie Leichen und Schutthaufen zurück. In die friedlichen Dörfer fielen sie mit Brand und Mord. Sie scheuten nicht, mächtige französische Städte zu belagern, eroberten und zerstörten ihrer viele und schlugen harte Schlachten selbst gegen überlegne Heere. Immer stritten sie zu Fuß und so gewandt, daß die schwer geharnischten Reiter der Deutschen gegen sie im Nachtheil waren. Wurden sie besiegt, oder fürchteten nur, es zu werden, so warfen sie sich auf ihre Kähne und ruderten pfeilschnell davon, daß keine Verfolgung möglich war. Sie wurden so furchtbar, daß man öffentlich Kirchengebete gegen sie veranstaltete.

Schon 841 verbrannten sie Rouen, 843 verwüsteten sie Nantes und Tours. 845 eroberten sie unter Regnar die Stadt Paris. Um dieselbe Zeit zerstörten sie das neuerrichtete Bisthum Hamburg von Grund aus. Gegen sie ward den Sachsen ein neuer Herzog Ludolf vorgesetzt, um des Reiches Seemark zu wahren. 852 drangen sie tief in die Schelde. 855 wurden sie von den Aquitaniern geschlagen. Jährlich überfielen sie Friesland, doch die wackern Bauern dieses Landes, noch in uralter Freiheit lebend, vertheidigten sich mit überwiegendem Heldenmuth. Beynahe jedes Jahr bis 880, ward durch einen glänzenden Sieg der Friesen über die Dänen verherrlicht, doch litt dabey das Volk ausnehmend. 864 mach-

ten die Normänner ſich die ganzen Niederlande zinsbar. Immer zahlreicher fußten ihre Heere auf deutſchem Boden. Die Frieſen, wie die Sachſen, waren nicht mehr im Stande, ſich ihrer zu erwehren. Herzog Bruno, Ludolfs Sohn, ſtellte ſich mit dem Kern der ſächſiſchen Völker den Normannen bey Ebbekesdorf entgegen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage und blieb ſelbſt auf dem Wahlplatz (880). Noch gefährlicher wurden die Sieger unter Karl dem Dicken.

Auch die Slaven erneuerten unabläßig ihre Angriffe auf das Reich. Gegen ſie ward, wie Ludolf über Sachſen, ſo Tachulf über Thüringen zum Herzog geſetzt. Dieſem folgte 873 Ratolf und 880 Poppo. Sie ſchirmten das Reich glücklicher gegen die Slaven, als die Sachſen gegen die Normannen, denn der Deutſche war im Kampfe dem Slaven immer überlegen, nicht ſo dem urkräftigen Normann, der ſeines eignen Stammes war. Damals war unter allen ſlaviſchen Völkern das mähriſche zum größten Ruhm gelangt, und hatte an die Stelle des von Karl dem Großen zertrümmerten Avarenreiches ein großes mähriſches Slavenreich gegründet, unter Zwentibold oder Svatopluk.

Die Araber fuhren von Afrika und Spanien nach Italien hinüber, bemächtigten ſich Siciliens und der Stadt Tarent auf dem Feſtlande von Italien. Sie bedrohten ſogar den Papſt, und konnten weder von den deutſchen Königen noch von den lombardiſchen Herzögen vertrieben werden.

Kapitel CLXIII.

Der Papſt und die Herzöge.

Im Innern des Reiches galt unter ſolchen Umſtänden die päpſtliche Gewalt, weil in ihr Kraft und Ein-

heit war, mehr als die kaiſerliche. Zwar begleitete den Triumph der Kirche ein zügelloſer Übermuth und dieſen weltliches Laſter, doch waren nur einige kräftige Päpſte hinreichend, jedes Verſehen wieder gut zu machen. 855 ſoll ein geiſtreiches Weib, die ihr Geſchlecht vor jedermann zu verbergen gewußt, auf den päpſtlichen Thron gelangt ſeyn. Man ſagt, ſie ſey erſt durch ein Kind entdeckt worden, deſſen ſie mitten in einem feyerlichen Prozeſſionszug im päpſtlichen Ornat geneſen. Man hat ſie die Päpſtin Johanna genannt. Die Wahrheit dieſer Begebenheit iſt nicht genau erwieſen. Unmöglich iſt ſie nicht. Vielleicht iſt ſie aber auch nur erdichtet, um das Weiberregiment zu verſpotten, unter welches einige ſpätere Päpſte fielen. Nikolaus I, der 858 den päpſtlichen Thron beſtieg, erwies ſich dagegen als ein ſehr kräftiges Haupt der Kirche, wie die Decretalien des Iſidorus, die zu ſeiner Zeit erſchienen, ſein Auftreten gegen Lothar II und Walraden und gegen Erzbiſchof Hinkmar beweiſen. Ihm vorzüglich verdankte das päpſtliche Anſehn ſeine feſtere Begründung; ſein Nachfolger Hadrian trat noch in ſeine Fußtapfen, gegen das Ende des neunten Jahrhunderts aber wurden die Päpſte eine Zeit lang eben ſo verächtlich, als früher die Karolinger.

Die lombardiſchen Herzöge lebten faſt unabhängig, dem Reich entfremdet. In Unteritalien war der von Spoleto, in Oberitalien der von Friaul am mächtigſten. Der Nationalhaß der Italiener, und das Streben der Päpſte unterſtützte ſie gegen Deutſchland. Von Süden her mußten ſie zwar harten Kampf gegen die Araber beſtehn, aber ihr Heldenmuth in dieſen Kriegen nährte nur den ſtolzen Sinn, den ſie immer übermüthiger gegen die Kaiſer, ſelbſt gegen den Papſt geltend machten, denn dieſer mußte ſie als ſeine Stützen betrachten und ſie begünſtigen. In derſelben Weiſe wurden die ſächſi-

ſchen und thüringiſchen Herzöge durch den Heldenruhm, den ſie gegen Normannen und Slaven erwarben, mächtig, unentbehrlich und trotzig. Schon Ludolf durfte die herzogliche Würde von Sachſen auf ſeinen Sohn Bruno vererben, und als dieſer den Heldentod geſtorben, ward wieder ſein Sohn Heinrich der Sachſen Herzog, und dadurch eines der berühmteſten Geſchlechter des Mittelalters gegründet. Auch Thüringen behielt ſeine Herzöge, doch nicht aus einem Geſchlecht.

Burgund, zwiſchen den Lotharingiſchen und franzöſiſchen Karolingern hin und her geriſſen, hielt es für beſſer, nach Ludwig des Stammlers Tode 879 ſich ſelbſtändig zu machen, und erhob einen Grafen des Landes, Boſo, zu Montaille zum König von Burgund. Da er ſein Anſehn mit Würde behauptete, des Landes Liebling, darum den ſchwachen Karolingern zu mächtig, und dieſen überdem verwandt war, ſo behielt er ſeine Krone und vererbte ſie nachher auf ſeinen Sohn.

Kapitel CLXIV.

Karl der Dicke.

Dieſer jüngſte unter den Söhnen Ludwigs des Deutſchen, erbte ſchon 882 alles deutſche und lothringiſche Gebiet, außer Burgund, und 884 auch Frankreich, das eigentlich Karln dem Einfältigen zukam. Da dieſer aber aus einer vom Papſt nicht anerkannten Ehe ſtammte und ſeiner Blödſinnigkeit wegen von den Franzoſen ſelbſt für unfähig zur Regierung erkannt wurde, ſo gelang es Karl dem Dicken ohne Schwierigkeit, ſich ſeines Landes zu bemeiſtern und auf eine kurze Zeit Frankreich wieder mit Deutſchland zu verbinden. Er ſoll jedoch dem Papſt in geheimen Verträgen ſehr viel zugeſtanden haben, um von ihm gegen ſeinen Nebenbuhler anerkannt zu werden.

Karl der Dicke war ein gutmüthiger, aber träger Mann. Es kann nicht geläugnet werden, daß er eine Wiederherſtellung des Reiches Karls des Großen gewünſcht und bezweckt, aber ſeinem Charakter gemäß fand er dazu keine kräftigern Mittel, als Geld und Verſprechungen, Frieden und Verträge, deren Vortheil er auch mit Schande zu erkaufen ſich nicht entblödete.

Was ihm mit dem Papſt gelungen, ſchien ihm auch auf die Normannen anwendbar. Dieſe verwüſteten 881 ſchon wieder Aachen, Cölln und Bonn, im folgenden Jahr ſogar Trier. Karl ließ die Waffen ruhn, und hoffte ſie durch geiſtliche Bekehrer, Geld und Friedensvorſchläge ſichrer ſchlagen zu können. Viele Normannen ließen ſich zum Schein taufen, betrogen ihn aber immer wieder. Einem däniſchen König gab er Friesland völlig zu Lehn, zur Schande der heldenmüthigen Frieſen. Er verſchlimmerte ſodann dieſen Fehler nur, indem er den fremden Lehnsträger meuchlings ermorden ließ; denn die Normannen unternahmen ſogleich einen großen Rachezug und drangen in ungeheuren Schaaren von zwey Seiten her ins Reich, durch den Rhein und die Maaß und durch die Seine. Am Rhein ſtritt gegen ſie ein ritterlicher Held aus dem Geſchlecht Babenberg (Bamberg) das in der Folge ſehr berühmt geworden. Auf der Seine drangen ſie aber bis vor Paris, verſchanzten ſich auf dem Montmartre und belagerten die Stadt anderthalb Jahre lang. Endlich rückte Karl der Dicke mit großer Heeresmacht zum Entſatz, anſtatt aber zu ſchlagen, ließ er ſich in einen ſchimpflichen Frieden ein, zahlte den Normannen eine große Summe Geldes, öffnete ihnen die wackre Stadt Paris und überließ es ihnen als Waffenplatz, gönnte ihnen freye Schiffahrt auf der Seine, und beſtätigte ſie in dem Beſitz von Friesland. Dieſer ſchändliche Vertrag ward 887 geſchloſſen.

Aber ein Friede, der einen Theil des christlichen Reichs in die Hände der Heiden lieferte, den selbst die übrigen Theile nur mit Schimpf und Schande genossen, konnte nur allgemeinen Haß erregen, der auf das Haupt des Kaisers sich entladete. Ein so fetter und fauler Regent, der sich nicht vom Fleck rührte, der den Feind mit Gold bestach, statt ihn mit Eisen zu schlagen, der die Hand im Sack und nicht am Schwertgriff hatte, war den Deutschen immer, in solcher Zeit der Noth aber am allermeisten unerträglich. Schnell entschlossen, vereinigten sich daher alle Großen des Reichs, noch in demselben Jahr, da der Friede geschlossen worden, auf einem großen Reichstag zu Tribur, hielten über Karln öffentlich Gericht, erwiesen seine Unwürdigkeit als Reichsverweser und entsetzten ihn förmlich und feyerlich. Er überlebte seine Schande nur noch ein Jahr.

Kapitel CLXV.

Arnulf, Ueberwinder der Normannen.

Die Ruhe war darum noch nicht hergestellt. Das Reich war ohne Haupt, und seine verschiedenartigen Theile trennten sich in der Wahl. Hätte man die Erbfolge beybehalten wollen, so wäre Karl der Einfältige zur Krone berufen worden. Aber dieser schien dafür noch unfähiger, als selbst sein abgesetzter Vetter. Von Karloman, einem Bruder Karls des Dicken, war noch ein unehelicher Sohn übrig, Arnulf, den sein Oheim zum Herzog über Baiern gesetzt und der in glänzenden Thaten gegen die Slaven bereits großen Kriegsruhm sich erworben. Ein solcher Heldenjüngling voll Feuer und Geist war des Reiches Noth gewachsen, der Krone völlig würdig, welcher Schimpf auch seine Geburt befleckte. Darum erhuben ihn die Deutschen einmüthig zum Kaiser.

Anders aber dachten die Franzoſen, die im alten Haß gegen Deutſchland, doch mit Übergehung Karls des Einfältigen, Arnulf verſchmähten, und ſich den tapfern Grafen Odo von Paris zum König ſetzten. Auch Burgund blieb geſondert. Nach Boſo's Tode, der noch 887 erfolgte, übernahm ſein Sohn Ludwig Niederburgund oder das ſüdliche Frankreich. Hochburgund aber, oder das weſtliche Alpenland, wählte den Grafen Rudolf aus dem ſchwäbiſchen Geſchlecht der Welfen zum König. Italien betrachtete ſich als ganz unabhängig, und die zwey mächtigen Herzöge Guido von Spoleto und Berengar von Friaul, buhlten ſogar bey dem Papſt um die Kaiſerkrönung. Doch waren auch ſie, wie die beyden Burgundiſchen Häuſer, den Karolingern verwandt, wodurch ſie ſämmtlich ihren Anſprüchen Kraft zu geben hofften.

Trotz dieſer innern Zerrüttung und den äußern Gefahren des Reichs gelang es dem jungen Arnulf, noch einmal den Ruhm des Karolingergeſchlechts zu erneuern. Seine drohende Stellung, die Erwartung ſeiner Thaten, die alte Ehrfurcht vor dem Grundſatz, daß ein einiges Reich und als das einige Haupt deſſelben der Kaiſer beſtehen müſſe, bewog den abtrünnigen Odo ſchon 888 nach Worms zu kommen und Arnulf zu huldigen. Daſſelbe thaten die Burgunder. Als aber 893 Odo durch eine Verſchwörung wieder entthront und Karl der Einfältige endlich doch zur Krone berufen worden, kam auch dieſer, um Arnulf den Eid der Abhängigkeit zu leiſten. Der junge Kaiſer mußte mit dieſer Anerkennung ſich begnügen, da ihm die Normannen und Slaven keine Muße ließen, die Abtrünnigen ſtrenger zu feſſeln.

Mit den Normannen begannen ſogleich neue Feindſeligkeiten. Sie fielen 891 in Lothringen ein und brachten den Deutſchen eine blutige Niederlage bey. Selbſt der Erzbiſchof von Mainz, Sundwald, der mit gegen

die Heiden ausgezogen war, blieb todt auf dem Platze. Aber sogleich zog Arnulf selbst gegen die Normannen und fand sie bey Löwen fest verschanzt. Eine mörderische Schlacht begann. Die deutschen Reiter litten durch die gewandten normännischen Fußkämpfer große Noth. Da sprang Arnulf der erste vom Pferde, mit ihm alle Edlen des Heerbanns und sie maßen sich Mann gegen Mann im dichtesten Handgemeng. Die deutsche Kraft behielt den Sieg. Mit ihren beyden Heerkönigen bedeckten viele tausend Leichen der Normannen das Schlachtfeld. Funfzehn Fahnen wurden des Siegers Beute. Seit dieser furchtbaren Niederlage scheute der Normann den Rhein und seine Angriffe wurden auf dieser Seite seltner, dagegen fiel er desto öfter im westlichen Frankreich ein.

Kapitel CLXVI.

Die Burgen des Adels.

Um diese Zeit wurden die festen Burgen des Adels immer häufiger. Schon seit Karl dem Großen waren sie im innern Deutschland bekannt geworden. Am Rhein und in Frankreich waren sie noch älter. Die reichen Baronen und Vasallen wählten gern die Berge zu ihrem Wohnsitz. Ihr freier stolzer Sinn trachtete nach der Höhe, nach der reinen freien Luft der Berge. Ihr Rang verlangte diese Auszeichnung vor dem niedern Volk. Nützlich und erfreulich war ihnen der Überblick über die untergebenen Landschaften und Dörfer von ihren Höhen herab. Die häufigen Fehden aber machten nicht minder die steilen und unzugänglichen Bergspitzen zu sichern Schutzwehren, und aus demselben Grunde wurden die Sitze des Adels mit Mauern, Gräben und Thürmen wohl befestigt, daher auch Burgen genannt.

Im innern Deutſchland, beſonders in Sachſen und Thüringen, mehrten ſich die Burgen durch die verheerenden Einfälle der Normannen und Slaven. Vor dieſen Räuberzügen war nirgends Schutz zu finden, als in den feſten Burgen, auf deren Belagerung ſich der leichtbewaffnete Feind nicht verſtand. So krönten ſich die deutſchen Berge ſeit Karl des Dicken und Arnulfs Zeit mit einer Menge von Schlöſſern, an deren Fuß die Vaſallen und Leibeignen ſich in Dörfer vereinigten, und nicht ſelten umſchloß die Ringmauer der Burg niederſteigend auch das ganze Dorf, wie es noch jetzt an vielen Ruinen zu ſehn iſt.

Kapitel CLXVII.

Die Ungarn.

Auch mit den Slaven mußte Kaiſer Arnulf harten Kampf beſtehn. Die Obotriten thaten verheerende Einfälle. Arnulf bekämpfte ſie unentſchieden; indeß nahm er dem thüringiſchen Herzog Poppo, der trotzig nach Unabhängigkeit ſtrebte, ſeine Würde gewaltſam.

Das Mährenreich hatte den Gipfel ſeiner Größe gewonnen. Zwentebold war Arnulfs Freund geworden und hatte den Sohn deſſelben mit eigner Hand aus der Taufe gehoben, ihm auch den gleichen Namen Zwentebold gegeben. Das mähriſche Reich hatte ſich wie Frankreich der Oberherrlichkeit des deutſchen Kaiſers unterworfen, und Arnulf ſtand nicht an, ſeinem ſlaviſchen Freunde ganz Böhmen, das ſonſt zu Baiern gerechnet worden, zu Lehen zu geben. Aber die Böhmen oder Tſchechen, ein echt ſlaviſches Volk, murrten gegen die deutſche Hoheit, und trieben Zwentebold ſelber an, ſich von Deutſchland loszuſagen. Dieſer ehrgeizige Fürſt kündigte 892 dem Kaiſer Friede und Freundſchaft auf.

Damals war in dem alten Pannonien, wo ſpäter die Longobarden, noch ſpäter die Avaren ſich niedergelaſſen, ein fremdes Volk erſchienen, die Magyaren (Madſcharen) wie ſie ſelbſt ſich nannten, oder Ungarn (d. h. Fremde) wovon das Land den Namen bekam, oder Hunnen, wie ſie damals von den Deutſchen genannt wurden, weil man in ihnen die alten Hunnen wieder zu ſehen glaubte. Man hat ſie für einen finniſchen Stamm gehalten, der von Norden her eingewandert. Doch hatten ſie nichts von der Milde, die den übrigen Finnen eigen war, vielmehr waren ſie über die Maaßen kriegeriſch und verwegen, nach Mord mehr als nach Beute begierig und noch völlig Heiden. Sie waren klein von Körper aber ſehr kräftig und gewandt, ihre Blicke ſo ſtolz und trotzig, als ſie noch jetzt bey den Ungarn ſich finden. Das ganze Volk war auf Roſſen eingewandert und kam, wie die Hunnen, niemals aus dem Sattel. Vom Fußkampf wußten ſie nichts, aber ſie erwieſen ſich als die ſchnellſten und geübteſten Reiter, den Deutſchen bey weitem, ſelbſt den raſchen Slaven überlegen.

Da dieſes Volk ſich von Oſten her gewaltſam gegen die Slaven vorſchob, und in unaufhörlichem Krieg mit ihnen begriffen war, ſo fand Arnulf an ihm ſogleich einen Bundesnoſſen. Er rief es gegen Zwentebold zu Hülfe, während er ſelbſt mit dem deutſchen Heerbann in Böhmen einfiel. Der mähriſche Fürſt ward 894 geſchlagen und zur alten Abhängigkeit gezwungen, aber auch den furchtbaren Ungarn ein Weg nach Deutſchland geöffnet.

Kapitel CLXVIII.

Der erſte Römerzug.

In Italien war Guido von Spoleto über Berengar von Friaul Sieger geblieben und 891 vom Papſt Ste-

phan V zum Kaiser gekrönt worden. Er starb 894 und sein Sohn Lambert erhielt die Kaiserkrone abermals vom Papst Formosus.

Arnulf war als Kaiser im ganzen Norden anerkannt, da er aber vom Papst noch nicht gesalbt und gekrönt worden, so konnte Guido ihm sein Recht streitig machen. Diesem Unwesen zu steuern und auf die Bitte Berengars und selbst des Formosus, der nur ein Spott der übermüthigen Spoletaner war, beschloß Arnulf einen großen Heerszug nach Italien. Man hat ihm vorgeworfen, warum er nicht lieber in der Herrschaft Frankreichs und Burgunds sich befestigt, statt das undankbare und die Gefahr nie lohnende Italien zu unterwerfen. Man hat es ihm verdacht, daß er Deutschland, das noch nicht ganz beruhigt war, verlassen, um sich und sein Heer dem heißen Klima, den Krankheiten, dem Verrath der empörten Italiener auszusetzen, die eben so gut hätten auf sich selbst beschränkt bleiben können, und niemals diesseits der Alpen gefährlich geworden wären. Man hat Arnulfs Zug nach Italien, den ersten so genannten Römerzug, der das Cerimoniel der Kaiserkrönung und die Unterwerfung der abtrünnigen Vasallen zum Zweck hatte, als ein großes Unglück angesehn, weil die Römerzüge seitdem zu einer Gewohnheit der deutschen Kaiser wurden, und immer zum Verderben des Reiches ausschlugen. Aber der schlimme Erfolg bietet keinen Maaßstab für die Würde der Absicht. Gefährlich waren die Römerzüge für das eigentliche Deutschland allerdings, aber in jener Zeit ward noch nicht an einen ausschließlichen Vortheil der reindeutschen Nation gedacht. Frankreich, das sich in diesem Sinne absonderte, ward darum gehaßt und verachtet. Den Deutschen galt noch der große Grundsatz des Kaiserthums, und ihre Ehre hing mit ihm zusammen. Daß ein Italiener es

wagte, ſich zum Kaiſer, alſo zum Herrn der Chriſtenheit aufzuwerfen, daß die Lombarden ſich empörten, ſchien in der bloßen Schande den Deutſchen eine größere Gefahr zu bringen, als die Gefahr ſelbſt, die mit der Unterwerfung der Abtrünnigen ſich verknüpfte. Der Glaube und die Ehre galt dem Deutſchen noch höher, als der weltliche Vortheil und darum ſtehn ſie auch in jener Zeit viel höher, als die Franzoſen. Die Kaiſerkrone aus des Papſtes Hand war zwar an ſich wenig werth, im Glauben der Völker aber Alles, und während der Papſt ſelbſt damit ſpielte, war es höchſt würdevoll vom deutſchen König, daß er ſie bey Ehren erhielt. Zu den Römerzügen hat aber auch ohnſtreitig eine alte in der Natur gegründete Sehnſucht der Deutſchen nach dem Beſitz des ſchönen Südens und nach allen Herrlichkeiten der alten Welt, deren Thron in Rom aufgeſchlagen war, vorzüglich mitgewirkt, und auch um deswillen iſt ein würdiges und ſchönes Ziel in den Römerzügen nicht zu verkennen. Wer wollte jene begeiſterten Deutſchen des Mittelalters nach dem Maaßſtab einer bloß den häuslichen und ökonomiſchen Vortheil pfiffig berechnenden Politik abmeſſen. Was der Leib verlor, war damals noch reiner Gewinn des Geiſtes.

Arnulf zog 894 über die Alpen, und übte ſogleich, wie früher an dem Thüringerherzog, ſo an dem lombardiſchen Grafen Ambroſius, der ihm die Thore von Bergamo verſchloß, ſtrenge Gerechtigkeit. Er nahm die Stadt mit Sturm und ließ den treuloſen Vaſallen an dem Thore aufknüpfen. Da aber König Odo mit den Franzoſen verrätheriſch ſich rüſtete, um die Gelegenheit zu nützen, und Rudolf von Hochburgund in gleicher Abſicht mit Heeresmacht den Spoletanern wirklich zu Hülfe kam, ſo ſah Arnulf ſich gezwungen, unverrichteter Sache nach Deutſchland zurückzugehn. Doch brach er wohlge-

rüſtet 896 wieder auf, überſtieg die Alpen zum zweitenmal und drang bis nach Toscana. Der treuloſe Markgraf dieſer Landſchaft und Berengar waren ihm freundlich entgegen gekommen; da ſie ihn aber nur für ſich benutzen wollten, und ſtatt eines gutmüthigen Deutſchen, den jeder Italiener überliſten zu können glaubte, einen ſtrengen Herrn fanden, nahmen ſie eine drohende Stellung an. Arnulf befand ſich in der gefährlichſten Lage, entſchloß ſich aber kurz, gerade auf Rom loszugehn. Die Thore wurden ihm verſchloſſen. Auf den Mauern lagen die Spoletaner und ſchlugen jeden Angriff ab. Schon mußte der Kaiſer an den Rückzug denken, als die bittern Spöttereien, welche die Italiener von den Mauern herabriefen, die Deutſchen dergeſtalt in Wuth ſetzten, daß ſie noch einmal alles für die Rache wagten. Wie Raſende ſchäumend erſtürmten ſie die Zinnen der Stadt und eroberten ſie in wenig Stunden. Lamberts Anhang floh. Der befreite Formoſus ſetzte Arnulf feierlich die Kaiſerkrone aufs Haupt. Doch traf dieſen jungen Helden ſchon das traurige Schickſal einer Rache, deren die ohnmächtige Wuth der Italiener von dieſer Zeit an ſich nur zu oft bediente. Es ward ihm heimlich Gift beygebracht. Er kehrte krank nach Deutſchland zurück und ſtarb ſchon 899 zu Regensburg.

In Italien gewann Lambert ſogleich wieder die Oberherrſchaft, als Arnulf nur den Rücken gewendet; doch ſeine eigne Tyrannei riß ihn eben ſo ſchnell ins Verderben. Er ward umgebracht 898. Sein Anhang rief Ludwig, den König von Niederburgund ins Land; dieſer aber ward von der Gegenpartei von Friaul geſchlagen und geblendet 905. Berengar behauptete ſodann die Herrſchaft bis 925, wo er ebenfalls ermordet ward.

Während dieſer ganzen Periode bis gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts waren die Päpſte ohnmächtig.

Ein Weib, die herrschsüchtige Markgräfin Theodora von Toscana hatte sich der Papstwahl bemeistert, setzte die heiligen Väter ein und ab, und leitete jeden ihrer Schritte. Dieselbe Gewalt behauptete ihre eben so geistvolle als freche Tochter Marozia. Ein Schattenpapst folgte dem andern und die Kaiser waren eine Zeit lang von dieser Seite frey, was nicht wenig zum Glanz der weltlichen Macht beytrug, während die päpstliche wahrhaft im Schatten stand.

Kapitel CLXIX.

Die Babenbergische Fehde.

Arnulf hatte seinen Sohn Zwentebold schon bey Lebzeiten zum König über Lothringen gesetzt, um gegen die Normannen des Reiches Grenzen zu schirmen. Dieser Jüngling aber betrug sich sehr übermüthig gegen die Lothringer, und da er besonders die reichen und über die Gebühr herrschsüchtigen Bischöfe haßte, so suchten wiederum diese ihn beym Volk zu untergraben. Sie hatten den Neid und den gerechten Unwillen der durch sie verarmten und zurückgesetzten Laien je eher zu erwarten, je mehr ihre weltliche Macht gewachsen war, und bedienten sich daher aller geistlichen Mittel, um jeden kühnen Stimmführer der Laien zu demüthigen. Dies gelang ihnen bey Zwentebold schnell, da dieser sich in der Verachtung der Pfaffen und in jugendlicher Hitze so weit verging, einen Erzbischof von Trier thätlich zu mißhandeln. Ein allgemeiner Aufstand der Lothringer entriß dem verwegnen Jüngling die Krone und das Leben, 900.

Der zweite Sohn Arnulfs, Ludwig, das Kind genannt, weil er erst sieben Jahr alt war, erhielt auf den Betrieb des Sachsenherzogs Otto und Hatto's, des

Erzbiſchofs von Mainz, die Kaiſerkrone, denn dieſe Männer wollten unter dem Namen dieſes Kindes als Obervormünder des Reiches ſelbſt regieren. Dieſe dem Reich ſehr ſchädliche Maßregel ſchien den durch Schaden klug gewordenen Herzögen und Biſchöfen, die unabläßig nach Unabhängigkeit trachteten, viel ſichrer als Gewalt und Empörung zum Ziele zu führen, und ward daher noch oft bey der Wahl neuer Kaiſer befolgt.

Das unredliche Streben der erſten Häupter des Volks konnte keinen guten Einfluß auf dieſes üben. Mit der Selbſtändigkeit des Kaiſers war die Einigkeit, das Vertrauen, die Kraft dahin, und der Ausbruch der Privatleidenſchaften in Fehden und Fauſtrecht unvermeidlich. Während die Kirche durch die Ohnmacht der Päpſte gefährdet zu werden ſchien, fand ſie in Deutſchland an Hatto ein über die Treuherzigkeit ſeiner Zeit verwegnes und ſchlaues Haupt. Die Macht der Biſchöfe war groß genug geworden, um ihnen auch ohne den Beyſtand des Papſtes die Erhaltung und Neigung des geiſtlichen Anſehens erwünſcht und leicht zu machen. Der mächtige Otto ſchwieg dazu, weil er ſein Haus mit Hülfe der Geiſtlichen groß machen wollte. Anders dachte Adalbert, Graf von Babenberg (Bamberg) deſſen Geſchlecht durch Heldenthaten berühmt, und durch eine große Lehensmannſchaft mächtig geworden. Zwiſchen ihm und dem Biſchof von Würzburg kam es zum Nachbarzwiſt, da der letztere ſo ſehr ſein geiſtliches Amt vergaß, daß er ſeinem Geſchlecht, dem fränkiſchen des Herzogs und nachmaligen Kaiſer Conrad, mit Hülfe der biſchöflichen Gewalt ein ausgedehntes Lehngebiet verſchaffen wollte. Der tapfre Adalbert griff zu den Waffen und fand vielen Anhang unter den Laien. Der Biſchof ward aber durch das ganze Anſehn Hatto's unterſtützt, der gegen den Grafen ſogar die Reichsacht auswirkte. Nach herz-

haftet Gegenwehr ſah ſich Adalbert auf ſeiner feſten Burg eingeſchloſſen und vertheidigte ſich mit unerſchrocknem Muthe. Da bot ihm Hatto liſtig ſeine Vermittlung an, und gelobte, ihn unverletzt auf ſeine Feſte zurückzubringen, wenn er ſich auf einem Reichstag ſtellen wollte. Der Graf traute dem Wort des Prieſters und zog aus der Burg. Hatto aber bat ihn, ehe ſie abreisten, um ein Frühſtück auf ſeinem Schloß. Sie gingen dahin zurück und dann auf den Reichstag. Dort aber war Hatto der erſte, der ſich gegen ihn wandte, und treulos genug, jene Rückkehr zum Frühſtück als Erfüllung ſeines Gelöbniſſes auszulegen. Die verſammelten Großen ſtimmten für Adalberts Tod und er ward 905 enthauptet.

Auf das deutſche Volk aber machte der Verrath des Prieſters einen tiefen Eindruck. Noch galt ihm die Treue höher als eines Biſchofs geweihtes Haupt. Alle Geſchichtſchreiber berichten, daß, während die Herzöge den Biſchof geſchont und dem Ausbruch der Volkswuth vorgebeugt hätten, doch Hatto's Name und das Andenken ſeiner Schandthat in unzähligen Volksliedern durch ganz Deutſchland verhöhnt und verflucht worden. Daraus iſt denn auch, indem man an Hatto's Namen vorzüglich die weltliche Herrſchſucht und den Geiz der Geiſtlichkeit knüpfte, die Sage von ſeinem erbärmlichen Ende hervorgegangen. In einer Hungersnoth, hieß es, ſey eine Anzahl Bauern des Erzbiſchofs flehend vor ihn gekommen, um Brot zu erhalten; er aber habe ſie in eine große Scheuer eingeſperrt und verbrennen laſſen. Aus dem Schutt ſey aber eine unzählige Menge von Mäuſen hervorgekommen und über Hatto hergefallen, daß er ſich ihrer nimmer erwehren können. In der Verzweiflung ſey er in einen feſten Thurm mitten im Rhein bey Bingen geflohen, aber auch über das Waſſer ſeyen die Mäuſe geſchwommen und hätten ihn rein aufgefreſſen. Der

Thurm ſteht noch und heißt bis auf den heutigen Tag der Mäuſethurm. Man ſieht aus dieſem Beyſpiel ſehr anſchaulich, wie den Volksdichtungen wahre Begebenheiten znm Grunde liegen, und wie ſie den Geiſt der Vorzeit trefflich aufklären.

Kapitel CLXX.

Große Noth durch die Ungarn.

Die wilden Magyaren behaupteten ſich im Beſitz von Ungarn. Nach Zwentebolds Tode zerfiel das Mährenreich völlig, und die Böhmen riſſen ſich vom deutſchen Reich wieder los und theilten die Länder Zwentebolds mit den Ungarn. Dieſe wurden von kriegeriſchen Fürſten aus dem Hauſe Arpad befehligt, und Kampf, Beute, Eroberung war ihr einziges Ziel. Bald fielen ſie in ungeheuren Schaaren in Baiern ein. Über dieſe Märk des Reiches war unter Ludwig dem Kinde der tapfre Herzog Luitpold verordnet, aber er fiel in einer blutigen Schlacht gegen die Ungarn 807. Die Sieger zogen im folgenden Jahr über Thüringen, deſſen Herzog Burkhard mit gleichem Heldenmuth ſtritt und den Tod fand. Im nächſten Jahr verheerten die Ungarn Schwaben, das damals noch keinen Herzog hatte. Wieder im nächſten Jahr zogen ſie nach Franken, da der tapfre Graf Gebhart gegen ſie befehligte, rühmlich ſtritt und fiel. Der Tod der Anführer beweiſt zugleich den Heldenmuth der Deutſchen und die große Ueberlegenheit des Feindes. Der Ungar war unwiderſtehlich im ſtürmiſchen Angriff, durch Todesverachtung unerſchütterlich im Kampfe, durch die Schnelligkeit ſeiner Pferde unabläßig im Verfolgen und eben dadurch ſelbſt vor der Verfolgung geſichert. Sein Blutdurſt, die unmenſchliche Behandlung der Wehrloſen, das nutzloſe Sengen und Brennen überraſchte den ehrli-

chen Deutſchen, und ließ ihn im Ungarn einen hölliſchen Geiſt fürchten, gerade wie einſt die Gothen vor den Hunnen ſich gefürchtet hatten, bevor ſie ſie näher kennen lernten. Die Schnelligkeit aber, mit welcher die ungariſchen Reiterhorden plötzlich mitten im Lande erſchienen und wieder verſchwanden, trug nicht wenig zu dieſem zauberhaften Schrecken bey. Die Herzöge ſtritten vereinzelt, dem Reiche gebrach ein einiges Haupt. Das fühlte alles Volk und man predigte öffentlich nach dem bibliſchen Spruch: »wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt.«

Kapitel CLXXI.

Uebergewicht der Herzöge.

Da ſtarb der junge Ludwig zum Glück, bevor er noch regiert hatte, 911. Mit ihm aber ſtarb das Geſchlecht der Karolinger auf dem Throne deutſcher Nation gänzlich aus. Karl der Einfältige, der damals in Frankreich kümmerlich gegen die Normannen ſich behauptete, und deren Anführer Rollo unter dem Namen Robert in demſelben Jahr 911 zum erſten Herzog der Normandie erhob, bemühte ſich eifrig um die deutſche Königskrone, ward aber vom Reichstag mit Recht verächtlich abgewieſen.

Mit dem Hintritt der Karolinger war auch ein natürliches Band der Einigkeit unter den verſchiedenen deutſchen Stämmen zerriſſen, und der Unterſchied der geiſtlichen und weltlichen Stände war für die neue Kaiſerwahl weit weniger wichtig, als der Unterſchied der Nationen; denn die Stände befolgten nur das alte Herkommen, indem ſie ein Haupt des Reiches wählten, die Stämme aber traten in ein neues Verhältniß, indem es

für die Ehre und den Vortheil eines jeden bedeutend war, aus welchem Stamme der neue Kaiſer gewählt werden ſollte. Aus dieſem Grunde, und weil die herzogliche Gewalt und mit ihr die Abſonderung der Stämme ſchon unter den letzten Karolingern ſo ſehr überhand genommen, trat die Reichsverſammlung für die neue Wahl nicht nach den Ständen, ſondern nach den Nationen zuſammen, und nach dieſen letztern theilten ſich die Stimmen. Es waren aber vier Stämme und vier Stimmen; die Franken unter Herzog Conrad, der jedoch weit weniger galt als der alte Hatto, der Erzbiſchof von Mainz und damals gewiſſermaßen der Papſt für Deutſchland; die Sachſen, Frieſen, Thüringer und einige unterworfene Slaven unter dem einigen Herzog Otto; die Schwaben, mit der Schweiz und Elſaß unter verſchiednen Grafen, die als unmittelbare Beamtete des Königs, zum Unterſchied von den mittelbar unter den Herzögen ſtehenden Grafen, Kämmerboten hießen; die Baiern mit Tyrolern und einigen unterworfenen öſtlichen Slaven unter Herzog Arnulf dem Böſen, Sohn des gefallenen Luitpold. Einen fünften Hauptſtamm bildeten die Lothringer, die aber damals unter ihrem Herzog Reginar ſich eng an Frankreich angeſchloſſen hatten.

Der erſte und natürlichſte Gedanke der Reichsverſammlung war, die Krone dem Mächtigſten zu geben. Darum trug man ſie dem Herzog Otto an, der über das meiſte Land und das tapferſte Volk gebot, deſſen Herrſchaft ſchon vom Vater und Großvater geerbt und in der Gunſt der Sachſen wohl befeſtigt war, der auch perſönlich alle Gaben des Herrſchers beſaß. Aber eben dieſer Otto und mit ihm Hatto, ſein alter Bundesgenoß, hatten ſich bey ihrem bisherigen Syſtem, im Namen eines ſchwachen Kaiſers zu regieren, ſo wohl be-

funden, daß ſie nicht geſonnen waren, es aufzugeben. Von Hatto iſt dieß begreiflich, da er nie ſelbſt Kaiſer werden konnte; von Otto aber ſcheint es ſonderbar, daß er ſein Syſtem, unter dem Kaiſer über den Kaiſer zu herrſchen, nicht in dem Augenblick gegen die höchſte Herrſcherwürde ſelbſt vertauſcht, da er das heilige Anſehn der Karolinger nicht mehr zu ſchonen hatte. Der eigentliche Grund, warum er die Krone nicht annahm, ſcheint daher tiefer zu liegen als in dem Streben ſeines Freundes Hatto. Der einſichtige Otto, dem das Volk nicht bloß jener Entſagung wegen den Namen des Erlauchten (Erleuchteten, Weiſen) gegeben, durchſchaute die Verhältniſſe des deutſchen Volkes tiefer, als alle ſeine Zeitgenoſſen, ſah in den Kämpfen ſeiner Zeit den Keim zu nothwendigen Veränderungen und ſuchte dieſelben durch ſein Beyſpiel friedlich und nach beſten Regeln herbeyzuführen. Er ſah ein, daß das Kaiſerreich in ſeiner großen Einheit beſtehn, daß aber im Innern deſſelben in Bezug auf die Stämme eine beſſere Ordnung getroffen werden müſſe. Er ſah ein, daß das beſondre Intereſſe der Stämme von den frühern Kaiſern mißkannt, dann in feindſeliger Empörung der Völker, in ehrgeizigem Streben der Herzöge wieder laut geworden, einen natürlichen Grund habe. Er ſah ein, daß es für das Reich beſſer wäre, durch Begünſtigung der Stammunterſchiede Frieden zu erhalten, und für dieſe, durch Befriedigung ihrer beſondern Bedürfniſſe an innerer Wohlfahrt, Macht und Ehre zu gewinnen. Er ſah ein, daß weder ein Kaiſer, der jeden zu mächtigen Herzog fürchten und verderben zu müſſen glaubte, noch ein Herzog, der das Reichsverband nicht ehrte und mehr als ein Beamteter ſeyn wollte, noch auch ein empörtes von Haß und Rache beſeſſenes Volk zu einem Ziele führen könnte. Er ſah ein, daß dieß nur ein Herzog vermöchte, der auf

der einen Seite zu Gunſten ſeines Stammes dem Kaiſer trotzen, auf der andern Seite zu Gunſten des Kaiſers dem ehrgeizigen Streben ſeines Stammes entgegen arbeiten würde. Er ſelbſt gab dieſes Beyſpiel und fand im Gegenſtand ſeines Handelns ein höheres Ziel und eine höhere Ehre, als wenn er, was ſeinen Zeitgenoſſen das höchſte ſchien, nach der Krone geſtrebt hätte. Das Wohl des Reiches, nicht der Glanz der Krone lag ihm am Herzen. Zu dieſer natürlichen Erklärung berechtigt die große Meinung der damaligen Zeit von Otto's Einſichten, ſein Verfahren ſelbſt und die Angemeſſenheit deſſelben für die Zeit, wie ſeine Folgen und Früchte beweiſen. Karl der Große gründete auf den Trümmern der alten Stammunterſchiede das Reich und die Stände. Otto, der Herzog, beſchwichtigte den Kampf der Stammunterſchiede gegen das Reich, und brachte ihr uraltes und natürliches Recht unter feſten Regeln als ein neues und nothwendiges Element in die Reichsverfaſſung. Er ſchlug die Krone aus, huldigte einem neuen Kaiſer, gönnte dieſem aber keine höhere Gewalt über ſich, als er für ſeinen Zweck heilſam fand und traf auf ſeine eigne Hand in ſeinem Sachſenlande gleich einem ſelbſtändigen Fürſten treffliche Einrichtungen des Friedens, wodurch er bald allen andern Herzogen ein würdiges Muſter wurde. Dieſe, die nur vor Otto hätten zittern dürfen, wenn er Kaiſer geworden wäre, wurden durch ſeine Entſagung mächtig genug, durch ſein Beyſpiel belehrt genug, um daſſelbe für ihre Stämme zu thun, was Otto für die Sachſen that.

Die Wahl fiel auf den fränkiſchen Herzog Conrad, der ſchon durch die Wahl ſelbſt von Otto und Hatto, die ſie leiteten, abhängig war. Dieſer neue Regent mußte ſich ſogleich gefallen laſſen, daß der größte Theil

des karolingiſchen Alods und der Regalien an die Herzöge fiel, und daß dieſe, nach dem Beyſpiel Sachſens, unaufhaltſam das Ziel verfolgen konnten, beſondre ſelbſtändige Reiche im Reich zu gründen. Ja er war ſo vernünftig, während er das Kaiſeramt würdig handhabte, doch zugleich dem innern Bedürfniß der Stämme dergeſtalt zu huldigen, daß er die Herzöge im Sinn Otto's gewähren ließ, in demſelben Sinn auch ſein Franken verwaltete, und Schwaben, das noch unter Grafen getheilt war, ebenfalls zu einem einigen Herzogthum erhob. Die Stämme erſtarkten ſichtbar in dieſer natürlichen Sonderung unter einer eben ſo natürlichen Einheit, und was Herzog Otto geſtiftet, blieb geraume Zeit unerſchütterlich wie die Stiftung Karls des Großen, und das Anſehn der Stämme ward heilig, wie das Anſehn der Stände. Indeß gebrauchten nicht alle Herzöge ihre größere Gewalt ſo mäßig und ſo zum Beſten des Reiches, als Otto, ſondern wollten ſich wie die frühern Herzöge ganz unabhängig machen, oder, was Otto verſchmäht hatte, um die Krone buhlen. Auf der andern Seite erfuhren ſie aber das Gleiche wieder von ihren Vaſallen, und ſo war der Kampf und in ihm der Keim von Veränderungen unausrottbar.

Kapitel CLXXII.

Conrad I.

Conrad war nicht ohne große Gaben, und er entwickelte ſie in ſeiner Amtsführung, im ſiegreichen Kampf gegen äußere Feinde und untreue Reichsglieder, und hinwiederum in der Begünſtigung der treuen Herzöge.

Er erweiterte das Reich, indem er Reginar von Lothringen in die Lehnspflicht des Reiches aufnahm.

Dieſer Herzog hatte ſich mit Karl dem Einfältigen verfeindet, und die große Anerkennung, die der herzoglichen Gewalt in Deutſchland wurde, ſo wie die Einigkeit der übrigen rein deutſchen Stämme, endlich das Ausſterben der deutſchen Karolinger, gegen welche die Lothringer ſeit Zwentebold Haß trugen, brachte dieſe in der Natur gegründete Vereinigung leicht zu Stande.

In Schwaben war das Fauſtrecht eingeriſſen. Zwey mächtige Kammerboten, Erchanger und Berthold hatten den Biſchof von Conſtanz angegriffen, wie überhaupt von jetzt an die meiſten Fehden aus dem Zank der Geiſtlichen und des Adels um ihre Reichthümer und Anſprüche hervorgingen. Conrad überzog die Grafen mit Krieg, und ſtellte ſie vor ein Reichsgericht. Beyde wurden 917 öffentlich enthauptet. Dieſe Fehde machte auch für Schwaben die herzogliche Würde dringender zum Bedürfniß und des Volkes Wahl fiel auf Burkhard, den Conrad beſtätigte. Mit ihm beginnt die ununterbrochne Reihe der ſchwäbiſchen Herzöge.

Arnulf von Baiern erbte von den frühern Herzögen und von ſeinem Stamme den alten Sinn der Empörung gegen das Reich und zumal gegen die fränkiſchen Herrſcher. Er empörte ſich, nahm die Ungarn zu Hülfe, ward aber von Conrad geſchlagen und des Reichs verwieſen. Bairiſche Geſchichtſchreiber nennen ihn den Beſten (optimus), alle andern aber, ſo wie das geſammte Reich, hieß ihn den Böſen. Auch in der Volksdichtung ſcheint dieſe Geſinnung ihren Anklang gefunden zu haben. Im Niebelungenliede ſehen wir einen bairiſchen Herzog ganz nach dem verhaßten Bilde Arnulfs geſchildert.

Die Ungarn erneuerten jährlich ihre Einfälle, ſchnell erſcheinend und wieder verſchwindend. 912 wurden ſie

von den Schwaben zurückgeſchlagen, 915 drangen ſie bis Fulda, 917 bis nach Baſel, raubten und mordeten und kehrten dann raſch wieder in ihr Land zurück. Auch Italien ward von ihnen hart bedrängt.

Als Otto 912 geſtorben war, übernahm ſein Sohn Heinrich das Herzogthum von Sachſen. Dieſer feurige und eben ſo ehrliche Jüngling war bald mit dem alten böſen Hatto verfeindet, ohne Zweifel, weil er ſehr ſelbſtändig zu handeln anfing, ſich von dem alten Ränkeſchmied, der ſich noch immer als Vater des Reichs anſah, nicht bevormunden laſſen wollte, und ſowohl dieſem, als ſelbſt dem Kaiſer durch ſeine Macht gefährlich zu werden drohte, denn er zeichnete ſich ſchon durch große Heldenthaten gegen die Slaven aus und erweiterte ſein Gebiet im Oſten. Hatto ſcheint ihn mit Liſt und Schlauigkeit angegriffen zu haben, und dieß hat die Volksſage wieder auf ihre ſeltſame Weiſe umgebildet. Es heißt, der Erzbiſchof habe ihm ein goldnes Geſchmeide zugeſchickt, welches aber ſo beſchaffen geweſen, daß es ihn beym Anzug erſtickt haben würde, wenn die Liſt nicht verrathen worden wäre. Manche glauben auch, daß die Sache ſich wirklich ſo begeben. Heinrich rächte ſich, indem er die geiſtlichen Güter Hatto's in Sachſen und Thüringen für ſich in Beſchlag nahm. Conrad konnte den Trotz des Jünglings nicht dulden und ward von Hatto und allen Franken angetrieben, der Sachſen übergroße Macht zu brechen, vorzüglich durch die Trennung von Thüringen. Conrads Bruder Eberhard zog mit einem Heer über Sachſen, ward aber bey Ehresburg, an derſelben Stätte, da einſt die Sachſen von Karl dem Großen und den Franken überwunden worden, von Heinrich aufs Haupt geſchlagen, und dieſer blieb im Beſitz aller ſeiner Länder.

Als aber Conrad 918 ohne Erben ſtarb, ſah er noch auf dem Todbette ein, daß niemand den Gefahren des Reichs ſo gewachſen ſey, als der heldenmüthige Heinrich, und der alten Fehde vergeſſend, nur auf des Reiches Wohl bedacht und noch in ſeiner letzten Handlung der Krone und eines unſterblichen Namens würdig, befahl er ſeinem Bruder Eberhard, dem größern Geiſt zu weichen und ſeinem Feinde ſelbſt die Krone zu bringen. Der treue Bruder gehorchte und die Fürſten achteten das Wort des Sterbenden.

Zehntes Buch.

Die sächsischen Kaiser.

Kapitel CLXXIII.

Heinrich der Vogler.

Die Fürsten, mit Ausnahme Burkhards und Arnulfs, versammelten sich zu Fritzlar, kohren den abwesenden Heinrich zum König und sandten Boten nach ihm aus. Der junge Herzog war bey seiner großen Jagdlust eben auf dem Harzgebirge, und die Boten fanden ihn in schlichtem Jagdgewand beym Vogelheerd. Er folgte dem Ruf der Nation ohne Verwunderung und ohne Zaudern, denn er war an Geist und Gaben ein wahrhaftiger König geboren, und ihm gebürte vor allen seinen Zeitgenossen die Krone. Sein Wuchs war hoch und majestätisch, seine Gestalt schlank, Brust und Arm gewaltig wie des geübtesten Ritters, sein Auge feurig und gebieterisch. So wollte das Volk seinen König. Von seinem kühnen Geist aber geben die Chroniken ein schlichtes und treffliches Zeugniß. Wenn er zur Jagd geht, hieß es, so ruht er nicht, bis er dreyßig oder vierzig Eber, Bären oder Hirsche mit eigner Hand niedergestreckt; wenn er in den Krieg zieht, so rastet er nicht, bis er den Feind gänzlich vernichtet. Eines solchen Helden aber war das Reich zu dieser Zeit höchst bedürftig, nicht allein, um starke Feinde abzuschlagen,

auch um die gährenden Kräfte seines innern Lebens zu bemeistern und in eine segensreiche Eintracht zu bringen.

Zu Fritzlar (Frideslar) ward 919 der junge Heinrich, der erste sächsischen Stammes, deutscher König durch das Stimmenmehr der Stämme. Der Mainzer Erzbischof wollte hergebrachtermaßen ihm die priesterliche Salbung ertheilen. Heinrich aber schlug es aus und äußerte sich, es sey genug, daß er von Gottes Gnaden und der deutschen Fürsten Frömmigkeit zu einem König gewählt sey, und er überlasse die Salbung denen, die etwa noch frömmer seyn wollten. Der spätere Römerzug Heinrichs beweiset aber, daß er den Anspruch auf die Kaiserkrone mit jenen Worten keineswegs aufgegeben, sondern nur verschoben, und sie erklären sich überhaupt durch das einsichtige Verfahren, das Heinrich nirgends verleugnet, und vermöge dessen er sich zunächst immer mit dem begnügt, was er besaß, und seine fernern Ansprüche nicht eher laut werden ließ, bis er sie mit Sicherheit geltend machen konnte. Diese Besonnenheit bewährt vorzüglich sein Ungarnkrieg.

Bevor Heinrich höhere Ziele verfolgen konnte, mußten die Süddeutschen, welche die Wahl der Norddeutschen nicht anerkannt hatten, zum Beytritt bewogen werden. Burkhard von Schwaben handelte damals völlig eigenmächtig und hatte sich auf eigne Hand in bittre Fehde mit Rudolf, dem König von Hochburgund, eingelassen, diesen aber in einer blutigen Schlacht bey Winterthur 919 überwunden. Da er aber Heinrichs ganze Macht gegen sich im Aufbruch sah und von diesem zugleich im Namen des Reichs vernünftigen und friedlichen Zuspruch erhielt, so unterwarf er sich dem neuen König zu Worms, blieb aber in seinem Schwaben ziemlich unbeschränkt, so daß er sogar für Rudolf, mit dem er sich völlig versöhnt, einen Feldzug nach Italien un-

ternahm. Hier fand er seinen Tod im Gefecht. Heinrich gab das Herzogthum von Schwaben an einen seiner Verwandten, Herrmann, den er mit Burkhards Wittwe vermählte. Seit dieser Zeit ward es überhaupt ein stetes und sehr natürliches Streben der Könige, die erledigten Herzogthümer durch Verwandte und Anhänger zu besetzen oder die übrigen Herzöge durch Bande des Bluts sich zu verpflichten und die verschiedenen großen Geschlechter in eine allgemeine Herrscherfamilie zu verknüpfen. Damals wurde ein Theil des westlichen Schwabens an Rudolf von Burgund abgetreten gegen die heilige Lanze, womit Christus am Kreuz verwundet worden seyn soll. Dieß bezeichnet recht den religiösen Sinn der Zeit, dem der König Heinrich mit dem tiefsten Gemüthe huldigte. Heinrich war in jeder Weise ein frommer Held der Christenheit.

Arnulf der Böse, der seine schwankende Stellung bey der neuen Königswahl in eine drohende verwandelt, ward durch ein ernstes und freundliches Wort Heinrichs zur friedlichen Unterwerfung unter das Reich gebracht.

Karl der Einfältige erneuerte seine Ansprüche auf Lothringen, ward aber von Heinrich zur gänzlichen Entsagung gezwungen. Giselbert, Reginars Sohn, erhielt das Herzogthum und die Hand der Gerberga, Heinrichs Tochter, wodurch auch er dem herrschenden Hause verpflichtet ward, 924. So waren Schwaben und Lothringen, zwey äußerst wichtige Marken des Reichs, mit dem König innig verbunden.

In demselben Jahr 924 brachen die Ungarn wieder in großen Schaaren in das Reich. Zufällig aber ward ihr König von den Deutschen auf einem Streifzug gefangen, und Heinrich baute darauf einen sehr verständigen Plan. Er ließ den gefangnen Fürsten frey, versprach auch den Ungarn einen jährlichen Tribut, woge-

gen ſie ſich feierlich zu einem neunjährigen Waffenſtillſtand verpflichten mußten. Die Erfahrung früherer Zeiten hatte Heinrich belehrt, daß es ganz neuer Vorkehrungen im Heerweſen bedürfe, um einen ſo gefährlichen Feind für immer unſchädlich zu machen. Dieſe erforderten aber wieder Zeit und ſo nahm er den Anſchein der Schande über ſich, um in Wahrheit die Ehre des Reichs deſto ſichrer herzuſtellen. Jene neun Jahre ſollten ihm dienen, andre Feinde, vorzüglich die Slaven, zu unterwerfen, und eine Rüſtung gegen die Ungarn zu veranſtalten, an der ihre Macht für immer gebrochen werden ſollte.

Kapitel CLXXIV.

Die ſlaviſchen Marken.

Bisher waren zwar höchſt blutige Kriege gegen die Slaven geführt worden, die Erfolge derſelben aber ſtets unzuverläßig geblieben. Der deutſche Heerbann verödete das Land der Slaven, ſengte und brennte, ſchleppte Beute und eine unermeßliche Menge Sklaven fort; die ſlaviſchen Fürſten wurden zu Tributen und zur Lehnspflicht gezwungen. Dieß war aber immer nur der Grund zu neuen Empörungen und Angriffen dieſer kriegeriſchen Völker, bey denen ein großer Ehrgeiz und ein edler Sinn für Unabhängigkeit ſich nicht verkennen läßt. Alle nordiſchen Slaven waren noch Kinder und konnten folglich den Gedanken des allgemeinen chriſtlichen Reiches eben ſo wenig begreifen, als die Herrſchaft der deutſchen Kaiſer ertragen. Die Böhmen, die geiſtreichſten unter allen ſlaviſchen Nationen zu allen Zeiten, hatten zwar zum Theil ſchon mit ihren Fürſten das Chriſtenthum angenommen; doch drängte die heidniſche Partey die chriſtliche nicht anders als in Scandinavien, und das edle

Volk fühlte sich frey und mächtig genug, und in Sprache und Sitten den Deutschen so entfremdet, daß es die Lehnsabhängigkeit bey jeder Gelegenheit abzuschütteln bereit war.

So drohte dem Reich von den Slaven doppelte Gefahr. Die Kirche und das Christenthum ward bedroht durch das slavische Heidenthum, daran der noch übrige Rest des deutschen Heidenthums bey Sachsen, Thüringern und Baiern Nahrung fand; die friedlichen, christlichen Bewohner wurden von den Slaven grausam gemordet, in die Sclaverei geschleppt, ihren blutdürstigen und durchgängig häßlichen Götzen geopfert; die Kirchen wurden von den Slaven auf ihren Raubzügen zerstört, die heiligen Symbole des Christenthums geschändet. Das weltliche Reich aber ward nicht nur durch die feindlichen Einfälle, sondern auch durch den Beystand gefährdet, den abtrünnige Vasallen leicht bey den Slaven fanden.

Mehr noch aber als die Gefahr der Kirche und des Reiches war dem Monarchen der Christenheit in dem ursprünglichen Sinn der großen Stiftung Karls die Verpflichtung aufgelegt, den Segen des Christenthums über alle Länder zu verbreiten, und alle Heiden, wenn es seyn müßte, mit Gewalt der Waffen zu bekehren, denn man achtete des Leibes Einbuße für der Seele Gewinn, und die Bekehrung eines heidnischen Volkes nicht für zu theuer erkauft durch dessen politischen Untergang. Was in unserer Zeit ungerecht und grausam erscheint, war in jener eine Tugend, und das Gewissen der christlichen Streiter hätte sich gegen jede Schonung empört, die unser Gewissen gerade zu gebieten scheint.

Wie in jeder Weise der große Heinrich durch die alten Erfahrungen sich belehren ließ, die mißlungnen Versuche seiner Vorgänger durch ein neues einsichtigeres Verfahren endlich zum Ziele zu führen, so nahm er auch gegen

die Slaven eine neue Stellung an. Unterwerfung des Augenblicks, Lehnspflicht und Tribut ſchienen ihm ſchwache Bande zwiſchen zwey ſo feindſeligen Nationen, und hemmten nur das Ziel der Bekehrung und Verſchmelzung. Er ging alſo mit feſtem und unerſchütterlichem Sinn darauf aus, die Selbſtändigkeit der Slaven, ihr Heidenthum, ihre Staatsverfaſſung, ihre Sitten und ſelbſt ihre Sprache, ſo weit er es vermöchte, zu vernichten, und die Unterworfenen mit Gewalt chriſtlich und deutſch zu machen.

Die Obotriten waren die tapferſten unter den Slaven, wie die Böhmen (Tſchechen) die freiſten. Sie behaupteten ſich in alter Furchtbarkeit gegen die Sachſen. In noch größerer Sicherheit hielten ſich die entfernten Wilzen an der Oſtſee und in noch tieferem Hintergrunde die Polen (Lechen). Die Sorben und Böhmen dagegen ſchienen am wenigſten einem gewaltigen Angriff widerſtehen zu können, und ihre Unterwerfung war wegen der Nähe der Ungarn beſonders wünſchenswerth. Unter den ſorbiſchen Stämmen zeichneten ſich vorzüglich die Dalemingier an der Elbe, die Heveller an der Havel, die Redarier an der Priegnitz aus.

Heinrich benutzte den Waffenſtillſtand mit den Ungarn und brach 927 zuerſt gegen die Heveller auf. Seinem gewaltigen Arm konnte nichts widerſtehn. Er eroberte Brannibor, die Hauptſtadt des Landes, (Brandenburg) unterwarf das ganze Land, ſchuf es in eine Mark des Reiches um, ſetzte einen ſächſiſchen Markgrafen darüber, führte deutſche Coloniſten ein, und ſuchte auf jede Weiſe das unterworfene Volk ſo zu germaniſiren, wie ehedem die Römer am Rhein deutſche Stämme romaniſirt hatten.

Daſſelbe geſchah 929 den Dalemingiern. Heinrich gründete die feſte Burg Meißen an der Elbe, und

ſetzte einen Burg- und einen Markgrafen über das Land.

Zugleich that er einen Zug nach Böhmen, um den abtrünnigen Herzog Wenzel zu demüthigen. Er eroberte ſeine Hauptſtadt Prag, und zwang ihn in die alte Lehnspflicht.

Die Redarier hatten ihren Anführer Bernhard, der ohne Zweifel ein Chriſt geworden, vertrieben. Dieſen tapfern Mann ſandte Heinrich 930 gegen ſeine Landsleute, die mit andern Stämmen verbunden in ungeheuern Schaaren ſich rüſteten. Bernhard ſchlug ſie bey Lunken (Lenzen), und die Slaven ſollen mit ſolcher Wuth gefochten haben, daß ihrer 120,000 auf dem großen Wahlplatze blieben, aber nur 800 gefangen wurden. Darauf gründete Heinrich hier die Mark Nordſachſen (Niederlauſitz) und ſetzte Bernhard zum erſten Markgrafen.

So waren dem Reiche drey große Provinzen gewonnen, und der Grund zu einer völligen Bekehrung und Unterwerfung der Slaven gelegt. Die Markgrafen hatten die Macht, doch nicht den Namen der Herzöge, und waren nur vom König abhängig. Sie hatten einſtweilen als Eroberer des Landes nur ſtrenge Kriegszucht zu halten, und die bürgerlichen Verhältniſſe konnten ſich erſt allmählig nach wiederholten Kämpfen regeln.

Auch die Dänen waren wieder in das Reich gefallen. Um auch auf dieſer Seite die Ruhe zu ſichern, rückte Heinrich mit großer Macht über die Eider, die alte Reichsgrenze, und eroberte das Land bis an den Fluß Slie. Die Dänen wurden zur demüthigen Unterwerfung gezwungen und der eroberte Landſtrich zu einer Mark des Reiches gemacht, mit deutſchen Kriegern und Coloniſten beſetzt und die feſte Burg Schleswig gegründet,

von der die Mark benannt ward. Auch hier gebot fortan ein sächsischer Markgraf, 931.

Kapitel CLXXV.

Die Gründung der Bürgerschaften.

Der Vortheil, welchen die festen Burgen gegen die Normannen, Slaven und Ungarn bisher gewährt hatten, trieb Heinrich an, während jenes Waffenstillstandes mit den Ungarn theils die Burgen zu vermehren, theils dem Städteleben überhaupt eine größere Ausdehnung und festere Begründung zu geben. Die Gefahr vor den Ungarn war aber nicht die einzige Ursache dieser neuen und höchst folgenreichen Maaßregel, denn die Umgestaltung der Alod- und Feudalverhältnisse und das Steigen der Bildung, der Gewerbe und des Verkehrs verlangten ebenfalls Städte. Heinrich selbst führte nur weiter aus, was die nächste Zeit vor ihm und unabhängig von ihm schon begründet hatte. Der Eifer aber, den er darauf verwandte, zeigt von seinem tiefen Blick in alles, was der Zeit frommte.

Schon vor Heinrich gab es in Deutschland eine Menge Ortschaften, die theils ursprünglich, theils allmählig den Namen Städte verdienten; aber sie waren eben so unter sich von verschiedner Entstehung und Verfassung als wieder von den spätern Städten nach Heinrich verschieden. Am Rhein und an der Donau erhielten sich theils die altrömischen Städte, theils entstanden aus den Ruinen derselben neue Ansiedelungen. Ihre Größe erhielten jedoch diese Städte nur, indem sie königliche Pfalzen oder Bischofssitze geworden waren. Aus demselben Grunde bildeten sich um die ursprünglich in dem Innern der deutschen Wälder roh angelegten Bisthümer, Abteyen und Pfalzen ebenfalls blühende Städte. Der

Schutz und Lehndienst an den geistlichen und königlichen Höfen gewährte große Vortheile, der Glanz der Höfe verlangte eine zahlreiche Dienerschaft und gewerbtreibende Eigner. So drängte sich alles arme Volk nach den Städten. Alle diese Städte hatten aber ursprünglich keine andre Verfassung als die des Landes, und waren dem Gaugrafen und der Heerbannfolge unterworfen. Es galt kein besonderes Stadtrecht, nur das allgemeine Reichs- Land- Lehn- und Kirchenrecht.

Erst im Anfang des zehnten Jahrhunderts und unabhängig von Heinrich sowohl als von dem kriegerischen Bedürfniß fester Städte gab das Aussterben der Karolinger, die größere Gewalt der Bischöfe und die Größe der Städte die Veranlassung zu einer besondern Verfassung der Städte. Sie hörten auf, unmittelbar gleich dem platten Lande dem Reichsverbande anzugehören, wurden der allgemeinen Gerichtsbarkeit und Verwaltung entzogen, und kamen von den Landgrafen, als abgesonderte Gemeinden (civitates) unter einen Vogt, in Bischofsstädten unter den Kirchenvogt, in kaiserlichen Städten unter den Reichsvogt. Der Patron des Bischofsitzes oder das Weichbild ging auf die Bischofstädte über, und auch die Kaiserstädte nahmen Weichbilder an, daher jedes Stadtgebiet ein Weichbild, das neue Stadtrecht Weichbildrecht hieß.

Ganz unabhängig von diesen Weichbildern waren die eigentlichen Burgen (castra) die dem Adel zugehörten, und mit Lehnsmannen (burgenses) besetzt waren. Doch wurden auch in den meisten Weichbildern über der gemeinen Stadt, zur bessern Vertheidigung, Burgen angelegt, darin die Vögte geboten als Burggrafen.

So fand Heinrich die Städte. Ihre Wichtigkeit wohl überlegend begünstigte er dieselben auf jede Weise, ließ die Weichbilder mit Mauern umgeben, in ihrer

Mitte oder Nähe feſte Burgen dazu anlegen, verlieh einer Menge von neuen Städten das Weichbildrecht und verordnete, daß, um die Städte in Flor zu bringen, nicht nur alle Märkte, ſondern auch alle Reichstage, öffentlichen Verſammlungen und Feſte ferner nur in Städten ſollten gehalten werden.

Er that aber noch mehr, indem er eine Menge ganz neuer Burgen anlegte, die weder königliches Alod noch biſchöfliches oder adeliches Lehn waren, ſondern von einer ſelbſtändigen Gemeinde freier Männer beſetzt wurden. Er gebot, daß je der neunte Mann unter den Heerbannspflichtigen des Landes in dieſe neuen Burgen einziehn und ſie beſchirmen, bey dieſem Geſchäft aber von den übrigen Landbewohnern ernährt werden ſollte. Dieſe Burgen ſollten dagegen den Landbewohnern in Zeiten der Noth Schutz eröffnen. Hier fanden die letzten verarmten Arimannen gegen den Druck des Lehnsadels eine würdige Zufluchtsſtätte. Sie, die urſprünglich Heerbannpflichtigen (milites) trieben in ihrer Burg kein anderes Geſchäft, als das Waffenwerk, wovon die bürgerlichen Freyſchießen noch ein ſchwacher Überreſt ſind. An ſie ſchloſſen ſich aber bald arme Lehnleute, Schützlinge und vorzüglich Freygelaſſene an, um Gewerbe zu treiben unter dem Schutz der Bürger und dem Landvolk Markt zu eröffnen. Sie wurden Hinterſaſſen, Schützlinge, jene erſten bewaffneten Krieger aber blieben ausſchließlich die herrſchenden Bürger, und wurden von der Burg Bürger (burgenses, castrenses), von ihrem Stimmrecht in der Gemeinde (civitas) dagegen cives und von ihrem kriegeriſchen Berufe wie andere Adeliche milites oder Ritter genannt. Sie bildeten ſpäter den alten Adel oder Patrizier (patricii Väter) der Städte. Einige Neuere haben an dieſem alten Urſprung des Städteadels gezweifelt, aber ſchon die mittelalterlichen

Geſchichtſchreiber ſtellten dieſe an ſich ſehr natürliche Behauptung auf.

Durch die freien Bürgerſchaften ward ein ganz neuer Stand in Deutſchland gegründet. Er lag im Bedürfniß der Zeit. Gewerbe, Künſte und Handel waren durch die ſteigende Bildung und nach dem Beyſpiel des Südens nothwendig geworden. Handwerker, Künſtler und Kaufleute konnten aber unmöglich als Vaſallen und Sclaven, an geiſtlichen und Adelshöfen vereinzelt und unterdrückt, gedeihen. Es bedurfte daher freier Gemeinden und einer ſelbſtändigen Verfaſſung. Für den neuen Stand paßte nicht, was für die Krieger und Landbauer allein gegolten. Darum ſehn wir, ſobald der große Heinrich einmal dieſem Stande ſein natürliches Recht gegönnt, denſelben ſchnell einen überwiegenden Fortſchritt machen, alle Städte mit zahlreichen, freyſinnigen, kriegeriſchen und betriebſamen Menſchen anfüllen, und bald mit dem Adel und dem Klerus in die Schranke treten. Aus demſelben Grunde befreiten ſich aber auch bald die geiſtlichen und kaiſerlichen Städte von den Vögten und alle Städte nahmen eine mehr oder minder ſelbſtändige Verfaſſung an. Der Kampf, den ſie lange, aber glücklich mit den Biſchöfen führten, beruhte auf den alten Anſprüchen derſelben. Der Kampf, den ſie gegen den Lehnsadel führten, beruhte auf der Schmählerung der Macht, den jener durch das Wachsthum der Bürgerſchaften leiden mußte. Die Kaiſer aber, ſo wie die großen Herzöge befreundeten ſich mit den Städten, und unterſtützten ſie, weil ſie in ihnen einen Beyſtand gegen den übermüthigen Adel und Klerus fanden.

Bemerkenswerth iſt übrigens, wie der alte Haß der Germanen gegen Mauern und Burgen ſich ſo ganz in Vorliebe dafür verwandelt hatte. Die Umſtände machten ſie freilich nothwendig; überhaupt aber war dem

Geiſt des Mittelalters grade das entgegengeſetzte von dem eigen, was dem Alterthum gegolten. Derſelbe Sinn, der den Unterſchied der Stände heiligte, liebte auch die äußre Begrenzung jedes Kloſters, jeder Burg und jeder Stadt. Derſelbe Sinn, der mit ſeiner Andacht und ſeinem Gott aus der freien Natur in das heilige Dunkel verſchloßner Tempel ſich zu verbergen liebte, hielt auch gern das Eigenthum und alles Theure gegen außen verſchloſſen.

Kapitel CLXXVI.

Das Ritterthum.

Während der Rüſtzeit gegen die Ungarn gab der große Heinrich ſeinem Volke noch eine zweite Stiftung von Wichtigkeit. Das altgermaniſche Heldenthum hatte Blüthen getragen, denen in der damaligen Zeit des Mit-Mittelalters nichts mehr gleich kam. Bey den Regierungsgeſchäften, bey dem vielfältigen Gottesdienſt, bey der zunehmenden Sorge für geiſtige und Landeskultur waren die Waffenübungen, wenn ſie auch nie aufhörten, doch weit weniger rege, als in der alten Heldenzeit. Die Gefolge hatten aufgehört und die Dienſtmannſchaft des Adels lag nicht mehr allein den rauhen Geſchäften des Krieges ob. Die Jagd war noch die hauptſächlichſte Schule der Waffen. Der Heerbann war vielen läſtig geworden, und die Fehden ſtärkten wohl die Kraft und den Muth aber nicht das edlere und größere Heldengefühl und den allgemeinen kriegeriſchen Wetteifer. Gerade die Sonderung in herzogliche Banner und der kleine Fehdekrieg ließ ein allgemeines Inſtitut gleich dem alten Heldenweſen vermiſſen, da es noch jedem kriegeriſchen Jüngling frey ſtund, als fahrender Held durch alle Länder zu ſchweifen und den höchſten Waffenruhm zu gewin-

nen. Auch hatte sich bey aller Tapferkeit doch ein grosses Ungeschick der Deutschen in den Kämpfen gegen die Normannen und Ungarn kund gegeben. Allem diesem half Heinreich durch die Gründung des Ritterthums ab.

Zwar beruhte dieses auf dem altgermanischen Heldengeist, der noch im Volke waltete, und fand seine völlige neue Ausbildung erst nach Heinrich, wie das Städteleben; doch auch hier war Heinrich der Begründer. Er gebot nicht nur den Bürgern unausgesetzte Waffenübung, wie sie besonders für Vertheidigung hinter Mauern sich schickte, sondern er übte selbst den Heerbann des Landes im offnen Angriff. Vorzüglich war er auf die Ausbildung der Reiterei bedacht. Aus dieser bestand der Kern des deutschen Heerbanns, denn nur der Adel diente noch zu Roß, weil das ärmere Volk kein Roß rüsten konnte, und wiederum war die Reiterei gegen einen Feind, wie die Ungarn, von der höchsten Wichtigkeit. Es zeugt von der Kraft im deutschen Charakter, daß die Ritter (Reiter) sich in der schwersten Bewaffnung gefielen, stets gerade aus auf den Feind stürmten und ohne verrätherische Fechterkünste gar ehrlich mitten durch schlugen und stießen. Dieß ward aber von den gewandten Ungarn leicht als Plumpheit erkannt und benutzt, und Heinrich mußte diesem Uebelstand abhelfen. Er gab zunächst dem rohen Angriff der deutschen Reiter mehr Nachdruck, indem er sie in enggeschloßnen Gliedern fechten ließ, sodann aber war er auch eifrig bemüht, den einzelnen Reitern mehr Gewandheit beyzubringen. Dieß geschah in Waffenspielen und Zweikämpfen zu Pferde, die in der Folge unter dem Namen der Turniere allgemein verbreitet wurden. Der kriegerische Geist und Wetteifer, der hiedurch erweckt wurde, fand erst nach Heinrich seine völlige Entwicklung im eigentlich so genannten Ritterthum; da die Ritter zu den Turnieren in allen

Ländern umherzogen, um den höchſten Ruhm des Heldenthums zu ärndten, und da wieder eine Heldenſitte ſich bildete, die, in chriſtlicher Begeiſterung und Liebe verklärt, das Mittelalter auf ſeiner Höhe vor allem verherrlichte.

Kapitel CLXXVII.

Niederlage der Ungarn bey Merſeburg.

Nachdem der edle Heinrich alles Weltliche wohl beſorgt, was zu ſeiner Unternehmung gegen die Ungarn nothwendig geweſen, gebot ihm ſein frommes Herz, daß er auch des göttlichen Beyſtandes ſich würdig mache, und er that in dieſem Sinne im Jahr 931 eine ſtille Wallfahrt nach Rom, größtentheils zu Fuß, empfing in Rom den Segen des Papſtes, die Salbung und die Kaiſerkrone, und kehrte befriedigt über die Alpen zurück.

Als darauf 933 der Waffenſtillſtand abgelaufen, erſchienen die Geſandten der Ungarn vor dem Kaiſer, den alten Tribut zu fordern. Heinrich ließ ihnen einen verſtümmelten und räudigen Hund vorwerfen und verkündigte ihnen Krieg auf Leben und Tod. Da brachen die Ungarn ungeſäumt in ungeheuren Maſſen in das Reich. Sie theilten ſich in zwey große Haufen, von denen der eine bey Sondershauſen auf den tapfern Heerbann der Sachſen und Thüringer ſtieß und aufs Haupt geſchlagen wurde. Das andre noch größere Heer ſtand an der Saale unweit Merſeburg dem Kaiſer ſelbſt gegenüber. Sobald die Ungarn die Niederlage ihrer Brüder erfuhren, zündeten ſie längs dem Fluß hohe Feuer an, die zerſtreuten Plünderer zu ſammeln, und am Morgen begann die große Schlacht. Heinrich hielt eine begeiſternde Rede an ſein Volk und alle ſchwuren mit ihm, den Feind der Chriſtenheit zu verderben oder unterzugehn.

Das Bild des heiligen Michael, des kriegerischen Engels, ward als das große Banner des Reichs vorauf getragen. Ein furchtbares Morden begann, das Geschick der Deutschen und ihr überlegener Muth behaupteten den Sieg. Der größte Theil der Ungarn blieb todt auf dem Platz, der Rest entfloh. Zahllose christliche Sclaven wurden befreit. Sobald der Sieg völlig entschieden war, kniete der fromme Heinrich mit dem ganzen Heer auf dem Schlachtfelde nieder und dankte betend dem himmlischen Schutzherrn. Die Niederlage des Feindes war so groß, daß die Gefahr für immer abgewendet schien. Die ganze Christenheit jauchzte des glänzenden Sieges, die verwüsteten Länder blüheten fröhlich wieder auf. Noch jetzt wird in Reuschberg bey Merseburg das Andenken dieser Schlacht jährlich gefeiert.

Drey Jahre nach der Schlacht 936 starb der treffliche Kaiser in vollem Genuß seiner unsterblichen Thaten, angebetet von der ganzen Christenheit. Er liegt zu Quedlinburg, seiner Lieblingsstadt, begraben.

Dieser Heinrich heilte die Wunden, die dem Reich unter den letzten Karolingern geschlagen worden. Er zerschmetterte die alten furchtbaren Feinde, gab dem kaiserlichen Namen seine Würde, dem Reiche seine Macht zurück, erweiterte die Grenzen und traf innere Einrichtungen, die das Errungene zu erhalten, das Begonnene gedeihlich zu fördern höchst zweckmäßig waren. So sehen wir von ihm an wieder ein erfreuliches Aufsteigen des deutschen Reiches aus seiner frühern Zerrüttung, ein üppiges Wachsthum an Macht und Wohlstand, und von diesem getragen jede volle Blüthe des mittelalterlichen Geistes. An einer glänzenden Reihe von weisen und mindestens höchst tapfern Kaisern, rankt sich fortan der Geist des Mittelalters aufwärts, um mit seinem reichen

Blüthenüberhang manches ſegenreiche Jahrhundert zu beſchatten.

Kapitel CLXXVIII.

Otto der Große.

Einſtimmig und mit überwiegender Vorliebe, die das Andenken des großen Heinrich begründet hatte, ward deſſen Sohn Otto zum König gewählt. Theils dieſelbe Vorliebe, theils die unwillkührliche Ehrfurcht, welche die neue Größe des Reiches allen Gemüthern einpflanzte, theils die kaiſerliche Geſinnung des jungen Fürſten ſelbſt, brachten in die Krönung eine neue bedeutſame Feierlichkeit. Schon die Wahl des Krönungsortes Aachen bezeichnete die Erwartung, die man von dem neuen Herrſcher hegte, und der Geiſt Karls des Großen ſchien nur in neuer Verwandlung auf Otto übergegangen. Das ganze Volk, der Klerus und die Fürſten wetteiferten, das Haupt des Reiches mit der heiligen Glorie des erſten Kaiſers zu ſchmücken, ihn in aller nur erſinnlichen Pracht als den Herrn der Chriſtenheit emporzutragen, und, wie im reuigen Gefühl über die frühere Zeit des Aufruhrs und des Unglücks, die oft mit Füßen getretene Majeſtät des Kaiſers in eine unerreichbare und ſtrahlende Höhe zu ſtellen, um ſich ſelbſt von fernerem Aufruhr zurückzuſchrecken. Solche Gewalt übte die Idee des Kaiſerthums, ſobald ſie durch den großen Heinrich wieder würdig ins Leben getreten. Den alten Ehrgeiz, die alte Trennung vergeſſend, wetteiferten die ſtolzen Fürſten, dem Kaiſer und in ihm der höhern Majeſtät und Einheit des Reichs ihre Unterwürfigkeit, ſelbſt perſönlich gleich Knechten zu bezeugen. Die drey Erzbiſchöfe von Mainz, Kölln und Trier ſtritten ſich um die Ehre der Salbung und Bekleidung mit den Reichskleinoden.

Dieſe Kleinode ſelbſt, die demantne Krone Karls des Großen, das Scepter, das Schwert, das Kreuz, die heilige Lanze und der goldne Reichsmantel wurden als ein Heiligthum des Reichs, gleich den Heiligthümern der Kirche, mit einer ganz neuen Andacht betrachtet. Der Erzbiſchof von Mainz behauptete durch ſein altes Anſehn den Vorrang der Salbung und Krönung und ſie ward mit einer nie geſehenen Feierlichkeit vollzogen. Darauf beeilten ſich die weltlichen Herzöge bey der großen Feſtlichkeit die perſönlichen Dienſte des Hofes zu übernehmen. Giſelbert von Lothringen verwaltete das Amt des Kämmerers, Eberhard von Franken das Amt des Truchſeß, Herrmann von Schwaben das Amt des Mundſchenken, Arnulf von Baiern das Amt des Marſchalks. Durch dieſe Dienſtleiſtungen zeigten die Fürſten deutlich an, daß ſie dem Kaiſer ſich unterordneten, den die frühern Herzoge bisher gern als nur ihresgleichen angeſehn. Die neuen Ehrendienſte blieben übrigens fortan unter dem Namen von Erzämtern bey den Herzögen. Nicht unwichtig war auch der Umſtand, daß Ottos Gemahlin Editha, die Tochter des engliſchen Königs Edmund, ebenfalls gekrönt wurde. Die kaiſerliche Familie erhielt dadurch größern Glanz und größere Anſprüche, und den Weibern ward dadurch gewiſſermaaßen ein Antheil an der Regierung zuerkannt.

Otto war von Körper groß und ſchön wie ſein Vater. An Feuer und Unternehmungsgeiſt gleich geſegnet übertraf er ihn noch an ehrfurchtgebietender Majeſtät. Heinrich wußte durch freundliches Betragen die ſtolzen Herzen der Großen zu gewinnen, Otto ſie durch Kälte und Strenge in Schranken zu halten. Doch war ſein gebieteriſches Weſen nicht erkünſtelt. Er war ein geborner Herrſcher und die Zeit verlangte den überwiegenden Geiſt, der ſie allein beherrſchen und regeln konnte,

Seine natürliche Kraft ſuchte das würdigſte Ziel in der völligen Wiederherſtellung der kaiſerlichen Würde, alſo in der Unterwerfung der noch übrigen Feinde von außen, in der Niederhaltung der Herzöge und in der kräftigen Anordnung ſtreitiger Verfaſſungspunkte, in der Wiedererwerbung von Italien und in der Reinigung des päpſtlichen Stuhls. Dieß letztere lag ihm ob als Vogt der Kirche, und das päpſtliche Anſehn war von dem kaiſerlichen ſo unzertrennlich, daß dieſes nicht ohne jenes hergeſtellt werden konnte. Seine Würde und ſein frommer Sinn, darin er wie ſein Vater dem Geiſt der Zeit vollkommen entſprach, trieb ihn ferner an, die Bekehrung der Slaven nachdrücklich zu fördern, und dem wahren Gott zahlreiche neue Tempel, Hirten und Heerden zuzuwenden. Dieſe großen Aufgaben hat er zum Heile deutſcher Nation und zu ſeines Ruhmes ewigem Gedächtniß würdig gelöst, obwohl ſeit Karl dem Großen kein Kaiſer mehr ſo viele Feinde zugleich zu bekämpfen fand, als er, denn alle alten Feinde, die Normänner, die Slaven, die Ungarn, die Italiener, die Griechen, die Araber, die Franzoſen bedrängten das Reich ärger, denn je, und im Innern deſſelben ſtanden mehreremale nicht nur faſt alle Herzöge, ſondern die nächſten Verwandten Ottos ſelbſt in furchtbarem Bunde wider ihn auf. Indem er ſie alle beſiegte, ſein großes Ziel erreichte und das Reich nach allen Stürmen noch größer und blühender zurückließ, als er es überkommen, verdient er mit vollem Recht den Namen des Großen.

Kapitel CLXXIX.

Die lothringiſche Parthey.

Schon 937 erhuben die Baiern einen neuen Aufruhr unter den Söhnen Arnulfs, der geſtorben war. Otto

warf ſie nieder und ſetzte Berthold, Arnulfs Bruder, der ihm treu geblieben, zum Herzog. Doch behielten ſeine Neffen insgeheim die groſse Parthey des allzeit ſchwierigen Volkes.

Im nächſten Jahre ſtand auch Thankmar (oder Tammo) ein jüngerer Stiefbruder Ottos, der ſich zurückgeſetzt ſah, mit Hülfe einer ſächſiſchen Parthey gegen den Kaiſer auf, und mit ihm verband ſich Eberhard der Franke, der einſt groſsmüthig Ottos Vater die Krone überlaſſen, und jetzt erbittert wurde, weil der neue Kaiſer alle Grafſchaften mit ſächſiſchen Edlen beſetzte. Überhaupt aber begann die ſtrenge Herrſchgewalt des Kaiſers den meiſten Fürſten läſtig zu werden, was ſie bey der ehrerbietigen Krönung nicht bedacht hatten. Selbſt Ottos Bruder, Heinrich, fühlte ſich durch die Strenge deſſelben beſchränkt, und da er von den Rebellen gefangen wurde, verſtand er ſich leicht, ihnen beyzutreten. Otto ward aber durch den treuen Herrmann von Schwaben und deſſen tapfern Bruder Udo wacker unterſtützt. Thankmar ward in der Ehresburg eingeſchloſſen und beym Sturm in einer Kirche getödtet.

Aerger jedoch ward der Aufruhr und erhielt ein wichtiges neues Ziel, als mit den Franken unter Eberhard, auch die Lothringer unter Giſelbert, und ſelbſt der neue König von Frankreich, Ludwig IV, gegen Otto ſich verſchworen. Auch Heinrich, der ſich ſchon unterworfen, ſchloſs dieſer mächtigen Partey ſich an. Otto ſollte abgeſetzt, die mächtigen Sachſen gedemüthigt, Eberhard zu Metz zum König ausgerufen, und unter ihm den Herzögen wieder die alte Übermacht über den Kaiſer zugewendet werden. Ludwig hoffte insbeſondre wenigſtens einen Theil von Lothringen an ſich zu reiſsen. Otto ward durch die Belagerung von Breiſach lange aufgehalten, als er aber vernahm, daſs wirklich Anſtalten zu

Eberhards Krönung getroffen wurden, ging er die Feste vorbey und überraschte das Heer der Rebellen bey Andernach. Die grimmige Tapferkeit Udos erfocht den Sieg, Eberhard fiel in der Schlacht, Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein, 939. Der ganze Aufruhr ward glücklich gestillt. Die Chroniken gedenken dabey eines schönen Zuges, der den heitern Geist der Zeit bezeichnet. Otto belagerte den Grafen Eberhard, Giselberts Vasallen, in seiner Burg Eberstein und konnte die Feste nicht gewinnen. Da entschloß er sich zur List, und lud den Grafen zu einem Gastmahl ein, um während seiner Abwesenheit die Burg zu überfallen. Eberhard erschien, aber beym Tanz entdeckte ihm Hedwig, die Schwester des Kaisers, die schnelle Liebe zu dem edlen Helden faßte, heimlich die Absicht ihres Bruders. Eberhard stahl sich hinweg und war wieder gerüstet auf seiner Burg, bevor die Leute des Kaisers heranrückten. Otto aber freute sich dieses Zuges, verzieh dem Grafen und gab ihm zum Pfande der Treue die schöne Hedwig zur Gemahlin.

Auch Ludwig IV ward zum Frieden gezwungen und heirathete zur Befestigung desselben die Gerberga, Giselberts Wittwe, Ottos zweite Schwester. Ein fränkischer Graf, Conrad, der, Eberhards Verwandter, dennoch dem Kaiser treu gewesen, erhielt das Herzogthum Lothringen und die Hand der Luitgarde, Ottos Tochter. Franken ward getheilt und der treue Udo erhielt den größten Theil davon zu Lehn. Sein Bruder Herrmann von Schwaben gab seine Tochter Ida Ottos ältestem Sohn Luithulf, und dieser erbte von ihm 949 das Herzogthum von Schwaben. Da Berthold von Baiern starb, so gab Otto dieses Herzogthum seinem Bruder Heinrich, dem er verziehen. Auf diese Weise verpflichtete sich der

Kaiser die mächtigsten Länder durch die Bande der Verwandtschaft.

Kapitel CLXXX.

Kämpfe mit den Ungarn, Slaven und Dänen.

Schon 938 waren die Ungarn wieder, durch den bairischen Aufruhr gelockt, in das Reich eingefallen, hatten dann bey Worms über den Rhein gesetzt, ganz Frankreich durchstreift und den Rückzug durch Italien genommen. Einen ähnlichen Streifzug wiederholten sie 944.

Auch die Böhmen hatten 938 Aufruhr erhoben. Ihr Herzog Wenzel war von seinem Bruder Boleslav ermordet worden und dieser neue Fürst verweigerte die Lehnspflicht. Otto griff ihn an, richtete aber wenig aus, da er anderwärts zu thun hatte. Er setzte daher einen treuen Sachsen, Herrmann Billung, zum Feldherrn gegen die Slaven. Dieser gute Held kämpfte zwölf Jahre lang ununterbrochen gegen die Böhmen und andren Slaven. Es gelang ihm, die Eroberungen Heinrichs zu befestigen und zu erweitern. Otto sorgte durch neue Bisthümer für die Bekehrung der Slaven und gründete 946 das Bisthum zu Havelberg, 948 die zu Oldenburg, Brandenburg und Meißen. Auch die Böhmen wurden 950 durch die Eroberung von Bunzlau (Boleslavia) zum Frieden und zur alten Lehnsabhängigkeit gezwungen. Nicht minder als Herrmann Billung war der wackre Markgraf Gero von Nordsachsen für die Unterwerfung der Slaven thätig.

Unterdessen hatte König Harald von Dänemark Schleswig erobert und zerstört, die deutsche Kolonie ausgetrieben und eine große Schanze (das Danewerk oder Heggedor) gegen Deutschland aufgerichtet. Otto zog 948

gegen ihn, ſchlug ihn bey Schleswig, und zog ſiegreich durch ganz Dänemark bis zu dem von ihm ſo genannten Ottenſund. Harald mußte die chriſtliche Taufe annehmen und Dänemark vom Kaiſer als Reichslehn empfangen. Die Mark ward hergeſtellt und Otto gründete drey neue Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus, die unter das Erzbisthum Hamburg kamen. Mit Recht hielt Otto die friedlichen Biſchöfe für geſchickter, die unterworfenen Völker zu zähmen, als die kriegeriſchen Beſatzungen.

Kapitel CLXXXI.

Die ſchöne Adelheid.

Als der alte Berengar 925 ermordet worden, hatte ſich Hugo von Burgund der Herrſchaft Italiens bemeiſtert, ward aber bald von Berengar II, dem Enkel des ältern, Markgrafen von Ivrea verjagt. Nicht beſſer erging es ſeinem Sohn Lothar, und als beyde ſtarben, fiel Lothars Wittwe Adelheid dem Berengar in die Hände. Adelheid hatte Anſprüche auf Italien und eine ſtarke, obwohl damals unterdrückte Partey; an Geiſt und Schönheit war ſie das ausgezeichnetſte Weib ihrer Zeit. Dieß bewog Berengar, ihr die Hand ſeines Sohnes Adalbert anzutragen. Die ſchöne Wittwe ſchlug dieſen Erbfeind ihres Hauſes aus, der überdem eben ſo häßlich, als ſie ſelbſt ſchön, war. Berengar warf ſie in einen feſten Thurm am Gardaſee, um ſie allmählig nach ſeinen Abſichten zu zwingen. Ein treuer Mönch aber untergrub heimlich die Mauern des Thurms, rettete Adelheid, fuhr ſie glücklich über den See und brachte ſie zu einem Freunde in das feſte Schloß Canoſſa. Darauf begab er ſich heimlich in Adelheids Auftrag nach Deutſchland zu Otto, dieſen um Beyſtand anzuflehen.

Otto war unlängſt ſelbſt Wittwer geworden und der abentheuerliche Ruf, ſo wie der Ruhm von Adelheids Schönheit, bewog ihn ſogleich, der edlen Fürſtin ſeine Hülfe zuzuſagen. Es ſchien ihm würdig, daß der erſte Held der Chriſtenheit auch das ſchönſte Weib ſich erringe, und zugleich lag ihm die Wiedereroberung Italiens am Herzen. Alſo ging er 951 mit Heeresmacht über die Alpen, entſetzte Canoſſa und ließ ſich im folgenden Jahre feierlich mit Adelheid vermählen. Conrad von Lothringen, der mit dem deutſchen Heere in Italien zurückgeblieben, zwang Berengar zur Unterwerfung und verſprach ihm Ottos Verzeihung. Der gedemüthigte Fürſt mußte aber nach Augsburg wandern, fußfällig vor den kaiſerlichen Vermählten um Gnade bitten und den Lehnseid leiſten, worauf er in ſeine Herrſchaft wieder eingeſetzt ward.

Kapitel CLXXXII.

Luithulf.

Luithulf, Ottos kräftiger Sohn, war als Eidam Herrmanns 949 deſſen Nachfolger im Herzogthum Schwaben geworden. Zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Heinrich von Baiern erhoben ſich Grenzſtreitigkeiten, die Otto zu Heinrichs Gunſten entſchied. Das erbitterte den Sohn. Auch ſeine Stiefmutter, die ſtolze Italienerin, ſcheint ihn geringſchätzig behandelt zu haben, ſo wie die übrigen Fürſten. Andre warfen ihm vor, er habe ſich durch die neue Ehe ſeines Vaters in ſeinen Anſprüchen gefährdet geglaubt. Gewiß iſt, daß er gegen den Vater ſich verſchwor. Mit ihm vereinigte ſich Conrad, der ſich tief beleidigt fühlte, weil Otto das Wort, das er dem Berengar gegeben, nicht für gültig erkannt, und den Herzögen überhaupt auf jede Weiſe ſeine Obergewalt fühlen

ieß. Auch die Baiern, die gegen Heinrich höchſt erbit-
ert waren, ſchloſſen ſich unter Arnulf, des böſen Ar-
nulfs Sohn, der damals als Pfalzgraf dem Heinrich
beygegeben war, an die Rebellen an.

Endlich trat der Erzbiſchof Friedrich von Mainz mit
en unzufriednen Franken in den Bund, und Otto ſah
ich allein mit den Sachſen plötzlich einem Kriege mit
llen übrigen Stämmen ausgeſetzt, an deren Spitze ſein
eldenmüthiger Sohn ſelber ſtritt.

Der Aufruhr begann 953. Es glückte Otto, ſeinen
Sohn in Mainz einzuſchließen, doch währte die Belage-
ung lange. Vater und Sohn hielten vor den Thoren
ine Unterredung um den Frieden. Otto verſprach dem
Sohn völlige Verzeihung, wenn er ihm ſeine vornehm-
ten Anhänger ausliefern wolle. Dieſe Treuloſigkeit ver-
chmähte der Jüngling und zog ſich zu den Seinigen zu-
ück. Durch den Aufruhr Arnulfs in Baiern unterſtützt,
er auch die Ungarn wieder ins Land gerufen, gelang
s ihm, vom Rhein zu entkommen und ſich an die Do-
au zu werfen. Nach einem langen und blutigen Kampfe
nterwarfen ſich Conrad und der Erzbiſchof. Die Un-
arn zogen wieder nach Frankreich und durch Italien zu-
ück. Luithulf aber und Arnulf behaupteten ſich in der
eſten Stadt Regensburg mit großer Tapferkeit. Arnulf
am jedoch bey einem Ausfall ums Leben und Luithulf
loh, da er ſich nicht länger zu halten vermochte, nach
Schwaben. Der Biſchof Ulrich von Augsburg nahm die
Vermittlung über ſich und, als Luithulf ſeinem Vater auf
er Jagd in den Weg trat und um Gnade bat, ward
r freundlich aufgenommen, mußte zwar Schwaben ein-
büßen, ward aber als Feldherr nach Italien geſendet,
m den abermals empörten Berengar zu bändigen. In
ieſem Geſchäft traf ihn ein frühzeitiger Tod. Das
Herzogthum Schwaben kam an Burkhard, den nunmehr

erwachsenen Sohn jenes ersten Burkhards, einen Verwandten des Bischof Ulrich. Dieser neue Herzog heirathete Hedwig, die Tochter Heinrichs, der wieder in Baiern eingesetzt ward. Lothringen ward von Conrad genommen und getheilt. Das obere erhielt ein Graf Gottfried, das niedere ein Graf Friedrich, über beyde aber setzte Otto seinen Bruder Bruno, Erzbischof von Cölln, als ersten Erzherzog. Eine so große weltliche Gewalt war bisher noch keinem Geistlichen zu Theil geworden und widerstrebte der geistlichen Bestimmung. Bruno war aber Ottos Bruder und die Erfahrung hatte diesen gelehrt, wie wichtig es sey, die Herzogthümer treuen Verwandten und Freunden anzuvertrauen. Dieß geschah 934.

Kapitel CLXXXIII.

Letzte Niederlage der Ungarn am Lech.

Mit Graf Werner, dem Bruder des gefallenen Arnulf, wandte sich eine starke Parthey in Baiern aus altem Haß gegen Heinrich zu den Ungarn und rief sie mit überlegner Macht ins Land. Dieses kriegslustige Volk hatte sich seit jener Niederlage bey Merseburg wieder erholt und schon einige glückliche Versuche zu neuen Einfällen gemacht. 955 brach es mit Werner in unermeßlichen Schaaren abermals in Baiern ein. So groß war seine Zahl, daß es sich vermaß, alle deutsche Flüsse sollten von seinen Rossen ausgetrunken werden. Otto versammelte schnell den Heerbann seines ganzen Reiches; nur die Sachsen fehlten, weil sie mit den Slaven zu thun hatten. Am Lech trafen die Heere der Christen und Heiden zusammen. Vor der Schlacht hielt Otto gleich seinem Vater eine feurige Rede an die Deutschen und gelobte, in schöner Beziehung auf den Sieg Heinrichs,

zu Merſeburg ein Bisthum zu gründen, wenn Gott auch ihm den Sieg verleihe. Als das Banner des Reichs aber zog wieder der bewaffnete Erzengel Michael voraus. Ein heißer Schlachttag begann. Lange ſchwankte der Sieg. Conrad, dem Otto, um ſeine alte Schuld zu ſühnen, den Befehl über die Franken gegeben, ſtarb den Heldentod, mit ihm ein großer Theil des Adels. Dennoch ward, als die Nacht herniederſank, die Niederlage der Ungarn entſchieden. Der Lech hemmte die Flucht, und ward von Blut und Leichen überfüllt. Drey Ungarfürſten wurden gleich Räubern aufgehängt. Werner floh mit den Ueberreſten des feindlichen Heeres, ward aber im Unmuth von den Ungarn ſelbſt erſchlagen. Otto verfolgte den Sieg und entriß den Ungarn Kärnthen, das er mit Baiern verband, und Oeſterreich, das er zu einer Mark des Reiches erhob. Seitdem war die Macht der Ungarn gänzlich gebrochen. Sie wurden friedlicher geſinnt, und bey dieſer Stimmung fand auch bald das Chriſtenthum unter ihnen Eingang.

Da Ottos Bruder Heinrich 955 ſtarb, erhielt der Sohn deſſelben, Heinrich, der Zänker genannt, Baiern und Kärnthen. Als bald darauf auch Burkhard, der nach Luithulf in Italien ſtritt, ablebte, ſo behielt ſeine Wittwe Hedwig das Herzogthum Schwaben, das erſte Beyſpiel, daß ein Weib ein Reichsamt verſah. Sie war aber Ottos Nichte.

Kapitel CLXXXIV.

Empörung der Slaven.

Da Otto mit den Ungarn im Kampf begriffen war, benutzten zwey ſächſiſche Grafen, Weichmann und Ekbert, die günſtige Gelegenheit zur Empörung. Sie waren Herrmann Billungs Neffen, ſtrebten aber nach höheren

Gewinn als nach dem Lohn der Treue, der für ihren Oheim aufgespart war, und gewannen die Slaven für ihre Partey. Die wendischen und sorbischen Völker fielen aufs neue in Sachsen ein. Ihre vorzüglichsten Anführer werden Nacco und Stoinneg genannt. Sie und die Grafen brachten Herrmann Billung so ins Gedränge, daß dieser den Kaiser zu Hülfe rufen mußte. Otto brach sogleich vom Lech nach Sachsen auf und stellte mit überlegner Macht die Ruhe her. Nacco ward gefangen und hingerichtet. Die Grafen entflohen, kamen aber in des Reiches Acht und Bann.

Sofort traf Otto neue Anstalten, sich der Herrschaft über die unruhigen Slaven zu versichern. Er machte den tapfern Herrmann Billung zum Herzog von Sachsen, und gründete eine neue slavische Mark, Ostsachsen, in der Oberlausitz, mit der Hauptstadt Budissin (Bautzen). Es war eine Gewohnheit der Slaven geworden, den christlichen Gottesdienst zu verspotten. Ihre Fürsten hofften dem Eingang der neuen Lehre am sichersten vorzubeugen, wenn sie sie lächerlich machten. Um so eifriger aber suchte Otto der Geistlichkeit Ansehn zu verschaffen und gründete zu diesem Behuf 968 abermals drey neue Bisthümer, Merseburg, Zeiz und Magdeburg. Den letztern Ort erhob er zum Sitz eines Erzbischofs und zum Haupt aller slavischen Bisthümer. Er trug eine außerordentliche Vorliebe für Magdeburg, verschönerte und bereicherte diese Stadt vor allen und verweilte hier am liebsten. Durch die Unterwerfung der Sorben waren die Polen des Reiches Nachbarn geworden. Dieses edle Volk stand damals unter Fürsten aus dem Geschlecht Piast, dessen Stammvater ein einfacher Bauer gewesen. Sie huldigten dem mächtigen Otto und wurden seine Vasallen, was jedoch nichts mehr, als eine äußre Ehrenbezeugung zu bedeuten hatte. Sie nannten sich seitdem

bald Herzöge, wenn ſie dem Reich ſich zuzählen wollten, bald Könige, wenn ſie ſich als ſelbſtändig betrachteten.

Kapitel CLXXXV.

Unterwerfung Italiens.

Der dreifache ſchwere Kampf, in den Otto in Deutſchland verwickelt worden, gab dem gedemüthigten Berengar hinlänglichen Raum, ſeine Rachluſt an der kaiſerlichen Partey zu ſättigen und ſich vom Reiche loszuſagen. Luithulf und darauf Burkhard hatten ihn nicht bezwingen können. Die Toscaner und der von dieſen aufgeſtellte Papſt Johann XII, ein Enkel der Marozia, wurden in Rom von Berengar hart bedrängt und riefen Otto dringend um Hülfe, da er anderwärts das Reich beruhigt.

So unternahm Otto 961 ſeine zweite Römerfahrt, zerſtreute durch die gewohnte Tapferkeit ſeiner Deutſchen die feigen Anhänger Berengars, nahm dieſen ſelbſt gefangen und ſchickte ihn nach Bamberg, wo er auch ſtarb. Gleich Karl dem Großen aber ließ Otto zuerſt in Mailand ſich die eiſerne Krone der Longobarden aufs Haupt ſetzen und im folgenden Jahr 962 empfing er aus des Papſtes Hand die Salbung und die Kaiſerkrone in einer Pracht und Feierlichkeit, die ſelbſt das Krönungsfeſt Karls des Großen übertraf. Zugleich mußte der Papſt die Oberhoheit des Kaiſers anerkennen und die Italiener mußten feierlich ſchwören, nie mehr einen Papſt ohne Zuſtimmung des Kaiſers zu wählen. Während Otto dem kaiſerlichen Namen ſeine Würde wiedergab, war er nicht minder für die Würde des Papſts bedacht; um dieſen aber in ſeinem Anſehn wieder zu heben, war es vorzüg-

lich nothwendig, daß er dem frechen Spiel der italieniſchen Parteyen bey der Papſtwahl ein Ende machte.

Kaum hatte jedoch Otto Rom verlaſſen, ſo trat Johann XII ſelbſt gegen ihn auf. Dieſer Papſt, kaum den Knabenjahren entwachſen und in Marozias Schule groß gezogen, war vielleicht der verruchteſte Menſch in der ganzen damaligen Chriſtenheit. Da er gegen den Kaiſer zu handeln begann, wurden auch alle ſeine Verbrechen aufgedeckt. Otto kam nach Rom, hielt 963 in Abweſenheit des Papſtes ein Concilium und ſetzte das Haupt der Kirche, als jedes ſchändlichſten Laſters überwieſen, förmlich ab. Johann war der ärgſte Spieler, Säufer, Wüſtling, Ehebrecher ſeiner Zeit, dazu ſelbſt des Kirchenraubes angeklagt, ſoll unter andern einen Biſchof im Stalle geweiht und auf des Teufels Geſundheit getrunken haben. Dieß war in Italien möglich, während man in Deutſchland mit der frömmſten Geſinnung die Heiligkeit des päpſtlichen Stuhles anerkannte. Aber auch der entſetzlichſte Mißbrauch konnte die Ehrfurcht vor der urſprünglichen Idee des Papſtthums nimmer trüben.

Otto hatte kaum einen neuen Papſt, Leo VIII, eingeſetzt, als der römiſche Pöbel plötzlich ſeinen Pallaſt umringte und ihn ſelbſt ermordet haben würde, wenn er nicht ſchnell ſich gerettet und von dem deutſchen Heere unterſtützt die Rebellen zu Paaren getrieben hätte. Die Römer begannen ihre Wichtigkeit einzuſehn, in dem Maaße, als ihre Stadt ſich von dem alten Ruin erholte. Es iſt nicht zu ſtreiten, daß unter aller Verderbniß und unter dem Einfluß der Geiſtlichkeit doch noch ein Funke jenes alten unüberwindlichen Römergeiſtes in ihnen glühte. Dem Stolz überhaupt aber konnte dieß Volk um ſo weniger entſagen, als das Haupt der Kirche ihm ſeinen

Glanz mittheilte. Dieſer Stolz und der Nationalunterſchied empörte ſie, gleich allen Italienern, gegen die Deutſchen. Insbeſondere waren ſie aber höchſt unzufrieden, daß die Kaiſer ſtets aufs neue, Zucht, Ordnung und anſtändige Sitte am päpſtlichen Hofe einführen wollten, während ſie ſelbſt ſich nur im tiefſten Schlamm der Wollüſte gefielen und die Päpſte am meiſten liebten, die ihnen hierin Vorſchub thaten.

Aus demſelben Grunde ließen ſich die Römer durch die Züchtigung Ottos nicht abhalten, ſobald dieſer den Rücken gewandt, den vertriebenen Johann XII wieder aufzunehmen; doch bevor er Ottos Rache fühlte, ward er ſchon, im Ehebruch begriffen, von dem entrüſteten Ehemann ermordet. Da auch Leo 965 ſtarb, erhoben ſich neue Unruhen und Otto ſah ſich gezwungen, im nächſten Jahr einen neuen Strafzug wider Rom zu thun. Grauſam ließ er dießmal ſeine Deutſchen im Blut ſeiner Feinde ſich baden, denn er war nicht geſonnen, ſich abermal und abermal äffen zu laſſen. Jeder empfing ſeine Strafe und zitternd unterwarf ſich Rom und Italien dem gewaltigen Herrſcher, den es ſo furchtbar niemals geſehn, noch geahndet. Otto blieb fortan mit ſeiner deutſchen Heeresmacht noch bis zum Jahr 972 in Italien und befeſtigte Ordnung und Ruhe. Zu dieſem Behuf ließ er keinen großen Herzog mehr beſtehn, ſondern ſetzte nur eine Menge kleiner Markgrafen ein, davon jeder einzelne ihm nicht gefährlich war. Als eine Beute des Sieges aber nahm er aus der italieniſchen Kirchen die koſtbarſten Reliquien und ſandte ſie nach Deutſchland, vorzüglich in die Kirche nach Magdeburg, die ſpäter auch ſein Grabmal wurde.

Kapitel CLXXXVI.

Verbindung mit Griechenland.

Otto kam in eine doppelte Berührung mit den Griechen, durch den erneuten Glanz der römiſchen Kaiſerkrone und durch die griechiſchen Beſitzungen in Italien. Er legte mit Recht ein großes Gewicht auf den Namen eines römiſchen Kaiſers, dem der Erdball unterthan ſeyn ſollte. Denſelben Titel behauptete aber von alten Römerzeiten her auch der griechiſche Kaiſer in Conſtantinopel, und grade die Wichtigkeit, die man neuerdings auf dieſen Namen gelegt hatte, bewog den Griechen, ihn dem Deutſchen abzuſprechen. Es wurden deshalb weitläufige Unterhandlungen gepflogen, die zu nichts führten. Die Spannung ward aber größer, da Otto Luſt hatte, auch das griechiſche Unteritalien mit dem Reich zu vereinigen. Da Otto bey der damaligen Lage des Reichs einen Krieg vermeiden wollte, ſchlug er den Weg des Vertrages und der Freundſchaft ein und ſchickte Geſandte nach Conſtantinopel, um für ſeinen Sohn und Nachfolger Otto eine griechiſche Prinzeſſin zu freyen, die ein Pfand des Friedens und deren Mitgift Unteritalien ſeyn ſollte. Die Geſandten wurden aber unterwegs von den Griechen ſelbſt ermordet und Otto rächte dieſe Treuloſigkeit ſogleich, indem er nach Apulien zog und grauſam ſengen und brennen und alle Griechen, die in ſeine Hände fielen, verſtümmeln und morden ließ. Er hatte oft genug erfahren, daß nur Schrecken im Stande ſey, dieſe ſüdlichen Gemüther zu bändigen.

Doch kam die Freundſchaft mit Griechenland endlich zu Stande, da durch eine in Conſtantinopel gewöhnliche Verſchwörung und Empörung ein neuer Kaiſer auf den Thron gekommen war. Der nächſte Kaiſer Johannes Tzimisces gab die Tochter des frühern, die Theuphano,

dem jungen Otto zur Gemahlin, und dieſer erhielt zugleich eine entfernte Anwartſchaft auf einen Theil von Apulien, Neapel und Calabrien, das ſich noch in den Händen der Griechen befand. Sicilien war den Arabern unterworfen.

Der junge Otto, der ſchon zum König und Kaiſer gekrönt worden, ward feierlich mit ſeiner Braut vermählt. Die Erſcheinung dieſer Theuphano war für Deutſchland nicht unwichtig. Sie brachte Griechen und griechiſche Sitten mit, die zunächſt am Hofe vieles änderten, aber auch allmählig auf die wiſſenſchaftliche Bildung in den Klöſtern Einfluß übten. Der Hof des deutſchen Kaiſers nahm manches von der Pracht und dem Ceremoniel des griechiſchen auf. Die Dienerſchaft, der Luxus mehrte ſich; die Steifigkeit in Titeln und Ehrenbezeugungen verdrängte die alte Treuherzigkeit. Auch nahm der Kaiſer gleich dem griechiſchen den Titel heilige Majeſtät (sacra majestas) an.

Kapitel CLXXXVII.

Otto's Ende.

Der Kaiſer kehrte 972 aus Italien zurück und hielt im darauf folgenden Jahr ein großes Hoflager zu Quedlinburg, da er die Huldigung ſeiner Völker empfing, mit Freuden die Werke ſeiner langen Regierung überſah und ſeine letzten Verfügungen traf. Darauf ſtarb er 973 zu Memleben und ward nach ſeinem Willen in Magdeburg begraben.

Er hinterließ das Reich im blühendſten Zuſtande. Schon war ſein Nachfolger beſtimmt, ſein Sohn Otto, ein Held wie er. Die wichtigſten Herzogthümer waren mit ſeinen Verwandten oder bewährteſten Freunden beſetzt, ſo daß nur eine große Familie das Reich zu be-

herrſchen ſchien. Ein neues Herzogthum blühte in Kärnthen auf. Zwey neue Marken, Oſtſachſen und Oeſterreich, und ganz Ober- und Mittelitalien war dem Reiche gewonnen. Das Erzbisthum Hamburg breitete nach dem ſkandinaviſchen Norden, das Erzbisthum Magdeburg nach dem ſlaviſchen Oſten die Bekehrung aus. Böhmen war anerkannt ein deutſches Herzogthum. Polen und Dänemark huldigten dem Namen nach. Auf Unteritalien war Anwartſchaft.

Die deutſchen Heere hatten ſich erprobt in zahlreichen Siegen. Stolz empfing jeder Herzog und Markgraf aus der Hand des Kaiſers das Banner oder die Fahne bey der Belehnung, daher die Belehnung mit dem Heerbann fortan das Fahnenlehn hieß. Alle dieſe ſtolzen Kriegsfürſten waren aber einig unter dem Kaiſer, gleichwie ihre Fahnen vor der Fahne des Engels ſich ſenkten, die des Reiches allgemeines Banner geworden. Die Kirche, wie nach außen durch eine Menge Bisthümer, ſo nach innen durch die milden Gaben der frommen Zeit überſchwenglich bereichert, ſtand felſenfeſt in den Gemüthern gegründet und wurzelte darin um ſo tiefer, als die ſchöne Begeiſterung für den Glauben neuerdings durch die größten Siege über die Heiden gekrönt worden. Der ritterliche Adel ſtand in der Blüthe dieſer Siege kräftiger als je. Die Städte mehrten ſich wie in der Zahl ſo in der innern Ausdehnung der Kraft. Und wie zum himmliſchen Zeichen, daß Otto's Zeit ein Silberblick in der deutſchen Geſchichte ſeyn ſolle, wurden in eben dieſer Zeit die reichen Silberbergwerke des Harzes entdeckt. Ein Edelmann ritt im Walde; da ſcharrte ſein Roß eine blanke Silberſtufe aus dem Erdreich hervor. Man forſchte nach und legte 938 das erſte Bergwerk im innern Deutſchland an. Sollten auch in frühern Jahrhunderten dergleichen ſchon vorhanden geweſen ſeyn, wie die Waf-

fenpracht der meiſten germaniſchen Stämme zu beweiſen ſcheint, ſo waren ſie doch gänzlich vergeſſen worden. Das Münzgeld aber, das früher nur aus den romaniſchen Ländern nach Deutſchland gekommen, ward nun in der Heimath ſelbſt geprägt.

Kapitel CLXXXVIII.

Otto II.

Dieſer junge Fürſt war kühn und ſchön wie ſein Vater und übertraf ihn noch an feiner und gelehrter Bildung, worin ihn ſeine Mutter Adelheid auferzogen, und der ſeine Gemahlin Theuphano entſprach. Doch das italieniſche Blut, das in ſeinen Adern rollte, entfremdete ihn zu ſehr von Deutſchland und flößte ihm eine Vorliebe für den Süden ein, die es ihm eben ſo unmöglich machte, ſich ganz der Sorge für Deutſchland zu widmen, als die Pracht und Bildung ſeines Hofes den rohen deutſchen Herzen zuſagte.

Als die fromme Hedwig geſtorben war, kam Schwaben an Otto, den Sohn Luithulfs und Otto's II Neffen. Zwiſchen dieſem und Heinrich dem Zänker von Baiern ward der alte Zwiſt ihrer Väter um die Grenze fortgeſetzt. Der Kaiſer entſchied diesmal für Otto und der ankſüchtige Heinrich war gleich bereit, den alten Fehdegeiſt der Baiern heraufzubeſchwören und Empörung anzuſtiften. Er verband ſich mit dem böhmiſchen Herzog Boeslav und ein neuer Krieg begann. Otto trug den Sieg davon und nahm Heinrich gefangen 974. Baiern kam an den ſchwäbiſchen Otto und Kärnthen an einen Grafen Heinrich.

Im folgenden Jahr fiel der Dänenkönig Harald plötzlich wieder in Sachſen ein. Auch er ward mit Gewalt wieder unterworfen.

Bald darauf entkam Heinrich aus dem Gefängniß, erhob noch einmal die Fahne des Aufruhrs, ward aber wieder beſiegt und gefangen 977.

Im nächſten Jahr begann abermals Krieg im Weſten. Karl, der Bruder des franzöſiſchen Königs Lothar, ſuchte ſich Lothringens zu bemächtigen, auf das er durch Verwandtſchaft einigen Anſpruch hatte, und ſchon war Aachen in ſeiner Gewalt, als Otto mit Heeresmacht ihn zurücktrieb und bis unter die Thore von Paris verfolgte. 980 ward Friede gemacht und Frankreich gab abermals ſeine Anſprüche auf Lothringen auf.

Kapitel CLXXXIX.

Unglück in Italien.

Otto's Herz ſehnte ſich nach Italien, und die Verhältniſſe ſelbſt riefen ihn dahin. In Rom hatte ſich Crescentius, ein Nachkomme der Marozia, der Herrſchaft angemaßt und ein Schattenbild der alten Zeit heraufzubeſchwören verſucht, indem er ſich zum Conſul der römiſchen Bürgerſchaft erhoben. Um den Papſt in ſeiner Gewalt zu haben, ließ er Benedikt VII morden und ſetzte Bonifacius VII von ſeiner Parthey an deſſen Stelle. Die kaiſerliche Parthey der Toskaner erhob dagegen Benedikt VIII zum Papſt. Dieſem Aergerniß zu ſteuern kam Otto 980 nach Rom und ſtellte die Ordnung kräftig wieder her, ließ aber dem Crescentius aus zu großer Milde Gnade widerfahren.

Darauf wandte ſich Otto nach Unteritalien, um die Ausſteuer ſeiner Gemahlin mit Gewalt in Beſitz zu nehmen. Die Griechen, die bisher unabläßig gegen die Araber gekämpft, verbanden ſich ſchnell mit dieſen gegen den gemeinſamen Feind. Otto nahm Neapel und Tarent ein und ſchlug die Verbündeten in offner Feldſchlacht

Aber 982 überfielen ſie ihn mit verſtärkter Macht am Meeresufer bey Baſantello unweit Tarent und ſchlugen ihn ſo gänzlich, daß er ſelbſt nur mit höchſter Gefahr und ohne Begleiter durch die Schnelligkeit ſeines Roſſes ſich retten konnte. Am Ufer umherirrend, jeden Augenblick in Gefahr gefangen zu werden, ſah er endlich ein griechiſches Schiff daher fahren, und ritt ſogleich ins Meer hinein auf daſſelbe zu, in der Hoffnung, die Mannſchaft werde ihn nicht erkennen. Er ward aufgenommen und wirklich nicht erkannt, ſondern für einen weit geringern Fang gehalten. Um aber loszukommen, griff er mit großer Gewandheit die ſchwache Seite des habgierigen Volkes an und verſprach der Schiffsmannſchaft ein gutes Löſegeld, wenn ſie ihn zu einem befreundeten Hafen führen wolle. Es gelang, aber im Augenblick der Landung faßten die Griechen Verdacht und machten Miene ihn zurückzuhalten. Da ſprang er ſchnell beſonnen ins Meer und ſchwamm glücklich ans Ufer zu den Seinigen. Unteritalien aber blieb in den Händen der Griechen und Araber.

Auf dem italieniſchen Feldzug ſtarb Otto von Schwaben und Baiern. Da gab der Kaiſer Schwaben an Conrad, den Sohn des treuen Udo, deſſen zweiter Sohn Udo, Herzog in Franken geworden. Baiern aber erhielt Heinrich von Kärnthen. Der Zänker ſaß fortwährend gefangen.

Kapitel CXC.

Großer Aufſtand der Slaven.

Der Norden war noch keineswegs befriedigt. Dänen und Slaven harrten nur eines günſtigen Augenblicks, um an den deutſchen Eroberern und Bekehrern blutige Rache zu nehmen. Die Umſtände begünſtigten den Aus-

bruch des neuen Sturms. Der tapfre Markgraf Gero war in einem gerichtlichen Zweikampf gefallen, dem ſich damals bey Verluſt der Ehre noch niemand entziehn durfte. Während dieſer Mann die Slaven in Gehorſam und Frieden zu erhalten gewußt, war ein anderer Markgraf, Thiederich, im frevelhaften Uebermuth der Herrſchergewalt, nur darauf bedacht, die Unterworfenen auf jede Weiſe zu reizen. Tyranney und Grauſamkeit verband er noch mit Spott und reizte vorzüglich die tapfern Obotriten, indem er bey Gelegenheit einer Heirath des obotritiſchen Fürſten Miſtevoi, dieſen einen Hund nannte, der keine deutſche Frau verdiene. Im Herzogthum von Sachſen war auf Herrmann Billung 973 deſſen Sohn Bernhard gefolgt, der die Ruhe mit ſtarker Hand erhielt. Als er aber 983 von Otto nach Italien zu einem Reichstage in Verona abgerufen und zugleich das Unglück des Kaiſers ruchtbar wurde, brach der Aufſtand plötzlich an allen Ecken los.

Der neue Dänenkönig Sueno fiel in die Mark Schleswig und nahm ſie weg. Die Obotriten drangen unter Miſtevoi nach Weſtphalen und zerſtörten Hamburg. Alle ſorbiſchen Stämme riſſen ſich zugleich los und ihr Angriff war ſo unwiderſtehlich, daß ſie die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Zeiz in ihre Gewalt bekamen, gänzlich zerſtörten und an der Stätte des wahren Gottes wieder ihre ſcheußlichen Götzenbilder aufrichteten. Den Sieg der Heiden begleitete jeder Greuel, zu dem das Gefühl der Freiheit und der Rache das wilde Volk aufreizte. Noch einmal und in nicht unedlem Streben ſuchten die Wenden und Sorben ihre Selbſtändigkeit und ihr Volksthum zu retten und die Schöpfungen Heinrichs und Otto's ſchienen vernichtet.

Bernhard erfuhr noch unterwegs die Nachricht der großen Empörung, ging eilends zurück und ſammelte die

fliehenden Deutſchen in ein ſtarkes Heer. Der Adel und die Biſchöfe mußten den Verluſt ihrer Güter, jeder Chriſt den Tod fürchten, darum galt es den Sachſen mehr als jemals Ernſt, und ſie wurden in einer Hauptſchlacht noch in demſelben Jahre über die Slaven Sieger. Doch war der Kampf noch lange nicht geendet und dauerte in die Zeit des folgenden Kaiſers hinüber, da Otto II noch im gleichen Jahre zu Rom krank ward und in der Blüthe ſeiner Jugend verſchied.

Kapitel CXCI.

Otto III. das Wunderkind.

Otto war drey Jahr alt, da ſein Vater ſtarb, doch ſchon zum Nachfolger beſtimmt. Heinrich der Zänker aber, der ſich nun der Zucht entbunden ſah, warf ſich zum Vormund des jungen Königs auf, bemächtigte ſich ſeiner Perſon und machte alsbald Anſtalt, ſich ſelbſt zum König zu erheben. Doch trat die fränkiſche Parthey unter Conrad und Heinrich, der Mainzer Erzbiſchof Willigis und ſogar Lothar von Frankreich ins Mittel. Der Zänker mußte ſeinen Anſpruch aufgeben, erhielt aber Baiern wieder und der fränkiſche Heinrich Kärnthen. In Oeſtreich ward Leopold, aus dem alten Babenbergiſchen Geſchlecht, Markgraf und ſeine Nachkommen erhielten ſich daſelbſt bis ins dreizehnte Jahrhundert. Da Conrad ſtarb, bekam ſein Neffe Herrmann, der Sohn jenes ältern treuen Udo, das Herzogthum Schwaben.

Otto ward indeß von ſeiner Großmutter Adelheid und von ſeiner Mutter Theuphano, mit Hülfe des Abt Gerbert, des gelehrteſten Mannes ſeiner Zeit, ſo gewählt erzogen und mit ſo außerordentlich vielen Kenntniſſen ausgeſtattet, daß man ihn nur das Weltwunder (mirabilia mundi) nannte. Er war nicht ohne große

Fähigkeiten, aber die Weiber und Geiſtlichen ſchwächten ſeinen Charakter. Die fremde Pracht des Hofes, die Schmeicheley der Höflinge, beſonders der Geiſtlichen, nahm immer mehr überhand.

Die Dänen, die abermals ins Land gefallen, wurden von den Sachſen glücklich überwunden. Auch der ſlaviſche Krieg ward zu Ende gebracht, und Brandenburg, obwohl erſt 994, befreyt. Boleslav von Böhmen bekehrte ſich zum Chriſtenthum und machte deshalb mit Otto gute Freundſchaft. Als aber der polniſche Fürſt Miſeko (Miceslav) aus dem alten Geſchlecht des Piaſt, des Boleslav Tochter Dobrowa geheirathet hatte, ward auch er durch dieſe eifrige Chriſtin bekehrt. Die Böhmen, welche unter allen Slaven die meiſte Bildungsfähigkeit beſaßen, wurden bald ſo eifrig für das Chriſtenthum, daß ihr Biſchof von Prag, Adalbert, nach Preußen zog, um auch dieſes wilde Land zu bekehren. Er fand aber unter den Streichen der Barbaren den Märtyrertod. Um dieſelbe Zeit drang das Chriſtenthum auch nach Ungarn. Im Jahr 997 ward Stephan von den Ungarn zum König erhoben, ein ausgezeichneter Geiſt, der ſich ſelbſt zum Chriſtenthum bekehrte und auch ſein Volk allmählig dazu bewog. Seine lange Regierung bis 1038 trug vieles dazu bey. Er hielt die beſte Freundſchaft mit dem Reich und heirathete die Giſela, Tochter Heinrich des Zänkers. So war der Oſten Deutſchlands durch den Zauber der Religion plötzlich beruhigt. Nur im Norden beharrten die Obotriten und Wilzen noch beym Heidenthum.

Otto konnte ſich daher mit noch leichterem Muth, als ſein Vater, nach Italien wenden, wozu er eine gleiche angeborne Neigung trug. Nach Otto's II Tode hatte ſich die italieniſche Parthey ſogleich wieder gegen die kaiſerliche erhoben. Crescentius herrſchte zu Rom

abermals unumschränkt, ließ den Papst umbringen und setzte Johann XVI ein. Otto III zog 995 das erstemal nach Rom, stellte die Ruhe her und verzieh dem Crescentius gleich seinem Vater. Der übermüthige Römer aber und sein Papst nöthigten den Kaiser bald durch eine neue Empörung zur zweiten Römerfahrt 998. Otto siegte und ließ den Papst Johann, dessen Charakter und Handlungsweise den heiligen Stuhl arg beschimpft hatte, auf einem Esel durch Rom führen, dann schmählich verstümmeln. Crescentius aber, der sich in die Engelsburg geworfen, ward von dem tapfern Markgrafen Ekhart von Meißen belagert, im Sturm überwunden, gefangen und öffentlich enthauptet. Jede solche Grausamkeit vermehrte die Wuth und Rachlust der Italiener, so wie deren bodenlose Treulosigkeit wieder den gerechten Zorn der Deutschen erweckte. Besonders war die heimliche Mordgier und Giftmischerei der Italiener den Deutschen verhaßt und verächtlich, da sie die Ehrlichkeit im Kampf über alles hielten. An die Stelle des abgesetzten Johann erhob Otto seinen Lehrer Gerbert zum Papste, unter dem Namen Sylvester II. Dieser Mann ward aber den Italienern wegen der kriechenden Höflichkeit und Schmeicheley, die er an den Kaiser verschwendete, bald verhaßt und da er hinwiederum an Kenntnissen, vorzüglich in Naturwissenschaften, selbst den gebildetsten Italienern überlegen war, so brachte man ihn in den Verdacht der Zauberei.

Mittlerweile brach das Jahr 1000 heran, und alten Prophezeihungen zufolge erwartete die ganze Christenheit den Weltuntergang. Aller Zwist ruhte und man bereitete sich auf den jüngsten Tag und auf den höchsten aller Richter, der da richtet die Lebendigen und die Todten. Als aber die bange Stunde schlug und nicht die mindeste Aenderung in der Natur vorging, da wurden die Ge-

müther auch wieder auf das Weltliche gerichtet und der alte Streit allmählich wieder aufgenommen. Die Zwischenzeit der Ruhe benutzte Otto zu einer frommen Wallfahrt nach Gnesen in Polen, wo er den Gebeinen des heiligen Märtyrers Adalbert eine Kirche weihte und ein Erzbisthum gründete, dem die Bisthümer Breslau, Krakau und Colberg untergeben wurden.

Darauf kehrte Otto nach Rom zurück und beschloß diese Stadt zur Residenz und zum Haupt des ganzen Reichs zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß ihm die Abwendung des jüngsten Tages einen großen Schwung gegeben, den er dem ganzen Reich mittheilen wollte. Die Bekehrung der Slaven und die Erneuerung Roms sollten dem kommenden Jahrtausend einen heiligen Frieden begründen. Diese Hoffnungen wurden aber bald getäuscht. Indem er ganz sorglos in Rom seinen Planen nachdachte, erregte der allezeit gegen die Deutschen erbitterte Pöbel plötzlich einen Aufstand und belagerte den Kaiser. Dieser, in der Entrüstung seines Gemüthes und begeistert durch seine edlen Vorsätze, hielt aus einem Thurme herab eine feurige Rede an die stürmenden Römer, und sie wurden wirklich so gerührt, daß sie auf der Stelle ihren Sinn änderten und ihre Anführer selbst auslieferten. Leider aber traf schon im folgenden Jahre 1002 den biedern Otto ein unglücklicher Tod. Crescentius schöne Wittwe war seine Geliebte geworden, glaubte Grund zur Eifersucht zu finden und brachte den Kaiser durch ein Paar vergiftete Handschuh um.

Um diese Zeit ging auch das Geschlecht der Karolinger in Frankreich aus und mit dem Grafen Hugo Capet erhob sich eine neue Königsfamilie, die Capetinger, die seitdem, wenn auch später nur in weiblicher Linie, bis auf diesen Tag Frankreich beherrscht.

Kapitel CXCII.

Heinrich II, der Heilige.

Da Otto kinderlos geſtorben, ſo war die Kaiſerwahl aufs neue ſtreitig. Drey Männer bewarben ſich um die Krone und bey dieſer Trennung der Geſinnung ſtimmte jede Nation für ſich, bevor es zu einem Reichstag kam, da jeder Bewerber vor dem andern ſich ſcheute.

Das nächſte Erbrecht behauptete Heinrich von Baiern, der Sohn des Zänkers, und für ihn waren alle Geiſtlichen, weil er überaus fromm und freigebig gegen die Kirche ſich bewies. Das nächſte Recht nach ihm ſprach Herrmann von Schwaben an, deſſen fränkiſches Geſchlecht ſchon längſt mit den Ottonen innig verbunden war. Herrmann aber war zugleich der reichſte und angeſehenſte deutſche Herzog und weit mehr beliebt als der Sohn des Zänkers mit den Baiern. Der dritte Bewerber war Ekhart von Meißen, der ſeinen Anſpruch auf den Kriegsruhm und die Gewalt der Waffen ſtützte.

Heinrich verſchaffte ſich, nicht ohne Liſt und von den Geiſtlichen thätig unterſtützt, allmählig Anhang, während ihm Herrmann den Weg zum Rheine verlegte. Ekhart kam durch einen ſonderbaren Umſtand ums Leben. Er hatte ſich zu Werla ſehr unanſtändig gegen die Schweſtern Ottos III betragen, indem er ſich nach rauher Kriegsart in ihren Eßſaal gedrängt und die Mahlzeit verzehrt hatte. Dieſe Beleidigung rächten die ſächſiſchen Grafen von Nordheim, indem ſie Ekhart umbrachten. Dadurch gelang es Heinrich nach Aachen zu gehen, wo er ſich krönen ließ. Herrmann gab ſodann ſeine Anſprüche auf und unterwarf ſich, da Willigis von Mainz ihm auch die fränkiſche Parthey entzog. Er ſtarb bald darauf und hinterließ Schwaben ſeinem Sohn Herrmann, der aber auch nicht lange lebte. Deſſen Schweſter Giſela,

beyde von der Gerberga, Tochter Rudolfs III von Burgund, heirathete Ernst, den Sohn Leopolds von Oesterreich, und brachte diesem Schwaben zu. Ernst ward aber auf der Jagd durch einen Schuß getödtet und hinterließ Schwaben seinem Sohn Ernst von derselben Gisela. Diese heirathete sodann den Grafen Conrad, Sohn des Heinrich von Kärnthen. Hierdurch wurde die schwäbisch-fränkische Linie mit der kärnthisch-fränkischen wieder verbunden, und Conrads und Gisela's Geschlecht, das bald für die deutsche Geschichte höchst wichtig wurde, hieß fortan von dem fränkischen Ursprunge das salische, von der schwäbischen Besitzung aber (von dem Stammsitz Waiblingen) das salisch-waiblingische.

Noch ein dritter Zweig dieses altfränkischen Hauses war im Besitz der Markgrafschaft Schweinfurt in Ostfranken. Markgraf Heinrich suchte gleich nach der Krönung des neuen Königs das ehmalige Herzogthum desselben, Baiern, für sich zu erhalten. Dasselbe trachtete Bruno, des Königs Bruder, des Zänkers zweiter Sohn. Der König aber schlug es beyden ab und gab Baiern seinem Schwager, Heinrich, Graf von Luxenburg. Darüber verbanden sich jene beyden Nebenbuhler und mit ihnen Boleslav II von Böhmen, der die friedlichen Gesinnungen seines Vaters nicht geerbt hatte. Doch siegte der König in einer Hauptschlacht bey Creusen unweit Kulmbach und begnadigte seine Verwandten, 103.

Kapitel CXCIII.

Krieg mit Slaven und Italienern.

In Osten hatte die Lage der Dinge sich wieder geändert. Boleslav, Miseko's Sohn, ward wieder Heide und vertrieb seine fromme Stiefmutter Dobrova aus Polen. In Böhmen selbst aber war Boleslav, des bes-

ſern Boleslav Sohn, dem Reich ungetreu geworden. Die Böhmen ſetzten ihn, ſeiner Tyranney wegen, ab; der Pole Boleslav half ihm wieder auf den Thron, ließ ihn aber blenden und nahm Böhmen, Schleſien und Mähren ſelbſt ein. So an Macht höchſt furchtbar und in erneuter Wuth des Heidenthums, fiel er über die Lauſitz und Meißen her. Der Kaiſer ſtritt abwechſelnd in Oſten und in Italien und mußte gegen den gewaltigen Feind die äußerſte Anſtrengung brauchen, doch gelang es ihm, den Polen Böhmen zu entreißen, und den Bruder des geblendeten Boleslav, Othelrich (Ulrich) zum Herzog einzuſetzen. Der polniſche Boleslav ſuchte Othelrich auf ſeine Seite zu ziehn und ließ ſeinen Sohn Miſeko mit ihm unterhandeln. Othelrich lieferte dieſen dem Kaiſer aus, der ihn großmüthig entließ. Doch dauerte der Krieg noch immer fort, bis es 1018 in Bauzen zu einem Frieden kam und Polen ſich unterwarf. Auch gegen die Obotriten und Wilzen ward vom ſächſiſchen Herzog Bernhard II, Herrmann Billungs Enkel, und von dem brandenburgiſchen Markgrafen Bernhard, Thiederichs Sohn, unabläßig und ohne Entſcheidung geſtritten, da Miſtevoi, der Obotritenfürſt, den ganzen ſlaviſchen Norden beherrſchte.

Die Italiener, unermüdlich im Streben nach Unabhängigkeit, hatten nach Otto's Tode abermals einen eignen König erhoben, Harduin, den Markgrafen von Yorea. Nur die Biſchöfe waren gegen ihn und für Heinrich, aus demſelben Grunde wie die deutſchen Biſchöfe. Heinrich zog 1005 nach Italien, ſiegte und ließ ſich zu Pavia krönen. Dieſe mächtige Stadt aber, die nebſt mehreren andern lombardiſchen Städten, vorzüglich Mailand, allmählig empor kam und das Beyſpiel der Römer nachzuahmen trachtete, empörte ſich, während der Kaiſer in ihrer Mitte war. Die Bürger belagerten den

kaiſerlichen Pallaſt und Heinrich ſah ſich gezwungen, aus einem Fenſter zu ſpringen. Er that dabey einen Fall, wovon er zeitlebens hinkte, daher er auch der Lahme genannt wurde. Sein deutſches Heer nahm Rache, doch war ihm Italien verleidet und der ſlaviſche Krieg rief ihn nach Deutſchland. Harduin verfehlte nicht, aufs neue ſich zum König aufzuwerfen. Darum mußte Heinrich 1013 noch einmal nach Italien und dießmal bezwang er den Empörer ernſtlich, ging auch nach Rom und ließ ſich und ſeine fromme Gemahlin Kunigunde vom Papſte krönen und wie Otto I ſein kaiſerliches Recht bey der Papſtwahl beſtätigen. Damals gab der Papſt dem Kaiſer das erſtemal den goldenen Reichsapfel, ein Sinnbild der Weltkugel, zu deren Oberherrn der Kaiſer berufen ſey. Noch einmal kam Heinrich nach Italien 1021, um die Griechen in Unteritalien zu demüthigen, die ſich der Herrſchaft von Apulien bemeiſtert hatten. Damals kamen einzelne Flotten der Normannen auf dem Wege nach Conſtantinopel, wo ſie als Wäringerdienten, und als Seeräuber) auch nach Sicilien und Unteritalien. Der Kaiſer nahm ſie das erſtemal in ſeine Dienſte 1022 und ſicherte ihnen feſte Wohnſitze als Wächter des Reichs gegen die Griechen.

Während der Abweſenheit des Kaiſers fielen in Deutſchland mancherley Unordnungen vor. Die Herzöge waren zwar durch ihre Verbindung mit dem kaiſerlichen Hauſe friedlich, aber deſto eifriger ſtrebten die minder mächtigen Grafen und Biſchöfe nach Vergrößerung. So empörte ſich der Graf von Flandern und der neue Markgraf von Meißen. Heinrich bezwang ſie. Die Liebe, welche der Kaiſer zu ſeiner Gemahlin Kunigunde hegte, bewog die Familie derſelben, die gräflich Luxenburgiſche, obgleich ſie ſchon Kärnthen beſaß, zu noch größerer Habſucht, und ein ganz junger Menſch, aus dieſem Hauſe,

Adalbero, erhob sich eigenmächtig zum Erzbischof von Trier; doch ward er von dem Kaiser abgesetzt.

Da König Rudolf III von Burgund keine männlichen Erben hatte, so machte Heinrich theils das alte Recht Deutschlands an Burgund, theils die Verwandtschaft Rudolfs mit dem fränkischen Geschlecht durch Gisela geltend, und schloß mit dem König einen Vertrag, wornach Burgund nach dem Tode desselben zum deutschen Reich kommen sollte, 1018.

Heinrich war, gleich allen seinen Vorgängern, überaus fromm und ein Abgott der Geistlichen. Er hielt fünf Concilien in Deutschland, verbesserte und erweiterte die Kirchenzucht, stellte die von den Slaven zerstörten Kirchen wieder her und setzte sich ein prachtvolles Denkmal in der Gründung des Bisthums Bamberg. Er trug für diesen Ort eine besondere Vorliebe, und bereicherte ihn auf jede Weise, selbst auf Kosten der umliegenden Grafen und Bischöfe, worunter besonders der Bischof von Würzburg großen Widerspruch erhob. Der Papst Benedikt VIII kam 1020 selbst nach Bamberg, um die neue Stiftung einzusegnen. Ein gleiches Muster der Frömmigkeit war die schöne Kunigunde. Das kaiserliche Paar hatte das Gelübde klösterlicher Entsagung gethan und blieb kinderlos. Als ein frecher Verläumder Kunigundens reine Tugend zu bezweifeln wagte, bestand sie die Feuerprobe und trat unversehrt auf ein glühendes Eisen. So berichten die Chroniken. Das fromme Ehepaar ward nach seinem Tode den Heiligen der Kirche zugesellt. Diese Züge sind die treffendsten Belege für die tiefe Religiosität jenes Zeitalters. Heinrich rieth noch auf dem Todbette den deutschen Fürsten, zu seinem Nachfolger den Grafen Conrad, Gisela's Gemahl, zu wählen, als den tüchtigsten aus dem mächtigsten Geschlecht, das nach dem Aussterben der sächsischen

Ottonen in Deutschland übrig blieb. Darauf starb er und ward zu Bamberg begraben 1024.

Kapitel CXCIV.

Privilegien.

Beym Abgang der sächsischen Kaiser stand das Reich als ein einziges Ganze, gestützt auf die alten Grundfesten des Kaiserthums und Papstthums mächtiger als jemals da. Aber unbeschadet der Einheit des Reiches und der Oberherrschaft seiner beyden Häupter, waren in den besondern Verhältnissen des untergebenen Volkes große Veränderungen eingetreten. Hier kämpfte wieder das Neue mit dem Alten, das Streben nach erblicher Gewalt bey den Herzögen gegen das alte Recht des Kaisers und der Völker, sie zu wählen, das gleiche Streben der Grafen gegen die Herzöge, die geistliche Herrschsucht gegen die Besitzungen und Rechte der Laien, die Freiheit der Städte gegen die Rechte der übrigen Stände, endlich die Nothwehr der Bauern gegen die Unterdrückung des Adels.

Die Zeit war noch nicht so weit gereift, daß die alte Verfassung und der alte Bestand der Dinge gesetzlich hätte umgestoßen werden können. Die alten Rechte waren zum Theil heilig gehalten, zum Theil beruhte darauf noch der Vortheil der Einzelnen. Aber der neue Bestand, besonders das Aufkommen mächtiger Familien, die Gewalt der Kirchen und die Ausbildung des Städtelebens hatten neue Rechte erzeugt, die sich gleichfalls nicht abweisen ließen. Man half sich also damit, während man das alte Recht im Ganzen bestehn ließ, für die einzelnen Fälle neue Ausnahmsrechte, oder Vorrechte zu ertheilen, in das alte gemeine Gesetz je für die einzelnen neuen Ansprüche Ausnahmsgesetze einzudrängen,

die den Betheiligten über das allgemeine Geſetz erhoben, und vor dem alten Geſetz gelten ſollten, daher Privilegien genannt wurden.

Solche Privilegien beſtanden aus kaiſerlichen Briefen und Urkunden, welche Geſetzeskraft erhielten. Es wurden darin je einzelne Familien im Beſitz ihrer Aemter und Güter beſtätigt, Bisthümer und Kirchen mit neuen Schenkungen bereichert, Städte mit neuen Rechten, größtentheils mit Befreiungen, begabt und immer dabey je einer vor dem andern bevorzugt, wie es die Neigung oder der Vortheil oder die Noth des Kaiſers mit ſich brachte.

Die natürliche Folge davon war, daß das alte Recht denen, die ſich allein daran zu halten hatten, keinen Schutz mehr gegen die gewährte, welche der neuen Vorrechte ſich erfreuten, daß daher jeder Stand und in dieſem wieder jede Genoſſenſchaft und jeder Einzelne nach denſelben Privilegien ſtrebte. In der That löste ſich auch das alte Recht ſo gänzlich in dieſe Privilegien auf, daß erſt mit der Zeit aus der Summe gleichartiger Privilegien wieder ein neues allgemeines Recht und Geſetz hervorging.

Kapitel CXCV.

Die großen Geſchlechter.

Wir bemerken zunächſt ein unabläßiges Streben einzelner Familien, vor andern das Privilegium der Herrſchaft und eines großen erblichen Beſitzes an ſich zu reißen. Dieſes Streben iſt in der Natur gegründet, da jeder Vater, was er gewonnen, ſeinen Kindern zu hinterlaſſen, oder ſie noch größer zu machen wünſcht, als er ſelbſt geweſen. Es ward aber zuerſt durch den Verfall der Kaiſermacht unter den letzten Karolingern begünſtigt,

da andre Geschlechter theils des Reiches Ehre zu retten berufen wurden, theils für ihren Ehrgeiz und Privatvortheil offne Schranken fanden. Das meiste trug sodann das Bedürfniß der Sonderung bey den einzelnen Stämmen zur Erhebung einzelner Herzogsfamilien bey, und in dieser Beziehung war Herzog Otto von Sachsen der Begründer der auf der Nationalität beruhenden Familienmacht. So sehn wir in Sachsen die Ottonen und nachher die Billunger, in Baiern früher die Arnulfe, in Franken die Salier ihre Familienherrschaft auf das Interesse und auf die Liebe der einzelnen Stämme begründen. Indeß wich man bald von dem Sinne Herzog Otto's ab und das Familieninteresse trennte sich vom Interesse der Volksstämme. Sachsen verlor die Ottonen und kam an die Billunger, mit denen überdem die fünf neuen Markgrafen von Schleswig, Brandenburg, Meißen, Nordsachsen und Ostsachsen, so wie die mächtigen Bischöfe die Herrschaft theilten. Baiern verlor die Arnulfe und ertrug ungern den Wechsel neuer fremder Herrn. Dazu ward das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Oesterreich von ihm abgerissen. Franken blieb bey den Saliern, ward aber unter zahlreiche Grafen dieses Geschlechts zerspalten. Schwaben kam ganz unter Fremde, erst unter die Salier, dann unter die Babenberger der österreichischen Linie. Lothringen war getheilt und seine mächtigen Grafengeschlechter erst im Aufkommen.

So strebte denn jede Familie, abgesehn von den Stämmen, nach Privatherrschaft, sey es im eignen oder im fremden Stamm, und bediente sich dazu zweier Mittel, der Blutsverwandtschaft oder Gunst des Kaisers und der Fehde. Das erste Mittel erhob die Salier, Billunger, Babenberger und Lurenburger. Das andre führte damals noch nicht zum Ziele und stürzte mehrere Geschlechter. Doch grade weil die herrschenden Familien

nicht je mit einem Stammvolk innig zuſammen hingen, glaubte theils jedes minder bedeutende Grafengeſchlecht daſſelbe Recht zur Herrſchaft zu haben, theils begünſtigte die alte Neigung der Stämme, manches ſchwächere aber einheimiſche Geſchlecht gegen die herrſchenden fremden. Die Markgrafen ſuchten den Herzögen gleich zu werden; die Grafen, beſonders aus den Nebenzweigen herzoglicher Familien, verſchafften ſich durch kaiſerliche Gunſt und Erbrecht große Schenkungen und vereinigten bald mehrere Grafſchaften unter einem Haupte. Anderwärts unterſtützten die Völker ihre angeſtammten Geſchlechter gegen die fremden Herzöge und den Kaiſer, ſo die Lothringer ihre Luxenburger, bald auch andre Grafengeſchlechter, ſo in der nächſt folgenden Zeit die Schwaben ihre Welfen, die Sachſen ihre markgräflichen und gräflichen Häuſer, wodurch bald noch mehr große Geſchlechtsnamen für Deutſchland wichtig wurden.

Auch die kleinen adeligen Herren wollten nicht dahinten bleiben. Da ſie nach oben zu ſchwach ſich fühlten, ſo trachteten ſie nach unten die noch freien Bauerngemeinden in ihre Leibeigenſchaft zu bringen, um dadurch mächtiger zu werden. Aus ſolchen Anſprüchen entſpann ſich unter Otto III eine heftige Fehde zwiſchen den Herren von Stein und dem Landvolk im Thurgau, und eine andre von noch größrer Ausdehnung und Wichtigkeit zwiſchen den Grafen von Holland und den Frieſen.

Selbſt die Pfalzgrafen, deren eigentlichſter Beruf es war, das kaiſerliche Anſehn gegen die übermüthigen Herzöge aufrecht zu erhalten, vergaßen ihres Amtes, um ſich ſelbſt gleich den Herzögen und Markgrafen in einem Privatbeſitz feſtzuſetzen. So finden wir die ſächſiſchen Pfalzgrafen und die fränkiſchen am Rhein überhaupt in der Folge nur darum noch genannt, weil ſie große

Lehnsherren geworden waren, während alle andre mit dem urſprünglichen Amte ſelbſt verſchwanden.

Die Kaiſer ließen ſich Willkührlichkeiten zu Schulden kommen und nicht ſelten widerſprachen ſich die Urkunden von Verzabungen, welche ältere und jüngere Kaiſer an einzelne Geſchlechter oder Kirchen gemacht. Noch öfterer widerſprachen ſich die Erbrechte verwandter Geſchlechter bey Erledigung von Beſitzthümern. Oft maßten ſich aber auch mächtige Herren, auf Familienanhang geſtützt und durch die Entfernung der Kaiſer begünſtigt, gradezu fremde Beſitzungen an. So half ſich denn jeder mit der Fauſt, und kein Jahr verging ohne Fehden, obwohl dieſelben nur ſelten auf den großen Gang der Geſchichte Einfluß übten.

Kapitel CXCVI.

Zuſtand des gemeinen Volkes.

Die Verhältniſſe der Unterthanen hatten noch ſo wenig ſich geregelt, als die der Gebieter. Auch hier kämpfte das Neue mit dem Alten.

Insbeſondre war der Adel in mannigfaltigen und verwirrten Verhältniſſen. Der alte Amtsadel der Grafen hatte ſeine Bedeutung verloren, da theils viele Grafſchaften von den Lehngebiethen der weltlichen und geiſtlichen Herren und von den Städten verſchlungen worden waren, theils viele Grafen durch den Zuwachs neuer Eroberungen oder durch die Erweiterung ihres Lehngebiethes zu einem neuen Range zwiſchen den alten Grafen und Herzögen ſich erhoben hatten. So in den neuen Ländern die Markgrafen von Schleswig, Brandenburg, Meißen, Lauſitz, Oeſterreich, in den alten die Pfalzgrafen am Rhein und in Sachſen, die Markgrafen von Oſtfranken (Schweinfurth), bald nachher die Land-

grafen von Thüringen. Diese großen Grafen ſtanden in einem ſehr loſen Zuſammenhange mit den Herzögen ihrer Nation und waren im Weſentlichen ſo viel als die Herzöge, da ſie unmittelbar vom Kaiſer das Fahnenlehn empfingen. Andre Grafen erhoben ſich zu dieſer Größe nicht, erwarben aber einen großen Lehnbeſitz und behielten dabey von ihrem alten Amt den Namen, der ſie dem Range, wenn auch nicht der Sache nach, höher ſtellte, als die gemeinen Edelleute. Nur wenige Grafen behaupteten ganz ihre alte Stellung zu den Ueberreſten der freien Bauerngemeinden. So ſehn wir den geſammten alten Amtsadel der Stammherzöge und Gaugrafen in die neuen Lehnherzöge und Lehngrafen aufgelöst, bis auf die geringen Überbleibſel von Gaugrafen.

Unter jenen großen Herzögen und Grafen, die zunächſt unter dem Kaiſer ſtanden, von ihm die Lehnsherrlichkeit über ein Land und zugleich den Oberbefehl über deſſen Kriegsmacht oder das Fahnenlehn erhielten, ſtand wieder zunächſt der niedre oder Güteradel. Zu ihm gehörten theils die Titulargrafen, theils die alten Barone oder unmittelbaren Alodherren, theils der niedre Lehnsadel, die Aftervaſallen der Herzöge, Grafen, Biſchöfe und Aebte. Sie alle beſaßen ein Alod oder Feod, ein oder mehrere Burgen und Dörfer mit Aftervaſallen und Leibeignen. Sie alle folgten der Fahne des Herzogs oder Markgrafen. Das Verhältniß des niedern Lehnsadels war ganz dem der Reichsfürſten zum Kaiſer nachgebildet. Jeder Herzog, Markgraf, Biſchof oder Abt hatte einen kleinen Hof, wie der Kaiſer, und ſeine Miniſterialen (Kämmerer, Truchſeß, Mundſchenk, Marſchalk u. ſ. w.) und ſeine Vaſallen oder Mannen, die ſeine Fehden ausfochten oder unter ſeiner Fahne zur Fahne des Herzogs, ſo wie dieſe zur allgemeinen Reichsfahne, verſammelt wurden.

Dieſem niedern Adel folgten im Range die Bürger der Städte, von denen wir nachher beſonders reden, und die alten freien Bauern oder Landſaſſen, deren es noch in einigen altdeutſchen Landſchaften gab. In Friesland erhielten ſich dieſelben nicht nur am längſten, ſondern ſie gaben ſich auch, mit Beſeitigung der kaiſerlichen Grafen, ihre urſprüngliche germaniſche Verfaſſung wieder und erhielten ſich dieſelbe noch geraume Zeit. Dieſes Ereigniß iſt für die innere Geſchichte unſers Volkes wichtig, wenn es auch auf den äußern Gang der Geſchichte ohne weſentlichen Einfluß geblieben. Das Beſtreben der Grafen, die freien Männer zu Vaſallen zu machen, gelang bey einem an der Seeküſte abgelegenen und auf ſeine uralte Freyheit höchſt eiferſüchtigen Volke nicht, rief vielmehr ſelbſt den kräftigſten Widerſtand hervor. In Lothringen hatten ſich die meiſten Grafſchaften ſchon unter der Lehnsherrſchaft weniger beſonders mächtiger Geſchlechter vereinigt, namentlich unter den Grafen von Luxenburg, Geldern, Flandern und Holland. Der Graf Dietrich von Holland hatte bereits die Weſtfrieſen 922 unter ſich gebracht; da er aber auch die freien Oſtfrieſen ſich unterthan und zu Vaſallen machen wollte, ſchirmten ſie die alte Freyheit ihrer Gemeinden mit Gewalt der Waffen, ſchlugen den Grafen in wiederholten Fehden ab und traten in ſieben kleine Republiken, die Seelande genannt, nach altgermaniſcher Weiſe zuſammen. Am Upſtalesbome (Obergerichtsbaum) hielten ſie ihre allgemeine Volksverſammlung und regierten ſich vollkommen ſelbſt. Nur den Erzbiſchof von Bremen erkannten ſie dem Namen nach als ihren Schutzherrn und blieben dadurch im allgemeinen Reichsverband. Aber auch anderwärts erhielten ſich die alten freyen Gemeinden noch zerſtreut, theils in Grafſchaften, namentlich in Weſtphalen, theils in bloßen Gauen, vorzüglich in Schwaben und Thürin-

gen. Die ſächſiſchen Grafen, die noch wie ſonſt ihr Gaugericht unter freyem Himmel mit den gewählten Schöppen in Gegenwart und unter Beyſtimmung aller freien Männer des Gaues hielten, wurden jetzt zum Unterſchied Freygrafen, ihr Gericht Freygericht, die Schöppen Freyſchöppen, die Gerichtsſtätte der Freyſtuhl genannt. Anderwärts blieben nur noch Centgerichte übrig, die ſich länger erhalten konnten, weil die Cent kleiner war, und nicht ſo leicht als eine Grafſchaft unter die Lehnsherren zerfiel. Auch die alten Markverbindungen mit ſelbſtgewählten Holzgrafen u. ſ. w. erhielten ſich ſelbſt in Lehnsdörfern.

Eine beſondre Menſchenklaſſe bildeten die Hinterſaſſen, bloße Schützlinge, die für den Schutz zu nichts als zu einer Abgabe an den Schutzherrn verpflichtet waren. Sie lebten überall zerſtreut auf den Biſchofſitzen, Klöſtern, in den Dörfern des Adels, in den Städten und ſelbſt bey den freien Bauerngemeinden.

Die Aftervaſallen der niedrigſten Gattung ſtanden zum niedern Adel in demſelben Verhältniß, wie dieſer zu den Reichsfürſten, thaten ihre perſönlichen Dienſte, folgten ſeiner Fahne, ernährten ihn nach wie vor von der Lehnsſteuer (laudemium) und halfen zum Theil ſeine eignen Felder bauen. Sie waren wie bisher entweder Freygelaßne, oder urſprünglich Freye, die ſich durch Vertrag in den Lehndienſt begeben hatten.

Alle Vaſallen, die niedern wie die hohen, ſtanden unter dem Gericht der Lehnsherren, und alle Lehne waren geſetzlich noch nicht erblich, ſondern konnten vom Lehnsherrn eingezogen und anderwärts vergabt werden. Beydes war den Vaſallen höchſt drückend. Daher ſtrebten ſie alle, vom höchſten Range des Reichsvaſallen oder Herzogs bis zum niedrigſten Aftervaſallen, der auf dem Dorfe diente, theils nach einem feſten Lehngeſetz, das

den Willkührlichkeiten des Lehnsherrn steuern sollte, theils nach Erblichkeit der Lehne. Die Herzöge und Grafen hatten für sich dieses Bedürfniß schon größtentheils befriedigt und es machte sich auch bey den niedern Vasallen so laut, daß schon der nächstfolgende Kaiser für gut fand, das ganze Lehnsystem in diesem Sinne umzugestalten.

Hierbey muß bemerkt werden, daß in die neuen slavischen Marken, die bald ein wichtiger Bestandtheil des Reiches werden sollten, nichts von der alten Freiheit und vom alten Alodwesen hinüberkam, sondern lediglich das Lehnwesen. Die deutschen Markgrafen theilten diese Länder unter ihre Vasallen, die um ihre Burgen theils deutsche Kolonisten, zum Theil aus ihren alten Gütern, theils Slaven als Leibeigne in Dörfern versammelten. In diesem Verhältniß ist das Landvolk der ostdeutschen Länder zum Theil bis auf die neueste Zeit geblieben.

Die Leibeignen blieben in ihrer alten Lage, welche durch die steigenden Bedürfnisse des Adels eher verschlimmert wurde. Nur auf den geistlichen Gütern wurde sie ihnen in demselben Maaß erleichtert, als die Kirchen ohnehin reicher wurden und durch die milde Behandlung aller ihr Zugehörigen immer größeres Vertrauen, immer ausgedehnteren Zuwachs zu erhalten suchten.

Durch Lehnwesen und Leibeigenschaft auf der einen, durch die Wichtigkeit der Burgen als Schutzwehren im Kriege auf der andern Seite, wurden die Dörfer um die Burgen und Kirchen immer allgemeiner, während sich die alten vereinzelten Wohnungen nur noch bey den freyen Gemeinden in Friesland, Westphalen und in den süddeutschen Gebirgsgegenden zum Theil bis auf unsre Tage erhalten haben. Die Dörfer (villae) wurden durch einen Schultheiß, Schulzen oder Vogt, dem der alte Dekanus entsprach, in Aufsicht gehalten.

Kapitel CXCVII.

Zuſtand der Kirche.

Noch immer war der Papſt ein Spiel der italieniſchen und deutſchen Parthey, und nur ſcheinbar das Haupt der Kirche. Die Untüchtigkeit und das üppige Leben vieler Päpſte trug noch mehr zur Entwürdigung derſelben bey. Nur der Kaiſer, dem der römiſche Stuhl nur inſofern widerſtehn konnte, als ihm Italien widerſtand, handhabte kraftvoll die kirchliche Gewalt und rettete ſie mehr als einmal vor völliger Ausartung.

Aber die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte benutzten die Ohnmacht des Papſtes nicht anders, als früher die Herzöge und Grafen den Verfall der Kaiſermacht benutzt. In Italien wie in Deutſchland, handelten ſie, ſoweit die weltliche Macht ſie nicht zügelte, ziemlich unabhängig. Ihr Streben ging auf beſondre Privilegien ihrer Kirchen, auf Ausdehnung ihrer Sprengel und Lehngüter aus und vermiſchte ſich ſehr häufig mit dem Familienintereſſe. Die Kaiſer ſelbſt ſorgten dafür, daß die wichtigſten Erzbisthümer mit ihren Verwandten beſetzt würden. Jeder Herzog und Graf ſuchte das nehmliche für ſein Geſchlecht und wie ſchon früher in der Babenberger Fehde, ſo in den meiſten ſpätern zwiſchen Laien und Geiſtlichen, hatte jeder Biſchof ſeinen weltlichen Geſchlechtsanhang und jede Laienparthey irgend einen Biſchof auf ihrer Seite. Nicht minder zankten ſich die Biſchöfe unter einander ſelbſt um Lehngebiete oder um das Recht des Zehnten, das ganz willkührlich verſchenkt oder vertauſcht wurde. Da oft ein weit entlegner Biſchof oder Abt den Zehnten einer Landſchaft beſaß, ſo ſtrebte der nähere Biſchof ihn an ſich zu ziehn. Die Aebte insbeſondre ſuchten mit den Biſchöfen gleiches Recht zu gewinnen. So gerieth z. B. der mächtige Abt von Fulda

in öftere, zuweilen blutige Fehde mit dem Erzbischof von Mainz. Mit der Vergabung der Bisthümer und Abteyen wurde daher ein freventliches Spiel getrieben. Gunst und Gewalt überwogen die Stimme des Volks. Selten kam ein frommer und geistvoller Mann, wenn er arm und ohne Familie war, in eine der höhern geistlichen Würden. Es kam so weit, daß man über Willigis, Erzbischof von Mainz spottete, weil er von niedriger Geburt war. Die Besetzung der geistlichen Aemter nach Gunst und Bestechung, die in einen förmlichen Handel ausartete, ward Simonie genannt, nach einer Vergleichung mit dem biblischer Simon. (Apostelg. Kap. 8. Vers 9.)

Die Frömmigkeit der Kaiser bereicherte die Bisthümer und Abteyen mit Schätzen, Gütern und Vorrechten. Die Kirchenvögte verloren alle Gewalt, indem sie von der Wahl der Kirche abhängig gemacht und nur noch in dringenden Fällen gebraucht wurden. Statt deren aber maßten sich die Pröbste der Gerichtsbarkeit an und Geistliche selbst hielten in den zur Kirche gehörigen Landschaften mit den darin lebenden Laien Gerichte, die, weil sie kirchlichen Ursprungs waren, Synoden oder Synodal- Synd- Sintgerichte genannt wurden. Auch die Gewalt der Geistlichkeit auf die Gemüther nahm überhand. Die Kaiser gingen mit ihrem Beyspiel der Unterwürfigkeit voran, die Kämpfe mit den Heiden befeuerten fortwährend den Glaubenseifer. Trotz der Ohnmacht des Papstes kam die katholische Lehre immer üppiger zur Blüthe. Die Ceremonien wurden vermehrt, die Kirchen verschönert, die Kirchenzucht geschärft. Die Fasten wurden strenger, die Lehre vom Fegfeuer und der Hölle schüchterte mehr als je die Sünder ein; die Ohrenbeichte gab unter den Ottonen dem Klerus einen überwiegenden Einfluß. Auch die Heiligen mehrten sich und die Lebenden selbst bereicherten ihre Zahl. Die Reliquien und Bilder

der Heiligen erhielten eine ausgedehntere Verehrung. Die Sagen von den Heiligen oder die Legenden lebten im Munde alles Volkes. Die Frömmigkeit trieb immer mehr ſtille Seelen in die Kloſtermauern und feurige Gemüther zur Wallfahrt nach Jeruſalem. So lag im Sinne der Zeit eine Grundfeſte der Religioſität, auf welche der erſte kraftvolle Papſt das Gebäude der Hierarchie aufrichten konnte. Die folgenden großen Begebenheiten werden dadurch erklärbar.

Von dieſem Ueberwiegen des religiöſen Sinnes und der darauf gegründeten Uebermacht der Geiſtlichkeit waren aber zwey Uebel unzertrennlich, die ſich in der Folge nicht minder bedeutſam weiter entwickelten, der Aberglauben und die Ketzerey. Noch lagen die Naturwiſſenſchaften gar ſehr im Argen und in den Kräften und Erſcheinungen der Natur, die man nicht zu erklären wußte, ſah man nach heidniſcher Art noch Götzen oder den von der Geiſtlichkeit zu oft an die Wand gemahlten chriſtlichen Teufel. Der Aberglauben nahm in dieſer Weiſe durch die Schuld des Klerus mehr überhand, als er früher beſtanden hatte. Unter Otto I erſchreckte eine Sonnenfinſterniß das deutſche Heer in Italien dergeſtalt, daß es ſich in alle Winkel verkroch. Neben dem Aberglauben begann auch die Ketzerei im guten und böſen Sinn ihr Weſen, zunächſt durch den Spott aufgeklärter Köpfe über die Unſittlichkeit und Habſucht der Geiſtlichen. Die Uebertreibung der geiſtlichen Gewalt, die Untüchtigkeit ſo vieler Päpſte und Biſchöfe, ſelbſt die Eiferſucht der weltlichen Herren gaben Anlaß dazu ſchon unter den Ottonen, während die große Maſſe innig an dem Klerus hing. Die kleine und zerſtreute Parthey der Unzufriednen oder Ketzer nahm aber in der folgenden Periode mit der großen Parthey der Hierarchie gleichen Schritt.

Kapitel CXCVIII.

Vorrechte der Städte.

Die Städte hatten sich nach dem Bedürfniß des Volkes ausnehmend vermehrt und vergrößert, besonders am Rhein und in Niedersachsen. Sie waren daher bald stark genug, um die Befreiung von der bischöflichen Gewalt anzusprechen und zu behaupten. Da alle Städte nur auf dem schon von andern besessenen Grund und Boden fußten und ihre neuen Ansprüche dem alten Bestand entgegensetzten, so konnten sie nur durch Vorrechte befriedigt werden, durch welche wieder die andern Stände litten. Indeß waren sie allen ein Bedürfniß und die Fehden gegen sie erhuben sich erst, als ihre Macht gefährlich wurde. Seit 993 ertheilten die Kaiser vielen Städten das Privilegium des Marktrechtes (jus mercatorium), das sie berechtigte, offnen Markt zu halten, eignen Zoll, eigne Münze anzulegen, und nur unmittelbar unter dem Gericht des Kaisers (unter dem Königsbann) zu stehn. Auch ward der Markt gefriedet, wie ehedem das Gericht, d. h. strenge Strafe sollte denjenigen treffen, der die zum Markt fahrenden beleidigte. Das Recht des Königsbannes, das anfangs nur für die Kaiserstädte unter den Reichsvögten gegolten, ward auch auf bischöfliche Städte ausgedehnt, z. B. unter Heinrich II auf Worms, Bremen u. s. w. Das Münz- und Zollrecht, das Regalien in sich begriff, war bisher nur Herzögen und Bischöfen geschenkt worden. Von jetzt an schlugen viele Städte ihre eigne Münze. Einige übergaben die Verwaltung der Münze gewissen edlen Bürgerfamilien, die daher Münzbürger, Münzjunker hießen. Alle so befreyten Städte unterschieden sich als Freystädte, später Reichsstädte, von den Landstädten, die noch unter den geistlichen oder weltlichen Herren standen.

Ihre Reichsverpflichtung bestand darin, daß sie unter dem Reichsvogt, später Bürgermeister, dem Kaiser die Heeresfolge leisteten. Dagegen hatten sie bey den Reichstagen noch keine Stimme.

Unter den nächstfolgenden Kaisern wurden schon viele Bürgerschaften der freyen Städte so mächtig und selbständig, daß sie des Burggrafen und Reichsvogts enthoben wurden und erst unter gewählten Rathmännern oder Schöppen in Mitten der freyen Stadtgemeinde (consules et reliqui cives oder scabini caeterique burgenses) noch später unter einem Bürgermeister (magister civium) und Rath (consilium), sich selbst regierten. Aber unter Heinrich II findet sich wenigstens schon ein eigner Gerichtsstand der Kaufleute, der mit dem Marktrecht zusammenhing. Das Städteleben brachte die Unterschiede der Gewerbe mit sich, die sich nach und nach im Innern der Bürgerschaften in Gilden oder Zünfte schieden. Die Kaufleute, die den Markt besorgten, erscheinen zuerst gildenmäßig anerkannt (major Gilda), dann die Schmiede, die mit den Münzjunkern zusammenhingen und schon kostbare, getriebene und Gußarbeit für die Kirchen verfertigten. Von den Maurern, Steinmetzen und Baumeistern ist es offenbar, daß sie, was ihre Kunst und die Wichtigkeit derselben für die Kirchenbauten schon mit sich brachte, von jeher gildenmäßig sich gebildet, wiewohl ihre Zunft erst auf der Höhe des Mittelalters durch die erhabensten Werke der Baukunst sich unsterblich machte. Da diese Kunst auch später immer als eine geheime behandelt wurde, so kann ihre Zunft bey geheimer Genossenschaft desto älter seyn. Die übrigen Handwerke waren damals noch wenig in Flor, da der Landmann sich das meiste seines Bedarfes und die Weiber, auch am Hofe, noch alle Kleider selbst verfertigten. So waren

denn auch die Handwerker nur verachtete und zinspflichtige Hinterſaſſen der edlen waffenfähigen Bürger.

Am meiſten gewannen die Städte durch den Handel, ſo wie auch die Kaufleute die größten Vorrechte hatten. Von Cölln weiß man, daß es im 11ten Jahrhundert mehr als fünfhundert Kaufleute in ſeinen Mauern zählte. Schon Heinrich II unterſchied daher Großkaufleute und Krämer. Hamburg, Cölln, Schleswig, Bremen hatten Stapelrecht. Ihre und der Frieſen Schiffe durchfuhren den ganzen Norden, ſobald die Seeräubereien der Normänner, nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum, etwas nachließen. Frieſiſche Schiffe kamen bis nach Grönland. Die Städte handelten nach allen nordiſchen Reichen, vorzüglich nach England. Auch ſorgten die Kaiſer, beſonders ſeit der griechiſchen Heyrath, vom Süden her einen Handelsweg nach Deutſchland zu eröffnen. Otto III gab 996 den Juden, Lombarden und Franzoſen das Recht, mit ihren Waaren Deutſchland zu durchreiſen. Dabey zeichneten ſich beſonders die Krämer von Cahors in Gujenne aus, die Caorſini, oder auch verſtümmelt die Kauderwelſchen genannt, welcher Name noch jetzt nicht erloſchen iſt.

Gleichzeitig mit den Deutſchen erhoben ſich die italieniſchen Städte über die Gewalt ihrer Fürſten und Biſchöfe, und auch ſie wurden vorzüglich durch den Handel begünſtigt. Damals gerieth der Handel der Griechen und der Slaven in Verfall. Das griechiſche Reich verſank immer mehr in ſich ſelbſt durch innre Verderbniß und ward von außen durch die Araber hart gedrängt. Die Slaven waren gleichfalls durch Ungarn und Araber von der Verbindung mit dem Süden abgeſchnitten und ihre ſchönſten Handelsſtädte von den Deutſchen ſeit geraumer Zeit zerſtört. So kam der ſüdliche Handel an die Italiener und vorzüglich an Venedig, deſſen glück-

liche Lage dazu berechtigte. Dieſe Stadt, einſt von armen Menſchen, die vor dem furchtbaren Attila geflohn, in den Sümpfen am Meer gegründet, erhob damals zuerſt ihr ſtolzes Haupt, um eine Zeitlang mit ihren Flotten das ganze Mittelmeer zu beherrſchen.

Kapitel CXCIX.

Bildung der damaligen Zeit.

An Werken der Wiſſenſchaft war das zehnte Jahrhundert zwar ärmer, als irgend ein andres, doch ward durch die Ausbildung des ſtädtiſchen Lebens und durch die mit Griechenland und Italien eröffnete Verbindung eine deſto feſtere Grundlage für die künftige Pflege der Wiſſenſchaft gelegt.

Von deutſchen Sprachwerken iſt nur eine Uebertragung der Pſalmen von Notker auf uns gekommen. Doch hat unſtreitig im Volk die eigenthümliche Sagenpoeſie ihren Fortgang genommen. Die Großen des Reichs, wie die Geiſtlichkeit, waren ſtreng lateiniſch gebildet, worauf die Neigung der Ottonen für Italien mehr als jemals hinwirkte. Durch die griechiſche Heyrath ward auch der griechiſchen Sprache und Literatur in Deutſchland ein Weg eröffnet, der jedoch wenig betreten wurde. Gerbert oder Papſt Sylveſter II war der einzige Deutſche, der ſich durch ſtrenge Gelehrſamkeit auszeichnete. Außerdem aber beſitzt das Zeitalter der ſächſiſchen Kaiſer drey vortreffliche Geſchichtſchreiber. Luitprand, Biſchof von Cremona († 946) war bey der Geſandtſchaft Otto's I in Conſtantinopel und beſchrieb die Schickſale derſelben und das griechiſche Hofleben, außerdem eine Chronik und ein Leben der Päpſte. Wittekind von Corvey († 973) ſchrieb die Geſchichte der Sachſen. Ditmar, Biſchof von Merſeburg, ein Sprößling des ſaliſchen Geſchlechts,

(† 1015) beſchrieb in einer trefflichen Chronik die Geſchichte der ſächſiſchen Kaiſer mit vorzüglicher Rückſicht auf die Slaven. Ueberhaupt rühren die meiſten Chroniken des Mittelalters von Männern her, die ſelbſt an der Spitze der Geſchäfte ſtanden, zum Theil mit den regierenden Häuſern verwandt waren und alle Verhältniſſe ihrer Zeit überſehn konnten. Mit dieſer glücklichen Stellung verbanden die meiſten einen tiefen und klaren Geiſt, Kenntniß des Alterthums, Gelehrſamkeit, Wahrheitsliebe und Talent der Darſtellung. Es iſt mithin ein höchſt grundloſes Vorurtheil, unter den Chroniken nur finſtres und unverſtändiges Mönchswerk zu verſtehn. Die genannten drey Geſchichtſchreiber ſchrieben lateiniſch. Dieſe Sprache war ſo vorherrſchend, daß auch eine Dichterin, die Nonne Roswitha von Gandersheim, († 980) ihre ſchönen Gaben an die Nachahmung der Römer vergeudete. Sie ſchrieb lateiniſche Comödien, einige religiöſe Gedichte und ein Loblied auf die Ottonen. Mehr hat das zehnte Jahrhundert nicht aufzuweiſen.

Die Kloſterſchulen kamen indeß immer mehr zur Blüthe. In Paderborn wurden Naturwiſſenſchaften und Mathematik gelehrt und man las die beſten römiſchen Dichter. Die Benediktiner-Mönche ſorgten vorzüglich für wiſſenſchaftliche Bildung. Ihr größtes Kloſter war Corvey an der Weſer, aus dem der größte Theil der nordiſchen Biſchöfe und Bekehrer hervorging. In dieſem Kloſter war eine große Bibliothek und 300 Mönche wechſelten Tag und Nacht im Chorgeſang ab, ſo daß der Gottesdienſt niemals ſtille ſtand.

Für die Künſte geſchah ſo viel, daß dadurch eine folgende glänzende Zeit der Kunſt vorbereitet wurde. Die Baukunſt ward gefördert, theils durch die Frömmigkeit und Prachtliebe der Ottonen, theils durch den höhern Aufſchwung, den die Innung der Maurer (Baumeiſter,

Steinmetzen) seit der Befreiung der Städte genommen. Die Ottonen stifteten eine Menge neuer Kirchen, die hauptsächlich noch im byzantinischen (Byzanz oder Constantinopel) Geschmack nach dem Muster der großen Sophienkirche in der griechischen Kaiserstadt gebaut wurden. Bis zum zwölften Jahrhundert aber bildete die deutsche Maurergesellschaft einen neuen Geist der Baukunst aus, der alles übertraf, was in dieser Kunst jemals geleistet worden, und der in jenen Riesenwerken unsterblich fortlebt, die wir noch heute wie ein Wunder anstaunen. Zu einem der herrlichsten Bauwerke jener goldnen Zeit, zum Straßburger Münster, ward der erste Grund schon 1015 durch den Bischof Werner gelegt, dessen Bruder Radbot an der schweizerischen Aare die Habsburg erbaute, von der sein Geschlecht sofort den weltberühmten Namen trug.

Die Malerei scheint keineswegs vernachläßigt gewesen zu seyn, wiewohl sich von den Bildern jener Zeit nichts erhalten hat. Luitprand berichtet, Heinrich I habe seinen Sieg bey Merseburg von kundigen Meistern so getreu abschildern lassen, daß man bey dem Anblick dieser Bilder geglaubt habe, in der lebendigen Mitte der Schlacht zu stehn.

Mit vorzüglichem Eifer ward die Musik ausgebildet, Notker und mehrere Geistliche schrieben über diese Kunst. Das meiste scheint damals noch für Schnitzwerk, Täfeley, Guß- und Schmiedewerk gethan worden zu seyn. Die Kirchen und Burgen waren damit reich ausgestattet. In goldnen und silbernen Gefäßen herrschte überaus viel Pracht und Geschmack. Thore, Säulen, Altäre, wurden mit schön getriebener Arbeit in den edelsten Metallen ausgeziert. Die Glocken kamen überall in Gebrauch. Auch soll man die Kunst verstanden haben, schöne

Bildſäulen von Gips zu formen und im Feuer zu härten.

In der Tracht geſchah manche Aenderung und Abweichung von der alten Einfachheit. Ditmar von Merſeburg beſchwert ſich ſchon über die neue Ueppigkeit beſonders der Frauenzimmertracht, über die Modeſucht, welche die griechiſche Prinzeſſin mitgebracht.

Erſtes Buch.

Die ſaliſchen Kaiſer.

Kapitel CC.

Die Wahl Conrads II.

Als Heinrich II, der letzte der Ottonen, geſtorben war, verſammelten ſich alle Nationen des großen Reiches zu einer allgemeinen Nationalverſammlung gleich jenen Merzfeldern der Merovingerzeit. Aus allen Enden ſtrömten ſie herbey und lagerten in unabſehbaren Heeresmaſſen auf dem großen Blachfeld zwiſchen Worms und Mainz auf beyden Seiten des Rheins. Alle Herzöge waren in Perſon erſchienen und unter ihrem Banner die Markgrafen, Grafen und Herren und ein unzählbares Gefolge von Vaſallen. In gleicher Weiſe waren die ſämtlichen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte des Reichs mit ihren ſtolzen Gefolgen herbeygekommen und das weite Gefilde faßte kaum die Zahl der edlen deutſchen Männer, die ihren König ſich wählen wollten. Auf dem rechten Ufer des Rheines lagerten die Sachſen unter ihrem Herzog Bernhard (Benno) dem Sohn des ältern Bernhard und dem Enkel Herrmann Billungs, die Schwaben unter dem Herzog Ernſt (von Babenberg), die Baiern unter dem Herzog Heinrich (von Luxenburg) die Kärnthner unter dem Herzog Adalbert, die Böhmen unter dem Herzog Othelrich. Auf dem linken Ufer lagerten

die Franken unter Herzog Conrad, die Oberlothringer unter Herzog Friedrich, die Niederlothringer unter Herzog Gottfried (Gozilo).

Heinrich II hatte den oſtfränkiſchen Grafen Conrad, jenen Gemahl der Giſela, zu ſeinem Nachfolger empfohlen. Die Tugenden und die Geburt dieſes Mannes empfahlen ihn noch mehr. Das ſaliſche Geſchlecht war nach dem Hintritt der Ottonen in Deutſchland das mächtigſte. Ein gleiches Recht aber verdiente Conrad, der Herzog der Rheinfranken. Beyde Conrade waren die Söhne zweyer Brüder, der Söhne Conrads, des Eidams Otto's I. Beyde waren tapfer und weiſe, der Krone würdig, aber der Oſtfranke nur Graf, der Weſtfranke Herzog, dieſer aber wieder jünger und jener älter. Beyde wußten, daß einen von ihnen die Wahl treffen würde. Darum ging der Graf zum Herzog und machte freundlich mit ihm aus, daß jeder dem andern, der da gewählt werden würde, zuerſt huldigen und in Treue dienen wolle, damit dem Reich aus ihrem Zwieſpalt kein Nachtheil erwachſe. Als darauf Erzbiſchof Aribo von Mainz die Wahlverſammlung eröffnete, rief er zuerſt den Namen Conrads des ältern aus. Alle Biſchöfe ſtimmten ihm nach. Dann erhob ſich unter den weltlichen Fürſten zuerſt Herzog Conrad der jüngere und gab auch ſeine Stimme dem Grafen. Alle Fürſten traten freudig bey. Da ſetzte der neue König ſeinen treuen Vetter ſich zur Seite und ward unter dem Jauchzen der Menge zum König ausgerufen. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbiſchof von Cölln waren mit der Wahl unzufrieden und ſtahlen ſich aus dem fröhlichen Kreiſe. Das bemerkte Herzog Conrad, eilte ihnen nach, und führte ſie bald freundlich an der Hand zurück, denn ſie vermochten den Bitten eines Mannes nicht zu widerſtehn, der ſo eben ſo große Redlichkeit und Aufopferung für des Rei-

ches Wohl bewieſen. Der Erfolg dieſer Wahl entſprach aber der Erwartung vollkommen, denn Conrad der Salier ward einer der tüchtigſten Kaiſer des deutſchen Reiches. Solches geſchah 1024.

Kapitel CCI.

Conrads erſter Römerzug.

Die erſte Sorge des neuen Königs war, durch ſein ganzes Reich zu reiſen, es kennen zu lernen, den Fehdegeiſt zu ſtillen und die Gemüther in Liebe an ſich zu feſſeln.

Von dieſer ſchönen Pflicht rief ihn aber bald die burgundiſche Erbangelegenheit ab. König Rudolf weigerte ſich, das Wort, das er dem Ottonen Heinrich gegeben, dem Salier Conrad zu erfüllen. Dieſem mußte daran gelegen ſeyn, das abgefallene Burgund dem alten Reiche wieder zu verbinden, da es ſonſt an Frankreich gefallen wäre, und es gelang ihm, den alten Rudolf zur Erneurung des Vertrags zu bewegen. Die weiſe Giſela, Conrad's Weib und Rudolfs Enkeltochter, war die Vermittlerin.

Darauf begab ſich Conrad auf die Römerfahrt. Nach Heinrichs II Tode waren in Italien, wie immer nach eines Kaiſers Tode, neue Unruhen ausgebrochen. Die Italiener glaubten ſich immer nur dem Kaiſer verpflichtet, ſo lang er lebte und ſie mit eiſernem Arm bezwungen hielt, und niemals der kaiſerlichen Würde überhaupt, nöthigten daher jeden neuen Kaiſer zu einer blutigen Römerfahrt. Auch dießmal hatten ſie ſich wieder empört; die weltlichen Herren und die Städte waren übereingekommen, einen eignen König von Italien zu wählen, aber einen Franzoſen, um dieſe in ihre Parthey zu ziehn, da alle Könige, die ſie aus ſich ſelbſt gewählt hatten,

bisher ein unglückliches Ende genommen. Eine große Parthey der Geistlichen dagegen war für den deutschen Kaiser, wie bisher, und an ihrer Spitze stand Erzbischof Heribert von Mailand. Dieser rief Conrad um Beystand.

Wie gewöhnlich stellte der Kaiser schnell und gewaltig die Ordnung wieder her. Er hielt 1027 zu Mailand große Hofhaltung und ließ sich ebendaselbst zum Kaiser krönen, mit ihm Gisela. Zu diesem Feste fanden zwey fremde Könige sich ein, Rudolf von Burgund und Kanut der Große, der gewaltige Held des Nordens, der ganz Skandinavien und England unter seinem Scepter vereinigt. Auch dieser kam, die Herrlichkeit des deutschen Kaisers zu sehn und sich zum Beyspiel zu nehmen. Der Norman hatte seine Tochter Kunihild mit nach dem schönen Italien gebracht und vermählte sie mit Heinrich, Conrads Sohn. Dafür trat ihm Conrad die Mark Schleswig ab, deren Behauptung, wie lange Erfahrung bewiesen, des Aufwandes nicht lohnte, und der Eiderfluß ward wieder, wie zu Karls des Großen Zeit, des Reiches Grenze.

Von Mailand that Conrad einen Zug nach Unteritalien, stellte auch dort die Ruhe wieder her und erweiterte den Normännern ihr neues Lehngebiet als Hüter der Mark gegen die Griechen. Dann aber rief ihn eine traurige Begebenheit über die Alpen zurück.

Kapitel CCII.

Die Welfen.

In Schwaben hatte sich Tumult erhoben. Herzog Ernst war als älterer Sohn der Gisela aus erster Ehe zum Erbe von Burgund näher berechtigt, als Conrad, sein späterer Stiefvater. Die Erblichkeit behauptete bereits ein so großes Uebergewicht, daß Ernst die An-

ſprüche derſelben durchaus geltend machen wollte, wiewohl Rudolf ſein Burgund nicht der ſaliſchen Familie, ſondern dem Kaiſer und Reich vermacht hatte. Mit dem unzufriednen Ernſt verbanden ſich aber zwey mächtige altſchwäbiſche Grafen, Rudolf Welf, in einem alten Geſchlechtshaß gegen die ſaliſchen Waiblinger, und Werner von Kyburg, Ernſts treuſter Freund.

Da hier die große Bedeutung des Welfiſchen Geſchlechts anhebt, ſo werfen wir einen Blick auf die Sagen ſeines Urſprungs. Schon unter Karl dem Großen erſcheint ein Warin, Graf von Altorf. Deſſen Sohn und Nachfolger Iſenbrand, heißt es, ſah einſt ein armes Weib, die drey Kinder zugleich geboren, hielt dieß für unnatürlich und ſchalt das Weib eine Ehebrecherin. Da bat dieſe in gerechtem Zorn den Himmel, daß des Grafen Gemahlin Irmentraut ſo viel Kinder als Monathe im Jahr auf einmal zur Welt bringen möchte. Der Wunſch des Weibes ward erfüllt und Irmentraut gebar zwölf Knaben. Aber ſie fürchtete den ſtrengen Sinn des Gemahls und befahl einer Dienerin, elf von den Knaben ins Waſſer zu werfen. Unterwegs ſtieß aber die Magd auf den Grafen, der ſie fragte, was ſie im Korbe trage. »Welfen,« (d. h. junge Hunde) erwiederte das erſchrockne Mädchen. Iſenbrand nahm aber das Tuch vom Korbe, und da er ſah, daß alle Kinder ſo friſch und ſtark waren, hielt er ſie für ſeine eignen, ließ ſie leben und heimlich erziehn, und führte ſie, als ſie ausgewachſen waren, der Mutter wieder zu. Seitdem erhielt dieß Geſchlecht den Namen der Welfen.

Unter den zwölfen ward Welf I Iſenbrands Nachfolger. Deſſen Tochter Jutta oder Judith heirathete Kaiſer Ludwig der Fromme. Ihr Bruder Eticho ward Welfs Nachfolger. Deſſen Sohn Heinrich ward von Jutta ermahnt, in des Kaiſers Lehndienſt zu treten;

Eticho widerrieth es dringend und beſchwor ihn, ſein ſaltes Alod zu behaupten. Doch ließ Heinrich endlich ſich verleiten, vom Kaiſer ſo viel Lehngebiet zu heiſchen, als er mit einem goldnen Wagen um die Mittagszeit, wenn Ludwig ſchlief, würde umfahren können. Er hatte von Ort zu Ort ſtarke Roſſe aufgeſtellt, mit denen er wechſelte, und ſo gewann er ein großes Gebiet. Der alte Eticho aber floh, als er vernahm, ſein Sohn habe die uralte Freiheit gegen den Vaſallendienſt vertauſcht, in die Wildniſſe von Tyrol und ward ein Einſiedler. Heinrichs Sohn war Rudolf, Rudolfs Sohn Welf II, derſelbe, der mit Herzog Ernſt ſich verbündet.

Kapitel CCIII.

Herzog Ernſt von Schwaben.

Während Conrad noch in Italien war, fielen ſein Stiefſohn, Welf und Werner über die Anhänger und Güter des ſaliſchen Hauſes her, und ſengten und brennten ungehindert. Da kam Conrad eilig zurück und hielt zu Ulm großen Reichstag, die Gemüther zu verſöhnen, die Friedensſtörer zu ſtrafen. Herzog Ernſt erſchien wohlbewaffnet an der Spitze der Schwaben und trotzte dem Kaiſer. Die fromme Giſela ſuchte vergeblich zum Frieden zu reden. Wie es aber zur Entſcheidung kam, hatte ſich Ernſt an den Schwaben verrechnet. Dieſer biedre Stamm, im Dienſte des Kaiſers, im Gehorſam des Reiches getreuer als jeder andre, verließ die Parthey ſeiner empörten Häupter und erklärte ſeinem Herzog offen und redlich, der Schwur, den je die Männer von Schwaben ihrem Herzog geleiſtet, entbinde ſie mit nichten von dem Schwur, den ſie dem Kaiſer und dem Reich geſchworen; wenn aber der Herzog mit dem Reich in Fehde lebe, ſo ſey die Pflicht, die ſie an dieſes binde, ſtärker

als die Pflicht gegen jenen. So ward Ernſt zu Ulm verlaſſen, entwaffnet, gefangen und auf der Feſte Giebichenſtein in Sachſen als Reichsverräther aufbewahrt. Welf ward des Landes verwieſen, Werner von Kyburg aber behauptete ſeine Burg mit großem Heldenmuth viele Monathe gegen des Kaiſers Heer und entfloh glücklich, als er ſich nicht länger halten konnte, 1027.

Nach drey Jahren, 1030, ließ Conrad ſeinen Stiefſohn frey und führte ihn in die Arme ſeiner edlen Mutter Giſela zurück. Dieſes treffliche Weib war ein Muſter deutſcher Frauen. Sie vergaß weder die Pflicht, die ſie dem Kaiſer ſchuldig, noch die Liebe zu ihren ältern Kindern und in allen Leiden, welche der Zwieſpalt der Familie über ſie brachte, zeigte ſie bey der ſanfteſten Liebe für alle einen feſten Muth und durchdringenden Verſtand, der dem Kaiſer und Reich ſchon in mehreren Angelegenheiten ſehr heilſam geweſen. Conrad verſprach, ihrem Sohne das Herzogthum Schwaben zurückzugeben, wenn er ihm den geheimen Aufenthalt Werners verrathen wolle. Ernſt aber rief in edlem Unwillen aus: wie ſollte ich den verrathen, der mir einzig treu geblieben? und blieb ſtandhaft bey ſeinem Wort. Da ſprachen alle Fürſten über Ernſt, als den Genoſſen des Reichsverräthers Werner, des Reiches Acht und Bann aus, und er ward ins Elend hinausgeſtoßen.

Ernſt floh in die Arme ſeines Werner und führte ſeitdem ein Räuberleben im Schwarzwald, um nur das tägliche Brot zu gewinnen. Mit ihnen verband ſich Adalbert von Falkenſtein und gab ihnen ſeine Burg zum Zufluchtsort. Von hieraus ſtreiften ſie durch das Land und raubten, was ſie bedurften. Die Schwaben brachten ein Heer auf, ſie zu fangen, und bey einem Ausfall wurden ſie umringt und nach langem löwenmüthigem Widerſtand

niedergehauen, 1037. Doch erhielt Ernſts jüngerer Bruder Herrmann das Herzogthum von Schwaben wieder.

Auf das Volk machte das Unglück und der Heldenmuth des Herzogs Ernſt einen tiefen Eindruck. Er ward in zahlreichen Liedern beſungen, davon noch einige erhalten ſind. Die Sagen von ihm wurden weiter ausgebildet. Je mehr er ein Held der Dichtkunſt wurde, erhielten alle Begebenheiten ſeines Lebens eine ſinnvolle Deutung und wurden mit allem Schmuck der in der nächſtfolgenden Zeit durch die Kreuzzüge vorzüglich auf das Morgenland gerichteten Einbildungskraft bereichert. Daraus entſtand eine ſehr ausführliche Sage, die noch jetzt in dem bekannten Volksbuch von Herzog Ernſt unter dem Landvolk fortlebt. Dieſe Sage führt den Helden ins Morgenland und läßt ihn furchtbare Abentheuer mit allen Schrecken der Natur und ſcheußlich verzerrten Thieren und Menſchen beſtehn, worin überall das Unglück, das er wirklich erlebte, anſchaulich gemacht wird. Jene Ungeheuer ſind ſeine Feinde und Verräther. Er kommt in einen finſtern Berg, das iſt ſein Gefängniß. Ein Greif entführt ihn durch die Wolken; das iſt ſein Ehrgeiz. Sein Schiff ſtrandete an dem Magnetberg; das iſt der gewaltige Kaiſer. Die Nägel fahren aus ſeinem Schiff und es geht in Trümmer; das ſind ſeine Vaſallen. Wer den Antheil des Volks am Schickſal ſeiner Häupter, wer den von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbenden poetiſchen Geiſt des Volkes und den Einfluß deſſelben auf das ſtille häusliche Leben begreifen will, darf ſolche Sagen nicht unbeachtet laſſen. Bedeutſam iſt, daß immer die unglücklichen Helden und Empörer mehr vom niedern Volk und in deutſcher Sprache, die ſieghaften Kaiſer aber mehr von Geiſtlichen und Höflingen in lateiniſchen Verſen beſungen wurden.

Kapitel CCIV.

Wiedererwerbung von Burgund.

Während dieſer Zeit ward der kraftvolle Kaiſer Conrad vielfältig von andern Sorgen für das Reich bedrängt. In Polen war auf Boleslav ſein Sohn Miſeko gefolgt, der dem Reich den Lehnseid wieder verweigerte und ſich zum König erhob. Conrad zog 1029 gegen ihn aus, ward aber durch die undurchdringlichen polniſchen Wälder aufgehalten. Auch Othelrich von Böhmen und ſelbſt Stephan von Ungarn fiel wegen Grenzſtreitigkeiten in das Reich. Conrad bezwang ſie alle mit erneuter Kraft 1031. Bald darauf ward der wilde Miſeko von den Polen ſelbſt entſetzt und floh zu Othelrich. Dieſer nahm ihn mit einer bey den Slaven nicht ungewöhnlichen Treuloſigkeit gefangen und ſandte ihn dem Kaiſer. Conrad aber ließ ihn edelmüthig frey und die Polen nahmen ihn wieder zum König. Dadurch ward Miſeko beſchämt und ſchloß einen dauerhaften Frieden. Othelrich empörte ſich nochmals 1034, ward wieder bezwungen. Um dieſe Zeit ward Udo, Miſtevoi's Sohn, Fürſt der Obotriten, von den Sachſen meuchlings umgebracht. Sein Sohn Gottſchalk, der in einem deutſchen Kloſter erzogen ward, entfloh und nahm blutige Rache. Conrad nahm ihn 1036 gefangen, entließ ihn aber nach Dänemark. Gottſchalk that in des großen Kanuts Dienſten rühmliche Thaten und ward ſein Eidam, kehrte zu den Obotriten zurück und ſuchte ſie zu dem Chriſtenthum zu bekehren. Sie aber und die Liutizer, das Hauptvolk der Wilzen, bildeten eine entſchiedne heidniſche Parthey gegen ihn.

Auch um Burgund erhob ſich Fehde. Rudolf ſtarb 1032. Da machte Odo, der franzöſiſche Graf von Champagne, Sohn einer ältern Tochter Rudolfs, als die, welche Giſela's Mutter geweſen, ſein Erbrecht geltend. Con-

rad war allerdings in entfernterm Grade mit Rudolf verwandt, hielt aber Burgund nicht für ein Erbe ſeines Geſchlechts, ſondern des Reiches und ſetzte ſich mit Gewalt 1033 zu Genf die Krone von Burgund aufs Haupt.

Odo's Empörung benutzten die Italiener, ihn auf ihre Seite zu ziehn. Das ſtrenge Walten Kaiſer Conrads misfiel allen, und ſelbſt Erzbiſchof Heribert von Mailand erhob ſich gegen ihn und trug Odo die lombardiſche Krone an. Conrad zog deshalb zum zweitenmal nach Italien 1036. Odo aber fiel indeß mit neuem Muth in Lothringen ein. Dieſes Herzogthum war nach Friedrichs Tode wieder unter einem Haupt, dem Gottfried oder Gozilo, vereinigt und dieſer tapfre Mann bezwang und tödtete Odo in der Schlacht. In Italien ſtellte Conrad die Ordnung her, doch kamen Krankheiten über ſein Heer und mit vielen deutſchen Edlen ſtarb auch Herrmann von Schwaben und Kunihild, die nordiſche Gemahlin des jungen Heinrich. Conrad ſelbſt kehrte krank über die Alpen zurück und ſtarb im folgenden Jahr 1039. Er ward zu Speyer begraben, zu deſſen prachtvollem Dom er 1030 den Grund hatte legen laſſen.

Kapitel CCV.

Treuga dei und Lehngeſetze.

Mehr noch als Deutſchland war Frankreich und Burgund vom Fehdegeiſt und Fauſtrecht beherrſcht. In Frankreich wurden die Vaſallen übermüthig und trotzig durch den Verfall und Abgang der Karolinger, in Burgund durch das Ausſterben der Rudolfe und durch die Abneigung des ſchon romaniſirten Volkes gegen Deutſchland. Waffengewalt konnte dieſem Unweſen kein dauerndes Ziel ſetzen, auf keinen Fall die Gemüther befriedigen. Aber nicht umſonſt war die Gewalt der Geiſtlichen

ſo hoch geſtiegen. Sie allein konnten grade jetzt entſcheidend ins Mittel treten und die Herzen zum Frieden zu lenken war ihrer Würde vollkommen gemäß. Ein Abt von Cluguy behauptete, durch unmittelbar göttliche Eingebung ſey ihm der Befehl vom Himmel gekommen, einen allgemeinen Gottesfrieden zu verkünden, durch den die Fehden geſtillt werden ſollten. Von Mittwoch Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang Montag, in jeder Woche, dann wieder vom Advent bis zum achten Tage nach Epiphania und von Septuageſima bis zum achten Tage nach Oſtern ſolle bey Strafe der Excommunikation jede Fehde ſtille ſtehn. Dieſe Verheißung ward von den Fürſten und Geiſtlichen mit Freuden anerkannt, zuerſt in Frankreich 1027, dann in Burgund 1032 und unter heftigem Widerſpruch des kriegeriſchen Adels nochmals 1038 und 1041 erfüllt und der Gottesfrieden oder die Gottestreue (treuga dei) zum Geſetz erhoben. Bald nahm ganz Deutſchland daran Antheil und ſein Einfluß ward von großer Wichtigkeit. Unzählige Fehden wurden dadurch weniger unterbrochen, als völlig beygelegt, weil die Gemüther Zeit zur Verſöhnung fanden und überhaupt die Fehden als etwas Gott ungefälliges verſchmähen lernten. Der religiöſe Sinn fand aber in der Beachtung dieſes Gottesfriedens eine neue Beurkundung und die Macht der Geiſtlichkeit gewann dadurch ausnehmend. Wir haben keine Urſache zu zweifeln, daß zu jener in religiöſer Begeiſterung und gottſeliger Geſinnung glühenden Zeit wirklich ein frommer Mönch den erſten Gedanken zum Treuga Dei gefaßt, aber er gewährte auch ganz die Vortheile, als wenn er klug berechneter Plan eines Kaiſers geweſen wäre; denn nimmermehr hätte auch der kräftigſte Fürſt mit dem Schwert die Fehden auf eine Weiſe unterdrücken können, wie es dem bloßen Wort der Geiſtlichkeit gelang, der auch allein das Wächter- Richter- und

Strafamt darüber zustand. Waren übrigens die günstigen Folgen nicht von Dauer und kamen bald wieder alle Fehden auf, so lag das an dem spätern großen Kampfe zwischen Papst und Kaiser, da, während die Häupter sich schlugen, das niedre Volk ein gleiches that.

Wie mit der burgundischen Erwerbung der Gottesfrieden, so kamen mit dem letzten Römerzuge Conrads neue höchst wichtige Lehngesetze nach Deutschland. In Italien hatte die Zucht und Gunst der Kaiser weniger vorwalten können, als in Deutschland. Die Vasallen, sich selbst überlassen, strebten jeder regellos nach Privatvortheil. Die Erblichkeit war größtentheils faktisch eingetreten und beruhte so sehr auf dem Bedürfniß der Zeit, daß eine gesetzliche Bestätigung derselben höchst ersprießlich war. Ein gleiches Recht aber hatten auch die Aftervasallen anzusprechen, und wie ihre Lehnsherren durch den erblichen Lehnbesitz vom Kaiser unabhängig wurden und gleichsam in das Verhältniß von Allodialherren zurücktraten, so mußten auch die Aftervasallen in das gleiche Verhältniß zu ihren Lehnsherren treten. Auch die kleinen Aftervasallen suchten ihr Lehn sich und den Ihrigen erblich zu sichern und, um dieß zu können, eine Beschränkung ihres Lehnsherrn. Allen diesen neuen Bedürfnissen, die sich größtentheils schon selbst auf unrechtmäßigem Wege befriedigt hatten, entsprach der weise Kaiser Conrad durch ein neues Lehngesetz, das er zuerst in Italien 1037 verordnete, das aber bald auch ganz Deutschland genoß. Die wichtigsten Punkte derselben waren:

Jeder Vasall, ohne Unterschied, solle sein Lehn auf seinen Sohn forterben lassen.

Kein Lehnsherr solle ein Lehn veräußern ohne die Zustimmung aller seiner Aftervasallen.

Kein Lehnsherr ſolle fürohin ſeine Aſtervaſallen richten, ſondern ein Gericht von Gleichen, je nach dem Range des Angeklagten.

Jeder Aſtervaſall ſolle das Recht haben, an den Kaiſer zu appelliren, wenn ihm von ſeinem Lehnsherrn Unrecht geſchehn.

Die drey letztern Geſetze ſind vorzüglich wichtig. Sie ſicherten das Wohl und die Ehre der niedern Vaſallen, aus denen noch der gröſste Theil der Nation beſtand. Sie knüpften wieder ein Band zwiſchen dieſem und dem Kaiſer, das bisher, da noch jeder Aſtervaſall nur mit ſeinem Lehnsherrn und gar nicht mit dem Kaiſer zuſammenhing, ganz abgeriſſen war. Der Kaiſer ſelbſt alſo gewann dadurch an Macht und an Vertrauen. Wie ſehr dieſe Geſetze auf den Sinn des Volks berechnet waren, beweist das Betragen der ſchwäbiſchen Vaſallen gegen Herzog Ernſt.

Kapitel CCVI.

Heinrich III der Schwarze.

Von einem eben ſo weiſen als kriegeriſchen und überall ſtreng durchgreifenden Vater und von einer höchſt edlen und in Leiden erſtarkten Mutter erzogen, entwickelte Heinrich frühe die Gaben des gewaltigen Herrſchers. Kein Kaiſer vorher herrſchte mit ſolcher Willkühr und eiſernen Strenge, keiner aber hatte dieſen gebieteriſchen Geiſt wie Heinrich und keinem hatten ſeine Vorgänger den Weg ſo gelichtet und gereinigt. Heinrich vermochte ganz ſelbſtändig zu herrſchen, und er that es. Wie Karl der Groſe hielt er die Zügel des Reichs und der Kirche in einer ſtarken Hand. Die Päpſte ſelbſt verginge vor ſeinem Arm und die Herzöge wurden ſo ohnmächtig, daſs ſie gar nicht mehr vorhanden zu ſeyn ſchie-

nen. Zu ihrer gänzlichen Abschaffung war nur noch ein Schritt, den Heinrich vielleicht gethan hätte, wenn er länger am Leben geblieben. Das Bedürfniß nach Herzögen ward immer schwach, wenn ein riesenhafter Kaiser das große Reich allein zu bewältigen verstand, aber höchst dringend, wenn ein schwacher Kaiser die Zügel sinken ließ. Zufällig starben unter Heinrich mehrere Herzöge aus, und da dieselben nicht in dem Stamm, den sie beherrschten, eingeboren waren, so lag diesem wenig an der Wiederbesetzung. Das neue Lehngesetz selbst richtete die Blicke des Volks vom Herzog auf den Kaiser. So konnte Heinrich ungehindert die verfallenen Herzogthümer Schwaben, Baiern, Kärnthen, wie das Königthum Burgund für sich allein ohne die Vermittlung eines Herzogs regieren, mit den wenigen übrigen Herzögen aber desto strenger und willkührlicher verfahren.

Schwaben ließ Heinrich eine lange Zeit unbesetzt, dann gab er es einem ohnmächtigen Mann, Otto, dem ostfränkischen Markgrafen von Schweinfurth.

Kärnthen, dessen Herzog ebenfalls ohne Erben gestorben, gab er nach einigem Besinnen an Welf, dem Sohn des ältern Welf, und sühnte damit den alten Haß dieses Hauses gegen die salischen Waiblinger wieder aus. Der mächtige Anhang Welfs in Schwaben und ein großen Herrschern eignes Spiel, Feinde zu Dienern zu machen, scheint ihn dazu bewogen zu haben, 1047. Welf starb 1055 kinderlos und der Mannsstamm seines Hauses ging aus. Seine Schwester Kunigunda jedoch hatte von Azzo, einem italienischen Markgrafen, einen Sohn Welf, der das berühmte Geschlecht fortpflanzte.

Baiern, dessen Herzog auch gestorben, gab Heinrich wieder an einen jüngern Heinrich von Luxenburg, nach dessen Tode an Conrad von Franken. Diesen aber mochten die Baiern in ihrem alten Haß gegen die Franken

nicht leiden und Heinrich nahm ihm eben so willkührlich wieder sein Herzogthum und gab es seiner eignen Gemahlin Agnes, die es bis nach seinem Tode behauptete.

Damals zeichnete sich im Breisgau ein edler Graf Berthold aus, ein Neffe Radbots des Habsburgers. Heinrich, der mit allen Herzogthümern nach Gutdünken schaltete, versprach ihm nach Ottos Tode Schwaben zu geben. Doch ward Berthold später auf eine andre Weise in die Reihe der deutschen Fürsten erhoben, um der Stifter eines neuen ruhm- und thatenreichen noch jetzt auf einem deutschen Thron blühenden Geschlechtes zu werden.

Bernhard von Sachsen allein behauptete in der Mitte seines angestammten Volkes das alte Ansehn des Herzogs. Heinrich fand für gut, ihn zu schonen, doch gab er ihm nicht ohne kluge Berechnung ein Gegengewicht, theils an den Markgrafen und Grafen z. B. Ludwig dem Bärtigen, ersten Landgrafen zu Thüringen († 1055), theils an dem Erzbischof Adalbert von Bremen, den er ausnehmend bereicherte. Zwölf Bisthümer gehorchten ihm als Erzbischof, darunter zwey neue Bisthümer Ratzeburg (Lübeck) und Mecklenburg (Schwerin). Auch hielt sich Heinrich, wenn er in Deutschland war, immer in Goslar, mitten in Sachsen auf, um dieses Herzogthum stets in strenger Aufsicht zu halten. Auch den sonst so gefürchteten Erzbischof von Mainz demüthigte Heinrich, indem er dem Cöllner bey der Krönungsfeyerlichkeit seines jungen Sohnes den Vorrang gab.

Kapitel CCVII.

Heinrichs Strenge gegen die Päpste.

Den ersten Kampf bestand Heinrich wider die Böhmen. Othelrichs Sohn, Bretislav, suchte sich wieder

vom Reich unabhängig zu machen, und selbst der Bischof Severus von Prag strebte sich der kirchlichen Obergewalt zu entziehn. Nach zweyjährigem Kampf unterwarf sie Heinrich mit Gewalt der Waffen 1042.

In den folgenden Jahren empörten sich die unzufriednen Burgunder. Heinrich bezwang auch diese und heirathete zur Befestigung des Friedens Agnes von Poitou, die mit den mächtigsten burgundischen Grafengeschlechtern verwandt war, 1044.

Darauf entstanden Unruhen in Ungarn. Stephan der heilige starb ohne Kinder. Seine deutsche Gemahlin Gisela brachte seinen Neffen Peter auf den Thron. Die Laster desselben und das Uebergewicht der Deutschen am Hofe empörte das Volk. Peter ward entsetzt und Obo auf den Thron gehoben. Heinrich aber zog über Ungarn, setzte Peter mit Gewalt wieder ein und Obo ward ermordet. Dennoch ertrugen die Ungarn ihren König nicht, ließen ihn blenden und setzten den Andreas ein. Heinrich sah, daß er das Volk schonen müsse, ließ sich von Andreas huldigen und zwang ihn, als er sich dennoch empörte, noch einmal zum Gehorsam.

In Italien herrschte wieder die größte Verwirrung, dießmal durch eine Kirchentrennung unter mehrern Päpsten. (Eine solche Trennung hieß ein Schisma.) Die verschiednen italienischen Partheyen hatten zu gleicher Zeit drey Päpste aufgestellt, Benedikt IX, Sylvester III und Gregor VI. Da begab sich Heinrich 1046 auf den Römerzug und hielt zu Sutri eine große Kirchenversammlung, auf welcher er als Schiedsrichter über die Päpste auftrat. Zum Zeichen seiner Macht aber ließ er alle drey Päpste absetzen und führte dagegen einen Deutschen, Suidger von Bamberg, unter dem Namen Clemens II auf den päpstlichen Stuhl. Bey dieser Gelegenheit wurden alle Vorrechte des Kaisers bey der Papstwahl aufs

neue bekräftigt. Darauf ging Heinrich nach Apulien und vergrößerte das Lehn der Normannen unter den tapfern zwölf Söhnen Tancreds von Hauteville.

Die Römer konnten den deutschen Papst nicht vertragen und Clemens starb bald, wahrscheinlich an Gift. In eben so kurzer Zeit starb sein deutscher Nachfolger Damasius II. Doch setzte Heinrich einen dritten Deutschen, seinen eignen Verwandten, Leo IX auf den Thron. Dieser bekam mit den Normannen wegen der Erweiterung und Unabhängigkeit ihres Gebiethes Streit, zog wider sie zu Felde, ward aber gefangen und starb im Gefängniß. Am päpstlichen Hofe lebte damals der Mönch Hildebrand, der sich den größten Einfluß zu verschaffen wußte und mit großen Planen für die Kirche umging. Da es seine erste Sorge war, den heiligen Stuhl dem frechen Spiele der italienischen Partheyen zu entziehn, was nur der Kaiser vermochte, so bewog er die römische Geistlichkeit, Heinrich um einen neuen Papst zu bitten. Er selbst kam an der Spitze der Gesandtschaft nach Deutschland und der Kaiser sandte mit ihr abermals einen Deutschen, Victor II, als Papst zurück.

Mittlerweile erhob sich eine große Fehde in Lothringen. Der Kaiser hatte dieses Herzogthum nach Gottfrieds Tode wieder unter dessen Söhne Gozilo und Gottfried getheilt. Da aber der erste blödsinnig war, so bekam Friedrich von Luxenburg, der Bruder Heinrichs von Baiern, Oberlothringen. Darüber empörte sich Gottfried, der ganz Lothringen, wie sein Vater, besitzen wollte und den das Volk lebhaft unterstützte. Er ward aber bezwungen und auch Niederlothringen ihm entrissen, welches an Adalbert, einen Grafen im Elsaß fiel. Gottfried erhob von neuem Fehde, und überwand mit der Hülfe seiner treuen Lothringer den Adalbert, erschlug ihn selbst in der Schlacht. Der Kaiser verlieh indeß

Niederlothringen an Adalberts Neffen, Gerhard, und ſchlug den widerſpenſtigen Gottfried zum zweitenmale, verzieh ihm aber wegen ſeiner Tapferkeit und ſandte ihn nach Italien, dort die Ruhe zu erhalten. Seine treuſten Anhänger, Balduin, Graf von Flandern und Dietrich, Graf von Holland, welche ſeine Fehde fortſetzten, wurden 1054 endlich bezwungen, der letztre getödtet.

Gottfried war kaum in Italien angelangt, als ſein Unglück ihm gleich die italieniſche Gegenparthey des Kaiſers geneigt machte. An der Spitze derſelben ſtand Beatrix, die Wittwe und Erbin des mächtigen Markgrafen von Toscana, deſſen Lehngebiet damals den größten Theil von Oberitalien umfaßte. Mit dieſer Frau vermählte ſich Gottfried und erklärte ſich wieder gegen den Kaiſer. Da zog Heinrich 1055 abermals über die Alpen, ſiegte und führte Beatrix gefangen nach Deutſchland. Doch erhielt Gottfried und ſein gleichnamiger Sohn nach des Kaiſers Abzug ſeine Parthey in Italien.

Heinrich, der König von Frankreich, rief den Kaiſer ab, indem er die Anſprüche Frankreichs auf Burgund und Lothringen erneuerte. Beyde Herren hielten zu Ivois eine Zuſammenkunft 1056. Der Kaiſer warf zum Zeichen der Fehde ſeinen Handſchuh hin, den aber der König aufzuheben ſich fürchtete. So ging er beſchämt in ſein Land zurück.

Ein andrer wilderer Feind bedrängte das Reich mit erneuertem Ungeſtüm. Die heidniſchen Wenden behaupteten die Oberhand, ſo männlich auch Bernhard von Sachſen, Wilhelm von Brandenburg (des ältern Bernhard Sohn) und der chriſtliche Fürſt der Obotriten, Gottſchalk, ſie bekämpften, Wilhelm fiel in einer Schlacht, 1056.

In demſelben Jahr entſtanden Erdbeben, Peſt und Hungersnoth in Deutſchland, Vorboten noch ſchlimmerer

Unglücksfälle. Denn der Kaiser selbst ward krank und starb in der Blüthe seiner Kraft, nachdem er noch kurz zuvor in Goslar mehrere Ketzer, die Fleischessen für Sünde hielten, hatte henken lassen, 1056. Er hinterließ das Reich seiner Gemahlin Agnes und einem fünfjährigen Sohne Heinrich. Ein Weib und ein Kind sollten die Zügel der Herrschaft lenken in einer Zeit, wo nur die vollste Mannskraft ihrer mächtig war.

Kapitel CCVIII.

Kaiserin Agnes.

Der Hingang des kaiserlichen Helden eröffnete allen feindselig gährenden Trieben und Kräften der verhängnißvollen Zeit freyen Spielraum, und je gewaltiger Heinrich III sie niedergehalten, desto ungestümer brachen sie aus dem Zwange. In einem wirren, furchtbaren Kampfe, in den das Reich ein halbes Jahrhundert lang gestürzt ward, erblicken wir einen tiefen Abgrund von Unglück, Jammer, Verbrechen und Schande; doch sehn wir in diesem Kampfe wieder alle gesunden Kräfte des Volks schnell und voll sich entfalten und in reißender Bewegung das Mittelalter zu seiner erhabnen Höhe hinaufführen. Die funfzigjährige Regierung von Heinrichs unglücklichem Sohne war eine strenge Schule der Zucht und ein Reinigungsfeuer für den edlen Geist des Volkes, der die folgenden Jahrhunderte einer unsterblichen Herrlichkeit weihte.

Heinrich IV war fünf Jahr alt, und schon zum Nachfolger im Reich ernannt, als sein tapfrer Vater hinschied. Seine Mutter Agnes aber ward Verweserin des Reichs in des Kindes Namen. Sie war ein frommes Weib voll guten Willens und eines gereiften Verstandes. Aber die männliche Kraft gebrach ihr und die

Kunſt, Helden im Kampfe zu ſtehn. Nur durch Milde, Liebe, ſanfte Zurede, freundliche Vermittlung und uneigennützige Aufopferung des eignen Vortheils wollte und konnte ſie regieren, aber nicht in einer Zeit, welcher Kampf nothwendig war, und nicht unter Männern, in deren eiſernen Buſen kein mildes Gefühl Platz gewann. So wurde ſie, zur Heldin der Zeit berufen, das Opfer derſelben, und mit ihr das kaiſerliche Kind.

Wohl fühlend, daß ſie die weiten Länder nicht gleich ihrem Gemahl ohne Herzöge würden regieren können, und um die feindliche Geſinnung derer, die bisher zurückgeſetzt worden, in freundliche Anhänglichkeit zu verwandeln, beſetzte ſie bald nacheinander die erledigten Herzogthümer mit Feinden ihres Gatten.

Der trotzige Graf Rudolf von Rheinfelden entführte gewaltſam ihre Tochter Mathilde, und Agnes war gütig genug, ihm nicht nur zu verzeihen, ſondern ihm auch Schwaben und Burgund zu Lehn zu geben, 1058. Das unruhige Schwaben bedurfte des Hauptes. Zwiſchen ſeinen Edlen war häufige Fehde. In einer derſelben wird zum erſtenmal in der Geſchichte ein Graf von Hohenzollern erwähnt.

Um den gerechten Anſpruch des Grafen Berthold zu befriedigen, verlieh ihm Agnes 1060 das Herzogthum Kärnthen und die Grafſchaft Verona in Italien, wozu ihm auch der Breisgau zu eigen blieb. Von Kärnthen (Carinthia) aber bekam das alte Stammſchloß der Grafen im Breisgau den Namen Zähringen, der auf das ganze Geſchlecht überging.

Baiern verlieh Agnes an den tapfern ſächſiſchen Otto von Nordheim, und Lothringen gab ſie wieder dem Sohn ihres Erbfeindes Gottfrieds, Gottfried dem Buckligen, einem höchſt biedern Manne, welcher auch beynah allein den Saliern getreu blieb. Zu Lothringen behaup-

tete dieſer noch die ausgedehnte Markgrafſchaft Toscana, indem er Mathilden, die Tochter der Beatrix, zur Gemahlin nahm.

Der Kaiſerin vorzüglichſte Rathgeber waren der fromme Biſchof Heinrich von Augsburg und der kräftige Erzbiſchof Guibert von Ravenna. So beſcheiden ſie aber die Regentſchaft führten, entgingen ſie doch der Verläumdung nicht, womit die Feinde der kaiſerlichen Gewalt den guten Ruf der Kaiſerin und ihrer Räthe befleckten, um ſie zu ſtürzen.

Kapitel CCIX.

Hildebrand.

Victor II ſtarb ſchon 1057. Die Italiener erhoben Stephan IX, den Bruder Gottfried des Buckligen, zum Papſt, der ſchon im folgenden Jahre ebenfalls ſtarb. Wiederum wählten ſie Benedikt X; den aber Hildebrand nicht litt. Noch immer fuhr dieſer kraftvolle Geiſt fort, das päpſtliche Anſehn durch das kaiſerliche herzuſtellen, um ſodann Höheres zu erreichen. Darum bat er abermals die Kaiſerin um einen neuen Papſt. Sie ſchickte Nicolaus II.

Dieſer Papſt ging vollkommen in den Plan Hildebrands ein und führte die Rathſchläge deſſelben kräftig aus. Die Zeit war gekommen, da das Papſtthum aus ſeiner Entehrung und Ohnmacht ſich erheben und den ungeheuren Gedanken des Gottesſtaates oder der Theokratie zur Ausführung bringen ſollte. Getragen von dem glühenden Glaubenseifer der Zeit, bedurfte die Kirche nur eines kraftvollen Hauptes und das weltliche Reich eines ohnmächtigen, um alle Gewalt aus der weltlichen Hand in die geiſtliche zu ſpielen. Dieſes Haupt fand die Kirche in dem Mönch Hildebrand zu einer Zeit, da das Reich von einem Kinde gelenkt wurde. Hildebrand

aber besaß alle Gaben, um der Held der Kirche und seines Jahrhunderts zu werden. Ein unsträfliches Leben und reine Sitte, Entsagung aller Weltlust, machten ihn ehrwürdig und heilig. In klösterlicher Einsamkeit gebildet, hatte sein Geist sich gesammelt und in die Tiefen religiöser Andacht, und einer über das Gemeine erhabnen Weltanschauung sich versenkt. Dann wieder durch die Ueberlegenheit seines Geistes den Mächtigen empfohlen, war er eingeweiht worden in die Händel der Welt, hatte zu den Unterhandlungen der Kirche thätig mitgewirkt, war selbst in Deutschland gewesen und sein Feuerblick hatte die ganze Lage des christlichen Welttheils schnell durchspäht. Weltverstand, Geschwindigkeit, selbst Verstellung, unheilige Dinge, die ein reiner Zweck ihm zu heiligen schien, besaß er schon als geborner Italiener in einem hohen Grade. An Beredsamkeit war ihm niemand überlegen. Mehr als dieß alles aber war ein felsenfester Charakter, ein unbeugsamer Muth, ein Herrschersinn und eine Herrschergabe, welcher der Sieg angeboren schien, und im Mittelpunkt aller dieser Kräfte ein einziger Gedanke, dem sie alle dienen mußten, das gewaltige Rüstzeug, womit dieser Held der ganzen Welt gegenüber in die Schranken trat. Hildebrands Gedanke, der in seinen Thaten lebendig und unsterblich wurde, war die Vollendung der Theokratie, die in der fortschreitenden Ausbildung der Kirche schon angedeutet lag, und in sofern nicht sein Gedanke, sondern Gedanke des ganzen Mittelalters war. Aber um so höher erscheint ein Mann, der sich des Geistes eines ganzen Zeitalters zu bemächtigen und ihn wie seinen eignen zu beherrschen weiß. Darin ist Hildebrand Karl dem Großen würdig zur Seite zu stellen. Man hat seine Größe von jeher ins Niedrige herabzuziehn getrachtet, schon zu seiner Zeit, da sein heiliger Eifer nicht minder

als die Härte, womit er, von den Umſtänden gedrängt, oft verfahren mußte, ihm zahlreiche Feinde geboren, und wieder ſpäter, da die Kirchenherrſchaft, die er zuerſt begründet, zum giftgeſchwollnen Ungeheuer aufgeſogen, Europa verzehren zu wollen ſchien, darum durch eine entgegengeſetzte Kirche gewaltſam verdrängt wurde. Da wurde aller Frevel ſpäterer Zeit auf ihn übergetragen, als habe er ihn nicht blos veranlaßt, ſondern auch gewollt. Aber es iſt nimmer zu verkennen, daß ihn reiner heiliger Eifer gegen die Entehrung des Heiligſten, gegen die Schmach des Oberhirten der Chriſtenheit, gegen den weltlichen Sinn der Biſchöfe, gegen die Sittenloſigkeit der Geiſtlichen zu einem würdigen Reformator der Kirche geſtempelt, und daß ſein Glück und Sieg, die Ausführung ſeines Willens den beſten Beweis liefert, wie ſehr er im Sinn ſeiner Zeit gehandelt.

Sein großes Werk begann er unter Nikolaus II, der nur den Namen dazu lieh. Dabey muß noch zweier Männer gedacht werden, die ihm rüſtig zur Seite ſtanden, Petrus Damiani, ihm gleich an religiöſem Eifer und heiliger Strenge der Sitten, der Mönche und aller Frommen Abgott, und Lanfrank, ihm gleich an Gelehrſamkeit, der Theologen und Schriftgelehrten Ueberwinder. Sie waren gleichſam nur Theile von Hildebrands Weſen und die Apoſtel ſeiner Lehre.

Anfangs mußte Hildebrand die kaiſerliche Würde ſchonen, um ſie zu Gunſten der Kirche zu benutzen. Sein eigentlichſtes Streben ging aber dahin, alle weltliche Macht vom päpſtlichen Stuhl abhängig zu machen. Er bediente ſich jenes Gleichniſſes, daß der Papſt die Sonne, der Kaiſer nur der Mond ſey. Die ganze Chriſtenheit ſchien ihm zu einer großen einigen Geſellſchaft berufen, darüber nur ein Herr, der Papſt, als Stellvertreter Gottes, gebieten dürfe, wenn weltliche Geſinnung nicht

ewig neue Zwietracht, Sklaverei, Unterdrückung und Laster gebären ſollte. Gott ſey der Herr der Welt und der Papſt ſein einziger würdiger Stellvertreter. Darum ſey die griechiſche Kirche der römiſchen von Rechtswegen unterthan, und der Kaiſer, wie alle weltliche Könige ſollten nur vom Papſte ihre Krone zu Lehen empfangen. Dem Papſt ſolle zuſtehen, ſie ein- und abzuſetzen, je nachdem ſie ſich würdig beweiſen, die Chriſtenheit zu leiten. Weltliche Herrſcher ſollten ſeyn, aber nicht, wie bisher, im feindlichen Gegenſatz gegen die Kirche oder wohl gar Herren der Kirche und Tyrannen über den Papſt, den Herrn aller Herren; ſondern ſeine Vögte, geſetzt über die Heerden der Völker. Auch ſollten ſie nicht unter einander kriegen, andre Völker unterjochen, fremde beherrſchen, ſondern jede Völkerfamilie ſolle ihren eigenen Regenten haben und behalten, und alle wieder unter dem Papſt zu einer großen chriſtlichen Familie verbunden ſeyn. Dieſe Anſicht, im religiöſen Geiſt der Zeit begründet, rein und erhaben, wenn die Gewalt, die ſie dem Papſt verlieh, nicht gemißbraucht ward, würde um ſo entſchiedener den Sieg davon getragen haben, wenn ſie nicht die alte Idee vom Kaiſer gänzlich zu vernichten geſtrebt hätte, der ein ehrwürdiges Alter, eine glanzvolle Geſchichte, den Segen dreier Jahrhunderte und das neue Intereſſe der Städte und des Handels, deren Weſen der geiſtigen Beſchaulichkeit und dem Prieſterregiment am fremdeſten war, einen nie ganz zu bewältigenden Anhang verſchafft hatte.

Die Erhebung der Kirche begann unter Nikolaus durch zwey wichtige Handlungen eines Concils zu Rom 1059. Der erſte machte die Papſtwahl vom Kaiſer unabhängig und völlig ſelbſtändig. Nach dem Muſter der Domkapitel oder Canonikate bey den Bisthümern ward aus der höchſten Geiſtlichkeit eine Geſellſchaft von ſ. gen. Cardinälen gebildet, durch deren Stimmenmehr künftig allein der Papſt

gewählt werden ſollte. Hildebrand ward ſelbſt Cardinal und Archidiakonus oder Erzkanzler, d. h. erſter Miniſter und Schreiber des Papſtes. Die zweite Handlung verlieh dem Papſte eine Oberlehnsherrlichkeit, wie ſie bisher nur dem Kaiſer zuſtand, indem die Normannen feyerlich zu Lehnsträgern des päpſtlichen Stuhles und nicht mehr des Kaiſers erklärt wurden. Robert Guiskard in Neapel und ſein Bruder Roger in Sicilien verbanden ſich in ihrem unabhängigen Sinne gern mit dem Papſte, um der Reichspflicht entbunden zu ſeyn; dem Papſt aber war ihre Freundſchaft in Italien von großem Werthe und noch wichtiger die Ausführung des neuen Grundſatzes, daß der Papſt Beherrſcher unabhängiger Könige ſeyn ſolle. Zugleich unterwarf der Papſt ſeine alten Widerſacher, die Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna.

Bemerkenswerth erſcheint es, daß Hildebrand nicht viel von Verfolgung der Ketzer hielt und dieſen Punkt gefliſſentlich unberührt ließ, um in wichtigern Unternehmungen gegen den Kirchenverfall im Großen nicht gehindert zu werden. Es zeugt von ſeinem umſichtigen Geiſte. Berengar, ein Canonikus von Tours, mußte zwar ſeine ketzeriſche Lehre gegen die Transſubſtantiation, d. h. gegen die Lehre, daß Wein und Brodt beym Abendmahl der wahre Leib und das Blut Chriſti ſey, feierlich abſchwören, doch hielt ihn Hildebrand ſeiner großen Talente wegen hoch.

Nicolaus II ſtarb 1061. Die Kardinäle wählten Alexander II. Da erſt erinnerte ſich Agnes ihres kaiſerlichen Anſehens, erklärte dieſe Wahl ohne ihre Zuſtimmung für ungültig und ließ zu Baſel durch die deutſchen Biſchöfe einen andern Papſt Honorius II wählen.

Kapitel CCX.

Der heilige Anno.

Unter den deutſchen Männern, die zu Helden der neuen Zeit ſich berufen fühlten, tritt uns zuerſt Anno,

Erzbiſchof von Cölln, entgegen. Cölln war ſo wie Bremen von Heinrich III gegen das mächtige Mainz begünſtigt worden, Anno aber fühlte ſich zu noch höherem tüchtig und darum berufen. Wir lernen ihn als einen gewaltigen ſtrengen Charakter kennen, der mit gleicher Kraft das Scepter, das Schwert wie den Krummſtab zu handhaben verſtand. Daß er nach Herrſchaft geſtrebt, iſt unverkennbar, und zwar nach dem Reichsregiment; darum hat man ihm aber mit Unrecht den Vorwurf gemacht, er habe die deutſche Kirche von der römiſchen losreißen wollen. Sein Einverſtändniß mit Hildebrand ſpricht offenbar dagegen. Wahr iſt, daß er wichtige Bisthümer mit ſeinem Anhang beſetzte. Das Erzbisthum Magdeburg erhielt ſein Bruder Wezilo (Werner), das Erzbisthum Trier ſein Enkel Kuno (Conrad), das Bisthum Halberſtadt ſein Enkel Bucco (Burkhard); ſie dienten aber nur ſeiner weltlichen Größe.

Dem ſchwachen Weibe das Steuer des Reiches zu entreißen war ſein vornehmſter Plan und ſeiner Kraft würdig, doch das Mittel dazu unedel und barbariſch, wie ſeine ſtarke Seele ſelbſt. Schon einmal war ein Anſchlag auf das Leben des jungen Heinrich gemacht worden. Otto, der Bruder Wilhelms von Brandenburg, war in der Nachfolge übergangen und an ſeiner Statt Udo, Graf von Stade, zum Markgrafen geſetzt worden. Darüber mißvergnügt und von hohem Ehrgeiz beſeelt erhub er Aufruhr. Viele Sachſen, welche ſchon Heinrich III gehaßt hatten, ſchlugen ſich zu ihm und gedachten ſogar, ihn zum König zu machen und den jungen Heinrich zu ermorden, doch kam es zwiſchen ihm und Ekbert, Graf von Braunſchweig, einem eifrigen Anhänger der Salier, zum Zweikampf, in welchem beyde fielen, 1057. Sichrer verfuhr Anno. Er haßte Agnes und den Biſchof von Augsburg und hielt ihr Regiment für ſchimpflich. Er

ſelbſt wollte herrſchen in des jungen Königs Namen. Gleichen Ehrgeiz zeigten Otto von Nordheim, der größte Feldherr, und Ekbert, Markgraf von Meißen, der tapferſte Ritter ſeiner Zeit, die überdem als Sachſen den Saliern Feind waren. Dieſe drey Männer verbanden ſich, den Prinzen zu entführen. Sie luden die Kaiſerin mit ihrem Sohne zum Oſterfeſt nach Kaiſerswerth 1062, gaben nach der Mahlzeit vor, dem Kinde ein ſchönes Schiff zeigen zu wollen, führten es an den Rhein, ins Schiff und ruderten eilig davon. Der herzhafte Knabe ſprang, ſobald er merkte, daß man ihn ſeiner Mutter entführen wolle, kühn in die Wellen, doch Ekbert ihm augenblicklich nach, und beyde wurden wieder ins Schiff gebracht. Vergebens flehte Agnes die treuloſen Vaſallen um ihr Kind, vergebens verfolgte das Landvolk die Entführer an beyden Ufern eine weite Strecke. Anno brachte den König nach Cölln. Agnes entſagte weinend der Vormundſchaft und ging nach Italien in ein Kloſter.

Sein Unternehmen zu beſchönigen veranlaßte Anno einen Fürſtenbeſchluß, nach welchem jeder Biſchof, in deſſen Sprengel der junge König während ſeiner Minderjährigkeit ſich aufhalten würde, das Reich regieren ſolle. Das that er ſelbſt, indem er Heinrich in Cölln behielt. Er erzog ihn ſtreng, barbariſch, ließ ihn gleich einem Chorknaben Latein lernen und dabey ſtreng züchtigen. Grade dieſe Zucht aber würde, hätte ſie länger gedauert, den König zu männlicher Kraft gereift haben.

Als Reichsverweſer führte Anno ſchon 1063 den König in einen Feldzug gegen die Ungarn. Dort hatte Bela gegen Andreas ſich empört, ihn umgebracht und den Sohn deſſelben, Salomo, dem des Kaiſers Schweſter Jutta zur Ehe verſprochen war, von der Thronfolge verſtoßen. Anno ſtellte Salomo her und gab ihm Heinrichs Schweſter. Salomo empfing ſein Königreich dafür

vom deutſchen König zu Lehn, worüber Hildebrand ihn derb ausſchalt und ihm gebot, es nur vom Papſt zu Lehn zu nehmen.

Der Streit zwiſchen Honorius II und Alexander II rief Anno als Reichsverweſer nach Italien. Streng trat er Hildebrand entgegen; aber wie ſtarke Seelen ſich erkennen und achten, ward er bald mit ihm einig. Auch Anno verwarf den Papſt der Kaiſerin, entſchied ſich für die Cardinäle und Alexander blieb Papſt.

Bey Anno's Rückkehr war aber Heinrich in andre Hände gerathen, und der Erzbiſchof kam ſpäter nur noch zweimal auf kurze Zeit an die Spitze der Reichsgeſchäfte. Indeß gab ihm die Stadt Cölln genug zu thun. 1063 oder nach andern Nachrichten ſpäter, entſpann ſich eine heftige Fehde zwiſchen ihm und den Kaufleuten, die uns ein Beiſpiel abgibt von dem Kampf entgegengeſetzter Intereſſen, der ſich bald in vielen andern Biſchofsſtädten erhob. Die Diener Anno's bemächtigten ſich mit frechem Bedientenübermuth eines ſchönen Kaufmannsſchiffs, das eben mit Waaren beladen am Ufer lag, leerten es aus und nahmen es für eine Luſtfahrt des Erzbiſchofs in Beſchlag. Der Sohn des Kaufmanns, dem das Schiff gehörte, kam mit vielem Anhang herzugelaufen und vertrieb die Leute des Biſchofs mit Gewalt. Anno befahl Frieden und behielt ſich mit ſtrenger Herrſchermiene ſein Urtheil vor. Die Kaufleute vermutheten nichts Gutes, denn ſie kannten ſeine Gewaltthätigkeit. Darum entſchloſſen auch ſie ſich zur Gewalt, rotteten die ganze Bürgerſchaft zuſammen, ſtürmten und zerſtörten das Schloß des Erzbiſchofs und belagerten ihn ſelbſt in der Peterkirche. Er entkam glücklich bey Nacht, brachte ſchnell ein großes Heer zuſammen und zog an die Thore von Cölln. Die Bürger, durch das Neue ihres Wagſtücks ſelbſt betroffen und der Macht des alten Herrſchers nicht gewachſen,

aten um Gnade. Anno erklärte ſich für nichts und be-
ielt mit gewohnter Kälte ſich vor, Gericht zu halten,
nd ward in die Stadt gelaſſen. Doch fürchteten die
Kaufleute ſeinen Zorn und ihrer ſechshundert zogen bey
Nacht mit Hab und Gut davon. Den jungen Kaufmanns-
ohn bekam aber der Biſchof in ſeine Gewalt und ließ ihm
ebſt vielen ſeines Anhangs die Augen ausſtechen.

Anno that übrigens viel zur Verſchönerung ſeiner
Stadt und bereicherte ſie mit Kirchen. Sein Glaubens-
ifer und ſelbſt ſeine herriſche Strenge verſchafften ihm
ey der Mit- und Nachwelt eine unbegrenzte Ehrfurcht.
Er ward zum Heiligen erhoben und wir beſitzen noch jetzt
in Lied, das auf ſeinen Tod gedichtet worden, den Lob-
eſang des heiligen Anno, der zu den trefflichſten Dich-
ungen des Mittelalters gehört und durch ſeine unüber-
reffliche Zartheit und Milde mit dem Charakter des
Biſchofs ſelbſt in einem grellen Widerſpruche ſteht. Völlig
reu hat ſich dagegen der Geiſt dieſes Mannes dem finſtern
nd ſtrengen Geiſte Cölns aufgeprägt, der durch alles
as Größte und Herrlichſte, was dieſe Stadt zur Verklä-
ung der Kirche geleiſtet, noch in ſpäter Zeit hindurch-
eblickt hat.

Kapitel CCXI.

Adalbert von Bremen.

Während Anno in Italien war, kam Heinrich in die
hände Adalberts, der Anno's Nebenbuhler um die Re-
entſchaft wurde. Heinrichs III Gunſt gab ihm ein Recht
azu, ſo wie Anno's eigne Verordnung. Außerdem aber
ielt Adalbert nur ſich ſelbſt, als den Gebildetſten ſeiner
eit, für würdig, das Reich zu verwalten und den Kö-
ig zu erziehen. Als ein Pfalzgraf von Sachſen von
ohem Adel geboren, gewählt erzogen, liebenswürdig
nd ſchön von Körper, wie wenige ſeiner Zeit, gelehrt

und geiſtreich, wie kein andrer Deutſcher, ſittenrein aus Achtung für ſich ſelbſt und aus Schönheitsſinn, ſtand er in gewiſſem Sinn wirklich einzig über ſeinem Jahrhundert und hielt ſich für den erſten deſſelben, ſo wenig ſeine feine Bildung dahinein paßte. Der finſtre Anno, die rohen Herzöge kamen ihm ſehr gemein und niedrig vor; er verachtete ſie wie ein Prinz und wie ein ſchöner Geiſt, und verſtand es auch den jungen König von dem Glück zu überzeugen, ihn den rauhen Händen jener Barbaren entriſſen zu haben. Da jede ſchöne Natur für ſich Recht behält, ſo wollen wir Adalbert nicht mit Vorwürfen überladen; Heinrich aber verdient alles Mitleid, daß er durch dieſen geiſtreichen Mann völlig verdorben wurde. Schon der plötzliche Wechſel von der äußerſten Strenge und Geringſchätzung, die ihm Anno angedeihen laſſen, mit der Achtung, Höflichkeit, glänzenden Umgebung und prinzlichen Freyheit, die er bey Adalbert genoß, konnte nur ſchädlich auf ihn wirken. Adalbert war nichts weniger, als ein Erzieher, und überließ den Knaben ſeinen Neigungen, gab ihm grade in dem gefährlichen Alter des reifenden Jünglings volle Freiheit zu jeder Lüderlichkeit und freute ſich der leidenſchaftlichen Munterkeit, die derſelbe dabey blicken ließ und ihm einen geiſtvollen Regenten zu verſprechen ſchien. In dieſem luſtigen Hofe herrſchte der Witz und Genuß ſtatt des Ernſtes und der Arbeit. Die Reichsgeſchäfte wurden ſpielend getrieben. Der Erzbiſchof trieb die greulichſte Simonie, um mit ſeinem Anhang die geiſtlichen Aemter anzufüllen, und mit einem Spielzeug, mit Liebkoſungen ſchöner Dirnen oder mit einer neuen Luſt, die ſein Günſtling der ſchöne Graf Werner ausgedacht, wurden dem König alle Briefe, Urkunden und Beſtätigungen abgelockt, deren man bedurfte. Am ſchlimmſten aber wirkte die Verachtung, die Adalbert ſeinem Zögling gegen die Herzöge und überhaupt gegen das dumme

deutſche Volk, über das Adalbert ſich ſo erhaben fühlte, einzuflößen bemüht war, und der Haß gegen die Sachſen, den Heinrich bald mit dem Erzbiſchof theilte. Dieſem waren ſie ſeit Heinrich III Feinde, und es lag ihm daran, den König auf ſeiner Seite zu behalten. Der arme Heinrich aber kam ganz unſchuldig zu einem Haß, der ihm als Kaiſer eben ſo unanſtändig als gefährlich war.

Im Jahr 1065 ward Heinrich zu Worms feierlich wehrhaft gemacht. Kaum war ihm das Schwert umgegürtet, ſo zog er es zum Scherz gegen Anno, der zugegen war, und in dieſem kindiſchen Zuge ſpiegelte ſich ſein Haß und ſein Leichtſinn.

Kapitel CCXII.

Heinrichs IV ſchlechte Hofhaltung.

Heinrich IV hielt mit Adalbert und Werner zu Goslar und auf der Harzburg, ſeiner Pfalz bey dieſer Stadt, königlichen Hof in der gewohnten Ueppigkeit und den Sachſen zum Trotz. Das umliegende Landvolk zwang er zu Steuern und Arbeiten und bewies dabey einen entſchiedenen Haß gegen die Sachſen, der ihnen eben ſo unerträglich war, als der Anblick ſeiner Lüderlichkeit. Bald wurde dies Verfahren dem ganzen Reiche mit Recht ein Aergerniß.

Da nahm Anno ſich wieder des Reiches an, berief eine allgemeine Verſammlung eigenmächtig nach Tribur und zog Heinrich vor das Reichsgericht. Alle Fürſten wurden einig, daß Adalbert vertrieben werden müſſe. Sie umzingelten Heinrichs Pallaſt und nahmen ihn gefangen, Adalbert rettete kaum das Leben und hielt ſich drey Jahre lang in tiefer Verborgenheit, während die Sachſen ſeine Güter verwüſteten. Werner kam ums Leben. Alles Hofgeſindel ward ausgetrieben. Heinrich mußte

geloben, ein anderer Menſch zu werden und deshalb auch eine Gemahlin nehmen. Das war Bertha, des italieniſchen Markgrafen von Suſa Tochter, die ihm ſchon früher verlobet worden, ein reines edles Weib, der es nur an Schönheit gebrach, um die Buhlerinnen bey dem jungen König auszuſtechen. Höchſt mißvergnügt ging er mit ihr nach Goslar zurück, 1066.

Anno herrſchte wieder. Um dieſe Zeit ereigneten ſich einige andre bedeutſame Vorfälle. Die Pilgerfahrten nach Jeruſalem wurden allgemeiner. Es verbanden ſich ſogar 1064 Siegfried, Erzbiſchof von Mainz und die Biſchöfe von Bamberg, Utrecht und Regensburg mit 7000 Mann zu einer großen Wallfahrt, von denen indeß nach mancherley Ungemach nur 2000 zurückkehrten. Im wendiſchen Norden entflammte der Krieg lebhafter als je. Die Heiden unter Cruco, dem Fürſten von Rügen, trugen überall den Sieg davon und rotteten mit wüthender Leidenſchaft das Chriſtenthum aus. Bernhards Sohn Ordulf und nach deſſen Tode ſein Sohn Magnus kämpften vergeblich, wodurch die Noth der Sachſen und ihr Haß gegen Heinrichs Unthätigkeit und müßige Laſter nur noch vergrößert wurde. Hamburg und Mecklenburg wurden von den Heiden zerſtört, der Biſchof von Mecklenburg den Götzen geopfert. Auch der edle Gottſchalk ward am Altar ermordet, 1066. Cruco beherrſchte alle Wenden, und die Sachſen waren nicht im Stande, ihn zu bändigen, da ihre ganze Kraft leider gegen den Kaiſer ſelbſt gerichtet ward.

Es dauerte nicht lange, ſo begann Heinrich ſein altes lüderliches Leben wieder. Er konnte nicht davon ablaſſen. Hier Anno und Bertha, dort Adalbert und ſeine Luſt, hier die Hölle, dort der Himmel; dieſe Gegenſätze wirkten allzu ſtark auf den Jüngling, der Haß und Liebe ſeiner Knabenjahre noch keineswegs überwunden. Im erſten freyen Augenblick begann die ſchlechte Wirthſchaft wieder

und ſogar Adalbert ward 1069 an den Hof zurückgerufen. Den Sachſen ward im Gefühl der Rache noch höhniſcher begegnet, und mit jeder Art von Wolluſt der Thron geſchändet. Die arme Bertha litt unſäglich. Sie ward die Zielſcheibe des bübiſchen Uebermuths, denn Heinrich haßte ſie auf eine widernatürliche Weiſe, und ſuchte, je treuer und duldſamer ſie ſich an ihn anſchloß, deſto dringender ſie los zu werden. Ein Frevel gebar den andern, eine Schwachheit die andre. Wie die ſchlechte Erziehung Adalberts jene Lüſte und dieſe den Haß gegen die edle Bertha genährt, ſo führte dieſer wieder zu neuer Schuld, die das ganze Reich in Verwirrung und Unglück ſtürzte. Um jeden Preis wollte Heinrich von Bertha geſchieden ſeyn, und da ſich Siegfried von Mainz dabey zur Hülfleiſtung erbot, wenn er ihm den Zehnten von Thüringen verſchaffen würde, ſo war Heinrich ſogleich bereit, dem Volke dieſe neue Laſt aufzuzwingen. Dennoch wurde ſein Plan vereitelt, denn der Papſt ſandte den frommen und kraftvollen Damiani nach Deutſchland, deſſen ernſte und gewaltige Rede den frechen Jüngling einſchüchterte und das ganze Anſehn der Kirche gegen dieſe frevelhafte Scheidung ſetzte, denn Bertha war das treueſte Weib unter der Sonne. Da begann Heinrich auf eine höchſt nichtswürdige Weiſe ſeine Gemahlin zum Ehebruch zu reizen. Er ſelbſt ließ gewaltſam die ſchönſten Mädchen und Weiber entführen und auf ſein Schloß ſchleppen. Bertha aber umgab er mit eben ſo ſchönen als lüderlichen Genoſſen ſeiner Schandthaten und verſprach dem Schönſten ſogar große Summen, wenn er Bertha untreu machen könnte, um dadurch einen Grund zur Scheidung zu erhalten. Bertha blieb treu und ſtandhaft, und eine Chronik erzählt, wie ſie einſt mit ihren Mädchen den frechen Buhler und den König, der zu lauſchen gekommen war, im Finſtern derb mit Ruthen und Stöcken gezüchtigt habe.

Dieſer Vorfall ſoll ihr dann plötzlich Heinrichs Gunſt wieder erworben haben, welches nicht unwahrſcheinlich iſt, da Heinrichs Herz bey aller Verderbniß zu weich war, um von einer ſo unbegrenzten Geduld und Treue nicht lebhaft gerührt zu werden. Bertha blieb auch hinfort bis an ihren Tod ſeine treueſte Gefährtin in jedem Leid.

Kapitel CCXIII.

Heinrichs unüberlegte Strenge.

Heinrich gehörte von Natur zu jenen blutreichen, lebhaften und gutmüthigen Menſchen, welche die liebenswürdigſten ſind, wenn ihr leidenſchaftliches Feuer nicht mißleitet wird, aber die untüchtigſten und unglücklichſten, wenn ſie ſich ſelbſt und andre leiten ſollen. Der Augenblick beherrſcht ſie und das Gefühl und treibt ſie raſch vom Guten zum Böſen und umgekehrt. Ueberlegung und Kälte iſt ihnen fremd, ja feindſelig, und ſelbſt was ihr lebhafter Verſtand ergriffen, ihr Gewiſſen gut geheißen, vermag die ſtürmiſche Natur nicht durchzuſetzen. Selten wird dieſe Natur begriffen, immer erſcheint ſie als Charakterloſigkeit. Man verdammt ſie in ihren Schwächen und deren Mißbrauch zu Verbrechen und man muß ſie plötzlich wieder bewundern in Zügen eines ſeltnen Edelmuthes, ja wohl der Heldengröße. Für den Thron aber ſind dieſe Naturen nicht geboren, da wo das ruhigſte Gleichmaaß der Geſinnung und Handlung verlangt wird, ja ſie ſind bey ihrem ſchnellen Wechſel von Würdigkeit und Unwürdigkeit noch gefährlicher, als die ganz Unwürdigen, die ſich gleich bleiben. So finden wir bey Heinrich IV Wolluſt, Frechheit, Leichtſinn, Jähzorn, tückiſche Rachluſt, Verrath und Feigheit bis zur Niederträchtigkeit mit wahrer Frömmigkeit, Großmuth, aufopfernder Liebe, edlem Mitleid, kühner Entſchließung und heldenmüthiger Tapferkeit auf das ſeltſamſte wechſeln, je nachdem der

Uebermuth im Glück, die Verlaſſenheit im Unglück, die Schlechtigkeit oder Ueberlegenheit ſeiner Feinde ihn auf den Irrweg, oder das reuige Gefühl der eignen Schande, das Bewußtſeyn der beſſern Kraft, das mitleidswürdige Unglück ſeiner Feinde, oder deren, die er mißhandelt, und die ſchöne Treue ſeiner Freunde ihn auf den würdigen Weg hinlenkten. Wie ſeine Natur es mit ſich brachte, finden wir ihn im Allgemeinen immer feig oder dummdreiſt gegen überlegne kalte Naturen, wie Anno und Hildebrand; wo er aber von dieſer unſichtbaren Ueberlegenheit nicht gedrückt ſich fühlte, gegen das ganze Heer ſeiner übrigen Feinde war er der eigenen Kraft ſich froh bewußt und zeigte ſich keck gegen ſie als Tyrann oder als Held.

Mehr als die Reizungen Adalberts und ſeines eigenen Vaters Beyſpiel ſcheint ihn der jugendliche Trieb, ſeine Herrſchgewalt zu äußern, zu einer höchſt unüberlegten und gefährlichen Strenge gegen ſeine Herzöge verleitet zu haben. Vieles trug auch die Rachluſt dazu bey, die er noch von ſeiner Entführung in Kaiſerswerth und von ſeiner Gefangennehmung in Tribur gegen ſie hegte, die er aber als König und im Gefühl ſeiner Schuld hätte vergeſſen müſſen. Gegen die Sachſen beſonders erwies er ſich höchſt feindſelig und gehäſſig, behandelte den Herzog Magnus und die Markgrafen, ſo wie Anno's Anhang unter den Biſchöfen mit Verachtung, mißhandelte das Volk mit Auflagen und gewaltthätigen Entführungen, ließ die Wenden gewähren, als thäten ſie ihm Dienſte gegen die Sachſen, verbündete ſich heimlich mit den Dänen gegen einen möglichen Angriff der Sachſen und drohte Thüringen fortwährend mit dem Zehnten an Mainz. So ſahen ſich die Sachſen wie ein feindliches, unterworfenes Volk behandelt. Sie hofften auf Otto von Nordheim in Baiern, der auch ihr Haupt und ihre Seele war. Plötzlich aber trat ein gewiſſer Egino auf und klagte, Otto habe ihn

zur Ermordung Heinrichs gedungen. Der König war damals noch bübisch genug, daß man den Verdacht auf ihn werfen kann, er habe diesen Kläger selbst aufgestiftet, um Otto zu stürzen. Zur Entscheidung dieses Falles ward ein Zweykampf anberaumt, bey welchem aber Otto nicht erschien, weil er mit Recht Verrath besorgte. Da erklärte Heinrich ihn für schuldig, that ihn in die Acht und nahm ihm das Herzogthum Baiern 1071, welches er darauf dem italienischen Welf verlieh. Dieser Welf, in italienischer Tücke aufgezogen, war unter allen damaligen Fürsten von Charakter der gemeinste, unedelste und machte Heinrichs Wahl eben so viel Schande, als er sie mit Undank belohnte. Immer feig an die stärkere Parthey sich anschließend, war er niederträchtig genug, die Tochter Otto's, die er eben zur Gemahlin genommen, dem geächteten Vater höhnisch zurückzuschicken.

Otto ging nach Sachsen, verband sich mit Magnus und stiftete Aufruhr. Beyde wurden aber gefangen 1072, und Magnus blieb in engem Kerker. Otto ward vom König freygelassen, vielleicht im Gefühl, ihm Unrecht gethan zu haben, vielleicht aus Anerkennung seines Heldenmuths.

In demselben Jahre starb Adalbert zum Glück des Reiches, und auf eine kurze Zeit besorgte wieder Anno die Geschäfte. Heinrich aber wollte, einmal vom Glück begünstigt, auch die übrigen Herzöge demüthigen. Rudolf und Berthold zeigten sich allerdings trotzig gegen den übermüthigen Herrscher, doch Heinrichs Klage, daß sie heimlich Aufruhr stifteten, war wohl nur ein Vorwand, sie zu demüthigen. Feig fiel der König zuerst über den schwächern und bessern, über Berthold her, entriß ihm das Herzogthum Kärnthen und gab es an Ludolf, einen Sohn des frühern Herzogs. Rudolf war durch seine größere Macht geschützt, und da er schon durch

Mathilden und nach deren Tode durch ſeine Vermählung mit Bertha's Schweſter dem König nahe verwandt war, ſo gelang es der edlen Agnes, die deshalb aus Italien kam, eine Verſöhnung zu vermitteln.

Kapitel CCXIV.

Die Sachſenkriege.

Heinrich IV wandte nun ſeinen ganzen Uebermuth gegen die Sachſen. Er ſelbſt tyranniſirte das Volk von der Harzburg aus ärger als je zuvor, 1073. Dazu ließ er im ganzen Lande eine zahlreiche Menge feſter Schlöſſer anlegen und mit Franken beſetzen. Dieſen ward jeder Frevel geſtattet. Sie raubten ihren Unterhalt von den benachbarten Dörfern und ſchleppten Frauen und Jungfrauen gewaltſam auf die Burgen. Beſonders der ſächſiſche Adel ward beſchimpft und fürchtete mit Recht, durch den fränkiſchen gänzlich verdrängt zu werden. Nicht minder wurden die Biſchöfe erbittert. Der König hielt zu Erfurt eine Synode und ſetzte mit Gewalt die Bewilligung des thüringiſchen Zehntens an den Erzbiſchof von Mainz durch, da derſelbe doch rechtmäßig den ſächſiſchen Biſchöfen zuſtand. Das Volk aber war noch weit mehr darüber in Wuth, weil es bisher, durch den Reichthum der Kirchen begünſtigt, vom Zehnten überhaupt befreyt geblieben war. Dazu drohte Heinrich mit den Dänen und behielt den Herzog Magnus fortwährend in ſchwerer Haft.

Da erhuben auf einem Reichstag zu Goslar die Sachſen zuerſt bittend und beſcheiden ihre Klagen, und der edle Otto erbot ſich freywillig für Magnus ins Gefängniß zu gehn, um nur dem Volk ſeinen Herzog wiederzugeben. Der König aber ließ die ſächſiſchen Fürſten einen ganzen Tag lang im Vorſaal warten und ihnen zuletzt eine verächtliche Antwort geben.

Im tiefſten Herzen ergrimmt und zur Gewalt vom König ſelbſt gezwungen, rotteten ſich nun die Sachſen mit ihren Fürſten zuſammen, 60,000 an der Zahl. Otto von Nordheim trat an ihre Spitze und erklärte: wer ſich nicht als König betrüge, der ſey auch kein König und dürfe nicht länger als ſolcher betrachtet werden. Darauf gaben ſich alle die Hand zur Empörung. Die mächtigſten Herren dieſes ſächſiſchen Bundes unter Otto waren Graf Herrmann, des gefangenen Magnus Bruder, Udo von Stade, Markgraf von Brandenburg, Ekbert, Markgraf von Meißen und Dedo, Markgraf von der Lauſitz, beydes Söhne des ältern Ekbert, der den König entführt hatte, Ludwig, Landgraf von Thüringen, Sohn Ludwigs des Bärtigen, der ſächſiſche Pfalzgraf Friedrich, die Grafen von Holſtein, Waldek, Suplinburg und viele andre. (Damals waren auch ſchon die edlen Grafen von Mansfeld und Stolberg in Sachſen ausgezeichnet.) Unter den geiſtlichen Herren waren bey dem Bunde Wezilo von Magdeburg, Bucco von Halberſtadt, der mehr ein Kriegsheld als ein Biſchof und Heinrichs wüthendſter Gegner war, ferner alle andern ſächſiſchen Biſchöfe, mit Ausnahme derer von Bremen, Zeiz und Osnabrück, die es mit dem König hielten und deshalb aus dem Lande gejagt wurden.

Der Bund ſandte ſeine billigen Beſchwerden nach Goslar und bat noch einmal beſcheiden um Abſtellung derſelben; Heinrich ſolle die Burgen brechen, Magnus befreyen, ſein Hoflager von Goslar entfernen, das Hofgeſindel und die ſchlechten Rathgeber verjagen, Bertha liebreich behandeln, ein ſittliches und kaiſerliches Leben führen, der Sachſen alte Freyheiten ſchirmen. Aber ſie erhielten wiederum eine höhnende Antwort. Da brachen ſie mit Heeresgewalt auf und belagerten den König in der Harzburg. Nun trat bey dieſem Angſt an die Stelle des Hochmuths, doch ward er durch den redlichen Berthold

von Zähringen gerettet, der ſich zufällig bey ihm befand und ihm auf heimlichen Wegen zur Flucht verhalf. Die Sachſen eroberten die Harzburg, wagten aber nicht, ſie zu ſchleifen. Auch viele andre Burgen fielen in ihre Hände, in andern wehrten ſich des Königs Beſatzungen tapfer. Magnus aber ward glücklich befreit, indem ſein Bruder Herrmann ſiebzig Schwaben in einer Burg gefangen nahm, gegen welche Magnus ausgeliefert ward. Da brachten die Sachſen ein Sprichwort auf, ein Sachſe ſey ſo viel werth, als ſiebzig Schwaben.

Heinrich kam auf ſeiner Flucht nach Hersfeld, wo er die Fahnen der Oberländer fand, die er kurz vorher zu einem Zug nach Polen aufgeboten und die er jetzt gegen die Sachſen führen wollte. Als er deßhalb eine Verſammlung nach Gerſtungen berief, zeigte ſich, daß die oberdeutſchen Fürſten keine Luſt hatten, ſeinen Frevel gegen die Sachſen zu theilen; leider ward ihm aber daſſelbe unedle Spiel geſpielt, dadurch er früher den Otto hatte verderben wollen. Reginger trat auf und klagte, Heinrich habe ihn gedungen, Rudolf von Schwaben umzubringen. Der edle Ulrich von Cosheim, Heinrichs treuer Freund, erbot ſich zum Zweikampf, wozu es aber nicht kam, weil ſein Gegner vorher wahnſinnig wurde. Die Fürſten ſagten ſich indeß vom König los, der von aller Welt verlaſſen nach Worms floh. Dort hatten die tapfern Bürger ſo eben ihren Biſchof vertrieben aus gleichen Urſachen wie ehemals die Köllner, weil ihre junge Freiheit gefährdet ward. Sie empfingen den König mit Jubel, denn alle Städte ſo wie die freien Bauern hielten es mit ihm gegen die Anmaßungen der Fürſten und des Adels. Hätte Heinrich dieſe Kräfte, die ſich ihm freiwillig wider ſein Verdienſt anboten, zu benutzen verſtanden, ſo würde der Sieg ihn ſchwerlich verlaſſen haben. Er kannte jedoch dieſe neuen Kräfte noch nicht und die Furcht vor den

Fürsten und ihrer Vasallenmacht lag ihm allzutief im Herzen. Seine nichtswürdige Feigheit kühlte den Eifer der Bürger. Er scheute sich nicht, als die Fürsten zu Oppenheim sich versammelten, zu ihnen zu gehn und sie fußfällig um Verzeihung und Gnade zu bitten. Mehr als sein Unglück demüthigte ihn das Bewußtseyn seiner Schuld.

Die Fürsten wurden gerührt und versprachen ihm Vermittelung. Es ward auf jeden Fall im folgenden Jahr 1074 ein Heer aufgebracht, um die Sachsen zur Ruhe zu nöthigen. Da sich dieses Heer aber an der Werra zu streiten weigerte, so sah sich der König in einem Frieden zu Goslar gezwungen, den Sachsen alle ihre Forderungen zu bewilligen. Der Zehnten ward abgeschafft und alle Burgen wurden gebrochen, auch die schöne Harzburg, die Heinrich umsonst zu verschonen flehte. Wiederum zeigte sich aber das Volk der Sachsen in seinem Siege so übermüthig, daß es sein gutes Recht verscherzte und gleicher Schuld wie Heinrich, darum bald auch gleicher Bestrafung anheimfiel. Sie zerstörten die verhaßte Harzburg, waren aber so roh und unmenschlich, auch die Gebeine eines Bruders und eines Sohnes des Königs, die dort begraben lagen, aus der Erde zu reißen und in viehischer Frechheit zu beschimpfen.

Dieser Frevel empörte in jener frommen Zeit alle Gemüther wider die Sachsen und Heinrich benutzte die günstige Stimme des Mitleids. Er bot im nächsten Jahre 1075 das ganze Reich auf und alle rheinischen und oberländischen Fürsten, selbst die Böhmen leisteten ihm eine zahlreiche Heeresfolge. Der Hohn der tapfern Sachsen gegen die übrigen Stämme und der kleine Haß, der immer zwischen den Nieder- und Oberdeutschen bestand, trug viel dazu bey, eine Demüthigung der erstern den andern erwünscht zu machen. Die Sachsen saben die Ge-

fahr und erboten sich zu allem Billigen, wollten sogar die Harzburg wieder herstellen. Heinrich aber hatte von Rachlust glühend ihr Verderben beschlossen und überfiel sie unversehends bey Langensalza an der Unstrut. Nach einem mörderischen Kampf siegte besonders die Tapferkeit der Schwaben und Rudolfs. Die sächsischen Herren flohen auf ihren Rossen davon, das Fußvolk, das nicht zu fliehen vermochte, ward schaarenweise niedergemetzelt. Nur Bauern fielen auf Seite der Sachsen, auf des Königs Parthey aber ein zahlreicher Adel. Auch Ernst von Babenberg, Markgraf von Oesterreich, fand den Tod. Noch auf dem Schlachtfelde ward den Schwaben ihr altes Vorrecht, im Reichsheer die ersten zu seyn, erneuert.

Zwar zogen sich bald darauf Rudolf, Welf und Berthold zurück, um den König nicht allzu mächtig werden zu lassen; die Sachsen selbst aber waren in Uneinigkeit, da die Bauern die Flucht des Adels nicht vergessen konnten. Zugleich droheten die Dänen und Wenden und Heinrich war auch mit seinem geschmolzenen Heer im Stande, die Sachsen zur völligen Unterwerfung zu zwingen. Zu Spira in Thüringen 1076 streckten sie die Waffen; alle ihre Fürsten ergaben sich und wurden ins Gefängniß geworfen. Nur Otto von Nordheim ward wieder vom König frey gelassen und ihm sogar die Verwaltung von ganz Sachsen übertragen. Heinrich trug ein wunderbares Vertrauen zu diesem Helden, dem er als seinem bittersten Feinde doch niemals gram werden konnte.

Kapitel CCXV.

Gregor VII.

Alexander II starb 1073 und Hildebrand, an Alter schon vorgerückt, fand zur Ausführung seiner Entwürfe für nöthig, sich selbst die dreifache Krone aufs Haupt

zu ſetzen. Er ward Papſt unter dem Namen Gregor VII. Der ſächſiſche Krieg begünſtigte ſeine Wahl. Anfangs war er bemüht, Heinrich IV ſich zu befreunden und Agnes gab ſich zur Vermittlerin her. Bald aber ſah er ein, daß mit dieſem wetterwendiſchen König nichts anzufangen ſey und beſchloß, unbekümmert um ihn für ſich allein zu handeln.

Dieſer Papſt entwickelte ſogleich eine außerordentliche Thätigkeit über die ganze Chriſtenheit und über alle kirchlichen Gegenſtände. In Spanien, Frankreich, Ungarn gab er dem heiligen Stuhl nie erhörte Gewalt, während Deutſchland ihm noch fern ſtand. Dann ging er an die Umgeſtaltung und Reinigung der Kirche, an die Zerſtörung der Simonie, an die Befeſtigung der Sittlichkeit, an die Befreiung der Kirche von weltlicher Macht, an die Unterordnung derſelben über jene. Er gab zu dieſem Behuf zwey ewig denkwürdige Concilienbeſchlüſſe, auf denen zum Theil das Schickſal der folgenden Jahrhunderte beruhte und deren Wirkungen ſich ſelbſt bis auf unſre Zeit erſtrecken.

Zunächſt gebot er 1074 das Cölibat oder die Eheloſigkeit aller Geiſtlichen. Bis dahin hatten nur die Mönche ehelos gelebt, Biſchöfe und Prieſter aber mit Weibern und Kindern. Doch war ſchon längſt die Frömmigkeit und Weltentſagung ſo hoch geſtiegen, daß die meiſten Weltgeiſtlichen es für unheilig hielten, durch die Ehe von einer immerwährenden Andacht und Beſchaulichkeit ſich abziehen zu laſſen. Die Entſagung dagegen ſchien jedem ein Triumph und je mehrere ſich freiwillig dazu verſtanden, deſto mehr andre folgten dieſem Beiſpiel aus Ehrgeiz. Außerdem waren ſehr viele Biſchöfe früher ſchon Mönche geweſen. So war es ſchon zur Sitte geworden, was Gregor nur zum Geſetz erhob. Mit dieſem Geſetz aber ward dem Geiſt der Zeit auf eine glänzende

Weiſe gehuldigt. Gregor ſelbſt erſchien dadurch um ſo heiliger, die ganze Prieſterſchaft ward mit dieſer Entſagung in eine höhere Welt der Reinheit und Vollkommenheit entrückt und in den Augen des Volks zu einer Geſellſchaft überirdiſcher Weſen erhoben. So dachte man, ſo wollte man den Prieſter. Die glühende Andacht des Volks ſah in den Geiſtlichen nur Heilige und Engel, und alles was Gregor that, ſie dieſem Ideale näher zu bringen, war im Sinne der Zeit gehandelt. Ein andres bedachte der Papſt noch, indem das Cölibat das ſicherſte Mittel gegen die Unabhängigkeit und Empörung der Biſchöfe, alſo für die Einigkeit der Kirche war. So lange die Biſchöfe heiratheten, niſteten ſie ſich gleich dem Adel Geſchlechterweiſe in den Bisthümern als erblichen Lehnen ein und ſuchten ſich darin vom Papſt wie vom Kaiſer unabhängig zu erhalten. Dieſes Familienweſen in der Kirche widerſprach ihrer Würde und war ihrer Kraft und Einheit höchſt nachtheilig. Das Cölibat hob dieſes Streben auf und feſſelte den einzelnen Prieſter ſtatt an ſein Land und ſeine Familie lediglich an Himmel, Papſt und Kirche. Soweit war das Geſetz Gregors ganz an ſeinem Platze; aber über jene furchtbare Unnatur, zu der es die Geiſtlichen verdammte, können wir uns nicht täuſchen. Sie wird nur erklärt und gerechtfertigt durch den Geiſt jener Zeit. Zwar regte ſich die Natur in vielen Biſchöfen und Prieſtern; viele, beſonders in Deutſchland gaben ihr geiſtliches Amt auf und behielten ihre Weiber; andre wehrten ſich, ſchalten den Papſt widernatürlich und verlangten, er ſolle nicht Menſchen, ſondern Engel vom Himmel in ihr Amt ſetzen. Beſonders trat der Biſchof Otto von Conſtanz offen gegen das Cölibat auf und bewies deſſen Verwerflichkeit aus der Bibel. Aber der gewaltige, glühende Strom religiöſer Begeiſterung erſtickte die einzelnen Stimmen und das Cölibat

ward ohne weiteres Aufsehn freudig und trunken wie ein neuer Himmelssegen von der ganzen Geistlichkeit angenommen.

Während dies Gesetz durch seine Dauer wichtiger für unsre Zeit ist als für die damalige, da es sich gleichsam von selbst verstand, so übte dagegen ein zweites, das Gregor 1075 erließ, zu jener Zeit desto tiefgreifendern Einfluß. Der Papst verbot die Investitur durch Laien. Zunächst ward hiedurch die Simonie verhindert, indem die Besetzung geistlicher Aemter nicht mehr von der Willkühr des Königs und seiner Diener abhing. Eine weit höhere Bedeutung gewann aber dies Gesetz, indem es die Kirche für unabhängig vom Staate erklärte und die ungeheuern Güter der Kirche, die bisher durch die Investitur Lehen des Kaisers gewesen, zum Eigenthum der Kirche machte. Nur die Geistlichkeit sollte ferner den Bischof wählen, nur der Papst ihn bestätigen; der weltlichen Macht weder über die Wahl, noch über die Lehngüter, noch über das Betragen desselben eine Stimme bleiben. So von außen durch das Verbot der weltlichen Investitur unabhängig gemacht und im Innern durch das Cölibat zu einer freien Gemeinde verbunden, sollte die Geistlichkeit ihre Weltherrschaft begründen.

Damit aber diese Gemeinde ein einiges Haupt habe, verlieh Gregor dem Papst auch die höchste Macht über die Concilien und erklärte jede Kirchenversammlung für ungültig, die nicht vom Papst allein ausgeschrieben seyn würde. Und wie Karl der Große, nachdem er auf gleiche Weise seine weltliche Herrschaft gegründet, durch seine weiten Lande die Sendgrafen ausgehn ließ, so Gregor die s. g. Legaten oder Abgesandten der Kirche, die in seinem Namen allwärts zum Rechten sehn und die päpstliche Macht handhaben sollten.

Kapitel CCXVI.

Heinrich im Bann.

Die Sachsen hatten nicht verfehlt, den König beim Papst anzuklagen, und auch Heinrich war so unvorsichtig gewesen, wiederum die Sachsen anzuklagen und damit dem Papst selbst Anlaß zu geben, sich gleichsam zum obersten Schiedsrichter aufzuwerfen. Gregor sah, daß Heinrich ein Kind sey, und sprach als Mann, denn Spielerey lag aus dem Wege seines ernsten Kampfes. Der so eben angenommenen Größe des päpstlichen Stuhles gemäß erhub er sich zum Richter über alle weltliche Gewalt, klagte Heinrich an, beschied ihn stolz nach Rom vor seinen richterlichen Thron und that alle die Bischöfe in den Kirchenbann, die Heinrich mittelst Simonie in ihre Aemter gebracht. Heinrich nahm diese Sache auf die leichte Achsel, weil er Gregor noch nicht kannte, hielt 1076 zu Worms ein Concilium von deutschen Bischöfen und setzte Gregor ab. Da wagte dieser kühn und sicher den entscheidenden Schritt und that den Monarchen der Christenheit selbst in den Bann, sprach alle seine Völker kraft kirchlicher Gewalt von ihrer Eidespflicht gegen ihn los und entsetzte ihn förmlich seiner kaiserlichen und königlichen Würde.

Anfangs lachte Heinrich über den stolzen Mönch, bald aber ward er mit Entsetzen gewahr, wie sicher Gregor seinen Bannspruch berechnet. Mit Ausnahme der Städter, deren Gewerbe, und der freien Bauern, deren altgermanische Verfassung dem Papstthum immer widerstrebte, fiel alles Volk von Heinrich IV ab und floh ihn, den der Kirchenbann belastete, gleich einem Verpesteten. Gregor kannte diese Deutschen, deren Frömmigkeit eben so leicht in starres Schrecken und furchtsames Schweigen als in unauslöschliche Flammen der Heldenbegeisterung

zu verſetzen war. Auf die Ehrfurcht vor dem Glauben und ſeinen Dienern, auf den unbedingten Gehorſam gegen den Stellvertreter St. Peters, der durch ſeine unerhörte Kühnheit und Sicherheit eine göttliche Sendung beurkundete, waren die Wirkungen jenes Bannſtrahls berechnet. Nicht minder aber war von den deutſchen Fürſten zu erwarten, daß ſie die Gelegenheit benutzen würden, den Kaiſer zu demüthigen.

Da erhob ſich Aufruhr in ganz Deutſchland. Die Sachſen erwachten aus ihrer Betäubung, Otto trat wieder an ihre Spitze gegen den König. Die fränkiſchen Beſatzungen wurden aus Sachſen herausgeſchlagen. Ein Theil der gefangenen Fürſten machte ſich frey. Ludwig von Thüringen ſprang aus ſeinem Kerker im Schloß Giebichenſtein, wie die Sage geht, in einem gewaltigen Rieſenſprunge, in die Saale, und erhielt davon den Namen des Springers. Die andern Gefangenen ließ Heinrich ſelber frey, nachdem er eine rührende Rede an ſie gehalten und ſie um Frieden und Beiſtand gebeten. Aber ſeine böſe Stunde war gekommen. Alle ſeine Feinde, auch Welf, der ihm ſo viel verdankte, fanden für ihre Rachluſt oder Habſucht in dem Bannſtrahl einen willkommenen Vorwand des Verraths. Rudolf hatte noch größere Plane. Ein Fürſtentag zu Oppenheim ward angeſetzt und Heinrich, von allen verlaſſen, trotz der rührendſten Bitten, ſeines Amtes entſetzt, bis er vom Banne ſich befreit haben würde. Den Papſt dagegen baten ſie, im nächſten Jahre nach Augsburg zu kommen und Deutſchlands Angelegenheiten zu regeln. Man gieng damit um, Rudolf an Heinrichs Stelle zum König zu wählen, und damit der letztere ſich nicht vom Banne befreien könne, ward ihm ein enger Aufenthalt zu Speyer angewieſen und der Weg nach Italien verſperrt.

Heinrich verzweifelte, ſah aber kein anderes Mittel ſeiner Erhaltung, als wenn er den Fürſten zuvorkäme, ſich nach Italien durchſchliche und den Papſt, es koſte was es wolle, um Losſprechung vom Bann beſchwöre. In der Angſt ſeiner Seele brach er auch ſogleich heimlich auf, von Bertha, ſeinem kleinen Sohne und einem einzigen Ritter begleitet. Der Winter dieſes Jahres 1076 war kälter, als einer ſeit Menſchengedenken geweſen, ſo daß von Martini bis in den April 1077 der Rhein mit Eis bedeckt blieb. Und in dieſer grimmigen Kälte um die Weihnachtszeit mußten ſich die kaiſerlichen Pilger durch die Späher Rudolfs hindurch ſchleichen, um die damals noch ganz unwegſamen Alpen zu überſteigen. Glücklich kamen ſie bis nach Vivis am Genferſee. Da hielt ſie Bertha's Mutter und ihr Bruder Amadeus Graf von Savoyen mit Gewalt auf und ſie mußten den Schmerz erleben, von ihren eignen Verwandten den Durchzug nur gegen Abtretung von fünf burgundiſchen Bisthümern frei zu bekommen. Dann erſtiegen ſie die Hochgebirge, den beſchneiten Paß des St. Bernhard. Die treue Bertha, die ihren unglücklichen Gatten nirgends verließ, mußte auf einer Ochſenhaut über das Eis geſchleift werden. Der Kaiſer der Chriſtenheit klomm gleich einem Gemsjäger mühſam auf allen Vieren die Tod drohenden Pfade. Doch kamen ſie glücklich in die Lombardey.

Kapitel CCXVII.

Heinrich in Canoſſa.

Das war Heinrichs traurige Römerfahrt. Wie ſehr aber ward er erſtaunt, als ihm bey ſeiner Ankunft in der Lombardey ſogleich eine Menge italieniſcher Fürſten und Biſchöfe entgegen kamen und ihn mit Ehrfurcht als Kaiſer begrüßten. Alle Italiener, die der Papſt ebenfalls

in Bann gethan, besonders die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, fanden bey Heinrich sich ein und ermunterten ihn, an ihre Spitze zu treten, den Papst abzusetzen. Heinrich aber mißkannte auch hier die Hülfe, die ihm freiwillig sich darbot, und war zu voll von Furcht vor den deutschen Fürsten. Darum blieb er seinem ersten Vorsatz treu, Gregor um Gnade zu bitten.

Der Papst war eben auf dem Wege nach Augsburg und erschrack nicht wenig, als er vernahm, daß der König in Italien sey. Um auf jeden Fall seine Person zu sichern, warf er sich in das feste Schloß Canossa, das seine Freundin Mathilde ihm eröffnete. Mathilde war vor Kurzem Wittwe geworden. Gottfried der Bucklige, Heinrichs standhafter Freund ward in einem heimlichen Gemach erstochen und Gregors Feinde warfen auf diesen die Schuld des Verbrechens, weil Mathilde des Papstes innigste Freundin ward und ihr reiches Erbe der Kirche vermachte. Auch ward ihm und Mathilden ein unziemliches Verhältniß vorgeworfen, ohne Zweifel grundlos; denn Gregor war weder ein liebenswürdiger Weiberknecht, noch konnte er auch nur im entferntesten seinen heiligen Ruf zu beflecken Anlaß geben. Frömmigkeit bis zum Aberglauben band Mathilden an ihn, und ihre Macht und Anhänglichkeit war wiederum ihm von großem Werthe.

Heinrich wandte sich sogleich an Mathilden um Fürbitte bey Gregor und dieser ward durch Heinrichs Bußfertigkeit an der Spitze eines gewaffneten Anhangs allerdings überrascht, fand sich aber bald in die Umstände und nahm die strengste und unerschrockenste Miene an. Er befahl dem König, allein und als ein Büßender nach Canossa zu kommen, und sein Urtheil zu gewärtigen. Heinrich folgte, und ward in das Schloß gelassen. Hinter ihm schlossen sich die Thore wieder. Da stund er mit bloßem Haupt und Füßen in einem wollenen Buß-

hemd drey Tage und drey Nächte ohne Speise und Trank in der härtesten Winterkälte zwischen der doppelten Burgmauer und Niemand nahm sich weiter seiner an. Erst auf inständiges Bitten aller im Schloß Anwesenden und besonders Mathildens ließ ihn der Papst vor sich kommen und sprach ihn vom Banne los, doch nur unter der strengen Bedingung, daß er zu einer fernern endlichen Entscheidung des Papstes in den Reichssachen sich stellen wolle, wann und wo es der Papst verlangen würde, und daß er bis dahin noch seines Amtes entsetzt seyn und der königlichen Ehre sich nicht anmaßen solle. Darauf hielt Gregor feierlich Messe und nahm eine Hostie, brach sie entzwey und sprach: wenn die Beschuldigungen, die du zu Worms gegen mich ausgestoßen, wahr sind, so soll die Hostie, die ich esse, mir jähen Tod bringen. Als er sie aber verzehrt, sprach er wieder: nun verzehre du die zweite Hälfte und gelobe ein gleiches, wenn meine Klagen gegen dich gegründet sind. Heinrich schauderte, bat demüthig ab und nahm die Hostie nicht. Nach diesem Triumph entließ der Papst den gedemüthigten Fürsten.

Wie sehr aber wunderte sich Heinrich abermals, als jetzt alle Italiener sich von ihm abwandten, ihn ausschalten und verspotteten und einem so feigen Kaiser nicht mehr gehorchen wollten. Da erst ging er in sich, bereute seine Demuth und entschloß sich zur Gewalt und zum Bruch des eben geleisteten Eides. Der Schmerz über seine Demüthigung selbst scheint seinen Stolz aufs neue geweckt, das Beispiel der Italiener ihm einen ganz neuen kräftigen Geist eingehaucht zu haben. Denn auf wunderbare Weise sehn wir ihn von nun an entschlossen, rasch und heldenmäßig die verlorne Achtung und Macht sich wieder erobern. Er versprach den Italienern strenge Maßregeln und schloß Gregor in Canossa dergestalt ein, daß er weder nach Augsburg noch nach Rom konnte.

Zugleich sammelten sich nach und nach alle von Gregor gebannten Bischöfe und seine Freunde unter den Laien, vor allen der edle schwäbische Graf Eberhard von Nellenburg aus Deutschland unter seine Fahne.

Kapitel CCXVIII.

Rudolf, der Pfaffenkönig.

Mitlerweile harrten die deutschen Fürsten vergeblich auf den Papst und erfuhren, wie Heinrichs Macht wieder gewachsen sey. Da war für Rudolf keine Zeit zu verlieren. Sein Ehrgeiz siegte über die Treue, die er seinem Kaiser und Verwandten schuldig war. Er ließ sich zum König wählen und in Mainz vom Erzbischof einweihen. Die Bürger von Mainz waren aber Freunde Heinrichs und es entspann sich noch während des Festes ein Kampf zwischen ihnen und den schwäbischen Vasallen bey Gelegenheit ihrer Ritterspiele. Nach einem mörderischen Blutbade von beiden Seiten mußte Rudolf aus der Stadt flüchten. Er wollte in Worms sich festsetzen; aber auch diese Bürger verschlossen ihm die Thore.

Kaum war der neue König erhoben, so begann ein blutiger Kampf seiner Anhänger mit denen Heinrichs durch ganz Deutschland. Er ward um so erbitterter, als eine Menge Bisthümer doppelt mit Bischöfen von Heinrichs Parthey, die Gregor gebannt hatte, und mit neuen gregorianischen besetzt waren. Heinrich selbst rückte mit überraschender Schnelligkeit über die Alpen seinem Gegner ins Herzogthum Schwaben entgegen und ward der Mittelpunkt seiner Parthey.

In Schwaben tummelten sich die Gegner mit wüthender Erbitterung. Das Volk schwankte zwischen dem Herzog und dem Kaiser. Der Adel und die Bischöfe waren getheilt, die Städte jedoch und die Centen der

freien Bauern waren alle für Heinrich. Würzburg leistete Rudolf verzweifelten Widerstand und 12000 Bauern aus den Centen stießen zu Heinrichs Heer. Unter greulichen Verwüstungen ward der Krieg nach Franken gespielt. Dort kam es 1078 bey Melrichstadt zu einer Hauptschlacht, doch ohne Entscheidung, denn auf dem einen Flügel siegte Heinrich mit seltner Tapferkeit, auf dem andern Otto von Nordheim mit den Sachsen für Rudolf. Siegfried von Mainz, der böse Bischof von Worms und der päpstliche Legat bey Rudolf fielen in Heinrichs Hände, Wezilo von Magdeburg fand den Tod in der Schlacht. Durch die Sachsen aber wurden hinwiederum der heldenmüthige Eberhard von Nellenburg und die wackern schwäbischen Bauern umgebracht. Mit unmenschlicher Härte wurden alle Bauern, die den Rittern lebendig in die Hände fielen, entmannt. Der Adel fühlte, wie gefährlich ihm diese freien Bauern werden könnten und scheuten keinen Frevel, sie abzuschrecken. Wo es anging ward seitdem die Freiheit der Bauern im Kleinen immer mehr beschränkt und die Kaiser thaten für diese braven Leute so viel als nichts.

Die Partheien ruhten eine Weile. Berthold von Zähringen starb in demselben Jahre 1078 aus Kummer über den Kampf, in den er wider Willen und Gewissen hineingerathen. Sein Sohn Berthold blieb bey Rudolfs Parthey und heirathete dessen Tochter Agnes. Das Herzogthum Schwaben aber gab Heinrich an des abtrünnigen Rudolfs Stelle dem tapfern Friedrich von Hohenstauffen, einem schwäbischen Edeln, der ihm vor allen treu gewesen; und um ihn noch höher zu stellen gab er ihm auch die Hand seiner Tochter Agnes. Dadurch ward das salisch-waiblingische Geschlecht dem Hohenstauffischen vermählt und mit ihm ein und dasselbe.

Gregor, ſtets von dem Gedanken beſeelt, daß er Schiedrichter der Chriſtenheit ſey, ſtellte ſich über beide Partheien und zauderte, auch Rudolf anzuerkennen. Die Sachſen, die von ihm das meiſte hofften, machten ihm darüber bittre Vorwürfe und erließen drey kraftvolle Briefe an den Papſt, die man das Hahnengeſchrey nannte, weil ſie gleich jenem Hahne des Apoſtels Petrus den Nachfolger deſſelben zur Reue bewegen ſollten. Ein ganzes Jahr ging mit fruchtloſen Unterhandlungen hin. Noch im Winter 1080 aber brach Heinrich wieder gegen Rudolf auf und ſchlug eine zweite Hauptſchlacht bey Fladenheim. So tapfer Heinrich focht, behielt doch Otto von Nordheim, dem Niemand im Felde widerſtand, die Oberhand. Da endlich glaubte Gregor, das Glück ſey mit Rudolf und er gab ihm ſeine Beſtätigung, und da die echten Reichskleinode Karls und Otto's des Großen in den Händen Heinrichs ſich befanden, ſo überſchickte der Papſt dem neuen König eigenmächtig eine Krone, die er von ihm zu Lehn empfangen ſollte *). Auch that er Heinrich abermals feierlich in den Bann. Heinrich dagegen hielt ein deutſches Concilium zu Mainz, ſetzte Gregor zum zweitenmal ab und an ſeiner Statt den Erzbiſchof von Ravenna, Clemens III zum Papſt ein, 1080.

Noch in demſelben Jahre zog Heinrich mit Heeresmacht über Sachſen und lieferte ſeinem Gegner eine dritte Hauptſchlacht bey Mölſen an der Elſter, in jener großen Ebene zwiſchen Merſeburg und Leipzig, da ſchon einmal Heinrich der Vogler die Ungarn überwunden, und die noch in der Folge durch zahlreiche welthiſtoriſche Schlachten der Deutſchen berühmt wurde. Otto von Nordheim behauptete nochmals den Sieg, aber der König Rudolf

*) Daher ſie die Inſchrift führte:

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

ward tödlich verwundet und die rechte Hand ward ihm von Gottfried, einem Vetter Gottfrieds des Buckligen, der nach ihm Herzog von Niederlothringen geworden, aber unter dem Namen seines Stammsitzes Bouillon berühmt geworden ist, im Kampf abgehauen. Sterbend betrachtete er die Hand und rief schmerzlich aus: dies ist die Hand, mit der ich einst Heinrich Treue geschworen. Er ward zu Merseburg königlich bestattet. Als diese Stadt bald darauf in Heinrichs Gewalt fiel, rieth man ihm, das schöne Grab zu zerstören. Er aber sprach: wollte Gott, daß alle meine Feinde so herrlich begraben lägen.

Kapitel CCXIX.

Herrmann, der Knoblauchkönig.

Rudolfs Parthey war ohne Haupt und trotz des Sieges bestürzt. Heinrichs Anhang vermehrte sich und er konnte Friedrich von Hohenstauffen den Kampf in Deutschland führen lassen und selbst nach Italien gehn, um seinen alten Feind Gregor zu demüthigen. Er zog über die Alpen, schlug Mathildens Parthey bey Parma, rückte vor Rom und belagerte diese Stadt unter heftigen Kämpfen drey Jahre lang. Endlich erstieg 1083 ein sächsischer Ritter, Wiprecht von Groitsch, ein Feind der sächsischen Markgrafen und darum Heinrichs Freund, die Mauern von Rom und nahm die Stadt im Sturm. Noch hielt sich Gregor in der Engelsburg; entfloh aber endlich auf heimlichen Wegen nach Salerno in die Arme der Normannen. Heinrich führte Clemens III auf den Stuhl St. Peters und ließ sich von ihm zum Kaiser krönen. Dann ging er nach Deutschland zurück. Gregor aber kam ungesäumt mit den Normannen wieder, eroberte Rom und konnte nicht hindern, daß die Normannen die

Stadt nicht grauſam ausplünderten. Darüber rotteten ſich die Römer zuſammen und zwangen die rohen Gäſte zur Rückkehr. Der Papſt hatte nirgends mehr eine Zuflucht, als in Salerno. Seine Fehler gegen Heinrich wurden ihm heimgeſucht. Er ſtarb in der Verbannung 1085 und ſeine letzten Worte waren ſeines großen Lebens würdig. Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, rief er aus, und die Ungerechtigkeit mit Haß verfolgt, darum ſterb ich in der Verbannung.

In Deutſchland erhielt ſich indeß Rudolfs und der Sachſen Parthey. Von ihr ward 1082 zu Eisleben Herrmann von Luxenburg zum König erhoben, den man ſpottweiſe von dem vielen Knoblauch in der Gegend um Eisleben den Knoblauchkönig nannte. Er war ein untüchtiger Mann und ſtand gänzlich unter dem Einfluß Welfs, Bertholds von Zähringen, des Sohnes Rudolfs und Leopolds von Oeſterreich. Otto von Nordheim ſtark und mit ihm die Seele von Heinrichs Gegenparthey.

Friedrich von Schwaben und die zahlreichen Anhänger Heinrichs ſchlugen ſich unausgeſetzt mit ſeinen Feinden herum und Deutſchland ward nicht wenig verwüſtet. Auch zogen diesmal die freien frieſiſchen Bauern mit dem Erzbiſchof von Bremen für Heinrich in den Kampf, wurden aber von dem ſächſiſchen Grafen von Mansfeld überwunden und niedergehauen. Der Haß der Ritter zeigte ſich hier abermals, indem ſie die Leichen der Bauern unbegraben liegen ließen.

Der Kaiſer kam aus Italien zurück und fiel nach fruchtloſen Unterhandlungen 1085 in Sachſen ein, behielt die Oberhand und unterwarf alle ſeine Gegner, bis auf den König Herrmann, den neuen Erzbiſchof Hartwig von Magdeburg und ſeinen alten bitterſten Feind Bucco. Dieſe flohen zu den Dänen und kehrten nach Heinrichs Abzug ſogleich zurück, um neuen Aufruhr zu ſtiften. Herrn

mann zog im folgenden Jahre 1086 bis vor Würzburg, um ſich mit Welfs Anhang im Oberlande zu verbinden, ward aber bey Pleichfeld vom Kaiſer aufs Haupt geſchlagen und dankte 1087 ab, weil er einſah, daß er vergeblich kämpfte und bey ſeinem eignen Anhang keine Achtung beſäße. Bald darauf ward er durch ein Weib umgebracht.

Kapitel CCXX.

Ekbert und Conrad, Gegenkönige.

Noch immer ruhte der Kampf nicht. Nach Rudolfs, Otto's und Herrmanns Tode blieben Ekbert von Meißen und Bucco von Halberſtadt die Häupter der Rebellen und der erſtere ward von den Sachſen zum König gemacht. Welf aber warf ſich nach Italien und vermählte ſeinen Sohn gleiches Namens mit der alten Mathilde, um ihr reiches Erbgut der Kirche abzugewinnen. Dieſe Parthey ſetzte nach Gregors Tode Victor III, dann Urban II ein, die Clemens III vertrieben, Gregors Werk weiter führten und den Kaiſer fortwährend bannisirten. Doch entſchied ſich das Glück für Heinrich. Bucco ward 1088 ermordet und bald darauf auch Ekbert, durch die Diener der Aebtiſſin von Quedlinburg, Heinrichs Schweſter, die ihn in einer Mühle überraſchten. Auch Rudolfs Sohn Berthold ſtarb und es kam 1093 endlich zum Frieden, da auch Welf plötzlich die Parthey Mathildens verließ, weil dieſe alle ihre Länder ohne Widerrede dem Papſt ſchenkte. Dieſen Mann trieb überall und immer der gemeinſte Eigennutz. Deutſchland ward beruhigt, der Kaiſer blieb in ſeiner vollen Gewalt, Welf behielt Baiern und ſeine ſchwäbiſchen Güter, Berthold von Zähringen ward Reichsvogt über einen großen Theil der nördlichen Schweiz und gründete Freiburg, ſo wie ſein Sohn gleiches Na-

mens Bern. Sein Neffe Herrmann ward der erste Markgraf von Baden und Hochberg. Friedrich von Hohenstauffen blieb Herzog von Schwaben, Magnus von Sachsen. Wiprecht von Groitsch ward zum Markgraf über Meißen und Lausitz gesetzt, den aber Ekberts und Dedo's Söhne bald wieder verdrängten. Udo blieb Markgraf in Brandenburg, Ludwig der Springer Landgraf in Thüringen, Leopold Markgraf in Oesterreich, Ludolf Herzog in Kärnthen, Gottfried von Bouillon Herzog in Lothringen. In Burgund und Franken herrschten nur mächtige Grafengeschlechter. Die Bisthümer wurden größtentheils neu besetzt. Der Papst aber verharrte bey seinem Bannspruch.

Während der deutschen Unruhen hatten die Slaven völlig freie Hand. Wratislav von Böhmen stand Heinrich bey und ward dafür schon 1086 ganz gegen die Grundsätze des Reichs, darum auch nur auf kurze Zeit mit dem königlichen Titel beehrt. Sein Bruder Conrad aber ward erster Markgraf in Mähren. Boleslav von Polen nahm ebenfalls 1076 den Namen eines Königs an. Auch mit den Russen kam damals das deutsche Reich zum erstenmal in Berührung, indem Heinrich nach Bertha's Tode eine russische Fürstin Agnes heirathete. Rußland gehörte damals schon längst zur griechischen Kirche. Die heidnischen Wenden setzten dagegen ihren grausamen Krieg mitten in Deutschland unabläßig fort. Magnus und Udo hielten sie mit Noth von den christlichen Grenzen ab. Cruco herrschte noch immer. Da gelang es endlich Heinrich, dem Sohne Gottschalks, zu dem Cruco's Gemahlin, die schöne Slavina, geheime Liebe trug, den gewaltigen Rügenfürsten zu ermorden 1105 und in der Folge gegen dessen Sohn Ratzo mit Glück zu kämpfen.

Sobald Heinrich Deutschland beruhigt sah, ging er wieder über die Alpen gegen Mathilden und den Papst. Er schlug Mathildens Heer, führte Clemens III in Rom

wieder ein und ließ seinen Sohn Conrad zum Wächter in Italien zurück, indem er selbst wieder nach Deutschland ging. So viele seiner Feinde Heinrich aber überlebte, so wurden ihm doch stets neue geboren, und wie alle andern darniederlagen, aus seinem eignen Blute. Wie hätte dies auch nicht seyn sollen, da er sich selbst immer der gefährlichste Feind gewesen. Der alte feindselige Theil seines Ich trat ihm nun auch äußerlich in seinen eignen Söhnen entgegen. Urban, Mathilde und Roger von Sicilien reizten den jungen Conrad zur Empörung. Der letztere gab ihm seine schöne Tochter Jolanta. Diese Liebe, der eigne Ehrgeiz, die Furcht vor dem Bannstrahl und vor dem Verlust der Kaiserkrone, wenn er seinem Vater treu bliebe, die Verachtung seines Vaters, das schlechte Blut, das er aus dessen Jugendzeit geerbt, der Naturtrieb selbst, der dieses Blut zur innern Empörung reizte oder auch vielleicht umgekehrt der bessere kaiserliche Sinn für die Herstellung und Wohlfahrt des Reiches, die er als den bessern Theil von Heinrichs Wesen geerbt haben konnte, gab ihm den frevelhaften Gedanken des Aufruhrs ein. Er ließ sich zu Mailand krönen und hielt zum Dank und Zeichen der Unterwürfigkeit dem Papst Urban den Steigbügel, 1095. Sein Vater that ihm vergebens rührende Vorstellungen und schloß ihn sodann von der Nachfolge aus. Conrad sah sich auf Italien beschränkt. Dort aber war nicht der Ort für ihn. Sein Anhang handelte nur für sich, nicht für ihn. Das Gefühl der Ohnmacht und der Schande riß ihn daher früh ins Grab 1101.

Kapitel CCXXI.

Ursachen der Kreuzzüge.

Um diese Zeit begann eine ungeheure Bewegung der Geister durch ganz Europa, die eine zweite Völkerwan-

derung zur Folge hatte. Die überwallende Begeisterung für die Religion des Kreuzes, brach in unermeßlichen Heereszügen gegen die Ungläubigen aus, und durch einige Jahrhunderte wurden diese Kreuzzüge die Seele und der Höhenpunkt des Mittelalters. Erst in den Kreuzzügen brach der innere Geist der mittelalterlichen Völker aus den Zänkereien ihrer Häupter, wie aus den Dornen die volle Rose.

Während der erste Grund, auf dem diese Kreuzzüge beruhen, in der Begeisterung für den Glauben zu suchen ist, die das deutsche Volk seit seiner ersten Bekehrung vor allen andern auszeichnete und die von ihm erst auf die Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier überging, so müssen wir dagegen die Spanier als die zweite Ursache der großen Bewegung erkennen. Sie, der Westgothen heldenmüthige Nachkommen, hatten seit dem Beginn des 8ten Jahrhunderts unabläßig mit den Arabern erst um Freiheit und Glauben, dann um Wiedereroberung ihres Spaniens gestritten. In diesen Kämpfen war ein höherer ritterlicher Geist bey ihnen heimisch geworden, zum Theil eine Nachahmung des schönen Ritterthums, das früher schon bey den Arabern blühete. Da ihr ganzer, einziger und unaufhörlicher Krieg aber gegen die Ungläubigen gerichtet war und nur der Glaube das ewige Hinderniß des Friedens, der ewige Sporn des Kampfes war, so mußte das spanische Ritterthum wesentlich ein christlich-religiöses seyn, jede Kraft und That dem heiligen Glaubenszweck unterordnen, und neben diesem höchsten und reinsten keinen niedrigen aufkommen lassen. Daraus entsprang eine doppelte wichtige Folge für Europa. Zunächst erinnerte der spanische Krieg das ganze abendländische Europa unaufhörlich an seine Pflicht, die Ungläubigen zu bekehren oder zu vertilgen. Sodann ging, sobald einmal das Ritterthum

auch in Frankreich und Deutſchland aufkam, nothwendig der religiöſe Geiſt der Spanier in daſſelbe über, weil hierin allein das höchſte Ziel des chriſtlichen Ritterthums ausgeſprochen war. Ein dritter Grund der Kreuzzüge iſt bey den Normannen zu ſuchen. Auch dieſe waren auf Sicilien und im mittelländiſchen Meere in heißen Kampf mit den Arabern gerathen und wenn ſie, die ſelbſt noch Heiden oder erſt Neubekehrte waren, weniger der Glaubenseifer trieb, ſo wohnte bey ihnen dagegen noch ganz der abentheuerliche Geiſt der alten Germanen, der auch bey den übrigen deutſchen Völkern nur wieder aufgeweckt werden durfte, um im neuen Ritterthum verklärt ein weſentlicher Beſtandtheil der großen Geiſterbewegung zu werden. Die chriſtlichen Ritter des Feſtlandes vereinigten ſich nur mit den Normannen, um wie ſie, ferne abentheuerliche Züge zu unternehmen, und die Normannen geſellten ſich wieder zu jenen, um in gleicher Begeiſterung für den Glauben zu ſtreiten. Weit auseinanderliegende Zeiten und ihr Geiſt, die altgermaniſche Heldenzeit und das chriſtliche Ritterthum wurden durch die normänniſchen Abentheurer und durch die ſpaniſchen Glaubensritter für die Zeit der Kreuzzüge wieder eng verbunden. Einen weitern Grund derſelben haben wir ſchon in den häufigen Wallfahrten nach dem heiligen Lande angedeutet. Wenn es unſrer minder religiös geſtimmten Zeit, was wir auch ſonſt Großes und Herrliches voraus haben, doch zur tiefen Schande gereicht, daß uns der heilige Boden, auf dem der göttliche Mittler in irdiſcher Erſcheinung gewandelt und gewirkt, ſo ganz gleichgültig läßt, ſo erſcheint das Gefühl unſrer frömmern Väter, das ſich in einer kindlichen Ehrfurcht vor dem heiligen Lande, in einer innigen Sehnſucht, es ſelbſt zu durchwandeln, in einer flammenden Begeiſterung, es den Ungläubigen zu entreißen,

kund gab, nicht nur gerechtfertigt, ſondern höchſt bewundernswürdig. Ohne uns an die Erbärmlichkeit herzloſer Spötter und eigennütziger Thoren zu kehren, die in jenen Wallfahrten und Kreuzzügen nur dummen Aberglauben oder Tollheit ſehn oder gar den Schaden an den Fingern abnehmen, den ſie durch ihren Aufwand an Geld und Menſchen über die Staaten gebracht, wollen wir dieſe unſterblichen Fahrten und ihre Helden ſo ſchildern, wie ſie zu ihrer Zeit ſich ſelbſt angeſehen und geſchildert, und ihrer reinen religiöſen Begeiſterung alle die Ehre widerfahren laſſen, die ihr gebührt. Ueberhaupt aber ſind gerade in der ganzen Weltgeſchichte jene Thaten die ſchönſten und erhabenſten, die unerwartet wie ein Wunder Gottes ſich ereignen, die kein menſchlicher Verſtand berechnet, die ihm ſchädlich und widerſinnig ſcheinen, die nur aus jener höchſten geheimnißvollen Gemüthskraft des ſchwärmenden Herzens hervorgehn, und aus einer Begeiſterung für überſinnliche Ideen, die der kleinlichen Weltklugheit eben ſo unerklärbar bleiben, als ſie über ihr erhaben ſind. Schon unter den Ottonen waren mit der Steigerung des Glaubenseifers überhaupt auch die Wallfahrten zum heiligen Grabe Chriſti in Jeruſalem, dem größten Heiligthum der Chriſtenheit, häufiger geworden. Pilgrimme nannte man die Wallfahrer; ein ſchwarzes Kleid, ein langer Stab, ein großer Huth und Muſcheln von der Küſte des gelobten Landes, Roſenkränze von Jeruſalem waren ihre einfache Auszeichnung. Die Araber, im Beſitz der heiligen Stadt, achteten die Frömmigkeit der feindlichen Pilger, geſtatteten ihnen Kirchen und ein Hoſpital zu Ehren Johannis des Täufers. Als aber 1078 die Türken, ein tartariſches Bergvolk vom Caucaſus, der arabiſchen Herrſchaft und auch Jeruſalems ſich bemeiſtert, begann eine harte Verfolgung der Pilgrimme. Die rohen unmenſchlichen Tür-

ken entheiligten Christi Grab, schleppten die Christen in die Sklaverei und machten es den Pilgern unmöglich, ihre Reisen fortzusetzen. Dies gab den nächsten Anlaß zu zahlreichen bewaffneten Wallfahrten oder Kreuzzügen. In Folge dieses Anlasses ward der Papst ein fünfter Grund der Kreuzzüge. Seine Würde gebot ihm, die Schande der Christenheit abzuwenden und bey dem Streit, in welchem er sich eben mit der weltlichen Macht begriffen fand, waren ihm die Kreuzzüge auch vortheilhaft, indem sie der Religion und also auch der Kirche neuen Glanz verliehen und zugleich die weltlichen Kräfte, die gegen den heiligen Stuhl ankämpften, anderswo beschäftigten. Ein sechster Grund endlich wurden die Franzosen, deren feuriges Blut am schnellsten für den großen Gedanken erglühte, zumal da sie schon früher als die Deutschen eine Ritterschaft hatten, die wieder viel zahlreicher und weniger beschäftigt war, als die spanische. Aus welchen andern Gründen aber die Kreuzzüge, sobald sie erst begonnen, wie bey der ganzen Christenheit eine allgemeine, so bey allen einzelnen Völkern und Ständen eine besondre Theilnahme fanden, werden wir später sehen.

Kapitel CCXXII.

Aufruf zu den Kreuzzügen.

Schon Gregor VII hegte den Gedanken der Kreuzzüge und würde ihn wahrscheinlich ausgeführt haben, wenn ihn nicht noch näher liegende Sorgen ganz in Anspruch genommen hätten. Er verband damit noch einen andern Plan, nehmlich die griechische Kirche der katholischen einzuverleiben. Die Hülfe, die er aus solchen Gründen dem von den Türken hart bedrängten Alexius,

Kaiser in Constantinopel, versprach, konnten aber erst seine Nachfolger leisten.

Eine zweite Gesandtschaft des Alexius an Urban II und die Erscheinung eines merkwürdigen französischen Pilgers gaben den Ausschlag. Peter von Amiens, der Einsiedler genannt, kam aus Palästina zurück und brachte nebst einem flehenden Sendschreiben des verfolgten Patriarchen von Jerusalem, wie er behauptete, einen mündlichen Befehl von Christo, das heilige Grab zu retten. In seiner Pilgertracht, verwildert von Reisen und Gefahren, auf einem Esel reitend, in der einen Hand den Brief, in der andern ein Crucifix, durchzog er Frankreich und Italien und rief mit flammender Beredsamkeit alles Volk zum Kampf gegen die Ungläubigen auf. Alle Gemüther wurden ergriffen. Urban II stellte sich als Papst an die Spitze der Gläubigen und hielt, weil er nicht nach Deutschland durfte, erst zu Piacenza in Italien, dann zu Clermont in Frankreich 1095 eine große Kirchenversammlung für die neue Sache der Christenheit. Hier auf einem weiten, grünen Felde hielt er eine lange begeisternde Rede an das Volk, schilderte lebendig die Bedrängniß der morgenländischen Kirche, die Entweihung des allerheiligsten Bodens, wie die Türken die Tempel zu Ställen umgewandelt, das heilige Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen, die Christen geschändet, gemartert, geschlachtet. Dann that er den Befehl vom Himmel kund, die furchtbaren Greuel zu rächen, das Heilige zu retten. Und mit einer Stimme rief die unübersehliche Menge der Franzosen: Gott will es, Gott will es! und zum Zeichen, daß er zum Streiter Christi sich weihe, heftete jeder ein rothes Kreuz auf die Schulter.

Die größte Bewegung entstand zuerst unter den niedern Vasallen und Leibeignen. Wer hätte gewagt, ihnen

das Kreuz und die Waffen im Dienſt des Höchſten abzuſchlagen! Sie aber ſahen im Aufruf zum Kreuzzug wie billig auch eine Befreiung vom Druck des Adels, und eine Ehre, die ihnen mit den Waffen bisher verſagt geweſen. Schaarenweiſe ſammelten ſie ſich um Peter den Einſiedler und einen Abentheurer, Walther, den die Ritter und Edlen ſpöttiſch Habenichts nannten. Ihre Bewegung aber weckte die Eiferſucht des ſtolzen Adels und dieſer ſonderte ſich von den Gemeinen und beſchloß, den rohen in Waffen ungeübten Haufen untergehn zu laſſen, um dann für ſich deſto ſichrer den Kranz des Sieges zu gewinnen.

Jene wilden Schaaren zogen mit ihren beyden Führern ſchon 1096 über den Rhein durch Deutſchland. Die Deutſchen, im Streit mit dem Papſte, die Franzoſen von längſt haſſend, über den bunten zum Theil lächerlichen Pöbelhaufen erſtaunt und ihrer Natur nach überhaupt einen großen Gedanken um ſo langſamer begreifend, je tiefer er ſich nachher bey ihnen einwurzelte, nahmen damals noch keinen Theil an der Begeiſterung der Franzoſen und ſpotteten über ſie. Nur der Biſchof von Straßburg, Herzog Friedrichs Bruder, und der Abt von Schaffhauſen folgten dem Zuge, der nur bis nach Ungarn kam, aus Mangel an Lebensmitteln plünderte, ſich zerſtreute und ſchon in Ungarn große Noth litt. Ein Theil dieſes Zuges kam glücklich nach Kleinaſien, ſchlug ſich tapfer mit den Türken herum, ward aber größtentheils aufgerieben und nur wenige erhielten ſich bis zur Ankunft der ſpätern Kreuzfahrer.

Kaum war dieſe ſonderbare Erſcheinung an den Deutſchen vorübergegangen, ſo beſannen ſie ſich und die Begeiſterung ſchlug auch bey ihnen in lichten Flammen auf. Man ſah Zeichen am Himmel, Propheten und Prediger zogen durch das Land, die Gemüther wurden

zum Ungeheuren gestimmt; es hieß, Karl der Große sey in Aachen aus seinem Grabe gestiegen und werde das ganze deutsche Volk zum Kreuzzug führen. Noch im Jahr 1096 sammelten sich drey große Heere, aus gleichen Gründen meist Bauern und Leibeigne, in Sachsen unter dem Priester Volkmar, am Main unter dem Priester Gottschalk, am Rhein unter dem Grafen Emicho von Leiningen. In blindem rasenden Eifer gegen die Ungläubigen fielen sie zuerst in den Städten über die Juden her, wobey der kaufmännische Haß der Bürger sich einmischte. Es wurden 12000 Juden grausam umgebracht. In Worms mordeten sie sich selbst, um der Mißhandlung zu entgehn. In Speyer setzten sie sich tapfer zur Wehr. In Mainz schützte sie der Erzbischof. Heinrich IV, der eben aus Italien zurückkam, rettete die übrigen. Jene drey regellosen Schaaren zogen der ersten französischen nach, wurden aber schon in Ungarn aufgerieben.

Kapitel CCXXIII.

Der erste Kreuzzug.

Nach diesen mißlungnen Versuchen des gemeinen Volkes rüsteten sich die Ritter zu einer desto glänzendern Heerfahrt. Die Lothringer erhoben sich zuerst unter Gottfried von Bouillon und dessen Bruder Balduin und vielen Grafen und Herren. Sie brachten 80000 wohlgerüstete Streiter auf und diese Stärke, so wie die Manns-zucht und Würde, die sie auf dem Heerszuge beobachteten, öffnete ihnen überall den Weg, so daß sie friedlich Ungarn durchzogen und schon am Ende des Jahres 1096 vor Constantinopel anlangten. Hier fanden sie den Grafen Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Philipp I, mit einer starken französischen

Macht. Dieſer folgte ein drittes Heer von Normannen unter Bohemund, dem Sohn Robert Guiskards, Fürſten von Tarent, und deſſen Vetter Tancred, dem tapferſten Ritter ſeiner Zeit, dann noch ein viertes Heer von Franzoſen unter Raimund, Graf von Toulouſe, bey welchem ſich Biſchof Ademar von Puy als päpſtlicher Legat befand, endlich ein fünftes Heer franzöſiſcher Normannen unter Robert, Herzog von der Normandie. Die geſammte Zahl der Kreuzfahrer wuchs auf 600,000 an. Franken nannten ſie die Morgenländer, weil der größte Theil aus Franken beſtand. Gerade dieſer edelſte der germaniſchen Stämme ſollte hier wieder allen andern voranlaufen. Von jener Zeit an aber heißen bis auf dieſen Tag alle Europäer im Orient Franken. Zum gemeinſamen Feldherrn wählten die Kreuzfahrer alle den deutſchen Herzog Gottfried von Bouillon, den der Ruhm der höchſten Tapferkeit, der ſtrengſten Gerechtigkeit und einer an Heiligkeit gränzenden Frömmigkeit über alle Nebenbuhler erhob. Der griechiſche Kaiſer Alexius fürchtete nicht ohne Grund für ſein Reich, da Bohemund wirklich Luſt bezeigte, ſich Conſtantinopels als Eigenthums zu bemächtigen, und legte den Kreuzfahrern jedes Hinderniß in den Weg. Doch Gottfried hielt den Normann ſtreng zurück und zwang den Kaiſer zur Nachgiebigkeit. Darauf ſetzten ſie alle nach Klein-Aſien über, wo Peter der Einſiedler mit den Reſten ſeiner Schaar zu ihnen ſtieß. Nicäa, wo dereinſt die große Kirchenverſammlung gehalten worden, damals aber der Sitz eines türkiſchen Sultans, leiſtete den erſten Widerſtand, ward aber nach langem Kampf erſtürmt. Dann bewegte ſich das Heer ſeitwärts, da wo Aſien ſich um das Ende des Mittelmeers nach dem gelobten Lande gegen Süden ſenkt. Hier ſtieß noch eine Flotte von Frieſen zu ihnen, die durch das Mittelmeer gefahren. Doch litten die

Kreuzfahrer viel von der ungewohnten Sonnenhitze des Südlandes, von dem Mangel an Lebensmitteln und von Krankheiten, endlich von der Tapferkeit der Türken, über welche ſie erſtaunen mußten. Die Franken gaben den Türken das Zeugniß, daß ſie nächſt ihnen auf Erden die Tapferſten ſeyen. Die Stadt Edeſſa ward von Bohemund erobert. Dieſer Normann wollte durchaus ein Reich haben, und Edeſſa und ihr Gebiet ward ihm als ein Fürſtenthum überlaſſen. Einen weit furchtbareren Widerſtand leiſtete indeß Antiochia, eine der größten Städte Aſiens, ehemals der Sitz eines der vier erſten Patriarchen der Chriſtenheit. Die Stadt war aufs beſte befeſtigt und von enthuſiaſtiſchen Muhamedanern vertheidigt. Den Kreuzfahrern gebrach es an Belagerungswerkzeugen und Lebensmitteln. Krankheiten rafften einen großen Theil des Heeres hin, Gottfried ſelbſt und die meiſten Führer ſiechten. Zwiſchen einigen herrſchte verderbliche Eiferſucht. Ein neuer Zug däniſcher Kreuzfahrer unter Sueno dem Königsſohne und ſeiner Braut Florine ward von den Türken unterwegs vernichtet. Eine Flotte der Stadt Genua brachte indeß tapfre Bürger und Lebensmittel zum Beyſtand. Endlich im Jahr 1098 ward Antiochia durch Verrath eines Renegaten (zum Islam übergetretenen Chriſten) bey Nacht erſtiegen und im Sturm genommen. Aber ſchon wenig Tage darauf kam ein ungeheures türkiſches Heer vor die Stadt, in der Abſicht ſie zu entſetzen, und da dies zu ſpät war, ſie den Kreuzfahrern wieder zu entreißen. Da ſahen ſich dieſe plötzlich in der verödeten und ausgehungerten Stadt eingeſchloſſen. Ihre Noth erreichte den höchſten Gipfel. Sie waren verloren, wenn ein Wunder ſie nicht rettete. Mann und Roß verſchmachteten vor Hunger und auch die ekelhafte Speiſe, die man in der Verzweiflung gebrauchte, ging zu Ende. Da trat ein hochbegei-

ſterter Prieſter auf, Peter Barthelemi, und verkündete ein Traumgeſicht, darin ihm verheißen ward, die wahre heilige Lanze, die in einer alten Kirche der Stadt verborgen läge, würde ſie zum Siege führen. Man grub emſig und fand eine alte Lanzenſpitze. Sie ward zum Banner des Heeres gemacht und der Legat Ademar trug ſie vor auf. Dem Wunder vertrauend, in übernatürlicher Kraft auflebend, zum Ungeheuren begeiſtert zog die abgemattete Schaar, Schatten der Todten gleich, aus den Thoren und ſtürzte ſich mit raſender Wuth auf die Ungläubigen. Man glaubte den Engel Michael zu ſehn, der mit einer Legion Engel in den Streit ſich miſchte. Zu ſolcher fieberiſchen Höhe ſtieg die Begeiſterung. Die weit überlegnen Türken wurden gänzlich geſchlagen, ihr unermeßlich reiches Lager erbeutet und das Kreuzheer völlig gerettet. Der herrſchſüchtige Bohemund blieb zurück, um Antiochia und Edeſſa als ein Fürſtenthum zu behaupten und den Rückweg des Kreuzheers zu decken. Die übrigen zogen weiter nach Süden dem gelobten Lande zu. Nach wiederholten Kämpfen betraten ſie den heiligen Boden und ſahen von einem Berge zum erſtenmal das ferne Jeruſalem. Alle ſanken auf die Knie, küßten die Erde und weinten. Aber noch ſtand ihnen der furchtbarſte Kampf bevor. Sie zählten nur noch 1500 Reiter und 20000 Fußgänger; ſo ſehr waren ſie zuſammengeſchmolzen durch Schlachten und Seuchen, und dieſe kleine Schaar ſollte die gewaltige Stadt Jeruſalem erobern, darin 40000 Araber hinter den feſteſten Wällen und Burgen ſich verſchanzt hatten, und die von allen Seiten her neue Unterſtützung finden konnte. Je näher die Kreuzfahrer aber ihrem Ziele waren, deſto höher wuchs ihr Muth. Der heilige Boden ſelbſt begeiſterte ſie zum Aeußerſten. Hier ſahen ſie vom Himmel her ihre kleine Zahl durch Engel Gottes ergänzt und der Glaube

errang in übernatürlicher Kraft, was menschlichem Verstand unmöglich scheint. Auf dem Oelberge, wo der Herr gepredigt und gelitten, hielt Peter der Einsiedler, immer noch wie von Anfang die große Seele der Unternehmung, eine begeisterte Rede an die Kreuzfahrer und alsbald schritt man zum Sturm. Zwey Tage lang ward unabläßig gestürmt. Die Belagerten gaben an Heldenmuth den Christen nichts nach; doch endlich siegte der Glaube. Vom Oehlberg herab sah man einen hohen Ritter in weißer Rüstung mit glänzendem Schilde leuchten, und mit dem Freudengeschrei: Gott hilft uns, Gott will es! wurden die Thore gesprengt, die Zinnen erstiegen. Immer noch währte der furchtbare Todeskampf in den Straßen der Stadt, bis sie ein großes Grab aller Ungläubigen wurde. Da zogen die heldenmüthigen Pilger über rauchende Trümmer und durch Ströme von Blut mit bloßem Haupt und Füßen zur Kirche des heiligen Grabes und dankten der Allmacht für ihren Sieg und reinigten sich durch die Berührung der heiligen Steine von ihren Sünden, 1099.

So ward das heilige Grab befreit und das große Ziel der Abendländer ruhmvoll errungen, ja noch höher gestellt durch den Preis unglaublicher Heldenkraft, der es erkauft hatte. Um aber den theuer erworbenen Besitz zu behaupten, schufen die Pilger das heilige Land in ein christliches Königreich um und erhoben Gottfried von Bouillon zum ersten Könige von Jerusalem. Doch trug er keine Krone an der Stätte, da Christus die Dornenkrone getragen. Der arabische Calif über Aegypten brach mit einem unermeßlichen Heer gegen Jerusalem auf; aber König Gottfried zog ihm mit seiner geringen aber in der alten Begeisterung fortglühenden Mannschaft entgegen und schlug ihn bey Askalon gänzlich aufs Haupt, 1099. So ward der Besitz Jerusalems und des heiligen Landes

geſichert. Neue Zuzüge von kriegeriſchen Pilgern ſetzten es vollends in ſichern Vertheidigungsſtand. Der heilige Gottfried aber ſtarb ſchon 1100 in Folge ſeiner unerhörten Anſtrengungen. An ſeiner Statt ward ſein Bruder Balduin zum König gewählt.

Kapitel CCXXIV.

Chriſtliche Staaten im Morgenlande.

Unter den Pilgern, die im heiligen Lande geblieben, erhob ſich nach Gottfrieds Tode Eiferſucht. Der Zuſammenfluß ſo vieler verſchiedenartiger Nationen unter gleich tapfern Häuptern machte die Entſcheidung ſchwer, wem die Oberhand gebühre. So trat namentlich Tancred in Antiochia dem König Balduin feindlich entgegen.

Ein neuer Kreuzzug, den 1102 Herzog Welf von Baiern, und Ida, die fromme und kriegeriſche Mutter Leopolds von Oeſtreich unternahm, ſcheiterte in Kleinaſien. Ida ward von den Türken gefangen, Welf ſtarb auf der Inſel Cypern.

Der Zank der Ritter und Fürſten im gelobten Lande würde den Türken und Arabern den Sieg verſchafft haben, wenn nicht die italieniſchen Städte Venedig, Genua und Piſa mit ihren Flotten unabläßig neue Unterſtützungen zugeführt hätten. Sie trieb ihr Handelsvortheil, denn ſie wollten den Handel Aſiens an ſich bringen und ſo ward ein weltliches Unternehmen Mittel für heilige Zwecke. Doch geriethen ſie dabey mit den eiferſüchtigen Griechen in offenen Seekrieg und das Morgenland ſelbſt ſah Chriſten und Chriſten ſich morden. Bohemund indeß und als dieſer nach Europa zurückkehrte, Tancred, ſchloſſen mit den Griechen Frieden und behaupteten Antiochia und Edeſſa. Sie von der einen, Balduin von der andern Seite eroberten nach und nach die ganze Küſte

des Mittelmeers und erhielten eine lebhafte Verbindung mit dem Abendlande. Die Italiener ſetzten ſich in Küſtenſtädten feſt.

Nachdrücklicher noch als die Bürgerſchaften und ihre Flotten arbeiteten neu entſtehende Ritterorden dem Fehdegeiſt der Fürſten entgegen. Das Hoſpital zu St. Johannes in Jeruſalem ward erneuert und erweitert, und ſein Vorſteher Raimund Dupuy gab ihm 1118 eine neue Verfaſſung, der zufolge eine Anzahl Ritter das klöſterliche Gelübde der Keuſchheit, des Gehorſams und der Armuth ablegte und der Pflege kranker Pilger ſich weihte. Man hieß ſie die Hoſpitaliter oder Johanniter. Zu derſelben Zeit 1119 ſtifteten Hugo von Payens und Gottfried von St. Omer einen andern Ritterorden im Tempel Salomons. Sie thaten daſſelbe klöſterliche Gelübde, ſetzten ſich aber ſtatt der Krankenpflege zum Zweck, unabläßig gegen die Gläubigen zu kämpfen. Man hieß ſie die Tempelherren und ihr Orden wurde bald noch mächtiger und berühmter, als jener erſte.

Kapitel CCXXV.

Der Geiſt der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge ergoſſen einen neuen Geiſt über Deutſchland. Während die Häupter des Landes in ſtets erneuerter Fehde ihre weltlichen Abſichten nicht aufgeben mochten, beherrſchte das Volk dagegen nur der eine große Gedanke der Kreuzzüge und zwang am Ende auch die Fürſten, daran Theil zu nehmen.

Der herrſchende Geiſt war die Frömmigkeit, die Richtung der Gemüther nach dem Ewigen und Göttlichen. In dieſe eine Richtung wurde das Leben des ganzen Volks gebracht. Ihr ward der alte Heldengeiſt, die Sitte und Wiſſenſchaft und Kunſt dienſtbar, ja die reli-

giöſe Stimmung weckte erſt alle Blüthen des mittelalterlichen Geiſtes, vor allem den Ritterſinn, die Liebe und die Kunſt. Die Frömmigkeit ſelbſt erreichte zur Zeit der Kreuzzüge den höchſten Gipfel. Eine Gotttrunkenheit bemächtigte ſich der Herzen und ſie ſchlugen alle in eine einige große Flamme der Begeiſterung auf. In dieſe Zeit fällt die unbegrenzte Herrſchaft des Papſtes und der Kirche, die Blüthe der Hierarchie, in dieſe Zeit die Blüthe des Mönchthums, der Aufopferung aller Freuden der Welt für den Glauben, der Heiligen, Reliquien und Wunder, in denen das große Wunder der Zeit, die Frömmigkeit ſelbſt und der Glaube, der Berge verſetzen kann, nur ſchwach ſich ſpiegelte.

Wie aber dieſer fromme Geiſt nicht in faulem Müſſiggang verdumpfen konnte, ſondern wie jede edle Kraft des Volks, ſo auch ſeinen uralten Heldengeiſt nothwendig wecken mußte, ſo kam durch ihn auch das neue Ritterthum zu ſeiner ſchönſten Blüthe. Seit Heinrich I waren die ritterlichen Spiele oder Turniere aufgekommen und hatten mit dem Wetteifer in der Waffenkunſt den Reitern oder Rittern ſchon einen höhern Geiſt eingepflanzt. Das Ritterthum war aber ausſchließlich Sache des Adels geworden, alſo Sache eines Standes, nicht des Volkes. Indem aber an den Kreuzzügen das ganze Volk mit gewaffneter Hand Theil nahm und auch Bürger und Bauern Helden wurden, anderſeits der Adel mit ſeinen Waffen nicht mehr für ſich und die Ehre ſeines Standes kämpfte, ſondern für das höhere und allgemeine Ziel des Glaubens, ſo floß nothwendig aus den unadelichen Helden und aus den Adelichen, die nicht mehr ihrem Stand allein dienten, eine neue Ritterſchaft zuſammen, welche von nun an dieſen Namen allein behauptete und zwiſchen dem Adel und den Bürgern in der Mitte ſtand. Dieſe neue Ritterſchaft beruhte lediglich

auf dem ritterlichen Gelübde, ein Streiter Gottes seyn zu wollen und auf persönlicher Tapferkeit und Waffenkunst, die den Beruf dazu gaben. Selbst Kaiser und Könige, aller Adel, ja die tapfersten Bürger und nicht minder freie Bauern traten in diesen vom Grundbesitz oder Gewerbe völlig unabhängigen Stand. Er nahm die Verfassung der alten Heldengilden an, dergestalt, daß wieder Lehrlinge (der Edelknabe, Page, Guargune, Waffenträger) und Gesellen (Knappen, Reisige) bey dem Meister (dem Ritter) die Waffenkunst schulgerecht lernten, mit ihm in den Kampf zogen und seine unzertrennlichen Gefährten bildeten, bis sie der Ehre der Meisterschaft sich selber würdig gemacht. Dies geschah durch Bekleidung mit den ritterlichen Ehrenwaffen und durch die Berührung mit dem Schwert oder den Ritterschlag, der selbst für Könige die höchste Ehre wurde. Zum Zeichen aber, daß diese Ritterschaft dem Dienste Gottes sich gewidmet und zur gänzlichen Unterscheidung vom altheidnischen Heldenthum mußte der junge Ritter sich wie ein Priester durch Fasten und Kasteiung zur Ritterweihe vorbereiten und in weißem Gewande vor dem Altar das Gelübde thun, stets wahr zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, Wittwen und Waisen und die Unschuld zu beschirmen, und die Ungläubigen zu bekämpfen. Außer diesen allgemeinen Pflichten legte sich jeder Ritter die besondre auf, zu Ehre seiner Geliebten oder Dame zu streiten, und er trug ihre Lieblingsfarbe und ihr Zeichen und ihr Name war sein Feldgeschrei. Denn die Liebe und Frömmigkeit fließen immer vereinigt aus einer Quelle, und darum waren die Zeiten der Kreuzzüge auch die Zeiten der Liebe oder Minne. In der Heimath wurden die Turniere, im Morgenlande die Kreuzzüge Schulen und Kampfplätze der Ritterschaft. Dort herrschte die Liebe, die Ehre der Damen, hier die

Frömmigkeit und Ehre Gottes. In dem allgemeinen Ritterorden entſtanden aber in allen Ländern ſpiele beſondre zu beſondern Zwecken, nach dem Beiſpiel der Johanniter und Tempelherren.

Auf die Sitten des Volks übte der Geiſt der Kreuzzüge tiefen Einfluß. Er milderte ſie nicht, aber er veredelte ſie. Behaglicher Frieden und was ſich daran anknüpft, Mäßigung der Leidenſchaften, duldſame, höfliche und abgeſchliffene Geſelligkeit wurden dadurch freilich nicht erzeugt; vielmehr galt grade nur der lebendigſte Kampf und die gewaltigſten Leidenſchaften des Menſchen wurden in ihrer ganzen Tiefe aufgeregt. Aber die Kraft, die ſie weckte, zügelte ſie auch. Die Religion kehrte das Innerſte des Menſchen um, aber ſie reinigte und heiligte ihn in ihrem Dienſt. Jene blindwüthende Berſerkerkraft, die im deutſchen Volk nie untergegangen und im Mittelalter noch die deutſche Wuth (furor teutonicus) genannt wurde, machte ſie dem frömmſten Streben dienſtbar. Jener ewigen Sehnſucht, die in der Trägheit andächtiger Einſamkeit verdumpft, gab ſie einem lebendigen Gegenſtand. Die kleinlichen Leidenſchaften des gemeinen Lebens erſtickte ſie durch die größte für den heiligſten Gegenſtand, und ſelbſt den erwachenden Krämergeiſt veredelte ſie in ihrem Dienſte. Wie aber Religion und Liebe unzertrennlich ſind, ſo mußte mit der erſtern auch die letztre und in ihr der milde Geiſt, der ihr überall inwohnt, zur Herrſchaft gelangen. Die uralte Ehre der Frauen in Deutſchland ward abermals zur Andacht geſteigert und in der Minne ein zweiter wohlthätiger Gottesdienſt gegründet. Wenn man die Minnelieder jener Zeit und wieder die Geſchichte von der Ehe ritterlicher Männer und Frauen lieſt, ſo ſieht man deutlich, daß in jener Zeit nicht mehr der Menſch liebte, ſondern Gottes Liebe in ihm, ſo wie nicht mehr der Held den Sieg vollbracht,

ſondern Gottes Kraft in ihm. Darum ſteht die Minne des Mittelalters um ſo vieles über der altgermaniſchen Frauenachtung, als das Chriſtenthum über dem Heidenthum. Die Minne war von der Religion durchdrungen, wie das ganze Mittelalter. Unſre Zeit beherrſcht allein der Verſtand und wir vermögen kaum mehr den Geiſt der verſchwundnen Zeit zu ahnen.

Gleich mächtig wirkten die Kreuzzüge auf die Bildung des Volks. Bisher war griechiſches Weſen nur durch Vermählungen an die Fürſtenhöfe gedrungen, jetzt ſah es das Volk in Griechenland ſelbſt. Nicht weniger drang die hohe Bildung der Araber ins Abendland. Beſonders blühte durch ſie die Naturkunde und Arzneiwiſſenſchaft in Deutſchland auf, woraus ſich vorzüglich arabiſche Juden ein Geſchäft machten, die daher häufig Leibärzte der Fürſten wurden. Für den Betrieb der neuen Wiſſenſchaften überhaupt aber wurden zunächſt in Italien hohe Schulen oder Univerſitäten angelegt. Am wichtigſten aber wurden die Kreuzzüge für die Kunſt, da der Geiſt jener Zeit weſentlich ein hochpoetiſcher war, und wieder zunächſt für die Dicht- und Baukunſt, da die erſtere in größter Allgemeinheit, im weiteſten Umfang, die zweite in der größten Einfachheit und erhabenſten Kürze den hohen Sinn jener Zeit auszudrücken im Stande war. In der Dichtkunſt ſehn wir den eigenthümlichen Sinn aller Völker, alle Eigenthümlichkeit des Morgen- und Abendlandes und des rauhen normänniſchen Nordens wie des glühenden Südens, hinwiederum alle alten Erinnerungen, Geſchichten und Sagen der Deutſchen, Römer, Griechen und Araber ſich ebenmäßig ſo vermiſchen, wie die Völker ſelbſt in den Kreuzzügen ſich vermiſchten, und alle von dem einen und demſelben Geiſt geweckt und durchdrungen, von dem Geiſte der Frömmigkeit, des Heldenthums und der Minne, wie die Völker ſelbſt eben

durch dieſen Geiſt in jene wunderbare innige Richtung gedrängt wurden. So erwacht eine unendlich reiche Poeſie plötzlich in allen Völkern, wie ein weites ſchlafendes Blumenfeld von dem Licht der Morgenſonne. Dieſelbe himmliſche Kraft aber, die in der Dichtkunſt ſich nur in der größten Mannigfaltigkeit entfaltete, erſah ſich die Baukunſt zum reinen, klaren und vollen Ausdruck ihres eigenſten Weſens und ſchuf die Tempel Gottes zu reinen Symbolen des göttlichen Geiſtes, der neu über die Welt ſich ausgegoſſen. Da begann zuerſt die fälſchlich ſ. g. Gothiſche Baukunſt, die nur im Mittelalter und nur in Deutſchland zur Blüthe kam, daher die deutſche heißen muß, und deren Weſen darin beſteht, daß ſie die ganze Höhe und den ganzen Umfang des religiöſen Geiſtes im Mittelalter, die innerſte Seele einer ganzen Welt dem kalten Stein einhauchte und den großen einen Gedanken der Zeit gleichſam in rieſiger Steinſchrift für die Ewigkeit niederſchrieb. Hiermit iſt ausgeſprochen, was der Keim der deutſchen Kunſt im Mittelalter geweſen, wie er durch die Kreuzzüge zuerſt entwickelt ward. Von ſeiner vollen Blüthe geben wir ferner Kunde.

Kapitel CCXXVI.

Einfluß der Kreuzzüge auf die deutſche Verfaſſung.

Wie insbeſondre das neue Inſtitut der ritterlichen Orden aus den Kreuzzügen hervorging, ſo mußten auch alle beſtehenden alten Inſtitute ihren Einfluß leiden. Der religiöſe Sinn der Zeit verſchaffte der Kirche ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über den Staat, dem Papſt über den Kaiſer. Erſt durch die Kreuzzüge ward die Schöpfung Gregors begründet und befeſtigt, dadurch aber die weltliche Macht, das alte Anſehn der Kaiſer zur äußerſten Nothwehr aufgereizt und der Bruderzwiſt der

höchsten christlichen Gewalten nur blutiger entflammt. Sofern aber der Kaiser und seine Macht durch den Papst und die Kirche eine geraume Zeit überwunden blieb, erlangten die Fürsten im Bunde mit dem Papst Selbständigkeit und darum waren die Kreuzzüge mittelbar ein großer Gewinn für sie. Der Adel verlor an Zahl durch die Kreuzzüge, gewann aber ausnehmend an Werth und Würde durch das Ritterthum. Endlich gewannen die Städte, die sich schnell zu einer überwiegenden Macht erhoben, während Bischöfe und Adel außer Landes waren. Auch ward ihr Ansehn und ihre Macht nothwendig gesteigert durch die Bildung und die Schätze, die ihnen aus dem Morgenlande zuflossen und für deren Betrieb sie allein die Werkstätten seyn konnten. Viele nützliche Künste und neue köstliche Waaren flossen den Städten aus Asien zu, vorzüglich durch Friesen und Bremenser, die zur See den lebhaftesten Theil an den Kreuzzügen nahmen. Der größte Theil des südlichen Handels kam indeß in die Hände der Venetianer und Genueser.

Verderben brachten die Kreuzzüge allein dem höchsten und dem niedrigsten Stande, dem Kaiser und den Bauern. Der Kaiser erlag dem doppelten Feinde, dem Papst und den Fürsten. Indem er sich genöthigt sah, dem päpstlichen Ansehn entgegen zu treten, trat er scheinbar Gott, wirklich aber dem Zeitgeist entgegen, und mußte nothwendig unterliegen. Die Bauern dagegen traten schon darum tiefer in den Schatten zurück, weil die Geistlichen, der Adel und die Bürger zum höchsten Glanze kamen. Die freien Bauern nahmen großen Antheil an den Kreuzzügen und rieben sich eben dadurch immer mehr an Zahl, darum an Macht auf, denn wenn sie aus dem Morgenlande heimkehrten, fanden sie nicht wie Bischöfe, Ritter und Bürger eine neue Macht und Ehre, sondern nur ihre alte verachtete Hütte wieder, wenn nicht in ihrer

Abweſenheit die Habſucht der höhern Stände ſie an ſich geriſſen hatte. Der Gewinn für die Leibeignen und niedern Vaſallen, daß ſie durch den Kreuzzug frey und waffenfähig wurden, war nur ein augenblicklicher. Sie kamen im Orient um, und wenn ſie heimkehrten, nahm ſie ihr Herr nicht mehr auf, ſie wären denn wieder ſein eigen geworden. Sie zogen daher in einem kümmerlichen Daſeyn umher, dienten um Sold an den Fürſtenhöfen und bildeten in der folgenden Zeit die erſten kleinen Söldnerſchaaren oder Soldaten; oder aber ſie wurden Hinterſaſſen in den Städten. Viele, deren Lehngut bereits erblich geworden, oder die nur Schützlinge des Adels geweſen waren, behaupteten mit der Freiheit ihr Gut und begaben ſich in den Schutz der Städte. Man nannte ſie Pfahlbürger, die außer den Pfählen der Stadt lebten. Dem Adel waren ſie läſtig oder er erneute ſeine Anſprüche auf ſie. Es entſpann ſich um ihretwillen ein lebhafter Streit zwiſchen Adel und Städten und ſie befanden ſich als die Leidenden und Hülfloſen zwiſchen Ambos und Hammer. Die Bauernaufſtände, die ſofort an vielen Orten ausbrachen und für einige Gaue die glücklichſten Folgen hatten, kleinern Gemeinden und Centen aber ein noch weit härteres Loos bereiteten, werden wir am gehörigen Ort erwähnen.

Kapitel CCXXVII.

Heinrichs IV Ausgang.

Mitlerweile dauerte der Zwieſpalt Heinrichs IV mit dem Papſte fort. Auch Urbans Nachfolger Paſchalis II that den Kaiſer in den Bann. Robert von Flandern ward als Anhänger des Papſtes von Heinrich befehdet und bezwungen. Doch war die große Stimmung der Nation für die Kirche und der alte Kaiſer entſchloß ſich,

die Versöhnung mit dem Papste durch einen persönlichen Kreuzzug zu erwerben. Es kam aber nicht dazu.

Heinrich gehörte der Zeit nicht mehr an, die in ihrem gewaltigen Umschwung stärkere Geister zur Herrschaft rief, und die Würde, der er nicht gewachsen war, häufte bis zum letzten Augenblick auf sein Haupt Unglück und Schande. Sein jüngster und geliebtester Sohn Heinrich folgte dem Beispiel Conrads und empörte sich gegen den Vater, 1104. Ein starker und männlicher Geist regierte diesen Jüngling gleich seinem Großvater Heinrich III, und seine spätern Thaten beweisen, daß er ein würdiges Ziel verfolgte, die Herstellung des kaiserlichen Ansehens und die Ehrenrettung des salischen Hauses. Daß er aber dafür ein schändliches Mittel wählte und das erste Hinderniß, das ihm im Wege lag, den grauen Vater herzlos unter die Erde trat, befleckt seinen sonst erhabenen Charakter mit ewiger Schmach. Er ward vom Papst lebhaft unterstützt und fast alle Fürsten fielen ihm zu, weil sie Heinrichs IV alte Feinde waren und durch den Wechsel zu gewinnen hofften. Herzog Friedrich, des Kaisers treuester Freund, starb 1105, als seine Hülfe am dringendsten entbehrt ward. Er hinterließ nur zwey unmündige Söhne, Friedrich und Conrad, und der junge Heinrich gewann Schwaben, indem er Friedrichs Wittwe, seine eigne Schwester, an den Markgrafen Leopold von Oesterreich vermählte. Der Kaiser schrieb die rührendsten Briefe an seinen Sohn, doch vergebens. Er brach mit einem Heere wider ihn auf und alle Städte blieben ihm treu und verschlossen vor dem Sohne die Thore. Als aber beide Heere unweit Regensburg sich gegenüberstanden, brach Verrath in des Kaisers Heer aus und er selbst entfloh, vielleicht zu voreilig im Gram seines Herzens. Ein Reichstag zu Mainz sollte den Streit entscheiden. Dem Prinzen kam alles darauf an, seinen Vater zur Entsagung zu zwingen,

deshalb gefangen zu nehmen. In dieser Absicht war er niederträchtig genug, ihm Reue zu heucheln, und sich in Coblenz mit ihm zu versöhnen. Darauf fuhren sie beide nach Mainz zum Reichstag. Als aber der Sohn seines Vaters Diener listig entfernt hatte, nahm er ihn in Bingen gefangen. Hier erschienen die Erzbischöfe von Mainz und Cölln und der Bischof von Worms, ihm die Kleinode des Reichs abzufordern. Seine rührenden und gerechten Bitten blieben ohne Frucht. Da zog er sich noch einmal den vollen kaiserlichen Schmuck Karls des Großen an und setzte sich in der glänzenden Pracht des Weltbeherrschers vor den Bischöfen hin, ob sie es wagen würden, ihn anzutasten. Wie aber ihr anfängliches Erstaunen sich gelegt, rissen sie dem unglücklichen Greise gewaltsam alle Zierden ab und schmückten damit zu Mainz seinen Sohn. Noch aber hatte Heinrich nicht entsagt. Dies verlangte der Reichstag. Der Kaiser wollte selbst nach Mainz, dessen Bürger ihn gerettet haben würden. Aus demselben Grunde aber ließ ihn sein Sohn nur nach Ingelheim bringen und begab sich selbst mit den Fürsten zu ihm. Unter fürchterlichen Drohungen, während er sich verzweifelnd vor dem Sohn auf die Knie warf, ward ihm die Entsagung abgezwungen und darauf Heinrich V zum König ausgerufen. Der Vater aber blieb im Bann der Kirche und sollte sein schmachvolles Leben zu Ingelheim beschließen, 1106.

Indeß empörten sich die oberrheinischen Städte in alter Treue für den Kaiser. Heinrich V zog aus, sie zu bezwingen, und erlitt vor Ruffach im Elsaß eine Niederlage. Dies benutzte der Vater, sich wenigstens ein ehrenvolles und gesichertes Ende zu bereiten. Er flehte den Bischof von Speier, dessen Dom er früher reich beschenkt, um eine Pfründe, darin er sterben könnte. Dieser aber wies ihn als einen mit dem Bann Behafteten schnöde zu-

rück. Da floh Heinrich nach Lothringen, wo alte Freunde ihm eine Zuflucht anboten, die Bürger von Cölln, der Biſchof Otbert von Lüttich und Heinrich Graf von Luxenburg, der nach Gottfrieds von Bouillon Tode Herzog in Niederlothringen geworden war. Heinrich V kehrte ſogleich vom Oberrhein zurück und überzog Lothringen mit Heeresmacht. Der Herzog ſchlug ihn aber an der Maaß aufs Haupt. Darauf belagerte der König mit erneuter Kraft die Stadt Cölln, ohne ſie bezwingen zu können und während dieſes Kampfes ſtarb der alte Kaiſer in Lüttich, nachdem er ſeinem Sohne feierlich verziehn und ihm ſein Schwert und ſeinen Ring überſchickt, 1106. Biſchof Otbert ließ ihn in einer Inſel begraben und ein alter Einſiedler aus Jeruſalem übernahm viele Jahre lang die Wacht bey dem Todten. Erſt 1111 ward er vom Bann befreit und zu Speier feierlich beigeſetzt an die Seite ſeiner treuen Gemahlin Bertha.

Kapitel CCXXVIII.

Heinrich V.

Im gleichen Jahr mit Heinrich IV ſtarb auch ſein alter Feind Magnus ohne männliche Erben. Die Billunger waren aber mit dem gräflichen Hauſe Ballenſtädt, das vor den Grafen von Stade die Mark Brandenburg verwaltet, doppelt verwandt. Die Verwandten dieſes Hauſes begannen von jetzt an in Sachſen vorzüglich mächtig zu werden. Einer davon, Lothar, Graf von Suplinburg, zugleich Verwandter Otto's von Nordheim, ward Herzog in Sachſen. Die Mark Brandenburg blieb aber noch beim Hauſe Stade. Niederlothringen erhielt nach Heinrichs Abſetzung ein Graf von Limburg, Oberlothringen (ſeitdem Brabant genannt) ein Graf von Löwen, Stammvater des jetzigen heſſiſchen Hauſes. In

Baiern folgte auf den jüngern Welf ſein Bruder Heinrich der Schwarze, in Schwaben Friedrichs gleichnamiger Sohn, der Einäugige zubenannt, der des ſchwarzen Heinrichs Tochter Judith heirathete und die Waiblinger und Welfen auf kurze Zeit verſöhnte. Sein Bruder Conrad erhielt die fränkiſchen Grafſchaften.

Heinrich V mußte nach der Unterwerfung Lothringens 1108, Kriege mit Ungarn und Böhmen führen, wegen Thronſtreit und Verweigerung des Lehenseides. Aus gleichen Urſachen zog er 1109 wider die Polen, ward aber unweit Breslau vom polniſchen Herzog Boleslav geſchlagen, der die Leichen der Deutſchen unbeerdigt den Hunden überließ. Davon hat das Städtchen Hundsfeld den Namen.

Eine wichtigere Angelegenheit rief den König 1110 nach Italien. Paſchalis II trachtete eben ſo das Gebäude Gregors VII auszuführen, als Heinrich V, ſeinem Großvater gleich, das volle kaiſerliche Anſehn herſtellen wollte. Aus Freunden wurden ſie daher bald Feinde. Der Papſt erneuerte das Gebot Gregors, daß kein Laie, alſo auch der Kaiſer nicht, die Inveſtitur ertheilen ſolle. Da zog Heinrich mit großer Macht über die Alpen. Paſchalis, von einer erhabenen Geſinnung beſeelt, ſchlug ein Mittel der Ausgleichung vor, darin die reinſte Anſicht von Kirche und Staat ausgeſprochen lag und das ohnfehlbar beyde Reiche in die rechte ſichre und freie Stellung neben einander gebracht haben würde. »Alles Unweſen in der Kirche, ſprach er, und wieder aller Streit der Kirche mit der weltlichen Macht beruht auf dem weltlichen Beſitz der Kirche, auf der Gerichtsbarkeit, den Regalien und den großen Lehnen. Dieſe ſind weltlicher Art, vom Kaiſer gekommen und gehören dem Kaiſer. Den Prieſtern gebührt es mit nichten, derſelben ſich anzumaßen. Sie ſind ihr Verderben. Den erſten Chriſten gleich, ſoll die Geiſt-

lichkeit arm und in Demuth leben. Der Kaiser soll alle jene weltlichen Güter von der Kirche zurückerhalten. Dann aber geziemt es sich auch nicht mehr, daß Kaiser und Fürsten sich in die innern Angelegenheiten der Kirche mischen. Die geschloßne Priesterschaft soll allem Weltlichen entfremdet für sich bestehn und eben so nur vom Papst abhangen, wie alle Laien nur vom Kaiser abhängig sind.« Diesen Vorschlag durchzusetzen wäre der Würde des Papstes und des Kaisers, als der großen Häupter der Christenheit, vollkommen würdig gewesen, da das wahre Wohl der Völker darauf beruhete. Auch hätte der Kaiser eine überwiegende Macht gewonnen, wenn alles Kirchengut ihm plötzlich zugefallen wäre. Aber der Bestand war schon verjährt und alle Bischöfe und Aebte und mit ihnen ihr Anhang von fürstlichen und adeligen Verwandten bezeugten keine Lust, ihren Besitz aufzugeben, selbst das niedre Volk befand sich unter dem Krummstab wohl. Es erhob sich also sogleich ein großes Geschrei gegen den Vorschlag des Papstes unter den Geistlichen selbst, und an die Ausführung war nicht zu denken. Es blieb beim Alten. So wollte der Papst wenigstens die Unabhängigkeit der geistlichen Wahlen retten, der Kaiser aber sein Investiturrecht nicht aufgeben. Nach langer standhafter Weigerung nahm endlich Heinrich V den Papst und seine Cardinäle gefangen und zwang sie durch Gewalt, der Investitur zu entsagen, und ihn als Kaiser zu krönen, 1111. Kaum war aber Heinrich über die Alpen zurückgekehrt, so zwangen die Römer den Papst, alles zu widerrufen und den Kaiser in den Bann zu thun.

Mittlerweile brach in Deutschland eine große Fehde aus. Die Grafen von Waimar waren ausgestorben und der Kaiser sprach ihre reichen Güter als verfallenes Lehen an. Die Erblichkeit der Familien war aber schon so tief eingewurzelt, daß der nächste Verwandte jener Grafen,

Siegfried, Pfalzgraf am Rhein, ſich nicht ſchente, gegen den Kaiſer das Schwert zu ziehn. Ihm ſtand Adalbert, Erzbiſchof von Mainz, als Feind des ſaliſchen Hauſes bey, und eben ſo alle Sachſen. Es glückte dem Kaiſer den Pfalzgrafen, den Erzbiſchof, den ältern Wiprecht von Groitſch und Ludwig den Springer gefangen zu nehmen. Der jüngere Wiprecht aber und Lothar ſtellten ſich an die Spitze der Sachſen und zogen mit großer Macht dem Kaiſer entgegen. Siegfried, der wieder befreit worden, fiel durch Hoyer, Grafen von Mansfeld, Heinrichs tapferſten Ritter. Beim Welfesholze im Mansfeldiſchen kam es aber 1115 zu einer Hauptſchlacht, die durch Hoyers ungeſtüme Hitze für Heinrich verloren ging. Hoyer ſelbſt ward von Wiprecht erſtochen. An demſelben Tage ſchlug Otto Graf von Ballenſtädt die Wenden und der Ruhm und Stolz der Sachſen erhob ſich hoch über die Franken.

Heinrich überließ den Hohenſtauffen die Fortſetzung der Fehde und ging ſelbſt wieder nach Italien, um vom Banne ſich zu befreien, den Papſt Gelaſius II, der nach Paſchalis gewählt worden, zu züchtigen und das reiche Erbe der Mathilde, die 1115 geſtorben war, und alle ihre Länder der Kirche vermacht hatte, (die ſ. g. Mathildiſche Schenkung) als verfallenes Lehen anzuſprechen, 1116. Aber auch hier verfolgte ihn das Unglück. Er ſetzte zwar einen neuen Papſt Gregor VIII ein; gegen dieſen erhob ſich aber Calixt II und that den Kaiſer abermals in den Bann. Alle Gemüther waren zu Gunſten der Kirche geſtimmt, die Welfen machten Anſpruch auf die Mathildiſche Schenkung, die Sachſen trotzten mit den Waffen in der Hand. Zahlloſe Fehden verwirrten das Reich.

Da ſah ſich Heinrich zur Nachgiebigkeit gezwungen und ſeine Würde gebot ihm, durch einen allgemeinen Frieden das Reich zu beruhigen. Er kehrte nach Deutſchland zurück, pflog zuerſt Unterhandlungen mit den Fürſten und

brachte 1121 zu Würzburg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande, der den Fehden ein Ende machte. Dann ward auch mit der Kirche Frieden geschlossen. Im Jahr 1122 schloß er das berühmte Concordat zu Worms, worin ausgemacht ward, daß der Kaiser auf die Investitur völlig Verzicht leiste, daß die Wahl der Bischöfe ferner nur von den Domcapiteln, ihre Bestätigung vom Papst abhängen solle, daß der Kaiser dagegen nach der Wahl die Bischöfe vermittelst der Berührung mit dem Scepter über ihre weltlichen Güter und Rechte zu belehnen habe, auch bey streitigen Wahlen zum Schiedsrichter gewählt werden dürfe. Zu diesem Schatten sank die alte Gewalt der Kaiser über die Bischöfe herab und die Kirche feierte den Triumph ihrer Selbständigkeit. Alle Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers beschränkte sich jetzt nur noch auf die Scepterlehen der Bischöfe, bey deren Wahl er keine Stimme mehr hatte, und auf die Fahnenlehen der Fürsten, deren Amt und Besitz erblich geworden, also auch nicht mehr vom Kaiser abhing.

Die Zertrümmerung aller seiner Entwürfe für Herstellung der Kaisermacht scheint Heinrich V in ein frühes Grab gebracht zu haben. Er starb 1125 zu Utrecht und ward zu Speier in der Gruft seiner Väter beigesetzt. Mit ihm starb das salische Geschlecht aus, über dessen reiche Güter er vor seinem Ende feierlich die Hohenstauffen zu Erben einsetzte. Durch Vermählung des ältern Friedrich mit Heinrichs V Schwester ging das salisch-waiblingische Geschlecht in das hohenstauffisch-waiblingische über.

Zwölftes Buch.

Die ſchwäbiſchen Kaiſer.

Kapitel CCXXIX.

Vier Churfürſten.

Mit dem letzten Salier war das dritte große Geſchlecht der deutſchen Kaiſer ſchlafen gegangen. Da verſammelten ſich die Völker wieder zahllos an den Ufern des Rheines zwiſchen Mainz und Worms wie ehedem bey Conrads Wahl. Sie ſchieden ſich aber nach den vier Hauptnationen, wie ein Kreuz nach den Himmelsgegenden gerichtet die natürliche Eintheilung bezeichnet, zur Rechten in Nordoſten die Sachſen, zur Linken in Nordweſten die Franken, zur Rechten in Südoſten die Baiern, zur Linken in Südweſten die Schwaben. Jeder dieſer Stämme wählte zehn Fürſten, und dieſe zehn wählten wieder je einen, welche vier zuletzt allein den König wählen oder kühren ſollten. Darum nannte man ſie die Churfürſten. Das Volk war längſt gewohnt, ſeine Fürſten für ſich ſprechen zu laſſen. Die Wahl traf aber bey den Sachſen den Herzog Lothar von Suplinburg, bey den Franken den Grafen Karl von Flandern, bey den Baiern den Markgraf Leopold von Oeſterreich und bey den Schwaben den Herzog Friedrich von Hohenſtauffen. Den Vorſitz bey der Reichsverſammlung führte nach alter Weiſe wieder der Erzbiſchof von Mainz, damals Adalbert, der Salier und darum der Hohenſtauffen bitterſter Feind.

Friedrich, des verstorbenen Kaisers nächster Verwandter und Erbe aller salischen Alode und Lehne, durch adeliches Geschlecht und eigne Thaten ausgezeichnet und Liebling der Schwaben und Franken, hielt es für unmöglich, daß man ihn nicht zum König wählen würde, und benahm sich als rauher und stolzer Mann sehr übermüthig gegen seine Mitwähler. Eben dadurch aber wurden die Fürsten auf das Recht der freien Wahl eifersüchtig und die alten Feinde der Hohenstauffen, Adalbert, die Welfen und Sachsen vermochten die Wahl von Friedrich ab und auf Lothar zu lenken. Die Siege der Sachsen hatten grade damals die übrigen deutschen Stämme in den Schatten gestellt. Der Tag am Welfesholz gewann den Sachsen wieder die Ehre, dem Reich einen Kaiser zu geben. Lothar empfing die Krone 1125.

Kapitel CCXXX.

Demüthigung der Hohenstauffen.

Lothar war kein Held, der auf sich selbst zu stehn vermochte; er brauchte und suchte Stützen. Darum gab er sogleich dem Papst in allen Stücken nach, ließ ihm seine Wahl melden und gleichsam um Bestätigung bitten, und begnügte sich, von den deutschen Bischöfen nur einen allgemeinen Eid der Treue zu verlangen. Dann gewann er die Welfen für sich, indem er Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, dem Sohn Heinrichs des Schwarzen, seine Tochter Gertrud zur Gemahlin gab. So unterstützt, und nachdem er auch die Böhmen, die wieder vom Reich abgefallen waren, beschwichtigt, begann er den Kampf mit seinem natürlichen Feinde Friedrich.

Er sprach die salischen Erbgüter nach alter Weise als Lehen des Reichs an und forderte sie von Friedrich

zurück, während er selber früher in dem Streit um die Waimarschen Güter das Erbrecht der Fürsten gegen das lehnsherrliche Recht des Kaisers mit den Waffen verfochten hatte. Friedrich weigerte sich, kam in die Acht und ward von Lothars und der Welfen ganzer Macht in der treuen Stadt Nürnberg lange belagert. Da kam sein Bruder Conrad von einem Kreuzzug zurück und entsetzte ihn. Mit männlichem Muth und von den Schwaben unverlassen stritten sie um ihr Erbe viele Jahre und das Oberland sah durch seiner Fürsten Fehde wieder alle Greuel der Verwüstung sich erneuen. Conrad, ein herrlicher Jüngling voll ritterlicher Kraft und königlichem Hochsinn, faßte den kühnen Plan, die salische Parthey in Italien in den Kampf zu ziehn. Er ging über die Alpen und empfing die lombardische Krone; aber der Papst, Honorius II, war für die Welfen und sein Ansehn so überwiegend, daß der tapfre Conrad Italien wieder verlassen mußte 1128. Die blutige Fehde dauerte indeß unabläßig fort. Friedrich mußte in die Städte fliehn und eine nach der andern fiel trotz der tapfersten Gegenwehr in die Gewalt seiner Gegner. In Speier ward seine zweite Gemahlin Agnes von Lothar lange belagert und vertheidigte sich mit solcher Ausdauer und Gewandtheit, daß ihr der Kaiser einen ehrenvollen Abzug gestattete. Endlich sahen die Hohenstauffen nur noch den Untergang vor sich. Ein würdiger Vermittler trat dazwischen. Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, der frömmste und beredteste Geistliche seiner Zeit, dessen Bitten alle Könige und selbst die Päpste gehorchten, stiftete in Deutschland Frieden. Die Hohenstauffen unterwarfen sich freiwillig zu Bamberg und erhielten dagegen von Lothar alle ihre Güter bestätigt, 1135. So hatte diese fruchtlose Fehde nur dem leidenden Volke Verderben gebracht und wieder zum Verderben der Rach-

kommen den Haß der Welfen und Waiblinger aufs höchste gespannt.

Kapitel CCXXXI.

Lothar, ein schwacher Kaiser.

Lothar besaß persönliche Tapferkeit und Ehrgeiz, aber kein kaiserliches Herz, das von der alten Idee der Kaiser durchdrungen gewesen wäre. Er fügte sich dem Papst in allen Stücken, und handelte darin dem Zeitgeist gemäß, aber keineswegs wie ein Kaiser. Als er 1132 nach Italien zog, um den übermüthigen Roger, den der Papst eigenmächtig mit dem Königreich Neapel und Sicilien belehnt, zu bändigen, empfing er von Innocenz II die Kaiserkrone knieend wie zu Lehn und auch den Streit um die Mathildischen Güter entschied er zu des Papstes Gunsten dergestalt, daß er sie als dessen Eigenthum anerkannte, aber von ihm zu Lehn nahm. So ward der Kaiser des Papstes Vasall. Zum zweitenmal zog Lothar gegen Roger 1136, und damals führte der treue Conrad selbst das Reichsbanner und vollbrachte rühmliche Thaten. Der Kampf blieb aber, wie gewöhnlich in Unteritalien, unentschieden, und als Lothar heimkehrte, überraschte ihn der Tod unterwegs in einer geringen Bauernhütte auf den Alpen 1137. Er ward zu Königslutter im Braunschweigischen, das er gegründet, begraben. Von ihm ward auch Kaiserslautern am Rhein erbaut und bemannt.

Die Fehden standen unter Lothar in voller Blüthe. Bemerkenswerth ist darunter eine große Empörung der thüringischen Bauern gegen den Erzbischof von Mainz, der ihnen abermals den Zehnten abdringen wollte, 1128. Ein zehnjähriger Landfrieden, den der Kaiser 1135 ausschrieb, konnte wenig helfen.

Im Verhältniß zu den Fürsten zeigte sich Lothar eben so unkaiserlich wie gegen den Papst, obwohl nicht zu leugnen ist, daß er hierin ebenfalls dem herrschenden Zeitgeist gehuldigt, nur eben auf Kosten der kaiserlichen Würde selbst. So erhob er selbst zum Gesetz, daß verfallene Lehen künftig nicht mehr an Kaiser und Reich zurückfallen, sondern von den nächsten fürstlichen Verwandten geerbt werden sollten. Diesen Eingriff ins kaiserliche Recht that der Kaiser selbst, bloß um seinem Eidam, dem Herzog von Baiern, das Erbe des Herzogthums Sachsen zu sichern, während derselbe Kaiser früher, wo es galt, die Hohenstauffen zu plündern, das Gegentheil behauptet, und noch früher in der Waimarschen Fehde wieder von diesem das Gegentheil.

Der Gewinn war auf Seite der Fürsten. Im Süden glänzte nach der Demüthigung der Hohenstauffen das Haus Zähringen, von dem ein dritter Sproß Conrad die Verwaltung von Burgund erhielt. Ein Graf von Regensburg ward Herzog über Kärnthen. In Oesterreich blüheten noch die Babenberger. Am mächtigsten aber ward Heinrich der Stolze, der Welf, der zum Herzogthum Baiern von Lothar die Mathildischen Güter in Italien zu Lehn erhielt und nach des Kaisers Tode auch das Herzogthum Sachsen erbte.

Kapitel CCXXXII.

Erhebung der slavischen Marken.

Wichtiger noch war die Macht, zu der um diese Zeit die slavischen Marken gelangten. Sie vereinigten sich damals unter zwey fürstliche Häuser, Ballenstädt (das in den Fürsten von Anhalt) und Wettin (das in dem sächsischen Regentenstamm erhalten ist). Die Mark Brandenburg erhielt nach dem Aussterben der Grafen

von Stade, (dessen letzter Sproß Rudolf zwar noch im Besitz der Grafschaft Stade blieb, aber 1145 von den freien Bauern in Ditmarsen in einer Empörung erschlagen ward) Conrad Graf von Plötzke. Als aber dieser 1133 ohne Erben starb, gab Lothar die Mark an Albrecht, Graf von Ballenstädt, seinen Verwandten, einen ausgezeichneten Helden, welcher bald der Schöne, bald der Bär genannt wird, wegen seiner wilden Tapferkeit. Wie er die Wenden bändigte und seine Mark ausnehmend vergrößerte, sehn wir nachher. Meißen mit den lausitzischen Marken behauptete Conrad von Wettin nach langer Fehde gegen die Grafen von Groitsch 1136. So waren die weiten Ostlande unter zwey Häuptern vereinigt. Ihnen zur Seite erhob sich aber auch Thüringen zu einer bedeutenden Macht. Ludwig, der Sohn des Springers, Landgraf von Thüringen und Hessen, ward für unabhängig von Sachsen erklärt und empfing vom Kaiser ein eignes Fahnenlehn, 1130. So ward zum erstenmal Thüringen wieder selbständig, nachdem es geraume Zeit zu Sachsen gehört als Grafschaft.

Die Marken Brandenburg und Meißen genossen grosser Vortheile selbst vor den alten deutschen Herzogthümern. Sie vergrößerten sich nach außen immer weiter durch Eroberung slavischer Länder, und im Innern waren ihre Fürsten mächtiger, da die überwundenen Slaven zur Knechtschaft geneigter waren, als die ursprünglich freien Deutschen. Hierin lagen die Keime, warum grade diese Marken, nebst Oesterreich, später so groß wurden, daß sie selbst die alten deutschen Lande unter ihre Herrschaft bringen konnten, grade so wie früher Franken und Gothen durch ihre Eroberungen im Westen und Süden zur Herrschaft über die alten Länder gelangt waren.

Die Wenden waren indeß damals noch keineswegs bezwungen. Das Geschlecht Gottschalks und Heinrichs starb 1125 in grader Linie aus. Lothar belehnte daher den Knut, einen dänischen Prinzen mit den wendischen Landen. Dieser aber ward vom Dänenkönig Nikolaus, der selbst auf diese Länder Anspruch machte, durch Mord auf die Seite geschafft. Lothar rächte den Tod seines Lehnsmanns und siegte über die Dänen, ließ sich aber doch bewegen, demselben Nikolaus das Wendenland zu Lehn zu geben. Da empörten sich die Wenden selbst. Ein Sohn Butues, (der Gottschalks Bruder und Heinrichs Ohm gewesen) Przibizlav, bemächtigte sich der Gegend um Lübek, ein andrer Wende, Niklot, Mecklenburgs, wo sein Geschlecht bis auf diesen Tag herrscht; Rügen blieb unter Ratzo, Pommern unter Ratibor. Diese vier wendischen Fürsten erhielten sich noch geraume Zeit gegen Albrecht den Bär und Heinrich den Stolzen, so wie deren Nachkommen, während der Krieg fast ohne Unterbrechung fortdauerte. Es ist diesen Wenden ein großer Heldenmuth von je her nicht abzusprechen gewesen. Während Sorben, Böhmen, Polen und Russen längst bekehrt und mehr oder weniger unterworfen waren, kämpften die Obotriten und Wilzen oder Mecklenburger und Pommern noch in alter Heldenkraft um ihre Freiheit und um ihr Heidenthum.

Kapitel CCXXXIII.

Demüthigung der Welfen.

Lothar starb ohne Kinder. Sein Erbe war sein Eidam Heinrich der Stolze, Herzog in Baiern und Sachsen, Markgraf in Toscana. Sein Zuname bezeichnet seinen Charakter. Noch sichrer wie einst Friedrich rechnete nun Heinrich auf die Krone, aber der Hochmuth

des Welfen ward zu Falle gebracht, wie vordem des Hohenstauffen.

Ganz Deutschland zerfiel gleich nach des Kaisers Tode in eine welfische und in eine waiblingische Parthey, die um die Krone buhlten. Der Wahltag ward angesetzt auf 1138 nach Mainz. Die Waiblinger kamen aber den Welfen zuvor, obwohl auf ungesetzliche Weise, und erhoben schon vorher Conrad von Hohenstauffen in Coblenz zum König. Conrad III war allerdings vor allen Fürsten der Krone würdig, ein schöner feuriger Heldenjüngling, der seinen Muth und seine Größe in mancher Noth erprobt. Seine Wahl begünstigte aber der Tod Adalberts von Mainz und die Furcht, die alle andern Fürsten vor der Macht der Welfen hegten.

Conrad III ging sogleich darauf aus, diese Macht, die dem Reich nach seiner Wahl doppelt gefährlich werden mußte, zu brechen. Sein Gegner war feig, schwankte und lieferte die Kleinode des Reichs aus. Die Sachsen und selbst Lothars Wittwe unterwarfen sich dem König, und dieser verlangte sofort gradezu, daß Heinrich Sachsen abgeben solle, weil die Vereinigung zweier Herzogthümer unter ein Haupt sich nicht gezieme. Da erst empörte sich der Herzog und ward in die Acht gethan. Baiern gab Conrad an den Markgraf Leopold von Oesterreich, Sachsen an Albrecht den Bären, 1139. Da erhob sich die alte Fehde von neuem. Die Welfen besaßen viel alte Alode und Lehen in Schwaben und Baiern. Diese wehrten sich wacker für ihre Herren, unterstützt von Welf, Heinrichs Bruder, während Heinrich selbst in Sachsen kämpfte. Zudem trat Conrad von Zähringen auf die Seite der Welfen. Gegen diesen sendete der König seinen Neffen Friedrichs des Einäugigen Sohn gleiches Namens, der der größte Ritter seiner Zeit war und in der Folge einer der größten deutschen Kaiser wurde.

Der König ſelbſt aber zog aus, die welfiſchen Güter zu erobern. Da geſchah es 1140, daß er den Welf in der ſchwäbiſchen Stadt Weinsberg belagerte. Hier änderten die Deutſchen zum erſtenmal ihr altes Feldgeſchrei: Kyrie Eleyſon, womit ſie ſich zu Streitern Gottes bezeichnet hatten, in den Ruf: hie Welf, hie Waiblingen! womit ſie ſich als Partheymänner kund gaben. Dieſer Ruf ward nachher in allen Kriegen wiederholt. Nach langer blutiger Belagerung ward Weinsberg ausgeplündert und Welf mußte ſich ergeben. Conrad geſtattete aber den Weibern freien Abzug mit dem, was jede tragen könne. Da nahm die Herzogin ihren Gemahl Welf auf die Schultern und alle Weiber der Stadt ihre Männer und zogen aus den Thoren und der großmüthige Sieger erfreute ſich im Herzen über dieſen ſchönen Zug deutſcher Treue und hieß die Männer frey mit den Weibern ziehn, und denen, die ihm das abriethen, rief er mit Stolz zu: ein Kaiſer hält ſein Wort! Die Fehde nahm endlich ein Ende, da Heinrich und Leopold ſtarben. Der Sohn des erſtern, in der Folge Heinrich der Löwe genannt, erhielt das Herzogthum Sachſen, das Albrecht wieder abtreten mußte. Dafür ward Brandenburg für unabhängig erklärt und ein eignes Fahnenlehn, da es früher, wie Thüringen, zum Herzogthum Sachſen gerechnet worden war. Leopolds Bruder aber, Heinrich ja ſo mir Gott, von ſeinem Wahlſpruch zubenannt, heirathete Heinrichs des Stolzen Wittwe, des Löwen Mutter und ward Herzog in Baiern. Welf allein war mit dieſem Ausgang unzufrieden, verband ſich mit Bela, König in Ungarn, und mit Roger von Neapel und ſetzte die Fehde im kleinen fort.

Kapitel CCXXXIV.

Religiöse und politische Ketzer.

Was wir in der Natur bemerken, daß in der höchsten Lebensäußerung einer Gattung von Geschöpfen der Keim einer höhern Gattung entspringt, wie wir z. B. an der Pflanze, wenn sie in der höchsten Blüthe steht, eine augenblickliche selbständige Bewegung wahrnehmen, die der höhern Gattung des Thieres eigen ist, ganz dasselbe finden wir in der Geschichte. In der Blüthenzeit einer jeden welthistorischen Periode wird der Keim zur folgenden höhern erzeugt. So wurde in der Blüthe des Alterthums, grade da das römische Reich seinen höchsten Gipfel erreicht und auch das altheidnische Wesen der Deutschen sich am vollkommensten ausgebildet hatte, in einem unscheinbaren Thale Palästina's Christus geboren, durch dessen erhabne Stiftung die alte Welt gestürzt und das Mittelalter gegründet werden sollte. Die Herrschaft des Körpers und der Sinne war vollendet, als Gott selbst sich vom Himmel niederließ, um in der Erscheinung des Erlösers dem Herzen und dem heiligen Gefühle der Andacht und Liebe die Herrschaft zu bereiten, die es im Mittelalter zur Blüthe brachte. Aber als diese Zeit in den Kreuzzügen ihren Gipfel erreicht, da erzeugte sich auch wieder überraschend und einem Wunder gleich, der Keim einer neuen Zeit, die unsre heutige ist, und darin der Verstand eben so die Gefühle bemeistern sollte, wie diese früher die Herrschaft der Sinne verdrängt. Ganz eben so fremd und seltsam, wie die Erscheinung Christi in die Welt trat, so traten mitten in der höchsten Begeisterung der Kreuzzüge die Ketzer auf, um von einer unbekannten künftigen Zeit zu zeugen, sie vorzubereiten. Sie standen eben darum außer und über ihrer Zeit, wie Christus, handelten ihr entge-

gen und wurden verfolgt, wie dieſer. Aber der Same, den ſie ausgeſtreut, ging in folgenden Jahrhunderten auf, wie früher das Chriſtenthum.

Während auf der einen Seite die Macht der Gefühle bis zum Wahnſinn ausartete und in der Kirche unnatürlich ſtrenge Mönchsorden, unter den Laien mancherley Sektenunfug erzeugte, erhoben ſich auf der andern Seite Männer von großem Verſtande, über welche die Begeiſterung der Zeit keine Macht übte, die theils nicht glauben konnten, was alle andern glaubten, theils die wirklichen Gebrechen in der Kirche wahrnahmen und es für Pflicht hielten, davor zu warnen. Die Engländer hauptſächlich, von Natur verſtändig und der päpſtlichen Aufſicht am entfernteſten, begannen freie Meinungen zu äußern. Auch in Frankreich und Italien ſtanden Männer auf, die durch das Studium des Alterthums gebildet, Vergleichung zwiſchen dieſer und jener Zeit anſtellten und nach dem Vorgange der griechiſchen Philoſophen überhaupt über das, was der Menſch iſt und ſeyn ſoll, fleißig nachdachten und Meinungen aufſtellten, die mit den Kirchenſatzungen nicht übereinſtimmten. Der merkwürdigſte dieſer Männer war Abälard, ein Franzoſe, deſſen Lebensgeſchichte Mitleiden und Bewunderung erweckt. Seine Anſichten, die der Hierarchie des Papſtes, der Macht und dem Reichthum, dem Uebermuth und der durch Strenge erzeugten Lüderlichkeit der Geiſtlichen, den neuen Ueberladungen des Gottesdienſtes und der Kirchengebräuche, durch die Lehren vom Fegfeuer und vom Ablaß, von der Ohrenbeichte, den vielen Opfern und Faſten und Excommunikationen widerſtrebten, fanden bey den leichtmüthigen Südfranzoſen und Italienern bald Eingang und erzeugten ketzeriſche Sekten, die wir bald kennen lernen werden. Die Bauern neigten ſich vorzüglich zur Ketzerei, weil ſie die Folgen der Hierar-

chie im Druck des Klerus und des Adels am drückendsten empfanden. Bey ihnen nahm daher die Ketzerei auch eine politische Gestalt an und behielt sie bis in späte Zeit. Dasselbe geschah in den Städten, die noch unter geistlicher Herrschaft standen, am meisten in Rom selbst.

Kapitel CCXXXV.

Arnold von Brescia und die Schweizer, Friesen und Dithmarsen.

Papst Innocentius II reizte die Römer, die seit geraumer Zeit gleich andern italienischen Städtebürgern frey zu werden strebten, 1139 zur Empörung, indem er sich mit der Stadt Tivoli, der alten Nachbarfeindin Roms, gegen die Römer verband. In das Feuer der Empörung goß aber ein Mönch und Schüler Abälards, Arnold von Brescia, das Oel seiner ketzerischen Lehren, und machte den Stuhl St. Peters erzittern. Dieser bewundernswürdige Mann predigte eine allgemeine Weltverbesserung, wollte den Zustand der ersten Christen wieder einführen, in die Kirche und in den Staat Freiheit und Gleichheit der alten griechischen und römischen Republiken, und das zu derselben Zeit, als der heilige Bernhard einen Kreuzzug zu Stande brachte, in dem die religiöse Begeisterung der Zeit in die höchsten Flammen aufschlug. So begegneten sich die Gegensäze vieler Jahrhunderte in zwey gleichzeitigen Männern. Arnold trotzte nur kurze Zeit der ganzen Christenheit, jagte den Papst aus Rom und schuf diese Stadt wie vor anderthalbtausend Jahren wieder in eine Republik unter den alten Formen um. Ein Römer, Namens Jordanus, ward Consul des Freystaats. Der Papst Eugen III rief vergebens Conrad III um Hülfe, da dieser in Italien hinlänglich bekannt war, um einzusehn, daß die Mühe eines

Römerzugs grade damals nicht lohnen würde. Eugen floh daher nach Frankreich zum heiligen Bernhard, um mit ihm die wichtigere Angelegenheit eines allgemeinen Kreuzzugs zu betreiben. Erst 1149 kam er zurück und war so glücklich, Arnold aus Rom zu vertreiben.

Die ketzerischen Lehren drangen auch in die Schweiz von Frankreich her, so wie später in die Niederlande zu den freien Bauern von Friesland und Dithmarsen. Hier fand die Lehre der Freiheit fruchtbaren Boden, und ward Ursache, daß die altgermanische Gaufreiheit erneuert wurde, wie wir sehen werden. In der Schweiz waren drey uralte Centen oder Cantone, Schwyz, Uri und Unterwalden, mit Bauerngemeinden, denen die Natur selbst in ihren Hochgebirgen der Freiheit ewige Feste gegründet. Sie standen unter dem Schutz des Klosters Einsiedeln, wie die Friesen unter den Bischöfen von Bremen und Utrecht. Der Abt von Einsiedeln verletzte der Bauern Recht auf der Alpenweide. Sie widerstanden mit Gewalt. Der Abt wirkte des Reiches Acht gegen sie und excommunicirte sie. Aber die alte Freiheit fand eine Stütze in den neuen Lehren, die jenseits der Berge vernommen wurden und die drey Cantone beschlossen, Acht und Bann nicht zu achten und unabhängig zu leben, jedem aber zu widerstehn, der sie in den Bergen angreifen würde, 1144. Also lebten sie eilf Jahre lang ohne Vogt und legten den ersten Grund zu den schweizerischen Freistaaten.

Schon seit älterer Zeit behaupteten die Friesen eine ausnehmende Freiheit, durch ihre Zahl und durch die enge Verbindung von sieben Gauen oder s. g. Seelanden. Doch waren auch sie nicht unmittelbar, sondern standen unter dem Schutz der Bischöfe von Bremen und Utrecht; Westfriesland aber war nach langem Kampfe von dem Grafen von Holland unterworfen worden. Die Ostfrie-

sen nahmen nur das geistliche Syndgericht der Bischöfe an und regierten in allen weltlichen Dingen sich selbst nach eignen, uralten Gesetzen. Um diese Zeit, da die ketzerischen Bewegungen sich allgemeiner verbreiteten, 1139, erhoben auch die Gröninger in Ostfriesland Fehde wider den Bischof von Utrecht, dessen Anmaßungen ihrer Freiheit gefährlich schien. Sie wurden überwunden, behaupteten aber dennoch ihre Freiheit selbst gegen Heinrich den Löwen, den sie 1155 schlugen. Später traten offenbare Ketzer unter den Friesen auf, gegen welche das Kreuz gepredigt werden mußte. Die Folge dieser Kämpfe war die nochmalige völlige Wiederherstellung des alten Bundesstaats am Upstalesbome und dessen Anerkennung vom Kaiser.

Die Dithmarsen gehörten zur Grafschaft Stade und waren unter die weltliche Fürstenherrschaft gekommen, wie die Westfriesen. Eben zu jener ketzerischen Zeit aber, 1143, erschlugen sie den letzten Grafen von Stade, Rudolf, wegen seiner Härte. Darauf lebten sie fünf Jahre unabhängig, wie die Schweizer; aber minder durch die Berge geschützt, wurden sie 1148 von einem mächtigen Reichsheer angegriffen und geschlagen. Darauf kamen sie abwechselnd unter den Bischof von Bremen, unter den Grafen von Holstein und unter den König von Dänemark, empörten sich aber wiederholt gegen alle und brachten ihren Feinden noch manche schwere Niederlage bey.

Kapitel CCXXXVI.

Bewegungen im Morgenlande.

Kleine Kreuzzüge einzelner Fürsten und Flotten der Städte unterhielten die Verbindung mit Palästina immerwährend, doch geriethen die Christen im Morgenlande

bald in neue Noth. Sie ſelbſt verfielen immer mehr in Zwietracht. Der König von Jeruſalem, die Fürſten von Tripoli und Antiochia zankten ſich untereinander um Landbeſitz und wieder alle Fürſten mit den beyden Ritterorden, deren Macht ihnen gefährlich wurde. Aber auch Johanniter und Tempelherren waren auf einander ſelbſt eiferſüchtig. Eben ſo haßten ſich wechſelsweiſe Deutſche, Franzoſen, Engländer, Italiener, Normannen, Griechen, die hier alle zuſammenlebten, und endlich ſuchten die Nachkommen der erſten Kreuzfahrer, die im Lande ſelbſt von Araberinnen geboren worden, die ſ. g. Pullanen, über die neu Ankommenden den Vorrang zu gewinnen. Dieſe Pullanen waren auf griechiſche und orientaliſche Weiſe und ſchon durch die doppelte Abſtammung verderbt und nährten den wechſelſeitigen Haß, während ſie ſelbſt der Begeiſterung für die Kreuzzüge, die nur im Abendland geboren werden konnte, unfähig waren.

Auf der andern Seite hatten die Kreuzzüge eine große Bewegung unter den Anhängern des Islam erzeugt. Man ſah die Siege der Chriſten für eine Folge der vernachläßigten Religion an und ein heiliger Eifer bemächtigte ſich der Morgenländer wie der Abendländer. Propheten und Prediger ſtanden auf, fanatiſche Sekten erzeugten ſich im Schooße des Islam, jede wollte reiner und eifriger ſeyn, als die andere. Die berühmteſte Sekte war die der Aſſaſſinen, die den muhamedaniſchen Himmel auf Erden einführen wollten und mit aſiatiſcher Gluth und Leidenſchaft den feurigſten Chriſten es zuvorthaten. Dieſe hielten den Papſt doch nur für den Statthalter Gottes, die Aſſaſſinen verehrten aber einen alten Mann wirklich als Gott und nannten ihn den Alten vom Berge, weil er auf einem Berge in einer Nachahmung himmliſcher Freuden, umringt von allen Schätzen

und Wollüſten des Südens wohnte. Weil er für Gott gehalten ward, ſo folgten die Aſſaſſinen ſeinem Willen blindlings, auch wenn er ihnen befahl, ſich von einem Felſen zu ſtürzen. Sie waren der Chriſten gefährlichſte Feinde, denn welchen Fürſten oder Ritter der Alte vom Berge ſich zum Schlachtopfer erſah, den holten die Aſſaſſinen ſich mit Verachtung des eignen Lebens heraus. Noch furchtbarer ward aber den Chriſten die Vereinigung der Aſiaten unter Zenghi, dem Sultan von Bagdad. Dieſer zog mit überlegner Macht heran und eroberte 1144 Edeſſa wieder. Zwar riß ihn ſelbſt ein Meuchelmord ins Grab, doch war die Gefahr nicht minder groß.

Kapitel CCXXXVII.

Allgemeiner Kreuzzug.

Die Begeiſterung im Morgenlande erzeugte die höchſte des Abendlandes und derſelbe Papſt, den Arnold von Breſcia vertrieben, fand einen ganzen Welttheil auf ſeinen Wink bereit. Eugen III befahl einen allgemeinen Kreuzzug aller Chriſten gegen alle Ungläubige, und der heilige Bernhard ward ſein Prophet. In Speyer blitzte ſeine Rede dem fernen Aſien Verderben zu. Conrad III nahm das Kreuz, mit ihm ſein Neffe Friedrich, ſelbſt der Aufrührer Welf, Ladislav von Böhmen und viele andre. Auch Otto, Biſchof von Freiſingen, ein Babenberger von Geſchlecht, hat den Zug begleitet und beſchrieben. Dieſe wandten ſich nach Paläſtina, wohin auch König Ludwig VII von Frankreich aufbrach, 1147. In demſelben Jahr ergoſſen ſich aber auch nach allen andern Seiten die Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen. In Spanien wurden die Araber beſtritten. Dort hatte ſich ein deutſcher Held Heinrich von Burgund 1100 zum erſten Grafen von Portugal erhoben. Liſſabon aber, die

Hauptſtadt dieſes Königsreichs war noch in den Händen der Araber. Da kam eine Flotte von Frieſen über See und half den Spaniern die große Stadt Liſſabon erobern, 1047. Zugleich zogen Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär und Conrad von Zähringen wider die heidniſchen Wenden, richteten aber gegen Niklots löwenmüthige Tapferkeit nur wenig aus, 1048. Zu derſelben Zeit fielen die Polen und Ruſſen, ebenfalls mit dem Kreuz bezeichnet, über die heidniſchen Litthauer und Preußen her, alſo daß der Krieg des Kreuzes über ganz Europa entbrannte.

Kapitel CCXXXVIII.

Kreuzzug Conrads III.

Conrad brach mit großer Macht 1047 gegen Aſien auf. Aber ſchon in Griechenland kam ihm ein böſes Zeichen. Das Heer lagerte in der lieblichſten Gegend, als plötzlich eine Ueberſchwemmung ausbrach und es in große Gefahr brachte. In Conſtantinopel verband ſich Conrad eng mit dem griechiſchen Kaiſer Manuel und heirathete deſſen Schweſter. Dennoch benahm ſich der Grieche treulos, weil er die Macht der Deutſchen fürchtete. Griechiſche Wegweiſer führten Conrads Heer in Kleinaſien irre. In Wüſten, von brennender Sonnenhitze, Hunger und Durſt aufgerieben, ging ein großer Theil des Heeres zu Grunde. Den matten Kriegern verſchloſſen die griechiſchen Städte die Thore oder reichten ihnen vergiftete Lebensmittel. Conrad trat bekümmert ſeinen Rückzug an, als eben Ludwig VII von Frankreich anlangte. Die Franzoſen ſpotteten über die unglücklichen Deutſchen und Conrad blieb von vielfachem Schmerz gefoltert krank in Conſtantinopel liegen. Den Franzoſen ging es aber nicht beſſer. Sie wurden von

den begeisterten Türken geschlagen und Ludwig kehrte beschämt zu Conrad zurück.

Beyde Fürsten entschlossen sich, da sie zu Lande nicht durchzudringen vermocht, über Meer nach Palästina zu fahren. Sie segelten ab und landeten an der syrischen Küste. Durch Eroberung der festen Stadt Damascus wollten sie die verlorne Ehre wieder gewinnen, aber der Feuereifer der Muhamedaner machte jeden Versuch zu Schanden. Der Rest der Deutschen vollbrachte, von gekränktem Stolz angespornt, Wunder der Tapferkeit. König Conrad selbst hieb einen Araber mit einem Schwertstreich mitten von einander. Gleich tapfer stritt der junge Friedrich. Doch konnten sie die Stadt nicht gewinnen. Da ließen sie dieselbe und zogen nach Jerusalem, um mindestens an der heiligen Stätte zu beten. Noch einmal versuchten sie ihren Heldenmuth an der Belagerung von Ascalon, aber auch hier hielten die Ungläubigen Stand und die Fürsten sahen sich genöthigt, unverrichteter Sache heimzugehn.

Welf war vorausgeeilt und hatte mit Roger von Neapel sich aufs neue gegen Conrad verschworen. Auch Heinrich der Löwe, der nun herangereift war, suchte das Unglück des Königs zu benutzen und sprach Baiern als sein Herzogthum an. Conrad eilte nach Deutschland zurück, ward aber mitten unter seinen Rüstungen gegen die Welfen auf Veranstaltung Rogers durch Gift umgebracht. Er starb zu Bamberg 1052.

An jenen allgemeinen Kreuzzug knüpft sich die Entstehung des Doppeladlers, der hinfort des Reiches Wappen geworden. Die beyden großen christlichen Reiche, Deutschland und Griechenland, die zugleich die beyden großen Kirchen, die römische und die griechische, umfaßten, verbündeten sich zum allgemeinen Kampf gegen die Ungläubigen und befestigten diesen Bund durch Conrads

Heirath mit einer griechiſchen Prinzeſſin. Dieſe Eintracht des Doppelreichs ward in dem Doppeladler verſinnbildet, der hinfort das Wappen beyder Reiche wurde. Vom deutſchen Kaiſer iſt er übergegangen auf den öſterreichiſchen, der ihn noch heute führt; vom griechiſchen aber kam er an das ruſſiſche, das ihn ebenfalls bis auf dieſen Tag behauptet. Es iſt ein ſeltſames Zuſammentreffen, daß in dieſelbe Zeit die Entſtehung der beyden Städte Wien und Berlin fällt, die ſpäter die Häupter Deutſchlands werden ſollten.

Kapitel CCXXXIX.

Friedrich Barbaroſſa.

Wie feindlich auch die Welfen ſich geſtellt, wagten ſie dennoch nicht, dem letzten Hohenſtauffen die Krone zu verſagen, weil keiner im ganzen heiligen Reich derſelben ſo vollkommen würdig war. Von Jugend auf ein gewaltiger Held, hatte Conrads Neffe, Friedrich, die Herzen ſeines tapfern Volkes gewonnen. Muſter und Abgott der Ritterſchaft, Liebling der Städte, vielen Fürſten befreundet, war er den Welfen weit überlegen, die nach kurzem Zaudern es für das Klügſte hielten, ihm zu huldigen. Zu Frankfurth ward er gewählt 1052 und zu Aachen gekrönt in alter Pracht. Er ſchwur dem Volke, das Recht zu ſtärken, das Unrecht zu kränken, das Reich zu ſchirmen und zu mehren. Ein Geſchichtſchreiber, Günther Ligurinus, meldet, daß auch Abgeordnete deutſcher Reichsſtädte bey der Wahl geweſen. Die ganze Nation erfreute ſich des neuen Hauptes, auf das es zuverſichtlich ſeine Hoffnungen häufte, und auch das Ausland huldigte dem Manne, deſſen ganzes Weſen eine ſeltne Größe verkündigte. Damals ſtritten drey Königsſöhne, Knut, Waldemar und Sueno, um den däniſchen

Thron. Sie kamen zu Friedrich, freiwillig den großen Kaiser zum Schiedsrichter zu wählen. Friedrich sagte Sueno die däniſche Krone zu und dieſer nahm ſie von des Reiches Hulden zu Lehn gegen den Eid der Treue.

Friedrich ward von den Deutſchen Rothbart oder von den Italienern Barbaroſſa genannt, weil ihn ein rother Bart und rothes Haar auszeichnete. An männlicher Schönheit übertraf ihn keiner. Sein Gang war majeſtätiſch, ſein Blick feurig, ſein Antlitz gewöhnlich mild und gnädig. Sein ſtarker Körper ließ doch eine zarte weiße Haut blicken, wie dies mit rothen Haaren vereint zu ſeyn pflegt. Die Zorneswuth aber, die man ebenfalls in ſolchen Naturen findet, war ihm gleichfalls vollkommen eigen. Wenn ſeine Gnade, ſein ruhiges und beſonnenes Betragen, ſein natürlicher Edelmuth einmal in Zorn und Haß ſich verwandelt, ſo war er unverſöhnlich bis zur Grauſamkeit. Alles war ſtark an dieſem Helden, wie ſein Arm, ſo ſein Herz in Tugenden und Leidenſchaften, im Glück und im Unglück. Im Gefühl ſeiner Kraft ſtand er hoch erhaben über dem blos ritterlichen Thatendurſt oder über blos fürſtlicher Habſucht, erhaben ſelbſt über der alten Fehde ſeines Hauſes mit den Welfen. Er wollte Kaiſer ſeyn, im alten Sinne, Schirmherr der Chriſtenheit, einiges Haupt der Laien. Vor dieſem höchſten Ziele mußte jede niedre Rückſicht ſchweigen. So würdig er aber darum erſcheint, ſo war ſein Streben doch weſentlich ein vergeblicher Kampf gegen die Zeit, der die alte Idee des einigen Kaiſerthums ſchon in Schatten getreten war vor dem Glanze der Hierarchie und vor der Blüthe der einzelnen Nationen und Stände. Friedrich mußte eben darum gewaltſam niedertreten, was ſeinem Plane im Wege ſtand, und er ſchlug damit der Zeit manche Wunde, ohne verhindern zu kön-

nen, daß nach ihm das kaiſerliche Anſehn doch wieder zuſammenfiel.

Kapitel CCXL.

Friedrichs erſter Römerzug.

Von ſeiner großartigen Anſicht des Kaiſerthums angeſpornt, eilte Barbaroſſa den Römerzug nachzuholen, den ſein Oheim verſäumt. Die Krönung zu Rom durch des Papſtes Hand war unzertrennlich von einem wahren Kaiſer des heiligen römiſchen Reiches, und eben darum auch der Beſitz Italiens. Alles Große, Ahnungsvolle, Heilige, das von jeher der Krone Karls des Großen und der Idee ſeines Weltreiches inwohnte, war an Italien geknüpft und mit dieſer Anſicht verband ſich unauflöslich die geheimnißvolle Sehnſucht der deutſchen Völker nach dem Süden. Darum zog Friedrich wieder, ein echter deutſcher Kaiſer nach alter Art, begleitet von dem Kern der deutſchen Fürſten und zahlloſen Ritter die alte glanzvolle Straße nach Rom. Während aber in Deutſchland der alte Sinn dergeſtalt fortlebte, hatten ſich in Italien alle Verhältniſſe geändert. Ewige Verbindung mit Italien war der Deutſchen Wahlſpruch, ewige Trennung das Ziel aller Italiener. Schon mit der Scheidung des romaniſchen Weſens und ſeiner Sprache vom Deutſchen war das Herz des Italieners auf natürliche Weiſe dem Deutſchen entfremdet worden und ein Naturtrieb hatte dieſe Welſchen angetrieben, den Römerzügen und der deutſchen Herrſchaft ſich nach Kräften zu widerſetzen. Dieſer Trieb ward endlich je mehr und mehr Ueberzeugung, ſobald die Italiener eine Möglichkeit ſahen, ſich wirklich ſelbſtändig gegen Deutſchland zu behaupten. Was Fürſten nicht vermocht, erreichten die Städte. Die italieniſchen Seeſtädte, vorzüglich Venedig und Ge-

nua waren durch die Kreuzzüge zu groſsen Seemächten geworden und beherrſchten das Mittelmeer. Die Städte des Binnenlandes hatten ſich gleichfalls mächtig erhoben durch den Untergang der gräflichen Geſchlechter, in der Lombardei vorzüglich durch den Tod Mathildens und den langen vergeblichen Zank um ihre Länder, während welcher die Städte freies Spiel bekamen, endlich durch die raſch aufblühende Bildung und die Univerſitäten. Rom ſelbſt hatte ſich dem neuen Geiſte nicht entzogen und eine Republik gegründet. Ketzeriſche Anſichten befeſtigten den Freiheitsſtolz der Städte und Arnold von Brescia war mittelbar auch hier die Seele folgenreicher Bewegungen. Da kam König Friedrich mit der Macht des Nordens herangezogen, die junge Freiheit im Keime zu zertreten, weil ſie, das Kind einer andern Zeit, der alten Idee des römiſchen Kaiſers nicht mehr dienen mochte.

Im Gefolge Barbaroſſa's zogen 1154 Heinrich der Löwe, Berthold von Zähringen, und ein gewaltiges Heer edler Ritter über die Alpen. Der treueſte und heldenmüthigſte dieſer Ritter war aber Otto von Wittelsbach aus Baiern, ein felſenfeſter, vierſchrötiger, biderber Trotzkopf, der für ſeinen Herrn und des Reiches Ehre in die Hölle gegangen wäre, der aber eben darum den fein gebildeten Italienern der ärgſte Greuel war. Damals traten die drey Schweizeriſchen Waldſtätte oder die Centen Schwyz, Uri und Unterwalden, auf Zureden des wackern Grafen von Lenzburg wieder zum Reich, folgten dem Heerszug und nahmen den Grafen zum Reichsvogt an. Die lombardiſchen Städte waren eben unter ſich in Fehde begriffen, denn Mailand ſtrebte die andern zu unterjochen. Friedrich, an Charakter zu durchgreifenden Maßregeln eben ſo geneigt, als ſie ihm hier nothwendig ſchienen, machte kurzen Prozeß, überfiel die Städte, die im Bund mit Mailand ihm die Thore ver-

ſchloſſen, mit zermalmender Furie, eroberte deren vier, Roſate, Cairo, Aſti und Tortona, nach langem Widerſtande und ließ ſie ſchonungslos zum abſchreckenden Beyſpiel niederbrennen und der Erde gleich machen. So rächte er die dem römiſchen Kaiſer verſagte Ehre und Treue. Darauf nahm er in Pavia die eiſerne Lombardenkrone und unterhandelte mit Papſt Hadrian IV um die Kaiſerkrönung. Der Papſt war nach Vertreibung Arnolds von Brescia wieder im Beſitze Roms und der unglückliche Reformator befand ſich bey einem italieniſchen Grafen als Flüchtling. So lange Friedrich entfernt war, wagte der Papſt nicht, den Liebling der Römer zu verderben. Als aber der Kaiſer ſtreng auf deſſen Auslieferung beſtand, ward Arnold feſtgenommen und auf Friedrichs Befehl öffentlich als Ketzer verbrannt, denn wer dem Kaiſerthum widerſagte, ſollte ſchonungslos niedergetreten werden.

Friedrich zog in Rom ein und ward vom Papſt gekrönt. Bey dieſer Gelegenheit hielt er dem Papſt den Steigbügel, welches keineswegs, wie viele behaupten, eine Erniedrigung, ſondern nur eine ſymboliſche Handlung war, wodurch angedeutet wurde, daß wenn der Papſt, vermöge geiſtlicher Gewalt ſich nicht im Sattel, d. h. auf St. Peters Stuhl erhalten könne, der Kaiſer vermöge weltlicher Macht ihm dazu helfen ſolle. Dergleichen ſymboliſche Handlungen waren Sitte des ganzen Zeitalters. Friedrich aber huldigte dem Papſt, wie es dem Kaiſer der Chriſtenheit geziemte, mit ihm vereint, nicht gegen ihn zu ſtehn. Die Römer waren indeß aufs bitterſte über die Erſcheinung Friedrichs ergrimmt, denn ſie konnten ihre Republik und den unglücklichen Arnold nicht vergeſſen. Kaum war daher die Krönung vollzogen, als ein wüthender Aufſtand der Bürger ausbrach. Friedrich kam in die äußerſte Gefahr, ſein Roß

kürzte, Heinrich der Löwe rettete ihn. Nach einem greulichen Blutbade behielten die Deutschen zwar den Sieg, verließen aber die unheilvolle Stadt. Alten Uebermuth der Normannen zu bestrafen zog Friedrich gegen König Wilhelm von Neapel. Es kamen aber Seuchen über sein Heer und er sah sich zum Rückzug gezwungen. Frohlockend verlegten ihm die lombardischen Städte den Weg. Die Veroneser zerstörten treulos die Etschbrücke, als die Deutschen drüberzogen, wurden aber mit wüthender Rache heimgesucht. Noch in den Klausen der Tridentiner Alpen verschloß eine italienische Burg die Straße, ward aber endlich mit stürmender Hand gewonnen. So zog der Kaiser, ohne viel ausgerichtet zu haben, zurück, verfolgt vom Fluch aller Italiener.

Kapitel CCXLI.

Friedrichs Sorge für das Reich.

Der Kaiser hielt 1156 einen großen Reichstag zu Regensburg, um die Ansprüche Heinrichs des Löwen auf Baiern zu erledigen. Er verlieh diesem das Herzogthum Baiern zu Sachsen, und entschädigte Heinrich so [illegible] mir Gott dadurch, daß er ihn zum Herzog von Oesterreich erhob. Welf erhielt Toscana bestätigt; Friedrich von Rotenburg ward Herzog in Schwaben, da es der Kaiser für unziemlich hielt, daß ein Kaiser zugleich Herzog seyn sollte; Berthold von Zähringen, Conrads Sohn, verlor Burgund gegen geringe Entschädigung, und der Kaiser heirathete die schöne Beatrix, Tochter Reinolds, des Grafen von Burgund (d. h. der engern Burgundischen Grafschaft franche comté) wodurch er diese schwierige Provinz enger an das Reich zu fesseln hoffte.

Die Fehden stillte Friedrich mit gewaltiger Strenge. Er zog 1157 durch das ganze Reich und schaffte überall

Ruhe. Um es an abschreckenden Beyspielen nicht fehlen zu lassen, ließ er den rheinischen Pfalzgrafen Herrmann, der den Erzbischof von Mainz befehdet, zur Strafe einen Hund tragen. Herrmann grämte sich darüber so, daß er ins Kloster ging und Friedrichs Bruder Conrad erhielt die Pfalz. Mit dem Ritterthum hatte die Kriegslust dergestalt überhand genommen, daß der niedre Adel auf seinen Burgen nicht auszuhalten wußte. Der Sinn für friedliche Beschäftigungen mangelte gänzlich. Auch aus den ackerbauenden Vasallen machte sie nicht selten blos Knappen und Kriegsknechte, und erhielten sich durch Raub und Fehde, oder wie man es nannte, aus dem Stegreif. Ihre Schlösser dienten als Raubnester. Von hieraus überfielen sie ihre Privatfeinde, oder reiche Reisende, vorzüglich hohe Geistliche und Kaufleute. Sie nahmen sie gefangen, was man niederwerfen nannte und ließen sie nur gegen ein bedeutendes Lösegeld los. Dergleichen Unfug nahm immer mehr überhand. Friedrich schuf auch hier Ordnung und zerstörte eine Menge Raubschlösser mit Mann und Maus. Um dieselbe Zeit hören wir von harten Bedrückungen, welche die hörigen Bauern, Vasallen und Eigne des ritterlichen Adels von ihren Herren zu dulden hatten. Die steigenden Bedürfnisse, welche den Bauern mehr Abgaben abnöthigten, die Eifersucht wegen der Pfahlbürger und die Empörungen vieler Bauerschaften, welche dem Adel böses Blut erregten, endlich der rohe Geist des Krieges und der Fehden waren natürliche Ursachen davon. Einzelne Fürsten halfen dem ab. Landgraf Ludwig von Thüringen erfuhr lange nichts von dem Unfug seines Adels, als er einst auf der Jagd verirrt bey einem Schmidt zu Apolda Nachtlager nahm, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Schmidt schmiedete am Morgen sein Eisen und rief immer: werde hart, Luz! werde hart, Luz! Als ihn aber

der Landgraf fragte, was er damit wolle, sprach der Schmidt; er meine, der Landgraf solle gegen den Adel hart werden, wie das Eisen. Ludwig verstand den Wink, forschte nach, erfuhr die Grausamkeit des thüringischen Adels und erfüllte alsbald des Schmidts Spruch, denn er ließ zur Strafe die übermüthigsten des Adels vor einen Pflug spannen und ein Feld umackern, damit sie einmal Bauernarbeit schmeckten. Das Feld liegt bey Naumburg und heißt noch jetzt der Adelacker. Ludwig aber ward hinfort der Eiserne zubenannt.

Zu derselben Zeit bestanden die Deutschen wieder einen harten Kampf mit den Polen, die sich mit Gewalt unabhängig machen wollten. Heinrich der Löwe und Ladislav von Böhmen bändigten den polnischen Herzog Boleslav aber dergestalt, daß er 1157 in Posen kniend um Frieden bitten mußte. Damals ward er auch gezwungen den drey Söhnen seines vertriebenen Bruders Ladislav Schlesien abzutreten, welches hinfort getheilt den piastischen Herzögen verblieb. Böhmen aber ward zum Dank für seine Treue vom Kaiser auf immerwährende Zeiten zu einem Königreich erhoben.

Gegen die Wenden dauerte der Krieg immer fort. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär vollbrachten große Thaten. Der letzte befreundete sich Pribizlav und erbte von ihm sein Land. Da er seine Mark beträchtlich erweitert vnd befestigt, that er 1158 einen Kreuzzug ins gelobte Land. Pommern und Rügen neigten sich zum Christenthum, da ihnen von der See her die Dänen gewaltig zusetzten. Nur Niklot blieb in Meklenburg unüberwunden.

Kapitel CCXLII.

Der Ronkaliſche Reichstag.

Die Griechen und Normannen ſuchten den Papſt gegen den gewaltthätigen Kaiſer aufzuhetzen. Die lombardiſchen Städte, beſonders Mailand, betrugen ſich ganz zügellos. Das bewog den Kaiſer zum zweiten Römerzug 1158. Erſt ſollten die Feinde mit Gewalt niedergeworfen, dann dauerhafte Ordnung aufgerichtet werden. Otto von Wittelsbach zog vorauf und verbreitete Schrecken unter den Italienern. Um Mailand erhob ſich der heftigſte Kampf. Dieſe ſtolze Stadt war zu herrſchen gewohnt worden und wehrte ſich grimmig gegen das Joch des Gehorſams. Doch kam ſie von der deutſchen Tapferkeit zuletzt in ſolche Noth, daß ſie ihre Conſuln oder Bürgermeiſter und ihren Stadtadel im Gewande der Büßenden ins Lager des Kaiſers ſenden und demüthig um Gnade flehen mußte. Da gab ihnen Friedrich die Gnade, nahm ihnen aber alle angemaßten Rechte, ließ ſie aufs neue dem Reiche Gehorſam ſchwören, zwang ſie, fernerhin ihre gewählten Conſuln ſtets vom Kaiſer prüfen und beſtätigen zu laſſen und nahm Geißeln für ihre Treue.

Durch den Fall Mailands ward ganz Italien erſchreckt und beruhigt. Darauf ſchrieb Friedrich einen großen Reichstag aus auf den Ronkaliſchen Feldern, um das Verhältniß Italiens zum Reich geſetzlich zu ordnen. Stets von der Idee eines wahren chriſtlichen Kaiſers durchdrungen, war Gerechtigkeit ſein höchſtes Ziel und er ſelbſt ſcheute ſich, die Willkühr zu begehn, die er an den italieniſchen Städten gerochen. Darum ſchien es ihm billig, daß nicht er allein als Herr und Sieger Geſetze vorſchreibe, ſondern daß alle Stände Italiens zu den Geſetzen, die ihnen hinfort gelten ſollten, ſelbſt ihre

Stimme gäben. Er rief alſo Abgeordnete von allen Ständen und Landſchaften Italiens zuſammen und ſchloß die Städte nicht aus. Jegliche ſchickte zwey Conſuln auf den Reichstag. Sie vertraten das Recht Italiens, der Kaiſer ſelbſt das ſeinige. Um aber jede Irrung gerecht und weiſe zu ſchlichten, berief er von den italieniſchen Univerſitäten vier hochberühmte Rechtsgelehrte, Martinus Goſia, Bulgarus, Jacob und Hugo de Porta Ravegnana, als unpartheiiſche Richter. Kurze Zeit vorher hatte das Studium der altrömiſchen Geſetze und Rechte in Italien ſeinen Anfang genommen. Der Geiſt der Kreuzzüge hatte die Bildung des Alterthums überhaupt geweckt, Italien fand in ſeiner feindlichen Stellung zu Deutſchland beſondre Urſache, ſich mit Vorliebe dem Studium ſeiner römiſchen Vorzeit zu ergeben, und die Verwirrung der alten Rechte und neuen Vorrechte, die Kämpfe der Kaiſer, Päpſte, der Lehnsherren und Lehnsträger, endlich der Städte, die in Italien den größten Tummelplatz fanden, führten von ſelbſt dahin, bey den überaus klaren, vollſtändigen und folgerechten römiſchen Geſetzen Rath zu holen. Die Univerſität Bologna aber machte ſich ein vorzügliches Geſchäft daraus, das römiſche Recht zu lehren, zu erklären und auf die neuen Verhältniſſe anzuwenden. Friedrich ging, wie das ganze Mittelalter, von dem Gedanken aus, daß das deutſche Reich unmittelbar mit dem altrömiſchen zuſammenhienge und fand alſo keinen Anſtand, auch jenes alte Recht wieder aufleben zu laſſen. Jenes Reich war aber eine unumſchränkte Deſpotie und jenes Recht darauf berechnet; beyde ſtanden mithin dem deutſchen Riech und Recht ſchnurſtracks entgegen. Sofern Friedrich den erſten Anſtoß gab, daß das römiſche Recht allmählig Einfluß im Reich erlangte, hat er verderblich gewirkt; doch war er ganz unſchuldig dabey. Er ſelbſt bediente ſich auf dem

Reichstage des römiſchen Rechts nur ſo weit, als es ihm das altherkömmliche Recht der deutſchen Kaiſer in Italien beſtätigte und es gab ihm nur zu einer einzigen willkührlichen Neuerung Anlaß. Es ward ausgemacht, alle alten Regalien, deren ſich die Herzöge, Markgrafen und Städte angemaßt, ſollten an den Kaiſer zurückfallen; alle Fürſten und Grafen, ſo wie die Conſuln der Städte ſollten ohne des Kaiſers Belehnung und Beſtätigung ungültig ſeyn. Dies war altes deutſches Recht. Ferner beſchloß man, die großen Lehne ſollten unveräußerlich und untheilbar ſeyn, um den verderblichen Fehden ein Ende zu machen, die aus den zahlloſen Vergabungen und Theilungen entſprungen. Die Univerſitäten, als Sitze der freien Künſte und Wiſſenſchaften, wurden mit großen neuen Freiheiten ausgeſtattet, weil der Geiſt nicht gedeiht, wo Knechtſchaft iſt. Alles das war billige Neuerung, wie die Zeit ſie verlangte, nicht zu des Kaiſers, ſondern zu des Landes Wohl. Willkührlich bediente ſich dagegen Friedrich des römiſchen Rechts, um daraus ein neues Abgabenſyſtem herzuleiten, das der alten Reichsordnung und Freiheit allerdings gefährlich war. Er ſchrieb eine allgemeine Steuer nach den Gütern und nach den Köpfen aus, wie es im alten Rom Sitte geweſen, in Deutſchland aber nie. Freilich brauchte der Kaiſer Geld, ſeit er ſo viele Einkünfte an die Fürſten, Geiſtlichen und Städte verloren, und die Römerzüge koſteten ihm viel. Eine Zwangsſteuer aber war an der Stelle der alten freiwilligen Zufuhren und Geſchenke unerhört und konnte in der Folge zu vielfältigem tyranniſchem Mißbrauch führen.

Kapitel CCXLIII.

Der Lombardische Städtebund.

Als daher Otto von Wittelsbach in Mailand einen kaiserlichen Consul einsetzen und die Steuern erheben wollte, standen die Bürger zornig auf und schlugen den Grafen aus der Stadt. Zugleich erklärten sich die meisten Städte gegen ihre Abgeordneten auf dem Reichstag, die zum Theil nur darum dem Kaiser beygestimmt, um von ihm im Consulat bestätigt zu werden, ohne an die Bürger zu denken. Auch Papst Hadrian IV fürchtete seinen Einfluß über Italien zu verlieren und protestirte gegen den Reichstag. Ganz Italien zerfiel in zwey Partheien, in die kaiserliche, die man die waiblingische oder auf italienisch ghibellinische nannte, und in die italienische, die sich bald darauf den Namen der welfischen oder guelfischen beylegte, nicht als ob sie für die Welfen gehandelt hätte, sondern weil dieser Name schon hergebrachtermaßen alle Feinde der Hohenstauffen ohne Unterschied umfaßte. Als Hadrian 1159 starb, waren auch die Cardinäle getheilt. Die ghibellinischen wählten in Gegenwart Otto's von Wittelsbach Victor IV, die Gegenparthey Alexander III, obwohl ihm Otto im Zorn den päpstlichen Mantel von den Schultern riß.

Friedrich griff den gefährlichsten und nächsten Feind zuerst an: also die Städte. Nach einer furchtbaren Belagerung, dergleichen die Deutschen noch nie zu bestehen gehabt, nahm er Crema ein, das mit Mailand in engem Bündniß stand, 1160. Viermal sendeten die Mailänder Meuchelmörder gegen ihn aus, deren Dolche jedoch immer glücklich abgewendet wurden. Meuchelmord war den Italienern eigen geworden, da sie als die unterdrückten Schwächern zuletzt tückisch werden mußten. Im folgenden Jahr zog der Kaiser wider Mailand und schwur,

nicht eher die Krone wieder auf ſein Haupt zu ſetzen, bis er Mailand der Erde gleich gemacht. Der Widerſtand war großartig und des höchſten Ruhmes würdig. Erſt als nach jahrelangem Kampfe keine Rettung übrig blieb, zogen die ausgehungerten Mailänder wieder bußfertig flehend in der Deutſchen Lager und ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Sie hofften wenigſtens die reiche, prachtvolle Stadt durch Unterwerfung zu retten. Aber trotz alles Flehens und Zuredens ſelbſt von den Deutſchen, blieb der Kaiſer unerbittlich, ließ das weite glänzende Mailand an allen Ecken anzünden, alle Mauern und Thürme, Kirchen und Gebäude brechen und jeden Stein vom andern löſen, den gewaltigen Trümmerhaufen ebnen und der Erde gleich machen, dann einen Pflug kreuzweis darüber führen und Salz in die Furchen ſtreuen. Als dies vollendet war, nahm er feierlich wieder die Krone, 1162.

Je heiliger dem Kaiſer ſeine Würde ſchien, deſto kraftvoller beſchloß er ſie zu behaupten; je folgenreicher eine augenblickliche Vernachläßigung derſelben werden konnte, deſto gewaltiger mußte ſie im Keim erſtickt werden; je geneigter die Italiener zu Treuloſigkeit, Willkühr und Gewaltthat ſich zeigten, deſto ſtrenger mußte die Strafe ſeyn. Allerdings aber iſt die Ausdauer, mit der Friedrich die unerhörteſte Grauſamkeit der Italiener jedesmal mit einer noch härtern überbot, an einem Deutſchen bemerkenswerth und eine ſeltne Erſcheinung in der ganzen Geſchichte. Friedrich ließ von nun an ein eiſernes Regiment über Italien walten. Den ſtrengen Cölner Erzbiſchof Reinold erhob er zum Erzkanzler des Reichs und zum Reichsverweſer in Italien, und dieſem gab er kaiſerliche Untervögte zu, die im Geiſt Otto's von Wittelsbach mit rohem ritterlichem Uebermuth und deutſcher Bärenhaftigkeit, die für den feinern italieniſchen

Geiſt keinen Sinn hatte, das arme Land drückten und kleinlich peinigten. Von den einzelnen Plackereien erfuhr der Kaiſer ſo wenig, als er ſie geboten hatte, da er nur ſtrenges Recht und eiſerne Zucht der Empörer verlangte. Die unglücklichen Folgen aber fielen auf ſein Haupt.

Die unmenſchliche Rohheit des Vogts von Padua trieb die Italiener aufs neue zur Empörung. Im ganzen Lande brach das Kriegsfeuer aus, und durch die Erfahrung klüger gemacht und mit ihrem lebhaften beſonnenen Geiſt wählten die Italiener ſchnell das klügſte, nehmlich eine gemeinſam geordnete Verbindung. Alle Vögte, aller Anhang des Kaiſers ward plötzlich mit einem Schlage vertrieben und zu Verona traten 1164 die meiſten und mächtigſten Städte der Lombardei in ein enges Bündniß zuſammen. Grade damals riefen andre Fehden den Kaiſer nach Deutſchland zurück, und die Lombarden hatten freie Hand, ſich zu rüſten. Als Friedrich aber 1166 den dritten Römerzug that, ſchien der Himmel ſelbſt für der Städte Freiheit zu ſtreiten, denn Seuchen befielen das Heer des Kaiſers und rafften ſeine Blüthe dahin, während der Reſt ſich mit Noth der frohlockenden Lombarden, die alle Wege verlegten, erwehren konnte. Der Erzkanzler Reinold, Friedrich von Schwaben, Welfs gleichnamiger Sohn und eine Menge der edelſten Ritter fanden den Tod und Friedrich kehrte traurig über die Alpen zurück.

Kapitel CCXLIV.

Fehden in Deutſchland.

Des Kaiſers Entfernung hatte dem Fehdegeiſt von neuem Spielraum gegeben. Ganz Deutſchland ſtand in den Waffen; Fürſten, Biſchöfe, Ritter, Städte, alles war widereinander. Die wichtigſten dieſer Fehden waren

folgende. Die Bürger von Mainz erſchlugen ihren Erzbiſchof Arnold, weil er ihre Freiheit gefährdete. Eine gleiche Fehde erhoben die Gröninger in Friesland wider den Biſchof von Utrecht. In Schwaben aber war der Tumult am ärgſten. Hier hatte Hugo, Graf von Tübingen, einen Raubritter, der Welfs Lehnmann war, hart beſtraft. Welf und mit ihm die Häuſer Zähringen und Habsburg zogen deshalb wider Tübingen, dem Friedrich von Schwaben und der Graf von Hohenzollern beyſtanden. Die letztern brachten den Welfen vor Tübingen eine harte Niederlage bey. Dieſe Unruhen nöthigten den Kaiſer das erſtemal aus Italien zurückzukehren. Er ſtellte die Ordnung kraftvoll her und ſtrafte die Fehdeſtifter mit großer Strenge, ſo die Mainzer und den Grafen von Tübingen.

Als Friedrich das zweitemal aus Italien ſieglos heimkehrte, fand er wiederum große Fehden zu ſchlichten. Diesmal war Heinrich der Löwe die Veranlaſſung. Dieſer thatenreiche Mann, deſſen Glanz nur durch den noch größern des Kaiſers verdunkelt werden konnte, hatte ſich ſeit dem erſten Römerzug, in Verbindung mit Albrecht dem Bär, ausſchließlich mit den Wenden beſchäftigt. Der tapfre Niklot war unbeſiegt geſtorben. Seine Söhne Wertizlav und Pribizlav hatten den Kampf fortgeſetzt. Der erſte war gefangen worden, der letztre hatte ſich nach tapfrer Gegenwehr zu einem ehrenvollen Frieden verſtanden und das Chriſtenthum angenommen. Damit nahm der blutige Kampf ein Ende. Ein großer Theil des wendiſchen Landes fiel an die Deutſchen, Lübek an Heinrich den Löwen, der dieſe Stadt mit den größten Freiheiten begabte und den Grund ihrer künftigen Größe legte; das Heideland an der Elbe an Albrecht den Bären, der die vom Krieg verödeten Landſchaften mit betriebſamen Flamändern und Holländern bevölkerte, wo-

von noch jetzt ein Landstrich zwischen Magdeburg und Wittenberg Fläming heißt. Die noch übrigen wendischen Fürsten Pribizlav in Meklenburg, Bogislav in Pommern und Jaromar in Rügen, nahmen mit dem Christenthum deutsche Bildung, Verfassung und Sitte an. Leider aber zerfielen die Sieger unter einander selbst. Heinreich der Löwe stand dem Range nach als Herzog den andern sächsischen Fürsten voran, eben so an Ruhm uralten Geschlechts und eigner Thaten. Dies und die Macht, die er im Besitz Baierns und Sachsens behauptete, trieben ihn zu schwindelndem Ehrgeiz. Er selbst ließ als sein Sinnbild einen riesenhaften Löwen zu Braunschweig aufrichten und bezeigte seinen fürstlichen Nachbarn eine Geringschätzung, die sie vielleicht eben so verdienten, als sie darüber sich empörten. Dies hochfahrende Wesen und die Besorgniß, die Welfen möchten allzu mächtig werden, trieb alle sächsischen Fürsten zu einer Verschwörung wider Heinrich. Albrecht der Bär, dem bey großer Heldenkraft ein tückischer Neid inwohnte, weil er seinen wohlverdienten Ruhm doch durch andern überstrahlt sah, Ludwig von Thüringen, des Eisernen Sohn, der Graf von Holstein und fast alle sächsischen Erzbischöfe und Bischöfe rotteten sich wider den Löwen zusammen und Sachsen stand in blutigen Kriegsflammen, als der Kaiser zurückkam, 1168.

Friedrichs erste Sorge war, Ruhe zu gebiethen und seinem Wort ward ehrfurchtsvoll gehorcht. Seine ernste Mahnung, den innern Frieden zu wahren, um von außen Gefahr und Schmach abzuwenden, fand einen Augenblick Eingang. Sodann bestellte er sein eigen Haus. Sein ältester Sohn Heinrich sollte nach ihm Kaiser werden; der zweite, Friedrich, erhielt Schwaben, das durch des Rotenburgers Tod erledigt war; der dritte, Conrad, erhielt Franken, der vierte, Otto, Burgund. Der

fünfte, Philipp, ward dem geistlichen Stande bestimmt. Der alte Welf entsagte der Welt, aus Kummer über seines Sohnes Tod, und seine Güter fielen ans Reich zurück. Albrecht der Bär starb 1070 und seine Söhne Otto und Bernhard theilten seine Länder.

Kapitel CCXLV.

Sieg der Lombarden.

Als Deutschland beruhigt war, dachte Friedrich sogleich auf einen vierten Römerzug. Die Ehre des Reichs war in der äußersten Gefahr, denn die Lombarden höhnten die Deutschen auf die unverschämteste Weise. Italien war ganz in ihrer Gewalt. Den Papst Alexander III, den der Kaiser verworfen, führten sie im Triumph in Rom ein, und bauten ihm zu Ehren an einem der wichtigsten Pässe Oberitaliens die fast unüberwindliche Festung Alessandria. Auch die vertriebenen Mailänder führten sie zu den Trümmern ihrer Stadt zurück und bauten dieselbe mit unglaublicher Schnelligkeit, die nur der Begeisterung und vereinigter Kraft möglich ist, größer und schöner wieder auf, als sie gewesen. Auf dem Markt aber richteten sie zwey Schandsäulen auf, welche den Kaiser und seine Gemahlin vorstellen sollten.

Friedrich schickte den neuen Reichskanzler, Erzbischof Christian von Mainz, nach Italien voraus, der aber wenig ausrichtete. Darauf zog der Kaiser selbst 1174 zum viertenmal über die Alpen. Aber Alessandria hielt seinen Sturm auf. Die Belagerung währte unerwartet lange und die Hoffnung des Sieges war fern. Friedrich selbst ward krank. In dieser Noth traf ihn das härteste, Treulosigkeit seiner Vasallen. Heinrich der Löwe verließ ihn mit dem Kern des Heeres. Derselbe Groll, an Ruhm und Macht sich übertroffen zu sehen, der Albrecht

den Bären gegen Heinrich getrieben, kochte längſt auch im Herzen Heinrichs gegen Friedrich, den einzigen Mann, der größer und mächtiger war, als er, und die Noth des Kaiſers bot allerdings eine Gelegenheit dar, ſeine böſe Leidenſchaft zu befriedigen. Friedrich wußte ſich den Abfall nicht zu erklären, widerlegte des Herzogs nichtige Entſchuldigungen, mahnte ihn, wie ſeine Entfernung grade jetzt das größte Unheil über das Reich bringen müßte, bat, flehte, ja der Gebiether der Chriſtenheit ſcheute ſich nicht zu den Füßen ſeines Vaſallen um Treue zu betteln, damit nicht unverſucht bliebe, was des Reiches Ehre vor Italien retten könnte. Heinrich aber war niedrig genug, dem Kaiſer ſeine Hülfe verkäuflich anzutragen gegen die Stadt Goslar und andre waiblingiſche Güter. So weit war es gekommen, daß einer der erſten deutſchen Fürſten die Schande des deutſchen Namens vor dem Ausland nicht nur nicht ſcheute, ſondern ſogar herbey rief, um ſeinen Beutel zu füllen, daß er Kaiſer und Reich aus einer Noth in die andre ſtürzte, um ihm Güter und Privilegien abzupreſſen. Friedrich aber, von dieſer gemeinen Geſinnung im Innerſten empört, verſtand ſich zu nichts und ließ den Herzog ziehn.

Das äußerſt geſchwächte Heer des Kaiſers zog dennoch eine ehrenvolle Niederlage der feigen Flucht vor. Gegen die vielfach überlegnen Schaaren der Lombarden ward bey Lignano mannhaft geſtritten, 1176. Berthold von Zähringen fiel lebend in die Hände der Feinde, die meiſten Deutſchen blieben auf dem Wahlplatz. Die Lombarden erfochten den vollſtändigſten Sieg. Da entſchloß ſich der Kaiſer zum Frieden. Krankheit hatte ſeinen Muth geſchwächt; er ſah ein, daß ſeine Macht zu gering ſey, um Italien zu bändigen; von Deutſchland war ſeit Heinrich des Löwen Abfall keine Hülfe zu erwarten und

Deutſchland ſelbſt drohte von dieſem Manne Gefahr, wenn der Kaiſer nicht bald zurückkehrte. Die Italiener nahmen den Frieden an. Zu Venedig traten die Partheien zuſammen. Der Kaiſer erkannte den Papſt Alexander an und überließ den Städten, ſich ohne Einmiſchung der kaiſerlichen Gewalt ihre Conſuln ſelbſt zu wählen, alſo völlig ihre eignen Herren zu ſeyn, 1178. Guelfiſche Geſchichtſchreiber berichten, als der Kaiſer dem Papſt die Füße geküßt, habe dieſer ihm den Fuß auf den Nacken geſetzt mit den Worten der Schrift: auf Ottern und auf Löwen wirſt du gehn! worauf ihm jener geantwortet; nicht dir, ſondern Petro dieſe Ehre! Indeß erwähnen die gleichzeitigen Briefe des Papſtes ſelbſt dieſes Umſtandes nicht, weshalb er in Zweifel gezogen wird.

Kapitel CCXLVI.

Heinrich der Löwe.

Sobald Friedrich nach Deutſchland zurückgekehrt, ging er damit um, Heinrich den Löwen zu verderben. Eine Fehde des Erzbiſchofs von Cölln mit dem Herzog gab ihm Anlaß, den letztern vor Gericht zu ziehn. Heinrich fürchtete des Kaiſers Rache und ſtellte ſich nicht. Da that ihn Friedrich in des Reiches Acht und nahm ihm ſeine Länder. Alle alten Feinde Heinrichs, alle die durch ſeinen Fall zu gewinnen hofften, aller ghibelliniſche Anhang brach auf gegen den letzten Welfen, dem nur Sachſen treu blieb. Seines Namens würdig ſchlug der Löwe grimmig um ſich her und tilgte zum Theil den Schandfleck des Verraths durch den Ruhm ungemeiner Tapferkeit. Bis ins dritte Jahr blieb er unbeſiegt, obwohl Friedrich ſelbſt gegen ihn ausgezogen war. Den Landgrafen von Thüringen nahm er ſogar gefangen. Als aber der Kaiſer 1182 einen neuen großen Zug gegen

ihn aufbrachte, ward der Herzog in Stade eingeschlossen. Er sah ein, daß er verloren sey und befahl der Stadt Lübek, die ihm noch einzig treu geblieben und aufs tapferste dem Kaiser widerstand, sich freywillig zu ergeben, damit sie ihre schönen Freiheiten nicht verlöre. Darauf ergab er sich selbst und bat zu Erfurt den Kaiser fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Großmuth wieder in des Kaisers Herzen und er hob den gedemüthigten Löwen gütig auf und schloß ihn weinend in seine Arme, alter Zeit der Freundschaft und Waffenbrüderschaft eingedenk. Doch bestand er unerbittlich auf der Zertrümmerung der Welfenmacht, und weil er die Gefahr großer Herzogthümer eingesehn, beschloß er Baiern und Sachsen zu zerstückeln, wie schon früher Franken und Lothringen zerstückelt worden. Heinrich behielt nur Braunschweig. Das östliche Elbland Sachsen-Lauenburg fiel an Bernhard, den Bruder Otto's von Brandenburg, Westphalen als Herzogthum an den Erzbischof von Cölln. Andre kleine Stücke rissen Thüringen und Holstein an sich. Baiern kam an den treuen Otto von Wittelsbach, dessen Geschlecht es hinfort behauptete. Doch ward Steiermark und Tyrol davon abgerissen. Tyrol oder Meran erhielt ein Graf von Andechs. Um die Befestigung dieses neuen Zustandes zu sichern, mußte Heinrich der Löwe drey Jahre das Land meiden.

Friedrich glaubte noch sichrer die Macht der Fürsten zu verringern, wenn er den Städten die größten Freiheiten gewährte. Er kannte vollkommen die große Bedeutung der Städte für die Cultur des Landes und war der größte Freund und Begünstiger derselben. Wenn er in Italien das Gegentheil bewährte, so geschah es nicht aus Haß gegen die Städte überhaupt, sondern weil grade die lombardischen sein kaiserliches Ansehn verhöhnt hatten. In Deutschland verdanken ihm eine Menge der

berühmteſten Städte ihre völlige Befreiung und Erhebung zu unmittelbaren Reichsſtädten, Lübek, Regensburg, Eßlingen, Ravensburg, Reutlingen, Eger, Speier, Hagenau, Memmingen, Altenburg, Rotenburg an der Tauber, Nürnberg u. ſ. w. Sie alle wurden von der biſchöflichen oder fürſtlichen Herrſchaft frey gemacht.

Auch die Verhältniſſe mit Italien wurden jetzt geregelt. Die lombardiſchen Städte verſtanden ſich in Güte, dem Kaiſer und Reich Treue zu ſchwören und die deutſchen Heere auf Römerfahrten zu unterhalten, wogegen der Kaiſer ihnen das Recht ließ, ihre Conſuln frey zu wählen und Bündniſſe zu ſchließen, wie ſie wollten. Auch mit Neapel ward Freundſchaft angeknüpft. König Wilhelm II gab ſeine Tochter Conſtantia Friedrichs Sohn und Nachfolger Heinrich zur Ehe.

Kapitel CCXLVII.

Friedrich Barbaroſſa's Kreuzzug.

Während dieſer Vorgänge im Abendlande befand ſich die morgenländiſche Chriſtenheit in der bejammernswürdigſten Lage. Mit jedem Tage ſtieg der Enthuſiasmus und die Einheit der Muhamedaner in demſelben Maaße, als bey den Chriſten innre Fehde, Verrath und Muthloſigkeit überhand nahmen. Conrad und Ludwig hatten das gelobte Land vergeblich zu retten geſucht, noch weniger vermochten es die einzeln nachziehenden kleinen Fürſten, unter denen 1158 Albrecht der Bär und 1172 Heinrich der Löwe ſich auszeichneten. Der letztere ward ſogar von den Türken gefangen, aber wieder los gelaſſen. Die Eiferſucht der Pullanen und Fremden, der abendländiſchen Nationen unter einander, der neuentſtandenen kleinen Fürſten von Antiochia, Tripoli, Cypern gegen den König von Jeruſalem, der Fürſten gegen die

Orden und der Orden untereinander hatte den höchsten Grad erreicht. Und grade damals fanden die Muhamedaner in dem Sultan Salaheddin einen gemeinsamen Führer, der mit der entschiedensten Heldenkraft Großmuth und Bildung und jede menschliche Tugend verband. Da konnte der Sieg nicht lange unentschieden bleiben. Ein christlicher Fürst, Raimund von Tripoli, ward Verräther und ging öffentlich zum Feind über. Da ward in einer furchtbaren Schlacht bey Tiberias 1187 die Macht der Christen gänzlich gebrochen, König Guido von Jerusalem gefangen, fast alle Tempelherren und Johanniter umgebracht und kurz darauf Jerusalem erobert.

Kaum war die Kunde dieser schrecklichen Niederlage ins Abendland gedrungen, so loderte der edle Geist christlichen Heldenmuths bey allen Nationen von neuem auf, und von neuem sollte die unverdorbene Kraft des Nordens die Sünden der Pullanen wieder gut machen. Der fromme Kaiser Barbarossa selber, damals ein Greis von siebenzig Jahren, nahm freudig zum zweitenmal das Kreuz, mit ihm sein Sohn Friedrich von Schwaben, Ludwig von Thüringen, Herrmann von Baden, Berthold von Meran und der Kern der deutschen Ritterschaft. Ungesäumt brachen sie auf und gelangten an die Grenzen Griechenlands. Dort hielten sie die wilden Bulgaren auf, die jedoch mit Gewalt zurückgeworfen wurden. Die Griechen selbst versuchten das Kreuzheer aufzuhalten; als sie aber den prachtvollen Zug der deutschen Ritter erblickten, flohen sie bestürzt davon und mahnten ihre Landsleute zur Unterwerfung, es nahe das unbezwungene und eiserne Volk der Alemannen auf eisernen Rossen! So drang das Heer unaufhaltsam durch Griechenland nach Kleinasien. Hier kam es bald zu einer harten Türkenschlacht bey Finiminum, wo deutsche Kraft

den herrlichsten Sieg gewann. Ein neues türkisches Heer ward bey Cogni aufs Haupt geschlagen. Dort sah man einen schwäbischen Ritter zum Tod verwundet auf dem Boden liegen, der aber noch gegen eine ganze Schaar von Türken stritt und einen derselben von oben herab mitten von einander hieb, daß er in zwey Stücke fiel. Das war ein Schwabenstreich. Als der Christen Heer rastlos weiter zog in Armenien, ward die Hitze fast unerträglich. Da badete der Kaiser im Flusse Saleph und ertrank, 1190. So endete Friedrich Barbarossa, Deutschlands adeligster Held. Der tiefe Schmerz der Seinen wich bald der edelsten Begeisterung. Die er im Leben geführt, wollten auch im Tode nur ihm folgen. In der Mitte des Heeres ward seine Leiche getragen, nicht rückwärts sondern vorwärts in den Sturm der Schlacht. Unfern von Antiochia fanden sie die Macht der Türken und brachen sie von neuem durch den glänzendsten Sieg. Aber hier war das Ziel der Helden, denn Krankheiten, Folgen des Klima's und der Jahrszeit, rafften schnell den Kern des Heeres hin. Da starb auch Friedrichs hoffnungsvoller Sohn und Ludwig von Thüringen. Der Rest kehrte zurück oder schloß sich an Richard Löwenherz, den König von England und Philipp August von Frankreich, die frische Heere gegen die Ungläubigen führten, 1191. Das deutsche Volk aber konnte nicht glauben, daß sein großer Kaiser gestorben sey, oder es trug die unsterbliche Idee des Kaiserthums auf diesen Helden völlig über, weil er sie am würdigsten im Leben dargestellt, und die ewige Sehnsucht nach einem wahren und echten deutschen Kaiser, der das Heil der Welt werden sollte, knüpfte sich unmittelbar an die Hoffnung einer einstigen Wiederkehr des Barbarossa. Darum lebt die Sage bis auf heute fort, Friedrich soll im Kyffhäuser-Berge auf der goldnen Aue in Thüringen in tiefer Felskluft schla-

fen, da ſitzt er noch das Haupt auf den Arm geſtützt, und ſein rother Bart iſt ihm durch den ſteinernen Tiſch gewachſen; einſt aber wird er aufwachen und dem Lande wunderbare, goldne Zeiten bringen.

Kapitel CCXLVIII.

Der deutſche Orden.

In Richard Löwenherz trat dem großen Salaheddin ein würdiger Held der Chriſtenheit entgegen. Aber kaum neigte ſich der Sieg wieder auf die Seite der Chriſten, ſo brach die alte Eiferſucht der Nationen hervor. Die Deutſchen, die ihr Haupt verloren, ſtanden an Glück und Zahl hinter den Engländern und Franzoſen zurück, und je mehr ſie eben darum an Tapferkeit jene zu übertreffen ſuchten, deſto mehr wurden ſie verhaßt. In einem Anfall von Uebermuth, der ihm ſpäter die bitterſte Rache zuzog, riß Richard Löwenherz das babenbergiſche Banner herab, das der tapfre Herzog Leopold von Oeſterreich auf die von ihm erſtürmten Zinnen von Accon gepflanzt. Aehnlichen Schimpf litten die deutſchen Ritter, die ungern unter den Tempelherren und Johannitern geduldet wurden. Da entſchloſſen ſich dieſe mit Ausſchluß aller andern Nationen einen eignen geiſtlichen Orden, gleich den Tempelherren zu ſtiften. Sie nannten ihn zu Ehren der heiligen Jungfrau den Orden der Marianer, bald aber wurden ſie nur die deutſchen Herren genannt. Walpot von Baſſenheim, ein Niederſachſe, war ihr erſter Großmeiſter. Die edeln Bürger von Bremen und Lübek nahmen vorzüglich Theil daran, was für die Folge wichtig wurde.

Unterdeß war in Deutſchland Friedrichs älteſter Sohn und Nachfolger Heinrich Verweſer des Reichs geweſen. Die Abweſenheit des Kaiſers aber hatte Heinrich

der Löwe, noch als Greis ein unermüdeter Held, zur Herstellung seiner Macht benutzt. Schnell aus seiner Verbannung in England heimkehrend, war er über die Räuber seiner Länder hergefallen und der alte Krieg loderte von neuem auf. Endlich ward er zum zweitenmal bezwungen und auf Braunschweig beschränkt. Da starb der alte Löwe 1195. Sein Andenken ward von den Sachsen hoch gefeiert. Als unglücklicher Held genoß er die Ehre der Sage wie dereinst Ernst von Schwaben. Eben so abentheuerlich ward sein Kreuzzug besungen. An seinen Namen blieb der des alten Herzogthums Sachsen geknüpft, das mit ihm unterging, und halb wehmüthig, halb zornig verglich das Volk die Zerstückelung des edlen Landes eines uralten kräftigen Stammes mit einem Roß, das von wilden Thieren zerrissen wird. Der Löwe, hieß es, behält das Herz, der Luchs (Baiern) faßt ein Bein, der beißende Hund (Hessen) ein Hufeisen, die reißende Sau (Holstein) die Lunge u. s. w.

Kapitel CCXLIX.

Heinrich VI.

Von Friedrichs Söhnen blieb nur der älteste Heinrich und der jüngste Philipp übrig. Heinrich VI, vermählt mit Constantia, der Tochter König Wilhelms von Neapel, war schon bey seines Vaters Lebzeiten zum König der Deutschen gewählt und gekrönt. Philipp, früher zum Geistlichen bestimmt, behauptete jetzt das Herzogthum Schwaben, die Pfalz am Rhein und die Mathildische Schenkung. Heinrich war an durchgreifender Thatkraft dem Vater gleich, in jeder andern Tugend das Gegentheil. Unersättliche Habsucht und Grausamkeit hatten sich seiner Seele bemächtigt, und keine Scham

oder Furcht milderte dieſe Leidenſchaften. Da Landgraf Ludwig auf dem Kreuzzug geſtorben, bekam Heinrich ſogleich Luſt, Thüringen als verfallenes Lehn einzuziehn. Dazu war indeß die Zeit nicht mehr und Herrmann, Ludwigs Bruder, behauptete ſich im Beſitz. Dieſer Herrmann war ein inniger Freund der Dichtkunſt und verſammelte an ſeinem Hofe auf der Wartburg die edelſten Sänger Deutſchlands, wovon im folgenden Buch gehandelt werden ſoll. Wie viel Verluſt für die Kunſt, wenn Heinrich ihren edlen Gönner vertrieben hätte! Ein andres aber beging Heinrich, das dem deutſchen Namen auf ewige Zeiten Schande machen wird. Richard Löwenherz kehrte vom Kreuzzug zurück, und reiſte durch Oeſterreich. Da warf ihn Herzog Leopold nieder, eingedenk ſeines Schimpfes vor Accon, und hielt ihn in engem Gefängniß. So verletzten Fürſten die uralte heilige Sitte, die dem fremden Wanderer Sicherheit und Hülfe bot. Noch weit abſcheulicher handelte der Kaiſer. Richard war Freund der Italiener und Welfen. Dies gab dem habſüchtigen Heinrich hinlänglichen Vorwand, ſeine Haft gut zu heißen. Leopold war niederträchtig genug, ſeinen Gefangnen für Geld feil zu bieten. Auch hierin überbot ihn der Kaiſer. Er kaufte Richard dem Herzoge für 60,000 Mark Silber ab und ließ den Gefangenen dann wieder, um jüdiſch zu wuchern, denn darauf war es überhaupt abgeſehn, gegen ein Löſegeld von 150,000 Mark Silber frey. Dies Beyſpiel iſt einzig in der deutſchen Geſchichte. Die Dichtkunſt der Zeit konnte dieſen ſchmählichen Handel nicht wohl mit dem Ruhm des edlen Löwenherz in Einklang bringen, verwandelte daher in Sagen und Liedern das Silber in einen Sänger Blondel, der als Richards alter Freund aus England gekommen und ihn mit großer Gefahr glücklich aus dem Thurme, darin er gefangen ſaß, befreit habe.

Heinrich unternahm zwey Römerzüge, den ersten 1189, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Er kam nach Rom und erkaufte sich wiederum durch eine ehrlose Handlung die Freundschaft der Römer, indem er ihnen die Zerstörung von Tivoli, ihrer alten Nachbarfeindin, aus kaiserlicher Autorität gestattete. Unter unmenschlichen Grausamkeiten ward dieser unerhörte Frevel vollzogen. Papst Cölestin krönte den Kaiser, schlug ihm aber im nächsten Augenblick die Krone wieder herab, zum Zeichen, daß er die Macht habe, Kaiser ein- und abzusetzen. Da Wilhelm ohne Sohn gestorben war, sprach Heinrich das Königreich Neapel und Sicilien für sich an, weil Wilhelms Tochter Constantia seine Gemahlin war. Die Normannen hatten aber keine Lust zu den Deutschen und erhoben Tancred, einen Verwandten Wilhelms, zum König. Als Heinrich diesen mit Krieg überzog, unterlag sein Heer wie so viele frühere wieder pestartigen Krankheiten. Der Kaiser selbst ward siech und kehrte nach Deutschland zurück. Constantia fiel in die Hände Tancreds, ward aber aus Furcht oder Mitleid wieder frey gelassen.

Rachedurstig zog Heinrich 1194 zum zweitenmal über die Alpen. Tancred starb und hinterließ einen unmündigen Sohn Wilhelm. Das Glück entschied sich für den Kaiser und sein grausames Wüthen gegen die Guelfen und alle Kaiserfeinde kannte keine Grenzen. Einen Grafen, der sich zu einem unabhängigen Fürsten machen wollen, ließ er auf einem glühenden Eisenstuhl mit einer glühenden Krone krönen. Besonders gefiel er sich im Augenausstechen. Dies unglückliche Schicksal und dazu die Entmannung traf auch den jungen Wilhelm, der gefangen in ein deutsches Kloster geschleppt wurde. Neapel und Sicilien kam völlig in der Hohenstauffen Besitz, Heinrich aber starb in dem eroberten Lande zu Messina,

nachdem Conſtantia ebenfalls in Italien einen jungen Sohn Friedrich geboren, 1197.

Kapitel CCL.

Innocenz III.

Durch den frühzeitigen Tod des unter Laſtern kraftvoll herrſchenden Heinrich war die auf den höchſten Gipfel geſtiegne Macht der Hohenſtauffen plötzlich wieder dem Falle nahe gebracht. In Deutſchland ſollte ſie der letzte von Barbaroſſa's Söhnen, der früher zum Geiſtlichen beſtimmte Philipp, gegen die große Parthey der Welfen aufrecht halten, und in Italien Heinrichs kleiner Sohn Friedrich gegen den Papſt und die Guelfen. Die Folge war, daß Philipp ſich, höchſt mühſam kämpfend und auf Deutſchland beſchränkt, behauptete, Friedrich aber und Italien gänzlich unter die Vormundſchaft des Papſtes kam.

Während das weltliche Reich zerrüttet ward, kam auf den Stuhl St. Peters wieder einer der geiſtvollſten und gewaltigſten Päpſte, Innocenz III, durch den die Macht der Kirche ſich immer tiefer befeſtigen, immer weiter ausdehnen ſollte. Da Conſtantia mit ihrem Kinde ſich in ſeinen Schutz begab und Heinrichs Grauſamkeiten alle Herzen gegen die Deutſchen erbittert hatte, ſo gelang es ihm, faſt ohne Widerſtand Heinrichs Anhänger zu vertreiben und Italien vom Einfluß der Deutſchen unabhängig zu machen. Neapel und Sicilien nahm er unter ſeine Vormundſchaft und ließ dieſe Länder durch ſeine Legaten regieren. Sodann riß er die Herzogthümer Spoleto und Ravenna mit der Markgrafſchaft Ankona gewaltſam an ſich und vereinigte ſie mit dem Kirchenſtaat, indem er die deutſchen Herzöge Markhard und Conrad, die Heinrich VI darüber geſetzt, mit Hülfe der

Italiener leicht vertrieb. Auch die ſtolze Stadt Rom huldigte dem kraftvollen Geiſte dieſes Papſtes und bequemte ſich, ſtatt dem Kaiſer, ihm den Eid des Gehorſams zu leiſten. Die lombardiſchen Guelfen mußten mit Vergnügen von der kaiſerlichen Herrſchaft ſich befreit finden, und ſo war ganz Italien eine Provinz des Papſtes.

Der Kirche neuer Held aber zwang auch die übrigen weltlichen Mächte von ganz Europa unter ſeine Geſetze, indem er die Gewalt, die der Glaube der Völker ihm anvertraut, meiſterhaft handhabte. In Deutſchland buhlten König und Gegenkönig um ſeine Gunſt und wetteiferten, ihm, was er wollte, zu bewilligen. In Frankreich maßte ſich König Philipp August an, den Clerus zu beſchränken, ward aber durch des Papſtes Bann ſo gebändigt, daß er demüthig der Kirche jedes verlangte Vorrecht zugeſtehn mußte. Ganz daſſelbe widerfuhr dem König Johann von England. Eben ſo unterwarfen ſich dem päpſtlichen Richterſpruch die Könige in Spanien, Norwegen, Ungarn, die Fürſten von Polen, Dalmatien und ſelbſt der Bulgarei. Wie aber Innocenz auch im Innern der Kirche gewaltet, ſehn wir nachher.

Kapitel CCXLI.

Philipp und Otto IV.

Nach Heinrichs Tode ward in Deutſchland von der Hohenſtauffiſchen Parthey Philipp, von der Welfiſchen Otto IV, der Sohn Heinrichs des Löwen, zum König ausgerufen, 1198. Der Papſt mußte vom Siege der Hohenſtauffen für ſich ſelbſt das Schlimmſte fürchten, verſagte daher Philipp ſeine Zuſtimmung, und that ihn, als er ſich dennoch der Regierung anmaßte, in den Bann. Für Otto dagegen entſchied er ſich auch nicht ſo ausdrücklich, daß er dadurch hätte gebunden werden kön-

nen. Es kam ihm nur darauf an, Deutschland zu verwirren, die kaiserliche Macht in Ohnmacht zu verwandeln und von derselben so viel Recht und Gewalt als möglich an die Kirche zu ziehn.

In Deutschland entbrannte nun der alte Brüderzwist der Waiblinger und Welfen von neuem in zehnjährigem furchtbaren Kampf. Große Thaten und Gesinnungen vermissen wir dabey gänzlich. Weder Philipp noch Otto besaßen den großen Geist ihrer Väter. Sie hielten sich im Gleichgewicht, Philipp durch die Gunst der Städte, Otto durch die des Papstes. Die Fürsten spielten nicht selten schändlichen Verrath. Mehrere, sogar Verwandte, fielen von Otto ab und zu Philipp, der mit vieler Klugheit, Bestechung, Versprechungen seine Parthey verstärkte und sogar mit dem Papst sich zu verständigen wußte, indem er mit ungemeßnen Bewilligungen an die Kirche die Lossprechung vom Bann erkaufen wollte. Dies würde den Papst, der keinen bessern Ausgang der Sache sah, für Philipp entschieden haben. Diesen aber riß in der Mitte der Unterhandlungen ein gewaltsamer Tod dahin. Otto von Wittelsbach, Vetter des Herzogs von Baiern, war von Philipp zum Eidam gewählt, später aber wegen seines rohen zur Grausamkeit geneigten Betragens abgewiesen worden. Als darauf Otto eine polnische Prinzessin freyen wollte, warnte Philipp auch diese in dem Briefe, den er Otto mit nach Polen gab. Otto mochte davon etwas argwöhnen, erbrach den Brief unterwegs, und kehrte von einem ihm gewöhnlichen Anfall von Wuth ergriffen, der ihn schon früher zu einem Mord getrieben, sogleich zurück, stürmte zum König Philipp auf die alte Babenburg (bey Bamberg) und erschlug ihn mit gewaltigem Schwerthieb auf seinem Lager, 1208.

Philipps junge Tochter Beatrix eilte weinend zu dem Gegenkönig und beschwor ihn, den furchtbaren Frev-

vel zu rächen. Otto IV hörte des kühnen Mädchens Bitten mit Rührung an, ließ den Mörder bis auf den Tod verfolgen, und nahm die Bittende ſelbſt zu ſeiner Gemahlin, um dadurch die große Parthey der Waiblinger zu verſöhnen. Dennoch war Otto's Lage mißlich. Die Fürſten und alle Stände waren zügellos, des Gehorſams entwöhnt, und beym erſten Gewaltſtreich mußte der König fürchten, daß ihm der junge Friedrich entgegengeſtellt würde. Der Papſt allein konnte ihn ſicher ſtellen, da deſſen Anſehn unbegrenzt geworden. Otto ging alſo 1209 nach Italien, demüthigte ſich vor dem Papſt, bewilligte ihm alles, was er in Italien an ſich geriſſen, gab ihm die Mathildiſche Schenkung dazu, beſtätigte ihm das Inveſtiturrecht, geſtattete ihm ſelbſt mit Umgehung der Capitelwahlen, Biſchöfe einzuſetzen, ſchwur, in aller Weiſe ſeinem höchſten Richterſtuhl unterthan zu ſeyn und dergleichen mehr, wodurch er die Kirche gänzlich von der weltlichen Aufſicht befreite, ja ihr die Aufſicht über die weltliche Macht einräumte. Dafür empfing er die Kaiſerkrone. Die Römer aber erbitterten ſich aufs neue über den bloßen Anblick der Deutſchen, erhoben einen Aufſtand und ſchlugen ſie mit großem Verluſt aus der Stadt. Der Papſt ließ ſie gewähren. Dies weckte endlich in des Kaiſers Herzen das Ehrgefühl auf und er verſuchte, ob er dem Papſt nicht einigen Widerſtand zu leiſten vermöchte. Er enthielt ihm Toscana. Innocenz aber verfuhr kurz und ſicher, that den ſchwachen Gegner in den Bann und befahl den deutſchen Fürſten, den jungen Friedrich zum König zu wählen. Da ward Otto 1211 zu Bamberg von der Hohenſtauffiſchen Parthey und allen, die den Papſt fürchteten, abgeſetzt, Friedrich anerkannt. Otto ging ſchleunig über die Alpen zurück, aber zu ſpät. Da beſchloß er, dem Gegner wenigſtens den Eingang in Deutſchland zu ver-

ſperren. Friedrich aber kam als Pilger verkleidet glücklich, obwohl mit Lebensgefahr, durch Graubündten und betrat zum erſtenmal die Heimath ſeiner Väter. In Conſtanz empfing ihn ſein Anhang, der, durch Friedrichs Liebenswürdigkeit überraſcht, täglich ſich mehrte. Otto wich nach Sachſen zurück und beſchäftigte ſich thöricht, mit engliſcher Hülfe den König von Frankreich, der für Friedrich war, zu bekämpfen, ward 1214 bey Bouvines geſchlagen, wagte nichts mehr gegen die Waiblinger und ſtarb ebenfalls ungekränkt in ſeinem Erbe Braunſchweig 1218.

Kapitel CCLII.

Albigenſer.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts mehrten ſich die Mißbräuche der Kirche und gleicherweiſe die Ketzer, als der natürliche Gegenſatz von jenen. In die Fußtapfen Abälards und Arnolds von Brescia traten drey große Ketzerſekten und zwar in Italien und Burgund, zunächſt an der Quelle aller jener Misbräuche, am Fuß des päpſtlichen Stuhles ſelbſt.

Katharer oder Reine nannten ſich die einen, in Italien. Ihre Ketzerei war wunderbar vermiſcht mit morgenländiſchen Lehren, und es zeigte ſich, daß in den Kreuzzügen wieder rückwirkend die Ungläubigen auf die abendländiſche Chriſtenheit Einfluß gewonnen. So hielten dieſe Sektirer alles Fleiſcheſſen für Sünde und verwarfen den Stand der Kaufleute als unheilig, weil er zu Lug und Betrug geneigt ſey. Von der römiſchen Kirche ſagten ſie ſich aber förmlich los und duldeten keine Prieſter unter ſich.

Waldenſer hießen andre, die an der Rhone ſich verbreiteten, ihr Stifter Petrus Waldus, ein Bürger von

Lion. Sie hielten das Cölibat und Faſten, die unnatürlichen Entſagungen, welche die Kirche gebot, für unvernünftig, den äußern Gottesdienſt in ſeiner Ueberladung, die Verehrung der Heiligen, die vielen Feſte für Götzendienſt, und ſtrebten, indem ſie ſich gleichfalls von der herrſchenden Kirche losriſſen, den Zuſtand der erſten Chriſten unter den Apoſteln herzuſtellen.

Albigenſer waren die dritten, von der Stadt Albi genannt. Ihre Lehren waren denen der Waldenſer ähnlich und ſie hielten die herrſchende Kirche geradezu für das Reich des Satans, für die große Babel, die in ihren Sünden ſoll zu Grunde gehn, den Papſt aber für den Antichriſt oder Widerſacher des rechten Chriſtenthums. Viel unſinnige Schwärmereien oder Ausſchweifungen der Sitten werden ihnen von den Rechtgläubigen vorgeworfen, aber aus Haß wohl übertrieben.

Die Kirche ſah ſich nothgedrungen, die ſtrengſten Maßregeln gegen dieſe Ketzer zu ergreifen; aber ohne die Urſachen dieſer Erſcheinungen gerecht zu würdigen und, aufopfernd den Privatvortheil, die eingeſchlichnen Mißbräuche der Kirchengewalt abzuſtellen, uneingedenk der Zukunft und des ewigen Weltgeſetzes, das jedes Uebermaß in ſich ſelbſt vernichtet, überſchritt ſie höhnend im trotzigen Gefühl der Macht und des Sieges das Maaß der Billigkeit und Vernunft, verdammte die Ketzer ungehört und rottete ſie mit blutiger Mordluſt aus. Dieſe traurigen Ereigniſſe bezeichnen aber im Siege des Papſtthums zugleich den Wendepunkt des Mittelalters, den großen verhängnißvollen Riß, der durch das Weſen jener Zeit ging und in unverſöhnlicher Zwietracht zwey Geiſter gegen einander waffnete, den der Hierarchie und den einer beginnenden künftigen Zeit.

Schon 1178 begannen blutige Verfolgungen der Ketzer, und ſchon 1198 wurden beſondre vom Papſt beſtä-

tigte Ketzergerichte von Mönchen niedergesetzt, denen die Macht gegeben ward, überall Ketzer aufzuspüren, anzuklagen und auszutilgen. Die furchtbare Willkühr dieser Ketzergerichte fuhr roh gewaltsam durch alles Recht hindurch und begründete die unerhörteste Tyranney, vor der niemand mehr sicher war. Vor diesem Gericht galt keine Vertheidigung; der bloße Verdacht der Mönche ward schon als Beweis der Schuld angenommen und dem Beklagten, er mochte schuldig seyn oder nicht, blieb nichts übrig, als zur Schuld sich zu bekennen und eine schwere Kirchenbuße zu tragen, oder bey hartnäckigem Leugnen ohne weiters lebendig verbrannt zu werden. Auch war von diesem Gericht keine Appellation möglich und niemand konnte sich davon ausschließen. Dennoch mehrten sich die Ketzer, und zumal die Albigenser in der Provence dergestalt, daß Innocenz 1209 förmlich das Kreuz gegen sie predigen ließ. Selbst der Adel dieses Landes hatte die Ketzer begünstigt und Raimund, Graf von Toulouse, stand an ihrer Spitze. Darum war es nicht leicht, sie auszurotten. Zwanzig Jahre lang wehrten sie sich mit unsterblichem Heldenmuth gegen die rasenden Glaubensheere, die von allen Enden her gegen sie geführt wurden, bis sie der Uebermacht und hartnäckigen Ausdauer des Papstes erlagen. Doch pflanzte sich insgeheim der ketzerische Geist von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Während dieser Zeit hielt Innocenz zu Rom 1215 ein allgemeines Concilium, um die gröbsten Mißbräuche der Kirche abzustellen. Gegen Sittenlosigkeit und Habsucht ergingen scharfe Verbote, die aber nicht mehr gehalten werden konnten. Sie blieben unzertrennliche Gefährten von der einmal gewonnenen Uebermacht der Geistlichkeit und nahmen sogar in dem Maaße zu, als eben diese Macht sich immer steigerte.

Kapitel CCLIII.

Bettelmönche.

Unter den Geiſtlichen ſelbſt ſtanden aber nicht ſelten Männer auf, denen Reichthum und Ueppigkeit ein Greuel war, die der Gottheit in reinſter Entſagung gleich jenen erſten Einſiedlern dienen wollten. Zwey davon wurden wichtige Reformatoren des Mönchweſens. Franz von Aſſiſi, ein Italiener, ſtiftete 1210 den Orden der Franziskaner, Domingo Guzman, ein Spanier, 1215 den der Dominikaner. Beyde neue Mönchsorden machten ſich zum Zweck, nach einer äußerſt ſtrengen Regel zu leben und vornehmlich völlig arm zu bleiben, niemals Geld zu beſitzen oder nur zu berühren, und mit den geringſten Nothwendigkeiten des Lebens, ſchlichter Nahrung und Kleidung ſich zu begnügen. Man nannte ſie deshalb Bettelmönche. Die Dominikaner wollten noch beſonders durch Bußpredigten das Volk zu ähnlicher Entſagung antreiben und hießen deshalb Predigermönche.

Dieſe anfangs auf Schwärmerei gegründeten Orden gaben ſich dem Papſt bald als ein taugliches Werkzeug kund zur Befeſtigung der päpſtlichen Alleinherrſchaft. Sie konnten durch Predigten unter dem Volk, denen ihr heiliger Wandel, ihre demuthsvolle Entſagung das größte Gewicht gab, die Gemüther bearbeiten zum unbedingten Glauben und Gehorſam, und dem Papſt zugleich eine Stütze gegen die mächtigen und reichen Biſchöfe und Klöſter ſelbſt ſeyn, da die Bettelorden dieſe verachteten und einen Stolz darin finden mußten, beym Volk und Papſt mehr zu gelten als ſie. Innocenz wandte daher alle Sorgfalt an, beyden Orden die weiteſte Ausdehnung zu verſchaffen und mit unumſchränkten Vorrechten zu begaben. Sie wurden als vorzüglich heilige und auferweckte Diener Gottes an Würde allen andern Ordinirten vor-

an geſtellt; ſie durften ſich in alle geiſtlichen Sprengel und in alle Verrichtungen anderer Geiſtlichen eindrängen, überall predigen, Meſſe leſen, Beichte hören, Abſolution ertheilen, Schulen errichten; ſie öffneten ſich Thür und Thor bey allen Laien, denn ſie ſtanden im Geruch der Heiligkeit und hatten vor allen andern Prieſtern voraus, daß ſie niemals kamen, um den Beutel zu füllen; ſie wurden Hausfreunde, Rathgeber der Laien, forſchten ſie aus, erſtickten aufglimmende Ketzerei, hetzten gegen die Feinde des Papſtes, entflammten den Fanatismus, beſtärkten den blinden Glauben an das Wort des Papſtes und waren ſomit in jeder Weiſe als ein geiſtliches Söldnerheer, oder als eine Polizey der Kirche zu betrachten. Die Ruhe, in welcher ſich ſeitdem noch geraume Zeit das Papſtthum befeſtigte, und die lange Unterdrückung der Ketzer war vorzüglich ihr Werk. Den Dominikanern ward auf einer Synode zu Toulouſe, nachdem die Albigenſer vertilgt worden, das Ketzergericht oder die Inquiſition ausſchließlich überlaſſen, ſo daß ſie daſſelbe allein und überall eröffnen durften und in jener willkührlichen Weiſe, wie wir geſehen. Da loderten fortan die Ketzerfeuer durch ganz Europa, Flammen, durch die der Papſt ſelbſt unbewußt das Gebäude der Hierarchie in Brand ſteckte. Das Chriſtenthum war zum Heidenthum geworden und das Blut der Martyrer floß nun von der Hand der Nachfolger Chriſti ſelber.

Kapitel CCLIV.

Friedrich II.

Wunderbar überraſcht uns die Erſcheinung von Barbaroſſa's Enkel, der gleich groß wie ſeine Väter, doch ganz eigenthümlich, in ſeiner Zeit faſt fremd und unheimlich, doch nur erhaben über dieſer Zeit ſich darſtellt.

Seltſame Geſtirne übten Einfluß auf ſeine Geburt und Erziehung. Seine geiſtreichen Züge verkündeten den Adel ſeiner Väter, ſein helles, blondes Haar die deutſche Herkunft, ſeine Vorliebe für den Minneſang das ſchwärmende Schwabenblut; und doch war dieſer milden Heldenherrlichkeit von der ſicilianiſchen Mutter ein fremdes ſüdliches Feuer beygemiſcht, das an die Gluth muhamedaniſcher Leidenſchaften erinnerte und in dieſer eigenthümlichen Erſcheinung die Deutſchen bald unwiderſtehlich anzog, bald zurückſtieß. Friedrich aber war in Sicilien mehr von freien Sängern als von Geiſtlichen, ja zum Theil unter Arabern gebildet worden, deren Schönheitsſinn und feine Sitte den ſicilianiſchen Hof vor allen glänzend machte. In dieſer ungebundnen Schule war ihm die Poeſie und Sitte des ungläubigen Morgenlandes, die verſunkne Welt des Alterthums mit einem andern Glauben, unter deren großen Denkmalen er aufgewachſen, endlich die Natur ſelbſt und ihr geheimes Weſen vertraut und lieb geworden. Sein Hof zu Neapel und Palermo war halb morgenländiſch. Die ſchönſten Frauen, die edelſten Sänger, tiefſinnige Gelehrte, bildeten hier mit den ritterlichen Helden vereinigt den ſchönen Kranz, wie einſt um die arabiſchen Herrſcher. Orientaliſche Tänze, Spiele, Muſik, von Arabern ſelbſt aufgeführt, verdrängten die frommen Bußübungen. Friedrich ſelbſt war der Mittelpunkt dieſes fröhlichen Lebens, Muſter der Helden, Liebling der Frauen, der erſte Sänger und Dichter, der ſelbſt viele neue Weiſen erfand und Lieder dichtete, ja als der eigentliche Begründer der neuen italieniſchen Poeſie zu betrachten iſt, und nicht minder Vorbild der Gelehrten, indem er mit ungemeinem Verſtand in das Weſen der Kirchenſatzungen und der Philoſophie eingedrungen und einer Freiheit der Gedanken ſich unterwunden, die ihn zum erſten Ketzer der

Christenheit stempelte, indem er ferner die Rechtsverhältnisse seiner Zeit mit seltner Klarheit durchschaute und zur Reinigung derselben eine höchst umsichtige Gesetzgebung erschuf, die nur zu sehr über der Zeit stand, indem er endlich in die Geheimnisse der Natur mit unermüdetem Eifer sich eingeweiht, zumal in die Sternkunde, darin er auch nach Weise der Heiden sein Verhängniß zu lesen geneigt war, und in die Thierkunde, wofür er sich eine Menge fremder Thiere kommen ließ, sie aufbewahrte, auch anatomische Versuche mit ihnen anstellte, in welcher Hinsicht er auch ein Werk über die Falkenjagd geschrieben hat, darin uns die scharfsinnigsten Beobachtungen der Natur überraschen. Ein solcher Mann, an die Spitze des weltlichen Reichs gestellt, mußte nothwendig der schneidendste Gegensatz gegen die herrschende Kirche werden, und ob er mit Weisheit sich nach dem Geist der Zeit zu bequemen strebte, seine freye Natur mußte jeweilig hindurchbrechen.

Nachdem ihn Deutschland anerkannt, ließ er daselbst seinen jungen Sohn Heinrich als Reichsverweser zurück und setzte demselben den kraftvollen Erzbischof Engelbrecht von Cölln an die Seite. Er selbst aber kehrte 1220 nach Italien zurück, um sein Verhältniß zum Papst sicher zu stellen. Dem Zeitgeist huldigend und wohl begreifend, daß er der Kirche sich befreunden, oder im Beginn seiner Laufbahn untergehn müsse, gab er dem Papst alles nach, was er forderte, bestätigte nicht nur die Bewilligungen Otto's IV, sondern verlieh der Kirche noch folgende höchste Vorrechte: das bewegliche Gut der Geistlichkeit, das früher der Kaiser geerbt, solle jetzt der Papst allein erben (Spolienrecht); kein Laie solle Regalien oder Gerichtsbarkeit in geistlichen Sprengeln besitzen; kein Priester und kein Dienstmann oder Leibeigner eines Priesters könne Vasall eines Laien oder Pfahlbürger in den Städ-

ten werden, wohl aber jeder Laie Vaſall der Kirche; die Ketzer ſollten auch mit der weltlichen Acht belegt und vom weltlichen Arm ausgerottet werden. So ward gleich anfangs zwiſchen Papſt und Kaiſer ein Friede geſchloſſen, der aber weſentlich trügeriſch war.

Kapitel CCLV.

Fehmgerichte.

Damals zuerſt tritt ein merkwürdiges Inſtitut des Mittelalters, das Fehmgericht oder das heimliche Gericht in die Geſchichte. Es hatte ſich allmählig im Verlauf der Rechtsverwirrung erzeugt, unter der Verwaltung Engelbrechts von Cölln aber ward es erſt allgemeiner wirkſam. Seit der Zerrüttung des Herzogthums Sachſen hatten die Widerſprüche der Privilegien und wechſelſeitigen Anmaßungen, die Uebermacht Einzelner, die Unterdrückung der Schwächern, die fortdauernden Greuel des Fauſtrechts und der Selbſthülfe bey der langen Entfernung der Kaiſer das Bedürfniß nach einer ſtrengen und durchgreifenden Pflege des Rechts erzeugt. Offen aber konnte die Gerechtigkeit gegen ſo viele Verletzer nicht gehandhabt werden. Nur heimliche Richter und Rächer vermochten die Frevler zu ſchrecken mit Strafen, von denen ſie nicht wußten, woher ſie kamen, und denen ſie doch nimmer entfliehen konnten, und zugleich ſtellte das Geheimniß die verborgnen Richter vor äußerem Angriff ſicher. So entſtand eine heimliche Geſellſchaft, eine Innung, die das Recht zu pflegen ſich vorgeſetzt, wie damals alles in Innungen ſich zuſammenzog, die Prieſterſchaft, Ritterſchaft, Bürgerſchaft, und wieder jede Kunſt und Wiſſenſchaft und jedes Gewerbe Eigenthum einer Innung wurde. Das Fehmgericht knüpfte ſich aber zunächſt im Herzogthum Weſtphalen, das zu Cölln

gehörte, an die alten dort noch immer fortbeſtehenden Gaugerichte der freien Bauern, indem dieſelben nur heimlich wurden und unter der Leitung des Erzbiſchofs alle rechtliebenden Adelichen und Freien als Schöppen aufnahmen. Geiſtliche wurden ſonſt nicht in den Bund aufgenommen, aber auch nicht vor das Gericht gezogen, weil die Macht der Kirche geſchont werden mußte. Den zügelloſen Laien dagegen, beſonders den wilden Rittern, ward dies Gericht eine furchtbare Geißel. Das nähere über die Einrichtung der Fehme im folgenden Buch; Engelbrecht aber ſoll an der Spitze des heimlichen Gerichts viel Gutes gewirkt und ſtrenge Gerechtigkeit gehandhabt haben, bis er eben deshalb von dem trotzigen Grafen von Iſenburg, den er beſtrafen laſſen, ermordet wurde, 1226.

Kapitel CCLVI.

Der deutſche Norden und Waldemar von Dänemark.

Ganz eigenthümlich bey der alten Weiſe behaupteten ſich fortwährend im Umſchwung aller großen Ereigniſſe die freien Bauern an der Nordſee. Die Oſtfrieſen zumal lebten nach Vertreibung aller Grafen und Vögte völlig unabhängig in altgermaniſcher Gaufreiheit, getrennt in kleine Stämme, die ſich ſelbſt regierten, und wieder verbunden in dem gemeinſamen Bund von ſieben Seelanden, der von gewählten Abgeordneten jedes Landes vom alten Upſtalesbom regiert wurde. Die Biſchöfe von Bremen und Utrecht behaupteten nur die geiſtliche Gewalt über dies treuherzige fromme Volk, und nur wenn ſie weltliche Herrſchaft ſich anmaßen wollten, griffen die Frieſen keck zu den Waffen, und erſt, als die wiederholten Ungerechtigkeiten der Biſchöfe dieſe verächtlich machte, riſſen

offenbare Ketzereien ein. Die Weſtfrieſen waren längſt unter die Herrſchaft der Grafen von Holland und die Dithmarſen unter Holſtein gekommen, trugen aber das Joch nur unwillig. Ihnen gleich ſollten auch die Oſtfrieſen unter die Grafen kommen, aber in jedem Kampfe behaupteten die ſtolzen Bauern den Sieg und mancher Graf und Fürſt büßte dabey ſein Leben.

Zu einer faſt eben ſo großen Unabhängigkeit erhoben ſich ſeit dem Verfall des ſächſiſchen Herzogthums und ſeit der Bekehrung aller Slaven die norddeutſchen Seeſtädte durch ihre Zahl und durch die unermeßlichen Reichthümer, die ſie im Seehandel häuften.

Die nordiſchen Fürſten dagegen kamen eine Zeitlang unter die Lehnsherrſchaft von Dänemark. Waldemar II maßte ſich dieſelbe theils vermöge des Erbrechts, theils durch Gewalt an. Holſtein mit den Dithmarſen, Meklenburg und Pommern, die ganze Küſte der Nord- und Oſtſee von den Oſtfrieſen bis zu den Preußen, mußten die Herrſchaft des großen nordiſchen Königs anerkennen, die nach Lehnsweiſe rechtmäßig ſchien und den Kaiſer, der anderwärts zu thun hatte, zu keinem gefährlichen Widerſpruch aufforderte. Die ſlaviſchen Herren haßten aber die Dänen ſeit alter Zeit und nicht minder waren die Dithmarſen geneigt, ſich unabhängig zu machen. Als daher König Waldemar einen Grafen von Meklenburg-Schwerin in ſeinem Hausweſen beleidigte, nahm ihn dieſer ſein Lehnsträger, zur Freude der übrigen Fürſten, gefangen 1223, und er mußte die Freylaſſung mit gänzlicher Entſagung auf die deutſchen und wendiſchen Lehen ſich erkaufen. Er brach aber den Frieden und zog mit Heeresmacht nach Holſtein. Bey Bornhövet kam es zur Schlacht. Da verließen mitten im Kampf die dithmarſiſchen Bauern ſeine Fahnen und wandten ſich gegen ihn ſelbſt. Er erlitt die ſchmählichſte Niederlage und rettete

ſich nur durch die Flucht, 1227. Damit hatte die däniſche Lehnherrſchaft ein Ende. Die Dithmarſen machten ſich frey wie die Oſtfrieſen, und behaupteten die Freyheit ſpäter wieder in höchſt rühmlichen Siegen. Die wendiſchen Fürſten wurden Herzöge des deutſchen Reichs.

Kapitel CCLVII.

Deutſche Ritter in Liefland und Preußen.

Schon längſt ſtanden Bremen, Lübek und Hamburg mit Wisby auf der Inſel Gothland und dieſes mit den preußiſchen und ruſſiſchen Küſten in Handelsverbindung, und wie ſich im Mittelmeer der Handelsgeiſt der religiöſen Begeiſterung vermählt, ſo hieng ſich umgekehrt in der Oſtſee dieſe jenem an. Die bremiſchen Kaufleute, die nach Preußen und Liefland kamen, wurden Bekehrer und gründeten Städte, die zugleich Handelsniederlagen und Miſſionsanſtalten wurden. Dieſer Verkehr begann von Bremen aus ſchon 1158. Die von hier aus gegründete Stadt Riga kam bald zur höchſten Blüthe und ward Sitz eines Biſchofs. Je weiter die Sachſen aber unter den Heiden ſich auszubreiten ſuchten, deſto mehr Widerſtand riefen ſie hervor, und um ihre Beſitzungen zu behaupten und das Werk der Bekehrung zu vollenden, mußte eine bewaffnete Macht aufgeſtellt werden, die ſich dies ausdrücklich zum Geſchäft machte. Der Sinn der Zeit verlangte dafür einen geiſtlichen Ritterorden, und ſo entſtanden in Liefland die Ritter des Kreuzes und des Schwertes, welche Symbole des Ordens Zweck bezeichneten. Da ſie aber zu ſchwach ſich fühlten, ward der deutſche Orden aus dem Morgenlande zu Hülfe gerufen. Derſelbe lag in ewiger Feindſchaft mit den andern Orden und den Ausländern, konnte wenig ausrichten und ſehnte ſich nach einem minder beſchränkten Wir-

kungskreiſe. Zugleich waren es meiſt niederſächſiſche, vorzüglich Bremiſche Bürger, von denen dieſer Orden ausgegangen, mit denen er ſtets im Verkehr geblieben. So ward die Verabredung bald getroffen und der ganze deutſche Orden wanderte aus nach der Oſtſee und pflanzte dort ſein Kreuz auf, 1227. Herrmann von Salza war der erſte Ordensmeiſter in Preußen, Hochmeiſter, auch Deutſchmeiſter genannt. Die Schwertritter vereinigten ſich mit den deutſchen Rittern. Liefland aber ward als beſondre Provinz von Preußen getrennt und ſtand unter einem vom Hochmeiſter abhängigen Heermeiſter. Der Ritter Tracht war ein weißer Mantel mit ſchwarzem Kreuz. Sie lebten ehelos und ihre Güter und Eroberungen waren Gemeingut des Ordens. Sie regierten ſich ſelbſt unter dem Vorſitz des gewählten Meiſters, der vom Kaiſer als ein Fürſt des deutſchen Reiches anerkannt wurde. Ihr Regiment war furchtbar und höchſt tyranniſch, wie der Vertilgungskrieg, den ſie zur Befeſtigung deſſelben führten. Die Tapferkeit und Ausdauer, mit welcher ſie in beynahe hundertjährigem Kampfe die wuthentbrannten und unbändigen Preußen beynahe ausrotteten, muß an ſich gerühmt werden, ſo wie das Werk der Bekehrung aller jener finniſchen Oſtſeeſtämme, von denen nur die wilden Lithauer ſich frey erhielten. Indeß erſtickte eben durch dieſe Kämpfe jedes menſchliche Gefühl in dem eiſernen Ritter, und ſchon des Cölibates wegen konnten ſie mit den Einwohnern des Landes in keine freundliche Verbindung treten. Hatte der Wenden und Sorben Bekehrung vieles Blut gekoſtet, ſo waren die Ueberwundenen doch den Siegern gleich geſtellt, der wendiſche Adel mit dem deutſchen vermiſcht worden. In Preußen aber war die Familienverbindung der Herren mit den Beſiegten unmöglich. Die deutſchen Ritter rotteten daher den Adel des Landes aus, nahmen nur

Deutſche unter ſich auf, und nur Deutſche zu Bürgern der Städte, ſo daß die alten Einwohner nur leibeigne Sclaven auf den Dörfern blieben, wo die Ritter ſie mit barbariſcher Härte behandelten. Sie aber, wie alle Finnen mit zartem Sinn für Geſang und Dichtkunſt begabt, beklagten ihr jammervolles Loos in rührenden Liedern, die zum Theil noch im Volke leben.

Kapitel CCLVIII.

Conſtantinopel und Aegypten.

Richard Löwenherz hatte den Muhamedanern einen ehrenvollen Frieden abgezwungen, der aber bald wieder gebrochen ward. Da unter den Chriſten im Morgenlande die alte Zwietracht nicht aufhörte, ſo gewann Salaheddin und nach ihm Kamel, der Sultan von Aegypten, von Jahr zu Jahr neue Vortheile. Die Kreuzfahrer begannen einzuſehn, daß der Beſitz des gelobten Landes nicht erhalten werden könne, wenn nicht zugleich Griechenland und Aegypten in ihrer Gewalt wäre, denn jenes hinderte die Verbindung mit dem Auslande und dieſes verſchaffte durch ſeine Fruchtbarkeit den Türken allen Unterhalt, den ſie ſelbſt entbehren mußten. Sie entſchloſſen ſich alſo, was ſie früher hätten thun ſollen, vor allem andern dieſe Länder zu unterwerfen. Die Griechen hatten durch beſtändige Treuloſigkeit eine Züchtigung allerdings verdient, und feig, wie ſie waren, konnten ſie dem Andrang der Kreuzfahrer nicht widerſtehn. Conſtantinopel ward 1204 erobert, und ein deutſcher Held, Balduin, Graf von Flandern, ſetzte die griechiſche Kaiſerkrone ſich aufs Haupt. Andre Grafen und Ritter wurden zu griechiſchen Herzögen und Fürſten einzelner Landſchaften erhoben. Die Venetianer aber bemächtigten ſich der vorzüglichſten Küſtenſtädte. Han-

delseiferſucht und Herrſch- und Habgier hatten viel zu dieſer Eroberung mitgewirkt und verdarben die Sieger ſo gänzlich in Griechenland, wie in Aſien, daß es den Griechen gelang, 1261 Conſtantinopel wieder zu erobern. Auf die deutſche Kunſt übten aber dieſe Ereigniſſe vielfachen Einfluß. Die Flanderer brachten Werke der griechiſchen Kunſt, vorzüglich Gemählde, nach den Niederlanden, wodurch dort und am Niederrhein, vorzüglich in Cölln, die Mahlerey emporkam.

Der Anſchlag auf Aegypten mißlang gänzlich. Hier widerſtanden nicht feige Griechen, ſondern heldenmüthige Araber, die den Werth des Landes vollkommen zu ſchätzen wußten und alle Streitkräfte an die Ufer des Nils zuſammenzogen. In der Chriſtenheit hatte die Begeiſterung im Allgemeinen abgenommen, woran beſonders die Schändlichkeiten und Laſter Schuld waren, welche die neuen Kreuzfahrer bey den Nachkommen der frühern kennen lernten. Die Muhamedaner ſelbſt handelten nie ſo treulos, als die Franken im Orient, und umgekehrt weckte die arabiſche Bildung Achtung und Duldſamkeit gegen die ſonſt ſo verhaßten Ungläubigen. Zugleich aber wirkten die Ketzereien und die Eiferſucht der von der Kirche allzuſehr eingeſchränkten Laien den Kreuzzügen entgegen. Es kam daher zu keinem allgemeinen Kreuzzug mehr, ſo viele Mühe der Papſt ſich gab, ihn zu Stande zu bringen. Nur einzelne Schaaren von Gläubigen zogen aus von Jahr zu Jahr, doch gebrach es an Einigung und an einem Haupte. Man ſah 1212 einen Haufen zu 7000 Knaben, die ſich ſelbſt dazu begeiſtert hatten, gegen das Morgenland aufbrechen, aber ſchon in Italien ſich zerſtreuen. Bald darauf gingen 30000 Knaben und Mädchen in derſelben Abſicht zu Schiffe, ſcheiterten aber an der Küſte von Afrika und wurden zu Sklaven gemacht. Auch Frieſen und Niederſachſen zogen

wieder 1217 zu Schiffe nach dem Morgenlande, von Graf Wilhelm von Holland angeführt, und zugleich König Andreas von Ungarn, die Herzöge Leopold von Oestreich, Ludwig von Baiern. Aegypten war das Ziel und die Eroberung von Damietta, der muhamedanischen Hauptfestung an einem Ausfluß des Nils sollte den Schlüssel des Landes den Christen in die Hände spielen. Nach jahrelanger Anstrengung fiel Damietta, konnte jedoch aus Mangel an Truppen und an Einheit nicht behauptet werden und kam bald wieder zum Schrecken des Abendlandes in die Gewalt des Feindes.

Kapitel CCLIX.

Friedrichs II. Kreuzzug.

Alle Schuld dieser Unfälle ward auf den Kaiser Friedrich gewälzt, denn längst hatte der Papst ihm geboten, das Kreuz zu nehmen, längst hatte Friedrich den Kreuzzug feierlich gelobt, und er allein hätte Damietta zu retten vermocht; immer aber schob er die Erfüllung seines Gelübdes hinaus und stellte dem dringendsten Aufruf des Papstes je einen neuen Vorwand der Verzögerung entgegen. Es war ihm allerdings Ernst um den Kreuzzug, doch weniger des Sieges, als des Friedens wegen. Der Glaubenskrieg schien ihm thöricht und die Muhamedaner waren ihm achtungswerth. Sie zu Freunden zu machen und allen Krieg durch einen dauernden Friedensbund zu endigen, war das höhere Ziel, das er sich vorgesetzt. Bevor er aber die Heimath verlassen wollte, schien es ihm durchaus nothwendig, erst diese selbst vollkommen zu beruhigen, und auch des Heeres Rüstung verlangte Zeit, da die Deutschen zum Theil den Kreuzzug verweigerten, zum Theil höchst läßig betrieben. Der neue Papst Gregor IX wollte jedoch den Kai-

ſer je eher je lieber fort haben und ihr Verhältniß ward bald geſpannt. Als Friedrich 1226 die italieniſchen Angelegenheiten in eine ſichre Ordnung bringen wollte, um ſodann mit Ruhe den Kreuzzug anzutreten, argwöhnten die lombardiſchen Städte nicht ohne Grund, daß ihre allzu ungezügelte Freiheit Beſchränkungen erfahren ſollte, und erneuerten daher mitten im Frieden den gewaffneten Guelfenbund, hielten auch den jungen Heinrich und andre deutſche Herren ab, durch die Lombardei zum Kaiſer zu reiſen. Dieſer griff die Ruheſtörer ſofort an, und der Kreuzzug ward wieder verſchoben, denn Friedrich konnte die Treuloſen nicht im Rücken laſſen. Der Papſt gebot indeß Frieden und ſchärfte ſeine Drohungen gegen Friedrich dergeſtalt, daß dieſer endlich 1227 mit einem großen deutſchen Heere, dem 60000 Engländer voraus gezogen waren, zum Kreuzzug einſchiffte. Er ward aber krank unterwegs, oder hielt ſeine Gegenwart in Italien noch für nothwendig und kehrte daher am dritten Tage ſchon wieder um. Krankheiten überfielen auch ſein Heer und Ludwig von Thüringen ward davon hingerafft. Da ergrimmte der Papſt und that den Kaiſer feyerlich in den Bann. Seitdem ward die innere Feindſchaft offenbar und die freyſinnige ketzeriſche Natur Friedrichs brach zum erſtenmal aus den Schranken. Er antwortete dem Papſt öffentlich, ſchilderte die Tyrannei der Kirche öffentlich, verglich ſie mit der Einfachheit Chriſti und ſeiner Apoſtel, und nannte die Prieſterſchaft unberufne Tyrannen, Räuber und Wölfe, die in Schaafskleidern gingen. Dies vermehrte jedoch nur den Haß der Kirche und das Entſetzen der Laien, die von den Bettelmönchen zum bitterſten Grimm gegen den Kaiſer aufgehetzt wurden. Friedrich entſchloß ſich daher, um nicht alles auf die Spitze zu ſtellen, den Kreuzzug zu thun, und dadurch vom Bann ſich zu erledigen, indem er immer noch einen

groſſen Anhang von Ketzern und Gibellinen in Italien zurückließ.

Als Friedrich 1228 im Morgenland erſchien, wichen die Tempelherren und Johanniter, der Patriarch von Jeruſalem und alle Ausländer von ihm als von einem Gebannten und wollten nicht unter ſeinem Befehle ſtehn. Der Papſt ſelbſt aber ging in ſeinem Zorn ſo weit, daß er ausdrücklich verbot, dem Kaiſer beyzuſtehn, und dadurch das große Unternehmen, das er erſt ſo eifrig betrieben, ſelbſt zu vereiteln ſuchte. Friedrich ließ ſich jedoch nicht irren, behandelte das verworfne Volk der orientaliſchen Chriſten mit Verachtung, vertraute nur den Deutſchen, die ihm treu blieben, und erreichte den ſchönen Zweck des Friedens vollkommen, indem der Sultan Kamel, edel wie Salaheddin und freyſinnig wie Friedrich ſelbſt, ihm freudig entgegen kam. Was die Unduldſamkeit der frühern Kreuzfahrer durch keine Gewalt erzwungen, erreichte Friedrich ſpielend. Die Thore von Jeruſalem wurden ihm geöffnet, und er ſelber ſetzte ſich mit eigner Hand die Krone des heiligen Königreichs aufs Haupt. In ſchöner Eintracht verbanden ſich die beyden größten Häupter des Abend- und Morgenlandes, das den Muhamedanern wie den Chriſten heilige Grab den Gläubigen beyder Religionen zu gemeinſamer Andacht frey zu geben, und wie Kamel dem Kaiſer die Stadt übergab, ſo vergönnte wieder dieſer den muhamedaniſchen Prieſtern neben den chriſtlichen daſelbſt den ungehinderten Gottesdienſt. Weit entfernt aber, für die Wiedereroberung des heiligen Grabes Gott zu danken, belegte der Patriarch von Jeruſalem vielmehr die Gottesſtätte ſelbſt mit dem Banne, und Prieſterhaß ſuchte den ſeegenvollen Frieden wieder zu vernichten, ja die Tempelherren ſtellten dem Kaiſer nach dem Leben. Sie handelten ehrlos genug, dem Sultan zu ſchreiben, an welt

chem Ort er den Kaiſer überraſchen und fangen könnte. Kamel aber ſandte den verrätheriſchen Brief mit einer treuen Warnung an Friedrich ſelbſt. Das Einverſtändniß des Kaiſers mit dem Sultan ward natürlich benutzt, ihn offenbarer Mahomsdienerei anzuklagen und die Gläubigen aufs äußerſte gegen ihn zu erbittern. Verläumdungen wurden erſonnen. Man warf ihm vor, den Mord des Herzogs von Baiern, den ein kühner Aſſaſſine vollbrachte, veranlaßt zu haben und dergleichen mehr.

Als Friedrich den Frieden wenigſtens für einige Zeit befeſtigt, ging er ſogleich nach Italien zurück. Dort hatte der Papſt mit einem eigens geworbnen Söldnerheer, die von St. Peters Schlüſſel Schlüſſelſoldaten genannt wurden, Unteritalien den Gibellinen zu entreißen verſucht. Friedrich aber ſtellte mit ſeinen ſiegreichen Schaaren ſchnell die Ordnung wieder her und trieb den Papſt ſo in die Enge, daß er wieder Frieden machen mußte. Der glücklich vollzogne Kreuzzug ſprach zu laut für den Kaiſer und ſeine Waffen waren zu ſcharf, als daß der Papſt nicht für räthlich gefunden hätte, ihn vom Bann zu befreien. Sie kamen zu Anagni zuſammen und die Eintracht ward auf einige Zeit hergeſtellt, 1230.

Kapitel CCLX.

Inquiſition in Deutſchland.

Ludwig, der Landgraf von Thüringen, war noch vor dem Kreuzzug geſtorben und hatte ſeiner Gemahlin Eliſabeth nur einen jungen Sohn Herrmann hinterlaſſen. Sein Bruder aber, Heinrich Raſpe, ein herriſches, feindſeliges Gemüth, bemächtigte ſich der Vormundſchaft und ließ die überaus fromme Eliſabeth mit ihrem Kinde ſo hart darben, daß ſie in Eiſenach betteln mußte. Das

ertrugen die Vasallen nicht, und Rudolf Schenk von Vargula trat hin vor den Raspe und zwang ihn, die Wittwe zu ehren. Raspe gehorchte, ließ aber den unglücklichen Knaben durch Gift hinrichten, um über Thüringen allein zu herrschen.

Elisabeth nahm ihren Wittwensitz zu Marburg in Hessen und erfüllte das ganze Land mit dem Ruf ihrer Heiligkeit, und es sind noch zahlreiche Legenden von ihrem frommen und wundersamen Wirken vorhanden. Wo so viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Ein Dominikanermönch, Conrad, von Marburg zubenannt, drang sich ihr als Beichtvater und dem Land als Ketzerrichter auf. Mit höllischer List begann er anfangs sein Inquiriren und Strafen an Weibern, Bauern, armem Volk, das er mit seinen giftigen Beschuldigungen ungerochen verderben zu können glaubte. Als es ihm damit geglückt, fuhr er fort, Bürger der Städte, endlich etliche vom niedern Adel vor sein Gericht zu ziehn und mit harten und schimpflichen Kirchenstrafen zu belegen. Als er aber, immer kühner geworden, auch den hohen Adel ergriff, die Grafen von Solms, Henneberg, Lotz und andre anklagte, und einen mächtigen Grafen von Sayn sogar kahl scheeren ließ, was damals als Sklaventracht des Adels größter Schimpf war, da empörte sich der deutsche Stolz selbst gegen das heilige Ansehn des Papstes. Der junge Reichsverweser Heinrich sprach den Grafen los und stellte sein Erbe wieder her. Conrad mußte sein Gericht einstellen und ward überall mit Haß und Verachtung verfolgt, endlich gar todt geschlagen. Ein stehendes Ketzergericht konnte hinfort nie mehr in Deutschland aufkommen, sondern nur wenn bestimmte Ketzereien ruchtbar geworden, ward inquisitorisch dagegen verfahren.

So ward um die nehmliche Zeit 1234 die Ketzerei der Stedinger, eines frieſiſchen Stammes, durch einen völligen Vertilgungskrieg ausgerottet. Die Bauern hatten die Burgen des Grafen von Oldenburg, von wo aus ſie mishandelt wurden, gewaltſam gebrochen, ſodann einen Geiſtlichen ermordet, weil das geiſtliche Gericht ihn widerrechtlich gegen ihre Klage geſchützt. Dies war Anlaß genug für den Clerus, ſie aufs heftigſte zu verfolgen. Die Stedinger aber wurden eben deshalb zur Ketzerei geneigt und verweigerten den Zehnten. Da wurde das Kreuz gegen ſie als gegen Heiden und Ketzer gepredigt, und der erbitterte Adel ſäumte nicht, die Rache zu vollziehn. Von den Frieſen verlaſſen, weil ſie ja Ketzer waren, erlagen ſie der zehnfachen Uebermacht nach löwenmüthiger Gegenwehr und fielen alle ruhmwürdig als tapfre freie Frieſen mit dem Schwert in der Hand. Ein ähnliches Schickſal traf die Bauern um Schwäbiſch-Hall.

Kapitel CCLXI.

Friedrichs II. Geſetzgebung.

Auf einem Reichstag zu Ravenna gab Friedrich 1231 dem Königreich Neapel und Sicilien ein neues ſehr ausführliches Geſetzbuch, worin er zum Theil ganz neue Anſichten vom Staat ausſprach, die ſeinem Scharfſinn und redlichen Willen Ehre machen, in die damalige Zeit aber nicht paßten und darum nicht durchdrangen. Er ſah richtig alles Unheils Quell in dem allzu großen Uebergewicht der Stände und der einzelnen Herren, Ritter, Städte, die allein alle Waffenmacht und allen Reichthum beſaßen, unter ſich trieben was ſie wollten und dem König nicht gehorchten. Ohne das fröhliche Gedeihen der Glieder irgend ſtören zu wollen, ſah er doch

ein, daß dem Haupt oder König nothwendig die Macht gegeben werden müsse, um Einheit, Zucht und Ordnung zu erhalten, denn dies war ja sein Zweck. Da die alten Mittel der königlichen Macht mit der alten Zeit verschwunden, so konnten nur neue aushelfen, und Friedrich zuerst begriff, daß dies nur die durch neue Schöpfung einflußreicher Staatsbeamten und durch Steuern möglich sey. Die erstern sollten den Thron mit dem Volk fester verbinden, als es das lockre Lehnwesen vermochte und die andern den König überheben, um jede öffentliche Unternehmung bey den kargen Vasallen zu betteln. Die spätere Zeit hat diese Grundsätze angenommen und nicht selten zu der Tyrannei ausgedehnt, die man damals voraussah und weshalb Friedrichs Gesetze nicht befolgt wurden. Die lombardischen Städte waren insonderheit mit den Maßnahmen des Kaisers, die ihre Unabhängigkeit so sehr gefährdeten, unzufrieden und erweckten ihm einen neuen Feind, seinen eignen Sohn Heinrich. Dieser ehrgeizige Jüngling, der in Deutschland allein zu regieren gewöhnt worden, ließ sich zur Empörung gegen den Vater verleiten. Auch der Papst scheint sie gebilligt zu haben. Friedrich aber sah die Gefahr und zugleich die Nothwendigkeit ein, in Deutschland selbst zum Rechten zu sehn, ging unerwartet schnell über die Alpen und nahm den unnatürlichen Sohn gefangen, ehe die Deutschen sich besinnen konnten. Heinrich blieb auch im Gefängniß hartnäckig und starb nach einigen Jahren.

Friedrich versuchte nun auch in Deutschland eine feste Ordnung zu begründen, und gab auf einem glänzenden Reichstage zu Mainz 1235 neue Reichsgesetze, die wesentlich dasselbe, wie in Neapel bezweckten. Nachdem ein allgemeiner Landfriede, Ruhe von allen Fehden geboten worden, ließ er ein stehendes Reichshofgericht bestellen, das in seinem Namen alle hohen Gerichtsfälle

des Reichs entscheiden sollte. Zugleich sollte jeder willkührlichen Anmaßung einzelner Stände oder Reichsglieder gesteuert werden. Es sollte daher keinem erlaubt seyn, Regalien gewaltsam an sich zu reißen, neue Zölle, schädliche Burgen, oder Bündnisse zum Schaden eines andern zu errichten. Niemand sollte seine Privilegien willkührlich ohne kaiserliche Autorität ausdehnen, niemand einem andern seine Gerichtsbarkeit, oder, wie die Ritter aus Geiz zu thun pflegten, seinen Schutz und sein Gebiet aufzwingen. Wiederum sollten die Städte nicht in das Recht des Adels greifen und keine Pfahlbürger mehr annehmen, auch wider Erlaubniß des Kaisers keine Zunft oder Innung errichten. So sehr diese Gesetze von selbst aus der anerkannten Macht des Kaisers flossen und nur die Wohlfahrt und Einheit des Reichs bezweckten, so konnte der Kaiser doch sein wohlwollendes Wort nicht mit der gehörigen Macht unterstützen, denn alle Macht der Zahl, der Waffen und des Geldes war bey den Ständen. Es hatte daher niemand Lust, ihm zu gehorchen, und die wechselseitigen Anmaßungen und Fehden hörten kaum einen Augenblick auf. Diesen wilden Strom mannigfaltiger, stark durcheinander kämpfender Kräfte konnte kein Kaiser und kein Hofgericht dämmen, nur die Zeit in ihrem Fortschritt.

Da der Kaiser bald nach Italien zurückgerufen ward, begann das alte wilde Faustrecht wieder oder setzte sich fort. Die hauptsächlichsten Quellen der Fehden waren die Theilungen der fürstlichen Häuser Braunschweig, Brandenburg, Meißen, Baiern unter mehrere Söhne und die hieraus folgenden Erbstreitigkeiten; das Aussterben einzelner Häuser, z. B. der alten Zähringer, von denen nur die Nebenlinie des Markgrafen von Baden sich erhielt, und deren Güter zerrissen wurden; die Rechts- und Güterstreitigkeiten zwischen weltlichen und geistlichen

Fürſten, z. B. zwiſchen Mainz und der Pfalz, Cölln und Braunſchweig, Magdeburg und Brandenburg, zwiſchen Welt- und Kloſtergeiſtlichen z. B. Mainz und der Abtey Fulda, zwiſchen herrſchſüchtigen Fürſten und trotzigem Adel, zwiſchen Raubadel und Kaufleuten, Biſchöfen und Städten und wieder in den Städten zwiſchen Patriziern und Handwerkern, endlich zwiſchen Bauern und Biſchöfen oder Grafen.

Die heftigſten Fehden begann der letzte Herzog von Oeſterreich aus dem Hauſe Babenberg, Friedrich der Streitbare, indem ihn Kampfluſt wider alle ſeine Nachbarn zu wilden Schlachten und Eroberungen trieb. Gegen ihn verbanden ſich die Nachbarn, doch mußte der Kaiſer ſelbſt aus Italien auf kurze Zeit zurückkehren, um ihn zu bändigen, und erſt dann gab er ſich völlig zur Ruhe, als ein unerwarteter furchtbarer Feind von Oſten her ſeine tapfere Rechte zu würdigerem Streite rief. In des Kaiſers Abweſenheit aber ward ſein zweiter Sohn Conrad Reichsverweſer.

Kapitel CCLXII.

Die Hanſa.

Wir müſſen den geiſtreichen Kaiſer um ſeiner Pläne willen ehren, dürfen ihn aber nicht tadeln, wenn ſie durchaus nichts im Reich veränderten. In den deutſchen Ständen waren Kräfte zur Entwicklung gekommen, die unaufhaltſam mit Naturgewalt die eigne Bahn ſich brachen, die weder durch ein Machtgebot noch durch friedlichen Wunſch einzudämmen waren. Rieben dieſe Kräfte ſich an einander, ſo geſchah es jeglicher zum Gedeihn. Nur im Kampfe erprobte ſich die rechte Kraft und das rechte Leben der Ritterſchaft, der Bürger, und die herrlichen Blüthen, welche dies Leben getragen, bezeichnen

hinlänglich, wie heilsam eine Zeitlang die gesunde gewaltige Natur des Volkes sich selber überlassen blieb, ohne daß kaiserliche Aerzte von oben daran künstelten.

Im schönen stolzen Gefühle junger Kraft, getrieben von der Fülle des innern Lebens, die nach Selbständigkeit und eignen großen Schöpfungen rang, rissen damals die nordischen Städte sich aus den engen Banden vollends heraus, worin sie noch mit der Aufsicht der Fürsten und des Klerus zusammenhingen. Schon längst waren die Kaufmannsgilden verschiedener Städte in enge Bündnisse getreten, die man Hansen (hansa) nannte, welches überhaupt einen geselligen Bund bedeutet. Nur gemeinsame große Waarenzüge vieler verbundner, bewaffneter Kaufleute konnten vor dem Raubadel sicher seyn, und die Handelsunternehmungen selbst wurden nothwendig großartiger und ergiebiger, wenn viele gemeinsam ihr Gut und Blut daran setzten. So zogen schon längst große vereinigte Flotten der Handelschaft von Bremen, Lübeck und Hamburg nach dem Morgenlande, nach Portugal, Frankreich, England, Norwegen, Schweden und an die äußersten Küsten der Ostsee, wo sie jene großen Colonien anlegten, die wir kennen gelernt. Noch aber bestanden diese Verbindungen nur zwischen den Kaufmannsgilden und immer für besondre Zeiten und Zwecke. Indem aber durch Sieg und Waffenehre, stolzen Unternehmungsgeist und unermeßliche Reichthümer, die der Handel eingebracht, alle Macht in jenen Städten den Kaufleuten zufiel und die Bürgerschaften sich verständigten, daß sie alle Bedeutung nur im Handel und in der Herrschaft der Meere finden könnten, da reifte die große Ansicht eines geschloßnen Handels- und Seestaats, den sie an das Reich knüpfen, durch den sie dem alten Reich des Festlandes ein neues Reich der Gewässer stolz verbinden sollten. Zuerst zwischen den Städten Hamburg

und Lübek ward 1241 die große Hansa abgeschlossen, die beyde Städte zu einem Staat verband, alle ihre Glieder zu Genossen eines Ganzen machte, sie alle verpflichtete, mit Gut und Blut zu einem Zweck zu stehn. Der Zweck aber war zuhöchst der Handel und die Seeherrschaft, die ihn allein sichern konnte, sodann der Schutz und Trutz gegen die Raubritter, Bischöfe, Fürsten, die vom Lande her sie gefährdeten. Das nächste Werk dieses Bundes war daher, mit vereinigten Fahnen alle Burgen des Adels in der Runde zu brechen und mit vereinigten Flotten die friesischen und dänischen Seeräuber auszurotten, dann wieder vereinigt, eine starke, würdige, selbständige Macht, mit den Königen des Nordens Handelsverträge zu schließen und den Handelsverkehr, den Austausch der Waaren, die Niederlagen ins Große aufzurichten. Bald nahm Bremen, bald nahmen alle nordischen Städte an der großen Hansa theil, die sofort den halben Welthandel an sich riß und über Könige selbst und all ihre Macht sich Sieges unterwand.

Kapitel CCLXIII.

Der Tatarenkrieg.

Jenes aufgeregte Jahrhundert, das den Christen im Abendlande und den Muhamedanern im Süden die höchste Blüthe des Lebens und Thatkraft gezeitigt und riesenhafte Helden an ihre Spitze gestellt, schuf auch im weiten Nordosten der alten Welt ein Regen und Bewegen, wie es seit der Hunnenzeit nicht mehr vernommen worden. Dieselben Hunnen oder Mongolen, die man aber diesmal in Deutschland Tataren nannte, standen im Anfang des 13ten Jahrhunderts unter einem neuen Attila, dem Dschingischan, zum zweitenmal auf, um die Welt zu erobern. Erst wandten sie sich nach Osten und unter-

warfen das unermeßliche Reich von China, dann nach Süden bis zum fernen Indien, zuletzt nach Westen unter Batu, dem Enkel Dschingischans. Im Jahr 1240 erschienen sie in Rußland und brachten nach kurzem Kampfe dies große und damals schon in griechischer Bildung hoffnungsvoll blühende Reich in eine schmähliche zweyhundertjährige Knechtschaft. Nur im Norden Rußlands erhielt sich durch die entfernte Lage der russische Handelsstaat Nowogrod, republikanisch regiert und in Verbindung mit der Hansa. So blieben auch die deutschen Ritter im Norden verschont. Polen aber ward gleich Rußland ungestüm niedergeworfen und 1241 erschien der furchtbare Batu mit unermeßlichen Schaaren von Heiden in Schlesien.

Dies kleine fruchtbare und friedfertige Land tritt damals zuerst bedeutend in die Geschichte. Seine frühern Schicksale, wie es zwischen Polen und Böhmen hin- und hergerissen ward (was sich später wiederholte) dann unter polnische Herzöge aus dem Hause Piast kam, die dem deutschen Reich huldigten, deutsche Fürstinnen heiratheten, deutsche Colonisten einführten, sind wenig interessant. Die erste deutsche Bildung soll ein Däne, Peter Wlast, ins Land gebracht haben. Breslau, der Sitz eines Bischofs und die Freistätte betriebsamer Kaufleute und Handwerker, war zur Tatarzeit schon die bedeutendste Stadt. Damals herrschte Heinrich der Fromme zu Breslau und Liegnitz, Miceslav zu Oppeln. Heinrich war der Sohn Heinrichs des Bären, der die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, geheirathet, und zur Germanisirung des Landes viel gethan.

Oberschlesien ward von Batu niedergeworfen, Dörfer und Städte den Flammen Preis gegeben, die Einwohner gemordet, den Götzen geopfert oder zu Sklaven gemacht. Die Heiden führten das Bild eines Drachen

mit sich, der Feuer spie und unerträglichen Dampf von sich gab. Längs der Oder kam der Zug, loderten die Flammenzeichen. Das Land aber ist offen und nur Männer mögen es schirmen in freier Feldschlacht. Feldflüchtig kamen die Polen mit ihrem Herzog Boleslav, wehklagend die von Oberschlesien mit dem feigen Herzog Miceslav, Männer, Weiber, Kinder, was sich zu retten vermocht, alle fliehend durch das Blachfeld. Bis an die äußerste Grenze der slavischen Nation ging die Flucht. Da wo die ersten deutschen Colonisten sich angesiedelt, ward Stand gehalten. Der fromme Heinrich hielt die Flüchtlinge auf, die heilige Hedwig bereitete den tapfern Sohn zum Heldentode. Deutsche Colonisten, vorzüglich Bergleute von Goldberg und eine Schaar von eilends zu Hülfe gezogenen deutschen Rittern aus Preußen unter dem Hochmeister Poppo sammelten sich unter die Fahne des Herzogs Heinrich in der Ebne von Liegnitz und nöthigten die Polen ebenfalls Stand zu halten.

Unterdeß scheiterte zum erstenmal der Heiden Sturm schon vor Breslau. War ein Theil der Bürger dieser Stadt im ersten Schrecken geflohn, so wehrte sich der andre desto tapfrer, und der Tatarn Unmuth stieg aufs höchste, daß sie als Ueberwinder der Welt diese arme Stadt nicht bezwingen konnten. Als die Bürger die Stadt gegen den wüthenden Andrang des Feindes nicht mehr schirmen konnten, steckten sie sie selber in Brand und zogen sich in guter Ordnung auf die Insel des bischöflichen Domes in der Oder zurück. Auch hier blieben sie unbesiegt, obwohl die Heiden von allen Seiten durch den Fluß stürmten, bis ein Gewitter, darin sie die Zeichen des Himmels sahen, sie von dannen trieb.

Da zogen sie Breslau vorüber und stießen im Angesicht des Riesengebirgs auf Heinrichs Heer. Da ward zwey Tage lang zum ewigen Ruhm des deutschen Na-

mens gestritten. Die vielfach überlegnen Tataren konnten das kleine Heer doch nicht zum Weichen bringen und stürmten lange vergeblich und mit ungeheurem Verlust gegen die eisernen Reihen der Deutschen, deren Kampfart sie noch nicht kannten. Endlich siegte die Uebermacht; doch nur Miceslav zog die feige Flucht vor, Heinrich und Boleslav fanden den Heldentod, Poppo rühmliche Wunden; fast alle Christen lagen erschlagen. Unermeßlich aber war der Verlust der Heiden und sie wagten nicht mehr in so geschwächter Zahl in das Land der eisernen Männer vorzudringen, da auch die kleinen Städte Liegnitz und Goldberg ihren Sturm heldenmüthig abschlugen. Asiatische Reisende schildern lebhaft den Eindruck, den das deutsche Heldenwesen auf die Mongolen gemacht und es ist ein eitler Vorwand, wenn man später erfolgte Unruhen im Innern Asiens als einzigen Grund des Rückzugs annimmt. Die Tatarn kehrten um, ohne den Westen ferner sehn zu wollen und zogen verheerend durch Ungarn. An der Donau jedoch kam Conrad, der deutsche König, und der sieggewohnte Herzog von Oesterreich über sie und schlug sie gänzlich aufs Haupt. Seitdem wandten sie sich völlig nach Asien zurück. Jenes unsterbliche Leichenfeld bey Liegnitz aber ward mit dem alten deutschen Namen die Wahlstatt genannt und daselbst zur Ehre Gottes und der gefallenen Helden ein reiches Kloster gleiches Namens gestiftet.

Kapitel CCLXIV.

Friedrichs II Kampf in Italien.

Während aller dieser Vorgänge war Kaiser Friedrich wieder allein in Italien beschäftigt. Man hat es ihm oft und hart vorgeworfen, daß er sich Deutschland zu sehr entzogen; indeß gereicht ihm vieles zur Rechtferti-

gung, am meiſten, daß er es überhaupt gethan, da ihm niemand guten Willen oder Einſicht abſprechen wird, die ihn zum Schicklichſten beſtimmten. Er folgte ſeiner Ueberzeugung und ſeiner Natur. Jene ließ ihn in Italien das eigentliche Herz des Reiches erkennen, und das war es in vieler Hinſicht; zumal ein in Italien geborner Kaiſer konnte dieſe Meinung geltend machen. Zum Reich gehörten viele Länder, nicht Deutſchland allein, und Rom, der Sitz des Papſtes, bezeichnet den natürlichen Mittelpunkt aller. An Italien knüpfte ſich von jeher Idee und Name des Kaiſers. Zudem war Deutſchland trotz aller innern Stürme dem Reiche geſichert, Neapel und Sicilien aber mußten erſt in der Treue befeſtigt werden, und eben ſo erforderten die Anmaßungen des Papſtes die perſönliche Gegenwirkung des Kaiſers. Die Hohenſtauffen und vor allen Friedrich Barbaroſſa und Friedrich II hegten noch jene großartigen Anſichten des mittelalterlichen Reiches Karls des Großen. Wer ſollte ſie nicht darum bewundern, und wer wollte ſie nach dem kleinlichen Maaß der ſpätern Zeit zu meſſen ſich erkühnen! Aber auch der geheime Zug der Natur trieb jenen Friedrich nach ſeiner ſchönen ſüdlichen Heimath, die zugleich das Land war, wo ſein Freyſinn gleichgeſinnte Anhänger, ſeine heitre, ſüdliche Lebensweiſe den natürlichen Boden fand. Deutſchland war für die Ketzerei des Südens noch zu ſtreng und für die feinern Genüſſe zu rauh. Durch dieſen Zug der Natur unterſchied ſich Friedrich von ſeinem großen Ahnherrn Barbaroſſa.

Der Kaiſer ſah ſich nach kaum hergeſtelltem Frieden zuerſt wieder mit den lombardiſchen Städten in Kampf verwickelt. Sie wollten durchaus unabhängig ſeyn, Friedrich durchaus ſie an das Reich feſſeln. Schlachten wurden geſchlagen, Städte genommen; die Guelfen und Gibellinen ſtanden wieder in heißem blutigen Kampf ſich

gegenüber; nur der Papst hielt noch den Frieden. Als Friedrich aber eine der wichtigsten Städte, Mantua, erobert, und die Mailänder 1238 bey Cartenuova aufs Haupt geschlagen und sogar das große Banner des Guelfenbundes genommen, änderte sich die Scene wieder. Die Besiegten flehten um Gnade, Friedrich kannte die alte Treulosigkeit dieser Städte und verweigerte jede Gnade. Da widerstand ihm in der Verzweiflung die Stadt Brescia desto hartnäckiger und die aufs äußerste gebrachten Welfen boten alles auf, den Kampf auszufechten. Darum wandten sie sich an den Papst Gregor IX, der, selber vor Friedrichs Uebermacht bange, den Bannstrahl abermals auf ihn schleuderte. Zugleich berief er ein allgemeines Concilium nach Rom, die ganze Kirche gegen Friedrich zu waffnen. Dieser aber kehrte sich nicht daran, verlegte den Bischöfen den Weg und nahm zur See eine Menge der vornehmsten Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die nach Rom reisen wollten, gefangen, wobey sie nicht sanft behandelt wurden. Dies steigerte nur die Erbitterung. Der Papst ließ öffentlich das Kreuz gegen den Kaiser predigen als gegen den ersten Ketzer der Christenheit. Friedrich aber fand Anhänger genug, die mit ihm der Kirche trotzten. Der lange Kampf gegen den Papst hatte die italienischen Gibellinen verhärtet. Die Priester, die sie bekämpften, galten nichts mehr bey ihnen. In der Nähe des päpstlichen Stuhls hatten sie alle seine Gebrechen kennen gelernt. Dazu kamen die neuen Ketzersekten. So fand sich Friedrich von einer stolzen Parthey im Uebermuth der Kraft und des Verstandes bis zur Gotteslängnerei kecker Italiener unterstützt, unter denen sich vorzüglich der eben so heldenmüthige als grausame Emporkömmling Ezzelino da Romagna auszeichnete, der des Papstes Banne Hohn sprach und die Gnade der Kirche, den Beystand der Priester bis auf

den letzten Augenblick verschmähte. Diesem trotzigen Helden zur Seite stritt ein feuriger, sangesreicher Jüngling, Entius, der natürliche Sohn Friedrichs, den dieser zum König von Sicilien ernannt; Manfred, ein andrer natürlicher Sohn, der dem Vater unter allen am ähnlichsten war; Thaddäus von Suessa, der feinste Kopf, beredteste Redner, trefflichste Ritter, Friedrichs treuester Vasall. Von so vielen ausgezeichneten Helden des Geistes und des Schwertes umgeben, trotzte der Kaiser jedem Bann, brach mit gewaffneter Hand in den Kirchenstaat, und trug überall den Sieg davon. Da starb Gregor 1241.

Kapitel CCLXV.

Friedrichs II Untergang.

Durch Friedrich kam ein ihm befreundeter Cardinal auf den päpstlichen Thron, Innocenz IV. Dieser aber wandelte die Freundschaft in demselben Augenblick in Haß und Verfolgung, als er die höchste geistliche Würde gewonnen. Um aber sicher zu seyn, verließ er heimlich Rom und floh aus dem von Ketzern bedrängten Italien nach Frankreich, das ihn mit offnen Armen aufnahm, in der Hoffnung, dadurch im Verhältniß gegen den Kaiser zu gewinnen. Hier erneuerte der Papst den Bann aufs schärfste und brachte die ärgsten Beschuldigungen gegen den Ketzer Friedrich vor. Um ihn aber gänzlich zu verderben, schrieb er 1245 ein großes Concilium nach Lion aus. Hier erschien Thaddäus von Suessa, den Kaiser zu vertheidigen, und widerlegte mit feuriger Beredsamkeit jede Beschuldigung, klagte vielmehr den Papst selber an und sprach mit äußerster Kühnheit Grundsätze aus, die so ketzerisch noch nie vor einem Concilium vernommen worden. Die erbitterte Kirche bestand jedoch

auf dem Bann und entsetzte Friedrich aller seiner Würden. Als Friedrich dies erfuhr, ließ er sich seine Kronen bringen, die römische, deutsche, burgundische, lombardische und die von Jerusalem und beschloß, sie gegen jeden Angriff herzhaft zu behaupten. Zugleich ließ er durch ein Concilium gibellinischer Kardinäle seinen Glauben untersuchen und den Verdacht der Ketzerei niederschlagen, woran der Papst sich jedoch nicht kehrte. Von Seite des einen wie des andern wurden die heftigsten Schriften und Gegenschriften erlassen. Dem Kaiser ward das Abscheulichste vorgeworfen, sogar Lästerung der Person Christi. Er ward mit einem Ungeheuer aus der Offenbarung Johannis verglichen. Dagegen verglich er wieder den Papst mit einem andern Ungeheuer und enthüllte alle Gebrechen der Kirche, alle Laster der Geistlichkeit. Noch nie hatten Laien und Priester in solcher Erbitterung sich gegenüber gestanden.

Die Deutschen gehorchten dem Papst, erkannten Friedrichs Absetzung für gültig und wählten den Thüringer Heinrich Raspe zum König, von dem auch Conrad, Friedrichs Sohn, bey Frankfurth geschlagen ward, 1246. Als Raspe schon im folgenden Jahre starb, ward Wilhelm Graf von Holland König, doch zeigten sich fast alle Städte und unter den Fürsten die Wittelsbacher, die durch die Hohenstaufen erhoben worden, diesen geneigt. Deutschland war in der äußersten Verwirrung und weder Conrad noch Wilhelm übten irgend einen bedeutenden Einfluß auf die in zügelloser Freiheit sich tummelnden Stände. So erneute unter andern Friedrich der Streitbare seine Händel mit Ungarn, fand aber in der Schlacht gegen König Bela den Tod, und mit ihm starb das hochberühmte Geschlecht der Babenberger aus, 1246.

Friedrich II behauptete sich indeß in Italien in offnem Kampfe. Die Katharer, die damals in Folge der

Unruhen sehr häufig geworden, nahm er öffentlich gegen Verfolgung in Schutz und trieb dagegen die Bettelmönche aus seinem Gebiet, so weit er sie erreichen konnte. Sogar Muhamedaner aus Afrika nahm er in Sold. Indeß wandte sich das Kriegsglück gegen ihn. Vor Parma ward Thaddäus von Suessa geschlagen und getödtet, selbst die Kaiserkrone von den Guelfen erobert. Bald darauf ward der schöne Entius in der Schlacht bey Fossata gefangen und im folgenden Jahre starb der Kaiser selbst in Folge seiner langen Anstrengungen, 1250.

Kapitel CCLXVI.

Conrad IV. und Wilhelm von Holland.

In Italien stellte sich Friedrichs Sohn Manfred an die Spitze der Gibellinen. Er war wie alle Hohenstaufen von wunderbarer Schönheit, stolz, königlich, frey und voll Liebe für die Dichtkunst. Sein Hof wird noch wonniger als der seines Vaters geschildert und ein Paradies genannt, das die schönsten Frauen, die edelsten Sänger verherrlichten, dessen freysinniges Wesen der Papst aber mit einem Lustgarten der Hölle verglich.

In Deutschland ward Friedrichs echter Sohn Conrad IV von den Waiblingern zum König angenommen und durch eine Heirath mit der Tochter Otto's von Baiern verstärkt. Zu Wilhelm von Holland schlugen sich dagegen die Welfen und Otto von Braunschweig gab ihm seine Tochter. Conrad hatte jedoch keine Lust, in Deutschland den ungleichen Kampf auszufechten, da sich bey den Ständen nirgends Gehorsam zeigte; dagegen schien ihm die Erhaltung Italiens wichtiger. Er eilte daher Manfred zu Hülfe, denn schon hatte der Papst Neapel und Sicilien als sein Lehn angesprochen. Rasch und kühn wie sein Vater fiel Conrad über die Guelfen her und

wüthete zorngrimmig unter den Erbfeinden ſeines Hauſes. Doch traf ihn ſchon 1254 ein plötzlicher Tod. Die Guelfen beſchuldigten Manfred, ihn vergiftet zu haben, ohne genügenden Beweis, wohl nur in der Abſicht, die Gibellinen unter ſich zu entzweyen. Manfred ſtand nun wieder allein in Italien und behauptete ſich lange Zeit mit ſo viel Heldenmuth und Geſchick, daß der Papſt von Außen Hülfe ſuchen mußte. Karl von Anjou, ein Prinz von Frankreich, erhielt von ihm Neapel und Sicilien zu Lehn und kam mit Heeresmacht herüber, Manfred zu vertreiben. In einer entſcheidenden Schlacht bey Benevent fand Manfred den Tod, 1266. Seine unglücklichen Kinder wurden in harte Gefangenſchaft geſchleppt. Karl blieb Herr von Unteritalien, und wüthete mit gräßlichen Martern und Feuer und Schwert unter den Gibellinen, mit kalter Seele den Mordbefehl gebiethend und an den Qualen ſich weidend. Von den ſchönen Schöpfungen Friedrichs blieb nichts zurück. Mit Karl zog wieder ein harter papiſtiſcher Geiſt ein. Oberitalien fiel zu gleicher Zeit in der Guelfen Gewalt. Ezzelin ward gefangen und gab ſich ſelbſt den Tod. Entius blieb im Kerker. Die Partheywuth führte zu den gräßlichſten Schandthaten. Das ſchöne Land triefte von Blut. Da ward das Volk ungeheurer Schuld ſich bewußt und es entſtand eine neue Sekte von Büßenden oder Geißlern (flagellati), die Schaarenweis umherzogen, ſich wehklagend zergeißelten und alles Volk, auf das ſie ſtießen, zu gleichen Bußübungen zwangen. Auch nach Deutſchland drangen ſie und konnten dort geraume Zeit nicht vertilgt werden, denn auch dort war viele Schuld zu büßen.

Wilhelm war unterdeß ſcheinbar Alleinherr in Deutſchland, aber nie ſaß ein ärmerer Fürſt auf dem Thron. Seine Grafſchaft bot ihm keine Hülfe dar, denn die Frieſen lebten in beſtändiger Fehde mit ihm

und ſcheuten ſich nicht, bey einer Zuſammenkunft den König mit Steinen zu werfen. Die Fürſten, der Adel, die Städte lachten des Schattenkaiſers und trieben, was ſie wollten. Ein junger Ritter entführte die Königin auf offner Straße, und Wilhelm ſelbſt ward endlich, als er die ihm verhaßten Frieſen ernſtlich angriff, in der erſten Schlacht von dieſen Bauern erſchlagen 1256. Kein deutſcher Fürſt hatte Luſt, die verachtete Krone wieder anzunehmen. Man hätte ſich begnügt, ohne Kaiſer zu leben, wenn ſich nicht auswärtige Bewerber gefunden hätten, welche ſich erboten, den Titel durch Aufopferung aller dazu gehörigen Rechte und außerdem mit Geld zu erkaufen. Richard, ein Prinz von England, erhandelte mit großen Summen die Stimmen einiger Fürſten, ward gewählt, kam einmal an den Rhein, ſah, daß hier nichts zu gewinnen, und alles zu verlieren ſey, und kehrte wieder heim. Eine andre Parthey wählte einen ſpaniſchen Prinzen, Alphons von Caſtilien, der aber nie nach Deutſchland kam. So war denn das Reich ohne Kaiſer, aber üppig blühten alle Stände, und die Kraft, die dem Haupt entzogen war, erfüllte die Glieder.

Kapitel CCLXVII.

Conradin von Schwaben.

Conrad IV hinterließ im Herzogthum Schwaben ſeinen gleichnamigen jungen Sohn, den die Italiener Conradino oder den kleinen Conrad nannten, und den die Wittelsbacher in Baiern ſchützten. Auch dieſen Jüngling zog ſein Blut nach Italien, um Neapel und Sicilien, der Väter Erbe, wieder zu gewinnen. Wäre dies gelungen, die Kaiſerkrone würde dem ſchönen Helden nicht entſtanden haben, der damals kaum dem Knabenalter

entrückt alle Tugenden der Väter zu erneuern verſprach. Nur wenige treue Schwaben und ſein Jugendgeſpiele, Friedrich von Baden, begleiteten ihn über die Alpen. Mit lautem Jubel empfingen ihn die Gibellinen, die noch einmal alle Kraft für den jungen Helden aus dem alten Freundesgeſchlecht anſtrengten. Auch war Karl von Anjou den Italienern keineswegs willkommen. Deshalb fand Conradin ſo großen Anhang, daß er im Triumph nach Rom zog und ein anſehnliches Heer gegen die Franzoſen rüſten konnte. Aber eben dieſer unverhofft glückliche Anfang machte Conradin allzu ſicher. Das Feuer ſeiner Väter braunte in ſeinen Adern und die Erfahrung des Alters war ihm noch nicht gekommen. Allzu raſch ging er die entſcheidende Schlacht mit dem kalt berechnenden Gegner ein. Durch unüberlegte Hitze verlor er Sieg, Freiheit, Leben. Bey Scurcola ſchlug ihn Karl aufs Haupt, nahm ihn und Friedrich gefangen und ließ die edlen Fürſten, gemeinen Verbrechern gleich, auf offnem Markte zu Neapel hinrichten, 1268. Sie ſtarben unverzagt, und Conradin warf vom Blutgerüſt noch den Handſchuh hinab, daß ein Rächer ihn aufhebe. Der Handſchuh ward dem König von Arragonien gebracht, der zum Theil die Rache wirklich vollzog und Sicilien den Franzoſen entriß.

Von dem großen Geſchlecht der Hohenſtauffen lebten nur noch Manfreds unglückliche Kinder und Entius im Kerker, eine Tochter Friedrichs II aber, Margaretha, an einen Prinzen von Meißen, wie wir ſehen werden, höchſt unglücklich verheirathet. Kein Geſchlecht war größer geweſen, keines ſollte unglückſeliger werden. Manfreds Kinder wurden nach zwanzigjährigen Kerkerleiden durch noch härtere Behandlung endlich umgebracht. Entius verſüßte ſich ſein Gefängniß durch Geſang und Dichtkunſt und riß ſelbſt die Lombarden zur Bewundrung

hin. Seine Haft ward leichter. Da beſchloß er, der letzte ſeines Stammes, an Karl von Anjou die Blutrache zu nehmen und ließ ſich in einem Faß in des Königs Saal bringen, wo er ihn ermorden wollte. Ein Soldat aber entdeckte eine von den langen goldnen Locken des königlichen Sängers und rief ſogleich: das iſt König Entius, denn kein andrer kann ſo ſchönes Haar haben. Entius ward hervorgezogen, in engen Kerker geworfen und bald zu Tode gequält, 1272. So gingen die Hohenſtauffen unter, jenes große Herrſcher- und Heldengeſchlecht, das mit der höchſten Würde der Macht, mit dem glänzendſten Thatenruhm die wunderbaren Reize der höchſten körperlichen Schönheit und einer reichen, herrlichen Dichtergabe vereinigt, das im Brennpunkt des Mittelalters der Sonne gleich, in die lebendigſte Fülle des Frühlings ſeinen Glanz ausgegoſſen, mit deſſen Verſchwinden wieder die ſeltnen ſchönen Blüthen ihre Kelche ſchließen. Unter ihm hat das Mittelalter in allen ſeinen Erſcheinungen, der Kirche, dem Kaiſerthum, den Ständen, der Religion und Kunſt ſeine Höhe gewonnen, von der es ſeitdem unaufhaltſam niederſteigen mußte.

Kapitel CCLXVIII.

Das Interregnum.

Man nennt die Zeit, da Deutſchland ohne Kaiſer war, das Zwiſchenreich oder Interregnum. Sie kam nicht von ungefähr. Es hatte ſich ſo viel Lebenskraft in den einzelnen Ständen entwickelt, daß kein Kaiſer vermögend war, die gewaltigen Triebe zu bändigen, die überfließende Strömung im alten Bette zu halten. So viel freie, volle Kräfte konnten ſich nur ſelbſt durch die eigne Gewalt in Wirkung und Gegenwirkung in Maaß ſetzen. Es konnte dabey Kampf nicht vermieden werden.

Die Kräfte mußten ſich reiben. Auf ein und demſelben Boden ſuchten Fürſten, Clerus, Adel, Städte, Bauern ein ſelbſtändiges freies Leben und dichtgedrängt in fröhlichem üppigen Triebe ſuchte jedes das andre zu überwachſen. Dazu widerſprachen ſich die geſchichtlichen herkömmlichen Rechte der einen und die natürlichen mit dem Daſeyn ſelbſt neu entſtandnen der andern, beſonders der Städte. Endlich war von ſelber jede geſpannte Kraft im innern Drange übermüthig auf Kampf gerichtet, und nichtig ſchien, was nicht im Kampfe ſich erprobte. So war dies Fauſtrecht, dieſer wirre Fehdegeiſt eine nothwendige Entwicklung der Geſchichte, ein Durchgangspunkt des deutſchen Lebens, und man braucht dieſe geſunde, kernhaftige Zeit nicht etwa zu bejammern. Eben ſo mußte nothwendig ein Stillſtand des höchſten Reichsregiments eintreten, alles Allgemeine, die Einheit, die Richtung nach außen verſchwinden, bis mit dem Gleichgewicht der im Innern gährenden Kräfte dies alles von ſelbſt zurückkehrte.

Um das Verhältniß des Reichs zur Kirche, um die Nebenländer Italien, Burgund, Dänemark, Polen, Ungarn, um das Reichsregiment im Innern, um die Herſtellung der verfallenen großen Lehne bekümmerte ſich niemand mehr. Dagegen kämpften die Stände wild durcheinander, in der Selbſthülfe die jedem nothwendige innere Entwicklurg zu erſtreiten. Mit Fehden war das ganze Land erfüllt, und ſelbſt der Papſt ſchien eine zeitlang für die Deutſchen nicht mehr vorhanden. Kreuzfahrten wurden nur noch von einzelnen Gläubigen oder Schuldigen, die da büßen wollten, fortgeſetzt.

Die Fürſten ſuchten ihre Macht abzurunden und betrachteten ſich als natürliche Mittelpunkte der verſchiedenen Landſchaften und Stämme. Während ſie aber von oben her aller Aufſicht entzogen waren und die kaiſerliche

Macht unter sich vertheilt hatten, konnten sie doch weder unter sich, noch nach unten die Oberherrschaft, wie sie wünschten, durchsetzen. Die natürliche Grenze der Fürstenthümer war mit der Auflösung der alten Herzogthümer aufgegeben, und die unnatürliche, die durch die Unterschiede der Länder und Stämme gewaltsam hindurchfuhr, war der Willkühr und rohen Gewalt preis gegeben. Jeder Fürst strebte seine Herrschaft so weit als möglich auszubreiten. Ottokar, König von Böhmen, war darin am glücklichsten. Nachdem er große Thaten gegen die Polen, Ungarn und sogar gegen die heidnischen Preußen vollbracht, bey welcher Gelegenheit er die Stadt Königsberg gegründet, war seine Macht so gefürchtet worden, daß er 1246 nach dem Aussterben der Babenberger ganz Oesterreich und 1269 nach dem Tode des letzten Herzogs von Kärnthen auch dies Land an sein Haus brachte. Sein Uebermuth aber drückte die Stände von Oesterreich und sie waren jeden Augenblick bereit, ihn von sich zu treiben. Ein anderer mächtiger Fürst, Heinrich der Erlauchte von Meißen, machte nach dem Tode des letzten Landgrafen von Thüringen und Hessen, Heinrich Raspe, sein Erbrecht geltend. Ein gleiches sprach Sophia, Herzogin von Brabant, für ihren unmündigen Sohn Heinrich an. Die Fehde, die sie erhoben, endete zu Gunsten der Meißner, doch behielten diese später nur Thüringen und traten die Landgrafschaft Hessen an den jungen Heinrich ab. Das Haus Wittelsbach erweiterte sich durch das Erbe der Hohenstauffischen Güter, schwächte sich aber durch Theilungen. Heinrich behielt Niederbaiern, Ludwig Oberbaiern mit der rheinischen Pfalz. Dazu hatten die Wittelsbacher heftige Fehden mit den mächtigen Bischöfen ihrer Länder zu bestehen. Auch die Welfen theilten sich in zwey Linien. Braunschweig und Lüneburg, und die Brandenburger in zwei

Häuser und fünf Linien, Soltwedel und Stendal (Brandenburg) Wittenberg, Lauenburg und Anhalt (Sachsen). Beyde Häuser lagen in heftiger Fehde wegen Grenz- und Erbstreitigkeiten und wieder unter einander selbst wegen des Vorrangs der Churwürde.

Die Geistlichkeit war auf dem Gipfel der Macht und litt nur im Einzelnen durch die Fehden, die jedoch immer nur ihre weltliche Macht betrafen, denn derselbe Ritter, der einmal den Bischof im Kampf erschlug, lag in der Kirche wieder vor jedem Mönch auf den Knieen. In Baiern kämpften die Bischöfe gegen die Fürsten, am Rhein und in Schwaben gegen den Adel. Die bedeutendsten Fehden waren die des Erzbischof von Cölln mit dem Grafen von Cleve, des mächtigen Abts von St. Gallen mit dem Grafen Rudolf von Habsburg.

Der Adel war ganz unbändig, besonders in den obern Landen und am Rhein, wo keine mächtigen Fürsten oder nur Geistliche regierten. Wie mit dem Tode des Löwen das Herzogthum Sachsen unter Fürsten zerrissen ward, so mit dem Tode Conradins das Herzogthum Schwaben unter den Adel, die Bischöfe, Aebte, Städte und Bauern. Tausend unabhängige Herren und Gemeinden theilten sich in den zerrissenen Herzogshut. Viele bisher geringe Grafen benutzten die verwirrte Zeit, ihr Lehngebiet mit List und Gewalt zu erweitern und den Grund zu neuen Fürstenthümern zu legen, so an der Aare Rudolf Graf von Habsburg, und am Nekkar Ulrich, Graf von Würtemberg. Rudolf erwarb durch Erbschaft die reichen Güter von Lenzburg und Kyburg, machte den größten Theil des schweizerischen Adels sich lehnpflichtig, indem er ihn gegen die Geistlichkeit und Städte schützte, oder in ungerechten Fehden zur Unterwerfung zwang, und gewann noch mehr als an Gütern an dem Ruhm eines Spiegels der Ritterschaft, eines unbesiegli-

chen Helden. Zugleich erwarb er als Reichsvogt der Waldstädte und im Elsaß die Gunst der Bauern. Ulrich von Würtemberg erweiterte sein Gebieth gleichfalls durch Erbschaften, freywillige und erzwungene Verträge und erwarb sich ein gleiches Ansehn in der Mitte des schwäbischen Adels, den er gegen die mächtigen Städte in Schutz nahm und anführte. Das Losungswort aller Ritter war: Raub der reichen Geistlichkeit und der Städte. Ueberall wurden zahllose Raubschlösser angelegt, ja die zerstörten wieder aufgebaut, besonders längs des Rheins und seiner Nebenflüsse, wo die Schiffahrt reiche Beute von Kaufmannsgütern versprach. Noch stehn dort auf allen Felsen die altergrauen Ruinen dieser Ritterburgen. Auch die Bischöfe und Klöster verhießen reiche Beute. Hohe Geistliche wurden abgefangen und gegen großes Lösegeld frey gegeben, Klöster angegriffen und geplündert. Nicht selten zogen die Ritter, in starke Bünde vereinigt, gegen die Städte, sie zu erobern und zu plündern, wie wieder die Bürgerschaften mit verbündeten Fahnen auszogen und die Burgen brachen. An der Ritter Spitze glänzten Habsburg und Würtemberg. Außer dem Raube waren die Pfahlbürger ein ewiger Gegenstand der Zwietracht. Die Bauern zogen die Freiheit der Städte dem Druck des Adels vor, verließen schaarenweise die Dörfer und ließen sich in den Städten einbürgern, wo sie mit offnen Armen aufgenommen wurden, denn sie dienten wieder, die Zahl und Macht der Bürgerschaften zu verstärken. Die Ritter verlangten umsonst ihre Vasallen und Hörigen zurück, und da kein Richter vorhanden war, trat Kampf, Rache, Selbsthülfe an die Stelle.

Die Städte rissen sich unter diesen Umständen überall von den Reichsvögten wie von den Bischöfen los. Eben darum kamen auch sie zur höchsten Blüthe. Ueberall

erſtarkten ſie durch den Kampf gegen Adel und Clerus. Wo ſie am meiſten gefährdet waren, traten ſie in gewaltiges Schutz- und Trutz-Bündniß, ſo im Norden die Hanſa und bald darauf der oberdeutſche Städtebund in Schwaben und am Rhein. Dort nöthigten ſie die alten Anſprüche der Biſchöfe, die Raubſchlöſſer am Rhein und allen Nebenflüſſen, endlich die um ſich greifende Herrſchſucht Ulrichs von Würtemberg jene ſtarke Kette zu ſchließen. Die erſte Verbündniß traten ſie 1247 an und ein Bürger von Mainz, Walpode, wird als der Stifter gerühmt. Ihr Bund ward 1255 erweitert und umfaßte bald nacheinander über ſechzig der mächtigſten Städte, deren Banner oft die adeligen niederwarfen. Aber auch im Innern befeſtigte ſich der Städte Macht im Kampfe. So lange Frieden war, mochten die Patrizier oder wie man ſie nannte, die Geſchlechter, der Städteadel des Regimentes walten. Als aber der Handwerker derbe Fauſt das Schwert faſſen mußte, da verſchmähten ſie mit Recht, wenigen Junkern zu gehorchen. Ihrer war die Macht und ſie vertrieben den Adel und walteten nach Innungen gemeinſam.

Die Bauern regten ſich damals am wenigſten, weil grade die gewaltigſten Gemeinden in Friesland ſich die Freiheit ſchon erſtritten hatten und in der Schweiz unter Habsburgs freundlicher Schirmherrſchaft alles genoſſen, deſſen ſie bedurften. Anderwärts war der Bauer bereits zu ohnmächtig geworden, um eine Linderung ſeines Zuſtandes zu erzwingen, und wer den Druck des Adels ſcheute, der ward als Pfahlbürger in den Städten aufgenommen. Dahin ſammelte ſich alle Kraft der Bauern, die dem Adel widerwärtig war.

Dreizehntes Buch.

Höhe des Mittelalters.

Kapitel CCLXIX.

Der Gottesstaat.

Die allgemeine Weltansicht des Mittelalters erkannte zweierlei Welten, die unsichtbare geistige und die sichtbare irdische Welt. Sodann glaubte sie an zwey ewige Urkräfte in der Welt, das Gute, das im Lichte wohnt, und das Böse, das sich in die Finsterniß einhüllt. In der unsichtbaren Welt aber war das Gute Gott und sein Lichtreich der Himmel, das Böse der Teufel und sein finstres Reich die Hölle. In der sichtbaren Welt dagegen stellte die Christenheit das Reich des Lichtes dar und als sein Mittelpunkt ward Rom und der Stuhl St. Peters anerkannt; das Reich der Finsterniß aber ward an die Grenzen der Christenheit, in die fremden Lande der Heiden, Türken und Mohren verwiesen. Indeß waren die Kräfte der unsichtbaren Welt in der sichtbaren stets wirksam. Heilige stiegen zum Himmel auf, Engel zur Erde nieder und der Wunderglaube baute die schöne Regenbogenbrücke zwischen beyden Welten. Emsig aber war auch der Teufel thätig in der Sündhaftigkeit, in dem Widerstand der Laien gegen die Kirche und in den Ketzern. Auf die unsichtbare Welt bezog sich dann alles irdische Leben, indem es nur als im Dienst Gottes oder des

Teufels angesehn ward und nach seiner kurzen Dauer zu einem ewigen Leben in die Freuden des Himmels oder in die Qualen der Hölle führte.

Die Beziehung auf die unsichtbare Welt war also das Wichtigste für die irdische, und ihr diente das große Institut der Kirche und der Priesterschaft. Man sah die Christenheit als einen ganzen Leib an mit einer Seele. Die Seele, geistiger Natur, wandte dem unsichtbaren Reich sich zu und beherrschte von oben herab den irdischen Leib, vom Haupte her, durch den Nervengeist, der von dort in die Glieder sich verbreitet und alles Leben regiert. Dieser Nervengeist war dargestellt in der Priesterschaft. In dem irdischen Leibe unterschied man sodann die dienenden Kräfte, zunächst die Muskelkraft der Glieder, die im ritterlichen Adel zu Thaten drängte; das Blut und die kreisenden Säfte, die im betriebsamen Bürgerstande dem ganzen Leibe Nahrung zuführten und alle Gliedmaßen in steter lebendiger Verbindung erhielten; der Rumpf endlich, von dem alle Nahrung ausgeht, in dem an die Erde gefesteten Bauernstande.

Diesen ganzen Körper nannte man das Reich. Es unterschied sich aber noch immer in zwey Reiche, das der Seele und das der irdischen dienenden Kräfte, oder das der Priesterschaft und der Kirche und das der weltlichen Stände, oder den Staat. Diese Ansicht mußte nothwendig dahin führen, daß der Staat als gänzlich im Dienst und in der Abhängigkeit von der Kirche anerkannt wurde. Da indeß der Staat früher bestanden und aus der altgermanischen Zeit herübergekommen, ehe die Kirche sich gestaltet hatte, so diente ursprünglich diese dem Staat und erhob sich erst allmählig mit der Ausbildung des Mittelalters und seiner Weltansicht zur Herrschaft des Hauptes. Theils auf dem Wege der Gewalt, theils durch ein inures Bedürfniß der Völker nach Einheit be-

günſtigt, hatte Karl der Große ſich zum Haupt des Staates aufgeworfen, während der Papſt, das Haupt der Kirche, noch von ihm abhängig war. Wie aber das Mittelalter der Kirche ſtufenweiſe die höhere Bedeutung beylegte, wurden Papſt und Kaiſer zunächſt ſich gleich geſtellt, und das Geſetzbuch des Sachſenſpiegels drückte dies im 13ten Jahrhundert als die allgemeine Meinung der frühern Kaiſerzeit ſeit den frommen Ottonen in dem Spruch aus: »Zwey Schwerter ließ Gott auf Erden zu beſchirmen die Chriſtenheit. Dem Papſt iſt geſetzt das geiſtliche, dem Kaiſer das weltliche!« Seit Gregror VII aber reifte das Mittelalter zu der Anſicht, die nothwendig in ſeiner Entwicklung lag, und ſtellte in dem berühmten Gleichniß von der Sonne und vom Monde den Papſt über den Kaiſer. Dies ſprach nicht lange nach dem Sachſenſpiegel der Schwabenſpiegel folgendergeſtalt aus: »Seit nun Gott des Friedens Fürſt heißt, ſo ließ er zwey Schwerter hier auf Erden, da er zum Himmel fuhr, zu ſchirmen die Chriſtenheit, die empfahl Gott St. Petern beyde, eins dem weltlichen Gericht, das andre dem geiſtlichen Gericht. Des weltlichen Gerichtes Schwert, das leihet der Papſt dem Kaiſer. Das geiſtliche iſt dem Papſt ſelber geſetzt.«

Die Macht von oben her durchdrang nach unten in einer folgerechten Stufenleiter von Würden und Aemtern beyde Reiche. Die Macht der Prieſter floß aus der des Papſtes, die Macht der Laien aus der des Kaiſers nach Lehnweiſe, ſo wie Papſt und Kaiſer die Lehen von Gott empfangen. Wie aber nun alle dieſe Macht von Gott kam, ſo nannten ſich nicht nur Papſt und Kaiſer, ſondern auch jeder Biſchof und Graf von Gottes Gnaden.

Eben ſo war die Verrichtung eines jeden Standes von Gott eingeſetzt und zu ſeinem Dienſt geheiligt. Nicht nur die Prieſter dienten Gott, auch die ritterlichen Hel-

den, und Bürger und Bauern hielten nicht minder dafür, daß ſie Gott als nothwendige Glieder zu beſtimmter Thätigkeit in ſein Reich geſetzt und daß auch der niedrigſte Beruf in Gottes Huth ſey. Sitte, Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft aber, ſie mochten allen Ständen gemein ſeyn, oder von einem ausſchließlich gepflegt werden, huldigten auf gleiche Weiſe dem religiöſen Geiſte. Der Sitte Gebot war ein göttliches, Liebe und Ehe ein Sakrament; die Kunſt erhob ſich erſt über den gemeinen Dienſt des Lebens, als ſie der Andacht zum Ausdruck diente, und die Wiſſenſchaft kam ebenfalls erſt durch die Unterſuchungen über Gegenſtände der Religion zur Blüthe.

Kapitel CCLXX.

Wendepunkt des Mittelalters.

Von dieſem Standpunkt aus muß das ganze Mittelalter in ſeinem Anſteigen bis zur höchſten Entwicklung unter den Hohenſtauffen gewürdigt werden, und es läßt uns eine vollkommne Einheit wahrnehmen. Dieſe klare und an ſich befriedigte Einheit der Weltanſicht ward indeß von dem Augenblick an, da das Mittelalter ſeine Höhe gewonnen, getrübt und in unheilbaren Zwieſpalt zerriſſen. Eine neue Weltanſicht trat in den Kampf mit der alten, um eine neue Zeit zu ſchaffen. Dieſe neue Entwicklung konnte indeß nur allmählig vor ſich gehen, ja wir ſind nach einem halben Jahrtauſend noch jetzt darin begriffen. Folglich aber herrſcht je näher dem Zeitalter der Hohenſtauffen je mehr noch das Alte vor.

Die Erſcheinung wird im Allgemeinen durch ein überall gültiges und unabweisliches Naturgeſetz erklärt, nach welchem jedes Leben, wenn es zur höchſten Entwicklung gediehen, abwelken und einem neuen Platz machen muß.

Hier erschien das alte Leben unter der Herrschaft des Gemüthes, und das neue beginnt mit der Herrschaft des Verstandes. Der Uebergang war aber ein natürlicher. Das ausschließliche Vorherrschen der Gemüthskräfte trieb zu einseitiger Verirrung der Natur, und dieser Irrthum, dieser Widerspruch dessen, was die Menschen trieben, mit dem, was der Natur angemessen war, mußte das angeborne Unterscheidungsvermögen des menschlichen Verstandes nothwendig wecken. In der Begeisterung des Herzens traute sich der Mensch göttliche Kräfte zu, ja die ersten Begeisterten hatten sie wirklich. Indem aber die Ueberspannung, die anfangs natürlich sich erzeugt hatte, durch Gesetz und Zwang bey denen festgehalten werden sollte, die nicht mehr vom ersten Feuer ergriffen waren, so begann eine Tyrannei, die höchst lästig wurde, über deren Grund und Abhülfe man nachdachte und die im natürlichen Verstande bald einen gewaltigen Gegner finden mußte. Die aber, die durch die Zeiten jener religiösen Begeisterung in den Besitz einer sehr wünschenswerthen Macht gelangt, und die letztere durch die Abstumpfung der ersten gefährdet sahen, suchten wieder aus menschlichem Eigennutz durch erkünstelte Mittel sich im Besitz zu erhalten und gaben deshalb der Stimme des Verstandes in einer klug berechnenden Schlauheit selbst ein geneigtes Gehör. So sehn wir alsbald auf allen Seiten den Verstand hervorbrechen, in seinen guten und bösen Eigenschaften, langsam sich entwickelnd, furchtsam dem gewaltigen Geist der alten Begeisterungszeit gegenübertretend, aber immer freier, kräftiger, gediegener, je mehr alles Alte faul und verpestet wird.

Die Unnatur, die auf die Dauer nimmer bestehen konnte, zeigt sich am deutlichsten im Cölibat, in der Ueberzahl und den Lastern der Mönche, in der Ueppigkeit der Diener Gottes und in dem auffallenden Wider-

ſpruch, in welchem die ſpätere Kirche ſich mit dem erſten Chriſtenthum und dem Sinne der heiligen Schrift befand. Nicht minder aber war weltlicherſeits das Lehnweſen unnatürlich geworden, indem es allen Rechtsbeſtand unaufhörlich wechſelte oder auflöste, der Leibeigenſchaft nicht zu gedenken.

Die Pfiffigkeit im Handeln, die das alte wechſelſeitige Vertrauen gänzlich untergrub, zeigte ſich zunächſt beym Papſte ſelbſt, indem er theils auf müßige Gedanken kam, ſeine ſchon gewonnene Gewalt über alle Gebühr auszudehnen, wobey er, weil die Abſicht ungerecht und der Widerſtand gerecht war, nicht ganz ehrlich zu Werke gehen konnte, theils dem eben dadurch gereizten Widerſtand der Ketzer, der Laien, ja des Clerus ſelbſt ein Syſtem von wohlberechneter Tyrannei und Liſt entgegenſetzen mußte, weil hiefür ſein Anſehn nicht ausreichte und er doch auch nicht nachgeben wollte. Auch der Kaiſer ſah ſich vom Papſt und den Fürſten ſo bedrängt, daß er ſeine Zuflucht zu einer ängſtlichen Klugheit nehmen mußte. Die Fürſten ſahen immer mehr ein, daß ſie dem Kaiſer ohne Gefahr den Gehorſam verweigern könnten, gefielen ſich in der Unabhängigkeit und bedienten ſich einer großen Klugheit, ſie nicht nur gegen den Kaiſer ſondern auch gegen die untern Stände zu befeſtigen. Manch kühner Ritter that ihnen nach. Selbſt die Städte, endlich ſogar Bauern machten ſich unabhängig und was ſie auf Koſten des alten Rechts und Vertrauens gewonnen, konnte nur ein kluger, aufmerkſamer Verſtand berechnen, da ihnen jeden Augenblick daſſelbe Unrecht widerfahren konnte, das ſie an andern begangen. Jeder aber, der unterdrückt war, mußte ſchon deshalb zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen.

Mit alle dem vereinigte ſich noch das Aufkommen des Handels und des Geldes, das immer verſtändige

Köpfe bildet, und die Belebung derjenigen Wissenschaften auf Schulen und Universitäten, die den Verstand bilden. Verfolgen wir nun aufmerksam den Zustand des Mittelalters im Einzelnen, so werden wir überall den hier bezeichneten allmähligen Uebergang aus einer tief frommen, glühend begeisterten Zeit in eine kalt verständige finden.

Kapitel CCLXXI.

Die Kirche.

In ihrem äußern Verhältniß erreichte die Kirche die weiteste Ausdehnung und den vollkommensten Sieg über die weltliche Macht im 13ten Jahrhundert und erhielt sich auf dieser Höhe bis zum Anfang des 16ten; während sie innerlich allmählig verdorben wurde.

Alle Slaven, die Ungarn, die meisten finnischen Stämme waren bekehrt worden, selbst ein Theil des Morgenlandes wieder dem Christenthum unterworfen. Auch die griechische Kirche war zur römischen in ein demüthiges Verhältniß gebracht worden.

Ueber die weltliche Macht feierte die Kirche den höchsten Triumph. Der Kaiser und alle auswärtigen Könige beugten sich vor ihr oder mußten sich schmählige Niederlagen gefallen lassen. Sie machte allgemein den höchst wichtigen Grundsatz geltend, daß ihre Macht und ihr Besitz unmittelbares Lehn von Gott sey, daß sie von einer weltlichen Macht kein Lehn empfangen könne, daß dagegen alle Macht und aller Besitz der Laien Lehn der Kirche seyn müsse. Dadurch wurde die gesammte Priesterschaft und ihr unermeßlicher Besitz vollkommen unabhängig; ja die stolzen Priester, selbst der niedrigste Abt ertheilten jetzt dem Adel, den Fürsten, selbst dem Kaiser kleinere oder größere Lehne, wozu sich jene drängten,

und ſtellten ſich eben dadurch im Range über alle Laien. Wiewohl widerſtrebend mußte ſich der Kaiſer gefallen laſſen, das Reich vom Papſt zu Lehn zu nehmen. Daſſelbe widerfuhr allen Königen und nicht minder erklärte die Kirche alles Land der Ungläubigen oder die noch unbekannte Erde für ihr Eigenthum, das derjenige, der es erobern oder entdecken würde nur von ihr zu Lehn empfangen könne. Natürlich wurde nicht nur die Prieſterſchaft nebſt allen ihren Angehörigen von der weltlichen Aufſicht und Gerichtsbarkeit befreit, ſondern die geiſtlichen Gerichte maßten ſich im Kleinen eben ſo an, über Laien in weltlichen Dingen zu richten, als der Papſt ſich zum Richter über die weltlichen Händel des Kaiſers aufwarf. Vorzüglich aber gab der Vorwand der Ketzerei jeden Laien in die Hände der Kirche. Wen die Kirche nicht leiden mochte, den durfte ſie nur der Ketzerei beſchuldigen, um ihn vor aller Welt richten zu dürfen. Endlich gab der Beſitz unermeßlicher Schätze der Kirche um ſo mehr ein Uebergewicht, als Geld und Gut eine immer wichtigere Sache wurden.

Um den Beſitz dieſer Macht ſich zu heiligen, ſchloß ſich eine große Prieſtergeſellſchaft als eine Gemeinde höherer göttlicher Weſen nach außen völlig ab und wußte eine ungeheure Kluft zwiſchen ſich und den Laien zu befeſtigen, über welche dieſe nur wie in ein Himmelreich hinüber ſehn ſollten. Dies wurde durch vielfache Mittel bewirkt. Die Befreiung von weltlicher Herrſchaft, die Höherſtellung des Prieſters, ſofern er kein Vaſall der Laien ſeyn durfte, war das geringſte dabey. Am ſtärkſten aber wurde die Abſonderung befördert und erhalten durch das Cölibat, das den Prieſter vom bürgerlichen Familienleben gänzlich losriß. Eben dadurch wurde wieder ein Schein der Heiligkeit, der Erhabenheit über irdiſche Bedürfniſſe, der göttlichen Natur über die geſammte

Priesterschaft verbreitet. Sodann wurde der Glaube befestigt, daß die neue Rangordnung, welche den Priester zu einem höhern, vom Laien verschiedenen Wesen erhob, wirklich vorhanden und natürlich sey, sich von selbst verstehe, indem man die Priesterweihe mit unter die von der Natur selbst geheiligten Handlungen oder Sakramente zählte. Zu diesen gehörte hauptsächlich die Taufe oder Einweihung zum Leben, die Firmelung oder Einweihung zum gesetzten Alter, die Ehe und die letzte Oehlung oder Einweihung zum Tode und ewigen Leben. Wie aber jedes dieser Sakramente in einem höhern von der Natur gegründeten Stand einweihte, so ward nun durch die Priesterweihe auch der Priesterstand als ein solcher anerkannt, der von Natur höher stünde und den Menschen anders mache. Dies wurde wieder näher bezeichnet durch die Lehre, daß der Priester in einem nähern und vertrauten Verhältniß zu Gott stünde und unmittelbar mit ihm verkehrte, während der Laie nur durch die Vermittlung des Priesters zu Gott gelangen könne, so daß der Laien Gebet erst durch priesterliche Fürsprache im Himmel anlangen, von oben aber Gottes Gnade auch nur durch des Priesters Hand auf den Laien niederthauen könne. Um diesen Glauben zu verstärken, wurde der Messe, da der Priester den Laien Gott zeigt, und der Beichte, da der Laie vom Priester im Namen Gottes um Ablaß der Sündenstrafe fleht, die höchste Bedeutung und Ausdehnung gegeben. Man ging aber noch weiter und im Genuß des Abendmahls wurde der Kelch anfangs nur dem niedern unadeligen Volk, bald aber allen Laien entzogen und nur die Priester dessen für würdig erklärt. So wurde die von Christo selbst verkündete Gleichheit aller Menschen vor Gott völlig vernichtet und ein greller Widerspruch zwischen der herrschenden Kirchensatzung und der heiligen Schrift einge-

führt. Als dieser aber bemerkt wurde, sah sich die Kirche genöthigt, den Laien förmlich zu verbieten, die Bibel in der Muttersprache zu lesen.

Kapitel CCLXXII.

Der Papst.

In der Stellung der Kirche zur weltlichen Macht ist das Verhältniß des Papstes zu allem, was außerhalb der Kirche lag, schon im Wesentlichen angegeben. Der Papst sah sich als Alleinherr der Welt an, sofern er Herr der Kirche war. Der Kampf, in den er desfalls mit dem Kaiser gerieth, ward zu seinen Gunsten entschieden. In s. g. Concordaten oder Friedensverträgen standen die Kaiser ihm und der Kirche je mehr und mehr Rechte zu. Der Kampf erneuerte sich zwar mit jedem kräftigen Kaiser wieder, doch sahen sich viele gezwungen, wirklich das Reich vom Papst zu Lehn zu nehmen, und ihn als ihren obersten Richter anzuerkennen. Alle dagegen mußten zugeben, daß die Kirche nicht nur von der weltlichen Herrschaft befreit wurde, sondern auch über die Laien selbst neue Vorrechte sich anmaßte. Bey der Wahl zu geistlichen Aemtern verlor der Kaiser, wie jeder Laie, seine Stimme, und er behielt sich nur das so genannte Recht der ersten Bitte vor, das heißt er durfte zuerst den Wahlkapiteln vorschlagen, wen sie wählen sollten, und sie um die Bestätigung desselben bitten, mußte sich aber die Weigerung gefallen lassen. Auch behielt er sich die Belehnung der Bischöfe mit dem Scepterlehn vor, welches jedoch ebenfalls nur ein Scheinrecht war, da er bey der Wahl des Bischofs nichts mehr zu sagen hatte. Mehr blieb ihm von der ganzen alten Gewalt über die Kirche nicht übrig. Die Wahlen zu geistlichen Aemtern, die Aufsicht über dieselben, der Besitz der

Geiſtlichen und ihre Gerichtsbarkeit wurden vollkommen unabhängig vom Kaiſer. Der Grundſatz, daß mit Ausnahme jener überflüſſigen Scepterlehne kein Geiſtlicher von einem Laien Lehn nehmen durfte, während umgekehrt alle Laien Vaſallen der Kirche werden konnten, befeſtigte die Unabhängigkeit noch mehr. Endlich maßten ſich die geiſtlichen Gerichte auch die Aufſicht über die Laien an, ſo daß alle Verhältniſſe der Kirche und des Staates umgekehrt wurden.

Während der Papſt als Haupt der Kirche nach außen dieſe Macht gewonnen, war er nicht minder bedacht, ſich wieder im Innern der Kirche ſelbſt zum unumſchränkten Herrn zu machen. Er verfuhr dabey genau ſo, wie früher Karl der Große, als er ſich zum Alleinherrn des weltlichen Reiches aufwarf. Zunächſt brach er die Macht der Concilien, wie Karl die der Maiverſammlung, indem er ſich theils das Recht anmaßte, ſie allein zu berufen, theils gar nicht mehr berief, ſondern nur beſondre Synoden in einzelnen Ländern hielt, wo ihm kein ſtarker Widerſtand entgegen treten konnte. Dann brach er das Anſehn der Erzbiſchöfe, wie einſt Karl das der Herzöge, und leitete auch die niedrigſten Angelegenheiten der Kirche ſelbſt durch ſeine Legaten, wie Karl das weltliche Reich durch ſeine Sendgrafen.

Der Papſt war Quelle der Kirchengeſetze, theils für die Kirchenverfaſſung, theils für die Dogmen, theils für den Gottesdienſt. Die Canonen (canones) oder allgemeine Concilienbeſchlüſſe, wurden unter ſeiner Aufſicht abgefaßt, daher denſelben auch alle ſeine Privatbeſchlüſſe, die er ohne die Concilien abfaßte, gleichgeſtellt. Dieſe waren allgemeine Verfügungen (decretalia) Proklamationen (bullae) und Sendſchreiben (brevia). Alle dieſe Geſetze zuſammen genommen bildeten den Körper des canoniſchen oder Kirchenrechts (corpus juris canonici s.

ecclesiastici) und wurden auf den Universitäten fleißig studiert. Diese Gesetze betrafen aber nicht nur die Geistlichkeit, sondern sie griffen auch gewaltthätig in die Angelegenheiten der Laien ein, vorzüglich in Ehesachen und in allen Fällen, da Laien mit Priestern in Streit kamen oder die religiösen Vorschriften irgend übertraten.

Der Papst war Quelle der richterlichen Gewalt in Kirchensachen. Das war er schon früher gewesen, nur hatte sich diese Gewalt noch nicht so weit über die Laien ausgedehnt, und er hatte nicht unmittelbar das Richteramt ausgeübt, sondern in seinem Namen der Erzbischof, und in dessen der Bischof. Um aber die ihm gefährliche Macht der Erzbischöfe zu stürzen, die wir aus dem Widerstande z. B. der Erzbischöfe von Ravenna, Mailand, Rheims, Mainz, Cölln kennen gelernt, entriß er denselben allmählig die Gewalt über die Bischöfe und machte die letztern allein vom päpstlichen Stuhl abhängig, so wie wieder die Mönchsorden vom Clerus gänzlich frey gemacht und unmittelbar unter Rom gesetzt wurden. Zunächst wurde der s. g. Appellation von den niedern Gerichten nach Rom eine ungemeßne Ausdehnung gegeben, und sodann den förmlichen Exemtionen oder Befreiungen von jeder andern Gerichtsbarkeit als der des Papstes. Es strömte nun alles, was Recht haben wollte, nach Rom selbst, welches dem Papst ein großer Vortheil war, und zu noch größerer Bequemlichkeit reisten wieder die Legaten des Papstes in allen Ländern umher und sprachen in seinem Namen Recht.

Der Papst war Quelle der verwaltenden und vollziehenden Macht in der Kirche. Von ihm hing die Besetzung der Kirchenämter ab, indem er den Kaiser und alle Laien gänzlich davon ausschloß, aber auch den Einfluß der niedern Geistlichkeit in den Capiteln zu bemeistern wußte. Der Ausschluß der kaiserlichen Stimme ward in

dem großen Investitur-Streit gewonnen. Die Beeinträchtigung der Capitel geschah durch so genannte Reservationen oder päpstliche Vorbehalte, die sich stufenweise erweiterten. Anfangs sollte der Papst unabhängig von den Capiteln der bischöflichen Domstifter oder der Klöster den Nachfolger desjenigen Bischofs oder Abts ernennen dürfen, der in einem Umkreis von zwey Tagereisen um Rom sterben würde. Dieser Fall trat aber sehr oft ein, da wegen der Appellation Rom stets von fremden Geistlichen erfüllt war, und überdem kein Bischof mehr bestätigt wurde, der sich nicht persönlich in Rom vorstellte. Bald darauf ward jene Reservation dahin ausgedehnt, daß der Papst allein die Nachfolger aller geistlichen Herren ernennen solle, die in gewissen Monaten sterben würden. Endlich hatte der Papst das Recht Bischöfe zu versetzen oder abzusetzen und neue Bisthümer zu errichten und zu besetzen, und um davon Nutzen zu ziehn, zog er bald mehrere Bisthümer in eins zusammen, bald schuf er aus einem mehrere. Da es aber, wenn zwey Gegenpäpste sich bekämpften, darauf ankam, welcher die meisten Bischöfe für sich hätte, so wurden auch eine Menge Titularbischöfe ernannt, indem man für alle Bisthümer, welche die Muhamedaner den Christen entrissen hatten, fortwährend s. g. Bischöfe in partibus infidelium (im Lande der Abgefallenen) setzte. Da die Kirche ursprünglich nur eine Strafgewalt und keine Waffenmacht besaß, in ihrem äußern Kampf aber der Waffen bedurfte, so ward jene Strafgewalt anstatt kriegerischer Heere benutzt, und sie war furchtbarer und öfter von Sieg begleitet, als das beste Heer. Diese Gewalt bestand in dem Recht des Papstes, Kirchenstrafen zu ertheilen, und obwohl sie nur Sünden gegen Gott treffen sollten, so wurden sie doch bald auf alle die ausgedehnt, die nur Feinde des Papstes und sonst ganz unschuldig waren. Sie steigerten

ſich von einfachen Kirchenbußen zum Ausſchluß aus der Chriſtlichen Gemeinde, der Excommunication, dann zum geſchärften Bann, der den Straffälligen des Todes ſchuldig machte und jedermann zum Vollzieher deſſelben aufforderte, endlich ſeit Innocenz III zum Interdikt, welches alle dem Gebannten Anhängliche mit dem gleichen Bann belegte, und in dem ganzen Lande deſſelben die Ausübung des Gottesdienſtes unterſagte. Das war dem gläubigen Volke das Gräßlichſte und entflammte alles gegen den Gebannten.

Der Papſt war Quelle des Kirchenbeſitzes, ja er hielt ſich ſogar für den urſprünglichen Herrn der ganzen Erde. Dies ward ihm freilich nicht nur vom Kaiſer, dem er desfalls wenigſtens den Schein der Scepterbelehnung überlaſſen mußte, ſondern auch von der niedern Geiſtlichkeit beſtritten, die ſich im Beſitz ihrer Güter eher befunden hatte, als der Papſt ſich derſelben anmaßen konnte. Indeß berechtigte ihn dieſer Grundſatz doch, theils die ganze Chriſtenheit zu beſteuern, theils ſich ſelbſt die Pipiniſche Schenkung oder den Kirchenſtaat zu einem mächtigen Alod auszudehnen. Was die Steuern betrifft, ſo entwürdigte ſich der Papſt zu einem jüdiſchen Wucher. Sie waren theils direkt, theils indirekt. Die erſtern hießen Annaten oder Jahrgelder und wurden nur von der Kirche ſelbſt gefordert, da die Laien auf andre Weiſe genug hergaben. Seit dem 12ten Jahrhundert mußte dem Papſt vom Einkommen eines jeden geiſtlichen Amtes etwas abgegeben werden, bald darauf ſogar das volle Einkommen jedes erſten Amtsjahrs. Der indirekten Steuern gab es eine ungleich größere Menge. Von Prieſtern und Laien wurde zu Kreuzzügen und andern frommen Zwecken geſteuert. Die Fahrhabe jedes Biſchofs und Abts, die ſonſt der Kaiſer geerbt, erbte jetzt der Papſt. Die Simonie, die der Papſt an Laien hart ge-

straft, beging er nun selbst und verkaufte nicht selten die geistlichen Würden an den Meistbietenden. Eine gleich starke Geldquelle floß ihm durch die s. g. Dispensationen oder Ausnahmen von Kirchengesetzen zu, namentlich in Ehesachen. Da man sich noch selten von seiner Heimath entfernte, heiratheten die benachbarten Familien in einander, und mußten es. Alle Ehen von Verwandten bis zum siebenten Grade waren aber von der Kirche verboten und zugleich gegen Geld wieder Dispensationen von diesem Verbot erlaubt, die natürlich äußerst oft gesucht wurden. Am allermeisten brachten endlich die Indulgenzen oder Ablaßbriefe ein. Sie wurden für alle möglichen Sünden im Voraus angefertigt und konnten die Stelle jeder andern Kirchenbuße vertreten. Der Papst eignete sich ausschließlich diesen Handel zu und schickte Ablaßkrämer (quaestionarii, stationarii) mit allen Sorten von Ablaßzetteln durch die Länder, das Geld dafür einzusammeln.

Bewundernswürdig ist die Sicherheit, mit welcher die so häufig wechselnden Päpste doch stets das eine Ziel der Herrschaft verfolgten. Nur wenige zeigten sich schwach oder machten sich durch Sittenlosigkeit verhaßt. Die meisten waren kraftvoll oder führten ein heiliges Leben. Indeß weckten sie sich eben durch ungezügelte Herrschsucht und schlaue Unterdrückung der Kirche selbst allmählig die Feinde, die ihr ganzes System zu stürzen trachteten. Auch wurden die s. g. Schismata oder Trennungen der Kirche unter mehreren Gegenpäpsten ein großes Verderben für den heiligen Stuhl, besonders seit Innocenz IV sich nach Frankreich gewandt und seine Nachfolger daselbst blieben, während diesen von den Deutschen zu Rom Gegenpäpste an die Seite gestellt wurden. Was daraus entstanden, sehn wir ferner.

Kapitel CCLXXIII.

Der Klerus.

Die Concilien erhoben sich nicht eher wieder über die Päpste, bis deren Ansehn durch das große Schisma der französischen und römischen Päpste in tiefen Verfall gekommen, im 15ten Jahrhundert.

Die höchsten geistlichen Würden nach dem Papst bekleideten die Cardinäle, sieben an der Zahl, den sieben Planeten um die Sonne gleich. Sie bildeten einen engen Rath des Papstes und seine Stellvertreter und Legaten, und wurden von ihm willkührlich gewählt, daher sie sich nie über ihn erheben konnten, obwohl sie seine jedesmaligen Nachfolger wählten.

Die Erzbischöfe verloren ihr geistliches Ansehn, zwar oft nicht ohne Kampf, und mehrere derselben erhielten sich wenigstens als Landesfürsten ein großes Uebergewicht im weltlichen Reich, so die von Mainz, Cölln und Trier.

Die Bischöfe wurden zwar von der Aufsicht der weltlichen Kirchenvögte und der Erzbischöfe von oben her befreyt, verloren aber nach unten wieder viel an die Capitel und hatten überdem beständig mit Fürsten, Adel, Städten und Klöstern zu kämpfen. Die Domkapitel machten sich vom Bischof fast ganz unabhängig, welches der Papst gern sah, weil sie die Macht der Bischöfe eben so brachen als diese früher die erzbischöfliche gebrochen, so daß der Papst lauter vereinzelter kleinen Kräfte sich gegenüber sah, die er leicht beherrschte. Die Capitel theilten sich in die Rechte, die sonst dem Bischof allein zukamen. Dem Bischof, der seiner fürstlichen Gewalt wegen Fürstbischof genannt wurde, nahm einer von den Domherrn die Verrichtung des Gottesdienstes (die pontificalia, das Priesteramt) ab und hieß deshalb Weihbischof. Andre nahmen ihm die richterliche Gewalt ab,

unter dem Namen von Archidiakonen und Diakonen (Dienern). Man theilte das Bisthum in höhere und niedere Gerichtskreise, Archidiakonate und Diakonate, die den alten Gauen und Cantonen entsprachen. In dem letzten hielt der Diakonus das geistliche und Sindgericht (von Sende und Synode) und zwar über das niedre Volk. Mehrere Diakonate bildeten das Archidiakonat, darin der Archidiakonus über alle Freyen richtete. Der Adel durfte sich dagegen nur vor das Gericht des Bischofs selbst stellen. Am meisten gewannen jedoch die Capitel durch den höchst widerrechtlichen Handel mit den s. g. Commenden. Die Domherrn brachten alle einträglichen Pfründen, Parochien oder Pfarreien unter dem Namen von Commenden an sich, so daß oft ein einziger deren über zwanzig besaß und die Einkünfte davon bezog, während er dieselben durch arme Stellvertreter oder Vicare verwalten ließ, die ein Geringes dafür erhielten und deren Armuth der Kirche spottete, ja sie schändete, indem die Vikare sich durch niedrige Künste beym Volk beliebt zu machen und dadurch zu gewinnen suchten, was sie durch die Capitel verloren. Theils Grund, theils Wirkung dieser Bevorrechtung der Capitel war der Umstand, daß nur der Adel in die Capitel oder Domstifte zugelassen wurde, daher adelig und stiftfähig gleichbedeutend wurde.

Der niedre Klerus bestand außer den Pfarrern und Vicaren aus Caplänen und Beichtvätern oder Burgpfaffen der großen Herren, die gewöhnlich Rathgeber und Schreiber waren.

Kapitel CCLXXIV.

Die Mönche.

Das Klosterwesen gewann eine doppelte Ausdehnung in die geistlichen Ritter- und in die Bettelorden, deren

Zweck wir kennen gelernt. Im Verhältniß zum Klerus wurden alle Klöster vollends frey und nur unmittelbar vom Papst abhängig. Mehrere Aebte, namentlich von St. Gallen und Fulda, waren an Macht den Bischöfen gleich und saßen am Reichstag unter den ersten Fürsten. Die innere Verfassung der Klöster blieb im Allgemeinen dieselbe. Alle theilten sich nach Orden, die Orden je nach den Ländern wieder in Provinzen und diese in die verschiedenen Klöster. Einige Orden wurden monarchisch regiert und von einem Ordensgeneral, der in Rom unter den Augen des Papstes lebte, andre republikanisch durch General-Capitel oder Versammlungen der Abgeordneten aus den verschiedenen Provinzen und Klöstern, daher es allgemeine und Provincial-Versammlungen gab. Auch die Klöster selbst standen entweder unter einem Abt, der monarchisch herrschte, den aber die Mönche wählten, oder sie regierten gemeinsam unter einem Vorsitzer oder Prior, Probst. Eine wichtige Aenderung geschah aber durch das Aufkommen der Laienbrüder (fratres). Die alten Mönche, Väter (patres) wurden träge und im Reichthum schwelgerisch. Die strengen Klosterpflichten fielen ihnen lästig, sie wälzten daher alle persönliche Arbeit in Haus und Garten und Kirche auf junge Lehrlinge des Klosterlebens.

Im Allgemeinen blieben die Klöster ihrer ersten Bestimmung treu, von allem Irdischen entfremdet den Geist der Menschen allein auf Gott zu richten. Es gab fortwährend äußerst fromme Mönche, Spiegel der Heiligkeit und nicht minder fromme Nonnen. Auch entstanden neue Orden, die eine noch größere Strenge als bisher sich zur Pflicht machten, so die Karthäuser. Die Sorge für den Landbau fand ebenfalls in den Klöstern noch musterhafte Schulen. Kein Boden war so gut gepflegt, als der geistliche. Die Wissenschaften, sonst Eigenthum der Be-

nedictiner, gingen zwar allmählig auf die Universitäten und Städte über, indeß zeichneten ſich die altberühmten Kloſterſchulen noch immer aus, und auch die Künſte erhielten ihre ſchönſte Ausbildung zunächſt von den kunſttreibenden Mönchen.

Dagegen führte das Cölibat, der Reichthum, die Herrſchaft, die ungeheure Zahl der Mönche zu den abſcheulichſten Laſtern des Müßiggangs, der Völlerei, des Geizes, der Heuchelei oder gar offener Schamloſigkeit in Wollüſten und Gewaltthat, womit allmählig immer mehr Klöſter ſich befleckten. Außerdem aber wurden ganze Orden ſchon ihrem Zweck nach Plagen der Völker. In die geiſtlichen Ritterorden und in den Ketzerorden der Dominicaner kam ein Blutdurſt, der unerſättlich ſeine Opfer ſuchte. Das iſt der Fluch ſolcher Inſtitute, daß ſie, auf Kampf berechnet, wenn dieſer längſt aufgehört, immer ſelbſt neuen beginnen, um nicht aufhören, die einmal errungenen Vortheile nicht aufgeben zu dürfen. So wurden die deutſchen Ritter aus Bekehrern Eroberer und tyranniſche Unterdrücker, die Dominicaner aus Ketzerrichtern Ketzermacher. Dies aber untergrub den alten heiligen Grund der römiſchen Kirche. Ein großes Aergerniß gaben auch die Streitigkeiten der Franziscaner und Dominicaner unter einander, die wechſelſeitig auf ihre große Macht eiferſüchtig wurden, und wieder der Franziscaner im Innern ihres Ordens, indem eine Parthey die ſtrenge Regel mildern und namentlich das Gelübde der Armuth in der Art ändern wollte, daß ſie zwar keine großen Güter beſitzen, aber als Verwalter genießen ſollten, die andre Parthey dagegen bey der ſtrengſten Armuth und Buße verharren wollte. Die letztern waren ſo ganz vom Geiſt des einfachen, ſtreng ſittlichen Urchriſtenthums beſeelt, daß ſie dem Papſt ſelbſt gefährlich wurden, indem ſie laut gegen die weltliche Ueppigkeit der

Kirche predigten. Darum entſchied ſich Papſt Innocenz IV 1245 gegen ſie und für die mildere Parthey. Die ſtrengen Franziscaner gaben aber nicht nach und wurden Märtyrer ihrer eignen Sache. Ihr Streit dauerte noch lange Zeit fort. Sie ſchrieben öffentlich gegen den Papſt, unterſtützten nicht ſelten die Kaiſer in ihren Vorwürfen gegen die Kirche, und obwohl ſie als Ketzer ihren ärgſten Feinden, den Dominicanern übergeben und häufig verbrannt wurden, ſo pflanzte ſich ihr Geiſt doch unter den Mönchen fort und auf die Univerſitäten über; denn eine Wahrheit, einmal ausgeſprochen, geht niemals unter.

Kapitel CCLXXV.

Die heiligen Künſte.

Unabhängig von der einreißenden Verderbniß der Kirche und ungetrübt, wie die ewigen Ideen des Chriſtenthums ſelbſt, denen ſie zum Ausdruck dienten, entfalteten die Künſte zwiſchen dem zwölften und funfzehnten Jahrhundert die höchſte Blüthe. Indem ſie aber jene Ideen, darauf die herrſchende Kirche ſich gründete, in der erhabenſten Erſcheinung anſchaulich machten, das Göttliche ſichtbar darſtellten, daß es niemand verborgen bleiben konnte, wurden ſie eine der wichtigſten Stützen der Kirchenmacht und ſind ſchon deshalb für die Geſchichte von der größten Bedeutung. Sie ſind es zweitens, indem in ihnen der Kunſtgeiſt des deutſchen Volks das höchſte allen Völkern unerreichte Ziel errungen und eine geiſtige Entwicklung bezeichnet, die wichtiger und höher zu achten iſt, als irgend eine kriegeriſche Begebenheit, wornach man in der Geſchichte immer zuerſt und oft allein zu ſuchen pflegt.

Innerlich im Leben des Volkes erwachte der Kunsttrieb zugleich mit jener tief poetischen Begeisterung des Zeitalters. Die Sehnsucht suchte das Heilige, ewig Schöne und liebte mit den Sinnen zu erfassen, was tief im Herzen ihr offenbart worden. Aeußerlich aber schloß sich die Kunst eben deshalb zunächst an den Gottesdienst. Es war daher eine der wichtigsten Beschäftigungen der Mönche, die Künste zu pflegen und für den Gottesdienst anzuwenden. Jedes Kloster hatte seine Werkmönche (operarii) Baumeister, Bildhauer, Mahler, Tonkünstler, Schreiber. Erst im 13ten Jahrhundert, wie der frische Geist im Mönchsleben ab und in den Städten zunahm, giengen die Künste auf die bürgerlichen Zünfte über. Doch dienten sie auch in weltlicher Hand der Religion und ihre religiösen Beziehungen erbten sich als Geheimniß der Künstler fort.

Kapitel CCLXXVI.

Baukunst.

In welcher Höhe der Kunstansicht die Deutschen damals gelangten, sehn wir zunächst an der Baukunst. Diese, anfangs nur bestimmt, Versammlungshäuser für die gläubigen Gemeinden zu gründen, steigerte sich sofort zu dem höhern Zweck, allen übrigen Künsten zum Träger zu dienen. Die Gotteshäuser wurden geschickt gemacht, künstliches Schnitzwerk, reiche Verzierungen, Bildsäulen, Gemälde zu tragen und nach den Regeln des Schalles so gebaut, daß die Kirchenmusik den reinsten Eindruck machen konnte. Endlich erhoben sich die Deutschen zu der tiefsinnigen Ansicht, daß die Werke der Baukunst selbst die großen Ideen des Christenthums ausdrücken, selbst die reinsten und erhabensten Sinnbilder des Göttlichen werden sollten. Während also die Kirchen

zugleich jenen frühern Zwecken dienten, nahm die rohe Masse des Gesteins den lebendigen Geist selbst in sich auf. Noch stehen die erhabenen Dome und geben Zeugniß von diesem Geist, den wir hier in wenigen Zügen deuten wollen. Die Gebäude mußten erhaben in der Masse seyn, das Auge zur Bewunderung hinreißen, das Herz zum Großen stimmen; denn groß und erhaben ist die Gottheit, die im Tempel ist. Um aber wieder die Unförmlichkeit zu meiden, ward die Höhe von 500 Fuß nach einem sehr richtigen Augenmaaß als die Grenzlinie der Baukunst angenommen. Die Gebäude mußten alles Schwerfällige vermeiden, alle Mühseligkeit der Arbeit verbergen und leicht, natürlich wie eine Pflanze von einem innern Lebenstrieb hervorgedrängt aus dem Boden zu wachsen scheinen; denn der Glaube an die Gottheit ist nichts Erzwungenes, Drückendes, sondern das Freieste und Natürlichste, wie das Erhabenste. Der eigenste Charakter dieser Gebäude mußte das Streben nach der Höhe seyn, alle Säulen, Pfeiler wie Pflanzen und Bäume hervorwachsen dem Lichte zu, und in den hohen spitzen Thürmen auslaufen; denn der Glaube strebt dem hohen Himmel zu. Im Grundriß mußten diese Gebäude die Figur des Kreuzes ausdrücken; denn das Kreuz ist die Grundlage der christlichen Kirche. Einige dieser Dome laufen in drey Thürmen aus, denn dreifach ist die Gottheit offenbart. In allen mußte der Altar gegen Morgen stehn, denn vom Morgen kam der Heiland. Das Chor als Allerheiligstes, das nur die Priester betraten, mußte vom Schiff der Kirche, da das Volk war, getrennt seyn; denn die Priesterschaft stand der Gottheit näher, als das Volk. Endlich mußte die Erhabenheit des Ganzen in die reichsten und lieblichsten Verzierungen sich verbergen, die starre Linie in tausend zierlichen Windungen und Stufen wie der Lichtstrahl in Farben sich brechen,

die Masse nur aus unermeßlich vielen einzelnen für sich lebendig scheinenden Steingewächsen sich aufbauen; denn die Gottheit verbirgt sich in der Welt und Natur und ist nicht getrennt von der lieblichen Mannigfaltigkeit der Dinge. Durch alle diese Verzierungen geht aber wieder eine Grundform durch, worin der Geist des Ganzen je wieder im Kleinen ausgesprochen ist. Diese Form ist die Rose in Fenstern, Thüren, Bögen, Säulenverzierung und von ihr getragen oder zu ihr ausblühend das Kreuz. Die Rose bezeichnet hier immer die Welt, das Leben; das Kreuz den Glauben und die Gottheit. Ein Kreuz in der Ründung der Rose war das allgemeine Symbol der Gottheit im Mittelalter.

Man hat diese Baukunst, die den Gipfel aller Kunst bezeichnet, mit Unrecht die gothische genannt, indem man auch sie wie alle frühere deutsche Bildung gern an den Namen der Gothen knüpfte, die unter den deutschen Stämmen zuerst christliche Bildung gewonnen. Sie ist die deutsche des Mittelalters überhaupt, auf deutschem Boden erwachsen, wesentlich verschieden von der frühern, fränkischen, longobardischen, römischen und byzantinischen (griechischen) so wie von der spätern toskanischen (italienischen). Deutsche Mönche pflegten sie zuerst. Ihre tiefe Symbolik ging unmittelbar von der Kirche aus, aber der Kunsttrieb deutscher Bürger konnte sie erst in jenen großen Kunstwerken wirklich ausführen. Ihr Geheimniß blieb Erbe der großen Zunft der Maurer und Steinmetzen, die zum Behuf ihrer Kunst große Freyheiten genossen und deshalb Freymaurer hießen.

An den Kunstwerken selbst, die Gedanken der Ewigkeit ausdrückten, erschöpften Jahrhunderte den Fleiß. Was eines Mannes kühnes Genie ausgedacht, vermochten erst späte Geschlechter zu vollenden, denn der lebenslängliche Fleiß von tausend und aber tausend kunstbegab-

ten Händen war erforderlich, um das rohe Geſtein nach dem Rieſengedanken zu zwingen. Doch in treuer Entſagung eigner Verbeſſerungsſucht arbeiteten gleich große Meiſter im Sinn und Geiſt nach dem Plan des erſten fort und jeder war ſtolz auf das Werk, nicht auf den Namen, alſo daß uns faſt alle dieſe Meiſter, die Erfinder wie die Vollender völlig unbekannt geblieben ſind.

Das größte dieſer Wunderwerke der Kunſt iſt, der Maſſe nach ſo wie der Tiefe der ausgeſprochnen Ideen und an unerreichter Erhabenheit, vollendet reiner Schönheit der Ausführung, der Dom von Cölln. Seine Meiſter kennen wir nicht. Er ward angelegt 1248, das Chor geendet 1320. Er iſt noch unvollendet, keiner ſeiner Thürme ausgebaut, und doch ragt er über alle Gebäude der Welt hervor und übertrifft ſie alle an innerer Vortrefflichkeit der Kunſt. Ihm zunächſt an Range ſteht das große Münſter zu Straßburg, begonnen ſchon 1015, ſein berühmter Thurm erſt 1276 durch den herrlichen Meiſter Erwin von Steinbach in ſeinem Grundriß angelegt und endlich 1439 durch den Meiſter Johann Hülz von Cölln vollendet. Der andre Thurm iſt nicht ausgeführt. Unter den zahlreichen andern, meiſt ganz vollendeten Bauwerken jener Zeit treten hervor die Dome von Speier, Mainz, Erfurth, Regensburg, Ulm, Freiburg im Breisgau, Augsburg, Münſter, Prag, die Stephanskirche in Wien, die Liebfrauenkirche in Eßlingen, die Sebalduskirche in Nürnberg u. ſ. w.

Kapitel CCLXXVII.

Skulptur.

Unter den übrigen Künſten, die der Religion dienten, zeichnete ſich ſchon früh in Deutſchland die Bildhauer- Gieß- und Schneidekunſt aus. Sie knüpfte ſich

in den Verzierungen der Kirchen unmittelbar an die Baukunst, ja sie ward eins mit derselben, indem die Dome aus lauter Skulpturen kunstreich zusammengesetzt selbst nur ein großes Steinbild scheinen. In dieser Beziehung erreichte die Skulptur auch bey den Deutschen im Mittelalter den höchsten Gipfel, während sie in Darstellung des menschlichen Körpers hinter den Griechen zurück blieb. Die Deutschen strebten eben in jeder Kunst die göttliche Einheit der ganzen Welt darzustellen und wandten auf das Besondre nur in sofern den höchsten Fleiß, als es in der Verbindung eines noch höhern zusammengesetzten Kunstwerks seine Stelle einnehmen sollte. So lassen sich alle die vortrefflichen Skulpturen an ihren Kirchen, selbst die Statuen, nie als losgerissen denken; sie gehören zum eigensten Leben des Ganzen, sind aus ihm gewachsen. (Die Statuen der Griechen dagegen gelten immer nur für sich und man kann viele derselben kaum ohne widerlichen Eindruck zusammenbringen.) Schöne Bildsäulen finden wir zwar schon im Zeitalter der Ottonen, z. B. die von Otto I in Magdeburg und die an der Kirche zu Naumburg aus der Zeit Ottos III; indeß erhob sich die deutsche Bildhauerkunst nie eigentlich über den Dienst der Baukunst in jener angedeuteten höhern Bedeutung, und selbst die großen Meister des 15ten Jahrhunderts konnten sich davon nicht völlig losreißen.

Man wird nunmehr begreifen, daß auch alle übrigen Künste mit der Baukunst sich innig verbanden, daß keine Kunst von der andern als losgerissen und frey betrachtet werden kann. Grade das Geheimniß und die große Wirkung der deutschen Kunst im Mittelalter bestand darin, daß sie alle nur wie die verschiedenen Organe eines Lebens zusammenhingen, daß sie vereinigt die höchste Einheit des Schönen und Göttlichen aussprachen, was keine einzeln vermocht hätte, daß sie eine Gesammt-

wirkung erzeugte, darin jede Kunst in der andern sich darstellte und in und mit ihr wirkte, wodurch auch die höchste Wirkung, die jede einzelne hätte hervorbringen können, bey weitem übertroffen wurde. Wie der Wunderbau der Dome aus keiner andern Materie bestand als aus Skulpturen und diese Sculpturen für sich gar keinen Bestand haben, außer als Schäfte, Verzweigungen, Laubenbogen, Blätterkronen und Ranken dieser großen Wunderpflanze, so war auch ihr Licht und ihre Färbung nur Mahlerei und alle Bilder hatten wieder keine andre Bedeutung, als durch den Ort. Endlich erklang der Wunderbau in Tönen und sprach wie Gott aus den Wolken in den Glocken, und wie die sehnende Menschenbrust tief erstöhnend und freudig jauchzend in der brausenden Orgel. Aber jene Metallzunge gehörte auch nur für das erhabne Haupt der Thürme und diese große Lunge nur für die gewaltige Brust des Domgewölbes.

Kapitel CCLXXVIII.

Mahlerei.

Schon der Apostel Lucas soll das Bildniß der Jungfrau Maria gemahlt haben. Mit der Verehrung der Heiligen kam der Bilderdienst in der ganzen Christenheit in Flor. Es erhob sich zwar heftiger Kampf dagegen, als sey er heidnisch; doch der natürliche Schönheitsinn, namentlich der deutschen Völker rettete in ihm die Kunst. Die Sehnsucht verlangte sinnliche Anschauung des Göttlichen im Schönen. Die Kunst schien ihr von Gott und würdig zum Dienst der Gottheit, schien ihr auszusprechen, was nicht Worte noch Weisheit noch das verschwiegene Gefühl in der Brust zu erfassen vermag. Laut allen Zeugnissen waren schon im 10ten und 11ten Jahrhundert die deutschen Kirchen mit Bildern erfüllt, wofür die vie-

len Heiligen einen stets abwechselnden Gegenstand dar-boten. Auch weltliche Mahlerei ward schon gepflegt, wie wir denn das von den Zeitgenossen als trefflich ge-rühmte Gemählde der Merseburger Schlacht bereits er-wähnt. Zuverläßig erhob sich aber die Mahlerei im Gan-zen erst mit der Baukunst zu jener höhern Bedeutung, da sie nicht mehr einzelne Gegenstände für sich darzustel-len, sondern im großen Chor aller Künste das Heilige auszusprechen berufen war und wie jede andre Kunst erst in dieser großartigen Unterordnung ihrer eigenthümlichen Bedeutung sich bewußt werden und darum auch innerlich vervollkommnen konnte. Jede Kunst ward in dieser Ver-bindung Sporn der andern. Erst seit den Kreuzzügen erschienen die trefflichen altdeutschen Gemählde, die aus der frühern Steifigkeit sich loswinden, wie die Sculptu-ren aus den starren Linien der frühern Bauweise, und den tiefern deutschen Geist aus der Schule der Byzanti-nischen Mahlerei befreien, wie aus der Byzantinischen Baukunst. Den Grundcharakter dieser Bilder aber be-zeichnet ihr höherer Zweck der Verbindung mit den übri-gen religiösen Künsten. Wie sie örtlich dem Allerheilig-sten des Hauptaltars als Brennpunkt alles Glanzes, und wieder in Unterordnung den Seitenaltären, Pfei-lern, Gewölben und in der Glasmahlerei den Fenstern sich anschließen, so dienen sie auch in derselben Verbin-dung und Unterordnung, die religiösen Ideen symbolisch auszudrücken. Kein Bild ward willkührlich in die Kir-chen gehängt, sondern alle wurden wie dem Raum, so dem Geist des großen Bauwerks angepaßt. Alle standen in Beziehung auf das Ganze, und darum wieder in Be-ziehung auf einander selbst. Alle stellten die Mächte des Himmels in der sichtbaren Erscheinung dar, nach der Rangordnung und in der Form und mit den Zeichen, die der Ort und der besondre Charakter jeder Kirche ge-

bot. Das Bild des Kirchenpatrons, des Herrn ſelbſt oder Maria's oder eines Heiligen mußte den Hauptaltar zieren und ſo ausgeführt ſeyn, daß es dem überſchauenden Platz entſprach. Alle Nebenbilder mußten je den minder bedeutenden Plätzen ſich harmoniſch anſchließen und in Bezug auf das Altarbild ausgeführt ſeyn, etwa die Lebensgeſchichte, die Wunder und Zeichen des Kirchenpatrons darſtellen und auf ihn hinweiſen, wie die Pfeiler und Säulen auf den Hauptaltar ſelbſt. Darum fällt es bey den noch jetzt erhaltenen Bildern jener Zeit faſt unwillkührlich auf, wenn ſie uns aus den Kirchen herausgeriſſen einzeln vorgezeigt werden und vieles bleibt uns daran unverſtändlich, was ihre Stellung allein erklären konnte. Indem aber alle dieſe Bilder von einem Geiſt durchdrungen für einen großen Eindruck geſchaffen wurden, wiederholt ſich in jedem die Grundrichtung der deutſchen Kunſt. Alle ſind ſymboliſch, d. h. ſie drücken im ſichtbaren Farbenbild ewige Ideen des Glaubens aus. Alle ſtellen daher heilige Gegenſtände oder im Profanen das Heilige dar. In dieſem Sinne wurden ſie auch bis ins 15te Jahrhundert in der Regel auf Goldgrund gemahlt, wodurch man das Lichtgebiet der Religion bezeichnen zu müſſen glaubte. Alles, was ſie darſtellen, Landſchaften oder Figuren, drückt den Charakter der Ruhe aus, denn das Weſen des Göttlichen iſt die Ruhe. Ganz in demſelben Sinn aber wie die Baukunſt in ihrem unendlichen Reichthum von Verzierungen, bemüht ſich auch die altdeutſche Mahlerei, die höchſte Lebendigkeit der Farben, die getreueſte Darſtellung der Natur in ihren mannigfaltigſten Einzelheiten zu erreichen, da das Göttliche eben in der Natur ſich verbirgt und in ihr lebt bis auf das Kleinſte. Dadurch unterſcheidet ſich die altdeutſche Mahlerei von jeder andern der Welt, vorzüglich von den beyden großen ſpätern Schulen, der italieniſchen, in

welcher jene geiſtige Bedeutung, die Idee oder das Ideal allein überwiegt, und der niederländiſchen, die ganz zur Nachahmung der Natur herabgeſunken. In der deutſchen war beydes verbunden.

Seit nicht mehr die Mönche allein Mahlerei trieben, erſcheint die erſte große Mahlerſchule im 12ten und 13ten Jahrhundert zu Cölln, angeregt wahrſcheinlich durch die Verbindung der Niederländer mit Griechenland. Ihr berühmteſter Meiſter war im 14ten Jahrhundert Wilhelm von Cölln. Schon im 12ten Jahrhundert erſcheint ein berühmter Mahler, Heinrich von Baiern, im 13ten Jakob Kern von Nürnberg, im 14ten eine Mahlerzunft zu Prag, an ihrer Spitze Nikolaus Würmſer, Hofmahler Kaiſer Karls IV. Seit dem 14ten Jahrhundert kam auch die Glasmahlerei erſt in Flor. Desgleichen iſt ſchon in Oehl um dieſe Zeit gemahlt worden. Der Hauptſitz der Mahlerei ſcheinen die Niederlande, vor allem aber die Stadt Cölln geweſen zu ſeyn, die im ganzen Mittelalter ausſchließlich die heilige Stadt hieß. Die Vortrefflichkeit und den Ruhm der Cölner Schule erreichte keine andre und jener Wilhelm ſteht als die lieblichſte Erſcheinung im Hintergrunde der Mahlerei. In den Niederlanden trat endlich zu Anfang des 15ten Jahrhunderts Johann von Eik auf, der die Oehlmahlerei und in ihr die äußerſte techniſche Fertigkeit der Kunſt zur höchſten Vollkommenheit brachte, zugleich aber auch den Geiſt der deutſchen Mahlerei zuerſt in ſeiner vollendeten Reinheit entwickelte, alſo daß in ihm alle frühern Richtungen und Verſuche ihren Gipfel und Einigungspunkt finden, und ſeitdem erſt eigentlich das goldne Zeitalter der altdeutſchen Mahlerei beginnt, das bis ins 16te Jahrhundert gewährt hat.

Eine beſondre Art von Mahlerei war die auf Pergament in den Handſchriften, und ſo alt als dieſelben

ſelbſt. Die Deutſchen liebten es, die todten Buchſtaben durch hinzugefügte Bilder zu beleben, und dieſer Charakterzug iſt uns bis auf unſre heutigen Bilderbücher und Titelkupfer treu geblieben. Schon Karl der Große beſaß Andachtsbücher mit Bildern, und faſt alle Handſchriften bis auf die ſpäteſte Zeit des Mittelalters ſind damit angefüllt. Ihr Kunſtwerth iſt ſehr verſchieden; einige ſind trefflich; in Farben übertreffen ſie alles, was die heutige Zeit aufweiſen mag. Dieſer Farbenſinn der Deutſchen zeigt ſich überall. Ihre Glasmalerei beruht weſentlich darauf. Auch in Oehlgemählden haben ſie eine Kraft, Reinheit, ein Licht und eine Sättigung der Farben hervorzubringen gewußt, deren Geheimniß uns eben ſo verloren gegangen iſt, als die ganze Kunſt der Glasmalerei überhaupt.

Kapitel CCLXXIX.

Legenden.

Vieles andre noch diente zur Verherrlichung der Kirchen, der Glanz der Lichter, der Wohlgeruch des Weihrauchs, die rythmiſchen Bewegungen der Prieſter, die Pracht des Prieſterornats, der Gefäße, die Feſtlichkeit der Proceſſionen u. ſ. w. Die Muſik bewegte ſich noch in einfachen großen Tönen und ward erſt in der ſpätern Zeit von den Deutſchen in demſelben Geiſt ausgebildet, wie die Baukunſt und Mahlerei, ſo daß auch ſie je das Erhabenſte je in der mannigfaltigſten Fülle der Töne darſtellte. Damals war auch die Muſik noch eng mit dem Geſange verbunden, und den einfach vorgetragnen feierlichen Kirchenmelodien entſprachen lateiniſche Lieder voll des tiefſten Gefühls, der heiligſten Sehnſucht, die mit den Tönen innig verſchmolzen. Noch jetzt erſchüttern dieſe Geſänge die Herzen und ſie ſind unſterb-

lich geworden wie die großen Dome, darin sie zuerst ertönten, dahin sie allein gehören.

Durch die Musik reihte sich die Dichtkunst an die übrigen religiösen Künste in Fest- und Lobliedern, Klagegesängen und Gebeten. Diese dehnten sich dann in selbständige Werke der Dichtkunst aus. Das Lob der Heiligen, vor allen Maria's, ward in langen Gedichten besungen. Die herrlichsten Loblieder Maria's sind von Conrad von Würzburg, dem Pfaffen Wernher und Meister Philipp. Jede Beziehung, in welcher das Heilige in seiner Erhabenheit, Schönheit, in seiner Gnade, sehnem Trost auf das menschliche Herz wirkt, wird in solchen Liedern mit tiefer Innigkeit empfunden und ausgedrückt. Von allen Gedichten des Mittelalters sind jedoch grade diese Lobgesänge zu Ehren der Heiligen am meisten vergessen worden. Bekannter sind die Legenden geblieben, d. h. die Sagen von den Heiligen, ihrem Leben, Wirken und Tode, weil Geschichten und Begebenheiten mehr gefallen, als Schilderung von Empfindungen, die jetzt nicht mehr gewöhnlich sind.

Die Zahl der Legenden ist so groß als die der Heiligen, und ihr Werth so verschieden, als der Rang dieser Heiligen oder die Zeit ihrer Heiligsprechung. Die vielen Heiligen des spätern Mittelalters, Mönche, Fürsten und Fürstinnen, bieten wenig Schönes mehr dar und die Poesie hat sich an den frühern Martyrern erschöpft. Indessen bezeichnet diese spätere Erschöpfung doch grade die Fülle von Poesie, die ihr vorangegangen. In den Legenden ist das ewige Wunder, das die sichtbare Welt an die unsichtbare knüpft, das Göttliche in irdischer Gestalt zur Erde niedersteigen läßt und wieder den Menschen zum Himmel hinaufführt, am reinsten offenbart, und sie stehn über der weltlichen Poesie wie die Kirche über dem Staate. Es ist darin zunächst die christ-

liche Mythe oder die Sagen von Gott, dem Himmel, den Engeln, der Hölle, der Schöpfung, dem Sündenfall, der Menschwerdung Christi, seinem Leben und Tode, endlich dem jüngsten Tage und dem Weltgericht, wofür die Bibel überall die Grundlage bildet, aufs umfassendste ausführt. Sodann fahren die Legenden auch wieder wie die Bibel fort, die Lehren des Christenthums in Beyspielen anschaulich zu machen, in Gleichnissen und Geschichten. Endlich sind sie reine Geschichte der Heiligen. Diese werden, besonders in der spätern Zeit, oft sehr langweilig und abgeschmackt. Am trefflichsten dagegen sind die frühern und besonders solche, da in der Geschichte eines Heiligen eine höhere Lehre oder Ansicht des Christenthums kunstreich verwebt ist. So erscheinen die Legenden höchst lieblich, darin die göttliche Kraft der Unschuld verherrlicht wird, z. B. die von Christi Kindesalter. Erhaben erscheint die Unschuld im Kampf und Sieg überwindend alles Erdenleid, z. B. in der Legende vom Kaiser Octavianus; höher noch im Sieg über die Erdenlust, z. B. in der Legende von der heiligen Genovefa. Der Sieg des Christenthums über das Heidenthum, der Einfalt des Glaubens über klügelnde Weisheit wird oft glänzend und mit Vorliebe dargestellt, am trefflichsten in der Legende von Faustinianus. Die Treue wird gepriesen, mit der im dunkeln Gefühl beym Mangel aller Weisheit, die rohe Kraft des Helden dem Heiligen dient, z. B. in der Legende vom großen Christoph. Ein noch höherer durch Ueberzeugung gereifter und mit starker Willenskraft gepaarter Glaube siegt über die Lockungen der Weltlust, z. B. in der Legende des heiligen Antonius. Eben dieser Glaube reißt von des Lasters Bahn und gibt der Reue den schönsten aller Siege, z. B. in der Legende von der h. Magdalena. In einem gemeinsamen Siege vereinigen sie sich aber alle, in dem

Siege des freudigen hoffenden Glaubens über Qualen und Tod, in dem Sieg aller Märtyrer, der mit unerschöpflichem Jubel verherrlicht wird.

Kapitel CCLXXX.

Dogmen.

Die Wissenschaft diente der Religion auf dreyfache Weise, in der Dogmatik oder der Kunde von den Dogmen, d. h. Lehren, die das Innre der Religion betrafen, in der kanonischen Rechtskunde, welche die äußern Verhältnisse der Kirche umfaßte, und in der frühern, vom Disputiren Dialektik, später von den Schulen Scholastik genannten Wissenschaft, welche sich mit freien Untersuchungen über religiöse Gegenstände befaßte.

Die Dogmen änderten sich mit dem Wesen der Kirche. Früher beruhten sie rein auf der Bibel; je mehr aber die Gewalt der Kirche stieg, desto abweichender schmiegten sie sich an die Bedürfnisse und angemaßten Rechte derselben. Indeß war keineswegs der Papst der Schöpfer der Kirchengewalt, sondern der Glaube des Zeitalters und die meisten Dogmen waren von wahrhaft begeisterten Mönchen erfunden, nicht durch des Papstes List. Der Papst hatte sich jedoch von Anfang an der religiösen Stimmung für die Zwecke seiner Alleinherrschaft bedient, und je mehr ihm die vermehrten Dogmen Vortheile zuwendeten, desto eifriger wurden sie von ihm unterstützt. Neu und willkührlich war vorzüglich das große Dogma von dem Vorrang der Priester, von der weltlichen Herrschaft der Kirche. Durch die Willkühr, womit man die frühern Ansichten und Gebote der Kirche auslegte und umgestaltete, und durch die ungeheure Vermehrung der Dogmen wurde die alte Klarheit getrübt, in welcher die Völker das Göttliche anzuschauen gewohnt

gewesen. Dem Laien wurde schon die Einsicht in dies unendlich verwickelte Lehrgebäude entzogen, das nur ein lang anhaltendes Studium umfassen konnte, daher nur Priester dazu gelangten. Dem Laien blieb nichts übrig, als dem Priester zu folgen, und da er selbst nicht mehr klar sehen konnte, blieb ihm ein knechtischer Gehorsam und Aberglauben zu Theil, und gewisse Dogmen setzten ihn über alle Untersuchung hinweg. So war die Lehre von der Priestergewalt, von der Beichte und vom Ablaß der Sünden, welchen der Priester ertheilen konnte, ferner von der Wirksamkeit äußerlicher Handlungen, des Rosenkranzabbetens, der Wallfahrten, der Opfer, der Schenkungen und Stiftungen hinreichend, das nächste Bedürfniß der Laien zu befriedigen. Um diesen Gewinn sich zu erhalten, wurden diese Lehren bis zum Unsinn übertrieben. Die Beichte wurde zur unerläßlichen Pflicht, so daß kein Laie der Aufsicht des Priesters entschlüpfen konnte. Die Lehre vom Ablaß ward dergestalt ausgedehnt, daß dem Sünder auf keine andre Weise Gnade möglich war, als durch den Priester, daß aber der Priester aus Vollmacht des Papstes jede Sünde vergeben könne, und daß diese Gnade durch Kirchenbuße oder Geld erkauft werden könne, auch wenn der Sünder noch so oft wieder sündigte und seinen Lebenswandel nicht besserte. Um aber diesen Handel desto einträglicher zu machen, wurden nicht nur die Gegenstände, die man für Sünde hielt, ins unendliche vervielfältigt, besonders Vergehn gegen den äußern Gottesdienst, dessen sorgfältige Beachtung schon Kunst erforderte, sondern man war auch eifrig bemüht, die Furcht vor den Sündenstrafen, wofern sie durch den Ablaß nicht gesühnt wurden, aufs lebhafteste einzuprägen. So arteten die Ideen vom Teufel, als dem Peiniger der sündhaften Seelen, ins Abscheuliche aus und beschmutzten das heitre Leben des Volks

mit höllischer Angst und ekelhaften Bildern. Jede Seele sollte nach dem Tode in das s. g. Fegfeuer kommen, wo sie braten und die Sündhaftigkeit ausbrennen müsse, aus dem aber der erkaufte Ablaß sogleich befreien könne, wogegen die Seele, die dies versäumte, sofort zum ewigen Höllenfeuer verdammt würde. Theils als allgemeines Verdienst, theils als Mittel für Gnadenwirkungen und Erwerbungen des Ablasses wurden die äußern Werke des Betens, Wallfahrten und der Opfer angesehn, und eben darum ins Ungeheure vervielfältigt. Dazu diente die Lehre von den Heiligen, deren zahllose Menge dem Gebet zu Gott eine eben so mannigfaltig ableitende Richtung gaben. Sie entsprachen der Mannigfaltigkeit der Gebete selbst, dergestalt daß je ein besondrer Heiliger, zu dem man betete, wallfahrtete oder dessen Kirche man sich zu eigen gab, in einer besondern Noth Hülfe leisten, einer besondern Bitte zu genügen vorzügliche Kraft haben oder an einem bestimmten Orte am wirksamsten seyn sollte.

Kapitel CCLXXXI.

Scholastik, Mystik, Sekten.

Indem die Dogmen vom alten Grundgesetz der Bibel ins Gebiet der Willkühr sich verloren, wurden sie um so mehr Gegenstand der Untersuchung. Anfangs herrschte jedoch ein eisenfester Glaube an die Unfehlbarkeit der Dogmen vor, so daß die ganze Dialektik darauf hinauslief, die umständlichsten Commentare zu den einmal gültigen Lehren zu liefern, sie mit einem unglaublichen Scharfsinn in ihre äußersten Verzweigungen zu verfolgen. Erst als durch die Kreuzzüge ein höherer Schwung ins Mittelalter gekommen, und die griechische Weisheit auf Schulen mehr gepflegt wurde, gewann die Untersu-

chung einen freiern Standpunkt in dem Grundsatz, daß zwar die Kirche unfehlbar sey, daß aber außer der ihrigen noch eine zweyte Ansicht der Dinge richtig seyn könne, die philosophische nehmlich, und daß ein und derselbe Satz zwar dogmatisch falsch, aber philosophisch wahr seyn könne. Dazu führte vorzüglich das Studium des griechischen Philosophen Aristoteles, dessen folgerechte Weisheit sich nicht wegstreiten ließ, aber auch die Dogmen nicht überwinden konnten, daher grade zu trotz alles Widerspruchs neben der Dogmatik für gültig anerkannt ward. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß nicht bald einzelne Scholastiker weiter gingen, den Glauben an Unfehlbarkeit der Dogmen grade zu als erzwungen und unnatürlich erwiesen, ihre häufigen Widersprüche mit der Bibel oder mit den wahren Bedürfnissen des Menschen darthaten und zur Herstellung des reinen Christenthums oder zu ketzerischen Neuerungen riethen. Von dieser Art waren die Scholastiker Abálard und Arnold von Brescia. Sie fanden bald Anhang im Volk in verschiedenen Ketzersekten, und Nachfolger in den strengen Franziskanern so wie an den spätern Reformatoren. Ein Nebenzweig der Scholastik war die Mystik, die sich zwischen die Dogmatik und die Philosophie stellte. Viele fromme Seelen fanden, daß die Dogmen nur auf äußere Werke, die Scholastik nur auf Verstandesklügeleien und leere Worte hinausliefen, daß dagegen der rechte Glaube nur auf einer innern geheimnißvollen (mystischen) Kraft des Gemüthes beruhe, die über alle Werkheiligkeit erhaben durch sie nur übertäubt würde und zugleich vor aller Untersuchung vorhanden sey, so daß die Philosophie nichts dazu thun könnte. Indem die Mystiker aber den rechten Glauben des Herzens retteten und die Lücke zwischen jenen einseitigen Richtungen der äußern Werkthätigkeit und des klügelnden Verstandes ausfüllten, verfielen sie sehr oft in eine

andre Einseitigkeit, lebten ganz dem dumpfen Gefühl, verachteten alle Thätigkeit und alles Wissen. Im 14ten Jahrhundert aber faßten zwey hochberühmte Männer alles Treffliche, das in der Mystik lag, in ihren Schriften zusammen, zwey Cöllner Priester, Johannes Tauler und Thomas Hammerken von Kempften (Thomas a Kempis), welcher letztere bis auf den heutigen Tag mit großem Fleiß gelesen wird und dessen Hauptwerk: von der Nachfolge Christi, worin er die Eigenschaften eines rechten Christen erklärt, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst nächst der Bibel am öftersten gedruckt worden ist, indem es bereits 1800 Auflagen in allen Sprachen erlebt hat.

Große Sekten im Volk, ketzerische, mystische, erzeugten sich theils in Folge der kirchlichen Bedrückungen und der schlechten Sitten der Priester, theils durch die vielen Kriege und durch den verwirrten Rechtszustand, da die vielen Sünden große Buße verlangten, theils durch schreckliche Naturereignisse, namentlich eine große Pest im 14ten Jahrhundert, theils durch die Lehren der Scholastiker. Außer den rein ketzerischen Waldensern, Albigensern, Stedingern und der großen Büßersekte der Geißler, die nach der Pest sich sehr vermehrte, lernen wir noch folgende theils ketzerische, theils mystische oder büßende Sekten kennen, die Apostoliker zu Cöln, welche die Zeit der Apostel herstellen wollten, die Brüder und Schwestern des freien Geistes am Rhein, die Colandsbrüder, die an gewissen Tagen (calendis) Buße thaten, die Lollharde, welche Gebete lallten, die Beguinen oder Begebenen, die sich der Welt entschlagen, eine große Sekte längs des Rheins, die verrückten St. Veitstänzer u. s. w. Diese Sektirerei dauerte, hier gedämpft, dort wieder hervorbrechend, bis zur großen Reformation fort und diente wesentlich, sie vorzubereiten.

Kapitel CCLXXXII.

Das weltliche Reich.

Die Stiftung Karls des Groſen war auf eine Vereinigung aller Chriſten unter einem weltlichen Haupt berechnet, und unter einem Geiſtlichen. Doch ward die Einheit nur der Kirche gewonnen, mit Ausnahme der griechiſchen Kirche, die jedoch immer mehr vor der römiſchen ſchwand. Die Laien dagegen verloren die Hoffnung, unter ein Haupt verſammelt zu werden, bald wieder. Frankreich, Spanien, England, Scandinavien blieben abgeſondert, zwar huldigend der Idee des Kaiſers und anerkennend, daß ihre Könige unter demſelben ſtünden, doch ohne einen bedeutenden Einfluß dieſes höchſten Hauptes der Chriſtenheit in ihren eignen Angelegenheiten zuzulaſſen. Als aber die deutſchen Fürſten wieder dieſen Königen gleich zu kommen ſtrebten, ſank das Kaiſerthum immer mehr zu einem bloßen Namen herab zu derſelben Zeit, da die Kirche an Einheit zunahm, und nun ihrerſeits den Kaiſer noch mehr beſchränkte.

Dem geiſtigen Reich der Kirche, als dem Reich der Einheit und der Kraft, tritt alſo das weltliche Reich in einer bedauernswürdigen Zerriſſenheit entgegen, und zeigt zwar eine gewaltige innere Kraft, doch meiſt gegen ſich ſelbſt gerichtet. Die erhabenſte Erſcheinung bleibt immer der Kaiſer, ſo lang er die ſtolzen Herzöge demüthigt, die Heiden bekehrt, den Eingriffen des Papſts auf den Römerzügen begegnet, und an der Spitze der Chriſtenheit in den Kreuzzügen ſtreitet. Das Interregnum bildet aber den Wendepunkt, von wo an die kaiſerliche Macht gänzlich gebrochen erſcheint und ſeitdem ſehn wir auch nur noch ein bedauernswerthes Ringen der Kaiſer, bald die alte Stellung wieder zu gewinnen, wozu ſie zu ohnmächtig ſind, bald durch Nachgiebigkeit und

Opfer sich zu fristen, was ihrer Idee zuwider und kleinlich erscheint. Die Fürsten trifft anfangs der Vorwurf der Empörung gegen den Kaiser und schlauer oder gewaltthätiger Unterdrückung der untern Stände; doch als der Zustand sich einmal verändert hatte, erscheinen die Fürsten wieder als natürliche Mittelpunkte in der Verwirrung und theilen ihre gemeinsame Vereinigung zur Herstellung der Ruhe, theils ihre besondre Sorgfalt für ihre Erbländer verdient ehrenvolle Anerkennung. An den Rittern zieht uns überall der poetische Geist an, der sich selbst in der Wildheit des Raublebens nicht verläugnet, bis sie an den Fürstenhöfen ihre Bedeutung verlieren. Die Bürger der Städte bieten uns ein eignes erhabnes Schauspiel dar. In ihnen entwickelt sich der freie verständige Geist der spätern Zeit eben so stufenmäßig, als sich früher in dem geistlichen Stande der fromme Geist des Mittelalters entwickelt, und weil beyde Geister sich entgegenstehn, so sind auch die Städte von Anfang an Feinde des Klerus und später der Hauptsitz der Ketzer. Eben so knüpfen sich der Handelsgeist, das Geldinteresse, die Bequemlichkeiten des Lebens, die häuslichen Sitten, die Gewerbe, nützliche Erfindungen und wieder die Entfernung des Standesdünkels und die Gleichschätzung der Menschen, die seitdem so allgemein geworden, zunächst an die Städte an. Die Bauern endlich gewähren uns gegen das Ende des Mittelalters ein großes Interesse, durch die heldenmüthigen Kämpfe, mit welchen sie einen bessern Zustand zu erringen strebten und zum Theil errangen.

Man dachte sich die so sehr locker werdende Einheit des mittelalterlichen Reiches unter dem Bilde des Heerbannes mit sieben Heerschilden, wornach sieben Stände dem Range nach unterschieden wurden. Den ersten Heerschild führte der Kaiser, den zweiten die geistlichen Für-

sten, den dritten die weltlichen Fürsten, den vierten die Grafen und Freiherrn, Barone, auch die Semperfreien genannt, weil sie den Fürsten gleich, unmittelbar unter dem Kaiser standen, Adelige zu Vasallen haben konnten, und von denen allmählig immer mehrere zu Fürsten wurden. Diese bildeten den hohen Adel. Dann folgte der niedre Adel. Den fünften Heerschild führten die Ritterbürtigen oder Mittelfreien, die auf ihren kleinen Gütern sich unabhängig gemacht und durch Bündnisse unter einander so verstärkt hatten, daß sie später ein unmittelbarer Reichsstand wurden. Den sechsten Heerschild führte die gemeine Ritterschaft, Vasallen der Fürsten und Herren, den siebenten alle andern Freyen, Bürger, freie Bauern. Die unfreien Bauern bildeten als Hörige der andern Stände keinen eigenen Heerschild.

Kapitel CCLXXXIII.

Hörigkeit, Lehnswesen, Verträge.

Die so verwickelten Verhältnisse aller Laien unter einander lassen sich auf drey Arten der wechselseitigen Verbindung zurückführen.

Aus uralter Zeit bestand noch das Verhältniß der Leibeigenschaft, Knechtschaft, Sklaverei. Ein Theil des Volkes gehörte dem andern leibeigen zu. Der Knecht war von leibeignen Eltern als Knecht geboren, oder als freier Mann freiwillig in die Knechtschaft getreten. Knechte gab es überall. Jeder freie Mann aus jedem Stande konnte sich Knechte halten. Diese waren entweder Bauern oder persönliche Diener, Ministerialen. Die Bauern lebten familienweise, wie bisher, doch immer mehr in Dörfer um die Burgen und Kirchen her versammelt am eignen Herde und bestellten neben einem eignen kleinen Gut das große des Ritters oder der Kirche, und

mußten auch noch vom Ertrag ihres kleinen Gütchens dem Herrn Abgaben geben, welche dieser nach Bedarf und Willkühr ausdehnte. Verkauf der Bauern wurde seltner, Freylassung häufiger, wobey jedoch ihre Verpflichtungen zu Arbeit und Zinsen beybehalten blieben und nur die persönliche Sclaverei aufhörte und in Lehndienst verwandelt wurde. Die Ministerialen waren geborne Knechte, die Haus, Hof, Stall besorgten, oder Freie, selbst Adelige, die sich auf lebenslang zu einem persönlichen, doch höhern Dienst verpflichteten. Dies waren die Hofherren und Hofdamen des Kaisers, der Fürsten, Herren, Bischöfe, Aebte, und zwar nach dem Muster des Kaiserhofes, Marschälle, Truchsesse, Mundschenken, Kämmerer, Küchen- und Kellermeister. Doch nahm auch diese Ministerialität ab und besoldete Beamte traten seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an ihre Stelle.

Das Lehnwesen umschlang das ganze Reich. Man sah das Reich als ein großes Alod an, als dessen Besitzer den Kaiser, sofern der Papst nicht diesen wieder als seinen Vasallen betrachtete. Als Alodherr war der Kaiser aber nicht nur Besitzer des Grund- oder Bodens sondern auch Herr und Richter des dazu gehörigen Volkes, und besaß die Macht wieder zugleich den Grund und Boden und seine Herrngewalt in Lehnweise abwärts zu vergeben. Der Klerus schloß sich von der Gewalt aus und gestattete nur im Scepterlehn dem Namen nach eine Abhängigkeit des geistlichen Landgebiets vom Kaiser. Alle Laien, die unmittelbar das Lehn vom Kaiser empfingen, waren unmittelbare Reichsstände, Reichsglieder; alle die das Lehn wieder von Lehnsträgern empfingen, waren Aftervasallen, waren mittelbare Reichsglieder, Landstände, und verzweigten sich abwärts bis zu den niedrigsten Aftervasallen, den freigelassenen Bauern.

Reichsunmittelbar waren urſprünglich nur die Herzöge und Erzbiſchöfe; ſeit dieſe Würden aber in Verfall gekommen, alle Fürſten, Grafen, Biſchöfe und Klöſter, und in den Landſchaften, wo keine großen Fürſten mehr waren, auch Ritter; ferner die mächtigſten Städte und die freien Bauern. Reichsmittelbar waren dagegen die Ritter der geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren, und die Landſtädte, und wieder die Aftervaſallen des Landadels und die Hinterſaſſen und Schützlinge der Städte. Alle Lehne waren erblich geworden und in allen Lehnsſachen entſchied ein freies Gericht der Lehnsträger ſelbſt. Dadurch wurde der Verarmung, in welche vertriebene Lehnsträger oder deren Nachkommen hätten fallen müſſen, und der Willkühr der Lehnsherren in der Behandlung der Vaſallen vorgebeugt. Dennoch brachte das Lehnweſen außerordentliche Nachtheile mit ſich, und ſetzte das Reich in Verwirrung. Alles gab und nahm Lehne. Zwar ward es für eine Schande gehalten, eines nicht Ebenbürtigen Vaſall zu ſeyn und urſprünglich ſogar der Lehndienſt bey einem Ebenbürtigen verſchmäht, indeß überwog der Vortheil das Vorurtheil der Ehre ſehr bald und Fürſten nahmen von Fürſten, Ritter von Städten, alle aber, ſelbſt der Kaiſer, von jedem Biſchof oder Abt irgend ein Stück Land oder ein Recht zu Lehn. Eben ſo waren die Privilegia, welche der Kaiſer lehnweiſe vergab, von ſo verſchiedner Art und ſo ſehr nur gelegentlich ertheilt, daß es z. B. einem Bürger ſchon ſchwer fallen mußte, alle Rechte ſeiner Stadt zu kennen, und daß ein ſpäterer Kaiſer wieder oft die Privilegien, die ſeine Vorgänger ertheilt, nicht kennen konnte. Hieraus erzeugten ſich zahlloſe Streitigkeiten, indem einer des andern Recht verletzte, weil er es oft nicht kannte, oder weil ein Recht mit dem andern wirklich im Widerſpruch war. Ein nicht minder großes Unheil war die Theilung der

Lehne. Der Vater theilte Grund und Boden seines Lehns unter die Söhne und eben so die darauf haftenden Rechte. Solche Theilungen waren schon an sich schwierig, da alles Grundlehn und alle Rechte durcheinander liefen und z. B. derselbe Ritter hier ein Grundstück ohne dessen Ertrag, dort den Ertrag ohne das Grundstück, oder von dreien einer den Boden, der andre den Wald, der dritte die Jagd besaß; sie führten aber zu den verworrensten Händeln, indem die Erbfolge durch Wechselheirathen von Seitenverwandten sehr oft streitig wurde. Der größte Nachtheil des Lehnwesens war endlich der Umstand, daß ein Individuum, eine Familie so viel Lehne zusammenbringen durfte, als sie konnte, daher mancher geringe Edelmann sein kleines Gut, indem er immer mehr Lehne dazu erwarb, zu einem Fürstenthum erweiterte. Durch solche neu entstandne große Landgebiethe wurde nicht nur der alte Rechtsbestand verändert, sondern die einmal errungene Vasallenmacht gab auch den empor strebenden Familien Mittel in die Hände, mit Gewalt ihr Gebiet zu erweitern, die benachbarten Ritter und Bauern in die Unterwürfigkeit zu zwingen.

Der Kaiser sollte dieser Unordnung begegnen; doch war er zum Theil oft selbst eine streitende Parthey, selbst auf Lehnserweiterung des Stammgebietes bedacht, zum Theil gebrach es ihm an Macht, da ihm dieselbe von den Fürsten eben lehnweise war abgenommen worden. Die gesunde kräftige Natur des Volks mußte sich daher selber helfen. Dies geschah durch wechselseitige Vereinigungen 1) Richtungen oder Frieden zwischen streitenden Partheien, 2) Erbverträge, Erbverbrüderungen, um künftigem Streit vorzubeugen, 3) landständische Vereine, 4) Bündnisse oder Eidsgenossenschaften.

Kapitel CCLXXXIV.

Der Kaiser.

Je mächtiger die untern Stände und zumal die Fürsten wurden, desto abhängiger wurde der Kaiser von ihrer Wahl und sein Regiment von ihrem guten oder bösen Willen. Fast jeder neue Kaiser mußte sich gefallen lassen, an den Papst durch Concordate, und seit dem Untergang der Hohenstauffen auch an die Fürsten durch Capitulationen von seinen Rechten zu vergeben.

Indeß blieb dem Kaiser noch immer die alte Ehre und die große Idee eines Oberhirten der gesammten Christenheit gab ihm noch lange wenigstens ein unsichtbar geistiges Uebergewicht. Auch blieb er noch immer die Quelle der höchsten Macht, wenn sie auch von unten her je mehr und mehr eingeschränkt wurde.

Der Kaiser war Quelle des Gesetzes. Er führte den Vorsitz auf dem Reichstag und traf dort die allgemeinen Gesetzesverfügungen, die dem ganzen Reiche gelten sollten; im Einzelnen aber blieb es ihm überlassen Privilegia zu ertheilen, einzelnen Fürsten, Städten, Bauerngemeinden und überhaupt allen, die unmittelbar unter dem Reich standen. Diese Rechte wurden aber sehr geschmälert, indem die allgemeinen Reichsgesetze sich fast gänzlich auf Verträge, Landfrieden und fast immer nur auf kurze Zeit beschränkten, die Privilegien aber eben nur Befreiungen von der kaiserlichen Gewalt waren. Auf der andern Seite gaben sich die Geistlichkeit, die Fürsten und ihre Stände, die Städte und zuletzt sogar die Bauern selbst Gesetze, wobey der Kaiser nichts zu thun hatte, als daß er sie bestätigte.

Der Kaiser war Quelle der richterlichen Gewalt. Er führte den Vorsitz im höchsten Fürstengericht auf dem allgemeinen Reichstage oder an besondern Fürstentagen,

wo über Fürsten von den Fürsten allein gerichtet werden konnte. Er verlieh den Fürsten in ihren Landen, den Reichsvögten und freien Gemeinden in Stadt und Land, so weit sie unmittelbar unter dem Reich stunden, die richterliche Gewalt, und von allen niedern weltlichen Gerichten konnte an ihn appellirt werden. Indeß hinderten ihn Kriege, oder Rücksichten auf mächtige Fürsten an der vollen Anwendung dieser Rechte nicht wenig. Deshalb ward ein Hofgericht bestellt, das in seinem Namen die höchste Gerichtsbarkeit üben sollte. Diesem fehlte jedoch in seiner Abwesenheit das lebendige persönliche Ansehn.

Der Kaiser war Quelle der ausübenden Macht. Er verlieh die Würden des Reichs, die zu seiner innern Verwaltung bestimmt waren, beschloß an der Spitze des Reichstags Krieg und Frieden und alle äußern Angelegenheiten des Reichs und war Herr und Befehlshaber des Reichsheeres. Die Fürsten empfingen mit der Fahne, worauf ihrer Länder Wappen gemahlt war, die volle gesetzgebende, richterliche, ausübende und Herrngewalt über diese Länder vom Kaiser zu Lehn. So blieb also nur, was nicht zur Kirche oder zu den Fürsten gehörte unmittelbar unter der Verwaltung des Kaisers, also Reichsstädte und freie Bauern. Nur hier war es ihm vergönnt, Würden zu vergeben, d. h. Reichsvögte zu setzen, aber auch hier überließ er den Gemeinden bald, sich allein selbst zu regieren. Die Fürsten vergaben in ihren Ländern die niedern Würden selbst und alle geistlichen blieben vom Kaiser unabhängig. So war also auch dieses Recht zum Schatten hingeschwunden. Was die Reichsverwaltung selbst anbetraf, so hieng sie aus dem gleichen Grunde mehr von den Fürsten und Ständen ab, als vom Kaiser. Wenn die Fürsten nicht wollten, so konnte der Kaiser auch nichts thun, ja gemeine

einzelne Städte oder Ritter wagten ihm den Gehorsam zu versagen. Es ward daher seit dem Untergang der Hohenstauffen nothwendig, daß die Kaiser sich erst in weitläufige Unterhandlungen und Bitten mit Fürsten und Ständen einlassen und ihnen was sie verlangten bewilligen mußten, bevor sie im Großen und nach außen etwas unternehmen konnten. Da begannen die langweiligen, meist fruchtlosen und dem Reich schädlichen und schimpflichen Reichs- und Fürstentage, deren Wirksamkeit traurig gegen das rasche und große Handeln der alten Kaiser abstach. Auch im Heerwesen hatte der Kaiser nicht mehr freye Hand. Wenn er mit großer Mühe die Fürsten und Stände aufgeboten, so verließen sie ihn oft im nächsten Augenblick wieder und da die Macht bey ihnen war, so blieb ihm nichts übrig als vergebliches Klagen. Darum geschah seit den Hohenstauffen nicht viel Großes mehr nach außen.

Der Kaiser war Quelle des Besitzes, wenigstens der Laien, wenn ihm auch der Papst dies Recht streitig machte. Man sah den Kaiser immer noch als Alodbesitzer des Reichs an, von dem früher die Herzöge, später die Städte ihren Besitz zu Lehn erhalten. Der Kaiser war aber in der Regel ärmer als irgend eine deutsche Handelstadt, denn fast alle Regalien waren an die Kirche, die Fürsten und Städte gekommen und Reichssteuern, die unter den Hohenstauffen versucht wurden, kamen nicht zu Stande, weil der Kaiser keine Macht hatte, sie einzutreiben. Nur die wenigsten Zölle, Münzen, Bergwerke waren noch in des Kaisers Händen und selbst die verfallenen Lehne kamen nicht mehr an das Reich, sondern an Erben und wenn der Kaiser sich dieselben aneignete, so nahm er sie doch nur an sein Geschlecht, nicht ans Reich. Die ergiebigsten Einkünfte waren dem Kaiser höchstens die Geschenke für Privilegien, Exemtionen

von gewiſſen Pflichten und Legitimationen unehelicher Söhne oder ſtreitiger Erben. Es ward damals oft ein ſchimpflicher Handel getrieben. So gaben die Herzöge von Oeſterreich ein gewiſſes Geld dafür, daß ſie nicht beym Reichstag erſcheinen durften und daß der Kaiſer ſie in ihrem eignen Lande belehnen mußte. Ziemlich viel brachten den Kaiſern auch die Steuern ein, welche die Juden dafür zahlen mußten, daß ſie geduldet wurden. Sie hießen deshalb des heil. römiſchen Reichs Kammerknechte und es wurden ihnen beſondre Reichsvögte, Judenvögte, geſetzt. Sie lebten in den Städten, aber in abgeſonderten Gaſſen, mußten eine ausgezeichnete Kleidung tragen und wurden ihres Wuchers wegen oft verfolgt. Als die Univerſitäten aufkamen, erhielten dieſelben kaiſerliche Privilegien und der Kaiſer hatte das Recht, die gelehrten Würden zu ertheilen. Dies geſchah durch einen beſonders dazu eingeſetzten Pfalzgrafen. Da dieſe Ehrenvergabungen an arme Gelehrte wenig einbrachten, fingen die Kaiſer einen noch einträglichern Handel mit Titeln an, die ſie dem Adel vergaben. Sie machten Grafen zu Fürſten, Herren zu Grafen, Bürgerliche zu Rittern, ohne daß dieſe Titel im wirklichen Stand ihrer Inhaber etwas geändert hätten. So entſtanden viele kleine Fürſten unter dem Titel Herzöge, die kaum ein Heer hatten; Grafen wurden ernannt, die weder Gau- noch Volksrichter waren; in den Ritterſtand kamen alle Doctoren der Univerſitäten, wenn ſie auch nie ein Roß geritten hatten. Dieſe Thorheiten begannen im 14ten Jahrhundert.

Kapitel CCLXXXV.

Reichstage. Churfürſten.

Die Reichstage wurden durch das Ueberwiegen groſſer Herzöge mehr und mehr Fürſtentage. Das niedre

Volk ward von den Verhandlungen ausgeschlossen und nur die mächtigsten geistlichen und weltlichen Fürsten zugelassen. Unter diesen führten seit alter Zeit die Erzbischöfe von Mainz, Cölln und Trier die erste Stimme und seit den Hohenstauffen hatten wieder vier weltliche Fürsten sich einen Vorrang bey der Kaiserwahl angemaßt. Die häufigen Theilungen machten indeß das Recht dieses Vorrangs streitig, und jeder mächtige Fürst behauptete seinen Einfluß auf dem Reichstage, er mochte Churfürst heißen oder nicht. Im vierzehnten Jahrhundert aber wurden sieben regelmäßige Churfürsten festgesetzt, den sieben Cardinälen gleich, und ein jeder erhielt zugleich ein stehendes Hofamt. Sie folgten sich in dieser Reihe. Der Churfürst, Erzbischof von Mainz, als des deutschen Reiches Erzkanzler; der Churfürst, Erzbischof von Trier, als Canzler von Burgund; der Churfürst, Erzbischof von Cölln, als Canzler von Italien; der Churfürst, Pfalzgraf am Rhein, als des Reiches Truchseß, der beym Krönungszug den Reichsapfel trug und beym Mahl die Schüsseln aufsetzte; der Churfürst, Herzog von Sachsen-Wittenberg, als des Reiches Marschall, der das Schwert vortrug und den Stall besorgte; der Churfürst, Markgraf von Brandenburg, als des Reiches Kämmerer, der das Scepter vortrug, dem Kaiser das Waschwasser reichte und das Hauswesen besorgte; der Churfürst, König von Böhmen, als des Reiches Schenk, der den Becher auftrug. Diese Churfürsten wählten den Kaiser, der Regel nach zu Frankfurth am Main, und krönten ihn zu Aachen, und zu Nürnberg mußte der Kaiser den ersten Reichstag halten.

Die Churfürsten benutzten ihr Ansehn, wählten solche Kaiser, die ihrer nicht mächtig werden konnten und legten denselben bey der Wahl Capitulationen vor, worin sie sich große Vorrechte ausbedungen. Auch konnten die

Kaiser bald nichts unternehmen ohne ihre Einwilligung, und mußten sich dieselbe durch Briefe oder durch Fürstenversammlungen bestätigen lassen, welche den regelmäßigen Reichstagen vorhergingen oder sie gar ersetzten.

Indeß erhielten die untern Stände ein solches Uebergewicht, daß sie sich mit Gewalt wieder in die Reichstage drängten und dieselben wieder zu wahren Volksversammlungen umschufen. Schon unter dem Barbarossa waren Städte zum Reichstag gezogen worden; es geschah später immer öfter, doch nur ausnahmsweise, bis im 15ten Jahrhundert alle Reichsstädte als echte Reichsstände Sitz und Stimme auf dem Reichstag erhielten. Auch die unabhängigen Ritter machten sich je mehr und mehr geltend und erhielten das gleiche Recht, doch erst im 16ten Jahrhundert.

Die Reichstagsverhandlungen wurden aber durch die Freiheiten, die alle Stände für sich genossen, sehr eingeschränkt. Jeder Stand regierte sich selbst und gab sich selbst Gesetze. Der Reichstag hatte daher nichts anders zu thun, als den Kaiser zu wählen oder abzusetzen, die innern Fehden der Stände durch Landfrieden wenigstens auf kurze Zeit zu beschwichtigen, Friedensstörer und Reichsverräther in die Acht zu thun, d. h. aus dem Reichsverband auszuschließen und als Feind zu behandeln, endlich Krieg und Frieden zu schließen. Der Reichstag war aber nur selten vollzählig oder einig, und die Parthey, gegen welche ein Beschluß gefaßt wurde, stets bereit, sich mit Gewalt zu widersetzen. Nicht mehr des Kaisers Machtspruch von oben, nur das Gleichgewicht der Kräfte von unten erhielt das Ganze beysammen.

Kapitel CCLXXXVI.

Gesetze.

Alle Gesetze bestanden aus Verträgen oder Privilegien.

Vertragsgesetze waren 1) Concordate zwischen Papst und Kaiser. Der Kaiser verlor darin immer mehr an die Kirche und dem kanonischen Recht erwuchsen daraus wesentliche Zusätze. 2) Reichsgesetze zwischen Kaiser und Reichsversammlung auf Reichstagen abgeschlossen, dasselbe was ehmals die Capitularien gewesen, jetzt größtentheils nur noch Landfriedensschlüsse, Reichsabschiede, für bestimmte Zeit die Ordnung des Reichs herstellend. Einer umfassenden Gesetzgebung, wie sie z. B. Friedrich II einführen wollte, widerstand der unabhängige Sinn der Stände. 3) Capitulationen, Bewilligungen, Willebriefe, Erb- und Theilungstraktate zwischen Kaiser und mächtigen Fürsten abgeschlossen. 4) Lehnrechte, zwischen Lehnsherren und Lehnsträgern abgeschlossen. 5) Landrechte, zwischen Fürsten und Landständen verabredet. 6) Bundesgesetze der Ritter- und Städte- und Bauernbündnisse. 7) Gemeinderechte der Städtebürger und Bauerschaften.

Privilegien wurden vom Kaiser, aber auch von Fürsten ertheilt und betrafen immer nur einzelne Vorrechte.

Der verwirrten weltlichen Gesetzgebung stand die kanonische eben so klar und ausgebildet entgegen als die Kirche dem Kaiserreich selbst. Eine neue vortreffliche Sammlung aller Kirchengesetze veranstaltete Gratianus 1151 und die Universitäten beschäftigten sich lebhaft mit der Erlernung und Aufklärung dieses Rechtsfaches.

Um auch in die weltlichen Gesetze Ordnung zu bringen, schien namentlich den Hohenstauffen nichts schicklicher, als das römische Recht vollkommen einzuführen, da man ohnehin von dem Grundsatz ausging, das

deutsche Reich sey nur eine Fortsetzung des römischen. Friedrich I und II gaben sich besondre Mühe, mit Hülfe des römischen Rechts von oben her auf die deutschen Rechte einzuwirken und begünstigten das Studium dieses Rechts, das seit Heinrich V durch den großen Juristen Irnerus (Werner) auf der Universität Bologna eingeführt worden, in jeder Weise. Dennoch konnte das römische Recht, das auf eine strenge Monarchie berechnet war, bey den Deutschen, die damals in jeder Hinsicht Republikaner waren, nicht durchdringen und erst einige Jahrhunderte später mit der monarchischen Fürstengewalt herrschend werden.

Dagegen versuchten die Deutschen selbst, allgemeine Gesetzbücher aus den vielen einzelnen zusammenzusetzen. So sammelte zuerst Eike (Ecco, Ekhard) von Repcow auf Veranlassung des Grafen Hoier von Falkenstein alle Hauptgesetze und Rechte der Sachsen unter dem Namen des Sachsenspiegels zugleich in lateinischer und niederdeutscher Sprache 1215. Darin war Kaiserrecht, Lehnrecht, Landrecht und alles Herkommen in Rechtsachen verbunden und jeder Sachse konnte sich darin für alle Rechtsfälle Raths erholen. Wo der Sachsen altes Recht den neuen Papstsatzungen widersprach, ward es vertheidigt und behauptet, weshalb der Papst viele Titel dieses Rechtsbuches verwarf. Wiewohl nun der Sachsenspiegel keineswegs vom Reich erlassen oder bestätigt worden, auch lange nicht vollständig alle deutschen oder nur sächsischen Rechte umfaßte, ja sogar in ziemlicher Unordnung abgefaßt war, so ward doch das Bedürfniß nach einem solchen allgemeinen Gesetzbuch so lebhaft gefühlt, daß dies Buch sogleich den höchsten Ruhm erlangte, unzähligemal abgeschrieben und mit örtlichen Veränderungen und Zusätzen vervollständigt wurde. Schon 1282 erschien es in neuer Gestalt als Schwabenspiegel, wobey

nur das verändert wurde, was in der Ansicht der Zeit anders geworden oder was auf Schwaben oder Sachsen insbesondre sich bezog, bald darauf mit neuen Zusätzen als s. g. Richtsteig und als Kaiserrecht. Allen diesen liegt der Sachsenspiegel zum Grunde.

Unter den besondern Rechten ward das Longobardische Lehnrecht von 1235 und das österreichische Landrecht von 1250, die Stadtrechte von Soest und Lübek und das friesische Bauernrecht am berühmtesten. Davon bey den einzelnen Ständen.

Kapitel CCLXXXVII.

Gerichtswesen.

Es erhielt sich noch vieles von den altgermanischen Rechtsgrundsätzen. Das Wergeldsystem war wenigstens noch in gewissen Fällen Richtschnur. Immer noch konnten Streitende sich mit Umgehung des ordentlichen Gerichtes unter einander selbst oder durch gewählte Schiedsrichter vergleichen. Ueberhaupt galt noch immer der Grundsatz, daß ohne Klage des beleidigten Theiles kein Gericht möglich sey, und es gab durchaus noch keinen öffentlichen oder Staatsankläger. Desgleichen wurden die Gerichte der Regel nach immer noch öffentlich und mündlich abgehalten, vom kaiserlichen bis zum Bauerngericht. Die allgemeine Norm dafür war das alte Schöffengericht. Es gehörte dazu der Richter, die Schöppen, der Frohnbote, der das Gericht ansagte und die Partheien vorbeschied, sodann vor dem Schöppenstuhl der Kläger und Beklagte und umher das Volk. Auch die gerichtlichen Beweise durch Zeugen, Zweikampf und Ordalien blieben beybehalten. Der Zweikampf kam durch das Aufblühen der Ritterschaft ganz vorzüglich in Gewohnheit. Die Feuer- und Wasserproben nahmen dage-

gen allmählig ab. Endlich blieb aus der alten Zeit die Selbſtrache und Fehde bey Verwirrung des Gerichtes beſtehn. Immer noch galt der Grundſatz: man kann niemand zwingen, Gericht anzunehmen; ſo er es aber weigert, mag man ihn als ausgeſchloſſen aus der Gemeinde betrachten; ſo er feindlich gegen Glieder der Gemeinde handelt, mag man ihn als Feind ausrotten. Auf dieſem Grundſatz beruhte die Reichsacht und jede Fehde.

Die veränderten Verhältniſſe brachten jedoch auch immer mehr Neuerungen ins Gerichtsweſen. Schon mit dem Chriſtenthum hatten die Deutſchen, wie wir geſehn haben, einige Hauptgrundſätze des römiſchen und moſaiſchen Rechts angenommen, und dieſe verbreiteten ihren Einfluß auf das deutſche Recht immer weiter. Dies war der römiſche Grundſatz der Zulaſſung von Leibes- und Lebensſtrafen überhaupt, und der Moſaiſche: Aug um Auge, Zahn um Zahn! wodurch jener noch grauſamer angewendet wurde. Wirklich ſtieg in Folge dieſer Grundſätze das mittelalterliche Gerichtsweſen bis ins ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu einer unerhörten Barbarei, wovon die altgermaniſche Zeit, einem reinen und deutſchen Grundſatz folgend, nie etwas gekannt. So kam an alle niedere Gerichte die Gewalt, nicht nur wie bisher bis zu einer gewiſſen Höhe das Wergeld oder die Buße zu beſtimmen, ſondern auch über Haut und Haar zu verfügen, d. h. den Schuldigen ſtäupen, prügeln oder kahl ſcheeren zu laſſen; an alle höhern Gerichte ſodann die Gewalt, über Hals und Hand oder Leib und Leben Urtheil zu ſprechen, d. h. den Schuldigen verſtümmeln oder tödten zu laſſen. Hiebey wurden die moſaiſchen Geſetze zu Grunde gelegt, und in die Strafen die größte Mannigfaltigkeit gebracht. Da war es mit Hängen, Rädern nicht genug. Auch Händeabhauen, Augenausſtechen u. ſ. w. kamen an die Tagesordnung. Die To-

desſtrafe folgte ſtets dem Diebſtahl, jeder Art von Gewalt und Mord, der Falſchmünzerei und Ketzerei. Ketzer wurden ſtets lebendig verbrannt. Auf dieſe barbariſche römiſch-jüdiſche Gerichtspflege übte jedoch der alte Grundſatz des Wergeldſyſtems, nach welchem die Strafe ſich nach dem Range der Schuldigen modificirte, weſentlichen Einfluß. Der Adel wie der Klerus war nicht nur von vielen Klagen gradezu befreit, ſondern auch von vielen Strafen, denen nur Unfreie unterworfen wurden. Um einen hohen Geiſtlichen gewiſſer Sünden zu zeihen, wurden ſo viel Zeugen erfordert, als dabey nie gegenwärtig geweſen ſeyn konnten. Allmählig ward zur Gewohnheit, daß nur Ebenbürtige Kläger ſeyn konnten. Die Kaiſer theilten ſelbſt Privilegien aus, daß dieſer oder jener Ritter nur von einem Ritter angeklagt werden könne. In den Strafen ſelbſt ward derſelbe Unterſchied gemacht, und die Geſchichtſchreiber bemerken es ſtets als Ausnahme, wenn Ritter gehenkt worden, was an einem niedern Stande nicht auffiel.

Durch die Römer kam auch die abſcheuliche Tortur ins deutſche Gerichtsweſen, zuerſt in die Städte. Hiermit erreichte die Barbarei den Gipfel, ſo wie auch unter allen gerichtlichen Uebelſtänden ſie zuerſt, obwohl vor noch nicht gar langer Zeit abgeſchafft worden. Endlich muß bemerkt werden, daß auch die Schreiberei und Heimlichkeit allmählig ins Gerichtsweſen eindrang und die alte Mündlichkeit und Oeffentlichkeit verdrängte, zumal ſeit dem vierzehnten Jahrhundert. Der Anfang ward ſchon früher dadurch gemacht, daß ſchriftliche Urkunden als gerichtliche Beweiſe angenommen wurden. Dann wurden auch die wichtigſten Urtheile ſchriftlich abgefaßt, um ſie zur Kunde zu bringen. Als endlich das Gericht nicht mehr durchgängig lehnweiſe vergeben, ſondern an beſtellte Beamtete unter engere Aufſicht der Lan-

desfürſten übertragen und die Appellationen in regelmäßigen Gang gebracht wurden, mußten ſich die Stellvertreter beym wirklichen Inhaber der Rechtsgewalt, der Hofrichter beym Kaiſer, der Landrichter beym Fürſten u. ſ. f. und wieder das niedre Gericht beym höhern durch Protocolle, Relationen, Proceßacten rechtfertigen und wieder durch Controllen in Aufſicht halten, durch Receſſe beſcheiden laſſen. Je mehr aber das römiſche, dem Volk unbekannte, Recht ſich eindrängte, je mehr nur überhaupt die deutſchen Rechte verwickelt wurden, deſto weniger konnte das Volk ſeinen Einfluß, ſeine Aufſicht bey den Gerichten behaupten und die Heimlichkeit trat mit dem Geheimniß oder der Unkunde des Rechts von ſelber ein.

Kapitel CCLXXXVIII.

Fehmgericht.

Wie in Friesland, ſo erhielten ſich auch im alten weſtphäliſchen Sachſenſtamm die alterthümlichen Formen am längſten. Dort richteten noch bis auf Heinrich den Löwen die Gaugrafen unter dem Herzog. Als das Herzogthum Weſtphalen dann unter das geiſtliche Regiment von Cölln fiel, blieben die Gaugrafen beybehalten, nur daß ſie ſeitdem vom Erzbiſchof belehnt wurden. Das Gericht, das ſie nach alter Weiſe unter freiem Himmel mit Zuziehung gewählter Schöppen im Beyſeyn der freien Bauern hielten, ward zum Unterſchied von Sind- und Landgericht das Freigericht genannt, der Gerichtsſtuhl Freiſtuhl, der Graf Freigraf, die Schöppen Freiſchöppen. Sie übten nach altem Recht den Blutbann und waren frey von jedem geiſtlichen, Fürſten- Lehns- oder Stadtgericht. In jedem Gau waren mehrere Stühle, entſprechend den alten Centen.

Im dreizehnten Jahrhundert aber kam über dies Gericht ein andrer Geist und es entstand daraus das Fehmgericht (s. v. a. Obergericht) oder das heimliche Gericht, Stillgericht (secreta judicia). In den letzten Zeiten der Hohenstauffen nahm das Faustrecht dergestalt überhand, daß ein strenges Gericht höchst wünschenswerth wurde. Oeffentlich konnte dies nicht geschehn, weil man jedem Richter, er mochte Fürst, Geistlicher, Adliger, Bürger oder Bauer seyn, Partheilichkeit für seinen Stand vorgeworfen haben würde, und weil die Beschuldigten oder Bestraften an den Richtern gerächt, ein strenges Gericht, das sich öffentlich kund gegeben hätte, überhaupt bald ausgerottet worden wäre. Es zeigte sich also ein Bedürfniß rechtliebender Männer, sich in eine heimliche Innung zu verbinden, um heimlich zu richten und zu strafen. Dies Bedürfniß scheint zuerst von den Erzbischöfen von Cölln, namentlich von Engelbrecht, als er Reichsverweser war, gefühlt worden zu seyn. Das Freigericht aber, das am unabhängigsten dastand, eignete sich am besten, dem neuen Zwecke zu dienen. Es kam allmählig in die Hände der zum Recht Verschwornen oder »Wissenden« an deren Spitze der Erzbischof von Cölln stand, nahm eine neue Gestalt an, breitete sich in dieser neuen Weise bald in ganz Westphalen aus und nachher im übrigen Deutschland, so daß man im 14ten Jahrhundert an 100,000 Wissende zählte.

Ein feierlicher Schwur verband die Wissenden. Ein Verräther ward sieben Fuß höher gehängt, als ein anderer Verbrecher. Sie theilten sich in vier Klassen. Vom ersten Range war der Stuhlherr oder Vorsteher des ganzen Gerichts, ein Fürst, der Erzbischof von Cölln, später sogar der Kaiser selber. Vom zweiten Range waren die Freigrafen, welche der Stuhlherr wählte. Vom dritten Range waren die Freischöppen, welche der Freigraf

wählte. Vom vierten endlich waren die Frohnboten, welche das Gericht und die Beklagten beriefen und die Strafe vollzogen. Alle Wissenden erkannten sich an geheimer Losung.

Es ward kein Geistlicher, mit Ausnahme des geistlichen Fürsten, kein Jude, kein Weib und kein Knecht unter die Wissenden aufgenommen, aber auch vor diesem Gericht nicht verurtheilt. Nur freie Laien wurden hier von ihres Gleichen gerichtet. Auch wurden nur solche Klagen angenommen, die von einem andern Gericht nicht erledigt worden waren oder werden konnten. Diebstahl, Mord, Raub, Gewalt, Kirchenfrevel, Ketzerei, schlechter Lebenswandel waren die wichtigsten Gegenstände der Klage.

Das Gericht versammelte sich heimlich. Ein Wissender trat als Kläger auf. Der Beklagte ward dreimal vorbeschieden. Appellation fand nicht Statt, außer wenn das Gericht getheilt war, und dann nur an Kaiser oder Papst. Wenn der Beklagte nicht erschien, so reichte der Eid des wissenden Klägers hin, ihn als schuldig zu verurtheilen. Wiederum konnte jeder Wissende, der selbst angeklagt worden, sich durch bloßen Eid reinigen. Wer aber verurtheilt oder verfehmt worden, den traf die Strafe eben so heimlich, als er vor Gericht gefordert worden. Man fand in nicht langer Zeit seine Leiche, in welcher ein Dolch steckte mit dem Zeichen SSGG (Stock, Stein, Gras, Grein).

Dies Gericht verbreitete große Furcht und wirkte sehr heilsam gegen Willkühr und Faustrecht. Indem es auf ein wesentliches Bedürfniß der Zeit gegründet war, sich der Gerechtigkeit befleißigte, an Zahl der Wissenden immer zunahm, sich sogar durch den Namen Karls des Großen, auf den es seinen Ursprung zurückzuführen suchte, ein Ansehn gab und im 14ten Jahrhundert die

Kaiſer ſelbſt unter die Wiſſenden aufnahm, gewann es eine ſo ausgedehnte Gewalt, daß die Fürſten ſelbſt davor zitterten. Zugleich drang aber auch Misbrauch ein und im 16ten Jahrhundert hörte das Fehmgericht von ſelbſt wieder auf, da es nicht mehr zu den übrigen Staatseinrichtungen paßte. Dortmund in Weſtphalen blieb immer der Hauptſtuhl der Fehme; die erſten geſchriebenen Geſetze gab ſie ſich am Anfang des 15ten Jahrhunderts.

Kapitel CCLXXXIX.

Fürſten und Herren.

Ein glänzender Kreis von hohem Adel, im Beſitz geiſtlicher und weltlicher Würden und Länder umgab den Kaiſerthron, der allemal einem aus ihrer Mitte zu Theil ward. Zu dieſem hohen Adel gehörten die vier erſten Heerſchilde und aus dem fünften fanden nicht ſelten Erhebungen in den vierten Statt. Sie waren einander ebenbürtig, denn Kaiſer, Könige, Fürſten konnten die Tochter eines Grafen, der Graf die Tochter des Kaiſers ſelbſt heirathen. Sie waren alle ſemperfrei, d. h. ſendbar frei und durften vor kein Gericht gezogen werden als vor das Kaiſerliche. Sie waren reichsunmittelbar und erſchienen in Perſon auf den Reichstagen. Sie konnten Ritter zu Vaſallen und Miniſterialen annehmen.

Dem Titel und der Macht nach unterſchieden ſich zwar die Reichsfürſten mit dem Fahnen- und Scepterlehn von den Grafen und Freiherren, freien Standesherren, Baronen; doch wechſelten ſie häufig mit dem Range. Die Söhne von mächtigen Fürſten wurden durch Theilungen unbedeutende Grafen, z. B. die von Anhalt, und einzelne mächtige Grafen erhoben ſich wieder zu Fürſten, ſo die von Brabant, Luxenburg u. ſ. w. Erſt

ſpäter unterſchied man auf den Reichstagen genau die Fürſtenbank und Grafenbank. Die unmittelbaren Herren ahmten die Fürſten nach, nur in einem kleinern Gebieth, und ſo entſtanden neben den großen die vielen kleinen und kleinſten Höfe in Deutſchland, die erſt in neueſten Zeiten in die großen übergegangen.

Dem Titel nach umfaßte das römiſch-deutſche Kaiſerthum folgende Fürſtengebiete: 1) Königreiche. Der Kaiſer ſelbſt war ſo lange nur deutſcher König, bis er die Kaiſerkrone vom Papſt empfangen; und dann konnte ſein Sohn und Nachfolger den Titel eines deutſchen Königs beſonders führen. Vom Königreich Burgund und der Lombardie blieb dem Kaiſer der Titel. Die Königreiche Böhmen, Ungarn, Neapel und Sicilien wurden als Theile des deutſchen Reichs angeſehn, auf kurze Zeit auch Dänemark und Polen. 2) Herzogthümer. Braunſchweig, Weſtphalen, Meklenburg, Pommern, Sachſen (Wittenberg und Lauenburg), Schleſien (Breslau, Liegnitz, Oppeln, Glogau, Schweidnitz, Teſchen, Wohlau, Brieg, Sagan, Oels, Troppau, Jägerndorf, Jauer, Münſterberg, Neiſſe) Oeſterreich, Kärnthen, Baiern, Brabant, und abwechſelnd einige italieniſche. 3) Die Pfalzgrafſchaft am Rhein. 4) Die Markgrafſchaften Brandenburg, Meißen, Toscana, Ancona. 5) Die Landſchaften Thüringen und Heſſen. 6) Grafſchaften in großer Menge. 7) Erzbisthümer, Bisthümer und Abteyen, die wenigſtens ein Drittel alles Grund und Bodens inne hatten. Die Titel änderten zum Theil. So wurden im 14ten Jahrhundert die Grafſchaften Geldern, Luxenburg, Jülich, Berg zu Herzogthümern und die von Henneberg, Naſſau, Saarbrück und die Burggrafſchaft Nürnberg gefürſtete Grafſchaften. Reichsfürſt war auch der jedesmalige Hochmeiſter des deutſchen Ordens.

Den Geſchlechtern nach treten nach dem Untergange der Hohenſtauffen und Babenberger folgende fürſtliche Häuſer hervor, das alte Geſchlecht der Welfen in Braunſchweig, derer von Wittelsbach in Baiern, derer von Ballenſtädt in Brandenburg und Anhalt, der Zähringer in Baden, derer von Wettin in Meißen, derer von Löwen in Brabant und Heſſen, dann die ſlaviſchen des Niklot in Meklenburg, des Piaſt in Polen und Schleſien und das pommeriſche und böhmiſche, das von Arpad in Ungarn, das franzöſiſche von Anjou in Neapel, Sicilien und bald auch der Provence. Unter den bisher minder bedeutenden Geſchlechtern erheben ſich ſeit dem 13ten Jahrhundert die gräflichen von Habsburg in der Schweiz, von Hohenzollern, Würtemberg, Fürſtenberg, Hohenlohe in Schwaben, von Naſſau, Katzenelnbogen am Rhein, Luxemburg, Flandern, Geldern, Holland in den Niederlanden, Holſtein, Oldenburg, Waldeck, Stollberg, Mansfeld, Schwarzburg, Reuß in Sachſen, Savoien, Burgund (franche comté), Welſch-Neuenburg (Neufchatel) in Burgund u. ſ. w.

Kapitel CCXC.

Landeshoheit.

Die Gewalt der Fürſten über ihr Erbland oder ihre Landeshoheit war theils die lehnsherrliche, theils die altherzogliche, theils die altgräfliche. Als Lehnsherr gebot der Fürſt nur über ſeine unmittelbaren Vaſallen, von denen alſo alle Geiſtlichen, alle unmittelbaren Grafen und Ritter, die Reichsſtädte und freien Bauern ausgeſchloſſen waren, wenn ſie auch ſein Land überall durchkreuzten. Als Herzog hatte der Fürſt das Banner und bot zum Heerzug auf. Aber die alten Herzogthümer waren in mehrere Fahnlehne zerfallen und die Reichsunmit-

telbaren zogen unter dem Banner des Reichs ſelbſt aus, ſo daß den Fürſten wieder nur ihre Vaſallen folgten. Als Graf hatte der Fürſt das Gericht, aber ebenfalls nur über ſeine Vaſallen, da die Geiſtlichen und alle Reichsunmittelbaren davon ausgeſchloſſen waren. Vom Fürſtengericht ſelbſt aber wurde wieder das Gericht in Lehnsſachen und Gemeindeſachen getrennt, was den Vaſallen und Gemeinden ſelbſt überlaſſen blieb. So beſchränkte ſich jene richterliche Gewalt nur auf perſönliche Verbrechen oder Händel. Da aber die alten Grafen eine ganz andre Beſtimmung erhalten, ſo traten an ihre Stelle Beamtete, vom Fürſten ernannte Richter. Der oberſte Richter im Lande war der Fürſt ſelbſt, oder ſein Stellvertreter, der Vitzthum (vicedomus) auch Landeshauptmann genannt. Von ihm war der Landrichter, der in Lehnſachen des Fürſten Stelle vertrat, und der Hofrichter, der über die Privatbeſitzungen des Fürſten geſetzt war, zuweilen verſchieden, zuweilen auch eine Perſon mit ihm. Viele Fürſten erwarben das Vorrecht, daß von ihren Gerichten nicht mehr an den Kaiſer appellirt werden durfte (privilegia de non appellando). Doch blieb der Kaiſer noch immer allein Quelle der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt, ſo daß eben ein ſolches Privilegium nur als Ausnahme galt, und daß der Kaiſer, ſo oft und wie er wollte, im ganzen Reich, auch fürſtlichen Unterthanen, neue Privilegia ertheilen konnte. Unter dem Oberlandesgericht ſtanden beſondre Landgerichte, dem alten Gaugericht entſprechend, (judicia provincialia) die ein Landvogt verſah, und unter dieſem wieder gleich den alten Centgerichten die Vogteien oder Aemter mit Vögten und Amtmännern. Die niedern Gerichte urtheilten über die geringern Vergehn, das Landgericht über peinliche Verbrechen.

Ein neuer Zuwachs der fürstlichen Macht waren die Regalien, welche die Kaiser ihnen überlassen mußten, Zölle, Bergwerke u. s. f.

Die kleinen Herren, die durch den Verfall der Herzogthümer unmittelbar geworden, machten auch ihr Gericht von den Fürsten unabhängig, so wie die Geistlichkeit und die Städte, und suchten desfalls emsig beym Kaiser um Privilegien nach. Da bekam bald jeder kleine Grafensitz, jedes Kloster, jede Stadt, mit ihrem eignen Banner und kleinen Fürstenhof auch ihren eignen Galgen und Scharfrichter. Das ganze große Reich zerfiel in unzählige kleine Reiche. Der große Fürst that dem Kaiser nach und der kleine Abt, Graf, Freiherr wieder dem Fürsten und seine Macht war in der That dieselbe, nur auf einen engen Raum beschränkt.

Am uneingeschränktesten waren die Fürsten in den slavischen Grenzlanden, wo der Geist persönlicher Unabhängigkeit nicht so tief im Volk eingewurzelt war; daher auch die Fürsten von Brandenburg, Böhmen und Oesterreich bald alle andern an Macht übertrafen. In den deutschen Westländern gab es desto mehr kleine Herren. Ueberall aber hatten die Fürsten, nachdem sie den Kaiser von sich abhängig gemacht, mit den untern Ständen einen langen Kampf zu bestehn, der aber die für sie so günstige Einrichtung der Landstände zur Folge hatte.

Kapitel CCXCI.

Landstände.

Alle Verhältnisse des Reichs wiederholten sich im kleinen in den einzelnen Ländern. Wie der Kaiser dort dem Papst, den Fürsten, dem Adel, den Städten und Bauern gegenüber stand, so traten hier den Fürsten, Bischöfen, Aebten, Herren wieder Ritter, Bürger

und Bauern entgegen. Wie die Stände sich im Großen tummelten und an einander rieben, so wieder in jedem Lande besonders. Wie sie aber das allgemeine Reich doch zu einem unauflöslichen Ganzen verband, so konnten sie auch je in den einzelnen Ländern sich nicht von einander losreißen, und Stammverwandtschaft, Nachbarschaft, Lehnsverhältniß, wechselseitige Bedürfnisse führten jeden Kampf immer wieder zur Herstellung der Einheit. Die Eigenthümlichkeit der Stämme waltete noch vor und zog mit der Gewalt des Naturtriebes die Stammsgenossen aneinander. Dies knüpfte sie mit einem neuen festen Bande an den Lehnsfürsten, den sie gern wieder als ihren alten Stammfürsten betrachteten. Wie heftig auch die Stände im engen Raum eines Fürstenthums sich bekämpften, so zwang sie doch eben diese Nothwendigkeit des Beysammenlebens, sich endlich zu vertragen. Auch dies verknüpfte sie dem Landesfürsten. Der Fürst seinerseits sah nur im Frieden mit seinem Lande die Möglichkeit sich zu erhalten und seine Macht zu erweitern, stand daher den Ständen alle billigen Rechte zu. So bildeten sich Verträge zwischen den Ständen eines Landes und dem Fürsten desselben, die den großen Reichstag im Kleinen nachahmten. Dem Fürsten trat sein Landtag zur Seite, wie dem Kaiser der Reichstag.

Die Landtage waren wesentlich unterschieden von den Hoftagen, die nur die Vasallen angingen, von der alten Heerschau, von den alten placitis oder Gerichtstagen und von den Bundesversammlungen, die damals so häufig waren, indem sich Fürsten, Adel, Städte wider einander vereinigten. Den letztern entsprachen die Landtage am meisten, doch so, daß sie sich nur auf ein Land beschränkten. Nicht nur der lehnspflichtige Adel, auch die Grafen und Herren, sodann die Bischöfe und Aebte und die Städte, gingen mit dem Fürsten Verträge ein,

die den wechſelſeitigen Vortheil, die Einheit und Ruhe des Landes, darin ſie zuſammenlebten, die Ehre des Stammes, dem ſie angehörten, bezweckten. Erſt ſchloſſen ſie nur einzeln beſtimmte Verträge für gewiſſe Zwecke. So bewilligten 1302 die Herren und Ritter von Oberbaiern ihrem Herzog eine Steuer, 1307 auch die Geiſtlichkeit und die Städte, doch jeder Stand für ſich, und erſt 1396 traten alle drey Stände zu gemeinſamen Zwecken in einen Landtag zuſammen.

Der vierte oder Bauernſtand war nur noch in wenigen Ländern mitten unter den übrigen Ständen frei, um zum Landtag zugezogen zu werden, als Landſtand Sitz und Stimme zu führen. Dies geſchah in Tyrol, Würtemberg, Kempten, Hadeln, Hoia, Baireuth.

Auf den Landtagen ſicherten ſich die Fürſten und Stände ihre Rechte und wechſelſeitigen Schutz. Die Stände erkannten den Fürſten als ihr Haupt, ſicherten ſeinem Geſchlecht die Nachfolge, bewilligten ihm Steuern und Heerfolge; der Fürſt aber durfte kein Vorrecht eines einzelnen Standes oder einer Perſon antaſten, durfte ſein Erbe nicht theilen oder darüber anders verfügen, als die Stände wollten, durfte keine Steuer fordern, wenn die Stände ſie nicht bewilligten, durfte keinen Krieg unternehmen, wenn ihn die Stände nicht gebilligt hatten.

Kapitel CCXCII.

Slaviſche Länder.

Die dem Reich zugewandten ſlaviſchen Fürſtenthümer unterſchieden ſich von den echt deutſchen dadurch, daß ihnen der freie Bauernſtand und auch größtentheils der Bürgerſtand gänzlich fehlten. Außer in Böhmen, an der Oder und an den Oſtſeeküſten gewannen die ſlaviſchen

Städte niemals große Bedeutung. Ein angeſtammter Fürſt, meiſt von einem übermüthigen Adel gewählt und abhängig, der Adel auf Stammſchlöſſern in größerm oder kleinerm Landbeſitz und mit den Würden und Aemtern des Landes begabt, ein mächtiger Clerus zwiſchen beyden und unten der leibeigne Bauernſtand, bildeten die Elemente der Verfaſſung, die weit einfacher war, als die deutſche. Dort ſah man nichts von jener unzähligen Menge von Städten und freien Gemeinden, wie in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein, durch welche das Land ins unendliche zerſtückelt wurde; ſondern nur große Ländermaſſen, die durch den allein herrſchenden Adel zuſammenhingen.

Meißen, Brandenburg, die Lauſitz, Oeſterreich, Kärnthen, Meklenburg und Pommern nahmen faſt gänzlich deutſches Weſen an, doch Bürger und Bauern gelangten hier bey weitem nicht zu dem Anſehn, wie in den rein deutſchen Ländern. In Böhmen übte der Adel große Gewalt über den König, doch wußte dieſer einen Bürgerſtand zu gründen, wie ihn die außerordentliche Geiſtesbildung der Böhmen verlangte, wodurch ein ganz eigenthümliches Leben in das Volk kam. Mähren richtete ſich immer nach Böhmen. Schleſien war unter eine Menge kleiner Fürſten vertheilt, eben deshalb der Adel nicht ſelbſtändig genug. Die Landſtädte waren ganz ohne Bedeutung, der Bauer leibeigen. Nur Stadt und Biſchof von Breslau waren mächtig genug, den kleinen Fürſten beſtändig die Spitze zu bieten. Polen war eine Zeitlang durch die Mongolen und durch die Theilungen der Piaſten zerrüttet, bis am Ende des 14ten Jahrhunderts die lithauiſche Familie der Jagellonen zum Thron gelangte. Auch hier war der Adel überaus mächtig, ein Bürgerſtand nicht vorhanden, der Bauer in tiefſter Knechtſchaft.

Preußen und Liefland wurden vom deutſchen Orden regiert. Marienburg war Hauptſitz des Ordens, Liefland als Provinz durch eine beſondre Landmeiſterſchaft verwaltet. Die Küſtenſtädte waren von Deutſchen gegründet, frei, mächtig und im Hanſabunde. Das Land aber ward zur tiefſten Sklaverei erniedrigt, ſein Adel ausgerottet. Alle Eingebornen waren vom Orden, von Aemtern und Würden ausgeſchloſſen und wurden nur als Bauern und niedre Handwerker geduldet.

In Ungarn wohnten Madjaren, Slaven, Deutſche, Zigeuner, Juden, Tataren durcheinander. Auch hier behauptete jedoch der Adel das Uebergewicht und zwang 1222 dem König Andreas einen Vertrag ab, der den König gänzlich abhängig machte. Böhmen, Polen, das deutſche Ritterreich und Ungarn waren Wahlreiche und ihre Fürſten wurden als deutſche Reichsfürſten vom Kaiſer belehnt. Nur Polen und Ungarn beſtritten dies.

Kapitel CCXCIII.

Ritter.

Die Ritter im engern Sinn bildeten den fünften und ſechsten Heerſchild und waren entweder mittelfrey, d. h. unmittelbar, oder gemeine Ritterſchaft, d. h. Vaſallen der Fürſten und Herren.

In den Mittelfreien erneuerte ſich das alte Verhältniß der Allodbeſitzer und erweiterte ſich wieder, in dem Maaß als es beſchränkt worden. Der Lehnsherrlichkeit des Herzogs entledigt ſetzten ſich die Ritter des Landes ſo gut auf eigne Hand, als die Grafen und Herren, Städte und Bauerſchaften, beſonders in Schwaben und am Rhein, wo noch keine großen Fürſten aufgekommen. Dieſe Ritter bekümmerten ſich in der Regel weder um Fürſten noch um Kaiſer, beugten ſich der Uebergewalt, wenn

ſie mußten, und brachen ſchnell den Landfrieden wieder, wenn ſie konnten. Sie waren in der That wieder, wie in alter Zeit, Papſt und Kaiſer auf ihrem kleinen Eigenthum, und von den Fürſten und Herren nur dadurch verſchieden, daß ſie nicht ſo viel Eigenthum beſaßen, daß ſie denſelben nicht ebenbürtig waren und daß deshalb auch wieder kein ihnen ſelbſt ebenbürtiger Ritter ihr Vaſall werden wollte. Jeder Mittelfreie konnte jedoch Freie zu Vaſallen annehmen, und wenn er die Umſtände zu benutzen verſtand, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, ſich in den Stand der Herren zu erheben, ſo daß mancher Ritter ein Freiherr oder Graf wurde, wie mancher Graf ein Fürſt. Die Unabhängigkeit behaupteten dieſe Ritter zunächſt durch ihre feſten Burgen, worin ſie ſich gegen jeden Angriff verſchloſſen, und gegen größere Feinde durch Bündniſſe, davon wir die wichtigſten in der Geſchichte kennen lernen werden. Aus dieſen ſtarken Verbindungen der freien Ritterſchaft erzeugte ſich eine ſelbſtändige Macht, die im Reich ihr Recht anſprach ſo gut als die Macht der Kirche, der Fürſten und Städte. Wie zuerſt die freien Reichsſtädte, ſo erhielt bald darauf auch die freie Reichsritterſchaft als ſelbſtändiger Standeskörper Sitz und Stimme auf dem Reichstag.

Die gemeine Ritterſchaft beſtand aus dem Lehnsadel auf dem Lande, oder aus Miniſterialen an den Höfen und war dem zweiten, dritten und vierten Heerſchild untergeben. Nicht nur weltliche Fürſten, auch Grafen und Herren und wieder Biſchöfe und Aebte beherrſchten dieſe Ritter, in denen das alte Verhältniß der Aftervaſallen fortdauerte, doch ſo, daß ihre Lehne ſo gut erblich geworden, wie die der Herren ſelbſt. In dieſen Vaſallen regte ſich indeß derſelbe Geiſt der Unabhängigkeit und von ihren feſten Bergſchlöſſern herab trotzten ſie ſelbſt ihren Herren. Auch Verbindungen gingen ſie ein, na-

mentlich um Burgfeſten zu gründen, wenn der Einzelne zu arm dazu war. So legten mehrere auf gemeinſame Koſten und zu gemeinſamem Beſitz und Erbe Schlöſſer an, wo ſie zuſammen wohnten und ſich unabhängig zu erhalten ſuchten. Jedes ſolche Gemeinerbe ward eine Gauerbſchaft genannt. Man erzählt, daß einſt in einer ſolchen Burg fünf Ritterfamilien zuſammengewohnt, die im ganzen hundert Kinder gewonnen hätten. Aus vielen Fehden der Vaſallen mit den Herren erzeugte ſich endlich ein Vertrag zwiſchen beyden, in welchem die erſtern die Nothwendigkeit der Einheit und des fürſtlichen Schutzes, die andern die Nothwendigkeit einer größern Freiheit des Adels anerkannten, und woraus das Verhältniß der Landſtände hervorging.

Kapitel CCXCIV.

Ritterliche Sitte.

Die Ritterſchaft im weiteſten Sinn (ordo militaris, militia) war Orden der chriſtlichen Helden und umfaßte demgemäß auch den dritten und vierten Heerſchild und aus dem ſiebenten viele freie Bürger und Bauern, ja der Kaiſer ſelbſt war Ritter und empfing den Ritterſchlag. Nur Geiſtliche und Unfreie waren ſchlechterdings von der Innung der Waffen ausgeſchloſſen. Der Haß des Adels gegen die freien Bauern ſchloß zwar dieſe von der ritterlichen Würde, wo es anging aus; in Friesland aber und in der Schweiz, wo der Bauer den Meiſter ſpielte, blieb auch die Ritterſchaft beſtehn. In den Städten wurden die Patrizier erſt dann für unritterlich erklärt, als ſie von den Zünften der Handwerker unterdrückt wurden, doch öffnete der gelehrte Stand den Bürgerlichen abermals die Ritterwürde, indem ſie jedem

Doctor verliehen ward, und eben ſo ſeit dem 14ten Jahrhundert das Aufkommen der Adelsbriefe.

Das Ritterthum beruhte noch weſentlich auf dem altheidniſchen Heldenthum, und perſönliche Tapferkeit war das erſte, was vom Ritter verlangt wurde, das Schwert ſein Zeichen, der Krieg ſein Leben. Die ritterliche Waffenſchule war ganz den alten Heldengilden nachgebildet. Man lernte zunftmäßig das Waffenhandwerk bis zum Ritterſchlag, der die Meiſterſchaft beurkundete, und jeder Fürſt und Kaiſer ward verachtet, der nicht ein gelernter Ritter war, ganz wie bey den Germanen. Auch die abentheuerlichen Fahrten kehrten wieder. Der Jüngling zog aus, dem verſuchteſten Ritter zu dienen, bey ihm zu lernen; dann wieder der Ritter, um ſeine Heldenkraft leuchten zu laſſen durch alle Länder, in allen Turnieren den erſten Preis zu löſen, den Ruhm der Unbeſiegbarkeit zu erringen. Auch die alte Berſerkerwuth der Helden kennt das Mittelalter noch und nennt ſie die deutſche Wuth (furor teutonicus). Eben ſo unzertrennlich vom alten Heldengeiſt war der Sinn der Unabhängigkeit, der Höhenſinn und der Naturſinn der Ritter. Nichts anders war es, was dieſe unbändigen Ritter im Gefühl unbeſieglicher Heldenkraft alle Geſetze ſtolz verſchmähen ließ und jenes Fauſtrecht gründete und den Fehdegeiſt, und den kühnen Trotz, von einem kleinen Felſenneſt herab die ganze Welt zu verachten und furchtlos alles zu befehden und zu bekriegen, nach dem Wahlſpruch des wildeſten von allen, Eberhards von Würtemberg: Gottes Freund und aller Welt Feind! So ganz aller Zahmheit abgeneigt, ein Geſchlecht königlicher Adler horſteten ſie hoch auf den Bergen und ihr Geiſt war in gleichen Höhen nur heimiſch, verachtend was in der Tiefe mühſam ein dunkles Leben hinſchleppt. Jener wunderbare Höhenſinn, der ſie zu den ſonnigen Berggipfeln

trieb, um dort die ſtolzen Burgen zu gründen, von dort übermüthig auf alles andre Volk niederzuſchauen, von dort die Thäler zu beherrſchen, wie die Gipfel ſelbſt, war noch ganz aus dem Heidenthum herübergepflanzt, das ebenfalls die Berge ſich zu Stühlen der Könige, zu Altären der Götter auserkoren. Nicht minder aber lebte noch jener alte Naturſinn in den Rittern, der vom freien Leben auf den Bergen, vom ſteten Tummeln unter freiem Himmel und von der beſtändigen und faſt ausſchließlichen Uebung des Leibes unzertrennlich iſt, und aus dieſem Naturleben auf ſonnenhellen Höhn, in Wäldern, unter Blumen, erwachte der ſchöne zarte Geiſt der Poeſie, der, nichts Erkünſteltes, aus der Natur ſelber wuchs, die ſchönſte wunderbarſte Blüthe.

Der Naturgeiſt aber, der auf dieſe Weiſe in unverfälſchter Kraft aus grauem Alterthum wie das Land und ſeine Berge, Wälder, Ströme unzerſtörbar ausgedauert, ward von oben her durchleuchtet, verklärt, ſeine wilde Kraft in zarten Feſſeln der Ehre, Sitte, Andacht gemildert durch das Chriſtenthum. Nicht mehr die Kraft allein genügte zur Ehre, ihr ward ein Zweck geſetzt, Vertheidigung des Glaubens, der Frauen und der Unſchuld. Nicht mehr der Sieg allein erwarb den Ruhm, ihm ward eine höhere Bedingung geſetzt, ehrenhafter Kampf, großmüthige Sitte. Nicht mehr das Schwert allein war Zeichen und Ehre des Ritters; es ward unterthan dem Kreuz des Glaubens und der Roſe der Liebe, die mit ihm vereinigt die drey höchſten Symbole des chriſtlichen Ritters bildeten. Im Geſang aber und in der Dichtkunſt verwandelte ſich das Schwert nach einem andern Symbol in den Fidelbogen, und wie dem Heldenkampf ein höheres Ziel gegeben war, ſo ward auch der Heldenſang ein andrer, höherer, heilig nicht dem Schwert

allein in der Heldenſage, auch dem Kreuz im religiöſen Gedicht und in dem Minnelied der Roſe.

Kapitel CCXCV.

Hofdienſt, Turniere, Minne.

Die Höfe des Kaiſers, der Fürſten wurden auf natürliche Weiſe Mittelpunkte des ritterlichen Lebens. Hier ſuchten die Ritter den Glanz, indem ſie ihn den Höfen erſt verliehen. Hier fanden ſie ſich zuſammen, prüften ihre Kräfte, dienten den Damen, lernten feine Sitte. Immer nach dem höchſten ſtrebend liebten ſie die äußern Zeichen deſſelben, Pracht in Palläſten, Sälen, Rüſtungen, Kleidern, und die höchſte Würde der Kraft ſchien wieder nur in edler feiner Sitte zu beſtehn. Die rohen deutſchen Ritter ſahen mit Bewunderung bey Franzoſen, Spaniern, Normannen und ſelbſt bey den Muhamedanern ein feines, adeliges Weſen, das ſie ſich alsbald anzueignen ſtrebten. Sie lernten es an den Höfen auswärtiger Fürſten und brachten es den einheimiſchen. Nur die Höfe konnten Schule dieſer neuen Höflichkeit ſeyn. Hier war Geſelligkeit möglich, die den einſamen Burgen abging. Die Fürſten aber ſuchten wieder den höchſten Ruhm in der glänzendſten Hofhaltung, der gaſtfreiſten Sitte, dem häufigſten Zuſpruch fahrender Ritter, der Abhaltung der zahlreichſten und berühmteſten Turniere, wodurch ſie geehrt und bereichert wurden, denn gern traten die trefflichſten Ritter in des ritterlichſten Fürſten Lehndienſt. Die Ritter ritten zu Hofe, gaben Geſchlecht und Wappen kund, wurden liebreich empfangen und oft lange Zeit behalten, tummelten ſich in Turnieren oder fochten die Fehden des Fürſten aus und pflegten dann mit reichen Geſchenken an Waffen, Kleidern und Roſſen auch wohl Dienern entlaſſen zu werden.

Das wichtigste und erste Geschäft des Ritters blieb immer, seine Kraft und Waffenkunst im Turnier zu erproben. Wenn ein Fürst ein Turnier ausschrieb, strömten die Ritter von weiten Enden herbey. Ein Herold oder Wappenkönig prüfte die Ritterbürtigkeit und Zulässigkeit zum adeligen Werk. Nach feierlichen Begrüßungen begann das Turnier in Gegenwart der Fürsten, der Damen, die den Preis austheilten und unzählbaren Volkes. Boden, Licht und Sonne war gerecht abgetheilt, daß kein Kämpfer im Nachtheil stand. Auch alle Waffen mußten gleich seyn. Turnier bedeutet überhaupt Kampfspiel und es gehörten dazu verschiedene Kampfarten, zu Fuß und zu Roß, mit bloßen Armen, Schwert, Lanze. Die Hauptsache war immer das Rennen oder Lanzenbrechen, wodurch die Kraft vor allem erprobt ward. Die Ritter saßen ganz in Eisen gekleidet auf eisenbedeckten Rossen und rannten mit langen schweren Lanzen gegen einander. Wer den furchtbaren Stoß aushaltend im Sattel sich erhielt, und den Gegner niederwarf, blieb Sieger. Dazu gehörte freilich eine nach unserm Maaßstab fast unglaubliche Leibesstärke und sichre Uebung. Jeder Ritter führte sein besondres Wappen, dazu die Farbe seiner Dame und gewöhnlich auch einen Wahlspruch. Uebrigens waren die Wappen weder eine neue Erfindung, noch gehörten sie dem Adel allein an. Schon die Germanen hatten ihre Wappenschilde, jeder ihrer Stämme, jeder Gau, jedes Geschlecht, und ausgezeichnete Personen wieder für sich, meist Thierbilder, die den alten Göttern entsprachen oder Bezug auf die Natur des Landes oder eine bestimmte Begebenheit hatten. Dasselbe blieb im Mittelalter. Wie das Reich so hatte jeder Stamm seine Wappen und wieder jedes Geschlecht, auch bürgerliche in den Städten, und einzelne Männer wählten sich wieder besondre Zeichen, so Heinrich der Welfe

den Löwen, Albrecht von Brandenburg den Bären. Hierbey muß auch bemerkt werden, daß die Geschlechtsnamen mit dem Vorsatz von anfangs nichts weniger als eine Auszeichnung des Adels waren, indem jeder Bauer sich von dem Ort seiner Geburt oder Wohnung nennen konnte.

Das zweite Geschäft der Ritter an den Höfen war die Ausbildung der Ehre und ritterlichen Sitte. Hier schleifte sich das ungeschlachte viereckte Wesen ab, das sie von ihren Dörfern mitbrachten. Hier ward der noch oft blutgierigen Barbarei der Zügel der Sitten angelegt. Nur ein geläuterter Wille, eine Selbstbeschränkung der Kraft nach dem Gesetz der Ehre konnte das wilde Wesen auf freie Weise und darum am sichersten bändigen; aber nur die Schule der Geselligkeit konnte zum gültigen Sittengesetz erheben, was sonst nur Sache des bessern Gefühls in den Einzelnen gewesen wäre. Man lernte die Pflichten der Ehre neben der Führung der Waffen, ein geistiges Ritterthum neben der Ritterthat. Der rohe Held ward verachtet, wenn er in der Schule der Ehren nicht Meister geworden. Mit derselben Innigkeit und ernsthaft emsigen Genauigkeit aber, mit der die kräftige Natur des Volkes damals alles trieb, was ihm lieb und heilig geworden, ward auch die schwere Kunst der Ehre gepflegt und bis zu einer unglaublichen Feinheit der Unterscheidung ausgebildet. Als in der Folge freilich der lebendige Geist aus dem Ritterthum gewichen, blieb dem Adel nur noch die todte Form der Ehre in ihrer Künstlichkeit zurück, namentlich in der verderbten Sitte des Zweykampfes, und in dem Dünkel der Vornehmigkeit.

Endlich war der ritterliche Frauendienst ein wesentlicher Bestandtheil der Hof- und Ritterſitte. Den Ur-

ſprung nahm er ſchon in der heidniſchen Verehrung der Frauen, verklärt ward er durch das Chriſtenthum, ſchulgerecht zur Kunſt und Sitte in der Geſelligkeit der Höfe in und mit den Geſetzen der Ehre ausgebildet. Nie ein Frauenzimmer zu beleidigen, war das erſte Rittergeſetz, da die Ehre ſchon jedem Starken gebot, den Schwachen zu ſchonen. Den Frauen aber zu dienen, auf ihr Geheiß und in ihrem Namen große Thaten zu vollbringen, ſie zu Schutzgottheiten oder Heiligen zu wählen, unter ihren Farben zu ſiegen und zu ſterben, dazu trieb die göttliche Erſcheinung der Schönheit, Milde, Liebe in den Frauen noch immer, wie in uralter Zeit, und dieſe Schmiegſamkeit unter das zarte Joch ſanfter, zur Demuth und Gottesfurcht erzogner Weiber trug das allermeiſte zur Entwilderung der Sitten, zum Gedeihen eines ſchönen Geiſtes der Bildung und Menſchlichkeit bey. Die Gunſt der Frauen war Sporn, Regel und Lohn der ritterlichen Ehrenthaten; aber wozu Tapferkeit zuerſt berechtigte, was ein edles ehrenhaftes Weſen noch mehr verdiente, das ward erſt völlig errungen durch die Minne. Nicht wer unter Männern zu ſiegen und die Ehre zu handhaben wußte, nur wer zugleich den Umgang und Dienſt der Frauen, das Werben um ihre Liebe oder den Minnedienſt verſtand, durfte des Lohns der Minne, der Gegenliebe und der Hand der Geliebten ſich verſichern. Auch dies ward zu einer Kunſt geſteigert. Die Minne war eine Schule, und der Ritter mußte Liebesproben beſtehn. In zahlloſen Liedern und Geſängen wurden die Regeln der Liebe verkündet, und ihre Fälle mit der genaueſten Umſtändlichkeit verhandelt. Es gab ſogar Minnehöfe von ausgewählten Frauen und ritterlichen Sängern, die mit ſeltnem Scharfſinn über alle Fälle der Minne ihr Urtheil ſprachen. In den romaniſchen Ländern hieß dieſe Kunſt Galanterie; jetzt aber bezeichnet

dieſer Name auch bey uns nur noch das leere eitle Schattenbild der alten Minne.

Kapitel CCXCVI.

Schwäbiſche Ritterpoeſie.

Zwar durchdrang der poetiſche Geiſt des Mittelalters alle Stände; doch ſchloß den Klerus ſein höherer Beruf von der ſinnlichen Richtung aus, der Bürger und Bauer aber, an ſein Handwerk gefeſſelt, war in den freien geiſtigen Höhen noch nicht heimiſch geworden. Nur den Rittern war die unendliche Natur mit allen Reizen aufgethan und das Geiſterreich nicht verſchloſſen. Der höhere Zweck des Ritterordens, die Verbindung mit der Prieſterſchaft in den geiſtlichen Orden und in der Stiftsfähigkeit erſchloß dem Adel die ganze Tiefe der Ideen, die in dem Glauben und den Geheimniſſen der Kirche lagen. Wiederum waren die Ritter innig der Natur und ihrem Geiſte vertraut, ja ſie ſelbſt in männlicher Herrlichkeit die höchſte Blüthe der irdiſchen Natur. Vom Zaubergeiſt des Waldes in ſchöner Einſamkeit der Burgen aufgezogen, nie gefeſſelt an ein mühſeliges Erdenwerk, nur herrſchend und ſpielend in den Reizen der Natur, kraftvoll mit ſtarken Sinnen aufblühend, in Kriegen, auf Abentheuern, im Dienſt der ſchönſten Frauen alles Hohe und Liebliche des Lebens erprobend, waren ſie in den Mittelpunkt des Schönen geſtellt, was die Erde bieten mag. An ſie auch war die Dichtkunſt der Vergangenheit geknüpft; alles Schöne und Heilige alter Sagen rankte ſich an den uralten Stammbäumen der adeligen Geſchlechter fort. Endlich fand der Adel allein Muße genug, den edlen Künſten des Geſangs zu leben, und er allein konnte dieſe Künſte, als nothwendige Bildungsmittel zu vollendeter Perſönlichkeit ſich an-

eignen. Darum war die Poeſie jener Zeit weſentlich Sache der Ritter und trägt wieder das Gepräge der Ritterlichkeit, ſo daß ſie in dem Augenblick eine andre Richtung bekam, als ſie in die Hände der Bürger fiel.

In der deutſchen Sprache waren unterdeß im Verlauf der Zeiten zwey Hauptmundarten ausſchließlich herrſchend geworden, die ſchwäbiſche oder deutſche, darin ſich die alemanniſchen, fränkiſchen (und gothiſchen) Mundarten vermiſcht hatten, und die ſächſiſche oder niederdeutſche, auch plattdeutſche genannt, die von den ſächſiſchen Stämmen auf die Wenden überging. Die ſchwäbiſche Mundart nun war wie das Volk, das ſie redete, zur Poeſie mehr geeignet, als die ſächſiſche, aus Gründen, die allein in der Natur liegen. Das Gebirg, der mildere Süden, der nähere Einfluß der ſchönen und hochgebildeten romaniſchen Südländer begünſtigte hier die lieblichen Blüthen der Poeſie, die in dem platten und ſandigen Boden im ſächſiſchen Norden nicht gedeihen konnten. So ſind nur wenige niederdeutſche Gedichte der Ritterzeit zum Vorſchein gekommen, während in ganz Oberdeutſchland und ſelbſt in Thüringen und Schleſien in oberdeutſcher Mundart eine ganze Welt von Liedern erſchloſſen wurde.

Die Blüthenzeit dieſer ſchwäbiſchen Ritterpoeſie beginnt im 12ten und endet im Anfang des 14ten Jahrhunderts, wird alſo durch die Herrſchaft der Hohenſtauffen bezeichnet. Alle Hohenſtauffen ſelber waren Sänger, nicht nur in der ſchwäbiſchen, auch in der italieniſchen Sprache, und einige von ihren Liedern ſind noch erhalten. Die Höfe der Hohenſtauffen waren Sammelplatz und Schulen der ritterlichen Sänger. Auch geringere Fürſten erwarben ſich dieſen Ruhm, vor allen Herrmann, Landgraf zu Thüringen, Leopold, der vorletzte Babenberger in Oeſterreich, Heinrich der Erlauchte von

Meißen, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Wenzel von Böhmen, Johann von Brabant.

Alle Dichter waren Sänger und trugen lebendig im Gesang die Dichtung vor, oft unter Begleitung von Musik. Im Kreise saßen Ritter und Frauen und der Sänger erhob sich und sang zur Harfe, dem Lieblingsinstrument des Mittelalters. Doch scheint auch schon sehr frühe die Geige oder Fidel im Gebrauch gewesen zu seyn, daher die Sänger Harfener oder Fideler hießen. Jeder Ritter lernte die Kunst des Gesanges, die man für so nothwendig hielt, als die der Waffen. Die Ritter aber, die den höchsten Ruhm des Gesanges errungen, wurden eifrig gesucht und pflegten an den Höfen umherzureisen, um viele zu entzücken und sich selbst bekannt und beliebt zu machen.

In allen Dichtungsarten herrschte der Reim vor, eine uralte deutsche Erfindung und dem Wesen der deutschen Sprache so ganz und ausschließlich eigen, daß ihn die ältern Völker, Griechen und Römer, nicht gekannt, die neuern romanischen Sprachen nur von der deutschen angenommen haben. Andre Völker kannten nur das Maaß der Verse, erst die Deutschen den Reim. Durch das Maaß wurde nur die Kürze oder Länge eines Grundtons, des Vocals, ausgedrückt; im Spiel der Reime dagegen ward der Unterschied der Vocale hervorgehoben, der verwandte vom abstoßenden ausgeschieden und dem verwandten zugesellt, und durch den Doppelklang der eigenthümliche Reiz eines jeden hervorgehoben. Dadurch erst ward die Sprache zur Musik mannigfaltiger Töne, während sie bisher nur im Auf- und Absteigen eines Tons befangen gewesen. Darum bezeichnet aber auch der Reim eine höhre Dichtungsart, indem er die Sprache auf eine neue und reiche Weise geschickt macht, das Schöne auszudrücken.

Kapitel CCXCVII.

Minnelieder.

Uralt, wie Poeſie und Liebe ſelbſt, waren in Deutſchland die Minnelieder. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die germaniſchen Helden nicht ſollten von Liebe geſungen haben, da ſie alles, wovon ſie ergriffen wurden, in raſchem Herzenserguß im Geſang ausſtrömten. Die altnordiſchen Sagen belegen es zur Gnüge. Aus der Zeit Kaiſer Ludwigs des Frommen erfahren wir, daß die deutſchen Nonnen Winlieder (Win, Freud) geſungen, die der fromme Kaiſer als zu weltlich verboten hätte. Sie mögen ſich erhalten und wieder erzeugt haben, ohne daß ſie auf uns gekommen ſind. Später finden wir nur meiſt lateiniſche und zu geiſtlichen Uebungsbüchern gehörige Liebeslieder an die Jungfrau Maria und an andre weibliche Heilige, darin man die höchſten Ideale weiblicher Schönheit und mannigfacher weiblicher Tugenden ſich zu deuten ſuchte. In der ſchwäbiſchen Ritterzeit geht aber mit einmahl eine ſtrahlende Sonne der Minne am deutſchen Himmel auf und weckt viel tauſend Blumen auf, eine Welt voll Liebeslieder, und ſie ſind uns von etlichen hundert Sängern erhalten, während freilich das meiſte in der Zeiten Ruin verloren gegangen.

Der Hauptgegenſtand dieſer Lieder ſind die Gefühle der Liebe in allen ihren wechſelnden Fällen der Luſt und des Grams, ihr Wahlſpruch »Lieb und Leid.« Dieſe Lieder ſind Blumen, ihre Wurzel das Herz, ihre Sonne die Liebe, ihr Wetter das Schickſal, ihr Boden die Natur. Die Wonne des Herzens vergleichen ſie dem Frühling, die Qual dem Winter. Dieſe Naturanſicht geht durch ſie alle hindurch, ſchlingt ein Band um alle, und ſie ſind unter einander wieder nur wie die Blumen verſchieden in hellern und dunklern Farben zartern Düften

und im Knospen, Blühen, Welken. Auch ihre Menge und die Masse des Gleichartigen entspricht einem bunten unermeßlichen Blumenfeld. Von der Schilderung der Gefühle findet dann ein Uebergang Statt, theils in dem erzählenden Ton der Geschichte, theils in den lehrenden Ton moralischer und religiöser Ansichten. Einzelne Fälle der Minne, Scenen zwischen Liebenden, Scheidenden, merkwürdige Liebesgeschichten werden erzählt, oft noch in der engen Form des Minneliedes, bald aber in größerer Ausdehnung, von der Art was wir jetzt Romanzen, Balladen, Idyllen, Novellen, Romane zu nennen pflegen, immer aber in gereimten Versen. Den spätern Volksbüchern der schönen Magellona und Melusine liegen offenbar solche Gedichte zu Grunde. Die schönste Idylle ist der arme Heinrich von Hartmann von Aue, dem sanftesten aller Minnesänger. Ins Gebiet der Moral und Religion verbreiteten sich die Minnelieder auf mannigfache Weise. In vielen Liedern wurden Lehren der Minne gegeben, Warnungen, Spott ausgetheilt, die Fehler und Tugenden der Männer und Weiber, der Jugend und des Alters auf anmuthige Weise zur Sprache gebracht und als Beyspiel aufgestellt, wobey widerstreitende Ansichten nicht selten in poetischem Wettkampf ausgefochten wurden. Hierbey ist der Scharfsinn der Sänger in gleichem Maaße zu bewundern, wie in den Liedern des Gefühls der Reichthum und die Tiefe ihres Herzens. Zum religiösen Andachtsliede steigerte sich das Minnelied in den Lobgesängen auf die Jungfrau Maria, die als Ideal der höchsten Liebe wieder die Schirmerin jeder besondern wurde, auf die sich daher der ganze Minnesang ursprünglich bezieht, in der alle seine Richtungen den Brennpunkt finden.

So war dieser wunderbare Liebesgesang beschaffen, in dem die metallne Welt des Mittelalters in eignen süßen Ton

ſich auflöste. Der Geiſt dieſer Minne iſt uralt und echt deutſch. Wenn er in der Provence zu Anfang des 12ten Jahrhunderts zuerſt erwachte, wenn einzelne Richtungen deſſelben von andern romaniſchen Völkern vorzüglich ausgebildet wurden, ſo kam er zu dieſen doch nur durch das deutſche Blut, das in ihren Adern floß. Den Deutſchen bleibt der Vorzug, das tiefſte und höchſte im Minneſang und zugleich die größte, eine faſt unglaubliche, Menge von Dichtern und Gedichten hervorgebracht zu haben. In den deutſchen Minneliedern ſpricht das tiefſte, reichſte und reinſte Gefühl ſich aus und bey ihnen iſt wieder die höchſte Anſicht der Liebe in der Anbetung der himmliſchen Mutter vorzüglich herrſchend geworden. Die Provenzalen ſind dagegen dadurch ausgezeichnet, daß ſie den Minneſang zuerſt begonnen und in ſcharfſinnigen Urtheilen über Minneſachen nirgend übertroffen worden; ſo wie die Nordfranzoſen, Engländer und Skandinavier in Balladen und Romanzen das meiſte gethan.

Außer den Hohenſtauffen ſind auch noch andre Kaiſer, Könige, Fürſten, Grafen und mehrere hundert deutſche Ritter als Minneſänger bekannt. Der größte von allen war Walther von der Vogelweide, der an Geiſt, Tiefe des Gefühls, Klarheit der Gedanken, Meiſterſchaft der Sprache, des Verſes und Reimes alle hinter ſich läßt.

Die Erhaltung der ſchönſten Minnelieder mit den Namen ihrer Verfaſſer verdankt die Nachwelt dem edlen Ritter Rüdiger Maneß von Manek, Bürger von Zürich, der ſie ums Jahr 1300 mit großem Fleiß geſammelt und in einer mit Bildern reich ausgeſtatteten Handſchrift hinterlaſſen. Dieſer Codex iſt 1815 in Paris vergeſſen worden. Ein anderer bedeutender Codex von Minneliedern befindet ſich zu Jena, kleinere in Heidelberg.

Kapitel CCXCVIII.

Deutsche Heldensage.

In jedem deutschen Stammvolk hatten alte Sagen sich erhalten von den Helden, die es groß gemacht, viele schon in geschriebenem Gedicht, andre so, daß neuere Dichter sie umgestalten konnten. Auch sie wurden von dem Strom der schwäbischen Poesie ergriffen. Es war aber nur der alte heimische Heldengeist in seiner eigenthümlichen wunderbaren Erhabenheit, der die ritterlichen Sänger anzog, und darum bestrebten sie sich, ihn unverfälscht zu bewahren. Ihre großen Heldengedichte sind daher nur im Allgemeinen von demselben poetischen Geist durchdrungen und in derselben blühenden Sprache gedichtet, wie die Minnelieder, doch eine andre Welt, die alte versunkne des Heidenthums, tritt uns darin entgegen.

Dieser Kreis von Gedichten ist in zwey Büchern niedergelegt, dem Buch der Niebelungen und dem Heldenbuch. Der Verfasser des ersten und herrlichsten von allen ist nicht bekannt. Unter den Dichtern des andern ragt Heinrich von Ofterdingen hervor. Innerlich sind sie verbunden theils durch den Geist des alten Heldenthums, theils durch die geschichtliche Verknüpfung der Helden und Begebenheiten, wie sie in der Völkerwanderung wirklich Statt gefunden. Ihr gemeinsamer großer Gegenstand ist Wirken und Tod der Helden. Daran knüpft sich aber wieder die Heldensitte, das häusliche Leben, die ganze eigenthümliche Welt der alten Zeit, selbst ihre Religion, zwar von den christlichen Dichtern in den Hintergrund geschoben, doch immer noch die wunderbaren Gestalten von Riesen, Zwergen, Naturgeistern heraufbeschwörend und mit Zauberwesen rings umgeben. Auch die großen Charakterzüge der verschwundenen Zeit, der

ſtete Bruderkampf der deutſchen Stämme und die erhabne Anſicht des geſammten Alterthums von ſeinem Untergange, ſind in jenen Gedichten ſcharf und kraftvoll hingezeichnet. Jene einzelnen Kämpfe ſind im Heldenbuch, ihr allgemeines Zuſammentreffen zur wechſelſeitigen Vernichtung im Lied der Niebelungen geſchildert. Die poetiſche Geſchichte geht aber genau den Gang der wirklichen. Die alten nordiſchen Kämpfe werden in den fränkiſchen Sagen von Sifrit und den ſächſiſchen von Gudrun dargeſtellt und ſpielen nach Skandinavien hinüber. Die ſpätern Kämpfe der Völkerwanderung finden wir bezeichnet in dem Uebergange der fränkiſchen Sifritſage zu der Burgundiſchen von den Niebelungen, zu der allgemeinen Sage von Etzel und den Hunnen, und zu der gothiſchen Sage von Dietrich von Bern, an die ſich wieder die longobardiſche vom fabelhaften König Otnit reiht, die dann unmittelbar das Heldenbuch ſchließend zu den ſpätern Heldenſagen des Mittelalters und der Kreuzzüge den Uebergang bildet. In die Mitte dieſer vielgeſtaltigen Sagen, ſie alle zuſammenfaſſend, ſtellt ſich das Niebelungenlied. Hier ſind alle Helden der alten Zeit und alle Stämme und in ihnen alle Richtungen des alten Heldenlebens in einen einzigen ungeheuren Kampf zuſammengedrängt, der mit allgemeiner Vernichtung endet. Die ganze Fülle des alten Lebens mit allen ſeinen Tugenden und Helden wird hier noch einmal in einen Zauberring verbunden, und geht in ihrer Herrlichkeit unter durch ſich ſelbſt, denn der Untergang war ihr verheißen und unabwendbar. Eben ſo bewundernswürdig aber wie die Grundidee und geſchichtliche Entwicklung im Liede der Niebelungen iſt die Kraft und Lieblichkeit ſeiner Sprache, alſo daß es in allen Stücken die andern deutſchen Sagen übertrifft und die Krone aller Lieder dieſes Kreiſes genannt werden muß.

Grade die Bedeutung aber, die man den alten Helden beylegte, und die Gewohnheit des Volks überhaupt feuerte fortwährend an, auch die neuern Volkshelden zu besingen. So wurden die thatenreichsten Kaiser theils in lateinischen, theils in deutschen Liedern besungen, z. B. Heinrich IV, Friedrich Barbarossa. Auch einzelne Stämme priesen ihre Helden mit besonderer Vorliebe, z. B. Ernst von Schwaben, Heinrich den Löwen. Auch die Stammsagen berühmter Geschlechter blieben Gegenstand der Poesie und selbst der niedre Adel hatte die seinigen. Die der Welfen ist schon erwähnt; die der Lurenburger ist uns in der bekannten Geschichte von der Melusine erhalten. Wenn sie eine allgemeine Richtung des Volkslebens aussprachen, so kamen sie in den Mund alles Volkes, so die Sage der Grafen von Provence in der allgemeinen bedeutsamen Liebes- und Leidensgeschichte der schönen Magellona. Auch war kaum eine Tugend des Volks, die nicht wie in Legenden, so in Heldensagen verherrlicht worden wäre, z. B. die deutsche Treue in der Sage vom treuen Ekhart.

Kapitel CCXCIX.

Die Sagen von Karl dem Großen.

Während die ritterliche Heldenpoesie in jenen deutschen Sagen wesentlich den Geist der altgermanischen Zeit in sich aufgenommen, huldigte sie dem Geist des christlichen Mittelalters auf einer eigenthümlichen und der weltlichen und geistlichen Richtung des Mittelalters gemäß auf einer doppelten Bahn. Einerseits wurde die Idee des Kaiserthums, die Gemeinschaft der Helden in dem herrlichen Völkerkranz um den höchsten Thron der Erde, anderseits der höhere geistige Zweck des Ritterthums ein neuer erhabner Gegenstand der Poesie. Zu-

gleich aber war das deutſche Volk im Mittelalter aus den engen Schranken der Heimath herausgetreten und hatte ſeit der Völkerwanderung mit den romaniſchen Völkern ſich eng verbunden, ſeit den Kreuzzügen auch die reiche Welt von Aſien ſich aufgeſchloſſen. Darum verſchmolz die Poeſie der Deutſchen, Römer, Griechen und Aſiaten in eine einzige, ſo wie die Dichter ſelbſt, die Ritter, in einer allgemeinen großen Geſellſchaft in Europa und Aſien zuſammenhingen. Chriſtliche Legende, Minne, deutſche Heldenſage, altrömiſche Kaiſerpracht, griechiſche Poeſie, alle beſondern ſchönen Eigenthümlichkeiten der europäiſchen Völker und Länder, ferner arabiſche, perſiſche, ſogar indiſche Poeſie und Eigenthümlichkeit verſchmolz in der wunderbarſten poetiſchen Zauberwelt, die jemals den Völkern aufgegangen. Der große Kreis aller ihrer Schöpfungen läuft aber in zwey kleinere Kreiſe auseinander, die wir die Poeſie des Kaiſerthums oder den Sagenkreis von Karl dem Großen und die Poeſie des geiſtigen Ritterthums oder den Sagenkreis vom heiligen Graal nennen.

Die Poeſie, die ſich an die große Idee des Kaiſerthums knüpfte und alle die herrlichen Erſcheinungen des Mittelalters, die mit dem Kaiſerthum zuſammenhängen, umfaßt, wählte mit Recht das Haupt und den Stifter deſſelben, Karl den Großen, zur Grundlage und zum Mittelpunkt. Auf ihn häuft ſie alle Größe, allen Glanz des Kaiſerthums und aller derer, welche die Krone nach ihm getragen. Damit Einheit herrſche, ſind die Thaten und Tugenden vieler ſpätern Kaiſer auf Karl übergetragen und zum großen Hort geſammelt, der alle Herrlichkeit der Welt in ſich vereinigt. Karl ſteht als Ideal und Muſter eines Kaiſers da. Um ihn her aber reiht ſich der Heldenkranz, in welchem wieder die Bilder der beſten ſpätern Helden und Fürſten ihren Platz finden. Sie

theilen sich in die Thatkraft des Kaisers und sind sein Ausfluß, während ihm selbst größtentheils die erhabne ja göttliche Ruhe der Macht zuerkannt wird. Ihre Thaten aber sind vorzugsweise gegen die Heiden und Ungläubigen gerichtet. Die Ritter des Lichts kämpfen mit den bösen Geistern der Finsterniß. Der große Gegensatz des ganzen Mittelalters ist hier vorzüglich hervorgehoben. Darum aber wird der größte Heldenruhm immer auf den Namen Rolands übergetragen, weil dieser Held unter Karl dem Großen wirklich gegen die Ungläubigen gestritten und gefallen, und das große Rolandslied vom Pfaff Conrad steht unter den andern dieses Kreises oben an. Der Thaten Schauplatz ist aber immer die Doppelwelt der Christenheit in Europa und der Ungläubigen in Asien und Afrika und alle Wunder beyder Welten sammeln sich auf natürliche Weise um des Helden Kampf. In niedrer Abstufung dem Gange der Geschichte folgend, schließen sich an diese Gedichte einige andre an, die das Kaiserthum nicht mehr auf seiner glänzenden Höhe, sondern schon im Verfall, die Helden nicht mehr im Dienst derselben sondern im Kampf dagegen darstellen und die Empörung rechtfertigen. Sie sind von den romanischen Nationen ausgegangen, die sich wirklich vom Kaiserthum losgerissen. Das schönste von allen ist das große Gedicht von den vier Haimonskindern. In andrer Weise findet sich wieder ein Uebergang von der Poesie des Kaiserthums in die des Papstthums und des alten römischen Kaiserthums. Die Stadt Rom ist hier der Mittelpunkt, und wie erst diese Verbindung die Idee des deutschen Kaisers erzeugt, so erscheint auch das große herrliche Gedicht von der Herrlichkeit Roms unter allen Päpsten und unter allen römischen und deutschen Kaisern, die noch ungedruckte Kaiserchronik, als Vorgänger der übrigen Kaisergedichte, indem es schon im 11ten Jahrhundert ver-

faßt worden. Es füllt die große Lücke zwiſchen Helden- und Legendenpoeſie.

Kapitel CCC.

Die Sagen vom heiligen Graal.

Noch bot über alles hinaus die geiſtige Richtung des Ritterthums den erhabenſten Gegenſtand der Poeſie dar. Ihr großer Gedanke iſt die Prüfung und das Aufſteigen des Helden zur höchſten geiſtigen Reinheit und Vollendung. Ein kräftiges aber rohes, thörichtes Kind tritt er in die Bahn, muß Tadel und Mühen dulden, unerhörte Gefahren beſtehn, übernatürliche Werke der Kraft und des Muthes vollbringen, bis er die Rohheit abgeſchliffen, über die Welt und ſich nachdenklich geworden, edle Sitten, Ehrenhaftigkeit, Großmuth und Menſchlichkeit gewonnen, bis der Stern in der Bruſt ihm aufgegangen, der ihm leuchtet auf der höchſten Bahn, der ihn in Entſagung alles Gemeinen, in Demuth vor dem Höchſten, in unwandelbarer Standhaftigkeit und ewiger Sehnſucht einem Ziele zuführt, das in Erkenntniß des höchſten und heiligſten Geheimniſſes der Welt beſteht, wodurch der Menſch geiſtig vollendet, ein Heiliger und Engel auf Erden wird. Der Gegenſtand des Zieles ward ſymboliſch ausgedrückt in dem heiligen Graal, dem Gefäß des Abendmahls Chriſti, deſſen Beſitz durch jene Kraft und Entſagung errungen wurde, und deſſen Wunderkraft den Beſitzer über alle Menſchen erhob. Dieſe Anſicht hat der tiefſinnigſte und kraftvollſte aller deutſchen Dichter, Wolfram von Eſchilbach, in ſeinen großen Gedichten Parcifal und Titurel ausgeſprochen. Die Idee aber, die er in das Ritterthum hineintrug, hat eine noch höhere Bedeutung. Sie bezeichnet das Wachsthum des deutſchen Volkes überhaupt, ſein Ringen nach

immer höherer geistiger Vollendung, den Geist seiner ganzen Geschichte von Anbeginn. Darum sind Eschilbachs Gedichte wahrhaft welthistorisch zu nennen. In der Form aber, das Erhabenste in der reichsten Mannigfaltigkeit der Rittergeschichten kunstreich verbergend, sind sie den großen Domgebäuden gleich zu stellen.

Eine andre große Richtung des Ritterthums, die Minne, hat im Sagenkreis des heiligen Graales ebenfalls ihren vollendeten Ausdruck gefunden in dem großen Gedicht, Tristan, von Gottfried von Straßburg. Hier erscheint die Minne nicht mehr allein wie in den Minneliedern blos in den Gefühlen oder wie in den heiligen Marienbildern allein in ihrer höchsten religiösen Beziehung, sondern in allen Beziehungen zugleich, im regen Leben eines Ritterromans und in ihm ist aller Minnesang vollendet, wie in Parcifal der Heldengesang. Was deutscher Wille, deutsche Kraft je erstrebt, findet im Parcifal, was deutsches Herz und deutsche Liebe je Tiefes und Liebliches erzeugt, findet im Tristan seinen höchsten Ausdruck.

In dieser Weise hat das Mittelalter auf seiner Höhe sich selbst begriffen und darzustellen gewußt und die innerste Tiefe der deutschen Natur, wie sie durch alle Geschichte sich bewährt, mit dem goldnen Zauberschlüssel der Poesie sich aufgeschlossen. Nur wer an diesen Quellen geschöpft, mag sein Volk zu begreifen glauben.

Kapitel CCCI.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Auf mannigfaltige Weise reihten sich an die erwähnten poetischen Kreise minder bedeutende Dichtungen an, moralisch-poetische Betrachtungen, Fabeln, Räthsel, Sinngedichte, Kriegs-Spott-Klagelieder, gereimte

Chroniken. Zugleich ward sehr viel aus dem Lateinischen und Romanischen übersetzt, so die Geschichte Alexanders des Großen und des Aeneas, die dem ritterlichen Sinn der Zeit entsprachen, und viele romanische Novellen, darunter die schönste Flos und Blancflos. Immer das Herrlichste ward von allen Völkern zugleich auf eigenthümliche Weise behandelt und die Erfindung ist oft streitig. Die Art, wie die Deutschen aber den fremden Stoff ausbildeten, ihm einen neuen großen Sinn gaben, unterscheidet sie von allen fremden Dichtern. So haben sie zwar äußerlich die Geschichten des heiligen Graals von den Bretonen und Spaniern entlehnt, den erhabnen Sinn derselben aber erst selbst hineingelegt.

Bedeutend sind uns noch die Sängerkriege. Schon die Turniere führten auf einen ähnlichen Wettkampf im Gebiet der poetischen Waffen. Scharfsinn und Erfindungskraft fordert sich von selbst zum Streite, und der Ruhm weckte Nebenbuhler. Auch dem politischen Kampf der Zeit konnten die poetischen Waffen nicht ganz fern bleiben. Endlich gingen die deutschen Dichter verschiedne Wege der Poesie und augenscheinlich haben sich die Sänger des deutschen Sagenkreises denen des heiligen Graals gleichsam als Nationaldichter den Weltdichtern gegenüber gestellt.

Alle wetteifernden oder zwieträchtigen Kräfte finden wir nun in einem großen Kampfspiel mit einander ringen, das eben dadurch einen so großen Ruhm erworben, in dem Sängerkrieg auf der Wartburg. Landgraf Herrmann von Thüringen versammelte die edelsten Sänger Deutschlands auf der Wartburg. Das waren: Heinrich von Veldek, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschilbach, Bittwolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Ofterdingen, Klingsor von Ungerland. Mit Räthseln und sinnreichen Fragen begannen sie an Scharfsinn,

Witz, Schnellkraft und Tiefe des Geistes sich zu überbieten. Dann erhob Heinrich von Ofterdingen den Ruhm Herzog Leopolds von Oesterreich und Wolfram von Eschilbach den des Landgrafen Herrmann. Ohne Zweifel griff hier ein tieferer Zwiespalt ein. Grade diese beyden Sänger hatten die entgegengesetzten Richtungen der deutschen Sagenpoesie und der Poesie des heiligen Graales am reinsten ausgebildet, und wiederum wird der Partheienkampf der Zeit zwischen Welfen und Gibellinen in ihren Gedichten bemerkbar. Darauf deuten schon die Namen der rheinisch-deutschen Niebelungen und der italienisch-gothischen Wölsinger, und ein Gedicht des Heinrich von Ofterdingen: der kleine Rosengarten, spricht sich so partheiisch für die Wölsinger aus, daß man dabey neue politische Beziehungen mit Nothwendigkeit voraussetzen muß. Die Sage meldet, der Streit zwischen Wolfram und Heinrich sey so ernsthaft geworden, daß sie um den Preis des Lebens gesungen. Der Scharfrichter sey bereit gewesen, denjenigen von beyden auf der Stelle hinzurichten, der von dem andern besiegt werden würde. Da sey der gewaltige Eschilbach mit seinen metallenen Klängen Sieger geblieben, Heinrich von Ofterdingen aber sey durch die Zauberei des fremden Sängers und Schwarzkünstlers Klingsor von Ungerland gerettet worden. Dieser Kampf geschah in dem großen Saale auf der Wartburg, der noch heute vorhanden ist, im Jahr 1207.

Kapitel CCCII.

Die Städte.

Von kleinem Ursprunge wuchsen die Städte zu einer Macht heran, die Königen trotzte und eine der wichtigsten Stützen des Reichs wurde. Der innere Grund die-

ſes Wachsthums iſt in der großen Entwicklung des deutſchen Lebens ſelbſt zu ſuchen. Früher beſaß das Volk nur gefeſtete Grundgüter; indem ein ungeheurer Reichthum beweglichen Gutes dazu geſchlagen wurde, war ein Stand nothwendig, der ihn in Handel und Wandel vertrieb. Die überfließende Kraft des Reichs mußte ſich endlich auch auf das Meer werfen und eine große Handels- und Seeherrſchaft begründen, was wieder nur von Städten ausgehen konnte. Die ſteigende Bildung hatte vielfältige Bedürfniſſe erzeugt, die nur durch den in einandergreifenden Fleiß und Verkehr vieler Hände in den Städten befriedigt werden konnte. Endlich ſuchte der freie Geiſt des Volks, der durch das Lehnſyſtem auf dem Lande allzu ſehr eingeſchränkt wurde, in den freien Bürgerſchaften der Städte einen Zufluchtsort und drängte zu einem unabhängigen Stande hin, der zwiſchen Herren und Knechten in der Mitte ſich hielt.

Die Mittel aber, wodurch ſonach die Macht der Städte ſich äußerlich erweiterte und befeſtigte, waren theils Privilegien, welche die Kaiſer den Reichsſtädten, Fürſten den Landſtädten ertheilten, theils die Gewalt des Geldes und der Waffen, womit ſie ſich ſelbſt größer machten, theils die Vortrefflichkeit der innern Verfaſſung. Die Kaiſer ertheilten den Städten um ſo bereitwilliger Privilegia und befreiten ſie von der Gerichtsbarkeit der Landesherren, Biſchöfe und Reichsvögte, als ſie grade in der Macht unabhängiger Städte gegen die übermächtigen Fürſten und ſelbſt gegen die Päpſte eine Stütze fanden. Viele Fürſten aber fanden in ihren Landſtädten ebenfalls theils Schutz gegen ihre Aftervaſallen, theils eine unverſiegbare Quelle des Reichthums und begünſtigten ſie auch ſchon darum, damit ſie ſich nicht zu freien Reichsſtädten erheben und ganz von ihnen unabhängig machen möchten. Daher genoſſen die Landſtädte

faſt alle Freiheiten der Reichsſtädte. Wenn die Kaiſer keine Privilegien ertheilten, ſo befreiten ſich die Städte ſelbſt mit gewaffneter Hand, denn leicht ward eine zahlreiche ſtolze Bürgerſchaft eines Biſchofs und ſeiner Vaſallen mächtig. In allen großen Biſchofſtädten, namentlich in Mainz, Cölln, Worms, Magdeburg geſchahen Empörungen, wurden die biſchöflichen Vögte vertrieben, die Burg oder das Caſtell der Stadt von Bürgern beſetzt, und eine unabhängige republikaniſche Verfaſſung der Bürgerſchaft eingeführt, nachher auch von den Kaiſern beſtätigt. Wo noch Reichsvögte waren, wurden ſie von den Kaiſern freiwillig zurückgezogen und die Regierung den Stadträthen übergeben. Auch auf Koſten des umliegenden Landadels breiteten die Städte ſich gewaltſam aus, indem ſie ſeine Burgen brachen und ſeine Unterthanen als Pfahlbürger aufnahmen, oder durch große Summen Geldes ſeine Güter auskauften.

Kapitel CCCIII.

Verfaſſung der Städte.

Im äußern Verhältniß zum Reich hatten die Städte ſich folgende Rechte rechtlich erworben oder angemaßt.

Die Reichsunmittelbarkeit, wovon nur die Landſtädte ausgenommen waren. Alle großen Städte wurden Reichsſtädte, die von niemand abhingen, als vom Kaiſer und Reich, über die kein Fürſt und Biſchof mehr zu gebieten hatte. Der Kaiſer allein konnte ihnen einen Vogt ſetzen, oder ihnen durch Privilegia die Selbſtregierung erlauben. Dafür waren ſie nur zur Heerfolge unter dem Banner des Reichs verpflichtet, und zu Beden, (erbetenen Hülfsgeldern).

Die Selbſtregierung. Sie konnten ſich ſelbſt Geſetze machen, die der Kaiſer nur beſtätigte. Anfangs hatten

die Landesfürſten dieſe Geſetze zu Gunſten der Bürger entworfen, ſo zuerſt die Zähringer das Stadtrecht von Freiburg im 11ten Jahrhundert. Heinrich der Löwe das Stadtrecht von Lübek. Sehr alt und hochberühmt iſt das Stadtrecht von Soeſt, das Soeſter Skrau genannt, aus dem 12ten Jahrhundert. Ihm folgt das von Stade noch vor 1204, das von Schwerin 1222, von Braunſchweig 1232, dann die von Mühlhauſen, Hamburg, Augsburg, Celle, Erfurth, Regensburg u. ſ. w. Mit der eignen Geſetzgebung verband ſich die eigne Gerichtsbarkeit. Die Bürger der Reichsſtädte waren von jedem Landgericht ausgeſchloſſen und nur ihrem Stadtgericht unterworfen, das früher der Vogt, ſpäter der Stadtrath verwaltete mit aus der Bürgerſchaft zugezogenen Schöppen, und von wo nur an den Kaiſer appellirt werden konnte. Die Verwaltung endlich ging ganz auf den Rath über, deſſen innre Verhältniſſe wir nachher betrachten wollen.

Freiheit, Ehre, Recht der Waffen (jus armorum). Alle Bürger waren freie Männer, als ſolche geehrt, führten den Rittern gleich die Waffen und waren der ritterlichen Würde fähig, wovon erſt ſpäter Ausnahmen gemacht wurden.

Grundbeſitz, lehnsherrliches Recht. Der Grund und Boden der Stadt gehörte der Burgerſchaft zu eigen. Sie konnte denſelben erweitern durch Kauf und Vertrag, that es auch oft durch gewaltſame Ausrottung des benachbarten Raubadels und ertheilte hinwiederum das gewonnene Gut ihren eignen Bürgern oder Auswärtigen als Lehn.

Daran knüpfte ſich das Recht, Pfahlbürger anzunehmen. Dies widerſtritt zwar den Rechten des Adels durchaus, ward daher immer und immer wieder verboten, brachte jedoch den Städten ſowohl als den unter-

drückten Landsaſſen ſo viele Vortheile, daß es bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts nie völlig ausgerottet werden konnte. Viele vom Adel entſchloſſen ſich daher, ſammt ihren Dörfern und Hinterſaſſen in benachbarten großen Städten das Bürgerrecht zu nehmen, weil ſie dies allein ſicher ſtellen konnte. Dadurch gewannen vornehmlich in Italien und der Schweiz die Städte die größte Ausdehnung.

Hiermit hing überhaupt das Schutzrecht zuſammen. Das gemeine Volk, was unaufhörlich in die Städte ſtrömte, um daſelbſt zu dienen, Handwerke zu lernen oder zu treiben, ward urſprünglich von der edlen Bürgerſchaft nur in Schutz genommen, bildete die Hinterſaſſen der Städte, hatte ſonſt aber kein Recht in Regierungsſachen mitzuſprechen. Dies Recht maßten ſich ſpäter erſt die großen Zünfte der Handwerker an. Immer aber blieben die neuen Ankömmlinge und Dienſtleute Hinterſaſſen und mußten das Bürgerrecht erſt unter großen Bedingungen erwerben. Zu den Schützlingen gehörten auch die Juden, die ſich überdem eines allgemeinen Schutzes des Kaiſers erfreuten. Sie durften nur in abgeſonderten Gaſſen wohnen, mußten eine ausgezeichnete Kleidung tragen und dem Kaiſer große Steuern zahlen, daher ſie Kammerknechte des Reichs hießen. Der Kaiſer beſtellte ihnen Judenvögte. Uebrigens durften ſie ihre innern Angelegenheiten ſelbſt beſorgen durch ihre gewählten Rabbiner, und ihren Gottesdienſt in Synagogen halten. Von jedem edlern Geſchäft ausgeſchloſſen, blieb ihnen nur Wucher und kleiner Kram übrig. Sie bedienten ſich deſſelben aber ſo geſchickt, daß ſie nicht ſelten äußerſt reich wurden und die Chriſten zu Schuldnern hatten. Dies und ihr fremder Glaube zogen ihnen vielfache Mißhandlungen zu. Der großen Judenverfolgung zur Zeit des erſten Kreuzzugs folgte nach der großen

Pest im 14ten Jahrhundert eine zweyte und viele tausend Juden wurde abermals vom abergläubigen Pöbel geschlachtet. Als sie dennoch bald darauf in großen Reichthümern saßen, befahl der launige Kaiser Wenzel, daß alle Schulden, die Christen den Juden zu bezahlen hätten, null und nichtig seyn sollten. So ward dies Volk stets widerrechtlich behandelt und mit Gewalt in jenen listigen tückischen Charakter hineingedrängt, den es noch jetzt nicht ganz abgelegt hat.

An jene Rechte knüpfte sich wieder das Recht der Colonien. So durften die Nordseestädte in Preußen und Liefland neue Städte gründen und fast in allen Ländern Europa's Handelsniederlagen errichten.

Das Recht politischer Bündnisse oder Kriege. Dies erzeugte sich im Drange der Umstände von selbst, und ward von den Kaisern allemal bestätigt, wenn die großen Städtebünde und ihre Kriege gegen Fürsten und Adel der kaiserlichen Macht vortheilhaft schienen.

Das Recht der Regalien. Viele Städte wurden mit den Regalien belehnt, mit dem Münzrecht, Zollrecht, mit Bergwerken und kaiserlichen Gütern.

Marktrechte. Alle Städte erhielten das Recht, große Märkte zu halten, zu denen das Landvolk sich einfinden mußte, weil keine Krämer mehr auf das Land kamen. Zu diesem Behuf ward auch kein Handwerker mehr in den Dörfern geliten, sondern alle mußten zunftmäßig in den Städten wohnen. Viele Städte erhielten auch das Stapelrecht, d. h. alle Waarenzüge, die durch die Stadt, oder auf Flüssen bey ihr vorbey zogen, mußten anhalten und die Waaren eine Zeitlang feil geboten werden. Endlich wurden alle großen Festlichkeiten und Versammlungen in die Städte verlegt.

Handelsrechte. Den Städten ward erlaubt zu handeln, wohin sie wollten, und sich desfalls selbst Gesetze

zu geben. Zu diesem Behuf wurden sie im Innern des Reichs durch Zollfreiheit und Befreiung von allen Handelssperren, so wie bey auswärtigen Mächten durch kaiserliche Fürsprache unterstützt.

Kapitel CCCIV.

Patrizier und Zünfte.

Da die Städte zum Behuf der Landesvertheidigung gegründet worden, so war der Kern der Bürgerschaft von Anfang an kriegerisch; Handwerker, Schützlinge schlossen sich als Hintersassen an die eigentlichen Bürger an und wurden von denselben nur geduldet und beherrscht. In diesem übergeordneten Verhältniß nannte man die edlen regierenden waffenfähigen Bürger wie einst zu Rom Patricier, mit dem deutschen Namen aber insgemein Geschlechter, weil ihre Gewalt in der Familie forterbte. Sie standen anfangs unter dem Vogt des Bischofs oder Kaisers, regierten sich und die Stadt dann selbst durch einen aus ihrer Mitte gewählten Rath, dem sie dann wieder einen oder mehrere Bürgermeister vorsetzten. Ihre Macht beruht auf dem Herkommen, auf dem Besitz der Herrschergewalt, auf dem Ruhm alter Geschlechtsnamen, auf der ritterlichen Würde, auf langgehäuften Schätzen, auf klugem Zusammenhalten gegen außen und auf einer zahlreichen Clientel, d. h. auf einem Anhange unter dem niedern Volk, das bey ihnen Arbeit, Schutz, Unterstützung fand.

Indem aber die Zahl der Hintersassen, besonders der Handwerker, ungeheuer anwuchs und dieselben an Verstand, Freiheitssinn, Reichthum und in den häufigen Fehden auch an Tapferkeit keineswegs hinter den Geschlechtern zurückblieben, mußte die Herrschaft der letztern bald unnatürlich und unhaltbar erscheinen. Einige wenige

Familien, die ſich aus Stolz gar nicht einmal mit Handwerken oder bürgerlichen Gewerben befaßten, dieſelben vielmehr verachteten, mußten mit Recht den vielen ehrlichen und kräftigen Gewerkern verhaßt ſeyn. Seit die Städte nicht mehr allein dazu dienten, das Land zu vertheidigen, ſondern im Betrieb von Kunſt und Gewerbe, Handel und Wandel den höhern Beruf verfolgt, war das ritterliche Regiment der Patricier überhaupt unnütz geworden und das Wohl der Städte verlangte von deren Regenten Maaßregeln, die allein auf Gewerb und Handel und deſſen Gedeihen berechnet waren; davon aber verſtanden die Patricier weit weniger, als die Handwerker und Kaufleute ſelbſt.

Anfangs thaten ſich die gewerbtreibenden Hinterſaſſen in Zünfte oder Gilden zuſammen, die nur die Vervollkommnung je der einzelnen Gewerbe bezweckten, ohne noch das Regiment der Geſchlechter anzutaſten. So war die älteſte und mächtigſte Gilde der Kaufleute zum Behuf des Handels entſtanden und bald hatte jedes Handwerk ſeine beſondere Zunft. Die Einrichtung der Zünfte war dem uralten Vorbild der Waffengilden abgeſehn und entſprach der Einrichtung der Ritterzunft. Man trat in die Zunft als Lehrling, ward Geſell, endlich Meiſter. Der Geſell mußte wandern, er mochte Kaufmann oder Handwerker ſeyn, gleich den ritterlichen Knappen. Zum Meiſter ward ein Meiſterſtück, eine Meiſterarbeit erfordert und an Cäremonien gebrach es bey dem Meiſterwerden ſo wenig als beym Ritterſchlag. Auf Ehre ward ſtreng gehalten. Uneheliche Geburt, ſchlechter Lebenswandel ſchloſſen von der Zunft aus. Um die Ehre zu wahren, ward ſtrenge policeyliche Aufſicht gehalten und in jeder Stadt ein Zunftmeiſter über jede Zunft geſetzt. Wer zur Zunft gehörte, ward von derſelben in jeder Noth unterſtützt. Jeder innere Zwieſpalt ward als dem

Ganzen schädlich beygelegt. In der Regel wohnten die Glieder einer Zunft in einer besondern Gasse bey einander und hatten ihren gemeinsamen Stand auf dem Markt. Am meisten trugen die Zünfte zur Vervollkommnung einer jeden Kunst und jedes Gewerbes bey. Auf der Wanderschaft lernte der Gesell, was er zu Hause nie gelernt. Durch strenges Halten auf das Meisterstück und durch Ausstoßen jedes Pfuschers ward die Arbeit der Zunft immer vollkommner gemacht, und es war nicht nur Wetteifer der Meister in einer Zunft, sondern auch der Zünfte unter einander selbst, die beste Arbeit zu liefern. Um aller abgesonderten aufsichtslosen Pfuscherei vorzubeugen, wurden auf den Dörfern keine Handwerker mehr geduldet, sondern alle mußten in den Städten, beysammen, unter Aufsicht wohnen. Die Zünfte verschiedener Städte hingen in der Regel nicht zusammen; außer daß der Zunftgenoß einer fremden Stadt bey den Zunftgenossen der andern stets freie Herberge fand und die allgemeinen Kunst- und Zunftregeln überall gleich waren. Nur die Kaufmannsgilden bildeten in der Hansa den großen Bund vieler Städte, und auch die Freimaurer hingen eng untereinander zusammen, da ihre Kunst bald hie bald da erfordert wurde, weshalb ihre Zunft nicht an einen bestimmten Ort gefesselt seyn konnte. Sie theilten sich daher in ganz Deutschland nach den Himmelsgegenden in vier Klassen, und jede derselben hielt sich an eine besondre Hütte (Bauhütte, symbolischer Ausdruck für Versammlungshaus) da die Meister zusammenkamen, gemeinsam über die Ausführung großer Bauwerke beriethen, Gesetz und Vorschrift in Kunst- und Zunftsachen ertheilten, neue Meister ernannten u. s. w. Die vier großen Hütten waren zu Cölln, Straßburg, Wien und Zürich.

Man fürchtete mit Recht die große Macht der Zünfte und suchte sie zu unterdrücken. Fürsten, Bischöfe, Adel

ſo wie die Patricier in den Städten ſelbſt waren heftig dagegen. Die klugen Kaiſer jedoch begünſtigten ſie. Gunſt und Ungunſt entſchied aber hier nichts. Die Kraft, die in den Zünften lag, brach ſich ſelbſt die Bahn. Wie konnten die wenigen Geſchlechter der ungeheuern auf Waffen, Geld, Handwerksehre und innre Einheit trotzenden Maſſe der Gewerker widerſtehn, oder wie konnten dieſe im Beſitz der Kraft das Regiment nicht an ſich reißen wollen, das in den Händen der Patricier ihrem Intereſſe nicht ſelten hinderlich oder zuwider war? Cölln, Aachen, Straßburg konnten jede 20000 waffenfähige hausbäbliche Bürger, ungerechnet die Jünglinge, zum Kampf ſtellen. Nürnberg ſtellte am Ende des Mittelalters 30000 Mann. In Baſel ſtarben an der großen Peſt im 14ten Jahrhundert allein 140,000 Menſchen und die Stadt blühte dennoch friſch fort. In Lübek beſtand die Zunft der Kaufleute aus 5000 Häuſern. In Löwen umfaßte allein die Zunft der Weber 4000 Meiſter und 15000 Geſellen. Solchen gedrungnen Maſſen war nicht zu widerſtehn. Es brachen im 13ten und 14ten Jahrhundert in allen Städten Empörungen aus. Oft ſiegten die Zünfte ſogleich und trieben die Geſchlechter aus oder dieſe gingen in die Zünfte über; oft wehrten ſich die Geſchlechter mit ihrer Clientel und mit Hülfe des umliegenden Landadels noch eine gute Weile. Oft trat der Kaiſer mit einem Machtwort dazwiſchen oder die Nachbarn ſchufen einen Frieden der Partheyen. Hieraus ergaben ſich eine Menge ſehr mannigfaltiger Verfaſſungen für die Städte, worunter wir aber im weſentlichen folgendes unterſcheiden. 1) Die Geſchlechter blieben am Regiment und im alten Rath; es trat ihnen aber ein neuer Rath an die Seite, der aus den Zunftmeiſtern beſetzt ward. Der erſte beſorgte mehr das Gerichtsweſen, der andre mehr die Gewerbeſachen. 2) Alle Geſchlechter

wurden ausgerottet und es bildete sich ein ganz neuer Rath aus lauter Zunftmeistern. Desfalls ward die ganze Bürgerschaft in Zünfte getheilt und die kleinen minder zahlreichen Gewerke vereinigten sich je mehrere in eine Zunft. Indem aber fast immer der Sohn bey der Zunft des Vaters blieb, erhielten sich wieder besondre Geschlechter im Besitz der Zunftmeisterwürde und es trat oft eine neue Art von Patriciat ein. 3) Wo dies der gemeinen Bürgerschaft gefährlich schien, so stellte sie dem Rath einen Bürgerausschuß gegenüber, um über denselben zu wachen. Der erste hieß dann der kleine Rath und hatte die ausübende Gewalt nach vorgeschriebenem Gesetz. Der Ausschuß hieß der große Rath, hatte die gesetzgebende Gewalt und zog den kleinen zur Rechenschaft.

Kapitel CCCV.

Die Hansa.

Große Städtebünde, deren Macht wesentlich immer auf dem Handel beruht, können auch nur in Küstenländern recht gedeihen. Darum steht die Hansa an der Nord- und Ostsee weit fester, gewaltiger und dauernder da, als der rheinische und schwäbische Städtebund.

In der Hansa stellte sich die Kaufmannszunft an die Spitze des Stadtregimentes und ordnete die politische Bedeutung der Städte den Handelszwecken unter. Dadurch erzeugte sich mitten im Reich ein eigenthümlicher Handelsstaat, der jedoch im Reich nichts störte, vielmehr eins der geschicktesten Glieder desselben war. Es bezeichnet unmittelbar den Gipfelpunkt des deutschen Reichs, seiner Macht, seiner Lebenskraft, daß es die Herrschaft des Meeres gesucht und gewonnen, so wie mit dem Verlust derselben auch das Reich in völliger Ohnmacht hinsank. Heutzutage, da die deutsche Flagge

ſo gar nichts mehr bedeutet, mag uns die Erinnerung an eine kräftigere Vorzeit theils erquicken, theils beſchämen.

Die Brennpunkte des Hanſebundes waren Lübek und Hamburg. Je nach Umſtänden traten Städte ab und zu dem Bunde. In ſeiner höchſten Blüthe ſchloß er 108 Städte in ſich. Man unterſchied nach der Art des Bundesvertrags drei Claſſen von Städten: 1) ſolche, die in allen Fällen mit ihrer ganzen Macht zu Schutz und Trutz verbündet waren; 2) ſolche, die nur für gewiſſe Zwecke ſich politiſch mit den erſten verbanden; 3) ſolche, die nur in Handelsverbindung mit jenen ſtanden, ohne für ſie zu den Waffen zu greifen. Dies waren die auswärtigen Hafenſtädte im Mittelmeer in England und in Skandinavien. Nach den Ländern unterſchied man vier Claſſen oder ſ. g. Quartiere der Hanſeſtädte. Jede derſelben hatte eine Hauptſtadt, einen gewählten Aldermann, eine beſondre Verfaſſung, Verſammlung, Archiv und Caſſe. 1) Die wendiſchen Städte, Lübek, Hauptſtadt des geſammten Hanſebundes, allwo das Direktorium des Bundes, das allgemeine Archiv, die allgemeine Caſſe ſich befand, wo die größern Hanſetage von den Deputirten aller Hanſeſtädte abgehalten, Handelsſpeculation, Rüſtung von Flotten, Krieg und Frieden berathen wurden; Hamburg, Bremen, Wismar, Roſtock, Kiel, Greifswald, Stralſund, Lüneburg, Stettin, Colberg, Wisby auf Golfland u. ſ. w. 2) Die weſtlichen oder Weſterlinge Städte, Cölln mit den niederländiſchen Städten Nimwegen, Stavern, Gröningen, Dordrecht, Amſterdam, Utrecht, Maſtricht, Emden, Zülphen ꝛc. ꝛc. und dem weſtphäliſchen Soeſt, Osnabrück, Dortmund, Duisburg, Münſter, Weſel, Minden, Paderborn u. ſ. w. 3) Die ſächſiſchen, Braunſchweig, Magdeburg, Halle, Hildesheim, Goslar, Göttingen, Eimbek, Hannover, Hameln, Stade, Halberſtadt, Quedlinburg, Aſchersleben,

Erfurt, Nordhausen, Mühlhausen, Zerbst, Stendal, Brandenburg, Frankfurth an der Oder, Breslau u. s. w. 4) Die östlichen oder Osterlinge Städte, Danzig, Thorn, Elbing, Königsberg, Kulm, Landsberg, Riga, Reval, Pernau u. s. w.

Die innere Einrichtung der Hansa war vortrefflich und könnte in vieler Hinsicht uns zum Muster dienen. Indem sie gegen Außen durch Flotten und Heere sich schirmte, war sie auch mit großer Einsicht bedacht, alle inneren Hemmungen des wahren Handelsinteresses zu beseitigen. So gab sie die strengsten Gesetze gegen Betrug und Verfälschung und hielt mit gesammter Macht auf die Befolgung derselben. Eben so schien es ihre Ehre und ihren Vortheil zu gefährden, wenn Bundesglieder unter einander sich zankten, einander selbst zu schaden suchten. Sie schlichtete daher mit großem Eifer alle Händel der Städte unter einander oder der Bürgerschaften und ihrer Obrigkeiten. Aufs allerstrengste ward aber den Hansegliedern verboten, sich bey einem außerhansischen Gericht zu verklagen. Da jede Art von Handelssperre als höchst nachtheilig erkannt wurde, so eröffneten sich nicht nur alle Hansestädte wechselseitig ihre Häfen, Märkte, Straßen, sondern hielten sie auch gegen Fürsten und Adel offen und sicherten sie durch Gewalt oder Privilegien. Da jedoch aus allzu großer Concurrenz schädliche Nebenbuhlerei hätte entstehen können, so vertheilte sie Last und Vortheil mit einer unglaublichen Einsicht je auf die einzelnen Hanseglieder. Keine Stadt durfte der andern den Vortheil abnehmen, der ihr gebührte; nie durften die Verkäufer sich drängen und wechselseitig schaden. Mit äußerster Weisheit ward die Zahl der Handelsschiffe und Waarenzüge, die Richtung der Handelswege, der Antheil jedes Landes und jeder Stadt an dem großen Verkehr festgestellt und indem das ganze Handels-

ſyſtem durch geſchickte Vertheilung der Kräfte je am rechten Platz mit dem kleinſten Aufwand die größten Wirkungen hervorbrachte, trug es genau denſelben großen Charakter, den wir in dem Bau der Dome kennen gelernt. Wie dort die ſchwerſte Laſt von den leichteſten Bogen getragen wird, ſo ward wieder hier in lebendigem Handel die großartigſte Unternehmung leicht durch die Harmonie der betheiligten kleinen Kräfte.

Nach Außen ſtellte ſich die Hanſa höchſt kräftig und großartig dar. Ihre Flotten beherrſchten alle Meere rings um Europa und gönnten nur im Mittelmeer denen von Venedig den Vorrang. In Nowogrod in Rußland, Bergen in Norwegen, Stockholm in Schweden, London in England, Brügge und Antwerpen in den nicht hanſiſchen Niederlanden, Calais, Rouen, Bourdeaux, Bayonne, Marſeille in Frankreich, Liſſabon in Portugall, Cadix, Barcellona in Spanien, Livorno, Neapel, Meſſina in Italien hatte die Hanſa große Handelsniederlagen. Dahin und daher ſegelten beſtändig ihre Flotten, Waaren holend und bringend. Die ſkandinaviſchen Reiche, England und Frankreich gönnten der Hanſa den Alleinhandel. Nur Hanſeaten führten daſelbſt Waaren ein und aus. Als Erich von Norwegen der Hanſa zuwider war, ſchloß dieſe das Land von allem Handelsverkehr aus, daß eine Hungersnoth darin entſtand und der König mußte mit großen Aufopferungen die Gunſt der Hanſa aufs neue erkaufen, 1285. Andre Händel mit Flandern, Nowogrod, Frankreich, England ſchlugen eben ſo glücklich für die Hanſa aus. Alle ſahen ſich gezwungen, um nicht von allem Handel ausgeſchloſſen zu werden, der Hanſa das Monopol deſſelben zu bewilligen. Als aber König Woldemar III von Dänemark die Hanſa im vierzehnten Jahrhundert förmlich bekriegte, ward er in offnem Kampf überwunden und mußte ſchimpflich um Frieden bitten.

Kapitel CCCVI.

Der rheinische und schwäbische Städtebund.

Beinahe gleichzeitig mit der Hansa war der oberrheinische Städtebund entstanden. Auch hier war die Wohlfahrt des Handels der Zweck des Bundes, seine Waffen richteten sich aber vorzüglich gegen den Raubadel, der am Rhein und seinen Nebenflüssen von festen Schlössern herab die Waarenzüge und Schiffe plünderte oder die reisenden Kaufleute zu harten Zöllen zwang. Die Rheinzölle wurden äußerst wichtig durch die ungeheure Menge von Schiffen, die den Strom auf- und abgingen, und eben deshalb ein immerwährender Gegenstand des Streites. Die Städte suchten den Fluß ganz von Zöllen zu befreien, einige altherkömmliche des Kaisers ausgenommen. Die benachbarten Herren und Ritter aber suchten stets neue Zölle anzulegen. Gewalt entschied von beiden Seiten. Als Graf Diether von Katzenellenbogen 1246 das Schloß Rheinfels mit einem Zoll anlegte, verbanden sich Mainz, Worms, Speier, Basel und Straßburg zur gewaltsamen Abschaffung des Zolles. Bald traten dem rheinischen Städtebund noch eine Menge andre Städte bey, zu gleichem Endzweck, die Schifffahrt und die Straßen am Rhein und seinen Nebenflüssen frei zu halten, und sich gegen die Angriffe des Adels gemeinsam zu vertheidigen, Zürich, Freiburg, Breisach, Colmar, Hagenau, Weißenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Oppenheim, Frankfurth am Main, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Rheinfelden, Mühlhausen, Aschaffenburg, Bingen, Erbach Bacharach, Wesel, Boppard, Andernach, Bonn u. s. w. Cölln aber vermittelte das Handelsinteresse der Oberdeutschen mit dem der Hansa und knüpfte beide Bünde aneinander. Der ganze rheinische Bund theilte sich in zwei Kreise, davon der eine Worms, der andre Mainz

zur Hauptſtadt annahm. Indeß erreichte dieſer Bund nie den Glanz und die Macht der Hanſa, indem die im Binnenland zerſtreuten Städte den ſichern Rückhalt des Meeres nicht hatten und den Angriffen des mächtigen Adels bei weitem mehr ausgeſetzt waren. Er ward zu verſchiednen Zeiten erneuert und Städte traten ab und zu. Im Jahr 1271 brach er die meiſten Raubſchlöſſer, mußte ſich aber ſchon 1277 abermals gegen neue Unbilden verbinden. Er ward im vierzehnten Jahrhundert noch neunmal aufgelöst und wieder vereinigt, je nachdem die Rheinſchifffahrt aufs neue durch Zölle gefährdet wurde. Endlich ging er 1381 in den ſchwäbiſchen Bund über.

Die ſchwäbiſchen Städte verbanden ſich zuerſt 1307 gegen die Ritter, vorzüglich gegen die Grafen von Würtemberg, und erneuerten den Bund zu verſchiednen Zeiten. Die wichtigſten Städte waren Eßlingen, Augsburg, Ulm, Reutlingen, Gmünd, Heilbronn, Mosbach, Donauwerth, Sinsheim, Nördlingen, Bopfingen, Rotweil, Memmingen, Nürnberg, Kempten, Bibrach, Ravensburg, Conſtanz, Lindau, St. Gallen, Schaffhauſen u. ſ. w. Die Landkriege dieſes Bundes wurden ſehr wichtig und zogen 1381 eine Vereinigung mit dem rheiniſchen Bunde nach ſich. Nach einem heftigen Kampf löſten ſie ſich aber noch vor Ablauf des Jahrhunderts wieder auf, während die Hanſa erſt in die höchſte Blüthe kam.

Kapitel CCCVII.

Der Handel.

Der wichtigſte auswärtige Handel ward auf zwei See- und zwei Landwegen getrieben. Die Hanſa war im Beſitz des Seehandels. Die älteſte und bei weitem wichtigſte Handelsſtraße aus Aſien ging durch Rußland über Nowogrod zur See nach Wisby, Danzig und ſofort

nach Lübek und Bremen, von wo die Waaren rheinauf nach Cölln oder zu Lande nach Braunſchweig geſchafft wurden. Ein Theil der aſiatiſchen und ruſſiſchen Waaren ward auch auf einem nähern Landweg über Breslau, Magdeburg, Erfurt ins Reich geſchafft. Der zweite Seeweg führte aus dem Mittelmeer nach Flandern, Brügge und Antwerpen, von da nach Cölln. Dieſer Weg ward beſonders beliebt, ſeit die Hanſa mit Nowogrod und Preußen zerfallen. Theils holten die Hanſeaten im Mittelmeer die Waaren des Südens und Aſiens von den Venetianern, theils kamen die Venetianer ſelbſt bis Brügge. Ein Theil dieſer Waaren ward aber auch hier wieder auf einem nähern Landweg über die Alpen, Ulm, Augsburg und Nürnberg ins Reich geſchafft, beſonders ſeit einige Eiferſucht zwiſchen Flandern und der Hanſa entſtanden. Außerdem fuhren die Hanſeaten noch insbeſondre nach Norwegen, Schweden, England, Frankreich, Portugall und Spanien, um mit den einzelnen Ländern zu verkehren. In Frankreich und England hatten ſie den auswärtigen Handel allein. In London beſaßen die Cöllner ein großes deutſches Haus, die Niederlage und den Sammelplatz der deutſchen Kaufleute, die Gildehalle oder der Saal der deutſchen Kaufmannsgilde genannt (Gildehalla Teutonicorum). Kein deutſcher Kaufmann durfte vor ein engliſches Gericht gezogen werden. So weit erſtreckte ſich die Macht der Hanſa.

Im Innern des Reichs bildeten zunächſt die Flüſſe naturgemäße Handelsſtraßen, der Rhein mit ſeinen Nebenflüſſen, wodurch vorzüglich Schwaben und Oberdeutſchland mit Sachſen und den Niederlanden verbunden wurde; der Main, wodurch von Franken und Nürnberg her Verkehr eröffnet ward; die Elbe von Hamburg bis Magdeburg; die Oder mit Stettin und Breslau; die Donau war noch ſehr wenig benutzt. Die wichtigſten Landſtraßen

lagen zwiſchen den vier Brennpunkten des auswärtigen Handels, Hamburg, Cölln, Augsburg, Breslau und concentrirten ſich im Innern vorzüglich in den Städten Braunſchweig, Erfurth, Nürnberg. Als die große Hauptſtraße mitten durch Europa, wodurch es gleichſam in zwei Hälften getheilt ward, konnte man den Rhein und als den Mittelpunkt des geſammten europäiſchen Binnenhandels die Stadt Cölln betrachten. Hier floſſen die Waaren von allen Weltgegenden zuſammen und nach einem weiſen Geſetz der Hanſa durfte kein Kaufmann, der von Weſten aus Frankreich, Flandern, Spanien kam, ſeine Waaren weiter führen als bis Cölln, keiner der von Oſten kam, auch kein Niederländer, den Rhein weiter hinauf, kein Oberländer weiter hinab fahren als bis Cölln.

Die Ausfuhr aus dem Reich beſtand größtentheils in Getraide, Bier, Wein, Leinwand, Tuch, Waffen; die Einfuhr theils aus morgenländiſchen Waaren, Specereien, Gewürze, Seide, Baumwolle, Edelſteinen, Perlen, theils aus den Produkten der Nachbarländer, namentlich den nordiſchen Pelzen, Bernſtein, Metallen. Die Frieſen und Pommern beſchäftigten ſich außerdem beſonders mit dem Heringsfang.

Die Handelswiſſenſchaft und das Handelsrecht wurden durch den großen Verkehr erweitert. Beſtand ehemals aller Handel in Tauſch, ward ſpäter das Geld eingeführt, ſo erfanden die Deutſchen im Mittelalter zuerſt die Wechſelbriefe, wodurch der Handel ausnehmend erleichtert ward. Der ganze Handelſtand vereinigte ſich über See- Stapel- Geleit- Markt- Zoll- Geld- Wechſelrechte im Allgemeinen und ſicherte durch wechſelſeitige Garantie wieder die Vorrechte einzelner Städte; doch ſo daß der Handel im Ganzen immer dadurch gewinnen mußte. So wurden den großen Städten an Häfen und

Flüſſen wie billig größre Freiheiten zugeſtanden, den kleinern im Binnenlande ſie verweigert, weil im Gegentheil der Gang des Handels eben ſo hätte ſtocken müſſen, als der Blutumlauf im Körper, wenn ein kleines Gefäß ſo viel Blutmaſſe feſthalten wollte als die größten Adern. Ueber die Handelsgeſetze entſchieden im Großen die Bünde der Städte; im kleinen wachte darüber in jeder Stadt ein ſ. g. Hansgraf d. h. Aelteſter der Kaufmannsgilde.

Kapitel CCCVIII.

Bürgerliche Künſte.

Von jeher hat ſich an das Städteleben der Erfindungsgeiſt geknüpft, welcher dem Leben die äußre Bequemlichkeit ſchafft. Zerſtreut lebende Familien befriedigen ihre höchſte Nothdurft. In Städten arbeiten alle Hände in einander. Die deutſchen Städte des Mittelalters konnten die nützlichen Gewerbe und Künſte ſogar beinahe ausſchließlich zu ihrem Geſchäft machen, weil die Geiſtlichkeit, die Ritter und die Bauern ſie der übrigen Geſchäfte des Lebens überhoben. So ſind ſie denn auch an Kunſtfleiß nirgend übertroffen worden. Dieſer ſtieg auf natürliche Weiſe mit dem Wachsthum der Städte und die gleichzeitigen Kreuzzüge, durch welche die gebildeten Künſte der Griechen und Araber dem Abendlande bekannter wurden, floſſen wohlthätig darauf ein. Die Einrichtung der Zünfte, wodurch jeder Kunſt theils das Ziel der Meiſterſchaft geſteckt, theils durch das geſellige Ineinandergreifen die bequemſten Mittel zur vollkommenſten Ausführung bereitet wurden, gingen unmittelbar aus dem Weſen des Berufs hervor, den ſich der Bürgerſtand vorgeſetzt, auf dem er ſtets eben ſo beſchränkt

blieb, als die Geiſtlichkeit auf das Göttliche, der Ritter auf das Schwert, der Bauer auf den Pflug.

Wie die ſchönen Künſte, die wir kennen gelernt, ſo ward auch wieder jedes Handwerk zu einem bedeutenden Grade der Vollendung gebracht. Dauerhaft, bequem, zierlich mußte jedweöe Arbeit gefertigt werden. Der allgemein herrſchende Reichthum und noch mehr die ſchickliche Vertheilung deſſelben verſchaffte den Handwerkern den gehörigen Abſatz und ſteigerte den Wetteifer in ihren Bemühungen. Man darf nur die noch erhaltnen alten Häuſer und ihr Innres betrachten, um den Wohlſtand und den Sinn für Pracht und Bequemlichkeit jener Zeiten zu bewundern. Schon von außen gewährten die Städte mit regelmäßigen Mauern und Gräben, prachtvollen Kirchen, Rathhäuſern, Privatgebäuden, beſonders mit zahlreichen Thürmen den herrlichſten Anblick. Die Straßen waren gepflaſtert und wenn ſie krumm und eng waren, ſo rührte das nur von dem unanſehnlichen Urſprung der Städte und ihrer allmähligen, unſichern, darum planloſen Erweiterung her. An jedem einzelnen Hauſe liebte man wieder Zierlichkeit, Giebel, Erker, Schnitzwerk, auch wohl Bildſäulen. Das Innere der Gemächer war ebenfalls mit Schnitzwerk reich verziert, ſo wie alles Hausgeräth. Kunſtreich geſtickte Teppiche fehlten nicht. Die Fenſter wurden auch an Bürgerhäuſern mit Glasmalereien angefüllt, welche die Bildniſſe und Wappen der Beſitzer oder den Hauspatron und Geſchichten darſtellten, die auf die Familie Bezug hatten. In den Gefäßen herrſchte großer Aufwand. Von der Stadt Nürnberg wird gerühmt, daß ihre Kaufleute nur von Gold und Silber geſpeist hätten.

Die Kunſt, mit den Metallen umzugehn, gewann eine große Ausbildung. Man entdeckte immer mehr Bergwerke, im Harz ſchon im 10ten, in Schleſien und

Böhmen im 11ten, im Erzgebirg im 12ten Jahrhundert. Alle waren äußerſt ergiebig. Im Meißniſchen wurden in Zeit von 30 Jahren allein in einem Bergwerk bis 325,000 Centner Silber gewonnen und im 15ten Jahrhundert ſogar eine einzige gediegene Silberſtufe von 400 Centner gefunden. Am ergiebigſten unter allen war aber das böhmiſche Silberbergwerk zu Kuttenberg. In der Kunſt prachtvolle Kirchengefäße, Becher, Geſchirr aus edlen Metallen und wieder Waffen, Rüſtungen und allerhand Schmiedewerk aus den unedlen zu verfertigen, waren die Deutſchen als Meiſter anerkannt. Der Kunſtfleiß, den ſie darauf verwandten, führte die Deutſchen zur Erfindung der Taſchenuhren, die zuerſt unter dem Nahmen der Nürnberger-Eier bekannt wurden. In Italien aber entdeckte 1320 zu Amalfi Flagio Giorga die wunderbare Eigenſchaft der Maguetnadel und erfand den Compaß.

Die Kunſt der Weberei gewann vorzüglich in den Niederlanden die höchſte Ausbildung. Tücher, Leinwand, Spitzen wurden dort von der feinſten Art verfertigt. Dies war zugleich Urſache und Wirkung der neuen Kleiderluſt, die ſich beſonders ſeit den Kreuzzügen verbreitete. Man lernte bey andern Nationen zierliche Trachten kennen, liebte die Schönheit der perſönlichen Erſcheinung, war im Beſitz großer Reichthümer. Wie hätte man ſich nicht in gewählter Kleidung gefallen, wie hätte die Kunſt nicht dafür ausgebildet werden ſollen! Anfangs beherrſchte der allgemeine Schönheitsſinn auch noch die Kleidermoden und erſt im funfzehnten Jahrhundert begannen darin garſtige Uebertreibungen. Indem man auf die Webekunſt die Aufmerkſamkeit richtete, erfand man die Zubereitung des Papiers aus Lumpen im Anfang des 14ten Jahrhunderts.

Da die Luſt nach Erfindungen überall herrſchend geworden, und viele Verſuche aller Art angeſtellt wurden, ſo geſchah es, daß Berthold Schwarz, ein Mönch zu Freiburg im Breisgau 1354 zufällig das Schießpulver erfand. Er kannte die Kraft der Vermiſchung nicht, die er aufs gerathewohl unternommen und das Pulver ſprang und nahm ihm das Leben. Die Erfindung ward aber bald benutzt. Schon 1360 hatte die Stadt Lübek die erſte Pulvermühle, 1365 Herzog Albrecht von Braunſchweig die erſte Canone. Der erſte bekannte und hochberühmte Stückgießer, deſſen ſich Fürſten und Städte bedienten, war Johann von Arau. Die erſten Kugeln wurden nach ſeiner Erfindung in einer Fehde der Hanſeaten in den Feind geſchickt, 1387.

Die großen Wirkungen der drey Haupterfindungen des 14ten Jahrhunderts, des Compaſſes, des Papiers und des Pulvers treten indeß erſt in der folgenden Periode hervor.

Kapitel CCCIX.

Bürgerliche Sitten.

Wir gewahren in den Städten Freiheitſtolz und Ehre wie bei den Rittern, doch einerſeits weder die erhabne adelige Geſinnung und poetiſche Tiefe, noch anderſeits die Wildheit, die den Söhnen des Waldes eigen war. Das Handwerk und das Gefühl des untergeordneten Ranges trat dort, die freundliche Geſelligkeit der Städte hier entgegen. Wohl erkannten die Bürger ihre Beſtimmung und von bettelſtolzer Vornehmigkeit, die ſich in den höhern Stand drängen will, war noch keine Spur. Der Schuſter vergaß nicht, daß er Pech an ſich habe; er ſah dies aber grade als Ehrenzeichen ſeines Standes an. Der Kaufmann ſchämte ſich der Elle nicht. Alle

Handwerkszeichen waren heilig. Wenn der Adel darüber spottete, so vertauschten sie oft das Schwert mit der Elle, der Scheere, den Leisten, und schlugen die Ritter aufs Haupt, daß sie lustig den Spott umkehren durften. Das Lächerliche, was sich von selbst an mancherley Handthierungen und Lebensarten der Handwerker knüpft, ward von diesen selbst aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet und im Gefühl der Kraft und Würde als heitrer Scherz behandelt, eine Quelle der Volksbelustigung. Darum hatte jede Zunft bey öffentlichen Festen ihren Hanswurst, der alle lächerliche Seiten des Standes anmuthig herauszukehren wußte.

Im Kampf zeichnete die Bürger Ehrgeiz, Wetteifer mit dem Adel, große Tapferkeit, Geschick besonders in Vertheidigung und Belagerung aus. Auch übertrafen die Bürger in der Kunst des Massengefechts und der Stellungen den Adel immer, wo dieser ihnen in persönlicher Kraft überlegen war. Die ersten Feldherren, die dem rohen Faustkampf ein Ende machten, gingen aus dem Bürgerstande hervor. Dies rührte daher, weil die Bürger zuerst die mathematischen Kenntnisse pflegten. Im Handel und Wandel waren die Bürger durch Ehrlichkeit und Treue berühmt. In ihren Gemeindeverhandlungen zeigten sie große Umsicht, gingen aufs Einzelnste und Kleinste ein, wurden aber deshalb auch oft umständlich, langsam, sich selbst hinderlich. Bey öffentlichen Festen war der Bürger höchst lebendig, ausgelassen, Gaukler, Possenreißer, Marktschreier, Maskenzüge, Fastnachtsspiele durften nicht fehlen. Hier freuten sich die Städte in voller gesunder Lust ihres Wohlstandes und legten ihn zur Schau. Kleiderpracht, Luxus der Gastmähler stiegen ins Große. Man wirft überhaupt allen Ständen des Mittelalters große Lust am Essen vor, indessen mögen sie wohl bey üppiger Gesundheit und reger

Thätigkeit zur Hungerleiderei wenig geneigt gewesen seyn, und es muß uns freuen, in jener Zeit selbst beym Leibeignen die Klagen der Armuth zu vermissen. Noch mehr wird den Deutschen der damahligen Zeit die Trunkenheit vorgeworfen, und es ist wirklich erstaunenswerth, was die Pfaffen, Ritter und Bürger vermochten. Der Weinbau so wie die Bierbrauerei genossen deshalb die ausgesuchteste Pflege und es herrschte der größte Ueberfluß an edlem Getränk. Der Brandwein war noch nicht nicht genug im Gebrauch, um die Gesundheit und das fröhliche Leben der untern Stände zu vergiften. Im Hause war aber der Bürger durchgängig nüchtern, fleißig, der Familienkreis äußerst zurückgezogen und sittsam, die Hausfrau emsig, die Tochter fromm und verschämt, der Sohn gehorsam, alle gesellige Sitten bieder und streng und rein. In Bezug auf Religion waren die Bürger minder begeistert als die Ritter, minder leichtsinnig als die Geistlichen selbst, minder blind als der Bauer, vielmehr sittlichfromm und zum Nachdenken, daher oft zur Ketzerei geneigt.

Kapitel CCCX.

Universitäten.

Die ältesten gelehrten Schulen in Deutschland waren die Klosterschulen zu Fulda, Hirschau, Reichenau, St. Gallen, Corvey, Hirschfeld, Prüm, Mainz, Weissenburg, St. Emmeran, Regensburg, Trier, sämmtlich schon aus der Zeit Karls des Großen, später Päderborn, Muri, Cölln, Lüttich, Hildesheim, Utrecht, Bremen seit der Zeit der Ottonen. Anfangs waren die Lehrer nur Mönche und die Schüler angehende Mönche. Zu Gunsten der weltlichen Wissenschaften fanden sich aber seit dem 11ten Jahrhundert freiwillige Lehrer ein, denen

auch freiwillige Schüler folgten, die beyderseits an den Klosterzweck sich nicht banden, sondern rein die Wissenschaft trieben. Sie traten in sofern in eine Innung, wie jeder andre Stand. Die Lehrer wurden Meister, die Schüler Lehrlinge und Gesellen, reisten auch als solche gleich den Handwerkern umher und hießen fahrende Schüler. Besonders die Bettelmönche machten sich das Schulhandwerk zum Geschäft.

Am Ende des 11ten Jahrhunderts erhielt endlich die gelehrte Zunft zuerst in Italien größere Freiheiten. Die Schule zu Bologna ward selbständig gemacht, eine freie gelehrte Gemeinde (universitas litteraria), und 1158 von Friedrich Barbarossa mit noch ausgedehntern Freiheiten versehn, bald darauf auch die Schulen zu Padua, Neapel, Rom u. s. w. In Deutschland ward erst 1347 nach dem Muster der italienischen Universitäten die hohe und freie Schule zu Prag gegründet von Kaiser Karl IV, darauf 1365 Wien, 1385 Heidelberg, 1388 Cölln, 1392 Erfurt, 1403 Würzburg.

Auf jeder dieser Universitäten bildeten Lehrer und Schüler und örtliche Dienerschaft eine geschlossene Innung, eine selbständige Gemeinde, der niemand zu befehlen hatte, als der Kaiser, die ihr eignes Gericht hatte, ihren Vorsteher oder Rector sich selber wählte. Dem Rector zur Seite stand ein Rath oder Senat, der aber keineswegs nur aus Lehrern bestand, sondern auch aus Schülern oder Studenten, denn alle Glieder der gelehrten Gemeinde, Schüler wie Lehrer, hatten gleiches Stimmrecht und es ward nur nach Nationen oder Landsmannschaften gestimmt. Die gelehrten Grade des Baccalaureus, Magisters und Doctors hatten nur auf die Wissenschaft selbst Bezug, nicht auf die Verfassung der Innung. Die Universitäten knüpften sich unmittelbar ans Städteleben an, wie örtlich, so der Verfassung und

den Gliedern und ihrem Geiste nach. Die meisten Studenten und Lehrer gingen aus dem Bürgerstande hervor. Das klösterliche Wesen verlor sich im Getümmel der Städte und bey dem regen Leben der ungebundenen Studentenwelt. Die durch Kunst, Gewerbe, Verkehr gewonnene Bildung der Städte floß wohlthätig auf die gelehrte Bücherbildung der Hochschulen ein und diese wieder auf den Geist der Bürger. Darum ward hier der Ketzerei ein beständiger Feuerheerd aufgethan, der nimmer verlöschte und bald das Reich in lichte Flammen setzte.

Kapitel CCCXI.

Weltliche Wissenschaften.

Man theilte die Wissenschaften im Ganzen auf den hohen Schulen nach vier Facultäten: Theologie, Rechtswissenschaft, Medicin und Philosophie. Die Theologie ward als Hauptsache betrachtet und eigentliche Scholastik. Von Rechten lehrte man anfangs nur das canonische Recht. Das römische seit dem großen Irnerus in Italien, erst seit dem 15ten Jahrhundert in Deutschland. Das deutsche Recht ward auf Universitäten aus einem natürlichen Grunde gar nicht gelehrt, weil es keines gab, sondern nur besondre Gesetze für einzelne Verhältnisse, die nur diesen oder jenen, nicht aber alle angingen, und weil man unmöglich damals schon alle überblicken und einen allgemeinen Geist deutscher Rechte abziehen konnte. Die Arzneykunde ward seit dem 12ten Jahrhundert fleißiger als bisher betrieben, doch hatte man die tiefe Kenntniß der Natur, die ältern Völkern eigen gewesen, schon verloren und nur einen oft misbrauchten Aberglauben erhalten und der neue Weg ging langsam, ward durch Vorurtheile gehemmt. Religion

und Sitte verboten die öffentliche Anatomie und geschickte Aerzte sahen sich oft bey einem kühnen Gebrauch geheimer Naturkräfte der Gefahr ausgesetzt, als Zauberer und Hexenmeister angeklagt zu werden. Dies widerfuhr dem größten Naturkundigen, der im Mittelalter gelebt, dem Albertus Magnus († 1280) von dessen Zauberkräften Mit- und Nachwelt sich die artigsten Geschichten zu erzählen weiß. Große öffentliche Entdeckungen in der Naturkunde wurden zwar erst im 14ten Jahrhundert gemacht, doch nur in Folge der emsigen Versuche, die seit dem zwölften auch in diesem Fach der Wissenschaft, wie in jedem andern, angestellt worden. Alles drängte zu Erfahrungen, zu einer Ausbildung des Verstandes, die das Mittelalter verdrängen sollten. Die Philosophie in enger Verbindung mit der Theologie nahm doch immer freiere Standpunkte und holte sich theils aus der erweiterten Naturkunde, theils aus der Geschichte neue Waffen, um die Dogmen zu bekämpfen.

Geschichte ward nicht sowohl gelehrt, als häufig geschrieben. Die Chroniken gingen ununterbrochen fort und enthielten bald die Geschichte der ganzen Welt, immer wieder von vorn beginnend, bald die Geschichte des Reichs allein oder nur der Zeitgenossen. Im 11ten Jahrhundert folgten sich die berühmten Chroniken des lahmen Herrmann (Hermannus contractus) des höchst geistreichen Lambert von Aschaffenburg, des Marianus Scotus, des für den Norden höchst wichtigen Adam von Bremen, im 12ten Jahrhundert des Sigebert von Gemblours, des fürstlichen Otto von Freisingen, Sohn Leopolds von Babenberg-Oesterreich, Oheim des Barbarossa, des Günther Ligurinus, Gottfried von Viterbo, des sächsischen Annalisten, die slavische Chronik des Helmold; im 13ten Jahrhundert des Albert von Stade, des Martinus Polonus. Alle diese haben noch lateinisch geschrieben.

Seitdem finden wir die schönsten und wichtigsten Chroniken in deutscher Sprache, mit Stadt- oder Provinzialchroniken, darunter die Limburger Chronik von Tillman am Ende des 14ten Jahrhunderts oben an steht. Die Geschichte kam überhaupt um diese Zeit aus den Händen der Mönche in die der Bürger. Dies veränderte ihren Charakter wie ihre Sprache. Zugleich ging auch die Poesie von den schwäbischen Rittern auf die ehrlichen Meister der Städte über unter dem Namen der Meistersängerei. Die Blüthenzeit der bürgerlichen Schriftstellerei fällt aber erst in die folgende Zeit, wo wir sie genauer kennen lernen werden.

Kapitel CCCXII.

Die freien Bauern.

In Schwaben und Sachsen erhielten sich die freien Bauergemeinden am längsten, namentlich in den Alpen, in Tyrol, Würtemberg, Friesland, Dithmarsen und einige unbedeutendere im Lande Hadeln, im Baireuthischen, bey Hall ꝛc.

Die Rechte dieser Bauern bestanden darin, daß sie nicht als Knechte oder Aftervasallen mittelbar unter den Rittern, sondern als freie Männer unmittelbar unter einem bischöflichen oder Reichsvogt standen, daß sie zur Führung der Waffen und zur Ritterehre fähig waren, daß sie schöppenbar waren und sich selbst mit Zuziehung des Vogts Gesetze geben und richten konnten. Auch selbständig in Bündnisse zu treten oder Fehden zu beginnen hieng von ihrem Willen ab.

Ursprünglich waren alle diese Gemeinden theils Gaue, theils Centen unter den Grafen und Centnern gewesen, und nur gleichsam als Inseln aus der großen Ueberschwemmung des Lehnwesens zurückgeblieben, hier größer,

dort kleiner. Darnach bestimmt sich auch ihre größere oder geringere Macht und Freiheit. Nur die Friesen und Schweizer wurden mächtig genug, sich über die andern Stände zu erheben. In den übrigen Ländern standen die Bauern durchaus zurück.

In Friesland traten nach den Normannenkriegen an die Stelle der Grafen die Bischöfe von Utrecht und Bremen und unter dieser gelinden geistlichen Aufsicht erhob sich die alte Bauernfreiheit um so mächtiger wieder, als die Friesen überhaupt mit eiserner Beharrlichkeit an den alten Sitten hingen und sich mit keinem andern Stamm vermischten. Sie behaupteten daher neben den geistlichen Diakonen und dem Sindgericht in jedem Gau gewählte Volksrichter (consules anni) und ein selbständiges Bauerngericht, und setzten ihre Freiheit sehr oft mit gewaffneter Hand gegen die Bischöfe durch. Gefährlicher ward ihrer Unabhängigkeit der mächtige und nach größerm Lehnbesitz strebende Graf von Holland, dem es wirklich 1005 gelang, Westfriesland an sich zu reißen und in hundertjährigen wiederholten Kämpfen zu behaupten. Die Ostfriesen schlugen aber nicht nur jeden Angriff siegreich ab, sondern waren auch stark genug, den thätigsten Antheil an den Kreuzzügen zu nehmen und den Ruhm ihrer Waffen ins ferne Asien zu tragen. Im Jahr 1219 traf Friesland eine furchtbare Wassersnoth, die Marcellusfluth genannt. Die gemeinsame Noth und die Gefahr, die noch überdem von den Nachbarn drohte, brachte alle Friesen in ein enges allgemeines Bündniß, das zwar schon in uralten Zeiten bestanden hatte, doch aufgelöst worden war. Dies war die Vereinigung der sieben freien Seelande oder ostfriesischen Gaue am Upstalesboom, 1224. An dieser heiligen Stätte traten die Deputirten der einzelnen Gaue zusammen, um über die allgemeinen Angelegenheiten aller freien Friesen zu rath-

ſchlagen. Hier gaben ſie ſich allgemeine Geſetze, die ſ. g. 17 Willkühren und 24 Landrechte, wozu ſpäter die ſ. g. Nebenkühren traten und die endlich in ein Upſtalesboomiſches Geſetzbuch zuſammengefaßt wurden, 1323. Außerdem zerfielen die einzelnen Landſchaften Frieslands wieder unter viele kleine Stämme, die ſich wieder ſelbſt regierten, alljährlich einen Richter (rediewa) und einen ſ. g. Talemann wählten, welcher letztere den etwaigen Willkührlichkeiten des erſtern zu begegnen hatte. Jeder dieſer Stämme hatte wieder ſein eignes Geſetz, ganz ähnlich den altgermaniſchen. Die wichtigſten ſind das Hunſingoer Landrecht, der Rüſtringer Aſegabuch und die Brokmer Briefe. Bald darauf wurden die Stedinger dem Fanatismus geopfert. 1287 traf Friesland eine neue furchtbare Fluth des Meeres, wobey viel Land mit ganzen Dörfern und 50,000 Menſchen untergingen. Zu dieſer Noth kamen neue Kämpfe mit Holland und den Biſchöfen, auch der Bauern unter einander. Zugleich erhoben ſich einzelne Familien in den Dörfern zu Häuptlingen (Haudlingar) und begannen ſogar unter dem Vorwand der Landesvertheidigung 1285 die erſte Burg anzulegen. Dies veränderte die Verhältniſſe der freien Bauern um vieles und als ſie die loſe gewordene Verbindung 1323 zu Upſtalesboom erneuerten, traten ſtatt des einen Bauernſtandes ſchon drey Stände, Häuptlinge, Geiſtliche und Gemeine zuſammen. Die Frieſen vertheidigten ſich ſeitdem nach wie vor äußerſt tapfer theils gegen Holland, theils gegen die Hanſa, die ihre Seeräuberei nicht dulden konnte, doch zerfielen ſie unter einander ſelbſt in noch weit heftigere Partheien und Kämpfe, indem die Häuptlinge um Oberherrſchaft buhlten.

Die Dithmarſe- riſſen ſich 1148 von den Grafen von Stade los, deren letzten Sproß ſie umbrachten. Dann befreiten ſie ſich in der Schlacht bey Bornhövede 1227

von den Dänen und behaupteten ihre Freiheit bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts.

Die Schweizer und ihre Freiheitskämpfe sind ausführlich in dem Verlauf unsrer Geschichte geschildert.

Alle diese Bauern zeichneten sich durch die Tugenden der alten Germanen aus und kamen denselben bis auf den Unterschied des Christenthums beinahe völlig gleich. An Tapferkeit und Leibeskraft waren sie in der Regel den Rittern und Bürgern überlegen, daher sie bey geringer Anzahl so oft den glänzendsten Sieg erfochten. Wie zur germanischen Zeit schlossen sie sich ab in einzelnen Stämmen, in Tracht und Mundart, vermischten sich selten unter einander, nie mit Fremden. Ihr Freiheitstolz hütete sie vor Gemeinheit; ihre höchst keusche Zucht und Sitte machte sie schön und ehrwürdig; ihr reinliches, freundliches Hauswesen, ihre unverfälschte Ehrlichkeit, ihr gesunder Witz und Verstand stellte sie weit über den Begriff, den wir uns etwa jetzt von einem Bauer machen. Diese Bauern waren Herren.

Kapitel CCCXIII.

Die Leibeignen.

Im allgemeinen ist von der Hörigkeit oben die Rede gewesen. Die Leibeignen gewannen sehr durch den allmähligen Einfluß christlicher Gesinnung, durch Freilassungen, durch Beschränkung auf den Landbau und durch die Achtung, in welche der Landbau nach und nach kam. Der Leibeigne war nur noch Bauer, der Bauer nothwendig, darum nicht selten von Fürsten sehr begünstigt.

Wir unterscheiden auf den Dörfern Schutzbauern, Lehnbauern und endlich noch völlig Leibeigne. Die erstern waren alle Alodbesitzer und konnten selbst wieder Leibeigne haben, hielten Rosse, leisteten einigen Zins und

Fuhren gegen den herrſchaftlichen Schutz. Die andern waren alle Vaſallen oder Freigelaßne und ihr Vertrag verſchieden. Sie hielten nur Rinder und mußten in der Regel in den wichtigſten Jahreszeiten der Herrſchaft perſönlich dienen. Die Leibeignen dienten täglich auf dem Guth des Herrn. Ueber alle übte der Ritter oder die Geiſtlichkeit das Gericht, wobey jedoch in Straffällen der Rang unterſchieden wurde. Anfangs hatte der Burgvogt die Aufſicht über die um die Burg her in ein Dorf verſammelten Bauern, ſpäter überhaupt ein Vogt oder Schulz. Daß es an Willkührlichkeiten dieſer Vögte nicht gefehlt habe, daß der Adel oft grauſam ſeine Leibeignen behandeln laſſen, iſt ohne Zweifel. Die Verachtung der Sclaven vererbte ſich aus alten Zeiten her, und das unnatürliche Verhältniß ſelbſt erzeugte Laſter und Verbrechen unter den Leibeignen, gegen welche mit der größten Strenge verfahren werden mußte. Dies war beſonders in den ſlaviſchen Ländern der Fall. Was man noch heute in Schleſien, Polen, Preußen oft vernehmen kann, daß, wenn der Edelmann nicht ſtreng iſt, die Bauern nicht gut thun, das drückte ſchon Ditmar von Merſeburg im 11ten Jahrhundert mit den derben Worten aus: »wenn die ſlaviſchen Bauern gehorchen ſollten, ſo müſſe man ſie Heu freſſen laſſen, wie Ochſen, und in der Zucht halten, wie Eſel.« Hier vernehmen wir mitten in der Harmonie des Mittelalters einen gellenden Mißton, den Schrei unterdrückter Natur und Menſchlichkeit. Wenden wir uns davon ab und freuen uns, daß dieſe Barbarei wenigſtens nach und nach etwas ermäßigt worden.

Bey den echt deutſchen Stämmen war das Loos der Leibeignen bey weitem milder als bey den Wenden. Darum ſehn wir bey ihnen auch eine gewiſſe bäuriſche Cultur, ja Literatur. Die bäuriſche Sitte hatte viel

Anmuthiges, Festliches, verrieth Wohlhäbigkeit. Der Scherz fand freies Spiel, ein Zeichen der Zufriedenheit. Da entstand jener wunderbare Eulenspiegel, die Quintessenz und der Niederschlag des Bauernwitzes. Doch auch für Höheres fand sich ein frischer Sinn in niedern Hütten. Ja die schönsten oft tiefsinnigsten Gedichte wurden in die prosaische Volkssprache übertragen und jedem Bauer bekannt. Diese trefflichen Volksbücher, im rauhen Gewand die lieblichste Poesie verbergend, finden wir noch jetzt auf allen Jahrmärkten, die Genovefa, die Haimonskinder, die Melusine, die Magellone, den Herzog Ernst, den Octavianus u. s. w. Zahlreiche Sagen und Lieder lebten im Munde des gemeinen Volkes fort, während die höhern Stände sie schon verloren hatten.

Vierzehntes Buch.

Die kurenburgischen Kaiser.

Kapitel CCCXIV.

Charakter dieser Zeit.

Der widersprechende Charakter der folgenden Zeit läßt viele Täuschungen zu, gegen die wir uns im voraus verwahren wollen. Weil darin die Keime der folgenden Zeit gepflegt wurden, hat man einseitig das Gute gepriesen und das Feindselige, Kleinliche, ja Niederträchtige, was der Verfall der alten Größe und die unreife, einseitige Verstandesrichtung mit sich brachten, übersehn. Andre dagegen haben wieder mit Recht die Entheiligung vergangner Größe beklagt, den Mangel großer Männer und Thaten in Vergleich mit dem frühern Mittelalter nicht verschmerzen können, aber dabey auch auf das mannigfaltige Gute keine Rücksicht genommen, das den alten Uebeln entgegentrat und langsam aber sicher immer segensvoller sich entfaltete. Wenn wir aber, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, diese Zeit als eine nothwendige Uebergangsperiode betrachten, so müssen wir eingestehen, daß sie sich in Tugenden und Mängeln durchaus nicht anders äußern konnte. Es ist nicht einmal schicklich, die ganze Zeit, geschweige einzelne Männer und Thaten darin, einem einseitigen Lob oder Tadel zu unterwerfen. Da ihr Charakter wesentlich Auflösung, Kampf und Uebergang von einer Bildungsstufe zur andern ist, so

muß nothwendig etwas Feindseliges in ihr herrschen; da die Kraft der alten Zeit darin welkend, die der neuen erst in unreifer Entwicklung erscheint, so muß sie nothwendig viel Kleinliches darbieten, und da sich nichts Einiges und Ganzes darin weder erhalten kann, noch schon gestaltet hat, so muß sie nothwendig hinter dem Frieden, Ruhm und Glanz der frühern, wie der spätern Zeit zurück stehn. Da aber die Auflösung von oben anfing, das neue Heil von unten ausging, so ist die Papst- Kaiser- und Fürstengeschichte am wenigsten erfreulich, und was sich dagegen in den untern Ständen in ritterlichem Geist, Bürgertugend, bäurischem Freiheitssinn und in Kunst und Wissenschaft regte, höchst würdig und anziehend.

Kapitel CCCXV.

Rudolf von Habsburg.

Die Verwirrung in Deutschland hatte zu sehr überhand genommen, daß sich nicht das in der Nation schlummernde Rechtsgefühl wieder hätte regen sollen. Damit verband sich auch ohne Zweifel das Ehrgefühl, das den Ruhm der Nation durch einen tüchtigen Kaiser zu erneuern wünschte. Ein Kaiser also ward lebhaft herbeygesehnt. Die Fürsten selbst, denen Ritter und Bürger höchst gefährlich zu werden drohten, hatten nichts sehnlicheres zu wünschen, als einen Kaiser, der die untern Stände zu bezähmen verstünde, ohne doch der obern Meister zu werden. Sehr scharfsinnig und glücklich traf deshalb ihre Wahl den tapfern Grafen Rudolf von Habsburg. Er war ganz der Mann, das niedre Volk in Furcht und Liebe zu beherrschen, während ihm jenes höhere Genie der alten Kaiser, auch die höheren Stände umsichtig zu leiten, durchaus abging; und überdem blüheten ihm sechs

schöne Töchter, die sich vortrefflich dazu eigneten, durch Vermählungen ein starkes Band um die regierenden Häuser zu schlingen.

Rudolf, der tapferste Fehdeheld seiner Zeit, lag eben vor Basel und bekämpfte die gemeinen Bürger dieser Stadt, weil sie die Patrizier vertrieben hatten, als Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, ihm die Bothschaft seiner Ernennung zum Kaiser brachte. So trafen sich in glücklicher Vorbedeutung die Ahnherren der beiden jetzt mächtigsten deutschen Fürstenhäuser. Rudolf, ein starker, schöner, feuriger, und zu Allem kühner Held, empfing 1273 zu Aachen, in großer Pracht von den Churfürsten bedient, die Krone Kaiser Karls mit einer natürlichen Würde, und ergriff, da das Scepter abhanden gekommen, ein Crucifix, als das heiligste Symbol der Macht. Eben so sicher und vollkommen von dem ehrlichen Vorsatz erfüllt, dem Vertrauen des Volkes zu entsprechen, schwur er, den Frieden herzustellen und Recht zu üben nach Kräften.

Indeß nahm Rudolf als Kaiser eine ganz andre Stellung an, als seine Vorgänger, und suchte, indem er auf der einen Seite mit den größten Pflichten zugleich die größten Rechte des kaiserlichen Ansehns aufgab, auf der andern im Kleinen desto mehr seiner Pflicht zu genügen oder seine Rechte zu befestigen. Dies erklärt sich zum Theil aus den veränderten Verhältnissen, die ein Auflösen der kaiserlichen Macht schon heilsamer finden ließen, als einen halsstarrigen Kampf um ihre Wiederherstellung, theils auch aus dem Charakter Rudolfs, der zu einzelner, kleiner Thätigkeit hinneigte und große Verhältnisse nicht zu umfassen wußte, eben darum aber selbst wieder aus dem Charakter der ganzen Zeit herfloß.

Zunächst handelte Rudolf der alten Idee eines Kaisers gänzlich zuwider, indem er den Rechtsstreit mit dem

Papſt und ſein Recht auf Italien aufgab und ſich aus einem römiſchen Kaiſer freiwillig zu einem bloßen deutſchen König erniedrigte. Was er dort verlor, konnte ſeine ausſchließliche Thätigkeit für Deutſchlands weltliche Angelegenheiten auf der andern Seite erſetzen; indeß war es ein Verluſt, der Vortheil nur mit einem Nachtheil erkauft und an das mittelalterliche Gebäude die zerſtörende Hand gelegt. Rudolf machte keinen Anſpruch an die Kirche, ihm graute, zum Theil aus Mangel an umfaſſendem Genie, zum Theil im Bewußtſeyn ſeiner Schwäche, vor den italieniſchen Angelegenheiten, und er ſoll ſogar den Ausſpruch gethan haben, Italien ſey eine Löwengrube, zu der viele Fußtritte hinein, aber wenige herausführten, Worte, die einem verſtändigen Privatmann allerdings wohl anſtanden, von einem römiſchen Kaiſer aber damals noch leichtſinnig und unrühmlich ſcheinen mußten. Dem Anſpruch, den die Kirche dagegen an ihn machen mußte, weil ihre Verhältniſſe ſich innig durchdrangen, kam er durch ein Concordat entgegen, worin er dem Papſt alles bewilligte, was er verlangte, um von dieſer läſtigen Sache nur ſo gut als möglich los zu kommen. Der Papſt, Gregor X, der ſich ſeine Gleichgültigkeit nicht zu erklären wußte, kam ſelbſt nach Lauſanne, das Concordat abzuſchließen.

Sodann gab Rudolf auch das alte Verhältniß des Kaiſers zu den Fürſten freiwillig auf, und erniedrigte ſich von ihrem Oberhaupt mehr zu ihresgleichen. So ließ er namentlich von den Churfürſten ſeine kaiſerlichen Verordnungen durch ſ. g. Willebriefe beſtätigen, womit er theils ſeiner eignen Würde, theils den Rechten der niedern Stände vieles vergab. Er vermied dadurch zwar die alten Fehden zwiſchen Kaiſer und Fürſten und gewann freie Hand, nun in den untern Ständen die Zucht und Ordnung herzuſtellen; aber der Gewinn war hier

wieder nur mit einem Verluſt erkauft und die Auflöſung des Kaiſerthums noch weiter gefördert.

Während ſich alſo Rudolf weder mit dem Papſt noch mit Italien, noch mit den Fürſten befaßte, ſo daß er ſich nicht einmal in die verderblichen Händel miſchte, die ſich unter den nordiſchen Fürſten wegen Theilungen und Erbſchaften erhoben, ſchien es ſeiner kaiſerlichen Pflicht vollkommen zu genügen, wenn er alle Kräfte gegen die niedern Stände richtete und beſonders die Raubneſter des übermüthigen Adels zerſtörte. Das gab ihm zugleich Gelegenheit ſeinen angebornen Hang zu kleinen Fehden, Schlachten und Belagerungen zu befriedigen. So zwang er namentlich 1276 den Grafen Eberhard von Würtemberg zur Ruhe. Er erwarb ſich damit große Verdienſte um den Frieden und Wohlſtand der Bürger und um den Handel, ſo wie auch die Bauern, die durch die Fehden am meiſten litten, den Kaiſer als Friedensſtifter ſegneten, und dieſe Vortheile heben allerdings einen großen Theil jener Nachtheile auf.

Kapitel CCCXVI.

Ottokar von Böhmen.

Ottokar, ein ſtolzer Fürſt, damals in Deutſchland der mächtigſte, Herr über Böhmen, Mähren, Oeſterreich und Kärnthen, verſäumte dem Kaiſer zu huldigen, weil er ſelbſt gern Kaiſer geworden wäre. Dies durfte Rudolf nicht dulden, denn wenn er auch den Italienern die Huldigung ſchenkte, ſo gab er doch dort das Recht nur auf, um es hier deſto kräftiger zu handhaben. Zugleich waren die öſterreichiſchen Stände mit dem harten und übermüthigen Ottokar unzufrieden, und Rudolf konnte hoffen, ſie für ſein Haus zu gewinnen. Er ſprach alſo Oeſterreich und Kärnthen als verfallnes Reichslehn dem

König ab und bereitete ſich zum Kriege. Die nordiſchen Fürſten hatten mit ſich ſelbſt zu thun und ließen den Kaiſer im Stich. Baiern und Ungarn verſprachen ihm nur die Hülfe. So konnte Rudolf nur ein verhältnißmäßig geringes Heer von Schwaben und Rheinländern aufbringen. Seine große Zuverſicht des Sieges aber und der Ruhm ſeiner Thaten flößten dem Böhmenkönig ſo viel Furcht ein, daß er es nicht zum Kriege kommen ließ, freiwillig den Lehenseid leiſtete, Oeſterreich und Kärnthen abtrat und den Frieden durch eine Heirath ſeines Sohnes mit einer Tochter Rudolfs zu befeſtigen verſprach. Ottokar erſchien 1276 im glänzendſten Schmuck eines böhmiſchen Königs auf einer Inſel der Donau. Da empfing ihn Rudolf unter einem Zelt in der ſchlechteſten Reiterkleidung und ließ in dem Augenblick, da der König kniend vor ihm den Eid der Treue leiſtete, das Zelt aufheben, um vor allem Volk den mächtigen Fürſten zu beſchämen. Dies war kleinlich und unedel, und der Vorwurf der Eitelkeit trifft den Kaiſer allein, denn der Fürſt that ſeine Pflicht, indem er ſeiner Würde gemäß bei einer feierlichen Handlung erſchien, und er konnte gewiß nicht bei einer Gelegenheit prahlen wollen, die ihn ohnedies demüthigte. Da er überdem alles Billige geleiſtet, ſo war es eben ſo ungroßmüthig, als dem Reiche ſchädlich, ihn durch Spott aufs neue zu reizen. Es mag daher der Königin nicht verdacht werden, wenn ſie ihren Gemahl antrieb, den unverdienten Schimpf zu rächen.

Unterdeß ſuchte ſich Rudolf in Oeſterreich feſtzuſetzen. Er wagte zwar noch nicht, dies Land gradezu an ſein Haus zu bringen, gewann aber Adel, Städte und Biſchöfe je einzeln durch liebreiches Betragen und bewog namentlich die geiſtlichen Herren, ſeinen Söhnen eine Menge einzelne Lehen zu geben, durch welche ſie feſten Fuß im Lande faßten.

Ottokar, von seiner ehrliebenden Gemahlin unaufhörlich angeregt, brach endlich den Frieden und zog mit aller seiner Macht in den entscheidenden Kampf gegen Rudolf. Dieser aber traf ihn mit dem Kern des oberdeutschen Adels und der Städte 1278 auf dem Marchfelde bei Wien und schlug ihn aufs Haupt. Ottokar selbst kam nach heldenmüthiger Gegenwehr durch einen Bürger von Zürich ums Leben. Die Fehde ruhte, und Wenzel, Ottokars junger Sohn, behielt Böhmen und Mähren.

Kapitel CCCXVII.

Landfrieden.

Nach Ottokar regte sich kein bedeutender Feind mehr, vorzüglich deswegen, weil der Kaiser dem Papst, den Italienern und den Fürsten alles das im voraus nachgab, worüber hätte Kampf entstehen können. Er überließ sogar dem Karl von Anjou außer Neapel und Sicilien auch die Provence, den südlichen Theil Burgunds und gab somit dies schöne Land auf immer vom Reiche weg. Dagegen erwarb er seinem eignen Hause endlich 1282 ganz Oesterreich. Die Nachgiebigkeit, die er theils den österreichischen Ständen, theils den übrigen Fürsten bewies, bewirkte, daß jene seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu Herzogen annahmen, und diese durch Willebriefe die Besitznahme bestätigten.

Das zweifelhafte Verdienst, die großen Feinde durch Nachgeben beschwichtigt zu haben, setzte Rudolf in den Stand, das unzweifelhafte zu erringen, die kleinern Feinde wirklich zu bewältigen. Hier that er außerordentlich viel. Er zog von Reichstag zu Reichstag, um Landfriedensschlüsse durchzusetzen, und von Land zu Land, um diesen Frieden mit Gewalt zu handhaben. Seine Schnelligkeit, sein Kriegsgeschick, mehr noch die gute Absicht und das Recht, das er für sich hatte, so wie die strenge

Gerechtigkeitspflege, die er überall anwandte, ohne je in unziemliche Nachgiebigkeit oder tyranniſche Härte zu verfallen, ließ ihn überall den Sieg gewinnen. Man hieß ihn das lebendige oder wandelnde Geſetz (lex animata), eine Menge großmüthiger und gerechter Handlungen und Sprüche wurden von ihm ſprichwörtlich, und überhaupt that er viel Großes im Kleinen. Das Volk, das ſelbſt nur vom Einzelnen ausging und nicht weiter zu ſehn vermochte, hielt eine artige Anekdote von Kaiſer Rudolf für mehr werth, als ein großes Inſtitut ſeiner Vorgänger und vererbte ſeine Bewunderung des ritterlichen Kaiſers bis auf die ſpäte Nachwelt. Viel trug zu ſeinem verdienten Ruhm auch der Umſtand bei, daß er in den öffentlichen Verhandlungen die deutſche Sprache einführte, theils weil er ſelbſt nicht lateiniſch verſtand, theils weil er in ſeinem natürlichen Sinn einen Widerſpruch darin fand, daß die Sprache des Volks und der Regierung ſich fremd ſeyn ſollten. Nur die Betrachtung, daß die Fürſten ganz ſtill ſaßen, während Rudolf perſönlich zugleich als Richter und Henker ihnen das Land reinigte, als ob er in ihrem Dienſt geweſen wäre, und daß, während das Raubgeſindel bezwungen, und die Rechtspflege in Rudolfs Gegenwart gebeſſert ward, alles andre im Reiche blieb, wie es war, und vieles verloren ging, muß die Bewunderung etwas niederſchlagen. Auch war dieſe perſönliche Thätigkeit des Kaiſers nur auf die Gegenwart berechnet und nach ſeinem Tode blieb kein Inſtitut zurück, was den Frieden, den er erkämpft, hätte bewahren können.

Bedeutende Kämpfe treten unter jenen Strafhandlungen des Kaiſers nicht hervor, als etwa folgende. Am Rhein erſchien 1285 zu Muß ein gewiſſer Friedrich Holzſchuh, der ſich für den auferſtandnen Friedrich II ausgab, aber ſeine Rolle bald ausgeſpielt hatte. In

Schwaben erneuerten Eberhard von Würtemberg, Rudolf von Baden und sechszehn andre Grafen die räuberischen Fehden gegen die Städte. Noch jetzt geht die Sage, sie hätten sich den Neckar entlang von allen Burgen Signale gegeben, die Waarenzüge der Kaufleute sicher abzufangen. Rudolf bezwang sie nach der Einäscherung der Burg Stuttgart 1286. Auch nach Burgund that Rudolf mehrere siegreiche Züge gegen die abtrünnigen Grafen von Burgund (franche comté) Mümpelgard und Savoyen, und heirathete zur Befestigung der Ruhe in diesen Gegenden noch spät die Gräfin Agnes von Burgund. Die Stadt Bern aber, einst vom Zähringer Berthold gegründet, und seit dem Fall der Herzogthümer Schwaben und Burgund frei und mächtig, wagte Rudolf den Zuzug zu versagen und die Thore zu verschließen und vertheidigte sich so tapfer gegen ihn, daß er 1288 unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Am strengsten verfuhr er in Thüringen, wo er allein 66 Burgen zerstörte und 29 adelige Räuber zu Ilmenau 1290 aufhenken ließ.

Rudolf wünschte sehnlichst, die Kaiserwürde in seinem Hause erblich zu machen und betrieb die Nachfolge seines Sohnes mit großem Fleiß. Die Fürsten ließen sich aber nicht darauf ein, und Rudolf starb in Unmuth darüber 1291. Kaum war er todt, so zeigte sich, wie wenig sein Verfahren gefruchtet. Alle Fehden lebten von neuem auf, der Raubadel stellte seine Schlösser schnell wieder her; was aber Rudolf von den kaiserlichen Rechten, und vom Reich in Italien und Burgund verloren, war und blieb verloren.

Kapitel CCCXVIII.

Adolf von Nassau.

Unter den damaligen Fürsten war kein einziger großer Mann, es hatte sich aber aller eine gewisse Klugheit

bemächtigt, vermöge welcher sie ohne Scham und Scheu sich überboten, beim neuen Kaiserwechsel die Krone zu berauben und aus dem Raube je das beste Stück davon zu tragen. Otto von Brandenburg bot seine Churstimme feil, und mit ihm verkauften alle andern ihre Stimmen an Gebhard von Cölln gegen Geld oder Versprechungen. Dieser machte dann willkührlich seinen armen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, zum König, der, um sich selbst durch die kaiserliche Würde bereichern zu können, für die Erwerbung derselben eine Capitulation annahm, vermöge welcher er allen Fürsten an Vorrechten oder kaiserlichen Gütern zugestehen mußte, was sie verlangten.

Adolf war ein tapfrer Ritter und hatte sich als solcher früher nie unedel benommen, aber ein Reich zu regieren war seine Sache nicht, und vom Schimmer der Krone geblendet, that er zahllose Mißgriffe, worunter immer der erste und größte die Annahme der Krone selbst war, da er sie mit schimpflichen Bedingungen erkaufte. Er konnte nur immer tiefer in Schmach sinken. Rudolfs mächtigem Sohn, Albrecht von Oesterreich, der selbst nach der Krone strebte, ließ er Freiheit, in den Oberlanden nach Willkühr zu tyranniſiren. Burgund ließ er durch die Heirath eines französischen Prinzen an Frankreich falle Polen ließ er unabhängig und ein eignes Königreich werden. An Italien ward vollends gar nicht gedacht. Dagegen ging er einen durchaus schimpflichen Handel mit England ein und nahm Sold von diesem Lande, um für dasselbe die Franzosen zu bekriegen, that es aber nicht, sondern kaufte vielmehr Albrecht dem Entarteten Meißen und Thüringen ab. Dieser Albrecht hatte die Tochter Friedrichs II zur Gemahlin und trug zu ihr und seinen eignen Kindern einen unnatürlichen Haß. Er vertrieb auf der Wartburg die Mutter von den Kindern, und sie, von Schmerz und Wuth ergriffen,

biß den älteſten, Friedrich, in die Wange, zu einem Zeichen, daß er ſie rächen ſolle. Der Vater aber enterbte die Söhne und gab ſein Land dem Kaiſer gegen Geld. Jene, Friedrich mit der gebiſſenen Wange und Diegmann, von den wackern Thüringern unterſtützt, befreiten ſich aus des Vaters Haft und kämpften ritterlich gegen ihn und den Kaiſer, wurden aber durch Uebermacht überwunden und das Land ihnen entriſſen. Endlich verſah es Adolf, indem er ſich aus der Vormundſchaft ſeines Vetters Gebhard loszureißen ſuchte. Dieſer geiſtliche Herr neigte ſich ſofort auf die Seite des Habsburgiſchen Albrecht, der ſich längſt vorbereitet, die Krone mit Gewalt zu erobern. Gebhard veranſtaltete zu Mainz eine feierliche Abſetzung Adolfs, wozu ihm das ſchlechte Betragen dieſes Kaiſers hinlänglich Anlaß gab. Albrecht aber brach mit einem gewaltigen Heer gegen ſeinen Nebenbuhler auf, überwand ihn bei Worms und ſoll ihn mit eigner Hand in der Schlacht umgebracht haben, 1298.

Kapitel CCCXIX.

Albrecht.

Albrecht war ein ausgezeichneter Mann und ſteht einzig in der Geſchichte da. In ihm lebte der erhabne Stolz und die eiſerne Härte der alten Gibellinen wieder auf und vereinigte ſich mit einem ſeltnen Genie, in der Begründung einer unbeſchränkten Fürſtenmacht und in deren Verbindung mit dem Kaiſerthum dieſem neuen Glanz zu geben. Dies war auch das einzige Mittel, wodurch unter den damaligen Umſtänden dem kleinlichen Weſen ein Ende gemacht werden konnte. Er gab hierin der Folgezeit Beiſpiel und Regel. Seine Politik blieb fortan im Hauſe der Habsburger unverändert herrſchend, und alle andern Häuſer ſpiegelten ſich daran.

Zum Herrscher geboren benahm sich Albrecht stets mit einer ehrfurchtgebietenden Majestät, und sein kaiserlicher Anstand war nichts Angenommenes, sondern eine natürliche Folge seiner echten Herrschergaben. Bedenkt man aber, daß er nicht wie zur alten Zeit eine Macht vorfand, die er nur verwalten durfte, sondern sie erst gewaltsam schaffen mußte, so erklärt man sich leicht eine kalt berechnende Politik, eine durchgreifende nicht selten tyrannische Härte dieses Mannes, die ihm eben so oft allzu bitter vorgeworfen ist, als man seinen Vater über die Gebühr gepriesen hat. Man tadelt an ihm mit Recht den Haß, mit dem er die Freiheiten der untern Stände verfolgt; indeß mußten ihm, der immer ins Große dachte und als Kaiser so denken mußte, die umständlichen Verhandlungen mit den tausendfach verschieden privilegirten kleinen Herren und Gemeinden mit Recht im höchsten Grade lästig und im Regiment hinderlich erscheinen. Eine Vereinigung dieser zerrissenen Stände unter ein Haupt und ihrer Rechte unter ein Gesetz, lag mit Nothwendigkeit in der Entwicklung der Zeit und ist unabweislich eingetreten. Das alte Land der Herzogthümer war zerrissen und nicht mehr herzustellen; die neue Fürstenmacht allein bot sich als das nächste und darum natürliche Band dar. Albrechts Streben rechtfertigt sich also durch die Lage der Dinge und durch die Folgezeit, die sein System als natürliche Entwicklung der Zeit überall hat herrschend werden lassen. Natürlich aber war es wieder, daß Albrecht allzu einseitig den Gedanken der einigen Fürstenmacht pflegte und alle Rechte der Einzelnen mit Füßen trat. Dies hat sich denn auch bitter an ihm gerächt, durch einen schmachvollen Tod und durch den Haß der ihm auch im Tode noch folgte. Viel trug dazu die Häßlichkeit seiner Person bei, denn er war einäugig und sein stolzes Wesen ohne Milde abschreckend freudelos.

Kapitel CCCXX.

Wachsthum des Hauses Habsburg.

Die Fürsten erschraken bald, als sie bemerkten, mit welcher Kühnheit und Umsicht Albrecht darauf ausging, das halbe Reich unter seinen Fürstenhut zu bringen, um wahrscheinlich die andre Hälfte nachzuholen und auf diese Weise wieder Einheit ins Reichsregiment zu bringen. Da aber jeder das gleiche Recht zu haben glaubte, so erzeugte sich ein Widerstand, der augenscheinlich bewies, daß von dieser Seite dem Kaiserthum schwerlich geholfen werden könne, und daß die Deutschen unter mächtige Fürsten getheilt bleiben würden.

Albrecht verfolgte das doppelte Ziel, seine Fürstenherrschaft nach außen zu erweitern, und nach innen stark und einig zu machen. Er kaufte daher andern Fürsten, Bischöfen, selbst einzelnen Rittern eine zahllose Menge kleiner Güter, Lehne, Rechte ab und auch das kleinste war ihm nicht zu gering, wenn es nur sein Ländergebiet oder sein Herrenrecht um etwas vergrößerte. Da ihm aber Adolf nie im Wege stand und er nachher selbst Kaiser ward, so verfuhr er, wo er durch Kauf und Vertrag nichts erreichte, oft gewaltsam und zwang kleine Herren und Gemeinden seine Herrschaft anzunehmen oder ihm irgend etwas abzutreten. Damals erwarb Habsburg in der Schweiz, in Schwaben und Tyrol zahlreiche Besitzungen. Was aber einmal unter das Banner von Habsburg gehörte, ward gänzlich vom Hofe abhängig gemacht. Den Adel zog er aus seinen Burgen und schuf ihn in ein glänzendes Gefolge seiner Person um. Sogar Uniformen erfand er schon und 500 gleichgekleidete Ritter bildeten ihm eine Art von Leibwacht. Dagegen ließ er die erkauften oder abgetretnen Landschaften, Städte und Burgen durch beamtete Vögte verwalten. Auch die

Trennungen des Habsburgiſchen Landgebiets unter die Familienglieder war er eifrig bemüht zu verhüten, und enthielt daher ſeinem jungen Vetter Friedrich die ihm gebührenden Alode in der Schweiz.

Da Albrecht 1298 Kaiſer geworden, gab er ſich alle mögliche Mühe durch neuen Ländererwerb ſeine Macht zu erweitern. Verfallne Lehne und Staatsbündniſſe boten ihm dazu von ſelbſt Gelegenheit. Aber zum Theil ſelbſt zum Schaden des Reichs wachten die Fürſten mit ängſtlicher Eiferſucht, daß ihm ſeine Plane nicht gelängen. Da der letzte Graf von Holland 1300 ſtarb, ſetzten ſie ſich heftig gegen ſeinen Anſpruch und verhalfen dem Grafen Johann vom Hennegau zur Nachfolge. Da Albrecht, durch eine Heirath ſeines Sohnes Rudolf mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin, Burgund als Heirathsgut zugleich an ſein Haus und ans Reich zurückbringen wollte, wehrten es die Fürſten einſtimmig. Als er endlich die einträglichen Rheinzölle als alte Regalien wieder an ſich ziehn wollte, empörte ſich der kecke Erzbiſchof Gerhard öffentlich gegen ihn, bedeutete ihm, er habe noch mehr Kaiſer in der Taſche und bewog nicht nur die Fürſten, ihn vor Gericht zu laden, ſondern durch den Papſt Bonifacius VIII ihm mit den Bann zu drohen. Albrecht aber war raſch bey der Hand, überfiel den Erzbiſchof und zwang ihn zu einem demüthigen Vergleich. Als 1300 mit dem jungen Wenzel das alte Geſchlecht der Böhmiſchen Könige hinſchied, wollte Albrecht auch ſeine Länder als Kaiſer anſprechen, aber die Fürſten ließen es wieder nicht zu und halfen dem Herzog Heinrich von Kärnthen zur böhmiſchen Krone. Auch mit Eberhard von Würtemberg, der im kleinen die Habsburger nachzuahmen ſtrebte, kam Albrecht in nachbarliche Fehde, da ſich ihre Anſprüche oft berührten. Auch Thüringen wollte Albrecht nicht fahren laſſen, da es von Adolf ans Reich

gebracht worden. Aber Friedrich mit der gebiſſenen Wange ſchlug die Kaiſerlichen 1307 bey Lucca aufs Haupt und 1309 abermals bey Varna und kam in den Vollbeſitz ſeines Erbes, überließ aber die Lauſitz an Brandenburg. Die heldenmüthige Ausdauer dieſes Fürſten im Unglück und die Treue ſeiner Thüringer iſt eine ſchöne Erſcheinung jener Zeit. Merkwürdig iſt damals noch das Ausſterben des alten ungariſchen Königshauſes Arpad, an deſſen Stelle das franzöſiſche Haus Anjou mit Ludwig, dem Sohne Karls von Neapel, 1307 auf den Thron gelangte.

Kapitel CCCXXI.

Wilhelm Tell und das Grütli.

Das an ſich heilſame Streben Albrechts nach Einheit ging in der Ausführung höchſt einſeitig auf Vernichtung alles Beſondern aus und wollte die Eigenthümlichkeiten weder einzelner Gegenden noch einzelner Stände dulden, ſondern lieber alles in ſteife Uniformen ſperren und die Gleichheit nirgends anders einführen, als in der Knechtſchaft aller. Es läßt ſich auch leicht erklären, denn ein Aeußerſtes weckt immer das andre; und die bunteſte Verwirrung rief hier die eintönigſte Ordnung hervor. Die Gegenſätze trafen ſich aber allzu ſcharf, daß nicht ein heißer Kampf entſtanden wäre, und jenes einförmige Weſen war der Zeit nach zu fremd, als daß es ſich ſogleich hätte befeſtigen können. Da aber, wo die Natur ſelbſt in der erhabenſten Eigenthümlichkeit den kühnen, freien, himmelſtürmenden Gebirgen und den kühnen Menſchen die es bewohnen, den unveränderlichen Stempel aufgedrückt, da mußte jede Berechnung, wie etwa Berg und Menſch zu planieren wären, in ihrer Richtigkeit erprobt werden. Die Alpenſöhne gaben den

Beweis, daß Einheit auf Koſten der natürlichen Verſchiedenheit unnatürlich und unerträglich ſey, und daß, wenn das koſtbare Gut der natürlichen Einheit verloren gegangen, wenigſtens die Eigenthümlichkeit gerettet werden müſſe. Freilich war ihr Vortheil auch nur mit einem Nachtheil erkauft und die Auflöſung des Reiches wieder um einen Schritt gefördert.

Schon kannten die drey Waldſtätte den Sinn Albrechts und neuten gleich nach ſeines Vaters Tode ihr früheres Bündniß, wenn ihre Freyheit bedroht werden ſollte. Dieſe Gefahr kam bald. Albrecht erbte von ſeinem Vater die Reichsvogtei über die freien Bauern und ließ ſie durch Untervögte verwalten. Zugleich waren dieſe unmittelbar freien Bauern des Reichs von den zahlreichen Lehnen der öſterreichiſchen Herrſchaft umringt, wo andre Vögte Albrechts gradezu das Herrenrecht übten, denn der meiſte Adel war am Hofe und ſeine Burgen und Lehne von Albrecht ausgekauft. Die Reichsvögte ſtrebten nun eben ſo unumſchränkt gebiethen zu dürfen, wie die Fürſtenvögte, und Albrecht ſelbſt ſuchte die unabhängigen Bauern durch jedes Mittel zu bewegen, die Reichsunmittelbarkeit und das Alodrecht aufzugeben, und dagegen Oeſterreichs Vaſallen zu werden. Geld, Verſprechungen, Verführungen Einzelner, Drohungen, endlich offenbare Gewalt ſollten das Werk fördern und eines Widerſtandes war man von den armen Bauern kaum gewärtig. Da geſchah es, daß ein Herr von Landenberg, Burgvogt zu Sarnen im Land Unterwalden einem alten Bauer im Melchthal die Augen ausſtechen ließ, weil ſein Sohn Arnold den Knecht des Vogts geſchlagen, der widerrechtlich ihm die Ochſen vom Pflug geſpannt. Arnold aber floh ins Gebirg und ſtiftete heimlich Verſchwörung. Zwey andre Burgvögte, von Wolfenſchieß und von Schwanau wurden um Unzucht willen

von kühnen Bauern todt geſchlagen. Der Reichsvogt aber, der zu Uri ſaß, Herrmann Geßler von Bruneck, war von allen der ſchlimmſte. Der ließ eine Burg bauen unfern Altorf und mit Oeſtreichs Knechten bewachen, um die Bauern ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, und er nannte die Burg ſpöttiſch Zwing-Uri. Auf dem freien Platze von Altorf aber ließ er eine Stange hinpflanzen mit dem Fürſtenhuth von Oeſterreich und wer vorbeyging und den Huth nicht demüthig grüßte, als ob es der Herzog ſelbſt geweſen wäre, den ließ er in ſchwere Feſſeln legen. Da kam ein Bauer des Wegs daher, Wilhelm Tell von Bürgeln, ein Urner, des Landes beſter Schütz, der verſagte dem leeren Huth trutzig den Gruß und ward angehalten. Geßler aber trat dazu und erſann eine teufliſche Bosheit. Er ließ dem Tell die Wahl, zu ſterben oder von ſeines eignen Sohnes Haupt einen Apfel zu ſchießen. Tell traute ſeiner Kunſt und that den Schuß. Der Apfel fiel und ſein Kind blieb unverſehrt. Da fragte der Vogt den Schützen, warum er noch einen zweiten Pfeil zur Hand genommen, und gab ihm Verſicherung ſeines Lebens, wenn er es ihm ſagen wolle. Tell zauderte nicht und ſprach: mit dieſem Pfeile hätt' ich dich durchbohrt, wenn ich mein Kind verletzt. Gut, ſprach der Vogt, das Leben hab ich dir geſichert, aber ich will mich wahren vor deinem Pfeil und dich führen, wo dich nicht Sonne noch Mond beſcheint. Sie ſchlugen den Tell in Banden und Geßler nahm ihn mit ſich über den See. Da kam ein Sturm und wollte ſie verſchlingen. Die Schiffer zagten. Da ſollte Tell aus der Noth helfen, denn er war der beſte Schiffer wie der ſicherſte Schütz. Von den Ketten befreyt ſteuerte der kühne Mann rüſtig gegen die Wogen, erſah ſich aber die Gelegenheit und ſprang mit einem gewaltigen Sprung ans Felſenufer, in der Hand die Arm-

brust, indem er das Schiff gewaltig in den See zurückstieß. Dann ging er um den Rigiberg an den Hohlweg bey Küßnacht, der vom Vierwaldstätter- zum Zugersee führt und lauerte mit dem letzten Pfeil auf Geßler, der diesen Weg kommen mußte. Der Vogt entkam vom See, doch in der hohlen Gasse traf ihn Tells Pfeil ins Herz, 1307.

Mittlerweile hatten Arnold vom Melchthal für Unterwalden, Walther Fürst für Uri und Werner Stauffacher für Schwyz zum Kampf um die alte Freiheit sich verschworen und jeder zehn ehrbare Bauern seines Landes bey nächtlicher Weile auf das Grütli, eine einsame Matte am Ufer des Vierwaldstättersees, geführt, wo sie den Bund der Freiheit schworen und die Anstalten des Kampfes trafen. Der Neujahrstag 1308 ward zum allgemeinen Angriff der Oesterreicher fest gesetzt. Da erstiegen sie mit List die Burgen des Landes, brannten sie nieder, warfen den letzten Vogt Landenberg und seine Knechte mit gewaffneter Hand zum Lande hinaus und beschlossen völlig frey und unabhängig zu leben und zu sterben.

Bevor aber Albrecht zur Rache sich gerüstet, traf ihn ein schmählicher Tod. Lange schon war sein Vetter Johann ergrimmt, daß ihm sein Erbe vorenthalten blieb. Beyde befanden sich in Baden an der Limmat, unfern Habsburg; da bat Johann noch einmal um das Erbe, auf dem sie standen. Albrecht aber spottete seiner als eines kindischen Jünglings, der nicht ans Regieren denken solle. Als sie aber bald darauf nach Rheinfelden ritten, und über die Reuß setzten, am Fuß der Habsburg, da ersah Johann mit einigen Edelleuten, die sich mit ihm verschworen, die Gelegenheit und brachte den unglücklichen Kaiser meuchlings ums Leben, 1308.

Mit dem Schweizerbund zugleich entstand 1307 ein Bund der schwäbischen Städte gegen die übermüthigen Ritter, vorzüglich Würtemberg, der aber erst in der Folge zu einer wichtigen Thätigkeit gelangte.

Kapitel CCCXXII.

Frankreich, die Päpste, die geistlichen Ritterorden.

In dem Augenblick, da das Haupt Europa's schwach wurde, mußten die Glieder sich stärken. Wie Deutschland als einiger Reichskörper allmählig sich aufzulösen bestrebt, mußten die Nachbarstaaten um so unabhängiger, ja auf Kosten des Reichs mächtiger werden. Und wie hätte den Fremden noch die alte Ehrfurcht vor der Oberherrschaft des Kaisers gelten sollen, da die deutschen Fürsten sie selbst zu erniedrigen strebten. Da ward wiederum die Auflösung unheilbar gefördert.

Frankreich ist der natürliche Nebenbuhler Deutschlands immer gewesen und mußte in dem Augenblick wieder aus dem Schatten hervortreten, als der Glanz der deutschen Kaiserkrone sich verdunkelte. In der That machte sich dieses Land zu Anfang des 14ten Jahrhunderts auf dreifache Weise über das Reich geltend; zunächst durch die innre Einheit die es gewann, indem der König, damals Philipp der Schöne, die Stände, Clerus, Adel und Städte um den Hof in eine starke Monarchie vereinigte, während grade das deutsche Reich sich zerstückte; sodann durch den großen Ländererwerb, indem Frankreich, Neapel, Sicilien, die Provence, die Grafschaft Burgund und durch Erbschaft sogar Ungarn an sich riß, drittens durch den Einfluß, den Frankreich auf den Papst gewann und der demjenigen entsprach, welchen einst der deutsche Kaiser über Rom ausgeübt.

Wir haben gesehen, daß die Päpste zur Zeit der Hohenstauffen bey Frankreich Schutz gesucht gegen die Gibellinen. Innocenz IV nahm sogar seinen Aufenthalt in Frankreich. Die Entfernung von dem wilden Italien brachte den Päpsten viele Vortheile, noch mehr den französischen Königen, indem sie jene zu ihren Zwecken zu benutzen wußten. Darum blieben fortan alle Päpste in Avignon und Frankreich, erst freiwillig, dann durch tausend Mittel überlistet und endlich gewissermaßen gezwungen.

Ein vorzügliches Hinderniß der monarchischen Gewalt in Frankreich waren die Ritterorden. Diese völlig unabhängigen, stolzen und überaus mächtigen Gesellschaften, die ihre reichen Güter in ganz Europa, vorzüglich aber in Frankreich zerstreut hatten, waren nicht nur selbst Feinde der Könige, sondern auch eine Stütze des übrigen Adels. Philipp der Schöne beschloß sie daher zu verderben, und der Papst gab seine Stimme dazu, weil das müßige Leben und die Bildung des Morgenlandes die Ritter auf allerley Ketzereien geführt hatte. Der Bannstrahl traf aber nur die Tempelherren, als die freiesten und gefährlichsten, denn die deutschen Ritter hatten sich in den hohen Norden zurückgezogen und die Johanniter waren von einem mehr friedlichen Charakter. Nach dem gänzlichen Verlust des Morgenlandes hatten die Templer ihren Hauptsitz nach der Insel Cypern verlegt und drohten der Heimath noch näher zu kommen. Mit schlauer List aber ward ihr Großmeister Jakob von Molay und der Kern der Ritterschaft nach Frankreich gelockt 1306, ein feyerlicher Prozeß gegen den Orden eingeleitet und dieser endlich 1314 aufgehoben. Molay und viele andre wurden als Ketzer verbrannt. Des Ordens Güter fielen, auch in Deutschland, an die Johanniter, die 1310 ihren neuen Sitz auf der Insel Rho-

dus aufſchlugen. Zu derſelben Zeit nahm der deutſche Orden ſeinen Hauptſitz in Marienburg in Preußen.

Kapitel CCCXXIII.

Heinrich VII von Luxenburg.

Philipp der Schöne wagte ſogar, für ſeinen Bruder Karl die deutſche Kaiſerkrone anzuſprechen, ward aber von den Churfürſten zurückgewieſen, weil dieſe durchaus keinen mächtigen Kaiſer haben wollten. Selbſt der Pabſt fürchtete ſich davor und arbeitete Frankreich in dieſer Sache entgegen. So kam durch die Bemühung Peter Aichſpalters, der, ein ſeltnes Beiſpiel, als ein bürgerlicher Arzt ſich bis zum Erzbiſchof von Mainz emporgeſchwungen, der edle Graf Heinrich aus dem alten berühmten Hauſe Luxenburg auf den deutſchen Thron, nachdem er ſich freilich wieder eine neue Capitulation und eine demüthige Unterwerfung unter den Papſt hatte gefallen laſſen müſſen.

Heinrich war ein hochberühmter Turnierheld und zu Waſſer und Lande durch abentheuerliche Fahrten zu großen und kühnen Geſinnungen gereift. Darum ſchlug er auch in den Geiſt der alten Kaiſer, und dachte ſogar mit Ernſt wieder auf eine Römerfahrt. Zuvor aber traf er noch in Deutſchland die nöthigen Verfügungen. Er beſtätigte Friedrich mit der gebißnen Wange ſein Erbe und ſtiftete Frieden im Hauſe Habsburg. Albrechts Söhne, Friedrich und Leopold empfingen das Lehn vom Kaiſer. Johann und ſeine Mitverſchwornen wurden geächtet. Der erſte verlor ſich in Italien. Von den letztern flohen mehrere in unbekannte Zufluchtsſtätten, andre wurden grauſam, nicht nur allein, ſondern mit Verwandten und Dienern umgebracht. Albrechts Tochter, die verwittwete Königin Agnes von Ungarn, opferte

mehr als tausend Unschuldige der unmenschlichsten Rache. Den Schweizern aber ward ihre Freiheit vollkommen bestätigt, doch so, daß sie wieder zum Reich schworen und einen Habsburger zum Reichsvogt nahmen. Dafür zogen sie nachher mit dem Kaiser auf die Römerfahrt. Sodann bändigte Heinrich den wilden Grafen Eberhard von Würtemberg. Dieser Fehdeheld, der den Wahlspruch führte: Gottes Freund und aller Welt Feind! legte den Grund zur Größe des Hauses Würtemberg, indem er in Schwaben nicht anders verfuhr, als Albrecht in den Alpen; Güter kaufte oder gewaltsam an sich riß und auf der Welt nichts scheute, wider Albrecht kriegte und dem Kaiser Heinrich gradezu sagte, ihm habe niemand unter der Sonne zu befehlen. Die schwäbischen Städte jedoch, seine nächsten und furchtbarsten Gegner, traten abermals in Bund gegen Würtemberg, und trieben ihn aus dem Lande, so daß er sich bis zu Heinrichs Tod bey dem Markgraf von Baden versteckt halten mußte. Glücklicher noch war Heinrich durch den Erwerb von Böhmen. Heinrich von Kärnthen mißfiel den Böhmen, ein Habsburger noch mehr; darum wählten sie des Kaisers Sohn Johann zum König, der die Schwester des gestorbnen Wenzel heirathete.

Kapitel CCCXXIV.

Heinrichs VII Römerzug.

Heinrich war ganz von der erhabnen Gesinnung der alten Kaiser durchdrungen, darum zog er der erste wieder nach Italien. Dort war seit lange weder Papst noch Kaiser gewesen, und auch im Volke selbst hatte sich alles geändert. Die großen Partheien der Gibellinen und Guelfen bestanden fort, aber ohne alle Beziehung auf Deutschland. Der Name der Partheien blieb, wäh-

rend dieſe ſelbſt nur noch für ſich und nicht mehr für Kaiſer oder Papſt kämpften. Aus dem großen Städtebunde waren mehrere einzelne Städte über andre mächtig geworden und hatten Republiken gebildet mit der Macht eines Fürſtenthums, ſo daß wieder in denſelben bald die Demokratie oder Volksherrſchaft, bald die Ariſtokratie oder Adelsherrſchaft, bald die Monarchie oder Herrſchgewalt eines ehrgeizigen Hauptes die Oberhand zu behalten ſuchte. Vor allem blühten die Republiken Mailand, Venedig und Florenz. Nächſt dieſen ward in Oberitalien der Graf von Savoien immer mächtiger. Jenſeits des Kirchenſtaats beherrſchte Robert von Anjou, Karls Sohn, das Königreich Neapel. Sicilien aber hatte ſich 1282 durch Ermordung aller Franzoſen frey gemacht und aus dem ſpaniſchen Königsgeſchlecht von Arragonien einen neuen König genommen.

Die Nachricht von der neuen Römerfahrt rief auf einen Augenblick in die Herzen aller Italiener die alte Ehrfurcht vor dem kaiſerlichen Namen zurück, und das Ungewohnte einer Erſcheinung, die ſeit einem halben Jahrhundert nicht wieder geſehn worden, erweckte davon erhabne Vorſtellungen. Als Heinrich daher 1311 mit Pracht über die Alpen zog, war ganz Italien bereit, ihm zu huldigen. Alle Städte ſchickten ihm ihre Schlüſſel zu und nahmen kaiſerliche Vögte von ihm. Als er aber in Mailand zum Bedürfniß ſeines Zuges eine kleine Steuer erheben wollte, da ſchwand der heilige Schein alter Zeit, und man ſah nur ein gegenwärtiges Uebel. Mailand empörte ſich, jeder alte Feind der Deutſchen erwachte wieder, und Heinrich ſah ſich plötzlich in den alten Kampf der Hohenſtauffen verwickelt. Er benahm ſich aber nicht unwürdig ſeiner großen Vorgänger. Die Grauſamkeit, Verrätherei und Ruchloſigkeit jeder Art hatten bei den Italienern damals den höchſten Grad erreicht, und der

alten gibellinischen Härte vereinte sich je mehr und mehr eine feige tückische Teufelei. Unter diesem gräßlichen Volk lebte damals der große Dichter Dante, der es schildert, und unter demselben erschien der edle reine deutsche Kaiserheld, abermals ein Opfer alter Idee seines Namens zu werden. Kühn widerstand er den Welfen, eroberte Brescia und ging nach Rom, um die Kaiserkrone zu nehmen. Der Papst war in Avignon, aber eine Anzahl von Cardinälen in Rom. Heinrich konnte nicht einmal ganz Rom erobern und die Welfen hielten grade die Peterskirche besetzt, darin die Krönung gefeiert zu werden pflegte. Dennoch ließ sich Heinrich von den Cardinälen im Gebäude des Lateran krönen. Viele Deutsche verließen ihn, doch ohne zu ermatten, that er vielmehr den mächtigen Robert von Neapel in des Reiches Acht, weil er ein Land sich angemaßt, das dem Reiche zustände. Aber mitten unter seinen Anstalten traf den edlen Kaiser ein elender Tod. Er ward von einem Mönch im Abendmahl vergiftet, und wie rein und edel, einer schönern Kaiserzeit würdig, dieser treffliche Heinrich im Leben gewesen, so gab er noch im Tode das Beispiel der erhabensten Großmuth, denn als er das Gift fühlte, da sprach er zu dem Mönch: im Kelch des Lebens hast du mir den Tod gereicht, aber fliehe, ehe die Meinigen es entdecken, 1314.

Kapitel CCCXXV.

Waldemar von Brandenburg. Die Schweizer im Morgarten. Kämpfe der Dithmarsen.

Im Norden ging alles, wie es mochte, da die Kaiser beständig davon entfernt blieben. Die Hansa nahm eine ungemeßne Ausdehnung und umfaßte alle nur irgend wichtige norddeutschen Städte, die somit gegen außen abgeschlossen einen mächtigen Staat im Staate bildeten.

Unter den nordiſchen Fürſten aber herrſchte während deſſen große Uneinigkeit. Die Theilungen unter die Söhne, Wechſelheirathen, Verträge machten theils den Länderbeſitz, theils die Churſtimmen ſtreitig. Zu Anfang des 14ten Jahrhunderts aber begann Waldemar, Churfürſt und Markgraf von Brandenburg, der einzige übrig gebliebene Sproß des Hauſes Ballenſtädt, mit Ausnahme der Anhaltiſchen Linie, aus ritterlicher Kampfbegier wie einſt Friedrich der Streitbare von Oeſterreich, alle ſeine Nachbarn zu befehden und reizte einen Bund aller Niederdeutſchen, ſogar der Scandinavier, Polen, Ungarn und Preußen gegen ſich auf. Er ward 1315 bey Gransee geſchlagen und verlor einen großen Theil ſeiner Beſitzungen an die Nachbarn. Mit ſeinem Tode 1319 aber kam ganz Brandenburg in fremde Hände und der Nebenzweig der Ballenſtädter erhielt ſich nur in Anhalt, wo er noch jetzt blüht.

Zu der nehmlichen Zeit brach der nur verhaltene Haß der Habsburger gegen die Waldſtätte neu hervor. Der feurige Leopold, Herzog von Oeſterreich, fand alte Schmach an den kecken Bauern zu rächen und ward neuerdings gegen ſie erhitzt, als ſie ſich weigerten, ſeinen Bruder Friedrich als Kaiſer zu erkennen. Er brach alſo mit einem ſtolzen Ritterzug gegen ſie auf, dem engen Ufer des Egriſees nach in den Morgarten, wo man hinaufſteigt in das Land der Schwyzer. Da im Engpaß harrte ſein eine Freiſchaar Bauern von Schwyz, ſchleuderte von den Bergen ſchweres Geſtein auf die Ritter nieder, brach den Zug, in den ſich raſch mit Keulen und Schwertern der Schweizer Hauptheer warf und die Feinde jämmerlich umbrachte, die an der engen Stätte ſich nicht zu regen wußten. Rudolf von Habsburg-Laufenburg, ihr letzter Reichsvogt, Leopolds Vetter, fand mit vielen ſtolzen Rittern den Tod und Leopold

ſelbſt floh mit Schimpf von dannen. An demſelben Tage ſchlugen die Unterwaldner zwey andre Haufen der Oeſterreicher zurück, davon einer über den Brünig, der andre vom See her das Land in die Mitte nehmen ſollten. Darauf erneuten die drey Waldſtädte den Bund der Unabhängigkeit zu Brunnen am See und von dem Tag an nahmen ſie keinen Vogt mehr und regierten ſich einzig ſelbſt, jedes der drey Lande durch einen gewählten Landammann, den Vorſtand der Landsgemeinde, daſſelbe, was vor Zeiten der Graf geweſen, 1315.

Ungefähr um dieſelbe Zeit hatten die freien Bauern in Dithmarſen heftige Kämpfe mit den Grafen von Holſtein zu beſtehn, die unabläßig ſie zu unterjochen ſtrebten. Schon waren die Dithmarſen in drey Schlachten überwunden und zerſtreut, als ein kleiner tapfrer Kern von Bauern ſich noch in der Kirche von Oldenworden wehrte. Graf Gerhard von Holſtein ließ die Kirche in Brand ſtecken. Als den Bauern aber das geſchmolzne Bley auf die Köpfe rann, thaten ſie einen wüthenden Ausfall, ſchlugen die überlegne Macht zurück, ſammelten die Zerſtreuten wieder und brachten den Holſteinern eine eben ſo unverhoffte als ſchimpfliche Niederlage bey, alſo daß ſie auf lange Zeit wieder ſicher blieben, 1319.

Kapitel CCCXXVI.

Ludwig der Baier und Friedrich von Oeſterreich.

Nach Heinrichs Tode war die Parthey ſeines Sohnes Johann, der Böhmen und Mähren beſaß und ein ſehr unternehmender Geiſt war, und auf der andern Seite die Parthey der Habsburger, die an Ländern noch mächtiger und ſehr ehrgeizig war, eifrig bemüht, die Kaiſerwahl zu ihrem Vortheil zu lenken. Da indeß ſogar die Churſtimmen ſtreitig waren, ſo kam es weder zu

einer Vereinigung noch zum Sieg einer Parthey, vielmehr wählte jede für sich einen Kaiser. Johann war klug genug, die Krone nicht für sich selbst anzusprechen, da ihn die Eifersucht der Fürsten sonst gefährdet haben würde. Er gefiel sich von Anfang an darin, von allen gesucht und gefürchtet zu werden, und immer der Meister im Spiel zu seyn, ohne je an eine bestimmte Pflicht sich binden zu lassen. Er verschaffte daher dem biedern Ludwig von Wittelsbach, Herzog von Baiern, die Kaiserkrone, der von Haus aus eine geringe Macht besaß, mit seinem eignen Bruder, dem Churfürsten von der Pfalz, in Fehde lag, und von Johann gänzlich abhängig war. Die andre Parthey nahm den sanften Bruder Leopolds von Oesterreich, Friedrich den Schönen, zum Kaiser an, 1314. Deutschland theilte sich für beyde und eine lange Fehde brach wieder an allen Enden an, den Thronstreit zu entscheiden. Das Glück entschied sich endlich für Ludwig, der durch die Tapferkeit und Geschicklichkeit des Nürnbergers Seyfried Schweppermann bey Mühldorf 1322 einen glänzenden Sieg gewann und seinen Gegenkaiser selbst zum Gefangnen machte. Zufällig mangelte nach der Schlacht der Mundvorrath und nur ein Korb voll Eier blieb für die kaiserliche Tafel. Ludwig vertheilte sie, so daß jeder eins bekam. Zuletzt blieb noch eins übrig und das gab der Kaiser dem Schweppermann mit den Worten: jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwey. So gering der Lohn und vielleicht der Werth des ganzen Krieges war, die Tapferkeit an sich und ihre Ehre verdiente mit Recht dies so einfache und schöne Denkmal der Unsterblichkeit. Zugleich erkennen wir hierin den Geist der Zeit, der den Fürsten noch einen unerschöpflichen, unsichtbaren Schatz von Ehren ließ, mit dem sie besser lohnten, als mit Gold und Würden.

Durch seinen Sieg freyer geworden, brachte Ludwig 1323 das erledigte Brandenburg an sein Haus und verlieh es seinem Sohne Ludwig. Doch kam die Lausitz an Johann. Dieser sah, daß der Kaiser sich von seinem Einfluß los machen wollte und ward selbst kaltsinnig gegen ihn. Leopold aber bewegte Himmel und Erde, den Bruder zu befreyen. Zwar beschäftigten ihn nach seiner Niederlage bey Morgarten die oberdeutschen Städte, die sämmtlich für Ludwig waren, und 1325 ihren Bund erneuerten, mit denen sich diesmal sogar Würtemberg verband, doch fand er in Frankreich und beym Papst Hülfe, und weil Johann dem französischen König verschwägert war, so war bey dessen neuer Kaltsinnigkeit ebenfalls Hoffnung, ihn von Ludwigs Parthey abzuziehn. Ludwig, dem es zum Ruhme gereicht, daß er unter allen Stürmen doch den kaiserlichen Blick schon auf Italien richtete, begünstigte die Familie der Visconti, die sich an der Spitze der Gibellinen und Kaiserfreunde in Mailand zu Herren aufgeworfen. Man beschuldigte das Haupt dieses Geschlechts, Galeazzo Visconti, der Ketzerei und dies gab dem Papst Johann leicht den Vorwand, den Kaiser als einen Ketzerfreund in den Bann zu thun, ja ganz Deutschland mit dem unerhörtesten Interdikt zu belegen, so lange Ludwig regieren werde. Dieser Papst war nicht nur im Interesse Leopolds und der schadenfrohen Franzosen, sondern bezweckte noch etwas Höheres, nämlich allen Völkern den augenscheinlichen Beweis zu geben, daß er allein der Herr des Reiches sey und die Kaiserkrone als sein Lehn vergeben könne, an wen er wolle. Dies sprach er in seinen wüthenden Bullen ausdrücklich aus. Nebenbey besaß ihn ein unersättlicher Geiz und die Verwirrung der weltlichen Macht sollte zur Befriedigung desselben dienen. Aus eben dieser Leidenschaft floß ein System von Willkühr und Schlauigkeit,

womit er die Kirche beherrſchte, ab- und einſetzte, Simonie trieb und aus jedem entfernteſten Ende ſeiner Herrſchaft Geld zu preſſen wußte, das zur Entheiligung des päpſtlichen Stuhls nicht wenig beytrug und die Gemüther eben ſo empörte, als jene fürchterlichen Kirchenſtrafen, die er ganz zur Unzeit über den unſchuldigen Kaiſer und ſein Land verhängte. Er ging ſo weit, daß er mit dem damals noch heidniſchen Fürſten der Lithauer ſich in ein Bündniß einließ und ihn zu einem greuelvollen barbariſchen Einfall in Brandenburg antrieb, weil dies Land des Kaiſers Sohn gehörte, 1325. Die ſtrengen Franziskaner fanden ſich daher geneigt, öffentlich gegen dies Verfahren und zu Gunſten Ludwigs zu ſchreiben und der Kaiſer ſelbſt entwickelte die Tücken des Papſtes und ſeine Unſchuld in einer ſehr geſchickten Schrift. Betrachtet man dies alles, ſo ſieht man hier wieder einen großen Schritt gethan zur innern Auflöſung des Mittelalters.

Das Anſehn des Papſtes überwog indeß beym Volke noch ſo viel und Ludwigs Feinde wußten ſich deſſelben ſo geſchickt zu bedienen, daß auf einem Fürſtentag zu Mainz öffentlich eine neue Kaiſerwahl beſprochen wurde, und ein franzöſiſcher Prinz wäre gewählt worden, wenn nicht ein deutſcher Ritter, Berthold von Buchek, die ganze Gewalt des Nationalhaſſes gegen ihn aufzuregen verſtanden hätte. Ueberhaupt iſt nie ein Vorſchlag dieſer Art durchgegangen, ſo oft ihn die Franzoſen verſucht. Ludwig ſah aber ein, daß nur eine völlige Verſöhnung mit dem Gegner ihn retten könne. Er ritt daher auf die Burg Trausnitz, wo Friedrich gefangen ſaß, und gab ihm die Freiheit unter der Bedingung, daß er den Anſpruch auf das Kaiſerthum aufgebe. Friedrich nahm dies an und kehrte frey zu den Seinigen zurück. Sein hitziger Bruder Leopold aber wollte ſich an den

Vertrag nicht kehren, und der Papſt erklärte die Verbindlichkeit gegen einen Ketzer für ungültig. Da nun Friedrich ſah, daß man ihn mit Gewalt hindre, ſeiner Verpflichtung nachzuleben und er doch ſein ehrlich deutſches Wort trotz des Papſtes Abſolution nimmer brechen wollte, ging er wieder hin zu Ludwig und ſtellte ſich in die Gefangenſchaft zurück. Der Papſt wußte ſich nicht zu laſſen vor Verwunderung über eine ſo unpolitiſche Tugend. Ludwig aber ſchloß den treuen Mann herzlich an ſeine Bruſt und beyde blieben fortan unzertrennlich, ja ſie machten unter ſich den Vertrag, gemeinſam zu regieren. So innig hatte ſie Treue verbunden, daß Friedrich für Ludwig das Herzogthum Baiern ſelbſt hütete, während der Kaiſer ſeinem Sohn gegen die Littbauer zu Hülfe kam. Da zu gleicher Zeit Leopold ſtarb, ward ihr Freundſchaftsbund noch mehr befeſtigt und konnte dem Papſt trotzen, 1326.

Kapitel CCCXXVII.

Ludwigs Römerzug.

Friedrich übernahm das Regiment in Deutſchland und Ludwig begab ſich 1327 auf die Römerfahrt, in gleicher Abſicht wie Heinrich VII. Auch gebrach ihm dieſelbe Kraft keineswegs und er zeigte ſich jenſeit der Alpen ganz in der Würde der alten Kaiſer. Sein Recht geltend zu machen, betrat er das treuloſe Land, nicht etwa einer Parthey zum Werkzeug zu dienen. Als er daher nach Mailand kam, fand er ſogleich an den Häuptern der Gibellinen ſelbſt, die ſich an ihn ſchloſſen, Unrecht zu ſtrafen und vor Treuloſigkeit ſich zu hüten, verhaftete den mächtigen Galeazzo und ſtand unerſchüttert, als Gibellinen und Guelfen ſich zugleich gegen ihn verbanden. Auch den König Robert that er zum zweiten-

mal in des Reiches Acht, und ging sogar, immer von der Idee eines alten Kaisers geleitet, so weit, in Rom die Cardinäle zu versammeln, den französischen Papst als der Kirche unwürdig abzusetzen und dagegen einen neuen Papst, Nicolaus V wählen zu lassen. Doch verließ ihn das Glück. Die Verstärkungen aus Deutschland blieben aus. Friedrich starb 1330. Alles verlangte des Kaisers Rückkehr. Da ward er gezwungen, Italien zu verlassen. Nicolaus V ward von den Welfen gefangen und mußte wieder abdanken, die Viscontis kehrten nach Mailand zurück.

Von diesem Augenblick an weicht aus Ludwigs Leben alles Schöne. Er ward älter und seine Arbeiten häuften sich. Umringt von Gefahren und treulosen Menschen gab er bald politischen Ränken, bald einer unziemlichen Demuth sich hin, wodurch die Aeußerungen seines graden Herzens gegen Friedrich und sein kräftiges Handeln in Italien verdunkelt werden.

Kapitel CCCXXVIII.

König Johann.

Johann sah mit Behagen dem Wechsel der Dinge zu, ließ sich von den Franzosen, vom Papst, vom Kaiser zugleich schmeicheln und entschied sich für keinen, zankte sich dagegen aus besondrer Fehdelust mit den Polen herum und nahm ihnen Schlesien weg, und ließ sich vom letzten Herzog von Kärnthen, Heinrich, dessen Tochter Margaretha für seinen Sohn Johann versprechen, um dies Herzogthum zu gewinnen. Niemand wagte seinen Vergrößerungsplänen entgegen zu treten, um ihn nicht zum Feinde zu haben. Nur die Oestreicher, damals unter Albrecht und Otto, den jüngern Brüdern Friedrichs

und Leopolds, suchten eine Parthey gegen ihn zu bilden, um ihm Kärnthen zu entreißen.

Plötzlich aber wandte sich Johann nach Italien, 1330, gleich nach Ludwigs Rückkehr, weniger um dort auf die Dauer Herr zu werden, als um Abentheuer zu finden und sich wichtig zu machen. Auch trieb er es in Italien wie in Deutschland, erklärte sich für keine Parthey, ließ sich von beyden huldigen und spielte verwegen und stolz mit beyden. Die Italiener waren aber mit ihrem schnellen Verstand bald über ihn klar und erklärten sich mit einiger Stimme gegen ihn. Diesem Beyspiel folgten denn endlich auch die langsamen Deutschen. Die Oesterreicher brachen zuerst los und fielen in Böhmen ein. Selbst Ludwig schloß sich, nicht ohne Undankbarkeit gegen Johann, an die Oesterreicher an und machte offenbaren Bund gegen die Luxenburger. Johann ließ sich indeß gar nicht stören, versuchte 1332 mit französischer Hülfe noch einmal einen Einfall in Italien, ward wieder hinausgeworfen und vergnügte sich in Frankreich mit Turnieren, während er seine alten Feinde, die Polen, zu beschwichtigen und gegen die Oesterreicher aufzuhetzen suchte. Die Besorgniß, seine Länder zu verlieren, zwang ihn jedoch 1336 zum Kriege, der sich dahin entschied, daß er Kärnthen an Oesterreich abtreten mußte, dagegen Tyrol für seinen Sohn, den Gemahl der Margaretha, behielt.

Um diese Zeit erweiterten die Schweizer ihren Bund. Es konnte nicht fehlen, daß ihre Nachbarn, unwillige Unterthanen Oesterreichs, kühne Bergbewohner wie sie selbst, die gleiche Freiheit zu genießen strebten, und die Schweizer sahen in der Vergrößerung ihres Bundes zugleich eine Verstärkung desselben. Darum nahmen sie 1332 Luzern auf, also daß die vier Waldstätte jetzt ein geschwornes Bündniß der Freiheit, eine Eidsgenossen-

ſchaft bildeten. Einer völligen Unabhängigkeit genoſſen auch die Städte Zürich und Bern. Die letztere machte ſich beſonders dem benachbarten Adel furchtbar, indem ſie ſeine Schlöſſer brach und ſeine Vaſallen zu Pfahlbürgern nahm. Der Adel verband ſich daher gegen ſie, angeführt vom Grafen von Ridau. Als die Berner aber Rath hielten, wen ſie zu ihrem Hauptmann wählen wollten, da fand ihre Wahl keinen beſſern, als den tapfern Ritter Erlach, ihren Pfahlbürger, der zugleich Schloßvogt zu Ridau, des feindlichen Grafen Vaſall war. Erlach folgte der Bürgerpflicht und nahm ehrlich Urlaub vom Grafen, der ihn eben ſo ehrlich nicht zurückhielt. Darauf ſchlug Erlach an der Spitze der Berner, mit Hülfe der aus alter Freundſchaft herbeygeeilten Schaaren der Waldſtätte, den geſammten Adel bey Laupen und erhob die Macht der Stadt Bern vor allen Städten im Reich, 1339.

Kapitel CCCXXIX.

Churverein zu Renſe.

Mittlerweile war Johann XXII geſtorben und Benedikt XII ihm gefolgt, ein wohlwollender Mann, der dem Kaiſer heimlich Verſöhnung anbot, aber von den Franzoſen gezwungen wurde, den Bann ſogleich wieder zu erneuern. Ludwig war ohne Zweifel fromm und konnte den entſetzlichen Bann nicht ertragen. Auch ſah er das Volk gegen ſich und ſtets neue Feinde hervorwachſen, ſo lang er den Bann nicht von ſich gewälzt. Er verſuchte daher jede Demüthigung, aber zur Abdankung verſtand er ſich nicht. Als er aber am tiefſten ſich gebeugt ſah, da regte ſich die Ehre wieder in den Churfürſten, welche die Beſchimpfung des Reichs durch die Franzoſen nicht länger ertragen mochten, die eigne Hab-

sucht einmal auf die Seite setzten oder nur gegen den Papst richteten und zu Rense in einen s. g. Churverein zusammentraten, worin sie erklärten: Ludwig sey und bleibe römischer Kaiser, er sey es durch ihre Wahl, der Papst habe darüber nicht zu entscheiden und inskünftige solle schon ihre Wahl zu Frankfurth allein den Gewählten nicht nur zum deutschen König, sondern auch zum Römischen Kaiser befähigen, ohne daß die Ceremonie der päpstlichen Krönung zu Rom dabey nöthig wäre. Dies war ehrlich und den Umständen angemessen; doch war auch dieß wieder ein großer Riß ins Reich und in die Weltansicht des Mittelalters, 1338.

Ludwig wurde dadurch wieder so weit ermuthigt, daß er Tyrol an sein Haus brachte, welches freilich dem Reich nichts half, sondern nur neue Fehden veranlaßte. Margaretha, welche man die Maultasche zubenannt hat, schwerlich von dem großen Maule, was man ihr angedichtet, sondern von einem Schlosse, das sie bewohnte, fand kein Vergnügen an dem jungen Johann von Luxenburg, ließ sich von ihm scheiden und nahm aus der Hand des Kaisers dessen Sohn Ludwig zum Gemahl, wodurch diesem auch Tyrol zufiel. König Johann erhob neue Fehden, bekam aber Tyrol nicht wieder. In demselben Jahr 1345 gewann Ludwig auch die Grafschaft Holland, da Graf Wilhelm, wie schon viele seiner Vorgänger, in einem Kampf gegen die Friesen gefallen war und keine Erben hinterließ. Die Friesen behaupteten Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit eben so tapfer, als die Schweizer erst anfingen, sie zu erkämpfen. Ludwig erbte die Grafschaft, weil Wilhelms Tochter aus dem alten Geschlecht der Grafen von Hennegau seine Gemahlin war. Holland, Seeland, Westfriesland und Hennegau gehörten zu diesem Besitz.

Da nun Ludwig dieſe Lande, Tyrol, Brandenburg, Baiern und nach ſeines Bruders Tode auch die Pfalz beſaß, ſo wurden die Fürſten auf ſeine Macht eiferſüchtig. Zugleich begünſtigte Ludwig, als Robert von Neapel kinderlos geſtorben, den König Ludwig von Ungarn als nächſten Erben bey der Nachfolge gegen Frankreich, welches das zweyte Erbrecht auf das Haus Anjou hatte. Darum boten Frankreich und der Papſt alle Mittel auf, Ludwig zu ſtürzen und fanden bey den deutſchen Fürſten auch Gehör. König Johann hatte ſein unruhiges Leben in einer Schlacht gegen die Engländer verloren, da er den Franzoſen beyſtund, 1346. Sein zweiter Sohn Karl aber ward durch den Einfluß theils der Franzoſen, theils der Deutſchen, die keinen Oeſterreicher zum Kaiſer haben wollten, in demſelben Jahr zu Renſe zum Kaiſer gekrönt, nachdem Ludwig widerrechtlich und unter harten Beſchuldigungen abgeſetzt worden. Das Banner des Reichs fiel bey dieſer Gelegenheit in den Rhein und ward nicht wieder gefunden. Man ſah dies als ein böſes Zeichen an, und das war es wohl, denn unter Karl IV ward die Auflöſung der alten Kaiſermacht und ſomit des Reiches zum Reichsgeſetz erhoben. Anfangs ward Karl durch den alten noch ſehr thätigen Ludwig vom Rhein vertrieben und zog ſich nach Böhmen zurück. Ludwig ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre, vielleicht an Gift. Die Zerrüttung der kaiſerlichen Macht, unerträgliche Uebertreibung der Papſtgewalt, die ſich dadurch ſelbſt den gefährlichſten Stoß verſetzte, der gänzliche Verluſt Italiens für Deutſchland und die Befeſtigung der ſchweizeriſchen Unabhängigkeit ſind die wichtigſten Ereigniſſe ſeiner Regierung, die alle das mittelalterliche Reich in ſeinen innerſten Fugen erſchütterten.

Kapitel CCCXXX.

Günther von Schwarzburg.

Die Ruhe war mit Ludwigs Tode noch nicht hergestellt. Drei große Fürstenhäuser hielten sich die Waage, Luxenburg, an der Spitze Karl IV, im Besitz von Böhmen, Mähren, Schlesien, der Oberlausitz und Luxenburg; Wittelsbach, an der Spitze Ludwig von Brandenburg, im Besitze von Baiern, Brandenburg, Tyrol, der Pfalz am Rhein, Holland und der Niederlausitz; Habsburg, an der Spitze Albrecht der Lahme, im Besitz von Oesterreich, Kärnthen und einem großen Theil der Schweiz. Habsburg und Wittelsbach hielten zusammen und bildeten eine mächtige Parthei gegen Karl IV, erkannten ihn nicht an und boten die deutsche Krone einem andern an. Friedrich von Meißen schlug sie aus, indem Karl ihn durch Geld bestach. König Eduard von England weigerte sich ebenfalls, sie anzunehmen. Beyde Partheien suchten sich nun auf jede Weise zu schaden.

Karl, dem eigentlicher Heldenmuth und Ehrgefühl eben so abgingen, als er mit Klugheit, List, Umsicht reichlich begabt war, wußte jeden Umstand zu seinem Vortheil zu benutzen und dabey so viel möglich Blutvergießen zu vermeiden, welches letztere ihm allerdings zur Ehre gereicht. Er bestach Friedrich von Meißen, und wußte sogar Albrecht von Oesterreich zur Ruhe zu bringen, indem dieser Mann ebenfalls auf friedlichen Wegen am meisten zu gewinnen hoffte. Sodann gab er seinem gefährlichsten Gegner, Ludwig von Brandenburg, im eignen Lande zu thun. Die sächsischen Fürsten, besonders die von Anhalt, die von dem alten Markgrafen Brandenburgs abstammten, hatten längst mit Neid zugesehen, daß Brandenburg an Baiern gekommen. Jetzt schien der Zeitpunkt günstig, die Baiern zu vertreiben.

Die Fürsten ließen daher, wahrscheinlich im Einverständniß mit Karl, einen Müller, der dem verstorbnen Herzog Waldemar ähnlich sah, für den wiedererstandnen Herzog ausgeben, studirten ihm seine Rolle gut ein und schworen vor dem Kaiser, daß es der wahre Waldemar sey. Karl erkannte ihn an, entsetzte Ludwig, und gab dem falschen Herzog ganz Brandenburg mit Ausnahme der Niederlausitz, die er sich selbst von jenem abtreten ließ. Alles fiel von Ludwig ab bis auf die Stadt Briezen, die seitdem Treuenbriezen heißt.

Ludwig stellte jedoch auch dem Kaiser einen Nebenbuhler entgegen, indem er es dahin brachte, daß die Gegenparthei Karls den Grafen Günther von Schwarzburg zum König wählte. Günther ward 1349 zu Frankfurth gekrönt. Tapferkeit und Edelmuth machten diesen biedern Ritter der Krone würdig, doch gebrach es ihm an Macht, und er ward von seiner eignen Parthey bald verlassen. Zuerst ging Ludwigs Bruder, der Pfalzgraf Rudolf vom Rhein zu Karl über, da dieser seine Tochter heirathete. Bey dieser Gelegenheit schloß der Pfalzgraf mit Karl eine Erbverbindung, d. h. wessen Nachkommen zuerst aussterben würden, deren Güter sollten die Nachkommen des andern erben. Auch Ludwig war schwach genug, durch das Versprechen Karls, daß er Brandenburg wieder erhalten sollte, zum Abfall von Günther sich bewegen zu lassen. Auch Günther bot Karln große Summen an, die derselbe jedoch mit Verachtung zurückwies. Da bekam der edle Günther, von allen seinen Freunden verlassen, Gift und starb. Karl veranstaltete dem nicht mehr gefährlichen Gegner eine kostbare Leichenfeier zu Frankfurth und ging selbst hinter dem Sarge her. Ludwig erhielt Brandenburg zurück. Die sächsischen Fürsten bekannten jetzt, jener Waldemar sey nicht der echte, sie

hätten sich getäuscht; doch gaben sie ihm ein Jahrgeld und freien Aufenthalt.

Kapitel CCCXXXI.

Die große Pest.

Um diese Zeit überfiel Deutschland eine furchtbare Pest, die von 1349 bis 1357 wüthete. Die Bevölkerung ward besonders in den Städten hingerafft, durch den Verkehr indeß bald wieder ersetzt. Haß und Aberglauben vereinigten sich, die Schuld des Unglücks auf die Juden zu wälzen, als habe Gott im Zorn über sie die Pest gesandt. In allen Städten fiel das Volk sofort wüthend über sie her und viele tausende wurden gemordet. Mit Mühe schützte sie endlich der Kaiser. In Folge dieser Pest erhob sich auch die Sekte der Geißler wieder und schaarenweise durchzogen die Büßenden das Land, namentlich längs des Rheins.

In solchen Zeiten war Karl IV an seinem Platz. Er that außerordentlich viel für das niedre Volk, besonders in Böhmen, beförderte die Betriebsamkeit, den Wohlstand, jede Kunst und jedes Glück des Friedens. In der Gabe, sich umfassend in alles, auch das Kleinste hineinzudenken, was die Wohlfahrt und Cultur des Landes befördern konnte, stand er völlig Karl dem Großen gleich und ward von keinem andern deutschen Kaiser übertroffen. Er leitete alles selbst, verstand alles, gab überall selbst die passendsten Maßregeln an. Für Böhmen that er natürlich das meiste, weil er über die Länder andrer Fürsten nichts zu sagen hatte, doch förderte er auch anderwärts auf seinen vielen Reisen durchs Reich, durch zahlreiche Privilegien und Aufmunterungen den innern Wohlstand. Böhmen ging aus seinen kunstreichen Händen als eine neue herrliche Schöpfung hervor. Er

erweiterte Prag durch die Neuſtadt, dazu er ſelbſt den Grundriß entwarf. Er gründete 1348 zu Prag die ſo hoch berühmte Univerſität und ſtattete ſie mit vielen Gütern, mit den herrlichſten Freiheiten aus. Er baute die prachtvolle Prager-Brücke und erfüllte alle Kirchen und Schlöſſer mit Kunſtwerken. Die geſchickteſten Baumeiſter und Mahler zierten ſeinen Hof. Er legte das berühmte und von ihm genannte Karlsbad an. Er beförderte den Landbau in Böhmen dergeſtalt, daß kein Platz unbenutzt blieb. Er theilte Böhmen in Kreiſe, und ſtellte die Verfaſſung des Königreichs auf den feſteſten Grundlagen her. Ihm verdanken die Böhmen den berühmten Majeſtätsbrief, worin er dem Adel und den Städten alle ihre Freiheiten zuſicherte und der Krone Böhmen auf ewige Zeiten Mähren, Schleſien und die Lauſitz einverleibte. Während er aber in jeder Weiſe als Vater für die unmittelbar unter ſeiner Obhut ſtehenden Unterthanen handelte, war ſein Verfahren als Kaiſer unter den Fürſten auf dem größern Schauplatze nur kleinlich und oft ſchändlich, ſo daß er hier als das wahre Gegenbild der frühern Kaiſer erſcheint. Beſtechung, Liſt, Verrath, feiges Nachgeben und hinterliſtige Nachſtellung traten hier an die Stelle des ehrlichen Kampfes. An Schlauheit war er allen überlegen und die Friedensliebe beſchönigte, was ſeine Liſt nicht zu verbergen im Stande war. Die Mittel, wodurch er ſeine Feinde geſtürzt, haben wir kennen gelernt. Er ging ſeitdem eben ſo ſchlau auf Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Privatmacht aus. Dies geſchah vorzüglich durch Erbverbrüderungen mit ſolchen Fürſten, deren Töchter er heirathete, ſo mit dem Pfalzgrafen, und als deſſen Tochter ihn bald zum Wittwer machte, mit dem ſchleſiſchen Herzog von Jauer und Liegnitz, deſſen Tochter Karl jetzt zur Gemahlin nahm. Nach und nach hatten ſich ſchon die übrigen ſchleſiſchen Herzöge

unter böhmischen Schutz begeben und waren ausgestorben. Durch jene Heirath kam endlich 1355 ganz Schlesien an Böhmen. In der Folge gewann Karl durch ähnliche Erbverträge noch mehr. Zugleich aber war er emsig beschäftigt, einzelne Ländereien, Güter, Rechte, an sein Haus zu kaufen, weil kleines zu kleinem zugelegt zuletzt eine große Summe giebt. Man wirft ihm vor, daß er die kaiserliche Würde benutzt, um durch dieselbe theils unmittelbar, theils mittelbar durch Bewilligungen an die Fürsten, die ihm dann wieder anderes bewilligten, sein Haus groß zu machen. Indeß war wirklich am Kaiserthum nicht mehr viel zu entäußern oder zu verschwenden übrig und was Karl als Kaiser für die Anordnung des Reichs im Großen gethan, war durchaus den Zeitumständen angemessen, wenn es auch nur wieder eine tiefere Stufe des Verfalls bezeichnet. Der Frieden und die Blüthe der Kunst und des Wohlstands, die zu seiner Zeit herrschten, zum großen Theil als sein eigenstes Werk, sind stumme Denkmahle seines Ruhms; die Unlauterkeit und Untreue seines Verfahrens aber fällt uns im Vergleich gegen die kaiserlichen Tugenden einer frühern Zeit schmerzlich auf und am Ende gewährt die Unhaltbarkeit des Guten, was er nur für den Augenblick heilsam zu seiner Zeit geschaffen, wenig Trost.

Kapitel CCCXXXII.

Oesterreichs Fehde mit Zürich.

Eine der blühendsten Städte des Oberlandes war damals Zürich. Hier wie in allen großen Städten trieben die Zünfte den alten Rath der Geschlechter aus, angeführt von dem ehrgeizigen Bürgermeister Brun. Die Geschlechter flohen nach Rapperschwyl, einer Landstadt der österreichischen Herzöge. Zürich aber zog vor dies

Städtchen und brach es nieder. Da rüstete Herzog Albrecht sein Heer zur Rache. Zürich fand Hülfe bey den Waldstätten und trat in ihren Bund 1351. Auch das Ländchen Glarus, das der Herzog aufgeboten hatte, fiel zu den Schweizern. Da ward Albrecht bey Tätwyl von den Zürchern unter Rüdiger Maneß, dem Minnesänger, geschlagen. Sofort trat auch Zug in den Schweizerbund und 1355 die mächtige Stadt Bern. Vergebens suchte Herzog Albrecht noch einmal, Zürich zu erobern. Der Kaiser, damals auf dem Wege nach Italien begriffen, sollte die Ruhe herstellen. Die Zürcher pflanzten das Banner des Reiches auf und unterwarfen sich dem Kaiser. Als er aber die neuen Bundesgenossen vom alten Schweizerbund wieder zu trennen strebte, hielten die Schweizer zusammen, auf ihre Stärke trotzend. Der Bund behauptete sich stärker als je zuvor und Oesterreich verlor wieder einige schöne Landschaften an die Bauern.

Kapitel CCCXXXIII.

Karls IV Römerzug.

Karl hielt sehr viel auf Pracht und Glanz und kein Kaiser ist so oft mit der Krone auf dem Haupt erschienen und im goldnen Mantel. Es war also natürlich, daß er die ziemlich friedliche Zeit benutzen wollte, nach Rom zu ziehn und die alte Herrlichkeit eines deutschen Kaisers in seiner Person zu erneuern. Er konnte davon auch einige Wirkung auf die Deutschen hoffen. Endlich wünschten die in unseligen Partheikampf versunknen Italiener den Kaiser selbst herbey und lockten ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen. Indeß durfte sich Karl keine Rechnung machen, Italien etwa wieder ans Reich näher zu fesseln. Dazu waren die Zeiten nicht mehr und Karl

dachte nicht mehr daran, ging daher die schimpfliche Vorschrift, die der wachsame Papst in Avignon ihm machte, daß er nehmlich nur einen Tag in Rom sich aufhalten sollte, ohne weiters ein.

In Italien hatten damals die Bürgerschaften überall gesiegt und selbst den Landadel verschlungen. Große Stadtgebiete traten an die Stelle der Herzogthümer und Markgrafschaften. Unter den Bürgern selbst erhoben sich aber wieder einzelne Häupter und Familien zu einer mehr monarchischen Gewalt; so vornehmlich die Viscontis in Mailand. In Rom ging es seltsam her. Dort war der Adel vom Pöbel vertrieben worden und vom Geist neuer Bürgerfreiheit, von Lust zu Aenderungen, von alten großen Erinnerungen zugleich begeistert, dachte der rohe Haufe an nichts geringeres, als an die Herstellung der alten römischen Republik. An seine Spitze trat Cola di Rienzi, genannt tribunus, Ritter des heiligen Geistes, Eiferer für das Wohl Italiens, Befreier der Stadt. Doch ließ die Ueberspannung des Pöbels bald nach; Cola ward vertrieben, floh zu Karl, um ihn für Rom zu interessiren, ward aber von demselben dem Papst ausgeliefert, dann wieder frey, noch einmal Herr in Rom und endlich umgebracht. Von denselben Ideen begeistert trat ein andrer Italiener, der berühmte Dichter Petrarca auf und schrieb an Karl die feurigsten Briefe, worin er ihn beschwor, Rom wieder zur Hauptstadt der Welt zu machen. Karl fand sich zwar keineswegs geneigt, diesem Wunsch zu willfahren, erkannte jedoch das große Genie des Dichters an, antwortete ihm mit Fleiß und großer Einsicht, lud ihn an seinen Hof, ehrte ihn auf jede Weise und gab allen Fürsten ein großes Beyspiel, wie sie Talente würdigen sollen, auch wenn sie davon keinen Gebrauch machen. Ein anderer würde den göttlichen Sänger gleich dem unglücklichen

Arnold von Brescia als gefährlichen Schwärmer habe verbrennen lassen. Karl verscheuchte jede Gefahr, indem er alle Herzen, die den Dichter liebten, auch sich verband.

Uebrigens benahm sich Karl in Italien als Kaiser höchst erbärmlich. Es huldigten ihm die großen Partheien der oberitalienischen Städte, Mailand und Florenz und suchten ihn durch große Geschenke wechselseitig zu ihren Gunsten zu bestechen. Er nahm von beyden und entschied sich für nichts, sondern reiste nach Rom, ließ sich von den Kardinälen krönen und verließ die Stadt schon an demselben Tage wieder, indem er eilends den Rückweg suchte. Auch würde ein längerer Aufenthalt in Rom ihm gefährlich gewesen seyn, da er die Römer, statt ihre abentheuerlichen Erwartungen zu erfüllen, gänzlich in die Hand des Papstes stellte. Unter Spott und Verwünschungen derselben Italiener, die ihn so jubelnd empfangen, kam er über die Alpen zurück, 1355.

Kapitel CCCXXXIV.

Die goldne Bulle.

Nach seiner Wiederkehr ertheilte Karl mit Bewilligung der Fürsten ein großes neues Reichsgesetz, die goldne Bulle genannt, weil die Urschrift in einer goldnen Kapsel aufbewahrt wurde, 1356.

Dies merkwürdige Gesetz sprach entschieden die veränderte Gesinnung des Mittelalters aus und befestigte den Zustand, der allmählich mit der Auflösung des kaiserlichen Ansehns war herbeygeführt worden. Es betraf wesentlich die Verhältnisse der großen Fürstenhäuser, war als eine Verabredung unter denselben zu betrachten und verlieh denselben eine Macht, die mit der Einheit des Kaiserreiches im graden Widerspruch stand und in einem

großen Rückschritt von der Höhe des Mittelalters wieder dahin führen sollte, von wo es ausgegangen, nehmlich zu einer Trennung der deutschen Stämme unter mehrere große Herrscherfamilien, wie vor den Karolingern.

Karl war klug genug einzusehn, daß die Handhabung der Ordnung lediglich von der Gewalt abhinge, daß aber der Kaiser als solcher keine Gewalt mehr habe, sondern nur die großen Fürsten. Hätte sein Haus die übrigen erdrücken können, er würde wahrscheinlich den Plan Albrechts I aufgenommen haben, durch seine Privatmacht die kaiserliche völlig zu ersetzen. Da ihm indeß gleich mächtige Geschlechter die Waage hielten, so sah er ein, daß statt der kaiserlichen Monarchie eine Aristokratie verbrüderter Fürstenhäuser allein im Besitz der Macht seyn und bleiben könne. Auf diese war es also mit der goldnen Bulle abgesehn. Daß er übrigens bloß sein Böhmen auf Kosten der Kaiserkrone habe bereichern wollen, ist ein unschicklicher Vorwurf. Er war sehr thätig für das Reich, aber weniger als Kaiser, denn als Fürst, wie es in der Zeit lag.

Die streitigen Churstimmen wurden geregelt und auf die sieben festgesetzt, die wir im vorigen Buch bezeichnet. Die drey geistlichen Churhüte blieben an die erzbischöflichen Stühle von Mainz, Cölln und Trier gefestet, die vier weltlichen aber erblich in den Familien von der Pfalz, Böhmen, Wittenberg und Brandenburg. Ihnen kam ausschließlich die Wahl des Kaisers zu. Zugleich wurde das Gebiet der Churfürsten völlig unmittelbar, von jeder Art der kaiserlichen Gerichte oder Regalien befreit. Alle Bündnisse der untern Stände ohne Erlaubniß der Churfürsten wurden untersagt, desgleichen sollten die Städte keine Pfahlbürger mehr annehmen. In dieser Weise sollten auch nach unten die Fürsten größere Gewalt gewinnen. Die Ritter und Städte waren jedoch

noch allzu mächtig und ihre Bündniſſe kamen durch das Verbot grade recht in Flor, 1356.

Kapitel CCCXXXV.

Kriege der Städte.

Um dieſelbe Zeit hausten in Schwaben die wilden Grafen von Würtemberg, zwey Brüder, Ulrich und Eberhard, mit vielen Rittern verbündet, ſtolz auf das Schwert, voll Ehrgeiz, ſtrebend nach fürſtlicher Gewalt, geſchworne Feinde der Städte. Schon 1350 kam es zwiſchen ihnen und dem ſchwäbiſchen Städtebund zu lebhaftem Kampf. Die Städte wurden bey Eßlingen geſchlagen, traten aber 1356 in ein noch zahlreicheres Bündniß zuſammen. Ungeſchickt beſtellte Kaiſer Karl den trotzigen Eberhart, der Greiner oder Rauchebart zubenannt, zum Reichsvogt über die Städte. Dieſer aber verfuhr ſo tyranniſch, willkührlich und habſüchtig, achtete auch des Kaiſers Mahnung ſo wenig, daß er in die Acht fiel. Da zogen die Städte unter des Reiches Banner wider die Brüder, ſchlugen ſie bey Schorndorf und zwangen ſie zum Frieden, 1360. Karl ſchwankte jedoch in Hinſicht der Städte und wollte weder ihnen, noch dem Adel das Uebergewicht laſſen. Die Zeit ging mit Unterhandlungen, Verboten und deren Zurücknahmen hin, während die trotzigen Schwaben thaten, was ſie wollten.

Der Adel ſah indeß mit Mißvergnügen nicht nur die Fortſchritte der Städte ſondern auch die ſteigende Macht Würtembergs. Der gewaltige Eberhard warf ſich zum Gebieter des Adels auf, zwang die ſchwächern Nachbarn in ſeine Lehnspflicht und handelte wie ein kleiner Fürſt. In Niederſchwaben erhoben ſich desfalls 1367 zwey Adelsverbindungen, die Schlegler, angeführt durch den mannhaften Ritter Wolf von Wunnenſtein, und die Martins-

vögel, mit denen ſich ſogar der Markgraf von Baden und der Pfalzgraf am Rhein verbanden, gegen die Anmaßungen von Würtemberg. In Oberſchwaben zogen zwey andre Rittergeſellſchaften vom Schwert und von der Krone wider die Städte. Die letztern erneuerten ihren Bund 1370 und ſuchten jetzt den bedrängten Eberhard auf ihre Seite zu ziehn. Eberhard aber verachtete die Bürger und der Adel ſah die Gefahr, die ihm von den Städten drohte, für die größere an, verſöhnte ſich mit Eberhard und ſchlug unter deſſen Anführung die Banner der Städte bey Ulm, 1372. Karl begünſtigte den Sieger abermals und trug ihm ſogar auf, von den gedemüthigten Städten eine Reichsſteuer einzutreiben, woraus bald neue Unruhen hervorgingen.

Nicht minder thätig war die Hanſa. Der Dänen König Waldemar III haßte die gewaltigen Bürger und ſtrebte ſelbſt nach der Seeherrſchaft die vor alten Zeiten die Dänen gehandhabt. Die herrliche Stadt Wisby ward das Opfer ſeines Grimms und gänzlich zerſtört. Da zogen die Flotten von Lübek, Hamburg, Bremen und der ganzen Hanſa wider Dänemark und die Provinz Schonen, landeten an der letztern, eroberten ſie und zwangen den ſtolzen König zu einem ſchmählichen Frieden und Erſatz 1365; und als er die Feindſeligkeiten erneuerte, abermals 1370.

Kapitel CCCXXXVI.

Zunahme des Luxenburgiſchen Hauſes.

Karl war unterdeß immer eifrigſt auf Erhaltung des Friedens bedacht, aber nur durch Ermahnungen, Verträge; denn Gewalt zu gebrauchen ſchien ihm ſtets gefährlicher als das Uebel, das dadurch geheilt werden ſollte. Da das mächtige Haus Wittelsbach noch immer

ein ſehr furchtbarer Nebenbuhler des ſeinigen war, ſo ſchien es ihm ſehr erwünſcht, daſſelbe zu erniedrigen, um dem Reich und ſeinen eignen Nachkommen Gefahren zu erſparen. Die Abſicht war nicht ſehr rein, doch der Erfolg hat ohnſtreitig manchem Kriege vorgebeugt. Nach des kräftigen Ludwigs Tode gebot der ſchwache und liederliche Otto über Brandenburg. Dieſem konnte ſchon Tyrol entriſſen werden. Denn als auch Meinhard, der einzige Sohn der Margaretha Maultaſch 1363 geſtorben, gelang es dem galanten Rudolf von Oeſterreich, bey der alten Wittwe ſich das Erbrecht auf Tyrol zu erſchleichen. Vergeblich erhob Adolf von Holland, der zweite Wittelsbacher, Einſpruch und Fehde. Er ward zum Frieden und das ganze Haus zur Abtretung Tyrols gezwungen, die dann 1369 erfolgte. Otto ließ ſich gänzlich von Karl bethören, zog ſogar an ſeinen Hof und ward ſyſtematiſch in Lüſten verderbt. Bald ließ er ſich bewegen, dem Kaiſer die Niederlauſitz wieder zu verkaufen. Wiewohl aber Habsburg auf Koſten Wittelsbachs erweitert wurde, ſo ſchien dies doch für Lurenburg durchaus nicht gefährlich, denn die drei noch übrigen öſterreichiſchen Herzöge hatten keine Kinder und Rudolf beraubte ſich der Hoffnung dazu grade durch die Heirath mit der alten Frau. So ließ es Karl auch willig geſchehn, daß ſich Freiburg im Breisgau und viele andre Ortſchaften in Schwaben 1366 unter die Oeſterreichiſche Herrſchaft begaben. Alle dieſe Beſitzungen ſollten ſeiner Rechnung nach zuletzt an ſein Haus fallen, darum ſchloß er mit Habsburg eine Erbverbrüderung.

Auch mit dem Papſt und Frankreich ſetzte ſich Karl auf den beſten Fuß. Er reiste 1365 ſelbſt nach Avignon zu Urban V. Dieſer bat ihn dringend, ihn wieder ſicher nach Rom zu bringen, da die Päpſte zu ihrem höchſten Nachtheil ſo lange in Frankreich von den franzöſiſchen

Königen abhängig gewesen. Karl versprach es und zog wirklich 1367 nach Italien, kam wieder nach Rom und führte den Papst durch die ganze Stadt, indem er zu Fuß vor dem reitenden Papst herging und die Zügel hielt. Uebrigens benahm er sich in Italien wieder sehr unkaiserlich, schmeichelte allen Partheien, ließ sich von allen Geschenke geben, bestätigte hier die Tyrannei eines Geschlechts, dort die wildeste Demokratie, wenn er nur mit Frieden, Ehrenbezeugungen und Geschenken davon kam.

Bey Gelegenheit dieser Reisen kam Karl zu einer kleinen Waffenthat. Frankreich und England waren lange Zeit in Kriegen begriffen gewesen und hatten endlich Frieden gemacht. Eine Menge Söldner und Ritter aber, an Krieg und Raub gewöhnt, hatten sich zusammengerottet und zogen auf eigne Hand durch Lothringen, Elsaß, Burgund. Unter Anführung eines gewissen Carnola verheerten sie das Elsaß greulich. Die Städte und Rheinfürsten rüsteten gegen sie und der Kaiser selbst, damals auf der Reise, stellte sich an die Spitze. Dadurch erschreckt floh Carnola bey Straßburg aus dem Felde. Eine andre große Schaar dieser Freybeuter zog unter dem Ritter Coucy 1375 in die Schweiz. Dort wurden aber ihrer 3000 streitbare Ritter und Knappen, meist Engländer, am Büttisholz von 600 bisher noch unversuchten Bauern des Entlibuchs aufs Haupt geschlagen.

Um diese Zeit erhob sich eine heftige Fehde im Norden. Die Herzöge von Lüneburg starben aus und die stammverwandten Braunschweiger mußten mit den durch Heirath verwandten sächsischen Herzögen um das Erbe streiten. Die Fehde währte bis 1373. Endlich kam Lüneburg an die rechten Erben, die Herzöge von Braunschweig.

Das Haus Wittelsbach kam immer mehr in Verfall. Otto von Brandenburg war gänzlich in den Banden des Kaisers und wurde von demselben nur geäfft. Friedrich von Baiern suchte Brandenburg dem Hause zu retten, machte dem thörichten Otto endlich die Hinterlist des Kaisers klar und bewog ihn, denselben zu verlassen. Karl aber war sogleich mit einer gewaltigen Armee bey der Hand und Otto war wieder schwach genug, ihm ohne Schwertstreich ganz Brandenburg abzutreten. Die Zustimmung der übrigen Fürsten, die dazu murrten, erkaufte Karl mit Geld, 1373. Desgleichen bestach er die Fürsten, daß sie seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger wählten. Sein zweiter Sohn Sigmund heirathete aber Marien, die Tochter Ludwigs von Ungarn, wobey ebenfalls auf Erbschaft gerechnet wurde. Im Jahr 1378 that Karl noch eine Reise nach Frankreich, Frieden und Freundschaft zu befestigen. Da Karl durch den Erwerb der Pfalz dereinst seines Hauses Herrschaft auch am Rhein ausbreiten wollte, war ihm Frankreichs Bündniß nothwendig. Damals gab Karl auch das Delphinat dem französischen Kronprinzen (Dauphin) zu Lehn und es ist seitdem bey Frankreich geblieben. Karl starb auf der Reise 1378.

Kapitel CCCXXXVII.

Wenzel.

Karl hinterließ zwar das Reich in Verwirrung, denn der schwäbische Städtekrieg stand abermals in hellen Flammen, doch die Luxenburgischen Länder standen im höchsten Flor. Es gehörte dazu Böhmen und Schlesien unter Wenzel, Brandenburg und seit 1383 nach Ludwigs Tode auch Ungarn unter Wenzels Bruder Sigismund, Luxenburg unter dem dritten Bruder Karl, Mäh-

ren unter ihrem Vetter Jodocus. Oeſterreich hatte Tyrol und den Breisgau gewonnen, Wittelsbach aber Brandenburg, die Lauſitz, Tyrol verloren. In der Erbverbrüderung mit der Pfalz und Oeſterreich hatte ſich Karl IV übrigens getäuſcht, denn ſowohl die Wittelsbacher in der Pfalz als die Habsburger pflanzten ſich fort. Die übrigen Fürſtenhäuſer von Ballenſtädt blühten in den Nebenlinien von Wittenberg, Lauenburg und Anhalt, die Welfen in Braunſchweig und Lüneburg, die von Wettin in Meißen und Thüringen; die Fürſten von Heſſen, Meklenburg, Pommern bildeten nur Mächte des zweiten Ranges. Zu ihnen trat ein neuer Herzog von Burgund. Als 1361 der letzte Graf von Burgund geſtorben, ward ein franzöſiſcher Prinz, Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, und gelangte bald darauf 1384 durch Erbſchaft auch in Beſitz des Herzogthums Brabant und der Grafſchaft Flandern.

Wenzel trat die Regierung unter den günſtigſten Umſtänden an, denn er ſtand an der Spitze des mächtigſten Hauſes in Europa. Niemand aber war unſchicklicher zum Regiment, als er. Es gebrach ihm zwar keineswegs an großen Eigenſchaften; er verſtand zu befehlen, traf nicht ſelten äußerſt kluge Verfügungen, ertheilte ſehr ſcharfſinnige und gerechte Urtheile, immer aber nur nach Laune. Bey guter Laune ſchien er ein weiſer trefflicher Regent, bey böſer bald ein blutdürſtiger Wütherich, bald ein Narr. Immer von den Wallungen ſeines Blutes beherrſcht war er bald ausgelaſſen luſtig, witzig, thätig, bald träg und kalt. Es war kein Verlaß bey ihm. Da ſich jedoch die Deutſchen wenig um ihn bekümmerten, ſo hatten nur die Böhmen ſeine Tyrannei zu dulden. Im Reich hätte ſelbſt ein beſſerer Kaiſer nicht viel mehr ausrichten können und wenn Wenzel ſelbſt über ſein Verhältniß als Kaiſer zuweilen ſpottete, ſo bewog ihn dazu

nicht bloß ein leichtſinniger Charakter, ſondern wirklich die Lage der Dinge.

Kapitel CCCXXXVIII.

Große Bündniſſe.

Schon 1373 war der ſchwäbiſche Krieg abermals ausgebrochen, da Eberhard von Würtemberg im Auftrage Karls IV mit roher Strenge eine willkührliche verhaßte Steuer von den Städten eintreiben wollte. Die Fehde währte bis 1375. Dann ward wieder ein Vertrag gemacht. Als aber Karl, der die Macht der Städte fürchtete und ſtets hinterliſtig gegen ſie handelte, wieder einige ſchwäbiſche Städte an Eberhard verpfändete, empörten ſich dieſe und 1377 trat ein neuer großer Bund der Bürger zuſammen. Karl ſprach die Acht aus. Ein Reichsheer ward aufgeboten. Karl ſelbſt, Wenzel, Eberhard, die Herzöge von Baiern zogen in den Streit; doch behielten die Bürger die Oberhand, ſchlugen Eberhards Sohn Ulrich bey Reutlingen und ertrotzten einen ehrenvollen Frieden.

Kaum aber war Karl geſtorben, ſo begann der Kampf lebhafter als je. Ueberall trat der Adel in Bündniſſe zuſammen, im obern Lande die Ritter vom H. Wilhelm und H. Georg, am Rhein der Löwenbund, in Heſſen der Bund der alten Minne, in der Wetterau die Ritter mit den Hörnern, in Weſtphalen die Ritter vom Falken. Dieſe Bünde drohten nicht nur den Städten, ſondern auch den Fürſten, darum traten der Churfürſt Ruprecht von der Pfalz, der Markgraf von Baden und die Herzöge von Baiern zu den Städten. Viele Burgen des Adels wurden gebrochen. Aus dem Getümmel dieſes Kampfs ging endlich 1381 der große Oberdeutſche Städtebund hervor, in welchem der rheiniſche und ſchwäbiſche

eng zuſammen ſchmolzen. Die Fürſten ſchloſſen ſich an. Auch die Ritterbünde waren geneigt, eine groſse allgemeine Verbündniß mit Städten und Fürſten einzugehn, um gemeinſam den Frieden zu gewährleiſten. Kaiſer Wenzel gab den Vermittler ab und brachte 1383 zu Nürnberg einen allgemeinen Landfrieden zu Stande. Es dauerte jedoch noch lange, bis ſich die wechſelſeitigen Anſprüche regelten. So ward abermals unterhandelt auf der ſ. g. Heidelberger Einigung 1384 und 1387 zu Mergentheim. Hier kam man endlich überein, daß alle Bünde in einen gemeinſamen groſsen Bund zuſammentreten ſollten. Dieſen aber theilte man in vier Kreiſe. Der erſte umfaſste Böhmen, Brandenburg und Sachſen, der zweite die Rheinlande, der dritte Oeſterreich und Baiern, der vierte Franken und Thüringen. Hier ward der erſte Grund zur ſpätern Kreiseintheilung des Reichs gelegt. In jedem Kreiſe ſchloſſen die weltlichen und geiſtlichen Fürſten, die Ritter und die Städte eine allgemeine Verbindung zur Aufrechthaltung des Landfriedens.

Kaum aber war dieſe neue Ordnung eingeführt, ſo ſahen die Fürſten mit Bangigkeit, welche groſsen und höchſt gefährlichen Rechte ſie den mächtigen Städten zugeſtanden, indem ſie dieſelben ſich gleich geſtellt. Es bedurfte daher nur eines geringen Anlaſſes, um den Krieg abermals zu entflammen, wobey die Fürſten auf der Seite des Adels gegen die Städte ſtanden. In Baiern ſtrebten die Herzöge nach unumſchränkter Fürſtengewalt und hatten deshalb abwechſelnd mit den Biſchöfen, Rittern und Städten zu kämpfen. Als 1387 Herzog Friedrich den Erzbiſchof von Salzburg gefangen nahm, ſtunden dieſem die Städte bey und ſogleich erhob ſich auch außerhalb Baiern der allgemeine Krieg gegen die Städte. Die rheiniſchen Städte wurden vom Pfalzgraf Ruprecht, die fränkiſchen vom Burggrafen von Nürnberg

und von Bischöfen von Bamberg und Würzburg, die schwäbischen von Eberhard von Würtemberg und dem Adel angegriffen. Nach einem heftigen Kampfe behielten die Herren und Ritter die Oberhand. Bey Döffingen kam es 1388 zwischen Eberhard und den schwäbischen Städten zur Hauptschlacht. Zwar fiel der junge Ulrich, doch Eberhard blieb Sieger. Mitten in der Schlacht kam das alte Haupt der Schlegler, Wolf von Wunnenstein, Eberhards bitterster Feind und Nebenbuhler, diesem dennoch zu Hülfe, weil ihn ein noch ärgerer Haß gegen die Städte beseelte, half den Sieg erstreiten, ritt aber trotzig, ohne den Dank abzuwarten, nach der Schlacht wieder davon. So äußerte sich der wilde Sinn jener Ritterzeit. Die Niederlage der Städte führte zu einem neuen allgemeinen Landfrieden zu Eger und hier waren die Fürsten mächtig genug, die gefährlichen Bündnisse durch einen Reichsbeschluß förmlich auflösen zu lassen, 1389.

Kapitel CCCXXXIX.

Die Schlacht bey Sempach.

Gleichzeitig geschahen in der Schweiz unsterbliche Thaten. Die Bauern von Entlibuch schworen, müde der österreichischen Vögte, zu dem Bund der Schweizer. Herzog Leopold von Oesterreich sah eine Landschaft nach der andern von seiner Väter Erbe zu den Bauern fallen. Sein Haß gegen diese Erbfeinde des Hauses Habsburg stieg aufs höchste und theils die allgemeine Furcht vor den Bauern, theils die gerechte Sache des Herzogs, sofern ihm das Entlibuch einmal zustand, bewog hundert und sieben und sechzig unabhängige Fürsten, Herren, Bischöfe, Aebte, Städte des obern Deutschland, den Eidgenossen Fehde zu bieten und ihre Banner zu Oester-

reich ſtoßen zu laſſen. Die Bauern hingegen hielten ebenfalls feſt und mit Luzern zuſammen, das Entlibuch und ihre eigne Unabhängigkeit zu ſchirmen, indem ſie den Abfall deſſelben für gerecht hielten, ſofern Oeſterreich es wider Recht und Sitte mishandelt hätte. Die Waldſtätte gegen die der Hauptangriff gerichtet ward, ſtanden faſt auf ſich allein. Zürich und Zug mußten ſich ſelbſt ſchirmen. Bern ließ dießmal die Eidgenoſſen im Stich, uneingedenk der Waldſtätte, mit deren Beyſtand es den Sieg bey Laupen errungen. Um ſo eher verſicherte ſich Leopold eines glänzenden Sieges und ſein Heer zog unter Hohn und Prahlerei thalauf an den See von Sempach.

Dort ſtunden die Bauern, an Zahl gering, ungewappnet und meiſt nur mit Keulen und Morgenſternen ausgerüſtet, doch voll Mark die Glieder und im Herzen unbezwinglichen Muth. Als ſie die weit überlegnen Ritterſchaaren in ihren glänzenden Harniſchen heranziehn ſahn, ſanken ſie nieder auf die Kniee und beteten zu Gott um Sieg, denn Heerd, Weib und Kind, Gut und Ehre, Freiheit und Leben war auf das Spiel dieſes ungleichen Kampfes geſtellt. Schon vor dem Beginn der Schlacht ſiegestrunken ließ Herzog Leopold die Ritter von den Roſſen ſteigen, als eine eherne Mauer in einen Halbzirkel treten und mit vorgeſtreckten Lanzen auf die Bauern losgehn, um ſie einzuſchließen. Die Schweizer brachen ſtürmiſch vor, doch umſonſt. Die dichtgedrängte Eiſenwand war nicht zu trennen und ſchon waren ſechzig der tapferſten Bauern an den langen Lanzen verblutet. Da rief Arnold von Winkelried, Bauer und Ritter aus dem Land Unterwalden: ich will euch eine Gaſſe machen! ſprang hervor, rief noch einmal: ſorgt für mein Weib und meine Kinder, treue liebe Eidgenoſſen, gedenkt meines Geſchlechts! und ſtürzte mit offnen Armen gegen die blitzenden Lanzen, faßte deren ſo viel er zu erreichen ver-

mochte und zwang ſie mit gewaltiger Hand eng zuſammen, alſo daß er all ihre Spitzen in ſeiner Heldenbruſt begrub und ſie mit ſich niederzog. Und über ſeine Leiche ſtürmten die Schweizer raſch in die Lücke und vor der zermalmenden Wucht der Keulen und Aexte zerſtob der gepanzerte Schwarm, dem die langen Waffen nichts mehr halfen. Das Gedränge, die ſchwere Rüſtung, der plötzliche Wechſel von Siegestrunkenheit und Angſt, der Schrecken, den Arnolds heiliger Heldentod in die Herzen der Uebermüthigen gegoſſen, verwirrte des Herzogs Schaaren gänzlich, hinderte die Ordnung des Widerſtandes, machte den Sieg der Bauern in wenig Augenblicken unzweifelhaft. Die Knechte, die bey den Pferden zurückgeblieben, flohen davon. Die Ritter konnten in ſo ſchwerer Rüſtung zu Fuß nicht folgen und der größte Theil verſchmähte die Flucht, zu ſiegen oder zu ſterben kühn entſchloſſen. Auch Herzog Leopold wich nicht von der Stelle und als die Blüthe ſeines Adels vor ihm gefallen, hob er noch einmal das dreimal geſunkne Banner von Oeſterreich und rief: ich will ehrlich mit ihnen ſterben. Ins Gewühl des Kampfes ſich ſtürzend fand er den rühmlichen Tod, 1386.

Der Schweizerbund ſtand feſter als je. Ihm blieb das Entlibuch und er gewann dazu noch die Stadt Weſen am Wallenſtätter See. Auch Bern benutzte nun den Sieg der Bauern, den es nicht mit erſtreiten helfen, und riß das Oberſibenthal, Büren, Nidau und Unterſeen an ſich. Indeß gelang es den Oeſterreichern durch Einverſtändniß mit den Bürgern von Weſen, unvermuthet die Bauern von Glarus zu überfallen und ihr Land zu verwüſten. Der Bauern Landeshauptmann aber, Mathias am Bühl, ſammelte, während der Feind des Sieges gewiß, ſorgenlos und plündernd das Land hinauf zog, raſch 500 der geflüchteten Landleute zum Landesbanner.

Sie ſchleuderten einen Hagel von Steinen gegen die in Eil zuſammengerotteten Reiterſchaaren des Feindes, daß ſeine Reihen brachen, dann ſtürzten ſie ſelbſt auf ihn hinab. Aber erſt beym eilften Angriff gelang den Glarnern der Sieg. 2500 Oeſterreicher blieben todt auf dem Wahlplatz bey Näfels, 1388. Nach dieſen Siegen behaupteten die Schweizer alles Eroberte, mit Ausnahme der Stadt Weſen; es traten aber nacheinander noch viele Landſchaften und Städte freiwillig oder durch Kauf und Vertrag zu ihrem Bunde, vorzüglich zu den Städten Bern und Zürich.

Kapitel CCCXL.

Wenzels Abſetzung.

Wenzel bekümmerte ſich nicht um das Reich und ward allgemein verachtet. Aber auch die Böhmen wurden ſeiner müde. Sein willkührliches Verfahren kannte keine Grenzen mehr. Er geſtattete den Mord der Prager-Juden, wegen Mishandlung eines Prieſters, zog aber das Vermögen der Gemordeten ein. Er beraubte die Juden noch ferner, indem er alle Schulden, die ſie von Chriſten zu fordern hatten, für ungültig erklärte. Er ſchonte keines Standes, wenn ihn die Laune befiel. Seinen Koch ließ er ſpießen, weil derſelbe ſo viele unſchuldige Hühner und Gänſe geſpießt. Dem Scharfrichter von Prag ſchlug er ſelbſt das Haupt ab, um ihm zu zeigen, wie es denen gethan, die früher von ihm geköpft worden. Viele vom Adel ließ er hinrichten, um ihnen die königlichen Kammergüter, die ſie nach und nach an ſich gebracht, wieder zu entreißen. Auch den Haß der Geiſtlichkeit zog er auf ſich durch Mishandlung des Biſchofs von Breslau und des Erzbiſchofs von Prag. Einen Diener des letztern, Johann von Nepomuk, ließ er fol-

tern, um ihm Aussagen über den Erzbischof abzupressen und der Kaiser selbst versah dabey Henkerdienst. Als der Unglückliche nichts gestand, ließ er ihn in die Moldau werfen. Dies ward als ein Martyrertod angesehn, denn Johann war als ein sehr frommer Priester bekannt. Er ward zum Nationalheiligen der Böhmen erhoben und alle Herzen entfernten sich von dem grausamen Mörder. Da fürchteten Siegmund und Jodocus, daß die Macht ihres Hauses gefährdet werden würde und sie veranstalteten in Einverständniß mit den Pragern, daß Wenzel 1393 gefangen gesetzt wurde. Er entfloh zwar listig, ward aber wieder eingeholt und im folgenden Jahre nochmals in Haft gebracht.

Im Reich ging alles wie es mochte. Die Schweizer blieben im Besitz ihrer Vortheile. Albrecht von Oesterreich, das Haupt der Habsburger, ließ sie in Frieden, und sorgte mehr für das Heil seiner Seele. Deshalb that er noch 1395 eine Reise nach Jerusalem. In Steiermark ließ er hundert Ketzer verbrennen. In Schwaben erhoben sich die Ritter wieder gegen die Fürsten, vorzüglich der große Bund der Schlegler. Doch der Churfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden, Leopold der Jüngere von Oesterreich und Eberhard von Würtemberg wurden ihrer Meister und es kam 1398 zu einem neuen Frieden. Da nun der Kaiser gar nichts für das Reich that und thun konnte, weil er in Böhmen in eben so schimpflicher als gerechter Gefangenschaft saß, so fanden die Fürsten für nothwendig, ihn abzusetzen. Dies geschah zu Rense 1400.

Kapitel CCCXLI.

Ruprecht von der Pfalz.

An Wenzels Stelle ward Ruprecht von Wittelsbach, Churfürst und Pfalzgraf am Rhein, zum König gewählt.

In einer Anwandlung von Ehrgefühl hatten ihm die Fürsten die Bedingung gestellt, Mailand dem Reich wieder zu gewinnen, da Wenzel dies schöne Land dem Galeazzo Visconti als erbliches Herzogthum eigenmächtig für Geld verkauft hatte. Ruprecht zog wirklich über die Alpen, aber mit geringen Mitteln, ward überall von den Italienern geschlagen und mußte schimpflich zurückflichn, 1402.

Ruprecht wünschte dem kaiserlichen Namen Ehre zu machen und besaß in der That kaiserliche Eigenschaften, nur keine Macht. Die Fürsten wurden sogleich eifersüchtig und stellten sich allen seinen Unternehmungen entgegen. Als er nur einige Raubschlösser im Mainzischen zerstört, verbanden sich der Erzbischof von Mainz, der Markgraf Bernhard von Baden und Würtemberg wider ihn in dem Bund zu Marbach 1405. Besonders der Markgraf, der sich eben so wie Würtemberg und früher Habsburg zu vergrößern strebte, betrieb die Einigung, die den König gänzlich lähmte. Eben so fanden diese kleinen Fürsten für gut, der Ausbreitung Habsburgs sich entgegen zu setzen und sie erhoben deshalb eine lange fruchtlose Fehde gegen Herzog Friedrich von Oesterreich. Ruprecht starb 1410, ohne daß er irgend etwas Großes hätte leisten können. Ihn überlebte Wenzel, der zwar der Haft entledigt ward, aber nach der Kaiserkrone nicht die mindeste Lust mehr bezeugte und auch als König von Böhmen fast nur noch den Titel behielt, sich auf seinen Schlössern mit der Jagd ergötzte und die Regierung den Landständen überließ. Dies gab den Böhmen einen Geist der Freiheit ein, der bald die wichtigsten Ereignisse hervorrief. An Wenzels Statt ward sein Bruder Siegmund Haupt und Vormund der Luxenburgischen Parthey und nach Ruprechts Tode zum deutschen König gewählt.

Kapitel CCCXLII.

ühne Thaten der Dithmarſen und Appenzeller.

Die Nachläßigkeit Wenzels und die Ohnmacht Rechts ward von allen Ständen zu willkührlichen Handungen, Gewaltthätigkeiten, Fehden benutzt. So verlgten auch die Grafen von Holſtein unabläßig den an, Dithmarſen zu unterjochen. Nach heftigen Kämen im Kleinen fiel endlich Graf Gerhard mit ſeiner nzen Macht in das offne Land. Die Bauern wichen n aus, ſammelten ſich aber in ſeinem Rücken und verzten ihm den Waldpaß in der Hamm, angeführt von arrens Dülf. Hier überraſchten ſie den heimkehrenden rafen und ſchlugen ſein Heer nicht nur, ſondern verchteten es, ſo daß nur wenige entrannen. Der Graf bſt blieb todt. Alle Gefangnen und Verwundeten wurn von den Dithmarſen vollends todt geſchlagen, keinem nade gewährt, denn die Bauern ſprachen: die Ritter d gekommen, uns Leben und Freiheit zu nehmen, 1404.

Um dieſelbe Zeit geſchahen auch wieder in der Schweiz roße Thaten von Bauern. Die Hirten von Appenzell urden hart bedrückt von den Vögten des Abts zu St. allen. Da faßten ſie ſich ein Herz und jagten alle mtleute des Abts aus ihren Thälern. Zu gleicher Zeit hob die Bürgerſchaft von St. Gallen Fehde wider den bt, weil ſie eine Reichsſtadt werden wollten, und nahen die Bauern in ihr Bündniß auf, 1400. Beyde artheien, der Abt und die Gemeinden nahmen die ſchwäſchen Städte zu Schiedsrichtern und dieſe erklärten ch, St. Gallen dürfe mit andern Städten in Bund tren, aber nicht mit den Bauern. So wurden die Appenller verlaſſen und dem Abt wieder überantwortet aus iferſucht oder Dünkel der Bürger. Doch beſchloſſen die ihnen Hirten ſich ſelbſt zu helfen und wandten ſich an

ſieben Orte der Schweizer um Bündniß. Aber nur Schwyz nahm ſie ins Landrecht und bot wie Glarus Hülfsſchaaren für ſie auf. Mit dieſen ſchlugen die Appenzeller nicht nur die Kriegsleute des Abts ſondern auch die Bürger von St. Gallen aufs Haupt, als ſie es wagten, ſie in ihren Bergen anzugreifen, am Speicher 1403. Da freuten ſich die kindlichen Naturen ihres ſchönen Sieges und wünſchten ihres eignen Glücks der Freiheit auch die Bauern der Nachbarſchaft theilhaftig zu machen, worin ſie zugleich die Sicherung ihres eignen neuerwörbnen Zuſtandes erblickten. Da riefen ſie alle Nachbarn zur Fahne der Freiheit; da legte Graf Rudolf von Werdenberg, der alte Feind Oeſterreichs, freiwillig den Grafenmantel ab, nahm die Hirtentracht der Appenzeller und trat in ihre Reihen; denn ringsum ſammelten ſich ſchon wieder die Ritter und Städte unter dem Banner von Oeſterreich in einem ſtarken Bund, den Freyheitsrauſch zu dämpfen. Dießmal ſtanden außer den Schwyzern und Glarnern auch die St. Galler zur Sache der Appenzeller. Als aber Herzog Friedrich von Oeſterreich das grüne Alpenland hinaufzog, liefen die Hirten ihm entgegen und ſchlugen ihn dreimal alſo, daß er den Rückzug ſuchen mußte. Darauf beſchloſſen die von Appenzell, die Freiheit in alle Länder zu tragen, zogen ins Rheinthal und Thurgau, ins Vorarlbergiſche und durch ganz Tyrol, predigten den Bauern überall die neue Lehre der Freiheit und ſchloſſen ſie an ſich, brachen 30 feſte Burgen des Adels, eroberten 14 Städte, die den Widerſtand wagten. Da erſchrak der Adel von Oeſterreich, Baiern, Schwaben, erneuerte die alten Bünde von St. Georg und St. Wilhelm und brach in hellen Haufen gegen die Bauern auf. Aber zu dieſen Zügen mahnten die Eidgenoſſen ab, Hülfe zu ſenden, weil ſie ſonſt von Oeſterreich des Friedensbruchs hätten beſchuldigt

und in einen allgemeinen Krieg verwickelt werden können. Bey Bregenz, das die Appenzeller vergeblich belagerten, überfiel ſie plötzlich mitten im Winter das Heer der Ritter und beſiegte ſie nach hartem Streit durch Uebermacht, 1407. Die Appenzeller gingen unverfolgt in ihr Land zurück und behaupteten dort die Freiheit, indem ſie endlich Aufnahme in das Landrecht der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft fanden. Die übrigen Bauern verliefen ſich und ſchmiegten ſich, der Freiheit ungewohnt, wieder in das milde Joch der Unterthänigkeit.

Kapitel CCCXLIII.

Das große Schisma.

Von Seiten des Papſtes genoß das Reich geraume Zeit Ruhe, theils weil die Kirche die wichtigſten Vorrechte ſchon errungen hatte, theils weil keine Römerzüge mehr Anlaß zum Streit gaben, theils weil der Papſt in franzöſiſcher Gefangenſchaft entweder des Kaiſers als einer Stütze bedurfte, oder wenn er auch im franzöſiſchen Intereſſe war, doch dem Kaiſer und Reich ſo lange ſchmeicheln mußte, als Frankreich durch die Engländer bedrängt war.

Dieſe trügeriſche Stille war jedoch nur Vorbotin der wildeſten Religionsſtürme, die bald das Reich durchtoben ſollten. Wir unterſcheiden dabey zwey Hauptumſtände, an die ſich die nachfolgenden großen Ereigniſſe anknüpfen.

Zunächſt gab die Abweſenheit des Papſtes von Rom zu einer Kirchentrennung Anlaß, welche die Macht aus den Händen des Papſtes in die des Clerus, der Concilien ſpielte und aus der Monarchie des Papſtes eine Ariſtokratie der Nationen machte. Die Römer ſehnten

ſich, den Papſt wieder zu haben. Auch die Deutſchen und übrigen Nationen wünſchten den Papſt lieber in Rom, als unter den Franzoſen. Unter den Päpſten waren ſelbſt viele, welche die alte Unabhängigkeit in Rom verlangten. Die Könige von Frankreich aber wollten durchaus den Papſt behalten, als ihr Werkzeug, und da zu Avignon immer der Stamm der Kardinäle war, ſo konnten ſie mit dem Schein der Rechtmäßigkeit ſtets einen Papſt wählen laſſen, der in ihrem Solde war. Als die Römer 1378 mit Gewalt einen neuen Papſt Urban VI wählten, erhoben die franzöſiſchen Cardinäle den Gegenpapſt Clemens VII und von widerſtrebenden und gleich ſtarken Partheien gehalten, dauerte das Schisma auch nach dem Tode derſelben ununterbrochen fort. Nach Urban ward Bonifacius IX und X, Innocenz VII, Gregor XII, nach Clemens Benedikt XIII gewählt. Die Gegenpäpſte bannten und verketzerten ſich wechſelſeitig und die lange Dauer des Schisma verſtärkte den Haß und das Gift, womit ſie einander überſchütteten. Darüber ging das gefürchtete Anſehn des Papſtes zu Grunde und der Clerus, ſogar die Univerſitäten erhielten größere Wichtigkeit, da ihre Gunſt oder Ungunſt beyden Päpſten bedeutend werden mußte, indem ſie die Parthey des Gegners entweder verringerten oder verſtärkten. In der Kirche bekamen alſo die Biſchöfe, Aebte und Univerſitäten eben ſo das Uebergewicht, wie im Reich die Fürſten, Ritter und Städte und der Papſt fiel, wie der Kaiſer. Die nothwendige Folge war, daß die Concilien ſich wieder erhoben, ſo wie die Reichs- und Fürſtentage über den Kaiſer mächtig geworden. Da jedoch das Reich des Papſtes über ganz Europa ſich erſtreckte, da ferner die weltlichen Angelegenheiten mit den kirchlichen innig verſchmolzen waren, ſo ward ein Concilium nothwendig zu einem allgemeinen europäiſchen Congreß der ſämmtlichen

Nationen und ihrer Machthaber. Hiedurch aber erlitt das Mittelalter ſeine völlige Umgeſtaltung. Aus der doppelten Monarchie des Papſtes und des Kaiſers ward nun anerkannt eine Bundesrepublik vieler einzelner unabhängiger Mächte. Das erſte große Concilium ward 1410 zu Piſa gehalten, doch überwogen daſelbſt die Partheien Benedikts und Gregors die der Unpartheiiſchen noch ſo ſehr, daß als die letztern einen neuen Papſt, Alexander V wählten, jene beyden Päpſte ſich fortwährend behaupteten und das Schisma nur noch ärgerlicher wurde. Indeß lernte man den Stand der Dinge, die wahren Bedürfniſſe der Kirche und der europäiſchen Völker- und Staatsverbindung kennen und drang bald auf ein neues Concilium zu Conſtanz, das wirklich als großer europäiſcher Congreß ſich niederſetzte und allen Verhältniſſen Europa's ein neues Anſehn gab.

Sodann hatte ſich allmählich der Geiſt der Ketzerei ausgebildet. Die Päpſte entwürdigten ſich ſelbſt vor den Augen der Völker; Clerus und Mönche, der Aufſicht entzogen, im Beſitz der größten Macht und der reichſten Schätze, gaben durch Schwelgerei, Laſter aller Art, Unwiſſenheit und Verdummungsſucht jedem Verſtändigen ein Aergerniß. Das Anſehn der herrſchenden Kirche ward von denen ſelbſt untergraben, die es zu erhalten berufen waren. Auf der andern Seite jedoch ging die Bildung auf den Univerſitäten einen raſchen Gang, wurden durch bürgerliche Erfindungen die Köpfe aufgeklärt. Je mehr ſchwache Seiten die Kirche blos gab, deſto ſchärfer wurden zugleich die Waffen der Ketzerei. Da wünſchten nicht nur die Ketzer und Sektirer eine Aenderung in den innern Verhältniſſen der Kirche, ſondern auch die Einſichtigen im Clerus ſelbſt erkannten dieſelbe für den Beſtand der Kirche als unerläßlich. Zu dem Bedürfniß einer äußern Umgeſtaltung der Kirche in

Bezug auf das verderbliche Schisma trat also das einer innern der Glaubenssachen selbst, und beyde vereinigt sprachen sich aus in dem allgemeinen Verlangen nach einer Reformation der Kirche. Reformation ward das Stichwort des neuen Jahrhunderts.

Mit dem Concilium zu Constanz, das sich als ein europäischer Nationalcongreß über Kaiser und Papst setzte, um eine Reformation zu begründen, schließt sich das Mittelalter, beginnt eine neue Zeit.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler im zweyten Bande.

Seite	IX	Zeile	6	von oben,	lies: Innocenz III (statt VI)
—	30	—	8	— unten	— Peüm (statt Prümm)
—	69	—	8	— —	— Heiden (statt Kinder)
—	71	—	2et 14	— —	— Dalemin zier
—	72	—	12	von oben	— Lunkin
—	74	—	4	— —	— Eigne (statt Eigner)
—	108	—	7	von unten	— 1103
—	152	—	14	— oben	— Geſchmeidigkeit (statt Geſchwindigkeit)
—	154	—	11	— unten	— der Segen
—	—	—	7	— —	— hätte
—	200	—	17	— oben	— Ungläubigen
—	202	—	8	— —	— Guarzone
—	205	—	1	— —	— einige
—	282	—	7	— unten	— seine Ehre (statt sein Erbe)
—	285	—	10	— oben	— Geleit (statt Gebiet)
—	299	—	5	— unten	— enden (statt werden)
—	300	—	2	— —	— ein Maaß
—	311	—	6	— —	— bewahren (statt berechnen)
—	341	—	9	— oben	— konnte
—	342	—	6	— —	— Kempten
—	352	—	2	— —	— damit
—	356	—	15	— unten	— altes
—	373	—	6	— oben	— Ganerbschaft (statt Gauerbschaft)
—	383	—	10	— —	— Freund
—	384	—	1	— unten	— einen (statt eignen)
—	393	—	3	— —	— Bitterolf,
—	396	—	4	— —	— Beeden (statt Benden)
—	405	—	6	— —	— Zütphen.
—	413	—	4	— oben	— niedre (statt wieder)
—	414	—	15	— —	— Gioga
—	434	—	3	— unten	— Neuß (statt Muß)
—	437	—	4	— oben	— Diezmann

Geſchichte der Deutſchen.

Von

D. **Wolfgang Menzel.**

In drey Bänden.

Dritter Band.

Anzeige.

Da die deutsche Geschichte von D. Wolfgang Menzel für das größere Publikum und namentlich für Schulen berechnet ist, so liefert die Verlagshandlung dieselbe zu möglichst billigem Preise.

Vom ersten Bande kostet das Exemplar in allen deutschen Buchhandlungen auf weißem Druckpapier 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. Reichsvaluta, auf ordinärem Druckpapier 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr.

Vom zweyten Band, auf weißem Druckpapier 1 Rthlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr., auf ordinärem Druckpapier 1 Rthlr. 3 ggr. oder 2 fl. Reichsv.

Vom dritten und letzten Bande auf weiß Druckpapier 1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 42 kr., auf ordinärem Druckpapier 1 Rthlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr. Reichsv.

Schulen und Schulvorsteher, die sechs Exemplare auf einmal nehmen, erhalten das siebente frei, bey der Verlagshandlung wie durch alle andern deutschen Buchhandlungen.

Die Verlagshandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Geschichte der Deutschen.

Für
die reifere Jugend und zum Selbstunterricht
faßlich beschrieben
von

D. Wolfgang Menzel.

Dritter Band.

Die neuere Zeit.

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

Zürich,
Geßnersche Buchhandlung.
1827.

Inhalt.

Dritter Zeitraum.

Die neue Zeit.

Funfzehntes Buch.

Die Habsburgiſchen Kaiſer.

Kapitel.		Seite.
344.	Einleitung.	1
345.	Siegmund.	3
346.	Das Concilium zu Conſtanz.	5
347.	Johann XXIII und Friedrich von Oeſterreich.	7
348.	Huß.	8
349.	Schluß des Conciliums.	11
350.	Der Huſſitenkrieg. Ziska.	13
351.	Heldenzeit der Huſſiten. Die Procope.	15
352.	Ende des Huſſitenkrieges.	19
353.	Albrecht II und Friedrich III.	22
354.	Das Concilium zu Baſel.	24
355.	Die Toggenburger-Fehde.	25
356.	Die Türken.	29
357.	Der Pfälzer-Krieg.	32
358.	Der Burgunderkrieg.	34
359.	Das Burgundiſche Erbe.	38

Kapitel. Seite.

360. Kaiser Max. 40
361. Wachsthum der französischen und spanischen Macht. 42
362. Die Franzosen in Italien. 44
363. Neue Reichsordnung. 46
364. Bauernkrieg. 48
365. Mailänder-Krieg. 51
366. Die venetianischen Kriege. 53

Sechszehntes Buch.

Die Reformation.

367. Geist der damaligen Zeit. 57
368. Allgemeine Ursachen der Reformation. . . 60
369. Besondere, der Reformation günstige Umstände. . 62
370. Die Humanisten und der Ablaßkram. . . . 64
371. Luther. 67
372. Erste Fortschritte der Reformation. . . . 69
373. Die reformirte Parthei. 72
374. Karl V. 74
375. Der Reichstag in Worms. 77
376. Die Schlacht bei Pavia. 79
377. Unruhen in Deutschland. 82
378. Ausbruch des Bauernkrieges. 85
379. Der große Aufruhr in Oberdeutschland. . . 87
380. Niederlage der oberdeutschen Bauern. . . . 91
381. Thomas Münzer. 93
382. Die Augsburgische Confession. 96
383. Franzosen- und Türkenkriege. 100
384. Der Schmalkaldische Bund. 102
385. Die Wiedertäufer. 104
386. Das Concilium zu Trient. 107
387. Der Schmalkaldische Krieg. 110

Kapitel. Seite.

388. Moritz. 113
389. Der Religionsfrieden zu Augsburg. . . . 116

Siebzehntes Buch.

Der dreißigjährige Krieg.

390. Frieden in Deutschland. 120
391. Verhalten der Proteſtanten. 122
392. Verhalten der Katholiken. 126
393. Die Kaiſer. 129
394. Die Spanier in den Niederlanden. . . . 131
395. Herzog Alba. 135
396. Wilhelm von Oranien. 138
397. Die Generalſtaaten von Holland. . . . 141
398. Kaiſer Rudolf II. 145
399. Mathias Thurn in Prag. 149
400. Die Schlacht am weißen Berge. . . . 151
401. Mansfeld. 154
402. Wallenſtein. 156
403. Das Reſtitutionsedikt. 159
404. Guſtav Adolf. 163
405. Die Schlacht bei Leipzig. 165
406. Guſtav Adolf in Oberdeutſchland. . . . 168
407. Schlacht bei Lützen. 171
408. Oxenſtierna. 174
409. Wallenſteins Tod. 177
410. Der Prager Frieden. 181
411. Bernhard von Weimar und Banner. . . 184
412. Torſtenſon. 186
413. Das Ende des dreißigjährigen Kriegs. . . 189
414. Der weſtphäliſche Frieden. 191
415. Deutſchlands Zuſtand nach dem Kriege. . . 195

Achtzehntes Buch.

Das Zeitalter der Reformation.

Kapitel.		Seite.
416.	Ueberblick.	200
417.	Die Glaubenstrennung.	202
418.	Die katholische Kirche.	206
419.	Die Jesuiten.	210
420.	Die protestantischen Kirchen.	214
421.	Die Theologen.	217
422.	Das Reich.	220
423.	Der Kaiser.	222
424.	Die Fürstenhäuser.	225
425.	Die Landeshoheit.	228
426.	Die Regierungsart.	232
427.	Das Recht.	236
428.	Der Adel.	239
429.	Die Bürger.	242
430.	Die Bauern.	246
431.	Gelehrsamkeit.	249
432.	Kunst.	252

Neunzehntes Buch.

Das europäische Gleichgewicht.

433.	Die neue Politik.	258
434.	Ludwig XIV.	261
435.	Die Reunionskammern.	265
436.	Der große Türkenkrieg.	269
437.	Regentenwechsel.	271
438.	Der spanische Erbfolgekrieg.	273
439.	Karl VI.	278
440.	Der österreichische Erbfolgekrieg.	280
441.	Der Bund von Versailles.	283

Kapitel. Seite.

442. Anfang des siebenjährigen Kriegs. . . . 287
443. Die Heldentage der Preußen. 290
444. Das Ende des siebenjährigen Krieges. . . 295
445. Friedrich der Einzige. 298
446. Die Aufklärung. 302
447. Joseph II. 305

Zwanzigstes Buch.

Die Revolutionskriege.

448. Der Beginn einer neuen Zeit. 310
449. Die französische Revolution. 312
450. Die Emigranten. 317
451. Die erste Coalition. 321
452. Der Friede von Basel. 323
453. Bonaparte. 325
454. Der Frieden von Campo Formio. . . . 328
455. Die zweite Coalition. 333
456. Der Frieden von Lüneville. 335
457. Der Reichsdeputationshauptschluß. . . . 338
458. Kaiser Napoleon. 341
459. Die dritte Coalition. 343
460. Untergang des heiligen römischen Reichs. . . 346
461. Niederlage der Preußen. 349
462. Der Frieden von Tilsit. 352
463. Das Continentalsystem. 357
464. Der Zustand Deutschlands unter Napoleon. . 360
465. Bewegungen in Deutschland. 364
466. Der Tyroler-Aufstand. 367
467. Oesterreichs letzte Niederlage. 371
468. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. . . 374
469. Der große russische Krieg. 377
470. Die Flucht aus Rußland. 381

Kapitel.		Seite.
471.	Preußens Erwachen.	383
472.	Das Frühjahr 1813.	385
473.	Der Waffenstillstand.	388
474.	Der Entscheidungskampf.	390
475.	Die Völkerschlacht bei Leipzig.	394
476.	Napoleon's Sturz.	397
477.	Der Wiener Congreß.	400
478.	Napoleons Wiederkehr und Ende.	403
479.	Der zweite Pariser Friede.	406
480.	Der deutsche Bund.	408
481.	Die jüngste Zeit.	411

Ein und zwanzigstes Buch.

Die neue Bildung.

482.	Ueberblick.	416
483.	Der religiöse Zustand.	418
484.	Rationalismus.	421
485.	Pietismus.	421
486.	Der politische Zustand.	427
487.	Die politischen Meinungen.	430
488.	Der ökonomische Zustand.	432
489.	Der sittliche Zustand.	436
490.	Die Erziehung.	438
491.	Die Literatur.	441
492.	Die Wissenschaften.	443
493.	Die Philosophie.	445
494.	Die historischen Wissenschaften.	448
495.	Die politischen Wissenschaften.	450
496.	Die Naturwissenschaften.	452
497.	Die schönen Wissenschaften und Künste.	455
498.	Die Dichtkunst.	458
499.	Die Theaterwelt.	461
500.	Kunststreit.	463

Zeittafel
zum dritten Bande.

Die neuere Zeit
Von der Kirchenverſammlung zu Konſtanz bis auf die jüngſte Zeit.

Jahre nach Chriſto.	
1414—1418	Kirchenverſammlung zu Conſtanz.
1415	Huß verbrannt.
—	Eroberung des Aargaus.
1419—1439	Huſſitenkrieg. Ziska. Die Procope.
1431—1449	Kirchenverſammlung zu Baſel.
1436	Graubündtens Anfang.
1437	Kaiſer Albrecht II, der Habsburger.
1439	Kaiſer Friederich III.
1440	Toggenburger Krieg.
1444	Schlacht bey St. Jakob.
1457	Das erſte Buch in Deutſchland gedruckt.
1458	Aeneas Sylvius Pabſt.
—	Georg Podiebrad, König in Böhmen.
1458—1463	Pfälzerkrieg.
1476—1477	Burgunderkrieg.
1485	Mathias Corvinus in Wien.
1492	Friede zu Senlis.
1493	Kaiſer Maximilian I. Pabſt Alexander VI.
1494	Erſter Einfall der Franzoſen in Italien unter Karl VIII.
1495	Reichstag zu Worms. Deutſche Kreiſe. Reichskammergericht.
1498	Schwabenkrieg.
1500	Zweyter Einfall der Franzoſen in Italien unter Ludwig XII.

Jahre nach Chriſto	
1500	Großer Sieg der Dithmarſen.
1504	Vertrag zu Blois.
1508	Ligue von Cambray.
	Pabſt Julius II.
1512	Schlacht bey Ravenna.
1514	Bund des armen Conrad.
1515	Dritter Einfall der Franzoſen in Italien unter Franz I.
1516	Tod Friederich I, von Spanien.
1517	Luther beginnt die Reformation.
1519	Kaiſer Karl V.
	Pabſt Leo X.
1521	Reichstag zu Worms.
1523	Franz von Sickingens Fall.
1525	Der große Bauernkrieg.
—	Schlacht bey Pavia.
1526	Friede zu Madrid.
1527	Plünderung Roms.
1529	Friede zu Cambray.
—	Die Türken vor Wien.
1530	Augsburgiſche Confeſſion.
—	Schmalkaldiſcher Bund.
1534	Ulrich von Würtemberg hergeſtellt.
1535	Wiedertäufer in Münſter.
—	Karl V, in Tunis.
1541	Karl V, vor Algier.
1545—1563	Kirchenverſammlung in Trient.
	Jeſuiten.
1546	Schmalkaldiſcher Krieg.
1547	Schlacht bey Mühlberg.
1552	Moritz von Sachſen rettet die Proteſtanten.
1555	Religionsfrieden zu Augsburg.
1556	Kaiſer Ferdinand I.
1559	Friede von Chateau Cambreſis.
1564	Kaiſer Maximilian II
1565	Unruhen in den Niederlanden.
1567	Alba zu Brüſſel.
	Wilhelm von Oranien. Geuſen.

Jahre nach Chriſto.	
1576	Kaiſer Rudolf II.
1579	Utrechter Union. Generalſtaaten von Holland.
1582	Gebhard von Cöln wird reformirt.
1584	Moritz von Oranien.
1608	Proteſtantiſche Union.
1610	Jülich-Cleveſcher Erbſtreit.
1612	Kaiſer Mathias.
1618—1648	Dreyßigjähriger Krieg.
1618	Mathias Thurn in Prag.
1619	Kaiſer Ferdinand II.
1620	Schlacht am weißen Berge.
	Mansfeld.
1626	Wallenſtein und Tilly gegen Chriſtian von Dänemark.
1629	Friede von Lübeck.
1630	Reſtitutionsedikt.
—	Guſtav Adolf in Deutſchland.
1631	Schlacht bey Leipzig.
1632	Schlacht bey Lützen.
	Oxenſtierna. Bernhard von Weimar.
1634	Wallenſteins Tod.
—	Schlacht bey Nördlingen.
1635	Friede zu Prag.
1636	Schlacht bey Wittſtock. Banners Züge.
1637	Kaiſer Ferdinand III.
1638	Tod Bernhards von Weimar.
1642	Torſtenſons Züge.
1646	Wrangels Züge.
1648	Weſtphäliſcher Frieden.
1657	Kaiſer Leopold I.
	Der große Churfürſt.
1666	Ludwig XIV, in den Niederlanden.
1670	Friede von Nimwegen.
1672	Ludwig XIV, in Holland.
1675	Montecuculi gegen Turenne. Der große Churfürſt gegen die Schweden.
1680	Reunionskammern.

Jahre nach Christo.	
1683	Die Türken vor Wien. Johann Sobiesky. Prinz Eugenius.
1688	Verheerung der Pfalz.
1689	Wiener Allianz.
1696	König August von Polen.
1697	Friede zu Ryswik mit Frankreich.
1699	Friede zu Carlowitz mit den Türken.
1700—1714	Spanischer Erbfolgekrieg.
1701	Friederich I, König von Preußen.
1703	Schlacht bey Hochstädt. Marlborough und Eugen.
1705	Kaiser Joseph I.
1706	Karl XII, in Polen.
1710	Haager Concert.
1711	Kaiser Karl VI.
1714	Friede zu Rastadt und Baden.
1716	Eugens letzter Türkenkrieg.
1718	Friede zu Passarowitz.
1735	Unglücklicher Türkenkrieg.
1739	Friede zu Belgrad.
1740	Oesterreichischer Erbfolgekrieg. Maria Theresia.
—	Friederich II erobert Schlesien.
1742	Kaiser Karl VII.
1744	Zweiter schlesischer Krieg.
1745	Kaiser Franz. I.
1748	Friede zu Amiens.
1756—1763	Siebenjähriger Krieg.
1756	Friederich II, in Sachsen.
1757	Schlachten bey Prag, Collin, Roßbach, Leuthen.
1758	Schlachten bey Zorndorf und Hochkirch.
1759	Schlacht bey Kunersdorf.
1760	Schlachten bey Liegnitz und Torgau.
1763	Friede zu Hubertsburg.
1765	Kaiser Joseph II.
1773	Erste Theilung Po'ens. Vertreibung der Jesuiten.
1778	Bairischer Erbfolgekrieg.
1780	Maria Theresia stirbt. Josephs II Reform.

Jahre nach Christo.	
1782	Pabst Pius VI, in Wien.
1786	König Friederich Wilhelm II, von Preußen.
1790	Empörung der Niederlande.
—	Kaiser Leopold II.
1791	Französische Emigranten. Zusammenkunft in Pilnitz.
1792	Kaiser Franz II.
92—1815	Revolutionskrieg.
1792	Preußen in der Champagne.
1793	Zweyte Theilung Polens.
—	Erste Coalition. Niederlage der Oesterreicher in den Niederlanden, der Preußen am Rhein.
1794	Neue Niederlagen. Die Franzosen in Holland. Batavische Republik.
1795	Dritte Theilung Polens.
—	Friede zu Basel.
1796	Jourdans Niederlage, Moreaus Rückzug. Bonapartes Feldzug in Italien.
1797	Friede zu Campo Formio. Congreß zu Rastadt. König Friederich Wilhelm III, von Preußen.
1798	Helvetische Republik.
1799	Zweite Coalition. Erzherzog Carl in Schwaben, Suwarof in Italien.
1800	Bonapartes zweiter Feldzug in Italien. Marengo.
—	Moreau in Deutschland. Hohenlinden.
1801	Friede von Lüneville.
1803	Reichsdeputationshauptschluß.
—	Mediationsacte der Schweiz.
1804	Kaiser Napoleon.
1805	Dritte Coalition. Napoleons Siege bey Ulm und Austerlitz.
—	Friede zu Preßburg. Königreich Bayern und Würtemberg.
1806	Ende des heiligen römischen Reichs. Rheinbund. Vierte Coalition. Preußischer Krieg. Jena.
1807	Friede zu Tilsit. Königreich Westphalen und Sachsen.
1808	Congreß zu Erfurth. Continentalsystem.

Jahre nach Chriſto.	
1809	Fünfte Coalition. Aufſtand der Tyroler. Sieg der Oeſterreicher bey Aſpern, Napoleons bey Wagram. Friede zu Wien.
1810	Maria Louiſe, Napoleons Gemahlin.
1812	Napoleons ruſſiſcher Feldzug.
1813	Napoleons Flucht aus Rußland.
	Sechſte Coalition. Feldzug der Preußen im Frühjahr. Waffenſtillſtand. Schlacht bey Leipzig. Flucht Napoleons aus Deutſchland.
1814	Feldzug in Frankreich. Napoleons Abdankung. Erſter Pariſer Frieden. Wiener Congreß.
1815	Napoleons Wiederkehr. Waterloo. Zweiter Pariſer Frieden. Heilige Allianz, deutſcher Bund.

Dritter Zeitraum.

Die neue Zeit.

Funfzehntes Buch.

Die Habsburgiſchen Kaiſer.

Kapitel CCCXLIV.

Einleitung.

Wir beginnen den großen Zeitraum, da das morſche Reich des Mittelalters, von innen und außen erſchüttert, in langen Stürmen zuſammenbrach, da die Schuld der entarteten Kirche zu ungeheuerm Frevel anwuchs, und der Himmel die Schalen ſeines Zorns über Deutſchland leerte, und, nach Jahrhundert langer Verwüſtung, darin zwei Drittheile des Volkes vertilgt wurden, über den Trümmern des Mittelalters eine neue Zeit mit neuem Glauben, neuer Verfaſſung, neuen Sitten und Menſchen hereinführte.

Der Same der Zwietracht ward geſäet, als die Kirche tyranniſcher Gewalt ſich angemaßt, des Geiſtes Freiheit unterjocht und des Kaiſers ehrwürdige Gewalt verächtlich gemacht. Wie der Same wuchernd aufgegangen, haben wir ſeit dem erſten Auftreten der Ketzer und ſeit dem Verfall des Kaiſerthums von Rudolf von Habs-

burg an ausführlich betrachtet, und wir ſind bei dem Ereigniß angelangt, das als Wendepunkt zwiſchen der alten und neuen Zeit betrachtet werden muß, dem Concilium von Conſtanz. Hier ward zuerſt das Grundübel der Zeit, die Entartung der Kirche, die auf dem Glauben beruhte, öffentlich anerkannt, und die Reformation, die aus dem Verſtande hervorging, vorbereitet. Hier ward ferner zuerſt der geheiligte Grundſatz des Mittelalters, nach welchem der Kaiſer Oberherr der Chriſtenheit ſeyn ſollte, öffentlich aufgegeben, und die Macht wie vor Karl dem Großen den verbundenen Nationen und ihren Fürſten hingewieſen. Auf dieſer Baſis aber ſchritt ſeitdem die Entwicklung der neuen Zeit im Kampfe mit der alten rüſtig fort.

Innerlich ging immer mehr der reine ſüße Glauben der Vorzeit in eiternde Verderbniß und gallenbittre Gährung über, und lebenskräftig, jung und gewaltig trat der Verſtand, der neuen Zeit Regent, ihm entgegen. Die Hierarchie, vom innerſten Herzen bis zu den äußerſten Gliedern verfault, mißbrauchte das alte Vertrauen aus übler Gewohnheit und Herrſchbegier bis zum Unerträglichen. Der Verſtand aber gewann in raſcher kühner Ausbildung nach allen Richtungen des Wiſſens, durch Entdeckungen und Erfindungen, die den alten Zuſtand des Lebens und der Sitten gänzlich verwandelten, ein ſolches Uebergewicht in der Nation, und vereinigte die beſſern Menſchen ſo innig in dem Bedürfniß einer Reformation, daß den einzelnen vergeblichen Kämpfen ſeit Arnold von Breſcia endlich ein allgemeiner großer Geiſterkrieg, und dieſem ohnfehlbar der völlige Sieg des neuen verſtändigen Geiſtes folgen mußte. Möchten wir aber, die wir in dieſem Geiſt aufgezogen ſind, niemals vergeſſen, daß jener Glaube, den er bekämpft, urſprünglich von einer Reinheit und Tiefe war, die uns eben ſo

fremd geworden, als die rieſenhafte Körperkraft der Germanen; daß wir die Entartung des Glaubens vor der Reformation nie verwechſeln dürfen mit ſeiner heiligen Schönheit zur Zeit Karl Martells und der Kreuzzüge, und daß endlich auch der Verſtand der neuern Zeit vor Entartung ſo wenig ſicher iſt, als es einſt der Glaube geweſen. Hier können und ſollen wir an die Erfahrungen der Vergangenheit die Lehre für die Gegenwart anknüpfen.

Aeußerlich ſehen wir gleichzeitig mit dem Fortſchritt des Verſtandes den bedauernswürdigſten Rückſchritt der deutſchen Macht. Mit der Kaiſermacht hörte die Einheit, mit der Einheit die Gewalt und Ausdehnung des Reiches ſtufenmäßig auf. In wilder Anarchie machten die Stände vom Kaiſer ſich unabhängig, riſſen die äußern Glieder ſich vom Reiche los, und die Nachbarſtaaten wurden nicht nur dem majeſtätiſchen Reiche gleich, ſondern beraubten oder beherrſchten es durch ihren Einfluß. Und wie der Papſt zuerſt die Macht des Kaiſerthums gebrochen, ſo diente wieder die Reformation ſelbſt keineswegs zur Herſtellung deſſelben, ſondern zu deſſen völliger Vernichtung.

Wir werden zunächſt dem Laufe der Begebenheiten bis zum Ende des großen Geiſterkampfs der Reformation ununterbrochen folgen, und dann den innern Zuſtand des Volks kennen lernen.

Kapitel CCCXLV.

Siegmund.

Mit dem Tode des Kaiſer Ruprecht verlor das durch Theilungen geſchwächte Haus Wittelsbach ſeinen Einfluß, und Lurenburg erneute den alten Glanz. Unter drei Fürſten dieſes Stammes, dem alten Kaiſer Wenzel,

deſſen Bruder Siegmund von Ungarn, und deſſen Vetter Jodocus von Mähren, zwiſchen denen die Stimmen der Churfürſten ſich theilten, behauptete Siegmund den Thron, da Jodocus ſtarb und Wenzel die deutſche Krone noch wie ſonſt verachtete und ſich mit Böhmen begnügte, 1411.

Siegmund war ſchön, beredt und ſogar gelehrt, aber leichtſinnig und wollüſtig. Er zeigte große Thätigkeit, und ſein Eifer für das Concilium war höchſt lobenswürdig, aber ihm mangelte der überſchauende Blick, die großartige Berechnung ſchwieriger Verhältniſſe. Seine Geſchicklichkeit beſtand darin, immer die nächſten Mittel zu ergreifen, immer für den Augenblick etwas Heilſames auszufinden; doch auf die Dauer reichten ſeine Mittel nicht aus, und der nächſte Augenblick zerſtörte wieder, was er hatte ſichern wollen.

Die Völker ſehnten ſich nach einem Concilium, denn das Schisma hatte die größte Unordnung und Verderbniß erzeugt. Ueberall befehdete und banniſirte ſich die Pfaffheit, je nachdem ſie dem einen oder andern Papſt anhing, und die Sittenloſigkeit nahm reißend überhand, da nirgends Aufſicht herrſchte. Auch Ketzer ließen ſich überall erblicken. Die Stadt Augsburg ließ allein binnen wenig Jahren 200 Ketzer verbrennen. So ſehr indeß die Völker eine Kirchenverſammlung herbeiwünſchten, gab es doch mächtige Fürſten und Stände genug, die mehr von einem Papſt zu gewinnen hofften, und es muß anerkannt werden, daß ohne die dringenden Bitten, Bemühungen und perſönlichen Reiſen des Kaiſers die Verſammlung ſchwerlich ſo bald vereinigt worden wäre. Wenn ſie nachher auch ihre Beſtimmung nur unvollkommen erfüllte, wenn die Ausführung dem Plane keineswegs entſprach, ſo iſt doch der Plan an ſich und das kaiſerliche Beiſpiel nicht ohne große Wirkung auf die

Folgezeit geblieben. Man machte sich, seit der Kaiser vorangegangen, mit dem Gedanken vertraut, daß die Reformation rechtmäßig sey und nothwendig eintreten müsse.

Kapitel CCCXLVI.

Das Concilium zu Constanz.

Im Jahr 1414 ward endlich das große Concilium der katholischen Christenheit zu Constanz am Bodensee eröffnet. Aus ganz Europa strömten die Prälaten, die Laienfürsten oder ihre Gesandten, die Deputirten der Städte und die Doctoren der Universitäten zusammen. Die Zahl der Fremden belief sich auf 100,000. Darunter befanden sich 20,000 Geistliche und 300 Doctoren. Die Seele dieser erhabnen Versammlung aber war der Kaiser.

Die Endigung des großen Schisma und die Reformation waren die Aufgabe, welche das Concil zu lösen unternahm. Zunächst mußte man von den überflüssigen Päpsten sich befreien. Die drei Nebenbuhler wurden nach Constanz geladen, den Richterspruch des Conciliums anzunehmen. Gregor XII in Avignon und Benedict XIII in Spanien blieben aus. Johann XXIII von Rom ging erst dann nach Constanz, als er das Concil für sich zu gewinnen und zugleich gegen die weltliche Macht des Kaisers an Friedrich von Oesterreich eine kräftige Stütze zu finden hoffen durfte. Dieser Herzog war als Habsburger dem Hause Luxenburg feind, und glaubte durch den Papst zu gewinnen. Beide, Johann und Friedrich erschienen mit großem österreichischen Gefolge zu Constanz, und bildeten eine ansehnliche Parthei gegen das Concil und den Kaiser.

Das Ansehn des Papstes scheiterte jedoch an den überlegnen Geistesgaben der versammelten Väter, die vom Kaiser unterstützt die kräftigsten Maßregeln ergriffen. Zuerst setzten sie durch, daß die Stimmen auf dem Concil nicht nach der Zahl der Personen und Würden, sondern Nationalweise gesammelt werden sollten. Dieser merkwürdige Beschluß war höchst folgenreich, augenblicklich für das Concil und später für die gesammten europäischen Verhältnisse. Jene nächste Folge war, daß die vielen italienischen Bischöfe ihre Zahl nicht geltend machen konnten, daß der Clerus überhaupt Freiheit bekam, sich vom Papst zu trennen, und daß diejenige Parthei davon, die eine Reformation wünschte, mit den Laien, die dem Papst abhold waren, sich vereinigten. Von noch größerer Bedeutung war aber dieser Schritt für die Folgezeit, indem hier wie der Papst, so nothwendig auch der Kaiser den versammelten Nationen untergeordnet wurde. Siegmund gab freiwillig den alten ehrwürdigen Vorrang des Reichs auf, und die Deutschen erschienen auf dem Concil gleichgestellt den Franzosen, Italienern, Engländern und Spaniern. Dies Verhältniß der Nebenordnung befestigte sich nachher immer mehr, und die alte Unterordnung aller christlichen Stämme unter das deutsche Reich ward zur Fabel. Da die Spanier noch bei Benedict XIII verharrten, so herrschten nur vier Stimmen auf dem Concil. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber charakterisirte die Nationen treffend, indem er die Deutschen standhaft und ungestüm, die Franzosen prahlerisch und aufdringlich, die Engländer keck und scharfsinnig, die Italiener fein und partheiisch fand.

Nach diesem Act erklärte sich das Concilium für die höchste Gewalt in der Christenheit, und sprach sich zum ersten Mal wieder die Macht über den Papst zu. Darum

verlangten auch sogleich die deutsche und englische Stimme, als die kräftigsten in der Versammlung, daß alle drei Päpste freiwillig abdanken oder abgesetzt werden sollten. Das Concilium stimmte bei.

Kapitel CCCXLVII.

Johann XXIII. und Friedrich von Oesterreich.

Papst Johann kam in große Bedrängniß, verstellte sich jedoch, und legte die päpstliche Würde nieder. Im ersten freien Augenblick aber floh er nach Schaffhausen, wo Herzog Friedrich sich für ihn rüstete, protestirte feierlich gegen seine Abdankung, und erklärte das Concilium für ungültig. Nach einem kurzen Schrecken griff aber dieses zu dem kräftigen Entschluß, Friedrich in Acht und Bann zu thun, und da es der höchsten Eil bedurfte, um den mächtigen Herzog zu bewältigen, so rief Siegmund die nahen Schweizer zu Hülfe, und gab ihnen im Voraus die österreichischen Länder, die sie erobern würden, zu Pfande, wobey er es zugleich als Lurenburger auf die Schmählerung des Hauses Habsburg absah. Die Waldstätte verweigerten sich, da sie Oesterreich Friede geschworen; doch Bern, stets gierig nach Eroberungen, brach den Schwur und griff rasch an. Da wollten die von Zürich und in den Alpen Bern die große Beute nicht allein gönnen, und brachen auch gegen Oesterreich auf. Das überraschte Land war schnell unterworfen. Bei Baden, dem prachtvollen Schlosse des Herzogs, wo die Reuß und Limmat in die Aare sich ergießen, trafen die Banner der Eidgenossen zusammen. Jeder behielt das Eroberte, Bern das Aargau, die übrigen Baden, Bremgarten und Mellingen, in deren Herrschaft sie fortan jährlich wechselten. Die siegreichen Bauern gönnten den Unterworfenen nicht jene Freiheit,

die ſie ſelbſt ſich einſt erſtritten, ſondern gaben ſie unter Vögte, die ſie noch härter in der Knechtſchaft hielten, als ehemals der Adel und die Fürſten gethan. Nur Uri, die alte Wiege der Freiheit, befleckte ſich mit keiner ungerechten Eroberung, und verweigerte mit großem Edelmuth jeden Antheil der Beute, 1415.

Friedrich ſelbſt mußte machtlos zuſehn, denn alle ſeine Ritter fielen von ihm ab und huldigten dem Concil. Niemand blieb ihm treu als die ehrlichen Bauern auf dem Schwarzwalde, die um keinen Preis von Habsburg laſſen wollten. Friedrich aber gab ſich gefangen und erhielt Verzeihung. Johann ward nach Conſtanz ausgeliefert, und nachdem er ſich tief gedemüthigt, auf das Schloß zu Heidelberg gefangen geſetzt, wo er bis 1418 blieb, da man ihm wieder einen Cardinalshut gab.

Der zweite Papſt, Gregor XII, wagte nicht dem Concil zu trotzen, dankte freiwillig ab und blieb Cardinal.

Der dritte Papſt, Benedikt XIII, blieb in dem entfernten Spanien noch hartnäckig. Da entſchloß ſich Siegmund, ſelbſt nach Spanien zu reiſen, um dieſen letzten Anſtand zu heben, und da es ihm an Reiſegeld gebrach, ſo verpfändete er die Mark Brandenburg von ſeinem Hauſe an Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, um 400,000 Dukaten. Um dieſen geringen Preis wurden die von Hohenzollern Markgrafen von Brandenburg, 1415. Siegmund kam nach Spanien und gewann den König Ferdinand von Arragonien für das Concil, worauf Benedikt mit Gewalt abgeſetzt wurde.

Kapitel CCCXLVIII.

Huß.

Während dieſer Ereigniſſe beſchäftigte ſich das Concilium mit einer andern für die Folgezeit noch weit wich-

tigern Angelegenheit, der großen Ketzerei, die durch Johann Huß in Böhmen angefacht worden.

Die Böhmen, urſprünglich ein ſchnellkräftiges, geiſtreiches Volk, waren ſeit Karl IV an Bildung den Deutſchen vorangeeilt. Die Univerſität Prag, mit den ſchönſten Freiheiten ausgeſtattet, verſammelte die beſten Köpfe, und erreichte den höchſten Ruhm der Gelehrſamkeit. Da geſchah es, daß die Böhmen, als eine böhmiſche Prinzeſſin nach England heirathete, mit den Schriften Wikleffs bekannt wurden, der in dem entlegnen England die Misbräuche der Kirche und die Tyrannei der Päpſte mit ungemeiner Kühnheit ſeit 1360 ungeſtraft hatte angreifen dürfen. Johann Huß, der als ein geborner Leibeigner durch ſeine Talente zum Lehrer in Prag und zum Beichtvater der böhmiſchen Königin ſich erhoben hatte, ward von jenen Schriften lebhaft angeregt, auch in Prag gegen die Verderbniß des Papſtthums zu eifern. Die böhmiſche Landsmannſchaft an der Univerſität hing ihm bald an, die ſächſiſche, bairiſche und polniſche verdammten jedoch ſeine Lehre und zwangen ihn anfangs zur Nachgiebigkeit. Der Patriotismus der Böhmen war aber im Spiele, und Wenzel, der die Deutſchen nie geliebt hatte, ließ ſich bewegen, die drei Stimmen jener fremden Landsmannſchaften auf eine herabzuſetzen, und dagegen der einen böhmiſchen drei Stimmen zu geben. Da wanderten alle Fremden aus, mehrere Tauſend, Lehrer und Studenten, 1408. Die Sachſen gründeten die Univerſität Leipzig, die Baiern vergrößerten Ingolſtadt, die Polen Krakau. In Prag aber wurde Huß im Triumph zum Rektor ausgerufen.

Dadurch noch kühner gemacht, und weil die Unterſuchung der zahlloſen Kirchenübel, einmal angefangen, nothwendig immer weiter führen mußte, ſetzte Huß ſeine ketzeriſchen Predigten theils gegen die unbibliſchen neuen

Dogmen, theils gegen die weltliche Herrschaft der Kirche mit solcher Verwegenheit fort, daß Wenzel für gut fand ihn aus Prag zu vertreiben, 1411. Er ward aber von Hussincz, seinem ehemaligen Gutsherrn und treuesten Anhänger, in Sicherheit gebracht.

Die Predigten und Schriften des freysinnigen Böhmen hatten so allgemeines Aufsehn erregt, daß Johann XXIII ihn nach Rom citirte. Huß erschien aber nicht, sondern erst vor dem Concilium, das er allein anerkennen wollte, und von dem er um so weniger Gefahr besorgte, als Siegmund ihm ein freies Geleit zusicherte, 1414. Er kam aber dem Concilium äußerst ungelegen. Man wollte Frieden in der Christenheit, und Huß reizte die Gemüther zum Kampf auf; man wollte, daß nur die Häupter der Christenheit über den Zustand der Kirche rathschlagen sollten, und Huß lehrte das gemeine Volk selbst urtheilen; man beabsichtigte eine mäßige Reformation nur der gröbsten Mißbräuche, und Huß erschütterte den innersten Grund der Kirche. Die Furcht vor dem gemeinen Volke, und die in den Seelen fest wurzelnde Anhänglichkeit an den alten Glauben, vereinigte selbst die Bessern in der Versammlung gegen eine Ketzerei, die viel zu kühn für jene Zeit war. Alles drang in Huß zu widerrufen. Er blieb standhaft und berief sich auf die Bibel, mit deren Zeugniß er siegreich alle Dogmen der spätern entarteten Kirche verwarf. Die Gläubigen verstanden ihn nicht, die Anhänger der hierarchischen Gewalt erbitzten sich nur noch mehr über seine unüberwindliche Beredsamkeit; auch die Unpartheiischen suchten seiner los zu werden, damit das Concilium nicht länger unterbrochen werde. Da gab man den fanatischen Priestern nach, die auf seinen Tod drangen. Der Kaiser brach sein Wort, um es mit dem Concil nicht zu verderben. Er nahm sein Geleit zurück, und das Concil

beſchwichtigte ſein Gewiſſen damit, daß man einem Ketzer Treu und Glauben nicht halten dürfe, und daß eines Laien, ſelbſt des Kaiſers Wort, den Arm der kirchlichen Gewalt nicht hemmen dürfe. Vergebens forderten die böhmiſchen Landſtände in mehreren Briefen ihren Huß, den Liebling und Stolz der Nation, zurück. Nach langem ſchmachvollen Gefängniß ward Johann Huß zu Conſtanz öffentlich verbrannt, 1415. Er blieb auch im Tode noch ſtandhaft, verweigerte jeden Widerruf, und verkündete prophetiſch den Sieg ſeiner Lehre. Die Volksſage geht, er habe mit einer Anſpielung auf ſeinen Namen, der im Böhmiſchen eine Gans bedeutet, ſterbend ausgerufen: Heut bratet ihr eine Gans, doch in hundert Jahren wird ein lautrer Schwan kommen, den werdet ihr nicht tödten können!

Im folgenden Jahre fand ſein treuer Freund, Hieronymus von Prag, der ihn zu vertheidigen durch nichts ſich hatte abhalten laſſen, auf derſelben Stelle den gleichen rühmlichen Martyrertod für die Wahrheit.

Kapitel CCCXLXIX.

Schluß des Conciliums.

Nachdem das Concilium das große Schisma beendigt, entſtand ſogleich die Frage nach einem neuen Papſt. Die Deutſchen und Engländer erkannten ſehr richtig, daß der Hauptzweck des Concils, die Reformation, die gegen die Mißbräuche und Anmaßungen des Papſtes gerichtet ſeyn ſollte, am leichteſten erreicht werden könnte, wenn gar kein Papſt da wäre, und ſie verlangten, man ſolle den neuen Papſt erſt am Schluſſe des Concils wählen. Die Franzoſen und Italiener aber, zu denen ſich nun auch die Spanier geſellten, verlangten ſogleich einen Papſt, theils aus perſönlichen Intereſſen, theils um der

Gewohnheit willen, theils weil ſie in dem Antrage der Nordländer Wikleffitiſche und Huſſiſche Ketzerei argwohnten. Durch die Mehrheit der Stimmen ward alſo in Italien Martin V. zum Papſt gewählt, 1417.

Es zeigte ſich ſogleich, was die Deutſchen gefürchtet, denn der neue Papſt gab ſich alle erſinnliche Mühe, die Reformation zu hintertreiben. Umſonſt gaben die Deutſchen jetzt ihre zahlreichen Beſchwerden gegen den päpſtlichen Stuhl ein. Sie verlangten, der Vorrang der Italiener, die Appellation, Annaten, Exemptionen, Commenden, die Simonie, der Ablaßkram ſollte abgeſchafft, und der Papſt auf immer von regelmäßigen Concilien abhängig gemacht werden. Der Papſt aber wandte jede Liſt an, die Deutſchen den romaniſchen Nationen verdächtig zu machen und das Concilium zu entzweien. Es gelang ihm auch, die große Macht deſſelben zu brechen, und mit jeder Nation auf die für ihn vortheilhafteſte Weiſe ein beſonderes Concordat abzuſchließen. Die romaniſchen verſtand er zu beſtechen, die Deutſchen mußten hernach den andern folgen. So blieb denn das Concilium weit hinter ſeinem Zweck zurück. In den Concordaten gab der Papſt nur in Kleinigkeiten nach, erhielt ſich dagegen grade die wichtigſten Vorrechte, namentlich die Appellation und Annaten, oder die richterliche Obergewalt und den Quell unermeßlicher Reichthümer. Um aber die Mißvergnügten zu vertröſten, wurden die Concordate nur auf fünf Jahre abgeſchloſſen, nach deren Verfluß ein neues Concilium gehalten werden ſollte, 1418.

Kapitel CCCL.

Der Huſſitenkrieg. Ziska.

Mittlerweile hatten die Flammen, darin Huß verbrannt worden, ganz Böhmen in wilder Empörung entzündet. Der Geiſt ſeiner Lehre war tief ins Volk gedrungen. Die Parthei ſeiner Anhänger überwog die der Papiſten wie an Zahl, ſo an Energie. Ihre Lehre war neu und ergriff die Seelen mit jenem ſchönen Wahn jugendlicher Begeiſterung, der jede nüchterne Erfahrung verſchmäht. Sie durften dem Traume ſich hingeben, daß durch ſie ein Reich ewiger Reinheit und Tugend herbeigeführt werden, daß alle Völker der Erde zur allgemeinen Vertilguug der Sünde ſich bekehren könnken. Wer aber auch minder ſchwärmeriſch dachte, alle Böhmen fanden ſich tief beleidigt durch den treuloſen Mord ihres Landsmanns, und das Nationalgefühl des ſtolzen und heißblütigen Volkes verlangte Rache.

Als Huſſinez den alten König Wenzel vergeblich zu handeln aufgefordert, rief er alle Rächer des böhmiſchen Märtyrers auf einen Berg im Bechiner-Kreiſe, dem er den heiligen Namen Tabor gab, und von dem die Seinen ſich Taboriten nannten. Huſſinez ſollte anfangs zum König gewählt werden, der Prieſter Coranda ſchrie aber: Wenzel ſey ein ſchlechter König, doch gäb' es keinen beſſern. Sie blieben republikaniſch.

Zugleich hatten die Prager, nach der Lehre des Johann von Mieß, ſich verbunden, den Gebrauch des Kelchs beym Abendmahl, den die Prieſter dem Volk entzogen, wieder einzuführen. Dieſes äußre Zeichen diente beſſer als weitläufige Predigten, das Volk zu vereinigen. Seitdem ward das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt (sub utraque) und der Kelch das Zeichen der Prager, und ſie nannten ſich auch Utraquiſten, oder die vom

Kelch, Calixtiner. An ihre Spitze trat der einäugige Ziska von Trocznowo, und führte den Kelch im Triumph durch die Straßen von Prag. Da fiel aus dem Rathhaus ein Stein, und rasch wurden die Thüren gestürmt, und dreizehn Rathsherren aus den Fenstern geworfen. Wenzel gerieth über den Aufruhr vor Zorn außer sich und starb am Schlage, 1419. Seitdem herrschte Hussinez zu Tabor, und Ziska zu Prag, und das ganze Land griff zu den Waffen. Ueberall wurden die Papisten beraubt und gemordet, die Klöster geplündert und in Brand gesteckt.

Siegmund begab sich nach der Stadt Breslau, deren Bürger eben auch ihre Rathsherren aus den Fenstern gestürzt, wiewohl die Hussiten daran keinen Antheil hatten. Der Kaiser hielt strenges Gericht und ergriff dann sogleich kühne Maßregeln gegen die Hussiten. Ein päpstlicher Legat schleuderte den Bannstrahl über Böhmen und das ganze Reich rüstete.

Die Gefahr ward dringend für die Katholischen wie für die Hussiten. Siegmund zog an der Spitze eines Reichsheeres von 100,000 Mann, dem die meisten Reichsfürsten persönlich beiwohnten, gen Prag. Die Hussiten aber schlossen ein festes Bündniß, und wollten siegen oder sterben. Von beiden Seiten wurden die schrecklichsten Grausamkeiten verübt, da der religiöse Fanatismus die Herzen verhärtete. Siegmund drang vor Prag. Diese Stadt aber wurde von Ziska mit so überlegner Kunst und Tapferkeit vertheidigt, daß der Kaiser, um nur einstweilen Ruhe und Zeit zu gewinnen, einen für die Hussiten höchst ehrenvollen Frieden einging. Er mußte die s. g. vier Prager Artikel unterzeichnen, darin den Hussiten 1) Freiheit des Predigens, 2) der Kelch bewilligt, 3) den Geistlichen alle weltliche Herrschaft oder weltliche Reichthümer verboten, und 4) alle Christen ohne

Unterſchied aufgefordert wurden, Laſter und Sünde auszurotten. Als Siegmund dies bewilligt, ließen ihn die Prager in die Stadt und krönten ihn zum böhmiſchen König, 1420.

Kapitel CCCLI.

Heldenzeit der Huſſiten. Die Procope.

Die Verſöhnung war nur trügeriſch. Papſt und Reich konnten mit einem Vertrage nicht beruhigt werden, der die Ketzer mitten in der Chriſtenheit zu dulden verſprach. Bei den Huſſiten ſelbſt aber konnte die große Geiſterbewegung unmöglich ſtille ſtehn. Sie wollten keinen einſeitigen Frieden, ſondern eine Bekehrung der ganzen Welt. Der Heldengeiſt der Nation war aufgewacht und verlangte Thaten. Die Gährung in Böhmen nahm alſo nach dem Frieden nur noch mehr überhand und führte bald zu neuem Kampfe.

Die Huſſiten erkannten ſich allein als das von Gott erleuchtete Volk, und nannten Böhmen das gelobte Land. Rings um ſie her ſahen ſie das Reich des Antichriſt, der Sünde, des römiſchen Götzendienſtes, der Baalspfaffen und ſie nannten ihre Nachbarn Philiſter, Ammoniter, Moabiter, Kanoniter, die ſie vertilgen müßten. Am meiſten herrſchte der Heldengeiſt bey den Taboriten, die nach Huſſinez Tode den großen Ziska zum Führer wählten, und mit denen ſich ein anderer fanatiſcher Schwarm, die Horebiten, vom Berge Horeb, vereinigten. Sie nahmen den freien Himmel zum Obdach, lagerten auf Bergen und lebten vom Raube der Klöſter und Papiſten. Ihre Verfaſſung war ſtreng republikaniſch, ihre Sitte rein und einfach. In Armuth und rauher Tugend weiheten ſie ſich zu Streitern Gottes und zur blutigen Vertilgung aller Sünden auf dem Erdenrunde. Ihre Par-

they blieb geraume Zeit die herrschende über zwei andre, davon die eine Mäßigung und Ruhe wünschte, die andre die Schwärmerei bis zum Aeußersten übertrieb. Die Prager oder Utraquisten, an feinere Bildung und Reichthümer gewöhnt, scheuten die rohe Herrschaft des Landvolks, und fürchteten nicht mit Unrecht, durch Uebertreibung des Sieges das Gewon...ne wieder zu verlieren. Sie wünschten daher Mäßigung und hofften, daß dieselbe durch einen König am besten erhalten werden könnte. Da der verhaßte Siegmund von den Böhmen aber einstimmig verworfen wurde, so brachten sie es dahin, daß der lithauische Prinz Koributh zum König berufen und den Republikanern entgegengestellt wurde. Der Prinz kam nach Prag, blieb aber gegen die Taboriten stets ohnmächtig. Im Gegensatz gegen die gemäßigten Prager erzeugten sich endlich einige Sekten, die in der Schwärmerei bis zum Wahnsinn ausarteten. Den ersten Anstoß gab ein geflüchteter französischer Ketzer, Picard, der das Daseyn Gottes im Abendmahl leugnete, und eine Art natürliche Religion der geoffenbarten entgegenstellte. Aus den Picarden ging daher eine Sekte Schwärmer hervor, die man Adamiten nannte, und die nichts geringeres bezweckten, als die ganze Menschheit bis zum ersten Naturzustande von Adam und Eva zurückzuführen, um den Sündenfall wieder gut zu machen, und ewig im Paradiese bleiben zu können. Sie liefen nackt umher und lebten wie die Thiere. Ziska ließ sie jedoch vertilgen, wo er sie antraf.

So dringend die Gefahr schien, zeigten die deutschen Fürsten doch anfangs keine Lust, sich abermal für Siegmund zu opfern. So lange sie nicht selbst in ihren Grenzen angegriffen wurden, blieben sie theilnahmlos und träge. Ein Reichstag zu Regensburg lief fruchtlos ab. Nur ein kleines deutsches Heer zog in Böhmen, ward

aber im ersten Treffen bey Teutschbrod geschlagen. Da Siegmund überdem durch die dringende Türkengefahr nach Ungarn gerufen wurde, bekam Ziska völlig freye Hand. Alsbald überschritt er die böhmischen Grenzen und fiel mit seinen begeisterten Scharen erst in Oesterreich, dann in Brandenburg ein. Bekehrt ward freilich nicht, desto mehr aber mit Feuer und Schwert gewüthet. Ein Zufall raubte dem kriegerischen Ziska noch sein zweites Auge. Da ließ er sich in einer Sänfte tragen, und führte völlig sein Heer zu neuen Siegen. Die Geschichtschreiber schildern ihn als eine seltsame, abentheuerliche Gestalt. Sein Leib war klein, der Kopf aber groß und kahl geschoren, das Gesicht schwarzgelb; über die Stirne lief quer eine zornige Linie; unter der gewaltigen Habichtsnase hing ein feuerrother Knebelbart. Endlich hielten ihn innere Unruhen in Böhmen zurück. Die Prager widersetzten sich den Taboriten. Es kam zum offenen Kampf. Ziska blieb Sieger und eroberte Prag, 1424. Doch starb der wunderbare Volksheld noch in demselben Jahre. Man sagt, er habe befohlen, seine Haut über eine Trommel zu ziehn, damit die Seinen durch den Schall derselben zu den Schlachten angefeuert würden.

Nach seinem Tode zerfielen die Böhmen in noch mehr Partheyen. Seine treuesten Anhänger nannten sich nun die von ihm Verlassenen, die Waisen, lebten nur seinem Andenken und seiner Rache; blieben streng republikanisch und wählten mehrere Anführer, darunter der kleine Procop sich am thätigsten zeigte. Der größere Theil der Taboriten machte dagegen den großen oder kahlen Procop, der ehemals ein Mönch gewesen, zum Führer. Die Horebiten sonderten sich unter Krussina ab. Die Prager blieben beym Prinzen Koributh.

Zwischen den Waisen und Pragern brach sogleich ein neuer Kampf aus. Die Partheyen versöhnten sich aber

ſchnell, als ſie von Deutſchland her gemeinſame Gefahr bedrohte. Siegmund, der Papſt, und unter den deutſchen Fürſten vorzüglich Friedrich von Brandenburg, Friedrich von Meißen, Albrecht von Oeſterreich und die baierſchen Herzoge, als Nachbarn der Böhmen, betrieben eine neue Reichsrüſtung. Ein gewaltiges Heer brach 1426 gegen Böhmen auf, ward aber in einer blutigen Schlacht bey Auſſig geſchlagen. Darauf fielen die Waiſen in Schleſien ein, und die Prager jagten ihren Koributh davon, weil er mit ſeiner abhängigen Lage unzufrieden wurde. Im folgenden Jahre betrieb der päpſtliche Legat einen neuen großen Reichszug. Bey Mieß trafen die Vorpoſten zuſammen, und die Deutſchen geriethen ſchon beym bloßen Anblick der wilden Huſſitenkrieger in ein ſo paniſches Schrecken, daß ſie in der bunteſten Verwirrung davon liefen, und ihrer 10,000 auf der Flucht erſchlagen wurden. Da zogen die Huſſiten 1428 wieder über die Grenzen, theils um ihre Siege zu verfolgen, theils um den Kampf der Partheyen im Innern zu vermeiden. Die Waiſen fielen in Schleſien und Mähren ein, wurden aber von den Mähren verrathen, und nur durch die Taboriten gerettet. Darauf wandten ſich die Taboriten nach Oeſterreich und die Waiſen noch zweymal nach Schleſien; 1429 fielen die Taboriten in Sachſen ein; 1430 verſammelten ſich alle Partheyen und thaten einen gewaltigen Zug in Franken; 1431 zogen die Taboriten noch einmal über Schleſien. Lange bemühte ſich der Kaiſer umſonſt auf verſchiedenen Reichstagen ganz Deutſchland zu bewaffnen. Die Stände hatten unter ſich Streitigkeiten oder waren von Geiz und Furcht beſeſſen. Erſt 1431 kam durch die dringenden Mahnungen Papſt Martins V ein neues großes Reichsheer unter Anführung des tapfern Churfürſten Friedrich von Brandenburg zu Stande. Wiewohl aber

die Deutſchen den Böhmen an Zahl weit überlegen waren, flohen ſie dennoch abermals bey Tauß aus dem Felde. Der bloße Anblick jener wilden, geſpenſtiſchen Horden machte das gemeine Volk zu Memmen. Die Taboriten brachen daher im nächſten Jahre wieder in Sachſen ein, ſchlugen ein bairiſches Heer, das ihnen entgegenzog und brachen dann nach Ungarn auf; die Waiſen thaten einen Zug nach Oeſterreich.

Auf allen dieſen Zügen ward mit unmenſchlicher Grauſamkeit gewüthet, geſengt und gebrannt, gemartert und gemordet. Die Huſſiten gaben von Rachluſt verblendet und in fanatiſcher Einſeitigkeit befangen, die Vortheile des Sieges ſelbſt aus den Händen, indem ſie nicht einmal diejenigen Deutſchen, die eine Reformation wollten, ſich befreundeten, ſondern alles gegen ſich waffneten. Ein Geiſt des Zornes war in ſie gefahren, und ſie ſchienen vom Himmel geſendet, zu ſtrafen und zu rächen, nicht zu beſſern, das Böſe zu verderben, nicht das Gute zu begründen. Vieles trug aber auch die ſlaviſche Nationalität dazu bey, daß das gemeine Volk in Deutſchland ſich nicht mit den Huſſiten vereinigte.

Kapitel CCCLII.

Ende des Huſſitenkrieges.

Die laue Theilnahme der deutſchen Fürſten am Huſſitenkriege erklärt ſich hauptſächlich daraus, daß jeder ſeinen Beſitz abzurunden und ſein Haus vor den andern mächtig zu machen ſtrebte, daher fürs gemeine Beſte des Reichs oder gar nur für das Haus Luxemburg ſeine Kräfte nicht opfern wollte. Anſtatt alſo mit vereinter Kraft die Unfälle gegen Böhmen zu verhüten oder wieder gut zu machen, haderten ſie um Erb und Beſitz. Vorzüglich drey Streithändel nahmen ſie in Anſpruch.

Als 1422 Albrecht, der letzte Churfürst von Sachsen-Wittenberg aus dem Hause Ballenstädt (oder Ascanien) starb, zankten Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, als nächster Verwandter von männlicher Seite, und Churfürst Friedrich von Brandenburg, der von weiblicher Seite her verwandt war, um das Erbe. Beyden aber ward es von Siegmund entrissen, der es dem tapfern Friedrich von Meißen zum Lohn für seine Anstrengungen gegen die Hussiten verlieh. So ward Ober- oder Churſachsen vereinigt. Ein anderer Handel trieb die rheinischen Fürsten zu wilder Fehde. Der kriegerische Markgraf Bernhard von Baden suchte sich auf Kosten seiner Nachbarn gewaltsam auszubreiten, ward aber von allen zugleich angegriffen und in seine Schranken gewiesen, 1424. Als ferner Johann von Niederbaiern 1425 starb, stritten sich die Wittelsbacher von Oberbaiern mit Albrecht von Oesterreich, der von weiblicher Seite verwandt war, um das Erbe, welches jedoch nach langem Zanke den Wittelsbachern blieb. In den überrheinischen Landen begann um diese Zeit der Herzog Philipp von Burgund sich mächtig auszudehnen, wodurch auch dieser Theil des Reichs mächtig gelähmt wurde.

Mittlerweile sehnte sich das Volk nach einem allgemeinen Frieden. Man sah in dem Hussitenkriege eine Strafe für die Versäumnisse auf dem Concilium zu Constanz, und verlangte laut das versprochne neue Concilium. Martin V sah sich gezwungen, es nach Basel auszuschreiben. Als er gleich darauf starb, suchte zwar der neue Papst Eugen IV es wieder zu hindern, die Versammlung erklärte sich aber eigenmächtig für permanent, und nahm sogleich die Sache der Hussiten vor. Dies gab dem Papst neuen Anlaß, das Concil zu verwerfen, da die Hussiten in Acht und Bann, und alle Unterhandlungen mit ihnen Frevel gegen die Kirche

seyen; das Concil blieb aber standhaft und ebenfalls Siegmund, der selbst nach Italien gereis't war, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Da mußte Eugen nachgeben, 1433.

Die Böhmen wurden aufgefordert, um den Frieden zu unterhandeln. Da sie selbst des ewigen Krieges müde zu werden begannen, und die gemäßigte Parthey sich unmerklich gestärkt hatte, so nahmen sie die Aufforderung an. Procop der Große zog mit einem stolzen Gefolge nach Basel, und ward mit einer Ehrfurcht empfangen, die seinem Heldenruhm gebührte. Das Concil benahm sich äußerst klug und mäßig, um die Gemüther zu versöhnen; Procop aber wollte zu wenig nachgeben, disputirte sich aufs heftigste mit den Katholiken herum, und zog trotzig wieder davon. Die Prager aber ließen sich billiger finden, und schlossen mit dem Concil die Prager Compactaten ab, worin ihnen nochmals die vier Prager Artikel bestätigt wurden, 1433.

Die Taboriten und Waisen wollten sich zu nichts verstehn; ihre Parthey schmolz aber zusammen, und die Erschlaffung der allzu hoch gespannten Kräfte und der allgemeine Wunsch des Friedens war gegen sie. Da griffen sie noch einmal zu den sieggewohnten Waffen, eher zu sterben bereit, als den alten Stolz beugen zu lassen. Bey Böhmischbrod trafen sie die Prager, und kämpften einen langen verzweiflungsvollen Kampf. Da sanken beyde Procope, und der größte Theil ihrer Parthey, bis zum letzten Hauch ihrer Ueberzeugung und dem unsterblichen Ruhm ihrer Waffen getreu, 1434. Nachdem der Kaiser 1436 in einem Frieden zu Iglau den Böhmen nochmals die Freiheiten der vier Artikel zugeschworen, ward er zu Prag eingelassen, und ohne fernern Widerspruch zum König von Böhmen gekrönt, 1437.

Kapitel CCCLII.

Albrecht II. und Friedrich III.

Kaiser Siegmund starb noch im Jahr 1437, als der letzte Zweig des berühmten Hauses Luxemburg. Da trat der alte Erbvertrag mit dem Hause Habsburg in Kraft, und Herzog Albrecht von Oesterreich ward Herr der Luxemburgischen Güter. Der Gewinn für Habsburg schien aber Anfangs unsicher, da Böhmen schwierig, und Ungarn beständig von den Türken bedroht war. Deshalb sahen die kleinern Fürsten ruhig zu, und wählten Albrecht sogar zum Kaiser. Er ist aber nie gekrönt worden und nie aus seinen Staaten ins Reich gekommen. Die Ungarn erkannten ihn an. Die Böhmen theilten sich wieder. Die strengen Hussiten machten das böhmische Wahlrecht gegen das Habsburgische Erbrecht geltend, und wählten den König Kasimir von Polen zu ihrem Herrn, da sie Albrecht für zu katholisch hielten. Die Gemäßigten unterstützten dagegen den Kaiser, und behielten abermals die Oberhand. Auf dem Berge Tabor wurden die Fanatiker und Polen besiegt, und Albrecht ward als König anerkannt. Er starb aber schon 1439, als er eben einen allgemeinen Landfrieden im Reich zu Stande bringen wollte. Sein unwürdiger Sohn Ladislaw sollte Böhmen und Ungarn erben, ward aber durch die Polen aus Ungarn vertrieben, und floh zu seinem Vetter, Friedrich von Oesterreich, den die Deutschen zum Kaiser wählten.

Friedrich III war ein gutherziger Mann, ein Freund der Botanik und Astronomie, aber bis zur Indolenz träge. Sein Garten war ihm die Hauptsache, und er bekümmerte sich nicht einmal um seine Erbstaaten, geschweige um das Reich. Er ward beynah allein auf Oesterreich beschränkt, da er Ungarn dem König Wla-

dislaw von Polen, Böhmen einem katholischen Statthalter Mainhard von Neuhaus, und einem utraquistischen, Heinrich Ptarsko, und die Reichsvogtei im Elsaß dem Herzog von Burgund überließ. Eben so überließ er das Reich seinem Schicksal. Das Concilium, der Papst, die Churfürsten handelten eigenmächtig ohne den Kaiser. Die äußern Glieder des Reichs machten sich immer unabhängiger, vorzüglich die Schweizer, der zum Herzog erhobne Graf von Savoien und der Herzog von Burgund.

Indeß gewann Deutschland während der langen und trägen Regierung Friedrichs ungemein an innrer Entwicklung. Die sich selbst überlassenen Stände bildeten allmählig auf den Reichstagen ihre Gliederung von selbst aus. Eine neue den veränderten Verhältnissen angemessene Reichsordnung, das System der Repräsentation aller Stände, die Eintheilung in Kreise, eine bessere Gerichtsordnung, eine gleichmäßige Vertheilung der Reichslasten ward wenigstens vorbereitet. Wurden die allgemeinen Reichsangelegenheiten auch äußerst langsam betrieben, und verlor das Reich selbst dabey im Großen und nach außen auch alle Kraft und Achtung, so geschah doch sehr viel für die Ausbildung des deutschen Lebens in den untergeordneten engern Kreisen. Die Landeshoheiten und Landstände, die Städteregimenter und das Zunftwesen ordneten sich nach und nach in ein daurendes System. Es geschah nichts großes, aber der Einzelne war ziemlich zufrieden. Thaten fehlten, aber das Volk befand sich in behaglichem Wohlstande. Eine Folge dieses Wohlstandes und des Gewerbsfleißes waren mannigfaltige Entdeckungen, darunter die Erfindung der Buchdruckerkunst am wichtigsten geworden ist. Friedrichs stille Regierung war eine Vorbereitung zu großen Geburten der Zeit. Unmerklich reifte der Verstand des Volkes und

rüſtete unter dem trügeriſchen Schein des Friedens zu dem großen Geiſterkampf, den Huß eingeleitet. Die halben, nur für den Augenblick von der Politik, nicht für immer vom Vertrauen abgeſchloßnen religiöſen Verſöhnungen zwiſchen Papſt und Concilium und Huſſiten dienten nur, die Deutſchen zur Beſinnung zu bringen und die Gewalt der Kirche heimlich zu untergraben.

Kapitel CCCLIV.

Das Concilium zu Baſel.

Das Basler Concil hatte ununterbrochen fortgedauert. Nachdem die huſſitiſche Angelegenheit beſeitigt worden, drang man ernſtlicher als jemals auf die Reformation. Da wurden endlich nach langen Unterhandlungen 1435 eine Menge Vorrechte des Papſtes abgeſchafft, vorzüglich die Annaten. Eugen wehrte ſich dagegen; das Concil blieb ſtandhaft. Beyde Theile ſuchten die deutſchen Fürſten zu gewinnen; dieſe jedoch erklärten ſich neutral. Da wagte das Concil, vorzüglich durch die Univerſitäten angefeuert, den widerſpenſtigen Papſt abzuſetzen; die Biſchöfe thaten es mit Zittern, die Doctoren mit Trotz, 1439. Das Uebel ward aber nur noch ärger, indem die deutſchen Fürſten bei ihrer Neutralität verharrten, und den Papſt weder für abgeſetzt, noch das Concil für ungültig erklären wollten.

Das Concil ſandte den Aeneas Sylvius, einen italieniſchen Geiſtlichen und heftigen Gegner des Papſtes an den Kaiſer Friedrich, ihn für das Concil zu ſtimmen. Aeneas ging aber darauf aus, ſeine Perſon empor zu bringen, ſchmeichelte ſich bei Friedrich ein, und wurde deſſen Geheimſchreiber und Agent. Als ihn der Kaiſer aber zum Papſt ſandte, um dieſen zum Frieden zu bewegen, ließ er ſich auch hier wieder durch einen

Cardinalshut bestechen, den Papst gegen das Concil zu vertheidigen, und den Kaiser so wie die Fürsten für den Papst zu gewinnen. Während dieser Intriguen sandten die deutschen Churfürsten den Gregor von Haimburg nach Rom, der den Papst für einen Feind der deutschen Nation erklärte, sofern er eine friedliche Versöhnung mit dem Concil hindern werde. Das Concil triumphirte. Der schlaue Sylvius wandte jedoch jedes Mittel an, die Fürsten zu gewinnen, und es gelang ihm endlich durch Bestechung ihrer Räthe. Als der Papst, der Kaiser und die Fürsten sich verständigt, und die so genannten-Aschaffenburger Concordate 1447 abgeschlossen hatten, mußte das Concil nachgeben. Der Nachfolger Eugens, Nicolaus V, erhielt alle Vorrechte des päpstlichen Stuhls zurück, und das Concil löst'e sich auf, 1449. Seit diesem großen Siege schien dem Papstthum nichts mehr widerstehn zu können, und es ward vollends übermüthig und unmäßig. Eine Reihe der schändlichsten Päpste folgte, die sich an Lastern und Anmaßungen überboten, und dadurch selbst jenes Feuer anschürten, das seit den hussitischen Unruhen unter der Asche fortglimmte.

Kapitel CCCLV.

Die Toggenburger Fehde.

Um diese Zeit wuchs der Bund der Schweizer. Die Urner nahmen die Bauern des Livinerthals jenseits des Gotthards in ihre Botmäßigkeit, und behaupteten sie mit den Waffen gegen Mailand. Bei einem Kampf im Wallis, da die Bauern das Adelsgeschlecht von Raron aus dem Lande trieben, traten die Eidsgenossen als Schiedsrichter auf, 1420.

Auch die Bauern der rhätischen Alpen machten sich frei. Sie standen unter dem Bischof von Chur, den

Aebten von Pfäfers und Disentis und vielem mächtigen Adel. Nothwehr führte zum Siege wie am Vierwaldstädtersee. Ein Herr von Gardovall ward von einem Landmann aus Camogask in dem Augenblick umgebracht, als er seine Tochter ihm abgezwungen. Ein anderer adeliger Tirann, Herr von Fardün, spie einem Bauer beim Essen in die Suppe; da stieß ihm dieser den Kopf in die Schüssel und erwürgte ihn. Der fromme Bischof Hartmann von Chur, der den freien Sinn des Volkes kannte, führte in seinem Gebiet aus eignem Antrieb die Republik ein, und trat mit seinen Bauern in ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Uebermuth des Adels. Dem Bischof zu Ehren hieß die neue Vereinigung der Gotteshausbund, 1396. Darauf kamen auch die Bauern des Oberlandes heimlich zusammen, und stifteten einen zweiten Bund. Der Abt von Disentis bewog den Adel, den ungleichen Kampf zu vermeiden und den Bauern nachzugeben. Da schlossen sie zu Truns den obern Bund, den man auch den grauen nannte, weil die Bauern graue Kittel trugen. Davon bekam das ganze Land den Namen, 1424. Als aber 1436 der letzte Graf von Toggenburg starb, traten die Bauern, die ihm unterthan gewesen, so weit sie noch jetzt zu Graubündten gehören, in den dritten Bund der zehn Gerichte.

Auf die Herrschaft der übrigen Grafschaft Toggenburg machten Zürich und Schwyz, bey denen der letzte Graf Bürger gewesen, zugleich Anspruch; die Toggenburger selbst aber wollten als freye Männer in die Eidsgenossenschaft aufgenommen seyn. Schwyz unterwarf sich dem Ausspruch der Eidgenossen, das stolze Zürich aber nahm ihn nicht an, und behauptete, die Toggenburger müßten in jedem Falle seine Unterthanen werden. Der kühne Bürgermeister der Stadt, Rudolf Stüßi, trotzte der ganzen Eidgenossenschaft und griff zum Schwerte.

Da zogen die Schweizer gegen Zürich und siegten am Etzelberg, 1440. Zürich mußte Toggenburg entsagen. Stüßi aber ruhte nicht, sondern machte Bund mit Oesterreich, dem verhaßten Feinde der Schweizer, und erneuerte den Kampf. Da zogen die Eidgenossen noch einmal über Zürich, und schlugen vor den Thoren der Stadt eine harte Schlacht, darin der tapfre Stüßi sein Leben verlor; die Stadt selbst aber konnten sie nicht gewinnen, 1443. Der Kaiser wollte die Gelegenheit benutzen, den Schweizern die verlornen österreichischen Länder wieder zu entreißen, und bediente sich dazu einer List, die ihn als Kaiser schändete. Der Adel im Aargau ward gegen Bern gewonnen, und Thomas von Falkenstein überfiel die Bernerische Stadt Brugg durch Verrath, und legte sie in Asche. Als aber die Wachsamkeit der Eidgenossen diesen Handstreich vereitelte, berief der Kaiser eine Schaar französischer Söldner, die man nach dem Namen ihres Anführers Armagnak nannte, um die Schweizer anzugreifen. Der Papst war mit im Spiel, denn er wollte durch die Armagnaken zugleich das Basler Concil sprengen lassen. Statt 4000 kamen aber 30,000 Franzosen, ihren Dauphin Ludwig an der Spitze, denn sie wollten nicht den Deutschen helfen, sondern selbst erobern. Als die Schweizer im Lager vor Zürich die Ankunft der Franzosen erfuhren, spotteten sie über die armen Gecken, und sandten nur 1500 Mann voraus gen Basel. Diese wurden unfern der Stadt am Spital zu St. Jacob von der ganzen Macht des Feindes überrascht, standen jedoch ohne Wank felsenfest, und stritten den ganzen Tag wie Löwen, bis sie alle Mann bei Mann erschlagen wurden. Ihr Heldentod war der glänzendste Sieg, denn der Verlust und Schrecken der Feinde war so groß, daß sie das Hauptheer der Schweizer nicht abwarteten, sondern eilfertig Frieden schlossen und davon

zogen. Zehn Eidgenossen, die dem Blutbad von St. Jacob durch die Flucht entronnen waren, wurden von ihren Landsleuten mit Schande gebrandmarkt und ausgestoßen, 1444. Noch einmal wagten die Oesterreicher, Zürich beizustehn, wurden aber bei Ragaz geschlagen, 1446. Da schloß Zürich Frieden und entsagte dem Bund mit dem Kaiser. Die Eidgenossenschaft genoß wohlverdienten Ruhm, Kaiser und Reich aber trugen wenig Ehre davon. Toggenburg kam durch Erbrecht an die Familie Raron, die es 1469 an St. Gallen verkaufte.

Die Eidsgenossen zerstörten hierauf viele Burgen des österreichischen Adels, vorzüglich Falkensteins, und machten sich allen Nachbarn furchtbar. Sie halfen Straßburg gegen den Raubgrafen von Thengen, dessen Schlösser sie brachen. Zur Siegesfeier fuhren die Zürcher mit einem Hirsbrei von der Limmat in den Rhein, und brachten ihn noch an demselben Tage warm nach Straßburg, 1457. Die Stadt Constanz mußte den Schweizern schwere Buße zahlen, weil sie die Bauern mit Ochsen verglichen hatte. Die Stadt Mühlhausen im Elsaß ward von den Schweizern gegen den Adel vertheidigt. Der österreichische Thurgau trat in die Eidgenossenschaft, ohne daß der Kaiser es zu hindern vermochte, 1460. Unabhängig von der Eidgenossenschaft ward aber auch Graubündten mächtig. Dort traten die Ritter, die der Bauern Herrschaft nicht verschmerzen konnten, in einen schwarzen Bund zusammen, 1450, wurden aber überwunden, und die drey ältern Bünde der Bauern traten in einen großen Bund von Graubündten, 1471.

Kapitel CCCLVI.

Die Türken.

Italien war für Deutschland ganz ins Dunkel getreten. Der Süden gehorchte dem arragoniſchen Königsgeſchlecht, die Mitte dem Papſte; der Norden war unter Mailand, Venedig, Florenz und Savoien getheilt. Friedrich III ließ ſich 1452 zu Rom krönen, miſchte ſich aber durchaus nicht in die Händel der Italiener, und blieb deshalb auch von ihnen unangefochten.

Ein wichtig Ereigniß ſchien plötzlich der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit einen neuen Schwung zu geben. Die Türken, die ſchon längſt nach Europa herübergedrungen waren, Griechenland erobert, das Gebirge Hämus überſchritten, und Ungarn angefallen hatten, zerſtörten endlich durch Eroberung der Stadt Conſtantinopel das oſtrömiſche oder griechiſche Kaiſerthum völlig, und erhoben jene altberühmte Stadt zum Sitz ihrer mächtigen Sultane. Alles, was die Kreuzfahrer erobert hatten, war wieder verloren, die Vormauer gegen die Ungläubigen geſtürzt, und der Feind der Chriſtenheit ſaß in Europa feſt. Dies rüttelte die Abendländer aus der Ruhe. Papſt Nicolaus predigte das Kreuz von neuem, Aeneas Sylvius hielt feurige Reden, der tapfre Herzog Philipp von Burgund dürſtete nach Thaten. Kaiſer Friedrich hielt mehrere Reichsverſammlungen. Anfangs war man begeiſtert und an heldenmüthigen Worten gebrach es nicht; niemand aber wollte handeln. Die Fürſten blieben lieber daheim, in ihrem Beſitz ſich zu befeſtigen; das Volk hatte den alten Glauben nicht mehr. Der große Sinn der alten Zeit war verloren gegangen; man war nur auf das eigne Wohl bedacht, und hatte für den Nachbar, für die Nachwelt keine Sorge mehr. Man verſprach und verſchob, that

aber nichts. Aeneas Sylvius, der 1458 unter dem Namen Pius II Papst wurde, gab sich die äußerste Mühe, den Türkenkrieg dennoch zu Stande zu bringen, da ein neuer Kreuzzug den Glauben der Völker gestärkt, und dem päpstlichen Stuhl unermeßliche Vortheile gewährt hätte. Die Zeit war aber vorüber. Die Deutschen versprachen mit Widerstreben erst 20,000 Mann zu stellen, dann 10,000, stellten aber zuletzt auch nicht einen.

Der schwere Kampf blieb den Ungarn allein überlassen. König Wladislav von Polen fiel in der Schlacht bei Varna gegen die Türken. An seiner Statt ward der tapfre Johannes Corvinus zum Regenten von Ungarn im Namen des jungen Ladislaw gewählt. Aber auch er blieb gegen die Türken bey Belgrad 1456, und sein heldenmüthiger Sohn, Mathias Corvinus wurde, da auch Ladislav starb und der Kaiser für Ungarn nichts that, einstimmig vom Volke zum König ausgerufen. Dieser kriegerische Fürst hielt allein die Türken im Zaum, während ganz Deutschland zu schlafen schien.

Auch die Böhmen machten sich wieder unabhängig. Nach Ptarkos Tode wählten die Utraquisten den genialen Georg von Podiebrad zum Statthalter, der seinen katholischen Kollegen verdrängte, und 1458 von den Böhmen zum König gewählt wurde.

Noch mehr wurde Preußen damals dem Reich entfremdet. Der deutsche Orden erhielt sich nur so lange auf dem Gipfel seiner Macht, als ihm der Geist der Kreuzzüge noch innwohnte. Bis zum Ende des 14ten Jahrhunderts blieben die heidnischen Litthauer noch unbekehrt, und es war Beruf der Ritter, sie unabläßig zu bekriegen. Bald aber zeigte sich, daß Geiz und Herrschsucht an diesen Kriegen mehr Antheil hatten, als der Bekehrungseifer, denn als der litthauische Fürst, Jagellonischen Geschlechts, Wladislaw II zugleich König von

Polen wurde, und Litthauen auf eine friedliche Weiſe zum Chriſtenthum bekehrte, ſetzte der Orden den Krieg dennoch fort, um Polen den großen Gewinn zu entreißen. Dieſer ſehr weltliche Krieg ſetzte den geiſtlichen Orden in der Meinung herab, und in der großen Schlacht bei Tannenberg 1410 ſcheiterte das Glück der Ritter. Sie mußten Lithauen für immer entſagen. Da ſie nun daheim in Ruhe ſaßen, und mit ihrer Ariſtokratie die Unterthanen pflegten, zeigten ſich alle die übeln Folgen, die jeder unnatürliche Druck nach ſich zieht. Die Städte und der Landadel traten in ein Bündniß gegen den Orden, ihm größere Freiheiten abzutrotzen, 1440, und als der Orden nicht nachgeben wollte, riefen ſie den König Caſimir von Polen zu Hülfe, und ließen ſich Polen einverleiben, 1454. So wenig genoß der Orden das Vertrauen ſeiner Untergebenen. Nach einem langwierigen Kriege mußte der deutſche Hochmeiſter 1467 den ſchmachvollen Frieden zu Thoren ſchließen, darin Weſtpreußen völlig zu Polen geſchlagen, Oſtpreußen aber dem Orden nur als polniſches Lehn gelaſſen wurde. Der Landmeiſter von Liefland wehrte ſich noch bis 1469, mußte zuletzt aber auch dem Frieden beitreten. So verlor das deutſche Reich die Lehnsherrſchaft über die deutſchen Ordensländer.

Ein an ſich unbedeutendes Ereigniß der damaligen Zeit darf darum nicht unbeachtet bleiben, weil es die Gewalt der Landſtände und den Uebermuth des Adels gegen die Fürſten beleuchten hilft. Ein kühner Ritter, Kunz von Kaufungen, raubte dem Churfürſten Friedrich von Sachſen ſeine beiden jungen Prinzen, um ſich wegen einer Beleidigung zu rächen, wurde jedoch in einem Walde von Köhlern erkannt, gefangen und hingerichtet, 1435. Jene beiden Prinzen theilten ſpäter ihr Erbe, ſo

daß Ernst; die Chur, Wittenberg und Thüringen, Albrecht aber Meißen behielt. 1464.

Kapitel CCCLVII.

Der Pfälzer-Krieg.

Ein neuer Vorwand, den Türkenkrieg zu verſparen, ward in der Fehde gefunden, die das Haus Wittelsbach begann. Es regierten damals Friedrich Churfürſt von der Pfalz, der Siegreiche zubenannt, und Ludwig Herzog von Baiern-Landshut, beides recht unruhige Köpfe. Friedrich hatte ſich durch Verdrängung ſeines Neffen der Chur bemächtigt, ſuchte ſich gegen ſeine Nachbarn auszubreiten und höhnte dem Zuſpruch des Kaiſers, ſo daß er ſogar einen Thurm zu Heidelberg Trutz-Kaiſer nannte. Ludwig aber bemächtigte ſich mit Gewalt der freien Reichsſtadt Donauwerth, auf die er alten Anſpruch hatte, 1458. Auf mehreren Reichstagen ward unterhandelt; Ludwig gab anfangs nach, Friedrich hetzte ihn aber wieder auf und ſchlug die Mainzer und Schwaben bei Pfeddersheim, 1460. Darauf vertrugen ſich die Partheien.

Umſonſt flehte der fromme Cardinal Beſſarion, ein Grieche, die Deutſchen um einen Kreuzzug an; ſie erklärten auf mehreren Reichstagen gradezu ihr Unvermögen. Ein beßrer Stern ſchien über Deutſchland zu leuchten, als mehrere Fürſten und Stände in den kühnen Plan Gregor Podiebrads eingingen, dieſen edeln und klugen Böhmen an Friedrichs III Statt zum Kaiſer zu machen. Die Fürſten hielten deshalb einen Convent zu Eger, 1461. Es kam aber auch auf zwey folgenden Conventen nichts zu Stande, da die Deutſchen allzu uneinig und träge waren.

Diether von Isenburg, Churfürst von Cölln, hatte sich schon früher auf dem Basler Concil gegen den Papst und jetzt wieder auf den Conventen gegen den Kaiser am trotzigsten bewiesen. Als er nun die doppelt erhöhten Annaten dem Papst zu zahlen verweigerte, nahm dieser davon sogleich Anlaß, ihn abzusetzen, womit der Kaiser gern übereinstimmte. Adolf von Nassau ward an seine Stelle ernannt. Diether aber gab nicht nach, sondern verband sich mit Friedrich von der Pfalz, der früher sein Gegner gewesen, den aber die gleiche trotzige Gesinnung gegen Papst und Kaiser schnell versöhnte. Gegen die Empörer zogen Nassau, Würtemberg, Trier, Baden. Friedrich erfocht aber bey Seckenheim 1462 einen glänzenden Sieg, und nahm den Markgrafen Karl von Baden, den Grafen Ulrich von Würtemberg, und den Bischof von Metz gefangen. Demnach kam Adolf durch Verrätherei in den Besitz der Stadt Mainz, und Diether konnte sein eignes Land nicht behaupten. Er nahm also mit einigen Besitzungen vorlieb und trat Adolf die Chur ab. Friedrich aber hielt seine Gefangnen in harten Fesseln, bis sie sich mit ungeheuren Summen loskauften.

Zu gleicher Zeit erhob sich auch Ludwig von Baiern wieder, gegen den Albrecht von Brandenburg das Reichsheer führte. Ludwig blieb aber Sieger bey Giengen, 1462, und eroberte sogar das Reichsbanner. Die Verwirrung ward noch ärger, als des Kaisers Bruder Albrecht, der bei der Theilung der habsburgischen Länder zu kurz gekommen, sich ebenfalls empörte, und von dem übermüthigen österreichischen Adel unterstützt wurde. Endlich empörte sich auch die Stadt Wien gegen Friedrich, als dessen Söldner umherstreiften und plünderten. Ein gemeiner Mann, Holzer, machte sich zum Herrn von Wien, und belagerte den Kaiser in seiner Burg.

Friedrich benahm sich aber sehr tapfer aus Zorn, und ward von Georg Podiebrad befreit. Da zugleich Albrecht starb, ward die Ruhe wieder hergestellt, und alle Partheien versöhnten sich, 1463.

Man handelte abermals um einen Zug gegen die Türken, doch sollten die kleinen Fehden, die ihn zu verschieben Vorwand gaben, nie aufhören. Böhmen ward wieder beruhigt. Der Papst Paul II, der auf Pius II gefolgt war, hatte Georg Podiebrad, der sich sehr friedsam stellte, begünstigt, in der Hoffnung, die katholische Parthei wieder empor bringen zu können. Als er aber die Prager Compactaten aufzuheben wagte, setzte sich Georg an der Spitze seines Volkes dagegen. Sogleich that ihn der Papst in Bann, und empörte die Schlesier, die ohnehin ungern einem böhmischen Edelmann gehorchten, 1465. Um den tapfern Georg zu bezwingen, ward Mathias Corvinus gegen ihn gehetzt, indem man diesem auf den Besitz Böhmens Hoffnung machte. Mathias schwing die Böhmen aus Oesterreich und setzte sich in Mähren fest, konnte jedoch Böhmen selbst nicht gewinnen.

Kapitel CCCLVIII.

Der Burgunderkrieg.

Glück und Talent erhoben die Herzoge von Burgund plötzlich auf eine schwindelnde Höhe. Während Deutschland mit seinen langweiligen kleinen Kriegen sich beschäftigte, und Frankreich in heftigem Kampfe mit Ergland lag, konnte Burgund in der Mitte sich ungestört ausbreiten. Zufällig starben im Anfang des Jahrhunderts außer den Luxenburgern auch die Herzoge von Brabant und von Geldern und die Grafen von Holland aus, und durch Heirath, Erbschaft oder Kauf kamen fast die sämmtlichen Niederlande, Flandern, Hennegau, Holland,

Seeland, Brabant, Geldern, Luxenburg an Burgund. Auch die Reichsvogtei im Elsaß gewann es von Oesterreich, so daß es von Hochburgund bis zur Nordsee ein neues lotharingisches Reich zu begründen schien. Den eben so tapfern als klugen Herzog Philipp nannte man den Guten, weil er seine Macht unter andern auch darauf gründete, daß er seinen Völkern herrliche Freiheiten gewährte. Sein Sohn und Nachfolger Karl ward der Kühne genannt, weil sein Ehrgeiz wie sein Muth keine Grenzen kannte. Während er die kleinern Nachbarn mit schonungsloser Gewalt behandelte, hielt er den deutschen Kaiser und den König von Frankreich dadurch von sich ab, daß er ihnen wechselsweise Hoffnung machte, seine einzige Tochter Maria und mit ihr das burgundische Erbe ihrem Hause zu vermachen. Durch dasselbe Mittel war er bemüht, sich von Friedrich III den Königstitel zu verschaffen, und er hatte schon die Krone verfertigen lassen, als der Kaiser, um seinem Sohne Maximilian die schöne Marie zu freyen, in Trier mit Karl zusammen kam. Sobald aber Friedrich merkte, daß der Herzog ihn nur täuschen wollte, verließ er ihn ohne Abschied, und ließ ihn beschämt zurück, 1473. Theils aus Aerger darüber, theils aus Eroberungssucht mischte sich Karl bald darauf in einen Streit des Cölner Capitels gegen den Churfürsten Ruprecht, und stand dem letztern mit gewaffneter Hand bei. Die Stadt Neuß hielt ihn aber eilf Monate lang auf, und schlug sechs und zwanzig Stürme der Burgunder zurück. Da zog er ab, um größere Plane zu vollführen.

Karl besaß die Ebnen des Rheins und der Rhone, die Schweizer die Quellen dieser Ströme und die Feste der Alpen. Erst wenn Karl diese gewann, war sein Reich in sich mächtig und abgerundet. Sein Augenmerk war daher längst auf die Schweiz gerichtet, und hinwie-

derum sahen die Schweizer in ihm den natürlichen Feind, mit dem es früher oder später zu einem Bruche kommen mußte. Hiezu kam, daß der Herzog eben so verächtlich von den Schweizern dachte, als sie in ihrem Heldenstolz ihm trotzten, so daß beide sich bitter beleidigten. Endlich bot der König von Frankreich, Ludwig IX, jedes Mittel auf, die tapfern Schweizer gegen Burgund zu hetzen, da er selbst den Kampf nicht wagte, und auch der Kaiser schien, nachdem er 1475 eine ewige Richtung mit der Schweiz abgeschlossen, die Fehde zu billigen. Ein äußrer Anlaß fand sich bald. Die Schweizer nahmen Theil, als die Elsässer den burgundischen Vogt, Peter Hagenbach, der wie Geßler regierte, in einem Aufruhr gefangen nahmen und zu Basel hinrichteten; und da Karl das Herzogthum Lothringen eroberte, und dem jungen René vertrieb, rüsteten die Eidgenossen sogleich die verlangte Hülfe. Karl brach zornig über das Juragebirg, 1476 und ließ die ersten Schweizer, die er ün dem Schloß Granson gefangen nahm, grausam hinrichten. Da zogen die Fahnen der Eidgenossen unter Hans von Hallwyl zur Rache heran, und schlugen bei Granson den Herzog in blutiger Schlacht aus dem Felde. Obgleich sein ganzes Lager erbeutet worden, und die Niederlage vollständig war, zog der kühne Herzog doch noch in demselben Jahr mit einem neuen mächtigen Heer über die Schweiz. Bey Murten trafen sich die erbitterten Gegner. Die Eidgenossen beteten kniend vor der Schlacht um Sieg, denn überwunden wären sie und ihre Freiheit der grausamsten Fürstenrache heim gefallen. Und sie siegten in der alten Kraft, und der größte Theil der Burgunder blieb auf der Wahlstatt. Ihre Gebeine wurden gesammelt, und das Beinhaus von Murtem blieb geraume Zeit ein heiliges Ehrendenkmal. Da der Herzog aber noch nicht ruhte und Lothringen hart bedrängte, zogen

die Schweizer noch im Winter dem armen René zu Hülfe. Bey Nancy geſchah der letzte blutige Kampf. Die Burgunder wurden völlig geſchlagen und der Herzog verlor in einem Sumpf ſein wildes Leben. Die Schweizer nahmen ein großes Löſegeld und zogen mit unermeßlicher Beute davon. Das Land aber überließen ſie den Franzoſen und dem Kaiſer, die ſich darum zanken mochten, 1477.

Schon im nächſten Jahr beſtanden die Eidgenoſſen eine neue Fehde mit Mailand wegen Grenzverletzung. Als aber bey Giornico 600 Schweizer unter Friſchhans Theiling von Luzern 10,000 Mailänder ſiegreich aus dem Felde ſchlugen, erkaufte der mailändiſche Herzog den Frieden. Durch dieſe Thaten erwarben die Schweizer den höchſten Ruhm der Tapferkeit, aber mit dem Glück ſchlich auch das Verderben bei ihnen ein. Schon über die Theilung der burgundiſchen Beute geriethen ſie in heftigen Streit, und als Solothurn und Freiburg in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen ſeyn wollten, fürchteten die Hirten nicht ohne Grund ein Uebergewicht der Städte, und ſetzten ſich trotzig dagegen. Auf der Tagſatzung zu Stanz war man ſchon im Begriff zum Schwert zu greifen, als der fromme Einſiedler Niclaus von der Flue die Erbitterten zur Einigkeit und Liebe des gemeinſamen Vaterlandes ermahnte, und bald durch ſeiner Rede Kraft und Milde alle Herzen verſöhnte, auch den beiden neuen Städten den Zutritt verſchaffte, 1481. Die böſen Folgen des raſchen Glückes, Uebermuth und Geiz, blieben jedoch nicht aus. An die Ehre des Kriegs gewöhnt, ſcheute das junge Volk die Arbeit. Man zählte in einem Jahr 1500 Räuber und Mörder, die in der Eidsgenoſſenſchaft hingerichtet wurden. Das größte Verderben aber brachte das ſo genannte Reislaufen, der fremde Dienſt, zu dem die jungen Burſche durch glänzende Be-

lohnungen vorzüglich nach Frankreich gelockt wurden, denn sie brachten nur Faulheit und Sittenlosigkeit zurück.

Kapitel CCCLIX.

Das burgundische Erbe.

Die burgundischen Stände kamen zwischen Frankreich und Oesterreich ins Gedränge. König Ludwig wollte den Dauphin, der Kaiser seinen Sohn Max mit der Erbin Maria vermählen. Die Stände wurden durch Ludwig bestochen, aber durch Stolz beleidigt, und da Maria freimüthig erklärte, sie liebe den jungen Max, dessen Schönheit und Tapferkeit ihr Vater ihr aufs glänzendste geschildert, so entschieden sie sich für Oesterreich. Max eilte sogleich nach den Niederlanden, und ward mit der reizenden Braut vermählt, 1477. Die Franzosen griffen zu den Waffen, Max besiegte sie aber bei Teroanne und bei Guinegast. Die schöne Maria starb aber, nachdem sie Max zwei Kinder geboren, Margaretha und Philipp. Seitdem sahen die stolzen und unter Burgund an Freiheit gewöhnten Niederländer die Oesterreicher ungern unter sich. König Ludwig gewann wieder Einfluß, und erhielt den vortheilhaften Frieden von Arras, worin beschlossen wurde, daß der Dauphin von Frankreich die junge Margaretha dereinst heirathen, und zur Mitgift die Grafschaften Burgund und Artois erhalten solle, 1482. Die Niederländer waren aber immer noch mit der österreichischen Herrschaft unzufrieden, und Max konnte sich trotz seiner Tapferkeit und Liebenswürdigkeit nicht gleich heimisch machen. Das Volk erregte sogar einen Auflauf, und nahm den Prinzen eine kurze Zeit in Brügge gefangen. Dieser Trotz sicherte aber den Niederländern ihre großen Freiheiten.

Unterdeß hauste König Mathias mit seinem großen und grausamen Heere, das er die schwarze Legion nannte,

in Schleſien und Mähren, konnte jedoch die ſtarken Böhmen nicht bezwingen. Da Georg Podiebrad ſtarb, wählten die Böhmen den polniſchen König Wladislaw zu ihrem Herrn. Dies erbitterte den ſtolzen Mathias noch mehr. Während aber dieſer Kriegsheld mit Böhmen ſich beſchäftigte, bekamen die Türken freie Hand. Sie fielen daher in kühnen Streifzügen mehrere Jahre hintereinander in Dalmatien, Kärnthen und Krain ein, und drangen ſogar bis ins Salzburgiſche. Die Deutſchen hielten zwar wieder Reichstage, aber auch dieſe dringende Gefahr förderte die Reichshülfe nicht. Man ließ die Türken gehen und kommen. Der Kaiſer dagegen, deſſen öſterreichiſche Staaten am meiſten gefährdet waren, brach mit dem läßigen Mathias. Dieſer fiel ihm ſogleich ins Land, eroberte Wien 1485 und jagte ihn aus ſeiner Ruhe. Friedrich III konnte keine Reichshülfe zuſammenbringen, benutzte jedoch die Gelegenheit, ſeinen Sohn Max in Aachen zum Nachfolger im Reich krönen zu laſſen. Da endlich Herzog Albrecht von Meißen dem Kaiſer zu Hülfe kam, trat Mathias Oeſterreich wieder ab, bis auf einen Theil, das er zu Pfand behielt. Da indeß Mathias 1490 ſtarb, ſo trieb Max, der aus den Niederlanden heimkehrte, die Ungarn vollends aus dem Lande. Man vertrug ſich ſodann, daß Wladislaw Ungarn beſitzen, nach ſeinem Tode aber an Max abtreten ſollte.

Man hatte ſich auf verſchiedenen Reichstagen bemüht, den Landfrieden herzuſtellen, und eine beſſere Reichsordnung einzuführen, indeß kam man damit noch lange nicht vollkommen zu Stande. In Schwaben aber, wo bei zahlloſen Herrſchaften kleiner Fürſten, Herren, Biſchöfe, Aebte und Städte das Bedürfniß einer Einigung am lebhafteſten gefühlt wurde, und wo man beſonders ein Intereſſe hatte, die Uebermacht der Schweizer

und des Hauses Wittelsbach zu verhüten, ward 1488 eine große Einigung, der schwäbische Bund, geschlossen, der nach außen und im Innern den Landfrieden beschirmen sollte.

Der Dauphin, dem einst Max die burgundische Braut entrissen, war als Karl VIII König von Frankreich geworden, und spielte nun das Widerspiel; denn als Max zum zweiten Mal Anna, die Erbin von Bretagne, heirathen wollte, entriß ihm Karl die Braut mit Gewalt und vermählte sich selbst mit ihr. Max erhielt von den Deutschen keine Hülfe, mußte daher im Frieden von Senlis 1492 auf Bretagne entsagen, wogegen Burgund und Artois, die früher zur Mitgift der jungen Margaretha bestimmt gewesen, bey Oesterreich bleiben. In dem Augenblick, da das Reich ein wenig in Ruhe kam, starb der alte Friedrich 1493.

Kapitel CCCLX.

Kaiser Max.

Maximilian I glich den besten Kaisern des Mittelalters. Er war stark und herrlich von Gestalt, ein kühner Gemsenjäger und Turnierheld. Die kühnsten Wagstücke machten ihm die meiste Lust, und er bestand jedwede Gefahr so standhaft, als er verwegen sie gesucht. Noch wird in Tirol die schroffe Martinswand gezeigt, zu der er einst auf der Gemsenjagd sich verstiegen, und von der ihn ein Engel gerettet haben soll. Von seiner edlen Geistesbildung gibt ein Heldengedicht Zeugniß: der Weißkunig, das eine Allegorie seines Lebens enthält, und das er selbst entworfen haben soll. Er war ein Spiegel der Tapferkeit und Ehre, und man hat ihn mit Recht den letzten ritterlichen Kaiser genannt. Seine Großherzigkeit war der Zeit der Hohenstauffen würdig,

doch zu erhaben für seine eigne Zeit. Sein Herz schlug warm für Deutschland, doch es fand keine Theilnahme. Sein weiser Sinn gab ihm immer die besten Rathschläge für das Reich ein, doch die übermüthigen Stände hinderten ihn an der Ausführung. Er glühte die Christenheit an den Türken, Deutschland an den romanischen Ländern zu rächen, die Ehre des Reichs zu retten, und ihm eine feste freisinnige Verfassung zu geben, aber die stolzen und trägen Deutschen blieben auf ihrer Bärenhaut liegen, ließen die Waffen rosten und wollten sich zu nichts bequemen. So stund er mitten unter dem stärksten Volk ein gefesselter König, mitten im reichsten Lande ein Bettler, und seine Thatkraft ermüdete in elenden Zänkereien.

Man hat ihm vorgeworfen, er sey nicht so klug und hinterlistig gewesen, als die Feinde, die ihn besiegten, und die treulosen Freunde, die ihn im Stich ließen. Dies läßt sich freilich nicht läugnen, aber sollte denn der deutsche Kaiser der erste seyn, der seinem Volke das Beispiel des Verrathes und der Niederträchtigkeit gab, der einer fremden undeutschen Lehre huldigte? Wir müssen ihn vielmehr bewundern, daß er die alte deutsche Treuherzigkeit, das Palladium des Reichs, womit es seit einem Jahrtausend ehrenvoll gesiegt, unverbrüchlich fest hielt, und die Ehre für das letzte achtete, was verloren werden dürfte. Ueberhaupt dürfen wir es der langen Reihe deutscher Kaiser mit wenigen Ausnahmen nachrühmen, daß sie mehr als die Päpste, mehr als die Fürsten und alle Stände auf Biederkeit und Ehre gehalten haben. Ehrwürdig und rein stehn sie im Hintergrund der Zeit. Man vergleiche sie mit den römischen Kaisern. Unter den Deutschen waren nur so wenig schlimme, als unter den römischen gute. Es ist der höchste Ruhm, den wir dem großen versunkenen Geschlecht unserer Kaiser

zugestehen müssen, daß sie seltner des Volks, als das Volk ihrer unwürdig gewesen.

Kapitel CCCLXI.

Wachsthum der französischen und spanischen Macht.

Bereits auf dem Concilium zu Constanz hatte das deutsche Reich seine Oberherrlichkeit und seinen Vorrang in Europa feierlich aufgegeben, indem die italienische, französische, spanische und englische Nation ein gleiches Stimmrecht mit der deutschen erhielt. Dies Verhältniß der Nebenordnung lag in der Natur der Sache. Das deutsche Reich wurde immer schwächer, die fremden Staaten kräftiger, und so wurden sie an Macht und Rang einander allmählich gleich. Deutschland, in so viele Fürstenhäuser getheilt, hatte die alte Schwerkraft verloren, die das Ganze zusammenhielt, und die äußern Theile hatten sich allmählich abgelös't, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien. Die Nachbarn verloren daher auch die alte Furcht vor den Deutschen, und wurden immer kühner, je mächtiger sie in sich selbst wurden.

Vorzüglich kamen Frankreich und Spanien zur Blüthe. Die Franzosen hatten ihre Kriege mit den Engländern glücklich vollendet, und daraus einen muthigen, unternehmenden Geist zurückbehalten. Zugleich war die Vormauer des Reichs, das mächtige Burgund, gesunken, und die Schweizer, die sich an den Meistbietenden verkauften, und gern von dem Reich völlig unabhängig gewesen wären, so wie die Italiener, die den Deutschen nie wohl wollten, eröffneten den Franzosen eine neue Bahn, auf welcher sie ihre schnell gewachsenen Kräfte mit dem alten Reiche messen, und ihr junges Glück versuchen konnten. Ihre Macht war aber den Deutschen vor-

züglich deswegen furchtbar, weil sie von jetzt an immer einig waren. Es gab keine französischen Herzoge mehr, welche die Macht des Königs im Zaum hielten, und Uneinigkeiten nährten. Die französischen Könige hatten die Großen und den Adel ihres Landes unterworfen, und herrschten beinahe unumschränkt in den weiten und reichen Provinzen des schönen Frankreichs. In Deutschland war es gerade umgekehrt, denn hier hatten die Großen des Landes den Kaiser unterdrückt, und war auch Deutschland an Umfang größer, das Volk kräftiger, der Wohlstand damals noch blühender, so war es doch in sich zerfallen und getheilt, und darum verhältnißmäßig schwächer, als das kleinere, aber einige Frankreich. Der Hof des französischen Königs begann den des deutschen Kaisers an Glanz zu überstrahlen, seine Schatzkammer war durch die erzwungnen Steuern des Landes stets gefüllt, während der deutsche Kaiser fast immer ein Bettler war, und auf den Wink des Königs, und von seinem Sold unterhalten, wurden zahlreiche Armeen aufgestellt, denen der deutsche Kaiser selten einen Mann entgegen setzen konnte, da die Vasallen des Reichs dem Heerbann nicht folgten, und der Kaiser zu arm war, um Truppen zu besolden. Vorzüglich das Geld war es, was den Franzosen ein so großes Uebergewicht gab, denn seit der Einführung des Geschützes und Pulvers, die viel kosteten, konnte man keinen Krieg ohne Geld führen, und das Geld konnte man nur durch Steuern herbeitreiben. Dem König von Frankreich aber wurde gesteuert, dem deutschen Kaiser nicht.

Die Spanier erlangten um dieselbe Zeit ein fast noch größeres Uebergewicht. Auch sie vereinigten sich gleich den Franzosen zu einem einigen Staate; denn die letzten Sprossen der alten kleinen Könige des Landes, Ferdinand von Arragonien und Isabelle von Castilien,

vermählten ſich, und trieben die letzten Araber aus dem Lande, 1492. Zugleich wußten auch ſie geſchickt die Macht der Stände zu beugen und die königliche Gewalt wie in Frankreich empor zu bringen. Kriegeriſchen Unternehmungsgeiſt hatten ihnen die langen Kämpfe gegen die Araber eingeflößt, und Geld ſtrömte ihnen in großen Maſſen zu, denn ſie entdeckten in eben derſelben Zeit einen neuen Welttheil, das gold- und ſilberreiche Amerika, 1492. Da aber ein Zweig des ſpaniſchen Königshauſes auf dem Throne von Neapel ſaß, ſo gab ihnen dies bald Gelegenheit, ſich in die italieniſch-deutſchen Angelegenheiten zu miſchen.

Kapitel CCCLXII.

Die Franzoſen in Italien.

Italien war damals ſich ſelbſt überlaſſen, da der deutſche Kaiſer zu wenig Macht und Zeit beſaß, ſich ernſthaft damit zu beſchäftigen. Der römiſche Hof befand ſich in einem beklagenswerthen Zuſtande. Hier herrſchte der ſogenannte Nepotismus, das Familienverhältniß der Päpſte, vermöge deſſen ſie ihren Nepoten, Anverwandten und meiſtens unehelichen Söhnen große Reichthümer und wohl gar italieniſche Fürſtenthümer zu erwerben trachteten. Dieſe liederlichen Familien plünderten den päpſtlichen Stuhl, um ihren zahlloſen Lüſten zu fröhnen, und der Papſt mußte desfalls die Chriſtenheit plündern, um Geld herbei zu ſchaffen. Dies geſchah durch Ausdehnung der Kirchenſteuern, der Ceremonien und beſonders des Ablaſſes, wodurch hinwiederum der Aberglaube und die fromme Dummheit auf den Gipfel getrieben wurden. Der damalige Papſt hieß Alexander VI, der ſchlimmſte unter allen, ein grauſamer Wollüſtling, der den päpſtlichen Stuhl mit Geld an ſich gekauft hatte,

und durch alle mögliche Laſter ſchändete, bis er 1503 an Gift ſtarb. Das übrige Italien zerfiel in kleine Monarchien und Republiken. Im Süden herrſchte der ſpaniſche König von Neapel und Sicilien, im Norden waren vorzüglich die Herzöge von Mailand, Savoien, Ferrara und die groſſen Handelsrepubliken Venedig, Florenz und Genua mächtig. Dieſe verſchiedenen Staaten ſuchten ſich wechſelſeitig das Gegengewicht zu halten, und die Schwächern bemühten ſich um den Beiſtand auswärtiger Mächte, alle aber wollten von dem Reich unabhängig ſeyn. Darum öffneten ſie den Franzoſen und Spaniern die Arme, wenn aber dieſe zu mächtig wurden, riefen ſie wieder den Kaiſer um Beiſtand. In dieſer ſchwierigen und verwickelten Lage bildeten die kleinen italieniſchen Staaten eine Politik aus, die bald in ganz Europa die herrſchende wurde, weil die groſſen europäiſchen Staaten in dieſelbe Lage zu einander kamen, in welcher jene kleinen ſich befanden. Dieſe Politik war um ſo feiner, als die Italiener von Natur ſehr viel Schlauigkeit und damals auch die meiſte Bildung unter den Nationen beſaſſen. Sie war aber die Politik der Gewalt und Hinterliſt und ihre Hauptlehre etwa folgende: jeder Staat ſuche ſich ſo mächtig zu machen, als er kann — jedes Mittel iſt dazu erlaubt — der Starke gebrauche dazu Gewalt, der Schwache Verrath und Hinterliſt — der Herrſcher ſuche das Volk zu unterjochen, damit er von ihm Geld, Waffen und Menſchen erpreſſen kann — der ſchwächere Nachbar muß geplündert und unterworfen, gegen den mächtigen müſſen ſtarke Bündniſſe geſchloſſen werden. Wir werden nachher ſehen, wie dieſe Politik, das Erzeugniß der jetzt eingetretenen einſeitigen Verſtandesrichtung, einer bloſſen gemeinen ehr- und gottloſen Pfiffigkeit, bald auch in Deutſchland geltend wurde.

Das emporſtrebende Frankreich fand bald Gelegen-

heit, sich in die italienischen Händel zu mischen. In Mailand war auf die Visconti's das Geschlecht der Sforza's gefolgt. Der junge Herzog Johann Galeazzo Sforza wurde von seinem Oheim Ludwig umgebracht, welcher sich selbst des Herzogthums bemächtigte. König Ferdinand von Neapel, der mit Galeazzo verschwägert war, erklärte sich gegen den Mörder; Ludwig rief aber die Franzosen zu Hülfe. Der unternehmende König von Frankreich Karl VIII versprach ihn zu schützen, und sprach sogar den Besitz von Neapel selbst an, weil es früher dem französischen Hause Anjou gehört. Er rückte sofort mit großer Heeresmacht in Italien, 1494, warf unversehens alles nieder, und eroberte Neapel. Kaum aber sahen die Italiener seine Ueberlegenheit, als sie schon darauf bedacht waren, ihn wieder zu entfernen. Mailand selbst zitterte vor dem zudringlichen Freunde, und ging mit dem Papst, dem Kaiser, Spanien und Neapel einen Bund ein, die Franzosen aus Italien zurückzutreiben. Alexander VI gab damals der Christenheit das unerhörte Schauspiel, sich mit dem Erzfeind der Christenheit, dem türkischen Kaiser selber gegen den König von Frankreich zu verbinden, den man den allerchristlichsten König nannte. Karl VIII wich aber dem Sturm aus, der ihn bedrohte, und kehrte freiwillig in sein Land zurück, 1495.

Kapitel CCCLXIII.

Neue Reichsordnung.

Mittlerweile war der treue Kaiser Max emsig beschäftigt, im Innern des Reiches Zucht und Ordnung herzustellen. Dies war seine erste Pflicht als Kaiser, und zugleich das einzige Mittel, dem Reich auch nach Außen wieder Glanz und Würde zu verleihen. Er hielt

zu Worms 1495 einen denkwürdigen Reichstag, wo er manches Nützliche zu Stande brachte, das der Zeit angemessen war; aber grade das beste und wirksamste, was er vorschlug, blieb unausgeführt, weil es das eigennützige Interesse der Stände antastete, und diese sich widersetzten. Max konnte nur seinen guten Willen zeigen, und leider war bei dem bösen Willen auch die Macht.

Max traf sechserley wichtige neue Verordnungen. Zuerst wurde ein neuer ewiger Landfrieden beschworen, und das Faustrecht für immer abgeschafft. Auf der Grundlage dieses allgemeinen Friedens wollte man eine neue Ordnung bauen; aber schon diese Grundlage war unsicher, denn keiner unter den Reichsständen war gesonnen, den Frieden zu halten, sobald es sein Vortheil anders erheischte, und wenn die kleinen Fehden des Adels allmählig mehr abnahmen, so lag dies weniger in der Achtung vor dem Landfrieden, als in der Veränderung der Zeiten. Der kleine Adel war von der Fürstenmacht unterdrückt, und die neue Art, mit Geschütz Krieg zu führen, machte die alten Waffen, Mauern und Schwert, verächtlich, und raubte dem Adel seine besten Stützen.

Um den Landfrieden aufrecht zu erhalten, schien nichts zweckmäßiger, als dem Beispiel des schwäbischen Bundes zu folgen. Der Kaiser allein konnte nicht mehr alles leiten, weil die einzelnen Stände zu selbständig geworden. Ein einzelner Churfürst war aber auch nicht mehr mächtig genug, um wieder die Stelle eines alten Herzogs einzunehmen. Ueberall waren in Deutschland Churfürstenthümer, Grafschaften, Bisthümer, Abteien, Reichsstädte und Rittersitze durch einander gemischt, die, größer oder kleiner, einander nichts nachgeben wollten, und sehr eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit hielten. Keiner war mächtig genug, die Ordnung mit Gewalt zu

erhalten, und keinem erwies man Vertrauen genug, um ihm die Gewalt zu geben. Die Ordnung konnte daher nur aus dem wechselseitigen Bedürfniß und aus einem freyen Vertrage Aller entspringen. Das erste Beispiel hatte der schwäbische Bund gegeben, der aus allen Ständen Schwabens zusammengesetzt, einen freien Verein zu Schutz und Trutz bildete. Dieses Beispiel wurde jetzt auf das ganze Reich angewandt, indem man es in zehn Kreise theilte, davon jeder einen Bund gleich dem schwäbischen bilden sollte. Diese Kreise waren: der schwäbische, bairische, fränkische, oberrheinische, westphälische, niedersächsische, österreichische, burgundische, churrheinische und obersächsische. Böhmen, Schlesien, Mähren, die Lausitz und Preußen waren nicht darin begriffen.

Es bedurfte aber eines allgemeinen Bandes, welches diese zehn Kreise fest zusammenhielt. Max verlangte die Einsetzung eines Regiments oder beständigen Reichsrathes, dessen Vorsitzer der Kaiser seyn sollte, der aber auch in des Kaisers Abwesenheit regieren und der die höchste ausübende Gewalt im Reich verwalten sollte. Die Fürsten scheuten sich aber vor einem Auge, das sie beständig bewachen, vor einem Arm, der über sie gebieten sollte, und die alte Verwirrung, die beständige Verlegenheit eines ohnmächtigen Kaisers war ihnen lieber, als ein mächtiges Reichsregiment, es kam also niemals zu Stande.

Die richterliche Gewalt im Reich sollte von der ausübenden getrennt werden, und es ward ein beständiges Reichskammergericht mit besoldeten Räthen besetzt, doch fehlte auch ihm die Macht, seine Richtersprüche geltend zu machen.

Das Einkommen des Reichs zu regeln war um so nothwendiger, als das Geld immer mehr der allgemeine Hebel der Dinge zu werden begann. Ohne Geld konnte

der Kaiser gar nichts mehr ausrichten, und das Reich mußte nothwendig eine allgemeine Schatzkammer haben, um allgemeine Ausgaben daraus zu bestreiten. Die meisten der ehemals kaiserlichen Einkünfte waren aber von den Ständen an sich gerissen worden. Es bedurfte daher einer neuen Besteurung, wie in Frankreich. Indeß die Stände wollten nichts zahlen oder zankten sich über die Vertheilung der Beiträge, und mit genauer Noth erlangte Max die Bewilligung des gemeinen Pfennigs auf vier Jahre, d. h. alle Genossen des Reichs sollten je von tausend Pfennigen ihres Vermögens einen, also Ein Zehntel Procent zur Erhaltung des Staats beitragen. So gering diese Steuer war, so ging sie doch selten richtig ein, und der Kaiser kam aus seiner Armuth nie heraus.

Endlich sollte noch die Errichtung des Postwesens die allgemeine Communication erleichtern. Den Grafen von Thurn und Taxis wurde das Reichspostmeisteramt verliehen, doch erst nach drei Jahrhunderten wurde der Zweck dieser weisen Einrichtung vollkommen erreicht, denn bis dahin blieben die Wege in Deutschland noch so schlecht, daß das Postwesen keine großen Fortschritte machen konnte. Briefe, Reisende, Armeen kamen viermal so langsam vorwärts als jetzt, und dies trug nicht wenig dazu bei, die Trägheit der deutschen Unterhandlungen und die Abgeschlossenheit jedes Stammes und Standes von dem andern zu begünstigen.

Kapitel CCCLXIV.

Bauernkrieg.

Nach Beendigung des Reichstags that Kaiser Max mit geringer Mannschaft einen Zug nach Italien, kam zu spät, da die Franzosen schon davon gegangen waren,

und kehrte selbst wieder heim, weil er zu schwach war, am Stande der Dinge etwas zu ändern. Bald darauf aber bekam er mit den Schweizern zu thun. Die österreichischen Tyroler und die Graubündtner geriethen in Grenzstreitigkeiten, und die letztern traten in die Eidgenossenschaft der Schweizer 1498. Der Schweizerbund selbst aber widersetzte sich dem Reich, und wollte sich weder in den schwäbischen Bund, zu dem man sie mitrechnete, aufnehmen lassen, noch das Reichskammergericht, und somit die Oberhoheit des Reichs anerkennen. Sie strebten nach gänzlicher Unabhängigkeit und Souverainität, und wurden von den Franzosen mit Geld und Kriegsbedarf unterstützt. Das Reich erkannte den Krieg gegen die Abtrünnigen, und die Oesterreicher rüsteten in Tirol, der schwäbische Bund am Rhein unter dem Grafen von Fürstenberg. Die Schweizer siegten aber mit der alten Tapferkeit auf der Malserhaide in Tirol, im Bruderholz bei Basel und bei Dornach. Da sie aber an Lebensmitteln Mangel litten und lieber auf fremde Kosten in fremdem Dienst, als auf eigne Kosten für ihr Land Kriege führen wollten, so machten sie zu Basel einen Frieden mit dem Reich, worin sie ihre Unabhängigkeit behaupteten, 1499. Bald darauf traten Basel und Schaffhausen und 1513 auch Appenzell in die Eidgenossenschaft.

Um dieselbe Zeit stritten auch die freien Bauern von Dithmarsen und Ostfriesland den letzten Heldenkampf, und unterlagen endlich der wachsenden Fürstenmacht. doch zu ihrem unsterblichen Ruhme. Die Dithmarsen lebten in der alten Freiheit, nur dem Namen nach unter bischöflicher Hoheit. Kaiser Friedrich III hatte zwar schon 1404 den König von Dänemark mit Dithmarsen belehnt, aber dieser wagte nicht, das tapfre Volk anzugreifen. Erst im Jahr 1500 zog König Johann mit 30000 geüb-

ten Kriegern, die schwarze Garde genannt, gegen die Dithmarsen, die ihm nur 6000 Bauern entgegen stellen konnten. Wolf Isenbrand führte sie an, und eine reine Jungfrau trug die Fahne vorauf. Am Paß bei Hemmingstede kam es zur Schlacht. Der Dithmarsen Feldgeschrei war: »Hüt' dich Gott, Garde, nun kommt der Bauer!« Die Dänen wurden trotz ihrer fünffachen Ueberzahl beinahe gänzlich aufgerieben, und König Johann floh in sein Land zurück, indem er das heilige Banner von Dänemark, das so genannte Danebrog, in den Händen der Bauern zurücklassen mußte. Ein Friede ward aufgerichtet, worin die Dithmarsen alle ihre alten Freiheiten behielten. Doch im Jahr 1559 kamen die Dänen wieder und unterwarfen nach einem verzweifelten Kampfe den letzten Rest des gemordeten Volkes.

Früher noch traf dieses Schicksal die Ostfriesen. Unter diesen hatten sich Häuptlinge erhoben, die Burgen bauten, und sich zum Adel des Landes aufwarfen. Unter diesen erlangte Ulrich Cirksena die Oberherrschaft, und wurde von Kaiser Friedrich III zum Reichsgrafen von Norden erhoben, 1454. Nur die Gemeinden der Budjadinger behaupteten die alte Bauernfreiheit, wurden aber 1499 von den Grafen von Oldenburg unterworfen. Nach dem Siege der Dithmarsen empörten auch sie sich aufs neue, kamen aber schon 1514 wieder unter Oldenburg.

So ging im ebnen Norden die Freiheit der Bauern unter, nur in den Gebirgen des Südens konnte sie von den Schweizern behauptet werden.

Kapitel CCCLXV.

Die Mailänder-Kriege.

In Frankreich war auf Karl der eben so unternehmende Ludwig XII gefolgt, der den Plan auf Italien

sogleich erneuerte. Er behauptete, Mailand stehe ihm zu, weil seine Großmutter eine geborne Visconti gewesen, und die mächtige Republik Venedig, die mit Mailand in Grenzstreit lebte, bot ihm willig die Hand. Auch Papst Alexander VI hielt es mit den Franzosen, weil er durch sie seinem Sohne Cäsar Borgia ein italienisches Fürstenthum zu verschaffen hoffte. Ludwig überfiel Italien im Jahr 1500 mit großer Macht, und eroberte Mailand. Sforza nahm aber 8000 schweizerische Söldlinge in seine Dienste, und eroberte sein Herzogthum wieder. Da wendete auch Ludwig sich an die Schweizer, und sie stellten ihm 10,000 Mann, mit denen er Sforza in Novara einschloß. Schweizer standen Schweizern gegenüber, man wollte nicht kämpfen und gestattete daher des Herzogs Söhnen freien Abzug. Sforza zog als Schweizer gekleidet mit aus den Thoren, aber ein Mann aus Uri verrieth ihn an die Franzosen um Geld, und der unglückliche Herzog wurde nach Frankreich ins Gefängniß geschleppt. Die Eidgenossenschaft ließ zwar den verrätherischen Urner hinrichten, aber der gute Ruf der ehrlichen Schweizer kam seitdem in Abnahme.

Max sah in ohnmächtigem Zorne den italienischen Händeln zu, und hielt einen Reichstag um den andern, konnte jedoch weder Geld noch Truppen erhalten. König Ludwig wirthschaftete in Italien nach Gefallen, und richtete seine Waffen nun auch gegen Neapel, wobei ihm der habsüchtige König Ferdinand von Spanien beistand, obgleich der König Ferdinand von Neapel sein Vetter war. Frankreich und Spanien theilten sich in den Besitz von Neapel, und der rechtmäßige König Friedrich wurde in Frankreich wie Sforza gefangen gehalten. Doch wurden Ferdinand und Ludwig bald uneins, und der tapfre Feldherr des erstern, Gonsalvo, erhielt den Spaniern das Uebergewicht.

Wiewohl Max in diesem Augenblick dem König Ludwig nicht gefährlich war, so suchte ihn dieser doch, um in Zukunft sicher zu seyn, durch ein freundschaftliches Uebereinkommen zu beschwichtigen, und Max gab nach, um wenigstens die Ehre zu retten, da er doch nicht fechten konnte. Sie schlossen 1504 den Vertrag zu Blois. Ludwig wurde von Max um 200,000 Franken mit Mailand belehnt. Außerdem ward ausgemacht, Marens Enkelsohn Karl sollte die Tochter Ludwigs, Claudia, heirathen, wenn sie alt genug seyn würden. Mailand sollte durch Claudia an Karl durch Mitgift gebracht werden; würde aber bis dahin das Haus Habsburg der Heirath ein Hinderniß in den Weg legen, so sollte Mailand bei Frankreich bleiben, oder würde Frankreich diese Ehe hindern, so solle Mailand an Habsburg fallen. Als Max wegen Italien beruhigt worden, war er eifrig bemüht, einen Zug gegen die Türken, die Ungarn beständig beunruhigten, zu Stande zu bringen; aber die deutschen Stände versagten ihm wie bisher jeden Beistand, und erhoben unter sich selbst Fehden. Die verschiedenen Zweige des Hauses Wittelsbach stritten um den Besitz von Baiern-Landshut, dessen Herzöge 1503 ausstarben. Churfürst Ruprecht von der Pfalz behauptete sich mit Hülfe der Böhmen, starb aber schon 1504. Max schlug die Böhmen selbst bei Regensburg aus dem Felde, und theilte das Herzogthum unter die bairischen Vettern, so daß die Söhne Ruprechts nur Neuenburg erhielten.

Kapitel CCCLXVI.

Die venetianischen Kriege.

Marens Sohn Philipp war mit Johanna, der Tochter Ferdinands und Isabellens von Spaniens vermählt

und erhielt von ihr zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und zugleich die Anwartschaft auf Kastilien, Isabellens angebornes Erbe; ja er hatte die Aussicht, ganz Spanien zu erben, da Ferdinand von Isabellen keinen Sohn hatte. Isabelle starb 1504 und Philipp sollte Kastilien erben, Ferdinand wollte aber das Haus Habsburg in Spanien nicht dulden, und verband sich deshalb mit dem auf Habsburgs Macht so eifersüchtigen Frankreich, welches sogleich den Vertrag von Blois brach. Der alte Ferdinand heirathete eine Nichte Ludwigs, um wo möglich noch einen männlichen Erben zu erhalten, und Claudia wurde an Franz von Anjou vermählt, der Ludwigs Nachfolger in Frankreich seyn sollte. Da nun Frankreich die Ehe Karls und Claudiens verhindert hatte, so fiel Mailand nach dem Vertrage an Max zurück. Dieser bot auch sogleich eine kleine Mannschaft auf und zog über die Alpen, aber die mächtigen Venetianer lauerten ihm auf, verwehrten ihm spöttisch den Durchzug, und schlugen ihn bei Cadore aufs Haupt. Max mußte sich besiegen lassen; er hatte zu wenig Truppen, und kehrte traurig nach Deutschland zurück. Die übermüthigen Venetianer gingen aber weiter und eroberten Triest und Fiume.

Dieser Umstand unterbrach eine Zeitlang die Politik der europäischen Mächte. Alle sahen auf das gewaltige Venedig, das, ein neues Rom, seine Grenzen erweiterte und allen trotzte. Max war von dieser Stadt beleidigt und beraubt; Ludwig hielt sie für eine gefährliche Nachbarin seines mühsam errungenen Herzogthums Mailand; Ferdinand, der Papst und die übrigen italienischen Staaten hatten ein gleiches Interesse. Sie alle ließen daher ihren eignen Streit einen Augenblick ruhen, und verbanden sich gemeinschaftlich, das unwillkommne Venedig in seine Schranken zurückzuweisen. Zu dem Ende schlossen

ſie die Ligue zu Cambrai, 1508, an deren Spitze ſich der Nachfolger Alexanders VI, Papſt Julius II, ein äußerſt kriegs- und händelſüchtiger Mann, ſtellte. Ludwig war der erſte auf dem Kampfplatz, und ſchlug die Venetianer bei Agnadello. Auch Max zog wieder heran, und Venedig demüthigte ſich. Doch erhielt es einen ziemlich vortheilhaften Frieden, indem es ſich mit dem Papſt verſtändigte, und da Max wieder zu ſchwach war, zog er ärgerlich heim.

Julius aber wollte neue kriegeriſche Beſchäftigung und es fiel ihm leicht, das Bündniß zu erneuern, das einſt gegen Karl VIII geſchloſſen worden war. Es galt wieder, die Franzoſen völlig aus Italien zu vertreiben, und er ſchloß dafür ein Bündniß mit Venedig und Spanien. Dieſer Bund hieß die heilige Ligue, weil der Papſt dabei war. Es kam auch ſogleich zum Kriege, und der Bund wurde durch den tapfern Feldherrn der Franzoſen, Gaſton de Foix bei Ravenna gänzlich geſchlagen, wiewohl Gaſton ſelbſt auf dem Platze blieb, 1512. Doch erhohlte ſich der Bund, indem er die Schweizer trotz ihrer Vorliebe für das franzöſiſche Geld durch den ſchlauen Mathäus Schinner, Biſchof von Sitten im Wallis, auf ſeine Seite brachte. Die Schweizer jagten ſofort die Franzoſen aus Italien, und der junge Max Sforza, Sohn des gefangenen Herzogs, erhielt Mailand wieder. Im Jahr 1513 erneuerten zwar die Franzoſen und Venetianer den Krieg, ſie wurden aber nochmals von den Schweizern und Spaniern vertrieben.

Das Glück wendete ſich indeß plötzlich, als 1515 Ludwig ſtarb, und Franz I, ein ritterlicher Held und Liebling der Franzoſen, zur Regierung kam. Dieſer zog noch in demſelben Jahre mit überlegnen Streitkräften und voll Muth und Ehrgeiz nach Italien, und ſchlug die bisher unbeſiegten Schweizer in einer großen Schlacht

bei Marignano. Dadurch ward er Herr von Italien, und ſeine gefährlichſten Gegner, die Schweizer, wenn ſie den Schimpf von Marignano hätten rächen wollen, gewann er durch Beſtechung. Zu Freiburg im Uechtlande ſchütteten ſeine Geſandten das Geld in Haufen auf den Boden und riefen: Nicht wahr, das klingt beſſer als des Kaiſers leeres Wort? Da lachten die alten Schweizer und ſchloſſen ein ewiges Bündniß mit Frankreich. Max hatte wie immer die Hände gebunden, und trat Mailand gutwillig an Franz ab, da er es doch nicht retten konnte. Noch in ſeinem hohen Alter betrieb er eifrig den Türkenkrieg, aber die Fürſten ſaßen ruhig, und im Volk begann die erſte Bewegung der Reformation. Nicht gegen die Türken, ſchrieb Ulrich von Hutten, ſondern gegen den Papſt laßt uns ziehn! Da ſtarb der alte Max, im Jahre 1519.

Sechszehntes Buch.

Die Reformation.

Kapitel CCCLXVII.

Geist der damaligen Zeit.

Nach dem ersten unglücklichen Versuche der Hussiten, eine Kirchenverbesserung einzuführen, war ein gewisser Stillstand eingetreten. Man scheute sich, die gefährliche Frage zu berühren, und die Aufmerksamkeit der Mächtigen war lediglich auf die Politik gerichtet. Das Volk schien zu schlummern, und die Fürsten zankten um Macht und Besitz. Die Religion schien eine geraume Zeit von der Politik verschlungen zu seyn.

Diese Politik war allerdings wichtig genug, um alle Machthaber ausschließlich zu beschäftigen. Sie hatten zwei große Fragen zu lösen. Die erste dieser Fragen betraf das Gleichgewicht der europäischen Mächte, die zweite die innere Befestigung der Fürstengewalt.

Die alte Ordnung in Europa war umgestürzt. Europa kehrte gewissermaßen in den Zustand zurück, in welchem es sich vor Karl dem Großen befunden hatte. Es bildete nicht mehr ein vorherrschendes Reich mit abhängigen Nebenländern, sondern mehrere unabhängige und an Macht sich gleichende Staaten. Frankreich, Spanien, England machten Deutschland den Rang streitig, und das alte Reich selbst war in verschiedene Für-

stenthümer zerfallen. Dieses europäische Staatengemenge bildete nun die italienische Politik aus. Jeder einzelne Staat wollte, sobald er zu Kräften kam, der erste, der vorherrschende werden, und alle hatten das gleiche Bestreben, keinen andern vorherrschen zu lassen. Indem jeder des andern Meister werden wollte, hielten sie einander das Gleichgewicht.

Aber mit dem äußern Zustand der europäischen Völker war auch der innere verändert worden. Es bildeten sich einzelne selbständige Staaten, aber in diesen bildete sich wieder die Fürstenmacht. Jeder Staat strebte nach Kraft und Einheit, und diese liegen in der Monarchie. Alles neigte dahin, die europäischen Fürsten souverain, das heißt sowohl von einer höhern fremden Macht, als nach unten vom Volke unabhängig zu machen, und ihnen die unumschränkte Gewalt in die Hände zu spielen. Die Politik der Päpste hatte die Fürsten gegen den Kaiser bewaffnet, und sie nach langem Kampf endlich beinahe völlig unabhängig gemacht; die Politik der Fürsten selbst aber suchte nun auch nach unten die Macht der Stände, den Adel, die Städte, die Bauern zu unterdrücken, und sobald der Kaiser die Geringen nicht mehr schützen konnte, fielen sie unausbleiblich in die Gewalt der Fürsten, denn sie selbst waren nicht mehr mächtig genug, der Adel nicht, weil die neue Art Krieg zu führen ihn entwaffnet hatte, und die Städte nicht, weil Handel und Reichthümer durch die Entdeckung und Eroberung fremder Welttheile, aus der Hand der deutschen Städte in die der spanischen und portugiesischen Könige kam.

So war es also das Gleichgewicht der Macht und Herrschaft unter den europäischen Staaten, und die Souverainität der Könige und Fürsten, worauf das Dichten und Trachten der damaligen Zeit gerichtet war, wofür alle Kräfte der Nationen in Bewegung gesetzt

wurden. Es war die Politik, der alles nachhing, die das einzig Wichtige schien. Die ungleich wichtigere Frage nach der Religion aber, nach der so nothwendigen Kirchenverbesserung, war nur beseitigt, keineswegs durch den mißlungnen Kampf der Hussiten entschieden, und drängte sich den Säumigen aufs neue gebieterisch auf. Während die Fürsten um Politik stritten, erwachte das Volk plötzlich von seinem Schlummer, und führte die Religion auf den Schauplatz der Thaten. Die Religion durchkreuzte plötzlich die Politik, und stellte jenen ersten beiden Fragen, welche mehr die Fürsten angingen, eine dritte entgegen, die das Volk betraf. Die Reformation der Kirche und des Glaubens, des ganzen religiösen Lebens, wurde von Seiten des Volks mit Gewalt durchgesetzt, da aber diese Angelegenheit nur die Seelen, nicht die Leiber, nur die Kirchengemeinschaft, nicht die bürgerliche anging, so wurde die doppelte Politik der Fürsten durch die religiösen Bewegungen des Volkes auch nicht gehemmt, sondern beyde unterstützten sich wechselseitig, und bildeten sich neben einander weiter aus. Politik und Religion gingen während der Reformation Hand in Hand, und aus diesem zwiefachen Gesichtspunkt muß die ganze Geschichte betrachtet werden.

Beide Hebel der damaligen Zeit, die Politik der Fürsten und die Religionsveränderung des Volkes, hatten eine gemeinsame Grundlage, beide großen Strömungen des neuen Lebens flossen aus einer gemeinsamen Quelle, dem Verstande. Der in ganz Europa erwachte und allmählich gereifte Verstand trug die doppelte Frucht der neuen Politik und Reformation. Der junge kräftige Verstand der neuen Zeit hatte das alte Gemüth des Mittelalters endlich überwunden. Hatte dieses Gemüth früher in einem tiefen, innigen Glauben, in Vertrauen, Treue, Aufopferung sich bewährt, so klügelte der Ver-

ſtand jetzt jene gottloſe Politik des Eigennutzes, der Gewaltthätigkeit und des Verrathes aus. War aber das alterſchwache Gemüth der beſſern Zeit in dumpfen Aberglauben und fanatiſchen Blödſinn entartet, ſo war es wieder der Verſtand, der hier in ſeiner edelſten und reinſten Kraft ſich empörte, und den alten Unrath aus dem Gotteshauſe fegte. Verſtand regierte die neue Zeit, aber in einer doppelten Erſcheinung, hier als eigennützige, ſchlaue, boshafte Klugheit, dort als gerade, edle, uneigennützige und furchtloſe Wahrheitsliebe.

Kapitel CCCLXVIII.

Allgemeine Urſachen der Reformation.

Die ganze Reformation war weſentlich in der verſtändigen Einſicht begründet, daß der alte Zuſtand der Kirche nicht mehr tauge, weil er der Lehre Chriſti ſelber und der geſunden Vernunft widerſprach, und zugleich allen Ständen, außer den Geiſtlichen ſelbſt, beſchwerlich fiel. Zu dieſer Einſicht war der Verſtand einzelner Männer ſchon längſt gelangt, jetzt aber hatte ſie ſich allmählich vielen mitgetheilt. Die Aufklärung des Verſtandes hatte einen raſchen Fortſchritt genommen, im böſen wie im guten Sinn. Jener Eigennutz, der Hebel der Politik, war vorzüglich in Italien; die Wahrheitsliebe, der Hebel der Reformation, vorzüglich in Deutſchland gereift. Die Italiener ſuchten klug zu handeln, die Deutſchen dachten fleißig nach. Die Italiener betrogen und befehdeten den Papſt, die Deutſchen frugen: bedarf es überhaupt eines Papſtes?

Die Wahrheitsliebe der Deutſchen wurde mit jedem Jahr geſchärft, und fand die reichſte Nahrung in zahlreichen neuen Entdeckungen und in der Bekanntſchaft mit dem griechiſch-römiſchen Alterthum. Indem ſie die

Natur und die Geschichte näher kennen lernten, indem sie darüber nachsannen, was ist, was gewesen ist, was seyn kann und soll, entdeckten sich ihnen von selbst die Irrthümer und Mängel der Gegenwart, und vorzüglich mußten sie die Religion, als das dem Menschen Heiligste, dieser Prüfung unterwerfen. Man hatte damals durch große Entdeckungen in der Astronomie den Himmel und durch die Entdeckung fremder Welttheile die Erde näher erkannt, und den Blick erweitern gelernt. Ein kühner Geist der Forschung und Neubegier hatte sich der Menschen bemächtigt, und die Erfindung des Druckes erleichterte die Mittheilung jeder neuen Ansicht. Auf den Universitäten kamen die humanistischen oder weltlichen Studien im Gegensatz gegen die mönchische Theologie auf, und besonders machte man sich mit den Schriften der alten Griechen und Römer bekannt, wodurch eine unermeßliche Menge neuer freisinniger Begriffe verbreitet wurden. Die Gelehrten trieben diese Studien aber nicht allein, auch der wohlhabende und durch sein nüchternes Geschäft verständigte Bürger suchte sich durch feinere Bildung zu ergötzen und auszuzeichnen, und selbst der Adel strebte in den Wissenschaften den Glanz wieder zu gewinnen, den er in den Waffen verloren hatte. Des Bürgers Kopf kam über die Faust des Adels, und vor den Köpfen zitterte Rom, das die Fäuste gebunden hatte.

Diesen guten deutschen Köpfen entging es nicht, daß das europäische Leben in einem allgemeinen Zerfall begriffen sei, und daß Neuerungen vor der Thür seyen. Sie erkannten, daß das Papstthum unter seiner ungeheuern Sündenlast endlich sich selbst erdrücken müsse. Sie verglichen die Demuth des Heilandes mit dem Prunk des heiligen Stuhls, die Tugend der Apostel mit den Lastern der Pfaffen, das Gebot der Vernunft mit dem

Aberwitz so vieler Kirchengebote. Sie berechneten den Geldbetrug, durch welchen Rom die deutsche Nation jährlich plünderte, und sie schämten sich, ihre deutsche Ehrlichkeit von Welschen benutzt, und obendrein verspottet zu sehn. Mit der Erkenntniß der Wahrheit vereinigte sich ein edler Unwille gegen Laster und Betrug, und ein sehr lobenswürdiges Schamgefühl, und sobald diese Stimmung allgemeiner wurde, konnte nichts in der Welt die Reformation länger verhindern.

Kapitel CCCLXIX.

Besondere, der Reformation günstige Umstände.

Der Zeitpunkt, in welchem die Reformation ausbrach, war derselben besonders günstig. Die äußern politischen Verhältnisse gewährten ihr einen freien Raum, denn während man um andre Dinge stritt, konnte die religiöse Parthei sich unmerklich stärken. Die Kirche selbst gab das plumpste und augenfälligste Beispiel des Aergernisses, und rechtfertigte dadurch die Empörung. Endlich goßen die politischen Partheien Oel ins Feuer, und dienten der Reformation, indem sie dieselbe wiederum sich dienstbar machen wollten.

Raum gewann die Reformation, indem man sie nicht erwartete, und sogar, als sie schon begonnen hatte, sich noch zu wenig um sie bekümmerte. Der Papst glaubte sich ganz sicher, und fürchtete am wenigsten von den dummen Deutschen, die ja jüngst erst so eifrig die hussitische Ketzerei unterdrückt hatten. Die weltlichen Fürsten hatten mit sich selbst zu thun, und aller Augen waren auf die italienischen Händel, auf den Einfluß Spaniens und Frankreichs, und auf die drohende Stellung der Türken gerichtet. Von den trägen, auf sich selbst beschränkten und zurückgetretenen Deutschen erwar-

tete man in diesem Augenblick nichts Neues und Großes. Wenn aber der eine mit dem andern streitet, hat der dritte gewöhnlich Zeit, sich zu rüsten.

Gerechtfertigt wurde der gewaltsame Ausbruch der Reformation durch die Schamlosigkeit, mit welcher der Papst in Deutschland den Ablaß der Sünden verkaufen ließ. Er selbst vernichtete den Glauben an seine Unfehlbarkeit, indem er zu viel darauf baute, und etwas durchzusetzen suchte, was auch dem blödesten Auge unsinnig erscheinen mußte, und was zugleich unpolitisch war, da es den Leuten gar zu tief in den Beutel griff. Wenn man den Deutschen für dümmer hält, als er ist, ihn um sein Geld betrügt, und zu guter Letzt noch darum auslacht, so wird er sich allemal empören, und dies für sein gutes Recht halten.

Macht, Mittel und Unterstützung endlich gewann die Reformation durch die Politik. Alle weltlichen Fürsten hatten ein Interesse, die Reformation so weit zu unterstützen, als es ihnen Vortheil brachte, und wer sie nicht unterstützen konnte oder wollte, sah sich durch politische Händel wenigstens abgehalten, ihr zu schaden. Die kleinen Fürsten bedienten sich der Reformation, um sich vollends vom Kaiser unabhängig zu machen, die Kirche zu plündern und sich zu vergrößern. Der Kaiser hinderte die Reformation nicht, weil sie seinen alten Nebenbuhler, den Papst, demüthigte, und weil er hoffte, die deutschen Fürsten würden sich im Kampf unter einander schwächen und aufreiben, so daß er nachher leicht ihrer Meister werden könnte. Die auswärtigen Mächte schürten das Feuer, weil sie von innerer Zwietracht im deutschen Reich nur Vortheil ziehen konnten. Wenn es aber auch dem Kaiser und einigen deutschen Fürsten Ernst war, die Reformation zu unterdrücken, so wur-

den ſie von den Türken und Franzoſen an den Grenzen beſchäftigt, und ihr Gegner gewann Zeit.

Kapitel CCCLXX.

Die Humaniſten und der Ablaßkram.

Die Reformation ging von den Gelehrten auf Univerſitäten, von Männern aus dem niedern Volk aus, die durch Geiſt und Bildung ſich zu Lehrern deſſelben erhoben hatten. Was der erlauchten Verſammlung aller Machthaber Europas auf den Concilien nicht gelingen ſollte und wollte, das gelang wenigen deutſchen Gelehrten, den Söhnen armer Handwerker und Landleute.

Das Vorſpiel der Reformation war der Streit, welchen die Humaniſten oder Lehrer der alten Sprachen und weltlichen, humanen, d. h. allgemein menſchlichen Wiſſenſchaften mit den katholiſchen Theologen zu beſtehen hatten. Dieſe letztern bildeten auf den Univerſitäten die alte, die Humaniſten die jüngere Parthei. Jene beſtanden größtentheils aus verſtockten Mönchen, die boshaft oder unwiſſend dem finſterſten Aberglauben das Wort redeten, dieſe aus feurigen, geiſtreichen jungen Männern, die in allen Wiſſenſchaften neues Licht verbreiteten. Jene pochten auf ihr altes Anſehn, dieſe auf die neue Wahrheit. Jene waren eiferſüchtig und grollten, dieſe lachten und ſpotteten. Die Mönche ſchrien die Buchdruckerkunſt für eine Kunſt des Satans aus, die Humaniſten ließen unaufhörlich drucken. Die Mönche gaben aus, die griechiſche Sprache ſei eine neue Erfindung der Erzketzer, die Humaniſten aber verbreiteten die Schriften der alten Griechen aufs emſigſte. Unter ihnen zeichneten ſich vorzüglich Erasmus, Reuchlin und ein ſchwäbiſcher Edelmann, Ulrich von Hutten, der ritterlichſte unter den Gelehrten, und der gelehrteſte unter den Rittern aus.

Beide Partheien bekämpften ſich in zahlreichen Schriften, die Mönche mit fanatiſcher Wuth, die Humaniſten mit klarem Verſtand und feinem Spott.

Dieſer Streit ging indeß nur die Gelehrten an, wurde lateiniſch geführt, und ſteckte das Volk nicht an. Weil er aber vom Volk nicht unterſtützt wurde, ſo ſchien er auch dem Papſt ſelbſt nicht gefährlich, und er bekümmerte ſich wenig darum. Bald aber ſollte das Volk ſelbſt auf den Kampfplatz treten. Das Volk wird nicht durch gelehrte Spitzfündigkeiten, ſondern durch augenfällige grobe Thaten aufgeregt, und dieſe reizten bald ſeine ganze Aufmerkſamkeit.

In Rom herrſchte damals Leo X, den man den Heiden unter den Päpſten genannt hat, weil er die Wiſſenſchaften und Künſte der alten Griechen und Römer liebte und nachahmte, ſeinen Hof zu einem Sitze ſinnlicher Vergnügungen machte, und die chriſtliche Kirche mit Bildern und Schmuck erfüllte, welche ganz den alten Charakter der heidniſchen Sinnlichkeit und Ueppigkeit trugen. Italien erlebte damals das Blüthenalter der Kunſt, aber der fromme Deutſche nahm ein Aergerniß daran, zumal da die Italiener nur auf ſeine Koſten ſich vergnügten. Seiner Pracht- und Kunſtliebe zu fröhnen, bedurfte der Papſt unermeßliche Summen, und die dummen Deutſchen ſollten ſie zahlen. Er ließ die Peterskirche bauen, die der erſte Tempel der Chriſtenheit werden ſollte, aber da er Steine zuſammenfügte, riß er die Geiſter auseinander. Der Zweck, dem Herrn einen Tempel zu gründen, war würdig, aber die Mittel, welche der Papſt gebrauchte, entheiligten ihn. Um Geld, nicht nur zu dem Bau, ſondern auch zu ſeinen Privatbedürfniſſen zu erhalten, erweiterte der Papſt den Ablaß der Sünden auf eine aller geſunden Vernunft und den altkatholiſchen Dogmen ſelbſt widerſprechende Weiſe. Bisher war der

Papſt nur als Statthalter Gottes auf Erden angeſehn, und konnte nur die irdiſche Beſtrafung der Sünden, die geſetzlichen Kirchenbußen erlaſſen. Jetzt aber ſollte der Papſt auch Gewalt über die unſterblichen Seelen jenſeits des Erdenlebens haben, und den Ablaß auch auf die Strafen im Fegfeuer ausdehnen können. Er ſollte Gott ſelbſt ins ewige Richteramt greifen, und die Menſchen von aller Strafe im Leben und nach dem Tode befreien können, und zwar nicht zufolge einer Beſſerung der Menſchen, oder unter der Bedingung, daß ſie bereuen und ſich beſſern wollten, ſondern nur unter der Bedingung, daß ſie den Ablaß mit baarem Gelde bezahlten. Wer nicht zahlte, fiel in die ewige Strafe, und damit keiner von dieſer Furcht befreit werden möchte, wurde den Leuten die allgemeine Sündhaftigkeit, die Gewißheit des Fegefeuers und die gräßliche Qual desſelben in den ſchwärzeſten Farben gemahlt. Wer aber einen Ablaßbrief bezahlte, konnte ſich dadurch aller dieſer Qualen entbinden. Nicht alſo galt mehr Tugend und Gerechtigkeit, Reue und Buße, ſondern einzig Geld, Geld, Geld. Um die Leute noch geneigter zu machen, den Beutel aufzuthun, gab er Ablaßbriefe nicht nur für vergangne, ſondern auch für künftige Sünden, nicht nur für die Lebenden, ſondern auch für die Todten, ſo daß, wer einen geliebten Verſtorbenen hatte, ihn mit Geld von den Qualen des Fegefeuers befreien konnte. Erſt machte man die Leute um ihr und der Ihrigen Seelenheil beſorgt, und erfüllte ſie mit Furcht und Schrecken, dann zeigte man ihnen den einzigen Weg der Rettung durch den Beutel. Das Heiligſte ward gemißbraucht für den ſchmuzigſten Eigennutz. Der Vater der Gläubigen verkaufte ſeinen Kindern den väterlichen Segen um blutige Heller und Goldpfennige, die er dem hungernden Bettler wie dem reichen Filzen abpreßte. In Rom ſaß

der groſse Kaufmann der Seligkeit, und hielt in allen Ländern ſeine Unterhändler, welche herumziehn und in allen Orten ihre Bude mit Ablaſszetteln aufſchlagen muſsten. Dieſe Krämer erhielten ihr reichliches Procent, damit ſie das Einſammeln thätiger betrieben. Sie erhielten unumſchränkte Vollmachten, damit die einheimiſche Geiſtlichkeit ſie nicht aus Eiferſucht in ihren Geſchäften hemmen ſollte. So zogen ſie denn von Markt zu Markt im frommen Deutſchland herum, und verſammelten das Volk um ſich mit marktſchreieriſchen Poſſen, und mahlten den Teufel auf der einen Seite, wie er die Seelen im Feuer bratet, und den Ablaſs auf der andern und ſangen:

Wenn das Geld im Kaſten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeur ſpringt.

Kapitel CCCLXXI.

Luther.

Die Deutſchen lieſsen ſich Anfangs noch verführen, und die Ablaſskrämer machten faſt überall gute Geſchäfte, denn der rohe Menſch iſt leichtgläubig, und am meiſten, wenn es ihm groſse Vortheile verſpricht. Wer des Betrugs nicht ganz gewiſs war, gab lieber ſein Geld ſelbſt aufs ungewiſſe her, denn er konnte doch hoffen, daſs es ihm vielleicht helfen würde. Das Bewuſstſeyn der Schuld, die Furcht vor der Strafe, die Hoffnung auf Gnade bethört oft ſelbſt den Klugen. Doch gab es in Deutſchland eine Menge rechtliche und verſtändige Männer, welche dem frechen Handel mit Unwillen zuſahn, und ſelbſt das rohe Volk wurde an vielen Orten durch die Unverſchämtheit der Ablaſskrämer empört und enttäuſcht. Endlich waren ſowohl die einheimiſchen Geiſtlichen als auch die Fürſten und Herren ſehr unzufrieden damit,

daß man ihren Untergebenen das Geld abforderte, deſſen ſie ſelbſt benöthigt waren.

Die allgemeine Hochachtung und Furcht vor dem päpſtlichen Anſehn hielt aber die Unwilligen im Zaum, bis ein Mann aus dem niedern Volk in großherziger Entſchließung ein Beiſpiel gab, und den Mächtigen ſelbſt erſt Muth machte. Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmanns in Sachſen, Auguſtinermönch, Doctor und Profeſſor der Theologie auf der neuen Univerſität Wittenberg, ein feuriger und tapfrer Geiſt, wie es wenige gegeben hat, ein Held in der Kutte des Mönchs, entſchloß ſich, die Ueberzeugung, die er mit andern theilte, doch ohne Furcht allein mit eigner Gefahr auszuſprechen. Noch war nicht alles klar in ſeiner Seele, noch keine Ahnung ſeines künftigen Berufes, noch kein Ziel des Ehrgeizes in ihm aufgedämmert. Nur die Gegenwart riß ihn mit ſich fort, als er den ſchamloſen Unfug ſah, welchen Johann Tezel, der Ablaßkrämer, in Sachſen trieb. Er wurde davon überraſcht, kein überdachter Plan, nur die Gewalt des Augenblicks beherrſchte ſeine Seele. Jenes Zornfeuer ergriff ihn, von dem edle, kühne Menſchen entflammen, wenn ſie plötzlich Andre ein großes Unrecht thun oder leiden ſehn. Solche Menſchen können ſich nicht zurückhalten, ſie müſſen Theil nehmen. So geſchah es dem ſtarken Auguſtinermönch. Der Anblick jenes ehrloſen Handels empörte ſein Innerſtes, und wenn alle ſchwiegen, er mußte reden.

Am 31. October 1517 ſchlug Luther öffentlich an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theses oder Lehrſätze gegen den Ablaß an. Es war unter den Gelehrten der damaligen Zeit gewöhnlich, irgend einen Satz aufzuſtellen, und jedermann zum Streit darüber auszufordern. Man wählte jedoch Gegenſtände, welche mit den Kirchengeboten verträglich waren. Jetzt aber trat Luther mit

einem Satz gegen die Kirche auf, und wagte die Lehre des Papſtes zu bezweifeln und eine entgegengeſetzte Lehre zu behaupten, und erbot ſich in öffentlichen Diſputationen gegen jedermann ſeine Meinung zu vertheidigen, um andre davon zu überzeugen, oder ſelbſt eines beſſern von andern belehrt zu werden. Der Hauptſatz aber, den er aufſtellte, war: nur innre Reue und Buße können Vergebung der Sünden nach ſich ziehn, nicht eine Geldbezahlung, und eben darum habe der Papſt kein Recht, Ablaß für Geld zu ertheilen; überhaupt aber ſei der Papſt nur Statthalter Gottes auf Erden, und könne nur äußere irdiſche Kirchenſtrafen erlaſſen, nicht ewige Strafen nach dem Tode.

Dieſe kühne Behauptung Luthers war ein Funke, der in entzündbaren Stoff fiel, eine große Lohe aufſchlug, die alte Nacht erhellte, den alten Wuſt und Greuel verzehrte. Was Tauſende heimlich gedacht, wagten ſie jetzt auszuſprechen, weil Einer es vor ihnen gewagt. Was hunderttauſende nur dunkel geahnet, wußten ſie jetzt klar. In unzähligen Abſchriften flogen die Lutherſchen Theses durch ganz Deutſchland, durch Europa, und wie verabredet rauſchte dem kühnen Mönch von allen Seiten Beifall zu. Der Grundfels der alten Kirche wankte. Jetzt ward es offenbar, daß ihn hier der arbeitſame Verſtand, dort das faulende Verderbniß ſchon längſt untergraben.

Kapitel CCCLXXII.

Erſte Fortſchritte der Reformation.

Luthers einfache Worte drangen wie ein ſcharfes Schwert ins Herz der Chriſtenheit, und zerſpalteten die alte große Gemeinde in zwei entgegengeſetzte Partheien. Alles war für oder wider Luther, hier ſammelten ſich

Freunde, dort Feinde. Die schriftfertigsten Theologen, die alten Gegner der Humanisten, nahmen sogleich den Fehdehandschuh auf, den Luther hingeworfen, und suchten seine **Theses** in zahlreichen Flugschriften zu widerlegen. Da sie sich aber auf die Wahrheit nicht berufen konnten, so beriefen sie sich auf das Ansehn des Papstes. Da sie Luther nicht überzeugen konnten, so suchten sie ihn zu verderben, und wandten den Streit von der gelehrten Seite geschickt auf die politische. Sie stellten Luther so dar, als habe er weniger eine Lehre, als vielmehr die Macht des Papstes angegriffen, und machten ihn zu einem Empörer, um ihn desto leichter zur Strafe ziehn zu können. Aber grade dadurch schadeten sie sich selbst am meisten, sie selbst zeigten Luthern den Weg und nöthigten ihn, weiter zu gehen, als er anfangs im Sinne gehabt. Sie vertheidigten den Ablaß, indem sie ihn auf andre Kirchenlehren und auf die Gewalt des Papstes stützten. Luther folgte ihnen, und betrachtete nun auch diese andern Lehren, nun auch diese Gewalt des Papstes, und sah überall das gleiche Gewebe von Trug und Aberglauben, Tirannei und Knechtschaft, und keck, unverdrossen, wie er einen Auswuchs des Papismus angegriffen, griff er bald alle an, und seine Gegner gebrauchten keine Waffe, die er nicht augenblicklich gegen ihre eigne Brust gekehrt hätte.

Das Glück war mit ihm, wie es gern die großen Geister begünstigt. Er gewann Zeit, er blieb persönlich unangetastet, und seine Freunde konnten sich sammeln, bevor seine Gegner einen entscheidenden Streich gegen ihn ausführten. Dieses Glück vergönnte ihm die Politik und der Zufall. Das Augenmerk des Papstes und aller weltlichen Mächte war damals auf die Politik und namentlich auf die neue Kaiserwahl nach dem Tode des alten Max gerichtet. Der Papst vergaß darüber den

lutherſchen Streit, und hielt ihn für einen gewöhnlichen Zank der Gelehrten. Als er aber aufmerkſamer wurde, und Luthern nach Rom citiren ließ, um Rechenſchaft abzulegen, kam dieſem der günſtige Zufall zu Statten, daß ſein angeborner Fürſt ein freiſinniger und herzhafter Mann war. Der Churfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, weigerte ſich, ſeinen Luther auszuliefern, denn er liebte ſeine neue Univerſität Wittenberg, und betrachtete Luthern als die größte Zierde derſelben. Da aber der Papſt die Freundſchaft des Churfürſten zu erhalten wünſchte, weil dieſer nach Marens Tode Reichsverweſer wurde, und ſelbſt Anwartſchaft auf die Kaiſerwürde hatte, oder wenigſtens die gewichtigſte Stimme bei der neuen Wahl behauptete, ſo wurde nicht weiter auf Luthers Auslieferung gedrungen. Indeß ſandte der Papſt den Kardinal Cajetan nach Augsburg, wohin auch Luther berufen wurde. Der Kardinal verlangte Widerruf, ohne Luthern widerlegen zu wollen. Luther weigerte ſich ſtolz, und kehrte wie im Triumph nach Wittenberg heim. Nochmals hielt Luther eine Diſputation mit ſeinem heftigſten Gegner, Dr. Eck, die aber eben ſo fruchtlos ablief, und ſeinen Ruhm nur noch mehr verbreitete. Endlich erließ der Papſt, auf dringendes Anrathen der deutſchen Theologen, welche die Gefahr in der Nähe ſahen, eine feierliche Bulle, worin Luthers Lehre verdammt und er ſelbſt zum unbedingten Widerruf aufgefordert wurde. Kardinal Alexander brachte die Bulle nach Deutſchland, war aber kaum ſeines Lebens ſicher, da faſt alles für Luther war. Auf der papiſtiſchen Univerſität Löwen in den Niederlanden verbrannte man zwar Luthers Schriften auf offnem Markte. Luther ward aber durch den Beifall des übrigen Deutſchlands ſo kühn gemacht, daß er einen entſcheidenden Schritt that, und ſich feierlich vom Gehorſam gegen den Papſt

und von dem Zwange der alten Kirche losſagte. Er berief die Lehrer und Studenten Wittenbergs vor das Elſterthor, und überlieferte daſelbſt auf einem offenen Platze die Bulle des Papſtes und die canoniſchen Rechtsbücher dem Feuer, am 11. December 1520.

Kapitel CCCLXXIII.

Die reformirte Parthei.

Der Feuerherd der Reformation blieb Wittenberg, wo Luther raſtlos dem herbeiſtrömenden Volk Predigten hielt und Streitſchriften erließ. Neben ihm wirkte der ſanfte und gelehrte Melanchton, der feurige und ſchwärmeriſche Karlſtadt. An ſie ſchloſſen ſich alle, die der neuen Lehre huldigten. Am meiſten Eingang fand ſie im nördlichen Deutſchland, von wo ſie nach England und Skandinavien hinüber drang. Die Rauhigkeit des Nordens macht die Gemüther nüchterner, verſtändiger, und entfremdet ſie dem allzuſinnlichen Papismus. Darum warfen die Nordländer den katholiſchen Gottesdienſt zuerſt wieder von ſich, wie ſie ihn am ſpäteſten angenommen.

Aber auch im ſüdlichen Deutſchland hallte Luthers kräftige Stimme wieder. Auch in der Schweiz trieb man unverſchämten Ablaßkram, und wie Luther in Wittenberg, ſo trat der Prediger Ulrich Zwingli in Zürich dagegen auf, 1519. Wie Luther vom ſächſiſchen Churfürſt, ſo wurde Zwingli von dem Rath der Stadt Zürich gegen den Papſt in Schutz genommen, und bald huldigten die meiſten Städte und Landſchaften der niedern Schweiz der neuen Lehre, während die alten Hirtenvölker im Hochgebirge noch feſt und treu dem alten Glauben anhingen. Zwingli war beſonnen, verſtändig, kalt, Luther hitzig und gewaltthätig. Beide haben ſich nie verſtanden,

doch jeder hat an ſeinen Platz nach allen Kräften gegen die alten Mißbräuche gewirkt.

Die Prediger und Schriftſteller thaten das meiſte für die Reformation, und allen voran ſtand Luther, der begeiſterte Redner. Jedes Wort dieſes Helden war ein Flammenſchwert, ein Blitz, und traf das Innerſte des Gegners, wie des Zweifelhaften. Nach allen Seiten waren ſeine Blicke gerichtet, er ſchrieb an den Papſt, an den Kaiſer, an den Adel, an das Volk, jeglichen mahnend an ſeine Pflicht in dieſer aufgeregten Zeit, von jedem fordernd, der Chriſtenheit und dem deutſchen Vaterlande eine beſſere Zukunft zu gründen. Chriſtliche Freiheit und Ehre der deutſchen Nation waren die Wahlſprüche, die er dem Volke gab. Er ſchrieb lateiniſch an die Mächtigen und Gelehrten, deutſch an das Volk. Nie hatte man ſo gewaltigen Klang aus deutſcher Bruſt vernommen, nie war der Strom der Volksſprache ſo voll, reich, klar und ſtürmiſch gefloſſen. Luthers Begeiſterung erhob die ſeit der ſchwäbiſchen Zeit ermattete deutſche Sprache plötzlich wieder, und begründete zuerſt das Hochdeutſch der neuern Zeit. Dieſe Sprache Luthers aber wirkte mit Zaubergewalt auf die Seelen. Er verglich ſie ſelbſt mit einer großen Poſaune, womit er die papiernen Mauern Roms umblaſen wollte.

Gelehrte hatten den Ton angegeben, und das Volk ſtimmte ein. Die gedrückten Bauern hofften von der neuen chriſtlichen Freiheit ein glücklicheres ehrenvolleres Loos, die Bürger waren bereits aufgeklärt genug, um mit Ueberzeugung Luthern beizuſtimmen. Die Ritter, der niedre Adel ſah in der Reformation ein Mittel, wieder zu Ruhm und Anſehn zu gelangen. Sie haßten Fürſten und Geiſtliche, von denen ſie unterdrückt wurden, und in Franken und Schwaben, wo ſie noch ein großes Uebergewicht hatten, erhoben ſich ihrer viele und

boten Luthern ihr Schwert an, vor allen Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten. Selbſt von den Geiſtlichen waren viele der Reformation geneigt, weil ſie dadurch dem Kloſterzwang und Cölibat zu entkommen hoffeten. Kurz alle niedern Stände, das eigentliche Volk, war größtentheils für Luthern. Der päpſtliche Geſandte ſelber ſchrieb, er habe auf ſeinem ganzen Wege durch Deutſchland immer drei Stimmen für und nur eine gegen die neue Lehre vernommen.

Die Fürſten nahmen anfangs keinen thätigen Antheil an der Reformation. Ihre Stellung erlaubte ihnen nicht, raſch zu handeln; als Hüter der Völker mußten ſie eine ruhige Haltung behaupten. Auch die Politik gebot ihnen, erſt die Ereigniſſe abzuwarten, um dann Vortheil daraus zu ziehn. Ueberhaupt aber wurden ſie von keinem innern Drange der Wahrheitsliebe oder Frömmigkeit getrieben. Sie lebten ruhig im alten Glauben, ihr Hauptintereſſe war die Politik, und die übrige Zeit widmeten ſie der Jagd und andern Vergnügungen. Erſt als die Reformation einen bedenklichen Fortgang nahm, wurden einige Fürſten im Herzen ergriffen und verwandelt, und erklärten ſich aus Ueberzeugung für Luther, und einige andre thaten daſſelbe aus Politik.

Kapitel CCCLXXIV.

Karl V.

Während das Volk auf dieſe Weiſe mit der Reformation beſchäftigt war, lag der Politik der großen Mächte nichts dringenderes ob, als die neue Kaiſerwahl, weil davon das europäiſche Gleichgewicht abhing.

Das mächtigſte Haus der Chriſtenheit war Habsburg geworden. Max ſtarb 1519, ſein einziger Sohn Philipp ſchon 1506. Dieſer hinterließ zwei Söhne, Karl und

Ferdinand, wovon der älteſte nach dem Recht der Erſtgeburt alle habsburgiſchen Länder erbte. Da aber auch Ferdinand der katholiſche 1516 kinderlos geſtorben war, ſo erbte Karl zugleich ganz Spanien und Neapel, denn er war der Sohn Philipps und Johannens, der Tochter Ferdinands und Iſabellens. Und da die Spanier um dieſe Zeit in Amerika große Eroberungen machten, ſo herrſchte Karl auch in dem neuen Welttheile jenſeits des atlantiſchen Oceans, und rühmte von ſich, daß die Sonne in ſeinen Reichen niemals unterginge. Nichts war natürlicher, als daß er nach der Kaiſerkrone ſtrebte, die ſein Großvater getragen. Er war aber noch jung, und klug genug, einzuſehen, daß ſein Glück Neid und Furcht erwecken, und die Politik aller andern europäiſchen Mächte gegen ihn waffnen müßte. In den Niederlanden erzogen, war er ſowohl den Deutſchen, als den Spaniern noch neu, und er mußte ſich erſt in der Meinung ſeiner eignen Unterthanen befeſtigen. Von Natur mit einem feinen Verſtande begabt, und über ſeine Jahre zurückhaltend und beſonnen, beſchloß er vorſichtig zu Werke zu gehen, und ſein Wahlſpruch war: nondum, noch nicht! Dahinter verbarg er aber weitausſehende Plane des Ehrgeizes. Die Oberherrſchaft in Europa war das Ziel, das er verfolgte, ohne Zweifel ein zu hohes Ziel, wofür er allzu umſtändliche Vorbereitungen und Rückſichten nöthig hatte.

Franz I, ſchon ein Held, als Karl kaum dem Knabenalter entwuchs, eben ſo ehrgeizig, doch minder beſonnen und minder mächtig, trat anfangs mit Habsburg kühn in die Schranken, und ſtrebte ſelbſt nach der Kaiſerwürde. Lag die deutſche Krone in ſeiner Wagſchale, ſo konnte er Habsburg das Gleichgewicht halten. Als ihm dies aber mißlang, ſah er ſich in der Mitte zwiſchen Deutſchland und Spanien, von Habsburg wie von

einem Riesen umschlungen, und auf bloße Vertheidigung beschränkt.

Die Deutschen harrten auf einen neuen Kaiser. Ueberall waren Unruhen ausgebrochen, der Fehdegeist erwachte, die Willkühr hatte keinen Zügel. Die wichtigsten Fehden waren die des Bischofs von Hildesheim und des Herzogs Ulrich von Würtemberg gegen ihre Landstände, da diese sich gegen ihre anmaßende tirannische Gewalt empört hatten. Der Bischof bezwang seinen Adel. Der Herzog Ulrich aber, der es sogar wagte, die Reichsstadt Reutlingen zu seinem Herzogthum zu schlagen, wurde vom schwäbischen Bund überwunden und aus dem Lande gejagt, Würtemberg aber unter Oesterreich gebracht. Die Unruhen der Reformation verlangten nicht minder einen kaiserlichen Schiedsrichter, und alle Partheien, die politischen wie die religiösen, waren auf den Ausgang der Kaiserwahl höchst gespannt.

Jeder suchte die Wahl zu seinem Vortheil zu leiten, da der Ausgang aber ungewiß war, so suchte sich jeder auch im Fall des Mißlingens den Rücken zu decken. Der Papst fürchtete Karls Uebermacht, und arbeitete gegen ihn, hütete sich aber doch, ihn zum offenbaren Feinde zu machen. Die Churfürsten hatten gleiche Ursache, sich vor Franz wie vor Karl zu fürchten, weil jeder von beiden Kronbewerbern stärker war, als sie. Sie trugen daher dem Churfürsten Friedrich dem Weisen den kaiserlichen Purpur an; dieser aber war zu verständig, um nicht einzusehn, daß die schwache Macht seines Hauses Karln und Franz gegenüber, ihn an einer würdigen und kraftvollen Handhabung des Reichsregiments verhindern würde, und er schlug die Krone standhaft aus. Franz wurde verworfen, weil er zu ehrgeizig schien und kein Deutscher war, und so fiel die Wahl auf Karl, weil er deutschen Blutes und ein Enkel der Habsburger war,

und weil ſeine Jugend den Fürſten weniger gefährlich ſchien, zumal da er ſich ziemlich demüthig bezeigte, und ſich eine ſtrenge Capitulation gefallen ließ, worin die Fürſten ihre Rechte gegen den Kaiſer ſorgfältig verwahrten. Karl V wurde gewählt 1519, er konnte aber erſt 1521 aus Spanien nach Deutſchland kommen.

Kapitel CCCLXXV.

Der Reichstag in Worms.

Den neuen Kaiſer zu empfangen, die Angelegenheiten des Reichs zu ordnen, und hauptſächlich auch die lutherſche Sache zu entſcheiden, ward in Worms 1521 ein großer Reichstag ausgeſchrieben, auf dem alle Fürſten und Stände des Reichs und zahlloſe Volksmaſſen zuſammenſtrömten. Karl V erſchien und flößte durch ſein ſtolzes und gnädiges Aeußere, durch hohen und milden Ernſt, durch überlegnen Verſtand und freundliche Herablaſſung eine allgemeine Ehrfurcht ein. Da die Spanier gegen die Herrſchaft des deutſchen Fremdlings ſchwürig waren, und ſein zurückgeſetzter Nebenbuhler Franz ſich feindlich rüſtete, war Karln alles daran gelegen, das Vertrauen der Deutſchen zu gewinnen, und im Reich Frieden und Einigkeit zu erhalten. Der neue Religionsſtreit kam daher ſehr ungelegen. Er glaubte die lutherſche Ketzerei leicht erſticken zu können, da er ſah, daß die Mächtigen des Reichs noch keinen Antheil daran genommen hatten, und er durfte zugleich hoffen, ſich durch Unterdrückung der Ketzerei den Papſt zu befreunden. Er war alſo entſchieden gegen Luther, und die Fürſten kannten Luthern und die Macht ſeiner Lehre noch zu wenig, um ſich ſeiner anzunehmen.

Luther wurde nach Worms berufen, wie Huß nach Conſtanz, um Rechenſchaft abzulegen. Er erhielt wie

Huß freies kaiserliches Geleit, doch zitterten seine Freun
um sein Leben. Luther aber zog getrost nach Worm
und rief beim Anblick dieser Stadt, als man ihn zum le
tenmal zurückzuhalten suchte: und wenn so viel Teuf
darin wären, als Ziegel auf den Dächern, so ginge i
doch hinein! Seine Reise und seine Ankunft in Worm
glich einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte da
Volk herbei und hörte seine Predigten. In Worms selb
erregte seine fromme und begeisterte Zuversicht eine le
hafte Bewunderung. Man sah ihn von Gefahren um
ringt, man dachte an Huß, und er gewann unvermerk
die Herzen. Besonders gefiel den Rittern sein tapfere
Muth, und selbst die Fürsten versagten ihm ihre Thei
nahme nicht, während sie im Begriff waren, ihn de
Politik zu opfern.

Luther mußte vor die glänzende Reichsversammlun
allein hineintreten und sich vertheidigen. Er that es mi
Bescheidenheit und Würde. Er wollte seinen Lehren ab
schwören, wenn man sie aus der heiligen Schrift wider
legen könnte; könne man dies aber nicht, so sei sein
Lehre auch die wahre christliche, die er ewig bekenne
werde. Die Versammlung ließ sich aber darauf nich
ein, sondern verlangte unbedingten Widerruf. Es la
ihr alles daran, die lästige Sache so schnell als möglic
abzuthun, und da Luther den Widerruf unerschrocke
verweigerte, so beschloß man, ihn sofort in Acht un
Bann zu thun. Dieses Verfahren erregte aber einig
Gährung, über Nacht fand man einen Zettel in de
Stadt angeschlagen, worin gedroht wurde, 400 Ritte
hätten geschworen, Luthern zu rächen. Dies trug dazu
bei, die Versammlung zu bewegen, daß sie Luthern noch
mals anhörte. Man drohte Luthern, man wollte ih
bestechen, man legte ihm ans Herz, wie viel sein Wider
ruf zum Frieden des Reichs beitragen würde, abe

Luther blieb standhaft. Seine letzten Worte in der Reichsversammlung lauteten: »es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, (denn ich glaube weder dem Concilium, noch dem Papst allein nicht, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widerlegt haben) und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich: ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!«

Zwar wurde nun Luther wirklich in Acht und Bann gethan, doch das kaiserliche Geleit wurde nicht gebrochen, und er konnte Worms frei verlassen. Der Eindruck aber, den sein Heldenmuth auf alle Gemüther gemacht, war mächtiger als Acht und Bann. Selbst viele Fürsten fühlten sich ergriffen, und dachten jetzt erst der neuen Lehre nach und wurden bald ihre eifrigsten Anhänger. Friedrich der Weise that aber das beste für Luther, indem er ihn unterwegs gefangen nahm und auf sein festes Schloß, die Wartburg, führen ließ, um ihn den Nachstellungen aller seiner Feinde zu entziehn.

Kapitel CCCLXXVI.

Die Schlacht bei Pavia.

Unterdeß empörten sich die Spanier. Karl eilte zu ihnen, und es gelang ihm, sie zu besänftigen, ja sich sogar bei ihnen beliebt zu machen, da er ihre Sprache redete, ihre Kleidung trug, und den spanischen Adel, so wie die spanischen Soldaten bei allen Gelegenheiten vorzog. Sodann rüstete sich Karl gegen Frankreich,

indem er den Beistand des Papstes und der Engländer erwarb. Nach Leo's Tode wurde Hadrian, Karls Lehrer, zum Papst gewählt, und der wankelmüthige, tirannische König von England, Heinrich VIII, ließ sich durch einen persönlichen Besuch Karls zum Kriege mit Frankreich bewegen. Die Franzosen in Italien wurden geschlagen, wobei ihr tapferster Feldherr, Bayard, fiel. Zugleich wurden sie im Norden von den Engländern angegriffen, und Franz mußte sogar den Abfall des ersten und tapfersten unter den Prinzen seines eignen Hauses erleben. Der Connetable von Bourbon, von Hofintriguen verfolgt, ging zu Karl über, wurde von diesem zum Feldherrn gemacht, und fiel nun feindlich in sein eignes Vaterland ein.

König Franz ermannte sich aber, und die Franzosen sammelten sich mit Begeisterung unter seine Fahnen. Mit einem frischen, stolzen Heere fiel er abermals in Italien ein, und große Vortheile kamen ihm zu Statten. Die Schweizer hielten zu ihm, und die Italiener blieben wenigstens neutral, um den Ausgang der Dinge abzuwarten. Dasselbe that der Papst Klemens VIII, der auf Adrian gefolgt war. Dem zahlreichen und muthigen Heer der Franzosen und Schweizer stand aber nur ein geschmolzenes und ermattetes Heer von Spaniern unter Pescara und von Deutschen unter Georg von Frundsberg gegenüber. Karl selbst war entfernt und auch Bourbon damals nach Deutschland gegangen. Dennoch griffen die Kaiserlichen muthig an. Bei Pavia kam es am 24. Februar 1525 zu einer großen Schlacht, worin die 15,000 deutschen Landsknechte den entscheidendsten Sieg erfochten. Sie schlugen zum erstenmal die Schweizer aus dem Felde, und als diese geflohen waren, wurde unter den Franzosen ein Blutbad angerichtet, das um so fürchterlicher war, als König Franz aus Ehrgeiz nicht fliehen

wollte. Er wurde daher zuletzt ſelbſt gefangen genommen.

Dieſer glänzende Sieg ſtürzte Karln aber nur in neue Gefahren. Alles fürchtete jetzt mehr als je ſeine Uebermacht, und arbeitete ihm entgegen. Heinrich VIII verließ ihn und verband ſich mit Frankreich; die Italiener, den Papſt an der Spitze, ja ſelbſt Franz Sforza, den Karl in Mailand hergeſtellt, alle handelten gegen Karl, und ſuchten ſogar den treuen Peſcara zum Abfall mit dem ganzen Heere zu verlocken. Karl hielt es unter dieſen Umſtänden für gerathen, ſich den Frieden durch eine Verſöhnung mit dem gefangenen Franz zu verſichern. Er ſchloß mit ihm den Frieden zu Mailand, 1526, worin Franz ſeinen Anſprüchen auf Italien entſagte, Ruhe gelobte, und dagegen die Freiheit erhielt. Da der Papſt aber noch fortfuhr, feindſelig zu handeln, ſo traf ihn eine ſchwere Rache. Das kaiſerliche Heer unter Bourbon und Freundsberg war gegen den Papſt erbittert, und es mangelte ihm an Sold. Darum zog es, ohne Karls ausdrücklichen Befehl abzuwarten, gegen Rom, um den Papſt zu züchtigen und gute Beute zu machen. Rom wurde mit Sturm genommen, wobei aber Bourbon erſchoſſen wurde. Die Soldaten plünderten die Stadt, und die Deutſchen, unter denen ſich viele Lutheraner befanden, übten noch beſonders ihre Rache an den katholiſchen Kirchen. Der Papſt floh in die Feſte Engelsburg, wo er eingeſchloſſen blieb, bis er ſich mit einer großen Geldſumme loskaufte, 1527.

Mittlerweile brach der König Franz ſein Wort, verband ſich mit England gegen Karl, und ſchickte ein neues Heer nach Oberitalien und eine Flotte unter dem mit ihm verbundenen Dogen der Republik Genua, Andreas Doria, gegen Neapel. Das durch Ausſchweifung und Seuchen geſchwächte kaiſerliche Heer unterlag,

plötzlich aber ging Doria zu Karl über, weil er es für Genua vortheilhafter achtete, mit dem mächtigen Kaiser, als mit Frankreich verbunden zu seyn. Dadurch wandte sich das Glück, die Franzosen wurden aus Italien vertrieben, und Franz sah sich abermals zu einem Frieden in Cambray gezwungen, 1529.

Kapitel CCCLXXVII.

Unruhen in Deutschland.

Während Karls Abwesenheit gerieth Deutschland in gewaltige Gährung. Das Edikt des Wormser Reichstags hatte die Reformation verdammt, und Luther war verschwunden. Doch war seine Parthei schon so zahlreich und mächtig, daß man sich sogar nicht scheute, in Worms selbst noch in des Kaisers Gegenwart Luthers verbotne Schriften zu drucken. Seine Freunde hielten ihn für verloren, doch nicht sein Werk, und setzten es eifrig fort. Da ihnen aber das Haupt fehlte, und die neue Lehre noch nicht genug ausgebildet war, und jeder sie nach seiner Fähigkeit und Meinung auslegte, alle insgesammt aber in Erwartung großer Dinge begeistert und erhitzt waren, so entstand ein allgemeines wildes Durcheinanderwogen und Rauschen in Deutschland, wie wenn der Sturm beginnt den Spiegel des Meeres zu brechen, und noch keine regelmäßige Strömung erfolgt.

Die Gelehrten suchten der neuen lutherschen Lehre Uebersicht und Klarheit zu geben, und die verworrenen Begriffe des Volks darüber aufzuklären. Melanchton verfaßte die Hauptartikel der christlichen Lehre, die sehr viel zum Einverständniß der Parthei beitrugen, und eine Grundlage ihres Systems bildeten. Luther selbst aber benutzte die Zeit, die er auf der Wartburg zubrachte, zur Uebersetzung der Bibel ins Deutsche, und dieses

herrliche Werk wurde recht eigentlich der Felsen, auf dem die neue reformirte Kirche sich erbaute. In der deutschen Bibel fand nun jeder Laie die ursprüngliche Quelle des Christenthums, aus der er die lautere Lehre schöpfen konnte.

Die Schwärmer und Halbgelehrten, die besonders unter den Bürgern Anhang fanden, theilten sich in zwei Partheien, die aber anfangs gemeinschaftlich handelten. Die einen gingen mehr auf Zernichtung des Katholicismus, die andern mehr auf die Begründung einer neuen Kirche aus. Beide übertrieben das Lutherthum. Die ersten waren Bilderstürmer, die nichts vom sinnlichen Gottesdienst beibehalten wollten, daher alle Bilder in den Kirchen zerstörten, und nur noch Predigten verlangten. Sie erhoben sich schon gegen Luther selbst und behaupteten, er habe noch viel zu viel Katholisches in seiner Lehre behalten. An ihrer Spitze trat Karlstadt auf, und zog mit bewaffneten Banden umher, die Götzenbilder zu zerstören. Die andern nannten sich Wiedertäufer, weil sie eine neue Taufe, eine Wiedergeburt oder Umwandlung des ganzen Menschen verlangten, und das Reich Gottes, ein neues Jerusalem, ohne Sünde, wie einst die Hussiten, einführen wollten. An ihre Spitze stellte sich Thomas Münzer.

Luther fürchtete, der Unfug dieser Menschen werde seine Lehre vergiften, die Vernünftigen von ihr abwenden, und ihren Gegnern Vorschub leisten. Er verließ also die Wartburg und trat unerwartet in Wittenberg auf, wo der Heerd der Unruhen war. Acht Tage lang hielt er donnernde Reden von der Kanzel, und stillte die Unruhen durch den Sieg seines Wortes, 1522. Dadurch gewann die gemäßigte Parthei wieder die Oberhand, Luther blieb am Ruder der Reformation und setzte sein Werk rüstig fort. Die Gewalt, die er über das

Volk ausübte, und seine Mäßigung befreundete ihm die Fürsten, und machte sie immer geneigter, an seiner Hand thätig in die Reformation einzugreifen.

Die Unruhen waren aber nur beschwichtigt, und brachen an einem andern Ort wieder aus. Eine so gewaltige Gährung der Gemüther konnte durch Worte nicht besänftigt werden, sie mußte in Thaten sich austoben, zumal da die Politik mit ins Spiel kam. Die Ritter strebten gegen die Fürstenmacht, und sahen in der Reformation ein Mittel, sich zu verstärken. In der allgemeinen Unruhe sammelten sich leicht die Unzufriednen unter die Fahne eines kühnen Ritters oder Priesters, und wer ein Partheigänger seyn wollte, fand überall Anhang, so Karlstadt und Thomas Münzer. Unter den Rittern aber war es vorzüglich Franz von Sickingen, der von glühendem Fürstenhaß beseelt, 12000 Krieger zusammenbrachte, und das Churfürstenthum Trier eroberte. Aber sein Handstreich war voreilig, und die verbündeten rheinischen Fürsten schlugen ihn, und schlossen ihn auf seiner festen Burg Landstuhl ein, wo er in der Vertheidigung umkam, 1523.

Weit wichtiger aber waren die Bewegungen der Bauern, die um diese Zeit begannen. Sie hörten von christlicher Freiheit sprechen, und im Gefühl ihres Elends und harten Druckes erhoben sie sich, theils um auf friedlichem Wege mit der Kirchenverbesserung auch eine Erleichterung ihres politischen Zustandes zu erlangen, theils um unter schwärmerischen Partheigängern mit gewaffneter Hand, gleich den Taboriten, ein neues Reich zu gründen.

Kapitel CCCLXXVIII.

Ausbruch des Bauernkriegs.

Die Bauern waren mehr als je gedrückt. War auch die Leibeigenschaft an den meisten Orten aufgehoben oder erleichtert, so mußten sie doch den Schein von Freiheit desto theurer bezahlen. Die Fürsten, Geistlichen und Edlen brauchten immer mehr Geld, weil die Könige kostbarer wurden, der Luxus zunahm, und der deutsche Handel in Verfall kam. Da mußte der Bauer allein arbeiten und zahlen. Was ihm an Steuern und Zinsen nicht ausgepreßt wurde, sog eine raubsüchtige Justiz an sich. Die Amtleute, Schreiber und Advokaten begannen als eine Landplage auf die Dörfer zu fallen und die Bauern durch einander zu hetzen, um ihnen in langwierigen Processen die Sporteln abzudringen. Sodann verheerten die Jagden und Fehden der Herren des Landmanns mühsamen Feldbau, und wenn Frieden war, wurde seine Hütte von den müßigen Söldnern und Landsknechten heimgesucht, gebrandschatzt und entehrt. Zu dem allen kam endlich noch die Verachtung, mit welcher man den Bauer gleich einem Hunde behandelte.

Es brachen daher schon vor dem Beginn der Reformation mehrere Bauernempörungen aus, in den Niederlanden, in Kempten, in Oesterreich, Ungarn. In der Gegend von Speier erhoben sich die Bauern, und trugen zum Abzeichen ihres Bundes einen Schuh auf einer Stange, daher sie sich zum Bundschuh nannten. Im Herzogthum Würtemberg entstund 1514 der Bund des armen Konrad (d. h. der Bauern, die keinen Rath mehr wissen). Der harte Druck Herzog Ulrichs veranlaßte sie dazu. Zu Beutelspach nahmen sie das neue Maaß und Gewicht, das der Herzog zu ihrem Schaden verringert, und trugen es ans Wasser, und ließen ein

Gottesurtheil entscheiden: Hat der Herzog Recht, so sollen die bleiernen Gewichte oben schwimmen, hat er Unrecht, so sollen sie untersinken. Darauf erhob sich ein blutiger Aufstand im ganzen Lande, der aber wie die frühern von der Herrenmacht mit jeder erdenklichen Grausamkeit und Härte unterdrückt wurde, worauf das Loos der Bauern sich nur noch verschlimmerte.

Als die Reformation ausbrach, kam ein neuer Geist über die Bauern. Luther selbst hatte neben dem religiösen den politischen Zustand Deutschlands nicht unberührt gelassen, von christlicher Freiheit, von der Ehre deutscher Nation gesprochen, und den rohen Mißbrauch der Herrengewalt getadelt, der Bauern als Christen und Nebenmenschen sich mit Wärme angenommen. Der weise Papst Hadrian, welcher der Reformation wohl wollte, aber nur zu kurze Zeit regierte, sah den Zusammenhang der Politik und Religion wohl ein, und that den ahnungsvollen Ausspruch: mit der geistlichen Obrigkeit werde man anfangen, und mit der weltlichen beschließen. Er sah im Sturz der Hierarchie den Sturz des Feudalismus vorher. Die große Masse der Bauern begann zu gähren, und in den Ländern, wo der Druck am ärgsten war, schlugen lichte Flammen auf. Schwärmerische Prediger zogen umher und lehrten von weltlicher Freiheit, um die Bauern für die religiöse zu gewinnen, und die Bauern zeigten sich hinwiederum der Reformation günstig, um zur weltlichen Freiheit zu gelangen. Zugleich bekamen sie die Bibel in die Hand, und lernten daraus, daß vor Gott die Menschen gleich seyen, und fühlten eine lebhafte Begierde, ein frommes und starkes Volk Gottes zu werden.

In Schwaben herrschte die heftigste Gährung. Hier hatten die Bauern das glückliche Beispiel der benachbarten Schweiz vor Augen, hier glühte noch der Haß der

erſten unterdrückten Empörung, hier waren ſie von Herzog Ulrich und nachher von der öſterreichiſchen Statthalterſchaft aufs grauſamſte mishandelt worden, hier wurden Luthers Lehren verdammt, und ihre Bekenner hingerichtet. Der erſte Aufſtand begann 1522 im Hegau, wo die Bauern einen goldnen Schuh in der Fahne führten, mit dem Wahlſpruch: wer frei will ſeyn, der folge dieſem Sonnenſchein! Sie wurden aber überwunden, und daſſelbe geſchah den Bauern, die 1524 gegen den Grafen von Lupfen und den Abt von Reichenau ſich empörten. Dies waren aber nur Vorſpiele, und das Glück wandte ſich bald.

Kapitel CCCLXXIX.

Der große Aufruhr in Oberdeutſchland.

Im Anfang des Jahres 1525 erhoben ſich die Bauern gegen den Abt von Kempten, und nahmen ihn gefangen. Dies Glück feuerte die Oberſchwaben im Hegau, Algau und am Bodenſee zum allgemeinen Aufſtand an, und es bildete ſich ein Haufe von 18000 Bauern unter Baldringer, der gegen Adel und Klöſter wüthete.

Herzog Ulrich von Würtemberg benutzte den günſtigen Zeitpunkt und kehrte aus ſeiner Verbannung zurück. Die Würtemberger waren auch den Oeſterreichern ſo gram, daß ſie den alten Herrſcher troz ſeiner frühern Tirannei lieber hatten. Ulrich war überdem für Luthers Lehre geſtimmt und machte Miene, ſich mit den Bauern zu verbinden. So fand er großen Anhang und kam bis nach Stuttgart. Da rüſtete der ſchwäbiſche Bund mit aller Macht, und Georg, Truchſeß von Waldburg, ein tapfrer wilder und bigotter Krieger, trieb den Herzog abermals aus dem Lande.

Darauf wandte ſich Georg gegen die Bauern und ſchlug den erſten Haufen derſelben bei Ulm. Als er aber bei Wurzach zwiſchen der Donau und Iller von überlegnen Schaaren der muthigen Oberländer eingeſchloſſen wurde, ſah er ſich gezwungen, mit den Bauern einen Vertrag zu ſchließen. Die Ruhe wurde hergeſtellt, das Vorgefallene als ungeſchehen betrachtet, und Hülfe verſprochen. Darauf gaben die Bauern eine Schrift heraus: »die zwölf Artikel der Bauerſchaft,« worin ſie folgendes verlangten: 1) die Bauern ſollen ſich ihre Pfarrer ſelbſt wählen, und dieſe ſollen das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen; 2) die Bauern ſollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben, und von deſſen Ueberſchuß das gemeine Weſen und die Armen verſorgt werden ſollen; 3) die Leibeigenſchaft ſoll als gottlos für immer abgeſchafft ſeyn; 4) Jagd, Vogel- und Fiſchfang ſoll frei ſeyn wie die Luft; 5) der Wald und das Holz ſoll dem Bauer ebenfalls frei ſtehn; 6) die Frohn- und Spandienſte ſollen ermäßigt werden; 7) der Bauer ſoll dem Herrn nur durch einen freien und feſten Vertrag und durch keine Willkühr verpflichtet ſeyn; 8) der Zins von den Lehngütern ſoll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag ſeiner Arbeit an den Herrn abgeben und umſonſt arbeiten müſſe; 9) das Recht ſoll nach einem feſten, alten Geſetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkühr gehandhabt werden; 10) wer mit Unrecht Gemeindgüter an ſich geriſſen, ſoll ſie dem gemeinen Weſen zurückſtellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen ſoll gänzlich aufgehoben ſeyn, damit Wittwen und Waiſen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) dieſe Artikel ſoll man annehmen, oder aus der Bibel widerlegen. — Sie ſandten die zwölf Artikel an Luther, und appellirten gleichſam an ihn, als an einen

Mittler zwiſchen Regenten und Völkern. Luther aber ſah es ungern, daß die Politik mit ſeiner Glaubensſache vermiſcht wurde; er fürchtete, die weltlichen Leidenſchaften würden die reine Lehre trüben und die Reformation entheiligen. Da indeß einmal die Politik ſich von der Reformation nicht mehr trennen ließ, ſo kam er in eine üble Stellung. Er predigte geiſtlichen Krieg und weltlichen Frieden, und beides ließ ſich nicht vereinigen. Er ſtemmte ſich vergeblich gegen den Strom politiſcher Kämpfe, der drohend hereinbrach, und als er endlich ſelbſt mit in denſelben gezogen wurde, ward ihm auch das Steuerruder der Reformation entriſſen.

Luthers beſchwichtigende, zu Ruhe vermahnende Antwort genügte den Bauern keineswegs. Sie faßten ein Mißtrauen gegen ihn, und glaubten, er hielte es mit ihren Unterdrückern. Mit leeren Hoffnungen wollten ſie ſich nicht täuſchen laſſen, und einigen Verwegnen gelang es leicht, die erhitzten Gemüther zu neuen Gewaltthaten zu reizen. Sie fühlten ihre Stärke, die Ueberlegenheit, die in großen empörten Volksmaſſen liegt, und wurden muthwillig. Zuerſt erhob im Odenwald der Schenkwirth Metzler ſeine Fahne, und ſammelte die Bauern in regelmäßigen Haufen, die er das chriſtlich-evangeliſche Heer nannte. Krieg gegen Adel und Prieſter war ſeine Loſung. Bei Heilbronn rottete ſich ein ähnliches Heer zuſammen und vereinigte ſich mit dem erſten. Sie zogen am Neckar hinauf, und plünderten Schlöſſer und Klöſter. In der Stadt Weinsberg nahmen ſie viele vom Adel gefangen, und um die Ritter, die ſich gegen den Bauer jede Grauſamkeit erlaubten, durch Repreſſalien abzuſchrecken, ſtachen ſie zu Weinsberg 70 ſchwäbiſche Grafen und Ritter mit Spießen todt. Dann wandten ſie ſich rückwärts und zogen an den Main. Churfürſt Wilhelm von Mainz, der ſeine Länder am Main nicht beſchützen konnte, war ſo

klug, ſich mit Herrn Metzler zu vertragen, und mit allen Unterthanen des großen Churfürſtenthums Mainz die zwölf Artikel zu beſchwören. Darauf zog Metzler nach Franken, wo ihm ein neues großes Bauernheer unter dem Ritter Geyer zulief. Ganz Franken bis über Baireuth hinaus empörte ſich, der Biſchof von Würzburg entfloh nach Heidelberg zum Churfürſten Ludwig von der Pfalz, bei dem ſich alle flüchtigen Fürſten und Herren verſammelten. Zu gleicher Zeit empörten ſich die Bauern im Elſaß und in Schwaben zu beiden Seiten des Rheins und am Neckar in einem allgemeinen Aufſtande. Im Würtembergiſchen allein erhoben ſich 25000 Bauern unter Feuerbacher, welcher den Landſtänden, als ſie Ruhe verlangten, und auf dem Landtage Hülfe verſprachen, ſpöttiſch antwortete: auf Landtagen landtage man nichts, als daß man Geld geben müſſe. Der Aufſtand hatte ſeine furchtbarſte Höhe erreicht, und drohte einen allgemeinen Umſturz der Dinge. Die Bauern waren einig und überall Sieger. Ihr Feldzeichen war ein weißes Kreuz, das ſie auf der Bruſt oder auf dem Hute trugen. Ihr Hauptheer ſtand bei Würzburg, und drohte dem ganzen Reiche Gefahr. Sogar eine Menge vom Adel hatten aus Ehrgeiz oder um ſich zu retten, mit den Bauern gemeine Sache gemacht. Bei dem Hauptheer befanden ſich zwei Grafen von Hohenlohe und andere aus den berühmteſten ſchwäbiſchen und fränkiſchen Geſchlechtern. Zum allgemeinen Feldherrn aber wählten die Bauern den Ritter Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, einen alten Feind der Fürſten, nächſt Franz von Sickingen, der wildeſte Haudegen ſeiner Zeit.

Kapitel CCCLXXX.

Niederlage der Oberdeutſchen Bauern.

Götz und das Hauptheer der Bauern verweilte zu lange bei der vergeblichen Belagerung der Bergfeſte Liebfrauenberg, in welcher der Würzburgiſche Adel ſich vertheidigte. Dadurch gewannen die Fürſten Zeit, ihre Streitkräfte zu ſammeln. Dies geſchah an drei Punkten; in Heidelberg rüſtete der Churfürſt Ludwig, an der Donau der Truchſeß von Waldburg, und jenſeits des Rheins Herzog Anton von Lothringen. Der letztere war eifrig katholiſch, ſtolz und grauſam, und beſchloß zur Ehre des alten Glaubens und der Obrigkeit die Ketzer und Empörer im Elſaß aufs ſtrengſte zu züchtigen. Er brachte ein zahlreiches Glaubensheer zuſammen, das aus wilden kriegsgeübten Banden, müßigen Söldnern aus den franzöſiſchen Kriegern beſtand. Ein Haufen von 30,000 Elſaſſer Bauern hatten den Biſchof von Straßburg aus ſeinem Schloß Zabern vertrieben, dahin richtete Anton ſeinen fanatiſchen Zug; 6000 Bauern, die ihm begegneten, wurden nach einem verzweifelten ungleichen Kampfe geſchlagen, die übrigen ſchloß Anton in Zabern ein. Unvermögend ſich hier zu halten, handelten die Bauern um freien Abzug. Sie erhielten ihn, und mußten dagegen ihre Waffen niederlegen. Als ſie aber aus den Thoren zogen, fielen die beutelüſtigen Söldner treulos über ſie her, unter dem Vorwand, Ketzern und Aufrührern dürfe man das Wort nicht halten. Da wurden 18,000 wehrloſe Bauern niedergeſtochen. Dieſe Schandthat empörte ſelbſt die übrigen Fürſten, und ſie weigerten ſich, mit Anton gemeine Sache zu machen. Der Herzog ging alſo in ſein Land zurück, aber 26,000 Bauern verrannten ihm bei Saarweiler den Paß, und

er mußte ſich mit großer Anſtrengung durch die erbitterten Landbewohner durchſchlagen.

Mittlerweile rückte der zornmüthige Truchſeß mit dem Aufgebot des ſchwäbiſchen Bundes von der Donau heran und ſchlug die Würtembergiſchen Bauern bei Böblingen. Dann nahm er ſchreckliche Rache an dem Mord der Edelleute in Weinsberg, ſteckte dieſe Stadt in Brand, und ließ die gefangenen Bauern unter grauſamen Qualen hinrichten. Von Heidelberg aber zog der mildere Churfürſt Ludwig von der Pfalz, der in ſeinem Lande durch Güte Ruhe erhalten hatte, mit einem ſtarken Aufgebot von Rittern und Reiſigen, und mit den geflüchteten Fürſten und Herren heran, und vereinigte ſich mit dem Truchſeß, um gegen Götzen zu ziehen. Bei Königshofen trafen ſie ein kleines Bauernheer, das ſich aber ſehr tapfer wehrte, wobei der Truchſeß ſelbſt verwundet wurde. Tauſend Bauern von Götzens Armee kamen dieſen zu ſpät zu Hülfe, verſchanzten ſich aber in einer alten Burg, und widerſtanden mit dem kühnſten Heldenmuth, bis ſie alle unter den Streichen des überlegnen Bundesheeres fielen. Dann zogen die Fürſten weiter gegen Würzburg, aber hier hatte die Nachricht von ſo vielen Niederlagen, der Zwiſt und die Unentſchloſſenheit der Anführer, und feige Flucht Götzens, der aus Scham oder Ueber[illegible] weil er die Bauern verachtete, bei Nacht davon ging, bereits allen Widerſtand vereitelt. Die Bauern zerſtreuten ſich wie eine Heerde ohne Hirten, und ließen ſich einzeln morden, wo man ſie antraf. Die Edelleute verließen ſie alle, bis auf den Ritter Geyer, der allein aushielt, und bei Würzburg auf dem Felde das Leben ließ. Die Fürſten zogen in Würzburg ein und unterwarfen ganz Franken. Ueberall traf die Bauern die grauſamſte Rache. Vor allen that ſich der Biſchof von Würzburg hervor, der in eigner Perſon,

von Scharfrichtern umgeben, durch sein Land zog, und die Empörer schaarenweise köpfen ließ.

Noch aber war nicht alles gethan. Die kräftigen Bergbewohner am Bodensee und im Bisthum Salzburg waren auch aufgestanden, und noch unbesiegt. Rasch wandte sich der Truchseß gegen das Oberland, aber bei Kempten umzingelten ihn die Bauern in einem Engpaß, und hätten ihn vielleicht vernichtet, wenn ihm nicht der kaiserliche Feldherr Freundsberg mit einem frischen Heere zu Hülfe gekommen wäre, und wenn die Bauern nicht Mangel an Waffen gelitten hätten. Sie unterwarfen sich daher gutwillig, und erhielten gute Bedingungen.

Im Salzburgischen gelang es den Bauern, unter der Anführung des tapfern Gaismaier, den Grafen von Dietrichsstein mit 5000 Oesterreichern in Schlamingen zu überrumpeln und niederzumachen, als aber die Herzoge von Baiern und Freundsberg gegen sie zogen, wurden sie endlich überwunden. Gaismaier entkam über die Alpen und wurde mit einer Schaar seiner Getreuen von den Venetianern aufgenommen, die übrigen aber litten das traurigste Schicksal. Der Erzbischof von Salzburg, wie denn die Geistlichen am grausamsten sich zeigten, ließ die Bauern theils hinrichten, theils mit unerschwinglichen Abgaben belasten, und um nur eins anzuführen, jedem, der nicht acht Gulden zahlen konnte, was für einen Bauer der damaligen Zeit viel war, das Haus über dem Kopfe anzünden.

Kapitel CCCLXXXI.

Thomas Münzer.

Zu gleicher Zeit, alles im Sommer 1525, war auch Thüringen in Aufruhr, doch hatte hier die Bauernempörung einen andern, mehr religiösen Charakter,

als im Oberlande. Thomas Münzer trat als Prophet auf, und behauptete, wie Moses mit Gott selbst Unterhaltungen zu haben. Er wollte das Volk Gottes herstellen und predigte vollkommne Gleichheit der Rechte und des Besitzes unter allen Menschen, weil alle Brüder seyen. Dies bewirkte, daß ihm viel armes Volk zulief, und es gelang ihm, sich zum Meister der Stadt Mühlhausen zu machen, von wo aus er seine Welteroberung beginnen wollte, als ihm, wie er vorgab, Gott befahl, ins Feld zu rücken. Ganz Thüringen und Hessen ließ sich von ihm bethören, die niederdeutschen Fürsten aber, und vor allen der tapfre Landgraf Philipp von Hessen rüsteten mit Macht, und boten bei Frankenhausen den Münzerischen eine Schlacht. Münzer versicherte die Bauern, ein Wunder werde geschehen, und Gott selbst den Feind verderben; darum standen die Bauern fest und wichen nicht, indem sie sich morden ließen, und immer noch auf das Wunder warteten. Als es aber nicht erschien, und sie ihren Propheten, der sich für unverletzlich ausgegeben, verwundet sahen, flohen sie davon, und gegen 5000 blieben auf dem Platz. Münzer selbst wurde gefangen und nebst den Haupträdelsführern hingerichtet, der ganze Aufruhr gedämpft.

So wurde der Umsturz des Bestehenden, der von den Bauern drohte, unerwartet schnell abgewendet, und die empörten Länder überall wieder beruhigt. Daß die Unternehmung der Bauern mißlang, hatte verschiedene Ursachen. Obwohl sie an Zahl den höhern Ständen so sehr überlegen waren, daß ihr Sieg unzweifelhaft schien, so waren sie doch zu sehr getheilt und unbeholfen, um sich der Minderzahl ihrer geschicktern Gegner zu erwehren. Obwohl in der Gesinnung einig, wußten sie doch ihre Massen und Kräfte nicht zu vereinigen. Der Ehrgeiz der Anführer, und die blinde unüberlegte Wuth,

mit der ſie ſich hier und dort ſammelten und zerſtreuten, endlich die Verſchiedenheit der Stämme, da die Bauern verſchiedner Gegenden einander nicht kannten und vertrauten, alles dies trennte ſie, und verhinderte das Zuſammenwirken ſo reicher Kräfte. Auch fehlten ihnen Waffen, beſonders Geſchüz, und wenn man die Bergbewohner ausnimmt, ſo waren die Bauern auch bei weitem nicht ſo kräftig und zum Kriege geſchickt, als die damals noch ſehr gewaltigen und kampfgeübten Ritter. Zehn Bauern galten nichts gegen einen einzigen Truchſeß oder Götz. Die Bauern waren verarmt, ausgehungert, und lebten kümmerlich von Brot und Gemüſen, und wie ſchon Juſtus Möſer bemerkt, von Rübenfreſſern kann man nicht ſo viel erwarten, als von Fleiſchfreſſern. Es waren die alten Germanen nicht mehr, ein armes, unterdrücktes Volk. Sodann fehlten ihnen gute Köpfe, geſchickte Führer. Die wenigen, welche ſie hatten, leiteten nicht das Ganze. Endlich war ihr Unternehmen zu neu und ungewiß, als daß ſie nicht heimlich hätten bange ſeyn ſollen. Ihre Ausſchweifungen machten ihnen ein böſes Gewiſſen, und ſie mißtrauten ſich ſelbſt, als ihre alten Freunde ſich von ihnen wandten, als von Verpeſteten. Luther ſelbſt ſchrieb, als er die Weinsberger Mordthaten erfuhr, eine donnernde Schrift gegen die Bauern, worin er unter andern in die unmenſchlichen Worte ausbrach: »die Obrigkeit ſolle dreinſchlagen, ſo lange ſie könne, und die Bauern heimlich und öffentlich wie tolle Hunde niederſtechen.«

Die Folgen des Bauernkriegs waren indeß für Deutſchland von keiner großen Wichtigkeit. Es waren zwar über 100,000 Bauern umgekommen, und dagegen über hundert Klöſter und Schlöſſer zerſtört worden, dieſer Schaden erſetzte ſich jedoch wieder, und im Allgemeinen blieb es mit dem Bauernſtande beim Alten. Anfangs

wurden sie zwar sehr strenge behandelt, im Verfolg der Reformation fanden die Fürsten aber ein Interesse darin, sich eng an ihre Unterthanen anzuschließen, wodurch das Loos derselben sehr gemildert wurde. Es standen nicht ferner die Bauern gegen die Herren, sondern beide vereint gegen die entgegengesetzte Reformationsparthei.

Auch auf die Städte hatte der Bauernkrieg eingewirkt. Da der Handel in Verfall kam, so sammelte sich viel armes Volk in den Städten, das keine Arbeit mehr fand, daher Unruhen anfing, und sich zum Theil mit den aufrührerischen Bauern verband. In vielen Städten wurden die Geschlechter oder die reichen Zunftherren verjagt, und Volksherrschaft eingeführt, doch nach der Beendigung des Bauernkriegs trat größtentheils der alte Zustand auch hier wieder ein.

Kapitel CCCLXXXII.

Die Augsburgische Confession.

Die Reformation machte während alles dessen große Fortschritte. Was die Bauern aus ihr gemacht haben würden, wenn sie gesiegt hätten, steht dahin, gewiß aber ist, daß die Art und Weise, wie Luther die Glaubenssache von der Bauernsache zu trennen wußte, die Fürsten gewann. Unter dem Schutze Friedrichs des Weisen setzte Luther sein Werk fort, und führte in ganz Sachsen die neue Lehre und einen ihr entsprechenden einfachern Gottesdienst ein, der noch jetzt seinen Namen trägt. Alle Klöster wurden aufgehoben, Luther selbst, ein ehemaliger Mönch, heirathete eine Nonne, und führte mit ihr eine christliche Priesterehe, wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Seinem Beispiel folgten die neuen evangelisch-lutherischen Prediger überall, und verbreiteten den neuen Gottesdienst im ganzen

Norden. Vorzüglich hingen ihm die Reichsstädte an, aber auch die Fürsten bekehrten sich jetzt zu ihm. Die Politik hatte einigen Antheil daran. Die Fürsten gewannen durch die Reformation die reichen Kirchengüter, und was noch mehr werth war, die unterwürfigste Anhänglichkeit des Volks, und dadurch die besten Mittel, sich mächtig und unabhängig zu machen. Doch bei den meisten Fürsten war es auch wirklich innige Ueberzeugung von der Wahrheit der Lutherischen Lehre, die jetzt in ihren Herzen Eingang gefunden hatte, und viele waren sogar bereit, sich für sie zu opfern.

Die deutschen Fürsten trennten sich in der Glaubensmeinung, und dies bereitete um so verwickeltere Händel vor, als selbst die Glieder eines Fürstenhauses, zwischen denen ihr gemeinsames Erbe getheilt war, sich entzweiten. Die wichtigsten Fürstenhäuser waren damals folgende: 1) das Haus Habsburg unter Karls Bruder Ferdinand, welches streng katholisch blieb; 2) das Haus Wittelsbach, getrennt in die ältere churpfälzische Linie, welche wieder in die Nebenlinien Simmern und Zweibrücken zerfiel, und in die jüngere herzoglich-bairische, welche nur bis 1545 getheilt blieb, und seitdem vereinigt wurde. Churfürst Friedrich von der Pfalz wurde reformirt, aber Herzog Wilhelm von Baiern blieb katholisch; 3) das sächsische Haus in zwei Linien, wovon die churfürstliche unter Friedrich dem Weisen die Reformation annahm, die herzogliche unter Georg sie entschieden zurückwies; 4) das Haus Hohenzollern, in zwei Linien, dem Churfürstenthum Brandenburg und der Markgrafschaft Culmbach und Anspach. Beide waren für Luther. Außerdem war ein Albrecht von Brandenburg Hochmeister des deutschen Ordens; dieser nahm die Reformation an, hob daher den altkatholischen Orden gänzlich auf, und ließ sich zum erblichen Herzog in Preu-

ßen ausrufen, 1525; 5) das alte welfische Haus, getheilt in die Linien Braunschweig und Wolfenbüttel; und mehrere Nebenlinien. Nur Herzog Heinrich von Wolfenbüttel war gegen Luther. Außerdem waren die meisten kleinen weltlichen Fürsten, der Landgraf Philipp von Hessen, der vertriebne Herzog Ulrich von Würtemberg, Pommern, Cleve, die Fürsten von Anhalt und zahlreiche Grafen und Herren für die Reformation, die geistlichen Fürsten aber dagegen. Ueberdieß drang aber die Reformation auch nach Dänemark, Schweden, Norwegen und England, wo sie von den Königen eingeführt wurde, welche dadurch vom Papst unabhängig wurden, die großen Kirchengüter als Beute an sich rissen, und ihre Unterthanen mit Liebe an sich ketteten, denn alle Nordländer waren entschieden für Luthers Lehre, die dem einfachen, nüchternen und prosaischen Sinn jener etwas trocknen Völker zusagte.

Die deutschen Fürsten konnten ungehindert die Reformation einführen, da der Kaiser immer mit Türken, Franzosen und Spaniern beschäftigt war, und es sogar gerne sah, daß die Fürsten sich entzweiten, damit er sie desto leichter beherrschen könne. Er gab sich nur Mühe, daß keine Parthei die Oberhand gewinnen sollte, denn wenn sie alle katholisch, oder alle lutherisch gewesen wären, so wären sie auch gegen ihn einig und stark gewesen, blieben sie aber getrennt, und rieben sich unter einander selbst auf, so konnte nur er gewinnen, wie Herzog Ulrich von Würtemberg beweis't, den die andern Fürsten vertrieben, und den er allein beerbt hatte. Anfangs waren die reformirten Fürsten noch furchtsam. Das ehrwürdige Alterthum und der riesenhafte Bau und Zusammenhang der alten Kirche und des ganzen alten Zustandes machte noch einen erhabnen Eindruck auf die Gemüther, und besonders fürchtete man sich vor dem

Kaiſer, deſſen Politik man nicht begriff. Die meiſten Fürſten alſo, die der Reformation zugethan waren, hielten doch noch vorſichtig zurück, und unter den mächtigern waren es nur der Churfürſt von Sachſen und Philipp von Heſſen, die entſchieden vortraten. Die katholiſchen Fürſten befürchteten indeß mit Recht, daß die Reformation im ſchnellen Steigen ſei, und ſuchten ihr einen Damm entgegen zu ſetzen. Sie verbanden ſich zu Leipzig, das Wormſer Edikt aufrecht zu erhalten, 1526. Die eifrigſten lutheriſchen Fürſten traten aber zu Torgau zuſammen und proteſtirten gegen das Wormſer Edikt, und von dieſer Zeit an erhielten die Lutheriſchen den Namen Proteſtanten.

Beide Partheien hielten ſich indeß die Waage, bis der Kaiſer ſelbſt wieder in Deutſchland erſchien, und einen großen allgemeinen Reichstag in Augsburg ausſchrieb, 1530. Hier erſchienen alle Fürſten in Perſon, an der Spitze der Proteſtanten Churfürſt Johann, der Bruder und Nachfolger Friedrichs, ein begeiſterter Anhänger Luthers. Karl zeigte ſich in ſeiner Kaiſerpracht, als Sieger von Pavia und als erſten Herrn der Chriſtenheit. Es war ihm daran gelegen, die Proteſtanten zu reizen, um ſie und die katholiſchen Fürſten an einander zu hetzen. Er befahl daher, das Edikt von Worms aufrecht zu erhalten, und überall wieder die alte Lehre einzuführen. Die Proteſtanten weigerten ſich aber ſtandhaft, und legten vor Kaiſer und Reich ihr von Melanchthon verfaßtes Glaubensbekenntniß ab, welches die Augsburgiſche Confeſſion genannt wird, und bis auf dieſen Tag die Richtſchnur der Proteſtanten iſt. Karl blieb indeß bei ſeinem Wort, und erließ einen Reichsabſchied, worin er die Reformation verdammte, und als Schirmherr der Chriſtenheit Gewalt zu brauchen drohte, wenn die Proteſtanten nicht alles auf den alten Fuß

herstellen würden. Zugleich belehnte er seinen Bruder Ferdinand förmlich mit Würtemberg, und verlangte, daß derselbe auch zum römischen König und Nachfolger im Reich ernannt würde. So furchtbar indeß die Miene des Kaisers war, so ließ er es doch bei der bloßen Drohung bewenden, da er merkte, daß die katholischen Fürsten, besonders der kluge Herzog Wilhelm von Baiern, anstatt sich von ihm gegen die Protestanten hetzen zu lassen, vielmehr ihn selbst gegen dieselben gebrauchen wollten. Man trennte sich unverrichteter Sache, die Protestanten nahmen den Reichsabschied nicht an, und jede Parthei überlegte, wie sie es am klügsten anzufangen hätte, um das Spiel zu gewinnen.

Kapitel CCCLXXXIII.

Franzosen- und Türkenkriege.

König Franz brannte vor Begierde, den erlittenen Schimpf zu rächen. Er verfehlte nicht, sich mit den Protestanten und Türken einzulassen, um sie gegen das Haus Habsburg zu hetzen, und wagte endlich selbst wieder, in Italien einzufallen, wodurch er den Frieden von Cambray brach. Karl behielt aber auch diesmal die Oberhand, und fiel in die Provence ein, 1536. Zwar hielt ihn die Belagerung von Marseille auf, und Krankheiten im Heere nöthigten ihn zurückzukehren, doch mußte Franz aufs neue Frieden machen, und sich wieder ruhig verhalten.

Gefährlicher wurden um diese Zeit die Türken. Unter ihrem heldenmüthigen Sultan Soliman strömten sie über Ungarn, und drohten selbst dem Reiche Gefahr. Der junge König von Ungarn und Böhmen, Ludwig, fiel in der blutigen Schlacht bei Mohacz, 1526. Zwar fiel nun Ungarn und Böhmen nach dem Erbvertrag an

das Haus Habsburg, und Ferdinand wurde zum König dieſer Länder beſtimmt, aber ein Ungar, Johann von Zapolia, machte ſich unter dem Schutz der Türken zum Gegenkönig, und der Sultan rückte 1529 ſogar in Oeſterreich ein und belagerte Wien, das indeß von den Bürgern und von den öſterreichiſchen Rittern tapfer vertheidigt wurde. Soliman zog wieder ab, blieb aber Meiſter in Ungarn, da das Reich keine Hülfe leiſtete. Ein öſterreichiſches Heer, das unter Katzianer 1537 in Ungarn kämpfte, wurde durch Ueberfall faſt gänzlich aufgerieben.

Zugleich machten ſich die Türken zur See furchtbar. Im Norden Afrika's bildeten ſie jene Raubſtaaten, unter dem Schutz des Sultans, die noch jetzt beſtehn, und die man Barbaresken nennt. Haraddin Barbaroſſa, ein Seeräuber, hatte ſich in Algier ein Reich gegründet, und war wegen ſeiner Tapferkeit von Soliman ſelbſt zum türkiſchen Großadmiral ernannt worden. Derſelbe eroberte Tunis, und vertrieb den König dieſes Staates. Mit ſeinem Neffen aber kam er an die Küſten Italiens und Spaniens und ängſtigte die Chriſten, oder nahm ihnen auf dem Meer ihre Handelsſchiffe. Dieſen Frevel zu rächen, entſchloß ſich Kaiſer Karl ſelbſt, mit ſeinem Admiral Doria nach Afrika überzuſchiffen. Er that dieſen abentheuerlichen Zug 1535, und eroberte Tunis, wo er den alten König wieder einſetzte. Doch hatte ſein Sieg nicht die erwarteten Folgen, denn Haraddin fuhr fort, die Chriſten auf dem ganzen Mittelmeer zu beunruhigen. Karl that daher ſpäter noch einen Zug nach Afrika und belagerte Algier ſelbſt, Haraddin ſchlug ihn aber, und ein Sturm zerſtreute ſeine Flotte, 1541.

Kapitel CCCLXXXIV.

Der Schmalkaldische Bund.

Gleich nach dem Augsburger Reichstage versammelten sich einige protestantische Fürsten zu Schmalkalden, und richteten ein Schutz- und Trutzbündniß unter einander auf, 1530. Nach und nach schlossen sich die übrigen und auch die Städte an. Die Häupter des Bundes waren Johann und Philipp; an die Stelle des erstern trat 1532 sein Sohn Johann Friedrich der Standhafte, ein innig treuer Anhänger Luthers, der aber nicht viel Verstand und viel phlegmatische Ruhe besaß. Philipp war desto heftiger, und so fand nicht immer die erforderliche Uebereinstimmung zwischen beiden Statt. Philipp drang darauf, die reformirten Schweizer in den Bund aufzunehmen, wodurch derselbe in Oberdeutschland festen Fuß gewonnen hätte, der Churfürst war aber zu sehr von Luthers Meinungen eingenommen, der Zwingli's Lehre, wegen unbedeutenden Abweichungen, mit unerbittlichem Haß verfolgte, ja sie gleich einem Papst verdammte. So blieben die Lutherschen und Zwinglischen auf eine sehr unchristliche, und eben so unpolitische Weise als friedliche Brüder von einander getrennt.

In der Schweiz kam es mittlerweile zu heftigem Kampf. Die Reformirten hatten ihren Hauptsitz in Zürich und Bern, und suchten sich gegen die Alpen auszubreiten, während die Hirtenvölker fest am alten Glauben hingen. Die Politik mischte sich auch hier in die Glaubenssache, und es kam schon 1531 zum offnen Kriege. Die Katholiken von Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug überfielen die Zürcher bei Kappel, wo Ulrich Zwingli selbst sein Leben ließ. Es wurde zwar Friede gemacht, aber die Erbitterung dauerte fort, und die Schweiz verlor die alte Einigkeit völlig. Die

reformirte Parthei breitete ſich indeß gegen Südweſten aus, und das ganze Waadland verließ den alten Glauben, und fiel vom Herzog von Savoyen ab zu der Stadt Bern, die es auch mit den Waffen behauptete, 1536. Zugleich wurde Genf reformirt und eine freie Stadt. Hier folgte Johannes Calvin dem Beiſpiel Luthers und Zwinglis, und wurde der Reformator der Franzoſen, denn von Genf aus verbreitete ſich die neue Lehre, obwohl anfangs nur heimlich, weit nach Frankreich hinein, und ihre Anhänger wurden Hugenotten genannt, d. h. Eidsgenoſſen, weil die Lehre aus der Schweiz kam.

Die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen verſäumten es nun, ſich mit den Schweizern in Verbindung zu ſetzen. Sie begingen noch mehr Fehler. Sie blieben ruhig und ließen die Gefahr anwachſen, da ſie durch einen kühnen Angriff ihr zuvorgekommen wären. Auch in den Ländern katholiſcher Fürſten gab es viele Anhänger Luthers, die ſich ſogleich an die Proteſtanten angeſchloſſen haben würden, jetzt aber aus Furcht zurückhielten. Das gemeine Volk wäre durch kühne Schritte gewonnen worden, aber da die Fürſten unthätig blieben, ſo verlor es das Vertrauen. Die Fürſten gingen ſogar ſo weit, ſich in einem Religionsfrieden zu Nürnberg mit dem Kaiſer wieder zu verſöhnen, und ihm zum Nachtheil der Reformation manches nachzugeben. Der Kaiſer gab zwar auch nach, weil er ſah, daß die katholiſchen Fürſten nichts für ihn thun wollten, und er ſelbſt noch nicht genug gerüſtet war. Er ſuchte daher Aufſchub, und bewilligte den Proteſtanten, daß einſtweilen alles ſo bleiben ſollte, wie es wäre; doch gaben die Proteſtanten ihrerſeits auch zu, daß künftige Bekenner des Lutherthums von dieſem Frieden ausgeſchloſſen ſeyn, daß alſo die Reformation keine weitern Fortſchritte machen ſollte. Nur Philipp von Heſſen war mit allen dieſen halben, feigen und unſichern

Maßregeln höchst unzufrieden, und fing auf seine eigne Faust Krieg an. Plötzlich zog er mit einem Heer über Würtemberg, schlug die Kaiserlichen bei Laufen aufs Haupt, und setzte Herzog Ulrich wieder in sein Land ein, 1534. Ulrich wurde mit Freuden aufgenommen, da er sogleich die Reformation einführte. Doch blieb dieses kühne Unternehmen ohne große Folgen. Obgleich Würtemberg jetzt eine natürliche Verbindung zwischen den Protestanten und Schweizern bildete, so blieben die letztern doch von jenen getrennt; und obgleich die Katholiken, und besonders das Haus Oesterreich einen empfindlichen Verlust an Würtemberg erlitten hatten, so nahmen sie doch keine Rache, sondern versöhnten sich abermals mit den Protestanten im Vertrag zu Kadan. Würtemberg blieb seinem Herzoge, jedoch als Oesterreichisches Lehn; die Protestanten dagegen erkannten jetzt Ferdinand als römischen König an.

Kapitel CCCLXXXV.

Die Wiedertäufer.

Die Reformation war von der Politik ergriffen, und das Volk von den Fürsten in den Hintergrund geschoben. Das Volk mußte ruhig warten, wie die Politik sich entwickeln würde. Dies war aber vielen aufgeregten Gemüthern ungelegen und unnatürlich. Eine Wiedergeburt der Zeit, ein neues Leben war durch die neue Lehre verheißen, aber nach der Meinung der Ungeduldigen noch lange nicht erfüllt worden. Der Geist Thomas Münzers lebte noch im Volk fort, und überall waren noch Wiedertäufer zerstreut, welche die Lehre, daß jeder Mensch mit sich selbst eine Heiligung oder geistige Wiedergeburt vornehmen sollte, auch auf den gesammten

Zustand der Nation anzuwenden, und einen reinen Gottesstaat herzustellen Lust hatten. Zwei solche Wiedertäufer aus den Niederlanden, Johann Bockhold, ein Schneider von Leyden, und Johann Mathias, ein Becker von Harlem, kamen nach Münster in Westphalen, wo sie als Propheten auftraten, das Volk bekehrten, erst den Bischof, dann den Magistrat vertrieben, und eine wunderbare Volksherrschaft einführten, die aber damit endete, daß Johann von beiden sich zum König des Volkes Gottes ausrufen ließ. Aller Unterschied des Vermögens ward aufgehoben, und alles Geld in einen öffentlichen Schatz zusammentragen. Zugleich führte man Gemeinschaft der Weiber ein, und der neue König selbst nahm vierzehn Weiber. Ein völliger Wahnwitz bemächtigte sich des bethörten Volkes, das von allen Seiten herbeiströmte. Die benachbarten Fürsten rüsteten aber unterdeß eine ansehnliche Macht, den tapfern Philipp von Hessen an der Spitze. Dieser schloß die Wiedertäufer in Münster ein, und belagerte die Stadt; doch lange vergebens, denn König Johann leistete den kühnsten und besonnensten Widerstand, und enthauptete die schönste seiner Frauen, weil sie ein Wort von Uebergabe fallen ließ. Dennoch fiel die Stadt endlich durch Hungersnoth und Verrath, und Johann wurde nebst vielen andern hingerichtet, und sein Leichnam in einem Käfig an den höchsten Thurm von Münster aufgehängt, 1535.

Seitdem hörten die Volksbewegungen auf, und die Reformation wurde nur noch von den Fürsten und deren Politik geleitet. Man hielt häufige Versammlungen und Reichstage, aber es blieb beim Alten. Man wollte Krieg, aber man war um den Ausgang besorgt, und jeder Einzelne hätte gern gesehen, daß die andern sich für ihn geschlagen hätten. Der Papst machte bekannt, er wolle endlich ein Concilium halten; er that es, um die Katho-

liken zu vereinigen und die Protestanten zu reizen, weil er wohl voraus sah, daß sich diese dem Concilium nicht unterwerfen würden, dann aber als Rebellen verfolgt werden könnten. Der Kaiser suchte mit Frankreich sich zu versöhnen, und stiftete ein Freundschaftsbündniß mit Heinrich VIII von England, wodurch er den Protestanten zwei mächtige Stützen entzog. Die katholischen Fürsten traten 1538 zu Nürnberg in einen heiligen Bund zusammen, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn. Die Protestanten verstärkten sich zwar durch den Beitritt des Königs von Dänemark, sie waren aber uneinig und unentschlossen. Johann Friedrich legte demüthig alles in die Hand Gottes, und hoffte, der werde alles zum Besten lenken, wenn nur die reine Lehre bewahrt würde. Darunter verstand er aber das reine Lutherthum und war deshalb den Schweizern aufs bitterste gram. Außerdem war er so einfältig zu glauben, daß der Kaiser im Grunde der Reformation wohl wolle, weil er nicht gleich mit Feuer und Schwert dagegen wüthete, daher gab er sich Mühe, mit Karln immer auf einen guten Fuß zu bleiben, und Karl benutzte dies, und zog ihn den andern Protestanten vor, um ihre Zwietracht zu befördern. Auch schien es dem Churfürsten ein Greuel, seinen Kaiser mit Krieg zu überziehn, und er vergaß nie die schuldige Ehrfurcht gegen ihn als Unterthan. Dadurch wurden aber alle Unternehmungen der Protestanten gelähmt, und ihre Feinde gewannen Zeit, sich zu rüsten. Das zweite Haupt der Protestanten, der rüstige Philipp, verlor seinen Einfluß beinahe ganz, als er mit einem Fräulein in unerlaubtem Umgang lebte, welches den echten Lutheranern der ärgste Anstoß war. Er selbst grämte sich darüber und verlor seine alte Munterkeit. Nur einen entscheidenden Streich that er noch, indem er mit seinen Bundesgenossen den katholischen Herzog

Heinrich von Braunschweig, ihren gefährlichen und erbitterten Nachbar vertrieb, und das Land reformirte, 1542.

Kapitel CCCLXXXVI.

Das Concilium zu Trient.

So standen die Sachen, als der eifersüchtige König Franz zum viertenmal gegen Karln die Waffen erhob. Der Kaiser benutzte mit schlauer Ueberlegenheit die Einfalt seiner Gegner, um, seinem alten System getreu, einen durch den andern zu schlagen. Es fiel ihm nicht schwer, den Churfürsten von Sachsen ganz für sich zu gewinnen, indem er sich der Reformation geneigter als je bezeigte, und auf dem Reichstage zu Speier 1543 im Kreise der deutschen Fürsten eine Art Familienscene spielte, sie gegen den Erbfeind anreizte, und dem Churfürsten selbst den Oberbefehl im französischen Kriege übertrug. Die Protestanten ließen sich täuschen, und halfen dem Kaiser nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen den Herzog von Cleve, der sich mit Franz verbunden hatte, und der den Protestanten selbst die besten Dienste hätte leisten können. Das deutsche Heer rückte bis in die Nähe von Paris. Da schloß der Kaiser plötzlich mit Franz den Frieden von Crespy ab, weil sein Zweck, Frankreich zu schrecken, erreicht war, und er jetzt eben so schnell und geschickt die Protestanten selbst demüthigen wollte. Er trat jetzt wieder auf die Seite des Papstes und der katholischen Fürsten, und betrieb zugleich das Concil und ernsthafte Maßregeln gegen die wachsende Macht des schmalkaldischen Bundes.

Dieser Bund benutzte jedoch weder seine vortheilhafte Stellung und Rüstung, noch sah er die List des Kaisers ein. Er unterhielt vielmehr das gute Vernehmen mit

Karl, und blieb unthätig, auch wo es ihm den größten Nachtheil brachte. Das einzige, was er that, war, daß er den Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher einen Versuch machte, sein Land wieder zu erobern, bei Nordheim schlug und gefangen nahm, 1545. Auch wurde der Churfürst von der Pfalz in den Bund aufgenommen. Dagegen versäumten die Protestanten die günstige Gelegenheit, die sich ihnen darbot, die ganzen Rheinlande für sich zu gewinnen. Churfürst Albrecht von Mainz war der Reformation geneigt, und Churfürst Hermann von Cölln erklärte sich öffentlich für sie, ward aber, da ihn die Protestanten nicht unterstützten, in den Bann gethan und abgesetzt. Auch die oberschwäbischen Ritter wollten in den Bund treten, aber die Fürsten wiesen sie aus Eifersucht und Hochmuth ab, weil sie sich mit bloßen Rittern nicht gemein machen wollten. Aus demselben Grund bestand auch kein festes Band zwischen den Fürsten und den Städten.

Alle diese Mißgriffe der Protestanten waren dem Papst und dem Kaiser sehr willkommen. Beide arbeiteten nun um so sichrer darauf hin, sie vollends zu umstricken und zu verderben. Der Papst Paul III rief endlich 1545 das lange versprochne Concilium in Trient zusammen, das aber von den Protestanten nicht anerkannt wurde, weil sie ein unabhängiges Concil verlangt hatten, auf welchem der Papst nicht den Vorsitz führen dürfe. Dem Papst war aber gerade diese Weigerung gelegen, denn er wollte keine Versöhnung mit den Protestanten, sondern ihr Verderben. Er wollte nicht mit ihnen unterhandeln und durch billige Nachgiebigkeit der Kirche Frieden und einen verbesserten Zustand geben, sondern nur die Ketzer vertilgen und alles auf den alten Fuß herstellen. Sobald er es nun dahin brachte, daß die Protestanten nicht nur den Papst, sondern auch das

des Olymp ſämmtlich lächerlich machte. Folengo († 1544) erfand die ſog. macaroniſche Poeſie, indem er, um die komiſche Wirkung zu erhöhen, lateiniſche Phraſen in die italieniſche Volksſprache einmiſchte. Cardinal Berni († 1530) erfand den ſog. berneſken Styl, der alles ſpaßhaft auffaßt; Grazzini übertraf ihn noch darin, Mauro aber wandte ihn auf die ſchmutzigſte Weiſe an. Folengo dichtete einen Ameiſen- und Mückenkrieg, der ſolchen Beifall fand, daß andre ihm einen Rieſen-, einen Zwergen-, einen Ungeheuerkrieg nachfolgen ließen.

Auch Deutſchland blieb nicht ganz frei von dieſen italieniſch-franzöſiſchen Manieren. An Grobheit hatten ſeine kirchlichen Partei- und Schmähſchriften während der Reformation alles übertroffen, was je in dieſer Gattung exiſtirte. Der grobe Ton dehnte ſich auch auf die allgemeine Satire aus und Dedekind († 1598) ſchrieb ein eigenes Gedicht von der (deutſchen) Grobheit, lateiniſch unter dem Titel Grobianus. Dieſelbe Grobheit kehrt wieder in den ſatiriſchen Schriften des Fiſchart, des Spangenberg ꝛc. Zu den beſſern Werken der Zeit gehörte Rollenhagens Froſchmeuſeler, eine freie Bearbeitung des bekannten homeriſchen Gedichts vom Kriege der Fröſche und Mäuſe. Uebrigens muß den Deutſchen zur Ehre nachgerühmt werden, daß ihre Dichter in deutſcher Sprache in den Sumpf der Unzucht hineinzutappen vermieden, in den ſo viel Italiener und Franzoſen verſunken waren. Außer dem Rollwagen des Wikram, dem Nachtbüchlein des Schumann und einigen ganz wenigen andern Schwankbüchern, die nicht einmal weit verbreitet waren und faſt ganz verſchollen ſind, wurde nichts der Art in deutſcher Sprache für das Volk gedruckt, wohl aber viel in lateiniſcher für die Gelehrten.

6.

Das Streben nach Natürlichkeit.

In den meiſt ſehr frivolen italieniſchen Novellen zeigte ſich doch ſchon ſeit Boccaccio ein Streben nach Natürlichkeit, nach einfacher und treuer Auffaſſung der Menſchen, wie ſie ſind. Davon wich die

Schäferpoeſie wieder ab, welche eine unſchuldsvolle Natürlichkeit nur affectirte, dahinter aber gerade ein verſchmitztes Raffinement verbarg. Den Novellen kam auch zu Gute, daß ſie in Proſa geſchrieben wurden, was den Ausdruck der Natürlichkeit und ſchlichten Anmuth erleichterte. Da ſie nun ihre Stoffe auch wirklich am häufigſten dem gemeinen Leben entnahmen oder intereſſante Fälle, die ſich in der Volksſage oder in alten Chroniken erhalten hatten, zu einer rührenden Erzählung verarbeiteten, ſo waren ſie oft auch an wahrer Poeſie reicher als die großen epiſchen Dichtungen mit ihren Affectationen.

Unter der großen Menge der damaligen Novelliſten ragte der Biſchof Bandello († 1560) hervor, deſſen Erzählungen freilich durch ihre Frivolität großen Anſtoß gaben, aber viele reizende Stoffe enthielten, z. B. den, welchen Shakeſpeare in „Maaß für Maaß“ auf die Bühne brachte. Ferner Cinthio († 1573), ein Edelmann aus Ferrara, dem Shakeſpeare ſeinen berühmten Othello entlehnte, Firenzuola, Brevio, Parabosco, Grozzini, Granucci ꝛc. Von allen dieſen unterſchied ſich wieder Straparola († 1554) durch die zahlreichen Märchenſtoffe, die er der Kinderſtube entlehnte und artig verarbeitete. Im Allgemeinen reagirten in der italieniſchen Novelliſtik die realiſtiſch derbe, dem Volke angeborene Natürlichkeit und die alte Romantik beide vereint gegen die claſſiſche Affectation.

In Spanien zeigte ſich eine noch merkwürdigere Reaction. Weil nämlich hier die kirchliche, ritterliche und monarchiſche Begeiſterung ſich etwas überſtürzt und hochgeſchraubte und krampfhaft geſpannte Karikaturen hervorgerufen hatte, ſetzte ihr der geſunde Volksſinn das andere Extrem entgegen, Karikaturen der gemeinſten Wirklichkeit. Der nämliche Umſchlag eines Extrems ins andere charakteriſirt ſich im folgenden Jahrhundert durch den auffallenden Gegenſatz der italieniſchen und der holländiſchen Malerſchule, indem jene ſich in conventionelle Vornehmigkeit verſtieg, dieſe abſichtlich ins Pöbelhafte hinunterſtieg. Auch ſchon bei Rabelais hatte die Luſt zu karikiren, keinen andern Urſprung und in noch viel früheren Zeiten entſtand bei Ariſtophanes die gleiche Wirkung aus der gleichen Urſache. Im 16. Jahrhundert hatte ſich beſonders in Spanien alles unnatürlich ver-

schroben. Eine gewisse Innervation hatte die herrschenden Classen über das gewöhnliche Maaß exaltirt. Philipp II., Alba, Torquemada waren Ultras des Königthums, des Ritterthums und der Kirchlichkeit geworden und der Schrecken, der sie umgab, schloß etwas karikaturartig Lächerliches nicht aus. Man kann die Porträts der Großen aus jener Zeit nicht betrachten, ohne in ihren hochgewölbten Brauen, in ihren Spitzbärten und steifen Halskragen etwas Ueberspanntes und Fratzenhaftes wahrzunehmen, was unwillkürlich das Gefühl zurückstößt, weil es eiskalter Egoismus, unbarmherzige Herrschsucht und Menschenverachtung und dabei doch einen bornirten Geist verräth. Nimmt aber die Vornehmigkeit einen so häßlichen Charakter an, so flieht man sie und das beleidigte Auge sucht den niedrigsten Pöbel in seinen Lumpen, um darauf auszuruhen.

So erklären sich die merkwürdigen spanischen Schelmen- und Pöbelromane, die im 16. Jahrhundert aufkamen. Den Anfang machte Hurtado de Mendoza mit dem Roman Lazarillo de Tormes i. J. 1553. Der Held des Romans ist ein armer Schelm, der von Jugend auf hungert und bettelt, dann als Diener bei geistlichen und weltlichen Herrn sich herumplagt und endlich die Hauserin eines Priesters heirathet. Hier ist alles niedrig und gemein, aber gerade dadurch reizte der Dichter die Leser, denen alles Vornehme bereits langweilig oder unheimlich geworden war. Auf Mendoza folgte Aleman mit dem Roman Guzman de Alfarache (1599), dessen Held ein noch lüderlicherer Gesell ist und im gemeinen Leben die komischesten Abenteuer besteht. Nur widert es an, daß ihn der Dichter zum Dieb, zum Kuppler macht und ihn durchaus niederträchtig zeichnet. Diese Schilderungen aus der Wirklichkeit wurden aber dermaßen beliebt, daß noch viele Romane ähnlichen Schlages nachfolgten, der Gran Tacanno des Quevedo, der Marcos de Obregon (1618) ꝛc.

Diese rohe und grobe Reaction des natürlichen Gefühls gegen die fadeste Vornehmigkeit war schon lange rege, ehe Miguel de Cervantes Saavedra jenes Gefühl reinigte und verfeinerte und den Sinn für schöne Wahrheit und Natürlichkeit in die Poesie zurückführte. Dieser geistvolle Dichter, der sich unvergänglichen Ruhm

erworben hat, war ein armer ſpaniſcher Edelmann, der in der Seeſchlacht bei Lepanto verwundet wurde und ſeitdem einen ſteifen Arm behielt, nach der Schlacht auf dem Meere in die Gewalt der Barbaresken gerieth und fünf Jahre lang als Sklave in Algier zubrachte, dann von einem kleinen Amt in Sevilla lebte und erſt in ſeinen ſpäteren Jahren am Grafen von Lemos einen Gönner fand und durch denſelben nach Madrid gezogen wurde, wo er 1616 geſtorben iſt. Cervantes verſuchte ſich in verſchiedenen poetiſchen Gattungen. Er ſchrieb ein patriotiſches Schauſpiel Numantia im Renaiſſanceſtyl, zwei Schäferromane Finella und Galatea, Elegieen, Sonette und Romanzen und treffliche Novellen, die beſten, die vielleicht je geſchrieben worden ſind. Dieſelben enthalten rührende Liebesgeſchichten, worin Ehre und Liebe im ſchönen Wetteifer ringen, romantiſche Genrebilder der überraſchendſten Art, wie das noch jetzt überall bekannte und beliebte der Zigeunerin Preciosa, aber auch plebejiſche Genrebilder in dem Geſchmack der Schelmenromane, nur niemals gemein, niemals die delikaten Grenzen des ſittlichen Gefühls überſchreitend, in der Proſa aber unübertroffen einfach, klar und anmuthig.

Sein größtes und berühmteſtes Werk iſt der Roman Don Quixote. In dem Ritter dieſes Namens ſtellt der Dichter einen caſtilianiſchen Edelmann dar, in welchem die ganze alte Begeiſterung des Ritterthums fortlebt, der ſich deshalb tief in das Studium der alten Ritterromane verſenkt; als er aber ſelber als fahrender Ritter auf Abenteuer auszieht, um für die h. Religion gegen die Ungläubigen, für die Damen, für die Ehre, für das Recht, für die Unſchuld zu kämpfen, findet er die wirkliche Welt ganz anders, als er ſie aus den Ritterbüchern kennen gelernt hat, ſtößt überall an, macht ſich lächerlich und wird heimgeſchickt. Dennoch verläßt ihn ſein poetiſcher Glaube nie und er erniedrigt ſich niemals zur Anerkennung dieſer unpoetiſchen Wirklichkeit, in der er als Wahnſinniger Mitleid erregt. In dem ihn als Diener begleitenden Sancho Panſa iſt die ganze Gemeinheit dieſer reellen Welt gegenüber jener nobeln Illuſion perſonificirt. So liegt denn in dieſem komiſchen Roman zugleich ein tragiſches Moment. Das aber, was ihn vorzugsweiſe auszeichnet,

iſt das natürliche Gerechtigkeitsgefühl, das klare, vernünftige und ruhige Urtheil des Dichters, der im Wahn das Schöne und in der häßlichen Wirklichkeit auch wieder das Nothwendige nicht verkennt. Nur wer ſo das ganze weite Gebiet der Wirklichkeit und der Poeſie zugleich auffaßt, wird es richtig auffaſſen.

Die große Bedeutung des Cervantes lag darin, daß er dem natürlichen Gefühl zu ſeinem Rechte verhalf und demſelben eine Kritik vindicirte, die von allen Verirrungen der kirchlichen, politiſchen und nationalen Parteileidenſchaften ebenſo wie von allen Ueberſtürzungen und Unnatürlichkeiten der hyperromantiſchen und claſſiſchen Moden zum Natürlichen zurückführt. Dieſe wohlthätige Kritik iſt in den folgenden Jahrhunderten fort und fort geübt worden und ihr verdankt die europäiſche Welt die endliche Ueberwindung der ſchroffſten Einſeitigkeiten, des grauſamen Parteihaſſes, und das Aufkommen billiger und humaner Anſichten von Welt und Menſchen. Und zwar iſt dieſe Humanität des Cervantes himmelweit verſchieden von der Neutralität des Erasmus, denn Cervantes ging von einer offenbaren Liebe zu den Menſchen und von der Achtung des Edeln im Menſchen aus, Erasmus aber nur von hoffärtiger und kalter Verachtung des ganzen Geſchlechts.

7.

Shakeſpeare.

Das Schauſpiel nahm im 16. Jahrhundert immer mehr überhand, ja erlebte eine vorher nie gekannte Blüthe, weil nicht nur die kirchlichen Schauſpiele fortdauerten und von beiden Confeſſionen wetteifernd in die Schulen eingeführt wurden, ſondern auch die Höfe zu ihrer Unterhaltung der Schauſpiele immer mehr bedurften und endlich auch die Volksbühne in den großen Städten immer beliebter und immer mehr vervollkommnet wurde.

Die geiſtlichen Schauſpiele behielten zum Theil noch den

romantiſchen Styl der alten Myſterien bei, zum Theil nahmen ſie ſchon claſſiſche Formen an und wurden auch lateiniſch geſchrieben, ſowohl in den proteſtantiſchen als in den Jeſuiten-Schulen. Man bemerkt darin wenig Poeſie. Erſt im 17. Jahrhundert erreichte das geiſtliche Drama ſeine poetiſche Höhe in Spanien. Auffallend erſcheint die Neigung zum Grauſamen in den geiſtlichen Schauſpielen, wie in den Kirchenbildern der Zeit im Geſchmack des Spagnoletto, z. B. die oft wiederholten bethlehemitiſchen Kindermorde. Sogar die Sittenrohheit drängte ſich in das geiſtliche Schauſpiel ein. In einem lat. Schauſpiel vom Untergang Sodoms in Gent vom J. 1615 werden alle dort begangenen Greuel in eckelhafter Naturwahrheit erzählt.

Die Hoftheater huldigten alle dem claſſiſchen Style. Die Dichter ahmten im Schauſpiel den Sophokles oder wenigſtens den Seneca und im Luſtſpiel den Terenz und Plautus nach. Die Gegenſtände wurden vorzugsweiſe aus der alten Mythologie und Geſchichte gewählt und der Hauptzweck war, die Sinne der Fürſten durch den Anblick verführeriſcher Scenen im Geſchmack des Ovid zu reizen oder ihnen damit zu ſchmeicheln, daß ihnen ihre eigenen angeblichen Tugenden im Spiegel antiker Berühmtheiten gezeigt wurden. Die Dichter machten aus den Fürſten abwechſelnd einen Cäſar, Auguſtus, Titus oder einen in ſeinem Olymp, wie der Sultan in ſeinem Harem ſchaltenden Jupiter. Muſik und Tanz mußten den Reiz der Scenen, wie ſie Venus und Adonis, Diana und Aktäon, Luna und Endymion, Ariadne, Andromeda ꝛc. darboten, noch erhöhen. Oper und Ballet wurden den Höfen bald unentbehrlich. Vergleicht man die Titel aller in Italien, Frankreich, Spanien, Deutſchland und England an den Hoftheatern aufgeführten Tragödien, Comödien, Singſpiele und Ballette, ſo erhält man ein vollſtändiges Verzeichniß aller antiken Mythen, hauptſächlich derer, die von den Liebſchaften der Götter und Heroen handeln, und man glaubt, die ganze alte Götterwelt, wie ſie ſchon theatraliſch auf den antiken Vaſen dargeſtellt war, ſey ins Leben zurückgekehrt.

Auf der Volksbühne blieb der geſunde Humor der romani-

schen und germanischen Völker immer noch Meister und ließ sich durch die Renaissance nicht unterdrücken, machte vielmehr Eroberungen ins Gebiet der Renaissance hinein, wie früher in das der geistlichen Schauspiele. Die komische Figur nämlich, der einer gesunden, etwas derben Volksphilosophie gemäß reflectirende Narr bildete sich immer feiner aus und wurde nicht nur in die geistlichen Schauspiele wenigstens als Nebenfigur zur Erheiterung und Abwechslung von der allzutiefen tragischen Rührung, sondern auch in die Intermezzos der Hoftheater eingeführt. In Italien war es der schon früher genannte Arlechino mit seinem komischen Gefolge, der auch in Spanien und Frankreich nachgeahmt wurde. In Deutschland und England oder bei den rein germanischen Stämmen nahm er einen minder feinen Charakter an, denn der deutsche Hanswurst ist ein grober und unflätiger Gesell und der englische Clown noch boshaft dazu. Alle aber sind ursprünglich Vertreter des Volks und seiner unmaßgeblichen Meinung, rohe Bauernbursche, gefräßig (Hans mit der Wurst), aber voll Mutterwitz. Sie kamen erst in der Zeit der Renaissance recht in die Blüthe, weil ihre derbe Naturwüchsigkeit durch die fremden Moden und Manieren herausgefordert wurde. In ihnen protestirte der eingeborne Narr gegen die fremden und gelehrten Narren. Mit dem Narren nun, mit dem guten alten Humor der Fastnachtsspiele und mit dem Rest der noch nicht aufgegebenen alten Romantik wehrte sich das Volkstheater gegen das geistliche Schauspiel und gegen das Hoftheater und war keineswegs arm an interessanten Hervorbringungen. Sowohl die englische als die deutsche Volksbühne retteten eine Menge altromantischer Stoffe.

Unter den deutschen Dichtern glänzte am Ende des 16. Jahrhunderts Jakob Ayrer, Notar in Nürnberg, als Verfasser von vielen Trauer- und Lustspielen, die in der groben Knittelversmanier des Hans Sachs doch schon reicher ausgeführt waren, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der besonders viele und manche gute Possen mit dem plattdeutsch sprechenden Narren schrieb.

Die classischen Stücke gefielen in England nicht. Ihre steife und affectirte Gravität paßte nicht zum englischen Volkshumor. Die

matten Tragödien von Daniel und Branton wurden bald vergessen. Erst Lyly brachte in das classische Drama eine neue Würze, ja einen gewissen unabsichtlichen Humor durch die Geziertheit seiner Rede, die am Hofe der gekrönten alten Jungfer Elisabeth schnell Mode wurde, weil sie ganz zu deren Unnatur paßte. Er soll Italien besucht haben und übte auf den Styl seiner Zeit einen mächtigen Einfluß aus durch seine Prosawerke: „Euphues, die Anatomie des Witzes," das 1579 und „Euphues und sein England," welches im darauf folgenden Jahre erschien. Sein Styl hieß Euphuismus und wurde Mode am Hofe. Blount sagt darüber: Alle unsere Damen waren seine Schülerinnen, und die Schöne am Hofe, welche nicht euphuesisch parliren konnte, wurde über die Achsel angesehen. Dieser Euphuismus war ein pedantischer, unnatürlicher, affectirter Jargon, in dem der fortwährende Gebrauch von Metaphern, Spitzfindigkeiten, Künsteleien, falschem Witz, Allegorien und Wortspielen für Witz gelten sollte, so wie steifer Bombast für Sprache. Was nur an monströsen, überspannten Concepten ein starkes Gedächtniß und ein erhitztes Hirn ausbrüten konnten, boten Lyly und seine Nachahmer; vor allem kennzeichnet sie auch die Anwendung der Mythologie und einer gefabelten Naturgeschichte und Physiologie: sie erfinden entweder Geschöpfe oder Eigenschaften dieser, um daran gezwungene Gleichnisse oder Illustrationen anzuknüpfen.

Auf Lyly folgte Peele, primus verborum artifex, der es am besten verstand, der Königin zu schmeicheln durch die ungeheuerlichen Bouquets von Redeblumen, die er ihr unter die scharfsinnige Nase hielt. Das alles aber sagte dem Volke in England nicht zu, welches sich daher eine neue Gattung Schauspiele zurecht machte, welche Schrecken erregten oder zum Lachen reizten. Die Welt war damals voll Mord und Todtschlag. Es war die Zeit der Bartholomäusnacht, des gräßlichen Volkskriegs in den Niederlanden. Man hatte sich an Blut gewöhnt und so entstanden die Henkerdramen. Der erste große Meister in diesem Genre war Marlowe, der Vorgänger Shakespeares. Er schrieb einen Tamerlan, eine Bartholomäusnacht ꝛc., in denen das Blut stromweise vergossen wurde. Doch wußte er nicht bloß das die Sinne

Schreckende darzustellen. Er brachte auch die deutsche Faustsage auf die englische Bühne und erfaßte ihren tiefen Sinn richtiger als unsre späteren deutschen Classiker. Neben Marlowe schrieb für die englische Bühne Green, ein lüderlicher Gesell, der aber Volk und Leben trefflich kannte. Sie alle übten Einfluß auf Shakespeare.

William Shakespeare wurde am 23. April 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwick geboren, wo sein Vater ein Handschuhmacher, nachher Wollhändler und Metzger, endlich Bürgermeister war. Seine Mutter Maria Arden stammte von altem Adel ab. William heirathete schon im neunzehnten Jahr eine ältere Frau, die ihm drei Kinder gebar, ließ sie aber bald sitzen und ergab sich mit andern jungen Männern einem lockern Leben. Einmal wurde er als Wilddieb gestraft, mußte deshalb Stratford verlassen und kam so arm in London an, daß er vor dem Theater vornehmen Herren die Pferde hielt. Dann wurde er Souffleur und spielte endlich selber mit, aber nur in Nebenrollen. Als er aber zu dichten anfing, überstrahlte er alle, die je vor ihm für die Bühne geschrieben hatten. Man muß erstaunen, wie ein solcher Geist aus so erbärmlichen Lebensverhältnissen herausblühen konnte. Obgleich er sich nach dem Publikum richten mußte, obgleich man in seinen unsterblichen Werken noch viele Spuren von Lylys gezierter Modesprache, von Marlowes bluttriefenden Schreckensgestalten, von Greens gemeinen Gesellen findet, so wußte er doch sein Publikum auch für eine viel höhere Poesie zu gewinnen und machte sich so beliebt, daß er selbst die Direktion einer Bühne übernehmen konnte und vornehme Gönner fand. Dennoch blieb er dem Publikum zu hoch und als er bemerkte, daß der an Seelenadel weit unter ihm stehende Fletcher mit kleinen koketten Mitteln das Publikum immer mehr anlockte und ihn in der Gunst desselben überholte, machte er ihm aus freien Stücken Platz, verließ London und lebte noch einige Jahre auf seinem Landgut New Place, wo er 1616 an seinem Geburtstage gestorben ist.

Er schrieb eine bedeutende Anzahl Trauerspiele. Von einigen der frühesten, die noch in der blutigen Manier des Marlowe gefärbt sind, ist es zweifelhaft, ob sie auch nur zum Theil von ihm her-

rühren, denn oft verbanden ſich damals mehrere Theaterdichter zur raſchen Verfertigung eines Stückes. Die beglaubigten Trauerſpiele Shakeſpeares ſind dem Stoffe nach theils der altnordiſchen Sagenwelt, theils der engliſchen Geſchichte (namentlich dem Kriege der beiden Roſen) und dem claſſiſchen Alterthum (Cäſar, Antonius und Kleopatra ꝛc.), theils den ſchönſten italieniſchen Novellen (Romeo und Julie, der Kaufmann von Venedig, Othello ꝛc.) entlehnt. Als ihre größte Schönheit hat man darin von jeher die Naturwahrheit und den unendlichen Reichthum der Charaktere geprieſen und die Kenntniß des menſchlichen Herzens in allen ſeinen geheimnißvollen Tiefen. Sodann die lebendig fortſchreitende Handlung, die hinreißenden Effecte. Endlich die im Kraftausdruck wie in der ſüßeſten Zärtlichkeit immer gleich entzückende und durch und durch geiſtvolle Sprache. Mehr überſehen hat man, daß Shakeſpeare, obgleich er an der Schwelle der modernen Zeit ſteht, doch die ganze Frömmigkeit der altkatholiſchen Zeit und die ganze ſtrenge Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit des germaniſchen Nationalcharakters bewahrt hat. Niemals hat er das religiöſe und ſittliche Gefühl beleidigt, niemals ein vornehmes Laſter oder auch nur eine ehrwidrige Herzensſchwäche beſchönigt, wie das ſpäter die Hauptaufgabe der modernen Dichtkunſt wurde. Ueberall befindet man ſich bei Shakeſpeare auf dem feſten Boden der Kirche und der natürlichen Mannhaftigkeit, ritterlichen Ehrenhaftigkeit und guten Sitte. Seine Trauerſpiele zeigen überall nur, wie Sünde und Charakterſchwäche ſich ſchrecklich beſtrafen; indem er aber zurückgreift in die älteſte Vergangenheit der nordiſchen Völker, und hinwiederum vorgreift in die Ahnung der neueſten Zeit, beherrſcht ſein immenſer Geiſt gleichſam die ganze Weltgeſchichte und übt darin die poetiſche Gerechtigkeit, wie ein Geſandter Gottes. So ſehen wir in ſeinem Lear und Macbeth den längſt vergeſſenen Odinismus wiedererſtehen, der einſt Jahrhunderte hindurch den ganzen Norden Europas beſeelte. So ſehen wir in Hamlet die erbärmliche Charakterloſigkeit der ſpätern gebildeten Jahrhunderte vor dem Adlerauge des Dichters aufſteigen. Hamlet iſt ein Seitenſtück zu Fauſt. Beide ſtudiren in Wittenberg, beide be-

Concilium verwarfen, ſo konnte er ſie als völlig Abtrünnige verdammen. Dann war der Krieg entſchieden, und ein Kampf auf Leben und Tod war ihm lieber, als eine friedliche Entſcheidung des Conciliums, wodurch eine allgemeine Kirchenverbeſſerung und dadurch eine Schmälerung ſeiner alten Macht durchgeſetzt worden wäre. Nicht der Frieden der Kirche, ſondern die Macht des römiſchen Stuhls war das einzige Augenmerk des Papſtes, und er wollte mit Gewalt die Zeit in ihrem Fortſchritt hemmen, und die alten Mißbräuche in ihrem ganzen Umfang herſtellen. Um dies zu erreichen, war er ſchlau darauf bedacht, den Proteſtanten auch eine geiſtige Macht entgegenzuſtellen, die das Volk nach ſeinen Zwecken leiten ſollte. Verſtand und Begeiſterung waren die Hebel der Reformation geweſen, Verſchmitztheit und Fanatismus ſollten ihr das Gleichgewicht halten. Dieſe Waffen wurden einem neugeſtifteten Mönchsorden, den Jeſuiten anvertraut. Seit 1540 traten dieſe gleich den alten Aſſaſinen auf, eine Leibgarde des römiſchen Stuhls, und wirkten heimlich und öffentlich als Beichtväter, Rathgeber, Unterhändler bei den Fürſten und als Bußprediger, Propheten und Lehrer beim Volk mit allen Mitteln der Bosheit, der Heuchelei und des Aberglaubens den Einflüſſen der Reformation entgegen.

Der Kaiſer erklärte den Proteſtanten auf dem Reichstag zu Regensburg 1546, ſie ſollten das Concil anerkennen, oder er würde ſie als widerſpenſtige Reichsglieder betrachten. Er drohte, aber er verſicherte ſie zugleich, daß er ihre Religion nicht antaſten wolle; es ſei ihm nur darum zu thun, Frieden und Ordnung im Reich zu handhaben. Dies war ſehr ſchlau, denn er nährte dadurch das Vertrauen, als ſei er der Reformation günſtig. Kam es zum Kriege, ſo konnten ihn die Proteſtanten nicht als Religionskrieg, ſondern nur als einen

zeichnen den neuen Geiſt der Zeit, der mit der Reformation begann. Wie aber Fauſt die frevelnde Keckheit dieſes dem Böſen verfallenen Geiſtes auffaßt, ſo ſtellt der Dichter in Hamlet die Entnervung dar, die in Folge der neuen Studien und des Gebildetſeynwollens nothwendig eintreten mußte.

Wie Shakeſpeare in ſeinen Trauerſpielen gleichſam alle Kräfte der Männerwelt, die je in die Weltgeſchichte eingegriffen haben, concentrirt, ſo in ſeinen Luſtſpielen allen Liebreiz der Frauenwelt und alle ewig junge Luſt des Lebens. Geiſtvoll zieht er die zarte Elfenwelt der Volksſage herbei, um die ſüße Bezauberung dieſes unvergänglichen Mitſommers der Poeſie zu verſchönern. Die Friſche und Anmuth, die himmliſche Heiterkeit und Liebenswürdigkeit der Portia, Roſalinde, Helena ꝛc. iſt der Lebenshauch der Shakeſpeareſchen Luſtſpiele und weht uns an wie aus dem Lande der ewigen Jugend. Ein kerngeſundes junges Menſchenpaar ſteht bei ihm immer in der Mitte und die komiſchen Perſonen bilden nur die Randverzierung der reizenden Mittelgruppe. Der bewährte Humor Shakeſpeares gehört nothwendig dazu, als die eigentliche Offenbarung der angebornen geſunden Natur in der unerſchöpflichen Fröhlichkeit des Gemüthes. Der Humor iſt nicht etwa Witz und Komik im Gegenſatz gegen das Tragiſche, ſondern er verbindet ſich mit dem Tragiſchen ſelbſt in einer Weiſe, wie es freilich vorzugsweiſe nur dem großen germaniſchen Volksſtamme eingeboren iſt, als deſſen größten und umfaſſendſten Vertreter im Geiſt wir Shakeſpeare anerkennen müſſen.

Aus den beſchränkten Lebensverhältniſſen des großen Dichters und aus ſeinem reſignirten Rückzug aus London erklärt ſich übrigens, warum er ſich zuletzt ganz in ſich ſelbſt zurückzog und in ſeinen lange räthſelhaft gebliebenen Sonetten nur geheimnißvolle Selbſtgeſpräche mit ſeinem eigenen Genius führte. Das war die einzige Genugthuung, die er ſich nahm in einer Zeit, die ihn nicht verſtanden hat.

Zwölftes Buch.

Die neue Welt.

1.

Verfolg der Entdeckungen in Amerika.

Das neuentdeckte Festland von Amerika war bereits vom Papste zwischen Spanien und Portugal getheilt worden, als man es noch gar nicht in seiner ungeheuren Ausdehnung kannte. Die übrigen Seestaaten behielten sich trotzdem vor, an der Eroberung theilzunehmen. Einstweilen war Frankreich zu sehr in Italien beschäftigt, um an Amerika denken zu können, aber England schickte den Capitän Cabot nach dem Norden Amerikas, wo er schon 1497 Newfoundland entdeckte. Sein Sohn Sebastian befuhr 1517 noch einmal die Nordküsten Amerikas, ohne daß sich die Engländer damals schon hier niedergelassen hätten. Schon 1500 recognoscirte der Portugiese Cortereal dieselben nördlichen Küsten, die Mündung des großen Lorenzostromes und die Ufer von Labrador. Indeß begnügten sich die Portugiesen mit den ersten Niederlassungen in Brasilien.

Die Spanier breiteten sich viel rascher an den mittleren Küsten Amerikas aus. Ihre erste Colonie auf Hispaniola glich einem fressenden Feuer, denn trotz aller Bemühungen des schon im vorigen Bande genannten Las Casas waren die Eingebornen auf dieser schönen

Insel, deren bei der ersten Ankunft des Columbus über eine Million lebten, zwanzig Jahre später auf 14,000 Seelen herunter gebracht und noch dreißig Jahre später sollen nur noch 150 Eingeborene übrig gewesen seyn, so rasch wurden sie durch massenhafte Ermordungen und durch tyrannische Mißhandlungen als Sklaven weggerafft. Von hier wälzte sich der menschenfressende Brand zu den übrigen Inseln der großen Antillengruppe fort. Wo nur wenige Spanier mit ihren Schießwaffen und ihren großen Hunden hinkamen, wurde das nackte Indianervolk wie Wild erlegt und der Rest zu Sklaven gemacht. Cuba, als die größte der Antillen, wurde Centralpunkt der Colonisation. Dorthin hatte sich Hatuey, der letzte Cazike von Hispaniola, geflüchtet. Er wurde eingefangen und lebendig verbrannt. Als er schon am Pfahle stand, malte ihm ein Franciscaner die Freuden des Himmels vor, in die er eingehen würde, wenn er sich bekehre. Er frug: „Sind auch Spanier im Himmel?“ und sagte, als es bejaht wurde, dann wolle er nicht hinein.

Seitdem Balboa zum erstenmal den stillen Ocean erblickt hatte, suchte man vergebens nach einer Durchfahrt vom atlantischen Meer aus in dieses große noch unbekannte Meer. Die Engländer im Norden und die Portugiesen im Süden hatten noch so wenig eine Durchfahrt gefunden, wie die Spanier in der Mitte Amerikas. Erst Fernando Magelhaen, ein Portugiese, der von seinem Hofe gekränkt und in die Dienste Karls V. übergetreten war, unternahm im Jahr 1519 mit fünf Schiffen eine Fahrt tiefer nach Süden, kam an die Mündung des Rio de la Plata, wo später Buenos Ayres gegründet wurde, und an die rauhe Küste der Patagonen, eines wilden, nackten und riesenhaften Volkes, endlich zu den kahlen Bergen des Feuerlandes, so genannt von den Feuern, welche die Wilden des Nachts an der Küste angezündet hatten. Hier nun zwischen dem Feuerlande und der Südküste des amerikanischen Festlandes fand Magelhaen den berühmten Canal, der noch heute die Magelhaenische Straße heißt und aus dem atlantischen Meer in den stillen Ocean führt. Nachdem er ein Schiff verloren und ein zweites ihn treulos verlassen hatte, fuhr er mit den drei übrigen muthig in

den unermeßlichen Ocean ein, der vor ihm lag. Staunend sah er ringsum nur Wasser, drei Monate lang, indem er nur auf ein Paar kleine Inseln stieß, so daß seine Leute unsäglich an Entbehrungen litten und viele starben. Endlich gelangte er zu der großen Inselgruppe der Philippinen im Süden von China. Hier fand er die Bewohner von der malayischen Race in einem behaglichen Wohlleben, aber in mehrere Staaten getheilt. Der König von Zebu ließ sich leicht bewegen, das Christenthum anzunehmen, um sich dadurch den Beistand der spanischen Waffen gegen seinen mächtigeren Nachbar, den König von Matan, zu erkaufen. Als aber Magelhaen gegen den letztern zu Felde zog und eben ein Dorf desselben niederbrannte, wurde er vom Feinde überfallen, durch einen giftigen Pfeil verwundet und mit Steinen niedergeschmettert. Seine Gefährten, nach ihrer Niederlage auch vom König von Zebu verachtet, mußten flüchten und eins ihrer Schiffe verbrennen, da die Mannschaft nur noch für zwei ausreichte. Angeführt von Espinosa gelangten sie zu den Molukken oder Gewürzinseln, deren paradiesische Landschaften die köstlichsten Gewürze der Erde hervorbringen, Muskat, Näglein, Zimmet, Ingwer. Hier ließen sie noch ein Schiff zurück, weil es die See nicht mehr halten konnte, und von der ganzen Flotte blieb nur ein einziges Schiff übrig, und von der ganzen Mannschaft nur noch 18, die um das Cap der guten Hoffnung herum segelten und am 6. Septbr. 1522 glücklich wieder an der spanischen Küste landeten.

Sie waren um die ganze Erde herum gefahren und hatten die erste s. g. Weltumseglung vollbracht, so daß zum erstenmale durch die Erfahrung bestätigt wurde, daß die Erde rund sey und im freien Himmelsraume schwebe. Aber Kaiser Karl V. gerieth alsbald in Streit mit König Joao III. von Portugal über den Besitz der Gewürzinseln und sandte 1525 eine neue Flotte nach dem stillen Ocean, welche die Portugiesen bekämpfte; aber schon 1529 entschloß er sich, diese Inseln an Portugal abzutreten, um seine Kräfte nicht allzusehr zu zersplittern, dagegen nahm er die Philippinen ein und benannte sie nach seinem Sohn.

Mittelamerika war für Spanien am wichtigsten. Hier hatten die

ſpaniſchen Schiffe zunächſt im Golf von Meriko nach allen Seiten herumgetappt, die ſchmale Landenge von Panama, die Mosquitoküſte und die Terra firma entdeckt. Feſte Erde nämlich oder auch Neu-Caſtilien nannten die Spanier die weit ausgedehnte Nordküſte von Südamerika im Gegenſatz gegen die Inſeln und gegen die Landenge, die ſie bisher entdeckt hatten. Weil ſie am Ufer ein Indianerdorf auf Pfählen gebaut fanden zum Schutze gegen Ueberſchwemmungen, nannten ſie den Ort Venezuela oder das kleine Venedig. Dieſes ganze Land gab Kaiſer Karl V. dem Hauſe der Welſer in Augsburg zu Lehen, zur Entſchädigung für große Geldlieferungen. Die Welſer legten eine deutſche und zwar lutheriſche Colonie in Venezuela an, deren Vorſtand Alfinger von der ſpaniſchen Goldgier angeſteckt die eingebornen Indianer aufs grauſamſte ausplünderte und mißhandelte. Dieſelben waren noch Wilde, erzählten aber von einem Wunderreiche tief im Süden, wo ein großes Haus ganz von Gold aufgebaut ſey, die erſte ungewiſſe Nachricht von Peru. Aus Begierde nach dem Golde unternahm Alfinger einen kühnen Zug nach dem unbekannten Süden, erreichte aber nicht einmal den Orinoko, ſondern ging in den Urwäldern mit faſt allen ſeinen Deutſchen zu Grunde. Es mag wohl auch ſeyn, daß die fanatiſchen Spanier ihn, als verhaßten Deutſchen und Lutheraner zu verderben getrachtet und wenigſtens verleumdet haben.

Auch auf dem Wege, den Magelhaen genommen, ſetzten die Spanier im Süden von Braſilien ihre Entdeckungsreiſen fort und auch hier waren wieder Deutſche betheiligt. Wir beſitzen noch die merkwürdige Reiſe des Ulrich Schmidel von Straubing, der am Rio de la Plata im Dienſt der Welſer viele Kämpfe mit den Indianern beſtand. „Mit dem Factor Heinrich Peime," ſchreibt er; „bin ich und andere Hochteutſche und Niederländer ungefährlich bis in die achtzig Mann wohlgerüſt mit Büchſen und Wehren nach Rio de la Plata gefahren." Dann erzählt er weiter vom Jahr 1535: „In dieſem Ort haben wir eine Stadt gebauet, welche man nennet Buenos Aëres, das iſt zu teutſch guter Luft." Man erſieht daraus, wie die Deutſchen im ſpaniſchen Dienſt verwendet wurden, ohne daß es Deutſchland einen Vortheil brachte, denn der ſpaniſche

Stolz gönnte den Welsern nicht lange ihre Privilegien. Die Spanier fuhren schon vor der Erbauung von Buenos Ayres den großen Rio de la Plata (Silberstrom) hinauf, offenbar in der Absicht, die Eroberungen der Portugiesen einzuschränken und von Süden und Norden her zu umfassen.

2.

Cortez.

Im J. 1517 wurde der Spanier Hernandez de Cordova durch Stürme an die Küste von Yucatan geworfen und war sehr erstaunt, hier zum erstenmal Eingeborne in feinen Baumwollenkleidern, in wohnlichen, von Lehm und Stein aufgeführten Häusern zu finden, wie sie denn auch mehr Goldschmuck an sich trugen, als andere Wilde. Auch war der Boden angebaut. Cordova und seine Begleiter wurden angegriffen, alle bis auf einen verwundet und retteten kaum ihr Leben. Als er nach Cuba zurückkam, rüstete der Statthalter Velasquez sogleich eine kleine Flotte aus, um das merkwürdige Land näher zu untersuchen. Grijalva, der die Flotte befehligte, segelte an der Küste von Yucatan entlang an die von Mexiko. Hier fand er die Eingebornen noch höher cultivirt und noch reicher und tauschte bei ihnen für werthlose Glaswaaren und Spielereien die kostbarsten Goldsachen und Edelsteine ein, 1518. Als sein Gefährte Alvarado nach Cuba zurückeilte und dem Velasquez eine Masse Gold mitbrachte, wartete dieser die Rückkehr des Grijalva gar nicht ab, sondern schickte sogleich eine neue, noch größere Flotte unter Hernando Cortez nach Mexiko ab, um so schnell als möglich die Eroberung dieses reichen Landes zu versuchen, oder wenigstens so viel als möglich Gold von dort zu rauben, 1519.

Cortez hatte sich schon in seiner Jugend in Spanien durch seine Keckheit, wenn auch nur in Liebeshändeln ausgezeichnet. Er suchte sein Glück in der neuen Welt zu machen und wurde Geheimschreiber des Velasquez, verführte aber eine schöne Dame und ge-

rieth, da er ſie nicht heirathen wollte, in des Statthalters Ungnade. Da ließ er ſich in eine Verſchwörung gegen dieſen ein und wurde verhaftet, brach zweimal glücklich aus dem Kerker und ſöhnte ſich endlich mit Velasquez aus, indem er die bisher verſchmähte Donna heirathete. So ſtanden ſie wieder gut miteinander und Cortez wurde mit der Expedition gegen Mexiko beauftragt. Allein er ſcheint ſchon von Anfang an den Entſchluß gefaßt zu haben, auf eigene Rechnung zu handeln. Der Statthalter hatte ihm befohlen, mit Grijalva das Commando zu theilen, wenn er denſelben auffände. Cortez lockte aber alle Mannſchaft des Grijalva zu ſich herüber und commandirte allein. Er führte eine Fahne von ſchwarzem Sammet mit einem rothen Kreuze, vielleicht um den unglücklichen Mexikanern ihre blutige Bekehrung zum Kreuze anzudeuten. Seine ganze Streitmacht beſtand übrigens nur aus 14 Kanonen, 16 Pferden, 13 Büchſenſchützen, 32 Armbruſtſchützen, 508 Soldaten, 110 Matroſen, 200 Indianern. Wie zum Hohne wurde auch ein Bild der h. Jungfrau mitgenommen und ein Pater Olmeda mit mehreren geiſtlichen Gehülfen und verkündete man der Mannſchaft als Hauptzweck der Expedition die Bekehrung der Heiden zur Ehre Gottes, während im Herzen aller und beſonders des Cortez nur die Goldgier glühte.

Als Cortez an der mexikaniſchen Küſte landete, fand er einen gewiſſen Aguilar, der ſchon mehrere Jahre unter den Eingebornen gelebt und deren Sprache gelernt hatte. Von einem Häuptling in Tabasco erhielt Cortez einige Sklavinnen zum Geſchenk, unter denen die junge Marina ſich durch ihre Schönheit und durch ihre Kenntniß der aztekiſchen Sprache auszeichnete. Alle Indianer, welche Cortez bisher kennen gelernt hatte, gehörten andern Völkerſchaften mit andern Sprachen an, die dem großen Beherrſcher Mexikos vom aztekiſchen Stamme nur unterworfen waren. Indem nun Cortez in das ihm noch unbekannte Culturreich der Azteken eindringen wollte, war ihm die Dolmetſcherin, die er zu ſeiner Geliebten machte, höchlich willkommen. Nachdem er die Küſte unterſucht hatte, ſetzte er am 21. April 1519 ſeinen Fuß da ans Land, wo er nachher die erſte ſpaniſche Stadt Vera Cruz (das wahre Kreuz) mit der Citadelle St.

Juan de Ulloa baute. Hier ließ er die Schiffe zurück, von hier aus unternahm er mit einer Hand voll Räubern den kecken Angriff auf ein ganzes großes Reich von Millionen Unterthanen.

Der damalige Beherrscher dieses Reichs war Montezuma, ein sehr gefürchteter Herr, der viele siegreiche Kriege geführt hatte. Die Mexikaner waren nämlich nicht ein Volk, sondern ein Völkerconglomerat. Neben dem aztekischen Mexiko bestand der alte toltekische Staat Tezcuco und die Republik Tlascala, daneben auch noch kleinere, wenn gleich mehr abhängige Clane oder Stämme, welche die Ankunft des tapferen Spaniers nicht unbenutzt ließen, um das Joch Mexikos abzuwerfen. Wie erwünscht er denselben kam, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, daß der Haupttribut, den die unterworfenen Stämme dem Herrscher in Mexiko abliefern mußten, aus Menschenopfern bestand. Das herrschende Volk der Azteken verehrte seinen Kriegsgott als höchsten Gott und erkaufte seine immerwährende und steigende Gunst durch Menschenopfer. Seine Priester lehrten, er lebe einzig von Menschenherzen und müsse hungern, wenn man ihm solche nicht überbrächte. Nun glaubte man ihn nicht satt genug füttern zu können und opferte ihm jährlich regelmäßig 20,000, ja nach andern Nachrichten 70- und sogar 100,000 Menschen, denen die Priester das Herz aus dem lebendigen Leibe schnitten, um es dem Gott darzubringen. Die Leiber der also Geschlachteten wurden von den Priestern oder von den Soldaten, die sie gefangen genommen hatten, gefressen. Da wurden denn unaufhörlich an den Grenzen Kriege geführt, um Gefangene zu machen.

Der scharfblickende Cortez erkannte sogleich, daß er Bundesgenossen unter den Indianern selber finden werde, um das verhaßte Regiment des Montezuma über den Haufen zu werfen. Dieser Herrscher selbst aber — hatte Angst. Vorzeichen hatten ihm die Ankunft der schrecklichen Fremdlinge verkündet und er sah in ihnen vom ersten Augenblick an Göttersöhne, unüberwindliche Mächte, Rächer seiner eigenen Gewaltthaten. Es war die kindische Furcht des Barbaren, die ihn zittern machte und ihm die Ueberlegung raubte. Denn ohne die anfangs so schwachen Mittel der Spanier

auszuforschen und von seiner eigenen Uebermacht Gebrauch zu machen, schickte er an Cortez eine Gesandtschaft mit den kostbarsten Geschenken, um ihn gleichsam abzufinden, um ihm seine Wiederentfernung abzukaufen. Cortez erkannte aber daraus nur seine Feigheit und das viele Gold (darunter massivgoldene Schüsseln so groß wie Wagenräder) lockte ihn nur noch mehr zur Eroberung des Landes an.

Die dem Montezuma unterworfenen oder feindlich gesinnten Völkerschaften wagten anfangs noch nicht, sich an Cortez anzuschließen. Er litt in Vera Cruz viel Noth durch die Hitze des Climas, zog nun aber keck vom Ufer weg in die höher liegenden und gesunderen Regionen des Landes. Hier in der großen Stadt Cempoalla mit Furcht und Hoffnung ehrenvoll empfangen, verhaftete er die Beamten des Kaisers und organisirte eine förmliche Auflehnung gegen dessen Herrschaft. Hier war es auch, wo er die ersten großen Götzenbilder zerstören, die blutgeschwärzten Tempelwände reinigen und einen Altar mit dem Kreuz errichten ließ, das mit Rosenkränzen umhangen wurde. Einige seiner Spanier aber, theils aus Furcht, er gehe zu weit und ihre kleine Schaar würde in dem reichbevölkerten Lande ihren Untergang finden, theils als Anhänger des Velasquez, wollten ihn heimlich verlassen und zu Schiffe gehen. Die Verschwörung wurde entdeckt und Cortez ließ, um jedes künftige Unternehmen der Art unmöglich zu machen, heimlich durch treue Diener seine ganze Flotte bis auf ein einziges Schiff vernichten. Jetzt konnte kein Feiger oder Verräther mehr auf Flucht sinnen und alle mußten ihm folgen. Da der Kaiser die Schwachheit hatte, ihm abermals Geschenke entgegen zu schicken, wurde Cortez immer kühner und zog, von vielen Indianern, die er bereits zu Bundesgenossen gewonnen hatte, begleitet, weiter ins Innere des Landes. Die Republik der tapfern Tlascalaner leistete ihm Widerstand und erst nach zwei blutigen Schlachten zog er in Tlascala ein, das sich ihm aber trotz des großen Menschenverlustes bald eben so willig anschloß wie Cempoalla. Seine fremdartige, für göttlich gehaltene Erscheinung und Unüberwindlichkeit bezauberte alle. Die große Stadt Cholula, wo er noch nicht gewesen, schickte ihm Gesandte zu mit dringender Bitte,

ſie zu beſuchen, denn auch hier wollte man Montezumas Joch abwerfen. Er begab ſich dahin, richtete aber hier, wie freundlich man ihn auch aufgenommen hatte, durch plötzlichen Ueberfall ein furchtbares Blutbad an, angeblich, weil er Verrath beſorgt hatte. Bei alledem hielt ſich Montezuma ruhig und ſchickte nur von neuem Geſandte mit Geſchenken. Da zauderte Cortez länger nicht und zog mit ſeinem kleinen Heere, das aber durch viele Indianer verſtärkt war, geradewegs nach der Hauptſtadt Meriko. Sein Weg führte ihn unter dem hohen Vulkan Popocatepetl vorüber, den einige Spanier auch ſogleich beſtiegen, obgleich es die Indianer für unmöglich erklärten. Ja ein gewiſſer Montano ließ ſich 400 Fuß tief in den Krater hinab, um darin Schwefel zu ſammeln, den ſie zur Bereitung neuen Schießpulvers dringend nöthig hatten.

Von hier ſtiegen die Spanier in das herrliche Thal von Meriko hinab. Die Hauptſtadt lag auf einer Inſel mitten in einem See. Lange Dämme führten hinüber. Die Größe der Stadt, die Pracht der Tempel und öffentlichen Gebäude, die Zahl der Einwohner, der hohe Culturzuſtand und Reichthum übertraf alles, was die Spanier erwartet hatten.

3.

Die Eroberung von Meriko.

Als Cortez ſich der Hauptſtadt näherte, gerieth Montezuma in Verzweiflung. Ohne einen Widerſtand zu wagen, ließ er ihm ungeheure Laſten Gold anbieten, erklärte ſich freiwillig zum Vaſallen Spaniens und wollte einen jährlichen Tribut zahlen, wenn nur Cortez wieder umkehrte. Aber er verrieth durch dieſes zaghafte Benehmen dem kühnen Fremdling nur ſeine ganze Schwäche. Cortez gab nicht nach und zog in die Stadt, wo ihn alles ſtaunend und ehrfurchtsvoll empfing. Montezuma hatte ſich in ſeinem Palaſt eingeſchloſſen und alle Hoffnung aufgegeben. Als aber der Feind in der Stadt war, wählte der unglückliche Kaiſer wieder die Politik

Krieg ungehorſamer Fürſten gegen den Kaiſer führen, was ſie ſehr in Nachtheil brachte. Wenn Karl aber ſiegte, ſo konnte er wieder allein daraus Nutzen ziehn, indem er die Fürſten demüthigte, die Reformation aber wiederum als Mittel gegen den Papſt und die katholiſchen Fürſten gebrauchte. Um aber auch den Papſt ſicher zu machen, ſo verſprach er dieſem heimlich, ſobald es zum Kriege käme, die lutheriſche Ketzerei auszurotten. Der Papſt wußte wohl, daß es dem Kaiſer damit nicht ernſt ſei, und betrog ihn wieder, denn zu Karls großem Verdruß ließ er deſſen heimliches Verſprechen ſogleich in ganz Deutſchland bekannt machen.

Nun ſahen auch die Proteſtanten den Lug und Betrug des Kaiſers ein, und geriethen in gerechten Zorn. An Frieden war nicht mehr zu denken, und alles griff zu den Waffen. In dieſer gefahrvollen Zeit ſtarb der alte Luther, in heftigem Unwillen über die Lage der Dinge, die er nicht hatte ändern können, 1546.

Kapitel CCCLXXXVII.

Der Schmalkaldiſche Krieg.

Die Proteſtanten hatten eine gerechte Urſache, zu offner Gewalt zu greifen, denn ihnen ſelbſt drohte Gewalt und hämiſcher Betrug. Sie ergriffen auch anfangs die beſten Maßregeln, indem ſie mit Frankreich, England, der Schweiz und Venedig Verbindungen eingingen, aber ſie ſelbſt thaten zu wenig, um aus dieſen Verbindungen große Vortheile zu ziehn. Sie hatten Muth und guten Willen, aber es war in ihren Unternehmungen keine Einheit, kein feſter Plan, und ſie hatten keinen großen Mann an der Spitze. Der Einzige, der ſie hätte leiten können, war Schärtlin von Burtenbach, den die ſchwäbiſchen Städte zu ihrem Feldhauptmann wählten,

des Entgegenkommens, wie wenn das schwache Lamm sich liebkosend an den Wolf schmiegen wollte. Auf einer Sänfte getragen erschien er in dem Quartier, welches er den Spaniern eingeräumt hatte, in einem mit Juwelen geschmückten Mantel und auf dem Kopf grüne, lang herabwallende Federn. Sein Benehmen war die vollkommenste Resignation. Cortez befestigte sein Quartier, stellte Kanonen an die Ausgänge und nahm schon nach wenigen Tagen den armen Kaiser gefangen, um an ihm ein Unterpfand für den Gehorsam seiner Unterthanen zu haben. In der That verhielt sich auch das Volk beispiellos ruhig, um seinen gefangenen Monarchen in keine Gefahr zu bringen.

Da erfuhr Cortez, der Statthalter von Cuba, Velasquez, habe im Zorn über seine Eigenmächtigkeit und über die Verbrennung der Flotte eine große Expedition ausgerüstet, um ihn abzusetzen und die Eroberung Mexikos für sich in Anspruch zu nehmen. So war denn Cortez in der höchsten Gefahr und von zwei gleich großen Uebeln bedrängt, von dem Aufruhr der Indianer in der unermeßlichen Stadt, und von einem überlegenen spanischen Heere in seinem Rücken. Allein der Muth verließ ihn nicht. Er ließ den tapfern Alvarado mit einem Theil seiner Truppen in Mexiko und eilte mit dem andern Theile dem Heere des Velasquez entgegen, das von Narvaez geführt wurde. Er nahm aber viel mexikanisches Gold mit, ließ es unter die Truppen des Narvaez vertheilen, gewann sie, schlug dann den armen Narvaez, der schwer verwundet wurde, mit leichter Mühe und vereinigte dessen ganzes Heer mit dem seinigen, so daß er mit 1100 Spaniern und 100 Pferden, ungerechnet die Tlascalaner, die ihn begleiteten, in Mexiko wieder einzog. Hier hatte Alvarado bereits ein furchtbares Blutbad angerichtet, indem er ein Götzenfest nicht dulden wollte und das dazu versammelte Volk abschlachtete. Cortez war darüber sehr ungehalten, da er sich auf friedlichere Weise durch Montezumas Schwäche zum Herrn der Stadt zu machen dachte. Allein nun war es zu spät und das Volk erhob sich, um in einem Kampf der Verzweiflung die Spanier zu vernichten oder unterzugehen.

Es gelang nicht mehr, den Frieden herzustellen, obgleich der im spanischen Quartier gefangene Kaiser Montezuma einen Versöhnungsversuch machte. Ein Steinwurf aus der Mitte seines eigenen Volks verletzte ihn schwer am Kopf und aus Gram verschmähte er länger zu leben, riß sich den Verband ab und starb. Von nun an konnte sich Cortez in Meriko nicht mehr behaupten. Hunderttausende belagerten das spanische Quartier, Tag für Tag anstürmend und es bedeckend mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen. Cortez selbst wurde an der linken Hand verwundet und entriß sich bei der Erstürmung eines hohen Tempels, von dem aus ihm die Indianer den meisten Schaden gethan, nur mit Mühe den Armen der Feinde, die schon im Begriff waren ihn hinabzustürzen. Das spanische Quartier wurde in Brand gesteckt und nur seine weite Ausdehnung und die festen Mauern schützten die Belagerten vor dem Untergange. Die neuen Verstärkungen, die nur Beute geträumt hatten und jetzt den Tod vor sich sahen, rebellirten.

Da blieb nichts übrig, als die Stadt zu verlassen, aber sie lag mitten in einem weiten See, und alle Brücken waren abgetragen, nirgends ein Schiff oder nur ein Kahn. Da beschloß Cortez den weitesten Umweg zu nehmen, an den die Indianer am wenigsten gedacht und über einen Damm zu gehen, obgleich derselbe an drei Orten durchstochen war. Er wählte dazu die Nacht, da die Indianer nie des Nachts angriffen, und kam wirklich mit allen seinen Leuten und dem größten Theil der Schätze durch die Stadt, ehe das Volk erwachte. Aber vor dem ersten Durchbruch des Dammes stockte der Zug in dem Augenblick, in welchem die Wachen der Indianer zu den Waffen schrieen und die Priester von allen Tempeln herab die Muschelhörner ertönen ließen. In wenigen Augenblicken wimmelte es von Feinden, die unter gräßlichem Kriegsgeschrei den Zug der Fliehenden von hinten bedrängten, den See mit Kähnen bedeckten und am Damm emporkletterten. Ueber den ersten Durchbruch kam man noch erträglich hinüber, aber nur mit Verlust vieles Gepäckes und vieler Menschen über den zweiten und dritten. Endlich rettete sich Cortez doch noch glücklich in die Ebene, wo er nicht mehr verfolgt wurde. Er hatte aber in dieser berühmten traurigen Nacht

(noche trista) alle seine Kanonen, alles Gepäck, die meisten Pferde und selbst alle Büchsen verloren, denn alles was schwer war, hatten die Soldaten auf der eiligen Flucht und im Wasser weggeworfen. Außer den Schwertern und Dolchen blieben seinem Heere nur ein paar schlechte Armbrüste. Von seinen Pferden behielt er nur noch 23.

Allein Cortez blieb auch in dieser Lage ungebeugten Muthes und erfocht bald darauf mit seiner kleinen Schaar einen Sieg über ein unermeßliches mexikanisches Heer, das ihm den Weg versperren wollte. Ja er dachte so wenig daran, sein Unternehmen auf Mexiko aufzugeben, daß er nur nach Tlascala und Veracruz zurückkehrte, um Verstärkungen aufzunehmen und die Eroberung nach einem andern Plane wieder zu beginnen. Vieles kam ihm dabei auf eine fast wunderbare Weise zu Statten. Durch einen Neger nämlich, der sich auf einem der später mit Narvaez nachgekommenen spanischen Schiffe befunden hatte, waren die Blattern eingeschleppt worden und richteten unter der dichtgedrängten Bevölkerung von Mexiko eine noch weit größere Verheerung an, als die Waffen der Spanier gethan hatten. Auch der neue Kaiser von Mexiko, Montezumas Bruder, starb daran. Zugleich kamen spanische Schiffe mit Kanonen und Waffen aller Art nach Veracruz.

Nun ergriff Cortez wieder die Offensive, richtete seinen Marsch diesmal aber nicht direkt auf Mexiko, sondern unterwarf erst die wichtigsten Städte in den Provinzen, um die Hauptstadt zu isoliren. Dabei verübte er theils die unmenschlichsten Grausamkeiten, zerstörte ganze Städte und rottete die Einwohner in Masse aus, um Schrecken zu verbreiten, theils gewann er die Indianer durch List und Milde, so daß er das Volk, dessen Zusammenstehen ihm die Eroberung sehr erschwert haben würde, durch Furcht und Hoffnung theilte. Endlich rückte er der Hauptstadt, und zwar von verschiedenen Seiten näher, schnitt ihr alle Zufuhr ab und begann die systematische Belagerung derselben. Die Schiffe, die er auf dem die Stadt umgebenden See unumgänglich nöthig hatte, waren von den Spaniern kunstreich und mit großer Mühe vom Meere her über Land geführt worden. Der neue Kaiser, Guatemozin, Montezumas

Neffe, machte ihm an der Spitze des verzweifelten Volks jeden Fußbreit ſtreitig. Sein und ſeines Volkes Muth iſt über jedes Lob erhaben. Nach einem großen Siege, den er erfochten, ließ er acht Tage lang jede Nacht die gefangenen Spanier den Götzen opfern. Cortez mußte die Stadt förmlich zerſtören, um ſie erobern zu können. Ein Tempel nach dem andern wurde der Erde gleich gemacht, eine Gaſſe nach der andern bis Guatemozin nur noch ein Achtel der Stadt behauptete, in welchem die furchtbarſte Hungersnoth wüthete. Da unternahm Cortez den letzten Angriff und ließ alles niedermachen. Guatemozin wollte über den See entfliehen, wurde aber gefangen. Am 13. Auguſt 1521. Ein unerhört ſchreckliches Gewitter am Himmel wetteiferte an Wuth mit den Menſchen.

So hatte Cortez das Ziel erreicht und Meriko erobert. Was auch ſeine Ankläger gegen ihn vorbrachten, die großen Erfolge, die er errungen, und die reichen Geſchenke, die er an Kaiſer Karl V. ſandte, erwarben ihm die Gnade des letztern und die Stelle des oberſten Statthalters in Meriko. — Allein er hatte noch Gefahren genug zu beſtehen. Eine Empörung ſeiner eigenen Leute dämpfte er nur durch große Energie; gegen einen Unterbefehlshaber, der ſich unabhängig erklärte, mußte er förmlich zu Felde ziehen. Um einem Aufſtand der Indianer zuvorzukommen, ließ er den unglücklichen Guatemozin und mit ihm die Vornehmſten des alten Reichs hinrichten. Schon vorher hatte er den edeln und tapfern Guatemozin foltern laſſen, um ihm das Geſtändniß, wo ſeine Schätze verborgen ſeyen, abzuzwingen. Die bekannte Anekdote, derzufolge er einen neben ihm jammernden, der auch auf der Folter lag, ruhig gefragt haben ſoll, liege denn ich etwa auf Roſen? wird hier dahin berichtigt, daß er geſagt hat, „denkſt du etwa, daß ich mich im Bade vergnüge?“

Durch ſo grauſame Mittel ſicherte Cortez die neue ſpaniſche Colonie. Doch in dem Maaß, in welchem ſie emporwuchs, gelang es den Neidern des Eroberers, ihn dem Kaiſer verdächtig zu machen, als ſtrebe er nach Alleinherrſchaft. Er mußte nach Spanien zurückkehren, um ſich vor Karl V. zu rechtfertigen. Dies gelang ihm bald. Er kehrte nach Meriko zurück, doch nicht mehr als Vicekönig, ſondern

nur als Privatmann. Er konnte inzwischen die Ruhe nicht ertragen und unternahm auf eigene Kosten eine Untersuchungsreise auf dem unterdeß entdeckten stillen Ocean. Diese Reise mißlang. Von bedeutenden Folgen aber war seine damals zuerst versuchte Spekulation, dreihundert Negersklaven aus Afrika in die heißen Küstenländer Amerikas hinüberzuführen, um sie zu Arbeiten zu brauchen, die das Klima den Weißen nicht erlaubte. Dieser furchtbare Abenteurer war also von der Vorsehung ausersehen, auch in Bezug auf die schwarze Bevölkerung die Bahn zu zeichnen, auf der die Zukunft Amerikas sich bewegen sollte.

Noch ganz voll von seinen neuen Plänen ging er zum zweitenmal nach Europa zurück, fand aber diesmal beim Kaiser nur eine kühle Aufnahme, und ärgerte sich darüber zu Tode unterwegs in Sevilla den 11. Oktober 1547.

4.

Das alte Mexiko.

Wir müssen nun noch die Cultur Mexikos betrachten, die durch Cortez so auf einmal gewaltthätig und für immer zerstört wurde.

Die Azteken waren erst i. J. 1325 nach Mexiko gekommen und haben die große Hauptstadt im See gebaut. Sie kamen aus dem Norden und waren wilde Krieger, die das Reich der Tolteken eroberten. Ein Adler, auf einem stachlichten Cactus sitzend, war das Wahrzeichen, wo die Azteken die neue Stadt bauten, deshalb ist der Adler auf dem Cactus auch jetzt noch das Wappen der Republik Mexiko. Die Tolteken besaßen eine ältere Cultur, die von den bisher ganz wilden Azteken angenommen wurde. Woher aber nahmen die Tolteken ihre Bildung? Sie sollen i. J. 596 in Mexiko eingewandert seyn. Nun findet man im Norden von Mexiko im Missisippithale uralte Denkmäler einer höheren Cultur, aber gänzlich verlassen in Einöden, von einer ähnlichen Bauart wie die in Mexiko, so daß man sie für Stationen der Tolteken auf ihrem Wege aus dem

Norden halten könnte. Auch in Californien, im hohen Nordweſten Mexikos hat man die Ruinen einer großen alten Stadt gefunden. Südwärts von Mexiko in den Urwäldern Yucatans ſind erſt in neueſter Zeit eben ſo große Ruinen entdeckt worden. Alle dieſe alten Bauten ſind einander ähnlich. Die Opferſtätten ſind ſog. Teocallen, breitgezogene und terraſſenförmig aufgebaute Pyramiden, die Paläſte große weitläufige Höfe. In den Ornamenten bemerkt man äußerſt künſtliche Verſchlingungen. Auf den Bildwerken ſind die Menſchen roth gemalt, wie auf den ägyptiſchen Wandbildern. Als Putz dienen hauptſächlich Federbüſche.

In China hat ſich das fabelhafte Werk eines buddhiſtiſchen Mönchs vom J. 449 nach Chriſto erhalten, worin derſelbe das Land Fuſang weit öſtlich über dem Meere beſchreibt, das war Mexiko, damals ſchon ein halbcultivirter Staat mit einem König, der Ichi hieß, mit drei Adelsclaſſen, mit bunten Kleidern und Muſik, mit einer Papierſchrift ꝛc. Der Mönch rühmt von dieſem Lande, es gäbe dort niemals Krieg. Auch erzählt er manches offenbar Ungereimte und Unnatürliche. Indeß iſt kein Grund vorhanden, an der Hauptſache zu zweifeln, daß er in Amerika war und dort einen etwas unmännlichen Culturzuſtand wahrnahm. Daraus würde ſich erklären, warum der Staat ſo oft und leicht von fremden Barbaren erobert werden konnte, von Tolteken, Azteken und Spaniern, denn auch dieſe handelten wie die roheſten Barbaren.

Wie iſt nun aber die alte Cultur in Amerika überhaupt entſtanden? Wenn auch die Bevölkerung auf dem Wege, den heute noch die Tſchukſchen nehmen, aus Aſien gekommen iſt, weshalb ſie noch ſo viele mongoliſche Züge an ſich trägt, ſo ſind doch die alten Denkmäler mehr der aſſyriſchen und ägyptiſchen verwandt. Man hat daher vermuthet, es könnten phönikiſche Seefahrer in ſehr früher Zeit an die Küſten Amerikas verſchlagen worden ſeyn und dort die Wilden nach und nach civiliſirt haben. Man darf auch an die alten Iberer und Iren, die älteſten Bewohner der Weſtküſte von Europa denken, von denen einmal einige könnten an die Oſtküſte Amerikas verſchlagen worden ſeyn. Jedenfalls drangen von europäiſcher Cultur

nur wenige Grundzüge in die amerikaniſche ein und verſchwammen wieder in einer im Ganzen doch nicht dafür empfänglichen Race. Wir finden nämlich, daß es ſich die Cultur in Amerika allzu bequem machte, die rauheren Gegenden des Nordens, welche mehr Menſchenarbeit erforderten, verließ und den üppigen Süden aufſuchte, wo die Natur von ſelbſt alles gewährt, und daß die Cultur in Amerika auch in ihrer höchſten Ausbildung mit einer blutigen Barbarei gepaart blieb.

Die geſchichtlichen Erinnerungen der älteren Zeit vor der Aztekenherrſchaft und dieſer letztern ſelbſt ſind ſehr dürftig. Wir hören von Bruderkämpfen, von Empörungen, vom Tyrannen Nartlaton, der ſich wegen angeborener Kälte beſtändig in Baumwolle wickeln und in einer Wiege ſchaukeln ließ und doch aus ſeiner Wiege heraus die gräßlichſten Mordbefehle ertheilte; von Chimalpopocl, dem frommen Sohn des durch den Tyrannen ermordeten rechtmäßigen Königs, der ſich dem Kriegsgott zum freiwilligen Opfer brachte; von dem kleinen König von Chalc, den die Azteken zu ihrem König wählten, der ſich aber, weil er ſich nicht für würdig genug hielt, am Feſt der Königsweihe vom Gerüſt herabſtürzte; von einem König Nezahuatcojotl, der ein Dichter war; endlich von den glücklichen Eroberungen des Montezuma. Die Götzen der beſiegten Völker wurden als Gefangene nach Mexiko gebracht und hier in einem großen Käfig zuſammen eingeſperrt.

Die Mexikaner waren zu der Zeit, als Cortez zu ihnen kam, wohlgeſittet, kleideten ſich in feine Baumwollenzeuge und in ſehr elegantes, weiches aus bunten Federn gebildetes Moſaik. Sie verſtanden ſich trefflich auf Goldarbeiten, wie auf Edelſteine, und trugen reichen Schmuck. Doch erinnerten die hohen Federkronen auf ihrem Kopfe immer noch, daß ſie eigentlich Wilde ſeyen. Sie bauten zu ihrer Nahrung Mais und Cacao, aber das liebſte Eſſen war ihnen doch immer noch Menſchenfleiſch, welches in Menge bei den großen Opfern verſpeist wurde. Das Reich war in einer ſchönen Ordnung. Den Verkehr erleichterten Straßen mit einer Poſteinrichtung. Man hatte Münzen. Man bediente ſich eines Papiers vom Baſt der Aloe. Man hatte eine Bilderſchrift, öffentliche Bäder und Schulen. Man war weit in der Baukunſt vorgeſchritten, wußte ſchwere Steinmaſſen zu

behandeln, Dämme aufzuführen, Canäle zu graben. Der See von Meriko enthielt viele kunstreich erbaute schwimmende Inseln mit den zierlichsten Gärten. Ueberhaupt pflegten die Merikaner, begünstigt durch ihr paradiesisches Klima, die Blumen. In Montezumas weitläufigen Gärten sah man große Drahthäuser voll von den buntesten Vögeln und eine große Menagerie, worin alle in Amerika bekannten Thiere gesammelt waren.

Als Cortez zum erstenmal, von Montezuma begleitet, den großen Tempel des Huitzilopochtli (vulgo Vizlipuzli) betrat, des großen Kriegs- und Hauptgottes der Azteken, sah er die riesenhafte Statue des Götzen gleich einer scheußlichen Karikatur des belvederischen Apollo und des Laokoon zugleich, nämlich in einer Hand den Bogen schwingend, in der andern ein Bündel Pfeile, den Leib umringelt von einer ungeheuren Schlange und mit gräßlich verzerrtem Gesichte. Um seinen Hals hing eine Kette von abwechselnd goldenen und silbernen Herzen und vor ihm auf dem Altare lagen drei noch warme und rauchende Menschenherzen, die eben erst aus den Leibern der Opfer geschnitten waren. Es stank in diesem Tempel, erzählt ein Spanier, ärger als in einem Schlachthause. Vor dem Tempel stand eine Pyramide von Todtenköpfen, den Köpfen derer, die hier geopfert worden waren, und ein spanischer Soldat zählte 136,000 Köpfe. Eine der seltsamsten Sitten war die Identificirung der Opfer mit dem Gotte selbst, dem sie geopfert wurden. Man schlachtete z. B. eine Menge Kinder, mischte deren Blut mit Mehl und buk daraus das Bild des Götzen, oder ein Gefangener wurde eine zeitlang wie der Gott selbst verehrt, mit der besten Nahrung, reichen Kleidern und schönen Frauen versehen, zuletzt aber am Altare des Gottes, den er vorstellte, abgeschlachtet. Die Merikaner glaubten, die Götter und vor allem der Kriegsgott, werde ihnen zürnen, wenn sie die Opfer einstellten. Dann würden sie ihren Feinden unterliegen. Sie müßten also immerfort fremdes Leben vertilgen, um das ihrige zu sichern.

Die Cultur der Merikaner ging so weit, daß es ihnen an Musik, an Poesie, ja selbst an Schauspielen nicht fehlte. Leider sind uns von ihren Papier- und Pergament-Handschriften nur wenige kleine

Reste übrig geblieben, denn der erste Erzbischof von Mexiko, Zumarraga, ließ alle im Reiche vorhandenen Handschriften der Heiden bei Todesstrafe sammeln und in einem großen bergähnlichen Haufen verbrennen. Das Originellste, was uns traditionell von altmexikanischer Poesie erhalten ist, ist eine Comödie, welche zu Cholula aufgeführt wurde. Zu Cholula nämlich und zu Palenque hat man eben so große Teocallen gefunden, wie in Mexiko selbst. Es waren große alte Städte, welche blühten, ehe Mexiko die Hauptstadt wurde. Hier nun wurde, wie Acosta erzählt, vor dem großen Tempel folgendes seltsame Schauspiel aufgeführt. Zuerst erschienen Lahme, Blinde und Taube und andere Krüppel und Kranke, die den Götzen um Heilung baten, aber durch ihre lächerlichen Geberden und verkehrten Antworten dem Volke großes Vergnügen machten. Dann kamen Menschen in allerlei Thiermasken, welche die betreffenden Thiere geschickt nachahmten und komische Dinge von ihrem Thierleben erzählten, darunter Eidechsen, Kröten, Käfer und Schmetterlinge.

Aus dem, was uns die Spanier von der Religion der alten Mexikaner berichtet haben, geht hervor, daß sie zur Zeit des Montezuma bereits aus mehreren älteren Religionen gemischt war, denn hinter dem Hauptgotte der Azteken, dem fürchterlichen Kriegsgott Huitzilopochtli, standen noch ältere Naturgötter, Quetzacoatl (die gefiederte Schlange), der Hauptgott der Tolteken und des großen Tempels in Cholula, den man für einen Gott der Luft ausgab, unter dem man aber vielleicht auch einen vergötterten Heros verehrte, weil er im Bilde einen starken Bart trug und als ein Gesetzgeber und Lehrer des Volkes galt. Weil so starke Bärte nur in Europa vorkommen, könnte in ihm das Andenken an irgend einen Europäer erhalten seyn, der einmal nach Amerika verirrte. Man hat ihn auch mit dem Schlangengott Votan, der im Süden Mexikos verehrt wurde und als Vaudour auch schon auf den Antillen vorkam, zusammengestellt und auf unsern deutschen Wodan bezogen. Wenn aber auch die Möglichkeit einer Herkunft des Namens aus dem europäischen Norden vorliegt, so ist die Sache doch nicht wichtig, denn zwischen dem Odinismus und den Germanen einerseits und den Mexikanern andrerseits bleibt

ein himmelweiter Unterſchied. Große Verehrung genoß Centeotl, Göttin der Erde und des Getreides, und Coatlicue, die Göttin des Frühlings und der Blumen, die von den Azteken hochverehrte Mutter ihres Hauptgottes. Sie war unter Menſchen geboren und die Tochter eines kleinen Königs von Colhuacan, als ſie von den Azteken eingeladen wurde, Mutter ihres Gottes zu werden. Kaum war ſie angekommen, als man ihr die Haut abzog und den tapferſten Krieger in dieſelbe kleidete. Das iſt ein Sinnbild der im Winter welkenden Vegetation, der gleichſam der Erde ſelbſt abgezogenen Haut, die aber im Frühling wieder wächst. Nach einem andern Mythus ſah Coatlicue einſt einen ſchönen Federball in der Luft ſchweben, fing ihn auf, ſteckte ihn in den Buſen, konnte ihn aber nachher nicht mehr finden, wurde dagegen ſchwanger mit dem Huitzilopochtli. Dieſer verrieth ſeine Gottheit ſchon im Mutterleibe, indem er der von ihren Verwandten bedrohten Mutter Troſt zuſprach und in dem Augenblick, als ſie getödtet werden ſollte, bewaffnet (wie Athene aus der Stirn des Zeus) aus dem Mutterſchooße hervorſprang und nicht nur ihre Feinde, ſondern auch alles Volk umher tödtete, die Wohnungen plünderte und die Beute der erſtaunten Mutter brachte. Sie wurde als Göttin des Frühlings verehrt und man opferte ihr Blumen. Ganz auf gleiche Art ſollte der Kriegsgott Mars aus einer Blume entſprungen ſeyn. Auch hierin alſo liegt eine Mahnung an europäiſchen Einfluß. An dieſe mexikaniſchen Naturgottheiten ſchloſſen ſich noch viele andre an, Götter des Waſſers, des Regens, der Fiſcherei, der Jagd, des Salzes, der Heilkunſt. Eine Art Bachus war Tezcatzoncatl, der Erzeuger des mexikaniſchen Pulque, eines aus der Agave bereiteten, berauſchenden Getränkes.

Die Mexikaner hatten ſich indeß ſchon über den gemeinen Naturcultus erhoben und auch die rohe Dämonenfurcht, die ſie aus dem Norden mitgebracht haben mochten, ſchon veredelt, denn ſie kannten einen göttlichen Geiſt als Weltſeele oder Vorſehung, Tezcalipoca mit einem großen Spiegel, in dem er alles ſah. Ohne Zweifel galt dieſer Gott den Azteken, wenigſtens den weiſeſten unter ihnen, als ein guter, ja eigentlich als der höchſte Gott, während ihn die beſiegten Tolteken

aber er war von dieſen Städten und von den Fürſten abhängig, und konnte nicht allein befehlen. Er begann den Krieg ſogleich an der Donau, und hatte den kühnen Plan, das Concil zu ſprengen und den Kaiſer in Regensburg zu überraſchen, bevor er ſeine Streitkräfte geſammelt hätte. Die Städte gaben aber nicht zu, daß er die bairiſchen Grenzen überſchritte, um die Baiern nicht zu beleidigen. Er wandte ſich darauf nach Tirol und eroberte die Ehrenberger Klauſe, von wo aus er denſelben Plan hätte durchſetzen können, aber auch von hier ward er abgerufen, um erſt die Hauptmacht der Fürſten zu erwarten.

Karl benutzte die unbegreifliche Einfalt ſeiner Gegner, erklärte den Churfürſten von Sachſen und Philipp von Heſſen in die Reichsacht, und zog viele Truppen an ſich, beſonders Spanier und Italiener, die über die Alpen kamen. Die proteſtantiſchen Fürſten vereinigten ſich zwar mit Schärtlin, der günſtige Augenblick war aber ſchon verloren, und Karl rückte ihnen nach Ingolſtadt entgegen, wo er ſich in einem feſten Lager verſchanzte. Auch jetzt noch hätten die Proteſtanten ſiegen können, wenn ſie ſogleich angegriffen hätten. Schärtlin beſchwor die Fürſten, es zu thun, dieſe begnügten ſich aber, das Lager bloß von fern zu beſchießen, und blieben unthätig ſtehn. Jeden guten Rath Schärtlins wieſen ſie hochmüthig ab, weil er nicht von fürſtlicher Geburt war, und kleinmüthig gaben ſie jeden Vortheil aus den Händen. So lagen ſie ſechs Wochen lang dem Kaiſer gegenüber, bis ihre Truppen Mangel litten, nnd ihr Eifer völlig erkaltete. Da rief endlich Augsburg, das von kaiſerlichen Truppen bedroht wurde, den Schärtlin zurück, und als der Churfürſt vernahm, ſein eignes Land ſei in Gefahr, zog auch er davon, und Philipp that desgleichen. So war ohne Schwertſtreich ganz

für einen böſen Gott hielten und ihn in ihren Mythen ihrem Quetzacoatl gegenüber in ein ungünſtiges Licht ſtellten. Als der böſe Gott galt den Azteken Tlacatecolotl (die vernünftige Eule), welcher zuweilen erſcheinen und die Menſchen ängſtigen ſoll, ein Nachtgeſpenſt. Ihm ordnen ſich, wie dem perſiſchen Ahriman, vielerlei böſe Geiſter, die ſog. Tzitzimimes, unter, welche Dürre, Fäulniß, alles Verderben in der Natur, aber auch die Sünden und böſen Handlungen der Menſchen verurſachen. Ihnen ſtehen indeß wieder Ometeuctli als gute Genien oder Schutzgeiſter gegenüber.

Auch der Glaube an Unſterblichkeit war längſt in Mexiko einheimiſch. Einige rohere Völkerſchaften glaubten, der Eingang zu den himmliſchen Freuden ſey eine Höhle, aus welcher auch die erſten Menſchen gekommen ſeyen. Die gebildeteren aber ſahen die himmliſchen Wohnungen in der Sonne. Das hing mit dem Cultus des Kriegsgottes und ſeiner Blumenmutter zuſammen. Die Wiederauferſtehung der getödteten, oder die Wiederbekleidung der geſchundenen Mutter im Frühling war das Vorbild der künftigen Auferſtehung aller Todten, und der liebliche Frühling, in welchem die bunten Colibri vom Winterſchlaf erwachen und ſich in ſüßem Taumel in die geöffneten Blumenkelche ſtürzen, das Vorbild des Paradieſes und ſeiner Wonne. Deshalb wurde Huitzilopochtli ſelbſt als ein Colibri gedacht, denn obgleich dies der kleinſte aller Vögel iſt, ſo doch auch der ſchönſte, bunteſte, wie Gold und Juwelen glänzend, und zugleich der tapferſte.

Die alten Mexikaner glaubten auch an eine Seelenwanderung als Strafe. In Tlascala glaubte man ſogar, die Weiber könnten ſich (gleich den Hexen in Europa) in Thiere verwandeln, und ſperrte zuweilen die Weiber ein, um zu verhüten, daß ſie ſich nicht in Tiger verwandelten. Ueberhaupt machten die amerikaniſchen Völker keinen ſtrengen Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier. Nach mexikaniſcher Sage blieben aus der Sündfluth nur Coxox und ſein Weib Xochiquetzal übrig, deren Kinder aber alle ſtumm waren und blieben, bis eine Taube von einem hohen Baum herab ſie verſchiedene Sprachen lehrte. Nach einer andern Sage wurden die Menſchen, die aus der Sündfluth entkamen,

in Affen verwandelt und bekamen erſt nach und nach Vernunft. Derſelbe Glaube, die Menſchen ſeyen zuvor Affen geweſen, herrſcht auch im oſtaſiatiſchen Tibet.

Der allgemeine Name eines Gottes Teotl hat einen europäiſchen Klang und mahnt an Deus. Davon hießen die Tempel Teocallen. Die Götzenbilder waren koloſſal und durchweg verzerrt. Neben den gewöhnlichen Prieſtern der Hauptgötter gab es auch Klöſter, männliche und weibliche, in denen ein ſtrenges Leben geführt wurde. Nonnen hielten ein heiliges Feuer ganz ſo wie die Veſtalinnen in Rom.

5.

Pizarro.

Nach Balboas erſter Entdeckung des ſtillen Weltmeers hatten die Spanier alsbald an den Ufern deſſelben die Stadt Panama erbaut, von der die Landenge, welche Nord- und Südamerika verbindet und die ſonſt Darien hieß, den Namen erhielt. Von hier aus wurden Unterſuchungsreiſen unternommen; nach Norden hin entdeckte man Californien, im Süden hörte man von einem goldreichen Lande, demſelben El Dorado, was man ſchon von Venezuela und Guiana aus geſucht hatte. Dahin nun ſchickte man jetzt eine beſondere Expedition.

Dieſelbe wurde geleitet von Francisco Pizarro, einem armen Ritter, und Diego de Almagro, einem Manne der niedrigſten Herkunft, die aber an Muth und Thatkraft ihres Gleichen ſuchten. Pizarro fand die Weſtküſte Südamerikas ſandig und unfruchtbar und litt große Hungersnoth; als er mit ſeiner erſchöpften Mannſchaft auf Indianer ſtieß, wurde er geſchlagen und ſelbſt ſchwer verwundet. Almagro, der ihm nachgefahren kam, rettete ihn, wurde aber gleichfalls von den Indianern geſchlagen und verlor im Kampf ein Auge. Von 290 Spaniern kehrten nur 50 nach Panama zurück. Der Statthalter daſelbſt wollte keine neuen Opfer bringen, um den gefährlichen Verſuch zu wiederholen, aber Pizarro ging ſelbſt nach Spanien, ſtellte

sich Kaiser Karl V. vor, und machte ihm eine so lockende Beschreibung von den Bergen Goldes, die er ihm verschaffen wolle, daß ihn der Kaiser zum Marquis ernannte und mit allen Vollmachten ausstattete, um seine Absicht auf Peru durchzusetzen.

Nun begann im Jahr 1531 mit bessern Mitteln die Eroberung des Landes. Die Spanier hätten ihren Zweck nicht so bald erreicht, wenn nicht das Reich von Peru damals durch Bürgerkrieg zerrüttet worden wäre. Der letzte Inka (Kaiser) hatte seinen talentvollen jüngern Sohn Atahualpa zum Thronfolger bestimmt, der ältere Sohn wollte aber seine Ansprüche nicht aufgeben und während der erstere alle Aufmerksamkeit darauf wandte, sich auf dem Throne und der Hauptstadt zu befestigen, achtete er nicht auf die Grenze und den Einfall der Spanier. Diese machten mit ihren Donnerbüchsen, eisernen Harnischen, scharfen Waffen, hohen Pferden und bissigen Hunden einen dämonischen Eindruck auf die Indianer, welche mit ihrem nackten Leibe und schwachen Waffen solcher Gewalt unmöglich widerstehen konnten. Es fiel daher den Missionären, welche die Expedition begleiteten, nicht schwer, die Ueberraschten zum Kreuz zu bekehren. Als einige einsichtsvollere Häuptlinge sich verbanden, die gefährlichen Fremdlinge zu überfallen und zu vernichten, ehe sie tiefer ins Land eindrängen, wurde es den Spaniern verrathen und Pizarro bemächtigte sich der Personen jener Häuptlinge und ließ sie zum abschreckenden Beispiel lebendig verbrennen. Endlich war er kühn genug, mit seiner Handvoll spanischer Eisenfresser den Inka Atahualpa und die große Hauptstadt Cuzco selbst aufzusuchen, und er imponirte dergestalt, daß man ihm nicht nur ungeheure Massen goldner Gefäße und Getäfel, von denen die Tempel und Paläste wimmelten, auslieferte, sondern daß er es sogar wagen durfte, den Inka selbst mitten in seiner Herrlichkeit zu verhaften und hinrichten zu lassen. Der letzte Inka wurde gehenkt und Pizarro selbst übernahm im Namen Karls V. die Regierung Perus. Noch einmal raffte sich das unglückliche Volk auf und die Spanier hatten noch einen schweren Kampf zu bestehen, allein ihre überlegenen Waffen und neue Zwietracht, die unter den Indianern selbst ausbrach, ver-

eitelte alle ihre Entwürfe, ihre Unabhängigkeit zu retten. Die Spanier waren so stark, daß Almagro bereits eine weitere Expedition nach Chile unternahm, um auch dieses Land zu erobern. Diego war auf Pizarro eifersüchtig und als er aus Chile zurückgekehrt war, kam es zwischen Beiden zur offenen Schlacht. Diego aber unterlag, wurde gefangen und endlich auf Befehl des Hernando Pizarro (Bruder des Francisco) enthauptet.

Das Anziehendste in diesen brutalen Nachrichten ist die Schilderung der Entdeckungsreise, welche Gonzalo Pizarro (der dritte Bruder) über die Cordilleren von Quito auf die Ostseite des Gebirges unternahm. Auf dem Abmarsch von Quito schreckte ihn ein furchtbares Erdbeben. Auf der Höhe des Gebirges erfroren viele mitgenommene Indianer. Er kam an einem Vulkane vorüber und nach unsäglichen Mühseligkeiten endlich an tiefe Wasserfälle und an die Ufer des obern Amazonenstromes. Hier fand er nackte und wilde Indianer, die keine Spur von peruanischer Civilisirung verriethen. Man mag sich eine Vorstellung von der Kühnheit der spanischen Abenteurer machen, wenn man erfährt, daß sie hier in diesen Wildnissen ein Schiff bauten, auf welchem sie den großen Strom 200 Meilen weit verfolgten, indem immer ein Theil der Mannschaft im Schiffe blieb, der größere Theil aber am Ufer marschirte. Da gefiel es dem Hauptmann Orellana, mit 50 Mann auf dem Schiff, die Landtruppen und den unglücklichen Pizarro zu verlassen und eigenmächtig weiter zu segeln. Er fuhr die ganze Länge des Amazonenstroms hinunter und kam wohlbehalten nach Spanien. Pizarro unterdeß mußte zu Fuß den Rückweg antreten. Er litt mit seinen Leuten unsägliche Noth, viele von ihnen erlagen, die übrigen kamen nach einem Jahr halbnackt und gänzlich verwildert über die hohen Cordilleren nach Peru zurück.

Mittlerweile war auch Pizarros zweiter Bruder Hernando nach Spanien abgereist und die Abwesenheit der Brüder benützte Diegos Sohn, um seines Vaters Tod zu rächen. Er sammelte einen ziemlichen Anhang und überfiel den tapfern Francisco Pizarro, der nach einer langen wüthenden Gegenwehr das Leben lassen mußte, 1541.

Der neue aus Spanien gesandte Statthalter Castro besiegte Diegos Sohn, den jungen Almagro, und ließ ihn hinrichten, 1543. Gegen ihn aber erhob sich nun wieder Gonzalo Pizarro, der sich als rechtmäßigen Statthalter des Landes ansah, weil sein Bruder es erobert hatte. Karl V. sandte inzwischen einen neuen Vicekönig nach Peru, den Munnoz, der die unermeßlichen Gold- und Silbergruben, die man eben in den Gebirgen von Potosi aufgedeckt hatte, für die Krone ausbeuten sollte. Castro trat zurück, aber Gonzalo mit seinem Anhang schlug ihn im offenen Kampf und Munnoz wurde umgebracht, 1546. Gonzalo machte sich nun eigenmächtig zum Vicekönig, aber Karl V. duldete es nicht und schickte den Gasca, der mit größerer Vorsicht und mit mehr Macht als Munnoz den Usurpator überwand und enthaupten ließ, 1548.

Peru wurde rasch von Spanien aus colonisirt, weil Gold und Silber die Menschen anlockten. Lima unfern vom Meeresufer wurde die Hauptstadt, Quito im obern Peru in einem Hochthale zwischen ungeheuren Schneebergen, unter denen der Chimborasso der höchste ist, die zweite Stadt. Im Süden wurde Chile erst 1540 vollends erobert, doch dauerte hier ein hartnäckiger Krieg fort wider den tapfern Indianerstamm der Araukaner. Die Spanier erlitten durch dieselben öfters schwere Niederlagen. Am interessantesten wurde dieser Krieg, als die Wilden von der amazonenhaften Königin Janequeo angeführt waren, welche den Tod ihres Gatten an den Spaniern rächte, 1590. Da das hohe Gebirge der Cordilleren die Wilden von den Spaniern trennt, so haben sich die ersteren bis auf den heutigen Tag frei zu erhalten gewußt und durch Pferde, die sie den Spaniern abnahmen, sämmtlich beritten gemacht. Sie gelten als das heldenmüthigste aller indianischen Völker.

Unterdeß hatte Pizarros Gefährte Alvarado auch das zwischen Meriko und Panama gelegene Guatemala erobert und vertilgte hier die alten Einwohner in Masse. Ganze Gruben füllte er blos mit schwangern Weibern, die hineinspringen mußten. Er rühmte sich fünf Millionen Menschen vertilgt zu haben, da Guatemala noch bevölkerter als selbst Meriko gewesen sey. Er selbst weidete sich

am Anblick der Schlächterei. Eine Menge junger Kinder wurden vor seinen Augen geschlachtet, blos der Hände und Füße wegen, die als eine Delikatesse verspeist wurden. Das Andere warf man weg. Endlich fand das Ungeheuer den Tod bei einer Empörung der Indianer 1570.

6.

Das alte Peru.

Der hohe Culturzustand, den die Spanier in Peru vorfanden, glich dem in Meriko, doch war die Gesittung des Volkes milder. Nach der alten Volkssage sollen die Menschen hier wild und roh wie die Thiere gelebt haben. Da erbarmte sich ihrer die Sonne und schickte zwei ihrer Kinder, Manco Capac und Mama Oello Huaco ab, um ihnen Bildung zu bringen. Dieses himmlische Paar erschien zuerst am See Titicaca und lehrte die Männer das Feld bauen und die Weiber spinnen und weben. Von ihnen stammten die Inkas ab, die bis auf Pizarros Ankunft in Peru regierten. Ihre große Hauptstadt war Cuzko, nördlich vom Titicacasee. Nach einer andern Ueberlieferung waren die Stammväter der Inkas bärtige Männer gewesen, also vielleicht verirrte Europäer. In Peru galten sie als Kinder der Sonne und unterschieden sich durch eine weißere Farbe und durch einen edleren Schädelbau. Indeß gab es in Peru auch noch Erinnerungen an eine Zeit vor derjenigen der Inkas, und an einen höchsten Gott, der bei einem Stamme Viracocha, bei einem andern Pachacamac hieß.

Die Hauptstadt Cuzko war sehr groß und noch reicher als Meriko, denn das Gold wurde in den benachbarten Gebirgen in noch viel größerer Menge und mit noch leichterer Mühe gewonnen. Der große Sonnentempel in der Hauptstadt erschien den Spaniern wie eine einzige ungeheure Goldgrube, denn alle Wände waren getäfelt mit Gold, alle Säulen, alle Zierrathen von Gold. An der mittleren Wand sah man ein menschliches Gesicht von lauter Strahlen umgeben, ein Bild der Sonne von ungeheurer Größe und ge-

diegenem Golde auf einem Hintergrunde, welcher ganz aus Smaragden und andern Edelsteinen bestand. Dieses große Sonnenbild fiel bei der Plünderung einem Spanier allein als Beutetheil zu, er verlor es aber noch an demselben Abend im Spiele. Daher man noch in Spanien sprichwörtlich sagt: „er hat die Sonne verspielt, ehe es noch Tag war.“ Die andern, etwas kleineren Tempel waren dem Haupttempel als Capellen beigebaut und den verschiedenen andern Naturgottheiten gewidmet, dem Monde, den Planeten, dem Donnergott, dem Gott des Regenbogens, deren Bilder eben so künstlich, wie das der Sonne, an der Hauptwand angebracht waren. Die Tempel wimmelten von zum Theil kolossalen Gefäßen von Gold und Silber und unzähligen Juwelen, aus denen auch die Farben eines großen Regenbogens im Tempel dieses Gottes gebildet waren. Eben so prächtig und goldreich waren die königlichen Paläste und es gab deren viele, weil jeder Inka, wenn er starb, als Mumie einbalsamirt in seiner Wohnung blieb, um dereinst wieder darin zu erwachen. Jeder neue Inka mußte sich daher einen neuen Palast errichten. Neben dem Palast des Atahualpa fanden die Spanier Gärten und Menagerien wie in Meriko, aber nicht natürlich, sondern nur nachgemacht von Gold und sie bewunderten die außerordentliche Kunstfertigkeit, mit welcher die Blätter der Bäume und die Wolle der Lamas in Gold nachgebildet waren.

Das Verhältniß des Inka zum Volke war ein ganz patriarchalisches. Alle bildeten eine in sich abgeschlossene große Familie, etwa wie das alte Volk der Aegypter. Wie dort so wurden auch hier die Todten noch mit zu den Lebenden gezählt und an gewissen Festtagen wurden die Mumien aller früheren Inkas, jeder mit seinem Hofstaate zu einem Gastmahl versammelt, als ob sie noch lebten. Die kindlichste Liebe aber widmete das ganze Volk der Sonne. Zu ihr betete man bei ihrem Aufgang und Niedergang. Ihr beichtete man und badete sich dann, um sich die Sünden abzuwaschen. In ihr goldenes Land hoffte man nach dem Tode zu kommen, fern jenseits des westlichen Meeres, wo die Sonne täglich zur Ruhe ging.

Mit einem Wort, das kindliche Volk verehrte eine gütige Mutter als seine höchste Gottheit. Man brachte ihr Blumen, Früchte, Thiere, Kunstwerke dar, weit entfernt von den blutigen Opfergreueln, wie sie in Mexiko verübt wurden. Menschenopfer gab es in Peru gar nicht. Die mütterliche Sonne wurde als Herrin des Landes angesehen und ein Drittheil desselben ausdrücklich nur zu ihrem Dienste und zum Bedarf der Tempel und Priester angebaut. Das zweite Drittel des Landes wurde für den Inka und seine Familie bestellt, das dritte Drittel blieb dem Volke. Der Inka selbst bestellte jährlich einmal mit goldenem Pflug die Erde, was an den goldenen Dolch des Dschemschid mahnt, und auch eine Sitte war, welcher sich der Kaiser von China unterziehen mußte. Der goldene Pflug bedeutete die Sonne selbst, die mit ihren eindringenden Strahlen die Erde befruchtet. Auch die einzigen Viehheerden, die man hatte, waren Lamas, kameelartige Schafe auf den grasigen Höhen der Cordilleren und wurden zum gemeinen Besten geweidet und dreigetheilt für die Sonne, den Inka und das Volk. Durch die Centralisation der Verwaltung war es möglich geworden, daß Peru nicht nur eine prächtige Landstraße hatte, die man, wenn der Inka darauf fuhr, mit Blumen bestreute, sondern auch die großartigsten Wasserleitungen und bergaufwärts ein System der Terrassen mit Anpflanzungen, wie sie den Höhen des Ortes am besten angemessen waren. Spuren von gelehrter Cultur finden sich indeß in Peru nicht. Statt der Schrift bedienten sie sich der Quippus, zwei Fuß langer Schnüre, an denen verschiedene Knoten als Wortbezeichnungen dienten, ein Gebrauch, der auch im östlichen Asien vorkommt und wohl auch von dorther stammte.

Die Zahl der Sonnenkinder hatte sich mit der Zeit vermehrt und die sämmtliche Verwandtschaft der Inkas, wie auch die Nachkommen der besiegten Fürsten bildeten die zwei Adelsclassen, die sich über das Volk in Peru erheben. Die Auszeichnung des Adels bestand in einer Kopfbinde und in Ohrringen. Der Inka selbst trug gewöhnlich ein schwarzes Kleid und eine feuerrothe Kopfbinde, in der vorn zwei Federn steckten. Alle Stände aber bildeten nur eine große Familie, deren zusammengehöriges Leben, wie im alten Aegyp-

ten, dem astralischen Leben entsprach. Denn wie die Sonne jährlich ihren neuen Lauf beginnt, so wurde auch die Dreitheilung des Landes jährlich erneuert.

In der Wintersonnenwende, wenn nach ihrem tiefsten Stande die Sonne wieder aufsteigt und das neue Jahr beginnt, zündete der Inka mittels eines Hohlspiegels, der die Sonnenstrahlen auffing, ein wenig Baumwolle an, oder rieb, wenn die Sonne durch Wolken verdeckt war, mit zwei Holzstäben Feuer an und dieses neue Feuer, das Nachbild der neuen Jahressonne, wurde in den Tempel der Sonnenjungfrauen getragen, die es, ähnlich den römischen Vestalinnen, nähren und hüten mußten bis zum nächsten Jahrestag. Diese Feuerentzündung und Aufbewahrung diente dem Volke zum Orakel. Wenn das Feuer unter den Händen des Inka oder durch die Nachlässigkeit der Sonnenjungfrauen erlosch, sah man großes Unglück vorher; doch soll der letztere Fall niemals vorgekommen seyn. Man erkennt den glänzendsten Beweis für die Unschuld des Volkes darin, daß sich niemals seit Menschengedenken eine Sonnenjungfrau in Sünde vergangen habe. Es waren ihrer 1500, alle aus dem Inkageschlecht, die von Jugend auf in einem großen Kloster zusammenlebten. Sie sahen niemals einen Mann außer dem Inka, der die schönsten unter ihnen zu seinen Gemahlinnen auswählte. Ihre Hauptaufgabe war, das h. Feuer zu hüten und die h. Brode und den h. Trank für die großen Sonnenfeste zu bereiten, was einigermaßen an den altjüdischen und buddhistischen Cultus erinnert. Die Sonnenjungfrauen hießen Mamaconas.

Nie war ein Cultus unschuldiger und reiner, wie der peruanische. Er contrastirt aufs reizendste mit dem verderbten Sonnencultus der Baalsdiener in Asien. Wir sehen ein Volk von fröhlichen und dankbaren Kindern vor uns, welche die hohen Berge besteigen, um entzückt den Aufgang der Sonne zu sehen. Wir sehen sie der Sonne Küsse zuwerfen und bei jeder Gelegenheit sie begrüßen. Nie trank ein Peruaner, er hätte denn seine Finger eingetaucht und ein Tröpfchen davon in die Sonne blitzen lassen, um es zu ihr hinaufzuschleudern und ihr für die Gabe des Tranks zu danken.

Die kindliche Liebe des Volks zur mütterlichen Sonne offenbarte sich auf eine wahrhaft rührende Weise in der hohen Freude und Begeisterung, mit der es die Spanier empfing, weil es dieselben für Kinder der Sonne hielt, die daher kämen, woher einst Manco Capac gekommen war. Nun denke man sich die gräßliche Enttäuschung, als das zutrauliche Volk in denselben Spaniern seine grausamsten Henker erkennen mußte. Viele tausend Peruaner, welche sich gegen die Uebermacht der Spanier nicht mehr vertheidigen, aber auch ihre Mißhandlungen nicht mehr ertragen konnten, hofften Schutz zu finden bei ihrer mütterlichen Gottheit, der Sonne, und zogen aus dem Innern des Landes der Abendsonne nach, bis das Meer ihnen den Weg versperrte. Da sie nun nicht weiter konnten, gruben sie sich lebendig in den Sand des Ufers ein und starben.

Fortan hörte man nichts mehr in Peru, als das Waffengeklirr, das Hämmern in den Bergwerken und das Geldzählen der Spanier. Das unschuldige Volk war hingemordet oder in sklavisches Elend versenkt. Die erste tröstende Erscheinung war die h. Rosa von Lima, eine spanische Jungfrau, in welcher die christliche Liebe zum erstenmal wie eine Rose aus dem blutigen und schmerzreichen Dornenkranz der Eroberung hervorbrach. Das amerikanische Gegenbild des h. Franciscus von Assisi, lebte sie, die um ihrer hohen Schönheit willen von vielen begehrt war, doch nur als Einsiedlerin in vertrautem Verkehr mit den Pflanzen und Thieren und feierte mit ihnen täglich den Gottesdienst, als ob es nöthig wäre, den der verderbten Menschheit durch einen unschuldsvolleren der niedern Geschöpfe zu ersetzen. Sie starb 1616.

Süddeutschland den Kaiserlichen Preis gegeben. Augsburg wies aus Feigheit den tapfern Schärtlin aus ihren Thoren, und öffnete sie dem Kaiser. Alle Städte ergaben sich, und Ulrich von Würtemberg so wie Friedrich von der Pfalz baten um Gnade.

In Sachsen waren unterdeß große Veränderungen vorgegangen. Auf den Herzog Georg von Sachsen, Luthers bittersten Widersacher, war sein Bruder Heinrich gefolgt, der sein kleines Land sogleich reformirte. Auf diesen folgte sein Sohn Moritz, ein Jüngling, der seiner Zeit ein Räthsel war. Er hatte früh auf Reisen sich gebildet, die verschiedenen Höfe und Partheien kennen gelernt, und beider Gunst erworben. Er war ein Liebling Kaiser Karls, und hatte für ihn gegen Türken und Franzosen gefochten, und großen Kriegsruhm erworben. Aber auch bei den Protestanten war er beliebt. Philipp selbst gab ihm seine Tochter, und Johann Friedrich, sein Vetter, vertraute ihm den Schutz von Sachsen an, während er an die Donau zog. Niemand mißtraute dem schönen Heldenjüngling, obgleich sein flammendes Auge und ein ihm eigner siegender Herrscherblick seine kühne Seele verkündeten. Moritz war an Geist allen seinen Zeitgenossen überlegen, und selbst dem Kaiser, wenigstens in so fern, als dieser ihn nicht durchschaute. Bei dieser Geistesgröße war er aber an ein beschränktes Loos gefesselt. Als Fürst eines kleinen Nebenländchens stand er tief unter den Häuptern beider in Deutschland herrschenden Partheien. Es war also natürlich, daß er emporstrebte. Das nächste Ziel, das er möglicherweise erreichen konnte, war, das Haupt der Protestanten zu werden. Dazu sah er sich immer mehr berufen, als die übrigen Häupter sich so erbärmlich betrugen. Aber diese Häupter mußten erst weggeschafft werden, wenn er an ihre Stelle treten sollte, und dafür gab es nur ein

Register zum siebenten Bande.

Seite

Abbas . . . 360
Ablaß 2
Absberg . . . 41
Adiaphora . . 197
Agnes v. Mansfeld 209
Agricola . 143. 196
Agrippa v. Nettesheim . . . 390
Akbar . . . 361 f.
Alba 137. 140. 142. 159 162. 223 f. 261
Albrecht Alcibiades 137 148. 154 f.
— v. Bayern 166. 369
— von Mainz 5
— von Preußen 28 200. 337
— Friedrich . 201
Alchymisten . . 389
Aleander . . . 20
Alençon 223 f. 256
Alexander v. Medici . 118. 235 f.
— v. Parma 184 f. 272
Alfons von Este 190
Algier 123. 125. 375
Allgau . . . 48. 67
Almagro . . . 444
Alvarado . . . 447
Amboise, Edict v. 253
Amerika . . 424 f.
Amsterdam . . 242
D'Ancre . . 277 f.
Andreä, Jak. . . 211
Angela von Desenzano . . . 191
Anhalt . . . 368
Anjou s. Heinrich III.
Anna Boley . 283 f.
— von Cleve . 296
Anton v. Lothringen 56
— v. Navarra 249. 251
Antwerpen . . 231
Arabien . . . 358
Araucaner . . 447
Archangel . . . 240
Aretino . . . 411
Argula v. Grumbach 71
Ariost 407
Armada . . . 319
Arminius . . . 243
Artikel, zwölf . 46
Astrakan . . . 342
Atahualpa . . 445
Augsburg 47. 93 f. 138 142. 158
August v. Sachsen 166 197 f.
Aventinus . . 71
Azteken . 429. 437

Baco 398
Baden 368
Balafré s. Heinrich von Guise.
Barbaresken . . 357
Barlaimont . . 221
Baronius . . . 192
Basel . . . 30. 96
Bassompierre . . 216
Batavia . . . 241
Batori . . 196. 336
Bauernkrieg . 44 f.
Bayard . . . 72
Bayern . 210. 369
Bellarmin . . 191
Bergerac, Friede v. 264
Berlichingen . . 53
Bern 96
Bethlen Gabor . 216

Seite

Beza 249
Bicocca . . . 26
Bilderſturm . . 224
Blois . . 263. 268
Bluthochzeit . 258 f.
Böhme, Jakob . 380
Bogbinder . . 326
Bologna . . . 88
Bonner . . . 303
Boris Gudunow 345 f.
Borromäiſcher Bund 211
Bothwell . . 314 f.
Bourbons . . . 249
Brandenburg 127. 367
Braunſchweig 207. 370
Brederode . . . 222
Bremen . . . 200
Brück 197
Brüder, barmherzige 192
Buenos Ayres . 427
Bugenhagen 28. 326
Bulle in coena domini . . . 189
Bullinger . 134. 203
Bund, ſchwäbiſcher 45
Bundſchuh . . 44
Burgund . 152. 158
Burleigh 306
Butzer 30

Cabot . . . 424
Cajetan . . . 9
Calvin 123. 170. 202
Cambray . . . 82
Camoëns . . . 409
Campeggio . . 32
Canisius . . . 176
Cappel . . . 99
Caracci . . . 402
Carlos . . . 180
Caſimir v. Culmbach 42
Cervantes . . . 415
Ceylon . . . 241
Chateau Cambreſis 163
Chile 447
China 241
Chriſtian II. von Sachſen . . 366
— III. v. Dänemark . 114. 325
— IV. . . . 327
Chriſtiern d. Böſe 113 323
Chriſtoph v. Oldenburg . . . 114
— v. Württemberg . . 103. 156
Chyträus . . . 183
Claudius v. Guiſe 76
Clemens VII. 32. 73 78 f. 118. 283
Clement . . . 269
Cochläus . 94. 132
Coligny . . 248 f.
Collegium Germ. 189
Colonna, Vittoria 408
Commendone . 166
Concini ſ. d'Ancre.
Concordienformel 201
Condé 248. 252 f. 278 f.
Confeſſion, Augsburgiſche . . 94
— Helvetiſche . 170
Conſtanz . . . 147
Correggio . . . 401
Cortez . . . 428 f.
Covenant . . . 310
Cox 306
Cranmer 284 f. 303
Crell . . . 206 f.
Creçy . . . 126
Cromwell, Thomas 285 f.
Cuzko 448
Cypern . . . 358

Dänemark 113 f. 323 f.
Dalekarlien 330. 332
Damenfrieden . 82
Damville . . 262 f.
Darnley . . 312 f.
Delhi 361
Diana v. Poitiers 121
Dietrichſtein 67. 180
Dimitri, der echte 346
—, der falſche 347 f.
Dithmarſchen 117. 326
Dohna . . . 267
Don Carlos . . 118
— Juan . . 409
Doria 81. 123. 162. 184
Dorpat . . . 340
Dortrecht . . . 231
Douglas . . . 316
Drake 319
Dreux 252
Dudley . . . 298

Eboli . . 160. 181
Eck, Doctor 17. 132
—, Kanzler . . 49
Eduard VI. . 295 f.
Egmont 163. 220 f.
Ehrenbreitſtein . 211
Eliſabeth v. England . . 300 f.
— von Valois 180
England . . 281 f.
Erich XIV. . 231 f.
— von Braunſchweig . 14. 141
Ernſt v. Bayern 210
Escorial . . . 179
Eſſex 321
Eſtampes, Herzogin von . 121. 124
Eſthland . 331. 342

Faber 176
Fabri 245
Farneſe 120. 124. 126 142. 162
Fauſt 392
Ferdinand I. 48. 68 f. 171. 217 f.
Ferrara . . . 190

Seite

Fiesco 162
Fischart . . . 379
Flacius 145. 147. 166 197
Florenz 87. 118. 170
Fontainebleau . 121
Franken . . . 50
Frankenhausen . 61
Frankfurt . . . 306
Franz I. 25. 71 f. 120
— II. . . . 247
— von Guise 253 f.
— von Sales . 193
— Xaver . . 175
Friedrich I. von Dänemark . . 324
— II. . . . 326
— der Weise 5. 14
— III. von der Pfalz . . . 204
— Pfalzgraf 83. 103
Frischlin . . . 369
Fuchsstein . . . 47
Fürstenberg . . 338
Fugger . 12. 138

Gabriele d'Estrées 275
Galiläi . . . 369
Gardie, de la 333. 343 354
Gebhard v. Köln 209
Geißmayr . 49. 86
Genf 100. 123. 202. 246
Gengenbach . . 96
Gent . . . 232 f.
Genua . . 82. 162
Georg v. Frundsberg . . 26. 47. 67
— v. Jägerndorf 29
— von Sachsen 90
— Truchseß . 45 f.
Genfen . 222. 226
Geyer . . . 50 f.
Gießen . . . 209
Götz v. Berlichingen 41
Gomarus . . . 243
Gonzaga . . . 189
Granvella 93. 220 f.
Graubündten 59. 211
Gregor XIII. 189. 261
Großmogul 360 ff.
Grumbach . . 196
Guarino . . . 190
Guattmozin . . 435
Guisen 76. 154. 162 163. 245 f.
Gustav Wasa 328 f.

Hadrian VI. . 26
Hairedbin Barbarossa . 122. 357
Hansa . . . 112 f.
Harlem . . . 228
Heemskerk . . . 240
Heidelberger Katechismus . . 204
Heilbronn . . . 54
Heinrich II. von Frankreich 120. 121 152. 245 f.
— III. . 255. 262
— IV. 248. 253. 257 261 f.
— VIII. v. England . 25. 281 f.
— von Braunschweig 131. 155
— Julius . . 418
— von Guise 260 f.
— v. Montmorency s. Damville.
— von Sachsen 28
Helfenstein . . 50
Helvetische Confession 170
Hembyze . . . 232
Hennig Brabant 207
Hermann v. Köln 133
Heßbus . 166. 199
Hessen 209
Hexenprocesse . . 382
Heydeck . . . 149
Hipler . . . 52. 54
Holland . . . 226 f.
Holstein . . . 326
L'Hopital . 250. 253
Hosius . . 193. 336
Howard . 319. 327
Hubmaier . . . 63
Hugenotten . 347 f.
Hugo Grotius 243. 395
Humajun . . 360 f.
Hutten 13. 17. 38

Jagellonen . . 334
Jakob I. . . . 314
— IV. v. Schottland 295
— V. v. Schottland 275
James Stuart . 310
Janitscharen . . 357
Jeanne d'Albret 248. 255
Jehangir . . . 363
Jena 197
Jermak . . . 353
Jesuiten 174 f. 382
Ignaz v. Loyola 26. 172
Indien . . 360 f.
Inkas 445
Inquisition . . 179
Innsbruck . . 150
Interim . . . 143
Joachim I. 127. 366
— II. . 127. 129
Johann v. Leyden 107 f.
— von Sachsen 94
— v. Schweden 333
— Casimir, Pfalzgraf . . . 233. 267
— Friedrich . 101
— — II. . . 196
— Heinrich . . 166
— vom Kreuz . 192
Johanna Gray . 289

Seite

Johanna Seymour 287
Johanniter . . 357
Jordano Bruno . 379
Irland 321
Isabella v. d. Niederlanden . . 239
Island . . . 328
Juan d'Austria 185. 231
Julius v. Braunschweig . . . 369
— v. Würzburg 210
Juristen . . . 380
Ivry 271
Iwan der Schreckliche . . . 338 f.

Kabul 361
Kalender . . . 189
Kalmucken . . 355
Kamtschatka . . 354
Kapuziner . . 177
Karl V. 11 f. 71. 86 f.
— IX. v. Frankreich . . . 250
— v. Schweden 333
— Borromeo 164. 211
— v. Bourbon 72 f.
— v. Steyermark 215
Kasan 342
Kaschmir . . . 363
Katharina v. Aragonien . . 282 f.
— Howard . . 293
— v. Medici 104. 120
— Parr. . . 395
— von Schwarzburg . . . 142
Kapuziner 85. 103. 125 357
Kempten . . . 45
Kepler . . 214. 336
Kettler 338
Khlesl . . . 213 f.
Kirche, die lutherische 33
Kirchenmusik . . 403
Kirchmaier . . 377
Kirgisen . . . 357
Knipperdolling 106 f.
Knox . 306. 310 f.
Köln 208
Königsberg . . 200
Kopenhagen . . 326
Kopernikus . . 396
Kosacken . . . 347
Kreml 345
Krimm . . . 344
Kronberg . . . 38
Kryptocalviniſten 205
Kurland . . . 340

Lainez 176
Lang 67
Lautrec . . 26. 81
Leicester . 312. 320
Leipziger Interim 140
Leonardo da Vinci 94. 132
Lepanto . . . 185
Lerma 187
Leyden 230
Ligue . . . 364 f.
Linschoten . . 240
Lippold . . . 366
Lithauen . . . 335
Livland 335 339. 342
Löffelgesell[illegible] . 100
Lombardei . . 71
Lorenzo v. Medici 118
Lorenzino . . . 119
Loretto . . . 217
Lothringen 76. 153
Loyola . . 172 f.
Lübeck 112
Ludwig XIII. 276 f.
— v. Darmstadt 209
— von der Pfalz 57
— von Ungarn 69
Luther 6 f. 93. 132
Luynez . . . 278

Machiavelli 395. 411
Madrid . . . 77
Maestricht . . 231
Magdeburg 147. 149
Magelhaen . . 425
Magnus v. Holstein 339
Mailand . 20. 164
Malerei . . 399 f.
Malta . . 189. 237
Mansfeld 66. 135. 209
Manuel . . 30. 96
Mantua . . . 189
Marburg . . . 209
Margaretha von Parma . . 220 f.
— von Valois 257
Maria v. Medici 275 f.
—, die spanische 299 f.
— Stuart 247. 256 296. 309 f.
Marokko . . . 186
Marot 404
Martinuzzi 123. 170
Matthias . . . 232
Matthison . . 108
Max I. . . . 11
— II. . . 193 f.
Maurus, Orden d. h. 192
Mayenne . . 264 f.
Mediceer . . 118 f.
Medina Sidonia 319
Melanchthon 17. 144. 198
Mennoniten . . 219
Merac 265
Metzler . . . 50
Metz 153
Mexiko . . 429 f.
Meyer, Marx . 114
Michael Feodorowitsch . . . 352
Miltitz 16
Mömpelgard . . 45
Mörlin . 166. 200
Mohacz . . . 69
Montaigne . . 398
Montezuma . . 430
Montserat . . 189
Montmorency 245 f. 262

Seite

More, Thomas . 287
Moriskos 184. 188
Moriz v. Hessen 208. 275
— von Oranien 237
— v. Sachsen 133 f. 145 f.
Moskau . . . 344
Mühlberg . . . 140
Mühlhausen . . 64
Münster . . 106 f.
Münzer . . 61 f.
Murner . . . 378
Murray . . 311 f.
Musäus . . . 200

Nadasdy . . . 83
Nantes, Edict von 274
Nassau, Grafen von 227
Naumburg 133. 166
Navarra . 248. 251
Negersklaven . . 437
Niederlande . 219 f.
Nördlingen . . 328
Norfolk 283. 288. 295
Northumberland 298 f.
Norwegen . . . 327
Nonconformisten 306
Nürnberger Religionsfrieden . 101
Nuntien . . . 190
Nurjehan . . . 363

Oekolampadius 30. 96
Oesterreich . . 68
Ofen 83
Olden Barneveldt 240 243
Oper 404
Oranien . . . 221
Ostander . . . 200
Ostende . . . 338
Ostfriesland . . 371
Ostindien . . . 240

Seite

Pack 91
Palavicini . . 169
Panama . . . 444
Paracelsus . . 391
Paris 271
Pariser Bluthochzeit . . . 259 f.
Parker 306
Parlament, französisches . . 250
Parma s. Alexander.
Passauer Vertrag 151
Paul III. 105. 129
— IV. . 159. 162
Pavia 74
Persien . 357. 359
Peru . . . 445 f.
Pescara . 26. 72 f.
Peter von Medici 118
Pflug 143
Philibert v. Oranien 81
Philipp II. 157. 179 f. 220 f. 301 f. 319
— III. . . . 187
— von Hessen 28. 40 91. 103. 128
Philippine Welser 171 212
Philippinen . . 426
Philippisten . . 197
Pier Luigi . . 142
Pius IV. . . . 165
— V. . . . 169
Pizarro . . 444 f.
Planta . . . 211
Pole 303
Polen . 170. 334 f.
Portugal . . . 186
Prag 214
Presbyterianer . 310
Preußen . 200. 337
Protestanten . . 92
Provence . . . 73
Puritaner . . 306

Seite

Quintin St. . . 163
Quito 446

Rabelais . . . 245
Raleigh . 319. 321
Ranzau . 324. 367
Rauber . . . 171
Ravaillac . . . 276
Recht, römisches . 160
Remonstranten . 242
Rênê 76
Requesens . . 229
Rheinpfalz . . 204
Rhodus . 183. 356
Riccio 313
Richard v. Trier 38 f.
Richelieu . . 278 f.
Rochelle . 261. 280
Rohan 280
Rom 79
Romano . . . 400
Romanow 346. 352
Rosa von Lima . 452
Roßwurm . . . 216
Rothenburg . . 49
Rotmann . . . 106
Rudolf II. . 213 f.
Rußland . . 338 f.
Ryhove . . . 232

Sachsen 5. 205 f. 366
Salis 211
Salm, Niclas von 68 74. 85
Salzburg . . 49. 67
Sarpi . . 169. 191
Savoyen . . . 247
Schäferpoesie . . 404
Schamanen . . 355
Schauspiele . 418 f.
Schenk . . . 210
Schertlin 80. 103. 137
Schleswig . . . 326
Schmalkalden . 101

Seite

Schottland 228. 307 309 f.
Schuiski . . . 350
Schwarmgeiſter . 31
Schweden . 113. 328
Schweiß. engliſcher 82
Schweiz . 94. 211
Sebaſtian . . . 186
Servet 203
Selim II. . . 385
Shakeſpeare : . 421
Sibirien . . 352 f.
Sickingen . 12. 37 f.
Siebenbürgen . 216
Sievershauſen . 155
Sigmund v. Polen 333
— Auguſt 336. 350. 354
Sixtus V. . . 190
Smolensk 346. 351
Socin 170
Soliman II. 69. 83. 102 194. 556 f.
Somerſet . . . 296
Sonnenjungfrauen 451
Spalatin . . . 9
Spanien . . 178 f.
Spee 388
Spencer . . . 409
Speier . . . 90
Sprenger . . . 384
Steyermark . . 215
Straßburg 30. 147
Stroganow . . 353
Strozzi . . . 119

Seite

Sturm . . . 30
Sully 275
Surrey . . . 294
Sziget 194

Tamasp . . . 360
Taſſo . . 190. 408
Tatarn . . . 341
Tetzel 3
Thereſe S. . . 191
Thomas Becket . 290
Titian 401
Tlascala . . . 423
Tobolsk . . . 353
Toscana . . . 119
Trienter Concil 135. 150 165. 168
Tripolis . . . 357
Trolle 329
Tſchuktſchen . . 356
Türken 69. 83. 102. 125 183. 194. 215. 356 f.
Tunis 123. 184. 357
Tycho de Brahe . 213

Ulrich v. Württemberg 13. 45. 103
Ungarn 69. 170. 194
Univerſitäten 371 f.
Urſulinerinnen . 141
Utrechter Union . 234
Uzeda 188

Vaſſy 251

Seite

Venedig . 185. 101
Venezuela . . . 426
Vera Cruz . . 430
Vincenz de Paula 193

Wallonen . . 233
Wartburg . . . 25
Waterſtaat . . 242
Weinsberg . . 50
Welſer 427
Werf. van der . 230
Wiedertäufer 60. 106 f.
Wien 84
Wilhelm v. Bayern 13 48. 142. 210
— von Heſſen . 149
— von der Mark 228
— von Oranien 220
Wittenberg . . 5
Wolſey . . 25. 281 f.
Worms . . . 22
Württemberg 103. 369
Würzburg . . 53. 210
Wullenweber . 112 f.

Zamoiski . . . 336
Zapolya 70. 83. 125
Zborowski . . 336
Zips 217
Zrinyi . . 125. 149
Zürich 30. 94. 203
Zwickau . . . 31
Zwingli . . 30. 95

Allgemeine Weltgeſchichte.

Achter Band.

Mittel. Er mußte sie selbst vertilgen helfen, indem er an ihnen zum Verräther wurde. Dadurch gewann er zugleich des Kaisers höchstes Vertrauen und die Churwürde seines geächteten Vetters konnte ihm nicht entgehn. War er aber einmal in dem Besitz, so konnte er sich sogleich an die Spitze der Protestanten stellen. Er schloß sich also an den Kaiser an, und übernahm selbst die Vollstreckung der Reichsacht gegen seinen Vetter. Plötzlich fiel er verrätherisch in Churſachsen ein und eroberte das Land bis auf die Stadt Wittenberg, die ihm heldenmüthig widerstand. Der Churfürst eilte zwar von der Donau herbei, und trieb ihn wieder über seine Grenzen, Moritz vereinigte sich aber mit Karl und Ferdinand, und überfiel den sorglosen Churfürsten bei Mühlberg an der Elbe, 1547. Johann Friedrich wurde geschlagen und selbst gefangen. Nun war der Schmalkaldische Bund verloren. Philipp von Hessen stellte sich freiwillig in die Gefangenschaft, und ganz Niederdeutschland huldigte dem Sieger, bis auf die Stadt Magdeburg, die allein noch unerschüttert trotzte.

Kapitel CCCLXXXVIII.

Moritz.

Der wichtige Dienst, welchen Moritz dem Kaiser geleistet hatte, verschaffte ihm nun die Churwürde von Sachsen, welche der unglückliche Johann Friedrich mit dem kleinen Herzogthum des erstern vertauschen mußte. Moritz stand nun am Ziele seiner Wünsche, denn wenn ihn auch die Protestanten jetzt haßten und verachteten, so war er doch im Stande sie bald wieder zu versöhnen. Er wußte wohl, daß der Kaiser nichts gegen die Religion unternehmen würde, denn er hatte nur die Fürsten demüthigen wollen. Karl zeigte dieß zum großen Ver-

Allgemeine
Weltgeſchichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Institut
für Kultur- und
Universalgeschichte
Universität Leipzig

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

53 - 8 - 5533
D 26.9.83
NKT 30.9.83

Ra 95

Schnellpreſſendruck der J. G. Cotta'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des achten Bandes.

Erſtes Buch. Beginn des dreißigjährigen Krieges . . . 1

Union und Ligue. S. 1. Der böhmiſche Majeſtätsbrief. S. 7. Der Winterkönig. S. 12. Die ferdinandeiſche Reaction. S. 17. Holländiſch-franzöſiſche Umtriebe. S. 22. Wallenſtein. S. 28. Das Reſtitutionsedict. S. 34.

Zweites Buch. Guſtav Adolf 41

Schwediſche Vorbereitungen. S. 41. Guſtav Adolfs Ankunft in Deutſchland. S. 46. Magdeburgs Zerſtörung. S. 51. Die Schlacht bei Leipzig. S. 56. Guſtav Adolfs große Pläne. S. 62. Wallenſteins zweites Commando. S. 67. Guſtav Adolfs Tod. S. 73.

Drittes Buch. Deutſchlands Selbſtzerfleiſchung in fremdem Solde 79

Der Heilbronner Bund. S. 79. Wallenſteins Tod. S. 84. Der Prager Frieden. S. 89. Die Kriegsfurie, der Hunger und die Peſt. S. 95. Bernhard von Weimar. S. 101. Bauer. S. 107.

Viertes Buch. Der weſtphäliſche Frieden 112

Der Friedenscongreß. S. 112. Die Franzoſen in Deutſchland. S. 118. Das Ende des dreißigjährigen Krieges. S. 123. Der weſtphäliſche Frieden. S. 128. Die Barbarei im Gefolge des Krieges. S. 134.

Fünftes Buch. Frankreich unter Richelieu und Mazarin . . 138

Cardinal Richelieu. S. 138. Cardinal Mazarin. S. 145. Mazarins Nichten. S. 150. Spaniens Verfall. S. 154. Der Pyrenäenfrieden. Calderon. S. 160. Die Philoſophie in Frankreich. S. 164.

Seite

Sechſtes Buch. Ludwig XIV. 169

Das moderne Königsideal. S. 169. Der Devolutionskrieg. S. 174. Holland in Noth. S. 178. Die Franzoſen am Rhein. S. 184. Die Reunionen. S. 189. Die gallicaniſche Kirche. S. 196.

Siebentes Buch. *Das leopoldiniſche Zeitalter* 203

Leopold I. S. 203. Die Türken vor Wien. S. 207. Sachſen-Polen. S. 214. Brandenburg-Preußen. S. 219. Die Verweiſchung der Zeit. S. 224.

Achtes Buch. Die engliſche Revolution 228

Jakob I. S. 228. Karl I. S. 234. Das lange Parlament. S. 239. Die engliſchen Parteien. S. 244. Verzweiflungskampf des Königs mit dem Parlament. S. 249. Oliver Cromwell. S. 255. Karls I. Hinrichtung. S. 260.

Neuntes Buch. Cromwell und die Reſtauration 267

Der Uſurpator. S. 267. Englands Machtentfaltung unter dem Protector. S. 272. Die engliſche Reſtauration. S. 276. Karls II. luſtiger Hof. S. 280. Die Vertreibung der Stuarts. S. 284.

Zehntes Buch. Die Seekriege und Colonien 291

Die ſpaniſchen Colonien. S. 291. Die Flibuſtiers und die Quäker. S. 296. Die Engländer in Nordamerika. S. 301. Die Rothhäute. S. 305. Die Religion der Wilden. S. 309. Aeußerſte Verkümmerung und Verthierung der Menſchen. S. 314.

Eilftes Buch. Nordiſche Geſchichte im 17. Jahrhundert . . 318

Dänemark. S. 318. Chriſtine von Schweden. S. 323. Schwediſch-polniſche Kriege. S. 329. Polen und Koſacken. S. 333. Ruſſiſche Wirren. S. 338. Peter der Große in Holland S. 343.

Zwölftes Buch. Der Orient im 17. Jahrhundert 348

Verfall des türkiſchen und perſiſchen Reichs. S. 348. Aurengzeb und die Europäer in Oſtindien. S. 352. Die Ming-Dynaſtie in China. S. 357. Die große Revolution in China. S. 361. Kanghi. S. 364.

Berichtigungen.

Zu Band VIII. S. 4 Z. 6 v. u. del. oder Bierjörge (weil dieſer Name ſich erſt auf Chriſtians II. Sohn Johann Georg bezieht.) S. 10 Z. 15 v. u. l. ſeine ſt. ſeinen. S. 67 Z. 1 v. u. l. Racoczy. S. 100 Z. 1 v. u. l. Aasgrube. S. 131 Z. 5 v. o. l. Armin. S. 136 Z. 9 v. o. l. bei ſt. an. S. 145 Z. 3 v. o. l. jener ſt. ſeiner. S. 150 Z. 8 v. u. l. Mercoeur. S. 163 Z. 8 v. o. l. vor dem König. S. 184 Z. 10 v. o. del. mit. S. 192. Z. 5 v. u. l. Neuburg ſt. Neuenburg. S. 200 Z. 2 v. o. l. Enclos. S. 207 Z. 6 v. u. l. Racoczy. S. 216 Z. 8 v. o. l. Reidſchütz. S. 220 Z. 7 v. u. l. kühn ſt. frech. S. 250 Z. 8 v. u. l. voller ſt. aller. S. 265 Z. 6 v. u. l. Coke. S. 299 Z. 8 v. u. l. wahren ſt. ganzen. S. 317 Z. 4 v. u. l. erkannt ſt. erklärt. S. 330 Z. 4 v. u. l. Racoczy. S. 339 Z. 8 v. u. l. Lubomirski. S. 364 Z. 13 v. u. l. 200,000.

Zu Band II. S. 323 Z. 2 v. o. l. ein gewiſſer.

Erſtes Buch.

Beginn des dreißigjährigen Krieges.

1.

Union und Ligue.

Die unglückliche Kirchenſpaltung in Deutſchland, welche zwei neue Kirchen entſtehen ließ und dadurch die Nation in feindſeligere Gegenſätze auseinanderriß, als je früher die der Stämme geweſen waren, erklärt ſich einzig aus der allein maßgebenden, allein alles entſcheidenden Fürſtenpolitik. Es müßte möglich geweſen ſeyn, die nothwendig gewordene Reformation in der ganzen Kirche durchzuſetzen, ohne ihre Einheit zu gefährden; die Einſeitigkeit der Reform und die Trennung der Kirche lag nicht im Intereſſe der Kirche, noch der Nation, aber ſie lag im Intereſſe der Fürſten. Wäre das ganze deutſche Reich katholiſch geblieben oder durchaus und ganz lutheriſch geworden, ſo hätte der Kaiſer im Bunde mit der Kirche und der Nation die vielköpfige Hydra der Fürſtenoligarchie unterdrücken können. Das aber war es gerade, was die Fürſten um jeden Preis verhindern wollten. Sie betrieben daher die Spaltung, ſie allein. Nur von ihrem dynaſtiſchen Intereſſe allein hing die Wahl ab, die ſie zwiſchen den drei Confeſſionen trafen. Der Wittelsbacher konnte katholiſch bleiben, ohne Habsburg unterworfen zu werden, weil der lutheriſche Wettiner dem Kaiſer eine Schranke ſetzte. Kurheſſen und Branden-

burg wurden calviniſch, damit der lutheriſche Sachſe ſie ſich nicht unterordne. Die Einrichtung des deutſchen Reichs, wie ſie unmittelbar nach der Reformation und durch dieſelbe herbeigeführt wurde, war ein einzig der fürſtlichen Oligarchie günſtiges und auch allein durch ſie vermitteltes Arrangement. Damit jede der vorragenden Dynaſtien ſich neben der andern behaupten könne, mußte dem Kaiſer vollends alle Macht, mußte der Nation jede Möglichkeit der Einigung genommen und jenes künſtliche Gleichgewicht erzeugt werden, welches keiner einzelnen Dynaſtie ein Uebergewicht mehr geſtattete. Gerade die einander confeſſionell Verwandten bildeten unter ſich einen Gegenſatz und conſpirirten gegen einander mit den andersgläubigen Fürſten. So hing ſich Bayern dem katholiſchen Kaiſerhauſe nicht an, um deſſen Stärke zu vermehren, ſondern als Gegengewicht. Und ganz ebenſo mißtrauten einander die lutheriſchen und calviniſchen Fürſten.

Dies muß man erwägen, um den Schlüſſel zu erhalten zu den ſonſt ganz unbegreiflich bleibenden Vorfällen der großen Kämpfe in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in welchem offene Verbündete einander gefährden, und offene Feinde einander heimlich unterſtützen, die perfideſte Politik, die ſich denken läßt, aber immer unter dem Deckmantel der Religion. Wie im erſten Act der Reformation zu Luthers Zeiten, ſo diente auch wieder in dem zweiten großen Act im dreißigjährigen Kriege die Religion überall nur zum Vorwande der dynaſtiſchen Intereſſen und die Völker erlitten ihre gerechte Strafe dafür, daß ſie ſich wie ſtumme Fiſche im Netz der Fürſtenoligarchie hatten fangen laſſen. Sie mußten jetzt bluten.

Das Theilungsproject, welches Heinrich IV. von Frankreich mit Moriz von Heſſen verhandelte, entſprach ganz dem dynaſtiſchen Gravitationsſyſtem, welches die deutſchen Fürſten an die Stelle unſeres Reichs und unſerer Nationaleinheit ſetzten. Dieſes Syſtem war aber noch nicht vollendet und die freſſende Gier wurde durch immer neue Beute gelockt. Es gab noch Kirchengut zu rauben; es gab ſchwächere Reichsſtände, beſonders Reichsſtädte zu plündern oder zu unterdrücken; es gab reiche Erbſchaften, die ein Fürſt dem andern nicht gönnte. Oder der Grundſatz des Religionsfriedens cujus regio, ejus religio

widerſprach manchen in der Noth den andersgläubigen Unterthanen ertheilten Privilegien und der Fürſt wollte ihnen die letzteren wieder nehmen; andere Fürſten aber, die ihn nicht erſtarken laſſen, ſondern durch die innere Zwietracht in ſeinem Lande ſchwächen wollten, nahmen ſich ſeiner Unterthanen an. So entſtanden neue Reibungen, neue Kriege, die alle nur durch das fürſtliche Intereſſe und durch die Raubgier motivirt waren, alle aber die Religion zum Vorwande nahmen, um einem tief unſittlichen Treiben den Tugendmantel umzuhängen und die Völker zu täuſchen.

Wilhelm IV., der prachtliebende Herzog von Bayern, dankte 1597 zu Gunſten ſeines eben ſo klugen als thatkräftigen Sohnes Maximilian I. ab. Dieſer Fürſt hielt die verworrene Zeit für günſtig, um den bayriſchen, durch lange Theilungen geſchwächten Zweig des Hauſes Wittelsbach wieder zu einem kräftigen Stamme zu machen. Der andere wittelsbachiſche Zweig in der Pfalz beſaß die Kurwürde und war calviniſch geworden. Grund genug für Maximilian, um ihn zu beneiden. Das Haus Habsburg unter dem elenden Rudolf II. durch Bruderzwiſt zerrüttet und durch lutheriſche Oppoſitionen im eigenen Lande bedrängt, war dem Bayern weniger mehr gefährlich, als es ſeiner Hülfe zu bedürfen ſchien. Grund genug für Maximilian, um den Entſchluß zu faſſen, die katholiſchen Intereſſen Deutſchlands in ſeine Hand zu nehmen und dadurch die Größe ſeines Hauſes zu fördern. Während er dem bayriſchen Volke durch ſtrenge Sparſamkeit im Haushalt und durch eine weiſe Regierung gerecht wurde, war er der eifrigſte Protector des Jeſuitenordens um ſo mehr, als der Kaiſer damals, wie auch Matthias und Cardinal Khleſl ſich dieſes Ordens nicht bedienen wollten. In der lutheriſchen Reichsſtadt Donauwörth waren einige Katholiken bei einer Proceſſion mißhandelt worden. Dieſer Vorfall wurde außerordentlich wichtig genommen, vor das Reich gebracht und die Reichsacht gegen die Stadt durchgeſetzt. Maximilian, der die Acht vollzog, überſchritt weitaus ſeine Befugniß, nahm der Stadt ihre bisherige Reichsfreiheit und machte ſie zu einer bayriſchen Landſtadt, 1604. Da er wiſſen konnte, daß er dazu nicht berechtigt war und daß die proteſtantiſchen Stände es nicht dulden würden, würde ſeine Handlungsweiſe unüber-

legt und thöricht erſcheinen, wenn nicht eine tiefere Abſicht darin gelegen hätte. Es war eine Herausforderung der Reformationspartei, welche Max um ſo eher wagen durfte, als er wußte, jene Partei ſey durch innern Zwieſpalt geſchwächt und die Lutheraner würden niemals mit den Calviniſten zuſammenhalten.

Das Haupt der andern wittelsbachiſchen Linie, der calviniſche Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz, gründete damals gerade die Stadt Mannheim und bevölkerte ſie mit flüchtigen Glaubensgenoſſen. Im Bunde mit Heinrich IV. von Frankreich, Holland und England hoffte er der Hegemonie im calviniſchen Deutſchland ſicher zu ſeyn und eine bedeutende Rolle ſpielen zu können. Er brauchte ja nur den Zwieſpalt zwiſchen Katholiken und Lutheranern zu benutzen. Als er nun ſah, wie keck ſein Münchner Vetter in der Donauwörther Sache vorging, mag ihn eine böſe Ahnung von der feindlichen auch gegen ihn ſelbſt gerichteten Abſicht dieſes Vetters angewandelt haben, und da er keck und unternehmend war, ließ er ſich nichts von ihm bieten. Wie Max die Miene annahm, ſich an die Spitze aller Katholiken in Deutſchland ſtellen zu wollen, ſo nahm auch Friedrich die Miene an, als wolle er alle reformirten Intereſſen gegen die alte Kirche vereinigen und gegen ſie zu Felde ziehen. Es glückte ihm aber mit den Lutheranern nicht, wie Max vorausgeſehen hatte. Als er eine Union aller lutheriſchen und calviniſchen Fürſten und Reichsſtände zum Schutze Donauwörths beantragte, ſchloſſen nur der Herzog von Württemberg und die fränkiſchen Markgrafen mit ihm die Union zu Anhauſen, 1608. Obgleich nun dieſe Verbündeten damals noch wenig Macht beſaßen, betrieb doch Max eifrig ein katholiſches Gegenbündniß und brachte es 1609 unter dem Namen der heiligen Ligue zu Stande. Kurfürſt Chriſtian II. von Sachſen, den man ſpottweiſe den Merſeburger Bierkönig oder Bierjörge nannte, wurde damals nach Prag gelockt und dort im ſüßen Ungarweine dermaßen betäubt, daß er ſchon im Begriffe war, zur katholiſchen Ligue überzutreten, als es noch dem Herzog Julius von Braunſchweig gelang, dieſe Schmach von der lutheriſchen Partei abzuwenden. Der Kurfürſt von Brandenburg, der lieber Ruhe gehabt hätte und ſich

druß der Katholiken öffentlich, indem er den Protestanten befahl, ruhig ihren Gottesdienst fortzusetzen. Er ehrte sogar Luthers Grab, und antwortete dem spanischen Feldherrn Alba, der es zerstören lassen wollte: Ich führe nur Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten. Dem Kaiser war es nur um seine Herrschergewalt zu thun, und da er dieselbe von den Protestanten wie von den Katholiken anerkannt sah, so war ihm weiter nichts vonnöthen, ja er wollte sogar die protestantische Parthei erhalten, um sie den Anmaßungen des Papstes und der katholischen Fürsten noch ferner entgegen zu stellen, und so über alle zu herrschen, indem immer einer den andern im Zaum hielt. Dies hatte Moritz vorausgesehn, und alles ging ihm nach Wunsch. Nur seine Nebenbuhler waren geschlagen, die Parthei selbst blieb, und er stand an ihrer Spitze.

Um auch dem Papst sein Uebergewicht fühlen zu lassen, unterhandelte der Kaiser ganz allein mit seinen gehorsamen Ständen um den Religionsfrieden. Er gab sogar nach, daß ein völlig unabhängiges Concilium eröffnet werden sollte, und bis dahin sollte eine neue von dem gelehrten Andreä verfaßte Glaubensformel gelten, die man das Interim nannte. Weil aber dieses von der Augsburgischen Confession zu stark abwich, so erklärten sich die meisten Protestanten dagegen. Auch die Katholiken waren unzufrieden, daß den besiegten Protestanten nur überhaupt noch etwas zugestanden werden sollte, und der Papst erließ eine donnernde Bulle, 1551.

Mittlerweile belagerte Moritz die Stadt Magdeburg, die sich dem Kaiser noch immer nicht ergeben wollte. Er benutzte diese Gelegenheit, um sein Heer auf unverdächtige Weise zu verstärken, und bereitete einen entscheidenden Schlag vor. Karl hatte seine Truppen entlassen und fürchtete von den gedemüthigten Protestanten nichts

bisher der Union entzogen hatte, hielt es doch jetzt für nöthig, ihr beizutreten.

Um die bürgerliche Freiheit in Donauwörth herzustellen, würden sich die Fürsten nicht wehe gethan haben, denn sie waren alle Feinde der städtischen Freiheit. Ein ganz anderer Zankapfel wurde unter sie geworfen und entflammte die Kriegslust. Der letzte Herzog Johann Wilhelm von Jülich starb 1609 und die unter ihm vereinigten Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensperg gewährten eine kostbare Beute. Die nächsten Erben waren Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, beide calvinisch, wie denn auch ein großer Theil der Bevölkerung von Jülich und Cleve durch die holländische Nachbarschaft calvinisch geworden war. Nun begreift man, warum der Brandenburger der calvinischen Union beitrat. Nur im Bunde mit Calvinisten konnte er sich das Erbe sichern. Als er 1610 selbst mit seiner Familie den calvinischen oder reformirten Glauben annahm, machte er jedoch das Recht cujus regio, ejus religio nicht in Brandenburg und Preußen geltend, sondern ließ diese Länder ungestört bei ihrem alten Lutherthum.

Um aber die Hoffnung der Calvinisten auf das Erbe zu täuschen, hatte die von München und Köln aus geleitete katholische Partei dem blödsinnigen Herzog Johann Wilhelm die junge und schöne, in München erzogene Markgräfin Jakobäa von Baden zur Gemahlin gegeben. Sie liebte einen Grafen von Manderscheidt, welcher zärtliche Lieder an sie richtete und nach ihrer Vermählung wahnsinnig wurde. Sie verabscheute den fürstlichen Cretin, dem man sie in die Arme warf; aber man zwang sie mit Gewalt zu der Heirath, denn sie sollte Kinder bekommen, durch deren Geburt die calvinischen Erben ausgeschlossen würden. Der Papst schickte ihr zum Trost die goldene Rose. Aber der Zweck wurde nicht erreicht. Der Herzog mußte als Rasender eingesperrt werden und Jakobäa blieb kinderlos. Nun riß aber seine Schwester Sibylle, eine häßliche und boshafte alte Jungfer, die auf Jakobäens Schönheit eifersüchtig war, die Regierung an sich, klagte die Unglückliche fälschlich an, ihren Bruder durch Zau-

berei toll gemacht zu haben, und ließ ſie im Kerker zwei Jahre lang durch beſtändiges Aufwecken aus dem Schlafe und auf andere ſinnreiche Art quälen, endlich erdroſſeln. Die Juriſten ſpielten dabei wie gewöhnlich ihre obligate ſervile Rolle und ihre Ungerechtigkeit wurde in dieſem Proceſſe noch übertroffen durch eine unglaubliche Schamloſigkeit, mit der ſie das arme Opfer, ehe ſie es hinſchlachteten, mit ſtudirter Bosheit kränkten. Man gab dem Herzog noch eine zweite Frau, eine lothringiſche Prinzeſſin, die aber gleichfalls kinderlos blieb und wieder heimgeſchickt werden mußte. Nun entſchloß ſich die bereits 49jährige Sibylle, ſelber noch zu heirathen, und wählte den Markgrafen Karl von Burgau zu ihrem Gemahle, blieb aber gleichfalls ohne Kinder.

Als nun Johann Wilhelm ſtarb, traten die calviniſchen Erben in ihr Recht und Heinrich IV. von Frankreich verband dieſen Umſtand mit dem berüchtigten Theilungsplane, deſſen früher ſchon gedacht iſt. Wenn er länger gelebt hätte, würde er wahrſcheinlich die calviniſchen Erben in Jülich und die Union mit den Waffen in der Hand gegen die bayriſche Partei unterſtützt haben und eine ſo frühe Theilnahme Frankreichs am deutſchen Kriege würde dieſem vielleicht eine andere Wendung gegeben haben; aber ſchon im folgenden Jahre, 1610, raffte Ravaillacs Dolch den unbeſcheidenen König aus dem Wege. Die Unirten brachen auf eigene Hand los. Während der Markgraf von Anſpach die Bisthümer Würzburg und Bamberg und der von Baden die von Mainz und Speier beſetzte, eroberte der Pfälzer Kurfürſt das Herzogthum Jülich ſelbſt, ſtarb aber an den Folgen unmäßigen Trinkens, noch jung an Jahren. Sein und des Franzoſenkönigs Tod bewirkte, daß man die Waffen wieder einſteckte. Es gingen damals wichtige Dinge in Oeſterreich vor, es handelte ſich von einer neuen Kaiſerwahl und Max, der einen Augenblick hoffte, ſelbſt Kaiſer zu werden, durfte es in dieſem Augenblick mit den akatholiſchen Wahlfürſten nicht verderben. Die Fürſtenpolitik wird am beſten charakteriſirt durch den Umſtand, daß Max damals nicht gegen die Union, ſondern gegen den katholiſchen Erzbiſchof Wolf Dietrich von Salzburg zu Felde zog. Dieſer Herr verfolgte die Proteſtanten ſchwer,

ließ ihre Häuſer in Salzburg niederreißen und Paläſte im italieniſchen Style dafür erbauen, in denen er mit Maitreſſen ſchwelgte. Indem Max ihn demüthigte und gefangen nahm, erwarb er ſich dadurch die Sympathien der Proteſtanten und mochte daran denken, das Erzbisthum Salzburg, wie das von Köln, ſeinem Hauſe zu annexiren, 1611.

2.

Der böhmiſche Majeſtätsbrief.

Da Kaiſer Rudolf II. in ſeiner Trägheit verharrte und ſich um das Reich nicht kümmerte, brauchte ſein Bruder Matthias das zum Vorwand, um ihn der Krone zu berauben, obgleich er ſelbſt nur ein unfähiger Regent war. Vor allen trieb ihn der Neid gegen ſeinen Vetter, den jungen Ferdinand von Steyer, an den ſich die Hoffnungen des Hauſes Habsburg knüpften. Auch lag ihm ſein Miniſter Cardinal Khleſl im Ohr, der ſich unter Ferdinand nicht hätte behaupten können, daher mit dem Proteſtantismus und Liberalismus kokettirte. Alle Parteien in Oeſterreich, Ungarn und Böhmen, die ſich der Reformation zugewendet hatten und auf ihre ſtändiſche Freiheit pochten, ſahen in dem jungen Ferdinand ihren grundſätzlichen Feind und ergriffen daher gern die Gelegenheit, die ſich ihnen bot, um ihn von der Nachfolge im Reich auszuſchließen, und ſie wirkten vielleicht mehr auf Khleſl ein, als er auf ſie. Genug, im Jahr 1608 erklärte der Reichstag in Ungarn wie der öſterreichiſche Landtag in Wien die Abſetzung Rudolfs wegen Regierungsunfähigkeit und beide wählten Matthias zu ihrem Herrn.

Rudolf fuhr in heftigem Zorn auf, als er in Prag, wo er zuletzt immer reſidirt hatte, von jenen Vorgängen hörte, und ſchnell entſchloſſen brachte er wenigſtens die Böhmen auf ſeine Seite und trennte ſie von Matthias, indem er ihnen in dem ſ. g. böhmiſchen Majeſtätsbrief noch größere ſtändiſche und religiöſe Freiheiten gewährte, als ſie ſein Bruder den Oeſterreichern und Ungarn gewährt hatte. Nun hielten alle Böhmen treu zu ihm und Matthias

vermochte ihn wenigſtens hier nicht zu verdrängen. Bald aber bereute Rudolf die Eilfertigkeit, mit der er den Majeſtätsbrief erlaſſen hatte. Man machte ihm Vorwürfe, daß er die Kronrechte verkürzt und alle Gewalt auf die Stände übertragen habe. Ferdinands jüngerer Bruder Leopold, den man zum Biſchof von Paſſau gemacht hatte, wußte ſich damals bei Rudolf einzuſchmeicheln. Rudolf wollte ihn ſogar nach Niederlegung ſeiner biſchöflichen Würde mit Umgehung des Matthias und Ferdinand zum Nachfolger im Reich ernennen. Ueberhaupt war Leopold ein Nebenbuhler ſeines Bruders und handelte ganz im eigenen Intereſſe, als er mit einem anſehnlichen Heere in Böhmen einfiel, um den Majeſtätsbrief zu vernichten und dem Kaiſer Rudolf wieder zu ſeiner vollen Gewalt zu verhelfen. Die böhmiſchen Stände ſchickten ihm unter dem Grafen Matthias Thurn ein Heer entgegen und beide lieferten ſich blutige Gefechte. Da zog auch Matthias mit den Ungarn und Oeſterreichern heran und Leopold mußte der Uebermacht weichen. Rudolf in Prag von den Ständen bewacht und gleichſam gefangen gehalten, mußte ſich nun alles gefallen laſſen, was Matthias und die Stände ihm vorſchrieben. Als er die Urkunde, in welcher er die böhmiſche Krone an Matthias abtrat, unterzeichnet hatte, zerbiß er aus Wuth die Feder, 1611.

Weil aber Matthias kinderlos war, wie Rudolf, blieb die Frage der Nachfolge immer noch eine brennende. Die ſtändiſche und reformirte Partei, welche dermalen die Oberhand hatte, wollte um jeden Preis den fanatiſchen Ferdinand ausſchließen. Sein Bruder Leopold hatte ſich durch ſein letztes Verhalten unmöglich gemacht. Hieraus erklärt ſich, warum Herzog Maximilian von Bayern als Bewerber um die Kaiſerkrone nach Rudolfs und des Matthias Tode in Frage kommen konnte. Als aber Rudolf 1612 ſtarb und Matthias unbeſtritten ihm als Kaiſer nachfolgte, hielt es Ferdinand für räthlich, einſtweilen die Grundſätze dem Nutzen aufzuopfern. Um die Erbfolge in Böhmen nicht zu verlieren, unterſchrieb er den Majeſtätsbrief und ſchmeichelte dem Kaiſer, daß dieſer ihm zu vertrauen anfing und ihn zu ſeinem Nachfolger in Böhmen ernannte.

Damit war der ganze maximilianiſche Plan durchkreuzt. Matthias wurde ſchrecklich von der Gicht geplagt und konnte ſich den Geſchäften nicht mehr widmen, die nun Ferdinand allein übernahm, indem er den armen Khleſl fortjagte.

Während das in den habsburgiſchen Regionen vorging, war der Ausbruch eines blutigen Kampfes zwiſchen Union und Ligue durch die maximilianiſchen Umtriebe ſiſtirt worden und hatten die jülichſchen Erben ſich einſtweilen verſtändigt. Der Brandenburger und der Neuburger blieben im Beſitz und vereinigten ſich gütlich, indem der Pfalzgraf eine Tochter des Kurfürſten heirathen ſollte. Ein ſonderbarer Vorfall aber trennte dieſe Verbindung. Der Kurfürſt gab ſeinem Eidam in der Hitze des Geſprächs eine Ohrfeige. Dieſer trat nun beleidigt zurück und wurde katholiſch, um den Beiſtand der Ligue und der Spanier zu erhalten. Der Kurfürſt rief die Holländer zu Hülfe. Schon ſah man einen offenen Kampf voraus, als die Gegner ſich doch eines Beſſern beſannen, und theilten. Brandenburg nahm Cleve, Mark und Ravensperg, Neuberg nahm Jülich und Berg. Dagegen erbte Johann Sigismund auch das durch den Tod des blödſinnigen Friedrich Albrecht erledigte Herzogthum Preußen, 1614.

Unterdeß ſetzte ſich Ferdinand als unbeſtrittener Erbe des Matthias noch während deſſen Lebzeiten in der Herrſchaft über alle öſterreichiſchen Länder immer feſter, indem er ſich anfangs ſehr hütete, die religiöſe Freiheit der Böhmen und Ungarn anzutaſten. Dadurch war es ihm möglich, die Ruhe in Ungarn zu erhalten und 1615 mit der ſchon ein wenig erſchlafften Türkei einen fünfzigjährigen Frieden zu ſchließen, welcher von außerordentlichem Vortheil für ihn war, weil er auf der türkiſchen Seite gedeckt ſeyn und hier Ruhe haben mußte, wenn er ſeinen Plan, die abſolute Monarchie und die ausſchließliche Herrſchaft der katholiſchen Kirche in ſeinen Erblanden herzuſtellen, wie Philipp II. in den ſeinigen, durchführen wollte. Dabei gereichte ihm weiter zum Vortheil, daß er in dem ſtreng katholiſchen König Sigmund von Polen, der zwei ſeiner Schweſtern nacheinander heirathete, einen treuen Bundesgenoſſen fand. Auf der andern Seite

haderten Lutheraner und Calviniſten mit einander; blieben die Katholiken einig, ſo konnten ſie auf einen großen Umſchlag rechnen. Der gelehrte Scioppius, ein geborener Reformirter, der wieder katholiſch geworden war, verkündigte in ſeiner „Lärmtrommel des heiligen Kriegs“ die Austilgung der ganzen Reformation und die Zurückführung Europas zur alleinſeligmachenden Kirche durch einen Strom voll Blut. Solche Drohungen wiederholten ſich öfters. Unglücklicherweiſe gab das Jahr 1617 den Proteſtanten Anlaß, das Jubiläum ihrer Reformation mit großem Glanze zu feiern, wobei aller Haß Luthers gegen die alte Kirche in Predigten und Feſtreden aufgefriſcht wurde. Im Trotz dagegen ſchrieb der Papſt Paul V. für die katholiſche Welt ein Jubeljahr aus. Zum Ueberfluß ſtieg im folgenden Jahr 1618 ein ſchrecklicher Komet am Himmel auf, den die ſorgenvollen Völker als den Vorboten großen Unglücks anſahen, und nicht minder ſetzte der Untergang der reichen Stadt Plürs im Bündtnerlande, die durch einen Bergfall verſchüttet wurde, die Gemüther in Schrecken.

Immer noch lebte der gichtbrüchige Matthias und Erzherzog Ferdinand regierte nur in ſeinem Namen. Von Böhmen hielt ſich der letztere abſichtlich fern, ließ aber durch ſeinen Statthalter in Prag die Herren von Slawata (einen vormaligen Proteſtanten) und Martiniz die erſten Verſuche machen, den Majeſtätsbrief zu beſchneiden und die böhmiſchen Freiheiten zu verkürzen. Die Jeſuiten verriethen ihre Abſicht, indem ſie für Ferdinand eine Triumphpforte bauten, auf welcher der böhmiſche Löwe an das habsburgiſche Wappen angefeſſelt war. Alles Gedruckte wurde der ſtrengſten Cenſur unterworfen, nur die Schmähſchriften der Jeſuiten hatten freien Lauf. Dadurch wurden natürlicherweiſe die Utraquiſten und Lutheraner in Böhmen tief erbittert. Ein heftiger Streit entſtand über die Grenze ihrer Religionsfreiheit und namentlich über die Frage, ob neben den bereits privilegirten Kirchen der Akatholiken auch noch neue errichtet werden dürften. Die böhmiſchen Stände hielten dieſen Neubau für erlaubt, als aber zu Braunau und Kloſtergrab wirklich zwei neue Kirchen gebaut wurden, befahl Ferdinand, dieſelben augenblicklich wie-

der niederzureißen. Die Stände machten Vorſtellungen dagegen, Ferdinand aber antwortete lange gar nicht, dann ausweichend, ſo daß die Erbitterung auf das höchſte ſtieg, man ſich eines Gewaltſtreichs von ihm verſah und Maßregeln dagegen traf. Der damalige Burggraf auf dem Karlſtein, Matthias Thurn, der früher ſchon das ſtändiſche Heer gegen die Paſſauer befehligt hatte, war von Ferdinand nach Wien citirt worden und ſah voraus, man werde ihn dort unter irgend einem Vorwand verhaften und zurückhalten. Die böhmiſchen Stände wollten ihren kühnſten Vertreter und tapfern Heerführer nicht verlieren und lieber den Krieg, den ihnen die Jeſuiten ſchon lange angekündigt hatten, muthig aufnehmen. Thurn ging alſo nicht nach Wien, ſondern blieb in Prag und begab ſich an der Spitze der Stände auf das Rathhaus, überhäufte hier die beiden Statthalter Slawata und Martiniz wegen ihres unconſtitutionellen Verhaltens mit Vorwürfen und machte, als ſie ſich heftig vertheidigten, dem Zank ein raſches Ende, indem er ſie ſammt ihrem deutſchen Schreiber Fabricius Platter zum Fenſter hinauswerfen ließ. Das Hinauswerfen zum Fenſter war ein etwas barbariſches altböhmiſches Herkommen, von dem wilde Majoritäten Gebrauch zu machen pflegten, um mißliebige Minoritäten los zu werden. Zum Glück für die Hinausgeworfenen lag unter dem Fenſter des Prager Rathhauſes damals ein Miſthaufen, auf den ſie, wenn gleich 28 Ellen tief, doch ohne den Hals zu brechen, herunter fielen. Der Schreiber fiel auf Martiniz und hatte noch ſo viel Geiſtesgegenwart, ihn unterthänigſt um Verzeihung zu bitten. Beide flohen davon, nur Slawata blieb ſchwer verwundet liegen, aber man rettete ihn und ſchenkte ihm das Leben, obgleich er ſich ſehr verhaßt gemacht hatte. Man warf ihm vor, er habe ſeine Bauern mit Hunden in die Meſſe gehetzt.

Der Tag, an welchem die beiden böhmiſchen Statthalter den Sprung aus dem Fenſter machen mußten, war der 23. Mai 1618 und von dieſem Tage an datirt man den dreißigjährigen Krieg.

3.

Der Winterkönig.

Man darf nicht zweifeln, daß ſchon vorher die Parteien vorbereitet waren. Sämmtliche Stände der habsburgiſchen Erblande traten vereint wie ein Mann auf, die Böhmen unter dem Grafen Thurn, die Schleſier unter dem Herzog Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, die Mähren unter dem Herrn von Teuffenbach, die Oeſterreicher unter dem Herrn von Tſchernembl, die Ungarn unter Bethlen Gabor. Eigenmächtig jagten ſie ſogleich alle Jeſuiten aus dem Lande und ſchickten ihre Gravamina nach Wien. Alle verlangten ſie Religionsfreiheit als die einzige Bedingung, unter der ſie den Erzherzog Ferdinand als König anerkennen würden. Während dieſer Wirren ſtarb der alte Kaiſer Matthias und Ferdinand erkannte in ſeiner Erwählung zum Kaiſer das beſte Mittel, die Oppoſition in ſeinen Erbſtaaten niederzudrücken, eilte daher zur Wahl nach Frankfurt a. M. Er hatte die Stimmen der lutheriſchen Fürſten bereits gewonnen, Sachſen durch die Anwartſchaft auf die Lauſitz, Brandenburg durch die Anwartſchaft auf das Erbe Pommerns, deſſen Herzogsfamilie im Ausſterben begriffen war. Die geiſtlichen Kurfürſten mußten für ihren eigenen Beſitz fürchten, wenn ſie nicht einen guten Katholiken, wie es Ferdinand war, zum Kaiſer wählten. Auch waren keine andern Bewerber da. Der bayriſche Max hatte keine Stimme abzugeben und wartete nur klug die Ereigniſſe ab. Moriz von Heſſen intrigirte zwar eifrig gegen Ferdinands Wahl, hatte aber Heinrich IV. von Frankreich nicht mehr hinter ſich, und richtete nichts aus. Sogar der junge Friedrich V. von der Pfalz, obgleich eifrig calviniſch, ſtimmte mit den andern Kurfürſten und ſo wurde denn Ferdinand II. zum Kaiſer erwählt, am 28. Auguſt 1619.

Welche tiefe Beſchämung mag den jungen Kurfürſten von der Pfalz ergriffen haben, als er noch am Abende der Kaiſerwahl die

Nachricht erhielt, er ſelbſt ſey zu Prag zum Könige von Böhmen gewählt worden. Die Stände von Böhmen, Schleſien und Mähren thaten das, während die Ungarn den Bethlen Gabor zu ihrem König wählten, alle voll Haß gegen Ferdinand. Die conföderirten Stände der übrigen deutſchen Erblande warben 14,000 Mann unter dem Grafen Ernſt von Mansfeld gegen den Kaiſer. Mansfeld hatte in den Niederlanden gedient und einigen Ruf erworben. Als er in Böhmen ankam, ſchlug ihn Ferdinands General Bouquoi. Dagegen wurde Ferdinands anderer General Dampierre in Mähren von Teuffenbach geſchlagen und ein ſtändiſches Heer aus Oberöſterreich verlegte dem aus Frankfurt heimkehrenden Kaiſer den Weg. Ferdinand kam nun zwar auf einem Umwege glücklich nach Wien, wurde aber hier von einem böhmiſchen und ungariſchen Heere eingeſchloſſen und gerieth in große Gefahr, da auch die Wiener Bürger ſelbſt ihn in ſeiner Hofburg um Religionsfreiheit beſtürmten. Sie legten ihm einen Freibrief zur Unterſchrift vor und einer ſchrie ihm zu: „Nandl, gib dich, du mußt unterſchreiben!“ In dieſem Augenblick aber ſchmetterten Trompeten im Burghofe. Dampierre hatte ſeine ſchnellen Reiter geſchickt. Da erſchracken die Bürger und zogen ab. Auch die Böhmen und Ungarn weilten nicht mehr lange vor der Stadt, weil ihnen der König von Polen drohte, der es mit dem Kaiſer hielt, und weil ihnen die Lebensmittel ausgingen und Krankheit in ihrem Lager einriß. In der That ſchickte der Polenkönig dem Kaiſer ein Heer von ſ. g. Koſacken zu Hülfe, die aber Lithauer waren und nicht mit den ſüdruſſiſchen Koſacken zu verwechſeln ſind. Dieſes Kriegsvolk übte unmenſchliche Greuel an den akatholiſchen Unterthanen des Kaiſers aus. Auch aus Italien wurde ihm ein ſpaniſches Hülfsheer unter Verdugo zugeſandt, der dem Mansfelder eine zweite Niederlage beibrachte.

Obgleich es nicht die lauterſten patriotiſchen Motive waren, aus welchen Sachſen und Brandenburg handelten, ſo kam doch ihre Politik damals der Erhaltung des Friedens in Deutſchland zu gute und hemmte auf einen Augenblick den unſinnigen Krieg, welcher das deutſche Reich angeblich um der Religion willen zerfleiſchen

ſollte. In Sachſen war auf Chriſtian II. 1611 deſſen eben ſo roher und immer betrunkener Bruder Johann Georg gefolgt, dem der Kaiſer für ſeinen Beiſtand die bisher zu Böhmen gehörige Lauſitz verſprach und deſſen Hofprediger Hoë von Hoenegg als orthodoxer Lutheraner der wüthendſte Feind der Calviniſten war. Dieſer überaus rührige und ſchreibſelige Zelot ſoll ſich auch mit Geld haben beſtechen laſſen, aber auch ohne ihn würde der Kurfürſt dieſelbe Politik befolgt haben. Gelang es dem Pfälzer als Böhmenkönig aufzukommen, ſo war ſehr zu beſorgen, das calviniſche Element im Reich werde bald das lutheriſche überwiegen. Johann Georg ging daher gern ein Bündniß mit dem Kaiſer gegen den Pfälzer ein. In Brandenburg war auf Johann Sigismund deſſen ſchwachköpfiger und ganz dem Trunk und der Wolluſt dahingegebener Sohn Georg Wilhelm nachgefolgt, der zum Glück von dem einſichtsvollen Grafen Schwarzenberg berathen war. Auch er hielt zum Kaiſer. Nur durch das Zuſammenhalten der Katholiken und Lutheraner gegen die calviniſche Anmaßung konnte der Frieden im Reich erhalten werden. Das ſahen auch die kleinern lutheriſchen Fürſten ein, aber ſie beneideten das Glück des Pfälzers, weshalb die von ihm gegründete Union ihn nicht unterſtützte, ſondern ſich von ihm zurückzog.

Friedrich V. hatte Eliſabeth Stuart, Tochter Jakobs I. und Enkelin der Maria Stuart, geheirathet, eine ſtolze und eitle Dame. An ſeinem Hofe in Heidelberg herrſchte die franzöſiſche Mode und Sprache, wie er ſich denn überhaupt einbildete, der engliſchen und franzöſiſchen Hülfe bei ſeinem Angriff auf den Kaiſer ſicher zu ſeyn. Auf dem Unionstag in Nürnberg präſidirte er am Schluß des Jahres 1619 ſeinen Bundesgenoſſen auf einem Throne ſitzend im böhmiſchen Königsornate, was ſie nicht wenig ärgerte. Als nun der Graf von Zollern im Namen des Kaiſers eintrat, den aufgeſtandenen Böhmenkönig ſtehen ließ und ſich ſelbſt auf den Thron ſetzte, duldete es Friedrich und ſetzte ſich zur Seite, wurde nun aber als ein anmaßender Schwachkopf von der Union verlaſſen. Die letztere ging zwar nicht gerade zum Kaiſer über, verſtändigte ſich aber mit

mehr, am wenigſten von Moritz, der ihm grenzenlos ergeben ſchien. Jetzt war daher der Augenblick, Schärtlins Plan wieder aufzunehmen, und den Kaiſer unvorbereitet zu überraſchen. Moritz wurde zum zweitenmal Verräther. Heimlich verband er ſich mit allen Proteſtanten und mit der Stadt Magdeburg ſelbſt, die er nur noch zum Schein belagerte; und um ganz ſicher zu ſeyn, ſchloß er noch ein Bündniß mit König Heinrich II von Frankreich, der ſo eben auf Franz I gefolgt war. Dieſem verſprach er die Städte Metz, Toul und Verdun vom Reich abzutreten, und wirklich kamen ſie in den Beſitz der Franzoſen. Man kann an Moritz die geniale Kühnheit nicht genug bewundern, doch bleibt ſein zweifacher Verrath verabſcheuungswürdig, welche gute Folgen er auch für die Proteſtanten gehabt hat. Sobald Moritz alles vorbereitet, zog er mit Blitzesſchnelle ſein Heer nach Süddeutſchland und überfiel den Kaiſer, der in Inſpruk krank lag, 1552. Karl rettete ſich bei Nacht über die Alpen, und da er außer Stande war, ſich des überlegnen Gegners ſchnell genug zu erwehren, ſo ſchloß er mit ihm den Vertrag zu Paſſau ab, worin er alles erfüllte, was die Proteſtanten begehrten, bis ein allgemeiner Reichstag den Frieden völlig herſtellen würde.

Um ſich nun von dem Verdacht zu befreien, als habe er Kaiſer und Reich verrathen, und um als Deutſchlands erſter Held zu erſcheinen, zog Moritz jetzt für den Kaiſer nach Ungarn, und focht ſiegreich gegen die Türken. Unterdeß war aber ſein beſter Jugendfreund, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, von wildem Ehrgeiz getrieben, und durch die Niederlage des Kaiſers kühn gemacht, als Partheigänger aufgetreten, und ſtrebte vielleicht wie Moritz ein Land zu gewinnen, wenn er alles in Anarchie ſtürzte. Moritz zog aber ſelbſt gegen ihn und ſchlug ihn in einer blutigen Schlacht bei

Max von Bayern, dessen Stunde jetzt gekommen war. Max bildete mit den drei geistlichen Kurfürsten am Rhein und dem darmstädter Ludwig eine vom Kaiser unabhängige liguistische Partei, deren Hülfe der noch schwer bedrängte Kaiser sehr nöthig hatte, wenn er die der Lutheraner nicht mit zu schweren Opfern erkaufen wollte. Max aber gab seiner Stellung noch mehr Bedeutung, indem er mit der Union unterhandelte und durch den Herzog von Württemberg eine freiwillige Entwaffnung derselben vermittelte. Allen Unionsfürsten wurde Frieden und Schutz zugesichert, nur nicht dem Pfälzer, und weil sie ihm die böhmische Krone beneideten, ließen sie ihn im Stich.

Friedrich kam im Winter 1620 nach Prag, machte dort aber schlechte Geschäfte. Die französischen Manieren seines Hofes, die fremde Sprache, der Leichtsinn, die entblößte Brust der Hofdamen erregten Aergerniß. Noch mehr aber die Tollheit des calvinistischen Hofprediger Scultetus, der nicht nur in seinen Predigten gegen Katholiken und Lutheraner Feuer und Flammen spie, sondern auch einen förmlichen Bildersturm anfing und alle Kirchenbilder und Krucifixe in Prag zertrümmern ließ. Als auch das große steinerne Krucifix auf der Moldaubrücke fallen sollte, empörte sich das Volk und Graf Thurn konnte es mit Mühe wieder beruhigen. In seiner dummen Eitelkeit wollte Friedrich dadurch imponiren, daß er in Prag mit großer Feierlichkeit eine türkische Gesandtschaft empfing, während er damit doch nur alle guten Christen ärgerte und sich als Prahler lächerlich machte, denn die Türken dachten nicht einmal daran, ihm bewaffnete Hülfe zu leisten, sondern blieben dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Frieden treu. Endlich versäumte Friedrich, den böhmischen Adel an sich zu ziehen, indem er seine Gunst allein dem Fürsten Christian von Anhalt und dem Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe zuwandte. Der verhängnißvolle Winter, den Friedrich in Prag zubrachte, weshalb man ihn auch nachher den Winterkönig nannte, verging also für ihn ungenützt, ja er brachte sich während desselben durch seine Unfähigkeit vollends um allen Credit, während rings um ihn her seine vielen Gegner sich mächtig rüsteten.

Aus den spanischen Niederlanden zog Spinola mit 20,000

Mann in die Pfalz und verheerte dieſelbe auf unbarmherzige Weiſe. Württemberg proteſtirte zwar und berief ſich auf Max, der im Namen der Ligue allen Unionsſtaaten, außer Böhmen allein Sicherheit verſprochen hatte. Nun hieß es aber, Spanien gehöre nicht zur Ligue, ſey daher auch nicht gebunden. Dabei beruhigte ſich Württemberg und die Union ſtellte den Spaniern keinen Mann entgegen, obgleich die Holländer, auf ihre Hülfe rechnend, einen Verſuch machten, die Pfalz zu retten.

Den Angriff auf Böhmen übernahm Maximilian von Bayern, deſſen General Graf Tilly ein liguiſtiſches Heer von 30,000 Mann geſammelt hatte. Ohne dieſe Hülfe wäre der Kaiſer nicht mit den Böhmen fertig geworden, weil dieſen wieder die Ungarn beiſtanden. Der kaiſerliche General Dampierre fiel vor Preßburg. Da entſchloß ſich der Kaiſer raſch, ſich ganz der Ligue in die Arme zu werfen, und gab ſeinen beiden andern Generalen, Bouquoi und Verdugo, Befehl, ohne Rückſicht auf das von den Ungarn bedrohte Wien alle ihre Truppen mit denen der Ligue zu vereinigen und gegen Prag vorzurücken. Max und Tilly waren durch Oberöſterreich nach Böhmen gezogen und hausten dort übel. Der Widerſtand, den ſie fanden, war erbärmlich. Während die Kaiſerlichen mit den Liguiſten ſich vereinigten, blieben die Truppen des Böhmenkönigs getrennt. Sein Hauptheer unter Anhalt und Hohenlohe lagerte auf dem weißen Berge bei Prag, während Mansfeld, den ſie durch ihren Stolz beleidigt hatten, ganz abgeſondert in Pilſen ſtand. Am 29. October 1620 griffen die Kaiſerlichen und Liguiſten mit großer Uebermacht den weißen Berg an. Anhalt wurde verwundet, die Ungarn im Lager flohen zuerſt, dann die Böhmen; am längſten hielten ſich die Mähren. Prag nahm die Flüchtigen auf und dieſe Stadt war gut befeſtigt. Der Winterkönig hätte ſich hier alſo ganz gut halten können, da Mansfeld auch noch in Pilſen, Bethlen Gabor vor Wien ſtand und Oberöſterreich in vollem Aufſtand war. Aber Friedrich verlor den Kopf, gab alles verloren und ſuchte nur ſein Leben zu retten, indem er eiligſt davon floh. Da unterwarf ſich auch Prag den Siegern.

Unterdeß hatte der Kurfürſt von Sachſen im Einverſtändniß mit dem Kaiſer die Lauſitz erobert, die er für ſich behielt, und zog nach Schleſien, um den dorthin geflüchteten Friedrich vollends zu vertreiben. Der arme Winterkönig mußte mit ſeiner hochſchwangern Gemahlin nach Holland flüchten, verfolgt von zahlreichen Spottgedichten und Karikaturen, die ihn verhöhnten, wie er es verdient hatte.

4.

Die ferdinandeiſche Reaction.

Der Sieg der katholiſchen Partei war eben ſo raſch als vollſtändig. Bethlen Gabor erfocht zwar noch einige Vortheile und der kaiſerliche General Bouquoi fiel noch in einem Kampf vor Neuhäuſel; als aber auch Mansfeld von Pilſen vertrieben wurde, ſah ſich Bethlen iſolirt und machte, um ſich in Ungarn zu behaupten, lieber einen Frieden, den ihm der Kaiſer auch gern gewährte, um von dieſer Seite her Ruhe zu haben. Mansfeld, den eine parteiiſche Geſchichtſchreibung zum Helden des Proteſtantismus geſtempelt hat, war ein verworfener Baſtard und Abenteurer, verwachſen, häßlich im Geſicht, entſtellt durch eine Haſenſcharte und ſo ausſchweifend lüderlich, daß er immer einen ganzen Harem mit ſich ſchleppte. Zu großer Ehre rechnete er ſich ſelbſt an, Nonnen zu ſchänden. „Sein Lager war die Hochſchule aller Bubenſtücke," erzählen die acta Mansfeldica von 1623. Seine Söldner waren der Auswurf aller Länder und aller Confeſſionen, ihre einzige Religion das Rauben und Morden. Mansfeld hatte keinen Heller für ſeine Truppen, aber er hielt ſie dennoch beiſammen, weil ſie reichlich von der Plünderung des Landes lebten, in welchem ſie ſich gerade befanden. Er ſelbſt nahm gern hohen Sold für ſich und verkaufte ſich dem Meiſtbietenden. Der Kaiſer wollte ihn anwerben, aber Mansfeld benutzte die Unterhandlungen nur, um in einer ſtürmiſchen Nacht mit ſeinem Heere aus der bedrängten Lage, in der er

war, zu entwiſchen, plünderte und verwüſtete unterwegs die Bisthümer Bamberg und Würzburg, paſſirte den Rhein und legte ſich ins Elſaß und Lothringen, um, wenn er dieſe Länder würde ausgeſogen haben, im Nothfall nach Holland zu flüchten. Daß eine ſolche Räuberbande jahrelang im Reich umherziehen und alles umher verderben konnte, war ein trauriges Zeichen von der Zerrüttung des Reichs und ſeiner Unfähigkeit, ſich ſelbſt zu helfen.

Kaiſer Ferdinand verfuhr mit Böhmen, wie fünfzig Jahre vorher Philipp II. mit den Niederlanden verfahren war. Er nahm nämlich eine gnädige Miene an, ſchien alles zu verzeihen, wollte aber damit die Böhmen nur ſicher machen und die Schuldigen, die geflohen waren, ins Garn locken. Erſt im dritten Monat plötzlich an einem Tage, dem 20. Februar 1621, ließ er alle die verhaften, die er bisher geſchont hatte. Nur der ſchlaue Graf Thurn hatte nicht getraut und ſich zur rechten Zeit gerettet. Sein Freund Johann Andreas, Graf von Schlick, der nach Sachſen geflohen war, wurde vom Kurfürſten dem Kaiſer ausgeliefert. Dieſer vorragende Böhme, der ſich im Heere ausgezeichnet hatte, war das vornehmſte Opfer bei den Schlächtereien, die jetzt auf Befehl des Kaiſers zu Prag zur Strafe der Empörung vorgenommen wurden. Dem Grafen Schlick wurde erſt die rechte Hand, dann der Kopf abgeſchlagen. Mit ihm wurden noch 24 edle Böhmen enthauptet und 15 in die Eiſen verurtheilt. Drei Bürger wurden gehenkt. Dem Rector der Prager Univerſität, Jeſſenius, einem ſehr ausgezeichneten Arzte, die Zunge ausgeriſſen und dann der Kopf abgeſchlagen; der gelehrte Lumnitzki ſtarb unter Stockprügeln. Dann befahl Ferdinand, jeder, der ſich ſchuldig fühle, an dem Aufſtand Theil genommen zu haben, ſolle ſich melden, um Verzeihung zu erhalten; wo nicht, werde er ihn zu finden wiſſen und mit dem Tode beſtrafen. Da meldeten ſich 728 vom Adel und dieſe alle wurden nun ihrer Güter beraubt. Die Confiscationen betragen die für jene Zeit große Summe von 40 Millionen. Nicht weniger als 500 adelige Geſchlechter und 36,000 bürgerliche Familien wanderten in fremde Länder aus. Böhmen verlor alle ſeine alten Freiheiten. Mit eigener Hand zerſchnitt

Ferdinand den Majeſtätsbrief. Sein Beichtvater Lamormain (Lämmermann) ließ alle ketzeriſchen, namentlich auch die alten huſſitiſchen Schriften aufſuchen und verbrennen. So auch alle Bibeln, die man häufig unter den Galgen verbrannte, z. B. in Königingrätz. Selbſt die Gräber wurden nicht verſchont, Rokyzanas Leichnam wurde ausgegraben und auf einem Scheiterhaufen verbrannt, Zizkas Denkmal, jede ſichtbare Erinnerung an die böhmiſche Heldenzeit vertilgt. Bald wurden auch die Lutheraner nicht mehr geſchont, Ferdinand brach das Verſprechen, das er dem ſächſiſchen Kurfürſten gegeben hatte, und dieſer beſchwerte ſich nur der Form wegen, ohne ſeinen Vorſtellungen Nachdruck zu geben. Alle Kirchen in Böhmen ohne Ausnahme wurden wieder katholiſch geweiht, alle huſſitiſchen und lutheriſchen Prediger und Edelleute vertrieben und oft vorher noch ſchwer mißhandelt. Bürger und Bauern wurden mit Säbeln und Prügeln gezwungen, in die Meſſe zu gehen. Die Bauern empörten ſich in mehreren Gegenden, wurden aber überwältigt und grauſam beſtraft. Zu Liſſa zündeten die Bürger ſelbſt ihre Häuſer an und flohen nach Sachſen.

In Schleſien erlangten die ſ. g. Dragonaden einen traurigen Ruhm. Graf Hannibal von Dohna nämlich zog mit den Lichtenſteiniſchen Dragonern durch das Land von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um die calviniſchen und lutheriſchen Einwohner zu bekehren. Jede Familie, welche ſich weigerte, wieder katholiſch zu werden, wurde mit Einquartierung belegt und ſo lange auf alle erdenkliche Art gemartert, bis ſie katholiſch wurde. Deshalb nannte ſich Graf Dohna ſelber den Seligmacher, aber nur zum Spott, denn er handelte nicht aus Frömmigkeit, ſondern nur aus Serviliſmus. Sein Privatſekretär ſelbſt war und blieb ein Proteſtant, der damals und ſpäter viel berühmte Poet Martin Opitz. Die katholiſche Verfolgung traf indeß nur die Theile Schleſiens, in welche die Reformationsideen erſt nach dem Religionsfrieden eingedrungen waren. Denn auch die früher ſchon als lutheriſch anerkannten Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Oels und die Hauptſtadt Breslau in ihrer Religionsfreiheit zu ſtören, hätte der Kaiſer aus

Rückſicht auf die Reichstagsabſchiede, ſo wie auf Sachſen und Brandenburg nicht wagen dürfen.

Während ſich das in Deutſchland zutrug, griff die katholiſche Reaction auch in den Alpen um ſich. Im J. 1618 hatten die Reformirten in Graubündten den Biſchof Fluggi von Chur vertrieben und zwei Planta, Führer der katholiſchen Partei, enthauptet. Ihr Verwandter aber, Rudolf Planta, ſammelte Kriegsvolk in Italien, überfiel das Veltlin plötzlich und ließ alle Reformirten daſelbſt umbringen, was man den Veltlinermord nannte, 1620. Die Unglücklichen wurden in ihren Häuſern verbrannt oder erſchlagen, erſäuft, von Felſen herabgeſtürzt, die Kinder an Steinen zerſchmettert. Dagegen wehrten ſich die Bauern im Prättigau, aus dem man die reformirten Prediger rauben wollte, und erſchlugen die kaiſerlichen Truppen. Herr von Teuffenbach aus Mähren, der krank im Bade Pfeffers lag, wurde durch Verrath dem Kaiſer ausgeliefert und in Innspruck enthauptet.

Der Durchzug der Bayern nach Prag im J. 1620 hatte das oberöſterreichiſche Landvolk ſehr aufgeregt und es hatte ſich bewaffnet, weil es größtentheils lutheriſch war. Allein es hatte keine Führer und wagte nichts, da ja die lutheriſchen Fürſten ſelbſt zum Kaiſer hielten. Der lutheriſche Adel wanderte größtentheils aus, um den kaiſerlichen Strafgerichten zu entrinnen. Wer dagegen vom Adel katholiſch geblieben war oder es wieder wurde, hatte davon großen Vortheil, denn er genoß des Kaiſers Gunſt und bereicherte ſich mit den verlaſſenen und confiscirten Gütern des vertriebenen Adels. So wuchs das alte öſterreichiſche Geſchlecht der Lichtenſteine zu großem Reichthum und zur Grafen- und Fürſtenwürde empor. So kaufte ein durch zwei Heirathen reich gewordener böhmiſcher Edelmann, Albrecht von Waldſtein (Wallenſtein) eine große Menge Herrſchaften zuſammen.

Um Oberöſterreich zu ſtrafen und den bayriſchen Bundesgenoſſen abzufinden, verpfändete der Kaiſer dieſes Land dem Herzog Max, der es durch den Grafen von Herberſtorf verwalten, d. h. grauſam tyranniſiren ließ. Wie es ſcheint, wurde das lutheriſch geſinnte

Landvolk durch rohe Mißhandlungen abſichtlich herausgefordert, um es unter dem Vorwand der Empörung ſicherer unterdrücken und ſeiner Religionsfreiheit berauben zu können, ohne die Einſprache der proteſtantiſchen Fürſten fürchten zu müſſen. Die erſten 17 aufrühreriſchen Bauern, die ihre lutheriſche Kirche zu Zwiefalten mit den Waffen in der Hand vertheidigt hatten, wurden auf Herberſtorfs Befehl rings um dieſe Kirche her gleichſam als deren Zierrath aufgehängt. Dieſe Greuelthat empörte das ganze Land, zur großen Befriedigung Herberſtorfs, der mit ſeinen wohlgeübten Truppen einen leichten Sieg über die ſchlechtbewaffneten Bauern davonzutragen hoffte. Aber es ging ihm ſchlecht, er wurde jämmerlich geſchlagen, verlor 1200 Mann und mußte ſich hinter die Mauern von Linz flüchten. Alle Bayern, die man noch im Lande zerſtreut fand, wurden todtgeſchlagen, 1626. Herberſtorf wehrte ſich in Linz aufs tapferſte, obgleich ihm die Bauern unter Fadinger hart und lange zuſetzten. Nach Fadingers Tode commandirte Wiellinger die Bauern, die in Schaaren von je tauſend Tag und Nacht ununterbrochen Linz beſtürmten, aber aus Mangel an Kanonen doch nichts ausrichteten. Unterdeß ſchickten der Kaiſer und die Ligue ein Regiment ums andere ab, um Linz zu entſetzen, aber alle nach einander wurden von den Bauern geſchlagen, die, nachdem Wiellinger verwundet worden war, ein Student anführte, deſſen Namen man niemals erfahren hat. Dieſer Student war ein bewundernswürdiges Kriegsgenie, der die kaiſerlichen und liguiſtiſchen Oberſten auf allen Punkten ſchlug und einmal dem General Lindlo im großen Pramwalde 3000 Mann tödtete und dem Grafen Herberſtorf, der nach dem Entſatze von Linz wieder vorrückte, 1500 Mann bei Gmunden. Nach ſo vielen Niederlagen ſchickte man endlich den berühmten General Heinrich Gottfried von Pappenheim, der damals ſchon nächſt Tilly als der ausgezeichnetſte Feldherr der Ligue galt, mit friſchen Regimentern in die Gebirge, um den unbekannten Studenten zu bezwingen. Der General hat einen intereſſanten Bericht erſtattet, worin er ſein Erſtaunen über den unglaublichen Heldenmuth der Bauern ausdrückt. Man hörte, wie ſie in ihren Wäldern Pſalmen ſangen und wie der

Student ihnen predigte. Aber trotz ihrer tapfersten Gegenwehr wurden sie endlich durch Pappenheims kluge Manöver getrennt und einzeln geschlagen. Man brachte ihm den abgeschlagenen Kopf des Studenten. Seitdem hörte aller Widerstand auf und den Schlachten folgten Blutgerichte, die das Land vollends entvölkerten. Nach seiner Gewohnheit gönnte der Kaiser auch hier den Todten keine Ruhe, sondern ließ auch noch Fadingers Leiche ausgraben, um sie zu verbrennen.

Zu den vielen Sorgen, die den Kaiser bedrängten, kam übrigens auch noch eine häusliche. Kaum nämlich war der Bruderzwist unter den Söhnen Maximilians II. beendigt, als sein eigener Bruder, Bischof Leopold von Passau, schon wieder ehrgeizige Pläne hegte, das deutsche Erbe Habsburgs getheilt wissen und seinen Antheil davon haben wollte. Er war bereits Erzbischof von Salzburg geworden und erhielt jetzt auch Tirol, Burgau, den Breisgau und Elsaß, das s. g. Vorderösterreich, nur damit er beschwichtigt werde. Wahrscheinlich ist er heimlich von Rom unterstützt worden, welches sich fürchtete, Ferdinand II. möchte wie Philipp II. in Spanien mit seiner monarchischen Gewalt auch auf Rom drücken. Papst Urban VIII. verkündete 1625 wieder ein Jubeljahr, ließ in der ganzen katholischen Welt für Ausrottung der Ketzer beten und stiftete die Propaganda (congregatio de propaganda fide) zur Wiederbekehrung aller von der Kirche Abgefallenen. Dadurch arbeitete er den schlauen Fürsten, welche ihre dynastischen Interessen unter dem Vorwand der Religion verfolgten, in die Hände.

5.

Holländisch-französische Umtriebe.

Da der verwegene Angriff der calvinistischen Partei zurückgeschlagen war und zwischen der siegreichen katholischen und lutherischen Partei Eintracht herrschte, konnte man die Hoffnung hegen, der

Krieg werde zu Ende seyn. Auch der Bösewicht Mansfeld durfte nicht mehr wagen, über den Rhein herüberzukommen.

Die holländische Republik fürchtete aber, Ferdinand II. werde im 17. Jahrhundert werden wollen, was Philipp II. im 16. gewesen war, wurde für ihre eigene Existenz bange und suchte daher dem Kaiser immer neue Feinde zu erwecken. Sie warb mit ihren Dukaten immer neue Söldnerbanden, denen des Mansfelders ähnlich, und es fehlte nicht an fürstlichen Abenteurern, die das Geld nahmen, um ihr Vaterland mit Mord und Brand zu erfüllen. Die Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfälzers in sein Erbland diente ihnen zum Vorwand, um Kaiser und Reich zu bekriegen. Gemeine Sache mit dem Mansfelder, der 20,000 Mann aufgebracht hatte, machte zuerst der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach. Derselbe hatte seinen Vetter Wilhelm von Baden-Baden (aus einer Mißehe des lüderlichen Eduard) vertreiben wollen, aber der Kaiser hatte es nicht geduldet. Als zweiter Kämpfer für den Pfälzer oder vielmehr für dessen schöne englische Gemahlin trat der erst 22jährige Prinz Christian von Braunschweig auf, der dem Kaiser ebenfalls grollte, weil ihn derselbe nicht als Bischof von Halberstadt bestätigen wollte. Gleichwohl pflegte man Christian kurzweg den Halberstädter zu nennen. Er trug einen Handschuh der Elisabeth Stuart an seinem Helm mit der Devise: „Tout pour dieu et pour elle!“ Aber im Plündern übertraf er noch den Mansfelder. In Paderborn fand er die Statue des heil. Liborius von reinem Golde, 80 Pfund schwer, umarmte ihn und dankte ihm, daß er auf ihn gewartet habe. In Münster fand er 12 silberne Apostel, warf ihnen vor, daß sie so müssig dastünden, sie sollten hingehen in die Welt und den Heiden predigen, und ließ Münzen aus ihnen schlagen mit der Aufschrift: „Gottes Freund und aller Welt Feind.“ Bei alledem war er so abergläubisch, daß er seinen Soldaten Kugeln von Glas gießen ließ, gegen welche „das Festmachen“ nicht schützte. Man glaubte nämlich, Tillys Soldaten seyen fest gegen Schuß, Hieb und Stich. — Ferner schlossen sich an den Mansfelder die vier weimarischen Brüder Johann Ernst, Friedrich, Wilhelm und Bernhard an, in höchster Erbitterung über die Vormundschaft,

die der Kurfürſt von Sachſen über ſie ausüben wollte. Endlich zog auch noch ein Prinz Magnus mit ins Feld, Bruder des Herzog Johann Friedrich von Württemberg, ſcheinbar wider deſſen Willen. Auch der heſſiſche Landgraf Moriz hätte ſich gern angeſchloſſen, aber ſeine beſonnenen Landſtände litten es nicht.

Gegen alle dieſe Freiſchaaren ſollte Tilly an der Spitze des liguiſtiſchen Heeres das Reich ſchützen. Johann Tſerclaes (Sir Claus, Herr Nicolas) Graf von Tilly war ein Niederländer und hatte früher unter Alba gedient. Je mehr ſich die zuchtloſen Freiſchärler vor ihm fürchteten, um ſo mehr haben ſie ihn verleumdet und zu einem ſcheußlichen Popanz gemacht, deſſen karikirte Züge in die parteiiſche Geſchichtſchreibung übergegangen ſind. Eine unparteiiſche und gründliche Vergleichung ſeiner zahlreichen Ordres und Correſpondenzen hat ergeben, daß er der ehrlichſte und menſchenfreundlichſte General jener Zeit geweſen iſt, ſein Heer in ſtrenger Zucht und Ordnung hielt und in lutheriſchen Landen die Religionsfreiheit ſtets beſchützte und ſeinen Soldaten keinerlei Unfug gegen proteſtantiſche Kirchen und Prediger geſtattete, während Chriſtian von Braunſchweig aufs ſchnödeſte mit den katholiſchen umging.

Der vertriebene Böhmenkönig fand ſich in Mansfelds Lager ein und ſie rückten vor und brachten im April 1622 den Liguiſten bei Weinsberg eine Schlappe bei. Weil aber die Lothringer ſich rüſteten, um des Mansfelders zuſammengeraubte und im Elſaß zurückgelaſſene Schätze wegzunehmen, eilte Mansfeld wieder über den Rhein zurück und nun wurde der Markgraf von Baden von Tilly bei Wimpfen überfallen und geſchlagen, wobei Prinz Magnus umkam. Jetzt erſt zog Chriſtian von Braunſchweig aus dem Norden herbei, um ſich mit Mansfeld zu vereinigen, wurde aber von Tilly bei Höchſt am Main aufgefangen und mit einem Verluſt von 12,000 Mann zurückgeſchlagen. Hierauf beſetzte Tilly die Pfalz.

Maximilian von Bayern hoffte nach Vertreibung ſeines geächteten Vetters die Pfalz als wittelsbachiſches Erbe an ſich zu bringen und betrug ſich dort ſchon als Eigenthümer, indem er die reiche heidelberger Bibliothek dem Papſte zum Geſchenk machte und nach Rom ſchickte. Der Kaiſer ſelbſt aber vereitelte die Hoffnung des

Sievertshausen. Albrecht wurde gefangen, aber Moritz fiel von einer tödtlichen Kugel getroffen in der Mitte seiner noch viel versprechenden Laufbahn, 1553.

Kapitel CCCLXXXIX.

Der Religionsfrieden zu Augsburg.

Im Jahr 1555 wurde zu Augsburg der versprochne Reichstag gehalten, und ein endlicher Friede zu Stande gebracht. Der Kaiser war des Kampfes müde, und beide Partheien sahen ein, daß sie einander an Stärke gleich, und daß ein Vertrag sichrer als ein Kampf sei. Doch wurde dieser Frieden nur einstweilen von der Politik diktirt, es war ein Fürstenvertrag für den Augenblick, kein Religionsfrieden des Volks, und die Gemüther nahmen keinen Antheil daran, und somit wurde der Kampf nur aufgeschoben, nicht beendigt. Den Protestanten wurde freie Religionsübung bewilligt, die Unterthanen jedes Landes sollten sich nach der Religion ihres Fürsten richten, und die protestantischen Fürsten erhielten in ihren Ländern die höchste geistliche Gewalt, die sonst der Papst besaß. Dagegen ward in dem so genannten geistlichen Vorbehalt bedungen, daß ein geistlicher Fürst, Bischof oder Erzbischof, welcher den lutherschen Glauben annahm, seiner Würde und Landesherrschaft entsetzt werden sollte.

Kaiser Karl trat jetzt auch von dem Schauplatz, auf dem er eine so große Rolle gespielt. Lebenssatt zog er sich in eine philosophische Einsamkeit zurück, und legte alle seine Kronen nieder, 1556. Spanien, Neapel, Mailand und die Niederlande gab er seinem Sohne Philipp II; die österreichischen Erblande, Ungarn und Böhmen behielt sein Bruder Ferdinand I, der nach ihm auch Kaiser wurde. Dann ging Karl nach Spanien, und

Bayern und ließ ſich nach langem Zögern nur dahin bewegen, ihm den Beſitz der Oberpfalz zu gewähren, nicht aber den der Rheinpfalz, und auch nicht die pfälziſche Kur auf ihn überzutragen, ſondern nur eine neue bayriſche Kur für ihn perſönlich zu ſtiften, die nach ſeinem Tode wieder erlöſchen ſollte. So mißgünſtig waren auch die katholiſchen Dynaſtien untereinander, wie die reformirten. Fürſtliches Sonderintereſſe allein entſchied in dieſem Kriege, die Religion war immer nur Mittel zum Zweck. Natürlicherweiſe waren die lutheriſchen Fürſten mit dem Kaiſer darin einverſtanden, daß Bayern nicht zu ſehr vergrößert würde, und auf einem Fürſtentage zu Regensburg wurde Max genöthigt, ſich mit den kaiſerlichen Bewilligungen zufrieden zu ſtellen, 1623.

Chriſtian von Braunſchweig und Mansfeld zogen ſich nach den Niederlanden zurück, erfochten einen Sieg über die Spanier bei Fleurus und entſetzten die von denſelben belagerte Stadt Bergen op Zoom. Hier fiel Friedrich von Weimar. Chriſtian wurde ſchwer am Arme verwundet, ließ ſich denſelben aber ſtandhaft unter Pauken- und Trompetenſchall abnehmen. Als aber die deutſchen Freiſchaaren nach Holland kamen, fand man dieſe Gäſte dort bald läſtig und ſchickte ſie nach Oſtfriesland, wo ſie den reichen Bauern große Noth machten. Holland wollte ſie nicht mehr bezahlen, da ſie nichts mehr leiſteten. Mansfeld und Chriſtian wollten ſie aber nicht entlaſſen, weil ihnen das Räuberleben allzu wohl gefiel. Mansfeld ſuchte Beiſtand in England, fand ihn aber nicht und wäre auf der Rückfahrt beinahe ertrunken. Chriſtian ſetzte durch, daß ihn der niederſächſiſche Kreis zum Feldhauptmann wählte, aber ſein eigener Bruder, der regierende Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, und ſein Vetter, Herzog Georg von Lüneburg-Celle, ließen ihn im Stich, ſobald Tilly gegen ihn heranzog, und er erlitt durch dieſen eine empfindliche Niederlage bei Stadtloo, am 6. Auguſt 1623. Hier wurde Wilhelm von Weimar gefangen, Chriſtian mußte ſich nach Oſtfriesland zum Mansfelder zurückziehen.

Im folgenden Jahre 1624 wurde der damals noch junge, aber geniale Cardinal Richelieu erſter Miniſter in Frankreich und begann im Namen Ludwigs XIII. der franzöſiſchen Politik einen neuen Schwung

zu geben, indem er den holländiſchen Plan, Deutſchland durch calviniſtiſche Freiſchaaren im Namen des Pfälzers zu bedrängen, mächtig unterſtützte. Zunächſt ſchloß Richelieu einen Bund mit Savoyen und Venedig und mit den reformirten Schweizern und Bündtnern, und mit den letzteren vereinigt entriß ein franzöſiſches Heer unter dem Marquis von Coeuvres der katholiſchen (ſpaniſchen) Partei das Veltlin wieder, 1625. Zugleich betrieb Richelieu die Verheirathung des Prinzen von Wales, nachmaligen Karl I., mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin und eine enge Verbindung zwiſchen England, Dänemark, Schweden und ſogar mit Rußland gegen den Kaiſer und den mit demſelben verbundenen Polenkönig. Richelieus Unterhändler, Bellin, wollte den kriegeriſchen Schwedenkönig, welcher mit Polen im Kampfe lag, aus Polen zurückziehen und mit ſeinem Heere nach Deutſchland ſchicken, um ſich dort an die Spitze aller Feinde des Kaiſers zu ſtellen und unter dem Scheine eines Religionskriegs das Haus Habsburg zu bekämpfen. Polen ſollte unterdeß durch Rußland und durch den Brandenburger im Zaum gehalten werden. Das war der unheilvolle Plan des Cardinal Richelieu.

Guſtav Adolf von Schweden erbte 1611 von ſeinem Vater Karl IX. den unvernünftigen Krieg mit Polen. Sowohl Schweden als Polen hätten beſſer gethan, gegen Rußland zuſammenzuhalten. Indeß ließ es Guſtav ſeine erſte Sorge ſeyn, die vordringlichen Ruſſen zurückzuwerfen und ihnen Ingermanland wieder abzunehmen, worauf er mit ihnen Frieden ſchloß, 1617. Dann erſt ſetzte er den Kampf mit Polen fort und drang in Livland ein, nahm aber gern einen Waffenſtillſtand an, um ſein ſchwediſches Reich zu ordnen und alle Kräfte deſſelben ſich dienſtbar zu machen. Denn er hatte noch große Dinge vor. In ſeiner Jugend liebte er die ſchöne Ebba Brahe und wollte ſie ſogar auf den Thron erheben, ließ ſich aber durch ſeine Mutter davon abbringen und heirathete Marie Eleonore, die Schweſter des brandenburger Kurfürſten Georg Wilhelm. Dieſe Heirath war es hauptſächlich, die ihn nach Deutſchland herüberzog und mit allen Schwächen unſeres Reichs bekannt machte. Aber er konnte ſich in die deutſchen Angelegenheiten noch nicht ſogleich miſchen, weil

der Waffenſtillſtand mit Polen 1620 ablief und der Krieg in Livland wieder begann. Es gelang ihm im folgenden Jahre, das feſte Riga zu erobern, wie er denn überhaupt immer ſiegreich war. Aber der Krieg zog ſich in die Länge und gerieth wieder ins Stocken, weil die Polen den Haß ihres Königs gegen Schweden nicht theilten und immer wieder Frieden verlangten, Guſtav ſelbſt aber ein größeres Feld der Thätigkeit wünſchte, als es ihm Polen darbot und deshalb eifrig ſeine diplomatiſchen Beziehungen zum europäiſchen Weſten pflegte. Doch entbrannte der Krieg nach kurzen Waffenſtillſtänden immer von neuem, bis Guſtav bei Wallhof in Kurland einen glänzenden Sieg erfocht, 1626. Darauf wurde wieder ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und das ſchwediſche Heer wäre für den deutſchen Krieg disponibel geworden, wenn nicht Dänemark aus tödtlicher Eiferſucht gegen Schweden noch während des polniſchen Krieges raſch ſeinen Entſchluß gefaßt, die Intrigue des Bellin zerriſſen und den ſchwediſchen Plan auf Deutſchland wenigſtens für diesmal durchkreuzt hätte.

Chriſtian IV. von Dänemark nämlich ergriff plötzlich die Waffen zu Gunſten des von Tilly bedrohten niederſächſiſchen Kreiſes, während Guſtav Adolf noch in Polen beſchäftigt war. Offenbar wollte Chriſtian dem Schwedenkönig zuvorkommen und ſelber die Rolle übernehmen, welche Richelieu dem Schweden zugedacht hatte. Chriſtian handelte übereilt, aber was er that, beweist doch, daß er auf den Beiſtand ſo vieler Feinde des Kaiſers zählen konnte, als nöthig ſchienen, ſein verwegenes Beginnen zu entſchuldigen. Uebrigens hatte der Dänenkönig nichts anderes im Sinne, als ſich ein Stück vom untern Elbgebiet abzureißen und mit Dänemark zu vereinigen, und würde ſich in den Süden Deutſchlands ſchwerlich je vertieft haben. Georg von Lüneburg trat ihm desfalls am feindlichſten entgegen und ergriff gegen ihn die kaiſerliche Partei in dem richtigen Gefühl, daß alle Fürſten und Stände vor allem gegen den auswärtigen Feind zuſammenhalten müßten. Chriſtian IV. wollte, wie Georg von ihm ſagt, nur zweierlei: volle deſpotiſche Gewalt in Dänemark und den Erwerb deutſcher Provinzen; überdies war er im Privatleben laſterhaft. Richelieu würde ihm den Schweden vorgezogen haben, da aber

Chriſtians IV. Schweſter die Gemahlin Jakobs I. von England war und England den Dänen unterſtützte, nahm Richelieu darauf Rückſicht. Im Grunde leiſtete ihm der Däne den nämlichen Dienſt und der Schwede war im Augenblick nicht zu haben.

6.

Wallenſtein.

Die Siege Tillys machten dem Kaiſer unruhige Nächte und trugen weſentlich zu der Eiferſucht bei, mit welcher das Haus Habsburg dem Hauſe Wittelsbach den Dank für den Sieg am weißen Berge verkümmerte. Da nun aber den von Holland bezahlten Freiſchaaren und den von Norden her drohenden Dänen nur das liguiſtiſche Heer gegenüberſtand, mußte Tilly mit demſelben entweder neue Lorbeern erfechten und dadurch die Anſprüche ſeines Wittelsbachiſchen Herrn noch ſteigern, oder wenn er den Feinden unterlag, brachen dieſe in das viel zu ſchwach beſchützte Oeſterreich ſelbſt ein und das Kaiſerthum kam in die äußerſte Gefahr. Nun hätte den Kaiſer Ferdinand zwar ſein Vetter in Spanien mit einer ſolchen Macht von Italien und den Niederlanden aus unterſtützen ſollen, daß er ſtärker als die Ligue ſelbſt hätte daſtehen können. Aber die ſpaniſche Regierung war erſchlafft und machte keine großen Anſtrengungen mehr. Deshalb ſah ſich Kaiſer Ferdinand auf ſeine eigenen Mittel angewieſen, die ſich aber durch das Genie eines einzigen ſeiner Diener außerordentlich vervielfältigten. Das war jener reich gewordene böhmiſche Edelmann Alorecht von Waldſtein, gewöhnlicher Wallenſtein genannt, deſſen wir oben ſchon gedacht haben. Als Proteſtant geboren, erhielt er ſeine Erziehung in der berühmten Schule zu Goldberg in Schleſien, lernte aber wenig. Einſt träumte er, daß Lehrer und Schüler und ſelbſt die Bäume ſich vor ihm neigten, worüber ſein Cantor Fechner ihn verſpottete. Nachher kam er als Page an den katholiſchen Hof von Burgau. Hier fiel er im Schlafe von einem hohen Fenſter des Schloſſes herab, ohne ſich zu beſchädigen.

Dann ſtudirte er in Italien geheime Wiſſenſchaften, beſonders Aſtrologie, und las in den Geſtirnen den hohen Beruf, der ſeiner träumeriſchen Seele von Kindheit an vorgeſchwebt hatte. Nur der Krieg konnte ihn groß machen, er trat in des Kaiſers Dienſt und focht in Ungarn gegen die Türken. Dann heirathete ihn eine alte ſehr reiche Wittwe, die ihm durch einen Liebestrank beinahe den Tod gebracht hätte. Von ihrem Gelde aber ſtellte er dem Kaiſer ein Küraſſierregiment, und war beim Ausbruch der Prager Unruhen ſchon ſo bekannt und beliebt, daß ihn die Böhmen zu ihrem Feldherrn machen wollten. Er blieb aber dem Kaiſer treu. Im Felde zeichnete er ſich beſonders gegen Mansfeld und Bethlen Gabor aus. Durch eine zweite eben ſo reiche Heirath mit einer Gräfin Harrach, durch des Kaiſers Gnade, der ihm die Reichsgrafenwürde ſchenkte, hauptſächlich aber durch den Aufkauf zahlloſer confiscirter Güter und durch Falſchmünzerei kam Wallenſtein in den Beſitz der ungeheuerſten Schätze und wurde der reichſte Mann nächſt dem Kaiſer. An ihn wandte man ſich nun, er ſollte ein Heer von 20,000 Mann werben. Er ſchlug es aus, aber 40,000 Mann wollte er ſtellen, weil nur eine ſolche Armee ſtark genug ſey, ſich überall ſelbſt zu ernähren. So wurde Wallenſtein zum Herzog von Friedland (ſeiner böhmiſchen Herrſchaft) und Generaliſſimus der kaiſerlichen Truppen ernannt. Er ließ die Trommel rühren und in wenigen Monaten war ſein Heer beiſammen, gelockt durch den Ruf ſeines Namens und ſeiner Grundſätze, denn er nahm jeden auf ohne Unterſchied des Glaubens, duldete keine Pfaffen im Heer, gönnte den Soldaten ein luſtiges Leben, ſah allen Ausſchweifungen durch die Finger, wenn der Dienſt nur pünktlich beobachtet wurde, belohnte fürſtlich, ließ den gemeinſten Soldaten zu den höchſten Stellen avanciren, wenn er ſich auszeichnete, und verbreitete um ſeine Perſon den Zauber des Geheimniſſes, als ob er mit dunklen Mächten im Bunde ſtehe, keinen Hahn könne krähen hören, unverwundbar ſey, und das Kriegsglück an ſeine Fahnen banne. Die Fortuna war ſeine Göttin und wurde der Wahlſpruch des ganzen Heeres. Von Körper war er lang und hager, ſein Geſicht gelb und finſter, die Augen klein und ſtechend, die Stirn ſehr

hoch, das Haar kurz und aufrecht ſtehend. Stets umgab ihn tiefes Schweigen. Mit ihm trat eine dritte Macht in die Kämpfe der Zeit ein. Neben der Religion, die nur noch Vorwand war, hatte ſich längſt die Fürſtenpolitik als die Lenkerin der Dinge herausgeſtellt; indem dieſe aber die Soldaten als Mittel brauchen wollte, konnte ſie nicht hindern, daß nun dieſe ihr Soldatenglück zum Zweck machten, und die Politik der Fürſten eben ſo durchkreuzten, wie die Fürſten früher die reinen Intereſſen der Religion.

Max von Bayern ſah begreiflicherweiſe den großen Anwachs des wallenſteiniſchen Heeres nur mit ſcheelen Augen an und befahl ſeinem Feldherrn Tilly, gemach zu thun und ſeine Truppen zu ſchonen, damit er neben Wallenſtein ſtark genug bleibe. Gleichwohl mußte Tilly den erſten Stoß der Dänen aushalten, ehe Wallenſtein herankam. Der däniſche General Obentraut verſetzte ihm eine kleine Schlappe bei Nienburg, fiel aber bald darauf bei Seelze. Chriſtian IV. ſtürzte vor Hameln mit dem Pferde in einen Graben und lag eine zeitlang ſchwer krank, was ſein ganzes Unternehmen hemmte, 1625. Nun kam der Winter und die Waffen ruhten wie gewöhnlich in dieſer Jahreszeit. Nur die Spanier in den Niederlanden machten mitten im Froſt einen Einfall in die Velau und begingen hier entſetzliche Greuel. Im Frühjahr 1626 war der Dänenkönig wieder hergeſtellt und rückte gegen Tilly vor, während der Braunſchweiger Chriſtian die Pfalz wieder erobern und Mansfeld mit den drei noch übrigen Prinzen von Weimar dem Wallenſtein entgegenziehen ſollten. Tilly, der unterdeß Heſſen unterworfen und den Lüneburger Georg vom Dänen ab auf die Seite der Ligue gezogen hatte, beſaß zwar keine ſo ſtarke Kriegsmacht, als der Dänenkönig, war dieſem aber an Feldherrntalent weit überlegen und ſchlug ihn in der erſten Hauptſchlacht bei Lutter am Barenberge, am 27. Auguſt 1626.

Nun erſt trieb auch Wallenſtein ſein Heer, das er bis auf 60,000 Mann gebracht hatte, dem Norden zu, um dem alten Tilly ſeine Lorbeern zu entreißen und das Anſehen der Ligue unter das des Kaiſers zu beugen. Sein Heer war dem des Mansfeld viel

ähnlicher als dem des Tilly, denn er wandte Mansfelds Grundſatz, ein Heer müſſe ſich ſelbſt ernähren können, nur in noch größerem Maßſtabe an. Deshalb wurde der arme und ehrliche Tilly, der allein unter ſeinen Soldaten noch Zucht und Ehrbarkeit aufrecht erhielt, von Wallenſteins Horden ebenſo verhöhnt, wie von denen Mansfelds. Als Wallenſtein nun mit ſo ungeheurer Uebermacht heranrückte, fühlte ſich Mansfeld viel zu ſchwach, um ihn aufhalten zu können, ſuchte ihn daher nur durch eine verſtellte Flucht durch Schleſien nach Ungarn zu locken, um von dort aus mit Hülfe Bethlen Gabors den Krieg wieder in des Kaiſers Erblande zu ſpielen. Die kaiſerfeindliche Diplomatie war äußerſt thätig, Bethlen zu lebhafterer Theilnahme am Kriege zu bewegen, und hatte ihm ſo eben die ſchöne Katharina, Schweſter des Brandenburger Kurfürſten, Schwägerin Guſtav Adolfs, zur Gemahlin gegeben. Aber Wallenſtein fing den Mansfelder an der Deſſauer Brücke auf und fügte ihm ſchwere Verluſte zu. Dennoch entkam Mansfeld nach Schleſien und brachte durch den bloßen Zauber ſeines Namens bald wieder 20,000 Mann zuſammen, die er nach Ungarn führte. Da konnte Wallenſtein nicht umhin, ihm nachzufolgen, um Wien zu decken. Aber weder er ſelbſt, noch Bethlen Gabor und Mansfeld wollten eine Hauptſchlacht wagen und ſo lagen ſie ſich an der Waag gegenüber, bis es Wallenſtein gelang, Bethlen Gabor zum Frieden zu bewegen. Dabei kommt in Betracht, daß ſeine brandenburgiſche Gemahlin Katharina, nachdem man ſie gezwungen hatte, den faſt 50jährigen und überaus dicken Bethlen zu heirathen, zum Hohne derer, die ſie nach Ungarn geſchickt hatten, zur Gegenpartei überging, heimlich katholiſch wurde und den Plan hegte, ihren Liebhaber, den jungen und ſchönen Ungarn Czaky, zu Bethlens Nachfolger zu erheben (was nicht gelang, ſie wurde vielmehr 1629 nach Berlin heimgeſchickt). Damals alſo ſah ſich Mansfeld von Bethlen verlaſſen, wollte nach Venedig flüchten, ſtarb aber unterwegs in Spalatro. Auch Johann Ernſt von Weimar ſtarb damals in Ungarn. Chriſtian von Braunſchweig ſtarb ebenfalls 1626 erſt 27 Jahre alt in Folge ſeiner Ausſchweifungen.

Von Mansfelds Truppen ſchlug ſich nur ein kleiner Theil unter Oberſt Baudis glücklich nach Dänemark durch. Wallenſtein aber zog durch Schleſien, wo ihm der dankbare Kaiſer das Fürſtenthum Sagan ſchenkte, nach Brandenburg und zwang den Kurfürſten daſelbſt, ihm Frankfurt an der Oder und die andern wichtigſten Feſtungen ſeines Landes einzuräumen. Der Kurfürſt war viel zu wenig gerüſtet, als daß er ſich gegen Wallenſteins Uebermacht hätte vertheidigen können. Die Stände (der Adel) wollten keine Opfer bringen. Adam von Schwarzenberg, der einzige gute Staatsmann in Berlin, wurde von Burgsdorf überholt, dem Luſtgeſellen und Kuppler des Kurfürſten Georg Wilhelm. Daher blieb das Land unvertheidigt. Wallenſtein ließ es durch ſeine wilde Soldateſca ausplündern. Die Hälfte von dem, was geſtohlen wurde, hätte ausgereicht, um früher ein Heer zu ſtellen und die Feſtungen auszurüſten. Wallenſtein überzog ſodann auch Pommern und Mecklenburg, Holſtein und Jütland, indem er den Dänenkönig auf ſeine Inſeln zurückjagte und ſich zum Herrn der Oſtſeeküſte machte.

Die Macht des Kaiſers war ſomit derjenigen der Ligue weit überlegen und Wallenſtein verfolgte den Plan, dem Hauſe Habsburg in Deutſchland dieſelbe deſpotiſche Allgewalt zu erkämpfen, wie es dieſelbe in Spanien übte, was damals der ſpaniſche dominatus absolutus genannt wurde. Man hörte Wallenſtein ausrufen: „Man braucht keine Fürſten und Kurfürſten mehr. Es iſt Zeit, denſelben das Gaſthütlein abzuziehen. Wie in Hiſpanien und Frankreich nur ein König iſt, alſo ſoll auch in Deutſchland nur ein Herr allein ſeyn.“ In einer zu Mühlhauſen gedruckten Flugſchrift wurde der Kaiſer ermahnt, der unheilvollen Fürſtenoligarchie ein Ende zu machen. Zuerſt ſolle er die proteſtantiſchen Fürſten als Rebellen abſetzen, dann werde er auch mit den katholiſchen fertig werden können, die ihm jetzt noch am gefährlichſten ſeyen, denn Max von Bayern und die geiſtlichen Kurfürſten am Rhein machten ihm eine heimliche, aber todtfeindliche Oppoſition und würden nöthigenfalls ſeinen Bruder Leopold zum Kaiſer erheben. Daß dieſe gefährlichen Umtriebe gegen Ferdinand aber von Rom ausgingen, wurde nicht ausdrücklich geſagt.

Als ein gutes Mittel, die alten Fürsten zu verdrängen, schlug Wallenstein dem Kaiser vor, zunächst neue und ganz von ihm abhängige zwischen die alten einzuschieben. Wirklich überließ ihm der Kaiser das Herzogthum Mecklenburg, aus dem er die rechtmäßigen Fürsten vertrieben hatte. Lichtenstein wurde zum Fürsten von Troppau und Jägerndorf gemacht, von wo der Brandenburger Markgraf vertrieben war. Dem Bayern hoffte man die liguistischen Feldherrn abwendig zu machen, indem Tilly Herzog von Braunschweig-Calenberg, Pappenheim Herzog von Wolfenbüttel werden sollte. Sie weigerten sich aber und blieben Bayern treu.

Der Kaiser konnte trotz Wallensteins damaliger Macht kaum hoffen, den Einheitsplan durchzuführen. Er hätte sich müssen an das Volk wenden und die ganze deutsche Nation hätte im eigenen Interesse den Einheitsplan fördern müssen, aber daran war nicht zu denken, weil diese unglückliche Nation, Dank der Politik ihrer Fürsten, confessionel getrennt und durch die neue Bureaukratie, Juristerei und Schulfuchserei um alles alte Recht und um allen gesunden Verstand gebracht und gänzlich entmündigt worden war. Darum fand die patriotische Stimme, wo sie auch einsam ertönte, keinen Widerhall. Vergebens forderte Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg zu Hamburg im Namen des Kaisers die niedersächsischen Städte zu einer Wiedergeburt der alten Hansa auf. „Was könnte einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die teutsche ist, verkleinlicher, schimpf- und spöttlicher seyn, als daß sie ihr von andern gegen derselben in keiner Comparation begriffenen Völker, auf ihren eygnen maribus et fluminibus jura et leges vorschreiben lassen. Engellandt hat die teutschen Hansestädte ihrer uralten Privilegien de facto spoliirt ꝛc."

7.

Das Reſtitutionsedict.

Wallenſtein ſtieß auf ein unerwartetes Hinderniß, er konnte nämlich die freie Hanſeſtadt Stralſund an der Küſte Pommerns gegenüber von der Inſel Rügen nicht erobern. Der Magiſtrat wollte zwar die Stadt übergeben, aber das Volk litt es nicht und vertheidigte ſich unter dem Bürgermeiſter Steinwig ſo heldenmüthig, daß es alle Stürme des übermächtigen Feindes abſchlug. Wallenſtein ſchwur, er werde Stralſund nehmen, wenn es auch mit eiſernen Ketten am Himmel feſthinge, aber er konnte den Schwur nicht erfüllen, denn von der See her kamen däniſche und bald nachher auch ſchwediſche Truppen der Stadt zu Hülfe, ſo daß er nach ungeheurem Verluſte ſchimpflich von ihr abziehen mußte. Indeſſen drangſalirten ſeine Truppen das däniſche Feſtland dermaßen, daß Chriſtian IV. ſich bequemte, zu Lübeck 1629 mit dem Kaiſer Frieden zu ſchließen. Man verſtändigte ſich und es war ſogar davon die Rede, daß der däniſche Kronprinz Wallenſteins Tochter heirathen ſollte. Da Chriſtian IV. zu ſehr geſchwächt war, um dem Kaiſer länger trotzen zu können, warf er ſich demſelben lieber in die Arme, um den Schweden zu ärgern, auf den er grenzenlos eiferſüchtig war. In der That nahm es den Anſchein, als werde ſich Wallenſtein jetzt mit ſeiner ganzen Macht auf die Schweden werfen. Ohne Kriegserklärung hatten ſchwediſche Truppen der Stadt Stralſund beigeſtanden und hielten ſie noch fortwährend beſetzt. Wallenſtein hatte alſo ein Recht, den Schweden ſeinerſeits den Krieg zu erklären, und ſchickte eine Abtheilung ſeines Heeres unter Johann Georg von Arnim-Boitzenburg nach Polen, um dem König Sigmund gegen Guſtav Adolf beizuſtehen. Dieſer Arnim (gewöhnlich Arnheim genannt) hatte früher ſchon im ſchwediſchen Heere gegen die Ruſſen, dann im polniſchen Heere gegen die Türken gedient und war eben ſo talentvoll als charakterlos. Die Miſſion, mit der ihn Wallenſtein

lebte noch zwei Jahre in einsamer Betrachtung in dem Kloster Justi, wo er 1558 starb. Sein großer Geist stand immer über der Welt, die er als sein Spielzeug betrachtete, und wegwarf, als ihm das lange vergebliche Spiel verleidet war.

Auch der Papst legte sich endlich zum Ziel, indem er das Concilium zu Trient auflöst'te, 1563. Er sprach zwar den Bann gegen alle nicht römischen Christen aus, hielt aber doch den Frieden, da er die Protestanten vor der Hand weder bekehren noch bekämpfen konnte.

So ging der erste Act des großen Trauerspiels der Reformation scheinbar ruhig aus. Beiden Partheien war diese Ruhe nöthig, um sich zu sammeln. Wunderbar scheint es aber überhaupt, wie es zu dieser Trennung in Deutschland kam, da unter allen andern europäischen Völkern entweder die Reformation allein oder der Katholicismus allein die Oberhand behielt, und das deutsche Volk doch ein einziges, an Abstammung, Sprache, Sitten und Charakter sich gleichendes Volk bildete. Hatte das ganze Mittelalter hindurch eine Religion alle deutschen Stämme brüderlich umfaßt, warum blieben sie jetzt nicht einig, entweder katholisch oder lutherisch? Der nächste Grund lag in der Politik. Hätte das Volk entscheiden können, so kann man nicht wissen, was geschehen wäre; da aber nur Papst, Kaiser und Fürsten zu entscheiden hatten, und die Politik derselben eine Trennung nicht nur nicht verhinderte, sondern sogar unterstützte, so mußte sie nothwendig erfolgen. Warum entschied aber nicht das Volk? Daß es in den Bauernkriegen gedemüthigt war, nahm ihm seinen Einfluß nicht. Wo es entschieden für Luther sich erklärte, also im ganzen Norden, mußten die Fürsten seinen Wünschen entgegen kommen; nur wo es schwankte, ward es von seinen Fürsten in dem alten Glauben erhalten, vorzüglich im

beauftragte, mißlang, weil zwiſchen ihm und den polniſchen Generalen Zwietracht herrſchte.

Indeſſen war ganz Deutſchland den Waffen des Kaiſers und der Ligue unterworfen und die katholiſche Partei hatte entſchieden den Sieg errungen. Trotz der Eiferſucht zwiſchen Habsburg und Wittelsbach mußte aus jenem Siege beider ſich doch irgend ein Vortheil für die gemeinſame katholiſche Sache ergeben, und dies zu bewirken, waren beſonders die Jeſuiten rührig. Rom machte ſeine Stimme dafür ebenfalls geltend, doch kümmerten ſich die Cabinette nicht mehr um Rom, ſondern folgten nur ihrem eigenem Intereſſe und Rom konnte ihnen nichts bieten, ſondern nur durch ihre Gunſt etwas empfangen. Hauptſache war, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſich ſeit dem Religionsfrieden Bisthümer und Kirchengüter in Menge angeeignet hatten, wozu die Reichsgeſetze ſie nicht ermächtigten. Was war natürlicher, als daß der Kaiſer und die katholiſchen Fürſten ihnen jetzt, nachdem ſie die Gewalt hatten, die Beute wieder entrißen auf Grund des Religionsfriedens, und ſich ſelbſt den Beſitz aneigneten.

Der Kaiſer erließ wirklich 1629 das ſ. g. Reſtitutionsedict, welches die Zurückgabe aller ſeit dem Paſſauer Vertrage eingezogenen geiſtlichen Güter befahl. Demnach ſollten die längſt proteſtantiſchen Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberſtadt, Minden, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Merſeburg, Meißen, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Cammin und zahlloſe Kloſtergebiete alle wieder katholiſch werden. Man verſchärfte die Maßregel aber dadurch, daß man den kaiſerlichen Commiſſären, die mit der Vollſtreckung beauftragt waren, die größte Willkür erlaubte, ſo daß auch ſolche Güter, die vor dem geſetzlichen Termin eingezogen worden waren, ausgeliefert und auch die Bewohner derſelben wieder katholiſch werden mußten. Unterſtützt von den friedländiſchen und liguiſtiſchen Banden ſtellten die Commiſſarien zuerſt in allen Reichsſtädten den katholiſchen Gottesdienſt wieder her, ſelbſt da, wo er, wie z. B. in Augsburg, ſchon lange vor dem paſſauer Vertrage abgeſchafft und durch den lutheriſchen erſetzt worden war.

Der Kaiser verfehlte nicht, seinem eigenen Hause den besten Theil der Beute zuzuwenden, und gab ein erstaunenswürdiges Beispiel von Aemtercumulation, indem er seinen Sohn Leopold zu gleicher Zeit zum Erzbischof und Bischof von Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Passau, Straßburg und zum Abt von Hersfeld machte, wodurch alle diese reichen geistlichen Gebiete unmittelbar in seine Hände kamen. Nächst ihm nahmen sich die Jesuiten ihr Theil. Es war nicht davon die Rede, ein seit achtzig Jahren aufgehobenes Kloster den Benedictinern oder den Augustinern, die es einst besessen, wiederzugeben, sondern man schlug das confiscirte Klostergut ohne Unterschied zur großen Masse des Jesuitenguts. Auf diese Weise wollten sich die Jesuiten auch des Marienklosters in Minden, eines adeligen Fräuleinstifts, bemächtigen, aber die tapfern Fräulein griffen den Pater Commissär mit Nadeln an und warfen ihn jämmerlich zerstochen aus dem Kloster. Der Raub traf aber auch Güter der Laien. Welcher Edelmann dem Pfälzer Friedrich, dem Mansfelder, dem Braunschweiger oder dem Dänen gedient, dessen Hab und Gut wurde confiscirt. Jede Beschwerde wurde mit Hohn beantwortet. In einer Stadt bekam der Magistrat, weil er klagte, Prügel, in einer andern wurden die Bürger, damit sie doch einen Grund zu klagen hätten, nackend ausgezogen, in einer dritten hieß es: „der Kaiser will lieber, daß die Deutschen Bettler, als daß sie Rebellen sind!“ Doch mißtrauten die Katholiken häufig ihrem Glück. Man bemerkte, daß sie im Württembergischen die wiedererlangten Klöster nicht sowohl in Besitz nahmen als nur ausplünderten, alles Werthvolle nach Bayern und Oesterreich verschleppten, sogar die Wälder lichteten und das Holz verkauften. Johann Friedrich von Württemberg war 1628 gestorben, für dessen unmündigen Sohn Eberhard III. regierte sein Ohm Ludwig Friedrich, der aus Verdruß über die Plünderungen ebenfalls starb.

Hier ist nöthig, zu bemerken, daß der alte Tilly den Protestanten die größte Schonung angedeihen ließ, daß er namentlich die in Osnabrück gegen den katholischen Bischof Franz Wilhelm in Schutz nahm und öffentlich alle protestantischen Prediger in Nord-

deutſchland aufforderte, gegen ihn auszuſagen, ob er einen von ihnen vertrieben oder in ſeinem Amte gehindert habe? Zu dieſer öffentlichen Erklärung war er durch Verleumdungen veranlaßt worden. An Kaiſer Ferdinand II. war eine ſolche Humanität, wie ſie Tilly bewies, nicht zu rühmen; er hielt ſich nur immer ſtreng am Buchſtaben des Religionsfriedens und das Reſtitutionsedict ſelbſt ging nicht darüber hinaus, ſondern ſtellte nur wieder her, was der Religionsfrieden beſtimmt hatte und was einſeitig von den Proteſtanten überſchritten worden war. Wo er aber in ſeinem Rechte zu ſeyn glaubte, zeigte er viele Härte, wie ſein Benehmen in Oeſterreich und Böhmen darlegte.

Richelieu ſoll unter der Hand durch ſeine diplomatiſchen Künſte zur Reſtitutionsmaßregel in Deutſchland mitgewirkt haben, um bei den Proteſtanten, welche dadurch einen großen Verluſt erlitten, den alten Glaubenshaß zu entzünden und ſie in einen neuen Krieg gegen den Kaiſer zu hetzen, den er hauptſächlich mit Hülfe des Schwedenkönigs führen wollte. Es kam ihm alles darauf an, den Kaiſer in einen neuen Kampf mit dem proteſtantiſchen Norden zu verwickeln, damit er ſelbſt freie Hand in Italien behalte. Im J. 1627 war der letzte Herzog von Mantua aus dem Hauſe Gonzaga geſtorben und Frankreich unterſtützte den Erbanſpruch des Herzog von Nevers. Ein franzöſiſches Heer ging nach Italien, ließ ſich die wichtigſten Grenzplätze von Savoyen abtreten und bedrängte die ſpaniſche Statthalterſchaft in der Lombardei, die bei der damaligen Schlaffheit der ſpaniſchen Regierung ohne Hülfe von Deutſchland her zu ſchwach war, um weder die wichtige Feſtung Mantua, noch auch die Lombardei ſelbſt zu behaupten, obgleich Spinola die Feſtung Caſale aufs tapferſte gegen die Franzoſen vertheidigte. Wallenſtein wurde daher in Anſpruch genommen, einen Theil ſeiner Truppen nach Italien zu ſchicken und nöthigenfalls ſelbſt dahin zu gehen. Er verlegte alſo ſein Hauptquartier aus dem nördlichen in das ſüdliche Deutſchland, wartete aber noch eine viel wichtigere Entſcheidung, als die der italieniſchen Frage, in Deutſchland ſelbſt ab.

Der Kaiſer ſah ſich bewogen, im J. 1630 einen Fürſtentag

nach Regensburg einzuberufen, der ſich die Befugniſſe eines Reichstags anmaßte und auf dem über die gefährdete Zukunft von Kaiſer und Reich berathen und endgültige Beſchlüſſe gefaßt werden ſollten. Es handelte ſich hauptſächlich darum, die Intereſſen der Häuſer Habsburg und Wittelsbach auszugleichen. Der Kaiſer hatte eine Armee von mehr als 100,000 Mann unter Wallenſtein, der ihm ſchon längſt zu einem großen Staatsſtreiche gegen die katholiſchen, wie gegen die proteſtantiſchen Fürſten und zur Herſtellung der vollen Kaiſergewalt gerathen hatte. Maximilian von Bayern hatte nur 30,000 Mann unter Tilly beiſammen, aber die rheiniſchen Kurfürſten und die ganze Ligue, der Papſt und der Jeſuitenorden, die ſämmtlichen von Wallenſtein ſo ſchwer verletzten und noch ſchlimmer bedrohten proteſtantiſchen Fürſten, endlich das mächtige Frankreich ſtanden auf der bayriſchen Seite. Richelieu rüſtete ſchon ein Heer in der Champagne, um der Ligue zu helfen, wenn Wallenſtein etwas gegen ſie unternehme. Aus dieſer Sachlage erklärt ſich, warum Wallenſtein ſein Hauptquartier zu Memmingen in Schwaben nahm. Er bewachte von hier aus ſo wohl Italien als die Champagne und zugleich das nicht weit entfernte Regensburg. Das letztere war ihm die Hauptſache, denn wenn es nach ſeinem Sinne gegangen wäre, hätte er den ganzen Fürſtencongreß in Regensburg aufgehoben und den Kaiſer zum Alleinherrn in Deutſchland gemacht. Der Kaiſer mußte ſich nun entſcheiden, ob er den großen Plan ſeines Feldherrn ausführen, oder denſelben aufgeben und ſich lieber mit der Ligue verſöhnen wollte. Gewiß eine ſchwere Entſcheidung. Eine ſo gute Gelegenheit, die dem Hauſe Oeſterreich immer ſo läſtige, feindlich geſinnte und verderbliche Fürſtenoligarchie mit einem Schlage zu vernichten, kehrte vielleicht niemals wieder. Wenn er aber Wallenſtein gewähren ließ und ſich ganz in deſſen Arme warf, war er nicht ſicher, ob dieſer gewaltige Major Domus nicht ihm und der ganzen habsburgiſchen Dynaſtie das Schickſal der Merowinger bereiten würde.

Der Kaiſer entſchied ſich nach ſeiner bedächtigen Art, und einem gewiſſen dynaſtiſchen Inſtincte nachgebend, für einen Mittelweg, indem

er zwar der Ligue nachgab, um mittelſt derſelben ſeine Erblande ſowohl gegen Frankreich als gegen das vom Norden her drohende Schweden zu decken und durch die Fürſten ſeinem Sohne Ferdinand die römiſche Königswürde zuſichern zu laſſen, ſich aber vorbehielt, wenn ſich die Ligue im Kampf erſchöpft haben würde, ſeine eigene Macht wieder elaſtiſch auszudehnen, weshalb er auch ſeinen Feldherrn Wallenſtein keineswegs in Ungnaden entließ, ſondern ihn nur bat, einſtweilen zurückzutreten, und fortwährend ſeinen guten Rath einholte. Wenn er den Klagen über Wallenſtein, die von allen Ecken des Reichs her ihn beſtürmten, hätte nachgeben wollen, ſo hätte er demſelben wegen ſeiner Gewaltthätigkeiten und Räubereien den Proceß machen müſſen. Wallenſtein ſelbſt gab dem Wunſche des Kaiſers nach, ohne die mindeſte Empfindlichkeit blicken zu laſſen, und zog ſich nach Prag zurück. Obgleich damals ſeine Truppen und Generale ihm größtentheils blind ergeben waren, durfte er doch nicht wagen, ſich gegen den Kaiſer ſelbſt aufzulehnen, weil er alsdann der Menge ſeiner Feinde doch nicht lange würde haben widerſtehen können. Es mußte ihm viel natürlicher und bequemer erſcheinen, ſchadenfroh die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten, indem der größte Theil ſeiner Armee entlaſſen oder nach Italien geſchickt wurde und die Ligue mit dem alten Tilly allein die ganze Laſt und Verantwortung des vom Norden her drohenden Krieges übernehmen ſollte. Im ſtolzen Bewußtſeyn ſeiner Größe zog er immer noch die Augen der Welt auf ſich durch den unerhörten Glanz ſeines Hofſtaates in Prag. In ſeinem Feſtſaal waren alle großen Helden der Vorzeit dargeſtellt, im Plafond aber er ſelbſt auf dem Triumphwagen mit vier Sonnenroſſen, gekrönt von der Victoria, über ſich einen hellen Stern. Viele ſeiner ehemaligen Offiziere lebten fortwährend bei ihm, 60 adelige Pagen bedienten ſeine Perſon. Hundert Häuſer der Stadt mußten niedergeriſſen werden, um ſeinen Gartenanlagen Platz zu machen. Seine Pferde fraßen aus Krippen von Marmor. Niemals ſchenkte er weniger als tauſend Thaler und niemals ſtrafte er geringer als mit dem Tode. In ſeiner Muße verwaltete er ſeine vielen Beſitzungen mit trefflichem Verſtande und ſein Cabinet war zugleich ein Ausgangs-

punkt diplomatiſcher Intriguen, worüber er dem Kaiſer regelmäßig berichtete, um ihn von ſeiner Treue zu überzeugen und ihm die Wichtigkeit ſeiner Dienſte immer zu vergegenwärtigen. Indem er aber nur dem Kaiſer zu dienen ſchien und denſelben auch in einen Theil ſeiner Correſpondenzen hineinſehen ließ, trieb er doch zugleich Politik auf eigene Hand und brauchte den Kaiſer nur für ſeine Zwecke, wie dieſer ihn für die ſeinigen.

Ehe der Fürſtentag von Regensburg auseinander ging, ſtellten die proteſtantiſchen Fürſten daſelbſt ihrer Politik noch ein Armuthszeugniß aus, denn ſie proteſtirten, da ſie ſonſt keinen Muth gezeigt hatten, wenigſtens — gegen den verbeſſerten gregorianiſchen Kalender. Wegen der Gefahr im Norden bewilligte der Kaiſer dem Kurfürſten von Brandenburg, um ſich ſeiner Treue zu verſichern, die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, die derſelbe dem Reſtitutionsedict gemäß ſonſt hätte herausgeben müſſen.

Zweites Buch.

Gustav Adolf.

1.

Schwedische Vorbereitungen.

Der schwedisch-polnische Krieg wurde durch die Waffenstillstände, welche nach jedem glücklichen Erfolge Gustav Adolfs dem König Sigmund abgedrungen wurden, häufig unterbrochen. Also fand Gustav Zeit sich auch Schweden zu widmen. Er verfuhr dabei, wie alle andern Fürsten seiner Zeit, d. h. er suchte die Staatsgewalt den Ständen zu entwinden, allein zu herrschen, seine Armee zu vergrößern und durch alle möglichen Finanzkünste seinen Schatz zu bereichern. Aber er that das mit mehr Anstrengung seiner Unterthanen, als alle andern Fürsten. Denn Schweden war ein nur schwach bevölkertes und armes Land. Der Adel stimmte ihm zu, weil er denselben steuerfrei ließ, ihm Ehrenstellen im Heere, Beute und reiche Dotationen in den eroberten Ländern gewährte. Die lutherischen Bischöfe stimmten ihm zu, weil er ihnen reiche Pfründen gab. Die Gelehrten stimmten ihm zu, weil er nicht nur Schule und Hochschule begünstigte, neue Gymnasien errichtete und sich darin treuergebene Staatsdiener erziehen ließ, sondern auch die Schriftsteller, die zu seinem Ruhme schrieben, gut bezahlte. Er besoldete viele feile Federn auch in Deutschland, Frankreich, Holland und der

Schweiz. Er wußte, welche Macht die Presse ausübte, wie sie zu falschem Ruhme verhilft und wie viele Uebelthaten durch sie beschönigt werden können. Der Bürgerstand in Schweden war wenig zahlreich und nur durch städtische Beamte vertreten, die der König selbst eingesetzt hatte. Also auch von ihm erfuhr Gustav keine Opposition. Nur der zahlreiche Bauernstand, den er am meisten drückte, konnte ihm gefährlich werden. Da aber die vier Stände in Schweden, Adel, Klerus, Bürger und Bauern in vier Curien getrennt waren, so wurde die Curie der Bauern regelmäßig durch die drei andern überstimmt, konnte also mit ihren Beschwerden auf dem gesetzlichen Wege nicht durchdringen. Zwar gab es während Gustavs ganzer Regierung fast in jedem Jahre größere und kleinere Aufstände der unzufriedenen Bauern, die aber bei der weiten Ausdehnung des Landes vereinzelt blieben und immer wieder unterdrückt wurden.

Gustav Adolf benutzte den polnischen Krieg nur als Kriegsschule für sich selbst, seine Offiziere und Soldaten und ließ Deutschland niemals aus den Augen, seitdem ihm die französische Diplomatie die Rolle angewiesen, die der Dänenkönig ihm zwar vorweggenommen, aber nicht durchzuführen verstanden hatte. Offenbar im Hinblick auf die Vorgänge in Deutschland verlegte Gustav 1626 den Kriegsschauplatz aus Livland nach Preußen, um dadurch den deutschen Grenzen näher zu kommen. In Westpreußen, welches in der Reformation lutherisch geworden war wie Ostpreußen, aber unmittelbar zu Polen gehörte, hatte König Sigmund das protestantische Volk vielfach gedrückt. Jetzt kam Gustav, es von diesem Drucke zu befreien, und nahm zum erstenmal die Miene an, als schwärme er für das Evangelium. Wenn es ihm je gelingen sollte, nach dem französischen Plane und im Solde des katholischen Frankreich den katholischen Kaiser in Deutschland zu bekämpfen, so konnte er das nicht wohl anders, als mit Hülfe der deutschen Protestanten thun und unter dem Scheine, als kämpfe er für den Glauben. Aber damals schon unterschieden die lutherischen Bürger von Danzig den Schein von seinen wahren Absichten und hatten keine Lust, ihr als

evangelischen Ritter und Retter zu begrüßen, sondern hielten ihm die Läufe ihrer Kanonen entgegen, denn sie wußten wohl, er komme nicht ihres Glaubens wegen, sondern nur um sie zu unterjochen, ihnen ihre Schiffe, ihre Waffen und ihr Geld zu nehmen. Die Absichten Gustavs enthüllten sich noch deutlicher, als er durch plötzlichen Ueberfall die preußische Festung Pillau, den Schlüssel zum Hafen der Hauptstadt Königsberg wegnahm. Diese Festung gehörte, wie das ganze Herzogthum Preußen (Ostpreußen) damals dem Kurfürsten von Brandenburg, seinem Schwager. Indem er sie mitten im Frieden eroberte, wollte er nicht nur einen wichtigen Küstenplatz an der Ostsee haben, sondern auch einen Versuch machen, wie viel sich wohl sein Schwager würde bieten lassen. Die Charakterschwäche und Feigheit desselben mußten ihm sehr zu Statten kommen, wenn er später weiter gegen Deutschland operiren wollte. Der Versuch gelang. Brandenburg wagte nicht, ihm den Krieg zu erklären, und Pillau blieb schwedisch. Von hier aus unternahm Gustav einen erbitterten Kampf mit Danzig, unterlag aber zur See und verlor sein Admiralschiff. Ein polnisches Heer unter Koniecpolski kam zum Entsatze Danzigs herbei und lieferte den Schweden eine Schlacht, in welcher Gustav durch einen Schuß in der Schulter verwundet wurde. Aber es kam in Polen zu keiner großen Entscheidung mehr, denn Gustav widmete sich immer mehr den deutschen Angelegenheiten. Die Niederlage der Dänen entzückte ihn. Alles gestaltete sich so, daß Frankreich und Holland, wenn sie den Kaiserlichen das nördliche Deutschland wieder entreißen wollten, seiner Hülfe gar nicht mehr entbehren konnten. Er ließ sich also von ihnen bitten und schrieb ihnen die Bedingungen vor. Während er aber fleißig diplomatisirte, verfehlte er nicht, auch bereits in Deutschland Werbungen zu machen und seine schwedische Armee in Preußen durch deutsche Söldner zu verstärken, die ihm unter andern der Rheingraf Otto Ludwig (Graf von Salm) zuführte. Durch seinen Obersten Peter Baner, den er heimlich an die norddeutschen Fürstenhöfe und Städte abschickte, suchte er auch schon diese alle in sein Interesse zu ziehen, indem er ihnen ein Bündniß zu ihrem Schutze

antrug. Auch ließ er damals, wie ſchon erzählt iſt, Stralſund mit Schweden beſetzen.

Am 16. Januar 1628 eröffnete Guſtav Adolf dem ſchwediſchen Reichstage, daß er nach Deutſchland zu gehen beabſichtige, um den Kaiſer und die papiſtiſche Liga zu bekriegen, weil ſonſt zu befürchten ſtehe, daß ſie noch weiter um ſich greifen würden. Damals glaubte er noch, oder gab vor, er werde von Polen aus in die öſterreichiſchen Erblande einfallen. Das geſchah aber nicht und war auch ſchwerlich je ſeine Abſicht, denn das katholiſche Polen bot ihm in einem Kriege mit dem Kaiſer weitaus die Vortheile nicht, wie das proteſtantiſche Norddeutſchland. Auch waren Frankreich und Holland eifrig bemüht, einen Frieden zwiſchen Polen und Schweden zu vermitteln, damit Guſtav ſich ganz auf Deutſchland werfen könne. Der Krieg mit Polen wurde überhaupt nur noch läſſig durch Guſtavs Generale fortgeſetzt. Hermann Wrangel ſiegte über die Polen bei Gorzno, worauf Wallenſtein ihnen den Arnim zu Hülfe ſandte. Koniecpolski erfocht nachher noch einen Vortheil über den Rheingrafen, aber ſchon am 6. September 1629 wurde durch Richelieus Agenten Charnacé ein neuer Waffenſtillſtand auf 6 Jahre vermittelt. Hierauf ging Charnacé nach Stockholm, um den Einfall Guſtavs in Deutſchland zu beſchleunigen. Frankreich, England und Holland boten dem Schwedenkönig Geld und nöthigenfalls auch Hülfstruppen an. Er übereilte ſich jedoch mit ſeiner Entſcheidung nicht, benahm ſich kalt gegen Charnacé und machte ſich ein wenig koſtbar. Das ſollte die aufdringlichen Hetzer in Paris und im Haag bewegen, ihm noch mehr Geld anzubieten, während es ihm den Schein eines freien und unabhängigen Auftretens gab, was beſonders den deutſchen Proteſtanten gegenüber nothwendig war, denn niemand hatte mehr Mißtrauen gegen ihn, als ſie. Es iſt höchſt merkwürdig, daß ihn die beiden katholiſchen Parteien lieber kommen ſahen, als die proteſtantiſche. Die Liga, Frankreich und Bayern, denen ſich ſogar der Papſt anſchloß, hofften ſich der Schweden zur Schwächung des Kaiſers bedienen zu können. Umgekehrt hofften der Kaiſer und Wallenſtein, die Liga durch die Schweden ſchwächen zu können, und beide Par-

Süden. Dieſes Schwanken aber zeigt ſchon, daß die neue Lehre nicht überall tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, daß ſie dem Charakter des Volks nicht überall zuſagte, namentlich nicht im Süden. Auch außerhalb Deutſchland ſehn wir den Süden Europa's feſt an dem alten Glauben hängen, und den Norden an dem neuen. Die Grenzlinie ging mitten durch Deutſchland, und war von der Natur vorgezeichnet. Der Nordländer iſt kühler, proſaiſcher, einfacher, nüchterner, verſtändiger von Natur, der Südländer wärmer, poetiſcher, ſinnlicher, gemüthlicher. Im Norden war der Katholicismus am ſpäteſten und mit Gewalt eingeführt worden, und ſelbſt in der höchſten Blüthe des Mittelalters unterſchied ſich noch der Nordländer von dem Südländer dadurch, daß jener lieber das Schwert zog und philoſophirte, dieſer lieber betete und dichtete. Der Norden lieferte dem Katholicismus mehr Streiter und Scholaſtiker, der Süden mehr Schwärmer und Künſtler. Dieſer klimatiſche Unterſchied trat aber erſt mit der Reformation im härteſten und ſchärfſten Gegenſatz hervor. Er war und iſt in der Natur gegründet, darum war die Kirchentrennung gleich nach der Reformation keine bloß von der Politik erzeugte vorübergehende Erſcheinung, ſondern ſie hat fortbeſtanden, und wie auch einſt die Deutſchen ſich vereinigen mögen, immer wird jener klimatiſche Unterſchied dunkler, wie in der ältern Zeit, oder heller, wie in der unſern, wieder hervor treten.

Man ſoll aber deshalb nicht meinen, der Unterſchied zwiſchen Süd- und Norddeutſchen ſei ſtärker, als das urſprüngliche Band der Natur, das ſie zu einem gemeinſamen Volke macht. Es ſind zwei Blüthen, aber eines Stammes, und losgeriſſen verwelken ſie, zwei Augen, aber in einem Geſicht, und ſie ſollen nicht gegen einander ſchielen. In dem Gegenſatz und der Wechſelwirkung

teien zauderten eben deshalb, kräftige Maaßregeln gegen Gustav zu ergreifen. Dagegen fand er die größten Schwierigkeiten bei den protestantischen Fürsten, als deren Retter er erschien und die doch nichts von ihm wollten. Gewiß konnte die schwedische Herrschaft im Norden Deutschlands nur auf Kosten der Brandenburger, der Welfen und selbst Sachsens ausgebreitet und befestigt werden. Der Argwohn deutscher Fürsten gegen den fremden eroberungssüchtigen Machthaber, der mit Kriegsgewalt ins Reich zog, war also natürlich, und da sie eben erst mit dem Kaiser versöhnt waren, kam ihnen der neue schwedische Feldzug, der alles in Deutschland aufs neue untereinander werfen sollte, sehr ungelegen

Gustavs Einfall in Deutschland wurde am meisten in Schweden selbst mißbilligt, denn Bürger und Bauern sahen neuen schweren Steuern entgegen und einer zunehmenden Entvölkerung des Landes durch die immer neu ausgehobenen zur Schlachtbank gelieferten Rekruten. Auch auf dem schwedischen Reichstage erhoben sich laute Stimmen gegen den Krieg. Man fand es eben so ungerecht als gefährlich, daß sich Schweden in fremde Sachen mischen wolle, es sey zu schwach, um gegen den mächtigen Kaiser zu streiten, und werde nicht einmal von protestantischen Fürsten unterstützt werden. Darauf ließ aber Gustav durch seine Anhänger erwidern, man habe Bundesgenossen genug gegen den Kaiser und was die protestantischen Fürsten betreffe, so wäre es sogar gut, wenn sie sich mitzukämpfen weigerten, denn dann könne Schweden allein handeln und auch die Beute für sich allein behalten. Adler Salvius, eines der talentvollsten Werkzeuge Gustavs, der in seinem Auftrage in Deutschland reiste, schrieb damals an den Reichstag: „Die deutschen Fürsten sind weichliche, außer dem Kriege in gemächlichem Wohlleben erzogene Herren, die selbst keine Soldaten sind, auch keine Soldaten in ihrem Rathe haben, sondern einen Schwarm von Beamten, Schreibern, Juristen, Leute, die alles mit dem römischen Recht ausmachen wollen, auch da, wo blos das Recht der Kanonen entscheiden kann. Solches Schreiberwesen ist allhier in deutschen Landen das gemeine Uebel.“ Mit solchen Fürsten hoffte der Schwede trotz seiner geringen Macht bald genug

fertig zu werden. Guſtav kannte ſeine Leute, aber nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich. Er rüſtete nämlich und brach zu dem großen Kriege in Deutſchland auf, ohne irgend eine ihm von Richelieu geſtellte Bedingung angenommen zu haben, mit völlig freier Hand. Er wußte wohl, die Millionen aus Paris und aus dem Haag würden um ſo reichlicher nachfließen.

In Guſtavs Kriegserklärung gegen den Kaiſer war hervorgehoben, daß derſelbe den Polen gegen Schweden geholfen, daß er die Herzoge von Mecklenburg vertrieben, daß er überhaupt alle Fürſten und Stände des Reichs unterdrücke, und daß er ſich „zum Herrn der Oſtſee" machen wolle, alſo in ein Recht eingreife, was von jeher Schweden und Dänemark allein zugeſtanden habe. Daß es je eine Hanſa gegeben, davon ſchien Guſtav Adolf keine Notiz zu haben.

2.

Guſtav Adolfs Ankunft in Deutſchland.

An dem verhängnißvollen Johannistage, an welchem genau vor hundert Jahren zum erſtenmal die augsburgiſche Confeſſion vor Kaiſer und Reich verleſen worden war, landete der Schwedenkönig mit ſeinen Truppen am deutſchen Ufer, auf der Inſel Uſedom an der Odermündung während eines ſchrecklichen Ungewitters, am 24. Juni 1630. Man kann es nicht als einen Segen der Reformation betrachten, daß Deutſchland hundert Jahre nach Luther nicht im Stande war, jene Hand voll Schweden, die mit Guſtav kamen, ſogleich kopfüber ins Meer zurückzuſtürzen. Es waren ihrer nur 16,000 Mann, die das große Deutſchland wahrhaftig nicht zu fürchten gehabt hätte, wenn es nicht gerade ſeit der Reformation durch ſeine Fürſten ſo gänzlich demoraliſirt und entnationaliſirt geweſen wäre. Während nun jedermann vor dieſem Schwedenkönig Angſt hatte und der Inſtinct allen Proteſtanten in Deutſchland ſagte, der Schwede komme nicht um des Glaubens, ſondern nur um der Beute willen, während daher kein Menſch in Deutſchland den Schwedenkönig gerufen hatte, noch

ihm entgegen kam, ſondern alles vor ihm floh, beging er die Gottloſigkeit, auf deutſcher Erde niederzuknieen und zu ſchwören, er unternehme den Krieg lediglich zu Gottes Ehre. Durch feile Schriftſteller ließ er ſich als den Retter Germaniens verkünden, aber es wollte gar niemand von ihm gerettet ſeyn. Selbſt durch das Reſtitutionsedict war einigen Fürſten nur das weggenommen worden, was ſie vom Kirchengut widerrechtlich an ſich geriſſen hatten; aber der Religionsfrieden war in Kraft geblieben und das Evangelium und die augsburgiſche Confeſſion in keinerlei Gefahr. Nur mit Entſetzen ſahen die norddeutſchen Fürſten den Schwedenkönig als Räuber kommen und nur mit Entſetzen auch das Volk, welches unter den Drangſalen des Krieges ſchon ſo viel gelitten hatte. Aber die Fürſten hielten nicht zuſammen und wurden einer nach dem andern dem Schweden zur Beute.

Zuerſt fiel Guſtav über den ſchwachherzigen Bogislaw von Pommern her und zwang ihn in ſeiner Hauptſtadt Stettin, ſein Bundesgenoſſe zu werden. Eine Clauſel des Vertrags ſicherte dem Schweden ſogar nach Bogislaws Tode den Beſitz Pommerns, wenn dem Kurhauſe Brandenburg, welches das nächſte Erbrecht beſaß, daſſelbe beſtritten würde. Wohin Guſtav nur die Hand ausſtreckte, nach Stralſund, Pillau, Pommern, alles behielt er für ſich und achtete kein älteres Recht. Zwar ſtand noch ein kaiſerliches Truppencorps unter Tarquato Conti in Pommern, war aber zu ſchwach um den Schweden aufzuhalten. Wallenſtein befand ſich damals ſchon in Memmingen und dachte an andere Dinge, als den Schweden aufzuhalten, der ihm vielmehr ganz gelegen kam und mit dem er ſogar in heimliche Correſpondenz trat. Tilly mußte ſeine Aufmerkſamkeit auf Regensburg richten und Wallenſtein die Waage halten helfen, ehe des letztern Abſetzung erklärt war. Alſo gewann der Schwede Zeit und beſetzte einen Theil Pommerns und Mecklenburgs. Aus Mecklenburg ließ Wallenſtein, als Herzog des Landes, alles Getreide wegführen und nach Böhmen bringen, ſo daß Tilly, als er den Oberbefehl übernahm, dort keine Lebensmittel mehr fand. Die vertriebenen Herzoge, die Stände und das Volk von Mecklenburg ſahen aber den Schweden

keineswegs als Befreier von Wallensteins Druck an, sondern sträubten sich gegen seine Zumuthungen. Doch kam ihm die Grausamkeit zu Statten, mit welcher der kaiserliche Oberst Götz die Stadt Pasewalk verbrennen und alle Einwohner daselbst ermorden ließ, im Sept. 1630. Solche Greuel ließen immerhin bei den Bedrohten den Schweden als möglichen Retter erscheinen.

Unter den protestantischen Fürsten näherten sich dem Schweden außer den beiden vertriebenen Mecklenburger Herzogen einzig Georg von Lüneburg, der sich von der kaiserlichen Partei mißachtet und verrathen sah und die thörichte Hoffnung hegte, der Schwede werde ihm zum Alleinbesitz aller welfischen Besitzungen verhelfen, und der junge Wilhelm von Hessen-Cassel, der die kaiserfeindliche Politik vom Vater geerbt hatte und überdem tief in Schulden steckte. Endlich auch wieder die kleinen Herzoge von Weimar und Franz Karl von Lauenburg. Alle andern protestantischen Fürsten, wie auch die Städte, wiesen die Aufforderungen des Schweden zurück. Vergebens verkündete er überall mit affectirtem Pathos, „das evangelische Wesen" stehe in Gefahr und er sey zu dessen Rettung ausersehen. Niemand wollte sich von ihm retten lassen. Der Graf von Ostfriesland ließ ihm geradezu antworten, er wolle von „seinem" evangelischen Wesen nichts wissen. Am schlimmsten für Gustav war die Zurückhaltung der mächtigen protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die weit eher geneigt waren, sich gegen ihn als mit ihm zu verbinden, und die nur in ihrer ewigen Besoffenheit und von schlechten Räthen umgeben, keinen Entschluß fassen konnten.

Weil nun Gustav das protestantische Norddeutschland mit seiner lügenhaften Prahlerei nicht übertölpeln konnte, und ihm die Geldmittel fehlten, sein Heer zu unterhalten und zu verstärken, sah er sich endlich gezwungen, die angefangene Rolle im Solde Frankreichs und Hollands fortzuspielen. Er nahm die Anträge Charnacés an und schloß am 13. Januar 1631 zu Bärwalde bei Küstrin einen Vertrag mit Frankreich ab, worin ihm Richelieu bedeutende Geldspenden zusicherte, wofür Gustav versprechen mußte, überall in Deutschland die katholische Kirche zu schonen. Diese Clausel des

Vertrags widerſprach geradezu der evangeliſchen Miſſion, die ſich Guſtav beilegte. Aber der Vertrag blieb ja geheim und an Verträge band ſich ein Mann wie Guſtav ohnehin nur ſo lange und ſo weit ſie ihm ſelber nützten. Mit derſelben Verſchlagenheit bewilligte er in einer andern Clauſel des Bärwalder Vertrages der Ligue die Neutralität, ſofern ſie auch gegen ihn neutral bleibe. Hier betrog einer den andern. Richelieu war heimlich mit Bayern und dem Papſte einverſtanden, daß dem Katholicismus kein Leid geſchehen müſſe und daß der Schwede einzig benutzt werden ſolle, um das Haus Habsburg zu ſchwächen. Guſtav Adolf wollte im Gegentheil, um vom proteſtantiſchen Volke in Deutſchland unterſtützt zu werden, daſſelbe gegen den Katholicismus fanatiſiren und als Held des Evangeliums auftreten, und wenn ihm das gelänge, wollte er ſich gerade mit den Ländern der Ligue, namentlich mit den geiſtlichen Kurfürſtenthümern und Bisthümern bezahlt machen. Sein Angriff war daher viel mehr gegen die Ligue als gegen den Kaiſer gerichtet und Ferdinand II. und Wallenſtein ſahen in einem gewiſſen Sinne in ihm einen Bundesgenoſſen gegen die Ligue, Frankreich und den Papſt. Unmittelbar nach dem Abſchluß dieſes Vertrages erſchien Tilly als Generaliſſimus wieder in Norddeutſchland und ging gerade auf den Schwedenkönig los, Guſtav aber wich ihm geſchickt aus, weil er noch nicht ſtark genug war und nicht alles aufs Spiel ſetzen wollte. Am 9. März 1631 erſtürmten Tillys Truppen die feſte Stadt Neubrandenburg und hieben nach dem Kriegsrecht die Beſatzung nieder, weil ſie die angebotene Capitulation nicht angenommen hatte. Durch trügliche Briefe Guſtavs an den Commandanten Kniphauſen iſt nachgewieſen, daß Guſtav jenes Blutbad abſichtlich provocirt hatte, um es der katholiſchen Soldateska Schuld zu geben und das proteſtantiſche Volk, was ihm viel zu ruhig blieb, in Wuth zu bringen. Daraus erklärt ſich auch, warum Guſtav, indem er Frankfurt an der Oder einnahm, daſelbſt die ganze kaiſerliche Beſatzung unter dem Rachegeſchrei „neubrandenburgiſch Quartier" zuſammenhauen ließ. Man glaubt, die Stadt ſey durch den

Oberſt Fahrensbach an ihn verrathen worden. Das Blutbad aber war ihm die Hauptſache, denn ſein ganzer Plan auf Deutſchland konnte ihm nur gelingen, wenn er die Gemüther erhitzte. Unterdeß vermied er immer noch eine Schlacht und nahm nur die feſten Plätze an der untern Oder und im Mecklenburgiſchen ein, um eine ſichere Baſis für ſeine künftigen Operationen zu gewinnen.

Tilly rechnete auf die Hülfe Sachſens und Brandenburgs, denn er wußte wohl, wie gründlich dieſelben den Schweden haßten und fürchteten. Aber Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, der ſchon durch kluge Benutzung der Zeitumſtände die Lauſitz gewonnen hatte, wollte noch mehr haben und ſeinem Sohn Auguſt das fette Erzbisthum Magdeburg verſchaffen, wo bereits Chriſtian Wilhelm, der Sohn des brandenburger Kurfürſten, zum Adminiſtrator gewählt worden war. Der Kaiſer aber wollte das Erzſtift jenen beiden Prinzen entziehen und an ſeinen eigenen Sohn Leopold bringen. Das ärgerte den ſächſiſchen Kurfürſten, er ſchrieb daher einen Fürſtentag nach Leipzig aus, um wo möglich eine Mittelpartei zwiſchen dem Kaiſer, der Ligue und dem Schweden zu bilden, und hörte die lockenden Anträge Richelieus und Guſtavs an. Richelieu beſchwor ihn im Namen der „deutſchen Libertät," dem Deſpotismus des Kaiſers und Guſtav beſchwor ihn im Namen des „gemeinen evangeliſchen Weſens," der katholiſchen Ligue entgegenzutreten. Allein es kam in Leipzig nichts zu Stande, weder die Bildung einer ſtarken Mittelpartei, noch der Anſchluß an Schweden. Die norddeutſchen Fürſten hatten nicht Energie genug und mißtrauten einander ſelber.

Nun kam es Guſtav vor allem darauf an, ſeinen Schwager, den Kurfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg, an der Bildung einer Mittelpartei zu hindern, ihn ganz auf ſeine Seite herüber zu ziehen und zu ſeinem Werkzeuge zu machen. Sein Plan war mit den Damen des Berliner Hofes verabredet, die er durch ſeine Gemahlin Eleonore und durch die alte Pfälzer Kurfürſtin, Friedrichs V. Mutter, längſt hatte bearbeiten laſſen. Es galt, den ſchwachen Kurfürſten zugleich zu überreden und zu erſchrecken und den edlen Schwarzenberg zu ſtürzen. Plötzlich erſchien Guſtav mit

ſeiner ganzen Armee vor Berlin. Der Kurfürſt mußte zu ihm hinaus nach Köpnik gehen und der Schwede drohte ihm, Berlin in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn er nicht augenblicklich ein Bündniß unterzeichne und die Feſtungen Spandau und Küſtrin von ſchwediſchen Truppen beſetzen laſſe. In der Angſt und von den Frauen überredet willigte der Kurfürſt ein.

3.

Magdeburgs Zerſtörung.

Die Stadt Magdeburg hatte ſich dem Reſtitutionsedict widerſetzt und auch diesmal den Trotz gezeigt, wie im vorigen Jahrhundert gegen das Interim. Daß es ihr damals gelungen war, ſich allein gegen Kaiſer und Reich zu behaupten, hatte die Bürgerſchaft mit Stolz erfüllt und auch diesmal wieder verließen ſie ſich auf die Feſtigkeit ihrer Mauern und auf die Zeit, die immer neue Wechſel brachte und ſich wieder zu ihren Gunſten geſtalten konnte. Aber gerade die Feſtigkeit und die günſtige Lage der Stadt an der Elbe machten ihren Beſitz dem alten Tilly wünſchenswerth, weil er von hier aus Sachſen, Brandenburg und den Schweden am beſten im Schach halten konnte. Er ließ daher die Stadt belagern, aber lange vergebens. Guſtav Adolf verfuhr mit Magdeburg ganz ſo wie mit Stralſund und obgleich er noch keine Truppen dahin ſchicken konnte, ſo empfahl er doch einen ſeiner Offiziere, den Oberſten von Falkenberg, der Stadt zum Commandanten. Falkenbergs Ankunft brachte große Zwietracht unter die Bürger. Die angeſehenere und verſtändigere Claſſe ſah voraus, daß der Stadt jede Friedensunterhandlung erſchwert, ja daß ihr im eigenen Namen zu unterhandeln unmöglich werden würde, wenn der Schwede Herr in der Stadt wäre. Dieſe Partei verwarf daher die ſchwediſche Commandantur und forderte, die Stadt ſolle lieber mit dem Kaiſer unterhandeln, der ihr gewiß nur billige Bedingungen ſtellen würde. Aber Chriſtian Wilhelm, der Adminiſtrator des Erzſtifts, der alle

ſeine Anſprüche verloren ſah, wenn der Kaiſer ſeinen Sohn ins Erzſtift brachte, ſich alſo allein mit Hülfe Schwedens behaupten konnte, befand ſich ſchon längere Zeit in der Stadt und hatte die niedere Claſſe der Bürger durch die gewöhnlichen Mittel bearbeitet, indem er ihnen als Proteſtanten vor der grauſamen Rache der Katholiken Angſt gemacht hatte, wenn ſie ſich gegen dieſelben nicht aufs äußerſte wehren würden. Er drang damit durch und Falkenberg erhielt das Commando in der Stadt. Das ſo ſehr fanatiſirte proteſtantiſche Stadtvolk hing bei alledem noch merkwürdigerweiſe feſt an katholiſchen Erinnerungen. Nach einem alten Volksglauben ſollte man die Gebeine des h. Norbert niemals aus Magdeburg entfernen, weil ſonſt die Stadt untergehen würde. Als nun der Kaiſer während der Belagerung um die Auslieferung jener Gebeine bat, da ſie für eine ganz proteſtantiſche Bevölkerung doch keinen Werth mehr haben könnten, koſtete es viele Mühe, die Bürgerſchaft zu beruhigen, welche jene Reliquien nicht fortlaſſen wollte und endlich nicht ohne Seufzer und Sorgen den ſ. g. Vernunftgründen nachgab. Allmälig wurde die Stadt enger vom Feinde eingeſchloſſen und kam Tilly ſelbſt, um ihre Eroberung zu beſchleunigen. Falkenberg wandte alle möglichen Liſten an, um die mißmuthige Bürgerſchaft zur Kampfluſt aufzuregen, insbeſondere dadurch, daß er ihr wiederholt vorlog, Guſtav Adolf komme zum Entſatz, ja die ſchwediſchen Fahnen würden ſchon ganz nahe geſehen. Am 24. April 1631 erhielt die Stadt ein Schreiben von Guſtav Adolf ſelbſt, worin er ſie verſicherte, „ſo wahr er ein ehrlicher König ſey, werde er ſie nicht vergeſſen.“

Man darf wohl glauben, daß Guſtav die Stadt, die ihm mit ihren ſtarken Feſtungswerken, mit ihrem Reichthum und ihrer ſtrategiſch ſo wichtigen Lage ſo viel werth war, gern gerettet und für ſich ſelbſt behalten hätte. Allein er konnte nicht zum Entſatz heranrücken, weil er ſich von ſeiner Operationsbaſis an den Oſtſeeufern und an der untern Oder nicht ſo weit entfernen durfte, ſo lange er noch das ihm feindlich geſinnte Sachſen nicht für ſich gewonnen hatte und ſeine ſchwache Kriegsmacht nicht durch Verbündete ſo weit

angewachſen war, daß er ohne Gefahr dem Tilly eine Feldſchlacht bieten konnte. Da er nun vorausſah, Magdeburg würde früher fallen, als er es retten könne, trachtete er nur noch, auch von dem Falle Magdeburgs Nutzen zu ziehen. Eine mitleidloſe, aber kluge Berechnung. Zunächſt mußte Falkenberg der wohlhabenden Stadt Geldſummen abliſten, für deren Rückzahlung Guſtav bürgte. Nachher aber, als die Verſchreibungen verbrannt waren, leugnete Guſtav, daß die Magdeburger je etwas bezahlt hätten, und hatte die Stirn, ſich öffentlich zu rühmen, er habe die Magdeburger mit ſeinem Gelde unterſtützt. Nach dieſer erſten Geldmanipulation hatte Falkenberg im Auftrag ſeines Königs nur noch für eine zweite zu ſorgen, nämlich für die gänzliche Zerſtörung der Stadt, damit ſie für Tilly unbrauchbar werde. Zu dieſem Zweck terroriſirte Falkenberg mittelſt ſeiner Söldner und des fanatiſirten Pöbels die gute Bürgerſchaft, ließ alle Vorſtädte ohne Noth niederbrennen, damit man ſich an das Brennen gewöhne, und verwandte, ſobald er ſah, daß er die Stadt doch nicht lange mehr würde halten können, alles vorräthige Pulver nur noch zur Anlegung von Minen in der Stadt ſelbſt und zur heimlichen Brandlegung in den dazu ausgewählten Häuſern. Er ſelbſt verrieth ſeinen Plan durch einen erkünſtelten Schrecken, als man ihm meldete, es ſey kein Pulver mehr vorräthig. Er als Commandant mußte wiſſen, wie viel Pulver gebraucht worden und wie viel noch übrig war. Sein Schrecken war alſo nur verſtellt. Der Grund aber, warum Guſtav Adolf ſeinem Oberſten die Inſtruction gab, Magdeburg nicht unverſehrt dem Eroberer zu überlaſſen, ſondern durch Brand zu zerſtören, war nicht blos ein militäriſcher, ſondern auch ein politiſcher. Er konnte, wenn eine ſo herrliche deutſche Stadt unterging, die Schuld bequem dem Feinde zuſchieben, der erobernd in die Stadt eindrang, und er konnte den proteſtantiſchen Fürſten, vor allen dem Kurfürſten von Sachſen zum Vorwurf machen, daß ſie zu lange gezaudert hätten. Er würde, ſollte alle Welt glauben, Magdeburg gerettet haben, wenn ihm Sachſen geholfen hätte.

In der Nacht auf den 20. Mai drangen die angeſehenſten

Bürger auf dem Rathhauſe noch einmal in Falkenberg, er ſolle doch nun capituliren, da kein Pulver mehr da ſey, und die Stadt wenigſtens vor den traurigen Folgen einer Erſtürmung bewahren. Er verſicherte ſie mit großem Eifer, es ſey gar keine Gefahr vorhanden, denn der Entſatz ſey ganz nahe. In derſelben Stunde aber ließ Pappenheim ſeine Croaten heimlich den Wall erklimmen und konnte bis in die Stadt eindringen, weil Falkenberg alle Vorſicht verſäumt hatte. Erſt die Sturmglocken riefen ihn aus dem Rathhauſe und auch jetzt noch traf er keine Maaßregel der Vertheidigung. Die Magdeburger Bürger wehrten ſich in den Straßen und Häuſern, ſo gut ſie konnten, aber ohne Zuſammenhang. In dieſer allgemeinen Verwirrung loderten mitten in der Stadt bald hier, bald dort Feuer auf. Tilly hatte die Schonung der Stadt befohlen, weil er ſie zum Stützpunkt ſeiner fernern Operationen machen wollte. Seinen Soldaten ſtand nur nach damaligem Kriegsgebrauch das Recht zu, die von ihnen erſtürmte Stadt zu plündern. Aber es lag in ihrem eigenen Intereſſe, keinen Brand zu ſtiften, weil ihnen ja das Element des Feuers die gehoffte Beute verſchlang und entriß. Sie hatten daher, als Pappenheim ihnen beim erſten Sturm früh am Morgen zwei Häuſer anzuzünden befahl, dies nur ungern gethan, und dieſe beiden Häuſer waren verbrannt, ohne daß das Feuer hier weiter um ſich griff. Nach allem, was man von Falkenbergs Verhalten weiß, ſind die am Vormittag im Innern der Stadt ausbrechenden vielen Feuer nicht vom Feinde angezündet worden, ſondern nach der längſt ertheilten Vorſchrift Falkenbergs. Die Feuer nahmen ſo überhand, daß ſie endlich zu einer einzigen ungeheuren Lohe zuſammenwuchſen, welche die ganze ſchöne Stadt verzehrte. Mitten im Brande wurde immer noch gekämpft und ſuchten die eingedrungenen Feinde den Flammen die Beute zu entreißen. Dabei kamen entſetzliche Scenen vor. Zwei lutheriſche Geiſtliche wurden an ihren Altären ermordet, zwanzig junge Mädchen ſtürzten ſich in die Elbe, um den feindlichen Soldaten zu entrinnen. 23 Frauenzimmern wurden in der Katharinenkirche, wohin ſie geflüchtet waren, von den Croaten die Köpfe abgehauen. Die Johanniskirche ſoll vollgepfropft mit Weibern ver-

zweier verschiedener Grundkräfte, einer verständigen und einer gemüthlichen, vermag erst das deutsche Leben seinen ganzen innern Reichthum zu entfalten. Der nordische Protestantismus bewahrt vor der einseitigen Verdumpfung in dunklem Gefühl und Aberglauben, der südliche Katholicismus vor Afterweisheit und Unglauben. Durch jenen wird die Verstandesseite des Volks, durch diesen die Gefühlsseite gleichmäßig ausgebildet, und beide stärken und läutern sich an einander. So lange sie sich wechselseitig zu vertilgen strebten, gerieth Deutschland in tiefen Verfall, und es wäre vielleicht noch tiefer gesunken, wenn eine Parthei allein zur Herrschaft gelangt wäre. Nur dadurch, daß beide sich erhielten und endlich versöhnten, wurde die einseitige, kümmerliche Entwicklung verhindert, die dem deutschen Volksgeist hier von den protestantischen Theologen, dort von den Jesuiten drohte.

brannt ſeyn. Ein Croat ſoll ſich gerühmt haben, zwanzig Säuglinge aufgeſpießt zu haben. Die ganze innere Stadt ging zu Grunde bis auf den feuerfeſten Dom und 137 zufällig verſchont gebliebene kleine Häuſer. Im Ganzen ſollen 20, nach andern 30,000 Einwohner umgekommen ſeyn. Falkenberg war nicht ſo glücklich, wie früher Kniphauſen in Neu-Brandenburg, denn er kam im Gedränge ums Leben, der Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm wurde gefangen. Im Dome wurden 2000, nach andern 4000 Menſchen gerettet, weil ſie Tilly gleich anfangs durch eine Wache hatte ſchützen laſſen. Aber noch viel mehr Gerettete wurden von den Soldaten als Gefangene ins Lager geſchleppt, ſonderlich angeſehene und ehrbare Männer, die ein Löſegeld herbeiſchaffen konnten, und junge Frauenzimmer.

Tilly weinte auf den Trümmern der Stadt und erwies den im Dom Geretteten volle Gnade. Da er ſeit vielen Jahren gegen beſiegte Proteſtanten ſtets großmüthig gehandelt hatte und die Erhaltung der Stadt Magdeburg ihm ſelbſt nur vom größten Nutzen hätte ſeyn müſſen, war es eine eben ſo böswillige als lächerliche Verleumdung, die ihn zum Urheber des Brandes machen konnte. Anders verhielt es ſich mit dem Grafen Pappenheim, der damals nach Wien ſchrieb: „daß ſeit der Eroberung Jeruſalems und Trojas keine größere Victorie erfahren und erhört worden, und bedaure Dero kaiſerliche Frauenzimmer nicht ſelbſt zu Zuſchauern gehabt und von Ihnen den Ritterdank erhalten zu haben.“ Seine Soldaten nannten das entſetzliche Ereigniß muthwillig und in ihrem frivolen Sinne die „magdeburgiſche Hochzeit“ und ſchmeichelten dem alten Tilly mit dem Ruhme, der nie beſiegten Magd, die ſelbſt Karl V. den Tanz verſagt, endlich das Jungfernkränzlein entriſſen zu haben. Auch viele katholiſche Herren diesſeits und jenſeits der Alpen waren ſo einfältig, ſich über den Brand von Magdeburg wie über die Pariſer Bluthochzeit zu freuen.

Niemand hatte Urſache ſich darüber zu freuen, als Guſtav Adolf allein, denn ſeine Abſicht war vollkommen erreicht und er erlangte dadurch ſchnell und ganz, was er von Anfang an gewollt hatte.

Zwar glaubte der Kurfürſt von Brandenburg, durch die Eroberung Magdeburgs ſey Tillys Macht gewachſen, die Guſtavs geſchwächt, er athmete daher wieder etwas freier und wagte, Spandau von Guſtav zurückzufordern. Der Schwedenkönig aber kannte ſeinen Mann, rückte am 12. Juni raſch wieder vor Berlin und ließ alle ſeine Kanonen auf das Schloß richten. Da gab Georg Wilhelm wieder nach. Guſtav ließ die Kanonen abfeuern und 40 derſelben waren geladen und richteten einigen Schaden an. Man glaubt, der Kurfürſt ſelbſt habe ſeine Zuſtimmung zu dieſem Muthwillen gegeben, damit der Kaiſer glauben ſolle, es ſey ihm wirklich Gewalt angethan worden. Im ganzen übrigen proteſtantiſchen Deutſchland verbreitete die Nachricht von Magdeburgs traurigem Untergang nur Schrecken, Mitleid oder Rachluſt. „Entſetzen," ſagt Riccius, „verbreitete ſich in ganz Deutſchland und alle bisher unſchlüſſigen Proteſtanten fielen jetzt den Schweden zu." Man glaubte nämlich, der Brand ſey auch diesmal, wie gewöhnlich in erſtürmten Städten, vom Feinde ausgegangen, man ſah darin einen furchtbaren Ausdruck des Haſſes der Katholiken gegen die Proteſtanten und gab daher auch allen den Ausſtreuungen Gehör, womit Guſtav ſelbſt in ſeinen öffentlichen Erklärungen und die von ihm bezahlten Federn die Thatſachen entſtellten und die Abſichten verſchleierten.

4.

Die Schlacht bei Leipzig.

Im obern Deutſchland herrſchte unter den Proteſtanten wegen Magdeburgs Zerſtörung ungeheure Aufregung. Unerſchrocken ahmte Straßburg Magdeburgs Beiſpiel nach und machte große Rüſtungen. Viel Volk lief ihm aus Schwaben zu und auch der neue Vormund-Regent in Württemberg, Julius Friedrich, der das Herzogthum für den unmündigen Eberhard III. verwaltete, ſammelte ein Heer, unterwarf ſich aber ſchnell wieder dem Kaiſer, als dieſer 15,000 Mann unter Fürſtenberg, die in Mantua zurückgeblieben waren, von dort

kommen ließ, um Schwaben zu beſetzen. Fürſtenberg benahm ſich unerträglich übermüthig, ſetzte ſein Wappen über das württembergiſche und ließ die kaum erſt von aus Oeſterreich geflüchteten Proteſtanten gebaute Stadt Freudenſtadt im Schwarzwald niederbrennen. Nicht minder große Aufregung herrſchte unter der proteſtantiſchen Bevölkerung im Harz, wo die Bauern ſich dem Durchzug Tillys entgegen ſetzten, daher auch Wilhelm von Heſſen ſich jetzt erſt zu rüſten wagte, um dem Schwedenkönig beizuſtehen. Die Holländer nahmen die Feſtung Weſel ein und hetzten die Feinde des Kaiſers eifriger als je zum Kampfe. Endlich ſchickte auch England 6000 Schotten unter dem Marquis Hamilton den Schweden zu Hülfe nach Deutſchland. Guſtav wagte aber immer noch nicht, auf Tilly loszugehen, weil er noch zu ſchwach war, ehe Sachſen ſich für ihn entſchieden hatte. Er nahm daher einſtweilen noch abwartend eine unangreifbare Stellung bei Werben am linken Elbufer, von wo aus er mit Sachſen eifrig unterhandelte.

Nach Sachſen waren jetzt alle Blicke gewendet. Tillys Heer wurde durch die Truppen Fürſtenbergs verſtärkt, und erhielt Befehl, in Sachſen einzurücken und den Kurfürſten zu einem Bündniß mit dem Kaiſer zu zwingen, oder ihm das Land gänzlich zu verwüſten. Dieſer ungeſchickte und jedenfalls verfrühte Befehl jagte den Sachſen gegen ſeinen Willen in das aufgeſpannte Netz des Schweden. Tilly überzog die leipziger Ebene und ließ alle Städte plündern, Halle, Merſeburg, Zeiz, Weißenfels, Naumburg ꝛc. Dieſe greuliche, vom Kaiſer befohlene Verheerung des Landes empörte alle ſächſiſchen Herzen und nun erſt waffnete man ſich dort und freute ſich des mächtigen Bundesgenoſſen von Schweden, der jetzt erſt als das erſchien, wofür er ſich immer ausgegeben hatte, als Retter der proteſtantiſchen Welt vor der Ueberwältigung durch die katholiſche. Johann Georg, äußerſt erbittert auf den Kaiſer und Tilly, ſchloß den Bund mit Guſtav und ſtellte ſein Heer, 18,000 Mann ſtark, unter den Befehl Arnims, der wetterwendiſch nach ſeiner Art den kaiſerlichen Dienſt ſchon wieder verlaſſen hatte. Guſtav Adolf war unterrichtet worden, die Kaiſerlichen wollten einen nächtlichen Sturm auf ſein

Lager bei Werben wagen, legte ihnen aber einen Hinterhalt, ſo daß Tilly ſeine Truppen ſchnell wieder zurückzog. Sobald aber der Kurfürſt ſich entſchieden hatte, verließ Guſtav Werben und vereinigte ſein etwa 21.000 Mann ſtarkes ſchwediſches Heer, wovon über die Hälfte angeworbene Deutſche waren, mit dem ſächſiſchen Heere bei Düben.

Tilly hatte gerade damals die Stadt Leipzig eingenommen, als er erfuhr, die Schweden und Sachſen rückten vereinigt gegen ihn heran. Er hielt Kriegsrath in einem abgelegenen Hauſe vor Leipzig und merkte erſt nachher, es ſey das Haus des Todtengräbers. Das ſah man als eine ſchlimme Vorbedeutung an. Der ſchlachtenluſtige Pappenheim wollte dem Feind entgegenziehen, der beſonnene Tilly aber erſt eine Verſtärkung abwarten, die ihm General Altringer zuführte und die bis nach Jena gekommen war. Da er indeß ſchon 40,000 Mann beiſammen hatte, alſo ebenſo ſtark war, wie der Feind, mißbilligte Pappenheim Tillys Zurückhaltung und vereitelte ſie dadurch, daß er auf der großen leipziger Ebene unfern von Breitenfeld unter dem Vorwand einer Recognoscirung die eben heranrückenden Schweden angriff und ſich in einen ſo ernſten Kampf verwickelte, daß, wenn er nicht der Uebermacht des Feindes erliegen ſollte, ihm Tilly mit ſeinem ganzen Heere zu Hülfe kommen mußte. Der graue Feldherr war heftig gegen Pappenheim erzürnt und rief aus: „der Menſch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiſer um Land und Leute bringen.“ Tilly war damals 72 Jahr alt, aber ein wetterharter Soldat vom feſteſten Charakter und vom reinſten Gewiſſen. Man rühmte ihm nach, daß er niemals Wein getrunken, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren habe. Als alter Junggeſelle war er wohl etwas wunderlich in ſeinem ſchwarzen Spitzhut mit rother Feder und in ſeinem grünſeidenen geſchlitzten Wammes. Aber ſeine alten Soldaten ehrten ſeine hohe Tugend, fügten ſich ſeiner Strenge und entbehrten gern, was er ihnen verbot. Er war der Vater ſeiner Truppen. Nur die Soldaten und Generale von Wallenſteins ehemaligem Heere, die unter ſeinen Befehl geſtellt waren, fanden ihn zu knapp und

pedantiſch und ſehnten ſich nach dem luſtigen Leben und der reichen Beute zurück, durch die ſie Wallenſtein an ſich gefeſſelt hatte. Im übrigen war das geſammte katholiſche Heer etwas ſchwerfälliger als das, was Guſtav Adolf mitbrachte. Die Kaiſerlichen hatten viel ſchwereres Geſchütz, ſchwerere Harniſche, langſamere Bewegungen und einen viel größern Troß, denn die Söldner ſchleppten auf zahlloſen Wagen nicht nur ihr Gepäck und ihre Beute, ſondern auch ihre Weiber und Kinder und das, was man ſprüchwörtlich Huren und Buben nannte, mit. Guſtav Adolf war damals erſt 37 Jahr alt und zwar ein wenig beleibt, aber ein anſehnlicher und kräftiger Herr, deſſen Miene großen Verſtand verrieth. Er trug einen weißen Hut mit grüner Feder und einen einfachen grauen Rock. Sein Heer war ſehr verſchieden vom kaiſerlichen, hauptſächlich viel beweglicher. Er hatte nicht nur kleinere Regimenter, ſondern ſie waren auch viel leichter gekleidet, meiſt ohne Harniſch. Er hatte ſie im raſchen Manövriren geübt und auch viel leichtere Kanonen eingeführt, die er ſchnell von einem Punkt zum andern bringen konnte, wo er ſie gerade brauchte.

Als Tilly die lange Linie ſeiner Armee entfaltete, um Pappenheim zu helfen und die Armee des Feindes zu überflügeln, dehnte Guſtav ſeine Stellung aus. Herzog Adolf von Holſtein, der als Proteſtant geboren, aber katholiſch geworden und in des Kaiſers Dienſt vier Jahre vorher von den oberöſterreichiſchen Bauern, die er als ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen mit bekämpfen half, geſchlagen worden war, wurde von Tilly befehligt, in eine Lücke der Schweden einzufallen, kam aber gerade dadurch zwiſchen ihre Corps; das ſeinige wurde gänzlich vernichtet, er ſelbſt tödtlich verwundet und lebte nur noch wenige Stunden, um die Vorwürfe zu hören, die ihm die Sieger wegen ſeines Abfalls machten. Pappenheim, der unbeſonnen die Schlacht angefangen hatte, leiſtete das Unglaubliche, indem er ſeine ermatteten und zurückgeſchlagenen Truppen immer von neuem ins Feuer führte, und mit ſeinen berühmten Küraſſiren ſiebenmal nach einander in die Schweden einhieb. Aber zuletzt mußte er doch die Flucht geben, und auch Tilly, obgleich er

ſich unterdeß auf die Sachſen geworfen und ſie geſchlagen hatte, wurde jetzt von den ſiegreichen Schweden überflügelt und verlor ſein ſchweres Geſchütz, welches Guſtav ſogleich gegen ihn ſelbſt richten ließ. Noch niemals beſiegt, konnte ſich Tilly in ſeine Niederlage nicht finden. Als man ihn beſchwor, ſich zu retten, blieb er ſtehen, ſtarr, das Auge voll Thränen. Schon von drei Kugeln verwundet, gerieth er unter die heranſtürmenden Schweden, unter denen ein rieſenhafter Rittmeiſter, der lange Fritz, ihn mit dem Kolben eines Karabiners in den Nacken ſchlug. Doch rettete ihn Herzog Rudolf von Lauenburg, der den langen Fritz niederſchoß, und ein Viereck ſeines treuen Fußvolks nahm den alten Feldherrn in die Mitte und trug ihn in der allgemeinen Flucht glücklich davon. Das war die Schlacht bei Breitenfeld am 7. September 1631.

Tilly ſammelte den Reſt ſeines Heeres in Halberſtadt und ließ ſeine Wunden pflegen, von denen keine tödtlich war. Er ſchlug die Richtung nach dem Norden ein, um den Sieger ſich nachzuziehen und von Süddeutſchland entfernt zu halten. Nach verlorner Schlacht ſetzte er noch ſeine Hoffnung auf die diplomatiſchen Künſte ſeines Herrn, des Kurfürſten Maximilian von Bayern. Richelieu gab ſich die größte Mühe, den König Guſtav mit Bayern auszuſöhnen, damit er die katholiſchen Länder der Ligue verſchone und ſich mit ſeiner ganzen Macht allein auf den Kaiſer werfe, um das Haus Habsburg in Deutſchland zu vernichten. Aber Guſtav war eben ſo ſchlau, wie Richelieu und ging nicht in die Falle. Wenn er mit ſeinen Schweden gegen Wien gezogen wäre, hätte ſich die Ligue bald von der erſten Niederlage Tillys wieder erholt und hätte ihn in Verbindung mit dem unzuverläſſigen Kurfürſten von Sachſen und vielleicht mit den Polen den Rückweg abſchneiden können. Im günſtigſten Falle hätte er Frankreich und der Ligue nur zum Werkzeuge gedient und man hätte nur die Erſchöpfung ſeines Heeres abgewartet, um ihn heimzuſchicken, oder ihm neue Befehle vorzuſchreiben. Er aber wollte von Anfang an nur im eigenen Intereſſe handeln und hatte jetzt als Sieger doppeltes Recht dazu. Der Kaiſer, der damals gar kein Heer hatte, war ihm nicht gefährlich. Gegen dieſen genügte es,

den Kurfürſten von Sachſen marſchiren zu laſſen, der ſich ohnehin von ihm trennen mußte und wollte, weil er ein zu großer Herr war, als daß er unter dem Schwedenkönig hätte dienen können. Guſtavs Plan ging dahin, ſein ſiegreiches Heer im proteſtantiſchen Deutſchland anſehnlich zu verſtärken, wie ihm denn auch jetzt alles zulief. Sodann wollte er ſeine Finanzen dadurch verbeſſern, daß er ſich in allen eroberten Ländern und Städten als Oberherr huldigen und dieſelben fortan in ſeinem Namen verwalten ließ. So verfuhr er zuerſt mit dem Erzſtift Magdeburg, und obgleich er allen deutſchen Fürſten, die ſich um ihn drängten, dem Heſſen, den Weimaranern ꝛc. freigebig große Gebiete aus den noch zu erobernden katholiſchen Landen, und dem vertriebenen Böhmenkönig die Wiedereinſetzung in Kurpfalz zuſicherte, ſo waren das doch nur trügeriſche Lockſpeiſen, denn er behielt alles zu Erobernde ſich allein vor. Nach der großen Schlacht bei Breitenfeld, als die Sieger in heller Freude mit einander bankettirten, war der ſächſiſche Kurfürſt in der Freude und Betrunkenheit ſo unvorſichtig, dem Schwedenkönig geradezu die deutſche Kaiſerkrone anzubieten. Dieſe auf ſein Haupt zu ſetzen, mochte allerdings der geheimſte Gedanke Guſtav Adolfs ſeyn, aber der Weg zum Ziele war noch weit. Er wählte nicht den geraden Weg nach Wien, um ſich dort die Krone zu holen, ſondern den Umweg zum Rhein und zur obern Donau, um erſt Herr im ganzen deutſchen Reiche zu werden und den Kaiſer in Oeſterreich zu iſoliren. Er wählte dieſen Weg aber auch aus dem Grunde, weil er die Ligue vernichten und Frankreich zurückſchrecken wollte.

Man kann nicht leugnen, daß dies ganz im Sinne eines künftigen deutſchen Kaiſers gedacht war. Er ſchickte alſo die Sachſen nach Böhmen gegen den Kaiſer und die Heſſen, denen er ſeine Generale Baner und Baudis beigab, in das nordweſtliche Deutſchland, um alle dort noch zerſtreuten kaiſerlichen Truppen zu vernichten oder zu verjagen und neue Werbungen für ſein Heer zu veranſtalten. Er ſelbſt ſchlug ſeinen Weg ſüdwärts durch Thüringen nach Franken ein. Es lag ihm alles daran, die fromme Rolle fortzuſpielen, um die religiöſe Begeiſterung unter den Proteſtanten immer

höher zu ſteigern und ſich denſelben in einem Heiligenſcheine zu zeigen. Deswegen ließ er in ſeinem Lager täglich beten und ſingen. Dies hinderte jedoch ſeine Truppen nicht, wetteifernd mit den wallenſteiniſchen, wenigſtens in den katholiſchen Ländern zu rauben, zu ſchänden, zu morden, zu ſengen und zu brennen. Arge Proben dieſer Art legten die Truppen des Baner und Baudis ab. Indeſſen waren die geborenen Schweden, die ihr König gern als Muſterſoldaten aufſtellte, damals noch nicht ſo verdorben, wie ſie es ſpäter wurden, und am ſchlimmſten führten ſich die zahlreichen deutſchen Söldner auf, denen es immer nur um Sold und Beute zu thun war und die häufig von einem Lager ins andere überliefen.

5.

Guſtav Adolfs große Plane.

Guſtav ſandte geſchickte Unterhändler (Chemnitz und Rehlinger) in die großen Städte Süddeutſchlands (Nürnberg, Ulm, Augsburg) voraus und rückte raſch in den Thüringerwald. Erfurt ſperrte ihm die Thore, aber Wilhelm von Weimar fuhr als Gaſt ein, ließ ſeinen Wagen unter dem Thor halten, daß die ſchwediſche Reiterei raſch herbeikommen und das Thor beſetzen konnte. Nun wagte die Stadt keinen Widerſtand mehr, hörte die Schwindeleien des Schwedenkönigs geduldig an und leiſtete ihm die geforderte Huldigung. Von da zog er durchs Bambergiſche weiter, ließ das feſte Königshofen ſtürmen und drang in Würzburg ein, von wo der Biſchof geflohen war. Die Stadt vermochte ſich nicht zu halten, aber ihre Citadelle, der berühmte Marienberg, war feſt und barg alle Koſtbarkeiten, die man weither aus der Umgegend vor den Schweden dahin gerettet hatte. Deſto begieriger waren die Schweden, ihn zu erſtürmen, gelangten wirklich durch einen geheimen Pfad hinauf, drangen ein, mordeten die ganze Beſatzung, ja alles Lebendige, was ſie fanden, Prieſter, Weiber und Kinder, zuſammen 1500 Perſonen, und machten ungeheure Beute. Auch hier und in Bamberg ließ ſich Guſtav als Landesherr

huldigen und vertröſtete den armen Herzog Bernhard von Weimar, dem er Franken verſprochen hatte, auf ein andermal. Von hier zog er den Main hinab.

Tilly hatte ſich unterdeß mit Altringer vereinigt und ſein Heer wieder anſehnlich verſtärkt, auch Herzog Karl von Lothringen ſtieß mit vielem Volk zu ihm, und er brach auf, um Würzburg zu retten, oder, wenn das nicht mehr möglich wäre, die Schweden im Speſſart aufzufangen und zu vernichten. Da erhielt er gemeſſenen Befehl vom Kurfürſten Max, keine Schlacht zu wagen, denn Richelieus Agenten quälten ſich abermals ab, zwiſchen Guſtav und der Ligue einen Frieden zu vermitteln. Natürlicherweiſe vergeblich. Tieferbittert, daß alle ſeine Pläne mißlangen, zog Tilly jetzt hinter den Schweden weg ins Nürnberger Gebiet, aber unterwegs in Gunzenhauſen wurde ihm durch Verrath ſein ganzer Pulvervorrath in die Luft geſprengt. Eben ſo ging die kaiſerliche Beſatzung in Rotenburg an der Tauber verrätheriſch zu den Schweden über. Man erkennt daraus, in welche Unſicherheit und Verwirrung ſeit dem Siege der Schweden alles gerathen war. Sowohl der Kaiſer und Max, als Tilly genoſſen kein Vertrauen mehr.

Guſtav nahm Aſchaffenburg, Hanau, Frankfurt am Main, ohne irgend erheblichen Widerſtand zu finden. Auch die Frankfurter Beſatzung ging zu ihm über. Man bemerkt, daß in dieſer alten Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer ſeit Karls des Großen Zeit noch niemals ein fremder Eroberer eingezogen ſey. Aber was war jetzt noch im deutſchen Reiche heilig und unverletzlich? Guſtav verweilte hier nicht lange, ſondern ging, nachdem er ſich mit Wilhelm von Heſſen vereinigt hatte, am 7. Dez. bei Oppenheim über den Rhein. An der Stelle ſeines Uebergangs ließ er eine ſteinerne Säule aufrichten, auf der ein Löwe ſteht, deſſen Kopf ganz in einem Helm ſteckt und der in der Tatze ein bloßes Schwert trägt. Hierauf forderte er Mainz auf, ſich zu ergeben und die Stadt ergab ſich gegen Zuſicherung freier Religionsübung. Der Kurfürſt war entflohen. Obgleich es Winter war, breitete der Schwede doch ſeine Eroberungen raſch weiter aus, denn die bisher namentlich in der Pfalz hart ge-

drückten Protestanten jubelten ihm zu. Da gab es Verrath an allen Ecken und Enden und Gustav hatte nicht Truppen genug, um alle vom Kaiser abgefallenen Städte zu besetzen. Nur einige mußte er durch Bernhard von Weimar, der sich damals durch seine große Kühnheit auszuzeichnen anfing, erstürmen lassen, z. B. Mannheim und Bacharach. In Mannheim fand Bernhard 250 Spanier, die er sogleich niederhauen ließ. Zugleich wurde die Kurpfalz besiegt und rückte der schwedische Feldmarschall Horn über Heilbronn in Schwaben ein. Dagegen erhob sich das katholische Landvolk an der Mosel und warf sich Philipp Christoph von Sötern, Kurfürst von Trier, ganz in Frankreichs Arme.

Da hielt es Gustav für klug, damit er nicht in einen Kampf mit der fanatischen katholischen Bevölkerung der rheinischen Erzbisthümer und Lothringens und endlich mit Frankreich selbst verwickelt werde, das ganze linke Rheinufer einstweilen unter dem Einfluß Frankreichs zu belassen, um seine eigene Herrschaft auf dem rechten Ufer zu befestigen. Damals fand sich auch der vertriebene Böhmenkönig bei ihm ein, um die befreite Kurpfalz wieder einzunehmen. Aber Gustav Adolf war weit entfernt, ihm dieselbe zu überlassen, sondern behielt sie für sich. Du hast sie nicht befreit, sagte er, also gehört sie auch nicht dir. Wenn du dich in meinem Dienst anstrengst, etwas leistest, werde ich dich seiner Zeit belohnen. In keinem Fall aber bekommst du die Pfalz eher wieder, als bis England wenigstens 12,000 Mann zu meiner Verfügung stellt. Friedrich V. hatte sich bisher mit seiner Familie im Haag von den Holländern füttern und nicht selten moralisch mißhandeln lassen und war Grobheit und Unverschämtheit schon gewöhnt. Deswegen ließ er sich auch von Gustav nicht zurückschrecken, sondern blieb in dessen Nähe, immer noch hoffend, das harte Herz desselben zu erweichen oder ihm wichtig genug zu erscheinen. Er mag auch wohl an die Wiedereroberung Böhmens gedacht haben.

Gustav erfüllte keines der den deutschen Fürsten gegebenen Versprechen und vertröstete sie fort und fort auf die Zukunft. Nur dem Hessen Wilhelm, den er von Frankreich abziehen wollte, gab er Fulda,

Siebzehntes Buch.

Der dreißigjährige Krieg.

Kapitel CCCXC.

Frieden in Deutschland.

Nach dem Frieden von Augsburg genoß Deutschland eine lange Ruhe, die nur an den Grenzen von Ungarn und den Niederlanden gestört wurde. Doch diese Ruhe war die eines schwülen Sommertags, wenn die Erde giftige Dünste haucht und unheilschwere Wolken sich sammeln. Die Versöhnung der Partheien war nur trügerisch. So lange sie noch nicht alle Kräfte an einander gemessen hatten, so lange jede Parthei noch zu siegen hoffen konnte, war an keine aufrichtige Ausgleichung zu denken. Der schmalkaldische Krieg war nur ein Vorspiel gewesen, ein entscheidender Kampf aller Kräfte gegen einander stand noch bevor. Es war nicht möglich, ihm auszuweichen, denn das Feuer glomm unter der Asche, der wechselseitige Haß erhitzte sich unter der Maske der Freundschaft und unter dem Zwange des Friedens nur noch mehr, die Kampflust war noch nicht befriedigt, die aufgeregten Leidenschaften hatten noch nicht ausgetobt. Beide Partheien lebten in so gefährlicher Nähe bei einander, daß unaufhörliche Reibungen unvermeidlich waren. Ein Land, eine Sitte und Verfassung band die Entzweiten in engster Gemeinschaft zusammen. Ein Haus

Paderborn und Corvey, alle andern, auch Georg von Lüneburg, mußten ſich mit leeren Zuſagen genügen laſſen. Die Mecklenburger Herzoge hatten ſeine Gunſt dadurch erkauft, daß ſie ihm als ihrem Lehnsherrn huldigten. Daſſelbe verlangte er von allen deutſchen Fürſten, wenn er ihnen einen Gegendienſt leiſten ſollte, aber ſie waren doch zu ſtolz oder noch zu mächtig, um ihm zu willfahren. Hätte er ihnen die katholiſchen Eroberungen Preis gegeben, ſo würden ſie noch mächtiger geworden ſeyn und ihm noch mehr getrotzt haben. Er behielt alſo alles für ſich. So auch wieder Kurmainz. Von Mainz ließ er die alte koſtbare Bücherſammlung wegſchleppen nach Stockholm, aber ſie ging unterwegs mit dem Schiffe zu Grunde.

Um die Macht der Ligue vollends zu brechen, wollte Guſtav Bayern erobern, ging aber vorher noch einmal nach Nürnberg, wo er an die reichen Patricier ſchöne Reden hielt, die auf das ganze proteſtantiſche Deutſchland berechnet waren. Er verlangte vor allem „Beſtändigkeit bei dem evangeliſchen Weſen“. Er verſicherte die einfältigen Deutſchen, die deutſche und ſpaniſche Linie der Habsburger und der Papſt hätten ſich miteinander verſchworen, das evangeliſche Weſen auszurotten. Es gelte alſo, auf Leben und Tod mit ihnen für die Sache Gottes zu kämpfen. Unter dieſen Umſtänden tauge die alte deutſche Reichsverfaſſung nichts mehr. Die Proteſtanten müßten ſich vom katholiſchen Kaiſer trennen und ſich ein eigenes Haupt wählen. Die Nürnberger antworteten, „daß ſie kein beſſeres Subjectum zum Oberhaupt wüßten, als Ihro Majeſtät ſelbſt.“ Guſtav bewunderte ihre Stadt, ſagte, er habe noch nie eine größere und ſchönere geſehen und ließ durchblicken, er werde ſie zur Hauptſtadt des künftigen proteſtantiſchen Reiches machen. Gleichzeitig ließ Guſtav durch ſeine feilen Federn, die das proteſtantiſche Volk mit Flugſchriften überſchwemmten, ſich ausposaunen als Gideon mit dem Schwerte Gottes, als der Löwe von Mitternacht, als der Jüngling aus Mitternacht, von dem der Prophet Jeremias geweiſſagt habe. In der That ſchien Guſtav Adolf dem Ziele, das er ſich vorgeſetzt, nahe gekommen zu ſeyn. Das ganze proteſtantiſche Deutſchland gehorchte ihm. Frankreich wagte ihn nicht zu hindern,

die Ligue lag vor ihm besiegt. Der Kaiser hatte in der Hoffnung, Schweden und die Ligue würden sich gegenseitig aufreiben, zu lange gezaudert und die nöthigen Rüstungen versäumt. Nun wurde auch noch Gustavs ältester Feind, König Sigmund von Polen, todtkrank und Gustav hatte als sein nächster Verwandter einen Anspruch auf die polnische Krone. Die Polen wählten zwar ihren König, allein Gustav schmeichelte ihnen mit der Hoffnung, er werde, wenn er erst den Kaiser überwältigt habe, Ungarn mit Polen vereinigen.

So öffneten sich ihm weite, glänzende Aussichten. Obgleich er selbst nur eine einzige Tochter hatte, die noch junge Christine, so gedachte er sie doch mit seinem Neffen, dem kraftvollen und feurigen Friedrich Wilhelm, Kurprinzen von Brandenburg, zu vermählen und demselben ein Reich zu hinterlassen, welches Schweden, Finnland, die deutschen Ostseeländer, Polen, das ganze deutsche Reich und Ungarn umfaßt haben würde. Er hatte indessen seine katholischen Feinde in Deutschland noch keineswegs vollständig überwunden und die ihm anhängenden protestantischen Fürsten dienten ihm nur gezwungen oder trauten ihm nicht, weil sie merkten, daß er sie täusche. Da die Kriegsmacht, die er aus Schweden mitgebracht hatte, nur klein war, hing er doch zuletzt vom guten Willen seiner deutschen Verbündeten ab, die er wohl überraschen, im ersten Augenblicke schrecken, durch falsche Versprechungen gewinnen, aber schwerlich auf die Dauer an sich fesseln konnte. Deshalb war sein ganzes Spiel ungeheuer gewagt. Deshalb thut man ihm aber auch Unrecht, wenn man ihm vorwirft, er habe aus bloßer Habgier gehandelt und alle seine schlauen Berechnungen hätten nur Länderraub oder am Ende nur die Vergrößerung Schwedens durch die gegenüber liegenden deutschen Küsten zum Zwecke gehabt. Das hätte Gustav erreichen können, ohne sich so tief nach dem Süden zu verirren und auch ohne die Rolle des Glaubenshelden zu spielen. Man muß vielmehr annehmen, Gustav sey von seiner dämonischen Natur hingerissen worden, wie später Napoleon. Er selbst, als man ihm einmal schmeichelte, er sey zum Heil der Menschheit geboren, erwiderte mit düsterer Miene, dem sey nicht so. „Sagt vielmehr, der Herr habe mich im Zorne gesendet, denn der

Krieg, den ich euch bringe, iſt unerträglicher als das Uebel ſelbſt, von dem er euch befreien ſoll. Wenn Gott die Völker liebt, gibt er ihren Königen gewöhnliche Seelen. Solche, die keinen hochfliegenden Geiſt haben und keine übertriebenen Anſchläge machen, die von keiner Ehr- und Ruhmbegier ergriffen ſind, ſtören die Ruhe der Völker nicht. Ihr größtes Unglück iſt ein Fürſt, der ſelbſt keine Ruhe hat und ſie ſeinen Unterthanen raubt, der von ſeines gleichen gehaßt wird, weil er ſie überragt, und ſelbſt wieder jeden als Feind behandelt, der ſich ihm nicht unterwirft. Er iſt ein Strom, der die Länder verwüſtet, durch die er ſich ergießt, und wenn ſich ſeine Waffen ſo weit ausbreiten wie ſeine Pläne, ſo erfüllt er die Welt mit Schrecken und Elend.“ Dieſe Worte, die man aus ſeinem Munde aufgezeichnet hat, wie er ſie in einem erregten Augenblicke ſprach, laſſen tief in ſeine Seele blicken. Er gehörte ohne Zweifel zu den großen Männern, denen Ruhe und das Gewöhnliche unerträglich iſt und die, wenn ſie auf einem Throne ſitzen, eine unwiderſtehliche Luſt ergreift, die Ueberlegenheit ihres Geiſtes zu erproben und alle Fürſten ihrer Zeit zu demüthigen. Zuweilen müſſen ſolche Fürſten aufſtehen, um daran zu erinnern, daß die Herrſchaft doch immer nur dem gebührt, der zu herrſchen verſteht, und nicht blos Schwachköpfen und Weichlingen, die im Purpur geboren ſind.

6.

Wallenſteins zweites Commando.

Mittlerweile war der Kurfürſt von Sachſen gegen den Kaiſer zu Felde gezogen und war in Böhmen, Arnim in Schleſien eingedrungen. Sie fanden faſt keinen Widerſtand. Auch Prag ergab ſich, indeß Wallenſtein ſich nach Znaim zurückzog. Der Sachſe ſchickte ſchon Agenten nach Oberöſterreich, um die Bauern daſelbſt wieder aufzuregen, was jedoch mißlang. In Ungarn war Bethlen Gabor 1629 geſtorben, aber als Fürſt von Siebenbürgen folgte ihm der neu gewählte Rakoczi, der den Kaiſer jetzt ebenfalls bedrohte. Fer-

binand II. ſah nun kein anderes Heil, als bei Wallenſtein, den er gleich nach der Schlacht von Breitenfeld erſuchen ließ, das Commando der kaiſerlichen Armee wieder zu übernehmen, d. h. eine ganz neue Armee zu ſchaffen, denn die alte war längſt aufgelöst und ihr kleiner Reſt zerſtreut. Wallenſtein bedauerte, er leide am Podagra und könne nicht mehr commandiren. Erſt nachdem Prag ſchon gefallen und der Kaiſer in der größten Bedrängniß war, beliebte Wallenſtein, den dringenden Bitten nachzugeben, erſt am 20. December. Er verſprach dem Kaiſer, eine neue Armee von wenigſtens 40,000 Mann herzuſtellen, ließ augenblicklich die Werbetrommeln rühren und ſah bereits in wenigen Wochen viele Tauſende ſeiner alten Söldner um ſich, die von allen Seiten mit Jubel zu ſeinen Fahnen eilten. Auch ſtörte ihn bei der weitern Ausrüſtung ſeines Heeres niemand, denn Guſtav Adolf war entfernt und Arnim, mit dem Wallenſtein viel diplomatiſirte, zog die Sachſen aus Böhmen zurück, um ſie, im Einverſtändniß mit dem Kurfürſten, zu ſchonen. Wenn ſich Wallenſtein und Guſtav Adolf die Hälſe brachen, war es für Sachſen bequemer, zuzuſehen.

Somit hatte Wallenſteins bloßer Name hingereicht, ein neues Heer erſtehen zu laſſen und Böhmen vom Feinde zu befreien. Aber dieſer Helfer in der Noth koſtete dem Kaiſer viel. Wallenſtein hatte das Commando nur unter folgenden Bedingungen übernommen: „Er allein ſollte alle kaiſerlichen und ſpaniſchen Heere befehligen, er allein Ernennungen, Belohnungen und Strafen verfügen; weder der Kaiſer noch ſein Sohn dürften ſich beim Heere blicken laſſen. Wallenſtein allein dürfe Confiscationen vornehmen, ohne Rückſicht auf das Reichskammergericht und den kaiſerlichen Hofrath. Nicht der Kaiſer, ſondern Wallenſtein erhalte die Oberlehnsherrlichkeit über alle eroberten Länder. Mecklenburg fällt an Wallenſtein zurück und der Kaiſer ſichert ihm noch überdieß ein öſterreichiſches Erbland zur Belohnung zu.“ Erſt in neuerer Zeit iſt aus geheimen Acten nachgewieſen worden, daß ſich Wallenſtein vom Kaiſer auch noch ein Kurfürſtenthum, und zwar Brandenburg habe verſprechen laſſen, was aber im offenen Vertrage verſchwiegen blieb. Alle Welt war über dieſen Vertrag zwiſchen dem Kaiſer

und ſeinem Feldherrn erſtaunt und daß Ferdinand Wallenſteins Forderungen bewilligt habe, ſchien faſt noch wahnſinniger zu ſeyn, als es dieſe Forderungen ſelbſt waren. Chemnitz, Guſtav Adolfs Organ, ſagte mit Recht: „Hier iſt der Herr Knecht und der Knecht Herr geworden.“ Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Kaiſer niemals im Sinne haben konnte, den Vertrag einzuhalten, und daß es ihm nur darauf ankam, für den nächſten Augenblick durch den berühmten Generaliſſimus aus einer augenblicklichen und dringenden Noth herausgeriſſen zu werden. Aber auch Wallenſtein mußte wiſſen, daß ein ſo unnatürliches Verhältniß des Dieners zum Herrn nicht dauern könne und daß ihm der Kaiſer dieſen ihn ſo tief demüthigenden Vertrag niemals verzeihen werde. Er mußte daher gewärtig ſeyn, nachdem er dem Kaiſer ſeinen Dienſt würde geleiſtet haben, von ihm aufgeopfert zu werden, oder er mußte zum Aeußerſten entſchloſſen ſeyn und ſeine neue große Streitmacht zur Vernichtung des Kaiſers ſelbſt benutzen, um ihm zuvorzukommen. Den Winter über und im Frühjahr blieb er in Böhmen, eifrig mit Rüſtungen beſchäftigt, und verrieth gegen niemand, was er weiter thun werde.

In Norddeutſchland behauptete ſich immer noch eine kleine kaiſerliche Schaar unter Gronsfeld gegen den Lüneburger Georg und Pappenheim, der ſich von Tilly getrennt hatte, zog nach den Niederlanden, um den Holländern Maſtricht zu entreißen, erlitt aber beim Sturme großen Verluſt, weil ihn die hochmüthigen und trägen Spanier nicht unterſtützten, und kehrte zornig wieder um. In Oberſchwaben organiſirte Oſſa einen Aufſtand der katholiſchen Bauern gegen die Schweden, unterlag aber den Schlägen Baners und Horns. Der letztere belagerte Conſtanz. Bernhard von Weimar erſchlug 500 Bauern im Kloſter Weingarten und etliche tauſend in Bregenz. Der Schwede ſtand hart am Fuß der Alpen, und das alles konnte der arme Tilly nicht hindern, der mit ſeinem geſchwächten Heere nur darauf bedacht ſeyn mußte, Bayern zu ſchützen und deshalb ein feſtes Lager bei Rain am Lech aufſchlug. Sowohl er als Maximilian baten, als das Frühjahr immer weiter vorrückte, Wallenſtein dringend um Hülfe. Dieſer verſprach ſie auch und ſchrieb am 12. März an Tilly, er habe

dem Oberſt Maradas befohlen, mit 5000 Reitern zu ihm zu ſtoßen. Als aber Tilly an Maradas ſchrieb und ihn um Eile bat, erwiderte dieſer am 3. April, er habe gar keinen Befehl erhalten. So rächte ſich Wallenſtein jetzt an dem Kurfürſten Max, dem vorzüglichſten Urheber ſeiner frühern Abſetzung.

Guſtav Adolf verließ Nürnberg erſt im Beginn des April und nahm am 5. dieſes Monats Donauwörth ein. Gerade um dieſe Zeit hätte Maradas dem Tilly zu Hülfe kommen ſollen, kam aber nicht. Guſtav ging über die Donau und rückte raſch gegen Tilly vor. Der Lech trennte ihn vom feindlichen Lager, aber ein Nebel deckte die Gegend und Guſtav half demſelben noch durch den Rauch eines heftigen Kanonenfeuers nach, unter deſſen Schutze er eine Brücke über den Fluß ſchlagen ließ. Vergebens ſuchte Tilly den Brückenbau zu hindern. Guſtav täuſchte ihn, indem er auf verſchiedenen Punkten, als wolle er hier übergehen, Lärm machen ließ und Nebel und Rauch den wahren Uebergangsort verhüllten. Nachher war es zu ſpät. Die tapfern Bayern, die ſich den herübergekommenen Schweden entgegenſtemmten, erlagen dem fürchterlichen Kanonenfeuer. Der alte Tilly ergriff eine Fahne, wurde aber von einer Falconetkugel tödtlich verwundet. Auch Altringer wurde durch eine Kugel ſchwer verletzt und Kurfürſt Max, der im Lager anweſend war, mußte das Commando übernehmen und ſich mit dem geſchlagenen Heere zurückziehen. Tilly ſtarb in den Armen ſeines Herrn, dem er bis zum Tode treu gedient hatte und den er noch ſterbend ermahnte, Regensburg zu ſchützen, das letzte Bollwerk Bayerns und Oeſterreichs. Tilly hinterließ kein Vermögen. Er hätte Gelegenheit gehabt, ſich unermeßliche Schätze zu ſammeln, wie Wallenſtein, aber er übte nur uneigennützig ſeine Pflicht und opferte ſich, ohne etwas für ſich anzuſprechen, immer nur dem gemeinen Beſten auf.

Nach dem Siege bei Rain öffnete die naheliegende Stadt Augsburg dem Schwedenkönig freiwillig die Thore und huldigte ihm, aus altem Nachbarhaß gegen Bayern und aus Furcht, der Bayer wolle allen freien Reichsſtädten ſo übel thun, wie er Donauwörth gethan hatte. Das feſte Ingolſtadt ſollte, wie früher Frankfurt an

der Oder, durch Fahrensbach dem Schweden verrathen werden, der Anſchlag aber mißlang und Fahrensbach wurde hingerichtet. Max beeilte ſich, Regensburg zu beſetzen, um ſich hier zu halten und auf Wallenſtein zu ſtützen. Seine eigene Hauptſtadt München mußte er, da es keine Feſtung war und er keine Feldſchlacht mehr wagen konnte, dem Feinde überlaſſen. Die Stadt bat um Schonung und erhielt ſie. Guſtav Adolf forderte von den Münchnern nur eine Brandſchatzung von 400,000 Thalern. Er verglich die ſchöne, aber in einer unfruchtbaren Ebene liegende Stadt mit einem goldenen Sattel auf einem magern Pferde. Als er in München einritt, bemerkte man an ſeiner Seite den vertriebenen Böhmenkönig und die ſchwediſche Königin mit einem Affen, den man in eine Kapuzinerkutte geſteckt hatte. Der pfälziſche Vetter, dem Maximilian die böhmiſche Krone und den Kurhut zugleich entriſſen hatte, wurde hier im Triumph aufgeführt, um dem Bayer anzudeuten, daß man an ihm vielleicht das Wiedervergeltungsrecht üben werde. In der Stadt wurden dem Schwedenkönig 140 vergrabene Kanonen verrathen, in deren Läufen 30,000 Dukaten und viele andere Koſtbarkeiten verborgen waren.

Wallenſtein ſchien ſich gar nicht um Guſtav Adolf zu bekümmern und blieb gegen die flehentlichen Bitten des Kurfürſten Max, er möge doch wenigſtens Regensburg ſchützen helfen, fortwährend taub. Nachdem er die Sachſen aus Böhmen vertrieben hatte, ſchickte er ihnen den berüchtigten Parteigänger Holk nach, der das Voigtland aufs greulichſte verwüſtete, bis vor Dresden drang und die Dörfer umher verbrannte, um dem Kurfürſten, der gerade ein Feſt feierte, Fackeln aufzuſtecken. Allmälig gegen den Sommer hin ſchob Wallenſtein ſeine große Armee ebenfalls nach Sachſen vor. Max kam zu ihm nach Eger und umarmte ihn im Angeſicht der Truppen, wobei man bemerkte, „daß der Kurfürſt die Kunſt zu diſſimuliren beſſer als der Herzog gelernt habe.“ Dieſer belehrte übrigens jenen, anſtatt den Schwedenkönig in Bayern anzugreifen, ſey es klüger, ihn aus Bayern hinweg zu manövriren. Indem Wallenſtein von Eger nach Leipzig zog und ganz Norddeutſchland bedrohte, ſah ſich Guſtav

Adolf allerdings gezwungen, Bayern zu verlassen, um ihm nachzurücken und seine weitern Fortschritte im Norden zu hemmen.

Gustav suchte die Vereinigung der bayrischen mit den wallensteinischen Truppen vergebens zu hindern. Er kam zu spät und bezog bei Nürnberg ein festes Lager, am 21. Juni 1632. Er wollte nämlich das südliche Deutschland im Auge behalten und sich von Wallenstein nicht nach dessen Willen fortziehen lassen. Wallenstein erkannte, wie gut Gustav seine Stellung gewählt habe, und wußte nichts Besseres, als sich dicht neben ihn zu legen, um jeder seiner Bewegungen in jeder Richtung sogleich zu folgen und um ihm diese Stellung durch Abschneiden der Zufuhren und durch Aussaugung des Landes zu verleiden. Gustav hatte damals nur 16,000 Mann bei sich, verschanzte sich aber in der Nähe der reichen, ihm ganz ergebenen Stadt aufs festeste und erwartete die Verstärkungen. Wallenstein hatte 60,000 Mann, griff aber nicht an, sondern schlug nur dicht neben dem schwedischen sein eigenes Lager auf, das er ebenfalls bis zur Unangreifbarkeit befestigte. Er selbst hauste in einem wüsten Schlosse auf der Höhe. In dieser Lage verharrten beide Heere beinahe drei Monate. Aber nicht nur in Nürnberg, sondern auch im Lager Wallensteins riß bald Noth und Mangel ein. Gustav fing einen Transport von Lebensmitteln auf, die für Wallenstein bestimmt waren, und für die Soldaten gab es noch zur Noth zu essen, aber das nach Nürnberg geflüchtete Landvolk verhungerte auf den Straßen und in beiden Lagern brachen Krankheiten aus.

Rings umher war das Land ausgeplündert und verödet, denn die Soldaten hatten alles geraubt und die Bauern waren geflüchtet. Da die Räubereien meist von den deutschen Soldaten und Offizieren verübt wurden, rief Gustav Adolf alle deutschen Obersten und Offiziere zusammen und donnerte sie an: „Ihr Fürsten, Grafen, Herren, Edelleute, Obersten und Offiziere vom höchsten bis zum niedrigsten, ihr seyd die, welche stehlen und rauben. Ihr bestehlt eure eigenen Glaubensgenossen. Ich habe einen Ekel an euch. Ihr vergeßt, was ich an euch gethan habe und noch thun will. Würdet ihr mein Gebot in Acht nehmen, so wollte ich alle eroberten Länder unter euch aus-

getheilt haben. Wollt ihr euch aber gegen mich empören, ſo will ich mich zuvor mit meinen Finnen und Schweden alſo gegen euch herum hauen, daß die Stücke davon fliegen ſollen. Mir iſt ſo wehe unter euch, daß es mich verdrießt, mit einer ſo verkehrten Nation umzugehen.“ Er war ſo im Zorn, daß er einen deutſchen Corporal, der Kühe geraubt hatte, bei den Haaren riß und eigenhändig dem Henker übergab. Indem aber die deutſchen Söldner einem fremden Könige, welcher räuberiſch ins Reich eingefallen war, gegen ihren eigenen Kaiſer dienten, war es lächerlich, ihnen Moral zu predigen. So faßten ſie auch Guſtavs Herzensergießung auf, trieben es ſo muthwillig wie zuvor und weigerten ſich bald darauf, ihm zu dienen, wenn er ihnen nicht den rückſtändigen Sold bezahle. Da hatte er kein Geld oder gab vor, keins zu haben, und borgte bei der Stadt Nürnberg, welche wirklich zwei Tonnen Goldes zuſammenbrachte, mit denen er die Soldaten beruhigte.

7.

Guſtav Adolfs Tod.

Der Herbſt kam heran und immer noch ſtanden ſich die Heere in beiden Lagern bei Nürnberg gegenüber, ohne daß eines das andere anzugreifen wagte, weil Wallenſteins Lager außerordentlich ſtark befeſtigt war, Guſtav aber mehr Truppen hatte. Sein Heer wuchs durch Zuzug neuer Regimenter, die der Kanzler Oxenſtierna ſeinem König aus Schweden zuführte und durch die Ankunft Bernhards von Weimar auf 70,000 Mann an. Dieſe wurden aber durch Mangel an Lebensmitteln und Seuchen dermaßen gelichtet, daß Guſtav um jeden Preis ſein Hungerlager verlaſſen mußte, aber nicht ſchimpflich weichen wollte, ſondern erſt einen allgemeinen Angriff auf Wallenſteins Lager befahl. Am Bartholomäustage (24. Auguſt) ſtürmten Guſtavs Regimenter vom Morgen bis in die Nacht ununterbrochen die kaiſerlichen Schanzen, wurden aber durch die feuerſpeienden Batterien Wallenſteins niedergeſtreckt oder zurückgeworfen. Nachher blieb

Guſtav noch vierzehn Tage lang bei Fürth ſtehen, ohne angegriffen zu werden, und dann erſt brach er auf und zog nach Winsheim, um hier abzuwarten, ob Wallenſtein etwa ſein Lager verlaſſen und Nürnberg angreifen würde, denn dann wäre er ihm in den Rücken gefallen. Wallenſtein aber merkte die Liſt, zog nicht gegen Nürnberg, ſondern verbrannte plötzlich ſein Lager und wandte ſich nach Forchheim. Nun ſchickte Guſtav den Herzog Bernhard mit 8—9000 Mann nordwärts, um Sachſen zu decken, zog aber ſelbſt mit der Hauptarmee wieder ſüdwärts nach Donauwörth, denn er wollte ſich durchaus im Süden behaupten und Wallenſtein dorthin ziehen. Dieſer aber kümmerte ſich nicht um ihn, ſondern fiel in Thüringen und dann in Sachſen ein und vereinigte ſich am Ende des October bei Merſeburg mit Pappenheim. Während er das arme Sachſenland aufs entſetzlichſte verheerte, war Bernhard viel zu ſchwach ihm zu wehren, und der lüneburger Georg, der zu Bernhard ſtoßen ſollte, weigerte ſich, weil er von Guſtav nicht hinreichend belohnt worden war und ſich jetzt auch nicht mehr vor ihm fürchtete, ſeitdem er vor Wallenſtein hatte weichen müſſen. In der größten Noth war der ſächſiſche Kurfürſt, deſſen Heer unter Arnim noch in Schleſien ſtand. Vergebens rief er ſeinen Feldherrn zurück, Arnim gehorchte nicht, aber wie man glaubt im geheimen Einverſtändniß mit dem Kurfürſten, weil dieſer die ſchwediſche Sache auch für bedenklich anſah und die Waffen nicht mehr gegen den Kaiſer führen wollte. Wallenſtein war ohne Zweifel davon unterrichtet, hielt ſich daher für ſtark genug, um Pappenheim mit ſeinem Corps entbehren zu können. Pappenheim ſollte über das kleine Heer des Herzog Bernhard herfallen und daſſelbe vernichten.

Nachdem Wallenſtein und Guſtav den ganzen Sommer und Herbſt über gegen einander manövrirt hatten, war nun doch der erſtere ſeinem Gegner überlegen geblieben. Guſtav wurde gegen ſeinen Willen genöthigt, ſeine Stellung im Süden aufzugeben und nach Sachſen zu eilen, um Bernhard zu retten und den Abfall des ſächſiſchen Kurfürſten zu verhüten. Es gelang ihm, ſich mit Bernhard zu vereinigen, ehe dieſer von Pappenheim angegriffen war. In

umſchloß ſie als Glieder einer Familie, und Bruderzwiſt iſt immer gefährlicher als Nachbarzwiſt. Das Zuſammenleben war ein beſtändiger Zunder des Haſſes. Hier ſaßen auf der Fürſtenbank die Häupter der Partheien bei einander und konnten ihren Widerwillen nicht verhehlen. Dort war ein Fürſt andern Glaubens als ſeine Unterthanen, oder die Bewohner eines Landes, einer Stadt, ja die Söhne eines Hauſes trennten ſich in feindliche Confeſſionen. Hier war dieſe, dort jene Parthei die ſtärkere, und überall wurde ſchon im Kleinen gekämpft und unterdrückt, bevor der Krieg im Großen ausbrach.

Dennoch dauerte die Ruhe noch ſechszig Jahre, ja als der allgemeine Krieg begann, war man noch nicht einmal hinlänglich darauf vorbereitet, und wurde nur gleichſam wider Willen hinein geriſſen. So wenig der Kampf vermieden werden konnte, ſo ſicher fühlte man doch das Unſichre und Schreckliche deſſelben im Voraus, und ſcheute ſich davor. Deutſchland beſann ſich lange, bevor es ſich ſelbſt zerfleiſchte, als ob es ſich bewußt geweſen wäre, daß es etwas Unnatürliches thäte. Es waren aber auch noch andre Gründe vorhanden, welche die trägeriſche Ruhe ſo lange begünſtigten. Die Kampfluſtigſten ſelbſt mußten ſich zu einem ſo großen Kampf erſt rüſten, und ihre Parthei verſtärken. Sodann ſuchte hier die aufrichtige Friedensliebe, dort die Politik einiger Kaiſer und Fürſten den Kampf zu beſchwichtigen oder wenigſtens zu verſchieben. Manche glaubten wirklich, daß eine Verſöhnung noch möglich wäre; andre fürchteten, in einem unſichern Kampfe noch mehr zu verlieren, als zu gewinnen. Beſonders die mächtigſten proteſtantiſchen Fürſten, welche ſich durch die Güter der Kirche bereits bereichert, und keine neue Beute zu hoffen hatten, ſuchten nur das Gewonnene zu bewahren, und ſcheuten

Erfurt nahm Guſtav Abſchied von ſeiner Gemahlin Eleonore und eilte, mit Bernhard vereinigt, Wallenſtein in der großen Ebene von Leipzig anzugreifen, ſo lange noch Pappenheim von demſelben getrennt war. Wallenſtein war in der That nicht frühe genug vom raſchen Heranzug der Schweden unterrichtet worden und ſchickte ſchnelle Boten an Pappenheim, der noch in Halle war, mit dem Befehle, er ſolle alles ſtehen und liegen laſſen und mit ſeinem ganzen Volk und Geſchütz wo möglich morgen zu ihm ſtoßen.

Wallenſtein hielt ſeinem Gegner Stand bei Lützen. Hier begann früh am 6. November 1632 die blutige Schlacht. Ein dichter Nebel, der bis 11 Uhr anhielt, verhinderte die Entfaltung der Truppen, wodurch Pappenheim ſo viel Zeit gewann, daß er noch vor dem Ende der Schlacht anlangen konnte. Wallenſtein litt ſehr am Podagra, hatte ſich aber die Füße dick mit Tüchern umwinden laſſen und ſaß feſt zu Pferde, unter den heftigſten Schmerzen doch Lenker der Schlacht. Er hatte ſein Heer in ungeheuren Vierecken aufgeſtellt, Reiterei zur Seite, vor ſich den Floßgraben mit Kanonen beſpickt. König Guſtav, wegen einer leichten Verwundung, die er bei Dirſchau erhalten, ohne Harniſch, ließ die lutheriſche Melodie: Ein feſte Burg iſt unſer Gott! mit Trompeten blaſen und hub das berühmte Lied an: „Verzage nicht, du Häuflein klein.“*) Dann rief er den Namen Jeſu an, ſchwang den Degen über ſein Haupt und führte ſeine Regimenter an den Graben. Das Fußvolk drang hinüber und nahm die Batterie, die Reiterei kam ſchwerer über den Graben nach. Ihr gegenüber ſtanden die Reiter Wallenſteins in ſchwarzen Küraſſen. Greift ſie an, die ſchwarzen Burſche, rief der König dem Obriſt Stalhantſch zu. In dieſem Augenblick aber wurde das tapfere Fußvolk, das ſchon zwei der großen Vierecke zerſprengt, von Wallenſteins Reiterei des entgegengeſetzten Flügels in die Flanke genommen, und wie Guſtav ihm zu Hülfe eilen wollte, ſetzte ſich auch der ihm nächſte Flügel der feindlichen Reiterei in

*) Zwar Guſtavs Feldliedlein genannt, aber nicht von Guſtav, ſondern von dem thüringiſchen Magiſter Altenburg verfaßt.

Bewegung. Unglücklicherweiſe fiel gerade jetzt wieder Nebel, und der König ſah weder, daß ihm die ſchwediſche Reiterei noch nicht folgte, noch auch die Nähe der Kaiſerlichen, und ſo gerieth er mitten unter die Schwarzen. Ein Schuß fährt ſeinem Pferd durch den Kopf, ein anderer zerſchmettert ſeinen linken Arm. Er bittet den Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg, der bei ihm iſt, ihn fortzubringen und wendet ſich, da ſchießt ihn ein kaiſerlicher Offizier in den Rücken, er ſinkt, bleibt am Steigbügel hängen, und das vor Schmerz raſende Pferd ſchleift ihn fort. Der Herzog flieht, aber ſein Stallmeiſter Luchau erſchießt den Offizier, der den König traf. Die gemeinen Küraſſiere fallen über den noch lebenden König her, bei dem jetzt niemand mehr iſt, als ſein deutſcher Page, der achtzehnjährige Leubelfing, der nicht ſagen will, wer der König iſt, daher ſelbſt auf den Tod verwundet wird. Der König wird beraubt, entkleidet. Da ruft er noch: „ich bin der König von Schweden.“ Sie wollen ihn fortſchleppen; aber ſchon nahen ſich die Schweden, die ſchwarzen Küraſſiere fliehen, und der letzte ſchießt den König, da er ihn nicht mitnehmen kann, durch den Kopf. Das reiterloſe Pferd des Königs, mit Blut bedeckt, jagt die ſchwediſche Front entlang und verkündet durch dieſen ſchmerzvollen Anblick ſein Ende. Als das große Unglück nicht mehr zweifelhaft war, dachte ein Theil der ſchwediſchen Generale auf Rückzug, namentlich Knyphauſen, der auch wirklich mit ſeinen Leuten in Reſerve blieb. Aber der junge Herzog Bernhard von Weimar rief feurig aus, hier könne von keinem Rückzug die Rede ſeyn, ſondern nur von Rache. Einen ſchwediſchen Oberſten, der ſich weigerte, ihm zu gehorchen, ſtach er vor der Front nieder, führte ſelbſt das Regiment an, und drang, nicht achtend, daß ihm der Hut vom Kopfe geſchoſſen wurde, mit ſolcher Wuth, von der Begeiſterung des gemeinen Mannes trefflich unterſtützt, in den Feind, daß der Graben und die Batterie zum zweitenmal genommen und Wallenſteins Fußvolk und Reiterei in die wildeſte Verwirrung gebracht wurden. Schon floh die letztere, Pulverwagen ſprangen mitten im Gewühl, Bernhard hatte geſiegt. Da auf einmal kam Pappenheim mit ſeiner Reiterei an, ſtellte ſo-

gleich die Schlacht her und ſtieß auf Stalhantſch, der ſo eben des Königs Leiche gefunden. Im Kampf um dieſe theure Beute ſtürzte Pappenheim von zwei Kugeln durchbohrt. Aber ſeine Regimenter fochten nun um ſo wüthender, Wallenſtein ſammelte ſich wieder, der Kern des ſchwediſchen Heeres verblutete in ſtundenlangem Verzweiflungskampf, Graben und Batterie wurden wieder verloren, Bernhard mußte zurückweichen. Da ſah er hinter ſich Kniphauſen ſtehen mit ſeinem ausgeruhten Volk, und der rückte jetzt vor, erneuerte die Schlacht zum drittenmal, und drang über den Graben mit allen Schweden, denn auch die ganz Ermatteten rafften ſich auf, umarmten ſich und riefen: noch einmal dran! Dieſe letzte Bewegung vorwärts war unwiderſtehlich. Grollend floh der Friedländer über die böhmiſchen Berge. Als er aber die Trümmer ſeines Heeres wieder ſammelte, hielt er ſchreckliches Gericht, und ließ die Offiziere hinrichten, die zuerſt geflohen waren.

Man fand des Königs blutige Leiche und daneben den noch lebenden Edelknaben. Man hat nachher einen großen Stein an die Stelle ſetzen wollen, wo der König gefallen war; der Stein war aber zu ſchwer und man konnte ihn nur bis vierzig Schritte von der betreffenden Stelle wälzen, wo er noch jetzt liegt und der Schwedenſtein genannt wird. Der heldenmüthige Pappenheim ſtarb an ſeinen Wunden und ſeine letzte Freude war zu hören, daß auch ſein großer Feind, der Schwedenkönig, gefallen ſey. Pappenheim unterſchied ſich von Tilly durch ſeine wilde Hitze. Er hatte ſchon zwei rothe Striemen über die Stirn mit auf die Welt gebracht, die wie zwei gekreuzte Schwerter ausſahen und woraus man ihm ſeinen Kriegsruhm vorherſagte. Im Getümmel der Schlacht war ihm am wohlſten, und er hatte ſich auch ſo oft herumgehauen, daß ſein Leib mit hundert Narben bedeckt, ſein Geſicht durch Hiebe ganz entſtellt war. Er ſah den Truppen Raub und Frevel viel mehr nach als Tilly, war aber eben ſo uneigennützig wie dieſer und gab alles, was er hatte, ſeinen Soldaten. Wie er ſich nun ſterbend doch noch über den Untergang ſeines Feindes freute, war die Freude über Guſtavs Tod auch anderwärts ſehr groß und tröſtete die Kai-

ſerlichen über ihre Niederlage. Das Haus Habsburg fühlte, daß es von dem Druck eines ſchweren Alps befreit worden ſey. In Madrid gab man Freudenfeſte, und ſtellte den Tod Guſtav Adolfs zum Ergötzen der Gläubigen im Schauſpiel dar. Kaiſer Ferdinand wußte ſein Glück beſſer zu ſchätzen, äußerte keine laute Freude, ſondern dankte Gott im ſtillen Gebet, und zeigte ſogar beim Anblick des blutigen Kollers, den Guſtav Adolf getragen hatte, einiges Mitleid. Aus einem ganz andern Grunde war Papſt Urban VIII. betrübt und ließ eine ſtille Meſſe für den gefallenen König leſen. Dieſer König nämlich hatte die Macht des Kaiſers eingeſchränkt, und allezeit waren die Feinde des Kaiſers heimlich geliebt von den Päpſten.

Drittes Buch.

Deutſchlands Selbſtzerfleiſchung im fremden Solde.

1.

Der Heilbronner Bund.

In Schweden übernahm nach Guſtav Adolfs Tode der ihm vertrauteſte Freund, Kanzler Oxenſtierna, für ſeine noch unmündige Tochter Chriſtine die Regentſchaft und wußte die Reichsſtände zu überreden, daß ſich Schweden nach ſo glänzenden Erfolgen jetzt nicht zurückziehen, und nicht eher mit dem Kaiſer Frieden ſchließen dürfe, als bis es ſich für ſeine Unkoſten wenigſtens mit Pommern und andern deutſchen Landſtrichen an der Oſtſee bezahlt gemacht habe. An die Durchführung der großen Plane Guſtavs konnte natürlich nicht mehr gedacht werden. Guſtav hatte das ganze Deutſchland haben wollen, Oxenſtierna verlangte nur ein Stück. Dadurch änderte ſich die ganze Politik des großen Krieges. Oxenſtierna mußte fühlen, die Deutſchen würden ſich ſeit Guſtavs Tode doch nicht mehr ſo ſehr vor den Schweden fürchten und ſich mächtiger gegen ihn erheben. Deshalb war ihm ein enges Bündniß mit Frankreich nothwendig. Hatte Guſtav die Franzoſen fern gehalten, weil er ſelbſt Alleinherr in Deutſchland werden wollte, ſo fiel dieſes Motiv jetzt weg, und Oxenſtierna mußte im Gegentheil wünſchen,

durch den Einfall franzöſiſcher Heere unterſtützt zu werden, mit denen er dann die deutſche Beute theilen wollte.

Da es dieſen beiden äußeren Feinden, wovon der eine lutheriſch, der andere katholiſch war, offenbar nicht um die Religion, ſondern nur um die Beraubung und das Verderben des proteſtantiſchen, wie des katholiſchen Deutſchland zu thun war, hätten auch natürlicher- und vernünftigerweiſe alle Deutſchen, katholiſche, lutheriſche und calviniſche, wie ein Mann zuſammenhalten ſollen, um die ſchamloſen Räuber aus dem Reiche hinauszuwerfen. Aber die Politik ihrer Fürſten hatte die armen Deutſchen längſt an das Unnatürliche gewöhnt, und das theologiſche Gezänk, die Juriſterei und die neue claſſiſche Schule hatten mit dem Nationalbewußtſeyn auch alle geſunde Vernunft bei ihnen erſtickt. Es fiel daher gar nicht auf, daß ſich deutſche Fürſten offen mit dem Reichsfeind verbanden, und daß deutſcher Adel, deutſche Bürger, deutſche Bauern zu Myriaden der ſchwediſchen und franzöſiſchen Werbetrommel folgten, um ihr eigenes Vaterland zu zerfleiſchen.

Der dreißigjährige Krieg, wie er von nun an geführt wurde, war nicht ſowohl ein Krieg Schwedens und Frankreichs gegen den deutſchen Kaiſer, als vielmehr eine großartige Selbſtzerſtörung Deutſchlands, ein Selbſtmord der deutſchen Nation. In den ſ. g. ſchwediſchen und franzöſiſchen Heeren, welche noch ſechszehn Jahr hintereinander das deutſche Reich verwüſteten, ausbrannten und ausmordeten, befanden ſich oft kaum ein Paar hundert wirkliche Schweden und wirkliche Franzoſen, die ungeheuren Heeresmaſſen bildeten hier wie dort Deutſche nur in fremden Farben und bezahlt mit fremdem Gelde, welches aber zuvor aus Deutſchland ſelber geraubt worden war. Dieſes ſelbſtmörderiſche Treiben der deutſchen Nation iſt der eigentlich welthiſtoriſche Charakter des dreißigjährigen Krieges. Die Handvoll Schweden und ſelbſt die franzöſiſchen Heere hätten nie etwas gegen Deutſchland ausrichten können, wenn Deutſchland ſeiner ſelbſt bewußt geweſen wäre. Sie haben Deutſchland nicht beſiegt, ſondern glichen nur den Raben, welche herbeifliegen, um ihre Schnäbel in die Leiche des Rieſen zu hacken, der ſich ſelbſt gemordet.

Oxenſtierna verſammelte alle deutſchen Schwedenfreunde in Heilbronn in der Nähe Frankreichs und hier wurde die eifrige Fortſetzung des Kriegs berathen und Deutſchlands Verderben ausgebrütet. Die deutſchen Fürſten, die ſich bisher an den Schweden gehängt hatten, durften von Oxenſtierna eine viel größere Freigebigkeit erwarten, als früher von Guſtav. Sie athmeten freier, ſeit er todt war. Bernhard von Weimar, der bei Lützen den Sieg entſchieden hatte, rechnete jetzt ſicher, ſich ein fränkiſches oder rheiniſches Herzogthum aus dem alten deutſchen Reich herauszuſchneiden. In ähnlicher Weiſe hofften alle die Fürſten, Grafen und Herren, die Guſtav Adolf in Nürnberg ſo übel geſcholten hatte, auf ihren Antheil an der großen Beute und des Zudrangs zu den ſchwediſchen Fahnen war jetzt noch mehr als vorher. Die Hauptſache für Oxenſtierna und Richelieu war, die mächtigeren proteſtantiſchen Kurfürſten und Fürſten beim Bunde zu erhalten. Mit Brandenburg gelang das leicht, weil man dem Kurprinzen auf die Hand Chriſtinens Hoffnung machte und Frankreich Geld nach Berlin ſchickte. Mit Sachſen gelang es nur durch große Schmeicheleien und gleichfalls durch franzöſiſches Geld. Georg von Lüneburg wurde wieder durch die Hoffnung beſtochen, daß er das ganze welfiſche Erbe bekommen ſolle. Heſſen und Weimar bekamen franzöſiſches Geld. Als kund wurde, wie gern und viel Richelieu Geld hergebe, drängten ſich ſchändlicherweiſe die kleinern deutſchen Fürſten (Baden, Anſpach, Baireuth) zu ihm und hielten die Hände offen, bekamen aber nichts. Der württembergiſche Kanzler Löffler erwarb ſich das traurige Verdienſt, bei der reichs- und vaterlandsverrätheriſchen Verſammlung in Heilbronn dem ſchwediſchen Kanzler am dienſtfertigſten zur Hand zu ſeyn.

Ganz im Sinne Guſtav Adolfs ſetzte Oxenſtierna auch die Beſtechung der Publiciſten, Pamphletiſten und Geſchichtſchreiber fort, unter denen ſich mehrere von bedeutendem Talent befanden, die bis auf unſere Tage als Autoritäten gegolten haben, weil ſie dem Proteſtantismus ſchmeichelten, und weil die actenmäßige Wahrheit in

unzugänglichen Archiven begraben lag. Schon Guſtav Adolf ſelbſt beſtach den Genfer Profeſſor Spanheim, der 1633 den berühmten soldat Suedois herausgab, zu dem ihm Guſtav das Material angab und die Tendenz vorſchrieb. Spanheim hat doch nicht umhin gekonnt, zuweilen durchblicken zu laſſen, daß ihm das, was er ſchreiben müſſe, ſelbſt unwahr und erlogen vorkomme. Oxenſtierna etablirte in Frankfurt a. M. das berühmte Theatrum europaeum, eine referirende Zeitſchrift, die eine außerordentliche Ausbreitung und dadurch großen Einfluß gewann, aber verlogen ganz und allein im ſchwediſchen Intereſſe geſchrieben war (ſeit 1635). Etwas ſpäter (1642) ſchrieb Chemnitz in Oxenſtiernas Sold ſeine Geſchichte des deutſchen Kriegs, die eben ſo ſchädlich wirkte, weil ſie die Wahrheit gänzlich entſtellt hat. Sogar die damaligen holländiſchen Geſchichtſchreiber blieben der Wahrheit treuer und berichteten unbefangener. Jene von Oxenſtierna beſoldeten deutſchen Schriftſteller begingen die ungeheure, unſühnbare Schändlichkeit, alles was zum Verderben ihres deutſchen Vaterlandes damals durch Schweden und Franzoſen geſchah, zu loben und zu rühmen, als ſey es alles zum Beſten des evangeliſchen Weſens und der deutſchen Libertät geſchehen.

Oxenſtierna und ſeine Verbündeten entwarfen zu Heilbronn während des Winters den Feldzugsplan für das Frühjahr 1633, aber man ſah ſich genöthigt, einſtweilen das Eroberte feſtzuhalten, und konnte noch nicht in einer beſtimmten Richtung weiter operiren, weil man mit dem Hauptfeinde, den man zu bekämpfen hatte, nämlich mit Wallenſtein, vorerſt noch unterhandelte, weil man noch nicht wußte, in wie weit ſich Spanien, welches diesmal ſtarke Rüſtungen machte, an dem Kriege betheiligen werde, und weil die Truppen des ſchwediſch-deutſchen Bundes überall tumultuirten, um den rückſtändigen Sold bezahlt zu erhalten. Hinter dieſen Tumulten ſteckten die Offiziere und Oberſten, die ſich nicht eher beruhigen ließen, bis ihnen der Heilbronner Bund aus den eroberten katholiſchen Ländern eine Menge größere und kleinere Lehen als Dotationen zugeſchnitten hatte. Die größten empfingen die beiden oberſten Feldherrn, Bernhard von Weimar die vereinigten Bisthümer

Würzburg und Bamberg, als neues Herzogthum Franken, in welchem er ſich am 28. Juli wirklich huldigen ließ, der ſchwediſche Feldmarſchall Horn das Deutſchmeiſterthum Mergentheim.

Endlich begann der Krieg wieder und zwar in Oberſchwaben, denn dorthin zog Altringer mit einem Theile des wallenſteiniſchen Heeres, um ſich mit dem alten Feria zu vereinigen, der mit einem ſpaniſch-italieniſchen Heere über die Alpen kommen ſollte. Um dieſe Vereinigung zu verhindern, beſetzten franzöſiſche Truppen unter Rohan von Graubündten aus den Splügenpaß und rückte Feldmarſchall Horn an den Bodenſee. Allein Feria kam durch Tirol und vereinigte ſich mit Altringer. Nun zog ſich Horn auf Bernhard zurück und beide boten dem Spanier bei Tuttlingen eine Schlacht an, die derſelbe jedoch nicht annahm. Bernhard wandte ſich ſofort nach Regensburg, um dieſes Bollwerk einzunehmen und Wallenſtein und die Sachſen zu beobachten, Feria aber zog in entgegengeſetzter Richtung ins Elſaß, um ſich mit Karl von Lothringen zu vereinigen, die Verbindung mit den Niederlanden herzuſtellen und eine Scheidewand zwiſchen Frankreich und den Deutſchſchweden aufzuwerfen. Hier auf dem linken Rheinufer hausten der Rheingraf Otto Ludwig und der Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld aufs grauſamſte unter dem katholiſchen Landvolk. Aber jetzt wurden ſie durch Feria verſcheucht. Horn blieb einſtweilen in Schwaben ſtehen, um ſich nicht zu weit von Bernhard zu entfernen, indem er es den Franzoſen überließ, ſich der Spanier zu erwehren. In Norddeutſchland ſchlugen ſich der Lüneburger Georg und der heſſiſche General Holzapfel mit dem kaiſerlichen General Gronsfeld herum, dem die Niederländer unter dem Grafen Merode und die kurkölniſchen Truppen unter Geleen beiſtanden. Die letztern wurden bei heſſiſch Oldendorf geſchlagen. In Thüringen wüthete der wallenſteiniſche Parteigänger Holk und übte unerhörte Schandthaten aus, aber in Zwickau entſtand in Folge des Hungers und des Geſtanks der auf den Straßen liegen gebliebenen Leichen eine Peſt, an der Holk ſterben mußte. Da rührte ihn das Gewiſſen und er bot dem 600 Thaler, der ihm einen lutheriſchen Prediger bringen würde, von dem er das

h. Abendmahl empfangen könnte, denn unter den Proteſtanten mordend, war er ſelbſt Proteſtant. Weil er aber vorher alle lutheriſchen Prediger im Lande hatte umbringen laſſen, fand ſich keiner und er ſtarb in Verzweiflung. — Obgleich in dieſem Jahr 1633 keine großen Schlachten geliefert wurden, gab es doch viele kleine Gefechte und übten ſich die Parteigänger und leichten Truppen im ſ. g. Quartieraufſchlagen, d. h. nächtlichen Ueberfällen und wurden von der unbändigen Soldateska an Bürgern und Bauern unſägliche Greuel verübt. Raubluſt und Grauſamkeit nahmen mit jedem Jahre mehr überhand, damit aber auch die Verarmung und Verödung der vorher ſo blühenden deutſchen Lande.

2.

Wallenſteins Tod.

Wallenſtein blieb in Böhmen, wohin er ſich nach der Schlacht von Lützen zurückgezogen hatte, das ganze folgende Jahr über ſtehn und machte mit ſeinem großen Heer, welches er bald wieder ergänzt hatte, nur eine Bewegung nach Schleſien hinüber, um Arnim und die Sachſen von dort wegzuſcheuchen. Schleſien wurde damals ohne alle Noth blos durch den Muthwillen der Soldaten aufs fürchterlichſte verheert. Weil ein Theil des Landes katholiſch, der andere proteſtantiſch war, ſollte die Religion jeden Frevel entſchuldigen. In Wallenſteins Heer ging der Italiener Octavio Piccolomini ſeinen Soldaten mit dem Beiſpiel der ſchändlichſten Ausſchweifungen und Räubereien voran. Von ſchwediſcher Seite erfrechte ſich Oberſt Duval, in Breslau die katholiſchen Kirchen und Prieſter zu plündern, die herrliche Bibliothek des Doms zu verbrennen und ſeine Pferde in der Bartholomäuskirche einzuſtallen, daß der Miſt fußhoch darin liegen blieb. Nimptſch wurde von den Kaiſerlichen verbrannt, in Strehlen die ganze kaiſerliche Beſatzung von den Schweden niedergehauen. Nach Arnims Vertreibung ging Wallenſtein wieder nach Böhmen zurück.

Bernhard von Weimar zog unterdeß nach Regensburg und der tapfere Reitergeneral Johann de Werth, ein walloniſcher Bauernſohn, der aus Spinolas Dienſt in den bayriſchen kam, war zu ſchwach, ihn aufzuhalten. Vergebens flehte der Kurfürſt von Bayern abermals den hartköpfigen Wallenſtein um Hülfe an. Dieſer rührte ſich nicht und Regensburg fiel im November in Bernhards Hände. Dieſe Fahrläſſigkeit Wallenſteins, ein Bollwerk, welches Böhmen und Oeſterreich zugleich ſchützte, dem Feinde zu überlaſſen, ohne einen Entſatz zu verſuchen, kam einem Verrathe gleich und wurde auch von allen Betheiligten dafür gehalten.

Es iſt indeß ſchwer, alle Fäden der Intrigue zu verfolgen, die bei dieſem berühmten Wallenſteiniſchen Verrathe angeſponnen wurden. Man muß ſie ſich vor allen Dingen nicht einſeitig, ſondern ſo allſeitig als möglich vorſtellen. Welche der damaligen Mächte hätte nicht perfid gehandelt? Keine hatte der andern in Treuloſigkeit etwas vorzuwerfen. Man weiß, daß Wallenſtein, wie ſchon früher während ſeines erſten Commandos, ſo auch jetzt noch mit den Feinden des Kaiſers insgeheim verkehrte. In einem ganz ähnlichen geheimen Verkehr ſtand aber auch Max von Bayern und die römiſche Kurie ſelbſt hatte nicht verſchmäht, dem Schweden Muth zu machen gegen den Kaiſer. Wallenſtein that alſo gar nichts außerordentliches, wenn er durch Thurn und Arnim mit Schweden und Sachſen und durch Kinsky mit Frankreich unterhandelte. Man weiß, daß er den Kaiſer ſelbſt in einen Theil ſeiner geheimen Correſpondenz hinein blicken, ja ſich ſogar vom Kaiſer damit beauftragen ließ. Dennoch herrſchte das tiefſte Mißtrauen zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn und jeder wollte den andern nur brauchen, um ihn hinterdrein zu verderben. Es iſt jetzt actenmäßig ermittelt, was Wallenſtein durch Kinsky mit Richelieu unterhandelt hat. Wallenſtein ſollte König von Böhmen, nach des Kaiſers Beſeitigung ſogar römiſcher König, Richelieu Kurfürſt von Trier, Oxenſtierna Herzog von Mainz, die Lombardei ſollte mit Savoyen vereinigt werden. In Spanien war man ſo wenig von dieſen Intriguen unterrichtet und hegte man allein ſo große Beſorgniß vor dem Papſt und vor den Jeſuiten, die

immer dem Hause Habsburg entgegenwirkten, daß König Philipp IV. den Grafen Onnate nach Wien schickte, um den Kaiser zu warnen und vor allem um ihn für Wallenstein günstig zu stimmen, der allein im Stande sey, das Haus Habsburg gegen so viele Feinde zu beschirmen. — Ferner ist erwiesen, was Wallenstein mit Sachsen verhandelte. Auch von Sachsen forderte er, als König in Böhmen anerkannt zu werden, sicherte dem Sachsen den Besitz von Magdeburg und Halberstadt zu und wollte Mecklenburg aufgeben, wenn er dagegen Mähren bekäme. Der Grundgedanke dieser geheimen Verhandlungen war also eine Verständigung Wallensteins mit Frankreich zur Herstellung einer deutschen Mittelpartei, an deren Spitze Wallenstein treten sollte. Sowohl der Kaiser, als Schweden sollten ausgeschlossen, ihr Einfluß in Deutschland vernichtet werden. Wenn auch Wallenstein dabei noch heimlich mit Schweden verkehrte, so geschah es nur, um sich noch eine Wahl offen zu halten, wenn ihn Frankreich betröge, und wahrscheinlich auch, um den Kaiser zu täuschen.

Der Kaiser selbst war am übelsten berathen und auch dießmal rettete ihn mehr sein dynastischer Instinkt, als der Eifer seiner vermeintlichen Freunde. Sein eigener Beichtvater, der Jesuit Lamormain (Lämmermann), diente dem Papst und seinem Orden im kaiserfeindlichen Interesse und verkehrte heimlich mit Frankreich und Schweden, um die Macht Habsburgs schwächen zu helfen.

Wenn Frankreich und Sachsen ein Bündniß mit Wallenstein eingingen, setzten sie dabei voraus, er sey ein mächtiger Herr und gebiete über eine große Armee. Die Hauptaufgabe für Wallenstein war daher, sich seiner wirklich großen Armee zu versichern. Sie diente zwar gern unter ihm, sie war ihm Dank schuldig, weil sich der Soldat unter ihm alles erlauben durfte und sich bereicherte, und die Offiziere konnten, je länger und treuer sie ihm dienten, um so gewisser auf reiche Dotationen und hohe Titel rechnen. Aber sie hatten doch nicht ihm, sondern dem Kaiser den Eid geleistet und die Soldatenehre forderte, dem geschwornen Eide treu zu bleiben. Wallenstein rechnete auf die Mehrheit der Generale und Obersten, deren Beispiel die niedern Offiziere und der gemeine Mann wohl folgen

würden. Er hatte ſchon lange dafür geſorgt, ſich dieſe Herrn perſönlich zu verpflichten. Der geldarme Kaiſer hatte ihnen den Sold nicht zahlen können und nur Wallenſtein bürgte ihnen die Nachzahlung oder eine Entſchädigung. Viele von ihnen hatten aber auch ſchon in ſeiner Schule die Reichsinſtitutionen als alten Plunder zu verachten und alles allein auf die Spitze ihres Degens zu ſetzen gelernt; viele hatten, wie das in Wallenſteins Lager Sitte wurde, über den Wiener Hof geſchimpft und geſpottet und ſahen ſich compromittirt, wenn Wallenſtein ſie nicht mehr ſchützte. Als nun dieſer, ihr Feldherr, in dem großen Lager zu Pilſen, welches er ſeine Truppen hatte beziehen laſſen, die Miene annahm, er ſey der ewigen Verdächtigungen und Zumuthungen von Wien her müde, auch zu alt und podagriſch, wolle daher wieder abdanken und ſich ins Privatleben zurückziehen, geriethen die Oberſten in große Beſtürzung und beſchworen ihn, er ſolle ſie nicht verlaſſen. Er verſprach das, wenn auch ſie ſich verbindlich machten, ihn nicht zu verlaſſen. Bei einem Gaſtmahl ſeines Vertrauten, des Feldmarſchalls Illow, ging eine Schrift um, worin dieſe Verbindlichkeit ausgeſprochen war, und alle unterzeichneten. In Bezug auf dieſe Schrift ſind viele Lügen in die Welt geſchickt worden. Um die Oberſten, welche ſich dadurch gegenüber dem Kaiſer compromittirt hatten, zu ſchonen, gab man ſpäter vor, ſie ſeyen trunken gemacht worden und hätten nicht gewußt, was ſie unterſchrieben. Wallenſtein übte dabei keinen Trug aus, ſondern wurde nur ſelbſt betrogen, denn auch die Oberſten unterſchrieben, die ihrem Feldherrn feindlich geſinnt waren, ihm aufpaßten und dem Kaiſer alles berichteten. Das waren vorzugsweiſe Ausländer, vor allen Octavio Piccolomini, dem Wallenſtein aus einem gewiſſen Aberglauben das unbedingteſte Vertrauen ſchenkte. Sobald der Kaiſer Gewißheit hatte, daß Wallenſtein ihm das Heer abſpenſtig machen wolle, ließ er ein Decret abfaſſen, durch welches er ihn abſetzte, und ein zweites, welches den Unterzeichnern der Schrift an jenem verhängnißvollen Gaſtmahl volle Amneſtie zuſicherte, wenn ſie dem Kaiſer treu blieben. Beide Urkunden wurden dem General Gallas anvertraut, um davon im Lager bei Pilſen den geeigneten

Gebrauch zu machen. Derſelbe zog zunächſt nur die nichtdeutſchen Offiziere, Italiener, Engländer, Croaten ꝛc. ins Geheimniß. Mit ihm vereingt bearbeiteten nun Piccolomini, Colloredo, Butler, Iſolani ꝛc. die Offiziere und Truppen, bis ſie der Mehrheit ſicher zu ſeyn glaubten. Dann erſt wurden die beiden Decrete plötzlich bekannt gemacht, nachdem man das Amneſtiedecret vorher noch verfälſcht und die eifrigſten Anhänger Wallenſteins, meiſt deutſche und böhmiſche Oberſten, davon ausgenommen hatte. Die Hauptſache war, daß kein guter Soldat ſeinen dem Kaiſer geleiſteten Eid brechen wollte. Die Mehrheit der Offiziere, welche dieſe Stimmung des gemeinen Mannes kannten, ſah ſich durch die Amneſtie geſichert und fiel von Wallenſtein ab. Nur wenige Regimenter, die von ſeinen intimſten Freunden commandirt waren, harrten bei ihm aus und mit dieſen mußte er eilig flüchten, wenn ſich nicht Gallas ſeiner Perſon bemächtigen ſollte.

Er floh in weſtlicher Richtung nach Eger und da er nach ſeinem Bruch mit dem Kaiſer als natürlicher Verbündeter Schwedens erſcheinen mußte, forderte er ſogleich vom Herzog Bernhard Hülfe, der nicht weit davon in Regensburg ſtand. Bernhard war ſehr erſtaunt und zauderte noch, aber ſeine Hülfe wäre jedenfalls zu ſpät gekommen. Denn Wallenſtein war in Eger ſchon von Verrath umgeben. Oberſt Butler und die Offiziere Lesley und Gordon, die erſtern beide Irländer, der letztere ein Schotte, hatten ſich verſchworen, Wallenſtein zu ermorden, ehe er ſich mit den Feinden des Kaiſers verbinden könne. Und ſie ſchritten raſch zur That, wählten in den mit nach Eger gekommenen Regimentern ihre Landsleute aus und überfielen zuerſt Wallenſteins Generalität beim Abendeſſen. Illow, Terzky, Kinsky und Hauptmann Neumann wehrten ſich zwar verzweifelt, aber alle wurden niedergeſtoßen. Dann drangen die Mörder in Wallenſteins ſtille und abgelegene Wohnung und ſtießen die Thür ſeines Schlafzimmers ein. Er ſprang im Hemd aus dem Bette heraus, aber ein gewiſſer Deveroux ſchrie ihn an: „biſt du der Schelm, der das Heer zum Feinde überführen und dem Kaiſer die Krone vom Haupte reißen will?“ Wallenſtein breitete, ohne

zu antworten, die Arme aus und Deverour ſtieß ihm die Hellebarde tief in die Bruſt, in der Nacht des 25. Februar 1634.

Die Mörder wurden reich belohnt, der Kaiſer erhob Butler und Lesley zu Grafen. Die reichen Güter Wallenſteins und ſeiner Gefährten wurden an die vertheilt, die ihn verrathen hatten. Gallas erhielt Friedland, Piccolomini Nachod, Colloredo Opotſchno, Altringer Töplitz, Trautmannsdorf Gitſchin. Der Kaiſer ſelbſt nahm Sagan. Alles übrige Geld Wallenſteins, ſofern es Piccolomini nicht ſchon geſtohlen hatte, wurde an ſeine Soldaten vertheilt, um dieſe zu verſöhnen. Butler bekam die Herrſchaft Neuſtadt, Lesley die Terzkyſchen, Gordon die Kinskyſchen Güter. Die Oberſten und Offiziere, welche für die eifrigſten Anhänger Wallenſteins galten, zum Theil ehrliche und ungefährliche Deutſche, in deren Stellen ſich nur Ausländer drängen wollten, wurden zu Pilſen hingerichtet, 24 an der Zahl. Gleiches Loos erlitt Graf Schafgotſch, der im Auftrag Wallenſteins noch mit ſeinem Corps in Schleſien ſtand. Einen recht gemeinen Streich beging der ſächſiſche Kurfürſt, indem er, um dem Kaiſer jetzt ſeine Devotion zu beweiſen, die zu ihm geflüchtete Wittwe Kinsky mit ihren Kindern an den Kaiſer auslieferte, nachdem er ihr 30,000 Dukaten weggenommen hatte.

3.

Der Prager Frieden.

Herzog Bernhard hätte die erſte Verwirrung nach Wallenſteins Sturze benutzen können, um ſein Lager in Pilſen zu ſprengen, aber er zauderte und ſah ſich auch von Sachſen zu wenig unterſtützt. Gallas blieb ruhig in Böhmen. Bernhard hatte ſich nur der Neckereien Johann de Werths zu erwehren. Horn ſchlug ſich am Bodenſee herum und wollte hier wieder ein ſpaniſches Heer aufhalten, welches von Italien herüber erwartet wurde. Eben ſo balgten ſich noch der Rheingraf mit dem Lothringer auf dem linken Rheinufer, der lüneburger Georg und Holzapfel mit Geleen und Bönning-

hauſen in Niederſachſen herum. Der kleine Krieg aber wurde dem armen Landvolk immer verderblicher, ſo daß die gänzlich verarmten Bauern ſich in Räuberbanden zuſammenthaten und als ſ. g. Schnapphähne ſo übel hausten, wie die Soldaten ſelbſt.

Die Schweden ſtrengten ſich diesmal in der That nicht ſonderlich an und die Franzoſen ſcheuten noch die großen Koſten, eigene Heere aufzuſtellen, deshalb konnte der Kaiſer hoffen, im Beſitz eines ſo großen Heeres, wie es ihm Wallenſtein hinterlaſſen hatte, und unterſtützt von einem beträchtlichen ſpaniſch-italieniſchen Heere, welches Philipp IV. über die Alpen ſchickte, endlich wieder Meiſter in Deutſchland zu werden. Zum Beweiſe, daß es das gemeinſchaftliche Intereſſe Habsburgs gelte, wurde des Kaiſers Sohn Ferdinand an die Spitze des deutſchen, Philipps IV. Bruder, der Infant Don Fernando, an die Spitze des ſpaniſch-italieniſchen Heeres geſtellt und beide zogen einander entgegen, um ſich zu vereinigen und Horn und Bernhard zunächſt aus Oberdeutſchland zu vertreiben. Bernhard war allein zu ſchwach, dem großen kaiſerlichen Heere zu widerſtehen und rief Horn zu Hülfe, dieſer aber war ſein Nebenbuhler und gönnte ihm ſeinen Ruhm und ſein hohes Commando nicht. Alſo ließ er ihn im Stich und Regensburg fiel nach einer äußerſt tapfern Vertheidigung der Schweden unter Lars Kagge den Kaiſerlichen in die Hände. Endlich kam Horn und vereinigte ſich mit Bernhard bei Augsburg. Nun wollten ſie noch in Eilmärſchen Regensburg retten, aber es war zu ſpät. Wüthend ſtürmten ſie Landshut. Altringer wollte es retten, fand aber den Tod im allgemeinen Brande der Stadt, den das Auffliegen des mit Pulver angefüllten Schloſſes noch ſchrecklicher machte. Ein ſchwediſches Corps unter Baner und die Sachſen unter Arnim rückten vor Prag und Bernhard und Horn konnten ſich mit ihnen vereinigen. Auch hofften ſie, das kaiſerliche Heer werde ſich dadurch zurückhalten und an der Vereinigung mit dem ſpaniſchen Heere verhindern laſſen. Aber Erzherzog Ferdinand, oder eigentlich Gallas, der in deſſen Namen befehligte, kümmerten ſich nicht um die Gefahr im Rücken, ſondern zogen kühn die Donau aufwärts, um ſich mit Don Fernandos Heere zu vereinigen, was

jetzt ganz leicht war, denn die Spanier kamen durch Tirol, aber auch der Kurfürst von Bayern und der Lothringer vereinigten ihre Truppen mit dem katholischen Hauptheer bei Nördlingen.

Nun galt es, daß die schwedische Partei Schwaben, die Pfalz, den Rhein schütze. Bernhard und Horn, in deren Lager auch Kratz, Graf von Scharfenstein, der ihnen Ingolstadt hatte überliefern wollen und aus Ehrgeiz von des Kaisers Partei abgefallen war, eine Rolle spielte, hatten nur 30,000 Mann beisammen, die Kaiserlichen wenigstens die Hälfte mehr. Horn verlangte daher mit Recht, man solle erst den Rheingrafen abwarten, doch Bernhard drang auf eine Schlacht, weil er nicht durch neue Säumnisse die hart bedrängte Stadt Nördlingen verlieren wollte, wie früher Regensburg, und weil er auf den Sieg allzukühn vertraute. Wirklich machte er am 26. August 1634 einen glücklichen Angriff, aber am folgenden Tag erlag er der Uebermacht und dem Mißgeschick, indem sein Pulvervorrath in die Luft flog und tausend seiner Tapfern auf einmal hinriß. Horn wurde gefangen und auch der Ueberläufer Kratz, dem man zu Wien den Kopf abschlug; 12,000 wurden getödtet. Bernhard entfloh mit Verlust seiner Schätze und seiner Kanzlei. Der Rheingraf, der mit 7000 Mann heranzog, wurde nun auch von Johann de Werth und Karl von Lothringen überrascht, geschlagen und in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Heilbronn wurde noch 1634 in der Geschwindigkeit von den Schweden, ehe sie davonflohen, geplündert.

Die Rache der Kaiserlichen war schrecklich, und Schwaben mußte alle die Greuel entgelten, die vorher in Bayern waren begangen worden. Was fliehen konnte, floh. Herzog Eberhard III. von Württemberg vergaß die Noth seines Landes in den Armen der schönen Rheingräfin von Salm hinter den Mauern von Straßburg. In Waiblingen wurden alle Einwohner bis auf 145 ermordet, in Nürtingen schleppten die Croaten Frau Ursula, die greise Wittwe Herzog Ludwigs von Württemberg, bei den Haaren herum. Auch Calw, wo Johann de Werth noch ein flüchtiges Corps aufrieb, Kirchheim, Böblingen, Besigheim und fast alle Dörfer in jenen Ge-

genden wurden zerstört, Heilbronn großentheils verbrannt, das Volk unmenschlich behandelt. Besonders wütheten die Bayern aus Rache über die frühere Verheerung ihres Landes, und die Spanier des Cardinals, weil sie zum erstenmal in das Land der Ketzer kamen. Man mordete so systematisch, daß selbst die Brunnen vergiftet wurden. Das ganze Ketzervolk sollte ausgerottet werden. Große Züge von Beutewagen wurden rückwärts nach Bayern und Oesterreich geschickt, aber durch die tapfern Bürger von Ulm, die öfters Ausfälle machten, zum Theil den Räubern wieder abgenommen. Ganz Württemberg wurde vom Kaiser confiscirt, dessen Günstlinge große Dotationen erhielten, der Minister Trautmannsdorf das Amt Weinsberg, Schlick Balingen und Tuttlingen ꝛc. Nach Tübingen kamen Jesuiten. Auch in Augsburg, was damals 60,000 Einwohner an der Pest verlor, wurde alles wieder katholisch gemacht. Nur Ulm hielt sich. Nach der Niederlage bei Nördlingen konnte die schwedische Partei auch die Pfalz und den Mittelrhein nicht mehr schützen. Alles fiel den Kaiserlichen in die Hände, außer Mainz, Heidelberg und Coblenz.

Nun kam wieder eine gute Zeit für Frankreich, denn die Heilbronner Bundesgenossen dienten, seitdem die Schweden geschlagen waren, unter Löfflers Leitung von jetzt an nicht mehr Oxenstiernas, sondern Richelieus Interesse. Der Rheingraf, der übrigens bald darauf starb, übergab nun auch das Elsaß den Franzosen, wie früher schon der Trierer das Moselland. Hessen hing schon lange mehr an Frankreich, als an Schweden. Auch Eberhard von Württemberg nahm jetzt französischen Sold, während er zugleich den Kaiser um Gnade bat, und beauftragte den Commandanten Wiederhold von Hohentwiel heimlich, seine Veste aufs äußerste zu vertheidigen, während er vorgab, derselbe vertheidige sie gegen seinen Willen und Befehl.

Die Schweden konnten ihre Eroberungen im Süden und Westen Deutschlands nicht retten, sie suchten daher wenigstens Norddeutschland festzuhalten und Baner lagerte sich in Sachsen, dem Schweden nicht ganz traute. Der sächsische Kurfürst befahl ihm, sein Land zu verlassen. Baner wurde grob und drohte, „ihn auf

die Finger zu klopfen.“ Das war für den Sachſen ein erwünſchter Vorwand, mit Schweden zu brechen. Er rief: „ihr Schweden ſollt euch aus Deutſchland fortpacken, oder ich werde euch Beine machen.“ Er unterhandelte deshalb ſogleich mit dem Kaiſer und ſchloß mit ihm am 10. Mai 1635 den Prager Frieden ab. Sachſen behielt alles, was es dem Reſtitutionsedict gemäß hätte verlieren ſollen, nebſt der Lauſitz. Eine ſächſiſche Prinzeſſin heirathete den däniſchen Kronprinzen Chriſtian, um auch Dänemark in den Bund zu ziehen. Brandenburg trat dem Frieden bei und erhielt dafür die Anwartſchaft auf das Erbe von Pommern, deſſen Herzog Bogislaw kinderlos und dem Tode nahe war. Auch Mecklenburg und Anhalt und die Städte Nürnberg, Erfurt, Augsburg und Ulm traten dem Frieden bei. Das war endlich einmal ein Act der Selbſtvertheidigung Deutſchlands gegen das Ausland, nachdem man in der Selbſtvernichtung ſchon ſo weit vorgeſchritten war. Der Heilbronner Bund allein verſündigte ſich damals noch ſchwer am Vaterlande, indem er das linke Rheinufer von vorn herein den Franzoſen Preis gab und den unglücklichen Krieg der Deutſchen in fremdem Solde gegen die Deutſchen fortzuſetzen beſchloß.

Oxenſtierna eilte nach Paris, um die ſchwediſchen Intereſſen mit den franzöſiſchen auszugleichen und ihren Bund zu erneuern, weil er ſonſt fürchten mußte, Frankreich werde alles an ſich reißen, was Schweden verlöre. Die Bedingung dieſes neuen Bundes zu Deutſchlands Verderben war natürlich auch eine neue größere Anſtrengung Schwedens gegen die Prager Friedensgenoſſen, während es Frankreich auf ſich nahm, mehr die Ligue und die Spanier zu bekämpfen. Indeſſen wollte ſich Frankreich immer noch nicht dazu verſtehen, eigene Heere nach Deutſchland zu ſchicken. Es ſchien ihm dort an lebendigem Material für den Krieg noch gar nicht zu fehlen. Es brauchte nur die deutſchen Truppen des Heilbronner Bundes, die nicht unmittelbar unter ſchwediſchem Befehl ſtanden, alſo zunächſt den Herzog Bernhard mit ſeiner Armee in Sold zu nehmen und durch Geldmittel die Verſtärkung derſelben zu ermöglichen.

Die kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen warfen ſich indeß mit

Macht auf das linke Rheinufer, um Frankreich abzuschrecken und von Deutschland fern zu halten. Piccolomini, der im Namen Don Fernandos befehligte, vertrieb die Holländer und Franzosen aus den Niederlanden. Graf Rittberg, ein Bruder des Grafen von Ostfriesland, eroberte mit kaiserlichen Truppen Trier und nahm den alten Kurfürsten daselbst gefangen. Johann de Werth drang siegreich aus der Pfalz in Lothringen ein und wollte sich mit Piccolomini verbinden; Gallas ging auf Bernhard los, den jetzt zum erstenmal ein französisches Heer unter dem Cardinal de la Valette unterstützte. Aber dieser geistliche Herr war furchtsam und seine Soldaten waren es auch. Die Franzosen hatten schon lange keine großen Kriege mehr geführt und brauchten Zeit, ehe sie den Schrecken vor der rasenden Kriegswuth der damaligen deutschen Heere überwanden. Bernhard entkam der Uebermacht des Gallas nur durch die angestrengtesten Eilmärsche und Gallas blieb im Herbst 1635 in Lothringen stehen, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln sein Winterquartier nach Elsaß-Zabern verlegen, wo er täglich besoffen in orientalischer Ueppigkeit mit Weibern schwelgte, während sein Heer in der Umgegend durch Hunger und Pest gelichtet wurde. Mainz mußte sich damals aus Hungersnoth den Kaiserlichen ergeben.

Im Winter ging Bernhard nach Paris. Ludwig XIII. empfing ihn feierlich, ärgerte sich aber, daß derselbe als deutscher Reichsfürst den Hut aufbehielt. Bernhard besuchte die hugenottische Familie des noch im Veltlin stehenden Duc de Rohan und blieb nicht unempfindlich gegen die Schönheit seiner Tochter. Das sollte eine Schlinge für ihn werden, als es aber Bernhard merkte, verschloß er sein Herz. Nun behandelte auch Richelieu ihn kälter. Die Hauptsache war, Frankreich wollte keine eigenen Kriegsanstrengungen machen, sondern die Deutschen durch Deutsche selbst bekriegen. Bernhard sollte als französischer General doch nur mit deutschen Truppen fechten. Bernhard dagegen wollte als freier Reichsfürst auch bloß der Bundesgenosse Frankreichs seyn, nicht ein Untergebener. Endlich kam man überein, daß Bernhard von Frankreich jährlich 4 Millionen Livres empfangen und dafür ein Heer von

Stärke der Gegenparthei, die sie nicht so leicht zu überwältigen hoffen konnten. Gleich jener himmelhohen Alpenkette im deutschen Süden war ihnen der Katholicismus hier unübersteiglich. Dazu kam, daß sie, auf sich selbst zurückgewiesen, alle ihre Thätigkeit, die ganze Fülle der aufgeregten Kraft, die sie nicht nach außen wenden konnten, in blinder Wuth gegen sich selbst richteten, in Partheien zerfielen, und mit sich selbst kämpfend gegen außen nur noch ohnmächtiger werden mußten. Sodann war das Reformationswerk ganz in die Hände der Fürsten gelegt. Die Fürsten hatten im Frieden ausgemacht, daß jedes Land die Religion seines Fürsten annehmen solle, daß hunderttausende sich nach der frommen Laune eines Einzigen richten sollten in dem, was jedem als das Höchste galt, und in blindem Vertrauen auf die Fügung des Himmels, welche das Herz der Fürsten lenkt, oder aus Furcht vor der Macht dieser Fürsten hatte das Volk diesem verabscheuungswürdigen Grundsatz sich ohne Murren unterworfen. Nun hing aber die fernere Ausbreitung der Reformation allein von den Fürsten ab, und wenn das Volk sie vielleicht befördert hätte, blieb sie jetzt durch die Fürsten gehemmt. Zuletzt darf nicht vergessen werden, daß unter allen damaligen deutschen Protestanten, Fürsten sowohl als Theologen, kein einziger größer Mann sich fand. Gründe genug, daß die ungeheure Kraft, die in der Reformation entwickelt werden konnte, in sich selbst zusammensank, und nur noch ausreichte, das Gewonnene kümmerlich bei einander zu halten.

Zu dem innern Kampfe der neuen Religionsparthei hatte der Zwist Luthers mit Zwingli den ersten Grund gelegt. Zum heftigsten Ausbruch kam er aber erst, als die Lehre Calvins noch mehr als die Zwinglis bei den Lutheranern einen Anhang fand. Zu ihr oder zur refor-

18,000 Mann ſtellen ſolle. Das Elſaß ſolle an Bernhard fallen mit allen Rechten, mit denen es bisher dem Hauſe Habsburg gehört hatte. Insgeheim wurde ausbedungen, Bernhards Truppen ſollten keinen Auftrag von Schweden annehmen, ſondern ſich nur nach dem Wunſche Frankreichs richten. Bernhard kehrte nun im Frühjahr 1636 zurück und ſchlug ſich in Lothringen und Elſaß ziemlich glücklich mit Gallas, doch ohne eine große Entſcheidung herum. Johann de Werth vereinigte ſich unterdeß mit Piccolomini und zog nach Paris. Auf allen Punkten, wo ſich ihm die Franzoſen widerſetzen wollten, wurden ſie geſchlagen. Ein paniſcher Schrecken ging durch ganz Frankreich. Die Städte brachten dem kühnen ſpaniſchen Reitergeneral ihre Schlüſſel entgegen, der Adel flehte um Schutzwachen und bezahlte ſie mit großen Summen. König Ludwig ſelbſt mußte zu ſeinem Schrecken einem fremden Reiter begegnen, der als Sauvegarde bereits ganz nahe bei Paris im Quartier lag. Paris war in Verzweiflung. Die Straßen nach Chartres und Orleans waren mit Flüchtigen und Koſtbarkeiten aller Art bedeckt, die man zu retten ſuchte. In der erſten Ueberraſchung hätte Johann de Werth ohne Zweifel Paris erobern können, aber ſeine Reiter hielten ſich zu lange mit der Plünderung des Landes auf, das kaiſerliche Fußvolk konnte nicht raſch genug nachrücken und Piccolomini fand überhaupt das Unternehmen auf Paris zu bedenklich. Dadurch gewann Richelieu Zeit, beruhigte das Pariſer Volk, bewaffnete es und warf alle verfügbaren Truppen dem Feind entgegen. Dazu fiel herbſtliches Regenwetter ein und de Werth mußte ſich zurückziehen.

4.

Die Kriegsfurie, der Hunger und die Peſt.

Während nun die Franzoſen im Weſten glücklich zurückgeſchreckt wurden, vermochten auch die Schweden wenig gegen die Prager Friedensgenoſſen auszurichten. Georg von Lüneburg war 1634 durch

den Tod des kinderlosen Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel Haupt des welfischen Hauses geworden und schwankte nach seiner Art jetzt wieder, wem er sich anschließen sollte. Oxenstierna traute ihm nicht und ließ ihm seine besten Regimenter entführen. Erzürnt darüber, trat nun Georg dem Prager Frieden bei. Daß eine Hand voll Schweden mächtige deutsche Fürsten wie die Wettiner, Zollern und Welfen in ihren eigenen Ländern terrorisiren wollte, war denn doch unerträglich und die deutschen Offiziere und Soldaten, die unter schwedischen Fahnen dienten, fühlten endlich selber, wie vaterlandsvergessen sie handelten. General Speerreuter, der eben erst dem Welfen die niedersächsischen Regimenter entführt hatte, ging nun zum Kaiser, Baudissin zum Sachsen über. In allen deutschen Regimentern des sog. schwedischen Heeres brach Gährung aus und sie wären alle zum Kaiser oder zum Sachsen übergetreten, wenn diese nur Geld hätten aufwenden wollen. Ohne Geld war der deutsche Soldat damals zu nichts zu bringen, was ihm auch seine bessere Ueberzeugung rathen mochte. Daher gelang es Kniphausen, die deutschen Regimenter durch Geldspenden zur rechten Zeit noch länger an das schwedische Interesse zu binden. Er eilte hierauf nach dem Rheine, um dort den Kaiserlichen den Sieg zu entreißen und zugleich den französischen Einfluß durch den schwedischen zu neutralisiren, wurde aber von Geleen aufgehalten und fiel in einer Schlacht bei Haselüne, im Januar 1636. Zum großen Unglück für Deutschland machte nach Sigmunds Tode der neue Polenkönig Wladislaw wieder mit Schweden Frieden, und das schwedische Heer, welches unter Torstenson Livland und Preußen gehütet hatte, kam nach Deutschland, um Baner zu verstärken, der seit dem Prager Frieden in eine sehr bedenkliche Lage gekommen war und sich bis nach Pommern hatte zurückziehen müssen. Nun drang er wieder vor und siegte über den Kurfürsten von Sachsen und den kaiserlichen General Hatzfeld bei Wittstock am 24. September 1636, worauf er Sachsen aufs entsetzlichste verheerte und alle Städte und Dörfer verbrennen ließ. Endlich verschanzte er sich in Torgau und häufte hier ungeheueren Raub und Proviant zusammen. Wollte der Kaiser nicht, daß unter diesen Um-

ſtänden Sachſen und Brandenburg wieder von ihm abfielen, ſo mußte er ihnen helfen. Alſo wurde Gallas vom Rhein herbeigerufen.

Im Herbſt 1636 konnte in Folge des Prager Friedens Kaiſer Ferdinand II. einen Reichstag in Regensburg abhalten und daſelbſt ſeinen Sohn Ferdinand zum römiſchen König wählen laſſen. Bald nach ſeiner Rückkehr ſtarb er, am 15. Februar 1637. Man darf ihn nicht beſchuldigen, daß er etwa durch ſeinen religiöſen Fanatismus das ganze grenzenloſe Elend dieſes Krieges veranlaßt habe. Daran waren vielmehr, wie gezeigt worden iſt, ganz andere Mächte und Intereſſen Schuld. Man muß vielmehr an ihm rühmen, daß er im unausgeſetzten Kampf gegen Schweden und Frankreich mit ſeinem eigenen Intereſſe zugleich das des deutſchen Reichs, der deutſchen Nation verfochten hat. Aber man darf eben ſo wenig verkennen, daß er an Hartherzigkeit und politiſcher Argliſt von ſeinen Feinden kaum übertroffen worden iſt. Es war eine Zeit ohne Treue und ohne Erbarmen. Noch kurz vor ſeinem Tode ließ der Kaiſer eine Bauernempörung in Krain, wo ein gewiſſer Laimbaur als Prophet aufgeſtanden war, auf die barbariſcheſte Art unterdrücken und die Schuldigen unter greulichen Martern hinrichten. Die Entvölkerung ſeiner Erblande hat er doch zum Theil ſelbſt verſchuldet. Das vorher volkreiche und blühende Oeſterreich ward erſt durch die maſſenhafte Ermordung der Bauern im Jahr 1627 und durch Vertreibung der lutheriſchen Edelleute und Bürger verödet. Ebenſo Böhmen und Schleſien erſt ſeit dem Schnitt durch den Majeſtätsbrief. Böhmen zählte vorher 3 Millionen Einwohner in blühenden Städten und Dörfern; jetzt waren nur noch 780,000 übrig, verarmt und nur noch Sklaven der großen Herrn, unter welche die confiscirten Güter vertheilt worden waren. Ebenſo, wie die kaiſerlichen Erblande, Tirol ausgenommen, war das ganze deutſche Reich durch den Krieg und in deſſen Folge durch Hunger und Seuchen ins gräßlichſte Elend geſtürzt worden. Man kann damals ſchon rechnen, daß Deutſchland kaum noch die Hälfte ſeiner frühern Einwohner zählte. Viele Städte waren ſchon niedergebrannt und doch widerſtanden die feſten und

größern Städte allein noch den Fluthen der Vernichtung, die sich schonungslos über die kleineren und die wehrlosen Dörfer ergossen.

Der größte Feind Deutschlands waren damals die Soldaten, gleichviel von welcher politischen oder religiösen Partei, denn alle lebten gleichmäßig vom Raube und vernichteten den Wohlstand nicht blos aus Raubgier und Muthwillen, sondern auch aus Noth, weil sie in den verwüsteten Landschaften je länger, je weniger Genüsse, ja nur die nöthigsten Lebensmittel fanden. Da die Soldaten nach damaliger Sitte einen großen Troß von Weibern und Kindern mitschleppten, wurde ihre Einquartierung überall, wo sie einfielen, doppelt lästig. Viele Soldaten ließen sich nur anwerben, um einen Vorwand zu haben, einquartiert zu werden und gut zu leben, oder um zu rauben und zu stehlen. Sie blieben auf den Märschen gern als Nachzügler zurück und vermieden den Kampf mit dem Feinde, quälten aber desto mehr die wehrlosen Einwohner. Man nannte sie damals Merodebrüder, woraus der noch jetzt übliche Name der Marodeurs entstanden ist. Das Regiment des niederländischen Grafen von Merode nämlich wurde durch seine vielen Nachzügler zuerst berüchtigt. Wenn man irgend einen hinter dem Zaune fand und frug, von welchem Regiment er sey? hieß es immer: von Merode. Die verwilderte Soldateska preßte den Bürgern und Bauern durch ungeheure Martern das Geständniß aus, wo sie etwa noch Lebensmittel versteckt oder Geld vergraben hätten. Roh und viehisch war der Schwede mit seinem sog. Schwedentrank, Mistwasser, das den unglücklichen Einwohnern so lange in den Mund geschüttet wurde, bis sie gestanden, wo sie ihr Geld vergraben hatten. Raffinirt grausam dagegen waren die von den Spaniern und Italienern bei den Kaiserlichen eingeführten, zum Theil aus Westindien entlehnten Martern. Sie schossen z. B. dem Unglücklichen, der in ihre Hände fiel, drei Kugeln ins Kniee und drehten ihm den untern Theil des Beines ab oder strichen Salz an die Fußsohlen und ließen es durch Ziegen ablecken, oder schnitten Riemen aus dem Rücken. Kinder wurden in Menge in Backöfen geschoben und die Soldateska erfreute sich des Geschreies der kleinen Gebratenen.

Nicht viel beſſer wie die Soldaten machten es die Schnapphähne oder Landſtörzer, brodlos gewordenes Landvolk, das ſich bewaffnete und auf Raub ausging. Sie kamen beſonders häufig aus Wäldern, die ihnen Sicherheit darboten. In Schleſien übte der Bauer Melchior Hedlof 15 Jahre lang Rache an allen Soldaten, von welcher Armee ſie immer ſeyn mochten, und ſchoß deren nach und nach 251 nieder.

Die Felder blieben unbebaut, die Reben im Weinlande wurden boshaft abgeſchnitten. Von Jahr zu Jahr wuchs die Hungersnoth. Oft kämpfte man um das Aas eines Pferdes. Eicheln und Neſſeln, Baumrinde wurden gegeſſen. Endlich fraß ein Menſch den andern auf. Der Cannibalismus aus dringendſter Noth wird durch viele Nachrichten der Zeitgenoſſen bezeugt. In der Pfalz brach man, wie Kayſer im Schauplatz von Heidelberg erzählt, Gräber auf, um mit dem Fleiſche der Leichen den Hunger zu ſtillen, und holte die Leichen von Galgen und Rad herunter. Der Bruder verzehrte die todte Schweſter, die Tochter ihre verſtorbene Mutter. Bei Kaiſerslautern ſchlachtete ein Weib ein Mädchen und verkaufte das übrige Fleiſch. Zu Bergzabern ſchlachtete ein elfjähriges Mädchen einen fünfjährigen Knaben. Im Würzburgiſchen fand man, wie Gropp in ſeiner Chronik erzählt, Verhungerte auf den Wieſen, noch Gras im Munde, und wurde Menſchenfleiſch gegeſſen. Das nämliche berichtet Mikrälius aus Pommern, wo man auch Kinder fand, welche die Bruſt der todten Mutter angebiſſen hatten. In Lothringen ſah man ganze Dörfer menſchenleer und Wölfe in den Häuſern. Unter den überlebenden Menſchen war der Hunger ſo entſetzlich, daß der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, die Mutter das Kind ſchlachtete, um ſie zu eſſen. Hön erzählt in ſeiner Coburger Chronik, eine Mutter habe ihre zwei Kinder wie Schweine geſchlachtet und Würſte davon gemacht. Gottfried Andreä ſchreibt aus Worms, er ſelbſt habe geſehen, wie an einem todten Pferde ein altes Weib und Raben gemeinſchaftlich genagt hätten. Zu Colmar im Elſaß mußte man den Kirchhof verſchließen, damit die friſchen Leichen nicht geſtohlen würden. Daſelbſt zehrten vier elfjährige Mädchen von einem fünften, das vor

ihnen geſtorben war. Im Naſſauiſchen ſchleppten, wie Vogel erzählt, die Hunde abgeriſſene Menſchenglieder auf den Straßen herum. Im Dorf Endlichhofen fand man kein lebendes Weſen, außer zwei wilde Hunde vor einem Hauſe, in dem halbverzehrte Leichen lagen. In Rupertshofen, wo ebenfalls alles ausſtarb, hatte die Kuhhirtin ihren Mann geſchlachtet, gekocht und mit ihren Kindern gefreſſen, auch ihrem Vater die Schenkel abgehauen, gekocht, dergleichen den Kopf aufgehauen, geſotten und gefreſſen; als ſie gefragt worden, wie es geſchmeckt, geantwortet, wenn ſie nur ein wenig Salz dazu gehabt hätte.

Das Theatrum Europaeum ſchrieb: „Der elende, betrübte und jämmerliche Zuſtand in und umb Worms, weit und breit continuirte, große und unerträgliche Hungersnoth, welche dann die eingelägerte Soldateska unglücklich vermehrte, dann die unbarmherzige Kriegsleuthe nahmen alle Nahrung und Lebensmittel. Umb das Pferdefleiſch haben ſich die Menſchen gerupfft, geſchlagen und gar ermordet, in Summa, es war eine ſolche Noth, daß auch kein Menſch deß andern verſchonet, ſondern mit vortheil todt ſchlugen und verzehrten, die Gottesäcker durchſucheten, Gräber aufbrachen, die Hochgericht erſtiegen, und die Todten zur Speiſe nahmen. Ein Bruder die todte Schweſter, ein Tochter die todte Mutter angewendet und davon gezehrt, alſo, daß weder die Samariſch-, noch die Hieroſolymitaniſch-, noch Saguntiniſche Hungersnoth gegen derſelben etwas zu rechnen. Wem iſt unbekannt, was ſeythero Eingangs dieſes 1637. Jahrs in und umb die hochbedrängte Statt Wormbs ſich begeben, indeme man nahe bey derſelben, an einer ödeſtehenden Mühlen, eine gute Anzahl Bettler beyſammen gefunden, welche bey einem Fewer unter dem hellen Himmel das Fleiſch derjenigen erwürgten Menſchen, deren ſie im vorübergehen mächtig werden können, gekocht und gantz begierig gefreſſen, welches man dann, nachdem man ſie verſchewet, alſo an Arm, Händen und Füſſen in den Töpfen noch augenſcheinlich befunden." Von Baſel meldet Ochs aus jener Zeit, daß 1637 vor den Thoren dieſer Stadt 1700 arme Flüchtlinge aus Schwaben und Elſaß verhungert ſeyen, weil der Magiſtrat ſie der Peſt wegen nicht einließ. In einer Ausgrube vor dem St. Johannisthor ſchlug man ſich um die

Cadaver. Auch in Bern erhielt kein deutſcher Flüchtling Brod, die Regierung behielt alles den Schweizerbürgern vor. Ebenſo benahm ſich Zürich, das einmal 7500 verhungerte Schwaben von ſeinen Thoren zurücktrieb.

Die Peſt richtete durch ganz Deutſchland ungeheure Verheerungen an. In vielen Städten ſank die Bürgerſchaft auf eine nur geringe Zahl hinab. In Schaffhauſen ſtarben in einem Jahre 1400 Jungfrauen, denen zu Ehren man eben ſo viele Kränze in der Kirche aufhing. In Ulm ſtarben 15,000 Menſchen und Kinder ſpielten auf der Gaſſe mit harten Thalern, weil die Todten ſo viel Geld hinterließen.

5.

Bernhard von Weimar.

Nachdem Gallas mit dem kaiſerlichen Hauptheer den Rhein hatte verlaſſen müſſen, um Sachſen und die Prager Friedenspartei gegen die ſiegreichen Schweden zu ſchützen, bekam Frankreich wieder freie Hand am Rhein und ſuchte ſich von nun an hier der Lage zu bemeiſtern. Herzog Bernhard ging zum zweitenmal nach Paris und erhielt Geld für den Feldzug des Jahres 1637. Karl von Lothringen und der bayriſche General Mercy, ein geborener Lothringer, hatten ſich in Burgund feſtgeſetzt, Bernhard vertrieb ſie von da durch kühne Märſche und Flußübergänge und geniale Ueberraſchungen. Aber von einem Fieber ergriffen, von Johann de Werth mit Uebermacht verfolgt und aller ſeiner Pferde durch eine Seuche beraubt, konnte er ſich nicht halten und rettete ſich ins Bisthum Baſel, um von hier aus dem armen Rohan beizuſtehen, der von Frankreich im Stiche gelaſſen, in Graubündten endlich mit den Spaniern capituliren mußte. Rohan fiel in Frankreich in Ungnade, wurde aber von Bernhard geſchützt und in ſeinem Lager behalten. Offenbar that Richelieu für Bernhard nur deshalb ſo wenig, weil er ihn zur Annahme von Bedingungen zwingen wollte, die derſelbe bisher nicht

hatte eingehen wollen. Bernhard ſollte ein willenloſes Werkzeug werden und nicht mehr auf eigene Hand Politik treiben. Da er ein ſo erprobter Feldherr und bei den Soldaten in hohem Grade beliebt war, ergriff Oxenſtierna, von dem holländiſchen Geſandten Hugo Grotius unterſtützt, die Gelegenheit, ihn von Frankreich ab wieder zu Schweden hinüberzuziehen. Es war ſogar von einer Vermählung Bernhards mit der jungen Königin von Schweden die Rede, denn Bernhard war noch jung. Allein dieſer Handel zerſchlug ſich wieder. Bernhard wollte ſo wenig den Schweden, wie den Franzoſen dienen, ſondern als deutſcher Reichsfürſt eine ſelbſtändige Stellung bewahren. Aber er hatte keine Partei in Deutſchland. Der ſächſiſche Kurfürſt, ſein Vetter, haßte ihn tödtlich. Welcher Kurfürſt oder Fürſt hätte ſich dieſem kleinen nachgebornen Prinzen unterwerfen wollen?

Er ſah ſich genöthigt, Norddeutſchland, wo er zu Hauſe war, zu meiden, weil ihn hier der Schwede nur als Mittel gebrauchen, die Wettiner, Zollern und Welfen nicht aufkommen laſſen wollten, und er mußte ſein Glück im ſüdweſtlichen Deutſchland verſuchen, wo die einheimiſchen Fürſten weniger mächtig waren und wo er als Eroberer großer katholiſcher Gebiete leichter als Herr auftreten und ſich zuletzt doch immer auf Frankreich ſtützen konnte. Er hatte damals nur noch 5000 Mann übrig, aber die verwegenſten Abenteurer von der Welt. Ihre Degen, ſagt ein Zeitgenoſſe, waren immer bloß und hatten nur die Leiber ihrer Feinde zur Scheide. Unter den Anführern glänzten der jüngere Rheingraf Johann Philipp, Graf Johann von Naſſau, der unermüdliche Taupadel, die beiden Brüder Roſen. Auch ein Prinz Roderich von Wüttemberg trat in Bernhards Dienſte und nur einen Treuloſen verbarg dieſes wilde Heer, den Schweizer Erlach. Schon im Januar 1638 brach Bernhard auf und überfiel die Stadt Rheinfelden am Oberrhein. Johann de Werth kam zum Entſatz und ſchlug am 28. Februar den ſchwächern Feind, wobei Johann Philipp fiel und Rohan eine Wunde erhielt, wurde aber drei Tage ſpäter, als er ſich keines Angriffs mehr verſah, plötzlich wieder von Bernhard überfallen und beinah mit ſeinem ganzen

Heere gefangen. Denn die flüchten wollten, fielen in einen Hinterhalt Taupadels. Weil Johann de Werth kurz vorher den Pariſern ſo große Angſt gemacht hatte, glaubte Bernhard, ihnen kein größeres Vergnügen bereiten zu können, als wenn er ihnen dieſen gefürchteten Feind gefangen zuſchickte. Er that es zugleich in der Hoffnung, Richelieu werde ihn fortan beſſer unterſtützen. Doch ſein Verfahren war unehrenhaft, denn er hätte als Deutſcher den Deutſchen niemals an Frankreich ausliefern ſollen. Die Franzoſen waren närriſch vor Freude und empfingen den berühmten Gefangenen mit ausgeſuchten Ehrenbezeugungen. Seine Reiſe nach Paris war ein Triumphzug; vor den Thoren der Städte kamen ihm die Magiſtrate entgegen. In Paris machten ihm die ſchönen Damen und der König ſelbſt tauſend Liebkoſungen. Er benahm ſich ſehr würdig. Als man ihn frug, was ihn am meiſten Wunder nähme in Paris? antwortete er: daß ich die Heiligen im Kerker und die Biſchöfe in der Comödie fand. Er hatte nämlich einen edlen Geiſtlichen kennen gelernt, der unverdient ins Gefängniß kam, und ſah bei allen Hoffeſten die Cardinäle, Biſchöfe und Abbés der weltlichſten Sittenloſigkeit fröhnen.

Bernhard erhielt wirklich eine kleine Hülfe aus Frankreich unter dem tapfern Guebriant, der ſchon unter ihm gedient hatte. Dadurch gelang es ihm, wie Rheinfelden, ſo auch Freiburg im Breisgau einzunehmen. Aber das feſte Breiſach, der Sitz der vorderöſterreichiſchen Regierung und der Schlüſſel zum ganzen Oberrhein, widerſtand ihm. Um dieſes wichtige Bollwerk zu retten, erſchienen nach einander vier kaiſerliche Heere zum Entſatz, aber ſie wurden alle nach einander von Bernhards heldenmüthiger Schaar zurückgeſchlagen. Zuerſt Götz bei Benfeld. Savelli vereinigte ſich mit Götz und griff mit weit überlegener Macht die Weimaraner bei Wittenweyer an. Bernhard unterlag und verlor ſein Geſchütz, aber Guebriant mißleitete den Feind durch Trommeln und Trompeter, die er in einen Wald verſteckt hatte, als ob da ein ganzes Heer wäre. Da eroberte Bernhard ſeine Kanonen wieder. Im wildeſten Getümmel wechſelten die Parteien zweimal ihre Stellung. Endlich ſchoß man gar nicht mehr,

ſondern kämpfte fünf Stunden lang im Handgemenge, Bernhard mitten darunter, der mit eigener Hand Feinde tödtete und einige Oberſten gefangen nahm. Nachdem Savelli ſchon geflohen war, ſtritt Götz doch immerfort, bis auch er der unwiderſtehlichen Tapferkeit Bernhards weichen mußte. Mit den hier eroberten Fahnen wurde die Wiege des neugeborenen Ludwig XIV. geſchmückt. Ein böſes Omen für Deutſchland. Taupadel, der wieder zu kühn im Verfolgen war, fiel dem Savelli in die Hände, der ihn in harter Gefangenſchaft hielt, und ihm, als er krank wurde, ſogar den Arzt verweigerte, bis Bernhard mit furchtbaren Repreſſalien drohte. Breiſach hielt ſich inzwiſchen noch immer, und Bernhard verlor viele Leute durch die Bauern des Schwarzwalds. Horſt mit einigen kaiſerlichen Regimentern ſuchte Mehl und Pulver nach Breiſach zu bringen, aber Bernhard ließ ihn abfangen und ihm einen großen Theil des Vorraths entreißen. Nun kam Karl von Lothringen zum Entſatz herbei. Bernhard aber, obgleich fieberkrank, ſchlug ihn bei Thann. Bernhard wurde todtkrank im Wagen in ſein Lager vor Breiſach zurückgebracht. Dies benutzte Götz, heimlich heranzuſchleichen, und ſchon war er bis auf die Rheinbrücke gedrungen, als Bernhard, wie immer den Tod verachtend, aus dem Bette ſprang und ſein Schlachtroß beſtieg, während gerade über ihm ein Adler ſchwebte. Dies befeuerte den Muth der Seinen. Alles drängte nach der Brücke, und nun entſtand ein gräßliches Morden, das nach acht Angriffen mit Götzens Flucht endete. Eine Menge Kaiſerliche wurden in den Rhein geſtürzt. Breiſach konnte ſich nun nicht länger halten. Trotz der ſtrengſten Befehle vom Kaiſer mußte der Commandant Reinach endlich die Stadt übergeben, weil ihn der Hunger zwang. Bernhard geſtattete der tapfern Beſatzung freien Abzug und erquickte ſie mit Speiſe. Erſt hinterdrein erfuhr er, daß die in der Stadt gefangenen Weimaraner theils verhungert, theils gezwungen worden waren, einander ſelbſt aufzufreſſen. Reinach erwartete zitternd und bebend die Strafe, aber Bernhard bezwang ſein Herz und hielt den Vertrag.

Richelieu verlangte, Breiſach ſolle an Frankreich abgetreten

mirten Confession bekannte sich die Pfalz, Hessen und der Churfürst von Brandenburg, doch nicht dessen Land. Ueberall aber drängten sich die Calviniſten unter die Lutheraner und drohten dem reinen Lutherthum Gefahr. Der Unterschied beider Lehren war höchst unbedeutend an sich, doch mußte der Umstand, daß Luther im Abendmahl noch mystische Gegenwart des Göttlichen annahm, und also etwas Uebernatürliches, das einen blinden Glauben erforderte, allen denen anstößig seyn, die sich ein für allemal von jedem blinden Glauben lossagten, und nur Ueberzeugung, ein klares Wissen gelten ließen. Die Reformirten, die von diesem Grundsatz ausgingen, behaupteten damit zugleich das Recht der freiesten Forschung, und überließen es jedem Menschen nach seiner Eigenthümlichkeit zu glauben, was er mit dem eignen Verstand erkannt habe. Es entstanden zwar eben deshalb zahlreiche abweichende Meinungen und Sekten unter ihnen, aber ihr Grundsatz entsprach der Freiheitslust und dem Forschungstriebe des Zeitalters. Nicht einen neuen Zwangsglauben wollte man, sondern völlige Denkfreiheit in religiösen Dingen. In Luthers Lehre vom Abendmahl schien nun ein solcher neuer Zwangsglaube gegeben, und man griff denselben an. Das Andenken des großen Luthers war aber der Mehrzahl der Seinigen noch so theuer, und der Glaube an das Wunderbare und Geheimnißvolle in den religiösen Handlungen den frommen Gemüthern noch so natürlich, daß die Calviniſten nicht überall Eingang fanden. Dazu kam noch, daß jene Denkfreiheit nicht ohne politische Freiheit bestehn zu können schien, daß sie zu Ungebundenheit, zu Unruhen und zu Volksherrschaft führte, während der Lutherische Glauben an eine geheimnißvolle Gegenwart Gottes in der Kirche sich auch leicht mit einem Glauben an die übernatürliche Weihe der weltlichen Obrigkeit,

werden, Bernhard aber weigerte ſich und unternahm jetzt einen neuen Feldzug in Burgund, ohne Zweifel, um durch dieſe Provinz das oberrheiniſche Reich, welches er ſich gründen wollte, abzurunden. Dieſer burgundiſche Feldzug war ſehr blutig, weil ſich die katholiſchen Bauern aufs verzweifeltſte wehrten. Richelieu kam dem Herzog aufs neue entgegen, bot ihm ſeine Nichte und Erbin, Maria von Vignerot, zur Ehe an, erhielt aber eine ausweichende Antwort, die ihn perſönlich beleidigte. Von dieſem Augenblick an ſcheint Bernhards Verderben beſchloſſen worden zu ſeyn. Erlach, der ſein ganzes Vertrauen hatte, wurde zu Paris mit einem Jahrgehalt von 12,000 Livres beſtochen, und verrieth ſeinen edelmüthigen Gebieter. Es war klar, daß Bernhard von Frankreich unabhängig bleiben wollte. Er beſetzte alle feſten Plätze blos mit Deutſchen; er empfing Bittſchriften als Landesherr im Elſaß; er unterhandelte mit Schweden und ſuchte ſich mit den Heſſen zu verſtärken, ohne Frankreichs Zuziehung. Sein Freund Guebriant, der nichts von den Umtrieben in Paris wußte, ſuchte ihn zu verſöhnen; aber Bernhard erklärte ihm freimüthig, Frankreich wolle nur einen Theil vom deutſchen Reich abreißen, und das wolle er nicht dulden. Richelieu überreichte dem König von Frankreich ſchriftlich die Gründe, aus welchen Bernhard aufgegeben und ſogar ſeiner bisherigen Eroberungen beraubt, mit einem Wort vernichtet werden müſſe. Der vornehmſte dieſer Gründe war, daß Bernhard, wenn er feſten Fuß am Oberrhein behalte, eine Schutzmauer des deutſchen Reichs gegen Frankreich bilden werde, die es Frankreich unmöglich mache, ſich deutſcher Provinzen, zunächſt Lothringens zu bemächtigen. Man weiß nicht, was Frankreich gethan haben würde, wenn nicht Bernhard ohnehin geſtorben wäre. Der beweinenswerthe Held hatte eine Ahnung ſeines nahen Untergangs. Als ein Regiment, und namentlich die Franzoſen, die noch bei ihm waren, Pontalier gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl plünderten, rief er aus: „Mich verdreußt, länger zu leben, denn ich kann bei ſolchem gottloſen Weſen mit gutem Gewiſſen nicht länger bleiben.“ Als ſich das Volk auf ſeinem Wege nach Pfirt um ihn drängte, rief er: „Ich fürchte, es wird mir gehen, wie dem Schwe-

denkönig; denn als das Volk mehr auf ihn sah, als auf Gott, mußte er sterben." Und noch unterwegs befiel ihn plötzlich eine heftige Krankheit. Man brachte ihn noch bis Neuburg, wo er starb, am 18. Juli 1639. „Deutschland," schrieb Hugo Grotius, „verlor seine Zierde und seine letzte Hoffnung, fast den Einzigen, der des Namen eines deutschen Fürsten würdig war." Fast alle Stimmen vereinigten sich dahin, daß er französisches Gift empfangen, weil er sich Frankreich nicht hatte verkaufen wollen: „Und weil er sich ganz nicht bewegen ließ, sie mochten ihm vorpfeifen, was sie wollten, ließen sie ihm endlich ein Süpplein geben, darauf er zu Neuburg am Rhein starb." Pufendorf dagegen spricht, daß in derselben Zeit, in welcher Bernhard starb, in Paris d'Dissonville noch mit Aufträgen an ihn abgefertigt wurde.

Bernhards Charakter ist schwer zu zeichnen, weil ihn die Schmeichler viel zu sehr idealisirt haben. Er ahmte seinem Meister Gustav Adolf darin nach, daß er große Frömmigkeit zur Schau trug und nicht nur einen Hofprediger, sondern ein ganzes wanderndes Consistorium mit sich führte. Dennoch sah er seinen wilden Soldaten jeden Greuel nach und schonte die Nonnenklöster erst, nachdem ihn eine zarte Dame in Paris darum gebeten hatte. Trotz aller Verwilderung und böser Praktik des Ehrgeizes muß man an ihm doch rühmen, es rollte edles deutsches Blut in seinen Adern und sein gutes Naturell sträubte sich gegen die französische Herrschaft. Er setzte in seinem Testamente nur seine Brüder zu Erben seiner Eroberungen und seiner Fahrhabe ein und schloß Frankreich ausdrücklich aus. Aber der Schweizer Erlach (aus dem berühmten Berner Geschlecht), dem er Breisach anvertraut hatte, überlieferte diese Festung den Franzosen, raubte den ganzen Nachlaß Bernhards, eignete sich seine Preciosen zu und zahlte von dem gestohlenen Gelde 200,000 Thaler den Soldaten einstweilen als französischen Sold aus, um sie an Frankreich zu binden. Die deutschen Obersten und Offiziere des Heeres, welches Bernhard bisher befehligt hatte, warteten noch auf eine Vollziehung des Testamentes, aber die Herzoge von Weimar hatten nicht den Muth, die Erbschaft anzutreten, weil

ſie kein Geld hatten, um die Truppen zu beſolden. Auch Schweden machte keine Anſtrengung, das Heer der Weimaraner in ſeinen Sold zu nehmen. So blieb am Ende nur Frankreich übrig, in deſſen Dienſt Bernhards Truppen treten konnten und wirklich traten, als ihnen Guebriant lebhaft zurebete. Dieſer tapfere Franzoſe, der ſich längſt bei ihnen beliebt gemacht hatte, wurde an ihre Spitze geſtellt.

Ein Verſuch, den Karl Ludwig, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, von England aus machte, um ſich an die Spitze der Weimaraner zu ſtellen, mißlang kläglich. Nachdem er mit einer kleinen Schaar an der norddeutſchen Küſte erſchienen war, wurde er im October 1638 bei Vlotho von Hatzfeld geſchlagen, floh nach England zurück und reiste durch Frankreich, um ſchnell nach Breiſach zu kommen und ſich an die Spitze der Weimaraner zu ſtellen, ehe ſich dieſelben der Krone Frankreichs vereidet haben würden. Aber Richelieu fing ihn auf, ſetzte ihn gefangen und ließ ihn erſt wieder los, als die Truppen den Eid geleiſtet hatten.

6.

Bauer.

Das nördliche Deutſchland war in einem heilloſen Zuſtande. Der aus Heſſen vertriebene Landgraf Wilhelm ſtarb 1637 in Oſtfriesland und ſeine entſchloſſene und liſtige Wittwe Amalie Eliſabeth forderte keck vom Kaiſer ihr Land und die Freiheit des calviniſchen Bekenntniſſes zurück. Das letztere war im Prager Frieden nicht garantirt worden. Der Kaiſer gab ihr ein Jahr lang keine Antwort und ſie ſetzte den Krieg gegen ihn fort, obgleich die heſſiſchen Landſtände und Holzapfel einen Waffenſtillſtand ſchloſſen. Geleen hatte in Heſſen allein 800 Dörfer verbrannt. — Georg von Lüneburg lavirte und ſuchte, obgleich er den Prager Frieden angenommen, doch auch die Schweden zu begütigen. Bogislaw, der letzte Herzog von Pommern aus dem alten ſlaviſchen Geſchlecht, ſtarb

1637 und Schweden machte dem Brandenburger das ihm durch alte Verträge zustehende Erbrecht streitig. Da erst ermannte sich Georg Wilhelm und fand an Klitzing einen tüchtigen General, der den Schweden warm machte. Arnheim, der abgedankt in Boitzenburg lebte, wurde von den Schweden verhaftet.

Baner saß mit der schwedischen Hauptmacht fest in Torgau, wo ihn Gallas mit der kaiserlichen Hauptmacht angriff und durch Uebermacht endlich zwang, sich nach Norden zurückzuziehen. Gallas war scharf hinter ihm her, Baner aber viel schneller und gewandter. Endlich kam Baner doch bei Landsberg in eine große Bedrängniß, aus der er sich nur durch Ueberschreitung der polnischen Grenze retten konnte. Diese Grenze durfte er aber nicht überschreiten, ohne Polen aufs neue zum Kriege zu reizen. Er half sich also mit einer List, stellte sich nur, als wolle er sich nach Polen retten, lockte die Kaiserlichen nach sich, schwenkte dann aber rasch um und entkam. „Sie haben mich im Sack gehabt," rief er, „aber den Sack nicht zugeschnürt." Das geschah im Juli 1637. Baner zog sich nun in die festen Städte an der Ostsee zurück, das offene Feld gegen Gallas zu halten, war er nicht mehr im Stande. Aber Gallas selbst lieferte ihm im folgenden Jahre das Material zur Fortsetzung des Krieges, denn indem er unthätig nun in seinem Hauptquartier sein schwelgerisches Leben fortsetzte und seine Truppen hungern ließ, lief ihm ein großer Theil derselben davon und zu den Schweden über, wo sie in den Städten besser verpflegt wurden. Gallas empfing den Spottnamen des „Heerverderbers."

Im J. 1638 geschah von schwedischer Seite nicht viel. Oxenstierna schloß nun mit Richelieu einen neuen Vertrag, damit sie einander gegenseitig besser hülfen. Sie schlossen ihn ohne Rücksicht auf ihre deutschen Bundesgenossen zu dem ausdrücklichen Zweck, den Krieg nur noch in ihrem beiderseitigen Interesse und rein auf Kosten Deutschlands fortzusetzen. Nachdem sich Baner gehörig verstärkt und mit dem Lüneburger Georg und der kriegslustigen Hessin in Verbindung gesetzt hatte, schlug er erst 1639 wieder los und griff den faulen Gallas an, dessen Heer sich in einem so aufgelösten

Zuſtand befand, daß er gar keine Schlacht wagen konnte. Raſch drang Baner vor, ſchlug die Sachſen unter Marzin bei Chemnitz, nahm ein kaiſerliches Corps unter Hofkirch und Montecuculi gefangen, drang in Böhmen ein, lagerte auf dem weißen Berge vor Prag und plünderte das Land weitum aus, nachdem es ſich kaum ſeit einigen Jahren vom frühern Jammer ein wenig erholt hatte. Schleſien wurde von einem fliegenden ſchwediſchen Corps unter Stahlhantſch beſetzt. Dort war das Elend ſo groß, daß z. B. in der Stadt Hirſchberg alle Einwohner verhungerten und nur ein kleiner Reſt übrig blieb, der bettelnd ins ſchwediſche Lager flüchtete.

Im folgenden Jahr 1640 zog Baner aus dem gänzlich ausgehungerten Böhmen nach Weſten, um ſich mit Guebriant zu vereinigen und in der Mitte des deutſchen Reichs demſelben die franzöſiſch-ſchwediſchen Geſetze vorzuſchreiben. Baner hatte damals durch den Krieg und Krankheiten alle ſeine Schweden verloren bis auf 500, alle übrigen Truppen ſeines ſ. g. ſchwediſchen Heeres waren Deutſche. Auch Guebriant an der Spitze der Weimaraner hatte nur 300 Franzoſen bei ſich, alle übrigen Truppen ſeines ſ. g. franzöſiſchen Heeres waren Deutſche. Und alle dieſe Deutſchen fochten für eine fremde Sache zu Deutſchlands Verderben. Das iſt das ſchmachvollſte Blatt der deutſchen Geſchichte.

Der Kaiſer, Spanien und die Ligue erkannten die Gefahr und machten eine neue Anſtrengung. Der elende Gallas, der ſeinen großen Feldherrn Wallenſtein nur verrathen, aber nicht erſetzen konnte, wurde abgeſetzt und Piccolomini, zum Herzog von Amalfi erhoben, trat an ſeine Stelle. Erzherzog Leopold, Bruder des jungen Kaiſers Ferdinands III., erhielt dem Namen nach den Oberbefehl. Durch dieſes kaiſerliche Heer nun wurde Baner in Thüringen aufgehalten, bevor er ſich mit Guebriant vereinigen konnte. Beide feindliche Hauptheere lagerten einander gegenüber bei Saalfeld, vier Wochen lang, ohne anzugreifen, eine Wiederholung des Lagers bei Nürnberg, wo Wallenſtein und Guſtav Adolf einander nur belauert hatten. Das arme Thüringen war aber längſt ausgeſogen und es war bald nicht mehr möglich, Lebensmittel für die Heere aufzutreiben. Baner war

ein Praſſer wie Gallas, ohne darüber ſeiner Pflicht als Heerführer zu vergeſſen. Dabei war er eitel auf vornehme Vermählungen. Damals ſtarb im Lager ſeine deutſche Gemahlin, eine Gräfin Erbach, die ihn überallhin hatte begleiten müſſen und die ihm einmal im Reiſewagen ein Kind geboren hatte. Er war in Verzweiflung und das ganze ſchwediſche Heer mußte ihre Leiche nach Erfurt begleiten, wo er ſie feierlich beiſetzen ließ, ſich aber mitten in ſeinen Thränen ſchon wieder in die ſchöne Prinzeſſin Johanna von Baden-Durlach verliebte, die hier zufällig zugegen war. Piccolomini verließ „das Hungerloch“ von Saalfeld, um ſich mit den Bayern unter Mercy zu vereinigen, die bisher die Weimaraner in Schwaben und der Pfalz beobachtet hatten. Bei Neuſtadt an der fränkiſchen Saale begegneten ſich die beiden Hauptheere noch einmal, wie bei Saalfeld, ohne zu ſchlagen. Aber Hunger und Seuchen löſten die Reihen auf. Da legte Holzapfel, nachdem er ſein deutſches Herz vor der heſſiſchen Wittwe ausgeſchüttet, in tiefer Entrüſtung ſein Commando nieder. Er vorzüglich hatte die Bildung einer ſtarken deutſchen Partei mit Ausſchluß der Franzoſen und Schweden gewünſcht. Sein Austritt ſcheint einigermaßen gewirkt zu haben, denn Amalie und Georg näherten ſich und ſchloſſen ein Separatbündniß. Unterdeß beging der alte Baner die jüngſten Thorenſtreiche und jagte, unbekümmert um die Kaiſerlichen, mit ſeiner ganzen Armee der ſchönen Durlacherin ins Waldeck'ſche nach und bewarb ſich um ihre Liebe. Guebriant war in Verzweiflung, denn Graf Wilhelm Otto von Naſſau machte Miene, den größten Theil der alten Weimaraner mit den Heſſen und Lüneburgern zu vereinigen und von Frankreich zu trennen. Doch Piccolomini nöthigte die ſo locker verbündeten Feinde, ihm noch einmal vor Fritzlar zu begegnen, um ſein Vordringen im Norden zu verhüten. Das dritte große Hungerlager. Auch diesmal ſchlug man nicht. Baner vollzog in Jubel ſeine Hochzeit mit der Durlacherin und ſtellte ſie, als man beiderſeits Winterquartiere nahm, in Hildesheim dem Herzog Georg vor. Daß bei den Feſten hier Georg und Baner vergiftet worden ſeyen, iſt nicht erwieſen. Beide kränkelten ſeitdem, aber jener aus Sorge, dieſer wegen Strapazen und

Lüderlichkeit. Reinhold Roſen ſiegte noch in einem Gefecht bei Ziegenhayn und der gefangene Taupadel wurde gegen Speerreuter ausgetauſcht.

Der Kaiſer berief noch im Winter auf 1641 einen Reichstag nach Regensburg, um die deutſchen Fürſten zur Eintracht gegen den äußern Feind zu mahnen. Da umging Baner das kaiſerliche Heer und zog in Eilmärſchen nach Regensburg, um den Kaiſer wegzufangen. Aber es fiel Thauwetter ein und die Donau ſchwoll dermaßen an, daß Baner nicht hinüber konnte. In Gemeinſchaft mit Guebriant würde derſelbe wohl noch viel haben ausrichten können, dieſer letztere aber zog ſich an den Rhein zurück aus Furcht, ſeine deutſchen Truppen könnten ihm abſpenſtig gemacht werden, wenn er ſich zu weit von Frankreich entfernte. Baner mußte ſich nun vor der Uebermacht der Kaiſerlichen zurückziehen und bei Wald-Neuburg drei ſchwediſche Regimenter unter Oberſt Slangen aufopfern, um nach Sachſen zu entkommen. Er war damals ſchon todtkrank, commandirte aber immer noch aus einer Sänfte heraus und wehrte bei Merſeburg dem kaiſerlichen Heere den Uebergang über die Saale. Als aber Piccolomini bei Bernburg überging, mußte ſich Baner noch weiter zurückziehen und ſich bis Halberſtadt tragen laſſen, wo er ſtarb, im Mai 1641. Kurz vorher war auch Georg von Lüneburg geſtorben, wie auch Arnim.

Die Stadt Wolfenbüttel war von Kaiſerlichen beſetzt, welche ſie ſchon jahrelang behauptet hatten. Aber jetzt erſt wurde die Aufmerkſamkeit auf ſie gerichtet, da es ſich darum handelte, zu welcher Partei die Welfen, Georgs Söhne, treten würden. Die Schweden belagerten Wolfenbüttel und Piccolomini rückte zum Entſatz heran. Es war ein hochwichtiger Zeitpunkt. Die deutſchen Offiziere in Baners verwaistem Heere wurden ſchwierig und nur mit Mühe konnte man ſie bei den ſchwediſchen Fahnen halten. Alles ſchien verloren, wenn nicht Guebriant raſch zu Hülfe kam. Obgleich die Weimaraner kurz vorher durch den bayriſchen Reitergeneral Spork eine Schlappe erlitten hatten, kamen ſie jetzt herbei und halfen den Schweden, welche Baners Sarg in ihrer Mitte trugen, unter den Mauern von Wolfenbüttel einen glänzenden Sieg über Piccolomini erfechten.

Viertes Buch.

Der weſtphäliſche Frieden.

1.

Der Friedenscongreß.

Deutſchland war entſetzlich erſchöpft und ſehnte ſich nach Frieden. Der wohlwollende Kaiſer Ferdinand III., der alte kampfmüde Maximilian von Bayern, die katholiſchen Fürſten der Ligue ſowohl, als die proteſtantiſchen, die bereits den Prager Frieden geſchloſſen hatten, wünſchten das Ende des Jammers herbei und hätten gern den allgemeinen Frieden geſchloſſen, aber die Fremden wollten nicht. Frankreich und Schweden wollten jedes allein den Herrn in Deutſchland ſpielen. Zu Hamburg ſaßen zwei Geſandte, Avaux von Frankreich und Salvius von Schweden beiſammen und würfelten um die Haut des geſchundenen deutſchen Reichs, wie einſt die Soldaten um den ungenähten Rock Chriſti, und ſuchten einander unaufhörlich zu betrügen, ohne daß es zu einem Abſchluſſe kam. Frankreich wollte lange nicht erlauben, daß Johann de Werth gegen Horn ausgewechſelt werde, was endlich doch geſchah.

Im Jahr 1640 ſtarb Georg Wilhelm von Brandenburg, der unter der Leitung ſeines Günſtlings Burgsdorf bis an ſeinen Tod „ein wüſtes Wohlleben in Freſſen, Saufen, Huren, Spielen und anderer Ueppigkeit“ geführt hatte. Ihm folgte ſein genialer Sohn

Friedrich Wilhelm, welcher ſpäter den Ehrennamen des großen Kurfürſten erhielt. Ihm war von Guſtav Adolf ſeine Tochter zugedacht worden, allein Oxenſtierna und die ſchwediſche Ariſtokratie hatten nicht im Sinne, ſie einem Herrn zu geben, der einen ſo ſtarken Geiſt beſäße und der am Ende mehr dem deutſchen, als ſchwediſchen Intereſſe dienen würde. Sie wieſen ihn alſo ab und verweigerten ihm auch das Erbe Pommerns. Er mußte einen Rückhalt in Polen ſuchen bei König Wladislaw IV., von dem er Preußen zu Lehen empfing. Wenn die Welfen und Sachſen ihm beigeſtanden wären, hätte er die Schweden wohl aus Deutſchland hinauswerfen können. Allein die norddeutſchen Dynaſtien waren niemals einig und nach ſo langer Kriegsnoth ohne Geldmittel. So gelang es dem Leonhard Torſtenſon, an der Spitze des ſchwediſchen Heeres noch einmal wunderbare Siege zu erfechten. Er war vom Podagra geplagt und mußte beſtändig in einer Sänfte getragen werden und doch war kein Feldherr je ſo blitzesſchnell wie er. Das mußte er freilich ſeyn, weil er in den verödeten Ländern keine Lebensmittel fand und daher dieſelben nur durchflog, um erſt wieder in Gegenden auszuruhen, die noch nicht ausgeſogen waren und in denen der Soldat noch etwas zu leben fand. Torſtenſon ſtieß mit kaum 7000 Mann im Spätherbſt 1640 zu Baners verwaister Armee, von welcher ſich Guebriant mit ſeiner Armee wieder trennte. Frankreich nämlich beſorgte, die immer ſchwierigen Weimaraner würden ſich bei den Schweden anwerben laſſen, die weimariſchen Oberſten aber fürchteten ſich vor Torſtenſons Strenge, da ſie nur zu oft die Subordination verletzt hatten. Ueberdies erwarteten ſie von Frankreich mehr Geld als von Schweden und ſo folgten ſie Guebriant an den Niederrhein, um hier die Kaiſerlichen unter Lamboy zu bekämpfen. Torſtenſon wartete die gute Jahreszeit ab, aber Piccolomini lagerte ſich ihm bei Stendal gerade gegenüber. Das gab nun wieder ein Hungerlager ohne Schlacht, bis Torſtenſon plötzlich auf und davon zog, in Schleſien und Mähren einfiel, die Kaiſerlichen, die ihm im Wege ſtanden, ſchlug, und ſich mit Racoczy in Siebenbürgen verbinden wollte, um Wien ſelbſt zu überfallen.

Aber er wurde vor Brünn aufgehalten, das er nicht erobern konnte, und weil auch Racoczy keine Luſt hatte, begnügte er ſich, das bisher geſchonte Mähren grauſam auszuplündern, und ging dann wieder zurück. Die Kaiſerlichen folgten ihm und begingen ungeheure Greuel an den proteſtantiſchen Schleſiern, die voreilig über Torſtenſons Ankunft gejubelt hatten. Unterdeß verbrannte Torſtenſon die Stadt Bunzlau und belagerte Leipzig. Da zog Piccolomini mit der kaiſerlichen Hauptarmee zum Entſatz heran und lieferte ihm auf der Leipziger Ebene bei Breitenfeld eine große und blutige Schlacht, am 2. November 1642. Die Kaiſerlichen erlitten hier, wie früher unter Tilly, eine furchtbare Niederlage und verloren ihr ganzes ſchweres Geſchütz. Piccolomini und Erzherzog Leopold ſelbſt entgingen kaum der Gefangenſchaft. In dieſer Schlacht zeichnete ſich auf ſchwediſcher Seite Karl Guſtav, Pfalzgraf von der Nebenlinie Birkenfeld aus. Torſtenſon ging hierauf, nachdem er Freiberg im Erzgebirge vergebens belagert hatte, wieder nach Mähren, weil es noch nicht ganz von Lebensmitteln erſchöpft war und weil er immer noch hoffte, von hier aus einen Schlag gegen Wien ausführen zu können.

Mittlerweile waren die diplomatiſchen Friedensverſuche fortgeſetzt worden. Der Kaiſer, der Reichstag in Regensburg und auch Spanien hatten angefangen, ſich mit Frankreich zu verſtändigen, und man beſchloß, erſt in Lübeck und Köln, nachher in Osnabrück und Münſter einen Friedenscongreß niederzuſetzen, im Dezember 1641. Nun bot aber der alte König Chriſtian IV. von Dänemark dem Kaiſer ſeine guten Dienſte an, um die Schweden zu günſtigeren Friedensbedingungen zu zwingen, wobei verabredet wurde, daß die niederſächſiſchen Bisthümer Bremen und Verden, auf die, nach dem Reſtitutionsedict der junge Erzherzog Leopold Anſpruch erhalten hatte, dem däniſchen Prinzen Friedrich bleiben ſollten. Dieſelben Bisthümer aber wollte Schweden haben und überhaupt die Einmiſchung der Dänen nicht dulden. Deswegen widerſetzte ſich Oxenſtierna nicht nur dem allgemeinen Frieden, ſondern fing auch noch einen neuen Krieg mit Dänemark an. Sofort erhielt Torſtenſon Befehl, im Jahr 1643 von Brünn, das er eben wieder belagerte, augenblicklich nach Holſtein

an die von Gott geheiligte Persönlichkeit der Fürsten knüpfte, und die Völker zu einer frommen Heerde machte. Aus diesem Grunde blieben die meisten und klügsten Fürsten lutherisch, und wie sehr sie Recht hatten, beweis't die Thatsache, daß in den Niederlanden und in England, wo der Calvinismus aufkam, große Volksempörungen ausbrachen, während in Norddeutschland, Schweden, Dänemark und Norwegen, wo das Lutherthum herrschte, alles ruhig den angestammten Fürsten gehorchte, und zwar treuer, als je zuvor.

Der Haß der Reformierten und Lutheraner wurde besonders von den schwarzgalligten Theologen genährt, die nicht mehr in Melanchthons frommem Sinne oder mit Luthers ehrlichem Trotz die erkannte Wahrheit vertheidigten, sondern im Buchstabenkram befangen, um leere Worte zankten, und von finstrer Leidenschaft ergriffen, mit wüthenden Werkzeugen und kleinlichen Ränken sich verfolgten. Die Reformierten verfaßten 1563 ihren Heidelberger Katechismus, und die Lutheraner 1577 ihre Concordienformel, und auf getrennten Altären opferten sie Gott, feindliche Brüder, wie Kain und Abel. Ihr wechselseitiger Haß machte sich in Unterdrückung und Verfolgung Luft. Die reformirten Unterthanen wurden von lutherschen Herren ärger noch mißhandelt, als selbst die katholischen und umgekehrt. Viermal mußte die Pfalz den Glauben ändern, weil ihre Churfürsten nacheinander lutherisch, dann reformirt, wieder lutherisch und wieder reformiert wurden. Selbst die Auswanderung war den unglücklichen Unterthanen erschwert. In Dresden aber wurde sogar der Churſächsische Kanzler Krell, einer der ersten Staatsbeamten, als heimlicher Kalvinist von den Lutheranern auf offnem Markt hingerichtet, 1601.

aufzubrechen, um Dänemark zu Lande anzugreifen, indeß die schwedische Flotte es auch zur See angriff. Torstenson machte sein ganzes Fußvolk beritten und jagte so pfeilschnell durch Schlesien, daß niemand wußte, woher das wilde Heer komme und wohin es ziehe. In 15 Tagen war er bereits in Holstein, welches er, wie auch ganz Jütland, im Flug eroberte, da die Dänen sich seiner nicht versehen hatten. Hier, in einem bisher noch geschonten Lande, nahm er behaglich seine Winterquartiere.

Das gänzlich geschlagene Hauptheer der Kaiserlichen wurde, nachdem Piccolomini sich in spanische Dienste zurückgezogen hatte, unglücklicherweise wieder dem alten Gallas anvertraut, der 1643 genug zu thun hatte, es wieder zu ordnen und zu vermehren. Da auch Racoczy von Ungarn her beständig drohte, konnte der Kaiser erst 1644 dem dringenden Hülferuf Dänemarks Folge leisten und Gallas dem Torstenson nachschicken, während Götz den Racoczy abhielt. Eine dänische Landarmee vereinigte sich bei Kiel mit Gallas, und Torstenson wurde wie in einem Sacke in Jütland eingeschlossen. Der kecke Schwede hatte jedoch noch seine vielen Pferde bei sich, machte wieder sein ganzes Fußvolk beritten und jagte plötzlich an einer schlecht bewachten Stelle an den Kaiserlichen und Dänen vorüber, ohne daß sie ihn einholen konnten. Er wurde zwar von Gallas verfolgt, umging ihn aber bei Bernburg, schloß ihn ein und suchte ihn auszuhungern. Wirklich verlor Gallas viel Volk, bis es ihm gelang zu entkommen. Enkevort, der ihm zu Hülfe kam, wurde bei Jüterbogk von Torstenson geschlagen und gefangen. Da mußte mitten im Winter auf 1645 der in seiner Noth immer betrunkene Gallas mit 2000 Mann, die er allein noch übrig hatte, nach Böhmen flüchten. Auch über die Dänen siegten die Schweden unter Gustav Wrangel zur See. Alles gestaltete sich so günstig für Schweden, daß Torstenson im Frühjahr 1645 endlich den Zug nach Wien ausführen wollte. Aber dem bedrängten Kaiser zog Götz aus Ungarn, der zurückgekehrte Johann de Werth aus Bayern und Hatzfeld aus Niederdeutschland zu, welches er bisher gegen die Hessen und gegen ein schwedisches Corps unter Königsmark vertheidigt hatte und jetzt vom Kaiser an

des Gallas Stelle zum Generaliſſimus ernannt wurde. Dieſe vereinigten Truppen ſtellten ſich bei Jankau in Böhmen den Schweden entgegen. Die Schlacht war mörderiſch. Schon ſiegten die Kaiſerlichen, als ſie ſich beim Plündern aufhielten und wieder überwältigt wurden. Torſtenſons Gemahlin fiel dem Feind in die Hände, wurde aber gleich wieder befreit. Johann de Werth wurde zweimal gefangen und riß ſich jedesmal wieder los. Dem Pfalzgrafen Karl Guſtav wurden Hut, Rock und Hemd durchſchoſſen, ohne daß er ſelbſt eine Wunde erhielt. Endlich errang Torſtenſon den glorreichſten ſeiner Siege und nahm Hatzfeld ſelbſt gefangen. Nun ſtand ihm ganz Oeſterreich offen. Er nahm Iglau, Krems, Kornneuburg und ließ bis vor die Thore Wiens das Land ausplündern. Aber er hatte nicht Mittel genug, die Kaiſerſtadt, aus der die Kaiſerin und alles, was reich war, in die Gebirge flüchtete, förmlich zu belagern. Racoczy zog es vor, anſtatt die Schweden zu unterſtützen, ſich vom Kaiſer Geld geben zu laſſen. Graf Buchheim, der bisher gegen die Ungarn gekämpft, rückte zum Entſatz von Wien heran. Da zog Torſtenſon wieder ab und verließ endlich auch Mähren, da jeder ſeiner Verſuche vor Brünn ſcheiterte. Unterdeß rückte ſein raſtloſer Unterfeldherr Königsmark (der überall und nirgends bald den Franzoſen und Heſſen half, bald wieder dem ſchwediſchen Hauptheer beiſprang, bald auf eigene Hand nur raubte und Schätze häufte) im Auguſt vor Dresden und zwang den von allen Mitteln erſchöpften ſächſiſchen Kurfürſten zu einem Waffenſtillſtand, alſo zum Rücktritt von der kaiſerlichen Partei. Nach dieſen wichtigen Erfolgen ruhten die Schweden. Torſtenſon litt unerträglich am Podagra und trat endlich im Winter das Commando an Guſtav Wrangel ab, um nach Schweden heimzukehren.

In demſelben Jahre erkaufte Dänemark den Frieden von Schweden durch die Abtretungen von Gothland, der Inſel Oeſel ꝛc., ſowie auch ſeiner Anſprüche auf Bremen und Verden. Jener Waffenſtillſtand und dieſer Friedensſchluß kamen indeß dem allgemeinen Friedenswerke in Osnabrück und Münſter nicht zu gute, denn wie Frankreich früher zum Frieden geneigt geweſen war, da ſeine Sache beſſer ſtand

als die ſchwediſche, eben deshalb aber Schweden den Frieden nicht wollte, ſo wollte wieder jetzt, als die ſchwediſche Sache beſſer ſtand, Frankreich den Frieden nicht, denn jeder dieſer beiden Raubſtaaten wollte einen größern Theil der deutſchen Beute an ſich reißen. Der alte Richelieu ſtarb 1642 und ſein König Ludwig XIII. 1643. Für den jungen Ludwig XIV. übernahm Cardinal Mazarin die Regierung und ſetzte nicht nur Richelieus bisherige Politik gegen Deutſchland fort, ſondern war auch entſchloſſen, jetzt erſt eigentlich den Krieg anzufangen, wenigſtens hatte Frankreich bisher nur fremde Söldner bezahlt, aber noch kein großes franzöſiſches Nationalheer über den Rhein geſchickt. Nach ſo großen Erfolgen, wie ſie Torſtenſon mit verhältnißmäßig wenig Truppen erfochten hatte, durfte Mazarin hoffen, größere franzöſiſche Heere würden in Deutſchland noch viel mehr ausrichten. Deshalb wollte er jetzt noch keinen Frieden und ſtürzte Deutſchland in den alten Jammer zurück.

Der kriegeriſche und eifrig katholiſche Herzog Karl von Lothringen hätte als der Vorkämpfer Deutſchlands im Weſten eine größere Rolle ſpielen können, wenn nicht auch er in den Laſtern der Zeit befangen geweſen wäre. Er haßte ſeine Gemahlin Nicolea (eine Muhme von ihm, durch die er in den Beſitz des Herzogthums gekommen war) und lebte mit ſeiner Maitreſſe, einer Frau von Caſtecroir in Bigamie. Beide Linien des Hauſes Habsburg mißbilligten das, weshalb er 1641 zu Frankreich übertrat, in der Hoffnung, Richelieu werde ihm die Scheidungserlaubniß vom Papſt auswirken. Erſt als er dieſelbe doch nicht erhielt, trat er wieder zur kaiſerlichen Partei über. Da er nun aber nur einen illegitimen Sohn (einen Grafen von Vaudemont) hatte, ſo beabſichtigte Richelieu, der Nicolea Schweſter Claudia mit einem franzöſiſchen Prinzen zu vermählen, um Lothringen an Frankreich zu bringen. Aber Karls jüngerer Bruder Franz, den man zum Cardinal gemacht hatte, warf das geiſtliche Gewand von ſich und vermählte ſich feierlich mit Claudia, die ihn liebte. Zwar ließ ihn Richelieu gefangen ſetzen, aber als Page verkleidet ſchlich ſich Claudia zu ihm und entführte ihn glücklich. Aus ihrer Ehe ſtammt die jetzt in Oeſterreich regierende Dynaſtie.

2.

Die Franzoſen in Deutſchland.

Da die Spanier erſchlafften, kam eine Theilung der ſpaniſchen Niederlande zwiſchen Frankreich und Holland zur Sprache, aber die Generalſtaaten ſelbſt waren dagegen, weil Amſterdam die Concurrenz Antwerpens beſorgte, wenn beide Städte holländiſch würden. Nun entſtand in den Niederlanden ſelbſt eine deutſche Partei, welche ſich von Spanien losreißen und an Deutſchland anſchließen wollte. Zu ihr gehörte der gelehrte Janſen, Stifter des jeſuitenfeindlichen Janſenismus, der ſpäter in Frankreich eine große Rolle ſpielte, und Heinrich von Berg, ſpaniſcher General und Verwüſter der Welau, der ſeinem König untreu ein Heer der unabhängigen katholiſchen Niederlande bildete, aber keine ausreichende Unterſtützung fand, worauf ſein Heer holländiſchen Sold nahm. Nun ſchienen die Niederlande verloren, die Holländer nahmen Breda wieder, die Franzoſen Alain. Nach dem Siege bei Nördlingen aber kam Piccolomini und ſtellte das ſpaniſche Anſehen wieder her. Ein holländiſcher Angriff auf Antwerpen wurde 1637 abgewieſen, ein großer Sieg von Piccolomini bei Thionville 1639 erfochten. In den nächſten Jahren ſchützte Johann de Werth die Niederlande. Erſt 1643 erfochten die Franzoſen wieder einen Sieg bei Rocroy unter dem jungen Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen von Condé (und ſpäter ſelbſt der große Condé genannt). — Auch zur See wurde gekämpft, aber von Seite der Spanier immer unglücklich. Die Holländer entfalteten damals die ganze Stärke ihrer Marine. Admiral Peter Hein nahm 1628 die ſpaniſche Silberflotte, die aus Amerika kam, weg; 1631 wurde die ganze ſpaniſche Flotte unter Johann von Naſſau am Ausfluß der Schelde wieder genommen; 1639 erfocht der holländiſche Admiral Tromp einen glänzenden Seeſieg über die Spanier bei Dover.

In Frankreich ſelbſt erhob ſich eine dem Cardinal Richelieu feindliche Partei, um ihn zu ſtürzen, an deren Spitze Ludwigs XIII.

Gemahlin und der Graf von Soiſſons ſtanden. Der kaiſerliche General Lamboi verfehlte nicht, Vortheil davon zu ziehen, unterſtützte die Oppoſition in Frankreich und erfocht 1641 über die königlichen Truppen einen Sieg bei Sedan, Soiſſons aber kam im Kampf um, weshalb das Unternehmen ſtockte. Guebriant eilte herbei und ſiegte über Lamboi bei Krempen. Erſt Johann de Werth erſchien wieder als Retter der katholiſchen Partei in Köln. Nun fiel Guebriant, um ihn zur Umkehr zu zwingen, in Bayern ſelbſt ein, wurde aber von Mercy, dem Werth zu Hülfe eilte, an den Rhein zurückgejagt. Durch dieſe Heerzüge wurde Schwaben vollends zur Wüſte gemacht, 1642.

Mittlerweile war der alte Richelieu geſtorben und ſein Nachfolger Cardinal Mazarin brachte neues Leben in den Krieg, indem er das erſte nationalfranzöſiſche Heer, wenn auch noch von einem Deutſchen, dem Holſteiner Grafen Ranzau, geführt, über den Rhein ſchickte. Ranzau war einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, aber durch Schlachten und Duelle ſo zugerichtet, daß er von allen Gliedern, die der Menſch zweimal hat, nur noch eines übrig hatte. Mit ihm verbunden begann Guebriant 1643 die feſte Stadt Rottweil im Schwarzwald zu belagern und wurde tödtlich verwundet, aber die Stadt fiel durch Verrath. Die Vorhut der Weimaraner wurde in Geislingen von Spork überfallen und übel zugerichtet. Die Weimaraner und Franzoſen, von Ranzau befehligt, wollten in Schwaben überwintern und nahmen ihr Hauptquartier in Tuttlingen. Da beſchloß Mercy, den nicht nur Johann de Werth und Karl von Lothringen zu dieſem Zweck unterſtützten, ſondern dem auch Hatzfeld in Perſon zuzog, die ganze franzöſiſche Streitmacht in Deutſchland mit einem Schlage zu vernichten. In aller Stille zogen die Bayern, Johann von Werth voran, die Donau aufwärts, und am 25. November 1643, bei dichtem Schneegeſtöber, drangen ſie ſo ſchnell in Tuttlingen ein, daß ſie ſich im Mittelpunkt der Stadt und der ganzen feindlichen Stellung befanden, ehe der Feind es hindern konnte. Nun griffen ſie die außerhalb der Stadt gelagerten Franzoſen von hinten an, während Hatzfeld, der die Stadt umgangen hatte, die Flucht von der andern Seite hemmte. Ranzau und

die Blüthe des französischen Adels wurden gefangen. Nur die deutschen Reiter unter Rosen entkamen, der auch den kranken Taupadel aus Rottweil flüchtete. In dieser Stadt war am Abend vor der Schlacht auch Guebriant an seiner Wunde gestorben, das Unglück der Seinen vorahnend. Der geniale Mercy verfolgte seinen Weg und säuberte Schwaben vom Feinde, konnte aber Hohentwiel nicht einnehmen, welches Wiederhold immer noch festhielt.

Die geflüchteten Weimaraner schlugen sich in Burgund mit den Bauern um Lebensmittel herum. Erst im Sommer 1644 erschien Turenne, der wie Guebriant unter Bernhard von Weimar den Krieg gelernt hatte, an der Spitze eines neuen französischen Heeres, um Freiburg im Breisgau zu entsetzen, welches Mercy belagerte, wagte aber nicht, den gefürchteten Mercy anzugreifen, bis der Herzog von Enghien ihm mit einem zweiten Heere zu Hülfe kam. Die Franzosen griffen nun an und erlitten eine blutige Niederlage. Wenig Ehre macht dem großen Condé (Enghien) das frivole Wort, was er damals hinwarf: „Unser Verlust hat nichts zu bedeuten, denn in Paris werden in einer Nacht wieder so viele Menschen gezeugt, als hier gefallen sind.“ Mercy, obgleich Sieger, mußte sich aus Mangel an Lebensmitteln zurückziehen. Johann de Werth nahm Mannheim und Höchst und behauptete die Bergstraße, während die Franzosen sich am Oberrhein setzten. Im Jahr 1645 zog zwar Johann de Werth nach Böhmen ab, um Hatzfeld zu unterstützen, Turenne aber benutzte seine Abwesenheit nicht, sondern griff Mercy erst im Mai an, als Werth schon wieder zurück war. Diese Zögerungen, die sich damals bei allen Kriegsparteien wiederholten, erklären sich theils aus der immer zunehmenden Schwierigkeit, Armeen in verödeten Ländern zu unterhalten, theils aus dem wechselnden Gange der Friedensverhandlungen. Turennes Angriff wurde abermals von dem unvergleichlichen Mercy in einem nur einstündigen Kampfe bei Herbsthausen unweit von Mergentheim total abgeschlagen. Viele Franzosen ertranken bei Wertheim im Maine, viele andere wurden im Spessart und Odenwalde von den Bauern erschlagen. Nun aber kam Enghien mit einem neuen großen französischen Heere an, noch verstärkt durch

die Hessen unter General Geis. Mercy wurde nur von dem kurkölnischen General Geleen unterstützt und sein Heer war viel kleiner als das französische. Dennoch, als ihn Enghien am 3. August bei Allerheim im Ries angriff, schlug er denselben wieder zurück, wurde aber von einer Kugel getödtet. Zugleich jagte Johann de Werth mit seinen Reitern die französische Reiterei in wilde Flucht und nahm ihren Anführer Grammont gefangen. Aber die Hessen stellten die Schlacht her, indem sie das durch Mercys Tod bestürzte bayrische Fußvolk angriffen und zurückwarfen. Geleen wollte helfen und wurde gefangen. Johann de Werth kam zu spät zurück, um den Sieg der Bayern herzustellen. So wurde die Schlacht auf beiden Seiten gewonnen und verloren.

In demselben Monat August 1645 war der sächsische Kurfürst vom Kaiser abgefallen und hoffte durch schwedische Gunst beim allgemeinen Frieden bessere Bedingungen für sich herauszuschlagen. Dieses Beispiel ahmte nun der bayrische Kurfürst nach, sofern er durch die französische Gunst am Ende mehr zu gewinnen hoffen durfte, als durch die Treue, mit der er bisher an der Seite des Kaisers verharrt hatte. Während noch seine Bayern unter Mercy und Johann de Werth ihr Blut zu ihrem unsterblichen Ruhm für die deutsche Sache vergossen, stand Maximilian schon in eifriger Correspondenz mit Frankreich. Der Kaiser war damals so ohnmächtig, daß er den Bayern nur 5000 Mann zu Hülfe schicken konnte. Daraus erklärt sich, warum Grammont von Maximilian aufs ehrenvollste empfangen, gegen Geleen ausgewechselt und mit Freundschaftsversicherungen nach Paris geschickt wurde, und warum von nun an der Kampf zwischen Bayern und Frankreich aufhörte. Enghien und Turenne gingen zurück; über die Bayern setzte Max nicht den siegreichen Johann de Werth, sondern den besiegten Geleen, weil der erstere zu kaiserlich gesinnt war.

Im Jahr 1646 kam wieder eine Vereinigung der beiden dem deutschen Reiche so verderblichen Hauptarmeen, der französischen unter Turenne und der schwedischen unter Wrangel zu Stande. Hierauf vereinigten sich auch die Kaiserlichen unter Erzherzog Leopold wieder

mit den Liguisten unter Geleen im Hessischen und beide Heere lagerten einander gegenüber. Aber es kam zu keiner Entscheidungsschlacht, weil Geleen vom Kurfürsten Max geheimen Befehl hatte, nicht anzugreifen. Hunger und Seuchen zwangen nun den Erzherzog, sich zurückzuziehen, aber Wrangel und Turenne gewannen ihm die rechte Flanke ab und drängten ihn nach Schwaben hinein, so daß ihnen das Bayerland unvertheidigt offen lag. Das diente nun dem alten Max zum Vorwand, um förmlich zu Frankreich überzutreten. Daß ihn der Kaiser nicht geschützt habe und daß er nicht abermals Bayern vom Feinde habe wollen verheeren lassen, mußte ihn entschuldigen, als er im November 1646 zu Ulm seinen Frieden mit Frankreich schloß. Dieser Abfall des Bayern vom Kaiser und Reiche war noch schmählicher als der des Sachsen und Brandenburgers, weil er mehr Ehre zu verlieren hatte, als jene. Das hatten die braven Bayern, die mehr als alle andern deutschen Volksstämme zur Erhaltung des deutschen Reichs und der deutschen Nationalehre geleistet hatten, wahrlich nicht verdient, daß auch ihr Kurfürst jetzt die deutsche Sache aufgab und dem Reichsfeind an die Hand ging. Es wurde auch tief empfunden. Geleen, den der Kurfürst mißbraucht hatte, dankte voll Unwillen ab. Johann de Werth konnte sich nicht darein finden, jetzt an der Seite derselben Franzosen fechten zu sollen, die er so oft geschlagen hatte, und glaubte vollkommen in seinem Recht zu seyn, wenn er die ganze bayrische Armee zum Kaiser hinüberführe, weil sie dem Kaiser und Reich verpflichtet sey. Aber die Bayern blieben ihrem Stammfürsten gehorsam und dem edlen Johann de Werth folgten nur 9 Regimenter und auch diese verließen ihn, so daß ihm nur Spork mit wenigen Reitern blieb und sie sich nur durch einen schnellen Ritt nach Böhmen retten konnten. Der Kaiser nahm ihn in seine Dienste und rechtfertigte ihn, als der seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich redlich nachgekommen sey.

Niemals vorher war Deutschland in einer schmählicheren Lage gewesen, da zwei siegreiche Feinde mitten im Reiche standen und alle deutschen Fürsten mehr oder weniger gemeine Sache mit ihnen gemacht hatten, der Kaiser aber besiegt und völlig isolirt war.

3.

Das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Man begreift nicht recht, warum Wrangel und Turenne nicht jetzt schon gegen Wien vorrückten, um den Kaiser zu einem schimpflichen Frieden zu zwingen, bevor er neue Rüstungen machen konnte. Vielleicht geschah es nur der Lebensmittel wegen, daß Wrangel mit dem schwedischen Heere im Winter auf 1647 ins Allgäu zog, wo ihm zu Kempten und in der bregenzer Klause das Landvolk einen wüthenden Widerstand entgegen setzte. Turenne mit der französischen Armee lag im Darmstädtischen und verheerte dieses Land mit Mord und Brand, weil der Fürst desselben, Landgraf Georg, der einzige und letzte Reichsfürst war, der dem Kaiser noch treu blieb. Unterdeß entwickelte Piccolomini in den Niederlanden wieder eine größere Thätigkeit und machte sogar einen Einfall in Frankreich, wodurch Turenne zum Rückzug über den Rhein genöthigt wurde. Die Weimaraner wollten ihm nicht nach Frankreich folgen, weil sie sich dazu nicht für verpflichtet hielten. Nachdem er sie vergeblich gebeten hatte, setzte er ihnen nach, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, 2000 deutsche Reiter aber, von Wilhelm Hempel geführt, entkamen ihm und gingen zu den Schweden über.

Jetzt erst griff Wrangel im Sommer 1647 die kaiserlichen Erblande an und eroberte Eger. Ferdinand III. machte den Melander von Holzapfel, der voll Unwillen über Amaliens undeutsche Politik den hessischen Dienst verlassen hatte, zum Generalissimus seiner Truppen und zog mit ihm und Johann de Werth vor Eger. Allein es kam hier nur zu blutigen Gefechten, zu keiner Hauptschlacht. Man lagerte sich gegenüber und manövrirte sich nach Bayern hinein. Dadurch gewann der Kaiser wenigstens, daß sich im September der alte Max wieder für ihn erklärte. Offen mit dem Reichsfeinde mochte er doch gegen den Kaiser nicht kämpfen; blieb er aber neutral und unthätig, wer sollte dann beim Friedenscongreß seine Interessen be-

achten? Doch auch jetzt noch blieb seine Politik zweideutig und perfid, denn obgleich er sein Heer unter dem neuen General Gronsfeld zu den Kaiserlichen stoßen ließ, gab er ihm doch den geheimen Befehl, jedem Kampf mit den Franzosen auszuweichen, weil er immer noch mit Mazarin vertraulich correspondirte. Auch mußte ihm der Kaiser den rechtschaffenen Johann de Werth zum Opfer bringen und verabschieden, denn ein deutscher Fürst, der sich mit einer fremden Macht gegen sein deutsches Vaterland verbindet, kann keinen Patrioten leiden. Wrangel zog nun wieder den kürzern und wurde von den Kaiserlichen und Bayern bis an die Weser verfolgt. Weiter aber durften die Bayern nicht gehen, weil Mazarin es dem Kurfürsten Max so vorschrieb. Holzapfel konnte nun auch weiter nichts thun, als Rache an der hessischen Landgräfin nehmen und den Landgrafen Georg gegen sie schützen.

Im nächsten Frühjahr 1648 kam Turenne, nachdem Piccolomini zurückgegangen war, abermals mit Heeresmacht nach Deutschland, um mit den Schweden vereinigt die immer mehr geschwächte kaiserliche Macht vollends niederzuwerfen ohne Rücksicht auf Bayern, welches nur zu viele Rücksicht auf Frankreich genommen hatte. Holzapfel war zu schwach, um ihre Vereinigung zu hindern, und stellte sich ihnen auch an der bayrischen Grenze in Gemeinschaft mit Gronsfeld vergebens entgegen, denn er wurde bei Zusmarshausen besiegt und fand in der Schlacht den Tod, am 17. Mai. Gronsfeld wurde vor ein Kriegsgericht gestellt als schuldig am Verlust der Schlacht, rechtfertigte sich aber durch die zweideutigen Instructionen des Kurfürsten Max. Die Sieger wälzten sich nun über Bayern und Turenne wetteiferte mit Wrangel, es zu verheeren ohne Rücksicht auf die halbfranzösische Politik des Kurfürsten. Ein schwedisches Corps unter Königsmark fiel zugleich in Böhmen ein und die Hessen unter Geis schlugen ein kaiserliches Corps unter Lamboi. Auch in den Niederlanden erfocht der große Condé einen Sieg über die Spanier bei Lens. So erlebte der Kaiser Schlag auf Schlag nur Niederlagen und sahe Wien von Böhmen und Bayern her nahe bedroht. In dieser Bedrängniß rief er wieder Piccolomini und Johann de

Kapitel CCCXCII.

Verhalten der Katholiken.

Bei den Katholiken zeigte sich um dieselbe Zeit ein Fortschreiten. Indem der Lauf der Reformation stockte, drangen die Altgläubigen wieder vor. Ueberhaupt aber mußten sie schon darum kampflustiger seyn, weil der Frieden ihnen mehr als der Krieg gefährlich war. Die Bekehrungen, den stillen Abfall des Volks in Friedenszeiten mußten sie bei weitem mehr fürchten, als offne Schlachten. Die deutschen Kaiser waren zwar zu friedliebend oder zu schwach, und die katholischen Fürsten zu unbedeutend, um entscheidende Schritte zu thun, desto mehr aber that der Papst und der neue König von Spanien, Kaiser Kals Sohn, Philipp II. Diese beiden lenkten jetzt die katholische Welt, der Papst durch die Jesuiten, der Spanier durch Kanonen, und gaben im Westen Europa's das Beispiel, dem die Deutschen bald genug folgen sollten. Philipp II hielt es für seine heiligste Pflicht, die Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten, und er that es, so weit sein Arm reichte. In Spanien und bald auch in den Niederlanden floß das Blut der Reformierten in Strömen, und sein Schreckensystem schien so sicher zum Ziele zu führen, daß es bald überall Nachahmung fand, nicht nur bei andern katholischen Fürsten, wie in Frankreich, wo 1572 alle Hugenotten in einer Nacht ermordet wurden, und König Karl IX eigenhändig auf seine Unterthanen schoß, sondern auch bei den Reformierten selbst, denn diese verfuhren in England, wo sie herrschten, mit den Katholiken nicht viel gelinder. In Deutschland fand diese Mordgier erst später Eingang, und es blieb mitten im Sturm noch ruhig. Desto williger aber gab es dem Einfluß sich hin,

Werth an die Spitze seiner Truppen, während Enkevort von Maximilian an die Spitze der bayrischen gestellt wurde. Wrangel wollte unter Begünstigung einer neuen Empörung in Oberösterreich nach Wien vordringen, aber es war schon spät im Herbst und der Inn so angeschwollen, daß er nicht hinüber konnte. Er blieb nun einstweilen in Bayern und da er erfuhr, daß sich bei Dachau noch ein geschontes Hirschgehege befinde, lud er Turenne am 6. October zu einer großen Jagdpartie ein. Johann de Werth erfuhr es, überfiel die Regimenter, die jene zu ihrem Schutze aufgestellt hatten, erbeutete 800 Pferde und verfolgte die Jagenden so hitzig, daß sie nur durch einen Zufall entkamen, indem ihnen ein Hirsch, den sie selbst jagten, eine Furth durch die Sümpfe zeigte. Wrangel verlor auf dieser Flucht seinen Degen, ließ aber zur Rache 20 bayrische Dörfer in Brand stecken.

Unterdeß war Königsmark rasch vor Prag gerückt, hatte die Neustadt durch Verrath und Ueberraschung erobert und machte darin große Beute. Im Palast des Grafen Colloredo, der die Altstadt noch immer ritterlich vertheidigte, fanden die Schweden zwölf Tonnen Goldes. Damals wurde auch die berühmte Bibel des Ulfilas aus Prag geraubt und nach Schweden gebracht, wo sie sich noch jetzt befindet. Auch die von Kaiser Rudolf II. zusammengebrachte kostbare Gemäldegalerie wurde geplündert. Die herrlichsten Bilder von Correggio kamen nach Stockholm, wo die junge Königin Christine, Gustav Adolfs Tochter, sich das kindische Vergnügen machte, die schönsten Köpfe auszuschneiden und auf Tapeten zu kleben. Der Rest dieser unschätzbaren Sammlung, der noch 250 Gemälde umfaßte, kam später nach Paris in die Galerie Orleans. — Während Königsmark immer noch vergebens die Altstadt von Prag angriff, brachte ihm der zum Generalissimus der schwedischen Kriegsmacht ernannte Pfalzgraf Karl Gustav, den viele schon als Christinens Verlobten und künftigen König von Schweden ansahen, neue Verstärkungen und wollte eben die Hauptstadt stürmen.

Da flogen Trompeter durch das ganze Reich, und kündeten allen Heeren, allen belagerten Städten, den zitternden Fürsten, dem

thränenbleichen Volk und den Ruinen und Gräbern endlich Frieden an. Die wilde Soldateska stutzte und brach dann in die gräßlichste Wuth aus. Wie, erst dreißig Jahre? und wir sollten schon aufhören zu rauben, zu schänden, zu sengen und zu brennen? Wrangel warf zu Feuchtwangen vor Zorn seinen Generalshut zur Erde und befahl, auf dem Rückmarsch noch einmal alle Furien des Kriegs loszulassen. Ueberall, wo die Schweden nach dem Friedensschlusse abziehen mußten, zerschlugen und zerhieben und verwüsteten sie alles, was noch ganz war und verbrannten muthwillig die Dörfer, um, wie Logau sagte, gleich dem Teufel, wenn er endlich entweicht, wenigstens noch einen höllischen Gestank zurückzulassen. Selbst Städte entgingen diesem Schicksal nicht. Die freundliche Stadt Liegnitz in Schlesien wurde beim Abzug der Schweden in Brand gesteckt, und die benachbarte Stadt Jauer erlitt dasselbe Schicksal durch die Kaiserlichen. Diese unglückliche Stadt mag als ein Beispiel dienen, was während des dreißigjährigen Krieges die Bürger zu leiden hatten. Sie wurde nämlich heimgesucht 1621 von den Truppen des Markgrafen Georg von Brandenburg und von den Sachsen, 1622 von dem Seligmacher Dohna mit den lichtensteinischen Dragonern, 1626 von Wallenstein, 1629 von den Lichtensteinern, 1632 von den Sachsen, 1633 von der Pest, an der 1000 Einwohner starben, und von einer kaiserlichen Plünderung, 1635 von einer schwedischen Plünderung, 1640 abermals von einer schwedischen Plünderung und von einer Erstürmung durch die Kaiserlichen, 1642 von einer Eroberung durch die Schweden unter Torstenson, 1643 von den Kaiserlichen und von einer Hungersnoth, 1644 von den Schweden, endlich 1648 vom Brande, der sie ganz zerstörte.

Die Franzosen betrugen sich beim Abzug aus Deutschland nicht um ein Haar besser als die Schweden. Sie schonten nicht einmal katholische Orte, verbrannten das große Benedictinerkloster Neresheim und die katholische Reichsstadt Weil. Im Schwarzwald und Elsaß bewaffneten sich die Bauern gegen die französischen Plünderer, die endlich abzogen.

Auch nach dem Frieden blieb Deutschland noch lange eine Wüste.

Als Abt Meinrad von Neresheim, welcher 1648 beim Brande seines Klosters von den Franzosen mißhandelt und verwundet worden war, dann ein Jahr lang gebettelt hatte, 1649 wieder zurückkehrte, fand er die ganze Gegend von Neresheim ausgestorben, alle Dörfer in Asche gelegt und auf viele Meilen weit keine menschliche Seele. Um nicht Hungers zu sterben, mußte er vom Aase todter Thiere essen. Und so sah es leider überall in Deutschland aus. Im Herzogthum Württemberg blieben nur noch 48,000 Seelen übrig, am weinreichen Neckar waren fast alle Reben ausgerottet. Die Stadt Berlin, die doch verhältnißmäßig geschont geblieben war, zählte nur noch 300 Bürger. In Pommern verschwanden eine Menge Dörfer und wurden nie wieder aufgebaut. Es brauchte viele Jahre, ehe sich Deutschland nur einigermaßen wieder erholte. Betkius schreibt in seinem excidium Germaniae: „Ihr wisset, wie über euch fliegende Drachen, giftige Scorpionen, zerreißende Bären und Löwen kommen sind, die eure Städte ausgebrannt, eure Schätze mit großen Schlagfässern aus euren Landen geführt; eure Erndten, Brodkern, Ochsen, Schafe und Viehe vor euren Augen verzehret: viel tausend Bürger und Bauern ins Wasser gejagt, in den Wäldern zu todte gemartert, aufgeschnitten und das Herz aus dem Leibe genommen, Ohren, Nasen und Zungen abgeschnitten, und die Fußsohlen eröffnet; unflätige Getränke eingegeben und dadurch zu todte gemartert; Weiber und zarte Mägdelein zu todte geschändet, und so barbarisch gehaust, daß aller Menschen Sinne es nicht begreifen mögen. Wie jämmerlich stehen eure großen Städte? Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken; da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesperr, Thüren oder Fenster zu sehen ist. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen? Sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführet, zu Cloaken, zu Pferdeställen, Marketender-Häusern und Hurenwinkeln gemacht, und auf den Altären ihren Mist gelegt. — Ach Gott! wie jämmerlich stehets auf den Dörfern? Man wandert bei 10 Meilen, und siehet nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Oertern ein

alter Mann und Kind, oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern ſind die Häuſer voller todten Leichname und Aeſer gelegen, Mann, Weib, Kinder und Geſind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochſen, neben und untereinander von der Peſt und Hunger erwürget, voller Maden und Würmer, und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefreſſen worden, weil niemand geweſen, der ſie begraben, beklaget und beweinet hat. — Erinnert euch ihr Städte, wie viele in ihrer großen Mattigkeit ſtarben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angeſichte ſind weggenommen worden. Ihr wiſſet, wie die Lebendigen ſich untereinander in Winkeln und Kellern geriſſen, geſchlachtet und gegeſſen; daß viele vor den Thüren nur um einen Hund und Katze gebettelt; daß die Armen in den Schindergruben Stücke vom Aaß geſchnitten, die Knochen zerſchlagen, und mit dem Marke das Fleiſch gekocht, das oft voll Würmer geweſen.“ Dann mit einem Hinblick auf die deutſchen Höfe, die mitten im allgemeinen Jammer ſchon anfingen, die Ueppigkeit des Pariſer Hofes nachzuahmen, fährt der zürnende Patriot fort: „Teutſchland liegt im Kothe, Schmach, Jammer, Armuth und Herzenleide bis über die Ohren: Stehet unter dem Bann und Fluche Gottes, wegen aller begangenen Greuel, Weiberſchändungen, Fluchen, Läſtern und Blutvergießen; die viel Tauſend mal Tauſend arme junge Seelen, ſo unſchuldig bei höchſter Unwiſſenheit in dieſem Kriege ſind hingeſchlachtet worden, ſchreien Tag und Nacht unaufhörlich zu Gott um Rache, und die Rechtſchuldigen, die es verurſacht, ſitzen in ſtolzer Ruhe, Freiheit, Frieden und Sicherheit und halten Gaſtereien und Wohlleben.“

4.

Der weſtphäliſche Frieden.

Der ſchon lange vorbereitete und am 10. April 1645 wirklich eröffnete Friedenscongreß hatte ſich von Anfang an getheilt, in Osna-

brück nämlich wurde mit Schweden, in Münster mit Frankreich unterhandelt. Der Abschluß des Friedens wurde nur durch den Wunsch der kriegführenden Parteien, erst noch im Felde einen Vortheil zu erkämpfen, und insbesondere noch durch die Eifersucht zwischen Schweden und Frankreich verhindert, weil jede dieser beiden Mächte durch ihre Armee immer neue und größere Siege erringen wollte, um den Frieden in ihrem Interesse dictiren zu können. Wenn man liest, wie anfangs der Kaiser, so lange er noch Glück im Felde hatte, zögerte, wie der französische und schwedische Gesandte beim Congreß über ein Jahr auf sich warten ließen und wie nachher die Bevollmächtigten in Osnabrück und Münster um den Titel, um den Vortritt und Vorsitz, um die Ehre der ersten Begrüßung ꝛc. Monate, Jahre lang stritten, so war das keineswegs bloße Pedanterei, sondern nur ein Vorwand der Verzögerungen. Es war Politik der kriegführenden Mächte, mit solchen Kleinigkeiten die Unterhandlungen so oft und so lange aufzuhalten, als sie einen neuen Erfolg von ihren Generalen erwarteten. Uebrigens unterhandelte das Reich nur dem Namen nach, in Wirklichkeit entschied das Sonderinteresse der Fürsten. Es war dem kaiserlichen Gesandten auf dem Congreß, die Gesandten der deutschen Fürsten für eine gemeinsame deutsche Reichspolitik zu gewinnen und patriotisch zu einigen unmöglich, weil sowohl der bayrische als der sächsische Kurfürst, von den andern deutschen Fürsten zu geschweigen, lieber der französischen und schwedischen Politik dienten, als der kaiserlichen, und mit Hülfe des Auslandes ihre dynastischen Interessen gerade auf Kosten des Kaisers und des Reiches fördern wollten. Denn was ihnen der Kaiser nie zugestehen konnte, Beraubung ihrer deutschen Nachbarn und Souveränetät, das wurde ihnen von Frankreich und Schweden gern zugestanden.

Wassenberg, ein guter Patriot, suchte damals dem gesammten deutschen Volke sein wahres Interesse klar zu machen, und schrieb ein Buch, in welchem er die Deutschen aufforderte, alle zusammenzustehen und die Fremden hinauszuwerfen. Allein das blieb ein frommer Wunsch und wurde nicht beachtet. Viel mehr Glück hatte Chem-

nitz, der oben schon genannte, den Schweden verkaufte Deutsche, der unter dem Namen Hippolytus a lapide ein Buch schrieb, worin er die deutsche Reichsverfassung dem Spotte preisgab und als ein gänzlich veraltetes und lächerlich gewordenes Ding bezeichnete. In der Wirklichkeit gebe es, so behauptete er, gar keine deutsche Nation, noch ein einiges Reich derselben, sondern nur Volksstämme und Dynanastien mit den verschiedenartigsten Interessen. Daß diese Interessen direct dahin gerichtet seyn könnten, einen deutschen Volksstamm von den übrigen vollkommen zu trennen und abzulösen, bewiesen die Schweizer und Holländer. Mit demselben Rechte könnten auch andere Theile des s. g. Reichs abgelöst werden. Indem Chemnitz damit den Raub deutscher Provinzen durch die Schweden und Franzosen beschönigte, vergaß er nicht, den deutschen Fürsten zu schmeicheln, und erkannte ihnen das Recht, ihr Sonderinteresse über das des Reiches zu stellen, und die Souveränetät zu. Damit sprach er aus, was die damaligen Machthaber wirklich wollten, und dagegen konnte weder der besiegte Kaiser, noch der arme Wassenberg aufkommen. Die deutsche Nation, um deren Existenz es sich handelte, schien in der That nicht mehr vorhanden zu seyn und Chemnitz vollkommen recht zu haben.

Das Schicksal unseres großen Vaterlandes lag jetzt in den Händen des aller Scham entblößten französischen Gesandten Avaux, der es noch als Großmuth angesehen wissen wollte, daß Frankreich nicht das ganze linke Rheinufer behielt, und des Schweden Salvius, der immer fürchtete, von diesem seinem Hauptnebenbuhler überlistet zu werden, und daher in frechen Forderungen mit ihm wetteiferte. Dem erstern zur Seite stand Servien, dem letztern Johann Oxenstierna, des großen Kanzlers Sohn. Nur Graf Trautmannsdorf, ein großer, häßlicher, aber ernster und würdevoller Mann, des Kaisers Gesandter, leistete ihnen langen und festen Widerstand und brachte sie wenigstens von ihren gröbsten Forderungen zurück. Ihm zur Seite stand der schlaue Volmar, ein wieder katholisch gewordener Württemberger. Der Holländer Paw sorgte trefflich nur für sein Land. Eben so alle andern Gesandten, denen es nirgends um das große Ganze des deutschen Vaterlandes, sondern

nur um die Rettung oder Gewinnung kleiner Länderfetzen aus der großen Beute zu thun war.

Also wurde das Elend des Krieges durch die Schande des Friedens wo möglich noch überboten. In derselben Gegend von Westphalen, wo Arnim einst die römischen Legionen geschlagen hatte, bog jetzt Deutschland seinen Nacken unter das fremde Joch. Zu Münster schloß Spanien mit Holland Frieden. Die Lostrennung Hollands vom deutschen Reiche wurde anerkannt und Deutschland verlor dadurch nicht nur seine wichtigste Küste, die erste Bedingung einer nationalen Marine, sondern auch die freie Rheinschiffahrt, womit der Ruin aller Rheinstädte entschieden war. In gleicher Weise wurde die Lostrennung der Schweiz vom deutschen Reiche jetzt erst feierlich ausgesprochen. Zu Münster schloß auch das Reich mit Frankreich ab und mußte demselben das ganze Elsaß einräumen mit einziger Ausnahme der Reichsstädte, namentlich Straßburgs, und der reichsritterschaftlichen Besitzungen. Ferner behielten die Franzosen die Festungen Breisach und Philippsburg, die Schlüssel zu Oberdeutschland. Durch diese Thore konnten jeden Augenblick wieder französische Heere hereinziehen, die kleinen Fürsten Süddeutschlands hatten keine Schutzwehr mehr gegen sie und kamen unter französischen Einfluß. — In Osnabrück schloß das Reich mit Schweden ab, und mußte demselben Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern, die Insel Rügen, die Städte Stralsund und Wismar, die Bisthümer Bremen und Verden, also die wichtigsten Nordküsten des Reichs abtreten und außerdem noch fünf Millionen Thaler Kriegskosten bezahlen.

Was von dem also zerrissenen Reiche noch übrig blieb, hielt in den alten Formen nur noch kümmerlich zusammen. Das kaiserliche Ansehen verlor alle Bedeutung. Alle Glieder des Reichs wurden damals schon souverain, denn sie erhielten das Recht, Krieg zu führen und Bündnisse zu schließen, mit wem sie wollten, und der Zusatz „nur nicht gegen das Reich“ war eine leere Formel. Während des langen Krieges und unter dem Druck der Fürsten und ihrer Heere waren die ständischen Rechte mit Füßen getreten worden. Die Für-

ſten erlangten immer mehr unumſchränkte Gewalt im Innern. Auch in den Städten hörte mit dem Wohlſtand die bürgerliche Freiheit auf und machte einem engherzigen Familienregiment der Magiſtrate Platz. Da ſo lange Zeit in Deutſchland faſt niemand ſeines Eigenthums und Lebens mehr ſicher geweſen war, herrſchten überall Kleinmuth und Verzagtheit vor und die Nation unterzog ſich geduldig allem, was ihre Fürſten und Obrigkeiten ihr vorſchrieben. Die Nation ſollte ſich ihrer ſelbſt nie wieder bewußt werden und die deutſchen Fürſten waren desfalls mit dem Ausland völlig einverſtanden. Deshalb ſang damals der edle Logau:

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor ſie Deutſchland konnten recht in ſich ſelbſt vergraben.
Jetzt ſind ſie doppelt ſorgſam, den Körper zu verwahren,
Damit nicht neue Geiſter in ſolchen etwa fahren.

Die Religionsparteien wurden auf gleichen Fuß geſtellt, das Reichskammergericht zu gleichen Theilen von Katholiken und Proteſtanten beſetzt. Bayern behielt ſeine Kur und die Oberpfalz, aber des vertriebenen Böhmenkönigs Sohn Karl Ludwig erhielt die rheiniſche Pfalz mit der Kurwürde zurück, theils damit die Proteſtanten nicht um eine Kurſtimme zu kurz kämen, theils im Intereſſe des Hauſes Habsburg, welches den Zwieſpalt im Hauſe Wittelsbach gern verewigen wollte. In Bezug auf das noch immer ſtrittige Kirchengut wurde im weſtphäliſchen Frieden vom Reſtitutionsedict Umgang genommen und zum Vortheil der Proteſtanten, die in dem großen Kriege zuletzt entſchieden das Uebergewicht erhalten hatten, das Jahr 1624 als das Normaljahr für alle Säculariſationen feſtgeſtellt, alſo daß der proteſtantiſchen Fürſten alle Bisthümer blieben, welche ſie damals, kurz vor dem Reſtitutionsedict inne gehabt hatten. In Norddeutſchland blieben nur das Erzbisthum Köln und die Bisthümer Münſter und Hildesheim katholiſch. Brandenburg erhielt Hinterpommern (was Schweden übrig gelaſſen), das Erzbisthum Magdeburg (außer vier Aemtern, die an Sachſen fielen), die Bisthümer Halberſtadt, Minden, Camin. Mecklenburg bekam die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Braunſchweig das Bisthum Os-

nabrück, jedoch unter der seltsamen Bedingung, daß hier je ein katholischer Bischof mit einem lutherischen Prinzen des Hauses abwechseln solle. Der Papst erklärte sich heftig gegen die Säkularisationen. Innocenz X. erließ eine eigene Bulle gegen den westphälischen Frieden. Da indeß der Religionseifer auch bei den Katholiken erkaltet war, so ließen sich die Fürsten gänzlich von der Politik beherrschen, und durch sie verlor der Papst nach der Reformation eben so viel, als während der Reformation durch den Religionseifer. Sein Ansehen sank wie das des Kaisers zu einem Schatten herab.

Bei allem Unglück war es immer noch ein Glück für Deutschland, daß sich wenigstens die Türken nicht auch noch in unsere Angelegenheiten mischten. Sie hielten den mit dem Kaiser eingegangenen Frieden. Sultan Murad IV., der 1640 starb, war mit Persien im Kriege und sein Nachfolger Ibrahim ein fauler Wollüstling.

Als im Jahr 1650 zu Nürnberg ein kaiserlicher Commissär die letzte Ausgleichung der Parteien und ihrer Forderungen betrieb, am 16. Juni der definitive Executions-Hauptreceß erlassen wurde und endlich die Friedenssonne heiter aus den langen Nebeln aufstieg, ritten die Nürnberger Knaben im langen Zuge auf Steckenpferden herbei, um dem grauen Verräther Octavio Piccolomini — denn das war der Commissär — ihren heitern Gruß zu bringen, was durch eine Denkmünze verewigt wurde. Deutschland hatte alles verloren, nur nicht seine Jugend, seine Zukunft. — Der fromme lutherische Liederdichter Paul Gerhard aber sang:

Gott lob, nun ist erschollen
Das edle Fried' und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder,
Im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.

5.

Die Barbarei im Gefolge des Krieges.

Nach dreißig Jahren voll Schlachten, Brand, Mord und Seuchen, ſah ſich Deutſchland nicht mehr ähnlich. Verhungerte Bauern, feige Bürger, lüderliche Soldaten, grollende Pfaffen, mattherzige Höflinge waren der Reſt des großen Geſchlechts, das untergegangen. Auch der letzten Reſte politiſcher Freiheit ging das deutſche Volk in jener Kriegszeit verluſtig. Die Landſtände verloren überall ihre Bedeutung. Die Reichsſtädte friſteten ein unmächtiges Daſeyn fort.

Die Volksſprache nahm von den vielen fremden Soldaten eine unglaubliche Menge ſpaniſche, italieniſche, franzöſiſche Wörter an, und dieſer Miſchmaſch wurde ſo ſehr Mode, daß man es für die höchſte Eleganz hielt, ſo viel als möglich ausländiſche Wörter mit deutſchen Endungen zu gebrauchen. Eben ſo buntſcheckig ahmte man die fremden Trachten nach. Wenn man die ganze Verwilderung im damaligen Deutſchland kennen lernen will, muß man den berühmten Roman „Abenteuerlicher Simpliciſſimus“ leſen, den ein Zeitgenoſſe, der Straßburgiſche Amtſchultheiß zu Renchen, Chriſtoph von Grimelshauſen, geſchrieben hat. Der Held dieſes Romans macht alle Leiden und Laſter des großen Krieges in den abenteuerlichſten Situationen mit und man erblickt die damaligen deutſchen Zuſtände wie in einem treuen Spiegel.

Das deutſche Reich hielt dem Namen nach noch zuſammen, aber nur noch als eine unbehülfliche Maſchine. Auf dem Reichstage tagten neben den Kurfürſten und Fürſten vier Grafenbänke (eine ſchwäbiſche, wetterauiſche, fränkiſche und weſtphäliſche), zwei Prälatenbänke (eine ſchwäbiſche und rheiniſche), zwei Bänke der Reichsſtädte. Die ſchwäbiſche, fränkiſche und rheiniſche Reichsritterſchaft war nicht auf dem Reichstag vertreten. Ohne den Reichstag konnte der Kaiſer nichts mehr im Reich verfügen. Die mächtigen Fürſten ließen aber ſein Anſehen nicht mehr aufkommen. Auch die kleinen Reichsſtände

welchen der Papſt mehr im Stillen durch die Jeſuiten übte.

Dieſer fürchterliche Orden erhob ſich in der Verderbniß und Verſumpfung der Zeit gleich einem Drachen, die ungeheuerſte Geburt, die je aus dem menſchlichen Geſchlecht hervorgegangen. Er ſelber war der Anti- und Pſeudochriſt, nahm argliſtig die Geſtalt Jeſu Chriſti an, ſendete ſeine Jünger in alle Welt, und nannte ſie Jünger Jeſu, Jeſuiten. Dieſen Orden verſchrieb ſich der Papſt, um die Hierarchie des römiſchen Stuhles zu beſchirmen, nachdem Gott ſich von ihm abgewendet. Auf Vertrauen war der Stuhl gegründet worden, und die fromme Liebe der Völker hat ihn länger als ein Jahrtauſend über ſich erhoben. Aber die Beſitzer des Stuhls machten der Liebe ſich unwürdig, und er begann unter ihnen zu wanken. Sie hatten nun die Wahl, hinabzuſteigen, oder jene Liebe und die alten Stützen ihres Thrones zu erneuern, oder mit Liſt und Gewalt ſich aufrecht zu erhalten. Der Papſt wählte das letztere, da verließen ihn die Engel und die böſen Geiſter traten zu ihm und dienten ihm. Da kamen, wie durch einen Zauber hervorgerufen, aus allen Winkeln der Erde jene ſchwarzen Geſtalten, und ſchaarten ſich um den Stuhl zu Rom, ihm Gehorſam zu erzwingen. Dieſer Zweck heiligt jedes Mittel, war ihr Geſetz, alſo war alles erlaubt und ſogar geboten, wenn es nur dem Papſt Vortheil brachte. Um dieſen Zweck zu erreichen, war es nothwendig, die Katholiken ſelbſt zum unbedingten Gehorſam gegen den Papſt zu zwingen, und die Ketzer entweder mit Liſt und Gewalt zu bekehren, oder völlig auszurotten. Zufolge des erſten wurde den Jeſuiten aufgelegt, das Volk durch Scheinheiligkeit zu gewinnen, Buße zu

konnten unter diesen Umständen kein Recht mehr finden, wenn nicht gegenseitige Eifersucht der Großen sie schützte.

Unter den Fürsten trieben nur noch einige die alte Völlerei fort, die meisten wurden doch von den Sorgen und der Angst des Krieges ernster gestimmt. Wenn man ihre Bildnisse sieht, bemerkt man in ihren Mienen den Kummer, der sie drückte, und die Furcht, ob ihnen ihre Anschläge, ihre Auskunftsmittel nicht mißrathen würden. Bei einigen macht sich der Einfluß der Renaissance, der italienischen und französischen Mode auffallend bemerklich. Sie suchten Trost und Zerstreuung in einer feinern Bildung und die classische Grazie, insbesondere die reizvolle Unschuld der Schäferpoesie zogen die durch die Greuel des Krieges geängstigten und verwundeten Herzen unwiderstehlich an. Fürst Ludwig von Anhalt, Bruder des kriegerischen Christian, war durch Reisen gebildet, hatte die italienischen Akademien kennen gelernt und suchte ihren Geist und ihre Formen nach Deutschland zu verpflanzen. Schon 1617 gründete er in seiner kleinen Residenz Cöthen die s. g. fruchtbringende Gesellschaft, die sich zum Zweck setzte, die deutsche Poesie auszubilden und die deutsche Sprache in ihrer Art rein zu erhalten, wie die italienische in der ihrigen. Freilich geschah das Gegentheil von dem, was die Gesellschaft wollte; denn die Sprachmengerei wurde ärger als je. Indeß konnten doch die Mitglieder unter den Schrecken des Krieges in ihr kleines poetisches Asyl flüchten und hier von Frieden und Unschuld träumen, die aus der Welt verschwunden waren. Fürst Ludwig überlebte den Krieg und starb erst 1650. Aufs genaueste mit diesem Streben verwandt war das der damals beginnenden s. g. ersten schlesischen Dichterschule, gegründet von Martin Opitz, dem jedoch schon einige andere, wie Höckh und Weckherlin, vorangingen. Auch ihnen galt es nur, die deutsche Verskunst nach der italienischen und französischen im Styl der Renaissance auszubilden, und sie hatten wenigstens das Verdienst, die Sprache aus der Grobheit des Knittelverses zu befreien, wieder biegsam und gefällig zu machen. Im Uebrigen fielen sie in die ärgste Unnatur im Gebrauch der antiken Mythologie und in widrige Affectation in der Nachahmung der

Schäfereien. Von einem Nationalgefühl war hier keine Spur mehr. Opitz war ein charakterloſer Speichellecker der Fürſten und vornehmen Herrn. Dieſer mit Unrecht heute noch belobte hatte die Unverſchämtheit, drucken zu laſſen, „er habe den Deutſchen die erſte Bahn zur Poeſie gezeigt.“ Die neue ſchleſiſche Schule artete noch während des dreißigjährigen Krieges in Nürnberg in eine ganz abſonderliche Ziererei aus durch die ſ. g. Pegnitzſchäfer, den dort von Harsdörfer, Klay und Birken gegründeten Poetenverein, der den bürgerlichen Standpunkt ganz aufgab und an allen deutſchen Fürſten anklopfte, um dieſelben anſingen zu dürfen, ſie mit Lorbeern zu krönen und ihnen Tempel des Ruhmes zu errichten.

Dieſem Extrem der höfiſchen Bücklinge trotzte indeß bei der großen Mehrheit ſelbſt der höhern Stände die alte Rohheit, die durch den Krieg nur noch mehr verwilderte. Die fürſtliche Beamtenwelt, vor allen die Juriſten wurden in der Grauſamkeit, zu der ſie die Carolina verpflichtete, durch die Barbarei des Krieges und durch das Beiſpiel der Soldateska noch verſtärkt. Alle Landes- und Stadtgeſchichten der Zeit wimmeln nicht nur von Belagerungen und Schlachten, ſondern auch von Privatverbrechen und gerichtlichen Hinrichtungen. In ſchwierigen Fällen holten ſich die Juriſten Rath bei ihren vormaligen Univerſitätslehrern, daher die Gutachten der juriſtiſchen Facultäten das Anſehen von höchſten Inſtanzausſprüchen erlangten. Das aus lauter gelehrten Juriſten zuſammengeſetzte Schöppengericht in Leipzig genoß den größten Ruhm und der gelehrteſte von allen, der allgebietende Benedict Carpzow unterſchrieb von 1620 bis 1666 allein 20,000 Todesurtheile. Mitten unter allem Jammer des dreißigjährigen Krieges wimmelte es von Hexenproceſſen und rauchten überall die Scheiterhaufen, als müſſe der Tod, der die Männer in den Schlachten hinraffte, die Weiber mit Hinrichtungen nachholen.

Im Heerweſen traten in Folge des langen Kriegs große Veränderungen und Verbeſſerungen ein. In den älteſten Zeiten hatten die Deutſchen in ihrem Heerbann ein vortreffliches Fußvolk, vor allen die Franken. Im Mittelalter galt ausſchließlich die adelige

Reiterei als Ritterthum. Gegen daſſelbe führte ſeine erſten ſiegreichen Schläge wieder das Fußvolk der Frieſen, Dithmarſchen und Schweizer. Dann bildeten die deutſchen Landsknechte ein neues furchtbares Fußvolk, welches jedoch nur mit Spießen oder Hellebarden bewaffnet war. Neben dieſem Fußvolk der Linie brauchte man Armbruſtſchützen, am zahlreichſten und vorzüglichſten in England. In Spanien entſtanden ſodann die mit ſchweren Büchſen bewaffneten Hakenſchützen. Kanonen brauchte man anfangs nur bei Belagerungen, ſchweres Feldgeſchütz kam erſt nach und nach auf und blieb lange unbehülflich, bis Guſtav Adolf leichteres (anfangs ſogar von Leder) einführte. Derſelbe verwandelte auch die ſchweren Hakenbüchſen (ſo genannt, weil man ſie auf einen tragbaren Haken auflehnte), in leichte Musketen, und machte die Musketiere zum Kern des Fußvolks, an die ſich ſpäter erſt die Grenadiere, als welche Handgranaten warfen, anreihten. Von der alten Ritterſchaft blieben nur die Küraſſiere übrig, die noch Harniſche und Helme trugen wie im Mittelalter. Aber ſchon Mansfeld und nachher Guſtav Adolf führten die leichtern Dragoner ein, ohne Harniſch und mit Karabinern bewaffnet, Musketiere zu Pferde. An ſie reihten ſich die ungariſchen Huſaren und polniſchen Koſacken als leichte Kavallerie, die Croaten als leichte Infanterie. Das Charakteriſtiſche der ſoldatiſchen Tracht im 30jährigen Kriege waren ungeheure breite Filzhüte mit einer Feder, ſehr weite Stiefeln, offene Hemdkragen, nicht ganz mehr ſo phantaſtiſch, wie die ältere Tracht der Landsknechte, aber ein wenig banditenmäßig. Die gute Zucht, welche Tilly, ja eine Zeitlang auch Guſtav Adolf in den Lagern einführte, ließ ſich auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wurden zuletzt alle Lager von der Unzucht angeſteckt, die bei den Mansfeldern und Friedländern (Wallenſteinern) vorherrſchte. Man konnte die Soldaten nur noch zuſammenhalten, indem man ihnen das Rauben und Plündern und jeden Sinnengenuß erlaubte. Die täglich dem Tode ins Angeſicht ſehen mußten, wollten das Leben noch genießen. Wenn aber den Bauern alles genommen war, wurden auch ſie Räuber und löste ein großer Theil des deutſchen Volks

ſich in herumziehende Banden auf, die ſich erſt langſam wieder an Ackerbau und Handwerk gewöhnten.

Unter den Geiſtlichen beider Religionsparteien wird in der Zeit des großen Kriegs eine Neigung zur Milde und Demuth bemerklich, die ſehr von dem frühern Uebermuth und Fanatismus abweicht. Jede Hoffahrt des Klerus war unter die Fürſtengewalt und Soldatenherrſchaft gebeugt. Die echt chriſtliche Milde tritt auf eine höchſt merkwürdige Weiſe bei drei deutſchen Jeſuiten hervor, bei Friedrich von Spee, der in ſeinem großen Gedicht „Trutz Nachtigall" die myſtiſche Verbindung der Seele mit dem Bräutigam Chriſtus in lieblichen Verſen beſang und dem zuerſt der Ruhm gebührt, muthig gegen den Hexenwahn aufgetreten zu ſeyn. Ein anderer Jeſuit, Jakob Balde, Hofprediger in München, ſchrieb lateiniſche Dichtungen von ſo edlen Gefühlen eingegeben und in ſo ſchönem Ausdruck, daß Herder ſie ſpäter überſetzte und den proteſtantiſchen Leſern empfohlen hat. Sie enthalten wehmüthige Klagen über die Zerriſſenheit und das Unglück Deutſchlands. Der dritte der bezeichneten Jeſuiten war Angelus Sileſius (Scheffler) in Schleſien, deſſen tiefſinnige und doch kindlich fromme Dichtungen jetzt noch allgemein, beſonders auch unter den Proteſtanten verbreitet ſind. Die Geiſtlichkeit der letztern hatte noch mehr Urſache zur Demuth, weil ſie nur noch von der Gnade und Laune der Fürſten und ihrer Juriſten abhing und in der Kriegszeit entſetzlich Noth litt. Aber gerade dieſe Noth hat ſie geläutert, die flacianiſchen Hoffahrtsteufel ausgetrieben und aus den theologiſchen Zänkern wieder treue Hirten (Paſtoren) ihrer Gemeinde gemacht. Von dem ſchönen Gottvertrauen jener Hirten und der Zeit der bitterſten Kriegsnoth geben noch viele Kirchenlieder Zeugniß, unter denen die des Paul Gerhard die beſten ſind.

Fünftes Buch.

Frankreich unter Richelieu und Mazarin.

1.

Cardinal Richelieu.

Im Jahr 1624 hatte König Ludwig XIII. von Frankreich im richtigen Instinct, weil er zum Selbstregieren nicht einsichtsvoll und energisch genug war, den Cardinal, Herzog von Richelieu, zu seinem ersten Minister gemacht. Dieser große Staatsmann durchschaute die ganze Schwäche und Zerfahrenheit des deutschen Reichs und entwarf den Plan, Frankreich auf Kosten Deutschlands groß zu machen. Er mußte jedoch vor allen Dingen in Frankreich selbst erst freie Hand haben und war noch immer gehemmt durch die Partei der Hugenotten. Da wagte er den Meisterstreich, den damals der Pfalz wegen besorgten Engländern und Holländern die französische Hülfe zuzusagen, wenn sie dagegen ihm hülfen, Rochelle zu erobern und die von dort aus geleiteten Hugenotten der französischen Krone zu unterwerfen. Und wirklich setzte sich eine englische und holländische Flotte in Bewegung und that dem Cardinal den Gefallen, die armen Hugenotten in Rochelle so lange zu belagern und zu drangsaliren, bis sie 1626, wenn auch noch nicht ihre Religionsfreiheit, doch ihre festen Plätze, welche deren einzige solide Bürgschaft bildeten, aufgeben mußten. Also ließen sich Calvinisten gegen Calvini-

ſten im Dienſt eines katholiſchen Cardinals gebrauchen! — Noch in demſelben Jahr 1626 berief Richelieu eine Verſammlung von Notabeln und ſetzte durch, daß alle feſten Schlöſſer in Frankreich, ſofern ſie nicht zur Vertheidigung des Reichs nöthig ſeyen, geſchleift wurden. Damit zerſtörte er die letzten Zufluchtsſtätten des Adels und der Prinzen, wenn ſich dieſelben etwa wieder einmal auflehnen wollten.

Inzwiſchen zürnte das engliſche Volk darüber, daß die engliſche Flotte vor Rochelle mißbraucht worden ſey, und ärgerte ſich über die Vermählung des Kronprinzen mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin. Um dieſe üble Volksſtimmung zu beruhigen, fing der damalige engliſche Miniſter, Herzog von Buckingham, plötzlich wieder Krieg mit Frankreich an, richtete jedoch nichts aus und war nicht einmal im Stande, Rochelle zu retten, das ſich wieder empört hatte, jetzt aber von Richelieu erobert, aller Privilegien beraubt und geſchleift wurde, 1628. Da der Cardinal aber die Engländer brauchte, um mit ihrer Hülfe die kaiſerliche Partei in Deutſchland zu bekämpfen, ſchonte er immer noch die Religionsfreiheit der Hugenotten und ſchloß Frieden mit England.

Damals entſpann ſich der mantuaniſche Streit, wovon oben ſchon die Rede war. Das Haus Gonzaga von Mantua und Montferrat ſtarb mit Herzog Vincenz aus, das nächſte Erbrecht hatte der franzöſiſche Herzog von Nevers und mitten im Winter, im Februar 1629 rückte bereits Ludwig XIII. ſelbſt plötzlich in Savoyen ein, zwang den Herzog dieſes Landes, Karl Emanuel, ſich ihm anzuſchließen, verband ſich überdieß noch mit Venedig, und ſchützte nicht nur das Erbrecht des Nevers, ſondern ſuchte den Spaniern auch die Lombardei zu entreißen, während gleichzeitig Richelieu ſelbſt die noch in den Cevennen empörten Hugenotten unterwarf. Unterdeß nahm ſich der deutſche Kaiſer der bedrängten Spanier an. Er hatte damals durch Wallenſtein den Sieg über die deutſchen Proteſtanten errungen und ſchickte im Sommer 1629 ein Heer von 20,000 Mann unter Altringer, Gallas und Colalto nach der Lombardei, während ein eben ſo ſtarkes Heer aus Spanien unter Spinola denſelben Weg nahm. Es kam jedoch zu keiner großen Waffenthat, außer daß die

kaiſerlichen Truppen 1630 das feſte Mantua eroberten und plünderten. Richelieu, welcher perſönlich anweſend war und den Oberbefehl über die franzöſiſchen Truppen führte, ging aus dem Gebirge nicht heraus, begnügte ſich, einſtweilen nur ganz Savoyen einzunehmen, um für ſeine künftigen Operationen in Italien eine ſichere Baſis zu gewinnen, zog Verſtärkungen an ſich und knüpfte Unterhandlungen mit Guſtav Adolf an, um durch einen Angriff der Schweden von Norden her den Kaiſer zu beſchäftigen und von Italien abzuziehen.

Dieſe Wendung der Dinge erweckte aber im Herzen der Königin Mutter Maria von Medicis einen tiefen Groll, denn eine ihrer Töchter war die Gemahlin Philipps IV. von Spanien, eine andere die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, denen Richelieu ſo übel mitſpielte. Ueberdies mißbilligte die eifrig katholiſche Königin Mutter das Bündniß Frankreichs mit den Proteſtanten. Sie wandte ſich an ihren Sohn, den König, und verlangte voller Unwillen von ihm, er ſolle den Cardinal wie einen unreinen und böſen Geiſt von ſich entfernen. Ludwig XIII. aber wies ſie ab, denn er war überzeugt, niemand verſtehe Frankreich beſſer zu regieren und das Intereſſe ſeiner Dynaſtie mehr zu fördern als der Cardinal. Die Königin Mutter wollte ſich dieſem Verhaßten um keinen Preis unterwerfen und entfloh nach den ſpaniſchen Niederlanden. Ihr jüngerer Sohn Gaſton, Herzog von Orleans, folgte ihr nach und vermählte ſich unter ſpaniſchem Einfluß mit der Prinzeſſin Margaretha von Lothringen. In Frankreich ſelbſt ſchloßen ſich mehrere Große an dieſe Oppoſition der Königin und des Herzogs von Orleans an; z. B. zwei Brüder Vendome, natürliche Söhne Heinrichs IV. Aber den einen davon und den Marſchall Ornano ließ der Cardinal im Gefängniß umbringen. Der Herzog von Montmorency trotzte an der Spitze der Stände von Languedoc, wurde aber im erſten Gefecht verwundet und gefangen, nachher enthauptet. Nun zog ſich Gaſton, der ſchon in Frankreich eingefallen war, wieder zurück und gelobte nichts weiter zu unternehmen, wenn ihm nur ſeine Apanage ausgezahlt würde, 1631. In dieſem Jahre ließ Richelieu die erſte eigentliche Zeitung, die in der Welt gedruckt wurde und fortan

regelmäßig erſchien, unter dem berühmten Namen der Gazette de France herausgeben.

Das ſchwediſche Ungewitter, welches er im Norden erweckte und noch mehr die Haltung Bayerns, welches in dieſem Handel insgeheim zu Frankreich hielt und mit ſeinem Abfall drohte, wenn Mantua nicht den Franzoſen bliebe, bewog den Kaiſer und Spanien in der That, Frieden zu machen und dem Herzog von Nevers Mantua zu überlaſſen. Unterdeß ſtarb Karl Emanuel und ſein Nachfolger Victor Amadeus ließ ſich durch die Hoffnung, ein Stück von Montferrat zu bekommen, zu einem engen Bündniß mit Richelieu beſchwatzen. Aber der Friede währte nicht lange, denn Olivarez, der für Philipp IV. Spanien regierte, fand es dringend nöthig, den Kaiſer aufs neue gegen Frankreich zu unterſtützen, als Wallenſtein Miene machte, ſich mit Richelieu zu verbinden. Natürlicherweiſe trat er auch in Verkehr mit Gaſton von Orleans, deſſen Mutter unter dem Schutz des Statthalters der ſpaniſchen Niederlande, Erzherzog Albrecht, oder vielmehr der Gemahlin deſſelben, der feurigen Iſabella lebte. Man verabredete einen Einfall der kaiſerlichen Truppen in Frankreich. Piccolomini traf Anſtalt dazu und Johann de Werth kam wirklich bis nahe an Paris heran, wovon wir früher ſchon gehandelt haben. Die Jahreszeit nöthigte die Kaiſerlichen zum Rückzuge, 1636.

Der Krieg ſchleppte ſich ohne Entſcheidung hin, weil Richelieu, ſo lange die Schweden und deutſchen Proteſtanten dem Kaiſer genug zu ſchaffen machten, nicht für nöthig hielt, ſeine Kaſſe zu erſchöpfen, um große franzöſiſche Heere aufzuſtellen. Kämpften doch andere für ihn und wurde Deutſchland nach und nach ſo erſchöpft, daß er mit aller Bequemlichkeit warten konnte, bis der rechte Zeitpunkt gekommen war, in welchem er mit friſchen Kräften einſchreiten, dem deutſchen Kriege die letzte Entſcheidung geben, das beſte Stück der Beute an ſich reißen und den Ruin des deutſchen Reiches vollenden konnte. Dieſer Zeitpunkt kam jedoch für ihn etwas zu früh, als Wallenſteins Umtriebe mißlangen, die Kaiſerlichen den großen Sieg bei Nördlingen erfochten und der Prager Friede dem Kaiſer neue Bun-

desgenossen zuführte. Jetzt nach der Niederlage der Schweden mußte Frankreich eine größere Thätigkeit entwickeln und größere Opfer bringen. Bisher war eigentlich der berühmte Kapuziner Pater Joseph, dessen sich Richelieu als seines vorzüglichsten Diplomaten in Deutschland und Italien bediente, der einzige französische Feldherr gewesen, der im Namen Frankreichs durch dessen schwedische und deutsche Verbündete den Krieg gegen den Kaiser geführt hatte. Gewohnt, in seiner Kutte den Generalen und fremden Fürsten vorzuschreiben, wies er damals, als Herzog Bernhard von Weimar nach Paris kam, diesem auf der Landkarte die Stelle, wo er über einen Fluß setzen sollte. Bernhard erwiderte ihm: aber Ihr Finger ist noch keine Brücke. Der Deutsche hat keine Ursach, über diese Anecdote zu lachen, denn der Kapuziner wurde unserem Reich fürchterlich genug. Eine Zeitlang bediente sich Richelieu noch der Weimaraner und schonte die französische Kriegsmacht. Endlich mußte dieselbe doch unter Turenne und d'Enghien ausrücken, um die letzte Entscheidung in Deutschland herbeizuführen, was, wie wir gesehen haben, eben so sehr zum Vortheil Frankreichs als zum Unglück Deutschlands ausfiel und mithin dem Scharfblick und der Energie des Cardinals große Ehre machte, falls ein Unrecht, das man an unschuldigen Völkern begeht, eine Ehre genannt werden darf.

Auch nach der spanischen Seite hin hatte die französische Politik Erfolge. Victor Amadeus starb, seine Brüder stritten mit der Wittwe Christine, die eine Schwester Ludwigs XIII. war. Richelieu unterstützte die letztere, gerieth mit ihr in Streit, weil er Savoyen ganz für Frankreich in Anspruch nahm, zwang ihr aber doch große Vortheile ab. Die Catalonier und Portugiesen empörten sich gegen Spanien und wurden von Frankreich unterstützt. Davon später mehr in der spanischen Geschichte. Ein französischer Prinz von Geblüt, Graf von Soissons, verband sich mit den Spaniern, nachdem ihm ein Mordversuch gegen Richelieu mißlungen war, und mit dem alten Karl von Lothringen, erfocht auch einen Sieg bei Bazeille, kam aber in der Schlacht ums Leben, 1641.

Cardinal Richelieu bewährte seine geistige Ueberlegenheit fort-

während auch in den innern Angelegenheiten Frankreichs. Wie er die Königin Mutter, wie er die schwierigen Prinzen beseitigt hatte, so nahm er auch noch den gefährlich scheinenden Kampf mit der Gemahlin des regierenden König Ludwig XIII. auf, der Prinzessin Anna, vom spanischen Zweige des Hauses Habsburg, daher Anne d'Autriche genannt. Diese Dame hing vermöge ihrer Geburt an Spanien und agitirte gegen den Cardinal. Er wußte sich aber ihrer landesverrätherischen Correspondenz zu bemächtigen und sie dermaßen zu ängstigen, daß sie nie mehr etwas gegen ihn zu unternehmen wagte. Sie hatte ihren königlichen Gemahl nie geliebt und auch er zog ihr ein junges Hoffräulein vor. Auch hatte sie keine Kinder. Da nun aber der König kränklich war und nach ihm sein Bruder Gaston, des Cardinals Todfeind, zur Regierung gekommen wäre, lag dem letztern alles daran, daß die Königin noch eines Kindes genese, in dessen Namen er die Regierung fortführen könne. Er benutzte daher die Demüthigung der Königin, oder vielmehr, er führte dieselbe herbei, um nach der tiefsten Erschütterung der hohen Dame eine Versöhnung derselben mit ihrem Gemahl wenigstens vorübergehend zu bewirken, die seinen Absichten auch vollkommen entsprach, denn die Königin wurde Mutter und gebar im nächsten Jahre den Knaben, der nachher als Ludwig XIV. König wurde. Die Geschichte seiner Geburt ist immer noch dunkel, denn sie wurde durch den Haß der Parteien am französischen Hofe mit fabelhaften Verleumdungen umkleidet.

In seiner letzten Lebenszeit ergab sich Ludwig XIII. noch einem jungen Liebling, dem schönen Cinc Mars, der sich daher einbildete, den Cardinal stürzen zu können, seinen kühnen Ehrgeiz aber mit dem Leben büßte. Er und sein Freund de Thou, Sohn des Geschichtschreibers (Thuanus), ließen sich mit Gaston in eine Verschwörung gegen den Cardinal ein, der feige Gaston verrieth sie und der Cardinal machte sich das grausame Vergnügen, sie als Gefangene hinter sich zu führen, als er auf einem Kahn reiste, um seine alten Augen an den jungen Köpfen zu weiden, die er bald wollte vom Halse lösen lassen. Ihre Hinrichtung erfolgte 1642.

predigen, fromme Spektakel aufzuführen, neue Heilige, neuen Bilderdienſt, neue Ceremonien und Gebete zu erſchaffen und den rohen Haufen durch einen großen Schein zu verblenden. Zugleich wurde dem Orden Erziehung und Unterricht des Volks übergeben, damit es im Gehorſam gegen Rom aufwachſe, und keine ketzeriſche Lehre mehr vernehme. Das Wichtigſte war aber, die Heerde in ihren Häuptern zu ſchlagen; darum mußten die Jeſuiten ſich bei den Reichen, den Vornehmen und beſonders bei den Fürſten einſchleichen, und ſie als Erzieher, Beichtväter und Rathgeber lenken, die ſchwachen Köpfe beherrſchen, die guten entweder in ihr Intereſſe ziehen, oder, wenn das nicht gelang, heimlich durch Gift oder Dolch auf die Seite ſchaffen. Gegen die Ketzer aber hatten die Jeſuiten nicht weniger zu thun. Unter den Katholiken ſelbſt mußten ſie die heimlichen Ketzer ausſpüren und ausrotten, die lauen Katholiken aber ſtrafen und anfeuern. Gegen den Gehorſamen wurde mild, gegen den Halsſtarrigen mit der äußerſten Härte verfahren, um den Schwankenden einen heilſamen Schrecken einzujagen. Dieſer Schrecken wurde beſonders dadurch vermehrt, daß die Jeſuiten niemals ein Opfer entſchlüpfen ließen, ſondern es auch im verborgenſten Winkel der Erde mit ihrer Rache zu erreichen wußten. Es hütete ſich alſo jeder Einzelne, ſie zu beleidigen, und ſie herrſchten, wie einſt die Fehme, durch die Furcht. Gegen die auswärtigen Ketzer verfuhren ſie zweideutig aus Politik. Dem Volk flößten ſie den bitterſten Haß gegen dieſelben ein, bei Proteſtanten ſelbſt aber ſchlichen ſie ſich unter fremden Masken ein, und ſuchten ſie durch Beſtechung, Ränke, Furcht und jedes andere Mittel herüber zu locken, oder doch wenigſtens unthätig zu machen. Thätige Ketzer-

Im gleichen Jahr ſtarb auch die alte Königin Maria von Medicis in dürftigen Umſtänden zu Köln. Aber am Ende des Jahres, am 5. December, ſtarb Richelieu ſelbſt noch vor ſeiner Königin.

2.

Cardinal Mazarin.

Ludwig XIII. folgte dem Cardinal Richelieu bald im Tode nach, 1643, aber das Regierungsſyſtem änderte ſich nicht, denn nicht Gaſton und die Prinzen, unter denen Condé am vorlauteſten war, ſondern ein anderer, jüngerer Cardinal, der eben ſo geiſtvolle, als ſchöne Italiener Mazarini, franzöſirt Mazarin, der dem König von Richelieu noch auf dem Sterbebett dringend empfohlen worden und geheimer Liebling der Königin-Wittwe Anne d'Autriche war, übernahm die Regierung.

Man mag ein welthiſtoriſches Geſetz darin erkennen, daß Frankreich, ſobald es der Renaiſſance verfiel und das deutſche Element unterdrückend und vergeſſend, nur noch das galliſch-römiſche gelten ließ, ſich auch wieder gleich den alten Galliern von Italien aus beherrſchen ließ. So hatte es die lange Herrſchaft der Mediceerin Katharina geduldet, ſo duldete es jetzt die unumſchränkte Gewalt Mazarinis und ſo ſollte es ſpäter der Bonapartes gehorchen.

Julius Mazarini war der Sohn eines Sicilianers, der als Kämmerer im römiſchen Hauſe Colonna Anſtellung fand, ſtudirte bei den Jeſuiten, begleitete den Cardinal Colonna nach Spanien und trieb ein loſes Leben, ſpielte, hatte Liebesabenteuer, war auch einmal Hauptmann in der päpſtlichen Armee und wurde endlich ſeiner Gewandtheit wegen päpſtlicher Nuntius in Paris. Hier wußte er ſich warm zu betten und bald völlig einzuniſten, indem er alle Thorheiten des Pariſer Hofes mitmachte, vor allem aber ſich bei der Königin einſchmeichelte. Man erzählt, er habe einmal im Palais Royal ſehr hoch geſpielt und ſo viel gewonnen, daß er ſchon einen großen Gold-

haufen vor ſich liegen hatte; da ſey alles herbeigelaufen und auch die Königin ſey gekommen, er aber habe nun noch mehr gewonnen und ſein Glück der Königin allein zugeſchrieben, die ſich dann auch gefallen ließ, daß er ihr mehr als die Hälfte ſeines Gewinnes zum Geſchenk machte, den Reſt vertheilte er an die anweſenden Herrn und Damen. Durch ſolche Mittel imponirte er den leichtſinnigen Franzoſen. Weil er aber ſehr ſchön von Perſon war, liebte ihn die Königin und ſoll ſich ſogar heimlich mit ihm vermählt haben. Der Papſt ernannte ihn zum Cardinal und entließ ihn aus ſeinem Dienſte, ſobald er ſich aus einem Nuntius in den erſten franzöſiſchen Miniſter verwandelte. Natürlicherweiſe gab es wieder, wie unter Richelieu, eine Oppoſition am Hofe, die den Italiener ſtürzen wollte, allein Mazarin behauptete ſich durch daſſelbe Syſtem, welches ſein Vorgänger befolgt hatte, indem er der Größe und dem Ruhme Frankreichs alles andere nachſetzte. Um das Haus Habsburg in Spanien wie in Deutſchland zu bekämpfen und zu ſchwächen, dagegen das Haus Bourbon zu heben, machte er ſogar noch größere Anſtrengungen als Richelieu und erlangte dadurch die Erfolge des weſtphäliſchen Friedens.

Bevor aber noch der dreißigjährige Krieg zu Ende war, machte die Oppoſition einen Verſuch, den Cardinal zu ſtürzen, indem ſie ihm vorwarf, er erſchöpfe die Kräfte Frankreichs nicht nur für den Krieg, ſondern auch zur eigenen Bereicherung. In der That war die Steuerlaſt ſehr groß und die ſog. geheimen Ausgaben allein beliefen ſich auf 60 Millionen Livres. Dagegen wagte nun das Pariſer Parlament Einſprache zu thun. Zu derſelben Zeit befand ſich England in einer großen politiſchen Gährung und das Parlament daſelbſt ſchwächte ſyſtematiſch das königliche Anſehen und neigte zur Republik hin, was nicht ganz ohne Einfluß auf Frankreich blieb. Die ſämmtlichen Parlamente der Provinzen waren beſetzt aus der bürgerlichen Ariſtokratie der Magiſtrate (la robe), der Blüthe des Mittelſtandes, der hier ſeine erſte Rolle ſpielte. Anfangs noch zaghaft, mäßigte das Parlament von Paris ſeine Klage jedesmal, wenn der Herzog Gaſton von Orleans von der Hofpartei erſchien, weshalb ein Redner im Scherz ſagte, ſie machten es, wie die Kinder im Stadtgraben, die

ſich mit der Schleuder (fronde) vergnügen, wenn die Polizei kommt, thun, als ob ſie keine Schleuder hätten, wenn ſie aber den Rücken dreht, Steine zu werfen fortfahren. Davon empfing die Oppoſition den Namen der Fronde. Aber Mazarin war eben ſo energiſch als ſchlau, die Königin ihm blind ergeben und die franzöſiſchen Armeen erfochten damals den Sieg bei Lens in den Niederlanden und andere glückliche Erfolge in Italien und Catalonien gegen die Spanier, ſo daß der Stolz und die Ruhmſucht des franzöſiſchen Volks befriedigt erſcheinen und die Regierung deshalb populär ſeyn mußte. Im Vertrauen hierauf ließ Mazarin die Häupter der parlamentariſchen Oppoſition, den Präſidenten Blancmesnil und den Rath Brouſſel verhaften. Der letztere aber war ein greiſer Ehrenmann und ſeine Gefangennehmung brachte das Volk in Wuth. Ganz Paris erfüllte ſich am 27. Auguſt 1648 mit bewaffnetem Pöbel, dem die Bürgergarde beitrat und alle Straßen wurden durch Barricaden geſperrt. Das Parlament begab ſich im feierlichen Zuge zur Königin. Dieſe ließ nun die Gefangenen los und verſprach dem Volk, Erleichterung ſeiner Laſten zu gewähren. Unter Mazarins Gegnern machte ſich der damalige Coadjutor des Erzbisthums Paris, Paul de Gondi, nachheriger Cardinal von Retz bemerklich, ein Florentiner, der ſeinen glücklicheren Landsmann in Paris beneidete und ein unſittlicher Menſch war. Die Gährung dauerte fort, die Allianz Gondis und der unzufriedenen Großen mit dem Parlamente befeſtigte ſich und Mazarin hielt für nöthig, ſich mit der Königin von Paris zu entfernen, am Ende des Jahres 1648. Condé ſollte mit ſeiner ſiegreichen Armee aus den Niederlanden kommen, um die Königin zu unterſtützen, Condés Schweſter aber, die Herzogin von Longueville, und Retz intriguirten dagegen und die Königin, obgleich nach Paris zurückgekehrt, ſah ſich dort in ſolcher Gefahr, daß ſie wieder abreiste. Mazarin wußte ſich indeß zu helfen, indem er Anſtalt traf, die Reichsſtände von Frankreich einzuberufen. Waren dieſe einmal beiſammen, ſo hörte die Autorität des Parlamentes auf. Dieſe provinzielle Gerichtsbehörde, welche ſich die Rechte von ſtändiſchen Vertretern nur angemaßt hatte, wollte das Anſehen, welches ihr dadurch zu Theil

geworden war, nicht gern einbüßen, verſtändigte ſich alſo jetzt mit Mazarin und gab in einem Vertrage vom März 1641 ihre Oppoſitionsſtellung auf, wogegen Mazarin ſich verpflichtete, die Reichsſtände nicht einzuberufen.

Nun blieb aber noch die Oppoſition der Großen übrig, an deren Spitze ſich der eitle Condé ſtellte, der im Vertrauen auf ſeine Siege im Felde und gereizt durch ſeine Schweſter jetzt für die ſchwache Königin und den unmündigen König gern ſelbſt die Regierung Frankreichs in die Haud genommen hätte. Aber dieſer Condé war unerträglich hochmüthig und beleidigte dadurch die andern Prinzen, beſonders Gaſton von Orleans. Die Uneinigkeit der Prinzen benutzte nun Mazarin und ließ den großen Condé, ſeinen Bruder Conti und Schwager Longueville plötzlich verhaften, im Januar 1650. Des letzteren Gemahlin floh mit ihrem Geliebten de la Rochefoucauld in das Lager Turennes in Lothringen und verführte ihn durch ihre Liebenswürdigkeit, ſich der Oppoſitionspartei oder Fronde anzuſchließen. Es kam ſo weit, daß man ſogar den Erzherzog Leopold aus den Niederlanden zu Hülfe rief, um mit Turenne verbunden in Frankreich einzufallen. Dieſe unpatriotiſche Verbindung aber ſchadete der Partei. Mazarin ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze eines Heeres und zog gegen Turenne zu Felde. Und in ſeiner Gegenwart erfocht der Marſchall du Pleſſis einen glänzenden Sieg über die Spanier und Turenne, dem Erlach den größten Theil ſeiner Regimenter entführt hatte. Dadurch wurde die Oppoſition aber doch nicht geſprengt, denn obgleich die Anhänger Condés durch Unterwürfigkeit unter Mazarin die Befreiung der Gefangenen erkauften, erſtarkte bei der Rückkehr des befreiten Condé nach Paris und durch die Argliſt des Retz die Partei der Fronde wieder, das Volk wurde ſchon wieder in Unruhe verſetzt und Mazarin entfloh, um ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen. Die jetzt herrſchende Partei hätte ſich nun der Königin bemächtigen und Frankreich regieren können, ohne daß ſich der Cardinal jemals wieder hätte blicken laſſen dürfen. Aber ſie gerieth wieder in Zwietracht. Die ſog. neue Fronde unter dem eitlen Condé trennte ſich von der alten Fronde unter dem intriganten

Retz und beide erklärten einander den Krieg. Nun kam Mazarin zurück. Die Königin, die ihm während seiner Entfernung die zärtlichsten Sehnsuchtsbriefe geschrieben hatte, in einem Style, als ob sie erst sechszehn und nicht schon sechzig Jahre alt gewesen wäre, konnte nicht von ihm lassen und seine vielen Feinde richteten nichts mehr gegen ihn aus, weil sie nie einig handelten. Als Condé das Uebergewicht zu erhalten schien, schloß sich Turenne an die Königin und belagerte den Condé in Paris. In dieser Stadt unterhielt Mazarin eine lebhafte Agitation gegen das herrische Wesen Condés und des ihm zugewandten hohen Adels, der das Volk und die Robe zugleich beleidigte. Unter den Leiden des Kriegs und der Anarchie sehnte sich der bessere Theil der Bevölkerung nach Frieden und derselbe kam endlich zu Stande. Die Königin und Mazarin kehrten 1653 nach Paris zurück und regierten in alter Weise fort, der junge Ludwig XIV., den man nur zum Schein für majorenn erklärte, untersagte in seinem ersten lit de justice (Sitzung des Parlaments in Gegenwart des Königs) diesem armen Parlamente jede Einmischung in die Verwaltung und Finanzen des Staats, ohne daß sich das ruhebedürftige Volk dagegen erhoben hätte. Cardinal Retz wurde in Nantes gefangen, ließ sich aber an einem Strick hoch herab und entkam. Er hat Memoiren hinterlassen, die begreiflicherweise parteiisch geschrieben sind.

Mazarin hatte nun Muße, wieder das Ausland zu plagen, sich eine große Partei in Deutschland zu erkaufen, um fernere Eingriffe Frankreichs in unser unglückliches Reich vorzubereiten und Spanien zu bekriegen, um vorherrschenden Einfluß in Italien zu gewinnen und wo möglich das empörte Catalonien mit Frankreich zu vereinigen. Wir werden darauf in der deutschen und spanischen Geschichte zurückkommen. Gegen Spanien verband sich Mazarin 1657 mit England, welches damals revolutionirt und von dem gewaltigen Cromwell beherrscht war, und Franzosen unter Turenne entrissen den Spaniern Dünkirchen, überließen es aber England, um diese Macht sich befreundet zu erhalten, wie gern auch Mazarin die Stadt behalten hätte. Die Verbindung Mazarins mit der englischen Republik glich

völlig der Richelieus mit den Proteſtanten. Die Machthaber in Frankreich verfolgten ihren Vortheil auf Koſten aller politiſchen und kirchlichen Principe.

3.

Mazarins Nichten.

Da Mazarin den heftigſten und zäheſten Widerſtand in der franzöſiſchen „Geſellſchaft“ fand, indem der ſtolze Adel ſich das Regiment des bürgerlichen Italieners nicht wollte gefallen laſſen, bot ihm der Zufall das rechte Mittel dar, auch dieſe Oppoſition zu beſiegen. In Frankreich nämlich war die Galanterie ſchon Meiſterin über die alte ritterliche Ehrenhaftigkeit geworden und kaum war unter dem franzöſiſchen Adel ein Herz noch ſo gepanzert, daß es der Koketterie ſchöner Frauen und der Hofgunſt zugleich hätte widerſtehen können. Mazarin aber hatte in Italien zwei Schweſtern zurückgelaſſen, die mit einem Martinozzi und einem Mancini, gleichfalls nur Bürgerlichen, verheirathet eine Anzahl ſchöner Töchter geboren hatten. Dieſe ſeine Nichten ließ nun der Cardinal nach Paris kommen, durch ihre Reize den jungen König und den geſammten hohen Adel bezaubern und ſetzte durch, daß ſie gleich Prinzeſſinnen von Geblüt behandelt und mit den vornehmſten und reichſten Prinzen vermählt wurden. Die Ueberlegenheit der italieniſchen Grazie und Verführungskunſt hatte ſich noch nie vorher ſo glänzend bewährt.

Die Reihe der Nichten war folgende. Zuerſt wurde die ſchöne Laura Mancini mit dem Herzog von Mezzorur vermählt, dann Anna Maria Martinozzi mit dem Herzog von Conti, Laura Martinozzi mit dem regierenden Herzog Franz von Modena und Olympia Mancini mit dem Herzog von Soiſſons. Dieſe Olympia war die ſchönſte von allen und die Seele des Hofes. Sie war nicht nur ſchön, ſondern auch geiſtvoll und erſchien dem König faſt täglich in einem neuen Reize, weil ſie ſeiner Luſt an Balletten und Opern entgegenkam und auf dem Liebhabertheater des Hofes mit

ihm ſpielte. Man muß ſich hiebei den jungen, ſelbſt ſehr ſchönen König in der Rolle des Apollo oder Mars denken, in der er wirklich auftrat. Der franzöſiſche Hof, trunken von Jugendluſt und Glück, ſchwärmte ſich ganz aus der chriſtlichen Welt hinaus in den heidniſchen Olymp hinein, den Olympia wie durch Zauberei um ſich her erſchuf. Aber eben weil es nur eine Bezauberung war, machte Mazarin die Rechte der wirklichen Welt geltend und bewog den König, die ſchöne Zauberin zu entfernen und dem Herzog von Soiſſons zu vermählen. Das war Eugen, eigentlich ein Prinz von Savoyen-Carignan, der nur den franzöſiſchen Herzogstitel führte und von ihm wurde Olympia Mutter des weltberühmten Prinzen Eugen, des „edeln Ritters."

Aber ſie konnte den Verluſt der königlichen Gunſt nicht verſchmerzen. Sie mußte ſehen, wie ihre Schweſter Maria dieſelbe gewann und eine Zeitlang des Königs Maitreſſe wurde. Der letztere hatte ſich ſo in das ganze Geſchlecht des Cardinals vernarrt, daß er auch der tugendhaften Conti nachſtellte. Aber auch Olympia ſelbſt gab ſich einem Liebhaber nach dem andern hin, ſpann abſcheuliche Intriguen gegen den König an und wurde deshalb verhaftet. Kaum befreit, ſetzte ſie ihr tolles Treiben fort, indem ſie im höchſten Grade ſelbſt lüderlich, immer noch auf den König ſpeculirte und älter werdend ſich die Aſtrologie, Magie und Giftmiſcherei angelegen ſeyn ließ. Man warf ihr wenigſtens vor, ihren Gemahl und andere Perſonen vergiftet zu haben. Vielleicht waren es nur Liebestränke, die ſie braute. Die Leidenſchaft machte aus der, die in der Jugend verführeriſch wie eine Grazie war, im Alter eine Furie. Genug, ſie konnte der Baſtille nur entgehen durch die Flucht ins Ausland und ſtarb erſt 1708 in Brüſſel.

Ihre Schweſter Maria beſaß eben ſo viel Schönheit und noch mehr Sentiment. Sie liebte den König wirklich und zog ihn dermaßen an ſich, daß er ſie alles Ernſtes heirathen wollte. Mazarin hatte viele Mühe, ihn davon abzubringen, denn falſcher Ehrgeiz war die Sache dieſes Italieners nicht. Er wollte ſich nur bereichern und behaglich leben und wußte wohl, daß eine königliche Vermäh-

lung ſeiner Nichte nur ein kurzes Scheinglück ſeyn und bald zu ſeinem Sturze beitragen würde. In der Gemeinheit eines echten italieniſchen Speculanten verkuppelte er dem König ſeine ſchönen Nichten, aber heirathen ließ er ihn keine. Maria mußte alſo den Connetable von Colonna heirathen. Sie wurde aber ihrem Gatten untreu, floh nach Spanien, wurde dort ins Kloſter geſperrt, aber nach des Connetables Tode wieder frei.

Ihre dritte Schweſter Hortenſia war ſo ſchön und wegen Mazarins Einfluß eine auch politiſch ſo wichtige Perſon, daß Karl II. von England und Peter II. von Portugal ſich um ihre Hand bewarben. Mazarin aber hielt ſo hohe Verbindungen für zu gefährlich und vermählte Hortenſia nur mit dem Herrn de la Meilleraye, den er zum Erben ſeines Namens und Herzog von Mazarin ernannte. Aber auch ſie verließ ihren Gatten und floh in Geſellſchaft Mariens; ſpäter ging ſie nach England, feſſelte als ſchöne Amazone eine Zeitlang Karl II., deſſen Gemahlin ſie hatte werden ſollen, gab ſich aber auch andern Liebhabern hin und endete als gemeine Spielerin, indem ſie eine Bank errichtete. Immer noch zog nicht bloß der Geldgewinn, ſondern auch noch ihr Reiz den Adel an. Unter ihre erklärten Liebhaber gehörte der Sohn des ſchwediſchen General Baner und ihr eigener Neffe, ein Sohn Olympias (doch nicht Eugen), der deshalb vor Gericht geſtellt wurde.

Die vierte Schweſter Maria Anna heirathete den Herzog von Bouillon, einen großen Jagdliebhaber, ward ihm untreu und buhlte mit einem ſchönen jungen Cardinal, Herzog von Vendôme, einem Neffen des großen Turenne. Man ſteckte ſie ins Kloſter, ſie wurde wieder frei und machte einen Verſuch, ihren Gatten zu vergiften, weshalb ſie vor Gericht geſtellt wurde, wobei ſie ſich aber ganz ſicher und frech benahm. Man that ihr nichts und ſie ſtarb ruhig, nur in der Verbannung von Paris.

Natürlicherweiſe erlebte der Oheim die Schande ſeiner Nichten nicht mehr. So lange er lebte, umſtrahlte ſie noch Jugendglanz und Glück. Er ſtarb 1661 und Ludwig XIV. ergriff die Zügel der Regierung ſelbſt. Aber der ſchlaue Italiener ließ einen unaus-

löſchlichen Eindruck in den Sitten des Hofes zurück. Der König ſetzte nur die Maitreſſenwirthſchaft fort, zu der ihn Mazarin angeleitet hatte, und die Schauſpiele, in denen er bald als antiker Gott, bald als Sultan auftrat.

Die franzöſiſche Literatur und Sprache modelte ſich ganz nach dieſem Geſchmack des Hofes. Nichts iſt lächerlicher, als wenn die Gelehrten und Dichter ſich anmaßten, ſie brächten ihren Geſchmack dem Hofe bei. Im Gegentheil empfingen ſie ihr Gepräge lediglich vom Hofe. Der damalige franzöſiſche Hof- und Modeſtyl, der auch nach England, Deutſchland, Spanien überging, war durch die Galanterie und durch die Kriecherei des Hofes charakteriſirt. Der König war verliebter Schäfer, mußte aber zugleich als der olympiſche Zeus oder als der unüberwindliche Alexander und weltbeglückende Auguſt angebetet werden. Daraus und daraus allein ergab ſich die Nothwendigkeit eines zierlich ſchäferlichen und zugleich ſchwülſtigen und hochtrabenden Styles, der ſonſt gar keine Erklärung fände. Den größten Ruhm in dieſer Manier erlangte Honoré d'Urfé mit ſeinem Schäferroman Astrée, von dem 1610 die erſte, 1640 erſt die zweite Abtheilung erſchien, das Muſter jener „Helden- und Liebesgeſchichten," in denen die Helden zugleich Schäfer ſind und ellenlange Reden und Briefe die Zwiſchenräume der Handlung ausfüllen und alles Unnatur, Affectation und conventioneller Modeton iſt. Doch laſſen ſich hinter den heroiſchen und ſchäferlichen Masken immer hin und wieder die Phyſiognomien franzöſiſcher Herrn und Damen und ihre Liebesintriguen am Hofe wiedererkennen. Der Held des Romans iſt Seladon, das Ideal eines Liebhabers damaliger Zeit, daher ſprüchwörtlich geworden für jede männliche Liebenswürdigkeit. Der Hintergrund iſt die arkadiſche Schäferwelt mit dem Cultus der Venus, nach Gallien in die Zeit der Druiden verſetzt. Im Vordergrunde ſieht man aber nur franzöſiſches Hofvolk des 17. Jahrhunderts in ſeladongrüner Verkleidung.

Schon Richelieu hatte ſo gut wie Franz I. die Nothwendigkeit begriffen, daß ſich die franzöſiſche Politik, um die Macht des Kaiſerthums und Papſtthums vollends zu brechen, des ſchon bewährten

Mittels der Renaiſſance bedienen müſſe, und in dieſem Sinne den claſſiſchen Geſchmack am Hofe und die claſſiſche Gelehrſamkeit begünſtigt. Von ihm war 1635 die Académie française gegründet worden, welche unbedingt der Claſſicität huldigte. Ganz in derſelben Weiſe war auch Mazarin der Mäcen aller claſſiſchen Beſtrebungen und ſonderlich ein Gönner des berühmten Menage, der im echten Pariſer Hofgeſchmack die Gelehrſamkeit auch den Damen vermittelte, ihr Orakel und ein ungeheurer Schwätzer war.

4.

Spaniens Verfall.

In Spanien regierte ſeit 1621 Philipp IV. eben ſo träge und unfähig wie ſein Vater, aber ſein Miniſter Olivarez lenkte den Staat faſt mit derſelben Willkür, wie Richelieu den ſeinigen. Nur ging in Spanien alles rückwärts und nicht vorwärts wie in Frankreich. Nicht bloß die königliche Familie, auch die Cortes, auch das Volk, alles fiel hier in eine merkwürdige Lethargie. Auf eine vielleicht zu große Anſpannung folgte die Abſpannung. Vor den ſpaniſchen Truppen Karls V. und Philipp II. hatte das ganze Feſtland von Europa gezittert, jetzt war das Heer vernachläſſigt. Spanier hatten die neue Welt erobert und coloniſirt. Jetzt konnte die einſt ſo gefürchtete ſpaniſche Marine kaum noch der kleinen holländiſchen widerſtehen. Das ſpaniſche Volk hatte ſeine Eroberungen zu weit ausgedehnt, das Mutterland um der Colonien willen zu ſehr ausgeleert. Es war nicht zahlreich genug, um alles Errungene zugleich feſtzuhalten. Die Colonien waren ihm werthvoller, als Italien und die Niederlande, die es daher vernachläſſigte. Ein großer Theil der ſpaniſchen Bevölkerung hatte ſich in den reichen Colonien niedergelaſſen und leiſtete der Heimath keine unmittelbaren Dienſte mehr. Es fehlte daher an Menſchen zum Kriegs- und Seedienſt. Auch erſchlaffte der Unternehmungsgeiſt bei denen, die auf ihren Lorbeern ruhten und vom errungenen Gute ſchwelgten. Wäre der ſpaniſche

häupter aber und Fürſten, die ihnen gefährlich waren, verfolgten ſie durch Meuchelmörder und Gift. So war dieſer Orden beſchaffen, den der Papſt ſich zur Leibwacht zog, und dem er den Vorzug vor allen andern Kloſter- und Weltgeiſtlichen verlieh, damit er nirgend in ſeinem Dienſt gehemmt würde. Binnen wenig Jahren war ganz Europa mit Jeſuiten überſchwemmt, waren ihre großen Schulen oder Collegien in allen katholiſchen Städten aufgerichtet, und ihre fürchterliche Praktik begann. Hier drängten ſie ſich mit Gewalt, dort ſchlichen ſie mit Liſt und Demuth ein, wo ſie aber einmal feſt ſaßen, wuchſen ſie gleichſam in den Boden hinein, und niemand konnte ſie wieder los werden.

Kapitel CCCXCII.

Die Kaiſer.

Das Haus Habsburg verlor nach dem Abgange Karls V ſehr viel von ſeiner Macht und Größe, da es nicht mehr einig war. Kaiſer Ferdinand I, der auf Karln in Deutſchland gefolgt, beſaß nur Oeſterreich, wovon die niedern Lande zu den Proteſtanten neigten, Böhmen, das immer ſchwürig war, und Ungarn, woraus er die Türken nicht vertreiben konnte. Ihm waren alſo die Hände gebunden, und König Philipp II, der zu Spanien noch Mailand und Neapel und die Niederlande bekommen hatte, bekümmerte ſich um Ferdinand wenig, weil er anders zu thun hatte. Der Kaiſer hielt alſo Frieden, weil er mußte, und auch ſelbſt wohlwollend dazu geneigt war; er war aber zugleich der erſte, welcher die Jeſuiten in Deutſchland aufnahm. Als er ſeinem größern Bruder bald auch im Tode nachfolgte, wurde ſein älterer Sohn Maximilian II, Kaiſer, und der jüngere, Karl, erhielt Steyermark, 1564.

Reichthum richtiger vertheilt geweſen, ſo hätte der Staat nie in Geldnoth kommen können. Aber man duldete zu ſehr die Bereicherung der einen auf Koſten der andern. Während den Vireis (Vicekönigen) in Peru bei ihrer Landung der Weg zur Hauptſtadt Lima mit Silber gepflaſtert wurde, bürdete der Statthalter von Catalonien dieſem armen Gebirgslande unerſchwingliche Steuern auf. Von Volksrechten und Regentenpflichten wußte man damals überhaupt, denn das lag in der Zeit, in Spanien ſo wenig etwas als irgend anderswo, bis das engliſche Volk allen Königen eine ſchreckliche Lehre gab.

Eine Creatur des Olivarez, der Graf von Santa Colonna, eignete ſich 1640 als Statthalter von Catalonien eine große Geldſumme zu, welche der Stadt Barcelona gehörte, und ließ die Magiſtrate, die es nicht leiden wollten, verhaften. Da erhob ſich das Volk, erſchlug die wenigen Soldaten, zwang die übrigen und den Grafen, der ſich in die Citadelle geflüchtet hatte, durch Hunger zur Uebergabe, packte den verhaßten Grafen und ſchlug ihm den Kopf herunter. Richelieu verfehlte nicht, den Aufſtand ſogleich durch ein franzöſiſches Heer zu unterſtützen. Olivarez ſchickte nun zwar ein noch größeres Heer, konnte aber Barcelona nicht einnehmen. Unterdeß hetzte Richelieu das Volk in Portugal auf, ſich ebenfalls gegen Spanien zu empören. Portugal war nach dem Ausſterben ſeiner Dynaſtie von Philipp II. erobert und mit Spanien vereinigt worden. Jetzt ſaß in Liſſabon als ſpaniſche Statthalterin die ſavoyiſche Margarethe, Wittwe des Herzogs von Mantua, für ſie aber regierte der Marquis von Puebla, der ſich verhaßt machte. Nun hatte Heinrich, der letzte König von Portugal, zwei Nichten hinterlaſſen, die man von der Thronfolge ausſchloß, deren Anſprüche aber damit nicht erloſchen waren. Die ältere war dem Herzog Alexander Farneſe von Parma, die jüngere dem portugieſiſchen Herzog Johann von Braganza vermählt worden und ein Enkel des letzteren, der ebenfalls Johann hieß, bekam jetzt große Luſt, Portugal von Spanien unabhängig zu machen. Olivarez ſchöpfte Verdacht und ſuchte ihn durch höfliche Einladungen von Portugal wegzulocken.

Man begreift ſchwer, warum er unter dieſen Umſtänden nicht vor allen Dingen die ſpaniſchen Beſatzungen in Portugal verſtärkte. Johann hatte, nachdem er einmal verdächtigt war, nur die Wahl, zu flüchten oder loszuſchlagen. Er wählte das letztere, weil er das Volk auf ſeiner Seite hatte und auch auf Richelieus Unterſtützung rechnen konnte. Am 1. December 1640 fiel das Volk in Liſſabon über die ſpaniſche Beſatzung her und nahm ſie ohne Widerſtand gefangen, denn nur ein einziger deutſcher Soldat wurde getödtet. Am 15. Januar 1641 wurde Braganza als Johann IV. zum König ausgerufen und ſogleich von Frankreich, England, Holland und Schweden anerkannt. Olivarez ließ den Verſuch einer Gegenrevolution in Portugal ſelbſt machen, welcher gänzlich mißlang. Somit behauptete Portugal fortan ſeine Unabhängigkeit.

Gab Spanien Portugal auf, ſo doch nicht Catalonien, obgleich es dem jüngern Don Juan d'Auſtria, einem Baſtard Philipps IV. erſt 1652 gelang, Barcelona wieder einzunehmen und die Franzoſen zu vertreiben.

In Italien wußten ſich die ſpaniſchen Statthalter eben ſo wenig beliebt zu machen wie in Portugal und entfalteten hier auch nur noch eine ſchwache militäriſche Kraft. Deshalb konnte ihre Herrſchaft auch hier durch Mazarins Agenten leicht unterwühlt werden. Das Papſtthum wußte von ſeiner Stellung zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon keinen großartigen Gebrauch mehr zu machen. Urban VIII. aus der Familie Barberini ſorgte nur für ſeine Nepoten, wollte einem derſelben einige zu Parma gehörige Herrſchaften zuwenden und gerieth darüber in Krieg mit dem Herzog Eduard von Parma, dem Modena, Toscana und Venedig beiſtanden. Die Barberini brachten 20,000 Mann auf, die vor den nur 3000 Mann des Herzogs davon liefen, und der Papſt mußte ſeinen Anſprüchen entſagen, 1642. Nach Urbans Tode 1644 wurde Innocenz X. Papſt, aus dem Hauſe Pamphili, dem Mazarin zürnte, weil er ihn vergebens um einen Cardinalshut für ſeinen Bruder gebeten hatte. Um nun einen Anlaß zu haben, ſich in die italieniſchen Händel einzumiſchen und zugleich den Papſt und die Spanier anzufeinden,

nährte Mazarin heimlich den Geist des Aufruhrs in Italien, wie er ihn in Spanien genährt hatte. Prinz Thomas von Savoyen machte sich Hoffnung, mit Hülfe einer Revolution und von französischen Truppen unterstützt, den Thron von Neapel zu erobern und dieses Reich den Spaniern zu entreißen. Geheime Verbindungen arbeiteten vor. Als er aber 1646 mit einer französischen Flotte unter Brezé vor Orbitello erschien, wurden beide durch eine spanische Flotte geschlagen und Brezé kam ums Leben. Von nun an ließ Mazarin die Revolution spielen.

Zuerst in Sicilien brach das Volk in der Hauptstadt Palermo los, am 20. Mai 1647. Der spanische Vicekönig de los Velez hatte das Volk mit Steuern schwer gedrückt, Flotte und Truppen waren gerade abwesend, das Volk wurde Meister und den Sommer über herrschte Anarchie, bis es am Ende August dem berittenen Adel gelang, die Volksmassen auseinander zu treiben. Velez starb und ihm folgte als Vicekönig Trivulzio, der das Volk wieder begütigte. Im gleichen Jahr empörte sich aber auch Neapel. Hier war das Volk unter dem Vicekönig de los Arcos ebenso gedrückt wie in Sicilien und zwei Priester bereiteten den Aufstand vor und bedienten sich zur Aufregung der Massen des jungen Fischers Thomas Aniello, gewöhnlich Masaniello genannt, eines armen, aber durch seine Redlichkeit und populäre Beredsamkeit allgemein beliebten Mannes. Am 7. Juli 1647, an einem Markttage, an dem viel Landvolk nach Neapel gekommen war, brach, wie verabredet war, die Empörung aus. Ein Streit auf dem Marktplatze beim Verkauf von Feigen wurde benutzt, um über die Polizei herzufallen. Masaniello und sein bewaffneter Anhang gab den Ausschlag, war in wenigen Stunden Herr der Stadt und erhielt den Titel Generalcapitän des Volks, während der Vicekönig ins Kastel nuovo flüchten mußte. Auch hier versuchte der Adel mit Hülfe der Pferde das Volk einzuschüchtern und ließ, während Masaniello in der Karmeliterkirche ein Dankfest feierte und eine Rede hielt, plötzlich eine Anzahl Reiter mit Feuergewehren in die Kirche hineinstürmen, um den Redner zu erschießen. Aber keine einzige Kugel traf ihn, das wüthende Volk

wurde der Pferde Meiſter und Maſaniello beſtrafte die Unthat durch blutige Hinrichtungen, die auch den hohen Adel nicht verſchonten. Nun legte ſich der Erzbiſchof von Neapel ins Mittel und lud den Maſaniello zu ſich ein, um perſönlich mit dem Vicekönig zu unterhandeln. Dabei reizte er die Eitelkeit des jungen Fiſchers, indem er ihn bat, er möchte auch ſeine junge Frau mitbringen. Das war darauf berechnet, ihn mit dem Volke zu entzweien und als eitlen Narren erſcheinen zu laſſen. Er ging wirklich in die Falle, kleidete ſich und ſein Weib, die bisher nur die gewöhnlichen Lumpen der Lazaroni getragen hatten, auf einmal gleich dem Adel „in Silber und Seide“ und ſtattete ſeinen vornehmen Beſuch beim Vicekönig ab. Das wurde ihm vom Volk zum bittern Vorwurf gemacht und als er ſich erſt vom Vicekönig und Erzbiſchof hatte überreden laſſen, den Frieden herzuſtellen und vom Balcon herab das Volk aufforderte, den König hoch leben zu laſſen, fiel er in Verachtung. Er ſoll ſich auch dem Trunk ergeben haben und in Wahnſinn gefallen ſeyn, weil ſein ſchwacher Geiſt der außerordentlichen Lage nicht mehr gewachſen war. Als nun das Volk nicht mehr an ihm hing, ließ ihn der Vicekönig durch Meuchelmörder erſchießen und ſeinen Leichnam in einen Graben werfen. Nun aber beſann ſich das Volk plötzlich, bereute ſeine Undankbarkeit, zog die Leiche Maſaniellos wieder heraus, reinigte und ſchmückte ſie mit dem Königsmantel und mit einem Lorbeerkranz und trug ſie in großer Proceſſion durch die Stadt. Der Vicekönig mußte wieder flüchten und wurde in ſeinem Koſtel belagert.

Dagegen ſtellte jetzt das Volk den Franz Toralto, Fürſten von Maſſa, an ſeine Spitze, weil er noch vom alten aragoniſchen Königshauſe abſtammte. Der Fürſt begriff wohl, daß ein Pöbelhaufen doch der Macht Spaniens auf die Dauer nicht gewachſen ſeyn würde, verrieth daher das Volk und erleichterte dem jungen Don Juan d'Auſtria, als derſelbe aus Spanien ankam und Neapel belagerte, die Eroberung der Stadt. Don Juan ſicherte dem Volke die volle Amneſtie zu, wenn es die Waffen niederlege. Maſſa beredete es dazu. Kaum aber war es entwaffnet, ſo fielen die Spanier treulos

über daſſelbe her. Das gemeine Volk in Neapel aber war zahlreich, gerieth in gerechte Wuth, griff zur erſten beſten Waffe, kämpfte mehrere Tage in den Straßen fort und blieb Meiſter der Stadt. Der Fürſt von Maſſa wurde zur Strafe ſeines Verrathes vom Volk ermordet und an den Beinen aufgehängt. Statt ſeiner erhob man den Anneſe, wieder einen Mann aus dem gemeinen Volke zum Generalcapitän. Weil er aber vom Kriegsweſen nichts verſtand, drängte ſich Heinrich Herzog von Guiſe, einer der durch Richelieu aus Frankreich verbannten Prinzen, der das alte Erbrecht des lothringiſchen Hauſes auf Neapel geltend machte, dem Volke dort als Feldherr auf und nahm einſtweilen den Titel eines Dogen der Republik Neapel an, 1648. Unterdeß hatte Mazarin ſchon eine franzöſiſche Flotte den Neapolitanern zu Hülfe geſchickt, die aber durch Sturm litt und einen, wenn auch unentſchiedenen, doch blutigen Kampf mit der ſpaniſchen Flotte beſtand, ſo daß ſie der Stadt Neapel nicht beiſtehen konnte. Mazarin war aber überhaupt nicht geſonnen, dem ihm feindlich geſinnten Guiſe zu dienen, deſſen Maitreſſe de Pons in Paris die Frechheit hatte, ſich ſchon als Königin von Neapel zu geberden. Guiſe ſelbſt ärgerte die Neapolitaner durch ſeinen franzöſiſchen Leichtſinn, durch ſeine Angriffe auf die Ehre verheiratheter Frauen und endlich durch willkürliche Hinrichtungen, ſo daß Anneſe, um nur den fremden Eindringling wieder los zu werden, ſich unter Vermittlung des Erzbiſchofs lieber mit Don Juan verſöhnte. Guiſe wurde durch einen verſtellten Angriff mit ſeinen Truppen aus der Stadt hinausgelockt und auf der andern Seite Don Juan mit den ſeinigen hereingelaſſen. Guiſe mußte nun flüchten und wurde gefangen, aber als Prinz wieder frei gelaſſen. Den unglücklichen Anneſe aber, dem er doch ſo viel Dank ſchuldig war, ließ Don Juan enthaupten, getreu dem Syſtem des ſpaniſchen Deſpotismus, der es dem Volke nie verzieh, je eine eigene Meinung gehegt, oder ſelbſtändig gehandelt zu haben.

5.

Der Pyrenäenfrieden. Calderon.

Mazarin war im Kampf mit Spanien doch nicht ſo glücklich, wie er früher im deutſchen Kriege geweſen war, und insbeſondere ärgerte ihn das gewaltthätige und rückſichtsloſe Benehmen Cromwells, dem er als ſeinem Alliirten gegen Spanien Dünkirchen zum Opfer bringen mußte. Er dachte alſo an eine aufrichtige Verſöhnung, ja an eine Verbindung mit Spanien. Es ſchien, das ſpaniſche Cabinet werde ſich ganz von dem überlegenen Geiſt des franzöſiſchen lenken laſſen. Die Verbindung erſchien um ſo natürlicher, als ſie zwiſchen zwei katholiſchen Mächten geſchloſſen wurde. Frankreich verſicherte ſich dadurch gewiſſermaßen der Hegemonie in der katholiſchen Welt, die wenigſtens der deutſche Kaiſer nicht mehr beſaß. Der Papſt mußte durch die ſpaniſche Allianz immer abhängiger werden von Frankreich. Im J. 1658 ſtarb Cromwell, deſſen Sohn Richard der Regierung Englands nicht gewachſen war und in Folge deſſen die Stuarts 1660 wieder auf den Thron kamen. Während dieſes Wechſels unterhandelte Mazarin den Frieden mit Spanien, welcher ſchon 1659 unterzeichnet, aber erſt 1661 ratificirt wurde. Er erhielt den Namen des pyrenäiſchen Friedens, weil er auf der Faſaneninſel in der Bidaſſoa, dem Grenzfluß zwiſchen Spanien und Frankreich in den Pyrenäen geſchloſſen wurde. Mazarin ſchloß ihn perſönlich mit dem ſpaniſchen Miniſter Haro ab. Aber die Majeſtäten kamen nach. Anne d'Autriche hatte immer zu Spanien hingeneigt, weil ſie ſelbſt eine ſpaniſche Habsburgerin war. Sie brachte ihren Sohn Ludwig XIV. mit und von der andern Seite kam Philipp IV. mit ſeiner Tochter Maria Thereſia und der Friede wurde durch die Verheirathung des jungen Königs mit der Infantin (1660) beſiegelt. Die letztere war die älteſte Tochter Philipps IV., der damals noch keinen Sohn hatte, denn erſt ein Jahr nach der Vermählung Maria Thereſias bekam Philipp noch einen Sohn, Namens Karl. Mazarin zog alſo

wohl auch die Möglichkeit in Betrachtung, daß das Erbe Spaniens durch die Heirath auf Frankreich übergehen könne. Ja es knüpften ſich noch größere Hoffnungen an ſeine Politik. Denn er ſtrebte, nach Ferdinands III. Tode auch die deutſche Kaiſerkrone für Ludwig XIV. zu gewinnen. Dies gelang ihm nun freilich nicht, denn die Mehrheit der deutſchen Kurfürſten wählte Ferdinands Sohn Leopold I. zum Kaiſer. Mazarin ſetzte aber doch die ſog. niederrheiniſche Allianz durch, in welcher ſich die von ihm beſtochenen Kurfürſten und Fürſten von Mainz, Köln, Braunſchweig, Heſſen-Kaſſel und Württemberg verbanden, dem franzöſiſchen Intereſſe gegen den Kaiſer zu dienen.

Inzwiſchen war weder der alte Katholicismus, noch der neue Abſolutismus der Könige im Stande, die Spanier und Franzoſen in Harmonie zu bringen. Die Nationalcharaktere traten vielmehr immer ſchroffer auseinander. Der Spanier blickte rückwärts in das Mittelalter, der Franzoſe vorwärts in eine neue erſt noch zu ſchaffende Zeit. Der Spanier blieb der alten Kirche treu, der Franzoſe verirrte in ein neues Heidenthum. Der Spanier hatte nie mit der deutſchen Reformation kokettirt und blieb, was er geweſen. Der Franzoſe kokettirte mit der Reformation. Indem er ſich mit den Ketzern verband, wenn auch nur aus politiſchen Rückſichten, verſündigte er ſich gegen den Glauben, an den zu halten er noch vorgab. Mit der Treue verlor er den Glauben ſelbſt und wurde dafür, daß er mit der Reformation geſpielt, ſpäter durch die Revolution geſtraft, die ſich damals ſchon in Frankreich vorbereitete.

Oben ſchon war von der Heiligkeit der ſpaniſchen Malerei die Rede. In Spanien allein widerſtand der chriſtliche Ernſt und Tiefſinn den Verführungen der Renaiſſance und wich die Malerei den heidniſchen Motiven aus, um das chriſtlich Heilige in ſchärfſter Klarheit und makelloſem Glanze zu zeigen. Dieſelbe Richtung ſchlug auch die ſpaniſche Dichtkunſt ein und zwar blühte Spaniens größter katholiſcher Dichter erſt zur Zeit des Pyrenäenfriedens. Das war Calderon de la Barca, Capellan und Günſtling Philipps IV.

geb. 1601, ein ſeltener Geiſt, wie Shakeſpeare und in gleicher Weiſe wie dieſer von einer zahlreichen Schule ausgezeichneter Schauſpieldichter getragen, deren Vorzüge er ſich nur aneignete, um ſie weit zu übertreffen. In Spanien war das geiſtliche und weltliche Schauſpiel ſeit Philipp II. durch die eigenthümliche Vereinigung der geiſtlichen und weltlichen Feſte, überhaupt des Altars und Throns gehoben und mit Liebe gepflegt worden. Unter den Dichtern für die ſpaniſche Bühne glänzte Tirſo de Molina durch ſeinen Geiſt und Witz, Lope de Vega durch ſeine poetiſche Erfindung und fabelhafte Fruchtbarkeit, und neben, vor ihm oder kurz nach ihm noch andere bedeutende Talente (Royas, Moreto ꝛc.), aber eine welthiſtoriſche Bedeutung erlangte nur Calderon durch den ſpecifiſch katholiſchen und ſpaniſchen Charakter ſeiner Stücke. Die ernſteſte Andacht zugleich im feurigſten Ausdruck und im klarſten und tiefſten Verſtändniß des Dogma paart ſich hier mit der ganzen Ritterlichkeit des ſpaniſchen Volksthums und mit der Loyalität der altdeutſchen, in Spanien auf die Spitze getriebenen Vaſallentreue. Man unterſcheidet bei ihm die ſog. „Degen- und Mantelſtücke," worin edle Dons und Donnas in intereſſanten Colliſionsfällen der Liebe und Ehre auftreten, von den hiſtoriſchen und mythologiſchen Schauſpielen, denen gewöhnlich ein tieferer Gedanke, ein ernſtes Problem zu Grunde liegt, und von den ſog. autos sacramentales, geiſtlichen Schauſpielen, durch die an kirchlichen Feſttagen irgend ein Myſterium des Glaubens in Allegorien anſchaulich gemacht wurde. Die Sprache Calderons iſt nicht nur hinreißend durch die ſchwungvollen Trochäen und im ununterbrochenen Strome von Begeiſterung, ſondern auch ſo gedanken- und bilderreich, wie irgend die des Shakeſpeare. Er iſt aber zu katholiſch, als daß er bei den Proteſtanten und modernen Heiden, und zu adelig und loyal, als daß er bei den bürgerlichen Geiſtern ſeiner und der Neuzeit Beifall hätte finden können.

Indeß darf man in ihm nicht blos den adäquaten Ausdruck des ſpaniſchen Geiſtes ſeiner Zeit ſuchen, er ſteht auch überhaupt als Dichter der Kirche und der Ehre auf einer Höhe, auf der er alle ſog. claſſiſchen Dichter überragt, die, Gottes und der Ehre vergeſſend,

nur der Eitelkeit und dem Fleiſche gedient haben. Man bemerkt bei Calderon eine gewiſſe Steigerung des poetiſchen Rechts. In ſeinen Luſtſpielen iſt Amor der König der Welt und die Liebe behält oder erreicht ihr Recht, allem andern zum Trotz, nur nicht der Ehre zum Trotz, nur nicht dem Könige zum Trotz, nur nicht der Kirche zum Trotz. In den Schauſpielen ſteht dann zweitens die Ehre über allem, auch über der Liebe. Ohne Erbarmen werden die Bande der Liebe freiwillig zerriſſen, wenn es die Ehre gilt. Nur dem König gegenüber ſchmilzt das Schwert der ritterlichen Ehre wie Wachs zuſammen und vor der Kirche neigt es ſich ſo tief, daß die Spitze unten zu ſtehen kommt und der Griff nur noch das Kreuzeszeichen darſtellt. In den Trauerſpielen ſteht dann drittens wie über der Liebe, ſo über der Ehre die Loyalität, die Hingebung an den König. Ueber allem ſteht dieſer König, nur nicht über der Kirche. Vielmehr dient auch er dieſer Kirche und bringt ſich ihr freudig zum Opfer. In den Autos wird dann endlich viertens der volle Triumph der Kirche gefeiert. Hier verſetzt ſich der Dichter, dem Irdiſchen entrückt, in die himmliſchen Sphären ſelbſt.

Dieſe Stufenfolge des poetiſchen Rechts iſt die allein natürliche, des Menſchen würdige. Sie galt auch ſchon, wenn wir die höfiſchen Dichtungen welſchen Urſprungs ausnehmen, im ganzen chriſtlich germaniſchen Mittelalter. Das Fleiſch wurde dem Geiſte, das Menſchliche dem Göttlichen, und der Genuß von Rechten der Erfüllung von Pflichten, die Willkür der Ehre und der Treue untergeordnet. Jede Poeſie, die ſich von dieſen Grundſätzen entfernt, liegt im Zauber der alten babyloniſchen Hure. Mit der Renaiſſance iſt das Verderben in die moderne Poeſie gekommen und man war frevelhaft genug, ſie ganz von den chriſtlichen Geboten emancipiren zu wollen. Aber die angebliche Freiheit, die man der Poeſie, gegenüber dem chriſtlichen Vorurtheil und Zwange, bewahren will, iſt ſelbſt ein Vorurtheil und ein Zwang, eine ganz unnatürliche Anmaßung der Sinnlichkeit, Charakterſchwäche und des Triebes zur Sünde, ſich die Poeſie als ausſchließliches Monopol aneignen zu wollen. Die Kraft und Reinheit, der Adel der Seele hat wahrlich einen berechtigteren Anſpruch auf die Poeſie, als Schwäche und Schmutz, als Gemeinheit

der Seele. Das Bewußtſeyn und die Uebung ſtrenger Pflicht iſt ſchon an ſich unendlich poetiſcher, als das egoiſtiſche Geltendmachen von Rechten und Genüſſen. Endlich iſt in der ganzen Weltgeſchichte nichts ſo poetiſch, als der Eintritt des Ewigen in das Zeitliche zur Löſung des unentwirrbaren Räthſels und zur Erlöſung des verlorenen Geſchlechts. Was ſind alle homeriſchen Helden und was ſind alle Göthe'ſchen Genießlichkeiten gegen die Poeſie der Evangelien? Dieſe hohe und heilige Poeſie tritt uns nun auch überall bei Calderon entgegen und er erklärt uns in wunderbaren und überraſchenden Bildern die tiefſten und ſüßeſten Geheimniſſe des Glaubens.

6.

Die Philoſophie in Frankreich.

Im directen Gegenſatz gegen das katholiſch und romantiſch gebliebene Spanien fiel Frankreich, indem es ſich ganz der Renaiſſance hingab, immer mehr vom chriſtlich-germaniſchen Princip des Mittelalters ab. Ein Geiſt wie Calderon gehörte in Frankreich ſchon zu den Unmöglichkeiten, obgleich ſich Ludwig XIV. noch den „allerchriſtlichſten" König nannte und die Hugenotten als Ketzer verfolgte.

Durch das gallicaniſche Princip und die Allgewalt, welche der Staat in Frankreich über die Kirche erlangt hatte, kam der Jeſuitenorden, ſofern er bisher einzig und allein die päpſtliche Gewalt vertheidigt hatte, in Verlegenheit. Die Klugheit zwang ihn, ſich am franzöſiſchen Hof in Gunſt zu erhalten; dadurch aber fiel er in Widerſpruch mit ſeinem Princip. Seine Moral wurde bedenklich. Er fand in der Dialektik Mittel, um für Sünde zu erklären, was es nicht war, und wiederum die wirkliche Sünde zu enſchuldigen. Die Jeſuitenmoral durchdrang ſich nach dem Beiſpiel der weltlichen Juriſtenpraxis mit Zweideutigkeit und Falſchheit. Davon geben Zeugniß die Werke Buſenbaums (medulla theologiae moralis, 1652) und Escobars (theologia moralis, 1654), nicht zu gedenken des ſchweiniſchen Buchs von Sanchez (de matrimonio), worin

Max II war ein guter, edler, liebenswürdiger Fürst, aufgeklärt und wohlwollend, daher der neuen Lehre nicht abgeneigt. Aber die theologischen Zänkereien der Protestanten, und die kleinliche Politik ihrer Fürsten stießen ihn eben so sehr zurück, als ihn seine Stellung als Kaiser und Oberhaupt katholischer Länder beim alten Glauben fesselte. Er trug indeß sehr viel zur Erhaltung des Friedens bei, und kam dem Vertrauen der Protestanten entgegen, indem er seinen eignen Unterthanen freie Religionsübung bewilligte, und die Jesuiten wieder beschränkte. Dabei hielt er die Ordnung im Reich nach Kräften aufrecht. In seine Regierung fällt die letzte Fehde, mit der die alte Raubritterzeit sich für immer schloß. Wilhelm von Grumbach, ein Lehnsmann des Bischofs von Würzburg, erhob Fehde gegen diesen, weil er von ihm beleidigt worden. Bei einem Ueberfall auf offner Landstraße wurde der Bischof erschossen. Der Ritter floh zum Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, dem Sohn des unglücklichen durch Moritz vertriebenen Churfürsten, der sein eingetauschtes Herzogthum unter seine drei Söhne getheilt hatte, wovon der älteste Gotha, der zweite Weimar, und der dritte Eisenach erhielt. Der Herzog von Gotha stand dem Ritter Grumbach bei, und hielt treulich mit ihm aus, als ihn die Reichsacht traf. Beide wurden aber vom Kaiser streng verfolgt und besiegt, Grumbach hingerichtet, der Herzog aber gefangen gesetzt, 1567.

In demselben Jahr brach sich auch der Türken Macht an dem unerschütterlichen Muth der treuen Ungarn. Der jetzt schon hochbejahrte Sultan Soliman hatte Ungarn nie aufgegeben, und theils durch seine eignen siegreichen Waffen, theils durch eine Parthei der Ungarn selbst den Oestreichern das Gegengewicht gehalten. Jetzt fiel es ihm in seinem Greisenalter noch einmal ein, seinem alten

die Fleiſchesſünden mit dem ſtudirteſten Raffinement detaillirt werden. Natürlicherweiſe wurde die Blöße, welche ſich die Jeſuiten damit gaben, von ihren Gegnern benützt. In Frankreich ſchrieb der geiſtreiche Pascal die ſ. g. Briefe aus der Provinz, worin er die Jeſuiten aufs ſchärfſte mitnahm und vor dem Richterſtuhl der Moral und geſunden Vernunft verdammte, was ihm großen Ruhm ſchon bei ſeinen Zeitgenoſſen eintrug. Es waren noch viele edle Elemente im Orden der Jeſuiten, aber ſie durften nicht mehr in ihrer Reinheit hervortreten. Es klebte ſchon zu viel Schmutz weltlicher Rückſicht und weltlichen Intereſſes an der Politik ihrer Führer.

Eine gleichfalls moraliſche Oppoſition gegen die Jeſuiten erhoben die Schüler des Spaniers Molina ſeit 1588 und des Holländers Janſen, 1640. Beide hingen an der Lehre des Auguſtinus und neigten ſich inſofern einigermaßen den Reformatoren zu, ohne von der katholiſchen Kirche abzufallen. Ihre Hauptanhänger fanden ſie in Frankreich. Beide wurden vom Papſt verdammt, aber das verſchaffte ihnen nur um ſo mehr Anſehen. Insbeſondere behauptete ſich der Janſenismus, unterſtützt von den bürgerlichen Parlamenten gegen die Jeſuiten des franzöſiſchen Hofes, und hier bildete ſich eigentlich der erſte Anſatz zu der conſtitutionellen Partei, welche ſpäter den Thron der Bourbons ſo tief erſchüttern ſollte. Im unheimlichen Bunde mit dem antiken, halbaſiatiſchen Hofdespotismus vergiftete die urſprünglich reine und edle Geſellſchaft Jeſu ihre Grundſätze und diente viel weniger mehr der Kirche, als dem Hofe. Das mußte mit Nothwendigkeit einen doppelten Widerſtand im Volk hervorrufen, einen der Sittlichkeit und geſunden Vernunft, den Pascal und die Janſeniſten vertraten, und einen des bürgerlichen Freiheitsſinnes, den das Parlament vertrat. Neben Pascal ſchrieben Arnauld und Perrault gegen die Jeſuiten und rißen denen, die als Beichtväter alle Laſter den Großen nachſahen und die Religion der weltlichen Tyrannei verkuppelten, die Heiligenmaske vom Geſicht.

Indem die Kirche vom Staate mißbraucht und herabgewürdigt wurde, ſo daß ihre Organe keine Achtung mehr einflößten, und

andrerſeits das claſſiſche Heidenthum die Seelen bezauberte, trat der Wendepunkt ein, an welchem man die Wahrheit der chriſtlichen Religion überhaupt in Frage ſtellt. Es war ſo lange her, ſeit Chriſtus auf Erden gewandelt. Die, welche in ſeinem Namen regierten, trieben Politik, wie andere Menſchen, und duckten ſich unter die weltliche Gewalt. So vieles, was früher als heilig gegolten, war ſeit der Reformation verachtet. Die h. Schrift ſelbſt wurde hier durch den Henker verbrannt, dort wurde über ſie mit wüthendem Haſſe gezankt. Da war es kein Wunder, daß Menſchen, die ohnehin durch die Frivolität der franzöſiſchen Geſellſchaft und durch den claſſiſchen Geſchmack allem Kirchlichen waren abgeneigt worden, endlich auf den Gedanken fielen, ſich überhaupt von der ganzen chriſtlichen Weltanſchauung zu emancipiren, ſie als einen Wahn früherer Zeiten zu verlachen. Das thaten ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts Montaigne und Charron. Aber in ein förmliches Syſtem wurde dieſe Geiſtesrichtung erſt durch Descartes (Carteſius) gebracht, welcher 1629 auftrat und den erſten Verſuch einer modernen Philoſophie machte, welche von der geoffenbarten Wahrheit und dem göttlichen Geſetz gänzlich Umgang nehmend, im Ich des denkenden Menſchen allein den Grund aller Wahrheit, das Geſetz alles Wollens und Handelns ſucht. Sein berühmtes Wort cogito, ergo sum (ich denke, mithin bin ich) wurde der Grundſtein aller neuern Philoſophie, ſofern ſie nur vom Ich ausgeht und Gott und Welt nur gelten läßt, ſoweit das Ich ſie begreift. Im Uebrigen war Descartes doch noch ſo in der alten Vorſtellungsweiſe befangen, daß er einen ewigen und vernünftigen Gott als Urheber aller Dinge und auch eine Unſterblichkeit der menſchlichen Seele als unvermeidliche Ergebniſſe des Denkens erkannte. Da ſeine Lehre der herrſchenden Kirche zuwiderlief, wurde ſie verdammt. Er fand aber ein ſicheres Aſyl in Holland und ungeheuren Anhang in der gelehrten und gebildeten Welt.

Mit ihm kam die Tendenz zum Durchbruch, die ſchon tief im Mittelalter die kühnen Scholaſtiker durchdrungen hatte und die eigentlich ſchon der Scholaſtik überhaupt als ſolcher innewohnte.

Denn wenn man nicht damals ſchon der menſchlichen Denkkraft einen übertriebenen Werth beigelegt hätte, würde man ſich einfach mit Tradition und Evangelium begnügt und dieſelben nicht auf das Prokruſtesbett der Dialektik geſpannt, noch verſucht haben, ſie mit der ariſtoteliſchen Philoſophie in Einklang zu bringen. Immer aber blieb das philoſophiſche Denken im Bann des kirchlichen Syſtems, in welches die Berengare und Abälard vergebens Breche zu legen verſuchten. Auch Luthers und Calvins Reformation verlangte unbedingten Glauben und war dem freien Denken nichts weniger als günſtig. Erſt die Unterwürfigkeit des Klerus unter die weltliche Macht, die ſklaviſche Abhängigkeit der Kirche von der Gunſt oder Ungunſt der Höfe und die Frivolität, die heidniſche Ueppigkeit und der dem Chriſtenthum diametral widerſtehende Geſchmack der Renaiſſance machte eine von der Kirche unabhängige und derſelben feindlich entgegengeſetzte Philoſophie möglich, mußte ſie aber auch mit Nothwendigkeit herbeiführen. Der Menſch kann nicht leben, ohne die Wahrheit zu ſuchen. Erkennt er ſie nicht mehr in der chriſtlichen Offenbarung an, ſo muß er ſie nothwendig anderswo ſuchen.

Die neue Philoſophie kündigte mit ziemlich naiver Zuverſicht an, daß ihr beſtimmtes und klares Wiſſen allein die Wahrheit enthalte, während der Glaube nur im Nebel des Irrthums tappe und nach dem Schein greife. Aber ſie täuſchte ſich nicht nur über die Grenzen des menſchlichen Wiſſens, ſondern auch über die Natur deſſelben und bewegte ſich daher von Descartes an bis auf die neueſte Zeit nur in dem verhältnißmäßig engen Kreiſe, der dem Denken des Geſchöpfs vom Schöpfer innerhalb unſeres Planeten und unſerer kurzen Lebenszeit gezogen iſt. Dieſe Denkkraft kann nicht loskommen von Gott, aber auf allen Leiterchen ihrer Definition erklettert ſie die Höhe nicht, in welcher der Gott der Offenbarung thront. Oder ſie kehrt ſich von Gott ab und vergöttert wieder, wie zur Heidenzeit, die Natur, die Materie, oder vergöttert das menſchliche Ich und ſie identificirt auf eine phantaſtiſche Weiſe Materie und Geiſt, Gott und Welt und Ich, und dieſes Vertiefen des Gottes- und Allbegriffs ins Ich iſt gleich dem Fall in die tiefſte Finſterniß dem Punkte zu,

der von der Wahrheit wie von Gott am weiteſten entfernt liegt. Andere Bewegungen vermag die Denkkraft in der Philoſophie nicht zu machen. Deiſtiſch, materialiſtiſch oder pantheiſtiſch kann ſie aus dem Zauberkreiſe, in den ſie gebannt iſt, nicht heraus. Obgleich nun ſchon Sokrates erkannt hatte, der Menſch weiß nur, daß er nichts weiß, ſo war doch die Hoffahrt des Geiſtes und der Reiz der Neuheit zu groß, als daß man ſich nicht hätte einbilden ſollen, mit Descartes habe die Menſchheit einen ungeheuern Fortſchritt gemacht.

Malebranche, ein frommer Geiſtlicher, ſuchte die Philoſophie des Descartes gleich nach ihrem Erſcheinen des Giftſtoffes, der in ihr lag, zu berauben und gab zu, daß uns alle Wahrheit nur durch unſere Wahrnehmung und Erkenntniß vermittelt werde, ſetzte aber voraus, wir ſähen nach göttlicher Veranſtaltung alles in und durch Gott. Dieſe Behauptung wurde bald nachher von dem holländiſchen Juden Spinoza (geb. zu Amſterdam 1632) zu einem völlig pantheiſtiſchen Syſtem ausgebildet, wonach Gott ſubſtantiell in allen Dingen enthalten ſeyn ſoll, mit Nothwendigkeit für die einzelnen Dinge, mit Freiheit für ſich, zu welcher Freiheit aus der Nothwendigkeit heraus aber, wie überhaupt zur Gottheit ſelbſt ſich jeder denkende Geiſt als ſolcher erheben könne. Der Jude Spinoza vindicirte alſo dem denkenden Menſchengeiſt die höchſte Freiheit und ſicherte ihm Antheil an der Gottheit ſelber zu, ohne daß der Menſch vorher nöthig hätte, von einer Sündenſchuld erlöst zu werden oder Buße zu thun. Es war dieſelbe Verführung, wie die Schlange ſie im Paradieſe gegen unſere erſten Eltern brauchte: eritis sicut deus.

Darin lag eine welthiſtoriſche Nothwendigkeit. In dem Zeitpunkt, in welchem das Chriſtenthum durch die Gottloſigkeit der weltlichen Mächte ſo tief herabſank, mußte nicht nur das Heidenthum mit unwiderſtehlicher Gewalt in der Renaiſſance wieder ſeine Eroberungen machen, ſondern auch das Judenthum mußte die langverhaltene Rache an der Chriſtenheit üben und ihr heimtückiſch mit dem Meſſer ans Herz rücken.

Sechstes Buch.

Ludwig XIV.

1.

Das moderne Königsideal.

Als Ludwig XIV. 1661, damals erſt 23 Jahre alt, die Regierung Frankreichs übernahm, that er es mit der Zuverſicht, derſelben gewachſen zu ſeyn. Richelieu und Mazarin hatten ihm trefflich vorgearbeitet, die Parteien im Innern beſiegt, den Widerſpruch der Parlamente beſeitigt und die Alleinherrſchaft feſt gegründet. Aus Mazarins Verwaltung übernahm er talentvolle Miniſter, de Tellier des Kriegs, Lyonne der Diplomatie, Fouquet der Finanzen. Aber der junge König wollte, indem er ſich derſelben bediente, doch ſelbſt regieren, alles ſelbſt überſehen und die oberſte Leitung ſich vorbehalten. Dazu trieb ihn nicht etwa eine beſonders geniale Natur, ſondern nur der königliche Inſtinct, der ihm in einem eminenten Grade inwohnte. Das Herrſchen ſchien ihm gar nicht ſchwer, ſondern blos natürlich. Da er rechtmäßiger Erbe des Thrones war und eine ſchöne Figur, eine edle Geſichtsbildung, ungemein viel angeborene Grazie und Würde beſaß, hat er niemals in ſeinem Leben daran gezweifelt, daß ſich in ihm gleichſam das Königthum ſelbſt perſonificire, daß er eine Art von königlichem Ideal verwirkliche. Und zwar ganz von ſelbſt, durch Geburt und Anlage, ohne weitere

Anſtrengung oder rühmſüchtiges Echauffement, welches er vielmehr niedern Naturen überließ. Das Bewußtſeyn dieſer ſeiner Vornehmigkeit hat ihn nie und nirgends verlaſſen. Sie iſt zugleich der Schlüſſel zu ſeiner ganzen politiſchen Handlungsweiſe.

Wenn die frühern Regenten Frankreichs wetteifernd die monarchiſche Gewalt im Innern ſtärkten und zugleich gegen das übermächtige deutſche Reich beſtändig opponirten, ſo hatten ſie mühevoll arbeiten müſſen und waren doch immer neben den deutſchen Kaiſern eine Stufe tiefer geſtanden. Mit Ludwig XIV. änderte ſich das alles. Er ſah ſich von vorn herein ſchon im Beſitz der Uebermacht, nahm ganz unbefangen die erſte Stelle in Europa ein, was ihm der im dreißigjährigen Kriege ſo tief gedemüthigte Kaiſer auch nicht verwehren konnte. Ja er ſprach ſelber die Kaiſerkrone an und betrachtete ſich, obgleich er ſie nicht erlangen konnte, doch auch ſpäter noch, indem er die ſ. g. Reunionen (Wiedervereinigungen) verfügte, als den natürlichen Nachfolger Karls des Großen, und zugleich als den Nachfolger der altrömiſchen Kaiſer, als das natürliche Haupt der romaniſchen Völker. Die von Italien ausgegangene Renaiſſance erreichte erſt unter ihm in Frankreich den politiſchen Höhepunkt. Der antike Deſpotismus vergötterter Imperatoren wurde von ihm in ſeinem ganzen alten Glanze wiederhergeſtellt. Als Eroberer ſetzte er naiv voraus, die ganze Welt gehöre eigentlich ihm, und alles, was er wolle, ſey recht und höchſtes Geſetz der Welt. Er erobere nur wie die Sonne, wenn ſie die umnachtete Erde beſcheint, und überall verbreite er nur Segen. Deswegen verkündeten ſeine Hofgelehrten und Hofdichter das siècle de Louis XIV. als ein neues goldenes oder auguſteiſches Zeitalter. Die Perſönlichkeit des Königs war alles. Er ſagte: l'état c'est moi und unterzeichnete ſeine Befehle: tel est notre plaisir. Was außer ihm athmete, hatte nur den Zweck ihm zu dienen. Was ſeine Franzoſen thaten, ſollte nicht Frankreich, ſondern nur ihm nützen. Was die Bevölkerung an männlichem Muth und Talent beſaß, mußte ſich mit Gut und Blut ſeiner Ruhmbegier, was ſie an weiblicher Schönheit und Anmuth beſaß, ſeiner Wolluſt opfern. Indem er ſich aber vergöttern ließ, gab er

ſelbſt den gemeinſten Laſtern den Anſtrich der Vornehmigkeit und Grazie. Der altgriechiſche Olymp lieferte ihm die Mittel dazu. Wer in ſeine Paläſte, in ſeine königlichen Säle eintrat, glaubte nicht in ein lüderliches Haus oder in einen türkiſchen Harem zu treten, ſondern in die Tempel der alten Götter. In den Gärten und Vorhallen wimmelte es von Statuen des erotiſchen und bachiſchen Kreiſes, von Nymphen und Satyrn, im Innern öffneten ſich die Heiligthümer der Venus, des Allbändigers Herakles, und von der Decke des königlichen Schlafſaals herab ſchleuderte Jupiter, der Götter höchſter, ſeine Blitze.

Unumſchränkte Willkür, ohne ſich an ein göttliches oder menſchliches Geſetz zu binden, Anmaßung von grenzenloſen und alles umfaſſenden Rechten ohne die geringſte Verpflichtung, und volle Sättigung in allen erdenkbaren irdiſchen Genüſſen, das war es, wozu Ludwig XIV. ſich geboren glaubte und worin ihm bald alle europäiſchen Fürſten faſt ohne Ausnahme nachzukommen trachteten. Damit war in den höchſten Regionen der europäiſchen Menſchheit das Heidenthum weſentlich wiederhergeſtellt; wenn man auch noch chriſtliche Aeußerlichkeiten beibehielt, der ewige Gott, Schöpfer, Weltenlenker und Richter war vergeſſen und an ſeiner Stelle ließen ſich vergötterte Fürſten anbeten.

Ludwig XIV. war aber allen überlegen in der conſervativen Klugheit, welche das Capital, von deſſen Zinſen man lebt, ſchont und vermehrt. In Willkür und Lüſten haben ihm viele, in dieſer Beſonnenheit nur wenige nachgeahmt. Als er bald nach ſeinem Regierungsantritt die Finanzen Frankreichs durch die frühere Verwaltung erſchöpft ſah und für ſeine Perſon keineswegs zu ſparen gedachte, ſtellte er den berühmten Finanzminiſter Colbert an, der ihm die Mittel zu ſeinen Eroberungen und zur Befriedigung ſeiner Prunkſucht und Wolluſt verſchaffen mußte, ohne die franzöſiſche Bevölkerung allzu ſehr anzuſtrengen, indem er nämlich Ackerbau, Gewerbe und Handel durch weiſe Verordnungen, durch Eröffnung von Straßen und Canälen und Vermehrung der Seemacht in einen vorher nie gekannten Flor brachte. Wie es der König meinte, gab er

1662 in einem Carouſſel zu erkennen. Hier gruppirten ſich vier Quadrillen um ihn. Jede ſtellte eine Nation dar. Ludwig ſelbſt führte die römiſche Nation mit dem Sinnbild der Sonne. Die zweite Quadrille von Rittern hatte zum Sinnbild den Spiegel, der die Sonnenſtrahlen auffängt. Die dritte einen Lorbeerzweig, welcher der Sonne heilig iſt. Die vierte einen Adler, der in die Sonne blickt. Alle insgeſammt aber bezeichneten den Organismus des von ihm gleichſam beſeelten Staats, die Staatsdienerſchaft, die Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, das Heer. Alles ſollte ihm nur dienen, er ſelbſt ließ ſich von nichts hinreißen, ſondern blieb der ewig ruhige Mittelpunkt, um den alle Sphären kreisten. So ließ er durch ſeine Feldherrn große Kriege führen und war ein allbewunderter Gönner der Muſen, ohne ſelbſt eine Leidenſchaft für den Krieg zu hegen oder für Wiſſenſchaft und Kunſt begeiſtert zu ſeyn. Schon ſein Aeußeres ſtellte überall und immer die Majeſtät dar, die er auch dann zu bewahren wußte, wenn er ſich herabließ, zu tanzen. Doch gab das Anſpruchsvolle und Oberflächliche dieſer graziöſen Majeſtät immerhin einen etwas theatraliſchen Anſtrich. Die Selbſtvergötterung des Königs ging aus der Anbetung hervor, die er von Kindheit auf genoſſen hatte. Er war nichts anderes gewohnt. „Er erröthete nicht," ſagt Duclos, „das übertriebenſte Lob anzuhören, weil die Welt nicht erröthete, es ihm zu ſpenden." Bei allen Hoffeſten, im Theater, bei jeder Gelegenheit vergötterte man ihn. Die Akademie kannte keinen Gott neben ihm. Der Erzbiſchof Clermont-Tonnère ſtiftete einen Preis in der Akademie, um die großen Eigenſchaften des Königs als einen unerſchöpflichen Gegenſtand für ewige Zeiten zu preiſen. Boſſuet, der größte und frömmſte Kanzelredner im damaligen Frankreich, verſchmolz die Devotion vor Gott mit der vor dem König.

Ludwigs ſpaniſche Gemahlin Maria Thereſia war ihm der politiſchen Verbindung wegen werth, weil er durch ſie Spanien an ſein Haus zu bringen hoffte. Auch behandelte er ſie ſtets mit würdevollem Anſtand, hatte aber neben ihr nach einander ununterbrochen eine Menge Maitreſſen, die er verſchwenderiſch mit Geſchen-

ken und Ehrentiteln überhäufte, ſo daß die große königliche Sonne von vielen weiblichen Nebenſonnen umſtrahlt war. Seinen erſten Geliebten, den Schweſtern Mancini, folgten bald andere in kaum überſehlicher Menge nach. Am zärtlichſten liebte ihn die unſchuldige Louiſe de la Valière, deren ſchüchternes „Erröthen die Welt um Verzeihung zu bitten ſchien, daß ſie geliebt wurde," und die für immer ins Kloſter ging, als er ſie verließ. Eine traurige Rolle ſpielte Marie Angelique, Fräulein von Fontanges, in die ſich der König verliebte, als ſie einmal auf der Jagd gefallen war und die Haube reizend verſchoben hatte. Sogleich trug die ganze Damenwelt Hauben in gleicher Form, die man Fontangen nannte. Aber das ſchöne leichtſinnige Kind wurde, wie man glaubt, durch Fanchon, Marquiſe de Monteſpan, vergiftet, die des Königs erklärte Maitreſſe wurde und ihm mehrere Kinder gebar. Aber 1685 lernte er eine andere Fanchon, geb. d'Aubigné und Wittwe des geiſtreichen und lahmen Poeten Scarron, als Erzieherin der Kinder jener Monteſpan kennen und fand ſie ſo ſchön, ſanft und klug, daß ſie unter dem Namen einer Frau von Maintenon bei ihm bleiben mußte und daß er ſich ſogar heimlich mit ihr trauen ließ.

Da die bisherigen Paläſte und Luſtſchlöſſer der Könige ihm zu kleinlich erſchienen, baute Ludwig XIV. deren neue und gründete ſich vor allem in dem großen Schloß und in den Gärten von Verſailles ein Denkmal ſeiner irdiſchen Größe und Pracht. Daſſelbe war ganz im Renaiſſanceſtyl gebaut und wurde durch Lebrun mit mythologiſchen und hiſtoriſchen Bildwerken geſchmückt. Es koſtete ungeheure Summen, aber der König verbrannte die Rechnungen. Die Gärten richtete Le Notre ein, aber in einem antik ſeyn ſollenden, abſcheulichen Geſchmack, indem er die Bäume künſtlich zu mathematiſchen Figuren zuſchnitt und unter Statuen und Springbrunnen ſtellte.

2.

Der Devolutionskrieg.

Mazarins Plan, Spanien ganz an das franzöſiſche Intereſſe zu feſſeln, war mißlungen. Die Staatsintereſſen und noch mehr die Antipathie der Völker waren gegen die Intrigue. Da nun Ludwig XIV. auch die deutſche Kaiſerkrone nicht hatte erkaufen, ertrotzen und erſchleichen können, blieb ihm nichts übrig, als gegen beide Mächte, Spanien und Deutſchland, wieder feindlich aufzutreten und ihre großen Schwächen auszubeuten, um auf ihre Koſten ſein franzöſiſches Reich, zunächſt in den Niederlanden, auszudehnen. Als Vorwand dazu diente ihm das alte ſ. g. Devolutionsrecht im Herzogthum Brabant. Hier nämlich erbte das älteſte Kind ohne Rückſicht auf ſein Geſchlecht. Nun war Ludwigs XIV. Gemahlin die ältere Tochter Philipps IV. von Spanien, deſſen Nachfolger Karl II. aber nur der jüngere Sohn; folglich ſprach Ludwig Brabant für ſeine Gemahlin an. Bevor er aber dieſen Anſpruch geltend machte, gewann oder neutraliſirte er wenigſtens alle die Mächte, die ihm dabei hinderlich werden und Spanien helfen konnten.

Gegen das deutſche Reich ſchützte ihn der Rheinbund und die fortwährende Beſtechung der deutſchen Fürſten und Miniſter. Auch konnte er den Deutſchen mit Schweden drohen. In England war der wiederhergeſtellte König Karl II. ſo leichtſinnig und immer ſo geldbedürftig, daß es nicht ſchwer war, auch ihn auf franzöſiſche Seite zu locken. Mehr Schwierigkeit bot das kleine, aber mächtige Holland dar. Ludwig ſuchte es auf doppelte Weiſe zu ſchwächen, einmal durch einen Krieg mit England, ſodann durch die innere Parteiung zwiſchen der republikaniſchen Partei unter dem Penſionarius de Witt und der royaliſtiſchen unter dem jungen Wilhelm III. von Oranien. Während doch die beiden calviniſtiſchen und parlamentariſchen Staaten England und Holland gegen das katholiſche und abſolutiſtiſche Frankreich hätten zuſammenhalten ſollen, thaten ſie aus

Kriegsruhm die Krone aufzusetzen, und er zog mit 300,000 Türken in Ungarn. Aber in der Bergfestung Zigeth widerstand ihm Niklas, Graf von Zriny mit einer Handvoll Ungarn so heldenmüthig, daß er vor Wuth über diese Verzögerung den Geist aufgab. Als Zriny sich nicht länger halten konnte, stürzte er sich selbst unter die Feinde, und fand mit allen den Seinigen den Tod fürs Vaterland. Die Türken aber zogen mit der Leiche ihres Herrn unverrichteter Sache in ihr Land zurück. Eine Zeitlang blieb Ruhe, doch hielt sich immer noch eine starke Parthei der Ungarn zu den Türken, weil sie nach Unabhängigkeit strebten.

Max II starb 1576 und hinterließ sechs Söhne, von denen der älteste unter dem Namen Rudolph II deutscher Kaiser wurde. Ehe wir aber zu den folgenden Begebenheiten übergehn, müssen wir den Kampf kennen lernen, der in einem abgelegnen Winkel Deutschlands geführt wurde, und ein Vorspiel des großen Religionskrieges war.

Kapitel CCCXCIV.

Die Spanier in den Niederlanden.

Karl V hatte theils aus Vorliebe für seinen Sohn, theils um überhaupt Deutschland fester an Spanien zu binden, und dem spanischen Hause Habsburg freien Eintritt im Reich zu verschaffen, Philipp dem Zweiten außer Mailand auch noch die Niederlande zugetheilt, beides Brücken und offne Thore, durch welche der Spanier einziehn und dem Oesterreicher beistehn konnte, sobald es nöthig war. Nun waren aber die Niederländer gleich allen nordischen Stämmen der Reformation zugethan, und aus vielen Gründen zugleich auch mehr an bürgerliche Freiheit gewöhnt, als andre deutsche Völker, und

Handelseifersucht und Parteifanatismus dem französischen Hofe den Gefallen, sich wechselseitig die Hälse zu brechen. Indessen blieben diese Kämpfe unentschieden und Holland blieb nach wie vor eine furchtbare Geld- und Seemacht. Ludwig zog es daher vor, sich mit dieser Macht zu verbinden, um die spanischen Niederlande mit ihr zu theilen. Nun mußte England einstweilen mit Holland den Frieden zu Breda schließen und von der Anwendung der Navigationsacte auf Holland abstehen, 1667. Dennoch konnte de Witt, der damals noch die holländische Republik lenkte, sich mit Ludwig nicht gänzlich einigen. Man schlug vor, die spanischen Niederlande unter französischen und holländischen Schutz zu einem neutralen Freistaat zu erklären. Aber Frankreich wollte nur für sich erobern und de Witt wußte wohl, daß, selbst wenn die Hälfte der spanischen Niederlande mit Holland vereinigt würde, durch die Nähe der Stadt Antwerpen der bisherigen republikanischen Regierung in Amsterdam eine höchst gefährliche Concurrenz entstehen würde. Er zauderte daher, während auch Ludwig seinerseits sich einmal vertraulich erklärte, er betrachte die Holländer nur als Mittel zu seinen Zwecken und werde nur seinem eigenen Interesse folgen.

Er hatte bereits eine andere Intrigue angesponnen, um Holland entbehren zu können. Als nämlich Philipp IV. 1665 starb und seine Wittwe, Maria Anna, eine Tochter Ferdinands III., und ihr allmächtiger Beichtvater, der deutsche Jesuit Neithard, allen französischen Verführungskünsten unzugänglich blieben, bestach Ludwig XIV. die kaiserlichen Minister in Wien, vor allen den Fürsten Lobkowitz, und brachte den schwachsinnigen Kaiser Leopold dahin, einen geheimen Vertrag mit ihm einzugehen, wonach sie beide das spanische Erbe theilen wollten. Der Kaiser sollte die Lombardei, Spanien und Amerika, Ludwig Neapel und Navarra mit den Niederlanden bekommen. Als nun aber Ludwig 1667 zwei große Heere, das erste unter Turenne, in die Niederlande schickte und dieselben, die von der spanischen Regierung sehr vernachlässigt waren, sowie auch die Freigrafschaft Burgund leicht wegnahm, trat de Witt dieser Eigenmächtigkeit mit großer Energie entgegen, brachte den Engländern ihr

Intereſſe zum Bewußtſeyn und wußte auch die Eiferſucht Schwedens zu erregen, ſo daß es ihm gelang, durch eine raſch abgeſchloſſene Trippelallianz zwiſchen Holland, England und Schweden der franzöſiſchen Eroberungsluſt Halt zu gebieten. Ludwig wollte ſich mit dieſen Mächten in keinen Krieg einlaſſen, hoffte vielmehr, ſie bald wieder entzweien zu können, machte daher gute Miene zum böſen Spiel und ſchloß mit Spanien den Frieden zu Aachen, worin er ſich mit der Beſitznahme von 12 niederländiſchen Städten (Doornik, Ryßel, Kortryk ꝛc.) begnügte, 1668.

Alles nur einſtweilen. Ludwig übereilte ſich nicht, war aber auch keinen Tag müſſig und gewann immer mehr durch Unterhandlungen, als durch Schlachten. Die aufgelockerten Grenzen des deutſchen Reichs lagen ihm offen und er war geſchützt durch den Rheinbund, durch die beſtochenen Miniſter des Kaiſers und durch die Schweiz. Mit der letzteren ſchloß er 1663 einen neuen Bund, ſchmeichelte ihren Regierungen und beſtach ſie. Als ihm eine Geſandtſchaft von 200 Schweizern aufwartete, gab er allen goldene Ketten und andere koſtbare Geſchenke. Der kleine Dauphin mußte jedem die Hand geben und dazu quäken: ami, mon ami. Dafür ließen ſich auch 25,000 Schweizer für den franzöſiſchen Dienſt anwerben. Lothringen hatte ſich Ludwig von dem querköpfigen Herzog Karl förmlich abtreten laſſen, deſſen Bruder Franz vergebens proteſtirte. Das Reich rührte ſich nicht. Auch die Reichsſtädte im Elſaß, das ſtarke Straßburg ausgenommen, mußten dem König von Frankreich huldigen. Die Freigrafſchaft Burgund wurde nach dem Aachener Frieden an Spanien zurückgegeben, jedoch nicht eher, als bis Ludwig XIV. daſelbſt alle Feſtungen geſchleift und alle Waffen und Vorräthe weggeführt hatte. Eigenmächtig erhöhte er die Zölle, worunter beſonders die Schweiz und Holland litten. Die Schweizer wagten keinen Widerſpruch. Als Holland Repreſſalien wagte, gerieth Ludwig in majeſtätiſchen Zorn.

Es kam ihm überall zu Statten, daß nicht nur die Fürſten und der Adel, ſondern auch die Reichen und Ehrgeizigen in den Republiken der franzöſiſchen Mode huldigten, das Beiſpiel von

Paris und Verſailles nachahmten und, um der Prunk- und Genuſſucht zu fröhnen, einer ſchamloſen Habgier verfielen und Recht und Sitte des Volks mit Füßen traten. In der Schweiz war das gemeine Landvolk faſt überall den reichen Städtern verſchuldet und dadurch zu einer Claſſe von Heloten geworden. Die Stadtherrn drückten den Bauer auf alle Art, bis 1653 zuerſt im Entlibuch, dann im Bernerlande die Bauern ſich in Waffen erhoben und, von Leuenberg geführt, den ſtädtiſchen Truppen unter den Generalen Werdmüller und Erlach blutige Schlachten lieferten. Aber ſie unterlagen dem ſchweren Geſchütz und erlitten ſchwere Verluſte an Leben und Freiheit. Damit begann das Schweizer ſog. Junkerthum, die Vornehmthuerei und franzöſiſche Mode der Geſchlechter, welche ſich in den Erbbeſitz der Rathsſtellen geſetzt hatten. Die reformirten Cantone Zürich und Bern gaben den Ton an und wurden ſo übermüthig, daß ſie auch den freien Bauern in den Urcantonen Befehle vorſchreiben wollten. Aber dieſe Cantone hielten zuſammen und ſchlugen die Reformirten in der Schlacht bei Vilmergen zurück, 1656. — Den Raub der Elſäßiſchen Reichsſtädte entſchuldigte Ludwig bei den deutſchen Fürſten damit, daß er ſie aufforderte, ein gleiches zu thun. Die Reichsſtadt Donauwörth, deren Rechte im weſtphäliſchen Frieden wieder hergeſtellt waren, blieb dennoch eine bayriſche Landſtadt, weil der Kurfürſt ſie nicht wieder herausgab. Als van Galen, Biſchof von Münſter in Weſtphalen, die Stadt Münſter unterwarf und aller Freiheiten beraubte, halfen ihm dabei franzöſiſche Truppen. Als der Kurfürſt von Mainz der Stadt Erfurt gleichfalls alle ihre Freiheiten nahm, ſtanden auch ihm franzöſiſche Truppen bei und drangen ungehindert in den Thüringer Wald ein, 1664.

Ehe Ludwig XIV. ſeine durch die Trippelallianz geſtörte Devolutionspolitik wieder aufnahm, glaubte er als das weſentlichſte Hinderniß derſelben vor allem die kleine Republik Holland beſeitigen zu müſſen. Es gelang ihm, noch einmal die engliſche Regierung ganz auf ſeine Seite zu bringen, da Karl II. immer Geld brauchte und eine Vernichtung der holländiſchen Seemacht in der That im

engliſchen Intereſſe lag. Es gelang ihm ebenſo, den Kaiſer Leopold zu überreden, die Vertilgung der holländiſchen Ketzer ſey ein frommes Werk. Es gelang ihm ſogar, das königliche und ariſtokratiſche Schweden zu gewinnen, ſo daß es ihn nicht zu ſtören gelobte, wenn er über Holland herfalle. Ueberall hatte er die Sympathien der ſtolzen Fürſtenhöfe und des auf den Reichthum der holländiſchen Bürger neidiſchen Adels für ſich, nahm die Miene an, als ſey er gewiſſermaßen von ganz Europa beauftragt, die Holländer zu vertilgen, und ließ eine Medaille ſchlagen mit der Umſchrift; ultor regum (Rächer der Könige). Der Jeſuit Comire dichtete eine Fabel von der Sonne (Ludwig XIV.), die den Sumpf der Fröſche (Holland) austrockne, ein Bild, welches gleichfalls durch eine Medaille verewigt wurde.

Man hat viel Weſen davon gemacht, daß unſer großer Leibnitz damals dem König von Frankreich, um ihn von Holland und dem deutſchen Reich abzuhalten, in einer gründlich durchdachten Abhandlung die Eroberung Aegyptens empfohlen habe. Das beweist aber nichts, als daß die deutſchen Philoſophen, auch die beſten, unpraktiſch ſind und von Einbildungen leben.

3.

Holland in Noth.

In Holland hatte ſich, ſeitdem es ſich glücklich von der ſpaniſchen Herrſchaft losgeriſſen, das Leben gar ſeltſam geſtaltet. Der Grundcharakter und die Sprache des Volks blieben niederdeutſch, wenn gleich zahlloſe um der Religion willen verfolgte Oberdeutſche, Franzoſen und Juden nach Holland überſiedelten. Aber das Volk riß ſich ganz von Deutſchland los, weil es in ſeinem ſchweren und langen Kampfe gegen die Spanier vom deutſchen Reich und Volk nicht unterſtützt worden war, ganz allein den Sieg errungen hatte und daher mit ſtolzen und vorwurfsvollen Blicken auf die übrigen Deutſchen herunterſah. Indem es ſich aber iſolirte, verfiel es in noch höherem Grade, wie die andern deutſchen Stämme, der Re-

naiſſance und bildete in ſeiner Literatur eine Monſtroſität aus, die als einzig in ihrer Art in der Weltgeſchichte daſteht. Denn das Claſſiſche wurde hier mit dem gröbſten und unflätigſten Cynismus, deſſen die niederdeutſche Volksnatur fähig iſt, meßalliirt. Nirgends paſſen die olympiſchen Götter und die zarten Nymphen übler hin, als unter die Bürgermeiſterperüken von Amſterdam, unter die Pedanten von Leyden und unter die Bauern und Viehmägde der holländiſchen Dörfer.

Dennoch griff der holländiſche Geiſt tief in die Zeit ein. Obgleich in die theologiſche Zänkerei ſo tief, wie irgend ein anderes nordeuropäiſches Volk verſunken, und von fanatiſchem Calvinismus durchdrungen, opferten die Holländer doch aus Nützlichkeitsgründen ihren Glaubenseifer einer Toleranz auf, die als etwas völlig Neues in der Welt auftrat, aber im folgenden Jahrhundert allgemein Mode wurde. Um nämlich den Gewerbfleiß ihrer Städte zu vermehren und ihre großen Colonien anlegen zu können, brauchten ſie Menſchen und nahmen daher nicht bloß flüchtige Calviniſten, ſondern aller Art Verfolgte auf, von welcher Religion ſie auch ſeyn mochten, denen ſie freien Gottesdienſt und eigene Kirchen geſtatteten und wovon nur die Katholiken allein ausgenommen waren. So ſah man in Amſterdam neben der calviniſchen Hauptkirche auch lutheriſche, Sectenkirchen aller Art, Synagogen der Juden und ſogar türkiſche Moſcheen zum Gebrauch der des Handels wegen nach Holland kommenden Levantiner. In Holland war auch alles zu drucken erlaubt, was in andern Ländern verboten war, und durch ſeine Preſſe wurde das kleine Land eine gefürchtete und einflußreiche Macht, abgeſehen von dem Reichthum, den es durch den Buchhandel gewann. Hier zuerſt brachen die verneinenden Geiſter der neuen Zeit ſich Bahn, hier lebten und ſchrieben die Descartes und Spinoza.

Holland gewann durch ſeinen Handel und Gewerbfleiß ungeheuren Reichthum. Die überſeeiſchen Länder lieferten ihm die Colonialwaaren, welche bald für ganz Europa zum Bedürfniß wurden (Baumwolle, Zucker, Tabak, Kaffee, Chocolade, Rum, Indigo, Gewürze ꝛc.). Die feinſte und behaglichſte Civiliſation lernten

die Holländer in China kennen, von wo sie die Porcellangefäße, den Thee, tausenderlei artige Spielereien, Hausgeräthe und Bequemlichkeiten, Gartenkunst und Blumenzucht, die kunstreichen Lakirungen, die Fächer, Schlafröcke und — Zöpfe mitbrachten und in Europa einführten. Ihr Reichthum und ihre Ueppigkeit stieg in dem Maaß, in welchem die übrige deutsche Nation dem tiefsten Elend erlag. Während in ganz Deutschland Mord und Brand, Hunger und Pest wütheten, in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts, herrschte in dem isolirten und überreichen Holland der Schwindel des Tulpenhandels. Die Farbenpracht der neuen, aus Asien kommenden Tulpen erweckte einen wahren Fanatismus für Blumen. Harlem wurde zu einem Tempel der Flora, eine Stadt ganz in Gärten, deren Blumenhandel ins ungeheure ging. Eine neue Tulpenart kostete Tausende. Man speculirte auf den Cours der Tulpenpreise und gewann dabei so große Summen, daß alle Stände an dem Schwindel Theil nahmen.

Im Ganzen wiederholte sich in Holland ein welthistorisches Gesetz, was sich schon in der alexandrinischen und spätern römischen Kaiserzeit kundgegeben hatte. Uebermäßiger Reichthum, das eigentliche Geldprotzenthum paart sich immer mit Geschmacklosigkeit. So war die holländische Bildung geschmacklos, die lächerlichste Verkuppelung der Classicität mit dem chinesischen Comfort, falsches Pathos und steife Ziererei. Indessen reagirte die derbe Natürlichkeit des Volks gegen die ihm von fremdher aufgedrungene Bildung. Unwiderstehlich drängte es die Menschen aus der Unnatur heraus und zur Natur zurück. Dieses Streben gab sich zuerst in den katholischen Niederlanden kund. Der große Maler Peter Paul Rubens, der 1640 in Antwerpen starb, gab in seinen zahllosen und großartigen Bildern dem Sinnlichen in seiner Kraft und Wahrheit zum erstenmal entschieden das Uebergewicht über das Geistige in seiner Verkümmerung, Verfälschung und Affectation. Obgleich er noch mit einem Fuß in der Kirchenmalerei, mit dem andern in der mythologischen Hofmalerei der Renaissance stand, ging er doch immer nur darauf aus, kraftvolle und üppige Körper an Menschen und Thieren zu malen, die durch ihre Naturwahrheit überraschen und anziehen.

Er zuerſt verband damit auch ſchon Sinn für die Landſchaft und die Gluth und Farbenpracht ſeiner Bilder vollendeten den Zauber, den ſie auf den Beſchauer übten. Den abgebleichten Cultus des Heiligen und die faſt ſchon lächerlich gewordene claſſiſche Convenienz erſetzte in den bildenden Künſten von nun an ein friſcher und derber Naturcultus, ein warmlebendiger Sinnencultus. Nach Rubens ſuchte van Dyck der Malerei die Feinheit des italieniſchen und ſpaniſchen Geiſtes zu erhalten, allein der Naturalismus triumphirte in der holländiſchen Malerſchule, in welcher Rembrandt († 1674) zum erſtenmale mit Abſicht und gleichſam mit plebejiſchem und republikaniſchem Trotze der Menſchenwelt das Düſtere, Unfreundliche und Häßliche ablauerte, andere, wie Teniers das Bauernleben in ſeiner niedrigſten Gemeinheit, wieder andere die geringfügigſten Gegenſtände, Küchengeräth, einen alten Beſen ꝛc., mit bewunderungswürdiger Naturtreue darſtellten. Ueberall wollte man nur die Wirklichkeit wiederſehen im Spiegel der Kunſt. Da gab es Coſtümemaler, die ihre ganze Kunſt in der treuen Darſtellung von Sammet, Seide oder Pelzwerk offenbarten, oder Thiermaler, Blumenmaler. Die letztern wurden, da in Holland alles für Blumen ſchwärmte, wie Fürſten geehrt und bezahlt. Das größte Verdienſt aber erwarben ſich die Landſchaftsmaler durch geiſtvolle Auffaſſung der Natur im Großen. Unter ihnen glänzten vor allen Ruisdael († 1681) als Maler der Wälder und Backhuiſen († 1709) als Maler des Meers.

Mitten in ihrem Reichthum verweichlichten die Holländer dennoch nicht, ſondern behielten ihre zähe und ausdauernde Kraft, vermehrten ihre Colonien und führten glückliche Seekriege, außer mit Spanien nämlich hauptſächlich mit England, was durch die Handelseiferſucht erklärlich iſt, wobei aber auch Frankreich mithetzte. Als Cromwell die Oberherrſchaft über das Meer anſprach, lieferten ſich Engländer unter Blake und Holländer unter Tromp und de Witt die blutigſten Seeſchlachten. Tromp band nach einem großen Sieg einen Beſen an ſeinen Maſt, um zu zeigen, daß er die engliſchen Schiffe aus dem Canal gefegt habe, 1652. Später indeß behielten die Engländer doch das Uebergewicht und ebenſo in dem neuen

Seekriege wider Karl II., in welchem die Holländer hauptsächlich unter de Ruyter und Evertson große Heldenthaten verrichteten und doch zuletzt den schon erwähnten Frieden von Breda schließen mußten.

Als nun Ludwig XIV. alle Welt mit sich verbündet oder wenigstens neutralisirt hatte, um Holland gänzlich zu isoliren und zu vernichten, kam ihm dabei noch die innere Parteiung in Holland zu Statten, sofern der Pensionarius Johann de Witt an der Spitze der Republikaner die oranische Partei gegen sich hatte. Den jungen Oranier Wilhelm III. hatte er durch das s. g. ewige Edict von der Statthalterschaft ausschließen lassen und regierte Holland, allein er hatte die Landarmee und die Festungen vernachlässigt, theils um Frankreich nicht durch seine Rüstungen zu reizen, theils aus Furcht, der junge Oranier werde an die Spitze des Landheeres kommen und eine der Freiheit gefährliche Macht erringen. So war Holland gänzlich unvorbereitet, als es im tiefsten Frieden plötzlich von zwei gewaltigen französischen Heeren unter Turenne und Condé und zugleich von 20,000 Söldnern des Bischofs von Münster überzogen wurde, 1672. Ein panischer Schrecken ging durch das Land und ein großer Theil desselben fiel den Franzosen ohne Widerstand in die Hände. De Witt beging die Unklugheit, noch immer unterhandeln zu wollen, und lieh damit der oranischen Partei den Vorwand, er wolle das Land verrathen und habe sich an Frankreich verkauft. In vielen Städten erhob sich das Volk und vertrieb die Anhänger de Witts. Die Provinzialstaaten von Seeland faßten die energischesten Beschlüsse, das ewige Edict wurde zurückgenommen, Wilhelm III. an die Spitze der Landmacht gestellt, das Volk bewaffnet, mittelst Durchstechung der Dämme das offene Land unter Wasser gesetzt. Alles war begeistert „und ließ jedermann eine gute Couragie spüren," dem Bischof von Münster ersoff viel Volk vor Coeverden. Auch Gröningen widerstand ihm heldenmüthig. Condé wurde verwundet. In Aarbenberg fochten Weiber und Kinder mit den Männern um die Wette gegen die Franzosen. In Amsterdam war man schon entschlossen, alle Schätze auf Schiffe zu packen und nach Amerika auszuwandern. Mitten in dieser allgemeinen Aufregung wurde der Haß

gen de Witt künſtlich geſteigert. Man dichtete ihm Verbrechen
, die er nie begangen hatte, unter andern daß ſein Bruder Cor=
lius den Oranier habe wollen meuchelmorden laſſen. Das Volk
mückte ſich mit orangefarbenen Bändern und ſchrie:

Orange boven en Wit onder
Die't anders meent, ſla de Donder.

ornelius wurde von einem Mörder angefallen und ſchwer verwun=
t, dann noch ins Gefängniß geworfen und zwar als unſchuldig
eigeſprochen, aber ſchon war er durch die Folter halbtodt und als
ohann ihn aus dem Kerker abholen wollte, wurden beide vom
üthenden Pöbel ergriffen, aufs grauſamſte umgebracht, an den Beinen
fgehängt und ſo buchſtäblich zerfleiſcht, daß nachher noch die einzelnen
lieder ihres Körpers für Geld verkauft wurden, am 20. Auguſt 1672.

Inzwiſchen wurde der verblendete Kaiſer doch endlich belehrt,
dürfe Holland den Franzoſen nicht überlaſſen, und insbeſondere
r große Kurfürſt von Brandenburg erwarb ſich das Verdienſt, ihn
einer Allianz mit Holland zu bewegen, der auch Spanien beitrat.
adurch nun wurden die franzöſiſchen Hauptarmeen unter Condé
d Turenne, nachdem ſie durch die Ueberſchwemmungen und Krank=
iten ſchwer gelitten hatten, genöthigt, von Holland abzuſtehen und
den Rhein zu rücken, um den Kaiſerlichen und Brandenburgern
widerſtehen. Der Reſt der Franzoſen unter dem Marſchall von
remburg verſuchte zwar im Winter auf dem gefrorenen Waſſer
ch einmal in Holland vorzudringen, beging aber nur unerhörte
rauſamkeiten gegen das wehrloſe Landvolk, belud 3000 Wagen
t Beute aller Art und zog ab. Eben ſo die große Räuberbande
s Biſchofs von Münſter, die einen traurigen Ruhm zurückließ.
egen der dicken Pelzhandſchuhe (Müffe), welche die Söldner des
ſchofs damals im Winter trugen, nannten die Holländer ſeitdem
en Deutſchen einen Muff.

4.

Die Franzoſen am Rhein.

Der große Plan Ludwigs XIV. war geſcheitert und Holland gerettet, aber das Durchſtechen der Dämme hatte dabei mehr gethan, als der Heroismus der Holländer an ſich vermocht hätte und als die Hülfe des Kaiſers und des Brandenburgers ferner vermochten. Im Gegentheil, ſobald ſich der Krieg an den Rhein zog, faßte Ludwig nur neue Pläne, mit beſſerem Glück als in Holland auf dieſer Seite Eroberungen zu machen. Das unglückliche deutſche Reich war für ihn kein Hinderniß. Den Kaiſer neutraliſirte er gleich wieder, ſofern der von ihm beſtochene Fürſt Lobkowitz mit dem kaiſerlichen Feldherrn Montecuculi verkehrte und widerſprechende Befehle zukommen ließ und ihn an der Verbindung mit dem Brandenburger hinderte, und Friedrich Wilhelm von Brandenburg ſelbſt wurde durch den Rheinbund gehemmt. Die an Frankreich verkauften Fürſten dieſes Bundes ſäumten nicht, ihre Grenzen dem Brandenburger zu verſchließen, während ſie dieſelben den Franzoſen öffneten. Montecuculi wurde, als er ſich an Friedrich Wilhelm anſchließen wollte, um für Holland zu marſchiren, plötzlich nach Frankfurt am Main geſchickt, ſo daß ſich die franzöſiſche Armee zwiſchen ihn und Friedrich Wilhelm werfen konnte. Er erſtaunte auch nicht über dieſe verrätheriſche Ordre, denn er wußte, daß Lobkowitz im franzöſiſchen Solde ſtand. Er ſagte nur: er wolle künftig ſeine Ordres lieber gleich von Paris kommen laſſen, als auf dem weiten Umwege über Wien. Als Turenne jedoch auf das rechte Rheinufer überging, ging Montecuculi auf das linke über und drohte in Frankreich ſelbſt einzufallen, wodurch Turenne ſo eilig zum Rückzug genöthigt wurde, daß ihm 1000 Soldaten, die zu lange beim Plündern verweilten, im Weſterwalde von den Bauern erſchlagen wurden. Unterdeß waren Ludwigs Diplomaten unabläſſig thätig, den läſtigen Brandenburger zur Ruhe zu verweiſen, und Johann Georg II., der Kurfürſt von

grade ſie kamen jetzt unter das eiſerne Joch eines Philipp II, des blutgierigſten Ketzerverfolgers und unbeugſamſten Tyrannen. Kampf alſo war unvermeidlich.

Die Niederländer waren ſtolz und freiſinnig wie die Schweizer. Bewohner einer niedrigen, ſandigen oder ſumpfigen Küſte mußten ſie dem raſtlos eindringenden Meere durch Dünen, Dämme, Kanäle und Mauern mühſelig das arme Erdreich abgewinnen, aber im Kampf mit den Elementen ſtählte ſich ihre Kraft, und der Erfolg ihres Fleißes machte ſie zuverſichtlich und ſtolz. Durch ihre Lage zum Seehandel aufgefordert, erhoben ſie ſich in demſelben Maaße, als die Hanſa verfiel. Antwerpen, Brügge und Gent liefen bald Hamburg, Lübek und Bremen den Rang ab. Spanier und Italiener brachten vom Süden, die Hanſeaten vom Norden ihre Waaren nach den Niederlanden, welche der allgemeine Stapelplatz für Europa wurden, und wie auf dem Meere die Schiffahrt, ſo blühte auf dem Lande das Fabrikationsweſen der Niederländer, und die halbe Welt wurde mit den feinen und dauerhaften Waaren aus Brüſſel oder Antwerpen verſorgt. An das Gewerbe ſchloß ſich, wie immer, die Kunſt an, und in den Niederlanden blühte eine Mahlerſchule, die mit der italieniſchen wetteiferte. Die Betriebſamkeit des Volks wurde durch unermeßliche Reichthümer belohnt, und Brüſſel, die Hauptſtadt der Niederlande, gab halb Europa die Geſetze des Luxus und der Mode. Kraftgefühl, Reichthum und nicht weniger die große Menſchenmenge, welche Handel und Arbeit auf dieſen kleinen Punkt der Erde zuſammengeführt hatten, gaben den Niederländern ein ſtolzes Vertrauen zu ſich ſelbſt, und ſelbſt ihre Verfaſſung begünſtigte daſſelbe. Die Leibeigenſchaft war hier längſt aufgehoben, die Weſtfrieſen hatten ihre alten Rechte mitgebracht, 350 Städte, darunter nicht wenige

Sachſen, und Johann Friedrich, Herzog von Braunſchweig-Hannover wurden durch franzöſiſches Geld beſtochen, um mit Schweden im Bunde über Brandenburg herzufallen. Unter dieſen Umſtänden und da er auch keinerlei Beiſtand vom Kaiſer zu hoffen hatte, ſah ſich Friedrich Wilhelm gezwungen, ſchnell mit Frankreich Frieden zu ſchließen. Das geſchah im Vertrage zu Voſſem, im Juni 1673.

Nun glaubte ſich Ludwig XIV. wieder ganz ſicher, und ließ den Marſchall von Luxemburg an den Grenzen Hollands nochmals ſengen und brennen. Valkenier erzählt, dieſer Marſchall habe alle Greuel des 30jährigen Krieges wiederholt und ſeine Soldaten ſelbſt dazu angefeuert. Er habe in Swammerdam eine förmliche Schaubühne errichten laſſen, auf welcher die Einwohner und hauptſächlich die Weiber auf die zugleich ſinnreichſte und ſchamloſeſte Weiſe zu Tode gemartet wurden. Seine verwilderten Soldaten pflegten, wenn ihnen ein Anſchlag mißlang, ihre Gewehre gegen den Himmel abzufeuern und Gott zu läſtern. Indeſſen wurden die Unternehmungen Ludwigs XIV. doch mannigfach gehemmt. Die holländiſche Flotte unter de Ruyter trieb die Engländer zurück und in England ſelbſt wurde der König wegen des unnatürlichen Bündniſſes mit Frankreich ſo unpopulär, daß er dieſem Bunde entſagen mußte. Auch in Oeſterreich drang das Rechtsgefühl und das dringende Gebot des kaiſerlichen Intereſſes ſo weit durch, daß Lobkowitz zurücktreten mußte. So konnte Montecuculi wieder vorgehen und den Franzoſen Bonn entreißen. Nun ſollte unter ſchwediſcher Vermittlung zu Köln der Frieden unterhandelt werden. Montecuculi aber ließ hier den Grafen Wilhelm von Fürſtenberg verhaften, der als Coadjutor des Kölner Kurfürſten Maximilian Heinrich von Bayern zugleich der Hauptagent Frankreichs im Rheinbunde war und deſſen Bruder Ferdinand Egon auch den Kurfürſten von Bayern, Ferdinand Maria, im franzöſiſchen Intereſſe umgarnte. Wilhelms Reichsverrath war notoriſch, der Kaiſer ließ ihn zum Tode verurtheilen, aber Lobkowitz hintertrieb die Vollziehung des Urtheils. Frankreich nahm ſich des Gefangenen an und die Unterhandlungen in Köln ſcheiterten.

Im J. 1674 entbrannte der Krieg von neuem, indem auch

der Kurfürſt von Brandenburg ſich dem Kaiſer wieder anſchloß, ſobald dieſer den Krieg gegen Frankreich ernſtlich führen wollte. Der Rheinbund war durch Wilhelms Verhaftung geſchreckt und ſogar Lothringen faßte einen neuen Muth, um das franzöſiſche Joch abzuwerfen. Nun aber verdoppelte Ludwig XIV. ſeine Anſtrengungen, beſetzte Trier und die Freigrafſchaft Burgund und ſchickte ein Heer unter Turenne nach dem Oberrhein, wo ſich der unfähige oder beſtochene Bournonville, der hier die Kaiſerlichen befehligte, bei Enſisheim von ihm ſchlagen ließ. Hierauf verheerte Turenne die Pfalz, deren Kurfürſt Karl Ludwig ihn aus Verzweiflung zum Zweikampf herausforderte, aber nur ausgelacht wurde. Herzog Karl von Lothringen erfocht zwar einen kleinen Sieg über die Franzoſen bei Trier, war aber viel zu ſchwach, das rechte Rheinufer zu ſchützen. Auch auf der holländiſchen Seite hielt der Oranier Wilhelm die Fortſchritte der Franzoſen nur durch eine unentſchiedene Schlacht bei Senneſ auf. Erſt 1675 gelang es dem großen Kurfürſten, dem nachmals bei Mühlhauſen geſchlagenen Bournonville zu helfen und bei Türkheim einen Sieg über Turenne zu erfechten. Nun aber brachen die Schweden, von Frankreich angereizt, in Brandenburg ein und der Kurfürſt mußte wieder zurückgehen, um ſein eignes Land zu ſchützen. Doch ſollte Turenne nicht triumphiren, denn an des Kurfürſten Stelle trat Montecuculi und ſiegte bei Sasbach, wo Turenne fiel. Die Franzoſen flohen über Trier zurück. In dieſer Stadt wehrten ſie ſich unter Crecqui noch eine Zeitlang, mußten ſich aber ergeben, und wurden großentheils niedergehauen, da beim Einzug der Kaiſerlichen eine Menge Granaten ſprangen, was man für einen abſichtlichen Mordangriff hielt. Um dieſelbe Zeit erfocht de Ruyter am Fuße des Aetna einen glänzenden Seeſieg über die franzöſiſche Flotte, fand aber hier den Tod und wurde zu Syrakus begraben, 1676.

Der Krieg am Rhein wurde durch die Beſatzungen genährt, welche Turenne in den feſten Städten zurückgelaſſen hatte und die ſich aus der Umgegend unter greulicher Verheerung des Landes verproviantirten. Die Beſatzung von Philippsburg legte Bergzabern,

Bruchſal und viele Dörfer in Aſche. Als die Kaiſerlichen endlich Philippsburg eroberten, war das nur ein Signal für Ludwig XIV., den Krieg im J. 1677 aufs neue zu beginnen, denn er war feſt entſchloſſen, die Freigrafſchaft, das Elſaß und die feſten Plätze am Oberrhein zu behaupten. Wer hätte ihn auch hindern ſollen? Montecuculi war viel zu ſchwach, um die Offenſive gegen Frankreich ergreifen zu können. Er hatte genug zu thun, nur den Rheinbund und die andern von Frankreich beſtochenen Fürſten einzuſchüchtern, daß ſie wenigſtens nicht ihre Truppen mit denen der Franzoſen vereinigten. Der Brandenburger Kurfürſt hatte vollauf mit den Schweden zu thun. Zum Ueberfluß hetzte Ludwig XIV. jetzt auch noch die Türken auf, um den Kaiſer von Ungarn her anzugreifen. Das deutſche Reich konnte alſo den Oberrhein nicht mehr ſchützen. Nur die Schweizer hätten ihren deutſchen Brüdern helfen können, aber auch ihre ariſtokratiſchen Regierungen waren längſt an Frankreich verkauft und 25,000 tapfere Schweizer dienten unter Ludwig XIV. und halfen ihm deutſche Städte und Provinzen erobern. Die Eidgenoſſenſchaft hätte begreifen ſollen, welche Gefahr ihr ſelbſt drohe, wenn der franzöſiſche Despot immer mächtiger wurde und durch die Freigrafſchaft und das Elſaß unmittelbar an ihre Grenzen kam. Aber das Volk der Schweizer war von ſeinen habgierigen Räthen geknechtet, wie die übrigen Deutſchen von ihren an Frankreich verkauften Fürſten und Miniſtern. Soweit die deutſche Zunge reichte, war von einem Nationalintereſſe nicht mehr die Rede und der Franzoſe hatte freies Spiel. Wie es ſcheint, hat Ludwigs XIV. Kriegsminiſter Louvois damals ſchon in dem Niederbrennen der Städte und Dörfer ein probates Mittel erkannt, um die ſchwachen und niemals einigen Fürſten und Städte im obern Deutſchland durch Schrecken vollends ganz dumm zu machen, denn ohne Zweifel handelten La Broche und Montclas nur auf ſeinen Befehl, als ſie 1677 in der überrheiniſchen Pfalz und im Breisgau alles niederbrannten. La Broche fiel den Kaiſerlichen in die Hände und wurde als Mordbrenner erſchoſſen. Montclas aber ſetzte das Werk der

Zerſtörung fort, überfiel Freiburg im Breisgau und befeſtigte dieſe Stadt, um ſie zum Hauptbollwerk ſeines Königs im obern Deutſchland zu machen.

Spanien lag ſo darnieder, daß es weder die Freigrafſchaft, noch die Niederlande zu ſchützen vermochte, die ganz in die Gewalt Frankreichs fielen. Nur Wilhelm von Oranien vertheidigte Holland. Als er aber bei St. Omer eine Niederlage erlitt, neigte er zum Frieden. Unglücklicherweiſe ließ ſich nun auch der Kaiſer überreden, der große Kurfürſt von Brandenburg, der damals die Schweden beſiegte und deutſches Land und Recht nach dieſer Seite hin herrlich vertheidigte, könne zu mächtig und dem Hauſe Habsburg als Nachbar gefährlich werden. Anſtatt alſo im engſten Bunde mit dem tapfern Brandenburger die ganze deutſche Nation in den Kampf zu rufen und mit vereinter Kraft Schweden, Türken und Franzoſen zurückzuſchlagen, gab der einfältige Kaiſer den ſchönen Weſten des Reichs dem Feinde preis und ſchloß einen niederträchtigen Frieden mit Frankreich. Dabei ſpielte Holland eine ſchlechte Rolle, weil es begierig die günſtigen Friedensbedingungen annahm, die ihm Ludwig XIV. anbot, zufrieden, daß nur der Kaiſer und Spanien etwas verlieren ſollten. Aus dieſem Grunde redete der Oranier dem Kaiſer ſogar noch zu, den Frieden zu ſchließen, obgleich er unmittelbar vorher bei Mons noch einen Sieg über die Franzoſen erfocht. Der Friede wurde zu Nimwegen 1678 abgeſchloſſen. Holland behielt alles. Spanien mußte zwölf niederländiſche Grenzſtädte und die ganze Freigrafſchaft Burgund an Frankreich abtreten. Der Kaiſer ſelbſt gab nicht nur die elſäßiſchen Reichsſtädte (Straßburg ausgenommen), ſondern auch Freiburg auf, welches eine franzöſiſche Feſtung blieb. Lothringen ſollte an das Reich zurückgegeben werden, Ludwig hielt es aber immer noch beſetzt. Der Verräther Wilhelm von Fürſtenberg wurde frei. Alle dieſe Opfer brachte Kaiſer Leopold einzig, um ſeinen natürlichen Verbündeten, den großen Kurfürſten zu demüthigen, denn eine der vornehmſten Friedensbedingungen zu Nimwegen war, daß Friedrich Wilhelm nichts von dem behalten dürfe, was er

den räuberiſch und treulos in Deutſchland eingebrochenen Schweden in ruhmwürdigen Schlachten wieder abgenommen hatte.

So wurdeſt du, unglückliche deutſche Nation, damals regiert.

5.

Die Reunionen.

Ludwig XIV. ſchenkte dem deutſchen Reiche die Verachtung, die es verdiente. Er ließ eine große Statue verfertigen, die ihn darſtellte, wie er auf den Nacken von vier gefeſſelten Sklaven trat, und dieſe Sklaven wurden durch deutliche Attribute als der Kaiſer, Spanien, Holland und der brandenburgiſche Kurfürſt bezeichnet. Ferner ließ er ſich eine Uhr verfertigen, in welcher ein künſtlicher Hahn bei jedem Stundenſchlag krähte und ein künſtlicher Adler dabei am ganzen Leibe zitterte. Der Hahn (gallus) bedeutete Frankreich und der Adler das deutſche Reich. Plötzlich erklärte er, 1680, er müſſe zu dem, was er bereits vom Reich erobert habe, auch noch alle Dependenzen, d. h. alle die Länder, Städte, Güter und Rechte erhalten, die je einmal damit zuſammen gehangen hätten, z. B. alle deutſchen Klöſter, die einmal vor tauſend Jahren durch Merowinger und Karolinger geſtiftet worden ſeyen, alle Ortſchaften, die je mit Burgund, Elſaß oder dem Breisgau in Lehnsverband oder Erbvertrag geſtanden ꝛc. In dieſem Sinn ließ er zu Beſançon und Breiſach, Metz und Doornik vier Reunions- oder Wiedervereinigungskammern errichten und durch feile Gelehrte und Juriſten in alten Archiven jene Dependenzen ausſtöbern. Die Ausführung wurde wieder den Brandſchatzern und Mordbrennern überlaſſen, die im Elſaß, in den Niederlanden und in der Pfalz gewaltſam die alten Wappen wegriſſen und das franzöſiſche aufpflanzten, Beſatzungen einlegten und ungeheure Geldſummen erpreßten. Von dem uns geſtohlenen Gelde ließ Ludwig XIV. 300 neue Kanonen gießen, um die geraubten Städte und Landſchaften damit zu behaupten. In andern Fällen ſprach Ludwig nur die Oberlehnsherrlichkeit an,

z. B. über Württemberg wegen Mömpelgard, über die Pfalzgrafen von Zweibrücken, die Rheingrafen von Salm ꝛc. Bis zu welcher Schamloſigkeit Ludwig XIV. die Reunionen trieb, zeigt das Actenſtück, durch welches er Jever als Dependenz des ehemaligen Herzogthums Burgund anſprach und ſeinen guten Freund, den König von Dänemark, förmlich damit belehnte, obgleich es nach dem Ausſterben der alten Oldenburger (1667) durch Teſtament an das Haus Anhalt gefallen war. Und wirklich beſetzten die Dänen Jever.

Das ganze deutſche Reich gerieth in Bewegung, aber während man langweilig wie gewöhnlich in Regensburg rathſchlagte, handelten die Franzoſen und ſetzten ſich plötzlich durch Verrath in den Beſitz von Straßburg. Dieſe Stadt, erzählt ihr wackerer Geſchichtſchreiber Frieſe, opferte alles auf, um ſich gegen Frankreich zu behaupten. Die Bürger lebten ſchon ſeit dem 30jährigen Kriege in beſtändiger Beſorgniß, unterhielten und vermehrten ihre Feſtungswerke, beſoldeten Truppen, zogen je den dritten Tag immer ſelbſt auf die Wachen. Sie ſtrengten alle ihre Kräfte an, um ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieſer Zuſtand der Anſtrengung dauerte ſchon 60 Jahre, die beſtändige Kriegsrüſtung verſchlang ungeheure Summen. Handel und Wandel lagen darnieder, denn der Biſchof von Speyer ließ die Straßburger, wenn ſie zur Frankfurter Meſſe wollten, bei Lauterburg und Philippsburg nicht vorbei, ohne ſie zu mißhandeln und ihnen harte Zölle aufzulegen. Frankreich ſah Straßburgs ſinkenden Credit mit ſchalkhafter Freude und that alles, die Stadt ſeinerſeits zu drücken und zu drängen, lauernd es endlich unter ſein Joch zu bringen. Dazu mußten Parteiungen unter den Bürgern erregt werden. Der Advocat Georg Obrecht verleumdete den patriotiſchen Ammeiſter Dietrich und ſuchte dieſen gegen Frankreich beſonders feindlich geſtimmten Mann um allen Einfluß zu bringen, indem er ihn verdächtigte, als ſey er heimlich im Bunde mit Frankreich; allein er wurde ſeiner Lügen überwieſen und 1672 enthauptet. Auch unter der lutheriſchen Geiſtlichkeit gab es Verräther. Am thätigſten arbeitete für Frankreich wahrſcheinlich Ulrich Obrecht, Sohn des hingerichteten Georg, gewiß der Stadt-

ſchreiber Günzer; allein ſie konnten ihr Unweſen nur geheim treiben und fanden die Bürger viel zu deutſch geſinnt, um ſie zu beſchwatzen. Es koſtete dem König 300,000 Rthlr., um ſich eine nur kleine Partei zu verſchaffen. Aber Schreck und Ueberraſchung thaten das übrige. Franzöſiſche Truppen umringten in der Stille die Stadt, gerade zu einer Zeit, wo viele Bürger auf der Frankfurter und andern Meſſen abweſend waren (Sept. 1680); die Verräther hatten dafür geſorgt, daß alle Vertheidigungsmittel in einem ſchlechten Zuſtande waren, und die Bürger wurden auf der einen Seite durch glänzende Verſprechungen verlockt, auf der andern durch die fürchterlichſten Drohungen eingeſchüchtert. Straßburg, der Hauptſchlüſſel zu Deutſchland, der Sitz deutſcher Gelehrſamkeit und der Mittelpunkt einer bedeutenden Gewerbſamkeit, ergab ſich am 13. October den ewigen Feinden der Ruhe und Ehre unſeres Vaterlandes. Ludwig XIV. ſelbſt hielt einen ſiegprangenden Einzug, denn ihn und ſeine Franzoſen beſchämte die treuloſe Art nicht, wie man ſich dieſes Ortes bemächtigt hatte. Sogleich ward eine ſtarke Beſatzung hineingelegt, und an den Feſtungswerken ward mit ſo großem Aufwand und Eifer gearbeitet, daß Straßburg in kurzer Zeit einer der ſtärkſten Plätze in Europa war. Das große, bisher den Proteſtanten gehörige Münſter wurde ſogleich vom Biſchof reclamirt, die freie Religionsübung eingeſchränkt, obgleich ſie bei der Beſitznahme den Einwohnern feierlich zugeſichert worden war. Alle lutheriſchen Beamten wurden entſetzt, auf dem Lande ſogar die Pfarrer vertrieben; eine Menge Proteſtanten mußten auswandern, und nur mit Mühe entging ihr Glaube einer gänzlichen Ausrottung. Der alte ehrwürdige Ammeiſter Dominicus Dietrich, derſelbe, den ſchon der ältere Obrecht fälſchlich verleumdet, wurde nun das Opfer der Rache ſeines Sohnes. Ludwig XIV. citirte ihn nach Paris und ließ ihn hier lange hinhalten, während Ulrich Obrecht, der mit Günzer katholiſch geworden war, in Straßburg als königlicher Prätor, d. h. unumſchränkter Statthalter eingeſetzt wurde. Endlich ließ der Miniſter Louvois den alten Dietrich rufen und frug ihn, ob er auch katholiſch werden wolle? Dietrich wies es ſtolz von ſich und wurde ſogleich gefangen

ins Innere Frankreichs geſchleppt. Außer den deutſchen Verräthern ſtellte Ludwig XIV. in Straßburg und im ganzen Elſaß auch viele Franzoſen an, was er ſogar ſchon in Lothringen that. Auch gab er vielen Ortſchaften neue franzöſiſche Namen und befahl die deutſche Tracht abzulegen und ſich ſtreng nach der neueſten franzöſiſchen Mode zu kleiden. Indeſſen iſt es nicht gelungen, die wackern Straßburger ganz zu entdeutſchen. Dießmal ließ ſich aus Verdruß über das ihm widerfahrene Unrecht und in der Hoffnung, mit franzöſiſcher Hülfe auch Pommern zu erobern, der Kurfürſt von Brandenburg verleiten, mit Frankreich ein Bündniß einzugehen, und da zu gleicher Zeit die Türken in Oeſterreich einfielen, ſo hatte Ludwig völlig freies Spiel. Er behauptete ſich in den reunirten Beſitzungen, eroberte dazu noch Luxemburg und zerſtörte das kaiſerlich geſinnte Genua durch ein muthwilliges Bombardement von der See aus. Der Kaiſer, von den Türken aufs äußerſte geängſtigt, und vom Reich verlaſſen, mußte 1684 einen ſchmählichen Waffenſtillſtand ſchließen. Frankreich behielt alles Reunirte, dazu Straßburg und Luxemburg. Hätte der Brandenburger aus Groll über des Kaiſers frühern Undank nicht ſtill geſeſſen, ſo würde Straßburg nicht ſo leicht verloren geweſen ſeyn. Aber es kam dazu der alte Widerwillen der Fürſten gegen die Städte. Mit Schadenfreude ſah man eine ſtolze Stadt fallen. Ungeheure Verblendung hatte ſich aller bemächtigt, denen damals die Sorge für unſer großes Vaterland anvertraut war. Prophetiſch hatte Kaiſer Karl V. geſprochen: „Wenn die Franzoſen vor Straßburg und die Türken vor Wien ſtünden, würde ich Wien fahren laſſen und Straßburg retten.“ Aber Kaiſer Leopold handelte umgekehrt.

Damals ſtarb unvermuthet ſchnell und kinderlos der junge Karl, Kurfürſt der Pfalz, Sohn Karl Ludwigs, 1685. Rechtmäßiger Erbe war Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuenburg, Ludwig XIV. ſprach aber ſogleich die ganze Pfalz als Erbe der Schweſter Karls, der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte an, die ſeinen Bruder, Herzog Philipp von Orleans, geheirathet hatte. Weil indeß damals der Kaiſer glänzende Siege über die Türken erfocht, bekam man im

Reiche auch wieder mehr Muth, ſich der Franzoſen zu erwehren, und hauptſächlich unter Vermittlung Wilhelms III., des klugen Oraniers, wurde Brandenburg einerſeits mit dem Kaiſer, andrerſeits mit Schweden, desgleichen auch Holland mit Spanien ausgeſöhnt und zwiſchen allen dieſen Mächten ein Bund in Augsburg geſchloſſen, 1686. Demſelben traten diesmal die meiſten deutſchen Fürſten bei, ſogar Kurfürſt Max Emanuel von Bayern, obgleich derſelbe ganz in franzöſiſchen Modelaſtern verſunken war. Als Wittelsbacher wollte er das pfälziſche Erbe dem Geſammthauſe wahren. Die Parteien ſtanden ſich eine zeitlang gegenüber, ohne daß der Waffenſtillſtand gebrochen wurde. Erſt 1688 brach der Kampf von neuem aus. In Köln ſtarb der alte Kurfürſt und nun wählte die franzöſiſche Partei den Verräther Wilhelm von Fürſtenberg zu ſeinem Nachfolger und franzöſiſche Truppen ſchützten ihn in ſeiner Reſidenz Bonn. Aber die Kölner Bürger verſchloſſen ihm die Thore und brandenburgiſche Truppen halfen ihnen von Cleve her. Kaiſer und Reich und der Papſt verwarfen die franzöſiſche Afterwahl und des Kurfürſten Nachfolger wurde Joſeph Clemens, Prinz von Bayern. Als aber noch in demſelben Jahre Wilhelm von Oranien genöthigt wurde, dem Volksruf in England zu folgen und die Stuarts von dort zu vertreiben, glaubte Ludwig XIV. die Zeit ſeiner Abweſenheit benutzen zu müſſen, um raſch in Deutſchland einzufallen, wo man nicht auf den Krieg vorbereitet war und dem Augsburger Bunde die einige Oberleitung fehlte.

Louvois ſoll ſeinem König den Gedanken eingegeben haben, die Pfalz gänzlich zu verheeren, Städte und Dörfer niederzubrennen, um ſie entweder, wenn er ſie im Frieden behaupten könne, nur mit Franzoſen zu bevölkern, oder um den Deutſchen, wenn er ſie ihnen etwa wieder abtreten müſſe, nur eine Wüſte zu hinterlaſſen. Der König befahl ſeinem Heere, in dieſem Sinne zu verfahren. Montclas und unter ihm hauptſächlich Melac, dieſer Wüthrich, der ſich öffentlich rühmte, für ſeinen König contre Jésus Christ et contre tous les diables zu fechten, vollzog die Befehle ſeines Herrn

mit wahrer Henkersluſt. Worms, Speyer, Frankenthal, Alzei, Oberweſel, Andernach, Meiſenheim, Wiesloch, Bacharach, Kochheim und Kreuznach ſanken in Aſche, die Einwohner wurden ermordet oder nach Frankreich geſchleppt, an den heerdenweiſe zuſammengetriebenen Weibern und Mädchen zuvor der ſchändlichſte Muthwille geübt. In Speyer wurden die heiligen Gräber unſerer Kaiſer aufgewühlt, die Gebeine zerſtreut. Dann ſetzten die Mordbrenner ihr gräßliches Geſchäft auf dem rechten Rheinufer fort. Mannheim, Oppenheim, Ladenburg, Weinheim, Heppenheim, Durlach, Bruchſal, Raſtadt, Germersheim, Baden, Bretten, Pforzheim ſanken in Aſche. Auch Heidelberg wurde hart mitgenommen, doch das Schloß noch nicht erobert. Von hier drangen die Franzoſen den Neckar aufwärts, plünderten Heilbronn, Eßlingen, Schwäbiſch Hall, eroberten den Asberg, fanden aber vor Göppingen und Schorndorf Widerſtand, wo die Weiber (in Schorndorf die Bürgermeiſterin Künkel) ihren Männern Muth machten. Auch nach Würzburg, Bamberg, Nürnberg ꝛc. ſchickten die Franzoſen Drohbriefe und forderten viel Geld, das man ihnen in der Angſt auch ſchickte. Frankfurt am Main, Rotenburg an der Tauber und Ulm widerſtanden ihnen. Aber im Schwarzwald plünderten ſie Städte und Dörfer. Auch in Stuttgart ließ die Regierung aus Angſt die Franzoſen ein, gegen den Willen des Volks, das nach Waffen ſchrie. Melac wollte die Stadt in Brand ſtecken, wurde aber durch die unter Karl von Baden anrückenden ſchwäbiſchen Kreistruppen und aufgeſtandenen Bauern vertrieben und brachte mit Noth ſeinen Raub und die Geißeln für künftige Geldzahlungen davon.

Der phlegmatiſche Kaiſer gerieth in einen ungewöhnlichen Zorn und erließ ein von dem Philoſophen Leibnitz verfaßtes würdevolles Manifeſt gegen Frankreich. Da Ludwig XIV. wieder verſucht hatte, Proteſtanten und Katholiken in Deutſchland an einander zu hetzen, ſchloß ſich der Kaiſer diesmal eng an Brandenburg und verlieh dem lutheriſchen Herzog von Hannover die Kurwürde. Aber Bayern und Köln zeigten ſich läſſig, der Oranier war in England und der größte Theil des kaiſerlichen Heeres noch in Ungarn beſchäftigt. Die

von der ersten Größe, genossen die ausgedehntesten Privilegien, selbst die alten Fürstenthümer und Grafschaften, die durch Aussterben der herrschenden Familien, wie früher gezeigt worden ist, in den Niederlanden zusammengeschmolzen waren, hatten schon unter den burgundischen Herzogen eine ehrenvolle Freiheit, ja eine gewisse Selbständigkeit behauptet. Die gesammten Niederlande bestanden aus folgenden einzelnen Staaten, den Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, und den Herrlichkeiten Westfriesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel und Gröningen, wovon jede ihre eigne Verfassung hatte, und welche insgesammt Vertreter zu einer allgemeinen Staatenversammlung der Niederlande stellten, den Landständen, die neben ihrem souverainen Herrn, früher Karl V, jetzt Philipp II, oder dessen Statthalter, in Brüssel residirten.

Karl V hatte seiner Politik getreu den Wohlstand des Volks, weil er ihm Reichthümer zubrachte, sehr begünstigt, aber die Freiheit, die ihm im Wege stand, auf eine kluge Weise zu unterdrücken gesucht. Besonders schien ihm der Adel gefährlich, der hier nicht wie im übrigen Deutschland dem Volk verhaßt, sondern sehr bei demselben beliebt war, denn das Volk war frei und vom Adel nicht ausgesogen und verhöhnt, sondern geachtet und beschirmt. Karl zog nun diesen Adel an seinen Hof, und nöthigte denselben zu übermäßigen Ausgaben, um ihn zu entnerven und in Armuth, Schulden und Abhängigkeit zu bringen, ein Verfahren, welches nach ihm auch andre Fürsten mit großem Glück nachgeahmt haben. Gegen das Volk selbst erlaubte sich Kaiser Karl einige verfassungswidrige Willkührlichkeiten, indem er neue Steuern erhob und einen neuen höchsten Gerichtshof über

kaiſerlichen Truppen gegen Frankreich befehligte Caprara, mit welchem Schöning, Feldherr der Brandenburger, beſtändig im Streite lag. Die Holländer, deren Penſionarius Heinſius dem Oranier eben ſo treu ergeben war, als ſein Vorgänger Fagel, ſtellten zwar auch ein Heer, aber Graf von Waldeck, der es anführte, verſtand den Krieg nicht. Deshalb blieben die Erfolge der deutſchen Heere unter der Erwartung. Nur Mainz wurde wiedererobert und hier befehligte fortan General Thüngen, der zum abſchreckenden Beiſpiel den erſten franzöſiſchen Mordbrenner, den er gefangen bekam, lebendig verbrennen ließ. Die deutſchen Truppen vertrieben die Franzoſen auch aus Schwaben und aus dem Kölniſchen, 1689. Die Holländer unter Waldeck wurden aber im folgenden Jahre vom Marſchall von Luxemburg bei Fleurus geſchlagen und der Krieg gerieth wieder ins Stocken, bis 1691 ein engliſches Hülfscorps Holland deckte. Aber zur See erfochten die Holländer, nachdem ſie früher eine Niederlage erlitten hatten, bei La Hogue einen glänzenden Sieg, 1692. In dieſem Jahre aber erlitt der Oranier Wilhelm, der aus England zurückgekehrt war, wieder zu Lande bei Steenkerken durch Luxemburg, wenn auch keine Niederlage, doch großen Verluſt und gleichzeitig ſiegte der franzöſiſche Marſchall Catinat auch in Savoyen. Auf beiden Flanken ſiegreich drangen die Franzoſen nun auch wieder in der Mitte vor, verbrannten Heidelberg, deſſen prachtvolles Schloß ſeitdem in Ruinen liegt, und ſengten und brennten den Neckar entlang bis tief in den Schwarzwald, wo die Ruine des ehemaligen ſo ſchönen Kloſters Hirſau heute noch den Greuel der Verwüſtung zeigt. Die Städte Marbach, Vaihingen, Calw, Neuenbürg ꝛc. ſanken in Aſche. Im nächſten Jahr 1693 wurden dieſe Raubzüge wiederholt und von den deutſchen Heeren nicht einmal beſtraft, weil Schöning ſich mit dem ſächſiſchen Kurfürſten überwarf, deshalb auf des Kaiſers Befehl verhaftet wurde und nun auch der Brandenburger Kurfürſt trotzte, und weil nachher Markgraf Ludwig von Baden, welchem der Kaiſer das Commando anvertraut hatte, ſich mit den Reichsfürſten nicht vertrug. Auch der Oranier wurde noch einmal bei Neerwinden beſiegt und Brüſſel durch ein furchtbares franzöſiſches Bombardement faſt zer-

ſtört, 1695. Dazu kam ein Volksaufſtand in Holland wegen der zu hohen Kriegsſteuern. Auch in Savoyen wie in den Pyrenäen und Catalonien blieben die Franzoſen Meiſter und in Deutſchland war der gute Wille, ſich der Franzoſen zu erwehren, durch Neid unter den Fürſten und franzöſiſche Umtriebe dergeſtalt gelähmt, daß Ludwig XIV. ſeine Stellung am Mittelrhein durch Wiedereroberung von Mainz befeſtigen wollte, als man es vorzog, wieder Frieden zu ſchließen. Und ſo ſchloß man denn 1697 den Frieden zu Ryßwik, welchen Frankreich zum erſtenmal in franzöſiſcher Sprache dictirte, was die geſammte europäiſche Diplomatie annehmen mußte (ſtatt der bisher üblichen lateiniſchen Sprache). Ludwig XIV. gab alles in Spanien, Italien und den Niederlanden Eroberte diesmal zurück, ja ſogar auch Freiburg und Philippsburg, behielt aber Straßburg und das Elſaß. Kaiſer Leopold opferte Straßburg, weil es eine Reichsſtadt war, und forderte dafür Freiburg zurück, weil das eine habsburgiſche Landſtadt war. Eine Clauſel des Friedens ſchränkte die Parität zu Gunſten der geiſtlichen Fürſten Deutſchlands ein und machte alle dieſe Fürſten um ſo mehr zu Anhängern Frankreichs.

6.

Die gallikaniſche Kirche.

Die Ryßwiker Clauſel hängt genau mit dem Syſtem zuſammen, welches Ludwig XIV. in Bezug auf die Kirche einhielt. Er ſuchte nämlich den beiden Habsburger Linien die Hegemonie im Gebiet der katholiſchen Kirche zu entreißen, ausſchließlichen Einfluß auf den Papſt zu gewinnen und die ganze katholiſche Kirche wo möglich zu ſeiner Staatskirche zu machen. Dazu gehörte die Uniformität des Glaubens, weshalb er die Hugenotten und Janſeniſten in Frankreich verfolgte, in Piemont die Waldenſer verfolgen ließ, den katholiſchen Stuarts gegen England beiſtand, die Holländer nicht blos als Republikaner, ſondern auch als Ketzer angriff, aus den eroberten Städten die Proteſtanten vertrieb oder ſie wenigſtens drückte und im Ryßwiker

Frieden den geiſtlichen Kurfürſten und Biſchöfen im deutſchen Reich denſelben Druck proteſtantiſcher Unterthanen und Nachbarn erleichterte. Er übernahm inſofern die Rolle Philipps II., welche fortzuſpielen deſſen eigene Nachkommen unfähig waren. Daß ſich der König nur durch die Maintenon und den jeſuitiſchen Beichtvater habe fanatiſiren laſſen, iſt eine falſche Vorausſetzung. Dieſe Perſonen richteten ſich nach ihm, nicht er ſich nach ihnen.

Schon bald nach ſeinem Regierungsantritt ließ er den Papſt Alexander VII. (aus dem Hauſe Chigi) ſeine Gewalt fühlen. Der franzöſiſche Geſandte in Rom, Herzog von Crequi, ärgerte das Volk durch ſeinen Uebermuth und bei einem Tumult wurde einer ſeiner Bedienten durch einen Leibwächter des Papſtes erſchlagen, 1664. Dafür forderte Ludwig eine Genugthuung, die den Papſt entehrt haben würde, nahm ihm Avignon weg und drangſalirte ihn auf alle Weiſe, bis der arme Papſt ſeine corſiſche Leibwache nicht nur entließ, ſondern derſelben auch noch eine Schandſäule ſetzte. Aber unter Alexanders drittem Nachfolger, dem Papſt Innocenz XI. (einem Odescalchi) ließ Ludwig, als er auf dem Höhenpunkte ſeiner Macht ſtand, die franzöſiſchen Biſchöfe in St. Germain unter Vorſitz des gelehrten und frommen, aber überaus ſervilen Boſſuet ſich verſammeln und vier Sätze der wiederhergeſtellten gallikaniſchen Kirche decretiren, nachdem dieſelben ſchon von der Sorbonne und vom Parlament gutgeheißen waren. Sie ſtellten feſt: die weltliche Staatsgewalt ſey völlig unabhängig von geiſtlichen Entſcheidungen, der Papſt ſelbſt ſtehe unter dem Concil, nur in geiſtlichen Dingen habe die Staatsgewalt die Kirche zu befragen, in weltlichen Dingen entſcheide das weltliche Geſetz allein, 1681. Das Parlament ſtimmte in dieſer Frage für den königlichen Despotismus, weil es nur aus Juriſten aus der alten Schule Nogarets beſtand und keine wahre Nationalvertretung war. Wenn die Nation wirklich im Parlament vertreten geweſen wäre, würde ſie in der Kirche eine Schutzwehr gegen die Tyrannei erkannt haben. Der Papſt mußte ſich gefallen laſſen, was der mächtige König wollte, an dem ſich die übrigen Fürſten gern ein Beiſpiel nahmen.

Drei Jahre ſpäter widerrief Ludwig das Edict von Nantes und beraubte die 1½ Millionen Hugenotten Frankreichs mit einem Federſtrich ihrer bisher noch geretteten Privilegien. Das that er nicht aus religiöſem Fanatismus, noch auf Rath des Beichtvater La Chaiſe, ſondern mit der größten politiſchen Kaltblütigkeit und gemäß dem Regierungsſyſteme, welches er von Anfang an ſich vorgeſetzt hatte. Die Uniformität des Glaubens in Frankreich gehörte dazu eben ſo nothwendig, wie die Unabhängigkeit von Rom. Das tödtende Gift wurde den Hugenotten nur tropfenweiſe eingegeben. Um ſie nicht alle auf einmal in Harniſch zu bringen, begann man, ihnen anfangs nur einige Rechte zu verſagen und nur in einigen Gegenden, bis die Unterdrückung Schritt vor Schritt weiter ging. Viele wanderten mit ihrem Vermögen aus, als man aber davon zu vielen Verluſt für Frankreich beſorgte, wurde die Auswanderung ſtreng unterſagt, und nun begannen die Gewaltmaßregeln. Man iſolirte die hugenottiſchen Gemeinden, daß ſie nichts von einander erfuhren. Man entwaffnete ſie und legte Dragoner in die Häuſer, die ſo lange den grauſamſten Unfug mit den Einwohnern trieben, bis dieſelben doch lieber katholiſch wurden. Ludwig XIV. hat übrigens dieſe berüchtigten Dragonaden nicht zuerſt erfunden, ſondern nur dem Grafen Dohna in Schleſien abgelernt, der ſie ſchon wie oben erzählt iſt, im Anfang des 17. Jahrhunderts einführte. Die Widerſpenſtigen wurden eingekerkert und tauſende hingerichtet. Indeſſen gelang es vielen, beſonders Edelleuten, nach Deutſchland, Holland oder England zu entkommen, wo ſie als ſog. refugiés Aufnahme fanden. Im Gebirge der Cevennen, wo ſie in größerer Zahl beiſammen wohnten, blieben ſie auch ſicherer. An vielen Orten fügten ſie ſich der äußern Gewalt, ohne ihrem Glauben untreu zu werden. Es war eine Zeit der Greuel, aber die proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber, die darüber jammerten, waren ſo ſervil, daß ſie nicht den König, nicht Louvois, nicht den Juriſten des Hofes, ſondern ungerechterweiſe den Jeſuiten die Schuld gaben und das traurige Ereigniß nur ausbeuteten, um den Haß gegen die alte Kirche zu entflammen und ſich dadurch dem weltlichen Despotismus, der doch allein die Schuld trug, gefällig zu erweiſen.

Wie unter den Hugenotten in Frankreich ſelbſt, ſo ließ Ludwig XIV. auch durch ſeinen Marſchall Catinat in Savoyen gegen die dort in den Gebirgen friedlich wohnenden Waldenſer wüthen. Beides durchaus nicht zum Wohlgefallen des Papſtes, denn die franzöſiſche Armee in Italien hatte zugleich den Zweck, den Papſt vom kaiſerlichen Bunde hinwegzureißen. Innocenz XI. tiefgekränkt durch den Gallikanismus, ſuchte ſeinen letzten Schutz beim Kaiſer und erklärte ſich daher damals auch entſchieden bei der Kölner Wahl gegen die nichtswürdige Kreatur Frankreichs. Dafür rächte ſich Ludwig XIV., indem er abermals Avignon in Beſitz nahm.

Die Jeſuiten, aus deren Orden Ludwig ſeine Beichtväter nahm, geriethen in große Verlegenheit, da ſie ihrem Principe gemäß den Papſt und die Kirche vertheidigen ſollten, aus Nützlichkeitsgründen es aber lieber mit dem Stärkern hielten. Dadurch wichen ſie ſo weit vom Geiſt ihres Stifters ab und zeigten ſich als ſo ſchwache und gemeine Schmeichler des modernen Despotismus, daß ſie mit Nothwendigkeit allen Credit verlieren mußten. Nichts hat ihnen ſo ſehr geſchadet, als der Abfall von der freien Kirche des Mittelalters zum Staatskirchenthum. Die ſittliche Oppoſition gegen den Hofjeſuitismus erneuerte ſich. Der Janſenismus, der früher verfolgt worden war, hatte ſchon unter Papſt Clemens X. († 1669) eine mildere Behandlung und Duldung erfahren. Innocenz XI. verdammte ſogar 65 Sätze aus der Sittenlehre der Jeſuiten. Dies bezeichnet die feindliche Stellung, in der ſich der Orden des h. Ignatius, ſobald er Werkzeug der franzöſiſchen Politik war, gegen Rom befand. Aber nicht nur die Janſeniſten gewannen in der öffentlichen Meinung in dem Maaß, in welchem das Anſehen der Jeſuiten ſank. Auch die Philoſophen und Freigeiſter machten Fortſchritte.

Seit 1686 gab Leclerc eine bibliotheque universelle heraus, eine Zeitſchrift, worin er die geſammte Literatur vom modernen Standpunkt aus kritiſirte, und 1697 folgte ihm Bayle mit ſeinem berühmten dictionnaire historique, worin er zum erſtenmal das geſammte Wiſſen einem direct gegen die chriſtliche Anſchauung gerichteten, claſſiſch-heidniſchen Maaßſtab unterwarf. Als Religionsſpötter kam

damals auch St. Evremont ſehr in die Mode, der Beliebteſte im Cirkel der weltberühmten Ninon de l'Enclas, aus welchem Cirkel noch viele geiſtige Urheber der franzöſiſchen Revolution hervorgehen ſollten. Dieſe moderne Aſpaſia blieb bis in ihr achtzigſtes Jahr ſo ſchön, daß ihr eigener Enkel, ohne zu wiſſen, daß ſie ſeine Großmutter ſey, ſich in ſie verliebte und aus Verzweiflung erſchoß. Mit dem körperlichen Liebreiz aber verband ſie Geiſt und Witz und ſetzte ſich, um immerwährend zu genießen, über alle Gebote Gottes und der Sitte lachend hinweg.

Ein Gegengewicht gegen dieſe verderbliche Richtung fehlte gänzlich. Der Glaubenseifer des Königs war eiskalte politiſche Berechnung und das wußte man ſo gut, daß die franzöſiſchen Soldaten unter Luxemburg und Melac mit Gotteslästerungen förmlich renommirten. Der Hof ſelbſt glich mehr einem türkiſchen Harem als dem Hofe eines „allerchriſtlichſten" Königs. Die Jeſuiten redeten in ihrer gottloſen Kaſuiſtik der einreißenden Immoralität ſogar noch das Wort. Boſſuet mit all ſeiner Frömmigkeit ſchmeichelte doch nur dem Despoten. Fenelon, dem die Erziehung des Thronerben anvertraut wurde, war überaus ſanft und gut, aber viel zu ſchwach, um der Zeitſtrömung zu widerſtehen. Von der franzöſiſchen Kirche aus konnte die heidniſche Ueberſchwemmung nicht mehr gedämmt werden. Fenelon ſelbſt wählte, als er für ſeinen Zögling ein Lehrbuch ſchrieb, ein claſſiſches Muſter, Mentor, wie er den jungen Telemach leitet.

Die Staatsgewalt war im innerſten Kern vergiftet, reiner Despotismus, Egoismus in den unſittlichſten Extremen. Die gelehrte Welt war dem Hofe verkauft oder hing dem chriſtusfeindlichen Claſſicismus und der Freidenkerei an. Die Poeſie endlich diente ebenfalls nur dem Despotismus und den Laſtern des Hofes. Der beliebteſte Dichter am Hofe Ludwigs XIV. war Boileau, aber ganz und gar nur eine Copie des Horaz. Der größte tragiſche Dichter jener Zeit, Corneille, dachte größer und begeiſterte die Franzoſen für die Ehre und den Ruhm des Vaterlands. Wenn die franzöſiſche Nation am Ende den Dünkel ihres Königs nachahmte und ſich

für die erſte in der Welt hielt, ſo hatte ſie einigermaßen ein Recht dazu durch die Siege, die ſie unter bewährten Feldherrn erfocht, aber Corneille war es, der ihr den Nationalſtolz erſt recht zum Bewußtſeyn brachte. Obgleich ſeine Helden nur dem claſſiſchen Alterthum entlehnt ſind (Horatius Cocles, Nikomedes, Sophonisbe) und der Cid dem romantiſchen Spanien, ſo lehrten ſie doch das franzöſiſche Parterre, für die Ehre, für die Unabhängigkeit und den Ruhm zu erglühen. Ungleich unbedeutender, wenn auch ſchön gefeilt, erſchienen die gleichfalls claſſiſchen Stücke des Racine, der ſo ſervil war, daß er vor Schrecken ſtarb, als ihn Ludwig XIV. einmal, der ein Lächeln gehofft hatte, finſter anblickte.

Zwiſchen dem chriſtlich-romantiſchen Geſchmack, der abgeſchätzt war, und dem heidniſch-claſſiſchen, welcher der Nation unnatürlich eingeimpft werden ſollte, drängte ſich unwiderſtehlich das natürliche angeborene Gefühl und der geſunde Verſtand hindurch, um ſich in der ihm bequemſten Form geltend zu machen. So nahmen die Memoiren überhand, in welchen Zeitgenoſſen alles Intereſſante, was ſie erlebt hatten, erzählten. Unter dieſen Memoiren ſind die der Staatsmänner und Generale von hiſtoriſchem Werthe, viele andere aber enthalten nur die Scandalgeſchichte des Hofes, ſonderlich der Damen. In dieſer letztern Beziehung ſtanden die Denkwürdigkeiten des Brantome ſchon im 16. Jahrhundert allen andern als Muſter voran. Allmälig wurde auch die Briefform Mode, in der man auf ungezwungene Weiſe ſeine Meinung über alles mögliche ſagte, was das Tagesintereſſe mit ſich brachte. Am berühmteſten und wirklich in ihrer Art unvergleichlich waren die Briefe der Frau von Sevigné, die munterſten und liebenswürdigſten, die je einer weiblichen Feder entfloßen, und die Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans, der treuherzigen Pfälzerin, die ihrer guten deutſchen Natur bis ans Ende treu blieb und ihren deutſchen Verwandten und Freundinnen jede Woche ausführlich meldete, was am Hofe Ludwigs XIV. vorging. Ihre Briefe konnten übrigens erſt in unſerm Jahrhundert gedruckt werden. — Da man vieles nur verblümt ſagen konnte, hatte man früher ſchon viele ſcandalöſe Hof-

anecdoten in Amadis- oder Schäferromane eingeflochten. Weil dieſe jedoch langweilig wurden und aus der Mode kamen, kehrte man zu der Form der contes oder der alten fabliaux zurück. Die ſchreibenden Damen fanden einen beſondern Reiz darin, ihre verliebten Contes im Styl der Ammenmärchen zu erzählen, was ſo ſehr in die Mode kam, daß nicht wenige vornehme Damen in „Feenmärchen" wetteiferten. Der größte Meiſter der verſificirten Contes war der Fabeldichter Laſontaine.

Sie alle wurden von dem Luſtſpieldichter Molière übertroffen, der zwar nach dem Muſter des Plautus und Terenz die claſſiſchen Formen und ſogar Namen beibehielt, aber nur die Menſchen ſeiner eigenen Zeit mit allen ihren Lächerlichkeiten auf die Bühne brachte. Unter den Thorheiten, die er mit geiſtvoller Charakteriſtik zeichnete, befanden ſich auch ſolche, welche zu berühren einigermaßen gefährlich war. Allein er ſicherte ſich durch die Geſchicklichkeit, womit er dem Königthum immer die Rolle der Weisheit und Gerechtigkeit und des geſunden Menſchenverſtandes zuwies, während er Narrheiten und Laſter immer nur auf der entgegengeſetzten Seite auftreten ließ. Das zeigt am deutlichſten ſein weltberühmter Tartüffe, in dem er einen Scheinheiligen trefflich charakteriſirt, einen jener vielen geiſtlichen Paraſiten der Maintenon, und es doch ſo einzufädeln weiß, daß der König zuletzt als der erſcheint, der ihn weit überſieht und den Böſewicht entſchleiert und entwaffnet.

Siebentes Buch.

Das leopoldiniſche Zeitalter.

1.

Leopold I.

Nach dem weſtphäliſchen Frieden bemühte ſich Kaiſer Ferdinand III., die tiefen Wunden des Reichs zu heilen, und präſidirte perſönlich dem Nürnberger Reichstag von 1653, allein es war ihm nicht mehr möglich, den zerſtörten Organismus des Reichs wiederherzuſtellen, und nach ihm iſt kein Kaiſer mehr zum Reichstage gekommen. Er ſelbſt kränkelte und ſtarb in Folge des Schreckens über ein Feuer, das in ſeinem Krankenzimmer ausbrach und bei dem ſein jüngſtes Kind in großer Gefahr ſchwebte, 1657. Ihn beerbte ſein damals 18jähriger Sohn Leopold, zubenannt „mit der dicken Lippe.“ Dieſer hatte ſchon als Kind nur Altärchen gebaut, Heiligenbilder geputzt ꝛc. und war von dem Jeſuiten Neidhard trübſelig und in der ſpaniſchen Grandezza erzogen, ſteif, ceremoniös, überaus gravitätiſch, aber ohne Geiſt und Thatkraft. Anfangs war die Wiener Hofſprache noch ſpaniſch, nachher aber bis zu Leopolds Tode ausſchließlich lateiniſch. Der deutſche Kaiſer ſprach nicht mehr deutſch. Sein Tagewerk war durch die ſteifſte Etikette geregelt. Täglich hörte er drei Meſſen. Täglich und immer zu derſelben Stunde fuhr

er ſpazieren bei jedem Wetter. Er trug nach damaliger allgemeiner Mode eine ungeheure ſchwarzlockige Allongeperücke, die ihm Achſeln und Rücken ganz bedeckte, an der Bruſt den Orden des goldenen Vließes, die Kleider ſchwarz, wie auch der nach ſpaniſcher Art hinten herabhängende Mantel, dazu rothe Strümpfe. Er war voll Güte und Wohlwollen und ſah auch ein, wo es fehlte, aber er hatte nicht Charakterſtärke genug, der mächtigen Oligarchie des höhern Adels zu trotzen, die alle Aemter beſetzte und ihn gänzlich leitete.

Die deutſchen Habsburger geriethen faſt unter denſelben Umſtänden in denſelben Verfall wie die ſpaniſchen. In Spanien war die Königsfamilie leiblich und geiſtig ſehr geſchwächt und der hohe Adel, die Granden theilten ſich, ohne dem monarchiſchen Princip zu nahe zu treten, in die einflußreichen Aemter. Aber auch ſie entarteten und in Nothzeiten kamen zuweilen, insbeſondere durch die Gunſt der Königinnen, auch energiſche Männer aus niedern Sphären empor, die ſich durch ihr Geſchick eine zeitlang behaupteten, im Ganzen aber am Syſtem und immer zunehmenden Verfalle nichts mehr ändern konnten. In Oeſterreich kam der noch ſchlimmere Umſtand dazu, daß ein großer Theil des höhern Adels, der für den ſchwachen Kaiſer die Geſchäfte leitete, aus Fremden beſtand, welche für die deutſche Nation und das deutſche Reich gar keinen Sinn hatten, theils ſlaviſche und ungariſche Herrn, theils italieniſche Emporkömmlinge vom 30jährigen Kriege her. Durch den Einfluß der jeſuitiſchen Beichtväter wurde das welſche Element im kaiſerlichen Dienſt noch mehr verſtärkt und die Liſten zeigen immer mehr Italiener als kaiſerliche Generale, Diplomaten ꝛc. auf. Die undeutſche Ariſtokratie dachte nun entweder nur an ſich ſelbſt und beutete den Staatsdienſt in ihrem Familienintereſſe aus, oder zog das Haus Habsburg unmerklich mehr von Deutſchland ab und verflocht ſeine Intereſſen mehr mit den ſlaviſchen, magyariſchen und italieniſchen. Ein gewiſſer Univerſalismus entſprach zwar der Idee des Kaiſerthums, welches ſich nicht auf die deutſche Nation allein beſchränkt, obgleich dieſelbe in ihm vorherrſcht. Der Univerſalismus des Kaiſerthums war auch durch den der Kirche bedingt, aber Kaiſerthum und Kirche dienten

die ältern des Landes setzte, die Niederländer ließen es sich aber gefallen, da der Kaiser übrigens Handel und Gewerbe begünstigte, und ihnen viel zu mächtig schien, als daß sie einen Widerstand hätten wagen dürfen. Diese Furcht hielt auch die Reformirten ab, sich laut werden zu lassen, denn Karl verfolgte die Ketzer in seinem eignen Lande mit großer Härte, errichtete ein blutiges Ketzergericht in den Niederlanden, und war sogar im Begriff, die Inquisition einzuführen.

Philipp II empfing gleich anfangs von Niederländern den glänzendsten Beweis der Treue, denn als die Franzosen gleich nach dem Tode Kaiser Karls einen Krieg mit Spanien anfingen, 1557, waren es die Niederländer, und unter ihnen vorzüglich der tapfre Graf von Egmont, welche für Philipp sich opferten, bei St. Quentin und Gravelingen siegreiche Schlachten schlugen, und dadurch den vortheilhaften Frieden von Chateau Cambresis herbeiführten, 1559. Philipp aber belohnte die Niederländer mit Undank. Er haßte sie von Natur, denn sein mürrischer, verschloßner Ernst konnte die offnen und lustigen Niederländer nicht ertragen, und schon ihre Miene, Tracht und Geberde, war eine Beleidigung für den König, der nichts als düstre schweigende Sklaven dulden wollte. Mit diesem finstern Charakter verband Philipp aber zugleich eine glühende Begeisterung für den alten Glauben, tiefen Verstand und unermüdete Thatkraft, und hielt sich für ein Rüstzeug Gottes, berufen, die Ketzer zu vertilgen. Diesem frommen Zweck unterwarf er seine Politik, während Karl V das Religionsinteresse umgekehrt der Politik unterworfen hatte, er war also bei weitem furchtbarer als sein Vater, ein Tyrann der Völker aus Leidenschaft, nicht bloß aus Klugheit. Da nun die Niederländer theils lustig und weltlich, theils den Protestanten schon sehr geneigt wa-

einander nicht mehr. Die äußere Frömmigkeit in Oesterreich konnte nicht glänzender seyn und nicht strenger aufrecht erhalten werden, doch gebrach ihr die innere Kraft des Geistes. Die Kirche in ihrer wahren Heiligkeit war nicht mehr vertreten, ihre Hirten waren meist nur Lebemänner und servil. Im kaiserlichen Cabinet war man nicht weniger staatskirchlich, wie in dem zu Versailles. Die Jesuiten aber, die an beiden zugleich als Beichtväter ihre Rolle spielten, dienten bei weitem mehr der Politik Ludwigs XIV. als der kaiserlichen. Es darf mithin auch nicht Wunder nehmen, daß die französische Politik gute Freunde im kaiserlichen Hoflager selber fand und reichlich bezahlte. Hauptverräther war damals Leopolds I. Minister Fürst Lobkowitz, welcher, wie oben schon erzählt ist, den Kaiser nicht nur einigemal dahin brachte, sich zum Bundesgenossen und Werkzeug Frankreichs herzugeben, sondern auch, als es dennoch zum Kriege kam, den kaiserlichen Feldherrn in allen seinen Bewegungen hemmte und seine Erfolge vereitelte.

Da die kaiserliche Regierung selbst von so schnödem Verrath umgarnt war, fällt es kaum mehr auf, daß auch die meisten Reichsfürsten, deren Politik es ja immer nur gewesen war, auf Kosten des Reichsinteresses ihr eigenes zu fördern, sich jetzt gänzlich dem übermächtigen König von Frankreich in die Arme warfen, um durch seine Gunst neue Vortheile zu erringen. An der Spitze dieser reichsverrätherischen Fürsten stand der Reichserzkanzler, Kurfürst Erzbischof von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, als Stifter der niederrheinischen Allianz, welche Deutschland zum Fluche gereichte, denn nur durch diesen Rheinbund wurde es Ludwig XIV. möglich, sein Reich bis an unsern Rhein auszudehnen und unsere schönen Grenzlande im Westen, soweit er sie noch nicht alle erobern konnte, wenigstens aufs greulichste zu verheeren. Der eigentliche Stifter des Rheinbundes war der Mainzische Minister Boineburg, der von allen Höfen bestochen, in alle Karten sah, schon bei der Kaiserwahl statt Leopolds gern Ludwig XIV. durchgesetzt hätte und den letzteren für die unerreichbar gebliebene Kaiserkrone wenigstens durch den Rheinbund entschädigte. Auch Kurköln hielt zu Frankreich

und der kriegerische Bischof von Münster. Diese geistlichen Herrn wurden von Ludwig XIV. nicht nur mit Geld bestochen, sondern auch durch die Ryßwiker Clausel und durch die Hülfe, die er ihnen bei Unterjochung der Reichsstädte leistete. Außer Münster und Erfurt verlor damals auch Köln und Lüttich seine alten Freiheiten. Desgleichen die Stadt Braunschweig. Die welfischen Fürsten nämlich neigten alle zu Frankreich, ausgenommen Ernst August von Hannover. Kurhessen war längst im französischen Solde, Herzog Eberhard III. von Württemberg ließ seinen Sohn Ludwig taufen zu Ehren des Königs von Frankreich. Seine Landstände dachten patriotisch, er aber mußte fürchten Mömpelgard zu verlieren, wenn er Frankreich nicht diente.

Karl Ludwig von der Pfalz, Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, hatte nach dem westphälischen Frieden die Pfalz wieder erhalten, während seiner Verbannung in England hatte er dort die Wechsel einer großen Revolution mit erlebt und war zu der Ueberzeugung gelangt, daß alles Uebel von der heillosen und eigentlich ganz unnöthigen Religionsspaltung herkomme. Deshalb war ihm eine vollkommene Toleranz Gewissenssache geworden. Er arbeitete sein Leben lang, die Confessionen zu versöhnen, erlaubte in seinem Lande jeglichen Gottesdienst und baute eine Kirche, in welcher Sonntäglich nacheinander katholischer, lutherischer und reformirter Gottesdienst gehalten werden mußte. Er duldete auch die Wiedertäufer und nahm um der Religion willen Vertriebene aus allen Ländern bei sich auf. Durch diese Colonisten brachte er insbesondere die Stadt Mannheim in raschen Flor. Da er mit seiner hessischen Gemahlin Charlotte, der Tochter der energischen Amalie, wegen ihres Eigensinns und ihrer rohen Sitten nicht auskommen konnte, ließ er sich von ihr scheiden und heirathete die liebenswürdige Louise von Degenfeld. Seine Tochter erster Ehe, die rechtschaffene Elisabeth Charlotte, gab er gegen seinen Willen, aber durch die Umstände genöthigt, dem Bruder Ludwigs XIV. zur Ehe, in der Hoffnung, dadurch wenigstens sein Land vor Frankreich zu schützen. Aber vergebens, denn als er starb und sein Sohn Karl Kurfürst wurde,

ſprach Ludwig XIV. die Pfalz für ſeinen Bruder an und ließ ſie auf die obenbeſchriebene Weiſe verwüſten.

Die Wittelsbacher in Bayern ſchwankten anfangs, neigten ſich aber immer mehr zu Frankreich, wozu freilich ſchon Kurfürſt Maximilian den Grund gelegt hatte. Sein Sohn Ferdinand Maria war von friedlichem Charakter und blieb deutſch genug geſinnt, um die Kaiſerwahl Leopolds zu unterſtützen, nach ſeinem Tode 1679 aber gab ſich ſein Sohn Max Emanuel, obgleich er den Kaiſer noch in den Türkenkriegen und noch 1690 gegen Frankreich unterſtützte, doch ſchon mehr der franzöſiſchen Verführung hin, indem ihn der Geſandte und Marſchall Villars zu den Laſtern des franzöſiſchen Hofes verführte. Der Kurfürſt war den Frauen ſehr ergeben und durch die Gräfin Kaunitz an das kaiſerliche Intereſſe gefeſſelt worden. Dieſe wußte jetzt Villars zu beſeitigen und durch andere Maitreſſen, namentlich durch ein Fräulein von Sinzendorf zu Frankreich hinüberzuziehen.

2.

Die Türken vor Wien.

Während des dreißigjährigen Krieges hatten die Türken mit dem deutſchen Kaiſer Frieden gehalten und Deutſchlands Schwäche nicht benutzt, weil damals der wüthende Tyrann Sultan Murad IV. mit einem Kriege in Perſien beſchäftigt war, die Sultane vor und nach ihm aber im Serail verweichlichten. Zwiſchen der Türkei und Ungarn hatte ſich bei der Abſchwächung ſowohl des deutſchen als türkiſchen Reiches der kleine Staat von Siebenbürgen bilden und unabhängig erhalten können. Zuletzt war dort Ragoczy Herr geworden, da die Familie des Bethlen Gabor ſich nicht mehr behaupten konnte. Dem erſten Georg Ragoczy folgte ſein gleichnamiger Sohn als der zweite, welcher nach dem weſtphäliſchen Frieden in eine unhaltbare Stellung gerieth, zwiſchen dem Kaiſer, Polen und der Türkei, indem zugleich eine Partei im Innern ihn bedrängte.

Erſt unter Sultan Muhamed IV. kam ein neuer Schwung in die Türkei durch den kriegeriſchen Großvezier Mohammed Köprili. Derſelbe rüſtete 1658 zum erſtenmal wieder ein gewaltiges Heer aus, um Siebenbürgen dem osmaniſchen Reiche einzuverleiben, wurde jedoch durch einen großen Aufſtand in Aſien aufgehalten. Er dämpfte denſelben, indem er den Hauptaufwiegler Abaſo und die übrigen Paſchas trügeriſch zu einer Verhandlung nach Aleppo einlud und dort niederhauen ließ. Im folgenden Jahr aber ließ er den Ragoczy angreifen und dieſer wurde in der zweiten Schlacht bei Clauſenburg tödtlich verwundet, 1660. Die Siebenbürger wählten den Kemeny zu ihrem Fürſten, und da dieſer 1662 den Türken in einer Schlacht unterlag und umkam, den Apaffi. Dieſer ſtand ganz unter türkiſchem Einfluß, weshalb der Kaiſer ein Heer unter Montecuculi abſchickte, um die Türken aufzuhalten, die auch ſchon in Ungarn einbrachen und viele Menſchen von dort in die Sklaverei ſchleppten. Montecuculi hatte nicht viele Truppen, konnte daher nur manövriren, bis 1663 ein deutſches Reichsheer nachkam, in dem aber wie gewöhnlich Neid und Uneinigkeit die Einheit und Thätigkeit lähmten. Doch gelang es erſt dem kaiſerlichen General Souches (einem Franzoſen), mit Hülfe einiger deutſchen Reichstruppen die Türken bei Lewenz zu ſchlagen, und einen noch größern Sieg erfocht Montecuculi bei dem Kloſter St. Gotthard über Achmed Köprili, den Sohn und Nachfolger des vorigen Großveziers, am 1. Aug. 1664. Hierbei zeichnete ſich der junge Herzog Karl IV. von Lothringen, Neffe des alten, im dreißigjährigen Kriege viel geplagten Karls III., durch ſeine Tapferkeit aus. Nun bequemten ſich die Türken zu einem neuen Waffenſtillſtand von Vasvar. Aber der von Frankreich beſtochene kaiſerliche Miniſter Lobkowitz ließ ſich auch vom Großvezier beſtechen, ſo daß er die wichtigſten, bereits eroberten türkiſchen Feſtungen zurückgab und Apaffi, die türkiſche Creatur, als Fürſten von Siebenbürgen anerkannte.

Darüber empörten ſich nun mit Recht die Ungarn, ſo wie ſie auch über die Wegführung ihrer Krone nach Wien erbittert waren. Als ihre billigen Forderungen am kaiſerlichen Hofe unbeachtet blie-

ben, verſchworen ſich mehrere Große, um Ungarn vom Kaiſer unabhängig zu machen. Das Haupt der Verſchwörung war Peter Zriny, der ſeine Tochter mit einem Sohn des vertriebenen zweiten Ragoczy vermählt hatte. An dieſe ſchloſſen ſich Tököli, Nadasdi und Frangipani an, ja ſogar der deutſche Statthalter Tettenbach in Steiermark. Daß ſie den Kaiſer hätten ermorden wollen, iſt nicht erwieſen. Sie wurden vor der Zeit verrathen und alle hingerichtet mit Ausnahme Tökölis und Ragoczys, welche entkamen, 1671. Zriny war der Enkel des Helden von Sigeth, Frangipani der letzte Sprößling des undankbaren Geſchlechtes, welches den letzten Hohenſtaufen franzöſiſchen Henkern ausgeliefert hatte. Die Rachegeiſter ferner Jahrhunderte umſchwebten den elenden Feigling, der den Kaiſer „mit Zittern und Beben, mit heißen Thränen und unendlichem Seufzen um Barmherzigkeit und Verwandlung der Todesſtrafe in eine andere, ſie ſey welche ſie wolle," anflehte.

Ein großer Theil der Ungarn war längſt proteſtantiſch und gerade dieſer Theil ſchloß ſich begreiflicherweiſe der ungariſchen Nationalopposition gegen das Kaiſerthum am eifrigſten an, weil von Wien aus alles mögliche verſucht wurde, um den hohen Adel Ungarns zur alten Kirche zurückzulocken, mit dem gemeinen Volk der Ketzer dann aber kurzen Proceß zu machen. An die Beſtrafung der obgenannten Verſchworenen knüpfte der Deutſchmeiſter von Ambringen als kaiſerlicher Commiſſär in Ungarn eine grauſame Verfolgung der Lutheraner. Sämmtliche lutheriſche Geiſtliche wurden 1674 nach Preßburg einberufen, hier feſtgenommen und, 250 an der Zahl, den Kopf zu fünfzig Kronenthaler gerechnet, nach Neapel auf die Galeeren verkauft und an die Ruder gekettet. Hier jedoch gelang es dem holländiſchen Admiral Ruyter, ſie frei zu machen. Unter den ihrer Hirten beraubten proteſtantiſchen Gemeinden Ungarns wütheten unterdeß in der alten Manier die Dragonaden, bis der junge Emmerich Tököli, der die Wittwe des jungen Ragoczy heirathete, den neuen Polenkönig Sobieski um Hülfe anrief. Dieſer hatte eine Franzöſin geheirathet und ſein Schwager, der franzöſiſche Geſandte Mar-

quis de Bethune, unterſtützte auf Ludwigs XIV. Befehl den ungariſchen Aufſtand mit Geld. Apaffi von Siebenbürgen half gleichfalls und auch die Türken ſtanden ſchützend hinter Tököli. Der Kaiſer bemühte ſich, den Sturm zu beſchwören, indem er in Conſtantinopel Frieden ſuchte. Der neue Großvezier Kara Muſtapha, des verſtorbenen Achmed Schwager, ſtellte aber zu hohe Forderungen. Dagegen gelang es dem Kaiſer, den edlen Johann Sobieski bei der chriſtlichen Ehre zu faſſen und einen Bund mit ihm gegen die Türken zu ſchließen. Zu dieſer Wendung der Dinge in Polen trug übrigens auch Sobieskis Gemahlin bei, die von Ludwig XIV. beleidigt wurde.

Es war die traurige Zeit, in welcher Ludwig uns Straßburg entriß und von Weſten her einen Theil unſers Reichs nach dem andern zu verſchlingen drohte. Nun zog auch noch Kara Muſtapha mit 280,000 Türken aus dem Oſten herbei. Paniſcher Schrecken ging vor ihm her. Die ſchwache kaiſerliche Armee mußte ſich zurückziehen und der Rückzug wurde zur Flucht. Zu Eſſec empfing der Großvezier die Huldigung Tökölis und belehnte ihn mit Ungarn. Dann rückte er, ohne den geringſten Widerſtand zu finden, durch ganz Ungarn und ſchlug ſein unermeßliches Lager vor Wien auf, am 7. Juni 1683. Hier befehligte der tapfere Graf Rüdiger von Stahrenberg, während der geflüchtete Kaiſer die Reichshülfe anrief. Zwei Monate lang widerſtanden die Wiener, ſo grimmig auch die Türken anſtürmten. Die Barbaren hauſten ſchrecklich in der Umgegend, ſteckten Städte und Dörfer in Brand*) und ſchleppten 87,000 Menſchen in die Sklaverei fort. Aber die Stadt gewannen ſie nicht. Obgleich verwundet ließ ſich Stahrenberg in einem Seſſel täglich durch alle Schanzen tragen, ordnete und ermunterte. Durch die Minen der Türken wurden die feſteſten Mauern in die

*) Die Bürger von Prechtoldsdorf wehrten ſich tapfer und capitulirten endlich. Ein Paſcha ſicherte ihnen freien Abzug zu. Sie zogen aus, alle Einwohner, 3800 an der Zahl, voran eine Jungfrau mit einem Kranz auf dem Kopf und einer Fahne in der Hand. Aber ſie wurden alle niedergehauen und der Trauertag wird an dem Ort heute noch gefeiert.

Luft geſprengt und Schutt umgab die ganze Stadt, aber die 10,000 Soldaten (mehr waren nicht in Wien) und die fünf Corps der Bürgerſchaft ließen ſich durch das gräßliche Allahgeſchrei der Stürmenden und durch ihre ungeheure Zahl nicht ſchrecken, ſchlugen jeden Angriff ab, erſetzten die Schanzen Tag und Nacht. Für die Verwundeten ſorgte der Biſchof Kolonitſch, der ſein Amt ſo treu erfüllte, daß der Großvezier drohte, ihm den Kopf abſchneiden zu laſſen. Aber der Tod lichtete die Beſatzung, die furchtbare Anſtrengung erſchöpfte die letzten Kräfte. Schon mußte Stahrenberg bei Todesſtrafe den Schlaf verbieten. Endlich drohte der Hunger. Da in der letzten Noth ließ er vom Stephansthurm einen Fächer von Raketen aufſteigen, die, weit in die Nacht leuchtend, dem hinter dem Leopolds- und Kahlenberge nahenden Hülfsheer bedeuten ſollten, daß es die höchſte Zeit ſey. Zum Glück hatten eben damals die Hülfsvölker ſich geſammelt. Die ſo große und nahe Gefahr brachte ſchneller als gewöhnlich ein Reichsheer zuſammen, der Kaiſer hatte 20,000 Mann unter dem Herzoge Karl von Lothringen, die Kurfürſten von Sachſen und Bayern kamen jeder mit etwa 12,000 Mann, Schwaben und Franken ſtellten 9000. Der große Kurfürſt von Brandenburg fehlte, als zu tief vom Kaiſer beleidigt. Vom Norden her kam ihnen der ritterliche Johann Sobieski mit 18,000 Polen zu Hülfe und die deutſchen Fürſten überließen ihm das Commando. Sonnabend am 11. September beſtieg er den Kahlenberg und gab durch drei Kanonenſchüſſe den Wienern das Zeichen der Erlöſung. Die unvernünftigen Türken hatten die Berge zu beſetzen vergeſſen und ließen ſich in ihrem Lager durch die Sonntag am 12. von den Höhen herabſteigenden Chriſten überfallen. Trotzend auf ihre Stärke, fuhren ſie ſogar fort, hauptſächlich nur die Stadt zu belagern, und ſtellten dem Entſatzheer zu wenig Streitkräfte entgegen. So gelang es den Deutſchen weit vorzudringen, die Kaiſerlichen auf dem linken Flügel und die Sachſen und Bayern in der Mitte, während die Polen auf dem rechten Flügel noch zurück waren. Da hielten die Deutſchen inne, bis auch die Polen herankamen, und begrüßten ihre bei Dornbach ſich entfaltenden Fahnen mit donnerndem Freuden-

geſchrei. Sobieski brach in einen Haufen von 20,000 türkiſchen Reitern ein, zerſprengte ſie, drang aber zu weit vor und kam in große Gefahr. Nun griffen auch die Deutſchen wieder an und ſtürmten in das Lager der Türken. Daß der Großvezier in der Noth 30,000 chriſtliche Gefangene habe umbringen laſſen, iſt falſch. Gewiß aber iſt, daß er die Beſinnung verlor. Ueberdies waren die Türken ſelbſt über ſein verkehrtes Handeln erbittert und ſchwierig; es galt kein Befehl mehr und bald wandte ſich alles in der wildeſten Unordnung zur Flucht. Die Polen wetteiferten mit den Deutſchen, eroberten das Zelt des Großveziers mit unermeßlichen Schätzen, die Deutſchen das ganze Belagerungsgeſchütz. Man erbeutete 370 Kanonen, 5000 ſchwer bepackte Kameele, unermeßliche Vorräthe*) und Koſtbarkeiten, unter anderem auch die geheime Correſpondenz Ludwigs XIV. mit der Pforte. In der Belagerung waren 48,000 Türken gefallen, in der Schlacht 20,000.

Am andern Tag ritt der Polenkönig in Wien ein, das Volk ſtrömte herzu und küßte ihm den Steigbügel. Der Kaiſer überlegte erſt, wie er ſich mit Sobieski becomplimentiren könne, ohne ſeiner Würde etwas zu vergeben. Endlich kam man überein, ſich zu Pferde entgegen zu kommen. Leopold begrüßte den König freundlich, blieb aber dann ſteif auf ſeinem Roſſe ſitzen und lüftete nicht einmal den Hut, als Sobieskis Sohn ihm die Hand küßte und eben ſo wenig, als ihm die edelſten Polen vorgeſtellt wurden. Auch für die Verpflegung der polniſchen Armee ſorgte man nicht. Die Polen wollten fort, Sobieski aber ſagte, er werde bleiben, bis er den Feind ganz unſchädlich gemacht wiſſe, geſetzt auch, er ſolle allein zurückbleiben. So that er, verfolgte die Türken unaufhaltſam, fiel zwar in einen Hinterhalt, ſchlug ſie aber noch einmal bei Parkau, wo ihrer 20,000 fielen, und ſchied erſt dann, als alle Gefahr vorüber war.

---

*) Darunter namentlich Maſſen von Kaffee, der erſt aus dieſem Anlaß in Deutſchland bekannter wurde. Der Pole Koltſchicki, der während der Belagerung mit großem Muth Nachrichten vom Lager in die Stadt gebracht hatte, erhielt zum Lohn das Monopol, in Wien Kaffee zu ſchenken.

Der Sultan ließ den unglücklichen Großvezier ſtranguliren, ſtellte jedoch kein neues großes Heer auf, ſondern ließ nur die Feſtungen in Ungarn hartnäckig vertheidigen. In Ofen wehrte ſich Ibrahim, zubenannt der Satan, verzweifelt und ſchlug alle Stürme ab, ſo daß die Kaiſerlichen hier 23,000 Mann verloren, 1684. Im folgenden Jahre wurden jedoch die Türken aus den meiſten Städten Oberungarns vertrieben. Nun erneuerte man die Belagerung Ofens. Die Türken wehrten ſich hier immer noch ſo furchtbar, daß bei einem einzigen Sturme 3 bis 4000 Kaiſerliche umkamen. Endlich aber fiel die Stadt am 2. September 1686 und Beſatzung und Einwohner wurden mit Weib und Kind niedergehauen, mit Ausnahme von 2000 Perſonen, die, in einen Hof zuſammengedrängt, Pardon erhielten.

Nachdem nun der Kaiſer in Ungarn Herr geworden war, wollte er es auch ganz ſeyn und die Rebellen unterdrücken. Er hob daher das Wahlrecht der Nation auf und erklärte Ungarn zu einem habsburgiſchen Erblande. General Caraffa hielt ein Blutgericht, die ſog. Fleiſchbank zu Eperies, wo eine Menge Rebellen von Tökölis Partei grauſam gefoltert und hingerichtet wurden, 1687.

Karl von Lothringen ſiegte über die Türken noch einmal bei Mohacz. Nachher commandirte Markgraf Ludwig von Baden und ſchlug ſie bei Szalankemen 1691. Er mußte im Obercommando dem ſächſiſchen Kurfürſten Friedrich Auguſt Platz machen, der ſich jedoch nicht auszeichnete, worauf es der Kaiſer an den Prinzen Eugenius von Savoyen übertrug. Das war der geiſtvolle Sohn der Nichte Mazarins, der ſchönen Olympia Mancini, den man zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatte. Als er Soldat werden wollte, fand Ludwig XIV. ſeine Perſon zu klein. Unwillig ging er nun nach Wien und zeichnete ſich durch ſeinen Muth und durch ſein Kriegsgenie dermaßen aus, daß er raſch zur höchſten Feldherrnwürde emporſtieg. Obgleich ſich ſeine kleine Figur, in einer ungeheuern Allongeperücke verſteckt, auf hohem Roſſe ſeltſam genug ausnahm, war er doch der Liebling der Soldaten, die ihm unbedingt vertrauten und für ihn durchs Feuer gingen. In der Schlacht bei Zenta, in

welcher er das türkiſche Heer faßte, als eine Hälfte deſſelben ſchon über die Theiß geſetzt, die andere aber noch zurück war, brach er die Macht der Türken gänzlich, eroberte Belgrad und erzwang den Frieden von Carlowitz, in welchem der Kaiſer Ungarn und Siebenbürgen behauptete, 1699.

Venedig benutzte die Gelegenheit, um im Bunde mit dem Kaiſer auch ſeinerſeits wieder zu erobern, was es früher an die Türken verloren hatte. Da es gut zahlte, ſtellte ihm das deutſche Reich Soldtruppen unter Hannibal von Degenfeld. Die meiſten Truppen ſtellte ihm Ernſt Auguſt von Hannover, der ſich damit den Kurhut erkaufen wollte. Auch die Maltheſerritter halfen. Dieſe chriſtlichen Verbündeten, denen Moroſini von Seiten Venedigs als Obergeneral vorſtand, eroberten nun wirklich unter blutigen Kämpfen die Halbinſel Morea. Leider wurden bei der Belagerung und Eroberung von Athen dort noch erhaltene ſchöne Gebäude des Alterthums zerſtört. Das Parthenon oder der große Tempel der Athene, in welchem die Türken ihre Schätze zuſammengehäuft hatten, diente zugleich zum Pulvermagazin und flog, als eine Bombe hineinfiel, mit 200 Menſchen in die Luft, 1687. Nachher wurde der größte Theil der Deutſchen auf Morea ein Opfer der Peſt. Ein Verſuch, auch Candia zurückzuerobern, mißlang.

3.

Sachſen-Polen.

In dem Maaß, in welchem die deutſchen Fürſten ſich immer mehr von den Pflichten gegen das Reich entbanden, ſich mit dem Ausland gegen den Kaiſer verſchworen, desgleichen die alten Rechte und Freiheiten des Volks mit Füßen traten, ſtrebte auch jeder über den andern emporzukommen und alle waren von Neid gegen einander verzehrt. Eine ſonderbare Ironie des Schickſals wollte, daß kleine deutſche Fürſten durch Verwandtſchaft und andere günſtige Umſtände auf ausländiſche Throne gelangten, aber weit entfernt, daß

ren, ſo traf ſie der Argwohn und Haß ihres Königs doppelt. Ueberdem war Philipp in Spanien erzogen und ganz Spanier, und verſtand nicht einmal die Sprache der Niederländer, ſie waren ihm fremd und bald ganz verhaßt. Aber er war ihr Herr, und ſäumte nicht, ihnen ſein ganzes Gewicht fühlen zu laſſen, und beſonders die unter ihnen aufflammende Ketzerei durch die ſchrecklichſten Maßregeln zu erſticken.

Kapitel CCCXCV.

Herzog Alba.

Philipp ließ ſeine Halbſchweſter, eine natürliche Tochter Karls V, Margaretha von Parma, als Statthalterin in den Niederlanden, und ſetzte derſelben den Kardinal Granvella, einen eben ſo ſchlauen als kräftigen und ihm blindlings ergebnen Mann zur Seite. Schon dies beleidigte die Niederländer, die einen Statthalter aus ihrer Mitte, den Prinzen Wilhelm von Oranien oder den Grafen Egmont gewünſcht hätten, und jetzt von einem Fremden ohne Herkunft regiert wurden. Es war ſehr unklug von Philipp, daß er den Adel des Landes gegen ſich aufbrachte, anſtatt ſich deſſelben gegen die untern Stände zu bedienen, aber er traute nicht, und wollte lieber mit Gewalt ſicher, als gleich ſeinem Vater mit Liſt unſicher herrſchen. Um der Ketzerei ſogleich einen feſten Damm entgegen zu ſetzen, befahl er, die vier Bisthümer, die bisher in den geſammten Niederlanden beſtanden, bis auf dreizehn zu erhöhen. Dies war gegen das Herkommen und die Verfaſſung, und erregte allgemeines Mißfallen; beim Adel, der durch ſo viele neue Geiſtliche ſeinen Einfluß verlieren mußte, beim Volk, das ſchon großentheils heimlich zu reformirten Grundſätzen ſich bekannte, und bei den Geiſtlichen

dadurch dem deutſchen Reichs- und Nationalintereſſe ein Vortheil erwachſen wäre, übten jene glücklichen Fürſten vielmehr vom Ausland her einen ſchädlichen Einfluß auf ihr deutſches Stammland. So gelangte der Pfalzgraf Karl Guſtav von einer wittelsbacher Nebenlinie 1654 auf den ſchwediſchen Thron, ſetzte aber auf demſelben nur die alte Eroberungspolitik Guſtav Adolfs und Oxenſtiernas fort. So war früher ſchon das gräfliche Haus Oldenburg auf den däniſchen Thron erhoben worden und erbte nach dem Ausſterben des alten Grafenhauſes 1667 das deutſche Oldenburg zu Schleswig und Holſtein, war aber ganz daniſirt und dem deutſchen Reiche feindſelig.

Das welfiſche Haus konnte damals noch nicht auf das Erbe in England rechnen, allein es vereinigten ſich viele glückliche Umſtände, um es aus ſeinem bisherigen Verfall plötzlich wieder zu erheben. Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Hannover überlebte nicht nur alle ſeine Brüder, ſondern beerbte auch ſeinen Oheim Georg Wilhelm in Sachſen-Lauenburg und neben ihm exiſtirte nur noch das kleinere Haus Braunſchweig-Wolfenbüttel fort. Nun ſtrebte er, nicht hinter dem Sachſen und Brandenburger zurückzubleiben, wollte daher vor allen Dingen unter die Kurfürſten aufgenommen ſeyn und wurde dabei vom Kaiſer unterſtützt, der noch den Schein der größten Loyalität und Toleranz annahm, indem er ihm 1689 den Kurhut verlieh, „um die evangeliſchen und katholiſchen Stimmen auszugleichen.“ Der neue Kurfürſt von der Pfalz, Philipp Wilhelm nämlich, der ſeit 1685 die Kur geerbt hatte, war von der katholiſchen Linie Pfalz-Neuburg und ſomit gab es drei weltliche Kurfürſten katholiſcher Confeſſion in Böhmen, Bayern, Pfalz. Damit es nun auch drei proteſtantiſche gebe, bekam neben Sachſen und Brandenburg nun auch Hannover die Kur. Es war aber dem Kaiſer mit nichten um die Toleranz zu thun, ſondern er wollte Hannover nur ſtärken, um dem aufſtrebenden Brandenburger in Norddeutſchland ein Gegengewicht zu geben.

In Sachſen waren Johann Georg I., dem dicken „Biergörgel“ des dreißigjährigen Krieges, Sohn, Enkel und Urenkel, alle gleiches Namens, gefolgt, ohne daß einer ſich ausgezeichnet hätte.

Johann Georg II. war gleich ſeinem Vater dem Trunk ergeben, ahmte aber auch ſchon die Ueppigkeit und Verſchwendung des franzöſiſchen Hofes nach, indem er ſich eine prächtige Garde hielt, Theater und Opern einführte, fremde Sängerinnen um vieles Geld kommen ließ, auch ein großes Cabinet von Kunſtwerken und Seltenheiten anlegte. Johann Georg II. gab das meiſte Geld für Soldaten und Johann Georg III. für Maitreſſen aus. Unter ihm durften ſonderlich die Sibylle von Nidſchütz und ein Graf von Hoymb das Land ausplündern. Unzufrieden mit dieſer üblen Wirthſchaft verließ ſein Bruder Friedrich Auguſt das Land und ging auf Reiſen. Rieſengroß und ſo ſtark, daß er Hufeiſen und harte Thaler in der Hand zerbrechen konnte, gefiel er ſich in allen Gefahren und Reizen der damaligen franzöſiſchen Galanterie. Kaum in Madrid angekommen, miſchte er ſich unter die Kämpfer bei einem ſpaniſchen Stiergefechte, packte den wildeſten Stier an den Hörnern und riß ihn nieder. Jedes Weib, das ihm gefiel, verführend, beſtand er alle Gefahren der Eiferſucht in den ſüdlichen Ländern, und kehrte endlich glücklich nach Sachſen zurück, um ſeinem Bruder als Kurfürſt zu folgen. Nun begann er Ludwig XIV. zu copiren, und mit Hülfe ſeines Günſtlings, des zum Grafen erhobenen Flemming, Sachſen um und um zu kehren. Die Verſchwendungen ſeiner Vorgänger waren Sparſamkeit gegen die ſeinige. Eine Maitreſſe verdrängte die andere, alle koſteten unermeßliche Summen. Sein Hofſtaat wurde ungeheuer vermehrt, Paläſte, Kirchen, Luſtſchlöſſer (die durch wollüſtige Feſte berüchtigte Morizburg, das ſächſiſche Verſailles) wurden erbaut, die koſtbarſten Kunſtwerke um viele Tonnen Goldes angekauft. Das Volk murrte nicht, nur gegen eine Maßregel erhob es Aufruhr, als der Kurfürſt ein zahlreiches ſtehendes Heer nicht mehr wie ſonſt aus Freiwilligen warb, ſondern durch Zwang rekrutirte. Der Aufruhr wurde aber unterdrückt und die Rekruten auf der Folter gezwungen, den Fahneneid zu ſchwören.

Im folgenden Jahr errang der Kurfürſt das Ziel ſeines Ehrgeizes. Er wurde nach dem Tode des Johann Sobieski 1696 König von Polen, da er die immer uneinigen Wojewoden dieſes

Landes beſtochen und die mächtigſten Nachbarn der Polen, Rußland und den deutſchen Kaiſer für ſich gewonnen hatte. In Rußland regierte Peter der Große, der ſich eine Macht ſchuf, die dem übrigen Europa bald gefährlich werden ſollte. Rußlands ſtärkſter Feind waren damals noch die Schweden, und um den Einfluß derſelben auf Polen zu lähmen, begünſtigte Peter die Wahl des ſächſiſchen Kurfürſten. Der Kaiſer ließ ſich dadurch gewinnen, daß Auguſt katholiſch wurde. Spöttiſch ſagte man, der Kurfürſt habe die Religion nicht geändert, denn er habe niemals eine gehabt. Indeſſen änderte dieſer Abfall des Fürſten nichts im Glauben des Landes, denn Sachſen blieb unter ſeinem Conſiſtorium lutheriſch. Auguſt ſelbſt verlor natürlicherweiſe die bisher dem ſächſiſchen Hauſe zuſtändige Vorſtandſchaft im corpus Evangelicorum, die allmälig an Brandenburg überging, und wurde dafür durch die polniſche Krone nicht entſchädigt, denn obgleich ihm bei der Huldigung 1697 alle vornehmen Polen das Knie küßten und er in einem Kleide prunkte, welches mehr als 1 Million Thaler werth war, ſo mußte er doch die für ihn ſehr demüthigenden pacta conventa beſchwören und durfte nicht einmal ſeine Gemahlin ins Land bringen, weil ſie nicht katholiſch werden wollte. Er genoß gar keine Autorität in Polen und bekam auch hier kein Geld, ſondern mußte ſeine armen Sachſen übermäßig drücken, um von ihrem Gelde in Polen leben zu können. Doch war es für Deutſchland ein Vortheil, daß Polen wenigſtens nicht einen franzöſiſchen König bekam, denn Ludwig XIV. wollte den Prinzen von Conti dazu machen und der tapfere Admiral Johann Barth ſollte ihn mit einer franzöſiſchen Flotte nach Polen bringen, wurde aber von den Danzigern zurückgetrieben.

Friedrich Auguſt, oder wie er jetzt hieß, König Auguſt II., brachte nun ſein Leben zwiſchen Warſchau und Dresden zu, ſtets und überall von einem zahlreichen Harem begleitet, denn er hatte nach einander und zugleich eine ungeheure Menge Maitreſſen, unter denen die Gräfin Coſel allein ihn 20 Millionen Thaler koſtete. Da ſein Miniſter Flemming 16 Millionen hinterließ, da ein einziges Luſtlager des Königs 5 Millionen koſtete, macht man ſich einen Begriff von

den Verschwendungen seines Hofes. Sein üppiges Leben ist geschildert in la Saxe galante von Pöllnitz und den Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Wie König August schwelgte, mag man aus den Beschreibungen der Feste zu Morizburg ersehen, die er seiner schönen Aurora von Königsmark gab, oder der Feste, die er gab, wenn ihn Fürsten besuchten. Mythologische Scenen wurden da im Großen ausgeführt, Venusfeste in den Lustgärten, Dianenfeste in den Wäldern, Neptunsfeste auf der Elbe (wobei ein venetianischer Bucentauro, Fregatten, Brigantinen, Gondeln und das Schiffsvolk in Atlas und seidenen Strümpfen paradirte), Saturnusfeste in den sächsischen Bergwerken; ferner Turniere, Carroussel, Ringelrennen, Türkenfeste, Bauernfeste, Jahrmärkte, Maskeraden und Verkleidungen aller Art, wobei immer der ganze Hof sammt der Armee thätig war. Er hielt türkische Janitscharen, Mohren, Heiducken, Schweizer (deren entweihter Name an allen Höfen so viel als Trabant oder Thürsteher bedeutete), und verkleidete auch noch die gemeinen Truppen und Hofbedienten bei seinen Festen auf die mannigfachste Art, so daß er gewissermaßen das ganze Land in ein Theater umschuf. Auch die Baukunst mußte diese Spielereien unterstützen. Der japanische Palast enthielt allein für eine Million Thaler echtes chinesisches Porcellan, dazu die prachtvollsten Tapeten aus natürlichen Federn zusammengesetzt. Noch jetzt sieht man in Dresden einen ganzen Saal blos voll Straußen- und Reiherfedern, die damals bei den Festen gebraucht wurden. Die ungeheure Verschwendung diente nur der Wollust und einer geschmacklosen Prachtliebe, und man kann es nur einen glücklichen Zufall nennen, daß die Ankäufe von Antiken und Gemälden in Italien, wodurch der Grund zu der herrlichen Bildergallerie in Dresden gelegt wurde, dem Stolz des Königs August schmeichelten. Seine eigentliche Schatzkammer, das berühmte grüne Gewölbe, war so geschmacklos wie seine Feste. Hier sah man Edelsteine, Gold und Silber in ungeheuren Massen; ein ganzes Zimmer voll Perlen, Pfeiler von Straußeneiern, getriebene Arbeiten, Drechseleien, Spieluhren und andere Tändeleien, welche die größten Summen kosteten.

4.

Brandenburg - Preußen.

Das Haus Zollern hatte viel mehr Mühe emporzukommen, als das wettiniſche, wittelsbachiſche und welfiſche, denn es war von Schweden und Polen bedrängt, von ſeinen deutſchen Nachbarn beneidet und vom Kaiſer beargwohnt und verlaſſen. Aber dem unfähigen Georg Wilhelm, der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges eine ſo geringe Rolle geſpielt hatte, war ſein Sohn Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt gefolgt, ein Mann voll Geiſt und Thatkraft, der in ſeiner ſchwierigen Lage niemals den Muth verlor, jeden Vortheil klug benutzte und den Ruhm eines großen Staatsmanns und Feldherrn davontrug. Seine Hauptmarime war, zwiſchen zwei ſtarken Nachbarn zu laviren und die gegenſeitige Feindſchaft derſelben zu ſeinem Beſten auszunutzen. Von deutſcher Treue konnte dabei freilich nicht die Rede ſeyn. Aber die Nothwehr entſchuldigt das an ihm, was dem Verrathe ähnlich ſieht. Wenn er im Kampf gegen Frankreich das Banner des Reichs vorantrug und den Kaiſer redlich unterſtützte, aber doch von dem letztern im Stich gelaſſen und um den Lohn betrogen wurde, war es dem Kurfürſten doch nicht zu verargen, daß er, um ſein Cleve am Rhein zu ſchützen, ſich wieder mit den Franzoſen verſtändigte. Noch weniger gereicht ihm zum Vorwurf, daß er die erbitterten Kämpfe zwiſchen Schweden und Polen mit ſchlauer Liſt benutzte, um ſein Herzogthum Preußen von dem polniſchen Lehensverbande frei zu machen, was ihm 1657 gelang. Wir kommen in der ſchwediſchen Geſchichte darauf zurück. Wenn er nicht um ſeine eigene Exiſtenz hätte kämpfen müſſen, hätte der große Kurfürſt alle Eigenſchaften beſeſſen, um das Haupt der deutſchen Nation zu werden, denn er kannte ihr Bedürfniß durch und durch. Eins ſeiner früheſten Manifeſte lautet: „Ehrlicher Deutſcher, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit jämmer-

lich zugerichtet. Wir haben unſer Blut, unſere Ehre und unſere Namen dahingegeben, und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienſtknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens faſt verluſtig, und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was ſind Rhein, Elbe, Weſer, Oberſtrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene?! Was iſt deine Freiheit und Religion mehr, denn daß andere damit ſpielen!“

Oben ſchon iſt erzählt, wie eifrig ſich der große Kurfürſt des deutſchen Reiches gegen Frankreich annahm, wie aber die Rheinbundfürſten ihm jedes Hinderniß entgegen warfen, der Kaiſer ſelbſt ihn im Stich ließ und Frankreich die Schweden gegen ihn hetzte. Er mußte alſo vom Rhein umkehren, um ſein Erbland zu ſchützen. Sein Heer war nur klein und ermüdet und niemand ſtand ihm bei als van Galen, der Biſchof von Münſter, der wenigſtens den neidiſchen Kurfürſten von Hannover im Schach hielt, daß er nicht gemeine Sache mit den Schweden machte. Den Kaiſer überredete man, der große Kurfürſt wolle mit den Schweden vereinigt in Schleſien einfallen, und es fehlte wenig, daß nicht auch kaiſerliche Truppen gegen den Brandenburger marſchirten. So wurde damals alles von der franzöſiſchen Lüge umſtrickt. Indeſſen waren die brandenburgiſchen Bauern ſelber ſchon gegen die Schweden aufgeſtanden und das ſchwediſche Heer unter dem Feldmarſchall Karl Guſtav Wrangel, obwohl zahlreich und des alten Ruhmes wegen gefürchtet, ſchreckte doch den Kurfürſten nicht, welcher wohl wußte, daß es größtentheils nur ein in Deutſchland geworbenes Geſindel und ohnehin durch die ſchwediſche Ariſtokratie ſchlecht geleitet und verpflegt war. Er griff alſo dieſe Schweden frech an und überfiel ihre Vorhut in Rathenau, nahm ſie gefangen und griff ſodann am 28. Juni 1675 das ſchwediſche Hauptheer bei Fehrbellin an und erfocht einen glänzenden Sieg, den die Poeſie verherrlicht hat in Bezug auf den Landgrafen Friedrich von Heſſen-Homburg, welcher gegen den Befehl angriff und ſiegte, und in Bezug auf den Stallmeiſter Froben, welcher bemerkt hatte, daß die Schweden nach dem blendendweißen Schimmel des

Kurfürsten zielten, daher das Pferd mit ihm tauschte und unmittelbar darauf von einer Kugel getödtet wurde. Der beste General des Brandenburgers aber war der Marschall Derflinger, ein ehemaliger Schneidergesell. Im folgenden Jahre eroberten der Kurfürst und Derflinger, nachdem sie die Schweden noch einmal bei Wolgast geschlagen hatten, das ganze damals noch schwedische Pommern, auch das früher unbezwungene Stralsund, und setzten sodann 1678 die Verfolgung der Schweden an der Ostseeküste hin bis Kurland fort. Nur die Kälte und der Hunger nöthigten den Kurfürsten zur Umkehr, doch seine Reiterei schlug den Feind noch in einer nächtlichen Schlacht bei Riga. Zwar unterstützten ihn jetzt die Holländer und Dänen, allein im Frieden von Nimwegen beraubte die Eifersucht des Kaisers, wie oben schon berichtet ist, den tapfern Brandenburger wieder aller seiner in Pommern gemachten Eroberungen. Als er sich dagegen sträubte und Dänemark ihm noch beistand, rückte ein großes französisches Heer unter Crecqui bis ins Oldenburgische vor und zugleich vom Kaiser selbst bedroht mußten die dem Frieden Widerstrebenden sich fügen.

Nach so großen Anstrengungen behielt der Kurfürst also nichts, er suchte nun wenigstens das, was er hatte, zu erhalten und die Gewalt in seinen verschiedenen kleinen Erblanden zu concentriren. Dabei verfuhr er einigemal gewaltthätig und trat die alten Rechte und Freiheiten der Stände und der Kirche mit Füßen. An der Spitze der Landstände im Herzogthum Preußen stand ein Herr von Kalkstein, der nach Polen floh, den er aber mitten in Warschau aufheben, zurückbringen und köpfen ließ. Das Haupt der städtischen Opposition in Königsberg, Präsident Rhode, wurde zu ewigem Gefängniß verurtheilt. Da die lutherischen Prediger sich erlaubten, den alten Haß gegen die Calvinisten aufs neue zu entflammen, und darauf anspielten, daß der Kurfürst selbst als Calvinist ewig in der Hölle werde brennen müssen, gerieth derselbe in Zorn und befahl allen Geistlichen einen Revers zu unterzeichnen, worin sie sich verpflichteten, ihm ohne irgend einen geistlichen Vorbehalt zu gehorchen. Das hieß die Kirche von jeder Fürstenlaune abhängig machen. Doch

die lutheriſche Geiſtlichkeit war durch Menſchenfurcht ſchon ſo herabgewürdigt, daß ſie gehorchte, und nur der Berliner Prediger und berühmte Liederdichter Paul Gerhard unterſchrieb nicht, ſondern ging freiwillig in die Verbannung. — Ohne Folgen blieb der Verſuch des Kurfürſten, eine Seemacht und eine Colonie an der afrikaniſchen Küſte zu gründen. Die letztere ging bald wieder ein. Ebenſo entging dem Kurfürſten, trotz der alten Erbverbrüderung, das Erbe der Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schleſien, als deren letzter Herzog Wilhelm aus dem Hauſe Piaſt 1675 ſtarb. Der Kaiſer ließ dem Kurfürſten zur Entſchädigung nur den Schwiebuſer Kreis. Aber auch dieſen verlor Brandenburg wieder. Als nämlich der große Kurfürſt in zweiter Ehe die holſteiniſche Dorothee heirathete, erbitterte ihn dieſe immer noch mehr gegen den Kaiſer und ſuchte dem Kurprinzen Friedrich erſter Ehe, der ein wenig verwachſen und nicht des Vaters Liebling war, die Thronfolge zu entreißen und an ihre eigenen Kinder zu bringen. Des Kurprinzen Gemahlin, eine heſſiſche Prinzeſſin, die ſchon in guter Hoffnung war, ſtarb plötzlich; eben ſo plötzlich ſein jüngerer Bruder Ludwig nach einem Balle bei Dorotheen. Der Kurprinz ſelbſt bekam, nachdem er bei Dorothee eine Taſſe Caffee getrunken hatte, eine heftige Colik und floh nach Oeſterreich unter den Schutz des Kaiſers. Der alte Kurfürſt wollte wirklich dem Kurprinzen nur das Kurland laſſen, alle Nebenländer aber Dorotheens Kindern geben. Da ſtarb er 1688, ſein Teſtament wurde vernichtet und der Kurprinz in alle ſeine Rechte wieder eingeſetzt, wofür er zum Dank dem Kaiſer Schwiebus zurückgab.

Der neue Kurfürſt Friedrich war bucklig, aber voll Verſtand, weshalb ihn ſein Enkel, der große Friedrich, den königlichen Aeſop genannt hat. An ſeiner Stiefmutter und ihren Kindern nahm er keine Rache, ſein Miniſter Danckelmann regierte ſtreng, aber gerecht. Man war zufrieden. Da ergab ſich der Kurfürſt den Laſtern des franzöſiſchen und ſächſiſchen Hofes. Ein gewiſſer Kolbe aus der Pfalz führte ihm ſein ſchönes Weib, eines Weinſchenken Tochter aus dem Cleveſchen, als Maitreſſe zu. Er gab ihr den Titel einer

Gräfin von Wartenberg. Der edle Dankelmann wurde geſtürzt und eingekerkert und der nichtswürdige Kolbe trat an die Spitze der Regierung. Damals gelangte Wilhelm von Oranien aus Holland auf den engliſchen und der Sachſe Auguſt auf den polniſchen Thron, der hannöverſche Nachbar wurde Kurfürſt. Sollte bei allen dieſen Standeserhöhungen Brandenburg leer ausgehen und allein zurückſtehen? Es war eine Frage der Macht und nicht blos der Eitelkeit. Wenn auch Kolbe keinen höhern politiſchen Zweck vor Augen hatte, indem er den Kurfürſten anreizte, nach dem Königstitel zu ſtreben, ſo lag es doch ohne Zweifel im dynaſtiſchen Intereſſe des Hauſes Zollern, nicht hinter dem Range ſeiner Nachbarn zurückzubleiben. Dieſes Haus war bereits reich an Länderbeſitz und gelangte zur proteſtantiſchen Hegemonie in Deutſchland, ſeitdem der Sachſe katholiſch geworden war. Ueberdies legte der Kaiſer großen Werth auf die Ergebenheit Friedrichs, deſſen Hülfe er gegen Franzoſen und Türken nöthig hatte und wohl mit dem Königstitel bezahlen durfte. Friedrich verſprach ihm ein Hülfsheer in allen Kriegen zu ſtellen, am Reichstag immer mit ihm zu ſtimmen und bei der nächſten Kaiſerwahl wieder einen Habsburger zu wählen. Dafür nun willigte Leopold I. ein, daß der Brandenburger König werde. Zwar ſoll Prinz Eugenius ausgerufen haben, „die kaiſerlichen Miniſter, die dazu geſtimmt, verdienten gehenkt zu werden," allein der Sachlage nach war die Einwilligung des Kaiſers für dieſen ſelbſt nur vortheilhaft und nicht gefährlich, der Titel an ſich gleichgültig oder ſogar geeignet, die Eiferſucht zwiſchen Sachſen und Hannover gegen Brandenburg zu ſteigern, was dem Kaiſer nur nützen konnte. Frankreich allein und Schweden waren es, die ſich dem Anſinnen des Brandenburgers widerſetzten, nicht Oeſterreich. Von einem deutſchen Reichslande den Königstitel anzunehmen, war nicht möglich, Friedrich hatte aber von ſeinem Vater das Herzogthum Preußen, nachdem daſſelbe nicht mehr polniſches Lehen war, geerbt und demnach nannte er ſich fortan König in Preußen (noch nicht von Preußen, weil er nur Oſtpreußen, noch nicht auch das noch polniſche Weſtpreußen beſaß), ſetzte ſich 1701 zu Königsberg die Krone

ſelbſt aufs Haupt und ſtiftete bei dieſer Gelegenheit den ſchwarzen Adlerorden.

Auch baute er das Schloß in Berlin als würdigen Königsſitz, und glaubte ſeinem neuen Titel durch großen Prunk Ehre machen zu müſſen. Man klagte daher bitter über Verſchwendung, hohe Steuern und über das Aufkommen fremder lockerer Sitten und Moden. Die Königin Sophie Charlotte, geborne Prinzeſſin von Hannover, Freundin des Philoſophen Leibnitz und des frommen Waiſenhausſtifters Franke in Halle an der Saale, ſammelte um ſich Gelehrte und ſ. g. ſchöne Geiſter, und das war der erſte Verſuch, aus Berlin eine „Metropole der Intelligenz" zu machen. Ein noch ſehr ſchwacher Verſuch. Die Regierung ſelbſt dachte noch lange nicht daran, ihre Macht durch Pflege des Geiſtes und durch Bezauberung der öffentlichen Meinung zu verſtärken.

5.

Die Verwelſchung der Zeit.

Am Ende des 17. Jahrhunderts kam über ganz Europa eine eigenthümliche und höchſt charakteriſtiſche Verwelſchung. Das germaniſche Mittelalter war vergeſſen oder jede Erinnerung daran wenigſtens verwiſcht. Man ſah es als eine Barbarei an und ſuchte damit ſo wenig als möglich gemein zu haben.

Am ungeheuerlichſten war die Lüge, in welche die Italiener ſich verſtrickten, indem ſie ſich für echte Nachkommen der alten Römer ausgaben. Schon zur Zeit der römiſchen Kaiſer war Rom und ganz Italien von fremden Elementen der Bevölkerung durchdrungen. Dazu kamen in der Völkerwanderung immer wiederholte Verheerungen des Landes durch Krieg und peſtartige Krankheiten, wodurch ganze Städte und weite Landſchaften menſchenleer wurden und erſt nach und nach wieder eine neue Bevölkerung erhielten. Unter den Longobarden, unter den Frankenkönigen und noch unter den deutſchen Kaiſern von Alboin an bis auf Karl V. ein ganzes Jahrtauſend

ſelbſt, welche mit den neuen Ankömmlingen ihr altes Beſitzthum theilen ſollten. Trotz aller Vorſtellungen und Bitten drang aber Granvella mit Gewalt durch, errichtete die neuen Bisthümer, und verfolgte zugleich die Ketzer mit unerbittlicher Strenge. Die Niederländer blieben in den Schranken des Gehorſams, und als Philipp dies ſah, gab er ihnen einen Beweis ſeiner Zufriedenheit, indem er die ſpaniſchen Truppen und bald darauf auch den verhaßten Kardinal ſelbſt zurück rief. Da indeß hiedurch in der Hauptſache nichts geändert wurde, ſo kam das Mißvergnügen der Niederländer endlich zum Ausbruch, 1565. Zwei feurige Köpfe, Graf Brederoden und Ludwig von Naſſau, der Bruder Wilhelms von Oranien, ſtifteten einen Bund unter dem Adel, und brachten gemeinſam ihre Klagen vor die Statthalterin, indem ſie als Bittſteller Paar und Paar im Schloß aufzogen. Margaretha verſprach Mäßigung, doch hieng die Entſcheidung nicht von ihr, ſondern von Philipp ſelbſt ab. Jene Adelsgeſellſchaft, die man ſpottweiſe die Geuſen, d. i. Bettler, nannte, nahm bald eine furchtbare Stellung an, da ſich das Volk dazu ſchlug. Brederode betrieb in Antwerpen den erſten Volksaufruhr, und in einem Augenblicke war die Empörung in allen Niederlanden verbreitet. Zum erſtenmal nach langem harten Druck machte der Volksgeiſt ſich Luft, und es kam an den Tag, daß der neue Glaube heimlich der herrſchende geworden war. Von fanatiſchen Predigern angeführt, nahm das Volk an den Prieſtern und Ketzerverfolgern eine ſchnelle und unwiderſtehliche Rache, und zerſtörte den katholiſchen Gottesdienſt, die Bilder, den Schmuck der Kirchen, ja zum Theil die Gebäude ſelbſt. Dieſer Bilderſturm zerſtörte in wenig Tagen, was der Väter frommer Fleiß in Jahrhunderten aufgeführt; die koſtbarſten Werke, die ſchönſte Blüthe der altniederländi-

hindurch hatte Italien einen ausschließlich deutschen Adel mit ausschließlich deutschen Namen und auch der neue Bürgerstand war ursprünglich germanischer Adel, der sich in den Städten zusammendrängte. Auch die Namen dieser Bürger sind durchgängig deutsch. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts kamen mit der Renaissance auch die antiken Namen wieder auf und feile Geschichtschreiber gaben sich dazu her, deutschen Geschlechtern in Italien einen altrömischen Ursprung anzudichten und daraus die Berechtigung zu schöpfen, die Fürsten, der Adel und die Städte Italiens dürften als directe Erben der alten Römer sich dem deutschen Kaiser und der deutschen Nation als einem ihnen wildfremden und an sich verächtlichen Barbarenthume widersetzen.

Frankreich ging ganz auf diesen Ton ein. Obgleich das alte Gallien unter der Römerherrschaft in die tiefste Corruption und Sklaverei versunken war und alles, was heute noch groß und achtungswürdig an den Franzosen ist, erst mit den Franken, Gothen und Burgundern dahin einwanderte, die Ritterlichkeit, die strengen Gesetze der Ehre, der Freiheitssinn und die ständische Vertretung, haben sich die französischen Dichter doch in die Fiction hineingelogen, das französische Volk sey heute noch ausschließlich gallo-romanisch, nachdem es die von Deutschland her eingedrungenen fremden und barbarischen Elemente, nämlich den Adel und das Feudalwesen, in der Revolution wieder ausgemerzt habe. Daß die französischen, vom Hofe abhängigen Dichter in der Zeit der Renaissance zuerst auf solche Unwahrheiten fielen, erklärt sich aus der Politik der französischen Könige, welche den Vorrang des deutschen Kaisers nicht mehr anerkannten und Deutschland überhaupt zu berauben und klein zu machen suchten. Ludwig XIV. besoldete französische und deutsche Geschichtschreiber, welche im Sinne der Reunionen beweisen mußten, das gallische Element habe sich bis tief nach Deutschland hinein erstreckt und so weit gehöre Deutschland zu Frankreich. Auch bayrische Geschichtschreiber wurden gedungen, um die Bayern aus Deutschen zu gallischen Bojern zu machen und den Beweis anzutreten,

ſie ſeyen mithin von den Deutſchen gänzlich verſchieden und natürliche Brüder der Franzoſen.

Nur die Spanier bewahrten den Stolz ihrer deutſchen Herkunft. Jeder edle Spanier rühmte ſich, ein Gothe zu ſeyn.

Unbegreiflicherweiſe gab ſich auch England der Verwelſchung hin. Die Engländer ſind heute noch ihrem ganzen Habitus und ihrer Sprache nach Germanen, d. h. Angelſachſen und Normannen mit einem nur noch geringen gäliſch-romaniſchen Beſtandtheil. Auch iſt die Geſchichte der Sachſen und Normannen in England ruhmvoll genug, daß die Nachkommen ſtolz auf ihre Abkunft ſeyn könnten. Endlich iſt alles, was England heute noch in ſeiner Verfaſſung, ſeiner Freiheit, ſeiner Volksvertretung und ſeinen Volksrechten beſitzt, germaniſchen Urſprungs und wurzelt in den alten angelſächſiſchen Geſetzen und Witenagemots. Und dennoch hat ſich die moderne engliſche Poeſie auf den Standpunkt der Waliſer hinüber gelogen, betrachtet die altbritiſche Bevölkerung als die allein berechtigte, die Sachſen aber nur als barbariſche Eindringlinge.

Die deutſche Nation verlor unter der Vielherrſchaft der Fürſten und im Elend des dreißigjährigen Krieges vollends ihr Selbſtbewußtſeyn. Der abgeſchmackte Poet Opitz durfte ſich als erſter Begründer einer deutſchen Poeſie geriren, vor dem es noch gar keine gegeben habe, da er doch ſelbſt nur ein ſchwacher Nachäffer und Ueberſetzer italieniſcher und franzöſiſcher Hofdichter war. Auch die ſ. g. fruchtbringende Geſellſchaft in Weimar war nur eine ſchwächliche Nachahmung der italieniſchen Akademien, die Pegnitzſchäferei in Nürnberg die affectirteſte Copie der italieniſchen Schäfereien. Wie alles Welſche damals Mode war, ſo wetteiferten auch in Deutſchland die höfiſchen Gelehrten, den deutſchen Fürſten, Grafen und Herrn wo irgend möglich einen römiſchen Urſprung anzudichten, nachdem ſchon lange vorher jeder deutſche Pedant ſeinen Namen ins Lateiniſche überſetzt hatte, um ſelbſt für einen Römer zu gelten.

Indeſſen gab es doch noch treue und ſtarke deutſche Herzen, welche die Ueberwältigung des Vaterlandes durch die franzöſiſche Argliſt ſchmerzlich empfanden, und noch derbe Naturen, die ſich

in die fremde Mode ungern fügten. Daher die merkwürdige Reaction der von Hoffmannswaldau gegründeten zweiten *schlesischen Schule* gegen die erste, welche Opitz gegründet hatte. Man wollte nicht länger, wie Opitz, wasserglatte Formen und einen nüchternen conventionellen Inhalt, sondern Sturm und Drang, wilde Leidenschaft und die stärksten Ausdrücke. Daher ein ungeheurer Schwulst der Rede und das Gräßliche und Zotenhafte in Hoffmannswaldaus und Lohensteins Dichtungen. Es zeigte sich hier ungefähr dasselbe wie in Holland, hochtrabendes Pathos gepaart mit dem rohesten und schmutzigsten Cynismus.

Lohenstein, ein schlesischer Edelmann und kaiserlicher Beamter, schrieb Trauerspiele, voll von unglaublichen Cynismen, aber auch einen dicken Roman von Arminius, dem deutschen Helden, der die Römer schlug, worin er den edelsten Nationalstolz kund gibt in einer Zeit der tiefsten nationalen Schmach. Es ist rührend, die gute deutsche Natur mit den fremden Elementen ringen zu sehen, die sie ganz erdrücken wollten. Ein dritter Schlesier, Andreas Gryphius, hielt sich mehr an die Muster der englischen Bühne und schrieb einige treffliche Schauspiele voll von romantischem Reiz und echtem Humor. In Holland war es Vondel († 1667), der dem classischen und biblischen Styl sich einigermaßen zu entwinden wußte und patriotische Stücke auf die Bühne brachte. Verdienten Ruhm ernteten des Schlesiers von Logau Sinngedichte, in denen oft patriotischer Zorn durchblitzt.

Achtes Buch.

Die engliſche Revolution.

1.

Jakob I.

Im J. 1603 beſtieg Jakob VI., König von Schottland, Sohn der unglücklichen Maria Stuart, unter dem Namen Jakob I., den engliſchen Thron, als rechtmäßiger Erbe der mit der Königin Eliſabeth ausgeſtorbenen Familie Tudor. Dieſer Thron, den zu beſitzen jeden andern beglückt haben würde, war mit dem Blute ſeiner Mutter beſpritzt. Die Stuarts konnten auf ihm nicht heimiſch werden.

Jakob war gutherzig, aber kein feſter Character und voll ſonderbarer Grillen, weshalb man ihn „den weiſeſten Narren in Europa“ nannte. Angeborne Furchtſamkeit, wie man glaubt, in Folge des Schreckens ſeiner Mutter, als ſie mit ihm ſchwanger ging, bei Riccios Morde, war eigentlich die Grundlage ſeines Characters und die Urſache, warum er immer gern Ruhe gehabt hätte. Schon 1604 ſchloß er Frieden mit Spanien, was ihm von den fanatiſchen Calviniſten ſehr übel genommen wurde. Eine Verſchwörung, durch welche eine entferntere Verwandte, Arabella Stuart, auf den Thron erhoben werden ſollte, wurde entdeckt, mehrere Rädelsführer hingerichtet, Walter Raleigh, der große engliſche Seeheld, der gerne den Krieg

gegen Spanien fortgesetzt hätte, gefangen gesetzt. Die Katholiken hatten sich viel von Jakob versprochen, weil er der Sohn Marias war, die als Märtyrerin für die katholische Sache gestorben war. Aber Jakob mußte doppelte Rücksicht nehmen auf die presbyterianische Kirche in Schottland und auf die bischöfliche Staatskirche in England. Er durfte es mit der ungeheuern Mehrheit des calvinischen Volkes nicht verderben. Aus Ungeduld und Unwillen verschworen sich nun einige Katholiken, Catesby und Piercy an der Spitze, die ganze königliche Familie sammt den Lords und Gemeinen mit einem Schlage zu vernichten, indem sie nämlich einen Keller unter dem Parlamentsgebäude mietheten und 36 Tonnen Pulver hinein brachten, um das Haus während einer vollen Sitzung in die Luft zu sprengen. Aber diese s. g. Pulververschwörung wurde entdeckt und das Unglück verhindert. Die Verschworenen flüchteten nach Coventry und wurden hier vom Volke belagert, Catesby und Piercy im Kampf erschossen, mehrere andere gefangen und hingerichtet, 1605.

Dieses Ereigniß fachte von neuem den Haß gegen die Katholiken an, der König aber ermahnte das Parlament, gerecht zu seyn und nicht allen Katholiken aufzubürden, was nur wenige verschuldet hätten. Das legte man ihm nun wieder als Begünstigung der Katholiken aus, da er doch nur allen gerecht werden wollte. Am meisten Verdruß machten ihm die Presbyterianer in Schottland. Er sah nämlich in der bischöflichen Kirche Englands die einzig mögliche Ausgleichung der Extreme und wünschte, seitdem durch seine Thronbesteigung Schottland mit England vereinigt worden war, beiden Ländern auch eine gleiche und zwar die bischöfliche Kirchenverfassung zu geben. Er hatte in seiner Jugend erfahren, welcher demokratische Geist unter den Presbyterianern und Schülern des schrecklichen Knox herrschte. Sein Scharfsinn sah voraus, wie gefährlich diese Secte dem Königthum noch werden würde, er gab sich daher alle Mühe, die bischöfliche Aristokratie auch in Schottland einzuführen, und pflegte zu sagen: kein Bischof, kein König. Aber die Schotten weigerten sich und erst 1612 gelang es dem König, Bischöfe nach Schottland

zu bringen. Zu derſelben Zeit ſuchte er ſich bei den Calviniſten durch die pomphafte Verheirathung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, dem damaligen Haupt der calviniſchen Partei in Deutſchland und nachmaligen Böhmenkönig, populär zu machen.

Allein es gelang ihm nicht, Vertrauen und Achtung zu gewinnen. Der Hof ſelbſt, ſeine eigene Gemahlin ſpottete ſeiner. Die letztere, die däniſche Prinzeſſin Anna, ſchändete den Thron durch ihre Lüderlichkeit. Auf ihrem Privattheater im königlichen Schloß ſpielte ſie ſelbſt mit, nicht ſelten total betrunken, machte ſich über ihren Gemahl luſtig und ergötzte ihre Liebhaber durch „lebende Bilder" der üppigſten Art, z. B. der Venus, nackter Nymphen, Odaliſken eines Harem ꝛc. Die Renaiſſance in England hatte ſchon an Eliſabeths Hofe eine große Lüſternheit verrathen, welche durch die altjüngferliche Prüderie der Königin nur ſchlecht maskirt worden war. Unter der däniſchen Anna genirte man ſich noch viel weniger. Namentlich kam ein ungeheurer Luxus auf und der Adel ruinirte ſich durch die verſchwenderiſche Pracht ſeiner Kleider und Equipagen. London wurde trotz Paris ein alles verlockendes Babel, deſſen Genüſſen der Adel vom Lande her zuſtrömte, in deſſen Wolluſt er ſich hineinſtürzte und all das Seinige dabei aufopferte. Die Landgüter wurden verſchleudert, Fahrhabe und Schmuck verſetzt und eine ganze Bande bürgerlicher Wucherer bereicherte ſich dadurch. Die Zeitgenoſſen erzählen arge Dinge vom Hofe und von der damaligen guten Geſellſchaft in London. Zoten, grobe und ſchamloſe Späße, indem man die Lichter auslöſchte, den Ladies unvermerkt die Röcke zuſammennähte oder auch abſchnitt ꝛc., waren gewöhnliche Ergötzungen in den vornehmſten Kreiſen.

Dem ſetzte ſich nun ein finſterer Trotz und Groll im Volk entgegen. Die ſtrenggläubigen Calviniſten wurden jetzt erſt Puritaner, d. h. Reinmacher, welche die Gemeinde der Kinder Gottes ſäubern wollten vom heidniſchen Götzendienſt und Unflath der böſen Jeſabel. Gerade weil Hof und Adel an nichts mehr als an Vergnügen dachten, trugen die bürgerlichen Puritaner die tiefſte Ver-

achtung und den glühendſten Haß gegen jede, ſogar die unſchuldigſte Lebensluſt zur Schau und verbannten Geſang und Tanz, Putz und Spiel, beſonders aber das Theater. Die ſächſiſche Hartnäckigkeit und Verbiſſenheit, das eigenthümlich eckige Weſen ſpießbürgerlicher Fanatiker ſchuf begreiflicherweiſe in der puritaniſchen Partei mancherlei Karikaturen, über die ſich der Hof weidlich luſtig machte, und das mehrte nur den Haß.

Unter dieſen Umſtänden kam auch ein eigenthümlich neues Leben in das engliſche Parlament. Daſſelbe war ſeit Heinrich VIII. auffallend unſelbſtändig und nur eine Maſchine geweſen, welche die Könige durch ihre Miniſter gelenkt hatten. Dieſe auffallende Vernachläßigung der alten Volksfreiheit durch die Vertreter des engliſchen Volkes erklärt ſich einfach aus dem Umſtand, daß Lords und Gemeine mit dem König während der Reformation gemeine Sache machten, um durch ihn die Säkulariſationen durchzuſetzen und dann die reiche Beute mit ihm zu theilen. So war das Parlament an allen Freveln der Monarchie mitſchuldig und unvermerkt von ihr abhängig geworden und die letzten Regenten aus dem Hauſe Tudor hatten theils Energie genug beſeſſen, um den Staat lenken zu können, ohne erſt das Parlament um Erlaubniß zu fragen, theils ließ der große Principien- und Intereſſenkampf gegen die ſpaniſche Monarchie einen Zwieſpalt zwiſchen Krone und Parlament in England nicht aufkommen. Jetzt aber zeigte der erſte Stuart auf dem engliſchen Throne wenig Energie und war auch Spanien nicht mehr zu fürchten. Die bürgerliche Klaſſe aber hatte ſich durch Gewerbe, Handel und Schiffahrt und auf Koſten des verſchwenderiſchen Adels bereichert und die Puritaner hatten in ihr einen religiöſen Widerſtand angefacht, welcher bald genug in eine politiſche Oppoſition überging. Man bemerkte damals ſchon im Hauſe des gelehrten Cotton einen Club von Juriſten und Philoſophen, welche ſich mit den großen Fragen der Nation beſchäftigten und auf das Parlament einwirkten. Was der Fanatismus der Puritaner nicht durchſetzte, erſchlich die Argliſt der Juriſten, denen die Religion Nebenſache war und die

nur ihre Kaſte mittelſt der confeſſionellen Parteiung und mittelſt des Parlamentes zur herrſchenden in England machen wollten.

Jakob I. ergab ſich zu ſeinem Unglück einem Günſtlinge, deſſen Hoffahrt und Leichtſinn Volk und Parlament noch mehr aufregten. Ein gewiſſer Robert Carre gewann das Herz des Königs, wurde von ihm zum Ritter und Grafen von Somerſet gemacht, aber bald durch einen neuen Günſtling Villiers verdrängt, den der König zum Herzog von Buckingham erhob, der an Verſchlagenheit und Frechheit ſeines gleichen ſuchte und die größte Verachtung des Volks an den Tag legte. Dem Anſehen des Königs ſchadete auch die Hinrichtung des Sir Walter Raleigh. Dieſer nämlich hatte, um aus ſeinem Kerker loszukommen, dem König vorgeſpiegelt, er wolle ihm ungeheure Maſſen Goldes aus Guyana, einem noch freien und den Spaniern nicht zuſtändigen Gebiete, verſchaffen. Jakob hatte ihm einige Schiffe mitgegeben, aber das Gold war nicht zu finden geweſen, die Spanier proteſtirten überdies, weil Guyana ihnen gehöre und Frieden zwiſchen ihnen und England herrſche. Raleigh wurde daher von ſeinen eigenen Leuten als Betrüger verhaftet, nach London zurückgebracht und hingerichtet. Das Volk aber ſah in ihm einen nationalen Seehelden, den man ohne Noth den verhaßten Spaniern aufgeopfert habe, und zürnte dem König wegen dieſer Hinrichtung, 1618.

Mittlerweile brach der dreißigjährige Krieg in Deutſchland aus und machte Jakob zwar ſeinem Schwiegerſohne Friedrich von der Pfalz Hoffnung auf einen mächtigen Beiſtand, leiſtete ihn aber nicht, ſondern ließ ſich in einer kaum begreiflichen Verblendung durch Buckingham verleiten, eine innige Verbindung mit Spanien durch eine Vermählung ſeines Sohnes Karl mit einer Infantin anzubahnen. Nichts war geeigneter, Volk und Parlament gegen ihn aufzuregen. Zum erſtenmal wagte das Unterhaus unter der Leitung von Coke, Selden, Pym, Diggs ꝛc. dem Könige ernſtlich von der ſpaniſchen Heirath abzurathen und König Jakob glaubte damals noch antworten zu dürfen, dieſe Angelegenheit gehe das Parlament gar nichts an. Allein das Parlament behielt Recht, weil die unvernünftige

Heirath doch nicht zu Stande kam. Buckingham faßte die spaniſche Reiſe ganz als ein luſtiges Abenteuer auf, der junge ſchwärmeriſche Prinz Karl aber ſchmachtete wirklich nach der ſchönen Prinzeſſin im Süden. Der Hof von Madrid war überraſcht, empfing aber den Prinzen und Buckingham, als dieſe wirklich die Brautfahrt unternahmen, mit größter Zuvorkommenheit und ging nur dem politiſchen Vortheil nach, England, wenn auch nur auf kurze Zeit, vom Bunde gegen das Haus Habsburg abzuziehen. Der Anblick des ſeufzenden Prinzen ließ überdieß die Möglichkeit zu, daß derſelbe katholiſch werden könne. War er nicht der Enkel von Maria Stuart? zog ihn nicht die Sympathie nach Spanien? Der berühmte Dichter, Lope de Vega, legte ihm damals die Worte in den Mund:

„Carlos Eſtuardo bin ich,
Liebe führt mich aus der Ferne
Und zu Spaniens Himmel wall' ich,
Zu Maria, meinem Sterne."

Unter Maria iſt hier doppelſinnig die Infantin und die Himmelskönigin, die Hochzeit und die Bekehrung verſtanden. Natürlicherweiſe konnte die Heirath nicht zu Stande kommen, da Buckingham dem ſpaniſchen Miniſter Olivarez die politiſchen Bürgſchaften nicht gewähren konnte, welcher dieſer verlangte. Die Stimmung in England wurde immer erbitterter gegen Spanien und Buckingham, ohne ſich im geringſten um die Gefühle des jungen Prinzen zu bekümmern, dachte nur daran, dem lärmenden Volk in England den Mund zu ſtopfen und ſich ein wenig an dem groben Olivarez zu rächen. Er reiste alſo, nachdem er den Prinzen nach London zurückgebracht hatte, alsbald nach Paris und warb dort für ihn um die Hand Henriettens, der Schweſter Ludwigs XIII. Bei dieſem Anlaß ſah er die junge Königin Anne d'Autriche und wurde heftig in ſie verliebt. Auch ſoll ſie ſeine Neigung erwiedert haben. Indeſſen kam die Heirath Karls mit Henrietten erſt zu Stande, als Jakob I. bereits geſtorben war, 1625. Richelieu war ſehr damit zufrieden,

denn nichts konnte ihm erwünſchter ſeyn, als ein Bündniß mit England gegen das Kaiſerhaus.

2.

Karl I.

Karl, der ſeinem Vater auf dem engliſchen Thron folgte, lebte mit der franzöſiſchen Henriette ſehr einträchtig und glücklich, wie er überhaupt viele edle Eigenſchaften des Herzens beſaß. Er war vorzugsweiſe ſanft und hatte etwas ſchwermüthiges, aber es gebrach ihm zugleich an Thatkraft, ſo daß man ihn mit Hamlet verglichen hat. Wie dieſer war er auch hochgebildet. Karl hatte einen Band des Shakeſpeare immer unter dem Kopfkiſſen liegen. Vornehm von Natur und ein feiner Kenner der Menſchen und Dinge war er doch zu weich und zerſtreut, um ſelbſtändig, kräftig und vor allen Dingen conſequent handeln zu können, und folgte zu leicht dem Rathe ſeiner raſchen, aber unerfahrenen Gemahlin und ſeiner Günſtlinge. Ein ſolcher Charakter war nicht dazu gemacht, der zähen Oppoſition im Parlamente lange zu widerſtehen.

Gleich im Anfang ſeiner Regierung zeigte ſich das Parlament äußerſt karg im Bewilligen von Geldern und ſchadete Buckingham dem Anſehen des Königs, indem er in Verbindung mit Frankreich eine Flotte gegen die Spanier ausrüſtete, mit derſelben an der Küſte Spaniens landete und ohne Schlacht einen großen Theil ſeiner Mannſchaft bloß dadurch verlor, daß ſie ſich an den heißen ſpaniſchen Weinen zu Tode ſoff. Als er auch noch dem Cardinal Richelieu Rochelle einſchließen half und die Hugenotten bekämpfte, welche die Engländer als ihre Glaubens- und natürlichen Bundesgenoſſen anſahen, wurde der Unwille allgemein und Buckingham förmlich vom Unterhauſe angeklagt. Noch war die herkömmliche Gewalt des Königs ſo groß, daß er die Ankläger konnte verhaften laſſen, er ließ ſie jedoch bald wieder los. Buckingham ſelbſt blieb frei und im Beſitz aller ſeiner Aemter, 1626. Im folgenden Jahre machte er

ſchen Kunſt ging zu Grunde. Nur wenige Städte blieben von der allgemeinen Zerſtörung verſchont. Die Regierung war auf dieſen Sturm nicht gefaßt geweſen und befand ſich in großer Verlegenheit; Wilhelm von Oranien und Egmont thaten aber alles mögliche, das Volk zu beruhigen, die Rädelsführer zu verfolgen. Da kam die Nachricht, daß Herzog Alba mit Heeresmacht aus Spanien heranrücke, von Philipp geſendet, um die Niederlande in Gehorſam zu erhalten; und auf den Lärmen folgte plötzlich eine Todtenſtille. Noch wagte weder der Adel noch das Volk, ſich Philipps Befehlen geradezu zu widerſetzen, und viele hofften noch auf einen friedlichen Ausgang. Es blieb alſo denen, die ſich bereits zu tief in den Aufruhr eingelaſſen hatten, und die Rache der Spanier fürchteten, nichts übrig, als auszuwandern. Hunderttauſende verließen ihre Heimath, und eine allgemeine Landflucht ging dem Einmarſch der Spanier vorher.

Herzog Alba zog 1567 in Brüſſel ein, an der Spitze von 12000 Mann ſpaniſcher Kerntruppen, die er noch anſehnlich aus deutſchen und katholiſchen Niederländern verſtärkte, ſo daß ſie dem wehrloſen Volk gegenüber eine furchtbare Stellung behaupteten. Alba hatte den Befehl, Gewalt zu brauchen, aber er führte denſelben mit einer Grauſamkeit aus, die aus ſeiner eignen ſchwarzen Seele hervorgingen. Anfangs hielt er ſich ruhig, und nahm die freundlichſte Miene an, um den Adel zu täuſchen und in ſein Netz zu locken. Die Geuſen waren ſchon entflohn, aber auch unter den Gemäßigten fürchteten viele die verderbliche Politik der Spanier, die es auf die Vernichtung des Adels abgeſehn hatte, und entfernten ſich, vor allen der kluge Wilhelm von Oranien. Andre ließen ſich dagegen durch Alba's Benehmen bethören und begaben ſich zu ihm nach Brüſſel, in dem tröſtenden

wieder einen tollen Streich. Er wollte nämlich durchaus die ſchöne Anne d'Autriche wieder ſehen und als Geſandter nach Paris gehen. Ludwig XIII. verbot ihm zu kommen und Buckingham wurde dadurch ſo erbittert, daß er Karl I. beredete, Krieg mit Frankreich anzufangen, und ſofort mit einer Flotte demſelben Rochelle zu Hülfe zog, welches er kurz vorher angegriffen hatte. Aber zur Kriegführung gänzlich unfähig, opferte er auch diesmal einen großen Theil ſeiner Mannſchaft unnütz und unrühmlich auf.

Durch Geldnoth ſah ſich der König gezwungen, das Parlament wieder einzuberufen und Geld von ihm zu fordern. Das Unterhaus bewilligte ihm das Geld, ließ es ihm aber nicht eher zukommen, als bis er ſeinerſeits die Abſtellung von öffentlichen Uebelſtänden, welche das Parlament in einer „Bitte um Recht" (bill of right) zuſammenſtellte, bewilligt hatte. Die Bill ſetzte feſt, daß niemand ohne Zuſtimmung des Parlaments beſteuert und niemand außer von den gewöhnlichen Gerichten verurtheilt werden dürfe. Nicht zufrieden damit wiederholte das Unterhaus auch die Anklage gegen Buckingham, aber der König ließ denſelben durch die Sternkammer, den höchſten königlichen Gerichtshof freiſprechen. Den Prediger Manwaring, der auf der Kanzel den Abſolutismus gelehrt und dem engliſchen Volk ſeine alten Rechte beſtritten hatte, ließ das Parlament einkerkern, aber auch ihn machte der König wieder frei. Buckingham wollte zum drittenmal vor Rochelle ziehen, um ſeinen frühern Fehler wieder gut zu machen, er wurde aber unterwegs in Portsmouth durch einen jungen Fanatiker erdolcht, 1628. Nie hat der Günſtling eines Königs principloſer und unverſchämter gehandelt, als dieſer Buckingham. Indem aber der König ihn immer gewähren ließ und ſchützte, verrieth er dadurch ſo viel Leichtſinn und Charakterſchwäche, daß man ſich lediglich nicht wundern darf, wenn das Parlament ſeinem guten Willen mißtraute, auch die Furcht vor ihm mehr und mehr verlor und entſchloſſener gegen ihn auftrat.

Unglücklicherweiſe glaubte der König trotz der Bill of right auch ohne das Parlament regieren zu können. Einige Glieder deſſelben, die er verhaften laſſen wollte, retteten ſich durch die Flucht. Einige

andere gewann er. Thomas Wentworth, der bisher zur Opposition gehört hatte, wurde geheimer Rath des Königs und von ihm zum Grafen von Strafford ernannt. Neben diesem gewann Wilhelm Laud als Geistlicher die höchste Gunst des Königs und wurde zum Erzbischof von Canterbury erhoben. Beide Männer bestärkten den König in der Meinung, es sey sein göttliches Recht, absolut zu regieren, und er brauche sich um das Parlament nicht zu bekümmern. Ihm selber war das Gezänk mit den eben so unbeugsamen als weitläufigen Juristen des Parlaments schon herzlich zum Ekel geworden. Er wollte also gar kein Parlament mehr einberufen und schrieb auch ohne dessen Bewilligung eine einträgliche Waarensteuer, das sog. Schiffsgeld oder Pfund- und Tonnengeld aus, welches seit Heinrich VI. vom Parlamente den Königen auf Lebenszeit und nicht blos von einer Sitzung zur andern bewilligt worden war. Um überhaupt weniger Geld zu brauchen und nach Buckinghams Tode nicht mehr in planlose Kriege gehetzt zu werden, wie früher, machte Karl sowohl mit Spanien als Frankreich Frieden, 1630. Nun hatte der König wirklich eine Zeit lang Ruhe von außen wie im Innern und ließ sich dadurch täuschen, dem politischen Wetter zu trauen. Die Opposition war verstummt, vormalige Mitglieder derselben folgten Wentworths Beispiel und traten ins Ministerium ein. So Diggs, Noy, Littleton.

Noy machte sich besonders verhaßt durch seine Gelderpressungen. Um nämlich die Parlamentsbewilligungen umgehen zu können, bestritt er die Staatsausgaben durch ungesetzliche Erhebungen, indem er alles Mögliche, was die Menschen täglich brauchten, Salz, Kohlen, Eisen, Tabak, Wein, Bier ꝛc. zum Regierungsmonopol machte und um den ihm allein beliebigen Preis verkaufte, und auch das Recht dergestalt feil bot, daß er für reiche Personen alle Strafen in hohe Geldstrafen verwandelte.

Am behaglichsten wiegte sich Erzbischof Laud auf seinem Sitze, denn er zweifelte nicht, die Staatskirche in England fest gegründet zu haben und dadurch auch den Thron aufs sicherste zu stützen. Er that sich dabei viel auf das Princip der rechten Mitte zu gute,

nn während er den Pomp der bischöflichen Kirche vermehrte und
n Presbyterianern und Puritanern aufdrang, so daß diese ihn be-
uldigten, er wolle das Land wieder katholisch machen, wies er doch
brerseits alle römischen Verlockungen und den ihm mehr als ein-
al angebotenen Cardinalshut ab. Gleichwohl war es ein gefähr-
hes Ding, seine rechte Mitte, weil man an ihre Wahrheit und
ltbarkeit nicht glaubte. Die Gräfin von Devonshire war katho-
h geworden und Laud warf es ihr vor. Sie aber antwortete:
Weil jetzt doch alles nach Rom gehen will, ging ich lieber voraus,
nicht ins Gedränge zu kommen." Zu Lauds damaliger Lieb-
gsthätigkeit gehörte die Erweiterung und der großartige Neubau
Paulskirche in London, ein geschmackloses Nachbild der Peters-
che in Rom im Renaissancestyl. Ohne Zweifel paßte diese Pracht
o paßten die reich geschmückten Altäre, Chorröcke, Processionen,
iebeugungen, Meßbücher und was er sonst noch alles in seinem
ok der anglikanischen Kirche vorschrieb, nicht für den Calvinismus
o mußte man billig fragen, warum er nicht überhaupt auch zur
holischen Lehre zurückkehrte? Er weckte unter den Calvinisten die
ste Erbitterung, ohne doch die Katholiken zu befriedigen.

Das Volk verhielt sich lange ruhig. Viele Puritaner zogen
vor, auszuwandern und sich in den Colonieen niederzulassen, die
ptsächlich seit der Königin Elisabeth an der Küste von Nord-
erika von Engländern waren gegründet worden. Der König
te endlich den allzu zahlreichen Auswanderungen Einhalt zu thun.
ch ist die oft wiederholte Erzählung, daß Pym, Hampden und Oliver
mwell, die nachher des Königs gefährlichste Feinde wurden, gegen
n Willen an der Fahrt nach Amerika gehindert und als sie schon
Schiff bestiegen hatten, zurück gehalten worden seyen, ungegründet.
wiß dagegen ist, daß die Sternkammer damals grausame Urtheile
n alle diejenigen fällte, die es wagten, dem System Straffords
Lauds zu widerstehen. Doctor Leighton, Professor an der
versität Edinburgh, hatte 1630 die bischöfliche Kirche angegriffen
wurde dafür zu 10,000 Pfund Sterling Buße, zweimaligem
nger, zur Geißelung, Aufschlitzung der Nase, Abschneiden der

Ohren und lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Die nämliche Strafe für das nämliche Vergehen erlitten 1632 der Advokat Prynne und 1637 der englische Arzt Bastwik und Licentiat Burton. Im folgenden Jahre stand auch ein Advokat Lillburne am Pranger und war so keck, noch vom Gerüst aus seine verbotenen Flugschriften unter das Volk zu werfen.

Diese Processe nährten den persönlichen Haß gegen den Hof. Prynne wurde nur deshalb so hart bestraft, weil er als Puritaner in einem dicken Buch, Hystrio-Mastyx genannt, alle und jede Lustbarkeit, Jagd, Spiel und Tanz, Musik und Schauspiele verdammt, ie Theater Kirchen des Satans genannt hatte. Das legte man ihm als Majestätsverbrechen aus, weil nicht nur der König selbst Vergnügen und Schauspiele liebte, sondern die Königin sogar selbst in Schäferspielen auftrat. Die puritanische Prüderie erschien dem lebenslustigen Hofadel unsinnig und lächerlich. Schon Buckingham hatte eine Comödie aufführen lassen, worin er vom Neide und klaffenden Hunden verfolgt wird und unter diesen Hunden verstand er die Puritaner. In derselben Karikirung, in welcher die Puritaner später in dem komischen Gedicht des Butler aufgefaßt worden sind, erschienen sie auch damals schon der in Shakespeares Schule feingebildeten Gesellschaft. Aber diese selbst trug mit die Schuld, daß die Einseitigkeit und Tollheit und damit zugleich die Macht der Puritaner wuchs, weil sie denselben weder Milde noch Gerechtigkeit entgegensetzte, sondern durch Mißhandlungen und Verachtung sie zur Rache reizte. Auch war das Lächerliche nicht immer auf Seite der Puritaner. Um das Parlament nicht einberufen zu müssen, griff die Regierung zu jedem Mittel, sich Geld zu verschaffen, und machte unter andern ein Monopol aus der Seife. Die neue Hofseife, die allein noch gekauft werden sollte, war aber schlechter als die alte, worüber die Weiber Tumult erhoben. Der Streit wurde so heftig und allgemein, daß im Stadthause von London zwei große Waschtage angesetzt wurden, um die Güte beider Seifen zu prüfen, wobei die Weiber in Schaaren sich versammelten. Alle Stadtweiber erklärten sich für die alte Seife und unauslöschliches Gelächter verhöhnte den

Hof. Vergebens machte der König dem Lordmayor (Bürgermeiſter) von London bittere Vorwürfe.

3.

Das lange Parlament.

Auf einem Schloſſe des Lord Say in der Grafſchaft Oxford pflegten ſich damals geheime Verſchworene aus England und Schottland zuſammen zu finden, ſich mit einander zu verabreden und die große Revolution vorzubereiten, welche das großbritanniſche Reich im tiefſten Grunde erſchüttern ſollte. Die Engländer gingen dabei mehr von politiſchen, die Schotten von kirchlichen Motiven aus. Jene wollten der königlichen Willkür ein Ende machen und mittelſt des Parlamentes die altſächſiſchen Volksrechte der Magna Charta wieder herſtellen. Dieſe, in denen noch der ganze Fanatismus eines Knox nachglühte, wollten um jeden Preis Lauds kirchliches Regiment ſtürzen. Die eifrigſten unter den Verſchwornen, wie Pym und Hampden, reiſten im Lande umher und hetzten im Stillen das Volk gegen die Regierung auf. — Eine zweite geheime Geſellſchaft, an der ſich hauptſächlich reiche Puritaner betheiligten, kaufte Güter, um ſie den Kirchen zu ſchenken, ſtellte dann aber in dieſen Kirchen ſ. g. Lectoren an, welche neben den Geiſtlichen predigten, aber nicht wie Laud wollte, ſondern puritaniſch, weshalb Laud die Geſellſchaft aufhob und die Lectoren verjagte.

Im Jahr 1637 that Hampden einen erſten kühnen Schritt gegen die Regierung, indem er als Gutsbeſitzer in der Grafſchaft Buckingham die 20 Schillinge Tonnengeld, die er zahlen ſollte, als eine ohne Zuſtimmung des Parlaments erhobene, alſo ungeſetzliche Auflage verweigerte. Der Fall kam vor Gericht und machte ungeheures Aufſehen. Die Richter entſchieden gegen Hampden, aber das ganze Volk war auf ſeiner Seite.

Die Aufregung theilte ſich Schottland mit. Hier begannen zuerſt die Weiber in einer Kirche zu Edinburgh einen Sturm gegen

den Biſchof, den ſie mit ihren Fußſchemeln warfen, ſo daß er kaum dem Tode entging. Darauf ſammelte ſich zahlloſes Volk, um gegen Lauds book zu proteſtiren. Um Ordnung in die große Bewegung zu bringen, wurden von den verſchiedenen Ständen vier große Ausſchüſſe niedergeſetzt und der alte in Abgang gekommene ſchottiſche Covenant wieder erneuert, am 19. Februar 1638. Alſo ſtand Schottland plötzlich als ein unter ſich geeinigter politiſcher Körper dem König gegenüber. Dieſer ſandte den Marquis von Hamilton, um mit dem Covenant zu unterhandeln, wollte ihm aber nicht genug nachgeben. Da ſammelten ſich in Edinburgh 60,000 bewaffnete Schotten und nun erſt neigte der König zur Nachgiebigkeit. Er wollte die Liturgie abſchaffen und auch die Macht der Biſchöfe einſchränken. Die Schotten aber wollten die Biſchöfe ganz abſchaffen und thaten es endlich eigenmächtig in einer großen Volksverſammlung zu Glasgow, ohne ſich länger um den Widerſpruch des Königs zu bekümmern, am 21. November 1639. Höchlich erzürnt über dieſe offene Rebellion rüſtete der König ein Heer und zog nach Berwick. Die Schotten unter Lesley zogen ihm entgegen. Es kam jedoch zu keiner Schlacht, ſondern man vereinigte ſich, die letzte Entſcheidung dem nach Edinburgh einzuberufenden ſchottiſchen Parlament und einer allgemeinen Verſammlung von Geiſtlichen zu überlaſſen. Unterdeß ſollten die Heere aufgelöst werden. Mit dieſer halben Maßregel wollte der König nur Zeit gewinnen und indem er die Schotten hinhielt und ſeinem Commiſſär, dem Grafen von Traquair, den ſchottiſchen Forderungen zuzuſtimmen verbot, ließ er ein neues Kriegsheer in Irland werben und berief das engliſche Parlament am 13. April 1640 nach London, diesmal in der gewiſſen Hoffnung, es werde ihm gegen die Schotten beiſtehen, weil die Engländer zu ſtolz ſeyen, um die Anmaßungen der Schotten zu dulden. Er wußte alſo wohl nicht, daß die geheimen Lenker der Oppoſition in Schottland mit denen in England im Complott handelten.

Als das engliſche Parlament zuſammentrat, war es durch langen Groll gegen die Regierung und durch lange geheime Agitationen vorbereitet, nahm daher von der Forderung des Königs, Geld zum

Kriege gegen die Schotten zu bewilligen, kaum Notiz und ließ dagegen schon am 17. April durch Pym in einer zweistündigen Rede dem König alles vorhalten, wodurch seine Regierung die Rechte der Nation verletzt habe. Da blieb dem Könige nichts übrig, als das Parlament wieder zu entlassen. Die Bischöfe aber halfen ihm mit 300,000 Pfund Sterling aus, um den Krieg gegen die Schotten in ihrem Interesse führen zu können. Als er nun aber den Feldzug wieder aufnahm, sah er sich von seinem eigenen Adel und seinen Offizieren verrathen. Lord Say, auf dessen Schlosse Schotten und Engländer schon längst gemeinsam ihre Complotte geschmiedet hatten, wie auch Graf Esser, Sohn des unter der Königin Elisabeth hingerichteten Grafen, correspondirten mit Lesley und als es am 30. August bei Newcastle zur Schlacht kommen sollte, liefen die königlichen Truppen davon und ließen ihren Herrn im Stich. Darauf erschienen schottische und englische Abgeordnete vor dem König und baten ihn mit heuchlerischer Demuth, er möchte doch die Gnade haben, 1) den Schotten alle ihre Forderungen zu bewilligen und 2) das englische Parlament wieder einzuberufen.

Karl berief die Lords nach York, um doch einen Ausweg zu suchen, allein es blieb ihm nichts übrig, als in das Parlament zu willigen, welches am 3. November 1640 in London eröffnet wurde und den Namen des langen Parlamentes erhielt, weil es erst nach dreizehn Jahren wieder aufgelöst wurde. Der König hielt eine freundliche Rede, worin er sich ganz der Liebe der Nation anvertraute. Nachher pries der Großsiegelbewahrer Lord Finch den König und die Königin in einer zweiten Rede voll Bombast und einem servilen Eifer, dem von Seiten des Parlamentes nur finstere Gesichter antworteten. Das Parlament wählte sodann nicht Gardiner, wie der König wünschte, sondern Lanthal zum Sprecher und am 7. November hielt Pym wieder eine lange Rede, in der er der Regierung die schwersten Vorwürfe machte, so daß bereits am 11. Lord Strafford des Hochverraths angeklagt wurde. Derselben Anklage unterwarf man auch den Erzbischof Laud, und Finch, der wenige Tage

vorher noch ſo zuverläßig für den König geſprochen hatte, floh davon, um nicht mit in das Verderben hineingezogen zu werden. Strafford hätte ſich retten können, denn er war nicht in London, aber er kam, als ihn Karl I. verſichert hatte: „ſo wahr ich König von England bin, ſoll Euch kein Haar gekrümmt werden!“ Strafford begab ſich ins Oberhaus, aber die Lords ließen ihn nicht mehr ein (aus altem Haß gegen den Uebermuth des Emporkömmlings und aus Furcht vor der Macht des Unterhauſes) und er, wie Laud, wurden in ſtrenge Haft genommen.

Von nun an hatte die Regierung keine Macht mehr und auch das Oberhaus ließ ſich vom Unterhaus ans Schlepptau nehmen. Das letztere beeilte ſich, was längſt verabredet war, die Schotten als Brüder zu begrüßen und beide Heere, das engliſche und ſchottiſche, zugleich beizubehalten und zu beſolden, um die bewaffnete Macht für ſich zu gewinnen. Hierauf beſchloß es, binnen wenigen Tagen alles, worüber man bisher geklagt hatte, die Monopole, die Sternkammer, die ungeſetzliche Steuererhebung abzuſchaffen und vom König zu fordern, daß er alle drei Jahre ein Parlament einberufen müſſe und daſſelbe vor dem fünfzigſten Tage nicht auflöſen dürfe. Der König wagte nicht, ſeine Zuſtimmung zu verweigern. Da ſeine Miniſter verhaftet oder geflohen waren, ergab er ſich zum erſtenmal darein, ihre Nachfolger aus der Mehrheit beider Häuſer zu wählen und ſeine Wahl traf die Lords Bedford, Eſſex, Warwik, Say, Kimbleton, denen er aus dem Unterhauſe ſeine ſchlimmſten Feinde Pym, Hampden, St. John, Hollis zugeſellte. Inzwiſchen fuhr das Parlament fort, Reformen nach ſeiner Art zu verfügen, ohne ſich im geringſten um den König zu kümmern, deſſen neue Räthe auch weniger dem König, als dem Parlament dienten. Sogar die von dem letztern bewilligten Einkünfte durften nicht mehr an die königliche Kammer, ſondern mußten an Beauftragte des Parlaments abgeliefert werden. Durch eine Bill gegen die ſ. g. Delinquenten, d. h. alle, die wegen ihrer frühern Handlungen verdächtig waren, alle Mitglieder der Sternkammer und anderer Gerichte und Behörden, ſo wie durch Pöbelaufläufe in London und Mißhandlung

der biſchöflichen Geiſtlichkeit und aller bekannten Anhänger des Königs wurde Schrecken verbreitet und die Kerker, aus denen man die alten Feinde des Königs und der Biſchöfe, die als Märtyrer gefeierten Brighton, Prynne, Lilburn, Burton ꝛc. entließ, füllten ſich jetzt mit jenen armen königlichen und biſchöflichen Delinquenten.

Das berühmteſte Opfer des Parlamentes wurde Lord Strafford. Vergebens vertheidigte ſich derſelbe mit glänzender Beredſamkeit und hohem Muthe. Er konnte doch nicht beweiſen, daß er nicht ungeſetzlich regiert, mit Umgehung des Parlaments Steuern erhoben, die Ungerechtigkeiten der Sternkammer ꝛc. geduldet habe. St. John war ſo naiv ihm zu ſagen: „wer ſelbſt die Geſetze nicht achtet, darf ſie auch nicht mehr für ſich anrufen; du haſt ſtatt Recht Gewalt geübt, und ſo wird dir jetzt wieder vergolten.“ In dieſen Worten lag das Geſtändniß, man werde aus einem Extrem ins andere fallen. Der König wollte Strafford retten und ging ſelbſt ins Parlament, um die rauhen Herzen durch ſeine Bitten zu verſöhnen. Aber das Unterhaus ſtimmte für den Tod Straffords und das feige Oberhaus ſtimmte gleichfalls dafür in der Meinung, der König könne den Verurtheilten ja immer noch begnadigen. Strafford ſelbſt bat den König in einem edlen Briefe, ihn um ſeiner eigenen Sicherheit willen zu opfern, denn er könne dem mächtigen Parlament doch nicht mehr trotzen. Karl ſchauderte vor dem Gedanken, ſein Wort zu brechen und den treuen Diener dem Tode zu überliefern. Aber Biſchof Williams von Lincoln überredete ihn, als König müſſe er ein anderes Gewiſſen haben, wie als Privatmann, und die Königin Henriette beſchwor ihn unter heißen Thränen, den Freund aufzuopfern. Man glaubt, ſie habe gefürchtet, Strafford werde noch in der letzten Stunde Geheimniſſe von ihr mittheilen, um ſich zu retten und allen Haß auf ſie abzuladen. Ihre Angſt erklärt ſich aber ſchon genügend aus dem Umſtande, daß Pym und die übrigen alten Verſchwornen und jetzigen Lenker des Parlamentes bewaffneten Pöbel aufgeſtellt hatten, der das Schloß wie das Oberhaus umringen und mit dem Gräßlichſten drohen mußte. Pym, hierin beſonders von dem boshaften Vane unterſtützt, ließ die unglaublichſten Gerüchte im Volk

verbreiten, die königliche Partei wolle alle guten Bürger umbringen, die Stadt in Brand ſtecken, ja ſogar „die Themſe mit Pulver in die Luft ſprengen, um ganz London zu erſäufen.“ Auf dieſe Art nun terroriſirt und um die Beſinnung gebracht unterzeichnete Karl I. Straffords Todesurtheil und daſſelbe wurde am 12. Mai 1641 vollzogen. Der Graf ſagte nur noch: „ſetzt euer Vertrauen nicht auf Fürſten, denn es iſt kein Heil bei ihnen.“ Digby, der im Parlament für Strafford zu ſprechen gewagt hatte, wurde ſchimpflich ausgeſtoßen. London beging Freudenfeſte.

4.

Die engliſchen Parteien.

Im Allgemeinen ſtand damals der vereinten königlichen und biſchöflichen Partei eine Volks- oder Parlamentspartei gegenüber, welcher ſich auch ein großer Theil des Adels angeſchloſſen hatte, deſſen Rechte durch die Willkür zur Zeit Straffords allerdings waren verletzt worden. Der königlichen Partei neigte ſich das katholiſche Irland, der Volkspartei dagegen das presbyterianiſche Schottland zu. Die höchſte Gewalt aber hatte damals bereits das engliſche Parlament an ſich geriſſen.

In dieſem Parlament ſaßen gar ſehr verſchiedenartige Leute, deren Tendenzen ſpäter weit auseinander gingen, obgleich ſie damals noch alle gegen den König feſt zuſammenhielten. Vor allem war das offene Verfahren des Parlaments abhängig von der geheimen Leitung derſelben Männer, die ſich ſchon viele Jahre vorher bei Lord Say verſammelt hatten, und unter denen Pym und Hampden beſonders hervorragten. Nichts erſcheint natürlicher, als daß ſie in einer Zeit, in welcher das königliche Anſehen noch feſt ſtand und die Revolution noch nicht begonnen hatte, auswärtige Hülfe nicht verſchmähten und daher auch der Aufhetzung von außen zugänglich waren. Cardinal Richelieu legte den größten Werth darauf, England von ſich abhängig zu machen, indem er die Macht der neuen

Bewußtseyn, daß sie die Treue gegen Philipp nie verletzt, vielmehr immer zur Ruhe beigetragen hatten, so die Grafen Egmont und Hoorne. Als aber Alba seinen Zweck erreicht hatte, ließ er die Maske fallen, proklamirte die Befehle des Königs, erklärte sich zum Statthalter, und nöthigte Margarethen abzutreten. Sogleich begann seine furchtbare Thätigkeit, der Adel wurde verhaftet, und ein s. g. Rath der Unruhen niedergesetzt, der über die Empörer richten sollte, wie die Inquisition über die Ketzer. Aufs neue wanderte das Volk nach allen Seiten aus. Die Zurückgebliebenen fielen aber unter die grausame Zuchtruthe des Herzogs. Der Held der Niederlande, der treuherzige Egmont, und mit ihm Hoorne, und noch 25 vom Adel, wurden auf offnem Markt zu Brüssel enthauptet, und nach einander wurden noch 18000 Menschen auf Alba's Befehl hingerichtet, und ihre Güter eingezogen, welches ihm 20 Millionen Thaler eintrug. Dann schrieb er, um das Land vollends auszusaugen, den hundertsten Pfennig, dann den zehnten und noch einmal den zwanzigsten von allem Vermögen aus- und diese schreckliche Mißhandlung traf größtentheils die Unschuldigen, da fast alle Schuldigen zu rechter Zeit geflohen waren.

Kapitel CCCXCVI.

Wilhelm von Oranien.

Die große Anzahl der Geflüchteten war indeß nicht müßig. Wilhelm von Oranien protestierte im Namen des Königs selbst gegen die Gewaltthätigkeiten des Statthalters, und sammelte nebst seinem Bruder Ludwig ein Heer an den Grenzen. Es kam ihm zu Statten, daß Kaiser Maximilian II den Reformirten geneigt war, und seine Werbungen in Niederdeutschland nicht hinderte.

Dynaſtie daſelbſt ſchwächte, König und Volk gegen einander erbitterte. Aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Motteville erſehen wir, daß die Königin Henriette dieſer Dame von der Thätigkeit des franzöſiſchen Geſandten Grafen d'Eſtrade in der bezeichneten Richtung Mittheilungen machte. Ebenſo war ſpäter der Marquis von Seneterre inſtruirt, die Häupter des engliſchen Parlaments zu beſtechen, und wir dürfen nicht zweifeln, daß ihm ſeine Operationen gelungen ſind. Denn was hätte z. B. einen Mann wie Pym abhalten ſollen, Geld von Frankreich anzunehmen zum überflüſſigen Lohne für Handlungen, die er auch ohnedem begangen haben würde. Aber das waren Nebenvorgänge. Richelieu vermochte die engliſche Revolution wohl zu benützen, aber nicht hervorzubringen. Er half das Feuer ſchüren, aber es war ſchon vor ihm und durch andere angezündet.

Pym erſcheint als eine ſehr merkwürdige Perſönlichkeit. Er war nämlich der echte John Bull, groß und dick, hatte ein breites Geſicht, grobe Züge, dicke Lippen und vertrat ſomit auf die natürlichſte Art von der Welt den derben Bürger- und Bauernſtand Altenglands. Auf der andern Seite aber war er ehrgeizig, genußſüchtig, brachte für ſeine Vergnügungen ſehr viel Geld durch und hatte immer Schulden. Als ſein Jugendfreund Wentworth, Graf von Strafford und ein großer Herr wurde, dachte er keineswegs hinter ihm zurückzubleiben, ſondern, wenn auch auf einem andern Wege, ihm ſogar noch zuvorzukommen. Wentworth liebte die ſchöne Gräfin von Carliſle, die feurigſte und geiſtreichſte aller Engländerinnen, die alle vorragenden Perſönlichkeiten Englands um ſich verſammelte, wie einſt Aſpaſia in Athen. Als Strafford geſtürzt war, warf ſich dieſe Dame ganz dem nunmehr über England herrſchenden Pym in die Arme. Wir ſehen alſo in dieſem Pym einen groben Gerber Kleon, der ſich keck königliche Macht und ariſtokratiſchen Genuß eroberte, aber keinen Schwärmer. Auch die andern Mitglieder des geheimen Comité, das von Anfang an die Revolution gelenkt hatte, waren nichts weniger als puritaniſche oder demokratiſche Fanatiker, ſondern nur Intriganten, welche den Wahn der

Zeit benutzten, ohne ihn zu theilen, und die mit dem Cabinet Richelieus und ſpäter Mazarins in ſtetem Verkehr ſtanden.

Nach außen hin aber hatte alles das Anſehen einer großen Kataſtrophe entfeſſelter Elemente und blinder Leidenſchaft. Die Revolution nahm ein vorherrſchend puritaniſches Gepräge an und wer mit der herrſchenden Partei gehen und ſich nicht Verfolgungen ausſetzen wollte, mußte ſich den Puritanern ſo ähnlich als möglich zu machen ſuchen. Bisher hatte man nur wenige ſ. g. Heilige in den Straßen von London geſehen, die ſich, um zur apoſtoliſchen Einfachheit zurückzukehren und den vornehmen und gebildeten mit Putz überladenen Weltkindern zu trotzen, überaus einfach und ſchwarz kleideten, ſtatt der modiſchen langen Locken das Haar ganz kurz geſcheren und darüber einfache hohe Spitzhüte trugen. Jetzt nahm beinahe ganz London, ganz England dieſe Tracht an. Früher war London erfüllt geweſen mit jubelnder Luſt, Muſik, Tanz und Theater. Das alles hörte jetzt auf und wer nicht verfolgt ſeyn wollte, machte ein ſchrecklich ernſthaftes und finſteres Geſicht. Die Angſt erſchuf Heuchler und viele ſonſt ganz friedliche Spießbürger wurden Terroriſten, nur um nicht ſelbſt terroriſirt zu werden.

Alle Theater wurden geſchloſſen, alle Vergnügungen eingeſtellt, die Kirchen ſelbſt ihres bisherigen Schmucks entkleidet. Man bemerkte, mit welcher Luſt die einem ſo großen Theil des engliſchen Volks ſpecifiſch angeborne Geſchmackloſigkeit ſich in der Zerſtörung alles Schönen und Sinnvollen gütlich that. Gemälde und Statuen wurden verſtümmelt, ehe man ſie vernichtete. Man ſchändete die ſchönen Geſichter der Heiligen zuerſt immer, indem man ihnen die Naſen abſchlug. Auch Muſik konnte die puritaniſche Barbarei nicht mehr ertragen. Man zerſchlug die Orgeln und goß aus den Pfeifen Kugeln. Sogar Kreuze wurden nicht mehr geduldet und überall vertilgt, wo man ſie fand. Dabei war viel Abſichtlichkeit. Die Lenker der Dinge in England wollten ſich nämlich die Schotten verbinden und ſchmeichelten daher dem dort herrſchenden Presbyterianismus durch die Mißhandlung der biſchöflichen Kirche und der Biſchöfe ſelbſt. Im December 1641 kamen die Biſchöfe des Oberhauſes durch den

Pöbel in ſolche Gefahr, daß ſie nicht mehr ihre Sitze einzunehmen wagten. Als zwölf Biſchöfe eine Beſchwerde darüber erhoben, wurden ſie ſogleich in Anklageſtand verſetzt und eingekerkert.

Unter den Puritanern fanden ſich viele, die noch viel weiter gehen wollten als die Presbyterianer, und daneben gab es auch wieder viele, die von Anfang an die Religion als Nebenſache betrachtet und nur politiſche Ziele verfolgt hatten. Alle dieſe wollten nun von einem presbyterianiſchen Kirchenregiment eben ſo wenig etwas wiſſen, als vom biſchöflichen, und hießen deshalb Independenten (Unabhängige), theilten ſich aber in religiöſe Schwärmer und Sectirer, Antinomianer (Geſetzesfeinde), Millenarier (welche das tauſendjährige Reich erwarteten und keinen Regenten als Chriſtum ſelbſt haben wollten) und andere dergleichen Schwärmer und in Freigeiſter, Ungläubige oder blos politiſche Schwärmer, welche Freiheit und Gleichheit aller Menſchen forderten, die ſ. g. Levellers (Nivellirer, Gleichmacher).

Da ſich das Parlament ſo viele Mühe gab, die Schotten zu gewinnen, that es der König auch und ging nach Edinburgh, wo man gleichwohl Mißtrauen gegen ihn zu hegen fortfuhr, obgleich er Hamilton zum Herzog, Argile zum Marquis und Lesley zum Grafen erhob. Jede Möglichkeit einer Verſöhnung wurde aber plötzlich vereitelt durch ein furchtbares Ereigniß in Irland.

Auch Irland nämlich wollte in der großen Aufregung der Zeit ſeinen Vortheil wahrnehmen. Es hatte geſehen, wie das ſchottiſche Volk alles erlangte, was es wollte, und dem iriſchen Volk ſchien dieſes Beiſpiel ſehr nachahmungswerth. Aber es war nicht ſo beſonnen und klug, wie das ſchottiſche. Unter der Zucht Englands war es kaum anders möglich, die lange Sklaverei macht dumm. Seit der Reformation wurden die Iren, weil ſie katholiſch blieben, von England aus ſchwerer gedrückt als je vorher. Seit 1587 war kein iriſches Parlament mehr einberufen worden. Wiederholt wurde alles iriſche Grundeigenthum den Katholiken abgeſprochen, von der Krone eingezogen und an Proteſtanten vergeben, wurden die katholiſchen Kirchen geſchloſſen und ihre Prieſter vertrieben, die Iren

überhaupt als eine fremde, niedere und gottlose Race mit der äußersten Rücksichtslosigkeit und Verachtung behandelt. Die alte Sage, nach welcher ihre Väter ursprünglich aus Spanien sollen eingewandert seyn, wurde jetzt wieder hervorgesucht, um damit zu beweisen, daß man die Iren wie die Spanier todtschießen dürfe. Als nun die Revolution in England ausbrach, ergriffen die Iren die Partei des Königs, weil dessen Feinde, die unduldsamen Presbyterianer, auch die ihrigen waren. Sie boten dem König Truppen an und baten ihn nur, ihren dringendsten Beschwerden abzuhelfen in einer s. g. Charte der Gnade, die er ihnen auch 1628 bewilligte. Auch schickte er ihnen seinen Strafford als Gouverneur zu. Dieser aber wagte nicht, es offen mit den katholischen Iren zu halten, um die mächtigen Puritaner nicht zu reizen, und befolgte die unkluge Politik, eine Partei durch die andere im Schach zu halten, um über beide zu herrschen oder wenigstens zwischen beiden durchzuschlüpfen. Eine Politik, die auch der König selbst einhielt und die ihn ins Verderben stürzen mußte, weil jede Partei das Vertrauen zu ihm verlor. Als nun 1641 die schon erwähnten Ereignisse eintraten, England bereits in voller Revolution, der König aber nach Schottland geflohen war, erkannten die Iren, daß die mit sich selbst beschäftigten Engländer und Schotten zunächst nichts gegen Irland würden unternehmen können, fielen deshalb unter dem Ritter O'Neale über die Protestanten auf ihrer Insel her und schlugen ihrer etwa 6000 todt. Die englischen Berichte über dieses Ereigniß sind lügenhaft und vom Parteiinteresse dictirt, lassen der Mordscene eine lange und allgemeine Verschwörung vorhergehen und zählen 300,000 Erschlagene. Es ist jedoch erwiesen, daß diese Nachrichten absichtlich ins Ungeheure übertrieben haben, um den Haß gegen die Iren zu entflammen und den König selbst als Mitverschworenen der Iren zu verdächtigen. Der Bund, den die Iren sofort zu ihrer Vertheidigung schlossen, hat die Mordscene nicht veranlaßt. Diese wurde vom Volkshaß in dem Augenblick improvisirt, in welchem man keine Strafe mehr von England her befürchtete, und erst nach dieser Katastrophe trat der neue Bund zusammen. Lord Clanricarde

hatte ſich ſeinerſeits ſchon während des Blutbads an die Spitze einer friedliebenden katholiſchen Partei geſtellt, welche dem Morde Einhalt that und die Ordnung erhielt.

Das, was in Irland vorgefallen war, mußte dem Könige unendlich ſchaden, denn man ſah ihn als geheimen Mitſchuldigen der Iren an und es entfremdete ihm die Schotten, die er eben verſöhnt zu haben glaubte, nicht weniger, wie die Engländer. Aber er ließ ſich dadurch täuſchen, daß ihn die Schotten beim Abſchied mit großer Loyalität begleiteten und das nördliche England, wo er die meiſten Anhänger zählte, ihn bei der Durchreiſe mit Begeiſterung empfing. Als er nach London zurückkam, hatte das Parlament ſo eben, am 21. November, eine ſ. g. Remonſtranz aufgeſetzt, worin alle Beſchwerden gegen den König zuſammengefaßt und das düſterſte Gemälde des Reichs, wie es durch die Schuld des König geworden ſey, entworfen war.

5.

Verzweiflungskampf des Königs mit dem Parlamente.

Noch hatte Karl I. den Muth nicht verloren, weil Engländer, Schotten und Iren entgegengeſetzte Intereſſen verfolgten und unter den Engländern ſelbſt trotz der Macht des Parlaments doch verſchiedene Parteien beſtanden. Er hatte endlich merken können, wer ſeine gefährlichſten Feinde ſeyen, und machte einen kecken Verſuch, ſich derſelben zu entledigen, indem er am 31. Dez. die Parlamentsglieder Pym, Hollis, Hampden, Strote und Haslerigge des Hochverraths anklagen ließ. Das Parlament ſchützte dieſelben und nun hatte Karl den tollen Einfall, perſönlich in den Sitzungsſaal einzudringen, um die bezeichneten Mitglieder unter ſeinen Augen verhaften zu laſſen. Er fand ſie nicht mehr, da ſie ſich entfernt hatten, und er trug nichts davon als den Schimpf, im höchſten Grade unconſtitutionell, gewaltthätig und zugleich thöricht gehandelt zu haben. London war in allgemeiner Gährung, die Schiffer auf der Themſe er-

klärten ſich gegen den König. Auf allen Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt. Man verbreitete wieder unſinnige Gerüchte, die Königlich Geſinnten, die man von dieſer Zeit an cavaliers (Ritter) nannte, wollten die Stadt in Brand ſtecken. Das Geſchrei: zu deinen Zelten, Israel! erfüllte die Gaſſen und alles Volk bewaffnete ſich. Das Parlament aber ernannte Skippon zum Befehlshaber des Bürgerheeres. Dieſes Heer, von unzählbarem Volk begleitet, holte die fünf vom König verurtheilten Parlamentsglieder ab und führte ſie in großem feierlichen Zuge ins Parlament zurück, am 11. Januar 1642. Hierauf nahm Skippon auch den Tower, Londons Citadelle, in Beſitz und auch die Commandanten der nächſten und wichtigſten Feſtungen Portsmouth und Hull wurden vom Parlament in Eid und Pflicht genommen und der königlichen Autorität entrückt.

Unter dieſen Umſtänden war es für den König in London nicht mehr geheuer. Er floh daher ſchon am folgenden Tage, 12. Jan., ſchickte ſeine Gemahlin nach Holland, um dort Geld und Truppen zu ſammeln, und zog ſich in den Norden Englands zurück, um unter ſeinen Anhängern ein Heer zu werben, womit er die rebelliſche Hauptſtadt und das Parlament zu bezwingen hoffte.

Das Unterhaus in London befeſtigte inzwiſchen ſeine Stellung. Noch war das Oberhaus im Wege, aber durch Pöbelaufläufe und ſchreckliche Drohungen brachte es die Biſchöfe aus demſelben hinaus und zwang die Lords, den förmlichen Ausſchluß aller Biſchöfe aus dem Oberhauſe zu beſtätigen. Dieſe armen Lords waren ſeitdem von Schrecken gelähmt und wußten kaum, was das Unterhaus verlangte. Daſſelbe ſetzte einen Sicherheitsausſchuß nieder, der bereits mit aller Regierungsgewalt handelte, und verlangte vom König, er ſolle alle ihre Maßnahmen beſtätigen, zunächſt in Betreff der Miliz oder Bürgerwehr. Das hieß ihn entwaffnen. Er machte den Verſuch, das unnütze und trügliche Geſchwätz thatſächlich abzuſchneiden, indem er ſich der Treue ſeiner Offiziere verſichern wollte. Als er aber vor Hull erſchien, wehrte ihm der Commandant Hothom den Eingang im Namen des Parlaments.

Karl zog ſich nun nach York zurück, um hier ein Heer zu

ſammeln. Aber das Parlament erließ Befehl, daß niemand für den König die Waffen ergreifen ſolle, und ſchickte eine Commiſſion nach York, um alle Schritte des Königs zu überwachen, der nicht das Herz hatte, ſie einzuſperren oder davon zu jagen. Ein Offenſivheer, welches geſammelt wurde, um die Irländer zu unterwerfen, hätte eigentlich nur des Königs Befehle annehmen ſollen, wurde ihm aber durch das Parlament entzogen und unter den Befehl des Grafen von Eſſex geſtellt. Auch die Flotte hielt zum Parlament, welches Warwik zu ihrem Befehlshaber ernannte. Karl ſah ſich ſomit auf die Hülfstruppen beſchränkt, die ihm ſeine Gemahlin aus Holland zuſchickte, und auf die treuen Cavaliers, die im Norden Englands zu ihm ſtrömten. Unter den Freunden, die vom Feſtlande zu ihm kamen, zeichneten ſich die Pfalzgrafen Ruprecht und Moriz aus, die Söhne des unglücklichen Böhmenkönig Friedrich. Als Räthe ſtanden dem König damals Hyde (ſpäter Lord Clarendon) und Lord Falkland zur Seite, gemäßigte Männer, die gern den ganzen Streit durch eine echt conſtitutionelle Regierung beendigt hätten, den Extremen aber nicht mehr gewachſen waren. Indem ſie die Unterhandlungen mit dem Parlament fortſetzten, brachten ſie den König nur immer mehr in eine ſchiefe Lage, denn ſeine Rüſtungen, die er doch unmöglich einſtellen konnte, widerſprachen ſeiner Bereitwilligkeit zu einer friedlichen Ausgleichung. Das Parlament aber forderte ſo viel, daß es der König nicht gewähren konnte; es wollte nämlich die ausübende Macht, die eigentliche Regierung, mit der geſetzgebenden vereinigen und der König ſollte nur noch die Befehle des Parlaments zu unterſchreiben haben. Dieſe Forderungen des Parlaments gingen über alles Maaß hinaus, waren aber vom Argwohn dictirt. Man verlangte nur einſtweilen Sicherheit und würde doch die Monarchie haben beſtehen laſſen. Nur eine Minderheit dachte damals ſchon an Republik.

Nachdem alle Ausgleichungsverſuche mißlungen waren, zog Eſſex mit einer Parlamentsarmee von 20,000 Mann gegen den König zu Felde, der nicht viel über 10,000 Mann zuſammengebracht hatte, aber am 23. Oct. 1642 bei Edgehill in Warwikſhire dem Feinde

muthig Stand hielt. Der unbändige Pfalzgraf Ruprecht erfocht an der Spitze der königlichen Reiterei einen glänzenden Sieg, bis Hampden mit seiner Artillerie ihn aufhielt. Unterdeß unterlag das königliche Fußvolk, dessen Führer Lindsey tödtlich verwundet wurde. Jeder Theil schrieb sich den Sieg zu, aber das schwächere Heer des Königs mußte sich doch nach Orford zurückziehen. Nur Ruprecht unternahm kühne Streifzüge bis dicht vor London. Den Winter über unterhandelte man wieder erfolglos wie bisher, wobei alle Schuld auf das Parlament fällt, weil der König, wie das Volk gern dem Frieden Opfer gebracht hätten. Im nächsten Jahre, 1643, kam die Königin Henriette mit frischen Truppen und landete bei Burlington. Die Parlamentstruppen schossen auf sie und sie mußte unter eine Bank flüchten. Im Unterhause wurde sie des Hochverraths angeklagt, der Prozeß jedoch nicht weiter verfolgt. Der Krieg dauerte fort und nahm eine immer günstigere Wendung für den König. Pfalzgraf Ruprecht, damals erst 24 Jahre alt, erfocht an der Spitze der Cavaliere Sieg auf Sieg. Er trug langwallendes Haar, aber keinen Bart. Die Puritaner nannten ihn den fliegenden Drachen und warfen ihm Wildheit und Grausamkeit vor. Im königlichen Heere selbst wurde getadelt, daß er zwar überall siege, wo er einhaue, aber, seinen Sieg verfolgend, sich vom Schlachtfeld verirre und das zurückgebliebene Fußvolk großer Gefahr aussetze. Gleichwohl unterlagen in diesem Sommer die Parlamentstruppen auf allen Punkten, unter Hampden, welcher tödtlich verwundet wurde, bei Chalgrave am 19. Juni 1643, unter Fairfax bei Athernon Moor am 30. Juni, unter Waller bei Landsdown und Roundwaydower am 5. und 13. Juli.

Nach diesen Siegen hoffte der König, die Friedenspartei werde sich verstärken. In der That sehnte sich die Mehrheit des Volks nach Frieden. Abgesehen von den Verheerungen und Plünderungen, die der Krieg selbst mit sich brachte, mußte das Parlament, um seine Truppen zu bezahlen (wobei die Mitglieder ihre eigene Bereicherung nicht vergaßen), dem Volke unerhörte Steuern aufbürden, wie sie unter den Königen noch gar nicht vorgekommen waren.

Um sie herbeizutreiben, übten die Einnehmer die brutalste Gewalt, drangen in die Häuser, schlugen Kisten und Kasten auf und raubten oder verkauften alles, was sie fanden. Auch füllten sich die Gefängnisse mit sog. Malignanten, wie man jeden Widerspenstigen nannte, der sich nicht sklavisch der herrschenden Partei unterwarf. Mit Recht frug der König, indem er mit dem Parlament unterhandelte, ob er denn jemals das Volk so gedrückt und die persönliche Freiheit der Engländer gefährdet habe, wie es jetzt das Parlament thue? Am 9. August erregten einige tausend Weiber in London einen großen Tumult und verlangten Frieden, wurden aber durch Reiterei auseinander gesprengt. Die zahlreiche presbyterianische Partei war nicht abgeneigt, Frieden zu machen und den König bestehen zu lassen, wenn sie ihn nur erst mit constitutionellen Schranken von der stärksten und unzerstörlichsten Beschaffenheit würde umgeben haben. Vor allem wollte sie die Kirchenverfassung feststellen. Dies geschah durch eine besondere Versammlung, welche jedoch mit dem Parlament in enger Verbindung stand, und mit steter Rücksicht auf Schottland, mit dem man verbunden bleiben wollte. Der kirchliche Terrorismus der Presbyterianer muß arg gewesen seyn, denn man rechnete nicht weniger als 2000 aus ihren Kirchen verstoßene Pfarrer.

Die Friedensunterhandlungen wurden nur durch den Argwohn verzögert, der König werde, wenn er ferner siege, nicht soviel bewilligen, als das Parlament verlange, oder das zum Schein Bewilligte nicht halten. Das Parlament machte daher im Herbst noch eine große Anstrengung und vermehrte seine Truppen. Vom König aber wandte sich die öffentliche Meinung deshalb wieder ab, weil er am 5. September mit den empörten Irländern einen Waffenstillstand schloß, sich also mit den Katholiken verbünden zu wollen schien. Das hatte für ihn die traurigsten Folgen, denn am 20. September erlag er in der großen Schlacht bei Newbury der Uebermacht des von Esser geführten parlamentarischen Heeres und fünf Tage später schloß das englische Parlament einen Covenant mit den Schotten zu Schutz und Trutz. Als Esser als Sieger seinen Triumpheinzug in London hielt, waren alle Friedensplane vereitelt oder wenigstens

vertagt. Und doch kam dem König zu gut, daß die bisherigen Hauptlenker des Parlamentes, seine bittersten Feinde, vom Schauplatz verschwanden, denn Hampden war an seinen Wunden gestorben und am 8. December verschied auch Pym in London. Die im Parlament zurückgebliebenen Parteihäupter kamen diesen an Einfluß und Energie nicht gleich. Dagegen befanden sich, besonders im Oberhause, noch viele ehrenwerthe Männer, denen der Terrorismus der geschorenen Spitz-, Flach- und Querköpfe unerträglich war, und um diesen Luft zu machen und durch ihre Autorität die seinige zu verstärken, schrieb der König auf den 22. Januar 1644 ein neues Parlament in Oxford aus, wo er den Winter über sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Nun flohen viele Parlamentsmitglieder aus London nach Oxford und bildeten dort wirklich das neue Parlament, konnten aber nicht verhindern, daß das alte in London sich für das allein rechtmäßige ausgab und mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, auch als solches behauptete. Durch den Austritt so vieler Conservativen und gemäßigten Mitglieder hatte der Rest des Londoner Parlaments eine desto entschiedener königsfeindliche Färbung erhalten. Auch mußten alle Mitglieder desselben, sowie alle Offiziere im Parlamentsheere die Rache des Königs fürchten, wenn er noch einmal siegte und mit seinem neuen Parlamente durchdränge. Sie spieen daher Feuer und Flammen gegen den armen König, beschuldigten ihn mit der Königin und den Iren einer großen Verschwörung, um England wieder katholisch zu machen, und fanatisirten Volk und Heer gegen ihn. Schon drei Tage nach der Eröffnung des Parlaments in Oxford schlug Fairfax die aus Irland herübergekommenen Truppen des Königs bei Nantwich und am 11. April erfocht Waller einen glänzenden Sieg über die Königlichen bei Alresford. Hierauf belagerten die Parlamentsheere Oxford, von wo sich der König mit seiner Familie flüchten mußte. Dennoch erfocht derselbe wenige Wochen später mit seinen wieder gesammelten Truppen einen Sieg über Waller bei Cropedybrigde, erlitt aber wieder am 2. Juli eine schwere Niederlage bei Marston Moore. Hier scheiterte Ruprechts und der Cavaliere lang bewährte und ruhmwürdige Tapferkeit zum erstenmal an der

Es ſtrömten alſo nicht nur die niederländiſchen Flüchtlinge, ſondern auch viele deutſche Proteſtanten zu Wilhelms Fahnen, ja auch Engländer und Hugenotten. Schon im Jahr 1568 brachen vier kleine Heere unter Wilhelms Leitung in die Niederlande, und erfochten einen glänzenden Sieg über die Spanier bei Winſchooten; bald aber ſiegten die Spanier wieder bei Embden, und Wilhelm war vorſichtig genug, einer neuen Schlacht auszuweichen, um ſeine Parthei zu verſtärken, und die Spanier abzumatten.

Zu gleicher Zeit warfen ſich verſprengte Haufen in die Wälder, und führten von da aus einen kleinen mörderiſchen Krieg mit den Spaniern. Man nannte ſie die Waldgeuſen. Andre warfen ſich aufs Meer, und beunruhigten die Küſten und die ſpaniſchen Schiffe. Man hieß ſie Waſſergeuſen, und im Beſitz des Meeres wurden ſie den Spaniern bald noch furchtbarer, als ſelbſt Wilhelm. Im Jahr 1572 zerſtörten ſie eine ſpaniſche Flotte, die dem Herzog Alba zu Hülfe zog, und wagten endlich ſogar, ſich an den Küſten feſtzuſetzen. Unter Anführung des Grafen Wilhelm von Lumay eroberten ſie zuerſt das Städtchen Briel und bald ganz Holland und Seeland, bis auf die Stadt Middelburg. Herzog Alba mußte ſich gegen die Prinzen vertheidigen, und die Waſſergeuſen gewannen dadurch Zeit, ſich auszubreiten. Der ſpaniſche Hof ſah jetzt endlich den Fehler ein, den er durch ſeine grauſame Strenge begangen hatte, und rief den furchtbaren Alba zurück. An ſeine Stelle kam Requeſens, 1574, der mit großer Milde verfuhr und Frieden ſuchte. Die Niederländer trauten aber den treuloſen Spaniern nicht mehr, und ſetzten den Krieg fort. Middelburg fiel in ihre Hände, nachdem ſie abermals eine ſpaniſche Flotte, die zum Entſatz herbei eilte, vernichtet hatten; aber noch in demſelben Jahre wurden

noch größeren eines bürgerlichen Reiterregiments unter dem Oberſten Oliver Cromwell.

Jetzt erſt, da der König in der äußerſten Gefahr ſchwebte, ſammelte der feurige Montroſe die königlich geſinnten Hochſchotten unter ſeine Fahnen und kamen auch die katholiſchen Irländer in Schaaren herüber, um dem König zu helfen. Aber ein Sieg, den Montroſe am 12. September erfocht, entſchied noch nichts, ſo wie auch eine große Schlacht, welche das Parlamentsheer unter Mancheſter dem König am 27. October bei Newbury lieferte, unentſchieden blieb. Hier hatte Cromwell mit ſeinen Reitern wieder geſiegt, aber Mancheſter ſich zurückhaltend benommen. Der letztere, wie auch Eſſex begannen ſich ein wenig vor denen zu fürchten, welche wie Cromwell im Heere und Vane im Parlament den König unverſöhnlich haßten und durch Aufſtachelung aller Leidenſchaften im gemeinen Volk den Frieden unmöglich machen wollten, glaubten daher, dieſen Stürmern zuvorkommen zu müſſen und ſetzten am 20. November im Parlament noch einmal durch, daß dem Könige Friedensvorſchläge gemacht wurden.

6.

Oliver Cromwell.

Der Reiteroberſt Cromwell war ſchon lange ein Mitglied des Parlaments geweſen, ohne hervorzuragen. An Körpergröße und Grobheit dem Pym nicht unähnlich, war er damals ſchon ein ſtarker Bierziger. Er hatte ein kleines Gut beſeſſen, in ſeiner Jugend ausſchweifend gelebt und war dann plötzlich ein Puritaner geworden. Eine kleine Erbſchaft hatte ihm ermöglicht, ſein Gut wieder zu bewirthſchaften und die Bierbrauerei zu treiben. Aber als ein unruhiger Kopf nahm er an der großen Bewegung in ſeinem Vaterlande regen Antheil und ſtürzte ſich mit um ſo mehr Behagen in den Strudel der Revolution, als er ſich bald den Führern derſelben in vieler Beziehung überlegen fühlte, denn die Pfiffigkeit eines gemeinen Gewerbsmanns oder Bauern übertrifft nicht ſelten die der

hochgeborenen oder gelehrten Staatsmänner und hat den Vortheil, daß man ſie gar nicht vorausſetzt und lange gar nicht merkt. Cromwell vernachläſſigte ſeinen Anzug und ſchien ganz nur ein Mann aus dem gemeinen Volk zu ſeyn, wobei er zugleich den Heiligen ſpielte und ſich, während ihn die Vornehmen noch verachteten, beim Pöbel in großes Anſehen ſetzte. Sobald das Parlament waffnete, verlangte und erhielt er ein Commando und wurde einer der rührigſten Offiziere. Als nun aber trotz der Uebermacht des parlamentariſchen Heeres ſich der Krieg in die Länge zog und man dem Grafen Eſſex vorwarf, er ſey entweder unfähig oder ſchone den König abſichtlich, trat Cromwell zum erſtenmal entſchiedener auf und gewann einen großen Anhang im Heere, mit welchem er ſeine weitern Plane auszuführen keinen Augenblick zauderte.

Im Parlamente hatte man, zum Theil den Schotten zu Liebe, die religiöſe Frage allzuſehr in den Vordergrund geſtellt. Man hatte den Haß gegen die Biſchöfe künſtlich bis zu einer Art von Wahnſinn geſteigert, um dadurch das Anſehen des Königs zu ſchwächen, der den Biſchöfen hold blieb. So war auch das erſte, was das Parlament nach dem Ausbruch des Krieges decretirte, die gänzliche Abſchaffung der biſchöflichen Kirche. Allein der presbyterianiſche Eifer in England war nur erkünſtelt. Die Mehrheit des Volks hatte keine Luſt, die langweilige ſchottiſche Mode mitzumachen. In wie vielen lebte nicht noch die Erinnerung an die gute alte fröhliche Zeit, in der man noch lachen und ſcherzen durfte, und wie vielen war die presbyterianiſche Kopfhängerei tödtlich verhaßt! Unter den religiöſen Eiferern ſelbſt waren die Independenten mit dem Kirchenregiment der Presbyterianer gerade ſo unzufrieden wie mit dem biſchöflichen, denn ſie wollten gar keine äußere Kirche und gar keine Hierarchie, ſondern in jeder freien Gemeinde ſollte Chriſtus allein regieren, und die Levellers verlangten ſogar, die Religion ſolle lediglich individuell ſeyn und jeder Einzelne ſich mit Gott beſonders benehmen. Cromwell konnte daher auf eine zahlreiche Zuſtimmung rechnen, wenn er es wagte, gegen die presbyterianiſche Mehrheit im Parlamente aufzutreten.

Am meiſten kam ihm zu Statten, daß die Presbyterianer in England wie in Schottland das Königthum retten wollten. Wenn nur ihrem kirchlichen Eifer Genüge geſchehen war und der König ſich bequemte, wie er endlich wirklich that, die Biſchöfe fallen zu laſſen, mochten ſie ſich wohl mit ihm verſöhnen. Ja in dem Augenblick, in welchem die Independenten lauter zu murren anfingen, ſchien es den Presbyterianern, um ſich vor dieſen zu ſchützen, um ſo nöthiger, mit den Schotten verbündet zu bleiben und mit dem König einen billigen Frieden zu ſchließen. Das aber war es gerade, was Cromwell um jeden Preis verhindern wollte. Sein Zweck war, ſich ſelbſt zum Meiſter von England zu machen, wohl weniger aus Habgier oder Ehrgeiz, als weil das Gefühl ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit ihn übermüthig machte und machen mußte. Denn wer ein Wolf iſt, kann nicht lange zuſehen, daß Schafe regieren wollen. Auch hatte er ſich innerhalb des Parlamentsheeres bereits die furchtbarſte Waffe geſchmiedet. Eſſex konnte mit doppelt ſo viel Volk, als der König hatte, doch nicht ſiegen, weil ſeine zuſammengerafften Söldner den tapfern Cavaliers nicht gewachſen waren. Nun aber errichtete Cromwell ein Reiterregiment von kleinen Gutsbeſitzern, die er mit ſeinem puritaniſchen Fanatismus anſteckte, die er zugleich zu unüberwindlichen Helden ausbildete und deren Independenz ſich bald genug kund gab. Dieſe fürchterlichen Rundköpfe vom Hals bis zu den Füßen in Leder gekleidet mit ungeheuren Degen, in deren Gefäſſe jeder eine Bibel mit ſich trug, trotzten jedem Ungemach und jeder Gefahr, wurden von Cromwell immer nur zum Siege geführt und hießen vorzugsweiſe die „heilige Schwadron“ oder „die Eiſenrippen“. Bei ihnen nährte er den Stolz, daß ſie die Auserwählten Gottes ſeyen, die nur Chriſtum als Herrn anerkennen dürften und den König, ſammt der bisherigen Ariſtokratie und parlamentariſchen Oligarchie über den Haufen werfen müßten. Es war nicht ſchwer, ihnen den König als heimlichen Verbündeten der Katholiken und als treuloſen Tyrannen aufs äußerſte verhaßt, das ſchwankende Parlament aber verächtlich zu machen. Vor allem kam es ihm nun darauf an, die Soldaten noch

mehr vom Parlament unabhängig zu machen und die Oberleitung im Heere dem Eſſer und Worcheſter zu entwinden.

Im December 1644 ließ er durch eine ſeiner Creaturen heuchleriſch darauf antragen, die bisherigen Generale der Armee ſollten „ſich ſelbſt verleugnen“ und ihre Stellen niederlegen, weil ihr militäriſches Amt ſich nicht mit ihrer Eigenſchaft als Parlamentsmitglieder vertrage. Eine ſolche Entſagung entſprach ganz der ſchwärmeriſchen Zeit und die betreffenden Mitglieder des Unterhauſes wagten nicht, eigennützig zu erſcheinen. So wurde die Selbſtverleugnungsordonnanz wirklich erlaſſen, aber durch den Widerſpruch des Oberhauſes gehemmt. Cromwell ließ ſich indeß nicht irre machen, ſondern ſetzte wenigſtens eine Reform in der Organiſation der Armee durch, wonach Fairfax Obergeneral wurde, ein Mann, den er nur zum Werkzeug brauchte. Daher geſchah es, daß Cromwell, obgleich er ſelbſt hätte austreten ſollen, von Fairfax für unentbehrlich erklärt wurde. Inzwiſchen wurde das Volk bearbeitet, der Haß und Fanatismus geſteigert, der unglückliche Erzbiſchof Laud aus ſeinem Kerker hervorgezogen und hingerichtet, am 10. Jan. 1645. Leighton, dem er einſt die Ohren hatte abſchneiden laſſen, war ſein Kerkerwächter geworden und erbte jetzt alles, was Laud hinterließ. Inzwiſchen wurde die Gährung im Volk und Heer immer größer. Die Schotten unter Montroſe hatten Erfolge gehabt und im nächſten Frühjahr drohte der Krieg äußerſt blutig zu werden, wenn der Friede nicht zu Stande käme. Aber niemand traute dem Frieden. Das ſchon geängſtigte und zwieträchtige Parlament vermochte ihn nicht mehr gegen den entſchiedenen Willen Cromwells und des Heeres durchzuſetzen. Der König ſelbſt verlor aufs neue allen Glauben und Credit durch ſeine geheimen Unterhandlungen mit den Iren, die ans Tageslicht gezogen wurden. Dadurch wurde die Friedenspartei dermaßen geſchwächt, daß Cromwell noch einmal die Selbſtverleugnungsbill vorbringen und jetzt (im April) wirklich durchſetzen konnte. Freiwillig traten Eſſer und die bisherigen presbyterianiſchen Häupter des Heeres aus und Cromwell bekam, indem er nur den Fairfax voranſchob, völlig freies Spiel.

Das benutzte er nun und packte, nachdem er sich gehörig gerüstet hatte, das königliche Heer am 14. Juni 1645 bei Naseby mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß alle Tapferkeit des Prinzen Ruprecht die schreckliche Niederlage nicht verhindern konnte. Cromwell erbeutete das Gepäck des Königs und seine geheimen Papiere, aus denen er alles abdrucken und veröffentlichen ließ, was als ein Beweis dienen konnte, daß der König bei den Unterhandlungen das Parlament habe hintergehen wollen. Genug, Cromwell wollte jede Ausgleichung verhindern und hat sie wirklich verhindert. Er siegte über das königliche Heer noch einmal am 10. Juli bei Bridgewater, und der König war darüber so außer sich, daß er dem Prinzen Ruprecht wegen seines unvorsichtigen Ungestüms die Schuld gab und die schwersten Vorwürfe machte. Da wurde auch Ruprecht zornig und verließ England und mit ihm wich vollends alles Glück von dem bedauernswürdigen Stuart.

Da auch Montrose am 13. September eine Niederlage erlitt, ergriff der König mit Begierde die Hand, die ihm das Parlament noch einmal darbot. Weil er aber den Presbyterianern und Schotten die Kirchenordnung nachgab, welche die Independenten nicht wollten, konnte unmöglich mit dem vielersehnten Frieden Ernst werden. Vergebens versuchte man es, Cromwell, Fairfax und die andern vornehmsten Independenten durch Standeserhöhung und hohe Gehalte zu bestechen. Die Häupter der Presbyterianer bedachten sich dabei selbst und warteten nicht einmal die Zustimmung ab, die der König ohnehin nicht verweigert hätte, sondern decretirten sich frischweg Viscounts-, Barons- und Adelstitel und hohe Revenuen, ohne zu bemerken, wie verächtlich sie sich machten und wie sehr sie alles moralische Ansehen verloren. Cromwell theilte einstweilen mit ihnen, lachte aber ihrer Einfalt, denn er war Herr der Armee und sie brachten sich durch ihre unwürdige Haltung selbst um den Credit, den sie bisher noch beim Volke gehabt hatten.

Den König empörte dieser schändliche Stellen- und Geldhandel zwischen Parlament und Heer und er gab seine Sache im Voraus verloren, wollte aber wenigstens die Ehre retten. Er wollte sich noch

einmal den Schotten in die Arme werfen; man warnte ihn, ſie würden ihn verrathen, als er aber in ſeinem letzten Zufluchtsort Oxford belagert wurde und ſich nicht mehr halten konnte, floh er am 27. April 1646 doch noch zu den Schotten.

7.

Karls I. Hinrichtung.

Der König rechnete auf die Abneigung der ſchottiſchen Presbyterianer gegen die engliſchen Independenten. Je mächtiger die letztern geworden waren, um ſo feindſeliger ſchien auch die Stellung der erſtern gegen ſie werden zu müſſen. Aber ſie waren damals noch durch das gleiche Intereſſe im Kampf gegen die in Wirklichkeit bereits ganz ohnmächtige, in der Einbildung der Menſchen aber immer noch gefährliche Macht der Krone verbunden, und wenn ſich die Presbyterianer des Königs angenommen hätten, würde ihnen derſelbe mehr zur Laſt als nützlich geworden ſeyn, weil er keine Macht mehr beſaß, durch ſeine Verbindungen mit Irland, Frankreich und Rom aber aufs äußerſte im Volk verhaßt war. Daraus erklärt ſich wohl am einfachſten, warum ihn die Schotten, wie man ihm vorausgeſagt hatte, verriethen. Im Uebrigen mag das ſchmähliche Beiſpiel des engliſchen Parlaments und Heeres auch auf die ſchottiſchen eingewirkt haben, denn die Häupter der Schotten verkauften den König, der zu ihnen geflüchtet war, an die Engländer und theilten das Geld unter ſich. Bis dieſer Handel zu Stande kam, plagten die Schotten den armen König noch immer mit Verſuchen, ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen, und behandelten ihn wie Cortez den Montezuma und Pizarro den Atahualpa. Ein gewiſſer Dr. Henderſon mußte ihn förmlich in die Schule nehmen, um ihn „in der wahren Lehre Chriſti“ wie einen Confirmanden zu unterrichten, und er ließ ſich das auch geduldig gefallen. Es iſt bemerkenswerth, daß der König auch ſpäter noch den Presbyterianern die

auffallendſte Nachgiebigkeit bewies und ſeinem Sohne rieth, nur in politiſchen Fragen dem Parlament zu widerſprechen, nie in kirchlichen.

So ſchmachtete der vielgeprüfte Fürſt in langer Ungewißheit, bis die Engländer am 1. Jan. 1647 die erſte Hälfte der ſtipulirten Summe von 400,000 Pfund Sterling, um welche ſie den König kauften, an die Schotten ablieferten, worauf ihn dieſe vierzehn Tage ſpäter den Engländern gefangen übergaben. Das Parlament ſchickte ihn einſtweilen nach dem Schloſſe Holmby.

Der König war ſo gut wie beſeitigt, es blieb nur noch das Parlament übrig, welches aber durch Cromwells geſchickte Agitation auch ſchon unterwühlt war. Damit es nicht etwa neue Kräfte ſchöpfte, ja nicht einmal Zeit gewänne, beeilte er ſich, es durch das Waffengeklirr des Heeres zu erſchrecken. Schon am 30. März unterzeichneten eine Menge Offiziere und Soldaten auf ſeinen Antrieb eine Adreſſe an den Obergeneral Fairfax, worin ſie ſich über bisherige Vernachläſſigung durch das Parlament beſchwerten, ihre wichtigen Dienſte hervorhoben und ſchließlich erklärten, ſie würden nicht auseinandergehen und ſich nicht auflöſen, auch nicht nach Irland zur Dämpfung des dortigen Aufruhrs ſchicken laſſen, bis man ſie bezahlt und auch ihre Zukunft geſichert habe. Als das Parlament dieſe Eingabe unerhört und geſetzwidrig fand, reichten am 22. April eine noch viel größere Zahl von Offizieren und Soldaten eine Adreſſe in noch ſtärkerem Ton mit derſelben Forderung ein und Oberſt Skippon trat im Parlament ſelbſt mit der frechen Anklage auf, das Parlament gehe damit um, das Heer aufzulöſen und übe überhaupt, indem ſeine Mitglieder vielleicht zu raſch aus Knechten Herren geworden ſeyen, bereits eine gefährliche und verwerfliche Tyrannei. Unmittelbar darauf, im Mai, ſorgte Cromwell dafür, daß im Heere eine Art militäriſches Gegenparlament gegründet wurde, eine Verſammlung von gewählten Offizieren und Soldaten, die man agitators nannte, und die über die Angelegenheiten des Heeres und des Staats zu berathen anfingen, als ob ſie das eigentliche Parlament wären. Als nun Cromwell in London erſchien, war das Parlament in tödtlicher Angſt, als er demſelben aber eine gnädige und ver-

trauensvolle Miene zeigte, ſchien es wieder aufzuathmen und genehmigte alles, was er wollte, und dankte ihm noch dazu.

Vergebens riethen einige der Muthigeren, den gefährlichen Agitator mitten in London zu verhaften, aber ehe man ſichs verſah, war er ſchon wieder in ſeinem ſichern Lager. Da er vermuthete oder wußte, welche verzweifelte Anſchläge ſeine Feinde brüteten und daß man ſich nöthigenfalls auch des Königs gegen ihn und das Heer würde bedienen wollen, verſäumte er keine Zeit, ſich dieſes geheiligten Unterpfandes zu verſichern. Am 3. Juni 1647 erſchien eine Abtheilung Cromwellſcher Reiter vor Holmby, entführte den König von dort und brachte ihn ins Lager. Die vorragenden Mitglieder des Parlaments begriffen, was Cromwell wollte, und geriethen in die Wuth der Verzweiflung. Eſſex war eben geſtorben, Hollis, das Haupt der Presbyterianer, ſtieß bei einer lebhaften Verhandlung Cromwells Eidam Ireton mit der Fauſt ins Geſicht. Aber ſchon am 14. Juni verlangte das Heer durch den Conſeil der Agitatoren die Entfernung von elf Häuptern der Presbyterianer aus dem Parlament, dann ſollten „die Rechte des Königs feſtgeſtellt und eine allgemeine Amneſtie verkündet werden.“ Durch dieſe Sprache wollte Cromwell auch die Royaliſten und alle friedlich Geſinnten in London gewinnen, denn er täuſchte alle. Das Parlament in der Todesangſt ſeines böſen Gewiſſens bewilligte die Entfernung der 11, worunter auch Hollis war. Erſt als das Volk in London deshalb Tumult erhob, wagte das Parlament das Verbannungsdecret der 11 wieder zurückzunehmen. Nun aber verließen alle Independenten das Parlament, und ſuchten, als wäre daſſelbe durch den Pöbel terroriſirt, Schutz im Lager. Die Anweſenheit dieſer Parlamentsglieder mußte jeden Schritt, den Cromwell weiter that, rechtfertigen und als geſetzlich erſcheinen laſſen. Ich habe, ſagte er damals, den König in der Hand und das Parlament in der Taſche.

Das Volk in London ließ ſich wirklich durch dieſe ſcheinbare Legitimität der militäriſchen Agitation decontenanciren und wagte ohnehin einer ſo ſtarken Armee gegenüber keinen Widerſtand. Fairfax

konnte daher an der Spitze des Heeres am 6. Auguſt triumphirend in London einziehen und die geflüchteten Parlamentsglieder wieder feierlich ins Parlament zurückführen, wie auch dem König, der hinter dem Zuge herfuhr, den Palaſt Hamptoncourt zur Wohnung anweiſen. Der wahre Triumphator aber war Cromwell allein, dem Fairfax zum Werkzeug diente, ohne es hindern zu können, obgleich er ihm ſpäter in ſeinen Memoiren ſeine Argliſt und Schurkerei vorgeworfen hat. Die Hoffnung, das Heer werde den König in ſeine Rechte wieder einſetzen und ihm ein gemäßigteres Parlament zuordnen, war damals allgemein, denn man hoffte, was man wünſchte. Die Mehrheit ſehnte ſich nach Frieden und Rückkehr der Ordnung. Karl I. ſelbſt glaubte, es bleibe dem Heer gar nichts übrig, als ihn wieder einzuſetzen, und ahnte noch nichts von Cromwells Ehrgeiz. Man hat geglaubt, Cromwell habe wirklich den König wiederherſtellen wollen und ſey nur ſcheu geworden, weil ſich der König in einem aufgefangenen Briefe an ſeine Gemahlin über ihn luſtig gemacht und geſchrieben habe, „er wolle ihm ſtatt des Hoſenbandordens einen Strick um den Hals legen laſſen.“ Das iſt gewiß irrig. Cromwell war nicht der Mann, die Gewalt aus der Hand zu geben. Alles beweist, daß er den Plan, ſich ſelbſt an des Königs Stelle zu drängen, mit tiefer Argliſt verfolgte. Er machte dem König Angſt, man trachte ihm nach dem Leben, und bewog ihn dadurch, aus London zu entfliehen. Dieſe unüberlegte Flucht entſchuldigte ſodann Cromwell, als er den König, der bald wieder eingefangen war, auf der Inſel Wight in ſtrengere Haft nahm.

Mittlerweile ſorgte Cromwell dafür, die Agitatoren immer mehr ins Feuer zu bringen. Die Parole, die er ihnen ſchon vor ihrem ſiegreichen Einzug in London gegeben hatte, war: „Wir haben dem Volk die Freiheit mit unſerem Blut erkauft, wir wollen ſie ihm nun auch bewahren.“ Die kirchliche Frage, deren ſich Cromwell bisher nur als eines Mittels zum Zweck bedient hatte, wurde in den Hintergrund geſchoben und die politiſche allein in den Vordergrund. Die Agitatoren waren oder wurden größtentheils Levellers, ſpotteten über die Kirchenzucht und das theologiſche Gezänk der Presbyterianer

und forderten auch auf dem kirchlichen Gebiet vollkommene Freiheit, während ſie den Accent auf die bürgerliche Freiheit legten und das Königthum ſo verhaßt als möglich zu machen ſuchten. Und doch wußte Cromwell dieſen unbändigen republikaniſchen Freiheitsdrang im Heer auch wieder zu zügeln, denn als gemeine Leveller einmal ihre Offiziere fortjagen wollten, trat Cromwell unter ſie und ließ auf der Stelle die Rädelsführer erſchießen, um ſie zu belehren, daß durch die politiſche und religiöſe Freiheit die militäriſche Subordination nicht aufgehoben werde. In der Art, wie Cromwell die Soldaten behandelte, ſie zu allem brauchte und doch immer im Gehorſam erhielt, zeigte er ſich wahrhaft groß. Die Unbeſonnenheit der Royaliſten und der Neid der Schotten kam ihm nicht wenig zu Statten. Eine Schaar Cavaliere wollte den König befreien, aber Cromwell ließ ſie zuſammenhauen. Die Schotten von der damals herrſchenden Partei Hamiltons machten jetzt wieder das Recht Karls, als ihres, des ſchottiſchen Königs geltend und verlangten ſeine Freiheit. Cromwell aber wollte dieſe zweizüngigen Schotten einmal züchtigen, wie ſie es verdienten, beſaß in ſeiner trefflichen Armee die Mittel dazu und wartete nur ab, bis ein ſchottiſches Heer in England einrückte, um demſelben am 18. Auguſt 1648 bei Preſton eine ſchwere Niederlage beizubringen. Montroſe, der den Hamiltons zu Hülfe kommen wollte, war zu ſchwach und entwich, die dritte ſchottiſche Partei unter Argile dagegen empfing jetzt Cromwell in Edinburgh mit offenen Armen. Auch behauptete Cromwell, indem er einen Theil des engliſchen Heeres unter Lambert in Schottland zurückließ, die Herrſchaft über dieſes Land.

Die Presbyterianer rafften ſich noch einmal auf, um in Cromwells Abweſenheit mit dem König zu unterhandeln. Als aber Cromwell ſiegreich aus Schottland zurückkehrte, zerriß er dieſe ſchwächlichen Intriguen, ließ den König am 30. November von der Inſel Wight nach Windſor, nahe bei London bringen, nicht mehr um mit ihm zu unterhandeln, ſondern um ihn zu richten, und ließ durch das Heer erklären, der König dürfe nie wieder regieren, in ihm müſſe man vielmehr die Quelle alles über England gekommenen Uebels verſtopfen.

die Prinzen in offner Feldschlacht auf der Mookerheide bei Nimwegen geschlagen, wobei Ludwig blieb. Darauf behaupteten die Spanier eine Zeitlang die Oberhand und belagerten die Stadt Leyden, die sich heldenmüthig vertheidigte, und endlich durch eine künstliche Ueberschwemmung rettete, indem die Niederländer die Dämme durchstachen, und die ganze Gegend unter Wasser setzten, so daß über tausend Spanier in ihrem Lager ertranken, und die Wassergeusen mit ihren Schiffen bis an die Stadtmauern fahren und Hülfe bringen konnten.

Requesens starb plötzlich, 1576, und dies hatte wichtige Folgen. Die herrenlosen spanischen Soldaten zogen beutegierig wie Räuber durch das Land; die bisher den Spaniern noch treuen Stände zu Brüssel aber benutzten den Augenblick, mit Wilhelm von Oranien und den Geusen sich zu vertragen, und schlossen mit ihnen den Frieden von Gent. Hier ward ausgemacht, alles bisherige zu vergessen, die zügellosen spanischen Banden aus dem Lande zu treiben, übrigens aber dem König von Spanien, als rechtmäßigem Herrn getreu zu bleiben. Während dies in Gent geschah, zogen sich die spanischen Truppen von allen Seiten her nach Antwerpen zusammen, um diese reiche Stadt zu plündern, und sich für so viele Mühseligkeit bezahlt zu machen, und ehe die Bürger an Gegenwehr denken konnten, war der Streich ausgeführt, und die Soldaten machten unermeßliche Beute. Gleich darauf langte der neue von Philipp gesandte Statthalter an. Es war Don Juan, ebenfalls ein natürlicher Sohn Karls V, und weltberühmt durch den großen Sieg, den er 1571 über die Flotte der Türken bei Lepanto erfochten hatte. Sobald er in den Niederlanden erschien, unterwarfen sich ihm die empörten Soldaten, die Stände drangen aber darauf, daß er im Namen König Philipps den Genter Frieden bestätigen

Aufs äußerſte gebracht hatten die Presbyterianer im Parlament den Muth, mit 140 gegen 104 Stimmen noch einmal zu beſchließen, die Unterhandlungen mit dem König ſollten fortdauern. Nun ließ aber Cromwell am 6. December das Parlamentshaus mit Truppen beſetzen und durch dieſelben alle Mitglieder fortjagen, die er beſeitigen wollte. Nur die ihm fügſamen Mitglieder blieben im Unterhauſe zurück und votirten nach Iretons Antrag die Volksſouveränetät. Als das Oberhaus nicht einſtimmen wollte, erklärte das Unterhaus am 4. Januar 1649 ganz einfach, es allein vertrete die Nation. Somit war die Republik erklärt.

Hierauf befahl Cromwell, dem König den Prozeß zu machen. Dagegen erklärten ſich nun zwar noch viele Mitglieder des Parlamentes und der Gerichte, allein es exiſtirte nirgends mehr eine bewaffnete Macht, welche den König hätte retten können. In Deutſchland war ſo eben der dreißigjährige Krieg beendet worden und waren alle kriegführenden Parteien erſchöpft. In Paris war damals gerade die Fronde mächtig und mußte Mazarin mit der Königin flüchten. Die Republik Holland allein verwendete ſich für Karl I., wagte jedoch ſeinetwegen nicht, England den Krieg zu erklären. Niemand benahm ſich damals edler, als jener unglückliche Prynne, dem einſt auf Befehl des Königs die Ohren waren abgeſchnitten worden und der jetzt in einer unſterblichen Rede die königliche Würde als den nothwendigen Schlußſtein im Bau der engliſchen Freiheit bezeichnete. Am unwürdigſten dagegen benahm ſich der berühmte Dichter Milton, der nur nach dem Blut des Königs zu lechzen ſchien. Da man in England auch dem größten Verbrechen und dem niedrigſten Verrathe ſtets die feierliche Toga des vermeinten guten Rechts umzuhängen pflegte, wurde auch der Prozeß des Königs in aller Form Rechtens eingeleitet und durchgeführt, und der ſcheußliche Cook übernahm die öffentliche Anklage. In den Gerichtshof ließ Cromwell 150 ihm ergebene Männer wählen und doch wagten nur 71 derſelben zu erſcheinen. Am 20. Januar trat Karl I. vor dieſe Männer hin, aber nur um die Competenz des Gerichts zu verwerfen. Noch zweimal wurde er vor die Richter geführt, und jedesmal verwarf er ſie

und berief ſich theils auf das göttliche, theils auf das conſtitutionelle Recht der Könige von England. Bei dieſer Vorfrage blieb die ganze Verhandlung ſtehen, da der König auf die einzelnen Anklagepunkte zu antworten folgerechter Weiſe verſchmähte. Das Gericht aber kümmerte ſich nicht weiter darum, erklärte ſich für hinlänglich belehrt und verurtheilte den König als Landesverräther und Tyrannen zum Tode, am 27. Januar.

Der König hatte kurz vorher noch ein Buch ausgehen laſſen (Icon basilica, das Bild eines Königs), welches darauf berechnet war, das Volk zum Mitleid zu bewegen, aber nur die Wirkung hatte, daß Cromwell durch ſeine Agenten den Haß gegen den König noch ſteigern ließ. Man hatte ihn aller ſeiner äußern Würde entkleidet und nannte ihn nur noch Karl Stuart. Niemand nahm mehr den Hut vor ihm ab und die Soldaten, durch deren Reihen er geführt wurde, verhöhnten ihn laut und ſpuckten ihn an. Man erlaubte ihm zuletzt nur noch eine letzte Umarmung ſeiner Tochter Eliſabeth und ſeines kleinen Sohnes, des Herzogs von Gloceſter. Cromwell zeigte zu derſelben Zeit eine ausgelaſſene Luſtigkeit und malte mit derſelben Tinte, mit der er das Todesurtheil des Königs unterzeichnet hatte, einem ſeiner Genoſſen einen Schnurrbart ins Geſicht. „Diesmal ſoll er uns nicht entkommen," ſoll er geſagt haben. Am 30. Januar wurde Karl I. zur Hinrichtung hinaus geführt und durch einen maskirten Scharfrichter enthauptet. Cromwell war nicht zugegen, ließ ſich aber nachher den im Sarge liegenden Leichnam zeigen und weidete ſich an ſeinem Anblick.

Neuntes Buch.

Cromwell und die Reſtauration.

1.

Der Uſurpator.

Aus der Reformation mußte nothwendig die Revolution hervorgehen, der Umſturz der kirchlichen Autorität den der politiſchen nach ſich ziehen. Mit dem Altar mußte auch der Thron zertrümmert werden. England machte damit nur den Anfang. Indem aber durch die Reformation die kirchliche Autorität hier gänzlich vernichtet, dort tief geſchwächt wurde, ſo daß die weltliche Gewalt allein noch Geltung behielt, litt auch das chriſtliche Bewußtſeyn Noth und jene dämoniſchen Mächte der heidniſchen Vorzeit, die einſt durch das Kreuz waren gebändigt worden, begannen ſich wieder zu entfeſſeln und zu regen. Im romaniſchen Süden die alte heidniſche Sinnenluſt, die uralte babyloniſche Hure, wiedergeboren in der Renaiſſance; im germaniſchen Norden aber der Trotz der Kraft und die Luſt am Böſesthun, der uralte Odinismus. Wie ſich ſeit der Verachtung der ehrwürdigen alten Kirche bei der Schöpfung des modernen Zeitgeiſtes als Diener jenes geſpenſtiſchen und vampyrartigen Wiederauflebens des claſſiſchen Götzenthums und der antiken Unzucht die Mediceer und Bourbonen hervorthaten, ſo tritt das heimtückiſche Weſen des nordiſchen Odin in auffallender Aehnlichkeit in Cromwell,

ja schon in Heinrich VIII. hervor. An solchen Grundzügen erkennt man den Gang der Weltgeschichte und den geheimen Zusammenhang der in ihr wirkenden Motive.

Bemerkenswerth ist insbesondere das Auseinandertreten der neuen heidnischen Tendenzen, sofern die Renaissance sich hauptsächlich an das Königthum, den Adel, die Bildung, Wissenschaft und Kunst, der Odinismus aber an die Volkspartei, an die starken Charaktere aus den niedern Classen der germanischen Race anklammerte. In Cromwell war bereits die ganze große politische Parteiung der Neuzeit, der Sieg der nordamerikanischen und französischen Republik und das Uebergewicht der Volkspartei in den constitutionellen Staaten vorbedeutet. Das kam daher, weil die germanische Race in Europa überwiegt. Unmöglich konnte die Renaissance, die classische Verführung da, wo so viel germanisches Blut kreist, allein die Herrschaft behaupten. Hier mußte der altgermanische Volkstrotz die romanische Hofunzucht übermeistern.

Nachdem der König von England geköpft war, räumte man rasch mit seinem Anhang auf. Die Lords Hamilton, Holland, Capel mußten sterben. Das ganze Oberhaus wurde aufgehoben, aus dem Unterhause alle der neuen Ordnung der Dinge abgeneigten Mitglieder ausgestoßen, so daß es anstatt 500 nur noch 70 Mitglieder zählte. Die Regierung wurde einem Ausschuß von 38 Mitgliedern anvertraut, lauter Creaturen Cromwells. Im Kirchengebet hieß es nicht mehr: Dein Reich komme, sondern „deine Republik komme!“ In der neuen Republik aber gab es kein einiges Volk, welches durch übereinstimmende Vertreter die Souveränetät hätte üben können, sondern nur Parteien, welche Cromwell mit arger List gegen einander hetzte und gegenseitig abschwächte, so daß ihm allein die Gewalt blieb, ohne daß er sie zu suchen schien.

Sein ganzes Ansehen wurzelte im Ruhm seiner Siege und in der Anhänglichkeit der Soldaten an seine Person. Deshalb unterbrach er das unpraktische Geschwätz der Parteien, indem er sich an der Spitze des Heeres schon im Juli 1649 nach Irland erhob, um den Mord der Engländer daselbst zu rächen. Nichts war ge-

eigneter, ihn populär und zum Nationalhelden zu machen. Die Irländer waren ſeinen geübten Kerntruppen nicht gewachſen und er ſcheuchte ſie wie der Jäger das Wild vor ſich her. Auch ihre feſten Städte brachte er bald in ſeine Gewalt, indem er durch die Ermordung aller Einwohner in den erſten Städten, die er einnahm, den andern ſolchen Schrecken einjagte, daß ſie ſich freiwillig ergaben. Die erſte Stadt, die er erſtürmte, war Droyheda, wo er die Beſatzung ſammt allen Einwohnern, Weibern und Kindern niedermachen ließ, die zweite war Charſel, wo ſein Eidam Ireton ganz eben ſo grauſam verfuhr. Cromwell rechtfertigte dieſe Barbarei aus der h. Schrift, ſofern die Kinder Iſrael ganz eben ſo mit den Kananitern verfahren ſeyen. Bei alledem war es ihm recht, wenn die Iren in ihrer Verzweiflung ſich noch tapfer wehrten und ihm viele Leute erſchlugen, denn er hatte die fanatiſcheſten und unbotmäßigſten Levellers mit nach Irland genommen, um ſie dort aufzureiben. Endlich ergriff er die großartigſte und ſchrecklichſte Maaßregel, indem er den Reſt der unglücklichen Irländer wie eine Heerde über den Fluß Shannon hinübertrieb und auf den rauhen und unfruchtbaren Landestheil Connought einſchränkte, das ganze übrige Irland aber an Engländer verkaufte, welche die Aecker ſeitdem als ihr Eigenthum bebauten. Erſt nach und nach durften die Irländer wieder über den Shannon herüberkommen, um den engliſchen Grundherrn als Tagelöhner oder Pächter zu dienen.

Triumphirend aus Irland heimgekehrt, führte Cromwell im nächſten Jahr 1650 ſein Heer gegen Schottland, weil hier des hingerichteten Königs älteſter Sohn als Karl II. zum König ausgerufen worden war. Montroſe war wieder aufgetaucht, wurde aber ſchon im April gefangen und an einen hohen Galgen gehenkt, der junge König aber behielt eine große Partei, weil er ſich den Presbyterianern hingab und geduldig ihre oft tagelangen Predigten anhörte. Aber gegen Cromwell vermochte er nicht Stand zu halten und erlitt durch denſelben bei Dunbar am 3. Sept. eine Niederlage. Durch eine Erkrankung Cromwells wurde ſeine völlige Vertreibung aus Schottland noch ein Jahr aufgehalten, aber am Jah-

restag der Schlacht bei Dunbar erlitt er durch Cromwell 1651 eine zweite schreckliche Niederlage bei Worcester und rettete sich mit genauer Noth durch die Flucht. Nachdem er durch treue Anhänger bald hier, bald dort versteckt worden war, eine Zeitlang auch in den dichten Zweigen einer Eiche zugebracht hatte, entkam er endlich im October nach Frankreich. Cromwell verfuhr in Schottland viel milder als in Irland, vernichtete aber die Selbständigkeit des Landes, löste das Parlament auf, und verlieh dagegen 50 Schotten Sitz und Stimme im englischen Parlament. Großbritannien wurde somit zum Einheitsstaat.

Ein Oberst Lilburne wagte es, an der Spitze der Leveller Cromwell anzuklagen, er trachte nach der Krone, man habe also für die Freiheit umsonst gekämpft. Cromwell aber ließ ihn ins Gefängniß werfen und die Leveller zu Paaren treiben. Ein Verfahren, wofür man ihm nicht weniger dankte, als für die Befestigung der englischen Herrschaft in Irland und Schottland. Denn man war der Wühlereien satt und sehnte sich nach Ordnung und Ruhe. Das Parlament bildete sich immer noch ein, die Macht liege in ihm, und dachte an eine Reduction der Armee, die dem Lande sehr viel kostete und die zugleich die schreckliche Zuchtruthe war, welche Cromwell immer in der Hand hielt, um allen Furcht einzujagen. Cromwell aber hatte das Parlament bisher nur aufrecht erhalten, um ihm alles Gehässige, den Königsmord, die Hinrichtungen des Adels, die Confiscationen ꝛc. aufzuladen. Jetzt brauchte er es nicht mehr, denn nach so vielen Siegen, bedeckt mit so großem Ruhm und Abgott des Heeres war er stark genug, auch ohne Parlament zu regieren. Als sich das letztere nun gar anmaßte, das Heer abzudanken, dankte Cromwell umgekehrt das Parlament ab. Am 19. April 1653 ließ er es mit Truppen umstellen und erschien selbst, um dem Parlament zuzurufen: „das öffentliche Wohl hat euch nie am Herzen gelegen, ihr habt nur die Tyrannei der Juristen und die schmutzige Selbstsucht der Presbyterianer befördert, der Herr verwirft euch.“ Wentworth erinnerte ihn an die Würde des Hauses, aber Cromwell fuhr ihn an: „ich will eurem Geschwätz ein Ende machen!“ Er

ſtampfte mit dem Fuß und die Soldaten traten ein. Vane, der eifrige Republikaner, widerſetzte ſich der gewaltſamen Auflöſung des Parlaments, aber Cromwell rief ihm höhniſch zu: „o Heinrich Vane, Gott befreie mich von Heinrich Vane. Er hätte dem allen vorbeugen können, aber er iſt ein Gaukler!“ Mit gleichem Hohn beſchimpfte er die andern Parlamentsglieder, indem er ſie durch die Soldaten fortjagen ließ, und nannte den einen einen Trunkenbold, den andern einen Wucherer, einen Lüderlichen ꝛc. Auch den bisher regierenden Ausſchuß oder Staatsrath löste Cromwell auf und ernannte im Namen des Heeres einen neuen, rein militäriſchen Staatsrath.

Es gab noch immer Ideologen, welche die Volksſouveränetät für möglich hielten. Aber in einem merkwürdigen Geſpräch mit Ludley ſagte Cromwell: „Wo iſt denn das Volk? ich ſehe nur Royaliſten, Cavaliers, Biſchöfe, Presbyterianer, Independenten, Levellers, Wiedertäufer ꝛc. In welchem dieſer Volkstheile ſoll denn die Souveränetät ſtecken?“ Souverän iſt immer nur die eiſerne Hand und der Verſtand, der ſie lenkt. Alſo war die Souveränetät bei Cromwell. Es war daher auch reine Ironie, ſofern er der parlamentsſüchtigen Volkseinfalt noch das Gaukelſpiel eines ſolchen vergönnte. Das war das berüchtigte Barebone-Parlament, welches aus 160 Mitgliedern beſtehend am 4. Juli 1653 eröffnet wurde. Es empfing den Spottnamen von dem Lederhändler Barebone, der Mitglied deſſelben war und deſſen Bruder ſich nach damaliger Sitte einen ganzen Bibelvers zum Vornamen gegeben hatte: „Wenn Chriſtus nicht für mich geſtorben wäre, ſo wäre ich verdammt — Barebone.“ Man nannte ihn kurzweg den „verdammten Barebone“ und derſelbe Name ging auf das ganze Parlament über. Es beſtand aus Creaturen Cromwells, ausgewählt aus den niedern Ständen, und Frömmlern, um als eine Vertretung des eigentlichen Volks zu erſcheinen und zugleich die Presbyterianer zu befriedigen. Sie fingen mit Gebet an und „ſuchten den Herrn“ von früh Morgens bis ſpät Abends, ehe ſie den Sprecher wählten. Einige von ihnen waren wirkliche Fanatiker, aber vom ſchlechteſten Geſchmack, die andern nur Heuchler. Nie ſah man elendere Volksvertreter bei-

ſammen. Aber ſie wagten dennoch, mehr aus Einfalt als aus böſem Willen, den allein regierenden Verſtand zu mißverſtehen und wurden ihm läſtig, ſo daß ſie ſchon am 12. December deſſelben Jahres wieder heimgeſchickt wurden. Als Oberſt Goſſe im Parlament eintrat, ſuchten ſie wieder den Herrn. Er aber rief ihnen zu: „Geht, geht, ihr werdet ihn nicht finden, denn er iſt noch nie zu euch gekommen.“

2.

Englands Machtentfaltung unter dem Protector.

Am 16. December 1653 ließ ſich Cromwell durch den Conſeil der Offiziere zum Protector der drei vereinigten Königreiche ernennen, nicht mit dem Namen, aber mit der vollen Macht eines Königs. Nur um nicht als ein Deſpot zu erſcheinen, duldete er neben ſich auch jetzt noch ein Parlament, welches er aber beim erſten Widerſtande wieder auflöste. Die Royaliſten, Katholiken und Biſchöflichen der frühern Zeit blieben noch immer von allen Rechten ausgeſchloſſen. Sämmtlichen nicht katholiſchen und nicht biſchöflichen Secten gewährte Cromwell Toleranz. Das alles war ſehr klug berechnet. Er jagte zugleich allen Parteien Furcht ein und bewirkte doch zugleich, daß die bisherigen Revolutionäre in ihm ihre Stütze ſahen und die bisherigen Reactionäre hofften, er werde in der Reaction noch weiter gehen. Seiner alten Politik getreu brauchte er immer eine Partei gegen die andere und täuſchte alle. Er zog übrigens mit ſeiner ganzen Familie in den königlichen Palaſt von Whitehall und hielt hier Hof faſt mit demſelben Ceremoniel wie früher die Könige. Das wurde ihm einerſeits von den extremſten Republikanern ſchwer verdacht, deren Verſchwörungen ihm aber nicht ſchadeten; während andrerſeits der äußere Glanz, mit dem er ſich umgab, nur ſeiner Macht und dem großen Anſehen entſprach, welches er im In- und Auslande genoß.

Er bändigte nicht nur im Innern die Hydra der Parteien und

beugte ganz Großbritannien unter einen Willen, ſondern er mehrte die Macht Englands auch nach außen und insbeſondere zur See. Dazu benutzte er zunächſt gewiſſe Mißhelligkeiten mit Holland. Holländer und Engländer hatten bisher vereinigt gegen Spanien gekämpft, je mehr Spanien aber erſchlaffte, deſto mehr trat auch unter jenen proteſtantiſchen Seemächten eine natürliche Eiferſucht hervor. Holland hielt ſich für die erſte Seemacht, ſah die Entwicklung der engliſchen Seemacht nicht gern und freute ſich über die engliſche Revolution, weil England dadurch zerrüttet und geſchwächt wurde. Viele waren thöricht genug zu glauben, die Republik Holland würde der Republik England zujauchzen und ſich mit ihr gegen die Könige verbünden. Aber Principe gelten nie etwas, wo es ſich um Intereſſen handelt, am wenigſten in Handelsſtaaten. In Holland herrſchte daher Sympathie für das vertriebene Haus Stuart und Cromwells Geſandter bei den Generalſtaaten, Dorislaus, wurde im Haag ermordet. Cromwell aber ergriff dieſe Gelegenheit gern, um mit ſeiner gewohnten Thatkraft die Continentalmächte ebenſo zu ſchrecken, wie er ſeine drei Inſelreiche durch Schrecken beherrſchte. Er ließ nämlich ſchon im October 1651 die berühmte Navigationsacte decretiren, derzufolge Waaren aus Aſien, Afrika und Amerika nur auf engliſchen Schiffen, Waaren aus Europa außerdem nur auf Schiffen des Landes, in welchem die Waaren producirt wurden, in England eingeführt werden durften. Zugleich forderte er, daß die engliſche Flagge den Vorrang in allen Meeren habe und überall zuerſt ſalutirt werden müſſe. Endlich ſollte ihm von der Republik Holland für längſt vergeſſene, ſchon vor zwanzig Jahren vorgefallene Schädigungen der Engländer durch Holländer auf Amboina voller Erſatz geleiſtet werden. Holland ließ ſich das nicht gefallen. Es kam daher 1652 zu einem Kriege, in welchem die engliſchen Admirale Blake, Dean und Monk und die holländiſchen Admirale Tromp, Ruyter, Witt und Evertſon ſich große und blutige Seeſchlachten lieferten. Im Allgemeinen aber blieb die engliſche Marine der holländiſchen überlegen, ſo daß ſich Holland endlich bequemte, den Forderungen Cromwells nachzugeben, 1654.

Unmittelbar darauf fing Cromwell einen eben so übermüthigen Krieg mit Spanien an, indem er freie Schiffahrt in Westindien und die Aufhebung der Inquisition forderte. Als hierauf der Krieg ausbrach, wurden die sieggewohnten englischen Admirale mit der spanischen Marine noch leichter fertig, als vorher mit der holländischen, nahmen die reichen Silberschiffe, die aus Peru kamen, weg, behielten aber von ihren Eroberungen nur die große Insel Jamaika, die drittgrößte der Antillen neben St. Domingo und Cuba, 1658. In demselben Jahre schreckte Blake die türkischen Seeräuberstädte Algier, Tunis und Tripolis, trotzte dem Großherzog von Toscana eine Geldentschädigung ab und jagte selbst in Rom solche Angst ein, daß man sich dort einbildete, er werde den kostbaren Schatz der Gottesmutter in Loretto plündern wollen. Auch der wilde Pfalzgraf Ruprecht commandirte damals eine kleine englische Flotte für Karl II. und erfocht kleine interessante Siege. Als aber sein Bruder Moriz in den Wellen unterging, kehrte er heim und trieb in Mainz mathematische und chemische Studien. Einmal im Seekrieg mit Spanien begriffen, wollte Cromwell den Krieg auch zu Lande führen und Frankreich verband sich desfalls sehr gern mit ihm zur Wiedereroberung Dünkirchens, welches aber England für sich allein behielt, ohne daß Frankreich zu widersprechen wagen durfte, 1657. Bei solchen Erfolgen genoß Cromwell ein überaus großes Ansehen in ganz Europa. Die Königin Christine von Schweden schwärmte für ihn. Mazarin überhäufte ihn mit Schmeicheleien. Der große Kurfürst von Brandenburg ehrte ihn durch eine Gesandtschaft. Sogar Spanien buhlte um seine Gunst und suchte ihn durch den Gesandten Cardenas dahin zu bewegen, daß er sich zum König von England ausrufen lasse.

Das letztgenannte Ziel hatte Cromwell selbst vor Augen, allein trotz des äußern Glanzes waren die innern Verhältnisse Englands zu trübe und unzuverlässig, als daß der kluge Mann nach der gefährlichen Krone hätte greifen mögen. Er hatte beständig geheime Verschwörungen niederzukämpfen und mußte ein ganzes Heer von Spionen bezahlen, die seine Gegner auf Schritt und Tritt belauer-

ſollte. Don Juan that es, und zog darauf in Brüſſel ein, 1577. Zufolge dieſes Friedens mußten die ſpaniſchen Truppen entfernt werden, und Don Juan entließ ſie wirklich; als er aber ſah, daß er ſich dadurch alles Anſehns beraube, und gänzlich von der Willkühr der Niederländer abhängig mache, beſann er ſich eines andern, verließ Brüſſel heimlich, und warf ſich in die feſte Stadt Namur, von wo aus er ſchnell die Truppen zurück rief. Ueber dieſe Treuloſigkeit empört, entſetzten ihn die Stände zu Brüſſel eigenmächtig der Statthalterſchaft, und Wilhelm von Oranien trat an die Spitze der Geſchäfte. Da aber die andern niederländiſchen Großen auf dieſen einflußreichen Mann eiferſüchtig waren, und Wilhelm ſelbſt mehr des Landes Wohl als ſeine eigne Perſon bedachte, ſo ward ein andrer Statthalter gewählt, Erzherzog Mathias, der zweite Sohn Kaiſer Maximilians II, der als ein Habsburger zugleich ein nahes Recht auf dieſe Würde hatte. Mathias kam ſehr bereitwillig, und feierte ſchon in Brüſſel große Feſte, 1578, als die Nachricht eintraf, daß das ſtändiſche Heer bei Gembloux von Don Juan geſchlagen ſei. Mathias hielt nun nicht aus, ſondern verließ das Land. Don Juan ſelbſt aber ſtarb noch in demſelben Jahre plötzlich.

Kapitel CCCXCVII.

Die Generalſtaaten von Holland.

Die Niederlande befanden ſich jetzt in der größten Verwirrung. Im Süden behauptete ſich Alexander von Parma, Margarethens Sohn und Don Juans Neffe, an der Spitze der Spanier, aber dieſe waren geſchmolzen, und die ganzen Niederlande gegen ſie in Waffen. In Brüſſel war man unſchlüſſig, daher thaten die ein-

ten. Seine Regierung war schrecklich theuer und drückend. Das Schiffsgeld, wegen dessen die Revolution begonnen hatte, war nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit den ungeheuren Auflagen unter Cromwell, und die Sternkammer mit all ihren willkürlichen Verurtheilungen noch taubensanft gegen den Protector und die Organe seiner Tyrannei. Jeder ihm Verdächtige wurde heimlich gefaßt und hingerichtet oder in tiefem Kerker begraben. In den Provinzen hatten früher schon die Commissäre des Parlaments mit unumschränkter Gewalt Confiscationen, Einsperrungen, Foltern und Hinrichtungen verfügt und die Habgier und Grausamkeit orientalischer Paschas mit der Rabulisterei occidentalischer Juristen verbunden. Statt ihrer schickte Cromwell jetzt seine Obersten als Militärgouverneure in alle Provinzen aus, die noch summarischer verfuhren. Obgleich nun alles terrorisirt war, so regte sich doch die Opposition in Flugschriften, die insgeheim verbreitet wurden und furchtbare Anklagen gegen den Protector enthielten, und in immerwährend erneuerten Verschwörungen.

Es wurde zwar am 18. Febr. 1657 durch den Alderman Pack im Parlament ein Versuch gemacht, dem Protector die Königskrone anzutragen, allein Cromwells eigne Familie setzte sich dawider. Sein Schwager Desborough und sein Eidam Fleetwood, der nach Iretons Tode dessen Wittwe geheirathet hatte, verständigten sich mit den Offizieren des Heeres und überreichten ihm eine Bittschrift derselben, die ihm von der Annahme der Krone abrieth. Es ist nicht ausgemacht, ob Cromwell dadurch einen moralischen Zwang erfuhr, oder ob die ganze Sache von ihm selber eingeleitet war, um ihn die Großmuthsrolle spielen zu lassen. Seinem Scharfblick konnte wenigstens nicht entgehen, daß ihn, der schon in den Jahren vorgerückt war, die Thronbesteigung nur in neue kaum überwindliche Schwierigkeiten verwickelt haben und daß er doch keine Dynastie auf die Dauer gründen, daß nach seinem Tode die künstliche neue Monarchie wieder zerfallen würde. Es war ohne Zweifel seiner ganzen Stellung angemessener, daß er eine Krone, der er in jeder Beziehung würdig war, aus Großherzigkeit auszuschlagen schien, wenn er sie gleich wirklich nur aus Klugheit ausschlug. Er fügte daher seinem Titel nur noch Lord

Protector hinzu, änderte aber die Verfassung insofern, als er das Parlament wieder in ein Ober- und Unterhaus theilte, um zwischen sich und dem Demos wieder einen aristokratischen Körper einzuschieben, am 19. Mai 1657.

Aber auch dieses Parlament mußte er noch einmal entlassen, weil sich immer neue Opposition gegen ihn erhob. Er wurde dadurch so argwöhnisch, daß er beständig einen Panzer unter den Kleidern trug und die ängstlichste Vorsicht gegen Meuchelmord gebrauchte, jede Nacht in einem andern Zimmer schlief und überall in seiner Nähe Wachen aufstellte. Endlich erkrankte er und starb, als er erst 59 Jahre alt war, am Jahrestage seiner siegreichen Schlachten von Dunbar und Worcester, 1658.

3.

Die englische Restauration.

In der nächsten Zeit, nach des Protectors Tode blieb alles beim Alten. Sein Sohn, Richard Cromwell, wurde als Protector anerkannt, dessen jüngerer Bruder Heinrich verwaltete Irland, General Monk Schottland. Richard war wohlwollend und durchaus nicht ehrgeizig, aber der Regierung nicht gewachsen. Man rieth ihm, sich in einem Parlament eine Stütze zu geben, was am 27. Jan. 1659 geschah. Als dasselbe aber die Macht an sich ziehen wollte, widerstrebte die Versammlung der Offiziere, schloß das Parlament und berief die noch lebenden Mitglieder des Langen-Parlaments als sog. Rumpfparlament ein, am 6. Mai. Da nun Richard nichts dagegen zu thun vermochte, dankte er lieber ab, am 25. Mai. Dasselbe that sein Bruder Heinrich. Die Offiziere erhoben seinen Schwager Fleetwood zum Obergeneral, der aber eben so wenig den Umständen gewachsen war. Armee und Parlament beargwohnten und stritten sich fort und fort, bis das letztere am 13. October schon wieder aufgelöst wurde.

Unterdeß aber hatte sich im Volk eine starke Sehnsucht nach

Ruhe und Rückkehr der alten Monarchie kund gegeben. Man war der Parteiwuth, des republikaniſchen Terrorismus, der frommen Heuchelei herzlich ſatt und die Menſchen, die um die Regierungsgewalt ſtritten, flößten keine Achtung mehr ein. Der ſchlaue Monk arbeitete daher ganz im Stillen in Schottland für die Reſtauration der Stuarts. Als eine erſte royaliſtiſche Erhebung in England durch General Lambert bei Cheſter niedergeſchlagen, dieſer Lambert neben Fleetwood zum Obergeneral ernannt und einem Sicherheitsausſchuß von 23 Mitgliedern die Verwaltung übertragen wurde, erklärte ſich Monk im Winter offen gegen dieſe ewigen Wechſel und Willkürlichkeiten und rüſtete ſtark. Das machte den Feinden der Anarchie auch in England wieder Muth, die Flotte unter Lawſon erklärte ſich gegen Lambert, Haslerig und Morley brachten auch das engliſche Landheer auf ihre Seite, verhafteten Lambert und Heinrich Vane, und hinderten nicht mehr, daß Monk am 3. Februar 1660 wie ein Triumphator in London einzog. Die Parole war noch nicht „Rückkehr der Stuarts," ſondern nur „ein freies Parlament," aber dieſes letztere ſollte die erſtere nur vorbereiten. Der große Abfall der Offiziere von der Sache der Republik erklärt ſich aus der Sorge der Einzelnen, bei der nun doch unvermeidlichen Aenderung der Dinge nicht zu kurz zu kommen. Auf einmal wollte ſich jeder um die Reſtauration verdient machen.

Unter dieſen Umſtänden trat Monk mit dem Thronerben, Karls I. älterem Sohn Karl, der in Brüſſel lebte, ins Vernehmen und lud ihn zur Rückkehr nach England ein. Das am 25. in London verſammelte Parlament war ganz royaliſtiſch gefärbt, verkündete ſchon am 8. Mai unter unermeßlichem Volksjubel die Wiederaufrichtung des Throns und proklamirte König Karl II., der alsbald auf engliſchem Boden landete und am 29. Mai ſeinen feierlichen Einzug in London hielt.

Da wurde alles wiederhergeſtellt, wie der Thron, ſo das Ober- und Unterhaus, die biſchöfliche Kirche, das alte luſtige Leben, das Theater, Spiel und Tanz. Die ganze Revolution war wie ein wüſter böſer Traum vorübergegangen. Der König nahm eine nur mäßige Rache. Oliver Cromwells Grab wurde zwar umgewühlt und ſein Leichnam verbrannt, Richard entfloh, durfte aber ſpäter zu-

rückkehren. Heinrich Cromwell blieb in England unangefochten, ja der König machte ihm sogar einmal einen Besuch auf seinem Landgut. Alle Mitglieder des Parlaments, die für den Tod Karls I. gestimmt hatten, wurden zum Tode verurtheilt, aber nur wenige wirklich ergriffen und hingerichtet, unter ihnen Coke, der Ankläger des Königs, Harrison und Vane. Am unzufriedensten waren die Presbyterianer, weil die bischöfliche Kirche wiederhergestellt wurde. Zweitausend Prediger derselben verweigerten den neuen Eid und verloren ihre Stellen. Es war aber nicht mehr möglich, den alten Fanatismus im Volke zu ihren Gunsten zu beleben.

Sehr viele Unzufriedene wanderten damals nach den englischen Colonien in Nordamerika aus und verpflanzten dorthin ihren Republikanismus und strengen Sectengeist. Als eine ganz neue Secte waren während der Revolution die sog. Quäker aufgetreten und wegen ihrer Sonderbarkeiten von Cromwell verfolgt worden. Ihr Stifter war Georg Fox, der in seiner Jugend Schafe hütete, seit 1647 aber umherwanderte und predigte, Gott bedürfe keiner Kirche und keiner Priester, alle Menschen seyen sich gleich, daher müsse jeder den anderen du nennen und dürfe keiner vor dem anderen den Hut abnehmen. Die Menschen seyen alle Brüder und keiner dürfe den andern anfeinden, also auch keiner Soldat werden. Der Ausspruch des Heilands „Liebet eure Feinde"! müsse eine Wahrheit werden. Auch solle man Christo in der Gelassenheit und Geduld nachahmen, sich niemals wehren und lieber alles ertragen. Seine Anhänger wurden quakers genannt, d. h. Zitterer, weil er einmal seinen Richtern zurief: Zittert vor dem Worte Gottes! Die Quäker verachteten die Kirche, den Altar, die Sacramente, den Sonntag ꝛc., hielten ihren Gottesdienst nur in Meetings oder Versammlungen unter freiem Himmel, wobei jeder reden konnte, der sich vom Geiste oder inneren Lichte dazu getrieben fühlte, Weiber so gut wie Männer. Sie erregten anfangs nur Staunen und Gelächter, zumal bei den kriegerischen Puritanern, und Cromwell verfolgte sie als schlechte Bürger. Als Karl II. zum Thron gelangte, sollen noch über 12,000 Quäker in den Gefängnissen geschmachtet haben. Sie wurden

bemitleidet und von der Reſtauration geſchont. Auch verſchaffte ihnen ihre Friedensliebe und chriſtliche Geduld, ſowie ihr arbeitſamer Fleiß allmälig Achtung. Nur weil ſie der biſchöflichen Kirche den vorgeſchriebenen Eid nicht leiſten wollten, wurden ſie noch ein paar Jahrzehnte hindurch bedrängt, bis ihnen endlich 1689 der Eid erlaſſen wurde. Fox ſelbſt ſtarb 1691, das Haupt der Secte wurde nach ihm William Penn. In der Entſtehung derſelben verräth ſich ein welthiſtoriſches Geſetz. Durch die Kriegswuth der Puritaner mußte das andere Extrem frommer Taubenſanftmuth hervorgerufen werden.

Daß ſich die biſchöfliche Kirche ſo leicht wieder herſtellen ließ, erklärt ſich aus dem Ekel, den das karikirte Chriſtenthum während der Revolution in allen geſunden Gemüthern zurückgelaſſen hatte. Merkwürdiger iſt, daß ſich der bürgerliche Geiſt nicht kräftiger gegen das Oberhaus und die Wiederkehr der Adelsprivilegien regte, zumal da der Adel und der Hof aus ihrer Verbannung ſo viel franzöſiſche Mode und Unſitte mitbrachten. Allein man hegte damals für alle, die unter der Revolution gelitten hatten, warme Theilnahme und die vornehme Lüderlichkeit wurde ſogar populär, weil man nach ſo langer Todesangſt und trübſeliger Frömmelei froh war, daß es wieder luſtig herging.

Der König machte Monk, der ihm ſo große Dienſte geleiſtet hatte, zum Herzog von Albemarle. Hyde, der ſeine Verbannung getheilt hatte, zum Lord Clarendon erhoben, wurde ſein vornehmſter Rath und noch höher geehrt, als des Königs Bruder Jakob ſeine Tochter Anna zur Gemahlin wählte. Dieſer Jakob, Herzog von York, war eifrig katholiſch. Der König ſelbſt heirathete die portugieſiſche Prinzeſſin Katharina, alſo eine Katholikin. Das alles gab dem Hofe einen halbkatholiſchen Charakter. Alle Traditionen des Hauſes Stuart waren katholiſch. Karl II. ſtand in engſter Beziehung zum eifrig katholiſchen Ludwig XIV., von dem er wie zur Zeit der Verbannung, ſo auch nach ſeiner Wiederherſtellung auf dem Throne immer noch Geld annahm, um es zu ſeinen Vergnügungen verſchwenden zu können. Ja er ging ſoweit, Dünkirchen, welches Cromwell an England gebracht hatte, jetzt wieder an Frankreich für Geld zu verkaufen. Mithin entſtand im engliſchen Volke die ziemlich natürliche Beſorgniß, die Reſtauration werde nicht

bei der Wiederaufrichtung des Throns und der Episcopalkirche ſtehen bleiben, ſondern bis zur Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche in England wenigſtens verſuchsweiſe vorſchreiten. Dadurch kam ein Mißton in das Verhältniß, in welches die Stuarts zum engliſchen Volke traten. Der König ſelbſt hatte keine katholiſchen Neigungen, ſondern lebte nur dem ſinnlichen Vergnügen, weil er aber kinderlos blieb, ſo mußte ſein Bruder ihn beerben, dem man zutraute, er werde das ganze Land wieder katholiſch machen wollen.

4.

Karls II. luſtiger Hof.

Man bemerkt bei Karl II. weder feſte Grundſätze, noch eine würdige Haltung. Im Anfang ließ er ſich von Clarendon leiten. Als dieſer aber einmal eine tugendhafte Dame mit Liſt ſeiner Verführung entzog, grollte ihm Karl und ſetzte ihn ab. Das wäre aber unter allen Umſtänden geſchehen. Denn eine der vielen Maitreſſen des Königs, Frau Palmer, die er zur Herzogin von Cleveland erhob, brauchte zu ihren Verſchwendungen ungeheure Summen, die ihr nur ein ganz von ihr abhängiges Miniſterium gewähren konnte. So war der neue Miniſterrath, beſtehend aus Clifford, Aſhley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, die man das Miniſterium der Cabale nannte, weil die Anfangsbuchſtaben ihrer Namen das Wort Cabal darſtellen. Sie nahmen ſich nicht das Wohl und die Ehre Englands, ſondern nur die Befriedigung der königlichen Maitreſſe zu ihrer Richtſchnur und je mehr ſie der letztern Geld herleihen mußten, deſto lieber ſahen ſie es, daß der König von Frankreich Geld empfing. Dafür mußten ſie aber auch die engliſche Flotte Frankreich zur Verfügung ſtellen, als dieſes den Vernichtungskrieg gegen Holland begann. In einem geheimen Vertrage von 1670 verpflichtete ſich Frankreich, den König von England zu unterſtützen, wenn er in ſeinem Reiche die katholiſche Kirche herſtellen und die unumſchränkte Monarchie einführen wolle. Der König würde

diesen Vertrag, der nothwendig zum Kriege mit seinem eigenen Volke führen mußte, sobald er bekannt wurde, wohl nicht abgeschlossen haben, wenn ihm nicht Ludwig XIV. eine neue bildschöne Maitresse, die Französin Querouaille, zugeschickt hätte, die ihn zu allem überredete und die er zur Herzogin von Portsmouth ernannte.

Hof und Gesellschaft in London waren damals ganz in französische Lüderlichkeit gesunken. Der materialistische Philosoph Hobbes, Lehrer des Königs, vertheidigte den Despotismus und daß sich der Herrscher über jedes Sittengesetz hinwegsetzen dürfe. Lord Rochester, des Königs Günstling, starb jung an Trunk und Wollust und hinterließ Gedichte von einer Schamlosigkeit, die selbst in Frankreich aufgefallen wäre. Chesterfield aber brachte die Lüderlichkeit des Hofes in ein System, indem er öffentlich in seinen Schriften lehrte, Genuß allein sey Leben und deshalb sey, um sich den Genuß zu verschaffen, jedes Mittel erlaubt. Auch das englische Theater war in dieser Zeit sehr frivol.

Die englische Nation blieb inzwischen nicht gleichgültig. Eine Pest und ein furchtbarer Brand, der 1666 einen großen Theil der Stadt London, nämlich 13,000 Häuser derselben in Asche legte, erschreckte die Gemüther und riß das Volk aus dem Frohsinn heraus, dem es sich bisher, übereinstimmend mit den Vornehmen, hingegeben hatte. Damit erwachte die Sorge für die Zukunft und der durch die Hingebung an Frankreich beleidigte Stolz der Engländer. Das Parlament erhob sich und verwarf nicht nur das Decret, welches den Katholiken Religionsfreiheit gewährte, sondern setzte 1673 auch die s. g. Test-Acte durch, wonach jeder Beamte der Episcopalkirche den Test-, d. h. Prüfungseid leisten und das Abendmahl nach dem Ritus dieser Kirche genießen sollte, 1673. Vergebens verlangte Jakob, Karl solle nicht nachgeben, aber der französische Gesandte selber rieth, er solle diesmal noch inne halten, und nicht eine Revolution heraufbeschwören, die ihm selbst gefährlich werden und auch nur den Feinden Frankreichs zu einer neuen Waffe dienen würde. Der König gab also dem Parlament nach und die Folge war, daß England mit Holland Frieden schloß und daß Wilhelm

von Oranien sich sogar mit Jakobs Tochter Marie vermählen durfte. Jakob selbst protestirte dagegen vergebens, wie er auch den Test-Eid nicht leistete und deshalb alle seine Aemter niederlegte. Karls damaliger Minister, Ashley, den er zum Grafen von Shaftesbury ernannte, suchte sich unentbehrlich zu machen, indem er mehr die Partei des Parlamentes, als die der Dynastie ergriff.

Von nun an wurde unabläßig gewühlt, um den Thronfolger Jakob als Katholiken vom englischen Thron auszuschließen. Man hetzte das Volk in wüthenden Haß gegen die katholische Kirche. Ein gewisser Titus Oates denuncirte fälschlich 1678 eine angebliche papistische Verschwörung, der Papst selbst stehe an der Spitze, die römische Propaganda und der Jesuitenorden sey mit der Ausführung betraut, Frankreich sey mit im Spiele, eine Anzahl Lords hätten sich verbündet, den König zu tödten, damit Jakob schneller zur Regierung käme und alles katholisch mache. Sofort wurden fünf Lords peinlich angeklagt und Shaftesbury ersah den Augenblick, um eine neue Habeas-Corpusacte im Parlament durchzusetzen, welche den Engländern die größte persönliche Freiheit gewährte, sie gegen jede Willkür von Seite der Regierungsgewalt schützte und nur den zuständigen Gerichten nach streng vorgeschriebenen Normen gestattete, einen Engländer zu verhaften, 1679. Fünf Jesuiten wurden unschuldig hingerichtet, das Bild des Papstes mit besonderer Wuth und Malice in den Straßen Londons verbrannt, Jakob durch das Unterhaus von der Thronfolge ausgeschlossen. Karl schwankte wie gewöhnlich und ließ mit sich in Betreff der Ausschließung seines Bruders unterhandeln. Zuletzt aber hielt er doch am Geburtsrecht fest, bestätigte die Ausschließungsbill nicht, entließ das Parlament und rief Jakob, der dem Sturm ausgewichen war, zurück, 1680.

Nun muß man, um die ferneren Ereignisse zu verstehen, zweierlei ins Auge fassen. Einmal die Politik Ludwigs XIV., der den schwachen König Karl bestach und zu seinen Zwecken benutzte, bis Karl durch die Gewalt der Umstände und das Parlament gezwungen wurde, sich von Frankreich loszusagen. Alsdann entzog ihm Ludwig die jährlichen Subsidien und bestach damit Shaftesbury und

die Oppoſition, um England in Verwirrung zu bringen, ſo daß es unfähig werden mußte, ihm zu ſchaden, wenn es ihm nicht mehr diente. — Zweitens ſtritt ſich die mächtige Oppoſition in England, was nach Karls II. Tode und nach Jakobs Ausſchließung vom Thron werden ſolle? Karl hatte einen unehelichen Sohn, James, Herzog von Monmouth, der nach der Krone ſtrebte und den auch eine Partei unterſtützte. Eine andere wollte zur Republik zurückkehren und an ihrer Spitze ſtand Algernon Sidney, der nur ein edler politiſcher Schwärmer zu ſeyn ſchien, ſich indeß doch von Ludwig XIV. bezahlen ließ. Eine dritte Partei nahm die Thronfolge der Prinzeſſin Marie, als der älteſten Tochter Jakobs, in Ausſicht und fand in deren Gemahl, dem klugen Oranier, einen geſchickten Lenker. Des letztern Aufgabe war nicht blos, ſeiner Partei Anhang in England zu gewinnen, ſondern auch vorzugsweiſe den geheimen franzöſiſchen Minen Contreminen entgegenzuſetzen.

Abgeſehen aber von dieſen Umtrieben ſpaltete ſich England damals in zwei große Parteien, eine königlich-ariſtokratiſche und eine conſtitutionell-demokratiſche, eine des Hofes und eine der Habeas-Corpusacte. Für den Augenblick erhielt die königliche Partei eine gewiſſe Stärke, da die Lords die Rückkehr der Republik fürchteten, da das den Engländern angeſtammte Rechtsgefühl die Ausſchließung des legitimen Thronfolgers verwarf und da die franzöſiſchen Umtriebe den Nationalſtolz verletzten. Daher ſich die Mehrheit des Oberhauſes und eine immerhin ſtarke conſervative Partei dem König anſchloß. Man nannte dieſe Partei die der Tories (tories, Räuber, ein iriſcher Schimpfname) und dagegen die des Unterhauſes und der liberalen Oppoſition die der Whigs (von whig, ein Ruf, womit man in Schottland die Pferde antreibt, oder „ſaure Milch", womit man die finſtere Miene der Puritaner verglich).

Der ſchlaue Oranier ließ die mit ihm rivaliſirenden Parteien ſich abnutzen, ehe er für ſich auftrat. Zuerſt vereinigten ſich die ſämmtlichen Oppoſitionen, mit Ausnahme der oraniſchen, nämlich Shaftesbury, der die Katholiken fanatiſch haſſende Lord Ruſſel, Monmouth und Sidney zu gemeinſamem Handeln, aber Shaftesbury

verzweifelte am Erfolge, denn wenn ſie auch geſiegt hätten, würden Monmouth und Sidney gleich wieder zerfallen ſeyn. Er zog ſich alſo plötzlich zurück und ſtarb bald nachher. Nun wagten ſich Ruſſel und Sidney vor, wurden aber ſchnell gefaßt und hingerichtet, 1683. Monmouth kam damals noch mit einem blauen Auge davon. Dieſe Menſchen zeigten ſich ganz unfähig und um ſo wichtiger mußte, ſobald ſie beſeitigt waren, die bisher verborgene Perſon des Oraniers als Retter Englands hervortreten. Man darf annehmen, daß die Gerüchte, mit denen damals das engliſche Volk geängſtigt und in Wuth verſetzt wurde, Ausſtreuungen des Oraniers geweſen ſind. Man glaubte nämlich, Ludwig XIV. habe mit Karl II. und ſeinem Bruder Jakob heimlich verabredet, den Hafen von Portsmouth an Frankreich abzutreten, worauf ein großes franzöſiſches und iriſches Heer landen und England katholiſch machen würde.

Karl II. ſtarb am 6. Februar 1685 und ſoll nur einem katholiſchen Prieſter ſeine Beichte abgelegt haben, ein Gerücht, was offenbar abſichtlich verbreitet wurde, um ihn als Mitſchuldigen Jakobs, als einen heimlichen Katholiken, der ſein Lebenlang nur geheuchelt habe, verächtlich zu machen und überhaupt die letzte Anhänglichkeit des Volks an die Stuarts auszutilgen. Karl hatte, wie ſchon geſagt, gar keine religiöſen Sympathien und kannte keine andere Gottheit, als die Venus.

5.

Die Vertreibung der Stuarts.

Jakob II. übernahm die Regierung ungehindert, weil er feierlich gelobte, die bisherige Verfaſſung und Geſetzgebung in Staat und Kirche einhalten und nicht verletzen zu wollen. Er verſprach aber offenbar zu viel und täuſchte ſich darüber, daß man ihm Vertrauen ſchenken werde, aber auch nicht weniger darüber, daß man ihm, ſobald er Gewalt brauche, gehorchen werde. Seine ärgſte Täuſchung war wohl die in Betreff Frankreichs, ſofern er ſich einbildete,

zelnen Landschaften und Städte, was ihnen gut dünkte. Die nordischen Küstenbewohner, jene kühnen Wassergeusen, die von Anfang an am entschlossensten gehandelt, wollten auf jeden Fall ihre Freiheit behaupten, und waren unter sich einig. Darum traten sie zu Utrecht in ein festes und ewiges Bündniß zusammen, die Utrechter Union genannt, sagten sich völlig von der spanischen Herrschaft los, und gründeten eine vereinigte Republik von sieben freien Staaten, Geldern, Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Oberyssel und Gröningen, die Generalstaaten von Holland genannt, und zum obersten Generalstatthalter wählten sie Wilhelm von Oranien, 1579. Auf der andern Seite führte die allgemeine Verwirrung in Gent und der Umgegend eine wilde calvinistische Volksherrschaft herbei, doch aufgemuntert durch die entschlossene Haltung der Utrechter Union, traten ihr die meisten Stände der übrigen Niederlande bei, und man wählte endlich in Brüssel einen neuen Statthalter, Franz von Alençon, den Bruder König Heinrichs III von Frankreich, wodurch man diesen mächtigen Nachbarstaat, Spaniens alten Feind, zu gewinnen suchte, 1580. Franz ward aber krank und kehrte bald wieder zurück.

Der Prinz von Parma zeigte sich aber eben so geschickt in der Politik als tapfer und unermüdet im Felde, und ihm allein verdankte König Philipp, daß nicht die ganzen Niederlande von ihm abfielen. In den südlichen wallonischen Provinzen hatte sich der Katholicismus erhalten, diese zeigten sich also den Spaniern günstiger, und als sie von den fanatischen Ketzern in Gent beunruhigt und mißhandelt wurden, gelang es dem Herzog von Parma durch gütliche Zureden, sie ganz für sich zu gewinnen. Noch schmerzlicher als der Abfall dieser Provinzen war den Niederländern aber der Tod ihres edlen Statthalters. Wilhelm von Oranien ward 1584 auf

Ludwig XIV. wolle ihn um des katholiſchen Glaubens und um des monarchiſchen Princips willen ernſtlich unterſtützen, während das Cabinet von Verſailles die Regierungsgewalt in England niemals ſtärken, ſondern immer nur ſchwächen wollte, mochte ihr Princip auch ſeyn, welches es wollte. Jakobs blinde Zuverſicht wäre kaum zu erklären, wenn er nicht auf einen ſichern Hinterhalt an Frankreich gerechnet hätte.

Aber auch Monmouth täuſchte ſich, wenn er glaubte, das Legitimitätsgefühl in England ſey genug ausgeſtorben, ſo daß er zur Krone greifen könne. Die ungeheure Mehrheit derer, welche Jakob nicht wollten, zogen doch ſeine Tochter Marie als Thronerbin dem leichtſinnigen und unebenbürtigen Monmouth bei weitem vor. Zudem trat derſelbe nicht in England ſelbſt, ſondern in Schottland auf, von woher ſich die ſtolzen Engländer nicht gern beherrſchen ließen, und begann ſeine Erhebung viel zu früh und ohne gehörig gerüſtet zu ſeyn. Am 5. Juli 1685 unterlag er den Truppen des Königs in einer Schlacht bei Fewersham und wurde auf der Flucht gefangen. Vor Jakob II. gebracht, flehte er denſelben mit unwürdigen Thränen fußfällig um ſein Leben an, Jakob aber ließ ihn ſchonungslos enthaupten.

Der Sieg über dieſen nicht ſehr gefährlichen Feind machte den König übermüthig und ließ ihn nicht ſehen, welche weit ſchlimmeren Feinde er ſich zuzog. Er ſchickte das Parlament fort, ließ harte Miniſter und Richter walten und die Freiheiten des Volks bedrohen, und traf Anſtalt, den Katholicismus in England auszubreiten. Das letztere machte ihm die Nation zur unverſöhnlichen Feindin. Es half ihm nichts, daß er das natürlichſte Recht des Menſchen in Anſpruch nahm, die Glaubensfreiheit, und für die katholiſchen Chriſten dieſelbe Duldung verlangte wie für alle andern. Man witterte dahinter doch nichts anderes, als die Abſicht, die katholiſche Kirche zur allein herrſchenden in England zu machen. Wenn einmal der Argwohn ſo tief wurzelt und die Leidenſchaften ſo glühend erhitzt ſind, appellirt man vergebens an Recht und Billigkeit. Da der König ſich ſo viel böſen Willen gegenüber ſah und hartnäckige Parlamentsmenſchen, die immer auf den Buchſtaben des Geſetzes hinwieſen, kann man ihm kaum verdenken, daß er auch ſeinerſeits halsſtarrig

wurde und vom Geſetz Gebrauch machte. Er wollte nicht ſo ſchwächlich und ſchwankend erſcheinen wie ſein Bruder, weil er darin eine Gefahr ſah. Aber ſein Oberrichter Jefferies machte ſich und ihn durch unbarmherzige Vollſtreckung der Geſetze verhaßt. Nach und nach wagte der König auch als Katholik dem Volksvorurtheil ungenirter zu trotzen, indem er ſeinen Beichtvater Petre an den Berathungen ſeiner Miniſter Sunderland, Rocheſter ꝛc. theilnehmen ließ. Um dem Volke zu zeigen, daß es ihm nicht um eine katholiſche Propaganda, ſondern um wahre Toleranz zu thun ſey, befreite er die Quäker von den geſetzlichen Beläſtigungen, unter denen ſie bisher gelitten hatten, und bezeugte ihrem damaligen Haupte William Penn auffallendes Wohlwollen. Wenn er es nun dahin brachte, daß die Engländer einſahen, den unſchuldigen, friedfertigen, tugendhaften und fleißigen Quäkern dürfe wohl der Eid erlaſſen werden, den ihnen die Staatskirche auflegte, ſo war nur noch ein Schritt übrig, um den Engländern auch begreiflich zu machen, daß die Katholiken Menſchen wie andere und nicht des Teufels ſeyen. Er fuhr fort, die allgemeine Duldung zu bevorworten, und verlangte daher auch im Parlament die Aufhebung der Teſtacte. Sie wurde ihm verweigert. Da machte er von dem königlichen Rechte der Dispenſation Gebrauch, d. h. er erließ Katholiken, die er anſtellte, vermöge königlicher Gnade die Strafe, welche ſie dafür hätten leiden ſollen, daß ſie den Teſteid nicht ſchwuren. Ja er vergab ſogar geiſtliche Würden an Katholiken, erlaubte den Jeſuiten, Collegien in England zu errichten, und erweckte dadurch in der That den Verdacht, er wolle zuletzt doch noch ganz England wieder katholiſch machen. Da er wohl einſah, daß der Gebrauch, den er von ſeinem Dispenſationsrecht machte, ein Mißbrauch ſey und ihm ſchwer verdacht werde, lenkte er wieder in den geſetzlichen Weg ein und ſuchte die Gleichberechtigung aller Confeſſionen zu erreichen. Weil ſich das Parlament nicht dazu hergab, erließ er als Landesvater eine Verordnung, welche allen chriſtlichen Confeſſionen Duldung zuſchrieb und befahl, dieſelbe von allen Kanzeln zu verleſen, im Mai 1688. Sieben Biſchöfe des Landes, an ihrer Spitze der Erzbiſchof von Canterbury, weigerten ſich, das

Gebot zu verleſen. Vorſorglich aber hatte der König bereits eine ſog. hohe Commiſſion von ihm ergebenen Geiſtlichen ernannt, die unter dem Vorſitz von Jefferies in allen geiſtlichen Fällen richten ſollte, und von dieſer Commiſſion verurtheilt, wurden die ſieben Biſchöfe in den Tower geführt. Aber die Soldaten, von denen ſie abgeholt wurden, knieten vor ihnen nieder und baten um ihren Segen. Viele andere Biſchöfe erklärten ſich freiwillig für ſchuldig, da ſie ganz ſo dächten, wie die, welche man gefangen hatte.

Wenige Tage ſpäter, am 10. Juni, trat ein Ereigniß ein, welches eine raſche Entſcheidung nothwendig machte. Die Königin kam nämlich mit einem Sohne nieder, der den Namen ſeines Vaters erhielt und den katholiſchen Stuarts die Thronfolge auf eine unabſehliche Zeit hin zu ſichern ſchien. Man wollte nun aber in England keinen katholiſchen König und das unglückliche Kind wurde ſchon von ſeiner Geburt an gehaßt und verfolgt. Man verbreitete gefliſſentlich die Sage, es ſey ein fremdes, nur untergeſchobenes Kind, und das Gerücht ſchwoll ſo mächtig an, daß der König ſich genöthigt ſah, es in einer Proclamation ausführlich zu widerlegen. Man ließ aber dem König keine Ruhe mehr. Blieb er auf dem Thron und blieb ſein Sohn anerkannt, ſo ſah ſich der Oranier in der Hoffnung betrogen, an Mariens Hand den engliſchen Thron zu beſteigen. Im Haag alſo wurde beſchloſſen, jetzt nicht länger zu zaudern. Vom Haag gingen alle Fäden der Verſchwörung aus, mit denen man den bethörten Stuart umgarnte, als er ſich noch ganz ſicher wähnte. Lange ſchon waren Verabredungen getroffen und am 30. Juni unterzeichneten die Grafen von Shrewsbury, Devonſhire und Danby, der Biſchof von London, Lord Lumley, Heinrich Sidney (Algernons Bruder) und der Admiral Ruſſel eine Adreſſe an Wilhelm von Oranien, worin ſie denſelben im Namen des Landes baten, herüberzukommen und ſich an die Spitze des Volks zu ſtellen. Fagel, Penſionarius der Generalſtaaten von Holland und Nachfolger de Witts, war mit im Complot und ſtellte dem Oranier alle Kräfte Hollands zur Verfügung, damit England nicht katholiſirt werde, noch

unter französischen Einfluß komme, weil in diesem Falle Holland selbst sich Frankreichs nicht mehr hätte erwehren können.

Auch das Volk in England wurde auf alle Art bearbeitet und fanatisirt. Der König ahnte noch nicht, wie weit die gegen ihn gerichtete Verschwörung um sich gegriffen habe, als ihn ein in allen Straßen Londons widerhallendes Freudengeschrei verwunderte. „Was ist das?" frug er und Lord Feversham antwortete: „Es sind die Soldaten, welche ihre Freude bezeugen, daß die sieben Bischöfe so eben vom Gericht frei gesprochen wurden." Also auch das Heer war ihm abtrünnig und wie das Volk dachte, zeigten am Abend die Freudenfeuer, die rings um London aufloderten. Ludwig XIV. ließ den König warnen, mahnte ihn zu Rüstungen und bot ihm seine Flotte an, um eine Landung des Oraniers abzuwehren. Jakob aber glaubte auch jetzt noch nicht, daß Marie, seine eigene Tochter, ihn verrathen könne. Noch befanden sich sechs englische Regimenter von früher her zur Unterstützung gegen Frankreich auf holländischem Boden und im holländischen Solde. Jakob rief dieselben zurück, Wilhelm III. von Oranien behielt sie jedoch unter allerlei Vorwänden und rüstete zugleich eine große Flotte, um in England zu landen und der Einladung der sieben Lords Folge zu leisten.

In dem verhängnißvollen Herbste des Jahres 1688 vertrugen sich die Parteien in England hinter dem Rücken des Königs. Die Tories nämlich, welche bisher zu ihm gehalten hatten, fielen heimlich von ihm ab und vereinigten sich mit den Whigs, weil sie als die wesentlichen Träger der englischen Aristokratie und der bischöflichen Kirche weder dem Despotismus noch Katholicismus huldigten, welche Jakob beschuldigt wurde, nach dem Muster Ludwigs XIV. in England einführen zu wollen, und weil sie eben so wenig der Republik und Demokratie zuneigten, mithin in der Thronbesteigung Mariens und ihres energischen Gemahls das beste Auskunftsmittel sahen, beide Extreme zu vermeiden. Sobald aber die Lords den König im Stich ließen, wollten auch dessen nächste Verwandte nicht in das schlimme Loos, welches auf ihn wartete, verwickelt werden und während man ihm noch eine freundliche und dienstwillige Miene

zeigte, wartete man nur die Landung Wilhelms ab, um den großen Verrath zu vollziehen. Der niedrigste unter allen damaligen Verräthern aber war Lord Sunderland, des Königs vertrauteſter Miniſter, welcher ſich hatte beſtechen laſſen, ihn noch bis zur letzten Stunde in falſche Sicherheit einzuwiegen.

Wilhelm III. von Oranien wartete nur, bis Ludwig XIV. im September dem Kaiſer wieder den Krieg erklärt hatte und in die Pfalz eingefallen war. Erſt in dem Augenblick, in welchem Frankreich anderwärts genug beſchäftigt war, ſchiffte ſich Wilhelm nach England ein, am 29. October. Widrige Winde warfen ihn zurück, ſo daß er erſt im November noch einmal auslaufen konnte, aber der Verrath hatte dafür geſorgt, daß ihm weder auf der See noch bei der Landung irgend ein Widerſtand geleiſtet wurde. Er kam am 7. November bei Torlay ans Land und hatte nur 14,000 Mann bei ſich. Jakobs Heer aber, welches bei Salisbury verſammelt war, lief zum Feinde über. Nun erſt erſchrack König Jakob und wußte ſich nicht mehr zu helfen. In aller Eile ſammelte er am 28. November noch einen Rath von Lords um ſich, verkündete eine Amneſtie und wollte allen Landesbeſchwerden abhelfen. Aber es war zu ſpät. Seine Angſt machte ihn nur noch lächerlich. Alles verließ ihn, ſogar ſeine Tochter Anna und deren Gemahl, der däniſche Prinz Georg. Sie alle gingen ins Lager Wilhelms. Auch die Flotte fiel von Jakob ab, der immer noch in London verweilte und den Prinzen von Oranien fragen ließ: Was er denn in England wolle? Alle Reformen, welche Wilhelm dem Volk verſpreche, werde er ſelbſt durchführen. Wilhelm ließ ihm kalt zur Antwort geben, er werde nach London kommen, möge König Jakob dort ſeyn oder nicht. Da fürchtete dieſer das Aeußerſte, ſchickte am 10. December ſeine Gemahlin mit ihren Kindern heimlich nach Frankreich und entfloh in der nächſten Nacht ſelber aus London. Nichts konnte für Wilhelm erwünſchter ſeyn, dem es daher auch leid war, daß Jakob an der Küſte von Fiſchern aufgehalten und gefangen wurde. Als Gefangener würde der arme König in England am Ende wieder Mitleid erregt

haben. Deshalb ſorgte Wilhelm dafür, daß er wieder frei wurde, aber durch Drohungen in immer größere Furcht geſetzt, eilig nach Frankreich floh.

Am 18. December 1688 zog Wilhelm in London ein und wurde drei Tage ſpäter zunächſt von den Lords mit der proviſoriſchen Regierung Englands betraut. Am 22. Jan. 1689 trat eine Convention zuſammen und erklärte, das Wohl Englands laſſe ſich mit der legitimen Nachfolge nur vereinigen, wenn Jakobs Tochter Marie den Thron beſteige. Marie ſelbſt aber erklärte, ſie beſteige ihn nicht ohne ihren Gemahl. Sofort wurden beide, Marie und Wilhelm, Königin und König von England am 6. Jan. 1689. Dagegen fügte ſich der neue König einer Erklärung der Rechte (declaration of rights) des engliſchen Volks am 12. Febr. Die regelmäßige Wiederkehr der Parlamente wurde feſtgeſtellt, das königliche Dispenſationsrecht aufgehoben, die Privatkaſſe der Dynaſtie von der Staatskaſſe abgeſondert, Verantwortlichkeit der Miniſter und volle Preßfreiheit eingeführt, durch Wahl der Richter auf Lebenszeit den Gerichten ihre Unabhängigkeit geſichert. Endlich wurde auch noch das ſchottiſche Parlament mit dem engliſchen vereinigt und bald darauf die gänzliche Union beider Reiche vollzogen. Nur Irland blieb noch abgeſondert, wenn auch unterworfen. In demſelben Sinne einer Einigung aller proteſtantiſchen Parteien gegen die Katholiken wurde 1689 ein Toleranzedict erlaſſen nur für die akatholiſchen Secten, die ſ. g. dissenters (Andersgläubigen), nicht für die Katholiken.

Alles war bei dieſem Thronwechſel in England ſo wohl vorbereitet, daß er ohne Blutvergießen zu Stande kam. Nur Jefferies ſtarb an den Mißhandlungen, die er vom Pöbel erfuhr. Die ſchottiſchen Hochländer ſtanden auf, unterlagen aber im fruchtloſen Kampfe; die Irländer riefen Jakob aus Frankreich zu ſich, unterlagen aber ebenfalls dem deutſchen Marſchall Schomberg, den Wilhelm gegen ſie ſchickte, 1691.

Zehntes Buch.

Die Seekriege und Colonien.

1.

Die ſpaniſchen Colonien.

Die Spanier hatten den größten Theil des ungeheuren Feſtlandes von Amerika in Beſitz genommen. Nur im Süden hatten ſich Portugieſen in Braſilien feſtgeſetzt. Franzoſen, Holländer und Engländer kamen erſt ſpäter nach, um noch unentdecktes Land im Norden einzunehmen und hin und wieder auch den Spaniern und Portugieſen eine Inſel oder einen Küſtenſtrich wieder zu entreißen. Mit der Macht der Spanier in der neuen Welt war im 16. und 17. Jahrhundert keine andere zu vergleichen. Man erſtaunt, in welcher weiten Ausdehnung die ſpaniſchen Colonien vom Mutterlande aus bevölkert und mit Städten und Dörfern überſät wurden. Anfangs theilte man dieſelben in zwei große Statthalterſchaften oder Vicekönigreiche, die von Meriko und Peru. Bald aber wurden noch zwei neue hinzugefügt, die von Quito und Buenos Ayres. Das ſpaniſche Mutterland in Europa wurde durch die vielen Auswanderungen nach der neuen Welt geſchwächt. Seine Macht war auf einen zu weiten Raum über Länder und Meere vertheilt, als daß ſie den Schlägen der viel mehr concentrirten Holländer und Eng-

länder hätte siegreich widerstehen können. Die großen Kriege, die in Europa geführt wurden, um das Haus Habsburg zu schwächen, waren zugleich immer von Seekriegen begleitet, in welchen die Feinde der spanischen Habsburger wetteiferten, spanische Flotten und Häfen zu zerstören, die mit reichen Schätzen aus den Colonien kommenden s. g. Silberflotten zu rauben und in den Colonien selbst Verheerungen anzurichten. Je öfter sich diese Seekriege wiederholten, um so deutlicher offenbarte sich die zunehmende Ueberlegenheit der holländischen und englischen Marine über die spanische. Das erklärt sich aber nicht bloß, wie man gewöhnlich annimmt, aus der Schlaffheit der spanischen Regierung, sondern auch aus der großen Zerstreutheit der Colonien und aus der Trägheit, die der Wohlstand in den Colonien begünstigt hatte.

Wie die spanische Bevölkerung in Amerika anwuchs, nahm die einheimische ab. Durch die Grausamkeit der Conquistadores war schon in den ersten Jahrzehnten der größte Theil der Mexikaner und Peruaner vertilgt worden. Auf der zuerst entdeckten großen Insel St. Domingo war die ganze zahlreiche Bevölkerung ausgerottet. Auch nachher noch nahm die Zahl der Indianer im ganzen Umfang des spanischen Colonialreichs fortwährend ab, theils weil die Verfolgungen und Mißhandlungen fortdauerten, theils weil die Berührung mit den Europäern ganz neue und tödtliche Krankheiten, wie die Siphylis, erzeugte oder europäische Krankheiten einführte.

Die freien Indianer hatten den Spaniern niemals als Sklaven dienen wollen und sich lieber von ihnen tödten lassen. Dennoch brauchten die Spanier Arbeiter zum Anbau der Colonialwaaren, zur Ausbeutung der Bergwerke ꝛc. und zwangen die Indianer zum Dienst, trotz der humanen Anstrengungen des Las Casas, trotz königlicher Befehle und päpstlicher Bullen. Aber die Indianer waren noch hartnäckiger, liefen davon oder ließen sich tödten und ihr Rest hat sich bis auf den heutigen Tag nur zu vertragsmäßigem und billigem Lohndienste, niemals zur Sklaverei hergegeben. Nun mangelten aber die Arbeitskräfte und die Portugiesen waren die ersten, welche sie schon im 16. Jahrhundert aus ihren afrikanischen Colo-

nien in die amerikaniſchen herüberſchafften. Sie hatten bereits die Erfahrung gemacht, daß die Neger Afrikas ſich leicht in jede neue Sklaverei fügen, weil ſie auch daheim ſchon von Geburt an Sklaven ſind, und daß ihnen die Arbeit in der heißen Zone leicht wird, weil ſie ſelbſt in der heißen Zone geboren ſind. Die Portugieſen führten alſo ſchwarze Negerſklaven als Arbeiter in die amerikaniſchen Anpflanzungen ein und die Spanier thaten alsbald desgleichen. Somit kam nun die dritte Race in die neue Welt und da Vermiſchungen unter ihnen ſtattfanden, entſtand dort eine überaus merkwürdige und mannigfaltige Abſtufung der Farben und Phyſiognomien. Der weiße Europäer wurde insgemein Creole genannt. Im Allgemeinen bewahrte er den höheren Adel der ariſchen Race, verlor aber unter dem heißen Himmel doch viel von der nordiſchen Kraft und wurde bleicher. Die Roſen der alten Welt blühten nur ſchwach nach in der neuen. Aus der Vermiſchung der Creolen mit den eingeborenen Indianern gingen Nachkommen hervor, die den erſtern völlig gleich geſtellt ſind. Noch leben unter den Spaniern im Süden, wie unter den Engländern im Norden Amerikas weiße und hochgeachtete Familien, in deren Adern neben dem europäiſchen noch das Blut früherer indianiſcher Fürſten fließt und denen ihre Abſtammung zur Ehre gereicht. Völlig anders ſtellt ſich die weiße Race zur ſchwarzen. Weiße Herrn haben wohl Kinder von ſchwarzen Sklavinnen, unerhört aber iſt die Verbindung einer weißen Frau mit einem ſchwarzen Manne. Jedes Kind einer Schwarzen von einem weißen Vater iſt ein braungelber Mulatte, gleich ſeiner Mutter von Geburt an Sklave und verachtet, wenn er ſich gleich für beſſer hält als die Schwarzen und auf ſie herabſieht. Je nachdem die Mulatten ſich wieder mit Schwarzen oder Weißen verbinden, zeigen ihre Nachkommen hellere oder dunklere Schattirung. Die fortwährende Verbindung mit Weißen führt durch die ſ. g. Terzeronen, Quateronen und Quinteronen wieder ins Weiße zurück, wie umgekehrt die fortgeſetzte Verbindung mit Schwarzen ins Schwarze. Am häßlichſten iſt die Miſchlingsrace, die aus der Verbindung der

Indianer mit den Negern entsteht und unter verschiedenen Namen und Abstufungen vorkommt.

Die Conquistadores hatten gleich anfangs so furchtbar unter den Indianern aufgeräumt, daß dieselben zu größeren Empörungen bald zu schwach waren. Nur die tapfern Araukaner blieben neben den spanischen Colonisten in Chili unabhängig und dadurch, daß sie sich von erbeuteten spanischen Pferden alle beritten machten, nur noch unbesieglicher. Die Peruaner empörten sich zum letztenmal im Jahr 1571. Tupac Amaru, ein letzter Sprößling der Yuka, strebte vergebens sein altes Reich wieder zu erobern. Nachdem sich die Eingeborenen der spanischen Herrschaft gefügt hatten, wurde diese auch milder. Die Racen vermischten sich friedlich und die natürliche Fruchtbarkeit des Landes in Verbindung mit dem größern Kunstfleiß der Europäer erzeugte einen großen Wohlstand, der durch den reichlichen Ertrag der Gold- und Silberbergwerke vermehrt wurde. Bis zum Anfang unseres gegenwärtigen Jahrhunderts ruhte ein lieblicher Frieden auf dem spanischen Amerika. Unter den freien Indianern wurde nicht mehr mit Schießgewehr und großen Hunden gewüthet, sondern Jesuiten und Franciscaner gründeten unter ihnen Missionen und gewannen ihre Herzen. Auch die Negersklaven, die bei den Spaniern nie zahlreich waren, wurden gut behandelt. Die Inquisition überwachte die Rechtgläubigkeit mit leichter Mühe, da sich gar keine Opposition erhob. Die moderne Bildung, welche im mittlern Europa die Herzen verdarb und die Geister verwirrte, drang nicht in jene glücklichen Colonien hinüber. Alle Verbindung mit fremden Nationen war ihnen abgeschnitten. Sie durften nur mit dem Mutterlande Handel treiben, dorthin ihre Producte absetzen, von dort die ihnen nöthigen Industrieartikel beziehen. Man hat diese Absperrung für ein großes Unrecht erklärt, aber sie war die Bedingung des Glücks, dessen sich jene Colonien erfreuten und das sie erst verloren, als sie frei wurden. Dasselbe wurde auch nicht durch die Cabalen gestört, die hin und wieder am Hofe der Vireys (Vicekönige) vorkamen, noch durch die Ueppigkeit einiger dieser Herrn.

Bei der großen Ausdehnung des Landes konnten sich die gest-

Anstiften der Jesuiten durch einen Meuchelmörder erschossen. Der Herzog von Parma benutzte diesen Umstand, den Generalstaaten Frieden anzutragen, die Niederländer beschlossen aber, den Krieg gegen einen so treulosen Feind auf Tod und Leben fortzusetzen. Parma blieb indeß im Vortheile, und seinen unermüdeten Anstrengungen gelang es, Flandern und Brabant, die unruhige Stadt Gent, und nach einer langen weltberühmten Belagerung auch 1585 Antwerpen zu erobern. Die sieben Staaten von Holland hielten ihm allein Stand, und wurden von dem neuen Statthalter, Wilhelms Sohn, Moritz, mit vieler Umsicht vertheidigt. Sehr günstig war es den Holländern, daß im Jahr 1588 König Philipp den Herzog von Parma zu einer andern Unternehmung abrief. Er rüstete damals die s. g. unüberwindliche Flotte aus, womit er die ketzerischen Engländer bezwingen wollte, und Parma mußte helfen. Die Flotte ward aber theils vom Sturme zerstreut, theils von den Engländern und Holländern in den Grund gebohrt, und Holland hatte unterdeß Ruhe genossen. Als nun auch Parma krank wurde, und der neue Statthalter Philipps, Albert, auch ein Sohn Kaiser Maximilians II und vermählt mit Philipps Tochter Isabella, zum Frieden geneigt war, nahm der Krieg nur einen trägen Fortgang. Er wurde mit weniger Erbitterung und gleichsam nur mechanisch geführt, weil man zwar Frieden wollte, aber nicht darüber einig werden konnte. Daher waren es auch vorzüglich Fremde, Franzosen, Engländer und Deutsche, welche diesen Krieg ausfochten, um ihre Kriegsschule zu machen, und die meisten Helden der folgenden großen Kriege sind in dieser Schule gebildet worden, so wie überhaupt die neuere Kriegskunst hier zuerst in allen Theilen erprobt wurde.

Die sieben Staaten erhielten sich allein frei, während

lichen Miſſionen eine von dem Regierungsſitz und den Seeſtädten weit entfernte und unabhängige Macht gründen. Unvermerkt hatten die Jeſuiten in Paraguay zwiſchen den beiden Flüſſen Paraguay (rio de la plata) und Paranna ein eigenes Reich von Indianern gegründet, unter denen ſie, ungefähr wie in Indien die Braminen, das höchſte Anſehen genoſſen und allein alles lenkten. Pater Ortega war der eigentliche Stifter dieſes tief in den Urwäldern verſteckten Reiches am Ende des 16. Jahrhunderts. Aſſumption wurde die Hauptſtadt deſſelben. Aber erſt ſeit 1640, in welchem Jahre die Jeſuiten die Indianer bewaffneten, um beim Abfall Portugals von Spanien die Grenze gegen das portugieſiſche Braſilien zu bewachen, und zugleich dem Könige von Spanien für jeden Indianer jährlich einen Piaſter Kopfſteuer zahlten, wurde die Selbſtändigkeit ihrer Verwaltung anerkannt und hochgeprieſen. In Paraguay herrſchte Frömmigkeit, Arbeitſamkeit, Einigkeit und der Frieden des Paradieſes. Die Indianer verhielten ſich zu den Miſſionären wie gute Kinder zu guten Vätern. Sie waren in einzelne Gemeinden vertheilt, denen je ein Pater vorſtand, ſ. g. Reductionen. Muratori ſagt von ihnen: „Nie hat das Chriſtenthum glücklichere Menſchen gemacht.“ Jährlich am Fronleichnamsfeſt feierten die Jeſuiten hier die Wiederkehr des Paradieſes unter gezähmten und von Blumenketten umwundenen wilden Thieren.

In Braſilien gründeten die Portugieſen im Allgemeinen ähnliche Zuſtände. Hier aber zeigten ſich die Indianer roher und thieriſcher als anderswo, namentlich die nackten, häßlichen Botocuden mit großen Holzpflöcken in der Unterlippe und in den Ohren. Auch gab es hier mehr Negerſklaven. Die Miſſionen hatten nicht ſo viel Gewicht, dagegen bildete ſich ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Süden von Braſilien eine Art von Republik in S. Paulo, gegründet von kühnen europäiſchen Abenteurern, die den Jeſuiten trotzten, ſich allmählig aber der portugieſiſchen Verwaltung unterordneten. Nachdem Portugal unter Philipp II. mit Spanien vereinigt war, wurde auch Braſilien ſpaniſch. Nun niſteten ſich aber ſeit 1623 die Holländer an der Küſte ein und eroberten nach blu-

tigem Kampfe Pernambuco, gaben aber, nachdem Portugals Unabhängigkeit hergestellt war und sie anderwärts genug zu thun hatten, ihre brasilianischen Ansiedlungen freiwillig wieder auf, 1654.

2.

Die Flibustiers und die Quäker.

Der fast ununterbrochene Land- und Seekrieg, welchen bald Frankreich, bald Holland und Spanien gegen das Haus Habsburg in Spanien führten, begünstigte die Caperei und Schmuggelei und wenn verwegene Räuber zu Land und zur See nur den spanischen Schiffen und Colonien Schaden brachten, wurden sie von den mit Spanien im Kriege befindlichen Seemächten gerne geduldet, ja heimlich unterstützt. Die große Inselgruppe der Antillen gewährte den Räubern und Schmugglern eine Menge heimlicher Verstecke, sowie auch Märkte, auf denen sie ihren Raub offen oder unter der Hand verkaufen konnten. Die größten Antillen gehörten den Spaniern, aber die Räuber halfen den Engländern Jamaika erobern und den Franzosen, sich auf St. Domingo einzunisten. Flibustiers (aus Freibeutern entstellt, wenn das Wort nicht von fliboth, fleut, einem kleinen flachen Schiffe, herkommt) war der allgemeine Name der Räuber, die aus sehr verschiedenen europäischen Nationen zusammenliefen. Erst trieben sie nur während des Krieges Caperei oder Schleichhandel. Allmälig fingen sie aber auch nach dem Kriege auf eigene Faust zu rauben an, wobei sie sich nur hüteten, es mit Frankreich, Holland und England zu verderben, deren Schutz sie auch in den kurzen Friedenszeiten genossen, weil alle das gemeinschaftliche Interesse hatten, Spanien zu schaden.

Auf der großen Insel St. Domingo war die alte indianische Bevölkerung schon ausgerottet und die neue spanische nicht sehr ausgebreitet, weil die meisten Spanier ihr Glück lieber auf Cuba und in Meriko versuchten. Dagegen hatten sich die seit Columbus eingeführten Rinder auf St. Domingo ausgebreitet und ungeheuer ver-

mehrt. In den weiten menſchenleeren Niederungen der Inſel weideten dieſe Thiere in gänzlich verwildertem Zuſtande und da das Fleiſch derſelben theils den Coloniſten auf der Inſel ſelbſt, theils den vielen Schiffen, welche in dieſe Gewäſſer kamen, als Proviant unentbehrlich war, ſo gaben ſich einzelne Jäger und bald ganze Banden damit ab, jene Thiere zu jagen und ihr Fleiſch zu verkaufen. Man nannte ſie die Bucaniers von dem caraibiſchen Worte Bucan, welches eine hölzerne Hürde bezeichnet, auf welcher Fleiſch gedörrt und geräuchert wird. Dieſe Jäger lieferten nun den Flibuſtiers ihren Proviant und theilten dafür mit ihnen ihre Beute. Beide verbrüderten ſich und gingen abwechſelnd in einander über. Die kleine Inſel Tortuga nahe bei St. Domingo war ihr Sammelplatz. Die Spanier, welche zur See der Räuber nicht Meiſter werden konnten, wollten ihnen wenigſtens die Lebensmittel abſchneiden und begannen daher ſeit 1660 einen Vertilgungskrieg gegen die Bucaniers, die ſich aber wüthend wehrten. Es war ein ſchreckliches Volk, dieſe Bucaniers in ihren nie gewaſchenen, vom dunklen Blut der Thiere und Menſchen ſtarrenden Hemden. Ein ſpaniſches Corps wurde im Jahre 1663 gänzlich von ihnen vernichtet. Die Spanier richteten nun ihre Angriffe auf die Rinder, nach deren allgemeiner Vertilgung die Bucaniers ſich auf der Inſel nicht mehr halten konnten. Allein die letztern ſchloſſen ſich an die Flibuſtiers an, ſetzten ſich auf Tortuga feſt und halfen den Franzoſen in ihrem damaligen Kriege gegen die Spanier. Dabei leiſteten ſie ſo gute Dienſte, daß Ludwig XIV. keinen Anſtand nahm, eine weſtindiſche Handelscompagnie blos zu dem Zwecke zu gründen, um den Flibuſtiers ihren Raub abzukaufen. Ja er that noch mehr, er gründete an der Nordküſte von St. Domingo eine franzöſiſche Colonie, indem er die Bucaniers und Flibuſtiers zu feſten Anſiedlungen ermunterte, ihnen vorläufig hundert Mädchen ſchickte, um einen Hausſtand zu gründen, und über die Colonie einen Gouverneur ſetzte, den einſichtsvollen Ogeron. Die franzöſiſche Colonie dehnte ſich bald aus, weil der franzöſiſche Schutz eben ſo lockend war als die Beute, die man ſich fortwährend von den Spaniern holte. Obgleich aus aller Herren

Länder zuſammengefloſſen, waren die Flibuſtiers doch größtentheils Franzoſen, ihr erſter verwegenſter Hauptmann Pierre Legrand von Dieppe.

Sowie ihre Zahl wuchs, wurden ſie kühner und griffen die ſpaniſchen Küſtenſtädte Campeſe, Porto Bello, Panama, Veracruz ꝛc. an. Dabei begingen ſie ungeheure Greuel, zumal an Prieſtern und Weibern, denn nichts war ihnen heilig. Indem ſie tollkühn jeden Augenblick ihr Leben aufs Spiel ſetzten, wollten ſie auch das Leben genießen, ſchwelgten von ihrem Raube, betranken ſich und genoſſen die Wolluſt der Grauſamkeit in der Mißhandlung wehrloſer Opfer. Unter ihren Anführern glänzten durch ihre Tapferkeit Scot, Davis, Alexander der Eiſenarm, L'Olonois, van Horn, Gramont, Laurent. Alle aber übertraf an Ruhm der Engländer Morgan, welcher der tapferſte, aber auch der grauſamſte war. Er eroberte unter greulichem Blutvergießen die reiche Stadt Panama, plünderte ſie gänzlich aus und legte ſie in Aſche, 1671. Im Jahr 1685 ſegelten die Flibuſtiers unter dem Engländer Davis bis in den ſtillen Ocean, um hier die Spanier zu bekämpfen, raubten Schiffe und plünderten ſpaniſche Küſten; 1692 fielen aber die franzöſiſchen Flibuſtiers zur Abwechslung in Jamaika ein, um die Engländer zu berauben, woran ſie jedoch durch ein furchtbares Erdbeben gehindert wurden. Sich vom franzöſiſchen Gouvernement loszureißen und eine freie Republik der Flibuſtiers zu gründen, bezweckte nur ein Deutſcher, Namens Mansfeld, der kurz vor Morgan ihr Häuptling war, aber er drang nicht durch. Die Räuber zogen es vor, unter franzöſiſcher Hoheit zu bleiben, die Colonie der Franzoſen auf St. Domingo vergrößerte ſich immer mehr und übertraf bald an Seelenzahl die ältere ſpaniſche Colonie. Das Räuberweſen wich immer mehr dem friedlichen Anbau der Colonialproducte und immer mehr gute Familien aus Frankreich kamen herüber, um in dem paradieſiſchen Lande Pflanzungen zu gründen. Der größte Theil der Inſel wurde eine franzöſiſche Provinz.

Der intereſſanteſte Flibuſtier war ein Engländer, William Dampier, der ſeine vierzigjährigen Reiſen und Abenteuer in einem ausführlichen Werke mit liebenswürdiger Naivetät beſchrieben und dabei

eine eben ſo große Liebe zu den Schönheiten der tropiſchen Natur, als ſinniges Verſtändniß derſelben beurkundet hat.

Ueberhaupt blickt dieſer Sinn für das Paradieſiſche der heißen Zone häufig bei den Zeitgenoſſen durch, aber nur verſtohlen. Europa ſchwamm faſt beſtändig in Blut. Die Herzen waren verhärtet, die Köpfe durch Schulfanatismus und Vorurtheile aller Art verdummt, der Geſchmack durch die Renaiſſance in die äußerſte Unnatur verkehrt und mit ſchamloſer Unſittlichkeit verkuppelt. Alſo konnte manche zartere Seele wohl in tiefer Sehnſucht nach dem ewigen Frieden im verlorenen Paradieſe ſeufzen, deſſen Abbild man in den wundervollen Urwäldern und natürlichen Gärten der Palmenzone zu erblicken glaubte. Daraus erklärt ſich die damals in Europa aufkommende Mode der Utopien und Robinſonaden. Man ſuchte die Unſchuldswelt in von Europa fernen Inſeln; man träumte ſich, die in Europa nicht geduldeten beſſeren Menſchen zögen ſich dorthin zurück und gründeten dort einen Staat, wenigſtens eine Gemeinde, wie ſie ſeyn ſoll. So träumte Thomas Morus von Utopien, dem Ideal eines Staats. So auch Valentin Andreä, der fromme lutheriſche Pfarrer, dem im dreißigjährigen Kriege die Kaiſerlichen ſein ſchönes Haus in Calw im Schwarzwalde verbrannten, von einer ſeligen Inſel mit einer chriſtlichen Republik. Ihnen reihte ſich ſpäter Schnabels berühmter Roman von der Inſel Felſenburg an, auf der ein vernünftiger Staat gegründet wird, in dem alle in Europa herrſchenden Mißbräuche vermieden werden. Der von dem Engländer Foë verfaßte berühmte Roman von Robinſon, welcher einſam auf einer Inſel im Weltmeer ſich mit allerlei nützlichen Erfindungen hilft, war die poetiſche Behandlung der ganzen Geſchichte des ſchiffbrüchigen Spaniers Serrano und des Engländers Alexander Selkirk, und ſollte nicht blos die Ueberlegenheit der europäiſchen Bildung und der weißen Race über die Wilden darlegen, ſondern auch wieder umgekehrt der überfeinerten Welt die Reize des Naturzuſtandes vorhalten.

Dieſe erſten Regungen der Sehnſucht zum Natürlichen und Menſchlichen in einer Zeit der entſetzlichſten Unnatur und Unmenſch-

lichkeit ſind ſehr intereſſant. Sie bereiteten auf ein neues Zeitalter vor, obgleich es nur erſt ſchwache Spuren waren. Die öffentliche Meinung billigte noch die Hexenprozeſſe, gegen die nur ein paar deutſche Jeſuiten vergebens die Stimme der Menſchlichkeit und Vernunft angerufen hatten, und niemand fiel es ein, die Negerſklaverei zu beklagen oder ungerecht zu finden. Die Herzen waren in ganz Europa merkwürdig verhärtet.

Zur allmäligen Milderung der Gemüther trug der Religionsdruck am meiſten bei. Gerade im Gegenſatz gegen die kirchliche Verfolgungsſucht und puritaniſche Unbarmherzigkeit kamen in England die ſanften alldulbenden Quäker auf. In den deſpotiſch regierten proteſtantiſchen Staaten Deutſchlands zeigte ſich etwas Aehnliches. Die herriſchen Fürſten, der übermüthige, ſchon in Frankreich zur Freigeiſterei zugeſchulte Adel, endlich die Brutalität der Juriſten und Bureaukraten drückten hier den geiſtlichen Stand in Armuth und Knechtſchaft hinab, wie das Volk ſelbſt, aber Demuth und frommes Gottvertrauen gewannen dadurch. Im Jammer der Kriege und der Mißregierungen that das Volk Buße und reinigte ſein Herz, während die Herrſchenden immer tiefer in Sünde fielen.

Auf dem heimathlichen Boden, unter dem die Hölle zu glühen ſchien, ließ ſich die Sehnſucht der im Unglück Geprüften und Gebeſſerten nicht befriedigen, das Ideal einer chriſtlichen Tugend- und Unſchuldsrepublik, welches ihnen allen vorſchwebte, nicht verwirklichen. Daher der Trieb in die Ferne, die Auswanderung in die neue Welt. William Penn, das Haupt der Quäker in England, war der erſte, der die Gunſt König Karls II. und die bequeme Gelegenheit zu Niederlaſſungen an der Küſte von Nordamerika benutzte, um in dem nach ihm benannten Lande Pennſylvanien einen großen, von der Regierung privilegirten Quäkerſtaat zu gründen. Das geſchah 1680, nachdem er zuvor gewiſſenhaft den einheimiſchen Indianern das Land abgekauft hatte. Die von ihm gegründete Hauptſtadt dieſes neuen Mutterlandes hieß man Philadelphia (Bruderliebe).

3.

Die Engländer in Nordamerika.

Die Nordküſten Amerikas waren ſchon im 9. Jahrhundert von den Normännern entdeckt worden (vgl. Band IV. S. 428). Aber Europa hatte dieſe Spur wieder verloren. Erſt nachdem Mittel- und Südamerika von den Spaniern entdeckt waren, ſuchten Franzoſen und Engländer ſich allmälig in den Beſitz des von den Spaniern unbeachtet gebliebenen Nordamerika zu ſetzen. Es dauerte aber lange, bis ihre Niederlaſſungen ſich befeſtigten, denn das nördliche Land war weder an Bergwerken, noch an Fruchtbarkeit ſo ergiebig, wie das ſüdliche, und lockte keine Anſiedler, wenn dieſe nicht durch Noth getrieben kamen. Aus dieſem Grunde aber gewannen die Engländer den Vorrang über die Franzoſen, weil vor, während und nach der engliſchen Revolution eine Menge der Religion wegen Verfolgte ſich eine neue Heimath in Nordamerika ſuchten und ihre Colonien mithin weit volkreicher wurden als die franzöſiſchen. Die Franzoſen bewährten zwar in der Anlage ihrer Colonien ihren gewöhnlichen praktiſchen Blick und großen Unternehmungsgeiſt. Indem ſie ſich 1604 in Acadien (Neu-Schottland) und 1608 in Canada niederließen und hier die Hauptſtadt Quebek bauten, beherrſchten ſie die Mündung des großen St. Lorenzoſtromes und den Zugang zu den unermeßlichen Prairien (Steppen), dem Revier der Jagd und des reichen Pelzhandels. Indem ſie unter dem thätigen Iberville dazu noch 1682 die Mündung des zweiten großen Stroms, des Miſſiſippi beſetzten, das Land nach ihrem König Louiſiana benannten und als Hauptſtadt Neu-Orleans erbauten, beſaßen ſie die beiden großen Thore des Welttheils und umfaßten die damals noch ſchwachen engliſchen Colonien, die an der Oſtküſte ſüdlich von Acadien lagen.

Die engliſchen Colonien entſtanden langſam. Unter der Königin Eliſabeth erhielt Raleighs Schwager Gilbert 1578 das erſte

Patent zur Anſiedlung in dem zu Ehren der jungfräulichen Königin benannten Lande Virginien, und nahm 1583 auch von New-Foundland für England Beſitz, ertrank aber. Raleigh ſelbſt unternahm von ſeinem Kerker aus eine neue Expedition, die aber, wie oben ſchon erzählt iſt, mißlang. Es lebte nun keiner der früher gelandeten Engländer mehr in Amerika, bis erſt 1607 von Gosnold zu Ehren Jakobs I. die Stadt James-Town angelegt wurde. Eine junge Indianerin, Pokahontas, rettete die Coloniſten, als ſie von ihren wilden Landsleuten angegriffen waren, und wurde die Gattin eines Engländers. Aber erſt durch die Auswanderung der um des Glaubens willen Verfolgten aus dem Mutterlande wuchſen die Colonien. Im J. 1620 entſtand New-Plymouth durch die puritaniſchen „Pilger“ unter John Carver, bald darauf Boſton, Salem, Charles-Town, Baltimore. Im J. 1643, als der Puritanismus im Mutterlande ſelber triumphirte, ſchloſſen die bis dahin an der nordamerikaniſchen Oſtküſte gegründeten vier Colonien Plymouth, Maſſachuſetts, Connecticut und New-Haven ihre erſte „Conföderation der Colonie von Neuengland“, die zwar noch in demſelben Jahrhundert wieder aufgelöst wurde, aber die Grundlage der ſpäteren Conföderation bildete. Ueberhaupt empfing das Gemeinweſen der Colonien damals den ſtrengpuritaniſchen Charakter, den ein Theil derſelben heute noch, namentlich in Boſton, bewahrt. Die Grundzüge deſſelben waren Freiheit und Gleichheit der Kinder Gottes, ſtolzer Republikanismus, zäher und unbeugſamer Wille, eiſerner Fleiß, im Religiöſen aber ein übertriebener Geſetzeseifer, ſittlicher Rigorismus, Pruderie, überängſtliche Kirchenzucht, tyranniſche Ueberwachung der Sabbathfeier ꝛc.

Die erſte Abwechslung in dieſe Richtung brachte Roger Williams, der Providence in Rhode-Island gründete, den Puritanern opponirte und ihrer ſtarren Rechtgläubigkeit die Toleranz entgegenſetzte, welche ſpäter in Nordamerika zur Regel wurde. Auch ließen ſich Holländer an der Küſte nieder und gründeten Neu-Amſterdam. Sie konnten ſich indeß hier eben ſo wenig gegen die Engländer, wie in Braſilien gegen die Portugieſen behaupten und ihre Anſiedlung ging in die engliſche über, Neu-Amſterdam erhielt den Namen

New-York, 1664. Bald darauf gründete William Penn, wie oben ſchon berichtet iſt, den nach ihm benannten Quäcker-Staat Pennſylvanien, 1680.

Während die jungen Colonien in ihrem Innern nur meiſt mit theologiſchen Fragen ſich beſchäftigten und darüber in arge Zwietracht kamen, hatten ſie nach außen furchtbare Kämpfe mit den wilden Indianern zu beſtehen. Es iſt bemerkenswerth, daß ſich die Engländer ſehr wenig Mühe gaben, dieſe Wilden zu bekehren. Nur John Elliot erwarb ſich damals ſchon das Verdienſt, die Sprache der Indianer zu lernen, um ſie zu bekehren, die Bibel in ihre Sprache zu überſetzen ꝛc. Aber er fand weder Unterſtützung noch Nachahmer. Die engliſchen Proteſtanten thaten unendlich weniger für die Bekehrung, wie gleichzeitig die Jeſuiten in den ſpaniſchen Colonien. Aufgebote in Maſſe und eigentliche Vertilgungskriege gegen die Indianer kommen bei den Puritanern erſt vor, nachdem ſie ſelbſt von den Wilden durch Ueberfälle große Verluſte erlitten hatten und ſich im Stande der Nothwehr befanden. Der erſte größere Krieg dieſer Art wurde 1637 bis zur gänzlichen Vertilgung der Pequoden, eines der grauſamſten Stämme geführt. Der zweite war der berühmte allgemeine Kampf gegen den ſogenannten König Philipp, einen Indianerhäuptling, der alle Rothhäute gegen die Weißen empört hatte, für ſeine Perſon aber ziemlich im Hintergrunde blieb und nicht heroiſch und genial hervortrat. Dieſer zweite Krieg fällt in die Jahre 1675 und 1676.

Die Unterhandlungen der Colonien mit dem engliſchen Mutterlande ſelbſt ſind von hohem Intereſſe. Dieſelben Motive, welche die Auswanderung der Puritaner veranlaßt hatten, wirkten nämlich nach. Weder die engliſche Regierung, noch ſelbſt die engliſche Staatskirche wollten ihre Rechte in den Colonien aufgeben und ſchickten von Zeit zu Zeit Commiſſionen hin, um die lockern Bande zwiſchen denſelben und dem Mutterlande wieder feſter anzuziehen. Der Staatskirche gelang es nicht, die zähen Secten in den Colonien zu bewältigen, aber die Oberhoheit des Staats blieb unbeſtritten. Nur behielten ſich die jungen Gemeinden weſentliche Rechte vor und benutzten

namentlich den Sturz der Stuarts, ſich vor der Wiederkehr der Beeinträchtigungen, die ſie unter den Stuarts gefährdet hatten, ſicher zu ſtellen, obgleich ſie dabei die Verbindung mit dem Mutterlande aufs neue befeſtigten. Man muß bei allen dieſen Verhandlungen ihre Feſtigkeit und Klugheit bewundern, die Elemente, die ſpäter die Gründung der Freiſtaaten herbeiführten. In Bezug auf Beſteurung weigerten ſich die Colonien, einen Pfennig zu zahlen, ſo lange ſie nicht auch im engliſchen Parlamente vertreten ſeyen. Von beſonderer Wichtigkeit waren ihre Differenzen mit England in Bezug auf Induſtrie und Handel. Das Mutterland geſtattete ihnen nur Ausfuhr roher Erzeugniſſe und behielt ſich allein alles Manufacturweſen vor, was weniger ſchwer genommen worden zu ſeyn ſcheint, weil die Colonien noch nicht bevölkert genug waren, um neben dem Ackerbau und der Schiffahrt ſchon Fabrikation aufkommen zu laſſen. Viel größern Werth legten die Coloniſten auf die Emancipation vom Navigationsgeſetz, und geſtatteten ſich, daſſelbe zu umgehen. Der hartnäckige Widerſtand ging hauptſächlich von Maſſachuſetts und Connecticut aus, die übrigen neugegründeten Staaten nahmen weniger Theil. Deshalb verwirkten auch die beiden erſtgenannten Staaten im Jahr 1684 ihre Charte; da ſie indeß damals noch zu ſchwach waren, um eine völlige Unabhängigkeit zu behaupten, wurde der Friede wiederhergeſtellt und eine neue Charte gegeben, wobei ſich der Einfluß der Thronveränderung in England nach der Vertreibung des Hauſes Stuart beſonders günſtig erwies. Es iſt von Intereſſe, zu wiſſen, von wo von jeher der Widerſtand der Colonien gegen England ausging, da noch gegenwärtig die nördlichen Uferſtaaten den Kern der Union bilden. Virginien und die ſüdlichen Sklavenſtaaten würden ſchwerlich jemals vom Mutterlande ſich getrennt haben, wenn ſie nicht von den halsſtarrigen Puritanern im Norden wären mit fortgeriſſen worden. Der Gegenſatz in Altengland pflanzte ſich in die Colonien fort. Im Norden hatten ſich die Rundköpfe feſtgeſetzt, im Süden die Cavaliere, ſofern Virginien von Anfang an ariſtokratiſch und hier auch die Sklaverei in der Blüthe war. In einem neuen Patent von 1692 wurde die Verfaſſung der Colonien geregelt.

die südlichen Provinzen sämmtlich wieder an Philipp zurück fielen, und seitdem die spanischen Niederlande hießen. Was Parma's Waffen wieder erobert hatten, befestigte das milde gütige Regiment Alberts, der sich äußerst beliebt machte, und den selbst die Holländer schätzten. Endlich vollendeten die Jesuiten das schwierige Werk, die Niederlande an Spanien zu fesseln, indem sie die neue Generation in ihrem Sinne erzogen.

Holland kam durch seine Freiheit in den größten Flor. Die vielen calvinistischen Auswanderer bewirkten hier eine ungeheure Bevölkerung, die sich sofort auf das Meer warf, und in entfernten Welttheilen große Handelskolonien gründete. Amsterdam wurde der Sitz des Welthandels, seit Antwerpen in Verfall gekommen, und die ärmlichen Räuberschiffe der Wassergeusen wuchsen zu einer Seemacht an, die bald alle Meere beherrschten. Der Krieg mit den Spaniern war das geringste, was diese großen und thätigen Volksmassen beschäftigte, Handel war ihre Hauptsache schon mitten im Kriege selbst. Während sie auf der Landseite fochten, liefen ihre Flotten schon in die fernsten Meere. Die Spanier selbst zeigten ihnen den Weg. Spanische Kaufleute standen längst mit holländischen in Handelsverbindung, und setzten dieselbe auch während des Krieges heimlich fort, weil es ihnen Vortheil brachte. Mit holländischen Capitalien handelten sie nach Ostindien und Amerika, und die Holländer erhielten davon ihren Theil des Gewinns, den sie denn wieder zu Rüstungen gegen die spanischen Truppen verwandten, so daß sie ihre Kriegskosten aus Spanien selbst zogen. Als Philipp es endlich entdeckte, verbot er diesen Schleichhandel auf strengste; die Holländer fuhren jetzt aber mit ihren Schiffen auf eigne Hand nach Ostindien, seit 1596, verjagten Spanier und Portugiesen, wo sie sie fanden, und legten selbst große Colonien an.

Sie blieben unter einem Gouverneur, den die Regierung bestellte, urften aber auch ihrerseits einen Agenten bestellen, der ihre Sache n London führte.

Die Negersklaverei wurde schon sehr früh auch in den engli- chen Colonien eingeführt und zwar in den Südstaaten hauptsächlich, m durch Negerarbeit Baumwolle zu gewinnen. Gegen die schwarze Race aber zeigte sich der Engländer, wie der Holländer, viel stolzer nd härter als der Spanier. Schon 1639 führte Samuel Ma- erik in Virginien die Negerzüchterei ein, indem er die erste, der Viehzucht entlehnte Anstalt zu planmäßiger Erzeugung gesunder und räftiger Sklaven gründete. Ueberhaupt gesellte sich zum sonst ehren- erthen Charakter der Anglo-Amerikaner schon frühzeitig eine hmutzige und alle Gesetze der Menschlichkeit und der Ehre mit üßen tretende Gewinnsucht, worin man einen uralten Zug der ermännischen Natur wiedererkennen mag. Die Frömmelei der Zeit ar leider damit vereinbar. Der Geldgewinn ließ über alles Un- ristliche und Unmenschliche hinwegsehen, wie viel man auch äußer- h betete und den Sabbath feierte. Die Schrift Sewalls, „der rkaufte Joseph," welche die Sklaverei als gottlos verwarf, blieb ne Stimme in der Wüste.

4.

Die Rothhäute.

Die alte einheimische Bevölkerung Amerikas bildet die rothe enschenrace, deren Haut mehr oder weniger kupferfarben ist, in en Physiognomie sich indeß einige Aehnlichkeit mit der mongoli- n Race zu erkennen gibt. Charakteristisch erscheint an den Roth- ten insbesondere ihr langes, grobes und straffes schwarzes Haar, e bei einander stehende Augen, ein trüber Ernst. Sie sind weder fröhlich, noch so kindisch wie die Neger, sie haben Sinn für Ehre sind außerordentlich tapfer, aber es scheint, als fühlten sie selbst,

daß ſie einem uralten Fluch unterliegen, und als wüßten ſie, daß ihre ganze Race vor der Zeit ausſterben müſſe. Am meiſten aber fällt an ihnen auf, daß ſich nicht genau ermitteln läßt, in wie weit ſie eine noch urſprünglich rohe, halb thieriſche, ganz uncultivirte Race, oder aus einem frühern Culturſtande zurückgeſunken und nur verwildert ſind.

Einer nachhaltigeren Wirkung der alten Cultur erfreuten ſich nur die unmittelbaren Nachkommen der Mexikaner und Peruaner, ſofern ſie als friedliche Ackerbauer unter ſpaniſcher Herrſchaft fortlebten. Aber neben jenen alten, bereits der Cultur unterworfenen Völkern hatte es andere gegeben, die jede Civiliſation anfeindeten und vernichteten. Unter dieſen wilden Stämmen ragten die Araukaner als Nachbarn von Chili und die Caraiben an den Nordküſten von Südamerika beſonders hervor. Zu ihnen gehörten auch die zahlreichen und tapfern Indianerſtämme im Norden Mexikos. Beſondere Eigenthümlichkeiten bemerkten die Spanier an den Patagonen im Süden von Buenos-Ayres, welche ſich durch rieſenhafte Größe auszeichneten, und an den Mbayas, die ohne feſte Wohnſitze umherſchweiften und ſich alle andern Stämme dienſtbar machten, weil ihnen, wie ſie glaubten, als den zuletzt Geſchaffenen Gott die Herrſchaft über alle andere Menſchen verliehen habe. Eine Stufe tiefer unter allen dieſen kriegeriſchen Stämmen ſtehen ſodann noch die Peſcherähs oder Feuerländer im äußerſten Süden, die Esquimaux im äußerſten Norden des neuen Welttheils und die Botocuden in den Urwäldern Braſiliens.

Außer in Mexiko und Peru kommen keine größern indianiſchen Völker vor. Sie erſcheinen vielmehr zerſplittert, ſelten mehrere verbündet, meiſt alle einander feindlich. Auch ihre Sprachen ſind ſehr verſchieden. Humboldt erzählt von einem im Kriege untergegangenen Volke, deſſen Sprache einzig noch ein Papagei geſprochen habe, der einzelne Worte reden gelernt hatte.

Außer in Mexiko und Peru kannten die Indianer keinen oder nur wenig Ackerbau, indem ſie beſonders Mais (Welſchkorn), Kartoffeln und einige Nährwurzeln pflanzten, die meiſten lebten vielmehr als Jäger in den unermeßlichen Grasweiden oder in den Urwäldern,

und als Fiſcher an den Ufern. Man hat bemerkt, daß ſie, von Natur äußerſt faul, nur dann Thatkraft zeigten, wenn es galt, ſich Nahrung oder Raub von Feinden zu verſchaffen, daß ihnen die ſchlechteſte Speiſe gut genug war, wenn es ihnen keine Mühe koſtete, ſich dieſelbe zu verſchaffen, und daß ſie gleich wilden Thieren auf einmal ungeheuer viel aßen und dann wieder lange faul dalagen. Sie aßen auch Menſchenfleiſch. Humanismus war dieſen Wilden unbekannt. Der Cannibalismus knüpfte ſich zwar auch an die den Göttern dargebrachten Menſchenopfer an und wurde in rauheren und unfruchtbaren Gegenden durch den Hunger entſchuldigt, den man mit Menſchenfleiſch ſtillte, wenn man keine andere Speiſe hatte; aber es iſt doch gewiß, daß jene Wilden Amerikas das Menſchenfleiſch gern aßen, es für eine Delicateſſe hielten und lediglich kein Grauen davor empfanden. Außerdem kannten ſie nur das Fleiſch der wilden Thiere, denn zahme gab es dort nicht. Rinder, Schafe, Pferde und Schweine wurden erſt von den Europäern eingeführt. Die Waffen der Wilden waren ſehr unvollkommen und nur die vergifteten Pfeile in Südamerika gefährlich. In Guyana war das Blaſerohr einheimiſch. Die Wohnungen beſtanden in den Wäldern aus Laubdächern mit Hängematten, in den Ebenen aus Zelten von Wildhäuten. Am Orinoko wohnten die Wilden hoch in den Wipfeln der Bäume, um ſich vor den Ueberſchwemmungen zu ſchützen. Die Kleidung war noch einfacher. In den warmen Zonen gingen die Wilden alle nackt, pflegten ſich aber den Leib bunt zu bemalen oder zu tätowiren, d. h. kunſtreiche Zeichnungen in die Haut zu ritzen. Ueberdies ſchmückten ſie den nackten Leib gern mit Schürzen oder Gürteln und Kronen, oder Mänteln von Federn, in der rauheren Zone von Fellen. Ein nordamerikaniſcher Wilder im vollen Putz zeigt Aehnlichkeit mit den überladenen Figuren auf altägyptiſchen Denkmälern. Nicht nur wird an jedem Theil des Leibes angehängt, was nur irgend als Zierrath dienen kann, ſondern auf dem Kopf ſitzt auch häufig die Maske eines großen Thierkopfs.

Die Sitten waren im Allgemeinen einfach und naturgemäß, doch zeigten ſich ausnahmsweiſe Spuren einer nicht urſprünglichen

Corruption, z. B. in der Verkehrung der Geſchlechter, ſofern ſich Weiber wie Männer geberdeten, und Männer ſich als Weiber brauchen ließen. Sonſt hielten ſie auf treue Ehen und Familienanhänglichkeit, die am meiſten kriegeriſchen Stämme auch ſehr auf Ehre und führten deshalb hochtrabende Reden. Frieden und Bündniſſe ſchloſſen ſie, indem ſie die Friedenspfeife umgehen ließen, aus welcher jeder Betheiligte rauchen mußte. Das Tabakrauchen war ſchon längſt unter dieſen Wilden gebräuchlich, galt aber in wichtigen Fällen als Opferrauch für die Götter. Die Friedenspfeife (Calumet) iſt reich mit Federn geſchmückt und oft dem Caduceus des Merkur ähnlich. Sie iſt ein Heiligthum jedes Stammes, wird ſorglich aufbewahrt und nur bei feierlichen Anläſſen gebraucht. Nach dem Mythus von Miſſouri wuchs der Tabak aus dem Waſſer des Biſon und das Kraut, von Menſchen geraucht, ſoll dem Sonnengott der ſüßeſte Wohlgeruch ſeyn. In Louiſiana wird am h. Sonntage die Friedenspfeife zuerſt der Sonne ſelbſt angeboten und dann tanzen zwölf Jünglinge den ganzen Tag und bieten bei allen Verſchlingungen des Tanzes der Sonne immer wieder die Pfeife dar. Wie es ſcheint, betrachtete man die Sonne als die Segenſpendende, die dem Frieden und allem Gedeihen auf Erden vorſteht. — Die öffentlichen Vergnügungen der Wilden waren hauptſächlich das Ballſpiel und Tänze. Bei den letztern erſchienen ſie oft in Thiermasken und ahmten die Geberden der Thiere nach. Geburten, Wehrhaftmachung, Hochzeiten und Begräbniſſe wurden feierlich begangen. Sehr eigenthümlich erſcheint ein großes Leichenfeſt der nordamerikaniſchen Wilden, welches alle zwölf Jahre einmal gefeiert wurde. Die ſämmtlichen Leichen des Volksſtammes, die unterdeß in Familiengräbern beigeſetzt waren, wurden wieder ausgegraben, mit den koſtbarſten Kleidern angethan, und von den Ihrigen in Prozeſſion zum gemeinſamen Begräbnißplatz der Nation getragen, wo man unter großen Ceremonieen alle in eine Grube that und ihnen alles mitgab, was man hatte, ſo daß die Ueberlebenden arm nach Hauſe kamen.

Neben ſolchen Zügen von frommer Hingebung offenbart der Charakter der Wilden doch furchtbare Härten. Wenn ſelbſt die gebil-

beten Mexikaner sich an ungeheuren Menschenopfern erfreuten, darf man sich über die nordamerikanischen Kriegerstämme nicht wundern, die ihre Gefangenen mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode quälten und dann auffraßen, wobei jeder, den dieses Schicksal traf, seinem Stamme durch das standhafteste Ertragen der Marter und hohen Muth bis zum Tode Ehre zu machen suchte. Allgemein war es Sitte bei diesen Stämmen, ihren Feinden, Todten und Lebendigen, mit einem scharfen Schnitt die Kopfhaut abzuziehen und mit dem Haar als Beute davonzutragen, was man scalpiren nannte.

5.

Die Religion der Wilden.

Die europäischen Reisenden haben im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte eine erstaunliche Menge von Mythen und Volkssagen der amerikanischen Wilden aufgesammelt, die sich aber schwer in ein System bringen lassen und unter denen gar manches vorkommt, was, wenn auch noch so phantastisch entstellt, doch aus der alten Welt entlehnt scheint. Man wird versucht, anzunehmen, daß solche alte Erinnerungen, Sinnbilder, mythische Züge nicht blos aus Hinterasien auf dem kürzesten Wege nach dem äußersten Norden Amerikas, sondern auch über Meer durch verirrte Seefahrer aus Phönikien und aus den Keltenländern gekommen sind. Im Uebrigen hat die Religion der Wilden auch wieder etwas so Naturgemäßes, daß sie in ihren Grundzügen auch als einheimischen Ursprungs betrachtet werden kann. Nämlich ganz eben so wie in der alten Welt zeigt sich auch in der neuen ein natürlicher Gegensatz zwischen dem Sonnenkultus im Süden und dem Dämonismus im Norden. In Peru herrschte der erstere wie im alten Babylon, während schon in Mexiko mehr der Kriegsdämon und weiter im Norden Amerikas allerlei andere Dämonen verehrt wurden, entsprechend dem Odinismus im Norden Europas und dem Schamanismus im Norden Asiens. Einfach aus dem Grunde, weil im Süden sich der rohen Vorstel-

lungsweiſe der Völker die Sonne als allgebietende Macht aufdrängt, im Norden aber mehr Furcht vor den geheimnißvollen Mächten der Nacht, des Sturms, der Meteore ꝛc. vorwaltet.

Den Sonnencultus der Peruaner haben wir ſchon kennen gelernt. Er fand ſich auch in Florida bei den wilden Natchez wieder, wo der Sonne zu Ehren im Tempel ein ewiges Feuer je von drei Scheiten Holz genährt wurde, was gleich den Sonnenjungfrauen in Cuzco auffallend an die Veſtalinnen erinnert. In die Sonne verlegten die Natchez auch ihren Himmel. Höher im Norden verliert die Sonne ihre Bedeutung, dagegen wird dem Sternbild des großen Bären nahe am Nordpol größere Verehrung gezollt, und ſuchen die Wilden ihren Stammvater in dieſem Geſtirne. Der Mond wurde neben der Sonne auf den Antillen verehrt. Im ganzen Norden aber herrſchte die Verehrung des guten Geiſtes oder Manitu, auch Makan, Makanda, Chemun, Kualina, Amalivaka, Juluka ꝛc. bei den verſchiedenen Stämmen genannt. Ihm wird die Schöpfung und Erhaltung der Welt zugeſchrieben und ein böſer Geiſt, der bei den Caraiben Maboja heißt, gegenübergeſtellt. Ihnen ſind eine Menge anderer Dämonen untergeordnet, Geiſter der Natur oder geheimnißvolle Kräfte zum Schutz oder Verderben der Menſchen. Sie ſind unſichtbar, die Wilden aber helfen ſich durch ſ. g. Fetiſche oder beliebige ſichtbare Dinge, die ſie von dem Dämon bewohnt glauben, einen Stein, ein Kraut, einen Zweig, Stock, ein Büſchel Federn, ein Stückchen Tuch ꝛc., zu denen ſie beten oder die ſie als Talismane bei ſich tragen. Beſondere Zauberer verkehren mit dieſen Geiſtern und ertheilen dem Volke Rath. Auch in Träumen offenbart ſich die unſichtbare Welt, daher ſie heilig ſind. Bei einigen Völkern darf ſich keiner weigern, das zu erfüllen, was dem andern geträumt hat. Ja es werden ganze Traumfeſte gefeiert.

Neben dieſem träumeriſchen Charakter hat die Religion der Wilden auch eine derbe realiſtiſche Seite, was ſich hauptſächlich im Thiercultus zeigt. Sie glauben ſelbſt von Thieren, d. h. vom guten Geiſt, der Thiergeſtalt annahm, abzuſtammen und führen davon oft den Namen. So glauben die Haſenindianer in Nordamerika von

einem Hasen, andere von einem Biber, Bären, Wolf, Hunde, Schwein, Hahn, Fisch, oder von einer Schlange, Schildkröte, Schnecke ꝛc. abzustammen.

Sehr weit verbreitet ist unter den Wilden auch die Vorstellung, daß nicht nur die ersten Menschen und Thiere, sondern auch die Sonne und Gestirne selbst aus einer großen unterirdischen Höhle hervorgekommen seyen. Schon Columbus fand diesen Glauben auf der Insel St. Domingo. Im tiefsten Süden Amerikas herrscht bei dem Volk der Moluchen der Glaube, daß die Götter, das ursprüngliche Paradies, der Ursitz der Menschen und jeder Thiergattung noch jetzt unter der Erde befindlich seyen und daß man durch Zaubermittel dahin gelangen könne, sie alle in ihren verschiedenen Höhlen zu sehen. Die sehr eigenthümliche Dichtungsweise jener Wilden wird am besten durch folgende Sage von Hayti charakterisirt. Die Menschen, heißt es, waren vorhanden, aber in einer Höhle verschlossen. Der Riese Machakael, Machochael, Maracael, mußte die Höhle hüten und verhindern, daß die Menschen ja nicht das Sonnenlicht erblickten. Da trug es sich einmal in einer Nacht zu, daß er sich zu weit von der Höhle entfernte und nicht mehr vor Sonnenaufgang zurück seyn konnte. Die Sonne erhob sich aus dem Meere und blickte ergrimmt den Riesen an; dieser konnte solchen Anblick nicht ertragen und wurde in den Fels Kauta verwandelt. Das ist der Berg in der Landschaft Cannana, aus welcher die Menschen hervorgingen. Nach Entfernung dieses ihres Hüters fingen die Menschen an, des Nachts die Höhle zu verlassen, um zu fischen. Denn sie hatten gegründete Furcht vor der Sonne, welche jeden, den sie beschien, zu verwandeln drohte. In der That wurden auch einige Unvorsichtige entweder in Steine, oder in Thiere und Pflanzen, namentlch in wohlriechende Eichbäume verwandelt. So entließ Vaguoniona, der war der Häuptling der Menschen in der Höhle, des Nachts einen Freund. Wie diesen aber bei Tagesanbruch die Sonne beschien, wurde aus ihm eine Nachtigall. Und wirklich drückt dieser Vogel jetzt noch in seinem Gesange die Sehnsucht nach seinem Freunde Vaguoniona aus. Aber auch dieser fühlte sich zu seinem Freunde fortgezogen und verließ mit den

Weibern und Kindern die Höhle. Auch dieſe wurden verwandelt, die Weiber, die er auf einer Inſel gelaſſen hatte, in wohlriechende Eichbäume, die Kinder, die er zu ſich genommen, ſchrien aus Sehnſucht zu den Müttern Toa, Toa! Mutter, Mutter! Da wurden ſie in Fröſche verwandelt, welche deshalb jetzt noch ſo quacken. Durch Anwendung größerer Sorgfalt gelang es indeſſen den noch übrig gebliebenen Männern, ſich an das helle Tageslicht zu gewöhnen und ſich über die Inſel zu verbreiten. Aber es fehlte an Weibern, ſie waren ja alle verwandelt worden. Nun wuchſen aus jenen wohlriechenden Eichbäumen, welche einſt Weiber geweſen waren, Ameiſen hervor, die ſich aber bald in junge liebliche Mädchen verwandelten. Die Sage fährt nun fort, wie jene aus Ameiſen entſtandenen Mädchen ſo glatt geweſen ſeyen, daß man ihrer nicht habe habhaft werden können. Man war daher genöthigt, Leute mit rauher Haut auszuſuchen, und auch dieſen gelang es blos vier ſolcher Mädchen ſich zu bemächtigen. Aber auch dieſe erlangten erſt durch die Nachhülfe eines Spechtes ihre weibliche Natur. Aus dieſen vier Weibchen entſtand die Bevölkerung der Inſel Hayti.

Franklin hörte von den Wilden am Bärenſee hoch im Norden Amerikas folgende ſeltſame Schöpfungsgeſchichte: Der erſte Menſch hieß, nach der Sage ihrer Väter, Chapewee. Er fand auf der Erde einen Ueberfluß von Nahrungsmitteln und ſchuf Kinder, denen er zwei Arten von Früchten, ſchwarze und weiße, gab, aber von den ſchwarzen zu eſſen verbot. Nachdem er auf dieſe Art ein Gebot hatte ergehen laſſen, nach welchem ſich ſeine Familie richten konnte, nahm er eine Zeitlang von ihr Abſchied und machte eine lange Reiſe, um die Sonne in die Welt hineinzubringen. Während dieſer ſeiner erſten Abweſenheit waren ſeine Kinder gehorſam, und aßen blos die weiße Frucht, conſumirten dieſelbe aber gänzlich. Als er nun zum zweiten Male verreiste, um den Mond zu bringen, vergaßen ſie, aus Verlangen nach Speiſe, den Befehl ihres Vaters und aßen, da keine andern Früchte da waren, von der ſchwarzen. Bei ſeiner Rückkehr war er äußerſt ungehalten und ſagte ihnen, daß die Erde in Zukunft ſchlechte Früchte hervorbringen werde, und ſie mit Krank-

heit und Tod heimgesucht werden würden, welche Strafen seine Nachkommen noch jetzt treffen. — Derselbe oder ein anderer Chapewee lebte mit seiner Familie an einer Straße zwischen zwei Meeren. Dort hatte er sich ein Wehr gebaut, um Fische zu fangen, und diese kamen in solcher Menge, daß die Straße verstopft wurde, und das Wasser die Erde überfluthete. Chapewee bestieg daher mit seiner Familie ein Canoe, und nahm alle Arten von vierfüßigen Thieren und Vögel in dasselbe auf. Das Wasser stand viele Tage lang über der Erde, aber zuletzt sagte Chapewee: das kann nicht immer so fort gehen, wir müssen wieder Land finden, und er schickte daher einen Biber aus, um darnach zu suchen. Der Biber ertrank, und man sah sein Aas auf dem Wasser umhertreiben, worauf Chapewee eine Bisamratte zu demselben Zwecke ausschickte. Der zweite Bote blieb lange aus, und war, als er zurückkehrte, bis zum Tode matt, brachte aber ein wenig Erde in den Pfoten mit. Chapewee freute sich über den Anblick der Erde, sorgte aber vor allem für seinen eifrigen Diener, streichelte die Ratte sanft mit den Händen und nahm sie an seinen Busen, bis sie wieder zu sich kam. Hierauf nahm er die Erde, formte sie zwischen den Fingern, legte sie aufs Wasser, und dort nahm sie allmälig an Größe zu, bis sie eine Insel im Ocean bildete. Ein Wolf war das erste Thier, welches Chapewee auf diesen Jungfernboden setzte, allein für diesen war die Last zu schwer, und er kam in Gefahr, umzuschlagen; deshalb erhielt der Wolf Befehl, immer um die Insel herum zu laufen; dies that er ein ganzes Jahr lang, und während dieser Zeit nahm die Erde so sehr an Größe zu, daß nach und nach alle Geschöpfe, die sich an Bord des Canoes befanden, ausgeschifft werden konnten. Als Chapewee ans Land trat, steckte er ein Stück Holz in die Erde, welches zu einem Tannenbaum wurde und mit erstaunlicher Geschwindigkeit bis an den Himmel wuchs. Ein Eichhorn lief an diesem Baum hinan, welches von Chapewee verfolgt wurde, der es herunterschlagen wollte, aber es nicht einholen konnte. Er setzte die Jagd jedoch fort, bis er die Sterne erreichte, wo er eine schöne Ebene und einen betretenen Fußpfad fand. In diesen Pfad legte er eine Schlinge, die aus seiner Schwester

Haaren gemacht war, und kehrte dann nach der Erde zurück. Die Sonne erschien wie gewöhnlich des Morgens am Himmel, fing sich aber um Mittag in der Schlinge, welche Chapewee dem Eichhorn gestellt hatte, und sogleich wurde der Himmel verdunkelt. Hierauf sagte Chapewees Familie zu ihm: Du mußt oben etwas Unrechtes gethan haben, denn wir genießen nicht mehr das Tageslicht. Allerdings sagte er, allein es geschah absichtslos. Chapewee bemühte sich nun, den Fehler, den er begangen hatte, wieder gut zu machen, und schickte mehrere Thiere den Baum hinauf, die Sonne zu erlösen. Die heftige Hitze derselben verwandelte sie aber alle in Asche. Nachdem die Bemühungen der schnellfüßigen Thiere auf diese Art vereitelt worden waren, gelang es dem Maulwurf, sich unter dem Wege am Himmel hinzuwühlen, und die Schlinge, welche die Sonne gefesselt hielt, zu durchfressen. Als er aber die Schnauze aus der Erde steckte, verlor er die Augen, und seine Nase und Zähne sehen von jener Zeit an wie verbrannt aus.

6.

Aeußerste Verkümmerung und Verthierung der Menschen.

Noch müssen wir einen Blick auf die damals erst von den Europäern entdeckten Polarmenschen und Wilden des stillen Oceans werfen, in denen sich uns Extreme von Elend und Bestialität darstellen und auf denen der uralte Fluch der Race am schwersten lastet.

Die im äußersten Nordamerika wohnenden Esquimaux haben in ihrer Körperbildung wie in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit mit den Lappen am Nordende Europas und mit den Samojeden, Ostiaken und Tschuktschen am Nordrand Asiens, weil alle gegen den Nordpol zu und zum Theil in ewigem Schnee und Eise leben. Sie wandern, um dem Fischfang und der Jagd nachzuziehen. Sie wohnen im Sommer in Zelten, im Winter in Erdgruben oder Eishütten. Sie hüllen ihre durchgängig kleinen Gestalten in Felle und trinken ungemein viel Thran, was gegen die Kälte schützt, triefen daher immer

Der fruchtloſe Krieg in den Niederlanden ward endlich 1609 durch einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand unterbrochen, begann aber nachher von neuem, als der große Krieg in Deutſchland ausbrach. Moritz blieb bis an ſeinen Tod Statthalter von Holland. Er hielt die äußern Feinde von der Republik entfernt, war aber ſelbſt im Innern ihr Feind; denn er wollte ſeiner Familie eine ſouveraine und erbliche Herrſchaft in Holland gründen. Ihm widerſtand die Volksparthei unter Olden Barneveldt und dem gelehrten Hugo Grotius. Gegen dieſe hetzte Moritz die fanatiſchen Calviniſten auf, und brachte den edlen Barneveldt ſogar aufs Blutgerüſt, 1619, konnte ſeinen Zweck aber doch nicht erreichen, da die Holländer ſehr wachſam auf ihre junge Freiheit waren. Sein Bruder und Nachfolger Friedrich Heinrich benahm ſich mäßiger, und ſtand beim Volk in hoher Gunſt.

Kapitel CCCXCVIII.

Kaiſer Rudolf II.

Im innern Deutſchland nahmen unterdeß die Partheien eine drohende Stellung an. Das Beiſpiel der Nachbarn blieb nicht ohne Wirkung. Zorn erfüllte die Proteſtanten, wenn ſie an die ſpaniſche Inquiſition, an Herzog Alba, an die Bartholomäusnacht in Frankreich, und an jene Jeſuiten dachten, welche den edlen Oranien und zwei Könige von Frankreich durch Meuchelmord weggerafft hatten, und offen den Grundſatz predigten: einem Ketzer dürfe man nicht Treu und Glauben halten. Aber auch die Katholiken hatten Urſache, ſich gegen die Proteſtanten zu erbittern, da katholiſche Unterthanen in reformirten Ländern ebenfalls hart verfolgt, und die Kirchengüter noch immer geplündert wurden. Beide

von Fett und ſind ſehr ſchmutzig. Sie leben familienweiſe zerſtreut, nie in größerer Maſſe beiſammen, ſind gut bewaffnet, um die ſtarken weißen Bären, mächtige Wallroſſe und ſelbſt Wallfiſche zu jagen, im Allgemeinen aber friedlicher Natur. In den langen Polarnächten, beim Widerſchein der Nordlichter, führen ſie ein traumhaftes Leben, in beſtändiger Furcht vor dämoniſchen Mächten, welche ſie durch ihre Zauberer beſchwören.

Die Grönländer oder Esquimaux in Grönland kennt man am beſten durch die däniſchen Miſſionäre, die ſich im Anfang des 18. Jahrhunderts hier niederließen. Grönland iſt eine ungeheure Inſel im Nordoſten Amerikas, ganz bedeckt mit Schnee, von dem das Erdreich nur in einigen tiefen Thälern an der Küſte entblößt wird. Die Eingebornen ſind ſehr nervös. Sie glauben zwei Seelen zu haben und daß die eine davon den Körper bei Nacht verlaſſe und in Träumen frei umherſchweife. Ihre Religion gleicht der aller übrigen nordamerikaniſchen Wilden. Ihr guter Gott Torngarſuk wohnt unter der Erde, ſeine Großmutter dagegen, die böſe Göttin, unter dem Meere und in deſſen tiefſter Tiefe die ſubmarine Hölle, zu welcher ungeheure Wallfiſche, Einhörner ꝛc. und zahlreiche Heerden von Seehunden biſſig den Eingang verſperren. Dennoch dringen die dem Leibe frei entſchwebenden Seelen der Angekok (Zauberer) zuweilen ein, um Seelen Verſtorbener zu befragen. Dann wüthet die böſe Alte und die ganze Hölle erbebt. Eben ſo phantaſtiſch iſt die Vorſtellung der Grönländer vom Wechſel des Mondes. Anninga, ſagen ſie, der Mondgott, verfolgte einmal ſeine Schweſter Malina, die Sonne, unerkannt bei Nacht. Sie beſtrich, um am anderen Tage zu erkennen, wer es geweſen ſey, ihre Hände mit Lampenruß und fuhr damit dem Anninga übers Geſicht. Daher noch jetzt die Mondflecken. Anninga pflegt, wenn er hungrig und mager iſt, auf die Seehundsjagd zu gehen und ſo viel Seehunde zu verzehren, bis er wieder ganz dick iſt. Daher der Halbmond und Vollmond. Er folgt ſeiner Schweſter auch jetzt noch immer und iſt aller unreinen Liebe und Buhlerei hold, daher ſollen ſich die jungen Mädchen ſehr

vor ihm in Acht nehmen und den Mond nicht einmal anſehen, denn welche ihn anſieht, die fällt in Unehren.

Im äußerſten Süden Amerikas wohnen die Feuerländer oder Peſcherähs, klein von Geſtalt, aber ſchwarz, daher der ſchwarzen Urbevölkerung der oceaniſchen Inſeln verwandt. Sie müſſen ſich wie die Esquimaux des Nordens der Kälte wegen in Felle hüllen und führen familienweiſe daſſelbe Leben, wie jene.

Die großen und kleinen Inſeln des ſtillen Oceans (Auſtralien, Polyneſien) wurden allmälig immer vollzähliger entdeckt. Die Inſel, welche ſo groß iſt, daß man ſie den fünften Welttheil genannt hat, wurde ſchon 1606 von einem Holländer entdeckt, aber erſt 1643 von dem Holländer Tasman Neuholland benannt, ohne daß ſich noch eine Colonie daſelbſt niedergelaſſen hätte. Die Ureinwohner waren ſog. Nigritier, eine Race, in welcher die Farbe und das Wollhaar der Neger mit den kleinen Augen, breiten Naſen ꝛc. der Mongolen zur äußerſten Häßlichkeit vereinigt iſt, deren die menſchliche Geſtalt und Miene fähig ſcheint. Zugleich ſind dieſe Menſchen unglaublich roh und vereinigen mit der grauſamen Wildheit der Indianer das Kindiſche und Affenartige der Neger. Erſt im vorigen Jahrhundert ließen ſich Europäer in ihrer Nähe nieder, aber ſie haben die Cultur derſelben mit allen ihren Vortheilen verſchmäht und ſind in ihrer Wildheit verharrt. Sie färben ſich den nackten Leib und tragen Mäntel von Känguruhfellen. Das Känguruh nämlich oder die große Beutelratte iſt das einzige größere Thier auf Neuholland und dieſer Welttheil hat auch viel weniger und ganz andere Pflanzen als die übrigen, ſo daß er einen fremdartigen und zugleich einförmigen und öden Eindruck macht. Die Neuholländer bedienen ſich der Pfeile und Bogen, Lanzen und Schilde. Ihre merkwürdigſte Waffe aber iſt der Bumerang, ein flaches Holz von ſichelförmiger oder hyperboliſcher Geſtalt, welches, wenn man es in die Luft wirft, einen hohen Bogen beſchreibt, zum Werfenden zurückkehrt, hinter ihm herumläuft, noch einmal in die Luft aufſteigt und dann erſt den trifft, nach dem der Werfende gezielt hat. Wie künſtlich auch dieſer Wurf erſcheint, die Wilden treffen doch damit erſtaunlich ſicher.

Noch wilder und roher als die Neuholländer ſollen die Ur-

einwohner auf der großen Inſel Neu-Guinea ſeyn. Hier, in der Heimath der ſchönen ſog. Paradiesvögel, hat die Natur ihren lieblichſten Zauber entfaltet. Meer und Berge, Wälder, Blumen und Thiere vereinigen ſich zum Bild eines Paradieſes, aber die Menſchen ſind hier nur die häßlichſten und ekelhafteſten Karikaturen des Menſchlichen. Die ſchwarze negerartige Urbevölkerung findet ſich auch noch auf faſt allen kleinen Inſeln des Oceans und reicht bis tief nach dem Feſtland von Oſtindien hinein. Wenn ſie aber hier von der edleren ariſchen Race unterdrückt erſcheint, ſo auf den Inſeln von der malayiſchen. Die olivenfarbne Race der Malayen, vorherrſchend im Südoſten des indiſchen Feſtlandes und auf den großen daneben liegenden Inſeln, hat nach und nach die einzelnen Inſelgruppen des Oceans beſetzt und iſt dort Herr geworden. Sie iſt viel edler und culturfähiger als die ſchwarze Race, und hat auch edlere Begriffe aus der aſiatiſchen Heimath mitgebracht, wenn gleich in ihren Sagen und religiöſen Begriffen nichts mehr von einem durchgreifenden Syſtem wahrgenommen wird, wie im Brahmaismus und Buddhaismus. Auch iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich in die Bevölkerung der ſo weit auseinanderliegenden oceaniſchen Inſeln von Weſten her Elemente eingedrängt haben, vielleicht Wilde, die in ihren Kähnen von Amerika herüber verſchlagen wurden.

Als die ſanfteſten aller Inſulaner der Südſee hat man erſt im vorigen Jahrhundert die Bewohner der Freundſchaftsinſeln (Otaheiti), als die wildeſten aber die von Neuſeeland erklärt. Die letztern zeichnen ſich durch ihre männliche Geſtalt und Tapferkeit, durch die kunſtreiche Tätowirung ihrer Haut und durch furchtbare Wildheit, Grauſamkeit und Cannibalismus aus.

Elftes Buch.

Nordiſche Geſchichte im 17. Jahrhundert.

1.

Dänemark.

Im vorigen Bande iſt gezeigt worden, auf welche rohe Weiſe die däniſchen Könige aus der neuen oldenburg-holſteiniſchen Dynaſtie in Verbindung mit der ſervilen lutheriſchen Geiſtlichkeit und dem habgierigen Adel die alte Freiheit der Bürger und Bauern unterdrückten. Am meiſten war das tapfere Bauernvolk zu bedauern, welches durch die Uſurpation der Edelleute und durch die rabuliſtiſchen Künſte der Hofjuriſten aus einem vorher freien Stande Schritt für Schritt in eine immer ſchmählichere Leibeigenſchaft hinabgedrückt wurde. König Chriſtian IV. war milder geſinnt als ſeine unmittelbaren Vorfahren und hätte gerne den Beſchwerden des armen Volkes abgeholfen, aber er war nicht mächtig und willensſtark genug, um dem Adel trotzen zu können. Er hob zwar die Leibeigenſchaft auf den Krongütern auf, wagte aber nicht dem adeligen Reichsrath auch deren Aufhebung auf den adeligen Gütern vorzuſchlagen. Als 1607 Jürgen Dybvad, Profeſſor der Theologie in Copenhagen, eine Schrift zu Gunſten der Bauern herausgab, erwirkte der mächtige Adel ſeine Abſetzung und als 1620 ſein Sohn Chriſtoph, ein viel gereiſter Doctor, die menſchenfreundliche Bemühung des Vaters fort-

ſetzte und vom Adel ſagte, er ſtelle nicht die Beſten, ſondern die Schlechteſten im Volke dar (Peſſimaten ſtatt Optimaten), wurde auch dieſer, obgleich ihn der König gerne geſchützt hätte, in den Kerker geworfen, worin er ſtarb. Nachher kam der König durch ſeine unglücklichen Kriege in Deutſchland in große lange Bedrängniß. Auch in der äußern Politik erwies er ſich ſchwach. Sein Angriff auf Deutſchland im dreißigjährigen Kriege war eben ſo ungerecht, als er ſchlecht ausgeführt wurde. Das wichtigſte Motiv in der däniſchen Politik blieb die Eiferſucht gegen Schweden. Dänemark war nicht allein daran ſchuld, doch der Erfolg konnte kein anderer ſeyn, als daß ſich beide Reiche zuletzt gegenſeitig ſchwächen und die Herrſchaft über die Nord- und Oſtſee an England und Rußland verlieren mußten.

Der Angriffskrieg Chriſtians IV. gegen das deutſche Reich war ein Frevel, der durch die Siege Tillys verdientermaßen beſtraft wurde, denn der Däne nahm, wie nachher der Schwede, die Religion nur zum Vorwande, um das deutſche Reich zu plündern und an der Elbe Eroberungen zu machen. Er wollte das ganze Hanſagebiet ſich aneignen und als ihn der Friede von Lübeck 1629 gedemüthigt hatte, fing er gleichwohl bald wieder an, indem er an der Elbe die Feſte Glücksſtadt baute, Hamburgs Handel mit einem Zoll zu beläſtigen und die Stadt zu brandſchatzen. Im J. 1643 brachte ihn Torſtenſon noch einmal in große Noth, als derſelbe das ganze däniſche Feſtland beſetzte, während zugleich die däniſche Flotte unter Mund von der ſchwediſchen geſchlagen wurde. Chriſtian IV. mußte daher den Frieden von Brömſebro 1645 mit vielen Opfern erkaufen, Halland, Jämpteland, Gothland, Oeſel abtreten. Drei Jahre ſpäter ſtarb der alte König.

Ihm folgte ſein Sohn Friedrich III., der zum beſſern Schutze des däniſchen Feſtlandes die nach ihm benannte Feſtung Friedericia baute. In der letzten Zeit hatte Corfitz Ulfeld die erſte Stelle im Reichsrath eingenommen, als Liebling des alten Königs, der ſeine natürliche Tochter Kirſtine mit ihm vermählte. Der neue König war jedoch dieſem Manne nicht gewogen, gab einer falſchen Anklage gegen ihn Gehör und zwang ihn zur Flucht. Ulfeld aber ging nach

Schweden und schürte den alten Haß dieses Reichs gegen Dänemark, um sich zu rächen. Der Krieg, auf den wir in der schwedischen Geschichte zurückkommen werden, fiel wieder unglücklich für Dänemark aus, welches Schoonen, Blekingen, Bornholm und Drontheim abtreten und den Holsteiner Herzog der dänischen Lehnspflicht entbinden mußte, im Frieden zu Rothschild 1658. In Holstein regierte die holstein-gottorpsche Nebenlinie des dänischen Königshauses, welches von den Grafen von Oldenburg abstammte. Bisher hatten die Vettern in Frieden gelebt; allmälig aber beschwerte sich Holstein über Drangsalirung von Seite Dänemarks. Es handelte sich um beiderseitige Anrechte auf Theile von Schleswig und um die Vertheidigung eines deutschen Reichslandes und deutscher Stände gegen Ansprüche eines neuen dänischen Kronrechts. Da nun Holstein bei dem armen und zerfallenen deutschen Reiche keine Hülfe fand, klammerte es sich an Schweden an, welches ihm gute Dienste leistete. Karl Gustav von Schweden wollte aber zuviel haben, fing den Krieg von neuem an und verlor diesmal den Sieg, weil Dänemark von außen Hülfe bekam. Auch die Norweger erhoben sich und trieben alle Schweden aus Drontheim fort. Und doch durfte Schweden im Frieden 1660 alles behalten außer Drontheim und Bornholm, weil es von der französischen Diplomatie unterstützt war.

In diesem Zeitpunkt vereinigten sich die Geistlichkeit und der Bürgerstand mit der dänischen Krone, um dem Adel endlich die bisher geübte Gewalt im Reichsrathe zu entreißen, auf dem Reichstage von 1660. Abgeordnete des Bauernstandes waren wie gewöhnlich gar nicht mehr einberufen. Auch wurden sie nicht gefordert, denn man wollte zunächst nur den König von der adeligen Oligarchie frei machen und den gebildeten Geistlichen- und Bürgerstand mittelst einer aus dem letztern hervorgehenden Bureaukratie enger mit dem König verbinden, aber noch keineswegs den Landmann von seinen Lasten befreien. Die Häupter der Opposition waren Svane, Bischof von Seeland, und Ranfen, Bürgermeister von Copenhagen. Die Bürger dieser Stadt hatten sich bei ihrer letzten Vertheidigung gegen die Schweden so muthig geschlagen, daß ein großer Stolz unter

ihnen erwacht war, ein Umstand, ohne den vielleicht die ständische Opposition und der König selbst es nicht gewagt hätten, so weit gegen den Adel vorzuschreiten. Die Seele der ganzen revolutionären Bewegung war aber die Königin Sophie Amalie, welche für ihren Gemahl die volle souveräne Gewalt erkämpfen wollte. Wie die Bürger gestimmt waren, erkennt man am besten aus folgenden stolzen Antworten. Als der adelige Reichsrath einige bürgerliche Redner, die am lautesten gewesen, vor sich beschied und ihnen einen derben Verweis ertheilte, rief Hansen, der zweite Bürgermeister von Copenhagen: „Wir sind nicht eure Jungen, daß ihr uns so anfahren dürft.“ Als der stolze Reichsrath Otto Krak den Nansen frug, ob er den blauen Thurm (das Gefängniß) kenne? frug dieser ihn wieder, indem er auf den Thurm der Frauenkirche wies, ob er auch wisse, was dort hänge? Das war nämlich die Sturmglocke, womit man die bewaffneten Bürger zusammenrief. Diese Glocke ertönte bald wirklich und alle Thore wurden von den Bürgern besetzt, damit der Adel nicht entfliehen könne, der sich nun gezwungen sah, in feierlicher Sitzung seiner bisherigen Allgewalt zu entsagen, den Reichsrath aufzulösen und die souveräne Gewalt ausschließlich in die Hände des Königs zu legen. Man gedachte der Bauern, eine gründliche Bittschrift wurde für sie eingereicht, aber die drei höhern Stände vereinigten sich dahin, derselben keine Folge zu geben. Die Revolution war nur zu Gunsten der Krone gemacht worden. Man scheute sich, sie auf das gemeine Volk auszudehnen. Der Adel verlor nur seine Privilegien nach oben, nicht die nach unten, und unter dieser Bedingung fügte er sich darein, daß der König auch dem Geistlichen- und Bürgerstande neue Privilegien gewährte. An die Stelle des frühern aristokratischen Reichsraths, von dessen Beschlüssen der König abhängig gewesen war, trat ein Staatscollegium, welches ganz vom König abhing und hinfort bureaukratisch regierte. An der Spitze desselben stand ein gewisser Schuhmacher, der aus dem Bürgerstande hervorgegangen war, aber zum Grafen von Griffenfeldt erhoben wurde. — Die Brutalität eines englischen Admirals,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21469 / 088

der im Hafen von Bergen holländiſche Handelsſchiffe wegnahm, veranlaßte einen kurzen Krieg der Dänen mit England. Drei Jahre ſpäter ſtarb Friedrich III., 1670.

Sein Sohn und Nachfolger Chriſtian V. ſcheint ſehr in ſeine Souveränetät verliebt geweſen zu ſeyn, denn er hielt viel auf Pracht und äußern Schein. Den Adel begünſtigte er nur deswegen, weil er ihn zu ſeinen Feſten brauchte. Die Rangordnung zwiſchen Grafen, Freiherrn und Edelleuten, ihre Titel und Auszeichnungen feſtzuſtellen, war ihm eine wichtige Angelegenheit, ſo wie die Stiftung des Danebrog- und des Elephantenordens. Aber er wurde aus ſeiner bequemen Ruhe herausgeriſſen durch den Streit mit dem Holſteiner Hauſe wegen des Erbes von Oldenburg, deſſen Grafen 1667 ausſtarben, und durch den Krieg mit Schweden, in den er, weil Schweden damals mit Frankreich im Bunde das deutſche Reich zerrütteten und er Schweden nicht zu mächtig umgreifen laſſen wollte, mit hineingeriſſen wurde, 1675. Anfangs ſiegten die Dänen, eroberten Wismar und ſchlugen die Schweden bei Uddewalla, nachher erfocht auch der däniſche Admiral Niels Juel in Verbindung mit dem Holländer Tromp glänzende Seeſiege über die Schweden, die letztern ſiegten aber wieder zu Lande bei Holmſtadt, Lund und Landskrona und als Europa mit Ludwig XIV. Frieden ſchloß, mußte auch Dänemark ſich die Bedingungen gefallen laſſen, welche derſelbe vorſchrieb, und nicht nur das ſchon eroberte Gothland wieder aufgeben, ſondern auch den Anſprüchen des Hauſes Holſtein-Gottorp genügen, 1679. Man ſöhnte ſich mit Schweden ſo weit aus, daß Karl XI. Friedrichs III. Tochter Ulrike Eleonore heirathete, die ihm den nachher ſo berühmt gewordenen Karl XII. gebar. Der verdiente Griffenfeldt wurde aber das Opfer der Verſöhnung mit den Holſteinern, die auf ihn erbittert waren, und entging kaum der Hinrichtung. Die Schwäche des deutſchen Reichs erlaubte den Dänen, nochmals 1686 Hamburg zu ängſtigen und ihm eine große Geldſumme abzupreſſen. Erſt eine ernſte Verwarnung von Seiten Brandenburgs ſchreckte die Uebermüthigen zurück.

2.

Chriſtine von Schweden.

In Schweden war nach Guſtav Adolfs Tode ſeine einzige Tochter Chriſtine Königin geworden, aber noch ein Kind, weshalb der Reichsrath unter dem berühmten Canzler Oxenſtierna, wie es Guſtav ſelbſt verordnet hatte, die Regierung leitete. In welchem Sinn er dies that, iſt in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges genugſam dargethan worden. Schweden beherrſchte durch Eſthland, Livland, Pommern, Bremen und Verden die deutſche Oſtſeeküſte und war mächtiger als je geworden, doch aber durch die vielen Kriege im Innern erſchöpft, die Bevölkerung gelichtet und die Sitte mannigfach verderbt. Die mit vieler Beute heimkehrenden Offiziere brachten einen ſchlechten Geiſt in den ſchwediſchen Adel.

Chriſtinens Mutter, die brandenburgiſche Maria Eleonora, von Guſtav Adolf ſchwärmeriſch geliebt, war wohl ſtolz auf ihn, konnte aber Schweden nicht leiden und ſcheint ihrer Tochter frühzeitig eine ähnliche Antipathie beigebracht zu haben. Oxenſtierna hielt 1636 für nöthig, die Tochter von der Mutter zu trennen, und die letztere war ſo erbittert, daß ſie 1643 auch ihren Wittwenſitz Gripsholm aufgab und Schweden heimlich verließ. Die junge Königin hatte alſo die Mutter wie den Vater verloren und ſtand unter der Vormundſchaft von alten Männern, die ſehr ſtaatsklug ſeyn mochten, aber einem eigenſinnigen Mädchen doch nicht gewachſen waren. Chriſtine war nicht groß von Körper, aber ſtark, ihr Haar blond, ihr Auge blau und durchdringend, die Naſe groß und gebogen. Sie nahm frühzeitig etwas Männiſches an, vernachläſſigte ihren Anzug, ſtudierte gleich dem fleißigſten Knaben, verſchmähte jede weibliche Arbeit, ſogar den Umgang mit Frauenzimmern und fühlte ſich nur unter Männern und bei geiſtiger Beſchäftigung wohl. Dieſe letztere aber, das viele Bücherleſen, führte ſie von ihrem Berufe ab, machte ſie gleichgültig gegen Schweden, die lutheriſche Kirche, das ihr zu-

Partheien handelten willkührlich, und wo ſie ſtark genug waren, grauſam. Ihren Haß aber entflammten von beiden Seiten die Geiſtlichen, hier die Jeſuiten, dort die reformirten Prediger, welche nicht eher ruhten, bis ſie das Volk ſo weit aufgehetzt, daß hier der Katholik den Proteſtanten, dort der Proteſtant jenen wenigſtens für einen halben Teufel hielt.

Dazu kam, daß der Kaiſer nicht mehr verſöhnend in der Mitte ſtand. Rudolf II ließ dem Partheigeiſt freien Spielraum, bekümmerte ſich um das Reich gar nicht, und ſchloß ſich in ſeine Hofburg ein, wo er ſich mit der Sternkunde und mit ſeinem Pferdeſtall beſchäftigte. In ſeinem Erblande ließ er die Jeſuiten walten, was im übrigen Deutſchland geſah, war ihm gleichgültig. Die natürliche Folge davon war, daß auch die Fürſten thaten, was ſie wollten, und binnen kurzer Zeit griff die unterdrückte Flamme des Haders reißend um ſich. Die erſten Händel erregte Churfürſt Gebhard von Cölln. Dieſer geiſtliche Fürſt liebte eine Aebtiſſin, und lebte mit ihr in heimlicher Ehe. Ihre Brüder aber, die Grafen von Mansfeld, drohten ihm Rache, wenn er die Ehre ihrer Schweſter nicht durch eine förmliche Heirath herſtellen würde. Dies konnte nur geſchehn, wenn Gebhard den katholiſchen Glauben verließ. Er that es und wurde calviniſtiſch, wie ſeine Schwäger, 1582. Das Cölner Land weigerte ſich aber, ſeinem Beiſpiel zu folgen, der Papſt that ihn in Acht und Bann, und die proteſtantiſchen Fürſten ließen ihn im Stich, weil er ein Calviniſt und kein Lutheraner war. Er ward alſo dem geiſtlichen Vorbehalt im Augsburger Frieden zufolge abgeſetzt, und ein ſtreng katholiſcher bairiſcher Prinz, mit Hülfe ſpaniſcher Truppen, die aus den Niederlanden ins Cölniſche einrückten, an ſeine Stelle geſetzt. Einen neuen Vortheil erlangten die Katholiſchen, indem ſie

nächſt Liegende, und erweckte ihr Sympathien für den ſchönen Süden, das claſſiſche Land und ein zwangloſeres und poetiſches Leben. Als ſie ſpäter von einem angeſehenen lutheriſchen Geiſtlichen gefragt wurde, was ſie denn vom väterlichen Glauben abgebracht habe, erwiderte ſie: eure langweiligen Predigten. Man kann ihr in der That nicht verdenken, daß ſie ſich an den lutheriſchen Predigten ihrer Zeit langweilte und daß ihr die alten Reichsräthe mit ihrer Hofmeiſterei unerträglich wurden. Auch Friedrich der Große hat ſpäter jene Langeweile empfunden und welcher einigermaßen lebhafte Geiſt hätte ſie nicht empfinden müſſen! Es war eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit, daß die Engherzigkeit der lutheriſchen Orthodoxie von der claſſiſchen Freigeiſterei durchbrochen werden mußte. Man kann bedauern, daß dabei ein guter Glaube durch einen bösartigen Unglauben verdrängt wurde. Allein man darf ſich darüber nicht täuſchen, daß der Glaube, der ſich mit einſeitiger Dialektik, eigenſinniger Rechthaberei, unbarmherziger Intoleranz und geſchmackloſer Pedanterei umſchanzt, ſich dadurch auch berechtigten Angriffen bloßſtellt und ſelbſt denen, die gerne glauben möchten, den Glauben verleidet.

Guſtav Adolf nahm die Religion zum Aushängeſchild, um ſeinen höchſt unchriſtlichen und ungerechten Raubeinfall in Deutſchland zu entſchuldigen. Er wurde dafür durch den Abfall ſeiner Tochter geziemend beſtraft. Sie verſchmähte die Lüge, die ihm gedient hatte.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, weil Chriſtine katholiſch geworden iſt, ſie hätte je wahrhaft katholiſche Sympathien gehegt und ſey von einer romantiſchen Sehnſucht zur alten Kirche zurückgeführt worden. Dem war nicht ſo. Sie wurde nur katholiſch, um im claſſiſchen Süden willkommen zu ſeyn und dort leben zu können. Die Kirche an ſich war ihr in Rom ſo gleichgültig wie in Stockholm, denn ſie liebte nur die Alten, die alte Kunſt und Philoſophie und eine völlige Unabhängigkeit des Geiſtes. Sie lernte aufs eifrigſte lateiniſch und griechiſch, um ihre Wißbegier durch die Lectüre der claſſiſchen Originale zu befriedigen. Sie las Stellen nach, die ihre Lehrer überſchlagen hatten, denn alles wollte ſie

wiſſen, beſonders das Verbotene. Als ſie heranwuchs, verſchwendete ſie große Summen für Bücher, Kunſtwerke, Alterthümer und für Feſte, bei denen der Geſchmack der Renaiſſance vorherrſchte und ſie und ihre guten Freunde und Freundinnen in Coſtümen antiker Götter und Göttinnen auftraten. Dabei war ſie ſo ungenirt, daß ihre Sittlichkeit bald verſchrien wurde. Am liebſten hatte ſie Ausländer um ſich, den genialen Abenteurer Marcus Gabriel de la Gardie und den Wundarzt Bourdelot, beides Franzoſen, und den ſpaniſchen Geſandten Pimentelli. Dieſe nährten ihre Vorliebe für den romaniſchen Süden.

Als Erbin eines großen Reiches wurde ſie von vielen begehrt, von dem däniſchen Prinzen Ulrich, den ihre Mutter begünſtigte, von dem Pfälzer Kurprinzen Karl Ludwig, dem Sohn des vertriebenen Böhmenkönigs, von dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm, der damals ſelbſt noch jung und ihr nahe verwandt war. Wenn aber auch das ſchwediſche Nationalintereſſe mit dem däniſchen und brandenburgiſchen nicht ſchwer auszugleichen geweſen wäre, ſo würden jene geſuchten Verbindungen doch nicht zu Stande gekommen ſeyn, weil die mannweibliche Chriſtine überhaupt nicht heirathen und ihrer genialen Natur keinerlei Schranke ziehn laſſen wollte. Unter allen ihren Bewerbern erfreute ſich nur der, welcher ſich am ſchüchternſten und zarteſten gegen ſie benahm, Karl Guſtav, Sohn des Pfalzgrafen Caſimir, der ſeine Heldenlaufbahn unter Guſtav Adolf begonnen hatte, ihrer herzlichen Zuneigung. Aber ſie dachte nicht daran, ihn zu heirathen, ſondern empfahl ihn nur, als ſie ſelbſt dem Thron entſagte, zu ihrem Nachfolger und überließ ihm, Schweden zu regieren, während ſie ſelbſt zum ſchönen Süden jenſeit der Alpen eilte, um in poetiſcher Freiheit zu leben. Der Entſchluß dazu war nach und nach in ihr gereift. Der moraliſche Zwang, den ſie als Königin eines nordiſchen und lutheriſchen Landes täglich zu leiden hatte, ihre Unzufriedenheit mit dem Reichsrath und mit dem ungerechten Kriege in Deutſchland, deſſen Ende ſie herbeiwünſchte, und die Einſicht, daß ſie die Schweden weder anders machen könne, als ſie damals waren, noch daß ſie es auf die Dauer bei ihnen werde aus-

halten können, brachten sie immer mehr dahin, eine Krone, die ihr zur Last fiel, lieber wegzuwerfen. Im J. 1644 hatte sie scheinbar die Regierung selbst übernommen, ohne im Gange der schwedischen Politik etwas wesentliches ändern zu können. Ihr Hauptumgang waren Gelehrte, Freinsheim, der den Livius ergänzte, Isaak Vossius, Conring, Heinsius, Salmasius, Bochart ꝛc. Sie kaufte die Bibliothek des Hugo Grotius. Sie stand mit dem Freigeist Descartes in Verbindung, desgleichen mit Pascal und Gassendi und lebte sich so in antike und südeuropäische Denkweisen hinein, daß ihr das Leben in Schweden trotz ihrer hohen Stellung unleidlich wurde. Je mehr man in sie drang zu heirathen, desto zorniger wurde sie. „Ich bin eine Todfeindin der Ehe," sagte sie, „dieses fürchterlichen Jochs, dem ich mich um die Welt nicht unterwerfen werde. Gott hat mich frei geschaffen und ich werde nie einen Herrn leiden." Sobald ihr Entschluß fest stand, Schweden und den Thron zu verlassen, war es nur natürlich, daß sie dem oben genannten spanischen Gesandten heimlich Gehör gab und sich durch ihn und einige heimlich berufene Jesuiten auf die Conversion vorbereiten ließ, denn wenn sie im katholischen Süden leben wollte, that sie am besten, selbst katholisch zu werden. Ihre Absicht war, künftig unter den antiken Erinnerungen und Kunstschätzen Roms zuzubringen, und sie konnte darauf rechnen, daß der Papst dort aufs zärtlichste für sie sorgen werde, wenn sie katholisch würde. Ohne Zweifel hielt sie es selbst für genial und für den Beweis eines großen und unabhängigen Charakters, wenn sie unbekümmert um das Andenken ihres Vaters und gerade im Widerspruch mit dessen Tendenzen that, was sie wollte.

Ihre unwiderrufliche Thronentsagung erfolgte 1654 und unmittelbar darauf wurde nach ihrem Wunsche Karl Gustav zum König von Schweden gekrönt. Darauf reiste sie selbst durch Dänemark nach den Niederlanden, trat in der Christnacht in Brüssel zum katholischen Glauben über und blieb das ganze folgende Jahr bis zum Herbst in Brüssel, während die beiden habsburgischen Häuser mit dem Papst unterhandelten, um ihr in Rom eine ihres Ranges würdige Zufluchtstätte zu bereiten. Erst im September reiste

sie durch Deutschland, trat zum erstenmal in Innsbruck öffentlich als Katholikin auf und legte in der Kirche ihr Glaubensbekenntniß ab, indem zwei Erzherzoge ihr zur Seite standen. Von hier glich ihre weitere Reise nach Rom einem Triumphzuge, denn man kann sich denken, mit welchem Jubel der katholische Süden den Uebertritt einer Tochter Gustav Adolfs begrüßte. Der Papst Alexander VII. empfing sie mit größter Feierlichkeit und räumte ihr den Palast Farnese ein. Hier nun umgab sich die Königin mit Gelehrten und Künstlern und kaufte eine große Menge Alterthümer zusammen. Aber sie hatte dadurch, daß sie sich ganz in die Arme Spaniens und der Habsburger warf, den Cardinal Mazarin beleidigt und als ein politischer Zweck oder wenigstens die Neugier sie 1656 nach Paris führte, wurde sie dort zwar mit Anstand aufgenommen, erlangte in ihrer phantastischen Amazonentracht eine gewisse Popularität und alles geistreiche Gesindel der Hauptstadt drängte sich zu ihrer Gesellschaft, allein der Hof war ihr doch feindlich gesinnt und durch die mediſanten Gerüchte, die über sie ausgebreitet wurden, litt ihr guter Ruf außerordentlich. Was französische Federn von ihrem unsittlichen Wandel geschrieben haben, ist jedenfalls sehr übertrieben und stimmt mit dem besseren Rufe nicht zusammen, den sie sich in Rom gewahrt hat, wo sie dreißig Jahre lebte. Offenbar war in Paris die Parole gegeben, schlecht von ihr zu reden. Damit hängt auch die verrufene Hinrichtung ihres Stallmeisters Monaldeschi zusammen. Christine ließ denselben, weil er sich von Cardinal Mazarin als Spion hatte gebrauchen lassen, weil er Briefe von ihr verfälscht hatte ꝛc., durch ihre Bedienten umbringen. Mazarin fügte sich damals dem Uebergewicht Cromwells und war tödtlich verfeindet mit beiden habsburgischen Linien und mit dem Papste. Wahrscheinlich bezweckte Christine in Paris unter der Hand im Auftrage des Papstes oder auch auf eigene Hand, die französische Politik wieder mehr in das katholische Geleis zu bringen, wobei sie ihren persönlichen Einfluß überschätzt haben mag. Sie richtete nichts aus und die Pariser Reise brachte ihr nur Schaden und bösen Leumund.

Als 1660 Karl Gustav starb, war Christine unbesonnen genug,

die ſchwediſche Krone zurückzufordern, da ſie dieſelbe nur ſeiner Perſon übertragen habe und keiner andern. Sie reiste deshalb nach Schweden zurück, allein man wies ſie ab, weil man ihre Thronentſagung als definitiv betrachtete und nach den Reichsgeſetzen eine Katholikin in Schweden nicht regieren konnte. Man ſicherte ihr nur einen anſtändigen Unterhalt im Auslande zu. Sie wollte nicht nachgeben und unterhandelte immer noch von Hamburg aus. Als nun ihr Gönner Alexander VII. 1667 ſtarb und Clemens IX. (aus der Familie Ruſpigliosi) zum Papſte gewählt wurde, beging Chriſtine ihm zu Ehren in Hamburg ein großes Feſt mit Illumination. Weil ſie aber dabei den Namen, das Wappen, die Tiare und Schlüſſel des Papſtes und eine von Engeln angebetete Hoſtie, endlich eine allegoriſche Geſtalt der Kirche, welche die Ketzerei mit Füßen tritt, zur Schau ſtellte, gerieth das gemeine Volk darüber in Wuth, begann in Verbindung mit den vielen holländiſchen, engliſchen und däniſchen Matroſen, deren Schiffe im Hafen lagen, die Wohnung der Königin zu ſtürmen, die ganze Illumination zu zerſtören und mit Steinen alle Fenſter in Trümmer zu werfen. Die Königin hatte ihre Leute bewaffnet und ließ tapfer unter das Volk feuern, das nun in immer wilderen Zorn gerieth und gewaltſam eindrang. Chriſtine wäre dem Tode nicht entgangen, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Stadtmiliz herbeigekommen wäre und ſie durch eine Hinterthüre gerettet hätte. Sie kehrte nun nach Rom zurück, allein ihr unruhiger Geiſt verleitete ſie noch einmal, eine bedeutende Rolle ſpielen zu wollen. Diesmal ſcheint ſie aber auch wieder den allgemeinen katholiſchen Intereſſen dienſtbar geworden zu ſeyn. Johann Caſimir nämlich, der König von Polen, legte 1669 aus Ueberdruß ſeine Krone freiwillig nieder und Chriſtine machte ſofort als ſeine nahe Anverwandte Anſpruch auf den polniſchen Thron, den ſie aber nicht erhielt, obgleich ihr hier die Religion nicht im Wege ſtand. Seitdem blieb ſie ruhig in Rom, wo ſie 1689 ſtarb.

3.

Schwedisch-polnische Kriege.

Karl Gustav, oder Karl X., mit welchem 1654 die Wittelsbacher auf den schwedischen Thron gelangten, hatte sich schon im 30jährigen Kriege als Feldherr ausgezeichnet, wollte nicht hinter Gustav Adolf zurückbleiben und das schwedische Reich durch eine neue Eroberung vergrößern. In Polen herrschte noch ein Zweig der schwedischen Familie Wasa und der damalige König Johann Casimir sprach Schweden als sein rechtmäßiges Erbe an. Karl Gustav eilte daher, ihn mit Krieg zu überziehen, und rückte von Schwedisch-Pommern aus durch das Brandenburgische, ohne den Kurfürsten zu fragen, in Polen ein. Der große Kurfürst ließ sich den Schimpf gefallen, weil es ihm nur zum Vortheil gereichen konnte, wenn seine gefährlichsten Nachbarn, Schweden und Polen, einander selbst bekriegten. Karl Gustav hatte Anhänger in Polen, siegte über Johann Casimir bei Czernova und eroberte Krakau. Im folgenden Jahre nahm er auch Westpreußen ein, mit Ausnahme Danzigs, und der größte Theil des polnischen Heeres ging zu ihm über. Viele polnische Großen nämlich waren s. g. Dissidenten, Protestanten, und dem katholischen König Feind. Andere suchten nur den Vortheil ihrer Familien durch Schwächung der Krone, fischten im Trüben und buhlten mit dem Ausland. So damals insbesondere die Sapieha. Als nun Karl Gustav sich beinah ganz Polens bemächtigt hatte, verlangte er vom großen Kurfürsten, derselbe solle ihm für Ostpreußen den Lehenseid leisten, da die Rechte Johann Casimirs auf ihn übergegangen seyen. Der Kurfürst willfahrte ihm gern, jedoch nur in der Art, daß er ihm als dem König von Schweden huldigte, und die polnische Lehensherrschaft für erloschen erklärte, weil ihn der polnische Lehensherr nicht habe schützen können, am 7. Januar 1656.

Während Karl Gustav Danzig vergebens belagerte, betete Jo-

hann Casimir inbrünstig vor dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau im Kloster Czenstochau, erklärte sie zur Königin von Polen, begeisterte das katholische Volk zum Widerstande und versprach dem Fürsten Rageczy von Siebenbürgen die Nachfolge in Polen, wenn er ihm hülfe. Als nun wirklich ein großes polnisches Heer unter Czarnecky sich sammelte, eilte Karl Gustav herbei, marschirte über die gefrorne Weichsel und siegte in der Nähe von Warschau. Nun aber fielen die Polen, die es bisher mit ihm gehalten hatten, plötzlich wieder von ihm ab und viele seiner Schweden erlagen dem Hunger und der Kälte. In dieser Verlegenheit wollte Karl Gustav frischweg alle Leibeigenen in Polen emancipiren und forderte sie sogar auf, die rebellischen Edelleute zu ermorden. Das erweckte ihm aber in Polen nur noch mehr Feinde und da auch eine holländische Flotte der Danzigern zu Hülfe kam, blieb ihm nichts übrig, als sich die Hülfe des großen Kurfürsten durch einen neuen Vertrag zu Labiau zu erkaufen, in welchem er das bisherige Lehensverhältniß Ostpreußens ganz aufhob und der große Kurfürst Souverain dieses Herzogthums wurde, am 20. November 1656. Inzwischen schlug auch Dänemark gegen Schweden los und auch Rußland wollte die Bedrängniß Schwedens benutzen, wogegen Karl Gustav den Ragoczy für sich gewann. Aber die wilden Horden sowohl des russischen Czaaren Alexius, als die des Siebenbürgers richteten nicht viel aus. Die Russen wichen vor den Schweden bei Riga zurück und die Siebenbürger wurden von den Polen verjagt, 1657.

Karl Gustav war sehr erzürnt über den heimtückischen Angriff der Dänen und zog gegen sie zu Felde. Ulfeld, aus Dänemark geflüchtet, hetzte ihn noch mehr auf und begleitete ihn im Kriege. Das polnische Heer unter Czarnecky sollte den Dänen zu Hülfe kommen, zog sich aber wieder zurück, als die Schweden schon Friedericia eingenommen hatten und das dänische Festland nicht mehr zu retten war. Nun benutzte Karl Gustav den harten Winter und marschirte im Januar 1657 mit Roß und Wagen und Kanonen keck über den gefrorenen Belt nach der Insel Fünen und dann auch nach der Hauptinsel Seeland. Hier aber mußte er Frieden

machen. Denn der große Kurfürst hatte den Zeitpunkt mit überlegenem Verstande in seinem Interesse, wenn auch mit schlechter Treue benutzt. Er kündigte nämlich plötzlich dem Schweden die Freundschaft auf und stellte sein Heer dem König von Polen zur Verfügung, unterstützt vom Kaiser, der den Katholicismus in Polen schützen wollte. Der Brandenburger aber hatte keine andere Absicht, als nunmehr auch dem König von Polen die Anerkennung seiner Souverainetät in Ostpreußen abzulocken, und um die brandenburgische Allianz zu erkaufen, willigte Johann Casimir wirklich im Vertrage zu Welau am 19. September 1657 in die Unabhängigkeit Ostpreußens von Polen ein und löste den polnischen Lehenverband auf. Ein vereinigtes polnisch-brandenburgisch-kaiserliches Heer drohte nun, Dänemark zu befreien. Deshalb entschloß sich Karl Gustav die Gefahr durch einen raschen Frieden abzuwenden, den das erschrockene Dänemark auch gern annahm, zu Rothschild am 26. Februar 1658. Allein schon im August desselben Jahres erklärte Karl Gustav den Dänen von neuem den Krieg. Man glaubt, er habe sich nicht blos geärgert, den Frieden so rasch und ohne größern Gewinn abgeschlossen zu haben, sondern es sey auch sein Plan gewesen, mit Ulfelds Hülfe Dänemark ganz und für immer zu erobern und die Calmarsche Union, die Vereinigung aller drei nordischen Reiche unter einem Haupte herzustellen. Die Leichtigkeit, mit welcher er in raschem Fluge ganz Dänemark bis auf die Hauptstadt erobert hatte, ließ ihn hoffen, daß es ihm das zweitemal eben so gut gelingen werde. Als er aber am 11. August plötzlich wieder mit seinem Heere vor Kopenhagen erschien, leistete ihm die Bevölkerung der Stadt einen verzweifelten Widerstand. Im October kam die holländische Flotte unter Opdam und besiegte die schwedische. Zwar setzte nun Karl Gustav die Belagerung Kopenhagens aufs allerhartnäckigste fort, erlitt aber beim Sturm neue schwere Verluste. Während des folgenden Jahres vereinigten sich endlich Polen, Brandenburger und ein kaiserliches Heer zum Entsatz und brachten den Schweden bei Nyburg am 14. November eine so schwere Niederlage bei, daß Karl Gustav sich alsbald zurückziehen mußte. Frank-

reich aber wollte Schweden nicht sinken lassen und auch Holland und England waren geneigt, dem gedemüthigten König zu einem günstigen Frieden zu verhelfen, und schlossen mit Frankreich im Haag das s. g. erste Haager Concert. Aber erst, nachdem Karl Gustav am 13. Februar 1660 aus tiefem Verdruß über sein Mißgeschick gestorben war, kam unter seinem Nachfolger, dem noch unmündigen Karl XI. durch dessen Mutter, Hedwig Eleonore von Holstein, und durch dessen Vormund, den Pfalzgrafen Adolf Johann, der Friede zu Stande, der am 3. Mai im Kloster Oliva bei Danzig mit Polen und Brandenburg und am 6. Juni zu Kopenhagen mit Dänemark abgeschlossen wurde. Jeder Theil behielt, was er vor dem Kriege besessen hatte. Esthland mit der Insel Oesel und der größte Theil von Livland blieb den Schweden. Kurland blieb unter seinem Herzog unabhängig, wie Ostpreußen. Christian Albrecht von Schleswig-Holstein, bisher Vasall seines Vetters, des Königs von Dänemark, wurde von dieser Lehenspflicht frei.

Später entspann sich noch einmal hauptsächlich wegen Holstein ein Krieg mit Dänemark, der 1679 endete, und der im französischen Interesse geführte Krieg gegen den großen Kurfürsten, wovon oben schon die Rede war. Die Schlacht bei Fehrbellin 1675 bewies, wie tief das schwedische Kriegswesen herabgekommen war. Daran war aber nur der Adel Schuld, der alle Aemter für sich ausbeutete und das Staatsinteresse vernachläßigte. Das führte aber zu einer Revolution. Der adelige Reichsrath machte sich in Schweden allmälig so verhaßt, wie in Dänemark. Der geistliche, bürgerliche und Bauernstand erhoben sich daher gegen den Adel und setzten durch, daß der König die volle Souveränetät erhielt, wie in Dänemark, 1682. Weil er nun aber nicht nur in Schweden, sondern auch in Livland die Krongüter, die in die Hände des Adels gekommen waren, diesem wieder entriß, entstand darüber große Unzufriedenheit in Livland. Denn hier wurden auch Unschuldige außer Besitz gesetzt, die keineswegs wie in Schweden selbst aristokratische Uebergriffe in die königliche Gewalt gemacht hatten. Der einheimische livländische Adel, der nur vom alten deutschen Ritterorden

Güter zu Lehen beſaß, war gewiß nicht im gleichen Fall, wie der erſt ins Land gekommene ſchwediſche Adel, der die Gewalt des Reichsraths mißbraucht hatte, um viele Domainen an ſich zu reißen. Deshalb war die Oppoſition in Livland gerechtfertigt und ſie fand einen geiſtvollen Sprecher an Patkul, der Polen und Rußland um Schutz anrief und dadurch neue blutige Kriege herbeiführte.

4.

Polen und Koſacken.

In Polen war nach Stephan Batoris Tode der ſchwediſche Prinz Sigmund aus dem Hauſe Waſa auf den Thron gelangt und hatte die großen Kriege mit Rußland wegen des falſchen Dimitri und mit Guſtav Adolph führen müſſen. Ihm folgte 1632 ſein Sohn Wladislaw II., welcher während des dreißigjährigen Kriegs nicht mehr viel von Schweden beunruhigt wurde und daher mit Glück gegen die Ruſſen kämpfen und Smolensk behaupten, auch die Türken in Schranken halten konnte. Immer noch diente ihm der alte tapfere Feldherr Koniecpolsky.

Aber 1638 beging er eine große politiſche Thorheit, welches der Anfang aller der Unbilden war, die über Polen kommen ſollten. Er unternahm es nämlich, die Freiheit der Koſacken unterdrücken zu wollen. Dieſe größtentheils aus Polen, nur zum geringeren Theil aus Ruſſen zuſammengefloſſenen Flüchtlinge, die als berittene Hirten und Jäger frei in den Steppen im Süden von Polen und Rußland lebten, hatten ſich der polniſchen Krone unterworfen und gewiſſe Rechte von ihr erlangt. Dieſe Rechte ſollten ihnen nun plötzlich entzogen werden. Sie vertheidigten ſich aber unter ihrem Hetman Timaſſewitſch aufs tapferſte, hieben das ganze polniſche Fußvolk (deutſche Söldner) und auch einen Theil des berittenen Adels nieder. Nun verſprach man ihnen von Seiten des Königs Herſtellung ihrer Rechte und bewog ſie, ruhig heimzuziehen, fiel aber unterwegs über die kleinen Haufen her und maſſacrirte ſie, ohne daß den übrigen das Verſprechen gehalten wurde. Das erzeugte nun einen tiefen

1592 auch im Bisthum Straßburg ſtatt eines brandenburgiſchen Prinzen einen lothringiſchen einſetzten. Indem ſie ſich ſo dem weitern Vordringen der Proteſtanten glücklich widerſetzten, wagten ſie bald auch einen offnen Angriff. In der proteſtantiſchen Reichsſtadt Donauwerth waren Katholiken mißhandelt worden. Ein ganz von Katholiſchen abhängiger Reichsrath erklärte ſofort die Stadt in die Acht, und der Herzog Maximilian von Baiern ſollte ſie vollziehn. Dieſer ging aber noch weiter, und machte die freie Reichsſtadt gegen alles Recht zu einer bairiſchen Landſtadt, 1607.

Dieſe Gewaltthat bewog die kleinern proteſtantiſchen Stände, an deren Spitze ſich Churfürſt Friedrich von der Pfalz ſtellte, eine Union zu ſchließen, 1608. Die mächtigern, Sachſen und Brandenburg, welche weniger zu fürchten hatten, blieben unthätig. Die Katholiken aber ſchloſſen nun auch ihrerſeits zu Würzburg eine katholiſche Union, welche den Namen einer Ligue annahm, und an deren Spitze Max von Baiern ſtand. Auf dieſe Weiſe halfen die Fürſten ſich ſelbſt, und das kaiſerliche Anſehn kam durch Rudolfs Unthätigkeit in tiefen Verfall. Als aber auch die öſterreichiſchen Erbſtaaten dadurch gefährdet wurden, die Proteſtanten in Böhmen und Oeſterreich ſich unruhig zeigten, und in Ungarn Gabriel Bathori, Fürſt von Siebenbürgen, unter türkiſchem Schutz ſich auflehnte, vereinigten ſich die übrigen Glieder des habsburgiſchen Hauſes, die Ehre und das Anſehn deſſelben zu retten. An die Spitze der Verſchwörung trat Rudolfs nächſter Bruder Mathias, derſelbe, der in den Niederlanden kurze Zeit Statthalter geweſen, und es koſtete wenig Mühe, den verächtlich gewordenen Kaiſer zu vertreiben. Er floh nach Böhmen, wo er ſich dadurch zu erhalten hoffte, daß er den Böhmen den ſ. g. Majeſtätsbrief und darin ungemeſſene

Groll in den Herzen der Koſacken, deren Freundſchaft und Beiſtand den Polen doch ſo nöthig geweſen wäre. Der türkiſche Sultan Murad IV. benutzte ihre Zwietracht ſogleich und hetzte 1640 die Tatarn der Krim gegen Polen. Aber Koniecpolsky rettete noch einmal die Ehre der polniſchen Waffen und erfocht einen glänzenden Sieg über die Tatarn bei Oczakow, 1644.

Dadurch waren die Koſacken genöthigt, ſich der polniſchen Hoheit wieder zu fügen, und Koniecpolsky ließ in ihrem Lande eine Feſtung bauen, um ſie unter dem Daumen zu halten. Als er aber den tapfern Chmielnicki, den angeſehenſten Koſacken nächſt dem Hetman, einmal frug: wie ihm die Feſtung gefalle? antwortete dieſer: „was Menſchenhände bauten, können Menſchenhände wieder zerſtören.“ Wirklich verband ſich derſelbe mit den ruſſiſchen oder Soporoger Koſacken an den Waſſerfällen des Dniepr und mit den Tatarn der Krim und als Potocky ein polniſches Heer gegen ihn führte, ging der größte Theil deſſelben zu den Koſacken über, er ſelbſt wurde gefangen und ſtarb an ſeinen Wunden, 1648.

Mitten unter dieſen Kämpfen an der Grenze war Wladislaw 1647 geſtorben und ſein Sohn Johann Caſimir beeilte ſich, nach einer blutigen aber unentſchiedenen Schlacht mit dem Tatarchan Frieden zu machen und die Koſacken durch die Wiederherſtellung ihrer vollen alten Freiheit zu befriedigen. Chmielnicki unternahm ſodann einen Feldzug gegen den Hospodar der Moldau, um die Tochter deſſelben mit ſeinem Sohne zu verheirathen. Er war ein genialer, bei den Koſacken ungemein populärer Mann und ſann darauf, ſich eine eigene Herrſchaft zu gründen. Seine Truppen ſtreiften im Süden von Polen und ängſtigten den Adel daſelbſt, daß er in Schaaren davon floh. Johann Caſimir zog nun abermals gegen ihn zu Felde und ſchlug ihn bei Boreſteczko, 1651. Doch konnte der König ſeinen Sieg nicht verfolgen, weil in Polen ſelbſt große Unzufriedenheit gegen ihn herrſchte. Er ſelbſt nämlich war von Sitten eben ſo lüderlich wie ſeine Gemahlin und machte ſich viele Feinde durch Verfolgung des Unterkanzler Radziejowski, deſſen Weib er verführt hatte. Chmielnicki konnte daher ſeinen Plan gegen die Moldau

wieder aufnehmen. Ein polniſcher Großer aber, Kalinowski, wollte die Hand der Hospodarentochter für ſeinen eigenen Sohn gewinnen und zog mit einem Heere den Koſacken nach. In Batow empörten ſich aber ſeine eigenen Leute gegen ihn und Chmielnicki, dem wieder die Tatarn beiſtanden, fiel plötzlich über ſie her und hieb alle nieder, auch den Kalinowski, 1652. Der König wollte ſeinen Feldherrn rächen und fiel im folgenden Jahre in die Ukraine ein, aber ſein General Czarnecki wurde geſchlagen, er ſelbſt durch Hunger, Seuchen und Deſertion zum Rückzug gezwungen und mußte den Frieden mit Geld erkaufen, 1653.

Hierauf beging der ſonſt ſo verſtändige Chmielnicki die Thorheit, ſich und ſeine Koſacken unter ruſſiſchen Schutz zu ſtellen. Der Haß zwiſchen Polen und Koſacken war unverſöhnlich geworden, weil das weſentlichſte Intereſſe des polniſchen Adels dabei auf dem Spiele ſtand. Wiederholt leſen wir in den Berichten der Zeitgenoſſen, wie übermüthig der polniſche Adel von den Koſacken behandelt worden ſey, wie ungern das gemeine Volk in Polen gegen das von ihm abſtammende Volk der Koſacken gefochten habe, wie oft die Soldaten ſich gegen die Generale empörten und in Maſſe zu den Koſacken überliefen und wie der König deshalb immer deutſche Söldner in der Ukraine brauchen mußte. Daraus erklärt ſich die Furcht des Königs und des Adels vor Chmielnicki und auch wieder des letztern Ehrgeiz, da er der Mann des Volkes war. Nun ſollte aber das unglückliche Zerwürfniß zwiſchen Polen und Koſacken, dem ältern und jüngern Bruder derſelben Völkerfamilie, den Ruſſen zu gute kommen, von denen am Ende alle beide unterjocht und verſchlungen wurden. Kaum hatte der Czaar Alexius 1654 mit Chmielnicki den Vertrag abgeſchloſſen, als er auch ſchon in Litthauen einfiel, während von der andern Seite die Schweden unter Karl Guſtav das unglückliche Polen bedrängten. Den Verlauf des Krieges mit Schweden kennen wir ſchon. Czarnecki, von einer Volkserhebung unterſtützt, errang einen Sieg über die Schweden; indem er aber Polen im Norden ſchützte, blieb der Oſten Rußland preisgegeben. Die Polen verloren Smolensk und konnten es, obgleich ſie noch ein paarmal ſiegten,

nicht wieder gewinnen, zumal, da unter ihnen selbst neue Zerwürfnisse ausbrachen, weil des Königs Ungerechtigkeit den Feldherrn, Fürsten Lubomirski, zu einer Empörung trieb. Der letztere überlebte die Versöhnung nicht lange und man glaubt, daß er auf Antrieb des Hofes vergiftet worden sey, 1666. Im folgenden Jahre wurde ein Waffenstillstand mit Rußland geschlossen, welches Smolensk behielt.

Im folgenden Jahre dankte König Johann Casimir freiwillig ab, weil er seinem schweren Amte nicht mehr gewachsen war. Die Polen aber setzten zu ihrem Unglück einen noch unfähigeren Mann auf den Thron, den Fürsten Michael Wisniowiecki. Der Adel machte nur zum Schein geltend, die Wasa seyen Fremde gewesen und man müsse wieder einen sog. Piasten, d. h. einen eingeborenen Polen, zum Könige haben, allein in Wahrheit wollte der Adel nur einen ohnmächtigen König, um Kronrechte und Krongüter an sich zu reißen. Michael heirathete zwar die Erzherzogin Eleonore, Schwester des Kaiser Leopold, machte aber dadurch seine Stellung nicht sicherer. Es war die Zeit, in welcher die Türken sich wieder mächtig erhoben. Auch die Kosacken, deren großer Hetman Chmielnicki 1657 starb, wandten sich den Türken zu. Nur ein Theil von ihnen blieb bei den Russen, die Mehrheit unter dem Hetman Wyhowski neigte zu Polen, trat jedoch nachher unter dem Hetman Doroszenko lieber unter türkischen Schutz, 1670, weil Michael ihnen die alten Freiheiten nicht gewähren wollte. Diese Politik des Königs erklärte der polnische Feldherr Johann Sobieski für wahnsinnig und für einen Verrath am Vaterlande, da man vielmehr alles thun müsse, um die Kosacken wieder eng mit den Polen zu verbrüdern. Das leuchtete auch allgemein so ein, daß sich eine Conföderation gegen den König bildete, während die Türken einfielen und Kaminiec belagerten. Der König floh, Sobieski aber, an der Spitze der Conföderirten, schlug das türkisch-tatarische Heer bei Kalüssa zurück, 1672. Trotzdem schloß König Michael einen schimpflichen Frieden mit dem Sultan ab und überließ ihm Podolien. Auf dem Reichstage in Warschau hielt aber Sobieski eine so feurige patriotische Rede, daß der Frieden nicht anerkannt wurde. Der Krieg entbrannte von

neuem und Sobieski schlug das große Heer der Türken unter dem Seraskier Hussein bei Choczin während eines schrecklichen Schneegestöbers. Eine Menge Türken ertranken im Dniepr, 1673.

Am Ende dieses Jahres starb Michael und niemand anders als Johann Sobieski wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Dieser Held schlug die Türken und Tatarn noch zweimal in großen Schlachten und erzwang auf dem Schlachtfeld von Zurawno einen ehrenvollen Frieden, der ihm zwei Drittheile der Ukraine sicherte, während nur das letzte Drittheil den Kosacken blieb, 1677. König Johann konnte aber den Frieden nicht lange halten, da ihn Ehre und Christenpflicht mahnten, dem von den Türken hart bedrängten Wien zu Hülfe zu kommen, 1683. Wie ritterlich er auch hier den Sieg erstritt, ist in der deutschen Geschichte schon erzählt. Das kalte Benehmen des Kaisers gegen ihn erklärt sich zum Theil aus dem Umstande, daß Johann dem Schwager des Kaisers, seinem Vorgänger Michael, so heftig opponirt hatte. Leopold erwies sich aber nur allzu undankbar gegen den treuen Helfer, hetzte ihn fort und fort gegen die Türken und stand ihm nicht bei, so daß Johann in der Moldau Verluste erlitt. Den edeln Polenkönig quälten noch andere Sorgen. Die Sapieha lehnten sich gegen ihn auf und seine eigene Gemahlin, die Französin Marie Casimire de la Grange d'Arquien, weckte ihm durch ihre Intriguen noch mehr Feinde, bis er 1696 starb, durch einen jüdischen Arzt vergiftet, wie man glaubt.

Mit ihm schließt die Reihe der unabhängigen Polenkönige und mit ihm die Geschichte des eigentlichen polnischen Reichs, denn von nun an wurde das jammervolle Polen von innern Parteien und habgierigen Nachbarn Stück vor Stück zerrissen und von einer polnischen Staats- und Nationalpolitik gegenüber andern Staaten und Nationen war nicht mehr die Rede.

Der Name „polnische Republik" kam seitdem immermehr in Umlauf. Die Wahl des neuen Königs hing von den Großen des Reichs ab und diese verkauften ihre Stimmen an den meistbietenden Prinzen des Auslandes, von dem sie nicht nur Geld, Würden und Aemter nahmen, sondern dem sie auch schimpfliche Bedingungen, die

ſog. pacta conventa, vorſchrieben, die alle Macht in ihren Händen und ihm eigentlich nur den Namen eines Königs ließen. Ludwig XIV. ließ es ſich etwas koſten, den franzöſiſchen Prinzen Conti auf den polniſchen Thron zu erheben, aber der ſächſiſche Kurfürſt Friedrich Auguſt, den der Kaiſer unterſtützte, gab mehr Geld her und trug den Sieg davon. Dieſer neue König Auguſt II. benutzte den vom Kaiſer abgeſchloſſenen Frieden zu Carlowitz, um auch für Polen den Frieden mit den Türken auszuwirken, dann aber, um ſich bei den Polen ein Anſehen zu geben, wollte er Livland erwerben und miſchte ſich in die von Patkul angeregten Händel mit Schweden, die ihm und dem armen Polen ſchlecht bekamen.

5.

Ruſſiſche Wirren.

Nach langen Stürmen wurde Rußland im Innern beruhigt durch die Thronbeſteigung des jungen Michael, des erſten aus dem Hauſe Romanow, 1612. Nur nach außen hatte es immer noch zu kämpfen mit Polen, welchem es 1618 Smolensk und ein großes Gebiet an der Weſtgrenze, und mit Schweden, dem es 1617 Ingermanland überlaſſen mußte. Der Krieg mit Polen erneuerte ſich noch einmal, wurde aber 1634 durch einen neuen Frieden wieder beendigt, ohne daß Rußland etwas wiedergewonnen hätte. Es befand ſich noch im Zuſtand der Schwäche und erholte ſich langſam.

Erſt 1637 wagte es etwas, jedoch nur zaghaft. Die doniſchen (von Ruſſen abſtammenden) Koſacken nämlich boten dem Czaar Michael an, die tatariſche Stadt Aſow zu überrumpeln und durch ihren Beſitz feſten Fuß am Aſowiſchen und dadurch auch am ſchwarzen Meere zu faſſen. Das Unternehmen gelang auch mit ruſſiſcher Hülfe, die Tatarn aber rächten ſich durch verheerende Einfälle ins ruſſiſche Gebiet und 1641 rüſtete Sultan Ibrahim eine Flotte und ein ungeheures türkiſches Heer aus, um Aſow wiederzuerobern. Die Ruſſen wagten nicht, ihm ein Heer entgegenzuſtellen, und als die Koſacken

ſahen, daß ſie ſich nicht würden halten können, verließen ſie die Stadt, nachdem ſie dieſelbe in Brand geſteckt hatten. Der Sultan aber ließ ſie wieder aufbauen und behielt ſie.

Dagegen entſprach es der damaligen Schwäche Rußlands, daß es ſich dahin ausbreitete, wo es nur eine noch ſchwächere Widerſtandskraft fand, im Oſten Sibiriens. Hier drangen die Koſacken und die Promyſchleniks (Abenteurer, Coloniſten) weiter vor bis über den Baikalſee hinaus, gründeten Krasnojarsk und kamen in Verbindung mit China. In derſelben Zeit (1634) machte Olearius ſeine berühmte Reiſe mit der holſteiniſchen Geſandtſchaft, welche Handelsverbindungen in Moskau, ſpäter in Perſien anknüpfen ſollte. Er ſchildert die damaligen Ruſſen noch als Barbaren, dem Schmutz, Branntwein und ſchändlichen Laſtern ergeben, faul, halbthieriſch und nur durch die Knute zu regieren.

Auf Michael folgte 1645 ſein Sohn Alexius, der eine Maria Miloslawski heirathete, deren Verwandte aber, Pletſchſcheejew, Wrachaniotow und Weſchiſtoi ſich ſo viel Willkür und Erpreſſungen erlaubten, daß ſie in einem Volksaufſtand todt geprügelt und zerriſſen wurden, 1648. Unmittelbar darauf brach ein ungeheurer Brand in Moskau aus. Im J. 1654 begann ein neuer Krieg mit Schweden, der aber bald beigelegt wurde, da Karl Guſtav mit Polen und Dänen genug zu thun hatte. Es iſt bemerkenswerth, daß Rußland ſich damals noch nicht ſtark genug fühlte, die Verlegenheiten Schwedens zu benützen, um Ingermanland wieder zu erobern. Es führte vielmehr Krieg mit den Polen, gegen die es eine Zeitlang die Koſacken benutzen konnte, erlitt aber mehrere Niederlagen, 1659. Erſt als Lubominski von Johann Caſimir abfiel und der Bürgerkrieg in Polen entbrannte, konnte auch Rußland wieder mit beſſerem Erfolge eingreifen und als auch die Türken über Polen herzufallen drohten, mußte Johann Caſimir im Frieden von 1667 dem Czaaren das wichtige Smolensk wieder abtreten.

In dieſelbe Zeit fällt ein ruſſiſcher Kirchenſtreit, der 1666 auf einem Concil in Moskau entſchieden wurde. Der Patriarch Nikon hatte nämlich eine Reviſion der alten Kirchenbücher vorgenommen

und mehreres darin verbeſſert, was ihm als Ketzerei und namentlich als Hinneigung zu Rom ausgelegt und weshalb er abgeſetzt wurde. Gerade damals ſtrafte im Namen des Czaaren ein Fürſt Dolgoruki die unbotmäßigen und freiheitsſtolzen Koſacken am Don und ließ ihre Häupter hinrichten. Da erhob ſich unter ihnen Stenka Raſin zur Rache, benutzte die Aufregung, welche Nikons Abſetzung hervorgerufen hatte, und wiegelte gegen 200,000 Menſchen auf, unterlag aber der Kriegsmacht Dolgorukis und wurde hingerichtet. In dieſem wilden Aufſtand ſollen 100,000 Menſchen umgekommen ſeyn. Die ruſſiſchen Koſacken ſchloſſen ſich nun den polniſchen, unter dem Hetman Doroſchenko und mit dieſen an die Türken an, als dieſe mit Johann Sobieski kämpften.

Alexius ſtarb 1676 und ihm folgte ſein Sohn Feodor, an den ſich plötzlich wieder die Koſacken anſchloſſen, um von den Türken unabhängig zu bleiben. Das bewog aber den Sultan, Rußland den Krieg zu erklären. Anfangs ſiegten die vereinigten Ruſſen und Koſacken über die vereinigten Türken und Tatarn bei der Feſtung Tſchirigin, 1677. Im folgenden Jahre aber ließen ſie ſich nach einem glücklichen Gefecht in derſelben Feſtung bei Nacht im Rauſch überfallen und erlitten ſchreckliche Verluſte, worauf der Czaar Frieden machte und der größte Theil der Koſacken wieder auf die polniſche Seite übertrat. Feodor war erſt 21 Jahre alt, als er 1687 ſtarb, und hinterließ keine Kinder. Alſo beſtieg ſein Bruder Iwan den Thron, der aber ſchwach an Geiſt war, weshalb der dritte und jüngſte Bruder Peter, den Feodors zweite Gemahlin, Natalie Nariſchkin, geboren hatte, ein Knabe voll Geiſt, auf die Thronfolge Anſpruch machen durfte.

Sofort bildeten ſich zwei Parteien am Hofe. Für den ſchwachen Iwan wollte deſſen Schweſter Sophie regieren und den Stiefbruder Peter ausſchließen. Ihr ſtand die ganze Familie der Miloslawski, der talentvolle Miniſter Fürſt Galiczyn und die ruſſiſche Garde, das Prätorianercorps der ſ. g. Strelitzen bei. Für den jungen Peter aber wollte ſein Oheim Athanaſius Nariſchkin regieren und ihm ſtimmte auch der Patriarch Joachim zu. Aber die rohe Ge-

walt entſchied. Sophie ließ den Athanaſius durch die Strelitzen vom Altar, zu dem er geflüchtet war, wegreißen und ermorden. Dann erklärte ſie, Iwan und Peter ſollten gemeinſchaftlich den Thron erben, und nöthigte den Patriarchen, zuzuſtimmen, ſprach aber ſofort die Regentſchaft allein für ſich an. Dagegen erhob ſich der Pope Nikrita an der Spitze der Altgläubigen und beſchuldigte den Patriarchen der Ketzerei. Sophie ließ den Empörer hinrichten. Nun hofften die Chowanski, Vater und Sohn, ſich an der Spitze der übermüthig gewordenen Strelizen ſelbſt in die Obergewalt eindrängen zu können, und verſchworen ſich gegen die ganze Czaarenfamilie, aber auch ſie unterlagen, weil die ſchlaue Sophie hinter ihren Plan kam, ſie einladen, feſtnehmen und hinrichten ließ.

Somit hatte Sophie den Sieg errungen und herrſchte allein mit ihrem Beiſtand Galiczyn. Der letztere unternahm 1687 einen Feldzug gegen die Krim, in der Hoffnung, ſie erobern zu können und dadurch ſein Anſehen zu befeſtigen. Aber das ruſſiſche Heer unterlag bösartigen Krankheiten und mußte umkehren. Galiczyn ſchob die Schuld auf den Koſacken-Hetman Sſamoilowitſch und deſſen Adjutant Mazeppa gab ſich dazu her, als Kläger aufzutreten. Der unſchuldige Hetman wurde nach Sibirien verbannt, eine Strafe, die als Surrogat für die Todesſtrafe damals zuerſt in Rußland gebräuchlich wurde, und Mazeppa ſchwang ſich durch ſeine Treuloſigkeit zum Hetman empor. Galiczyn aber verlor durch das mißlungene Unternehmen ſehr viel von ſeinem Credit. Er war der Liebhaber Sophiens, ſie hatte bereits mehrere Kinder von ihm und wollte ihn heirathen und ihre eigene Dynaſtie gründen. Ein Fall, der unfehlbar eingetreten wäre, wenn Galiczyn im Kriege mehr Glück gehabt, die Krim erobert und den Ruſſen Ruhm erworben hätte. Es gelang nicht. Obgleich er 1689 den Krieg wieder aufnahm, kehrte er auch diesmal wieder zaghaft um.

Damals vermählte die zurückgeſetzte Czarewna Natalie ihren Sohn Peter mit Euboria, einer Tochter des mächtigen Hauſes Lapuchin, 1687. Der junge Großfürſt begann ſich zu fühlen, ſammelte den jungen Adel um ſich und wagte, ſeiner ſtolzen Schweſter

zu trotzen. Bei einem öffentlichen Feſte forderte er von ihr, ſie ſolle nicht mehr als die Selbſtherrſcherin, ſondern nur als Regentin auftreten und den beiden jungen Czaaren den Vorrang laſſen. Als ſie ſich weigerte, ging er im Zorn fort, erſah aber die Gelegenheit, um den aus dem Kriege heimkehrenden Galiczyn mit Vorwürfen zu überhäufen. Die ſchlechte Kriegführung brachte ihn ſodann auf die ſchlechte Verwaltung des Reichs überhaupt und als ob er ſchon der Herr allein wäre, forderte er Rechenſchaft. Da ſäumte Sophie nicht, Maßregeln gegen den gefährlichen Trotzkopf zu ergreifen, und war im Begriff, ihn durch die Strelitzen feſtnehmen zu laſſen, als er noch zur rechten Zeit aus Moskau entfloh. Aber ſein muthiges Auftreten hatte ihn ſchon ungemein beliebt gemacht. Man hoffte von ihm, er werde die Mißbräuche des Weiberregiments abſtellen. Man fühlte ſich durch ſeine Perſönlichkeit bezaubert, denn ſeine große Geſtalt, ſein ſchönes und heldenmäßiges Geſicht, ſein großes durchdringendes Auge, ſeine raſche Bewegung und geiſtvolle Rede verkündeten der Welt einen der ſeltenen Menſchen, die, wenn ſie auf Thronen geboren ſind, der Abgott ihrer Nation werden und das Jahrhundert mit ihrem Ruhm erfüllen. Er hatte ſich nach dem Kloſter Troitzk zurückgezogen, ſetzte aber von hier aus alles in Bewegung, um ſein Recht gegen die Schweſter zu verfechten. Da ging die Mehrheit der Strelitzen zu ihm über. Schaklowitoi, der auf Sophiens Befehl ihn hatte verhaften ſollen, wurde nun ſelbſt feſtgenommen und geſtand unter der Knute, was Sophie zu Peters Verderben im Schilde geführt habe. Laut verkündete es Peter und das Heer, Adel und Volk riefen ihm Beifall. Da ſah ſich Sophie verlaſſen. Peter aber ſchonte ihrer und Galiczyns großmüthig, indem er ſie in ein Kloſter ſchickte und ihn verbannte. Nur Schaklowitoi und einige wenige andere wurden hingerichtet. Am 9. September 1689 hielt Peter als von nun an allein regierender Czaar ſeinen feierlichen Einzug in Moskau und bezog den Kreml als ſeine Reſidenz. Hier kam ihm ſein Bruder Iwan entgegen, umarmte und beglückwünſchte ihn und blieb ihm bis zu ſeinem Tode (1697) treu ergeben, ohne ihm je die Alleinherrſchaft zu beſtreiten.

6.

Peter der Große in Holland.

Peter war von Jugend auf außerordentlich wißbegierig und praktiſch. Von allem was er ſah und hörte, wollte er Grund und Zweck wiſſen. Als man glaubte, er habe genug gelernt, obgleich er erſt zehn Jahr alt war, verlangte er ſelbſt neue Lehrer. Im Soldatenſpiel ſuchte er nicht das Spiel, ſondern das Lehrreiche, baute und vertheidigte ſchon als Knabe geſchickt angelegte Feſtungen, wobei der Genfer Lefort ihm Anleitung gab. Aus den jungen Leuten, die ihm dabei auf ſeinem Landgut in Preobraſchensk halfen, bildete er den erſten Kern des ſpäter ſo berühmt gewordenen Preobraſchenskiſchen Garderegiments. Auch diente ihm damals ſchon der junge Menzikow, anfangs nur als Lakai. Derſelbe war ein Paſtetenbäckerjunge geweſen, aber ſo verſtändig und gewandt, daß er bald Peters Liebling und endlich ſein Miniſter und zum Fürſten erhoben wurde. Sobald Peter zur Regierung gelangte, begann er auch die Reform ſeines Heeres im Großen, um der ruſſiſchen Macht wieder Anſehen zu verſchaffen. Er faßte aber nicht blos Koſacken und Tartarn, Polen und Türken ins Auge, ſondern auch Schweden, und es zeugt von ſeinem Genie, daß er die Wichtigkeit der ruſſiſchen Stellung im Norden erkannte. Schon frühzeitig muß ihm im Sinne gelegen haben, feſten Fuß am finniſchen Meerbuſen zu faſſen und eine Flotte zu bauen, um der ſchwediſchen gewachſen zu ſeyn, denn er lernte von holländiſchen Schiffern auf den Strömen und Seen Rußlands Schiffe bauen, wobei er ſelbſt mit Hand anlegte. Eine Schiffswerft errichtete er an der Oka, eine andere am pereslawſchen See, und 1693 unternahm er eine Reiſe nach Archangel, wo er ſo viel von holländiſchen Schiffern und Kaufleuten lernte, daß er im nächſten Jahr noch einmal nach Archangel ging, um mit ihnen zu verkehren. Sie imponirten ihm außerordentlich und in der That

Freiheiten bewilligte. Da indeß auch Mathias diesen Majestätsbrief anerkannte, so wurde Rudolf, der sich mißtrauisch und ungeschickt benahm, von den Böhmen ebenfalls verlassen, und mußte seinem Bruder alle seine Kronen abtreten, bis auf die Kaiserkrone, die er ebenfalls verloren haben würde, wenn er nicht zur rechten Zeit gestorben wäre, 1612. Darauf wurde Mathias auch zum Kaiser gewählt.

Um diese Zeit erhob sich in Norddeutschland ein Zank, der die Religionspartheien noch mehr gegen einander entflammte. Der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg war 1610 gestorben, und seine zahlreiche Verwandtschaft in den deutschen Fürstenhäusern stritt um das Erbe. Endlich behielten der Churfürst Johann Sigismund von Brandenburg, und der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg den Vorrang, der ihnen zukam, und vereinigten sich über das Erbe gütlich, indem der Pfalzgraf eine Tochter des Churfürsten heirathen sollte. Ein sonderbarer Vorfall aber trennte diese Verbindung. Der Churfürst gab seinem Eidam in der Hitze des Gesprächs bei Tafel eine Ohrfeige; dieser trat nun beleidigt zurück, und wurde katholisch, um den Beistand der Ligue und der Spanier zu erhalten. Der Churfürst sah sich daher genöthigt, die benachbarten Holländer zu Hülfe zu rufen, und wurde deshalb reformirt. Schon sah man einen offnen Kampf voraus, als die Gegner sich doch eines bessern besannen, und endlich in einem friedlichen Vertrage das Herzogthum theilten, 1614. Man fürchtete sich vor dem Kriege, dessen Folgen bei der feindlichen Stellung der großen Religionspartheien unabsehbar waren. Aber ehe man es gewünscht und erwartet, brach er am andern Ende Deutschlands in hellen Flammen aus und riß bald alles mit sich fort.

waren damals unter allen Völkern der Welt die Holländer in allen technischen Fächern die erfahrensten und geschicktesten.

Nachdem Peter sein Kriegsheer nach deutschem, schwedischem und französischem Muster gänzlich umgebildet und tüchtig eingeschult hatte, zog er 1695 mit 100,000 Mann gegen die Krim aus, um zunächst Asow wieder zu erobern. Aber er hatte für so viele Truppen in der Steppe nicht genug Lebensmittel und 30,000 Mann starben ihm hin, ohne daß er Asow einnahm, was ihm erst im folgenden Jahre durch die Kunst ausländischer Ingenieure gelang. Hierauf ließ er die Stadt großartig befestigen und legte Taganrog als zweite Festung an.

Nach diesem ersten Erfolge wollte Peter nach dem Westen reisen, um sich weiter auszubilden. Das sah die russische Geistlichkeit und das Bojarenthum mit Recht als die Vorbereitung zu neuen großen Reformen an, die der Czaar, wie zuerst im Kriegswesen, so bald auch im Civilfach und vielleicht sogar in der Kirche würde vornehmen wollen. Die Großfürstin Sophie nährte von ihrem Kloster aus die Unzufriedenheit der Altrussen. Die großen Kosten für die Flotte wurden zum Vorwand gebraucht. Man machte das Volk vor allem bange vor den Lasten, die ihm Peter aufbürden würde. So kam eine Verschwörung von Strelitzenoffizieren zu Stande. Peter saß gerade in Leforts Wohnung bei der Tafel, als ihn jemand zu sprechen wünschte. Er ging fort, kam nach einiger Zeit wieder und unterhielt sich so angenehm wie zuvor, ohne daß man merkte, was vorgegangen war. Peter hatte erfahren, man stelle ihm nach dem Leben, und die Verschworenen seyen in Sokownin's Hause versammelt. Da war Peter rasch und ganz allein in einem Schlitten hingefahren, hatte sich mitten unter die verschworenen Offiziere gesetzt und mit ihnen getrunken, bis die heimlich von ihm bestellte Wache, durch Zufall verspätet, angekommen war. Hierauf hatte er alle Verschworenen beim Kopf nehmen lassen und war ruhig wieder zu Lefort zurückgefahren. Eine bewundernswürdige Kühnheit, denn er mußte jeden Augenblick befürchten, daß ihm die Verschworenen zuvorkommen und ihn umbringen würden. Die Schuldigen wurden

grauſam hingerichtet und nachdem er den Unzufriedenen dieſen Schrecken eingejagt hatte, reiste er ab, im April 1697. Als er über die Grenze von Livland kam, legte er es darauf an, ſich über die ſchwediſche Regierung beklagen zu können. Man ſorgte nicht genug für ihn und ſein Gefolge, die Quartiere waren eng und ſchlecht und in Riga verwehrte man ihm, die Feſtungswerke zu beſehen. Das war ihm ein guter Vorwand, um ſpäter mit Schweden Krieg anzufangen. Als er in Pillau mit dem Kurfürſten von Brandenburg zuſammenkam, verabredete er mit dieſem ſchon eine Allianz gegen Schweden, beglückwünſchte aber ſchriftlich auch den neugewählten Polenkönig Auguſt II. Dann reiste er durch Norddeutſchland nach Holland und begab ſich incognito nach Saardam, um hier als gemeiner Arbeiter den Schiffsbau gründlich zu erlernen. Dieſe Stadt war ihm durch die Holländer, mit denen er ſich in Archangel befreundet hatte, beſonders empfohlen worden. Er arbeitete mit großem Eifer und benutzte die übrige Zeit, um Fabriken und Maſchinen aller Art zu beſehen. Das Bedürfniß, immer noch mehr zu lernen, nöthigte ihn endlich, ſein Incognito aufzugeben, und ſo hielt er denn im Auguſt einen feierlichen Einzug in Amſterdam, um als Czaar von den Hochmögenden bewillkommt zu werden. Erſt im September ging er nach dem Haag, wo ihn Wilhelm III. von Oranien ſchon als König von England, empfing.

Holland war damals der europäiſche Muſterſtaat. In dieſer Republik herrſchte außerordentlicher Reichthum, als Frucht raſtloſer Arbeit, der freie Bürger war daher auch ungemein ſtolz und konnte mit einer gewiſſen Verachtung auf die Unterthanen deſpotiſch regierter Staaten herabſehen, deren Wohlſtand durch die Miniſterien und Höfe zu nichtigen Zwecken verſchlungen wurde. Die Holländer hatten aber zugleich in China und Japan zum erſtenmal neben Luxus und Comfort aller Art auch Staatseinrichtungen kennen gelernt, von denen man in Europa bisher keine Ahnung gehabt hatte, und welche ſie mit Vortheil auf ihre eigenen Gemeindeweſen anwandten. Daher das Staunen der Reiſenden über die holländiſche Reinlichkeit, Solidität und bürgerliche Vornehmigkeit, über die prächtigen Häfen,

Werften, Canäle, Straßen, über die großen Bauten zu öffentlichen Zwecken und über die Zierlichkeit der Privatwohnungen und deren reiches Innere. Sie sahen hier großartige Arsenale, Zeughäuser, Börsen, Hospitäler, Waisenhäuser, Armenhäuser, Findelhäuser, Besserungshäuser, rationelle Zuchthäuser, reiche Sammlungen von Kunstwerken, Bibliotheken, Naturaliencabinete ꝛc. Die holländischen Universitäten waren im höchsten Flor und die Gelehrten vom Staate reichlich unterstützt. Der Czaar besuchte Leyden, wo ihm der berühmte Boerhave die Anatomie, und den botanischen Garten, wo Leuwenhoek ihm seine Entdeckungen unter dem Mikroskop zeigte.

Peter reiste auch nach England, wo er ebenfalls alles Wissenswerthe besah, was seine Reformplane fördern konnte. Auch kaufte er auf seiner ganzen Reise, besonders in Holland, viel auf und nahm eine Menge geschickter Arbeiter für Rußland in Sold. Dann reiste er nach Wien, wo er den Kaiser besuchte, und wollte noch weiter nach Italien, als die Nachricht, es sey wieder eine Strelitzenempörung ausgebrochen, ihn zurückrief. Nachdem er noch in Polen den König August freundlich begrüßt hatte, traf er im Spätsommer 1699 wieder in Moskau ein, überwältigte mit Hülfe der treu gebliebenen Truppen, besonders der Reiterei und Artillerie, die Strelitzen, nahm ihrer 4600 gefangen und ließ sie zu hunderten aufs grausamste foltern und dann hinrichten, den ganzen October hindurch, an einem einzigen Tage 230 auf einmal. Vergebens flehte ihn der Patriarch um Gnade für sie an. „Es ist eine Pflicht, die ich gegen mein Volk erfülle," sagte der Czaar.

Hierauf hob Peter das ganze Institut der Strelitzen auf, führte zum erstenmal die allgemeine Rekrutirung in seinem Reiche ein und befahl den Russen, ihre nationalen langen Röcke und Bärte abzulegen. Er glaubte nämlich, wenn er sie nicht äußerlich umbilde, werde auch ihr Inneres nicht besser. Er hatte den ungeheuren Unterschied zwischen der germanischen und slavischen Race begriffen und wollte die letztere durchaus auf die Höhe der erstern erheben. Eine gewiß löbliche Absicht, die er sogar für seine heiligste Pflicht hielt, wobei er aber vergaß, daß sich der Racencharakter durch keine Ge-

walt ändern läßt. Er konnte den Racenzug an ſich ſelbſt nicht verleugnen. Doch hat man ihm Unrecht gethan, wenn man ihm ſeine barbariſche Willkür und Härte vorwarf. Er hätte auch die wirklich nützlichen und möglichen Reformen, die er in Rußland einführte, gar nicht durchſetzen können, wenn er dem Volke nach ſeiner Gemüthsart und nach ſeinen Sitten fremd, wenn er nicht ſelbſt ein echter Ruſſe geweſen wäre. Als ſolcher ergab er ſich oft viehiſcher Trunkenheit, mißhandelte die Menſchen barbariſch und ergötzte ſich an Dingen, vor denen der feinere Geiſt ſich ekelt, an Hofnarren, Hofzwergen u. dergleichen.

Zwölftes Buch.

Der Orient im 17. Jahrhundert.

1.

Verfall des türkiſchen und perſiſchen Reichs.

Die Völker Aſiens und Europas, die in den Beſitz Meſopotamiens und Babels kamen, ſind alle unabänderlich der uralten babyloniſchen Verführung unterlegen. Alle ariſchen Kernvölker, die tapferſten und ſchönſten, wurden wie Herakles von der Omphale der Löwenhaut entkleidet und im Weibergemach verweichlicht. So die Perſer, Makedonier, Römer, Araber und nun auch wieder die Türken. Die osmaniſchen Sultane wuchſen im Serail unter Weibern und Eunuchen auf und nur ſelten erhob ſich noch einer zu kriegeriſchem Muth und Ehrgeiz. Faſt alle waren ſie frühzeitig durch Genuß erſchöpft und in die Trägheit verſunken, die dem Großveziere und den Janitſcharenagas erlaubte, zu thun, was ſie wollten, und ihre Familien auf Koſten des Landes zu bereichern.

Sultan Murad IV. war noch ein Knabe, als er 1623 auf den Thron erhoben wurde. Für ihn regierten die unwürdigſten Emporkömmlinge. Nachdem er endlich herangewachſen war, beſtürmten ihn die Janitſcharen, ſelber zu regieren und die Mißbräuche abzuſchaffen, an denen doch ſie ſelbſt allein Schuld waren. Auch kam es ihnen nur auf einen Wechſel der Perſonen, nicht des Syſtems

an und der Sultan war gar nicht fähig, vernünftig zu regieren. Er gebrauchte die ihm zurückgegebene Gewalt nur, um ſeinem angeborenen Hange zur Grauſamkeit zu fröhnen. Kein Tag verging, ohne daß er nicht Hinrichtungen befohlen hätte. Jeder irgend bedeutende Mann war ihm verdächtig und ſein Kopf mußte ſpringen. Empörungen wurden im Blut erſtickt. Aber auch der kleinſte Zufall reizte die Mordgier des Tyrannen. Als einmal ſein Pferd vor einem indiſchen Bettelmönch ſcheute, ließ er ſogleich dreißig dieſer Mönche aufgreifen und köpfen. „Murads Tyrannei," ſagt Hammer, „war über das Reich ausgegoſſen wie ein blutiges Nordlicht, in welchem lange Streifen und einzelne Punkte helle hervorbrennen; ſo heften in der blutigen Einförmigkeit dieſes Henkerſpiels nur Hinrichtungen in Maſſen oder vorzüglich berühmter Männer unſere Aufmerkſamkeit." Perſiens Schwäche reizte den Sultan zu einem Feldzuge und es gelang ihm, 1639 Bagdad zu erobern. Auf dieſem Zuge aber beging er nicht nur unterwegs die unerhörteſten Grauſamkeiten, ſondern ließ auch in dem ſchon eroberten Bagdad noch nachträglich 30,000 wehrloſe Einwohner niederhauen. Im folgenden Jahre ſtarb er an den Folgen viehiſcher Trunkenheit.

Sein Bruder und Nachfolger Ibrahim kam ihm an Heftigkeit nicht gleich, ſondern war im Gegentheil ſanft und weichlich und mit nichts beſchäftigt, als mit den Vergnügungen des Harems. Immer unter Weibern, ſchien er ſelbſt zum Weibe geworden zu ſeyn. Keiner iſt in ſybaritiſchem Raffinement weiter gegangen als er. Seine Gemächer wimmelten von den reizendſten Frauen, von denen ſieben als Sultaninnen ihren eigenen großen Hofſtaat hatten und denen die Einkünfte ganzer Provinzen zugewieſen waren. Seine unerſättliche Einbildungskraft verlangte aber immer neue Reizungen, wovon man ſich einen Begriff macht, wenn man lieſt, mit welcher Gier er einmal alles aufbot, um in ſeinem weiten Reiche das dickſte Weib, eine Armenierin, ausfindig zu machen. Ebenſo gewählt war er in Bezug auf den Putz ſeiner Damen, der an Reiz und Reichthum alles überbieten ſollte. Venetianiſche, franzöſiſche und engliſche Fabriken wetteiferten mit den perſiſchen und indiſchen, die feinſten

Seiden- und Wollengewebe in das Serail nach Conſtantinopel zu liefern, wo man fabelhafte Preiſe dafür zahlte. Allem andern aber zog der Sultan das weichſte Pelzwerk vor, ſo daß er zuletzt nur noch Zobelpelze weich genug fand und ungeheure Summen dafür ausgab. Außer dieſer Wolluſt des Gefühls pflegte er die des Geruchſinns durch den Gebrauch der feinſten Wohlgerüche, von denen ſeine Gemächer ſtets durchduftet ſeyn mußten. Sonſt ergötzten ihn nur Muſik und Poſſenreißer. Um die Geſchäfte bekümmerte er ſich gar nicht. Nur ſeinen Feldherrn gelang es, den Ruſſen Aſow wieder zu entreißen. Gegen Venedig erlitten die Türken Verluſte in Dalmatien. Da ſich der Sultan nun durch ſeine Unthätigkeit gar zu verächtlich machte, diente das einer Janitſcharenpartei, der auch die Ulemmas (Rechtsgelehrte und Geiſtliche zugleich) beitraten, zum Vorwande, ihn abzuſetzen und zu erwürgen, 1648.

Für ſeinen kleinen Sohn Muhamed IV. regierte nun ſeine Großmutter Koeſem im Sinne der herrſchenden Janitſcharenpartei, die aber ſchon 1651 wieder durch eine andere verdrängt wurde. Die alte Koeſem hatte ſich in einem Schranke verſteckt und hoffte die Mörder zu entwaffnen, indem ſie ihnen Hände voll Gold und Juwelen zuwarf, aber man erwürgte ſie. Die herrſchende Partei erhob nun die Mutter des jungen Sultans zur Scheinregentin, ging nur ihrem perſönlichen Intereſſe nach und verſäumte das Reichsintereſſe in dem äußerſt lahm fortgeführten Kriege mit Venedig und Polen. Erſt ſeit 1656 gelang es dem neuen Großvezier Muhamed Köprili, der Regierung wieder mehr Anſehen von außen und im Innern zu verſchaffen. Er ſelbſt war ſo geachtet, daß nach ſeinem Tode ſein Sohn Achmed ſein Amt erbte, 1661. Schon der Vater griff das deutſche Reich an und der Sohn ſetzte dieſen Krieg fort. Von Verlauf und Erfolge deſſelben iſt ſchon in der Geſchichte Leopolds I. Nachricht gegeben. Nachdem Achmed mit dem Kaiſer 1664 den Frieden von Vasvar geſchloſſen hatte, griff er 1667 die Inſel Candia an. Die Hauptſtadt gleiches Namens wurde von den Venetianern unter Moroſini mit bewundernswürdiger Kunſt und Tapferkeit drei Jahre lang vertheidigt und fiel erſt, als die franzö-

ſiſchen Hülfstruppen unter dem Herzog von Noailles abgezogen waren. Sodann erklärte Achmed den Polen den Krieg und eroberte 1672 Kaminiec, ſo daß ihm Polen Podolien abtreten mußte. Als er 1674 ſtarb, wurde Kara Muſtapha, der ſich im Kriege ausgezeichnet hatte, zum Großvezier ernannt. Dieſer führte zuerſt Krieg mit Rußland gegen ſeinen Wunſch, weshalb er auch bald Frieden machte und den Ruſſen Aſow abtrat, um alle ſeine Kräfte gegen das deutſche Reich richten zu können. Wie es ihm aber auch hier mißlang und er 1683 vergebens Wien belagerte, iſt oben ſchon erzählt. Nach ſeiner ſchrecklichen Niederlage ließ ihn der Sultan ſtranguliren. Der Ueppige hinterließ einen Harem von 1500 Damen mit eben ſo viel Sklavinnen und 700 Eunuchen. Allein es kam kein Beſſerer, der ihn im Felde erſetzt hätte. Die Kaiſerlichen erfochten Sieg auf Sieg, während der Sultan ſich daheim mit der Jagd erluſtigte. Da wurden die Janitſcharen wüthend, ſetzten ihn ab und erhoben ſeinen Bruder Soliman auf den Thron, 1687. Dieſer ſtarb bald. Unter dem folgenden Sultan, dem jüngern Bruder des vorigen, Achmed II., ſollte wieder ein Köprili (Muſtapha) den Sieg herſtellen, fiel aber in der Schlacht bei Szalankemen, 1691. Achmed ſtarb 1695 und nun folgte Muhameds IV. Sohn, Muſtapha II., unter dem die türkiſchen Heere durch den Prinzen Eugenius neue Niederlagen erlitten und Belgrad verloren. Auch von den Polen unter Sobieski und von den Venetianern unter Moroſini waren ſie geſchlagen worden und mußten endlich im Frieden von Carlowitz 1699 an den Kaiſer Ungarn und Siebenbürgen mit Belgrad, an Polen Kaminiec, Podolien und die Ukraine, an Venedig Dalmatien und Morea abtreten.

In der Türkei kamen trotz ihres allgemeinen Verfalls im 17. Jahrhundert doch noch einige Männer von Thatkraft auf, in Perſien aber gar niemand. Hier folgte auf den großen Abbas 1627 deſſen unwürdiger Enkel Sam Mirza, der ſich Schah Sofi nannte und damit anfing, alle Prinzen des Hauſes und alle irgend ausgezeichneten Staatsmänner und Heerführer hinrichten zu laſſen, um ſich aller Nebenbuhler und Tadler zu entledigen. Er ſoll ſeine

eigene Mutter, die Tochter des großen Abbas, haben umbringen laſſen, worin jedoch nicht alle Nachrichten übereinſtimmen. Der Zorn riß ihn ſo hin, daß er ſeine Lieblingsgemahlin eigenhändig erdolchte. Bei alle dem hatte er das ſanfteſte und freundlichſte Geſicht von der Welt. Die Macht Perſiens zerfiel unter ihm ſo raſch, daß ihm im Süden die Usbeken die Provinz Candahar und die Türken im Oſten Bagdad entriſſen. Er ſtarb 1641. Sein Sohn und Nachfolger Abbas II. eroberte Candahar zurück, wagte aber nicht, den Frieden mit der Türkei zu brechen, um etwa Bagdad wiederzuerobern, vertrieb ſich die Zeit am liebſten mit Trinken und fand, die Europäer und Chriſten, welche das Weintrinken erlaubten, ſeyen viel vernünftiger, als die Muhamedaner, denen es ihr Geſetz verbot. Er ging deshalb am liebſten mit Europäern um und lud alle, die nach Perſien kamen, zu ſich ein, um mit ihnen zu zechen. Das viele Trinken zog ihm den Tod zu, 1666. Sein Sohn Soliman trat in ſeine Fußſtapfen. Man hat noch einen Brief eines Agenten der oſtindiſchen Compagnie, den derſelbe 1672 aus der perſiſchen Reſidenz Ispahan ſchrieb und worin er ſich drei Fäſſer mit Rothwein, Sect und Rheinwein ausbat als die beſten Mittel, den Schah für das engliſche Intereſſe zu gewinnen. Ihm folgte 1694 ſein Sohn Huſſein, welcher friedlich regierte. Dieſer Frieden lag aber nur wie ein Schlaf über Perſien, ohne das Reich innerlich zu kräftigen, ſo daß es im vorigen Jahrhundert nur erwachte, um die traurigſten Schickſale zu erleben.

2.

Aurengzeb und die Europäer in Oſtindien.

Das Reich des Großmogul in Indien hatte ſeinen höchſten Glanz unter dem mächtigen Akbar erreicht. Deſſen Enkel Schah Jehan, der ſeit 1627 regierte, machte Delhi wieder zur Hauptſtadt, baute dieſe herrliche Stadt neu auf und errichtete überhaupt die großartigſten Paläſte, Moſcheen, Grabdenkmäler in der ſchönen

mauriſch-indiſchen Bauart, welche der gothiſchen am nächſten kommt. Am meiſten Ruhm genießt der Taj Mahal in Agra, das große Grabmal ſeiner Gemahlin, ganz in weißem Marmor ausgeführt, ſodann der Kaiſerpalaſt in Delhi. Allein Schah Jehan war ein ſchwacher Regent und unter ihm wurde das Reich durch ſeine eigenen Söhne zerrüttet.

Er dachte die Nachfolge nach der natürlichen Ordnung der Dinge ſeinem älteſten Sohne Dara zu, aber der jüngſte, Aurengzeb, wollte ihm den Thron rauben. Dieſer Prinz war von merkwürdiger Argliſt, Kaltblütigkeit und Verſtellungskunſt. Schon im neunten Jahre fing er das verrätheriſche Spiel an, heuchelte eine erſtaunliche Frömmigkeit und Weltentſagung und ging wirklich unter die halbnackten und nur mit Lumpen bekleideten Fakirs. Als er dadurch aber einerſeits bei ſeinen Brüdern und bei ſeinem ſchwachen Vater jede Beſorgniß, als ſtrebe er nach dem Thron, beſeitigt und andrerſeits ſich eine große Partei im Volke gemacht hatte, hetzte er ſeine Brüder durch Verleumdungen gegen einander. Der Vater war erkrankt. Da überredete Aurengzeb ſeinen Bruder Morad, Dara ſtelle ihm nach dem Leben, ſie beide ſollten alſo zuſammenhalten und Morad den Thron einnehmen, worauf er, der jüngſte, ſich wieder in die Einſamkeit zurückziehn und Mönch bleiben wolle. Es kam nun 1658 zu einer Schlacht zwiſchen den Brüdern. Dara ſtürzte von ſeinem Elephanten, als dieſer zufällig verwundet worden war. Die Seinen hielten ihn für todt und flohen. Die Sieger zogen vor Agra, wo Schah Jehan eben wieder geneſen war. Aurengzeb heuchelte ihm kindliche Liebe, ließ ihn aber plötzlich feſtnehmen und einſperren. Ebenſo that er dem Morad. Auch Dara wurde ihm durch Verrath gefangen ausgeliefert und er ließ beide Brüder umbringen, der Vater aber lebte noch ſieben Jahre im Kerker. Aurengzeb war nun Alleinherr und regierte mit großer Kraft, aber mit eben ſo viel boshafter Liſt. Seine alten Freunde, die Fakirs, kamen auch übel bei ihm weg. Er hatte bemerkt, daß ſie eben ſolche Heuchler ſeyen, wie er ſelbſt, und unter ihren Lumpen öfters viel Geld ver-

Kapitel CCCXCIX.

Mathias Thurn in Prag.

Kaiſer Mathias hatte ſeinem Vetter Ferdinand, dem Sohne Karls von Steyer, das Königreich Böhmen übergeben. Dieſer Ferdinand glühte vor Eifer, ein Held des alten Glaubens zu werden, und das Beiſpiel Philipps II in Deutſchland nachzunahmen. Von früher Jugend an hatten ihn Jeſuiten geleitet, und ſeiner von Natur ſtarken Seele die feindliche Richtung gegeben, von der er nie wieder abgewichen iſt. Als Jüngling ſchon hatten ſie ihn nach der heiligen Stadt Loretto in Italien geführt, wo er vor dem Bilde der Mutter Gottes das feierliche Gelübde that, ſeine Waffen ihrem Dienſte allein zu weihen. Dieſes Gelübde hat er auch nachher unverbrüchlich gehalten, und ſelbſt politiſche Vortheile verſchmäht, um nur die katholiſche Religion zu beſchirmen. Von der Heiligkeit ſeiner Abſicht überzeugt, nie wankend, treu und ſtandhaft war er jeden Augenblick bereit, ſich für die Religion ſeiner Väter zu opfern, und eben deshalb gab er auch niemals den Gegnern nach, und blieb unerbittlich gegen die Ketzer, daher auch, ſo lange er lebte, an keinen Frieden zu denken war. Dieſem Fürſten ſtand nun das Volk der Böhmen gegenüber, muthig und keck von Natur, ketzeriſch ſeit zwei Jahrhunderten, ſelbſtändig und beinah republikaniſch durch den Majeſtätsbrief. Es war alſo natürlich, daß zwiſchen einem ſolchen Fürſten und einem ſolchen Volke bald heftige Reibungen erfolgen mußten.

Ferdinand konnte anfangs nicht geradezu dem Majeſtätsbriefe widerſprechen, umging denſelben aber, ſo viel er konnte. In dem Briefe war nur den böhmiſchen Ständen, nicht aber dem eigentlichen Volke, das Recht bewilligt, neue proteſtantiſche Kirchen zu bauen. Es

borgen hätten. Er ließ sie also, nachdem er Kaiser geworden, zusammenkommen und — neu kleiden. Mochten sie wollen oder nicht, sie mußten seine Gnade annehmen und die Lumpen hergeben, die Aurengzeb sofort verbrennen ließ und aus denen er eine Masse Gold gewann.

Aurengzeb legte sich den Namen Alumgir (Welteroberer) bei und versuchte wirklich, sich ganz Indiens zu bemeistern. Allein es war ihm nicht möglich, alle Hindernisse dabei zu überwinden, da er sie sich zum Theil selbst in den Weg legte. Er wollte nämlich die ihm unterworfenen Völker mit Gewalt nivelliren und nicht nur zu gehorsamen Unterthanen eines großen Reichs, sondern auch zu Angehörigen desselben Glaubens machen, erneuerte daher den alten muhamedanischen Fanatismus und rottete den heidnischen Götzendienst der Inder mit grausamer Härte aus, so weit es ihm möglich war. Es war ihm aber nicht möglich, ihn ganz auszurotten, denn die heidnischen Völkerschaften saßen zu dicht. Im Gegentheil begannen die Heiden sich zum Widerstande zu stählen und gerade in dieser Zeit bildete sich das Ansehen und die Macht der Rajputen einer- und der Mahratten andrerseits in Indien aus, zweier der alten Brahmareligion ergebenen Stämme, die zwar unter verschiedenen Dynastien getheilt waren, sich aber im entscheidenden Augenblicke gegen die Muhamedaner vereinigten. Indem Aurengzeb sie zu trennen suchte, begünstigte er von Zeit zu Zeit den einen, und dieser diente ihm wieder zum Schein, um dadurch für sich Vortheil zu erlangen oder Nachtheil abzuwenden. So handelte es sich nicht von einem eigentlichen Glaubenskriege in Indien, sondern nur von einem Kampfe der Arglist, der sich der Religion als Mittel zum Zweck bediente, wie dasselbe gleichzeitig in Europa geschah. So war es namentlich der Mahrattenfürst Sewaji, der den schlauen Aurengzeb überlistete, ihm erst diente und ihn dann im Felde schlug, 1672. Erst nach Sewajis Tod gelang es dem Mogul, dessen Sohn Sambaji im trunkenen Zustand zu überfallen und hinrichten zu lassen, 1689, allein die Mahratten stritten für Sambajis kleinen Sohn Saho mit größter Tapferkeit und es gab einen langen blutigen

Kampf, in welchem die Mahratten ſich in der Mitte des Dekkan behaupteten, da der Mogul zugleich mit den Rajputen, mit den Afghanen im Norden und mit einer neu entſtandenen Sekte der Sadhs zu kämpfen hatte. Das waren indiſche Bauern, die den alten Frieden und die alte Tugend zurückerſehnten und die Muhamedaner wegen ihrer Laſter grimmig haßten. Trotz der großen Macht und Klugheit Aurengzebs gelang es demſelben doch nicht, der Hindu Meiſter zu werden, vielmehr war die nationale und religiöſe Reaction gegen die eingedrungenen Muhamedaner im Wachſen. Dieſe Kämpfe, die Europa ferne ſtanden, während doch ähnliche in Europa ſelbſt zu gleicher Zeit wütheten, waren merkwürdig durch die Art der Kriegführung. In beiden Heeren entſchied nur die Reiterei. Die mongoliſche war ſchwergepanzert und ſaß auf hohen Roſſen, die mahrattiſche leicht bewaffnet, ritt nur kleine Pferde und floh immer, umſchwärmte dann aber, wenn der vorſtürzende Feind ſich und ſeine Pferde ermüdet hatte, die Colonnen deſſelben, wie die alten numidiſchen Reiter, die Beduinen und Koſacken zu thun pflegten, und rieben ihn langſam auf durch Abſchneiden der Zufuhr und ewiges Allarmiren.

Aurengzeb ſtarb 1707 in hohem Alter. Die muhamedaniſchen Autoren haben ihn aus Parteiintereſſe über alle Maaßen geprieſen, weit mehr, als er es verdiente, und dieſes übertriebene Lob iſt auch in Europa verbreitet worden.

Mittlerweile hatten ſich immer mehr europäiſche Schiffe und Kaufleute an den indiſchen Küſten eingefunden. Die Portugieſen hatten hier den Vorrang, weil ſie zuerſt gekommen waren. Sie behaupteten ihre große Niederlaſſung in Goa gegen die einheimiſchen Rajahs und gegen die mit ihnen rivaliſirenden arabiſchen Handelsleute nicht nur durch die Ueberlegenheit ihrer Kanonen, ſondern auch durch die Gunſt anderer einheimiſcher Fürſten, denen der Handel mit ihnen vortheilhaft ſchien. Die Spanier beſchränkten ſich auf die großen philippiniſchen Inſeln und überließen die ſ. g. Gewürzinſeln (Molukken) und das zimmetreiche Ceylon den Portugieſen. Man tadelte indeß die unbarmherzige Grauſamkeit, mit welcher die por-

tugiesische Inquisition nicht nur Heiden und Muhamedaner, sondern auch die syrischen Christen, die sich bis nach Indien zerstreut hatten, verfolgte. Die Inder wurden dadurch aufs tiefste erbittert, ohne daß Portugal mit seinen schwachen Kräften eine Bekehrung hätte durchführen können, zu der selbst des Großmoguls furchtbare Macht nicht ausreichte. Als daher die Holländer in das stille Weltmeer eindrangen und überall mit ihren Flotten den spanischen und portugiesischen überlegen waren, bemächtigten sie sich auch bald des einträglichsten Handels und der reichsten Colonien. Schon 1639 jagten sie die Portugiesen aus Japan, 1641 aus den Gewürzinseln, 1656 aus Ceylon fort und setzten sich an ihre Stelle. Der Mittelpunkt ihrer indischen Besitzungen aber wurde die rasch aufblühende Handelsstadt Batavia auf der großen Insel Java. Auch auf der nahe liegenden großen Insel Sumatra ließen sie sich nieder und bekämpften dort das wilde, heute noch menschenfressende Volk der Battas. Die Ueberlegenheit der Holländer über die Portugiesen und Spanier bewährte sich schon in dem einzigen Umstande, daß die erstern die Südspitze Afrikas, das Cap der guten Hoffnung, besetzten, was die letztern versäumt hatten. Das war die wichtigste Station zwischen Europa und Ostindien.

Auch die Engländer besuchten schon unter der Königin Elisabeth das stille Weltmeer, jedoch Franz Drake und Cavendish nur, um zu recognosciren. Erst 1599 wurde der Grund zu der berühmten ostindischen Compagnie in London gelegt und 1613 gründeten die Engländer ihre erste Niederlassung in Surate mit Erlaubniß des Großmogul Jehangir, weil sie demselben gegen die verhaßten Portugiesen in Goa beistanden. Der englische Gesandte Roe am Hofe zu Delhi war äußerst thätig, durch seine Diplomatie das englische Handelsinteresse zu fördern. Dieselben Künste gebrauchte England auch am Hofe zu Ispahan und englische Flotten standen auch den Persern gegen die Portugiesen bei und entrissen ihnen 1622 Ormuz im persischen Meerbusen. Aber schon 1634 versöhnten sich die Engländer wieder mit den Portugiesen aus gemeinschaftlichem Hasse gegen die Holländer. Die europäischen Kriege zwischen

England und Holland wirkten auch auf die Colonien ein. Auf Amboina waren einige Engländer, welche ſich gegen die dort herrſchenden Holländer verſchworen haben ſollten, hingerichtet worden. Der engliſche Stolz verlangte Genugthuung und Cromwell zwang die Holländer, eine große Summe als Buße zu zahlen. Jemehr ſich England in Europa gegen Holland erhob, um ſo mehr wuchs auch ſeine Macht in Indien an. Im J. 1662 gewann es die Inſel Bombay und machte ſie zum Hauptſitz ihrer Herrſchaft in Indien. Von hier aus gründete es auch ſeine erſten Niederlaſſungen in Bengalen an den Mündungen des Ganges, brauchte aber hier ſchon brutale Gewalt gegen die einheimiſche Behörde und empfing dafür eine Züchtigung durch Aurengzeb. Die engliſchen Geſandten mußten knieend und mit gebundenen Händen ſeine Gnade erkaufen, 1687. Aber das beiderſeitige Intereſſe verſöhnte ſie wieder.

Auch die Franzoſen wollten nicht zurückbleiben und 1664 gründete Colbert eine oſtindiſche Compagnie und 1672 in Pondichery die erſte franzöſiſche Niederlaſſung.

3.

Die Ming-Dynaſtie in China.

Die Horden Chingiſchans hatten das chineſiſche Reich erobert, aber allmälig erſchlaffte der mongoliſche Nerv in dem üppigen Lande und die echten Chineſen erhoben ſich unter dem kühnen Tſchu-jum-thang und vertrieben oder unterwarfen die Mongolen. Der Sieger gründete die neue, wieder rein chineſiſche Dynaſtie der Ming, 1368. Die Poeſie hat den Stifter dieſer Dynaſtie unter dem Namen Hongwu als das Ideal eines guten Chineſen aufgefaßt. In der Kindheit bettelarm und verfolgt findet er ein treues Mädchen, das ſich ſeiner annimmt und die er ſpäter zur Kaiſerin erhebt. Im Schlafe ſtrahlt ſein Haupt wie das des Servius Tullius. Daran erkennt man ſeinen großen Beruf. Er entfaltet die rothe Fahne

und ruft das Volk zur Vertreibung der Mongolen auf, die ihm vollständig gelingt.

Sein Sohn und Nachfolger Kien-wen seit 1399 liebte das Beten mehr als das Regieren und wurde freiwillig ein Bonze, als der Prinz von Jen, Jonglo, sich gegen ihn empörte.

Jonglo erweiterte das Reich nach Cochinchina und der Mongolei hin, Kien-wen aber irrte als Bettelmönch umher, bis man ihm im höchsten Alter noch einen Ruhesitz gab. Die folgenden Kaiser waren schwach und ließen sich von Eunuchen leiten. Jesien wurde sogar von einem Mongolenchan gefangen, aber für ein Lösegeld wieder entlassen. Dennoch genoß China damals im langen Frieden mehr Glück als je früher oder später.

Ohne Zweifel fällt in diese Zeit der Uebergang aus der mythisch-phantastischen und ritterlich-romantischen Dichtung in die modern sentimentale, philisterhafte, satirische in China. Sind wir auch nicht im Stande, bei der uralten Cultur des Volkes überall die literarische Grenze genau zu ziehen, so gehören doch naturgemäß die Behaglichkeiten, Empfindsamkeiten und Frivolitäten einer mehr modernen Zeit an, und unter den Ming mögen die Schauspiele und Romane entstanden seyn, in denen das Ideal Hongwus, des guten Jünglings, guten Gatten und Vaters poetisch ausgebildet, aber auch ausgebeutet und platt geschlagen wurde. Großen Ruhm erlangte „das Blumenblatt," worin der liebenswürdige Leang sich in die zarte Yoon-leen verliebt, sich ein Haus neben das ihre baut und nach langem schamhaftem Sträuben von der Schönen erhört wird. Desgleichen der Roman von „den beiden Basen" und der „von der gleichmäßigen Heirath," worin abermals treffliche Jünglinge, welche fleißig studirt haben, nach vielen Verwicklungen in den Besitz der Geliebten gelangen. Man hat hier, nur in etwas anderm Costüme, schon ein deutliches Vorbild unserer modernen Familienromane und Schauspiele.

Die chinesische Literatur war von den Zeiten des Kon-fu-tse an reich an lehrhaften und moralischen Büchern, wie es die Altklugheit des Chinesenthums, der stets väterliche und hofmeisternde Ton

der Regierung und ihrer Beamten mit sich brachte. Ganz China war eine große Schule, jedes Kind mußte lesen und schreiben lernen und jedem war Gelegenheit zu weiterer Ausbildung dargeboten, wenn es Talent zeigte. Das Schulehalten und Examiniren hörte auch unter den größten Revolutionen nicht auf. Deshalb wurde das Volk so entnervt, sittlich elend und unkriegerisch.

Aus der unendlichen Langweiligkeit der Doctrin schlug jedoch zuweilen der gesunde Mutterwitz heraus und so kommen in der chinesischen Literatur auch ganz gute Satiren vor, die jedoch nicht das eigentlich Lächerliche der chinesischen Zustände, denn das hätte niemand wagen dürfen, sondern nur allgemeine menschliche Schwächen verspotten. Einen tiefen Blick in die chinesische Corruption thut man, wenn man folgende pessimistische, schneidend sarkastische Auffassung der irdischen und himmlischen Dinge liest. Ein rechtschaffener Arzt kommt mit einer Courtisane und einem Diebe zugleich vor den König der Todten. Dieser frägt zuerst den Arzt, was er im Leben getrieben habe, und wird sehr ungehalten, als er erfährt, daß der Arzt so viele Kranke gesund gemacht und dadurch noch eine lange Zeit dem Todtenreich vorenthalten habe. Du sollst ewig in Oel sieden, befiehlt er. Und was hast du gethan? frägt der König die Hetäre: ich habe die Männer verführt und einem frühen Tode überliefert. Da hast du wohlgethan, spricht der König, und deshalb darfst du auch wieder ins Leben zurückkehren, um mit deinen guten Werken fortzufahren. Und was hast du gethan? frägt er den Dieb. Ich habe gestohlen, antwortet dieser, und viele, denen ich alles nahm, bis zum Selbstmord getrieben. Brav, mein Guter, spricht der König, auch du sollst ins Leben zurückkehren, um in deinen guten Werken fortzufahren. Da wirft sich der Arzt vor den König auf die Knie und fleht ihn an, er möge auch ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf die Oberwelt zurückkehren lassen. Warum? fragt der König. Ich habe, antwortet der Arzt, noch eine Tochter und einen Sohn, nun möchte ich nur noch dafür sorgen, daß jene eine Courtisane und dieser ein Dieb würde.

Im Jahr 1516 erschienen die ersten Portugiesen unter Pere-

ſtello an den Küſten Chinas, um zu recognosciren, kehrten bald darauf mit vier Schiffen unter Andrade zurück und machten aus Ningpo eine Station. Viele Chineſen ließen ſich von ihnen bekehren und für ihren Handel gewinnen. Der Kaiſer Kiath-ſing ließ aber die Colonie überfallen, 500 Portugieſen und 12,000 chineſiſche Chriſten niederhauen und alle ihre Häuſer und Schiffe verbrennen, 1545. Dennoch ſetzten ſie ſich auf der Inſel Macao feſt und trieben von dort aus den Handel und die Bekehrung fort, angefeuert durch den Eifer des h. Franz Xaver, 1555. Nun gelang es dem Jeſuiten Ricci, einem außerordentlich talentvollen Manne, die Gunſt des Kaiſer Wanli zu gewinnen durch Uhren, Landkarten und Bilder, an denen der Kaiſer ſich wie ein Kind freute. Die Tochter eines der erſten Mandarinen wurde Chriſtin, empfing in der Taufe den Namen Candida und wirkte eifrig für die Bekehrung. So hatten denn die Chriſten bald 90 Kirchen und 45 Bethäuſer in China.

Damals kam auch das benachbarte Kaiſerthum Japan in eine lebhafte Bewegung. Die Japaner, bisher auf ihren Inſeln eingeſchloſſen, begannen zu ſchwärmen, eroberten die Halbinſel Korea und verbreiteten ſich an den Küſten Hinterindiens, wo ſie, durch ihre Tapferkeit berühmt, als Leibwachen dienten und gut bezahlt wurden. Viele ließen ſich auch von den Portugieſen bekehren. Aber plötzlich änderte ſich das Syſtem, das Auswandern und der Verkehr mit den Fremden wurde wieder verboten, Japan auf die alte Weiſe abgeſperrt und das Chriſtenthum unter blutigen Verfolgungen wieder ausgerottet. Der Siogun (weltliche Kaiſer) Nobunanga, der den Chriſten wohlwollte, wurde abgeſetzt und der wilde Taicſama trat an ſeine Stelle. Wenn erzählt wird, er habe den Chriſten nur um ihrer ſchönen Weiber willen nachgeſtellt und ihre Keuſchheit habe ihn erbost, daß er endlich alle habe umbringen laſſen, ſo iſt das wohl nicht die richtige Auffaſſung. Es handelte ſich um die Rettung des alten Heidenglaubens und der alten Sitte gegen das eingedrungene fremde Weſen. Der folgende Siogun Jje Mitſu vollendete das Werk der Ausrottung aller Chriſten in Japan. Alle fremden Miſſionäre und einheimiſchen Bekehrten wurden, wenn ſie nicht abſchwu-

ren, gefoltert und aufs grausamste hingerichtet, namentlich in das siedende Wasser eines vulcanischen Kraters geworfen. Der Rest, 38,000 Christen, vertheidigte sich in der festen Stadt Simabara, und sie würden sich behauptet haben, wenn nicht die gottlosen Holländer mit ihren Schiffen und Kanonen den Japanern geholfen hätten, um den japanischen Handel, den bisher die Portugiesen allein inne hatten, an sich zu reißen. Damals war es, daß sie sich rühmten, sie seyen keine Christen, sondern Holländer,*) und das Crucifix mit Füßen traten, 1638. Alle Christen kamen um, die Portugiesen wurden ausgeschlossen, aber auch die Holländer sehr kurz gehalten.

4.

Die große Revolution in China.

Im Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die bisherige Ruhe Chinas furchtbar gestört durch einen neuen, bisher ganz unbekannten Feind. Im Norden des Reichs, am Flusse Amur und im „weißen Gebirge" hauste das noch wilde Jägervolk der Mantschu, von mongolischer Race und tungusischem Stamme, welches Pferde, edle Pelze und die heilkräftige Wurzel Ginseng nach China zu bringen pflegte. Als aber die Zollwächter und Grenzsoldaten die friedlichen Kaufleute mißhandelten und einmal auch einen Häuptling, nachdem sie ihm seine chinesische Geliebte nicht zur Braut hatten geben wollen, ermordeten, erhoben sich seine Stammgenossen in Masse, um ihn zu rächen, und richteten große Verwüstungen in China an, 1618. So

*) Michael Sandwort, ein hölländischer Schiffer, strandete in Japan und rettete sich vor Gefangenschaft und Tod dadurch, daß er auf die Frage: ob er und seine Leute Christen seyen? die Antwort gab: „Ei was, Christen? wir sind Holländer." Kämpfer, Beschr. von Japan II. 106 fügt hinzu, es sey nicht wahr, daß die holländischen Beamten offiziell eine solche Aeußerung gethan hätten, wohl aber sey richtig, daß der holländische Resident Köckebeker Schiffe und Kanonen hergegeben habe, um die 40,000 japanische Christen, die sich noch wehrten, vernichten zu helfen.

begann in demſelben Jahre, wie in Europa der 30jährige Krieg, ſo in China ein wo möglich noch mörderiſcher Völkerkampf. Der üppige Kaiſer Wanli raffte ſich auf und zog mit einem großen Heere gegen die Mantſchu. Dieſe wichen ihm überall aus. Als aber ſein Heer tief in die Mantſchurei ſelber eindrang, verirrte ein Theil deſſelben in den Wäldern und wurde plötzlich überfallen und vernichtet, wie einſt Varus im Teutoburger Walde. Da kehrte der Kaiſer wieder um. Der Ruhm der Mantſchu erfüllte alsbald alle Länder umher und viele mongoliſche Horden der Wüſte traten damals ſchon zu den Mantſchu über. Der Häuptling derſelben hieß Thai-tſou, dem 1625 ſein Sohn Thai-tſoung folgte. Dieſe Dynaſtie ſchrieb ſich einen mythiſchen Urſprung, nämlich die Abſtammung von einer Elſter zu, die auch ſpäter noch zuweilen als Schutzgeiſt erſchien. Die Mantſchu waren anders gekleidet als damals die Chineſen, denn ſie ſchoren ſich den Kopf und ließen nur oben einen Zopf ſtehen. Dieſe Tracht verbreitete ſich nun bald ſo weit, als das Schwert der Mantſchu reichte. Um ihr Leben zu retten, trat die chineſiſche Bevölkerung im Norden größtentheils zu ihnen über.

Kaiſer Wanli hatte nicht wenig Angſt und bat daher die Portugieſen in Macao um Hülfe. Sie konnten ihm zwar einſtweilen nur 400 Mann ſchicken, die aber trefflich gerüſtet waren und deren Geſchütz die damals nur noch mit Pfeilen bewaffneten Mantſchu gewiß zurückgeſchreckt haben würde. Die letztern aber warteten den Angriff nicht ab, ſondern kehrten in ihre Berge und Wälder heim. Da ſchickte auch Wanli die Portugieſen zurück. Dieſe ſelbſt wurden in Macao zweimal, 1622 und 1627, von den Holländern angegriffen, ſchlugen dieſelben jedoch zurück. Mittlerweile erhoben ſich in China ſelbſt Unzufriedene und Ehrgeizige gegen die herrſchende Dynaſtie. Die Unzufriedenen gehörten der ſchon ſeit längerer Zeit im Dunkel verborgenen geheimen Geſellſchaft der weißen Waſſerlilie an, die anfangs aus wahren Patrioten beſtand, allmälig aber allerlei böſes Geſindel in ſich aufnahm. Die Ming-Dynaſtie ſchien in der That den Gefahren der Zeit, zumal nach Wanlis Tode, nicht mehr gewachſen. Deshalb dachten einige Ehrgeizige von mehr Thatkraft, ſich ſelbſt zu Kaiſern zu er-

heben. Der verwegenſte unter ihnen war Ly-tſe-tſching, welcher 1641 eine halbe Million Krieger ſammelte und die große Stadt Kai-foung-fou eroberte, in welcher 200,000 Menſchen, nachdem man die Dämme des Hoang-ho durchſtochen hatte, ertränkt wurden. Dann zog er gegen Peking, die Hauptſtadt des Reichs. Der damalige Kaiſer Tſchong-tſching war ſo kindiſch, daß er ſich unter den Eunuchen nur mit läppiſchen Spielen ergötzte und von allem, was vorging, nichts wußte. Das Heer, welches dem Empörer vor der Stadt entgegengeſtellt wurde, ging zu demſelben über und der Kaiſer ſah ſich plötzlich ſo verlaſſen, daß wie heftig er auch die Glocke läutete, kein Diener mehr erſchien. Da ſoll er ſich in der Verzweiflung ſelbſt erhängt haben, 1644.

Ly-tſe-tſching hielt ſofort in der Hauptſtadt Peking ſeinen feierlichen Einzug. Noch lebten aber mehrere Prinzen des Hauſes Ming und einer von ihnen, Wu-ſan-kuei, rief die Mantſchu gegen die Rebellen zu Hülfe. Der Beherrſcher der letzteren, Tſong-ti, benutzte dieſe Einladung aber, um China für ſich zu erobern, und wartete nur klug, bis ſich Ly-tſe-tſching und Wu-ſan-kuei erſt untereinander ſelbſt würden aufgerieben haben. Der erſtere begriff dieſe Politik, wünſchte daher mit dem letztern verbunden gegen die Mantſchu auftreten zu können. Aber Wu-ſan-kuei wollte die Mingdynaſtie aufrecht erhalten, wenn auch China darüber zu Grunde ginge. So geriethen denn beide mit einander in den blutigſten Vernichtungskampf. In der erſten Schlacht wurde der Uſurpator beſiegt, die zweite blieb unentſchieden, beide Heere aber erlitten ungeheure Verluſte. Jetzt erſt kamen die wohlgerüſteten Mantſchu und nahmen Peking ein, wo ſie einen Knaben, den Neffen des frühern Königs, zum Kaiſer von China ausriefen. Für denſelben regierten vier Oheime, unter denen Ama-wang der tüchtigſte war. Dieſem großen Manne gelang es, das begonnene Werk zu vollenden. Ly-tſe-tſching wurde von den Mantſchu beſiegt und auf der Flucht von Bauern erſchlagen. Wu-ſan-kuei hielt ſich ſtill, begnügte ſich mit der Verwaltung einer Provinz und wurde deshalb von den Mantſchu geſchont. Zwar hatten in Nanking die Mandarinen den Prinzen von Fou aus dem

geschah aber doch, da das ganze Land protestantisch gesinnt war. Ferdinand benutzte nun den Buchstaben des Majestätsbriefes, und ließ eine neue Kirche der Protestanten zu Klostergrab auf der Stelle niederreißen. Diese Handlung eines feindseligen Hasses, die Intriguen der Jesuiten, und die Willkührlichkeiten, welche sich Ferdinands Statthalter in Prag, die Herren Slawata und Martinitz erlaubten, zeigten den Böhmen deutlich, was sie zu erwarten hätten, wenn sie sich geduldig unter das Joch schmiegten. Sie bäumten daher den stolzen Nacken, und zauderten nicht, den jungen Herrscher abzuschütteln. Mathias, Graf von Thurn, setzte sich an die Spitze der empörten Stände und des zujauchzenden Volks, drang in das Prager Rathhaus, und ließ die königlichen Räthe Martinitz und Slawata aus den Fenstern werfen. Dies geschah den 23. Mai 1618, und von diesem Tage an rechnet man den Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Die böhmischen Stände erklärten sich sogleich für unabhängig, setzten Ferdinand ab, und ergriffen selbst die Zügel der Regierung. Eine ihrer ersten Handlungen war, alle Jesuiten aus dem Lande zu jagen, als ob sie geahndet hätten, daß ihre edle gesunde Volkskraft an diesem Scorpion einst sterben würde. Ferdinand und der Kaiser selbst blieben nicht ruhig. Ein österreichisches Heer wurde nach Böhmen gesandt, aber durch die tapferste Vertheidigung des Volks Schritt vor Schritt aufgehalten. Unterdeß zog Thurn nach Mähren, und wurde dort mit Jubel als Befreier begrüßt. Auch die Schlesier sandten den Böhmen Hülfe, und aus dem innern Deutschland zog der kriegslustige Graf von Mansfeld mit 4000 Mann herbei. Im Anfang des Jahres 1619 starb Kaiser Mathias, und hinterließ seinem Vetter Ferdinand das österreichische Erbe in der bedrängtesten Lage. Während Mansfeld den Grafen Boucquoi mit dem öster-

Geſchlecht der Ming zum Kaiſer des Südens ausgerufen, aber er war eben ſo kindiſch wie der letzte Ming in Peking und wußte von allem nichts, bis auch ſein Heer geſchlagen war und er ſich aus Verzweiflung erſäufte. Nach dieſen Beiſpielen wagte der Prinz von Lou-gan in der großen Stadt Hang-tſcheou nicht mehr, ſich als Ming zum Kaiſer ausrufen zu laſſen, ſondern ergab ſich den Mantſchu, ſie aber brachen die Capitulation und brachten ihn um. Seine Mandarinen ſchämten ſich, ihn zu überleben, und gaben ſich ſelbſt den Tod. Noch waren zwei Prinzen des Hauſes Ming übrig, der von Lou und der von Tang, aber ſie waren nicht einig und neben ihnen that ſich ein zweiter Ly-tſe-tſching als chineſiſcher Uſurpator auf, der Seeräuber Tſching-tſchi-tang. Es gelang den Mantſchu, denſelben zu überliſten und verrätheriſch gefangen zu nehmen, ſein Sohn Tſching-tſching-kong wurde ihnen aber noch gefährlicher, nachdem er die zwei Prinzen von Lou und Tang verrathen hatte, um ſich ſelbſt auf ihre Koſten zu erheben. Unterdeß mußte Ama-wang auch die Empörungen der Prinzen von Han und Kouri niederkämpfen und einen großen Volksaufſtand, der blos darum entſtand, weil das gemeine Volk die ihm anbefohlenen Zöpfe nicht tragen wollte.

Ein neuer furchtbarer Feind erhob ſich in Tſchang-hien-tſchong, der ein Heer von 20,000 Chineſen zuſammenbrachte, um die Mantſchu zu vertreiben. Man hat ihn für das größte Ungeheuer auf Erden ausgegeben, weil er 32,000 Gelehrte hinrichten ließ. Wir kennen ihn aber nur aus den Berichten ſeiner Feinde und es wäre wohl möglich, daß die übertriebene Schulmeiſterei des Mandarinenthums ihm die nächſte Urſache des nationalen Verfalls und jenes Weibiſchwerdens zu ſeyn ſchien, welche es einer Hand voll nordiſcher Barbaren möglich machte, das ganze weite Reich zu erobern. Seine Wütherei konnte ſich recht wohl mit einem patriotiſchen Fanatismus verbinden. Das Gräßlichſte aber, was man von ihm erzählt, iſt die Ausrottung aller Menſchen und Thiere in der Provinz Chenſi und das Niedermetzeln von 400,000 Weibern, um ſein Heer, mit dem ſie zogen, zu erleichtern und in raſchere Be-

wegung zu bringen. Allein er wurde in der Schlacht von einem Pfeil getödtet und die Mantſchu blieben Sieger.

Der Prinz von Kouri hoffte Hülfe von Wu-ſan-kuei, der ihn aber aus Feigheit den Mantſchu auslieferte. Auch Tſching-tſching-kong unterlag jetzt, indem ſein Heer ſich an ſeinem Geburtstag betrank und von den Mantſchu überfallen wurde. Doch konnte er ſich nach der Inſel Formoſa zurückziehen. So waren endlich 1651 alle Mingprinzen, alle Uſurpatoren und Empörer von der chineſiſchen Partei beſiegt und die barbariſchen Mantſchu Alleinherren des großen Reichs. Und das Alles richtete Ama-wang aus, denn der junge Kaiſer Shun-tſhi war unfähig, ſelbſt zu regieren, und ſtarb ſchon im 24. Jahre an den Blattern. Es zeugt von Ama-wangs großem Verſtande, daß er die Erziehung des jungen Kaiſers dem deutſchen Jeſuiten Adam Schall anvertraut hatte, der ſich auch die ganze Liebe ſeines Schülers erwarb. Die Mantſchu waren kluge Barbaren, verachteten keineswegs die Bildung, ſondern eigneten ſich dieſelbe an.

5.

Kanghi.

Nach Shun-tſhis frühem Tode kam der damals erſt achtjährige Kanghi auf den Thron der Mantſchu. Für ihn regierten nach Ama-wangs Tode (1661) wieder vier alte Herrn und ſeine Mutter. Man blieb bei Ama-wangs Syſtem, die ganze Civiliſation Chinas zu ſchonen und ſich derſelben anzuſchmiegen, aber man wollte ihre Mißbräuche abſchaffen und begann mit dem Hofe, wo man tauſende von Eunuchen verjagte und dieſe Menſchenclaſſe für immer von Staatsämtern ausſchloß. Auch die Bonzen wurden verfolgt, weil ſie ſich nicht gern dem neuen Herrn fügten, und ſämmtliche Jeſuiten, auch Schall, wurden verhaftet und wären hingerichtet worden, wenn nicht zufällig ein Erdbeben die Richter erſchreckt und des Kaiſers Mutter ſich der Gefangenen erbarmt hätte. Doch ſcheint der Gedanke der Mantſchuregierung geweſen zu ſeyn, die Europäer mög-

lichſt fern zu halten und ſich dagegen mit den aſiatiſchen Nachbarn in gutes Vernehmen zu ſetzen. Große Geſandtſchaften des indiſchen Mogul und des Dalai Lama von Tibet fanden ſich in Peking ein, die holländiſche Geſandtſchaft konnte aber nur die Erlaubniß erlangen, einmal in acht Jahren in Canton Handel zu treiben.

Die beſiegten Chineſen erholten ſich inzwiſchen von ihren Niederlagen. Tſching-tſching-kong machte von Formoſa aus einen neuen Einfall. Da die Mantſchu keine Flotte hatten, war er ihnen unangreifbar. Weil aber die Regenten nichts gegen ihn ausrichteten und das Volk ſehr unzufrieden war, ergriff der erſt vierzehnjährige Kanghi die Zügel der Herrſchaft, ſetzte die Regenten ab und ermuthigte das Volk durch ein zuverſichtliches Manifeſt. Gleichwohl hielt man ihn noch für ein Kind und ſeine Feinde glaubten mit einem ſo jungen und unerfahrenen Fürſten noch leichter fertig zu werden, als mit den alten Regenten. Wu-ſan-kuei ſelber, der zuerſt die Mantſchu ins Reich gerufen und ſich immer ſehr vorſichtig gegen ſie benommen hatte, weshalb er auch von ihnen geſchont worden war, trachtete jetzt erſt durch eine große und allgemeine Empörung die Mantſchu zu verjagen und den Thron der Ming wieder zu beſteigen. Er verband ſich zu dieſem Zweck mit dem Sohn des eben geſtorbenen Tſching-tſching-kong, während ſein eigener Sohn in Peking die Bevölkerung der Hauptſtadt aufwiegelte. Auch der Statthalter von Fokien ſchloß ſich an die Empörung an, gerieth aber in ſolchen Streit mit dem Seeräuberfürſten von Formoſa, daß beide einander unter den Augen der ſchadenfrohen Mantſchu Schlachten lieferten und ihre Streitkräfte unnütz erſchöpften. Nun ſuchte Wu-ſan-kuei verzweiflungsvoll wieder die Gunſt der Mantſchu durch Verrath an ſeinen Mitverſchworenen zu erkaufen. Sie ſchonten ihn auch jetzt noch, aber Alter und Kummer warfen ihn auf das Todtenbett, 1669. Seine ganze Familie wurde ausgerottet. Der Statthalter von Fokien erhängte ſich. Nur Formoſa blieb unabhängig, das ganze Feſtland von China in der Gewalt Kanghis, der feſter als je auf ſeinem Throne ſaß. Aber die chineſiſche Erde ſelbſt ſchien die fremden Eindringlinge nicht dulden zu wollen. Ein Erd-

beben verſchlang in Peking allein 400,000 Menſchen. Kanghi war nicht ohne Gefühl. Als er einſt von der Jagd heimkehrend zufällig am Grabe des letzten Mingkaiſers vorüberkam, warf er ſich darüber hin und weinte lange.

Mit einer neuen gefährlichen Reaction bedrohten ihn die mongoliſchen Völker der Wüſte, welche ſich anfangs an die Mantſchu gegen die Chineſen angeſchloſſen hatten, jetzt aber wie die Chineſen ſelbſt nur Unterthanen der Mantſchu ſeyn ſollten. Das Volk der Kalmucken oder Eleuten, wie es ſich ſelbſt nannte, unter ſeinem Chane Kaldan, wollte frei bleiben. Aus Eiferſucht hielt dagegen das benachbarte Volk der Kalkas zu den Mantſchu und Kanghi hoffte mit ihrer Hülfe den Kaldan beſiegen zu können, wurde aber von ihm geſchlagen. Gleichwohl ſchwächte er denſelben durch Bündniſſe mit den übrigen mongoliſchen Stämmen, die er auf alle Art an ſich lockte, 1688. Kaldan hatte indeß die Unterſtützung des Dalai-Lama in Tibet, wie denn überhaupt die Buddhiſten auch in China ſelbſt den Mantſchu abgeneigt waren. Somit behauptete ſich Kaldan nicht nur, ſondern wagte auch 1696 einen neuen Angriff. Diesmal zog der Kaiſer mit einer ungeheuern Kriegsmacht gegen ihn aus, von beinahe einer Million Soldaten, denen die Lebensmittel auf Kameelen nachgeſchafft werden mußten, weil die Wüſte Gobi und das weite Steppenland nichts hervorbrachte. Die Lebensmittel reichten aber nicht aus und Kanghi befand ſich in großer Gefahr, als ihm die Freudenbotſchaft gebracht wurde, der Feldherr ſeines Vortrabs habe einen glänzenden Sieg über die Kalmucken erfochten. Kaldan ſelbſt flüchtete in den Altai, wurde aber verfolgt und ſtarb, indem er, wie es heißt, Gift nahm, um nicht in die Gewalt ſeiner Feinde zu fallen. Damals hätte Rußland eine ſchöne Gelegenheit gehabt, ſich in die chineſiſchen Händel einzumiſchen, doch geſchah es nicht. Die Mongolen der Wüſte hingen dem Mantſchukaiſer an oder waren beſiegt. Der Dalai-Lama hatte ſeine Stütze unter den Kalmucken verloren. Kaldan hatte dafür geſorgt, daß der Tod des letzten Dalai-Lama acht Jahre lang verheimlicht geblieben war, und hatte ſeine Partei in deſſen Namen fortregieren laſſen,

damit nicht etwa eine andere Partei die Wahl eines chineſiſch geſinnten Dalai-Lama durchſetze. Nachdem aber Kaldan beſeitigt war, ließ Kanghi ſogleich dieſe neue Wahl vornehmen. Tſiwang Raptan, ein Freund des Kaldan, weigerte ſich, deſſen Gebeine dem Kaiſer auszuliefern, und trotzte noch immer mit einem Theil der Kalmucken. Kanghi aber ließ Hlaſſa, die Hauptſtadt von Tibet, beſetzen und durch ſeine neuen Generale den neuen Dalai-Lama überwachen.

Gegen die Europäer benahm ſich Kanghi eben ſo klug, wie gegen ſeine mongoliſchen Nachbarn. Es blieb dabei, daß die Jeſuiten ihre frühere Machtſtellung nicht wieder erlangten, und die Bekehrung der Chineſen war ihnen unterſagt, aber er duldete ſie an ſeinem Hofe, um von ihren Kenntniſſen und Talenten Nutzen zu ziehen. So ſchenkte er, nachdem der alte Schall im Elend geſtorben war, ſein ganzes Vertrauen dem Pater Verbieſt, der ſich ihm als geſchickter Uhrenmacher empfohlen hatte und der viele andere Jeſuiten nach ſich zog, Aſtronomen, Stückgießer, Kalendermacher, Maler, Inſtrumentenmacher ꝛc. Da ſie ſich der Bekehrungen enthielten, auch ganz wie Chineſen gekleidet waren und lebten, genoſſen ſie Auszeichnungen am Hofe und erhielten Ehrenämter. Verbieſt erlag den Anſtrengungen, aber Gerbillon, Bouret und andere franzöſiſche Jeſuiten, die nicht ohne Unterſtützung des Louvois und Ludwigs XIV. nach China gingen, erſetzten ihn. Sie wußten ſich ſo einzuſchmeicheln, daß der Kaiſer ihnen nachſah, als ſie das Bekehrungsgeſchäft wieder in die Hand nahmen. Sie waren aber auch vorſichtiger geworden, denn ſie gaben das Chriſtenthum nur für eine ältere und reinere Form der chineſiſchen Religionslehre und Moral aus. Von der Güte des Kaiſers erlangten ſie 1692 die Erlaubniß, Chineſen in ihre Tempel zuzulaſſen, weil auch die Tempel anderer Religionen jedermann offenſtünden. Allein die Jeſuiten fanden bei der Ausbreitung des Chriſtenthums in China ein Hinderniß von einer Seite her, wo ſie es am wenigſten erwartet hatten. Sie waren nämlich der Meinung, nur dann ganz China bekehren zu können, wenn ſie die chriſtliche Lehre und den chriſtlichen Gottesdienſt ein wenig dem Chineſenthum anſchmiegten, um ihnen leichter Eingang zu verſchaffen,

und wenn es ihnen gelänge, dem Christenthum ein so unermeßliches Reich zu erobern, würde das ein Gewinn seyn, gegen den die kleinen Nachtheile der Abweichungen in der Lehre und im Ceremoniel gar nicht in Anschlag gebracht werden könnten. Wenn nun auch schon seit fünfzig Jahren die Dominicaner von den spanischen Philippinen her gegen die laxe Observanz der Jesuiten Einsprache gethan hatten, hielten es die letztern doch für unmöglich, daß der Papst und die ganze abendländische Kirche der strengen Ansicht der Dominicaner beitreten würden, weil das so viel hieß, als China aufgeben. Sie kamen daher in nicht geringe Verlegenheit, als einerseits der chinesische Gouverneur von Tsche-kiang in seiner Provinz die Christen unterdrückte und der Kaiser selbst auf ihre Beschwerde nur erwiderte, „ihr Gott sey ja mächtig genug, um sich selbst Recht zu verschaffen; im übrigen wäre es besser, sie kümmerten sich nur um die zeitlichen, nicht um die ewigen Dinge," und als ihnen andrerseits zugleich von Lissabon und Rom her das Recht, eigenmächtig in China zu verfahren, abgesprochen wurde. Denn der König von Portugal behauptete, die Missionäre im Bereich der portugiesischen Colonien müßten unter seinem Bischof in Goa stehen, der Papst aber erklärte mit mehr Recht, alle Kirchen stünden unter ihm. Die heftigen Reden des spanischen Dominicaners Navarette und des Franzosen Maigrot, eines Doktors der Sorbonne, gegen die Jesuiten veranlaßten den Papst Clemens XI., 1705 den Legaten Tournon als Patriarchen über alle Missionen nach China zu schicken, wodurch er zunächst die Ansprüche des Bischofs von Goa beseitigte. Als Tournon nach China kam, wurde er von Kanghi gütig aufgenommen, war aber so vorsichtig, erst genau von allen Verhältnissen sich zu unterrichten und den bereits von den Dominicanern gegen die Jesuiten ausgewirkten strengen Befehl des Papstes zurückzuhalten, bis er wieder abreiste, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Kanghi wußte durch die Jesuiten, daß jener Befehl vorhanden war, obgleich Tournon ihn verleugnet hatte, wurde über diese Unlauterkeit unwillig und ließ es den armen Maigrot, den Tournon als

Legaten zurückgelaſſen hatte, entgelten. Maigrot wurde eingekerkert und erhielt Hiebe auf die Fußſohlen. Auch wurden alle Chriſten aus China verbannt, wenn ſie nicht nach dem bisherigen jeſuitiſchen Gebrauch ihr Chriſtenthum mit gewiſſen Lehren des Konfu-tſe, zumal mit der Lehre von der Heiligung und Anbetung der Vorfahren, vereinigten. So ſtanden ſich nun der Befehl des Kaiſers und der des Papſtes ſchroff gegenüber. Die Jeſuiten ſchickten daher zwei ihrer Väter eilig nach Rom ab, um dem Papſt vorzuſtellen, daß nur auf dem von ihnen befolgten Wege einer Vermittlung und eines Zwiſchenzuſtandes die allmälige volle Bekehrung Chinas möglich ſey. Damit dieſe Boten nun eher in Rom ankämen als Tournon, wurde der letztere noch unterwegs zurückgehalten. Im Zorn veröffentlichte er das Decret des Papſtes, wurde aber gefangen genommen und ſtarb bald darauf, angeblich am Schlage, 1710. Erſt zehn Jahre ſpäter kam noch einmal ein päpſtlicher Legat, Mezzabarba, nach China, um den Kaiſer für die rein chriſtliche Lehre zu gewinnen, aber das Ende war die Ausweiſung der Jeſuiten und die völlige Unterdrückung des Chriſtenthums, jedoch erſt nach Kanghis Tode (1723).

Auch die Holländer richteten in China wenig aus. Sie ſetzten ſich zwar auf der Inſel Formoſa feſt, wurden aber 1662 wieder vertrieben, der letzte dort herrſchende Seeräuberkönig 1683 von den Mantſchu beſiegt und die Inſel dem Kaiſerreich unterworfen. Die Ruſſen waren während der großen Revolution Chinas am Amur vorgedrungen und hatten die Feſtung Albazin und andere kleine Forts erbaut. Aber ſie waren nicht ſtark genug, ſich gegen die Landmacht und Flotte der Mantſchu behaupten zu können, und mußten 1689 das Amurgebiet wieder abtreten. Dagegen erlangten ſie 1719 einen günſtigen Handelsvertrag. Somit hatte Kanghi nach außen wie nach innen ſeine Macht behauptet und ſtarb im Frieden 1720.

Register zum achten Bande.

Seite

Aachen, Friede v. 176
Alexius, Czaar 335. 339
Allianz, niederrheinische . 161. 205
Altringer 63. 70. 83. 140
Amalie v. Heſſen 107. 123
Amawang . . 363
Angelus Sileſius 138
Anna, die däniſche 230
Anneſe 159
Anne d'Autriche 144 f. 233
Arnheim . . 34. 84
Aſow . . 338. 344
Athen 212
Augsburg . . . 70
Auguſt II. . . 338
Aurengzeb . . 353
Avanz . . 112. 130

Bärwalde . . 48
Bagdad . . . 349
Balde 138
Bauer 43. 61. 90. 92. 108 f.
Barbarini . . 165
Barebone . . . 271
Bayern 3. 71. 132
Bayle 199
Bernhard v. Weimar 64. 76 f. 94 f. 101 f.
Bethlen Gabor 13. 17. 31
Böhmen . . 7. 84
Bolneburg . . 205
Bombay . . . 357
Boſuet . . . 200
Bouquoi . . . 13
Brandenburg 5. 14. 32. 43. 112
Brantome . . . 201
Braſilien . . . 295
Breiſach . 103. 131
Breslau . . . 84
Bukaniers . . 257
Buckingham . 232 f.
Butler 88

Calderon . . . 161
Canada . . . 301
Candia . . . 350
Cannibalismus . 307
Cap 356
Carpzow . . . 136
Catalonien . . 155
Catinat . 195. 199
Ceylon . 355. 356
Chappewee . . 312
Chemnitz . . . 129
Cheſterfield . . 281
China . . . 357 f.
Chmielnicki . . 334
Chowanski . . 341
Chriſtian IV. von Dänemark 27 f. 114. 318
— V. . . . 322
— von Schweden 79. 125. 328 f.
— von Braunſchweig . . . 23 f.
— Wilhelm, Adminiſtrator . 51
Cinc Mars . . 144
Clarendon 251. 279 f.
Claudia von Lothringen . . . 117
Cleve 5. 7
Colbert . . . 171

Seite

Condé, der große 118
120. 124. 145 f. 182
Corneille . . . 200
Cosel 217
Covenant . . . 240
Cromwell, Oliver 255 f.
— Richard . . 276

Dänemark 27. 114. 318 f.
Dalai Lama . . 367
Danzig . . . 329
Delhi 352
Derflinger . . 221
Descartes . . . 166
Devolutionsrecht 174
Dietrich . . . 190
Dohna . . . 19
Dolgorucki . . 340
Domingo S. . 296
Donauwörth . . 3
Dragonaden 19. 198
Dünkirchen 160. 274. 279

Eberhard III. 36. 91
Eger 88
Elisabeth Charlotte 192
201
Elsaß 131
Enghien s. Condé.
Engländer zur See 356
Eperies . . . 213
Erlach 105. 106. 148
Ernst August . 215
Esquimaux . . 314
Essex . . . 251 f.
Eugen, Prinz 151. 213

Fairfax . . 252 f.
Febronius . . . 220
Fenelon . . . 200
Ferdinand II. 7 f. 97
— III. 97. 112. 203
— Maria . . 207

Seite

Feria 83
Flibustiers . . 296
Fontanges . . 173
Fox 278
Frankfurt a. M. 63
Frangipani . . 209
Franz v. Lothringen 117
Freiburg im Breisgau 188
Friedrich I. von Preußen . 222 f.
— III. v. Dänemark . . . 319
— IV. v. d. Pfalz 4
— V. 12 f. 64. 71
— August von Sachsen . . 216
— Wilhelm von Brandenburg 113. 183
184. 219 f. 330 f.
Fronde . . 147 f.

Galizin . . . 340
Gallas 87. 94. 108. 115
Gaston v. Orleans 141 f.
Georg von Lüneburg 48. 74. 81. 95
107
— Wilhelm von Brandenburg 14. 32
50. 112
Gerhard, Paul 138. 222
Gesellschaft, fruchtbringende . . 135
Goa 355
Götz . . 48. 104
Gonzaga . . . 140
St. Gotthard . 208
Grönland . . . 315
Guebriant 103. 107 f.
119
Gustav Adolf 26. 42 f.

Hamburg . . . 328

Seite

Hampden 239. 242 f.
Hannover . 194. 215
Hansa 33
Hatzfeld . 96. 115
Heidelberg . . 195
Heilbronn . . . 81
Heinrich v. Guise 159
Heinsius . . . 195
Hobbes . . . 281
Hoffmannswaldau 227
Holland 23. 118. 131
139. 174 f. 195. 273
345
Holländer zur See 356
Holstein . . . 320
Horn 64. 83. 89 f.
Holzapfel . 110. 123
Hugenotten . . 139

Jakob I. . . 228 f.
— II. . . 279 f.
Jakobäa von Baden 5
Jamaika . . . 274
Jankau . . . 116
Jansenisten 118. 165
Japan 356. 360. 370
Ibrahim, Sultan 349
Jefferies . . . 286
Jesuiten 10. 138. 164
199. 295. 360. 368
Independenten 247 256 f.
Indianer . . . 305
Indien . . 352 f.
Innocenz X. . . 156
— XI. . 197. 199
Johann von Braganza . . . 155
— Kasimir von Polen . 329. 335
— Georg von Sachsen 14. 50. 57. 72
— II. . . . 216
— III. . . . 216
— Philipp von Mainz . . . 205

Seite

Johann Siegmund v. Brandenburg 5
— Sobieski . 336
Joseph, Pater . 143
Irland 247
Jülich 5. 7

Kalmucken . . 367
Kanghi . . . 365
Kara Mustapha 210. 351
Karl I. v. England 232 f.
— II. 269. 277 f.
— III. v. Lothringen 63. 83. 101 104. 117
— IV. . 208. 210
— XI. v. Schweden 332
— Gustav 114. 125 326 f.
— Ludwig v. d. Pfalz 107. 132. 186 206
Kheſl 7
Kirche, gallicaniſche 197
Knyphauſen . 76. 96
Königsmark 115. 124
Köprili 208 f. 350
Kolbe 222
Koniecpolski . . 333
Kopenhagen . . 331
Koſacken . . . 333

Lamormain . 19. 86
Land . . 236. 241
Leibnitz . . . 178
Leopold I. 161. 175 203 f.
— von Paſſau 8. 22
Levellers . 247. 256
Lichtenſtein . . 20
Ligne 4
Livland . . . 332
Lobkowitz 175. 184. 205

Seite

Löffler . . . 81. 92
Logau 227
Lohenſtein . . 227
London . . . 281
Lothringen . . 101
Louiſiana . . . 301
Louvois . 187. 193
Ludwig XIII. 139 f.
— XIV. 104. 144 149 f. 169 f.
— von Anhalt 135
— v. Baden 195. 213
Lützen 75
Luxemburg, Marſchall v. 183. 185. 195
Ly-tſe-tſching . . 363

Macao . . . 360
Magdeburg . 51 f.
Mahratten . . 354
Maintenon . . 173
Mainz 63
Malayen . . . 317
Malerei . . . 180
Manitu . . . 310
Mansfeld 13. 17 f.
Mantſchu . . 361 f.
Mantua . 73. 140
Marie v. England 282 f.
— von Medicis 141
Martiniz . . . 10
Maſaniello . . 157
Mathias, Kaiſer 7 f.
Max I. v. Bayern 3 f. 24. 71. 121
— Emanuel von Bayern . . . 207
Majeſtätsbrief 7. 18
Mazarin 117. 145 f.
Mazeppa . . . 341
Mecklenburg . . 47
Melac 193
Menzikof . . . 343
Mercy 101. 119 f.
Merodebrüder . 98

Seite

Michael v. Polen 336
— Czaar . . 338
Milton . . . 265
Ming 357
Molière . . . 202
Molina . . . 165
Monaldeschi . . 327
Monk . . . 276 f.
Monmouth . 283 f.
Montecuculi 184. 208
Morea 214
Morgan . . . 298
Moroſini . 214. 350
München . . . 71
Münſter 114. 129. 177
Muhamed IV. . 350
Murad IV. . . 348

Nantes, Edict v. 198
Nariſchkin . . 340
Naſeby . . . 259
Navigationsacte . 273
Neapel 175
Negerſklaven 293. 305
Neu Guinea . . 317
Neu Holland . . 316
Neu York . . . 303
Nimwegen . . 188
Ninon de l'Enclos 200
Nördlingen . . 91
Nürnberg 65. 72. 136

Ober-Oeſterreich 20
Ofen 213
Oliva 232
Olivarez . . . 154
Olympia Manzini 150
Opitz 135
Osnabrück 114. 129
Oxenſtierna 79 f. 114. 323

Pamphili . . . 156
Panama . . . 289

reichiſchen Heere in Böhmen aufhielt, drangen die Böhmen ſelbſt ſtürmend bis an die Thore von Wien, und ſchon wollten die öſterreichiſchen Stände mit ihnen gemeine Sache machen, als die Nachricht eintraf, Mansfeld ſei geſchlagen worden, und Boucquoi rückte vor Prag, welches die Böhmen zum ſchnellen Rückzug nöthigte.

Kapitel CCCC.

Die Schlacht am weißen Berge.

Ferdinand war auf einen Augenblick von der drohenden Gefahr befreit, und wurde noch in demſelben Jahr 1619 durch das Stimmenmehr der Churfürſten zum Kaiſer gewählt. Die Böhmen wählten ſich aber in einer allgemeinen Nationalverſammlung zu Prag, den Churfürſten Friedrich V von der Pfalz, einen Calviniſten und das Haupt der proteſtantiſchen Union, zum König. Friedrich nahm es an, und zog feierlich in Prag ein, wo ihm nicht nur Böhmen, ſondern auch Mähren und Schleſien huldigten. Die Gunſt der Umſtände benutzend, zog nun auch Gabriel Bathori gegen Ferdinand II aus, ließ ſich in Preßburg zum König von Ungarn krönen, und rückte vor Wien. Da nun Boucquoi, der ſich bisher in Böhmen zu behaupten geſucht, ſchnell gegen die Ungarn abgerufen wurde, folgten ihm die Böhmen auf dem Fuße nach, und zogen ebenfalls vor Wien. Aber auch dieſer zweite Sturm nahm einen unglücklichen Ausgang. Schlechtes Wetter und Mangel an Proviant rief die Böhmen, die Sorge für Ungarn den Bathori unverrichteter Sache zurück.

Ferdinand II ſtrengte ſich jetzt aufs äußerſte an, ſich ſeiner Feinde zu entledigen. Er warf ſich in die Arme der Ligue, ohne darauf zu achten, daß er dadurch von den Fürſten, namentlich von dem Herzog Maximilian

Seite

Pappenheim 21. 54. 69 74 f.
Paraguay . . . 295
Parlament, englisches 232. 235 f. 241 f.
—, französisches 146
Pascal . . . 164
Patkul 333
Pegnitz-Schäfer . 136
Penn 279. 286. 300
Persien . 349. 351
Peru 294
Peter der Große 340 f.
Pfalz 4. 16. 64. 132 192 f.
Philipp IV. . 154 f.
— Wilhelm . 215
Philosophie . . 166
Piccolomini 84. 87. 94 109 f. 118
Pilsen 87
Polarmenschen . 314
Polen 41 f. 216. 329 f.
Pommern 47. 93. 107 131
Pondichery . . 357
Portugal . 155. 355
Prag 11. 15. 18. 125
Prager Frieden . 93
Presbyterianer . 247
Preußen 9. 42. 219. 221 223. 331
Propaganda . . 22
Pulververschwörung 229
Puritaner 230. 237. 246 f. 302
Pym . . . 239 f.
Pyrenäenfrieden . 160

Quäker . 278. 286.

Racoczy 67. 115. 207 209. 330
Rain 70
Rajputen . . . 354
Raleigh 228. 232. 301
Ranzau . . . 119
Regensburg 38. 85. 111
Restitutionsedict . 35
Retz . . . 147 f.
Reunionen . . 189
Rheinfelden . . 102
Rheingraf . . 43. 83
Richelieu 8. 15. 26. 37 48. 60. 92. 94. 105 139 f.
Robinsonaden . 299
Rochelle . . . 139
Rochester . . . 231
Rohan 101
Rottweil . . . 119
Rubens . . . 108
Rudolf II. . . 7 f.
Ruprecht von der Pfalz 251 f. 274
Rußland 335. 338 f.
de Ruyter . . . 209
Ryßwik, Frieden von 196

Sachsen 14. 57. 74. 92 215
Salvius 45. 112. 130
Savoyen 140. 142. 143
Scarron . . . 173
Schlesien 19. 84. 222
Schlesische Dichterschule . . . 227
Schönborn . . 205
Schottland 139. 242 f.
Schwarzenberg . 33
Schweden 26. 34. 41 220. 323 f.
Schweiz . 131. 176
Shaftesbury . 282 f.
Sidney . . . 283
Siebenbürgen 67. 207
Slawata . . . 10
Smolensk . . . 335
Sobieski . . 209 f.
Sophie von Rußland 340
Spanien 154 f. 291 f.
Spee 138
Speier 134
Spinola 15. 37. 140
Spinoza . . . 168
Stahremberg . . 210
Sternkammer 235. 237
Strafford . . 236 f.
Stralsund . . 34
Straßburg . . 190
Streliţen . . . 349
Südamerika . 291 f.

Testacte . . . 231
Thuanus . . . 144
Thüngen . . . 195
Thurn . . 8. 11. 18
Tibet 367
Tilly . 16. 24 f. 69
Tököli 209
Tories 283
Torstenson 96 f. 113 f.
Trautmannsdorf 130
Tromp . . . 181
Türken 207 f. 336 f. 348 f.
Turenne 120 f. 148 182 f.
Tuttlingen . . 119

Ulfeld . . 319. 330
Ungarn 15. 208 f.
Union, lutherische 4
Urban VIII. . . 156

Vane 243. 255. 278
Veltliner Mord . 20
Venedig . . . 214
Verdier . . . 368
Versailles . . . 173
Villars . . . 207
Virginien . . . 302

	Seite
Waldenſer . .	199
Wallenſtein 20. 28 f. 68 f.	
Wanli	362
Waſſenberg . .	129
Weimaraner .	106 f.
Welau	331
Welfen . . .	215
Werth, Johann de	85 f.
101 f. 116. 119 f.	
Whigs	283
Wiederhold 92.	120
Wien	210
Wilhelm III. 182.	282 f.
— von Fürſtenberg	185
— von Heſſen	28
de Witt . 174 f.	182
Wittſtock . . .	96
Wladislaw II. .	333
Wrangel . .	115 f.
Württemberg 36. 81.	91
Würzburg . . .	62
Wuſankuei .	363 f.
Zenta	218
Zusmarshauſen .	124

Allgemeine Weltgeſchichte.

Neunter Band.

98. 6364

*

o

Allgemeine
Weltgeschichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG.

53 - 5533

3 20.10.67

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des neunten Bandes.

Erſtes Buch. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg 1

Das ſpaniſche Erbe. S. 1. Prinz Eugenius. S. 6. Marlborough. S. 12. Ludwigs XIV. Noth und Glück. S. 17. Der Cevennenkrieg. S. 23. Die pragmatiſche Sanction. S. 27.

Zweites Buch. Der nordiſche Krieg 33

Karl XII. S. 33. Rußlands Uebermacht. S. 38. Kampf der Barbarei und Cultur in Rußland. S. 44. Deutſche Staatsmänner in Rußland. S. 48. Die Kaiſerin Eliſabeth. S. 53.

Drittes Buch. Die Corruption der Höfe 62

Ludwig XV. S. 62. Die Pariſer Modetyrannei. S. 66. Voltaire und Rouſſeau. S. 69. Deutſche Höfe nach franzöſiſchem Muſter. S. 74. Oppoſition gegen die franzöſiſche Mode. S. 80. Pietismus. S. 84.

Viertes Buch. Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg 91

Friedrich Wilhelm I. S. 91. Die Preußen in Schleſien. S. 97. Maria Thereſia. S. 101. Der Aachener Frieden. S. 107.

Fünftes Buch. Der ſiebenjährige Krieg 113

Sansſouci. S. 113. Der Feldzug von 1756. S. 119. Der Feldzug von 1757. S. 123. Der Feldzug von 1758. S. 131. Friedrich in Noth. S. 136. Der Hubertsburger Frieden. S. 143.

Sechstes Buch. Katharina II. 149

Peter III. S. 149. Katharina II. S. 155. Noth und Verſchuldung der Polen. S. 159. Ruſſiſch-türkiſcher Krieg. S. 167. Die Theilung Polens. S. 174. Pugatſchef. S. 179. Potemkin. S. 183.

Seite

Siebentes Buch. Friedrich der Große 187

Der physiokratische Gedanke. S. 187. Der bayrische Erbfolgekrieg. S. 192. Friedrich der Einzige. S. 197. Der Rationalismus. S. 201. Die Freimaurerei. S. 210.

Achtes Buch. Joseph II. 222

Pombal. S. 222. Die Jesuiten. S. 227. Die Aufhebung des Jesuitenordens. S. 235. Joseph II. S. 242. Der Josephinismus. S. 249. Pius VI. S. 255. Josephs Demüthigungen. S. 261. Die Brabanter Unruhen. S. 269. Leopold II. S. 273.

Neuntes Buch. Sittliche Erschlaffung in Deutschland . . 280

Friedrich Wilhelm II. S. 280. Die Preußen in Holland. S. 284. Sachsen und Bayern. S. 289. Hessen und Württemberg. S. 295. Der Rest der Kleinstaaten. S. 301. Die deutschen Classiker. S. 306.

Zehntes Buch. Gustav III. 315

Struensee. S. 315. Gustav III. S. 321. Schweden im Schlepptau Rußlands. S. 226. Letzte Heldenzeit der Schweden. S. 330.

Elftes Buch. Der nordamerikanische Freiheitskrieg . . . 338

Der bourbonische Familienpakt. S. 338. Die nordamerikanische Steuerfrage. S. 343. Lord North. S. 347. Die Unabhängigkeitserklärung. S. 352. Washington. S. 359. Gibraltar. S. 366. Pitt. S. 371.

Zwölftes Buch. Die Engländer in Ostindien 378

Nadir Schah. S. 378. Die Franzosen in Ostindien. S. 383. Clive. S. 389. Hyder Ali. S. 396. Warren Hastings. S. 401.

Berichtigungen.

Zu Band IX. Seite 16 Zeile 9 von unten lies: Ramilies. S. 23 Z. 2 v. oben del. Sicilien. Diese Insel kam damals an Savoyen. S. 26 Z. 8 v. o. l. ehrliche statt ehemalige. S. 128 Z. 12 v. u. l. Celle. S. 159 Z. 1 v. u. l. Mitau. S. 177 Z. 12. v. u. l. „er. S. 185 Z. 7 v. o. l. anzufangen.

von Baiern völlig abhängig wurde. Die Ligue rüstete für ihn ein gewaltiges Heer, die Spanier gaben Geld, und bereiteten von den Niederlanden aus einen Einfall in die Pfalz vor. Friedrich blieb indeß in Böhmen ganz unthätig und sorglos. Die lutherischen Fürsten, besonders der Churfürst von Sachsen, haßten Friedrich als einen Calviniſten, und waren zum Theil auf seine böhmische Krone neidisch, machten also keine Miene sich seiner anzunehmen. Nur die Union der kleinern und calviniſtischen Fürsten zog ein Heer zusammen, welches sich dem der Ligue bei Ulm entgegenstellte. Als aber diese kleine Macht auch von hinten durch die spanischen Truppen aus den Niederlanden bedroht wurde, und die Franzosen eifrig die Friedensvermittler spielten, ließ die Union sich schrecken und überreden, und erklärte sich neutral. Den Franzosen war besonders daran gelegen, daß das pfälzische Haus nicht mächtig würde, weil es am Rhein ein Bollwerk der Calviniſten und Hugenotten zu werden schien.

Von der Union verlassen, konnte Friedrich nur auf seine Böhmen zählen, aber er beging den Fehler, den böhmischen Adel gegen deutsche Generale, Anhalt, Hohenlohe, Mansfeld, zurückzusetzen, und er selbst trat nicht an die Spitze des Heeres, sondern blieb müßig in Prag. Unter seinen Generalen war Eifersucht und Uneinigkeit. Mansfeld wollte sich nicht befehlen lassen, und stand mit seinem Haufen abgesondert in Pilsen. Mittlerweile vereinigte sich Maximilian an der Spitze des liguiſtischen Heeres mit Boucquoi, und drang unaufhaltsam bis unter die Mauern von Prag. Dort auf dem weißen Berge, der an die Stadt sich lehnt, kam es zur Schlacht, und die Böhmen wurden in kurzer Zeit über den Haufen geworfen. Friedrich saß während der Schlacht ruhig bei Tafel, und floh jetzt in solcher Eile, daß er

Erſtes Buch.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg.

1.

Das ſpaniſche Erbe.

Mit dem ſchwachſinnigen König Karl II., der keinen Sohn hatte, mußte der Mannsſtamm der Habsburger in Spanien ausſterben. Wenn aber das Erbe auf die deutſchen Habsburger überging, ſo wurden dieſe wieder ſo übermächtig, wie es einſt Kaiſer Karl V. geweſen war, weshalb nicht nur Frankreich, ſondern auch der Papſt und die deutſchen Fürſten ihre alte antihabsburgiſche Politik wieder aufnahmen. Hier wirkten und entſchieden allein die Intereſſen, das formelle Recht mochte ſeyn, auf welcher Seite es wollte.

Karl hatte zwei Töchter und in Spanien galt das cognatiſche Erbrecht, wonach die Thronfolge der älteſten Tochter und ihren Nachkommen zuſtand. Karls älteſte Tochter Maria Thereſia hatte daher Ludwig XIV. ſchon längſt vorſorglich zur Gemahlin genommen. Die jüngere Tochter Margaretha Thereſia war die Gemahlin Kaiſer Leopolds I. geworden. Der ältern ſtand nun ohne Zweifel das Erbrecht zu, allein ſie hatte nach Vorſchrift ihres Großvaters Philipps IV. bei ihrer Vermählung mit dem Könige von Frankreich ausdrücklich auf daſſelbe verzichten müſſen und ſomit trat die jüngere

Schweſter in das Erbrecht ein. Der Kaiſer ſah wohl, daß ſich halb Europa gegen ihn erheben würde, wenn er Spanien für ſich anſpräche. Er erklärte daher im Voraus, er verlange das ſpaniſche Erbe nur für ſeinen jüngern Sohn Karl, während der ältere, Joſeph, ſein Nachfolger im deutſchen Reiche werden ſolle. Somit würden nach wie vor die zwei habsburgiſchen Linien getrennt bleiben. Eben ſo gut begriff Ludwig XIV., das bewaffnete Europa werde ihm nicht erlauben, Spanien mit Frankreich zu vereinigen. Er verlangte daher das Erbe nur für ſeinen Enkel Philipp, einen jüngeren Bruder, der nicht zugleich Frankreich erben würde. Karls Anſprüche wies er zurück, weil derſelbe nur aus einer zweiten Ehe Leopolds ſtammte und Margaretha Thereſia gar nicht ſeine Mutter war. Dieſe Dame, die ſchon 1673 geſtorben war, hatte nur eine Tochter hinterlaſſen, Maria Antonia, die Gemahlin des bayriſchen Kurfürſten Max Emanuel, die ſich aber bei ihrer Verheirathung hatte gefallen laſſen müſſen, auf ihr ſpaniſches Erbrecht zu Gunſten ihres Vaters, des Kaiſers, zu verzichten. Sie gebar in ihrer bayriſchen Ehe einen Sohn Namens Joſeph und ſtarb 1692. Max Emanuel erkannte nun die Verzichtleiſtung ſeiner Gemahlin nicht mehr an, aber auch Ludwig XIV. die der ſeinigen nicht. Wenn eine von beiden entkräftet werden ſollte, hatte ohne Zweifel die Maria Thereſias vor der Maria Antonias den Vorzug. Wenn beide Verzichtleiſtungen aber anerkannt blieben, ſo war gar kein rechtmäßiger Erbe mehr vorhanden, wenigſtens war es Karl nicht. Man mußte ſich daher arrangiren und legte mit Recht nicht geringen Werth auf die letzte Willensentſcheidung König Karls II.

Dieſer Herr war ſeinen deutſchen Verwandten geneigt, aber der franzöſiſche Geſandte Harcourt beſtach den Pater Chiuſa, den Beichtvater der Königin, und deren Hofdame, die Gräfin Berlepſch, und die Königin ſelbſt. Die letztere, eine Prinzeſſin Marianne von Pfalz-Neuburg ließ ſich überreden, ſie werde nach dem Tode ihres Gemahls Regentin von Spanien werden und der Dauphin werde ſie heirathen. Da ſie nun eine große Gewalt über ihren Gemahl ausübte, ſo ſetzte derſelbe wirklich ein Teſtament auf, worin er den jungen Philipp

zu ſeinem Nachfolger erklärte. Es iſt nicht ausgemacht, ob Ludwig XIV. unmittelbar alles leitete. Man hat ſogar gefunden, er habe bis auf den letzten Augenblick nicht gewußt, wie ſich Karl II. entſcheiden werde. Dennoch war Harcourts wohlgelungenes Spiel zuerſt von ihm abgekartet.

Unbekümmert um dieſe Intriguen in Madrid machten die Seemächte England und Holland, um den europäiſchen Frieden zu erhalten, einen Vermittlungsantrag und Ludwig XIV. war klug genug, vorläufig darauf einzugehen, um im Bunde mit England und Holland den Kaiſer zu ſchrecken und zugleich ſeine Madrider Umtriebe zu maskiren. In dem Vertrage, den er 1698 im Haag einging, war beſtimmt, der junge bayriſche Joſeph ſolle Spanien, Indien und die Niederlande erben, Neapel und Sicilien aber an Frankreich und Mailand an Leopolds Sohn Karl fallen. Niemand freute ſich darüber mehr, als Max Emanuel, der ſelbſt nach Holland ging, und ſeinen erſt ſiebenjährigen Joſeph nach Amſterdam nachkommen ließ. Hier aber ſtarb der junge Prinz plötzlich am 5. Februar 1699, wahrſcheinlich an Gift. Man gab dem Wiener Hof die Schuld, obgleich es wahrſcheinlicher iſt, daß ſich Ludwig XIV. des läſtigen jungen Bayern entledigen wollte, da es ſeinem Geſandten in Madrid ſonſt nicht möglich geweſen wäre, das ſeinem Enkel Philipp günſtige Teſtament durchzuſetzen. England und Holland gaben, nachdem der bayriſche Prinz geſtorben war, dem öſterreichiſchen Kronprätendenten Karl den Vorzug vor dem franzöſiſchen Philipp und wollten Frankreich zu Neapel und Sicilien nur noch Lothringen geben. Ludwig XIV. ließ ſich auch diesmal zum Scheine darauf ein, am 25. März 1700, aber ſchon am 3. October deſſelben Jahres unterzeichnete Karl II. das ihm von der Königin unterbreitete Teſtament und kaum einen Monat ſpäter, am 1. November, war er todt.

Nun mußten ſich die Parteien raſch entſcheiden. Der Kaiſer ließ natürlicherweiſe das erſchlichene Teſtament Karls II. nicht gelten und behauptete das Erbrecht ſeines Sohnes Karl. Ludwig XIV. aber hielt ſich an das Teſtament, proclamirte ſeinen Enkel als König Philipp V. von Spanien und triumphirte bereits mit der Phraſe:

„Es gibt keine Pyrenäen mehr.“ Die übrigen Staaten theilten ſich. Der Kaiſer hatte vorgeſorgt, ſich in Deutſchland Freunde zu erwerben. So den Kurfürſten von Brandenburg, dem er für ſeine Allianz den Königstitel gab, Hannover, welches er, um es an ſich zu ziehen, mit der Kurwürde beſchenkt hatte. Aber alle übrigen Fürſten, und am meiſten die katholiſchen, verließen ihn.

Eine ſehr eigenthümliche Rolle ſpielte Max Emanuel von Bayern. Sein Bruder Joſeph Clemens war Kurfürſt von Köln, er ſelbſt beſaß Jülich und hatte die ſpaniſche Statthalterſchaft in den Niederlanden erhalten. Er hatte alſo eine ſtarke Stellung gegen Frankreich inne. Aber er vergaß ſeine Pflicht gegen Kaiſer und Reich. Er vergaß, daß die franzöſiſche Argliſt ihn nur zum Werkzeug brauchte und nur mit leeren Verſprechungen köderte. Er glaubte, es ſey Ludwig XIV. Ernſt geweſen, das ſpaniſche Erbe einem Wittelsbacher zu überlaſſen. Er ließ ſich ſogar beſchwatzen, Ludwig XIV. werde ihn nach Leopolds Tode zum deutſchen Kaiſer machen. Er war gänzlich der Spielball des franzöſiſchen Geſandten Villars, der ihm die reizendſten Maitreſſen zuführte und durch dieſelben alles von ihm erlangte, was er wollte. Seine frühere Maitreſſe, eine Gräfin Kaunitz, welche kaiſerlich geſinnt war, wurde verdrängt und eine Gräfin von Wehlen, eine Italienerin Canoſſa, ein Fräulein von Sinzendorf und viele andere traten an ihre Stelle, alle von Villars inſtruirt und reich bezahlt. Das übrige thaten einige Millionen, die Ludwig XIV. dem Kurfürſten ſchenkte, um damit ſeine dringendſten Schulden zu bezahlen. Denn Max Emanuel vergeudete ungeheuer viel Geld für ſeine noblen Paſſionen, für ſein Theater, für ſeine Gemäldegallerie zu Düſſeldorf, für ſeinen Marſtall von 1200 edlen Roſſen ꝛc. Auch verlor er viel Geld im Spiele. Wie er nun in allen Ueppigkeiten dem König von Frankreich nachahmte und dabei von demſelben reichlich unterſtützt wurde, gab er ſich ihm ganz hin und zog ſeinen Bruder Joſeph Clemens nach ſich, der, obgleich ein geiſtlicher Herr, doch nur der Sinnenluſt fröhnte. Dieſe beiden deutſchen Fürſten öffneten nun, anſtatt die Grenzen des Reichs zu hüten, die Niederlande und das kölniſche Gebiet den Franzoſen. Auch Herzog Anton Ulrich von

Braunſchweig und der Herzog von Gotha rüſteten für Frankreich. Der ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis erklärten ſich neutral. Sachſen war in Polen beſchäftigt. In Ungarn erhob ſich der junge Ragoczy, mit franzöſiſchem Geld unterſtützt, gegen den Kaiſer. Auch in Italien geſtaltete ſich alles ungünſtig für den deutſchen Erbanſpruch. Es ſchien durch alle romaniſchen Nationen ein Gemeingefühl zu gehen. In Mailand und Neapel wurde nicht der deutſche Karl, ſondern der franzöſiſche Philipp als König anerkannt. Auch Papſt Clemens XI. und Herzog Karl von Mantua fürchteten mehr des Kaiſers als Frankreichs Uebergewicht und waren für Philipp. Victor Amadeus, Herzog von Savoyen, ließ ſich dadurch für Frankreich gewinnen, daß ſeine junge Tochter an Philipp V. vermählt wurde und Ludwig XIV. ihm überdies Geld gab.

Aber auch Holland und England erklärten ſich, obgleich ſie offenbar von Frankreich waren betrogen worden, doch noch nicht für den Kaiſer. Beide Seeſtaaten wollten Ruhe haben und ſich durch ihren Handel bereichern. Das engliſche Parlament wollte dem König Wilhelm III. und den Holländern keine Opfer bringen. Wilhelm war krank und ging ſeinem Ende entgegen. So erfolgte denn Philipps Anerkennung auch von Seiten Englands und Hollands.

Alſo war Kaiſer Leopold I. beinahe iſolirt und konnte Ludwig XIV. die ganze Macht des weſtlichen und ſüdlichen Europa gegen ihn aufbringen. Dazu kam eine beinahe gänzliche Erſchöpfung des kaiſerlichen Schatzes. Der große Türkenkrieg, wenn auch ſiegreich geführt, hatte ungeheure Summen gekoſtet. Der rühmliche Frieden von Karlowitz, der eben abgeſchloſſen war, vergönnte dem Kaiſer zwar Ruhe vor den Türken, das unzufriedene Ungarn und die Bewegung für Ragoczy erforderte aber immer noch, daß ein kaiſerliches Heer in Ungarn ſtehen blieb, mithin nicht gegen Frankreich verwendet werden konnte.

Bevor es noch zum Kriege kam, hielt Philipp V., ohne in Spanien Widerſtand zu finden, da man hier das Teſtament Karls II. reſpektirte, ſeinen feierlichen Einzug als König in Madrid. Dieſer Herr wird als der beſte aller damaligen franzöſiſchen Prinzen gerühmt

hinſichtlich ſeines Wohlwollens und einer von der Argliſt des Großvaters ſehr abſtechenden Biederkeit. Er ſchien der Mehrheit der Spanier zu gefallen. Im Uebrigen mußte er ſich ganz auf die franzöſiſche Hülfe verlaſſen, denn in Spanien waren Heer und Flotte immer mehr vernachläſſigt worden. Philipp wurde auch in Italien und in den Niederlanden anerkannt, wo Max Emanuel ſchon im Beginn des Jahres 1701 die franzöſiſchen Truppen einließ.

2.

Prinz Eugenius.

Ludwig XIV. hatte den Marſchall Catinat in die Lombardei geſchickt und die Veroneſer Clauſen (Chiuſa), den Alpenpaß, der die Straße von Tirol nach Italien ſperrt, beſetzen laſſen, um den Kaiſerlichen, die ſich in Roveredo im ſüdlichen Tirol zu ſammeln anfingen, den Weg zu verlegen. Der Kaiſer hatte den Prinzen Eugenius, der ſich im Türkenkriege ſo berühmt gemacht und für den die Soldaten ſchwärmten, zum Feldherrn in Italien ernannt, um zunächſt die Lombardei zu erobern. Eugen aber konnte nur 29,000 Mann übel verpflegte Truppen zuſammenbringen, denn die öſterreichiſche Ariſtokratie wetteiferte mit der ſchwediſchen und däniſchen, man könnte beinahe ſagen auch mit der polniſchen, ſich in den Beſitz aller wichtigen Aemter zu ſetzen und die Steuern des gedrückten Volks nicht zu Staatszwecken zu verwenden, ſondern ſich nur ſelbſt damit zu bereichern. So entſprach dem ſchwediſchen Reichsrath der kaiſerliche Hofkriegsrath in Wien. Im Türkenkriege beklagte ſich Prinz Eugen bitter, daß ſeine Truppen weder Sold noch Proviant erhielten, worauf ihm der Hofkriegsrath erwiderte, er bedaure ſehr, aber alle Vorräthe hätten müſſen an den Prinzen Ludwig von Baden abgegeben werden. Bald darauf traf Eugen mit dieſem zuſammen und frug ihn. Ludwig aber wies ihm ein gleichlautendes Schreiben des Hofkriegsraths vor, worin derſelbe bedauerte, daß er an Ludwig nichts könne verabfolgen laſſen, weil alle Vor-

räthe ſchon an Eugen geſchickt ſeyen. So erhielten alſo beide Feldherrn nichts und alles für die Armee beſtimmte Geld blieb in den Händen der hochadeligen Räthe in Wien. Dem phlegmatiſchen Kaiſer fiel es nicht ein, hier energiſch einzuſchreiten. Alſo hatte Prinz Eugen ſeine liebe Noth und nur geringe Ausſicht, mit ſeinem ſchwachen Heere in Italien etwas auszurichten. Allein die Soldaten waren ihm treu ergeben und ſein Grundſatz war, wenn man mit Franzoſen Krieg führe, müſſe man ihnen allemal im Angriff zuvorzukommen ſuchen. Da er nun aber den ſchon vom Feinde beſetzten Engpaß unmöglich forciren konnte, entwich er auf einem Seitenwege links über das Gebirge und brachte das ganze Heer ſammt Kanonen und Wagen, die zuvor aus einander gelegt werden mußten, glücklich über die furchtbaren, nie zuvor betretenen Felſen des Val Freddo, gelangte nach Vicenza und kam bei Verona den Franzoſen in den Rücken, im Mai 1701. Catinat mußte ſich nun gegen ihn kehren und beide manövrirten gegen einander, bis Eugen durch einen nächtlichen Ueberfall bei Carpi den Franzoſen eine Schlappe beibrachte. Nun wurde man am Pariſer Hofe über den ſonſt verdienten Catinat unwillig und der König übergab den Oberbefehl dem weit unfähigern Marſchall Villeroi, weil derſelbe bei der Maintenon in Gunſt ſtand. Die Franzoſen hatten die Uebermacht, Eugen konnte daher nur manövriren und ſich in feſten Stellungen halten. In einer ſolchen wurde er bei Chiari am 1. September von Villeroi angegriffen, ſchlug ihn aber mit großem Verluſte zurück. Hierauf ſtanden ſich die Heere den ganzen Winter hindurch gegenüber.

Mittlerweile wurde von der kaiſerlichen Partei in Neapel eine Demonſtration vorbereitet. Hier regierte für Philipp V. als ſpaniſcher Statthalter der Herzog von Medina Celi, der ſich durch grenzenloſe Hoffahrt, durch ſeinen ſchmutzigen Geiz und ſeine habgierige Schöne, Angelina Giorgiona, die ſich aller Einkünfte bemächtigte, äußerſt verhaßt gemacht hatte. An ſeinem Sturz arbeiteten nun mehrere edle Neapolitaner, durch Saſſinet heimlich von Oeſterreich angereizt. Aber der Anſchlag ſcheiterte und Saſſinet und mehrere andere wurden gefangen. Um ihn zu retten, drohte Prinz Eugen,

die in ſeine Hände gefallenen franzöſiſchen Offiziere ebenſo zu behandeln, wie die Gefangenen in Neapel. Die letztern durften nun am Leben bleiben.

In der Nacht auf den 1. Februar 1702 drangen die Kaiſerlichen unvermerkt durch eine Waſſerleitung in die feſte Stadt Cremona ein. Die Franzoſen wurden im Schlaf überraſcht, wehrten ſich aber tapfer und vertrieben die Kaiſerlichen wieder trotzdem, daß Villeroi ſchon gefangen worden war. Spöttiſch dankten ſie dem Prinzen Eugen, ſie von einem ſo ſchlechten Feldherrn befreit zu haben. Indeß war Ludwig XIV. über die Keckheiten Eugens ſehr ärgerlich und ſchickte den Marſchall Vendome mit Verſtärkungen ab, um ihn zu vertreiben. Obgleich nun Eugen vom Hofkriegsrath gänzlich im Stich gelaſſen wurde und weder Geld noch Verſtärkungen erhielt, behauptete er ſich dennoch in geſchickten Stellungen und überfiel den Feind noch einmal bei Lupara. Aber er konnte ſeinen Sieg aus Mangel an Truppen nicht verfolgen, überließ das Commando dem Grafen Stahremberg und kehrte nach Wien zurück, um unter günſtigen Umſtänden ſelbſt an die Spitze des Hofkriegsraths zu treten, aus welchem der bisherige Präſident, Fürſt von Mansfeld-Fondi, endlich austreten mußte.

Die Dinge geſtalteten ſich nämlich auf einmal günſtiger für den Kaiſer. Die Siege des Prinzen Eugen erregten einen feurigen Enthuſiasmus im engliſchen Volke. Nun mußte das Parlament nachgeben und Wilhelm III. durfte mit Holland verbunden am 7. September 1701 an Frankreich den Krieg erklären. Am 16. deſſelben Monats ſtarb der vertriebene König Jakob II. zu St. Germain und Ludwig XIV. erklärte ſogleich deſſen jungen Sohn Jakob III. zum rechtmäßigen König von England. Ein Grund mehr zur Erbitterung. Aber Wilhelm ſelbſt überlebte nur noch den Winter, denn er ſtarb am 19. März 1702, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Er hatte keine Kinder und ſeine Gemahlin Maria war ſchon vor ihm geſtorben. Deshalb folgte ihm nun auf dem engliſchen Throne Marias Schweſter Anna, deren intime Freundin, Lady Churchill, ſehr kriegeriſch geſinnt war und die Tories in dieſer

Richtung mit fortriß, während die Whigs ſich noch ſträubten. In Holland ſollten nach Wilhelms Wunſche die hochmögenden Generalſtaaten ſeinen Neffen Johann Wilhelm Friſo zum Statthalter annehmen, aber fünf Provinzen ſtimmten dagegen. Es gab heftigen Streit, doch gegen Frankreich waren alle einig und der Rathspenſionarius Heinſius leitete die Geſchäfte mit Verſtand. England und Holland vereinigt traten nun in ein enges Bündniß mit dem Kaiſer und man entwarf für 1702 einen großen Kriegsplan. Lord Churchill, zum Herzog von Marlborough erhoben, ſollte mit einem engliſch-holländiſchen Heere, dem ein preußiſches von Cleve her zur Seite ſtehen ſollte, die Franzoſen aus den Niederlanden vertreiben. Holländiſche und engliſche Truppen ſollten unter dem Herzog Georg von Darmſtadt in Spanien ſelbſt für den habsburgiſchen Karl auftreten und endlich ſollte Ludwig von Baden ein kaiſerliches Heer am Mittelrhein nach Frankreich führen. Zu dieſem letztern Heere geſellte ſich der älteſte Sohn des Kaiſers, der römiſche König und nachherige Kaiſer Joſeph I., deſſen ſchwerfälliges Gefolge aus 282 Perſonen beſtand, unter denen die Küchendienerſchaft eine große Rolle ſpielte. Es galt zunächſt, Landau zu erobern, welches von den Franzoſen nach der neuen Methode Vaubans außerordentlich ſtark befeſtigt worden war. Hier commandirte Melac, der berüchtigte Mordbrenner, ſah ſich am 9. September zu einer Capitulation gezwungen und küßte bei der Uebergabe dem römiſchen König den Stiefel.

Im Auguſt landete Herzog Georg von Darmſtadt bei Cadix, konnte ſich aber nicht behaupten, wogegen die engliſche Flotte unter Rook mit der holländiſchen unter Almonde einen glänzenden Seeſieg über die franzöſiſche Flotte erfocht.

Marlborough drang ins Kölniſche ein und eroberte Bonn, wurde aber in den Niederlanden durch die vielen Feſtungen und Städte, wie auch durch die Bedenklichkeit der Holländer lange aufgehalten und konnte nicht vordringen, um Ludwig von Baden zu unterſtützen. Dieſer letztere ſchlug zwar einen franzöſiſchen Heertheil zurück, der ihn umgehen wollte, allein er konnte nicht verhindern, daß Max Emanuel von Bayern ihn im Rücken bedrohte. An dem näm-

ſogar ſeine Krone vergaß. Feig und unentſchloſſen gab er alles auf und verließ das Land, 1620.

Prag und ganz Böhmen unterwarf ſich dem Sieger um ſo williger, als Ferdinand eine ſehr gnädige Miene zeigte, und drei Monate lang nicht die mindeſte Anſtalt zur Beſtrafung und Rache traf. Aber dies war nur jene grauſame Heuchelei, die er dem Herzog Alba abgelernt. Sie ſollte nur dienen, die Böhmen ſicher zu machen, zu entwaffnen, und die Schuldigen, die geflohen waren, ins Garn zu locken. Als der Kaiſer dieſen Zweck erreicht, und der dritte Monat verfloſſen war, brach plötzlich an einem Tage, ja in einer Stunde, in ganz Böhmen die ſchauderhafte längſt verabredete Rache los. Die Böhmen erfuhren, was früher die Niederländer. Sieben und zwanzig vom hohen Range, die nicht geflüchtet waren, wurden hingerichtet, und tauſende vom niedern Volk litten das gleiche Schickſal. Noch mehrere, ja die Reichſten, wurden ihrer Güter beraubt. Das Land verlor alle ſeine Freiheiten. Mit eigner Hand zerſchnitt Ferdinand den Majeſtätsbrief. Am ſtrengſten aber wurde gegen die Ketzerei verfahren. Alle proteſtantiſchen Prediger mußten auf der Stelle das Land meiden, alle Kirchen wurden wieder katholiſch geweiht, und die Jeſuiten im Triumph zurückgeführt, um das todtwunde und gefeſſelte Volk vollends durch ein langſames Gift einzuſchläfern. Ihre Zucht ſchlug auch ſo trefflich an, daß man nach einem Menſchenalter das kühne, geiſtreiche Volk der Böhmen nicht mehr wieder erkannte, und daß ſie bis auf den heutigen Tag bedeutungslos in der Geſchichte fortvegetiren.

lichen Tage, an welchem Landau fiel, schlichen verkleidete bayrische Soldaten in Ulm ein und bemeisterten sich dieser festen Reichsstadt. Als aber der Winter vorüber war, gelang es im Mai 1703 dem unterdeß zum Marschall erhobenen Villars das an den Mittelrhein geschickte französische Heer mit dem bayrischen an der obern Donau bei Tuttlingen zu vereinigen. Aber die alten guten Freunde vertrugen sich nicht mehr. Ludwig von Baden hätte ihnen erliegen müssen, wenn sie ihn gemeinschaftlich angegriffen hätten. Aber Villars benahm sich zu übermüthig, deshalb trennte sich der bayrische Kurfürst von ihm, ließ ihm den Prinzen Ludwig von Baden gegenüberstehen und wandte sich nach Tirol, um durch dieses Gebirgsland nach Italien vorzudringen und Stahrembergs geschwächtes Heer aufräumen zu helfen.

Tirol war unvertheidigt, kein Paß besetzt, die kleinen Festungen des Landes verwahrlost und kein Soldat im Lande, außer ein Paar hundert Rekruten. Die Bauern wollten sich bewaffnen, aber die Beamten untersagten es. Gleichwohl ließen sich die Bauern nicht zurückhalten, als der Feind wirklich ins Land kam. Bei Kufstein gab es den ersten Zusammenstoß, den 40 Tiroler Bauernbuben gegen 16,000 Bayern wagten. Noch war kein Zusammenhang im Widerstande und der Kurfürst konnte bis nach Innsbruck vordringen. Die kaiserlichen Räthe in Innsbruck verboten noch einmal die Bewaffnung des Volks und überlieferten den Bayern den wichtigen Paß der Scharnitz, wogegen der Kurfürst sich sehr gnädig erwies und das Volk zu schonen versprach. Nur starke Contributionen sollten sich die Tiroler gefallen lassen, wollten aber nicht. Zu Botzen waffneten sich Adel und Volk und zogen auf die Höhe des Brenner, den die Bayern schon besetzt hatten. Eben entbrannte der Kampf, als der kaiserliche General Guttenstein dazwischen trat und dem Landvolk wieder zurückzugehen befahl, denn von einem Volkskrieg wollten die Generale nichts wissen. Das Volk aber wollte auch wieder nichts von der unzeitigen Heerfahrt der Generale wissen. Während der Kampf auf dem Brenner stockte, wurde ein Heertheil von Bayern und Franzosen unter Novior., welcher den Inn hinauf gezogen war,

an der Pontlatzerbrücke von den Bauern unter Anführung des Martin Sterzinger von den Bergen herab mit Steinen überschüttet, am 1. Juli 1703. Der gräßlichen Zerschmetterung entkamen nur wenige, um bald darauf bei Landeck vollends erschlagen oder gefangen zu werden. Nun brachen auch die Bauern auf dem Brenner wieder los und brachten den Bayern so schwere Verluste bei, daß der Weg vom Berge nach Innsbruck hinab ununterbrochen von Verwundeten wimmelte. Zugleich erhob sich im Rücken der Bayern das ganze Landvolk des unteren Innthals, entriß den Bayern die Stadt Hall und erschlug ihren General Berita. Da blieb dem Kurfürsten nichts übrig, als schnell über Innsbruck und durch die Scharnitz in sein Land zurückzuflüchten mit nur noch 5000 Mann. Die andern waren alle in Tirol erschlagen worden. Zu spät schickte Vendome von Italien aus den Bayern Hülfe, die Franzosen wurden bei Molveno durch die Tiroler Bauern, die ein Edelmann, Anton von Cazan, anführte, zurückgeschlagen.

Hätte das ganze deutsche Volk den Muth der Tiroler gehabt, so wäre es mit den Franzosen bald fertig geworden. Aber das deutsche Volk rührte sich nicht und seine Fürsten und Generale waren uneins. Ein kühner Marsch des Prinzen von Baden nach Augsburg, um die Bayern abzufangen, mißlang durch die Eifersucht des General Styrum, der sich bei Hochstädt überfallen und schlagen ließ. Augsburg fiel den Bayern in die Hände. Breisach wurde den Franzosen durch den Commandanten Grafen Arco verrathen, dem dafür der Reichsgeneral, Freiherr von Thüngen, zu Bregenz den Kopf vor die Füße legen ließ. Dieser edle Patriot, der früher schon so energisch die französischen Mordbrenner gezüchtigt hatte, haßte die Franzosen dermaßen, daß, wenn bei der Taufe seiner Kinder gefragt wurde: Entsagst du dem Teufel? er immer hinzufügte: und den Franzosen!

3.

Marlborough.

Für den jungen Ragoczy rüſtete Graf Caroli ein großes ungariſches Heer, um es mit den Bayern und Franzoſen zu vereinigen und kam bis vor Wien, wurde aber durch den kaiſerlichen General Heiſter bei Tirnau geſchlagen. Hier wurde auch der franzöſiſche Unterhändler bei Ragoczy, Bellegarde, im Hemde gefangen genommen. Prinz Eugenius ſelbſt ging auf kurze Zeit nach Ungarn, um das Reich auf dieſer Seite zu ſichern. Stahremberg bekam unterdeß in Italien unerwartet den Herzog Victor Amadeus von Savoyen zum Bundesgenoſſen. Als nämlich Philipp V. nach Turin kam, um des Herzogs Tochter zu heirathen, benahm ſich der Schwiegerſohn ſo hochmüthig gegen den Schwiegervater, daß der letztere daraus erkannte, Ludwig XIV. denke nicht daran, ſeine Hingebung entſprechend zu belohnen, daher plötzlich deſſen Partei verließ und zum Kaiſer überging, von dem er ſich mehr verſprach.

Die Hauptentſcheidung des großen Kampfes konnte jedoch nur in Deutſchland erfolgen und um ſie zu beſchleunigen, verſtärkte Ludwig XIV. im Jahr 1704 ſeine Heere bedeutend. Während Vendome in Italien mit 60,000 Mann und Villeroi, der wieder ausgewechſelt war, mit andern 60,000 Mann in den Niederlanden das Feld hielt, ſtanden in Deutſchland 100,000 Franzoſen unter Marſin, der ſtatt Villars mit dem bayriſchen Kurfürſten vereinigt war und bei Augsburg ſtand, unter Tallard, der ihm nachrücken ſollte, und unter Coigny, der an der Moſel ſtand, um die Preußen in Cleve zu bewachen. Ludwig von Baden ſtand in den Stollhofer Linien zwiſchen Marſin und Tallard mit nur 30,000 Mann und Prinz Eugenius konnte nur 20,000 Mann aufbringen, um ihm durch einen Angriff auf die Bayern Luft zu machen. Es war ein Augenblick der höchſten Gefahr für den Kaiſer. Kaum hatte ſich Wien der Ungarn erwehrt, als Marſin und der bayriſche Kurfürſt es von

neuem bedrohten. Da ſich nun Eugen zu ſchwach ſah, um mit dem Prinzen von Baden allein der franzöſiſchen Uebermacht zu widerſtehen, ſo ſah er keine Rettung, wenn nicht Marlborough herbeikäme und ſie alle dreie vereinigt, Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen, aus einem Centrum heraus die noch getrennten feindlichen Heere ſchlügen. Der engliſche Feldherr willigte gern ein, den genialen Plan durchführen zu helfen. Allein er mußte dabei mit unendlicher Vorſicht und auf eigene Verantwortung handeln. Denn in England durfte man nichts davon erfahren, was im Werke war, weil es ſonſt bald auch an Ludwig XIV. verrathen worden wäre. Ebenſo mußten die Generalſtaaten getäuſcht werden, die ihre Truppen in der Nähe behalten wollten und ihnen einen ſo weiten Marſch, wie ihn Marlborough im Sinn hatte, niemals würden erlaubt haben. Indeß Heinſius, der mit Eugen und Marlborough einverſtanden war, täuſchte ſie. So konnte denn Marlborough im Mai 1704, indem er nur die Holländer ſelbſt unter Overkerk gegen Villeroi ſtehen ließ, mit den übrigen von Holland bezahlten deutſchen Truppen und mit ſeinen Engländern abziehen und gelangte in Eilmärſchen an den Neckar. Dieſen kühnen Schachzug hatten die Feinde nicht erwartet. Villeroi eilte, ſo viel er konnte, dem Engländer nach und vereinigte ſich mit Tallard, der ſo eben eine große Verſtärkung an Marſin hatte abgehen laſſen. Marſin ſelbſt aber und der bayriſche Kurfürſt waren, durch Marlboroughs Erſcheinen ſichtbar erſchreckt, nicht vor Wien gerückt, ſondern hatten ſich raſch nach Ulm gewendet, um ſich mit Tallard zu vereinigen.

Eugen hatte Wien am 25. Mai verlaſſen und kam zum erſtenmal in Mundelsheim mit Marlborough zuſammen. Jeder erkannte im andern den tüchtigen Mann, der er war, und nie ſah man einen engeren Freundſchaftsbund unter zwei Feldherrn. In Groß-Heppach im Remsthal kam auch Ludwig von Baden zu ihnen und hier im Wirthshauſe, wo noch jetzt ihr Andenken bewahrt iſt, entwarfen ſie den großen Plan zur Vernichtung des Feindes, am 13. Juni. Ludwig von Baden gefährdete den Plan dadurch, daß er durchaus das Obercommando allein führen, und auch keine Hauptſchlacht

wagen wollte. Indeß gelang es den beiden andern durchzuſetzen, daß der Oberbefehl zwiſchen ihnen dreien alle Tage wechſeln ſolle. Hierauf rückten die verbündeten Heere gegen Donauwörth vor. Immer noch wollte Ludwig keine Schlacht wagen und nur manövriren. Weil aber Marlborough am 2. Juli den Oberbefehl hatte, griff er die Bayern an, die unter einem Grafen Arco auf dem Schellenberge verſchanzt waren, und warf ſie hinunter. Zum Glück ließ ſich Ludwig mit der Belagerung von Ingolſtadt beſchäftigen und nun konnten Eugen und Marlborough den großen Schlag ausführen, den ſie ſchon lange im Sinne hatten. Die franzöſiſchen Generale handelten damals nicht einig und raſch genug. Max Emanuel kam in Angſt und fing mit dem Kaiſer zu unterhandeln an. Als aber unterdeß die Ungarn unter Forbach wieder einen kleinen Sieg erfochten hatten und den General Heiſter bis nach Wien zurückdrängten, wurde Max auch wieder übermüthig und brach die Unterhandlungen ab.

In der That ſtand die Sache noch günſtig für den Bayern. Er, Marſin und Tallard waren bei Hochſtädt vereinigt und zählten 58,000 Mann, während ihnen Eugen und Marlborough zuſammen nur 52,000 entgegen ſtellen konnten. Zudem war auch noch Villeroi nicht allzuweit entfernt. Wenn dieſer letztere ſich gleichfalls mit dem Kurfürſten vereinigt hätte, würden Eugen und Marlborough zu ſchwach geweſen ſeyn, um eine Hauptſchlacht zu wagen. Es kam ihnen daher alles darauf an, den Schlag zu führen, ehe Villeroi herbeikommen konnte. Am 13. Auguſt griffen ſie den Feind bei Hochſtädt an, Eugen auf dem rechten Flügel die Bayern, Marlborough auf dem linken die Franzoſen. Nach einem furchtbaren Kampfe mußte Eugen den Bayern weichen und ſchoß mit eigener Hand die Fliehenden nieder. Auch Marlborough konnte den Franzoſen das Dorf Blindheim nicht entreißen, wandte ſich nun aber zu Eugen hinüber und beide vereinigt drangen unwiderſtehlich vor, rollten den Feind auf und warfen ihn in die Donau, in der tauſende ertranken. Das vorher uneinnehmbare Blindheim ließ ſich nun auch nicht länger halten und capitulirte. Marſchall Tallard gab ſich hier

mit 12,000 Franzoſen gefangen. Zwei Schweizerregimenter, die bei den Franzoſen gedient hatten, gingen zum Kaiſer über.

Nach dieſem glänzenden Siege flohen Max und Marſin mit dem Reſt ihrer Truppen an den Rhein zu Villeroi, der ſich aber nicht für ſtark genug hielt, um den Siegern zu widerſtehen, und ſich zurückzog. Ulm wurde den Bayern, Landau den Franzoſen wieder entriſſen. In Bayern mußte das unſchuldige Volk die Sünden des Kurfürſten büßen. Adel und Beamte ſchloſſen ſich der kaiſerlichen Interimsregentſchaft an, während Bürger und Bauern dem Wittelsbacher die alte Treue hielten, ohne daß er es verdiente. Gegen die Mißhandlung der Kaiſerlichen und gegen den Verrath der höhern Claſſen erhob ſich das Landvolk, angeführt von zwei Studenten, Plinganſer und Meindl, und vom Poſtmeiſter Hirner. Die Bauern ordneten ſich in Regimenter, nahmen Braunau und Schärding ein und wollten ſich auch der Hauptſtadt München bemeiſtern. Die Regentſchaft wollte die Kinder Max Emanuels, die hier zurückgeblieben waren, entfernen und als Geißeln behalten. Da rottete ſich das Volk in München ſelbſt zuſammen, um die Kinder zu retten, angeführt von einem alten rieſenhaften Schmide. Aber es wurde durch treuloſe Rathgeber verrathen. Der tapfere Schmid und die Seinen mußten die Stadt verlaſſen, wollten dem Bauernheer entgegenziehen, wurden aber bei Sendling eingeholt und nach verzweifelter Gegenwehr erſchlagen. Das große Bauernheer, gleichfalls verrathen, theilte ſich und die einzelnen Theile unterlagen, bei Aitenbach wurden 4000, bei Cham 800 Bauern erſchlagen, unter den entwaffneten aber mit grauſamen Hinrichtungen gewüthet.

Auch in Spanien hatten ſich die Angelegenheiten günſtiger für den deutſchen Kronbewerber geſtellt. Portugal war ihm geneigt, Catalonien wollte für ihn aufſtehen. Aber England und Holland ſchloſſen insgeheim einen Vertrag, in dem ſie unter dem Schein, für Karl zu kämpfen, ſich ſelbſt bedachten. England wußte Portugal ganz von ſich abhängig zu machen, indem es ihm auf ewige Zeiten ſeinen Schutz zuſicherte. König Don Pedro II. ſchloß mit dem engliſchen Geſandten Methuen den berühmten, nach dem let-

tern genannten Vertrag, der England verpflichtete, den Portugieſen ihre Weine abzukaufen, aber auch die Portugieſen, nur engliſche Fabrikate zu kaufen. England hatte ferner ſein Auge auf Gibraltar gerichtet. Dieſer iſolirte Felſen, der ſich bis zur Uneinnehmbarkeit befeſtigen ließ, beherrſchte den Eingang ins Mittelmeer und gewährte England eine unendlich wichtige Station. Holland ließ ſich mit der Zuſicherung der gemeinſamen Beſitznahme abfertigen, die nicht erfüllt wurde. Die übel verwahrte Feſtung wurde 1704 von Georg erobert und blieb ſeitdem in den Händen der Engländer, die ein Landheer unter Lord Peterborough nachſandten, um ihr Intereſſe zu wahren. Karl, der ſelbſt nach Spanien gekommen war, hing ganz von England ab. Zwar erlangte er einen raſchen Erfolg, indem die engliſch-holländiſche Flotte Barcellona (bei welchem Anlaß Georg von Darmſtadt fiel) einnahm und die Catalanen für ihn aufſtanden, aber daß er keinen Katholiken, ſondern nur engliſche und holländiſche Ketzer mitbrachte, ſchadete ihm in Spanien außerordentlich.

Die Sieger von Hochſtädt waren nicht ſtark genug, um ihren Vortheil raſch zu verfolgen. Marlborough ſollte die Niederlande, Eugen Italien von den Franzoſen befreien, aber die Unternehmungen verzögerten ſich durch den Tod des Kaiſers und durch die Unzufriedenheit der Holländer. Kaiſer Leopold I. ſtarb am 11. Januar 1705. Sein Sohn und Nachfolger Joſeph I. war lebhaften Geiſtes, begriff ſeine ganze Aufgabe, gab ſich ganz dem weiſen Rath des Prinzen Eugen hin und wollte den Krieg mit aller Anſtrengung fortſetzen. Aber nachdem Marlborough bei Ramilliers am 23. Mai 1706 einen herrlichen Sieg über Villeroi erfochten hatte, und der Kaiſer in ſeiner Dankbarkeit ſo weit ging, ihn zum Statthalter der Niederlande im Namen Karls zu ernennen, nachdem er ſchon vorher mit der bayriſchen Herrſchaft Mindelheim belehnt worden war, wurde Holland darüber höchlich unzufrieden und legte ſeine Hand auf die ſpaniſchen Niederlande, die ihm als Barriere gegen Frankreich dienen ſollten. Ohne die Geldhülfe der unvermeidlichen Generalſtaaten konnten aber weder England noch der Kaiſer den Krieg

fortsetzen, sie gaben also nach, und Marlborough verzichtete auf die Statthalterschaft der Niederlande.

4.

Ludwigs XIV. Noth und Glück.

Während dieser Verwicklungen in den Niederlanden kämpfte Prinz Eugenius wieder in Italien anfangs ohne Glück, weil sein Heer zu schwach war gegenüber der französischen Uebermacht unter Vendome. Die erste Schlacht bei Cassano blieb unentschieden, die zweite bei Govardo verlor Eugen 1705. Im folgenden Jahr aber, als Vendome zurückgerufen und durch den lüderlichen Herzog Philipp von Orleans ersetzt wurde, konnte Eugen, zumal da ihm jetzt ein kleines preußisches Hülfsheer unter dem Herzog Leopold von Dessau zuzog, kühn wieder zur Offensive greifen. Die Franzosen belagerten damals Turin, welche Stadt der kaiserliche General Graf Daun tapfer vertheidigte, ohne daß Victor Amadeus ihn hätte frei machen können. Jetzt kam Eugen zum Entsatz herbei, vereinigte sich mit Victor Amadeus und brachte den Franzosen unter den Mauern von Turin eine furchtbare Niederlage bei, am 7. Sept. 1706. Zur Entscheidung trug wesentlich der Heldenmuth der 8000 Preußen im kaiserlichen Heere bei. Der Ruhm preußischer Tapferkeit wurde hier und in Fehrbellin gegründet. Eugen entsandte sogleich den Grafen Daun, um das Königreich Neapel zu erobern. Unterwegs protestirte Papst Clemens XI. gewaltig, und that sogar alle deutschen Soldaten provisorisch in den Bann; allein die Zeit, in der Bannstrahlen schreckten, war vorüber. Die Deutschen zogen in Neapel, wo man Franzosen und Spanier haßte, im Triumph ein und Weiber und Mädchen reichten jedem von ihnen einen Blumenkranz und einen Weinkrug. Der Böhme Martinitz wurde Vicekönig. Dagegen mißlang ein Versuch Eugens, in Südfrankreich einzudringen, wie jeder frühere Versuch dieser Art. Er belagerte zwar Toulon, konnte es aber nicht

erobern, verlor in den Schanzen den tapfern Herzog Wilhelm von Gotha, und mußte umkehren, um nicht abgeschnitten zu werden, da das französische Volk mit patriotischem Feuereifer zu den Fahnen eilte. Italien aber wurde vom Kaiser behauptet, und ein Angriff der päpstlichen Truppen bei Ferrara verächtlich abgeschlagen.

Den großen Dingen, die Eugen in Italien verrichtete, entsprach leider das nicht, was am Rhein geschah. Hier operirte Villars mit Glück gegen den alterschwachen Ludwig von Baden und drang wieder bis Schwaben vor. Die Reichsstände thaten ihre Schuldigkeit nicht. Bald stellte ein Fürst sein Contingent gar nicht, bald zog ein anderer das seinige zurück. Nach Ludwigs Tode gab sich Eugen alle Mühe, daß der heldenmüthige Thüngen den Befehl über die Reichsarmee erhalten sollte. Aber man wählte den ältesten Reichsfürsten, den unfähigen Markgrafen Christian von Ansbach, der sich die Schmach gefallen ließ, daß die von Villars unter Androhung neuer Mordbrennerei requirirten 10,000 Mehlsäcke mitten durch sein Lager in das des Feindes geführt wurden. Ihm folgte zwar bald im Commando Kurfürst Georg von Hannover, der aber ganz unthätig blieb und nur viele Bälle gab. Der kaiserliche General Mercy allein schlug die Franzosen mittelst eines glücklichen Ueberfalls. Des Kaisers Vorschlag, den Prinzen Eugenius zum Reichsfeldherrn zu ernennen, wurde von den Reichsfürsten abgewiesen, als ob der welsche Prinz die deutsche Freiheit gefährden würde.

Da sich Kaiser Joseph vom Reiche so wenig unterstützt sah und England und Holland egoistische Absichten hatten, wagte er einen Versuch, heimlich mit Frankreich zu unterhandeln. Ludwig XIV. kam ihm entgegen und wollte ihm Italien überlassen, um desto sicherer wenigstens Spanien zu behaupten. Doch wurden diese Unterhandlungen wieder abgebrochen, indem England und Holland dem Kaiser aufs neue bessere Zusicherungen machten. Es handelte sich zugleich um die wichtige Frage, ob der Schwedenkönig Karl XII., der in Sachsen eingefallen war, nicht gemeine Sache mit Ludwig XIV. machen würde. Da ging Marlborough selbst in das schwedische Hauptquartier und wirkte aus, daß Schweden sich nicht mit Frank-

reich verband, 1707. Der Krieg wurde nun in den Niederlanden lebhaft wieder aufgenommen. Eugen vereinigte sich hier mit Marlborough und beide gemeinsam erfochten einen großen Sieg über Vendome bei Oudenarde, 1708. Dennoch behielt der Krieg in den Niederlanden wegen der vielen festen Plätze und da Frankreich sich von neuem mächtig rüstete, einen schleppenden Gang und erst 1709 kam es zu einer neuen Hauptschlacht bei Malplaquet, in welcher Marlborough das diesmal von Villars befehligte französische Heer abermals schlug. Hier zeichnete sich auch der junge Wilhelm Friso von Oranien aus.

In Spanien war des Kaisers Bruder als König Karl III. ausgerufen worden und Lord Peterborough war stark genug, Madrid selbst einzunehmen, von wo Philipp V. entfloh. Karl versäumte aber, schnell nach Madrid zu kommen, weil er es nur in einem kostbaren Staatswagen thun wollte, der nicht vorhanden war. Unterdeß hatte Ludwig XIV. ein französisches Heer unter dem Herzog von Berwigk nach Spanien geschickt, welches im Frühjahr 1707 bei Almanza über die Engländer siegte. Nun aber wurde Stahremberg von kaiserlicher und Stanhope von englischer Seite mit Verstärkungen geschickt, um den Franzosen in Spanien die Wage zu halten. Sie erfochten einen Sieg bei Saragossa und Karl III. zog nun endlich in Madrid ein, 1710.

Ludwig XIV. war damals in großer Bedrängniß. Italien ganz, die Niederlande beinahe für ihn verloren, die Behauptung seines Enkels in Spanien zweifelhaft, sein Heer geschwächt, sein Land erschöpft. Um nicht noch mehr zu verlieren, bot er den Frieden an. Aber die Gegner forderten zu viel. Schon war er erbötig, Straßburg und das Elsaß, Lille und Tournay zurückzugeben, auf Italien und selbst auf Spanien zu verzichten. Als ihm aber zugemuthet wurde, er selbst solle seinen Enkel in Spanien absetzen und durch seine französischen Truppen vertreiben, empörte sich sein Stolz, die Unterhandlungen zerschlugen sich und der unerwartete Tod des Kaiser Joseph am 17. April 1711 änderte die ganze Sachlage um. Dem kinderlosen Joseph folgte nämlich jetzt sein bereits in Spanien zum König

Kapitel CCCCI.

Mansfeld.

Die katholiſche Parthey ſtand den Proteſtanten furchtbarer als jemals gegenüber, weil ſie ganz einig war. Indem der Kaiſer ſeine politiſche Eiferſucht gegen den Papſt und die katholiſchen Fürſten völlig beſeitigte, und nur der Religion dienend, dem Papſt und den Jeſuiten und Spaniern im Rath, den Baiern aber im Felde den Vorrang ließ, ſo ſtanden ihm alle dieſe nun auch aufs thätigſte bei. Und dieſe einige und ſtarke Macht der Katholiken, auf den ganzen Süden Europa's geſtützt, genoß alle Vortheile des erſten Sieges. Siegestrunken ſtand ihr Heer auf dem Boden eines Landes, das ein Hauptſitz der Ketzerei von jeher geweſen, und die Proteſtanten waren ſchon im Herzen verwundet, bevor ſie an einen Kampf gedacht hatten. Ferdinands Betragen gegen die Böhmen ließ alle deutſche Proteſtanten ahnen, was auch ſie zu erwarten hätten, wenn ſie nicht Gewalt mit Gewalt vertrieben.

Dieſe Proteſtanten aber befanden ſich in unbegreiflicher Verblendung und Zerrüttung. Ihre mächtigſten Häupter, die Churfürſten Johann Georg von Sachſen und Georg Wilhelm von Brandenburg hatten ſich einer feigen ehrloſen Politik hingegeben, und glaubten, das Höchſte geleiſtet zu haben, wenn ſie das Beiſpiel Karl V nachahmten. Wie dieſer, hofften ſie durch Neutralität, durch ein kluges Schwanken zwiſchen den Partheien von beiden Vortheile zu ziehn, und wenn ſie nur ſelbſt ſich retteten, kümmerten ſie ſich nicht um den Ruin ihrer Nachbarn und Glaubensgenoſſen. Die kleinern Fürſten waren zum Theil viel eifriger, aber zu ohnmächtig. Der Churfürſt von der Pfalz war von Land und Leuten gejagt, Heſſen in die zweiträchtigen Linien Caſſel und

ausgerufener Bruder Karl, ſo daß dieſer nunmehr das ganze Erbe des deutſchen und ſpaniſchen Hauſes Habsburg in ſeiner Hand vereinigte. Nun kehrten auch alle europäiſchen Aengſte vor der ungeheuern Uebermacht Habsburgs wieder und insbeſondere erfolgte deshalb eine Frontveränderung der Seemächte. England und Holland hatten von Anfang an die kaiſerliche Partei nur unter der Bedingung unterſtützt, daß die habsburgiſche Macht an zwei Linien vertheilt bliebe. Nun es wieder nur noch eine Linie gab, änderten ſie ihre Politik und ſuchten wieder Habsburg zu ſchwächen, was nicht ohne eine neue Begünſtigung Frankreichs geſchehen konnte. Am 12. Oct. 1711 wurde Joſephs Bruder als Karl VI. zum deutſchen Kaiſer erwählt, aber ſchon am 8. hatte England mit Frankreich einen antihabsburgiſchen Vertrag unterzeichnet.

Alle Freunde des Kaiſers erkalteten oder fielen ab, alle ſeine Feinde bekamen neuen Muth. Am wichtigſten war die Veränderung, die in England vorging. Lady Marlborough, bisher die intimſte Freundin der Königin Anna, wurde von derſelben abgedankt, und mit ihr fiel auch ihr Gemahl in Ungnade. Beide, Lady und Lord, wurden vom Parteihaß mit Verläumdungen und Beſchimpfungen überhäuft, indem man den Stolz und die Anmaßung der Frau, und die Geldgier des Mannes ins Ungeheure übertrieb. Beſonders frech gegen Marlborough ſchrieb damals der berühmte, aber charakterloſe und ſchmutzige Swift. Nicht die Menſchen waren Urſache am Syſtemwechſel, ſondern ſobald das engliſche Staatsintereſſe ein anderes Syſtem verlangte, mußten die Perſonen wechſeln, gleichviel, ob ihnen Unrecht geſchah oder nicht. Die Whigs hatten ſchon früher im Parlament und Miniſterium wieder die Oberhand gewonnen über die Tories, weil die Königin ihnen in den Fragen der innern Politik ſchmeicheln mußte, um ſie in Bezug auf ihre äußere Politik gefügig zu machen. So hatten die Whigs durchgeſetzt, da Anna ſelbſt kinderlos war, dürfe die Thronfolge nur auf Proteſtanten übergehen, und zwar wurde dazu das deutſche Haus Hannover auserſehen, weil Sophie, die Gemahlin des Kurfürſten Ernſt Auguſt, die Tochter jener Eliſabeth Stuart war, die den Böhmenkönig Friedrich geheirathet

hatte. Seit Josephs Tode mußten die Whigs auch Herrn der äußeren Politik werden. Harley (Lord Orford) und St. John (Lord Bolingbroke) traten an die Spitze des Ministeriums und schlossen den oben erwähnten Octobervertrag von 1711 mit Frankreich. Zwar eilte Prinz Eugenius im Januar 1712 selber nach London, um England beim Kaiser festzuhalten und seinen Freund Marlborough, der noch immer in den Niederlanden stand, zu retten. Aber er kam schon zu spät und würde auch in keinem Fall die Engländer zu etwas bewogen haben, was sie ihrem Interesse zuwider geachtet hätten. Sowohl die Königin und der Hof, als das Volk erwiesen ihm die höchsten Ehren, aber seine Bitten wurden abgeschlagen, Marlborough vom Heer entfernt und durch den Herzog von Ormond ersetzt, der geheimen Befehl hatte, die Kaiserlichen nicht mehr zu unterstützen, obgleich der Octobervertrag noch nicht bekannt war und die Allianz mit dem Kaiser äußerlich noch bestand. In Folge jener geheimen Befehle ließ Ormond die Holländer bei Droin geschlagen werden, ohne ihnen zu helfen, und nöthigte auch den Prinzen Eugen, die schon errungenen Vortheile wieder aufzugeben und Quesnoy zu verlassen. Hierauf eröffneten englische und französische Gesandte einen Friedenscongreß in Utrecht.

Der neue Kaiser Karl war noch in Spanien, aber sein steifes Wesen mißfiel den Castilianern und er verstand es nicht, sich populär zu machen. Ludwig XIV. schickte Vendome mit neuen Truppen und dieser treffliche Feldherr siegte über Stahremberg bei Villaviciosa und nahm Stanhope mit seinem ganzen Heer gefangen, 1711. Da eilte Karl, Spanien zu verlassen, um in Deutschland die Kaiserkrone zu empfangen.

Inzwischen lag die Entscheidung der Dinge in Utrecht. Spanien war für die französische Partei gewonnen, Portugal von England gelenkt. Victor Amadeus wurde durch die Aussicht auf den Besitz der Insel Sicilien und der Königskrone dahin gebracht, vom Kaiser abzufallen. Auch der Papst war französisch gesinnt. Holland sah sich von England verrathen, von Frankreich geschlagen, vom deutschen Reich nicht hinlänglich unterstützt und konnte bei einem län-

gern Kriege nichts mehr gewinnen, neigte ſich daher ebenfalls zum Frieden, der einſeitig von Frankreich und England am 11. April 1713 in Utrecht geſchloſſen wurde, dem nachher aber alle anderen Mächte ſich fügten. Darin wurde ausgemacht, England ſollte Gibraltar und die Inſel Minorca behalten, auch ſollte Dünkirchen geſchleift und Acadien, Newfoundland und die Hudſonsbay in Nordamerika von Frankreich an England abgetreten werden. Dafür willigte England ein, daß Philipp V. Spanien behielt, nur ſollte die ſpaniſche Krone von der franzöſiſchen für immer getrennt bleiben. Dem Kaiſer aber ſtellte England ein Ultimatum, demzufolge der Rhein die Grenze zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich bilden ſolle.

Vergebens ſträubte ſich Prinz Eugenius. Seine Kriegsmacht war zu ſchwach, um auf die Dauer der Uebermacht Villars' zu widerſtehen. Vergebens rief er die deutſchen Fürſten zum „treuen Patriotismus" auf. Sie thaten nichts. Da ſchrieb er in bittrem Schmerze: „Ich ſtehe am Rhein Schildwacht, betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft: wie glücklich und ungeſtört ſie im Genuß der Naturgaben ſeyn könnten, wenn ſie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten. — Es ſcheint unbegreiflich, daß ein Volk, beſonders ein ſo kraftvolles, ſich allen Leiden und Drangſalen des Kriegs auf eigenem Boden ſo geduldig unterwirft, da es von ſeiner Geſammtkraft allein abhängt, allem Unheil zuvorzukommen. Mit einem Heerbann von 200,000 deutſchen Männern getraute ich mir, die Franzoſen zurückzutreiben. Ein Vortrag dieſer Art, ſagte ich dem Kurfürſten von Mainz, wäre eines Reichskanzlers würdig, und ich ſetze meinen Kopf daran, daß das Reich in vier Wochen einen Frieden haben wird, deſſen ſich ein ganzes Menſchenalter erfreuen ſoll. Der Kurfürſt ſah mich betroffen an. Freilich, die Zeiten Karls des Großen ſind vorüber, die damalige Rohheit zeigte mehr Geiſt, als die dermalige aufgeklärte Nation." Kurz Eugen mußte mit Villars unterhandeln. Die Franzoſen ſpannten aber ihre Forderungen ſo hoch, daß er den Ort des Congreſſes, Raſtadt, voll Unwillen verließ. Nun erſt gab Frankreich nach und der Kaiſer mußte in dem nunmehr 1714 zu Baden bei Raſtadt abgeſchloſſenen Frieden die Beſtimmungen

des Utrechter Friedens anerkennen, erhielt aber für seinen Theil alle spanischen Besitzungen in Italien (Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien), dazu die spanischen Niederlande, welche von nun an österreichische Niederlande hießen, mußte aber mit Holland den sog. Barrierentractat abschließen, nach welchem die Grenzfestungen gegen Frankreich von Oesterreich und Holland gemeinschaftlich besetzt und vertheidigt werden sollten. Preußen bekam Neufchatel in der Schweiz, als natürlicher Erbe der frühern Besitzerin Maria von Nemours, die mit dem preußischen Hause verwandt gewesen. Freiburg im Breisgau, welches die Franzosen erobert hatten, wurde zurückgegeben, Landau aber nicht, weil es auf dem linken Rheinufer lag. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden vollständig amnestirt und behielten ihre Länder.

5.

Der Cevennenkrieg.

Während Ludwig XIV. die großen Kriege nach außen führte, die wir eben geschildert haben, wüthete zugleich ein Religionskrieg im Innern Frankreichs. In Niederlanguedoc und im Gebirge der Cevennen war der größte Theil der Bevölkerung hugenottisch und leistete den Dragonaden einen zähen Widerstand. Todesangst und Glaubenseifer versetzten das gemeine Volk in erstatische Zustände. Schon 1688 fing eine sechszehnjährige Schafhirtin im Schlaf zu predigen an und bald mehrten sich die Propheten und fanden ungeheuren Zulauf. Vergebens schritt die Regierung mit Strafen ein, welche der mit der Bekehrung des Volks beauftragte Priester Langlade du Chaila durch willkürliche Grausamkeit noch verschärfte. Er wurde vom wüthenden Volk mit 52 Wunden umgebracht, 1703.

Damit begann die offene Empörung und Bewaffnung in den Cevennen. La Porte führte das Volk als „Oberst der Kinder Gottes" und nach dessen Tode der unerschrockene Cavalier, einen andern Haufen befehligte Roland. Man hieß sie Camisarden, entweder von

ihren Hemden (camise), oder weil ſie am Wege (camis) lagerten. Königliche Truppen unter dem Herzog von Broglie ſollten ſie vernichten und begingen unerhörte Greuel in den Dörfern, erlitten aber Niederlagen. Cavalier, ein erſt 21 Jahre alter Bäckerburſche und klein von Geſtalt und blond, zeigte ſich als der kühnſte und verſchlagenſte Feldherr, ſiegte faſt überall, nahm furchtbare Rache an den Soldaten und zerſtörte eine Menge katholiſche Kirchen und adelige Schlöſſer. Als die Bewältigung des Aufruhrs ſtockte, befahl Ludwig XIV., Verſtärkungen in die Cevennen abgehen zu laſſen und das ganze Gebirgsvolk auszurotten, ihre Dörfer, 466 an der Zahl, der Erde gleich zu machen. Aber die Camiſarden kamen ihm zuvor und verbrannten alle katholiſchen Dörfer in der Gegend von Nismes. Zugleich ging das Gerücht, eine engliſche Flotte werde an der franzöſiſchen Südküſte landen und das empörte Gebirgsvolk unterſtützen. Es war die Zeit, in welcher Victor Amadeus zu den Alliirten übertrat. Ihm liefen viele franzöſiſche Hugenotten zu, aus denen er ein Regiment formirte. Dennoch erhielten die Camiſarden keine Hülfe von außen.

Die Camiſarden blieben auf ihre eigenen Kräfte beſchränkt, dieſe aber hielten noch lange aus. Cavalier erfocht immer neue Siege über die königlichen Truppen, und der Fanatismus ſeiner Schaaren, die unter freiem Himmel Gottesdienſt hielten, ſteigerte ſich immer mehr. Auch der tapfere Marſchall Villars vermochte des Aufſtandes nicht Herr zu werden und fing mit Cavalier zu unterhandeln an. Er bewilligte demſelben für ſeine Perſon den Rang eines Oberſten und den Befehl über ein franzöſiſches Regiment, ſeinen Anhängern aber volle Amneſtie und das Recht, auszuwandern. Cavalier begnügte ſich damit, Roland aber, der volle Religionsfreiheit im Lande ſelbſt forderte, ſetzte den Krieg noch eine Zeitlang mit geſchwächten Kräften fort, bis ein Schuß in den Kopf ihn tödtete, 1704. Als Prinz Eugenius 1707 den Marſch in die Provence unternahm, war es ſchon zu ſpät, den Camiſarden zu helfen. Sie waren ſchon zu ſehr geſchwächt und ein allgemeiner Enthuſiasmus vereinigte die Süd-

franzoſen gegen den eingedrungenen Feind. Cavalier wurde Generalmajor und Gouverneur auf Jerſey.

Ludwig XIV. würde unter keinen Umſtänden nachgegeben haben, bis er die Camiſarden bewältigt gehabt hätte. Es war nicht religiöſer Fanatismus, nicht Einwirkung der frömmelnden Maintenon oder des jeſuitiſchen Beichtvaters La Chaiſe, ſondern (wie einſt bei Philipp II.) lediglich Staatsraiſon, was ihn beſtimmte, abſolutiſtiſcher Stolz. Alles ſollte ihm gehorchen in gleicher Uniform des Gehorſams. Der Papſt ſelbſt mißbilligte die Dragonaden.

Ein Buch des nach Holland geflüchteten Janſeniſten Quesnel erneuerte den Streit dieſer Sekte mit den Jeſuiten und die letztern wandten allen ihren Einfluß an, um den Papſt zu ſtrengern Maaßregeln als bisher gegen den Janſenismus zu beſtimmen. Vergebens ſuchte der Cardinal von Noailles, Erzbiſchof von Paris, eine mildere Behandlung zu vermitteln. Die Unterdrückung Andersdenkender lag im politiſchen Syſtem Ludwigs XIV. und das wußten die Jeſuiten wohl zu benutzen. Eine päpſtliche Bulle hob 1708 das Kloſter Portroyal auf, welches ſo lange die Burg des Janſenismus geweſen war, und alle Anhänger dieſer Lehre wurden aus Frankreich verbannt.

Ludwig XIV. hatte die Einheit der franzöſiſchen Monarchie reiner hergeſtellt, als je ein König vor ihm, auch große Dinge geſchaffen, nicht blos Luſtſchlöſſer und Paläſte, ſondern auch nützliche Staatsgebäude, Arſenale, Hoſpitäler, das Hotel der Invaliden, Brücken, Straßen und Canäle gebaut, Wiſſenſchaften und Künſte unterſtützt und die franzöſiſche Bildung und Sprache zur herrſchenden in Europa erhoben. Aber freilich nur auf Koſten des verarmten und ſchwergedrückten Volkes und auf Koſten der Moral, denn die Corruption ging wie ein Peſthauch von Verſailles aus. Der König ſelbſt gab den höhern Ständen das Beiſpiel des Ehebruchs und der verſchwenderiſchen Maitreſſenherrſchaft. Seine zur Schau getragene Kirchlichkeit deckte nur loſe den heidniſchen Sinnencultus zu, den die Philoſophen und Schöngeiſter offen bekannten.

In einer ſehr auffallenden Weiſe ſtarben vor dem alten König in kurzer Zeit hinter einander faſt alle ſeine legitimen Söhne und

Enkel, zuerſt 1711 ſein Sohn Ludwig, dann 1712 deſſen erſter und 1714 deſſen zweiter Sohn, Ludwig von Bourgogne und Karl von Berry, ſo daß nur deſſen dritter Sohn Philipp V. in Spanien übrig blieb, der aber auf den franzöſiſchen Thron hatte Verzicht leiſten müſſen, und Ludwigs von Bourgogne junger Sohn, der nachmalige Ludwig XV., der als Kind ſo ſchwächlich war, daß man nicht glaubte, er werde lange leben. Ludwigs XIV. einziger Bruder, Herzog Philipp von Orleans, ein laſterhafter Menſch, der die ehemalige Pfälzerin Eliſabeth Charlotte geheirathet hatte, hinterließ von dieſer einen Sohn, der gleichfalls Philipp hieß und in Laſtern noch weit raffinirter war wie ſein Vater. Dieſen beſchuldigte man nun, er habe die legitimen Söhne und Enkel des alten Königs durch Gift aus dem Wege geſchafft, um den Thron an ſeine, die jüngere Linie Orleans zu bringen. Doch wurde dieſes böſe Gerücht durch die Thatſache widerlegt, daß des Königs Urenkel leben blieb und den Thron wirklich beſtieg. Philipp von Orleans würde Mittel gehabt haben, dies zu verhindern, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre. Ludwig XIV. ſelbſt hat nie an die Schuld ſeines Neffen Philipp geglaubt, ihn daher auch nach ſeinem Tode zum Regenten Frankreichs beſtellt, ſo lange Ludwig XV. unmündig ſeyn würde.

Das Giftmiſchen war übrigens in Paris an der Tagesordnung. Läſtige Ehemänner, läſtige Väter, Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen wurden aus der Welt geſchafft. Die vornehmſten Damen waren dabei betheiligt und kamen in Unterſuchung, wie die oben genannte Herzogin von Soiſſons. Am meiſtens Aufſehen erregte der Prozeß der Marquiſe de Brinvilliers, die ihre Eltern und Geſchwiſter und eine Menge anderer Perſonen vergiftet hatte (1676). Der König errichtete eine eigene ſ. g. chambre ardente, vor welcher dieſe Art von Proceſſen verhandelt wurde. Die Briefe der Prinzeß Eliſabeth Charlotte enthalten ein mehr als vierzig Jahre fortlaufendes Tagebuch des Verſailler Hofes und enthüllen die ungeheuerlichſte Sittenverderbniß, die damals bei Jung und Alt vorherrſchte. Sie mußte die Demüthigung erleben, daß der alte König ihrem Sohne die natürliche Tochter, die ihm die Maintenon geboren hatte, zur Gemahlin aufdrang. Auch gab der König den Kindern der

Maintenon, dem Herzog von Maine und Grafen von Toulouſe, ein eventuelles Recht auf die Thronfolge, welches jedoch wirkungslos blieb. Der Tod des faſt 77jährigen Königs erfolgte am 1. Sept. 1715.

6.

Die pragmatiſche Sanction.

Kaiſer Karl VI. hatte Ruhe vor den Türken gehabt, ſo lange ihn der franzöſiſche Krieg beſchäftigte. Erſt 1716 wurde er durch Venedig, mit dem die Türken wieder Krieg anfingen, in den Kampf hineingeriſſen, aber jetzt, durch den Frieden vor Frankreich ſicher, konnte er ihrer leichter Meiſter werden. Prinz Eugenius erfocht dem Doppeladler neue glänzende Siege, unterſtützt von Stahremberg und dem tapfern Herzog Karl Alexander von Württemberg, zuerſt bei Peterwardein, wo der Großvezier Ali fiel, und nachmals bei Belgrad. Nun baten die Türken um Frieden, der zu Paſſarowitz geſchloſſen wurde und dem Kaiſer Belgrad und einen Theil Serbiens und die Wallachei ſicherte, 1718. Prinz Eugen führte damals die ſog. Granitzer oder familienweiſe coloniſirten Grenzſoldaten ein, um die türkiſche Grenze ſyſtematiſch zu überwachen.

Venedig war nicht ſo glücklich im Türkenkriege, ſondern verlor ſeine letzten Beſitzungen in Morea. Der Kaiſer hatte es nicht genug unterſtützt, woran aber das gehäſſige Benehmen der Republik ſelber ſchuld war. Aus Rache ließ ſich nun Venedig mit Spanien in Intriguen gegen den Kaiſer ein. Philipp V. von Spanien war ſehr wenig begabt und ließ ſich anfangs von ſeiner erſten Gemahlin, Louiſe von Savoyen, und deren Vertrauten, der Fürſtin Urſini, lenken, als aber Louiſe 1714 ſtarb und er ſofort die Prinzeſſin Eliſabeth Farneſe von Parma heirathete, brachte dieſe den ſchlauen und kecken Abbate Alberoni mit, der die Urſini ſtürzte und ſich zum erſten Miniſter und Cardinal aufſchwang. Sein Ehrgeiz ging dahin, ſeinem Herrn Philipp V. die Nachfolge in Frankreich zu ſichern, da nach dem Tode Ludwigs XIV. der ſchwache Karl Ludwig XV. kaum lange

leben zu können ſchien. Da nun für dieſen Knaben Herzog Philipp von Orleans Frankreich regierte und ſelbſt auf die Nachfolge Anſpruch machte, traten der ſpaniſche und franzöſiſche Hof in ſcharfen Gegenſatz. Alberoni wollte um jeden Preis den Anſpruch ſeines Herrn durchſetzen und überhaupt durch die Vergrößerung Spaniens ſich ein unſterbliches Denkmal ſetzen. Seine Abſichten auf Frankreich einſtweilen noch vertagend, trachtete er zuerſt alles wieder zu gewinnen, was Spanien in Italien verloren hatte, und intriguirte deshalb mit Venedig. Sein Angriff war nicht ſogleich gegen Neapel, wo der Kaiſer herrſchte, ſondern nur gegen Sicilien gerichtet, welches dem Herzog von Savoyen zugefallen war. Eine ſpaniſche Flotte landete dort unverſehens, 1717. Gegen dieſen Gewaltſtreich proteſtirten aber ſogleich die Mächte, die den letzten europäiſchen Frieden garantirt hatten, der Kaiſer, Frankreich, Holland und England, und ihre Quadrupelallianz zwang die Spanier, Sicilien wieder aufzugeben. Aber auch Savoyen erhielt dieſe Inſel nicht mehr zurück, ſondern die Mächte beſchloſſen, dieſelbe dem Kaiſer zu überlaſſen, wogegen dieſer definitiv auf Spanien verzichtete. Der Herzog von Savoyen erhielt dafür die Inſel Sardinien und den Titel eines Königs von Sardinien. Philipps V. jüngerer Sohn ſollte das Herzogthum Parma erben. Alberoni wollte ſich nicht fügen und machte große Kriegsrüſtungen. Die ſpaniſche Flotte wurde aber durch die engliſche unter Byng beinahe vernichtet und ein franzöſiſches Heer unter dem Herzog von Berwick fiel in Spanien ein, 1719. Doch gelang es erſt, den hartnäckigen Alberoni zu ſtürzen, nachdem Briefe deſſelben, worin er über Philipp V. geringſchätzig geurtheilt hatte, dieſem Könige ſelbſt waren vorgelegt worden.

Nun fügte ſich Spanien, aber man beneidete dem Kaiſer ſeine neue Erwerbung und Frankreich und England verabredeten, Toscana nach dem Tode des letzten Mediceers Johann Gaſton, einem Sohne Philipps V. zu überlaſſen, während Karl VI. behauptete, er dürfe Toscana als verfallenes Reichslehen einziehen. Auch erregte es Englands und Frankreichs Eiferſucht, daß der Kaiſer als Herr der Niederlande eine oſtindiſche Handelsgeſellſchaft in Oſtende errichten ließ,

um thätigen Antheil am Welthandel zu nehmen. Karl VI. war aber nicht im Falle, den Seemächten Trotz bieten zu können. Da er keinen Sohn bekam, lag ihm dringend am Herzen, ſeiner einzigen Tochter Maria Thereſia das reiche habsburgiſche Erbe zu ſichern. Er hoffte dies durch eine ſog. pragmatiſche Sanction, d. h. eine von allen großen Mächten erkaufte Garantie zu bewirken. Die Vaterliebe hatte ihn ſo verblendet, daß er ſich einbildete, die Mächte würden ſich durch Verträge binden laſſen, eine mitten unter den Treuloſigkeiten des Jahrhunderts merkwürdige Naivetät. Seine Bemühungen ſcheiterten. Zwar unterſtützte ihn der neue ſpaniſche Miniſter Riperda, der eine Heirath zwiſchen Philipps V. Sohn Karl und Maria Thereſia zu Stande bringen wollte; aber der Kaiſer ſelbſt mußte dieſe Hoffnung vereiteln, da es abſolut unmöglich geweſen wäre, Spanien und Indien noch einmal mit dem deutſchen Kaiſerthum zu verbinden, wie unter Karl V. Philipp V. ſelbſt kümmerte ſich um nichts mehr, ſondern lag monatelang im Bett, völlig ſtumpfſinnig. Nach langen Verhandlungen und Riperdas Sturz mußte der Kaiſer erfahren, daß ſich Spanien mit Frankreich und England (nachher auch Sachſen-Polen) zu Sevilla gegen die pragmatiſche Sanction verbündet hätte. Zwar blieb Friedrichs I. Nachfolger in Preußen, Friedrich Wilhelm I., aus deutſcher Geſinnung und aus Privathaß gegen Georg von England, dem Kaiſer treu und hielt den ſchon 1726 zu Wuſterhauſen mit ihm geſchloſſenen Vertrag, aber von den anderen Mächten konnte der Kaiſer die Zuſtimmung zur Sanction nur mit großen Opfern erkaufen. An Frankreich verſprach er Lothringen, an Spanien Toscana, Parma und Piacenza, an England und Holland die Aufhebung der Handelsgeſellſchaft von Oſtende und an Sachſen-Polen die Anerkennung Auguſts III.

Wie ſehr aber wurde der arme Kaiſer überraſcht, als ihm trotz ſeiner Zuſicherungen Frankreich, Spanien und Sardinien 1734 den Krieg erklärten, weil er ſich für Auguſts III. Wahl verwendet habe. Gegen Auguſt ſelbſt und deſſen mächtigen Beſchützer Rußland wurde der Krieg nicht erklärt. Es war ein offenbarer Hohn, um das Reich aufs neue zu plündern. Die Wittelsbacher in Bayern, der

Darmstadt getheilt, alle übrigen protestantischen Fürsten von Sachsen, Braunschweig, Anhalt, ebenfalls durch Theilungen geschwächt, Mecklenburg und Pommern zu entfernt, Würtemberg und die oberdeutschen Städte von der Uebermacht der Ligue geschreckt. Auch von außen war wenig Hülfe zu erwarten, die Engländer und Holländer hatten mit sich selbst zu schaffen; der König von Schweden, Gustav Adolf, mußte sich mühsam der Dänen und Pohlen erwehren. Ganz Skandinavien war zwar lutherisch, aber die Könige von Dänemark, die zugleich Norwegen besaßen, lebten in beständiger Fehde mit den Königen von Schweden, weil sie die Herrschaft über Schweden ansprachen.

Die Katholiken säumten nicht, die traurige Lage der Protestanten zu benutzten, denn es war ihnen nicht um Frieden, sondern um den Sieg zu thun. Ueberdem wollte Maximilian von Baiern sich durch die Eroberung der Pfalz und der Churwürde belohnen. Der Krieg ward also fortgesetzt, und die Pfalz zum Schauplatz desselben gemacht. Friedrich selbst war in den Norden entwichen und niemand nahm sich seiner an, als einzig Graf Mansfeld, der mit einer Handvoll Leute der ungeheuern Uebermacht allein Trotz bot, indeß weniger aus Religionseifer, als aus ritterlicher Keckheit und Sucht nach Abentheuern. Mit List umging Mansfeld das liguistische Heer, das ihn unter dem bairischen Grafen Tilly verfolgte, und drang in die Pfalz, wo bereits die Spanier aus den Niederlanden eingerückt waren. Doch that er hier keinen entscheidenden Schlag, sondern wandte sich nach dem Elsaß, um seine Truppen besser nähren zu können. Durch Mansfelds Beispiel kühn gemacht, erhoben sich auch einige andre Freunde Friedrichs. Von Ungarn aus thaten Bathori und Thurn mit den geflüchteten Böhmen einen Einfall in Oesterreich, der aber wie

Pfalz und Köln war wieder mehr Frankreich als dem Kaiſer geneigt, wie im frühern Kriege. Der alte Sardinier, Victor Amadeus, war von ſeinem eigenen Sohn Karl Emanuel ins Gefängniß geworfen worden und geſtorben, der letztere aber hoffte ſich auf des Kaiſers Koſten in Italien auszubreiten. Holland und England blieben neutral. So begann nun wieder einer der heilloſeſten Cabinetskriege. Zum Glück fiel gleich anfangs der franzöſiſche Marſchall Berwick vor Philippsburg, ſonſt hätte der ſehr alte und jetzt ſtumpf gewordene Eugenius kaum den Rhein halten können. In Italien erfocht der ebenfalls 80jährige Villars, jedoch nur durch große Uebermacht, einen Sieg bei Parma, in welchem der kaiſerliche General Merey fiel. Deſſen Nachfolger Königsegg war ſo glücklich, den Feind an der Secchia bei Quiſtello zu überraſchen und ſein ganzes Lager mit 57 Kanonen zu erbeuten, verlor aber die nächſte Schlacht bei Guaſtalla, da er viel zu ſchwach und von Wien aus weder mit Geld noch Verſtärkungen unterſtützt war. Zudem ging der ſpaniſche Prinz Karl nach Sicilien und nahm das ganze Königreich Neapel ein. Eugen wurde am Rhein zwar von 10,000 Preußen unterſtützt, deren König Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen (Friedrich dem Großen) ſelbſt ihn im Lager von Heilbronn beſuchte, konnte aber den Fall Philippsburgs nicht verhindern. Auch 10,000 Ruſſen ſollten zu ihm ſtoßen, kamen aber zu ſpät, als Seckendorf, an Eugen entſendet, die Franzoſen unter Belleisle und Coigny bereits beim Kloſter Clauſen geſchlagen hatte, 1735.

Nun legte man die Waffen nieder und nahm die pragmatiſche Sanction an. Doch mußte ſich der Kaiſer noch, um die erſehnten Garantien für ſeine Tochter zu erkaufen, zu großen Verluſten bequemen, nämlich zur Abtretung von Neapel und Sicilien an den ſpaniſchen Prinzen Karl und zur Abtretung Lothringens an den aus Polen vertriebenen Stanislaus Lescinski, deſſen Tochter Ludwig XV. heirathete. Nach ſeinem Tode ſollte Lothringen daher an Frankreich fallen. Auf dieſe Weiſe ging dem deutſchen Reiche das ſchöne alte Herzogthum Lothringen verloren. Der junge Herzog Franz von Lothringen erhielt dafür Toscana und Parma und die Hand der

ſchönen Maria Thereſia. Das waren die wichtigen neuen Feſtſetzungen des zu Wien 1735 geſchloſſenen Friedens.

Die Genueſer hatten es mit dem Kaiſer gehalten und waren von demſelben gegen die empörten Corſen mit deutſchen Truppen unter Ludwig von Württemberg unterſtützt worden. Nachher aber bemächtigte ſich ein deutſcher Abenteurer, Theodor von Neuhof aus Weſtphalen, als Agent des Dey von Algier mit einigen muſelmänniſchen Truppen der Inſel Corſika, machte ſich dort beliebt und wurde von den Corſen zum König gewählt, 1736. Als er aber in Europa umherreiste, um ſich Anerkennung zu verſchaffen, wurde er in London wegen Schulden verhaftet und ſtarb. Die Inſel kam mit franzöſiſcher Hülfe wieder an Genua.

Prinz Eugenius ſtarb 1736. Nach dem Tode dieſes Ehrenmannes nahm im Kaiſerſtaate die üble Wirthſchaft immer ärger überhand. Karl VI. war ein ſchwacher Regent, der einem unglaublich großen Hofperſonal und der ziemlich entſittlichten erbländiſchen Ariſtokratie die Finanzen preisgab. Nicht weniger als 40,000 Perſonen in Wien lebten ausſchließlich auf Koſten des Hofes. Der Adel riß alle einträglichen Stellen an ſich und vermehrte dieſelben zum Nachtheil des Staats. So gab es nicht weniger als 19 kaiſerliche Feldmarſchälle mit ungeheuren Beſoldungen, während die Armee vernachläßigt wurde und faſt verhungerte. Die Provinzen waren ſchwer gedrückt, nur das Wiener Stadtvolk hatte panem et Circenses. Der geiſtvolle Pater Abraham a St. Klara hielt damals ſeine berühmten burlesken Predigten und Stranitzki gründete das heute noch beſtehende Leopoldſtädter Theater für Volksluſtſpiele, wo ewiges Gelächter widerhallte.

Der Verluſt des Prinzen Eugen wurde ſchmerzlich fühlbar, als Graf Seckendorf, der Sieger von Clauſen, den Kaiſer überredete, noch weitere Eroberungen auf Koſten der Türken zu verſuchen. Er nahm zwar 1737 die türkiſche Feſtung Niſſa ein, operirte aber nachher ſo ungeſchickt und ſeine Armee war ſo vernachläßigt und demoraliſirt, daß nichts mehr vorwärts ging. Der junge Franz von Lothringen, der mit im Lager war, mißbilligte überhaupt den Krieg

und hätte lieber den Türken ſelbſt und den Polen gegen Rußland geholfen. Seckendorf war als Ausländer und Proteſtant den katholiſchen Oeſterreichern zuwider und wurde von Neid und Verrath verfolgt. General Dorat lieferte Niſſa ohne Schuß den Türken wieder aus und Seckendorf büßte dafür durch Abſetzung und Gefangenſchaft. Ihn erſetzte Königsegg, der 1738 zwar bei Kornia ſiegte, aber keine Verſtärkungen erhielt und wieder abberufen wurde. Für ihn trat Wallis ein, der ſich in dummer Unvorſichtigkeit bei Kruzka von den Türken ſchlagen ließ und 20,000 Mann verlor. Trotz allen Bemühungen des General Schmettau, wenigſtens Belgrad zu retten, wurde auch dieſes Bollwerk aufs leichtſinnigſte von Wallis aufgeopfert. Graf Neipperg, den der Kaiſer ins Lager ſchickte, wollte Belgrad behalten, wurde aber von den Türken, denen Wallis die Feſtung ſchon zugeſagt hatte, gefeſſelt und mißhandelt und willigte nun in der Noth gleichfalls in die Uebergabe ein. Im Frieden zu Belgrad verlor der Kaiſer wieder alles, was er im Frieden von Paſſarowitz gewonnen hatte, 1739.

Zweites Buch.

Der nordiſche Krieg.

1.

Karl XII.

Schweden war unter dem ſchwachen Karl XI. durch das lüderliche Adelsregiment in tiefen Verfall gerathen; als nun der König 1697 ſtarb und ihm ſein erſt 17jähriger Sohn Karl XII. nachfolgte, glaubten die böſen Nachbarn noch leichteres Spiel als vorher zu haben und vereinigten ſich zu einer Beraubung des großen Erbes, welches Guſtav Adolf und Karl Guſtav zuſammengebracht hatten. Friedrich IV. von Dänemark wollte Schleswig wieder an ſein Reich bringen, Peter der Große von Rußland wollte Eſthland, Auguſt II. von Polen Livland erobern. Nun ſtand zwar dem jungen Karl nur der ebenfalls noch junge Herzog Friedrich von Holſtein-Schleswig, der ſeine Schweſter Hedwig Sophie geheirathet hatte, zur Seite, Karl aber entwickelte ganz unerwartet ein Feldherrntalent, dem alles weichen mußte. Kaum war der Bund der drei Mächte gegen ihn geſchloſſen, als er den Degen zog, um ihn nicht wieder in die Scheide zu ſtecken, 1699. England und Holland waren geneigt, ihm zu helfen.

Schon belagerten die Ruſſen Narva und die Polen Riga;

Karl XII. bekümmerte ſich aber nicht um ſie, ſondern fiel zuerſt über Dänemark her, um ſich den Rücken frei zu machen, bevor er oſtwärts ſeine Schläge austheilen wollte. Eine engliſch-holländiſche Flotte unterſtützte ihn und Dänemark wurde am 18. Auguſt 1700 genöthigt, den Frieden von Travendahl zu ſchließen. Hierauf ging Karl augenblicklich nach Eſthland, um die Ruſſen zu verjagen, welche Narva noch nicht hatten einnehmen können. Er eilte ſo, daß der größte Theil ſeiner Truppen zurückblieb, und hatte nur 9000 Mann, mit denen er den Czaar Peter, der wenigſtens 40,000 Ruſſen commandirte, in ſeinem Lager vor Narva während eines rauhen Schneewetters überfiel, in wilde Flucht jagte und ihm 150 Fahnen und nahe an 200 Kanonen abnahm, am 30. November 1700. Der Winter unterbrach den Krieg, im folgenden Jahr aber jagte Karl die Polen ebenſo von Riga zurück, wie die Ruſſen von Narva, und begnügte ſich nicht, ſeine eigenen Länder befreit zu haben, ſondern drang in Polen ein und erhob dort ſchwere Contributionen. Vergebens ſtellte ihm die polniſche Republik vor, ſie führe gar nicht Krieg mit ihm und mißbillige das Verfahren des Königs, welcher hierin nur als Sachſe und nicht als Pole handle; Karl entgegnete, in dieſem Falle ſollten ſie den König abſetzen und einen andern wählen. Er ging offenbar darauf aus, Polen von Sachſen zu trennen und ausſchließlich ſeinem eigenen Einfluß zu unterwerfen, denn nur von hier aus ſchien ihm für ſein Livland eine beſtändige Gefahr zu drohen. Auf die Ruſſen gab er gar nicht mehr Acht, denn durch ſeinen leichten Sieg bei Narva getäuſcht, hielt er ſie für ganz ungefährlich, ſo daß Czaar Peter zu neuen großartigen Rüſtungen Zeit gewann. König Auguſt ſchickte in ſeiner Noth ſeine ſchöne Maitreſſe, Aurora von Königsmark, an Karl ab, um ihn in Liebesnetze zu verſtricken. Sie kam demſelben in einem Hohlweg entgegen, wo er ihr nicht ausweichen konnte. Aber er wandte das Pferd um und ritt davon, ohne ein Wort mit ihr zu reden. Obgleich noch jung, war er jeder Verführung unzugänglich, von Natur ein Feind der Weiber, wie des Weines, ganz nur Soldat. Man hieß ihn den Eiſenkopf. Er trug das Haar kurz geſchoren, einen kleinen

dreieckigen Hut, einen Rock von grobem blauem Tuche mit kupfernen Knöpfen, große Stiefeln und einen langen Degen.

Im folgenden Jahre 1702 erfocht Karl noch einmal einen glänzenden Sieg über die Sachsen bei Cliſſow, wo er 500 Damen vom Gefolge Auguſts gefangen nahm, aber großmüthig zurückſchickte, und wo auch ſein tapferer Schwager von Holſtein das Leben verlor. Nachher brach Karl bei Krakau das Bein, was den Feldzug wieder aufhielt. Erſt im folgenden Jahr ſchlug er die Sachſen noch einmal bei Pultusk, warf ſich dann auf Weſtpreußen, eroberte Thorn, brandſchatzte Elbing und Danzig und gab den Polen keine Ruhe, bis ſie nach ſeinem Wunſche einen neuen König wählten. Die Söhne des Johann Sobieski, an die er zuerſt dachte, waren von Auguſt heimlich verhaftet worden. Karl ließ daher einen andern polniſchen Edelmann, Stanislaus Lescinski, zum König wählen, 1705. Bei alledem verſäumte Karl die Ruſſen, welche ſich ungeſtört in Ingermanland feſtſetzten. Schon 1703 gründete Peter der Große hier an der Mündung der Newa in den finniſchen Meerbuſen die nach ihm benannte Stadt St. Petersburg. Karl XII. hätte das leicht verhindern können, wenn er darauf gemerkt hätte; aber er verachtete die Ruſſen zu ſehr, um ſie irgendwie zu fürchten. Sein General Löwenhaupt hütete Livland, war aber nicht ſtark genug, um die Ruſſen vom Meere zu vertreiben. Da der ſächſiſche General Graf von der Schulenburg in Polen immer noch für Auguſt agirte, vertrieb ihn Karl endlich durch eine Niederlage, die er ihm bei Freiſtadt bereitete, und brach dann ſelbſt nach Sachſen auf, um hier einen Frieden zu erzwingen, wie er ihn früher in Dänemark erzwungen hatte, 1706.

Indem er durch Schleſien marſchirte, betrat er kaiſerlichen Boden. Unterdrückte Proteſtanten ſprachen ſeine Hülfe an und er ſetzte wirklich durch, daß ſie 125 Kirchen in Schleſien zurückerhielten und 6 neue bauen durften, denn der Kaiſer, welcher damals tief in den franzöſiſchen Krieg verwickelt war, hatte alles zu fürchten, wenn ſich etwa die Schweden, wie früher im 30jährigen Kriege, mit den Franzoſen verbanden, und mußte daher Karl XII. auf jede Weiſe ſchonen.

Deshalb wurde auch Marlborough, als Karl in Sachsen angelangt war, in dessen Hauptquartier nach Altranstädt geschickt, um ihm auf die feinste Art zu schmeicheln und ihn dahin zu bringen, daß er dem deutschen Reiche Frieden gönne und sich mit seiner ganzen Macht auf Rußland werfe. Karl XII. ging darauf ein, denn er konnte die Franzosen und ihre lüderlichen Sitten nicht leiden und dachte auch nicht daran, in Deutschland Eroberungen machen zu wollen, sondern verweilte in Sachsen nur, um sein Heer zu verstärken, zu welchem Zweck er die sächsischen Kassen plünderte. König August flößte ihm die tiefste Verachtung ein. Dieser Herr nämlich spielte ein feiges und treuloses Spiel. Während seine Räthe Imhof und Pfingsten mit Karl einen Frieden schließen mußten, ließ er seine sächsischen Truppen noch an der Seite der Russen, die in Polen eingefallen waren, bei Kalisch gegen die Schweden fechten, hielt, da hier die wenigen zurückgebliebenen Schweden der russischen Uebermacht unterlagen, einen Triumpheinzug in Warschau, desavouirte die armen Räthe Imhof und Pfingsten und ließ sie einkerkern. Als aber Karl in Sachsen wie in seinem Eigenthum hauste, sah sich August gezwungen, nun doch 1706 wirklich zu Altranstädt Frieden zu machen und der polnischen Krone zu entsagen, um wenigstens Sachsen zu retten. Bei diesem Anlaß beging er noch die Schändlichkeit, den unglücklichen Livländer Patkul, der bei Peter dem Großen Schutz gefunden hatte und sich damals als russischer Gesandter in Dresden aufhielt, als schwedischen Unterthan an Karl auszuliefern, der ihn zur Strafe für seine frühere antischwedische Agitation in Livland aufs grausamste von unten auf rädern ließ, 1707. August hatte übrigens Ursache, diesen Patkul als einen anmaßenden russischen Aufseher an seinem Hofe zu hassen.

Karl blieb bis 1708 in Sachsen stehen, um seine Truppen bestens zu nähren und zu kleiden und durch Anwerbung von Deutschen zu verstärken. Während dieser Zeit befestigte der russische Czaar nicht nur seine neue Niederlassung am finnischen Meerbusen und übte seine Truppen ein, sondern ließ auch Polen auf barbarische Art verheeren, damit die Schweden, wenn sie wieder einrückten, sich

dort nicht halten könnten. Die immer uneinigen Polen und der ohnmächtige Stanislaus Lescinski konnten sich der Russen nicht erwehren und mußten sie walten lassen. Um so mehr Vorwürfe verdiente Karl, daß er sich nicht schon früher gegen Rußland wandte. Mit den 40,000 Mann jedoch, die er aus Sachsen mitbrachte, war er überzeugt, alle Heere des Czaars vernichten zu können. Dieser blinde Glauben und die Eile, mit der er die ihm ausweichenden Russen einzuholen suchte, gereichten ihm zum Verderben. Schon in Polen fand er die Dörfer verbrannt, die Mühlen zerstört, so daß seine Truppen Mangel litten. Erst nachdem er über den Niemen und über die Beresina gegangen war, ereilte er einen russischen Heertheil und schlug ihn bei Holowczyn, am 14. Juli. Dann ging er über den Dniepr. Vergebens warnte ihn sein kluger Minister Graf Piper, nicht weiter vorzudringen; er solle erst die Verstärkung von 12,000 Mann abwarten, die ihm Löwenhaupt aus Livland zuführte. In der That sah sich Karl bereits zu schwach, um Moskau angreifen zu können, wie er anfangs gewollt hatte, aber er zog jetzt eigensinnig südwärts nach der Ukraine, wo ihm der Hetmann Mazeppa die ganze Heeresmacht der Kosacken zuzuführen versprochen hatte. Löwenhaupt sah sich nun blosgestellt, wurde unterwegs bei Liesma vom Czaar Peter mit großer Uebermacht angegriffen und geschlagen, so daß er nur noch mit 6000 Mann zu Karl stoßen konnte. In der Ukraine gestalteten sich die Dinge nicht so günstig, wie Karl gehofft hatte. Nur eine kleine Zahl Kosacken schloß sich an Mazeppa an, die andern hielten zu den Russen. Karl aber vermochte um so weniger einen Erfolg zu erringen, als die Russen fortwährend vor ihm auswichen und schadenfroh nur warteten, bis sein Heer durch Hunger und Kälte aufgerieben seyn würde. Der Winter brach mit fürchterlicher Strenge herein und Menschen und Pferde erfroren oder verhungerten in Menge. Trotzdem marschirte Karl immer weiter bis vor Pultawa, um diese Stadt einzunehmen. Dies gelang ihm aber nicht und Peter der Große kam mit seiner Uebermacht heran und bezog ein festes Lager ganz in seiner Nähe, ohne ihn jedoch anzugreifen. Erst im folgenden Sommer 1709

als den Schweden das Pulver auszugehen anfing, griff Karl an, aber mit ſchon viel zu ſehr geſchwächten Kräften. Er ſelbſt hatte eine Wunde im Fuß erhalten und mußte ſich in einer Sänfte tragen laſſen, die während der Schlacht durch ruſſiſche Kugeln zerſchmettert wurde. Das ruſſiſche Heer war von deutſchen Generalen (Rönne, Golz, Pflug, Bauer, Kruſe) tüchtig eingeübt und geführt, an Zahl dem ſchwediſchen weit überlegen und blieb nach einem hartnäckigen Kampfe Sieger, am 8. Juli 1709. Karl ſelbſt wurde mit genauer Noth gerettet und entkam mit wenigen Getreuen in die Türkei. Der Reſt ſeines Heeres unter Löwenhaupt mußte capituliren. Nur wenige davon kehrten zurück, denn Peter behielt die Gefangenen, um ſie als Handwerker zu benutzen.

2.

Rußlands Uebermacht.

Karl war nach der türkiſchen Feſtung Bender geflüchtet und gab ſich von hier aus alle erdenkliche Mühe, der hohen Pforte begreiflich zu machen, daß auch ſie dem Czaaren würde erliegen müſſen, wenn ſie ſich nicht noch rechtzeitig mit ihm und Stanislaus Lescinski gegen denſelben verbände. Er ſelbſt wollte ſich an die Spitze des türkiſchen Heeres ſtellen und war dann des Sieges gewiß. Aber die Pforte zögerte und Czaar Peter konnte das Jahr 1710 benützen, um die letzten ſchwediſchen Beſatzungen aus Eſthland und Livland zu vertreiben und nach Rigas Eroberung dieſe Länder mit dem ruſſiſchen Reiche zu vereinigen, wodurch ſeine Herrſchaft an der Oſtſee und ſeine neue Reſidenz St. Petersburg für immer geſichert ſchienen. Er vollzog damals ſeine Vermählung mit Katharina, einem lutheriſchen Bauernmädchen aus Eſthland, die an einen ſchwediſchen Dragoner verheirathet, von den Ruſſen geraubt, durch mehrere Hände gegangen war, bis Menzikoff ſie dem Czaar abtrat.

Erſt im November 1710 entſchloß ſich Sultan Achmed III.,

Rußland den Krieg zu erklären, doch ging Karls XII. feurigſter Wunſch, die türkiſche Armee anführen zu dürfen, nicht in Erfüllung. Der Krieg konnte erſt im nächſten Sommer beginnen. Peter der Große, von Katharina begleitet, rückte mit einem Heer über den Pruth und machte ſich Meiſter von der Moldau. Aber die Türken brachten eine große Streitmacht auf und der Tatarchan der Krim kam den Ruſſen in den Rücken. Peter zog ſich daher zurück, wurde aber in der Ebene Horſte Gueſti von der türkiſchen Uebermacht unter dem Großvezier Mehemet überfallen und nach einem blutigen Kampf am 9. Juli dergeſtalt an die Donau gedrängt, daß er mit ſeinem ganzen, nur noch 24,000 Mann ſtarken Heere verloren geweſen wäre, wenn nicht die ſchlaue Katharina den Großvezier über Nacht mit allem, was ſie an Juwelen und Gold beſaß, beſtochen hätte. Um dieſen Preis, zu dem der Czaar noch alles im Lager vorräthige Geld hinzuthat, ließ der Großvezier die ſchon gefangenen Ruſſen frei abziehen, nachdem der Czaar hatte geloben müſſen, Aſow wieder herauszugeben und Taganrog zu ſchleifen. Karl XII. war von Bender aus in ſauſendem Galopp nach dem türkiſchen Lager geritten, kam aber zu ſpät und warf dem Großvezier zornig vor, daß derſelbe in dem eben dem Czaaren abgedrungenen Frieden Schwedens gar nicht erwähnt und, was ſo leicht geweſen wäre, die Zurückgabe der Oſtſeeprovinzen nicht gefordert habe. In der That hatte der elende Türke die Zukunft nicht nur Schwedens und Polens, ſondern auch der Türkei ſelbſt Preis gegeben, indem er die Gelegenheit, den Czaaren mit ſeiner ganzen Armee gefangen zu nehmen, vorbeigehen ließ.

Peter der Große war jetzt Herr der Lage. Zu Livland, Eſthland und Ingermanland gewann er noch Kurland, deſſen letzter Herzog Friedrich Wilhelm ſich mit Peters Nichte Anna vermählen mußte und bald darauf nicht ohne Peters Zuthun am übermäßigen Trinken ſtarb. Die ſiegreichen ruſſiſchen Truppen herrſchten auch in Polen, welches ſich nicht zu wehren wagte. Stanislaus Lescinski mußte abdanken und Auguſt II. kroch vor Peter, um durch deſſen Gnade wieder König von Polen werden zu können. Eben ſo unterwürfig

alle früheren fruchtlos ablief. Ferner schloß sich der Markgraf Georg Friedrich von Baden an Mansfeld an, ward aber bei Wimpfen von Tilly geschlagen, 1622. Endlich kam auch der Herzog Christian von Braunschweig, ein kecker Abertheurer wie Mansfeld, mit einem kleinen Heer aus dem Norden herbei, schlug sich tapfer durch Tilly's Truppen bei Höchst am Main hindurch und vereinigte sich glücklich mit dem Grafen. Diese beiden Helden wurden aber von Friedrich selbst, den sie großmüthig beschützten, feig im Stiche gelassen, da dieser die Gnade Ferdinands nachsuchte, und sie aus seinen Diensten entließ. Sie wandten sich nun, von allen Seiten verlassen und verfolgt, nach Lothringen und den Niederlanden, schlugen sich bei Fleurus durch die Spanier, und traten in die Dienste der Holländer. Friedrich gewann aber durch seine Demüthigung nichts, er blieb in Acht und aller seiner Länder und Würden entsetzt. Die Pfalz blieb von den Kaiserlichen besetzt, und die pfälzische Chur wurde vom Kaiser feierlich an den Herzog von Baiern übertragen, so daß die Katholiken jetzt fünf churfürstliche Stimmen besaßen, Mainz, Trier, Cölln, Böhmen und Baiern, die Protestanten dagegen nur noch zwei, Sachsen und Brandenburg. Der Kaiser hatte den vollständigsten Sieg errungen, Tilly's zahlreiche Truppen standen drohend in der Mitte des Reichs, und von protestantischer Seite stand kein Mann mehr im Felde.

Kapitel CCCCII.

Wallenstein.

Da die liguistischen Truppen bereits das Gebiet des niedersächsischen Kreises verletzt hatten, und man von dem Uebermuth der siegenden Parthei das schlimmste zu erwarten hatte, so griff jener Kreis plötzlich zu den

gegen Rußland war Friederich IV. von Dänemark, der seine Zeit am liebsten in Italien zubrachte, um hier bequemer seinen Leidenschaften zu leben, viel Geld brauchte und daheim die Russenfreunde regieren ließ. Damals kam er mit August in Dresden zusammen und führte dessen Maitresse, die Gräfin Cosel, am Arm. Die ungeheure Pracht und Verschwendung des sächsischen Hofes stach grell gegen die Verarmung des Landes ab.

Als sich Rußland, Sachsen-Polen und Dänemark nun auch noch zur Eroberung der deutschen Provinzen Schwedens (Schwedisch-Pommern, Bremen und Verden) verbanden, schlossen England, Holland und der Kaiser zum Schutze Schwedens einen Gegenbund, das s. g. Haager Concert, leisteten aber keine thätige Hülfe. Die Dänen eroberten das Bremen-Verdische Gebiet, wobei ihnen ein Aufstand der gegen die schwedischen Beamten erbitterten deutschen Bauern zu Statten kam. Die Russen und Sachsen eroberten Schwedisch-Pommern, mit Ausnahme der Städte Stralsund und Wismar, 1712. Nun kam Stenbock mit 16,000 Schweden und besiegte die Russen und Sachsen bei Gadebusch, machte sich aber auf deutschem Boden äußerst verhaßt durch die grausame Niederbrennung der Stadt Altona, deren flüchtige Einwohner nicht einmal in dem nahen Hamburg aufgenommen wurden, so daß viele von ihnen im harten Winter erfroren oder verhungerten. Im folgenden Jahr aber ließ sich Stenbock von den verstärkt wieder vorrückenden Russen und Sachsen bei Tönningen einschließen und mußte capituliren. Czaar Peter, welcher dabei war, schenkte den Einwohnern von Altona nur 1000 Rubel und ließ zur Rache die Städte Garz und Wolgast verbrennen und deren Einwohner aufs grausamste mißhandeln. So büßten Deutsche für fremde Schuld, und wer sich in Europa schlagen mochte, immer fielen die Schläge auf Deutsche! — Nach so vielen Erfolgen des antischwedischen Bundes schloß sich auch Preußen, das bisher gezaudert, demselben an und erhielt dafür den künftigen Besitz Stettins zugesichert.

Weil Karl immer noch nicht aus der Türkei zurückkam, baten die schwedischen Reichsräthe seine Schwester Ulrike Eleonore, die

Regentſchaft zu übernehmen und Friedensunterhandlungen einzuleiten, um das ſchwer bedrohte Land zu retten. Zugleich wurde Karl dringend gebeten, er möge heimkehren. Seine Antwort ſoll geweſen ſeyn, er wolle einen ſeiner alten Stiefel ſchicken, um Schweden zu regieren. Er blieb ſo lange in Bender zurück, als er noch einen Schimmer von Hoffnung ſah, mit türkiſcher Hülfe den zu ihm geflüchteten Stanislaus Lescinski in Polen wieder herzuſtellen. Erſt als ihm dieſe letzte Hoffnung ſchwand, erklärte er ſich zur Abreiſe bereit und erhielt vom Sultan 200 Wagen mit den nöthigen Pferden und 1,200,000 Thaler; anſtatt aber abzureiſen, forderte er noch eine Million Thaler. Der Paſcha von Bender verweigerte ſie ihm und drohte, ihn mit Gewalt aus der Stadt hinaus bringen zu laſſen. Da verſchanzte Karl ſeine Wohnung und wehrte ſich tollköpfig, bis die Türken das Haus ſtürmten, faſt alle ſeine Schweden erſchlugen und ihn ſelbſt gefangen nahmen, am 11. Februar 1714. Da er nun auch aus der Heimath erfahren mußte, die Ruſſen hätten ſich ſchon ganz Finnlands bemächtigt und ſeyen in Abo gegenüber von Stockholm eingerückt, Stralſund werde hart bedrängt und wie Preußen, ſo habe ſich auch Hannover dem antiſchwediſchen Bunde angeſchloſſen, ohne daß vom Haager Concert etwas für Schweden geſchehe, entſchloß er ſich endlich zur Heimkehr, ſetzte ſich zu Pferde und ritt, nur vom Oberſten Düring begleitet, in ſechszehn Tagen durch Ungarn, Oeſterreich, Bayern, die Pfalz, Weſtphalen und Mecklenburg auf weitem Umweg, um die Sachſen und Preußen zu vermeiden, nach Stralſund. Unterwegs kam er auch durch Kaſſel, gab ſich aber nicht zu erkennen, obgleich der Erbprinz Friedrich von Heſſen-Kaſſel vor kurzem erſt ſeine zweite Schweſter Ulrike Eleonore geheirathet hatte. Karl war mit dieſer Heirath wohl zufrieden, doch nicht mit dem Betragen des neuen Ehepaars, da ſich daſſelbe während ſeiner Abweſenheit mit dem ſchwediſchen Adel, der nach Karls Tode ein ariſtokratiſches Regiment einführen wollte, zu weit eingelaſſen hatte. Friedrich hoffte, da Karl kinderlos war, den ſchwediſchen Thron zu erben, Karl aber hatte bereits nach dem Geſetz den jungen Herzog von Holſtein, als den

Sohn der ältern Schweſter zum Erben beſtimmt. — In einer dunklen Novembernacht langte Karl in Stralſund an. Die Stadt wurde von ſeinen zahlreichen Feinden belagert, von Dänen, Sachſen, von Preußen unter dem alten Deſſauer. Karl hielt ſich einige Monate heldenmüthig. Er dictirte eben einen Brief, als eine Bombe ins Haus ſchlug und das halbe Zimmer wegriß. Der Schreiber war halb todt vor Schrecken. Aber Karl befahl ihm kalt, fortzuſchreiben. Endlich mußte er nach Schweden flüchten. Auch Wismar fiel.

Inzwiſchen kam es Karl zu ſtatten, daß ſeine Feinde unter einander ſelbſt nicht ſehr einig waren. Peter der Große ließ ſein Heer in Mecklenburg ſtehen und vermählte ſeine Nichte Katharina mit dem Herzog dieſes Landes, Karl Leopold, um hier feſten Fuß zu faſſen, wie in Kurland. Da er zugleich einen kleinen Seeſieg über die Schweden erfocht, bekam Dänemark vor den Ruſſen Angſt. Auch Hannover war wenig erfreut an der ruſſiſchen Nachbarſchaft. Man traute einander nicht mehr und der Krieg ſchleppte ſich langſam hin. Peter machte unterdeß wieder eine längere Reiſe nach Holland und Frankreich, um von dort neue Arbeitskräfte für ſein verjüngtes Rußland zu beziehen und zugleich das Haager Concert zu beſchwichtigen. Karl XII. fiel unterdeß 1716 in Norwegen ein, um ſich durch die Eroberung dieſes Landes für den Verluſt ſeiner deutſchen Provinzen zu entſchädigen, allein große Kälte und die Unzufriedenheit ſeines Heeres zwangen ihn umzukehren.

Da entwarf ſein kluger Diplomat, der holſteiniſche Freiherr von Görtz, einen kühnen Plan. Karl und Peter, die beiden großen Männer des Nordens, ſollten ſich aufrichtig verſöhnen und künftig gemeinſchaftlich handeln. Rußland ſollte ſeine Eroberungen an der Oſtſee, Schweden dagegen Pommern, Bremen und Verden behalten. Karl ſollte die ruſſiſche Großfürſtin Anna heirathen und auch Norwegen ihm zufallen. Mit Frankreich wurde abgekartet, das Haus Stuart in England wieder herzuſtellen. Man erkennt aus dieſen Verabredungen, daß es ſich um eine erſte Allianz Rußlands mit Frankreich handelte, wobei das vermittelnde Schweden doch eigentlich nur Werkzeug ſeyn ſollte. Eine perſönliche Zuſammenkunft

Peters und Karls ſollte ſtattfinden, aber ſie kam nicht zu Stande. Durch eine ſchwediſche Depeſche, die den Dänen in die Hände fiel, wurde der ganze Anſchlag verrathen. Dänemark mußte vor dem ſchwediſch-ruſſiſchen Bunde, wenn er wirklich zu Stande kam, zittern; Sachſen ſah ſich um Polen betrogen, Hannover durfte nicht mehr auf Bremen und Verden, Preußen nicht mehr auf Stettin rechnen; eine Heirath Karls gefährdete die Thronfolge des heſſiſchen Friedrich und des jungen Holſteiners; endlich wurden, wenn Karl wieder zu großer Macht gelangte, die Hoffnungen der ſchwediſchen Ariſtokratie vereitelt. Man verſchwor ſich alſo, Karl zu ermorden, bevor Görtz mit dem ſchon vom Czaaren unterzeichneten Tractate bei ihm anlangen konnte. Eben war ein kleines ſchwediſches Heer unter Armfeld beim Uebergang über die Gebirge, die Norwegen von Schweden trennen, auf die elendeſte Art erfroren, und ein anderes unter König Karl ſelbſt belagerte die Feſtung Friedrichshall im Süden Norwegens. Da bekam der König in den Schanzen einen Schuß *) durch den Kopf und blieb auf der Stelle todt, 11. December 1718. Unmittelbar darauf ſtellte ſich Friedrich von Heſſen an die Spitze des Kriegsraths, vertheilte die ganze Kriegskaſſe an die höhern Offiziere und zog in übereilter Flucht nach Schweden zurück, um ſich im Einverſtändniß mit der Ariſtokratie, von der er von nun an abhing, des Thrones zu bemächtigen. Der junge Holſteiner, der übrigens auch eine Summe aus der Kriegskaſſe angenommen hatte, wurde von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Um die auswärtigen Mächte mit dieſen Maßregeln zu verſöhnen, trat Schweden den Dänen Schleswig ab, ohne den jungen holſteiniſchen Herzog darum zu fragen, wogegen Bremen und Verden an Hannover, und Stettin und das Land zwiſchen Oder und Peene an Preußen fielen und Polen dem Sachſen zurückgegeben wurde. Peter der Große war mit dieſen Abfindungen keineswegs zufrieden, griff vielmehr Schweden an

*) Ob aus der Feſtung, ob durch einen Mörder in den Schanzen ſelbſt, iſt immer noch ungewiß. Neueſte Unterſuchungen des Schädels laſſen auf eine ſchwere Kugel aus einem Wallgeſchoß ſchließen.

und ließ die Russen an den Küsten landen und plündern, bis ihn die Rücksicht auf die andern Mächte doch endlich zwang, sich im Frieden von Nystadt 1721 mit dem Besitz von Livland, Esthland und Ingermanland genügen zu lassen. Der arme Görtz wurde auf Befehl des schwedischen Reichsraths hingerichtet.

3.

Kampf der Barbarei und Cultur in Rußland.

Rußland stieg rasch zur ersten nordischen Macht empor. Seine Gesandten herrschten in Warschau, Stockholm und Kopenhagen. Seine Truppen blieben in Polen und trotz des geschlossenen Friedens sogar noch in Mecklenburg stehen und erpreßten, wie von Danzig, so auch von Hamburg und Lübeck große Geldsummen. Stolz auf seine Verwandtschaft mit Rußland übte Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin eine unerträgliche Tyrannei, bis 1719 eine Reichsexecutionsarmee die übermüthigen Russen vom deutschen Boden vertrieb und Karl Leopold von Reichswegen abgesetzt und die Regierung seinem Bruder Christian Ludwig übergeben wurde. August von Polen hing ganz nur von Peters Gnade ab und ließ sich alle Willkürlichkeiten desselben gefallen, um nur die polnische Krone nicht zu verlieren. Im Uebrigen glaubte er sich als eifriger Neukatholik auf die Jesuiten stützen zu müssen, die ihm einen politischen Rückhalt in Paris und Wien zu sichern schienen. In Folge dessen wollten die Jesuiten in Thorn im J. 1724 bei einer Prozession die lutherischen Zuschauer zum Kniebeugen zwingen, was einen Volkstumult und einige Demolirungen im Jesuitencollegium herbeiführte. Der König aber bestrafte die ketzerischen Thorner mit blutigen Hinrichtungen.

Peter der Große besuchte, wie schon gesagt ist, noch während des schwedischen Krieges Holland und Frankreich. In Versailles empfing ihn nach Ludwigs XIV. Tode (1715) dessen Urenkel und Nachfolger Ludwig XV., damals noch ein Knabe, mit feierlicher

Etikette. Peter aber hob ihn auf, küßte ihn und trug ihn die Treppe hinauf.*) Auf dem Rückweg beſuchte Peter den König von Preußen und ſeine Bedienten verdarben hier alle Möbeln. In Magdeburg brutaliſirte Peter ſeine Nichte, die Herzogin von Mecklenburg, in Gegenwart ihres Gemahls und des aufwartenden Perſonals. Man erſtaunt, die offiziellen Berichte über ſolche Dinge bei den Zeitgenoſſen zu leſen. Peter geſtattete ſich alles, wie ein ewig Betrunkener oder Wilder, und lenkte doch ſein großes Reich mit voller Beſonnenheit.

Noch war Peter unterwegs, als man ihm meldete, ſein einziger Sohn Alexei habe ſich nach Italien geflüchtet, um ſich ſeiner väterlichen Gewalt zu entziehen. Dieſer Sohn von Peters in ein Kloſter verbannten erſten Gemahlin Eudoxia war vom Vater immer vernachläſſigt worden, hatte ſich daher der altruſſiſchen Partei der Bojaren und der Geiſtlichkeit angeſchloſſen, die immer noch hoffte, nach Peters Ableben alle von ihm eingeführten Reformen beſeitigen und die frühere barbariſche Wirthſchaft herſtellen zu können. Peter hatte ſeinen Sohn mit einer deutſchen Prinzeſſin von edlem Charakter, Charlotte von Braunſchweig, vermählt, um ihn durch ſie für die Reformen zu gewinnen, aber Alexei verachtete ſie und ſie ſtarb ſchon nach vier Jahren der Ehe, 1715. Als Peter vollends ſeine Katharina heirathete und öffentlich zur Czarewna ausrufen ließ und ſie ihm einen Sohn gebar, verdüſterte ſich des Alexei Gemüth immer mehr gegen den Vater und er hielt ſich ſogar nicht mehr für ſicher. Die altruſſiſche Partei redete ihm ein, der Vater werde ihn ſeinem jüngern Sohne aufopfern, er ſolle ſich alſo in Sicherheit bringen und nach des Vaters Tode als rechtmäßiger Herr auftreten. Daher die Flucht nach Italien. Er hatte ſich ins Caſtell St. Elmo in Neapel verſteckt, aber die ruſſiſchen Spürer fanden ihn auf und der ſpaniſche Vicekönig in Neapel lieferte ihn aus. Am 3. Febr. 1718

*) Noch ungenirter benahm ſich der Czaar bei einem Beſuch der alten Maintenon, die im Bette lag und vor der er die Vorhänge wegzog, um ſich zu überzeugen, ob ſie ſo ſchön könne geweſen ſeyn, als der Ruf von ihr ſagte.

kam er wieder in St. Petersburg an und erkaufte des Vaters Gnade dadurch, daß er feierlich der Thronfolge entsagte und Mönch werden wollte. Aber das war nur Verstellung. Die altrussische Partei zettelte vielmehr eine Verschwörung an, um ihn auf den Thron zu bringen. Als Peter dahinter kam, ließ er die Verschwornen gefangen nehmen und vor sich bringen. An der Spitze derselben stand seine geschiedene Gemahlin Eudoxia, die er eigenhändig knutete, um sie zum Geständniß zu bringen. Dasselbe that er der alten Fürstin Galizin. Eudoxias Liebhaber Glebow wurde gespießt, andre Verschworne, wie Kikin und Wäsemski, grausam zu Tode gemartert. Dem Fürsten Scherbatow wurde Nase und Zunge ausgeschnitten. Eudoxias Bruder Lapuchin wurde einfach geköpft. Dann wurde Gericht über Alexei selbst gehalten und derselbe als Reichsverräther einstimmig zum Tode verurtheilt. Peter zauderte keinen Augenblick, das Urtheil zu bestätigen, welches ohnehin gar nicht gefällt worden wäre, wenn das aus 124 Personen bestehende Gericht nicht im Voraus seinen strengen Willen gekannt hätte. Als Alexei das Urtheil vernahm, soll ihn vor Schrecken der Schlag getroffen haben und er starb noch an demselben Tage, am 27. Juni 1718, ohne daß man weiß, ob sein Tod durch den Schlagfluß, oder durch ein künstliches Mittel herbeigeführt worden ist. Peter erklärte, er habe nur eine Pflicht gegen das Reich erfüllt, für dessen Wohl er verantwortlich sey. Die Vernichtung eines Sohnes, der als das Werkzeug der altrussischen Partei nach Peters Tode alle Fortschritte Rußlands wieder rückgängig gemacht haben würde, mußte allerdings in Peters Systeme liegen. Doch war die Aufopferung des Sohnes für ihn auch eine Nothwehr, weil die Verschwörung sein Leben bedrohte.

Der kleine Sohn Paul, den ihm Katharina geboren hatte, starb noch in demselben Jahre, so daß die rechtmäßige Thronfolge auf Alexeis jungen Sohn Peter übergehen mußte, wenn nicht Peter des Großen Töchter Anna und Elisabeth vorgezogen werden sollten. Der Czaar entschied sich darüber nicht, indem er aber seine zweite Gemahlin Katharina mit großer Feierlichkeit krönen ließ, verlieh er ihr damit ein Recht zur Thronfolge, welches er ihr auch vor seinem

Tode noch förmlich bestätigte. Ihre Krönung war schon vorüber, als er einmal einen Liebhaber, den Kammerjunker Mans, bei ihr überraschte. Er prügelte sie barbarisch und ließ den Mans hängen; weil sie sich aber herauszulügen wußte, begnügte er sich, sie unter den Galgen zu führen, und hatte sie nachher wieder so lieb wie zuvor. So blieb Peter trotz seiner großartigen Reformen im Hause ein roher Barbar, so lange er lebte. Er trank unmäßig und zwang auch andere dazu. Bei seinen Trinkfesten wurde ein s. g. Saufpapst gewählt zur Verhöhnung des h. Vaters in Rom. Die Säufer saßen als Cardinäle auf Nachtstühlen und wählten den Papst, welcher dann nackt auf einem Triumphwagen herumgeführt wurde nebst einer Venus, von Bachantinnen begleitet. Auch an Hofnarren und besonders an Zwergen hatte der Czaar seine Freude. Berühmt ist die von ihm 1719 veranstaltete Zwergenhochzeit, welcher 72 männliche und weibliche Zwerge anwohnten.

Nach außen führte Peter keine Kriege mehr, außer mit Persien. Hier waren unter des Schah Hussein schwacher Regierung die Afghanen, Kurden, Lesgier ꝛc. aufgestanden. Die letztern, ein tapferes Volk im Kaukasus, hatten die russischen Handelsniederlassungen am kaspischen Meere zerstört. Peter der Große wollte von der Verwirrung in Persien Nutzen ziehen und Hussein gegen die Aufrührer unterstützen. Der Schah war jedoch klug genug, die gefährliche russische Hülfe auszuschlagen, und so mußte sich Peter darauf beschränken, seine Autorität am kaspischen Meere sicher zu stellen. Eine russische Flotte unter Wolinski sollte von Astrachan aus Derbent und Baku unterwerfen. Mit dem unter persischer Herrschaft stehenden christlichen Fürsten von Georgien wurde verabredet, daß nach dessen Tode Georgien an Rußland fallen solle. Allein obgleich Peter selbst 1722 den Zug begleitete, sah er sich doch bald genöthigt, mit Zurücklassung einer Besatzung in Derbent wieder umzukehren, weil er den Widerstand in Persien stärker fand, als er geglaubt hatte, und zugleich von den Türken bedroht wurde, die eifersüchtig seine Schritte bewachten.

Die letzten Verfügungen Peters im Innern des Reichs bezweck-

ten die Feststellung der absoluten Gewalt. Der „Selbstherrscher aller Reußen" sollte von keinem Gesetz und Herkommen, von keiner höhern Autorität mehr abhängen. Im J. 1721 nahm Peter zum erstenmal den Titel Kaiser an, womit er sich zum Rang des deutschen Kaisers erheben wollte. Wie der letztere Nachfolger des weströmischen Kaisers, so wollte Peter Nachfolger des oströmischen seyn. Daher wurde der Doppeladler auch das russische, wie das deutsche Reichswappen. In demselben Jahre hob Peter die Patriarchenwürde in Rußland auf, erklärte sich selbst zum Oberhaupt der Kirche und ließ dieselbe fortan nur noch durch eine Synode regieren, die er selbst ernannte, die gänzlich von seinem Willen abhing. Endlich verfügte er, die Thronfolge in Rußland sollte künftig, mit Umgehung aller s. g. Erbrechte, einzig vom Willen des jeweiligen Herrschers abhängen und kraft dessen erklärte er seine Gemahlin Katharina zur Nachfolgerin. Die bisherige Gewalt der Bojaren oder altrussischen Aristokratie hatte er schon durch die Vernichtung der Strelitzen gebrochen und wollte sie nicht mehr aufkommen lassen, indem er sie durch eine moderne Staatsdienerschaft ersetzen zu können hoffte. Bojarenthum und alter Familienadel sollten nichts mehr gelten. Nur der Rang, den eine Person im Militär- oder Civildienst einnahm, sollte den Werth derselben bestimmen. Der Dienst (Tschin), die kaiserliche Uniform allein gewährte noch eine Auszeichnung. Unter den Dienern Peters des Großen behauptete noch bis an seinen Tod Menzikof als erster Minister den Vorrang, weil er und Katharina den gefürchteten Herrscher am geschicktesten zu behandeln wußten. Peter starb am 8. Februar 1725.

4.

Deutsche Staatsmänner in Rußland.

Wenn man erwägt, wie sehr Interesse und Ehre der Nationen bei der Wahl ihrer Fürsten betheiligt sind, kann man sich nicht genug über den Stumpfsinn wundern, mit welchem die Russen sich nach

Peters des Großen Tode von einer verlaufenen eſthländiſchen Dirne regieren ließen, die nicht einmal eine Ruſſin war. Katharina I. beſtieg ohne Widerſpruch den Thron, nachdem ſie durch Beſtechungen die Truppen der Hauptſtadt und die hohe Geiſtlichkeit für ſich gewonnen hatte. Menzikof und alle talentvollen Ausländer des Hofes ſtanden ohnehin zu ihr, die ſelbſt eine Fremde war. Vergebens wünſchte die altruſſiſche Partei, an deren Spitze die Familien Dolgoruki und Galizin ſtanden, Peters des Großen und Katharinas jüngſte Tochter Eliſabeth auf den Thron zu erheben. Dieſe junge Großfürſtin war die Karikatur ihres Vaters in Ungebundenheit der Sitte und im Cultus des Bachus und der Venus und ſtand damals bereits in einem unſittlichen Verhältniß zu Alexeis Sohn Peter, den ſie gern geheirathet hätte. Sie war bei den Altruſſen ſo ſehr beliebt, daß man ſie nicht anzutaſten wagte, obgleich man ſie gern in einem Kloſter verborgen hätte. Inzwiſchen konnte ſie ein Erbrecht nicht geltend machen, da ihr jedenfalls ihre ältere Schweſter Anna, welche der Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp heirathete, hätte vorangehen müſſen. So blieb die Mutter allein Selbſtherrſcherin und beide Töchter wurden ausgeſchloſſen.

Die eigentliche Regierung leitete Menzikof. Es gelag demſelben, die Kaiſerin mit ihrem Eidam, dem Herzog von Holſtein, zu entzweien, und deſſen Ehrgeiz zu dämpfen. Da nun die kluge Mutter von einer Thronfolge ihrer jüngeren Tochter Eliſabeth noch weniger Heil erwarten konnte, als von der Annas und des Holſteiner Herzogs, ließ ſie ſich von Menzikof ſo lange ſchmeicheln, bis ſie in die Thronfolge des jungen Peter (Alexeis Sohn) einwilligte, den Menzikof ganz von ſich abhängig machte. Unter Katharinas kurzer Regierung wollte die Herzogin Anna von Kurland, Peters des Großen Nichte, Tochter ſeines Bruders Iwan und Wittwe des letzten Kettler, den ſchönen Grafen Moriz von Sachſen, natürlichen Sohn Auguſts II., heirathen, aber Menzikof litt es nicht. Die Kaiſerin ſtarb ſchon 1727.

Nunmehr wurde Alexeis Sohn als Peter II. zum Kaiſer aus-

Waffen. Es waren wieder die kleinern Fürsten, die sich muthig in den Kampf wagten, während die größern ruhig sitzen blieben. Da Sachsen und Brandenburg ihren protestantischen Brüdern nicht beistanden, mußten diese zu den Fremden flüchten, und den König Christian IV von Dänemark an ihre Spitze stellen. Christian besaß Religionseifer und Ehrgeiz, doch kein besonderes Kriegsgeschick. Das Heer, das er aufbrachte, wurde von Tilly's überlegner Macht an der Weser fest gehalten.

Um diese Zeit begann aber Ferdinand II seine Abhängigkeit von der Ligue und besonders von Baiern zu fühlen. Er selbst hatte kein Heer; die Armee Tilly's, die ganz Deutschland zu beherrschen schien, war eine bairische. Es war ihm nicht nur schimpflich, ohnmächtiger zu erscheinen, als einer seiner Fürsten, sondern auch gefährlich, alle Gewalt in den Händen von Fürsten zu lassen, deren uralte Politik jederzeit auf Schmälerung der kaiserlichen und habsburgischen Macht berechnet gewesen war. Vielleicht fürchtete Ferdinand auch, daß die deutschen Fürsten ohne ihn einen Frieden machen würden, wenn sie ohne ihn kämpften, und daß dieser Frieden nicht nur ihm, sondern auch der Religion nachtheilig werden könnte, denn so eifrig katholisch auch Maximilian von Baiern sich bewies, so war es doch gefährlich, die große Angelegenheit von einer einzigen, noch dazu sterblichen Person abhängig zu machen. Ferdinand mußte jetzt entschieden auftreten, und selbst ein gewaltiges Heer ins Feld stellen, um die Ereignisse beherrschen zu können; aber seine Länder waren erschöpft und schwürig, seine Kassen leer.

Da trat ein Mann auf den Schauplatz, seltsam, wunderbar und einzig in der Geschichte, wie jene tiefbewegte Zeit selber, die ihn geboren hat. Das war Albrecht von Wallenstein, ein böhmischer Edelmann, in dessen tie-

gerufen und Menzikof beeilte ſich, ihn mit ſeiner älteren Tochter Maria zu verloben. Zugleich wollte er ſeinen Sohn mit Natalien, Peters Schweſters, vermählen. Der junge Kaiſer kümmerte ſich um nichts als um die Jagd und ließ Menzikof regieren, vernachläßigte aber dabei Marien und ließ ſich unvermerkt von der üppigen Eliſabeth verführen. Da ſich nun Menzikof hochfahrend benahm und dadurch den Kaiſer beleidigte und auch Oſtermann und Münnich, die talentvollſten Deutſchen, jener im Miniſterium, dieſer im Heere, von dem eitlen Menzikof verletzt worden waren, koſtete es wenig Mühe, den Kaiſer dahin zu bringen, daß er Menzikof entließ und nach Sibirien verbannte. Die ganze Familie, auch die unglückliche Braut Maria, mußte mitwandern. Fürſt Menzikof ſelbſt kehrte nicht mehr zurück, ſondern ſtarb nach zwei Jahren in der Verbannung (1729).

Nun begann ein tolles Leben in Petersburg. Der junge Kaiſer ließ ſich durch Iwan Dolgoruki von der lüderlichen Eliſabeth losreißen und einer Schweſter deſſelben in die Arme werfen, machte tolle Streiche, durchſchwärmte die Nächte und ſchlief bei Tage. Eliſabeth trieb es ihrerſeits wie die gemeinſte Buhlerin. Nicht viel ſittlicher lebte ihre Schweſter Anna, getrennt von ihrem holſteiniſchen Gemahl, der nur ein kindiſches Soldatenſpiel trieb und damit ausgelaſſene Sitten verband, des Nachts mit ſeinen Geſellen in Frauenkleidern auf den Straßen umherraste ꝛc. Nur Natalie hielt ſich rein und war die Hoffnung des Reichs, als ſie plötzlich ſtarb. Ihr hatte Oſtermann zur Seite geſtanden, der ſich jetzt blos geſtellt ſah. Iwan Dolgoruki brachte es dahin, daß ſeine Schweſter Katharina dem Kaiſer verlobt wurde, als auch dieſer plötzlich am 30. Januar 1730 an den Blattern ſtarb. Er war erſt fünfzehn Jahre alt und ſein Körper ſchon durch alle Laſter ruinirt.

Dolgoruki hatte die Schamloſigkeit, ſeine Schweſter, welche (aber nicht von ihrem kaiſerlichen Bräutigam) in guter Hoffnung war, auf den Thron erheben zu wollen. Dies gelang indeſſen eben ſo wenig, als eine Erhebung der ſchmutzigen Eliſabeth. Nur Peters des Großen Nichten blieben zur Auswahl übrig. Aber die mecklenburgiſche Katharina wollte man nicht, ihres Gemahls wegen, und ſo

vereinigten ſich die Großen des ruſſiſchen Reichs, die verwittwete Anna von Kurland als Kaiſerin ausrufen zu laſſen. Dieſe Dame zwang den kuriſchen Adel, ihren Liebling Biron (Büren), Sohn eines Stallmeiſters, zum Herzog anzunehmen, und bediente ſich, als ſie nach St. Petersburg kam, der beiden oben genannten talentvollen Deutſchen, um Rußland energiſch zu regieren. Oſtermann, ein Pfarrersſohn aus Weſtphalen, war einer der ausgezeichnetſten Staatsmänner und Adminiſtratoren, die Rußland je gehabt hat; Münnich, ein Oldenburger, ein eben ſo trefflicher Baumeiſter, Ingenieur und General. Von ihm iſt der berühmte Ladogacanal erbaut worden. Durch ſie wurde dem Unfug der Dolgoruki ein ſchnelles Ende gemacht, und dieſe ganze ſtolze Bojarenfamilie nach Sibirien verbannt, mit ihr auch die zweite Braut des verſtorbenen Kaiſers. Sechs Dolgoruki wurden geköpft, Iwan gerädert.

Als Auguſt II. 1733 ſtarb, wagten die Polen ihren Stanislaus Lescinski von neuem zum König zu wählen. Sogleich aber rückte Münnich mit einem zahlreichen ruſſiſchen Heer in Polen ein; Stanislaus mußte nach Danzig flüchten, von wo er, als er ſich nicht länger halten konnte, mit äußerſter Lebensgefahr als Bauer verkleidet, durch das von der Weichſel überſchwemmte Land entkam. Unter ruſſiſcher Protection aber wurde Auguſts II. Sohn, der Sachſe Auguſt III. zum polniſchen König gewählt, der ein Sklave Rußlands blieb, wie ſein Vater. Münnich war ſehr unternehmend und wollte nicht hinter Peter dem Großen zurückbleiben. Daher wartete er nur den Erfolg in Polen ab, um gleich darauf die Tatarn und Türken anzugreifen, Aſow wiederzunehmen und das ſchwarze Meer zu gewinnen. Das erſte ruſſiſche Heer unter Leontief mußte ſich der großen Kälte wegen wieder zurückziehen, 1735. Im nächſten Jahr aber kam Münnich ſelbſt und entriß den Tatarn Perekop, den Schlüſſel zum ſchwarzen Meer, verheerte die Krim, nahm 1737 Oczakow mit Sturm, wobei ein Pulvermagazin in die Luft flog und 6000 Türken begrub und errang 1738 noch einen glänzenden Sieg über die Türken, mußte aber gegen ſeinen Willen 1739 unter öſterreichiſcher und franzöſiſcher Vermittlung den

Frieden zu Belgrad abschließen, durch den die Türkei nur Asow verlor und den Russen auf dem schwarzen Meere zu schiffen untersagt blieb. Münnich wurde um seiner Siege willen in St. Petersburg selbst beneidet, daher nicht gehörig unterstützt. — Mit diesen Ereignissen hing eine abscheuliche Arglist gegen Schweden zusammen.

In Schweden herrschte nach Karls XII. Tode wieder der Reichsrath und die alte Aristokratie. Der neue König Friedrich (von Hessen) hatte gar keinen Einfluß. Der Adel aber zerfiel in eine russische Partei unter dem Grafen Horn, die s. g. Mützen, und in eine französische unter dem Grafen Gyllenborg, die s. g. Hüte. Weil die Mützen die Oberhand gewannen, schickte Frankreich kein Geld mehr. Ein großer Theil des schwedischen Adels aber war schon an die französischen Bestechungsgelder gewöhnt und viele junge Schweden dienten in der französischen Armee. Es wurden daher große Umtriebe gemacht, um die Hüte wieder emporzubringen, und Horn wurde verdrängt, ein Gyllenborgisches Ministerium durchgesetzt. Dieses schloß sich eng an Frankreich an und schickte 1737 den Major Sinclair in die Türkei, um derselben ein Bündniß gegen Rußland anzutragen. Aber die Russen kamen dahinter und ließen den schwedischen Major unterwegs auf sächsischem Gebiet meuchelmorden.

Inzwischen wurden mehrere Verschwörungen von der altrussischen Partei ausgebrütet, um die Deutschen vom Hofe zu vertreiben, immer aber vorher entdeckt und vereitelt. Damit standen 1737 furchtbare Feuersbrünste in Petersburg, Moskau, Wiborg ꝛc. in Verbindung, durch die der alte Adel das russische Volk ängstigen und aufregen wollte (wie 1862).

Die Kaiserin Anna war träger Natur und dem Trunk ergeben. Ohne Kinder dachte sie ihrer Nichte Anna, Tochter der mecklenburgischen Katharina, die Nachfolge zu sichern. Ihr Günstling Biron hoffte die Hand dieser Prinzessin für seinen Sohn zu erschleichen, diese war aber empört über diesen Antrag, erwog die Gefahr, in die sie sich als Gemahlin eines Biron den Altrussen gegenüber unfehlbar stürzen würde, und nahm den jungen Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern zum Gemahl an, den sie anfangs verschmäht

hatte. Ihm gebar ſie am 23. Auguſt 1740 den jungen Iwan. Am 28. October deſſelben Jahrs verſchied die Kaiſerin Anna.

5.

Die Kaiſerin Eliſabeth.

Anna ernannte vor ihrem Tode den jungen Iwan zum Thronfolger und für dieſes Kind regierte ſelbſtverſtändlich ſeine Mutter Anna und ihr Gemahl Anton Ulrich. Der junge Iwan war der einzige Nachkomme des Iwan, welcher älterer Bruder Peters des Großen geweſen war. Ihm alſo gebührte von Rechtswegen die Krone, die er gleichwohl niemals tragen ſollte.

Münnich, der damals alles vermochte, ſchloß ſich, als 1740 der erbitterte Kampf um das Erbe des letzten Habsburgers ausbrach, an Preußen an, um die öſterreichiſche Monarchie zum Vortheil Rußlands zertrümmern zu helfen, wurde zwar durch Schweden aufgehalten, welches ſich für Oeſterreich erklärte und die Ruſſen angriff, das ſchwediſche Heer unter Wrangel war aber ſchlecht beſchaffen und wurde bei Wilmanſtrand geſchlagen. Indeß ſetzte Münnich ſeine Abſicht nicht durch, weil er aus der Gunſt der Regentin Anna durch den ſchönen Grafen Lynar verdrängt wurde, der ſie wieder für Oeſterreich günſtig ſtimmte. Das litt Frankreich nicht, welches im Kriege mit Oeſterreich begriffen war. Nun hielt es der verſchlagene de la Chetardie, der franzöſiſche Geſandte in St. Petersburg, für das Beſte und Kürzeſte, durch eine Palaſtrevolution die bisherige Regierung zu ſtürzen und die Regentin Anna zu verdrängen. Sein Werkzeug war der Franzoſe Leſtocq, ein Wundarzt, der Vertraute der Prinzeſſin Eliſabeth. Dieſe hatte von Peter dem Großen, ihrem Vater, die derbe Natur und rohe Rückſichtsloſigkeit geerbt, ohne ſeinen Geiſt. An Ausſchweifungen gewöhnt, hatte ſie keine Luſt, ſich einem Gemahl zu fügen, den man ihr in der Perſon eines Bruders Anton Ulrichs aufdringen wollte, ließ ſich alſo leicht bewegen, eine Revo-

lution zu wagen, die ihr mit dem kaiſerlichen Scepter zügelloſe Freiheit verſchaffen ſollte. Die unachtſame Regentſchaft merkte nichts und traf keine Gegenmaßregeln. So führte Leſtocq durch Beſtechung der Gardeſoldaten am 5. Dezember 1741 den beabſichtigten Staatsſtreich faſt ohne Widerſtand durch. Eliſabeth zeigte ſich den Truppen, wurde, wie beſtellt war, als Kaiſerin begrüßt, befahl die Verhaftung der bisherigen Regierung und war am andern Morgen unbeſtritten die Selbſtherrſcherin aller Reußen. Münnich und Oſtermann mußten nach Sibirien wandern, und der arme Iwan kam in einen Kerker, dem er nie mehr entrinnen ſollte.

Gleichwohl wurde die franzöſiſche Intrigue wieder durchkreuzt durch Beſtuſchef, der ſich neben Leſtocq in Eliſabeths Rath drängte und der neuen Kaiſerin begreiflich machte, es liege nicht im Intereſſe Rußlands, ſich von Frankreich, welches ohnehin ſchon in Schweden den Meiſter ſpielte, bevormunden zu laſſen. Deswegen wurde der ſchwediſche Krieg ſo lange fortgeſetzt, bis Schweden vollſtändig gedemüthigt war. Die elenden ſchwediſchen Generale Löwenhaupt und Buddenbrok ließen ihr Heer bei Helſingfors einſchließen und flüchteten für ihre Perſon heimlich nach Stockholm, während ihre verrathenen Truppen ſich den Ruſſen ergeben mußten, im Sept. 1742. Finnland war dann für Schweden ſo gut wie verloren. Von nun an triumphirte Beſtuſchef und brachte die ſchwediſche Regierung völlig unter ruſſiſchen, nicht mehr franzöſiſchen Einfluß. Der ſchwediſche Adel mußte ſich von Rußland dictiren laſſen, wen es nach des kinderloſen Friedrich Tode zum König haben ſolle. Anfangs wollte Eliſabeth ihren Neffen zum König von Schweden machen. Ihre Schweſter Anna war, wie oben geſagt, mit dem Herzog Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp vermählt worden und hatte ihm den Prinzen Peter geboren. Dieſen ihren Liebling hatte ſie aber bereits zu ihrem Nachfolger auf dem ruſſiſchen Throne beſtimmt, da ſie ſelbſt ſich niemals vermählen wollte. Weil nun Peter eben deshalb ſchon den griechiſchen Glauben angenommen hatte und alſo in dem ſtrenglutheriſchen Schweden nicht König werden konnte und ſelbſt auch keine Luſt dazu bezeugte, denn Rußland war ihm genug, ſo beſtimmte Eliſabeth

einen andern Verwandten, den Herzog Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp, für den schwedischen Thron. Alle diese russischen Verfügungen besiegelte der Friede zu Abo, 1743, in welchem Schweden Finnland zurückerhielt. Ein Aufstand der schwedischen Bauern in Dalekarlien, die über das Adelsregiment entrüstet waren, wurde in demselben Jahre niedergeschlagen.

Wenn nun gleich de la Chetardie mit echt französischer Etourderie in St. Petersburg zu intriguiren fortfuhr, so fand er doch seinen Meister an Bestuschef, welcher mit echt russischer Insolenz ihn ergreifen und über die Grenze schaffen ließ. Aber Lestocq rächte sich an seinem mächtigen Nebenbuhler, indem er die Eitelkeit der Kaiserin aufregte. Er ließ derselben einreden, ihre (wirklich sehr schöne) Hofdame Natalie Lapuschin habe sich gerühmt, schöner zu seyn, als die Kaiserin, und dieselbe Dame habe mit der Gräfin Bestuschef (Schwägerin des Ministers) und dem damals in Berlin accreditirten, früher in Petersburg sehr thätigen österreichischen Gesandten, Marquis von Botta, und andern Personen des Hofes von der Partei Bestuschefs sich zum Sturz der Kaiserin verschworen. Elisabeth glaubte alles, setzte ein Gericht nieder und ließ die schöne Lapuschin, ihren Gemahl und Sohn und die Gräfin Bestuschef auf offenem Platze knuten und ihnen allen die Zungen ausreißen; sodann empfingen noch Staatsrath Sibin, Fürst Putätin und Gardeoffizier Moskow die Knute, und alle wurden nach Sibirien verbannt. Botta wurde, sobald die Kaiserin Elisabeth auch gegen ihn Klage erhob, von Friedrich dem Großen, dessen Arglist den Vorfall rasch benützte, genöthigt, Berlin zu verlassen, und Maria Theresia selbst fand es räthlich, um die Freundschaft des mächtigen Rußland zu erkaufen, sich zu stellen, als hielte sie den völlig unschuldigen Botta für schuldig, und ihn eine Zeit lang auf die Festung zu schicken. In dieser Zeit, in welcher Lestocq wieder Einfluß übte und Bestuschef mit eiserner Ruhe der Kränkung und Verstümmelung seiner Schwägerin zusah, um wenigstens für seine Person möglich zu bleiben, wollte Lestocq Rußland mit Preußen durch eine Heirath so eng als möglich verbinden. Der russische Thronfolger Peter nämlich sollte eine Schwe-

ſter des großen Friedrich zur Gemahlin nehmen. Friedrich jedoch lehnte es ab, weil er es ſeiner Würde nicht angemeſſen hielt, daß ſeine Schweſter die Religion wechsle, was ſie in Rußland hätte thun müſſen. Er ſchlug der Kaiſerin aber die junge Prinzeſſin Sophie von Anhalt-Zerbſt als Braut für den Thronfolger vor, ein ſchönes, geiſtvolles Mädchen, deren Mutter eine Jugendfreundin des großen Friedrich geweſen war. Sie wurde wirklich angenommen, erhielt mit der griechiſchen Confeſſion den Namen Katharina und feierte ihre Vermählung mit Peter im Jahre 1745. Allein Beſtuſchef hatte wenig Mühe, ſeine rohe und brutale Kaiſerin von dem allzufeinen Friedrich fern zu halten. Er flüſterte ihr zu, wie unehrerbietig ſich Friedrich in Bezug auf ihre Privaterholungen geäußert habe und was er für ein Religionsſpötter ſey. Das genügte, um ihren ganzen Groll gegen den Philoſophen von Sansſouci aufzuregen. Und doch nahm ſie zu gleicher Zeit (1745) die Huldigungen des gottloſen Voltaire, der ihr auf die hündiſcheſte Art ſchmeichelte und ſie hoch über die engliſche Eliſabeth erhob, bereitwillig an und gab ihm dafür 50,000 Rubel und andere koſtbare Geſchenke. In Voltaire und Eliſabeth begrüßten ſich die beiden tiefſten Corruptionen Europas, die civiliſirte des Weſtens und die barbariſche des Oſtens.

Eliſabeth erhob ſich ihrem Charakter und ihrer Geſittung nach nicht über eine öffentliche Dirne. Ihr ganzes Leben brachte ſie zwiſchen dem Spiegel, der Branntweinflaſche und dem Bette zu, in welchem ſie gemeine Soldaten, Bedienten, Kutſcher ꝛc. empfing. Die Elite ihrer Garde, ihre Leibcompagnie, deren Caſerne ſich unmittelbar unter ihrer eigenen Wohnung befand, bildete zugleich ihren Harem. Wie der türkiſche Sultan Weiber unterhielt, ſo hatte ſie einen Harem von Männern. Die meiſten dieſer Elenden wurden von ihr zu den höchſten Ehrenſtellen des Reichs erhoben, z. B. der Bauernſohn Raſumowski zum Feldmarſchall und Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, wozu er nicht die geringſte Fähigkeit beſaß, der deutſche Bediente Sievers zum Grafen und Oberhofmarſchall, der Stallknecht Woſchinski zum Kammerherrn, der Leibeigene Loellin,

der Kutscherſohn Skarzof ꝛc. Am meiſten Einfluß erlangte ein Schuwalof.

In dem Maaße, wie Beſtuſchef nun die Kaiſerin von Friedrich abzog, zog er ſie zu Maria Thereſia hin, woraus ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen Rußland und Oeſterreich hervorging (1746), in Folge deſſen Rußland (1748) 37,000 Mann nach Böhmen ſchickte, welche in den Niederlanden gegen Frankreich kämpfen ſollten, eine Hülfe für Oeſterreich, die den Abſchluß des Aachener Friedens weſentlich beſchleunigte. In demſelben Jahre gelang es Beſtuſchef, ſeinen alten Feind Leſtocq vollends aus dem Herzen der Kaiſerin zu verdrängen und nach Sibirien zu ſchicken, und 1750 zog Eliſabeth ihren Geſandten von Berlin zurück und ſchickte keinen mehr hin. Allein Beſtuſchef fand einen neuen Gegner an Woronzow, der ſich an den Thronfolger, Großfürſten Peter, hielt. Hieraus entſpann ſich ein verhängnißvoller Zwiſt. Peter neigte immer mehr zu Preußen, je mehr Beſtuſchef ſich Oeſterreich näherte. Das war bei dem jungen Großfürſten nicht blos Folge der Leſtocq-Woronzow'ſchen Intriguen, ſondern perſönliche Neigung, denn er liebte das Soldatenſpiel und bewunderte das preußiſche Heerweſen. Da nun aber dieſer wenig begabte Fürſt nicht nach dem Geſchmack ſeiner jungen Gemahlin war und mit Maitreſſen lebte, faßte Katharina eine tiefe Abneigung gegen ihn und verrieth zugleich ein Feuer des Temperaments, auf welches Beſtuſchef neue Pläne baute. Nach glaubwürdigen Berichten ſoll er die Einwilligung der alten Kaiſerin zu einem geheimen Verkehr des ſchönen Soltikow mit der jungen Katharina erhalten haben, weil deren Ehe mit Peter kinderlos geblieben war. Das Ergebniß dieſer Intrigue war ſodann die Niederkunft Katharinas mit dem jungen Großfürſten Paul (1754). Daß aber die alte Eliſabeth ihre Zuſtimmung gegeben habe, wird erklärt aus ihrer eigenen Lüderlichkeit, die am unerlaubten Verkehr mit andern keinen Anſtoß nahm, aus dem Bedürfniß eines Thronfolgers, weil ſonſt der gefangene Iwan eine Partei erhalten haben würde, und aus der Entfremdung, welche zwiſchen Eliſabeth und ihrem frühern Liebling Peter eintrat. Er

beleidigte nämlich ihre Bigotterie, indem er öffentlich den griechischen Cultus verspottete, und reizte ihre Empfindlichkeit durch die Art, wie er seinen Haß gegen alles Russische kund gab, und durch seine Vorliebe für Preußen. Katharina dagegen verstand es, die alte Kaiserin durch verstellte Demuth und Frömmigkeit für sich zu gewinnen.

Nach dem Aachener Frieden begann eine neue Annäherung Rußlands an Frankreich, sofern sich das letztere sichtbar von Preußen ab- und Oesterreich zuwandte. Auch hier spielte wieder ein französischer Gesandter, dem besondere Verführungskunst eigen war, eine Hauptrolle, der Ritter d'Eon, dessen Galanterie so berühmt und originell war, daß ihn die damalige Welt für einen Hermaphroditen hielt. Er gefiel der alten Elisabeth ungemein und brachte sie dahin, dem französisch-österreichischen Bündniß gegen Preußen beizupflichten (1756).

Um diese Zeit begann eine merkwürdige Lebensregung in Polen. Hier war König August III. nur dem Namen nach König, und auch sein Minister, Graf Brühl, gab lieber prächtige Feste, als daß er sich mit Regierungssorgen geplagt hätte. Für ihn regierte die mächtige Adelspartei der Fürsten Adam und August Czartoryski. Adam aber hegte den Ehrgeiz, wenn erst der Sachse gestorben und die Krone wieder erledigt seyn würde, die Wahlstimmen auf sich zu lenken, und bemühte sich, um dereinst als König mit mehr Energie regieren zu können, schon jetzt die Rechte der Krone zu vermehren und die gesetzlich privilegirte Adelsanarchie einzuschränken. König August und Brühl billigten begreiflicherweise diese Bemühungen, als ihnen selbst günstig. Czartoryskis heftigste Gegner aber waren die Familien Potocki und Radziwil. Nun hegten die Czartoryski die thörichte Hoffnung, durch russischen Einfluß sowohl ihre monarchischen Reformen, als auch später ihre Erhebung auf den polnischen Thron durchzusetzen, und ließen für diesen Zweck den Fürsten Stanislaus Poniatowski, ihren Neffen, als polnischen Gesandten in St. Petersburg wirken, und zwar nicht mehr bei der alten Kaiserin,

die nicht mehr lange leben konnte, ſondern jetzt ſchon bei Peter und Katharina, die bald den Thron beſteigen ſollten. Peter konnte die Sachſen nicht leiden, hörte daher den Polen gern über ſie ſpotten. Katharina aber verliebte ſich förmlich in Poniatowski, welcher damals noch jung und einer der ſchönſten Männer war. Dieſes Verhältniß zerriß vollends alle Gemeinſchaft zwiſchen dem großfürſtlichen Ehepaare. Peter nahm die dicke Gräfin Woronzow zur Maitreſſe an und hielt mit ihr und ihrem Anhang einen eigenen Hof, während Katharina ihre heimliche Gunſt dem Polen ſchenkte und demſelben eine Tochter (Anna) gebar, 1757.

ser, geheimnißvoller Seele die glühende Leidenschaftlichkeit des böhmischen Volks mit dessen hohem Genie vereinigt war. Zum Herrscher geboren, wie es selten ein Mensch gewesen ist, und von Jugend auf durch astrologischen Wunderglauben auf seine künftige Größe vorbereitet, verfolgte Wallenstein mit eben so viel leidenschaftlicher Gluth als kluger Berechnung ein noch unbekanntes Ziel des Ehrgeizes, wozu ihm die kriegerische, sturmbewegte Zeit die Bahn öffnen sollte. Endlich erschien der günstige Augenblick, und die Zeit bedurfte seines Genie's. Es kam ihm nicht unerwartet, er war längst vorbereitet, und drängte sich ungerufen selbst herbei, als die Sternenstunde für ihn günstig war. In frühern Feldzügen, und noch mehr durch eifrige Kriegsstudien geübt, und durch eine politische Heirath im Besitz unermeßlicher Reichthümer, bot er sich jetzt dem Kaiser zum Feldherrn an, und versprach ihm auf eigne Kosten ein Heer zu stellen, bedung sich aber aus, daß dieses Heer wenigstens 50,000 Mann stark seyn müsse, weil er zwar mehr, aber nicht weniger Truppen ernähren könne. Er wußte nämlich wohl, daß ein großes Heer sich selbst ernähren kann, und hatte von Mansfeld gelernt, wie man mit wenig oder gar keinem Gelde doch Wunder thun kann, denn Mansfelds Soldaten lebten überall von Raub und Plünderung, und so sollten es Wallensteins Soldaten auch machen. Der Kaiser war hoch erfreut, so wohlfeil zu dem zu kommen, was er grade am dringendsten bedurfte, und Wallenstein begann sein Werk. Großmüthig verschwendete er seine Schätze, um erst einen kleinen Kern von Truppen zu bilden, die übrigen liefen dann von selber zu. Schaarenweise strömte das müßige und kriegslustige Volk zu seinen Fahnen, besonders da man vernahm, wie lustig es dabei herging, welche große Freiheiten Wallenstein dem Soldaten gestattete, und wie

Drittes Buch.

Die Corruption der Höfe.

1.

Ludwig XV.

Das Teſtament Ludwigs XIV. ſetzte eine Regentſchaft ein, welcher Herzog Philipp von Orleans nur präſidiren, an der aber auch die illegitimen Söhne des Königs Antheil haben ſollten. Philipp wußte aber mit Zuſtimmung des alten Adels und des Parlamentes dieſe Eindringlinge wegzuſchieben und blieb allein Regent. Er war damals ſchon 41 Jahre alt und entſetzlich debauchirt. Er hatte ſich nicht nur, wie alle andern franzöſiſchen Prinzen und Herren jener Zeit, in alle Sinnengenüſſe geſtürzt, ſondern übertraf auch alle im Raffinement ſeiner geheimen Orgien. Je unnatürlicher und gottloſer der Genuß, deſto mehr war er auf ihn pikirt bis zum Inceſt. Sein Verführer und Liebling war der Abbé Dubois, den er zu ſeinem erſten Miniſter machte. Dubois war von niederer Herkunft aber ein ſog. ſtarker Geiſt (ésprit fort), der es für Feigheit erklärte, wenn der freie Menſch ſich noch an irgend eine Vorſchrift des Glaubens und der Sitte binde; das Vorrecht genialer Naturen ſey, ſich über alle Vorurtheile der Menge hinwegzuſetzen. Der Regent ſtimmte hierin völlig mit ihm überein und verachtete die ganze Welt. Seine

nächtlichen Bachanalien übertrafen an Schamlosigkeiten alles, was selbst das classische Alterthum in dieser Art hervorgebracht hat.

Der damals erst fünfjährige junge König Ludwig XV., ein schwaches und weiches Kind, wurde von diesen Greueln des Palais Royal (des Orleanischen Palastes) fern gehalten und der Erziehung des frommen Abbé Fleury anvertraut, den man später mit der Cardinalswürde ehrte. Derselbe hatte schon des jungen Königs Vater erzogen und ein berühmtes Buch über Erziehung königlicher Prinzen geschrieben, worin er sich den Mentor als Führer des jungen Telemach zum Muster nahm.

Der Regent verschwendete ungeheure Summen und fand doch den Staatsschatz schon durch Ludwigs XIV. großen Aufwand erschöpft. Leichtsinnig, wie er war, und immer schnell bezaubert, wenn ihm etwas genial erschien, ließ er sich durch John Law, einen verrufenen Spieler aus Schottland, zum tollsten Finanzschwindel hinreißen. Law gründete schon 1716 eine Bank auf Actien, welche Credit gewann, knüpfte nachher aber eine Handelscompagnie daran, die den Handel nach dem französischen Nordamerika (Canada und Louisiana) übernahm und zu welcher unglaublich viele Actien gezeichnet wurden, weil dem leichtgläubigen Publikum vorgespiegelt worden war, das Thal des Missisippi biete noch mehr Reichthümer als Peru dar. Die Actien stiegen um das Zwanzigfache des Werthes. Ungeheure Summen strömten in die Kasse der Compagnie, welche dem Staate sofort 1200 Millionen Livres in Papier zur Abzahlung älterer Schulden darlieh. Die älteren Gläubiger, namentlich Holländer, Engländer und Genuesen, mußten sich nun mit diesen Scheinwerthen bezahlen lassen, denn das ganze papierene Gebäude Laws fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Es war von Anfang an nur darauf berechnet gewesen, den Leuten das baare Geld abzulocken und ihnen Papier dafür zu geben, dessen künstlich in die Höhe getriebener Werth bald auf nichts herabsank, weil der wahre Werth, den sie vorspiegelten, nämlich der angebliche Reichthum am Missisippi, gar nicht existirte. Der Regent ging soweit, zu verbieten, daß irgend jemand in Frankreich mehr als 500 Livres in Metall-

geld beſitzen ſolle, damit alles übrige Geld in ſeine Kaſſen flöſſe. Als er aber dieſes ſchnöde Spiel mit der Nation und mit den alten Staatsgläubigern getrieben hatte, war ſein Zweck erreicht, er ließ die Actien fallen, die Bank ſtellte ihre Zahlungen ein und Law, dem die Schuld allein aufgewälzt wurde, entging mit genauer Noth der Wuth des Volkes, 1720.

Dubois erſchlich ſich vom widerſtrebenden Papſt den Cardinalshut, indem man denſelben in dem wiederauflebenden janſeniſtiſchen Streit mit einem Schisma bedrohte, ſtarb aber bald an ſeinen Ausſchweifungen und 1723 folgte der Regent ihm aus gleicher Urſache nach.

Da der König noch zu jung war, um ſelbſt zu regieren, übernahm Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon, Urenkel des großen Condé, die Regentſchaft. Das Haus Condé war neben dem Hauſe Orleans das einzig noch übrige von den Prinzen von Geblüt. Die Spannung mit Spanien erneuerte ſich in dem Maaße, in welchem dieſer Staat ſich in Italien auszudehnen ſuchte. Deshalb wurde die Vermählung Ludwigs XV. mit einer Tochter Philipps V. rückgängig gemacht und ihm die junge Maria, Tochter des Königs Stanislaus Lescinski, zugeſprochen. Inzwiſchen begann ſich Fleury, den der junge König hoch ehrte, in die Geſchäfte einzumiſchen, und ſorgte dafür, daß der Regent plötzlich abgedankt wurde, indem Se. allerchriſtlichſte Majeſtät nunmehr ſelbſt regieren wollte, 1726. Fleury lenkte ſodann das Staatsruder und man erkennt ſeine Friedensliebe aus dem Umſtande, daß Europa damals wenigſtens durch keinen großen Krieg mehr geſtört wurde und Frankreich, Spanien, England und Oeſterreich mehr nur durch Unterhandlungen ihre Anſprüche ausglichen.

Ludwig XV. lebte, während der Cardinal für ihn regierte, ruhig im häuslichen Kreiſe mit ſeiner polniſchen Gemahlin, die ſieben Jahre älter war als er, und im Umgang mit dem Grafen von Toulouſe, den er gern hatte. Man bemerkte an dem jungen König eine große Trägheit und Gleichgültigkeit. Um Geſchäfte bekümmerte er ſich nicht, keine Ungeduld trieb ihn aus dem Gewohnten und Alltäglichen heraus, wenn er aber zu etwas Neuem gereizt worden war,

vergaß er eben ſo ſchnell das Alte. Wie hätte er nicht, trotz ſeines Stumpfſinnes und trotz Fleurys, von den Laſtern der vornehmen Pariſer Welt angeſteckt werden ſollen! Sein erſter Kuppler war der Herzog von Richelieu und die erſte Verführerin, die ſich zu dieſer Rolle hergab, die ſchöne Gräfin von Mailly, 1736. Die Höflinge lauerten vor dem Zimmer und als das freche Weib triumphirend heraustrat, wußte man, die Maitreſſenwirthſchaft fange wieder da an, wo ſie mit Ludwig XIV. aufgehört hatte. Nach der Mailly kamen ihre drei Schweſtern an die Reihe. Die eine derſelben, die Marquiſe v. Chateaurour, gefiel dem König ſo, daß er ſie zur Herzogin erhob und auf ihren Wunſch die Mailly entfernte. Die neue Herzogin aber machte einen Aufwand, für welchen der König die Summe von 1,200,000 Franken brauchte. Als er das Geld von dem Finanzminiſter Orry verlangte, ſagte dieſer: ich ſtaune, Sire, wie wenig Sie verlangen, ich habe ſchon 1,500,000 zurückgelegt. Dennoch wirkte die Chateaurour günſtig auf Ludwig XV., indem ſie ihn aus dem weichen Serailleben heraustrieb und 1744 mit ihm in den Krieg zog. Als der König damals in Metz erkrankte und am Tode war, jagte man die Chateaurour fort. Als Ludwig genas, wollte er ſie wieder haben, aber ſie war ſelbſt erkrankt und ſtarb.

Wenige Tage nachher lernte der König ein kokettes Frauenzimmer auf einem Maskenballe kennen, die ſich frech herausnahm, ihn zu necken, und ihn ſo reizte, daß er ſie zur Maitreſſe nahm. Das war Antoinette Poiſſon, die Tochter eines Fleiſchers, der wegen Betrugs kaum dem Galgen entronnen war, die aber wegen ihrer Schönheit einen Gemahl an dem Herrn d'Eſtioles gefunden hatte. Ludwig ernannte ſie zur Marquiſe von Pompadour. Sie bemächtigte ſich des Königs gänzlich. Derſelbe ſtellte ſie dem geſammten Hofe vor und befahl ſeinem Sohn, dem Dauphin Ludwig (Vater Ludwigs XVI.), ſie zu umarmen. Der Dauphin that es, ſtreckte aber über ihrer Schulter die Zunge heraus. Auch die arme Königin Marie mußte ſich gefallen laſſen, die Maitreſſe zu empfangen und zu ihrer dame d'honneur zu ernennen. Selbſt die Höflinge erbarmte es, als ſie die blaſſe Königin mit ſanfter Reſignation die freche

Buhlerin begrüßen ſahen. Sie ernannte Miniſter und Generale und regierte allein. Orry aber war ihr bei weitem noch nicht gefügig und freigebig genug. Er mußte das Miniſterium verlaſſen und ſie brachte das Finanzweſen, die öffentlichen Bauten, die Steuerverpachtung ꝛc. alles an ſich und ihre Familie. Sie empfing in jedem Monat vom Könige 1,500,000 Franken, und verfügte noch außerdem über unberechenbar große Summen, um Geſchenke zu machen oder Gelegenheitsausgaben zu beſtreiten. Sie ſchenkte nämlich nicht nur Titel und Aemter weg, ſondern auch ſog. croupes, Anweiſungen auf die Staatscaſſe, welche ſogleich honorirt werden mußten, und war daher immer von vornehmen Bettlern umgeben, die ihr den Hof machten. In jedem Jahre ſchenkte ihr der König eine neue reiche Herrſchaft. Sie blieb bis an ihren Tod bei ihm in Gunſt, weil ſie ihn zu unterhalten und allen ſeinen Gelüſten zu genügen verſtand. So lange ſie ſelbſt noch ſchön war, ergötzte ſie ihn mit einem Liebhabertheater, in welchem ſie ſelbſt die verſchiedenartigſten Rollen ſpielte, und erſchien ihm auch außer dem Theater täglich in einem neuen überraſchenden Coſtüm, um ihn immer neu zu reizen. Die erlauchteſten Familien Frankreichs drängten ſich damals um die Ehre, mitſpielen oder wenigſtens zuſchauen zu dürfen. Zur Abwechslung labte die Pompadour ihren königlichen Buhler in Stunden der Ermattung mit der chronique scandaleuse von Verſailles und Paris. Sie hatte eine Art geheimer Polizei organiſirt, durch die ſie alle Laſter, Schwächen und Lächerlichkeiten vornehmer Perſonen, alle unſaubern Anekdoten der damaligen Geſellſchaft erfuhr, Dinge, die der König beſonders gern hörte und die ihn zum Lachen kitzelten. Als die Pompadour in Folge ihrer Ausſchweifungen 1748 in den Fall kam, durch ihre Ausdünſtung dem König unliebſam zu werden, behauptete ſie dennoch ihre ganze Macht über ihn, indem ſie ihn mit neuem Sinnenzauber umgab im ſog. parc aux cerfs. Hier im großen Park von Verſailles, in einem reizenden Verſteck, unterhielt ſie ein Serail von unreifen Mädchen, deren liebliche Unſchuld den ſtumpfen Sinn des alten Sünders noch aufregen ſollte. Die Greuel, welche hier begangen wurden, erſcheinen noch entſetzlicher, wenn man erfährt, der

König habe regelmäßig und sehr andächtig mit den jungen Opfern gebetet. Uebrigens drängte sich wieder der Adel zu der Ehre herbei, ihm seine elfjährigen Töchter in den Hirschpark liefern zu dürfen. Ein dreizehnjähriges Fräulein Tiercelin fesselte den König so, daß die Pompadour eifersüchtig wurde und das Mädchen sammt ihrem Vater unter dem nichtigen Vorwande, sie hätten mit dem König von Preußen conspirirt, in die Bastille werfen ließ. Die Marquise von Pompadour starb 1764. Die Tiercelin wurde nun frei und hatte ihre Rolle so gut einstudirt, daß sie jährlich 30,000 Franken erhielt und daß ihr der König, da sie das dreifache zu brauchen pflegte, auch ihre Schulden bezahlte.

Es sind widrige, schmutzige Dinge, aber man darf sie nicht verschweigen, weil sie erklären, warum die Familie der Bourbons aufhören mußte, in Frankreich zu regieren.

Das französische Volk verhielt sich merkwürdig passiv. Die Parlamente wagten nichts, um der Verschwendung des Hofes und dem Steuerdruck zu wehren, und entwickelten nur eine hitzige Thätigkeit im Kampf gegen den Hofjesuitismus. Veranlassung dazu gab der Herzog von Orleans, Sohn des Regenten, ein jansenistischer Pietist, der die päpstliche Verdammung des Jansenismus nicht anerkannte und dem dafür die Sterbesakramente verweigert wurden. Das Pariser Parlament trat für ihn gegen den Pfarrer auf und es gab einen langen gehässigen Prozeß, in dem die geheime Verachtung der Kirche Nahrung fand. Die böse Stimmung gegen den Hof entlud sich in dem Mordversuch, den ein gewisser Damiens 1757 auf den König machte. Der Mörder wurde mit Umgehung des Parlaments durch die Prinzen und Pairs gerichtet und geviertheilt.

2.

Die Pariſer Modetyrannei.

Sobald unter Ludwig XV. die Maitreſſenherrſchaft anfing, verlor Cardinal Fleury ſein Anſehen. Derſelbe ſtarb als Greis, 1743. Nach ihm regierte durch der Maitreſſen Gunſt der Herzog von Richelieu, dann der zum Cardinal erhobene Bernis. Den ohnmächtigen Päpſten blieb nichts übrig, wenn ſie ſich die Gunſt der franzöſiſchen Könige erhalten wollten, als den ihnen von dort empfohlenen Miniſtern, waren ſie auch noch ſo verworfene Geſchöpfe, den Cardinalshut aufzuſetzen. Die Verſchwendungen des Hofes überſtiegen unter Ludwig XV. noch die aus der Zeit des Regenten und Ludwigs XIV., denn die Maitreſſen und ihre Günſtlinge verſchlangen ungeheure Summen. Dreißig Maitreſſen nach einander wurden dem Hofe förmlich vorgeſtellt und obgleich immer wieder verdrängt, doch jede, ſo lange ſie die Neigung des Königs feſſelte, wie eine Königin geſchmückt und beſchenkt und ihrem Familienanhang alle Staatskaſſen geöffnet. Die neuen Kriege koſteten auch viel Geld und die Steuerlaſt in Frankreich wurde immer unerträglicher.

Aber an äußerem Glanz überſtrahlte der Hof von Verſailles alle Höfe Europas und blieb, wie unter Ludwig XIV. deren Vorbild. Schon ſeit dem weſtphäliſchen Frieden hatte ſich die franzöſiſche Sprache in allen diplomatiſchen Urkunden an die Stelle der lateiniſchen gedrängt, und wurde nun immer mehr die Umgangsſprache der Fürſten und des Adels in ganz Europa. Das gab der franzöſiſchen Literatur ein ungeheures Uebergewicht, aber in dieſer Literatur wurde der Geiſt der Renaiſſance, die heidniſche Philoſophie, der moderne Epicuräismus, die Verachtung und Verſpottung des Chriſtenthums und der Sittlichkeit immer mehr vorherrſchend, wie in der Geſellſchaft. Wie einſt im verdorbenen Athen und Rom die Hetären, ſo ſpielten jetzt in Paris die galanten Damen die erſte Rolle. Kein Ehemann durfte ſich mehr an der Seite ſeiner Frau blicken laſſen,

eheliche Treue galt als lächerlich und gemein, des Ehebruchs aber und der Ausſchweifungen durfte ſich jeder rühmen, nach dem Beiſpiel, welches der König ſelbſt gab. Nach dieſer Sonne hin ſchmachteten alle Blumen des Hofes. Die vornehmſten Familien wetteiferten, ihre Frauen und Töchter dem König oder deſſen Günſtlingen anzubieten. Der ſtolze fränkiſche Adel war herabgewürdigt, wie einſt der römiſche Senat zu Neros Zeiten. Nur in den entlegenen Provinzen bewahrte noch der Landadel die alte Frömmigkeit, Tugend und Einfachheit der Sitten.

Die ſinnlichen Genüſſe, welche Paris darbot, und die heitere Lebensphiloſophie, welche dort jeden Gewiſſensſcrupel hinwegſpottete, übte einen unendlichen Reiz auch auf den Adel des Auslandes. Wer Geld hatte, wollte mitgenießen. Man fing ſich der alten Derbheit daheim zu ſchämen an und wollte ſich mit der Luſt zugleich ſeine Sitte aus Paris holen. Damals eilte die vornehme Jugend aus Deutſchland, England, Polen, Schweden nach Verſailles und Paris, um dort reden und leben zu lernen. Mit den Sitten, der Sprache und der Literatur wurden auch die Kleidertrachten des franzöſiſchen Hofes an allen andern Höfen herrſchend. Die ſpaniſche Hoftracht der früheren Zeit wurde nur noch für die niedrigſten Chargen, die Trabanten, beibehalten. Die franzöſiſche Hoftracht blieb ſich ſelbſt aber nicht gleich. Unter Ludwig XV. verſchwanden die ungeheuren Perücken, die den halben Rücken bedeckt hatten, und machten gepuderten Friſuren Platz, deren Formen beſtändig wechſelten. Dagegen begannen jetzt erſt die gepuderten Friſuren der Damen ins Ungeheuerliche auszuſchweifen. Das Princip dieſer Moden war Unnatur und Lascivität. Ein Glied des Leibes wurde durch die Kleidung auf Koſten aller andern rieſenhaft vergrößert, ſo der Kopf durch die Friſur, die Bruſt durch ungeheure Bauſchen, das Hintertheil durch den berüchtigten cul de Paris. Den erſten Frack trug ein aimable roué, der ſeine Hüften zeigen wollte. Das kokette Häubchen, in dem ſich die franzöſiſchen Damen ſo lange gefielen, ſtammte von dem Fräulein von Fontanges her, der einmal bei einem frivolen Anlaß ihre Haube verſchoben worden war.

Man bemerkt überhaupt einen Uebergang aus der mehr martialiſchen Zeit Ludwigs XIV. in eine ungleich weibiſchere unter Ludwig XV., wie es ſich ſchon durch das ſchlechte Verhalten und die vielen Niederlagen der franzöſiſchen Armee unter dem letztern erwies. Das Schwert wurde immer mehr zum Galanteriedegen verdünnt. Auch die Kunſt nahm immer mehr einen galanten und weibiſchen Charakter an. Die etwas ſteife Manier der älteren Renaiſſance ging in die Schnörkelei und Niedlichkeit des Styls über, den man in neuer Zeit mit dem Namen Rococco bezeichnet hat, und den in der Baukunſt die gewundenen Säulen, die Schneckenform, das Gebrechſelte, die Vignetten und Spiegel, in der Plaſtik die koketten Attituden, in der Malerei die ſchäferlichen Lüſternheiten charakteriſiren. Wie ſehr man nun auch berechtigt iſt, dieſe ganze Manier zu tadeln, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß die Franzoſen viele Grazie hineingelegt haben. Aehnlich wie zur Zeit der Ptolemäer verbarg ſich die Sünde im Schleier der Anmuth und eines feinen Geiſtes. Der Anſtand wurde nicht verletzt und das machte die Sünde nur um ſo verführeriſcher. Auch die franzöſiſche Sprache war nie vollendeter, als ſie in den Werken der damaligen frivolſten Geiſter erſcheint.

Dies erklärt einigermaßen die allgemeine Bezauberung, welcher damals die gebildeten Claſſen verfielen. Man muß dazu aber auch noch den Umſtand rechnen, daß man der Rohheit und Barbarei der frühern Kriegszeiten herzlich ſatt war, daß man ſich nach ſo mancherlei ſchwerer Noth des Lebens wieder freuen wollte und alſo mit Begierde alles ergriff, was zum Genuß einlud und zugleich mit einer gewiſſen Vornehmigkeit des Geiſtes ſchmeichelte. Daß die Vornehmen und Gebildeten ſo ganz von Gottes Geboten und von den alten Nationaltugenden abwichen, kann freilich nie entſchuldigt werden. Aber es erklärt ſich einigermaßen aus der Verkommenheit der Kirche und ihrer Diener. Wie viele nichtswürdige Diener des Deſpotismus wurden damals zu Cardinälen erhoben! Wie eifervoll diente auch der Jeſuitenorden, gegen den Willen des Papſtes, der weltlichen Macht, um durch ſie ihren Einfluß zu behaupten! Zu

welcher Geiſtloſigkeit war die engliſche Staatskirche herabgeſunken, und die ſteife Orthodoxie der deutſchen Lutheraner und holländiſchen Reformirten! Das Salz war dumm geworden.

Nachdem ſich die Geiſter in unſerem Jahrhundert einigermaßen wieder gefaßt haben, erſcheint in der That die gänzliche Verkommenheit des kirchlichen Sinnes im vorigen Jahrhundert höchſt auffallend und wunderbar. Man beſaß die h. Schrift, die Kirchenväter, die großen Erinnerungen des Mittelalters und doch wußte man ſich der ſeichten Philoſophie und der ſchändlichen Tendenzen nicht zu erwehren, die aller Religion und Sittlichkeit damals offen den Krieg erklärten.

3.

Voltaire und Rouſſeau.

Der Geiſt der Verneinung concentrirte ſich damals in Franz Marie Arouet de Voltaire, der, als Sohn eines reichen Advokaten 1694 in der Nähe von Paris geboren, frühzeitig als Dichter auftrat und durch ſchöne Sprache, Geiſt und Witz allgemeines Aufſehen erregte. Er war von fabelhafter Häßlichkeit, klein, dürr, ſatyresk, geil wie ein Affe und boshaft wie eine Katze, der niederträchtigſte Schmeichler der Großen (unter andern der Pompadour) und auch wieder der eitelſte Buhler um die Gunſt der Maſſen. In ſeiner Jugend noch unbeſonnen, fing er über Ludwigs XIV. Regierung Spottverſe zu machen an und kam deshalb auf kurze Zeit in die Baſtille. Angeſteckt von ſchlechter Geſellſchaft ſchrieb er 1715 ſein erſtes Hohngedicht gegen das Chriſtenthum. Dann trat er in die Fußtapfen Corneilles und Racines und ſuchte durch die Bühne berühmt zu werden, was ihm auch gelang. Sein erſtes Stück Oedipus war noch ganz im claſſiſchen Styl, doch hat er in mehreren ſeiner ſpätern Trauerſpiele antikirchliche und politiſche Tendenzen eingetragen. Da ſein Oedipus dem Regenten Philipp gefiel, ſuchte ſich Voltaire beim Hauſe Bourbon in Gunſt zu ſetzen durch ein epiſches Gedicht

königlich er ſie auf Koſten des Bürgers und Landmanns leben ließ. Auch ſah Wallenſtein gar nicht auf die Religion, und dies bewog ſelbſt Proteſtanten, ihm um Ehrenſtellen und Beute zu dienen. Bei dieſer Gleichgültigkeit gegen den Glauben, verfolgte Wallenſtein einen tiefen Plan. Er gewann dadurch die große Maſſe der rohen, verwahrloſeten oder lebensluſtigen Jugend, die dem Zwange ſowohl der proteſtantiſchen Prediger als der Jeſuiten ſich nicht recht fügen wollte; er bildete ſich ein eignes Geſchlecht Menſchen zu, das dem luſtigen Soldatenleben, und dadurch ihm ſelbſt, als dem Schöpfer deſſelben, blindlings ſich ergab, und ſich weder um den Glauben, noch um Kaiſer, Reich und Fürſten weiter bekümmerte, das er alſo zum Werkzeug ſeiner ehrgeizigen Plane machen konnte; endlich durfte er hoffen, ſich durch ſeine religiöſe Duldſamkeit ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten geneigt zu machen, zwiſchen ſie und den Kaiſer treten, und an der Spitze ſeines allgewaltigen Heeres beiden Geſetze vorſchreiben zu können. Vor der Hand war er aber nur noch General des Kaiſers, und mußte vorſichtig ſeinen kühnen Plan verbergen.

Kapitel CCCCIII.

Das Reſtitutionsedikt.

Wallenſtein ſetzte nun ſein Heer in Bewegung, war aber viel zu ſtolz, ſich mit Tilly zu vereinigen, wie ihm geboten war, und drang vielmehr von der andern Seite in Niederſachſen ein. Mansfeld, der auch wieder im Feld erſchien, ſtellte ſich ihm mit einem kleinen Haufen an der Deſſauer Elbbrücke höchſt verwegen in den Weg, erlitt aber eine blutige Niederlage, 1626, und floh nach Ungarn, wo er bald darauf ſein Heldenleben endete. Unterdeß ſchlug auch Tilly den König von Dänemark bei

von Heinrich IV. (die Henriade), worin er zugleich Toleranz empfahl. Da er aber den persönlichen Spott nicht lassen konnte, bekam er 1726 von einem jungen Herrn aus der Familie Rohan derbe Prügel und wurde noch einmal in die Bastille gesetzt. Aus Aerger ging er nachher nach England.

Hier war aus der Corruption und Frivolität der Zeit Karls II. eine Schule von Gottesleugnern erwachsen, die ganz ernsthaft und systematisch lehrten, was Voltaire nur witzig anzudeuten wagte. Er bekam also hier viel zu lernen und schloß sich an die entschiedensten Freigeister, namentlich Bolingbroke, an. Der erste englische Philosoph, welcher den bisherigen christlichen Glauben durch ein erfahrungs- und vernunftmäßiges Wissen ersetzen und, ohne das Christenthum zu verwerfen, es doch gleichsam erst vernünftig machen wollte, war Locke am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Ihm folgte eine ganze Reihe von sog. Deisten, die noch einen Gott voraussetzten, aber nicht mehr nach dem Offenbarungsglauben. Mit Shaftesbury aber begann eine andere Reihe von reinen Skeptikern, die das Christenthum und seine Moral geradezu als etwas Veraltetes und Gemeines, vornehmer Geister Unwürdiges verhöhnten. Lord Chesterfield stellte ein förmliches System der Immoralität auf. Auch Bolingbroke, der schon die Pariser Schule der Unzucht durchgemacht hatte, war ein frecher Spötter. Der Arzt Hartley lehrte (1749), „der Gedanke sey nur eine Action des Gehirns, wie der Urin eine der Nieren." Doch hatten diese Männer nicht die Mehrheit der Engländer für sich, vielmehr erhielt sich dort wie im Volk, so in der Wissenschaft der religiöse Sinn. Voltaire aber schloß sich an die Spottgeister an und wurde durch ihr Beispiel immer kecker gemacht.

Als er 1729 nach Frankreich zurückkehrte, schrieb er philosophische Briefe, welche Cardinal Fleury durch den Henker verbrennen ließ, er überlebte aber diesen frommen Cardinal und fuhr fort, das Christenthum anzugreifen, von dem die vornehme und in Sünden trunkene Welt längst abgefallen war, weshalb er den lautesten Beifall erntete. Nachdem er in seinem Schauspiel Mahomed den christlichen Fanatismus bekämpft und die Schadenfreude erlebt hatte, daß

der Papſt die Zuſendung des Stücks huldvoll aufnahm, warf er vollends alle Scham ab und ſchrieb die berüchtigte pucelle, eine traveſtirte Geſchichte der Jungfrau von Orleans, in trefflichen Verſen voll Geiſt und Witz, aber dem Inhalte nach das ſchmutzigſte Buch, das je auf Erden gedruckt wurde, voll von den niedrigſten Zoten, durch welche er zugleich die chriſtliche Religion und die Tugend, die Diener der Kirche, das Königthum und die Ariſtokratie verhöhnt. Jeanne d'Arc erſcheint in dieſem abſcheulichen Gedicht als eine gemeine Buhldirne, die in beſtialiſcher Sodomiterei endet. Und das nationale Ehrgefühl der Franzoſen empörte ſich nicht darüber, vielmehr wurde die Pucelle gleich anfangs vergöttert und in hunderten von Auflagen mit obſcönen Kupfern durch Frankreich und die ganze Welt verbreitet.

Voltaire durfte ſich ſogar mit dem Nimbus eines ernſten Menſchenfreundes umgeben, als er ſich des Jean Calas annahm, der dem kirchlichen Fanatismus zum Opfer gefallen war. Dies und die Aufmerkſamkeit, die ihm Friedrich der Große und Katharina von Rußland ſchenkten, trug ungeheuer zu ſeinem europäiſchen Ruhme bei. Das gebildete Publikum bewunderte ihn einſtimmig und ſchien keine Augen für die ſchmutzigen Flecken zu haben, die allen ſeinen Werken anklebten. Unter dieſen letztern heben wir nur noch den Candide hervor, einen eben ſo frivol wie die Pucelle geſchriebenen Roman, eigens verfaßt, um den deutſchen Idealismus zu verſpotten und deſſen ſchönen Einbildungen die Wirklichkeit in ihrer ganzen Häßlichkeit entgegenzuſetzen.

Ganz in Voltaires Geiſt und unter ſeinem Protectorate gründete eine Geſellſchaft von ſ. g. ésprits forts et beaux, vor allen Diderot und d'Alembert, im Jahre 1748 die berühmte franzöſiſche Encyklopädie, worin durch alle Fächer des Wiſſens hindurch die chriſtliche Grundidee ſyſtematiſch bekämpft und dagegen die Alleinherrſchaft der Vernunft gepredigt und die moderne Aufklärung verkündigt wurde, vor der aller alte Aberglauben ſchwinden müſſe. Unter dem Aberglauben verſtand man aber das Chriſtenthum, die Moral, den Ernſt der Dinge, alles, was frühern Zeiten heilig und ehrwürdig geweſen war. Die Sünder des Hofes und der von ihm

angeſteckten gebildeten Claſſen verlangten Emancipation vom Gewiſſen, wollten den Sinnen und jeder Bosheit fröhnen dürfen, ohne ſich einem Vorwurf auszuſetzen. Die Encyklopädiſten waren nur Advocaten der damals herrſchenden Corruption, Apoſtel und Kirchenväter der Antikirche. — Im gleichen Jahr erſchien de la Mettrie's homme machine, worin Gott, die Unſterblichkeit, ja der Geiſt ſelbſt geleugnet werden. Das Buch wurde in dem frommen Holland durch den Henker verbrannt, Friedrich II. aber zog den Verfaſſer als Vorleſer an ſeinen Hof in demſelben Jahre 1748. Später ſchrieb de la Mettrie noch eine „Schule der Wolluſt“ und „Kunſt, zu genießen.“

Nur ein Jahr ſpäter, 1749, erſchien l'ésprit des loix von Montesquieu, das erſte Programm politiſcher Reformen, der erſte leiſe Ruf nach einem verfaſſungsmäßigen Zuſtande, eine Mahnung der franzöſiſchen Nation an die Freiheit, welche ſie aus den deutſchen Wäldern mitgebracht, und welche ſich die Engländer zu bewahren beſſer verſtanden hätten.

Neben Voltaire wurde Helvetius damals Liebling der franzöſiſchen Großen, weil ſein Buch l'ésprit (1758) den Macchiavellismus aus dem Staatsleben in die Geſellſchaft übertrug, jede Rückſicht auf Pflicht, Ehre, Moral und Gewiſſen für eine Albernheit, und den Eigennutz, das Handeln nach eigenem Nutzen und Wohlgefallen, das Ausbeuten Anderer für das allein Vernünftige und Practiſche erklärte.

Auch die Damen nahmen regen Antheil an der Freigeiſterei. Die Tancin, Geoffrin, Deffart ꝛc. öffneten in Paris ihre Salons allen neumodiſchen Dichtern und Denkern. Hier überwog überall die Verneinung, der Spott, der Geiſt Voltaires. Aber das Herz ließ ſich doch nicht ganz verleugnen. Es machte ſich plötzlich wieder geltend, aber nur, um auch ſeinerſeits der Zeitrichtung zu huldigen. Jean Jacques Rouſſeau, Sohn eines Uhrmachers in Genf, der 1745 nach Paris kam, ſollte einen eben ſo großen Einfluß auf Mit- und Nachwelt üben, wie Voltaire. Er hatte eine elende Jugend durchlebt, war den Eltern davongelaufen, Bedienter

geweſen, hatte auch einmal geſtohlen, mit einer alten Frau zugehalten ꝛc., lebte auch in Paris nur kümmerlich vom Notenſchreiben, wurde wegen ſeiner Schriften vom Klerus verfolgt, eines ſeiner Bücher, der Emile, öffentlich verbrannt ꝛc. Er hauste eine Zeit lang auf der Petersinſel im Bieler See unter dem Schutz des großen Friedrich (dem Neufchatel gehörte), empfing auf einer Reiſe nach London dort große Huldigungen und endete ſo elend, als er faſt immer gelebt hatte; denn nachdem er gewiſſenlos die mit ſeiner Haushälterin Thereſe erzeugten fünf Kinder alle als Findelkinder ausgeſetzt hatte, 66 Jahr alt geworden war und ſeine Thereſe ihm untreu wurde und ſich an einen Stallknecht hing, nahm er Gift und ſchoß ſich, als das Gift nicht gehörig wirkte, mit einer Piſtole todt, 1778. Dieſer unmoraliſche Menſch und Schwächling gab gleichwohl ſeinem Jahrhundert einen unermeßlichen Impuls. Die großen Geiſter, welche das antichriſtliche Jahrhundert bewegen ſollten, durften keine Heiligen ſeyn, ſie mußten im Schlamme des unheiligſten Lebens aufwachſen. Das war eine welthiſtoriſche Conſequenz. Rouſſeau ſchrieb zwar nicht unter ſeine Briefe wie Voltaire: écrasez l'infame (das Chriſtenthum), aber er widerſagte dem Chriſtenthum auf eine vielleicht noch gefährlichere Weiſe, als Voltaire, nämlich im Namen der Natur, der Humanität, des guten Herzens. Ihm zufolge gab es keine Erbſünde, waren die Menſchen alle von Natur gut und kam es nur darauf an, erſtens durch Ausrottung der Kirche, der Monarchie und des Adels, durch Vernichtung jeder Knechtſchaft und Ungleichheit unter den Menſchen, und zweitens durch Erziehung der jüngern Generation das urſprüngliche Gute in der geſammten Menſchheit wieder zur Geltung zu bringen. Dieſe Grundgedanken lehrte er, nachdem er ſchon in andern Werken darauf vorbereitet hatte, 1762 in ſeinem contrat social, der den Zukunftsſtaat aus den Wahlen und Beſchlüſſen der Mehrheit Gleichberechtigter als reinſte Republik hervorgehen laſſen wollte, und im Emile, einer Anweiſung, die Kinder vollkommen natürlich zu erziehen.

Der Einfluß ſeiner Lehre war in der nordamerikaniſchen und franzöſiſchen Revolution unverkennbar und unermeßlich. Seine Mah-

nungen an die beſſere Menſchheit erſcheinen vollkommen gerechtfertigt und zeitgemäß, wenn man die tiefe Corruption des franzöſiſchen Hofes, des Adels und des hohen Klerus, die nichtswürdigen Kabinetskriege, die Mißhandlungen der Völker in jener Zeit ins Auge faßt. Allein Rouſſeau war nicht dazu gemacht, die beſſere Menſchheit, an die er nur appellirte, ſelbſt zu ſchaffen. Sein Emile ſowohl als ſein Contrat ſocial mißkannte die menſchliche Natur und verlangte das Volk, nicht wie es iſt und ſeyn kann, ſondern wie es der Philoſoph und Dichter ſich vorzuſtellen beliebt. Insbeſondere ſah Rouſſeau, indem er der Menſchheit nur Rechte zuerkannte, gar nicht auf die Pflichten und hatte ſo wenig Moral, daß er nicht einmal die Nothwendigkeit der Ehe begriff. Rouſſeau brachte in die neue Schwärmerei für die Menſchheit und für die Natürlichkeit von Anfang an einen unreinen Ton, was jedoch der Ausbreitung ſeiner Lehre zum Vortheil gereichte, weil er bei etwas ſtrengerer Moral nicht ſo beliebt hätte werden können. In die Vergötterung des Natürlichen ſtimmten auch die laſciven Dichter aus Voltaires Schule ein, wie unter den Deutſchen der damals allbeliebte Wieland.

4.

Deutſche Höfe nach franzöſiſchem Muſter.

Das Beiſpiel Ludwigs XIV. wirkte magiſch auf den größten Theil der damaligen Fürſten, beſonders in Deutſchland. Die abſolute Gewalt und die rückſichtsloſeſte Befriedigung der perſönlichen Genußſucht hatte allerdings viel Anlockendes. Aber für die kleinen deutſchen Staaten wurden die verſchwenderiſchen Hofhaltungen unerträglich, weil die Steuern nicht ausreichten, den ungeheuern Anſprüchen der Fürſten zu genügen.

Das vornehmſte Abbild Ludwigs XIV. in Deutſchland war, wie oben ſchon berichtet iſt, der ſtarke Auguſt II. von Sachſen-Polen. Sein Hof in Dresden überſtrahlte alle andern in Deutſch-

land an Pracht, übertraf ſie aber auch an Corruption. Auguſt hinterließ, als er 1733 ſtarb, von ſeinen vielen Maitreſſen nicht weniger als 352 Kinder, unter denen der oben genannte Moriz von Sachſen (geboren von der ſchönen Aurora von Königsmark) eben ſo rieſenſtark wie ſein Vater und dabei viel energiſcher an Geiſt war, leider aber den Franzoſen als Feldherr gegen ſein deutſches Vaterland diente. Auch der allmächtige Miniſter Flemming ſtarb und hinterließ 16 Millionen Thaler, von denen ſeine Wittwe die Hälfte, als Raub vom Lande, wieder hergeben mußte. Die berüchtigtſte Maitreſſe des Königs, die Gräfin Coſel, hatte ihm 20 Millionen abgelockt. In dieſem Verhältniß hatten Huren und Buben das ſchöne Sachſenland geplündert. — Auguſts II. Sohn und Nachfolger in Polen und Sachſen, Auguſt III., war für ſeine Perſon enthaltſamer, geſtattete aber ſeinem Günſtling, dem zum Grafen erhobenen Brühl, das alte Verſchwendungsſyſtem fortzuſetzen. Brühl zog 52,000 Thaler jährlichen Gehalt, ungerechnet die großen Herrſchaften, die er ſich ſchenken ließ, und errichtete ſeinen Palaſt neben dem des Königs, ihn überſtrahlend in jedem Luxus. Seine Garderobe war die glänzendſte in Europa. Alles beſtellte er zu den höchſten Preiſen aus Paris und drückte das Land mit Steuern und gezwungenen Anleihen. Dazu war er ein Landesverräther von Profeſſion, und verkaufte ſeinen Herrn an den Meiſtbietenden.

Der ſächſiſche Hofton drang unglücklicherweiſe auch in die bürgerliche Claſſe ein. Leipzig, eine ganz bürgerliche Handelsſtadt, hieß das „kleine Paris.“ Profeſſor Gottſched daſelbſt, welcher als Literarhiſtoriker, Kritiker, Theatervater ꝛc. ganz Deutſchland Geſetze vorſchrieb und Jahrzehnte lang als die erſte geiſtige Größe Deutſchlands anerkannt wurde, ließ keinen andern Geſchmack gelten, als den franzöſiſchen, zerſtörte das deutſche Volksſchauſpiel, indem er deſſen Hanswurſt feierlich verbrennen ließ, und duldete nur noch franzöſiſch-claſſiſche Stücke. Leipzig war durch ſeine berühmte Meſſe im Herzen Deutſchlands der Mittelpunkt alles geiſtigen und ſocialen Verkehrs. Von hier aus wurden für ganz Deutſchland die Modeartikel, ſowohl in Büchern als in Kleidern und Putz beſorgt. Man

pikirte ſich in Leipzig, ſo galant, leichtfertig und graziös zu thun, wie in Paris. Die Leipziger Stubenmädchen wurden vollkommene Pariſer Griſetten. Von der Entſittlichung Leipzigs in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geben noch die damals dort erſchienenen Schriften voll von Stadtklatſch und Skandalen Zeugniß, die Gedichte von Corvinus, Celander, Henrici, von Böhlau, Roſt, Weiße ꝛc. In dem komiſchen Epos „der Renommiſt" contraſtirte Zachariä ſehr gut das galante, völlig franzöſirte Leipzig und das noch im germaniſchen Urzuſtand befindliche, roh kräftige Jena.

Damals ſtarb auch die kleine (1653 von Chriſtian, einem Sohn Johann Georgs geſtiftete) ſächſiſche Nebenlinie von Merſeburg aus. Der letzte Herzog aus derſelben war ein ſolcher Liebhaber von Baßgeigen, daß er immer einen Wagen voll bei ſich hatte, und ſo blödſinnig, daß ihn ſeine üppige Gemahlin bei der Geburt eines Kindes, deſſen Vater er nicht war, durch die Fabel beſchwichtigte, das Kind habe ihm eine ungeheuer große Baßgeige mitgebracht, die man ihm wirklich hatte machen laſſen.

Die ſächſiſchen Herzoge der Erneſtiniſchen Linie waren in viele Häuſer getheilt. Ernſt von Weimar verbot 1736 das „Raiſonniren der Unterthanen bei Zuchthausſtrafe." Friedrich von Gotha begann den ſchändlichen Menſchenhandel, der nachher ſo oft nachgeahmt wurde, indem er 1733 dem Kaiſer 4000 gewaltſam ausgehobene Rekruten um 120,000 Gulden und 1744 auch den Holländern drei Regimenter verkaufte.

In Bayern regierte Maximilian II. Emanuel bis 1726, als der Urheber großen Unheils. Ohne ſeine Felonie, ohne die verrätheriſche Diverſion im Rücken der Reichsarmee würde Frankreich ſchon im Anfang des Erbfolgekriegs beſiegt worden ſeyn. Die innige Verbindung, die er mit Frankreich einging, war zudem nicht blos vorübergehend, ſondern wurde die herrſchende Politik faſt aller Höfe des weſtlichen Deutſchlands im ganzen folgenden Jahrhundert. Der Kurfürſt war durch Villars und andere Pariſer Hofbuben ſo verdorben, daß er nur noch franzöſiſch ſprach, und beſtändig von Sängerinnen und Tänzerinnen umgeben die Pariſer Lüderlichkeit nachäffte. Seine

Gemahlin, Thereſia Kunigunde, Tochter des edlen Polenkönigs Sobieski, konnte es in dieſem lüderlichen Leben nicht aushalten und widmete ſich ganz der Frömmigkeit, wobei ihr der Jeſuit Schmacke nicht mehr von der Seite kam. Um ſich vor ſeinen Bayern weniger geniren zu dürfen, hielt ſich der Kurfürſt am liebſten, da er zugleich Statthalter der Niederlande war, in Brüſſel auf, wo er im ewigen Taumel des Vergnügens lebte und für Maitreſſen, Pferde (deren er 1200 hielt) und Bilder, zu deren Sammlung er in den Niederlanden die beſte Gelegenheit hatte, ſo ungeheure Summen verſchwendete, daß ihm aus Bayern dreifache Steuern zugeſchickt werden mußten. Den ſchon ſeit 1699 eingeſchlafenen Landtag frug man gar nicht. Sein Sohn Karl Albrecht, der bis 1746 regierte, war nicht weniger der Wolluſt und beſonders auch der Jagd ergeben und hielt neben ſeinen Maitreſſen unzählige Hunde. Auch führte er das verderbliche Lotto in Bayern ein.

Die andere Wittelsbacher Linie in der Pfalz befand ſich in gleichem Falle. Kurfürſt Philipp Wilhelm, der 1685 zur Regierung gekommen, ſtarb ſchon 1690. Sein Sohn Johann Wilhelm ahmte in Düſſeldorf (der Hauptſtadt ſeines Jülich'ſchen Erbes) das Beiſpiel ſeines Vetters Max in Brüſſel nach, hielt ſich ein Serail und kaufte viele koſtbare Bilder zuſammen. Die vernachläßigte und von den Franzoſen ausgebrannte Pfalz ließ er unterdeß durch ſeine Jeſuiten regieren und aufs furchtbarſte mit Bekehrungen quälen. Hundert reformirte Kirchen wurden in wenig Jahren katholiſch geweiht. Viele tauſend Pfälzer wanderten damals nach Amerika aus. Brandenburg verwendete ſich nachdrücklich für die Unglücklichen, aber die Jeſuitenregierung in Düſſeldorf fuhr, indem ſie zum Schein Toleranzedicte erließ, im bisherigen Syſtem fort. Endlich wurde der neue König von Preußen, den man als Calviniſten bei ſeiner ſchwachen Seite faßte, im Jahr 1705 durch den Düſſeldorfer Vergleich beruhigt, demzufolge $^5/_7$ des Kirchengutes den Calviniſten bleiben, $^2/_7$ den Katholiken zukommen, die Lutheraner aber leer ausgehen ſollten. Als Johann Wilhelm 1716 ſtarb, verfuhr ſein Bruder und Nachfolger Karl Philipp noch ſtrenger (mit Beiſtand des Jeſuiten

Usleber), unterdrückte den Heidelberger Katechismus, zwang alle Nichtkatholiken vor dem Sakrament zu knieen ꝛc., bis das Corpus evangelicorum im Jahr 1712 einen kaiſerlichen Befehl durchſetzte, der ihm Herſtellung der verletzten Rechte gebot. Damals verlegte er aus Aerger ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim und lebte hier in den gewohnten Wollüſten, durch die er noch ſein Alter ſchändete, bis ſein Tod das furchtbar mißhandelte Land von ihm erlöste und der eben ſo wollüſtige, doch mildere Karl Theodor von der Sulzbacher Linie zur Regierung kam.

In der Markgrafſchaft Baden baute der üppige Markgraf Karl Wilhelm 1715 die Stadt Karlsruhe anfangs nur als einen Harem für ſeine zahlreichen Maitreſſen. Im J. 1738 folgte ihm Karl Friedrich, welcher 74 Jahre lang regierte und als weiſer und liberaler Fürſt heute noch geprieſen wird, obgleich er der Aufklärung zu viel, dem alten Glauben des Volks zu wenig Werth beilegte.

In Württemberg hinterließ Herzog Eberhard 1674 einen Sohn Wilhelm Ludwig, der ſchon nach drei Jahren ſtarb und für deſſen erſt einjährigen Sohn Eberhard Ludwig deſſen Oheim Friedrich Karl als devoter Nachbar Ludwigs XIV. regierte. Eberhard Ludwig wurde erſt 1693 volljährig und ſehr üppig, vermehrte ſeinen Hofſtaat, zog fremden Adel an den Hof und ließ durch ſeine Maitreſſe, das mecklenburgiſche Fräulein von Grävenitz, das Land ſyſtematiſch ausſaugen. Wie hätte er ſich auch geniren ſollen, da die Tübinger Theologen mit den Dillinger Jeſuiten im heftigſten Streite lagen, ob der katholiſche, ob der lutheriſche Glaube den Fürſten vortheilhafter ſey, und der Tübinger Kanzler Pfaff mit ſeinen dicken Beweiſen, daß kein Glaube den Fürſten mehr Willkür geſtatte, als der lutheriſche, den Sieg davon trug. Als die Unzufriedenheit des Volks und der Stände zunahm und ſich beſonders laut in Stuttgart äußerte, verließ er dieſe Reſidenz und baute ſich die neue Stadt Ludwigsburg, 1716. Als die Grävenitz älter wurde, verſtieß ſie der Herzog und nahm eine andere Maitreſſe. Er ſtarb 1733 ohne Kinder, ſo daß ihm der im kaiſerlichen Feldherrndienſt katholiſch gewordene Herzog Karl Alexander nachfolgte. Dieſer hatte auf

ſeinen Feldzügen in Ungarn den Juden Süß Oppenheimer als Lieferanten kennen gelernt, der ihm immer Geld zu verſchaffen wußte, nahm ihn mit nach Württemberg und erlaubte ihm, mit den Finanzen des Landes ſchauderhaft zu wirthſchaften. Auch mißbrauchte der freche Jude des Herzogs Gunſt, um ſeinen Lüſten zu genügen und den Frieden der Familien zu ſtören. Dieſe Mißregierung dauerte jedoch nur vier Jahre. Ein Gerücht ging um, der Herzog wolle das Land entwaffnen und mit Hülfe katholiſcher Nachbarn katholiſch machen, die Verfaſſung aufheben ꝛc. Wahrſcheinlich wurde dieſes Gerücht nur verbreitet, um eine Gewaltthat, die man vorhatte, wenn ſie nicht vertuſcht werden konnte, zu entſchuldigen. Der Herzog ſtarb in der Nacht auf den 13. März 1737 im ſ. g. Spiegelzimmer des Schloſſes Ludwigsburg ganz unerwartet, wie es hieß, am Schlage. Der übermüthige Jude wurde von rechtswegen an einen hohen Galgen gehängt. Für des Herzogs erſt neunjährigen Sohn Karl übernahm ſein Vetter Karl Rudolf die Regierung, der junge Herr aber wurde in ſeinem fünfzehnten Jahre nach Berlin geſchickt, um unter Friedrich dem Großen proteſtantiſche Sympathien und ſtaatsmänniſche Gedanken zu lernen. Er lernte ſie nicht, ſondern übertraf, nachdem er nach Württemberg zurückgekehrt war und die Regierung übernommen hatte, alle ſeine Vorgänger an Leichtſinn, Ueppigkeit und Verſchwendung.

Auch Heſſen-Kaſſel wurde ſchmählich regiert vom Landgrafen Wilhelm VIII., welcher ſeine Unterthanen wiederholt zu tauſenden an die kriegführenden Mächte verkaufte und das Geld dafür in die Taſche ſteckte. Eben ſo gottlos wurden die fränkiſchen Markgrafſchaften Bayreuth und Anſpach regiert, deren kleine Herren große Verſchwender waren und tief in Schulden geriethen. Markgraf Karl von Anſpach, welcher 1757 ſtarb, war ein grauſamer Tyrann, der im Zorn mehrmals Menſchen tödtete. Die Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel, von denen ſich die jüngere Linie Bevern abzweigte, huldigte gleichfalls der franzöſiſchen Mode und Ueppigkeit.

Sogar die geiſtlichen Höfe ahmten Ludwig XIV. nach. An dem üppigen Hofe des kölner Kurfürſten Clemens (eines bayriſchen

Latter aufs Haupt, und ganz Norddeutschland huldigte den Siegern, die mit ihren stolzen Armeen mitten im Lande stehn blieben. Wallenstein hatte die seinige allein auf 100,000 Mann verstärkt, und betrug sich als unumschränkter Gebieter, indem er nichts verschonte, alles ausplünderte, und besonders die Fürsten mit ausstudirtem Hohn demüthigte. Man hat den Schaden, den er anrichtete, auf 60,000 Millionen Thaler berechnet, und dies ist nicht ganz unglaublich, da sich Deutschland damals noch in großem Wohlstand befand, und Wallenstein nicht nur seine große Armee zu ernähren hatte, sondern auch für sich selbst unermeßliche Summen zusammenscharrte. Sein kühnes Unternehmen hatte den Kaiser wieder an die Spitze des Reiches gestellt, und dies erheischte Dankbarkeit. Der Kaiser erhob ihn zum Herzog von Friedland und Sagan und bald auch von Mecklenburg, da die mecklenburgischen Fürsten sich zu spät unterworfen hatten. Eigentlich beabsichtigte der Kaiser aber, dadurch festen Fuß an der Ostsee zu gewinnen, und theils die norddeutschen Protestanten, theils die Dänen und Schweden von Mecklenburg aus im Zaum zu halten. Eine kaiserliche Seemacht sollte dort errichtet werden, und Wallenstein war schon zum Admiral derselben ernannt. Aber dieser weitaussehende Plan scheiterte an der festen Stadt Stralsund, die sich den Kaiserlichen nicht ergeben wollte, und die sie doch durchaus haben mußten, weil sie der Schlüssel zur ganzen Ostsee war. Die Dänen und Schweden erkannten sehr wohl die Wichtigkeit dieses Punktes, und die Gefahr, die ihnen gemeinsam drohte, ließ sie ihren eignen Zwist vergessen. Beide eilten der bedrängten Stadt zu Hülfe, und besonders als der schwedische Commandant Gustav Wrangel darin den Befehl erhielt, mußte Wallenstein endlich die lange Belagerung aufheben, ob er gleich geschworen hatte: er müsse

Fürſten) zu Bonn, wurde nur franzöſiſch geſprochen. Der galante Herr zählte 150 Kammerherrn und brachte ſeine meiſte Zeit in Paris zu, wo er mit den andern Prinzen an Lüderlichkeit wetteiferte. Duclos erzählt: „Er ließ einmal, als er über Valenciennes reiste, verkünden, er werde dort am erſten April predigen. Alles lief in die Kirche. Clemens ſtieg auf die Kanzel, verbeugte ſich gravitätiſch, machte das Zeichen des Kreuzes und ſchrie: Zum April! Dann ſtieg er unter dem Schall der Trompeten und Jagdhörner, welche nächſt den Pauken ein dieſer ſchändlichen Farce zuſtimmendes Getös machten, von der Kanzel herab.“ Faſt alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe in Deutſchland bauten ſich Luſtſchlöſſer, wo ſie gleich weltlichen Fürſten Hof hielten, der Würzburger in Pommersfelden, der Augsburger in Dillingen, der Speierer in Bruchſal, der Salzburger in Hellbrunn ꝛc.

5.

Oppoſition gegen die franzöſiſche Mode.

Eine Rückwirkung des germaniſchen Geiſtes gegen die romaniſche Corruption erfolgte zuerſt von England und der Schweiz her, wobei ohne Zweifel der freie Bürgerſinn und Haß des Deſpotismus mitwirkten.

In England regierte bis 1714 des abgeſetzten Jakobs II. Tochter Anna, unter welcher Marlborough ſeine unſterblichen Siege erfocht, die Union mit Schottland (1707) vollzogen wurde und das Reich den Namen Großbritannien (die vereinigten drei Reiche England, Schottland, Irland) erhielt. Da ſie kinderlos ſtarb, mußte ihr als nächſtberechtigter Erbe der Kurfürſt Georg von Braunſchweig-Hannover aus dem welfiſchen Hauſe nachfolgen. Wir erinnern uns, daß der unglückliche Pfalzgraf und Böhmenkönig Friedrich ſich mit der engliſchen Prinzeſſin Eliſabeth, einer Tochter Jakobs I., vermählt hatte. Deren Tochter Sophie wurde mit dem Herzog, nachherigen Kurfürſten Ernſt Auguſt von Hannover vermählt und dadurch erhielt

dessen Sohn und Nachfolger Georg das nächste Erbrecht auf den englischen Thron, den er 1714 als König Georg I. einnahm. Sein deutscher Hof war noch ganz nach französischem Muster eingerichtet. Sein Vater Ernst August lebte höchst lüderlich mit Maitressen, vernachlässigte seine vortreffliche Gemahlin, die sich im Umgang und Briefwechsel mit ausgezeichneten Männern (z. B. Leibnitz) und Frauen tröstete, überließ die Regierung dem italienischen Capellmeister Stephani und zeigte sich durch seinen Charakter des uralten Ruhmes der Welfen so wenig, wie des neuen Glücks seiner Familie würdig. Sein Sohn Georg war nicht besser geartet, lebte gleichfalls mit Maitressen und vernachlässigte seine Gemahlin Sophie Dorothea von Celle, die aus Verzweiflung mit einem Grafen von Königsmark entfliehen wollte, aber nach der Hinrichtung des letztern lebenslänglich eingesperrt wurde. Als Georg nach England übersiedelte, blieb in Hannover der ganze bisherige Hofstaat bestehen. Das Schloß war nicht verödet; außer dem Kurfürsten fehlte auch nicht eine Hoffigur, nicht ein buntbetreßter Lakai. Die Rosse stampften im Marstalle, ja man träumte sich so warm in die Fiction der fürstlichen Gegenwart hinein, daß die Devotion und Titelwuth nirgends so hoch stieg, als gerade in Hannover. Mit dem Fürsten aber fehlte hier die Milde und Gnade, die das Loos der Unterthanen in andern Staaten zu Zeiten wieder erleichterte. Daher der schroffe Hochmuth des Geburtsadels und die grausame Gesetzgebung, die noch bis auf unsere Tage die Tortur festhielt. Man hätte sich am englischen Volk und Parlament wohl ein Beispiel nehmen können, aber der hannöverische Landtag war seit 1657 und blieb eingeschlafen, indem er nur in der Form eines aristokratischen Ausschusses noch fortvegetirte. Erst der Minister von Münchhausen begann, so weit es Zeitgeist und Umstände zuließen, ein väterliches Regiment und machte sich besonders verdient durch Stiftung und reiche Dotirung der Universität Göttingen.

Der hoffärtige und lüderliche Georg begriff wohl, daß er in England nicht schalten und walten dürfe wie in Hannover, behielt

ſich daher nur ſeine Maitreſſenwirthſchaft und königliche Bequemlichkeit vor und ließ im Uebrigen Parlament und Miniſter walten. Auch ſein Sohn und Nachfolger ſeit 1727, Georg II., ergab ſich nach einigen vergeblichen Verſuchen in das Loos, welches ſeitdem alle nominellen Beherrſcher Englands getheilt haben, nämlich nur den Namen hergeben zu müſſen zu dem, was die Mehrheit des Parlaments und die daraus hervorgegangenen Miniſter wollten. Das gab nun der engliſchen Politik einen von der franzöſiſchen weſentlich verſchiedenen Charakter und wirkte auch auf die Denkweiſe und Sitte ein. Zwar wurde die Unzucht, welche Karl II. nach ſeiner Reſtauration aus Frankreich nach England mitgebracht hatte, auch vom welfiſchen Hofe fortgeſetzt. Zwar wetteiferten die oben ſchon genannten engliſchen Deiſten mit der franzöſiſchen Freigeiſterei in Verachtung des Chriſtenthums, zwar wurde auch die engliſche Literatur durch Pope in die claſſiſche und franzöſiſche Verirrung hineingeriſſen; indeſſen ſchnitt ſich der ſtolze Engländer den claſſiſchen Zopf bald wieder ab. Sein kräftiges Volksthum ertrug die fremde Schule ſo wenig, wie ſein kräftiger Glaube die lüderliche Freidenkerei. Schon 1731 gab Thomſon ſeine berühmten Jahreszeiten heraus, worin er zur Betrachtung und Liebe der einfachen Natur aufforderte. Ein Geſchmack, der bald auch in Deutſchland Anklang fand und von Brockes in Hamburg (irdiſches Vergnügen in Gott, 1732), ſo wie von Albrecht von Haller in Bern (die Alpen) und von dem preußiſchen Major Ewald von Kleiſt (der Frühling, 1749) nachgeahmt wurde. In demſelben Jahre, in welchem Thomſons Jahreszeiten zuerſt erſchienen, wurde auch das erſte „bürgerliche“ Schauſpiel in England aufgeführt: „der Londoner Kaufmann“ von Lillo, ſo daß zum erſtenmal ſtatt alter Helden und Könige der moderne Bürger und das wirkliche Leben der Gegenwart auf die Bühne kam. Auch das wurde bald nachgeahmt, in Frankreich von Diderot, in Deutſchland vom Freiherrn von Gemmingen, Leſſing ꝛc. Im Jahre 1740 erſchien dann auch der erſte bürgerliche Roman, Sittenſchilderungen aus der Gegenwart enthaltend, die berühmte Pamela des Richardſon, dem bald die noch berühmtere Clariſſa folgte. War Richardſon noch ein wenig

pedantisch, so ließ dagegen sein erster Nachahmer Fielding in seinen Romanen die Menschennatur ganz frei walten. In der liebenswürdigsten Mitte hielt sich Goldsmith in seinem berühmten Vicar of Wakefield. Sterne (Yorik) mischte Empfindsamkeit mit Spott, Smollet faßte mehr das Possenhafte im Leben auf. Der kecke Maler Hogarth aber hielt seiner Zeit einen merkwürdigen Spiegel in humoristischen Bildern vor. Diese Gattung englischer Empfindsamkeit und englischen Humors paßte weniger zum französischen Charakter, wurde daher weit mehr in Deutschland Mode. Endlich waren die Engländer auch die ersten, welche auf die Vortrefflichkeit älterer, namentlich volksthümlicher Poesie aufmerksam machten und dieselbe hoch über die conventionelle Modepoesie der Neuzeit stellten. Den ersten Anstoß gab ein Buch des Bischofs Lowth über die heilige Poesie der Hebräer, 1753, und Percy's Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen, 1765. Bald darauf gab Macpherson seinen falschen Ossian heraus, angeblich echtschottische Bardenlieder, die er aber nur selbst erfunden und nach dem empfindsamen Geschmack der Zeit nicht ohne Geist zugerichtet hatte. Sie machten ungeheures Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt, was sie wahrscheinlich nicht gemacht hätten, wenn sie den empfindsamen Effect entbehrt hätten und einfach und echt gewesen wären. In dieselbe Zeit (1764) fällt der berühmte Roman des Horace Walpole: „das Schloß von Otranto," der erste moderne Ritterroman, der Vater unzähliger deutscher und der Großvater der Walter-Scott-Romane. Die Engländer bewiesen dadurch, daß sie dem Mittelalter noch näher standen, als die der Renaissance verfallenen romanischen Völker, trotz des Katholicismus.

Aus dieser kurzen Skizze der englischen Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts mag man erkennen, wie selbständig, einer freien und männlichen Nation würdig sie gewesen ist, indem sie sich nicht in den Fesseln der Renaissance hielt. Die deutsche Literatur hat durch die englische viel gewonnen, denn nur indem sie diese nachzuahmen anfing, rettete auch sie sich aus der französischen Bezauberung.

In der Schweiz lag seit dem großen Bauernaufruhr das Landvolk unter dem Druck der städtischen Aristokratien. Der Ueber-

muth der letztern begann auch die freien Bauern der Urcantone zu kränken, wobei auch der alte Glauben wieder erwachte, und die katholischen Bauern brachten diesmal den reformirten Junkern eine blutige Niederlage bei Villmergen bei, 1655, worauf sie lange Ruhe hatten. Erst 1707 kam es zu neuem Streite, da der Abt von St. Gallen die reformirten Toggenburger bedrohte. Der Streit wurde erst wieder durch eine blutige Schlacht bei demselben Villmergen entschieden, aber diesmal siegten die Reformirten, 1712. Man versöhnte sich wieder und das eifrig katholische Luzern kam mit dem päpstlichen Nuntius selber in Streit wegen weltlicher und geistlicher Rechtsansprüche. Gegen die übermüthige Aristokratie in Bern leitete Hauptmann Henzi eine Verschwörung ein, wurde aber hingerichtet, 1749. Im übrigen gingen die Schweizer noch immer in fremde Kriegsdienste, hauptsächlich in französische und päpstliche, aber auch in holländische, spanische, neapolitanische und sardinische.

Damals begannen einige naturwüchsige Schweizer gegen die Tyrannei des französischen Geschmacks anzukämpfen, der edle Albrecht von Haller in Bern und der tapfere Bodmer in Zürich. Der letztere kämpfte, von Breitinger unterstützt, unermüdlich gegen Gottsched und die Leipziger Schule.

6.

Pietismus.

Eine der merkwürdigsten Reactionen jener Zeit gegen die französische Corruption erfolgte in dem Aufkommen neuer frommer Secten, in denen das religiöse Gefühl der Verstandeshoffahrt entgegentrat, und in der von der Fleischesherrschaft direct abgewandten Richtung zum Geisterwesen.

Philipp Jakob Spener, ein Elsäßer, lutherischer Prediger in Straßburg, nachher Senior in Frankfurt am Main, stiftete in letzterer Stadt 1670 ein collegium pietatis, eine freie Versamm-

lung beiderlei Geschlechts zum Zweck gemeinsamer Andacht und Erbauung, und gab fünf Jahre später pia desideria heraus, sowie er der ganzen protestantischen Welt eine neue Richtung gab, indem er sie aufforderte, 1) dem einseitigen, nur in scharfen Begriffsunterschieden vom Verstande zugeschliffenen Glauben abzusagen und mehr der von Christo gebotenen Liebe und der Ausübung christlicher Pflichten zu leben; 2) das theologische Gezänk und Disputiren über Dogmen fallen zu lassen und dagegen die Jugend in Liebe und zur Liebe zu führen; 3) das was die Schultheologen verdorben haben, wieder gut zu machen durch Ausübung des christlichen Priesterrechts von Seiten frommer Laien. Seine Anhänger wurden Pietisten, die ganze neue Erscheinung Pietismus genannt und von Seiten der Orthodoxen hart angefochten, von Seite der weltlich Gesinnten und der französischen Modephilosophie Verfallenen weidlich verlacht. Allein Spener war, indem er ein tiefes Bedürfniß der Zeit geltend machte, zugleich die verehrungs- und liebenswürdigste Persönlichkeit, zog daher die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Fürsten auf sich, wurde 1684 Oberhofprediger in Dresden und 1691 Probst in Berlin. Wenn nun gleich die collegia pietatis sich nicht weit ausbreiteten und zum Theil sogar in ketzerische Conventikel ausarteten, so drang doch Speners Geist in die Theologie ein und bewirkte die allmälige Verdrängung der lieblosen Orthodoxie. Von Holland aus kam ihm das, was man Biblicismus genannt hat, entgegen. Auch in Holland suchten fromme Gemüther sich gegen die Barbarei der calvinistischen Orthodoxie durch Studium der Bibel zu schützen und kamen dadurch von selbst auf die Gebote der Liebe und guten Werke. In Holland war schon Jakob Böhme sehr verehrt worden. Holländisches Geld half nun bald auch denjenigen Pietisten auf, die es hauptsächlich auf die That der Liebe, auf gute Werke, auf die Mission absahen. Einer der wärmsten Anhänger Speners war Franke, der in seinem großen Waisenhaus in Halle nicht nur die christliche Liebe werkthätig ausübte, sondern auch eine Musteranstalt für die bezweckte bessere Erziehung künftiger Christen errichtete.

Zugleich mit Spener wirkte Gottfried Arnold durch seine be-

rühmte Kirchen- und Ketzerhiſtorie, in der er alle beſtehenden Kirchen als falſche und die wahre als gar nicht oder immer nur unter Druck und Verfolgung vorhandene bezeichnete, womit er aber nicht bloß dem Pietismus, ſondern auch dem Indifferentismus diente.

In Württemberg nahm die Theologie den beſſern, durch Spener erwachten Geiſt unmittelbar in ſich auf und hätte von hier aus eine Regeneration des geſammten evangeliſchen Kirchenweſens wohl ausgehen können, wenn dieſes kleine Kirchengebiet nicht zu ſehr iſolirt und von ungünſtigen Hofeinflüſſen bedrückt geweſen wäre. Bengel, Rieger und Oetinger fanden mehr Anhang im Volk, als bei den Gelehrten und Vornehmen, ihnen aber verdankt das Land jenen unerſchütterlichen Fonds von Frömmigkeit, deſſen es ſich bis auf den heutigen Tag zu erfreuen hat.

Ein Schüler Frankes in Halle, Nicolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, Sohn eines ſächſiſchen Miniſters, hielt anfangs wie Spener in Dresden ein collegium pietatis und nahm nachher eine Anzahl ſ. g. mähriſcher Brüder (huſſitiſche Reſte) auf ſeinen Gütern in der Lauſitz auf, wo ſie die berühmte Colonie Herrnhut gründeten. Seine fromme Gemahlin, eine Gräfin Reuß-Ebersdorf, und ſein Jugendfreund, der Berner Herr von Watteville, halfen ihm eifervoll. Die neue Brüdergemeinde nahm von den Huſſiten die brüderliche demokratiſche Gemeindeverfaſſung und vom Pietismus das Princip der Liebe an. Wetteifernd mit den Jeſuiten übernahmen ſie die Miſſion unter den Heiden. Ihre Demuth, ihre eigenthümliche Tracht, ihre naive Liebe zum Heiland wurden von der Welt verlacht und ſie konnten nie auf eine umfaſſendere Ausbreitung ihrer Gemeinde rechnen, aber ſie ſetzten ſich doch bald in Achtung durch den heiligen Frieden, der alle ihre Colonien umgab. Um nicht als Ketzer behandelt zu werden, hielten ſie am lutheriſchen und calviniſchen Bekenntniß zugleich feſt in zweierlei ſ. g. Tropen. Gleichwohl wurden ſie anfangs verfolgt. Herrnhut war eine ſtillſchweigende Proteſtation gegen die Unzucht am Hofe der beiden ſächſiſchen Auguſte, wie denn auch in Zinzendorfs Seele offenbar der Abſcheu vor dem ununterbrochenen Sündenlärm in Dresden die Sehnſucht

nach einer seligen Insel des Friedens hervorgerufen hat. Man grollte ihm, der Zudrang vieler Böhmen von den Lichtensteinischen Gütern veranlaßte eine Reclamation bei der sächsischen Regierung. Eine Menge Böhmen mußten nach Preußen flüchten, und Zinzendorf selbst wurde zehn Jahre lang aus Sachsen verbannt und richtete sich auf der alten Ronneburg in der Wetterau ein. Aber seine Verbindung mit vielen frommen Personen von hohem Adel, die Gunst, die ihm am preußischen Hofe und in England widerfuhr, seine vielen Reisen und seine große Klugheit stellten seine Angelegenheiten bald wieder her. Seit 1733 schickte er eine Menge Missionäre in fremde Länder, um überall fromme Seelen zu erwecken oder Heiden zu bekehren. Er selbst reiste zweimal nach Nordamerika mitten unter die Wilden. Der fromme Muth, mit dem so viele schlichte Handwerker, wie die Gnade sie dazu berief, bald ins kalte Grönland und Lappland, bald ins heiße Morgenland gingen und wirklich viele Anhänger warben, erscheint rührend und erhebend. Durch ihre Colonien kamen sie in wichtige Handelsverbindungen, verschafften ihren Fabrikaten Absatz und wurden um so reicher, je mehr sie sich in den verdienten Ruf der strengsten Rechtlichkeit brachten. Der Flor ihres Staates beschämte vollends ihre Widersacher, man belächelte sie nur noch, aber achtete sie. Das Haupt der Gemeinde nach dem Grafen war Spangenberg. Ihre Mitglieder sollen sich zu Anfang dieses Jahrhunderts auf eine halbe Million belaufen haben. Ihre vorzüglichsten Städte sind Herrnhut, Barby, Neuwied und Zieſt bei Utrecht, die meisten andern haben fromme Namen, wie Gnaden-berg, -feld, -frei, -hütte, -au, Frieden-thal, -berg ꝛc., Bethlehem, Nazareth, Salem, Bethania ꝛc. Die kindliche und jungfräuliche Milde, die sich im ganzen Wesen der Herrnhuter aussprach, empfahl sich besonders für die weibliche Erziehung und bis heute schicken auch Nichtherrnhuter gern ihre Töchter in die Asyle der Unschuld und Gottesminne. — Beinahe gleichzeitig breitete sich der Pietismus auch im Bergischen (im Wupperthal) aus, wo er noch heute seinen Sitz hat.

Die pietistische Gefühlsschwärmerei führte auch zu mancherlei Entartungen. Man bemerkte, daß besonders viele Gräfinnen in

unzufriedenen Ehen oder ledigen Standes (wie denn die Grafenhäuser seit der Reformation durch Aufhebung der geistlichen Stifter, durch Unterordnung unter die mächtigen Landesherrn und durch Theilungen und Verarmung herabgekommen waren) sich dem Pietismus und geistlichen Liebhabern bürgerlichen Standes hingaben, wohl meist in Unschuld, aber doch nicht ohne Aufsehen. Ungeheuren Scandal veranlaßte die Freifrau Eva von Buttlar mit ihrer s. g. Buttlarischen Rotte, indem sie als „Mutter der Dreieinigkeit" mit zwei lüderlichen Abenteurern als mit Gott Vater und Sohn umherzog (1706).

In England entstand die merkwürdige Secte der Methodisten. Seit 1729 hatten sich auf der Universität Oxford einige Studenten zusammengefunden, um ernste Studien zu treiben. Die kleine solide Gesellschaft las die Classiker, Sonntags aber die h. Schrift in den Ursprachen, kam äußerst methodisch täglich zusammen, kleidete sich sittsam, fastete sogar einen Wochentag (im Gegensatz gegen die viehische Völlerei der andern Studenten) und erhielt daher den Spottnamen der Methodischen. Ihre Stifter waren zwei Brüder, Johann und Karl Wesley, zu ihnen zählte der berühmte Astronom Harvey, 1735 trat zu ihnen der energische Whitefield, und nun nahm die Gesellschaft einen immer mehr religiösen Charakter an. Sie widmete sich der werkthätigen Liebe, dem Besuch der Kranken und Gefangenen, empfing alle acht Tage das Abendmahl und beschloß schon 1735 eine Mission nach Nordamerika, um die Wilden zu bekehren. Unterwegs auf dem Schiffe fanden die Brüder Wesley zufällig den Herrnhuter Spangenberg, der zu demselben Zwecke reiste. Sie nahmen einander freundlich an, trennten sich aber wieder, denn die Methodisten konnten sich in das leidenschaftslose, stille Wesen des Herrnhuter nicht finden, bei ihnen war alles in lauter und lebhafter Aufregung. Die Brüder Wesley richteten in Amerika nicht viel aus, denn die englischen Ansiedler wollten nicht, daß ihre Negersklaven und wilden indianischen Nachbarn bekehrt und überhaupt belehrt würden. Es lag in ihrem Interesse, die einen dumm und in halber Thierheit zu erhalten, die andern ganz auszurotten. Sie

legten daher den Methodisten jedes Hinderniß in den Weg, und diese mußten nach Europa zurückkehren. Sie hatten sich aber in Amerika gewöhnt, im Freien zu predigen, und führten diese Methode nun auch in England selbst ein. Ohne sich vor Spott und Hohn zu fürchten, stellten sie sich Sonntags an die Wege und fingen getrost zu singen und zu predigen an, bis sich Zuhörer um sie versammelten, zuerst in Bristol 1739. Sie wurden verhöhnt, man warf sie mit Steinen, man hetzte einmal einen Ochsen gegen Wesley ꝛc. Whitefield, mit einer seltenen Macht der Rede begabt, mußte einst vor dem Pöbel auf eine Mauer flüchten, predigte von da herab aber so eindringlich, daß der Sturm sich legte, alles mit Andacht zuhörte und auf den geschwärzten Gesichtern der Kohlenarbeiter zwei weiße Rinnen von Thränen ausgewaschen wurden. Bald schloß sich auch die vornehme Welt an, und wenn Whitefield wieder eine gottesdienstliche Versammlung unter freiem Himmel (camp meeting) hielt, sah man hunderte von Kutschen die Herren und Damen herbeiführen.

Das Neue und Ergreifende des methodistischen Gottesdienstes bestand hauptsächlich in der öffentlichen Buße und Beichte. Erweckt durch die Bußpredigt warfen sich die Reuigen auf die Erde hin, bekannten ihre Sünden und überließen sich den lautesten Aeußerungen erst des Schmerzes, nachher aber der Freude bei wiedererlangter Gnade. In s. g. Wachnächten blieb die ganze Gemeinde wach und im Finstern, und jeder bekannte seine Sünden. Neu und sehr anziehend waren die Wechselgesänge von männlichen und weiblichen Stimmen. Wenn man erwägt, wie mechanisch und unlebendig der Gottesdienst der bischöflichen Kirche geworden war, da hier nur gedungene Miethlinge die Predigt geistlos ableierten und nichts gesungen wurde als mittelmäßige Psalmenübersetzungen, so begreift man, welchen Anhang die Methodisten unter denen fanden, denen eine Beseelung des Gottesdienstes Bedürfniß war. Man zählte daher bis in die neunziger Jahre schon 80,000 Methodisten in England. Indeß taugten ihre Exaltationen doch im Allgemeinen nicht für ein so nüchternes Volk, wie das englische, sie nahmen daher ihren Zug nach Nordamerika, wo sie freien Raum für ihre Camp-Meetings fanden.

Stralſund wegnehmen, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden. Doch bequemte ſich der König von Dänemark, da er ſein eignes Land nicht vertheidigen konnte, in Lübeck zum Frieden, 1629.

Ferdinand II wollte die Früchte ſeines Sieges in ihrem ganzen Umfange genießen, und kein Augenblick ſchien günſtiger, der katholiſchen Religion ein dauerndes Uebergewicht zu begründen. Aus ganz Oeſterreich und den Ländern aller katholiſchen Fürſten wurde jede Spur des Proteſtantismus vollends ausgerottet, und auch die Pfalz gewaltſam davon gereinigt. Gegen die Länder, denen im Augsburger Frieden freie Religionsübung zugeſichert worden, wagte Ferdinand zwar keine gewaltſamen Maßregeln, weil er durch Verletzung eines Reichsfriedens die ohnehin durch Wallenſteins Betragen aufgeregten Fürſten noch mehr beleidigt und gegen ſich bewaffnet haben würde, und weil er die noch immer mächtige proteſtantiſche Parthei nicht auf einmal ausrotten, ſondern nur allmählich ſchwächen konnte. In den Heiligenſchein einer ſtrengen Gerechtigkeit gehüllt, ließ er alſo den Augsburger Frieden unangetaſtet, befahl aber auch, daß alles wieder ſo hergeſtellt werden ſollte, wie es zur Zeit jenes Friedens beſtanden hatte. Nun hatten aber ſeitdem die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg und noch zwölf andere Bisthümer den Glauben geändert und proteſtantiſche Biſchöfe eingeſetzt, und noch viele einzelne Klöſter waren von den proteſtantiſchen Fürſten eingezogen worden. Dieſe zahlreichen Landſchaften und Güter ſollten jetzt zufolge des Herſtellungs- oder Reſtitutions-Edikts, welches Ferdinand 1630 erließ, wieder ausgeliefert, und die Bevölkerung derſelben aufs neue zum Katholicismus zurückgebracht werden.

Auf dem großen Reichstage, der in demſelben Jahre zu Regensburg eröffnet wurde, konnten die Proteſtanten

Uebrigens spalteten sie sich schon 1741 in zwei große Parteien. Die Brüder Wesley hielten sich an das lutherische, Whitefield aber an das calvinische Dogma. Die erstern lehrten, der Mensch könne die schon gewonnene Gnade durch eigene Schuld wieder verlieren, der letztere aber behauptete, wer einmal auserwählt sey, bleibe es. — Whitefield machte sieben Reisen nach Amerika, bekehrte dort eine große Zahl Weißer und auch Neger, und starb 1770.

Außerordentlichen Ruhm erlangte damals auch Immanuel Swedenborg, ein angesehener schwedischer Bergbeamter, der seit 1747 als Geisterseher auftrat, der Welt verkündete, wie es in der andern Welt aussehe, und von den Engeln und Seligen eine mystische Auslegung der h. Schrift empfangen haben wollte. Das Anklopfen an das Geisterreich hörte seitdem nicht mehr auf und kam noch mehr in die Mode seit den Teufelaustreibungen Gaßners, der Entdeckung des animalischen Magnetismus durch Meßmer, seit den Geisterbüchern von Jung Stilling ꝛc. Man muß diese moderne Dämonologie als eine natürliche Reaction gegen die Emancipation und Vergötterung des Fleisches und gegen den groben französischen Materialismus ansehen.

Viertes Buch.

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg.

1.

Friedrich Wilhelm I.

Das neue Königreich Preußen kam durch die Thatkraft ſeiner Regenten empor, während ältere und größere Reiche unter unfähigen und verdorbenen Regenten erſchlafften. Auf den großen Kurfürſten war Friedrich gefolgt, der ſich zum erſten König von Preußen aufſchwang. Ihm folgte 1713 ſein Sohn Friedrich Wilhelm I., ein Fürſt von überaus heftiger und herriſcher Gemüthsart, aber ſparſam, einfach, nur auf die Erhaltung ſeiner Armee, ſeines Schatzes und der Landeswohlfahrt bedacht, in jeder Beziehung einem ſtrengen bürgerlichen Hausvater gleich. Kaum zur Regierung gelangt, ſtrich er den Hofetat ſeines Vaters durch und richtete ſich äußerſt einfach ein. Die goldnen Kleider, die ungeheuern Perücken wurden abgeſchafft. Der König erſchien in einem Zopf und knapper dunkelblauer Uniform mit rothen Aufſchlägen, ſtets den Degen an der Seite und ein tüchtiges Bambusrohr in der Hand. Er haßte die Franzoſen, ihre Lüderlichkeit und ganze Manier ſo, daß er, um ſie den Berlinern zu verleiden, die Profoßen in die neueſte franzöſiſche Mode kleiden und auf dem Theater „den mit Schlägen abgefertigten

Marquis," ein äußerst antifranzöſiſches Stück, aufführen ließ. Sehr oft rief er, wenn die franzöſiſche Argliſt ihn ködern wollte: „Ich will nicht franzöſiſch ſeyn. Ich bin gut deutſch und würde mich begnügen, wenn ich nur des Kaiſers Kammerpräſident wäre." Ein andermal ſagte er: „Meinen Kindern will ich Piſtolen und Degen in die Wiege legen, daß ſie die fremden Nationen aus Deutſchland helfen abhalten." Er glaubte, daß er „nur der erſte Diener des Staats" ſey. In gleichem Sinne nannte er ſich einen Knecht Gottes. Selber thätig, duldete er nirgends Faullenzer und prügelte zuweilen einen Berliner Eckenſteher derb ab. Selber voll Männlichkeit, duldete er keine weichliche Feigheit, und prügelte einſt einen Juden blos deswegen, weil ſich derſelbe vor Prügeln gefürchtet hatte. „Lieben," ſchrie er mit gräßlichem Blick, „lieben ſollt ihr mich, nicht fürchten!"

Er gewöhnte ſein Volk an Arbeit und beförderte deſſen Wohlſtand ungemein, während zugleich die Staatskaſſe ſich füllte. Um durch Gründung einer großen Hauptſtadt die Vereinigung aller Staatskräfte auf Einen Punkt vorzubereiten, zwang er die Leute mit Gewalt, in Berlin neue Häuſer zu bauen (in der Friedrichsſtadt). Sein Befehl lautete einfach, „der Kerl iſt reich, ſoll bauen." Dabei hielt er ſtreng auf einfache Tracht und Sitte, Sparſamkeit, Häuslichkeit, öffentliche Keuſchheit, Geſundheit, Treue und Glauben. Während andere Fürſten fremden hohen Gäſten und Geſandten die koſtſpieligſten Feſte gaben, führte ſie Friedrich Wilhelm in ſeine Tabaksſtube, wo ſie bei einem Glaſe Bier mit ihm rauchen mußten. Hier wurden die wichtigſten Welthändel geſchlichtet. Selbſt der nachherig. Kaiſer, Franz von Lothringen, beſuchte die Tabaksſtube, um dem König ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl abzuſchmeicheln.

Doch erinnerte es noch an die ganze Rohheit des vorangegangenen Jahrhunderts, wenn der König ſich ergötzte, fremde Prinzen betrunken oder durch den ungewohnten Tabak zum Sterben krank zu machen, und wenn er ſeine Verachtung gegen die Wiſſenſchaften dadurch zu erkennen gab, daß er den gelehrten Gundling als Hofnarren behandelte und oft ſeine Laune bis zur Unfläthigkeit über

ihn und einige andere zu diesem Zweck gefütterte Tischgenossen ergoß. Einmal zwang er die Frankfurter Professoren, mit seinem Hofnarren über das Thema, „Gelehrte sind Narren", zu disputiren. Den Philosophen Wolf, das Schooßkind der Universität Halle, jagte er binnen 24 Stunden bei Strafe des Stranges aus dem Lande.

Obgleich Friedrich Wilhelm I. dem Kaiser immer hold blieb, vertrat er doch als Vorstand des corpus evangelicorum das protestantische Interesse gegenüber dem katholischen sehr eifrig, zumal in der berühmten Angelegenheit der Salzburger Emigranten. Im Salzburgischen nämlich gab es noch viele heimliche Protestanten, gegen welche der 1727 gewählte Erzbischof Leopold Anton von Firmian einschritt, die aber den Schutz des Königs von Preußen anriefen und erlangten. Der König zog den größten Theil dieser fleißigen und wohlhabenden Leute nach Ostpreußen, wo noch viele Landstrecken unbebaut lagen, und würde vielleicht nicht so thätig bei ihrer Auswanderung mitgewirkt haben, wenn sie ihm nicht selbst zum Vortheil gereicht hätte. Etwa 16,000 wanderten an den Niemen nach Tilsit aus, wo ihre Nachkommen noch jetzt leben. Doch nicht alle folgten der preußischen Einladung, viele gingen nach Holland und Nordamerika, 1731.

Der König war ein eifriger Calvinist und schaffte eigenmächtig den noch ceremonienreicheren lutherischen Gottesdienst ab. Nur drei Geistliche hatten den Muth, sich zu widersetzen; die andern alle waren schon so an Demuth und Servilismus gewöhnt, daß sie sich fügten. Eben so kühn fuhr der König dem Adel durch den Sinn, brachte Bürgerliche in die höchsten Stellen und lud sie mit ihren Frauen an seine Tafel. Von den Juristen verlangte er, sie sollen deutsch richten, und haßte das fremde römische Recht. „Wenn Streit um einen Acker in Pommern ist," rief er aus, „warum soll der Bauer den alten Justinian fragen müssen?"

Das Heerwesen blieb unter dem alten Dessauer trefflich organisirt, der König wendete die größte Sorgfalt darauf und gab seinem Volke zum erstenmal die kriegerische Physiognomie, welche seitdem vom Preußenthum unzertrennlich geblieben ist. Er garnisonirte

seine Regimenter nicht in Berlin, sondern im nahen Potsdam, wo er nach seiner Weise das Zudrillen und Exerciren allerdings auf eine barbarische Art übertrieb. Er liebte große Leute. Das Herabsinken der Race auf dem Wege der modernen Civilisation zu einem scrophulösen Zwergengeschlechte war ihm mit Recht ein Greuel. Er wollte ein Heldenvolk um sich haben und es fortpflanzen. Deshalb mußte seine Garde aus lauter Riesen bestehen, die er aus aller Herren Ländern zusammenkaufen oder stehlen ließ. Seine Werbeoffiziere waren daher sehr verrufen. In Holland wurde einer wegen Menschenraub gehängt und wäre bald ein Krieg darüber ausgebrochen.

So charakterisirte sich der preußische Staat schon seit dem großen Kurfürsten durch eine gewisse Stahlfestigkeit unter den übrigen mehr oder weniger erschlafften, verweichlichten und übel regierten Staaten. Seine Büreaukratie diente damals noch ausschließlich dem Staatszweck und hatte sich noch nicht zum Selbstzweck gemacht. Das patriarchalische Verhältniß zwischen dem Landadel und den Bauern war noch unangetastet und bildete die gesunde Grundlage der preußischen Macht. Der Bürgerstand trat noch wenig hervor. Man muß sich sehr hüten, das ruhmgekrönte Preußen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter heutigen Gesichtspunkten zu betrachten. Berlin war damals noch nicht die Metropole der Intelligenz, sondern eine kleine Residenzstadt, und Preußen ein nicht auf Schule, Wissenschaft, Industrie, sondern auf Ackerbau gegründeter Staat mit makedonischem, nicht athenienſischem Charakter.

Des Königs ältester Sohn, der Kronprinz Friedrich, glich dem Vater nicht, langweilte sich an dessen langen Tischgebeten, eckelte vor der Tabaksstube und ließ sich durch die feine und lüsterne Grazie der französischen Literatur verführen, die ihm verboten war, zu deren Lectüre ihm aber heimlich der Lieutenant Katte verhalf. Seine Schwester, Friederike Sophie Wilhelmine, später dem Markgrafen von Bayreuth vermählt, theilte seinen Geschmack und blieb demselben so treu, daß sie noch in ihren Memoiren mit unkindlicher Medisance den väterlichen Hof verspottete. So wurde Friedrich ein Schüler

und Vergötterer Voltaires und sog in vollen Zügen das Gift des Unglaubens, der geistreichen Frivolität und der Lust, alles zu verspotten, ein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in einigen auswärtigen Kabinetten die Bemühungen, den preußischen Kronprinzen zu verführen und zu verweichlichen, gerne gesehen und begünstigt wurden. Seine Schwester erzählt, auf welche verhängnißvolle Art er in die Corruption des sächsischen Hofes hineingezogen wurde. König Friedrich Wilhelm I. nahm mit dem Kronprinzen eine Einladung an diesen Hof an. König August II. führte die Gäste in seinen Schlössern und Zaubergärten herum und plötzlich befanden sie sich vor einem Sopha, auf welchem das schönste Weib im Costüm der Venus lag. Es war Orselska, die natürliche Tochter Augusts II., jetzt des eignen Vaters Maitresse und zugleich die Geliebte mehrerer ihrer Brüder, ein Ideal von körperlicher Schönheit mit einer über alle christliche und sittliche „Vorurtheile" erhabenen Seele. Zwar erglühte der stolze König von Preußen bei ihrem Anblick vor Zorn und deckte seinen großen dreispitzen Hut über das Gesicht des Kronprinzen. Allein Friedrich hatte schon zu viel gesehen, kam mit der Orselska heimlich zusammen, für die ihm der eifersüchtige August nachher die schöne Formera austauschte, und erbte aus dem lüderlichen Umgang eine Krankheit, die ihm um so gefährlicher wurde, als er sie vor dem Vater verheimlichen mußte. Dieser kam dennoch dahinter, ging aber in seinem nicht ungerechten Zorn zu weit, indem er den Sohn mit dem Stock mißhandelte. Friedrich, noch Schlimmeres fürchtend, wollte nach England entfliehen, wurde aber eingefangen und vor den Vater geführt, welcher doppelt erzürnt war, weil er hinter eine Intrigue kam, nach welcher Friedrich eine englische Prinzessin heirathen wollte, oder doch in der Noth den Schein davon angenommen hatte. Der grimmige Vater würde nun den Sohn mit dem Degen durchbohrt haben, wenn sich General von Mosel nicht dazwischen geworfen hätte. Der König aber ließ den Kronprinzen ins Gefängniß werfen und als Deserteur zum Tode verurtheilen, 1730. Er scheint in der That entschlossen gewesen zu seyn, wie Philipp II. und Peter der Große, den entarteten Sohn

lieber aus der Welt zu ſchaffen, als den Thron durch ihn entehren, den rocher de bronce, wie er die preußiſche Monarchie nannte, durch ihn aufweichen und in den Koth der franzöſiſch-ſächſiſchen Corruption zerfließen zu laſſen. Lieutenant Katte wurde wirklich und zwar vor den Fenſtern des Kronprinzen, welcher zuſehen mußte, enthauptet, der Prinz ſelbſt aber durch die energiſche Fürſprache der Kabinette gerettet. Namentlich Kaiſer Karl VI. nahm ſich ſeiner an. Friedrich wurde alſo nicht hingerichtet, ſondern im Kerker hart gehalten, dann in die Kanzleien geſchickt, um ſich in den verſchiedenen Verwaltungszweigen gründlich zu orientiren und endlich wieder völlig freigelaſſen. Damals wurden merkwürdige Intriguen in Bezug auf ſeine Vermählung geſpielt. Eine Partei in Rußland wollte ihn mit der Prinzeſſin Anna von Mecklenburg (Tochter Katharinas, der Schweſter der Kaiſerin Anna), die nachher den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig ehelichte und Mutter des unglücklichen Iwan wurde, vermählen. Allein er ſelbſt hatte keine Luſt dazu und eben ſo wenig ſein Vater, wie denn auch Oeſterreich ſich aufs entſchiedenſte dagegen verwahrte. Friedrich ſelbſt ſchlug ſeinem Vater vor, ihn mit Maria Thereſia zu vermählen, in welchem Fall er nur Oeſterreich beherrſcht, Preußen aber ſeinem zweiten Bruder Auguſt Wilhelm abgetreten haben würde. Allein es war ihm damit nicht Ernſt, er wollte nur ſeinem Vater, der entſchieden öſterreichiſch geſinnt war, eine beſſere Meinung von ſich beibringen. Auch die Vermählung Friedrichs mit einer engliſchen Prinzeſſin ſchien unpaſſend, weil ſich der Berliner und Londner Hof gegenſeitig nicht leiden konnten. Der König wählte endlich, unter lebhafter Zuſtimmung Oeſterreichs, für Friedrich eine ganz unſcheinbare Braut aus, die Prinzeſſin Eliſabeth aus der Nebenlinie Braunſchweig-Bevern, die keinen mächtigen Anhang hinter ſich hatte und, was für den König wohl die Hauptſache war, in Bezug auf den Umſtand, daß ſie vielleicht keine Nachkommenſchaft zu erwarten hatte, discret ſeyn mußte.

Friedrich begann nach ſeiner Vermählung auf dem Schloſſe in Rheinsberg ein ihm zuſagendes, von Muſen und Grazien erheitertes

Privatleben zu führen. Der Vater verzieh ihm vollständig, weil er sich überzeugt hatte, der Sohn besitze Geist genug, um seine Jugendfehler als Regent wieder gut zu machen. Damals schrieb Friedrich einen „Antimachiavell", d. h. eine Anweisung an die Fürsten, nicht nach Machiavells diabolischem System, sondern pflichtmäßig und zum alleinigen Besten der ihnen anvertrauten Völker zu regieren (gedruckt 1739).

Als nun der Vater am 31. Mai 1740, fünf Monate vor Kaiser Karl VI. starb, hinterließ er seinem Sohn, welcher als Friedrich II. den Thron bestieg, 30 Millionen Thaler baar im Schatz und eine wohlgerüstete Armee von 72,000 Mann.

2.

Die Preußen in Schlesien.

Karl VI. hatte von allen mißgünstigen Mächten außerhalb und innerhalb des deutschen Reichs mit nicht geringen Opfern sich die „pragmatische Sanction" erkauft, in welcher jene Mächte seiner einzigen Tochter Maria Theresia sämmtliche damalige Besitzungen des Hauses Habsburg feierlich gewährleisteten. Kaum aber hatte der Vater die Augen zugedrückt, als die Cabinette unter den nichtigsten Vorwänden der Tochter ihre Zusagen brachen und das habsburgische Erbe als eine gute Beute betrachteten, von dem ein Jeder rauben dürfe, was er vermöge.

Zunächst erhob sich der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, und machte geltend, daß, wenn im Hause Habsburg die Weiber erben dürften, er als Nachkomme der Anna, einer mit dem bayrischen Herzog Albrecht vermählten Tochter Kaiser Ferdinands I., ein älteres Anrecht auf das Erbe besitze. Allein der Wortlaut der Urkunde sprach gegen ihn. Es hieß nämlich darin, Annas Nachkommen sollten das Haus Habsburg nur dann beerben, wenn es in diesem

Hause einmal an ehelichen Nachkommen fehlen würde. Der Bayer hätte nur dann auf das Erbe Anspruch machen können, wenn in die Urkunde „männliche" anstatt „eheliche" Nachkommen gesetzt worden wäre. Karl Albrecht war ein unfähiger, eitler Regent, Wollüstling und Verschwender nach dem Muster der französischen Könige, dabei aber noch von alterthümlicher Bigotterie nach Art des alten Wiener Hofes. Er baute mit fünf Millionen Gulden Aufwand im Schlosse zu München einen Saal, der alle Säle der übrigen europäischen Höfe übertreffen sollte, aber wieder abbrannte. Sein Paradebett kostete nahezu eine Million und wog $2\frac{1}{2}$ Centner an reinem Golde. Der h. Mutter zu Loretto und dem h. Antonius zu Padua schenkte er Gefässe schwer von Gold und Silber. Nach Altötting wallfahrtete er zu Fuß und brachte der h. Mutter daselbst eine silberne Statue dar, so groß, wie sein Sohn, den ihre Fürbitte gesund gemacht hatte. Sein Lustschloß Nymphenburg sollte das bayrische Versailles werden. Hier ergötzte sich der Kurfürst mit seinen schönen Maitressen, deren Portraits der berühmte Van der Werff malte. Es waren ihrer sechszehn, mit denen der Kurfürst bei sanfter Musik im Bade herumgeschwommen seyn soll. Die vornehmsten dieser Damen waren eine Gräfin von Ingenheim und eine Gräfin Moravicka; die erstere verheirathete er an einen Spreti, die andere an einen Portia, beide Italiener von der Art, wie sie damals an allen deutschen Höfen gefunden wurden. Daneben war der Kurfürst dem Theater, der Oper leidenschaftlich ergeben und nicht minder der Jagd. Auch seine phlegmatische Gemahlin, die Erzherzogin Amalie, Tochter Kaiser Josephs I., war eine so große Freundin der Hunde, daß sie eine Menge derselben, besonders kleiner Windhunde, welche damals Mode waren, beständig um sich hatte.

Karl Albrecht, der nur über das kleine, durch seine Verschwendungen erschöpfte Bayern zu gebieten hatte und ohne Thatkraft, von Lüsten und Genüssen erschöpft, weichlich und schwachen Charakters war, würde es niemals haben wagen dürfen, Oesterreich zu trotzen, wenn er nicht wäre von Frankreich und Preußen unterstützt und vorwärts getrieben worden.

Frankreich, der älteſte und zäheſte Feind des deutſchen Reichs, erſchien am meiſten entſchuldigt, wenn es damals den günſtigen Augenblick benutzte, um den großen Ländercomplex der Habsburger auseinander zu reißen. Denn dieſer Ländercomplex war der feſte Kern des außerdem nur ein lockeres Conglomerat von Mittel- und Kleinſtaaten darbietenden deutſchen Reichs. Wurde dieſer Kern durch einen ſtarken Hammerſchlag zerſprengt, ſo war Deutſchland ganz zerfahren, konnte der concentrirten Macht Frankreichs keinen nachhaltigen Widerſtand mehr leiſten und mußte ihm zunächſt die Niederlande und die Lombardei preisgeben.

Preußen aber ergriff den günſtigen Augenblick, um Oeſterreich zu ſchwächen und ſich ſelbſt auf deſſen Koſten zu vergrößern. Der eben erſt auf den Thron gelangte König Friedrich II., der den Namen des Einzigen oder des Großen erhielt, bot der jungen Maria Thereſia an, ihre Rechte zu ſchützen, wenn ſie ihm das ganze Herzogthum Schleſien abtreten und zwei Millionen Thaler zahlen wolle. Als ſie darauf nicht einging, ſprach er einen Theil von Schleſien als ihm zuſtändiges, von Oeſterreich bisher vorenthaltenes Erbe an, nämlich das kleine Herzogthum Jägerndorf als Erbe des Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, dem es im dreißigjährigen Krieg entriſſen worden war, ferner die kleinen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg vermöge eines Erbvertrags des Herzogs von Liegnitz mit dem Brandenburger Kurfürſten Joachim II.

Um ſich in Beſitz zu ſetzen, brach Friedrich II., ohne Zeit zu verlieren, mit ſeinem trefflich gerüſteten Heere in Schleſien ein und erfocht am 10. April 1741 bei Mollwitz, unfern von Ohlau, einen Sieg über die vom Grafen von Neipperg wie gewöhnlich ſchlecht geführten Oeſterreicher. Friedrich II. leitete ſeine Preußen in dieſer Schlacht noch nicht ſelbſt, ſondern überließ das Commando dem General Grafen von Schwerin und lernte blos. Vorerſt ſetzte er ſich nun in den Beſitz Niederſchleſiens und nahm Breslau ein. England, welches gerne jedes Verſtändniß zwiſchen Preußen und Frankreich verhindert hätte, vermittelte und bewog Maria Thereſia, nicht ohne ſchweren Kampf, weil dieſe feurige Dame lange nicht nach-

nichts weiter erreichen, als daß die Erfüllung des Edikts noch um ein Jahr hinaus geschoben wurde. Ferdinand mußte dies bewilligen, weil er trotz seiner Macht nicht Gewalt brauchen, und nur auf friedlichem Wege seinen Zweck erreichen konnte. Es war gefährlich, die Protestanten aufs äußerste zu bringen, besonders da jetzt auch die Ligue gegen Ferdinand eifersüchtig war, und Frankreich eine drohende Stellung annahm. Der Kaiser hatte nur über Wallensteins Streitkräfte zu gebieten, aber er mißtraute diesem ehrgeizigen und der Religion schlecht ergebnen General mit Recht. In dieser schwierigen Lage entschloß er sich wieder wie früher, sich unbedingt der Ligue und den katholischen Fürsten in die Arme zu werfen, und sein politisches Uebergewicht der Sache der Religion aufzuopfern. Nur wenn er wieder mit der Ligue ganz einig handelte, war er den Protestanten hinlänglich überlegen. Der einzige Stein des Anstoßes war Wallenstein. Wenn er diesen entfernte, so gewann er nicht nur den eifrigen und unzweideutigen Beistand Maximilians und aller treuen Katholiken, sondern gab auch den Protestanten selbst ein Beispiel der Gerechtigkeit und Nachgiebigkeit. Alle Fürsten, die katholischen wie die protestantischen, bestürmten den Kaiser, Wallenstein abzusetzen. Alle hatten durch seinen Hohn an ihrer Ehre, durch seine Raubzüge an ihrem Eigenthum unermeßlich gelitten. Selbst die bundesverwandten Fürsten der Ligue hatte Wallenstein wie seine Untergebnen mit Verachtung behandelt, und ihre Länder so wenig mit Erpressungen verschont, als die der Protestanten. Alle flehten jetzt den Kaiser um seine Absetzung an, und indem er es ihnen als eine Gnade bewilligte, gewann er durch seine Nachgiebigkeit auch die ihrige, und war an der Spitze der Ligue immer noch stark genug, auch ohne Wallenstein die so sehr gedemüthigten Protestanten zur Erfül-

geben wollte, in einer geheimen Uebereinkunft zu Kleinschnellendorf, Niederschlesien und noch einen Theil Oberschlesiens an Preußen abzutreten unter der Bedingung, daß Friedrich II. sich nicht an Bayern und Frankreich anschließe. Aber die Oesterreicher verriethen diese geheime Uebereinkunft, um Bayern damit zu schrecken, und diese Taktlosigkeit lieh Friedrich den Vorwand, mit Oesterreich schnell wieder zu brechen und die Anträge Frankreichs anzunehmen.

In Frankreich würde Ludwig XV., weil er nur dem Sinnengenuß fröhnte und in die tiefste Lüderlichkeit versunken war, keine thatkräftige Rolle in der europäischen Politik gespielt haben, und sein damaliger Minister, der alte fromme Cardinal Fleury, war sehr friedlich gesinnt. Allein auch in den verderbten Hofsphären von Paris gab es noch politische Köpfe, welche begriffen, welche gute Gelegenheit der Tod des Kaisers und die Verlegenheit seiner Tochter Frankreich darbot, um sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen und die Niederlande, wenn nicht auch die Lombardei zu rauben. Vor allem betrieb der Graf von Bellisle diese Angelegenheit und erhielt den Auftrag, die deutschen Fürsten für den Bayer gegen die Oesterreicherin in Harnisch zu bringen, während Fleury erklärte, Frankreich habe die pragmatische Sanction zwar anerkannt, jedoch „unter Vorbehalt der Rechte Dritter.“ Bellisle überschritt nun mit großem Pomp und zahlreichem Gefolge den Rhein, sah mit großem Vergnügen, daß ihm der feurige Preußenkönig schon zuvorgekommen sey, und eilte zu ihm ins Lager von Mollwitz, als derselbe eben seinen ersten Sieg feierte. Noch wurde er hingehalten, noch wollte Friedrich sich lieber mit Oesterreich verständigen, als aber Oesterreich die Verabredung von Kleinschnellendorf nicht geheim hielt, schloß Friedrich II. mit Bayern und Frankreich den verhängnißvollen Bund zu Nymphenburg (unweit München) am 4. November 1741, worin er Karl Albrechts Ansprüche auf Böhmen, Oesterreich und Tirol anerkannte, den Franzosen alles, was sie am Rheine und in den Niederlanden erobern würden, zusicherte und dagegen sich selbst den Besitz von Schlesien garantiren ließ. Drei Tage später nahm er in Breslau die Huldigung dieses Landes entgegen und zwar als

Eroberer in abgeſchabter Uniform, den Hut auf dem Kopf und das Degengefäß vorhaltend, indem alle Vertreter der Stände den Knopf ſeines Degens küſſen mußten.

Dem Nymphenburger Bunde trat alsbald auch Auguſt III., König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, bei, ein einfältiger und träger Herr, der ſich aber von Bellisle beſtechen und durch die Hoffnung, er werde Mähren bekommen, verführen ließ. Man verabredete nun, ein großes franzöſiſch-bayriſch-ſächſiſches Heer nach Böhmen zu ſchicken, um zunächſt dieſes ſchöne Land in Beſitz zu nehmen, und zugleich die Wahl Karl Albrechts zum deutſchen Kaiſer zu betreiben. Frankreich ängſtigte die rheiniſchen Kurfürſten, die bayriſche und brandenburgiſche Stimme war ſchon gewonnen. Es handelte ſich alſo noch um die hannöverſche und König Georg II. von England ließ ſich als Kurfürſt von Hannover damals wirklich durch 120,000 Franzoſen, die unter Maillebois Hannover bedrohten, einſchüchtern und verſprach dem Bayer ſeine Stimme.

Karl Albrecht, der von ſeinem Vater nicht weniger als 30 Mill. Gulden Schulden geerbt hatte und ſelbſt ein Verſchwender war, brachte trotz der reichlichen Subſidien, die ihm Frankreich gewährte, nur 10,000 Mann zuſammen, Sachſen aber 20,000, die mit einem größern franzöſiſchen Heere unter Bellisle vereinigt in das verwahrloſte Böhmen einfielen und am 26. Nov. 1741 Prag überrumpelten. Hier ließ ſich ſodann Karl Albrecht am 19. Dez. als König von Böhmen huldigen.

3.

Maria Thereſia.

Unterdeß war Maria Thereſia nicht müßig geweſen. Sie hatte ſich nach Ungarn geflüchtet und die ſtolzen Magnaten durch ihre Schönheit (ſie war kaum 25 Jahre alt), und durch ihr Unglück gerührt und begeiſtert. Indem ſie ſich am 25. Juni 1741 als Kö-

nigin von Ungarn die Krone des h. Stephan aufſetzen ließ, verfehlte ſie nicht, nach alter Sitte den Königsberg hinaufzureiten und das Schwert nach allen vier Himmelsgegenden zu ſchwingen. Doch erſt am 13. September, als ſie noch einmal, diesmal in Trauertracht mit der Krone und dem Schwert, vor den Magnaten in Preßburg erſchien, brachen ſie in begeiſterten Zuruf aus. Sie weinte, und ihre Thränen ſteigerten noch den Enthuſiasmus der Ungarn. Ihr Gemahl Franz wurde als ihr Mitregent für Ungarn anerkannt und als er in dieſer Eigenſchaft ihr den Eid leiſtete und vor ihr kniend ſchwur, ihr Blut und Leben zu weihen, da rief die ganze Verſammlung: moriamur pro rege nostro Maria Theresia! und bewilligte ihr Truppen und Geld, ſo viel das Land vermöge.

Friedrich hatte die Feindſeligkeiten wieder begonnen und dem Karl Albrecht, als nunmehrigem König von Böhmen, die Grafſchaft Glatz abgekauft. Die Feſtung Glatz ſelbſt, die noch in den Händen der Oeſterreicher war, ließ er durch den alten Deſſauer im April 1742 nehmen und ſchickte Schwerin voraus, welcher Olmütz nahm und deſſen Huſaren bis vor Wien ſtreiften. Allein er wurde durch die Franzoſen, Bayern und Sachſen nicht gehörig unterſtützt und wollte ſelbſt ſeine Kräfte ſchonen, in der Hoffnung, Maria Thereſia werde ihm doch noch die gewünſchten Opfer bringen. Deshalb zog er ſeine Truppen einſtweilen zurück.

Bellisle blieb den Winter von 1741 auf 1742 nicht in Prag, ſondern begab ſich nach Frankfurt am Main und ließ hier den bayriſchen Kurfürſten als Karl VII. am 24. Januar zum Kaiſer wählen und krönen. Bellisle geberdete ſich als der, der den Kaiſer machte, mit äußerſter Arroganz, und der neue Kaiſer dankte dem König von Frankreich in den demüthigſten franzöſiſchen Briefen.*) Das Volk aber gab ſeinen Unwillen dadurch zu erkennen, daß es trotz Geldauswerfen, Stößen und Schlägen, wie Moſer in ſeinen patriotiſchen Briefen erzählt, nicht zum Vivatrufen zu bewegen war.

*) Je regarderai V. M. toujours comme mon seul soutien. Je tacherai toujours d'unir les intérêts de l'Empire à ceux de la France. Ludwig XV. ernannte den Kaiſer zum franzöſiſchen Generallieutenant.

Am 13. Februar, nur einen Tag nach der ſchnöden Kaiſerkrönung, fiel die bayriſche Hauptſtadt München den Oeſterreichern in die Hände. Ein öſterreichiſches Heer unter Khevenhüller operirte nämlich in Böhmen und Mähren. Weil Sachſen aus Mißtrauen gegen Preußen, das ihm Mähren nicht gönnte, zurückging und Friedrich II. ſeine Kräfte noch zu ſchonen für gut fand, gelang es Khevenhüller, ein zuweit vorgeſchobenes Corps der Franzoſen, 16,000 Mann unter Segur, in Linz einzuſchließen und zu einer Capitulation zu zwingen, am 24. Januar 1742. Hierauf ließ er ganz Bayern durch ſeine Croaten und Panduren (vom ungariſchen Aufgebot) überſchwemmen, deren Anführer Oberſt Menzel (ein Sachſe), Oberſt Pereklö (ein Ungar, auch Bärenklau genannt) und Oberſt Trenk übel hauſten. Menzel, der unter andrem befahl, allen Bauern, die mit den Waffen in der Hand angetroffen würden, Naſen und Ohren abſchneiden zu laſſen, nahm München ein, wohin auch der Landſturm aus Tirol vorgedrungen war. Pereklö eroberte das feſte Ingolſtadt. Aber das bayriſche Landvolk, empört über die Mißhandlungen, die es durch das fremde Volk zu leiden hatte, ſtand an vielen Orten auf und nahm ſchreckliche Rache an allen Feinden, die in ſeine Hände fielen.

Die Fortſchritte der Oeſterreicher gefielen Friedrich nicht und er hielt es jetzt wieder für nothwendig, einen Gegenſchlag zu thun, und weil ein größeres öſterreichiſches Heer unter dem unfähigen Herzog Karl von Lothringen (Bruder des Großherzog Franz von Toscana) Böhmen wiedererobern ſollte, rückte ihm Friedrich ſtracks entgegen und ſchlug ihn bei Chotuſitz, am 17. Mai. Friedrich erreichte damit vollſtändig ſeinen Zweck, denn England machte jetzt zu Wien die ernſteſten Vorſtellungen, wenn Maria Thereſia ſich nicht mit Friedrich abfände, würde ſie ihre Kräfte gegen dieſen gefährlichen Feind allein erſchöpfen müſſen und nicht genug übrig behalten, um die Niederlande und die Lombardei zu retten, gegen welche eben Spanien mit Frankreich im Bunde zu operiren beſchloß. Da ſich nun Friedrich ſelbſt die engliſche Vermittlung gerne gefallen ließ, weil England ſeine Forderungen unterſtützte, erklärte er an

Oesterreich, er wolle Frieden machen, wenn ihm ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz abgetreten würden. Da entschloß sich Maria Theresia, von allen Seiten gedrängt, in der Noth, wenn auch mit schwerem Herzen, Schlesien (mit Ausnahme der Herzogthümer Troppau und Teschen) fahren zu lassen und trat diese schöne Provinz dem großen Friedrich im Frieden zu Breslau förmlich ab (am 11. Juni), wogegen Friedrich 1½ Mill. Thaler für Oesterreich an Holland bezahlte und der Allianz mit Frankreich und Bayern entsagte. Er hatte um so mehr Grund dazu, sich mit der schlesischen Beute genügen zu lassen, als er keinen Augenblick sicher war, von Rußland angegriffen zu werden, wo damals eifrig für Maria Theresia gewirkt wurde.

Seitdem nun Böhmen nicht mehr von den Preußen bedroht war und die Sachsen sich zurückgezogen hatten, war es den Oesterreichern leicht, die Franzosen, die noch in Prag geblieben waren, einzuschließen. Sie wurden von Broglio commandirt, aber auch Bellisle hatte sich in Prag wieder eingefunden, um es mit größter Zähigkeit zu behaupten. Als Karl von Lothringen sich gegen Prag bewegte, mußte auch Maillebois, der bisher die langsame Ansammlung englischer und holländischer Streitkräfte in Norddeutschland beobachtet hatte, eilends nach Böhmen aufbrechen und Broglio ging ihm mit einem Theil des französischen Heeres aus Prag entgegen. Aber die rauhe Jahreszeit (es war im October) und der Mangel rieben die Truppen auf dem Marsche auf. Es kam nicht einmal zu einer Schlacht, die Franzosen zogen sich nach dem Rheine zurück und überließen Bellisle in Prag seinem Schicksal. Dieser hielt sich noch bis zum 17. Dezember. Da in der Nacht brach er plötzlich mit allen seinen Leuten auf, schlüpfte glücklich durch die achtlosen Oesterreicher hindurch und entkam, aber mit ungeheuren Verlusten, denn seine Leute starben unterwegs vor Hunger und Kälte. Maria Theresia erhob sich nun nach Prag und ließ sich daselbst, wie ihr gebührte, als Königin von Böhmen krönen.

München dagegen hatten die Panduren wieder aufgeben müssen. Karl VII. hatte den wegen nicht ausbezahlten Gehalts mit Oester-

reich verfeindeten alten Feldmarſchall Seckendorf in ſeinen Dienſt genommen, der ihm ſeine Hauptſtadt wieder öffnete, im April 1743, ſich aber bald darauf von Khevenhüller bei Braunau ſchlagen ließ und überhaupt wenig leiſtete.

Nunmehr trat aber ein ganz neuer Kämpfer auf den Schauplatz. König Georg II. von England hatte lange ſchon gerüſtet, Oeſterreich gegen Frankreich zu unterſtützen, wie es im engliſchen Intereſſe lag. Aber erſt 1742 gelang es dem neuen Miniſter Carteret, die Gegenpartei der Pelham zu überwinden und die innige Allianz, die einſt zwiſchen der Königin Anna und Oeſterreich beſtanden hatte, herzuſtellen, in der Hoffnung, beide Mächte würden wieder gemeinſchaftliche Siege erfechten, wie einſt unter Marlborough und Prinz Eugen. Man dachte ſchon an eine Theilung Frankreichs (wie man überhaupt damals mit Theilungsprojecten ſchnell fertig war). Georg II. ſtellte ſich in Perſon an die Spitze eines engliſchen durch Hannoveraner und Heſſen verſtärkten Heeres. Landgraf Wilhelm von Heſſen verkaufte damals ſeine Unterthanen um ſchweres Geld als Soldaten an jeden, der ſie kaufen wollte, 6000 an die Engländer und andre 6000 an die Bayern. König Georg führte ſein Heer, die ſog. pragmatiſche Armee, nur dem Namen nach, der wirkliche Befehlshaber war Lord Stair, neben dem noch Neipperg ein öſterreichiſches Corps anführte. Die Franzoſen hatten eben ein friſches Heer unter dem Herzog von Noailles über den Rhein geführt, das bei Dettingen mit der pragmatiſchen Armee zuſammenſtieß und geſchlagen wurde, am 27. Juni 1743.*) Dieſer Erfolg feuerte die ſäumigen Holländer an, endlich auch etwa 20,000 Mann unter dem Fürſten von Waldeck ins engliſche Lager zu führen, und nach der Eroberung Prags und dem Siege von Braunau und nachdem auch die Sachſen ſich an Oeſterreich angeſchloſſen hatten, konnte Karl von Lothringen alle öſterreichiſchen Streitkräfte ſammeln und

*) Friedrich II. ſpottete über das Benehmen Georgs II. in dieſer Schlacht. Der König von England habe den Degen in der Fauſt, den Fuß vor, in der Stellung eines Fechters dageſtanden, aber — nicht einen einzigen Befehl ertheilt.

mit 80,000 Mann gleichfalls dem englischen Lager zuziehen. Ein ungeheures Heer war beisammen, so daß es nur den geschlagenen Franzosen hätte nachfolgen und in Frankreich selbst siegreich einrücken dürfen. Menzel und Trenk streiften wirklich schon bis nach Lothringen. Aber die Führer der großen Armee waren nicht einig, Georg II. unterhandelte lange mit Maria Theresia zu Gunsten Sardiniens, welches dafür, daß es Oesterreich gegen Frankreich half, eine Entschädigung haben wollte, und so verging die kostbare Zeit; auch Preußen regte sich wieder, auf das man merken mußte, und so blieb die große Militärmacht der vereinigten englischen und kaiserlichen Lager unthätig.

Friedrich II. fürchtete, wenn Oesterreich allzu große Siege über die Franzosen erfechte, werde es stark genug werden, um ihm auch Schlesien wieder zu nehmen. Er fuhr also rasch dazwischen, um das österreichische Glück auf ein kleineres Maaß zurückzubringen. Zudem lag er mit Hannover in Streit wegen Ostfriesland, dessen Grafenhaus mit Karl Edzard damals (25. Mai 1744) ausstarb und auf das ihm ein Erbrecht zustand. Er verband sich daher mit Schweden, welches ihm den Rücken decken sollte, und schloß am 5. Juni 1744 ein neues Bündniß mit Karl VII. zu Frankfurt. Hierauf ließ er Ostfriesland besetzen, fiel selbst wieder in Böhmen ein und nahm Prag weg, am 16. September, mußte jedoch bald wieder zurückweichen, da die Sachsen in Schlesien einzufallen drohten und Maria Theresia aufs neue die Ungarn begeistert und durch den alten Grafen Palffy eine neue allgemeine Bewaffnung erwirkt hatte. Nadasdy rückte den Preußen nach und nahm Oberschlesien ein. Auch Karl von Lothringen zog mit seiner ganzen Macht vom Rhein herbei, konnte aber nicht hindern, daß ihm die Franzosen folgten und Freiburg, die Hauptstadt Vorderösterreichs, eroberten, am 28. November. Unbekümmert um diesen Verlust zog Maria Theresia alle ihre Heere zusammen und schloß am 8. Jan. 1745 zu Warschau einen neuen Vertrag mit Polen-Sachsen, England und Holland zum Verderben Preußens. Der sächsische August ließ sich zu diesem Bunde

bewegen durch die Zusicherung, er werde Magdeburg und Halle bekommen.

Dieses Ungewitter schien noch gefährlicher werden zu wollen. Wenige Tage nach dem Abschluß des Warschauer Bunds starb Karl VII. plötzlich (am 20. Jan.) und sein erst 18jähriger Sohn Max Joseph schloß, nachdem Ségur mit den zum Schutz Bayerns aufgestellten Franzosen bei Pfaffenhofen gefangen worden war, mit Maria Theresia schon am 22. April den Vertrag zu Füßen, worin er allen Ansprüchen seines Vaters auf Oesterreich und die Kaiserkrone entsagte. Friedrich hatte nun von dieser Seite her nichts mehr zu erwarten und stand dem Warschauer Bunde blosgestellt. Es war ihm daher alles daran gelegen, durch einen kühnen Schlag seinen Feinden neuen Schrecken einzuflößen. Das that er, indem er am 4. Juni in der glänzenden Schlacht bei Hohenfriedeberg hauptsächlich durch einen Reiterangriff auf das feindliche Centrum die unter Herzog Karl von Lothringen vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug und ganz Schlesien wieder in Besitz nahm. Er drang auch wieder in Böhmen ein, kehrte jedoch um, weil Maria Theresia hinter seinem Rücken einen kühnen Marsch nach Berlin befohlen hatte. Friedrich aber ließ es nicht dazu kommen, sondern schlug die Oesterreicher noch einmal bei Sorr, desgleichen der alte Dessauer die Sachsen bei Kesselsdorf (am 15. Dez.). Diese Niederlagen nun und die Vorstellungen Englands, welches Preußen den Besitz von Schlesien schon verbürgt hatte, bewogen Maria Theresia, zum zweitenmale auf Schlesien zu verzichten in dem am 25. Dez. rasch abgeschlossenen Frieden zu Dresden.

4.

Der Aachener Frieden.

Frankreich allein verharrte noch im Kriege und machte die ernstlichsten Anstalten, um die Niederlande zu erobern. Den Befehl

über das französische Heer führte zu Deutschlands Schande ein deutscher Prinz, der berühmte s. g. Marschall von Sachsen, Moriz, natürlicher Sohn des starken König August II. von Polen und der schönen Aurora von Königsmark, ein Riese von herkulischen Kräften, der Hufeisen zerbrach, wie sein Vater, aber ungleich begabter an Geist und Thatkraft, ein Kriegsgenie, welches überall und immer siegte. Ludwig XV. selbst mit seinen Maitressen und dem ganzen Prunk des Hofes kam in sein Lager, um abwechselnd die Theaterstücke, die er vor ihm aufführen ließ, und seine Schlachten mit anzusehen. Den Sieg, den er am 11. Mai 1745 bei Fontenoy erfocht, hatte er Abends vorher in seinem Theater durch eine Schauspielerin, seine Maitresse, ankündigen lassen. Die Engländer unter dem Herzog von Cumberland, dem Sohne des König Georg, die Holländer unter Waldeck und die Oesterreicher unter Königseck vermochten ihm nicht zu widerstehen. Im Lauf des Jahres und im folgenden Winter eroberte Moriz fast alle festen Städte in Flandern und Brabant, in Brüssel allein nahm er 17 Bataillons und 12 Escadrons der Holländer gefangen. Im Frühjahr 1746 fielen auch Antwerpen, Mons, Namur und obgleich nach dem Dresdner Frieden ein neues österreichisches Heer unter dem Herzog Karl von Lothringen nach den Niederlanden zu Hülfe zog, schlug Moriz auch dieses bei Raucour, am 11. Oct. 1746.

Unterdeß war nach Maria Theresias innigem Wunsch ihr Gemahl im September 1745 zu Frankfurt als Franz I. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt worden. Ihr Zweck dabei war aber nur, die Vorrechte der Habsburger auf ihre Kinder zu vererben und den österreichischen Erbstaaten durch die Kaiserkrone Glanz zu verleihen, denn Franz selbst durfte nie regieren, Maria Theresia allein behielt mit ihren Ministern das Heft in der Hand. Er lebte an ihrem Hofe nur wie ein Gast, wie ein behaglicher Privatmann und vertrieb sich die Langeweile mit Galanterien, die ihm seine für ihre Person immer strenge und tugendhafte Gemahlin übersah, und mit Geldgeschäften. Im Gegensatz gegen die Habsburger und ihre spanische Steifigkeit, besaß er eine französische Artigkeit, ein leut-

ſeliges Entgegenkommen und jene familiäre Art, die man ſeither an den kaiſerlichen Perſonen als echt öſterreichiſche Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit verehrt. Unter Maria Thereſias Miniſtern begann um dieſe Zeit der mähriſche Graf Kaunitz eine vorragende Stellung einzunehmen. Indem er zum Frieden rieth, kam er den Wünſchen des neuen Kaiſerpaars entgegen.

Der damalige Sultan Mahomet V. hätte die Verlegenheiten Oeſterreichs benützen können, um es im Rücken zu bedrohen, war aber ein überaus frommer Fürſt, konnte ſich nicht genug wundern, warum die chriſtlichen Mächte ſich unter einander ſelbſt zerfleiſchten, und erließ unterm 8. Februar 1745 ein Rundſchreiben an ſie, worin er ſagt: „Gott hat den Menſchen geſchaffen und ihm die Herrſchaft über Erde und Meer verliehen, damit er glücklich lebe. Ihr Fürſten aber macht die Menſchen unglücklich durch eure unnützen Kriege. Schont des Blutes, laſſet die Jungfrauen nicht ſchänden, zerſtört den Wohlſtand des Volks nicht, erzeugt nicht Armuth und Hungersnoth, ſondern macht Frieden!“

In Frankreich war während des Feldzuges Ludwig XV. in Metz ſchwer erkrankt liegen geblieben. Er erholte ſich indeß und war ebenfalls zum Frieden geneigt, der ſich nur noch wegen der italieniſchen und engliſchen Verwicklungen verzögerte. In Italien nämlich hatten ſpaniſche Truppen unter Montemar auf franzöſiſcher Seite gegen die Oeſterreicher unter Traun gekämpft, denen Karl Emanuel, König von Sardinien, beiſtand, weil er beſorgen mußte, die Franzoſen würden, wenn ſie erſt die Lombardei hätten, ihn in der Mitte erdrücken. Der italieniſche Krieg wurde übrigens äußerſt ſchleppend geführt. Durch eine engliſche Flotte wurde der König von Neapel, Karl IV. aus dem ſpaniſchen Zweige der Bourbons, abgehalten, ſeine Truppen zu den ſpaniſchen in Oberitalien ſtoßen zu laſſen. Die Flotte, auf der ſie ſich eingeſchifft hatten, war bis Toulon gekommen, wurde aber hier von den Engländern nicht mehr herausgelaſſen. Im Winter auf 1743 eroberten die Franzoſen und Spanier unter dem Infanten Don Philipp, dem im Nymphenburger Vertrage der Beſitz der Lombardei zugeſichert worden war, zunächſt

lung seiner Forderungen zu zwingen. Wallenstein legte gutwillig sein Commando nieder, und hielt fortan zu Prag sein Hoflager mit mehr als königlicher Pracht, ohne sich darüber zu täuschen, daß eine solche Zeit einen Mann, wie er, wohl bald wieder brauchen würde. Die Freude über seine Absetzung war allgemein bei den Fürsten und beim Volke, nur die Soldaten murrten darüber. Die Fürsten unterwarfen sich nun auch ihrer Seits allen Beschlüssen des Kaisers, und wählten seinen Sohn Ferdinand III zum Nachfolger auf den Kaiserthron.

Kapitel CCCCIV.

Gustav Adolf.

In Schweden herrschte damals König Gustav Adolf, eben so fromm als Lutheraner, wie es Ferdinand als Katholik war. Beide fühlten sich zu Helden ihres Glaubens berufen, und beide besaßen die Kraft dazu. Ferdinand war reicher an Ländern und Völkern, Gustav Adolf an Geist und Gaben. Im frommen Glauben aber und in der Treue, womit sie für die heilige Sache Gottes zu streiten und zu sterben bereit waren, gab keiner dem andern etwas nach. Lange schon hatte der König von Schweden mit trauerndem Herzen der Niederlage seiner Glaubensbrüder in Deutschland zugesehn. Er konnte nicht helfen, weil ihn hier die Dänen, dort die Polen beschäftigten, die ihm den Besitz seines Reiches streitig machten. Aber in diesen Kriegen bildete sich sein großes Feldherrntalent, und seine Schweden wurden die trefflichsten und furchtbarsten Soldaten der damaligen Zeit, kriegslustig von Natur, abgehärtet durch ihr rauhes Clima, gehorsam durch strenge Kriegszucht, geübt in Schlachten, tollkühn durch Siege, vor allem aber hochbegeistert durch den lutherschen Glauben und durch

Savoyen, und um nicht noch mehr zu verlieren, zumal da die Oeſterreicher nach dem Breslauer Frieden freie Hand in Italien bekamen, ging der treuloſe Sarde plötzlich zu den Franzoſen über. Nun fühlte ſich Frankreich ſtärker, wollte die ſchimpfliche Einſperrung der ſpaniſchen Flotte in ſeinem Hafen Toulon nicht mehr dulden, vereinigte ſeine Flotte mit der ſpaniſchen und lief aus, allein beide Flotten wurden in der Nähe des Hafens von der engliſchen geſchlagen und zerſtreut, den 22. Februar 1744. Auch Don Philipp erlitt zu Lande eine Niederlage bei Coni. Aber im folgenden Jahre, als Oeſterreich wieder mit Preußen zu kämpfen hatte, gewannen die Franzoſen auch in Italien wieder die Oberhand, und erſt 1746 erfochten die Oeſterreicher unter Brown einen Sieg bei Piacenza über die Spanier. Brown verfolgte die letztern in die Provence und hoffte ſich hier mit einem engliſchen Heere vereinigen zu können, was in Antibes landen ſollte. König Philipp V. von Spanien war eben geſtorben, ſein Sohn und Nachfolger Ferdinand VI. wollte nichts mehr von den Franzoſen wiſſen, welche die ſpaniſche Politik ins Schlepptau der ihrigen nahmen, und ſuchte Frieden. Nun ereignete ſich aber zum Nachtheil der Kaiſerlichen etwas ganz Unerwartetes. Brown hatte durch den General Botta (einen gebornen Genueſen) die Stadt und Republik Genua beſetzen laſſen. Botta aber nahm ſich gegen ſeine Landsleute mehr heraus, als nöthig war, legte ihnen 3 Millionen Contribution auf und nahm ihnen ihre Kanonen weg. Die altersſchwache Regierung und der feige Adel unterwarfen ſich, aber das kräftige Schiffer- und Arbeitervolk leiſtete Widerſtand und warf nach einem mehrtägigen blutigen Straßenkampf die Oeſterreicher aus der Stadt, im Dez. 1746. Dieſer Vorfall lähmte die Bewegungen Browns, der übrigens einen heftigen Sturm der Franzoſen am col di Nietta abſchlug.

Mittlerweile war Prinz Karl Eduard, der letzte Sproß des aus England vertriebenen königlichen Hauſes der Stuart, auf Antrieb und mit Hülfe Frankreichs in Schottland gelandet, hatte die katholiſche Partei zu den Waffen gerufen und ſo großen Anhang gefunden, daß er am 26. Sept. 1745 in Edinburgh zum König von Schottland gekrönt wurde und bei Preſton Pans einen kleinen

Sieg über die Engländer erfocht. Allein Georg II. entblößte die Niederlande von englischen Truppen und schickte den Herzog von Cumberland mit einem großen Heere, bei dem sich die tapfern Hessen befanden, und dieser Uebermacht erlagen die Schotten in der Schlacht bei Culloden, am 27. April 1746. Der Prinz mußte auf die hebridischen Inseln flüchten, wo es der Treue seiner Freunde gelang, ihn vor seinen überall nach ihm spähenden Verfolgern zu verbergen, bis er nach Frankreich entkam. Die Poesie hat seine Flucht ausgeschmückt, er war indeß ein oberflächlicher und leichtsinniger Mensch ohne allen innern Werth. An den unglücklichen Schotten wurde furchtbare Rache geübt. Georg II. befahl die allergrausamsten Hinrichtungen und die Schaffotte rauchten von Blut. Eine Menge Schotten wanderten nach Amerika aus. Der hohe schottische Adel vertrieb aus Feigheit und um des Königs Gunst zu erkaufen, seine alten Pächter und Vasallen, um sie durch Engländer zu ersetzen.

Die Franzosen fielen 1747 in Holland ein und richteten dort solche Verheerungen an, daß das Volk aufstand, die schlechte aristokratische Regierung absetzte und ein kräftigeres Regiment unter dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien herstellte. Der Herzog von Cumberland kam zwar aus England zurück, ließ sich aber von Moriz bei Lawfeld schlagen, 2. Juli 1747, worauf dieser Bergen op Zoom und am 11. Mai 1748 noch Maestricht eroberte.

Der Friede wurde längst zu Aachen unterhandelt. Die Spanier drängten am meisten dazu, denn sie hatten im Seekrieg die meisten Verluste erlitten. Seit 1744 die Engländer sich vor Toulon gelegt, hatte Spanien an England förmlich den Krieg erklärt. Die Engländer aber raubten auf allen Meeren, was sie von französischen und spanischen Schiffen und Gütern auftreiben konnten. Besonders machte sich Admiral Anson in England unermeßlich populär durch die Keckheit und das Glück, mit dem er die Silberflotten und die waarenreichen Flotten aus Ostindien wegfing und Millionen an Werth im Triumph in London aufführte. Im Jahre 1746 schlugen er und Admiral Warren die französische Flotte unter Jonquière bei Cap Finisterre und glichen dadurch zur See

die Landsiege des Marschall von Sachsen aus. Auch von Neuengland aus, der englischen Colonie in Nordamerika, siegten die englischen Schiffe über die französischen und nahmen Louisbourg, eine die Fischerei deckende Festung der Franzosen weg. Nur in Ostindien behielten die Franzosen unter Labourdonnaye die Oberhand, siegten zur See an der Küste von Coromandel und nahmen den Engländern Madras weg, 1746.

Die Spanier wünschten nun sehnlich den Frieden herbei, um ihren Colonialhandel wieder frei zu haben, die Franzosen aber machten wegen ihrer Erfolge in Ostindien und in den Niederlanden noch viel zu hohe Forderungen, welche Maria Theresia nicht bewilligen wollte. Erst jetzt, nachdem der Angriff der Oesterreicher auf die Provence mißlungen war und durch die Fortschritte der Franzosen in Holland die Niederlande aufgegeben schienen, verlor Maria Theresia den Muth. Schon hatte sie mit Rußland einen neuen Krieg gegen Preußen verabredet und war ein russisches Heer in Mähren eingerückt, als sie sich wieder besann und von diesem gefährlichen Vorhaben abstand. Sie gab daher den französischen Forderungen nach und trat Parma und Piacenza den spanischen Bourbons, einen Theil des Mailändischen dem Sarden ab. Im Uebrigen behielt sie im Aachener Frieden (18. Oct. 1748) die Lombardei und die Niederlande und Franz I. wurde als deutscher Kaiser anerkannt. Das Endergebniß des langen und blutigen Krieges war also, daß es wesentlich beim Alten blieb. Nur Friedrich II. hatte eine große Erwerbung auf Kosten Oesterreichs gemacht, Schlesien, und dadurch Preußen als zweite deutsche Großmacht neben Oesterreich etablirt. Die Zwietracht in Deutschland schien dadurch für immer befestigt, die Wiedervereinigung etwas Unmögliches.

Fünftes Buch.

Der ſiebenjährige Krieg.

1.

Sansſouci.

Der junge König von Preußen hatte die Welt mit Siegen überraſcht, er ſtrebte aber mehr nach dem Ruhm eines Philoſophen auf dem Throne, als nach dem eines Helden. In Sansſouci, dem in weiten Gärten liegenden, nach ſeinem Geſchmack 1744 erbauten Luſtſchloß, wo er fern von Berlin „ſorgenfrei“ leben wollte, umgab er ſich mit geiſtreichen Männern, trieb Muſik (er ſelbſt ſpielte die Flöte), correſpondirte und dichtete franzöſiſche Verſe. Er hatte ſich ganz ins Franzöſiſche eingelebt und verachtete die deutſche Sprache und Literatur. Deshalb ſah er auch gern Franzoſen um ſich, machte den Mathematiker Maupertuis und nachher den Encyclopädiſten d'Alembert zum Präſidenten der Berliner Akademie, und den Materialiſten de la Mettrie zu ſeinem Vorleſer, und ließ 1750 Voltaire zu ſich kommen, den er hoch ehrte und reich beſchenkte, aber nur, um ſich bei allen gebildeten Franzoſen beliebt zu machen und ihn unter der Hand für ſeine politiſchen Zwecke zu benutzen, indem er durch ihn allerlei erfuhr, was er wiſſen wollte, und auch allerlei ausſtreute, was er wollte, daß man es am franzöſiſchen Hofe glaube. Voltaires

Benehmen in Berlin war so eitel, taktlos und gemein, seine Habgier so schmutzig, daß ihn der König heimlich nur verachten konnte und ihn nach seiner Abreise noch unterwegs, weil Voltaire ihm Manuscripte entwendet hatte, verhaften und durchsuchen ließ. Trotz dieser Vorfälle setzte der König die Correspondenz mit ihm fort, und Voltaire fühlte sich dadurch beglückt, weil jeder Theil dabei gewann. Die wahren Freunde, die der König achtete, waren nicht Franzosen, sondern der Engländer Keith, den er zum Marschall erhob, der englische Gesandte Mitchel, der Schweizer Lentulus, den er zum General machte, der Italiener Algarotti, die Generale von der Goltz, Winterfeld ꝛc. Sein Capellmeister war Graun, dessen Opern er neben den italienischen und neben den französischen Schauspielen aufführen ließ. Er ehrte die deutsche Musik auch in dem großen Sebastian Bach, den er 1747 nach Berlin kommen ließ und sehr gnädig aufnahm.

Als Regent behielt Friedrich II. das wirthschaftliche System seines Vaters bei, begünstigte Adel und Bauern, legte weniger Werth auf den Bürgerstand, noch weniger auf den Schulkram und war insofern höchst conservativ. Die damals noch nicht sehr zahlreiche Büreaukratie hielt er stramm im Zügel, die Minister waren nur seine Commis. In seiner Hand allein lag alles, er lenkte die ganze Staatsmaschine aus einem Punkte.

Die schwersten Vorwürfe hat man dem großen König gemacht, sofern er die Freigeisterei und wachsende Irreligiosität des Jahrhunderts begünstigt habe. Er theilte indeß nur für seine Person den philosophischen Wahn der Zeit und war zu staatsklug und zu sehr Menschenkenner, um das, was er nur als Privilegium vornehmer Geister ansah, dem Volk aufdringen zu wollen. Er berief zwar den trockenen Philosophen Wolf, den sein streng orthodoxer Vater aus dem Lande gejagt hatte, in allen Ehren wieder zurück, ließ aber die Schriften Edelmanns, der abenteuernd in Deutschland umherzog und als ein Prophet aus dem Pöbel damals schon die Abschaffung des Christenthums, den Umsturz der Throne und den Communismus predigte, durch den Henker verbrennen. Obgleich persönlich kein Christ, hielt er sich doch verpflichtet gegen seine christlichen Unterthanen, und

weil er und das Königshaus mit Cleve reformirt, Brandenburg, Pommern, Preußen, Ostfriesland, Magdeburg und Niederschlesien lutherisch, Oberschlesien aber katholisch war, machte er die Toleranz unter den drei christlichen Confessionen zu seinem Regierungsprincip;*) weil aber Preußen für Sachsen die Hegemonie unter den Protestanten im deutschen Reich übernommen hatte, hielt er sich für verpflichtet, insofern auch die Rechte der Protestanten nach allen Seiten zu wahren. Aus diesem klaren Princip folgte, daß er die Katholiken Schlesiens auf jede Weise schonte, ihnen ihre ganze kirchliche Verfassung und alle ihre fetten Güter ließ, daß er aber auch energisch einschritt, wenn irgend den Protestanten Unrecht geschah. Er forderte nur, daß das Bisthum Breslau aus dem Metropolitanverbande mit Prag ausscheide. Bischof von Breslau war damals Graf von Sinzendorf, dessen Coadjutor seit 1744 Graf von Schafgottsche, beide vom König hochgeehrt. Der Papst selbst ergoß sich 1742 in Lobeserhebungen über das Verfahren des Königs in Schlesien. — Friedrichs reformirter Vater hatte die lutherische Mehrheit der Unterthanen tief gekränkt, indem er eigenmächtig (denn was durfte damals ein Fürst nicht alles thun!) die lutherischen Chorröcke, Altarlichter und andres kirchliche Ceremonial als zu katholisch abgeschafft hatte. Gleich nach seinem Tode aber stellte Friedrich II. alle diese kirchlichen Einrichtungen wieder her. Sein Vater hatte auch die Herrnhuter und Mennoniten drangsalirt, Friedrich gewährte ihnen jetzt volle Freiheit und sogleich entstanden neue blühende Colonien der Herrnhuter in Schlesien (Neusalz, Gnadenberg, Gnadenfrei, Gnadenfeld). In Niederschlesien waren unter der Herrschaft Oesterreichs die Lutheraner gedrückt worden und hatten nur wenige Kirchen. Sobald Friedrich dort Herr war, ließ er sogleich über hundert neue Kirchen bauen. Im Jahre 1747 intervenirte er in Wien für einen in Ungarn verfolgten lutherischen Prediger und der päpstliche Nuntius selbst unterstützte die Forderung des Königs, weil derselbe gegen die schlesischen

*) Er schrieb einst: „die Religionen Müsen alle Tolleriret werden, den hier muß ein jeder nach Seiner Façon Selig werden."

Katholiken Repressalien hätte brauchen können. Im Jahre 1750 schickte der König Truppen ins Hohenlohische, um das lutherische Consistorium von Oehringen gegen das katholische Fürstenhaus zu schützen. Ebenso nahm er sich 1754 eines aus Jülich vertriebenen reformirten Pfarrers energisch an.

Wer aber eine zweite Großmacht neben Oesterreich im deutschen Reiche zu gründen unternahm, durfte nicht glauben, daß es ihm Oesterreich, daß es ihm die rivalisirenden Mittelstaaten verzeihen würden. Und selbst Frankreich und Rußland, welches Interesse sie auch hatten, Oesterreich durch Preußen zu schwächen, mußten sich doch auch wieder vor dem Aufkommen einer so elastischen Macht wie Preußen fürchten, Frankreich, weil der deutsche Nationalgeist, der unter den Habsburgern eingeschlafen war, unter den Zollern wieder erwachen konnte, und Rußland, weil ihm Preußen, je mehr es erstarkte, um so gewisser die Ostseeküsten und Polen streitig machen mußte.

Man kann es der Kaiserin Maria Theresia nicht verdenken, daß sie den Verlust der schönen Provinz Schlesien beweinte und „den bösen Mann," wie sie Friedrich II. zu nennen pflegte, bitterlich haßte. Aber auch ihr Minister, der mährische Graf, nachher Fürst Kaunitz, handelte nur im damals allgemein gültigen Machiavellistischen System, sofern er seiner Kaiserin rieth, mit Frankreich und Rußland im Bunde den neuen deutschen Großstaat Preußen wieder klein zu machen. Hatte Preußen im Jahre 1740 mit Frankreich gegen Oesterreich gemeine Sache gemacht, warum sollte 1756 nicht auch Oesterreich mit Frankreich gegen Preußen auftreten? Wenn sich Frankreich und Rußland dazu hergaben, dem österreichischen Interesse zu dienen, so hätte Kaunitz wenig Witz besessen, wenn er sich zweier bösen Nachbarn nicht gegen den dritten hätte bedienen wollen. Die Umstände waren für Oesterreich äußerst günstig. Frankreich, im Begriff, mit England einen See- und Colonialkrieg auf Leben und Tod zu beginnen, glaubte nicht anders, als daß sich Oesterreich wieder zu einem spanischen Erbfolgekriege mit England verbinden würde, und trug Preußen ein Bündniß an. „Nehmt Hannover, ihr dürft nur zugreifen!" wurde dem preußischen Gesandten

in Paris gesagt. Aber Friedrich II. ließ sich von Frankreich nicht verlocken. Mit dem reformirten England in Verbindung zu bleiben, schien ihm natürlicher und sicherer. Da er nun aber auch einen heimlichen Antrag Ludwigs XV., ihm Neufchatel zu verkaufen, zu dessen Fürstin er seine Maitresse, die Marquise von Pompadour, erheben wollte, nicht ohne einen Ausdruck von Verachtung abgelehnt hatte, brütete diese Pompadour ihm Rache. Nun erschien Kaunitz selbst in Paris und schrieb seine stolze Kaiserin einen vertraulichen Brief an die französische Maitresse, worin sie dieselbe Prinzessin, Cousine, ja sogar Schwester nannte, und ehe man sich's versah, waren die alten Feinde Frankreich und Oesterreich die intimsten Freunde geworden. Alle Vorstellungen dagegen wurden weder in Paris, noch in Wien gehört. Dort hatte die Pompadour den König, hier Kaunitz die Kaiserin zur Seite. Oesterreich versprach an Frankreich die Niederlande abzutreten, sobald es mit französischer Hülfe wieder in den sicheren Besitz Schlesiens gekommen seyn würde. „Ich kann mich," antwortete Maria Theresia, „um entfernte Landschaften nicht bekümmern und muß mich auf die Vertheidigung meiner Erbstaaten beschränken." So scharf trennte sie das österreichische Sonderinteresse vom deutschen Reichs- und Nationalinteresse. Anders dachte ihr verachteter Gemahl, Franz I., schlug, als er zum erstenmal vom französisch-österreichischen Bündniß hörte, zornig auf den Tisch und rief: „Solch unnatürliches Bündniß soll nicht Statt haben!" Aber er galt nichts, und das Bündniß wurde am 1. Mai 1756 zu Versailles abgeschlossen.

Maria Theresia würdigte sich wirklich so tief herab, daß sie in diesem Vertrage einen Theil der Niederlande an den König von Frankreich, den andern an den bourbonischen Herzog von Parma abtrat, desgleichen die Schleifung der Festung Luxemburg zusicherte, wofür ihr Frankreich 100,000 Mann gegen Preußen zu stellen und jährlich 12 Mill. Frcs. Hülfsgelder, dazu den Besitz von Schlesien und Parma versprach. Träte Rußland bei, so sollte dasselbe Kurland und Semgallen, Polen das alte Herzogthum Preußen, Sachsen das Magdeburgische, Schweden Pommern erhalten. Inzwischen unter-

handelte man erſt mit Rußland und war Sachſen noch nicht einmal ins Vertrauen gezogen.

Friedrich II. aber war von allem, was vorging, unterrichtet. Großfürſt Peter, der für ihn ſchwärmte, ließ ihm durch den Staatsrath Wolkow alle Geheimniſſe des ruſſiſchen Cabinets mittheilen. Auch durch den öſterreichiſchen Geſandtſchaftsſekretair Weingart in Berlin und durch den Canzliſten Menzel in Dresden erhielt er Abſchriften der gegen ihn gerichteten Depeſchen und Verträge. Kurz, er wußte, daß dem Verſailler Bunde bald auch Sachſen, Rußland ꝛc. beitreten würden. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth haßte ihn, weil er in Bezug auf ihre Ausſchweifungen ſpöttiſche Bemerkungen gemacht hatte, und maskirte ihren Haß hinter ruſſiſcher Bigotterie, indem ſie ihn als Gottesleugner zu verabſcheuen die Miene annahm. Schon 1750 hatte ſie ihren Geſandten aus Berlin zurückgezogen und ihm ſogar verboten, Abſchied zu nehmen; alſo mußte der preußiſche auch St. Petersburg verlaſſen. Man ſchrieb dem franzöſiſchen Geſandten, dem galanten Ritter d'Eon, großen Einfluß auf Eliſabeth in dieſer Frage zu. Friedrich II. fuhr indeß fort zu ſpotten und nannte das Bündniß Maria Thereſias mit der Pompadour und Eliſabeth den Bund der drei Unterröcke. In Sachſen hegte der allvermögende Graf Brühl ebenfalls bittern Haß gegen Friedrich, weil dieſer ihn nach Verdienſt mit Verachtung behandelt hatte, und doch genoß der Kurfürſt von Sachſen als König von Polen, Auguſt III., nicht Anſehen genug, um auch Polen in den Krieg hineinzuziehen. Polen blieb neutral. Auch Dänemark blieb es. Dagegen ließ der elende ſchwediſche Adel ſich von Rußland und Frankreich beſtimmen, gegen Preußen zu Felde zu ziehen.

England hatte ſeit einiger Zeit vergeblich gearbeitet, alle europäiſchen Mächte gegen Frankreich zu vereinigen. Es gelang vielmehr Frankreich, alle Mächte gegen Preußen zu vereinigen. Dieſen großen Triumph verdankte Frankreich lediglich dem Miniſter Kaunitz. England aber wollte die Franzoſen auf dem Feſtlande Europas ins Gedränge bringen, weil es unterdeß die franzöſiſchen Colonien in

West- und Ostindien wegzunehmen hoffte. Der Krieg indeß war zwischen Frankreich und England noch nicht erklärt, weil man von beiden Seiten noch immerfort diplomatisirte, um einander die Alliirten wegzufangen. England war sogar noch spröde gegen Preußen, so lange es noch hoffte, Oesterreich von der französischen Allianz abzuziehen. Endlich aber öffnete Friedrich II. dem englischen Ministerium die Augen. England hatte Rußland eine Armee abgekauft, die Hannover gegen Frankreich decken sollte, Rußland aber hatte nach einer Verabredung mit Oesterreich diese seine Truppen vielmehr zum Kriege gegen Preußen bestimmt. Als Friedrich diese Intrigue enthüllte, schloß England mit ihm einen geheimen Vertrag zu Westminster, am 16. Januar 1756, der aber Preußen vorerst noch keinen Schutz bot. Das englische Ministerium war damals in den Händen des eigensinnigen Herzogs von Newcastle, der ältere Pitt Haupt der Opposition. Aus Trotz hielt Newcastle Preußen auch jetzt noch hin, bis Friedrich energisch vorging und England den Seekrieg mit Frankreich beginnen mußte.

2.

Der Feldzug von 1756.

Friedrich II. bewährte sein ganzes Genie, indem er, ohne Englands Hülfe und ohne die Kriegserklärung von Seiten des Versailler Bundes abzuwarten, den Krieg auf eigene Faust eröffnete und seinen nächsten Feind entwaffnete, bevor die andern sich nur gerüstet hatten: das glänzendste Beispiel offensiver Defensive, welches die Geschichte kennt. Plötzlich im August 1756 rückten 60,000 Preußen in Sachsen ein. König August III. und sein Minister Brühl flohen augenblicklich mit ihren Schätzen auf den uneinnehmbaren Königstein, die sächsische Armee aber, 14,000 Mann unter dem Grafen Rutowski, concentrirte sich in einem festen Lager bei Pirna in der Nähe der böhmischen Grenze, von woher in aller Eile die dort unter Ge-

das fromme Beiſpiel ihres Königs, in dem ſie nicht nur einen Gebieter, ſondern einen Heiligen, einen unüberwindlichen Streiter Gottes verehrten. Als nun dieſer König theils durch ſeine Siege, theils durch die Vermittelung der Franzoſen, welche die Macht Oeſterreichs durch die Proteſtanten ſtürzen, und das deutſche Reich zu ihrem eignen Vortheil entzweien und durch ſich ſelbſt ruiniren wollten, von Dänemark und Polen einen ehrenvollen Frieden zugeſichert erhalten hatten, ſah er ſich endlich im Stande, den deutſchen Proteſtanten beizuſtehn.

Aber grade damals hatten ſich alle proteſtantiſchen Fürſten mit Ausnahme der geächteten mecklenburgiſchen Herzöge dem Kaiſer auf dem Regensburger Reichstag unterworfen, und niemand verlangte die Hülfe der Schweden. Auch kannte Guſtav die eigennützige Politik Sachſens und Brandenburgs, und durfte nur auf die kleinern Fürſten und beſonders auf die Städte zählen, wenn er in Deutſchland erſchien. Aber er wollte ja nicht von den Deutſchen Hülfe haben, ſondern ihnen ſelber helfen, und ihre Uneinigkeit und Schwäche ſchreckte ihn nicht ab, ſondern forderte ihn im Gegentheil dringend auf, ſich ihrer anzunehmen, ſich an die Spitze der Unterdrückten zu ſtellen, und die Böswilligen zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu zwingen. Er war überdem vom Kaiſer öfters beleidigt worden. Oeſterreicher hatten in Polen gegen ihn gefochten, und Wallenſtein hatte ſeine Geſandten mishandelt, ohne daß der ſtolze Kaiſer ihm eine Genugthuung gegeben hätte. Er konnte daher einen Krieg gegen den Kaiſer unternehmen, ohne von den Proteſtanten dazu aufgefordert worden zu ſeyn. Man hat den König auch beſchuldigt, er habe die franzöſiſche Politik nachahmen und Deutſchland in die höchſte Verwirrung ſtürzen wollen, um ein Stück davon zu erobern. Andre meinen, er habe ganz Deutſchland proteſtantiſch

neral Brown ſich ſammelnden Oeſterreicher zu Hülfe gerufen wurden. Die Preußen überſchwemmten unterdeß das offene Sachſen und begannen ſogleich Torgau zu befeſtigen, wobei die Bauern ringsumher zur Schanzarbeit aufgeboten wurden. Am 10. September rückten ſie in Dresden ein, wo die Königin, Maria Joſepha, eine Tochter Kaiſer Joſephs I., unklugerweiſe zurückgeblieben war und ſich in eigener Perſon vor den Schrank ſtellte, aus dem Friedrich die Originale der diplomatiſchen Aktenſtücke, deren Copien ihm Menzel geliefert, wegnehmen laſſen wollte. Nachdem der General von Winterfeld, Friedrichs liebſter Freund, es vergebens auf feine Manier und durch vernünftige Vorſtellungen verſucht hatte, ſie von dem Schranke wegzubringen, wurde ſie von preußiſchen Grenadieren ergriffen und weggetragen. Dieſe Scene machte großes Aufſehen, am meiſten in Paris; denn der Königin von Sachſen gleichnamige Tochter Maria Joſepha war mit dem Dauphin Ludwig, Sohn Ludwigs XV. (und Vater Ludwigs XVI.), vermählt und forderte Genugthuung für ihre Mutter. Der Inhalt des Schrankes wanderte nach Berlin, wo Herzberg, des Königs geheimer Rath, ihn zu dem mémoire raisonné verarbeitete, in welchem der König öffentlich ſein Vorgehen rechtfertigte und die gegen ihn gemachten Anſchläge der ganzen Welt enthüllte.

Mittlerweile ſchloß Friedrich das ſächſiſche Heer bei Pirna von allen Seiten ein und hoffte es durch Hunger, da es in der Eile nicht hatte verproviantirt werden können, zur Uebergabe zu zwingen. Brown rückte zwar heran und überſchritt die Eger, wurde aber von Friedrich, der ihm raſch entgegenging, bei Lowoſitz (1. Oct.) zurückgeſchlagen. Die Sachſen waren unterdeß unklugerweiſe den Preußen nachgeeilt, hatten ihre feſte Stellung bei Pirna verlaſſen und wurden von den zurückkehrenden Preußen in einer engen Berggegend am Lilienſtein, den die Elbe vom Königſtein trennt, dergeſtalt umzingelt, daß ſie, unter freiem Himmel von kaltem Regen durchnäßt und von Hunger aufs äußerſte erſchöpft, ſich gefangen geben mußten, am 15. October. Friedrich ließ zehn Infanterie-Regimenter beiſammen und nahm ſie ohne Weiteres in preußiſche

Dienste, die Reiterei steckte er einzeln unter seine alten Regimenter unter. Nur die Offiziere wurden entlassen. Das war nun nicht nach dem Geschmack der Sachsen, welche daher die erste Gelegenheit benutzten, um einzeln, ja sogar Regimenterweise aus dem preußischen Heere nach Polen oder ins Reich zu entfliehen und sich am Rhein den Franzosen anzuschließen.

Friedrich blieb den ganzen Winter über in Dresden, nahm Sachsen „in Depot" und organisirte es, als ob es seine Provinz wäre, hob Steuern und Rekruten aus und rüstete sich bis an die Zähne, um dem Sturm, der ihm im Frühjahr drohte, zu trotzen. Alles Staatseigenthum in Sachsen betrachtete Friedrich als sein eigen, contribuirte daher und setzte sogar die zu hohen Gehalte vieler Beamten herab, nahm jedoch aus dem k. Schloß nichts hinweg und ließ auch die schöne Bildergallerie und das kostbare „grüne Gewölbe" unangetastet. Nur die vier Lustschlösser des Grafen Brühl ließ er ausplündern und sogar eines verbrennen. In einer Proklamation an die Sachsen sagte Friedrich: „sie könnten versichert seyn, daß sie von ihm zu nichts gebraucht würden, als zur Vertheidigung der protestantischen Religion und der Freiheit Deutschlands." Die Sachsen waren indeß zu erbittert, um sich damit trösten zu lassen, und in den übrigen deutschen Ländern fand diese protestantische Mahnung Friedrichs nur hie und da beim gemeinen Volke Anklang. Die deutschen Fürsten wetteiferten, sich dem Versailler Bunde zur Verfügung zu stellen.

Das Vorgehen Friedrichs machte die Coalition seiner Feinde schnell fertig. Oesterreich und Frankreich stellten jedes 150,000 Mann, Rußland 100,000, Schweden 20,000, das deutsche Reich 60,000. Dieses arme deutsche Reich wurde von Frankreich bezahlt. Bayern bekam schon seit 1750 von Frankreich monatlich 1½ Mill. Livres und vergaß darüber, was es Preußen verdankte. Württemberg zog 10 Mill. und der Herzog vergaß, was er Preußen schuldig war. Nur das gemeine Volk in Württemberg empörte sich bei der Rekrutirung, wollte nicht gegen das protestantische Preußen dienen und wurde hart deshalb gemaßregelt. Die Pfalz bekam von Frankreich damals 11,300,000

Livres, Zweibrücken noch insbesondere 4,400,000, Köln 7,300,000, Mainz 500,000, Nassau, Darmstadt, Lüttich ꝛc. die kleinen zusammen 3 Millionen. Sogar die Markgrafen von Anspach und Bayreuth, Friedrichs Vettern, nahmen damals französischen Sold, und Mecklenburg, welches freilich durch Friedrich gereizt war, indem der große Preußenkönig schon den Herzog Christian Ludwig von Schwerin durch Werbungen und als diese verwehrt wurden, durch Repressalien schwer gekränkt, dessen Sohn und Nachfolger Friedrich aber (seit 1756) den Groll des Vaters geerbt hatte. Der deutsche Reichstag erklärte Friedrich in des Reiches Acht, der preußische Gesandte in Regensburg aber, Herr von Plotho, ließ den Doctor April, der ihm das Dekret überbrachte, die Treppe hinunter werfen. Merkwürdigerweise kümmerte sich der deutsche Kaiser um diese Dinge gar nicht, grollte vielmehr insgeheim dem Bündniß mit Frankreich und besorgte sogar durch die dritte Hand Lieferungen für die Preußen.

Damals hatte der König noch keinen nennenswerthen Bundesgenossen. In England war das Volk für ihn und fühlte, durch die Unterdrückung Preußens werde nicht nur der Protestantismus leiden, sondern auch Frankreich, Englands erster Feind, auf dem Festlande übermächtig werden. Pitt lieh dieser Stimmung kräftigen Ausdruck im Parlament und gelangte auch ins Ministerium, aber König Georg II., auf Preußen eifersüchtig wegen Ostfriesland und schon ältern Groll erbend gegen die preußische Königsfamilie, gab nur ungern der Volksstimme nach und that es mehr nur aus Furcht, die Franzosen könnten ihm sein Hannover wegnehmen. Daher auch der neue Vertrag, den er am 11. Januar 1757 mit Preußen einging, diesem noch nichts nützte, denn die darin versprochene englische Flotte, die Preußens Ostseeküsten schützen sollte, erschien nicht, und auf den Kriegsschauplatz in Deutschland sandte Georg II. nur seinen Sohn, den Sieger von Culloden, Herzog von Cumberland, den man seiner Körperlänge wegen spöttisch den Großen nannte. Der sollte die kleine hannöverische Armee, verbunden mit Braunschweigern und Hessen, die England in Sold nahm, anführen. Englische Truppen aber wurden nicht zu Hülfe geschickt. Auch mußte

Pitt schon im April wieder aus dem Ministerium treten. Außer Hannover, dem Herzog Karl von Braunschweig und dem Landgrafen Wilhelm von Hessen standen nur noch Herzog Friedrich von Gotha und Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg auf preußischer Seite. Friedrich II. hätte gern sein Cleve gegen Frankreich durch die Engländer schützen lassen. Das mußte er jetzt aufgeben und den Kriegsschauplatz auf seine alten Provinzen und Sachsen beschränken.

3.

Der Feldzug von 1757.

Die Feinde ließen ihm auch jetzt noch Zeit und übereilten sich mit ihren Rüstungen und einem concentrischen Angriff nicht, so daß er auch den Feldzug von 1757 wieder selbst als angreifender Theil eröffnen konnte. Er rückte mit 100,000 Mann in Böhmen ein, trieb die vorgeschobenen Corps der Oesterreicher vor sich her und kam bis vor Prag. Hier stand die große österreichische Armee unter dem Bruder des Kaisers, Prinzen Karl von Lothringen, neben welchem Brown befehligen sollte. Brown aber war durch den Unfall bei Lowositz eingeschüchtert, stimmte nicht mit dem Prinzen Karl und verlor den Kopf. Der Prinz selbst war unfähig. Friedrich faßte daher den kühnen Gedanken, die österreichische Armee von Prag abzuschneiden und einzufangen, wie die sächsische bei Pirna. Das österreichische Fußvolk aber schlug alle Angriffe der Preußen zurück. Feldmarschall Graf Schwerin rieth von einem neuen Angriff ab. Der König aber frug ihn: hat Er Furcht? Da ergriff Schwerin eine Fahne und führte die Preußen wieder vor, fiel aber von fünf Kugeln durchbohrt. Dagegen gelang es der preußischen Reiterei unter Fürst Schönaich, den Oesterreichern in die Flanke zu kommen. Brown fiel und Prinz Karl wurde mit seinem ganzen Heere gezwungen, hinter die Mauern von Prag zu flüchten. Dennoch hatten die Oesterreicher nur 13,300, die Preußen aber 18,000 Mann ver-

loren, am 6. Mai. Friedrich gab den Gedanken nicht auf, die österreichische Armee gefangen zu nehmen, da Prag für solche Massen Truppen (es lagen 50,000 darin) keinen Mundvorrath hatte, ließ daher die Stadt schrecklich bombardiren und zerstörte ihr 900 Häuser, um eine baldige Uebergabe zu erzwingen. Aber trotz aller Noth hielten die Oesterreicher aus.

Nun hatte Feldmarschall Daun eine zweite österreichische Armee, 54,000 Mann stark, bei Collin an der Elbe, östlich von Prag, gesammelt und sollte Prag entsetzen. Um ihn zu vertreiben, ging Friedrich, nachdem er seinen Bruder August Wilhelm mit der kleinen Hälfte der Armee vor Prag zurückgelassen hatte, Daun mit 34,000 Mann entgegen, hatte aber allzugroße Eile und unterschätzte ihn, denn als er Dauns auf Höhen trefflich angelegte Verschanzungen, trotz aller Warnungen des unter ihm dienenden Fürsten Moriz von Dessau, angriff, wurden seine Preußen aus den österreichischen Batterien furchtbar zusammengeschmettert. Vergebens waren alle Anstrengungen. Nur der Kürassieroberst von Seidlitz siegte einen Augenblick durch den Ungestüm seines Angriffs, aber die sächsische Reiterei unter Beckedorf nahm jetzt Rache für Pirna und vollendete durch ihre Wuth der Preußen Niederlage.*) Friedrich schickte alle seine Truppen ins Feuer und wollte immer noch nicht nachgeben. Als der letzte Angriff gescheitert war und er noch allein zurückblieb, rief ihm Major Grant zu: wollen Ew. Majestät eine Batterie allein erobern? Nun wandte sich der König, welcher in dieser Schlacht 13,000 Mann, 45 Kanonen und 22 Fahnen verloren hatte, am 18. Juni.

Daun hätte das preußische Heer gänzlich aufgerieben, so zerrüttet war es, wenn er es verfolgt hätte. Aber das that er weder diesmal, noch später nach einem Siege, denn er suchte sein Glück und seinen Ruhm in dem Zaubersystem des Fabius Cunctator.

*) Friedrich kam so in Wuth und Verzweiflung, daß er, wie man erzählt, den zum sechstenmal zurückgeworfenen preußischen Reitern, als sie zum siebentenmal anzugreifen zauderten, zurief: wollt ihr denn ewig leben?

Friedrich konnte ungehindert nach Prag kommen, deſſen Belagerung er ſogleich aufheben und allgemeinen Rückzug befehlen ließ, weil er nicht mehr ſtark genug war, Böhmen gegen das ſiegreiche Heer Dauns und das des Prinzen Karl zu behaupten. Sein Bruder Auguſt Wilhelm (Vater des Thronfolgers Friedrich Wilhelms II.) hatte ſich bei der erſten Nachricht von der Niederlage von Collin in Gegenwart der ganzen Generalität ſo erzürnt über den König geäußert und machte jetzt auf dem Rückzug aus Böhmen ſelbſt ſo große Fehler, daß er dabei 10,000 Mann verlor. Grund genug für den König, daß dieſer ihn nun in höchſter Ungnade von der Armee entfernte und ſich auch nie mehr mit ihm verſöhnte. Auf dem Rückwege wurde die ſächſiſche Bergſtadt Zittau, als ſie den preußiſchen Nachtrab der Magazine wegen gegen die nachrückenden Oeſterreicher vertheidigte, auf Befehl des Prinzen Karl in Brand geſchoſſen, wie man glaubte, um die Stadt, welche der böhmiſchen Induſtrie Concurrenz machte, zu verderben. Friedrich behauptete ſich indeß in Sachſen und Daun, die Seele der öſterreichiſchen Armee, obgleich Prinz Karl den Oberbefehl hatte, nahm nach ſeiner Gewohnheit eine unangreifbare Stellung bei Eckartsberga. Hier ließ ihn Friedrich, von 56,000 Mann unter dem Herzog von Braunſchweig-Bevern und dem General Winterfeld beobachtet ſtehen und zog andern Feinden entgegen. Die Langſamkeit Dauns nützte ihm jetzt mehr, als ihm die Niederlage bei Collin geſchadet hatte.

Ludwig XV. hatte ſich durch die Weiber in einen erkünſtelten Zorn jagen laſſen und eine furchtbare Macht aufgeſtellt, um Preußen zu zermalmen. Dieſe franzöſiſche Armee, welche Graf d'Eſtrées commandirte, und bei welcher 41 Generallieutenants und 52 maréchaux de camp dienten, erhielt den Namen La Dauphine, als ſey in ihr die Tochter der ſchwergekränkten Königin von Polen vertreten, um die Mutter zu rächen, und beſetzte nicht nur Cleve und die von den Preußen abſichtlich verlaſſene Feſtung Weſel, ſondern auch Oſtfriesland ohne Widerſtand, weil Friedrich genug mit den Oeſterreichern zu thun hatte, und jene entfernten Provinzen nicht decken konnte, der gänzlich unfähige Herzog von Cumberland aber, der Hannover

decken ſollte, bei Haſtenbeck unfern von Hameln ſich ſchlagen ließ (26. Juli) und dann übereilt die aufdringliche Vermittlung des um ſeine eigenen Staaten beſorgten friedſeligen Dänenkönigs Friedrich V., annahm und im Kloſter Zeeven eine Capitulation (7. Sept.) unterzeichnete, derzufolge die kleine hannöverſche Armee bei Stade ſtehen bleiben, die Heſſen, Braunſchweiger ꝛc. aber entlaſſen werden ſollten und Hannover ſelbſt den Franzoſen preisgegeben wurde. An d'Eſtrées Stelle ſchickte damals die Pompadour ihren Liebling, den Herzog von Richelieu, der ſich mit nichts als Plündern und Erpreſſen beſchäftigte und ſo viel zuſammenſtahl, daß er davon einen prachtvollen Palaſt in Paris erbaute, den man deshalb den Pavillon de Hannovre nannte.

Unterdeß hatte auch das deutſche Reich eine Reichsarmee unter dem Herzog von Sachſen-Hildburghauſen zuſammengebracht, großentheils mit Hülfe der den deutſchen Fürſten ausbezahlten franzöſiſchen Gelder. Allein dieſe Armee war eine bejammernswerthe Karikatur des weiland deutſchen Heerbannes. Man nahm dazu das ſchlechteſte Geſindel. Wegen der Unzahl von kleinen Reichsfürſten, Reichsgrafen und Reichsrittern, Reichsäbten und -Aebtiſſinnen, Reichsſtädten und Reichsſtädtchen ſtellte manches Reichsglied nur zwei oder gar nur einen Mann, das eine Kloſter den Reiter, das andere das Pferd dazu. Der größern Contingente, wie der Bayern und Würtemberger, waren nur wenige, und die letztern zogen diesmal ungern zu Felde. Bei allen Proteſtanten war der Krieg gegen Preußen unpopulär, und den Wildlingen, die um Sold jeder Fahne folgten, gefiel der preußiſche Dienſt, wo man Ruhm ernten konnte, beſſer, als jeder andere, weshalb ſie ſchaarenweiſe aus der Reichsarmee und ſelbſt aus der franzöſiſchen (denn auch ſie beſtand größtentheils aus Söldnern) zu den Preußen deſertirten oder, wenn ſie von den Preußen gefangen wurden, bei ihnen eintraten. — Mit der Reichsarmee nun vereinigte ſich ein Theil der franzöſiſchen Armee, welche Richelieu zu dieſem Zwecke unter dem Prinzen von Soubiſe detachirte, einem galanten Herrn, der, als beſonderer Günſtling der

Pompadour, geschwind seine Lorbeern verdienen sollte, während Richelieu selbst die Hannoveraner bei Stade beobachtete.

Friedrich schrieb damals dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig (Bruder des regierenden Herzogs Karl), der seine Truppen von der Armee Cumberlands zurückziehen und heimkehren mußte, er solle sich im Nothfalle nach Magdeburg werfen und den Muth nicht verlieren: „Einer von uns muß vier andere werth seyn.“ Eben so klug als thatkräftig schrieb Friedrich auch an Richelieu selbst, schmeichelte ihm, machte sogar ein Gedicht auf ihn, benützte alle ihm bekannten Schwächen desselben und schläferte ihn mit Friedensanträgen ein. So blieb er auch mit Voltaire in Correspondenz, um ihn malgré lui als Kundschafter zu gebrauchen und durch ihn dem französischen Hofe zu insinuiren, was seinem Interesse gemäß war. Manche hielten Friedrichs übertriebene Anhänglichkeit an Voltaire für Charakterschwäche, allein es war nur politische Berechnung. Während Friedrich nun den eitlen Richelieu täuschte und fern hielt, bereitete er den entscheidenden Schlag gegen Soubise vor. Schon am 19. September überfiel sein unvergleichlicher Seidlitz diesen Prinzen in Gotha, so daß derselbe kaum noch zu Pferde steigen und entfliehen konnte. Dann wurde in der großen Leipziger Ebene manoeuvrirt, bis Soubise, dessen Heer mit der Reichsarmee verbunden 64,000 Mann stark war, das kleine Heer Friedrichs von nur 21,000 Mann zu umzingeln und mit einemmal gefangen zu nehmen beschloß, bei dem Dorfe Roßbach. Aber Seidlitz umging ihn selbst, überraschte ihn plötzlich und hieb mit der Reiterei so furchtbar ein, daß Franzosen und Reichstruppen in panischem Schrecken flohen, ehe nur das preußische Fußvolk Zeit hatte, heranzukommen, so daß überhaupt nur sieben preußische Bataillone noch ins Feuer kamen. Nur die Schweizer in der französischen Armee schlugen sich brav. Seidlitz jagte den Fliehenden lange nach, welche 67 Kanonen und 300 Offiziere verloren, aber nur 5000 Gemeine, weil die Preußen die meisten Gefangenen wieder laufen ließen. Man erbeutete auch eine Menge Damen, Köche, Friseurs, Schauspieler und ganze Wagen voll von Gegenständen der Garderobe und Toilette, Luxuswaaren

und Spielereien aller Art, denn die französischen Offiziere wollten sich im Lager vergnügen wie in Paris selbst. Diesen glänzenden Sieg erfocht Friedrich am 5. November zum allgemeinen Jubel der Deutschen, welche den Franzosen diese Demüthigung gönnten. Nur Friedrich selbst überhob sich nicht, sondern behandelte die gefangenen Franzosen mit der größten Zuvorkommenheit, gewährte ihnen in Berlin alle Annehmlichkeiten und suchte sich, wenn er auch den Hof von Versailles nicht versöhnen konnte, doch bei den Franzosen so beliebt und populär als möglich zu machen.

Nun erfolgte endlich auch der Umschwung in England. Das Betragen des Herzogs von Cumberland hatte alle guten Altengländer so empört, daß sein Vater selbst ihn seine Ungnade fühlen lassen und Pitt wieder ins Ministerium berufen mußte. Dieser sorgte nun dafür, daß Preußen nicht länger im Stiche gelassen wurde, sondern verabredete mit Friedrich, daß dieser selbst das nordöstliche Deutschland gegen Oesterreich, Rußland und Schweden, eine von England besoldete Armee unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig aber das nordwestliche gegen Frankreich und die Reichsarmee vertheidigen sollte. Als Richelieu alle diese Dinge erfuhr und sich von Friedrich dupirt sah, ärgerte er sich sehr, drohte, ganz Hannover zu verwüsten, wenn Ferdinand ihn angreife, und brannte, als Ferdinand dennoch angriff und ihm zwei vorgeschobene Corps zurückschlug, aus Rache die Stadt Zelle ab. Da es aber schon Winter geworden war, bezogen beide Theile Quartiere und hielten sich im Schach.

Unterdeß hatte Bevern mit dem preußischen Heere, welches dem Prinzen Karl von Lothringen gegenüber in Sachsen stehen geblieben war, schlecht operirt. Der ihm beigegebene Liebling Friedrichs, General Winterfeld, ließ sich am 7. September bei Moys unfern von Görlitz durch die Oesterreicher unter Nadasdy überraschen und schlagen, wobei er selbst sein Leben einbüßte. Nun zog sich Bevern nach Schlesien zurück. Haddik aber mit 4000 Kroaten machte einen Streifzug nach Berlin und sprengte das schlesische Thor, welches nur von Landmiliz vertheidigt war, während die Königin nach Span-

dau flüchtete (16. October). Die Stadt ergab ſich, Haddik aber benahm ſich artig, forderte nur 200,000 Thaler Brandſchatzung, hielt gute Mannszucht und zog bald wieder ab, da Moriz von Deſſau der Stadt zu Hülfe eilte.

Der noch weiter entfernten Provinz Preußen konnte Friedrich keine Hülfe leiſten. Ein Heer von 100,000 Ruſſen unter Aprarin war eingerückt und verheerte das Land mit Rauben, Schänden, Morden, Sengen und Brennen. Friedrich konnte ihm nur 30,000 Mann unter Feldmarſchall Lehwald entgegenſtellen, der aber am 30. Auguſt bei Groß-Jägerndorf geſchlagen wurde. Nun hätte Aprarin weiter vorgehen können, allein er zog ſich gegen alle Erwartung zurück. Damals nämlich war die Kaiſerin Eliſabeth ſchwer erkrankt; ihr Miniſter Beſtuſchef glaubte, ſie werde nicht mehr aufkommen, wollte ſich auch nach dem Thronwechſel auf ſeinem Poſten behaupten, ſchmeichelte daher dem preußenfreundlichen Thronfolger Peter, war überdies von England und Preußen (von Friedrich mit 100,000 Thalern) beſtochen und gab Aprarin heimlichen Befehl, Preußen zu ſchonen. Da zufällig die Blattern unter den Kalmücken und Baſchkiren im ruſſiſchen Heere ausbrachen, diente das Aprarin zum Vorwand, um ſich hinter die ruſſiſche Grenze zurückzuziehen.

Friedrichs wunderbares Glück erprobte ſich auch in der Unthätigkeit der Schweden. Dieſe vor hundert Jahren noch von ganz Europa gefürchteten Schweden leiſteten jetzt noch weniger als ſelbſt die Reichsarmee. Das viele Geld, welches Frankreich ſpendete, um die ſchwediſchen Rüſtungen zu betreiben, verzehrte der Adel in Stockholm, indeß die nach Stralſund geſchickte ſchwediſche Armee unter dem alten Ungern-Sternberg an allem Mangel litt und die großen Verlegenheiten Friedrichs zu nichts als ein Paar Streifzügen benützte.

Die Hauptſache für Friedrich war jetzt, Schleſien zu retten, wohin Prinz Karl von Lothringen mit dem großen öſterreichiſchen Heere den Herzog von Bevern verfolgt hatte. Aber am 11. November eroberte der kecke Nadasdy die ſchleſiſche Feſtung Schweidnitz

und ſich dann zum Kaiſer machen wollen. Indeß war frommer Eifer für die Sache der Religion gewiß der Hauptzweck, der ihn nach Deutſchland führte, und hat er auch noch ein mächtiger Fürſt oder gar Kaiſer in Deutſchland werden wollen, ſo müſſen wir wenigſtens bekennen, daß er dazu beſſer, als alle andern deutſchen Fürſten getaugt hätte.

Guſtav Adolf landete ſchon im Juni des Jahres 1630 auf der Inſel Rügen, mit einem kleinen, aber auserleſenen Heere, das nur aus 16,000 Mann beſtund. Niemand kam ihm entgegen, ſo unbedeutend ſchien dieſer nordiſche Fürſt, ſo groß war noch die Angſt und Furcht vor dem Kaiſer. Am kaiſerlichen Hofe ſelbſt machte man gar nichts aus ſeiner Ankunft, und nannte ihn den Schneekönig, der von ſelber ſchmelzen würde, wenn er nach Süden käme.

Kapitel CCCCV.

Die Schlacht bei Leipzig.

Guſtav wagte ſich mit ſeiner geringen Mannſchaft nicht gleich in das Innere eines Landes, wo ihn nur Feinde und mißtrauiſche oder ſchwache Freunde erwarteten. Er ſuchte zuerſt nur in Pommern und Mecklenburg feſten Fuß zu gewinnen, um ſich für ſeine weitern Unternehmungen den Rücken zu decken. Den Herzog Bogislav von Pommern zwang er, auf ſeine Seite zu treten, und die kaiſerlichen Beſatzungen ſchlug er auf allen Punkten zurück, oder nahm ſie in den Städten gefangen. Die Belagerung der von den Kaiſerlichen beſetzten Städte, und die Unterhandlungen mit den proteſtantiſchen Fürſten hielten ihn aber geraume Zeit auf. Nur der mit ihm verbündete Herzog von Lauenburg wagte bis an die Elbe vorzudringen, ward aber von dem

in einem raſchen nächtlichen Sturme, am 22. November wurde Bevern bei Breslau während eines ſtarken Nebels vom Prinzen Karl geſchlagen, verlor 8000 Mann und 80 Kanonen und ließ ſich, um Friedrichs Ungnade zu entgehen, freiwillig vom Feinde gefangen nehmen, und am 24. November capitulirte auch General Leſtwitz in Breslau und übergab dieſe feſte Stadt den Oeſterreichern. Friedrich kam mithin zu ſpät, um Schleſien zu retten, und auch die wohlgelungene Diverſion Keiths, ein Streifzug in Böhmen, wodurch er die Oeſterreicher aus Schleſien hinwegzuziehen verſuchte (Ende November) kam zu ſpät. Nur durch eine ſiegreiche Schlacht konnte Friedrich hoffen, die Oeſterreicher zu verjagen und Breslau und Schweidnitz zurückzuerobern. Er hatte nur 33,000 Mann, Prinz Karl faſt das Doppelte, 60,000! Aber Friedrich mußte das Aeußerſte wagen, griff die Oeſterreicher am 5. Dezember bei Leuthen unfern von Breslau an und ſiegte mittelſt der berühmten „ſchrägen Schlachtordnung," deren ſich der griechiſche Feldherr Epaminondas bedient hatte. Sein erſter Angriff traf die Württemberger, die hier als Reichscontingent ſtanden. „Dort ſind die Württemberger," rief Friedrich, „die werden uns zuerſt Platz machen." Er wußte, wie ungern ſie gegen Preußen fochten, und ſie wichen auch wirklich zuerſt. Am Abend nach der Schlacht kam Friedrich mit einem Adjutanten und Bedienten in den Schloßhof von Liſſa, wo alles von öſterreichiſchen Generalen und Oberſten wimmelte, die ihn leicht hätten können gefangen nehmen; er trat aber heiter unter ſie und ſagte: „Kann man da auch noch mit unterkommen?" Sie ſprangen auf, ihn zu begrüßen und gaben ihre Degen ab, da ſein Gefolge bald nachkam. Friedrich machte in dieſer Schlacht nicht weniger als 21,000 Gefangene, wozu 17,000 kamen, die ſich ihm als die Beſatzung von Breslau am 20. Dezember ergeben mußten. Prinz Karl nahm für immer Abſchied vom Kriege und wurde Statthalter in den Niederlanden. — Der Fürſtbiſchof von Breslau, Graf Schaffgotſche, hatte zu früh geglaubt, Friedrich müſſe untergehen, daher während der kurzen Anweſenheit des Prinzen Karl in Breslau ſich auffallend feindlich gegen Friedrich geäußert und ſogar deſſen ſchwar-

zen Adlerorden mit Füßen getreten. Er wurde jetzt flüchtig und ging, da man sein Betragen in Wien selbst mißbilligte, nach Rom.

4.

Der Feldzug von 1758.

So endete das blutige Jahr 1757. Während die Armeen in den Winterquartieren lagen, sammelte Friedrich neue Streitkräfte, indem er theils Landeskinder zu den Fahnen rief, theils seine Regimenter durch Deserteure ergänzte, die ihm von allen Seiten zuliefen. Auch unterhandelte er lebhaft mit England und am 11. April 1758 kam endlich der Subsidientraktat zu Stande, in welchem sich England verpflichtete, an Friedrich jährlich 4 Millionen Thaler zu bezahlen, auch Ferdinands Heer zu besolden und durch englische Truppen zu unterstützen. Das englische Geld aber reichte bei weitem nicht für Friedrichs Truppen aus, er sah sich daher genöthigt, gutes Geld in schlechtes umgießen zu lassen und so seine Thaler zu verdoppeln.

Friedrich beschloß im Frühjahr 1758 einen Hauptstoß zu führen. Nachdem er Schweidnitz wiedererobert hatte, im April, fiel er in Mähren ein und ließ durch Marschall Keith Olmütz belagern, während er selbst Daun beobachtete, der mit einem großen Heere in Böhmen stand. Olmütz aber wehrte sich aufs tapferste, selbst die Bürger kämpften mit, und als ein preußischer Transport von 3000 Wagen, der den Belagerern Lebensmittel bringen sollte, trotz aller Vorsicht, trotz der 9000 Mann Bedeckung unter dem tapfern General Mosel und sogar trotz dem General Ziethen, welcher diesem zu Hülfe kam, durch den österreichischen General Laudon*)

*) Gideon Laudon, eigentlich Loudon, ein protestantischer Livländer, der vergebens preußische Dienste gesucht hatte (angeblich, weil dem großen Friedrich sein Gesicht mißfiel), wurde katholisch und der kühnste und glücklichste General der Oesterreicher.

in wiederholten Gefechten überwältigt, gefangen oder zerſtreut wurde, im Juni, und Daun Miene machte, Friedrich ſelbſt einzuſchließen, mußte die Belagerung von Olmütz am 2. Juli aufgehoben werden. Friedrich aber vereitelte die Abſicht Dauns mit ſeinem gewöhnlichen Genie, indem er nicht da, wo ihm der Weg ſchon verlegt war, nach Schleſien umzukehren ſuchte, ſondern einen ſicheren Umweg durch Böhmen einſchlug.

Mittlerweile hatten ſich die Dinge in Rußland wieder ſehr ungünſtig für Preußen geſtaltet. Die Kaiſerin Eliſabeth war wieder geneſen, hatte die ihr geſpielte Intrigue entdeckt, den Großkanzler Beſtuſchef und Apraxin als Hochverräther vor Gericht geſtellt (der erſtere wurde verbannt, der zweite ſtarb an einer Krankheit) und an des letztern Stelle den Grafen Fermor an die Spitze des Heeres geſtellt mit dem Befehl, ſogleich ganz Preußen zu erobern. Fermor fand gar keinen Widerſtand, zog bereits am 22. Jan. 1758 in Königsberg ein und ließ alle Beamte der Kaiſerin huldigen, verhielt ſich nachher aber wieder ganz paſſiv, ohne zu Gunſten der Oeſterreicher eine Diverſion zu machen und weiter vorzurücken. Er war ein Livländer und eifriger Proteſtant und mochte wohl auch denken, die Kaiſerin werde nicht lange mehr leben; daher ſein Innehalten. Obgleich die Oſtpreußen der Kaiſerin ſteuern mußten, verſtand es der Kammerdirector Domhardt in Gumbinnen dennoch, dem Könige Geld zu ſchicken und viele Oſtpreußen brachten damals patriotiſche Opfer. Erſt Ende Mai bewegte ſich Fermor langſam weiter vor, wodurch der preußiſche General Dohna genöthigt wurde, ſich von Stralſund, wo er bisher die Schweden belagert hatte, abzuwenden. Fermor aber ging nicht ihm entgegen, ſondern nach Polen, und ſchlug ein Lager bei Poſen auf, was ſich die Polen auch geduldig gefallen ließen. Von da zog Fermor an die Oder und ließ nach greulicher Verheerung des Landes am 15. Auguſt die Stadt Cüſtrin zuſammenſchießen, ohne daß die Feſtung, welche Oberſt Schach von Wittenau commandirte, ſich ergeben hätte. Mit dieſen Brutalitäten ſcheint er nur die Abſicht gehabt zu haben, ſeiner Kaiſerin zu ſchmeicheln und ſein Zauberſyſtem zu maskiren. Schon im Früh-

jahre hätte er Berlin nehmen können, wenn es ihm Ernſt geweſen wäre. Er wartete aber, bis Friedrich herankommen konnte, und ſtellte ſeine 50,000 Mann bei Zorndorf am 25. Auguſt in einem ungeheuren länglichen Viereck auf, den Angriff der Preußen erwartend, welche nur 32,000 Mann zählten. Friedrich war ſehr erzürnt über die grauſame Verheerung des Landes, denn er ſah ringsum nur verbrannte und verödete Dörfer, befahl daher, den Ruſſen keinen Pardon zu geben. Aber die Ruſſen hielten dem wüthenden und wiederholten Angriff der tapferſten preußiſchen Regimenter Stand, bis ſie, im Siegeswahn, den zurückweichenden Preußen in Unordnung folgten und nun von der preußiſchen Reiterei unter Seidlitz in die Flanke genommen, überritten und ingrimmig niedergeſäbelt wurden. Eine Menge Ruſſen hatten ſich auf ihre eigenen Branntweinfäſſer geworfen und wenn dieſe auch von den Offizieren zerſchlagen wurden, leckten ſie den Branntwein noch auf dem Boden auf und lagen betrunken umher. Das preußiſche Fußvolk folgte der Reiterei und räumte unter den Ruſſen furchtbar auf, welche 21,000 Mann und 103 Kanonen einbüßten. Fermor ging nun zurück, unverfolgt, denn Friedrich mußte ſich nach Sachſen wenden.

Dort war nämlich Daun mit dem öſterreichiſchen Hauptheer eingerückt und wollte Dresden wegnehmen. In dieſer Hauptſtadt commandirte der preußiſche General Graf Schmettau und bewirkte durch die Drohung, er werde die reichen Vorſtädte abbrennen laſſen, wenn Daun Ernſt mache, deſſen Abzug. Daun blieb aber in Sachſen und machte keine Miene, den Ruſſen zu helfen, bis Friedrich nach ſeinem Zorndorfer Siege ſich nach ihm ſelbſt umwandte. Daun wählte eine ſehr feſte Stellung bei Kittlitz, und Friedrich hatte die Verwegenheit, ſein Lager dem ſeinigen dicht gegenüber bei Hochkirch aufzuſchlagen. Alles warnte ihn, Friedrich ſpottete ſelbſt über die Oeſterreicher, die ſeine Unvorſichtigkeit nicht benutzten, wurde aber plötzlich in der Nacht des 14. October von Laudon, der hier unter Daun operirte, überfallen. Ein Theil der preußiſchen Kanonen war ſchon erobert, ehe die Schläfer im Lager aufwachten, und weckte ſie jetzt durch ihren Donner. Allein die Preußen, obgleich viele

nur halb angekleidet unter die Waffen treten konnten, sammelten sich doch rasch genug und leisteten vermöge ihrer unübertrefflichen Disciplin und Tapferkeit den Oesterreichern mannhaften Widerstand, so daß sie sich am Morgen in guter Ordnung zurückzogen und nur eine halbe Stunde vom Schlachtfelde schon wieder ein neues Lager beziehen konnten. Sie hatten indeß doch 9000 Mann, darunter den trefflichen Marschall Keith, 101 Kanonen, 30 Fahnen und Standarten und fast alle Zelte verloren. Zum Dank für diesen Sieg empfing Daun von dem neuen Papste Clemens XIII. einen geweihten Hut und Degen, worüber Friedrich in seiner Weise sich in Spott erging. Clemens nahm die Miene an, den Krieg gegen Preußen als Religionskrieg zu behandeln, wie er auch dem Hause Habsburg-Lothringen das Prädikat „apostolisch" beilegte.

Weil Daun nach seiner Art wieder nur Siegesfeste feierte, anstatt den geschlagenen Feind zu verfolgen, gewann Friedrich Zeit, sich zu erholen, und zog plötzlich nach Schlesien, gegen welches ein österreichisches Corps unter General Harsch eine Demonstration begonnen hatte. Derselbe belagerte Neiße, floh aber bei der Nachricht, der König komme, eilig wieder nach Mähren, im November.

Das französische Heer, welches dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig gegenüber im Hannöverschen stehen geblieben war, verlor im Winter seinen Feldherrn Richelieu und fast alle seine Offiziere, denn sie eilten nach Paris zurück, um sich dort den Winter über zu vergnügen. Richelieu, zufrieden, seinen Raub in Sicherheit gebracht zu haben, und bange vor Ferdinand, kam nicht wieder. Statt seiner schickte die Pompadour den Grafen Clermont, einen Abbé, der vom Kriege nichts verstand und in den deutschen Wäldern gleich von solcher Varusangst befallen wurde, daß er, kaum in Hannover angelangt, bei der ersten Bewegung Ferdinands über den Rhein zurückeilte. Ferdinand jagte ihm nach, nahm ihm auf der langen Flucht 11,000 Gefangene ab, setzte selbst über den Rhein und schlug die Franzosen, als sie sich sammelten, bei Crefeld am 23. Juni. Nun aber bekam Marschall Contades den Oberbefehl über sie, und Ferdinand fand sich bewogen, zurückzugehen, um sich

am 20. Auguſt zu Coesfeld mit 12,000 Engländern unter Marlborough zu vereinigen. Allein die Corps des Prinzen von Yſenburg und des heſſiſchen Generals Oberg erlitten kleine Niederlagen durch den Prinzen von Soubiſe bei Sondershauſen und am Lutterberge.

Damals fiel Cardinal Bernis in Ungnade, und an ſeine Stelle trat als erſter Miniſter Frankreichs Stainville, Herzog von Choiſeul. Derſelbe hatte ſich bei der Pompadour dadurch empfohlen, daß er ihr eine ſeiner eigenen Verwandten als Nebenbuhlerin aufopferte, was ihr bewies, er wolle ganz ihr Sklave ſeyn. Ferner war er als franzöſiſcher Geſandter in Wien aufgereizt worden. Das elende Benehmen des Abbé Clermont gereichte den franzöſiſchen Waffen zur Beſchämung. Choiſeul drang auf mehr Energie und ſetzte einen neuen Vertrag durch (30. Dez. 1758), worin ſich Frankreich verpflichtete, an Oeſterreich monatlich 288,000 Gulden zu zahlen und außerdem noch ein ſtarkes Heer ins Feld zu ſtellen, ohne daß Oeſterreich eine Gegenleiſtung übernahm.

Nach der Entfernung Friedrichs aus Sachſen machte Daun noch einen Verſuch, Dresden wegzunehmen, aber Schmettau ließ die Vorſtädte abbrennen, und damit nicht die ſchöne Stadt ſelber durch das Bombardement zerſtört werde, zog ſich Daun für den Winter nach Böhmen zurück. Eben ſo wenig gelang es den Ruſſen, nachdem ſie von Zorndorf ſich wieder rückwärts gewandt hatten, Colberg einzunehmen, welches der Invalidenmajor Heyden mit nur 700 pommerſchen Milizen, aber von den bewaffneten Bürgern unterſtützt, tapfer vertheidigte.

Friedrich überwinterte in Breslau und betrieb die Rüſtungen für das kommende Jahr, insbeſondere die Ausbildung der reitenden Artillerie, einer neuen, von ihm damals zuerſt eingeführten Waffe. In dieſem Winter preßte er Mecklenburg aus, ſteckte alle brauchbare Mannſchaft von dort unter ſeine Regimenter und erhob ſtarke Contributionen an Pferden, Proviant und Geld.*) Das größte Ver-

*) Mecklenburg, ſagte Friedrich, iſt wie ein Mehlſack, je mehr man darauf ſchlägt, deſto mehr ſtäubt er.

dienſt um die preußiſche Armee aber erwarb ſich Graf von Schlabberndorf als Gouverneur von Schleſien durch die Umſicht, mit welcher er die Landesproducte, insbeſondere durch den zwangsweiſe eingeführten Kartoffelbau, vermehrte und viele Vorräthe ſammelte. „Ohne ihn," ſagte Friedrich ſelbſt, „wäre meine Armee Hungers geſtorben." Die Kartoffel, aus Amerika herübergekommen und damals noch wenig in Europa bekannt, erhielt ihre unermeßliche Verbreitung auf dem Continent hauptſächlich erſt, nachdem der ſiebenjährige Krieg ihren Nutzen dargethan hatte. Ein polniſcher Fürſt, Sulkowski, der in dieſem Winter auf eigene Fauſt gegen Friedrich rüſtete, wurde durch preußiſche Waffen ſchnell beſiegt und gefangen. Auch der 85 Jahr alte Schwätzer, der ſo oft die Herren gewechſelt, Feldmarſchall Seckendorf, hatte mit den Oeſterreichern von ſeinem Gute im Altenburgiſchen aus intriguirt und wurde jetzt verhaftet, bald aber gegen den bei Hochkirch gefangenen Moriz von Deſſau ausgewechſelt. Alle damals in preußiſcher Gefangenſchaft befindlichen höhern Offiziere von allen Nationen waren in Berlin vereinigt und bildeten einen ſeltſamen Hof um die dort zurückgebliebene Königin. Sie wurden ſehr zuvorkommend behandelt, auch die ruſſiſchen Generale, obgleich die bei Zorndorf gefangenen ein paar Tage lang in den Caſematten von Cüſtrin hatten zubringen müſſen, zur Strafe für die grauſame und unnöthige Zerſtörung dieſer Stadt.

5.

Friedrich in Noth.

Im Beginn des Frühlings 1759 machte Prinz Heinrich von Sachſen aus einen tiefen Streifzug nach Böhmen, ſchlug die vorgeſchobenen kleinen Corps der Oeſterreicher, nahm ihnen große Magazine ab und zwang ſie, das von Saatz, damit es nicht auch genommen werde, in Brand zu ſtecken. Hierauf ſtreifte er auch im Reich, nahm bei Himmelskron 2500 Mann Reichstruppen unter

General Riedesel gefangen und erhob in Franken, namentlich in Bamberg und Würzburg, große Contributionen. Durch diese Ausfälle sollte Daun in Böhmen zurückgehalten und seine Vereinigung mit den Russen wenigstens verzögert werden.

Größere Kämpfe erfolgten zunächst im Westen. Noch mitten im Winter überrumpelten die Franzosen Frankfurt am Main und machten daraus ihr Hauptquartier. Ferdinand von Braunschweig wollte sie daraus vertreiben, wurde aber vom Herzog von Broglio (unter Contades' Oberbefehl) am 13. April geschlagen und mußte sich zurückziehen. Contades folgte ihm, ließ sich aber von ihm bei Minden schlagen, 1. August, und sein Verlust (8000 Mann und 30 Kanonen) wäre noch viel größer gewesen, wenn nicht Lord Sackville die englische Reiterei aus Eifersucht oder Feigheit zurückgehalten hätte, wofür er aus der Armee gestoßen wurde. Am gleichen Tage erfocht Erbprinz Ferdinand von Braunschweig, Sohn des regierenden Herzogs Karl und des Feldherrn Ferdinand Neffe, einen kleinen Sieg über die Franzosen unter Brissac, eilte dann aber nach Sachsen, um König Friedrich zu unterstützen.

Friedrich hatte von Anfang des Jahres an seinen Bruder Heinrich die Oesterreicher, und die beiden braunschweigischen Prinzen die Franzosen nur aufhalten lassen, um seinerseits die Russen zu beobachten, die wieder mit großer Macht unter dem Fürsten Soltikow heranrückten, um die Nachepläne der Kaiserin Elisabeth endlich auszuführen. Aber auch diesmal kamen die Russen sehr langsam, und Friedrich wartete sie in Schlesien ab, weil er sich nicht zu weit entfernen durfte, um auch den Oesterreichern Schach zu bieten. Wirklich brach Laudon mit 30,000 Mann auf, um sich mit dem im Juli endlich herannahenden Soltikow zu vereinigen, während Friedrich noch Daun beobachtete. Da befahl Friedrich dem General Wedel, die Russen um jeden Preis anzugreifen; Wedel aber, der viel schwächer war, mußte unterliegen, bei Kay am 23. Juli, und Soltikow konnte sich mit Laudon an der Oder zwischen Züllichau und Frankfurt vereinigen. Jetzt erst, gewiß zu spät, eilte Friedrich selbst herbei und wagte mit nur 48,000 Mann den weit überlegenen Doppel-

feind am 12. Auguſt bei furchtbarer Sommerhitze auf echt märkiſchem Sandboden bei Kunnersdorf anzugreifen. Die Ruſſen ſtanden auf den Hügeln, welche die Preußen von unten her durch tiefen Sand erſtürmen mußten, wohl verſchanzt. Gleichwohl gelang es dem General v. Schenckendorf, eine Batterie von 60 ruſſiſchen Kanonen zu erobern, und ſchon waren die wüthenden Preußen im Begriff, auch noch die Schanzen der Ruſſen auf dem Judenberge zu erſtürmen, als Laudon mit friſchen Truppen hervorbrach und nach furchtbarem Gemetzel die erſchöpften Preußen zurückwarf und ganz auseinanderſprengte. Der König ſtand im dichteſten Feuer. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erſchoſſen, eine Kugel zerſchlug ihm das goldene Etui in der Taſche. Rings um ihn fielen ſeine Adjutanten, und ſchon umringten ihn die Koſacken, als ein Rittmeiſter v. Prittwitz mit einigen Huſaren ihn heraushieb und rettete. Er hatte aber nicht mehr 3000 Mann beiſammen und brachte zwei Tage mit dem General Fink im Schloſſe Reitwein in ſchrecklicher Ungewißheit zu. Die Preußen hatten 12,000 Verwundete und 8000 Todte, unter den letztern den Sänger des Frühlings, Ewald von Kleiſt. Aber auch die Ruſſen hatten ſo große Verluſte erlitten, daß Soltikow ſagte: „Noch einen ſolchen Sieg, und ich kann allein mit dem Stab in der Hand nach St. Petersburg pilgern, um die Nachricht davon zu bringen.“

Trotz ihrer großen Zerrüttung ſtellte ſich Friedrichs Armee bald wieder her, da ſie, wie gewöhnlich, unverfolgt blieb und die Sieger ſich wieder trennten. Die Reichsarmee, jetzt vom Herzog Friedrich von Pfalz-Zweibrücken befehligt, hatte Sachſen überſchwemmt, wohin auch Daun abzog, um endlich Dresden zu nehmen. Friedrich, welcher noch die Ruſſen im Auge behielt, ſchickte ſeinem Bruder Heinrich zwei kleine Corps unter Fink und Wunſch zu Hülfe, um Sachſen zu decken; weil er aber Schmettau in Dresden befohlen hatte, im äußerſten Nothfalle die Stadt unter der Bedingung zu übergeben, daß er die Armeekaſſe mit 5,600,000 Thalern baar rette, und Dresden hart bedrängt wurde, capitulirte Schmettau und rettete das Geld (4. Sept.). Nur Oberſt Hoffmann proteſtirte gegen die Uebergabe, wurde jedoch

von ſeinen eigenen Leuten erſchoſſen, angeblich, weil er betrunken war. Friedrich war heftig erzürnt, ſchrieb an Schmettau, es wäre beſſer geweſen, auch er und alle ſeine Soldaten wären wie Hoffmann betrunken geweſen, und gab ihm den Abſchied. Wunſch, der nach Dresden zu ſpät kam, überfiel den Herzog von Aremberg bei Pretſch und machte 1400 Gefangene, der erſte Glücksſchimmer für Friedrich, den dieſer Streich ausnehmend freute. Friedrich ſelbſt kam nun noch in ſpäter Jahreszeit nach Sachſen und wollte Dresden um jeden Preis wieder haben. Aber die Hitze verleitete ihn, gegen beſſern Rath, ſeinen Liebling, General Fink, mit 12,000 Mann nach Maxen zu commandiren, um Dauns Stellung zu umgehen und denſelben nach Böhmen zu treiben, worauf Friedrich Dresden zu nehmen hoffte. Fink wurde dadurch iſolirt, Daun merkte es ſogleich und nahm ihn mit ſeinem ganzen Corps gefangen, 21. November. Der arme Fink, der hier ſchuldlos war, wurde wie Schmettau in Ungnaden entlaſſen. — Wenige Tage nach dem Unglück bei Maxen führte der Erbprinz von Braunſchweig einen glücklichen Ueberfall aus. Herzog Karl von Württemberg nämlich ſtand mit 12,000 Mann in Fulda und gab eben einen glänzenden Ball, als Ferdinand über ihn herfiel und dem in aller Eile Fliehenden 1400 Gefangene abnahm, am 30. November.

Die Heere bezogen jetzt Winterquartiere, und Friedrich, obgleich er nur noch 24,000 Mann beiſammen hatte, blieb in Freiberg, um Dresden nicht aus den Augen zu laſſen. Er beſchäftigte ſich hier, wie mitten im Frieden, mit der Herausgabe ſeiner poésies diverses, die im Frühjahr 1760 erſchienen. Das war weder Leichtſinn, noch Koketterie, ſondern politiſch wohl überlegt, weil es der Welt ſeinen unerſchütterlichen Gleichmuth und ein Genie beurkundete, welches durch nichts gebeugt werden konnte. Eben ſo wohl überlegt war es von ihm, daß er für alle Fälle Gift bei ſich führte, und in Briefen an Freunde wiederholt ausſprach, die Schande einer gänzlichen Beſiegung nicht überleben zu wollen. Im Uebrigen rüſtete er, wie immer, und brachte ſein Heer wieder auf 90,000 Mann,

tapfern Pappenheim, dem Vorläufer von Tilly's Armee, zurückgeschlagen. Die Stadt Magdeburg, deren Feuereifer für den lutherischen Glauben sich schon oft bewährt hatte, trat mit Gustav in ein enges Bündniß, aber der König war noch weit entfert, und Tilly zog mit seiner ganz Macht heran. Die Churfürsten von Brandenburg und Sachsen wußten, wie viel sowohl dem Kaiser als den Schweden daran gelegen seyn mußte, sich mit ihnen zu verbinden, aber sie schwankten, mit wem sie es halten sollten, theils aus Ungewißheit, wer Sieger bleiben würde, theils aus Eigennutz, um von beiden Partheien Vortheile zu ziehn. Sie versuchten zwischen beiden eine Mittelmacht aufzustellen, und hielten deshalb zu Leipzig einen Fürstentag, da sie sich aber zu keinem kräftigen Handeln entschließen konnten, wurden sie am Ende doch gezwungen, sich für eine Parthei zu erklären.

Ihre schwankende Politik verhinderte den schwedischen König geraume Zeit, weiter in Deutschland vorzudringen, und die nächste Folge davon war der Fall Magdeburgs. Diese Stadt wurde von Tillys überlegner Macht belagert, und flehte vergebens bei Gustav um Hülfe. Er rückte zwar nach Berlin und zwang den Churfürsten von Brandenburg mit Gewalt zu einem Bündniß, aber an der Elbe stellte sich ihm das wohlgerüstete Heer des Churfürsten von Sachsen entgegen, der ihm schlechterdings den Durchzug verweigerte. Darüber verstrich die kostbare Zeit, und Magdeburg wurde nach einer verzweifelten Gegenwehr von Tilly mit Sturm erobert, 1631. Die Wuth der Katholiken gegen diese erzlutherische Stadt war grenzenlos. Nichts wurde verschont, die ganze schöne Stadt in Asche gelegt, und alles umgebracht, Männer, Weiber und Kinder, an dreißigtausend Menschen, unter ihnen der tapfre Falkenberg, den König Gustav der Stadt zum Hauptmann gesendet hatte.

diesmal aber schon mit Mühe. Besonders fehlten ihm tüchtige Offiziere, da er deren schon zu viele verloren hatte.

Im Frühjahr 1760 begann der Kampf in Schlesien. Hier wollte Laudon wieder Herr werden, und Friedrich konnte ihm nur schwache Corps entgegenstellen. Ein pommersches Infanterieregiment, von Manteufel commandirt, wurde bei Neustadt am 15. März von drei österreichischen Reiterregimentern umringt und sollte sich ergeben oder über die Klinge springen. „Was wollt ihr?“ fragte Manteufel die Pommern. „Wir wollen ihnen was —!“ schrien diese und schlugen sich mit solcher Bravour durch die Reiter, daß diese 300 Mann verloren, während die Pommern nur 140 zurückließen. Aber ein paar Monate später glückte es Laudon, den General Fouqué, der mit 12,000 Mann das Gebirge gegen ihn hütete, bei Landshut dergestalt einzuschließen, daß er sich nach einer verzweifelten Gegenwehr mit 4000 Mann, dem einzigen Rest seiner Truppen, und 68 Kanonen ergeben mußte, 23. Juni. Er selbst lag verwundet auf dem Boden und würde vollends getödtet worden seyn, wenn sein treuer Reitknecht Treitschke sich nicht über ihn geworfen und 13 Wunden für ihn empfangen hätte. Wegen seiner heldenmüthigen Vertheidigung verzieh ihm Friedrich sein Unglück und ehrte ihn hoch bis an seinen Tod. Dagegen entging d'O, der preußische Commandant in Glatz, der nach einer nicht ausreichenden Vertheidigung die Festung an Laudon übergab, dem Kriegsgerichte nicht. Er wurde zum Tode verurtheilt, jedoch auf dem Gerichtsplatze begnadigt. Desto tapferer wehrte sich Tauentzien in Breslau. Als Laudon ihm sagen ließ, er werde, wenn er die Stadt mit Sturm nehmen müsse, das Kind im Mutterleibe nicht verschonen, antwortete der Preuße: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.“

Im Laufe des Sommers hatte Friedrich Dresden wegzunehmen versucht, aber vergebens, weshalb er sich entschloß, Schlesien zu Hülfe zu eilen, wohin Soltikow mit den Russen gegangen war. Würde dieser sich mit Laudon und Daun selbst, welcher Friedrich folgte, vereinigt haben, so hätten sie den letztern zermalmt. Aber Soltikow dachte nicht so kühn, sondern verlangte nur von den Oester-

reichern, sie sollten Friedrich aufhalten und nicht über die Oder lassen, widrigenfalls er selbst nach Polen umkehren würde. Friedrich schickte seinen Bruder Heinrich den Russen entgegen, der sie in der Nähe von Breslau aufhielt. Daun aber und Laudon vereinigten sich und griffen Friedrich bei Liegnitz an, um ihn nicht bis an die Oder kommen zu lassen. Laudon wollte die Preußen am 15. August früh vor Tage wie bei Hochkirch überfallen, wurde aber plötzlich von ihnen selbst überrascht und geschlagen, ehe Daun, weil er bei ungünstigem Winde den Kanonendonner nicht hörte, etwas davon wußte. Um 6 Uhr Morgens war Laudons Niederlage schon entschieden, und Daun konnte nur noch seinen Rückzug decken. Nun ging auch Soltikow zurück, und die schrecklichste Gefahr war von Friedrichs Haupt wieder abgewendet.

Er konnte zwar nicht hindern, daß fliegende Corps der Russen unter Czernitschew und Tottleben und ein österreichisches unter Lascy sich der offenen Stadt Berlin bemächtigten, am 8. October. Da die Königin aber und alles, was von Werth war, in der nahen Festung Spandau geborgen wurde und Tottleben, ein geborener Thüringer, trefflich Mannszucht hielt, kamen die Berliner mit 1½ Millionen Thaler Contribution weg. Nur Lascy duldete, daß seine Oesterreicher, besonders aber Sachsen, die unter ihm dienten, Charlottenburg verwüsteten und daselbst die Galerie Polignac, kostbare vom König angekaufte Antiken, zertrümmerten. Sanssouci wurde durch den ungarischen General Fürsten Esterhazy gerettet. Am 12. October zogen sämmtliche Truppen schon wieder ab, weil es hieß, der König komme. Die Russen gingen, da sie in dem durch sie selbst verödeten Lande keine Lebensmittel fanden, über die Weichsel zurück. Colberg, welches sie abermals belagert und worin sich Heyden mit den Bürgern zum zweitenmal aufs tapferste vertheidigt hatte, wurde schon am 18. September durch General Werner entsetzt, der 6000 Preußen in Eilmärschen herbeiführte, die russische Belagerungsarmee überfiel und alle ihre Kanonen erbeutete. — Auch die Schweden wurden damals, da sie wieder Ausfälle ins Land gemacht hatten, nach Stralsund zurückgejagt.

Nach dem Abzug der Russen beschloß Friedrich spät im Jahre noch einen Gewaltstoß gegen Daun zu führen, der, nachdem er durch die Schlacht bei Liegnitz Schlesien einbüßte, wenigstens Sachsen festhielt. Daun stand mit 65,000 Mann bei Torgau, wie immer in einer sehr festen Stellung auf den Siptitzer Höhen, Friedrich aber wollte ihn angreifen und ihm Ziethen (wie früher Fink bei Maren) in den Rücken schicken, um ihn von Böhmen abzuschneiden. Der Angriff erfolgte früh am 3. November, die Preußen erstürmten die Höhen, wurden aber durch österreichische Reiterei wieder zurückgeworfen. Die preußische Reiterei hieb ein, wurde aber von den österreichischen Batterien furchtbar gelichtet. Nie zuvor hatte man einen so lauten und vollen Kanonendonner gehört, als in dieser hartnäckigen und äußerst blutigen Schlacht. Dem König wurden wieder zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, und eine dritte Kugel machte ihn einen Augenblick auf dem dritten wanken. Als der letzte Sturm der Preußen bei schon sinkender Nacht abgeschlagen wurde, hielt Friedrich die Schlacht für verloren. In der Dunkelheit irrten Preußen und Oesterreicher durcheinander, und erst am Morgen löste sich die Verwirrung, und der König erfuhr, er habe die Schlacht gewonnen, denn noch Abends spät hatte Ziethen von hinten her die Siptitzer Höhen genommen. Daun war verwundet, ließ aber Dresden durch ein Lager bei Plauen decken.

Die Franzosen führten in diesem Jahre wenig aus, obgleich sie 100,000 Mann in Westphalen und 30,000 am Rhein stehen hatten. Broglio schlug den Erbprinzen von Braunschweig, welcher sich allein zu weit vorgewagt hatte, bei Corbach. Nachher erlitten aber wieder die Franzosen unter May eine Niederlage bei Marburg. Im französischen Lager war große Uneinigkeit. Herzog Karl von Württemberg zog alle seine Truppen zurück, weil er sich von dem sächsischen Prinzen Xaver, dem Bruder der Dauphine, nicht wollte befehlen lassen. Aus gleichem Anlaß verließen auch die besten französischen Generale das Lager, und die Armee war in solcher Mißstimmung, daß Broglio trotz seiner Uebermacht keine Schlacht wagte. Der Erbprinz von Braunschweig benutzte das, setzte keck über den

Rhein und belagerte Wesel, wurde aber durch den Marschall de Castries mit Uebermacht vertrieben, wobei er abermals eine Wunde erhielt, bei Campen, am 16. October. Sein Oheim und Oberbefehlshaber, Herzog Ferdinand, begnügte sich, ohne selbst eine Hauptschlacht zu wagen, den Feind immer im Schach zu halten.

6.

Der Hubertsburger Frieden.

Am 25. October starb Georg II. in England, und ihm folgte sein noch junger Enkel, Georg III., dessen Mutter Auguste, eine gothaische Prinzessin, großen Einfluß auf ihn übte und ihren Geliebten, den Lord Bute, ans Staatsruder zu bringen suchte, damals sich aber gegenüber von Pitt und dem Parlament noch zu schwach fühlte, weshalb am 12. September der Subsidientractat, der Preußen Englands Hülfe sicherte, noch einmal erneuert wurde. Das englische Parlament und Volk schwärmte für Friedrich als den „protestantischen Helden."

Friedrich brachte den Winter über in Leipzig zu, dessen reiche Bürger er einsperren ließ, bis sie zahlten, was er verlangte. Er war in ungeheurer Geldnoth, weshalb er auch durch den Berliner Juden Ephraim die Münze immer mehr verschlechtern (die sog. Ephraimiten schlagen) lassen mußte. In Oesterreich litt man nicht minder Mangel an baarem Gelde und half sich mit Papiergeld. Weil Leipzig damals den Ton in der deutschen Literatur angab, ließ sich Friedrich den berühmten Gottsched vorstellen, fand ihn aber langweilig. Ungleich besser gefiel ihm Gellert, der damals durch seine heitern, leicht stylisirten Fabeln mehr noch, als durch seine geistlichen Lieder, Aufsehen erregte.

Im Beginn des Jahres 1761 schob Broglio seine Franzosen bis nach Thüringen vor, sie erlitten aber eine kleine Niederlage durch den Erbprinzen bei Langensalza, am 15. Februar. Herzog Ferdinand

belagerte Caſſel wieder vergeblich. Der Erbprinz wurde von Broglio bei Stangerode geſchlagen, ſiegte aber noch einmal bei Bellinghauſen, am 16. Juli. Alles nichts entſcheidende kleine Schläge. Man war auf beiden Seiten müde geworden, der große Krieg erlahmte.

Die Ruſſen, 70,000 Mann ſtark, bekamen einen neuen Feldherrn an Butturlin und rückten wieder langſam nach Schleſien vor. Dahin zog auch Laudon mit 60,000 Mann. Friedrich hatte nur 50,000 Mann, wollte keine Hauptſchlacht wagen, hinderte daher auch die Vereinigung ſeiner Feinde nicht, die am 12. Auguſt 1761 erfolgte, zog ſich aber in eine ſehr feſte Stellung bei Bunzelwitz zurück, die ſich an die Feſtung Schweidnitz anlehnte. Hier nun ſtanden ſich die drei Armeen einander gegenüber, und die Ruſſen und Oeſterreicher wagten trotz ihrer Uebermacht keinen Angriff auf die Preußen. Der preußiſche General Platen fing einen Train von 5000 ruſſiſchen Proviantwagen auf und nun nöthigte der Hunger die Ruſſen am 10. September den Rückzug anzutreten und auch Laudon ging, um nicht von Friedrich überfallen zu werden, ins Gebirge zurück. Kaum aber hatte Friedrich ſelbſt ſein Hungerlager verlaſſen, ſo wandte ſich Laudon wieder um und nahm Schweidnitz durch eine nächtliche Ueberrumpelung, am 1. October. Friedrich bot ihm vergebens eine Schlacht an, Laudon ging aus dem Gebirge nicht heraus, indem er Böhmen und Sachſen zugleich deckte; Friedrich aber bezog neue Winterquartiere bei Strehlen. Hier wollte ein Herr von Warkotſch ihn heimlich aufheben, die Sache wurde jedoch vorher verrathen und vereitelt.

Hier empfing Friedrich auch eine Geſandtſchaft des Tatarchans, der von der Krim aus die Ruſſen anzugreifen verſprach, und erhielt durch ſeinen Geſandten in Conſtantinopel, der dem Sultan koſtbare Geſchenke überbrachte, auch von dort die Zuſicherung, die hohe Pforte werde die Ruſſen angreifen. In demſelben Winter machte auch der berüchtigte Freiherr Friedrich von der Trenk, welcher wegen ſeiner Unbilden gegen den König*) zu Magdeburg im tiefen Kerker ſaß,

*) Trenk handelte in Bezug auf ein heimliches Verhältniß, in welchem er

ein Complott, mit Hülfe der zahlreichen hier befindlichen Kriegsgefangenen die Festung den Oesterreichern in die Hände zu liefern, wurde jedoch gehindert.

In demselbem Winter fiel Colberg. Die Kaiserin Elisabeth war voller Zorn über die geringen Erfolge ihrer Armeen, ließ den General Tottleben, weil er Berlin zu sehr geschont habe, ins Gefängniß werfen und befahl, Colberg zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Englische Schiffe, welche die preußische Stadt hätten schützen können, ließen sich nicht blicken, der in Preußen dienende Prinz von Württemberg, Friedrich Eugen,*) und General Werner gaben sich umsonst alle Mühe, Proviant in die Festung zu bringen. Der tapfere Heyden mußte sich am 16. Dezember aus Hunger ergeben. Allein drei Wochen später starb die Kaiserin Elisabeth, am 5. Januar 1762, und augenblicklich änderte sich in Rußland alles zu Gunsten Preußens. Der neue Kaiser, Peter III., schwärmte für Friedrich, hatte ihm bisher schon heimlich immer Vorschub geleistet und trat jetzt offen auf seine Seite. Am 5. Mai wurde der russisch-preußische Friede geschlossen, am 8. Juli Königsberg und Ostpreußen, das bisher als russische Provinz behandelt worden war, so wie alle Gefangenen dem Könige feierlich zurückgegeben. In Folge dessen machte nun auch Schweden Frieden.

Im Frühjahr und Sommer 1762 behauptete Friedrich immer

---

mit des Königs Schwester Amalie stand, indiscret, war überhaupt ein Tollkopf, damals schon berühmt durch seine frühere kecke Flucht aus der Bergfestung Glatz und durch unglaublich verwegene Fluchtversuche aus Magdeburg. Nachdem er 9 Jahre lang hier zwischen dicken Mauern in schweren Eisen gefesselt gelegen, ließ ihn Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege wieder frei. Er ging nach Oesterreich, Maria Theresia mußte ihn aber schlechter Streiche wegen schon wieder einsperren lassen. Zuletzt warf er sich noch als alter Mann in den Strudel der französischen Revolution und wurde zu Paris guillotinirt.

*) Jüngster Bruder des regierenden Herzog Karl, vermählt mit einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, dessen Kinder lutherisch erzogen wurden, um (da Karl und sein zweiter Bruder Ludwig Eugen keine Kinder hatten) als Thronfolger wieder der gleichen Confession anzugehören, wie das Land.

noch ſeine Stellung in Schleſien, nahe bei Schweidnitz. Der von ſeinen Wunden wieder hergeſtellte Feldmarſchall Daun rückte ihm aber mit 80,000 Mann ganz nahe und nahm wieder eine ſehr feſte Poſition bei Burkersdorf, während die wieder herangekommenen Ruſſen unter Czernitſchef ſich auf ihres Kaiſers Befehl mit Friedrich vereinigten. Eben wollte dieſer nun die öſterreichiſche Stellung erſtürmen, als Czernitſchef aus Petersburg die Nachricht erhielt, Peter III. ſey ermordet und ſeine Gemahlin, Katharina II., habe den ruſſiſchen Thron beſtiegen. In ihrer Proklamation hieß es: „Die Gloire von Rußland iſt durch den neulich geſchloſſenen Frieden mit ſeinem ärgſten Feinde unter die Füße getreten worden," und ihr Befehl lautete, Czernitſchef ſolle ſich ſogleich von den Preußen trennen. Indeſſen ließ ſich dieſer vom Könige bewegen, die Sache drei Tage lang geheim zu halten und ſo lange noch bei ihm zu bleiben. Während deſſen ſtürmten die Preußen und ſchlugen Daun aus ſeiner Stellung hinaus, am 21. Juli. Darauf umarmte der König den ruſſiſchen Feldherrn und ſchenkte ihm einen Degen mit Brillanten von hohem Werth. Friedrich konnte mit aller Muße Schweidnitz belagern. In der Feſtung leitete die Vertheidigung der berühmte franzöſiſche Ingenieur Gribauval, draußen aber leitete den Angriff ein anderer, eben ſo geſchickter Franzoſe Lefebvre, Gribauvals Freund, und beide wetteiferten in ihrer Kunſt, bis ein Entſatzverſuch, welchen Daun machte, durch des Königs Wachſamkeit vereitelt wurde und die Feſtung ſich am 9. October ergeben mußte.

Im Laufe des Sommers hielt Herzog Ferdinand von Braunſchweig fortwährend die Franzoſen auf. Sachſen wurde vom Prinzen Heinrich gegen die Oeſterreicher unter Serbelloni behauptet, der letztere bei Döbeln geſchlagen, am 12. Mai. Ihm folgte Haddik im Commando, aber Prinz Heinrich erfocht über ein öſterreichiſches Corps unter Solms bei Freiburg am 29. October noch einen Sieg, den letzten. Ein unbedeutendes Gefecht bei Tharand am 7. November beſchloß den Krieg. Der Einfall von 6000 Preußen unter Kleiſt in Franken im November hatte nur noch den Zweck,

die Reichsfürsten durch Contributionen zu schrecken und dem Frieden geneigter zu machen.

Rußland und Schweden hatten zuerst Frieden gemacht. In England wurde Pitt durch Lord Bute verdrängt, welcher der öffentlichen Meinung trotzend den Vertrag mit Preußen nicht erneuerte, sondern Unterhandlungen anknüpfte und am 3. Nov. 1762 Preußen aufopfernd mit Frankreich Frieden schloß. Diese Treulosigkeit erklärt sich inzwischen nicht aus der Abneigung des hannöverischen Königshauses gegen Friedrich, sondern aus der natürlichen Politik Englands, in dessen Interesse es lag, in Bezug auf den Friedensabschluß Preußen zuvorzukommen und die große Beute, die es in den Colonien gemacht hatte, in Sicherheit zu bringen. Wir kommen auf den Seekrieg zurück.

Maria Theresia hatte ihre Finanzen erschöpft, ohne ihren Feind überwunden zu haben. Durch die bereits erfolgten Friedensschlüsse isolirt und von den schwachen, treulosen oder furchtsamen Reichsgenossen schlecht unterstützt, entschloß auch sie sich, auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg zu unterhandeln. Am 11. Februar 1763 beschloß der deutsche Reichstag, die Reichsarmee auf den Friedensfuß zu setzen, Friedrich aber nahm die entlassenen Truppen, so wie auch die seit dem englischen Frieden aufgelöste Armee des Herzog Ferdinand in seinen Dienst und wurde dadurch so stark, daß Maria Theresia nicht länger anstand, alles zu bewilligen, was Preußen verlangte, d. h. daß Friedrich Schlesien behalten und daß alles beim alten bleiben sollte, wie vor dem Kriege. Preußen verpflichtete sich nur, Maria Theresias erstgebornem Sohne Joseph seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. So wurde der Hubertsburger Friede geschlossen, am 15. Februar 1763.

König Friedrich war still vergnügt, die siebenjährige furchtbare Gefahr so glücklich überstanden zu haben und kehrte am 20. März Abends im Dunkeln ohne allen Prunk nach Berlin zurück.

Der scheinbar unnütze Krieg, der in der Lage der Dinge nichts verändert und nur das nördliche Deutschland grausam verheert hatte,

war doch von großer Bedeutung für die Folgezeit. Erſt auf den Schlachtfeldern dieſes Krieges wurde Preußen als zweite Großmacht in Deutſchland legitimirt und wurde der confeſſionelle Dualismus im Reiche auch noch ein politiſcher. Weil aber Preußen den Ruhm davon getragen hatte, wurde es damals maßgebend für andere Staaten. Ueberall ſetzte man die Armeen auf den preußiſchen Fuß, ſuchte man Friedrichs Büreaukratie und Verwaltungsſyſtem nachzuahmen und adoptirte ſeine Grundſätze der Toleranz und Aufklärung.

Sechstes Buch.

Katharina II.

1.

Peter III.

Die alte Kaiſerin Eliſabeth erwies ſich dem während des ſiebenjährigen Krieges aus Sachſen vertriebenen König Auguſt III. ſehr gnädig, indem ſie ſeinen Sohn Karl 1758 zum Herzog von Kurland wählen ließ, indeß Biron noch immer in Sibirien ſaß. Der Miniſter Beſtuſchef aber ſah ſich in ſeiner Erwartung, die Kaiſerin werde bald ſterben, betrogen. Sie genas von ihrer Krankheit und ſeine Ränke wurden aufgedeckt. Dieſe betrafen aber nicht blos die Befehle, die er an Apraxin zu Gunſten Preußens erlaſſen hatte, ſondern auch die Thronfolge. Beſtuſchef intriguirte nämlich mit Katharina, der jungen Gemahlin des Thronfolgers Peter, um dieſen nach Eliſabeths Tode zu beſeitigen und Katharina allein im Namen ihres Sohnes Paul zur Regentin zu machen. Peter enthüllte dieſen Plan und drang auf Genugthuung. Eliſabeth begnügte ſich jedoch, Beſtuſchef zu verbannen und verzieh Katharina, die ſich ihr zu Füßen warf. Der arme Peter ſetzte nun zwar die Entfernung des ſchönen Poniatowski durch, Katharina grämte ſich aber nicht darüber, ſondern nahm andre heimliche Liebhaber an, z. B. den

Ein ungeheurer Jubel erfüllte das katholische Deutschland. Das alte Bollwerk der Lutheraner war gefallen und siegestrunken wetteiferten der Kaiser mit dem gemeinsten Soldaten an Uebermuth. Die oberdeutschen Protestanten wurden sogleich mit schweren Lasten heimgesucht, besonders Würtemberg und die Reichsstädte, und der Kaiser beging die Unvorsichtigkeit, auch den Leipziger Fürstentag zu verdammen, und Tilly's Truppen in Sachsen auf die wildeste Weise hausen zu lassen. Der Churfürst Johann Georg erkannte daraus, was er zu erwarten hätte, wenn der Kaiser Sieger bliebe, und schloß sich nun endlich an Gustav Adolf an. Zugleich hatte sich Wilhelm von Hessen-Cassel, einer der wärmsten Protestanten, ebenfalls hervorgewagt. Tilly hatte so eben auch Leipzig erobert, als er die Vereinigung der Schweden und Sachsen erfuhr, und da die Heere sich so nahe standen, kam es in den großen Ebenen von Leipzig bald zu einer Hauptschlacht, den 7. September 1631. Nie war eine Schlacht so wichtig gewesen. Die Katholiken hatten alles zu verlieren, die Protestanten alles wieder zu gewinnen. Wer Sieger blieb, konnte darauf rechnen, daß ganz Deutschland ihm zufiel; wer unterlag, mußte den Abfall aller Bundesgenossen fürchten. Ueberdem stritten beide Feldherrn für ihren eigenen Ruhm, sie machten also die äußersten Anstrengungen, den Sieg zu erkämpfen, und zeigten sich ihres Berufes würdig. Tilly schlug die Sachsen, aber Gustav Adolph erfocht einen noch glänzendern Sieg über Pappenheim, und brachte dadurch endlich auch Tilly zum Weichen. Die Wuth der durch Magdeburgs Flammen begeisterten Protestanten verfolgte die Kaiserlichen so unabläßig, daß sie nicht wieder zum Stehen kamen. Tilly's ganzes Heer wurde zersprengt, er selbst verwundet.

Artilleriegeneral Villebois, endlich den [illegible]nen rieſenhaften Gregor Orlow.*)

Nach dem Hintritt der alten Kaiſerin am 5. Jan. 1762 beſtieg Peter III. als rechtmäßiger Erbe den ruſſiſchen Thron, verſtand aber nicht, ſich beim Volke beliebt zu machen, denn er verachtete die ruſſiſchen Sitten (mit Ausnahme des Sichbetrinkens, dem er gleich dem beſoffenſten Bartruſſen ergeben war), führte die ſteifen preußiſchen Uniformen und Zöpfe ein und liebkoste ausſchließlich ſeine holſteiniſche Garde. Als Prinz von Holſtein-Gottorp hielt er ſich nämlich eine Garde von Landsleuten und dachte immer an ſein Holſtein zurück, welches er den Dänen wieder entreißen wollte. Daneben betrachtete er ſich als Selbſtherrſcher, der alles thun könne, was er wolle, und ließ ſich durch dieſen Souverainetätsſchwindel und vielleicht durch das Beiſpiel Pombals verlocken, mit einem Federſtrich alle Kirchengüter einzuziehen, dieſelben zum Fiskus zu ſchlagen und die Geiſtlichen als Staatsdiener zu beſolden. Sie verloren alle ihre ehrwürdigen Bärte, denn ſie mußten ſich auf ſeinen Befehl raſieren laſſen. Desgleichen ſchaffte er alle Faſten ab und ließ alle Heiligenbilder in den Kirchen verbrennen, wodurch er ſich den tiefſten Haß des Klerus und aller altgläubigen Ruſſen zuzog. Auch machte es keinen guten Eindruck, daß er ſich dem König von Preußen, den ſie eben fünf Jahre lang als Todfeind bekämpft hatten, auf einmal wie ein thöricht Verliebter an den Hals warf und preußiſche Generalsuniform trug.

Friedrich II. kam durch die Zumuthung, die ihm Peter machte, ihm Holſtein erobern zu helfen und deshalb Krieg mit Dänemark anzufangen, in nicht geringe Verlegenheit, allein der Vortheil, Rußland jetzt gegen Oeſterreich auf ſeiner Seite zu haben, überwog

*) Es waren fünf Brüder Orlow, gemeine Soldaten, aber Rieſen. Gregor, der älteſte und ſchönſte, hatte bereits eine der vornehmſten Damen, die Fürſtin Kurakin, verführt, und ſollte zur Strafe nach Sibirien wandern, blieb jedoch verſchont. Katharina war neugierig, ihn zu ſehen, kam heimlich mit ihm zuſammen, ohne daß er wußte, wer ſie ſey, und entdeckte ſich ihm erſt, als ſie ſeine Herzhaftigkeit erprobt hatte.

jedes Bedenken. Es war in der Zeit, in welcher Czernitſchef ihm den guten Dienſt gegen Daun leiſtete. Alſo beſann ſich Friedrich nicht lange, duldete, daß 40,000 Ruſſen in Mecklenburg einrückten, um Holſtein zu beſetzen, und ließ 15,000 Preußen zu ihnen ſtoßen. Aber es kam gar nicht zum Kriege mit Dänemark.

Peter III. hatte lebhafte Sympathien für die Deutſchen, welche früher Rußland regiert hatten und ſpäter nach Sibirien verbannt worden waren. Er rief daher Biron zurück und gab ihm wieder ſein Kurland, welches Karl von Sachſen ihm ſtreitig machte. Auch der alte tapfre Münnich wurde zurückberufen und Peters Rathgeber. Da nun Peter auch einen ſeiner Vettern, den Prinzen Georg von Holſtein mit deſſen Gemahlin und Kindern nach St. Petersburg zog und außerordentlich begünſtigte und liebkoste und bereits davon die Rede war, mit Ausſchluß ſeines eignen, von ihm nicht anerkannten Sohnes Paul und deſſen Mutter, jenem Georg und ſeiner Familie die Thronfolge im Reich der Czaren zu ſichern, durfte Katharina nicht länger ſäumen, Gegenmaßregeln zu treffen. Schon lange hatte ſie ſich beim Volk und Klerus durch die pünktliche Erfüllung aller kirchlichen Vorſchriften beliebt gemacht, indem ſie ſtreng die Faſten einhielt, alle religiöſen Ceremonien mitmachte und eine brünſtige Andächtigkeit zur Schau trug. Peter dagegen hielt ſich fern von der Hauptſtadt und iſolirte ſich mit ſeinen Holſteinern in Oranienbaum. Hier mußte Katharina einmal bei einem Hoffeſt erſcheinen und wurde von ihrem Gemahl gezwungen, der Woronzow, ſeiner dicken Maitreſſe, den Katharinenorden umzuhängen, am 21. Februar. Seit dieſer rohen Scene mied Katharina den Hof gänzlich.

Nun fand ſie aber an der neunzehnjährigen Fürſtin Daſchkow, die, wie ſie ſelbſt, von ihrem Gatten getrennt lebte, eine intime und ſchlaue Freundin, mit der ſie um ſo unverdächtiger intriguiren konnte, als die Daſchkow eine leibliche Schweſter der Woronzow war. Im Hauſe dieſer jungen Fürſtin ſpann ſich die Verſchwörung an, welcher Gregor Orlow mit ſeinen Brüdern, Graf Panin, Erzieher des jungen Großfürſten Paul, der Koſackenhetman Raſumowski, Fürſt Wolkowski, Oberſtlieutenant der Garde und Neffe

des immer noch verbannten Beſtuſchef, der Erzbiſchof Setſchin von Nowgorod, Rußlands erſter Geiſtlicher, nebſt noch mehreren Offizieren und Staatsräthen beitraten. Durch die Unvorſichtigkeit eines Lieutenants wurde der Plan verrathen und der Lieutenant arretirt. Aber ehe derſelbe noch einer Unterſuchung unterzogen war, führten die Verſchworenen mit Blitzesſchnelle ihren Plan aus, in der Nacht des 9. Juli 1762. Katharina kam von Peterhof, wo ſie wohnte, heimlich nach St. Petersburg und hielt eine Anrede an die aus den Betten geweckten und halb angekleidet herbeitaumelnden Soldaten der Garde, die ſie um Hülfe anflehte, als wollte man ſie und ihren Sohn umbringen, und denen ſie die Abſchaffung aller verhaßten Neuerungen verſprach. Die Soldaten jauchzten ihr zu, es erforderte jedoch noch Zeit, bis ſämmtliche drei Garderegimenter herbeigekommen, verſtändigt und gewonnen waren. Die Artillerie wies Orlow zurück und wäre dem Kaiſer treu geblieben, wenn nicht ihr General Villebois, Katharinas früherer Geliebter, der um die Verſchwörung nicht wußte, jetzt plötzlich von ihr ſelbſt aufgefordert worden wäre, ihr zu folgen. Er that es. Hierauf begab ſie ſich mit ihrem ganzen Gefolge zur Kirche, wo der bereits beſtellte Setſchin an der Spitze des Klerus ſie empfing, ein Te Deum anſtimmte, ihr die Krone aufs Haupt ſetzte und ſie als Selbſtherrſcherin Katharina II. proclamirte, als welche ſie auch ſogleich von den vor der Kirche verſammelten Soldaten anerkannt wurde. Das Volk ſah ruhig zu oder bezeugte ſeine Freude, weil es den Kaiſer haßte. An Wahrung des Rechts wurde nicht gedacht. Sah man auch den Thron für erledigt an, was er nicht war, ſo konnte nur der junge Paul ihn beſteigen, nicht ſeine landfremde Mutter, die als Prinzeſſin von Zerbſt auch nicht einen Schatten von Recht auf die Krone der Czaren beſaß.

Peter III. ahnte nichts, hatte in unbegreiflicher Verblendung jede Ueberwachung ſeiner Gemahlin, deren Ränke ihm von 1758 her wohl bekannt ſeyn mußten, hintangeſetzt und war bei der Nachricht, Katharina habe ſich in der Hauptſtadt zur Kaiſerin ausrufen laſſen, wie vom Donner gerührt. Vergebens bot ſich ihm der alte

Münnich an, ihm den Thron zu erhalten, wenn er ihm nur Vollmacht geben wollte. Peter blieb zaghaft und unentſchloſſen und verließ Oranienbaum nur, um nach Peterhof zu fahren, als ob er hier ſeine Gemahlin noch finden würde. Unterdeß erhielt Katharina immer mehr Anhang in der Stadt und ſetzte ſich in einem Amazonenkleide nach altruſſiſchem Schnitt mit fliegenden Haaren, ſtrahlend von Schönheit, ihr zur Seite die Daſchkow und alle ihre Freunde, zu Pferde, um an der Spitze von 15,000 Mann ihren Gemahl in Peterhof gefangen zu nehmen. Dieſer, der den Kopf ganz verloren hatte, ſchrieb ihr Brief über Brief und flehte ihre Gnade an. Vergebens forderte Woronzow, der Vater ſeiner Maitreſſe, ihn auf, ſich gleichfalls zu Pferde zu ſetzen, nach St. Petersburg zu eilen und im Rücken der Kaiſerin eine Contrerevolution zu machen. Eben ſo vergebens rieth ihm der alte Feldmarſchall Münnich, nach Kronſtadt zu eilen und ſich von dort über Memel zu flüchten, um wenigſtens ſein bedrohtes Leben zu retten. Der arme Kaiſer war von Schreck gelähmt und keines Entſchluſſes mehr fähig. Erſt als es ſchon zu ſpät war und er jeden Augenblick die Ankunft ſeiner Feinde erwarten mußte, floh er wirklich noch nach Kronſtadt, wurde dort aber ſchon nicht mehr aufgenommen. Admiral Talitzin hatte bereits den Commandanten, General Lievers, der für den Kaiſer war, überliſtet und gefangen geſetzt und befahl jetzt, auf des Kaiſers Jacht zu ſchießen. Ein Freund des letztern, Guduwitſch, faßte einen Pfahl am Ufer und hielt das Schiff, den Kaiſer verſichernd, er dürfe unbeſorgt ausſteigen, die Soldaten würden nicht auf ihn ſchießen, und mit kühnem Muthe könne er die Feſtung ſich erhalten. Das nämliche rieth ihm Münnich; Peter aber hörte nicht, ſondern verkroch ſich aus Furcht vor dem Schießen in den untern Schiffsraum zu den heulenden Weibern. Die Jacht fuhr nun wieder davon und trieb in der Nacht bei ſchönem Mondſchein auf dem Meere, unverfolgt. Da ſtellte der alte Münnich dem Kaiſer vor, er ſolle nach Reval ſegeln, wo eine ruſſiſche Flotte lag, und ſich an die Spitze des noch in Pommern ſtehenden ruſſiſchen Heeres ſtellen, dann werde er dem neuen Weiberregiment in Petersburg bald ein Ende machen, allein Peter und die

Weiber, die ihn umgaben, sonderlich die Woronzow, die sich vor dem Wasser fürchtete, bildeten sich ein, er werde noch einen Vergleich mit der Kaiserin schließen können, und in dieser Hoffnung wollte er lieber bleiben. Ein gewisser Ismailow, durch den Peter seiner Gemahlin seine flehenden Briefe zugesendet hatte, war von Katharina gewonnen worden, ihn zu trösten und ihm Gnade zu versichern, damit er ihr nicht entwische und Münnichs Rathe nicht folge. So kehrte denn wirklich der bethörte Monarch nach Oranienbaum zurück. Hier lagen noch 3000 Holsteiner, die gerne für ihn gekämpft hätten. Aber Ismailow hatte sich wieder eingefunden und beschwor ihn, keinen Widerstand zu leisten, weil er sonst die Gnade der Kaiserin verscherzen würde, und sich ihr lieber vertrauensvoll auszuliefern, da er einer schonungsvollen Behandlung sicher seyn könne. Nun entließ Peter seine Holsteiner, welche sofort entwaffnet wurden, fuhr nach Peterhof und ließ sich hier geduldig gefangen nehmen. Man riß ihm die Uniform ab, leerte ihm die Taschen aus und sperrte ihn ein. Alsbald aber kam Panin zu ihm, um ihn im Namen der Kaiserin zu versichern, sie werde ihn frei nach Holstein entlassen, wenn er zuvor seine freiwillige Abdankung und die Anerkennung Katharinas als rechtmäßige Kaiserin urkundlich erklären wolle. Peter unterzeichnete voller Hoffnung. Nach wenigen Tagen kam Aleris Orlow zu ihm, um ihm seine baldige Befreiung anzukündigen und mit ihm darauf zu trinken, schenkte ihm aber Gift ein. Peters starke Natur überwand das Gift, nun aber warf sich Orlow mit seinen Gefährten Teplow und Baratinsky, alles starke Männer, über ihn und erdrosselten ihn mit einer Serviette, am 17. Juli.

Sein Günstling Georg von Holstein wurde, nachdem er gefangen gesetzt worden war, nach Holstein entlassen, die holsteinischen Soldaten nach schweren Mißhandlungen gleichfalls eingeschifft, aber unterwegs vom Sturm überfallen und größtentheils von den Wellen verschlungen.

2.

Katharina II.

Katharina ſelbſt war nach St. Petersburg zurückgekehrt und lebte dort in Luſt und Freude, im vollſten Genuß ihrer neuen Herrſchaft. Ihren Buhler, Gregor Orlow, erhob ſie damals ſchon zum Grafen und Generallieutenant und hatte ihn überall zur Seite. Auch ihre übrigen Helfershelfer wurden reich belohnt, der alte Beſtuſchef, mit dem ſie früher ſchon ſo viel intriguirt hatte, zurückberufen und in alle ſeine Ehren wieder eingeſetzt. Allein mitten unter den vielen Männern, die ſie umgaben, behauptete ſie als Weib ihren Willen und beherrſchte alle durch die Ueberlegenheit ihres Verſtandes. Sowohl Panin als Orlow täuſchten ſich, indem ſie ſich einbildeten, ihr Einfluß werde fortan ausſchließlich gelten. Die Kaiſerin hielt eine dieſer Parteien durch die andere im Schach und verdarb es mit keiner. Orlow hatte nichts Geringeres gehofft als Katharinens Gemahl zu werden, da ſie von ihm in guter Hoffnung war, aber ſie erhielt ihn als ihren Liebling bei guter Laune, ohne ihm den geringſten Anſpruch auf höhere Rechte zu geſtatten. Sie gebar heimlich einen Knaben, der den Namen Bobrinski erhielt. — Ebenſo war Beſtuſchef nur ihr Werkzeug. Als Meiſterin in der Politik bewährte ſie ſich gegenüber dem Klerus, denn ſie wußte die allgemein erwartete Zurückgabe der geiſtlichen Güter zu hintertreiben, indem ſie den Erzbiſchof von Nowgorod und die vornehmſten Biſchöfe perſönlich deſto reichlicher befriedigte. Die leibeigenen Bauern auf den eingezogenen geiſtlichen Gütern, beinahe eine Million an der Zahl, wurden jetzt Oekonomiebauern, dann Kronbauern genannt.

Da ſich der Erzbiſchof von Nowgorod gerade durch ſeine Beſtechlichkeit beim übrigen Klerus verhaßt gemacht hatte, ließ ihn Katharina undankbar in Ungnade fallen. Ebenſo undankbar handelte ſie an allen, die ſie nicht mehr brauchte. So wurde Villebois entlaſſen und ſogar die Fürſtin Daſchkow, dieſe originelle Dame, die

alles für sie geopfert hatte. Während Katharina die Woronzows, die dem Kaiser angehangen hatten, großmüthig schonte, verbannte sie die einzige Tochter dieses Hauses, der hauptsächlich sie das Gelingen der Thronrevolution zu danken hatte, nach Moskau, einfach, weil ihr diese Daschkow durch ihre Eitelkeit lästig wurde. Sie rief sie zwar später wieder an den Hof, mußte sie aber nochmals fortschicken, weil dieselbe sich überaus stolz und trotzig benahm.

Im Uebrigen suchte die Kaiserin ihre Armee in gutem Stande zu erhalten und errichtete eine Pflanzschule für das Geniecorps und die Artillerie, denn sie dachte von ihren Armeen Gebrauch zu machen und ihre Nachbarn nicht in Frieden zu lassen. Europa gegenüber äffte sie den großen Friedrich nach und gab sich den Schein einer „Philosophin auf dem Throne." Wie Friedrich selbst schrieb auch sie französisch (Lustspiele, Märchen), correspondirte mit d'Alembert und Voltaire, berief Diderot nach St. Petersburg, affectirte Begeisterung für Regentenpflicht und Menschenwohl, proklamirte sogar, sie wolle durch eine großartige Reform des Erziehungswesens „eine neue Generation schaffen," errichtete jedoch nur ein adeliges Erziehungsinstitut für 240 Fräulein und Gräfinnen und ein Paar Findelhäuser und erweiterte die von der Kaiserin Elisabeth gegründete Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Nicht wenige berühmte und unberühmte Federn in Deutschland und Frankreich posaunten ihren Ruhm aus und mancher kecke Abenteurer ging damals nach Rußland und machte dort sein Glück. Aber die Humanität der Kaiserin war Prahlerei und Aushängeschild. Das russische Volk, der russische Klerus blieb unter ihr in der alten Barbarei. Nur für den Adel that sie etwas, indem sie die Organisation, welche derselbe in den deutschen Ostseeprovinzen hatte, auf das ganze russische Reich ausdehnte. In jeder Provinz nämlich ließ sie den Adel eine eigene Corporation mit einem Marschall an der Spitze bilden, der die Vertheilung der Steuern, die Rekrutenaushebung, die Wahl der Justiz- und Verwaltungsbeamten überlassen blieb. Auch nahm sie darauf Bedacht, in den wenigen Städten ihres großen Reichs die Bürger in Zünfte, also ebenfalls in Corporationen mit großen

Vorrechten zu gliedern. Allein dieſe Unterlagen einer germaniſchen Organiſation waren für das ruſſiſche Volk unpaſſend. Der Adel beſaß keinen Corpsgeiſt und machte von den ihm verliehenen Rechten keinen Gebrauch, ſondern ließ den Gouverneur der Provinz und die niederen Beamten walten. Eben ſo wenig war der Ruſſe fähig, die ſtolzen Bürgerſchaften des deutſchen Mittelalters herzuſtellen. Es war nur wieder eines von den vielen Zeichen der ins achtzehnte Jahrhundert hereinbrechenden Unnatur, daß in Rußland ſtändiſche Gliederungen und ſtändiſche Autonomie, da wo ſie gar nicht hinpaßten, gerade in dem Zeitpunkt eingeführt wurden, in welchem ſie in Deutſchland, wo ſie entſtanden, und der Volksnatur angemeſſen waren, durch die Büreaukratie zerſtört wurden. Aber die Büreaukratie wurde auch trotz Katharinens Adelscorporationen in Rußland Meiſter. Von der Kaiſerin ging alle Gewalt aus. Der Adel als ſolcher gab keinen Rang. Wer nicht der Kaiſerin gedient hatte, galt nichts in der Geſellſchaft, der geringſte Secondlieutenant ſtand inſofern an Rang dem reichſten Bojaren voran, wenn dieſer keinen Dienſttitel hatte. Der Dienſt (Tſchin) galt alſo vor allem, wie es einer abſoluten Monarchie auch angemeſſen war. Ihn bezeichnete die Uniform. Jeder, auch der niedrigſte Civilbeamte, ja ſelbſt der Student (als der künftig dienen ſollte) trug Uniform. Aus den Bojaren waren immer tapfere Generale und noch mehr ſchlaue Diplomaten hervorgegangen, da Schlauigkeit ein Grundzug im ruſſiſchen Nationalcharakter iſt. Aber für den mechaniſchen Verwaltungsdienſt waren ſie zu indolent, leichtſinnig oder auch zu vornehm. Die Verwaltung und Juſtiz kam alſo in die Hände der niederen Tſchinofniks (Kronbeamten) und der Jſprafniks (Adelsbeamten), einer Menſchenklaſſe, die, ohne Ehrgefühl und ohne die öffentliche Achtung zu genießen, nur auf ihren Vortheil bedacht und damals ſchon berüchtigt war durch Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit gegen die Schwachen, niederträchtige Kriecherei gegen die Mächtigen, Beſtechung, Betrug, Unterſchleif aller Art. Wie hätte man aber auch von dieſen ungebildeten Beamten ein Rechts- und Ehrgefühl erwarten ſollen, was nicht einmal in den höheren Regionen herrſchte!

Das Princip der Regierung ſelbſt war das machiavelliſtiſche, die Geiſtlichen des Hofes bereicherten ſich auf alle Art, die Generale und Offiziere preßten den freiwillig unterworfenen Völkerſtämmen, wie den eroberten Provinzen das Lebensmark aus. Der Ruſſe hat überhaupt keine ſtrengen Begriffe von Mein und Dein, weil von uralter Zeit her nicht nur in ſeiner Familie, ſondern auch in ſeiner Gemeinde Gütergemeinſchaft herrſcht.*) Gegenüber den Nachbarſtaaten war die Politik der „nordiſchen Semiramis," wie man ſie nannte, ſo widerrechtlich, gewaltthätig und argliſtig als möglich, ſo daß Machiavell nie eine größere Schülerin gefunden hat, als an ihr. Perſönlich war die Kaiſerin im höchſten Grade liebenswürdig, von bezaubernder Freundlichkeit, ungleich mehr verführeriſch, als majeſtätiſch, ſo daß, wer ihre noch jugendlichen Bildniſſe ſieht, kaum ahnen ſollte, was ſie ihren Henkern zu thun erlaubte und befahl.

Noch lebte der unglückliche Iwan, der als allein rechtmäßiger Erbe des Hauſes Romanow, obgleich er von ſeiner früheſten Kindheit an zu Schlüſſelburg gefangen ſaß, doch immer eine lebendige Proteſtation gegen Katharina's Kronenraub war. Peter III. hatte ihn einmal in ſeinem Kerker beſucht und halb blödſinnig gefunden, weil der arme Knabe immer eingeſperrt geblieben war, ohne einen Unterricht oder nur einen gebildeten Umgang zu genießen. Katharina II. war nicht ſo mitleidig, ſondern trachtete den wehrloſen Nebenbuhler ganz unſchädlich zu machen. Um aber einen Vorwand zu haben, ließ ſie die Wache zu Schlüſſelburg überreden, ſie ſelbſt, die Kaiſerin, wolle ſich mit Orlow vermählen und dann Iwan, als dem ſie gebühre, die Krone abtreten. Die einfältigen Soldaten gingen in die Falle und ſchaarten ſich um Iwan. Das nannte man nun eine gefährliche Rebellion, die wenigen Anhänger Iwans wurden gefangen genommen und Iwan ſelbſt im Schlafe ermordet, am 5. Auguſt 1764. Mirowitſch, deſſen ſich Katharina zur Bethörung

*) Stirbt in einem Dorfe der Vater und hinterläßt 6 Söhne, ſo theilen dieſe nicht etwa ſein Gut, ſondern ſein Gut fällt der Gemeinde anheim und dieſe verleiht jedem der 6 Söhne wieder ein Gemeindegut auf Lebenszeit.

der Soldaten und zur Ermordung Iwans bedient hatte, wurde nicht dafür belohnt, ſondern, als ob die Sache Katharina ganz fremd wäre, auf Befehl derſelben hingerichtet. Er glaubte, die Gerichtsſcene ſey nur Schein und er werde begnadigt werden, aber ſein Kopf fiel. — Iwans Vater, Anton Ulrich, lebte in ſeinem Verbannungsort bei Archangel noch bis zum Jahre 1776 als ein verächtlicher Trunkenbold.

3.

Noth und Verſchuldung der Polen.

Während die Kaiſerin wie eine ſchmachtende Soubrette in den Armen ihres Orlow lag, beherrſchte ihr Adlerauge gleichwohl die geſammte europäiſche Politik und ließ ſie ſich nichts entgehen, was ihre Macht vergrößern, ihren Ruhm erhöhen konnte. Den erſten Schlag führte ſie gegen Kurland aus. Prinz Karl von Sachſen war dort als Herzog anerkannt und vom Adel wohlgelitten. Peter III. hatte Biron zurückgerufen, war aber ermordet, ehe dieſer den weiten Weg aus Sibirien zurückgelegt und ſeine früheren Rechte auf Kurland zur Geltung gebracht hatte. Aber ſchon drei Tage nach des Kaiſers Erwürgung, am 20. Juli, forderte, mit Katharinas Zuſtimmung und von St. Petersburg aus, Biron den Kurländer Adel auf, ihm zu huldigen, und am 8. Auguſt verlangte Katharina ſelbſt von Auguſt III., er ſolle ſogleich ſeinen Sohn aus Kurland zurückziehen. Zugleich rückten 15,000 Ruſſen in Kurland ein. Auguſt III. machte klägliche Gegenvorſtellungen, er ſey ja der treue Alliirte Rußlands im ſiebenjährigen Kriege geweſen, Kurland ſey ein polniſches Lehen, und der zufällige Umſtand, daß die Herzogin Wittwe Anna von Kurland ruſſiſche Kaiſerin geworden ſey, hebe das alte polniſche Lehensverhältniß nicht auf und gebe Rußland kein Recht an Kurland. Biron rückte unter dem Schutze der ruſſiſchen Bajonette in Mietau ein und ließ ſich daſelbſt am 10. Februar 1763 zwangs-

Kapitel CCCCVI.

Gustav Adolf in Oberdeutschland.

Wie langsam und vorsichtig Gustav bisher verfahren war, so rasch und kühn ging er jetzt auf die Verfolgung seines Sieges aus. Jetzt galt es, den Augenblick zu nutzen, und so weit als möglich vorzudringen, um die Protestanten zu befreien und die Katholiken zu entwaffnen. Gustav säumte daher nicht, sogleich von der Elbe an den Main und Rhein, und bald auch an die Donau zu ziehn, um sich des Reiches zu versichern. Er hätte grade zu nach Oesterreich gegen den Kaiser ziehn können, aber dann hätte er den ganzen großen Westen des Reichs entweder dem Churfürsten von Baiern und der katholischen Parthei, oder dem Churfürsten von Sachsen und seiner treulosen Politik überlassen müssen. Er schickte daher diesen seinen Bundesgenossen nach Böhmen gegen den Kaiser, wo er ihm am wenigsten gefährlich war, und ging selbst nach Westen, um alle kleinen protestantischen Fürsten und Städte für sich zu gewinnen, und die katholischen Fürsten, mit denen der Churfürst von Sachsen wahrscheinlich nur unterhandelt haben würde, durch Waffengewalt zu demüthigen. War er erst im Besitz des Reichs, und hatte dem Kaiser gleichsam die Flügel beschnitten, dann stand ihm der Weg nach Oesterreich noch immer offen.

Er ließ einige schwedische Schaaren und deutsche, die ihm die kleinen norddeutschen Fürsten zuführten, im Rücken zurück, um die einzelnen kaiserlichen Corps, die sich noch im Norden zerstreut fanden, aufzureiben; er selbst aber ging rasch nach Franken, trieb die Ueberreste der Armee Tilly's vor sich her, und eroberte Würzburg. Nürnberg, Frankfurt öffneten ihm die Thore. Mainz fiel nach einer hartnäckigen Vertheidigung, der ganze

weiſe huldigen, während Herzog Karl ſich noch im feſten Schloſſe der Stadt behauptete.

Auguſt III. frug den polniſchen Reichstag um Rath. Die Czartoryski'ſche Familie, welche ihren Neffen, den ſchönen Poniatowski, mit ruſſiſcher Hülfe auf den polniſchen Thron bringen wollte, wenn der alte kränkliche Sachſe geſtorben ſeyn würde, mahnte dringend von jedem Schritt gegen das mächtige Rußland ab und verlangte, man ſolle Kurland aufopfern und das ſächſiſche Familienintereſſe nicht mit dem polniſchen Reichsintereſſe verwechſeln. Indeß ſiegte doch die patriotiſche Partei, welche begreiflicherweiſe in der Aufopferung Kurlands nur ein Zeichen der erbärmlichſten Schwäche ſah. Die Mehrheit entſchied ſich für Karl gegen Biron, und eine polniſche Denkſchrift ſetzte der ruſſiſchen Kaiſerin aufs neue die Rechte des erſtern auseinander. In dieſer Denkſchrift war aber unklugerweiſe Bezug genommen auf die illegitime Herrſchaft der Kaiſerin ſelbſt, da nicht ſie, die Zerbſterin, ſondern der damals noch im Kerker ſchmachtende Iwan der rechtmäßige Thronerbe von Rußland ſey. Grund genug für Katharina II., von nun an die Polen tödtlich zu haſſen und die Vernichtung dieſer ritterlichen Nation zu beſchließen.

Auf ihren Befehl arbeiteten die Czartoryski, um die Sachſen zu vertreiben, nicht nur den Sohn aus Kurland, ſondern auch den Vater aus Polen ſelbſt. Als Fürſt Radzivil, ein Patriot und Feind der Czartoryski, zu Wilna die Wahlen des neuen Obergerichts für Lithauen im Sinne des Königs zu Stande brachte, erſchien ein ruſſiſcher Oberſt daſelbſt und drohte mit dem unverzüglichen Einmarſch von 40,000 Ruſſen, wenn das Gericht nicht ſogleich im Sinne der Czartoryski umgebildet würde, und der beſtochene Biſchof von Wilna, Skraſſalki, erließ ein Manifeſt, worin er die ruſſiſche Kaiſerin förmlich zu Hülfe rief, die dann auch 8000 Mann nach Wilna ſchickte und Radzivils Partei entmuthigte. Auguſt III. aber, da er zu ſchwach war, ſich der ruſſiſchen Heere und der Czartoryski'ſchen Partei in Polen ſelbſt zu erwehren, namentlich weil er auch Preußen in dieſer Frage auf die ruſſiſche Seite treten ſah, befahl ſeinem

Sohn, Mitau zu verlaſſen, und kehrte ſelbſt von Warſchau nach Dresden zurück, um Polen nie mehr wiederzuſehen, denn er ſtarb am 5. October 1763.

Friedrich II. fand es ſeiner damaligen Lage angemeſſen, die habgierige Politik Rußlands zu unterſtützen, obgleich die Erweiterung der ruſſiſchen Macht durch die Annexation von Kurland und durch den überwiegenden Einfluß in Polen keinem Nachbar gefährlicher war, als gerade Preußen. Er konnte ſich, ſeit Bute regierte, auf England nicht mehr verlaſſen und fürchtete, wenn er ſich Kurlands annehme, eine Coalition Katharinas II. mit Maria Thereſia, während die Schwächung Sachſens, jedenfalls deſſen Losreißung von Polen ihm erwünſcht ſeyn mußte. Indem er auf die Seite Rußlands trat, rief er freilich geheime Unterhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich hervor, deren Zweck war, den ruſſiſch-preußiſchen Einfluß in Polen zu neutraliſiren; allein er wußte wohl, Frankreich werde keine Opfer bringen, um dem fernen Polen mit Armeen beizuſtehen, und Maria Thereſia allein werde noch weniger wagen, es mit der vereinten Macht Rußlands und Preußens aufzunehmen. Wirklich ließ Choiſeul nur durch franzöſiſche Agenten in Polen intriguiren, bot aber keine Hülfe. Und Maria Thereſia drohte ohne Nachdruck. Am 11. April 1764 ſchloß Friedrich II. mit Katharina II. einen geheimen Vertrag, worin ſich beide ihre Staaten garantirten, Preußen in Kriegsfällen für Rußland eine Hülfsarmee zu ſtellen oder 480,000 Thaler jährliche Subſidien zu zahlen übernahm und beide ſich insbeſondere verpflichteten, eine heilſame Reform und Wiedergeburt Polens nicht zu dulden, keinen auswärtigen Prinzen mehr, ſondern nur einen ohnmächtigen, von den Parteien und vom Auslande abhängigen Polen zum König wählen, die Krone auch niemals erblich werden zu laſſen und die Confuſion im polniſchen Reichstage durch Aufrechthaltung des liberum veto (Verhinderung jedes Beſchluſſes durch eine einzige Stimme) zu verewigen. Damit aber auch der katholiſchen Landeskirche Polens der Nerv durchſchnitten werde, beſchloſſen in jenem Vertrag die griechiſche Cza-

rewna und der protestantische König, sich der s. g. Dissidenten, d. h. aller Nichtkatholiken, gegen gedachte polnische Landeskirche kräftigst anzunehmen. Dieser letztere Punkt sollte vornehmlich zum Vorwand dienen, einen Bürgerkrieg in Polen anzufachen, welcher Rußland und Preußen zum bewaffneten Einschreiten Gelegenheit geben würde.

Mit diesem völkerrechtswidrigen Vertrag, den leider der große Preußenkönig zu unterschreiben sich nicht schämte, begann das Verderben des unglücklichen Polen.

Es handelte sich zunächst darum, wer dem Sachsen auf dem polnischen Throne nachfolgen sollte. Die Wahl stand bei einem außerordentlichen Reichstage, dem der gesammte bewaffnete Adel des Reichs anzuwohnen hatte, und welcher vier Wochen nach Abschluß jenes Vertrags am 7. Mai zu Warschau zusammentrat. Die Czartoryski hatten die ganze Stadt mit ihrem bewaffneten Anhang (mit roth, weiß und grünen Farben) erfüllt, und rings um die Stadt lagerten 10,000 Russen unter General Repnin, an der Grenze aber standen 40,000 Preußen. Gegen diese Uebermacht vermochte Graf Potocki, obgleich er mit einer Menge bewaffneter Patrioten zum Reichstage kam, nichts zu unternehmen. Branicki, der Kronfeldherr, hatte zwar eine polnische Reichsarmee gesammelt, die aber, wenig zahlreich, von der russischen Partei unterwühlt wurde und ihn größtentheils verließ. Fürst Radzivil glaubte sicherer zu verfahren, wenn er eine patriotische Bewegung in den Provinzen hervorriefe, aber Repnin schickte ein russisches Corps unter Dolgorucki gegen ihn aus, welches ihn über die Grenze jagte. Die conföderirte russische Partei der Czartoryski behauptete demnach die Oberhand auf dem Reichstage und setzte durch, daß am 7. September ihre Creatur, Stanislaus Poniatowski, Katharinas ehemaliger Buhle, zum König von Polen erwählt wurde. Dies würde nimmermehr geschehen seyn, wenn der polnische Adel freie Wahl gehabt hätte. Von 80,000 stimmberechtigten Edelleuten waren nur 4000, ohne die an Rußland verkauften, erschienen, die übrigen eine unge-

heure Mehrheit, waren nicht erſchienen, weil ſie ſich den ruſſiſchen Inſulten nicht auszuſetzen wagten.

Von nun an war aber nicht Stanislaus, ſondern der mit ſeinen Truppen in Warſchau verbleibende ruſſiſche General und Geſandte Graf Repnin König von Polen, denn nur er befahl, nur er lenkte den Hof und den Reichstag. Gleichwohl hätten ſich unter Stanislaus, weil er denn doch ein echter Pole war, die Parteien des Landes verſöhnen und gegen Rußland vereinigen können, und lag es nahe, daß die Czartoryski, nachdem Rußland den Ihrigen auf den Thron erhoben hatte, Rußlands nicht mehr ſo ſehr bedurften, wie vorher, alſo nach einiger Selbſtändigkeit trachten würden. Auch überlegte man in Petersburg wirklich, ob man die Czartoryski nunmehr nicht lieber auf die Seite werfen ſolle. Allein man entſchied ſich dahin, einen Paſſus des ruſſiſch-preußiſchen Vertrags, der den Fall ſchon vorbedächtig ins Auge gefaßt hatte, auszubeuten und einen ganz neuen Zankapfel nach Polen hineinzuwerfen, um daſelbſt zwei neue Parteien ſich bilden zu laſſen, welche durch ihre Zwietracht das Reich immer mehr ſchwächen, den armen Stanislaus immer ohnmächtiger und von Rußland abhängiger machen mußten. Dieſe ganze Intrigue hatte von Anfang an einen ſo ſpecifiſch ruſſiſchen Charakter und bezweckte ſo ausſchließlich das ruſſiſche Intereſſe, daß man Friedrich II. nur ſein paſſives Verhalten dazu vorzuwerfen hat.

Im Auguſt 1765 erſchien der Biſchof von Mohilew in Warſchau, um ſich zu beſchweren, daß ſeit etwa vierzig Jahren 150 griechiſche Kirchen unirt, d. h. mit der katholiſchen Kirche vereinigt worden ſeyen. Das gab das Signal für die ruſſiſchen Agenten im öſtlichen Theile des polniſchen Reichs, überall die vormals griechiſchen Kirchen aufzuzeichnen, die auf einmal nach dem Verlangen der ruſſiſchen Partei, der griechiſchen, d. h. ruſſiſchen Kirche zurückgegeben werden ſollten, ohne Rückſicht darauf, daß die Unirung eine freiwillige geweſen war. Bei alledem hütete man ſich, von der griechiſchen, d. h. ruſſiſchen Kirche zu reden, die im gebildeten Europa keine Sympathien gefunden haben würde. Man nannte die betreffenden unirten Gemeinden, die mit Gewalt aus der Union herausge-

riſſen und ausſchließlich griechiſch, d. h. ruſſiſch werden ſollten, Diſſidenten, und betrachtete die Frage, wie die der Diſſenters in England, als eine reine Frage der Toleranz und Humanität, indem man auch die wenigen Proteſtanten und Socinianer Polens vorſchob, als ob es ſich nicht um ruſſiſche Habgier, ſondern um die in Europa damals ſo beliebt gewordene Gewiſſensfreiheit handle. Unter dieſem Geſichtspunkt erſchien Friedrich II. nur als ein gerechter Monarch, indem er ſich gemeinſchaftlich mit Rußland der Diſſidenten annahm, und ſelbſt in England gab man ſich das Anſehen, als ſey die Sache der Diſſidenten die des Proteſtantismus.

Das polniſche Volk war ſcharfſichtiger. Es ſah den alten katholiſchen Glauben gefährdet und erhob ſich. Soltyk, Biſchof von Krakau, erließ einen Hirtenbrief, Tag und Nacht ſtanden die Kirchen offen und wurde das Kreuz gegen die Diſſidenten gepredigt. Aber ruſſiſche Truppen unterdrückten die Bewegung und Katharina II. ließ dem Papſt bedeuten, wenn er nicht unter den polniſchen Katholiken Ruhe gebieten laſſe, werde ſie Rache nehmen. Auf unverantwortliche Weiſe ließen Oeſterreich und Frankreich das alles geſchehen, ohne zu Gunſten der katholiſchen Glaubensgenoſſen zu interveniren. Stanislaus, welcher ſeine Zeit nur unter Vergnügungen zubrachte und ſich von der ruſſiſchen Kaiſerin eine Penſion bezahlen ließ, ſchauderte doch vor dem Abgrunde zurück, in welchen Polen durch die Diſſidentenfrage geſtürzt werden ſollte, und ſuchte, wie auch die Familie Czartoryski, zu vermitteln. Damals beſchwor ihn Maria Thereſia, ſich gegen Rußland ſtandhaft zu benehmen, und bot ihm ſogar eine Erzherzogin zur Gemahlin an. Die Czartoryski hofften immer noch Mäßigung von Rußland. Repnin aber hatte gemeſſene Befehle und drohte dem König mit Abſetzung. Da mußte Stanislaus alle ruſſiſchen Decrete gegen die Katholiken in Vollzug ſetzen. Weil er ſich aber in dieſer Sache nicht gefügig genug gezeigt hatte, ließ Katharina dem in Sachſen lebenden Radzivil geheime Anträge machen, und derſelbe war wirklich ſo ſchwach, ſich dem ruſſiſchen Intereſſe zu verkaufen, um nach Polen zurückkehren zu dürfen. Wo irgend eine Charakterſchwäche oder ein Laſter zu benutzen war, be-

nutzte es Rußland. Wo irgend eine Tugend übrig blieb, wurde sie von Rußland nicht nur mit Gewalt vernichtet, sondern auch noch verleumdet.

Um Rußlands Zweck zu maskiren, mußte Repnin überall s. g. Conföderationen veranlassen, zuerst zu Sluk in Lithauen und zu Thorn (1767), in welchen sich die Dissidenten verbündeten und den Schein annahmen, als verfechten sie die heilige Sache der Glaubensfreiheit. Am 23. Juni vereinigten sich die Conföderationen zu einer einzigen in Radom, und Radzivil trat an ihre Spitze, um dem Reichstage vorzuschreiben, er solle für alle Gesetze Polens Rußlands Garantie einholen. Sodann überschwemmten russische Truppen das Reich und verübten im Namen der Glaubensfreiheit die barbarischsten Greuel im Gebiete der patriotischen Bischöfe. Endlich ließ Repnin die Bischöfe Soltyk von Krakau und Zabuski von Kiew, sowie den Palatin Rzewuski und andere vornehme Patrioten verhaften und ins Innere Rußlands abführen, 4. October. Alles zitterte. Durch neue Gesetze wurden alle Forderungen der Dissidenten, der Fortbestand aller alten Mißbräuche und die Unerläßlichkeit der russischen Garantie decretirt, am 28. Februar 1768.

Am 10. August desselben Jahres erließ Repnin eine Note, worin er sagte: „die Kaiserin suche nur die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und die Freiheit. Der einzige Grund der Freiheit sey aber die Gleichheit (im liberum veto). Die Kaiserin könne die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als indem sie jene Gleichheit befördere.“ Man hat mit Recht bemerkt, das sey die Sprache der Jakobiner von 1793. Der russische Hohn erschien aber gewissermaßen entschuldigt durch die Ehrlosigkeit des polnischen Adels, der vor Repnin kroch, unter seinem Schutz den polnischen Staat bestahl und eifriger darauf bedacht war, seinen Beutel zu füllen oder sich an persönlichen Gegnern zu rächen, als der Nation in ihrem Unglück beizustehn.*)

*) Der englische Gesandte schrieb am 14. Dez. 1774: „Die Mitglieder des Reichstagsausschusses wiesen sich Jahrgelder, Starosteien, Erbgüter und jede

Dieſer brutale Hohn der Ruſſen und die furchtbare Grauſamkeit, mit der die eifrigen Katholiken überall verfolgt wurden, empörte endlich die Gemüther und eine anſehnliche Zahl guter Patrioten verſammelten ſich im März zu Bar und bildeten hier unter der Oberleitung des Biſchofs Kraſinski von Kaminiec, des Joſeph Pulawski ꝛc. eine neue Conföderation zum Schutz des Vaterlandes und der Kirche. Zu gleichem Zweck trat eine Conföderation unter Rajewski in Lublin und eine dritte unter Jakob Potocki in Lithauen zuſammen. Allein ſie brachten keine ausreichende Heeresmacht auf und konnten den Ruſſen, deren zahlreiche Truppen in Maſſen anrückten, nur vereinzelt einen verzweifelten Widerſtand leiſten. So Kaſimir Pulawski im Kloſter Berdiczow, ſo die Stadt Bar, in der 4000 Polen umkamen, und Krakau, welches die Ruſſen am 19. Auguſt mit Sturm nahmen und wo ſie aufs grauſamſte wütheten. Das Aergſte aber geſchah durch die von Rußland aufgewiegelten

---

Art von Einnahmen auf beiſpielloſe Weiſe und auf Koſten der unglücklichen Republik an, ſo daß man dies für den letzten Gnadenſtoß hält, den ſie ihrer Ehre und ihrem Vaterlande geben. Man vergleicht ſie allgemein mit einer Räuberbande, die in ein Haus einbricht und alles plündert und zerſtört, was in ihre Hände kömmt. Ungerechtigkeit, Thorheit und Raubſucht herrſchten vom Anfange bis zu Ende des Reichstages, und die Geſchichte dieſes Landes zeigt kein Beiſpiel ſo ſchamloſer Sündhaftigkeit. Hier iſt ein ſolcher Mangel an Tugend und Ehre (ja ſelbſt des bloßen Anſcheins derſelben), ſolch ein Verderben, ja ſolche Umkehrung der Rechtspflege, daß niemand, der es nicht ſieht, ſich davon einen Begriff machen kann. Faſt alle großen Aemter ſind ſo ſchlecht beſetzt, daß die nationale Würde verloren geht, und ob wir gleich die Worte Freiheit und Vaterlandsliebe oft hören, glaube ich doch, daß kein gebildetes Volk ſie weniger im Herzen trägt. Welche Hoffnung, welcher Verlaß iſt für ein Land in ſo elender Verfaſſung und in ſolchen Verhältniſſen." — Ganz ähnlich ſchreibt der franzöſiſche Geſchäftsträger Gerault den 29. October 1770: „Die unzähligen Plagen und Unglücksfälle, durch welche Polen zu Boden gedrückt iſt, vermindern die perſönlichen Feindſchaften und beſondern Leidenſchaften nicht, aus denen jene Uebel eher entſpringen. Der Stolz und die Begierde, über ihres Gleichen die Oberhand zu haben, ſind in den Gemüthern nicht erloſchen, welche ſonſt gegen die härteſten Erniedrigungen unempfindlich zu ſein ſcheinen, die ſie von den Fremden erleiden. Mit einem Worte: Sklaven, welche ſich ohne Widerſtand in Ketten ſchmieden laſſen, wollen noch über andre Sklaven herrſchen."

Koſacken und griechiſchen Bauern, die 20,000 Mann ſtark durch das ſüdöſtliche Polen zogen, einen Edelhof nach dem andern verbrannten, alle Edelleute und katholiſchen Prieſter erſchlugen, Weiber und Kinder nicht ſchonten und alles raubten. Am ſchrecklichſten wütheten die Saporoger Koſacken, Halbwilde, echte Skythen, die ohne Weiber lebten und ſich durch geraubte Knaben erſetzten, wie die Mamelucken. Sie fielen unter ihrem Häuptling Gonda in die Wojwodſchaft Braklaw ein und eroberten die Stadt Human, in die alle Edelleute und Juden der Umgegend geflüchtet waren. Trotz der Capitulation ließ Gonda den polniſchen Commandanten der Stadt lebendig ſchinden, ſeiner ſchwangern Frau das Kind aus dem Leibe treten, ſeine übrigen Kinder vor ihren Augen abſchlachten und alle Einwohner und in der Stadt befindlichen Flüchtlinge ermorden. Er ſelbſt behielt ſich nur die kleinen Kinder vor, und ſchnitt mehr als 800 derſelben die Kehle ab. Auch in Terespol wurden alle Frauen und Kinder erwürgt. Viele Juden wurden lebendig verbrannt. Oft ſah man einen katholiſchen Mönch oder Prieſter, einen Juden und einen Hund an demſelben Galgen hängen. Oft wurden die unglücklichen Polen bis an den Hals in die Erde gegraben und dann die Köpfe mit Senſen abgemäht. Einen ſchmählichen Ruf erwarb ſich damals auch der ruſſiſche Major Drewitſch, indem er die gefangenen polniſchen Edelleute grauſam ermorden oder ihnen die Hände abhauen und ſie dann laufen ließ. Die Verwüſtungen der Barbaren reichten bis nach Brody und man rechnete wenigſtens 10,000 Polen jedes Alters und Geſchlechts, die ſie erſchlugen.

4.

Ruſſiſch-türkiſcher Krieg.

Die Conföderirten von Bar ſuchten Hülfe bei den — Türken, denn bei den katholiſchen Großſtaaten, Oeſterreich und Frankreich, fanden ſie ſie nicht. Aber die Miniſter der hohen Pforte

waren bestochen und stellten sich, als hätten sie von der Dissidentenfrage keinen klaren Begriff, ja sie trieben die Unverschämtheit so weit, sich bei Rußland darüber Aufklärung zu erbitten, nur um die Sache hinzuhalten. Die türkische Bevölkerung begriff die Sache besser und als die Kosacken auf ihrem Raubzug in Polen auch die Grenzstadt Balta plünderten und verbrannten, welche zur Hälfte von Tatarn bewohnt und der Pforte unterthänig war, ließ sich der Stolz und Zorn der Türken nicht mehr beschwichtigen. Vergebens nahm der russische Marschall Romanzow einen Theil der Saporoger gefangen und erbot sich die Kaiserin, welcher ein türkischer Krieg ungelegen kam, so lange sie nicht mit den Polen fertig war, 200 gefangene Saporoger als Räuber von Balta dem Sultan auszuliefern. Dieser, heftig erzürnt über die russenfreundlichen Umtriebe seiner bestochenen Minister, ließ sich nicht mehr beschwatzen und erklärte schon am 4. October 1768 Rußland den Krieg.

Dadurch bekam nun Polen wirklich etwas Luft. Die russischen Heere mußten sich gegen die Türkei wenden und konnten nicht mehr in Polen verwendet werden. In diesem Zeitpunkt faßte Stanislaus den edlen Entschluß, zu retten, was zu retten sey, zunächst wenigstens die äußere Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen und die Räuber zu bändigen, sodann aber auch heilsame Reformen zu beginnen. Die Czartoryski schloßen sich ihm hierin an und auch Radzivil wurde auf einmal wieder patriotisch, ließ sich aber, als ihn ein russisches Commando überrumpelte und gefangen nahm, wieder auf die andere Seite ziehen und entsagte endlich der Theilnahme an den öffentlichen Dingen, mit allgemeiner Verachtung bestraft. Im Felde wehrten sich die Polen verzweifelt. Auch diesmal zeichnete sich Kasimir Pulawski*) durch seine muthigen Kämpfe gegen die Russen aus. Krasinski, der Bischof von Kaminiec, gab sich unsägliche

*) Sein Vater Joseph starb in türkischer Gefangenschaft, von denen verrathen, deren Hülfe er angerufen hatte. Sein Bruder Franz fiel im Kampf gegen die Russen damals bei Lomazy. Sein zweiter Bruder Joachim kam in russische Gefangenschaft.

Mühe, die Conföderation von Bar zu kräftigen, scheiterte aber an der lächerlichen Eifersucht derer, die an der Spitze stehen wollten und sich, als es ihnen nicht gelang, absonderten. Es war nicht möglich, irgendwo ein größeres Heer von Polen zu sammeln; überall bildeten sich nur kleinere Freischaaren und Landsturm, die den disciplinirten Regimentern der Russen trotz aller Tapferkeit zuletzt unterlagen.

Unterdessen eröffneten die Russen den Türkenkrieg mit einem Meuchelmord, indem sie den kraftvollen Tatarn Kerimgerai, damaligen Chan der Krim, der mit 100,000 Mann in die russischen Grenzen einfiel, durch einen griechischen Arzt vergiften ließen. Sein Nachfolger Dewletgerai bewies seine Unfähigkeit, indem er die von den Russen unter dem Fürsten Galiczin belagerte türkische Festung Choczim nicht zu entsetzen wußte, die daher im September 1769 auf eine ziemlich sonderbare Weise fiel. Der russische General Weißmann erfocht nämlich in der Nähe der Stadt einen Sieg, was die Besatzung dermaßen erschreckte, daß sie davonfloh und die Stadt leer und offen zurückließ. In diesem Kriege fochten die Türken abwechselnd mit ihrer alten todesverachtenden Tapferkeit und flohen dann wieder auf die feigste Weise, was sich nur durch die Bestechlichkeit und Uneinigkeit ihrer Führer erklärt. In demselben Jahre nahm Weißmann auch noch die Festung Gallacz mit Sturm. — Den Feldzug von 1770 begannen die Russen mit glänzenden Erfolgen. General Bauer schlug die Tatarn und Romanzow erfocht einen großen Sieg über die türkische Hauptarmee unter dem Großvezier Halil Pascha am Kaghul, am 21. Juli. Dann stürmte Graf Panin die Festung Bender, am 27. September, mit so ungeheurem Menschenverlust, daß die Kaiserin Katharina sagte, es wäre besser gewesen, er hätte die Festung gar nicht eingenommen. Die Türken wehrten sich gegen den Sturm zehn Stunden lang und ermordeten dann ihre eigenen Weiber und Kinder, damit sie den verhaßten Giaurn nicht in die Hände fielen. Bald darauf fielen auch die Festungen Akjermann, Ismail, Kilia, Ibrail. Die ganze Moldau

Oberrhein unterwarf ſich, und die Franzoſen fingen ſchon an, es ſich gereuen zu laſſen, Guſtaven unterſtützt zu haben, da ſie fürchteten, er werde vom Rhein aus den Hugenotten beiſtehn. Guſtav wandte ſich aber, nachdem er alle Proteſtanten befreit, und von allen als Erretter mit überſchwenglichem Jubel begrüßt worden war, und nachdem er die geiſtlichen Fürſten am Main und Rhein ſchon ſeine ſchwere Rache hatte fühlen laſſen, nunmehr nach Baiern, um auch Maximilian, den alten Erbfeind des lutherſchen Glaubens zu demüthigen. Tilly warf ſich ihm mit einem friſchen Heere bei der Stadt Rain am Lech entgegen, ihm den Uebergang über dieſen Fluß zu wehren. Aber die Schweden ſchlugen unter mörderiſchem Feuer eine Brücke über den Fluß, und Tilly fiel tödtlich getroffen, die Baiern flohen davon, ehe noch ein Schwede das Ufer betreten hatte, 1632. Guſtav zog nun ungehindert in das Herz von Baiern, befreite Augsburg, eroberte Ingolſtadt und zog als Sieger in München ein. Maximilian entfloh nach Regensburg, wo er ſich feſt einſchloß, und die Hülfe des Kaiſers erwartete.

Unterdeß war auch das ſächſiſche Heer unter dem General Arnheim in Böhmen eingerückt, und hatte dieſes Land in kurzer Zeit erobert. Die kaiſerlichen Generale waren zu ſchwach, es zu behaupten, und wurden in einem Haupttreffen bei Limburg aus dem Felde geſchlagen. Wallenſtein, auf den die Kaiſerlichen hofften, that nichts für ſie, verließ vielmehr Prag, um den Sachſen den Einzug zu erleichtern, und knüpfte mit Arnheim, ſeinem alten Freunde, ein heimliches Verſtändniß an. Er wollte ſich anfangs ſogar mit Guſtav Adolf einlaſſen, wenn ihm dieſer eine Armee übergeben hätte, die Schweden trauten ihm aber nicht. Er ſuchte dann den Churfürſten von Sachſen zu gewinnen, und wollte demſelben beiſtehn, zwiſchen dem Kaiſer und den Schweden eine

und Wallachei fiel den Russen in die Hände, aber über die Donau kamen sie nicht hinaus.

Eben so glücklich waren sie zur See. Katharina II. wollte das türkische Reich von allen Seiten, wie eine Riesenschlange den Tiger, umringeln und erdrücken. Sie ließ daher nicht nur das Gros ihrer Landmacht am Dniester und an der Donau operiren, sondern gleichzeitig auch eine Seemacht unter Alexis Orlow ins Mittelmeer einlaufen, die Türkei vom Süden her angreifen und durch Aufstände in Griechenland, Aegypten, Syrien und Transkaukasien ängstigen. Aber die Türken wehrten sich tapfer, mordeten unbarmherzig unter den Griechen und nöthigten die Russen, sich wieder einzuschiffen, im Mai. Am 5. Juli erfocht Orlow, oder vielmehr der unter ihm dienende Engländer Elphinstone, einen Sieg bei Tschesme (unfern von Salamis) über die türkische Flotte, obgleich das russische Admiralschiff selbst mit 700 Mann in die Luft flog. In der Nacht darauf verbrannten die Russen noch den ganzen Rest der türkischen Flotte. Die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage brachte die Türken in Wuth. In Constantinopel wurde ein Brand angelegt, der 1500 Häuser verzehrte. In Smyrna wurden alle Franken und Griechen erschlagen. Orlow wagte, die Dardanellen zu forciren, um wo möglich vor Constantinopel selbst zu rücken und sich die unmittelbarste Verbindung mit Rußland durch das schwarze Meer zu öffnen, aber die Dardanellenschlösser waren durch den französischen Oberst Tott gut armirt und seine Kanonenschüsse trieben die russische Flotte von dannen.

Allen diesen Vorgängen sahen die europäischen Mächte mit einer fast unglaublichen Gemüthsruhe zu. England half sogar den Russen. Frankreich ließ, ohne etwas zu wagen oder ein Opfer bringen zu wollen, in Warschau wie in Constantinopel durch seine Agenten unfruchtbar intriguiren. Nur Oesterreich war es Ernst, den russischen Uebergriffen eine Schranke zu setzen, weshalb es durch Thugut mit der hohen Pforte unterhandeln ließ. Sultan Mustapha war als ein echter Türke trotzig, verwegen und schlau zugleich. Nie ließ er sich von seinen Ministern leiten, sondern setzte seinen eigenen Willen

durch. Ueberzeugt, daß Oesterreich ihm zuletzt gegen Rußland beistehen müsse, daß Oesterreich mit Preußen nicht zusammenhalten könne, und daß Frankreich bei seiner damaligen Freundschaft mit Oesterreich kein Hinderniß darbiete, schlug der Sultan Oesterreich eine enge Allianz gegen Rußland und eine Theilung Polens zwischen Oesterreich und der Pforte vor, wodurch beide Mächte für alle Zukunft stark genug werden würden, sich Rußlands zu erwehren. Der arme Potocki, der damals in Constantinopel Hülfe für Polen suchte, ahnte freilich nichts von dieser Treulosigkeit. Oesterreich unterhandelte auch mit Preußen. Schon 1769 kam Joseph, der hoffnungsvolle Sohn Maria Theresias, seit 1764 zum römischen König erwählt, aber während der Regierung seiner Mutter noch nicht selbständig, in deren Auftrag in Neiße mit Friedrich dem Großen zusammen, um denselben vom russischen Bündniß abzuziehen. Friedrich hatte keine Freude an den Erfolgen der Russen, weil er vermöge eines geheimen Vertrages mit Rußland demselben in Kriegszeiten jährlich 480,000 Thaler Hülfsgelder bezahlen mußte und weil die wachsende Macht Rußlands Preußen selbst Gefahr drohte. Allein so lange Frankreich mit Oesterreich zusammenhielt und auf England kein Verlaß war, glaubte Friedrich den Bruch mit Rußland, damals seinem einzigen Alliirten, nicht wagen zu dürfen. Man wechselte daher in Neiße nur Complimente*) und bot der Pforte nur in allgemeinen Phrasen seine guten Dienste an, um den Frieden zu vermitteln.

---

*) Friedrich sagte zu Joseph: „Wir Deutsche haben nun lange genug unter einander unser Blut vergossen. Es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen können." Nicht lange darauf ließ Kaunitz den König wissen, „wenn er damals Minister gewesen wäre, würde er die Abtretung Lothringens an Frankreich niemals zugegeben haben." Sie wußten also beide recht gut, daß es sich darum handelte, im Interesse Deutschlands hier Rußland, dort Frankreich mit gemeinsamer Kraft abzuwehren. Aber sie führten sich das gegenseitig nur im Vorbeigehen zu Gemüthe, und keiner dachte, im Ernst etwas für Deutschland zu thun, sondern verfolgte nur das österreichische und preußische Sonderinteresse.

Unterdeß ließ Friedrich der Kaiserin Katharina unter der Hand (als ob der Gedanke vom Fürsten Lynar komme) eine Theilung Polens vorschlagen. Sie ließ ihm aber eine kurze abweisende Antwort geben, die so viel sagen wollte als: wie kommst du dazu, dich einzumischen und etwas von Polen haben zu wollen, über das ich ja bereits ganz und allein verfüge? Diesen russischen Hochmuth konnte nun doch Friedrich nicht ertragen, veranlaßte daher eine abermalige Zusammenkunft mit Joseph, diesmal auf österreichischem Gebiet zu Mährisch-Neustadt, im August 1770, wo auch Kaunitz sich einfand*) und leitete für den Fall, daß Rußland nicht nachgäbe, eine Coalition, der auch Frankreich beitreten würde, gegen Rußland ein. Zugleich rückten österreichische Truppen im südlichen Theile Polens ein unter dem Vorwand, einige Districte des Reichs gehörten zu Ungarn, und preußische Truppen im westlichen Theile, unter dem Vorwand, einen Cordon gegen die Pest ziehen zu müssen. Katharina gab sich alle Mühe, dieser Coalition zuvorzukommen und den Sultan zu einem Separatfrieden zu bewegen, aber vergebens; der Sultan trotzte. Friedrich aber, sobald er einen Rückhalt an Oesterreich und Frankreich hatte, um Rußland imponiren zu können, versuchte es noch einmal mit dem letztern und schickte seinen von jeher bis zum Fanatismus antiösterreichischen Bruder Heinrich zuerst, damit es wie eine Besuchs- und Begrüßungsreise aussähe, nach Stockholm, dann nach St. Petersburg, um der Kaiserin Katharina begreiflich zu machen, ihre frühere Abweisung der preußischen Vorschläge sey unklug gewesen und sie habe nur die Wahl, Preußen als getreuem Alliirten gerecht zu werden oder eine große Coalition zwischen der Pforte, Oesterreich und Frankreich zum Schutze Polens kommen zu sehen, die nur dann nicht zu Stande kommen werde, wenn Preußen sich auf Rußlands Seite stelle. Dieser Logik konnte Katharina nicht widerstehen.

---

*) Und Laudon. Als dieser Feldherr sich bescheiden im Hintergrund hielt und endlich dem König gegenüber sitzen sollte, zog ihn dieser an seine Seite und sagte: ich habe Ihn lieber neben mir, als gegenüber.

Oesterreich that auf dem Schachbrett der damaligen europäischen Politik einen Gegenzug, indem es 50,000 Mann an die äußersten Grenzen im Osten vorschob, um nöthigenfalls die Russen an der Donau abzuschneiden, und durch Thugut am 6. Juli 1771 mit dem Sultan einen Allianzvertrag abschließen ließ, in welchem sich Oesterreich verpflichtete, die Rückgabe aller russischen Eroberungen an die Türken und die Wiederherstellung der Selbständigkeit Polens zu erwirken, allein es war klar, daß es so viel nicht durchsetzen konnte, wenn sich Frankreich nicht thätiger anstrengte. Deshalb blieb dieser Allianztractat in der Luft hängen und jene 50,000 Mann dienten nur, der Vorstellung des Prinzen Heinrich in St. Petersburg Nachdruck zu geben.

Der Sultan wies inzwischen alle russischen Mahnungen zurück und setzte den Krieg im Jahre 1771 fort. Derselbe zettelte sich an der Donau hin. Der Großvezier eroberte Giurgewo, konnte aber nicht weit über die Donau vordringen, denn seine Truppen wurden auf allen Punkten in der Wallachei durch die tapfern Generale Weißmann, Miloradowitsch und Gudowitsch geschlagen und auf Giurgewo zurückgeworfen. Aber auch die Russen überschritten die Donau nicht. Dagegen gelang es ihnen unter Dolgorucki, die von dem schon wieder gewechselten und mit einem Nebenbuhler streitenden Chan elend vertheidigte Krim zu erobern, im Juli.

Diese Erfolge der russischen Waffen dienten der Kaiserin Katharina, wenn sie auch aus Rücksicht auf Preußen und Oesterreich den türkischen Eroberungen entsagen mußte, sich doch den besten Theil der polnischen Beute zu sichern. Schlau, wie immer, schloß sie zuerst mit Preußen am 17. Febr. 1772 einen geheimen Tractat ab, worin sie sich verpflichtete, den Eroberungen in der Türkei zu entsagen, dagegen aber von Preußen den ganzen Osten Polens bis zum Dniepr zugesichert erhielt, wogegen Preußen im westlichen Polen ein kleineres Gebiet erhalten sollte. Oesterreich hatte jetzt das Nachsehen und war um so mehr isolirt, als Choiseul, der immer das österreichische Interesse in Frankreich verfochten hatte, zu Weihnachten 1770 gestürzt worden war und Ludwigs XV. neue Maitresse, die

Dubarry, ſich Oeſterreichs nicht mehr annehmen wollte.*) Indem ſich nun das Wiener Cabinet zu ſchwach fühlte, allein den Kampf mit Rußland und Preußen aufzunehmen, entſchloß es ſich kurz, in ihr Lager überzugehen und mit ihnen gemeinſchaftlich den Raub an Polen zu begehen. Die beiden nordiſchen Mächte waren gern bereit, um dieſen Preis die öſterreichiſche Zuſtimmung zu dieſem Frevel zu erkaufen. Man verſtändigte ſich. Vor allem ſollte nun der türkiſche Krieg beendigt werden, Thugut erhielt alſo Befehl, zunächſt einen Waffenſtillſtand einzuleiten, in welchem der franzöſiſche Geſandte St. Prieſt, der vom polniſchen Theilungsplan nichts wußte, ſo naiv war, die Polen einſchließen zu wollen, um auch dieſen den Frieden und die Selbſtändigkeit zurückzugeben. Ein Congreß zu Fokſchani ſollte den Frieden vorbereiten, natürlicherweiſe nur ein Scheincongreß, denn es handelte ſich nur darum, wie viel von der polniſchen Beute Oeſterreich geboten würde, damit es ſeinerſeits die Pforte im Stich laſſe und auf minder günſtigen Bedingungen für dieſelbe beſtehe. Nicht in Fokſchani, ſondern in Petersburg wurde wirkſam unterhandelt und endlich Rußland durch Oeſterreichs und Preußens gemeinſchaftliche Vorſtellungen bewogen, die Moldau, Wallachei und Krim wieder fahren zu laſſen, um ſich allein in Polen zu entſchädigen.

5.

Die Theilung Polens.

Während des türkiſchen Krieges hatte Rußland nur eine geringe Kriegsmacht in Polen ſtehen, die leicht hätte vertrieben werden können, wenn das ganze polniſche Volk ſich einig in Waffen erhoben

*) Ludwig XV. ſoll ſpäter geſagt haben, wenn ich Choiſeul behalten hätte, wäre Polen nicht getheilt worden. Das iſt richtig, denn dann wäre Oeſterreich, durch Frankreich unterſtützt, ſtark genug geweſen, ſich dem ruſſiſch-preußiſchen Project zu widerſetzen.

hätte. Allein der Krasinski und Pulawski waren zu wenige, der Verräther zu viele. Rußland verschwendete große Summen, um die Schwachen und Schwankenden zu bestechen. Man rechnete im Jahr 1770 nicht weniger als 30 Conföderationsmarschälle, die sich von Rußland gewinnen ließen. Ein Bierzynski benutzte seine Stellung, um zu dem, was er von Rußland erhielt, auch noch seine Landsleute selber zu bestehlen, und entfloh mit 200,000 Dukaten nach Schlesien. Der talentvolle Dumouriez, welchen Choiseul nach Polen sandte, bemühte sich wenigstens in den Kriegsrath der Conföderirten Einheit zu bringen und die rohen Insurgentenhaufen zu disciplinieren, da er aber allein kam und kein französisches Hülfsheer mitbrachte, richtete er wenig aus, und als Choiseul noch am Ende des Jahres gestürzt wurde, hatten die Polen vollends gar keine Hülfe mehr von Frankreich zu gewärtigen. Die einzelnen kleinen Schaaren der Conföderirten vertheidigten sich zuweilen glücklich, ihr Oberst Bielak erfocht einen kleinen Sieg, doch wurden sie im offenen Felde fast immer geschlagen, so Oginski von Suwarow, Sept. 1771. In ihrer Noth wandten sich einige Polen an den Prinzen Heinrich von Preußen, um ihm die polnische Krone anzubieten, begreiflicherweise erfolglos. Ueberzeugt, welche schwere Schuld König Stanislaus durch seine Unfähigkeit an dem Unglück des Vaterlandes trage, erklärten die Conföderirten am 7. August seine Absetzung, und holten ihn auf Kasimir Pulawskis Befehl einige polnische Waghälse in der Nacht des 3. Nov. 1771 mitten aus Warschau heraus, entführten ihn zu Pferde, verirrten aber und mußten ihn gegen Morgen wieder frei lassen, um selbst zu entkommen. Pulawski hielt Polens Fahne immer noch in Einzelkämpfen aufrecht, bis Suwarow Krakau, den letzten Zufluchtsort der Conföderirten, einnahm, am 15. August 1772. Pulawski floh nach Amerika.

Unterdeß war aber schon am 5. August in St. Petersburg die erste Theilung Polens durch gemeinschaftlichen Vertrag Rußlands, Preußens und Oesterreichs besiegelt worden. Maria Theresia entschloß sich am schwersten dazu und äußerte offen ihren Kummer über diese an einem ganzen Volk begangene schreckliche Ungerechtigkeit.

Allein Kaunitz stellte ihr vor, es sey besser durch Mitsündigen in Vortheil, als durch ausnahmsweise Tugend in Nachtheil kommen.*) Bei der Theilung bekam Rußland weitaus den größten Antheil, weil es nur um diesen Preis seinen Eroberungen in der Türkei entsagen wollte, 2500 Quadratmeilen im Osten des Dniepr, Oesterreich nur 1500 Quadratmeilen, aber fruchtbares und mehr bevölkertes Land, nämlich den größten östlichen Theil von Galizien, Preußen aber nur 700 Quadratmeilen, das s. g. Westpreußen mit der Hauptstadt Marienburg, das Bisthum Ermeland und den Netzdistrict, aber ohne Danzig. Im Theilungstractate verfügten die drei Großmächte ferner, alle alten Mißbräuche der polnischen Verfassung, das liberum veto ꝛc. sollten bestehen bleiben und in dem noch übrigen selbständig bleibenden Königreich Polen keine Reform geduldet werden. Kraft dieses Vertrages rückten Russen, Preußen und Oesterreicher in den Gebietstheilen ein, welche vom alten Königreich Polen abgerissen wurden, und schreckte der russische Gesandte von Saldern (ein geborner Holsteiner) den König Stanislaus und den polnischen Reichstag unter Beistand russischer Bajonette ganz so, wie früher Repnin gethan, bis sich dieselben bequemten, die Theilung anzuerkennen.

Frankreich und England machten, als sie das fait accompli der polnischen Theilung erfuhren, lange Gesichter an einander hin, warfen sich gegenseitig und ebenso Oesterreich ihre Schwachheit vor, beschlossen aber, die Sache gehen zu lassen, da sie unter einander selbst im Hader lagen. Der französische Gesandte in St. Petersburg sagte zum englischen: „es gibt keine Sicherheit für Europa

*) Maria Theresia schrieb damals an Kaunitz: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, mueß bekhenen, daß zeitlebens nit so geängstiget mich befunten und mich sehen zu lassen schäme." Die deutsche Presse nahm fast gar keine Notiz von dem himmelschreienden Vorgang. Keiner der berühmten damaligen Publicisten oder Dichter kümmerte sich darum. Nur Schubart in der schwäbischen Chronik beklagte „die jammerbleiche Polonia."

gegen die Uebergriffe Rußlands außer in einer engen Verbindung zwiſchen Frankreich und England," allein erſt achtzig Jahre ſpäter ſollte wirklich geſchehen, was der Geſandte damals erfolglos wünſchte. Wenn die Sache nicht gar zu traurig wäre, könnte man ſich beinahe ergötzen an den gegenſeitigen Vorwürfen der damaligen Cabinette, wie ſie in den durch Fr. von Raumer veröffentlichten Geſandtſchaftsberichten enthalten ſind. Oeſterreich warf Preußen vor, daß es zu Rußland halte, von dem es ſelbſt einmal werde erdrückt werden. Preußen antwortete: ich würde gerne zu dir, Oeſterreich halten, wenn ich dir nur trauen könnte. Frankreich warf Oeſterreich vor, daß es ſich am Ende doch an Rußland und Preußen angeſchloſſen habe; wenn Oeſterreich nur ſtandhaft geblieben wäre, würden Frankreich und England es gewiß unterſtützt haben. Oeſterreich antwortete: ihr habt mir ja ſelbſt erklärt, ihr würdet mir nur, wenn ich angegriffen würde, und nur mit 24,000 Mann beiſtehen. Frankreich warf England ſeine Unthätigkeit vor; England erwiderte, Frankreich hätte zuerſt den Krieg an Rußland erklären ſollen. Endlich eröffnete Georg III. das engliſche Parlament am 26. Nov. 1772 mit einer Rede, worin er ſich freute, mit allen Mächten in Frieden zu leben, und Polens auch nicht mit einem Wort erwähnte. In ſeiner Antwort an die drei Mächte, die ihm die Theilung Polens offiziell angezeigt hatten, ſagte er nur: er ſetze die Gerechtigkeit ihrer Anſprüche voraus, obgleich ihm die Beweggründe ihres Verfahrens unbekannt ſeyen." Frankreich aber beſchloß, ſich dieſer engliſchen Erklärung anzuſchließen.

Friedrich erntete wenig Dank von ſeiner Hingebung an Rußland, denn 1778 war Panin unverſchämt genug, dem ruſſiſchen Geſandten in St. Petersburg zu ſagen: „der König von Preußen iſt nur eine ruſſiſche Schildwacht."

Mittlerweile wurde immer noch auf dem Congreſſe zu Fokſchani über den Frieden mit der Türkei berathen. Die letztere wollte ſich nicht fügen und ſetzte dem brutalen Auftreten des ruſſiſchen Commiſſärs, Gregor Orlow, zähen Widerſtand entgegen. Feldmarſchall

Romanzow erhielt Befehl, eine russische Armee über die Donau zu führen, erlitt aber bei Rustschuk eine Schlappe (im Juni 1773), dagegen siegte der tapfere Weißmann wieder bei Karassu und später bei Kainardsche, wo er fiel. Auch Suwarow erfocht noch einen Sieg. Dennoch bewegten sich die Russen in diesem ganzen Jahre nur in der Nähe der Donau. Ein Revolutionsversuch scheiterte in Aegypten. Der Pascha dieser reichen Provinz, Ali Bey, erhob sich gegen den Sultan, wurde vertrieben, verband sich mit Tahir in Syrien und wurde durch eine russische Flotte vor Beirut unterstützt, fiel aber, schwer verwundet, in die Hände der Mamelucken, mit denen sein eigener Schwiegersohn, Ebu Saheb, ihn von Aegypten aus verfolgte, und starb. Am 24. Dezember 1773 starb Sultan Mustapha selbst und hinterließ das Reich seinem seit 43 Jahren eingesperrt gewesenen Bruder Abdul Hamid, einem ganz unfähigen Menschen. Der Krieg dauerte noch im nächsten Jahre fort, der Großvezier Muhsinsade aber, der sich am 16. Juni durch Kamenskoi und Suwarow bei Koslidsche schlagen und dann mit seiner ganzen Armee von den Russen umzingeln ließ, 1774, schloß in dieser Noth am 24. Juni den Frieden von Kainardsche ab, in welchem Rußland zufolge seiner Concessionen an Oesterreich und Preußen zwar die Donaufürstenthümer, Bessarabien und seine Eroberungen in Transkaukasien wieder herausgab, sich aber von der Pforte die Kabardie und die Festung Asow, ferner Jenikale, Kinburn und Kertsch am schwarzen Meere abtreten und die freie Schiffahrt auf diesem Meere und die Durchfahrt durch die Dardanellen bewilligen ließ und den Chan der Krim fast ganz von der Pforte unabhängig machte. Durch diesen Frieden gewann Rußland festen Fuß am Ufer des schwarzen Meeres, lockerte das Band der türkischen Grenzprovinzen und konnte in jedem Augenblick mit seiner Seemacht, wie mit seiner Landarmee das angefangene Werk der Eroberung fortsetzen. Oesterreich aber erhielt für seine Zustimmung zu den russischen Angriffen damals die Bukowina.

6.

Pugatſchef.

Zum ſchnellern Abſchluß des Friedens trug eine innere Revolution in Rußland ſelbſt bei, deren Gefahren erſt nach dem Friedensſchluß beſeitigt wurden. Die erſt ſeit Peter dem Großen dem ruſſiſchen Reiche (unter für ſie günſtigen Bedingungen) einverleibten Koſacken fingen an, nach und nach die Süßigkeit des Tſchin, der ruſſiſchen Kanzleien und Steuerbehörden und jener Agenten der vom Winterpalaſt in St. Petersburg aus befohlenen Aufklärung zu ſchmecken. Die ruſſiſchen Beamten fuhren mit brutaler Gewalt und brennender Habgier durch die alten Rechte, Gewohnheiten und Sitten der Provinzen durch. Das führte ſchon 1766 und 1767 zu einzelnen Empörungen der freiheitgewohnten Koſacken. Deputationen dieſes Volks, die nach der Hauptſtadt reisten, um der Kaiſerin Landesmutter vertraulich ihre Beſchwerden vorzutragen, wurden unterwegs in Ketten geworfen und nach Sibirien geſchleppt. Eine zahlreiche Horde friedlicher Kalmucken, die auf den weiten Steppen zwiſchen der Wolga und dem Jaik weidete, wurde gleichfalls von den ruſſiſchen Beamten um Tribut und ganz neue Abgaben geplagt, ihr Chan Ubaſſa, der den Ruſſen im Türkenkriege die treueſten Dienſte geleiſtet hatte, durch den ruſſiſchen Oberſten Kiſchinskoi beſchimpft und mißhandelt. Da brach die ganze Horde, gewarnt durch das Unglück der Koſacken, mit ihren Heerden auf, um innerhalb des großen chineſiſchen Reichs Schutz zu ſuchen. Man hat ſie zu 400,000 Seelen berechnet, die mit Wagen und Viehheerden plötzlich aus ihren weiten, 400,000 Quadratwerſt umfaſſenden Steppen ſich zuſammenzogen und vom Jaik zum Irtitſch eilten. Von den Ruſſen wurden ſie nicht mehr eingeholt, mußten ſich aber unterwegs mit den Kirgiſen herumſchlagen und litten bittere Noth durch Hunger und Kälte, ſo daß nur noch die Hälfte ins chineſiſche Reich gelangte, wo man ſie ehrenvoll aufnahm. Der ruſſiſche General

Mittelmacht zu begründen, aber auch dies kam nicht zu Stande, da sich auch der Churfürst vor der Herrschaft Wallensteins fürchtete. Indeß öffnete sich seinem kühnen Heldengeist bald eine andre Bahn.

Der Kaiser war seinem Untergange nahe. Seine Truppen waren überall zerstreut und geschlagen, er hatte nur noch wenige Tausende, um Oesterreich zu schützen, und diese standen unter unzuverläßigen oft besiegten Generalen. Von Baiern aus drohte Gustav, von Böhmen aus Arnheim, von Ungarn aus Ragoczi, Bathori's Nachfolger, gegen Wien vorzudringen, und nur der Winter verzögerte noch den allgemeinen Angriff, dem er in dieser Lage nothwendig erliegen mußte. Die Noth zwang ihn also, das letzte Rettungsmittel zu ergreifen. Nur Wallenstein konnte helfen, und der Kaiser erniedrigte sich, den mit Undank belohnten, schwer beleidigten Mann um seinen Beistand wie um eine unverdiente Gnade anzuflehn. Wallenstein handelte nicht großmüthig, begegnete vielmehr dem Bittenden mit Hohn und Verachtung, und zwang ihn durch scheinbare Weigerung zu immer schimpflichern Demüthigungen. Endlich gab er die Erklärung: er sei bereit, wieder ein Heer zu stellen, wenn der Kaiser sich durch einen bündigen Vertrag verpflichten wolle. In diesem Vertrag war seine Forderung: 1) alle kaiserlichen Truppen auf deutschem Boden sollten niemandes Befehl unterworfen seyn, als allein dem seinigen, und selbst der Kaiser sollte sich in keiner Hinsicht in die Angelegenheiten der Armee mischen dürfen; 2) alle Eroberungen, die er machen würde, sollten allein unter seine Verfügung gestellt werden, so daß kein anderer, auch der Kaiser nicht, darein zu reden hätte; 3) sollte der Kaiser ihm zum Lohn eins der österreichischen Erbländer und außerdem noch ein andres Land förmlich abtreten. So drückend und schimpflich diese Bedingungen

Traubenberg, der in Jaizk commandirte und ſich durch ſeine Rohheit und Habgier verhaßt gemacht hatte, befahl den Koſacken, den Kalmucken nachzuſetzen, damit dieſe ſteuerbaren Leute dem ruſſiſchen Reiche nicht entgingen. Aber die Koſacken widerſetzten ſich, gaben den Kalmucken Recht, erſchlugen den General und henkten ihren eigenen Hetman Tambowzew als verhaßten Ruſſendiener auf, am 13. Januar 1771.

Nun wurden ſogleich ruſſiſche Truppenmaſſen entſendet, um die Kalmucken zurückzuholen und um die Koſacken zu beſtrafen. Das erſte gelang nicht mehr, die Kalmucken entkamen glücklich.*) Das zweite gelang, aber nur auf kurze Zeit. Durch den ganzen Süden Rußlands ging eine unruhige Bewegung. Das gemeine Volk begann der Kaiſerin zu grollen, man weiß nicht, ob aufgehetzt durch polniſche und türkiſche Agenten oder aus eigener Beſinnung und Gewiſſenhaftigkeit. Ein Gemurmel lief überall umher, entweder Peters III. Sohn Paul oder der noch insgeheim lebende Peter III. ſelbſt ſey der rechtmäßige Czaar und die Anhalterin eine Fremde ohne alle Berechtigung. Die Kaiſerin ſoll damals in großer Angſt geſchwebt haben (nach Berichten der engliſchen Geſandtſchaft). Insgeheim wurden viele Verhaftungen vorgenommen. Eine Peſt, die beſonders in Moskau wüthete, vermehrte die Mißſtimmung, im October 1771. Das Volk drängte ſich in Maſſe zu den wunderthätigen Bildern in den Kirchen. Der aufgeklärte Erzbiſchof von Moskau ließ das Bild, um welches das meiſte Gedränge entſtand, wegnehmen; nun aber brauste die Menge auf, ſtürmte und zerſtörte ſeinen Palaſt und brachte ihn ſelbſt jämmerlich ums Leben. Da eilte Gregor Orlow nach Moskau, und ſeine impoſante Perſönlichkeit und der hohe Muth, mit dem er für ſeine kaiſerliche Ge-

*) In Sibirien wiederholten ſich ſolche Auswanderungen. Die mongoliſchen und tunguſiſchen Völkerſchaften daſelbſt, durch die von räuberiſchen Koſacken unterſtützten ruſſiſchen Beamten geplündert und mißhandelt, flohen ins chineſiſche Reich, deſſen Grenzen ſich mit einem Gürtel zahlreicher Nomadenvölker umgaben, während das ruſſiſche Sibirien immer menſchenleerer wurde.

liebte ſich in die Wogen des empörten Volksmeeres ſtürzte, ſtellten die Ruhe wieder her.

Aber unter den Koſacken glühte der Aufruhr fort. Im September 1773 erhob ſich der doniſche Koſack Emeljan Pugatſchef, gab ſich für Peter III. aus, dem er ähnlich ſah und der auf wunderbare Weiſe am Leben erhalten worden ſeyn ſollte, fand großen Anhang unter den Koſacken und eroberte die kleinen Feſtungen, mit denen die ruſſiſche Regierung das freie Koſackenland im Süden des Reichs durchſpickt hatte, um es bequemer zu beherrſchen, eine nach der andern. Verhaßte Beamte und Magiſtrate wurden dabei in der Regel umgebracht. Im November belagerte er bereits mit 25,000 Mann Orenburg. General Karr, der die Stadt entſetzen ſollte, wurde zurückgeſchlagen, Oberſt Czernitſchef mit 1500 Mann durch Verräther irregeführt und gefangen. Pugatſchef ließ den letztern mit 36 ruſſiſchen Offizieren hängen. Ein gleiches Schickſal erlitten die Edelleute, die in ſeine Hände fielen, weshalb der geſammte Adel eilends nach Moskau flüchtete. Aber auch dort gährte es unter den zahlreichen Leibeigenen, und begann man für den neuen Volkskaiſer zu ſchwärmen. Da es Winter und das Land mit Schnee bedeckt war, koſtete es den Ruſſen Mühe, Truppen an Ort und Stelle zu ſchaffen, und erſt im März gelang es dem Fürſten Galiczin, Orenburg, welches ſich tapfer vertheidigt hatte, aber faſt dem Hunger erlag, zu entſetzen. In der Schlacht, durch die er die Stadt befreite, verlor er nur 400 Mann, das ſchlecht disciplinirte und ſchlecht bewaffnete Heer Pugatſchefs ſtob auseinander, der tapfere Chlopuſcha, Pugatſchefs talentvollſter Anhänger, wurde gefangen und hingerichtet. Aber die Rebellen ſammelten ſich von neuem, und obgleich ſie noch zweimal von den Oberſten Bibikof und Michelſon geſchlagen wurden, ſo trat Pugatſchef doch immer wieder an der Spitze neuer Schaaren auf, eroberte die Feſte Magnitnaja, wobei er verwundet wurde, erlitt eine Niederlage durch den ruſſiſchen General Decalong, dann wieder durch Michelſon, nahm aber Oſſa ein und rückte mit großer Macht vor die Hauptſtadt Kaſan, ſchlug die Beſatzung, als ſie ihm entgegenrückte, und zog am 12. Juni 1774

im Triumph ein, um die Stadt gänzlich ausplündern und dann in Brand ſtecken zu laſſen. Aber Michelſon war den Rebellen auf dem Fuße gefolgt, überraſchte ſie beim Plündern und nahm Kaſan wieder ein.

Pugatſchef floh über die Wolga und organiſirte dort einen neuen großen Aufſtand. Damals geſellte ſich Joachim Pulawski zu ihm, Bruder des tapfern Kaſimir. Die Loſung war: Befreiung des Volks, Verjagung des Adels, Abſchaffung der Steuern und Herſtellung der alten Kirche (der Altgläubigen oder Roskolniks, welche die Unabhängigkeit des Patriarchats vom weltlichen Czaarenthum oder den Zuſtand, wie er vor Peter dem Großen geweſen war, zurückverlangten). Als das Ziel, wohin der Aufruhr zunächſt ſich wälzen ſollte, wurde Moskau bezeichnet. Den ſchrecklichen Zug begleiteten Mord und Brand und Greuel aller Art. Die Edelleute wurden mit Weibern und Kindern, wo man ſie fand, ermordet. In Saransk ließ Pugatſchef deren allein 300 an Galgen hängen, Männer, Weiber und Kinder. In Penſa wurden zwölf Edelleute in dem Hauſe, in dem ſie ſich tapfer wehrten, verbrannt. In Saratow ließ Pugatſchef die Gefängniſſe öffnen und alle Verbrecher frei, die Stadt plündern und alle Edelleute hängen. Entſetzt floh der junge Pulawski aus ſeinem Lager und gab ſich lieber den Ruſſen gefangen. Endlich am 25. Auguſt ereilte der raſtloſe Michelſon Pugatſchefs Heer bei Zarizyn, tödtete ihm 4000 Mann, nahm 7000 gefangen und ſchlug es gänzlich in die Flucht. Dieſe Niederlage war die größte, welche Pugatſchef erlebte und von der er ſich nicht wieder erholte, denn ſeine eigenen Leute nahmen ihn gefangen und lieferten ihn den Ruſſen aus. Ergeben in ſein Schickſal ſagte er: „es war Gottes Wille, durch mich Elenden Rußland zu züchtigen.“ Er wurde zu Moskau am 10. Januar 1775 geviertheilt. Der ganze Aufruhr hatte ein Ende. Ohne die entſetzliche Barbarei und Zuchtloſigkeit der Rebellen würde das Verlangen nach Wiederherſtellung der alten Würde der Kirche und der alten Volksfreiheit (denn die Leibeigenſchaft in Rußland datirt erſt vom 15. Jahrhundert) dem modernen ruſſiſchen Regierungsſyſtem höchſt gefährlich geworden ſeyn.

Jene Volkswünſche hatten eine Berechtigung, zumal gegenüber der abſcheulichen Entſittlichung am Hofe Katharinas II.

7.

Potemkin.

Eine für dieſen Hof nicht unwichtige Folge des türkiſchen Kriegs war die Beſeitigung des Gregor Orlow. Während derſelbe unklug allzulange aus der Nähe der Kaiſerin entfernt blieb, um in der Türkei zu diplomatiſiren, verliebte ſich Katharina in den ſchönen Waſiltſchikof. Als nun Orlow zurückkam, fand er ſeinen Platz beſetzt und war außer ſich. Katharina ſelbſt fürchtete ſich vor ſeiner Rache, beſchwichtigte ihn aber durch Orden, Titel, Reichthümer.*) Sein Bruder Alexis hatte, als er mit der Flotte in Livorno anhielt, daſelbſt ein geheimnißvolles Frauenzimmer entführt und gefangen nach Rußland gebracht, angeblich Eliſabeth Tanarakow, Tochter der Kaiſerin Eliſabeth von Raſumowski, alſo eine Kronprätendentin. Es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß es eine Perſon war, die nur im türkiſch-polniſchen Intereſſe zu der Rolle einer Prätendentin abgerichtet werden ſollte. In Livorno beſtellte Orlow bei dem Landſchaftsmaler Hackert eine Darſtellung der Seeſchlacht bei Tſchesme und als der Maler ſich entſchuldigte, er habe noch kein Schiff in die Luft fliegen ſehen, ließ Orlow ſogleich das erſte beſte ruſſiſche Schiff in Brand ſtecken und in die Luft fliegen, damit der Maler wiſſe, wie es ausſehe, zum größten Schrecken der unvorbereiteten Bevölkerung. Aber ſolche Prahlereien waren ganz im Geſchmack ſeiner Kaiſerin.

Waſiltſchikof war nicht geiſtreich genug, um ſich lange behaup-

*) Er lebte nachher meiſt auf Reiſen, heirathete, verlor ſeine junge Gattin, wagte nach Petersburg zurückzukehren, fiel in krampfhafte Luſtigkeit, die mit Zornausbrüchen wechſelte, wurde nach Moskau verbannt und völlig irrſinnig, indem er ſich von dem blutigen Geſpenſt Peters III. verfolgt glaubte, bis er 1784 ſtarb.

ten zu können. An seine Stelle trat Potemkin, ein herkulischer und willenskräftiger Russe, der sich bis an seinen Tod das Heft nicht mehr entwinden ließ. Alexis Orlow war wüthend über die Gunst, die ihm die Kaiserin zuwandte, suchte Händel mit ihm beim Spiele und schlug ihm ein Auge aus, aber das befestigte nur das neue Band der Kaiserin mit Potemkin. Auf seinen Rath und zum Aerger Panins, der von nun an bei der Kaiserin nicht mehr so viel galt, unternahm Katharina eine Reise nach Moskau und von dort aus 40 Werste weit eine Wallfahrt zu einem berühmten Kloster mit ihrem ganzen glänzenden Gefolge zu Fuß, das beste Mittel, nach Pugatschefs Besiegung die Herzen der gläubigen Russen wieder zu gewinnen, 1775. Doch brach gerade damals eine neue Revolution unter den Baschkiren aus, die von den russischen Offizieren eben so mißhandelt und beraubt wurden, wie die Kalmucken.

Katharina hatte ihren Sohn Paul mit der Prinzessin Wilhelmine von Darmstadt vermählt. Diese machte mit dem Grafen Rasumowski geheime Umtriebe, deren Zweck nicht ganz ermittelt ist, die ohne Zweifel aber darauf hinzielten, die Thronbesteigung Pauls, welcher gar zu lange warten mußte, zu beschleunigen. Wilhelmine, oder wie sie mit ihrem russischen Namen hieß, Natalie, starb hierauf im Wochenbette und man beschuldigte die Hebamme, im geheimen Auftrag der Kaiserin ihren Tod veranlaßt zu haben. Hierauf vermählte Katharina ihren Sohn zum zweitenmale mit der Prinzessin Sophie von Württemberg, Nichte des regierenden Herzogs Karl, Tochter seines jüngern Bruders Friedrich Eugen. Diese Prinzessin mußte, wie alle, die einen russischen Großfürsten heiratheten, die griechische Religion annehmen*) und erhielt den Namen Marie.

Der schlaue Potemkin merkte, wie die Kaiserin je älter desto schamloser wurde und ihren Begierden immer weniger Zügel anzu-

*) Sie wollte nicht, da mußte ein evangelischer Prälat sie bis nach Rußland begleiten, um sie zu überreden, dem evangelischen Glauben zu entsagen, dessen geschworner Diener er war. So weit ging damals der Servilismus kleiner deutscher Fürsten gegen Rußland und so wenig achtete man die eigene Landeskirche.

legen Luſt hatte. Daher wurde er als ihr erſter Liebhaber zugleich ihr Kuppler und führte ihr andere Liebhaber zu, den ſchönen Javadowski, den ſchönen Zoriz ꝛc., wodurch er ſich ſelbſt immer in gleicher Gunſt erhielt. Theils aus Ehrgeiz, um in einem Türkenkriege als großer Feldherr und Eroberer auftreten zu können, theils um die Kaiſerin auch in der Politik auf eine ihr zuſagende Weiſe zu beſchäftigen, ſuchte er wieder Händel mit den Türken anzubinden. Es war für Rußland von größter Wichtigkeit, nachdem es ſchon feſten Fuß am ſchwarzen Meere gefaßt hatte, Herr dieſes Meeres zu werden. Nun hatten die Türken damals einen neuen Chan, Selim, über die Krim geſetzt, weil unter dem bisherigen, Saheb, die Unruhen nicht aufhörten. Sogleich nahm ſich Rußland Sahebs an und Feldmarſchall Romanzow beſetzte die Krim, 1778. Dennoch kam es damals noch nicht zu einem größern Kriege, weil Frankreich und England vermittelten. Katharina ſetzte aber doch durch, daß die Türken in einem neuen Vertrage vom 21. März 1779 zugaben, Saheb müſſe Chan, die Krim müſſe ganz unabhängig bleiben, die Schiffahrt der Ruſſen auf dem ſchwarzen Meere und die Rechte der griechiſchen Chriſten in der Türkei müſſen ausgedehnt und jedem Chriſten erlaubt werden, in die desfalls beſonders privilegirten Donaufürſtenthümer (Moldau und Wallachei) auszuwandern.

Um dieſe Zeit fand Katharina wieder Gelegenheit, ein Machtwort in Europa zu ſprechen. Der Seekrieg zwiſchen England und Frankreich war heißer als je entbrannt, weil Frankreich ſich der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner gegen England annahm. Nun hatten die Engländer einige ruſſiſche Schiffe aufgebracht und für gute Priſen erklärt, weil ſie für Frankreich befrachtet waren. Die ſtolze Kaiſerin aber vereinigte alsbald Schweden, Dänemark, Preußen, Oeſterreich und Holland zu einem Bunde für bewaffnete Neutralität. Sämmtliche Bundesgenoſſen erklärten, die neutrale Flagge decke die Waare, es dürfe alſo kein Schiff einer neutralen Macht ferner durchſucht oder gekapert werden. Wo nicht, würden alle England den Krieg erklären. Da wollte England die Zahl ſeiner Feinde nicht noch vermehren und gab die ruſſiſchen

Schiffe heraus. Harris, der engliſche Geſandte in Petersburg, der durch eine ſchlaue Intrigue die Kaiſerin zu gewinnen gehofft hatte, bekam, als es ihm mißlang, die Gelbſucht. Mittelſt eines gewiſſen Korſakow, dem neuen Amanten der alten Kaiſerin, hoffte man Potemkin zu ſtürzen, allein dieſer ſetzte Korſakows Entfernung durch und entſchädigte die Kaiſerin durch den ſchönen, noch ſehr jungen Lanskoi, in den ſie dermaßen ſich verliebte, daß ſie, als er bald ſtarb, die bitterſten Thränen um ihn weinte und ganz in Verzweiflung war, 1780.

Potemkin ſagte zum engliſchen Geſandten: tretet der Kaiſerin die Inſel Minorca ab, dann werdet ihr ſie zu allem bringen! Das Auge der Czarewna ſchweifte ſchon weit hinaus über die Dardanellen und den Belt. Sie träumte bereits von einer Herrſchaft der Ruſſen im Mittelmeere.

Siebentes Buch.

Friedrich der Große.

1.

Der phyſiokratiſche Gedanke.

Die erſte Sorge des großen Preußenkönigs nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges war, die Wunden dieſes Krieges zu heilen, die Werke des Friedens, Ackerbau, Induſtrie, Handel zu fördern, den geſunkenen Wohlſtand herzuſtellen, das während des Krieges geſchlagene ſchlechte Geld wieder einzuziehen und durch beſſeres zu erſetzen ohne Staatsſchulden zu machen, überall zu ſparen *), wüſtes Land anzubauen, neue Städte und Dörfer zu gründen und weiſe Geſetze zu geben, alles Maßregeln, die ihm eben ſo großen Ruhm erwarben, als ſeine ſiegreichen Schlachten.

Der Mißregierung der meiſten Staaten ſeiner Zeit ſtellte der große Friedrich eine vernünftige Regierung und ſolide Staatswirth-

---

*) Friedrich gab ſeinen Geſandten oft große Summen, um beſondere politiſche Zwecke zu erreichen, gewöhnlich aber hielt er ſie kurz und vergeudete nichts für eine nutzloſe Repräſentation. Als ſein Geſandter in London ſich einmal beſchwerte, er könne nicht einmal Wagen und Pferde halten, ſagte Friedrich: wenn Ihn jemand verſpottet, daß Er zu Fuße geht, ſo ſage Er nur, mein König geht hinter mir mit 100,000 Mann.

ſchaft gegenüber. Die große, damals zeitgemäßeſte Idee, welche in ſeiner Regierungsweiſe ausgeſprochen liegt, war: die Völker bedürfen einer vernünftigen Regierung, welche durch Sparſamkeit und klugen Haushalt das materielle Wohl fördert, durch Gerechtigkeit und ſtrenge Ordnung überall bei den Unterthanen das Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit weckt, durch militäriſche Rüſtigkeit und regſame Diplomatie die Staatskräfte ſtählt und in Elaſticität erhält und endlich durch Aufklärung und Bildung die Unterthanen auch fähig macht, die Wohlthaten der Regierung einzuſehen und ſich in aller Weiſe mit ihr zu conformiren. In dieſem Sinne war das Zeitalter Friedrichs des Großen eine Epoche der Verjüngung und Erfriſchung, ein wahrhafter Fortſchritt. Er fand auch, obgleich abſoluter Monarch, ja Deſpot, doch keine politiſche, und obgleich Freigeiſt und perſönlicher Verächter der Religion, doch keine kirchliche Oppoſition, weil er die erſtere durch ſeine gerechte, ökonomiſche, volksfreundliche, vernünftige und mäßige Regierungsweiſe, und die zweite durch Schonung des kirchlichen Herkommens, ja ſelbſt der Jeſuiten, erübrigte. Er war viel zu ſehr Menſchenkenner und viel zu praktiſch, um ſeinen perſönlichen Unglauben einem noch gläubigen Volke aufdrängen zu wollen.

Vor allem ſorgte Friedrich für den Ackerbau, die ſolide Grundlage ſeines Soldatenſtaates, eines, wir müſſen es wiederholen, damals immer noch makedoniſchen, keineswegs athenienſiſchen Staates. Er wurde durch eigene Einſicht und durch die Umſtände nach einem großen Kriege darauf geführt, ohne daß man ihn deshalb einen Schüler des ſ. g. phyſiokratiſchen Syſtems, welches der Franzoſe Quesnay zuerſt im Jahre 1757 gelehrt hatte, nennen darf. Nach dieſer Lehre ſollte es die erſte Aufgabe der Staatswirthſchaft ſeyn, alle natürlichen Quellen des Reichthums im Boden durch Ackerbau, Bergbau, Weinbau, Production nothwendiger und nützlicher Nahrungs- und Culturpflanzen, rationelle Viehzucht ꝛc. zu benutzen, um die Bevölkerung zu vermehren und in beſſern Wohlſtand zu bringen. Friedrich fand dieſes Syſtem dem Zuſtand ſeines Staates angemeſſen. Er ließ bisher öde liegende Landſtrecken colo-

niſiren, Seen und Sümpfe trocken legen und das gewonnene Land anbauen. So gewann er dem Madueſee in Pommern 30,000, den Moräſten des Drömling bei Magdeburg 176,852 Morgen ab; in Schleſien wanderten von 1763—1777 nicht weniger als 30,000 neue Anſiedler ein und in Oberſchleſien allein entſtanden 213 neue Dörfer, in Lithauen 13,000 neue Haushaltungen. Um die Landescultur zu fördern, befahl der König den Anbau von Kartoffeln und die Pflanzung von Obſtbäumen. Die außerordentliche Ergiebigkeit der ſchleſiſchen Kartoffelernte erwies ſich ſchon in den Hungerzeiten des ſiebenjährigen Krieges ſegensreich und noch mehr, als 1770 ein furchtbar kalter Winter von einer Hungersnoth begleitet war und hunderttauſende aus Böhmen nach Schleſien herüberkamen, um ſich zu ſättigen. — Die Leibeigenſchaft der Bauern wurde vom König 1763 „abſolut und ohne das geringſte Raiſonniren“ abgeſchafft, jedoch unter der weiſen Einſchränkung, daß Naturalleiſtungen und Frohndienſte in der alten patriarchaliſchen Weiſe und die niedere Gerichtsbarkeit wie das kirchliche Patronat des Landadels beibehalten wurden. Daß dem gemeinen Mann nicht Unrecht geſchah, war eine der vornehmſten Sorgen des Königs. Als er eine Windmühle und was dazu gehörte kaufen wollte, um die Gärten von Sansſouci zu erweitern, und der Windmüller nicht darauf eingehen wollte und mit dem Kammergericht drohte, verzichtete der König ſogleich und ehrte das Recht des armen Nachbarn. Als der Waſſermüller Arnold bei Pommerzig im Kreiſe Kroſſen ſich darüber beklagte, ſein Nachbar, ein Edelmann, ſperre ihm das Waſſer ab, die Gerichte aber ſeine Klage unbegründet fanden, ließ ſich der König durch ſein Vorurtheil zu Gunſten des gemeinen Mannes verleiten, das gerechte Urtheil zu caſſiren und drei Kammergerichtsräthe (Ransleben, Friedel und Graun) auf die Feſtung zu ſchicken, 1779. Solche Exempel wirkten Wunder. Kein Beamter und kein Edelmann in Preußen hätte ſich unter dem großen Friedrich erlaubt, einen Landmann zu bedrücken. Uebrigens war der König auch ſo weiſe, auf den Landſchulen nur Leſen, Schreiben und Rechnen lehren zu laſſen neben der Gottesfurcht. Mehr brauchte das Landvolk nicht und die

waren, so gefährlich es schien, diesem herrschsüchtigen Mann die höchste unumschränkte Gewalt anzuvertrauen, so war doch die nächste Gefahr, von den Protestanten überwältigt zu werden, noch dringender, und im Nothfall gab es noch gewisse jesuitische Mittel, sich eines einzelnen Mannes zu entledigen. Wallenstein erhielt also alles, was er wollte, und sobald er nur die Trommel rühren ließ, wuchsen ihm die Soldaten wieder wie aus der Erde hervor. Noch ehe der Winter anging, stand er an der Spitze eines bedeutenden Heeres.

Kapitel CCCCVII.

Schlacht bei Lützen.

Wallenstein trieb die Sachsen bald aus Böhmen hinaus, und setzte sich in diesem Lande fest, als dessen Beherrscher er sich schon im Geist betrachtete. Vergeblich flehte Maximilian, bat der Kaiser, er möchte nun auch Baiern befreien; müßig blieb er in Böhmen liegen, und freute sich, seinen alten Feind Maximilian zu ängstigen, und die Wiener Jesuiten sich bald todt ärgern zu lassen. Endlich fand er es doch für nöthig, sich gegen Gustav zu wenden, und vereinigte sich mit dem Heere Maximilians, dieses mußte sich aber unter seine Befehle stellen. Seine ganze Macht belief sich jetzt auf 60,000 Mann, und Gustav zog sich schnell aus Baiern nach Franken zurück, um nicht im Rücken abgeschnitten zu werden. Da er sich durch Krieg und überall zurückgelassene Besatzungen geschwächt hatte, blieben ihm nur noch 16,000 Mann übrig, mit denen er sich nach Nürnberg warf. Diese feste, stark bevölkerte und eifrig protestantische Stadt bot ihm einen sichern Haltpunkt. Auch Wallenstein zog vor Nürnberg, und beide Heere blieben einander gegenüber wie eingewurzelt stehn. Gustav war zu

Kinder hatten Zeit übrig, den Eltern im Feld- und Hausgeschäft zu helfen.

Dem durch den Krieg verarmten Landadel half der König durch das landschaftliche Creditsystem auf. Verarmte Edelleute waren gezwungen, ihre Güter um Spottpreise zu verkaufen. Dem wurde durch den Zusammentritt sämmtlicher schlesischer Rittergutsbesitzer abgeholfen, unter deren Garantie eine Landschaftscreditbank den ärmeren Edelleuten Geld auf ihre Güter lieh. Die übrigen Provinzen ahmten das Beispiel nach.

Der Bürgerstand war immer noch nicht zahlreich. Doch sorgte der König für den Handel durch Errichtung der Seehandelsgesellschaft (1772), und für die Industrie durch Hebung der Fabriken. Im Uebrigen hatte er den Grundsatz, unnützen Luxus einzuschränken durch hohe Besteurung, ein an sich weises und landesväterliches System, welches ihn aber zu weit führte. Daß die Mittelclasse nicht mehr mit einer Suppe oder Bier zum Frühstück vorlieb nehmen wollte, sondern Kaffee verlangte, und daß zugleich das Tabackrauchen immer mehr überhand nahm, erschien ihm als Sittenzerfall und Verweichlichung und da er Kaffee und Taback doch nicht verbieten konnte, so besteuerte er ihn wenigstens sehr hoch und errichtete eine eigene „Generaladministration der königlichen Gefälle" oder Regie, welche das Monopol des Kaffee- und Tabackshandels übernahm und 24 Loth Kaffee in einer Büchse zu einem Thaler verkaufte. Damit aber kein Kaffee geschmuggelt wurde, mußte eine eigene Kaffeepolizei eingeführt werden und besondere s. g. Kaffeeriecher schlichen in allen Städten umher und rochen, wo Kaffee geröstet oder gekocht wurde.*) Diese Kaffeeriecherei wurde um so verhaßter, als der König dazu, wie überhaupt zur gesammten Administration der Regie, nur Franzosen brauchte, denen er allein die erforderliche Praxis in diesem

*) Eine Karikatur, die ihn darstellte, wie er, die Kaffeemühle zwischen den Beinen, dasaß, wurde an die Straßenecken Berlins geklebt. Der König kam selbst dazu und sagte lachend, sie sollten das Bild tiefer hängen, damit es die Leute besser sehen könnten.

Verwaltungszweige zutraute. Nach der höchſten Angabe dienten an der Regie 1500, nach der geringſten nur 200 Franzoſen unter dem großen Friedrich.

Auf die Armee wandte der König fortwährend ſeine Sorgfalt, denn ſie war der Träger ſeiner Macht. Dem Adel blieben die Offizierſtellen vorbehalten, jedoch hatte er im ſiebenjährigen Kriege viele bürgerliche Soldaten ihrer Brauchbarkeit wegen zu Offizieren gemacht und geadelt. Um die Truppen in Uebung zu erhalten, veranſtaltete Friedrich in jedem Frühjahr und Herbſt ein großes Manoeuvre. Die gemeinen Soldaten ließ er werben, obgleich die meiſten Landeskinder waren. Um die fremden Taugenichte bei der Fahne zu halten und ihre Wildheit zu zähmen, bedurfte es einer äußerſt ſtrengen Disciplin. Wenn man erwägt, daß die Strafgeſetze, durch welche die alten Landsknechte, und noch die Schweizer-Regimenter im ausländiſchen Dienſt, in Zucht und Ordnung gehalten werden mußten, noch grauſamer waren, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die preußiſchen Soldaten trotz des Stockſyſtems und der grauſamen Strafen für Deſertion dennoch die tapferſten Männer ihres Jahrhunderts waren. Das ſ. g. Spießruthenlaufen ſtammte noch von den alten Landsknechten her. Die Deſerteure des 18. Jahrhunderts mußten durch zwei Reihen Soldaten, von denen ſie mit Ruthen gehauen wurden, Gaſſen laufen, zur Zeit der Landsknechte waren ſie durch wirkliche Spieße gejagt worden. — Auffallend erſcheint die Unzweckmäßigkeit der damaligen Soldatentracht. Den Kopf des preußiſchen Soldaten deckte ein dreieckig aufgeſchlagener Filzhut. Unter dieſem Hute quollen auf jeder Seite an den Schläfen zwei weißgepuderte, wagrecht liegende Haarrollen hervor. Von dem übrigen geſtriegelten und gepuderten Kopfe hing unter dem Hute ein langer, eng mit ſchwarzem Band umflochtener Zopf hinunter. Der Uniformrock war vorne zurückgeſchlagen, ein Frack, mit breiten Schößen. Die Beinkleider mußten eng anliegen, was den Mann in ſeinen Bewegungen hemmte. Von dem Knie ab trug er zugeknöpfte Kamaſchen. Welche Plackerei, bis ſo ein Mann alle Morgen fertig angezogen war!

Der große König nahm auch Bedacht auf die Justiz und trat auch in diesem Gebiet als Reformator auf, milderte die Carolina, schaffte die Tortur ab und ließ durch seinen Kanzler Cocceji eine neue Civilgesetzgebung als codex Fridericianus zuerst nur im Entwurf herausgeben, worin der König selbst erklärte: alle Menschen, groß oder klein, reich oder arm, sollen vor der Justiz gleich seyn — wenn der Fiscus mit Unterthanen in Streit liegt, solle das Kammergericht unparteiisch, wenn auch immer gegen den Fiscus entscheiden — wenn der König selbst eigenmächtig von sich aus etwas decretirt hätte, was gegen das Recht wäre, solle das Kammergericht das königliche Decret selbst nicht beachten, sondern verfügen, was Recht ist.

2.

Der bayrische Erbfolgekrieg.

Je mehr die Verschwendungen und Kriegskosten der Staaten das physiokratische System bevorworteten, um so natürlicher verband sich damit auch ein modernes Arrondirungssystem. Rußland arrondirte sich mit Polen und Kurland und verlangte noch die Krim, um seine Producte durch das schwarze Meer, wie durch die Ostsee auszuführen. Oesterreich arrondirte sich statt des verlorenen Schlesien mit Galizien, statt des verlorenen Lothringen mit Toscana und Ferrara, und verlangte noch Bayern, gegen welches es gerne die vorderösterreichischen Besitzungen in Schwaben und die entfernten Niederlande hergegeben hätte. Eine Gelegenheit dazu zeigte sich bald, da 1777 die bayrische Linie der Wittelsbacher mit Maximilian Joseph ausstarb, und die Pfälzer Linie mit Karl Theodor in das Erbe eintrat. Karl Theodor hatte selbst keine legitimen Kinder, sorgte daher nur für die illegitimen. Altbayern war ihm zuwider, er lebte viel lieber in seinem Mannheim oder Düsseldorf, an das ihn die Erinnerungen seiner lustig verlebten Jugend fesselten. Darauf hatte nun Kaunitz schon vor dem Jahre 1777

einen kühnen Plan gebaut und Maria Thereſias Sohn, der nachherige Kaiſer Joſeph II., ſtimmte ganz damit überein. Karl Theodor ſollte Bayern an Oeſterreich abtreten und dafür die Niederlande nehmen, an die ſein Jülich grenzte. Er ging auch gerne darauf ein, aber man mußte mit der Ausführung vorſichtig ſeyn, weil eine Vergrößerung Oeſterreichs durch ganz Bayern die Eiferſucht Preußens, Rußlands und Frankreichs erregt und wahrſcheinlich einen Krieg veranlaßt hätte. Aus dieſem Grunde begnügte ſich Karl Theodor, einſtweilen nur Niederbayern an Oeſterreich abzutreten gegen eine künftige, noch nicht namhaft gemachte Entſchädigung, worunter nur die Niederlande gemeint waren. Dieſen ſchon frühern Vertrag eilte Karl Theodor gleich nach ſeinem Regierungsantritt in München zu publiciren und öſterreichiſche Truppen nahmen ohne Weiteres Niederbayern in Beſitz. Oberbayern ſollte nachfolgen.

Nun ſind aber bekanntlich die Bayern ſtolz auf die verhältnißmäßige Unabhängigkeit und Einheit ihres Volksſtammes und alte Feinde der öſterreichiſchen Nachbarn. Das Volk wollte ſich alſo nicht gerne theilen laſſen. Auch hatte die Nebenlinie des Wittelsbacher Hauſes, der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken, welcher, wenn Karl Theodor kinderlos ſtarb, nächſter Erbe des Geſammthauſes Wittelsbach war, ein ſehr nahe liegendes Intereſſe, Bayern ſeiner Familie zu erhalten, war aber feig und wollte nichts wagen. Aber in München ſelbſt bildete ſich eine ſtarke Partei, an deren Spitze die Herzogin Marie Anna ſtand, Wittwe eines kürzlich verſtorbenen Herzog Clemens von einer Nebenlinie des bayriſchen Hauſes, die von dem preußiſchen Agenten, Grafen von Görtz, eifrig unterſtützt und geleitet wurde. Friedrich II. bot alles auf, um die Vergrößerung Oeſterreichs zu verhindern. Natürlicherweiſe wollten Frankreich und Rußland von einer Vermehrung und beſſern Arrondirung der öſterreichiſchen Macht ſo wenig etwas wiſſen, als Preußen, und ſo wurde der ſchwache Karl geſtärkt und zu einer Oppoſition aufgemuntert, die gar nicht in ſeinem Sinne gelegen war. Zuerſt mußten die bayriſchen Landſtände gegen den öſterreichiſchen Vertrag pro-

teſtiren, dann wurde der zweibrückiſche Miniſter von Hohenfels, der von ſeinem furchtſamen Herrn den Befehl hatte, den Vertrag mit zu unterzeichnen, bewogen, davon abzuſtehen (obgleich ihm Oeſterreich eine halbe Million Gulden für die Unterſchrift geboten hatte) und des preußiſchen Schutzes gewiß proteſtirte nun auch Karl als nächſter Erbberechtigter gegen den Vertrag.

Hierauf erklärte Friedrich der Große an Oeſterreich den Krieg, falls es Niederbayern nicht räume, im Frühjahr 1778. Als Oeſterreich ſich weigerte, rückte Friedrich wirklich im Juli mit einem Heer in Böhmen ein, blieb aber nach wenigen Tagen wieder ſtehen. Es war ihm mit einem blutigen Kriege kein Ernſt, er hoffte vielmehr auf die Vermittlung Rußlands und Frankreichs, die eine Vergrößerung Oeſterreichs nicht zugeben würden. Auch in Wien hatte die alte Kaiſerin große Scheu vor einem neuen Kriege mit Preußen und nur ihr Sohn brannte vor Begierde, ſich mit dem großen Friedrich zu ſchlagen, ſeine Mutter hielt ihn jedoch zurück, und unterhandelte insgeheim (ohne daß Joſeph etwas davon wußte), durch Thugut mit dem Könige. Die Unterhandlungen wurden lange aufgehalten, wobei die Befriedigung eines ſächſiſchen Anſpruches auf einen Theil des bayriſchen Erbes zum Vorwand diente. Im Winter nahm Friedrich die Winterquartiere in öſterreichiſch Schleſien und die öſterreichiſche Armee ſtand ganz in der Nähe. Seit dem Januar 1779 neckte man ſich durch kleine Streifereien. Am 4. Februar überfielen die Kaiſerlichen unter Wurmſer die Preußen in Halberſtadt, und am gleichen Tage nahmen die Preußen unter Möllendorf die Magazine der Oeſterreicher bei Brix. Unterdeß hatte die ruſſiſche Kaiſerin ein Heer an die Grenze geſchickt, um Oeſterreich zu drohen, worauf Maria Thereſia am 7. März einen Waffenſtillſtand ſchloß, welchem am 13. Mai der Friede zu Teſchen folgte. Bayern trat an Oeſterreich nur das Innviertel ab. Preußen erhielt die Zuſicherung der Erbfolge in Anſpach und Bayreuth. Sachſen wurde mit 6 Mill. Gulden abgefunden. Das war der ſ. g. bayriſche Erbfolgekrieg, den die Soldaten den Kartoffelkrieg nannten, weil ſie im Lager meiſt von Kartoffeln gelebt hatten. Joſeph, äußerſt

unzufrieden mit dem Frieden, vermied eine Zeitlang seine Mutter und machte eine Reise nach Rußland, um Katharina II. von Preußen abzuziehen. Natürlicherweise ließ sich Katharina diese Huldigung gerne gefallen und belohnte sie dadurch, daß sie Josephs jüngern Bruder Maximilian durch ihren Einfluß und trotz Friedrichs Einsprache zum Coadjutor von Münster und nachher zum Erzbischof Kurfürsten von Köln durchsetzte. Dieses abwechselnde Buhlen Preußens und Oesterreichs um die russische Freundschaft, die Appellation an Rußland in rein deutschen Fragen, die Gelegenheit, welche die beiden deutschen Großmächte Rußland gaben, sich in die deutschen Dinge zu mischen, war sehr beklagenswerth.

Als Joseph 1780 zur Regierung kam, bewachte Friedrich alle seine Schritte. Seine Besorgniß war so groß, daß er einen unverzeihlichen, nicht blos Oesterreich, sondern auch Preußen beschimpfenden Schritt that und der Kaiserin Katharina selber den Antrag machte, eine stehende russische Gesandtschaft beim deutschen Reichstage zu errichten, um die deutschen Angelegenheiten künftig als Garantin des deutschen Reichs (ungefähr so wie Repnin in Warschau die polnischen Angelegenheiten) zu überwachen. Da kam 1781 wirklich Fürst Romanzow als erster russischer Gesandter am Reich. Die Dinge gestalteten sich indeß so, daß Joseph II., dem dieser Streich gelten sollte, Vortheil davon zog, indem Katharina sich bald von der preußischen auf die österreichische Seite drehte. Joseph hatte damals mit seinen Reformen im innern Staatshaushalt zu thun. Erst als er kleine gewaltthätige Eingriffe in Reichsangelegenheiten zu machen anfing, begann neuer Streit. Ein altes Vorrecht des deutschen Kaisers war, mittelst s. g. Panisbriefe Invaliden und Veteranen für Dienste, welche sie dem Kaiser geleistet hatten, im Reiche, sonderlich auf Kosten der Klöster zu versorgen. Dieses außer Gebrauch gekommene Vorrecht erneuerte nun Joseph und schickte seine alten Schafe auf die fetten Waiden im Reich jenseits der österreichischen Grenze. Darüber wurde nun Beschwerde erhoben. Ferner entriß Joseph eigenmächtig den Bischöfen des Reichs ihre alten Diöcesanrechte auf österreichischem Gebiet. Zum Bisthum Passau

gehörte Oberöſterreich und das Innviertel. Dieſe entzog ihm nun Joſeph und ſchuf ein neues Bisthum Linz. Ebenſo nahm er dem Biſchof von Lüttich, was in den Niederlanden zu deſſen Diöceſe gehörte. Endlich kam er auf den alten Plan zurück, die Niederlande gegen Bayern auszutauſchen, was auch immer noch in den Wünſchen Karl Theodors lag. Nun fuhr Friedrich der Große raſch wieder auf und lud die deutſchen Reichsfürſten zu einem Fürſtenbunde ein, welcher die Rechte der Reichsgenoſſen dem gewaltthätigen Kaiſer gegenüber wahren ſollte. Alle deutſchen Fürſten traten bei am 23. Juli 1785, außer Köln, Trier, Württemberg, Oldenburg, Darmſtadt. Es kam jedoch wieder zu keinem Kriege, weil Joſeph, aus Rückſicht auf Frankreich, das bayriſche Tauſchproject abermals fallen ließ. Katharina II., die ihm lange vorher mit ihrem Schutze geſchmeichelt hatte, ſpielte diesmal eine zweideutige Rolle und vereitelte die Wünſche Joſephs, während ſie zugleich gegen Preußen eine kalte und drohende Miene annahm, als habe ſie das Schiedsrichteramt über Deutſchland und dürfe weder Joſeph etwas gegen ihren Willen thun, noch auch Friedrich gegen ihren Willen eine preußiſche Hegemonie in Deutſchland etabliren. Preußen war im Kabinet Katharinas immer durch Panin unterſtützt worden, als dieſer Potemkin weichen mußte, hielt ſich Katharina mehr zu Oeſterreich, was um ſo natürlicher war, als Joſeph II. ſich ihr viel gefügiger anbequemte als Friedrich.

Friedrich brangſalirte damals die Stadt Danzig, um ihr fühlbar zu machen, daß ſie ſich früher oder ſpäter Preußen unterwerfen müſſe. Während ſchon ganz Weſtpreußen Friedrich gehorchte, blieb Danzig auf allerdings ziemlich unnatürliche Weiſe noch eine polniſche Enclave. Weil aber Neufahrwaſſer, der einzige ſchiffbare Theil der Weichſelmündung, preußiſch war, ſchnitt Friedrich den Danzigern ihren ganzen Seehandel ab. Polen rief den ruſſiſchen Schutz an und Katharina ſetzte durch, daß die Danziger Neufahrwaſſer mit Preußen wenigſtens theilen durften, 1784.

Seitdem hat der König keinen wichtigen politiſchen Act mehr vorgenommen. Er wurde alt und leidend.

3.

Friedrich der Einzige.

Des Königs Persönlichkeit hat sich den Zeitgenossen und durch Bilder auch der Nachwelt unauslöschlich eingeprägt. Oeffentlich erschien er nie anders als in Uniform mit dem charakteristischen Dreimaster auf dem Kopfe, gepuderten Seitenlocken und langem Zopf, in der Hand immer den Krückenstock, auch wenn er zu Pferde saß, auf der blauen Uniform mit rothen Aufschlägen den Stern des schwarzen Adlerordens, darunter die silberne Schärpe und die lange Weste, aus deren Taschen er Tabak zu schnupfen pflegte, kurze, schwarzsammtne Beinkleider und hohe Stiefeln (stets ohne Sporen), an der Seite den Degen. Die Uniform trug er, auch wenn sie schon ganz alt und abgeschabt war, seine Weste war oft von Tabak beschmutzt. Seine Stiefeln waren immer alt, denn er ließ sie, bevor er sie anzog, erst von einem Kammerhusaren austragen. Im Zimmer prunkte er dagegen in einem Kasaquin von hellblauem Sammt mit kostbaren Stickereien, einem Geschenk seiner weiblichen Anverwandten. Er war nur von mittlerer Leibesgröße, aber imponirend durch seine geistreiche Physiognomie, eine charakteristisch vorspringende Nase und große blaue Augen, die in seiner Jugend von bezaubernder Schönheit waren. Den Kopf trug er etwas nach rechts hin, vom Flötenblasen. Diesem Lieblingsinstrument mußte er aber entsagen, als er die Zähne verlor.

Er lebte vorzugsweise den Regierungsgeschäften und dem Umgang mit geistreichen Freunden und Fremden, meist zu Sanssouci, in der ihm lieb gewordenen ländlichen Einsamkeit. Dabei hatte er eine so große Liebhaberei an Hündinnen, daß er dieselben mit allen ihren Unarten sogar in seinem Arbeitszimmer duldete. Alle persönlichen Diener des Königs mußten sich des weiblichen Umgangs enthalten, und in Sanssouci wurde keine Liebschaft geduldet bei unnachsichtlicher Verabschiedung. Eigenthümlich äußerten sich die Launen des Königs. Er unterschrieb sich stets nur Federic und datirte aus

Köln an der Spree (einem Stadttheil Berlins). Zuſchriften, die er beantworten ſollte, verſah er häufig nur mit Randgloſſen, in denen er ſeinen guten oder böſen Humor ungenirt ausließ.

Eine merkwürdige Abneigung behielt er gegen Oſtpreußen, weil daſſelbe im ſiebenjährigen Kriege der ruſſiſchen Kaiſerin gehuldigt, obgleich er gerade damals von dorther viele Beweiſe der Treue und der patriotiſchen Aufopferung erhalten hatte. Als er nach der Theilung Polens Weſtpreußen in Beſitz nahm, achtete er die mittelalterliche Kunſt in dem herrlichen Sitz der deutſchen Ritter zu Marienburg nicht, ſondern machte aus dem Schloß eine Kaſerne, ſo daß viel Schönes darin zerſtört wurde, was die Neuzeit mühſam wieder herſtellt.

Man hat Friedrich dem Großen oft vorgeworfen, daß er auch für die neuern Kundgebungen des deutſchen Geiſtes in Kunſt und Wiſſenſchaft ſo wenig Sinn gehabt habe, wie für die ältern, und daß er ſeiner Geiſtesrichtung nach durch und durch nur Franzoſe geweſen ſey. Es iſt wahr, ſein Geiſt nährte ſich faſt ausſchließlich durch franzöſiſche Lecture, und ſeine Lieblingslecture waren die Schriften Voltaires und der Encyclopädiſten, alſo der verneinenden Geiſter. Auch ſchrieb er ſelbſt nur franzöſiſch und pflegte nur mit Franzoſen vertrauten Umgang. An ſeiner Tafel ſaßen beſtändig franzöſiſche ésprits, denen der König jede Charakterſchwäche und ſelbſt Oberflächlichkeit nachſah, während deutſche Denker und Dichter nur ſchwer Zutritt zu ihm erhielten. Allein er verdient Entſchuldigung. Als ihm in Leipzig der damalige Dictator des deutſchen Geſchmacks, Gottſcheb, mit der Empfehlung vorgeſtellt wurde, dieſer Mann habe es ſich zum Lebensberuf gemacht, die deutſche Literatur nach dem Muſter der fränzöſiſchen gänzlich umzugeſtalten, fand er in dem Empfohlenen nur einen elenden Pedanten und erfreute ſich dagegen an dem einfachen Gellert, von dem er ſich einige Fabeln vorſagen ließ und denſelben wegen ihrer leichten Natürlichkeit Lob ertheilte. Daß er an dem langweiligen und melancholiſchen Philoſophen Garve kein beſonderes Gefallen fand, iſt ihm auch nicht übel zu nehmen. Doctrinäre, wie Sulzer, der ihm einmal beweiſen wollte,

der Menſch ſey von Natur gut (ohne Erbſünde), kamen ihm mit Recht nur lächerlich vor, weshalb er ihm gutmüthig antwortete: „Ach mein lieber Sulzer, Er kennt die verdammte Race nicht genug.“ Und hätte ſich der alte König etwa den Verfaſſer von Werthers Leiden zu ſich nach Sansſouci beſtellen ſollen? oder den Hamburger Dramaturgen und Verſpotter der Landeskirche?

Friedrich der Große hat viel geſchrieben und manches ſchon während ſeines Lebens drucken laſſen. Der Reſt, ſeine Briefe ꝛc., erſchien erſt nach ſeinem Tode. Ueberall gibt ſich in dieſen Schriften ein ſcharfer und klarer Geiſt zu erkennen, dem es Ernſt war, das Volk vernünftig zu regieren und deſſen Beſtes zu befördern, wie auch den noch jungen preußiſchen Staat nach außen zu befeſtigen und die neidiſchen und habgierigen Nachbarn im Schach zu halten. Außer dem Antimacchiavelli, ſeiner Jugendarbeit, ſind ſeine vorzüglichſten Werke die „Denkwürdigkeiten der brandenburgiſchen Geſchichte“ und deren Fortſetzung in der „Geſchichte meiner Zeit.“ die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, Memoiren über den Hubertsburger Frieden und den bayriſchen Erbfolgekrieg, einige philoſophiſche Abhandlungen, der Fürſtenſpiegel (Ermahnungen an den Herzog Karl von Württemberg), auch einiges Kriegswiſſenſchaftliche, Inſtructionen und Reflexionen, endlich auch viele Gedichte, alle in franzöſiſcher Sprache und in dem reflectirenden Geiſte der damaligen franzöſiſchen Lyrik. Aber dieſe Gedichte ſind weit ſchöner und erhabener, als alle ihre Voltaire-Horaziſchen Vorbilder.

Es iſt der Mühe werth, einen Blick in dieſe königlichen Dichtungen zu werfen, denn ſie enthüllen uns das Innerſte des großen Fürſten. Ihr Grundton iſt ein tiefer Klageton. Friedrich ſteht einſam in der Welt, erkennt ihre ganze Verderbniß und iſt doch nicht im Stande, ſie zu heilen. Wie ein Flüchtling aus einer beſſeren Welt irrt er in dieſer ſchlechten Welt umher, von ihr angefremdet, angefeindet, verfolgt. Nur im Kampf kann er ſich ihrer erwehren. Sein ganzes Leben iſt Kampf, Arbeit und das Ende — das Nichts. Das Einzige, was ihn tröſtet, iſt das Bewußtſeyn der

ſchwach, den Feind jetzt ſchon anzugreifen, und Wallenſtein hoffte ihn auszuhungern.

In dieſer Lage verharrten ſie beinahe drei Monate. Beide Heere hatten ſich in feſten und unbezwinglichen Lagern verſchanzt. Aber nicht nur in Guſtav's Heer, auch im Lager Wallenſtein's riß bald Noth und Mangel ein. Das Landvolk hatte ſich vor den räuberiſchen Heeren nach allen Seiten geflüchtet, und die Soldaten ſelbſt hatten überall ſchonungslos zerſtört, was ſie nicht mitgenommen. Es war alſo ſehr ſchwierig, für zwei ſo anſehnliche Armeen auf dieſem engen Raume Lebensmittel herbeizuſchaffen. Ueberdem beſtanden jene Heere nicht nur aus bewaffneten Soldaten, ſondern außer dieſen befanden ſich noch Weiber und Kinder, Krämer und Mäkler aller Art dabey, und es waren förmlich wandernde Völker. Der Landsknecht oder Miethſoldat trieb den Krieg wie irgend ein Handwerk, und ernährte ſeine Familie davon, die ihn daher im Feld begleitete. Bei Wallenſteins Heer befanden ſich nicht weniger als 15000 Weiber. Es gelang den Schweden, ſich eines großen Transports zu bemächtigen, der Wallenſtein zugeführt wurde, und bald bedeutende Verſtärkungen an ſich zu ziehn. Guſtav's Kanzler, Oxenſtirna, der Herzog Bernhard von Weimar und General Banner zogen ihm mit einer großen Menge ſchwediſcher und deutſcher Truppen zu Hülfe, und ſein Heer vermehrte ſich auf 70,000 Mann, ſo daß es dem kaiſerlichen gleich kam. Außerdem konnte die Stadt Nürnberg ſelbſt damals 30,000 bewaffnete Männer ſtellen. Aber auch jetzt kam es noch zu keiner Schlacht. Guſtav wagte das unüberwindlich feſte Lager Wallenſteins nicht anzugreifen, und Wallenſtein ſah voraus, daß Mangel und Seuchen den Gegner ſichrer vernichten würden, als eine Schlacht. Wirklich erreichte die Noth den äußerſten Grad, und Guſtav's Soldaten

beſſeren Kraft, die in ihm lebt, und der edle Stolz, mit dem er auf ſeine Mitkönige herunterſieht.*)

---

*) Gleich in der erſten Ode vom Jahr 1757 nennt ſich Friedrich ſelber einen Adler, der hoch in den Lüften ſchwebt über der Erde, aber auch einen Kometen, der nur raſch vorübereilend die Nacht der Zeit erhelle. Im finſterſten Schleier ſieht er das Vaterland verhüllt. Er ſelber weiß noch nicht, ob er in dem ſchrecklichen Kriege, der eben begonnen hat, nicht untergehen werde. Ringsum Ungeheuer, aber er verzagt nicht. — In der zweiten Ode wendet er ſich an das deutſche Geſammtvolk: „bis in den tiefſten Grund fühlt der Rhein, daß ſeine Wogen ein fremdes Joch belaſtet," denn die Franzoſen waren über den Rhein gekommen. — In der dritten Ode beklagt er das unglückliche Deutſchland, in dem, wie einſt in Griechenland Athen und Sparta, zwei Staaten (Oeſterreich und Preußen) ſich unverſöhnlich befehden müſſen. — Sein geiſtvollſtes Gedicht iſt die Epiſtel an ſeine Schweſter Amalie von 1760. Sie leugnet, wenn nicht Gott, ſo doch die ewige Vorſehung. Die trübe Gottheit, ſagt er, weiß nichts von unſern Bitten. Die Menſchenwelt iſt ein wildbewegtes Meer, die Wogen ſteigen und fallen, ihm iſt es gleich. Könige entarten und ſinken auf die Stufe der niedrigſten Stände hinab, Buhldirnen und Stallknechte werden in ihrem Namen Herrſcher. Glückspilze wachſen über Nacht, ohne Verdienſt wird man überſchüttet mit Ehren und Glück, während der Adel der Menſchheit untergehen muß, wie die unglücklichen Stuarts, wie der noch bejammernswerthere Iwan. Ihnen ſieht im Geiſt der edle König ſelber ſich zugeſellt, endlich erliegend ſeinem Unglück, denn das Genie, wenn noch ſo unermüdet, kann doch des Zufalls nicht Meiſter werden. Der Kampf mit dem Ungefähr iſt das Entſetzlichſte, wozu ein edler Geiſt verdammt werden kann. — In einer andern Epiſtel preist er den Frühling, die ſüßen Wohlgerüche, die Wärme, der Vögel wiederkehrenden Geſang, die ſüßen Triebe, welche die Hirtin mit der Heerde theilt — und wendet ſich plötzlich mit tiefem Schmerze ab. Ihm iſt alle Liebe verloren, nur im Heldenruhm, im Glück der Schlachten blüht ihm allein noch eine Roſe. — An den Engländer Mitchel ſchreibt Friedrich: „Wir Menſchen ſind Ameiſen. Auch die Ameiſe denkt wohl, für ſie ſey Erde und Himmel geſchaffen, und im nächſten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau." — Eine Satire, ſein „Codicil", worin er alle zu ſeiner Zeit regierenden Fürſten wie in einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menſchen der Reihe nach vorführt, iſt nicht unbefangener Spott, ſondern gallenbitter. Am Schluß dieſes fürchterlichen Liedes, das Schubarts „Fürſtengruft" weit hinter ſich läßt, ſagt er: „ſo fahrt denn, ihr Könige, dahin. Zur höchſten Würde ſteige Wahnſinn auf! Die Dummheit ſteure euch auf gutes Glück und euer Schiff zerſchelle!" Eine Vorherſagung der franzöſiſchen Revolution.

Erwägt man dies alles, so nimmt Friedrich der Große unter den verneinenden Geistern des Jahrhunderts jedenfalls eine Ausnahmstellung ein und ist auch in dieser Beziehung der „Einzige". Obgleich selbst zu denen zählend, welche vom Glauben und von der Kirche sich entschieden losgesagt hatten, ist er doch weit entfernt, diesen Abfall für einen Fortschritt anzusehen, sondern empfindet ein Grauen vor seiner ganzen aufgeklärten Zeit und ahnt den Abgrund, dem sie zueilte.

Er starb, indem er den Magen mit heißen Gewürzen überlud und den Aerzten nicht folgte, am 17. August 1786 im Alter von 74 Jahren. In seinem Testament sagt er: „Ich gebe gern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen zurück." Ihm folgte sein Neffe, Friedrich Wilhelm II.

4.

Der Rationalismus.

Unabhängig von der großen Persönlichkeit Friedrichs entwickelte sich die Bildung in Preußen und Deutschland zur Zeit seiner Regierung in einer Weise, die mehr geeignet war, den altkirchlichsittlichen Nerv zu erschlaffen und die Generation zu verkünsteln, als das einfache martialische Gepräge des alten Preußenthums zu erhalten. In den tonangebenden Kreisen zu Berlin, Königsberg und Halle behauptete der Verstand das Uebergewicht, aber mit einem unleidlichen Hochmuth. Derselbe ging darauf aus, mittelst der Philosophie und Bibelkritik die alte vom Eifer, wie vom Geist verlassene Orthodoxie anzugreifen. Mit der Philosophie fing man an, das menschliche Ich emancipirte sich zuerst mit seiner Vernunft von der Autorität, die ihm bisher zugemuthet hatte, ohne Prüfung zu glauben. Nachher fing man an die Bibel übel- und wohlwollend zu kritisiren, bald, um herauszuklügeln, daß vieles darin sey, was

der Vernunft widerſpreche, bald auch, um ihre Wunder vernünftig zurechtzulegen und eine Verſöhnung zwiſchen Glauben und Vernunft anzubahnen. Die deſtructive Bibelkritik fing in Frankreich an mit Simon und Du Pin. Die Wolfiſche Philoſophie in Halle hatte zwar das Chriſtenthum nicht angetaſtet, aber die Philoſophie als Wiſſenſchaft von demſelben unabhängig gemacht und das ſelbſtändige Denken in ſeinen Phaſen entwickelt. Noch beſtimmter hatten die engliſchen Deiſten aus ihrer Vernunft einen abſoluten Geiſt oder Gott als höchſtes Weſen abgeleitet, aber den geoffenbarten Gott der Bibel und die Dreieinigkeit geleugnet. Darauf lief nun ungefähr die ganze Geiſtesrichtung der Zeit hinaus. Seit der Reformation hatte man vom Glauben des Mittelalters ſubtrahirt; was Luther und Calvin ſtehen gelaſſen, das wurde jetzt verworfen. Am Ende ließ die Vernunft nichts mehr übrig als einen unfaßbaren Geiſt (Gott) und einen wohlwollenden weiſen Lehrer, einen zweiten Sokrates (Chriſtus). Ein mehr oder minder klar ausgeſprochener Deismus war das Ziel, nach welchem fortan auch die Bibelkritik und die rationelle Dogmatik hinſteuerte. Man wollte den Glauben nicht austilgen, nur zur Vernunft bringen. Die vier Kirchenväter des Rationalismus waren Semler in Halle, Zöllner in Frankfurt an der Oder, Erneſti in Leipzig und Michaelis in Göttingen. Durch ſie wurde die alte Orthodoxie, das buchſtäbliche Feſthalten an den ſymboliſchen Büchern der lutheriſchen und reformirten Kirche, einfach beſeitigt und als „überwundener Standpunkt“ hinter ſich gelaſſen. Nur die chriſtliche Moral blieb unangetaſtet, weil ſie der Vernunft entſpricht. Die Vernunft aber behielt ſich überall die letzte Entſcheidung vor. Man darf hiebei nicht vergeſſen, daß dieſe neologiſchen oder rationaliſtiſchen Theologen nur dem Strom der Zeit und der Mode folgten und nichts lehrten, wovon die Studenten nicht ſchon, ehe ſie auf die Univerſität kamen, etwas wußten. Durch die vorherrſchend franzöſiſche Bildung war die Religionsſpötterei längſt verbreitet, die beliebteſten Dichter in Deutſchland ſelbſt, namentlich Wieland, huldigten dieſer Richtung. Die Geſchichtſchreiber begannen, ſeit Humes Vorgang in England, den frommen Chronikenſtyl zu

verlaſſen und die Claſſiker in ihrem antichriſtlichen Rationalismus nachzuahmen. Man würde es ſonderbar gefunden haben, wenn nicht auch die Theologie hätte vernünftig angeſehen werden ſollen, da man alles vernünftig anzuſehen anfing. Weit entfernt, Unzufriedenheit zu erregen, ſchienen die Neologen nur einem längſtgefühlten Bedürfniß des gebildeten Publikums entgegenzukommen.

Der Rationalismus war die einzige Form, in welcher ſich die Paſtoren der Staatskirche an die allmählig ſich ausbildende Geſammtſtaatsdienerſchaft anzuſchließen vermochten. Die Staatsdiener ſollten ſich verhalten wie die ineinandergreifenden Räder einer großen Maſchine. Die Geiſtlichkeit hatte darin ihre Stelle einfach neben den Juriſten, Verwaltungs- und Finanzbeamten, alle vom Staat beſoldet und nur ihm allein verpflichtet. Der Staat vernichtete alle alten Rechte der Kirche, der Stände, der Corporationen und lenkte alles und jedes bis in die Schul- und Kinderſtube hinein durch neue Geſetze, Regulative und durch immer zahlreicher und mannigfacher zuwachſende Beamte, denn das Bedürfniß einer allumfaſſenden Verwaltung und Controle erforderte auch immer mehr Leute. Die deutſche Gründlichkeit aber, mit welcher man die Vernunft in die Geſetzgebung und Staatswirthſchaft hineintrug und die unvermeidliche Vielſchreiberei machten aus dem Amtiren ein lebenslängliches Studium, und die einmal darin feſt ſaßen, bildeten trotz der Unterdrückung aller Corporationen doch ſelbſt wieder eine Corporation, einen eigenen Stand, eine eigene Kaſte mit beſondern Handwerksgeheimniſſen und Privilegien. Die Paſtoren nun gehörten in der Regel den gebildeten Familien der Mittelclaſſe an, die ſich überhaupt dem Staatsdienſt widmeten, und nahmen in das geiſtliche Amt die Traditionen einer Bureaukratenfamilie mit hinüber. Ein Bruder war Juriſt, der andere Finanzmann, der dritte Arzt, der vierte, obgleich Geiſtlicher, hatte nun doch das nämliche Intereſſe, wie die andern, ſich vom Staat verſorgen zu laſſen und ſeine Kinder wieder den verſchiedenen Zweigen des Staatsdienſtes zu widmen. Unter dieſen Umſtänden wurden die meiſten Theologen wärmere Anhänger des Staats, als der Kirche, oder die letztere nur noch ein

beſonderes Departement der Staatsverwaltung in geiſtlichen Angelegenheiten. Nichts konnte den Rationalismus mehr fördern und hat ihn mehr gefördert. — Uebrigens hielt die norddeutſche Theologie auf Anſtand und der gemäßigte Rationalismus trat den Skeptikern, Atheiſten und Materialiſten entgegen. Sack, Spalding, Zöllner, Röſſelt, Jeruſalem vertheidigten ein vernünftiges Chriſtenthum gegen die, welche gar keins mehr haben wollten. Mehrere dieſer Herren ſaßen im preußiſchen Oberconſiſtorium, dem der aufgeklärte Miniſter von Zedlitz vorſtand. Von dieſen ging 1781 ein neues Geſangbuch aus, in welchem viele der kräftigen alten Lieder weggelaſſen und durch moderne von rationaliſtiſcher Wäſſrigkeit erſetzt waren. Vier Berliner Kirchſpiele empörten ſich dagegen und verlangten die alten Lieder zurück. Der König aber antwortete voller Hohn: „Ein Jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich iſt. Was die Geſangbücher betrifft, ſo ſteht es Jedem frei, zu ſingen: nun ruhen alle Wälder oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr.“ — Hamann hat daher wohl nicht übertrieben, wenn er im Jahre 1784 ſchrieb, die Gebildeten in Berlin „ſchämen ſich, den Namen Jeſu noch in den Mund zu nehmen.“

Die von allen Seiten auftauchenden Vernunftbeſtrebungen wurden gleich convergirenden Radien von Immanuel Kant, welcher ſeit 1755 als Profeſſor der Philoſophie in Königsberg in Preußen wirkte, in einer 1781 gedruckten „Kritik der reinen Vernunft“ zuſammengefaßt, in einem Buche, welches der damaligen Zeit die Bibel ungefähr ebenſo erſetzen ſollte, wie Humboldts Kosmos der unſern. Indeſſen ließ Kant „die ewigen Sterne über uns und das Sittengeſetz in uns“ als Höchſtes, worüber die Vernunft nicht hinaus könne, gelten. Kant übte einen unermeßlichen Einfluß auf die Zeitgenoſſen, ſeine Lehre drang vorzugsweiſe in die rationaliſtiſche Theologie, in die Pädagogik, in die Geſchichtſchreibung und in die ſchöne Literatur ein und gab durch ihren ſittlichen Gehalt der kirchenfeindlichen Denkfreiheit einen gewiſſen unſchuldigen und ehrbaren Charakter. Tief unter dieſem klaren und ſcharfen Denker ſtanden die Populärmacher der Philoſophie, die Ausbreiter des ſog. geſunden Menſchen-

verſtandes und der ſog. Erfahrungsſeelenlehre, Garve, Eberhard, Abbt, Platner, der Jude Mendelsſohn ꝛc. Ein Berliner Buchhändler, Friedrich Nicolai, vereinigte eine ganze Sippſchaft eben ſo ſeichter als anmaßender Köpfe als Mitarbeiter an ſeiner „Allgemeinen deutſchen Bibliothek," in der er alle neu erſcheinenden Bücher im Intereſſe der Aufklärung recenſirte oder recenſiren ließ und durch die er eine tyranniſche Macht übte, wie einſt Gottſched und wie in Frankreich die Encyclopädiſten. Das Einzige, was man an ihm loben darf, war ſeine unbarmherzige Verſpottung der Empfindſamkeit (des Göthe'ſchen Werther, des ſchwächlichen Jacobi ꝛc.), durch welche, wie er ganz richtig erkannte, die gebildeten Stände ſittlich erſchlafft und die Herzen weibiſch gemacht wurden. Im Uebrigen aber wollte er eigentlich gar kein Herz und Gemüth mehr dulden, ließ nichts mehr gelten, als den gemeinſten und nüchternſten Philiſterverſtand, und feindete alles Heilige und Hohe, was darüber hinausging, mit fanatiſchem Haſſe an. Seine damals berühmte ſehr bändereiche „Reiſe durch Deutſchland" war das gegen die katholiſche Kirche gerichtete Manifeſt des neuen Berlinerthums. Auch in der Poeſie wollte dieſer ſchreckliche Demagoge nichts gelten laſſen, was über die gemeinſte Natürlichkeit und Begreiflichkeit hinausging. Der tiefe romantiſche Grundzug in der deutſchen Seele war ihm fremd, die Innigkeit der Gottesminne, die Opferfreudigkeit, die kindliche Demuth, wie die feſte Ritterlichkeit, die Hingebung an die Ehre, das Vertiefen in den Zauber der Natur, das geheimnißvolle Anfremden, das Wunderbare, alles das haßte und verlachte er. Nicolai wäre nicht werth, daß man ſeiner noch gedächte, wenn er nicht ſeinen Geiſt ſo vielen tauſenden von Philiſtern hinterlaſſen hätte, wenn nicht mehrere Menſchenalter hindurch ſeine Auffaſſungsweiſe die herrſchende geworden wäre.

Vielleicht würde Nicolai nicht ſo großen Einfluß erlangt haben und überhaupt nicht ſo kühn und ſicher aufgetreten ſeyn, wenn er nicht den großen Leſſing auf ſeiner Seite gehabt hätte, der hinwiederum ihn brauchte und benutzte, um durch ihn ſeinen Ruhm ausbreiten zu laſſen. Gotthold Ephraim Leſſing, Sohn eines evan-

gelischen Pastors zu Kamenz, während des siebenjährigen Krieges Secretair des tapfern preußischen Generals Tauentzien in Breslau, 1767 Dramaturge am Hamburger Theater und zuletzt Bibliothekar in Wolfenbüttel († 1781), erwarb sich große Verdienste um die deutsche Bühne und um den deutschen Geschmack überhaupt, indem er den herkömmlichen Nachäffungen des französischen Geschmacks entgegentrat, ließ sich aber von der antikirchlichen Zeitströmung hinreißen und vom eitlen Wohlgefallen an seinem eigenen Scharfsinn verführen, das Christenthum „als das abscheulichste Gebäude des Unsinns“ *) wenn nicht umstürzen, doch untergraben zu wollen. Die „Wolfenbüttelschen Fragmente,“ die er 1777 herausgab, waren zwar nicht von ihm selbst, sondern von seinem Hamburger Freunde Reimarus verfaßt, er vertrat aber mit seinem Namen die Tendenz derselben, das Evangelium als Fabelwerk in Verachtung zu bringen. Keiner hatte sich noch so kühn im Geiste der Aufklärung ausgesprochen, er erntete daher unermeßlichen Ruhm. Der Hauptpastor Götze in Hamburg, der den herkömmlichen Glauben der lutherischen Kirche gegen ihn zu vertheidigen wagte, wurde als Zelot und Finsterling mit Schmach bedeckt. Nicht eine einzige oberste Kirchenbehörde in Deutschland nahm sich seiner an, während Lessing von allen Seiten Huldigungen empfing und bald darauf seinen „Nathan“ schrieb, in welchem er einen Juden als Mustermenschen aufstellte unter ausdrücklicher Verhöhnung des Vorzugs, dessen sich bisher der Christ als solcher rühmte.

Ein anderer Parteigänger Nicolai's, der den „gesunden Menschenverstand“ in den tiefern Volksschichten verbreitete, wie Lessing in den höhern, war Karl Friedrich Bahrdt, Prediger in Leipzig, später Professor der Theologie in Erfurt, aber überall wieder fortgejagt wegen seiner Lüderlichkeit. Als Ehebrecher vertrieben, vertheidigte er stolz und frech in einer eigenen Schrift das Recht des Fleisches gegen den Zwang christlicher Ehegesetze und wurde als ver-

*) So nannte er das Christenthum in einem in seinen Werken abgedruckten vom 9. Januar 1771 datirten Brief an den Juden Mendelssohn.

meintlicher Märtyrer der Aufklärung auf den Händen getragen. Ueberall wieder ehrenvoll angestellt, beging er überall wieder neue Schändlichkeiten, Betrug, Ehebruch, Auflehnung gegen die Obrigkeit ꝛc., daß er fortgejagt werden mußte, abenteuerte umher und endete als Kaffeewirth in Halle, wo ihn die preußische Regierung aufnahm, um den Reichstagsbeschluß, der den frechen Sittenschänder aus dem Reiche verbannte, lächerlich zu machen. Mitten unter seinen Abenteuern schrieb Bahrdt eine Menge populärer Bücher, worin er offen den christlichen Glauben und insbesondere die daraus fließenden Sittengesetze verlästerte.

Zu Nicolai standen ferner Biester und Gedike mit der „Berliner Monatsschrift," in welcher sie eine systematische „Jesuitenriecherei" trieben. Sie bildeten sich nämlich ein, die Maurerei werde von den Exjesuiten benutzt, um jetzt noch trotz aller Aufklärung des Jahrhunderts, trotz Joseph II. und Choiseul, für Zwecke der römischen Hierarchie zu arbeiten, und etablirten eine kleine Inquisition zur Verdächtigung einzelner kryptokatholischer Individuen, insbesondere des Hofpredigers Stark in Königsberg.

Ein damals sehr beliebter Held des gesunden Menschenverstandes war auch der unter den Freimaurern vielberühmte Freiherr von Knigge, merkwürdig durch sein unnatürlich langes Kinn, dessen Buch „Ueber den Umgang mit Menschen" die größte Verbreitung fand, weil es mit Uebergehung aller Gebote Gottes und sittlichen Pflichten nur ein kluges Verhalten zum Zweck eines genußreichen Lebens lehrte. Ungefähr dieselbe Lebensphilosophie, nur viel geistreicher und feiner aufgefaßt, athmeten die Schriften des kleinen Coburger Ministers von Thümmel, dessen meisterhaftes Gedicht „Wilhelmine" von 1764 einen einfältigen, unschuldigen und frommen Landpfarrer mit der abgedankten Maitresse eines Höflings von Adel verkuppelt, ein vollkommen treues Sittengemälde seiner Zeit. Thümmel schrieb später eine fingirte „Reise nach dem südlichen Frankreich," worin er den Katholicismus verhöhnte, wie Nicolai, nur mit unendlich feinerer Ironie, als dieser. An Thümmel erkennt man heute noch, wie damals die geistreichen und vornehmen Leute

im nördlichen Deutschland dachten, an Nicolai, wie die ordinairen Philister dachten.

Ganz isolirt standen neben Kant in Königsberg der geniale von Hippel, dessen geistvoller Humor Lächerliches und tief Rührendes mischte, und Hamann, der nur ein armer Packhofsverwalter, aber einer der ernstesten Denker des Jahrhunderts war, weshalb man ihn den „Magus aus Norden" nannte. Er allein trat für den christlichen Glauben gegen die Berliner Clique ein und riß insbesondere dem unter der Maske der Bescheidenheit lächerlich eitlen und hämischen Juden Mendelssohn die Maske ab. Ein kleines christliches Häuflein Gebildeter sammelte sich zu Münster um die Fürstin Galliczin, eine Tochter des preußischen Generals von Schmettau. Sie hatte den russischen Gesandten im Haag geheirathet und brachte ihre Kinder nach Münster, wo der Bischof von Fürstenberg viel für die Erziehung that. Hier herrschte eifrige Christlichkeit ohne Confessionsunterschied, denn zu dem näheren Freundeskreis der Fürstin gehörten die Philosophen Hemsterhuys im Haag und Jacobi in Düsseldorf, der reformirte Prediger Lavater in Zürich, der Lutheraner Hamann und Claudius, der s. g. Wandsbecker Bote, ein populärer Volksschriftsteller.

Eine ganz besondere Auszeichnung verdient Justus Möser, Justizrath in Osnabrück, welcher in einer Geschichte dieses Bisthums (1765) und in „patriotischen Phantasien" (1774) zum erstenmal wieder die durch die classischen Studien entnationalisirten Gebildeten auf die Trefflichkeit unserer alten volksthümlichen Sitten und Rechte aufmerksam machte. Aber was immer von reiner Christlichkeit und deutscher Volksthümlichkeit damals noch auftauchte, es blieben vereinzelte schwache Bestrebungen. Der classisch-französische Strom der Bildung riß die ungeheure Mehrheit hin. Nur im Landvolk, welches nichts las und keine Mode mitmachte, erhielt sich noch alter Glaube und alte Sitte, weshalb es aber auch von den gebildeten Ständen verachtet wurde.

Neben dem klaren Patriotismus eines Möser, der das Volk durch und durch kannte und die Rechte desselben mit edler Beschei-

denheit vertrat, prahlte damals auch ein unklarer Patriotismus in Norddeutschland mit allgemeinen Phrasen und vieler Affectation, ausgehend von Klopstock und seiner Schule. Klopstock blies immer mit vollen Backen, als könne er nicht genug gehört werden, und leider wurde sein posaunender Odenton unter einer Menge von Dichtern Mode. In Puder und Haarbeutel wollten diese modernen Poeten für altdeutsche Barden gehalten seyn, obgleich sie nur horazische Oden schwülstig nachleierten. Leider ließ sich auch der edle Stolberg eine Zeit lang von dieser Mode hinreißen. Ihre Hauptvertreter waren nächst Klopstock Johann Heinrich Voß, Lehrer zu Eutin, zuletzt Professor in Heidelberg, und Ramler in Berlin, dessen Oden an Friedrich die des Horaz an Augustus nachahmten. Zu ihnen gesellte sich auch Gleim, protestantischer Canonicus (Pfründner) in Halberstadt, der unter der Maske eines preußischen Grenadiers Kriegslieder zu Ehren Friedrichs und der Preußen im siebenjährigen Kriege schrieb, die aber nicht die Luft des Lagers, sondern nur gelehrte Stubenluft athmeten, daher auch nie wirklich von Soldaten gesungen wurden.

Großes Aufsehen erregte im Jahre 1774 die Gründung eines sog. Philantropins zu Dessau, in welchem der pädagogische Schwärmer Basedow Rousseaus Erziehungsideen verwirklichen und die Kinder mittelst einer ganz neuen Methode nicht mehr durch Auswendiglernen, sondern durch Anschauung, nicht mehr in Strenge und Zucht, sondern blos durch Liebe erziehen, nie bestrafen, sondern immer nur durch Belohnungen den Ehrgeiz der Schüler wecken wollte ꝛc. Begreiflicherweise machte er mit dieser liebevollen Unvernunft sehr bald Bankerot. Viel praktischer fing Salzmann die Sache an, indem er in Schnepfenthal bei Gotha (einer noch jetzt blühenden Schulanstalt) seit 1784 die Kinder vornehmlich zu gesunden und kräftigen Menschen heranzog, der Verweichlichung und Verkünstelung, den unnatürlichen Moden, dem Puder, den Zöpfen, Perücken, Schnürleibern ꝛc. den Krieg erklärte und körperliche Uebungen einführte, d. h. die Jugend turnen ließ, lange vor Jahn. Dieser Salzmann.

wurden schwierig. Da entschloß er sich endlich zu einem allgemeinen Angriff. Er führte seine Regimenter gegen die Schanzen Wallensteins, und ließ einen ganzen Tag stürmen, aber von den Feuerschlünden der Kaiserlichen niedergeschmettert, vergossen die Schweden fruchtlos ihr Blut. Gustav mußte sich zurückziehn, blieb noch vierzehn Tage kampfgerüstet stehn, und sah sich endlich gezwungen, da Wallenstein aus seiner festen Stellung nicht wich und wankte, den schrecklichen Ort des Hungers und des Todes zu verlassen. Er hatte 20000 Mann verloren, und Nürnberg 10000 seiner Einwohner. Aber fast noch ärger hatten die Seuchen in Wallensteins engem Lager gewüthet, und sein großes Heer war auf 24000 Mann geschmolzen.

Kaum war Gustav abgezogen, so verließ auch Wallenstein diese Gegend, nachdem er in der Runde von Nürnberg hundert Dörfer in Brand gesteckt. Er nahm seinen verheerenden Zug, rastlos sengend und brennend, plündernd und mordend durch den Thüringer Wald in die Ebenen von Sachsen, um den Churfürsten jetzt mit Gewalt zu dem zu zwingen, was er ihm in Prag freundschaftlich angeboten. Gustav wollte nach Baiern zurück, und hoffte mit Hülfe des protestantischen Landvolks von Oesterreich, das sich im Aufstande befand, selbst in Oesterreich vorzudringen. Als er aber Wallensteins Absicht merkte, und der feigen Politik seines sächsischen Bundesgenossen mißtraute, zog er eilends Wallenstein nach. Er kam durch die verödeten Länder, und das Landvolk drängte sich an ihn, als seinen Retter ihn begrüßend. Sein Heldenherz wurde zur edelsten Begeisterung entflammt, und die tapfern Schweden schnaubten nach Rache.

Wallenstein hatte schon in Sachsen die Winterquartiere bezogen, und die Verstärkungen, die er an sich gezogen, zum Theil wieder entlassen. Schon war Pappen-

ſchrieb in Romanform unter dem Titel „Karl von Karlsberg oder das menſchliche Elend“ ein zwar langweiliges, aber doch ſehr intereſſantes Buch, nämlich eine Zuſammenſtellung aller Arten von Unnatur, in welche ſeine Zeit verfallen war. — Sehr in die Mode kam Weißes „Kinderfreund“ in Leipzig, der leidige Anfang jener entſetzlichen Kinderliteratur, die ſeitdem Deutſchland überſchwemmt, ganz unpädagogiſch die Kinder theils verhätſchelnd, theils abrichtend zu vorreifem Klügeln.

Die hannöveriſche Univerſität Göttingen zeichnete ſich damals durch einen ſtreng wiſſenſchaftlichen Geiſt und durch eine verhältnißmäßige Freiſinnigkeit aus. Hier allein, unter dem Schutze einer halb engliſchen, an Freiheit der Preſſe gewöhnten Regierung, durfte der Geſchichtſchreiber Schlözer in ſeinem Staatsanzeiger von 1782 an wagen, innere deutſche Rechts- und Unrechtszuſtände zu beſprechen und ſchreiende Fälle von Mißregierung, verſteht ſich nur der kleineren Staaten, aufzudecken. Ueber die großen Herren durfte Niemand raiſonniren.

5.

Die Freimaurerei.

In England hatten ſich die Bauhütten des Mittelalters am längſten erhalten und bildeten die Steinmetzen eine geſchloſſene Zunft mit den Sinnbildern ihres Handwerks, Maurerkelle, Schurzfell, Winkelmaß. Durch den großen Brand in London 1660 kam, weil ſo viel neu gebaut wurde, die Zunft wieder in Schwung. Männer, welche Kirchen bauen, können nicht anders als conſervativ ſeyn. Als daher nach den Stürmen der engliſchen Revolution Karl II. hergeſtellt wurde, erneuerte der Baumeiſter Wren die Londner Maurerzeche als politiſchen Club, 1660. Trotzdem die Stuarts auf dem engliſchen Thron wieder feſt zu ſitzen ſchienen, verlor die Geſellſchaft ihren politiſchen Charakter und König Jakob II. achtete ihrer nicht. Dies mag dazu beigetragen haben, daß die engliſchen

Freimaurer, nachdem die Stuarts vom Thron geſtoßen waren, ſich Wilhelm III. unterwarfen, der ſich ihnen huldreich bewies und ihrer Arbeit zuerſt den Namen der „königlichen Kunſt“ verlieh. Damals wurden auch Nichtmaurer in die Geſellſchaft aufgenommen. Auch der erſte Hannoveraner auf dem engliſchen Thron, König Georg I., war ihnen gewogen und durch ihn kam „das G in einem Stern“ in die Symbolik der Maurerei. Täglich füllten ſich die Logen mehr mit Nichtmaurern, bis die urſprünglichen Baumeiſter ganz aus ihnen verſchwanden. Aber die Hofgunſt erweckte Neid und ſo erklärte ſich die Loge (Bauhütte) von York für die älteſte im Lande und ſprach das Vorrecht an vor der in London. Eben ſo unabhängig erklärte ſich die Loge von Dublin und Edinburgh. Unabhängig aber von der loyalen ſchottiſchen Loge in Edinburgh (reformirten Glaubens) entſtand eine neue ſchottiſche Maurerei (katholiſchen Glaubens) mit ganz entgegengeſetzter Tendenz, und zwar ausgehend von dem kleinen Hofe der nach Frankreich geflüchteten Stuarts. Hier wollte man ſich der Freimaurerei als eines geheimen Mittels bedienen, um Jakob II. wieder auf den Thron zu ſetzen. So kam „die Jakobsleiter“ in die Symbolik der Maurerei. Dieſer neue ſchottiſche Maurer-Orden hatte gleich anfangs etwas Theatraliſches, Chevalereskes, Franzöſiſches. Es war keine Maurergeſellſchaft mehr, ſondern ein Ritterorden. Anſtatt der einfachen engliſchen drei Maurergrade (Lehrling, Geſell, Meiſter) führte er fünf Grade ein, deren höchſten die Andreasritter-darſtellten. Die franzöſiſchen Großen, den Stuarts befreundet und voll Haß gegen England, adoptirten die neuſchottiſche Maurerei und gründeten demgemäß eine neue franzöſiſche Loge im Palaſt Clermont, 1725. Hier kam die Lüge auf, die Freimaurer ſeyen nur die Fortſetzung der alten Templer. Nachdem Philipp der Schöne den reichen Tempelherrnorden unterdrückt hatte, ſey ein Templer nach Schottland geflüchtet und habe dort die Geheimniſſe des Templerordens bewahrt und ſo ſeyen ſie auf die Freimaurer übergegangen. Man glaubt, die Jeſuiten hätten ſich bei dieſer Fiction betheiligt, um der neuſchottiſchen Maurerei einen halbkirchlichen Anſtrich zu geben. Allein

die neuen Templer zeigten sich überall nur als Charlatane und Comödianten.

Aus den engen geographischen und politischen Grenzen, welche ihren Ursprung bezeichnen, trat die Freimaurerei bald heraus, um sich über die ganze gebildete Welt auszubreiten. Dazu half hauptsächlich der Reiz des Geheimnisses, die magische Wirkung des sehr theatralischen Logenceremoniells, die Spannung der Seele in der ahnungsvollen Erwartung wunderbarer Enthüllungen hinter dem Vorhang der höheren noch verborgenen Grade; ferner die Brüderlichkeit unter allen Mitgliedern des Ordens und die eitle Einbildung, der Orden sey im Besitz, wenn nicht immer von Wunderkräften, doch von großer Macht. Das letztere wurde nach und nach wahr, insofern die Brüder wirklich einflußreich genug wurden, um sich und ihre Kinder gegenseitig bei Beförderungen, in Geschäften ꝛc. zu unterstützen. Die Loge muß aber vornehmlich als ein damals zeitgemäßes Surrogat der Kirche angesehen werden. Die Gebildeten waren der Kirche entfremdet, die Aufklärung duldete keinen Wunderglauben mehr; aber das menschliche Gemüth kann dennoch des Wunderbaren nicht entrathen. Dieselben englischen Deisten, französischen Freigeister und deutschen Rationalisten, die in der Verwaltung der Sakramente durch christliche Priester in ihrem Ornat nur noch Baalsdienst sahen und über die Wunder in der Bibel spotteten, ließen sich doch wieder in der Loge von heiligem Schauer überlaufen, wenn sie den Meister vom Stuhl in magischer Beleuchtung, angethan mit der himmelblauen Schürze, mit dem Hammer klopfen hörten, oder den Dreischritt über den Sarg des todten Meisters thun mußten ꝛc.

Von England aus verbreitete sich die englische, mehr nüchterne Maurerei nach Skandinavien, sogar nach Rußland, wo man sie aber nicht lange duldete, nach Deutschland, Spanien und Amerika, von Frankreich aus aber die schottische, mehr phantastische Maurerei hauptsächlich nach Deutschland, Schweden und Amerika. Ein Freiherr von Hund gab sich seit 1742 alle Mühe, die Templergrade in Deutschland einzuführen, nachdem in Holland, Hamburg, Berlin ꝛc.

bereits die engliſche Maurerei eingeführt war. Es gelang ihm auch, weil ihm überall Eitelkeit und Wunderſucht, zumal an den kleinen Höfen, wo man Langeweile hatte, entgegenkam. Sogar die große Loge zu den drei Weltkugeln in Berlin ließ ſich damals von ihm bethören. Am tollſten aber trieb man es in Frankreich, denn unter den Großen dieſes Reichs nahm in gleichem Maße mit der Religionsſpötterei und ſchamloſeſten Lüderlichkeit auch die Wunderſucht überhand. Ganz wie in der verderbten Zeit des altrömiſchen Kaiſerreichs. Despotismus, Verachtung der Religion und Sitte, ſinnliche Ausſchweifung, ſündhafte Uebertreibung in allen Genüſſen führen immer zum Aberglauben, weil die Schwelger durch Zaubermittel den entfliehenden Geiſt feſſeln, und die Schrecken der Krankheit, des Alters und Todes verbannen wollen. So wurden die ſchottiſchen und Templergrade in Frankreich nach immer neu entſtehenden Syſtemen immer phantaſtiſcher ausgedehnt und pfropften ſie der Maurerei neue Orden mit neuen Namen auf, nicht blos zu dem Zweck, der Eitelkeit müßiger und geiſtesſchwacher Großen mit neuen prachtvollen Ordensinſignien und Ceremonien zu ſchmeicheln, ſondern auch um ſie glauben zu machen, ſie könnten, wenn ſie erſt die höheren Grade erlangt haben würden, Gold machen, das Leben verlängern, Geiſter ſehen ꝛc. Ueberall aber waren die Stifter und Lenker ſolcher neuen Orden Abenteurer, welche die Corruption und Wunderſucht ausbeuteten, um ihren eigenen Beutel zu füllen.

Unter dieſen berühmten Abenteurern ſpielte ſeine Rolle zuerſt der ſ. g. Graf von St. Germain (ein Savoyarde aus St. Germano), ſeit 1750, indem er vorgab, das Lebenswaſſer (aqua benedetta) zu beſitzen, durch welches er ſich ewig jung erhalten könne. Ein ſchöner und ſtattlicher Mann, behauptete er ſchon 3000 Jahre alt zu ſeyn und Chriſtum und die Apoſtel perſönlich recht gut gekannt zu haben. Er hatte ein ungeheures Gedächtniß, ſprach alle Sprachen und ſpielte faſt alle Inſtrumente. Auch wollte er Diamanten machen können. Kurz er entzückte alle europäiſchen Höfe, blieb aber auch nirgends lange, um nicht entlarvt zu werden. Endlich ſtarb er zu Eckernförde bei Landgraf Karl von Heſſen, 1780. Auch

der Markgraf von Anspach war lange sein Gönner und erhielt von ihm ein Recept zum Lebenselixier, das noch in Abschrift von vornehmen Familien sehr geheim bewahrt wird. — Ihm ahmte bald Joseph Balsamo, ein Proletarierkind aus Palermo, nach, indem er unter dem Namen eines Grafen von Cagliostro alle Höfe bereiste. Auch er war ein schöner Mann und hatte eine noch schönere Frau, Florenza, die er um große Geldsummen zeitweise an vornehme Herrn abtrat, als ob ihnen durch sie die ewige Jugend mitgetheilt werden könne, denn er behauptete, diese blühende Frau sey, wie er selbst, schon ungeheuer alt und habe sich nur durch ein Lebenswasser ihre Jugendblüthe und Schönheit bewahrt. Nirgends fand Cagliostro eine so begeisterte Aufnahme, wie in Paris, denn nirgends war die Neugier, Wundersucht und Corruption ärger. Während er einerseits den 72 Pariser Freimaurerlogen ungeheuer imponirte, die neue „ägyptische" Maurerei stiftete, als Großcophtha zum Großmeister derselben im Orakelton angeblich uralte Weisheit verkündete, auch Geister der Vorwelt erscheinen, Seneca und Alexander den Großen am Tische Platz nehmen ließ, diente er andererseits der Wollust der Vornehmen, ließ den Cardinal Rohan in den Armen der Königin Kleopatra entschlummern und 36 Damen der höchsten Gesellschaft, nachdem sich dieselben in den Stand der Natur versetzt hatten, den „Geist der Wahrheit" sehen. Er wurde 1785 in den berüchtigten Halsbandprozeß von Versailles verwickelt und endete in einem Kerker zu Rom, erst 1795. — Einer der keckſten und doch auch vorsichtigsten Abenteurer jener Zeit war der Venetianer Casanova, der zwar auch die Wundersüchtigen äffte, in der Regel aber sich begnügte, als ein bildschöner Mann die Weiber zu verführen, im Spiel zu gewinnen oder durch die damals an allen Höfen einheimischen italienischen Tänzerinnen und Sängerinnen, die für ihn schwärmten, die Protection hoher Herrn zu gewinnen und auszunutzen. Ein böhmischer Graf Waldstein versorgte ihn im Alter zu Dux in Böhmen, wo er Memoiren schrieb, welche im höchsten Grade lasciv, doch die treusten Gemälde der damaligen europäischen Höfe enthalten. — Im südlichen Deutschland entstand

in der Mitte des Jahrhunderts der neue Orden der Rosenkreuzer, der seinen Ursprung fälschlich von einer ältern alchymistischen Gesellschaft herleitete, aber auch nur darauf berechnet war, die vornehme Einfalt durch Geheimnißkrämerei, angeblich magische Zaubermittel, Geisterseherei ꝛc. zu betrügen. Von ihnen ließen sich noch König Friedrich Wilhelm II. und der Prinzregent Karl von Schweden dupiren.

Bedeutungsvoller als alle Auswüchse der Freimaurerei erscheint der 1776 vom Professor Weishaupt zu Ingolstadt mitten im altkatholischen Bayern gestiftete Orden der Illuminaten. Derselbe war direct gegen die Exjesuiten gerichtet und bezweckte, das noch in der dicksten katholischen Finsterniß befangene Vaterland aufzuklären. Weishaupt nannte sich Spartacus, nach dem berühmten Sklavenbefreier im alten Rom. Max Joseph von Bayern starb 1777 ohne Kinder, und mit ihm erlosch die bayrische Linie des Hauses Wittelsbach. Die Pfälzer Linie, früher reformirt, später wieder katholisch geworden, im Besitz von Jülich und Berg neben der Rheinpfalz, trat jetzt in der Person des Kurfürsten Karl Theodor in das bayrische Erbe ein. Die Illuminaten ersahen daher die Zeit des Thronwechsels als günstig für ihre Bestrebungen an und konnten sich auf Oesterreich stützen, wo Maria Theresias Sohn Joseph, das System der Jesuitenverfolgung fortsetzend, die katholische Kirche ihrer alten Rechte beraubte und ihr tödtliche Wunden schlug. Karl Theodor flößte niemand Achtung ein. Gewöhnt an ein zügelloses Leben in Mannheim und ohne legitime Nachkommenschaft, ging er nur ungern nach München und ergriff mit Begierde den Vorschlag, den ihm Joseph machte, Bayern an Oesterreich abzutreten gegen die Niederlande. Kam dieser Plan nun auch nicht zur Ausführung, weil es die andern Mächte nicht litten, so blieb doch Karl Theodor immer ein schlechter Bayer. Auch an der Kirche war ihm wenig gelegen. Mit den Gütern des aufgehobenen Jesuitenordens beschenkte er seinen illegitimen Sohn, dem er den Titel eines Fürsten von Brezenheim gegeben hatte. Die Illuminaten benutzten nun die Zeit seiner schwachen Regierung, um in der Stille

die einflußreichſten Aemter an ſich zu bringen. Weishaupt dehnte ſeinen Plan ſogar weit über Bayern hinaus auf eine Eroberung aller Staats- und Kirchengewalten aus. „Die Gewalt," erklärte er, „befindet ſich faſt überall in unwürdigen Händen; man muß ſie daher in die Hände der Illuminaten bringen, ganz ſtill und heimlich." Deshalb forderte er tiefſtes Geheimniß und ſtrengen Gehorſam von allen Mitgliedern des Ordens und lockte durch die Ausſicht auf künftige Macht manchen kleinen vornehmen Herrn in den Orden, z. B. den regierenden Herzog Ernſt von Gotha und den Coadjutor, nachherigen Mainzer Kurfürſten von Dalberg. Der Freiherr von Knigge aber, welcher eine Verbindung der ſüddeutſchen Illuminaten mit den norddeutſchen Maurern betrieb, ſcheute vor deren geheimen politiſchen Zwecken zurück und ließ die Illuminaten im Stich. Als das Geheimniß derſelben nicht ohne Zuthun der Exjeſuiten, die durch ſeinen Beichtvater, Pater Frank, Einfluß auf ihn gewannen, verrathen wurde, ließ Karl Theodor die Secte ſogleich ſtreng verfolgen, 1784. Weishaupt floh nach Gotha, wo Herzog Ernſt ihn ſchützte.

Das Unweſen der Schotten, Templer, Roſenkreuzer und die ſtaatsgefährliche Tendenz der Illuminaten rief unter den loyalen Maurern eine Gegenwirkung hervor. In England war dieſer Unfug nicht eingedrungen, in Frankreich wurde er ſeit 1776 eingeſchränkt, indem die Logen ſich unter dem grand Orient de France (Großmeiſter war der Herzog von Orleans) vereinigten. In Deutſchland herrſchte die größte maureriſche Confuſion. In den freien Städten, ſonderlich zu Hamburg, wo 1733 die erſte deutſche Loge eröffnet worden war, und bei den Kaufleuten blieb das einfache engliſche Syſtem in Kraft; an den kleinen Höfen aber, unter dem müßigen Adel, den unabhängigen Bureaukraten und Schulmännern übten die Templergrade einen romantiſchen Zauber aus, dem nichts widerſtand. Baron Hund verfocht dieſes franzöſiſche Unweſen mit ſeltener Energie, beſchwor ſelbſt in die Hand einfältiger Fürſten die heilige Wahrheit deſſen, was er ihnen vorlog, und behandelte alle deutſchen Maurer, welche nicht ſeiner ſogenannten „ſtricten

Obſervanz" folgten, das heißt ihm nicht blinden Glauben und Gehorſam ſchwuren, mit Verachtung. Gleichwohl unterwarfen ſich ihm bei weitem nicht alle Logen, und als die Illuminaten auftauchten, kam eine ſtarke Bewegung in die bureaukratiſchen Kreiſe Norddeutſchlands, welche bisher für die Tempel-Geheimniſſe geſchwärmt und um ſo weniger etwas Arges dabei gedacht hatten, als Friedrich der Große ſelbſt ſich in eine Loge hatte aufnehmen laſſen und der Erbprinz Ferdinand von Braunſchweig, ſeit 1783 nach dem Tode ſeines Vaters Karl regierender Herzog, Großmeiſter der deutſchen Logen war. Loyale Beamte und Unterthanen konnten unmöglich das revolutionäre Gebahren der Illuminaten billigen und durften die von den Fürſten protegirte Maurerei nicht in den Ruf der Staatsgefährlichkeit bringen laſſen. Vielleicht hatte man im proteſtantiſchen Norddeutſchland auch einige Beſorgniß vor den kühnen Plänen Joſephs II., welcher die Maurerei in Oeſterreich förmlich organiſirte und damals noch in enger Verbindung mit Frankreich ſtand. Vielleicht dachte man an die Möglichkeit, die ſchottiſch-franzöſiſche Maurerei und die illuminatiſtiſchen Tendenzen könnten von der franzöſiſch-öſterreichiſchen Politik als Mittel gebraucht werden, um das proteſtantiſche Norddeutſchland zu unterwühlen. Genug, man rüſtete ſich dort zur Abwehr, und auf einem großen Generalcongreß der deutſchen Maurer in Wilhelmsbad bei Hanau wurde unter dem Vorſitz des Herzogs Ferdinand ſowohl die ſtricte Obſervanz, als der Illuminatismus verworfen, 1788. Allein man wagte nicht, die höhern Grade ſchlechterdings zu beſeitigen, ſondern beſchloß, nur die drei urſprünglichen engliſchen Grade (Lehrling, Geſell, Meiſter) zur Bedingung zu machen. Es war noch nicht möglich, die romantiſchen Selbſttäuſchungen zu überwinden, in welchen ſich damals gerade die nüchternſten Verſtandesmenſchen und Philiſter gefielen. In Berlin z. B., wo der Buchhändler Nicolai mit ſeiner Allg. deutſchen Bibliothek damals alles niederſchlug, was irgend noch an ein religiöſes oder poetiſches Gefühl mahnte, und nur waſſerklaren Verſtand und proſaiſche Nützlichkeit verlangte, gerade hier wollte man von den Geheimniſſen des

Tempels nicht laſſen, und der aus Wien entſprungene Kapuziner Feßler, welcher in Berlin als Reformator auftreten durfte, brachte am Ende nur die ſ. g. eklektiſche Maurerei zu Stande, die angeblich von allen Syſtemen das Beſte behielt. Als zweiter großer Reformator der deutſchen Maurerei trat der berühmte Schauſpieler Schröder in Hamburg auf, deſſen Syſtem auf Vereinfachung im engliſchen Sinne hinauslief. Daß gerade ein entſprungener Kapuziner und ein Schauſpieler als Reformatoren auftreten mußten, iſt bezeichnend.

Die Illuminaten ſetzten ſich unter dem Namen der „deutſchen Union" heimlich fort. Bode in Weimar wurde ihr Großmeiſter, richtete aber wenig aus und ging deshalb mit von dem Buſche nach Paris, um „Frankreich zu illuminiren." Wirklich dienten ſie dort der Agitation, welche die Revolution vorbereitete.

Papſt Clemens XII. hatte ſchon 1738 die Freimaurerei verdammt, denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß in den Logen von allen ſichtbaren Kirchen abgeſehen und an eine unſichtbare appellirt wurde, welche künftig einmal, und zwar durch die Arbeit der Maurer, ſichtbar hervortreten und alle bisherigen Kirchen überflüſſig machen ſollte. Denn auch die gemäßigte engliſche und die deutſche eklektiſche Maurerei hielten an dem Grundſatz feſt, daß in den Logen allein die Wahrheit und das Licht, außerhalb aber Finſterniß, und daß das höchſte Ziel der Menſchheit nur auf dem maureriſchen Wege zu erreichen ſey.

Ihr Kalender abſtrahirt von Chriſti Geburt, ſie datiren vom Jahre 4000 vor Chriſto, dem erſten Jahre des Lichts. Das Licht höherer Weisheit und Humanität konnte ſich nach ihrer Vorausſetzung immer nur als Myſterium unter wenigen Geweihten ausbilden und fortpflanzen, weil es die profane Menge nicht faſſen konnte. Den Gedanken der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menſchen konnten nur wenige pflegen, da die Racen, Nationen, Stände, Sprachen, Sitten und Culte allzu verſchieden waren. Dieſe Wenigen, die allein Erleuchteten oder Hüter des Lichts in der uralten Völkernacht, ſollen die ägyptiſchen Prieſter von Memphis und He-

liopolis geweſen ſeyn, von denen wie Pythagoras, Solon ꝛc., ſo auch Moſes lernte, deſſen Weisheit auf Salomon überging. Daher der Tempel Salomons mit ſeinem Schmucke das Urbild aller maureriſchen Symbolik. Dieſer Tempel wurde wieder zerſtört, aber die Weisheit ſeiner Erbauer ging nicht unter. Den Tempel wieder zu erbauen, iſt ſeitdem die Aufgabe der Eingeweihten. Nach der maureriſchen Legende wurde Hiram, der Baumeiſter des Tempels, von andern neidiſchen Baumeiſtern erſchlagen, und ſeine Leiche ging verloren. Er ſoll einſt wiedererwachen, um den Tempel neu zu bauen. Deshalb muß jeder Maurer, ehe er ſelbſt Meiſter werden kann, den todten Meiſter ſuchen. Das Geheimniß wurde angeblich im Orient fortgepflanzt und während der Kreuzzüge den Templern mitgetheilt. Nach dem Untergange der Templer brachte ein nach Schottland geflüchteter Ritter Aumont (in der Maurerſprache Notuma) das Geheimniß dorthin, wo es in die eigentliche moderne Maurerei überging.

Iſt nun auch die reformirte und von den früheren Schwindeleien zurückgekommene Maurerei weit entfernt, jene geſchichtlichen Fabeln buchſtäblich zu glauben, ſo faßt ſie dieſelben doch ſymboliſch auf und verſteht unter dem Tempelbau den Aufbau der Menſchheit ſelbſt nach dem maureriſchen Plane, deſſen letztes Ziel die Ueberwindung aller die Menſchheit trennenden und feindlich gegen einander aufreizenden Nationalitäten, Kirchen, Stände ꝛc. und die Verwirklichung einer brüderlichen Vereinigung aller Menſchen iſt. Sie erkennt in den einzelnen Menſchen, ſobald ſie maureriſch ausgebildet ſind, lebendige Steine, aus denen der künftige lebendige Tempel erbaut werden ſoll, und das letzte Geheimniß iſt, daß das Göttliche eigentlich mit der Menſchheit ſelbſt, wenn dieſe von aller Finſterniß erſt durch das Licht der Maurerei gereinigt ſeyn wird, in Eins zuſammenfällt. „Daß der Menſch ein Theil des göttlichen Weſens iſt, dieſes Bewußtſeyn iſt das heilige Licht, deſſen Funke in jeder Menſchenſeele verborgen ſchlummert. Die Weiſen aber bewahren das reine Licht, da kann ein jeder ſeinen innern Funken entzünden.“ Das engliſche Ritual verlangt, daß der in den Maurerorden Auf-

heim mit einem Theil seines Heeres aufgebrochen, die Katholischen am Rhein zu unterstützen. Plötzlich aber erschien Gustav und bot Wallenstein die entscheidende Schlacht an. Schnell wurde Pappenheim zurückgerufen, bevor er aber noch anlangen konnte, griffen die Schweden Wallenstein in den Ebenen von Leipzig bei der Stadt Lützen an, unfern von dem Schlachtfelde, wo Tilly geschlagen worden. Von beiden Seiten wurde mit grenzenloser Wuth gefochten, und der Kampf war blutiger und fürchterlicher, als alle frühern. Aber der tapfere König der Schweden fiel von einer tödtlichen Kugel getroffen, man weiß nicht, ob von den Feinden oder durch einen Verräther. Er hauchte sein Heldenleben unter einem großen Felsblock aus, der bis auf den heutigen Tag der Schwedenstein heißt. Sein Tod aber machte die Schweden nicht muthlos, feuerte sie vielmehr zur Berserkerwuth an, und in Bernhard von Weimar fanden sie ein neues Haupt. Zwar langte nun auch Pappenheim mit frischen Truppen an, und erneuerte den blutigen Kampf, aber auch ihn warfen die Schweden zurück und auch er fiel in der mörderischen Schlacht. Endlich wich Wallensteins finstrer Geist dem lichten Engel heiliger Begeisterung, und der junge Bernhard stand glorreich als Sieger auf dem blutgetränkten Wahlfeld, den 6ten November 1632.

Kapitel CCCCVIII.

Oxenstierna.

Gustav Adolf hinterließ nur eine minderjährige Tochter, Christina; an ihrer Statt übernahm aber sein wackrer Kanzler Axel Oxenstierna die Regentschaft über Schweden. Dieser große geistreiche Staatsmann führte das Werk seines Herrn würdig weiter. Er stellte sich

zunehmende das erste Capitel des Evangelisten Johannes aufschlage und darin lese: „Gott ist das Licht der Menschen und das Licht scheint in der Finsterniß und die Finsternisse haben es nicht begriffen.“ Darum hießen auch die drei englischen Grade die Johannisgrade und ist der höchste Festtag der Maurer der Johannistag, nämlich der längste im Jahre, an welchem das Licht die größte Macht ausübt.

Um den Argwohn nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch gläubiger Protestanten zu beschwichtigen, wurde Hiram mit Christus identificirt (Homo Iesus Redemptor Ani Marum = Hiram) und Christus zugleich als Grundstein des zu erbauenden lebendigen Tempels anerkannt, allein auch scharf betont, daß es sich um eine Zukunftskirche handle, zu welcher sich die bisherige christlichen Kirchen eben nur wie verschiedene Farbenverdunkelungen zum reinen Lichte verhalten. Dieses Anschmiegen der Maurerei an das Christenthum ist aber ein blos conventionelles, nicht principielles, da im Gegentheil die echte Maurerei den Christen als solchen mit dem Muhamedaner, Juden und Heiden völlig gleich nimmt und sie allesammt nur als Unmündige, Verdunkelte und Barbaren ansieht. „Die Maurerei,“ sagt ein gewiegter Bruder Redner, „ist nach dem bürgerlichen Verein wahrscheinlich die älteste Stiftung der menschlichen Gesellschaft und dasjenige Institut, welches unter der Hülle von Sinnbildern verborgen die reinen Lehren der Vernunft, der Wahrheit und des Rechts durch alle Jahrhunderte der Barbarei hindurch als die heiligsten Mysterien der Menschheit aufbewahrt.“

Wie diese Tendenz in die Maurerei eindrang, welche ursprünglich in England nur einen lokalen politischen Zweck verfolgte, läßt sich nur aus dem Drängen nach Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert erklären. Man glaubt zwar, Wren, der Großmeister unter Karl II. und Jakob II., habe die politischen Parteien seiner Zeit versöhnen, den Frieden erhalten wollen und den Wiederaufbau der Stadt London und der Paulskirche als schöne Friedenswerke symbolisch genommen, und so sey in die damalige Steinmetzenzunft die

erſte Schwärmerei für Humanität eingedrungen. So ſagen die, welche die Sache erklären wollen, ohne an die Bewahrung von Templergeheimniſſen oder von ägyptiſcher Weisheit in den Bauhütten zu glauben. Wenn aber auch Wren ſo human dachte, ſo nahm doch erſt im achtzehnten Jahrhundert und in dem Maaße, in welchem durch die deiſtiſche Philoſophie und durch die franzöſiſche Freigeiſterei die antikirchliche Aufklärung befördert wurde, auch die Maurerei ihre ſtufenmäßige Entwicklung als unſichtbare und ideale Menſchheitskirche gegenüber der ſichtbaren und hiſtoriſch gewordenen Kirche.

Klerus zeigte keinen Geiſt mehr. Die ſonſt ſo ſtolzen Cortes ermatteten ebenfalls und machten es Miniſtern möglich, nach franzöſiſchem Muſter abſolutiſtiſch und im Sinne moderner kirchenfeindlicher Aufklärung zu regieren. Gerade das Land, wo kirchliche und ritterliche Begeiſterung im Mittelalter das Höchſte geleiſtet hatte, verhielt ſich gegen den neuen Zeitgeiſt auffallend apathiſch.

In Portugal hatte ſich das neue Haus Braganza ſeit 1640 zwar gegen Spanien behauptet, aber viele ſeiner Colonien an die Holländer verloren und nur Braſilien, die afrikaniſchen Colonien und Goa in Oſtindien behauptet. Des erſten Braganza Johanns IV. Söhne und Enkel waren ſchwache Regenten und an ihren Höfen herrſchten böſe Intriguen. Pedro II. ſchloß mit England während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs einen Vertrag, der Portugal zum dienenden Werkzeug der engliſchen Handelspolitik machte und ihm dafür Schutz gegen Spanien und Frankreich gewährte. Unter ſeinem Sohne Johann V. wurden die reichen Diamantgruben in Braſilien entdeckt, ohne der Finanznoth des Reichs abzuhelfen. Denn der König baute viel, unter andrem das große Kloſter Mafra, und ſein Finanzminiſter war ein Kapuziner, dem alles unter den Händen zerfiel. Johann war ſehr bigott und hielt noch 1742 ein Auto-da-Fe ab, kam aber doch mit den Jeſuiten in Streit. Dieſe hatten nämlich in Südamerika am La Plataſtrom die Wilden bekehrt und eine muſterhafte Verwaltung unter ſpaniſchem Schutz eingeführt. Nun machte aber Portugal auf die Stadt San Sacramento am Ausfluß des La Plata Anſpruch und duldete, daß die Engländer daraus einen Handelsplatz ſchufen. Gegen dieſe Ungerechtigkeit vertheidigten ſich die Jeſuiten. Spanien aber gab Portugal nach. Ferdinands VI. Gemahlin nämlich war eine portugieſiſche Prinzeſſin und ſein Miniſter Farinelli (ein neapolitaniſcher Sänger) den Engländern geneigt, alſo kam 1750 ein Vertrag zu Stande, in welchem Portugal San Sacramento an Spanien, dieſes dagegen die Jeſuitenmiſſionen in Paraguay, oberhalb des Stromes, an Portugal abtrat. Dieſer auf Koſten der Jeſuiten abgeſchloſſene Vertrag führte großes Unglück herbei. Die Jeſuiten, deren Selbſtverwaltung Spanien bereits anerkannt hatte,

bewaffneten ihre Indianer und ſetzten ſich zur Wehr, was einen blutigen Krieg zur Folge hatte. Die Jeſuiten waren im Recht, das von ihnen geleitete Volk glücklich, zufrieden, im blühenden Wohlſtand. Welche ſchlechten Subjecte der Orden auch an den europäiſchen Höfen wählen mochte, in den Miſſionen verwendete er durchgängig fromme, ehrwürdige Väter, hauptſächlich aus Deutſchland.

In demſelben Jahre, in welchem der treuloſe Vertrag geſchloſſen worden war, ſtarb Johann V. Sein unmündiger Sohn Joſeph wurde von ſeiner Mutter, einer öſterreichiſchen Prinzeſſin geleitet, deren Vertraute, eine Gräfin Daun, ſich mit Joſeph Carvalho, nachherigen Marquis von Pombal, vermählte und dieſem das Staatsruder in die Hände legte. Pombal aber war bereits von der franzöſiſchen Hofphiloſophie angeſteckt, ein Verächter der Religion und als Emporkömmling im Dienſt des Despotismus auch Feind des Adels. Der Krieg gegen die Jeſuiten in Paraguay kam ihm nun ganz erwünſcht, um alle Schmähungen, welche gegen dieſen Orden von Seiten der Proteſtanten und Janſeniſten vorgebracht worden waren, nun auch im Namen eines katholiſchen Königs zu wiederholen. Seine Truppen durften in Paraguay jede Gewaltthat an den unſchuldigen Indianern üben, die ſich für ihre Väter aufs tapferſte wehrten, bis ſie 1753 einem großen Heere, welches Pombals Bruder Mendoza führte, unterlagen. Doch endete der Krieg erſt 1755 mit der unbarmherzigſten Vertilgung oder Vertreibung des den Jeſuiten treu anhängenden Volkes. Als nun aber am 1. November deſſelben Jahres die große Stadt Liſſabon durch ein furchtbares Erdbeben faſt ganz zerſtört wurde,*) ſah man das als ein Zeichen des himm-

*) In wenig Augenblicken lagen die größten Kirchen und Paläſte und ganze Straßen in Trümmern. Ein großer Quai, eben erſt von Marmor vollendet, auf den die Menſchen aus der Stadt, weil er frei am Meere lag, flüchteten, verſank mit der ganzen Menſchenmenge und zahlloſen Schiffen und Kähnen des Hafens ins Meer, ohne daß ſich je eine Spur mehr von ihnen zeigte. Man fand das Meer an der Stelle, wo der Quai geſtanden, nachher 600 Fuß tief. Ebenſo verſank in der gleichen Minute eine ganze Reihe von Klippen am Ufer von Afrika (bei Mogador). Das Meer warf dreimal eine hohe Fluth auf und

liſchen Zornes an. Pombal ließ ſich indeß nicht irre machen und regierte in ſeiner Weiſe fort, immer Adel und Geiſtlichkeit unter dem Daumen haltend. Er verfolgte jetzt die Jeſuiten auch im Mutterlande Portugal. Als der junge König Joſeph eine ſchöne Dame, Donna Tereſa, aus dem adeligen Hauſe Tavora verführte und die Familie ihre Ehre wahren wollte durch ein Attentat auf den Verführer, welches jedoch mißlang, ließ Pombal die ganze Familie verhaften und hinrichten, ſchob aber das Attentat den unſchuldigen Jeſuiten zu, 1758. Als er ſodann zu Oporto unter dem tollen Vorwande, Portugal habe zu viel Wein und zu wenig Getreide, eine Menge der herrlichſten Weinberge ausrotten ließ und (wie man ihm vorwarf, zum eigenen Privatvortheil) ein Monopol des Weinhandels gründete und gegen dieſe ſchändliche Maßregel das Volk tumultuirte, ſchob er auch dieſen Aufruhr den Jeſuiten zu und decretirte die Aufhebung ihres Ordens und die Confiscation ihrer Güter, 1759. So mußte der Orden gerade da büßen, wo er nicht geſündigt hatte. Im J. 1769 gab Pombal alle geiſtlichen Güter an Laien in Pacht. Als aber 1777 der ſchwache König Joſeph ſtarb und ihm ſeine ſanfte, mit ihrem Oheim Don Pedro vermählte Tochter Marie folgte, welche beide äußerſt fromm und der Geiſtlichkeit ergeben waren (Pedro hörte jeden Morgen drei Meſſen in höchſter Entzückung und hielt Abends Betſtunden), mußte Pombal abdanken und wurden der Kirche in Portugal ihre früheren Rechte zurückgegeben (nur nicht den Jeſuiten). Man öffnete Pombals Kerker und fand 845 Unglückliche, welche darin zum Theil ſchon zwanzig Jahre lang ohne Verhör ſchmachteten. Endlich 1781 machte man Pombal ſelbſt den Prozeß, aber weil er ſchon 82 Jahre alt war,

---

ſank wieder zurück. Fünfzig Meilen weit vom Ufer empfanden Schiffe den Stoß. Die Erſchütterungen wurden bis zu den Antillen und bis Abo in Finnland geſpürt, die Quelle im böhmiſchen Bade Töplitz blieb aus und kam rothgefärbt zurück. Der Bodenſee ſtieg um etliche Fuß und in Augsburg ließen alle Magnete das Eiſen, das ſie trugen, fallen.

ſchonte ihn die Königin und Pombal ſtarb ſchon im nächſten Jahre. Die Königin fiel ſpäter in ſtillen Wahnſinn und ihr Sohn Johann regierte für ſie.

In Italien lavirte die römiſche Curie ängſtlich zwiſchen dem habsburgiſchen und bourboniſchen Einfluß. Da ſie in der Politik unmächtig blieben, beſchäftigten ſich die Päpſte damals mit Kunſt und Wiſſenſchaft. Clemens XII. († 1740) vermehrte und ordnete die ſchon vorhandenen Antiken im Vatican und auf dem Capitol, ſein Nachfolger Benedict XIV. († 1758) die große Bibliothek im Vatican und die Münzſammlung. Benedict war ſo ſchwach, dem gottloſen Voltaire, als ihm dieſer 1745 ſeine Tragödie Mahomet zuſchickte, liebreich zu antworten und ſeinen Segen zu ertheilen. Als der Nachfolger der großen Beſchützer Luthers, Auguſt II., katholiſch wurde, machte das eine ſo freudige Senſation in Rom, daß ſeitdem der Verkehr zwiſchen Dresden und Rom auf alle Art, vorzüglich aber durch die ſchöne Kunſt unterhalten wurde. Auguſt II. bereicherte ſeine prächtige Bildergalerie zu Dresden hauptſächlich durch Aufkäufe in Italien, hielt italieniſche Baumeiſter, Sängerinnen, Tänzerinnen ꝛc. Auch ſein Nachfolger pflegte dieſe Verbindung mit Rom. Der damals berühmte Maler Mengs, der 1741 nach Rom kam, wurde dort katholiſch und ſächſiſcher Hofmaler; ihm folgte 1754 der große Winkelmann, ein Schuhmacherſohn aus Stendal und armer Conrector an einer Winkelſchule, der von Begeiſterung für die claſſiſchen Schönheitsideale ergriffen, katholiſch wurde, um vom Grafen Brühl unterſtützt nach Rom kommen zu können, wo ſich Cardinal Albani, Roms größter Kunſtfreund, ſeiner annahm und er ſeine berühmten Werke über antike Kunſt geſchrieben hat. Rom wurde ſeitdem ein Zielpunkt für wiſſenſchaftliche und Kunſtreiſende. Aber das neue lebhafte Intereſſe, welches die Marmorſtatuen der alten heidniſchen Götter, Heroen, Nymphen, Eroten und Faunen erregten, kam der chriſtlichen Kirche nicht zu Gute und man mußte ſich wundern, die Nachfolger des Apoſtel Petrus Thürhüter des wiederauferſtandenen Olymps werden zu ſehen. Denn die vornehme und gebildete Welt pilgerte

nicht mehr nach Rom zum Grabe des Apoſtels, ſondern nebenan zum belvederiſchen Apollo und zur capitoliniſchen Venus.

Damals gab auch Neapel ſeinen Beitrag zur neuen Mode. Man entdeckte 1709 unter der Lava und Aſche des Veſuv die alten Städte Herkulanum und Pompeji, und begann 1738 die zahlreichen dort erhaltenen Kunſtwerke und Alterthümer auszugraben und zu ſammeln. Sie ſind vereint im Museo Borbonico zu Neapel, aber die Fundorte ſind noch lange nicht erſchöpft. Im Königreich beider Sicilien regierte Karl III., Sohn Philipps V. von Spanien, bis 1759, mit eben ſo wenig Energie, wie alle übrigen Bourbonen der Zeit. Auch hier war bei Hofe und unter den höhern Ständen tiefe Unſittlichkeit zu Hauſe.

2.

Die Jeſuiten.

In ihrer neuen Weltſtellung, in den Rath der weltlichen Herrſcher berufen und den höhern Unterrichtsanſtalten vorgeſetzt, verloren die Jeſuiten ihren urſprünglich aſcetiſchen Charakter und wurden Diplomaten und Sophiſten. Von der Einfachheit des evangeliſchen Geiſtes und Lebens immer mehr ſich entfernend, ſtraften ſie den Machiavellismus der Cabinette nicht, ſondern dienten demſelben, verwarfen ſie das claſſiſche Heidenthum nicht, ſondern pflegten es in ihren Schulen und ſelbſt in den der Kirche dienenden Künſten, und lebten nicht, wie Mönche ſollten, nach dem Gelübde der Armuth, ſondern häuften einen unermeßlichen Reichthum zuſammen. Wenn ſie als die große Hülfsmacht der katholiſchen Fürſten zur Zeit der Glaubenskriege von proteſtantiſcher Seite furchtbar angefeindet und auch in ihren beſſern Elementen verhaßt gemacht und verleumdet wurden, ſo hätten ſie doch eigentlich viel mehr von einem ſtreng katholiſchen Standpunkt aus im wohlverſtandenen Intereſſe der alten Kirche getadelt werden müſſen, weil ſie zu viel mit den weltlichen Mächten kokettirten und die heidniſche Schule emporbrachten. So-

bald der Geiſt des Jeſuitismus die katholiſche Welt durchdrang und beherrſchte, wurden die ehrwürdigen altromaniſchen und gothiſchen Kirchen durch die im antiken Style erbauten heidniſchen Tempeln ähnlichen Kirchen der Renaiſſance erſetzt, die heilige Demuth der alten Kirchenmalerei durch eine neue heidniſche voll theatraliſcher Effecte, die alte innige Dichtungsweiſe durch ſteife und ſchwülſtige Nachahmungen claſſiſcher, alſo heidniſcher Vorbilder. Auch in den Lehrbüchern der Jeſuiten wurde die apoſtoliſche Einfachheit vermißt und machte ſich eine bis zu einer verdächtigen Moral hinüberſchwindelnde Sophiſtik breit. Abgeſehen von den ausgezeichneten Leiſtungen einzelner gelehrter Jeſuiten, verfehlte die ganze jeſuitiſche Erziehung den Zweck, indem ſie auf die Nationalitäten keine Rückſicht nahm, die Landesſprachen vernachläßigte, den eigenthümlichen Volksgeiſt nicht beachtete und in ihrem ewigen Latein keinen Erſatz dafür gab. Die deutſche, engliſche, franzöſiſche, ſelbſt die ſpaniſche und italieniſche Literatur entwickelte ſich zu neuer ſchöner Blüthe, nicht mit Hülfe der zahlloſen Jeſuitenſchulen, ſondern trotz denſelben, und diente, weil ſie von dem mächtigen Orden nicht gepflegt wurde, einem der Kirche feindſelig entgegentretenden Geiſte. Das Jeſuitenlatein ſelbſt aber konnte die alte Kirche um ſo weniger ſchützen, als es ganz vom claſſiſchen Geiſt durchdrungen war und das Evangelium und die Tradition der Kirche ſelbſt in die Formen des Horaz und Virgil übertrug, den chriſtlichen Himmel in den heidniſchen Olymp überſetzte. Indem die Jeſuiten das Volksthümliche, die heilige Einfalt und die tiefe Innerlichkeit der gothiſchen Zeit verachteten und in claſſiſcher Form ſophiſtiſch und declamatoriſch das Chriſtenthum gleichſam forcirten, gaben ſie der katholiſchen Welt ſeit der Reformation ein neues Gepräge und zerſtörten ſyſtematiſch in den katholiſchen Bevölkerungen den tiefen angebornen Zug zum Romantiſchen, den ſie vielmehr hätten zum Grundzug ihres eigenen Wirkens machen müſſen, um die Claſſicität im feindlichen Lager der Proteſtanten zu bekämpfen. Nur das Miſſionsweſen der Jeſuiten blieb rein und echt apoſtoliſch, weshalb auch vorzugsweiſe die gutmüthigen und gewiſſenhaften Deutſchen als Miſſionäre verwendet

wurden, während die an den Höfen mächtigsten Jesuiten von minder reinem Charakter fast immer Italiener oder Franzosen waren.

Als Europa der Glaubenskriege müde wurde, der Fanatismus im Blute des dreißigjährigen Krieges erstickte, die gleiche Berechtigung der Confessionen Toleranz empfahl, die Erschöpfung nach so langem Kampf den Sinn für die theologischen Fragen abstumpfte und weltliche Gesinnung und Vergnügungslust emporkamen, war auch der Jesuitismus entbehrlich geworden. Nur weil er eine Hofcharge geworden war, erhielt er sich länger und ging aus der Periode der Renaissance in die des Roccoco über. Damals erhob sich gegen den Orden zum erstenmale die sittliche Opposition der Jansenisten und der Parlamente in Frankreich, wovon oben schon die Rede war.

Im Jahre 1755 fallirte ein französisches Bankhaus auf der Insel Martinique wegen seiner Verluste während des damaligen Seekriegs. Der Chef des Hauses war Lavalette, ein Jesuitenpater, der dieses große Geldgeschäft für seinen Orden leitete. Da man das wußte, verlangten die Gläubiger, durch den Orden entschädigt zu werden, der Orden aber hatte die Unklugheit, sich dessen zu weigern. Es handelte sich um 2,400,000 Franken. Weil er diese Summe nicht opfern wollte, verlor er alles. Bei dem ungeheuren Reichthum des Ordens erregte dieser Fall eine allgemeine Mißstimmung gegen die Jesuiten und ein Gelüsten, ihnen ihre überflüssigen Schätze abzunehmen. Ludwig XV. brauchte Geld, mehr als jemals, da er im siebenjährigen Kriege Armeen und Flotten beschäftigte. Seine Pompadour war durch ihren jesuitischen Beichtvater, welcher ausnahmsweise zu den fürstlichen Schwächen und Sünden das Auge nicht zudrückte, tödtlich beleidigt, denn er hatte ihr die Absolution verweigert, wenn sie in ihrem ehebrecherischen Leben mit dem Könige fortfahre. Pater Perusseau ist der Name dieses Ehrenmannes. Der damals alles lenkende Minister, Herzog von Choiseul, mußte nun gegen die Jesuiten vorgehen. Man zog die französischen Bischöfe zu Rathe. In der Versammlung derselben 1758 erklärten sich 51 Bischöfe gegen, nur 6 für die Jesuiten. Da ließ sich der Orden die Schwachheit

jetzt an die Spitze der deutschen Protestanten und beschwor sie, einig zu bleiben. Sie hielten zu Heilbronn unter seinem Vorsitz eine allgemeine Zusammenkunft. Da keiner einzeln etwas auszurichten hoffen konnte, und jeder vor der Rache des Kaisers zittern mußte, wofern sie nicht einig blieben, so beschlossen sie, den Krieg kräftig fortzusetzen, und der glückliche Sieg, den sie so eben erfochten hatten, feuerte sie noch mehr dazu an. Nach einer Niederlage würden die meisten, vorzüglich Sachsen, die Schweden gewiß im Stich gelassen, und sich dem Kaiser unterworfen haben. Auch konnten sie jetzt auf die Hülfe Frankreichs rechnen, da es von der Ueberlegenheit Gustav Adolfs nichts mehr zu fürchten hatte. Frankreich wurde damals von einem allgewaltigen Minister, dem Cardinal Richelieu, regiert. Dieser ächte Franzose benutzte jedes Mittel, das deutsche Reich zu schwächen und zu zerrütten, und wollte dann darüber herfallen, als über eine sichre Beute. Sein Hauptaugenmerk war das Elsaß. Dieses schöne Grenzland sollte dem Reich entrissen und zu Frankreich geschlagen werden.

Leider waren die deutschen Protestanten selber Schuld, daß sie von den Schweden und Franzosen allein abhängig wurden, und diesen Fremdlingen das Reich opfern mußten. Hätten die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg sich ermannt, und eine große Vereinigung der Deutschen zu Stande gebracht, so hätten sie sich nicht vor den Fremden beugen, und das Reich so schändlich an sie verrathen dürfen. Aber sie handelten lau, uneins, feig, eigennützig, und zwangen den schwedischen Kanzler selbst, eigenmächtige Schritte zu thun. Um sie anzufeuern, mußte ihnen Oxenstierna die Länder der Katholiken versprechen, wenn er sie erobert haben würde, und sie waren niederträchtig genug, sie als schwedische

beikommen, durch seinen Provinzial für Frankreich, de la Croix, öffentlich seinen Beitritt zu den Grundsätzen der gallicanischen Kirche zu erklären. Ein moralischer Selbstmord des Ordens, welcher als anerkannter Vorfechter des römischen Stuhles niemals der weltlichen Macht in cäsaropapistischen Tendenzen hätte dienen dürfen. Er nützte sich aber auch nicht damit, sondern machte sich nur verächtlich.

Nun schritten die Parlamente ein, die schon früher stets auf der Seite der Jansenisten gegen die Jesuiten gekämpft hatten. Das Parlament von Paris verurtheilte 1761 den Orden, die Schulden Lavalettes zu bezahlen, und bewilligte dem König die Aushebung einer Steuer von 60 Millionen Franken unter der geheimen Bedingung, daß er den Orden aufhebe und dessen Güter einziehe. Die Bischöfe machten noch einen Vermittlungsversuch, der aber fehlschlug, weil der General des Jesuitenordens, Ricci, damals noch auf den Papst sich stützend, mit vieler Würde erklärte, man könne den Orden vernichten, aber nicht ändern: sint, ut sunt, aut non sint. Da erfolgte am 6. August 1761 von Seiten des Parlaments von Paris die förmliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu.

Auf dem päpstlichen Stuhle war auf Benedict XIV. 1758 Papst Clemens XIII. gefolgt, der sich in einer feierlichen Allocution gegen den französischen Parlamentsbeschluß verwahrte, dieselbe aber wieder zurücknehmen mußte, weil er behauptet hatte, die Jesuiten seyen gepreßt und gezwungen worden, die gallicanischen Punctationen anzuerkennen. Man belehrte ihn jetzt erst, daß es freiwillig geschehen sey. Solcher Ohnmacht gegenüber brauchte sich Choiseul nicht lange mehr zu geniren. Am 14. Juni 1763 erklärte Ludwig XV. sämmtliche in Frankreich liegende Güter des Ordens für Staatseigenthum und hob am 24. Februar 1764 den Orden überhaupt innerhalb der französischen Grenzen auf.

Der Papst wollte in dieser großen Bedrängniß, da auch die übrigen bourbonischen Höfe in Spanien und Italien Miene machten, dem Beispiele Frankreichs nachzukommen, den Orden dadurch retten, daß er denselben durch eine 1765 einseitig von ihm decretirte neue Constitution zeitgemäß reformirte. Weil er aber die Cardinäle da-

bei nicht zu Rathe gezogen hatte, mißfiel dieſer päpſtliche Schritt und erregte nur ein ihm ſelbſt und dem Orden ungünſtiges Aufſehen. Die neue Conſtitution wurde von den katholiſchen Mächten gar nicht anerkannt. In demſelben Jahre veranlaßten die Jeſuiten die Errichtung zahlreicher Brüderſchaften zur Anbetung des Herzens Jeſu, was zum Zwecke hatte, die gläubige Menge für den Orden zu begeiſtern, ihnen aber nur als Exaltation und Affectation ausgelegt wurde und eher ſchadete, als nützte.

In dem eifrig katholiſchen Spanien ſuchten die Jeſuiten den Hof einzuſchüchtern, indem ſie das Volk zu fanatiſiren ſtrebten. Eine prophetiſche Nonne drohte Spanien den Untergang ꝛc. Allein dieſe Demonſtrationen beſchleunigten nur die Kataſtrophe des Ordens. Nach des wahnſinnigen Ferdinands V. Tode war 1759 ſein bisher in Neapel unter dem Namen Karl IV. regierender Bruder nunmehr als Karl III. König von Spanien geworden, der ſchon in Neapel ſeinem Miniſter Tanucci allerlei Maßregeln gegen die Kirche, Abſchaffung vieler Feiertage und Verminderung des Klerus, erlaubt hatte und auch wieder in Spanien den liberalen Miniſter Grimaldi nach demſelben Syſtem regieren ließ. Der Sturz des Ordens wurde auch hier lange vorbereitet, und an allem, was der Regierung mißfällig war, mußten die Jeſuiten ſchuld ſeyn. Der Finanzminiſter Squilace hatte den Verkauf der Lebensmittel monopoliſirt und die alte ſpaniſche Volkstracht unter dem Vorwande, man verberge darunter Waffen, verboten. Gegen dieſe Verletzung ſeiner tiefſten Gefühle erhob ſich das ganze Volk von Madrid am 23. März 1766. Die walloniſche Leibwache richtete nichts gegen die Volksmaſſe aus, die ſpaniſchen Soldaten wollten nicht auf das Volk ſchießen. Der König trat auf den Balkon ſeines Schloſſes und verſprach dem Volke, alle ſeine Forderungen zu bewilligen, floh aber in der nächſten Nacht aus der Stadt nach Aranjuez. Das Volk beruhigte ſich erſt wieder, als Squilace entlaſſen wurde. Auch Grimaldi trat in den Hintergrund, dagegen übernahm Graf Aranda das Staatsruder und lenkte es ganz wie Pombal und Choiſeul. Indem er die Jeſuiten ſtürzen wollte, täuſchte er auf eine unwürdige Art den Papſt, den er in

Sicherheit einwiegte, während er den zerschmetternden Schlag gegen den Orden vorbereitete. Auch hier sah man die Beraubung des reichen Ordens als Geldfrage an, denn der spanische Staat hatte im letzten Kriege seine Cassen erschöpft. Die Jesuiten aber hatten sich in Spanien beim Handelsstande unpopulär gemacht durch ihre Concurrenz, indem sie einen ausgedehnten Handel trieben und doch als geistlicher Orden keine Abgaben zahlten. In Mexiko, wo sie große Gütermassen besaßen, weigerten sie sich, den Zehnten zu bezahlen. Aranda benutzte das, um sie verhaßt zu machen, und bürdete ihnen auch die Schuld des Märzaufstandes auf. Da, gerade ein Jahr später, am 31. März 1767, erfolgte der große Staatsstreich, durch welchen der Orden aufgehoben und in einer Nacht alle Jesuiten in Spanien gefangen gesetzt wurden. Aranda verfuhr mit denselben ganz wie Pombal, indem er sie an der Küste des Kirchenstaats aussetzen ließ, zum Hohne des Papstes. Am 3. November desselben Jahres wurden im Königreich beider Sicilien, in welchem Karls IV. Sohn, Ferdinand IV., als König mit dem Minister Tanucci zurückgeblieben war, gleichfalls alle Jesuiten verhaftet, der Orden aufgehoben und seine Güter confiscirt. Dasselbe geschah 1768 in Parma unter Herzog Ferdinand und dessen liberalem Minister Du Tillot.

Gegenüber diesen Gewaltthätigkeiten zeigten der Papst und der Orden nur Schwäche und Uneinigkeit. Der Papst, ohne an Frankreich, Spanien und Neapel zu rühren, protestirte nur gegen das kleine Parma. Diese Furcht vor den Mächtigen und Kühnheit gegen den Ohnmächtigen gereichte ihm aber in der öffentlichen Meinung zum Nachtheil, zumal als sich die katholischen Großmächte des kleinen Parma annahmen und Choiseul den päpstlichen Bezirk von Avignon in Frankreich, Tanucci aber die päpstlichen Enclaven Benevent und Pontecorvo besetzen ließ. Eine noch größere Unklugheit beging Ricci, indem er eine Schrift ausgehen ließ, in welcher er dem Papst das Recht bestritt, den Jesuitenorden zu säcularisiren, was man dem Papst in der That von vielen Seiten zumuthete.

Zum Verderben des Ordens gereichte eigentlich nur die dama-

lige Intimität zwischen Choiseul und Kaunitz, der unnatürliche Bund der beiden katholischen Großmächte, des Hauses Bourbon und Habsburg, welchem der schon so schwer mißhandelte, verstümmelte und um allen öffentlichen Credit gebrachte Orden zum Opfer fallen mußte. Das Opfer zu bringen aber wurde dem Papst erspart, indem er 1769 verschied und das schwere Amt seinem Nachfolger überließ.

Das Conclave, aus welchem der neue Papst hervorgehen sollte, war diesmal von der äußersten Wichtigkeit. Nach der Sitte hatte jeder katholische Staat einen Cardinalprotector, der sein Interesse im Conclave vertrat, der deutsche Kaiser aber deren zwei. Wie wenig nun auch von Seiten der Jesuiten selbst geschehen war, um durch feste Einigkeit mit dem römischen Stuhle und unbeugsame Consequenz der Grundsätze der katholischen Welt Achtung einzuflößen, wie wenig der Orden noch fähig war, eine heilige Begeisterung zu erwecken, oder auch nur im Martyrium selbst hohen Seelenadel zu bezeugen, wie durchaus schwach, geistlos und eigentlich dumm er von der Bühne zu treten im Begriff war, da aus seinem Schooß nicht eine einzige Stimme ertönte, wie sie früher die großen deutschen und französischen Bischöfe und Aebte Martin, Bonifacius, Odilo von Clugny, Bernhard von Clairvaux, später die Görres, Montalembert ꝛc. hören ließen — so erweckte doch der Fall dieses einst so mächtigen Ordens bei den wahren Freunden der alten Kirche ernstes Bedenken. Unter den wenigen Vertheidigern des Ordens ragte Cardinal Migazzi, Erzbischof von Wien, hervor, der in diesem Falle das Interesse des Hauses Habsburg besser als Kaunitz vertrat. Er selbst war früher mit den Jesuiten in Haber gekommen, weil sie in seine bischöflichen Rechte eingriffen und unerhört übermüthig waren. Allein er unterschied Mißbräuche des Augenblicks und bleibende Interessen. Ihm erschien die Aufopferung der Kirche von Seiten des Hauses Habsburg nicht nur wie eine Sünde, sondern auch wie ein politischer Fehler. Er glaubte, das Haus Habsburg solle sich in dieser Angelegenheit nicht vom Hause Bourbon am Schlepptau nehmen lassen, sondern vielmehr die Kirche vertheidigen. Indem auf der einen Seite die preußische Macht, gestützt auf den Protestantis-

mus und die Aufklärung, den Einfluß des Hauſes Habsburg im deutſchen Reiche ſchwächte, gab Oeſterreich auf der andern Seite freiwillig die Kirche, den Katholicismus preis und opferte Italien den Bourbons auf. Nach Migazzi's vollkommen richtiger Anſicht hätte Oeſterreich den Papſt in Italien gegen die Bourbons unterſtützen müſſen. Allein Maria Thereſia war gegen die Jeſuiten eingenommen, weil Geheimniſſe, die ſie einem jeſuitiſchen Beichtvater anvertraut, von dem letztern nicht waren verſchwiegen gehalten worden, und ihr Sohn Joſeph*) war ſchon als Jüngling theils von Kaunitz mißleitet, theils durch einen thörichten Ehrgeiz angeſpornt, es Friedrich dem Großen in der Aufklärung noch zuvorthun zu wollen. Der öſterreichiſche Einfluß wirkte unter dieſen Umſtänden, zumal da ſich Joſeph damals ſelbſt in Rom aufhielt, mit dem bourboniſchen Hand in Hand und verſchaffte im Conclave der ſ. Partei der Kronen gegen die jeſuitenfreundliche Partei der Zelanti (Eiferer) das Uebergewicht. Die Wahl fiel auf den Cardinal Ganganelli, der ſich als Papſt Clemens XIV. nannte. Man erwartete von ihm, er werde in die Aufhebung des Ordens unter milbernden Formen einwilligen, doch war man deſſen ſo wenig gewiß, daß die Zelanti ſelbſt im letzten Scrutinium für ihn ſtimmten. Man verbreitete die Lüge, der neue Papſt ſey erſt dann gewählt worden, nachdem er ſich habe verpflichten müſſen, in die Aufhebung des Jeſuitenordens einzuwilligen. Clemens XIV. nahm aber bald Anlaß, ſeine Selbſtändigkeit darzuthun, indem er eine Grobheit Tanuccis mit edlem Stolz beantwortete: „Es hat Päpſte gegeben vor Tanucci und wird nach ihm welche geben.“

*) Joſeph ſchrieb im Jan. 1770 an Choiſeul: „In Abſicht auf die Jeſuiten haben Sie meinen vollkommenen Beifall. Auch Kaunitz hält es mit Ihnen und Pombal. Ich kenne die Jeſuiten, wie Einer, alle ihre Entwürfe, Finſterniß auf dem Erdboden zu verbreiten.“ In einem ſpäteren Briefe an Aranda im Juli 1773 ſagt Joſeph: „Ein Inſtitut, welches die Univerſalherrſchaft erſtrebt und alles dem unfallibien Senat im Lateran unterwerfen will, iſt ein unſeliges Geſchenk für die Enkel Tuiskons.“ Doch, fügt er hinzu, ſey man den Jeſuiten gewiſſermaßen dafür Dank ſchuldig, daß ſie durch den Haß, den ſie auf ſich gezogen, auch Rom ſelbſt in Verachtung gebracht hätten.

8.

Die Aufhebung des Jeſuitenordens.

Der Papſt rechnete darauf, daß es unmöglich im Intereſſe des kaiſerlichen Hauſes liegen könne, ſich mit den Bourbons zur Beſchimpfung und zum Ruin der Kirche zu verbinden, gab ſich daher die größte Mühe, ſich mit Maria Thereſia zu verſtändigen. Allein er fand kein Gehör. Er wandte ſich nun gegen die bourboniſchen Höfe mit einem Breve vom 12. Juli 1769, worin er den Jeſuiten neue Privilegien in Bezug auf ihre Miſſionen ertheilte. Dieſes ganz unverfängliche Breve anerkannte nur eine wirklich lobenswürdige Wirkſamkeit der Geſellſchaft Jeſu, wurde aber vom Orden ſogleich ausgebeutet als eine Anerkennung des Ordens in allen ſeinen Tendenzen, ja die Jeſuiten ließen ein von ihnen erdichtetes Schreiben des Papſtes an Ludwig XV. drucken, welches den Papſt ſehr verdroß, aber ihnen ſelbſt nicht weniger ſchadete. Ueberhaupt war der Mißbrauch, den der Orden damals von der Preſſe machte, um durch erdichtete Prophezeihungen und Wundererſcheinungen den Fürſten zu drohen, bald ihnen wieder zu ſchmeicheln, ſie durch Lügen irre zu führen und die Gegner durch plumpe Verleumdungen und groben Witz zu beſchimpfen, eben ſo unwürdig, als unpraktiſch.

Im Jahre 1770 beſiegelten die Häuſer Habsburg und Bourbon ihre Allianz durch Vermählung des Dauphin Ludwig, Enkel Ludwigs XV., nachherigen König Ludwig XVI. mit Marie Antoinette, Tochter Maria Thereſias. Der Dauphin vollzog die Ehe nur zum Schein, nicht blos weil er erſt ſechszehn und die Braut erſt fünfzehn Jahre zählte, ſondern auch, weil er im Haß gegen Choiſeul, den Hochzeitsſtifter, aufgezogen war. Sein Vater, der Dauphin Ludwig, einziger Sohn Ludwigs XV., ein ſittlich untadelhafter und frommer Prinz, war 1765 plötzlich geſtorben und zwei Jahre ſpäter auch ſeine Gemahlin, beide angeblich auf Choiſeuls Antrieb vergiftet, in deſſen Intereſſe es wenigſtens lag, die Gegner

ſeiner öſterreichiſchen Politik aus dem Wege zu räumen. — In demſelben Jahr, in welchem die Heirath Marie Antoinettes mit dem jungen Dauphin zu Stande kam, duldete Choiſeul auch eine neue Erwerbung des öſterreichiſchen Regentenhauſes in Italien, indem Erzherzog Ferdinand, Sohn Maria Thereſias, die einzige Tochter und Erbin des Herzogthums Modena, Maria Beatrix, heirathen durfte, wodurch Modena, wie Toscana, eine öſterreichiſche Secundogenitur wurde. Und noch einmal wurde der Bund zwiſchen den Bourbons und Habsburg 1778 durch die Vermählung Ferdinands II. von Neapel mit Marie Karoline, einer jüngern Tochter Maria Thereſias, befeſtigt.

Nie ſtand es ſchlimmer um die katholiſche Sache. In Polen wurden die katholiſchen Geiſtlichen mißhandelt, gefangen und nach Sibirien geſchleppt und im ganzen Oſten Polens das griechiſche Popenthum eingeführt. Im katholiſchen Deutſchland zeigten ſich bedenkliche Symptome des Abfalles. Im Jahr 1763 gab der Trierer Weihbiſchof von Hontheim unter dem Namen Febronius eine lateiniſche Schrift de statu ecclesiae heraus, worin er für die katholiſche Kirche Deutſchlands ungefähr eine Unabhängigkeit von Rom verlangte, gleich der gallicaniſchen, wie er denn überhaupt die kirchenfeindlichen Anſprüche der franzöſiſchen Parlamente ins Deutſche überſetzte und zwar mit Wiſſen und Willen ſeines Kurfürſten-Erzbiſchofs, damals Johann Philipp von Walderdorf, dem 1768 Clemens Wenzel, Prinz von Sachſen, folgte. Die Schrift machte ungeheures Aufſehen. In ähnlichem Sinne ſchrieb auch der Bayer, Peter von Oſterwald, gegen die päpſtliche Monarchie. Alle Miniſter und Rathgeber der katholiſchen Staaten wollten damals gallicaniſiren, d. h. die allgemeine katholiſche Weltkirche in eine ganz von der Staatsgewalt abhängige Landeskirche umwandeln. Eine praktiſche Folge des Hontheimiſchen Buchs war 1769 eine Beſchwerdeſchrift der drei geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Köln und Trier über die bisherigen Eingriffe des Papſtes in ihren Sprengel. Alſo auch die geiſtlichen wie die weltlichen Fürſten beanſpruchten jetzt Unabhängigkeit von Rom. Der feine Unterſchied, der aber zwiſchen kleinen

geistlichen Fürsten und weltlichen Großmächten lag, wurde von Maria Theresia markirt, welche die drei Kurfürsten mit ihren Beschwerden zur Ruhe verwies.

Im ganzen katholischen Deutschland erhob sich damals nicht ein frommer Mann von Geist, um die umnebelte Mitwelt über die Bedeutung der Kirche aufzuklären, die Habgier der weltlichen Macht als solche zu bezeichnen, die Völker zu warnen, die Gebildeten zur Anerkennung des Heiligen zurückzuführen. Ueberall an den Höfen und bei den Großen war die Lecture Voltaires Mode, dem für Deutschland der üppige und leichtfertige Wieland an die Seite trat. Dazu kam der überwältigende Einfluß der englischen und norddeutschen Philosophie, überhaupt der protestantischen Schule und Presse, indem gerade damals der Rationalismus, die Kantische Vernunftlehre, die kirchenfeindliche Kritik Lessings ꝛc., die Geister mit sich fortrissen. Durch die Buchhändler wurden die neuen Mode-Artikel überall auf katholischem Gebiet verbreitet und bald darauf sah man junge Mönche durch geheime Lectüre verführt aus dem Kloster entfliehen und alles Katholische, was hinter ihnen lag, als Nacht, Dummheit, Geistessklaverei, Qual und Hölle verlästern. Man impfte der öffentlichen Meinung wirklich den Glauben ein, die Klöster seyen Höhlen des Lasters. In Frankreich hatte Diderot in einem Roman (la Réligieuse) namentlich die Nonnenklöster in diesem Sinn verleumdet. Allerdings war die vornehme Unsittlichkeit in Frankreich wie auch in Italien, in die adeligen Nonnenklöster und Pensionate eingedrungen, allein nicht in die abgelegenen stillen Asyle bürgerlicher und ländlicher Unschuld in den Provinzen, aus denen noch zur Zeit der französischen Revolution so viele Märtyrerinnen hervorgegangen sind.

Der Papst benahm sich in so großer Bedrängniß mit Würde, Mäßigung, Feinheit, was man von den Jesuiten nicht sagen kann, die ihn im Gegentheil, während er sie schonen und retten wollte, nur compromittirten, und immer noch die weltlichen Fürsten durch kleine Mittel zu gewinnen hofften, während sie wissen konnten, daß sie dort längst aufgegeben seyen und nur der Papst und ihre eigene

Reſignation, wenn nicht mehr ihre Güter, doch ihre Geſellſchaft retten könne.

Ihre Kataſtrophe wurde durch den Sturz Choiſeuls beſchleunigt. Im Jahr 1764 war die Marquiſe von Pompadour geſtorben, und dennoch hielt ſich ihr Günſtling Choiſeul noch ſechs Jahre lang auf ſeinem Poſten, weil ihn der König ungern entbehrte. Choiſeul hatte die Jeſuiten verfolgt, um die Parlamente zu gewinnen und die ungeheuren Staatsausgaben während des Krieges zu decken, war aber dem Orden nicht principiell feindlich geſinnt, begnügte ſich daher, ihn aus Frankreich verbannt zu ſehen, ohne vom Papſt zu verlangen, er ſolle Henker des Ordens werden. Nun bemächtigte ſich aber des ſchwachen Königs eine neue Maitreſſe von ſolcher Unverſchämtheit und Rohheit, daß Choiſeul nicht mit ihr auskommen konnte, wie früher mit der Pompadour, alſo durch ihren Einfluß geſtürzt wurde. Der König war damals ſchon durch Debauchen erſchöpft, was man ſagt blaſirt, und wie viel Mühe ſich auch ſeine bisherigen Günſtlinge gaben, ihn zu befriedigen und bei guter Laune zu erhalten, ſo vermochten doch die zu dieſem Behufe in ſeine Arme gelieferten Buhlerinnen nicht ſeine ſtumpfen Sinne zu kitzeln. Nur weil ſie nicht ſchamlos, nicht gemein genug waren. Da holte ihm Kammerdiener Lebel verſuchsweiſe als letztes Mittel aus dem niedrigſten Bordell von Paris eine gemeine Dirne und der König — war entzückt. Er erhob die Dirne zur Gräfin Dubarry und gab ſich ihr ſo ganz hin, daß ſie ſich ſogar frech mitten in ſeinen Miniſterrath ſetzen, mitſprechen, ſchon niedergeſchriebene Befehle zerreißen und andere dictiren, Poſſen machen und einmal ſogar den König um den Tiſch jagen durfte. Als Choiſeul und der Herzog von Praslin ſich das nicht gefallen ließen, warf ſie Orangen wie Bälle in die Höhe und rief dazu: saute Choiseul, saute Praslin! und zu Weihnachten 1770 erhielten ſie ihren Abſchied.

Unter der Dubarry gelangte nun der Herzog von Aiguillon, ein verrufener, von der Juſtiz verfolgter und verurtheilter Wüſtling, zur höchſten Gewalt, gegen den das Parlament der Bre-

tagne ein ſtrenges, aber gerechtes Urtheil gefällt hatte. Der König caſſirte dieſes Urtheil. Das Parlament proteſtirte, weil die Krone ſich keinen Eingriff in die Juſtiz erlauben dürfe. Das Parlament von Paris und die übrigen Parlamente ſtimmten dem der Bretagne bei und ſiſtirten die Ausübung der Juſtiz, aber Kanzler Maupeou ließ am 19. Januar 1771 alle Parlamentsräthe verhaften und am 13. April deſſelben Jahres erklärte der König ſämmtliche Parlamente für aufgehoben und ernannte nun ſ. g. königliche Richter zur Ausübung der Juſtiz.

Der Widerſtand der Parlamente in einer ſo despotiſchen Zeit fällt um ſo mehr auf, als die Parlamentsräthe ihre Stellen vom König kauften, man ſchätzt die Kaufſumme der vor der Revolution beſtehenden Parlamentsämter zu 80 Mill. Livres. Das Pariſer Parlament allein zählte einen erſten Präſidenten, 22 Präſidenten zweiten Ranges, 150 Räthe, 400 Procuratoren und 542 Advocaten. Aber in dieſem wunderlichen politiſchen Körper lebten noch die Erinnerungen an die alten Reichsſtände, ein zäher und ſtrenger Juriſtengeiſt und begannen die Wirkungen der modernen Philoſophie ſich zu äußern.

Nunmehr aber triumphirte d'Aiguillon und mit ihm der Finanzminiſter Terray, welcher die Staatskaſſe der neuen Maitreſſe*)

*) Die junge Dubarry trieb mit dem alten König ein unglaublich freches Spiel. Sie nannte ihn immer „Frankreich" und ſchrie ihm z. B. beim Frühſtück zu: „he, he, Frankreich, dein Kaffee läuft über." Einmal empfing ſie den Nuntius und den Großalmoſenier, als ſie im Bette lag, ſprang auf, warf ihnen ihre Pantoffeln hin und befahl jedem von ihnen, ihr einen Pantoffel anzuziehen, was ſie auch gethan haben ſollen. Wäre dieſe oft wiederholte Anecdote auch erlogen, ſo bezeichnet ſie doch die Sitte der Zeit, denn ſie wurde geglaubt. Walpole, welcher ſich damals in Paris aufhielt, erzählt in ſeinen Memoiren: „Seine bejahrte Majeſtät und ſeine unzarte Beiſchläferin balgten ſich, bewarfen einander mit Zucker und waren viel öfter läppiſch als verliebt. — Der Monarch war bezaubert von ihrer Roheit und Gemeinheit, weil ſie ihm neu waren und ſo natürlich erſchienen. Sie riß dem Kanzler die Perücke ab, ſpie dem Herzog von Laval ins Geſicht (wiederholt), nannte den König einen Narren und hieß ihn das Maul halten."

Lehen anzunehmen, und den Schweden wie den Franzosen einen Hauptantheil der Beute zuzusichern.

Nach der Schlacht bei Lützen nahmen die Protestanten folgende Stellung. Die Sachsen unter Arnheim, die Brandenburger unter Borgsdorf, und eine Schaar Schweden unter dem alten Thurn, zogen nach Schlesien, dieses Land dem Kaiser zu entreißen, und Wallenstein in Böhmen zu fesseln. Bernhard von Weimar aber wandte sich mit der Hauptmacht nach Franken. Wilhelm von Hessen und Georg von Braunschweig-Lüneburg kämpften in Westphalen gegen den kaiserlichen General Gronsfeld, der den Rhein beschützte. Die schwedischen Generale Horn und Banner standen noch tief in Baiern gegen Altringer, und der Rheingraf Otto Wilhelm im Elsaß gegen die Lothringer.

Bernhard eroberte Bamberg und Würzburg, schlug den bairischen General Johann von Werth, der sich ihm entgegenstellte, und vereinigte sich mit Horn und Banner, während Altringer von Wallenstein Befehl erhielt, sich ruhig zu verhalten. Aber die schwedischen Soldaten, eines neuen Führers ungewöhnt, und zügellos, empörten sich, und wollten Sold. Bernhard beschwichtigte sie, da er ihr Liebling war, Oxenstierna mußte ihm aber dafür die Bisthümer Bamberg und Würzburg unter dem Namen eines Herzogthums Franken als schwedisches Lehn überlassen, 1633.

Darauf wurde Horn nach Schwaben geschickt, und unterwarf es bis an den Bodensee. Mittlerweile zog ein spanisch-italienisches Heer unter Feria über die Alpen an den Rhein, und sollte von Wallensteins Befehlen unabhängig kämpfen. Aber die rauhe Herbstwitterung rieb es auf, und Horn saß ihm auf den Fersen. Altringer eilte zu Hülfe, gab aber dadurch Baiern blos, und Bernhard bemächtigte sich sogleich des Donaugebiethes

zur Verfügung stellte. Der Despotismus legte die letzte Scham ab. Dieser Aiguillon begann zunächst den Papst in der Jesuitenfrage zu drängen. In Spanien fühlte die Regierung das Bedürfniß, den Papst zum Mitschuldigen an der Vernichtung der Gesellschaft Jesu zu machen. So lange der Papst nicht selbst den Orden aufhob, erschien der Raub, den die bourbonischen Höfe an den Gütern des Ordens bereits begangen hatten, in den Augen des Volks nicht legitimirt. Das wurde hauptsächlich in dem frommen Spanien empfunden, weshalb auch Monino, der spanische Gesandte in Rom, den Papst am meisten antrieb und belästigte. Vergebens suchte Clemens XIV. eine Stütze, keine einzige katholische Macht erklärte sich zu Gunsten der Jesuiten, seitdem die Häuser Bourbon und Habsburg sich gegen dieselben verbunden hatten. Dem Papst blieb daher nichts übrig, als am Ende nachzugeben, aber mit Anstand und Klugheit, unter Vermeidung jedes Scheines, als ob er gezwungen werde und aus Schwäche handle, und mit kluger Benutzung der von den Jesuiten selbst begangenen Fehler. Indem er immer noch die förmliche Aufhebung des Ordens verweigerte und nur eine Reform desselben vornehmen wollte, zog er die Entscheidung so lange hin, bis er hinreichend gerechtfertigt erschien, alles versucht zu haben, was den Orden hätte retten können, wenn dieser selbst vorsichtiger zu Werke gegangen wäre. Die Jesuiten verloren vollends allen moralischen Credit, als sie sich noch zuletzt an Friedrich II. wandten und diesen protestantischen oder vielmehr ganz irreligiösen König baten, er solle sich für sie verwenden. Friedrich sagte ihnen zu, daß er sie in seinen Staaten nach wie vor dulden und ihnen alle ihre Güter lassen werde, treu den Bedingungen, unter denen er im Jahre 1740 Schlesien übernommen habe, allein außer seiner Grenzen ginge ihn der Jesuitenorden nichts an und dürfe er als ein Ketzer sich nicht in die Angelegenheiten des Papstthums mischen.

So neigte es sich mit den Jesuiten zu Ende. Als sie merkten, der Papst werde nicht länger zaudern können, ihre Vernichtung auszusprechen, brachten sie geschwind noch von ihren Kostbarkeiten und Geldern fort, was fortzubringen war, und suchten auch dadurch, daß

ſie keinen Widerſtand leiſteten, ihr künftiges Schickſal als Exjeſuiten zu verbeſſern. Von einem heiligen Prophetenzorn gerechter Gottesmänner, die man ungerecht verfolgt, war ſo wenig die Rede wie von einem Martyrium. Sie traten ab wie eine Handelsgeſellſchaft, der man ferner Geſchäfte zu machen verbietet.

Am 17. Auguſt 1773 erließ Papſt Clemens XIV. die Bulle dominus ac redemptor noster, worin er die Geſellſchaft Jeſu innerhalb des geſammten römiſchen Kirchengebietes aufhob, in Erwägung, 1) daß der Orden nichts mehr nütze, ſondern nur noch ſchade, 2) daß er dem h. Stuhl gegenüber leidenſchaftlich und eigenmächtig gehandelt habe, 3) daß die Kirche nicht eher wieder zum Frieden (zu einem billigen Abkommen mit den katholiſchen Mächten) kommen könne, bis der Orden beſeitigt werde. Der letztere Entſcheidungsgrund bewährte ſich ſogleich praktiſch, als jetzt erſt Frankreich das Gebiet von Avignon und Neapel das von Benevent und Pontecorvo wieder herausgaben. Den Ordensgeneral Ricci und mehrere andere Jeſuiten in Rom fand der Papſt für nöthig, auf die Engelsburg gefangen ſetzen zu laſſen. In den deutſchen Landen geſchah den Jeſuiten nichts zu Leide. Die meiſten Exjeſuiten erhielten Profeſſuren oder blieben Beichtväter und ſetzten ihren alten Einfluß unter der Hand fort. Katharina II. ahmte dem König von Preußen nach, indem ſie die Jeſuiten in Polen ebenſo beſtehen ließ, wie Friedrich die in Schleſien. Sie dachte ſie als Werkzeug gegen Oeſterreich zu brauchen, wie ſpäter ihr Sohn Paul I. wirklich gethan hat. Die Jeſuiten in Schleſien erließen eine Proteſtation gegen die Aufhebung ihres Ordens. Der Jeſuit Faller ſchrieb ein Pamphlet, worin er vom Papſt an ein Concilium appellirte.

Clemens XIV. ſtarb ein Jahr nach der Aufhebung des Ordens, 1774, nicht an Gift, wie damals geglaubt wurde, ſondern, wie man nicht ohne Grund ſpäter annahm, wohl eher an Gegengift, welches er aus Angſt, vergiftet worden zu ſeyn, in ſchädlichem Maaße zu ſich nahm.*) Jedenfalls war ſein letztes Lebensjahr voller Angſt

*) Unmittelbar erfolgte ſein Tod, nachdem er gegen den Willen des Arztes bei einem Halsübel ſich Blutegel an den Hals ſetzen ließ.

und Sorge. Erſt im nächſten Jahre, 1775, ging aus dem Conclave Cardinal Braschi als Pius VI. hervor, einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, aber beſtimmt, in noch ſchwierigeren Lagen, als in die ſein Vorgänger gerathen war, im Sturm der Zeiten das Schiff St. Petri zu ſteuern.

4.

Joſeph II.

Am 29. Nov. 1780 ſtarb Maria Thereſia an einem Stickfluß, denn ſie war mit den Jahren ſehr dick geworden. Sie hinterließ den Ruf einer echten deutſchen Frau. Ihr Privatleben war von makelloſer Reinheit. Echt gemüthlich, faſt bürgerlich und ſpeziell wieneriſch war ihr Humor und ihre Sprache. Als ſie nach vieler Mühe die Kaiſerwahl ihres damals noch jungen Gemahls, Franz I., in Frankfurt durchgeſetzt hatte und der Wahlact glücklich vorüber war, trat ſie ſelbſt auf den Balkon und ſtimmte zuerſt jubelnd das Vivat an. Als ſie, im Theater ſitzend, die Nachricht von der Geburt ihres erſten Enkels (des nachherigen Kaiſer Franz II.) erhielt, ſtand ſie ſogleich auf und rief laut ins Parterre hinab: der Leopold hot an Buabn!

Das Einzige, was man dieſer muſterhaften Frau vorgeworfen hat, war Bigotterie, Intoleranz, zu große Begünſtigung der Pfaffen. Allein die Geſchichtſchreiber, welche das immer noch den Freigeiſtern der Zeit gedankenlos nachreden, haben ſehr Unrecht. Maria Thereſia duldete aus Schwäche gegen Kaunitz und ſpäter auch gegen ihren Sohn Joſeph, daß die Intereſſen der katholiſchen Kirche bei der Theilung Polens, bei der Aufhebung des Jeſuitenordens, bei dem unnatürlichen öſterreichiſch-franzöſiſchen Bündniß ſchwer gekränkt wurden. Unter ihrer Regierung wurden alle ſ. g. Reformen Joſephs ſchon vorbereitet. — Nicht gerade zum Vorwurf wurde es der Kaiſerin gemacht, aber doch viel darüber geſpottet, daß ſie die vorzugsweiſe vom Hofe und vom Adel ausgegangene Unſittlichkeit in

den mittlern und untern Classen durch s. g. Keuschheitscommissionen überwältigen zu wollen naiv genug war. Die von ihr angestellten Keuschheitswächter drückten zu den ärgsten Scandalen die Augen zu und verdächtigten dagegen Unschuldige, um ihnen durch die Drohung einer beschimpfenden Anklage Geld abzupressen. Es war, wenigstens durch solche Mittel, nicht mehr möglich, dem tiefgewurzelten Uebel Einhalt zu thun. Vor allem aber trifft die Geistlichkeit der Vorwurf, ihren großen Einfluß auf das Volk nicht besser gebraucht zu haben, um der kindlichen Naivetät, mit der die Wiener sich in geschlechtlicher Beziehung zum Thier erniedrigten, zu steuern. Die Kirche darf niemals unsittlicher seyn, als die Volkssitte. Die alte deutsche Volkssitte aber gebot und erhielt die Keuschheit. Das slavische Element in der österreichischen Bevölkerung erschwerte ohne Zweifel die Erhaltung der Zucht, immerhin aber verschuldete die laxe Observanz des katholischen Klerus in den kaiserlichen Erbstaaten die Ueberhandnahme des Volksleichtsinns, der dann wieder verderblich gegen die Kirche selbst reagirte.

So lange seine Mutter lebte, hatte Joseph II. als römischer König nur einige unbedeutende Reichsgeschäfte zu besorgen, und außerdem hatte sie ihn unter der Leitung Lascys sich mit der Armee beschäftigen lassen und unter der Leitung von Kaunitz ihn auch zu diplomatischen Geschäften und Sendungen gebraucht. Die eigentliche Regierung aber hatte sie selbst nie aus der Hand gelassen. — Joseph war kein Habsburger mehr, sondern ein Lothringer. Das zeigte sich gleich in der Munterkeit und dem halbfranzösischen Leichtsinn, womit er alles angriff, da die letzten Habsburger im Gegentheil von langsamer und bedächtiger Natur gewesen waren. Er hatte mit Friedrich dem Großen die schönen blauen Augen gemein, nach denen man eine Nuance des Blauen damals Kaiseraugenblau nannte, und die Kinderlosigkeit. Vermählt mit Isabellen von Parma, welche geistvoll und liebenswürdig war und die er schwärmerisch liebte, bekam er eine Tochter, verlor aber Isabellen gleichzeitig durch den Tod, und nach sieben Jahren auch die Tochter. Noch einmal vermählt mit Maria von Bayern, die weder Schönheit noch Geist

beſaß, gegen die er immer kalt blieb, und die auch nicht lange lebte, erhielt er keine Nachkommenſchaft und war überhaupt dem ſchönen Geſchlecht nicht ergeben, ſondern widmete ſich, wie Friedrich, mit wahrer Liebe den Staatsgeſchäften. Seinem großen Feinde Friedrich aber nicht ſowohl nachzuahmen als zuvorzukommen, war ſein heißes Beſtreben. Auch er wollte ein genialer Monarch, großer Staatsmann und Adminiſtrator ſeyn, und da es Friedrich in Bezug auf kirchliche und ſtändiſche Dinge beim Alten ließ, warf ſich Joſeph grade auf dieſe Gebiete, um hier Reformen durchzuführen, welche das vielgeprieſene preußiſche Syſtem an Genialität noch übertreffen ſollten. Dabei war er, und nicht blos in ſeiner Jugendzeit, wirklich ein Schwärmer für alles, was ſeiner Meinung nach der Menſchheit fromme, und hielt es für ſeine Beſtimmung, durch ſeine Regierung der Welt Segen zu bringen. Kaunitz, reiner Verſtandesmenſch und jeder Begeiſterung unfähig, imponirte ihm doch durch die Keckheit, mit welcher er in der Politik operirte, und ſympathiſirte mit ihm im Haß gegen die Hierarchie. Zu denen, welche neben Joſeph und Kaunitz die Kaiſerin im Sinne der Reformen bearbeiteten, gehörte der Hofrath Sonnenfels, der es endlich 1776 durch einen Fußfall vor Maria Thereſia durchſetzte, daß ſie die Abſchaffung der Tortur bewilligte.

Nach dem Tode Ludwigs XV. im Jahr 1770 kam in Frankreich deſſen Enkel Ludwig XVI. auf den Thron, der Sohn des Dauphin Ludwig, der ſich durch ſeine Tugenden merkwürdig von ſeinem laſterhaften Vater unterſchieden hatte. Ludwig XVI. ſelbſt war, obgleich beſchränkten Geiſtes, doch tugendhaft. Daher änderte ſich unter ihm auch die Stellung Frankreichs zu Oeſterreich. Trotz ſeiner Vermählung mit Maria Thereſias Tochter, Maria Antoinette, erkaltete er gegen den Wiener Hof, dem unter ſeinem Großvater, zumal während Choiſeuls Regierung, viel zu viel Opfer von Frankreich gebracht worden waren. Die Verbindung mit Oeſterreich erſchien in Paris auf einmal wieder als unnatürlich und die Verbindung mit Preußen räthlicher. In dieſem Sinne handelte der neue Kanzler Maurepas, und Maria Antoinette beſaß keinerlei Einfluß.

Darüber erſchrack man nun in Wien und Joſeph mußte nach Paris eilen, um wo möglich das gute Einvernehmen herzuſtellen. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein höchſt einfach und in der Regel fuhr er verkleidet als Courier ſeinem Gefolge voraus. In Paris erreichte er ſeinen Zweck nicht. Der König vernachläßigte ihn und ließ ſich nie öffentlich mit ihm ſehen, Joſeph mußte allein alles beſichtigen und war immer unterwegs, um alles Merkwürdige von Paris zu beſehen. Seine Einfachheit und Leutſeligkeit gefiel den Pariſern und er fühlte ſich dadurch ſehr geſchmeichelt. Seine Schweſter tadelte er heftig, als er bemerkte, mit welcher Luſt und Leidenſchaft ſie die lächerlichen Moden mitmachte, deren Unnatur damals im Zuſammenſchnüren der Taille, in den breiten Pochen, Culs de Paris und ungeheuren gepuderten Haarauffätzen culminirte. Während Joſeph überall freimüthig tadelte, was er im Staatsleben und am Hofe zu tadeln fand, bezeigte er dem Genie ſeine Ehrfurcht und beſuchte nicht nur den gräflichen Naturforſcher Buffon, ſondern auch den armen Notenſchreiber Rouſſeau in ſeinem Dachſtübchen. Der Beſuch des deutſchen Kaiſers bei Rouſſeau hatte etwas Ominöſes, woran Joſeph freilich nicht dachte. Der letztere reiste über Lyon, deſſen reiche Manufacturen er beſuchte, durch die Schweiz zurück. Durch Ferney, wo ſich Voltaire auf ſeinen Empfang vorbereitet hatte, fuhr er zu deſſen großem Aerger nur durch, beſuchte aber Haller in Bern und ließ ſich in Waldshut den berühmten Lavater vorſtellen.

Als Joſeph im bayriſchen Erbfolgekriege die Lorbeern nicht pflücken konnte, nach denen er ſo begierig geweſen war, machte er einen Beſuch bei der ruſſiſchen Kaiſerin, um ſie von Preußen abzuziehen und ihr die Freundſchaft mit Oeſterreich annehmlich zu machen. Katharina II. war grade auf einer Reiſe im Süden und kam ihm bis Mohilew entgegen, worauf ſie mit einander nach Moskau fuhren, 1780. Hier kam ein Plan zur Sprache, den Joſeph zu ſeinem Unglück verfolgte; er wollte nämlich, wenn er erſt zur Regierung käme, doch noch Bayern gegen die Niederlande austauſchen und dagegen der ruſſiſchen Kaiſerin geſtatten, die Krim und was ſie wolle

auf Koſten der Türken zu erobern. Sie ging ganz auf ſeine Ideen ein, um ihn künftig als ihr Werkzeug zu benutzen. Er beſichtigte noch St. Petersburg und kehrte befriedigt heim, um noch in demſelben Jahre ſeine treffliche Mutter zu Grabe zu begleiten.

Sobald Joſeph Alleinherr geworden war, ſchritt er mit Haſt zur Durchführung ſeiner politiſchen Ideale. Auch er ging, wie Friedrich der Große, vom phyſiokratiſchen Princip aus und wollte dem fruchtbaren Boden Oeſterreichs durch Emancipation der Bauern, gleiche Vertheilung der Steuerlaſt, Culturverbeſſerungen ꝛc. einen bisher unbekannten Wohlſtand abgewinnen, aber nicht blos zum Vortheil der Finanzen und der Staatsgewalt, an welche Friedrich der Große allein dachte, ſondern auch zu Beglückung der bisher in Armuth und Unwiſſenheit niedergedrückten Unterthanen, zum Beſten der Menſchheit, wofür Joſeph ernſthaft ſchwärmte. Obgleich durch ſeine damalige Stellung gezwungen, ein Despot zu ſeyn, wollte er es doch nur bedingungsweiſe zum Nutzen der Geſellſchaft ſeyn. Er betrachtete ſich nur als den Hebarzt einer neuen Aera der Menſchheit und appellirte daher beſtändig an die Nachwelt, die ſeinen großen Plan erſt recht begreifen und ihm dafür danken werde.

Von ſeinem phyſiokratiſchen Standpunkt aus ſah er, wie er das auch wiederholt äußerte, die Mönche und Nonnen als nur zehrende, nicht producirende Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft an, welche mithin ſchädlich ſeyen, mit einziger Ausnahme ſolcher Orden, welche ſich der Schule und Krankenpflege widmeten. Ferner ſah er die Anhäufung großer Güter in der todten Hand als ein Hemmniß für die Agricultur, und ihre Steuerfreiheit als eine Ungerechtigkeit und als einen großen Schaden für die Staatscaſſe an. Weil er aber Aufklärung im Volke verbreiten wollte, mußte er auch aus dieſem philoſophiſchen Geſichtspunkt den bisherigen Einfluß der römiſchen Kirche verwerfen, ſeine katholiſchen Unterthanen von Rom gänzlich unabhängig zu machen ſuchen, die Kirche überhaupt nur auf das Nothwendigſte beſchränken, und an ihrer Stelle die Schule ſo weit als möglich heben. In ſeinen Augen war im katholiſchen Mittelalter das Volk verfinſtert, verdummt und geknechtet worden,

der Beruf der Fürſten in der Neuzeit aber ſey, dem Volke die Vernunft und Freiheit zurückzugeben. Das wiederholte er ſehr oft in ſeinen Reſcripten und Briefen, aber immer nur in allgemeinen Phraſen. Nirgends tritt in ſeinen Kundgebungen eine klare Idee von dem hervor, was er denn eigentlich aus der Menſchheit zu machen hoffte. Er zerſtörte die katholiſche Kirche, indem er ſie von Rom ablöste, zur Staatskirche machte, ſelbſt in ihren Cultus eigenmächtig eingriff und vieles abſchaffte, verbot und verhöhnte, was dem Volke heilig und nicht etwa nur Mißbrauch war, ſondern aus dem katholiſchen Kirchenprincip hervorging. Und doch bot er nichts Beſſeres oder nur Anderes dafür, empfahl nicht die lutheriſche oder reformirte Kirche, oder ſtiftete eine neue, ſondern verfuhr lediglich negativ, nahm das Alte weg und erſetzte es nicht. Er gab der von Rom abgelösten öſterreichiſchen Kirche nicht einmal eine Verfaſſung, die ihr Bürgſchaften für die Zukunft gewährt hätte, ſondern machte ſeinen despotiſchen Willen zum höchſten Geſetz für die Kirche, wie für den Staat, ſo daß ſein Nachfolger nicht gehindert geweſen wäre, das Werk der Kirchenzerſtörung noch weiter zu führen. In derſelben Weiſe gewährten auch ſeine weltlichen Reformen keine Bürgſchaft, denn ſie gingen alle nur aus ſeinem despotiſchen Willen hervor und ſein Nachfolger konnte, wenn es ihm beliebte, wieder etwas ganz anderes befehlen. Die Bürgſchaft, die allein Reichsſtände, eine verfaſſungsmäßige Verabſchiedung mit der Vertretung der verſchiedenen Nationen, Provinzen und Stände hätten gewähren können, fehlte gänzlich und wurde vom Kaiſer auch nur zu ſuchen grundſätzlich vermieden.

Von der Geſchichte und Bedeutung der Kirche überhaupt, von den Traditionen des deutſchen Reichs und ſeiner urſprünglichen Einheit mit der Kirche verſtand Joſeph nichts. Von der Unmöglichkeit, einem frommen Volke von 20—30 Millionen friſchweg durch Cabinetsordre ſeinen alten Glauben zu nehmen, machte er ſich in ſeinem despotiſchen Leichtſinn keinen Begriff. Man hätte ihm wenigſtens zutrauen ſollen, daß er als Erbe der Habsburger die alte Hauspolitik derſelben verſtanden hätte, eine Politik, welche nothwendig katholiſch bleiben mußte, weil ſie der griechiſchen Politik Rußlands

und der reformirten Preußens das Gegengewicht zu halten und die katholische Hegemonie im deutschen Reiche zu behaupten hatte, und römisch insbesondere, weil das Oberhaupt der allgemeinen katholischen Kirche zu Rom, wenn es keine Stütze mehr in Oesterreich fand, sich auf Frankreich stützen und das ganze Gewicht katholischer Sympathien in die Wagschaale Frankreichs legen mußte zum Nachtheil Oesterreichs. Aber auch das begriff Joseph nicht. — Die verständige Politik der früheren österreichischen Regierungen hatte das Mechitaristen-Collegium in Wien reich ausgestattet, um von hier aus (denn das war der Zweck des 1701 von dem Armenier Mekhitar gestifteten Ordens) in Armenien für die katholische Kirche Propaganda zu machen und die weitverbreitete armenische Kirche dem Einfluß und Druck der russisch-griechischen Kirche zu entziehen. Gemäß derselben Politik hätte Maria Theresia und Joseph um keinen Preis die Unterdrückung der katholischen Kirche im ganzen Osten Polens dulden sollen. Rußland breitete seine Kirche mit List und Gewalt aus und Joseph sah gleichgültig zu.

Man kann, wenn man auch seinen guten Willen anerkennt, doch nicht umhin, ihm ein sehr oberflächliches Denken vorzuwerfen. Seine Aeußerungen, selbst offizielle, selbst in directen Briefen an den Papst, bespötteln die große Kirche des Mittelalters nur als Finsterniß und rühmen den modernen Fortschritt in hohlen Redensarten.*) Ein deutscher Kaiser hätte doch tiefer urtheilen und würdiger sich

*) An Pius VI. schrieb er im Juli 1784 unter anderm: „es gibt Leute in Rom, welche wollen, daß es noch länger Finsterniß auf unsrer Halbkugel gebe." An van Swieten schrieb er im Dez. 1787: „Die Toleranz ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet und die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat (also Philosophie und Cultus des Genius!). Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens (in der christlichen Kirche!) sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze (die weisen Heiden vor dem Christenthum!) gewandelt und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden ist."

äußern sollen. Auch was er seinen Beamten zumuthete, war confuse Schwärmerei.*)

5.

Der Josephinismus.

Josephs Fehde mit Rom begann schon gleich nach dem Tode seiner Mutter. Der Papst weigerte sich, in Rom ein Hochamt für sie zu veranstalten, weil es uralter Gebrauch in Rom ist, diese Ehre nur gekrönten Männern, nicht Frauen zu erweisen. Hierauf decretirte Joseph schon am 26. März 1781, die Kundmachung aller päpstlichen Bullen, Breves ꝛc. sey in den österreichischen Staaten verboten, falls sie nicht ausdrücklich durch ein placetum des Kaisers bewilligt wäre. Ferner verbot er, in Rom Dispensationen zu holen (sofern bisher in schwierigern Ehefällen dem Papst die Entscheidung reservirt gewesen war) und erklärte die Landesbischöfe allein für competent, zu entscheiden. Ebenso verbot er allen geistlichen Orden in seiner Monarchie den Verkehr mit ihren Ordensgenossen im Ausland, sonderlich mit ihren Ordensgeneralen in Rom und stellte sie ausschließlich unter die Jurisdiction der Landesbischöfe. Endlich hob er alle Bettlerorden, alle nur beschaulichen, alle nach physiokratischen Begriffen unproductiven Orden auf und ließ nur die gelehrten Benedictiner, die barmherzigen Brüder und Schwestern, die der Schule sich widmenden Orden ꝛc. bestehen, so daß er im Ganzen nach und nach 700 Klöster in Oesterreich säcularisirte. Die aus den Kost-

*) In dem berühmten Handbillet, welches noch Hormayr ausposaunt, verlangt Joseph von allen seinen Beamten, sie sollen sich ganz in ihn hineindenken, sie sollen sich immerwährend innerlich getrieben fühlen, ohne sich an Arbeitsstunden zu binden, sie sollen gar keinen Eigennutz besitzen, auch keine persönlichen Ab- oder Zuneigungen, auch keine Glaubens-, Race- und Standesvorurtheile: „das Gute ist nur Eines, also dürfen Nation, Religion, Stand ꝛc. keinen Unterschied machen.“ Die Beamten sollen sich wie Brüder (Maurer) zu einander benehmen und jährlich einander prüfen ꝛc.

und eroberte Regensburg, so daß Oesterreich aufs neue bedroht war. Zugleich schlugen die Hessen und Braunschweiger den General Gronsfeld bei Limburg, und überall begleitete die Waffen der Protestanten Ruhm und Sieg.

Auch das Heer in Schlesien blieb in der Eroberung dieser österreichischen Provinz ungekränkt, denn Wallenstein blieb mit seiner ganzen Macht in Böhmen stehn, und schien sich um die Siege der Protestanten nicht im geringsten zu bekümmern.

Kapitel CCCCIX.

Wallensteins Tod.

Man hat das Betragen des böhmischen Feldherrn sich nie recht enträthseln können. Einige haben es durch eine Verwirrung seines Geistes erklären wollen, da er bei gesundem Verstande entweder mehr oder weniger hätte thun müssen. Er mußte dem Kaiser treu bleiben oder keck und schnell als Verräther auftreten, in dem Augenblick, da die Protestanten, durch den Tod Gustav Adolfs bestürzt gemacht, seine Verrätherei begünstigt haben würden, um dem Kaiser, der jetzt wieder Athem schöpfte, einen neuen Feind entgegen zu stellen. Indeß konnte Wallenstein doch nicht so schnell zu Werke gehn. Er mußte sich erst mit den Protestanten vertragen, und dies hatte eine doppelte Schwierigkeit. Einmal trauten ihm die Protestanten nicht recht, und sodann war es nicht leicht, sein Heer, das eben erst mit der äußersten Wuth gegen die Schweden gestritten, zu diesen überzuführen. Er unterhandelte zwar mit den Sachsen, um mit diesen vereinigt endlich jene Mittelmacht herzustellen, die dem Kaiser und den Schweden zugleich gebieten sollte. Die Sachsen aber trauten ihm nicht, und warfen sich

barkeiten des Kloſterſchmucks, den h. Gefäßen ꝛc. gelöste Summe betrug 10 Millionen Gulden. Aber die Kloſtergeiſtlichkeit ſollte nicht allein beraubt werden, auch die Biſchöfe mußten ihren übergroßen Reichthum fahren laſſen. Kein Biſchof durfte, was ſehr zweckmäßig war, fernerhin mehrere Bisthümer vereinigen, ſondern jede Diöceſe ſollte ihren alleinigen Biſchof haben. Alle ihre bisherigen Güter wurden ihnen entriſſen, es ſollte kein Kirchengut mehr geben, alle Geiſtlichen ſollten nur vom Staat bezahlt werden als Staatsdiener. Der Erzbiſchof bekam 12,000, der Biſchof 6000 Gulden. In Ungarn allein hatten die Biſchöfe ein jährliches Einkommen von mehr als 800,000 Gulden genoſſen, jetzt ſahen ſie es auf weniger als ein Viertheil reducirt.

Es lag ohne Zweifel im Intereſſe der Kirche ſelbſt, daß Reichthümer verringert wurden, deren Genuß faule Bäuche und Miethlinge erzogen hatte, Joſeph II. ſetzte ſich aber mit dem Princip der abendländiſchen Kirche in Widerſpruch, wenn er ſie von ſich aus reformiren und überdies ſeine neue Staatskirche von der Oberherrlichkeit Roms losreißen wollte. Er ging noch weiter, indem er ſich auch in Cultusfragen einmiſchte. Die Kirchen waren ihm zu ſehr überladen mit Altären, Heiligenbildern, Schmuck. All' „ſolches Gezeug" befahl er wegzuräumen, wodurch er einen Volksauflauf in Tirol veranlaßte, denn als die erſte Kirche in Tirol auf die vorgeſchriebene Weiſe ausgeräumt wurde, fiel das Volk über die amtlichen Bilderſtürmer her und ſie retteten kaum ihr Leben. Desgleichen verbot der Kaiſer das Ausſetzen und Küſſen von Reliquien, die Prozeſſionen und Wallfahrten. Nicht überlegend, daß dem fleißigen Bauer und Handwerker Bedürfniß iſt, wenigſtens einmal im Jahr ſich aus ſeiner engen Heimath herauszureißen, um an ſeine höhere Beſtimmung zu denken oder Sünden abzubüßen, und daß das Wallfahren ſogar ſchon zur Heidenzeit eine fromme, zweckmäßige und echt volksthümliche Sitte unſerer Vorfahren geweſen iſt, verbot es Joſeph blos aus dem engherzigen phyſiokratiſchen Grunde, weil dadurch einige Tage Arbeit verloren gingen und Müßiggang und Aberglauben gepflegt würden. In gleicher Weiſe verkannte Joſeph den

Werth der in Deutschland uralten Brüderschaften, indem er sie plötzlich in seinem ganzen Reich unterdrückte. Wieder aus physiokratischer Marotte befahl Joseph, bei Leichenbegängnissen das Holz zum Sarge zu sparen und die Todten nur in einem Sacke zu begraben. Endlich erklärte er die Ehe für ein blos bürgerliches Institut, und sprach der Kirche alles Recht ab, sich in Ehesachen zu mischen. Abermals ein ungeheurer Eingriff in das älteste Recht der christlichen Kirche.

Ein Toleranz-Edict von 1781 sicherte der lutherischen und reformirten Confession eine Duldung zu, wie sie nie vorher unter Haus Habsburg bewilligt worden war. Auch den Juden würden mehr Rechte zugetheilt worden seyn, wenn sie nicht in Galizien als Krebsschaden des unglücklichen Volks erkannt worden wären. Hier, wo sie den Edelmann und Bauer gleich sehr durch ihre Verführungs- und Wucherkünste verderbten, den erstern zur Lüderlichkeit und Verschwendung, den zweiten zu viehischem Branntweingenuß verlockten und dann beiden die Güter abpfändeten und aussogen, sah sich Joseph genöthigt, durch strenge Gesetze die christliche Bevölkerung zu retten, damit sie wenigstens nicht von den Juden wie ein Leichnam von Würmern vollends gefressen würde. Die Juden mußten die verpfändeten Güter herausgeben und Bauernschulden bei einem Juden wurden nur noch anerkannt, wenn sie den geringen Betrag von 5 Gulden (20 polnischen Gulden) nicht überstiegen. Nur die Deisten wurden von der Toleranz ausgeschlossen und mit Stockschlägen bedroht, wenn sie sich öffentlich zu ihrem Glauben bekennen würden. Dieser Glaube war: es gibt nur einen Gott in einer und nicht in drei Personen, die Bibel ist lehrreich, aber nur Menschenwerk, Christus war ein weiser Menschenfreund, aber nur ein Mensch und nicht Gottes Sohn, die auf den Dogmen der Dreieinigkeit und Göttlichkeit Christi oder auf dem Glauben an Maria und die Heiligen beruhenden Sacramente und Ceremonien sind alle zu verwerfen. Dieser Deismus war nun aber doch nichts anderes als die damalige allgemeine Vernunftreligion der Gebildeten, der Rationalismus, der Glaube Rousseaus und aller modernen Schwärmer für die Menschheit, also eigentlich auch Josephs eigener Glaube.

Um die Aufklärung zu befördern, sollten von dem Gelde, welches man durch Aufhebung der Klöster gewann, Schulen errichtet werden, und zwar legte Joseph den größten Werth auf die Volksschulen. Den Gymnasien widmete er weniger Aufmerksamkeit und die Universität zu Wien, an der er aufgeklärte Gelehrte anstellte, konnte doch kaum in den nichtgermanischen Landestheilen Einfluß üben. Josephs großer Plan war, durch die Volksschule mit der Aufklärung zugleich auch die deutsche Sprache in Ungarn, Böhmen, Croatien ꝛc. auszubreiten. Aber gerade der Sprache wegen stieß sein Schulplan auf unübersteigliche Hindernisse, besonders in Ungarn.

Die zahlreichen Edicte, Kirche und Schule betreffend, folgten sich in den Jahren 1781 bis 1785. Gleichzeitig erließ der Kaiser auch eine Menge anderer Gesetze. Ausgehend von der physiokratischen Idee wollte Joseph den Grund und Boden seiner ganzen Monarchie ergiebiger machen für das Volk und für seine Staatscasse. Zu dem erstern Zwecke hob er die bisherige Leibeigenschaft auf, gewährte den Bauern Freizügigkeit und Verheirathung nach eigenem Willen, regelte und mäßigte ihre Frohnen und Abgaben und ernannte eigene Unterthanenagenten, welche verpflichtet waren, darüber zu wachen, daß weder von Seite der adeligen Grundherren noch auch der kaiserlichen Behörden einem armen Unterthan Unrecht widerfahre. — Dem zweiten Zwecke diente die von Joseph angeordnete allgemeine Landesvermessung und Steuerregulirung. Jedes Gut sollte künftig, wem es auch gehöre, lediglich nach seinem Ertragwerth besteuert und dieser daher ausgemittelt werden. Damit fiel die bisherige Steuerfreiheit wie der Kirche, so auch des Adels weg, wodurch begreiflicherweise der Adel gegen den Kaiser eben so erbittert werden mußte, wie es vorher schon die Geistlichkeit war. Uebrigens vergaß der Adel in Ungarn, daß er früher nur deshalb steuerfrei gewesen war, weil er allein den Kriegsdienst bestritten hatte. Sobald der Adel nicht mehr ausschließlich das Kriegsheer darstellte, hatte er auch kein Recht mehr auf Steuerfreiheit. Von besonderer Wichtigkeit war die Auffindung desjenigen Maßstabes, nach welchem künftig der Ertrag jedes Ackers zwischen den Bauern, dem adeligen Grundherrn

und dem Staate getheilt werden sollte. Bisher hatte der Grundherr den besten Theil bekommen, Joseph ließ von 100 Gulden Ertrag dem Bauer selbst 70 Gulden, dem Grundherrn nur 17 Gulden 46 Kreuzer und nahm für den Staat in Anspruch 12 Gulden 14 Kreuzer.

Zugleich wurde das Reich auf eine neue und gleichförmige Weise eingetheilt. Ungarn verlor seine alten Comitate, die heilige Krone Ungarns wurde nach Wien entführt und kein ungarischer Reichstag mehr einberufen. Sogar sich zum König in Ungarn krönen zu lassen, vermied Joseph, weil er dann nach alter Sitte auch die ungarische Verfassung hätte beschwören müssen.

Die Justiz unterwarf Joseph einer wohlthätigen Reform, indem er die alten Grausamkeiten der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. abstellte und volle Gleichheit vor dem Gesetz einführte. Aber seine neuen Strafen, Pranger, Straßenkehren in Ketten, Brandmarkung und Schiffziehen schienen nicht minder grausam, zumal da ihnen auch vornehme Verbrecher unterworfen wurden. Das Schiffziehen konnte kaum der kräftigste Mann aus niedern Ständen aushalten, geschweige ein verzärtelter Sohn der höhern Classen. Ein Fürst Podstatsky-Lichtenstein hatte als lüderlicher Schuldenmacher endlich falsche Banknoten verfertigt. Joseph ließ ihn nach dem neuen Gesetz ohne Gnade öffentlich Gassen kehren und dann Schiffe ziehen, wobei er sich bald den Tod holte. Auch Hofräthe, Offiziere, Grafen und Barone sah man am Pranger oder Gassen kehren. Als sich der Adel beschwerte, wies ihn Joseph mit dem Bemerken ab, adelige Verbrecher sollten nicht blos gleich, sondern härter bestraft werden, wie gemeine, weil der Adel dem übrigen Volke mit gutem Beispiele vorangehen sollte. Der Adel hatte bisher allein den Wiener Prater besuchen dürfen. Joseph öffnete ihn dem gesammten Publikum und ließ an das Thor schreiben: „der Menschheit gewidmet von ihrem Schätzer."

Große Mühe gab sich Joseph auch, den Verwaltungsweg zu vereinfachen, hier stieß er aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Er versuchte es im Reich, den Schlendrian, die Pedanterie und Be-

ſtechlichkeit des Reichskammergerichts und Reichshofraths zu reformiren, gab aber ſein gutes Vorhaben bald wieder auf, weil er nicht Macht genug beſaß, im Reiche mit Gewalt durchzugreifen, wie in ſeinen Erbſtaaten. Allein auch in dieſen letztern war er nicht im Stande, dem Nepotismus und Patronat, den Begünſtigungen Unfähiger und Unwürdiger bei Anſtellungen, den geheimen Beſtechungen und der entſetzlichen Pedanterie des Geſchäftsganges zu ſteuern. Hundertmal klagte er aufs bitterſte, daß ihm ſeine Werkzeuge verſagten. Das Schreibervolk, dem bei ſeinen Mißbräuchen und in ſeiner alten Bequemlichkeit nur allzuwohl war, gehorchte dem Kaiſer nur zum Schein, um unter der Hand alle ſeine Verordnungen zu vernachläſſigen und ſeine guten Abſichten zu hintertreiben. — Unter allen von ihm errichteten Anſtalten hat ſich das Joſephinum, eine mediciniſch-chirurgiſche Militärakademie, und die meiſterhafte Einrichtung des Wiener Spitals der längſten Dauer und Anerkennung zu erfreuen gehabt.

Dies waren, in gedrängtem Umriſſe zur Ueberſicht gebracht, die berühmten Reformen Joſephs II. Derſelbe wurde von ſeinem Bruder Leopold in Toscana gegen den Papſt unterſtützt, obgleich beide Brüder immer ein wenig eiferſüchtig auf einander waren. Leopold war ſchon 1765 nach dem Tode des Vaters Großherzog von Toscana geworden und konnte hier ſelbſtändig regieren, während der ältere Bruder Joſeph noch bis zum Jahre 1780 warten mußte, ehe ſeiner Mutter Tod ihm erlaubte, in Oeſterreich, Böhmen, Ungarn zu thun, was er wollte. Leopold aber hatte von Anfang an mit Joſeph in liberalen Reformen und Bekämpfung der Kirche gewetteifert, ſich daher längſt den Ruhm eines ausgezeichneten Adminiſtrators und eines Muſterfürſten nach den modernen Begriffen der Aufklärung erworben. Indeſſen war er ein zu kleiner Fürſt, um nicht in mäßigen Schranken bleiben zu müſſen. Erſt als Joſeph ſelbſt ſo ſtürmiſch vorging, berief auch Leopold eine Synode ſämmtlicher Biſchöfe von Toscana nach Piſtoja, 1787. Die Beſchlüſſe derſelben waren janſeniſtiſch, ſowohl in Bezug auf die Einſchränkung der päpſtlichen Autorität, als auf die Beſeitigung alles deſſen im Cultus, was unweſentlich ſey, den Reformen Joſephs entſprechend.

6.

Pius VI.

Unter dem Klerus ſeiner Erbſtaaten fand Joſeph den ſtärkſten Widerſtand bei dem ſchon genannten Cardinal Migazzi, Erzbiſchof von Wien, und bei dem Cardinal Grafen Batthyany, Erzbiſchof von Gran in Ungarn, wogegen ihn der Erzbiſchof Hieronymus von Salzburg und die Biſchöfe von Laibach und Königsgrätz unterſtützten. Als Migazzi gegen den Seminardirector Blaarer in Brünn wegen deſſen janſeniſtiſchen Treibens einſchritt, nannte ihn Joſeph in einem Decrete vom 5. Mai 1781 einen „Unruhſtifter und Feind guter Grundſätze," unterwarf Migazzis Prieſterſeminar in Wien ſelbſt einer ſtrengen Unterſuchung und ſetzte Blaarer zum Director deſſelben ein. Damals duldete Joſeph auch die Verbreitung eines ſchändlichen Buches des Hofraths Born, eine Naturgeſchichte der Mönche, worin dieſelben mit Thieren aller Art verglichen waren. — Migazzis beſonnene Vorſtellung ließ Joſeph mit beißenden Noten abdrucken und verbreiten. Eine unglaubliche Tactloſigkeit. Der Papſt ſelbſt wurde nicht viel beſſer behandelt. Er ſtellte dem Kaiſer in einem Schreiben vom 15. Dez. 1781 aufs beweglichſte vor, wie derſelbe die abendländiſche Kirche im tiefſten Grunde erſchüttere, ſie ihres uralten Charakters entkleide und eigentlich vernichte, ſobald er ſie zur Staatskirche mache, gleich der ruſſiſchen. Joſeph antwortete ganz kurz, er werde von ſeinem Rechte Gebrauch machen. Garampi, der päpſtliche Nuntius in Wien, ſtellte dem Fürſten Kaunitz in einem Memoire vom 12. Dez. 1781 vor, zu welchen Folgerungen ſein Syſtem führe. Nach ſeinen Begriffen von Staatsomnipotenz würde jeder proteſtantiſche Fürſt künftig ſeinen katholiſchen Unterthanen die ihnen bisher verbürgten Rechte wieder nehmen können. Wenn Joſeph, der Schirmherr der Kirche, dieſelbe aufgebe, was könne man von andersgläubigen Herren erwarten? Kaunitz antwortete mit der Erklärung, nur durch

der Fürſten Gunſt ſey die Kirche emporgekommen, von den Fürſten hinge es auch ferner ab, was ſie aus der Kirche machen wollten, ausgenommen in Dogmenfragen, in dieſe brauche ſich der Staat nicht zu miſchen.

Papſt Pius VI. faßte den kühnen Entſchluß, ſelbſt nach Wien zu reiſen. Der Kaiſer empfing ihn am 22. März in Neunkirchen und führte ihn in Wien ein unter dem Jubel einer unzählbaren Volksmenge. Nicht nur überall auf dem Wege, ſondern auch in Wien wollte das von allen Seiten und aus fernen Gegenden herbeiſtrömende Landvolk den h. Vater ſehen, und hunderttauſende lagen faſt täglich vor ihm auf den Knieen, um den Segen zu empfangen, den er ihnen mit majeſtätiſcher Würde ertheilte. Man beſorgte eine Hungersnoth in Wien, ſo viel Volk häufte ſich hier an. Der feierlichſte Tag war der, an welchem der Papſt in der Stephanskirche das Hochamt hielt. Er wohnte beim Kaiſer in der Burg und blieb bis zum 22. April in Wien, wohin in dieſen vier Wochen jeden Tag neue Volksmaſſen einſtrömten, wenn andere die Stadt verließen. Der Papſt ſchöpfte aus den aufrichtigen Huldigungen, die er von Millionen Gläubigen empfing, wenigſtens die Hoffnung, es werde dem kirchenfeindlichen Kaiſer nicht gelingen, den Glauben im Volke zu zerſtören.

Die Abſicht, weshalb er nach Wien gekommen war, den Kaiſer zu bekehren, erreichte er nicht. Joſeph ließ ſich gar nicht in perſönliche Erörterungen mit ihm ein und gab ihm durch kleine Kränkungen*) ſeine Verachtung zu erkennen, wenn er ihn auch vor dem Volke mit allem Reſpect behandelte. Als Migazzi anfrug, ob man in Wien bei Ankunft des Papſtes die Glocken läuten dürfe, antwortete der Kaiſer: „Warum nicht? die Glocken ſind ja eure Artillerie.“ Als derſelbe Migazzi aus Anlaß des päpſtlichen Beſuchs ſeinen Diözeſanen einen Ablaß verkündete, ließ Joſeph denſelben durch die Cenſur ſtreichen

*) Die Einladung, in der Hofburg zu wohnen, ſchickte er dem Papſt nach Ferrara durch einen Gardiſten entgegen. Als der Papſt dieſem einen gewelbten Roſenkranz ſchenkte, ſchüttelte der Gardiſt den Kopf, er ſey ein Proteſtant.

(trotz der Preßfreiheit). Pius wünschte den Bischof von Edling zu sehen, der ein warmer Anhänger des Papstes war, Joseph aber schickte den Bischof aus Wien fort, ohne daß er den Papst sehen durfte, und zwang ihn, eine Strafe von 2700 Gulden ans Zuchthaus zu zahlen. Alle Thüren, die zu der Wohnung des Papstes in der Burg von außen führten, wurden vermauert, angeblich, um das Volksgedränge abzuhalten, eigentlich aber, um besser beobachten zu können, wer zum Papste komme. Kaunitz erschien nicht vor Pius, und dieser war schwach genug, dem eiteln Minister den ersten Besuch zu machen. Kaunitz empfing ihn, als ob er krank wäre, in Hauskleidern, und sogar mit bedecktem Haupte. Pius reichte ihm die Hand zum Kuß, Kaunitz aber küßte die Hand nicht, sondern schüttelte sie ihm derb und rief dabei mit seinem Satyrgesicht: „De tout mon coeur! de tout mon coeur!“ Indem er dem Papste seine kostbare Bildergalerie zeigte, schob er ihn, um ihm ein Bild in der rechten Beleuchtung sehen zu lassen, vor demselben auf eine unanständige Art hin und her.*) Zudem hatte die Regierung eine bedeutende Anzahl Flug-

*) Hormayr, ein Verehrer von Kaunitz, schildert diesen berühmten Minister wie folgt: „Freie Luft hat er nie genossen, ja nie vertragen können. Wenn er auch in einigen Sommertagen in drückender Hitze und wenn kein Lüftchen sich regte, in dem an die Staatskanzlei stoßenden Gärtchen auf der Bastei in seinem Armstuhle saß, oder die wenigen Schritte von da aus in die Burg ging, verhielt er den Mund sorgfältig mit einem Tuche. Immer trug er sechs verschiedene Bekleidungen, um sich der Temperatur der ihn umgebenden Luft so viel wie möglich zu nähern. Dazu hingen auch Barometer und Thermometer in seinen Zimmern. In der schriftlichen eigenhändigen Instruction, die er jedem Vorleser gab, ersuchte er dieselben angelegentlich, zwei Worte ja nie in seiner Gegenwart zu nennen: Tod und Blattern (Pocken). Wollte Kaunitz über alles erheben, so hatte er dafür keinen höhern Ausdruck, als: „Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können.“ An und um sich gab er allem, was französisch war, den entschiedensten Vorzug. Wäsche, Kleider, Uhren, Geräthe mußten von Paris seyn, hätten es auch Deutsche dort verfertigt oder gar zuerst hingesendet. Einsmal geschah es ihm, daß seine Lieblingsuhr ganz verwirrt ging, die er vor wenigen Tagen aus Paris hatte kommen lassen. Man rühmte ihm mehrmals und viel den Wiener Uhrmacher Riedel. Nach einem

ſchriften verfertigen und in großer Menge ausſtreuen laſſen, um der Volksbegeiſterung für den Papſt entgegenzuwirken, Pamphlete voll Uebermuth und Hohn gegen die Kirche und voll eines kriechenden Servilismus gegenüber dem Kaiſer. Darin waren Rath Eybel in der Schrift: „Was iſt der Papſt?“ und Rautenſtrauch in der „Vorſtellung an den Papſt“ ſo weit gegangen, daß der gemäßigtere Juriſt Sonnenfels für nöthig fand, in einer Schrift: „Fragment eines Briefes“ den übeln Eindruck derſelben zu verwiſchen und die Geſinnung der Regierung gegen den Papſt als nicht gar ſo gehäſſig erſcheinen zu laſſen.

Uebrigens fand der Papſt in Wien nicht nur an Migazzi und Batthyany, ſondern auch an dem franzöſiſchen Cardinal Bernis und an dem preußiſchen Geſandten Troſt. Frankreich mißbilligte Joſephs Vorgehen, wie überhaupt damals Maurepas nicht mehr wie Choiſeul dachte und das franzöſiſch-öſterreichiſche Bündniß aufgelöst war. Wenn nicht Frankreich ſeit Aufhebung des Jeſuitenordens ſelbſt der Aufklärung verfallen geweſen wäre, würde es von Joſephs Mißgriffen nicht geringen Nutzen haben ziehen können, ſofern es ſich zum Beſchützer des Papſtes und der Rechte der katholiſchen Kirche aufgeworfen hätte. Friedrich der Große ſah dem unvernünftigen Treiben ſeines kaiſerlichen Rivalen in Wien nicht ohne Schadenfreude zu und ſtand mit dem Exjeſuiten Ciofani in beſtändigem Briefwechſel.

Joſeph begleitete ſeinen Gaſt wieder aus Wien hinaus und umarmte ihn zum Abſchied im Kloſter Mariabronn, hob aber zwei Stunden ſpäter das nämliche Kloſter auf, um der Welt zu zeigen, wie wenig er des Papſtes achte und wie wenig derſelbe bei ſeinem Beſuch ausgerichtet habe. Allein Pius richtete doch etwas aus, indem er, über München und Augsburg durch Tirol und Venedig

---

mitleidigen Achſelzucken erlaubte Kaunitz gleichwohl, ihn kommen zu laſſen. Da öffnete Riedel das Uhrwerk und zeigte ihm unter einer verborgenen Feder ſeinen Namen und erzählte ganz umſtändlich, wie er dies Probeſtück nach Paris geſendet habe, die ewigen und grundloſen Klagen über Mangel an Kunſttalent und Künſtlern in Deutſchland, und beſonders in Oeſterreich zu beſchämen.“

heimreisend, überall auf dem Wege die fromme Bevölkerung in unübersehlicher Masse knieen und seinen Segen erflehen sah. In Rom wieder angelangt, erfuhr der Papst mancherlei Tadel, er sey zu schwach gewesen. Er glaubte sich nun doppelt fest benehmen zu müssen, als Joseph, ohne ihn zu fragen, in Visconti einen neuen Erzbischof für Mailand ernannte. Pius weigerte sich, diesen Erzbischof zu bestätigen, und ein förmlicher Bruch zwischen Rom und Wien stand nahe bevor. Nun eilte aber Joseph selbst nach Rom und schlichtete die Sache gütlich. Sein Erzbischof wurde vom Papste bestätigt, auf den Straßen zu Rom aber hörte man das Geschrei: „Viva il nostro Imperatore!“ wodurch dem Papste angedeutet wurde, wenn er einen Anhang im Volke von Wien habe, so nicht minder der Kaiser einen Anhang im römischen Volke. Auch verkehrte Joseph in Rom viel mit dem spanischen Gesandten, zum Beweise, daß Spanien noch immer so gesinnt sey, wie zur Zeit der Jesuitenverfolgung.

In diese Zeit fällt ein furchtbares Naturereigniß, und fromme Seelen erkannten darin, wie einst in dem Erdbeben von Lissabon, ein Zeichen des himmlischen Zornes. In Calabrien nämlich, in einem weiten Landstrich, dessen Mittelpunkt die Stadt Oppido bildete, entstand am 5. Februar 1783 ein pestartiger Gestank und dichter Nebel, die Vögel flatterten ängstlich umher, alle Thiere scheuten. Da plötzlich begann die Erde zu beben und bebte wochen-, monatelang fort und zerstörte nicht nur eine Menge Städte und Dörfer, sondern verschlang ganze Flüsse und Berge oder versetzte sie, so daß Häuser und Gärten eine Meile weit fortgerückt wurden und die Gegenden sich gänzlich änderten. Auch das Meer war in Unruhe, der Abgrund der Scilla bei Messina plötzlich wasserleer und aufgedeckt, der Tag so finster, daß die Schiffe aneinanderstießen. Ein stinkender Nebel bedeckte halb Europa und hatte sich auch über ganz Deutschland verbreitet. Es war, als seyen die alten durch das Kreuz gebändigten Dämonen des Heidenthums in ihrer Tiefe erwacht, um der vom Kreuze weichenden Welt ihre Auferstehung kund zu thun.

Die Obedienz, welche Pius in München bei Karl Theodor gefunden hatte, veranlaßte ihn, dort einen Nuntius zu accreditiren,

lieber nochmals den Schweden in die Arme. Er unterhandelte mit Oxenstierna, und hoffte mit diesem vereinigt die Sachsen unterdrücken zu können; seine Doppelzüngigkeit ward aber entdeckt, und dadurch bei den Sachsen und Schweden zugleich das Mistrauen gegen ihn verstärkt. Die Unterhandlungen wurden zwar immer wieder angeknüpft, aber die kostbare Zeit ging darüber verloren.

Um seine Unthätigkeit zu beschönigen, und zugleich den Protestanten wieder Ernst zu zeigen, that Wallenstein endlich einen Zug in Schlesien, und nahm das kleine schwedische Heer unter dem Grafen Thurn bei Steinau durch Ueberfall gefangen, 1633. In Wien jauchzte man, den alten Aufrührstifter, den Urheber der böhmischen Unruhen als einen Gefangenen einbringen zu sehn; aber Wallenstein schenkte dem Grafen Thurn großmüthig die Freiheit, und entließ ihn wieder zu den Schweden, um bei diesen seine Sache nachdrücklicher zu führen.

Der Kaiser bestürmte seinen Feldherrn mit Bitten, nach Baiern gegen Bernhard von Weimar zu ziehn. Wallenstein ging auch zum Schein an die bairischen Grenzen, kehrte jedoch sogleich wieder um, und bezog zu Pilsen sein Winterlager. Nunmehr konnte der Kaiser nicht länger an Wallensteins Verrathe zweifeln, und nahm seine Maßregeln. Er versuchte zuerst, den Feldherrn zu schwächen, indem er ihm einen Theil seines Heers abforderte, der am Rhein zu den Spaniern stoßen sollte. Zu gleicher Zeit wurde Wallenstein mit Spionen und Verräthern umgeben, zu welcher Rolle mehrere seiner eignen Generale sich hergaben, weil sie entweder eifrig katholisch und kaiserlich gesinnt waren, oder sich einen guten Lohn verdienen wollten. Wallenstein zauderte noch immer, mit dem Kaiser öffentlich zu brechen, weil er, wie man sagt, noch auf die günstige Sternenstunde

welcher die Rechte des Papstes über die deutsche Kirche, die ihm in Oesterreich bestritten wurden, in Bayern wahren sollte, 1785. Joseph verbot sogleich durch ein kaiserliches Decret den Nuntien in Deutschland, irgend eine Gerichtsbarkeit zu üben, womit sich auch die deutschen Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg auf einem Congreß in Ems einverstanden erklärten. Diese Herren wandelte wieder einmal wie im Traum ein gallicanisches Gelüste an, die deutsche Kirche von Rom loszureißen und ihre eigne erzbischöfliche Aristokratie an die Stelle der römischen Monarchie treten zu lassen. Allein es gebrach ihnen an Ernst und Geist, um den Gedanken durchzuführen, und Joseph selbst ließ ihnen die Gewalt nicht, von der sie träumten.

Das Volk verfehlte nicht, sich der Geistlichkeit anzunehmen. In Tirol, wo man den durchreisenden Papst mit Beweisen der Liebe und Ehrfurcht überhäuft hatte, duldete das Volk die Zerstörung der Altäre nicht. In Böhmen, wo Hussiten und Protestanten sich auf den Kaiser stützen zu können glaubten, kam es zu Herausforderungen und blutigen Parteikämpfen. Am wildesten aber war Ungarn aufgeregt, dessen Nationalität und alte Verfassung der Kaiser mit Füßen trat. Zwar schien er das Volk, welches er vom Druck des Adels emancipirte, für sich haben zu müssen, aber dieses rohe Volk mißbrauchte sein Wohlwollen. In Siebenbürgen stand 1784 der wallachische (rumänische) Bauer Horja auf, dessen eigentlicher Name Michael Ursz war, gab sich, mit des Kaisers Bild an goldner Kette vor der Brust für den Beauftragten des Kaisers aus, um das Volk gegen die Edelleute zu bewaffnen, brachte wirklich ein zahlreiches Bauernheer zusammen, plünderte und verbrannte 263 adelige Schlösser und erschlug in wenigen Tagen (im November) 150 Edelleute. Endlich unterlag er dem gegen ihn aufgebotenen Militär und wurde mit seinem Spießgesellen Klotska gerädert, 150 andre nach alter barbarischer Sitte gespießt.

Die äußere Ruhe wurde seitdem in den Erbstaaten erhalten, allein alles blieb in einer fieberhaften Gährung. Klerus, Adel und Bauern leisteten passiven Widerstand. Nur im Beamtenstande und

bei den Bürgerlichen, welche ſchon etwas mehr von der Aufklärung in der deutſchen und franzöſiſchen Literatur verſchmeckt hatten, fand der Kaiſer fanatiſche Anhänger. Dieſe Partei wäre kaum nennenswerth geweſen, wenn nicht der Kaiſer ſie in Schutz genommen hätte. War die Aufklärung ſchon im Preußiſchen und im übrigen deutſchen Reiche geiſtlos und flach genug, ſo gedieh ſie doch zur äußerſten Seichtigkeit und Gemeinheit in Wien. Ihr bewundertſter Vertreter war damals Blumauer, ein eifriger Freimaurer, der zu ſeinen Logen Damen einlud und dieſe „Schweſtern“ in Liedern, die er alle hat drucken laſſen, mit ſüßcandirten Zoten labte und deſſen laſcive Traveſtie des Virgil die Philiſter in und außerhalb Oeſterreich zu wieherndem Gelächter reizte. Neben dieſem wirkte der ſchon genannte Erkapuziner Feßler, ein empfindſamer Schwätzer von widriger Eitelkeit, ſchwacher Nachäffer des Franzoſen Marmontel, der ſächſiſche Ueberläufer von Bretſchneider mit einem „Almanach der Heiligen“ voll der frechſten Verhöhnung des katholiſchen Glaubens, der elende Riedel aus Erfurt, ein platter Nachäffer Wielands, ohne allen Geiſt, den aber Kaunitz zum kaiſerlichen Rath machte. Oeſterreich wurde damals mit den ſchändlichſten Büchern überſchwemmt, worin der alte Glaube auf jede Art verhöhnt und dem Kaiſer Weihrauch geſtreut wurde, aber auch von Gegenſchriften, welche leider meiſt eben ſo leidenſchaftlich und gemein geſchrieben waren. — Ein großes Verderben für Oeſterreich war die von Joſeph verfügte Erlaubniß des Nachdrucks in Oeſterreich. Ein gewiſſer Trattner, k. k. Hofbuchdrucker in Wien, druckte alles nach, was ihm im Modegeſchmack zu ſeyn ſchien, und überſchwemmte Oeſterreich mit ſchlechter Literatur.

7.

Joſephs Demüthigungen.

Unklugerweiſe fing Joſeph, während er ſein eigenes Land ohne Noth in Unruhe verſetzte, auch noch Händel mit dem Ausland an,

denen er nicht gewachsen war, weil es ihm an Allianzen fehlte. Seit 1715 bestand für die österreichischen Niederlande der s. g. Barriéretractat, nach welchem die niederländischen (belgischen) Festungen an der französischen Grenze holländische Besatzungen haben und Oesterreich dafür jährlich eine halbe Million Gulden an Holland zahlen sollte. Diese freundnachbarliche Einrichtung war zu einer Zeit getroffen worden, in welcher sowohl Oesterreich als Holland schwer von Frankreich zu leiden gehabt hatten, und sollte beiden zum künftigen bessern Schutz gegen Frankreich dienen. Jetzt auf einmal hielt Joseph diesen Tractat für schimpflich. Was bedurfte das starke Oesterreich der schwachen Holländer? Factisch war der Tractat bereits aufgehoben, denn der Marschall von Sachsen hatte während seiner glorreichen Feldzüge im Jahre 1745 schon die meisten niederländischen Grenzfestungen schleifen lassen, und sie waren nicht mehr hergestellt worden. Auch lagen in den noch bestehenden Festungen nur noch wenige Holländer, nicht um Schutz gegen Frankreich zu gewähren, sondern um ihre persönliche Zollfreiheit zu einem ausgedehnten Schmuggelhandel zu benutzen. Joseph hatte also vollkommen Recht, wenn er die Holländer, die ihm keine Dienste mehr leisteten, sondern nur schadeten, auch nicht länger jährlich mit einer halben Million bezahlen wollte. Aber er führte eine allzu gebieterische Sprache, wodurch er die Holländer beleidigte, und achtete in seinem gewöhnlichen Leichtsinn auf die verständigen Vorschläge nicht, die sie ihm machen ließen. Sie willigten ein, auf die halbe Million zu verzichten und ihre Truppen aus den Barrièreplätzen, die er schleifen ließ, herauszuziehen, warnten ihn aber, indem sie ihm andeuteten, es wäre besser, er verstärkte jene Grenzfestungen, anstatt sie zu schleifen. Er antwortete, das sey überflüssig, da er mit Frankreich im besten Einvernehmen stehe, was nicht einmal der Fall war. Die erste Nachgiebigkeit Hollands verführte ihn, weiter zu gehen und die Oeffnung der Scheldemündung für den Handel seiner Niederlande zu verlangen. Allerdings litt durch Schließung des Flusses der Handel von Antwerpen ausnehmend. Allein das Unrecht beruhte auf Verträgen, die Joseph wenigstens nicht einseitig abändern konnte. Der geheime

Grund seines Ungestüms war seine noch immer fortbestehende Verabredung mit Karl Theodor, wonach dieser ihm Bayern für die Niederlande geben sollte. Es lag ihm nun viel daran, diese Niederlande, damit sie ein annehmlicherer Kaufpreis würden, von allen lästigen Servituten zu befreien. Die Holländer gaben die Schelde nicht frei und waren der Zustimmung Preußens und Frankreichs dabei versichert. Joseph drohte, die Holländer antworteten, sie würden auf das erste österreichische Schiff schießen, was die Fahrt würde forciren wollen. „Sie werden nicht schießen!" rief Joseph zuversichtlich und ließ ein Schiff ausfahren, aber nach wenigen Tagen meldete ihm Kaunitz, der ihn vergebens gewarnt hatte, mit lakonischer Schadenfreude: „Sie haben geschossen." Die Holländer schossen wirklich (am 8. Oct. 1784), und unter Vermittlung Frankreichs gab der Kaiser nach. In Frankreich war lebhafte Agitation. Graf Mirabeau schrieb gegen Joseph, und selbst Minister Vergennes rieth dem König dringend, den Holländern zu helfen; Marie Antoinette unterlag mit ihren Gegenbestrebungen zu Gunsten ihres Bruders und erhielt nur so viel, daß ihr Gemahl Ludwig XVI. keinen Krieg anfing, sondern vermittelte. Jetzt mußte Joseph nachgeben. Das Uebereilte und Kleinliche seiner Handlungsweise trat noch greller ins Licht, als er jetzt wenigstens Geld von den Holländern verlangte, Anfangs 10 Millionen Gulden, die er sich nachher bis auf die Hälfte abmarkten ließ.

Noch schlechtere Geschäfte sollte er in der Türkei machen. Katharina II. schmeichelte ihm fortwährend mit einer Theilung der Türkei. Es war ihr damit nicht Ernst. Ihre Absicht war, Constantinopel zu erobern, das wiederhergestellte griechische Reich zur Secundogenitur Rußlands zu machen und ihrem zweitgebornen Enkel Constantin zu übergeben. Dieses Kind wurde griechisch gekleidet, bekam griechische Wärter und Lehrer. Man ließ ihn sein künftiges Reich studiren in einer Karte desselben, die mit entsprechenden Symbolen russischer Siege geziert war. Im Jahre 1780 ließ sie eine Medaille prägen, auf der ein Blitzstrahl die große Moschee in Constantinopel zerschmettert und unter dem Namen der Kaiserin pro-

pugnatrix fidei zu lesen ist. Schon 1778 gründete sie am Dniepr, der türkischen Grenzfestung Oczakow ziemlich nahe, die neue Stadt Cherson und ließ über das südliche Thor derselben schreiben: Weg nach Constantinopel. Mit Gewalt wurden russische Unterthanen zusammengetrieben, um die neue Stadt zu erbauen und zu bevölkern und schon in zwei Jahren zählte sie 40,000 Einwohner, aber 20,000 waren bei der Arbeit und am Sumpffieber gestorben. Katharina wollte sich sodann Josephs II. zu ihren Absichten im Orient bedienen und schmeichelte ihm auf alle Art.

Da sich die Türken ganz friedlich verhielten, mußte ein Anlaß zum Kriege vom Zaun gebrochen werden. Potemkin machte den Tatarchan der Krim, Sahim Pascha, zu seinem Werkzeug, hing ihm eine russische Uniform und Orden an, und reizte ihn durch zwei russische Agenten, die ihm beständig zur Seite blieben, Wasilieżki und Constantinof an, die Tatarn zu ärgern, während sie seinen eigenen Bruder Batti bestachen, das Volk gegen ihn aufzuwiegeln. Nun rief er russische Hülfe an, gerade das, was Katharina wollte. Ehe sie jedoch einschritt, versicherte sie sich Oesterreichs. Joseph schrieb ihr „sie möge ihn ganz als einen ihrer Generale ansehen." Sogleich rückte auch schon das nur darauf wartende russische Heer unter General Prosorowski in die Krim ein, 1783. Jetzt erst sammelten auch die Türken eine Streitmacht, aber ehe dieselbe der Krim hatte zu Hülfe kommen können, machten die Russen dort schon ein Ende. Prosorowski überschwemmte die ganze Halbinsel mit seinen Truppen und ließ unbarmherzig die angeblichen Aufrührer mit Weibern und Kindern niedermetzeln, 30,000 an der Zahl, um das Geschlecht dieser tapfern und widerspenstigen Tatarn auszurotten und die Krim mit Colonisten neu zu bevölkern. Unter dem Schrecken der russischen Waffen mußte Sahim sein Chanat an Rußland abtreten und wer von den tatarischen Einwohnern nicht des Todes seyn wollte, mußte Katharina II. als der rechtmäßigen Herrin der Krim huldigen. Die Tatarn am Kuban wollten ihren Stammgenossen in der Krim helfen, wurden aber von einer russischen Streitmacht unter dem wilden General Suwarow unterworfen, der sie gleichfalls seiner Kai-

ferin huldigen ließ. Nun unterwarf sich ihr auch der christliche Fürst von Kachetien, Heraclius, 1784. Die Türken aber regten sich nicht. Bedroht von Oesterreich, im Stich gelassen von Frankreich konnten sie nicht einmal auf England rechnen, welches sie nur gegen Rußland hetzte, ohne ihnen wirksamen Beistand zu versprechen. Frankreichs Anstrengungen gingen nur so weit, um in Verbindung mit Preußen den Kaiser Joseph dahin zu bringen, daß er sich einem weitern Vordringen der Russen widersetzte. Katharina sollte sich mit der Krim und dem Kuban begnügen. Die Kaiserin war nun auch so bescheiden, für jetzt nicht mehr zu verlangen. Die Türken aber, gänzlich entmuthigt durch ihr Alleinstehen, ließen sich zum erstenmal das von Rußland begangene himmelschreiende Unrecht gefallen, rächten den gräßlichen Mord in der Krim nicht, sondern traten der hohnlachenden alten Kaiserin Katharina ohne Schwertstreich in einem neuen Vertrage von 1784 die Krim und Kuban ab. — Da ihr alles so gut gelang, speculirte Katharina damals auch auf Persien, ihre Flotte auf dem caspischen Meere unter Admiral Woinowitsch konnte aber am persischen Ufer nichts ausrichten, 1784.

In dieselbe Zeit fallen neue Thorheiten und Listen der alten Kaiserin. Nach ihres geliebten Lanskoi Tode warf sie sich zwei Unteroffizieren, Yermolof und Momonof, in die Arme*) und stiftete 1785 ein Gastmahl der Toleranz, an welchem Geistliche aller Confessionen einträchtig Theil nehmen mußten. Eine Affectation, durch welche sie dem Zeitgeist, vorzugsweise aber dem toleranten Kaiser Joseph schmeichelte, um ihn desto sicherer in ihr Netz zu ziehen.

Aber erst nach dem Tode Friedrichs II. und der Thronbesteigung seines schwachen Nachfolgers wagte Katharina wieder einen entscheidenden Schritt. Schon im Januar 1787 brach sie mit großem Gefolge auf und fuhr in einem Riesenschlitten, der zum Salon eingerichtet war, mitten durch den russischen Schnee nach der Krim.

*) Charakteristisch ist, daß die gleichfalls altgewordene Fürstin Daschkow, obgleich Todfeindin der Kaiserin, ihr damals doch noch ihren eigenen Sohn zum Liebhaber aufdrängen wollte, was ihr aber nicht gelang.

Große Feuer wärmten und leuchteten längs des Weges. In Kiew empfing sie Stanislaus, der Polenkönig, einst ihr Liebling, den sie aber seit 28 Jahren nicht mehr gesehen hatte, und auf den Potemkin mit Verachtung herunterſah. Dann fuhr sie weiter, überall zwischen Scheindörfern hindurch, welche Potemkin in der Geschwindigkeit hatte anlegen und worin er auch überall prächtiges Vieh zur Schau ausstellen ließ,*) nach Cherſon. Hier erwartete sie, wie verabredet war, Joseph II., und beide ergingen sich mit affectirter Begeisterung in schönen Träumen von der „Wiederherstellung der griechischen Republiken.“ Plötzlich aber erhielt Joseph Nachricht von der Empörung in den Niederlanden und besorgte, Frankreich werde den Niederländern beistehen. Das kühlte seine Luſt, mit den Türken anzubinden, ab. Der Divan war muthlos, aber der preußische Gesandte versprach ihm Oesterreich im Schach zu halten und der englische, Schweden zum Kriege gegen Rußland aufzureizen, auch Polen sollte aufgeregt werden und schließlich machte man ihm Hoffnung auf Hülfe von Frankreich. Das gab dem Sultan Muth und er ließ den russischen Gesandten in Constantinopel, Bulgakow, in die sieben Thürme werfen. Schweden kündigte Rußland den Krieg an und Polen wagte, das bisherige Joch Rußlands wenigstens abzuschütteln, ohne jedoch Krieg anzufangen. Aber Frankreich, in seinen Finanzen zerrüttet und unter dem friedliebenden König Ludwig XVI., wagte keinen Krieg und England und Preußen blieben nur auf der Lauer, hetzten nur die Türken und halfen ihnen nicht.

So geschah alles nach Potemkins Wunsch, der sogleich mit Heeresmacht vorging. Den ersten blutigen Kampf bestand General Suwarow in der Erstürmung des Forts Kinburn in der Krim, gegenüber von Oczakow. Dann kam Potemkin selbst und eroberte auch Oczakow nach heftiger Gegenwehr. Beim Sturme verloren die Russen 12,000 Mann, schlachteten aber in der Festung alles ab,

*) Die Decorationen, das geputzte Landvolk und das Vieh wurden über Nacht auf Schlitten rasch weitergeschafft und auf einer neuen Station wieder ausgestellt.

was da lebte, 25,000 Menschen, 1788. Von da an zögerte Potemkin und wollte erst abwarten, wie sich die Türken mit den Oesterreichern herumschlagen würden, um nachher, wenn sie recht geschwächt wären, mit seinen geschonten Truppen über sie herzufallen. Joseph, der sich vor Preußen keineswegs scheute, sondern ein großes Heer gerüstet hatte und, Lascy zur Seite, dasselbe in Person anführte, mußte wirklich den Hauptstoß der türkischen Macht aushalten. Da er nicht so viel Menschen opfern wollte, wie Potemkin, mißlangen ihm auch die Belagerungen, sowohl von Chozym, als von Belgrad und er verlor in den heißen Monaten durch die Sumpfluft der Umgegend eine Menge Volk; 20,000 Oesterreicher lagen in den Spitälern, der Kaiser selbst wurde kränklich. Nur auf den Vorposten geschahen rühmliche Thaten, Lieutenant Lopresti behauptete einen engen Donaupaß bei Semendria mit nur 28 Mann gegen 4000 Türken, bis er mit allen seinen Leuten umkam, und am Bassa Baza schlugen 4000 Kaiserliche 10,000 Türken zurück. Der österreichischen Hauptarmee vor Belgrad bemeisterte sich ein böser Geist der Unzufriedenheit. Zwar erschien noch Laudon, der aber eben so wenig ausrichtete. Die Türken drangen vor und schlugen die österreichische Vorhut. Joseph mußte eine Stellung bei Karansebes beziehen, hier im Lager aber brach in der Nacht des 20. September ein panischer Schrecken aus. Einige lüderliche Freibeuter, welche Händel mit Soldaten bekommen hatten, wollten sich rächen und rannten ins Lager mit dem Geschrei: Turci, Turci! Nun fuhr alles auf und durcheinander, die Trainknechte und sogar die Artilleristen schnitten die Stränge durch und jagten mit den Pferden davon, Gepäck und Kanonen stehen lassend. Die Soldaten schossen im Dunkeln blind auf einander los und die Verwirrung war so ungeheuer, daß der Kaiser selbst, der sich zu Pferde gesetzt hatte, von seinem Gefolge getrennt wurde. Die Türken wußten indeß nichts davon und benutzten die Verfahrenheit im kaiserlichen Lager nicht. Da nun der Herzog Franz Josias von Coburg im Herbst noch die Festung Chocżym nahm, standen die Sachen nicht so ganz schlimm, als man die Winterquartiere bezog.

Damals trat das kleine Volk von Montenegro zum erstenmal in die europäische Politik ein und gleich auf eine sehr charakteristische Weise. Montenegro (das schwarze Gebirge) liegt hoch über dem adriatischen Meere im Norden von Scutari und Osten von Cattaro und ist bewohnt von einem slavischen Stamme, der von seinen unzugänglichen Bergschluchten aus Viehzucht und Räuberei treibt. Die Montenegriner boten Oesterreich ihre Hülfe an, um Geld zu erhaschen, und kaum hatten sie das, so erschlugen sie die österreichischen Agenten. — Im Frühjahr 1789 starb der Sultan Abdul Hamid und sein Nachfolger Selim III. ließ durch den Großvezier Kustschuk-Hassan die Rüstungen verdoppeln. Laudon nahm die Festung Berbir, aber das österreichische Hauptheer wurde aufs neue von Krankheiten befallen und kam nicht weiter als wieder bis vor Belgrad, welches Laudon abermals belagerte und im Herbst auch eroberte. Coburg unterdeß schloß sich mit seinem abgesonderten Corps in der Moldau an ein russisches Corps unter Suwarow an und beide operirten glücklich gegen die Wallachei, indem sie 30,000 Türken bei Fokschan schlugen. Als sie aber in die Wallachei kamen, stießen sie, nur 24,000 Mann stark, auf das türkische Hauptheer von 100,000 Mann, am Rimnik. Coburg rieth zum Rückzug, aber Suwarow griff nach seiner Weise keck die Türken an und brachte ihnen eine entsetzliche Niederlage bei, wovon er den Ehrennamen Rimnikski empfing. Die Türken verloren hier 77 Kanonen und 100 Fahnen. Darauf fielen rasch hinter einander die türkischen Festungen Ackjerman und Bender.

Wie die Armee, so war auch das Volk in Oesterreich tief verstimmt und mit dem Türkenkriege unzufrieden. Im Jahre 1789 versammelte sich eine Menge Land- und Stadtvolk vor der Wiener Burg, in die Joseph aus dem Felde zurückgekehrt war, und verlangte Nachlaß der Kriegssteuer; Joseph vertheidigte sich, alle müßten an der Last des Staats mittragen. Da rief ihm das Volk zu: Friede, Friede, Friede! und räumte den Platz in tiefer Trauer. Diese Resignation aber verwandelte sich in Trotz, als die Niederländer ungestraft das Beispiel offener Empörung gaben.

8.

Die Brabanter Unruhen.

Die österreichischen Niederlande, von den übrigen Erblanden getrennt, hatten immer eine besondere Verwaltung und einen Statthalter gehabt, gewöhnlich einen Prinzen des Hauses. Damals war es Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, ein Sohn Augusts III. von Polen, vermählt mit Christine, einer Tochter Maria Theresias, ein wohlwollender Herr, der sich sonst aber durch nichts auszeichnete, als durch die Erbauung des Lustschlosses Laaken. Die Bevölkerung war seit den Religionskriegen im Gegensatz gegen das calvinistische Holland streng katholisch, der damalige erste Geistliche des Landes, Cardinal von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, und der päpstliche Nuntius Zondadari beobachteten äußerst wachsam Josephs Vorgehen. Als nun dieser, anfangs ebenfalls etwas vorsichtig, erst 1786 Seminare in Löwen und Luxemburg eröffnen ließ, in welchen die künftigen Geistlichen unter der Aufsicht des Staats und nicht mehr der Kirche herangebildet werden sollten, blieben alle Schüler aus, die Seminarien standen leer ein von Joseph angestellter Professor, Namens Stöger, wurde in Löwen mißhandelt, der kaiserliche Commissar Leclerc verjagt. Hierauf befahl Joseph dem Nuntius, die Niederlande augenblicklich zu verlassen, und dem Cardinal, nach Wien zu kommen und sich zu verantworten. Aber der Widerstand dehnte sich bald weiter aus. Im Januar 1787 hob Joseph eigenmächtig die alte Eintheilung der Niederlande auf und schuf neue Gouvernements. Dagegen erhoben sich die Stände von Brabant und verweigerten die Steuern, am 27. April.

Im Volk begann der Brüsseler Advokat van der Noot die geheime Fortleitung des Aufstandes zu übernehmen. Schon bildeten sich Bürgersoldaten und trug man die dreifarbige Brabanter Kokarde. Wie die kirchlichen Neuerungen, so wurden auch die gerichtlichen

harrte, und weil er seiner Sache noch nicht ganz gewiß war. Doch von der Gefahr gedrängt, ließ er seine treusten Anhänger im Heer einen Versuch machen, die sämmtlichen Offiziere des Heeres für seinen Plan zu gewinnen. Die Armee war sonderbar genug zwischen dem Kaiser und Wallenstein gestellt. Sie konnte nicht ganz des Kaisers seyn, ohne an Wallenstein zum Verräther zu werden, weil dieser allein vertragsmäßig sie befehligte. Sie durfte jedoch auch nicht Wallenstein folgen, ohne den Kaiser zu verrathen. Hier arbeiteten Gallas und Piccolomini für den Kaiser, dort Illo, Terzky, Kinsky für Wallenstein. Beide Partheien waren Verräther. Die kaiserlich-jesuitische Parthei behielt die Oberhand, weil sie theils schlauer war, theils die Mittel des religiösen Fanatismus beim Soldaten anschlagen ließ. Piccolomini, dem Wallenstein blind vertraute, that grade das Gegentheil von dem, was der Feldherr ihm aufgetragen, und lockte die Truppen auf des Kaisers Seite. Gallas trat im rechten Augenblick mit einem kaiserlichen Befehl hervor, worin das ganze Heer aufgefordert wurde, den verrätherischen Wallenstein zu verlassen, und fortan Gallas als Oberfeldherrn zu gehorchen. Die Soldaten hörten jetzt, Wallenstein habe mit den Ketzern sich verbunden, und wolle sie selbst den Schweden in die Hände liefern; dies empörte die treuen Katholiken. Sie hörten aber auch, der gewaltige Feldherr sei jetzt abgesetzt, ein armer flüchtiger Mann, der bei den Feinden Hülfe suchen müsse; dies gefiel den Abentheurern, dem liederlichen Soldatenpöbel nicht, der nur nach Beute lechzte. So wurde Wallenstein verlassen, und mußte sich flüchten, wenn er nicht in Gallas Hände fallen wollte. Nur wenige treue Generale und die Terzkyschen Haufen folgten ihm. Prag huldigte dem Kaiser. Es blieb Wallenstein nichts übrig, als nach Eger zu fliehn, um in dieser

abgethan, die neuen von Joseph ernannten Richter fortgejagt, die alten wieder eingesetzt.

Joseph entschloß sich zur Vorsicht, um wenigstens einstweilen die Ruhe in den Niederlanden zu erhalten, weil er den Türkenkrieg beginnen wollte. Er empfing daher die Abgeordneten der niederländischen Stände gnädig und sagte ihnen zu, daß alles auf den alten Fuß gesetzt werden sollte; nur die Steuern verlangte er und behielt sich wegen der Seminare noch seine Entschließung vor. Der verhaßte Gast Belgiojoso wurde entfernt. Nun sollte aber auch die Brabanter Kokarde abgelegt und das Volk entwaffnet werden. Dagegen sträubte es sich in Brüssel und der dort commandirende österreichische General Murray sah sich genöthigt, auf das Volk schießen zu lassen, am 20. October. Hierauf befahl Joseph am 15. Januar 1788 die beiden Seminare wieder zu eröffnen, obgleich er wissen konnte, daß dieser Befehl den Aufruhr neu entzünden würde. Auch empörten sich die Studenten sogleich und mißhandelten einen der josephinischen Professoren. Joseph schickte einen Civil- und einen Militärgouverneur nach Brüssel, den Grafen von Trautmansdorf und den General d'Alton, welche sein Ansehen aufrecht erhalten sollten, unglücklicherweise aber nicht einig waren, der erstere zur Milde, der andere zur Strenge geneigt. Die Seminare wurden eröffnet, aber es fand sich wieder kein einziger Student ein. Am 22. Januar tumultuirte das immer unruhiger gewordene Volk und d'Alton mußte wieder schießen lassen. Auch in andern Städten beging das Volk Excesse und Trautmansdorf suchte es wieder zu versöhnen durch Strafloserklärung aller derer, welche d'Alton arretiren ließ. Die Aufregung hörte unter diesen Umständen nicht auf und am 21. November verweigerte der dritte Stand (die Bürgerlichen) dem Kaiser schon wieder die Steuern. Adel und Klerus wollten sie bewilligen, der Widerspruch der Bürger aber vereitelte ihre Absicht.

Nun erst gerieth Joseph in Zorn, widerrief alle seine frühern Concessionen, erkannte die alte Verfassung selbst nicht mehr an und befahl im Januar 1789 dem Militärgouverneur, mit größter Strenge einzuschreiten. Aber der Kaiser war tief in den Türkenkrieg ver-

wickelt, d'Alton hatte zu wenig Truppen und Trautmansdorf gab wieder in allem nach, wodurch er Josephs Autorität vollends zerstörte, ohne die Herzen zu versöhnen. In demselben Jahre 1789 begann in Frankreich die große Revolution ihre ersten Erschütterungen, was auch die Aufregung in den benachbarten Niederlanden verstärkte. Räuberische Banden beunruhigten die Grenzen und in den Städten wurde der Pöbel immer wilder.

Damals ging van der Noot nach dem Haag und unterhandelte mit van de Spiegel, dem Großpensionar von Holland, dem er eine Verschmelzung Belgiens mit Holland anbot, der ihn aber zunächst an Herzberg, den preußischen Minister, den alten Todfeind Oesterreichs, verwies. Van der Noot ging nach Berlin und wurde enthusiastisch empfangen. General von Schlieffen, preußischer Gouverneur der Festung Wesel, wurde sogleich nach dem Haag geschickt, um mit der Prinzessin Erbstatthalterin Wilhelmine das Weitere abzukarten. Diese Dame interessirte sich lebhaft für die belgischen Aufrührer, die sofort auf holländischem Boden zu Breda ein Revolutionscomité niedersetzten und Freiwillige warben. Während dies alles von der ständischen oder klerikalen Partei aus an den Grenzen veranstaltet wurde, bildete sich im Innern der Niederlande eine neue Partei, an deren Spitze der Advokat Vonck stand, weshalb sie die Vonckisten hießen. Sie waren reine Demokraten, dasselbe, was die Jakobiner, weshalb sie auch ihre Hoffnung nicht wie van der Noot auf Preußen, Holland und England, sondern vielmehr auf Frankreich setzten. Da sie aber noch zu schwach waren, um in den Niederlanden selbst gegen die Oesterreicher den Kampf zu beginnen, etablirten sie ihr revolutionäres Comité zu Hasselt im Lüttichschen, von wo damals gerade der Bischof vertrieben worden war, und warben gleichfalls Freiwillige.

Breda hatte mehr Mittel, deshalb zog von hier aus am 24. October 1789 die erste belgische Revolutionsarmee unter van der Mersch über die Grenze, um die Oesterreicher aus den Niederlanden zu vertreiben. Ueberall zeigte sich Widerspenstigkeit unter den Truppen selbst. In allen großen Städten Flanderns wurden

die kleinen österreichischen Besatzungen verjagt. Der Statthalter Herzog Albrecht glaubte sich nicht mehr sicher und floh, im November. Am 10. Dezember bestand d'Alton noch einen harten Kampf in Brüssel und ließ ohne Schonung unter das Volk schießen; da er aber zu wenig Truppen hatte, indem 500 Mann seines Corps zum Volk übergingen, sah er sich genöthigt, um freien Abzug zu capituliren, und am 14. hielt van der Mersch seinen Triumpheinzug in Brüssel. Die Stände traten zusammen und beschworen schon am 31. Dezember die neue Verfassung der unirten belgischen Provinzen. Die Oesterreicher besaßen nichts mehr in den Niederlanden, außer die Festung Luxemburg, welche General Bender noch behauptete.

Im höchsten Grade unzufrieden über den Undank, mit dem der Kaiser ihre heroische Aufopferung für seine Mutter im Jahre 1741 vergessen hatte, über die verhaßten josephinischen Neuerungen und über den erfolglosen Türkenkrieg, der so viel Opfer kostete, wurden die Ungarn durch das Beispiel der Niederländer angefeuert, auch ihrerseits dem kranken, todtmatten Kaiser zuzusetzen. Das Schrecklichste für ihn war aber in jener Zeit die drohende Erhebung Preußens. Nachdem diese Macht nur allzulange gezaudert hatte, um Schweden und die Türkei gegen Rußland zu unterstützen, ließ sie durch den preußischen Gesandten von Buchholz in Warschau im Laufe des Jahres 1789 mächtig gegen Rußland operiren. Dem Könige Stanislaus wurde kräftige Hülfe gegen Rußland angeboten, die polnischen Patrioten wurden ermächtigt, eine Revision der Verfassung vorzunehmen und die Entfernung der russischen Truppen aus Polen, wo sie bequeme Magazine anlegten, zu fordern. Am 31. Januar 1790 schloß König Friedrich Wilhelm II. von Preußen ein Bündniß mit dem Sultan ab und ließ eine Armee an die österreichische und polnische Grenze rücken. Das änderte die ganze Sachlage. Potemkin konnte fortan nur noch defensiv in der Moldau verfahren und mußte den Kern seines Heeres zur Beobachtung Polens verwenden, und auch Joseph konnte in der Wallachei nur noch vertheidigungsweise Krieg führen und mußte schnell eine Armee nach Böhmen werfen.

Die Gefahr, in einen neuen Krieg mit Preußen verwickelt zu werden, das geringe Vertrauen zu dem eigennützigen und hoffärtigen ruſſiſchen Alliirten, der Abfall der Niederlande, die Forderungen der Ungarn, die Gährung in allen Provinzen, die Mißſtimmung der Armee, der ringsum lauernde Aufruhr wirkten ſo überwältigend auf das Gemüth des kranken Kaiſers, daß er, in völlige Muthloſigkeit verſinkend, alles bewilligte, was man von ihm verlangte, und ſeine Reformen eben ſo kleinmüthig wieder zurücknahm, als er ſie prahleriſch verkündigt hatte. Vor allem beruhigte er die Ungarn durch ein merkwürdiges Manifeſt, welches die vollkommene Herſtellung alles Alten, auch der alten Mißbräuche verkündete. In gleicher Weiſe tröſtete er die Tiroler. Aber er konnte es nicht aushalten, ſo ohnmächtig nachgeben zu müſſen. Sein Herz war gebrochen. Sein Stolz überlebte den Schimpf nicht, alle ſeine großartigen Pläne für die Menſchheit vereitelt zu ſehen. „Ich ſterbe," rief er, „ich müßte von Holz ſeyn, wenn ich nicht ſtürbe." Und ſo ſtarb er wirklich am 20. Februar 1790.

9.

Leopold II.

Da Joſeph keine Kinder hinterließ, folgte ihm ſein Bruder von Toscana als Leopold II. nach. Dieſer Fürſt, welcher ſelbſt mit Joſeph in Reformen gewetteifert hatte, war durch das Unglück ſeines Bruders hinlänglich gewitzigt und beeilte ſich, durch fortgeſetzte Conceſſionen im Innern der Monarchie die Ruhe herzuſtellen und auch von der verkehrten Politik Joſephs, namentlich in Bezug auf die Ruſſenfreundlichkeit abzugehen. Da er nur zwei Jahre regierte und beſtändig von Sorgen umdrängt war, macht es ihm große Ehre, daß er beſonnen genug blieb, um bei der Wiederherſtellung der alten vorjoſephiniſchen Zuſtände doch im Einzelnen viel Gutes von den Reformen Joſephs beizubehalten, namentlich die Erleichte-

rung der böhmischen Bauern hinsichtlich ihrer Grundlasten, die Milderung der harten Criminalgesetze, die Pflege der Schulen ꝛc. Dagegen führte er eine bisher unbekannte Strenge der Polizei und insbesondere zum erstenmale die geheime Polizei ein, in der guten Absicht, im Stillen Böses zu verhüten, und im Gegensatz gegen die allzu lärmende Regierungsweise Josephs. Um überall die Zustimmung der Stände zu erlangen, hielt er in Ungarn, Böhmen, Siebenbürgen, Oesterreich, Tirol ꝛc. Landtage ab. Toscana gab er seinem zweitgeborenen Sohne Ferdinand.

In wenig Wochen war ganz Oesterreich beruhigt und mit seinem Kaiser wieder einverstanden. Nur die Niederlande beharrten in ihrem Trotze. Leopold bot ihnen Versöhnung an, da sie sich aber durch die Hoffnung auf preußischen Schutz bethören ließen, in ihrem Widerstande zu beharren, wartete Leopold mit vieler Ruhe und Klugheit, bis er sich mit Preußen verständigt haben würde, um dann erst sich in Frankfurt zum Kaiser krönen zu lassen und die Niederlande zu unterwerfen.

Vor allem mußte er mit den Türken abgefunden seyn. Der Türkenkrieg wurde im Jahre 1790 nur noch lahm fortgeführt. Die Oesterreicher unter Prinz Coburg nahmen Orsowa und schlugen einige Angriffe der Türken an der serbischen und croatischen Grenze zurück. Dann eroberten sie noch Giurgewo in der Wallachei, und ihr General Clerfait schlug ein türkisches Corps bei Calafat, gegenüber von Widdin. — Die Russen zeigten etwas mehr Energie. Potemkin beobachtete zwar nur Polen, aber Bibikof operirte mit Glück gegen die Tatarn und Tscherkessen, schlug den Seraskier Baital Pascha am Kuban am 11. Oct., und eroberte später Anapa, während der russische Admiral Utschakof eine türkische Flotte auf dem schwarzen Meere zerstörte. Dagegen unterlag wieder eine russische Flotte den Türken im Archipel bei der Insel Andros. Nun aber wurde vermittelt. Sobald Kaiser Joseph die Augen zugedrückt hatte, trachtete Leopold von dem Bündniß mit Rußland loszukommen, und änderte damit die ganze Front seiner Politik. Sobald Oesterreich nicht mehr zu Rußland hielt, konnte sich Preußen mit

ihm aussöhnen. Die Unterhandlungen zwischen den beiden Großmächten wurden zu Reichenbach eröffnet. Herzberg gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen König im alten Haß gegen Oesterreich zu bestärken, aber Bischofswerder trug mit der entgegengesetzten, offenbar vernünftigeren Politik den Sieg davon. Oesterreich und Preußen reichten sich die Hand der Versöhnung am 27. Juni 1790 in dem Vertrage von Reichenbach, in welchem Oesterreich sich verpflichtete, den Türken alles, was es erobert hatte, zurückzugeben, und in Verbindung mit Preußen auch Rußland zu zwingen, dasselbe zu thun und auch seine türkischen Eroberungen wieder fahren zu lassen.

Das war durchaus nicht nach Potemkins Geschmack, welcher vielmehr den Krieg mit allem Feuer erneuerte. Er befahl im Winter dem wilden Suwarow, die starke Festung Ismaël zu stürmen, und zwar „binnen drei Tagen." Suwarow vollzog den Befehl, verlor beim Sturme 15,000 Mann, ließ aber auch alle Einwohner, 35,000 Menschen, über die Klinge springen, am 22. Dez. 1790. Im folgenden Jahre nahm Fürst Galiczin Matschin an der Donau. Der Großvezier Jussuf rückte mit Heeresmacht heran, um diesen Punkt wiederzuerobern, aber General Kutusow schlug seinen Vortrab und General Repnin ihn selbst in einer blutigen Schlacht bei Matschin am 10. Juli 1791. Allein Potemkin erkrankte am Fieber und starb, erst 55 Jahre alt, auf einem Landhause bei Jassy, am 15. Oct., nachdem er noch unmittelbar vorher wie ein Vielfraß gegessen hatte. Er hinterließ 52 Millionen Rubel,*) der alten Kaiserin aber war er beinahe unersetzlich. Jetzt erst, da sie ihn nicht mehr hatte, bequemte sie sich, den österreichisch-preußischen Forderungen nachzugeben, und die Türken bekamen Ruhe. Zu Szistow am 4. Aug. 1791 schloß Oesterreich, zu Jassy am 9. Jan. 1792 auch Rußland mit ihnen Frieden, und letzteres behielt nur Oczakow.

Nach seiner Aussöhnung mit Preußen wurde Leopold II. ohne

---

*) Als ihm jemand einmal vorschlug, er solle sich eine große Bibliothek einrichten lassen, führte er ihn in ein Zimmer mit lauter Fächern und Kapseln, die mit Banknoten vollgepfropft waren und sagte: das ist meine Bibliothek!

Anſtand in Frankfurt a. M. zum Kaiſer gewählt und daſelbſt am 9. Oct. 1790 feierlich gekrönt. Eben ſo ruhig konnte er jetzt die Pacification der Niederlande vornehmen.

Schon gleich nach ſeinem Regierungsantritt hatte Leopold den Niederlanden nicht nur die Wiederherſtellung aller ihrer alten Rechte, ſondern auch noch mehr Vorrechte angeboten, z. B. es ſollte nie ein Ausländer Gouverneur werden, die niederländiſchen Truppen ſollten nie außerhalb der Niederlande verwendet werden ꝛc. Aber die Stände ſchlugen dieſe annehmlichen Anträge aus, weil van der Noot ſich zu tief in die preußiſche Politik verſtrickt und dieſe ſich damals noch nicht mit der öſterreichiſchen ausgeglichen hatte. Auch hatte die Unabhängigkeit erkämpft zu haben, für viele Niederländer einen Reiz, wie für die Nordamerikaner. Der Einfluß Preußens gibt ſich in der Ernennung des preußiſchen Generals von Schönfeld zum Generaliſſimus der belgiſchen Armee zu erkennen. Van der Noot ſtellte dieſen neuen Feldherrn dem van der Merſch gegenüber, welcher ſich zu den Vonckiſten neigte. Doch konnte Belgien von der befreundeten Diplomatie nicht mehr als den am 9. Jan. 1790 zu Berlin zwiſchen Preußen, Holland und England abgeſchloſſenen Vertrag erlangen, nach welchem ſich dieſe Mächte zwar verpflichteten, die Stände der vereinigten niederländiſchen Provinzen in ihren alten Privilegien zu ſchützen, nicht aber ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, falls der Kaiſer ſelbſt ihnen dieſe Privilegien zurückgäbe. Sollte aber der Kaiſer das letztere nicht thun und ſie völlig unterjochen wollen, alsdann würden ſie die Unabhängigkeit der Niederlande vielleicht, d. h. wenn ihnen deren neue Staatsform convenirte, anerkennen.

Während dieſer Ungewißheit der Dinge fielen die Anhänger van der Noots und Voncks in Brüſſel über einander her. Am 9. März gerieth der erſtere unter die Freiwilligen des letztern und rettete kaum ſein Leben, indem er ihnen alles bewilligte, aber am 16. hatte er ſeinen eigenen Anhang bewaffnet, und Vonck und ſein Parteigänger Walkiers mußten flüchten. Damals erklärte ſich van der Merſch in Namur mit allen ſeinen Offizieren gegen den Con-

greß und machte Miene, ſich zum Dictator aufzuwerfen, zeigte ſich aber feig, als Schönfeld raſch am 6. April vor Namur rückte. Zwar zog ihm Merſch entgegen, und zwei kleine Revolutionsarmeen ſtanden ſich in Schlachtordnung gegenüber. Nach einigen Unterhandlungen aber gab van der Merſch nach und zog mit Schönfeld vereint wieder in Namur ein, wo das Volk gegen die Vonckiſten aufſtand und Merſch ſich nur retten konnte, indem er nach Brüſſel ging, um dem Congreß Rechenſchaft abzulegen. Dieſer aber ließ ihn verhaften und in der Citadelle von Antwerpen ſchlecht behandeln, ſo daß er den Oeſterreichern erſt ſeine Befreiung verdankte.

Unterdeß ſtand Leopold II. bereits mit Preußen in Unterhandlung und ſchickte Truppen nach Luxemburg, von wo aus Bender bereits im Mai 15,000 Mann gegen Namur vorrücken ließ. Schönfeld erlitt am 24. Mai in der Nähe dieſer Stadt eine Niederlage, die Oeſterreicher zauderten aber noch, ehe ſie weiter vorrückten, weil ſie noch nicht zahlreich genug waren und das Ergebniß des Reichenbacher Congreſſes abwarteten. Leopold hoffte, wenn der Congreß in Brüſſel erſt überzeugt ſeyn werde, daß er auf Hülfe von Preußen vergeblich warte, werde ſich derſelbe unterwerfen und Blutvergießen vermieden werden. Aber der Congreß befand ſich bei aller Geneigtheit zum Nachgeben unter dem Druck des Pöbels von Brüſſel, der die Verſammlung wie gefangen hielt und in wahnſinniger Wuth kein Nachgeben duldete, indem er ohne Zweifel von der Revolutionspartei in Frankreich aufgehetzt war. In Paris verhandelte man damals lebhaft über die Niederlande, aber noch herrſchte die gemäßigte conſtitutionelle Partei, und die Demokraten oder Jakobiner konnten einen Krieg für die Belgier gegen Oeſterreich noch nicht durchſetzen. Leopold wartete mit kluger Langmuth bis in den Herbſt. Der Congreß ſuchte den letzten Rath bei Holland, dieſer aber ging dahin, er ſolle nachgeben. Da am 21. November proclamirte der Congreß in ſeiner höchſten Noth den jungen Erzherzog Karl, zweiten Sohn des Kaiſers, zum Erbgroßherzog der Niederlande, nicht etwa in der Meinung, der Kaiſer werde ſich dieſe Wahl gefallen laſſen, ſondern einzig in der Hoffnung, der Pöbel werde ſich damit, weil doch

wenigſtens die Selbſtändigkeit der Niederlande gewahrt worden ſey, beruhigen. Es kam der Mehrheit der Congreßmitglieder einzig nur noch darauf an, dem Pöbel zu entrinnen und mit heiler Haut davon zu kommen.

Jetzt erſt rückte Marſchall Bender mit dem öſterreichiſchen Heere vor. Schönfeld hatte ohnehin nach dem Congreß von Reichenbach ſeine Rolle ausgeſpielt, halb zögern, ſo lange er konnte, und löste endlich ſeine Truppen auf. Ein anderes kleines Revolutionsheer unter dem Engländer Köhler floh nach Brüſſel, wo es mit dem Pöbel vermiſcht zu plündern anfing, während van der Noot entfloh, am 1. December. Alle Ordnung hörte auf, bis am 12. Bender den neu ernannten Statthalter des Kaiſers, Grafen Mercy d'Argenteau, in Brüſſel einführte. Damit wurde alles wieder auf den alten Fuß geſtellt, wie vor Joſeph.

Allein die Unruhen hörten damit noch nicht auf. Noch unter den Augen der öſterreichiſchen Beſatzung wagten die Vonckiſten in Brüſſel, indem ſie ſich für eifrige Legitimiſten ausgaben, Straßenauflaufe gegen die klerikale Partei, am 2. Juni 1791. Die Stände von Brabant weigerten noch einmal die Subſidien und unterſtützten die geflüchteten Patrioten. Ein Charoſt Graf von Bethune gab ſich für einen Nachkommen der alten Grafen von Flandern aus und fand unter dem aufgeregten Volk einigen Anhang. In der Nacht auf den 16. Januar 1792 war ein allgemeiner Aufſtand in Brüſſel, Mord des Gouverneurs ꝛc. angezettelt, wurde aber verhütet. Von Frankreich her wurde das Volk unaufhörlich erhitzt und in dem Maaß, wie dort die revolutionäre Fluth anwuchs, auch die öſterreichiſche Herrſchaft in den Niederlanden immer mehr bedroht.

Eine kleine Epiſode bildeten die Händel in Lüttich. Hier hatten ſich die Landſtände gegen den Fürſtbiſchof Conſtantin Franz empört, weil er die reichen Einkünfte der Spielhölle, die er in dem Bade Spaa hatte errichten laſſen (ein Biſchof!), für ſich allein behielt. Nach langen Händeln und vergeblichen Beſchwerden beim Reichskammergericht erhob ſich das Volk am 17. Auguſt und jagte den Biſchof davon. Nun dauerte es wieder lange, bis von Reichs-

wegen preußiſche Truppen die Execution in Lüttich vollziehen ſollten. Preußen ſchonte aber die Stadt, weil der Biſchof wirklich im Unrecht war, und zog ſeine Truppen zurück. Leopold II. ſchickte nun Oeſterreicher, welche die Ordnung herſtellten.

Nach der völligen Beruhigung ſeiner Länder blieb dem Kaiſer Leopold nur noch eine ſchwere Sorge, die in Frankreich begonnene Revolution, deren Flamme er, im Gegenſatz gegen viele unbeſonnene Fanatiker, mit großer Vorſicht behandelte. Nachdem er ſich aber kaum in dieſer neuen Angelegenheit mit Preußen (7. Februar) verſtändigt hatte, ereilte ihn der Tod am 1. März 1792.

Er war ein feiner Kopf, weit ruhiger als ſein Bruder und nur ſtürmiſch in der Sinnlichkeit, die ihn vor der Zeit erſchöpfte. Er liebte das Schöne wie im Leben, ſo auch im Bilde, und erwarb ſich großes Verdienſt um die wundervollen Gemäldeſammlungen in ſeiner erſten Hauptſtadt Florenz.

Festung die Schweden zu erwarten. Oxenstierna und Bernhard säumten nicht, so bald sie von den Vorgängen in Böhmen unterrichtet waren, sich sogleich mit Wallenstein zu vereinigen; denn jetzt trauten sie ihm, da er ihnen nicht mehr furchtbar war.

Kaum war aber Wallenstein in Eger eingetroffen, als sich unter den Truppen, die er noch bei sich hatte, eine Verschwörung entspann. Es waren ihm auch bis hieher Verräther gefolgt, Menschen, die entweder durch die jesuitische Parthei dazu vorbereitet waren, oder die nur die Gelegenheit benutzten, sich vom Kaiser große Belohnungen zu verschaffen. Leßlie, ein Irrländer, und Buttler und Gordon, zwei Schotten, verschworen sich, Wallenstein und seine vorzüglichsten Anhänger noch in der Nacht, bevor die Schweden einrückten, meuchelmörderisch umzubringen. Alles ging nach Wunsch; Illo, Terzky, Kinsky, Neumann wurden beim Gastmahl ermordet, und Wallenstein ward in seinem Schlafzimmer wehrlos niedergestochen, 1634. Eger ward dem Kaiser erhalten, und bald hätten die Verräther den Prinzen Bernhard von Weimar selbst gefangen, da er sich sorglos der Feste näherte.

So fiel das stolze Haupt, das über Kaiser und Könige sich erhoben. Die Katholiken jauchzten, die Protestanten haben ihn nicht bedauert. Er wollte nicht das Wohl der deutschen Nation, nicht das Wohl der Religion oder irgend einer ihrer Partheien. Wallenstein wollte nur herrschen, gleich viel mit welchen Mitteln und auf wessen Unkosten. Nicht einmal der Krieg war seine Leidenschaft, sondern nur die Herrschaft, wofür der Krieg ihm nur als Mittel diente. Keck hat er auf alles seinen Fuß gesetzt, und nichts war ihm heilig, als der Glaube an sein Glück. Sein wildes Heer hat ganz Deutschland ausgesogen, und nicht nur den Wohlstand, auch die

Neuntes Buch.

Sittliche Erschlaffung in Deutschland.

1.

Friedrich Wilhelm II.

Friedrichs des Großen Neffe und designirter Thronfolger, Friedrich Wilhelm, der Sohn seines früh verstorbenen Bruders August Wilhelm, überließ sich in Berlin üppigen Genüssen und einem anstößigen Lebenswandel, während „der alte Brummbär" in Sanssouci immer kränklicher und grämlicher wurde. Der Prinz hatte in seinem Wesen nichts von dem genialen Oheim. Sehr groß und stattlich gewachsen war er mehr Fleisch als Geist. Nichts charakterisirt ihn besser, als die von Segur, dem französischen Gesandten in Berlin, mitgetheilte Notiz, daß er sich, während sein Oheim gegen Oesterreich im Felde stand, 1778, heimlich von Oesterreich eine Million Thaler leihen ließ, um seinen Ausschweifungen fröhnen zu können. Er war schon als Prinz zweimal vermählt, zuerst mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, von der er sich wieder scheiden ließ, weil sie so sittenlos wie er selbst war, sodann mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, die er aber vernachläßigte, weil sie ihm zu tugendhaft war. Sein Hauptumgang waren Maitressen und Menschen von geringem Bildungsgrade. Als er nach

Friedrichs des Großen Tode unter dem Namen Friedrich Wilhelm II. König wurde, fand er im Staatsschatz 70 Millionen Thaler und eine treffliche Armee von 200,000 Mann. Aber weit entfernt, des Oheims und Großoheims weises Sparsystem fortzusetzen, verfuhr er wie ein leichtsinniger Kaufmannssohn, der einen reichen Vater beerbt und nicht genug eilen kann, seine guten Freunde und Freundinnen verschwenderisch zu beschenken. Jedermann erwartete, daß der königliche Vergnügling sich den Regierungsgeschäften wenig widmen würde, deshalb bildete sich der alte Prinz Heinrich ein, es verstehe sich von selbst, daß er im Namen des Neffen die eigentliche Regierung übernehmen werde. Aber dasselbe bildete sich auch der Minister von Herzberg ein, dem der große Friedrich stets das meiste Vertrauen geschenkt hatte. Prinz Heinrich benahm sich unklug, indem er allzu zuversichtlich auftrat, weshalb der junge König ihm zu verstehen gab, er brauche ihn nicht und werde selbst regieren. Dagegen behielt er den geschmeidigeren Herzberg bei und nahm auch den Rath des Herzog Ferdinand von Braunschweig an, der von dieser Zeit an eine bedeutende Rolle in Preußen spielte, indem er sich hauptsächlich der Armee und den auswärtigen Angelegenheiten widmete, die sittlichen Schwächen des Königs aber klug ignorirte. Diese Staatsmänner hatten indeß nicht so viel Einfluß, als die Lustgenossen und Kuppler des Königs und seine Maitressen.

Unter diesen glänzte zuerst und zuletzt Wilhelmine Encke, die Tochter eines Waldhornisten, von sehr gemeiner Bildung, aber von herrlicher Gestalt und schönem blondem Haarwuchs, die Frau des Kammerdiener Rietz, später aber vom König zur Gräfin von Lichtenau erhoben, die preußische Pompadour. Sie fesselte den König dergestalt, daß es derselbe über sich gewann, sie grade so wie Ludwig XV. gethan, seiner Gemahlin, der Königin, und dem ganzen Hofe öffentlich vorzustellen und zwar in einem Putz und Juwelenschmuck, welcher den der Königin selbst überstrahlte. Die Rietz glich auch darin der Pompadour, daß sie die Begünstigte blieb neben allen seinen andern Liebschaften und bis an seinen Tod. Des Königs zweite Geliebte war eine junge Gräfin Voß aus sehr gutem Hause,

die ſich daher lange ſträubte, ſich ihm aber endlich zur linken Hand antrauen ließ und zur Gräfin von Ingenheim ernannt wurde. Nach Segurs Berichte wurde nicht dieſe Gräfin Voß, die ſich deſſen vielmehr geweigert haben ſoll, ſondern des Königs dritte Geliebte, die Gräfin Dönhof, ihm zur linken Hand getraut, ſo daß er neben der Königin noch eine zweite kirchlich mit ihm eingeſegnete Gattin und dazu noch eine erklärte und bei Hofe zugelaſſene Maitreſſe, die Lichtenau, hatte, ungerechnet die kleinen Liebſchaften, die nebenbei liefen, z. B. die mit der ſchönen Schauſpielerin Schulski, der er „ſeine Parthien“ nach dem Muſter Ludwigs XV. auf der Pfaueninſel bei Potsdam gab.

Unter den Spiel- und Luſtgenoſſen des Königs nahm General Biſchofswerder die erſte Stelle ein. Da dieſem Manne Geiſt und Kenntniſſe abgingen, würde er nur eine untergeordnete Kupplerrolle haben ſpielen können, wenn er nicht ſchlau genug geweſen wäre, dem König durch magiſche Künſte zu imponiren. Die einfachen ſtimulirenden Arzneimittel, durch die er des Königs Nerven ſtärkte, gab er für Geheimmittel aus, die nur durch Erlangung der höchſten Maurergrade gewonnen werden könnten, und gaukelte dem König eine Welt des Wunderbaren vor, wobei ihn Wöllner unterſtützte, der den König mittelſt optiſcher Spiegel Geiſtererſcheinungen ſehen ließ. Dafür intereſſirte ſich nun Friedrich Wilhelm II. ganz außerordentlich und die Camarilla konnte mit ihm machen, was ſie wollte. Auf ihre Empfehlung hin verſchenkte er Adelsdiplome, Orden, Geldſummen, Landgüter maſſenhaft an die unwürdigſten Subjecte. Oft genügte es, ſich nur an einen Lakaien oder ein Kammermädchen der Rietz zu wenden, ſo konnte man den Adel und ein Rittergut geſchenkt bekommen. Man nannte dieſen neuernannten Adel, unter dem allein 23 neue Grafengeſchlechter Platz nahmen, ſpöttiſch die Sechsundachtziger. Die Lüderlichkeit des Hofes ſteckte den Adel und insbeſondere die Offiziere an. Galanterien aller Art, Maitreſſenhalten, Ehebrüche, Verführungen, hohes Spielen, Schuldenmachen, Trinken und Renommiren, Verhöhnung der alten Sitten und Tugenden wurden guter Ton. Theater und ſchöne Literatur, insbe-

ſondere die leichten Unterhaltungsſchriften, Romane ꝛc. huldigten dieſer neuen Mode.

Graf Mirabeau, welcher nachher eine ſo große Rolle in der franzöſiſchen Revolution ſpielte, war als geheimer Agent des franzöſiſchen Miniſteriums in Berlin, um die Schritte der franzöſiſchen Geſandtſchaft daſelbſt zu überwachen, und ſchrieb ſchon 1787 nach Paris: „Die Papiere, welche auf dem Tiſche des Königs beſtändig zerſtreut herumliegen, können von zwei Schreibern, vier Kammerdienern, ſechs bis acht Lakaien und zwei Pagen, ohne die Frauenzimmer in Anſchlag zu bringen, geleſen und abgeſchrieben werden. So hat der Kaiſer ein Tagebuch von allen Schritten des Königs von Tag zu Tag. Nie konnte man einem Reich eine ſchnellere Abnahme weiſſagen. Man verſchanzt ſich mit unbedeutenden Leuten, um das Anſehen zu haben, als ob man allein regiere.“ Mirabeau will Berlin verlaſſen: „Hier zu bleiben, zur Strafe der Thiere verdammt, die kothigen Krümmungen einer Regierung durchzuſuchen und durchzuwaten, welche jeden Tag durch einen neuen Zug von Kleinlichkeit und Unwiſſenheit auszeichnet, das kann ich nicht ertragen.“

Bei alledem wollte der König noch fromm ſeyn und ließ durch einen unwürdigen und heuchleriſchen Emporkömmling, den Predigerſohn Wöllner, den er zum Miniſter machte, 1788 ein Religionsdecret veröffentlichen, welches der ſeit geraumer Zeit ungläubig gewordenen Berliner Welt plötzlich wieder den Glauben der Landeskirche einſchärfte. Eine ſolche Mahnung wäre nun an ſich nicht blos das Recht, ſondern auch die Pflicht des Landesregenten geweſen, allein der Regent hätte dann auch ſelber nach den zehn Geboten und Luthers Katechismus leben und den Landeskindern ein gutes Beiſpiel geben müſſen. Daß ſich die gebildete Welt aus dem Boudoir der Lichtenau durch den Comödianten Wöllner, der den Pfaffen nur ſpielte, keine Rechtgläubigkeit und Kirchenzucht vorſchreiben ließ, war ſehr natürlich. Die Indignation war allgemein, und das Edict hatte keine weiteren Folgen, außer die Regierung unpopulär gemacht zu haben. Auch wagte Wöllner nur einen einzigen wider-

ſpenſtigen Paſtor abzuſetzen, den ſ. g. Zopfprediger Schulz, der zum erſtenmale die herkömmliche Paſtorenperrücke ablegte, im Zopf auf der Kanzel erſchien und den platteſten Rationalismus verkündete. Ein ſtrenges Preßgeſetz, welches am 19. December 1788 dem Religionsedict nachfolgte, verfehlte ſeine Wirkung ebenfalls, denn was eigentlich ſtaatsgefährlich war, die Frivolität, die lüderliche Moral und weichliche Empfindelei, konnte doch nicht verboten werden. Wöllner zog in ſeine nächſte Umgebung mittelmäßige Köpfe, die er als eine Art Inquiſitionsgericht conſtituirte, indem kein Prediger mehr angeſtellt werden durfte, deſſen Rechtgläubigkeit ſie nicht geprüft hatten. Die Oppoſition gegen ſie war äußerſt rührig. In einer großen Menge von Proteſtationen und Streitſchriften wurden aber nicht ſowohl die unwürdigen Perſonen, als das unveräußerliche Recht der Landeskirche ſelbſt angegriffen und die Fiction aufgeſtellt, die Reformation habe nicht die lutheriſche oder calviniſche Orthodoxie, ſondern Geiſtesfreiheit zum Zweck gehabt und die evangeliſche Kirche ſey nichts Abgeſchloſſenes, ſondern in der Fortentwicklung begriffen.

2.

Die Preußen in Holland.

Die Republik Holland war von ihrer politiſchen Höhe bereits herabgeſunken. Zur See hatte ſich ihr England überlegen erwieſen, zu Lande hatte ſie ſich kaum mit Hülfe des deutſchen Reichs der Franzoſen erwehren können. Gleichwohl beſaß ſie noch große Colonien, das Cap, Surinam, Ceylon, Java mit der großen Hauptſtadt Batavia*) und viele Inſeln und kleinere Niederlaſſungen, eine ſtattliche Seemacht und einen ſehr ſoliden Reichthum. Aber die Ariſto-

*) Im Jahr 1749 machten die zahlreichen dort angeſiedelten Chineſen unter Anführung eines gewiſſen Nikoking eine Verſchwörung, alle Holländer zu ermorden, unterlagen aber der Tapferkeit der wachſamen Holländer und mehr als 10,000 Chineſen wurden niedergemacht.

kratie der Reichen in den Generalstaaten nahm nicht immer Rücksicht auf das Volk und machte sich Feinde hauptsächlich durch den Geiz, mit dem sie sich Monopole und Vortheile aller Art zu sichern wußte und doch zur rechten Zeit für die Ehre der Republik nothwendige Ausgaben zu machen sich scheute. Die Staatenpartei war im österreichischen Erbfolgekriege entschieden gegen jede Theilnahme am Kriege, obgleich Holland, wenn es Frankreich nicht abwehren half, selbst die größte Gefahr lief. Die Oranische Partei, bisher in der Minderheit, machte daher feurige Anstrengungen für den Krieg. Damals war der junge Oranier Wilhelm IV., von den Generalstaaten kurz gehalten, Statthalter von Friesland. Sein Freund, Onno Zwier van Haren, schrieb ein Epos, „Leonidas," worin er das Volk in glühender Begeisterung zum Kriege aufrief. Endlich siegte die Staatsraison, und die Generalstaaten mußten sich zur Theilnahme am Kriege entschließen; wie ungern, das erkennt man aus der langen Säumniß, da die holländischen Truppen sogar zur Dettinger Schlacht zu spät kamen. Als im Verlauf des Krieges, wie wir oben sahen, der Marschall von Sachsen Holland ernstlich in Gefahr brachte, erkannte man, was die Generalstaaten versäumt hatten, und die Wuth des Volkes ließ sich nicht länger dämmen. Man warf der herrschenden Aristokratie nicht nur die Versäumniß der Landesvertheidigung, sondern auch ihre Habgier vor, das Institut der Abgabenpächter, die Ertheilung des Postmonopols an begünstigte Familien ꝛc. Die oranischen Farben wurden aufgesteckt, auch in Amsterdam erhob sich das Volk, und Wilhelm IV. zog dort im Triumph ein. Aber die Kriegsnoth währte fort, Bergen op Zoom fiel im September 1747. Da trat ganz Holland unter die Waffen und erhob im October Wilhelm IV. zum Erbstatthalter. Nun schlossen die kriegführenden Mächte Frieden, und Holland bekam wieder Ruhe. Wilhelm IV. starb aber schon 1751 und hinterließ einen unmündigen Sohn, Wilhelm V., für welchen Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig-Wolfenbüttel als Vormund die Regentschaft übernahm.

Später heirathete Wilhelm V. die Prinzeß Wilhelmine, Schwester König Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Er war von seiner

Mutter zur englischen Politik und zum monarchischen Stolz erzogen und als er eine preußische Prinzessin heirathete, wuchs dieser Stolz und seine Verachtung der ihm durch die holländische Verfassung gesetzten Schranken immer mehr. Auf der andern Seite übte das Beispiel der vereinigten Staaten von Nordamerika einen starken Einfluß auf die holländischen Republikaner. Warum, frug man, sind unsere vereinigten Staaten nicht auch so volksthümlich und wohlfeil regiert, wie jene? Wozu brauchen wir einen Prinzen, der gerne den souverainen König spielen möchte, gegen unser See- und Handelsinteresse Politik macht und uns viel Geld kostet? Wäre es nicht genug an einem einfachen bürgerlichen Präsidenten, wie Washington? Das Uebrige that der französische Gesandte, Herr von Vaugoupont, um das Feuer in Holland gegen England zu schüren.

Ein holländischer Patriot, Gyzelaer, Abgeordneter für Dordrecht bei den Generalstaaten, eröffnete den Kampf, indem er dem Erbstatthalter das seit einiger Zeit nur herkömmliche, aber nie gesetzlich gewesene Vorrecht, durch eine besondere Thür in den Palast der Generalstaaten einzutreten, bestritt und selbst durch diese Thür ging und, als der Erbstatthalter einen Volkstumult gegen ihn zu erkünsteln versuchte, noch einen Schritt weiter ging und am 4. Sept. 1786 vor den Generalstaaten erklärte, die Quelle aller Uebel, welche die Republik betroffen haben, sey im Busen des ersten Dieners der Republik (des Erbstatthalters) zu suchen. Damit Wilhelm V. aber von der Garnison im Haag (seiner Residenzstadt) keinen Gebrauch machen könne, entzogen ihm die Provinzialstaaten von Holland das Commando darüber. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die executive Gewalt dem Erbstatthalter nicht für immer und von den Generalstaaten sämmtlicher Provinzen, sondern von den Vertretern der einzelnen Provinzen anvertraut war und zurückgezogen werden konnte. Unter den sieben Provinzen aber war ihm nur Geldern treu, Holland, Seeland und Friesland ihm am entschiedensten feind, und Utrecht, Oberyssel und Gröningen folgten bald den letztern. Der Erbstatthalter und seine Gemahlin verließen, nachdem sie den Befehl über das Militair im Haag nicht mehr hatten, mit Indig-

nation dieſe Reſidenz und zogen ſich einſtweilen nach Breda zurück. Nun ahmten die meiſten Provinzialſtaaten das Beiſpiel derer von Holland nach und entzogen dem Erbſtatthalter das Amt eines Generalcapitains. Wilhelm V. aber trotzte, erließ ein Edict gegen die Preßfreiheit und ſchickte als Generalcapitain von Geldern Truppen gegen die beiden geldriſchen Städte Hattem und Elburg, die ſich allein in dieſer Provinz ſeiner Autorität widerſetzt hatten. Nun bildeten ſich aber in den übrigen Staaten raſch Bürgergarden und zogen jenen Städten zu Hülfe.

Eine gemäßigte Partei, die in den Generalſtaaten ſelbſt noch die Mehrheit hatte, ſuchte die Sache friedlich beizulegen und fürchtete ſich vor der unberufenen Einmiſchung Frankreichs, deſſen Geſandter immerfort hetzte. Aber der engliſche Geſandte, Harris, und der preußiſche, Graf Görtz, derſelbe, der in Bayern und Rußland mit ſo vieler Umſicht das Intereſſe Friedrichs des Großen vertreten hatte und den man jetzt eilends nach Holland ſchickte, vereitelten jede friedliche Verſtändigung, indem ſie den Erbſtatthalter, der ſich mit ſeiner Gemahlin in die Feſtung Nymwegen zurückgezogen hatte, eifrig aufmunterten, den Spießbürgern nicht nachzugeben, und ihm Hülfe von außen verſprachen. Harris veranlaßte die Prinzeſſin Wilhelmine, auf die Vorſchläge der Generalſtaaten zu antworten, ihr Gemahl könne ſich auf nichts einlaſſen, die Holländer hätten einfach den alten Stand herzuſtellen und ihn um Verzeihung zu bitten. Nun hatte aber Frankreich keine rechte Luſt, die Holländer ernſtlich zu beſchützen und ihretwegen einen Krieg anzufangen. Das wußten Harris und Görtz ſehr wohl. Der König von Preußen aber wollte das Beiſpiel Frankreichs nachahmen und ſich ebenfalls nicht einmiſchen, um ſo weniger als ihn damals die Beziehungen zu Oeſterreich und Rußland in Anſpruch nahmen. Das war der Clique in Nymwegen ungemein fatal, und deshalb mußte eine Liſt erſonnen werden, um Friedrich Wilhelm II. gegen die Holländer in Harniſch zu bringen, damit er ſeiner Friedensliebe entſage.

Nach einer Verabredung mit Görtz reiste die Prinzeſſin Wilhelmine plötzlich und allein von Nymwegen ab, um nach dem Haag

zurückzukehren, und was ſie gewollt hatte, geſchah. Die holländiſchen Bürgerſoldaten hielten unterwegs ihren Wagen auf und ließen ſie nicht weiter fahren, bis ſie erſt Befehle von ihren Behörden eingeholt haben würden. Ein Offizier von der Miliz aber nahm ſich heraus, im gleichen Zimmer, in welchem die Prinzeſſin wartete, Bier zu trinken und Tabak zu rauchen. Mehr hatte ſie nicht nöthig, um eine tödtliche Beleidigung ihrer geheiligten Perſon zu conſtatiren. Sie kehrte daher ſogleich um, ſchrieb ihrem königlichen Bruder nach Berlin, wie ſchimpflich ſie vom holländiſchen Volke behandelt worden ſey, und beſchwor ihn, ihr Genugthuung zu verſchaffen. Die Liſt gelang vollkommen. Der König gerieth in Entrüſtung und ſchickte ſogleich eine preußiſche Armee unter Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Dieſer ließ, bevor er in Holland einrückte, heimlich die franzöſiſche Grenze recognosciren, und erſt, als er ſich überzeugte, die Franzoſen hätten bei Givet das Lager, womit ſie gedroht hatten, nicht aufgeſchlagen, rückte er vorwärts. Er ſelbſt hat ſpäter geſagt, wenn er ein einziges franzöſiſches Zelt bei Givet angetroffen hätte, würde er nicht eingerückt ſeyn. Jetzt war ihm die Eroberung leicht, denn die Holländer hatten, da ſie von Frankreich nicht unterſtützt wurden, keine Luſt, ſich allein mit den gefürchteten Preußen herumzuſchlagen. Niemand wehrte ſich, außer die Stadt Amſterdam, die jedoch bald capitulirte. Holland wurde unterworfen und mußte den Erbſtatthalter in alle ſeine Rechte wieder einſetzen, 1787. Der König von Preußen ſpielte auf eine ganz unverſtändige Art den Großmüthigen, indem er ſich nicht einmal die Kriegskoſten von den reichen Holländern zahlen ließ, ſondern dieſelben ſeinen eigenen armen Unterthanen aufbürdete, und dem egoiſtiſchen Holland keinerlei Conceſſion abzwang, als ob die Rhein- und Scheldeſchiffahrt nicht wichtige deutſche Angelegenheiten geweſen wären. Der König ſollte aber für ſeine Sorgloſigkeit beſtraft werden. Er bildete ſich nämlich von dieſer Zeit an ein, ſeine Truppen dürften ſich nur blicken laſſen, um durch den bloßen Schrecken ihres Namens alle Feinde zu beſiegen. Und doch wagte Friedrich Wilhelm II. nicht, ſich gegenüber von Rußland und Oeſterreich Lorbeern zu erringen, nachdem er in Verbindung mit Eng-

land die Polen, Türken und Schweden hatte aufhetzen helfen, und ließ ſie im Stich, ſobald Kaiſer Leopold II. ihn auf ſeine Seite zu ziehen gewußt hatte.

3.

Sachſen und Bayern.

Ein Theil der deutſchen Staaten unterlag bereits directem auswärtigem Einfluß. Hannover war eine engliſche, Holſtein und Schleswig waren däniſche Provinzen geworden, Vorpommern und die Inſel Rügen gehörten zu Schweden. Die meiſten andern deutſchen Staaten unterlagen wenigſtens einem indirecten Einfluß des Auslands. Bayern und faſt alle dem Rhein zu liegenden Staaten hatten ſich ſchon ſeit geraumer Zeit auf Frankreich geſtützt. Mecklenburg hielt ſich an Rußland. Sachſen lehnte ſich, ſeit Preußen übermächtig wurde, an Oeſterreich. Selbſtändig und auf eigener Macht ruhend war keiner von allen dieſen deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten. Sie hatten keine andere Politik, als die, ſich durch die Gunſt einer oder mehrerer Großmächte in ihrem Beſtande zu erhalten und wo möglich bei Gelegenheit zu vergrößern. Von einer deutſchen National- und Reichspolitik war bei ihnen nicht die Rede. Im Gegentheil, ſie waren alle nur aus dem verfaulten Stamme des alten heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation emporgewucherte Paraſiten.

Wäre nun jedem Einzelnen keine Wichtigkeit beizumeſſen, ſo iſt doch die Thatſache, daß eine große Nation, wie die deutſche, einſt die herrſchende in Europa, und innerhalb dieſer Nation gerade die vier reinſten Urſtämme (Franken, Alemannen, Bayern und Sachſen) ſo jämmerlich zerſtückelt, abgeſchwächt und herabgewürdigt werden konnten, eine Sache von welthiſtoriſcher Wichtigkeit und großer Bedeutung, gleichviel ob dieſe edeln Volksſtämme nur eine ruhmvolle Vergangenheit haben ſollen, oder ob ſie einer beſſern, ihrer ſelbſt würdigern Zukunft entgegenreifen. Das Volk war überall gut und

Sittlichkeit zerrüttet. Alle Partheien haben mit Recht seinem Andenken geflucht, aber dennoch trägt er den unverwelklichen Lorbeer des Ruhms, der seinem Genie gebührt, und so groß steht er da in seinen Lastern, als Gustav Adolf in seinen Tugenden.

Kapitel CCCCX.

Der Prager Frieden.

Der Kaiser setzte seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand III zum Oberfeldherrn ein, doch leitete Gallas das Ganze. Das Wallensteinische Heer stand jetzt dem Kaiser völlig zu Gebote, und er ließ es sogleich nach Oberdeutschland rücken, um die Schweden überall zu vertreiben. Zugleich kam Ferdinand, Bruder des Königs von Spanien, Philipps IV, mit Spaniern und Italienern über die Alpen. Dieser überlegnen Macht stellte sich Bernhard von Weimar, trotz den Warnungen Horns, bei Nördlingen entgegen, und erlitt eine schmähliche Niederlage. Horn wurde gefangen, Bernhard selbst entkam mit Noth, 1634.

Kaum ging es den Schweden unglücklich, als sie auch von ihren falschen Freunden treulos verlassen wurden. Sachsen unterhandelte jetzt mit dem Kaiser, und dieser war klug genug, einige Opfer zu bringen, um die Sachsen auf seine Seite zu ziehn, und dadurch die Schweden vollends zu vernichten. Zu Prag, 1635 wurde der Friede geschlossen. Sachsen behielt nicht nur, was ihm durch das Restitutionsedict genommen werden sollte, sondern es bekam auch noch die Lausitz als ein böhmisches Lehn. Auch der Churfürst von Brandenburg ward in den Frieden aufgenommen, und erhielt zum Lohn vom Kaiser die Anwartschaft auf das Herzogthum Pommern, mit dessen betagtem Herzog die alte slavische Fürstenfa-

hütete und rettete in ſeiner Paſſivität und Beſcheidenheit viele Tugenden der Väter, welche die Herrſchenden und die Gebildeten verloren hatten. Wenn der Geſchichtſchreiber nicht nur von den kleinen Fürſten und dem Adel, ſondern auch von der gelehrten und gebildeten Mittelclaſſe viel Schlechtes und Thörichtes aufzeichnen muß, ſo darf er doch nicht unerwähnt laſſen, daß die Millionen, welche ſchlecht regiert wurden oder denen Schule und Literatur eine fremdartige und verkehrte Bildung beizubringen befliſſen waren, nicht verdarben, ſondern unter allen Mißhandlungen und bei allem Hohn, mit dem man auf ſie herunterſah, doch den alten Glauben, die alte Sitte, den alten Fleiß, die alte Tapferkeit und Treue bewahrten.

Man würde zu weit gehen, wenn man die auffallenden Sünden einzelner Höfe allen Schuld geben wollte. Das Patriarchaliſche und die alte deutſche Gutmüthigkeit waren nicht überall ausgeſtorben. Hie und da erhielt ſich bei Fürſten und Adel auch noch etwas von der frühern Rohheit der Jagd- und Trinkluſt. Am ſeltenſten vielleicht kam noch echte Frömmigkeit vor, doch war ſie nicht ganz in der Frivolität der Zeit untergegangen. Im Allgemeinen aber war für die kleinen Höfe und den Adel in Deutſchland insgeſammt während des achtzehnten Jahrhunderts Paris die Sonne, nach der alles hinblickte, von der alles Licht und Leben ſchöpfte. Wenigſtens einmal im Leben nach Paris zu reiſen, war faſt unerläßlich für die Vornehmen. Aber auch in der Heimath ſprachen und lebten ſie franzöſiſch. Sie hielten ihren Kindern franzöſiſche Bonnen, Gouvernanten, Sprach-, Fecht- und Tanzmeiſter. Sie kleideten ſich nur nach franzöſiſcher Mode und ſandten ungeheure Summen, den Unterthanen abgepreßt, nach Paris und Lyon für Mode-Artikel aller Art. Auch führten die Vornehmen in Deutſchland franzöſiſche Küche und Köche ein, hielten franzöſiſche Kammerdiener und Friſeurs, und (wie in Paris) Schweizer als Portiers. Daneben durfte an den Höfen, ſelbſt den kleinen, die italieniſche Oper und das franzöſiſche Ballet nicht fehlen mit ſchönen Franzöſinnen und Italienerinnen, welche in der Regel die Maitreſſen der Fürſten, Höflinge und Edelleute waren.

Dazu kamen endlich noch die Spieler von Profeſſion, die Schwindler in der Magie, in der ſchottiſchen Maurerei, und Virtuoſen aller Art, meiſt Italiener und Franzoſen. Noch nie war Deutſchland ſo mit fremden Glücksrittern überſchwemmt worden; da dieſe letztern aber faſt immer nur den niedern Claſſen ihrer Heimath angehörten, ſo war ihre intime Vertrautheit mit dem deutſchen Adel für dieſen eine nicht geringe Schmach. Man bemerkte, daß die Vornehmen in dem Maaß, in welchem ſie ſich mit jenen ausländiſchen Banden gemein machten, den ehrlichen deutſchen Bürger und Bauer immer tiefer verachteten. Bezeichnend für dieſe Zeit war eine Anecdote vom kleinen Hofe zu Braunſchweig. Hier bemerkte einmal an der Tafel des Herzog Ferdinand ein franzöſiſcher Gaſt: „Heute iſt nur ein einziger Fremder unter uns.“ Es ſaßen nämlich lauter Franzoſen am Tiſch, außer dem Herzog. Die franzöſiſchen Bonnen durften Gräfinnen aus ruhmvollen deutſchen Geſchlechtern zurufen: fi donc, on vous prendrait pour une Allemande, oder: c'est un trésor que la demoiselle, elle ne fait pas un mot d'allemand.

In Kurſachſen hörte die polniſche Wirthſchaft mit dem Tode König Auguſts III. auf, 1763. Sein Sohn, Kurfürſt Friedrich Auguſt, begehrte die gefährliche Krone der Piaſten nicht mehr auf ſein Haupt zu ſetzen und widmete ſich ſeinem deutſchen Lande allein, welches nach den ſchweren Drangſalen des ſiebenjährigen Krieges einer väterlichen Regierung dringend bedurfte. Der junge Kurfürſt lebte ſittenrein, auch der Brühliſche Unfug hörte auf und das Land erholte ſich wieder durch den Fleiß ſeiner Bewohner. Doch blieben noch manche alte Mißſtände, z. B. ein viel zu zahlreicher Hofſtaat und Plakereien der Bauern durch einen zu zahlreichen Wildſtand, denn der Kurfürſt war ein großer Liebhaber der Jagd. Auch fing man an, dem Adel ſeine Privilegien vorzuwerfen, was ziemlich überall damals Mode wurde, da der Adel nicht mehr wie ehedem eine kriegeriſche, achtunggebietende Corporation und die ſtolzeſte Blüthe deutſcher Nationalität, ſondern im Hofdienſt und franzöſiſcher Mode und Corruption entnervt war. — Leipzig blieb noch der Mittelpunkt des deutſchen Buchhandels, aber dieſe Stadt beherrſchte nicht mehr, wie

zu Gottſcheds Zeiten, die Geiſter. Vielmehr gingen die geiſtigen Impulſe jetzt in Bezug auf Intelligenz von Preußen, in Bezug auf Phantaſie und Gemüth vom ſüdlichen Deutſchland aus, um ſich in Weimar zu concentriren.

Das Kurfürſtenthum Bayern war ſchon lange elend regiert ſchon unter Max Emanuel, dann unter Karl Albrecht. Nach deſſen Tode 1746 kam ſein Sohn Max Joſeph zur Regierung, welcher ſchwachen Geiſtes nur die Jagd liebte, aber ſittenrein lebte und ſich von Jeſuiten leiten ließ. Zu ſeiner Zeit blühte noch in München unter den Jeſuiten eine lateiniſche Dichterſchule und Pater Neumayr glänzte mit kirchlichen Schauſpielen, die in ſchöner lateiniſcher Sprache die Autos des großen Calderon nachahmten, von denen aber die deutſche Leſewelt keine Notiz nahm. Im Jahr 1759 errichtete der Kurfürſt die bayriſche Akademie der Wiſſenſchaften zu München. Unter ihm arbeitete auch Kreitmayr ſein neues, aber noch ſehr ſtrenges Criminalgeſetzbuch aus. Das bayriſche Volk lebte ziemlich noch im Mittelalter, während nur die höhern Stände von der modernen franzöſiſchen Bildung ergriffen waren. Durch die frühere ſchlechte Verwaltung war das Volk an vielen Orten verarmt, der Bauer Thierriegel leitete daher 1764 eine große Auswanderung von 10,000 Bayern nach Spanien ein, wo Miniſter Aranda durch den Grafen Olavides die menſchenleere Sierra Morena mit ihnen bevölkern ließ.

In der Rheinpfalz mit Jülich und Berg regierte ſeit 1742 Kurfürſt Karl Theodor, umgeben von einem lächerlich zahlreichen Hofſtaat, Maitreſſen und Jeſuiten. Es fällt widrig auf, in jener Zeit die Hofjeſuiten ſo oft in Verbindung mit Maitreſſen anzutreffen. Die geſammten Erbſtaaten Karl Theodors zählten damals noch nicht 600,000 Einwohner ſein Heer betrug nur 5500 Mann und doch hatte er 21 Generale, über 80 Kammerherrn, eine Schweizergarde, unzählige Heyducken, Läufer, einen Oberſtſtallmeiſterſtab von 180 Perſonen, fremde Sänger, Schauſpieler, Tänzer ꝛc. Seine beiden Reſidenzen Düſſeldorf und Mannheim, ſo wie das ſchöne Heidelberg hätten ihm genügen können, allein er baute mit ungeheuren Koſten noch das Luſtſchloß und die Gärten von Schwetzingen. Als

1777 die ältere bayriſche Linie mit Max Joſeph ausſtarb, erbte Karl Theodor auch Bayern, ſetzte aber in München ſein lüderliches Leben fort, wie er es in Mannheim geführt hatte. Seine Maitreſſen ſuchte er jetzt aber in altbayriſchen Familien und fand ſie in einer Gräfin Minucci (verehelichte Törring), einer Freiin Schenk von Caſtell ꝛc. Die Verſchwendung, der übertriebene Hofſtaat, die ſchlechte Verwaltung blieben die nämlichen. Der Kurfürſt ernannte nach und nach 152 Geheimräthe, über 500 Kammerherrn, 85 Civil-Excellenzen, 60 Generale, über 1000 Räthe aller Art. Aemter wurden nach Gunſt, meiſt durch die Weiber und für die Weiber vergeben, und zwar ſo ſchamlos, daß im „churpfalz-bayriſchen hochadeligen Damencalender“ ein Fräulein „Oberforſtmeiſterin, eine Grenzhauptmautnerin ꝛc.“ verzeichnet waren. Die Verwaltung der Landbezirke war unter dieſen Umſtänden ſo tyranniſch und habgierig, daß ein Wilderer, der ſich mit Gewalt emancipirte, unter dem Namen des bayriſchen Hieſel als echter Vertreter der Volksart und der Volksrechte gegen die moderne Mißregierung unermeßlich populär wurde, einen förmlichen kleinen Krieg mit der Regierung führte und beim Volk überall Schutz fand, bis er auf dem Rade umkam. Aber noch immer feiern ihn die Volkslieder. — In München wußte ſich damals der Engländer Thomſon einzuſchmeicheln und wurde vom Kurfürſten zum Grafen von Rumford erhoben. Dieſer ſuchte dem Elend des Volks abzuhelfen durch aus allerlei Knochen gekochte Suppen (der nach ihm benannten Rumfordiſchen Suppe), führte den Kartoffelbau ein, verſchönerte München durch den Park. Daß Karl Theodor ungern in München lebte und mehr als einmal mit Joſeph II. intriguirte, um ihm Bayern abzutreten und dagegen die Niederlande einzutauſchen, iſt oben ſchon erörtert. Er hatte keine legitimen Kinder, was lag ihm an Bayern? Als ihm aber die kleine Zweibrücker-Nebenlinie, durch Friedrich den Großen aufgereizt, das Tauſchproject vereitelte, fehlte es nicht an einer Handlung der Rache. Herzog Karl von Zweibrücken hatte für ſich und ſeinen Sohn das Erbrecht in Bayern reſervirt. Jetzt plötzlich ſtarb dieſer ſein einziger erſt neunjähriger Sohn Karl, wie man glaubte vergiftet auf Anſtiften

des öſterreichiſchen Grafen Lehrbach, deſſen Namen wir auch ſpäter überall wieder genannt finden werden, wo Verbrechen im Dunkeln zu Gunſten einer Staatsraiſon begangen wurden, 1784. Inzwiſchen hatte Karl von Zweibrücken noch einen Bruder Maximilian.

Karl Theodors Widerwille gegen die Stadt München gab ſich mehrfach zu erkennen, am ſchroffeſten im Jahr 1790, da er den ganzen Stadtrath zwang, knieend vor ſeinem Bilde Abbitte zu thun, weil derſelbe ſich angemaßt hatte, eine Dankadreſſe der Bürger an den Kurfürſten für die Rumfordiſchen Wohlthaten zu unterdrücken, vorſchützend, eine ſolche Adreſſe ſey Sache des Magiſtrats allein. Uebrigens erlangte München die prachtvolle Bildergalerie, welche ſpäter durch König Ludwig noch anſehnlich bereichert, heute noch ſeine höchſte Zierde iſt, durch die Vereinigung der Düſſeldorfer und Mannheimer Galerie mit den ſchon früher in München vorhandenen Bildern.

Die Zweibrücker Linie des Wittelsbachiſchen Hauſes hatte einen ihrer Zweige auf den ſchwediſchen Thron gebracht, der aber mit Karl XII. ausſtarb. In Zweibrücken ſelbſt blieb die andere Linie zurück, die ſich meiſt an Frankreich hielt. Pfalzgraf Chriſtian II. war ein beſonderer Freund der Herzogin von Orleans, ſein Sohn Chriſtian III. machte ſich in Paris durch ſeine Liebſchaften lächerlich. Deſſen Sohn Chriſtian IV. wurde 1758 katholiſch und lebte beſtändig in Paris, wo er mit einer Tänzerin Kinder hatte, die zu Grafen von Forbach erhoben wurden. Er wurde 1775 auf der Jagd durch einen Hirſch geſpießt. Sein Bruder Friedrich, der gleichfalls katholiſch geworden war, führte im ſiebenjährigen Kriege das Reichsheer an und ſtarb 1767. Sein Sohn Karl aber folgte auf Chriſtian IV., der keine legitimen Kinder hinterließ, in Zweibrücken. Ein kleiner Nero, der ſich mit Grauſamkeiten ergötzte und ungeheure Schulden machte, um ſich zu Karlsberg ein pfälziſches Verſailles zu ſchaffen, welches allein ihn 14 Mill. Gulden koſtete und vor dem jedermann im Vorbeigehen den Hut abziehen mußte. Auf dieſem Schloſſe wohnte er mit der Frau von Eſenbek, ſeiner Pompadour, und hatte auch ſeinen Hirſchpark, oder vielmehr er dehnte das ganze Land zu einem Hirſchpark aus, denn bei ſeinen koloſſalen

Treibjagden, wofür er 600 Hunde verwendete, ließ er auch alle hübſchen Mädchen des Landes aufjagen und ſeine Jäger vierzehn Tage lang jeden Muthwillen mit ihnen treiben. Dieſer gottloſe Fürſt ſtarb 1795, bereits durch die franzöſiſche Revolution aus den Stätten ſeiner Laſter und ſeiner Schande vertrieben. Sein Bruder Maximilian, welcher das Haus Wittelsbach allein fortpflanzen ſollte, war ein in jeder Beziehung edlerer Menſch und Regent.

4.

Heſſen und Württemberg.

Das treffliche Volk der Heſſen blieb vertheilt unter Kaſſel und Darmſtadt und wurde fortwährend mißregiert. In Kaſſel verkaufte Landgraf Friedrich II. ſeine Unterthanen an den Meiſtbietenden, im Jahr 1776 allein 12,000 Mann an die Engländer, um gegen die freien Amerikaner zu fechten. Engliſche Agenten kamen nach Kaſſel und kauften die Menſchen auf dem Markte, wie das Vieh, Stück für Stück zu hundert Thaler, außer den obigen 12,000 während Friedrichs Regierung noch weitere 10,000, obgleich das ganze Heſſenkaſſler Land nur 400,000 Seelen zählte. Wer ſich weigerte, wurde gefeſſelt und geknebelt. Wenn die Eltern der weggeſchleppten Rekruten ſich beklagten, wurde der Vater in Eiſen gelegt, die Mutter in das Zuchthaus geführt. Unter andern wurde damals auch Seume zum Soldaten gepreßt.*) Auch noch Friedrichs

*) Der berühmte Seume erzählte in ſeinem Leben: „Niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers (des Landgrafen) ſicher. Ueberredung, Liſt, Betrug, Gewalt, alles galt. Fremde aller Art wurden angehalten, eingeſteckt, fortgeſchickt. Mir zerriß man meine akademiſche Inſcription, als das einzige Inſtrument meiner Legitimation.“ Seume wurde mit den Heſſen fortgeſchickt, die den Engländern gegen die Nordamerikaner helfen mußten. Weil er den Horaz las, wurde man auf ihn aufmerkſam und machte ihn zum Sergeanten. In dieſer Eigenſchaft mußte der für Freiheit glühende Seume gegen die kämpfen, welche die ihrige ſo ſchön vertheidigten.

Sohn und Nachfolger Wilhelm IX. fuhr fort, Unterthanen zu verkaufen, die letzten 4000 gingen 1794 in die Colonien. Derselbe Herr war sehr streng autokratisch und dabei geizig.

Landgraf Ludwig VIII. von Darmstadt erbte von seiner Gemahlin, der letzten Gräfin von Hanau, die Hanauischen Lande. Sein Sohn Ludwig IX. wählte sich Pirmasens, ein Bergstädtchen in seinen überrheinischen Besitzungen, zur Residenz und spielte dort Soldaten, so daß man ihn den größten Trommler im h. römischen Reiche nannte.*) Er starb 1790.

---

*) In Beckers „die Pfalz und die Pfälzer" 1858 heißt es von Pirmasens: „Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt, beschloß, seine Residenz in diese abgelegene Wildniß zu verlegen, wo nur Räuberhorden und arme Leute zu hausen pflegten. Als Oberst des französischen Regiments Royal-Allemand machte er den Feldzug nach Böhmen, als General-Major im preußischen Dienst den siebenjährigen Krieg mit, mußte aber auf den Willen des Vaters hin den preußischen Kriegsdienst verlassen und zog sich grollend nach Pirmasens zurück. Jetzt begann die Glanzzeit von Pirmasens, es ward die Residenz der Landgrafschaft; der Wildjagden wegen kam der Graf zum erstenmal hieher, jetzt wurden hier Menschenjagden gemacht, Jagden auf riesige Männer, gleich wie unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dem der Landgraf überhaupt in seinem Wesen glich. Aus allen Nationen wurden Exemplare hieher gezogen, ja sogar Zigeuner, — Pirmasens wurde mit Mauern umgeben, zur Stadt erhoben und eine völlige Militärkolonie, eine Pflanzstätte für riesige Grenadiere. Es zählte unter 9000 Einwohnern 6850 Seelen, welche dem Soldatenstande angehörten. Capitulationszeit war keine, wohl aber jedem das Heirathen gestattet und dann gab es keine freie Wahl mehr, — der Landgraf hatte für jede der Bürgerstöchter einen Soldaten bereit. Da gab es der geheimen Thränen und Seufzer genug. — Wer einmal den Soldateneid freiwillig oder gezwungen geschworen hatte, der war für sein Lebenlang an den Landgrafen und die Stadt gefesselt. Das Spießrutenlaufen war ein Radicalmittel gegen das Heimweh. Es war fast unmöglich aus der Stadt zu kommen. Die vier Stadtthore wurden stark bewacht, um die Stadt stand alle 30 Schritt eine Schildwache und jede Stunde umritten die Husaren dieselbe. Selbst die Bürger durften nicht ohne Paß vor die Mauern. Der Landgraf kannte kein Glück als Exerciren, keine andere Lust als Manövriren. Er hatte es so weit gebracht, daß man öfters ein Regiment im Finstern exercirte und keinen einzigen Fehler in den Tempos bemerkte. Nicht weit vom Schlosse lag das berühmte Exercirhaus, nach dem von Petersburg das größte in Europa, — vier Mauern mit langer Fensterreihe

Am übelſten erging es **Württemberg** unter dem Herzog **Karl Eugen**, der 1755 ungeheuer zu verſchwenden anfing. Er errichtete ein großes Theater mit Oper und Ballet, wozu er die berühmteſten Meiſter der Zeit verſchrieb, den Componiſten Jomelli aus Italien, den Tanzmeiſter Noverre und den berühmteſten aller Tänzer, Veſtris aus Paris. Sängerinnen und Tänzerinnen bildeten ſeinen Harem und umgaben ihn bei Ausfahrten in Verkleidungen als Heiducken oder Jäger. Ebenſo trieb er die Soldatenſpielerei durch Rieger auf die höchſte Stufe.*) Dazu kam ein großes Jagdperſonal, um die Jagdluſt des Herzogs und ſeiner Damen zu befriedigen, in Folge deſſen er auf der Höhe eines ſchönen Waldgebirges die berühmte Solitude erbauen ließ, ein Jagdſchloß, welches ihm zugleich zum Harem diente und wohin er die ſchönſten Landmädchen durch ſeine Jäger zu ſeiner Augenweide und Auswahl bringen ließ. Sein Günſtling Montmartin raubte die „geheime Truhe“ der Landſtände, welche vergebens proteſtirten, 1758. Der Landſchaftsſecretair Johann Jacob Moſer, ein frommer, rechtſchaffener und energiſcher Mann, wurde gefangen geſetzt. Wittleder, ein Abenteurer aus Thüringen, dem der Herzog das Kirchenweſen zu verwalten anvertraut hatte, raubte aus dem „Kirchengut“, welches der lutheriſchen Landeskirche noch aus katholiſchen Zeiten erhalten war, über eine halbe Million Gulden und begann den ſchändlichſten Aemterhandel, indem er unnütze neue Stellen zu den alten ſchuf, um ſie an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Das Ungeziefer, das ſich überall in die Fäulniß

---

und einem Dach, doppelt ſo hoch als die Mauer. Daſſelbe hatte ein künſtliches Hängewerk und ſonſt weder Säulen noch Wände. Hier exercirte nun im Winter der Landgraf ſein ganz Heer. Dann wurde es durch 22 Oefen geheizt. Das Experiment, einen Nachwuchs für rieſige Grenadierregimenter heranzuziehen, war dem Landgraf wohl gelungen, und heute noch, wo ſich die Rieſenrace allmählig degenerirt, gilt in der Vorderpfalz für ſchlanke, hochaufgeſchoſſene Mädchen die Bezeichnung: „die lange Pirmaſenſerin!“

*) Als der Großfürſt Paul um Karls Nichte Marie freite und deshalb nach Stuttgart kam, verdoppelte Karl ſeine Armee ſcheinbar, indem er dieſelben Regimenter, nachdem ſie geſchwind andre Uniformen hatten anziehen müſſen, wiederholt vorbeidefiliren ließ.

chriſtlicher Staaten einniſtete, konnte auch hier nicht fehlen. Die Münze wurde dem Juden Seidel, der Salzverkauf dem Juden Seligmann verpachtet. Auch das Lotto wurde eingeführt „zur wahren Wohlfahrt des Landes," wie das Decret ſich ausdrückte. Ferner ſchrieb Montmartin eine hohe Vermögens- und Schutzſteuer aus. Die erſtere aber kam nicht zu Stande, weil Huber, Oberamtmann zu Tübingen, den Muth hatte, zu proteſtiren. Zwar ſchrie der Herzog voller Wuth, weil Huber vom Vaterland geſprochen hatte: „Was Vaterland? Ich bin das Vaterland!" fürchtete aber einen Volksaufſtand und gab nach. Weil die Stadt Stuttgart ſich im Sinne Hubers ausgeſprochen hatte, verließ der Herzog dieſe Stadt und ſchlug ſeine Reſidenz in Ludwigsburg auf, von wo eine ſchnurgerade Straße nach der Solitude gezogen wurde, damit er nicht nöthig hätte, durch Stuttgart zu fahren. Huber aber mußte auf den Aſperg wandern, und nur die Stadt Tübingen wurde durch Militair gezwungen, die geforderte Steuer zu erlegen.

Erſt nach dem Hubertsburger Frieden durften es die Stände wagen, bei Kaiſer und Reich klagbar gegen das verfaſſungswidrige Gebahren ihres Herzogs einzukommen, Friedrich der Große aber unterſtützte ſie mit Nachdruck, denn Karls Undank hatte ihn empört. Der Reichshofrath verfügte nun bereits 1764, Karl ſolle von allen Gewaltthaten abſtehen und ſich mit den Ständen binnen zwei Monaten verfaſſungsmäßig vertragen. Aber er lachte des Reichshofraths, weil er wohl wußte, Oeſterreich werde nicht zugeben, daß Preußen gegen ihn einſchreite, und verſpottete die Stände noch vier Jahre lang, bis er endlich 1768 von Wien den Beſcheid empfing, jetzt werde man ſeinen Unfug nicht länger dulden. Nun kroch er, wenigſtens ſcheinbar, zum Kreuze, jagte Montmartin und Wittleder fort und ſchloß mit den Landſtänden einen ſ. g. Erbvergleich, worin er ſich verpflichtete, künftig nur verfaſſungsmäßig zu regieren, das Kirchengut herauszugeben, das Militair und die Jagden einzuſchränken, den alten Steuerfuß herzuſtellen, die Monopole und Lotterie aufzuheben, keine Ausländer mehr anzuſtellen ꝛc. Aber der Herzog ſchloß dieſen Vergleich nicht eher, bis ihm die Stände eine große

Summe Geldes gegeben hatten, und lachte ſie hinterdrein aus, denn es kam ihm nicht in den Sinn, den Vertrag zu halten. Moſer wurde frei, aber der Aufwand, die Geldforderungen, der Wildſchaden, alles blieb beim Alten. Die Stände wurden gar nicht mehr einberufen zwanzig Jahre lang, und der ſtändiſche Ausſchuß drückte die Augen zu, um ſelbſt jeder ſtändiſchen Controle überhoben zu ſeyn. So wurde das Land und der Reichshofrath betrogen. Durch die Drohung, die ihm gar nicht ernſt war, er werde eine öſterreichiſche Prinzeſſin heirathen, lockte der Herzog dem lutheriſchen Ausſchuß alle die Summen ab, die er verlangte, und fand der Ausſchuß bei dem ſtrenggläubigen Volke ſelbſt eine Art von Entſchuldigung.

Die Frömmigkeit im altwürttembergiſchen Volke war eine bemerkenswerthe und erfreuliche Erſcheinung mitten in der verderbten Zeit. Auf der Univerſität wurde ſie feſtgehalten durch den Dogmatiker Storr und ſeine weitverbreitete Schule, unter Bürgern und Bauern aber durch die zahlreichen Anhänger der tiefſinnigen Theoſophen Bengel und Oetinger und der ſpäteren Sectenſtifter Michael Hahn und Pregitzer.

Im Jahre 1770 errichtete Herzog Karl die nach ihm benannte hohe Karlsſchule in Stuttgart, in der er ſelbſt die Oberleitung übernahm. Das Schulgebäude hing unmittelbar mit dem Schloß zuſammen. Es ſollte eine Burg des modernen Deſpotismus ſeyn gegenüber der alten Univerſität Tübingen. Die Tübinger Theologen hoffte der Herzog als Pedanten und ſteife Orthodoxe durch den Zeitgeiſt unſchädlich machen zu können. Der Phalanx der zu Tübingen zur Handhabung altwürttembergiſchen Volksrechts abgerichteten Juriſten dagegen, aus denen die Staatsdiener im engern Sinn hervorgingen, ſtellte er eine neugeſchaffene Phalanx von modernen Juriſten entgegen, welche für den aufgeklärten Deſpotismus im Sinne Joſephs II. Propaganda machen ſollten. Aus dieſen hoffte er ſich künftig ſeine Staatsdiener zu rekrutiren und dadurch den Widerſtand des „alten Rechts,“ der Univerſität Tübingen und der Landſchaft zu brechen. Joſeph II. kam ſelbſt nach Stuttgart, prüfte und lobte die Karls-

milie in diesem Lande bald aussterben sollte. Sogar Mecklenburg vergaß, daß es den Schweden seine Befreiung verdankte, und hielt wieder zum Kaiser. Dasselbe thaten aus Furcht und Friedensliebe Braunschweig-Lüneburg, Anhalt und viele Städte. Hätte der Kaiser, hätten die Häupter der Protestanten einen ehrlichen allgemeinen Reichsfrieden bezweckt, wären sie auf das Wohl des Ganzen und nicht auf den Vortheil des Einzelnen bedacht gewesen, so hätte dem Greuel des blutigen Krieges ein Ende gemacht und viel Unheil abgewendet werden können. Aber der Kaiser wollte keineswegs einen allgemeinen Frieden und Schonung gegen alle, er gab vielmehr nur einem Theil seiner Feinde nach, um den andern desto sichrer verderben zu können. Die Pfalz, Würtemberg, Baden schloß er ausdrücklich vom Frieden aus, und die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg nahmen sich dieser ihrer Glaubensbrüder nicht im mindesten an. Die Ausgestoßnen sahn sich zur verzweifelten Nothwehr getrieben, und da ihnen an Bernhard von Weimar und Wilhelm von Hessen noch treue Häupter blieben, so setzten sie muthig den Krieg fort.

Indeß waren diese Ueberreste der protestantischen Parthei nach dem Abfall der mächtigsten Bundesgenossen, und die Schweden nach einer verlornen Hauptschlacht in einer so bedrängten Lage, daß ihnen nichts übrig blieb, als die Franzosen zu ihrem Beistand ins Land zu rufen. Richelieu hatte bereits die Umstände benutzt, und Lothringen und Trier besetzen lassen. Die Schweden und Protestanten versprachen ihm das Elsaß, wenn er sie thätig unterstützte. Gallas aber und das Hauptheer der Kaiserlichen, so wie die Spanier aus den Niederlanden, setzten sich dem Eindringen der Franzosen mit Macht entgegen. Die Spanier warfen sie wieder aus Trier heraus, und als ein frisches Heer unter La Valette her-

ſchule ſehr und ertheilte ihr die Rechte einer Univerſität. Es iſt bekannt, daß viele berühmte Männer aus der Karlsſchule hervorgegangen ſind, Schiller, Cuvier, Kielmayer, der Maler Koch, der Bildhauer Dannecker ꝛc.

Als der Herzog 50 Jahr alt wurde, im Jahr 1778, that er einen Schritt, der ihn vollkommen charakteriſirt. In gemüthlicher Naivetät nämlich ließ er von allen Kanzeln verkündigen, er ſehe ein, wie ſchlecht er bisher regiert habe, von nun an werde er es beſſer machen. Es war ihm damit auch ſelber Ernſt, und er beſiegelte ſein Verſprechen dadurch, daß er ſich mit der ſchönen Franciſca von Bernardin verheirathete. Volk und Stände waren ſehr gerührt und erfreut, daß zum wenigſten aus der öſterreichiſchen Heirath nichts wurde. Der Herzog aber that nichts umſonſt, ſondern ließ ſich ſeinen Edelmuth vom Lande mit erklecklichen Summen bezahlen, die er zum Aufbau eines neuen koloſſalen Luſtſchloſſes verbrauchte, des Schloſſes Hohenheim, nach welchem er ſeine Franciſca „von Hohenheim“ zubenannte.

Der ſchwäbiſche Dichter Schubarth ſpottete: „als Dionys aufhörte ein Tyrann zu ſeyn, da ward er ein Schulmeiſterlein.“ Aber der Herzog ließ ihn auf Ulmer Gebiet aufgreifen und auf dem Aſperg in einen engen Kerker werfen. Dieſer Schubarth hatte angefangen in einem Journale „Schwäbiſche Chronik,“ wie in ſeinen kühnen Gedichten von Freiheit und Völkerrecht zu reden. Herzog Karl nämlich verkaufte ſeine Unterthanen an Holland und England, gleich den heſſiſchen Landgrafen, und den traurigen Abſchied der zum Dienſt am Vorgebirge der guten Hoffnung beſtimmten ſ. g. Capregimenter beſang Schubarth in ſeinem berühmten Capliede. In der „Fürſtengruft“ weiſſagte Schubarth, gleich Friedrich dem Großen in deſſen bewundernswürdiger Ode auf die Fürſten ſeiner Zeit, die nahe Revolution. Auch den jungen Schiller, welcher in der Karlsſchule auferzogen wurde, ergriff dieſer Geiſt, und ſeine „Räuber,“ ſeine „Cabale und Liebe,“ drücken den Groll edler Herzen und den ſtürmiſchen Drang nach Befreiung aus den ſchmählichen Feſſeln der Tyrannei aus.

5.

Der Reſt der Kleinſtaaten.

Die beiden brandenburgiſchen Markgrafſchaften in Franken, Bayreuth und Anſpach, waren durch Ausſterben der Bayreuther Linie 1769 unter dem Anſpacher Markgrafen Alexander, Sohn des wilden Karl, vereinigt. Dieſer Herr ſchwärmte für das Theater und gab dafür ſo große Summen aus, daß die damals beliebteſte Pariſer Schauſpielerin, die ſchöne Clairon, ſich an ſeinen kleinen Hof feſſeln ließ. Deren Rivalin wurde die engliſche Lady Craven, die das Feld behauptete. Der Markgraf mußte mit ihr koſtſpielige Reiſen machen. Um aber Geld zu bekommen, verkaufte er ſeine Unterthanen und ließ 1650 derſelben in Ketten und Banden durch Deutſchland den Rhein hinabſchleppen in engliſche Dienſte, um gegen die freien Nordamerikaner zu kämpfen, 1776.*) Der Markgraf ſtand ſelber mit einem geladenen Gewehr am Ufer des Main, um die Einſchiffung der geknebelten Rekruten zu überwachen. Endlich überließ er die Sorge um ſein Land gegen eine Jahresrente von 400,000 Thaler dem König von Preußen, dem nach ſeinem Tode das Ländchen ohnehin anheimgefallen wäre. Preußen ſetzte den Freiherrn von Hardenberg als Adminiſtrator über die beiden fränkiſchen Markgrafſchaften und dieſer erwarb ſich durch ſeine Humanität allgemeine Liebe.

Herzog Ernſt II. von Gotha machte ſich bemerklich als Gönner der Illuminaten. Er war ſehr aufgeklärt; von der Kirche wollte er nicht viel wiſſen, deſto mehr von der Schule und vom Theater. Sein Gymnaſium, ſeine Bibliothek, ſeine Sternwarte und ſein Theater, welches Iffland und Benda zierten, erlangten großen Ruhm. Noch mehr glänzte das benachbarte Weimar durch ſeine

*) Unter ihnen befand ſich Gneiſenau, der ſpäter als preußiſcher General unſterblichen Ruhm errang.

Dichter, auf die wir zurückkommen. Die sächsischen Häuser Coburg und Hildburghausen waren äußerst verschuldet. Ebenso Anhalt-Zerbst. Friedrich August von Zerbst verkaufte 1200 Mann in die Colonien und lebte üppig in Paris, ohne je heimzukommen; ihm aber Bittschriften zu schicken, verbot er bei Zuchthausstrafe. In Anhalt-Bernburg empörten sich die Bauern wegen Wildschaden. Der kleine Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hielt noch 1793 ein gemüthliches Turnier mit eisernen Rüstungen ab.

In Braunschweig regierte seit 1735 Herzog Karl, vermählt mit einer Schwester Friedrichs des Großen, Philippine, ein verschwenderischer Fürst nach der Mode der Zeit, jedoch nicht ohne Sinn für Künste und Wissenschaften. Er stiftete eine damals berühmte Gelehrtenschule, das Carolinum zu Braunschweig, und stellte Lessing als Bibliothekar in Wolfenbüttel an. Aber er trieb in Oper und Ballet solchen Luxus, daß er dem italienischen Tanzmeister Niccolini jährlich 80,000 Thaler zahlte. Da ihm die Steuern nicht genug eintrugen, ahmte er das hessische Beispiel nach und verkaufte seine Unterthanen als Soldaten an die Engländer. Trotz der Ueppigkeit im Schlosse zu Braunschweig ging ein finsterer Geist durch das Haus der Welfen. Karls Bruder, Anton Ulrich, heirathete nach Rußland, wurde dort Vater des unglücklichen Iwan und starb in der Verbannung. Sein zweiter Bruder, Ludwig, wurde der Fluch der Holländer. Der dritte, Albrecht, fiel bei Sorr. Der vierte, Friedrich, bei Hochkirch. Die Schwester Elisabeth wurde die vernachlässigte Gemahlin des großen Friedrich. Als Karl im Jahr 1780 gestorben war, folgte ihm sein ältester Sohn, der schon als Erbprinz im siebenjährigen Kriege sich ausgezeichnet hatte, Herzog Ferdinand, dessen Verdienst jedoch seinem Ruhm nicht gleichkam. Schon frühzeitig gab er sich einer italienischen Maitresse, der schönen Branconi und andern hin. Dann heirathete er Auguste, die Schwester Georgs III., spielte viel in Maurerei und ging hauptsächlich mit Franzosen um, die ihm, wie Graf Mirabeau, gehörig zu schmeicheln wußten. Seine Manieren waren fein, und er verstand sehr gut, ein bedeutender Mann zu scheinen, allein auch als preußischer Feld-

marſchall und Rathgeber Friedrich Wilhelms II. hat er wenig geleiſtet. Auch er verkaufte ſeine Unterthanen an England, 4000 Mann. Sein Bruder, Friedrich Auguſt, erheirathete mit einer württembergiſchen Prinzeſſin das kleine ſchleſiſche Herzogthum Oels, der zweite Bruder Leopold verlor bei einer Ueberſchwemmung der Oder, als er edelmüthig Menſchen retten half, ſelbſt das Leben, bei Frankfurt an der Oder, wo ihm ein Denkmal geſetzt wurde. Seine Schweſter Caroline wurde die unglückſelige Gemahlin Georgs IV. von England.

Mecklenburg-Schwerin erfreute ſich noch ſeiner alten patriarchaliſchen Verhältniſſe, trotz der Requiſitionen Friedrichs II. im ſiebenjährigen Kriege, ſeines unverwüſtlichen Wohlſtandes und einer frommen Fürſtenfamilie, die an der franzöſiſchen Corruption nicht Theil nahm. Auf Friedrich Chriſtian war 1756 deſſen Sohn Herzog Friedrich gefolgt, der in Bützow den Verſuch einer gläubigen Univerſität mitten unter den ungläubigen zu machen wagte, deſſen Gutherzigkeit aber betrogen wurde*) und deſſen Einfluß die Grenzen ſeines kleinen Landes nicht überſchritt. Da er ohne Kinder ſtarb, folgte ihm 1785 ſein Bruderſohn Friedrich Franz I., unter dem es beim Alten blieb, bis die Fluth der Revolution und der modernen Staatsweisheit auch über das behagliche Mecklenburg hereinbrechen ſollte.

Die äußerſte Schmach trifft die geiſtlichen Höfe in Deutſchland. Die Bisthümer waren nach und nach Domainen des Adels geworden. Um ein Domherr in Mainz werden zu können, mußte man 16 Ahnen aufweiſen, um in Köln, mußte man Reichsgraf ſeyn. Die jüngern Söhne des Adels wurden nicht nur in den einträglichen Domherrnſtellen (der Mainzer Domprobſt von Elz z. B. bezog jährlich 75,000 Gulden Revenuen) verſorgt, ſondern fanden

*) Fiedler, ein aus einem öſterreichiſchen Kloſter entſprungener Auguſtinermönch, wußte ſich durch Heuchelei ſo bei ihm einzuſchmeicheln, daß er Superintendent in Doberan, Conſiſtorialrath und Hofprediger in Schwerin wurde, dann aber die Kirchengelder angriff und damit durchging.

auch Gelegenheit, wenn ſie Biſchöfe wurden, ihre Familien zu bereichern. Aus dieſer Quelle floß der große Geld- und Güterbeſitz von vielen namentlich rheiniſchen und fränkiſchen Adelsgeſchlechtern. Der deutſche Adel aber war in der Pariſer Schule verdorben, und ſo drang die ganze franzöſiſche Corruption auch in die geiſtlichen Höfe ein. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe bauten ſich große Paläſte und Luſtſchlöſſer, hielten einen ungeheuern Hofſtaat, Maitreſſen, Opern, Theater, große Jagden ꝛc., ganz wie die Laienfürſten. In dem Maaß, wie ſich der Adel unter die monarchiſche Gewalt beugen mußte, entſtand auch unter den größern katholiſchen Dynaſtien Habsburg, Wittelsbach und Wettin ein Wetteifer, ihre jüngern Söhne in den Erzbisthümern feſtzuſetzen, um dieſelben dereinſt zum Familiengut zu ſchlagen, denn die Erwartung einer allgemeinen Säkulariſation lag ſeit der Aufhebung des Jeſuitenordens und ſeit Joſephs II. Reformen in der Luft. So hatte Joſeph II. ſeinen Bruder Max trotz der preußiſchen Contreminen auf den Stuhl von Köln geſetzt. In Trier ſaß ein ſächſiſcher Prinz. Damit hing der Eifer zuſammen, mit dem man in den erzbiſchöflichen Gebieten cumulirte. Mainz hatte bereits das Bisthum Worms, Köln das Bisthum Münſter, Trier das Bisthum Augsburg, Würzburg das Bisthum Bamberg wenigſtens proviſoriſch mit ſich vereinigt. Früher galt das Sprüchwort „unterm Krummſtab iſt gut wohnen", als aber die geiſtlichen Höfe ſo viel zu koſten anfingen und vom Schweiß der Bauern ſo viel ſtiftsfähige Adelsfamilien bereichert werden mußten, wurden Armuth und Lüderlichkeit ziemlich allgemein die Kennzeichen geiſtlicher Territorien.

Auf dem Stuhle des h. Bonifacius, des Apoſtels der Deutſchen, ſaß ſeit 1743 zu Mainz ein Graf von Oſtein, der es ſich zur Hauptaufgabe machte, ſeine Familie zu bereichern, deſſen großes Vermögen aber nachher an die Hatzfeld überging, ſeit 1763 ein Joſeph von Breitbach, der bereits ſtark in Aufklärung machte und öffentlich Voltaires Abhandlung über die Toleranz erklären ließ, endlich ſeit 1774 Friedrich Karl Joſeph von Erthal, der in ſeinem Hofſtaat 60 Kammerherren und 12 Generale zählte, deſſen Mai-

treffen die claſſiſchen Namen Aſpaſia, Danaë, Kratina, Lais und Phryne erhielten, der ſich von dem obſcönen Schriftſteller Heinſe Voltaires ſchändliche Pucelle vorleſen, und durch ſeinen Coadjutor von Dalberg 1784 eine neue Univerſität in Mainz errichten ließ, auf welcher vorzugsweiſe aufgeklärte Proteſtanten angeſtellt wurden, der affectirte und charakterloſe Schweizer Geſchichtſchreiber Johannes Müller, der berühmte Weltumſegler Georg Forſter, der Anatom Sömmering ꝛc. Zu den Celebritäten gehörte auch der verabſcheuungswürdige Sickingen*) als kurmainziſcher Miniſter. — In Köln regierte bis 1761 Kurfürſt Clemens Auguſt, Bruder des Bayern Karl VII., ein üppiger Herr mit 120 Kammerherren im und noch 180 außer dem Dienſt, 3 Miniſtern, 35 Staatsräthen, 12 Geheimräthen, 17 geheimen Conferenzräthen, 26 Hofräthen, 25 Finanzräthen ꝛc. Da er viel Geld an Weiber verſchwendete, plünderte er, indem er zugleich Deutſchmeiſter geworden war, den Schatz in Mergentheim aus, fiel aber in die Hände der Juden. Sein Nachfolger Karl Friedrich Graf Königsegg, ſchmutziger Lüderlichkeit ergeben, ließ durch ſeinen Miniſter Belderbuſch das Land ausſaugen und gleichfalls die Juden wirthſchaften. Insbeſondere wurde ſein Leibjude Baruch berüchtigt durch das ſchlechte Geld, welches er ſchlagen ließ. Ihm folgte Maximilian, der dicke und lebensluſtige Bruder Joſephs II., welcher gleichfalls Paläſte und Luſtſchlöſſer zu Bonn, Brühl, Falkenluſt, Poppelsdorf baute und einen großen Hofſtaat ꝛc. hielt, und ganz im Sinne ſeines Bruders Joſeph zu Bonn eine neue „aufgeklärte“ katholiſche Univerſität gründete, welche das wurde, was Joſeph gerne aus Löwen in den Niederlanden gemacht hätte, 1786. In der Eröffnungsrede ließ er die Reformation preiſen, ernannte nur modern aufgeklärte Profeſſoren und ließ ſogar eine Zeit lang den frechen

*) Letzter Nachkomme des berühmten Ritter Franz von Sickingen. Er und ſein Bruder gemeinſchaftlich ſperrten ihren alten Vater in einen Thurm und ließen ihn dort verſchmachten, während ſie ſein Geld in Paris verpraßten. Dieſe Thatſache hat Schiller ſeinen Räubern zu Grunde gelegt. Beide ruchloſen Söhne blieben ungeſtraft.

Eulogius Schneider dort wirken, einen ehemaligen Mönch, der endlich so obscöne Lieder drucken ließ, daß ihn der Kurfürst doch anstandshalber entlassen mußte. Die Professoren der katholischen Dogmatik, Schottmayer, Dereser, van der Schüren waren bereits vollkommene Deutschkatholiken oder Lichtfreunde.

In Trier baute Kurfürst Philipp 1763 das Lustschloß Philippsfreude, außer seinem prachtvollen Palast in Coblenz. Der Erzbischof von Salzburg hatte nicht minder seine Paläste und Lustschlösser, der Passauer Bischof Joseph baute sich einen Freudenhain ꝛc. Die vielen Fürstäbte des deutschen Reichs hielten wenigstens berühmte Weinkeller. Bessere Ausnahmen machten der Bischof von Paderborn, von Fürstenberg, ein gelehrter Herr, der die Universität Münster gründete 1773, und der Bischof von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, Bruder des Mainzer Kurfürsten, ein Herr, der auf Zucht und Ordnung hielt, ökonomisirte und das Recht walten ließ. Einen Edelmann, der einen Bauern todt geschossen hatte, unter dem früheren Bischof ungestraft geblieben war und sich sogar rühmte, einen Bauern erschießen sey nur so viel, als einen Hund erschießen, ließ er ins Zuchthaus sperren.

6.

Die deutschen Classiker.

Das kleine Herzogthum Sachsen-Weimar erlangte damals einen großen Ruhm, sofern die Herzogin Amalie zu Weimar einen Kreis berühmter deutscher Dichter um sich versammelte. Sie war seit 1758 Wittwe des Herzogs Ernst August und regierte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Karl August. Die vier deutschen Dichterheroen, die sie an ihren anmuthigen Hof rief, waren zugleich die Vertreter der Hauptrichtungen deutscher Dichtung, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auseinanderliefen. So lange die Herzogin noch jung war, ging es auch lustig an ihrem Hofe her, weshalb ihre ersten Lieblinge unter den Dichtern

Wieland und Göthe waren. Mit den Jahren wurde man ernſter, und Herder und Schiller traten in die Reihe.

Es iſt hier der ſchicklichſte Ort, von der ſchönen deutſchen Literatur damaliger Zeit zu reden. Da ich indeß in einem größern Werke über deutſche Dichtung dieſe Dinge ausführlicher behandelt habe, glaube ich mich hier auf wenige Grundzüge beſchränken zu ſollen, nur um aus der Lieblingslecture des damaligen deutſchen Publikums deſſen Charaktereigenthümlichkeiten und Schwächen zu erklären.

Wieland, gebürtig aus Biberach, vertrat die franzöſiſche Schule und Renaiſſance, indem er noch mit den griechiſchen Gottheiten, vorzüglich Amor, und den Grazien kokettirte und dieſelben überall anbrachte, dazu alles ſittlichen und religiöſen Ernſtes baar, in ſeinen antikiſirenden Romanen nur die luſtige Lebensweisheit des Ariſtipp und Epikur empfahl. In vielen Gedichten ahmte er die franzöſiſchen contes voll Heiterkeit, aber auch voll Laſcivität nach. Für ſeine Perſon war er übrigens ein ehrlicher Schwabe, beweibt und mit vielen Kindern geſegnet.

Göthe, gebürtig aus Frankfurt, ſpäter geadelt, Geheimerath und Miniſter in Weimar, begann mit den berühmten „Leiden des jungen Werther," einer Nachahmung der neuen Heloiſe von Rouſſeau und aufgeputzt mit Ueberſetzungen aus dem falſchen Oſſian. Er vertrat alſo zunächſt die Empfindſamkeit, welche gleich einer naſſen Flechte den kranken Leib der deutſchen Poeſie überzog, nachdem derſelbe im innerſten Herzen durch die Nachahmung Voltaires ausgetrocknet worden war. Es bleibt immer charakteriſtiſch, daß dieſer Werther (der ſich in das Weib eines andern verliebt und, weil er ſie nicht haben kann und ſich überhaupt einbildet, er ſey zu gut für dieſe Welt, ſich todt ſchießt), der Liebling des deutſchen Publikums werden konnte. Jedenfalls war es ein Zeichen großer Verweichlichung, wenn man ſich für einen eiteln Schwächling und Selbſtmörder begeiſtern konnte. Göthe beſchönigte nachher auch die Bigamie in der Stella und behandelte den Ehebruch als Würze der Geſelligkeit in den Mitſchuldigen, ſogar als eine Naturforderung in den Wahlverwandtſchaften. Die Helden ſeiner Schauſpiele und Romane behiel-

ten den Grundzug des Werther, eine ungemeſſene Selbſtſchätzung und Eitelkeit, Begehren des Unerlaubten und ſelbſt noch mitten im Schwelgen empfindſames Jammern. So Wilhelm Meiſter, Taſſo, Fauſt. Immer forderte Göthe für ſeine Lieblinge Rechte, an die Pflichten hat er ſie nie gewieſen. Das Chriſtenthum war ihm, ſagt er ſelbſt, ſo verhaßt wie Tabackrauch, Kegelſchieben und Hundegebell. Daß er damit einer längſt frivol gewordenen Zeit gefiel, darf nicht Wunder nehmen. Weil er aber, wie kein anderer Dichter der Zeit, Meiſter der Form war und ſeine Virtuoſität in den verſchiedenſten Manieren glänzen ließ, als Lyriker, Dramatiker, Epiker, als geiſtvoller Nachahmer der Claſſiker, der Franzoſen, Engländer, ſogar der Orientalen, mußte er um ſo mehr den Zeitgenoſſen imponiren. Man darf nun ſeinen außerordentlichen Dichtergaben, dem Zauber ſeiner Sprache, dem Verführeriſchen ſeiner Empfindungen volle Gerechtigkeit angedeihen laſſen und muß ihm doch zum Vorwurf machen, daß er die gebildeten Claſſen in Deutſchland nur äſthetiſch überfeinert und verweichlicht, aber nicht veredelt, vielmehr zu ihrer Entchriſtlichung und Entnationaliſirung, zu ihrer verhängnißvollen Trennung vom eigentlichen Volke mehr als jeder andere beigetragen hat.

Herder, gebürtig aus Morungen in Preußen, Oberhofprediger in Weimar, hielt ſich nicht ſtreng an die Confeſſion, ſuchte aber die dem Chriſtenthum entfremdeten Gebildeten wieder für daſſelbe zu gewinnen, indem er ſie auf die ſittliche und poetiſche Schönheit der h. Bücher hinwies. Hierin war ihm übrigens ſchon der Engländer Lowth vorangegangen. Sodann ſtellte er die urſprüngliche Schönheit, Natürlichkeit und edle Einfalt der älteren Volkspoeſie der modernen Kunſtpoeſie gegenüber. Auch hierin war ihm bereits der Engländer Percy vorangegangen. Herder hielt ſich aber nicht an die deutſchen Volkslieder allein, ſondern empfahl die alten Nationallieder aller Völker. Seine Grundrichtung war eine maureriſche, ſeine Humanität umfaßte die Menſchen unter allen Zonen. Durch ſeine ſittliche Würde hielt er Wielands Frivolität und Göthes koketter Empfindelei ein glückliches Gegengewicht.

Schiller aus Marbach in Schwaben kam zuletzt mit dem Hofe von Weimar in Berührung, nachdem er 1781 ſein erſtes Trauerſpiel, die berühmten „Räuber," herausgegeben hatte. Kein Dichter iſt deutſchen Leſern ſo bekannt, als dieſer. Ich beſchränke mich alſo darauf, nur die ſittliche Kraft und den Drang in ihm zu bezeichnen, der ihn aus der Gemeinheit, Verdorbenheit und Weichlichkeit ſeiner Zeit emporriß zu hohen ſittlichen und patriotiſchen Idealen. Weil aber Schiller noch im Geiſte ſeiner Zeit ſich vom Chriſtenthum abwandte, wurde auch er leider oft als Autorität mißbraucht.

An dieſe vier großen Dichter können wir zwanglos die übrigen nach Schulen anreihen.

Die altfranzöſiſche Voltaire-Wielandiſche Frivolität behauptete ihre Herrſchaft fortwährend im Luſtſpiel und in den lüderlichen Romanen, Erzählungen und Schwänken, welche von den Leihbibliotheken aus die Einbildungskraft der mittleren Stände vergiftete. Das deutſche Luſtſpiel blieb immer unter dem Einfluß des franzöſiſchen und befindet ſich noch darunter. Damals aber wetteiferten Gebler und Jünger in Weimar, Bretzner in Leipzig, Kotzebue in Berlin, Verführung und Ehebruch auf der Bühne in anmuthigen Luſtſpielen zu beſchönigen. Der berühmte Schröder in Hamburg, der mehr von der engliſchen Bühne auf die deutſche übertrug, huldigte doch auch dem Leichtſinn der Zeit. Lüderliche Romane erſchienen in ungeheurer Anzahl. Die frechſten, die zugleich von der Menge am begierigſten geleſen werden, waren die von Guſtav Schilling, einem kurſächſiſchen Offizier (ſeit 1791), die des thüringiſchen Forſtrath Cramer, des Arztes Albrecht in Altona, die Schwänke Langbeins in Berlin, ꝛc.

Die Rouſſeau-Göthe'ſche Empfindſamkeit wurde herrſchend in der Lyrik. Nur bei Hölty, dem früh Verſtorbenen, zeigte ſich ein wahrer Schmerz, und der Schweizer Salis kam ihm am nächſten. Den ſüßlichſten Herzensdurchfall bezeichnet der Düſſeldorfer Jacobi. Die Genoſſen des Göttinger Hainbundes miſchten mit der Empfindelei entweder wie Gleim anakreontiſche Lüſternheit, oder poſaunten

anzog, ward es von Gallas bis Metz zurückgeschlagen, und Johann von Werth streifte bis tief in die Champagne.

Bernhard von Weimar war müßig, weil er kein Heer hatte. Die schwedischen Generale waren eifersüchtig auf diesen deutschen Prinzen, und schrieben ihm den Verlust der Schlacht bei Nördlingen zu. Die Franzosen wollten ihm nur unter der Bedingung ein Heer geben, daß er förmlich in ihre Dienste träte, dagegen aber empörte sich sein Stolz. Die Schweden folgten dem General Banner, einem kühnen, löwenherzigen Führer. Sie waren in einem fremden Lande, von ihren Glaubensgenossen verlassen, und nur die äußerste Tapferkeit konnte sie retten. Sie lechzten nach Rache an den treulosen Sachsen, und wollten den Schimpf von Nördlingen um jeden Preis wieder auslöschen. Schonungslos fiel jetzt dieses wilde Heer in die Länder der abtrünnigen Protestanten ein. Banner schlug die Sachsen schon im ersten Treffen bei Dömitz, und griff sie zum zweitenmal bei Wittstok an, wo sich der Churfürst mit dem kaiserlichen General Hatzfeld vereinigt hatte. Die Schweden trugen einen glänzenden Sieg davon, 1636. Banner blieb darauf in Sachsen, und belagerte Leipzig, ward aber durch eine überlegne Macht der Sachsen und frische kaiserliche Truppen im folgenden Jahre wieder aus Sachsen herausmanövrirt, und zwischen der Oder und Wartha von zwei feindlichen Heeren in die Mitte genommen. Er wäre verloren gewesen, wenn er den Feind nicht durch eine Kriegslist getäuscht hätte. Er traf Anstalten, als ob er nach der polnischen Seite sich durchschlagen wollte, und als die Kaiserlichen sich nun nach dieser Seite wandten, entfloh er bei Nacht in der entgegengesetzten Richtung, und setzte sich in Pommern fest, wo er sich mit

im hohen Odenton, wie Klopstock, Voß, Stolberg, oder polterten, wie Bürger. Bei allen aber spielte das liebe Ich die Hauptrolle. Während im zarten Volkslied der Dichter ganz verschwindet, stolzirte aus dieser modernen Kunstlyrik überall nur der eitle Dichter heraus und präsentirte der Welt sein kostbares Herz wohlaufgeputzt. Hieher gehören auch die empfindsamen Idyllen, unter denen die des Schweizer Geßner den größten Ruhm erlangten, weil sie die weichlich-süßlichsten waren. Nichts wirkte so abschwächend auf den deutschen Charakter, als die Leserei solcher Sachen und die Rührung im Theater.

Seit Rousseau verlangte man nach Natur und schwärmte für das Natürliche. Die falsche Natürlichkeit Geßners konnte dem gesunden Menschenverstand nicht lange gefallen, daher die Freude, mit der man der wahren Natur und Wirklichkeit in den englischen Romanen begegnete. Nun mischte man die Rousseau'sche Schwärmerei für das allgemein Menschliche mit dem englischen Behagen an der gemeinen Wirklichkeit, und so entstand die poetische Verliebtheit des deutschen Philisters in sich selbst. Fort mit den abgenutzten Göttern und Königen, Helden und Abenteurern der bisherigen Poesie! hieß es: wir selbst, der Papa, die Mama, der Onkel, die Schwägerin, der Schlafrock, die Tabackspfeife, Tisch und Stuhl, Hund und Katze, sind poetisch. Man schwärmte nur noch für die Familie. An die große Nation, an den Staat, an die Kirche wurde nicht mehr gedacht. Im tiefsten Verfall des deutschen Reichs bewunderte sich der deutsche Michel mit seiner Schlafmütze entzückt im Spiegel.

Die altdeutsche Familienzucht wurde künstlich erschlafft durch Rührungen. Neben Göthes Werther wurde ein Schauspiel Kotzebues: „Menschenhaß und Reue" 1786 mit unermeßlichem Jahrzehnte lang dauerndem Beifall beschenkt. In diesem Stück läuft einem Herrn von Mainau seine junge Frau, abgleich sie schon zwei Kinder hat, mit einem Offizier davon, bereut aber nachher, nachdem der Offizier sie sitzen gelassen hat, und wird von dem Gatten unter vielen Thränen wieder aufgenommen. Das war das Programm der Gebildeten gegen die alte volksthümliche und durch die

Kirche gebotene Sittenzucht. Dieſelbe lüderliche Moral wiederholte ſich in unzähligen Romanen und Schauſpielen der Zeit. Die Lüſternheit des Fleiſches trat nicht mehr ehrlich auf mit dem Faungeſicht, wie noch bei Wieland, ſondern mit empfindſamen Thränen und dem Heiligenſchein der „ſüßen heiligen Natur.“ — Nur der Schauſpieler und Theaterdichter Iffland machte einen nicht unglücklichen Verſuch, die alte Biederkeit des Handwerks- und Bauernſtandes, welcher natürlich geblieben war, der Corruption der höheren Stände gegenüberzuſtellen, ja manche ſeiner Stücke haben eine politiſche Bedeutung, ſofern ſie die Mißhandlungen, welche das treue Volk durch die verderbte moderne Bureaukratie zu leiden hatte, aufdecken und vornehme Verbrecher durch tugendhafte Regenten beſtrafen laſſen.

Aus der weichlichen Erſchlaffung riß man ſich durch eine krampfhafte Ueberreizung empor. Das war ſeit den ſiebenziger Jahren der ſ. g. „Sturm und Drang“, oder die Periode der „Kraftgenies.“ Auf dem frivolen Gebiete, wo bisher nur mehr geſcherzt und elegant getändelt worden war, ſpiegelte Heinſe in ſeinen Schriften einen urkräftigen Donjuan ab, einen Herkules des Naturrechts, der göttlich grob durch alle Sitten hindurchſchlug. Auf dem ſentimentalen Gebiete, wo man bisher nur gewinſelt hatte, erhob Maler Müller, gleich den griechiſchen Tragikern, durchdringendes und entſetzliches Geſchrei der Verzweiflung. Schubarth aber in ſeinen Gedichten und Klinger in ſeinen Romanen wagten zuerſt, den Machthabern der Erde zu grollen. Von Schubarth war ſchon die Rede. Klinger aus Frankfurt am Main ſchilderte in düſtern Nachtgemälden ſeit 1774, wie die beſten Menſchen dem Böſen in der Welt erliegen müſſen, und zwar ewig troſt- und hoffnungslos, weil er auch in der Kirche nur eine Macht und Tyrannei der Finſterniß ſah. Sein „Raphael de Aquilas“ zeigte die Kirche und die Monarchie, den König und Prieſter in gleich teufliſcher Karrikirung.

Angeregt durch die in dieſem merkwürdigen Roman geſchilderten Inquiſitionsgreuel begann eine ganze Sündfluth von Ritterromanen gegen die katholiſche Kirche zu ſtürmen. Die Ritterromane hatten ihren Urſprung genommen in dem engliſchen Romane

„the castle of Otranto“ von Horace Walpole im Jahre 1764. Neun Jahre ſpäter (1773) gab Göthe ſein Ritterſchauſpiel „Götz von Berlichingen“ heraus, eine Bearbeitung der naiven Selbſtbiographie dieſes Ritters unter Beibehaltung der etwas alterthümlichen, ehrlich derben Sprache deſſelben. Nun wurden die Harniſche und Helme Mode und die Leipziger Meſſe wimmelte Jahrzehnte hindurch von Ritterromanen und Ritterſchauſpielen. Allein weit entfernt, die fromme Ritterzeit treu abzuſpiegeln, nahmen die Dichter den Standpunkt moderner Aufklärung und Civiliſation ein, um das Mittelalter als eine Zeit der Finſterniß und Barbarei zu verdammen. Unter dem Helm guckt dieſen papiernen Rittern überall der Zopf hervor. Veit Weber, Cramer, Spieß ꝛc. ſtellten entweder edle Ritter ruchloſen Pfaffen, oder edle Fürſten mit modernen Culturideen, oder einen geheimen maureriſchen Bund edler Menſchen- und Fürſtenfreunde den böſen Rittern und Pfaffen zugleich entgegen. In den zahlreichen Räuberromanen und Räuberſchauſpielen wiederholte ſich derſelbe Gegenſatz. Der moderne Räuber trat als edler Menſchenfreund der tiefen Corruption des Adels und der Geiſtlichkeit gegenüber.

Ueberhaupt ſtellten ſich alle natürlichen Verhältniſſe im Spiegel der deutſchen Dichtung jener Zeit auf den Kopf. Der Deutſche hatte das angeborne Glück, die kräftigſte und edelſte Race auf der Stufenleiter der Völker darzuſtellen, allein er verleugnete ſich ſelbſt und ſuchte ſein Ideal in einem chimäriſchen, nirgends exiſtirenden Menſchen an ſich, oder in einer franzöſiſchen, engliſchen Modefigur, oder gar in dem bisher ſo tief verachteten Juden (Leſſings Nathan) und in der edlen Negern (Zieglers Mohrin), edlen Wilden (nach Marmontel) und den idealiſirten Unſchuldskindern auf Otaheiti (nach Forſters Reiſen) ꝛc. — Der Deutſche hatte das Glück, ein Chriſt zu ſeyn, und den Ruhm, das Chriſtenthum nach außen ritterlich vertheidigt, nach innen aber ſein eigenes Volksleben durch das Chriſtenthum in jeder Weiſe veredelt zu haben. Nun aber gab er es auf, verleugnete, ſchmähte es und folgte den lächerlichen Götzen eines neuen Heidenthums der Naturanbetung oder Selbſtvergötterung. Seine

Dichter priesen die Götter Griechenlands und ärgerten sich über den Heiland. Als der reuige Graf Stolberg zum Calvarienberge ging, wurde er durch Göthe und Schiller feierlich vom Parnaß ausgeschlossen. — Der Deutsche hatte das Glück, in Zucht, Sitte, Treue, Keuschheit allen andern Völkern voranzustehen. Nun aber lachten seine Dichter über der Väter Tugend und über das gemeine Volk, welches noch daran hing, und gefielen sich in der Beschönigung jeder Gemeinheit, Lüderlichkeit und Niederträchtigkeit. Die Romane und Schauspiele kokettirten mit edlen Huren, edlen Dieben, edlen Ehebrüchen, edlen Lügen; das sogenannte gute Herz mußte jedes Laster entschuldigen, jedem verzeihen.

Wie alles christliche Bewußtseyn, so war auch alles Selbstgefühl der stolzen germanischen Race bei diesen Dichtern und den mit ihnen übereinstimmenden, sie treibenden und von ihnen getriebenen Gebildeten ausgestorben. Nur im Volk, bei den frommen Bauern lebte noch die alte Nation fort.

Die Gebildeten, wie überklug und zur höchsten Vollkommenheit gereift sie sich in jedem Stadium ihrer Verrücktheit dünkten, konnten doch nie bei dem einmal Gewonnenen aushalten. Ihr Geschmack, ihre geistige Richtung wechselten wie die Kleidermoden. Was sie gestern vergöttert, verachteten sie heute. Trunken von Gottsched, erklärten sie ihn wenige Jahre später für einen unerträglichen Pedanten. Wenn etwas nur neu war, gefiel es und erweckte einen erlogenen Enthusiasmus. War es veraltet, so warf man es weg, wie ein gebrauchtes Kleid, und jagte wieder Neuem nach. Auf den inneren Werth kam es nicht an.

Damit hing die Theaterwuth zusammen. Man hatte sich selbst nicht mehr, fand keinen sich selbst genügenden Charakter mehr in sich und suchte Wahrheit und Wirklichkeit nur noch da, wo sie nicht waren, auf den Brettern.

Der tiefste Grund aller dieser Erscheinungen am classisch gebildeten Zopfmenschen jener Zeit war Dämonismus. Alle jene Geister, welche Gott abgesagt hatten, fielen unwillkürlich und ohne es zu ahnen in die Gewalt des gottfeindlichen Dämon und wurden,

indem sie sich für frei und selbständig hielten, Opfer und Werkzeuge seiner Macht, zum Verkehrtsehen aller Dinge verdammt, sich selbst belügen müssend. Dieser Dämonismus des classischen Zopfmenschen gab sich schon im Aeußern kund. Nie hat der barbarischeste Wilde den von Gott geschaffenen edlen Menschenleib durch Uebertünchung und lächerliche Ausschmückung so entstellt, wie es von den gebildeten Classen im achtzehnten Jahrhundert geschah. Man pflegt die französischen, über die ganze gebildete Welt sich ausbreitenden Moden für etwas Zufälliges zu halten, aber das sind sie nicht. Es liegt etwas Dämonisches darin. Indem die menschliche Gesellschaft auf solche Narrheiten fällt, unterliegt sie einer Bezauberung. Systematische Verhäßlichung des Menschen ein ganzes Jahrhundert hindurch ist von welthistorischer Bedeutung, ebenso wie es die systematische Verschönerung in der Baukunst, bildenden Kunst und in den Trachten des Mittelalters war. Gottesminne macht immer schön, Gotteshaß nothwendig häßlich.

Zehntes Buch.

Gustav III.

1.

Struensee.

In Dänemark folgte auf Friedrich IV. 1730 Christian VI., der ein Beschützer der Bauern und großer Freund der Bildung, dabei aber fromm war. Unter ihm machte Niebuhr seine berühmte Reise nach dem Orient, Egede seine Missionsreise nach Grönland und von ihm erhielt Klopstock einen Jahrgehalt. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich V. seit 1746 hatte an dem ältern Bernstorff einen einsichtsvollen Minister, der zuerst den Bauern freies Eigenthum verschaffen wollte. Unter ihm blühte auch Dänemarks geistvollster Dichter Holberg. Peter III. von Rußland wollte als geborener Herzog von Holstein-Gottorp sein Herzogthum zurückerobern, kam aber vorher um, und seine Nachfolgerin Katharina II. vermittelte. Auf ihren Wunsch, der einem Befehl gleichkam, opferte das dänische Königshaus sein geographisch von Dänemark getrenntes Stammland, das Herzogthum Oldenburg, auf, trat es an die Herzoge von Holstein ab und schlug dafür Holstein zu Dänemark. Blieb nun auch Holstein noch im deutschen Reichsverbande, so verstand es sich doch von selbst, daß es dänischem Interesse und nicht mehr deut-

ſchem dienen mußte. Das neue Arrangement, welches erſt nach Friedrichs V. Tode am 22. April 1767 zu Stande kam, war alſo dem deutſchen Reichs- und Nationalintereſſe verderblich. Oldenburg kam an Friedrich Auguſt, Geſchwiſterkind Karl Friedrichs (der Peters III. Vater geweſen war). Ihm folgte 1785 ſein Sohn Peter, der aber regierungsunfähig wurde und für den ſein Vetter Peter (deſſen Vater ein jüngerer Bruder ſeines Vaters war) eintrat.

Friedrich V. ſtarb bereits 1766 und hinterließ von zwei Gemahlinnen zwei Söhne. Seine erſte Gemahlin, Louiſe, Tochter Georgs I. von England, hatte ihm ſeinen Sohn und Nachfolger Chriſtian VII. geboren, welcher bei des Vaters Tode erſt ſiebenzehn Jahre alt und von der Natur ziemlich vernachläſſigt, geiſtlos und kindiſch war. Seine zweite Gemahlin, Juliane von Braunſchweig, hatte ihm noch einen jüngeren Sohn Friedrich geboren, welcher beſſer organiſirt war, daher ſie lebhaft bedauerte, daß er dem älteren Bruder weichen mußte und nicht ſtatt ſeiner zum Throne berufen wurde.

Der junge König nahm eine noch jüngere Gemahlin, die erſt ſechszehnjährige Karoline Mathilde, Schweſter Georgs III. von England, lebte jedoch nicht glücklich mit ihr, da er ihrem Herzen nicht genügte und ſich unwürdigen Vergnügungen überließ, zu denen ihn ſein Günſtling, Graf Holk, verleitete. Im Jahre 1768 machte der König eine Vergnügungsreiſe nach Italien und nahm als Reiſearzt den jungen Struenſee mit, Sohn eines aus Halle in Sachſen nach Altona berufenen Geiſtlichen, welcher daſelbſt Generalſuperintendent geworden war. Dieſer junge Leibarzt war lebhaften Geiſtes, wußte die Zuneigung des Königs zu gewinnen und blieb nach ſeiner Rückkehr am Hofe zu Kopenhagen. Hier überließ ſich der König wieder der Verführung des rohen Holk, blieb jedoch ſeinem Arzt gewogen, und da Struenſee den kränkelnden Sohn des königlichen Ehepaars zu heilen berufen wurde und an deſſen Bett mit der jungen Königin täglich zuſammentraf, konnte der letztern nicht entgehen, was für ein ſchöner und ſtattlicher Mann er ſey. Genug, die Königin und der Leibarzt wurden vertraut und nahmen ſich ohne

Zweifel anfangs in aller Unſchuld vor, den König von ſeinem ſchlechten Umgang abzuziehen. Nun war aber Holk ein Werkzeug des Adels, welcher die Unfähigkeit des Königs von Dänemark ausbeuten wollte. Die Königin Karoline Mathilde und Struenſee wurden daher noch einen Schritt weiter geführt und ſannen darauf, der monarchiſchen Gewalt ihr Recht zu verſchaffen, und zwar zum Beſten des Volkes. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie es wohl meinten, daß ſie ſich im Geiſt der damaligen Zeit ſogar einer tugendhaften Schwärmerei hingaben und ſich damit über die Sittlichkeit des perſönlichen Verhältniſſes, in welches ſie zu einander getreten waren, ſelber täuſchten. Sie wußten ſich als edle Seelen über den Gemeinheiten eines Holk erhaben und glaubten der engherzigen und argliſtigen Ariſtokratie gegenüber großherzig für das wahre Wohl des Volkes zu kämpfen. Die Königin liebte, ſich als Amazone zu Pferde zu zeigen, zuweilen ſogar in männlicher Tracht.

Da ſich Struenſee die Liebe des Königs zu erhalten verſtand, wurde er erſt Etatsrath, dann Cabinetsrath. Sobald er aber Einfluß genug hatte, beſtimmte er den König, den allgemein geachteten Bernſtorff zu entlaſſen, weil derſelbe im Namen der Ariſtokratie regiere, 1770. Auch Holk wurde entfernt und durch den unbedeutenden Brandt erſetzt, der es übernahm, im Intereſſe Struenſees des Königs geiſtloſe Beſchäftigungen zu leiten. Die Entfernung Bernſtorffs war unklug und wurde dem jungen Reformator gerade von denen zum Vorwurf gemacht, deren Sympathien zu gewinnen ihm am nächſten lag und am leichteſten hätte werden können, wenn er nicht grenzenlos leichtſinnig und unvorſichtig geweſen wäre. Wahrſcheinlich ſah er in Bernſtorff einen zu ernſten Cenſor, mit dem er ſich nie in Bezug auf ſeine Stellung zur Königin hätte verſtändigen können. Zum Ueberfluß kam er in Händel mit dem ruſſiſchen Geſandten Filoſofof, der in Kopenhagen den Meiſter ſpielte. Der ſchöne Struenſee, den vor der Königin ſchon andere Damen geliebt hatten, wurde des brutalen Ruſſen glücklicher Nebenbuhler, wofür ihn dieſer einmal öffentlich anſpie. Seitdem waren ſie unverſöhnliche Feinde, und der Ruſſe arbeitete heimlich an Struenſees Verderben. Daß

ein ruſſiſcher Geſandter wegen öffentlicher Anſpeiung des einflußreichſten Rathes der Krone in Dänemark hätte ausgewieſen werden können, davon war in jenem Jahrhundert nicht die Rede.

Im September 1770, unmittelbar nach Bernſtorffs Entfernung, begann Struenſee vom Cabinet des Königs aus ſeine Reformen, welche alle von der Vorausſetzung ausgingen, der König allein regiere und gebe Geſetze, ſein Wille allein habe in allen däniſchen Dingen zu entſcheiden. Er nahm ſich dabei ohne Zweifel Friedrich den Großen zum Muſter und glaubte die alten Mißbräuche durch ein vernünftiges Regierungsſyſtem zum Beſten des Volkes zu verdrängen. Sein Verdienſt dabei iſt unbeſtreitbar. Er befreite den Bauernſtand von den Bedrückungen des Adels. Er befreite den Bürgerſtand ebenſo von dem Druck der in allen ſtädtiſchen Aemtern forterbenden Familienoligarchie, und er befreite die Preſſe, damit das Volk ſeine Klagen und Beſchwerden vorbringen könne. Er befreite den Hof von der Ueberlaſt der Chargen, die ſich der Adel ausſchließlich vorbehalten hatte. Er organiſirte die Gerichte neu und ſteuerte dem Unweſen, welches bisher den Adel auch vor dem Geſetz bevorzugt und demſelben namentlich das Schuldenmachen erleichtert hatte. Allein Struenſee beging auch Fehler. Indem er alles eigenmächtig und allein verfügte, beleidigte er das conſtitutionelle Gefühl, welches, allen Ständen inwohnend, des Volkes Schickſal nicht durch Machtbefehle, ſondern durch Vertrag beſtimmt wiſſen will. Indem er ſeine Decrete in deutſcher Sprache bekannt machte, beleidigte er das däniſche Nationalgefühl. Indem er mit einem Federſtrich alle Zünfte und Innungen aufhob, zerſtörte er den naturwüchſigen bürgerlichen Organismus, und indem er eine Anzahl bisher gültiger lutheriſcher Feiertage abſchaffte, beleidigte er auch das religiöſe Gefühl.

Er machte ſich nun dadurch unzählbare Feinde, während er durch die dreiſte Vertraulichkeit mit der Königin und durch die Eitelkeit, die ihn bewog, ſich und auch ſeinen Freund Brandt in den Grafenſtand erheben zu laſſen, den Nimbus des uneigennützigen, ſtrengſittlichen und ſtoiſchen Reformators verlor. Dennoch würde

er ſich länger behauptet haben, wenn er nicht eine unbegreifliche Feigheit verrathen hätte. Im September 1771 tumultuirten 300 Matroſen, und dieſer unbedeutende Lärm erſchreckte Struenſee dermaßen, daß er mit dem ganzen Hofe davonfloh und den Matroſen alles zuſagte, was ſie verlangten. Wenige Tage ſpäter benahm er ſich ganz eben ſo kraftlos bei einem Tumult der Seidenweber. Nun kannte man ihn und genirte ſich nicht mehr. Als er im Dezember die unglaubliche Unvorſichtigkeit beging, die ſtolze Leibgarde zu Pferde nicht etwa zu verabſchieden, ſondern unter die gemeinen Reiterregimenter unterzuſtecken, empörte ſich dieſelbe, und anſtatt ſie mittelſt der treuen Regimenter, die in Kopenhagen lagen, umzingeln und verhaften zu laſſen, gab er ihr in allem nach, behielt ſie bei und machte ihr noch dazu anſehnliche Geſchenke.

Jetzt beſchloſſen ſeine Feinde, ihn zu verderben, denn jetzt fürchteten ſie ihn nicht mehr. Man verſchwor ſich förmlich gegen ihn und zwar im Palaſt der verwittweten Königin Juliane, welche dieſen Anlaß gerne ergriff, um wo möglich ihren Sohn Friedrich emporzubringen. Ihr Hauptagent war der Etatsrath Guldberg, ein Frömmler, ehemals Candidat der Theologie, der alles heimlich unterwühlte. Den offenen Aufruhr aber zu leiten übernahm Ranzau-Aſchenberg, ein ehemaliger Freund Struenſees, aber voller Schulden, welche Struenſee nicht für ihn bezahlen wollte, weshalb er deſſen Feind wurde, dann General Eickſtedt und Oberſt Köller-Banner, welcher die Truppen bearbeitete. Alles war wohl vorbereitet; Struenſee, der ſich leicht hätte retten können, ahnte nichts. In der Nacht auf den 17. Jan. 1772 beriefen die Verſchworenen alle Offiziere zuſammen und erklärten ihnen auf Befehl der Königin Juliane und des Prinzen Friedrich, es ſey abſolut nothwendig, den König dem Einfluß Struenſees und Brandts zu entziehen. Die ſchon inſtruirten Offiziere ſtimmten zu. Die Verhaftung Struenſees und Brandts ward ſogleich und ohne Widerſtand vorgenommen und am andern Morgen wurde der arme König aus dem Schlaf geweckt und gezwungen, zu unterſchreiben, was man ihm vorlegte, unter anderm auch einen Verhaftbefehl gegen ſeine eigene Gemahlin.

großer Klugheit und Tapferkeit zu behaupten wußte, um die Verbindung mit Schweden offen zu halten.

In demselben Jahre 1637 starb der Kaiser. So lange er lebte, war an keinen Frieden zu denken. Sein Nachfolger Ferdinand III schien versöhnlicher, aber noch waren die Verhältnisse des Krieges, besonders durch die Dazwischenkunft der Franzosen zu verwickelt, als daß man einen baldigen Frieden hätte voraus sehn können.

Kapitel CCCCXI.

Bernhard von Weimar und Banner.

Das Jahr 1638 wurde den Protestanten wieder sehr günstig. Bernhard von Weimar wurde von den Franzosen mit Geld unterstützt, Truppen für sich selbst zu werben, um endlich die Kaiserlichen vom Oberrhein zu vertreiben, was den Franzosen allein nicht gelungen war. Er eröffnete den Feldzug mit einer glänzenden That, denn er überraschte die Kaiserlichen bei Rheinfelden, und brachte denselben die empfindlichste Niederlage bei. Johann von Werth wurde gefangen. Dann eilte Bernhard, den ganzen Oberrhein zu befreien. Am meisten widerstand ihm die damals wichtige Festung Breisach. Die Belagerung dauerte beinahe das ganze Jahr hindurch. Dreimal suchten die Oestreicher die Stadt zu entsetzen, dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Endlich fiel die Stadt. Aber schon im folgenden Jahre starb Bernhard plötzlich, vielleicht an Gift, denn da er sich eine selbständige Herrschaft am Rhein gründen, und deshalb auch Amalien, die Wittwe des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen heirathen wollte, stand er den Franzosen nicht minder im Wege, als den Kaiserlichen. Sobald er todt war, bemühten sich alle Partheien, sein Heer für sich zu gewinnen. Die Franzosen waren darin am glück-

Die unglückliche Karoline Mathilde wurde scharf inquirirt. Ohne alle Schonung beschuldigte man sie, mit Struensee die Ehe gebrochen zu haben. Sie leugnete aufs bestimmteste. Nun bewog man aber Struensee selbst, sey es durch die Angst vor der Folter, sey es durch die Vorspiegelung, als werde dadurch sein Schicksal und das der Königin erleichtert werden, auf die letztere auszusagen, und als sie abermals entrüstet protestirte, war er niederträchtig genug, seine Aussagen zu wiederholen, näher zu erörtern und das Protokoll zu unterschreiben. So wird allgemein angenommen, es wäre jedoch möglich, daß diese Urkunde von seinen Feinden verfälscht und ihm nur untergeschoben worden wäre, wenigstens sträubt sich die Feder des Geschichtschreibers, an den Verrath zu glauben, den Struensee an seiner Wohlthäterin sollte begangen haben. Das Urtheil über ihn und Brandt lautete auf Enthauptung nach vorheriger Abhauung der rechten Hand und wurde zu Kopenhagen vollzogen am 28. April 1772. Die Königin wurde von ihrem Gemahl geschieden und nach Celle gebracht, wo sie in tiefer Zurückgezogenheit als Wohlthäterin der Armen bis zum Jahre 1775 lebte.

Der völlig simpelhaft gewordene König ließ alles geschehen. Guldberg wurde in den Adelstand erhoben und berief den Neffen des früheren Bernstorff ins Ministerium. Dieser jüngere Peter Andreas von Bernstorff lenkte das dänische Staatsruder mit großem Geschick. Das Ansehen, welches er sich erwarb, ärgerte Guldberg und die verwittwete Königin Juliane verlor die Hoffnung, ihren Sohn Friedrich, der übrigens gleich seinem ältern Bruder, dem regierenden König, sehr schwach war, auf den Thron zu bringen. In ihrem Interesse wagte daher Guldberg einen Staatsstreich, vertrieb Bernstorff und machte sich selbst zum ersten Minister und Reichsregenten, in der ausdrücklichen Absicht, Julianens Sohn auf den Thron zu bringen. Aber Karolinens bisher gänzlich zurückgesetzter, von seinem blödsinnigen Vater nicht geschützter Sohn, Friedrich, den man wenig fürchtete, wurde plötzlich der herrschenden Partei verderblich, denn, obgleich erst 16 Jahre alt, machte er, unterstützt von wackern Männern der Bernstorffischen Partei, schon

nach zehn Tagen der Guldberg'ſchen Regentſchaft ein Ende, indem er ſich am 14. April 1784 als rechtmäßigen Erben der däniſchen Krone proklamiren ließ. Guldberg wurde abgeſetzt, aber nicht beſtraft. Bernſtorff kehrte zurück, um Dänemark ferner mit großem Verſtande zu regieren, während der König, der bis 1808 lebte, und der Kronprinz ihn gewähren ließen.

2.

Guſtav III.

Wir gehen nun zu Schweden über. Hier regierte nach Karls XII. Tod deſſen Schwager, Friedrich von Heſſen, bis 1751, dann kam verabredetermaßen Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp auf den ſchwediſchen Thron. Die eigentliche Gewalt aber war bei den Reichsſtänden, welche ſich in vier Curien theilten: Adel, (lutheriſche) Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern. Unter dieſen hatte ſich der Adel die Obergewalt angemaßt, ſeine Privilegien ausgedehnt und einen Reichsrath ernannt, der die ganze ausübende Gewalt beſaß. Der König hatte nur zu unterzeichnen, was der Reichsrath befahl. Der Adel war aber unter ſich ſelbſt geſpalten, ſofern ſich ein Theil deſſelben von Rußland, der andere von Frankreich beſtechen ließ. Der ruſſiſche und franzöſiſche Geſandte in Stockholm wetteiferten, den habgierigen Adel auf ihre Seite zu ziehen. Die ruſſiſche Adelspartei war die der Mützen, die franzöſiſche die der Hüte. Ein patriotiſcher Verſuch der Grafen Brahe und Horn, die Ariſtokratie zu ſtürzen und dem König größere Gewalt zu verleihen, ſcheiterte und endete mit der Hinrichtung der beiden Grafen, 1756. Damals hatten die Hüte die Oberhand und die Mützen wurden von Rußland nicht mehr unterſtützt, weil während des ſiebenjährigen Krieges Rußland mit Frankreich Hand in Hand ging. Die Hüte empfingen Geld in Fülle, um ein gewaltiges Heer gegen Preußen auszurüſten. Aber ſie behielten das Geld

für ſich, weshalb die ſchwediſche Armee kaum einmal einen Streifzug aus Vorpommern heraus machte und ſich immer wieder von wenigen preußiſchen Regimentern unter die Kanonen von Stralſund zurückjagen ließ.

Das ehrloſe Benehmen der Hüte blieb nicht ungeſtraft. Ihre Partei verlor die öffentliche Achtung und der ruſſiſche Geſandte begann unmittelbar nach dem Tode der Kaiſerin Eliſabeth auch wieder die Mützen zu unterſtützen, weil Peter III. ſich Preußen zuwandte. Daher auf dem Reichstage von 1762 die Mützen die Mehrheit gewannen und mit Preußen Frieden ſchloßen.

Nach einiger Zeit trat ganz unerwartet dem ſchwachen König ſein feuriger Sohn Guſtav zur Seite. Dieſer Prinz, deſſen Mutter, Louiſe Ulrike, Friedrichs des Großen Schweſter war, hatte von ſeinem Oheim die großen durchdringenden Augen und auch viel von ſeinem Geiſt geerbt. Erſt 22 Jahre alt trat er im Reichsrath auf und hielt glänzende Reden, in denen er im Namen ſeines Vaters Rechte der Krone vertheidigte, die ihm der Reichsrath ſchmälerte, 1768. Er wurde dazu durch Frankreich ermuntert, welches die Partei der Hüte wieder emporbringen und den geiſtreichen Thronfolger für ſich gewinnen wollte. Louiſe Ulrike ſuchte ihren Bruder in Berlin auf die franzöſiſche Seite zu ziehen. Sie hatte ſogar den kühnen Plan, Rußland anzugreifen und Polen Luſt zu machen, da die ruſſiſchen Heere gerade in der Türkei beſchäftigt waren. Aber Friedrich der Große hatte 1764 ein enges Bündniß mit Rußland geſchloſſen und glaubte ſich aus Argwohn gegen Oeſterreich fortwährend auf Rußland ſtützen zu müſſen. Er warnte daher ſeine Schweſter und beſchwichtigte ſie durch die vertrauliche Mittheilung, ihr zweitgeborner Sohn Karl (Herzog von Südermannland), habe Ausſicht auf den ruſſiſchen Thron, da Katharina II. ihren eigenen Sohn Paul nicht werde zur Regierung kommen laſſen, und Karl alsdann nicht nur der nächſte Erbe aus dem Hauſe Holſtein-Gottorp ſey, ſondern auch von Katharinen gern zum Nachfolger werde genommen werden. Ob Friedrich an die Wahrheit ſeiner Worte ſelbſt geglaubt hat, iſt eine andere Frage.

Der König von Schweden wagte unter dieſen Umſtänden nichts gegen die ruſſiſche Partei zu unternehmen und es blieb in Schweden beim Alten. Guſtav mußte ſogar die däniſche Prinzeſſin Sophie Magdalene heirathen, nach ruſſiſcher Vorſchrift, weil Dänemark bereits ſeit der durch ruſſiſchen Einfluß vermittelten Erwerbung Schleswigs und Holſteins ganz für Rußland gewonnen war. Die beiden jungen Eheleute blieben gegenſeitig kalt gegen einander. Begreiflicherweiſe ſuchte nun Guſtav ſich aus ſo unangenehmen Umgebungen herauszuziehen und die Mützen ſelbſt ſahen ihn gern gehen und gaben ihm, ſammt ſeinen beiden jüngern Brüdern, Karl und Friedrich, Reiſegeld, als er im Januar 1770 nach Italien und Frankreich reiſte und lange dort verweilte. Er war noch im Februar 1771 in Paris, als er den Tod ſeines Vaters erfuhr.

Nach Stockholm als König zurückgekehrt hielt Guſtav III. mit großer Klugheit an ſich, um die mächtige Adelspartei nicht zu reizen, die ſich ſeiner durch einen Mord entledigt haben würde, wenn er ſich nicht wie ein harmloſer und leichtſinniger Jüngling geberdet und jeden Verdacht entfernt hätte. Er war von Natur mit einer guten Anlage zum Schauſpieler bedacht worden, was ihm in der Zeit, in der er ſich verſtellen mußte, ſehr zu Statten kam. In ſeiner erſten Rede, die er vor den Reichsſtänden hielt, betheuerte er ſeine Ehrfurcht vor der Verfaſſung und daß er nie nach unumſchränkter Gewalt ſtreben werde, und lebte übrigens, wie ſein Vater, dem Vergnügen des Hofes, ohne irgend mit dem Reichsrath Streit anzufangen, der im vollen Beſitz ſeiner Macht blieb. Aber heimlich wurde deſto lebhafter intriguirt. Es galt zunächſt, die unterdrückten Hüte für den König zu gewinnen, was der franzöſiſche Geſandte, Graf von Vergennes, eifrig betrieb. Die herrſchenden Mützen fanden dagegen in dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen Oſtermann, der dem König von Anfang an mißtraute, und in dem engliſchen Geſandten Goodrike, weil England Frankreich mit eiferſüchtigen Augen bewachte, ihren Rückhalt. Vergennes gab den Hüten kein Geld mehr, bis ſie ſich dem König anſchließen würden, und das war das ſtärkſte Argument, dem ſelbſt der alte Axel Ferſen, das Haupt

der Hüte, mit ſeiner Mahnung, ſich lieber mit den Mützen zu vertragen, als den König zur Alleinherrſchaft gelangen zu laſſen, weichen mußte. Eine Hungersnoth war ausgebrochen und Guſtavs Anhänger benutzten dieſelbe, um ſie aus der Verwahrloſung des Volkswohls unter der Herrſchaft der Ariſtokratie zu erklären und das Volk gegen die letztere zu erbittern. Das franzöſiſche Geld aber, welches den Hüten entzogen wurde, vertheilte man heimlich unter die Soldaten.

Man befand ſich im Juli 1772 und alles war trefflich zu einem Staatsſtreich vorbereitet. In allen Provinzen erhob ſich das hungernde Volk und klagte den Reichsrath an. Um dieſe Unruhen zu dämpfen, wurden die Truppen in Bewegung geſetzt, aber das wurde wieder benutzt, um die Truppen, zu denen des Königs Brüder abgingen, außerhalb Stockholm zu concentriren und zu Demonſtrationen gegen den Reichsrath zu veranlaſſen. Hellichius, ein Vertrauter des Königs, erließ in der Feſtung Chriſtianſtadt ein donnerndes Manifeſt gegen die Ariſtokratie und gegen den ruſſiſchen Einfluß, weckte den Nationalſtolz der Schweden und wies auf den König als den einzigen Retter hin. Truppen und Volk jauchzten ihm zu. Die Brüder des Königs zogen ſchnell alle ihre Regimenter zuſammen, angeblich um dieſen gefährlichen Aufruhr zu dämpfen, in Wahrheit, um ihn zu unterſtützen. General Rudbek, vom Reichsrath entſendet, um die Ordnung herzuſtellen, fand keinen Gehorſam und kehrte nach Stockholm zurück. Der Reichsrath war unentſchloſſen, ob er nicht den König verhaften ſolle, verbot ihm aber wenigſtens, die Stadt zu verlaſſen. Guſtav ſtellte ſich ganz unwiſſend und umarmte Rudbek, ihm dankend für ſeine Sorgfalt. Mit der Gemahlin ſeines gefährlichſten Feindes, des energiſchen General Pechlin, ſpielte er am Abend bei Hofe Karten und ſcherzte mit ihr voll Artigkeit. Aber noch in derſelben Nacht, auf den 19. Auguſt 1772, ſetzte er ſich zu Pferde, haranguirte die Offiziere im Schloßhof und gab ihnen weiße Armbinden als Parteikennzeichen. Während aber die Offiziere noch nicht recht wußten, ob die gemeinen Soldaten auch zuverläßig ſeyen und deshalb Beſorgniſſe äußerten, ob es gehen würde?

rief ein Feldwebel: „es geht gewiß, es lebe Guſtav III.!“ Die Soldaten, vorher ſchon gewonnen, ſtimmten laut ein und nicht minder die Bürger der Stadt, die man überredet hatte, der König ſolle auf Befehl des Reichsraths gefangen genommen werden. Guſtav ritt durch die Stadt, den bloßen Degen in der Hand, mit beredten Worten dem Volke ſchmeichelnd. Rudbek ſtürzte außer ſich auf die Straße, um, ebenfalls mit dem Degen in der Hand, das Volk zur Treue an der Verfaſſung aufzurufen. Aber er wurde verhaftet und der Reichsrath ſelbſt in ſeinem Sitzungszimmer abgeſperrt. Nachdem Guſtav ſich auf dem Rathhauſe von der Bürgerſchaft, und auf der Admiralität von der Marine hatte huldigen laſſen, Truppen und Volk auf ſeiner Seite wußte und ſo gar keinen Widerſtand fand, daß kein Tropfen Blut vergoſſen wurde, begab er ſich ins Schloß zurück, verſammelte die fremden Geſandten um ſich, gab ihnen beruhigende Verſicherungen und ließ auch unter der Hand den Reichsräthen und Mützen erklären, ſie ſollten nicht bange ſeyn, er werde auch, die er jetzt verhaften laſſen müſſe, bald wieder entlaſſen. Dadurch hielt er ſie ab, einen verzweifelten Widerſtand zu wagen. Damit von außen keine dem Reichsrath noch ergebenen Truppen einrücken konnten, wurde Stockholm geſperrt. Pechlin, der in den Provinzen die Truppen hatte feſthalten wollen, wurde draußen ſelbſt verhaftet und des Königs Brüder und Sprengporten gewannen die Soldaten für den König.

Am nächſten Tage (20. Auguſt), verſammelte Guſtav die bewaffnete Bürgerſchaft Stockholms auf einem weiten Platze und begeiſterte ſie durch eine Rede, worin er nur ihr Wohl zu fördern und Schweden eine wahrhaft freie Verfaſſung zu erhalten verſprach. Am dritten Tage gab er dieſelbe Erklärung vor den verſammelten Reichsſtänden: „Das ſchwediſche Volk,“ ſprach er, „war das Spiel zweier Rotten. Der Ehrgeiz einiger Wenigen erſchütterte den ganzen Staat und lieferte ihn dem fremden Einfluß aus unter Anwendung niedrigſter Mittel. Ich habe das Volk dieſen ſchimpflichen Ketten entriſſen, Schweden iſt gerettet und kein Blut gefloſſen. Ich ſchwöre, ich will nur über ein freies Volk regieren und kein Tyrann ſeyn!“ Hierauf

ſchlug er eine Verfaſſungsänderung vor, wonach die vollziehende Gewalt dem König zurückgegeben wurde, jedoch ſollten ohne die Reichsſtände keine Geſetze gemacht und ohne Zuſtimmung der Reichsſtände auch vom König kein Angriffskrieg unternommen werden dürfen. Dieſe neue Verfaſſung wurde mit Zuruf angenommen.

Guſtav hielt, was er verſprochen hatte. Die Verhafteten wurden wieder frei, die Mützen behielten faſt alle ihre Aemter. Zum ewigen Andenken wurde die weiße Armbinde als Auszeichnung ſämmtlicher ſchwediſchen Offiziere beibehalten. Hellichius wurde geadelt und erhielt den Namen Guſtavſchild. Als Spengporten mit ſeinen Truppen in die Hauptſtadt einrückte, ritt ihm Guſtav entgegen, umarmte ihn und machte ihn zum General. Die Garden, die dem König in Stockholm zuerſt beigetreten waren, bekamen reichliche Belohnungen.

3.

Schweden im Schlepptau Rußlands.

Guſtav III. fing nun nach ſeiner Weiſe zu regieren an, als ein für das Beſte des Volks ſchwärmender junger Herr, wie Joſeph II. Sein Erſtes war, die Tortur abzuſchaffen, und nachher den Branntwein. Allein mit der letztern Maßregel ſtieß er ſchrecklich beim Volke an und mußte ſie zurücknehmen. Gegen die immer noch fortdauernde Hungersnoth traf er umfaſſende Maßregeln durch Ankauf großer Kornmaſſen vom Auslande. Weil Schweden damals nur drittehalb Millionen Einwohner hatte, begünſtigte er die Vermehrung der Bevölkerung, indem er die Abgaben nach der Kinderzahl jeder Familie verminderte. Auch machte er die Preſſe frei nach der damals üblichen naiven Vorſtellung: „durch die Preßfreiheit allein erfährt der Monarch die Wahrheit.“ An dem Göthakanal, höchſt wichtig für den innern Verkehr, ließ er rüſtig arbeiten und hoffte, wie er ſelbſt ſagte, die brauſenden Waſſerſtürze zu Trolhätta eben ſo zu brechen und ſchiffbar zu machen, wie er der Ariſtokratie Meiſter geworden ſey.

Während er eine Reiſe durch Finnland machte (1775), empfing er unerwartet einen artigen Brief ſeiner Gemahlin. Dieſe pflegte ihm wohl dergleichen zu ſchreiben, aber er empfing die Briefe nie, weil die däniſche Kammerfrau der Königin ihm nur die willkürlich und gehäſſig von ihr abgeänderten Abſchriften ſchickte. Diesmal hatte die Gemahlin des Prinzen Karl die Königin beim Schreiben überraſcht und ihr den Brief weggenommen, um ihn unmittelbar dem Könige zu ſchicken, welcher dadurch gerührt wurde, ſeiner Gemahlin eine zärtliche Antwort ſchrieb und nach ſeiner Rückkehr ihr viel Liebe bewies. Die Frucht dieſer Verſöhnung war die Geburt eines Prinzen, des nachherigen Guſtav IV. Adolf.

Viel Aufmerkſamkeit widmete der König den Wiſſenſchaften und Künſten, erweiterte die ſchon beſtehenden Akademien, errichtete ein ſchwediſches Nationaltheater, dichtete ſelbſt Schauſpiele und ſetzte eine Commiſſion nieder, welche eine verbeſſerte Nationalerziehung einleiten ſollte. Allein er ging dabei nach der Mode der Zeit von einer allgemeinen Humanitätsſchwärmerei aus und behandelte die Sache nicht tief und ernſt, ſondern oberflächlich und theatraliſch. Er ſelbſt machte gern ein wenig den Schauſpieler und trat in ritterlichem Coſtum auf, zuerſt bei einem großen Turnier, welches er zu Ekholmſund veranſtaltete und welches ihm ſehr zum Vorwurf gemacht wurde, weil es 400,000 Thaler koſtete.

Aber auch alles, was er zum Beſten des Landes, wie zu ſeinem eigenen Vergnügen that, koſtete Geld, und das war die ſchwache Seite, bei der ihn die ſchlaue Semiramis des Nordens faßte. Katharina II. lud ihn im Sommer 1777 zu einem Beſuch in St. Petersburg ein und ſchmeichelte, als er kam, ſeiner Eitelkeit auf alle Weiſe. Aber ſie reizte ihn zu Thorheiten, die ihn in Schweden unpopulär machen ſollten. Sie meinte einmal, er habe nicht ſo viel Macht, daß er den Schweden eine Nationaltracht, wie er ſie wünſche, anbefehlen könne. Das nahm er auf Ambition und anſtatt der orientaliſchen Politik der Kaiſerin entgegenzutreten, reiste er heim, um den Schweden eine neue Kleidertracht anzubefehlen, die ſie auch, weil ſie hübſch war, ihm zu Gefallen eine Zeit lang trugen, dann

aber wieder ablegten. Als aber Guſtav 1783 durch einen Aufruhr in Dalekarlien, des Branntweinverbots wegen, beunruhigt worden war, glaubte Katharina, welche damals die Krim wegnehmen wollte und eine Diverſion der Schweden im Rücken ſehr fürchtete, ſeine gedrückte Stimmung benutzen zu müſſen, und lud ihn wieder zu ſich ein. Er reiste ab, brach aber unterwegs den Arm und konnte nur bis Friedrichshamm kommen, Katharina aber eilte ihm aus Petersburg entgegen und blieb mehrere Tage bei ihm, um ihn mit Liebkoſungen und Schmeicheleien zu überhäufen und ganz nach ihren Abſichten zu bearbeiten. Diesmal war er ſo ſchwach, ſogar ein Geſchenk von 200,000 Rubel aus ihren Händen anzunehmen, um ſich von ſeinem Armbruch und von ſeinem Aerger wegen der Dalekarlier auf einer italieniſchen Vergnügungsreiſe erholen zu können. Er machte die Reiſe wirklich und empfing in Rom den Dank Pius VI. für die Toleranz, die er den Katholiken in Schweden habe angedeihen laſſen. Nun veranſtaltete Guſtav, daß am Oſtertage 1784 gleichzeitig in Stockholm der erſte katholiſche Gottesdienſt gefeiert wurde, während er ſelbſt mit ſeinem Gefolge von auserleſenen ſchönen Männern und Jünglingen in ſeiner neuerfundenen maleriſchen Schwedentracht öffentlich in Rom das Abendmahl nach lutheriſchem Ritus empfing, ein Schauſpiel, dem die ganze Bevölkerung Roms zuſtrömte. Als er aber weiter reiste und ſich länger in Neapel aufhielt, diente ihm daſelbſt der ruſſiſche Geſandte Raſumowski als Führer und Verführer, und Guſtav war wieder ſo ſchwach, ſich die Koſten ſeines Aufenthalts daſelbſt von den Ruſſen bezahlen zu laſſen. Sodann begab er ſich nach Paris, wo man ihn wieder ausnutzte, indem man ihm 1,200,000 Livres angeblich als rückſtändige Subſidien auszahlte und ihm die Inſel St. Barthelemy ſchenkte, wogegen er nur den Hafen von Gothenburg zu einer franzöſiſchen Waarenniederlaſſung hergeben mußte. Der Vortheil Frankreichs aber beſtand darin, daß es von der neutralen Inſel St. Barthelemy aus ſeine übrigen Antilleninſeln und Kriegsflotten verproviantiren und unterſtützen konnte und überhaupt Schweden als Bundesgenoſſen gegen England gewann.

Als Guſtav endlich nach Stockholm zurückkehrte, fand er, daß

ſeine intime Freundin, die Kaiſerin Katharina, durch den ruſſiſchen Geſandten Markow (nur Sohn eines Bauern und den niedrigſten Leidenſchaften fröhnend, aber von ſeltener Verſchlagenheit) den Adel bearbeitet und eine ſtarke Oppoſition gegen ihn organiſirt hatte. Die ſchönen jungen Männer, die ihn auf der Reiſe begleitet hatten, wurden alsbald verleumdet, als hätten ſie ein ſcheußliches, dem keuſchen Norden fremdes Laſter aus Neapel mitgebracht, und der König ſelbſt wurde deſſelben beſchuldigt. Der Ruſſe that alles, um den König unpopulär zu machen. Nachher aber folgte ihm Raſumowski, von dem ſich Guſtav in Neapel abhängig gemacht hatte, in der Geſandtſchaft. An die Spitze der Oppoſition im Reichstag trat Graf Brahe. Guſtav ſah ſich in die Defenſive verſetzt und hielt ſchöne Reden.

Endlich, durch den engliſchen und preußiſchen Geſandten über die ſchnöden Umtriebe der Ruſſen belehrt und zur Energie aufgemuntert, ermannte ſich der theatraliſche König und beſchloß, 1788, durch einen Angriff auf St. Petersburg den von den Ruſſen immer ſchwerer bedrängten Türken Luft zu machen. Dieſe echt ſchwediſche Politik hatte er nur zu lange verſäumt. Der Sultan mahnte ihn dringend und ſchickte ihm große Geldſummen, um eine Armee und Flotte aufzubringen. Allein ohne den Beiſtand Englands und Preußens durfte er nicht hoffen, Rußland zu beſiegen, und dieſe Mächte machten ihm nur Verſprechungen, denen er traute, die ſie aber nicht erfüllten.

Jedoch gewährte das Schickſal dem unglücklichen Könige, diesmal die edelſte Seite ſeines Weſens hervorzukehren und eine Größe zu zeigen, die ihm ſeine heimtückiſchen Schmeichler und die ſeine Schwächen bisher mißbraucht, nicht zugetraut hätten. Die alte Kaiſerin Katharina verſuchte noch einmal, ſein eigenes Volk gegen ihn aufzuhetzen, indem nicht nur Raſumowski in Stockholm alle Mittel der Verführung in Bewegung ſetzte, um die alten Parteien gegen den König aufzureizen, ſondern die Kaiſerin ſelbſt „allen, welche Theil an der Verwaltung hätten“ ihre Friedensliebe und ihr Wohlwollen für Schweden verſicherte, um den Reichstag gegen Guſtav zu ſtimmen.

lichſten, und nahmen es mit Liſt und Gewalt in Sold. Nur ein kleiner Theil Weimarſcher Landeskinder ſchlug ſich in die Heimath durch.

Auch Banner eröffnete 1638 aufs neue ſiegreich den Feldzug im Norden. Gallas hielt ihn zwar mit überlegner Macht in Pommern eingeſchloſſen; aber dieſer General verſtand den Krieg nur ſchlecht, und die durch viele Feldzüge gänzlich ausgeſogenen Provinzen lieferten keine Lebensmittel mehr. Ganze Schaaren von Kaiſerlichen liefen zu den Schweden über, und Banner warf die übrigen unwiderſtehlich vor ſich her, ſchlug ſie bei Eilterburg und Schemnitz, und drang in Böhmen ein. Hier überließen ſich die Schweden unter ihrem wilden Führer zügelloſen Ausſchweifungen der Rachgier und Beutelust. Die Kriegsfurie war in dieſe halb entmenſchten Soldatenhorden gefahren. Jahre lang auf fremdem Boden allen Entbehrungen Preis gegeben, und täglich dem Hunger und dem Schwerte bloßgeſtellt, benutzten ſie jeden Augenblick des Sieges, um in unmäßiger Schwelgerei ſich wieder einmal des Lebens zu freuen. Selber ohne Eigenthum, ſeit Jahren von der Heimath entfernt, achteten ſie auch das fremde Eigenthum nicht; und ſelber täglich dem Tod ausgeſetzt, ſchonten ſie kein fremdes Leben. Was ſie nicht genießen, nicht mit ſich nehmen konnten, das zerſtörten ſie in wahnſinniger Luſt. Ueber tauſend Dörfer und Städte Böhmens wurden von den Schweden geplündert und verbrannt, und mit ungeheurer Beute ſchwer beladen, verließen ſie den rauchenden und blutgetränkten Boden. Des Kaiſers Bruder, Erzherzog Leopold, übernahm an Gallas Stelle das Commando, und drängte Banner zurück. Dieſer verband ſich aber mit dem franzöſiſchen Feldherrn Guebriant, der mit Bernhards Armee in Thüringen zu ihm ſtieß, 1640. Beide Heere nahmen ein Winterlager an der Weſer, wo

Diesmal aber halfen der ruſſiſchen Politik dieſe Ränke nichts. Guſtav ſchickte Raſumowski von Stockholm fort und rüſtete eifrig, griff aber noch nicht an, weil er nach der Verfaſſung keinen Angriffskrieg beſchließen konnte ohne Zuſtimmung der Reichsſtände, die er nicht fragen wollte. In der Angſt aber, in Petersburg überfallen zu werden, raffte Katharina alles, was an Truppen zurückgeblieben war und nicht in der Türkei ſtand, zuſammen und warf es nach Finnland, theils die Garden der Hauptſtadt, theils ſchnell zuſammengerafftes Geſindel von Baſchkiren und Kalmücken aus den nördlichen Provinzen des Reichs, auch mußte die große ruſſiſche Flotte unter Admiral Greigh (einem Engländer) ſchleunigſt ausrücken, um die ſchwediſche zu vernichten, ehe ſie fertig gerüſtet wäre, und dann ins mittelländiſche Meer gegen die Türken zu ſegeln. Man hat es Guſtav vorgeworfen, daß er nicht abgewartet habe, bis Greigh ins Mittelmeer abgeſegelt war, allein er handelte ehrlich und wollte, um den Türken Luft zu machen, gerade das Abſegeln der ruſſiſchen Flotte verhindern.

4.

Letzte Heldenzeit der Schweden.

Guſtav III. zog dem Feinde in ſtolzer Zuverſicht entgegen, er zu Lande in Finnland, ſein Bruder Karl von Südermannland zur See. Der letztere traf mit Greigh am 17. Juli 1788 bei der Inſel Hogland zuſammen. Er focht mit Muth, die Ruſſen hatten den Vortheil des Windes, allein Karl vertheidigte ſein Admiralſchiff auch dann noch, als es ſchon nicht mehr rettbar ſchien, und ging ſelbſt in die Pulverkammer, um es in die Luft zu ſprengen, wenn es ſich der Feinde nicht endlich doch noch erwehrt hätte. Greigh wurde ſchwer verwundet und kehrte, ſtatt nach dem Mittelmeere zu ſegeln, mit ſeiner ſehr beſchädigten Flotte wieder nach Kronſtadt zurück. Guſtav ſelbſt zog vor die ruſſiſche Feſtung Friedrichshamm, in der er einſt mit Katharinen geſchwelgt hatte, konnte ſie aber nicht

erobern, weil eine Meuterei unter ſeinen Offizieren ausbrach. Von Rußland beſtochen und in der Hoffnung, dem Adel ſeine alten Vorrechte wieder zu erobern, ließen ſie den König in der Stunde im Stich, in der ſie alles hätten daran ſetzen müſſen, um Schwedens Ehre an der ruſſiſchen Argliſt zu rächen und Schwedens Zukunft vor dem allerdrückenden ruſſiſchen Rieſen zu retten, ſo lange es noch Zeit war. Aber dieſer entartete Adel, Oberſt Häſtesko an der Spitze, zwang Guſtav, das Lager zu verlaſſen und knüpfte Verhandlungen mit den Ruſſen an.

Unterdeß waren die Dänen, gleichfalls von Rußland angeregt, in Schoonen eingefallen und ein Heer derſelben unter dem Prinzen Karl von Heſſen (deutſche Fürſtenſöhne entblödeten ſich nicht, überall gegen das deutſche Intereſſe dem ruſſiſchen zu dienen) belagerte Gothenburg. Guſtav, tief entrüſtet, aber ohne zu verzweifeln, eilte nach Dalekarlien, rief die tapfern Bauern dieſes berühmten Thales zum Kampf auf und führte raſch ein Heer von Freiwilligen nach Gothenburg. Schon war der ſchwediſche Commandant daſelbſt, General Durez, im Begriff, die wichtige Stadt den Dänen zu übergeben, und der König fand alle ſeine Wohnzimmer, in denen er übernachten wollte, leer, weil ſie der Commandant bereits hatte ausräumen laſſen. Jetzt aber war an keine Uebergabe mehr zu denken. Der König ſchwur, ſich unter den Trümmern von Gothenburg zu begraben. Da erhielt er raſche Hülfe durch den engliſchen und preußiſchen Geſandten in Kopenhagen, welche Dänemark den Krieg erklärten, wenn es ſein Heer nicht augenblicklich zurückzöge. Das geſchah nun, und Guſtav war von dieſer Seite wieder frei, aber auf die Unterſtützung einer engliſchen Flotte und eines preußiſchen Heeres gegen Rußland wartete er vergebens.

Indeß hatte Häſtesko eigenmächtig mit Rußland unterhandelt und die Kaiſerin hatte gnädig geäußert, ſie wiſſe die ſchwediſche Nation vom Könige zu unterſcheiden. Die ſchwediſchen Offiziere, voran Graf Armfeld, traten ſodann auf dem Edelhof Anjala zuſammen und ſchloſſen am 12. Auguſt einen Bund, welcher mit der ruſſiſchen Kaiſerin einen Waffenſtillſtand abſchloß, ohne weder den König, noch

den Reichstag darum zu fragen. Ja die Offiziere zwangen den Bruder des Königs, Karl, der ſich noch bei der Flotte befand, den Waffenſtillſtand zu unterzeichnen. Allein ſie täuſchten ſich doch, wenn ſie, nach Stockholm zurückkehrend, dort eine Contrerevolution gegen den König durchzuſetzen hofften. Guſtav III. kam ihnen zuvor und die ſchwediſche Nation hielt diesmal treu zu ihrem Könige. Seine Freiwilligen aus Dalekarlien und Wermeland bildeten einen feſten Kern, an den ſich alles, was gut ſchwediſch war, anſchloß. Die Bauern hatten das Zeichen gegeben, der Bürgerſtand und die Geiſtlichkeit folgten nach und der allgemeinen Begeiſterung des Volkes, welche Krieg und Rache an Rußland verlangte, konnte der unpatriotiſche Adel nicht widerſtehen. Am 17. Febr. 1789 wurden die Reichsſtände in Stockholm eröffnet und erklärten ſich für den König, der in einer herrlichen Rede die Verräther, welche das edle ſchwediſche Volk der Willkür ruſſiſcher Geſandten überliefern wollten, brandmarkte, ſie mitten in der Sitzung bei Namen aufrief und hinausgehen hieß, um draußen verhaftet zu werden, jedoch ſich noch nicht Stärke genug zutraute, oder nicht Muth genug beſaß, den Verräthern die Köpfe vor die Füße legen zu laſſen; man ſtellte ſie einſtweilen nur vor ein Kriegsgericht. Der Reichstag aber bewilligte in der erſten Begeiſterung dem Könige eine ſtarke Ausdehnung ſeiner Kronrechte in einer neuen Verfaſſung. Durch dieſelbe wurde der König berechtigt, auch ohne Zuſtimmung der Stände Krieg anzufangen, der Reichsrath wurde zu einem bloßen Gerichtshof, alle Schweden aber wurden gleichgeſtellt und jeder freie Mann ſollte gleich dem Adel Grund und Boden beſitzen dürfen. Drei Stände unterzeichneten die neue Verfaſſung, der Adel weigerte ſich, der Landmarſchall Graf Löwenhaupt ſah ſich aber gezwungen, allein im Namen ſeines Standes zu unterzeichnen, um einen Aufſtand gegen den Adel zu vermeiden.

Im Mai 1789 begann nun der Krieg mit neuem Feuer, aber mit minder guten Ausſichten für Schweden, weil die Ruſſen Zeit gehabt hatten, ſich vorzubereiten, und weil England und Preußen unthätig blieben. Das ruſſiſche Landheer war 60,000 Mann ſtark, viel ſtärker als das ſchwediſche, aber der Muth und Zorn der Schwe-

den war so groß, daß gleich im ersten Gefecht in Finnland bei St. Michel Gustavs tapferer Reitergeneral Stedingk mit nur 600 Mann 6000 Russen schlug. Eben so glücklich focht General Platen bei Davidstadt und Kaulbars bei Likola im Juni und Juli. In den beiden letztern Gefechten kämpfte der König selbst mit. Noch einmal schlug Stedingk die Russen bei Parkumaki und nahm ihnen den General Tott mit 500 Mann gefangen. Kaulbars aber ließ sich durch ein geschicktes Manöver der Russen von der schwedischen Hauptarmee trennen und die letztere unter Gustavs eigener Anführung vermochte die feste Stellung der Russen bei Werelä trotz aller Angriffe nicht zu überwältigen. Während so der Landkrieg ins Stocken gerieth, erlitt die große schwedische Flotte unter dem Herzog Karl von Südermannland durch die russische unter Tschitschakow bei der Insel Bornholm am 26. Juli eine Niederlage, und zwar nur durch den Verrath des Admiral Liljehorn, welcher den Signalen des Herzogs keine Folge gab. Zugleich war eine Seuche auf der schwedischen Flotte ausgebrochen, welche die Seeleute zu hunderten hinraffte. Neben den für die offene See bestimmten Flotten hatten Schweden und Rußland jedes auch noch eine s. g. Scheerenflotte von kleinen und leichten Schiffen, geeignet für das Einfahren in die zahlreichen Buchten zwischen den s. g. Scheeren, d. h. Uferfelsen. Auch diese Flotten geriethen an einander und die schwedische Scheerenflotte unter Admiral Ehrenschwerd unterlag der russischen, welche der Prinz von Nassau (wieder ein deutscher Prinz in russischem Solde) befehligte, am 24. Aug. bei Aspö. Der schwedische Major Hagenhusen hatte hier 450 M. gefangen genommen, als er aber sein Schiff selbst verloren sah, sprengte er sich sammt seinen Gefangenen in die Luft. Trotz ihres Sieges hatten die Russen außerordentlich viele Menschen verloren. Sie griffen noch einmal am 1. September an, um die Schweden wo möglich zu vernichten, bei Heyfors, aber diese zogen sich nach tapferer Gegenwehr in guter Ordnung zurück. Der Winter, in so hohem Norden früh eintretend, trennte die Kämpfenden.

Vergebens sah sich Gustav nach Bundesgenossen um, England

und Preußen waren auch jetzt noch nicht für ihn. Der erschöpfende See- und Landkrieg, welchen England eben geführt hatte, gereichte seiner Zurückhaltung im türkischen und schwedischen Kriege einigermaßen zur Entschuldigung, nicht aber, daß es hier seine Bundesgenossen hetzte, durch Versprechungen betrog und im Stich ließ. Ohne Englands Aufmunterungen würde weder der Sultan noch Gustav III. von Schweden gewagt haben, die Russen anzugreifen, aber England ließ sie ohne Hülfe. Daher der merkwürdige Brief des Großveziers vom März 1791 an den englischen Gesandten in Constantinopel, Sir Robert Ainslin, worin das englische Volk das treuloseste in der Welt genannt wird.*) In Oesterreich war der russenfreundliche Joseph zwar eben gestorben, aber sein Bruder und Nachfolger Leopold hatte genug zu thun, die Unruhen in seinen eigenen Staaten beizulegen, und konnte den Schweden nicht helfen. Gustav begann also den Feldzug von 1790 wieder allein. Seine tapfern Dalekarlier erstürmten die russischen Verschanzungen bei Kärnakoski, Pardakoski und Willmannstrand am 15. April; dann nahm er die reichen russischen Magazine in Walkiala weg, nachdem er den General Denisow geschlagen hatte. Ein neues russisches Heer unter Igelström, bei dem wieder ein deutscher Prinz von Anhalt sich befand, suchte Gustav zu vertreiben, wurde aber ebenfalls geschlagen. Anhalt und General Bakof kamen dabei um. Gustav begab sich nun in Person zur Scheerenflotte, führte dieselbe an und erfocht am 15. Mai einen glänzenden Sieg über die Russen an der Küste von

*) „Wenn alle andren Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch auf die Engländer nicht verlassen. Sie kaufen und verkaufen das ganze Menschengeschlecht. Sie haben keine Religion, außer die Anbetung des Geldes. Ihr würdet selbst euren Gott kaufen und verkaufen. Ihr sagt, ihr betet zu Gott und seinem Sohne, aber ihr lügt und schändet Gott. Es ist immer eure Sache gewesen, das ganze Menschengeschlecht in Streit zu verwickeln und hernach vermöge eurer Treulosigkeit davon Nutzen zu ziehen. Wir verlangen auch euren Handel nicht; wir brauchen ihn nicht, wir wollen ihn nicht, denn auch unsere Kaufleute werden nur von euch betrogen. Ihr habt keine Religion, als den Gewinn."

Friedrichshamm. Von hier aus wollte nun Gustav direct auf St. Petersburg losgehen und die große schwedische Flotte unter seinem Bruder Karl ebenfalls dahin dirigiren, bevor die russische, welche unter Tschitschakow damals noch in Reval lag, wo sie überwintert hatte, ankommen konnte. Allein die schwedischen Schiffe konnten die Festung Kronstadt nicht passiren, die sich vier Tage lang (vom 2. bis 5. Juni), mit Hülfe der hier unter Admiral Kruse stationirten russischen Schiffe aufs tapferste wehrte und die Schweden so lange aufhielt, bis Tschitschakow ankam. Die Kaiserin Katharina konnte in ihrem Palast zu Petersburg den schrecklichen Kanonendonner deutlich hören.*) Er endete aber, sobald die große Flotte unter Tschitschakow kam, denn nun mußten die Schweden, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, zurückgehen, in die Bucht von Wyborg. Hier hatte Gustav bereits Truppen ausgesetzt, um Petersburg zu Lande anzugreifen, da aber die Flotten den Landangriff nicht unterstützen konnten und es an Lebensmitteln fehlte, durfte er nichts wagen und konnte auch nicht umkehren, weil Südwestwinde seine Schiffe im Hafen zurückhielten. Endlich am 3. Juli erhob sich ein Nordostwind und erlöste die schwedische Flotte, aber nur um sie in den Hinterhalt des lauernden Tschitschakow und Nassaus fallen zu lassen. Die Seeschlacht, in welcher die Schweden um ihren Rückzug kämpften, war äußerst blutig. Herzog Karl wurde verwundet, Gustav selbst mußte sich auf einem Kahne retten, fuhr aber, die schwedische Fahne aufgepflanzt, keck unter einem russischen Linienschiff vorüber und entkam glücklich, während einem Matrosen neben ihm durch eine Kanonenkugel beide Arme abgerissen wurden. Nicht ohne schweren Verlust retteten sich beide schwedischen Flotten doch noch in guter Ordnung und fanden Sicherheit in Sweaborg und Suenskesund. Der letztere Hafen, mit kleinen Inseln umgeben, nahm 190 schwedische Schiffe von der Scheerenflotte auf, Nassau folgte ihr mit 230 Schiffen und weil gerade der 9. Juli bevorstand, der Tag, an

*) Sie nahm eine stolze und sichere Miene an, ließ aber doch ihre Kostbarkeiten einpacken und die jüngern Familienglieder nach Moskau schicken.

welchem Katharina den Thron beſtiegen hatte, wollte der ſervile deutſche Prinz eine große Galanterie üben und ihr die ſchwediſche Scheerenflotte gerade an dieſem Tage als Beute bringen oder vernichten. Aber König Guſtav kam nach Suenskeſund*) und feuerte ſeine Schweden dermaßen an, daß der Naſſauer, trotz ſeiner großen Uebermacht, eine ſchmähliche Niederlage erlitt. Naſſau mußte ſein Admiralſchiff aufgeben und ſich auf einen Kahn retten. Gern wäre er geflohen, aber der Wind war gegen ihn und führte ſeine Schiffe immer wieder der Wuth der Schweden entgegen. Schaarenweiſe flüchteten die Ruſſen auf Kähnen von ihren großen Schiffen und retteten ſich auf die kleinen Inſeln, wo ſie nachher von den Schweden aufgegriffen wurden. Naſſau verlor 55 Schiffe, 8—9000 Todte und Verwundete, 6—7000 Gefangene.

Dieſen Augenblick des Glücks erſah Guſtav, um durch einen gefangenen ruſſiſchen Cabinetsſecretair der Kaiſerin andeuten zu laſſen, daß er zum Frieden geneigt ſey. Katharina aber, ſeit Joſephs Tode der öſterreichiſchen Freundſchaft nicht mehr ſicher, durch die Verſöhnung Preußens mit Oeſterreich auf dem Congreß zu Reichenbach und durch eine preußiſche Aufſtellung bei Tilſit bedroht, war ſogleich bereit, mit Schweden Frieden zu ſchließen. Derſelbe kam zu Werelä ſchon am 14. Auguſt zu Stande und ließ alles beim Alten. Guſtav III. vergaß in dieſem Frieden ſeinen türkiſchen Bundesgenoſſen nicht, Katharina verpflichtete ſich zum Frieden mit dem Sultan.

Bei ſeiner Rückkehr wurde Guſtav in Stockholm vom Volke mit unermeßlichem Jubel begrüßt. Auch diesmal ſchonte er wieder den Adel und ließ nicht Einen von den Verräthern, die er hatte vor ein Kriegsgericht ſtellen laſſen, hinrichten. Auf dieſe Schonung des Adels und vielleicht auch auf ſeinen raſchen Entſchluß, mit Rußland Friede zu machen, ſcheint der Gang der franzöſiſchen Re-

*) Hier am Morgen der großen Seeſchlacht ſaß er auf einem Felsblock, als plötzlich Sir Sidney Smith, der die ganze Nacht gereist war, zu ihm kam, ein feuriger Engländer, welcher allein kam, um den Schweden zu helfen, da ſeine Landsleute ſo lange ſäumten. Guſtav III. umarmte ihn und rief: „da kommt doch ein Freund.“

volution wesentlichen Einfluß geübt zu haben. Es lag ganz in seinem ritterlichen und theatralischen Wesen, sich zum Vertheidiger der unglücklichen Marie Antoinette aufzuwerfen, wie ein Paladin in den alten Ritterromanen eine gefangene Prinzessin zu befreien glühte. Die alte Katharina verfehlte nicht, dieses Feuer in ihm zu schüren und ihm die Richtung nach Westen zu geben, um hinter seinem Rücken Schweden aufs neue zu bevormunden. Gustav begab sich Ende Mai 1791 nach Spaa, um Ludwigs XVI. Familie zu empfangen, wenn es dem schwedischen Grafen Fersen, der sie glücklich aus Paris brachte, gelungen wäre, sie auch über die Grenze zu bringen. Als aber die französische Königsfamilie in Varennes (22. Juni) aufgehalten und verhaftet wurde, mußte auch Gustav so unbemerkt als möglich wieder umkehren.

Nach seiner Rückkehr glaubte er in Stockholm unter der Zustimmung des Volks ruhig fortregieren zu können, allein der Adel grollte ihm unversöhnlich. Ein vormaliger Gardehauptmann, von Ankarström, der wegen Schmähungen gegen den König verurtheilt, aber von diesem begnadigt worden war, verlangte eine neue Untersuchung, weil er nur Recht und keine Gnade haben wolle. Als ihn aber die Gerichte abwiesen, wurde er so toll, daß er dem König den Tod schwur und sich mit andern Verschwörern gegen sein Leben verband, mit dem 24jährigen Grafen Karl Klas Horn, einem beliebten lyrischen Dichter, dem Grafen Ribbing, Freiherrn Bjelke, General Pechlin, Oberst Liljehorn und Major Hartmannsdorf. Am 17. März 1793, auf einem Maskenball, schoß Ankarström dem nichts ahnenden König eine Pistolenkugel in den Leib, die ihm nach zwölf Tagen den Tod zuzog.

Die Regentschaft für seinen Sohn übernahm sein Bruder Karl, der seinen Geist nicht erbte und wie schon früher, so auch jetzt wieder, dem Adel aus Furcht nachgab. Von den Verschworenen wurde niemand hingerichtet, außer Ankarström.

Elftes Buch.

Der nordamerikaniſche Freiheitskrieg.

1.

Der bourboniſche Familienpakt.

Von großer welthiſtoriſcher Wichtigkeit war der ſich durch das 18. Jahrhundert lange fortſpinnende See- und Colonialkrieg zwiſchen Frankreich und Spanien einer- und England andrerſeits, weil er den erſten Grund legte zu den für die neue und alte Welt wichtigſten Veränderungen, nämlich zum Aufſchwung größerer Selbſtändigkeit und endlicher Emancipation der engliſchen Colonien in Nordamerika und zur Neubildung eines engliſchen Reichs in Oſtindien.

Was auf dem Feſtland Nordamerikas von Mexiko nordwärts lag, war damals nur erſt an den Küſten, hauptſächlich an den Flußmündungen von Europäern angebaut, die ungeheure Tiefe des Binnenlandes aber lag noch öde, ein Tummelplatz wilder Indianer und die Waide ungeheurer von Raubthieren aller Art verfolgter Büffelheerden. Die Engländer beſaßen damals nur den ſchmalen Küſtenſtrich von Acadien oder Neuſchottland (mit dem Hafen Halifax) bis nach Georgien, welches an das ſpaniſche Florida grenzte. Die Franzoſen beſaßen dagegen viel mehr, und zwar auf beiden Seiten und im Rücken der Engländer, nordwärts das ungeheure Flußgebiet des

Lorenzo (Canada) mit der Hauptstadt Quebec, südwärts das noch größere Flußgebiet des Mississippi (Louisiana) mit der Hauptstadt Neu-Orleans. Aber in der mehr concentrirten englischen Colonie lebte eine dichtere Bevölkerung, damals schon an zwei Millionen, welche in einzelne Provinzen gruppirt große Privilegien genoßen, die Freiheit liebten und viel Energie besaßen, während die französischen Colonisten viel weniger zahlreich, viel mehr zerstreut und von Haus aus despotisch regiert waren. Die Engländer wollten sich weiter ins Innere des Festlandes ausbreiten und insbesondere in den Prairien die Jagd und somit den ergiebigen Pelzhandel an sich reißen, die Franzosen aber bestritten ihnen das Recht dazu, legten die unklaren Grenzverträge in ihrem Sinne aus, zogen die Grenzen enger und errichteten, theils um Canada in directe Verbindung mit Louisiana zu bringen, theils um den Engländern die großen Seen des Lorenzoflusses und das Ohiogebiet zu versperren, einen Ring von kleinen Festungen oder Forts.

Nun hatte sich 1750 in Virginien eine s. g. Ohiogesellschaft gebildet und war vom englischen Parlament privilegirt und mit 6000 Acker Land am Ohioflusse beschenkt worden. Der französische Gouverneur von Canada ließ ihnen aber sagen, das Gebiet gehöre Frankreich und er werde jeden Engländer, der sich dort niederlassen wolle, verhaften lassen. Das that er auch. Die ersten Virginier, die sich in die Gegend wagten, wurden aufgegriffen. Ein Mitglied der Ohiogesellschaft, Lawrence Washington, schickte seinen damals zwanzigjährigen Enkelsohn Georg in die unwegsamen Wälder, um nachzuspüren, und dieser benahm sich so klug, daß er im folgenden Jahre noch einmal von Dinwiddie, dem englischen Gouverneur Virginiens, officiell mit einem Schreiben an den französischen Commandanten St. Pierre abgeschickt wurde, um von demselben die Räumung des fraglichen Gebietes zu fordern. Unterwegs aber begegnete dem jungen Washington der Häuptling der wilden Huronen, Tamachaison, und sagte ihm sehr wahr: „Das Land gehört weder den Franzosen, noch euch, sondern uns.“ Von den Franzosen, wie zu erwarten war, zurückgewiesen, stellte sich Washington sofort an

das Land noch nicht ganz verheert war. Als aber in demſelben Winter der Kaiſer einen Reichstag zuſammenrief, auf welchem natürlich nur ſein Anhang erſchien, entſchloß ſich Banner durch einen kühnen Handſtreich ihn zu überraſchen, und vielleicht gefangen zu nehmen. Er umging das kaiſerliche Heer, und kam unbemerkt in Eilmärſchen vor Regensburg. Aber eben war Thauwetter eingefallen, und die Donau ſo angeſchwollen, daß Banner nicht über das Waſſer konnte. Er mußte ſich daher begnügen, die Stadt von ferne zu beſchießen. Auch hinderte ihn Guebriant, etwas weiter zu unternehmen; da dieſer Franzoſe ſich fürchtete, die Armee Bernhards, die er führte, könne ihm abtrünnig werden, wenn er zu weit vom Rheine ſich entfernte. Er trennte ſich daher von Banner, und gab denſelben der überlegnen Macht der Kaiſerlichen Preis, die ihn rüſtig verfolgten. Banner floh durch Böhmen nach Sachſen, und die heldenmüthige Aufopferung dreier ſchwediſcher Regimenter bei Neukirch deckte ſeinen Rückzug. In Sachſen ſtieß er glücklich wieder mit Guebriant zuſammen, aber ſeine Völlerei zog ihm in Halberſtadt den Tod zu, 1641.

Kapitel CCCCXII.

Torſtenſon.

In Guſtav Adolfs Heldenſchule hatten ſich indeß ſo tüchtige Feldherren gebildet, daß der tapfere Banner ſogleich wieder erſetzt werden konnte. Bernhard Torſenſon erhob ſich von ſeinem Krankenlager in Schweden, um unſterbliche Thaten zu vollbringen. Er war ſo heftig vom Podagra geplagt, daß er nicht auf den Füßen ſtehn konnte, und beſtändig in einer Sänfte getragen werden mußte, doch war kein Feldherr ſo blitzesſchnell, wie er. Im Jahr 1642 begann er den Feldzug, und drang uner-

die Spitze von 400 Mann virginiſcher Milizen, um das franzöſiſche Grenzfort Duquesne wegzunehmen, unterlag aber der Uebermacht und mußte umkehren.

Hierauf traten zum erſtenmal Deputirte ſämmtlicher engliſcher Colonien in Albany zuſammen und eröffneten am 14. Juni 1754 einen Congreß, worin ſie die Sache Virginiens zu der ihrigen machten. Ihre Erklärung unterzeichnete Benjamin Franklin, Buchdrucker in Philadelphia, einer der kenntnißreichſten Coloniſten. Die engliſche Regierung bot Truppen an unter der Bedingung, daß ſie von den Colonien bezahlt würden. Deſſen weigerten ſich aber die Abgeordneten, weil ſie ſich, alten Privilegien zufolge, allezeit nur ſelbſt Geldleiſtungen auflegten, ſich dieſelben nie vorſchreiben ließen. Die engliſche Regierung ſchickte nun den General Braddock mit 1500 Mann, um das Ohiogebiet zu ſäubern und die Franzoſen zu züchtigen. Dieſer hoffärtige Britte wies mit Verachtung den Beiſtand der Huronen ab, die dadurch ſo beleidigt wurden, daß ſie ihm in den Wäldern, die er durchbrechen mußte, einen Hinterhalt legten und ihn ſelbſt ſammt 64 Offizieren erſchoſſen. Alle wären verloren geweſen, wenn nicht Waſhington mit den rohen, von Braddock verachteten Milizen den Rückzug gedeckt hätte. Dagegen erfocht eine andere Abtheilung Engländer unter den Generalen Johnſon und Lymann, die ſich von den wilden Mohawks beiſtehen ließen, weiter nordwärts am Hudſon einen glänzenden Sieg über die Franzoſen, deren General Dieskau umkam. Noch größerer Erfolge erfreuten ſich die Engländer zur See. Sobald man in England von den erſten Feindſeligkeiten in Amerika hörte, brauste der Nationalgeiſt auf, und man rüſtete Caper, durch die auf allen Meeren franzöſiſche Handelsſchiffe weggenommen wurden. Im Jahre 1755 nahm der engliſche Admiral Boscawen zwei franzöſiſche Linienſchiffe.

Um die engliſche Flotte von den Colonien fern zu halten und einen Angriff im Mittelmeere zu maskiren, kündigte Frankreich mit großer Oſtentation an, es wolle eine Armee in England landen laſſen. Voltaire mußte deshalb in die Poſaune blaſen, und die Engländer waren wirklich beſorgt, obgleich der Karikaturmaler Hogarth

die französische Expedition in Bildern von trefflichem Humor verspottete. Eilig nahm England hannöverische und hessische Truppen in Dienst und befestigte seine Küsten. Die Franzosen aber dachten an keine Landung, sondern rüsteten ganz still eine Flotte zu Toulon unter dem Herzog von Richelieu, der sofort die damals den Engländern zugehörige Insel Minorca überfiel und am 29. Juni 1756 durch Capitulation der Festung Mahon einnahm, nachdem der englische Admiral Byng, der sie mit seiner Flotte hätte entsetzen sollen, der Seeschlacht aus unbegreiflicher Muthlosigkeit ausgewichen war, wofür ihn der ganze Zorn des englischen Volkes traf, so daß er verurtheilt und hingerichtet wurde. — Hierauf wagten die Engländer sogar kleine Landungen an der französischen Küste, die sie 1757 und 1758 wiederholten, obgleich vergebens, denn sie konnten entweder nicht landen, wie bei Rochefort und St. Cast, oder sich nur kurz behaupten, wie in St. Malo und Cherbourg.

Der Landkrieg in Amerika gerieth aber ins Stocken durch die Unfähigkeit und das Phlegma des Generalcommandanten Lord Loudon. Erst 1758 legte sich die Flotte unter Boscawen und ein Corps Landtruppen unter General Wolfe vor Louisburg und nahmen diese wichtige Festung, welche den Ausfluß des Lorenzo beherrschte, und die ganze Insel des Cap Breton. Eben so glücklich war Oberst Bradstreet, der das Fort Fontenac, und General Forbes, der das Fort Duquesne nahm, welches die Franzosen freiwillig verließen und verbrannten. Wo Fontenac lag, ist seitdem die Stadt Kingston, und wo Duquesne lag, ein Fort, zu Ehren des Ministers Pitt genannt, erbaut worden, aus welchem nach und nach die große Stadt Pittsburg entstand. Dagegen mißlangen die Angriffe des Generals Abercrombie auf andere französische Forts. — Im folgenden Jahre, 1759, sollte General Wolfe von Louisburg aus wo möglich ganz Canada erobern und lieferte dem französischen General Montcalm vor der canadischen Hauptstadt Quebec eine blutige Schlacht, in welcher beide Generale umkamen, die Engländer aber siegten, am 13. September. Hierauf fiel Quebec in die Gewalt des englischen Admirals Saunders. Die Franzosen siegten zwar noch einmal unter

Vaudreil über die Engländer unter Murray, als die letztern aber Verstärkungen erhielten, verloren die Franzosen mit der Stadt Montreal vollends ganz Canada.

Inzwischen bekamen die Engländer einen neuen Feind zu bekämpfen. Die Irokesen, ein sehr tapferes, aber auch grausames Indianervolk, hatten bisher gute Nachbarschaft mit den englischen Colonisten gehalten und halfen ihnen bei der Einnahme des Forts Duquesne. Bei diesem Anlaß aber benahm sich der englische Commandeur Littleton brutal und ungerecht gegen die Irokesen, was diese zum bittersten Haß reizte. Sie fielen 1759 in die englischen Niederlassungen ein und wütheten darin mit Mord und Brand, aber in den folgenden Jahren 1760 und 1761 fielen die Obersten Montgomery und Great ins Land der Irokesen ein und legten dort alle Dörfer in Asche, bis die Wilden um Frieden baten. — Im Jahre 1763 erregte Pontiac, das Haupt der Ottowas, eine Verschwörung unter sämmtlichen Wilden, und ihrer Arglist gelang es, durch raschen und gleichzeitigen Ueberfall mehrere englische Grenzforts wegzunehmen. Das Fort Mackinow nahmen sie, indem sie Ball werfend ganz nahe kamen, den Ball über die Mauer warfen und diese rasch erkletterten, während die arglosen Engländer dem Spiele zusahen. Aber das Hauptfort Detroit konnte Pontiac nicht nehmen und mußte bald um Frieden bitten.

Unterdeß machten die Franzosen einen Landungsversuch in Irland. Zwei ihrer Flotten wurden theils zerstört, theils weggenommen; nur eine dritte unter Thurot kam nach Irland im Februar 1760, fand aber keinen Anhang, mußte umkehren und wurde auf dem Rückwege von den Engländern genommen.

Bis jetzt hatte sich Spanien an dem Seekriege nicht betheiligt. Es wollte seinen Colonialhandel retten und die reichen Silberflotten, die ihm das in den Bergwerken von Peru gewonnene Silber brachten, nicht wieder an die Engländer verlieren. Nachdem aber 1758 Karl III. den spanischen Thron bestiegen hatte, behielt derselbe nur ungern die Neutralität bei, denn er war, als er noch in Neapel regierte, im Jahre 1742 von einem englischen Capitain durch

Drohung mit einem Bombardement der Stadt geſchreckt und geärgert worden und haßte ſeitdem die Engländer tief. Natürlicherweiſe bemühte ſich Frankreich, ihn zum Alliirten zu gewinnen. Unter Choiſeuls Leitung kam nun am 15. Auguſt 1761 der bourboniſche Familienpakt zu Stande, der die Bourbons in Frankreich, Spanien, Neapel und Parma zum engſten Zuſammenhalten verpflichtete. Unter dem Vorwande, Portugal dem engliſchen Einfluß zu entziehen, rückte ſofort eine ſpaniſche Armee in dieſes Land. Ohne Zweifel war den Spaniern der Beſitz Portugals auch diesmal wieder als Lockſpeiſe vorgehalten worden. Aber England ſchickte den Portugieſen einen guten General in dem deutſchen Fürſten Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der unter Friedrich dem Großen den deutſchen Krieg mitgemacht hatte, die portugieſiſche Armee raſch disciplinirte und die Spanier im Schach hielt.

Spanien durfte ſeine Unklugheit bitter bereuen, denn auf allen Meeren wurden ſeine Schiffe und in Weſtindien Havannah, in Oſtindien Manilla von den Engländern weggenommen.

Den größten Theil dieſer Vortheile gaben aber die Engländer wieder auf, als ſich der neue König Georg III., wie im vorigen Buch erörtert iſt, durch Lord Bute voreilig zum Frieden beſtimmen ließ. Der Friede wurde am 3. November 1762 zu Paris geſchloſſen. England behielt Canada, Florida, einige Antilleninſeln (Tabago, Dominique, St. Vincent, Grenada) und bekam Minorca zurück, gab dagegen Cuba und die Philippinen den Spaniern, und Guadeloupe, Martinique ꝛc. den Franzoſen zurück.

2.

Die nordamerikaniſche Steuerfrage.

Unmittelbar nach dem ſiebenjährigen Kriege begann es in England ein wenig unruhig zu werden, denn man war mit dem Miniſterium Bute, welches das proteſtantiſche Preußen im Stich gelaſſen

und mit dem katholiſchen Frankreich voreilig Frieden geſchloſſen hatte, nicht zufrieden. Lord Bute war ein Schotte, kein Altengländer, dazu von geringen Fähigkeiten und äußerſt aufgeblaſen. Der neue König Georg III. aber ließ ſich ihn gefallen, weil es ſeine Mutter haben wollte, deren heimlicher Liebhaber dieſer Bute war. Georg III. hatte viele gute Eigenſchaften, aber auch große Eigenheiten. Man hatte ihn in der Jugend zu ſehr abgeſperrt und da er wenig Beweglichkeit beſaß, wurde er König des meerbeherrſchenden England, ohne je das Meer geſehen zu haben. Seine Lieblingsbeſchäftigung war die Theologie. Er ſprach gern über die Dogmen und über die von denſelben abweichenden Diſſenters. Außerdem pflegte er eifrig ſeinen Garten und den Landbau, wobei ihm Arthur Young und Joſeph Banks zur Seite ſtanden. Der letztere hatte mit Capitain Cook eine berühmte wiſſenſchaftliche Reiſe um die Welt gemacht. Auch der große Aſtronom Herſchel genoß des Königs Gunſt und mußte ſeine Sternwarte zu Windſor ganz in des Königs Nähe aufſchlagen. Unter dieſen Beſchäftigungen vergaß Georg gerne die Regierungsſorgen. Aber ſeine Mutter Auguſte, eine geborne Prinzeſſin von Gotha, und Bute hatten im Plan, „die engliſchen Lords zu demüthigen“, und der König, der dieſe kleine Camarilla gewähren ließ, ohne ihre Leidenſchaftlichkeit zu theilen, mußte doch die Unannehmlichkeiten davon tragen. Die engliſche Ariſtokratie war nicht geneigt, nachzugeben.

Als der König ſo zähe an ſeinem Bute hing, ſchloßen ſich die Whigs und Tories näher an einander und ließen einen gewiſſen Wilkes wie einen böſen Hund gegen das Miniſterium los. Dieſe gemeine, aber derbe Natur beſaß populäre Beredſamkeit, Frechheit*) und Verſchmitztheit, wie ſie nur bei engliſchen Demagogen vorkommen, weil Englands Rechtsformen bald die ausgelaſſenſte Freiheit der Rede geſtatten, bald wieder zu ſchlauer Vorſicht nöthi-

*) Wilkes war fabelhaft häßlich, rühmte ſich aber doch, wenn er nur 24 Stunden Vorſprung hätte, bei jeder Dame jeden noch ſo ausgezeichneten Nebenbuhler auszuſtechen.

gen. Bute hatte das altengliſche Nationalgefühl durch ſeinen Frieden verletzt und Wilkes fiel als Zeitungsſchreiber ſchonungslos über ihn her, unter lautem Beifall des Volks und ſtillem des Parlaments. Bute wich dem Sturm aus und nahm ſeine Entlaſſung. Sein Nachfolger Grenville gab dem Zorn des Königs nach und ließ Wilkes verhaften, den aber die Gerichte wieder frei ließen. Das war mehr nur Spektakel. Ernſter aber wurde der Kampf, als das Parlament die Koſten des Krieges prüfte, eines Krieges, deſſen Erfolge durch den ſchlechten Friedensſchluß faſt wieder vereitelt worden waren. Der Krieg hatte ungeheuer viel Geld gekoſtet. Die Erſchöpfung der Staatskaſſe machte nun neue Steuern nöthig und der König beſtand darauf, die engliſchen Colonien in Nordamerika ſeyen gleichfalls zu beſteuern, weil der koſtſpielige Seekrieg hauptſächlich zu ihrem Vortheil geführt worden ſey, worin er gewiß nicht Unrecht hatte. Allein die Colonien hatten alte Privilegien, denen zu Folge ſie keine Steuer zu zahlen brauchten, außer welche ſie ſelbſt unter ſich umlegen würden; deswegen erſchien es gefährlich, ihnen durch Parlamentsbeſchluß eine Steuer aufzulegen, an deren Bewilligung ſie keinen Antheil gehabt hatten, weil die Colonien im Parlamente nicht vertreten waren. Man durfte ſie entweder nicht beſteuern oder mußte ihre Vertreter ins Parlament rufen. Die Steuer aber wollte man ſchnell haben, weil eine Reform der Parlamentswahlen weitläufige Verhandlungen herbeigeführt haben würde. Grenville gab alſo dem König nach und brachte am 5. April 1764 ein Geſetz ans Parlament, welches den Colonien eine Abgabe von den gangbarſten Einfuhrartikeln und eine Stempeltaxe auferlegte, jedoch vorſichtig erklärte, der Betrag dieſer Steuern ſolle nur zur Deckung der für die Colonien ſelbſt aufgewachſenen Koſten verwendet werden. Unter dieſer Bedingung nahm das Parlament das Geſetz an, die Colonien in Nordamerika aber proteſtirten dagegen.

Der Widerſtand begann in dem puritaniſchen Boſton, Hauptſtadt der Provinz Maſſachuſetts, ſchon im October 1764, indem hier der Provinzialcongreß proteſtirte. Als bald darauf auch das Stempelgeſetz bekannt wurde, beſchloß auch in Virginien der Pro-

vinzialcongreß nach Patrik Henrys Vorſchlag am 28. Mai 1765 einen feierlichen Proteſt und ſprach der Krone das Beſteurungsrecht rund ab. Im Lauf des Sommers erhoben ſich immer mehr Stimmen. Zu Boſton zerſtörte das Volk das Haus des Stempelmeiſters und einiger andern verhaßten Beamten. Aehnliche Scenen wiederholten ſich in New-York, Connecticut ꝛc. Als das erſte Stempelpapier nach Philadelphia gebracht wurde, läuteten alle Glocken wie zur Trauer und die Ausgabe des Papiers mußte unterbleiben. Im October traten Abgeordnete aus faſt allen Provinzen in New-York zu einem Generalcongreß der vereinigten Provinzen zuſammen und erließen eine Petition an den König, worin ſie ehrerbietig um Schonung ihrer alten Rechte baten. Der 1. November war von der Regierung als der Termin feſtgeſtellt, von wo an die Stempeltaxe in Kraft treten ſollte, allein niemand nahm das Stempelpapier. Zu Portsmouth in Newhampſhire trug man am 1. November einen Sarg, auf dem „Freiheit“ geſchrieben war, mit gedämpftem Geläut zu Grabe, erhob aber den Sarg wieder aus der Erde mit der neuen Inſchrift „die wiederauferſtandene Freiheit“ und läutete hell mit allen Glocken.

Die Regierung fand alſo keinen Gehorſam und ſah ſich ſogar durch Repreſſalien bedroht, denn die Nordamerikaner beſchloſſen einmüthig, mit dem Mutterlande keinen Handel mehr zu treiben und die Induſtrieartikel Englands gar nicht mehr anzunehmen, ſo lange das Stempelgeſetz nicht zurückgenommen ſeyn würde. Das brachte den Kaufleuten in England einen tödtlichen Schrecken bei und ſie beſtürmten in Bittſchriften den König, die Taxe aufzuheben. Im Parlament ſelbſt trat der ältere Pitt (Lord Chatam) mit feuriger Beredſamkeit für die Colonien auf und pries die Nordamerikaner als echte Engländer, die ſich ihr gutes Recht nicht nehmen ließen. Nun mußte Grenville abtreten und ein neues Whigminiſterium Rockingham zeigte ſich zur Verſöhnung geneigt. Franklin wurde vor das Parlament berufen, um als Sachkundiger und Wohlwollender die nöthigen Aufklärungen zu geben, und am 18. März 1766 wurde die Stempeltaxe aufgehoben, jedoch unter der ausdrücklichen Ver-

wahrung, daß das Parlament von England im Namen des Mutterlandes den Colonien Geſetze zu geben und dieſelben zu beſteuern berechtigt ſey.

Damit wurde die Ruhe auf einige Zeit hergeſtellt. Noch in demſelben Jahre wich Rockingham dem ungleich fähigeren Pitt im Miniſterium, allein Pitt war ſo krank, daß er die Geſchäfte andern überlaſſen mußte. So belegte Townſhend, Kanzler der Schatzkammer, im Mai 1767 die Colonien mit einem neuen Zoll auf Glas, Papier, Malerfarben und Thee (die ſ. g. Revenueacte) unter Zuſtimmung des Parlaments, welches in dieſer an ſich unbedeutenden Abgabe nur eine principielle Wahrung der Rechte des Mutterlandes ſah. Dieſer unkluge Verſuch hatte ſchwere Folgen. England mußte die Rechte der Nordamerikaner einfach anerkennen oder ſie mit einer überlegenen Militärmacht niederzwingen. Kleinliche Experimente der Verwaltung und Geſetzgebung mußten nothwendig die Unzufriedenheit und Revolutionsluſt ſteigern. Wirklich brannte in Nordamerika wieder alles in Zorn auf, ſobald die neue Parlamentsacte bekannt wurde. Als ein Schiff des beliebten Kaufmann Hancock in Boſton von den Zollbehörden confiscirt wurde, erhob ſich das Volk und mißhandelte die Zollbeamten. Wie in Boſton, ſo bildete ſich auch in Virginien eine non-importing-association, die jeden Handelsverkehr mit England aufhob. Ein junger Mann in Boſton, Adams, der amerikaniſche Cato genannt, hielt feurige Reden und ſtiftete einen Verein, der „Söhne der Freiheit.“ Zugleich begann wieder ein Sturm von Petitionen. Die Petition der Staaten von Maſſachuſetts wurde aber vom Miniſterium als ungeſetzlich abgewieſen und dem Congreß befohlen, ſich aufzulöſen.

3.

Lord North.

England ſelbſt kam in große Gährung. Die Whigs hatten in Pitt, der immer noch ſchwer erkrankt lag, ihr Haupt verloren, wäh-

rend die Tories ein neues Haupt an dem durchgreifend ſchonungsloſen Lord North fanden. North und ſeine Freunde, Sandwich und Grafton, gehörten der verderbten Schule Bolingbrokes und Cheſterfields an, ahmten die Lüderlichkeit der franzöſiſchen Prinzen nach und vereinten die angeborne Hoffahrt engliſcher Lords mit der abſolutiſtiſchen Anmaßung, zu der ſie durch den wachſenden Revolutionsgeiſt der Whigs auch gewiſſermaßen berechtigt erſchienen. In dem Maaß, wie der cyniſche Wilkes in London ſelbſt und die Söhne der Freiheit in Amerika der conſtituirten Autorität trotzten, ſchloßen ſich auch viele Gemäßigte lieber dem gewaltthätigen Lord North, als der Oppoſition an. Wilkes, von den Gerichten verfolgt, ſtellte ſich, damit er nach ſeiner Freiſprechung ins Parlament gewählt werden könne. Sein Proceß wurde von beiden Seiten mit äußerſter Leidenſchaftlichkeit behandelt. Am 10. Mai 1768 floß Blut in den Straßen von London. Wilkes wurde ins Gefängniß geſprochen. Aber die Aufregung dauerte fort. Damals begannen die berühmten Briefe des Junius zu erſcheinen, in welchen ein Unbekannter (wahrſcheinlich Sir Philipp Francis, ein Beamter bei der oſtindiſchen Compagnie) zuerſt 1767 unter dem Namen Brutus, dann ſeit dem Januar 1769 unter dem Namen Junius (Junius Brutus), in claſſiſcher Sprache die unabänderlichen Grundſätze der Volksfreiheit nach der engliſchen Staatsverfaſſung entwickelte, Briefe, die zuſammen einen heute noch gültigen politiſchen Codex und den Stolz der Engländer bilden. Je energiſcher aber die Whigs das Toryminiſterium angriffen, um ſo trotziger behauptete Lord North ſeinen Poſten. Daraus erklärt ſich zum Theil auch ſeine Härte gegen die Nordamericaner, die er vielleicht mehr geſchont haben würde, wenn ſie nicht die Bundesgenoſſen der Whigs geweſen wären. Wilkes, der nur zu zehn Monaten Gefängniß verurtheilt worden war, wurde im Anfang des Jahrs 1769 trotz aller Gegenbemühungen des Miniſteriums ins Parlament gewählt. Dieſes ſchloß ihn aus, allein Wilkes wurde Alderman von London und die Gerichte verurtheilten den Lord Halifax zu einem Schadenerſatz an Wilkes von 4000 Pfund Sterling, welche der König für ihn zahlte. Sehr unklug, da der

König hätte über den Parteien ſtehen ſollen. Am 24. Mai 1769 reichte die Stadt London eine Petition beim König ein, die das Parlament beſchuldigte, nicht mehr der wahre Vertreter des engliſchen Volks zu ſeyn. Lord North blieb in dieſen Stürmen feſt und beantwortete die Adreſſe in einer ſtolzen Thronrede.

Allein am 22. April 1770 bequemte ſich Lord North dennoch, die Revenueacte zurückzunehmen, um die Gemüther in Amerika zu beruhigen, beging aber den Fehler, das vermeintliche Recht der Regierung und des Parlaments noch einmal wahren zu wollen, indem er nur der Form wegen und damit das Beſteuerungsrecht des Mutterlandes aufrecht erhalten bleibe, den Zoll auf Thee beſtehen ließ. Ein Verfahren, welches ſich ſchon einmal als unzulänglich erwieſen hatte. Jede Halbheit war hier vom Uebel. Indeß hatte Lord North bereits Truppen nach Boſton geſchickt unter General Gage, um mit Gewalt wenigſtens zu drohen, und andrerſeits die oſtindiſche Compagnie mit dem Theehandel nach Nordamerika monopoliſirt, was einer Herabſetzung des Theepreiſes für die Nordamerikaner gleich kam, alſo ein Vortheil für ſie war, und den Zoll für das Pfund Thee auf 4 Pence herabgeſetzt, während in England ſelbſt 1 Shilling bezahlt werden mußte. So drohend und ſchmeichelnd zugleich hoffte er die Widerſpenſtigen zu kirren.

Der Widerſtreit im Princip blieb aber derſelbe. Die Amerikaner wollten keinen Vortheil auf Koſten eines von ihnen einmal behaupteten Rechts. Sie nahmen alſo keinen Thee von der oſtindiſchen Compagnie und verſchloſſen demſelben ihre Häfen und Magazine. General Gage mit ſeinen in Boſton ſtationirten Regimentern ſuchte zwar gute Zucht zu halten, allein die Anweſenheit von Soldaten reizte die Bürger in dieſer Zeit der Spannung auf und der Haß wuchs. Es kam mehrmals zu blutigen Schlägereien. Damals empfingen die Söhne der Freiheit von den Soldaten den Spottnamen der Yankees (was in der irokeſiſchen Sprache feig und ſchlecht bedeutet), während die Soldaten wegen ihrer rothen Uniformen Krebſe oder Bluthunde geſcholten wurden. Franklin aber, der bisher verſöhnend gewirkt hatte, ſchürte das Feuer, indem er Briefe des eng-

wartet in Mähren ein, denn er hatte den Grundſatz, den Krieg ſo viel als möglich in Feindesland zu ſpielen, und dem Kaiſer ſo nahe als möglich auf den Leib zu rücken. Außerdem aber war Mähren bisher vom Feinde verſchont geblieben, und bot ſeinem Heere reichlichen Unterhalt und friſche Beute. Er nahm Olmütz und ließ ſeine Truppen ſich erholen. Erzherzog Leopold aber, und der ſchlaue Piccolomini, zogen mit großer Macht gegen ihn, und drängten ihn wieder bis nach Sachſen zurück. Hier belagerte Torſtenſon Leipzig, wo er ſich ebenfalls gute Beute verſprach. Die Kaiſerlichen eilten aber, die beſte Stadt Sachſens zu retten, und auf denſelben Feldern, die ſchon zweimal in dieſem Kriege mit dem Blute der Partheien benetzt worden, ward jetzt die dritte Hauptſchlacht geſchlagen. Und zum drittenmal ſiegten die Schweden, die Kaiſerlichen erlitten eine blutige Niederlage, und Torſtenſon zog, nachdem er Leipzig genommen, ſogleich wieder nach Mähren, wo er behaglich ſein Winterquartier nahm.

In demſelben Jahr drang Guebriant in Verbindung mit den Heſſen ins Kölniſche vor, und ſchlug den kaiſerlichen General Hatzfeld bei Kempen. Er wollte ſich darauf mit Torſtenſon vereinigen, fürchtete ſich aber wieder, zu weit in Deutſchland vorzudringen, und kehrte ſchon in Thüringen wieder um. Da verlegten ihm die thätigen Baiern unter ihren tapfern Generalen Mercy und Johann von Werth den Weg, und er entkam mit Noth mitten im Winter an den Rhein.

In dem nämlichen Jahre war auch Richelieu geſtorben. Sein Nachfolger im Miniſterium, Cardinal Mazarin, verfolgte mit derſelben Kraft und Schlauigkeit denſelben Plan und ſchickte zu Anfang des folgenden Jahrs ein neues franzöſiſches Heer unter dem Prinzen Condé, Guebriant zu Hülfe. Beide Heere drangen in

liſchen Gouverneur Hutchinſon und Oberſten Oliver, aus Amerika nach England geſchrieben, drucken ließ, um die Männer der Regierung vollends verhaßt zu machen, 1772.

Eine Zeit lang ſchien es, als wetteiferten beide Parteien in Geduld, bis die Einwohner von Boſton ſich nicht länger zurückhalten ließen, ſondern eine entſcheidende That vollbrachten. Bisher waren alle Theeſchiffe von den Nordamerikanern zurückgewieſen worden. Nun aber hatte der engliſche Admiral Montague den Hafen von Boſton mit Schiffen umſtellt mit dem Befehl, kein Theeſchiff mehr herauszulaſſen. Drei oſtindiſche Theeſchiffe aber lagen im Hafen und ſollten ausgepackt werden. Da verſammelte ſich das Volk, ein gewiſſer Quincy hielt Reden an daſſelbe und forderte es zum Handeln auf. Der Thee ſollte um keinen Preis ans Land kommen dürfen und da ihm der Rückweg verſperrt war, ſchien nichts praktiſcher, als den Thee ganz zu vernichten. Zwanzig Männer, als Indianer verkleidet, erſtiegen die Schiffe und warfen 342 Kiſten Thee ins Meer, am 18. Dezember 1773.

Kaum war Lord North von dieſem Falle unterrichtet, als er ſogleich beim Parlament die Schließung des Hafens von Boſton, die Befeſtigung dieſer Stadt, die Aufhebung der bisherigen Verfaſſung von Maſſachuſetts und die proviſoriſche Militärdictatur daſelbſt durchſetzte, am 31. März 1774. Allein Maſſachuſetts' Vertreter verſammelten ſich in Salem und als ſie auch von hier vertrieben wurden, forderten ſie alle übrigen Provinzen auf, einen Generalcongreß zu beſchicken, welcher auch von allen (Newhampſhire, Maſſachuſetts, Rhode-Island, Providence, Konnecticut, New-York, New-Jerſey, Pennſilvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Süd- und Nord-Carolina (mit Ausnahme Georgiens, das erſt ſpäter beitrat), beſchickt wurde und am 4. Sept. in Philadelphia zuſammentrat. Unter den Mitgliedern des Congreſſes, dem Randolph präſidirte, glänzten Waſhington, Adams, Lee, Thomas Paine, der letztere ein Philoſoph, deſſen Buch über den geſunden Menſchenverſtand (common sense) damals ungeheuren Ruhm erlangte. Dieſer geſunde Menſchenverſtand, mit dem auch Franklin viel um ſich warf, galt

den aus dem Puppenzuſtand der engliſchen Monarchie ſich herauswickelnden nordamerikaniſchen Republikanern bereits als höchſte Inſtanz. Der Congreß beſchloß eine für alle Provinzen gültige Nichtimportationsacte als Repreſſalie gegen England und als Mittel, den britiſchen Handelsſtand ins Intereſſe zu ziehen. Zweitens beſchloß der Congreß eine Adreſſe an das engliſche Volk, und drittens eine an den König. Die letztere war ſehr gemäßigt verfaßt und darauf berechnet, die Adreſſe an das engliſche Volk durch ihren loyalen Charakter zu unterſtützen. Es kam darauf an, die Whigs und den von ſeiner Krankheit langſam wiedererſtehenden Pitt (Chatam) ſtark genug zu machen, um den Lord North zu ſtürzen.

Obgleich aber die Petitionen der Amerikaner durch ſolche des engliſchen Handelsſtandes warm unterſtützt wurden und Pitt ſich in glänzenden Reden für ſie erſchöpfte, ſtimmte die Mehrheit des Parlaments dennoch im November für Lord North. Der alte Engländer wollte dem neuen, der ſtolze Lord dem liſtigen Kaufmann nicht nachgeben. Sämmtliche Petitionen wurden abgewieſen, die Amerikaner für Rebellen erklärt und 1775 erließ das Parlament noch zwei Geſetze, die ihnen die ſehr einträgliche Fiſcherei bei New-Foundland und allen auswärtigen Handel unterſagten. Wollt ihr, heißt es, mit England nicht mehr Handel treiben, ſo ſollt ihr gar keinen mehr treiben dürfen. Allein England gab dieſen Beſchlüſſen viel zu langſam Nachdruck durch Truppenſendungen. Es hoffte immer noch, durch den Schrecken, durch bloße Drohungen Nachgiebigkeit zu erzwingen.

Dadurch aber gab es den Nordamerikanern Zeit, ſich zu rüſten. Sie bewaffneten ſich, ſie legten Arſenale an, ſie nahmen in New-Hampſhire bereits den Engländern mehrere kleine Forts ab und alle junge Amerikaner, die als Cadetten in den engliſchen Regimentern dienten, traten zum Volk über. Die ungeheure Mehrheit des Volks erklärte ſich gegen England, nur eine kleine Minderheit von ſ. g. Loyaliſten blieb England treu.

4.

Die Unabhängigkeitserklärung.

Im Frühjahr 1775 wollte General Gage von Boston aus die zu Concord aufgehäuften Kanonen und andere Kriegsvorräthe der Amerikaner heimlich wegnehmen laſſen, aber die Milizen waren wachſam und hielten bei Lexington die 800 Engländer auf, die unter ihrem Oberſt Smith heranzogen. Hier floß das erſte Blut, die kleine Schaar der Amerikaner verlor 8 Mann und floh, die Engländer leerten Concord aus, aber auf dem Rückwege wurden ſie vom bewaffneten Landvolk dicht umſchwärmt, verloren 65 Todte und 168 Verwundete und wären alle aufgerieben worden, wenn ihnen nicht Gage Hülfe aus Boſton entgegengeſchickt hätte, am 18. April 1775. Hierauf ſammelte ſich ein Heer von 20,000 Amerikanern um Boſton herum und ſchloß die Stadt gänzlich ein. Dieſes Heer, in welchem Hancock und Ward befehligten, beſtand lediglich aus Bürgern und Bauern. Die Wohlhabenden und Gebildeten trugen nach damaliger Mode große weiße Perücken und nahmen ſich wie Pfarrer aus, das gemeine Volk nannte man Shirtmen (Hemdmänner), weil ſie ſtatt der Uniform Hemden über die Kleider anzogen. Vom Exerciren und Manöveriren verſtanden ſie wenig, aber in ihren Wäldern waren ſie geübte Jäger geworden und ihre natürliche Kampfart, zerſtreut anzugreifen und jeden Baum und Stein zu ihrer Deckung zu benutzen, um hinter denſelben hervorzuſchießen (das Tirailliren) wurde ſpäter von allen disciplinirten Armeen angenommen. Sie hielten Gages Truppen in Boſton eingeſchloſſen und ließen keine Abtheilung Engländer mehr heraus. In der Stadt fehlte es an Lebensmitteln. Gage verſprach, die Bürger herauszulaſſen, wenn ſie vorher alle ihre Waffen herausgäben. Sie thaten es, nun aber brach er ſein Wort, um ſie als Geißeln zu behalten.

Am 24. Mai landeten General Howe und die Generale Bourgoyne und Clinton mit 4000 Mann im Hafen von Boſton. Noch

mehrere Regimenter ſollten ihnen nachfolgen. Howe kündigte eine Amneſtie an, wenn die Colonie ſich ſofort unterwürfe, und nahm nur Adams und Hancock von der Begnadigung aus. Die Amerikaner aber gaben nicht nach. Ihr Generalcongreß, der am 10. Mai wieder zuſammengetreten war und Hancock zum Präſidenten gewählt hatte, ſchrieb am 20. Juli einen allgemeinen Buß- und Bettag aus, an dem für Georg III. gebetet werden ſollte, damit er ſein Unrecht einſähe. Aber ſchon vor dieſem Tage kam es zu neuen Kämpfen. Hancock ließ in der Nacht auf den 16. Juni Verſchanzungen gegen Boſton aufwerfen, bei Charlestown, die am andern Morgen ſchon das Kanonenfeuer der Engländer aushielten. Howe ließ einen furchtbaren Angriff machen, den die amerikaniſchen Büchſenſchützen unter Oberſt Prescott zweimal zurückwarfen und ſo lange aushielten, bis ſie ſich verſchoſſen und die Engländer Charlestown in Brand geſteckt hatten. Dann erſt zogen ſie ſich in guter Ordnung hinter Bunkershill zurück, nachdem ſie nur 453 Mann, die Engländer aber 1054 verloren hatten. Man nannte das die Schlacht bei Bunkershill. Boſton blieb nach wie vor durch die Milizen ringsumher eingeſchloſſen.

Der Congreß, dem ſich jetzt auch Georgien anſchloß, decretirte Papiergeld, ernannte Georg Waſhington zum Obergeneral und Franklin zum Oberpoſtmeiſter. Waſhington ſuchte ſofort mehr Disciplin in die Milizen und mehr Einheit in die Operationen zu bringen, während Franklin für raſche Mittheilungen der Nachrichten und Befehle durch ſämmtliche Staaten ſorgte. Waſhingtons Kriegsplan ging dahin, Boſton eingeſchloſſen zu halten, zugleich aber die wichtige Stadt New-York gegen einen möglichen Angriff durch Verſchanzungen zu decken, für welche General Lee ſorgen ſollte, und endlich einen Verſuch auf Canada zu machen, um wo möglich auch dieſe Colonie für die Revolution zu gewinnen. Die franzöſiſchen Einwohner Canadas befanden ſich wohl und hatten keine Luſt, ſich der milden engliſchen Herrſchaft zu entziehen, aber die Engländer hatten nur wenig Truppen daſelbſt. Der amerikaniſche General Montgomery machte daher mit 3000 Mann Milizen raſche

Fortſchritte, als er in Canada einfiel, und wurde durch den Oberſt Arnold unterſtützt, welcher mit einem andern Corps amerikaniſcher Milizen durch die Wälder vorgebrochen war. Als ſie aber am letzten Tage des Jahres 1775 bei heftigem Schneewetter Quebec ſtürmten, wurden ſie zurückgeſchlagen, Montgomery fiel, Arnold wurde verwundet, führte aber ſeine Truppen mitten im ſchrecklichſten Winter muthvoll und glücklich zurück. General Thomas kam ihm mit friſchen Truppen zu Hülfe und drang noch einmal gegen Quebec vor, der engliſche General Carleton hatte aber bereits Verſtärkungen durch die engliſche Flotte erhalten und Thomas mußte mit Verluſt ſeines ganzen Gepäckes eilig fliehen. Somit war der Verſuch der Inſurgenten in Canada mißlungen.

Im Lauf des Jahres 1775 brannten die Engländer mehrere Seeſtädte nieder, um den Handel der Nordamerikaner zu ruiniren. So die Stadt Falmouth in Maſſachuſetts und Norfolk in Virginien. Der bisherige engliſche Gouverneur von Virginien, Lord Dunmore, ſuchte dieſe Provinz wieder zu unterwerfen, mußte aber zur See entfliehen.

Den Winter über war große Bewegung in London. Wilkes war durch die Volksgunſt zum Lordmayor von London erhoben worden und überreichte als ſolcher dem König eine Bittſchrift der Stadt zu Gunſten der Amerikaner. Auch Penn, bisheriger Statthalter von Pennſilvanien und Nachkomme des berühmten William, machte der Regierung dringende Vorſtellungen, die Colonien zu ſchonen. Im Parlament hielten Burke und Fox glänzende Reden für die amerikaniſchen Brüder, welche Engländer ſeyen, jenſeits wie dieſſeits des Meeres. Aber Franklin ſpielte ein falſches Spiel, indem er den kranken Pitt noch einmal zu Verſöhnungsvorſchlägen mißbrauchte, während er ſchon entſchloſſen war, den Bruch unheilbar zu machen. Er hatte nämlich in Frankreich und Spanien ſondirt und erkundet, dieſe Mächte würden ſich Nordamerikas erſt dann annehmen, wenn es ſich unabhängig erklärt haben würde. Rebellen könnten ſie nicht gegen die legitime Regierung, wohl aber eine unabhängige Republik gegen England unterſtützen. Um nun die Unabhängigkeitserklärung

der vereinigten Staaten zu ermöglichen, war erforderlich, daß die engliſche Regierung noch einmal recht eclatant die Sühne zurückwies. Zu dieſem Zwecke nun mißbrauchte Franklin Lord Chatams edles Vertrauen und überliſtete ihn und ganz England, indem er ihn eine Bill vorſchlagen ließ, von der er im Voraus wußte, die Regierung werde ſie nimmermehr annehmen. In der That beharrte Lord North auf dem Syſtem der Gewalt und zweifelte nicht an einem günſtigen Erfolge. Während des Winters warb er 17,000 Deutſche, die ihm der Landgraf von Heſſen-Kaſſel, der Herzog von Braunſchweig, der Markgraf von Anſpach und der Fürſt von Waldeck verkauften, und ſchickte ſie nebſt 25,000 Engländern, Schotten und Irländern im Sommer nach Amerika.

Im Frühling 1776 errang Waſhington einen großen Erfolg, indem er die Engländer unter Howe zwang, das gänzlich ausgehungerte Boſton mit Zurücklaſſung von ſchwerem Geſchütz zu verlaſſen und ſich zur See nach Halifax zurückzuziehen, am 17. März. Ein Verſuch des engliſchen Admiral Parker, Charlestown, die Hauptſtadt von Südcarolina, zu nehmen, ſcheiterte an der tapfern Vertheidigung der Einwohner, am 28. Juni. Ueberdieß war auch der Congreß wieder zuſammengetreten und beſchloß unter dem überwiegenden Einfluß des aus England zurückgekehrten Franklin und in der Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe am 4. Juli die Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieſer Erklärung wurde eine von Jefferſon verfaßte Verkündigung allgemeiner und unveräußerlicher Menſchenrechte vorangeſtellt. Sie war weſentlich aus Rouſſeaus contrat social geſchöpft. Die Souverainetät wurde zurückgeführt auf den jedesmaligen Willen des freien und gleichen Volkes. Davor mußten alle ſ. g. göttlichen und Erbrechte der Fürſten und Privilegirten verſchwinden.*) Die Lehre war nicht mehr neu, aber ihre Durchfüh-

*) „Folgende Wahrheiten, hieß es in der Erklärung, bedürfen keines Beweiſes: alle Menſchen ſind einander gleich, der Schöpfer gab ihnen unermeßliche Rechte, das Recht des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glück-

rung im politiſchen Leben in der neuen Republik erfüllte die Welt mit Staunen. — Die vereinigten Staaten bildeten fortan eine Föderativrepublik. Jede Provinz behielt ihre eigenthümlichen Geſetze, ihre beſondere Vertretung, ihren ſelbſtgewählten Gouverneur; alle vereint aber wählten einen Präſidenten, dem die ausübende Macht unter vielen Beſchränkungen übertragen wurde, und eine legislatoriſche und controlirende Vertretung aus Abgeordneten jeder Provinz im Congreſſe, in welchem die eigentliche Souverainetät ruhte, deſſen Mitglieder aber von ihren Wählern abhingen. Sofern alle Bürger des neuen Freiſtaats gleiche Rechte haben ſollten, wurde auch allgemeine Toleranz verkündet und kümmerte ſich die Staatsgewalt nicht mehr um die Religion, welche lediglich Sache der Privaten und frei ſich bildenden Gemeinden blieb.

Das große engliſche Heer kam erſt im Auguſt in Amerika an und trat unter Howes Oberbefehl. Howe ſelbſt wollte mit der Hauptmacht New-York beſetzen und von hier aus die Verbindung der ſüdlichen und nördlichen Amerikaner in der Mitte durchbrechen. Er landete am 27. Auguſt auf Long-Island, nahe bei New-York, wo Waſhington den Kern ſeiner Truppen vereinigt hatte. Allein die Engländer hatten die Ueberlegenheit der Zahl, der Disciplin und der Waffen und ſchlugen hier die Amerikaner zurück, welche 4000 Mann verloren, zehnmal mehr als die Engländer. Waſhington ſah ein, daß er New-York nicht halten könne, und zog ſich in eine gute Stellung auf Anhöhen außerhalb der Stadt zurück, in welche Howe am 17. Sept. einzog. Einige Tage ſpäter brannte ein Drittheil der ſchönen Stadt ab, durch verzweifelnde Patrioten in Brand geſteckt. Die raſche Niederlage entmuthigte die amerikaniſchen Milizen, ſo daß ſie ſchaarenweiſe in ihre Heimath zurückkehrten und Waſhington nur geringe Streitkräfte übrig behielt gegenüber einem furcht-

---

ſeligkeit. Rechtmäßig iſt nur die Regierung, welche dieſe Rechte ſchützt, und eine rechtmäßige Regierung kann nur hervorgehen aus der Einwilligung der Regierten. Entſpricht die Regierung dem Zwecke nicht, ſo hat das Volk das Recht, ſie zu ändern."

baren Feinde. Am 28. Oct. griff ihn Howe an und nöthigte ihn, seine Stellung abermals zu verlassen und über den Hudson zurückzugehen. Nachdem Howe auch noch die Forts Washington und Lee erobert hatte, verfolgte er Washington und trieb ihn über den Delaware. General Lee, der sich mit ihm vereinigen wollte, wurde abgeschnitten und gefangen. Aber durch General Sullivan verstärkt, hatte Washington gegen Weihnachten doch wieder 7000 Mann beisammen. Mit diesen wagte er am 26. Dez. einen kühnen Schlag zu führen, arbeitete sich auf Kähnen durch das Treibeis und Treibholz des Delaware hinunter und überfiel unversehens 1000 arme Hessen unter ihrem Oberst Rahl in Trenton, nahm sie sämmtlich gefangen und brachte sie glücklich wieder über den wilden Fluß hinüber. Howe war wüthend und hoffte Washington einschließen zu können, dieser aber entwischte in der Nacht mit Hinterlassung brennender Wachtfeuer, als ob er noch da wäre, und schlug unterwegs in und bei Princetown noch drei englische Regimenter, nahm ihnen viele Gefangene ab und entkam, am 1. Jan. 1777.

Diese, wenn auch kleinen, doch glänzenden Siege erfrischten den Muth der Amerikaner, die von nun an wieder zu den Fahnen eilten. Nur Oberst Arnold erlitt wieder einen bedeutenden Verlust an den Grenzen Canadas.

Den Winter über ruhten die Waffen. Da die Engländer den gefangenen General Lee wie einen gemeinen Verbrecher behandelten, übten die Amerikaner Repressalien an dem gefangenen Oberst Campbell. Das englische Ministerium hatte den braven Hessen zum Lohne für ihre Dienste nach Beendigung des Krieges Ländereien in Amerika versprochen. Der amerikanische Congreß versprach jetzt das Nämliche allen Freiwilligen, die sich unter Washingtons Fahne sammeln würden. Im englischen Parlament machten Pitt, Fox und Burke neue, jedoch vergebliche Anstrengungen, um durch versöhnende Maßregeln, welche sie vorschlugen, die Colonien dem Mutterlande zu erhalten. Das Ministerium blieb fest, indem es erklärte, es wäre thöricht, jetzt noch den Rebellen Concessionen zu machen, da man eines nahen Sieges versichert seyn könne.

Mittlerweile war aber Franklin als Gesandter der vereinigten Staaten im Dezember nach Paris gekommen, um ein förmliches Bündniß mit Frankreich gegen England zu betreiben, wie schon vorher abgekartet war. Die Ausführung des Plans zog sich zwar noch in die Länge, zumal auch Spanien noch zauderte, mit England anbinden zu wollen. Allein Franklin elektrisirte ganz Frankreich und brachte einen neuen Geist in dieses Land. Ein ehrwürdiger, klug aussehender Greis in schlichtem Bürgerkleide, mit schlichtem Haar und ein wenig mit edler Einfachheit kokettirend, stach er zu Versailles im bunten Kreise vergoldeter Höflinge wie eine Erscheinung aus einer andern Welt ab, und da er die Erklärung der Menschenrechte mitbrachte, erschien er in der That wie ein Prophet einer neuen Zeit. Weit entfernt aber, ihn die Mißachtung fühlen zu lassen, die jeder Hof- und Edelmann damals den französischen Bürgern erwies, wetteiferte Hof und Adel, dem amerikanischen Bürger zu huldigen. Und zwar nicht blos aus politischer Rücksicht, weil die abgefallenen Colonien ein höchst erwünschter Bundesgenosse Frankreichs gegen England wurden, sondern auch aus wahrer Exaltation nach der philosophischen Mode der Zeit.*) Der ritterliche Geist des französischen Adels erwachte und wie er dereinst zu den Kreuzzügen getrieben hatte, so trieb er jetzt zum Kampf für die Menschenrechte nach Amerika. Der feurige junge Marquis von Lafayette, der sich eben erst mit einer schönen und überaus reichen jungen Frau verheirathet hatte, verließ die Annehmlichkeiten seiner Flitterwochen, rüstete auf eigene Kosten eine Fregatte aus und schiffte im April 1777 hinüber nach Amerika, wo ihn Washington mit offenen Armen aufnahm und sogleich zum Generalmajor ernannte.

Mittlerweile hatten die Tories oder Loyalisten in den nördlichen und mittlern Provinzen Nordamerikas einen letzten Versuch gemacht, sich der neuen Union zu widersetzen, und in mehreren Städten Tu-

*) Unter Franklins Bildniß schrieb d'Alembert (oder Turgot): Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis, die keckste Revolutionsphrase, die gleichwohl am despotischesten Hofe mit Begeisterung aufgenommen wurde.

mult erhoben, waren aber überall der republikaniſchen Mehrheit unterlegen, außer wo engliſche Truppen ſtanden.

5.

Waſhington.

Im Frühjahr 1777 hatte Howe wieder beträchtliche Verſtärkungen, namentlich durch ſchottiſche und iriſche Regimenter erhalten, begnügte ſich jedoch anfangs mit kleinen Expeditionen, um Vorräthe der Amerikaner zu zerſtören. Als Howe Waſhington zu einer Hauptſchlacht zu verlocken ſuchte, wich ihm dieſer geſchickt aus. Nun erhielt General Bourgoyne vom engliſchen Miniſterium Befehl, mit einem zweiten engliſchen Heere von Canada aus vorzurücken, um Waſhington in den Rücken zu kommen. Bourgoyne eroberte das Grenzfort Ticonderoga, wobei die Amerikaner den Oberſt Francis und 1000 Mann verloren und die von Bourgoyne aufgebotenen wilden Indianer ſich durch ihre Grauſamkeit verhaßt machten. Nun aber ſtrengten ſich die Amerikaner an und rückten unter General Gates und Arnold gegen Canada vor. Bei dieſem Theile der nordamerikaniſchen Armee befand ſich auch Thaddäus Kosciuszko, ein edler Pole, der ſich hier für ſein Vaterland zum Helden ausbilden ſollte. Am 10. Juli führte Oberſt Barton mit 40 amerikaniſchen Milizen einen kecken Streich in Rhode-Island aus und holte den General Prescott bei Nacht mitten aus der engliſchen Aufſtellung heraus. Im Auguſt ſuchte Bourgoyne aus Canada vorzudringen, fand aber in dem noch unangebauten Lande zwiſchen Wäldern und Seen keine Lebensmitel. Als er ein Magazin der Amerikaner zu Bennington aufheben laſſen wollte und den Oberſt Baum desfalls abſchickte, wurde dieſer, und bald darauf auch Oberſt Breymann von den Amerikanern geſchlagen und beide verloren 600 Mann. Am 8. Sept. ſtieß Gates mit 5000 Mann auf Bourgoyne ſelbſt und lieferte ihm ein unentſchiedenes Treffen, wiederholte aber am 7. Oct. ſeinen Angriff bei

Schwaben ein, aber vor Rottweil fiel Guebriant, ihr beſter General. Condé zog darauf nach Oberſchwaben und lagerte in dem Thale von Tuttlingen in groſser Sorgloſigkeit. Unterdeſſen hatten ſich aber die Baiern mit Hatzfeld vereinigt, und überfielen die Franzoſen unerwartet. Mercy's überlegne Schlauigkeit und Johann von Werths Eifer, da er den Schimpf von Rheinfelden beinah in derſelben Gegend zu rächen hatte, bereiteten den Franzoſen eine ſchmähliche Niederlage. Die Reiterei entfloh, das Fuſsvolk wurde niedergehauen oder gefangen.

Während dies am Rheine vorging, zog Torſtenſon im Frühjahr wieder ſchnell aus Mähren hinweg, und in grader Linie nach Dänemark, denn er wollte die Dänen, die ſich wieder zweideutig gegen die Schweden benahmen, nachdrücklich züchtigen, und zugleich das fette Land, das auch noch keinen Feind geſehn, zur Erholung ſeiner Truppen benutzen. Er zwang die Dänen ohne Mühe zum Frieden, unterdeſs war ihm aber Gallas mit einem neuen Heere nachgerückt, und plötzlich fiel er wieder über dieſen her, ſchlug ihn bei Jüterbock und Magdeburg, rieb ſein Heer faſt völlig auf, und ſtand, ehe man es ſich verſah, wieder in Böhmen. Hier trat ihm endlich 1645 der Kaiſer ſelbſt entgegen, um mit einem neuen anſehnlichen Heer den furchtbaren Feind zu entfernen. Aber bei Jankau ſchlug ihn Torſtenſon in einer groſsen Schlacht aus dem Felde, wobei Hatzfeld in ſeine Hände fiel. Jetzt ſtand dem kühnen Sieger ganz Oeſterreich offen, und unaufhaltſam drang er bis vor Wien. Da ſtanden die Schweden nach ſechszehnjährigem Kampfe zum erſten Mal vor den Thürmen der Kaiſerſtadt. Aber hier war auch ihr Ziel. Torſtenſon vermochte die feſte Stadt nicht zu gewinnen, und Ragoczy, der aus Ungarn heranzog, lieſs ſich vom Kaiſer durch Geld wieder zum Abzug bewe-

Saratoga und zwang die Engländer zu einem Rückzuge mit großen Verluſten. Noch hoffte Bourgoyne, durch Clinton, der ſchon unterwegs war, aufgenommen und geſchützt zu werden, aber Clinton blieb zu lange aus und von einem ſiegreichen Feinde gedrängt und ohne Lebensmittel mußte Bourgoyne am 17. Oct. die Capitulation von Saratoga unterzeichnen, durch die er gezwungen war, ſich mit dem ganzen Reſt ſeiner Truppen, noch 5752 Mann, gefangen zu geben.

Einen ſchweren Kampf hatte unterdeſſen Waſhington gegen die überlegene Macht Howes zu beſtehen. Um wo möglich Philadelphia zu retten, lieferte er demſelben am 11. Sept. die Schlacht am Fluß Brandewyne, in welcher Lafayette verwundet wurde, und der polniſche Graf Pulawski aufs rühmlichſte focht, der Sieg aber den Engländern blieb, welche den Amerikanern einen Verluſt von 1300 Mann beibrachten, ſelbſt nur 500 Mann verloren und am 26. Sept. in Philadelphia einzogen. — Gates wurde durch ſein Glück bei Saratoga übermüthig und glaubte ſich über Waſhington ſtellen zu dürfen. Auch mehrere Generale intriguirten damals gegen Waſhington, allein die Armee, der Congreß und die öffentliche Meinung ſchützten den würdigen Obergeneral.

Indeſſen gab der große Sieg bei Saratoga für Frankreich den Ausſchlag, denn jetzt erſt, am 6. Februar 1778 entſchloß ſich Ludwig XVI., mit Franklin ein förmliches Bündniß zwiſchen Frankreich und den vereinigten Staaten abzuſchließen, dem natürlicherweiſe die Kriegserklärung an England folgen mußte. Jetzt erſt ſchien die junge Republik erſtarkt genug, um mit franzöſiſcher Hülfe ſiegen zu können. In London machten dieſe Ereigniſſe eine tiefe Senſation. Pitt, der im Mai ſtarb, und ſeine Freunde hatten lange vergeblich gewarnt, jetzt gab Lord North zum erſtenmal nach, aber zu ſpät. Die Thee-Acte wurde im April zurückgenommen. Niemand kümmerte ſich mehr darum. North aber erklärte, er werde auf ſeinem Poſten bleiben und der Gefahr trotzen, die er, wie man ihm vorwarf, heraufbeſchworen hatte.

Der Krieg zwiſchen Frankreich und England entbrannte übri-

gens nicht sehr heiß. Frankreich wartete noch auf Spanien, welches damals zauderte, ihm beizutreten. Die französische und englische Flotte liefen aus und schlugen sich auf der Höhe von Quessant, aber ohne Entscheidung mit beiderseitigen großen Verlusten, am 27. Juli. In England machte man dem englischen Admiral Keppel, in Frankreich dem französischen d'Orvilliers schwere Vorwürfe. Eine andere französische Flotte unter d'Estaing segelte am 13. April und eine dritte unter Byron am 6. Juni nach Amerika, aber ohne Landtruppen.

Lord North übergab an Howes Stelle dem General Clinton den Oberbefehl über die englische Truppenmacht in Amerika und entsendete drei Commissäre, den Grafen von Carlisle an der Spitze, an den Congreß der vereinigten Staaten, um wo möglich noch den Frieden zu vermitteln. Diesmal bot er den Amerikanern weit mehr an, als diese selbst früher gefordert hatten. Da aber der Congreß als Grundbedingung verlangte, daß England die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkenne, wozu Carlisle nicht ermächtigt war, zerschlugen sich die Unterhandlungen. Unterdeß kam d'Estaing an und blokirte die englische Flotte im Hafen von New-York, konnte aber mit seinen großen Schiffen nicht nahe genug kommen. Eben so mißlang ein Anschlag auf Newport, den der amerikanische General Sullivan vom Lande her unterstützte. Die englische Flotte nämlich unter Howe zeigte sich und d'Estaing verfolgte sie, um nachher gar nichts mehr für die Nordamerikaner zu thun, sondern sich englischer Inseln im Meere der Antillen zu bemächtigen, während die Engländer ihrerseits französische Inseln wegnahmen.

Clinton beschloß, die gefährliche Stellung in Philadelphia freiwillig aufzugeben und sich nach New-York zu ziehen. Washington lauerte ihm auf und am 28. Juni kam es zu einer unentschiedenen Schlacht. Weil General Lee einen Befehl Washingtons nicht befolgt hatte und deshalb von ihm zur Rede gesetzt wurde, ihm aber hitzige Briefe schrieb, mußte er abgesetzt werden. Clinton kam unverletzt nach New-York, wo er fortwährend von Washington beobachtet wurde. Zur See aber sandte er eine Expedition unter Admiral Parker aus,

um die ſüdlichen Provinzen in Zucht zu nehmen und dort wo möglich eine Contrerevolution anzuzetteln. Parker überfiel am 22. Dez. die Stadt Savannah, die auf den Angriff nicht vorbereitet war, nicht ohne tapfere Gegenwehr der Amerikaner unter Robert Howe, welche 450 Mann verloren.

Die Contrerevolution begann mit mörderiſchen Einfällen der Kreeks und Irokeſen. Die Wilden wurden ſchon lange von engliſchen Agenten bearbeitet. Man hat nachgewieſen, daß die engliſchen Commiſſäre ſchon in den Zeiten, in welchen die Colonien noch an keine Revolution dachten, bei Unterhandlungen mit den Wilden den König von England ſtets als deren Freund und Beſchützer darſtellten, dagegen alle etwaige Schuld auf die Coloniſten ſchoben. Zudem ſtanden die Wilden in freundlichem Handelsverkehr mit den Engländern an den Grenzen von Florida und Canada, während ſich in der breiten Mitte an den Grenzen der vereinigten Staaten Wilde und Coloniſten beſtändig anfeindeten, weil die letztern ſich immer weiter weſtwärts auf Koſten der Wilden ausbreiteten. Unter dieſen Umſtänden war es nicht ſchwer, die letztern aufzureizen. Das übrige thaten reiche Geſchenke, welche ſie von England aus empfingen, und das Zureden der Loyaliſten, unter denen ein gewiſſer John Buttler aus Connecticut und ein Halbindianer Namens Brandt ſich zu Anführern der Wilden aufwarfen. Eine große Schaar derſelben überfiel am 2. Juli das Forty-Fort, eroberte es nach tapferer Gegenwehr des amerikaniſchen Oberſten Zebulon Buttler, und dann auch die Stadt Wyomering, welche ſie gänzlich zerſtörten; 360 Amerikaner wurden getödtet und ſkalpirt, die Weiber retteten ſich unter großen Trübſalen in die Wälder. Die Indianer pflegten nackt und bemalt, nur mit reichem Federputz geſchmückt, zu fechten. Ihre Hauptwaffe war neben der Flinte eine Streitart (Tomahawk). Alle Ueberwundenen pflegten ſie zu ſkalpiren, d. h. die Kopfhaut abzuſchneiden und als Trophäe zu behalten. Diesmal wurden ihnen die Skalpe von den Engländern bezahlt. Aber ihre Grauſamkeit empörte die Coloniſten, die im Frühjahr 1779 blutige Rache nahmen und alle Ortſchaften der Indianer verbrannten. Leider wurde auch eine friedliche Nieder-

laſſung herrnhutiſcher Miſſionäre, denen es gelungen war, die Indianer zu civiliſiren, niedergebrannt und ausgemordet, am Fluſſe Muskinguur.

Was die Indianer begonnen hatten, ließ Clinton 1779 durch die Engländer ſelbſt fortſetzen, Sengen und Brennen in Nord-Carolina, Virginien und Connecticut. Von Savannah aus ſchlug Oberſt Campbell mit einem engliſchen Corps den amerikaniſchen General Aſhe am Briar-Creek. Nun verſuchte zwar der aus den Antillen zurückgekehrte d'Eſtaing, Savannah wieder zu nehmen, aber es mißlang, d'Eſtaing wurde verwundet und der Pole Pulawski erſchoſſen, am 9. Oct. 1779. Clinton blieb zu New-York, beobachtet von Waſhington, der nur vorſichtig einige kleine Angriffe auf ſeine Stellung machen ließ und zu ſchwach war, um einen Hauptangriff zu wagen. Clinton begab ſich daher im Frühjahr 1780 ſelbſt nach dem Süden und ſchloß die Stadt Charlestown dergeſtalt ein, daß der amerikaniſche General Lincoln am 12. Mai capituliren mußte. Nun war das Uebergewicht der Engländer im Süden entſchieden. Clinton ließ den Lord Cornwallis mit 5000 Mann in Charlestown zurück und ging wieder nach New-York, Cornwallis aber ſetzte das Schreckensſyſtem fort. Da gerieth alles in Wuth. Die Begeiſterung wurde allgemein und ergriff auch das ſchöne Geſchlecht. Wehe dem, der in dieſer Unglückszeit kein Patriot geweſen wäre! Oberſt Sumter ſtellte ſich an die Spitze der Empörten und erfocht einige Vortheile. Waſhington aber ſandte ihm ein Corps unter dem General von Kalb zu Hülfe. Dieſer letztere aber erlitt bei Camden am 16. Auguſt durch die Engländer unter Lord Rawdon eine furchtbare Niederlage, verlor das eigene Leben und 2000 Mann mit allen Kanonen. Lord Cornwallis aber ſtrafte die von ihm Abgefallenen, die in ſeine Hände geriethen, mit dem Strange und erweckte ſolchen Haß, daß die Beſiegten ſich doch immer wieder gegen ihn aufrafften. Sumter und Morion ſtellten ſich ſchon wieder an die Spitze neuer Patriotenſchaaren und am 7. Oct. überfiel der virginiſche Oberſt Campbell mit ſeinen Milizen den engliſchen Oberſt Ferguſon und vernichtete ſein ganzes Corps.

Ferguſon ſelbſt fiel, 800 Engländer wurden gefangen. Cornwallis ſah ſich wieder auf Charlestown eingeſchränkt.

Im Ganzen ſtand die Sache der Amerikaner ſchlecht. Sie hatten keine Flotte und zu wenig disciplinirte Truppen. Nur in der Vertheidigung von befeſtigten Punkten und in kühnen Ueberfällen leiſteten ſie etwas. Von den Franzoſen hatten ſie faſt gar keine Hülfe. Dazu war ihr Papiergeld entwerthet, die Truppen waren ohne Sold, Kleider, Lebensmittel. Verwüſtungen, Abweſenheit der Feldarbeiter bei der Armee ꝛc. hatten die Ernte verringert. Die kämpfenden Amerikaner wurden bei ſchlechter Koſt von der Ruhr, endlich auch von den Blattern heimgeſucht, ließen ſich aber im offenen Felde die Blattern impfen. In der Furcht, daß ohne Hülfe einer franzöſiſchen Landmacht Nordamerika verloren wäre, eilte Lafayette nach Paris zurück, wohin auch der nordamerikaniſche Congreß flehentliche Bitten abſchickte.

Spanien hatte ſich endlich am 16. Juni 1779 erklärt. Die Feindſeligkeiten der Spanier gegen die Engländer begannen aber erſt am 16. Jan. 1780, an welchem Tage eine kleine ſpaniſche Flotte unter Langara bei Cap Vincent von einer größern engliſchen unter Rodney geſchlagen und Langara nach tapfrer Gegenwehr gefangen wurde. Derſelbe Rodney beſtand aber, als er nach den Antillen fuhr, eine unentſchiedene blutige Seeſchlacht mit dem franzöſiſchen Admiral Guiche und eine neue ſpaniſche Flotte unter Cordova nahm am 9. Auguſt 55 engliſche Transportſchiffe weg. Auch die Amerikaner erbeuteten 14 dergleichen Schiffe. Inzwiſchen entwickelte ſich immer noch keine reſpectable Seemacht der Amerikaner. Sie hatten eine Menge kleiner Caper auf allen Meeren, welche dem engliſchen Handel großen Schaden thaten; aber keine großen Kriegsſchiffe. Einzig Paul Jones glänzte unter ihnen als Seeheld, indem er von franzöſiſchen Häfen aus größere Schiffe an die engliſchen Küſten führte und dort Rache nahm für die von den Engländern an der amerikaniſchen Küſte geübten Zerſtörungen.

Frankreich entſchloß ſich nun, nachdem Spanien auf ſeine Seite getreten war, den Bitten der Amerikaner nachzugeben, lieh ihnen 10

und schenkte ihnen 6 Mill. Franken und schickte ihnen unter dem General Rochambeau 6000 Mann Hülfstruppen. Bei diesem Heere befanden sich außer Lafayette noch Karl Lameth, Alexander Berthier, Custine, der Vicomte de Noailles, Matthieu Dumas, Segur, Männer, die sich in der französischen Geschichte große Namen erworben haben. Die Franzosen landeten in Amerika am 10. Juli 1780, blieben aber lange unthätig wegen Krankheiten und weil Washington selbst seine Truppen nicht beisammen halten konnte, die bei jedem Unfall und selbst nach glücklichen Gefechten immer wieder heimliefen.

Oberst Arnold, der im Kampf ein Bein verloren hatte, war zum Commandanten in Philadelphia ernannt worden, sobald es die Engländer verlassen hatten, lebte aber dort üppig wie ein Pascha und machte der Republik solche Rechnungen, daß seine Amtsführung untersucht werden mußte und er einen Verweis erhielt. Das ärgerte ihn so, daß er Verrath anspann und zunächst die Festung Westpoint am Hudson den Engländern überliefern wollte. Clinton schickte in einer Verkleidung den Major André an ihn ab, um das Nöthige zu verabreden, André wurde aber zufällig aufgehalten, arretirt und die verrätherische Correspondenz bei ihm gefunden. Arnold hatte Zeit zu entfliehen und erhielt von den Engländern den Generalstitel, der arme André aber wurde als Spion gehenkt, am 2. Oct. 1780. — In Washingtons Armee selbst brach gegen Ende des Winters eine Meuterei aus. Die Truppen litten Noth, konnten ihren Sold nicht erhalten und umringten am 1. Jan. 1781 tumultuarisch den Sitz des Congresses, dem es endlich gelang, sie mittelst der französischen Subsidien zu beschwichtigen. Clinton schickte Agenten zu ihnen, um ihnen englische Dienste anzubieten, aber die Meuterer waren Patrioten und henkten die englischen Verführer.

Im Sommer 1781 wa die vereinigte Macht Washingtons und Rochambeaus auf 20,000 gebracht und beide schickten sich an, die südlichen Provinzen zu befreien. Eben dahin brach auch ein spanisches Heer unter Don Galvez von Süden her und besetzte bald ganz Westflorida. In Carolina und Virginien dauerte die Kampfwuth der Einwohner gegen den verhaßten Lord Cornwallis fort,

welcher die Oberhand behauptete, bis Clinton ſich durch Waſhington und Rochambeau täuſchen ließ und einen Angriff derſelben in New-York erwartete. Raſch zogen dann die beiden Feldherrn gegen Cornwallis, während dieſer auch von der Seeſeite durch den franzöſiſchen Admiral de Graſſe eingeſchloſſen wurde und ſich gezwungen ſah, am 17. Oct. mit 7000 Mann zu capituliren. Damit waren die Südprovinzen befreit. Rawdon behauptete nur noch die Stadt Charlestown. Im Rücken der Sieger that zwar Arnold verheerende Züge, aber ohne Erfolg. Clinton, der jetzt zu ſpät kam, um Cornwallis zu retten, wurde abberufen und das Commando an Carleton gegeben, den friedlich geſinnten Gouverneur von Canada.

6.

Gibraltar.

Mittlerweile war England auch noch mit andern Feinden beſchäftigt. London ſelbſt erlebte eine kleine Revolution. Im Jahre 1778 ging im Parlament eine Bill durch, welche das traurige Loos der Katholiken in England einigermaßen erleichterte. Nicht ohne heftigen Widerſpruch der ſtrenggläubigen Hochkirche. Damit aber die Bill nicht auch auf Schottland ausgedehnt werde, ſtellte ſich Lord Gordon an die Spitze der ſchottiſchen Presbyterianer und regte den Fanatismus der Volksmaſſen in London gegen die damals durch den nordamerikaniſchen Krieg ohnehin ſchwer bedrängte Regierung auf. Am 2. Juni 1780 führte Gordon eine Prozeſſion von 13,000 Mann mit einer Bittſchrift zum Parlament und ſtellte ſie ſo auf, daß die ins Parlamentshaus fahrenden Lords durch die Menge paſſiren mußten, wo dann alle, welche für die Bill geſtimmt hatten, den gröbſten Mißhandlungen unterworfen wurden. Einige entgingen kaum dem Tode. Von da an fuhr der Pöbel fort, unter dem gräßlichſten no Popery-Geſchrei die Häuſer aller bekannten Katholikenfreunde, ſo wie die Capellen der katholiſchen Geſandten zu demoliren.

Eine große Branntweinbrennerei und mehrere Gefängniſſe wurden in Brand geſteckt, am 7. Juni, dem ſog. ſchwarzen Mittwoch. Endlich rückte Militair an und überwältigte die Meuterer, wobei 458 Menſchen getödtet oder verwundet wurden. Gordon wurde angeklagt, aber durch Juriſtenkünſte freigeſprochen, 20 gefangene Aufrührer wurden hingerichtet, 79 deportirt.

In demſelben Jahr ſtiftete die Kaiſerin von Rußland einen Bund für bewaffnete Neutralität zum Schutz der neutralen Seemächte, welche durch die engliſchen Kriegsſchiffe unterſucht, beläſtigt und, ſofern ſie Vorräthe für Amerika führten, confiscirt wurden. Das war ein harter Schlag für England, welches damals nicht wagen durfte, Rußland und den übrigen neutralen Mächten (Schweden, Dänemark, Preußen und Oeſterreich) den Krieg zu erklären, und doch nicht geringen Nachtheil erlitt durch die auf neutralen Schiffen den Amerikanern zugeführten Vorräthe. Bei dieſen Zufuhren hatten ſich am meiſten die Holländer betheiligt, auf welche daher England ſeinen beſondern Haß warf. Zudem fanden die Engländer auf einem gekaperten Schiffe den frühern Präſidenten des amerikaniſchen Congreſſes Lawrens mit einem noch nicht förmlich abgeſchloſſenen Allianztractat zwiſchen Holland und Amerika, worauf Lawrens ſogleich in den Tower geworfen wurde. Weil aber Holland verſäumt hatte, der Neutralitätsverbindung beizutreten, erklärte ihm England den Krieg und ließ ein nachträgliches Eintreten Hollands in jene Verhältniſſe nicht mehr gelten. Eine Gewaltthat, die freilich durch die Parteilichkeit der Holländer provocirt war, der ſich aber die neutralen Mächte hätten entgegenſetzen ſollen. Die Feindſeligkeiten fingen damit an, daß eine holländiſche Flottille, welche Waffen und Vorräthe für Frankreich führte, von den Engländern unterſucht und in einen engliſchen Hafen geführt wurde. Im Anfang des Jahres 1780 hatten die Engländer ſchon 200 holländiſche Handelsſchiffe gekapert. Am 3. Febr. 1781 nahm Admiral Rodney die Inſel St. Euſtach in den Antillen weg, auf welcher die Holländer ungeheure Vorräthe für Amerika aufgehäuft hatten. Rodney war aber ſo grauſam, nicht einmal das Eigenthum der Einwohner zu ſchonen, ſondern alles in eine Maſſe

zu werfen und zum Verkauf auszubieten. Zum Glück wurde am 29. Nov. 1781 die Insel mit allen ihren Schätzen von einer französischen Flotte unter Bouillé den Holländern zurückerobert. Bouillés edle Humanität stellte der Engländer Rohheit tief in Schatten. Unterdeß hatten sich die Holländer gerüstet und ihre Flotte unter Zoutmann lieferte der englischen unter Parker eine große Seeschlacht auf der Doggersbank, ohne daß die Engländer zu siegen vermochten. Der blutige Kampf blieb unentschieden, zur großen Ehre der Holländer, denen man so viel Kraft nicht mehr zugetraut hatte. Inzwischen wurden die ostindischen Besitzungen Hollands durch den französischen Admiral Suffrein geschützt, wie die westindischen durch Bouillé. Die dritte französische Flotte unter de Grasse wurde bei der Insel St. Dominique von Rodney geschlagen, am 12. April 1782.

Ein Hauptkampf entbrannte um Gibraltar. Daß die Engländer diese Felsenfeste am Südende Spaniens besaßen, war den Spaniern längst ein Dorn im Auge und sie begannen die Belagerung schon 1779. Dieselbe wurde aber erst ernsthaft, nachdem eine spanisch-französische Flotte unter dem Herzog von Crillon im Juli 1781 die Insel Minorca weggenommen hatte, welche damals gleichfalls den Engländern gehörte, aber vernachlässigt worden war. Diese Insel bot fortan den Franzosen und Spaniern einen guten Stützpunkt und die Belagerung Gibraltars wurde sofort von ihnen mit größerem Eifer betrieben. Ein Landheer schloß den ins Meer vorgeschobenen Felsen von Gibraltar bei St. Roque auf der schmalen Landzunge ein, durch die er mit dem spanischen Festland zusammenhängt, während die Flotten von der Seeseite her die Stadt und Festung beschossen. Man erwartete auch holländische Schiffe, aber Herzog Ludwig von Braunschweig, damaliger Regent in Holland, wußte es zu verhindern, weil er heimlich auf englischer Seite war. Elliot, der englische Commandant von Gibraltar, wurde von Zeit zu Zeit durch englische Flotten mit Lebensmitteln und Verstärkungen versehen, hatte damals 7000 Mann unter sich, großentheils Hannoveraner, und Elliot war ein Mann ohne Furcht, seine Festung in den Fels gehauen und schwer einnehmbar. Die Belagerer erfanden nun die sog. schwim-

menden Batterien, deren ſchweres Geſchütz unter dichter Bedachung der Feſtung ganz nahe kommen ſollte, nach einem Plan des Ritter d'Arços. Man war in Frankreich und Spanien des Erfolges ſo gewiß, daß ſich das Lager von St. Roque mit vornehmen Gäſten füllte, welche der Eroberung Gibraltars durch die ſchwimmenden Batterien wie einem Schauſpiel zuſehen wollten. Unter andern kamen auch die franzöſiſchen Prinzen, Brüder Ludwigs XVI., und erfüllten das Lager mit dem Lärm ihrer Prahlereien und Ausſchweifungen. Am 13. Sept. 1782 begann das große Schießen und währte bis zum 10. Oct., allein die ſchwimmenden Batterien bewährten ſich nicht, denn obgleich ſie mit naſſen Fellen überdacht waren, auf denen die gewöhnlichen Kugeln abprallten, drangen doch die glühenden Kugeln ein, mit denen Elliot ihr Feuer erwiderte. Wenn auch die Stadt Gibraltar zuſammengeſchoſſen wurde, feuerten doch die Engländer aus den wohlgedeckten Felſenbatterien unaufhörlich auf die Feinde und hatten zugleich Kanonenböte ausgerüſtet, mit denen ſie den ſpaniſchen Batterien ganz nahe kamen und immer mehr derſelben in Brand ſteckten. Da griff das Feuer auf dem Waſſer dergeſtalt um ſich, daß die Spanier den Ueberreſt ihrer Batterien verlaſſen mußten. Sämmtliche Batterien verbrannten und 1500 Menſchen kamen dabei ums Leben. Bald darauf erſchien Admiral Howe mit 42 engliſchen Schiffen und die Spanier und Franzoſen, obgleich ſie 64 Schiffe bei der Hand hatten, wagten nicht, ihm entgegenzugehen, ſondern duldeten, daß er Gibraltar mit friſchem Proviant verſah und zwei Regimenter Verſtärkung hineinlegte.

Je mehr der Krieg mit Frankreich in England populär war, deſto mehr mußte der Krieg mit den amerikaniſchen Brüdern unpopulär erſcheinen. Die bisherige Oppoſition im Parlament machte nach den letzten Niederlagen der Engländer auf dem Feſtland von Amerika immer kräftigere Anſtrengungen, den unnatürlichen Kampf zu enden, und trat in geheime Correſpondenz mit den einſichtsvollſten Amerikanern, um zwiſchen den beiden Stammgenoſſen, dem Mutterland England mit dem Tochterland Amerika, oder wie man ſeitdem zu ſagen pflegte, zwiſchen John Bull und Bruder Jonathan einen Frieden

gen. Wie einſt die Böhmen, ſo wurden jetzt die Schwe-den durch Mangel genöthigt, wieder umzukehren. Sie gingen nach Mähren zurück, und nach einer vergeblichen Belagerung der Stadt Brünn verließen ſie die Länder des Kaiſers wieder. Der Churfürſt von Sachſen ſah ſich aber gezwungen, dem Prager Frieden zu entſagen, und mit den Schweden ſich zu vertragen. Er hatte furchtbar für ſeinen Treubruch büßen müſſen, denn Banner und Torſtenſon hatten ſein Land völlig verödet, und es blieb ihm nichts übrig, als den ſtolzen Siegern ſich zu beu-gen. Torſtenſon aber trat vom Schauplatz, weil ſeine Krankheit ſich verſchlimmerte. Hinter ſich ließ er ausge-ſtorbene Gegenden, Trümmer und Leichen, mit ſich nahm er unſterbliche Lorbeern.

Die Franzoſen waren unterdeß im Jahr 1644 unter dem Herzog von Enghien und dem tapfern Turenne wieder in Deutſchland eingefallen, aber noch einmal von Mercy geſchlagen worden. Die Baiern thaten das Aeu-ßerſte, ſich der überlegnen Gegner zu erwehren, und hatten die entſchloſſenſten Führer. Aber ihre Siege ſelbſt ſchwächten ihre geringe Macht. Noch einmal ſiegte Mercy über Turenne 1645; als aber dieſer durch friſche fran-zöſiſche Truppen, und überdieß durch Schweden und Heſſen verſtärkt wurde, verlor der wackre Mercy bei Allersheim den Sieg und das Leben.

Kapitel CCCCXIII.

Das Ende des dreyßigjährigen Krieges.

Auf Torſtenſon folgte Guſtav Wrangel, ein nicht minder thätiger und kühner Feldherr der Schweden. Er verband ſich in Heſſen mit Turenne und den Franzoſen, und eröffnete 1646 den neuen Feldzug. Leopold ſtellte ſich ihm zwar mit den Kaiſerlichen und Baiern entgegen,

auf Koſten der Franzoſen zu ſchließen. Lord North hielt den Sturm im Parlament noch eine Weile ſtandhaft aus, nachdem es bereits am 20. Februar 1781 die ſchlechte Verwaltung angeklagt und die Aufhebung aller Gewaltmaßregeln gegen die Colonien beantragt hatte. Endlich als er nur noch mit einer einzigen Stimme in der Mehrheit blieb, trat er ab und der König ernannte ein vermittelndes Miniſterium Rockingham, in welches im folgenden Jahre auch William Pitt der jüngere, Sohn Lord Chatams, damals erſt 23 Jahre alt, eintrat. Nun wurde Lawrens aus dem Tower entlaſſen und gern gehört und eifrig unterhandelt und die Amerikaner nahmen keinen Anſtand, durch ihre Abgeordneten Jay und Adams hinter dem Rücken ihrer franzöſiſchen Bundesgenoſſen am 30. November 1782 die ſog. Proviſionalartikel eines bald definitiv abzuſchließenden Friedens zu unterzeichnen. Franklin benahm ſich in dieſer Sache ehrenhaft und mißbilligte laut die an Frankreich begangene Treuloſigkeit. Frankreich mußte nun auch nachgeben und ſträubte ſich nicht, da es nichts weiter von Nordamerika und Holland zu hoffen hatte und auch in Spanien die Erfolge ausgeblieben waren. Ueberdies war Frankreich in Finanznöthen und ging einer ſchweren innern Kriſe entgegen. So wurde nun am 20. Jan. 1783 der definitive Frieden zu Verſailles abgeſchloſſen.

Das Endergebniß war, daß die vereinigten Staaten von Nordamerika vom engliſchen Mutterland feierlich anerkannt wurden, wogegen England Canada behielt; daß Spanien Florida und Minorca behielt und Frankreich die Stadt Dünkirchen befeſtigen durfte, was ihm in frühern Verträgen unterſagt worden war. Spanien hatte wieder eine ziemlich auffallende Schwäche gezeigt. Da ihm faſt ganz Mittel- und Südamerika mit blühenden Colonien, Gold- und Silberminen, maſtenreichen Urwäldern ꝛc. gehörte, hätte man erwarten ſollen, es würde England eine viel größere Marine gegenüberſtellen. Allein die ſpaniſche Colonialverwaltung war erſchlafft. König Karl III. ſtarb 1788 und ihm folgte ſein unfähiger Sohn Karl IV., deſſen einzige Leidenſchaft die Jagd war und der einſtweilen den liberalen Miniſter Aranda beibehielt.

7.

Pitt.

In England drängte ſich Lord North, nachdem der böſe Krieg glücklich beendigt war, noch einmal ins Miniſterium und For, der ſo lange gegen ihn opponirt, hatte die Stirn, ſein College zu werden, allein am 25. März 1784 hörte dieſe Unnatur auf, North und For wichen und Pitt trat an die Spitze der Verwaltung. Die großen Fragen, welche damals das engliſche Parlament bewegten, war die Indiabill, von der wir ſchon im vierten Buch gehandelt haben, und eine Parlamentsreform, welche beide For anſtrebte. Die Indiabill, welche erſt Pitt durchſetzte, erhielt ihre Wichtigkeit hauptſächlich durch den Umſtand, daß England, nachdem es die größte Zahl ſeiner amerikaniſchen Colonien verloren hatte, einen um ſo größeren Werth auf die Erhaltung und Vermehrung ſeiner aſiatiſchen Colonien legte. Was die Reform des Parlaments betrifft, ſo klagte die Oppoſition mit Recht, es beſtehe keine wahre Vertretung des Volkes. Die ſtädtiſche induſtrielle Bevölkerung mehre ſich beſtändig, ſey der reichere und intelligentere Theil, und wähle doch nur den ſiebenten Theil der Mitglieder des Unterhauſes.*) Große Städte hätten, weil ſie neu ſeyen, gar kein Mitglied zu wählen. An elenden leeren Burgruinen aber hafte oft das Recht von zwei Wahlen und die Beſitzer ſolcher rotten boroughs, größtentheils Lords, machten die Wahlen. Daher im Unterhauſe ſo viele von den Lords abhängige Stimmen. Es war jedoch nicht möglich, die Inhaber ſolcher Stimmen zu bewegen, ſie ſelbſt aufzugeben. Alle Reformverſuche blieben daher vergebens. Auch hatte die ſcheinbare Ungerechtigkeit im Wahlſyſtem einen unſchätzbaren Werth für die Staatsgewalt.

*) Die Städte in England wählten nur 50, dazu noch die Univerſitäten Oxford und Cambridge je zwei Mitglieder. Dagegen wählten die Grafſchaften in England 80, die Shires in Schottland 30, in Wales 12, die Burgflecken in England 339, in Schottland 15, in Wales 12.

Dieſelbe behielt nämlich nach unten wie nach oben einen ariſtokratiſchen Charakter. Die kräftigen Maßregeln der Lords wurden ſo wenig durch eine demokratiſche Oppoſition im Unterhauſe, wie durch die monarchiſche Gewalt von oben eingeſchränkt, ſo lange die Lords die Mehrheit im Unterhauſe behaupteten. Das allein gab der Regierung Einheit und Stärke.

Pitt wußte ſich mit der Elaſticität der Jugend und ungemeiner Geiſteskraft der Geſchäfte bald völlig zu bemächtigen, ſo daß er, als König Georg III. im Jahre 1789 geiſteskrank wurde, und deſſen älteſter Sohn, der Prinz von Wales, nachheriger Georg IV., die Regentſchaft übernehmen mußte, deſſen Macht außerordentlich einſchränkte und ſowohl der Königin Mutter, als auch dem Parlament und Miniſterium die Hauptentſcheidung zuwendete. Gewiß ſehr weiſe, denn der Prinz von Wales verſtand nicht zu regieren, ſondern ſchwelgte von Jugend auf in allen ſinnlichen Genüſſen und noblen Paſſionen. Uebrigens erholte ſich der König und übernahm wieder die Regierung oder wenigſtens den Schein davon. Pitt hatte trotz ſeiner Jugend die conſervative Tendenz des Alters. Er wußte ſtets die Parteien im Zügel zu halten, allzu ſtürmiſchen Anforderungen im Parlamente zu widerſtehen, nothwendige Reformen nicht andern zu überlaſſen, ſondern auf eigne Rechnung mit Mäßigung durchzuführen und die Initiative immer in der Hand zu behalten. Nur im Punkte der Finanzen verfuhr er revolutionär, ſofern er, um die Bedürfniſſe der Gegenwart zu decken, ohne Maaß und Ziel die Zukunft beſteuerte, durch Contrahirung von Staatsſchulden, deren Zinſen die jährlichen Ausgaben wachſend belaſteten. Im Bankweſen und Papiergeldmachen ging Holland ſeit 1694 voran. Von dort brachte ſie Wilhelm III. mit nach England. Marlborough veranlaßte die erſten großen Börſengeſchäfte in hausse und baisse mittelſt eines Juden, der ihn überall begleitete und ihm die politiſchen Nachrichten abkaufte. Der große Pitt aber ſoll in der Schweiz das Syſtem des Schuldenmachens im Großen gelernt haben.*)

*) Im Canton Bern fand er auf einer Erholungsreiſe den merkwürdigen

England bei geringem Flächenraum konnte nie dem physiokratischen System vor andern huldigen, es war auf das Meer, den Handel, das sog. Merkantilsystem des Fracht- und Tauschgewinnes angewiesen. Seit 1776 aber brachte Adam Smith das für England noch nützlichere Industriesystem auf. Er lehrte nämlich, Arbeit sey die wahre Quelle des Reichthums, denn durch Verarbeitung der Rohprodukte erhöhe man den Werth derselben in unberechenbaren Progressionen. Dies wurde zunächst an der ostindischen Baumwolle erprobt, die man in englischen Fabriken verarbeitete und dann in der ganzen Welt absetzte. Der reiche Gewinn spornte die Erfindungskraft an, die Handarbeit wurde durch künstliche Maschinen ergänzt oder völlig ersetzt. So wuchsen in großer Schnelligkeit die Fabrikstädte Birmingham, Manchester, Leeds ꝛc. und England zog ungeheure Gewinne aus seinen Fabrikaten aller Art, da sie zugleich die solidesten waren. Frankreich concurrirte nur mit schöner Façon, aber nicht mit innerem Werthe der Waare. Rechnet man dazu den Gewinn, den England aus seinen rohen Colonialproducten und deren Vertrieb im Handel und den Gewinn, welchen es durch sein Raubsystem in Indien zog, so erklärt sich daraus, wie England, obgleich es die Last seiner Staatsschulden jährlich vermehrte, doch der reichste Staat auf dem Erdenrunde blieb.

Den Engländern dienten wißbegierige Reisende gleichsam als Fühlhörner, um die noch unbekannten Theile der Welt zu durchforschen. Der berühmteste Reisende jener Zeit war Capitän Cook, welcher dreimal die Erde umsegelte und die Inseln im stillen Ocean, besonders die Freundschaftsinseln mit Otaheiti, und die Sandwichsinseln entdeckte. Sodann Mungo Park, der zuerst tief ins Innere von Afrika vordrang. Cook, den auf seiner zweiten Reise die Deutschen Reinhold und Georg Forster, Vater und Sohn, begleiteten,

---

Grabstein eines Mannes, der in hohen Jahren allgemein verehrt und in großem Wohlstand gestorben war, nach dessen Tode aber erst entdeckt wurde, daß er nur von Schuldenmachen gelebt habe, indem er seinen Credit benutzend und erhöhend, alte Schulden stets durch neue Geldaufnahmen tilgte.

wurde 1779 auf der dritten Reiſe am Ufer der Sandwichsinſeln von den Wilden erſchlagen. Da er aber unterwegs an der Oſtküſte von Neuholland (New-Süd-Wales) die Botanybay entdeckt hatte, die für einen Hafen und zu Gründung einer Colonie beſonders geeignet ſchien, entſchloß ſich die engliſche Regierung, dort eine Verbrechercolonie zu gründen und alle die Verbrecher, die nach der ſtrengen engliſchen Geſetzgebung eigentlich hätten hingerichtet werden ſollen, aber aus Humanitätsrückſichten eine Milderung der Strafe verdienten, nach Botanybay einzuſchiffen. Die erſte Ladung ging 1788 unter dem Commodore Philipps, deſſen Vater von Frankfurt am Main gebürtig war, ab, ſiedelte ſich aber etwas weiter nördlich in Sidney an, weil die Luft hier geſünder war, und ſo entſtand aus geringem Anfang eine der größten und zukunftreichſten Colonien der Engländer.

Die engliſche Geſetzgebung ſtammte noch aus einer Zeit, in welcher die Ehre Lebensprincip der Nation war. Bei allen echtgermaniſchen Stämmen hatten die alten Geſetze ſtreng auf Ehre gehalten und ein an ſich unbedeutendes Vergehen wurde unnachſichtlich mit dem Tode beſtraft, wenn es eine ehrloſe Denk- und Handlungsweiſe in ſich ſchloß. So jeder Diebſtahl. Es kam nicht darauf an, wie viel der geſtohlene Gegenſtand werth war, ſondern nur, daß jemand ſo niederträchtig ſeyn könnte, überhaupt zu ſtehlen. Als ſich nun aber die Bevölkerungen in großen Städten häuften und hier bittre Armuth, dort übertriebener Luxus in grellen Contraſten ſich gegenüber ſtanden, half kein noch ſo ſtrenges Geſetz mehr. Die Hungernden, die Frechen ſtahlen doch. Ein authentiſches Buch über die Polizei der Stadt London, 1793 verfaßt von Colquhoun, verzeichnet nicht weniger als 115,000 Perſonen, welche damals ſchon in London ihren Unterhalt lediglich durch Verbrechen fanden, hauptſächlich durch Diebſtahl, Raub und Betrug. Man ſah nun zwar in jeder Woche eine gute Anzahl Gehenkter in der Nähe von London, allein man konnte unmöglich alle henken, die es verdienten. Daher der Ausweg, ſie nach Botanybay zu ſchicken, äußerſt willkommen war.

Wir richten unſere Blicke nun wieder nach Amerika hinüber. Hier dankte man Gott, nachdem der Friede geſchloſſen war und die

engliſchen, wie auch die franzöſiſchen Truppen allmälig abzogen. Man hatte die Freiheit und Unabhängigkeit errungen und genoß alle Vortheile einer wohlfeilen Regierung und eines neuaufblühenden Handels. Waſhington nahm am 4. Dez. 1783 zu New-York von ſeinen Offizieren Abſchied, leerte noch einen Becher auf ihr Wohl und kehrte auf ſein Landgut als beſcheidener Bürger zurück. Es fehlte nicht an feurigen Offizieren, welche lieber gewünſcht hätten, er hätte ſtatt der Cincinnatusrolle die des Cäſar geſpielt. Sie wollten nun wenigſtens eine ariſtokratiſch-militairiſche Verbindung unter ſich erhalten und ſtifteten den „erblichen" ſog. Cincinnatusorden, für den inſonderheit auch die Offiziere der franzöſiſchen Hülfstruppen ſchwärmten. Allein die nüchternen Republikaner erklärten ſich gegen jede ſolche der allgemeinen Gleichheit zuwiderlaufende Corporation, und in ganz Amerika wagte niemand, das Ordenszeichen zu tragen, welches man bald darauf deſto häufiger auf der Bruſt der Offiziere in Frankreich ſah. Waſhington ſelbſt verwarf die ariſtokratiſche Anmaßung, die in dieſer Ordensſtiftung lag, und ſorgte dafür, daß die bereits von den Ordensmitgliedern geſammelten Gelder nur zu wohlthätigen Zwecken verwendet wurden.

Im Jahre 1787 änderten die Amerikaner ihre Conſtitution und ſchufen eine neue, welche noch jetzt gültig iſt. Darnach ſollte die Föderativrepublik erweitert werden können durch neue Provinzen, welche ſich als beſondere Staaten organiſiren könnten, ſobald ſie je 20,000 freie Einwohner haben würden. Bei der ungeheuren Ausdehnung des nordamerikaniſchen Feſtlandes aber ſchritt die Coloniſation immer weiter, und zu den urſprünglichen 13 Provinzen oder vereinigten Staaten traten bald neue hinzu. Die neugebaute Stadt Waſhington wurde Sitz des Congreſſes, der ſich in zwei Häuſer theilte, die berathende Verſammlung der Repräſentanten (Unterhaus) und einen controlirenden und mit dem Veto betrauten Senat (Oberhaus). Der Präſident wurde auf vier Jahre gewählt, hatte die ausübende Macht, konnte jedoch ohne den Congreß nicht Krieg und Frieden machen, und auch ſein Veto war nur ſuſpenſiv. Die neue Verfaſſung trat 1789 in Kraft und Waſhington wurde zum erſten

Präſidenten gewählt. Als er über den Delaware kam bei Trenton, wo er einſt zur Weihnachtszeit durch das Eis gerudert war, empfingen ihn am Ufer weißgekleidete Mädchen und beſtreuten ihm den Weg mit Blumen, vor der Stadt aber ſtanden alle Frauen, um ihn zu begrüßen.

Nicht nur in dem befreundeten Frankreich, ſondern auch im engliſchen Parlament ſelbſt wurde die neue amerikaniſche Verfaſſung als die vollkommenſte auf Erden geprieſen. Daß die Demokratie in den Vereinigten Staaten damals noch nicht ihre ſchlimmen Seiten hervorkehrte, erklärt ſich aus den conſervativen Elementen der älteren erbgeſeſſenen Bevölkerung. Das waren äußerſt fromme Leute, denen ſchon eine Störung der Sonntagsſtille als Verbrechen galt, und es waren der Mehrheit nach Freeholders, freie Grundeigenthümer, ehrſame Bauern. Die Städte waren noch verhältnißmäßig klein, die Induſtrie ſchwach, mithin fehlte noch der demokratiſche Pöbel, der die Infallibilität der Verfaſſung und der ſog. Menſchenrechte erſt auf die Probe ſtellen ſollte. In einem wichtigen Punkte aber bewährte ſich damals ſchon das Prinzip der nordamerikaniſchen Verfaſſung als der Natur der Dinge widerſprechend, folglich als auf die Dauer unhaltbar. Man proclamirte nämlich die Freiheit und Gleichheit aller Menſchen und behielt doch die Sklaverei bei und behandelte die ſchwarze Race wie das Vieh.

Man hat berechnet, daß in den Jahren 1733—1766 jährlich nur 20,000 Neger aus Afrika nach Amerika verführt wurden. Von dieſer Zeit an ſtieg die Zahl raſch und im Jahre 1768 führten die Sklavenſchiffe ſchon 97,000 ein. Alles in dem Verhältniß, in welchem das Verlangen nach Colonialwaaren in Europa zunahm. Je weiter der Gebrauch des Kaffees, Zuckers ꝛc. ſich in die mittlern und untern Stände auf dem europäiſchen Feſtland verbreitete, um ſo mehr Arbeitskräfte, d. h. Neger, brauchten die Plantagenbeſitzer auf den Antillen, und an den heißen Küſten des amerikaniſchen Feſtlandes.

Durch das Chriſtenthum war die Sklaverei nicht abgeſchafft worden, weil der Chriſt ſich an Demuth und ſchweres Ertragen gewöhnen muß. Die neue Philoſophie aber, welche alle Pflichten ab-

ſchaffte und dem Menſchen nur Rechte zuerkannte, mußte ſich gegen die Sklaverei als ſolche empören. Es war daher eine grobe Lüge, in Nordamerika die Menſchenrechte zu verkünden und doch die Sklaverei in ihrer bitterſten und gehäſſigſten Uebung beſtehen zu laſſen. Uebrigens war es kein Philoſoph, ſondern der anglikaniſche Biſchof Warburton, welcher zuerſt im Jahre 1766 im engliſchen Parlament auf Abſchaffung des Sklavenhandels, natürlich vergebens, antrug. Erſt zwanzig Jahre ſpäter, 1786, begann Wilberforce im maureriſchen und Rouſſeau'ſchen Syſtem der Humanität, die Menſchenrechte der Neger im Parlamente zu vertreten, und widmete ſein ganzes Leben der Emancipation der ſchwarzen Race. Nichts Schaudervolleres, als die Enthüllungen in ſeinen Parlamentsreden, die Schilderungen des Negeraufkaufs in Afrika, der Negerverpackung auf den Schiffen und ihrer Behandlung in den Plantagen. Allein man antwortete ihm: ohne Neger keine Colonialwaaren, ohne Colonialwaaren kein Reichthum Großbritanniens mehr! Oberſt Tarleton, der die Neger in Amerika lange genug kennen gelernt hatte, erklärte es für Irrſinn, die Grundſätze der Philanthropie auf eine Race anzuwenden, welche, wenn ſie frei würde, damit beginnen würde, die Philanthropen zu ermorden, ihre Weiber zu ſchänden und — ihren Rum auszutrinken, wie es ſpäter auf Hayti wirklich geſchehen iſt. Pitt wollte der Humanität nicht geradezu entgegentreten, obgleich ſein nüchterner Verſtand ſich mehr zu Tarleton als Wilberforce neigte, er ſchlug daher einen Mittelweg ein und beantragte die Emancipation der Neger auf acht Jahre zu verſchieben, was ſo viel hieß, als ſie ablehnen. Nur der König von Dänemark entſchloß ſich, in der kleinen däniſchen Colonie die Negerſklaverei im Jahre 1792 abzuſchaffen.

Die Frage ſollte erſt ſpäter wieder aufgenommen werden und zu ſchweren Conflicten führen.

Zwölftes Buch.

Die Engländer in Oſtindien.

1.

Nadir Schah.

Das wichtigſte Ereigniß in Aſien war im 18. Jahrhundert die Gründung des neuen indobrittiſchen Reichs. Dieſelbe wurde nur möglich durch den allmälig zunehmenden Verfall der älteren muhamedaniſchen Reiche Aſiens, deren Schilderung wir hier voranſchicken.

Das türkiſche Reich ſank unter dem ſchwachen Sultan Achmed III. ſeit 1702 durch die bequem gewordene und launiſche Ariſtokratie der Janitſcharen und durch die Intriguen der Großveziere immer mehr von ſeiner früheren Machtſtellung herab und fiel immer mehr in die Defenſive gegen die unter dem Prinzen Eugenius und Münnich gewaltſam eindringenden Nachbarn Oeſterreich und Rußland. Davon iſt oben ſchon gehandelt.

In Perſien zerfiel das Reich Abbas des Großen. Unter ſeinen ſchwachen Nachfolgern riſſen ſich die tapfern Afghanen 1708 los und gründete deren Chan Mahmud eine neue Dynaſtie zu Candahar. Der letzte Schah aus dem Hauſe Sofi, Huſſein, wurde in der Schlacht beſiegt, konnte ſeine Hauptſtadt Iſpahan nicht länger

halten, weil grauſamer Hunger die Einwohner vertilgte, übergab ſie daher den Afghanen und mit ihr zugleich das perſiſche Reich, 1722. Nunmehr legte ſich Mahmud den Titel Schah zu, regierte aber nicht lange, denn er fiel in Wahnſinn, ließ alle männlichen Glieder der Familie Sofi, 39 an der Zahl, hinrichten und wollte, als zwei Knaben Huſſeins in deſſen Arme flüchteten, auch Huſſein ſelber tödten, verwundete ihn aber nur, ſchauderte plötzlich vor dem Anblick zurück und ließ die beiden Kinder leben. Bald darauf ſoll er in Raſerei geſtorben ſeyn. Es wäre jedoch auch möglich, daß Aſchraff, den die Afghanen nach ſeinem Tode zu ihrem Herrſcher wählten, ihn hätte umbringen laſſen. Dieſe Vorgänge ſind ſehr in Dunkel gehüllt.

Gegen Aſchraff erhob ſich Tamaſp, ein übrig gebliebener Sohn des Huſſein, und fand in Nadir Kuli Chan, der ſich durch ſeine Tapferkeit aus niederm Stande zu einem angeſehenen General aufgeſchwungen hatte, eine mächtige Stütze. Während aber beide um den Beſitz Perſiens kämpften, miſchten ſich einerſeits die Ruſſen, andrerſeits die Türken ein und bemeiſterten ſich einiger Grenzbezirke. Nadir erfocht 1730 einen glänzenden Sieg über die Afghanen und Aſchraff kam auf der Flucht um. Tamaſp konnte ſich nun als Alleinherrn von ganz Perſien betrachten und griff die Türken an, um ſie aus den eroberten Weſtprovinzen zu vertreiben, ließ ſich jedoch von ihnen ſchlagen, weil Nadir nicht dabei war. Nadir benutzte dieſen Umſtand, um ſich von den Truppen, die ihm allein vertrauten, zum Führer ausrufen zu laſſen und den armen ungeſchickten Tamaſp abzuſetzen, 1733. Hierauf zog er gegen die Türken, ſchlug ſie und nahm ihnen alles Eroberte wieder ab. In gleicher Weiſe warf er auch die Ruſſen, die ſich in Derbent feſtgeſetzt hatten, wieder hinaus. An die Stelle des Tamaſp war zwar noch ein Schattenkönig aus dem Hauſe Sofi, Abbas III. gewählt worden, ſtarb aber 1736, worauf in Anerkennung ſeiner großen Verdienſte um das Reich Nadir Schah zum Alleinherrn von Perſien gewählt wurde.

Er hatte große Plane und wollte zunächſt wahrſcheinlich eine Einheit des Glaubens in der geſammten muhamedaniſchen Welt her-

Wrangel umging ſie aber liſtig, ließ ſie in ſeinem Rücken ſtehn, und drang raſch in Baiern ein. Da ſchwankte zum erſtenmal der alte Churfürſt Maximilian, nachdem er ſeit acht und zwanzig Jahren dem Kaiſer unwandelbar treu geblieben. Er hatte ſeine Heere, ſeine beſten Feldherren, Tilly, Pappenheim, Mercy fallen ſehn; zum drittenmal erſchien der Feind auf dem Boden ſeines Landes, auf Sieg war nicht länger zu hoffen, und wenn er ſeinen Unterthanen nicht das ſchreckliche Loos bereiten wollte, das die Sachſen erfahren, blieb ihm nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er that es mit bittrer Wehmuth, und reichte den Schweden die Hand der Verſöhnung 1647.

Jetzt war der Kaiſer von Sachſen und Baiern verlaſſen, und ſein Heer beſtand nur noch aus 12000 Mann, die ein heſſiſcher Ueberläufer, Melander von Holzapfel, kaum zuſammenhielt. Den ſiegreichen Waffen der Schweden ſchien nichts mehr widerſtehn zu können, und ſie waren im Begriff, die Eroberung von ganz Deutſchland zu vollenden. Aber grade dieſe Siege beunruhigten die Franzoſen. Sie fürchteten, die Schweden möchten ein zu großes Uebergewicht erhalten, und ihre ſcheußliche Politik gebot ihnen, den völligen Sieg einer Parthei zu verhindern, damit in Deutſchland ja keine Einigkeit hergeſtellt würde. Sie ließen alſo die Schweden plötzlich im Stich und zogen über den Rhein zurück. Wrangel ließ ſich indeß nicht ſtören, ſondern ſetzte mit den Schweden allein ſeine kühnen Unternehmungen fort, und belagerte Eger. Die Baiern benutzten aber den günſtigen Augenblick und empörten ſich unter Johann von Werth. Maximilian ſelbſt billigte den Verrath und brach treulos den Frieden, durch den er ſein Land gerettet hatte. Wrangel zog ſich jetzt eilig zurück, verfolgt von Melander, der ſein eignes Vaterland Heſſen grauſam verwü-

ſtellen, denn er verfolgte mit den Sofi zugleich die perſiſchen Schiiten und machte Verſuche, deren Lehre mit derjenigen der Sunniten in einer dritten auszugleichen. Allein er ſtieß dabei auf unüberwindliche Vorurtheile. Da griff er wieder zum Schwert und unternahm einen großen Eroberungszug nach Indien, um, was dort bereits muhamedaniſch war, ſeinem Reiche einzuverleiben. Sollte er nicht im Sinne gehabt haben, nach der Eroberung Indiens auch noch die ſunnitiſche Türkei zu unterwerfen und Alleinherr im ganzen weiten Reich des Islam zu werden? Genug, er zog zuerſt nach Indien, beſiegte den Großmogul Muhammed und eroberte Delhi, 1738. Nach ſeiner Rückkehr machte er Meſched zur Hauptſtadt ſeines weiten Reichs, griff im Norden des Orus die wilden Usbeken an und unterwarf ſich Balkh, dann Daghestan am andern Ufer des caſpiſchen Meeres. Hier wurde er in einem Walde durch einen Schuß an der Hand verwundet und hatte ſeinen Sohn Riza im Verdacht, der ſich ſchon einmal zum Herrſcher aufgeworfen hatte, als die falſche Nachricht verbreitet worden war, der Vater ſey in Indien umgekommen. Jetzt ließ Nadir ihn blenden, 1746.

Indem Nadir Schah unmittelbar nach der Begründung ſeiner Herrſchaft am Orus und Kaukaſus endlich auch die Türken angriff, ſcheint dies in der That zu beweiſen, daß er es auf die Vereinigung aller Reiche des Islam unter ſeinen Scepter abgeſehen hatte. Er ſchlug die Türken mit der gewohnten Ueberlegenheit, verfolgte ſie aber nicht weiter, ſondern zwang ſie nur zu einem demüthigenden Frieden. Man bemerkte damals, daß dieſelbe Krankheit bei ihm zum Ausbruch kam, wie früher bei Mahmud, nämlich ein unbeſieglicher Argwohn und in deſſen Folge eine wahnſinnige Blutgier. Jeden Verdächtigen ließ er grauſam hinrichten und am Ende blieb niemand vor ſeinem lauernden Verdacht ſicher, bis vier ſeiner Offiziere ſich gegen ihn verſchworen und ihn umbrachten, 1747.

Mit ihm ging der letzte Herrſcher unter, der die Idee des alten Chalifats oder der Wiedervereinigung aller Muhamedaner noch faſſen und möglicherweiſe realiſiren konnte. Nach ihm hat der Islam keinen ſo bedeutenden Fürſten mehr erzeugt.

Nach seinem Tode rissen sich die Afghanen im Süden und die Usbeken im Norden wieder los und das persische Reich zerfiel in viele kleine unabhängige Herrschaften. In Khorasan behauptete sich Nadirs Geschlecht unter großen Wirren noch einige Zeit. Endlich schieden sich die Parteien nach den Racen und es standen sich nur die eigentlichen Perser, die Afghanen und die Usbeken (Turkomannen) gegenüber. Die Pforte war zu sehr erschlafft, um aus diesen persischen Händeln Vortheil zu ziehen. Im Süden des Kaukasus aber machte sich 1752 der christliche König von Georgien, Tahmuras, mit seinem Sohn Heraclius damals frei, erfocht glänzende Siege über die Lesghier und stellte sich unter russischen Schutz. Nach langem Kampfe in Persien zerfiel dieses Reich in mehrere selbständige Theile, unter denen nur das westliche Persien mit der Hauptstadt Teheran wieder zu einem großen Reich erwuchs.

In der Türkei war 1730 Achmed III. als gar zu unfähig abgesetzt und sein Neffe Mahmud I. zum Sultan erhoben worden, dessen Großvezier wenn nicht gegen die Russen, doch gegen die Oesterreicher wieder Glück hatte und Belgrad zurückeroberte. Durch Erfahrungen belehrt, sahen die türkischen Feldherrn endlich ein, auch sie müßten, gleich den russischen Czaaren, ihre Kriegsvölker auf europäischen Fuß organisiren. Sie nahmen daher den Franzosen Bonneval als Instructor an, der jedoch nur ihre Artillerie verbesserte, ohne den alten Schlendrian des Janitscharenthums ändern zu können. Auf Mahmud I. folgte 1754 dessen Bruder Osman III. und drei Jahre später Mustapha III., alles nur schwache Fürsten.

Im Innern Arabiens stiftete 1745 Wahab (Wechab) eine neue Secte, indem er den Islam zu seiner ursprünglichen Einfachheit zurückführen wollte und Gott allein anzubeten befahl, alle Verehrung muhamedanischer Heiligen, selbst des Propheten Muhamed, den Prunk der Moscheen und Ceremonien verwarf, statt der Verweichlichung die alte Heldenkraft, statt der Gier nach Schätzen die alte Brüderlichkeit und Armuth verlangte, weshalb er auch Gemeinschaft der Güter einführte. Sehr ähnlich der kriegerischen Secte der Hussiten im 15. Jahrhundert breiteten diese Wechabiten ihre Lehre mit Feuer und

Schwert aus und bestanden mörderische Kämpfe mit den arabischen Stämmen, die sich ihnen nicht anschließen wollten. Doch kamen sie erst am Ende des Jahrhunderts in offenen Kampf mit dem türkischen Reiche selbst.

In Abyssinien (Habesch), gegenüber von Arabien, hat sich bekanntlich ein uraltes christliches Reich erhalten, welches von den Muhamedanern nie erobert wurde. Damals regierte dasselbe der König Jesus (Jasus II.) von 1729—1753, im Kampf mit den tapfern und zahlreichen Gallanegern, die durch unaufhörliche Einfälle nach und nach die abyssinischen Grenzen verengerten. Ihm folgte Joas († 1769), der die Gallas zu gewinnen suchte, auch dieselben in seinen Dienst nahm, weshalb Revolutionen ausbrachen, welche das Reich gänzlich zerrütteten. Die besten Nachrichten darüber gab der Engländer Bruce, der unter Joas das Land bereiste.

Das nördliche Afrika stand dem Namen nach unter türkischer Herrschaft; aber der Pascha von Aegypten trachtete nach Unabhängigkeit und wurde nur durch die ritterliche Aristokratie der Mameluken (gleich den Janitscharen zu Soldaten auferzogene Kinder, die man geraubt hatte, besonders Christenkinder) beständig im Schach gehalten. Die s. g. Barbaresken oder Raubstaaten hatten sich bereits von der Pforte unabhängig gemacht und wurden Tripolis von einem Pascha, Tunis von einem Bey und Algier von einem Dey selbständig regiert. Den Kern ihrer Macht bildete die türkische Aristokratie; die eingebornen Barbarenstämme, insbesondere die Gebirgsvölker und herumschweifenden Araber (Beduinen), genossen viel Freiheiten. Das Hauptgeschäft der Uferbewohner war aber die Seeräuberei. Ihre Corsarenschiffe fingen die Kauffahrer auf dem Mittelmeere und im atlantischen Ocean weg und die europäischen Staaten sahen sich genöthigt, um ihren Handel zu sichern, den Barbaresken einen jährlichen Tribut zu zahlen. Dieses System hatte für Algier die merkwürdige Folge, daß die türkische Bevölkerung dem Dey den Alleinbesitz des nach und nach durch Raub und Tribut ungeheuer angeschwollenen Schatzes nicht gönnte, eine Art aristokratischer Republik einführte, den Dey nur wählte, auf Erhaltung und Mehrung

des Schatzes verpflichtete und ſtreng überwachte. Der Schatz wurde im ſ. g. Kaiſerſchloß auf der Höhe über der Stadt Algier aufbewahrt. — Das Kaiſerthum Fetz und Marokko trieb ebenfalls das Corſarengeſchäft und ließ ſich von den Handelsſtaaten Tribut entrichten. Im Innern war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Heer von 100,000 Negern zum Schutz des Thrones gegen die Ariſtokratie der Türken und gegen die freiheitsluſtigen Gebirgsvölker errichtet worden, benahm ſich aber bald mit Prätorianerübermuth, ſo daß der Sultan Mulei Abdallah († 1757) und ſein Sohn Sidi Muhammed († 1789) Mühe hatten, es nach und nach zu beſeitigen.

2.

Die Franzoſen in Oſtindien.

Wie in Amerika, ſo geriethen die Franzoſen und Engländer auch in Aſien an einander, weil ſie hier wie dort Colonien und Handelsplätze inne hatten. Die Franzoſen beſaßen im ſtillen Ocean zwiſchen Afrika und Oſtindien die beiden Inſeln Bourbon und Isle de France (vorher Mauritius genannt) und hatten von hier aus auch auf dem oſtindiſchen Feſtlande an der Küſte Coromandel (Oſtküſte der vorderindiſchen Halbinſel), die Stadt Pondichery zu ihrer Niederlaſſung gemacht, ſüdlich und nicht ſehr weit entfernt von Madras, einer Niederlaſſung der Engländer. Der franzöſiſche Gouverneur in den oſtindiſchen Colonien, Dupleix, war ein Mann von großer Energie und haßte die Engländer gründlich. Als der unter ihm commandirende General Labourdonnaye, wie oben ſchon kurz erwähnt wurde, ſchon während des frühern Seekriegs, der dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg parallel ging, die Stadt Madras (im Jahre 1746) erobert und den Beſiegten eine anſtändige Capitulation bewilligt hatte,*) welche Dupleix ſpäter brach, kam der letztere in

*) Labourdonnaye wurde auf der Rückkehr nach Europa von den Engländ-

Conflict mit den einheimiſchen Fürſten, denen der Grund und Boden gehörte, auf welchem der kecke Fremde Schlachten zu liefern und Eroberungen zu machen ſich anmaßte, und von da beginnt eine Reihe welthiſtoriſch höchſt wichtiger Kämpfe.

Dem Namen nach gehörte ganz Indien dem ſ. g. Großmogul, oder dem in Delhi reſidirenden Kaiſer aus dem Geſchlechte des großen Eroberers Timur. Allein derſelbe war ohnmächtig. Im Jahre 1739 hatte Nadir Schah ſeinen Einfall in den Norden Indiens gemacht und denſelben grauſam verheert. Nach ſeinem Tode behauptete deſſen General Abdallah die Herrſchaft in dem von ihm gegründeten Reiche Candahar, vom Oſten Perſiens bis zum Indus. Im ganzen Vorderindien aber und im weiten Gangesgebiet hatten die Nabobs (Statthalter des Kaiſers) ſich bereits mehr oder weniger unabhängig gemacht, und neben dieſen behaupteten wieder untergeordnete muhamedaniſche Vaſallen, oder heidniſche Rajahs, oder kriegeriſche Emporkömmlinge ihre Selbſtändigkeit, alle theils gegen den Kaiſer, theils gegen einander ſelber kämpfend und einer den andern plündernd und verrathend. Die meiſte Macht war bei den heidniſchen Mahratten im Süden und bei den muhamedaniſchen Rohillas (Afghanen) im Norden von Delhi. Dieſe kriegeriſchen Stämme waren aber unter mehrere Fürſten, die oft wechſelten, vertheilt. Selbſt innerhalb der einzelnen dynaſtiſchen Familien intriguirten Bruder gegen den Bruder, Eidam gegen den Schwiegervater ꝛc. Ein tugendhafter Regent gehörte damals in Indien zu den größten Seltenheiten. Unter dieſen Umſtänden faßte Dupleix den Gedanken, durch Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Indiens eine franzöſiſche Macht in dieſem Lande zu gründen. Bisheran waren ſowohl Franzoſen als Engländer in Indien nur als Handelsleute geduldet, mußten dem Nabob des Gebiets, auf dem er ihnen eine

---

dern gefangen, aber wegen ſeines zu Madras bewieſenen Edelmuthes aufs ehrenwertheſte behandelt. Das war ſein Unglück, denn man verdächtigte ihn, ſein Chef Dupleix ſelbſt verleumdete ihn und Labourdonnaye wurde in die Baſtille geworfen, aus der er nie wieder frei wurde, um bald im Kummer zu ſterben. So ſchlecht belohnte Frankreich die Verdienſte wackrer Männer.

Niederlassung gestattete, Tribut bezahlen, durften aber zum Schutz ihres Handels ihre Magazine mit Befestigungen umgeben. Da die Nabobs ihren Vortheil dabei hatten, indem sie Tribut und Geschenke von den Europäern und, wenn der Handel in Schwung kam, hohe Zollbeträge erhielten, duldeten sie die Fremden gern.

Erst als Dupleix sich eine bewaffnete Macht schuf, die nicht nur aus Franzosen und aus Afrika herbeigeholten Kaffern, sondern auch aus eingebornen, auf europäische Art exercirten Indern (Spahis, Sepoys) bestand, und damit die englische Niederlassung Madras wegnahm, fand sich der Nabob von Karnatik als Grundherr veranlaßt, sich das eigenmächtige Gebahren der Fremden nicht gefallen lassen zu wollen, die Engländer mit einem Heere zu unterstützen und die Franzosen in Madras anzugreifen. Dupleix aber hatte eine so überlegene Artillerie, daß die Inder bald vor seinem Feuer auseinanderstoben (1746). Damals erst brach Dupleix die von Labourdonnaye den Engländern in Madras bewilligte Capitulation, plünderte sie gänzlich aus und führte sie als Gefangene in Pondichery im Triumph auf. Dagegen behaupteten die Engländer ihr Fort St. David, und erhielten Verstärkungen unter dem Major Lawrence, der einen Angriff auf Pondichery machte, aber gefangen wurde, 1748. Bald darauf wurde der Aachener Friede geschlossen und Madras den Engländern zurückgegeben. Lawrence begann 1749 das Beispiel von Dupleix nachzuahmen und sich in den Streit der indischen Fürsten zu mischen. Der abgesetzte Rajah von Tanjore suchte seine Hülfe nach, Lawrence half ihm und erhielt dafür das Fort Deli Colah zum Lohne. Dupleix aber mischte sich in den noch wichtigern Streit um das Erbe des verstorbenen Nabob von Karnatik. Er unterstützte den Prätendenten Mirzapha Jung, schlug dessen Nebenbuhler Napir Jung, eroberte die Felsenfeste Gingee, und ließ, indem er Mirzapha Jung als Nabob einsetzte, sich selbst die eigentliche Statthalterschaft im Namen des Kaisers zuerkennen, 1751. Das durften nun die Engländer nicht leiden, welche damals einen vortrefflichen General erhielten. Ein gewisser Clive, gemeiner Schreiber der ostindischen Compagnie, hatte sich bei der Eroberung

von Madras glücklich aus dieſer Stadt geflüchtet, Kriegsdienſte genommen und ſich bald ausgezeichnet, ſo daß man ihm, obgleich er noch jung war, ſchon die Führung der engliſchen Truppenmacht gegen Dupleix anvertraute. Der Prätendent, den die Engländer zum Nabob von Karnatik machen wollten, war Mahomed Ali. Clive nahm eine Anzahl Mahratten in ſeinen Sold und ſchlug die Franzoſen in mehreren kleinen Gefechten. Der Rajah von Tanjore, Chunda Saheb, half zwar den Franzoſen, wurde aber von ſeinen eigenen Truppen verlaſſen und ermordet. Man beſchuldigt Lawrence, der wieder den Oberbefehl übernommen hatte, ſeine Ermordung veranlaßt zu haben. Nachher wurden die Engländer wieder, als ſie Gingee belagerten, zurückgeſchlagen, Lawrence aber ſiegte in einer Schlacht bei Vahoor, 1752.

Dupleix machte verzweifelte Anſtrengungen, ſeine Nabobſchaft in Karnatik zu behaupten, wurde aber von Frankreich aus im Stich gelaſſen, konnte die Truppen nicht mehr bezahlen und kam in große Noth. Europa war damals im Frieden und in Paris begriff man nicht, wie richtig Dupleix urtheilte, indem er immerfort mahnte, die Engländer aus Oſtindien zu vertreiben. Damals würde es einer kleinen Verſtärkung aus Frankreich noch möglich geweſen ſeyn, alle Erfolge der Engländer zu vereiteln. Die franzöſiſche Regierung ſchickte 1754 nur Godheu nach Oſtindien, welcher ein Uebereinkommen traf im Sinne der Pariſer Friedenspolitik, wodurch Dupleix desavouirt wurde. Die Urkunde, durch welche Dupleix angeblich die Statthalterſchaft in Karnatik im Namen des Kaiſers führen ſollte, wurde als nicht echt erfunden, die Anſprüche des engliſchen Candidaten dagegen als berechtigt anerkannt und Mahomed Ali zum Nabob erhoben. Im Uebrigen ſollten die Waffen fortan ruhen. Dieſer Vertrag war den Franzoſen äußerſt nachtheilig, da ſie unter dem talentvollen Buſſy eben einen großen Sieg zum Vortheil des Salabut Jung, Sohn und Erben des Mirzapha Jung, über die Mahratten unter Holkar erfochten hatten. Dupleix mußte nach Europa zurückkehren, ärmer als er gekommen war, weil er ſein Privatvermögen dem Dienſte des Staats geopfert hatte, und fand

keinen Dank. Kaum daß man ihm einen Schutzbrief gegen ſeine Gläubiger gab, damit er wenigſtens nicht im Gefängniß endete. Auch Godheu kehrte zurück und Buſſy, ohne Unterſtützung, wurde von Salabut Jung verlaſſen, der es jetzt räthlicher fand, ſich den Engländern in die Arme zu werfen.

Dagegen erlaubte ſich Suraja Dowlah, Subahdar (Statthalter) von Bengalen, ein roher und gewaltthätiger Mann, ohne allen Reſpect mit den Engländern zu verfahren. Die bengaliſche Niederlaſſung der letzteren zu Calcutta war noch klein. Sie wollten ſie befeſtigen, aber Suraja duldete es nicht, zeigte ihnen nur Verachtung und erklärte es (mit Recht) für eine Unverſchämtheit von fremden, nur geduldeten Kaufleuten, auf ſeinem Gebiet Feſtungen anlegen und Krieg führen zu wollen. Die Engländer beſchloſſen, die offene Stadt ſchleunigſt zu verlaſſen, brachten Weiber und Kinder, Hab und Gut auf Schiffe, drängten aber in der Angſt dermaßen, daß ſich die Schiffe überfüllten und viele davonſegelten, um nicht überfüllt zu werden. Dadurch ſtockte die Flucht und viele mußten zurückbleiben. Nun kam der Subahdar mit Truppen in die Stadt und ließ die 146 Engländer, die er noch vorfand, in das Gefängniß einſperren, welches die Engländer ſelbſt für ihre Gefangenen eingerichtet hatten. Man nannte dieſen Kerker „die ſchwarze Höhle von Calcutta," beſtehend aus zwei engen Gemächern, viel zu klein, um einer ſo großen Menſchenzahl Raum zu geben, daher die zuſammengepreßten Männer größtentheils erſtickten. Am andern Morgen fand man nur noch 23 am Leben, darunter Hollwell, welcher ſpäter engliſcher Gouverneur wurde. Mehrere waren wahnſinnig geworden. Dieſe greuliche That des Subahdar verfehlte nicht, in Europa den tiefſten Abſcheu zu erregen, und brachte den Engländern einen großen Nutzen, denn ſie diente ihnen zum Vorwand und zur Rechtfertigung aller Ungerechtigkeiten, welche ſie hinfort gegen die unglückliche Bevölkerung von Oſtindien begingen.

Clive war nach England gerufen worden, um dort allgemein gefeiert zu werden, kam aber bald nach Oſtindien zurück, landete in Bombay, machte von hier aus dem Unweſen des Angria, eines

kühnen Seeräubers, ein Ende, indem er deſſen Felſenneſt Gheriah eroberte und eilte dann nach Madras, um von hier aus gegen Bengalen zu rüſten, 1756. Um den Erfolg zu ſichern, war er mit unbeſchränkten Vollmachten ausgeſtattet. Am 2. Januar 1757 landete er vor Calcutta und nahm die Stadt nach kurzem Widerſtande. Ein nächtlicher Angriff auf das Lager des Subahdar mißlang aber, weil die Truppen im dicken Nebel irre gingen. Doch fand Clive unter den Indern ſelbſt an Mir Jaffier einen Bundesgenoſſen und brachte in offener Feldſchlacht bei Paſſy durch die Ueberlegenheit ſeines Geſchützes den Subahdar, der ſeinen Truppen ſelbſt nicht mehr traute, zur Flucht, am 23. Juni. Bald darauf wurde dieſer gefangen und auf Befehl eines Sohnes des Mir Jaffier umgebracht, der letztere aber an ſeine Stelle geſetzt. So rächte England mit Hülfe indiſcher Verräther die Kühnheit des Subahdar und wurde nun in Bengalen eben ſo mächtig wie in Karnatik.

In Paris merkte man endlich, wie viel man verſäumt hatte, und Lally Tolendal wurde mit einer Flotte und Landtruppen nach Oſtindien abgeſchickt, um den Engländern die Waage zu halten. Graf Lally war ein Irländer und brachte ein ganzes Regiment ſeiner Landsleute mit, die vor Begierde brannten, ſich an den Engländern wegen deren Tyrannei in Irland zu rächen. Zugleich hatte der thätige Buſſy, obgleich es ihm nicht gelang, den Subahdar von Bengalen gegen Clive zu unterſtützen, doch Salabut Jung wieder umſtrickt und die engliſche Niederlaſſung Vizigapatam am Meere zwiſchen Madras und Calcutta liegend, erobert. Man erwartete nun, Lally werde von Pondichery aus Madras nehmen, allein Lally hatte kein Geld, um ſeine Truppen zu bezahlen, und reizte ſie durch ſein brutales Betragen, ſo daß er am Ende, nur um Geld zu bekommen und ſie zu befriedigen, einen Raubzug nach Tanjore unternahm, deſſen Rajah den Franzoſen für frühere Hülfe noch Geld ſchuldig war. Unterwegs plünderte er zu Nagore eine große und berühmte Pagode und ließ ſechs Brahmanen, die er für Spione hielt, vor ſeine Kanonen binden und „wegblaſen," eine Form der Grauſamkeit, welche die Engländer bald adoptirten, im Sommer 1757.

Doch gelang es ihm nicht, Tanjore zu nehmen, er mußte umkehren. Immer aber noch in Geldnoth, beſchloß er einen Angriff auf Arcot, die Hauptſtadt von Karnatik, und eroberte dieſe Stadt, Mahomed Alis des Britenfreundes Reſidenz, am 4. October. Nun erſt folgte er Buſſys Rath und griff Madras an, wurde aber durch eine engliſche Flotte unter Parker, die im Februar 1759 gerade zu rechter Zeit kam, um die Stadt zu retten, zum Rückzug gezwungen. Nun hatte Lally gar kein Geld mehr; ſeine Truppen ohne Sold, abgeriſſen, halb nackt und häufig auch ohne Lebensmittel, rebellirten. Deſto energiſcher verfuhren jetzt die Engländer. Oberſt Coote nöthigte Lally und Buſſy bei Wandwash zur Schlacht, die bei dem ſchlechten Zuſtand der Franzoſen zu deren Nachtheil ausfiel, am 22. Dezember. Buſſy wurde gefangen, indem er die Seinen zu einem Bajonetangriffe führte. Hierauf nahm Coote auch Arcot und Gingee wieder ein und alle Plätze, welche der kühne Buſſy vorher Frankreich erworben hatte. Im Mai 1760 war Lally auf Pondichery allein beſchränkt und mußte, da keine Hülfe kam, nach einer langen Belagerung die Stadt den Engländern übergeben, am 17. Januar 1761. So hatte Frankreich alle ſeine Beſitzungen auf dem feſten Lande von Oſtindien verloren. Lally aber war kaum nach Europa zurückgekehrt, als man ihn auch ſchon in die Baſtille warf, zum Tode verurtheilte und enthauptete. Er hatte Fehler begangen, aber die Hauptſchuld ſeines Unglücks lag am Miniſterium, welches ihn ohne Geldmittel gelaſſen hatte. Seitdem kämpften die Franzoſen nicht mehr in Indien, erhielten aber im Pariſer Frieden 1762 Pondichery zurück.

3.

Clive.

Mittlerweile war Clive in Bengalen geblieben, wo er, unabhängig vom Gouvernement zu Madras, allein ſchalten und walten konnte. Der Kaiſer von Delhi, Allum Ghir, ſchickte ſtatt des ge-

ſtete. Da fürchteten die Franzoſen, die vom Krieg ermatteten Schweden würden unterliegen, und der Kaiſer würde wieder die Uebermacht bekommen, und um dies zu verhüten, ließen ſie Turenne wieder zu Wrangel ſtoßen. Die Kaiſerlichen und Baiern wurden ſofort bei Susmarshauſen geſchlagen, wobei Melander ſelber ums Leben kam. Die Sieger drangen den Beſiegten raſch nach Baiern nach. Am Lech, an derſelben Stelle, wo Guſtav Adolph übergegangen, ſtellte ſich Gronsfeld den Schweden entgegen, aber ſie ſchlugen ihn zurück und betraten Baiern zum viertenmal. Jetzt nahmen ſie aber für den Verrath ſchreckliche Rache und verheerten das Land, ſo weit es ihr Schwert erreichte. Zu gleicher Zeit war der ſchwediſche General Königsmark in Böhmen eingefallen und hatte die Neuſtadt von Prag erobert. Mitten in den Feindſeligkeiten erſcholl aber plötzlich der Ruf, die Waffen ſollten ruhn, denn der Friede ſei geſchloſſen, 1648.

Kapitel CCCCXIV.

Der weſtphäliſche Frieden.

Schon ſeit 1645 hatten die kriegführenden Mächte in den weſtphäliſchen Städten Osnabrück und Münſter Bevollmächtigte niedergeſetzt, um einen Frieden zu ſtiften. Deutſchland, ſeit dreißig Jahren der Schauplatz des Mordes, ſeufzte nach dieſem Frieden. Der Haß der Partheien hatte ſich unvermerkt vermindert, jede ſuchte nur noch das Wenige zu retten, was ihr aus dem vernichtenden Kampf noch übrig war. Der Glaubenseifer war durch Jammer und Elend beim Volk, durch Sittenloſigkeit bei den Soldaten, durch Politik bei den Fürſten erkaltet. Der Blutdurſt hatte ſich in Blut geſättigt, und die Leidenſchaften ſchliefen nach ſo furchtbaren Anſtrengungen ein. Deutſchland ſehnte ſich längſt nach dem

mordeten Subahdar von Bengalen einen andern, und zwar ſeinen eigenen älteſten Sohn Schah Allum, um als ſein Statthalter Bengalen zu verwalten, wozu er das klarſte Recht hatte. Allein es beliebte Clive, dieſes Recht nicht anzuerkennen, vielmehr den einmal von ihm begünſtigten Mir Jaffier allein als Subahdar zu belaſſen. Damals kamen ſieben holländiſche Schiffe von Batavia nach Bengalen, um mitzurauben, wo der Engländer ſo ergiebig raubte, und wozu Mir Jaffier ſelbſt ſie veranlaßt hatte, indem er ſie um Hülfe gebeten hatte, ehe er ſich ausſchließlich auf Clive ſtützte. Die armen Holländer kamen nun zu ſpät, ihre Schiffe und die gelandete Mannſchaft fielen größtentheils den Engländern in die Hände. Dieſer ſeltſame Zwiſchenfall hatte keine weitern Folgen, weil England und Holland ſich damals im Frieden befanden. Auch Schah Allum richtete nichts gegen die Engländer aus. Gerade damals (1760) wurde ſein unglücklicher Vater Allum Ghir in Delhi durch ſeinen eigenen Großvezier abgeſetzt und ermordet, Schah Allum wurde nun zwar jetzt Kaiſer (Großmogul), hatte aber eben ſo wenig Macht, wie ſein Vater. Vergebens bat er die Mahratten um Hülfe; dieſe zogen ſich von ihm zurück, weil ſie das alte Anſehen des Großmogul nicht wollten herſtellen helfen. Er wurde nun vor Patna, welches er nicht erobern konnte, durch die Engländer unter Oberſt Callioud und durch Miran, Mir Jaffiers Sohn, geſchlagen, Miran ſelbſt aber in ſeinem Zelt mit ſeinem ganzen Gefolge vom Blitz getödtet, worauf ſein Heer entſetzt davonfloh.

Damals ging Clive wieder nach England und Vanſittart trat an ſeine Stelle, wenig erbaut durch die Wahrnehmung, daß alle Caſſen leer waren. Der langwierige Krieg hatte alle regelmäßigen Einkünfte der oſtindiſchen Compagnie aufgezehrt, die ungeheuren Summen aber, welche die einzelnen Beamten und Offiziere auf die Seite geſchafft hatten, wurden verheimlicht. Die engliſche Armee in Patna war wegen Soldmangels der Auflöſung nahe und die Sepoys, welche die Engländer nach dem Beiſpiel der Franzoſen aus den Eingebornen errichtet hatten, deſertirten compagnienweiſe. Da nun auch das Hülfsheer Mirans aufgelöst war, ſtanden die Dinge

in Bengalen ſchlecht für England, trotz des Sieges bei Patna. Mir Jaffier, wohl gedrängt durch die patriotiſche öffentliche Meinung in ſeinem Volk, drohte die Engländer zu verrathen, aber ſein eigener Schwiegerſohn, Mir Kaſſim, ſchloß jetzt einen geheimen Vertrag mit den Engländern zu dem Zweck, den Schwiegervater zu verderben und an ſeiner Statt Nabob zu werden. An Verräthern fehlte es in dieſen muhamedaniſchen Familien nie. Schah Allum wollte die augenblickliche Schwäche der Engländer benützen, wurde aber vom Major Carnac in der Nähe von Patna nochmals geſchlagen und kehrte nach Delhi zurück, wo er als Kaiſer begrüßt wurde, weil der mächtige Abdallah, der eben von ſeinem nordiſchen Krieg von Afghaniſtan aus die 200,000 Mann ſtarken Mahratten in einer großen Schlacht beſiegt hatte, ihn anerkannte. Nun ſchloß auch Carnac mit ihm Frieden unter der Bedingung, daß er Mir Kaſſim anſtatt Mir Jaffier als Nabob beſtätige, 1761.

Abdallah, der auch oft mit ſeinem andern Namen Achmed und der Schah von Candahar oder Afghaniſtan, oder auch der Durane (ſeine Dynaſtie war die der Durani) genannt wird, fiel ſechsmal im nördlichen Indien ein und bedrohte den ſchwachen Großmogul in Delhi, bekam aber genug mit den Mahratten zu thun und mit den Sickhs im Pendſchab. Im Pendſchab, d. h. dem Lande der fünf Flüſſe, zwiſchen dem obern Ganges- und Indusgebiet, hatte ein gewiſſer Nanak genau zu Luthers Zeit eine Reformation begonnen, wonach ſeine Schüler (Sickhs) ſich aus Hindus der brahmaniſchen und buddhaiſtiſchen Secten, wie aus Muhamedanern miſchten, allen bisherigen Religionen abſchwuren, und einen einfachen Deismus, d. h. den Glauben an ein vernünftiges höchſtes Weſen, annahmen und deren politiſches Ziel die Einheit aller bisher durch die verſchiedenen Religionen getrennten Hindus war. Dieſe Sickhs fanden im Beginn des 18. Jahrhunderts an dem jungen Guru Gowind ein kriegeriſches Haupt, als derſelbe aber umkam, führten ſie ein doppeltes Bauern- und Räuberleben und machten ſich durch plötzliche Zuſammenrottungen furchtbar, nach denen ſie eben ſo raſch wieder auseinander liefen und zum Pfluge heimkehrten. So ver-

hielten sie sich, wenn Abdallah mit den Afghanen kam, ruhig, wenn er aber wieder umkehrte, fielen sie über seine Leute her und brachten den Nachzüglern schwere Niederlagen bei. Um sich zu rächen, kehrte Abdallah 1761 um, ließ den großen Tempel der Sickhs zu Omritsir in die Luft sprengen und ihr großes Reinigungsbecken verunreinigen. Allein die Sickhs wehrten sich aufs zäheste, und Abdallah überließ ihnen endlich den Besitz von Lahore, 1764. In 12 Genossenschaften unter verschiedenen Häuptern vertheilt, geriethen nun diese unruhigen Sectirer unter einander selbst in Kampf und mordeten sich wechselseitig, bis unter ihnen Tscharat Sing das größte Ansehen erlangte. Diesem folgte 1774 sein Sohn Maha Sing, Vater des später so berühmt gewordenen Runjet Sing. Es erscheint merkwürdig, daß diese Sickhs eben so wenig im Stande gewesen sind, ihren großartigen Reformplan in Indien siegreich durchzuführen, wie die Wechabiten den ihrigen in Arabien.

Die Sickhs berührten sich damals noch nicht mit den Engländern, die es vielmehr zunächst nur mit dem Großmogul, seinen untreuen Vasallen und den Mahratten zu thun hatten. Der Friede konnte nicht lange währen. In den englischen Darstellungen dieser Wirren heißt es immer nur, die indischen Fürsten hätten aus Bosheit oder Thorheit die Verträge gebrochen, und wird der wahre Sachverhalt verschwiegen. Trotz der tiefen Entsittlichung, in welche die muhamedanischen Fürsten durch ihre Serailerziehung gesunken waren, und trotz der Zerklüftung des indischen Volks nach Stämmen, Confessionen und Kasten waren die Inder doch Menschen und hatten menschliche Gefühle bei nicht geringen Verstandesanlagen. Wie hätte ihnen das Hereinbrechen der räuberischen Engländer in ihr Land nicht tief verhaßt seyn sollen! Wenn sie, trotz der verrätherischen Verträge, welche ihre Fürsten, gezwungen oder nicht, eingegangen waren, jede Gelegenheit ergriffen, sich des Joches zu erwehren, welches man ihnen auflud, so war das nur natürlich. Die Engländer selbst aber waren es, welche die Verträge zuerst brachen oder so auslegten, daß sie auch mitten im Frieden ihre Gewaltherrschaft und ihre Beraubungen ausdehnten. Bisheran be-

ſtand noch das hauptſächlich von Clive ausgebildete Patronirungsſyſtem, d. h. die Engländer warfen ſich nur zu Beſchützern der von ihren Nachbarn bedrängten indiſchen Statthalter auf und ließen ſich zum Dank dafür allerlei Privilegien, die Erbauung von Feſtungen, das Einziehen von Steuern und Zöllen ꝛc. bewilligen, ohne daß ſie aufhörten, Fremde im Lande zu bleiben. Immer noch betrachteten ſie ſelbſt ſich noch nicht als die wirklichen und alleinigen Herren des Grund und Bodens, ſondern nur als Belehnte. Daraus entſtand nun eine für die indiſchen Bevölkerungen faſt unerträgliche Doppelwirthſchaft. Das wehrloſe Volk mußte doppelt zahlen und ſich doppelt mißhandeln laſſen, von den einheimiſchen Beamten und von den engliſchen. Die Engländer aber waren unerſättlich im Nehmen. Wenn ein Inder eine Gunſt oder Gnade von ſeinem Rajah oder Nabob, der bereits von den Engländern abhing, empfangen wollte, ſo brauchte er nur die Engländer zu beſtechen, die nach allen Seiten hin ihre gierigen Hände ausſtreckten und die Einkünfte, welche der Compagnie entgingen, in die eigene Taſche ſchoben. Steuern, Zölle, Aemter, Recht, alles wurde käuflich, und überall zogen herzloſe Engländer das Geld ein.

Im Jahre 1763 ſchrieb Mir Kaſſim einen verzweiflungsvollen Brief an Vanſittart, worin er ſich erbot, lieber ſeine Stelle niederzulegen, da er die Bedrückungen und Anmaßungen der Engländer nicht länger aushalten könne. Denn wozu hieße er Fürſt, wenn die Engländer allein für ſich alle Steuern und Zölle erheben und immer neue auflegen? Da man nicht auf ihn achtete, hob er eigenmächtig den von den Engländern verfügten Durchgangszoll auf. Zugleich empörte ſich ein Theil der Sepoys in Patna, und in der Ueberzeugung, die Engländer würden ihn bald angreifen, ſuchte er Hülfe beim Kaiſer und beim Nabob von Oude. Als nun die Engländer vorläufig Waffen nach Patna ſchickten, um dieſen Platz für ſich zu behaupten und dem Nabob zu entreißen, befahl dieſer, ſie aufzuhalten. Da fiel das erbitterte Volk über ſie her und erſchlug die engliſche Begleitmannſchaft. Nun wurde Mir Kaſſim in Verruf erklärt, und Vanſittart zog den verbannten Mir Jaffier wieder her-

vor, um dieſe Puppe noch einmal zum Nabob zu machen. Mir Kaſſim aber fand für ſeine Truppen einen Führer an einem deutſchen Abenteurer, deſſen Name Sumru wohl nicht der rechte war und der ſich in der erſten Schlacht bei Geriah am 2. Auguſt 1763 ſo heldenmäßig ſchlug, daß die Engländer anerkannten, noch nie in Indien einen ſchwereren Kampf beſtanden zu haben. Allein Sumru führte nur Inder, keine Europäer an, mußte daher zuletzt unterliegen. Demnächſt fiel auch die feſte Stadt Mungir, Mir Kaſſims Waffenplatz, den Engländern in die Hände, was ihn ſo erzürnte, daß er die Hinrichtung aller gefangenen Engländer zu Patna befahl. Dieſe Grauſamkeit aber ſchadete nur ihm ſelbſt, denn nun war keine Ausgleichung mehr möglich. Die Engländer erſtürmten Patna; Sumru, von Oude her unterſtützt, wagte am 3. Mai 1764 noch eine Schlacht, unterlag aber auch diesmal, und Mir Kaſſim gab einſtweilen allen Widerſtand auf.

Bald darauf kam Munroe in Bengalen an, um den Armeebefehl zu übernehmen. Mit großer Strenge ſtellte dieſer General zuerſt die tiefgeſunkene Disciplin unter den Sepoys her und ließ 24 Mann davon vor die Mündung der Kanonen binden und „wegblaſen.“ Im Januar 1765 ſtarb Mir Jaffier und ſein Sohn Nujim ad Dowla wurde Nabob. In demſelben Jahre kam Clive, in England zum Lord erhoben, nach Bengalen zurück und beſchloß ſogleich, den Vezier von Oude, Suja Dowla, weil er dem Mir Kaſſim beigeſtanden, zu züchtigen. Suja unterlag in der Schlacht bei Burar, lieferte ſich dann ſelbſt den Engländern aus, wurde aber von Clive in der Herrſchaft über Oude beſtätigt, „um eine feſte Mauer zwiſchen den Afghanen und Mahratten zu bilden,“ ſtärker, als der arme Kaiſer Schah Allum ſie herſtellen konnte.

In dieſem Zeitpunkte änderte Clive ſein bisheriges Patronatsſyſtem, indem er ſagte: „jetzt wollen wir ſelbſt Nabobs werden,“ hob für einen großen Theil des Gebiets, in welchem die Engländer jetzt Meiſter waren, die Doppeladminiſtration auf und ſetzte die engliſche Compagnie einfach durch einen Machtbefehl in den Alleinbeſitz derjenigen Landſchaften, die er bisher durch von ihr abhängige indi-

sche Fürsten hatte regieren lassen. Am 12. August 1765 erklärte Clive dem ohnmächtigen Schah Allum, derselbe habe auf die Souverainetät über die Provinzen Bengalen, Lahore und Orissa zu verzichten, welche hinfort ausschließliches Besitzthum der Compagnie und auch allein von ihr selbst regiert und verwaltet werden sollten. Damit begann das britische Reich in Indien. Die Doppelwirthschaft hörte aber damit nicht auf, denn die Diener und Agenten der Compagnie plünderten das Volk zu ihrem Privatvortheil mehr aus, als die Compagnie selbst. Jedes Recht, das die Inder von ihrem neuen Herrn erlangen sollten, mußte erkauft werden. Dazu wurden neue drückende Monopole eingeführt. Die Compagnie selbst gewann wenig und war oft in Noth, wie sie während des Krieges ihre Ausgaben bestreiten sollte, aber England genoß dennoch ungeheure Vortheile von Ostindien, weil die Summen, die jeder dort angestellte oder Handel treibende Engländer zusammenbrachte, ins Mutterland zurückflossen. Clive hatte sich schon 1760 ein jährliches Einkommen von einer halben Million Gulden zusammengestohlen und in diesem Verhältniß raubten alle Engländer in Indien bis zum niedrigsten Diener herab. Wenn also auch nicht unmittelbar durch die ostindische Compagnie, so wurde doch mittelbar durch die Bereicherung der Privaten das englische Nationalvermögen und das zu allen Unternehmungen disponible Capital unermeßlich vermehrt. Wie das englische Capital auf den Handel in Ostindien zurückwirkte, zeigt am deutlichsten der Baumwollenhandel. Ostindien lieferte an England die rohe Baumwolle, und obgleich in Indien die geschicktesten Weber zu den niedrigsten Arbeitslöhnen zu haben waren, konnten indische Baumwollfabrikate doch mit den im Mutterlande fabrizirten nicht concurriren, weil man in England die Spinnmaschinen*) erfand, und die Inder mußten den Engländern die aus indischer Baumwolle in England gemachten Tücher wieder abkaufen.

---

*) Im Jahre 1767 erfand der Zimmermann Hargraves die spinning Jenny (das spinnende Hannchen) und wenige Jahre später Arkwright eine noch vollkommenere Spinnmaschine.

Clive kehrte 1767 nach England zurück, zwar reich und mit Ruhm bedeckt, doch unglücklich, denn man zog ihn zur Verantwortung und warf ihm viele Gewaltthätigkeiten vor, was ihn sehr ärgerte; zuletzt aber scheinen ihn selbst Gewissensbisse gemartert zu haben, denn er wurde schwermüthig und tödtete sich selbst durch einen Pistolenschuß (1774).

4.

Hyder Ali.

In Ostindien folgte ihm Verelst im Amte, der sogleich mit einem neuen Feinde kämpfen mußte. Es war begreiflich, daß bei dem Verfall der indischen Fürstenhäuser kühne Häuptlinge, die etwas wagten, emporkommen mußten. Ein solcher war Hyder Ali, der Enkel eines gemeinen Fakirs, der sich aber durch seine Tapferkeit zum Beherrscher von Mysore emporschwang und zwischen den Mahratten und Engländern in der Mitte ein nicht unansehnliches Reich gründete. Gegen die letztern trieb ihn der allgemeine Volkshaß. Man stritt über die Grenzen in Karnatik und der Krieg ließ nicht auf sich warten. In der Hoffnung, die Engländer endlich einmal los werden zu können, schlossen sich mehrere vorderindische Fürsten, die bisher vor Clive gezittert hatten, der Nizam Ali und der Nabob Mahomed Ali an den genialen Hyder Ali an, allein sie alle unterlagen in der ersten Schlacht bei Abur der englischen Tactik und Artillerie unter Oberst Smith, 1767. Nun fielen die feigen Bundesgenossen von Hyder Ali ab und schmeichelten sich bei Verelst wieder ein. Hyder aber hielt sich das ganze Jahr 1768 hindurch im kleinen Kriege wacker, und erschien im Anfang des folgenden Jahres so plötzlich in Eil- und Geheimmärschen vor Madras, daß man ihm seine Entfernung durch einen guten Frieden abkaufte.

Zu derselben Zeit verfügte das Parlament eine strenge Aufsicht über die Diener der Compagnie, aber das Schiff, welches die Oberaufseher aus London bringen sollte, kam niemals in Indien an.

Im Jahre 1770 verband ſich Schah Allum mit einigen Mahrattenhäuptlingen, um ſeinen Thron in Delhi wiederzuerobern, was ihm nach dem Tode des dort reſidirenden Rohillahäuptlings auch gelang, 1772. Die Rohillas unter Zabita Chan unterlagen. Nun ſchloß ſich auch der Vezier von Oude an den Kaiſer an, wofür ihm dieſer Allahabad, ſeine bisherige Reſidenz, abtrat, und die Engländer wurden aufgefordert, zur Vertilgung der Rohillas mitzuwirken, zumal da noch einer ihrer Fürſten, Fyzulla Chan, große Schätze beſitzen ſollte. Nun war damals gerade Warren Haſtings engliſcher Gouverneur in Oſtindien geworden, ausgeſtattet mit neuen Vollmachten. Regierung und Parlament erwarteten von ihm, er werde die Ordnung und den Wohlſtand der Compagnie gründlich herſtellen, allein er war der größte Raubvogel, welcher bisher aus England nach Indien gekommen war, und übertraf hierin noch ſeinen Vorgänger Clive. Haſtings alſo ließ ſich nicht lange bitten, engliſche Truppen gegen die Rohillas marſchiren zu laſſen. Oberſt Champion führte dieſelben an und ſchlug die Rohillas in einer blutigen Schlacht bei Babul Mulla, 1774. Hier kam ihr tapferer Häuptling Hafez Rhamet mit ſeinem Sohne um, Fyzulla brachte ſeine Schätze in Sicherheit, mußte aber die Hälfte derſelben hergeben, um den Frieden zu erkaufen, und Oude wurde auf ſeine Koſten vergrößert. Die Macht der Rohilla war gebrochen.

Der Nabob von Karnatik, Mahomed Ali, hatte um dieſe Zeit den kleinen Rajah von Tanjore hart bedrängt, aber die Engländer, die ihm (wie immer für eine ungerechte Sache) beiſtanden, um den Lohn betrogen, indem er raſch mit dem Rajah Frieden machte und Geld von demſelben nahm, 1771. Dennoch halfen die Engländer dem Nabob noch einmal, Tanjore zu erobern, weil der arme Rajah die noch verſprochene Geldſumme nicht aufbringen konnte, und ſicherten ſich diesmal den Lohn, den ihnen der Nabob auszahlen mußte, 1773. Der unſchuldige Rajah wurde gefangen und dem Nabob ausgeliefert, ſein Reich dem Karnatik einverleibt. Dieſer abſcheulichen Ungerechtigkeit gereichten geheime Intriguen, welche der Rajah mit den Holländern angeſponnen hatte, einigermaßen zur Beſchöni-

gung; der Rajah hatte Geld von ihnen geliehen und ihnen den Hafen von Nagore dafür verpfändet. Kaum aber hatten die Holländer denſelben beſetzt, als ſie auch ſchon von den Engländern daraus vertrieben wurden. Holland proteſtirte feierlich, da es ein eben ſo gutes Recht hatte, mit indiſchen Fürſten Verträge abzuſchließen, als England, wagte aber dieſer Sache wegen doch nicht, England den Krieg zu erklären. Das Verfahren von engliſcher Seite gegen Tanjore war denn doch zu ſtark, als daß die Direction der oſtindiſchen Compagnie in England ſelbſt nicht hätte aufſehen ſollen. Sie ſchickte den Lord Pigot mit unumſchränkter Vollmacht, das Recht herzuſtellen und dem Unfug zu ſteuern. Pigot kam und führte feierlich den Rajah in Tanjore wieder ein, 1776. Nur von den Holländern war nicht mehr die Rede. Die Beamten der Compagnie in Indien ließen ſich indeß niemals von Europa aus meiſtern oder wußten die getroffenen Maaßregeln immer wieder zu vereiteln. Die Räthe zu Madras erklärten (nicht ohne Zuthun Warren Haſtings) Pigots Verfahren für ungeſetzlich und ließen ihn verhaften. In England erregte das große Senſation und das Directorium erließ Befehl zu Gunſten Pigots, allein ehe ſie in Indien ankamen, war Pigot ſchon im Gefängniß geſtorben, 1777.

Vor Hyder Ali hatten die Engländer längere Zeit Ruhe, weil er von den Mahratten angegriffen und 1771 faſt ſeines ganzen Reichs beraubt wurde, was ihnen aber wenig nützte, da er die feſten Plätze behauptete und nur lauerte, bis ſie unter einander ſelbſt wieder uneins wurden. Dies geſchah 1774, worauf er geſchwind wieder die ihm geraubten Gebiete beſetzte.

Die Macht der Mahratten war getheilt unter ſechs vorherrſchende Dynaſtien des Baladſchi Rao, Rugadſchi Bosla, Mozari Rao, Holkar, Scindia und der Guikowar. Nach Baladſchi Raos Tode wurde deſſen unmündigen Söhnen der Thron entriſſen durch ſeinen Bruder Nagoba, welcher, als er ſelbſt wieder geſtürzt wurde, die Engländer um Hülfe anrief. Dieſe aber ſtanden nicht an, die ungerechte Sache zu verfechten, da ihnen dafür von Nagoba die Inſel Salſette und andere Diſtricte in der Nähe von Bombay abgetreten

wurden, 1775. Aber Haſtings, eiferſüchtig auf die Präſidentſchaft in Bombay, wollte lange nicht helfen, und als Oberſt Cockburn endlich, weil ſich franzöſiſche Schiffe in den Häfen der Mahratten blicken ließen, mit einer Diviſion gegen Puna vorrückte, wurde er von den Mahratten mit Uebermacht eingeſchloſſen und zu einer Capitulation gezwungen, 1779. Im folgenden Jahre rächte General Goddard dieſe Schmach, indem er ein großes Heer der vereinigten Mahratten bei Surat ſchlug und Scindias Lager eroberte, Capitän Popham aber die ſtarke, für unüberwindlich gehaltene, große Felſenfeſte der Mahratten, Gwallior, mit Sturm nahm. Doch ſchloſſen die Mahratten erſt 1782 Frieden und gelobten, mit Hyder Ali nicht gemeine Sache zu machen.

Im Jahre 1778 brach der Krieg zwiſchen England und Frankreich wieder aus, berührte jedoch Oſtindien nur wenig. Die Franzoſen beſaßen hier nur noch Pondichery und das Fort Mahé, welche von den Engländern ſogleich genommen wurden. Dennoch electriſirte die bloße Hoffnung, Frankreich könne ihnen gegen die verabſcheuten Engländer helfen, die indiſchen Fürſten dermaßen, daß ſich Hyder Ali, die Mahratten und der Nizam Ali verſtändigten und Hyder mit 100,000 Mann vor Madras rückte, 1780. Er konnte dieſe feſte Stadt zwar nicht einnehmen, vernichtete aber eine 5000 Mann ſtarke Diviſion der Engländer unter Oberſt Baillie, die ſich von der Hauptarmee derſelben unter General Munroe hatte abſchneiden laſſen. Nun führte Coote ein Erſatzheer aus Bengalen herbei und lieferte an Munroes Seite dem Hyder Ali eine blutige Schlacht bei Conjeveram, in welcher der letztere angeblich 10,000 Mann verloren haben ſoll. Coote verfolgte ihn und ſchlug ihn noch einmal 1781. Unterdeß eroberten die Engländer die holländiſche Niederlaſſung Negapatam, um Oſtindien ganz allein zu behalten. — So lange thaten die Franzoſen nichts. Plötzlich aber erinnerte man ſich in Paris, wie klug es wäre, die indiſchen Fürſten in ihrem Verzweiflungskampf gegen die Engländer zu unterſtützen, und man beſchloß es zu thun, aber nicht mit ausreichenden Mitteln. Eine franzöſiſche Flotte unter Suffrein mit nur 2000 Mann Landungs-

Frieden, und es waren ja nur noch die Fremden, die den Krieg auf deutschem Boden verlängerten. Aber auch diese Fremden hielten es endlich für räthlich, den Frieden abzuschließen, nachdem sie den Hauptzweck des Krieges erreicht hatten. Die Schweden hatten gesiegt, und so weit es ihre Absicht gewesen, den lutherschen Glauben zu beschützen, hatten sie dieselbe vollkommen erreicht; sofern sie aber auch eigennützig auf Länderraub ausgegangen waren, oder wenigstens für ihre Mühe sich entschädigen lassen wollten, konnte ihnen nach so vielen Siegen irgend eine deutsche Provinz gar nicht entgehn. Die Franzosen hatten ebenfalls gesiegt, und ihre Absicht auf das Elsaß war erreicht. Schweden und Franzosen konnten jetzt einen Frieden diktiren, der ihnen alle Vortheile gewährte, die sie gesucht hatten. Da das ermattete Deutschland nicht länger Krieg führen konnte, und sich in jedes Opfer fügen mußte, hatten jene Mächte keinen Grund weiter, den Krieg fortzusetzen. Es dauerte indeß noch lange genug, bevor die eifersüchtigen Ansprüche aller bei dem Frieden Interessirten ausgeglichen waren, denn die Sieger wollten so viel als möglich gewinnen, die Besiegten so wenig als möglich verlieren. Erst im Jahr 1648 kam man aufs Reine. Von kaiserlicher Seite erwarb sich der Graf Trautmansdorf das Verdienst, die Sache des Kaisers und des Reichs bei den Unterhandlungen so würdig und geschickt zu führen, als es unter so schwierigen Umständen möglich war. Das französische Interesse verfochten die Gesandten d'Avaux und Servien, das schwedische Oxenstierna's Sohn.

Der westphälische Frieden betraf ganz Europa. Zu Münster schlossen ihn zuerst die Spanier mit den Holländern ab. Die Unabhängigkeit der Generalstaaten wurde von Spanien, wie von allen Mächten Europa's

truppen unter dem vielversuchten Bussy segelte nach Ostindien ab, erlitt zwar in der Praja-Bay im Westen Afrikas eine kleine Schlappe durch die englische Flotte, brachte aber die Truppen glücklich nach Indien, so daß sie sich 1782 mit Hyder Alis Heere vereinigen konnten, während Suffrein sich wiederholt an den Küsten mit den englischen Schiffen herumschlug.

Ungeheurer Jubel begrüßte die Franzosen in Indien, und obgleich Hyder Ali im Dezember 1782 starb, setzte sein feuriger Sohn Tippu Saib doch den Kampf gegen die Engländer fort. Die letztern befanden sich zu Madras in einer übeln Lage, und diese Stadt wäre gefallen, wenn Tippu Saib den innern Zustand derselben genauer gekannt hätte. In Calcutta und Bombay stand dagegen die Sache der Engländer weit besser. Durch die Eroberung der starken Feste Gwallior hatten sie die Mahratten eingeschüchtert und Tippu isolirt, dem sie, damit er Madras in Ruhe lasse, eine starke Diversion von Bombay aus machten. Unter General Matthews erstürmten sie die Festungen Onore und Bednore, 1783. In der letztern Stadt wurden sie aber bald nachher, während sie in Ueppigkeit schwelgten, von Tippu Saib überrascht und gefangen. Ein anderes englisches Heer, welches unter General Stuart von Madras ausrückte, wurde von demselben Tippu, der sich rasch darnach umwandte, bei Cuddalore in einer unentschiedenen Schlacht aufgehalten. In der Nacht noch wollten die Franzosen das englische Lager stürmen, was ohne Zweifel gelungen wäre, wenn der alte Bussy aus übertriebener Vorsicht nicht davon abgerathen hätte. Bald darauf kam die Nachricht, Frankreich habe mit England wieder Friede geschlossen, und damit verlor Tippu die europäischen Bundesgenossen. Sie halfen ihm eben die feste Stadt Mungatore belagern, als Bussy sich von ihnen trennen mußte. Die Engländer unter Campbell konnten aber die Stadt nicht halten aus Hunger und capitulirten. Ein englisches Entsatzheer unter Oberst Fullarton erhielt Befehl, alle Eroberungen aufzugeben, weil drei englische Commissäre zu Tippu geschickt wurden, um den Frieden zu unterhandeln. Nachher bekam derselbe Fullarton wieder Befehl, das Eroberte zu behaupten, und über diese Wetterwendig-

keit wurde Tippu ſo böſe, daß er den zu Bednore gefangenen General Matthews mit mehreren Offizieren ermorden und Galgen vor den Thüren der engliſchen Commiſſäre errichten ließ, die für ihr Leben zitterten. Endlich aber wurde der Friede geſchloſſen, und Tippu behielt alle Beſitzungen ſeines Vaters Hyder Ali, 1784.

5.

Warren Haſtings.

Unterdeß trieb der Gouverneur Warren Haſtings in Calcutta eine merkwürdige Privatinduſtrie. Sein Hauptaugenmerk war nämlich das Geld, und indem er die Einnahme der Compagnie zu mehren trachtete, um davon ungeheure Ausgaben zu decken, geſchah es durch ungerechte, ja empörende Mittel, wobei er denn auch nicht verfehlte, ſeinen eigenen Beutel zu füllen. Als man ihn ſpäter anklagte, verarmte er durch den Prozeß und mußte von der Compagnie unterſtützt werden. Dies beweist, daß er die Millionen, die er in Indien raubte, nicht alle mitnahm, ſondern ſie im Dienſte der Compagnie verwendete, deren dringende Geldbedürfniſſe er auch als Grund angab, warum er oft in der Noth gewaltſam habe verfahren und um jeden Preis ſich Geld verſchaffen müſſen. Am meiſten fällt ihm zur Laſt, daß er ſich eines gewiſſen Devi Sing als Agenten bediente, um in den der Compagnie unterworfenen Landſchaften Bengalens die Steuern einzutreiben. Dieſer Unmenſch raubte dem armen Landvolk Vieh, Häuſer und Aecker, um ſie zu Gelde zu machen, nahm Weibern und Mädchen ihre Kleider weg, ließ, die nicht zahlen wollten und noch etwas verborgen zu haben ſchienen, einſperren und martern, die ſchändlichſten Frevel am weiblichen Geſchlecht begehen ꝛc. Alles

das durfte Devi thun als Beamter des Gouverneurs. Haſtings ſelbſt raubte im Großen. Die Engländer waren in den Beſitz Bengalens nur als Vaſallen des Kaiſers und gegen eine jährliche Abgabe gekommen. Da ſich aber Schah Allum der Mahratten bedient hatte, um in Delhi wieder eingeſetzt zu werden, nahm Haſtings das zum Vorwand, ihm den jährlichen Tribut nicht mehr auszuzahlen. Im Jahre 1775 ſtarb Sujah Dowla, Vezier von Oude, der alte Verbündete der Engländer, und hinterließ das Reich ſeinem Sohne Aſof ul Dowla, den Haſtings ſofort wie eine Citrone auspreßte, ihm unter allen möglichen Titeln und Vorwänden immer mehr Geld abfordernd. Zu derſelben Zeit beging Haſtings eine Menge empörender Schändlichkeiten, alles um des Geldes willen. Die Wittwe des Rajah von Burdwan flehte ihn vergebens um Hülfe gegen die ihrem unmündigen Sohne geſetzten Vormünder, denn er ſelbſt hatte ſeinen Antheil an dem Raube, welchen dieſe Vormünder an ihr begingen. Einem hohen Beamten der Compagnie wurde nachgewieſen, er habe die Hälfte ſeines hohen Gehaltes an Haſtings abgegeben, der ihm dafür durch die Finger geſehen habe. Nunconar, ein angeſehener und rechtſchaffener Inder, wies nach, daß Haſtings in Angelegenheiten der Begum, Regentin Wittwe von Nurſchedabad, ſich durch eine große Geldſumme habe beſtechen laſſen, das Recht zu beugen. Dieſe Anklage ärgerte Haſtings ſo, daß er den edlen Nunconar ohne Weiteres ergreifen, fälſchlich anklagen und hängen ließ, 1776. Damals wurde auch erſpäht, wie Haſtings durch dritte Perſonen, die den Namen dazu hergaben, ſich der Pachtungen in 13 bengaliſchen Provinzen bemächtigt hatte. Das Aergſte aber beging er 1782 an der Großmutter und Mutter des Veziers von Oude. Dieſe beiden Begums (Prinzeſſinnen) waren ſehr reich. Haſtings ließ ſie unter dem nichtigſten Vorwande verhaften, nahm den Frauen 6 Millionen Gulden ab und ließ ihre Eunuchen martern, damit ſie ausſagen ſollten, wo noch mehr zu finden wäre. Ja die Frauen ſelbſt ſollten durch Hunger gezwungen werden, zu verrathen, wo ſie noch etwas hätten. Endlich ließ Haſtings ſie wieder frei und nahm die Miene

an, als ſeyen Andere Schuld an ihrer Verhaftung geweſen und er nur ihr großmüthiger Retter. Wegen aller dieſer Schandthaten leitete nach ſeiner Rückkehr nach England 1785 das Parlament einen Prozeß gegen ihn ein, und Burke und Fox ſetzten ihm ſcharf zu, allein er kam, nachdem der Prozeß zehn Jahre lang gedauert hatte, endlich doch mit einem blauen Auge davon, weil er die auf ſo grauſame Weiſe geraubten Gelder doch nicht alle in die Taſche geſteckt, ſondern im Dienſte verwendet hatte, weshalb ſie auch gar nicht mehr aufzutreiben waren, und weil unter ſeinem Gouvernement doch im Ganzen die britiſche Herrſchaft erweitert und befeſtigt worden war.

Unterdeß war bereits 1784 unter dem Miniſterium Pitts eine Indiabill durchgegangen, welche früher ſchon Fox durch eine ähnliche, welche nicht durchging, wenigſtens vorbereitet hatte. Danach wurde dem Directorium der oſtindiſchen Compagnie ein vom König ernannter Rath von ſechs Mitgliedern (board of control) übergeordnet, womit eine neue Periode beſſerer Ordnung für die indiſche Verwaltung begann.

Der neue Gouverneur, Lord Cornwallis, regierte ſeit 1786 in Ruhe, während in Delhi die ſchreckliche Kataſtrophe erfolgte, in die er für gut fand, ſich einſtweilen nicht einzumiſchen. Der unglückliche Schah Allum nämlich, einſt der Bundesgenoſſe und Schützling der Engländer, war von ihnen verlaſſen und preisgegeben worden, ſeitdem er ſich den Mahratten in die Arme geworfen hatte; Scindia aber, der angeſehenſte Mahrattenfürſt, hielt ihn in Delhi in einer Art Gefangenſchaft, indem er ihm nur den Titel und das große und prächtige Schloß der alten Moguls, die Elephanten- und Pferdeſtälle, den zahlreichen Harem und die noch übrigen Schätze ließ, ihm aber die eigentliche Macht und Regierung abnahm. Nun wurde Scindia von dem kriegeriſchen Rajah von Joinapur angegriffen und beſiegt, Delhi dadurch entblößt und Golam Khadir, ein junger Rohillahäuptling, bemeiſterte ſich der Hauptſtadt des indiſchen Reiches, in der Abſicht, ſie zu plündern, 1788. Da er wußte, die Juwelen-

und Goldkisten seyen versteckt, fing er die Sache schlau an, plünderte den Palast und die Stadt noch nicht gleich, stellte sich, als wolle er nur die Familie des Mogul beschützen, und verlangte für diesen Schutz Geld und immer wieder Geld. Nun lebten noch in Delhi zwei Wittwen eines frühern Schah Muhamed, die von Nadir Schah und Abdallah auf deren Eroberungszügen gefangen, aber geschont worden waren und sich noch im Besitz großer Schätze befanden. Diese alten Weiber hatten einen Enkel von niederer Geburt, Sohn einer Tänzerin, Bader, den sie gern statt Allums zum Schah gemacht hätten, und für ihr Geld machte ihn Golam Khadir augenblicklich zum Schah, behielt aber beide Schahs sammt den alten Weibern gefangen und begann sie durch Mißhandlungen und Hunger zu peinigen, damit sie ihm nicht nur alles hergaben, was sie bei sich hatten, sondern auch anzeigten, wo sie noch Kostbarkeiten verborgen hätten. Monate lang wurden sie mit ihren zahlreichen Dienern aufs sinnreichste gequält, die Weiber nackt angebunden und gegeißelt, bis sie gestanden. Zugleich ließ er im Palaste alle Böden aufbrechen, alle Räume wie auch alle Personen bis auf die Haut durchsuchen und alles von Werth wegnehmen. Als er immer noch glaubte, Schah Allum habe noch nicht alles hergegeben, ließ er dessen erwachsene Söhne vor seinen Augen hoch in die Luft heben und auf den harten Boden herabstürzen. Als der Vater bei diesem Anblick jammerte, fiel Golam Khadir selbst über ihn her, warf ihn nieder und stach ihm mit einem Dolche beide Augen aus. Zwei jüngere Söhne Allums verhungerten unterdeß, auch viele Frauen starben diesen Tod und andere stürzten sich von den Mauern herab, um ihr Elend abzukürzen. Die noch übrigen Söhne Allums rief Golam Khadir zu sich und zwang sie vor ihm zu singen, worauf er ihnen höhnisch zurief: „Ich wußte wohl, daß ihr Abkömmlinge von Sängern seyd, denn wenn ihr von Helden abstammtet, ließet ihr euch nicht gefallen, was ich euch befehle.“

Nachdem er Palast und Stadt ausgeplündert hatte, verließ er Delhi, weil die Mahratten sich der Hauptstadt näherten und er mit

ſeinem eigenen Bundesgenoſſen Ismael Bey wegen Theilung der Beute in Händel kam. Die Mahratten unter Rana Chan lieferten ihm am 21. Dezember 1788 eine Schlacht bei Mhirta, in der er unterlag. Auf der Flucht verlor er ſein Pferd, deſſen Sattel mit den koſtbarſten Juwelen angefüllt war. Er ſelbſt wurde gefangen und mit abgeſchnittenen Ohren, Naſe, Händen und Füßen noch lebendig vor Schah Allum gebracht, den die Mahratten von dieſer Zeit an wieder in Delhi beſchützten, ohne ihm die geringſte Macht zu laſſen.

Im folgenden Jahre 1789 ſah ſich Cornwallis genöthigt, den Rajah von Tanjore gegen Tippu Saib zu unterſtützen, der ihn unterjochen wollte, aber mit vieler Vorſicht verfuhr, da Cornwallis ſich mit dem Nizam und den Mahratten gegen ihn verband. Erſt 1790 brachen zwei engliſche Heere gegen Tippu auf, eines von Madras aus unter Medows, das andere von Bombay aus unter Abercrombie. Tippu wandte ſich damals an Frankreich, aber vergebens, weil dort ſchon die Revolution begann. Cornwallis ſelbſt übernahm den Oberbefehl, erſtürmte die Feſtung Bangalore und rückte bis vor Tippus Hauptſtadt Seringapatam, Tippu aber überfiel und ſchlug ihn, bevor Abercrombie herangekommen war, der nun ebenfalls zurückweichen mußte, 1791. Nun wurden auch die Mahratten ſchwierig und wollten nichts mehr für Cornwallis thun, wenn er ihnen nicht Geld gäbe. Da ſah er ſich genöthigt, alles edle Metall von den Chinaſchiffen zu nehmen. Der Krieg beſchränkte ſich ſeitdem auf die Eroberung kleiner Bergfeſtungen, bis 1792 Cornwallis noch einmal Seringapatam erreichte. Ehe er es aber recht belagern konnte, bot ihm Tippu Frieden an. Dieſer wurde nun wirklich abgeſchloſſen und Tippu trat an die Engländer und Mahratten bedeutende Grenzdiſtricte ab. Mill bemerkt in ſeinem Werke über die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien: Tippu Saib habe den Ruhm eines trefflichen Regenten genoſſen, weshalb auch die Einwohner in den Bezirken, die er abtreten mußte, ſich nach ſeiner Regierung zurückgeſehn hätten.

Wir ſchließen hier die intereſſante Geſchichte Oſtindiens, um ſie ſpäter wieder aufzunehmen. Bisheran ſtanden die zwei Thatſachen feſt, erſtens, daß Frankreich und Holland zu ohnmächtig geweſen waren, um die Engländer an ihren großen Eroberungen in Oſtindien zu hindern, und zweitens, daß England ſelbſt auf der einmal betretenen Bahn nicht mehr rückwärts gehen konnte, ſondern in Oſtindien, um das einmal Gewonnene zu behaupten, immer weiter erobern und ſich in unabſehliche Kämpfe verwickeln mußte.

Register zum neunten Bande.

Seite

Aachener Frieden 112
Abdallah . 384. 391
Abyſſinien . . 382
Acadien . . . 338
Adams . . . 347
Adolf Friedrich . 321
Aegypten . . . 178
Afghanen . . . 378
Aiguillon . . . 238
Alberoni . . . 27
Albrecht v. Teſchen 269
d'Alembert . . 71
Alegel 45
Algier 382
d'Alton . . 270 f.
Amalie v. Weimar 306
Ankarſtröm . . 337
Anna, Kaiſerin 39. 51
— v. England 8. 20. 80
Anſon 112
Anspach . . . 201
Anton Ulrich 52. 159
Apraxin . . . 129
Arabien . . . 381
Aranda . . . 232
Arnold 354. 357. 359
365

Seite

Aſtrachan . . . 47
Auguſt II. 33 f. 74
— III. 51. 58. 75
101. 159
— Wilhelm 124. 125

Baden . . 22. 78
Bahrdt . . . 206
Bar, Conföderation von . . 166
Barbareskken . . 282
Barrieretractat 23. 262
Baſedow . . . 209
Batavia . . . 284
Bayern 15. 76. 192
215. 292
Bayriſche Erbfolgekrieg . . 192 f.
Belgrad . . 27. 32
Belliſle . . 100 f.
Bender, Feſtung 38. 41
— Marſchall 169. 272
278
Benedict XIV. . 226
Bengalen . 287. 293
Berlin 92. 128. 141

Seite

Bernſtorf . 315. 317
— der Jüngere 320
Beſtuſchef 54 f. 129. 132
149. 155
Biron 51. 151. 159
Biſchofswerder . 282
Blumauer . . 261
Bonn 305
Boſton . 350. 354
Botanybai . . 374
Botta 65
Bourgoyne . . 359
Brahe und Horn 321
Brandewyne . . 360
Braſilien . . . 223
Braunſchweig . 302
Breslau . . . 130
Broglio . . . 142
Brown 110. 120. 123
Brüder, mähriſche 86
Brühl . 57. 58. 118
Brüſſel . . 296 f.
Bunkershill . . 353
Burke . . 354. 402
Bute 143. 147. 343 f.
Byng 341

Seite

Cagliostro . . 214
Calabrien . . . 259
Calas, Jean . . 71
Calcutta . . . 387
Camisarden . . 23
Canada 353. 359. 393
Carlestown . . 354
Casanova . . . 214
Catinat . . . 6
Cavalier . . 23 f.
Cevennen . . 23 f.
Chatam . . . 346
Cherson . 264. 266
Chetardie, de la 53. 55
Choiseul 135. 175. 229 235 f.
Chotusitz . . . 103
Christian VI. . 315
— VII. . . . 316
Clemens XII. 218. 226
— XIII. . . 230
— XIV. . 234 f.
— von Köln . 79
— Wenzel . . 236
Clerfait . . . 274
Clinton . . 361 f.
Clive . . . 385 f.
Coburg, Herzog von . . 267. 274
Colberg 135. 141. 145
Collin 124
Condé 62
Contades . 134. 137
Cook 373
Cornwallis 363. 403
Corsica . . . 31
Cremona . . . 8
Cüstrin . . . 132
Cumberland 108. 111 122. 125. 128
Czartoryski 58. 160 162 f.
Czernitschef . . 146

Dänemark 39. 315 f.
Dalekarlien . . 331
Damiens . . . 65
Danzig . . . 196
Darmstadt . . 296
Daschkow 151. 155. 265
Daun 123 f. 132 f.
Deisten . . . 70
Delaware . . . 357
Delhi . . 384. 403
Dettingen . . . 105
Diderot . . . 71
Dissidenten 162. 164 f.
Dolgorucki 48. 50. 173
Dresden 133. 135. 139 226
Dubarry . . . 238
Dubois . . 60 f.
Düsseldorf . . 77
Dumouriez . . 175
Dupleix . . 383 f.

Eberhard Ludwig 78
Elisabeth, Kaiserin 35 49 f. 118. 149
— Charlotte . 26
Elliot 368
Emser Congreß . 260
Encyclopädie . . 71
England 80. 334. 378
d'Eon . . 58. 118
Ernst v. Gotha 216. 301
— August . . 20
Erthal . . 304. 306
d'Estaing . . . 361
Esthland . . . 38
Eugen, Prinz 6 f. 27 f.

Ferdinand von Braunschweig 127 f. 134. 137
— der Jüngere 137 139. 142. 144. 146 215. 217. 281. 288 302
Fermor . . . 132
Feßler . . 218. 261
Fink 129
Fleury . . 60 f. 100
Florida . . . 338
Fokschani . . . 174
Forster . . . 305
Fouqué . . . 140
Fox . 354. 371. 402
Franks . . . 85
Franklin 340 f. 353 f.
Franz I. 30. 102. 108 117
Freimaurer . 210 f.
Friedrich d. Große 94 f. 113 f. 161. 171. 187 f. 193 f.
— V. . . . 315
— August . . 291
— Eugen . . 145
— Wilhelm I. 29. 91 f.
— — II. . 280 f.
Fürstenbund . . 196

Gage . . 349. 352
Gellert 143
Genua 110
Georg I. . . . 81
— II. 81. 105. 122
— III. 143. 344. 372
— IV. . . . 372
— v. Darmstadt 9
— v. Holstein 151. 154
Georgien . . 47. 381
St. Germain . 213
Geßner . . . 310
Gibraltar . . 16. 368
Görtz 42. 193. 287
Göthe 307
Göttingen 81. 210. 309
Golam Khadir . 403
Gonda . . . 167
Gordon . . . 366
Gottsched . 75. 198
Großbritannien . 80

Seite

Großmogul . . 384
Guldberg . . . 319
Guſtav III. . 322 f.
— IV. Adolf . 327
Gwallior . . . 399

Haager Concert 40
Hamann . . . 208
Hancock . . . 352
Hannover . 20. 81
Hardenberg . . 301
Heinrich, Prinz 136. 138 172. 175. 281
Heinſe 303
Heinſius . . . 9
Helvetius . . . 72
Heraclius . . . 381
Herder 308
Herrnhuter . . 86
Herſchel . . . 344
Herzberg 271. 275. 281
Heſſen . 79. 295
Hiekel 293
Hochkirch . . . 133
Hochſtädt . . . 14
Hohenfriedeberg . 107
Holland 9. 23. 111. 262 284 f. 367
Holſtein . . . 315
Hontheim . . . 236
Hoxja 260
Howe . . . 352 f.
Hubertsburger Frieden . . . 147
Hurouen . 339. 340
Hyder Ali . 396 f.

Jakob II. . . 8
— III. . . . 8
Janſeniſten . . 25
Jefferſon . . . 355
Jeſuiten 25. 223. 224 f.
Iffland . . . 311
Illuminaten . . 215
Indianer . . . 362
Joſeph I. . . 9. 16 f.
— II. 171. 193. 234 237 f.
— Clemens . 4
Irland 342
Irokeſen . 342. 362
Juden 251
Juliane . . . 319
Juniusbriefe . . 348
Iwan . . . 53. 158

Kainardſche . . 178
Kalmucken . . 179
Kant 204
Karaſebes . . 267
Karl II. v. Spanien 1 f.
— III. . 231. 342
— VI., Kaiſer 2. 16 19. 27 f.
— XII. v. Schweden . . . 31 f.
— Albrecht . 97 f.
— Alexander 27. 78
— von Braunſchweig . . . 302
— Eduard . . 110
— Emanuel 30. 109
— Leopold 42. 44
— v. Lothringen 103 f. 128 f.
— von Sachſen 159
— von Südermannland 322. 332 f.
— Theodor 192. 215 292
— v. Württemberg 79. 139. 297
— v. Zweibrücken 293 294
Karlsruhe . . 78
Karoline Mathilde 316 f.
— von Neapel 236
Karteffeln 186. 189
Kaſan 181
Katharina I. 38. 44. 48
— II. 55 f. 146. 149 f. 159. 195. 245. 268 327. 367
Kaunitz 109. 116. 172 242. 244. 255. 257 f.
Khevenhüller . . 103
Kleiſt, Ewald von 138
Klopſtock . . . 209
Knigge . 207. 216
Köln 305
Königsegg . . 32
Koſaken 37. 179 f.
Kosciuszko . . 359
Kotzebue . . . 310
Kraſinski . . 168 f.
Krim 51. 167. 177 185. 264 f.
Kronſtadt . . . 335
Kunnersdorf . . 138
Kurland 39. 51. 149 157
Kutuſow . . . 275

Labourdonaye . 383
Lafayette . . . 358
Lahore 392
Lally Tolendal . 388
Landau 9
Landon 181 f. 172. 267
Law 61
Lawrence . . . 385
Lee . 353. 357. 361
Leipzig . . . 75
Leopold I. . . 1
— II. 254. 273 f.
— von Deſſau 17
Lexington . . . 352
Leſſing 205
Leſtocq . . 52 f.
Leuthen . . . 130
Lichtenau . . . 281
Liegnitz . . . 141
Lippe 342
Liſſabon . . . 224

anerkannt, damit ward aber zugleich das schöne Holland vom Reich abgelöst, wie die Schweiz. Das Reich verlor dadurch nicht nur die reichste Provinz des burgundischen Kreises, sondern auch die Mündungen des Rheins, und seitdem war es um die freie Rheinschiffahrt und um den blühenden Handel der rheinischen Städte gethan.

Zu Münster schloß auch das Reich mit Frankreich ab. Man mußte den Franzosen die Herrschaft über Metz, Toul und Verdun feierlich bestätigen, und ihnen zugleich ganz Elsaß einräumen, mit Ausnahme Straßburgs, der Reichsstädte und der Reichsritterschaft in diesem Lande. Dagegen erhielten die Franzosen noch die Festung Philippsburg, den Schlüssel zu Oberdeutschland. Dadurch wurde nicht nur wiederum eins der schönsten Grenzländer vom Reich abgerissen, sondern auch den Franzosen das Thor zu Deutschland offen gelassen. Fortan hatten die kleinen Fürsten Süddeutschlands keine Schutzwehr mehr gegen Frankreich, und kamen dem zu folge ganz unter französischen Einfluß.

Der Frieden mit den Schweden wurde zu Osnabrück abgeschlossen. Man mußte den Schweden die Bisthümer Bremen und Werden, die Stadt Wismar in Mecklenburg, die Insel Rügen, Stralsund, ganz Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern, also alle wichtigen Punkte an der Ost- und Nordsee einräumen.

So wurde das heilige deutsche Reich zerrissen, und ein Stück nach dem andern den Feinden zur Beute hingeworfen. Was übrig blieb hielt in den alten Formen nur noch kümmerlich als ein Ganzes zusammen, um beim nächsten Sturm vollends auseinander zu fallen. Man ließ zwar das alte Reich bestehn, aber die größern Fürsten theilten sich dergestalt in die Macht, daß jeder für

Seite

Livland . . . 38
Locke 70
Loewen . . . 269
London . . . 366
Lothringen . . 30
Louisiana . . . 339
Ludwig XIV. 1 f. 25
— XV. 26. 44. 60 f. 100. 109. 238
— XVI. 235. 244
— von Baden 9 f.
Lüttich 278
Lynar 53

Madras . 383. 399
Mahomed V. . 109
Mahratten 384. 389
Mailand . . . 23
Maintenon . . 45
Mainz 304
Malplaquet . . 19
Maria Thereſia 29. 97 f. 101 f. 115 f. 175 193. 242
— Antoinette . 235
— v. Portugal 225
— v. Würtemberg 184
Marienburg . . 198
Markow . . . 339
Marlborough . 9 f.
Marokko . . . 338
Mazeppa . . . 37
Maximilian von Köln . . . 305
— Emanuel von Bayern . 2 f. 76
— Joſeph. 107. 292
— v. Zweibrücken 294 297
Mechitariſten . . 248
Mecklenburg 42. 122 135. 303
Menzikof . . 48 f.
Merſch, van der 271 f.
Methodiſten . . 88
Methuenvertrag . 15
Mettrie, de la . 72
Michelſon . . 181
Migazzi . 233. 255
Minorka . . . 341
Mir Jaffier . 388 f.
Mir Kaſſim . 391 f.
Mirabeau . . . 283
Modena . . . 236
Möllendorf . . 194
Möſer 208
Mollwitz . . . 99
Montenegro . . 168
Montesquieu . 72
Moriz v. Sachſen 108
Moſer 297
Müller, Joh. . 305
München . . . 293
Münnich 50 f. 151. 153
Münſter . . . 306
Mützen u. Hüte 52. 321
Myſore 396

Nadir Schah . 379
Narva 34
Neapel 23. 30. 109 227. 232
Negerſklaven . . 377
Neipperg . 32. 99
Neologen . . . 202
Neuenburg . . 23
Neu-Holland . . 374
New-York . . . 356
Nicolai . . . 205
Niederlande 23. 108 202. 209. 276 f.
Noot, van der 269 f.
Nordamerika 338 f.
North 348
Nymphenburg . 100

Oczakow . . . 266
Oldenburg . . 315
Olmütz . . . 131
Orlow 150 f. 170. 177 180. 182
Oſtermann . 50 f.
Oſtfriesland . . 106
Oſtindien . . 383 f.
Oude 394
Oudenarde . . 19

Paine 350
Panin . . 151. 154
Paraguay . . . 223
Parlament, franzöſiſches 229. 239
Patkul 36
Patna 390
Paul I. . 57. 184
— Jones . . 364
Perſien . 47. 378
Peter der Große 34 f.
— II. . . . 49
— III. 54. 145. 150 159
Petersburg 35. 335
Pfalz 77
Philipp V. 3 f. 222
— von Orleans 26 28 f. 60 f.
Philoſophie . . 201
Phyſiokraten . . 188
Pietismus . . 84
Pigot 398
Pirmaſens . . 296
Pirna 119
Piſtoja . . . 254
Pitt 122. 128. 346
—, der Jüngere 270 f.
Pius VI. 242. 249 255 f.
Polen 34. 51. 58. 160. 272
Pombal . . . 224
Pompadour 63. 118. 229
Pondichery . . 383
Poniatowski 149. 160 162

Seite
Port Royal . . 25
Portugal 15. 223. 343
Potemkin 184 f. 264 f.
Potocki 58. 162. 166
Prag 101. 104. 123
Preußen 91 f. 280 f.
Pugatſchef . 181 f.
Pulawski 166. 168 f. 175
Pultawa . . . 37

Quebec . . . 341
Quesnay . . . 188

Radzivil 160. 162 f.
Ragoczy . . . 12
Raſumowski 328. 329
Rationalismus . 203
Reichenbach . . 275
Repnin . . 162 f.
Ricci 230. 232. 241
Richardſon . . 82
Richelieu . . 126 f.
Rochambeau . . 365
Rodney . 364. 367
Rohillas . 384. 397
Rockingham 346. 370
Rom . . 226. 259
Roßbach . . . 127
Romanzow . 178 f.
Rouſſeau . . . 72
Rudbeck . . . 324
Rumford . . . 293
Rußland 34. 44 f. 149 f.
Rutowski . . . 119

Sachſen 74. 119. 291
Salzburger Emigranten . . . 93
Salzmann . . 209
Sanction, pragmatiſche . . . 29
Sansſouci . . 197
Saporoger . . 167
Saratoga . . . 360
Sardinien 28. 109
Savoyen 5. 28. 30
Schaffgotſche . . 130
Schah Allum 390. 395 397. 403
Schiller . 300. 308
Schleſien 99 f. 136
Schlözer . . . 216
Schmettau 32. 133. 135 138
Schneider, Eulog. 306
Schönfeld . . . 276
Schottland . . 110
Schröder . . . 218
Schubarth . . 300
Schweden 33 f. 52. 54 129. 321
Schweidnitz 129. 144. 146
Schweiz . . . 83
Schwerin . . 99. 123
Seckendorf 31. 105. 136
Seidlitz 124. 127. 133
Selim III. . . 286
Sepoys . . . 385
Seume . . . 295
Sibirien . . . 180
Sicilien . . 24. 28
Sickingen . . . 305
Sidney Smith . 336
Sikhs 391
Slaberndorf . . 163
Smith, Adam . 373
Soltikow . . 57. 137
Soltyk 164
Soubiſe . . . 127
Spanien 1. 5. 15. 19 21. 22. 111. 222. 231 342. 364. 370
Spener . . . 84
Squillace . . . 231
Stahremberg . . 8.
Stanislaus Leszinski 30. 35. 51. 62
— Poniatowski 58 61 f. 140. 162 f.
Stenbok . . . 40
Stralſund . . 42
Struenſee . . 316 f.
Süß, Jude . . 79
Sumter . . . 363
Suraja . . . 387
Suwarow 175 178 264 f. 275
Swedenborg . . 90

Tamaſp . . . 379
Tanucci 231. 232. 234
Tauenzien . . 140
Teſchen . . . 194
Thomſon . . . 82
Thorn 44
Thugut . . 194 f.
Tippo Saib 400 f.
Tirol . . 10. 250
Toleranzedict . . 251
Torgau . . . 142
Toscana 28. 30. 234
Tottleben 141. 145
Trautmannsdorf 270
Trenk 144
Trier . . 236. 306
Tſchesme . . . 170
Tſchitſchakof . 333 f.
Türken 27. 31. 38. 167 f. 185. 263 f. 274. 378 381
Turin 17

Ungarn 12. 101. 253 260. 272
Usbeken . . . 381
Utrecht 21

Vanſittart 390. 393
Vendome . . . 8
Venedig . . . 27
Vergennes . . 323
Vereinigte Staaten 355
Verſailler Frieden 370

	Seite
Victor Amadeus	5. 12 17. 21. 30
Villars	4. 10. 18
Villeroi	7
Voltaire	56. 69. 113
Vonk	271
Voß	209
Wallis	32
Warren Hastings	397
Washington	339. 353 f. 375
Wechabiten	381
Weimar	506
Weißhaupt	215
Weißmann	178
Wereiä	336
Wesley	88
Westpreußen	189
Whitefield	88
Wieland	307
Wilberforce	377
Wilhelm III.	8
— IV.	285
— V.	285
— Friso	9. 19
Wilhelmine von Holland	271. 285
Wilkes	344. 348
Winkelmann	226
Wöllner	282
Wolfe	341
Woronzow	57. 153
Würtemberg	78. 145. 297
Würzburg	306
Wurmser	194
Yankee	349
Ziethen	131. 142
Zinzendorf	86
Zorndorf	133

Allgemeine Weltgeschichte.

Zehnter Band.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Allgemeine Weltgeſchichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG.
53 - 5533
D 20.10.67

Inhalt des zehnten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Ludwig XVI. 1

Die Verſchwendungen. S. 1. Marie Antoinette. S. 6. Die Corruption. S. 12. Das Parlament. S. 18.

Zweites Buch. Anfang der franzöſiſchen Revolution . . 25

Die Nationalverſammlung. S. 25. Die Baſtille. S. 31. Lafayette. S. 39. Der 5. October. S. 46. Die Jakobiner. S. 54. Die Flucht nach Varennes. S. 61.

Drittes Buch. Umſturz des franzöſiſchen Throns 68

Die Conſtitution von 1791. S. 68. Dumouriez. S. 73. Der 10. Auguſt. S. 81. Die Septembermorde. S. 88. Siege der Republik. S. 95. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. S. 100.

Viertes Buch. Schreckenszeit des Convents 108

Der Convent. S. 108. Die Gironde. S. 113. Das Aufgebot in Maſſe. S. 119. Die Vendée. S. 124. Lyon und Toulon. S. 130. Die Verfaſſung von 1793. S. 138. Das Revolutionstribunal. S. 144. Abſchaffung des Chriſtenthums. S. 148.

Fünftes Buch. Robespierres Sturz 155

Robespierre. S. 155. Pichegru. S. 162. Die Guillotine in Permanenz. S. 167. Der 9. Thermidor. S. 175. Die goldene Jugend. S. 181. Die bataviſche Republik. S. 189. Das Directorium. S. 195.

Sechstes Buch. Das Trauerſpiel in Polen 201

Engliſche Argliſt. S. 201. Ruſſiſche Argliſt. S. 205. Kosciuszko. S. 210. Die nordiſche Semiramis. S. 216. Paul I. S. 221.

Seite

Siebentes Buch. Bonapartes italieniſcher Feldzug 225

Bonaparte. S. 225. Erzherzog Karl. S. 234. Der Kampf um Mantua. S. 241. Venedigs Untergang. S. 248. Der 18. Fructidor. S. 253.

Achtes Buch. Raubſyſtem des Directoriums 259

Raſtadt. S. 259. Die helvetiſche Republik. S. 266. Der Raſtadter Geſandtenmord. S. 274. Italiens Mißhandlung. S. 282. Suwarow. S. 295.

Neuntes Buch. Bonapartes Rückkehr 308

Die ägyptiſche Expedition. S. 308. Bonaparte in Kairo. S. 313. Bonaparte in Syrien. S. 320. Kleber. S. 324. Der 18. Brumaire. S. 329. Der erſte Conſul. S. 338.

Zehntes Buch. Das Conſulat 345

Marengo. S. 345. Das Concordat. S. 353. Die Ermordung des Kaiſer Paul. S. 358. Frankreichs Umgriffe im Frieden. S. 364. St. Domingo. S. 372. Das Lager von Boulogne. S. 380. Der Herzog von Enghien. S. 389. Das franzöſiſche Kaiſerthum. S. 394.

Elftes Buch. Untergang des deutſchen Reichs. 406

Ulm. S. 406. Auſterlitz. S. 412. Der Rheinbund. S. 421. Der Despotismus der Rheinbundfürſten. S. 427.

Zwölftes Buch. Preußens Schmach und Verkleinerung . . 435

Jena. S. 435. Napoleon in Berlin. S. 443. Die preußiſchen Feſtungen. S. 452. Der Tilſiter Frieden. S. 458.

Erſtes Buch.

Ludwig XVI.

1.

Die Verſchwendungen.

Die ſchmachvolle Maitreſſenherrſchaft in Frankreich ging mit dem Ableben Ludwigs XV. zu Ende. Sobald er dem Tode nahe ſchien, blieb der Palaſt der Gräfin Dubarry verlaſſen und als er am 10. Mai 1774 ſtarb, wanderte die allgefeierte Maitreſſe in ein Kloſter, erhielt aber nach einiger Zeit ihre Freiheit wieder.

Des Königs einziger Sohn Ludwig war ſchon 1764 geſtorben, und die Krone kam auf deſſen zwanzigjährigen Sohn Ludwig XVI., welcher ſittenrein, gewiſſenhaft und nicht ohne Kenntniſſe, aber etwas trägen Geiſtes war. Er liebte die Schloſſerarbeit und bekam davon grobe Hände, die zu ſeinem etwas plumpen Geſicht paßten. Er wäre ein rechtſchaffener und glücklicher Handwerker geworden, das Verhängniß machte aus ihm einen unglücklichen König. Die Staatskunſt hatte ihn, da er erſt ſechszehn Jahre alt war, 1770 mit der Tochter Maria Thereſias, der erſt fünfzehnjährigen Maria Antonia (ſeitdem Antoinette genannt) unter Vermittlung von Choiſeul und Kaunitz vermählt. Aber eine ſtarke Partei in Frankreich, welche

ſich faſt völlig ſelbſtändig wurde, und die Oberherrlichkeit des Kaiſers und mit ihr die Einheit des Reichskörpers zu einem Schatten herabſank. Wie hätten auch Brandenburg und Sachſen, als Häupter der Proteſtanten, ſich dem Machtgebot eines katholiſchen Kaiſers unterwerfen ſollen, zumal da ſie an Ländern ſo bedeutend gewonnen hatten? Die Reformation, und noch mehr die Politik, zerriſſen das Band, das die Glieder des Reichs mit ihrem Haupt zuſammenhielt. Jeder Fürſt ſuchte nur für ſich ſo unabhängig und mächtig als möglich zu werden, ob auch die Nachbarn, das ganze übrige Deutſchland darüber zu Grunde ginge. Jedes Reichsglied erhielt die Freiheit, Krieg zu führen, Frieden und Bündniſſe zu ſchließen, mit wem er wolle, nur nicht gegen das Reich. Jeder Fürſt erhielt auch nach unten beinah unumſchränkte Gewalt, und der Kaiſer behielt ſich nur unbedeutende Rechte vor, ſo genannte Reſervaten. Nur noch die kleinen Fürſten, Grafen, Ritter und Städte blieben im Intereſſe des Kaiſers, damit er ſie gegen die um ſich greifende Gewalt der großen Fürſten beſchütze. Doch warfen auch ſie ſich bald lieber den Franzoſen in die Arme, da die meiſten der kleinen Reichsglieder den Weſten Deutſchlands erfüllten.

Die Religionspartheien wurden auf völlig gleichen Fuß geſtellt, da es ſich in dem langen Kampfe hinlänglich ausgewieſen hatte, daß ſie einander an Macht gleich kamen, und da man ſich allmählich beſänftigt hatte. Das Reichskammergericht wurde zu gleichen Theilen von Katholiken und Proteſtanten beſetzt. Um auch die Churſtimmen auszugleichen, wurde die rheiniſche Pfalz mit der Churwürde ihren rechtmäßigen Beſitzern wieder eingeräumt, doch behielt auch Baiern ſeine Chur, und überdem die Oberpfalz. Bald darauf erhielt auch Braunſchweig eine proteſtantiſche Churſtimme. Alle Kirchen-

das Bündniß mit Oesterreich für unnatürlich hielt, übte damals schon Einfluß auf den dem lüderlichen Hofe seines Großvaters fern stehenden Dauphin, und vorzüglich seines Vaters Schwestern, unter denen Madame Adelaide hervorragte, waren seiner Verheirathung mit der Oesterreicherin entgegen. Da nun der Dauphin ohnehin noch zu jung war, um die Ehe zu vollziehen, empfing er seine kaiserliche Braut mit Widerwillen und beobachtete nur aus Rücksicht auf den König den äußeren Anstand, ohne daß irgend eine vertrauliche und herzliche Annäherung zwischen den jungen Gatten stattfand. Ihre Hochzeit wurde mit ungeheurer Verschwendung gefeiert, aber man sah es gleich als ein böses Vorzeichen an, daß aus Anlaß eines prächtigen Feuerwerks, welches man Abends dem Brautpaar zu Ehren abbrannte, ein schreckliches Volksgedränge entstand, in welchem Wagen sammt den Rossen umgeworfen und 137 Menschen erdrückt und zertreten wurden.

Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, war er noch zu jung und unerfahren, um selbst regieren zu können, hatte jedoch den besten Willen. Seine Tante Adelaide, bestimmte ihn, dem durch seine Abneigung gegen Oesterreich bekannten Kanzler Maurepas das Staatsruder anzuvertrauen. Die junge Königin hatte vergebens auf Choiseul gehofft*). Sie wurde nun vom König fern gehalten und vergnügte sich allein in den schönen Gärten von Marly mit unschuldigen Zerstreuungen, ländlichen Spaziergängen und Putz. Das war nun eine unerhörte Neuerung, denn früher waren die Königinnen von Frankreich nie zu Fuß gegangen, sondern immer nur gefahren, hatten sich nie im Negligé, sondern nur im vollen Staat gezeigt und waren durch eine lange Abstufung von Hofchargen vom Volk getrennt gewesen. Dem Volke gefiel die Freundlichkeit der Königin. Sie machte sich beliebt, als sie einmal einen durch einen Hirsch verwundeten Bauer mit dessen Frau und Tochter in ihren Wagen aufnahm. Aber man wollte nicht dulden, daß sie dem Volke gefalle.

*) Madame Adelaide hatte dem König den Verdacht beigebracht, sein Vater und seine Mutter seyen durch Choiseul mit Gift aus der Welt geschafft worden.

Als sie einmal einen Spaziergang nach dem hochgelegenen Theile der Gärten von Marly mit Wissen des Königs veranstaltet hatte, um die Sonne aufgehen zu sehen, verbreiteten die Höflinge eine Satire le lever de l'Aurore, worin diesem nächtlichen Gange der schändlichste Zweck unterlegt und die Sitten der harmlosen jungen Königin verleumdet wurden. Die Lästerungen mehrten sich, als Marie Antoinette das Schloß und die Gärten von Trianon zum Geschenk bekam, welche sie nach ihrer Phantasie noch mehr verschönerte und wo sie in ländlicher Einsamkeit mit ihrer einzigen Freundin, der schönen blassen Prinzessin von Lamballe, sich die Langeweile so heiter als möglich vertrieb.

Der König betrieb gleich nach seinem Regierungsantritt mit ängstlicher Sorge Reformen im Staatshaushalt und in der Armee im Geiste Friedrichs des Großen, aber er besaß nicht Einsicht genug, um überall das Richtige zu treffen, und nicht Kraft genug, es folgerecht durchzuführen. Der Anfang versprach viel. Er entfernte den Finanzminister, Abbé Terray, der zur Zeit der Dubarry das Staatseinkommen aufs lüderlichste verschleudert, Stellen verkauft, Stiftungen und öffentliche Cassen angegriffen, schlechtes Papier dafür gegeben und im Getreidehandel schändlichen Wucher getrieben hatte, daher auch dem Volke so verhaßt war, daß ihn dasselbe im Bilde verbrannte. An seine Stelle trat Turgot, der, vom physiokratischen Princip ausgehend, den Boden Frankreichs ertragsfähiger machen wollte durch Aufhebung der Frohnden und bäuerlichen Lasten, der die Steuern gleichmäßig vertheilen, die Arbeitskräfte des Landes durch Aufhebung vieler Klöster, sowie vieler Feiertage vermehren wollte. Ein anderer neuer Minister, Malesherbes, schaffte die Folter ab, gab den Protestanten neue Rechte, verbesserte den Unterricht, befreite die Gewerbe von vielerlei altem Zwange ꝛc. Ein dritter neuer Minister, St. Germain, reorganisirte die französische Armee auf preußischen Fuß, konnte jedoch die Prügelstrafe nicht durchsetzen, weil das französische Ehrgefühl sie nicht duldete.*) Von besonderer Wichtigkeit

*) Ein Offizier, der zum erstenmal die Prügelstrafe anordnen mußte, stieß

erſchien, daß Ludwig XVI. ſchon im Nov. 1774 die alten Parlamente wieder herſtellte. Allein dieſelben Parlamente zeigten ſich bald als Gegner Turgots. Ihre alte ariſtokratiſche Körperſchaft fand keinen Geſchmack an einer Miniſterwillkür, die das unterſte zu oberſt kehrte. Die Höflinge kamen in Wuth, weil Turgot den Verſchwendungen entgegentrat. Zugleich wandten Adel und Klerus alle Mittel an, ihre Steuerfreiheit gegen Turgots Reformen zu behaupten, und neue Feinde bekam der Miniſter an den Wucherern, als er den Getreidehandel freigab. Obgleich gerade durch ſein Verfahren dem Getreidemangel abgeholfen war, veranſtalteten doch ſeine Feinde einen künſtlichen Auflauf des Pöbels in Paris und einen Sturm gegen die Bäckerläden aus angeblicher Hungersnoth in Folge des neuen Geſetzes (am 3. Mai 1777). Der ſchwache König ließ ſich nun wirklich überreden, Turgot gehe zu weit, und gab dieſem wohlwollenden Miniſter, ſowie auch Malesherbes den Abſchied. Er äußerte klagend: „Turgot und ich meinten es allein gut mit dem Volke," aber er hatte nicht den Muth, Turgot zu behalten. Sein Eifer für Reformen war erlahmt, und wie im Schlaf ließ er ſich zehn Jahre lang alles gefallen, was ihm die Höflinge eingaben. Das waren die ſtillen, ſchwülen Jahre, in denen die Revolution ausgebrütet wurde.

Zwar nöthigte den König die Finanznoth, ſchon 1779 zu einem angeſehenen Bankier, Necker, einem proteſtantiſchen Genfer,*) ſeine Zuflucht zu nehmen und denſelben zum Chef des Finanzdepartements zu ernennen, und dieſer ſchlaue und eitle Mann, der ſich in Maurepas Gunſt nur durch gehäſſige Ausfälle gegen den edlen Turgot eingeſchmeichelt hatte, nahm eine ſorgloſe Miene an, als ſey einem geſcheidten Kaufmann nichts unmöglich und als werde er die fran-

ſich den Degen in den Leib, da er weder ungehorſam, noch auch ehrlos handeln wollte. Nach Mounier. Auch Schubart in ſeiner ſchwäbiſchen Chronik rühmte die Feſtigkeit, mit welcher die franzöſiſche Armee in dieſer Frage ſich benahm. Die Unteroffiziere ließen ſich lieber degradiren, ehe ſie den Stock gebraucht hätten.

*) Deſſen Großvater aus Magdeburg als kleiner Krämer nach Genf gekommen war.

zösische Regierung von ihren nach und nach aufgehäuften Schulden befreien können, ohne daß Hof und Adel ihren Luxus aufgeben müßten. Am Ende aber mußte doch auch er, wie Turgot, mit der unangenehmen Wahrheit herausrücken, daß ohne Sparsamkeit von oben und ohne Besteuerung des reichen Adels den Finanzen nicht aufzuhelfen sey. Das wollte man nicht hören und nahm, daß Necker die Anmaßung hatte, förmlicher Staatsminister werden und seine Frau bei Hofe einführen zu wollen, was er als Protestant und Bürgerlicher nicht konnte, zum erwünschten Vorwande, um ihn fortzuschicken, 1781. Der König hatte noch einen besondern Grund, ihn zu verwerfen; Necker hatte ihm nämlich über den damals erkrankten Kanzler Maurepas eine Unwahrheit gesagt. Das Volk spendete Necker große Theilnahme. Durch seinen gedruckten compte rendu, worin er zum erstenmale Einnahmen und Ausgaben des Staates verglich, warf er ein überraschendes Licht in das Dunkel des Staatshaushalts. Die nachfolgenden Finanzminister Joly de Fleury und Ormesson, die sich jeder nur einige Monate lang behaupten konnten, dienten Necker zur Folie.

Damals gelang es der Königin, das Herz ihres Gemahls zu erobern. Ihre vollkommen aufgeblühte Schönheit und die Liebenswürdigkeit ihres Benehmens machte zum erstenmal Eindruck auf sein Herz und der königliche Schlossermeister, der sie bisher nie berührt, sondern mit seinen alten Tanten und jungen Brüdern über sie raisonnirt hatte, wurde plötzlich in sie verliebt und blieb es. Nun gewann sie auf seinen schwachen Geist Einfluß, allein sie fuhr fort, sich lediglich dem Privatvergnügen, heiterer Gesellschaft, ländlichen Freuden und einem Liebhabertheater zu widmen und einer neuen Freundin, der Gräfin Gabriele von Polignac, die sie in einen engern Kreis von Verwandten und Hausfreunden bannte. Die Polignacs kamen nicht zur Königin, sondern die Königin zu den Polignacs. Das war unerhört, gegen alle Etikette und Würde einer Königin und wurde ihr um so mehr verübelt, als sie nicht auch zu andern Damen kam. Der alte Maurepas starb und der König ließ sich nun ganz von der Königin unter dem Einfluß der Polignacs leiten.

So kam Herr von Calonne ins Finanzministerium, ein Mann, der es verstand, den guten König mit der neuen und überraschenden Ansicht zu trösten, es stünde durchaus nicht so schlecht um die Finanzen, als man glaube, und die bisherige Verschwendung, weit entfernt ein Unglück zu seyn, bringe vielmehr Geld unter das Volk und fördere den Wohlstand. Zur Bestätigung dessen, was er sagte, schüttete er Geld in Fülle aus, kaufte der Königin das schöne St. Cloud, dem König Rambouillet als neue Sommerresidenz, gab den Prinzen und Höflingen alles, was sie wollten, und spielte den unerschöpflichen Crösus, natürlich alles mittelst ungeheurer Anleihen, die den Credit vollends erschöpften.

Um sich von der Verschwendung Calonnes einen Begriff zu machen, muß man das „rothe Buch" lesen, in dem alle geheimen Ausgaben eingetragen waren. Dem lüderlichen Grafen von Artois, sowie allen Günstlingen des Hofes wurden fabelhafte Summen geschenkt, zur Deckung ihrer Schulden und zur Befriedigung von Ausschweifungen. Die Verwendung der Polignacs und anderer, von der Königin oder den Ministern protegirter Personen, reichte hin, jedem, der den Canal zu benutzen verstand, Gratifikationen zuzuwenden. So bekamen die Brüder Lameth, die später eine dem König sehr feindliche Rolle in der Revolution spielten, 60,000 Livres zum Behuf ihrer Erziehung.

Das größte Uebel war die Erblichkeit der Begünstigungen. Der Adel hatte neben seinen Gütern noch zahllose Hof- und Staatsstellen, Sinecuren und Gratifikationen zu seinem Monopol gemacht, Gnadengeschenke, die nur für einmal bewilligt waren, in fortdauernde Besoldungen verwandelt.

2.

Marie Antoinette.

In dieser letzten Blüthezeit der Verschwendung lebte die Königin Marie Antoinette, beglückt durch die Liebe ihres Gemahls, harmlos

und vergnügt im Kreiſe der Polignacs und nahm wenigſtens den Schein an, als helfe ſie zu den Verſchwendungen, weil ſie das Beiſpiel eines übertriebenen Putzes gab. Von ihrem Boudoir gingen die affreuſen Damentrachten aus, welche uns noch auf Bildern jener Zeit in Erſtaunen ſetzen. Eine Demoiſelle Bertin war die erfinderiſche Künſtlerin, welche dieſe Moden in ewigem Wechſel ausheckte,*) als ſymboliſchen Ausdruck der Unnatur, die in jener ganzen Zeit und in ihrer Bildung lag. Und doch waren nicht einmal die Fabrikanten der Modezeuge zufrieden, denn Marie Antoinette verſchmähte die ſteifen Reifröcke von Damaſt, Goldbrokat und beblümter Seide, welche früher Mode geweſen waren, bei Hofe faſt täglich gewechſelt

*) In de Goncourts Leben Marie Antoinettes, deutſch von Schmidt-Weißenfels, leſen wir S. 72: „Die franzöſiſchen Frauen hatten ſich in jenen Jahren einer beiſpielloſen Cultur der Haartrachten hingegeben, die ſo allgemein war, daß eine Beſtimmung vom 18. Auguſt 1777 den Barbieren und Friſeuren nicht weniger als ſechshundert Frauencoiffüren erklärte. Was die Phantaſie nur erſinnen konnte, um dem Haupt einer Modedame eine abſonderliche Geſtalt zu verleihen, war geſchehen, und eine Tracht ſollte immer die andere überbieten; es gab eine „Stachelſchweintracht“; eine, genannt „Liebeswiege“, einen „Flohpouf“, eine „engliſche Mütze“, einen „liegenden Hund“, eine „Cirkaſſierin“, „baignantes à la frivolité“ und „bonnet à la candeur“, eine „Liebesflamme“ und ein „Füllhorn“. Auch die Farben der Bänder hatten ihre Bezeichnungen und es gab welche, die man „unterdrückte Seufzer“ und „bittere Klagen“ nannte. Die Königin machte dieſe Mode mit; als ſie ſich aber einmal in einer hübſchen Haartracht in Form eines Pfauenſchweifes den Pariſern gezeigt hatte, erſchienen Carrikaturen und man ſprach darüber, daß ſie noch über das Aeußerſte hinausgehe. Die Satire, welche der Mode ſo viele Lächerlichkeiten abzugewinnen weiß, ergoß ſich mitleidslos über die Friſur der Königin bei einem Pferderennen, über die „allegoriſchen Hauben“, welche ihr Beaulard machte, und über die Morgencoiffüre, die ganz Paris unter dem Namen „Lever der Königin“ kannte. Man hielt ihren Wunſch und ihre Kunſt zu gefallen noch lange nicht genug dadurch beſtraft, daß Ludwig XVI. Carlin mit der Verſpottung der Coiffüren der Königin beauftragte, daß Maria Thereſia ihr ihr Portrait kränkend zurückſchickte, und daß ihr Bruder Joſeph in etwas derber Weiſe ſich über ihre Schminke und ihren Federputz äußerte, — als die Mode ſich nach der Königin richtete und einmal eine beliebte Haartracht nach ihr benannt wurde, ward Marie Antoinette allen Ernſtes daraus ein Verbrechen gemacht.“

wurden und ſich über ganz Europa ausgebreitet hatten, ſo daß die Lyoner Seidenfabrikanten dafür eine zu 100 Mill. Livres berechnete jährliche Einnahme genoſſen. Um leichter und bequemer ihre Spaziergänge machen und ſich frei in Tanz und Spiel bewegen zu können, führte Marie Antoinette leichte Kleider von feinem Linnen und Battiſt ein, wie überhaupt die weiße Farbe. Da nun die letztern Zeuge vorzugsweiſe in den öſterreichiſchen Niederlanden verfertigt wurden, gab man der Königin Schuld, ſie habe als Oeſterreicherin aus Haß gegen Frankreich die Lyoner Fabriken ruiniren wollen, um die in Brüſſel zu heben.

Der Königin half die Gunſt des Königs nicht viel. Sie wurde doch und immer wieder verleumdet, von den Prinzen, weil man ihr die Liebe des Königs, vom Adel, weil man den Polignacs ihre Bevorzugung nicht gönnte. Die Brüder des Königs waren Monſieur, der Graf von Provence (ſpäter Ludwig XVIII.) und der Graf von Artois (ſpäter Karl X.). Der erſtere, eine kalte, neidiſche und hämiſche Natur, erſann die giftigſten Verunglimpfungen ſeiner königlichen Schwägerin, und zeigte ſich beſonders gegen ſie erboſt, ſeitdem ſie ihr erſtes Kind (die Prinzeſſin Marie Thereſe) geboren hatte. Wäre Ludwig XVI. kinderlos geblieben, ſo hätten die Brüder größern Einfluß und die Thronfolge erlangt. Der Graf von Artois war lebhafter, harmloſer und ſogar ein Verehrer der ſchönen Königin, aber ſittenlos. — Der nächſte Prinz von Geblüt war Philipp, Herzog von Orleans, Enkel des berüchtigten Regenten Philipp, dem er an Schändlichkeit des Charakters wenig nachgab. Vermählt mit einer Tochter des Herzogs von Penthièvres, eines der reichſten franzöſiſchen Dynaſten, wünſchte er denſelben allein zu beerben, und erreichte ſein Ziel, indem er deſſen Sohn, den Prinzen von Lamballe, zu ſeinen Orgien zog und den Körper deſſelben durch Schwelgereien ſo zerrüttete, daß er bald ins Grab ſank. Die Wittwe dieſes unglücklichen Lamballe, Marie Thereſe Louiſe, eine geborne Prinzeſſin von Savoyen-Carignan, war Marie Antoinettens ſanfte Freundin, die wir ſchon kennen. Orleans wollte auch Großadmiral von Frankreich werden und machte deshalb den Seefeldzug

unter d'Orvilliers mit. Aber gerade er trug die Schuld an der Niederlage bei Oueſſant, weil er aus Feigheit zurückblieb. Zur Strafe dafür wurde er aus dem Dienſt der Marine entlaſſen. Das legte er nun aber als eine Intrigue der Königin aus, die ihn, den Unſchuldigen, verfolge. Er war ein Hauptverleumder dieſer armen Oeſterreicherin. Von ihm, der ſich nicht ſchämte, ſeinen Palaſt (das palais Royal) in Paris nicht nur zu Kramläden, ſondern auch zu Bordellen brauchen zu laſſen und die Miethe davon einzuziehen, gingen die giftigſten Schmähungen der Königin aus.

Im Kreiſe der Polignacs, den Polignacs Schweſter, die häßliche aber geiſtesüberlegene Diane leitete, befanden ſich einige geiſtvolle, aber tief entſittlichte Männer. Als Marie Antoinette ihre hinter glänzenden Formen verſteckte Gemeinheit merkte und ſich von ihnen zurückzog, rächten ſie ſich auf die ſchändlichſte Art. Ein Herr von Beſenval, ein Herr von Lauzun und ein Herr von Ferſen rühmten ſich, begünſtigte Liebhaber der Königin geweſen zu ſeyn, und in Spottverſen, die überall circulirten, wurde ihr ein unſittliches Leben vorgeworfen.*) Dieſe Verleumdungen erhielten einen Schein der Glaubwürdigkeit durch die große Unvorſichtigkeit der Königin, mit welcher ſie in ihrem Liebhabertheater ſelbſt in koketten Soubrettenrollen auftrat und als Mitſpieler den durch ſeine Ausſchweifungen berühmten Grafen von Artois und andere von nicht beſſerm Ruf zuließ. In dieſem Theater zu Trianon wurde zum erſtenmal „Figaros Hochzeit," von Beaumarchais, geſpielt, worin den damaligen Sitten des Hofes und Adels ein Spiegel vorgehalten wurde. Der Held dieſes Stückes, Graf Almaviva, läßt ſich zum Kammermädchen, die Gräfin zum Pagen herab, beim nächtlichen Rendezvous aber werden durch Zufall Gräfin und Kammermädchen verwechſelt und nur dieſer unangenehme Zufall bringt die rechtmäßigen Ehegatten wider ihren Willen wieder zuſammen. Dieſe Dichtung, ein Meiſter-

*) In der erſt 1792 erſchienenen liste civile wurden noch eine Menge andrer angeblichen Liebhaber der Königin genannt. Vor allen der ſchöne Arthur Dillon, der eine Penſion von 160,000 Frs. erhielt. Beſenval bekam eine Penſion von 60,000, und außerordentlicher Weiſe 200,000 Frs., um ſeine Schulden zu bezahlen.

ſtück witziger Frivolität, wurde vom Hofe als heitere harmloſe Ergötzung, vom Volk aber als bittere Satire und ſittliche Brandmarkung aufgefaßt.

In den ſchlimmſten Ruf kam die Königin im Jahr 1783 durch einen Prozeß, der ungeheures Aufſehen erregte. Louis, Prinz von Rohan, Cardinal-Biſchof von Straßburg und Großalmoſenier von Frankreich, hatte die Königin ſchon in Wien gekannt, als ſie noch ein junges Mädchen war, hatte ſie als Braut des Dauphin an der franzöſiſchen Grenze in Straßburg empfangen und ſcheint von ihrer Schönheit ſehr entzückt geweſen zu ſeyn. Er war der größte Verehrer des ſchönen Geſchlechts und hielt ſich trotz ſeiner geiſtlichen Würde auf ſeinem Schloſſe Zabern im Elſaß einen ganzen Harem. Als einmal ein Mädchen, welches er gewaltſam hatte rauben laſſen, von dort entfloh, ließ er ein Treibjagen nach ihr durch das ganze Bisthum veranſtalten. Solche Schändlichkeiten an geiſtlichen Höfen fielen damals kaum auf, denn man war längſt gewöhnt, in den Biſchöfen nicht mehr gute Hirten, ſondern verliebte Schäfer zu ſehen. Rohan machte ſich aber durch Spottverſe auf die Kaiſerin Maria Thereſia bei ihrer Tochter verhaßt und wurde vom Hofe verwieſen. Das ſcheint ihm viel Kummer gemacht zu haben. Damals aber hatte er eine Maitreſſe, La Motte de Valois, welche vom königlichen Blut der Valois abzuſtammen vorgab, und als ein abgefeimtes Weib dem Cardinal ſeine verliebte Schwäche für die Königin abmerkte, im Namen der Königin heimlich an ihn ſchrieb, durch eine Dirne, welche Marie Antoinette ähnlich war und in der Dämmerung mit ihm zuſammenkam, ſeine Täuſchung noch vermehrte und ihm dadurch Geld über Geld ablockte. Denn die vermeinte Königin bat ihn, den Großalmoſenier, um Vorſchüſſe zu wohlthätigen Zwecken und der Cardinal gab das erſtemal 60,000 Francs, das zweitemal ſogar 100,000 Thaler. Damit noch nicht zufrieden, überredete die Betrügerin den verliebten Cardinal, die Königin wünſche ſehnlichſt ein Halsband von Brillanten zu beſitzen, welches der Juwelier Böhmer eigens für ſie gefertigt, der König aber um den Preis von 1,600,000 Francs zu theuer gefunden und nicht gekauft hatte.

Durch ein fingirtes Billet der Königin vollends überredet, daß sie ihm die Kosten decken werde, kaufte der Cardinal dem Juwelier den kostbaren Schmuck ab, versprach die baldige Zahlung, und händigte den Schmuck der La Motte ein, um ihn der Königin zu bringen. Die Betrügerin zerschlug aber den Schmuck, verkaufte die Brillanten im Einzelnen und brachte das Geld nach England in Sicherheit. Ihre Person, bildete sie sich ein, sey sicher, denn wenn auch der Betrug herauskäme, würde dem Cardinal und der Königin selbst alles daran liegen müssen, die Sache vor dem Publikum zu vertuschen. Sie irrte sich jedoch, denn als Böhmer sein Geld haben wollte und der Cardinal ihm die Handschrift der Königin vorwies, forderte der Juwelier das Geld von der Königin. Diese, von nichts wissend, gerieth in die heftigste Bewegung, ging aber sogleich zum König und forderte sehr mit Recht eine öffentliche und eclatante Genugthuung. Der Cardinal und die La Motte wurden verhaftet. Die letztere aber, weit entfernt Reue zu bezeugen oder zu gestehen, zog boshafter Weise den in dieser Sache unschuldigen Cagliostro in den Prozeß hinein, indem sie vorgab, nur in dessen Auftrag das Halsband zerschlagen zu haben. Durch Einmischung Cagliostros, welcher der Königin sollte Geister haben erscheinen lassen, hoffte sie die Sache noch mysteriöser zu machen und die Königin noch mehr in Verdacht zu bringen. Da aber die Dirne, welche die Rolle der Königin gespielt hatte, und der Schreiber, dessen sich die La Motte zur Abfassung der angeblichen Briefe Marie Antoinettens bedient hatte, entdeckt wurden, sah sich die Betrügerin entlarvt und wurde zur Brandmarkung und zum Staubbesen verurtheilt, gab aber immer noch den Muth nicht auf, weil die Feinde der Königin hinter ihr standen, und ließ eine Schmähschrift auf die Königin voll ehrloser Lügen in England drucken. Von England aus wurde sie überhaupt unterstützt, denn schon lange sah die englische Politik in Marie Antoinette das Geschöpf und Werkzeug der Politik Choiseuls, und die in England herkömmliche Preßfreiheit und derbe Sprache gestattete, daß man an der Themse noch ungleich frecher auf die Königin von Frankreich lästern durfte, als an der Seine.

güter, welche die Protestanten eingezogen oder seculari-sirt hatten, blieben denselben. Der Kaiser und die katholischen Fürsten mußten diese Secularisationen theils zugeben, weil sie sie nicht ändern konnten, theils begannen sie den großen Vortheil einzusehn, welcher daraus für die weltlichen Fürsten erwuchs, und die Zeit war nicht fern, da sie das lockende Beispiel nachahmen sollten. Der Papst erklärte sich natürlich heftig gegen die Secularisationen. Innozenz X erließ eine eigne Bulle gegen den westphälischen Frieden. Da indeß der Religionseifer auch bei den Katholiken erkaltet war, und nur von den Jesuiten kümmerlich erhitzt wurde, so ließen sich die Fürsten gänzlich von der Politik beherrschen, und durch sie verlor der Papst nach der Reformation eben so viel, als während der Reformation durch den Religionseifer. Sein Ansehn sank wie das des Kaisers zu einem Schatten herab.

Uebrigens beseitigten die Protestanten nun auch unter sich selbst die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten, und waren so vernünftig, das hirnlose schändliche Gesetz aufzuheben, vermöge dessen jedes Land den Glauben seines Fürsten annehmen müsse.

Kapitel CCCCXV.

Deutschlands Zustand nach dem Kriege.

Nach dreißig Jahren voll Schlachten, Brand, Mord und Seuchen, sah sich Deutschland nicht mehr ähnlich. Die halbe Bevölkerung war ausgerottet, Städte und Dörfer lagen im Schutt, das Land war großentheils ungebaut, Handel und Gewerbe und aller Wohlstand im Grunde erschüttert. Die stolze Nation war in ein ärmliches Geschlecht von Bettlern und Räubern verwandelt.

Selbſt die Gerichte ſtanden unter dem Einfluß der Parteien, und ließen den böſeſten Verdacht an der Königin haften, indem ſie den Cardinal frei ſprachen. Der Pöbel aber jubelte ihm nach ſeiner Befreiung zu und begleitete ihn im Triumph nach Hauſe, während man den Namen der Königin verwünſchte. Die Erbitterung gegen ſie ſtieg ſo hoch, daß ihr Bildniß nicht mehr öffentlich ausgehängt werden durfte.

3.

Die Corruption.

Es war, als ob Verſailles und Paris ſich verſchworen hätten, ein tugendhaftes Ehepaar auf dem Thron für unmöglich zu erklären und um jeden Preis die Lüderlichkeit des früheren Hofes fortzuſetzen. Die Geſellſchaft war nur noch ein Sumpf, das Laſter ließ ſich nicht mehr ausrotten. Die Philoſophie und Poeſie waren längſt von ihm angeſteckt und gebaren immer ungeheuerlichere Verirrungen des Geiſtes und der Phantaſie. Nachdem Voltaire in ſeiner allgeleſenen pucelle das Königthum und Heldenthum der Nation in den tiefſten Koth gezogen, wagte Parny, der ſeit 1778 als der ſ. g. franzöſiſche Tibull durch erotiſche Gedichte beliebt war, in der guerre des dieux das Chriſtenthum in denſelben Sumpf hinabzuziehen, indem er den chriſtlichen Himmel durch die Götter des Olymp ſammt Satyrn und Faunen erſtürmen und die heilige Jungfrau durch den galanten Apollo verführen läßt. Diderot, der von den Fürſten geſuchte, nach Berlin und Petersburg berufene zweite Voltaire, verhöhnte das weibliche Geſchlecht auf die infamſte Weiſe in den bijoux indiscrets, und die armen Nonnen insbeſondere in der réligieuse, den chriſtlichen Glauben in Jaques le fataliste etc. Crebillon der jüngere ſchrieb in der Manier der bijoux des Diderot eine Menge obſcöner contes von unglaublicher Schamloſigkeit und zwar auch einige geiſtreiche Romane, die aber wieder nur voll Beſchönigung des Laſters ſind. Laclos ſchrieb les liaisons dangereuses, die durch Schilderung

der Verführung ſelbſt verführen, einen der beliebteſten und verbreitetſten Romane des vorigen Jahrhunderts, und dem an Ruhm nur Louvets Faublas gleich kam, die Abenteuer eines lüderlichen Jünglings ausmalend. Alle älteren Fabliaux der Franzoſen ſuchte Grecourt in erotiſchen Schwänken zu übertreffen, in denen die Phantaſie ins Beſtialiſche ausſchweift. Zahlloſe Producte dieſer Art, angeblich à la Haye (im Haag) gedruckt, kamen aus dem Palais Royal.

Während der menſchliche Geiſt ſich ſeiner wiedergewonnenen Freiheit rühmte, bewies er gerade ſeine Unfreiheit und beſtätigte das welthiſtoriſche Geſetz, demzufolge dieſer Geiſt, ſobald er nicht mehr vor dem höchſten und heiligſten Geiſte ſich beugt, nothwendig in die gemeinſte Sinnlichkeit und zur Thierheit hinabſinkt. Die koloſſale Obſcönität, welcher die franzöſiſchen Geiſter in jener Epoche oblagen, war einfach ein Rückfall in den Epicuräismus, Bachus- und Venusdienſt der letzten römiſchen Kaiſerzeit, in die alte Verthierung, aus welcher erſt das Chriſtenthum die Menſchen erlöst hatte. In dem Augenblick, in welchem die franzöſiſchen Geiſter vom Chriſtenthum wieder abfielen, konnten ſie ſich durch keine philoſophiſche Hoffahrt vor dem Abgrund der gröbſten Sinnlichkeit ſchützen, ſie mußten hineinfallen.

Der ältere Materialismus des de la Mettrie, die eigentliche Religion der Sinnlichkeit, wurde hauptſächlich in der Holbach'ſchen Geſellſchaft zu Paris fortgepflanzt. Holbach, ein reicher deutſcher Edelmann, war der Mittelpunkt dieſes Cirkels und ſchrieb 1770 ein système de la nature, worin er Gott und die Unſterblichkeit leugnete und die Materie allein gelten ließ, ein Buch, welches ungeheuern Beifall einerntete. Die Naturforſcher arbeiteten dieſem Syſtem in die Hände. Der berühmte Aſtronom Lalande, der ſeit 1762 in Paris lehrte, war ein entſchiedener Atheiſt.

Ein Zug zum Reinen und Edlen hin zeigte ſich bei den beſſern Naturen nur auf dem außerkirchlichen Gebiete, in dem Streben nach politiſchen Reformen, in der Sehnſucht, aus dem Schlamm vornehmer Corruption herauszukommen und die Menſchheit zu ihrer urſprünglichen Einfachheit, Natürlichkeit und Unſchuld zurückzuführen.

Man folgte hierin den Ideen Rouſſeaus und begeiſterte ſich für das Ideal einer Republik voll bürgerlicher Tugend, wie man es in den vereinigten Staaten von Nordamerika beinah ſchon verwirklicht glaubte. Aber von der Religion wurde dabei abgeſehen. Man theilte in Frankreich nicht den puritaniſchen Geiſt der Nordamerikaner. Man ſchwärmte nur für allgemeine Toleranz und Humanität, und die katholiſche Kirche wurde als ein Hinderniß derſelben angeſehen und von den edlen Schwärmern für die Menſchheit ebenſo angefeindet, wie von den Spottgeiſtern und Materialiſten. Voltaire baute ſich eine Brücke hinüber von jenen zu den Schwärmern durch ſeine Vertheidigung des Jean Calas. Dieſer proteſtantiſche Kaufmann in Toulouſe war beſchuldigt worden, ſeinen katholiſch gewordenen Sohn aus Religionshaß ermordet zu haben, und wurde durch das Parlament zum Tode verurtheilt, 1762. Voltaire lernte ſeinen zweiten Sohn in Genf kennen und vertheidigte ihn ſo ſiegreich (der erſte Sohn hatte ſich aus Melancholie ſelbſt erhenkt), daß der Prozeß revidirt und dem überlebenden Sohne das confiscirte Vermögen ausgehändigt wurde. Wegen dieſes Sieges der Toleranz und Gerechtigkeit wurde Voltaire damals in ganz Europa hochgefeiert und ihm eine Achtung erwieſen, die ſeine gottloſen Schriften nicht verdienten. Der Tod des Calas wurde aber auch ſattſam benutzt, um die katholiſche Kirche anzufeinden, obgleich ihn nicht eine kirchliche Behörde, ſondern das weltliche Parlament von Toulouſe verſchuldet hatte.

In demſelben Geiſte ſchrieb der Exjeſuit Raynal 1771 ſeine berühmte Geſchichte der beiden Indien, worin er zu zeigen ſuchte, wie das Unglück unſchuldiger Völker ausſchließlich durch die Pfaffen und die Könige herbeigeführt werde, und zum Sturz von Thron und Altar aufforderte. Das zog man ſpäter in den kurzen Satz zuſammen: es wird nicht eher gut, bis an dem letzten Pfaffendarm der letzte König hängt. Etwas empfindſamer und doch in dem nämlichen Geiſt ſchrieb Marmontel 1777 ſeine berühmten „Inkas," worin er zeigte, wie das unſchuldige Volk der Peruaner durch den Glaubensfanatismus der Spanier unglücklich gemacht worden ſey.

Dieſer Marmontel faßte an Rouſſeau die weichliche Seite, die Klage um gekränkte Naturrechte auf und führte den Cultus des lieben Herzens und der ſüßen heiligen Natur ein, der bald in Deutſchland unzählige Anhänger fand.

Damals kam auch ein ſehr bedeutſamer Umſchwung in die ſ. g. Renaiſſance, die Claſſicität, die Grundlage aller modernen Bildung. Bisher waren die claſſiſchen Muſen an den Triumphwagen der Monarchie geſpannt geweſen. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam auf einmal auf den gelehrten Schulen, ſo wie in den Künſten eine andere und zwar entgegengeſetzte Auffaſſung zum Vorſchein. Die Fürſten, vor denen man eben noch ſüßlächelnd proſternirt war, und die man immer nur mit Auguſtus, Titus, Marc Aurel ꝛc. verglichen hatte, wurden jetzt als Tyrannen bezeichnet, und die Helden der antiken Republiken, die man bisher ganz im Hintergrunde hatte ſtehen laſſen, wurden auf einmal ins helle Licht vorgezogen, bewundert und zur Nachahmung empfohlen, Brutus, Timoleon, Grachus ꝛc. Im Beginn der franzöſiſchen Revolution waren dieſe Namen und alle Erinnerungen an die antiken Republiken überall unter den Gebildeten in Frankreich verbreitet und in Jedermanns Munde.

Stärker noch als bei den Franzoſen trat das republikaniſche Element der Claſſicität in einem italieniſchen Dichter hervor, dem Grafen Alfieri, der einen Timoleon, einen Philipp II. ꝛc. auf die Bühne brachte in der beſtimmten Abſicht, die Schönheit der Freiheit und die Häßlichkeit der Tyrannei zu zeigen. Er lebte lange mit der ſchönen Gräfin von Albany, gebornen Gräfin Stolberg, „der Königin der Herzen," welche von ihrem Gatten, dem bei Culloden beſiegten Prätendenten Eduard, dem letzten Stuart, getrennt war.

Die Theilnahme Lafayettes und ſeiner jungen ritterlichen Freunde an der Befreiung der nordamerikaniſchen Bürger vom Joche Englands übte mächtigen Einfluß auf die Begeiſterung für die antiken Republiken in Frankreich. Man ſah in Waſhington den Cincinnatus wiederaufleben und der Cincinnatus-Orden wurde als der erſte Rit-

terorden freier Bürger den adeligen und monarchiſchen Orden der alten Zeit entgegengeſetzt.

Mittlerweile wirthſchaftete Calonne in ſeiner ſorgloſen Weiſe fort. Dem Grafen von Artois ſchenkte er aus der Staatskaſſe im Jahre 1781 anderthalb, 1782 zwei, 1783 noch zwei Millionen und doch blieb Artois noch tief in Schulden ſtecken. Im Jahre 1785 beliefen ſich die königlichen Geſchenke an Begünſtigte auf 136 Millionen, die geſetzlichen Penſionen auf 72 Millionen, die Gehalte der activen Offiziere (darunter nicht weniger als 1171 Generale) auf 46 Millionen, während Sold und Unterhalt der Unteroffiziere und Gemeinen nur 44 Millionen, die öffentlichen Bauten nur zwei, die wiſſenſchaftlichen Anſtalten des Reichs nur eine Million in Anſpruch nahmen. Als die Königin in einem Augenblick der Beſinnung vor den Schulden erſchrack und dem Gatten ihrer Freundin Polignac zumuthete, er möge einem ungemeſſenen Gehalt als nomineller Chef des Poſtweſens entſagen, nahm dieſer es ſehr übel, und das veranlaßte den Bruch der Polignacs mit der Königin. Dieſe aber dachte nicht weiter an die Staatskaſſe und lebte ſorglos fort, wie bisher.

Calonne konnte endlich keine Anleihen mehr auftreiben und mußte entweder den Staatsbankerott erklären oder die beſitzenden Claſſen, zunächſt die privilegirten Stände zur Aushülfe vermögen. Er berief alſo 1787 eine Verſammlung von Notabeln nach Verſailles, wo der König gewöhnlich reſidirte. Dieſe Notabeln beſtanden aus den Prinzen des Hauſes, den erſten Biſchöfen, den Höchſten des Adelſtandes und aus einer Auswahl von Deputirten der Parlamente, Provinzialſtände und Städte. Als Calonne der Verſammlung das Geſtändniß ablegte, der Staat ſchulde bereits 1646 Millionen Livres und es beſtehe ein jährliches Deficit von 140 Millionen, erſchrack alles. Lafayette hielt vier Reden, in denen zum erſtenmal die Stimme einer neuen Zeit ſich ausſprach und das ganze alte Syſtem verdammte. Necker, welcher eiferſüchtig lauerte, um wieder Miniſter zu werden, gab in Bezug auf einige unrichtige Ausſagen Calonnes einen réponse à Mr. de Calonne heraus, die noch mehr aufregte und Angſt machte. Allein der Hof blieb feſt,

er allein wollte nicht ſehen, was alle ſahen. Necker wurde von Paris verbannt und da Calonne ſelbſt nicht mehr helfen zu können eingeſtand, wurde ein andrer Miniſter geſucht. Die Notabeln gewannen dadurch Zeit, und die Opfer, die man von ihnen forderte, wurden wenigſtens vertagt.

Die Königin, wenn ſie nicht in dem Taumel der bequemen Gewöhnung eingeſchläfert geweſen wäre, hätte ſchon längſt auf die Gefahr aufmerkſam werden ſollen. Sie hätte darum wiſſen müſſen, wieviel Calonne den Prinzen zu verſchwenden gab, und hätte es nicht dulden ſollen. Da ſie doch einmal die Entſchließungen des Königs leitete, war ſie auch für die Regierungshandlungen verantwortlich. Nach Calonnes Entfernung hatte wieder nur ſie den neuen Miniſter der Finanzen zu ernennen und ihre Wahl fiel auf den Abbé von Vermond, der einmal ihr Erzieher und Vorleſer geweſen war, die erforderlichen Fähigkeiten gar nicht beſaß und indem er ſich mit der Königin decken und entſchuldigen wollte, dieſelbe nur compromittirte. Dieſer Vermond ſchadete ihr unendlich. Das Parlament von Paris erklärte dem König, es glaube nicht, daß die ihnen ſchädlich und ungerecht ſcheinenden Regierungsmaßregeln ihm Schuld zu geben ſeyen, „ſie entſprangen nicht aus Ihrem Herzen, Sire, ſie kommen aus einer andern Quelle.“ Damit war die Königin bezeichnet.

Vermond mußte abtreten und der Hof übertrug, um Parlament und Volk zu gewinnen, dem Herrn von Brienne, Erzbiſchof von Toulouſe, der ſich bei den Notabeln als ein Phyſiokrat bemerklich gemacht hatte, die Finanzen. Brienne ſchlug nun Erleichterung des Volks durch Abſchaffung der Frohnen, Aufhebung aller Zölle im Innern und Vertheilung der Steuern durch Provinzialverſammlungen vor und verlangte zugleich eine Grundſteuer, die auch der Adel zahlen ſollte, und eine Stempeltaxe. Die Notabeln aber wollten die Grundſteuer nicht, und das Parlament weigerte ſich, die Stempeltaxe einzuregiſtriren.

4.

Das Parlament.

Das Parlament von Paris begann eine große Rolle zu ſpielen. Seine feurigſten Redner Duport und D'Eſpremenil wieſen darauf hin, daß nur Reichsſtände berechtigt ſeyen, die erforderlichen Schritte zu thun, nicht die Parlamente einzelner Provinzen und auch nicht die Notabeln, in denen der dritte (bürgerliche) Stand nicht vertreten ſey. Das Volk nahm in großer Aufregung an den Verhandlungen des Parlaments Theil und überſchüttete ſeine Redner mit Beifall. Dadurch ermuthigt, erhob das Parlament eine gerichtliche Klage gegen Calonne, welcher gerathen fand, nach England zu flüchten.

Das war zu viel für den Hof, der das Bewußtſeyn der Allmacht noch in ſich trug. Um das widerſpenſtige Parlament zu zähmen, wurden in der Nacht auf den 15. Auguſt 1787 ſeine Mitglieder arretirt und alle nach Troyes gebracht. Vielen Parlamentsräthen war bereits bange vor der großen Aufregung des Volks und vor den Reichsſtänden, denn entweder unter allgemeinen Unruhen oder durch die Reichsſtände mußten die Provinzialparlamente ihr Anſehen verlieren. Man verſtand ſich daher insgeheim dahin, daß 1) das Parlament von Troyes zurückberufen, 2) vom Parlament dem König ein allmälig ſteigender Credit zur Aufnahme großer Summen bewilligt, dagegen 3) vom König dem Parlament zugeſichert werden ſollte, daß er die Reichsſtände nicht einberufen werde. In Folge dieſer Uebereinkunft kam das Parlament zurück und erſchien in demſelben am 19. Nov. der König mit den Prinzen und dem ganzen Hofgefolge, um vor allem Volke die Einigkeit der Regierung und des Parlaments zu beweiſen und unter Vorlegung neuer wohlwollender Conceſſionen an das Volk den Credit für die Anleihe zu fordern. Der Siegelbewahrer Lamoignon hielt den Vortrag. Als aber bei der Abſtimmung der Miniſter fürchtete, es könne

ſich eine Mehrheit gegen ihn ergeben, unterbrach er das Stimmenſammeln und verlangte, was der König in Perſon als Geſetz vortrage, ſolle auch ohne Abſtimmung nach alter Sitte der lits de justice vom Parlament einregiſtrirt werden. In dieſem Augenblick hatte der Herzog von Orleans die Argliſt, den König mit der Frage zu überraſchen: iſt das hier ein lit de justice? und der König war ſo einfaltig zu antworten: nein, es iſt eine königliche Sitzung. Nun wurde zwar das Geſetz einregiſtrirt, aber eine Menge Parlamentsräthe proteſtirten dagegen, weil die Einregiſtrirung nur bei einem lit de justice gültig ſey, bei welchem keine Debatte Statt finden dürfe, diesmal aber habe man unter den Augen des Königs debattirt.

Empört über die jämmerliche Rolle, die man ihn hatte ſpielen laſſen, verbannte der König den Herzog von Orleans und ließ zwei Parlamentsräthe, die ſich am heftigſten ihm widerſetzt hatten, Sabatier und Fréteau verhaften. Das Parlament aber nahm ſich ſeiner Räthe an und das Volk unterſtützte es. Der König caſſirte das Parlament am 17. Jan. 1788, aber es verſammelte ſich ſchon am andern Tage eigenmächtig wieder. Am 17. April bewilligte der König die Freilaſſung der beiden Räthe, aber in Ausdrücken, die ihm abſolut monarchiſche Gewalt vindicirten, daher vom Parlament wieder getadelt wurden. Als das letztere ſich nicht beruhigte und der Hof ſich noch mehr vor den immer allgemeiner verlangten Reichsſtänden fürchtete, ſchuf Brienne ein Mittelding, cour plénière genannt, welches anſtatt der bisherigen Parlamente und anſtatt der geforderten Reichsſtände die Rechte beider in ſich vereinigen ſollte. Ehe die Sache zu Stande kam, erhielt d'Eſpremenil durch Beſtechung drei Exemplare des Decrets aus der Druckerei und nun erließ das Parlament eine déclaration, in der es gegen jede octroyirte Scheinvertretung des Volks proteſtirte und als wahre Vertretung nur die Reichsſtände anerkannte. Das Pariſer Parlament wurde nun wieder auseinandergejagt und d'Eſpremenil verhaftet. Brienne aber ſchrieb eigenmächtig Steuern aus.

Die übrigen Parlamente Frankreichs ſtimmten dem von Paris

zu. Die Regierung ſuchte die Provinzen durch Strenge im Zaum zu halten. Zwölf Deputirte des Parlaments der Bretagne, die mit Beſchwerden nach Paris kamen, wurden in die Baſtille geſetzt. Das empörte aber die ganze Bretagne dergeſtalt, daß ſelbſt der Adel zum Volke hielt und die Offiziere der Garniſon ſich weigerten, gegen das Parlament einzuſchreiten. Im Parlament der Dauphins vereinigten ſich Adel, Klerus und dritter Stand zu gemeinſchaftlicher Sitzung. An vielen Orten, beſonders in den Städten, brachen Unruhen aus. Nun bekam der Hof Angſt und am 16. Auguſt wurde die Einberufung der Reichsſtände, die Befreiung d'Eſpremenils, die Entlaſſung Briennes und Lamoignons und die Zurückberufung Neckers beſchloſſen. Das wurde mit Jubel aufgenommen. Es fehlte aber auch nicht an Tumult. Die Paläſte Briennes und des Siegelbewahrers wurden vom Pöbel demolirt, eine Puppe, die den Brienne darſtellte, verbrannt. Auf ähnliche Art hatte der Pöbel von Paris ſchon früher die Puppen Calonnes und der Polignac in den Straßen herumgeſchleift.

Necker zog wie im Triumphe ein, ſein bloßes Erſcheinen bewirkte an einem einzigen Tage ein Steigen der Rente um 30 p. c. Der Mittelſtand beruhigte ſich und gab ſich den ſchönſten Hoffnungen hin. Aber es war zu ſpät, eine unerſetzliche Zeit war verſäumt worden, die Finanznoth aufs höchſte geſtiegen und der Groll der Maſſen ſchon furchtbar erregt. Der Winter auf 1789 war ungewöhnlich ſtreng, was die ärmſten Klaſſen ſchwer empfanden, und was in Verbindung mit ausgedehnten Hagelſchlägen im darauffolgenden Sommer eine Theurung und zeitweiſe Hungersnoth in Paris herbeiführte, die ſehr viel zur Wüthendmachung der Volksmaſſen beitrug.

Necker war eine Täuſchung für beide Parteien, die des Hofes und des Volkes. Er konnte weder dem erſtern helfen, noch dem zweiten genügen, ging aber auf die Täuſchung ein, indem er ſich ſelbſt und beiden Parteien durch den Mittelweg, den er einſchlug, eine Spiegelfechterei vormachte. Er berief nämlich nochmals die ſchon abgenutzten Notabeln, damit der Hof Zeit gewinne, machte

es aber den Notabeln zur Aufgabe, über die Modalitäten der künftig einzuberufenden Reichsſtände zu berathen, um durch dieſe Zuſicherung das Volk einſtweilen zu beruhigen, und erließ einen Aufruf an alle ſachverſtändigen Schriftſteller, ſich über die beſte Art, wie die Reichsſtände reconſtruirt werden könnten, zu äußern. So glaubte der ſchlaue, ſchwache Mann ſich ſelbſt nach allen Seiten gedeckt zu haben, indem er jedem Freiheit ließ, ſeine Meinung geltend zu machen. Anſtatt ſelbſt die Initiative nothwendiger Reformen zu ergreifen, überließ er alles dem Zufall, und der König ſollte ſich noch einbilden, er könne durch dieſen Necker gerettet werden. Necker war ſehr eitel und wurde noch eitler gemacht durch ſeine Frau und Tochter, die nachher als Schriftſtellerin berühmte, an den ſchwediſchen Geſandten verheirathete Frau von Staël.

Damals zuerſt trat die dynaſtiſche Oppoſition, welche ſich bisher nur in Intriguen gegen die Königin bewegt hatte, dem König ſelbſt gegenüber. Der neidiſche Graf von Provence begann als Präſident der Notabeln mit der bürgerlichen Oppoſition zu kokettiren, um wenn auch nicht ſeinen Bruder zu ſtürzen, doch, wenn derſelbe auf andere Weiſe dem böſen Schickſal erläge, von der Popularität getragen, ſeine Stelle einnehmen zu können. Viele von der Ariſtokratie dachten ebenſo und nahmen ihre Stellung aus Furcht vor dem Volk auf der linken Seite. Durch dieſen Abfall wurde der letzte Verſuch der Notabeln und Parlamente, ſich mit der Krone zu verſtändigen, vereitelt. Necker benahm ſich ſpröde gegen die conſervative Mehrheit und wetteiferte mit der liberalen Minderheit in Conceſſionen an die öffentliche Meinung. Seine einzige Sorge ſchien zu ſeyn, daß der Graf von Provence nicht populärer werde, als der König. Die alten Reichsſtände, die erſt unter Ludwig XIV. ſiſtirt worden waren, hatten aus drei Curien beſtanden, wovon jede die gleiche Anzahl Mitglieder beſaß und beſonders berieth. Jetzt aber verlangten die Volksfreunde, die Curie des dritten (bürgerlichen) Standes ſolle doppelt ſo viel Mitglieder zählen, wie die des Adels und Klerus, und alle drei Curien ſollen in einer Verſammlung gemeinſchaftlich berathen und ſtimmen, weil ſonſt der dritte

Verhungerte Bauern, feige Bürger, lüderliche Soldaten, grollende Pfaffen, mattherzige Höflinge, waren der Rest des großen Geschlechts, das untergegangen. Konnten sie aber besser seyn? Die Fürsten selbst gaben das Beispiel feiger Treulosigkeit, die Pfaffen aller Farben entflammten zu wüthendem schonungslosem Hasse, die Feldherren suchten sich zu bereichern, die Soldaten, die zuletzt allein herrschten, wurden entmenscht und aller Bande ledig. Alle Teufel des politischen Verrathes, des religiösen Fanatismus, der Habsucht der Emporkömmlinge und der vichischen Gier der Soldaten wurden auf das Volk, den Bürger und Bauer angehetzt. Man lieferte nicht blos Schlachten, sondern man zerstörte ganze Länder und mordete die wehrlosen Einwohner. Und diese Greuel dauerten ununterbrochen dreißig Jahre lang. Da man das Feld nicht mehr in Ruhe bauen konnte, riß überall Hungersnoth ein, und zu allen Uebeln kam noch die Pest hinzu. Von Haus und Hof vertrieben, oder in ewiger Angst vor den Soldaten, ohne allen Unterricht, was blieb dem neu aufwachsenden Geschlecht anders übrig, als feige Niederträchtigkeit, und jene schändliche Sittenlosigkeit, die es von den Soldaten gelernt?

Man rechnet, daß Deutschland im dreißigjährigen Kriege die Hälfte, ja einige behaupten, daß es zwei Drittel seiner ganzen Bevölkerung verloren hat. In Sachsen kamen allein binnen zwei Jahren 900,000 Menschen um. Im Herzogthum Würtemberg schmolz die Einwohnerzahl bis auf 48,000 Menschen zusammen, und so verhältnißmäßig in ganz Deutschland. Im Niederbrennen und Morden wetteiferten anfangs Tilly und Wallenstein, dann Banner und Torstenson. Viele hundert Städte, viele tausend Dörfer wurden in Asche gelegt. Viele sind völlig untergegangen; andre, darin sich neue

Stand, das eigentliche Volk, immer von den beiden ersten Ständen majorisirt werden und die nothwendigen Reformen nicht zu Stande kommen würden. Dieser Forderung schloß sich auch der Graf von Provence an. Zugleich erklärte sich der Adel bereit, der Steuerfreiheit zu entsagen, am 20. Dezember. Hierauf bewog Necker den König, am 27. Dezember, durch Cabinetsbefehl zu verfügen, daß doppelt so viel Mitglieder des dritten Standes gewählt werden sollten, als jedes der beiden andern Stände. Er legte einen Werth darauf, daß der König in dieser populären Frage die Initiative ergriff und auch allein den Ruhm davon haben sollte. Was aber die Besteuerung betrifft, so erklärte der König den Notabeln, das werde von den Reichsständen zu entscheiden seyn. Noch schroffer wies er nach dem Rathe Neckers das Parlament ab, welches noch in der letzten Stunde den Versuch gemacht hatte, seine Rechte neben denen der zu berufenden Reichsstände zu reserviren.

Trotz dieser großen Concessionen hoffte Necker, die Krone werde von der Volkspartei nicht überwältigt werden. Er wollte nämlich die drei Stände jeden einzeln und abgesondert von den beiden andern berathen und stimmen lassen (wie in Schweden), so daß es dem dritten Stande nicht möglich war, von seinem numerischen Uebergewicht Gebrauch zu machen, und er hoffte, Adel und Klerus auf der einen, der dritte Stand auf der andern Seite würden sich gegenseitig die Wage halten und er werde mittelst des divide et impera eine feste Stellung behaupten.

Die Regierung mißkannte die Uebermacht des dritten Standes, die niemand mehr verkennen konnte. Durch Neckers unvorsichtige Aufforderung an die Literaten, sich über die ständische Frage zu äußern, war eine Fluth von Schriften hervorgerufen worden, die in ihrer Mehrheit den dritten Stand als die Nation selbst, die beiden andern Stände aber nur als überflüssige Bruchtheile derselben bezeichneten. Am meisten Ruhm erlangte die Flugschrift des Abbé Sièyes, welcher kurz und bündig sagte: was ist der tiers état? Antwort: nichts. Was soll er seyn? Antwort: alles! Aber auch diese Partei täuschte sich. Sie verstand unter der Nation nur den

Mittelſtand allein (die Bourgeoiſie) und nahm die zur Anarchie geneigte rohe Maſſe des Proletariats ſo wenig in Rechnung, wie den conſervativen, der alten Kirche geneigt bleibenden Bauernſtand. Sie ſetzte bei jenem die Humanität und Mäßigung, bei dieſem die Aufklärung des gebildeten Bürgerſtandes voraus, ein Irrthum, den die Sansculottes hier, die Vendéer dort blutig widerlegen ſollten.

Eine andere Täuſchung lag in der nationalen Auffaſſung der Bewegung. Die bürgerlichen Unzufriedenen gefielen ſich in der falſchen Vorſtellung, es handle ſich um eine gallo-romaniſche Erhebung gegen den fränkiſchen, burgundiſchen und normänniſchen Adel, der ſeit der Völkerwanderung ſich auf galliſchem Boden unnütz gemacht habe. Daher die Vorliebe, mit der man alle altgalliſchen und altrömiſchen Erinnerungen und Namen wieder auffriſchte, als gelte es, die germaniſchen Eindringlinge für immer wieder von einem Boden zu verdrängen, der ihnen nie rechtmäßig angehört habe. Dieſelbe Vorliebe führte ſpäter zur Wiedereinführung altrömiſcher Amtstitel (der Conſuln, Tribunen ꝛc.), zur Annahme antiker Kleidertrachten und zur Veränderung auch der benachbarten Länder- und Völkernamen im antiken Sinne, ſo daß ſich die Niederländer Belgier, die Holländer Bataver, die Schweizer Helvetier, die Genueſen Ligurer ꝛc. nennen laſſen mußten. In alledem lag kein reeller Volksinſtinct, es war nur Affectation der durch den claſſiſchen Geſchmack verwöhnten Gebildeten. Der Irrthum war um ſo gröber, als die große Bewegung des Volks gegen den Thron im Gegentheil einen ganz germaniſchen Charakter hatte und nur die altfränkiſchen Volksrechte wahren ſollte gegen den unter Ludwig XIV. dem Volk aufgedrungenen, ſeine alten Rechte beſchränkenden, dem Weſen wie der Form nach den altrömiſchen Kaiſerzeiten abgelernten Deſpotismus.

In den Cahiers, in denen die Wähler den Deputirten ihr Benehmen vorſchrieben, wurde nicht mehr verlangt, als eine die Rechte und Intereſſen des Volks ſchützende, den bisherigen Deſpotismus geſetzlich einſchränkende, die Staatsausgaben controlirende Kammer, mit einem Wort eine conſtitutionelle Monarchie, dem Weſen nach der engliſchen entſprechend, wenn auch mit andern Formen.

Necker und ſeine Freunde hatten daher ganz Recht, ausdrücklich die engliſche Verfaſſung zu empfehlen, und irrten nur, ſoferne ſie das einmal im Volke feſtgewurzelte Mißtrauen auch in den beſſern Willen der Krone nicht in Anſchlag brachten; ein Umſtand, der damals jede Verſtändigung hinderte. Was ſie rechtfertigt, iſt die Thatſache, daß Frankreich, nachdem alle Stürme der Revolution vorübergegangen waren, doch nichts anderes erhielt, als eben eine conſtitutionelle Monarchie, ungefähr gerade daſſelbe und ſo viel, als jene erſten Cahiers verlangt hatten. Die gallo-romaniſchen Sympathien bezeichnen daher wie unter Ludwigs XIV. Deſpotie, ſo unter der Schreckensherrſchaft der rothen Freiheitsmütze, ſo auch wieder unter dem Conſulat und der imperatoriſchen Dictatur nur Ausnahmszuſtände, während die conſtitutionellen oder germaniſchen Sympathien immer die alte Regel der Natur blieben und bleiben werden.

Daß die franzöſiſche Regierung in der ſchweren Kriſis zur Zeit Briennes und Neckers den auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr die gehörige Aufmerkſamkeit widmete, iſt entſchuldbar, wurde ihr aber zum ſchweren Vorwurf gemacht. Die Volkspartei wollte nicht nur Verbeſſerungen im Innern, ſondern drang auch auf eine würdigere Stellung nach außen. Der letzte große Diplomat der alten Monarchie war der Graf von Vergennes, der ganz ſo fein wie Harris von engliſcher und Görtz von preußiſcher Seite, für das Intereſſe ſeines Herrn im Ausland intriguirte, aber von ſeinem Herrn im Stich gelaſſen wurde. Vergennes würde den Türken, Schweden und Polen Beiſtand geleiſtet, auch die inſurgirten Holländer und Niederländer unterſtützt haben, allein der Verſailler Hof wagte nichts mehr.

Zweites Buch.

Anfang der französischen Revolution.

1.

Die Nationalversammlung.

Die Deputirten strömten von allen Seiten nach Versailles und machten am 3. Mai 1789 ihre erste Aufwartung bei dem König. Man hatte ihnen Tracht und Ceremoniel vom Jahre 1614 vorgeschrieben. (So lange waren die Stände des Reichs nicht mehr einberufen worden.) Klerus und Adel strotzten von Gold und Pracht und beide Flügelthüren des königlichen Schlosses rauschten vor ihrem Einzug auf; der dritte Stand war nur durch schwarze Kleidung und weiße Halsbinden ausgezeichnet, ihm wurde auch nur die halbe Thüre aufgemacht. Es war die Frage entstanden, ob er nicht auch, wie vormals, vor dem Könige knieen solle. Diese Zurücksetzung des dritten, damals wichtigsten Standes beleidigte um so mehr, als sie im Salon der Polignacs ausgekünstelt worden war. Sie ließ sich daher auch nicht durchführen. Als am 5. Mai die eigentliche Eröffnung der Reichsstände mit einem feierlichen Gottesdienste begann, begrüßte den König lebhafter Zuruf, aber tiefes Schweigen die Königin. Der Bischof von Nancy, de la Fare, hielt die Predigt und erwähnte darin der bürgerlichen Freiheit, was vom dritten Stande

mit lautem Klatſchen, wie im Theater, aufgenommen wurde. Als er aber im Gebete die drei Stände unterſchied, hörte man lautes Gemurmel. Nach dem Gottesdienſt begab man ſich in den Ständeſaal (salle des menus). Der König hielt die kurze Thronrede und bedeckte ſich. Als der Adel nun ſein altes Recht gebrauchte, ſich auch zu bedecken, that es der dritte Stand ebenfalls unter einem Widerſpruch, der Lärm verurſachte, ſo daß der König lieber ſelbſt den Hut wieder abnahm und nun alle ihm folgen mußten. Dieſe Kleinigkeiten bezeichnen den Geiſt der Verſammlung.

Durch den Großſiegelbewahrer Barentin ließ der König den Ständen ſeinen guten Willen zu zeitgemäßen Reformen kund geben und ſie zum Vertrauen auffordern. Nachher langweilte ſie Necker mit einem drei Stunden langen Finanzvortrag, was ein großer Mißgriff war in ſo wichtiger Zeit. Die Regierung hätte einen beſtimmten Verfaſſungsentwurf vorlegen und die Stände hinreißen müſſen, anſtatt ſich von ihnen widerwärtig nachzerren zu laſſen.

Die eigentlichen Geſchäfte der Reichsverſammlung ſollten mit der üblichen Prüfung der Wahlurkunden beginnen. Der dritte Stand ſetzte voraus, daß dies nur in gemeinſamer Sitzung aller drei Stände geſchehen könne, Adel und Klerus aber ſonderten ſich ab, um die Prüfung für ihren Stand beſonders vorzunehmen. Der dritte Stand ließ das nicht gelten und nahm die Prüfung der Vollmachten ſeiner eigenen Mitglieder nicht vor, feſt erklärend, er werde den Eintritt der beiden andern Stände in dem gemeinſamen Sitzungsſaale abwarten. Das geſchah auf den Antrag des Grafen Mirabeau, eines berüchtigten Abenteurers, der, als ein Proletarier des Adels und von ſeinem Stande ausgeſtoßen, an die Spitze derer trat, die alle bisherigen Privilegien umſtürzen wollten. Mirabeau war eine Perſonification der Revolution ſelbſt, die er einleitete, tief verſchuldet, ſittenlos bis zur Verworfenheit, gewaltthätig, von glühendem Haſſe verzehrt, dazu von einer ſeltenen körperlichen Häßlichkeit, aber durch und durch genial. Von früher Jugend an von einem harten Vater mißhandelt, bald mit Recht, bald mit Unrecht verfolgt, wegen doppelten Ehebruchs zum Tode verurtheilt, von ſeinen Standes-

genoſſen in Verruf erklärt, ſein Leben friſtend im niedrigſten geheimen Spionendienſt für das franzöſiſche Miniſterium am Hofe zu Berlin, über den er auch ein ſkandalöſes Buch geſchrieben hatte, war er durch ſeinen Zorn gegen Hof und Adel in ſeiner Heimat, der Provence, populär geworden, und ſo hatte man ihn zum Deputirten des dritten Standes gewählt.

Adel und Klerus wurden durch die Feſtigkeit des dritten Standes beunruhigt. Indem ſie nun endlich erkannten, daß ſie dem Staate die ſo lange verweigerten Opfer doch würden bringen müſſen, wollten ſie auch den Ruhm davon haben und hofften, um dieſen Preis ihre Standesrechte zu retten. Sie erklärten alſo am 23. Mai, ſie verzichten auf ihre bisherige Steuerfreiheit, verharrten aber bei der Theilung der Reichsverſammlung in drei Kammern. Dieſe Erklärung, die zur Zeit der Notabeln mit Dank würde aufgenommen worden ſeyn, kam jetzt zu ſpät. Der Klerus ſuchte zu vermitteln und ſeine vielen armen Pfarrer waren dem dritten Stande zugeneigt. Der dritte Stand forderte ihn feierlich im Namen des Gottes des Friedens und des öffentlichen Wohles auf, mit ihm zuſammenzutreten, allein der Klerus ſchwankte noch.

Fünf Wochen waren nutzlos vergangen, dem dritten Stande ſchien es jetzt Zeit zu handeln. Mirabeau kündigte mit ſeiner Löwenſtimme am 10. Juni an, ein Abgeordneter von Paris habe einen Antrag zu machen, und der im Reden ſchüchterne, im Denken und Schreiben kühne Abbé Sièyes betrat die Rednerbühne, um darzulegen, man müſſe aus der bisherigen Ungewißheit herauskommen, dürfe jetzt das Volk nicht länger warten laſſen, der dritte Stand möge daher die Rechte der geſammten Stände an ſich nehmen und die Mitglieder der beiden andern Stände als nicht erſchienen ignoriren, bis ſie ſich einfinden würden. Der Antrag wurde ſogleich angenommen, die Prüfung der Urkunden begann und dauerte bis zum 15ten. Inzwiſchen waren zwölf Pfarrer freiwillig eingetreten. Der Hof verhielt ſich ruhig, als begreife er die ungeheure Tragweite des von dem dritten Stande gefaßten Beſchluſſes nicht. Erſt als am 17. Juni der dritte Stand erklärte, er vertrete $^{96}/_{100}$ der Na-

tion, der erſte und zweite Stand aber nur 4/100, und auf den Antrag eines unbedeutenden Abgeordneten (Legrand) den Namen einer Nationalverſammlung (assemblée nationale) annahm, erſchracken die wenigen Freunde des Hofes unter den anweſenden Mitgliedern und verſuchten einen lärmenden Widerſpruch, natürlich vergebens. Am 18. proclamirte die Verſammlung ihren neuen Namen und verkündigte dem Volke, ſie garantire die Staatsſchuld, die Staatscreditoren ſollten ſich mithin beruhigen, ſie genehmige die Steuern, aber nur auf ſo lange ſie ſelbſt beiſammen ſey, auch werde ſie unverzüglich Maßregeln gegen die Theuerung ergreifen.

Das hieß eigenmächtig nicht nur einen Theil der Souverainetät, ſondern auch der Verwaltung ſelbſt an ſich reißen. Hof und Adel geriethen in die heftigſte Aufwallung und Beſorgniß. Die alten Parlamente erboten ſich jetzt, alle Befehle des Königs einzuregiſtriren, wenn er ſie nur wiederherſtellen und dagegen die Nationalverſammlung auflöſen wolle. D'Espremenil war der leidenſchaftlichſte Reactionär geworden. Die Zeit drängte. Schon am 19. beſchloß die Mehrheit des Klerus, in die Nationalverſammlung überzutreten. Das ſollte um jeden Preis verhindert werden. Hof und Adel lockten den König nach Marli, wo ſie ihn allein hatten und für ihre Abſichten gewannen. Der beſonnene Vorſchlag des Herrn von Montesquieu, Adel und Klerus als Oberhaus neben dem den dritten Stand allein umfaſſenden Unterhauſe zu bilden, wurde nicht beachtet. Auch Neckers Vermittlung, die freilich nichts gefruchtet haben würde, wurde abgelehnt, jede ſtändiſche Sitzung unterſagt, der Saal der Nationalverſammlung geſchloſſen und erſt für den 22. eine königliche Sitzung angeſagt.

Der gelehrte Bailly, der, in aſtronomiſche Studien vertieft, ſich wohl nie die Rolle hätte träumen laſſen, die er jetzt mit erſtaunlicher Würde und Umſicht ausfüllte,, war ſeit dem 3. Präſident der Nationalverſammlung und erkannte nur dieſe ſelbſt als die Stelle an, von der er Befehl anzunehmen habe. Obgleich man ihm von Seite des Königs hatte ſagen laſſen, was höchſter Wille ſey, begab er ſich am 20., wie gewöhnlich, zum Sitzungsſaal, fand ihn

geſchloſſen, proteſtirte feierlich gegen dieſe Maßregel, ſammelte die unterdeſſen angekommenen Deputirten und zog mit ihnen auf Mouniers Vorſchlag nach dem Ballhauſe. Hier zwiſchen leeren Wänden, wo nicht einmal ein Stuhl war, ſchwuren ſie alle (nur ein gewiſſer Martin d'Auch ausgenommen, der ſich zu Protocoll verwahrte), indem ſie ihre Hände gegen Bailly, den man auf einen Tiſch gehoben, ausſtreckten, ſich nicht eher zu trennen, als bis ſie eine neue Conſtitution des Königreichs feſtgeſtellt haben würden. Von allen Seiten ſtrömte das Volk herbei und jauchzte ihnen Beifall zu.

Am folgenden Tage hielt der König unklugerweiſe die angekündigte königliche Sitzung noch nicht, ſondern verſchob ſie auf den 23., ließ jedoch das Ballhaus abſperren, aber die Nationalverſammlung begab ſich nach der Ludwigskirche, in welcher ſich die Mehrheit des Klerus mit ihr vereinigte und ſomit den Plänen des Hofes und Adels zuvorkam, die immer den rechten Augenblick verſäumten.

Am 23. Juni endlich ſollte der große Schlag fallen. Verſailles wimmelte von Truppen, welche die Nationalverſammlung umſtellten. In den Saal wurde Adel und Klerus zuerſt eingelaſſen, damit ſie ihren Sitz als geſonderte Stände einnehmen konnten, der dritte Stand mußte draußen im Regen ſtehen bleiben, bis ihm die Thüre, an welche Bailly wiederholt heftig anpochte, geöffnet wurde. Hierauf hielt der König eine mit Donner und Blitz erfüllte Rede, der man es anhörte, daß ſie nicht aus ſeinem eigenen weichen Herzen kam. Er erklärte alle bisherigen Acte der Nationalverſammlung für nichtig, befahl eine getrennte Berathung in drei Kammern, wiederholte das Verſprechen zeitgemäßer Reformen, wahrte aber ausdrücklich ſeine Rechte als Vollzieher der Gewalt. Das Maaß des Guten, das er zuſagte, war überreich, und die Grenze, die er gezogen wiſſen wollte, damit die Nationalverſammlung ſich nicht die Regierung anmaße, war durchaus conſtitutionell. Allein indem er auf den drei Curien beharrte, ſchien er nur das Werkzeug des Adels zu ſeyn und man mißtraute um ſo mehr, als er ſo viel Waffen aufgeboten hatte. Sein letztes Wort war ein Befehl, für heute auseinanderzugehen. Adel und Klerus folgten ihm aus dem Saale,

der dritte Stand blieb. Mirabeau erhob ſich, um gegen die Gewalt zu proteſtiren, die Verſammlung an den Eid im Ballhauſe zu mahnen und vom König an das Volk, als dem die Verſammlung allein verantwortlich ſey, zu appelliren. Der Oberceremonienmeiſter von Brezé trat ein und erinnerte an des Königs Befehl, auseinanderzugehen. Mirabeau aber donnerte ihn an, er ſey kein Abgeordneter, habe alſo hier nicht das Recht zu reden. Die Verſammlung ſtimmte bei und Brezé entfernte ſich, es dem Könige zu melden. Dieſer hatte die Schwäche, ſich den Ungehorſam gefallen zu laſſen und von der bewaffneten Macht keinen Gebrauch zu machen. Bailly hielt inzwiſchen eine Rede im Sinne Mirabeaus und ſagte den Abgeordneten: Sie ſind heute, was Sie geſtern waren. Man debattirte fort, als ob nichts vorgefallen wäre, Barnave benützte aber die Stunde noch, um einen Antrag zu ſtellen, wonach die Verſammlung die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder erklärte. Die moraliſche Macht der Nationalverſammlung feierte den glänzendſten Triumph. Der Adel hatte nur ſeinen ohnmächtigen Haß, der König ſeine Unfähigkeit offenbart. Necker, welcher von der königlichen Sitzung weggeblieben war, empfing deshalb Huldigungen, als ob er etwas mehr gethan hätte als nichts.

Der Sieg des dritten Standes war entſchieden. Schon am 24. vereinigte ſich der Reſt des Klerus, am 25. ein Theil des Adels, am 27. der ganze Adel mit ihm zu einer Nationalverſammlung. Vergebens verlangte d'Eſpremenil, den dritten Stand des Hochverraths anzuklagen und vor die Gerichte zu ſtellen. Wer hätte die Execution übernommen? Der Adel fügte ſich aus Ohnmacht, und um durch ſeine Oppoſition in der Nationalverſammlung wenigſtens weitere Siege des dritten Standes zu erſchweren. Er beging einen neuen Fehler, indem er auch noch im Schooße der Nationalverſammlung eine Zeitlang als abgeſonderter Stand zu erſcheinen bemüht war, nicht zur rechten Zeit eintrat, in Maſſe ſtehen blieb, nicht mitſtimmte und ſpäter, als die Vermiſchung doch erfolgte, durch Gleichgültigkeit oder ſtörendes Plaudern der Verſammlung eine zu auffallende Verachtung bezeigte. Der dritte Stand aber beging

einen noch ungleich größeren und folgenreicheren Fehler, indem er den Galerien zu viel Recht einräumte. Die ursprünglich nur für den Hof bestimmten Galerien wurden bald ausschließlich vom Volke eingenommen, und es ist kein Zweifel, daß sich bezahlte Schreier darunter befanden. Der dritte Stand ließ sich Beifall zuklatschen, und sah es gerne, wenn die Freunde des Hofes und Adels, so oft sie das Wort ergriffen, von den Galerien herab verhöhnt und beim Nachhausegehen oft sogar angefallen und bedroht wurden. Der ehrwürdige Präsident Bailly ahnte, wohin das führen werde, rüstete sich ernstlich gegen die Tyrannei der Galerien und wollte sein Amt als Präsident handhaben, allein wie durch Verabredung wurde sein Vortrag durch einen Sturm von Beifall übertönt und er konnte ihn nicht vollenden. Er wurde durch die Ehre entschädigt, Präsident bleiben zu dürfen. Adel und Klerus hätten einen Präsidenten aus ihrem Stande durchsetzen können, wenn sie gleich anfangs gemeinsam mit dem dritten Stande berathen hätten, jetzt mußten sie sich einen bürgerlichen gefallen lassen.

2.

Die Bastille.

Bis dahin hatte die nahe liegende große Hauptstadt Paris sich ruhig verhalten. Nur die Wahlen hatten eine große Bewegung veranlaßt, jedoch ohne die Ordnung zu stören. Im Garten des Palais Royal war der Sammelplatz aller Neugierigen, Unzufriedenen und Schreier. Die Besorgniß vor den Anschlägen des Adels und vor einem Angriff der Truppen auf die Nationalversammlung hielt die Massen in lebhafter Spannung und nichts war natürlicher, als daß man sich nach der Stimmung der in Paris selbst garnisonirenden Truppen erkundigte und dieselben für die Volkssache zu gewinnen suchte. Der Herzog von Orleans ist nicht frei von dem Verdacht, damals Geld vertheilt und die Wühlerei organisirt zu

Einwohner angesiedelt, haben nie wieder den früheren Flor erlangt. Jetzt sind zwei Jahrhunderte seit jenem Kriege vergangen, und viele der alten Reichsstädte, wie Magdeburg, Nürnberg, Augsburg, haben sich in so langer Zeit erholen können, aber noch immer erscheinen sie in tiefem Verfall gegen ihren Zustand vor der Reformation. Nürnberg, das damals 30,000 bewaffnete Bürger stellen konnte, hat jetzt nicht einmal mehr so viel Einwohner überhaupt, und so im Verhältniß alle andern alten Städte.

Wie der Wohlstand zerrüttet wurde, kann man sich denken, da alles plünderte, vom Feldherrn bis zum Gemeinen herab, und da man muthwillig zerstörte, was man nicht fortschleppen konnte. Gustav Adolf selbst scheute sich nicht, kostbaren Schmuck der Kirchen und große Bibliotheken, z. B. die von Mainz, auszuplündern, denn alles, was dem Feinde zugehörte, war gute Beute. Nur der Boden blieb dem ausgeraubten Volke, und dem Fleiße des Landmanns allein verdankte man nachher wieder den langsam keimenden Wohlstand. Die Zerrüttung des Handels, die durch den Krieg herbeigeführt worden war, wurde durch den Frieden noch vergrößert, denn die Rheinschiffahrt blieb gehemmt, und das vom Reich abgesonderte Holland zog alle Thätigkeit und alles Glück an sich, das sonst die deutsche Hansa begleitet hatte.

Am schlimmsten war es indeß um den Geist und um die Sitten der Nation bestellt. Selbst unter den Protestanten riß ein Aberglauben ein, finstrer als er je im Mittelalter geherrscht. Hatte man vorher ein zu abgöttisches Spiel mit der Jungfrau Maria und den Heiligen getrieben, so war es doch aus einer frommen und frohen Begeisterung hervorgegangen. Jetzt aber bewegte

haben, durch die es gelang, mittelſt der berüchtigten Damen des Palais Royal, d. h. der öffentlichen Dirnen, die in dieſem ſeinem Palaſt zur Miethe wohnten, und mittelſt Weinſpendungen und Pamphleten die Soldaten zu verführen. Das Regiment der Garde zu Fuß erlag dieſer Verführung zuerſt. Am 23. Juni erklärte ſie bereits, nicht auf das Volk ſchießen zu wollen, wenn es ihr etwa befohlen würde. Elf Rädelsführer wurden gefangen geſetzt, aber vom Volke befreit. Reiterei, die es hindern ſollte, blieb unthätig. Die Nationalverſammlung wurde davon durch eine Adreſſe der Pariſer in Kenntniß geſetzt und wie ſtark ſie geweſen gegenüber dem Throne, ſo ſchwach benahm ſie ſich gegenüber dem Pöbel. Von dieſem Tage an ſtand ſie unter dem Einfluß der Sturmpetitionen. Sie bat mit heuchleriſcher Einhaltung der Formen beim König um Gnade für die elf Gardiſten und der König gewährte ſie. Man brachte die Gefangenen nach der Abtei zurück, um dem Buchſtaben des Geſetzes zu genügen; ließ ſie aber dann ſogleich los. Mit dieſem Verfahren ſprach ſich die Nationalverſammlung ſchon im Beginn ihrer Macht das Todesurtheil. Sie duldete und heiligte eine Anarchie, deren Opfer ſie werden mußte.

Bei der Beurtheilung dieſer verhängnißvollen Vorgänge darf nicht vergeſſen werden, wie ſie vorbereitet wurden. Jenes Garderegiment hatte gerechte Urſache mit ſeinen Offizieren unzufrieden zu ſeyn, von denen es nach dem in Frankreich eingeführten preußiſchen Syſtem in härteſter Disciplin gehalten, in der Bekleidung, Beköſtigung und im Solde verkürzt und mit ſo herkömmlicher Verachtung behandelt wurde, daß ein patriarchaliſches Verhältniß zwiſchen ihnen unmöglich geworden war. Die Gardeoffiziere beſchäftigtem ſich nur zur äußerſten Noth mit dem Dienſt und eilten gleich wieder zu ihren Vergnügungen, ohne nur von der Parade mit in die Caſerne zu gehen. Die Offiziersſtellen waren ausſchließlich dem Adel vorbehalten. Zudem ſchenkte der Hof den deutſchen und Schweizer Regimentern, die er im Solde hielt (es waren ihrer nicht weniger als 27), mehr Vertrauen als den Franzoſen ſelbſt. Das machte die franzöſiſchen Truppen gegen jene aufſätzig und erleichterte ihre Ver-

führung zum Ungehorſam. Alle Truppen wurden, um nicht gleich der Garde verführt zu werden, aus Paris entfernt.

Paris beruhigte ſich wieder auf etwa drei Wochen und die Nationalverſammlung hätte ihre Aufgabe mit Beſonnenheit und Würde löſen können. Wie Necker, ſo wünſchte auch eine Partei in der Nationalverſammlung, an deren Spitze der einflußreiche Deputirte der Dauphiné, Mounier, und mit ihm Clermont-Tonnère ſtanden, die engliſche Verfaſſung. Aber ein Oberhaus, eine Pairie war jetzt ſchon nicht mehr möglich. Der Hofadel begriff dieſes beſſer, als der conſtitutionelle Adel in der Verſammlung und erkannte richtig, daß die Zuſtände ſchon zu gewaltſam geworden ſeyen und daß es ſich nicht mehr von einer Abwägung der Rechte, ſondern nur noch von einer Exiſtenzfrage handle. Unter dieſen Umſtänden mußte der König vollends unterliegen, oder er mußte die Waffen, die ihm noch zur Hand waren, gebrauchen. Er ſelbſt dachte nicht einmal daran. Es waren andere, die für ihn handelten. Man verſammelte gegen 30,000 Mann in der Nähe von Paris und Verſailles, hauptſächlich deutſche und Schweizerregimenter unter dem Marſchall Broglio. Zunächſt Paris commandirte der Schweizer Beſenval, der wegen dieſer Stellung und als Ausländer ſich den grimmigſten Volkshaß zuzog.

Am 9. Juli erhob ſich Mirabeau und warf der Krone vor, daß ſie zu feig geweſen ſey, um den Holländern gegen die preußiſche Ueberwältigung zu helfen, und die Waffen lieber gegen das eigene Volk ſchleife. Die Verſammlung beſchloß eine Mahnung an den König, der aber ſein Recht, über die Truppen zu verfügen, wahrte, und die Aufrechthaltung der Ordnung, ja den Schutz der Nationalverſammlung ſelbſt als den Zweck der Truppenaufſtellung bezeichnete. In der That, wenn man ihn nicht als das Werkzeug geſchworner Volksfeinde betrachtet hätte, ſo würde es Pflicht der Nationalverſammlung geweſen ſeyn, ihm für dieſe Sorgfalt zu danken, denn der Abgrund der Anarchie, der ſich in der Hauptſtadt je mehr und mehr öffnete, bot der Nationalverſammlung keine Sicher-

heit. Inzwiſchen verſäumte die Hofpartei, ihre Drohungen auszuführen. Sie erweckte furchtbare Erbitterung und blieb doch unthätig und lähmte den anfangs guten Eifer der Truppen durch zu langes Zaudern, während ſie Necker, der ihr nicht mehr ſchaden, ſondern nur noch nützen konnte, entließ und dadurch auch die gemäßigten Freiheitsfreunde von ſich ſtieß.

Necker hatte dem König verſprechen müſſen, ſich heimlich zu entfernen, als ob dadurch Volksaufläufe hätten verhindert werden können. Sonnabends am 11. Juli verſchwand er plötzlich, aber ſchon am nächſten Sonntagmorgen verbreitete ſich das Gerücht ſeiner Abdankung und der Einſetzung eines neuen ariſtokratiſchen Miniſteriums. Zugleich hieß es, der Herzog von Orleans ſey verbannt. Alles kam in Aufruhr, aber die Armee, weit entfernt, eine kühne Offenſive zu ergreifen und der Bewaffnung des Volks zuvorzukommen, verhielt ſich paſſiv. Zur Verzweiflung der Generale hatte der König befohlen, kein Blut zu vergießen. Die Soldaten ſahen ſich alſo jeder Verhöhnung und Mißhandlung oder Verführung von Seite des Volks ausgeſetzt und mußten am Ende über die Schwäche der Regierung erröthen oder lachen.

Im Garten des Palais Royal ſtieg ein rückſichtsloſer und frecher, aber geiſtvoller und in vieler Beziehung liebenswürdiger, ja ſelbſt ſanfter und zartfühlender Jüngling, ein idealiſirter Pariſer Gamin, Camille Desmoulins, auf einen Tiſch, rief, eine Piſtole in der Hand, zu den Waffen und ſteckte ein Baumblatt als Abzeichen auf den Hut. Alles jubelte ihm zu und die Bäume wurden entblättert, um mit ihrem Laube die Hüte der Pariſer zu zieren. Später ſteckte man ſtatt der grünen Blätter eine Kokarde auf mit den Pariſer Farben, roth und blau. Man holte die Büſten Orleans und Neckers aus einem Wachsfigurenkabinet und trug ſie im Triumph durch die Straßen. Der Zug ſtieß auf den Prinzen von Lambesc mit weniger Reiterei ſeines Regiments Royal Allemand. Allein dieſer, gemäß dem Befehl, kein Blut zu vergießen, befahl erſt einzuhauen, nachdem er ſelber hart angegriffen wurde. Weil aber ein franzöſiſcher Gardiſt gefallen war, trat noch in der Nacht zwiſchen

dem 12. und 13. Juli die geſammte Garde zum Volk über. Während der Nacht plünderte der Pöbel alle Waffenhandlungen und das königliche Garde-meuble, aus dem er eine Unzahl alterthümlicher, zum Theil koſtbarer Waffen, die ruhmvollen Erinnerungen der alten Monarchie und der Ritterzeit, abführte. Auch das Kloſter St. Lazare, in dem man vergebens Waffen ſuchte, wurde ausgeplündert, das Schuldgefängniß aufgeſprengt und alle Gefangenen befreit, und rings um Paris ſteckte man die Barrieren in Brand, um die Zufuhr zur Stadt von den verhaßten Zöllen zu befreien.

In dieſer Schreckensnacht ergriff das Volk die Offenſive, welche die Hofpartei verſäumt hatte. Die Garde marſchirte gegen das Regiment Royal Allemand, feuerte und trieb es aus Paris hinaus. Beſenval ließ ſeine Truppen auf dem Marsfelde vorrücken, aber die Garde gab auch auf ſie Feuer, das die Schweizer zu erwidern ſich weigerten. Auch die übrigen Regimenter hatten jetzt keine Luſt mehr zum Angriff und Beſenval zog ſich zurück. Der König war ſo ſtumpfſinnig, daß er ſich ganz ſicher fühlte und in der Nacht vom 13. zum 14. einen glänzenden Hofball gab.

Auf dem Pariſer Stadthauſe organiſirte ſich inzwiſchen der Widerſtand. Die Wähler bildeten aus ihrer Mitte eine neue Municipalität, welcher der prêvot des marchands, Herr von Fleſſelles, vorſtehen ſollte. Aber dieſer jedenfalls für die Lage der Dinge entweder zu frivole und vornehme oder ganz von der Angſt verblendete Mann bildete ſich ein, das wüthende Volk wie unartige Kinder hinhalten zu können. Alles verlangte Waffen und die Errichtung einer Bürgerwehr, er ſagte auch alles zu, täuſchte aber das Volk. Waffen kämen, verſicherte er, als man aber die Wagen aufbrach, waren ſie voll Lumpen. Im Karthäuſerkloſter ſeyen Waffen verſteckt, meinte er jetzt, man ſuchte, fand aber nichts. Dagegen fand das immer wüthender gewordene Volk am 14. früh im Invalidenhauſe einen reichen Vorrath von Flinten und kaum damit bewaffnet, ſchrie es: nach der Baſtille!

Die Baſtille war eine kleine, aber furchtbare Citadelle mitten in Paris, ringsum von hohen fenſterloſen Mauern und trotzen-

den Eckthürmen eingeschlossen, durch tiefe Gräben von der Stadt getrennt. Sie beherrschte mit ihren Kanonen die Stadt und war überdies als Gefängniß berüchtigt, in dem viele der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs und oft Unschuldige geschmachtet hatten, Opfer einer lettre de cachet durch Maitressen und Höflinge. Diese Zwingburg zu brechen, verlangte jetzt das Volk. Man begreift auf der andern Seite nicht, warum der commandirende Herzog von Broglio sie nicht in bessern Stand gesetzt hatte, um die Stadt durch sie im Zaume zu halten. Man hatte zu den 82 alten Invaliden, die unter de Launay die Besatzung bildeten, nur 32 Schweizer hineingelegt, die auf einen Angriff gar nicht gefaßt waren. Als das Volk heranwogte und das Castell zur Uebergabe aufforderte, erklärte de Launay sich zu strenger Neutralität bereit, ließ die Kanonen aus den Lucken zurückziehen und gelobte nicht feuern zu lassen, wenn man nur ihn nicht angriffe. Allein das Volk achtete nicht darauf, einige Verwegene hieben die Kette der Zugbrücke nieder, die dadurch fiel, und drangen vor. Als zugleich Schüsse gegen das Castell fielen, ließ endlich de Launay Feuer geben. Aber das Volk stürmte unwiderstehlich auch die zweite Zugbrücke. Da wollte de Launay das Castell in die Luft sprengen, wurde aber von seinen eigenen Soldaten verhindert, welche vom Volk ihr Leben durch Oeffnung der Thore erkauften. Dennoch wurden de Launay, fünf andere Offiziere und zwei Soldaten ermordet. Vom Volke waren nur 83 gefallen. Dieses an sich kleine Ereigniß machte doch ungeheures Aufsehen in der Welt, weil die Bastille das Symbol der monarchischen Allgewalt gewesen war, die jetzt zertrümmert wurde. Das Volk beschloß, es solle hier kein Stein auf dem andern bleiben, und die Bastille wurde glatt vom Boden weg rasirt. Man fand in ihren Kerkern nur noch sieben Gefangene, vier Wechselverfälscher, zwei Wahnsinnige, einen Grafen wegen Ermordung eines Bauern. Dieser Fund konnte der Regierung nur zur Ehre gereichen; aber man zog es vor, sich die Phantasie mit Schreckbildern der früheren Einkerkerungen*) anzufüllen, und

*) Die berühmtesten Opfer der Bastille waren de la Tude und Pelisson.

je weiter vom Schauplatz weg, deſto leichter war es, Lügen auszubreiten. Die Preſſe erſann, was der wirkliche Befund nicht ergeben hatte. Auch Fleſſelles wurde jetzt ein Opfer der Volkswuth, die er nur zu ſehr gereizt hatte.

In Verſailles wandelte die Nationalverſammlung ein banges Gefühl davon an, daß ſie gleichſam zurückgeſchoben ſey, während Paris allein die Initiative ergriffen hatte. Es lag ihr mithin alles daran, den König auf ihre Seite herüberzuziehen und mit ihm die conſtitutionelle Ordnung aufrecht zu erhalten. Insbeſondere ſollte es den Anſchein haben, als müſſe die Hofpartei der moraliſchen Macht der Nationalverſammlung und nicht der Furcht vor dem Pariſer Pöbel weichen. Sie bedrängte daher den König mit Deputationen. Er aber gab nicht gleich nach. Erſt als er in der Nacht zum 15. Juli genaue Nachricht über die Eroberung der Baſtille und über die Bewaffnung von ganz Paris erfuhr, begann er zu ſchaudern. Man hatte ihm die Wahrheit bisheran verhehlt. Einem ſeiner treueſten Diener, dem Grafen von Liancourt, ſagte er noch geringſchätzig: „es iſt eine Revolte," worauf ihm dieſer ernſt erwiderte: „nein, es iſt eine Revolution." Das machte den tiefſten Eindruck auf den König und ſchon am andern Morgen befahl er den Abzug der Truppen, rief Necker zurück und erſchien in der Nationalverſammlung, um ſich derſelben ganz hinzugeben. Die Hofpartei rieth ihm dringend, ſich nach Metz in die Mitte der noch treuen Armee zu begeben, die Herr von Bouillé befehligte und von wo aus ihm ein Ausweg nach Deutſchland immer offen ſtand, die Hülfe des deutſchen Reichs nahe war. In dieſer geſicherten Lage hätte er wenigſtens mit beſſerem Erfolg unterhandeln können. Allein er weigerte ſich, weil er

---

Der erſtere unterhielt ſich in ſeiner jahrelangen Einſamkeit mit ein paar Tauben, die er an das Fenſter ſeines Kerkers gelockt, der andre mit einer Spinne, die er gezähmt hatte. Aber Herr von Sartines, der ſpitznaſige Chef der Pariſer Polizei, welcher alles ausſpürte, ließ die armen Thiere umbringen. Sartines galt im vorigen Jahrhundert als das größte Polizeigenie und vollbrachte Wunder der Sehkraft im Verborgenen, aber die Revolution, die vor der Thüre ſtand, ſah er nicht.

dem Herzog von Orleans nicht den Platz räumen wollte. Er fürchtete, dieser werde sich des Thrones bemächtigen. Man schlug nun der Königin vor, wenigstens sie solle sich retten und nach Wien gehen, aber sie wollte ihren Gemahl nicht im Stiche lassen, ein Edelmuth, den die Nation nicht zu würdigen verstand.

Die Nationalversammlung empfing den König herzlicher, als Mirabeau beabsichtigt hatte, der vor seinem Eintritt noch ermahnte, keine Beifallszeichen zu geben, denn „das Schweigen der Völker sey eine Lehre für die Könige." Die Mehrheit der Versammlung folgte einem richtigern Gefühl, indem sie alles that, dem reuigen Könige die verlorene Popularität in Paris zurückzugeben und dem Palais Royal die Zügel der Gewalt zu entreißen. Ohne Zweifel geschah es in Folge eines schnellen und klugen Einverständnisses aller Gemäßigten, daß die Absendung einer großen Deputation der Nationalversammlung nach Paris am 15. Juli dazu benutzt wurde, den unruhigen Parisern Bailly zum Maire, Lafayette zum Commandanten der Bürgerwehr, oder wie sie sich jetzt nannte, der Nationalgarde zu geben. Sowohl die Civil- als Militärgewalt der Stadt kam dadurch in die Hände der Nationalversammlung und der damals in ihr noch herrschenden gemäßigten, echt constitutionellen Partei. Auch verfehlte man nicht, den König selbst nach Paris einzuladen, um über den blutigen Aufruhr möglichst schnell einen Schleier zu ziehen und dem König eine offene Bürgschaft zu geben, daß man auf Wiederherstellung seines alten Ansehens bedacht sey, so wie es ihm Ernst sey, als constitutioneller König zu regieren. Der König zeigte einige Scheu, sich in die Hauptstadt hinein zu wagen und die Königin nahm mit Thränen von ihm Abschied. Der Empfang war anfangs auch schweigend, und Bailly demüthigte den König, indem er ihm an den Thoren die Schlüssel von Paris mit den Worten überreichte: dieselben Schlüssel habe man auch Heinrich IV. überreicht, damals habe der König sein Volk wiedererobert, diesmal erobere das Volk seinen König wieder. Als sich aber der König mit der neuen Kokarde auf dem Hut am Fenster des Stadthauses zeigte und eine kurze, aber herzliche Ansprache an das Volk

hielt, jauchzte ihm alles zu. Der König kehrte beruhigt nach Verſailles zurück und die Nationalverſammlung machte ſeinen Freund Liancourt an Baillys Stelle zu ihrem Präſidenten. Damals floh Artois mit den Polignacs und einer Anzahl anderer Prinzen und Herren, die am meiſten compromittirt waren, über die Grenze, als die erſten der großen Emigration.

Das äußere Symbol der Verſöhnung war, daß man zu der rothen und blauen Farbe der Pariſer Kokarde noch die weiße Farbe des Hauſes Bourbon hinzufügte und als dreifarbige Kokarde für das ganze Reich annahm. Lafayette weiſſagte damals, dieſe Tricolore werde die Reiſe durch die Welt machen.

3.

Lafayette.

Der Pariſer Pöbel und ſeine geheimen Aufhetzer waren mit der Ausſöhnung nichts weniger als zufrieden und legten es darauf an, den guten Eindruck davon ſo bald als möglich wieder zu ſtören. Wie hätten dieſe Menſchen nicht verwegen ſeyn ſollen, da ſie bisher alles ungeſtraft hatten wagen dürfen. Es iſt ermittelt, daß die Blutſcenen, die in Paris erneuert wurden, von geheimen Agenten vorbereitet waren. Man lockte die Opfer herbei und lieferte ſie einer ſchon vorher beſtellten Pöbelwuth aus. Foulon, ein ehemaliger Intendant und noch vor wenigen Tagen nach Neckers Entlaſſung zum Miniſter beſtimmt, wurde abgefangen und nach Paris geſchleppt, am 22. Juli. Er war allerdings wegen Erpreſſungen übel berüchtigt. Man ſagte ihm nach, er habe einmal behauptet, das Volk müſſe noch Gras freſſen lernen, es ſey nichts beſſeres werth. Man ſchleppte ihn daher unter ungeheurem Zulauf durch die Straßen von Paris, zu Fuß, einen Kranz von Neſſeln um den Hals, ein Bouquet Diſteln in der Hand und einen Bund Heu auf dem Rücken. Umſonſt bemühte ſich Lafayette ihn zu retten. Foulon wurde an einen Later-

nenpfahl gehängt, dann schnitt man ihm den Kopf ab, steckte ihn mit einem Heuwisch im Munde auf eine Pike und trug ihn im Triumph seinem unglücklichen Schwiegersohn Berthier entgegen, den man durch einen gefälschten Befehl aus Compiegne hatte kommen lassen. Er war verhaßt, weil er als Intendant die Truppen um Paris verpflegt hatte. Man zeigte ihm Foulons Kopf, man soll ihm sogar denselben hingehalten haben zum Kuß. Auf dem Stadthause angekommen, bemächtigte sich Berthier eines Gewehrs und vertheidigte sich ritterlich, bis er unter den Streichen des Pöbels fiel, der auch seinen Kopf auf eine Pike steckte und durch die Stadt trug.

Lafayette war außer sich und wollte sein Amt niederlegen, ließ sich aber bewegen, es beizubehalten, um noch größere Ausschweifungen zu verhüten. Inzwischen kam der zurückgerufene Necker an und hielt einen Triumpheinzug in Paris. Von Beifall überschüttet, wagte er, seinen unterdessen gefangen gesetzten Landsmann Besenval loszubitten. Der Stadtrath gewährte es, nahm aber schon den folgenden Tag die Begnadigung als illegal zurück, da selbst Mirabeau sie mißbilligte. Der General, der nur seines Königs Befehl befolgt, blieb im Kerker, die Mörder Foulons und Berthiers aber blieben ungestraft. So war es abermals der Pöbel, auf den alle Privilegien übergegangen zu seyn schienen, welchen die andern Stände hatten entsagen müssen. Dieser Pöbel begeisterte sich damals durch das berüchtigte Lied Ça ira (nur drauf los, es wird schon gehen!) Einer aus ihrer Mitte brachte Berthiers Herz in ein Kaffeehaus, drückte Blut daraus in sein Glas und trank mit den Worten: kein wahres Fest, wo das Herz nicht dabei ist! Die couleur de sang de Foulon wurde in den Kaufläden Mode.

Der blutige Aufstand in Paris war das Signal, im ganzen Reiche loszuschlagen. Keine Behörde wurde mehr geachtet. Hier eilte das gedrückte Volk, alle die Freiheit, die ihm war zugesichert worden, sich anzueignen, ohne ein Vollzugsgesetz abzuwarten. Dort brach der Pöbel los, um im allgemeinen Tumulte zu rauben. Bewaffnete Banden zogen umher, plünderten die Schlösser des Adels aus und brannten sie nieder. Im Elsaß begann eine Verfolgung

der Juden, die mit ihrem Wucher das Landvolk gedrückt hatten. Auch in mehreren Garnisonen brachen Meutereien aus. Man verbreitete in allen Richtungen des Reichs die Nachricht, es würden Räuber kommen und plündern, und bewirkte dadurch eine allgemeine Bewaffnung des Volks, die allerdings in den Städten und in den weniger verdorbenen Provinzen Nationalgarden entstehen ließ, die aufrichtig auf Erhaltung der Ordnung und Schutz des Eigenthums ausgingen, an andern Orten aber nur dem Pöbel Waffen lieh und jene vorgeblichen Räuberbanden erst wirklich ins Leben rief. „Krieg den Palästen, Friede den Hütten" war das Losungswort der Plünderer.

In der Nationalversammlung hätten unter diesen bedenklichen Umständen alle Anhänger des Königs sich an die constitutionelle Partei anschließen sollen, um eine imposante Mehrheit zu bilden. Aber Adel und Klerus konnten sich immer noch nicht in die neue Lage finden, grollten den Constitutionellen, suchten deren Maaßregeln zu hemmen und gaben der Umsturzpartei in Paris immer neue Vorwände. Noch schlimmer wirkte der Widerwille des kraftvollen Mirabeau gegen Necker, Lafayette und alle honetten und doctrinären Männer, nicht blos weil er als ein Mann der That die Systeme nicht leiden konnte, sondern auch weil er sich selbst noch eine große Rolle vorbehielt, also die Revolution nicht so bald zum gesetzlichen Abschluß kommen lassen wollte. Eine Zeit lang scheint er für den möglichen Fall einer Flucht des Königs an die Regentschaft des Herzogs von Orleans gedacht zu haben, für den er die Regierung geleitet haben würde. Er gab aber sicher diesen Gedanken bald wieder auf, da sich der Herzog unfähig erwies. Seitdem hatte er nur im Sinn, noch unter dem schwachen König Minister zu werden. Sein mächtiges Rednertalent beherrschte zwar immer noch die Nationalversammlung, allein sie war doch für ihn nicht gelehrig und fügsam genug, als daß er nicht die Pöbelaufstände in Paris immer noch nöthig gehabt hätte, um sie einzuschüchtern. Endlich trat unter den Constitutionellen selbst eine Spaltung ein. Die Einen (Mounier, Lally Tolendal,*) Clermont-Tonnère und Neckers Freunde) wollten,

*) Sohn des hingerichteten Gouverneurs von Ostindien.

die geängſtigten und feigen oder falſchen Gemüther nichts mehr als die Furcht vor dem Teufel, und der ſüße Glaube verwandelte ſich in eine gallichte, ſchwarze Sorge für das Seelenheil. Die erlebten Schreckniſſe und das Bewußtſein der eignen Verderbniß, mußten dieſen finſtern Wahn hervorbringen, und die Geiſtlichen beider Partheien pflegten ihn, um die zagenden Seelen zu beherrſchen. Trotz dieſer beſtändigen Angſt vor den Höllenſtrafen, wurde doch mehr als je geſündigt, und je mehr man äußerlich ein züchtiges Leben heuchelte, deſto ſchändlichere Lüſte trieb man heimlich. Man wollte das verkümmerte Leben doch auf irgend eine Weiſe genießen. Da ferner die wahre innre Ehre verloren gegangen war, jagte man nach ihrem eitlen Schein, und die Rangſucht bemächtigte ſich aller Stände. Die Churfürſten wollten es dem Kaiſer oder dem König in Frankreich gleich thun, die kleinen Fürſten den Churfürſten; der Adel buhlte um Titel und Ehrenämter an den Höfen, der Bürgerliche wollte ſich über ſeinen Stand wenigſtens zum Schein durch Pracht und Aufwand erheben. Für die Freiheit war aller Sinn verloren; einige Länder litten ſclaviſch unter den Launen kleiner deſpotiſcher Herren, und alle wurden einem barbariſchen Rechtsſyſtem und roher Beamtenwillkühr unterworfen. Das ſchändlichſte aber unter allen Laſtern jener Zeit, das ſie zugleich alle in ſich begriff, war die Deutſchvergeſſenheit. Niemand ehrte mehr den heiligen Namen des Vaterlands, ſeine große Vorzeit war vergeſſen, man fühlte nicht einmal den ungeheuren Abſtand der gegenwärtigen Schande von der ehemaligen Ehre. Sogar die deutſche Sprache ward beinah vergeſſen, und man miſchte ſie halb mit lateiniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Worten, die man den fremden Soldaten ſeit dreißig Jahren nachgelallt hatte. Auch die alte Tracht wurde vergeſſen,

ſich vom hiſtoriſchen Boden nicht trennen, betrachteten die im Augenblicke unterliegenden Claſſen und Intereſſen doch noch als vorhanden, gehörten theils zur ariſtoteliſchen Schule des Montesquieu, theils zu den Anhängern der engliſchen Verfaſſung. Die Andern (Barnave, Duport, die beiden Brüder Lameth ꝛc.) wollten etwas abſolut Neues, gehörten der platoniſchen Schule des Rouſſeau an und nahmen nicht, wie jene, das einmal geſchichtlich und geographiſch Beſtehende und Bleibende im Charakter, in der Lebensart, dem Bildungszuſtand, den natürlichen Neigungen des Volks, ſondern den jeweiligen Volkswillen, die Mode des Augenblicks, zur Grundlage der neuen Verfaſſung. Dieſe Partei, die außerhalb der Nationalverſammlung in dem bretoniſchen Klub ſich verſammelte, neigte zur Republik, unterſchied ſich aber von der Umſturzpartei in Paris durch ihre feine Geſittung. Klub, ein aus England geborgtes Wort, war damals der Modename für alle Parteivereine. Der Klub Breton in Verſailles war jüngſt von den Abgeordneten der Bretagne gegründet worden. Mirabeau ſchloß ſich ihm an, jedoch ohne ſich ihm hinzugeben. Auch Sièyes gehörte dazu, da er ſchon ſeiner berühmten Schrift über den dritten Stand die alles nivellirende Tendenz Rouſſeaus zu Grunde gelegt hatte.

Als die ſchlimmen Nachrichten vom Lande ſich häuften, bemächtigte ſich des Adels in der Nationalverſammlung eine Stimmung, in der Furcht und Humor wunderlich gemiſcht erſchienen. In Burgund allein waren 72 Schlöſſer niedergebrannt worden, aus den andern Provinzen iſt die Zahl nicht ermittelt. Was hatte der Adel noch zu verlieren, das ihm nicht mit Gewalt genommen wurde? Er entſchloß ſich alſo, vollends alles freiwillig zu opfern. Einige ſchwärmeriſche Freiheitsfreunde in der Weiſe Lafayettes thaten es ernſtlich; viele aus Furcht, um das wüthende Volk zufrieden zu ſtellen und das eigene Leben zu retten. Andere in der ausgeſprochenen Abſicht, Oel ins Feuer der Revolution zu gießen und deren Ausſchweifungen übertreiben zu helfen, damit die Natur deſto eher dieſe ſchreckliche Kriſe überſtehe und Erſchlaffung oder die Einmiſchung des Auslandes zum Alten zurückführe. Aus dieſen Gründen ergriff am

4. Auguſt der Adel die Initiative, um ſeine Privilegien geſetzlich vernichten zu laſſen. Der freiſinnige Vicomte von Noailles machte den Anfang, ihm folgte der Duc d'Aiguillon. Beide ſchlugen die Abſchaffung aller Feudallaſten vor, um das Landvolk zu befriedigen. Der geſammte Adel ſtimmte zu. Der Klerus that daſſelbe in Bezug auf ſeine Güter, dann begreiflich auch die Deputirten des dritten Standes (ohne Vollmacht dazu) in Bezug auf alle einſchlagenden Rechte der Corporationen und Gemeinden. Dieſe Improviſation des Adels überraſchte die Verſammlung und riß auch die Galerien hin. In einer allgemeinen Trunkenheit der Begeiſterung wurde die ganze Nacht durch gewetteifert, Privilegien zum Opfer zu bringen. Man beſchloß, die Gleichheit aller Franzoſen zu decretiren, indem alle ohne Unterſchied der Geburt zu allen Stellen im Civil und Militär befähigt ſeyn ſollten und auch keine Provinz, keine Stadt mehr irgend ein Vorrecht behalten ſollte. Nur ein Mann widerſetzte ſich in Bezug auf den Zehnten. Abbé Sièyes, derſelbe unhiſtoriſche Syſtematiker, von dem zuerſt der Gedanke ausgegangen war, alle Stände zu nivelliren, erkannte doch, daß unter allen Leiſtungen des Landmanns die des Zehnten die natürlichſte, für ihn ſelbſt am mindeſten läſtige ſey, die, wenn ſie wegfiele, durch weit läſtigere würde erſetzt werden müſſen, und vertheidigte ihn. Aber man hörte ihn nicht. Da rief er das berühmte Wort: „Ihr wollt frei ſeyn und verſteht nicht einmal gerecht zu ſeyn."

Ehe die Verſammlung die neue Verfaſſung berieth, glaubte ſie derſelben eine Declarirung der Rechte des Menſchen vorangehen laſſen zu müſſen, nach dem Beiſpiele der Nordamerikaner. Darin wurde der ganze große Irrthum des philoſophiſchen Jahrhunderts niedergelegt, demzufolge 1) die Menſchen in Maſſe und jeder Einzelne zur Freiheit berufen und jeder dem andern vollkommen gleich ſeyn ſolle, und 2) die Maſſe ſich durch die von ihr gewählten Organe jederzeit ſelbſt regieren, nur immer ihren jeweiligen eigenen Willen an ſich vollziehen laſſen ſolle. In Bezug auf den erſten Punkt ließ man außer Acht, daß die Natur, der unveränderliche Typus der Racen, das Clima, die Beſchäftigungen, auf welche die

Menſchen nun einmal, um leben zu können, unabänderlich angewieſen ſind, die Unmöglichkeit, alle zur Philoſophie und feinen Bildung zu erziehen, die geiſtige Unfähigkeit und Schwäche ſelbſt in ſo vielen Gliedern der gebildeten Stände, die unendliche Verſchiedenheit der Charaktere und Temperamente der Vorausſetzung der Gleichheit und ſomit auch der Möglichkeit einer gleichen Befähigung zur Freiheit ſelbſt dann widerſpricht, wenn es möglich wäre, alle hiſtoriſche Erinnerung und alle Gewöhnung zu verwiſchen. In Bezug auf den zweiten Punkt befand man ſich in einer Täuſchung, die nur zu bald unbarmherzig beſtraft wurde, denn, indem man den jeweiligen Nationalwillen zum Souverain machte, unterwarf man ſich den grauſamen Launen eines von Demagogen gelenkten Pöbels. Dennoch war der Irrthum, den ſo viele und zwar die edelſten Menſchen damals theilten, nicht nur durch die Dinge, die vorhergegangen waren, gerechtfertigt, ſondern hatte auch etwas Herzerhebendes. Nach ſo vielen die Menſchheit entehrenden Mißbräuchen des Despotismus erhob man ſich zu einem Ideal edlerer Menſchlichkeit und hoffte einen Augenblick, es verwirklichen zu können durch bloße Willenskraft und durch Erziehung der künftigen Generationen. Es war nur ein Traum, aber von ſchönen Seelen geträumt, die ſelbſt nicht Schuld waren, daß die Wirklichkeit ihrer Vorausſetzung nicht entſprach. Was am meiſten zur Täuſchung beitrug, war das Beiſpiel Nordamerikas. Dort machte man von der Freiheit einen mäßigen und würdigen Gebrauch, denn die Bürger waren fromme und nüchterne Hausväter von einer anglo-germaniſchen Race und lebten in damals noch wenig bevölkerten, kaum dem Urwald abgewonnenen Gegenden, ferne von der Bildung und Corruption einer ſo alten durch und durch verdorbenen Reſidenz, wie es Paris war. Dennoch glaubte Lafayette, jene Bürgertugend vom Delaware an die Seine verpflanzen zu können, in den Mittelpunkt eines Volks, von dem noch kurz vorher ſein Götze Voltaire ſelber geſagt hatte, es ſey halb Affe, halb Tiger.

Die Conſtitution war der Idee nach ſchon eine republikaniſche, wenn ſie auch noch einen König als erſten Diener des Staats beſtehen ließ, der aber nur den Nationalwillen, wie er durch die Na-

tionalverſammlung ausgeſprochen wurde, vollziehen ſollte. Der enorme Widerſpruch zwiſchen dem republikaniſchen Geiſt und der monarchiſchen Form trat hervor in den langwierigen Kämpfen um das Veto. Wer irgend noch dem tumultuariſchen und immer wechſelnden Volkswillen ein conſervatives Gegengewicht erhalten wollte, mußte dem König das Recht ſichern, übereilte, leidenſchaftliche und ſchädliche Beſchlüſſe der Verſammlung durch ſein Veto zu hemmen, wenigſtens deren Ausführung zu verſchieben. Auf der andern Seite aber erſchien es mit Recht ſonderbar, daß der König als ein einzelner Mann, der noch dazu unter dem Einfluß der geſtürzten Ariſtokratie und des Auslands zu ſtehen ſchien, das Recht haben ſollte, zu verhindern, was das geſammte Volk der Franzoſen wollte. Daher wurde der Pöbel gegen das Veto aufgehetzt, der den König und die Königin nur noch Herr und Madame Veto nannte.

Mit Recht bemühten ſich die Conſtitutionellen, nach dem Muſter der engliſchen Verfaſſung dieſes ſo bloßgeſtellten Königs Anſehen durch ein Oberhaus zu verſtärken. Aber der Adel war ſchon zu verhaßt, die ſtändiſche Gliederung ſchon von der öffentlichen Meinung zu beſtimmt verdammt. Als der Adel ſah, daß er als Stand doch nicht vertreten werden würde, ſtimmte er ſelbſt gegen die Conſtitutionellen und mit den Demokraten für eine Kammer, 10. Sept. Auch Mirabeau ſtimmte mit den letztern und war ſehr thätig, die aufkeimende Macht der ſtrengen Conſtitutionellen zu unterdrücken. Als nun vollends der König ſelbſt und Necker ſich mit einer Halbheit zu helfen ſuchten, und da ſie das abſolute Veto nicht durchzuſetzen hofften, ſich mit dem aufſchiebenden begnügen zu können glaubten, verzweifelten die Conſtitutionellen. Mirabeau wandte ſich ihnen in dieſer Angelegenheit wieder zu. Da er ſelbſt einmal Miniſter werden wollte, wußte er das abſolute Veto gut zu würdigen. Aber er ſetzte es nicht durch, die Verſammlung vereinigte ſich mit dem König auf das ſuſpenſive, 11. Sept.

4.

Der 5. October.

Die Aufwieglerpartei des Palais Royal war dem Streit mit lauerndem Argwohn gefolgt und hatte durch Rede und Schrift gegen das Veto aufgehetzt. Die Seele dieſer Partei war Danton, ein verderbener Advokat von rieſiger Größe, einem von Leidenſchaften noch mehr als von den Blattern zerriſſenen faſt negerartigen Geſicht und ſchrecklicher Löwenſtimme, ein Mirabeau des Pöbels. Er ſcheint von Anfang an im Solde Orleans geſtanden zu ſeyn, für den er auch ſpäter noch immer ein geheimes Intereſſe verrieth. Er brauchte zu ſeinen Ausſchweifungen Geld und nahm es ſpäter auch vom Hofe. — Neben ihm war der mächtigſte Volksredner und Journaliſt Camille Desmoulins, den wir ſchon kennen, und furchtbarer als alle andern, wenn auch nur durch ſeine Feder, fing damals ſchon der greuliche Marat an, in ſeinem Volksblatt ami du peuple dem unverſöhnlichſten Haſſe die ſchmutzigſten und zugleich blutdürſtigſten Worte zu leihen. Ein verderbener Mediciner aus Neufchatel in der Schweiz, abgedankter Stallarzt des Herzogs von Orleans (Hundedoctor), elend an Leib und Seele, eine kleine, magere, erbärmliche Figur von abſchreckender Häßlichkeit, ungeheuer reizbar und beſtändig zitternd in nervöſer Aufregung, concentrirte er doch eine furchtbare Kraft in den gleichſam elektriſchen Schlägen, die aus ſeiner kranken Hand in ſein Blatt fuhren und die Volksmaſſen durchzuckten. Er hatte früher ſeine Exiſtenz kaum friſten können, war als mittelmäßiger Naturforſcher von den Gelehrten mit Verachtung behandelt worden und wollte ſich jetzt an der geſammten höhern Geſellſchaft rächen. Neben ihm thaten ſich als Führer der Maſſen damals hervor der Marquis de St. Hurugue, eine Seele voll Gift, der früher von ſeiner Familie in die Baſtille gebracht worden war und jetzt gegen die Geſellſchaft eben ſo rachſüchtig war, wie Marat und Mirabeau. Ferner der Gerichtsbote Maillard, der ſich beim Sturm auf die Baſtille hervorgethan, der Pole Lozowski ꝛc. Auch eine

Amazone hatte sich beim Bastillenkampf ausgezeichnet und war seitdem bei den Volksaufläufen stets voran. Théroigne, zubenannt die schöne Lütticherin, war, obgleich schon 30 Jahre alt, doch noch sehr reizend, trug einen Federhut, ein kurzes blaues Kleid, Säbel und Pistolen und eine Reitpeitsche. Zu Méricourt bei Lüttich geboren, war sie von einem Edelmann verführt worden und immer tiefer in Schande gesunken, der sie sich plötzlich, auf eine heroische Art zu entreißen suchte, um sich an der Aristokratie zu rächen, deren Opfer sie geworden war. Ueberhaupt fingen die Weiber an, sich in die Revolution zu mischen. Die berüchtigten Pariser Fischweiber (Poissarden) trugen das meiste bei, Sprache und Benehmen der demokratischen Partei zu verwildern. Auch in dieser Beziehung war ein Extrem ins andere übergesprungen. Die Corruption des Hofes hatte sich bisher mit allen Grazien seiner Sprache und Sitte verhüllt, die angemaßte Tugend des Volkes trug dafür nun eine studirte Ungeschliffenheit zur Schau.

Bailly mußte als Maire von Paris seine ganze Zeit der Sorge um die Lebensmittel opfern. Tag und Nacht quälte er sich ab, dieselben herbeizuschaffen, um den grimmigen Cerberus der Revolution mit Brod wenigstens hinzuhalten. Die Nationalversammlung hatte dem leeren Staatsschatz einigen Nothbedarf zufließen lassen durch eine patriotische Steuer. Aber es war nicht jeder so patriotisch gesinnt, zu bezahlen. Fast überall war das Land in Gährung oder offenem Aufstande. Daher auch die Lebensmittel, ehe sie nach Paris kamen, oft unterwegs aufgefangen wurden. Um die brodlosen Arbeiter zu beschäftigen, gründete Bailly auf dem Montmartre die ersten Nationalwerkstätten, worin 17,000 Arbeiter täglich 20 Sous verdienten. Die Mittel dazu, wie für den Brodaufkauf, mußte der Staat der Stadt liefern, denn schon hing die Existenz der Regierung vom guten oder bösen Willen einer einzigen Stadt ab. Der Nothstand forderte zu Vergleichungen auf. Der Hof von Versailles schwamm immer noch scheinbar im Ueberfluß. Daß man das Brod dort holen solle, ging wie eine Ahnung durch Paris. Einige glaubten mit Recht, wenn der Hof und die Nationalversammlung nach Paris

überſiedelten, würden hier auch Lebensmittel und Geld ſich wieder häufen. Die Demokraten aber hatten den Nebengedanken, Hof und Verſammlung unter die unmittelbare Aufſicht des Pariſer Pöbels zu ſtellen. Der Hof ſelbſt gab die unglückliche Veranlaſſung, daß dieſe böſen Gedanken ſchneller reiften.

Da der König ſich mit der Nationalverſammlung in ein erträgliches Einvernehmen geſetzt hatte, glaubte er keinen Anſtoß zu erregen, wenn er, um ſich vor Pöbelaufläufen zu ſchützen, wenigſtens ein Regiment Linientruppen nach Verſailles kommen ließ. Es war das Regiment Flandern, welches nur, indem es einen Gewehrtransport aus Flandern für die Nationalgarde von Paris deckte, vorübergehend da zu ſeyn ſchien, und überdies dem Commandanten der Nationalgarde von Verſailles unterſtellt wurde. Allein bei einem Gaſtmahl zu Ehren der Offiziere dieſes Regiments, am 1 October, ſprach ſich die royaliſtiſche Stimmung zu laut und unvorſichtig aus. Der König erſchien mit der Königin, man zog die Degen und ſchwur ihnen Treue. Man ſang das royaliſtiſche Lied, welches nach einer damals beliebten Oper der treue Sänger Blondel dem gefangenen König Richard Löwenherz geſungen: ô Richard, ô mon roi! und hatte noch ſo viel Wein übrig, daß man ein Paar Tage ſpäter, um ihn vollends auszutrinken, das Feſt wiederholte. Dieſe Schwelgerei gegenüber dem Brodmangel in Paris erweckte den Zorn des Volks und wurde mit den gehäſſigſten Uebertreibungen wiedererzählt. Zugleich verlautete, die royaliſtiſche Partei beabſichtige eine Entführung des Königs nach Metz. Dem wollten die Demokraten zuvorkommen. Mit jener Entführung war es allerdings der Hofpartei Ernſt, aber der König weigerte ſich fortwährend. Hätte er darein gewilligt, ſo wäre das Herbeiziehen des Regiments Flandern gar nicht nöthig geweſen, er hätte ſich ſtill entfernen können.

Die demokratiſchen Verſchwornen in Paris hätten den König nicht nach Paris zu holen vermocht, wenn ſich ihnen die Nationalgarde widerſetzt hätte. Aber Lafayette ſelbſt war für die Entführung, weil er in Paris, wo er damals alles galt, den König ganz in ſeiner Gewalt zu haben hoffte und dem König überdies eine De-

müthigung gönnte, weil derselbe die Promulgation der Menschenrechte für überflüssig erklärt hatte. Lafayette ließ daher den demokratischen Pöbel diesmal gewähren. Am 5. October in der Frühe belagerten Weiber, nach Brod schreiend, die Bäckerläden. Ein junges Mädchen bemächtigte sich einer Trommel und schlug Allarm. Männer als Weiber verkleidet, ordneten die Züge, Maillard leitete das Ganze. Jedes Frauenzimmer, dem die Weiber begegneten, wurde gezwungen, mitzuziehen. Sie stürmten das Stadthaus, raubten die dort befindlichen Waffen und zogen etwa 7000 mit drei Kanonen nach Versailles. Lafayette eilte unter die Menge, scheinbar um die Ordnung mittelst der Nationalgarde herzustellen. Aber diese selbst war schon in den Plan eingeweiht.. Die Einen verlangten, er solle sie nach Versailles führen, um den König zu holen. Andere billigten diese Maaßregel, um wenigstens die Wuth der Weiber zu zügeln und den König zu beschützen. Lafayette stellte sich nun, als ob er nur gezwungen nachgäbe, und ließ alles marschiren, um dem König die Wünsche der Gemeinde von Paris vorzulegen: Entfernung der Truppen, Uebersiedlung des Hofes nach Paris und Anerkennung der Menschenrechte.

Um drei Uhr kamen die Weiber nach Versailles, drangen in die Nationalversammlung ein und Maillard stellte in ihrem Namen die Forderung, das Regiment Flandern zu entfernen, die Gardes du Corps des Königs zur Rechenschaft wegen des Festes vom 1. October zu ziehen und den Parisern Brod zu geben. Man suchte sie zu beruhigen und nöthigte den Präsidenten, damals Mounier, zwölf von den Weibern als Deputation zum König selbst zu führen. Diese wurden gütig empfangen, die königliche Nähe imponirte ihnen, sie kehrten zufrieden zu den andern Weibern zurück, von denen sie aber mißhandelt wurden. Diese wüthenden Weiber und der männliche Pöbel griffen die Gardes du Corps an, von denen einige fielen. Noch aber waren die Weiber zu schwach, um mehr zu wagen, und ein heftiger Regen zerstreute sie. In der Nacht kam Lafayette mit 20,000 Nationalgarden an, gelobte den König zu schützen und be-

ſetzte alle Poſten, mit Ausnahme derer im Schloß, die der König den Gardes du Corps vorbehielt. Kaum aber hatte ſich Lafayette gegen Morgen ein wenig zur Ruhe gelegt, als ein Haufen bewaffneten Pöbels mit Weibern untermiſcht, wahrſcheinlich von Orleans, den man in dieſer Nacht im Schloſſe ſah, beſtochen, durch einen unbeſetzt gebliebenen Eingang in das Schloß drang und die Garde, die ſich nicht vertheidigen durfte, zu morden begann. Zwei Köpfe derſelben wurden von einem bärtigen Scheuſal, Jourdan (ſeitdem der Kopfabſchneider benannt) abgeſäbelt und auf Picken geſteckt. Eine Thüre nach der andern im Schloſſe wurde erbrochen. Die Königin floh aus dem Bett und im bloßen Unterrock zum König. Glücklicherweiſe kam Lafayette, der den Lärm gehört hatte, noch mit Nationalgarde herbei, rettete den König und die Gardes du Corps und trieb den Pöbel wieder aus dem Schloſſe. Nun ſammelte ſich aber ein unermeßlicher Haufen vor den Fenſtern des Königs und ſchrie aus einem Munde, er ſolle nach Paris kommen. Und der König, der allen Bitten ſeiner Freunde, in der Nacht zu entfliehen, widerſtanden hatte, immer wieder behauptend, er wolle dem Herzog von Orleans nicht das Feld räumen, erklärte ſich bereit, dem ſchrecklichen Rufe zu gehorchen. Lafayette wollte den Augenblick, in welchem das Volk durch die Bereitwilligkeit des Königs befriedigt ſchien, benutzen, um es auch mit der Königin und den Gardes du Corps auszuſöhnen, und führte zuerſt die Königin auf den Balcon, indem er ihr ehrerbietig die Hand küßte, dann einen Gardeſoldaten, den er umarmte. Beides wurde von dem leicht beweglichen Volke mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Nun fiel kein Exceß weiter vor, aber noch am nämlichen Tage mußte ſich die königliche Familie in einem großen Staatswagen langſam mitten in dem unermeßlichen Zuge von Weibern und Nationalgarden nach Paris fahren laſſen. Die Picken mit den beiden Köpfen wurden zwar nicht, wie behauptet worden iſt, vor dem Wagen hergetragen, ragten aber dennoch aus dem Zuge hervor.

Dieſer Sieg des Aufruhrs über das Geſetz hatte zur Folge, daß nicht nur ein großer Theil des Adels die Nationalverſammlung

verließ und ins Ausland emigrirte, ſondern daß auch die bisherigen Häupter der conſtitutionellen Partei, namentlich Mounier und Lally Tolendal dieſem Beiſpiele folgten. Mounier hatte am 5. October den Kelch der Präſidentſchaft bis auf die bitterſte Hefe geleert. Er ſah die Geſetzlichkeit mit Füßen getreten und hatte Recht, wenn er nichts mehr von der Nationalverſammlung hoffte. Dieſer gefeierte Deputirte der Dauphiné war ſo weit herabgekommen, daß es aus Furcht vor der Volkswuth kein Drucker mehr wagte, eine Zeile von ihm zu drucken. Im Ganzen waren es mehr als zweihundert Deputirte, die nicht mit nach Paris gingen. Dagegen ſetzte Lafayette damals noch durch, daß der Herzog von Orleans, unter dem Vorwande einer diplomatiſchen Sendung, nach England gehn mußte. Mirabeau, den man beſchuldigt hatte, ein Anhänger Orleans zu ſeyn, ſagte damals: ich möchte ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben. Mounier verſammelte in ſeiner Provinz Dauphiné die Provinzialſtände und proteſtirte gegen die Verſetzung der Nationalverſammlung nach Paris, aber die letztere hob alle Provinzialſtände auf, Mounier ſah ſich verlaſſen und emigrirte.

Der König bewohnte in Paris das große Schloß der Tuilerien, die Nationalverſammlung wurde im Reithauſe untergebracht. Was mit den aus ihr verſchwundenen Royaliſten und Ariſtokraten für den König verloren war, wurde erſetzt durch die Mäßigung derer, die bisher weiter gegangen waren. Die Mehrheit der Nationalverſammlung fühlte, es ſey jetzt genug, man müſſe die Volksleidenſchaften zügeln und dem Geſetze Achtung verſchaffen. Mirabeau ſelbſt trat in geheime Verbindung mit dem König und nahm Geld von ihm. Lafayette und Bailly freuten ſich, daß ihr Anſehen durch die Anweſenheit der Nationalverſammlung in Paris verſtärkt wurde und zeigten den gewiſſenhafteſten Eifer, die Ordnung zu handhaben. Die Redefreiheit der Adeligen und Prieſter, die Muth genug behalten, in der Verſammlung zu bleiben, wurde geachtet. Unter ihnen zeichnete ſich der Dragonerrittmeiſter von Cazalès durch feurige Beredſamkeit und heldenmäßige Haltung, der Abbé Maury durch unermüdliche und biſſige Dialectik aus. Inſtinctartig und ohne Verab-

und man kleidete ſich in albernen wechſelnden Moden, in die Trachten derſelben Fremdlinge, die alles Elend und alle Schande ins Land gebracht hatten. Das waren die Diſteln und Dornen, die aus den Trümmern des alten Deutſchland hervorwuchſen, bis allmählich der gute Grund und Boden wieder gedeihlichere Saaten aufkeimen ließ.

redung setzten sich alle Anhänger des Alten und gemäßigte Constitutionelle auf die rechte, alle, die in der Revolution noch weiter gehen wollten, auf die linke Seite des Präsidenten, ein Gebrauch, der auf alle spätern Deputirtenkammern des Continents überging.

Die Aufrührer waren mit der neuen Ordnung nicht zufrieden und suchten sie sogleich wieder zu stören. Diesmal war der Bäcker François das Opfer, den man fälschlich des Kornwuchers verdächtigte und grausam ermordete (19. October). Aber das machte die gemäßigte Partei nur noch einiger. Die Nationalversammlung decretirte ein Martialgesetz und zwei von den Mördern des Bäckers wurden hingerichtet.

Die Nationalversammlung konnte nun die Berathung der Constitution fortsetzen. Gewarnt durch Mouniers Beispiel suchte sie die Gewohnheitsmacht der Provinzen zu brechen und gab Frankreich eine ganz neue Eintheilung in 83 Departements. Jedes wurde wieder in Districte, diese in Cantone getheilt. Ebenso wurde das Gemeindewesen regulirt. Alle männlichen Bürger, sofern sie großjährig, ein Jahr lang ansäßig waren und eine directe Steuer bezahlten, waren Activbürger, wählten in die Urversammlungen und bildeten die Nationalgarde, alle Gewalt ging von unten aus und stammte aus Wahlen. Indeß belief sich die Zahl der Activbürger nur auf 4 Millionen und diese blieben vom Pöbel beneidet. Alle Criminalsachen wurden gewählten Geschwornen zugewiesen und öffentlich und mündlich verhandelt. Da man Geld brauchte, lockte die große Beute der Kirchengüter zu sehr, als daß man nicht die Hände darnach hätte ausstrecken sollen. Der junge Bischof von Autun, Herr von Talleyrand-Perigord, hatte zuerst den Gedanken angeregt*) und Mirabeau ihn weiter ausgeführt. Vergebens

*) Tallevrand hatte von Geburt an einen Klumpfuß als echter diable boiteux. Schon mit 16 Jahren verführte er drei schöne Töchter einer armen Wittwe zugleich, wurde in einer Spielhölle aufgegriffen und ein Jahr lang im Schloß Vincennes gefangen gehalten. Da heuchelte er die tiefste Frömmigkeit und that, als ob er Trappist werden wollte. Man machte ihn zum Abbé. Da hofirte er der Dubarry, wurde durch sie mit zwei reichen Abteien dotirt, hielt

erschöpfte sich Maurys Beredsamkeit, den Plan zu hintertreiben. Die Ansprüche des Klerus klangen den Söhnen des philosophischen Jahrhunderts wie verschollene Stimmen aus dem Mittelalter. Maury wurde vom Pöbel angefallen, rettete sich aber durch die kecke Frage: wenn ihr mich an den Laternenpfahl hängt, werdet ihr dann heller sehen? Man kam überein, sämmtliches Kirchengut in Frankreich zur Verfügung der Nation zu stellen, für 400 Millionen Livres davon zu verkaufen und eben so viele Millionen Assignaten auszugeben, deren Pfand sie darstellen sollten (19. December). Der heftige Widerstand der Geistlichkeit führte zu noch weiteren Schritten. Am 5. Februar 1790 wurden alle Klöster in Frankreich aufgehoben. Die vorher trefflich verwalteten Kirchengüter kamen in die Hände von speculativen Käufern, welche sich nur durch Verkauf der Gebäude auf Abbruch, Ausholzen der Wälder ꝛc. bereicherten und einen landverderblichen Güterschacher anfingen, der den Ertrag der Güter minderte, ohne dem kleinen Ackerbauer zu Gute zu kommen.

Mirabeau hoffte, wenn er an die Spitze des Ministeriums träte, der Anarchie Meister zu werden, aber Lafayettes Eifersucht bewirkte am 7. November 1789 die Verwerfung eines Antrags in der Nationalversammlung, dessen Annahme Mirabeau ins Ministerium geführt haben würde. Fortan bitterster Groll zwischen Mirabeau und Lafayette, wodurch jede Kräftigung der gemäßigten und loyalen Partei unmöglich wurde.

Ein unglücklicher Plan, während des Winters den König zu entführen, regte die Volksmassen von neuem auf. Der junge feurige Marquis von Favras hatte den Plan mit Personen des Hofes verabredet, ohne Wissen des Königs selbst, den man zur Flucht

Maitressen und schwelgte. Um nun noch mehr Geld zu seinen Verschwendungen zu gewinnen, hofirte er Calonne, und machte ihm Finanzpläne. Zum Bischof ernannt, kam er zu den Notabeln. Von Calonne ging er zu Necker über, um auch diesen zu verlassen, sobald derselbe nichts mehr galt. In der Nationalversammlung warf er sich zum Chef des liberalen Klerus auf und affectirte die wärmste Schwärmerei für Humanität, Freiheit und Gleichheit, weshalb er auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden mit den Christen beantragte und durchsetzte.

zwingen wollte. Es wurde verrathen, Favras verhaftet. Einen Volksauflauf unterdrückte Lafayette und nahm 200 Meuterer gefangen, aber Favras hatte sich zu sehr compromittirt, das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Er starb, ohne einen Mitschuldigen verrathen zu haben, mit ritterlichem Muthe am Galgen, umheult von der wahnsinnigen Lust des Pöbels, 19. Februar 1790. Dagegen gelang es dem Ansehen der Gemäßigten, die Freilassung Besenvals durchzusetzen.

5.

Die Jakobiner.

Während im Winter die Straßenaufläufe abnahmen, waren die Klubs sehr thätig. Der Klub Breton wählte, als er von Versailles nach Paris übersiedelte, ein geräumigeres Lokal in der Jakobinerkirche, und hieß davon seitdem der Jakobinerklub. Mirabeau gehörte ihm an, ohne sich ihm hinzugeben, mehr um ihn zu benutzen. Die eigentlichen Häupter desselben waren noch Duport, Barnave, die Brüder Karl und Alexander Lameth, aber da sie in Versailles die äußerste Linke eingenommen, schlossen sich in Paris die bisherigen Lenker des Palais Royal an sie an und brachten noch viel revolutionärere Elemente dazu, unter denen neben Danton vorzüglich Brissot, Herausgeber des vielgelesenen patriote français, hervorzuragen anfing. Der Klub wurde so zahlreich, daß er eine Rednerbühne, Secretäre, Tribune annahm wie die Nationalversammlung. Hier wurden alle die Umsturzreden gehalten und beklatscht, die man in der Nationalversammlung nicht halten konnte. Im Sinne dieses Klubs wirkte auch die Pariser Presse, ja einzelne Winkelblätter gingen noch viel weiter und drangen unaufhörlich auf Erneuerung der Blutscenen, um alle Royalisten und Aristokraten zu vertilgen. — Indignirt durch dieses Treiben bildeten Lafayette und Bailly mit Sièyes, Talleyrand, Chapelier und den gemäßigten Constitutionellen einen besondern Klub „die patriotische Gesellschaft von 1789“ im Palais Royal, an den auch Mirabeau sich unpar-

teilisch anschloß, der aber gerade, je mehr er aus honetten Leuten bestand, dem Pöbel zu reactionär erschien. Ein dritter, s. g. Klub der Unparteiischen wurde von denen gestiftet, die am weitesten rechts saßen, Malonet an der Spitze, aber schon im Mai durch den Pöbel auseinandergejagt. Nicht besser erging es dem Klub der Volksfreunde, in welchem die Geistlichkeit einen letzten Versuch machte, der immer mehr verschwindenden Religiosität der Hauptstadt zur Stütze zu dienen.

In der Nationalversammlung herrschte im Frühjahr und Sommer viele Bitterkeit. Mirabeau begann verdächtigt zu werden, schlug aber seine jakobinischen Ankläger mit dem ganzen Gewicht seiner alten Popularität und persönlichen Ueberlegenheit nieder. Robespierre, Advokat aus Arras, begann sich durch seine langweilige Zähigkeit im Verdächtigen bemerklich zu machen, wurde aber noch wegen seines mittelmäßigen Talentes verachtet. Ihm waren die Jakobiner noch viel zu gemäßigt, er nahm aber noch nichts von deren Cynismus an, sondern gefiel sich in einem zierlichen Anzug, sorgfältiger Frisur und in einer orakelnden und systematischen Sprache. Maury und seine wenigen Anhänger rächten sich für die ihnen ungünstigen Abstimmungen durch die beißendsten Sarkasmen in der Debatte. Alle diese Persönlichkeiten aber hielten das Constitutionswerk nur wenig auf. Um den Widerstand des Klerus zu brechen, wurden am 16. Juni alle Geistlichen verpflichtet, der Nation Treue zu schwören, und denselben am 12. Juli eine Civilconstitution gegeben, wofür der Abgeordnete Camus, ein seichter Schwärmer für Aufklärung, besonders thätig war. Damals brachte auch (am 19. Juni) der preußische Baron Klotz, der sich Anacharsis Cloots nannte und dessen Hirn verbrannt war, ein zum Theil aus der Theatergarderobe in die Costüme aller Nationen verkleidetes Gesindel vor die Schranken der Nationalversammlung, angeblich als eine Deputation des gesammten Menschengeschlechts, und fand mit dieser Comödie einen lauten, vorher verabredeten Beifall. Bei dieser Gelegenheit trug ein gewisser Lambel darauf an, um die Gleichheit aller Menschen zu bethätigen, sollten alle Erb- und Adelstitel und

Standesunterſchiede verſchwinden. Lafayette, der ſich längſt nur als Bürger anſah, unterſtützte den Antrag und ſo verlor der Adel alle ſeine äußeren Vorrechte, Namen, Wappen und Livreen, was den größten Theil der noch in der Verſammlung ſitzenden Edelleute nun ebenfalls zum Austritt bewog. Während auf dieſe Weiſe das aufgeklärte Bürgerthum die Kirche und den Adel tief erniedrigte, bewies es ſich im Sinne der conſtitutionellen Monarchie dem König günſtig. Derſelbe erhielt 25 Millionen Livres Civilliſte und die Initiative in Bezug auf Krieg und Frieden, was durch Mirabeaus Redekraft ertrotzt wurde.

Talleyrand übernahm es, als bereits geweihter Biſchof von Autun, alle die neuen ſ. g. conſtitutionellen oder eidleiſtenden Biſchöfe zu weihen, welche an die Stelle der eidweigernden und deshalb abgeſetzten Biſchöfe traten. Der Papſt excommunicirte ihn vergebens. Die Preſſe wetteiferte, alles Kirchliche in den Koth zu ziehen. Schon Ende 1789 war ein catéchisme du genre humain erſchienen, worin die Religion als Betrug, die Ehe als ein Attentat gegen die menſchliche Freiheit bezeichnet wurde. Camille Desmoulins ließ ſeiner Zeitſchrift Holzſchnitte beidrucken, welche Geiſtliche und Nonnen in den obſcönſten Situationen darſtellten. Auf den Pariſer Theatern wurde le mariage du pape (der Papſt heirathet die Frau von Polignac), l'audience du Grand Lama (worin der Papſt als tibetaniſcher Dalai Lama verſpottet wird) ꝛc. aufgeführt.

In den Provinzen dauerten die Unruhen fort. Hier raubte der Pöbel, wurden Beamte mißhandelt oder ermordet, ſtürmten Nationalgarden die Caſtelle aus Argwohn gegen die Linie (ſo in Marſeille, Grenoble, Montpellier), wurden die Garniſonen meuteriſch. Dort ſuchten ſich die alten Parlamente und Provinzialſtände zu halten und ſtand das altgläubige Volk für ſeine Prieſter auf; z. B. in Nismes. In dieſer allgemeinen Verwirrung föderirten ſich häufig die Nationalgarden benachbarter Orte. In Lyon verſammelten ſich 50,000 Nationalgarden und ſchwuren ſich Eintracht. Das führte zur Idee einer allgemeinen Föderation der neuen Departements und deren Vertretung bei einem am 14. Juli, als am Jahrestage des Baſtille-

ſturmes in Paris abzuhaltenden großen Nationalfeſt. Bailly und Lafayette wirkten eifrig dazu mit, in der Hoffnung, die Haltung bei dem Feſte werde eine conſtitutionelle ſeyn und die Autorität ſich dadurch im ganzen Lande befeſtigen.

Paris traf koloſſale Anſtalten für das Feſt. Man machte aus dem Marsfelde ein ungeheures Amphitheater und die halbe Bevölkerung arbeitete an den Terraſſen deſſelben. Man ſah Vornehm und Gering, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Soldaten und Nonnen, Mönche und Freudenmädchen durcheinander in fröhlichem Getümmel ſchaufeln und karren. Die Sitze faßten 300,000 Zuſchauer. In der Mitte war ein großer und hoher „Altar des Vaterlandes“ errichtet, davor die Loge des Königs und der Nationalverſammlung. Alles wimmelte von Fahnen, allegoriſchen Vorſtellungen und Inſchriften. Am 14. regnete es, man ließ ſich aber nicht dadurch ſtören. Das Amphitheater war vom frühen Morgen an mit Zuſchauern überfüllt. Um 9 Uhr ſetzte ſich der Zug aus der Stadt in Bewegung. Lafayette auf weißem Roß commandirte ſämmtliche Nationalgarden. Ein Theil der Garde von Paris eröffnete den Zug, dann folgten die Behörden der Hauptſtadt, ein Zug von Kindern, die Nationalverſammlung, ein Zug von Greiſen, hierauf 40,000 Föderirte aus den Departements mit ihren Fahnen, endlich der Reſt der Pariſer Nationalgarde. Vor dem Altar hielt Talleyrand die Meſſe, unterſtützt von 200 Prieſtern, die den Civileid geleiſtet, in weißen Kleidern mit der dreifarbigen Schärpe, und von 1200 Muſikern, 300 Trommlern und dem Kanonendonner übertönt. Der König, der Hof, die Miniſter hatten ſich rechtzeitig eingefunden, die Nationalverſammlung nahm neben ihnen Platz. Nach der Meſſe ſtieg Lafayette vor den Altar und ſprach den Eid der Treue für Nation, Geſetz und König, unter unermeßlichem Jubel. Erſt nach ihm leiſtete den Eid von ſeinem Sitz aus der König und der Präſident der Nationalverſammlung. Gerade als der König ſprach, hörte der lange Regen auf und die Sonne beſchien ſein Geſicht, was einen für ihn ſehr günſtigen Eindruck machte. Um ſich raſcher zu trocknen, begann die Menge um den Altar zu tanzen,

was auch auf dem zu diesem Zweck planirten Bastillenplatz geschah. Alles berauschte sich in Frohsinn.

Nur die äußerste Umsturzpartei war mit dieser Einigkeit unzufrieden. Marat und C. Desmoulins schrieben der eine ingrimmige, der andere spöttische Artikel darüber. Malouet versuchte den ersteren anzuklagen, aber ohne Erfolg. Marat hielt sich versteckt.

Im August trugen sich wichtige Dinge in Nancy zu. Die Schweizer des Regiments Chateauvieux und zwei französische Regimenter empörten sich gegen ihre Offiziere. General Bouillé zog mit geringer Macht gegen die Stadt. Ein muthiger junger Offizier, Desilles, stellte sich vor die Mündung einer Kanone, welche die Aufrührer gegen Bouillés Truppen abfeuern wollten, opferte sich aber nutzlos, denn man schoß. Bouillé drang inzwischen dennoch in die Stadt und blieb Sieger (31. August). Der Kriegsminister wagte nicht, die Meuterer zu bestrafen, nur die Schweizer Cantone befahlen gemäß ihrer besondern Gerichtsbarkeit über die Schweizer-Regimenter strenge Bestrafung des Regiments Chateauvieux, von dem 23 Mann hingerichtet und 42 auf die Galeeren nach Brest geschickt wurden, wo gleichzeitig ein großer Aufstand der Matrosen ausgebrochen war.

Am 4. September legte Necker, der ganz unnütz geworden war, seine Stelle nieder, aus Verdruß, weil abermals 800 Millionen Assignaten gemacht wurden. Er reiste nach Genf ab, niemand bedauerte ihn. Weil aber die Assignaten auf Nationalgüter lauteten, d. h. auf Kirchengüter (denn die Güter des emigrirten Adels waren damals noch nicht confiscirt), protestirten am 30. October dreißig Bischöfe. Die Versammlung fürchtete die Aufstände des den Priestern treuen Landvolks urd verstand sich dazu, daß auch nicht vereidigten Priestern gestattet seyn solle, Gottesdienst für die zu halten, die es wünschten.

Im Jakobinerklub entstand eine Spaltung zwischen den gemäßigten Mitgliedern des alten Klub Breton (Duport, Lameth, Barnave ꝛc.) und den neuen Demokraten (Brissot, Robespierre, Petion, Freron, Carra, Gregoire, Buzot ꝛc.). Die letztern drängten

zu Erweiterungen der Freiheit und zu Beglückung des Volks. Nach Rousseaus Begriffen, welche besonders Robespierre geltend machte, sollte die ganze höhere Gesellschaft verderbt und Unschuld und Tugend nur noch bei den Armen, dem eigentlichen Volke zu finden seyn. Daher sollte alles für das Volk geschehen. Der Staat bewilligte der Stadt Paris ungeheure Summen, um Brod anzuschaffen, so daß man es in der Hauptstadt wirklich halb so wohlfeil kaufte, als in den Provinzen. Die Zahl der in die Nationalwerkstätten am Montmartre aufgenommenen Arbeiter stieg auf 31,000. Viele Städte im Lande ahmten dieses Beispiel nach, um den Pöbel zu füttern und dadurch von weiteren Excessen abzuhalten.

Man half sich im Herbst und Winter leidlich durch. Lafayette war wachsam, der König hatte einen Theil des Sommers in St. Cloud zubringen dürfen. Er hätte leicht entfliehen können. Sein Bruder Artois wollte von Savoyen aus nach Lyon vordringen, wo die königliche Sache viele Freunde hatte; nachher von Coblenz aus, wo der siegreiche und sehr gefürchtete Bouillé ihm die Hand reichen konnte. In dessen Lager schien der König sicher. Mirabeau dagegen wollte ihn von den Emigrirten trennen und rieth zu einer Flucht nach der treuen Bretagne, wo er im Volk selbst eine Stütze gefunden hätte. Aber der König wies alle diese Vorschläge ab, weil er sich weder von seinem Bruder Artois abhängig machen, noch, wenn er Paris verließ, dem Ehrgeiz Orleans freien Spielraum lassen wollte. Mirabeau selbst war nicht ohne Schuld, indem er allein den König retten wollte und sowohl Bouillé, als Lafayette mied. Hätten sich diese drei Männer geeinigt, so würden sie dem König ein achtunggebietendes Ansehen zurückgegeben haben. Indeß war der Hof selber so verblendet gegen Lafayette, daß er eine Schmähschrift gegen denselben bezahlte.

Die Jakobiner nahmen die Versammlung des emigrirten Adels in Coblenz und die Reclamationen der deutschen Reichsfürsten, welche im Elsaß begütert und durch die Abschaffung der Feudalrechte beeinträchtigt waren, zum Vorwand, einen geheimen Verkehr des Königs mit dem Auslande, ein sog. österreichisches Comité, dem die Königin

vorſtehen ſolle, vorauszuſetzen. Sie verbreiteten die Meinung, der König ſtelle ſich nur conſtitutionell und wolle die Nation einſchläfern, um dann mit Hülfe ausländiſcher Armeen über ſie herzufallen. Sie drangen aber damals mit ihrem Mißtrauen noch nicht durch, nur in einzelnen Exceſſen verrieth ſich die geheime Wuth des Pöbels. Als der Herzog von Caſtries den Jakobiner Karl Lameth im Duell verwundete, wurde ihm am 12. November das Haus geſtürmt und geplündert. Ein neuer Klub der äußerſten Rechten unter Clermont-Tonnêre wurde am 25. Januar 1791 durch Pöbelaufläufe an ſeiner Conſtituirung gehindert, während Danton und Camille Desmoulins in der Kirche der Cordeliers einen Klub eröffneten, der noch kühner redete als der Klub der Jakobiner. Damals reisten zwei alte Tanten des Königs nach Rom, um dort das Ende ihrer Tage in Ruhe zu beſchließen. Sie wurden unterwegs arretirt und weil man damit ein mögliches Nachreiſen der ganzen königlichen Familie in Verbindung brachte, rathſchlagte ſogar die Nationalverſammlung lang und heftig darüber, bis Maury rief, man ſolle ſich ſchämen, wegen ein paar alter Frauen ſo viel Aufhebens zu machen. Sie erhielten nun Erlaubniß zur Weiterreiſe. Am 28. Februar wollte der Pöbel das Schloß von Vincennes ſtürmen, wurde jedoch von Lafayette zurückgetrieben. Damals liefen viele treue Royaliſten in die Tuilerien, dem König beizuſtehen, wenn etwa auch er angegriffen würde. Weil einige darunter nur Dolche hatten, nannte das Volk ſeitdem dieſe Klaſſe die „Dolchritter“.

Am 2. April 1791 ſtarb Mirabeau nach kurzer Krankheit. Er imponirte den Gegnern auch noch im Tode. Man beſtattete ihn auf wahrhaft königliche Art und verwandelte die Kirche der h. Genoveva (der Schutzheiligen von Paris) in ein antikes Pantheon, um zuerſt Mirabeaus irdiſche Reſte, dann die anderer unſterblicher Franzoſen in daſſelbe aufzunehmen.

6.

Die Flucht nach Varennes.

In Wahrheit war niemand über dieſen Todesfall beſtürzter als der König. Von nun an war keiner mehr in der Nationalverſammlung, der ihn noch hätte ſchützen können. Er erfuhr es nur zu bald. Als er am 18. April nach St. Cloud fahren wollte, hielt der Pöbel ſeinen Wagen auf. Lafayette wollte ihm Raum verſchaffen, aber der König wollte nicht Gewalt anwenden laſſen und blieb in Paris. Von dieſem Augenblick an gab er dem Gedanken an eine heimliche Flucht Raum. Am 23. erließ er durch den Miniſter des Auswärtigen, Montmorin, ein Rundſchreiben an die europäiſchen Mächte, worin er mit Oſtentation erklärte, er werde die Conſtitution halten. Damit ſollte nur ſeine geheime Abſicht maskirt werden. Sehr viel ſcheint zu dem Fluchtgedanken auch der Umſtand beigetragen zu haben, daß man ihn drängte, ſeinen unbeeidigten Beichtvater zu verabſchieden. Auch rückten nach Mirabeaus Tode deſſen bisherige Gegner Duport, Barnave ꝛc. in die Lücke ein, die er gelaſſen, damals ſchon gedrängt, geſtoßen und verdächtigt von denen, die im Jakobinerklub noch revolutionärer waren, als ſie ſelbſt. Die linke Seite machte eine ſtarke und raſche Bewegung vorwärts. Duport weiſſagte am 17. Mai mit Schmerz, die Revolution werde ſich in Uebertreibungen erſchöpfen. Drei Tage ſpäter hielten Artois und Calonne eine Zuſammenkunft mit Kaiſer Leopold II. zu Mantua, der auch der geheime Agent Ludwigs XVI., Graf Durfort, beiwohnte. Der Kaiſer hatte ſeine Schweſter Karoline auf ihrer Rückkehr nach Neapel begleitet und ſeinen Sohn Ferdinand in Toscana als künftigen Herrſcher eingeſetzt. Er theilte aber weder die Meinung von Artois und Calonne, welche von ihm verlangten, er ſolle im Verein mit allen gekrönten Häuptern Frankreich mit Heeresmacht überziehen, noch auch die Meinung Durforts, welcher die Flucht des Königs empfahl. Er urtheilte richtig, ein Einmarſch fremder Truppen werde die Pariſer

Achtzehntes Buch.

Das Zeitalter der Reformation.

Kapitel CCCCXVI.

Ueberblick.

Wir wenden nun wieder den Blick von den äußern Schicksalen nach dem innern Zustande des deutschen Volks. Jene verhängnißvolle Zeit, die wir eben kennen gelernt, verwandelte den Zustand des alten Deutschland völlig, und warf in ungeheuren Stürmen, gleich denen der Völkerwanderung, das Alte zu Trümmern, um eine neue Zeit hereinzuführen. Wir haben von jenen ältesten Germanen an ein allmähliches Aufsteigen der Nation bis auf die Höhe des Mittelalters wahrgenommen, jetzt sehn wir ein eben so allmähliches Herabsteigen von dieser Höhe. Das deutsche Volk stieg empor zu Macht und Glück, Glanz und unsterblichem Ruhm, indem es sich vereinigte. Es stieg hinab zu Ohnmacht und Unglück, Dunkelheit und unauslöschlicher Schande, indem es sich trennte. Was es verbunden hatte, war der Glaube, was es trennte, der Verstand. Von innen heraus aus dem Gemüth der Nation hatte der Glaube jenes einige heilige Reich gegründet, von dem jedes Größte, Edelste, Ruhmwürdigste ausgegangen. Von innen heraus wiederum zerstörte der scharfe verzehrende Verstand die Grundfesten jenes Glaubens und seines majestätischen

wüthend machen und der königlichen Familie zum Verderben gereichen. Vor der Flucht warnte er ebenfalls, weil sie zu gefährlich war. Er rieth dem König auszudauern und auf der constitutionellen Bahn ruhig vorzuschreiten, das werde die Nation versöhnen. Mit diesem Rath aber war seiner Schwester Marie Antoinette nicht gedient, welche die Gefahr eines längeren Bleibens in Paris richtiger erwog und ihn in einem Schreiben vom 1. Juni nur bat, die französische Nation durch keinen Angriff zu reizen.*) Sie hoffte, je ruhiger das Ausland bleibe, um so sicherer entfliehen zu können. Ihr Günstling, der schwedische Graf Fersen, betrieb die Flucht und sein ritterlicher König Gustav III. harrte schon in Aachen, um das gerettete Königspaar zu empfangen. Es verstand sich von selbst, daß es für Ludwig das Räthlichste war, sich in Bouillés Lager zu flüchten und an der Spitze eines treuen Heeres selbst zu handeln, nicht als Gefangener in Paris zu bleiben, während das Ausland einen Angriff machte. Das Ausland sollte nur drohend hinter Bouillé stehen. Der König hätte diesen ihm schon längst vorgeschlagenen Plan ein Jahr früher ausführen sollen, jetzt war es zu spät.

Man ahnte, was geschehen sollte. Lafayette bewachte das Schloß mit seiner Nationalgarde und haftete der Versammlung für den König. Dieser aber, seine Gemahlin, Kinder und Schwester entkamen in der Nacht auf den 21. Juni verkleidet mit Hülfe des Grafen Fersen. In derselben Nacht entfloh auch Monsieur, Bruder des Königs, und kam glücklich nach Belgien. Die königliche Familie reiste in Bouillés Lager mit dem Paß eines Frankfurter Bankiers. Bouillé hatte jenseits Compiègne Truppenabtheilungen bestellt, welche die hohen Flüchtlinge aufnehmen sollten, die aber den Argwohn des Volks erregten und überall sich wieder entfernten, weil der König einen

*) In diesem Briefe schrieb Marie Antoinette: „Die Gefühle des Grafen Artois sind uns theuer. Indeß glauben wir, daß jedes gewaltsame Unternehmen uns der schrecklichsten Gefahr aussetzen würde, so lange wir in Paris sind." Sie erwog ihre eigne Lage eben so richtig, wie das ehrgeizige Vorgehen ihres Schwagers. Dieser Brief allein beweist, wie weit entfernt sie war, mit Artois im Complott zu handeln.

Tag ſpäter kam, als verabredet werden war. In St. Menehould ließ ſich der König eine noch größere Achtloſigkeit zu Schulden kommen, indem er neugierig aus dem Wagen hinausſah. Der Poſtmeiſter Drouet, ein fanatiſcher Jakobiner, erkannte ihn, jagte auf einem raſchen Pferde voraus nach Varennes und ließ dort den Wagen anhalten. Ehe die einzelnen Abtheilungen Reiterei, die Bouillé in die Nähe geſandt hatte, herbei kamen, war die königliche Familie ſchon gefangen. Als Bouillé ſelbſt neun Stunden weit mit unerhörter Anſtrengung herbei kam, war ſie ſchon auf dem Rückweg nach Paris, das ganze Land ſtand unter Waffen, ſeine müden Reiter weigerten ſich, weiter zu ziehen, und ſo war der ganze Plan mißlungen.

Als die Flucht des Königs am 22. in Paris bekannt wurde, zeigte die Nationalverſammlung, daß alle Macht bei ihr und nicht mehr bei dem König war, denn ſie blieb ganz ruhig, nahm die Miniſter in Pflicht, empfahl und ſicherte durch Lafayette und Bailly die Handhabung der Ordnung in der Stadt. Ein Schreiben des Königs, worin dieſer ſeine Flucht mit der Unfreiheit entſchuldigte, in der man ihn gehalten und der Verſammlung nur zu gerechte Vorwürfe machte, ließ die Zuhörer kalt. Als man die Gefangennehmung des Königs erfuhr, ſchickte die Verſammlung drei ihrer Mitglieder ab, ihn zu ſchützen. Wäre der König entkommen, ſo hätte die Verſammlung ohne ihn in ſeinem Namen regiert, bis die Republik fertig geweſen wäre. Da er gefangen wurde, beſchloß ſie, ihn noch ferner als ihr Werkzeug zu gebrauchen, denn jetzt ſchien er abhängiger als je von ihr. Aber die Hoffnung der Conſtitutionellen, mit einem gefangenen und entehrten Könige fortregieren zu können, war eine für ſie ſelbſt verderbliche Täuſchung. Die Jakobiner, welche die Abſetzung des Königs verlangten, mußten ſie nothwendig zuletzt durchſetzen. Sie fühlten ſich in ihrer ganzen Stärke und nicht nur die Lameth mit 200 gemäßigten Deputirten der Nationalverſammlung, ſondern auch Lafayette erſchien damals im Jakobinerklub, um dort zu verſöhnen. Man beſchuldigte Lafayette, er habe, Waſhington nachahmend, gern Präſident der neuen franzöſiſchen Republik werden wollen. Die Jakobiner hörten die vornehmen Gäſte an, ließen ſich

aber nicht beugen, noch überreden. Sie verfolgten das Königthum mit tödtlichem Haſſe.*)

Die drei Deputirten kamen zur rechten Zeit, um die königliche Familie wenigſtens gegen die Wuth des Pöbels zu ſchützen. Der Wagen fuhr bei unerträglicher Sommerhitze ſehr langſam und war ganz in Staub gehüllt, weil Nationalgarde und Pöbel aller Art zu Fuß ihn escortirte. Man rief den königlichen Opfern nicht nur die frechſten Schmähungen in den Wagen hinein, ſondern mordete auch vor ihren Augen einen Edelmann, der ihnen ſeine Ehrfurcht bewies, und verwundete einen Prieſter aus demſelben Grunde. Die drei Commiſſäre waren Latour-Mauburg von der conſtitutionellen, Barnave von der gemäßigten, Petion von der wilden Jakobinerpartei. Der erſtere überließ den beiden andern die Ehre, im königlichen Wagen zu ſitzen, um ihr Mitleid anzuregen. Das gelang bei Barnave, der zwiſchen dem König und der Königin ſitzend, bald durch ſeine rückſichtsvolle Höflichkeit und durch ſeinen Geiſt das lebhafte Intereſſe dieſes hohen Paares erregte. Petion ſaß ihm gegenüber, zwiſchen der Schweſter und Tochter des Königs und benahm ſich ungeſchliffen. Die Reiſe dauerte der Langſamkeit wegen zehn Tage und war eine fortwährende Marter. Die unglückliche Königin ſoll damals vor Angſt und Kummer grau geworden ſeyn. Ihr Einzug in Paris ging ohne Unfall vorüber, obgleich man den mörderiſchen Pöbel fürchtete. Dagegen wartete der königlichen Familie eine neue bittere Demüthigung, indem Lafayette ſelbſt, gekränkt durch die geringe Dankbarkeit, die ihm der Hof für ſeinen bisherigen Schutz erwieſen hatte, und gereizt durch die Vorwürfe, als habe er die Flucht verhindern können und nicht wollen, die peinlichſten Vorſichtsmaßregeln verfügte, um eine neue Flucht zu hindern. Andere

*) Ein Anſchlag der Cordeliers lautete: „Ein dickes Schwein iſt aus den Tuilerien entlaufen; wer es wiederbringt, erhält eine mäßige Belohnung.“ In Freerons Journal hieß es: „Er iſt entflohen, der einfältige König mit ſeiner lüderlichen Meſſalina,“ und: „wenn die Oeſterreicher die Maaß überſchreiten, müſſen wir die Königin wie einſt die Brunhild an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Straßen ſchleifen.“

glauben, Lafayette habe um die Flucht gewußt, sie aber nicht gehindert aus Gefälligkeit für Bouillé, seinen Vetter. Seine Schildwachen standen vor den Zimmern des Königs und der Königin, deren Thüren offen bleiben mußten, damit man jeden Augenblick von ihrer Anwesenheit überzeugt war. Sogar das Bett der Königin war den Blicken der Schildwachen ausgesetzt und eine Kammerfrau mußte ihr Bett vor die offene Thüre schieben, um sie nur einigermaßen zu decken.

Die Lage des Königs war schrecklich. Die Jakobiner verlangten laut seine Absetzung. Eigenmächtig riß der Pöbel alle königlichen Zeichen nieder. Die rechte Seite der Nationalversammlung trat in Masse aus, unter ihnen Cazalès, den kurz vorher der Pöbel übel mißhandelt hatte, Maury und alle, die bisher muthig ausgehalten, jetzt aber die letzte Hoffnung aufgaben, 290 an der Zahl. Bouillé hatte sich zu sehr compromittirt, seine Soldaten wurden vom Volk bearbeitet, es blieb ihm nichts übrig als über die Grenze zu fliehen. So brachen alle Stützen des Thrones ein. Nur Lafayette, der den König im Namen der Constitution mißhandelte, war eben so bereit, ihn im Namen derselben zu retten, und Barnave und dessen ganze Partei unterstützte ihn. Die nämlichen Männer, die kurz vorher noch Mirabeau verdächtigt hatten, weil er den König zu schützen schien, wurden jetzt selbst die Beschützer des Königs und seine letzten unter den größten Gefahren; Barnave aus Mitleid, die andern aus Unwillen über die Jakobiner. Trotz des Austritts der rechten Seite fanden sie eine neue Mehrheit von Gemäßigten, die noch einmal, zum letztenmal, das Gesetz gegen den Pöbel zu behaupten wagten.

Aber sie konnten schon nicht mehr die offene Sprache der Wahrheit reden. Um die Wiederherstellung des constitutionellen Königs zu ermöglichen, mußten sie ihn als unschuldig darstellen, der nur von der aristokratischen Partei gegen seinen Willen verführt worden sey. Barnave übertraf sich selbst an Geist, indem er in einer herrlichen Rede dem Volke empfahl, sich mit der errungenen Freiheit unter

einem ſo gutmüthigen conſtitutionellen Könige zu begnügen und die Revolution nicht auf eine Spitze zu treiben, von der ſie zum Deſpotismus umkehren müſſe. Aber die Pariſer verwarfen einen König, der thatſächlich nicht mehr regierte, nicht mehr regieren konnte. Briſſot im Jakobinerklub, Desmoulins in der Preſſe ſprachen ſich entſchieden, der letztere mit gräßlichem Hohn aus. Nachdem man dem Geiſte der Verneinung, der die ganze Revolution vorbereitet, eine öffentliche Huldigung gebracht hatte, durch Verſetzung der Ueberreſte Voltaires ins Pantheon (11. Juli), ſammelte ſich die republikaniſche Partei auf dem Marsfelde. Danton und Desmoulins hielten hier vom Altare des Vaterlandes herab Reden und ließen eine Petition an die Nationalverſammlung unterzeichnen, welche die Republik verlangte. Da entſchloß ſich die conſtitutionelle Partei zum Aeußerſten und ließ das Martialgeſetz durch Lafayette und Bailly vollziehen. Die Maſſe wurde aufgefordert, auseinanderzugehen, und als ſie Widerſtand leiſtete, durch Schüſſe auseinandergetrieben, wobei etwa 600 Menſchen fielen (17. Juli). Aber nur wenn man den Jakobinerklub geſchloſſen und die wüthendſten Libelliſten füſilirt hätte, wäre vielleicht Ruhe geworden. Da man es nicht that, ſetzten die letztern ihre Wühlereien fort und überhäuften Lafayette mit eben ſo viel Schmach als den König. Sämmtliche Conſtitutionelle einigten ſich damals in der Kirche der Feuillants zu einem neuen Klub, der das Uebergewicht in der Verſammlung, aber nicht in der Stadt beſaß, und das unheilvolle Wirken des Jakobinerklubs um ſo weniger hemmte, als die Nationalverſammlung den halb großmüthigen, halb perfiden Beſchluß gefaßt hatte, keines ihrer Mitglieder ſolle nach Verkündigung der endlich fertig gewordenen Conſtitution in die neue geſetzgebende Verſammlung eintreten dürfen. Die Feuillants verloren alſo, nachdem ſie ſich kaum geeinigt hatten, alle ihre Stimmen im höchſten Rathe der Nation.

Die letzten Berathungen der Nationalverſammlung betrafen die wichtige Frage der Colonien. Am 15. Mai hatte man im Freiheitsrauſche die Mulatten emancipirt, als nun aber auch die Neger frei ſeyn wollten, klagten die Weißen auf St. Domingo, das müſſe

zum Ruin der ganzen Colonie führen, die schwarze Race sey zur Freiheit nicht reif ꝛc. Die Feuillants begriffen das und setzten unter dem heftigsten Widerspruch der Jakobiner am 24. September die Zurücknahme jenes frühern Beschlusses durch. Aber es war zu spät. Mulatten und Neger standen auf, die Weißen zu ermorden. — Am 27. August bewilligte die Versammlung den Ueberresten Rousseaus die Ehre des Pantheons.

Die Constitution war nun endlich fertig (3. September). Der König behielt darin noch immer schöne Rechte, von denen er nur bei der damaligen Stimmung keinen Gebrauch machen konnte. Die gegen ihn verhängte Suspension wurde aufgehoben und er trat wieder in den Besitz der vollziehenden Gewalt. Die Wahlen zu der neuen gesetzgebenden Versammlung waren vollzogen und schon am 1. October trat sie in ihre neue verfassungsmäßige Wirksamkeit ein.

Drittes Buch.

Umsturz des französischen Throns.

1.

Die Constitution von 1791.

Die Versammlung zählte 747 Mitglieder, darunter keines aus der früheren, doch noch in demselben Parteiverhältniß, indem 260 Feuillants 200 Jakobinern gegenüberstanden, der Rest war neutral. Unter den Feuillants glänzten Vaublanc, Girardin, Ramond, Dumas, die aber nicht so schwer wogen, als die von der Nationalversammlung ausgeschlossenen älteren Feuillants. Die Jakobinerpartei hatte durch den Ausschluß keinen bedeutenderen Mann als Robespierre in der Nationalversammlung verloren, dafür aber eine Menge neuer Kräfte gewonnen, welche sich bald in zwei Gruppen trennten. Das waren einerseits die Girondins, so genannt, weil die Deputirten der Gironde (Vergniaud, Guadet, Gensonné) unter ihnem hervorragten, aber auch Brissotins genannt, weil der viel redende und viel schreibende Brissot eine große Rolle unter ihnen spielte. Zu ihnen gehörten die Stadtvorsteher von Paris, Petion und Manuel, der Abbé Claude-Fouchet, Condorcet, Buzot, Isnard, Louvet, Carra ꝛc. Die zweite Gruppe bildeten die Montagnards oder die Bergpartei, so genannt, weil sie die höchsten Sitze in der Nationalverssammlung

einnahm. Ihre Häupter waren Danton, Camille Desmoulins, der schmutzige Capuziner Chabot, Callot d'Herbois, Merlin von Thionville, Couthon. Außerhalb der Versammlung wurden die Klubs jetzt um so lebendiger, als sich die Mitglieder der ersten Nationalversammlung in sie zurückzogen. Man bemerkte, daß Robespierre mit derselben Zähigkeit und mit mehr Glück sich an die Rednerbühne bei den Jakobinern klammerte, wie früher an die in der Nationalversammlung. Die Lehren, welche dort noch verachtet und verhaßt gewesen, wurden hier mit Verehrung aufgenommen. Der vorher unbedeutende Redner wurde ein Orakel des gemeinen Volks. Schon am 1. October nach der Eröffnung der neuen Versammlung wurde Robespierre mit Petion vom Volke bekränzt.

Der König beging einen kaum begreiflichen Fehler, indem er die neue Versammlung reizte. Er ließ nämlich ihre erste Deputation nicht vor und hieß sie warten. Indeß vertrug man sich wieder. Der arme unbehülfliche König wurde ein Spielzeug der Intrigue. Kaiser Leopold hatte, sobald er von der Flucht des Königs und ihrem Mißlingen hörte, von Padua aus ein Umlaufschreiben an alle Mächte erlassen, worin er sie aufforderte, die Sache des gefangenen Königs zu unterstützen. Am 27. August kam er zu Pillnitz, einem Lustschlosse des sächsischen Kurfürsten, mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen zusammen, wobei sich außer Artois und Calonne auch Bouillé einfand. Auch Katharina II. und Gustav III. ließen es an Aufreizungen zum Kriege gegen Frankreich nicht fehlen. Aber die beiden Monarchen von Oesterreich und Preußen erließen eine beruhigende Erklärung, worin sie das Vertrauen aussprachen, Frankreich werde als constitutionelle Monarchie mit den übrigen Mächten in Frieden leben können. Leopold II. war der erste, der die Tricolore anerkannte. Auch befahl er, alle bewaffneten Zusammenrottungen von Emigrirten an den Grenzen zu verhüten. Nur in Coblenz duldete der Kurfürst von Trier eine solche unter dem Prinzen von Condé. Diese Vorgänge im Ausland wurden von dem neuen constitutionellen Ministerium nicht so aufgefaßt, wie sie es hätten werden sollen. Der neue Kriegsminister, der junge Herr

von Narbonne, war durch Weiber (die Gattin des Philoſophen Condorcet, eines Freundes der Gironde, und die Frau von Staël) auf ſeinen wichtigen Poſten gelangt und benutzte die drohende Erklärung von Padua, um Oeſterreich zum Kriege herauszufordern. Durch einen ruhmvollen Krieg nach außen hoffte er am ſicherſten die Revolution im Innern zu erſticken. Er unterhandelte ſogar hinter des Königs Rücken mit dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der größten kriegeriſchen Notabilität jener Zeit, um ihn aus dem preußiſchen in den franzöſiſchen Dienſt herüber zu locken. Der König erfuhr erſt davon, als ihm der Herzog ſeine ablehnende Antwort direct zuſchickte. Narbonnes College, der Miniſter Bertrand de Molleville, billigte den Kriegsplan und rieth dem König, unterdeß „den Geiſt der Verfaſſung durch den Buchſtaben zu tödten“ und unter erheucheltem Eifer für dieſelbe Zeit zu gewinnen, bis die Uebertreibungen der Jakobiner und der Krieg ihm Luft verſchaffen würden. In dieſem Sinne erließ der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Deleſſart, ein übermüthiges Schreiben an den Kaiſer Leopold. Dieſer indeß ließ ſich dadurch nicht reizen, ſondern antwortete mild und verſöhnend, die frühere Erklärung von Padua ſey ſchon durch die ſpätere von Pillnitz zurückgenommen, und er habe nichts Feindliches im Sinn, ſondern ſetze Vertrauen in die verfaſſungsmäßigen Zuſtände Frankreichs. Ganz ebenſo erklärte ſich Preußen.

Dadurch wurde der Plan Narbonnes durchkreuzt, der nun doch den Krieg gegen das ſo friedlich geſinnte Oeſterreich nicht erklären konnte. Jetzt wurde zunächſt Bertrand de Mollevilles Plan verfolgt, und als ein neuer Maire für Paris gewählt werden und Bailly abtreten mußte, ließ das Miniſterium alle ſeine Stimmen Petion, dem damaligen Abgott des Volkes, zuwenden und nicht Lafayette, dem die Gemäßigten dieſe Stelle zudachten, ſofern auch er ſeine Stelle als Chef der Nationalgarde niederlegen mußte. Durch dieſe verkehrte Politik ſtärkte der König ſelbſt die Partei ſeiner grimmigſten Feinde, während Narbonne beſchämt, ſein Feuereifer erloſchen war und Deleſſart ſich durch einlenkende, noch dazu geheim gehaltene Unterhandlungen mit dem Auslande nur verdächtig machte. Kaiſer

Leopold war indeſſen geſtorben, ſein junger Sohn Franz noch nicht zum Kaiſer gewählt, die Politik des Auslandes in Hinſicht auf Frankreich noch nicht feſtgeſtellt.

Lafayettes Stelle wurde nicht erſetzt, indem die Oberſten der Nationalgarde abwechſelnd den Oberbefehl übernahmen. Er zog ſich aufs Land zurück, müde des Undanks. Dagegen kam der Herzog von Orleans aus England zurück und hatte dort ruhiger in die Revolution ſeines Vaterlandes hineinblicken gelernt. Sollte die Anarchie nicht zuletzt ihn ſelbſt verſchlingen, mußte er ſich zum Könige halten. Die Verſöhnung fand ſtatt, aber ohne Wiſſen der Höflinge, die den Herzog, als er zur Tafel kam, verhöhnten, ſogar beſpuckten. Er glaubte, das ſey eine Rache der Königin, und warf ſich nun ganz den Jakobinern in die Arme.

Die Erbitterung der Parteien wuchs während des Winters. Am 29. November wurde beſchloſſen, den nicht beeidigten Prieſtern auch den bisher geſtatteten Gottesdienſt zu verbieten. Die revolutionäre Preſſe erſchöpfte ſich in den ſchamloſeſten Angriffen auf die Prieſter und auf das Königthum.*) Im Dezember begannen die Jakobiner den Klub der Feuillants zu ſprengen. Zuerſt nöthigten ſie die Feuillants, ihre Sitzungen öffentlich zu halten, wie alle andern Klubs. Dann ſchickten ſie ihre wildeſten Schreier hinein, um die Berathungen zu ſtören ꝛc. Als der arme Klub geſetzlichen Schutz verlangte, bekam er eine Wache, die ſich auf Anſtiften des Maire ſo brutal benehmen mußte, daß Klage dagegen erhoben wurde und man ſofort den Klub als angeblich ruheſtörend aufhob. Die Gironde beging

*) Auf dem Theater erntete Marie Joſeph Chenier unermeßlichen Beifall durch das Trauerſpiel Karl IX., worin dieſer König als ein Scheuſal und von einem Prieſter verführt erſcheint, der ihn verleitet, ſein Volk zu morden (in der Pariſer Bluthochzeit). Das ganze katholiſche Paris beweinte damals den tragiſchen Untergang der Hugenotten. — Reißt den Pfaffen die Zungen und den Ariſtokraten die Daumen aus, ſchrieb Marat im ami du peuple. — Damals begannen auch die revolutionären Tragödien im claſſiſchen Style (Brutus, Lucretia, Cäſars Tod, Timoleon, Virginia, Grachus, Spartacus, Nero, Jean Calas, Wilhelm Tell ꝛc.) die Pariſer Bühne zu überſchwemmen.

Reiches, und was für die Ewigkeit gegründet schien, zerfiel in Fäulniß, Trümmer und wüsten Schutt.

Die Auflösung war zuerst eine innerliche, aber sie zog die äußerliche nach sich. Der Verstand machte sich in religiösen Dingen geltend, und zerstörte den alten Aberglauben, bald auch den Glauben selbst, und mit ihm die äußre Kirche. Er machte sich in der Politik geltend, und schlauer Eigennutz zerriß die alten Bande der Einigkeit und Treue, und mit ihnen brach das große Reich zusammen. Er machte sich endlich in den Wissenschaften und Künsten geltend, und führte zu neuen Entdeckungen und Erfindungen, wodurch die alte Lebensart und Sitte völlig geändert wurde.

Wir müssen indeß in dem großen Sturme, der jene Zeiten durchtobt, zweierlei Bewegungen unterscheiden. Die eine ging dahin, nur das Alte zu zerstören, die andre begann etwas Neues herbei zu führen. Das Zeitalter des herrschenden Verstandes war im Verfolg der Geschichte hereingebrochen; aber der Verstand mußte, nachdem er zerstört hatte, was ihm widerstand, aus eignem innern Reichthum wieder bauen. Seine auflösende, verzehrende, zertrümmernde Kraft haben wir in der Periode von Huß bis auf den westphälischen Frieden kennen gelernt, seine verjüngende, neubelebende Kraft werden wir in der folgenden Periode und in den letzten Büchern dieses Werks kennen lernen, und das Auge, das traurig bei jener ersten Periode verweilt, wird wieder erfreut werden in der zweiten. Es ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß aus jeder Zerstörung ein neues Leben reift, und in der Geschichte der Menschen herrscht in ewigem Wechsel von Blühen und Welken doch ein ewiger Fortschritt zum immer Vollkommnern.

Diese Tröstung dürfen wir nicht vergessen, wenn wir jene traurige Zeit der Zerstörung betrachten, die

einen ungeheuren Fehler, indem sie die Feuillants preisgab, denn diese hatten als ehrliche Constitutionelle die Bürger oder den dritten Stand zur gereinigten Aristokratie heranziehen wollen, indeß die Bergpartei denselben Bürgerstand dem schmutzigen Sansculottenthum des vierten Standes oder Pöbels zum Opfer bringen wollte.

Nach dem Neujahr 1792 war die Ungeduld der Revolutionspartei nicht mehr zu zügeln. Durch die im ganzen Lande verbreiteten Jakobinerklubs wurden die Garnisonen immer meuterischer. Die Offiziere flohen über die Grenze, um ihr Leben zu retten und um dem geheimen Ruf Condés nach Coblenz zu folgen. Damals circulirte ein Brief von Monsieur und Artois, worin diese erklärten, ihr Bruder, der König, verabscheue die ihm aufgedrungene Verfassung und werde sie nicht halten. Dieser Brief, der das Emigrantencorps entschuldigen sollte, schadete dem König unendlich, weil man ihn im Complott wähnte. Inzwischen mehrte sich die Emigration. Man zählte schon 1900 geflüchtete Offiziere. Das treugebliebene Schweizer-Regiment Ernst zu Aix wurde von bewaffneten Volksmassen aus Marseille entwaffnet. Die wegen ihres Frevels in Nancy zu den Galeeren verurtheilten Schweizer (42 an der Zahl) wurden nicht nur freigesprochen, sondern von Brest feierlich abgeholt, um in Paris Triumphe zu feiern. Vergebens sträubten sich die Feuillants, die Jakobiner setzten es doch durch, daß diese Helden der straflosen Anarchie unter Trommelschlag und umringt von jauchzendem Gesindel in den Saal der Nationalversammlung eingeführt wurden (15. April). Im Klub der Jakobiner*) hing man feierlich ihre Ketten als Festons an den Wänden auf. Diese Menschen brachten aus Brest die rothe Mütze der Galeerensträflinge mit,

*) In der Mitte der Langseite der ehemaligen Kirche der Jakobiner befand sich ein Altar mit der Tafel der Menschenrechte, den Büsten des Rousseau, Helvetius und Mirabeau, und einem Bündel Piken, auf der Spitze die rothe Mütze der befreiten Galeerensklaven als Symbol der Freiheit. Gegenüber die Rednerbühne. Ringsumher amphitheatralisch erhabene Sitze, die untern Sitze ausschließlich den Frauen bestimmt, unter denen die Fischweiber sich durch ihre Frechheit hervorthaten.

die fortan alle Jakobiner trugen. Schon einige Wochen vorher (19. März) hatte dieſelbe Verſammlung den gräßlichen Jourdan und ſeine Geſellen freigeſprochen, welche am 16. October zu Avignon 53 Männer und Frauen (nach vorangegangener Schändung) abgeſchlachtet und in einen Eiskeller geworfen hatten. Man weiß nicht, ob es derſelbe Jourdan war, der in Paris der Kopfabhauer hieß. Avignon war Eigenthum des Papſtes, aber die Jakobiner hatten bereits ſeine Vereinigung mit Frankreich durchgeſetzt. In Arles hatte ſich das Volk gegen die Jakobiner erhoben, aber von Marſeille aus, wo Barbaroux, ein ſchöner junger Mann und Anhänger der Girondins, das meiſte Anſehen hatte, begann alsbald ein Freiſchaarenzug gegen Arles. In der Normandie zog eine Bande von 6—8000 Mann umher und nahm die Waaren um einen von ihr ſelbſt geſetzten niedern Werth weg.

Die Jakobiner triumphirten. Schon am 12. Februar hatte Petion als Maire durchgeſetzt, daß den rechtlichen Bürgern, aus denen bisher die Nationalgarde beſtand, Bataillone von Pikenmännern aus dem Pöbel zugeſellt wurden, die rothe Mützen trugen. Die Tyrannei der Galerie wurde auch in der Nationalverſammlung immer unerträglicher. Jeder Gemäßigte wurde verhöhnt. Auch die Sprache wurde cyniſcher. Man bemerkte in dieſem Winter zum erſtenmal den Einfluß der Revolution auf die Trachten. Die Jakobiner puderten ihre Haare nicht mehr und trugen ſtatt der dreieckigen Hüte runde. Auch die Zöpfe fingen ſchon an ſich aufzulöſen.

2.

Dumouriez.

Das Miniſterium war unhaltbar geworden. Briſſot klagte Deleſſart an, der am 10. März dem Gerichtshofe in Orleans ausgeliefert wurde. Der König zauderte nicht, ein girondiſtiſches Miniſterium zu ernennen, in Erwartung, dieſe Neulinge würden unfähig

ſeyn, alles übertreiben und dadurch eine ihm günſtige Kriſis beſchleunigen. Aber er täuſchte ſich. Unter den neuen Miniſtern ragte Roland hervor, der alte Gatte einer jungen und ſchönen Frau, die in ihrem geiſtreichen Zirkel die ganze Gironde beherrſchte. War nun Roland auch nur ein fleißiger Arbeiter ohne Geiſt, ſo doch ein ſehr ſyſtematiſcher, zur Republik geneigter Schwärmer für Freiheit und unterſtützt von jüngern glänzendern Talenten. Neben Roland (Miniſter des Innern) übte den größten Einfluß Dumouriez (Miniſter des Auswärtigen). Dieſer etwas über fünfzig Jahre alte Abenteurer, der ſich als Soldat und in vielen andern Rollen, auch in Polen verſucht, war zu einer Sendung des Girondiſten Genſonné in die für ihre Prieſter aufgeſtandene Vendée zugezogen worden. Genſonné ſtattete der Nationalverſammlung nicht nur einen verſtändigen Bericht über das wackere, ſittenreine, patriarchaliſche Landvolk der Vendée ab, das er nicht zu beunruhigen dringend empfahl, ſondern nützte ihr auch durch das Talent Dumouriez, den er in die großen Geſchäfte einführte. Als Roland das erſtemal zum König ging, ohne Schnallen auf den Schuhen, und der Oberceremonienmeiſter ihn anfangs nicht einlaſſen wollte und dann ganz entſetzt ausrief: „Ohne Schnallen!“ ſagte Dumouriez lachend zu ihm: „Alles iſt verloren.“ Dieſer Dumouriez riß bald die erſte Stelle an ſich. Nie verlegen, nie durch eine Ueberzeugung oder durch einen Gewiſſensſcrupel beengt, bezauberte er den König und den Berg, wie er die Gironde bezaubert hatte. Den König lehrte er, nur keine Angſt zu haben, nur muthig durch den Strom zu waten und dabei das Banner der Revolution recht hoch zu tragen, zugleich aber die Kriegserklärung zu beſchleunigen, alsdann würde er, Dumouriez, das Heer befehligen und ſtark genug werden, den König zu befreien. Bei den Jakobinern ſetzte derſelbe Dumouriez die rothe Mütze auf und umarmte Robespierre. Das erregte natürlich bald das Mißfallen der Frau Roland. Im Grunde wollte er nichts anderes als Narbonne, nämlich die Revolution durch den Krieg erſticken. Das ſpürte Robespierre wohl, der ſich nicht bereden ließ, den Krieg zu bevorworten, und in den bitterſten Zank mit Briſſot gerieth, als

dieſer, der immer gerne große Politik trieb, den Krieg empfahl. Im Sinne Robespierres ſchrieb damals Camille Desmoulins ein wüthendes Pamphlet gegen Briſſot.

Die Kriegsluſt der Gironde bedrohte Europa mit einem allgemeinen Kriege, welcher die Freiheitsidee der nordamerikaniſchen Revolution durch alle Länder tragen ſollte. Das deutſche Reich hatte gerechte Urſache, über Frankreich zu klagen. Durch das Geſetz vom 4. Aug. 1789 und durch die Säculariſation waren eine Menge deutſcher Biſchöfe, Fürſten und Herren, die im Elſaß begütert waren,*) ihrer Rechte und zum Theil auch ihrer Güter beraubt worden. Der Reichstag reclamirte nur langſam und ſchwerfällig. Ohne den Kaiſer konnte er ſeinen Forderungen keinen Nachdruck geben, aber der Kaiſer hielt an ſich. Katharina II. von Rußland munterte nämlich Preußen und Schweden zum Kriege gegen Frankreich auf, um ſich unterdeß Polens zu bemeiſtern. Das wollte Oeſterreich um jeden Preis hindern, und auch Preußen ließ ſich nicht gegen Frankreich fortreißen. Daher das Zaudern der deutſchen Mächte. Die Gironde glaubte nun um ſo kühner vorſchreiten zu dürfen, und Dumouriez wünſchte den Krieg, um als Feldherr zu glänzen und an der Spitze einer ſiegreichen Armee Frankreich zur Ordnung zurückzuführen. Daher ſchrieb Dumouriez an die auswärtigen Mächte in einem viel herausfordernderen Tone, als Deleſſart, und beeilte ſich, als die Antworten nicht genügten, durch den König ſchon am 20. April Oeſterreich den Krieg erklären zu laſſen. Die Güter der Ausgewanderten wurden ſequeſtrirt.

Die Kluft zwiſchen der Gironde und dem Berge wurde erweitert, als die erſtere durch Petion nicht nur die Stadt Paris,

*) Die meiſten rheiniſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Baſel bis Trier und Köln, der Herzog von Württemberg (wegen Mümpelgard), der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Heſſen, der Markgraf von Baden, die Fürſten von Naſſau, Leiningen, Löwenſtein ꝛc. Herzog Karl von Württemberg, der das Schlimmſte kommen ſah, reiſte 1791 nach Paris, um Mümpelgard an Frankreich zu verkaufen. Die Antwort war abſchlägig, man hoffe Mümpelgard umſonſt haben zu können.

ſondern nun auch durch Roland das Miniſterium leitete. Jede höher geſtellte Partei wird von der unten zurückgebliebenen beneidet. Der Haß gegen die Feuillants ging alſo damals ſchon bei der Bergpartei auf die Girondiſten über. Unter dieſen wurden Guadet, Vergniaud, Genſonné heimlich vom König zu Rathe gezogen, aber ſie konnten ſich mit dem Könige doch nicht verſtändigen, ſo wenig wie Roland, weil ſie zu ſehr von ihrer Freiheitsidee eingenommen waren. Dumouriez ſelbſt erkannte, daß dieſe Denker aus Rouſſeaus Schule zum handeln nicht gemacht ſeyen, und hielt ſich lieber an die Bergpartei. Unter dieſer fand er an Danton einen Mann, ganz wie er ihn brauchte. Danton nahm Geld vom Hofe und war doch der Abgott der Jakobiner.

Der Ausbruch des Krieges rief Dumouriez zum Heere, wohin auch Lafayette zum großen Aerger der Jakobiner berufen wurde, die ihn heftig anklagten. Ohne Dumouriez wollte ſich der König den groben Roland nicht mehr gefallen laſſen. Roland war ein kleinlicher Fanatiker. Schon vor der Revolution hatte er einmal öffentlich vorgeſchlagen, die menſchlichen Leichen nicht unnütz zu vergraben, ſondern ein nutzbares Fett aus ihnen zu ziehen. Kaum war er Miniſter, ſo verbot er allen Geiſtlichen, in ihrer Amtstracht zu erſcheinen. Als conſtitutioneller Miniſter eines Königs predigte er in ſeinem Blatte offen republikaniſche Grundſätze. Um ſich den Rücken zu decken, damit man ihn nicht als Königsfreund verdächtigen könne, veröffentlichte er einen langen Brief, den er (oder vielmehr für ihn ſeine Frau) an den König geſchrieben hatte und worin er demſelben auf die gröbſte Art den Text las und ihn belehrte, wie ein wahrer Bürgerkönig ſich zu verhalten habe. Das war dem König denn doch zu viel, und er hoffte wohl überhaupt auf eine raſche Entſcheidung des Krieges, nahm alſo ein neues Miniſterium aus Feuillants, unbedeutende Namen. Die Gironde zog ſich nun erbittert von ihm zurück. Ihr Journaliſt Carra beſchuldigte die Königin, am Hofe einen „öſterreichiſchen Ausſchuß" zu leiten, der Frankreich verrathe und mit dem Ausland conſpirire. Die Gironde ſchien mit dem Berge nur zu wetteifern im Königshaß, und dieſe Uebereinſtimmung der Parteien

erhöhte die Fieberhitze in den Massen. Schon rief eine Wache am Schlosse der Königin ins Fenster, er wünschte ihren Kopf auf einem Bajonnet aufpflanzen zu können, und Sänger stellten sich auf, ihr die unzüchtigsten Satiren auf sie selber zuzusingen. Lafayette schrieb von seinem Lager aus einen Brief an die Versammlung, worin er ihr dringend constitutionelle Gesinnungen empfahl. Allein er wurde verhöhnt und konnte die Strömung zur Republik nicht aufhalten.

Dumouriez ließ die Revolution hinter sich, um durch Siege die Armee für sich zu gewinnen und dann das entscheidende Wort zu reden. Aber sein Plan, die österreichischen Niederlande wegzunehmen, scheiterte. Die unter Biron bei Mons und unter Dillon bei Lille vorgeschobenen Truppen liefen beim ersten Anblick nur weniger Oesterreicher davon unter dem Schreckensrufe: sauve qui peut! es ist nicht ausgemacht, ob aus Feigheit oder Verrath (30. April). Arthur Dillon wurde unschuldig von seinen wüthenden Soldaten ermordet. Diese Vorfälle und der Einmarsch der Preußen vom Rhein her nöthigten Dumouriez, die Niederlande einstweilen aufzugeben.

Auch in Paris schrie man über Verrath der Generale und beschloß, ein neues Revolutionsheer in einem Lager vor der Stadt zu versammeln. Schon früher hatte man die Föderirten beim Julifest in Paris gesehen, man lud sie also wieder ein, jenes Lager zu bilden. Die Gironde hatte dabei den Nebenzweck, eine Armee aus den Provinzen in der Nähe zu haben, um damit die Pariser zu zügeln. Der junge, schöne, heldenmäßige Barbaroux aus Marseille ließ von dort die enragirtesten Matrosen und andere Kraftmenschen kommen, deren wildes Feuer ein durch sie zuerst berühmt gewordener und nach ihnen benannter Gesang nährte, die Marseillaise: Aux armes, citoyens, le jour de la gloire est arrivé! Dieses schöne Lied war von Rouget Delisle im Hause des Maire Dietrich in Straßburg gedichtet und von dessen Töchtern zuerst gesungen worden. Dieselbe Melodie spielte man bald darauf bei Dietrichs Hinrichtung, und Delisle

ſelbſt hörte ſie zitternd von den Banden ſpielen, vor denen er aus dem Vaterlande floh.

Die Pariſer kamen den Föderirten zuvor und trachteten dem Königthum ein Ende zu machen, ehe ihm etwa neue Kräfte zuwüchſen. Es verlor aber in dieſen Tagen ſeine letzte Stütze. Ein grober Brief Lafayettes an die Verſammlung drohte unvorſichtig den Jakobinern und klagte Dumouriez an. Dumouriez ſelbſt wollte den König ſchützen, glaubte es aber nicht mehr zu können, weil der König ſich hartnäckig weigerte, gegen die ſtrenge Prieſterverfolgung kein Veto einzulegen, und ging wieder zur Armee. Die wüthenden Jakobiner, denen die fernen Generale keinen Widerſtand leiſten konnten, ſchritten jetzt zur That. Das Veto, das der König am 19. Juni gegen die Deportirung der eidweigernden Prieſter und gegen das Lager der Föderirten einlegte, diente zum Vorwand. Schon am 20. ſtand das Volk auf, geleitet von den Männern des Berges. Die Gironde und Petion zogen ſich in ſträfliche Paſſivität zurück, in der Hoffnung, der eingeſchüchterte König werde Roland ins Miniſterium zurückrufen. Die von dem Bierbrauer Santerre befehligte Maſſe, in der 70,000 Nationalgarden, Pikenmänner, Pöbel und Weiber ſich miſchten und unter denen wieder die ſchöne Lüttticherin (die auch begeiſterte Reden bei den Cordeliers zu halten pflegte und von C. Desmoulins mit der Judith verglichen wurde) und der Kopfabhacker Jourdan eine Hauptrolle ſpielten, verlangte Entfernung der unpopulären Miniſter und des Veto, ließ aber durchblicken, daß ſie unter dem Veto den König ſelber verſtände. Die Verſammlung ſchämte ſich nicht, dem Haufen den Durchzug durch den Saal zu geſtatten. Drei Stunden lang mußten die Deputirten demſelben zuſehen, betäubt von Geſchrei und erſtickt von dem Dunſtkreiſe des Pöbels. Unter den Sinnbildern, die man im Zuge trug, bemerkte man ein blutendes Herz mit der Inſchrift: „Ariſtokratenherz," einen Galgen, woran eine Puppe der Königin hing, ein paar zerriſſene Hoſen auf einer Stange als Ehrenzeichen der Sansculottes, welchen von Maury zuerſt gebrauchten Spottnamen der Pöbel zu ſeinem Ehrennamen machte. Aus der Verſammlung begab ſich der Haufe in die Tuile-

rien, drängte die Wache zurück und brach mit wildem Geheul in die Zimmer des Königs ein. Der unglückliche Monarch mußte von einem Stuhle aus, den man auf einen Tisch gesetzt hatte, fünf Stunden lang die Grobheiten des Pöbels anhören. Obgleich Piken und Säbel gegen ihn geschwungen wurden, wagte es doch keiner, ihn zu tödten. Er behauptete eine merkwürdige Festigkeit, protestirte gegen die unmittelbare Einmischung des Volks, berief sich auf sein constitutionelles Recht und bewilligte nichts von allen den Forderungen, die man an ihn stellte. Als ein Nationalgardist ihm zurief: „Fürchten Sie nichts!" nahm er dessen Hand, legte sie auf sein Herz und sagte: „Fühlen Sie, ob mein Herz schneller schlägt als gewöhnlich?" Der Fleischer Legendre nannte ihn ins Gesicht einen Verräther des Volks; man zwang ihn, eine rothe Mütze aufzusetzen, fügte jedoch dem Schimpf keine thätliche Mißhandlung hinzu. Als er aus der Flasche eines zerlumpten Kerls trank, um bei der erstickenden Hitze seinen Durst zu löschen, schrie man sogar wieder: vive le roi! Santerre erlöste ihn vollends. Unterdessen war die Königin noch schlimmer bedroht. Prinzeß Elisabeth, des Königs Schwester, die man mit ihr verwechselte, wurde vom Pöbel mit gräßlichen Drohungen verfolgt, rief aber, als man den Irrthum aufklärte, sie wolle gerne für die Königin sterben. Der Haufe drang endlich auch bis zu dieser selbst durch, stutzte aber vor der hohen Frau, die ihre beiden Kinder in den Armen hielt, und begnügte sich auch hier mit Beschimpfungen. Besonders riefen die Damen der Halle der Königin die unflätigsten Dinge zu. Man setzte auch dem Dauphin eine rothe Mütze auf, die ihn fast erstickte, bis Santerre sie ihm abnahm. Ganz spät erschien Petion und bewog die Menge, das Schloß zu räumen.

Die Erfolglosigkeit dieses rohen Ueberfalls machte den Constitutionellen Muth, die Urheber desselben anzuklagen. Auch Lafayette kam herbei, um mit seinem ganzen Ansehen das des constitutionellen Königs aufrecht zu erhalten. Aber der Hof selbst lehnte seine Hülfe ab aus unbezwinglichem Widerwillen gegen diesen ersten Apostel der Freiheit. Die Gironde gab sich ganz der Umsturzpartei hin, um

die Herrſchaft in ihr zu behaupten, und aus Haß gegen den König, der ihren Roland zurückgewieſen hatte. Frau Roland äußerte ihr innigſtes Vergnügen über den 20. Juni: „Wie gerne wäre ich dabei geweſen, um die lange Demüthigung der hochmüthigen Königin mitanzuſehen.“ Die Conſtitutionellen wagten Petion anzuklagen, den ſeine Freunde von der Gironde ſchützen mußten. Das Volksgeſchrei, das durch ganz Paris widerhallte, „Petion oder der Tod!“ ſchmeichelte der Gironde. Man ſetzte der Anklage Petions eine des Generals Lafayette entgegen, weil derſelbe eigenmächtig das Lager verlaſſen hatte. Er wurde zwar freigeſprochen, aber mit Recht ſpottete man über ihn, wie er hatte drohen wollen, ohne ſeine Armee mitzubringen. Danton nannte ihn verächtlich „den Eunuchen der Revolution.“ Man ſtritt in der Verſammlung mit der giftigſten Erbitterung, welche zuletzt immer auf den König gelenkt wurde. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, erhob ſich am 3. Juli, um zu beweiſen, daß die Entthronung des Königs unvermeidlich ſey, ein König könne nicht Freund der Freiheit ſeyn, ein gedemüthigter König könne die nicht lieben, die ihn ſo tief erniedrigten, er müſſe ſich mit dem Ausland gegen ſein eigenes Volk verſchwören, das ſey natürlich; eben ſo unumgänglich ſey es aber auch für eine Nation, die frei ſeyn wolle, ſich eines ſolchen Königs zu entledigen. — Dennoch behaupteten die Conſtitutionellen das Feld und hielten das Anſehen des Königs äußerlich noch aufrecht, ja am 7. Juli ließen ſich die Parteien in der Nationalverſammlung durch eine rührende Rede des Biſchofs Lamourette ſogar zu einer Verſöhnungsſcene mit allgemeiner Umarmung und Küſſung hinreißen, worauf auch der König ſchnell herbeigerufen und zum letztenmal freudig begrüßt wurde. So geſchah es, daß er, nachdem Petion freigeſprochen worden war, am 14. Juli dem Bundesfeſt auf dem Marsfelde noch wie vor zwei Jahren als Oberhaupt der Nation anwohnen durfte und ungekränkt blieb. Er vertraute zu viel. Nicht er, ſondern Petion war der Held des Tages, „Petion oder der Tod!“ das Feldgeſchrei. Vergebens erbot ſich damals Lafayette, den König zu ſeiner Armee zu entführen. Ludwig XVI. blieb unter ſeinen Feinden, deren ganzer Grimm nun erwachte.

Schon am 15. Juli befahl die Versammlung die Entfernung der königlichen Garde, mit einziger Ausnahme der Schweizer. An demselben Tage wurde d'Espremenil auf der Terrasse der Feuillants zu Boden geschlagen und bei den Haaren zu einer Kloake geschleppt, in der man ihn ersticken wollte. Nationalgarden retteten ihn. Als er blutend und schwerverwundet in die Mairie gebracht wurde, fiel Petion bei seinem Anblick in Ohnmacht. Die Gironde, heimlich bange vor dem Berge, wollte sich noch einmal des Königs annehmen, um ihn als Werkzeug zu brauchen und ihre Partei allein bei der Gewalt zu erhalten. Aber der König wollte nichts mehr von Roland wissen. Nun stimmte die Gironde wieder mit dem Berge und beschloß die Permanenz der Sectionen und die Einreihung des Proletariats in die Nationalgarde, eine revolutionäre Maßregel, die den vierten Stand in den dritten einschob. Damals hatte man in der Gironde den Plan, den König abzusetzen, aber den Dauphin, dessen Erzieher der Philosoph und Girondist Condorcet werden sollte, dem Namen nach unter der Aufsicht der Gironde fortregieren zu lassen, und diesen Plan hoffte man gegen den Berg und die Pariser mittelst der tapfern und damals sehr gefürchteten Marseiller durchzusetzen.

Die Marseiller, nur 1500 Mann, aber von der entschlossensten Race, kamen erst am 29. Juli nach Paris, an dem Tage, an dem das vom 25. datirte Manifest des Herzogs von Braunschweig bekannt wurde.

3.

Der 10. August.

Die Coalition gegen Frankreich war endlich zu Stande gekommen. Nach seiner Kaiserkrönung in Frankfurt a. M. (14. Juli, die letzte im h. römischen Reiche) war der junge Franz II. mit dem König von Preußen in Gegenwart von 50 Fürsten und 100 andern großen Herren in Mainz zusammengekommen und hatte den

ein nothwendiger Uebergang zum neuen Leben war. Allerdings sehen wir hier nur überall tiefen Verfall, Unglück und Schmach, und das Zeitalter der Reformation steht tief unter dem vorhergegangenen des Mittelalters, aber es steht auch tief unter der folgenden Zeit, und auf diese müssen wir hoffnungsvoll den Blick richten, wenn es uns schaudert vor dem Anblick so vieles Jammers, so großer Schändlichkeiten, wovon die Reformation begleitet war. Es gereicht zur Entschuldigung der menschlichen Greuel, die damals begangen wurden, daß alles in einem immerwährenden Kriegszustand sich befand. Die ersten Geschlechter jener Zeit waren noch die bessern; die Kinder aber, die den Krieg von den Vätern erbten, und in allen Leidenschaften und allem Elend derselben aufgewachsen waren, konnten kaum anders seyn. Bosheit trieb nur wenige, Noth aber und üble Gewohnheit die Massen zu Freveln an. Ueber den Verfall der Sitten und der Bildung dürfen wir uns aber am wenigsten wundern, da der Verfall der Kirche wie des Reichs im Großen und der alles verschlingende Krieg nothwendig dahin führen mußte. Mitten in dem Verderben erfreuen uns aber doch noch immer theils die Keime zu einer bessern Zukunft, die häufig zum Vorschein kommen, theils die Riesengeister, die jene Zeit beherrscht, und den großen Kampf gelenkt haben. Auch in der Zerstörung ist der Mensch noch furchtbar schön und erhaben, wie die Natur in Wettern und Erdbeben.

Kapitel CCCCXVII.

Die Glaubenstrennung.

Ein äußerstes hatte das andre hervorgerufen. Die Tirannei des Papstes und die schändliche Verderbniß der Geistlichen mußten einen Widerstand erwecken. Sobald

Einmarsch in Frankreich verabredet. Oesterreich sollte 100,000 Mann stellen, brachte aber nur 71,000 auf. Der feurige Preußenkönig, bisher im Sinne des verstorbenen Kaisers Leopold gegen Frankreich gemäßigt geblieben, jetzt aber voll ritterlicher Entrüstung über die Mißhandlung des französischen Königspaares,*) sollte die schwerste Arbeit übernehmen, und Oesterreich wollte dann ernten. Mallet du Pan, heimlich von Ludwig XVI. entsendet, hoffte, Kaiser Franz werde noch so billig denken, wie sein Vater Leopold, und beschwor die Monarchen, in ihrem Kriegsmanifest die Stellung Ludwigs als eines constitutionellen Königs zu achten. Franz aber wollte auf Kosten Frankreichs Eroberungen machen, ließ sich daher auf keine Anerkennungen ein, schob aber Preußen vor, um ihm alles Gehässige aufzuladen. Friedrich Wilhelm II. begleitete seine Armee über den Rhein, welche der unvermeidliche Herzog Ferdinand von Braunschweig commandirte. Dieser mißbilligte das Bündniß Preußens mit Oesterreich, hätte eine Verständigung mit Frankreich vorgezogen und ahnte, wie mächtig die Revolution werden würde. Und doch mußte er jetzt ein Manifest unterzeichnen, welches, von Limon, einem Emigrirten, verfaßt, dem französischen Volk drohte, er werde alle Städte und Dörfer in Brand stecken, wenn sie nicht zum Gehorsam zurückkehrten. Eine so inhumane Drohung schien vielen damals zweckmäßig. Man war durch die Leichtigkeit, mit der früher Holland und Brabant unterworfen worden waren, durch die Flucht der französischen Truppen bei Mons und durch die Prahlerei der Emigrirten getäuscht worden. Im preußischen Lager redete man nicht von einem Feldzug, sondern nur von einem Spaziergang nach Paris. Aber die Emigrirten ließ man nicht in einer Masse beisammen, sondern vertheilte sie unter die Oesterreicher und Preußen, um sie zu schwächen und ihren Widerspruch leichter zu brechen, wenn sie sich

*) In seinem Harem war Zwietracht. Die Lichtenau feuerte ihn zum Kriege an, die Dönhoff suchte ihn vergebens zurückzuhalten und sagte ihm nichts Gutes voraus. Diese Dame, welche dem König den heldenkräftigen Grafen von Brandenburg gebar, hat es am besten mit ihm gemeint.

etwa gegen die Eroberungen sträuben wollten, welche Kaiser Franz bezweckte.

Das Manifest, welches mehr im Auslande als in Frankreich selbst Aufsehen machte, wurde in Paris nur benutzt, um den Sturz des Thrones zu beschleunigen. Petion, als Maire von Paris, forderte Absetzung des Königs, Jean Debry von der Bergpartei klagte Lafayette an. Als dieser dennoch von der Versammlung freigesprochen wurde, mißhandelte der Pöbel mehrere Abgeordnete, die für ihn gestimmt hatten (29. Juli). Unterdeß wurden die Marseiller von Danton bearbeitet und fraternisirten mit den Parisern, anstatt der Gironde gegen dieselben zu dienen. Man schickte die Linientruppen aus der Stadt gegen den Feind und löste die aus den bessern Bürgern zusammengesetzten Compagnien der Nationalgarde auf, damit den Tuilerien möglichst wenig Vertheidiger übrig blieben. Danton leitete alles.

Der Angriff auf die Tuilerien war auf den 10. August bestimmt. Man wußte es, der König umringte sich mit seinen Freunden und der Commandant der Nationalgarde, Mandat, traf gute Vertheidigungsanstalten des Schlosses. Auf der andern Seite hatte sich in einer kleinen Schenke ein Aufruhrcomité gebildet, das mit Danton in Verbindung stand. Um Mitternacht zwischen dem 9. und 10. wurde Sturm geläutet, sammelten sich die Volksmassen und wurde der Municipalrath von Paris durch einen neuen, revolutionären ersetzt, in welchem nur Petion, Danton und Manuel zurückblieben, dagegen Fabre d'Eglantine, Bourdon, Billaud-Varennes, der junge energische Tallien, Huguenin, Chaumette, Hebert und andere Enragirte eintraten. Die bewaffnete Masse theilte sich in Colonnen, die zum erstenmal mit der rothen Fahne gegen das Schloß rückten, die eine unter Santerre, die andere unter dem jungen Westermann, einem Preußen, die dritte unter Fournier, dem s. g. Amerikaner. Um sich den Angriff zu erleichtern, lud man Mandat vor die Municipalität. Er kam aus dem Schlosse in der Meinung, es sey noch die alte Behörde, als er aber ganz neue Gesichter sah, erbleichte er. Man warf ihm vor, daß er gegen das Volk kämpfen

wolle, und entfernte ihn nur, um ihn draußen niederzuschießen.*) Nun fehlte im Schlosse die Einheit des Befehls. Der König hatte nur noch 1330 treue Schweizer bei sich unter Bachmanns Commando, 600 berittene Gensdarmen und einen Haufen schlecht bewaffneter Edelleute und alter Diener (die s. g. Dolchritter). Alles hing davon ab, ob ihn die Nationalgarde beschützen würde, aber diese hatte ihren Befehlshaber verloren und die Pikenmänner waren schon den loyal Gesinnten über den Kopf gewachsen. Besonders ihre Artillerie, aus Feuerarbeitern, Schlossern, Schmieden ꝛc. bestehend, war republikanisch. Als daher im Laufe des Vormittags die revolutionären Massen sich rings um das Schloß anhäuften und der König unter ihren Augen die kleine Schaar der Vertheidiger musterte, blieb ein großer Theil der Nationalgarde stumm, oder ging zum Volk über. Die Kanoniere kehrten ihre Kanonen um und richteten sie gegen das Schloß. Dazu tönten dem König Verwünschungen in die Ohren. Sein kraftloser Umgang zu Fuß in Schuhen und Strümpfen und im Hofkleide schadete ihm außerordentlich. Wenn er zu Roß mit bloßem Degen seine Getreuen in Sieg oder Tod geführt hätte, würde ihm vielleicht der erstere geworden seyn.

Die viel muthigere Königin war trostlos bei seiner Rückkehr ins Schloß. Sie zog einen Kampf auf Leben und Tod vor, aber der König ließ sich bereden, die nutzlose Vertheidigung aufzugeben und in den Schooß der Nationalversammlung zu flüchten. Die im Schlosse zurückgebliebenen Schweizer und Edelleute waren nun allein der Wuth des Pöbels blosgestellt. Die tapfern Schweizer erklärten, nicht auf das Volk schießen zu wollen, wenn man sie nicht angriffe. Aber man schoß auf sie und nun erwiderten sie nicht nur das Feuer, sondern machten auch einen Ausfall und schlugen das Gesindel weit zurück. Erst als sie gemessenen Befehl vom König

*) Mandat hatte einen Befehl Petions bei sich, wonach die Tuilerien kräftig geschützt und vertheidigt werden sollten. Es heißt, man habe ihn ermordet nur um ihm diesen Befehl zu entreißen, sey es, um dem König Petions Schutz zu entziehen, sey es, um Petion zu schonen und bei den Anarchisten nicht in Verdacht zu bringen.

erhielten, nicht mehr zu feuern, gehorchten sie. Nun aber fiel der Pöbel über sie her. In der Noth mußten sie, dem Befehl zuwider, ihre Waffen zur Vertheidigung ihres Lebens brauchen und wehrten sich als echte Schweizer, aber nur wenige entgingen dem Tode, denn die kühner gewordene, von Westermann und den Marseillern geführte Masse erdrückte das Schloß. Auch der größte Theil der Dolchritter kam hier ums Leben. Indem der Pöbel durch die Säle und Zimmer des Schlosses stürmte, alles darin zerstörend, schonte er nur der Damen, die knieend um ihr Leben baten. An den Leichen aber übte der Pöbel, sonderlich der weibliche, noch lange eine gräßliche Schadenfreude und trieb schändlichen Muthwillen im Schlafgemach der Königin. Auch in der Stadt wüthete man gegen die Verdächtigen. Die Amazone Théroigne ließ abgeschlagene Köpfe auf Piken durch die Straßen tragen. Man stürmte das Haus des Herrn von Clermont-Tonnère, eines der edelsten Constitutionellen, und als er zum Volk reden wollte, traf ihn ein Schuß ins Gesicht, er wollte noch fliehen, wurde aber in Stücke zerhauen. Ebenso ging es dem royalistischen Journalisten Suleau, den die schöne Lütticherin zusammenhauen ließ.

Mittlerweile war die königliche Familie in der Nationalversammlung, der Vergniaud präsidirte, zugelassen und in die Loge eines Journalisten hinter dem Präsidentenstuhl gewiesen worden. Von hier aus mußte sie, allen Blicken blosgestellt, die Verwünschungen anhören, die man auf sie häufte, indem jeden Augenblick neue Deputationen ankamen, den König als Volksmörder anklagten, Trophäen aus dem Schlosse brachten ꝛc. Mitten in diesem Getümmel hatte der immer sehr ruhig gebliebene König die Schwachheit, sich Essen bringen zu lassen und vor den Augen des Volks, das über seine Absetzung berieth, mit gutem Appetit zu speisen, wobei er das Geflügel mit Sorgfalt zerlegte. Das machte einen sehr ungünstigen Eindruck und die Königin suchte ihr Gesicht im Schatten eines Winkels zu verbergen. Dann hörte Ludwig der Debatte ruhig zu und unterhielt sich zuweilen mit Abgeordneten, die in seiner Nähe waren. Als er den berühmten Maler David frug, ob er sein Portrait

bald fertig habe, antwortete dieſer: ich male keinen Tyrannenkopf mehr, außer wenn er vom Schaffot fällt. Sechszehn Stunden lang mußte die königliche Familie in der engen ſchwülen Loge aushalten. Furcht hatte die meiſten Conſtitutionellen aus der Verſammlung ferne gehalten. Gironde und Berg decretirten die Abſetzung des Königs und Einberufung eines Convents. Ludwig ſollte anfangs in den Palaſt Luxemburg gebracht werden, der tyranniſche Gemeinderath von Paris ſetzte aber durch, daß er mit ſeiner Familie in den Thurm des Temple, ein ärmliches und enges Gefängniß, gebracht wurde, wo er unter der Bewachung des Gemeinderaths kleinlichen Plackereien ausgeſetzt wurde. Der Gemeinderath war es auch, der die Tuilerien und alles königliche Eigenthum plünderte, ohne der Staatsgewalt etwas davon mitzutheilen. Alle dieſe Schätze verſchwanden in den Taſchen der Räuber und der Staat mußte noch fortwährend der Stadt Paris große Summen zahlen.

Die Staatsgewalt ging in die Hände der nur der Nationalverſammlung verantwortlichen Miniſter über. Noch hatte die Gironde im Miniſterium das Uebergewicht, indem Roland, Servan und Clavière in daſſelbe zurückgerufen und ihnen Monge und Lebrun als Gleichgeſinnte beigeſellt wurden, ſie mußten aber Danton als Juſtizminiſter unter ſich aufnehmen. Roland hoffte durch den Departementsrath des Seinedepartements den übermächtig gewordenen Gemeinderath von Paris einzuſchränken, wurde aber durch drohende Deputationen gezwungen, davon abzuſtehen. Der Gemeinderath hatte ſich am 11. Auguſt noch mit Robespierre verſtärkt, der ſich am 10. verborgen gehalten hatte, jetzt aber als Meiſter des Platzes auftrat. In der Hauptſtadt von der Bergpartei überholt ſuchte die Gironde deſto feſtern Fuß in den Provinzen zu faſſen und der Philoſoph Condorcet gab ſich dazu her, im Namen der Verſammlung einen Bericht an die Departements zu verfaſſen, in dem der 10. Auguſt beſchönigt, geprieſen und als ein Sieg der Gironde ebenſo wie des Berges bezeichnet wurde (13. Auguſt). Auch lieh die Gironde ihre Stimmen zu einer Menge neuer Decrete, durch welche die Einkerkerung, oder Verbannung und Güterconfiscation ꝛc. des renitenten

Klerus, des emigrirten Adels und der ſ. g. Conſpiranten, d. h. aller der neuen demokratiſchen Tyrannei Widerſtrebenden verfügt wurde. Auf Jean Debrys Antrag beſchloß man, die neuzuwählende Nationalverſammlung (der Convent) in welchem die volle Souverainetät der Nation ruhen ſollte, ſolle aus Urwahlen des Volkes hervorgehen, und jeder Franzoſe von 25 Jahren Wähler und wählbar ſeyn. Das verſchaffte dem Pöbel die Mehrheit der Stimmen.

Eine Hauptmaßregel war die Abſetzung Lafayettes. Er hatte eben noch ſeine Armee für Rettung des Königs und der Conſtitution zu begeiſtern geſucht, aber die ſchon von den Jakobinern bearbeiteten Truppen ſchwankten und verließen ihn. Der alte Marſchall Lukner, der ihm gerne gefolgt hätte, widerrief weinend die ſchon erlaſſenen Befehle und konnte ſich dadurch doch nicht ſchützen vor Verhaftung. Lafayette floh über die Grenze (20. Auguſt), fiel den Oeſterreichern in die Hände und wurde, da er als Mann der Freiheit den Stabilen tödtlich verhaßt war und weil er nicht einmal den Beſtand der franzöſiſchen Armee und den bisherigen Kriegsplan verrathen wollte, mit ſeinen Begleitern, den Generalen Alexander Lameth und Latour Maubourg erſt in preußiſche, dann in öſterreichiſche Kerker geſchleppt und zuletzt in Olmütz Jahre lang in harter und unwürdiger Gefangenſchaft gehalten.*)

Die Preußen erfuhren Lafayettes Flucht vor Longwy und jubelten um ſo mehr, als dieſe Feſtung ſich ſchon am dritten Tage ergab (23. Auguſt). Sie zweifelten alſo nicht, daß ſie ganz Frankreich mühelos erobern würden. Aber Friedrich Wilhelm II. war in hohem Grade unruhig und ungehalten über ſeinen Feldherrn, Ferdinand

*) Seine Gemahlin, die ihm ein ungeheures Vermögen zugebracht hatte, folgte ihm und ließ ſich mit ihm in Olmütz einſperren, wo man ſo grauſam war, ihr nicht einmal eine weibliche Bedienung zu laſſen. Fox brachte die Sache im Parlament zur Sprache und warf dem engliſchen Miniſterium vor: „Ihr habt die franzöſiſche Verfaſſung von 1791 anerkannt. Lafayette iſt derſelben treu geblieben. Ihr aber, die ihr Oeſterreich 3 Mill. Pfund Sterling gegeben habt, durftet dafür wohl auch um die Loslaſſung eines Gefangenen anhalten.“

von Braunſchweig, der ſchon die koſtbare Zeit verſäumt hatte, in welcher König Ludwig hätte können gerettet werden. Der ritterliche König glühte, den Dank deſſelben und den der ſchönen Tochter Maria Thereſias entgegenzunehmen. In denſelben Tagen, in denen das königliche Paar in den Tuilerien voll Sehnſucht der Preußen harrte, machte der Herzog von Braunſchweig faſt nichts als Ruhetage und hatte ſich binnen 20 Tagen erſt 40 Stunden weit vorwärts begeben.

§4.

Die Septembermorde.

In Paris war man ſo ſehr mit der innern Parteiung beſchäftigt, daß man vor dem Fortſchritt der Preußen nicht ſowohl erſchrack, als ſich deſſelben nur wieder als Agitationsmittel bediente. Den Jakobinern kam alles darauf an, auf die Wahlen zum Convent, der die oberſte Leitung der Republik übernehmen ſollte, einzuwirken. Sie wollten in denſelben die Mehrheit haben, und hofften durch Schrecken die Wahl von Gemäßigten zu verhindern. Die Vertheidigung des Vaterlandes nach außen diente ihnen nur zum Vorwande. Danton forderte und erhielt von der Nationalverſammlung Vollmacht, die Feinde der Revolution unſchädlich machen zu dürfen. Was er darunter verſtand wurde nicht ausgeſprochen. Alle Macht war damals bei ihm. Der ganz von ihm abhängige Gemeinderath war ſtärker, als die an Geſetz und Humanität ſich klammernde Partei der Gemäßigten im Miniſterium und in der Verſammlung. Dazu war Santerre Obercommandant der jakobiniſch reorganiſirten Nationalgarde geworden. Im Beſitz dieſer Gewalten ſperrte Danton am 28. Auguſt Paris von allen Seiten ab, ließ alle Häuſer unterſuchen, alle Waffen wegnehmen und alle Verdächtigen, Herren und Damen des vormaligen Hofes, Adel, Geiſtliche, ehemalige Deputirte der Rechten, Beamte, Gelehrte, conſervative Kaufleute ꝛc. einkerkern. Da die Unterſuchenden meiſt gemeine Sansculotten waren, ſo

ſchleppten ſie auch eine Menge Leute in die Gefängniſſe, an denen ſie nur irgend eine Privatrache üben wollten, ſo daß Danton in der Eile noch eine Sichtung vornahm und ihrer viele entließ. Danton war dabei ſo großmüthig, auch einige alte Feinde, wie Barnave, Duport und Karl Lameth, heimlich frei zu laſſen.

Die Gironde wurde doch unruhig. Aus ihrer Mitte ging der unvorſichtige Vorſchlag hervor, wenn die Preußen näher kämen, Paris zu verlaſſen und hinter der Loire den Widerſtand zu concentriren. Da erhob ſich Danton gegen ſo feige Maßregeln und donnerte der Gironde dreimal das Wort Kühnheit! in die Ohren. „Man muß den Feinden Schrecken einjagen.“ Er deutete nur an, was er damit meine. Niemand hatte das Herz, ihn zu einer beſtimmten Erklärung zu nöthigen. Man ſchauderte, zu erfahren, was man nicht mehr hindern konnte. Man glaubte ſein Gewiſſen beſſer zu bewahren, wenn man auch nicht einmal etwas davon zu ahnen ſchien. Die in ihrer falſchen Stellung zitternde Gironde blieb ſtummer Zeuge des Gräßlichen, was ſie verdammte.

Auf Dantons Antrieb durch den Gemeinderath von Paris beſtellt und reich bezahlt ſammelte ſich am 2. September eine von Maillard befehligte Rotte von Mördern, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Hemdärmel zurückgeſtreift, bewaffnet mit Piken, Beilen, Säbeln, Flinten. Zu ihrem Dienſt waren Karren bereit und auf einem Kirchhof eine tiefe und weite Grube gegraben. Man trieb die Vorausſicht ſo weit, daß man ungelöſchten Kalk und wollene Decken parat hatte, um das Blut, das man vergießen wollte, aufzuſaugen, damit der Boden nicht zu ſchlüpfrig würde, und Eſſig, um den Blutgeruch zu dämpfen. Gemeindebeamte in ihrer Schärpe gingen ab und zu, brachten der Rotte Befehl und berichteten dem Gemeinderath. Im Uebrigen ſorgte Santerre dafür, daß die Arbeit nirgends geſtört würde. Die ganze Stadt war von Schrecken gelähmt, als die Lärmkanone das Signal gab. Alles flüchtete in die Häuſer. Es galt, die Verdächtigen in allen Gefängniſſen von Paris in Maſſe zu ermorden, damit ſie nicht hinter dem Rücken der gegen die Preußen ziehenden Volksarmee conſpiriren,

ſich befreien und eine Contrerevolution bewirken könnten. Aus einer dunklen Aeußerung Dantons ſcheint hervorzugehen, er habe an einem Sieg über die Preußen gezweifelt und die beſiegte Revolution im Voraus durch ein koloſſales Opfer rächen wollen. „Wir weichen nicht, wir begraben uns unter den Trümmern von Paris, aber unſere Feinde ſollen vor uns untergehen.“ Doch machte er mit dem Temple eine Ausnahme und behielt ſich wahrſcheinlich vor, den König als Geißel aufzubewahren, wenn die Preußen näher kämen.

Das ſyſtematiſche Morden begann am 2. September auf offener Straße, indem fünf Wagen voll gefangener Prieſter aus dem Stadthauſe nach der Abtei transportirt wurden. Die Rotte ſtach im Fahren mit Säbel und Picken in die Wagen hinein, riß dann die ſchon verwundeten Prieſter heraus und ſchlachtete ſie vollends ab. Wie durch ein Wunder blieb der als Taubſtummenlehrer berühmte Abbé Sicard verſchont. Dann ſetzte ſich Maillard im großen Gefängniſſe der Abtei als Präſident eines aus dem Mörderpöbel zuſammengeſetzten Gerichtes nieder, ließ die Gefangenen vor ſich kommen und ſprach nur zweierlei Urtheil aus „laßt den Herrn los“ und „nach la Force“. Im erſten ſeltenen Falle wurde der Gefangene frei, im andern ging er in der Meinung nach dem Gefängniß la Force überſiedelt zu werden, durch eine Thüre, die in den Hof führte und wurde hier ſogleich abgeſchlachtet. Je vornehmer der Stand des Opfers, deſto wilder äußerte ſich die Freude der Rotte, der ſich Weiber beigeſellt hatten. In der Abtei befanden ſich unter andern 150 Schweizer, die dem Blutbad des 10. Auguſt entgangen waren. Sie ſchauderten vor der verhängnißvollen Thüre zurück, bis ein großer ſchöner Offizier kühn voranging. Sein Name iſt vergeſſen. Alle wurden ermordet, zum Theil mit ausgeſuchter Grauſamkeit. Ein Major aus dem edeln Geſchlechte der Reding, dem ſo viele Helden entſtammt ſind, war am 10. Auguſt ſchwer verwundet worden. Seine Gattin pflegte ihn im Kerker. Da ihm ein Bein und die Schulter zerſchmettert war, konnte er von ſeinem Lager nicht aufſtehen, aber trotz der flehentlichen Bitte ſeiner Frau riß einer der Mörder ihn bei den Beinen empor und hing ſich ihn

über die Schulter, während ein anderer ihm mit dem Säbel den Kopf abſägte. Glücklicher war die Tochter des alten Gouverneurs der Invaliden, Herrn von Sombreuil, die ihrem Vater das Leben erkaufte, indem ſie aus einem mit Blut beſudelten Glaſe Branntwein auf das Wohl der Nation trank. Ebenſo rettete dem Dichter Cazotte ſeine Tochter das Leben, doch nur auf eine kurze Zeit, er wurde ſpäter doch noch geköpft. Dieſer träumeriſche Dichter hatte lange vor der Revolution einmal an einer herzoglichen Tafel in einer ſchauerlichen Viſion alle Gäſte kopflos mit blutendem Halſe geſehen, ſo wie nachher alle wirklich in der Revolution ſtarben. In derſelben Abtei fiel der vormalige Miniſter Montmorin mit einer Menge Perſonen des alten Hofes. Unter den Opfern, die am grauſamſten behandelt wurden, war der Cavallerieoberſt St. Marc, dem man eine Pike durch den Leib ſtieß, an welcher er auf den Knieen fortrutſchen mußte, bis er zuſammenſank. Jourgniac de St. Méard, der gerettet wurde, hat ſeine 38ſtündige Todesangſt in der Abtei beſchrieben. Die Gefangenen ſahen aus den Fenſtern die Schlächtereien und hörten den Todesſchrei jedes Sterbenden, bis an ſie ſelbſt die Reihe kam. Man brachte ihnen nichts mehr und ſie verſchmachteten mitten in der Angſt noch vor Durſt. Manche tödteten ſich ſelbſt. Einer ſtieß ſich den Kopf an einem Thürſchloſſe ein; ein anderer wollte ſich durch den Schornſtein retten, konnte aber nicht und wurde wahnſinnig. Man ſtudirte die Stellung, in der man am leichteſten ſterben könne und fand, es ſey am beſten, die Hände auf den Rücken zu legen, dann träfen die Schläge den Kopf und man ſtürbe am ſchnellſten. Zwei greiſe Prieſter ſegneten die ringsum knieenden Gefangenen bei tiefer Stille in dem ſchauerlichen Dämmerlicht des Kerkers und wurden unmittelbar darauf vor der Thüre erſchlagen.

Im vormaligen Kloſter der Karmeliter hatte man viele Prieſter eingeſperrt. Man ließ ſie in den Garten, um ſie wie geſcheuchtes Wild zu erſchießen. Ueberall von Kugeln verfolgt drängte ſich der Reſt in die Kirche hinein, wo man ſie vollends am Altare mit Säbeln niederhieb, unter ihnen den Erzbiſchof von Arles, die Bi-

aber die Protestanten das drückende Joch abgeworfen, wozu sie ein unbezweifeltes Recht hatten, gingen sie im Eifer zu weit, und allzukalte Gemüther, unwissende Schwärmer und alle schlechten Leidenschaften der weltlichen Politik verdarben das große, reine, heilige Werk der ersten Reformatoren. Die einen wollten den alten warmen Glauben ganz aus dem Herzen verbannen, und in todte Buchstaben und Begriffe des Verstandes verpflanzen. Die andern verirrten in ihren wiedertäuferischen Schwärmereien bis zum Wahnsinn, und wollten die ganze Welt damit anstecken. Die Politik endlich wollte den neuen Glauben nur zu ihren eigennützigen Zwecken misbrauchen. Auf der andern Seite gab die katholische Kirche nicht im geringsten nach, und verfocht ihre Schande so eifrig als ihre Ehre. So war auf beiden Seiten viel Schlimmes, viel Uebertreibung. Aber auf beiden Seiten war auch etwas Gutes und ein heiliges Recht. Die katholische Kirche bewahrte bei aller Entartung doch noch immer die alte große Idee einer allgemein christlichen Kirche, und wollte mit Recht die Religion, die über allem stehn, und alle Völker umfassen soll, nicht zum knechtischen Dienst in einzelnen kleinen getrennten Landeskirchen herabwürdigen lassen. Sie bewahrte ferner die Idee von der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, und wollte mit Recht die ehrwürdigen Priester des höchsten Herrn nicht in die Staatslivree kleiner weltlicher Herren stecken lassen. Sie bewahrte die Idee, daß der Glaube mit nichten abhängig sei von dem Buchstaben eines Gesetzes, oder von den Klügeleien des Verstandes, sondern daß er allein dem Herzen innwohne, und wehrte sich mit Recht gegen die willkührlichen Satzungen der neuen Theologen. Sie bewahrte endlich die Idee eines schönen, die ganze Seele ergreifenden Gottesdienstes, und einer religiösen Kunst, die als die höchste

schöfe von Beauvais und Saintes. — Im Gefängnisse la Force richtete der scheußliche Hebert, der schmutzigste Journalist von Paris. Zehn Frauen der Königin erkauften von dem Wüstling ihr Leben mit ihrer Ehre. Nicht aber die unglückliche Prinzessin von Lamballe, die größte Schönheit des vormaligen Hofes, die treueste Freundin der Königin, aus deren Armen sie erst im Temple gerissen worden war. Man hackte sie in Stücken, man trieb den schändlichsten Unfug mit allen Gliedern ihres Leibes, man stellte ihren Kopf noch blutend auf den Tisch einer Schenke unter Flaschen und Gläser und feierte ihren Tod in viehischer Trunkenheit. Endlich steckte man diesen schönen Kopf mit dem langherabwallenden Haar auf eine Pike, um die sich die Locken rankten, schaarte sich vor dem Temple, weckte den König und die Königin und zwang sie durch das Fenster den hoch empor gehaltenen Kopf anzusehen. Derselbe Anblick wurde aber auch dem Herzog von Orleans nicht erspart, der ein Schwager der Ermordeten war. — Im Gefängnisse des Chatelet hatte d'Espremenil die Geistesgegenwart, sich wie ein Sansculotte zu kleiden, eines blutigen Säbels zu bemächtigen und durch Blut unkenntlich unter den Mördern, als gehöre er zu ihnen, zu verschwinden. Er entkam glücklich. — Im Gefängnisse St. Firmin leitete der niederträchtige Henriot die Hinrichtungen und ließ auch hier eine Menge Priester treibjagen, zum Theil lebendig aus den Fenstern auf die unten vorgereckten Piken stürzen. Ebenso im Kloster der Bernhardiner. — In der Conciergerie fiel Bachmann, der Anführer der Schweizer, am 10. August. Hier ermüdeten die Arme der Henker und sie schenkten einigen Opfern das Leben unter der Bedingung, am Morden der andern mitzuhelfen. — Im Bicêtre befanden sich 5000 Gefangene, worunter viele Wahnsinnige und Invaliden. Müde des Mordens mit dem Säbel schoß man unter sie mit Kanonen. — Das Gefängniß der Salpetrière war nur eine Correctionsanstalt für Weiber und Mädchen und hatte nichts mit der Revolution zu thun, aber auch hier drangen die Mörder ein, um erst ihre Lust zu sättigen, dann alles zu morden.

Von den Kerkern aus führten Karren die Leichen zum Kirch-

hofe, das Blut rieselte auf die Straße, aber der Pöbel, Weiber und Kinder jubelten umher, stiegen auf die Karren und trieben Muthwillen mit den Leichen. Da das Morden bis zum 6. fortdauerte, hielten die Henker in Pausen fröhliche Gelage, denen aufmunternde Gemeindebeamte beiwohnten. Am hartherzigsten zeigte sich Billaud Varennes, der mit Behagen dem Schlachten zusah. Unter den Mördern zeichnete sich ein Neger aus, der allein 200 Menschen umbrachte. Die Gesammtzahl der Todten ist nie ermittelt worden. Die Vermuthungen gehen von 2—12000 hinauf.

Zum Nachspiel wurde der Herzog de la Rochefoucauld, ein freisinniger und einst sehr populärer Herr, der aber als Präsident des Departementalraths verhaßt geworden war, im Wagen mit einem Pflasterstein todt geworfen, und wurden die von Orleans herbeigeschleppten Gefangenen unterwegs in Versailles durch Fournier und Lazuski, die ihnen mit einer Mörderbande entgegen gegangen waren, abgeschlachtet, unter ihnen der vormalige Minister Delessart.

Erst als die Metzelei in Paris schon in vollem Gange war, that die Nationalversammlung die Augen auf, aber nur um sie wieder zu schließen. Roland und Petion allein hatten den Muth, der erstere in einem kühnen Schreiben aufs dringendste die Versammlung aufzufordern, Einhalt zu thun; der andere, persönlich in die Gefängnisse zu gehen und, obwohl vergeblich, zu wehren. Nachher sagte Petion, es seyen zu viele gewesen, welche das Verbrechen vom Standpunkt der Moral aus verabscheut, aber von dem der Politik aus gebilligt hätten. Auch Robespierre sagte: ihr müßt darüber urtheilen nicht wie Friedensrichter, sondern wie Staatsmänner. Die Nationalversammlung begnügte sich, den Pariser Gemeinderath blos nach dem Zustand von Paris zu fragen. Paris ist ruhig, war die Antwort, und die Versammlung war es auch. Als alles vorüber war, kündigte ein stolzes Schreiben des Gemeinderaths, von Marat, der in diese Behörde aufgenommen worden war, unterzeichnet, den Departements an, was geschehen sey und wie auf diese Art allein Frankreich von seinen Feinden habe befreit werden können. Die meisten französischen Geschichtschreiber haben später, „Frankreich konnte

nur durch den Schrecken gerettet werden," beständig wiederholt. Das ist aber nicht wahr. Die Preußen sind durch Dumouriez List entfernt worden, die mit den Septembermorden nichts zu schaffen hatte. Als Frankreich durch neue Feinde bedroht wurde, hätte sich die Million begeisterter Republikaner in Waffen erheben können, auch ohne die Septembermorde, die im Gegentheil in den Provinzen verabscheut wurden und die ganze Vendée veranlaßten, ihre junge Mannschaft nicht gegen die äußern Feinde, sondern gegen die Jakobiner zu führen. Wenn die Republik dennoch siegte, so geschah es nicht mit Hülfe, sondern trotz der Septembermorde. Diese Morde lassen sich weder aus einem Gesichtspunkte des Rechts, noch des Nutzens beurtheilen, es waren nur Ausbrüche der in der Tiefe des französischen Nationalcharakters schlummernden Wildheit, die jeder Leidenschaft eine anderwärts unbekannte Energie verleiht. Keine liebenswürdige Convenienz, auch keine höhere Bildung und Philosophie erspart den Nationen den Moment, in dem sie irgend einmal die innerste Bösartigkeit schamlos hervorkehren müssen. Zudem kann eine Nation nicht ein Extrem erreicht haben, ohne in das andere zu fallen. Die höfische Verweichlichung, Wollüstelei und affectirte Sentimentalität, in welche die Franzosen unter Ludwig XV. verfallen waren, mußte ihre naturnothwendige Ergänzung finden in dem Blutdurst und der raffinirten Grausamkeit der Sansculotten.

Dem Morde folgte der Raub. Der Gemeinderath von Paris bemächtigte sich der ganzen Beute, die er bei den Gemordeten fand, raubte ihre und der Ausgewanderten Häuser und die Kirchen aus, ja er stahl auch den Kronschatz im Garde-Meuble, der offenbar Eigenthum des Staats und nicht der Stadt war (14. Sept.) Der Pöbel ahmte das Beispiel seiner Führer nach und nöthigte jedem, der ein wohlhabendes Aussehen hatte, auf der Straße Uhren, Ringe ꝛc. angeblich als „patriotische Gaben" ab.

5.

Siege der Republik.

Um auch in den Provinzen die Wahlen zum Convent zu beherrschen, wurden 24 Deputirte mit unumschränkter Vollmacht ausgeschickt, überall gleichen Schrecken zu verbreiten, wie in Paris. In Lyon warf man über 400 Personen in die Kerker und vollbrachte mehrere Priestermorde. In Rheims ließ man am Wahltage Priester und Beamte in einem großen Feuer lebendig verbrennen. Unter solchen Eindrücken erfolgten die Wahlen zum Convent. Schrecken hielt die Gemäßigten ferne. In großer Menge wurden Jakobiner vom rohesten Schlage gewählt. Am 21. September trat dieser neue Convent zum erstenmal in Paris zusammen und proklamirte schon am folgenden Tage auf Collot d'Herbois Antrag die Republik.

Der Preußenschrecken, der zu allen Ungeheuerlichkeiten in Paris den Vorwand gegeben, verlor sich, wie von einem Winde weggeweht. Nach Longwys Eroberung nahm der Herzog von Braunschweig am 2. September auch noch die Festung Verdun ein. Der König von Preußen wurde hier von weißgekleideten Mädchen empfangen, die ihm Blumen streuten. Der tapfere Commandant Beaurepaire war im Kriegsrath überstimmt worden, hatte gegen die Capitulation protestirt und sich eine Kugel vor den Kopf geschossen. Man setzte sein Herz später ins Pantheon. Die Armee Lafayettes war damals noch ohne Führer, Dumouriez mußte erst aus den Niederlanden herbeieilen und war auch dann viel zu schwach, um einen kräftigen Angriff der Preußen auszuhalten, wenn diese rasch vorgedrungen wären. Aber der Herzog von Braunschweig hatte kein rechtes Herz zu diesem Kriege und die erstaunliche Langsamkeit seiner Bewegungen, über die selbst der König oft in Zorn gerieth, schien gerechtfertigt durch die geringe Theilnahme der Oesterreicher. Diese hatten nur ein schwaches Corps unter dem Herzog von Sachsen-Teschen in den Niederlanden stehen und wenn sie von Dumouriez geschlagen wur-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21470 / 089

den, konnte derselbe den zu weit vorgerückten Preußen in den Rücken kommen. Das waren schwache Vorwände, Dumouriez selbst hatte nicht halb so viel Streitkräfte als die Preußen, und es galt die höchste Eile, in Paris, wenn nicht mehr den König, doch, wie Friedrich Wilhelm II. sehr richtig sagte, das Königthum zu retten und eher vor Paris zu stehen, bevor das Massenaufgebot die schwachen französischen Regimenter ergänzte. Endlich rückten die Preußen durch den großen Wald der Argonne, welcher Lothringen von der Champagne trennt.

Dumouriez gab nun einstweilen die von ihm so sehnlich gewünschte Eroberung der Niederlande auf und eilte, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, die von Lafayette verlassen auf dem nächsten Wege zwischen Paris und den Preußen standen. Er zog Westermann an sich und machte ihn zu seinem Adjutanten und zu seinem Vermittler mit Danton. Die Preußen ließen ihm Zeit, eine sehr feste Stellung bei St. Menehould zu nehmen und Verstärkungen unter Kellermann und Beurnonville an sich zu ziehen. Noch einmal wiederholte sich auch hier die feige oder verrätherische Flucht vor den ersten preußischen Husaren und das Geschrei sauve qui peut, aber Dumouriez stellte kräftigst die Ordnung her. Bei Valmy standen sich am 20. September die Heere gegenüber. Man kanonirte sich aus der Ferne. Die Preußen griffen endlich an, hielten aber auf des Herzogs Befehl inne und gingen wieder zurück, als die ganze Linie unter Kellermann durch ein lautes vive la Nation! ihren Muth beurkundete. Der König von Preußen gerieth in heftigen Zorn, wagte aber doch nicht, gegen den Willen seines Feldherrn den Befehl zum Angriff zu geben. Man zog sich vom Schlachtfelde zurück, man beschloß auch den Rückzug aus dem Lande. Der Herzog wagte nicht, mit 90,000 Mann den nur 50,000 Mann starken Dumouriez anzugreifen. Die Franzosen verstärkten sich mit jedem Tage, während er durch Nässe, Hunger und Ruhr in der unfruchtbaren Champagne jeden Tag viel Leute verlor. Das Landvolk war keineswegs, wie die Emigranten vorgespiegelt hatten, der Reaction geneigt, sondern benahm sich feindlich. Den revolutionären Geist zu unterdrücken,

Paris und das ganze Land zu beſetzen, fühlte ſich der Herzog zu ſchwach. Zudem ließ Dumouriez, mit dem man fleißig durch den preußiſchen geheimen Cabinetsſecretair Lombard, welcher zufällig gefangen worden war, unterhandelte, durchblicken, Ludwig XVI. werde ſogleich hingerichtet werden, wenn die Preußen einrückten, ſein Leben ließe ſich dagegen retten, wenn ſie zurückgingen. Wichtiger war aber für den König von Preußen die Beſorgniß, daß, wenn er etwa in nutzloſen Anſtrengungen in Frankreich ſein ſchönes Heer aufopferte, es dann in der Macht Rußlands und Oeſterreichs allein ſtehen würde, über Polen zu verfügen. Rußland hatte Polen ſchon umgarnt, Oeſterreich die preußiſchen Waffen bisher ſchlecht unterſtützt. Alle dieſe Gründe beſtimmten den König von Preußen, ſeinem vorſichtigen Feldherrn nachzugeben, um ſeine Armee zu retten. Der Rückzug begann, von Dumouriez, wie geheim verabredet war, unbehindert. Damals ſchon ließ Dumouriez in die Beſprechungen einfließen, es würde einer klugen Politik Preußens mehr entſprechen, ſich mit Frankreich zu verbinden, als ſich von Rußland und Oeſterreich vorſchieben und abnützen zu laſſen. Die Preußen gaben auch Verdun und Longwy wieder zurück. Es erregte Staunen, daß die unüberwindlichen Preußen zurückgingen, man ahnte, welche Rache das gährende Frankreich nehmen würde, und Schrecken bemächtigte ſich aller Fürſten, Städte und Bevölkerungen am Rhein.

Die Oeſterreicher erfochten in den Niederlanden nach Dumouriez Entfernung einige Erfolge über die wenigen dort zurückgebliebenen franzöſiſchen Truppen. Am 13. September nahm der öſterreichiſche General Clerfayt den Paß Croix aux Bois, wo die Franzoſen wieder unter dem Rufe sauve qui peut! davonliefen. Dagegen belagerte Herzog Albert die Stadt Lille vergebens. Auf der andern Seite benützte der franzöſiſche General Cuſtine den Rückzug der Preußen, um im Süden derſelben vorzudringen. In Trier verlor alles den Kopf, der Kurfürſt floh von Coblenz weg und befahl, den Franzoſen die preußiſchen Magazine und ſogar den Ehrenbreitſtein auszuliefern, wenn ſie kämen. Kurpfalz ließ an die Grenze große

Tafeln ſtellen mit franzöſiſcher Inſchrift: „kurpfälziſch neutrales Gebiet“ und gab franzöſiſchen Spionen Päſſe als pfälziſche Offiziere. Cuſtine aber nahm erſt Speier und zog dann nach Mainz. Friedrich Karl von Erthal, der üppige Kurfürſt von Mainz, floh mit ſeinem ganzen Hofe und allen Räthen eilig davon. Die aufgeklärten Univerſitätslehrer aber, z. B. Georg Forſter, blieben zurück, und brachten den ſchwachen Commandanten von Gymnich dahin, die Feſtung zu übergeben, nur der tapfere Hauptmann Andujar mit 800 Oeſterreichern ſchlug ſich durch und entkam. Cuſtine wurde am 21. October in Mainz mit Jubel aufgenommen und beſetzte hierauf auch Frankfurt a. M. Die Mainzer bildeten einen Jakobinerklub. Württemberg und Baden erklärten ſich neutral, wie die Pfalz. In Bonn und Kaſſel floh man ſchon. In Würzburg, Bamberg, Nürnberg zitterte alles. In Regensburg miethete der Reichstag bereits Schiffe, um die Donau hinabzufliehen.

Dumouriez eilte wieder in die Niederlande. In ſeiner Umgebung befanden ſich Orleans beide Söhne, der Herzog von Chartres, Ludwig Philipp und ſein jüngerer Bruder, der Herzog von Montpenſier. Er ſiegte über Clerfayt am 6. November bei Jemappes und zog am 14. in Brüſſel ein. Auch Danton kam dahin und organiſirte das eroberte Land jakobiniſch. Die vormaligen Inſurgenten gegen Joſeph II. begrüßten anfangs die Franzoſen als Befreier, faßten aber bald eine andere Meinung von ihnen, als ihr unglückliches Land nur ausgeplündert wurde. Die Jakobiner mißtrauten Dumouriez und ließen ſein Heer abſichtlich ohne Geld, Kleider und Lebensmittel, um ihm die Siege zu erſchweren und die Disciplin der Truppen aufzulöſen. Unter dem Vorwand, nur Franzoſen dürften die Lieferungen beſorgen, wurden Korn, Leder, Tücher aus Belgien nach Paris geführt, um von dort als Mehl oder Brod, als Uniformen, Schuhe ꝛc. dem franzöſiſchen Heere in Belgien zugeführt zu werden. Aber mit Wiſſen der jakobiniſchen Behörden in Paris durften zwei mit den Lieferungen ausſchließlich beauftragte Juden Biedermann und Hirſch Beer, die Schuhe (das

Paar zu 8—12 Franken) mit Pappendeckel ſohlen. Dumouriez gerieth in gerechte Wuth.

Kühn gemacht durch die Einnahme von Mainz und durch den Sieg bei Jemappes, hauptſächlich aber um Dantons Raubſyſtem zu beſchönigen, ſetzte am 10. November der Convent ein Dekret durch, welches allen Völkern Hülfe verſprach, die ſich gegen ihre Tyrannen erheben würden. Jean Debry wollte ſogar eine heilige Schaar von Königsmördern errichten, um alle Tyrannen des Auslandes durch Meuchelmord aus der Welt zu ſchaffen. Man machte übrigens einen merkwürdigen Unterſchied. Belgien und Mainz wurden noch nicht der franzöſiſchen Republik einverleibt, weil man die Deutſchen noch fürchtete. Weniger Bedenken hatte man in Bezug auf den ſchwachen italieniſchen Nachbar. General Montesquieu eroberte Savoyen zur Strafe dafür, daß in Turin Semonville, der franzöſiſche Geſandte, wegen demokratiſcher Wühlereien verhaftet worden war, und einverleibte es Frankreich als Departement Montblanc, 27. November. General Anſelme eroberte Nizza als Departement der Seealpen. — Ueberall, wohin die Franzoſen kamen, pflanzten ſie ſ. g. Freiheitsbäume, um die man tanzte. Dieſe abgehauenen und bald welkenden Bäume verſprachen weder Früchte noch Dauer, wurden aber das Symbol der republikaniſchen Eroberungen. Sie waren von den alten Mai- und Pfingſtbäumen (Symbolen des wiederkehrenden Frühlings) entlehnt.

Somit ſchloß das Jahr mit Siegen der Republik an allen Grenzen. Oeſterreichs geringe Energie und Preußens Argwohn gegen Oeſterreich und Rußland erklären den erbärmlichen Ausgang der Coalitionsfeldzüge von 1792. Aber für das kommende Jahr bereitete die Coalition einen viel kräftigeren Angriff vor. Rußland nämlich hetzte Oeſterreich gegen Frankreich und ſicherte ihm zum Lohne Bayern zu, deſſen Kurfürſt Karl Theodor Belgien erhalten ſollte. Ebenſo hetzte es Preußen gegen Frankreich und ſicherte ihm eine Entſchädigung in Polen zu, aber nur trügeriſch, denn es hoffte Preußen immer noch darum betrügen zu können. Friedrich Wilhelm II. nahm, aus der Champagne glücklich entronnen, im Octo-

der ſein Hauptquartier in Coblenz und bedrohte von hier aus Cuſtine, deſſen Franzoſen dennoch ungeſtört von Frankfurt aus kleine Raubzüge in die Wetterau und an die Lahn machten, ohne daß die tapfern Heſſen in der Nähe ſich gerührt hätten. Erſt am 2. Dezember nahmen Heſſen und Preußen Frankfurt mit Sturm, wobei die Franzoſen 200 Todte und Verwundete und 1800 Gefangene verloren.

6.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI.

In Paris hatte inzwiſchen der Convent die Alleinherrſchaft. Die ausübende Gewalt blieb bei dem Miniſterium, das der Convent wählte und von ſich abhängig hielt und dem er je mehr und mehr durch Ausſchüſſe und Commiſſionen nachhalf. In den Convent wurden eine Menge Deputirte gewählt, deren man ſich früher geſchämt hätte, die aber jetzt den mächtigen Berg verſtärkten, der ſcheußliche Marat, der Fleiſcher Legendre, der Comödiant Collot d'Herbois, der Comödienverfertiger Fabre d'Eglantine, der Kapuziner Chabot, der freche Journaliſt Fréron, der grauſame Billaud-Varennes. Alle dieſe wurden von der Stadt Paris in den Convent geſchickt. Mit ihnen Danton, Robespierre, der Herzog von Orleans (jetzt unter dem Namen Egalité), der Maler David, der Gemeindeanwalt Manuel, Camille Desmoulins ꝛc. Doch behauptete die Gironde mit der ſ. g. Ebene oder dem Sumpfe, den unten ſitzenden Reſten der Conſtitutionellen und den Indifferenten der Zahl nach noch das Uebergewicht über den Berg. Petion wurde der erſte Präſident des Convents, Roland blieb Miniſter. Die ganze Gironde war wieder gewählt worden, hatte ſich aber nicht in dem Maaße neu verſtärkt, wie der Berg, und verlor ihren Einfluß im Jakobinerklub, wo nach langem erbittertem Kampfe der Beredſamkeit Briſſot von Robespierre verdrängt wurde. Der Sammelplatz der Gironde wurde mehr als je das Haus der Madame Roland.

Blüthe des Völkerlebens zugleich der Gottheit am würdigsten sei, und sie tadelte mit Recht die Verbannung alles Schönen aus dem protestantischen Gottesdienst. Die protestantische Kirche hatte dagegen nicht minder große Vorzüge aufzuweisen. Sie machte den Grundsatz geltend, daß die Diener Gottes keine weltliche Herrschaft ausüben sollten, und empörte sich mit Recht gegen die Hierarchie. Sie verlangte ein frommes und sittliches Leben der Priester, und verdammte mit Recht die Völlerei und die Unzucht, die aus dem Cölibat hervorging. Sie verlangte, daß man über religiöse Gegenstände wie über alles andre frei nachdenken dürfe, weil der Verstand nicht die letzte Gabe Gottes sei, die man zu seiner Ehre wuchern lassen müsse, und weil der Verstand allein vor den Verirrungen sichern könne, in welche die katholische Kirche so tief versunken war, und mit Recht trat sie der teuflischen Lehre in den Weg, die keine Gedankenfreiheit gestattete, die hellen Geister verfolgte und die Völker in finsterer Dummheit niederhielt. So verfochten beide Partheien, bei wechselseitigen Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten doch etwas Heiliges, und beide stützten sich zugleich auf die Natur selbst. Dem Charakter des Norddeutschen entsprach mehr die neue, dem des Süddeutschen mehr die alte Lehre.

Der Kampf beider Partheien brachte alle schlechten Seiten derselben zum Vorschein, und man sah eine Zeitlang fast nur das Gehässigste ihrer Uebertreibungen. Aber das Gute, was jeder zu Grunde lag, bewährte sich schon darin, daß keine die andre völlig überwinden konnte, was gewiß geschehen wäre, wenn eine ganz Recht oder ganz Unrecht gehabt hätte. Wie traurig auch die nächsten Folgen des großen Religionskriegs ausfielen, sobald man sich ein wenig erhohlt hatte, zeigten sich nicht geringe Vortheile dieses Ausgangs. Die Geschichte

Danton folgte damals wie der großartigſten, ſo der richtigſten Politik. Indem er Dumouriez unterſtützte und die Aushebung neuer Streitmaſſen betrieb, ſchützte er die Republik nach außen. Im Innern aber wollte er jetzt Einigkeit und Ruhe haben, da ja die eigentlichen Feinde der Republik durch die Septembermorde maſſacrirt oder hinlänglich eingeſchüchtert waren. Er hielt die Girondins und Montagnards für gleich gute Republikaner und erzürnte ſich über ihren Hader. Mehr als einmal ſtiftete er eine vorübergehende Verſöhnung und reichte der Gironde ſelbſt dann immer noch die Hand, als ſie ihn ſchon angriff.

Die Girondins, die bei der Verfolgung des Königs im grauſamen Hohn und in der ſophiſtiſchen Verdrehung aller conſtitutionellen Rechtsbegriffe mit dem Berge gewetteifert, die deſſen Schuld in vollem Maaße getheilt und ſelbſt bei den Septembermorden ſich unentſchieden benommen hatten, rafften ſich jetzt erſt zuſammen, um eine Republik, die mit ſo viel unreinen Mitteln aufgerichtet worden war, zu einem reinen Tempel der Freiheit zu machen. Sie forderten Beſtrafung der Septembermörder, Herſtellung der geſetzlichen Ordnung Beendigung der Anarchie; aber ſie griffen Danton eben ſo heftig an, wie Robespierre und Marat, und verloren dadurch den mächtigen Bundesgenoſſen, mit deſſen Hülfe allein ſie die Ordnung wirklich hätten handhaben können. Der frühere unvorſichtige Vorſchlag, ſich hinter die Loire zurückzuziehen, und ihre immer wiederholte, nur zu gerechte Klage über den Terrorismus, den der Gemeinderath von Paris und die Galerien gegen die Deputirten aus den Provinzen übten, zogen ihnen die Verdächtigung zu, als wollten ſie das Land gegen Paris aufhetzen und waffnen und Frankreich zu einer lockern Föderation von unabhängigen Departements machen.

Ein erſter, von Danton eingeleiteter Sühneverſuch mißlang. Barbaroux rief ſtolz, „zwiſchen dem Verbrechen und der Tugend gibt es keinen Bund.“ Vergniaud ſagte von den Septembriſeurs, „in Zeiten des öffentlichen Unglücks zeigen ſich Menſchen, wie böſes Gewürm nur bei Ungewitter aus der Erde hervorkriecht. Ihr ganzes Trachten geht dahin, die ſchönſte Sache zu entehren.“ Die Erſchei-

nung Marats auf der Tribüne erregte den ersten Sturm. Der große häßliche Kopf mit dem fletschenden Maul, die giftigen Augen, das struppige mit einem schmutzigen Tuch umbundene Haar, die kleine cynische Gestalt zum erstenmal auf der Rednerbühne zu sehen, machte den Eindruck, wie wenn ein böser Dämon aus der Tiefe der Erde plötzlich aufgetaucht wäre. „Herunter, herunter!“ rief es von allen Seiten, aber er blieb, sah frech um sich und hielt eine bewunderungswürdige, wahrhaft diabolische Rede, worin er dem Convente bewies, daß dessen Mitglieder sämmtlich doch eigentlich seines Geistes Kinder seyen und nur in dummer Verblendung oder aus Feigheit es verneinten. Der Sinn war: ihr habt die Revolution mit den Mitteln gemacht, die ich immer gewollt, ihr könnt sie auch nur durch dieselben Mittel durchführen. Ich bin die Revolution, spiegelt euch nun in meiner Häßlichkeit, aber wagt es nicht, mich zu verleugnen!

Dumouriez kam im October nach Paris, um die Gironde noch einmal mit Danton zu vereinigen. Aber die Gironde blieb spröde. Als Madame Roland geputzt in die Loge trat, in der Dumouriez dem Schauspiel anwohnte, erblickte sie Danton an seiner Seite und ging voll Unwillen zurück. Dumouriez gab die Girondins auf. Zu Westermann sagte er: „sie sind eine schlechte Uebersetzung der Römer, ihre Republik ist nur ein Frauenroman. Sie berauschen sich in Worten, die Jakobiner in Blut. Nur ein Mann ist hier — Danton.“ Er ging unzufrieden zur Armee zurück.

Die Gironde machte einen zweiten ungeschickten Angriff auf Robespierre. Louvet klagte ihn an, als trachte er nach der Dictatur. Diese Beschuldigung war übertrieben und wurde siegreich zurückgewiesen. Brissot, der heftige Gegner Robespierres im Jakobinerklub, wurde aus diesem ausgestoßen. Die Gironde gewann keinen Fußbreit. Der Gemeinderath stellte sich anfangs, als wolle er dem Convent gehorchen, hintertrieb aber oder hemmte dessen Beschlüsse. Der Berg erwiderte die Beschuldigungen der Gironde mit Gegenbeschuldigungen und setzte durch, daß die Einheit und Untheilbarkeit der Republik decretirt wurde, um den Föderalismus niederzuschlagen und außerhalb Paris keinen Centralpunkt zu dulden.

Hauptsächlich aber kam es dem Gemeinderath, dem Jakobinerklub und dem Berge darauf an, die ihnen lästige Gironde, die durch ihre moralischen Bedenklichkeiten den raschen Gang der Revolution hemmte, der Contrerevolution verdächtigen zu können. Sie beeilten sich daher, den unglücklichen König zu richten, in der Hoffnung, die Girondins würden aus Gesetzlichkeit oder Mitleid nicht für seinen Tod stimmen wollen, sich also als Königsfreunde, Reactionäre und mit dem Ausland Verschworene blosstellen. Thaten sie dies nicht, stimmten sie mit für den Tod des Königs, so luden auch sie eine schwere Blutschuld auf sich, so mordeten auch sie einen wehrlosen Gefangenen und hatten nicht mehr das Recht, sich über die Septembermorde zu beklagen.

Die königliche Familie befand sich im Temple unter der strengen Hut des unbarmherzigen Gemeinderaths. Der Schließer Rocher, ein großer, bärtiger und schmutziger Geselle, legte es darauf an, die Majestäten zu beleidigen, blies ihnen seinen Tabaksqualm ins Gesicht, führte grobe Reden, lehrte den kleinen Dauphin unflätige Spottverse auf seine Mutter ꝛc. Die Schildwachen kratzten mit dem Bajonet Karrikaturen auf den dicken König, Flüche und unzüchtige Verse in die Wände, in denen die Königin immer namentlich bezeichnet war. Auch die Mitleidigen, die heimlich kleine Aufträge für die Gefangenen übernahmen, mußten sich rauh und unhöflich stellen. Den treuen Kammerdiener Clery ließ man nur deshalb beim König, weil er sich als guter Republikaner gezeigt hatte. Der König behauptete übrigens seinen Gleichmuth, unterrichtete den Dauphin, vertiefte sich zuweilen in die Geschichte Karls I. von England, den sein Volk hatte enthaupten lassen, und pflegte Abends mit seiner Gemahlin und Schwester Lhombre zu spielen.

Die Jakobiner trugen im Convent auf Verurtheilung des Königs an und forderten die Gironde lauernd heraus. Die letztere hätte den König gerne gerettet und wäre zugleich gerne der Schlinge entgangen, die ihr durch die Jakobiner gelegt wurde. Sie suchte daher allerlei Auskunftsmittel. Zuerst eine Appellation an das Volk, die Urversammlungen sollten die Frage entscheiden. Dadurch würde

Zeit gewonnen und wahrscheinlich sprächen sich die Departements milder aus, als die Pariser. Aber die Jakobiner vereitelten diese Bemühungen, verdächtigten ihre Absicht und erhitzten die Volksmassen. Die Republik war in den Flitterwochen, der republikanische Stolz litt nicht, daß man auf die Person des Königs viel Werth legte. St. Just, ein kaum zwanzigjähriger Jünger Robespierres, rief dem Convent zu: „ein Volk, welches die Bestrafung eines Königs als etwas ansieht, worüber man sich bedenken müsse, wird niemals eine Republik gründen.“ Robespierre selbst setzte klar und scharf auseinander, daß es sich von keinem gerichtlichen Prozesse, sondern von einer Maßregel des öffentlichen Wohles, von einem Act nationaler Providenz handle. Ein Prozeß setze die Möglichkeit der Freisprechung voraus, die Republik aber könne den König nicht freisprechen, weil sie Republik und weil er König sey. So gewiß die Republik vernichtet seyn würde, wenn der König wieder zur Gewalt gelangen könnte, so gewiß müsse der König vernichtet werden, sobald die Republik fertig sey. Vergniaud, der größte Redner der Gironde, faßte mit viel Gewandtheit diese Nützlichkeitstheorie Robespierres auf, um sie gegen ihn selbst zu kehren, indem er nachwies, daß der König, wenn er am Leben gelassen werde und gefangen bleibe, viel zu ohnmächtig und verachtet sey, um der Republik Gefahr zu drohen, daß aber im Gegentheil sein Tod alle Feinde Frankreichs zu gedoppelten Kriegsrüstungen veranlassen und überdieß im Innern den in der Vendée schon begonnenen Bürgerkrieg noch gefährlicher entflammen werde. Es sey mithin klug, den König zu schonen und als Geißel zu behalten.

Ein Schlosser hatte den versteckten eisernen Wandschrank in den Tuilerien verrathen, in dem der König angeblich seine geheimsten Correspondenzen verborgen hatte. Roland nahm sie in Beschlag und las sie zuerst allein. Natürlich beschuldigte man ihn nun, vieles unterschlagen zu haben. Chabot klagte ihn und seine Frau an. Madame Roland mußte vor den Schranken des Convents erscheinen, vertheidigte sich aber edel und siegreich. Chabots Angriff war fehlgeschlagen, wie der frühere, den die Gironde selbst auf Robespierre

gemacht hatte. So hielten ſich die Parteien die Waage. Aber je weniger ſie ſich noch tödtliche Schläge verſetzten, um ſo giftiger wurden ihre Reden. Die republikaniſche Gleichheit und der Einfluß des Sansculottismus verrieth ſich bereits darin, daß man ſich zu duzen anfing, daß man die ſchmutzige Kleidung und Sprache des Pöbels nachahmte.

Der König wurde unter dem Namen Ludwig Capet (weil ſein Geſchlecht noch auf die alten Capetinger zurückging) am 11. Dez. vor den Convent geladen. Er verzichtete auf alle göttlichen Rechte der Könige und vertheidigte ſich nur als conſtitutioneller König, als welcher er dem Volke hinlänglich ſeine Liebe und Nachgiebigkeit bewieſen habe. Trotz dieſer Beſcheidenheit behauptete er im Unglück eine edlere Würde, als in den Zeiten ſeiner Macht. Aber die Jakobiner hatten kein Mitleid und die Gironde zagte, es zu äußern. Der Pöbel belagerte den Sitzungsſaal und ſtieß gräßliche Drohungen aus. Der Gemeinderath verfügte eine Menge neuer Verhaftungen und 14,000 gemäßigt Geſinnte flohen aus Paris. Die Preſſe wurde immer wüthender in Anklagen gegen den „Tyrannen“ und in Verdächtigungen des Mitleids. Der Convent bewilligte dem König, der ſchon wieder von ſeiner Familie getrennt worden war, bis zur Verurtheilung die Wiedervereinigung mit derſelben, aber der Gemeinderath gehorchte nicht. Tallien hatte die Frechheit, im Convent zu rufen: verordnet, was ihr wollt, wenn der Gemeinderath nicht will, ſo unterbleibt es! Trotz aller Entrüſtung konnte der vom Pöbel eingeſchüchterte Convent nichts mehr durchſetzen, als daß dem Könige ſeine Kinder, nicht die Königin zugeführt werden ſollten. Da der König aber glaubte, die Mutter ſey ihnen unentbehrlicher als der Vater, lehnte er es ab und blieb in ſeinem letzten Kummer allein. Man hatte ihm zwei Vertheidiger bewilligt, Target, der aus Angſt ablehnte, Tronchet, der das ſchwere Amt übernahm. Für Target trat der junge muthige Deſéze ein und der greiſe Malesherbes, früher Miniſter, bat den Convent, ſeinem Herrn, dem er im Glück gedient, auch im Unglück dienen zu dürfen. Wirklich ließ man ihn als dritten Vertheidiger zu.

Nach den erbittertſten Kämpfen im Convent und nachdem man die ſchönen Vertheidigungsreden nur grollend angehört hatte, kam man endlich am 14. Januar 1793 zur Abſtimmung über drei Fragen: iſt Ludwig Capet des Verbrechens gegen die Freiheit des Volks und gegen die Sicherheit des Staates ſchuldig? ſoll das Urtheil des Convents erſt den Urverſammlungen zur Beſtätigung vorgelegt werden? welche Strafe hat er verdient? Die erſte Frage wurde mit 683 Stimmen bejaht. Die zweite mit 423 gegen 281 Stimmen verneint, womit die Hoffnung der Girondе vereitelt war. Die dritte Frage wurde in langer namentlicher und motivirter Abſtimmung, die bis zum 16. dauerte, dahin entſchieden, daß 361 Stimmen unbedingt den Tod des Königs, 46 den Tod mit Aufſchub, 26 den Tod unter der Bedingung, daß noch über den Aufſchub berathen werde, 286 nur Gefangenſchaft, 2 Galeerenſtrafe verlangten. Der Aufſchub der Strafe wurde am 19. berathen, aber mit 383 Stimmen verworfen.

Die Abſtimmung erfolgte unter dem drohenden Andrange des Pöbels, der den Convent Tag und Nacht umlagerte. Daher ſo viele Mitglieder ſelbſt gegen alle Erwartung aus bloßer beſinnungsloſer Angſt für Tod ſtimmten. Das that nicht nur der Herzog von Orleans, ſondern ſogar auch Vergniaud, welcher fürchtete, daß man ſeine republikaniſche Geſinnung verdächtigen könne, wenn er den König ſchonte. Am muthigſten blieb Manuel, der ſeine frühere Rolle tief bereute und gegen den Tod des Königs ſtimmte. „Ihr, wie ihr da ſeyd," rief er der Verſammlung zu, „könnt Frankreich nicht retten. Dem Rechtſchaffenen bleibt nichts übrig, als ſich in ſeine Toga zu hüllen."

Der König war rettungslos verloren. Man erlaubte ihm noch einmal ſeine Familie zu umarmen, am 20. Als er ſich von dieſer herzzerreißenden Scene losgeriſſen, betete er mit dem iriſchen Geiſtlichen Edgeworth de Firmont, den er ſich als Beichtvater erbeten hatte, ſchlief die Nacht ruhig und verließ am 21. Januar den Temple zu Wagen, unter ſtarker Wache und unter dem Zuſtrömen der ganzen Bevölkerung von Paris. Der Geiſtliche begleitete ihn. Auf dem ſog. Revolutionsplatz war das Schaffot mit dem Fallbeil errichtet,

eine im Mittelalter nicht unbekannte, aber von dem Arzt Guillotin erſt kürzlich wieder erfundene Hinrichtungsmaſchine. Die ganze Waffenmacht von Paris unter Santerres Befehl war um dieſelbe verſammelt, im Hintergrunde ſtand Kopf an Kopf das Volk. Mit feſter Ruhe beſtieg der König das Gerüſt und legte den Rock ab.*) Als die Henker ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatten, rief er mit ſtarker Stimme zum Volk: „Franzoſen, ich ſterbe unſchuldig. Ich wünſche, daß mein Blut nicht über Frankreich komme.“ Er wollte noch mehr reden, aber die Trommler wirbelten und übertönten ſeine Stimme. Die Henker riſſen ihn hinweg und in wenig Augenblicken fiel ſein Kopf unter dem allgemeinen Rufe: vive la république!

Noch an demſelben Tage wurde Lepelletier, Mitglied des Convents, ein reicher Kaufmann, der nur aus Feigheit für des Königs Tod mitgeſtimmt hatte, von einem Soldaten der früheren Garde aus Zorn erſtochen. Man veranſtaltete ihm ein prachtvolles Begräbniß und nannte die Straße des Mordes nach ſeinem Namen. Dagegen trat der bisher immer muthvolle Girondiſt Kerſaint und der plötzlich von tiefer Reue ergriffene Manuel aus dem Convent aus. Auch Roland gab ſein Miniſterium auf.

---

*) Der Geiſtliche Edgeworth rühmte ſich, noch auf dem Schaffot dem König damit geſchmeichelt zu haben, daß er das Leiden deſſelben mit dem des Heilandes verglich, worauf der König die edle Antwort gab: er fühle ſich nur getröſtet und geſtärkt durch das Beiſpiel des Heilands. Zuletzt will der eitle Beichtvater dem Sterbenden noch nachgerufen haben: Enkel des heiligen Ludwig, ſteige zum Himmel empor!

Viertes Buch.

Schreckenszeit des Convents.

1.

Der Convent.

Mit dem König war das letzte Hinderniß der Freiheit weggeräumt. Die goldene Zeit der Republik, von der die Philosophen geträumt hatten, schien nun zu beginnen und für das frei gewordene, mit der Weisheit seiner philanthropischen Rathgeber reichlich getränkte Volk der Himmel schon hier auf Erden fertig zu seyn. Aber die Freiheit wurde zur härtesten Sklaverei. Ueber das frische Grab des Königs flog nicht die Taube mit dem Oelzweig, sondern der todkrächzende Rabe, eine immer finsterer sich aufthürmende Wetterwolke. Wo es keine religiöse Autorität mehr gibt und man die Menschen schwindeln macht durch den Gleichheitsdünkel, da ist nur noch Anarchie möglich, in der das unterste fortwährend sich zu oberst kehrt, bis die unterirdische Feuerkraft des Vulkans erschöpft ist. Dieser Typhon der Revolution hatte den Adel und Klerus schon vor der Monarchie verschlungen, es blieb ihm nur noch übrig, das gebildete und wohlhabende Bürgerthum, die Mittelclasse, zu verschlingen, und da diese viel zahlreicher war, als Adel und Klerus und Hof zusammenge-

nommen, ſo war auch ihr Todeskampf noch viel großartiger und entſetzlicher.

Daß die Gironde mit ihren ewigen Einwendungen und Bedenken, vor allem aber Roland und der Cirkel ſeiner Frau, in welchem der Convent vornehm gehofmeiſtert wurde, den Männern der Praxis zum Aerger gereichte, iſt begreiflich. Madame Roland, „die Circe der Gironde," hat ihrer Partei unendlich geſchadet mit ihrer unproductiven Eitelkeit. Die Gironde verlor nach dem Proceß des Königs immer mehr Terrain. Am 14. Februar wurde Pache Maire von Paris, ein Schweizer aus Freiburg, anſcheinend ruhiger Geſchäftsmann, aber voll Pfiffigkeit, der den Pöbel gewähren ließ. Am 25. machten die Weiber einen Auflauf, plünderten 1200 Läden und Magazine aus, und erzwangen von den Kaufleuten ein Minimum der Preiſe; als man darüber klagte, äußerte Robespierre, das Volk habe nie Unrecht. Das Benehmen des Berges wurde immer gemeiner und niederträchtiger. Man beſchuldigte Roland, ungeheure Summen geſtohlen und nach England geſchafft, ja die inſurgirten Weiber ſelbſt bezahlt zu haben, damit ſie Unruhen erregten. Nichts war ſo widerſinnig, was nicht geglaubt und vom Pöbel beklatſcht wurde. Als Isnard im höchſten Zorn einmal über die Tyrannei der Galerien klagte, rief man ihm ſpöttiſch zu, er und die Gironde könnten ja fortgehen, wenn es ihnen nicht länger gefiele. Am 10. März wurde ſchon ein Complott gemacht, die Girondins alle zu ermorden, was ein heftiger Regen verhinderte. Sie waren in der Nacht bei Petion verſammelt. Er öffnete das Fenſter und ſchloß es wieder mit den beruhigenden Worten: „Es regnet, da thun die Pariſer nichts, ihr könnt ſicher ſchlafen."

Unterdeß erwog Danton die Gefahr des Vaterlandes im Innern, wie von außen, und drang auf eine im Convent concentrirte Centralgewalt der Bergpartei, wogegen die ohnmächtige Gironde nichts mehr, wohl aber der Pariſer Gemeinderath, der ſich ſelbſt die höchſte Gewalt aneignen wollte, ſehr viel einwenden konnte. Um dieſen Gemeinderath bei Seite zu ſchieben, beſprach ſich Danton mit Robespierre, der ihm zuſtimmte, um in der Centralregierung

ſelbſt die erſte Rolle ſpielen zu können. Da der Mordanſchlag auf die Gironde von den Anarchiſten ausgegangen war, trat ihm Danton in der Nacht des 10. entſchieden entgegen und verhinderte ihn, da er ſonſt trotz des Regens doch vielleicht verſucht worden wäre. Aus der Verabredung Dantons mit Robespierre ging nun eine Reihe von folgenreichen Conventsbeſchlüſſen hervor. Am 9. März wurden 82 Mitglieder des Convents als Commiſſäre in die Provinzen und zu den Armeen abgeſchickt, um die Alleinherrſchaft des Berges zu handhaben. Am 10. decretirte der Convent die Errichtung eines Revolutionstribunals von 9 Richtern, die auf ausſchließliche Anklage des Convents ſummariſche Urtheile fällen ſollten. Ehe Danton aber die eigentliche Regierungsgewalt ſchuf, tractirte er ſchon wieder mit der Gironde, deren Stimmen er gegen den Pariſer Stadtrath brauchte und durch die er ſich auch ſchon gegen Robespierre ſchützen wollte. Seine Schonung der Gemäßigten hing mit der Hoffnung auf die Siege Dumouriez zuſammen. So ſetzte er im Convent am 25. März die Wahl eines Ausſchuſſes von 25 Mitgliedern durch, welche die Miniſter überwachen, d. h. die eigentliche Regierung führen ſollten. In dieſen Ausſchuß kamen viele von der Gironde. Aber ſie blieben nicht darin, denn gerade damals wurde Dumouriez Verrath bekannt.

Alle Mächte in der Runde mißbilligten den Frevel, den die franzöſiſche Nation an ihrem König begangen hatte. Bisher hatten nur Oeſterreich und Preußen die Waffen ergriffen, jetzt ſagte auch England, Holland, die Schweiz, das deutſche Reich, Schweden, Dänemark und Rußland, Sardinien, Neapel und der Papſt, Spanien und Portugal, ſogar der Sultan der franzöſiſchen Republik den Frieden auf. Aber Preußen traute Oeſterreich nicht, deſſen General Wurmſer im Elſaß als Eroberer auftrat, und auch Rußland nicht wegen Polens. Das preußiſche Heer verband ſich daher nicht mit dem kaiſerlichen zu einem raſchen Marſch auf Paris, ſondern focht getrennt und fing Mainz ganz langſam zu belagern an. Die Oeſterreicher verſtärkten ihr Heer in den Niederlanden und ſtellten es unter den Befehl des Herzogs Friedrich Joſias von Sachſen-Coburg,

hatte den Partheien die große Lehre gegeben, daß ihr Streit durch die Waffen nicht entschieden werden könnte, daß die Räthsel der Religion, die nur das eigne Herz und Gewissen zu lösen vermag, nicht mit Ueberredung und List, Zwang und Schrecken, Brand und Mord zu lösen sind. Es hatte sich ausgewiesen, daß nur eine freie Verständigung und ein übereinstimmendes Gefühl fortan im Stande sei, das Gute von beiden Religionspartheien in Harmonie zu bringen, und von der einen auf die andre überzutragen. Bis dahin war wenigstens jedes dieser vereinzelten Güter und Rechte der religiösen Ueberzeugung gesichert, und das deutsche Volk vor Einseitigkeit bewahrt. Die katholische Kirche bewahrte noch den Keim zu allem Guten des alten Glaubens, die protestantische entfaltete alles Gute des neuen Glaubens. Eine Religionsparthei hielt die andre beständig wachsam und in Feuer, und keine vermochte wieder in Erschlaffung oder allzukühne Uebertreibung zu verfallen, da die andre sie zur Thätigkeit nöthigte und doch zugleich sie in Schranken hielt. Für die Bildung der neuen Zeit ist dies Verhältniß von unendlich wohlthätigen Folgen gewesen. Keine Meinung hat einseitig herrschend werden können, alle haben sich frei entwickelt und in lebendigem Verkehr geläutert und verständigt.

In dem großen traurigen Kampfe selbst bemerken wir drei Uebergänge. Anfangs beseelte die Reformation ein reines heiliges Feuer für Wahrheit und Tugend, und auch bei ihren Gegnern zeigte sich noch einige Billigkeit. Dann aber entflammten von beiden Seiten wüthende Leidenschaften, in deren Gluth die Politik ihr Gift goß, und im wahnsinnigen Kampf herrschte jedes Schlechte vor, unterlag jedes Gute. Als aber die Kämpfer zum Tode matt von einander ließen, trat eine stumpfsinnige

deſſen Rathgeber Oberſt Mack, ein eingebildeter Schwätzer war und unter dem der noch ſehr junge Erzherzog Karl, Bruder des Kaiſers, die erſten Lorbeern verdienen ſollte.

Dumouriez griff ſchon am 17. Februar Holland an und nahm ſchnell die Feſtungen Breda und Gertruydenburg, denn wie überall, ſo war auch in Holland eine ſchlechte Kriegsverfaſſung. Aber er wurde zur Umkehr gezwungen, denn Coburg war bereits über die 15,000 unter General Miranda Maeſtricht belagernden Franzoſen hergefallen und hatte ſie in wilde Flucht geſchlagen, bei Albenhoven am 1. März, wobei beſonders Erzherzog Karl ſich auszeichnete, der auch ſchon bei Jemappes mitgefochten hatte. Dumouriez bot ihm am 18. bei Neerwinden die Spitze, allein die Oeſterreicher hatten die Uebermacht, und die Freiwilligen-Bataillone im franzöſiſchen Heere liefen beim erſten Schuß davon. Die Schlacht ging für Dumouriez verloren, und da er der neuen Aushebung nicht mehr trauen konnte, beſaß er kein Mittel mehr, die Oeſterreicher zu ſchlagen. Sein alter Plan, an der Spitze eines ſiegreichen Heeres dem Convent Geſetze vorzuſchreiben, war geſcheitert. Aber blitzſchnell erſann er einen neuen, verſtändigte ſich mit Mack und ſchloß eine geheime Allianz mit Coburg. Er ſelbſt wollte mit ſeinem Heere nach Paris und gegen den Convent marſchiren, Coburg ſollte ihm in einiger Entfernung folgen, um ihn zu unterſtützen. Aber auch dieſer Plan mißlang. Die Feſtung Lille, die er Coburg in die Hände ſpielen wollte, hielt ſich. Sein Benehmen erregte Verdacht. Vier Conventsdeputirte, Camus, Bancal, Quinette, Lamarque, und der Kriegsminiſter Beurnonville, ſein Freund, eilten in ſein Lager. Camus befahl ihn zu verhaften, Dumouriez aber kam ihm zuvor und ließ alle fünf von deutſchen Huſaren feſtnehmen und den Oeſterreichern überliefern, 2. April. „Ich rette Ihnen dadurch das Leben," ſagte er zu Beurnonville, „denn ich entreiße Sie dem Revolutionsgericht." Als er ſich aber der Feſtung Condé verſichern wollte, weigerte ſich die Beſatzung, und ſein Vorhaben war ſchon ſo weit bekannt, daß aus den Freiwilligen-Bataillonen, die dem Convent anhingen, auf ihn Feuer gegeben wurde. Eines derſelben war von dem jungen

Davouſt befehligt, der ſpäter Marſchall wurde. Dumouriez mußte nun die Flucht ergreifen und ging mit einem einzigen ihm treu gebliebenen deutſchen Regimente (Sachſen) am 4. April zu Coburg über. Ihm folgte der junge Herzog von Chartres, der aber als ein Sohn des Königsmörders Orleans keinen Schutz bei der Coalition der Monarchen finden konnte und ſeinen Weg nach Graubündten nahm, wo er unter fremdem Namen zu Reichenau eine Lehrerſtelle der Mathematik übernahm. Auch ſeine Schweſter Adelaide, von ihres Vaters Maitreſſe, der berühmten Literatin Frau von Genlis, erzogen und mit dieſer nach Dumouriez Lager gerettet, fand jetzt nur in einem Kloſter in der Schweiz eine Zuflucht. Dumouriez ſelbſt erhielt eine Penſion, machte noch viele nutzloſe Projecte und ſtarb in hohem Alter zu London, gänzlich vergeſſen. — Coburg erließ, als er noch hoffte, Dumouriez werde an der Spitze ſeines Heeres bleiben, eine den Abſichten deſſelben entſprechende Proclamation in friedlichem und conſtitutionellem Sinne an die Franzoſen, 5. April. Allein eine diplomatiſche Conferenz in Antwerpen zwang ihn, ſchon am 9. dieſe Proclamation durch eine andere vom Grafen Metternich (dem Vater) verfaßte zu erſetzen, worin wieder nur mit Gewalt gedroht wurde. Denn Kaiſer Franz wollte den Thron der Bourbons nicht ſchützen, ſondern Eroberungen machen.

Damals wurden eine Menge Umtriebe gemacht. Cuſtine correſpondirte heimlich mit dem Herzog von Braunſchweig und beſchwor ihn, ſich an die Spitze der Franzoſen zu ſtellen, um Frankreich zu pacificiren. Preußen, wenn es von der Coalition abfalle, ſolle Köln, Jülich, Berg und einen Theil von Trier bekommen. Preußen ließ ſich nun zwar nicht darauf ein, brach aber auch nicht gänzlich die franzöſiſche Unterhandlung ab und blieb geſpannt mit Oeſterreich. In Schweden war Guſtav III. ermordet worden. Herzog Karl, Vormund ſeines unmündigen Sohnes Guſtavs IV. Adolf, ließ durch ſeinen Geſandten v. Staël (der Neckers Tochter geheirathet hatte) der franzöſiſchen Republik Schwedens Anerkennung um Geld anbieten, und der Zirkel der Madame de Staël blieb ſeitdem in Paris ein Herd von Intriguen.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Als Dumouriez Verrath bekannt worden war, brach der Convent in gerechte Wuth aus. Der Ausschuß der 25 wurde sogleich aufgelöst und am 5. April ein neuer Wohlfahrtsausschuß (comité de salut publique) von neun Mitgliedern ernannt, in welchem Danton und der schönredneriſche Barrère die Häupter wurden, aber kein Girondin mehr saß. Daneben wählte man noch einen Sicherheitsausschuß (de surveillance). An des gefangenen Beurnonvilles Stelle wurde Bouchotte, eine gefällige Creatur des Berges, Kriegsminiſter. Auch Gohier, der neue Miniſter der Juſtiz, und Garat, Miniſter des Innern, gehörten dem Berge an.

2.

Die Gironde.

Das erſte Opfer für Dumouriez wurde der Herzog von Orleans, den man sogleich in Verhaft nahm. Auch Talleyrand, der ſich bei Zeiten, um dem Sturme der Revolution auszuweichen, bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in London hatte anſtellen laſſen und von dem man einen Brief an den König im eiſernen Schranke gefunden hatte, wurde jetzt angeklagt und auf die Liſte der Emigrirten geſetzt.*) Nichts hätte näher gelegen, als Danton zur Verantwortung zu ziehen, der am meiſten mit Dumouriez zu thun gehabt; aber Danton war noch zu mächtig. Man richtete den ganzen Zorn des Volks gegen die Gironde, weil der General eigentlich ein Geſchöpf der Gironde geweſen war. Robespierre entwickelte am 10. April in einer heimtückiſchen Rede die Anklage. Die Gironde war ihm an Talent, Ruhm und Einfluß in den Provinzen bis dahin

*) Es lag in ſeiner Natur, mit allen Parteien zu intriguiren. Deshalb litt ihn auch Pitt in England nicht und Talleyrand entwich hinüber nach Nordamerika, um 1795 wieder aufzutauchen.

ſelbſt noch im Convent weit überlegen, er haßte ſie aus Neid. Zudem hatte ſie mit dem König Mitleid gehabt und die volle Energie des Schreckens weder getheilt noch gebilligt. Er verfolgte ſie daher unerbittlich und mit Bosheit. Man bezeichnete die Girondins als angebliche „Föderaliſten," welche einen lockeren Bund unabhängiger Provinzen und nicht die eine untheilbare Republik mit der Hauptſtadt Paris wollten; ferner als „Staatsmänner" und Intriganten, die nur Ränke machten, wo man Kraft zeigen ſollte; als „Appellanten," die den König durch Appellation ans Volk hätten retten wollen; als „Gemäßigte," die Gnade wollten, mithin Contrerevolutionäre ſeyen. Aber das alles war Robespierre nicht genug, er machte ſie noch zu „Conſpiranten."

Zwei Tage lang wurde aufs wüthendſte geſtritten, man wurde beinahe handgemein, der Girondin Duperret zog den Degen. Da Dumouriez am meiſten mit Danton verkehrt hatte, wieſen die unſchuldigen Girondins ihre Ankläger begreiflicher-, aber unklugerweiſe an Danton. „Wie?" donnerte dieſer, „ihr klagt mich an? ihr kennt meine Stärke nicht." Von dieſem Tage an ſchonte Danton die Gironde, mit der er ſich lieber verſöhnt hätte, nicht mehr. Marat forderte zum Morden derſelben auf. Da war ſie ſo unklug, um Marats Beſtrafung fordern zu können, ein Geſetz zu beantragen, wonach auch Conventsmitglieder ſollten verhaftet werden dürfen (8. April). Der Berg ſtimmte zu, um ſpäter die Köpfe der Girondins ſelber fordern zu können. Dieſe ſetzten zwar durch, daß Marat vor das neue Revolutionstribunal gefordert wurde, nicht aber, daß es ihn gerichtet hätte. Er wurde freigeſprochen, und die Cordeliers trugen ihn mit Blumen bekränzt durch die Straßen von Paris mitten in den Convent, 24. April. Paris widerhallte von dem Wuthgeſchrei: Tod den Girondins! Camille Desmoulins ſchrieb ein monſtröſes Libell, in dem er Briſſot, Roland, Petion ꝛc. als an das Ausland verkauft, Frau Roland als eine Meſſalina verleumdete, eine Schrift, die in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet wurde.

Noch viel gefährlicher wurde die Lage der Gironde, als ihr

Redner Vergniaud die von Robespierre empfohlene Tugendrepublik angriff. Robespierre hatte sich einen Freistaat ausgedacht, in welchem nur einfache, bescheidene, tugendhafte Arbeiterfamilien leben sollten. Deswegen haßte er alles, was sich durch Ehrgeiz, Reichthum, Genußsucht oder Genie über diese republikanische Einfachheit hinaussetzte. Aber der Pöbel, von dem sich Robespierre vergöttern ließ, war in seiner Bluttrunkenheit und Unzucht gerade am weitesten entfernt von dem Ideal der Tugend, Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, die sein Abgott beständig im Munde führte. Vergniaud wies auf diesen Contrast hin, frug, wo denn die Tugend sey in diesem gräßlichen Schimpfen und Mordgeheul? „Ihr brandmarkt die alte spanische Inquisition," rief er, „die von der Religion der Liebe redete unter Marterwerkzeugen und Scheiterhaufen; aber ihr thut nichts Besseres, indem ihr von Freiheit redet unter Dolchen und unter dem Henkerbeil." Am tiefsten verletzte er Robespierre, indem er dessen ideale Republik lächerlich machte, „die politischen Schäfereien William Penns," die wohl in die Urwälder Nordamerikas, aber nicht nach Frankreich paßten. Durch solche Reden wurde Robespierres Eitelkeit eben so sehr als sein Fanatismus herausgefordert, und Robespierre war schon einflußreicher und mächtiger als Danton. Er herrschte im Jakobinerklub, und auch im Convent wurde damals schon jede seiner Reden wie ein heiliges Orakel mit der lautesten Bewunderung der Galerien beschlossen, auf denen die sogenannten tricoteuses de Robespierre, zu diesem Zwecke besoldete Weiber saßen, die nebenbei strickten und Kleider flickten.

Das war für den Convent die Periode der äußersten Frechheit. Die gefallene Monarchie war bereits moralisch gerächt durch den Mangel an aller Würde in der Demokratie. Isnard beschuldigte die Aufhetzer des Pöbels, sie seyen vom englischen Minister Pitt und von Oesterreich bezahlt, um die junge Republik herabzuwürdigen. Aber das erbitterte nur noch mehr. Guadet setzte die Wahl einer Zwölfercommission durch, welche für die öffentliche Ruhe sorgen und den Gemeinderath von Paris beaufsichtigen sollte, und wirklich den schmutzigen Hebert, der wie Marat zum Morden der Gironde

aufgefordert, verhaften ließ. Das war aber nur das Signal zur offenen Empörung. Isnard, damals Präsident des Convents, trotzte der ganzen Bevölkerung von Paris und rief aus: wenn sie sich an den Abgeordneten vergreife, werde das ganze Land aufstehen, sie zu rächen, und man werde an den Ufern der Seine suchen, wo einst Paris gestanden sey. Diese unvorsichtigen Worte, die in Erfüllung zu bringen nicht einmal in seiner Macht stand, reizte die Pariser zum Aeußersten. Marat forderte am 27. Mai die Auflösung der Zwölfercommission. Isnard und die Gironde wehrten sich und zogen die Debatte in die Länge. Da erhöb sich Danton und schrie: so viel Unverschämtheit beginnt uns lästig zu werden. Man ließ den Pöbel, der die Verhaftung von 22 Girondins forderte, tumultuarisch in den Saal eindringen und mitstimmen. Die Girondins wichen und Berg und Pöbel gemeinschaftlich decretirten die Auflösung der Zwölf. Zwar erklärte die Gironde am nächsten Tage diesen Beschluß für ungültig, allein das Toben gegen sie wurde nur ärger. Der Fleischer Legendre packte Lanjuinais, der nächst Isnard am meisten Energie zeigte, am Leibe. Die Girondins mußten sich des Nachts verbergen, um den Mördern zu entgehn, fanden sich aber Morgens immer wieder auf ihren Plätzen im Convent.

Der lange Kampf der Gironde mit dem Berge war einzig in der Weltgeschichte, ein Ringen der Todesangst mit der gräßlichsten Mordgier, und in Reden, alles mit Waffen des Geistes durchgefochten, jede Sitzung des Convents eine Schlacht der Geister, bis die Wuth keine Rede mehr duldete und die Körper zermalmte, um die verhaßten unüberwindlichen Geister auszutreiben. Gerne hätten selbst die Jakobiner die parlamentarische Form noch geachtet. Die Aufrührer zauderten, eine solche Menge berühmter Namen zu opfern, die großes Ansehen im Lande genossen. Die Unverletzlichkeit der Deputirten zu mißachten, war auch für die Sieger gefährlich, wenn einmal die Reihe an sie kommen sollte. Aber da die Girondins sich durch bloßen Schrecken nicht aus Paris verjagen ließen, mußte man endlich Gewalt brauchen. Die Freiwilligen, die unter Santerre gegen die empörte Vendée ziehen sollten, wollten nicht eher

gehen, bis die Gironde vernichtet wäre. Henriot, der an Santerres Stelle die Nationalgarde befehligte, ein ehemaliger Bedienter, Polizeispion und wegen Verbrechen im Kerker, aus dem ihn erst die Revolution befreit hatte, gab sich zu allem her. Nachdem die Gironde auch die Zumuthung, freiwillig auszutreten, abgewiesen hatte, umstellte Henriot die Tuilerien, in denen der Convent sich seit dem Tode des Königs versammelte, mit der bewaffneten Macht und ließ keinen Deputirten mehr heraus. Einzelne Girondins, die hinausgingen, wurden mißhandelt und kamen mit zerrissenen Kleidern wieder zurück. Lanjuinais, der noch zuletzt unter dem Hohne der Sieger die Rednerbühne behauptete, endete mit dem stolzen Wort: Die Alten schlachteten ihre Opfer bekränzt und verhöhnten sie nicht! Als ob der Berg nicht mit Henriot einig gewesen wäre, wurde vorgeschlagen, der Convent solle sich in Masse hinausbegeben, um sich zu überzeugen, ob die Berathung wirklich durch Waffengewalt in ihrer Freiheit gehemmt werde. Herault de Sechelles, damals Präsident, führte die Mitglieder heraus und spielte eine Comödie mit Henriot, dem er sich zu entfernen gebot, der aber Kanonen und Flinten auf den Convent richten ließ und erklärte, er werde nicht eher gehen, bis die Gironde verhaftet sey. Der Convent kehrte nun zurück und decretirte die Verhaftung, 2. Juni.

Diese Verhaftung erfolgte aber nicht. Lanjuinais, Vergniaud, Barbaroux und einige andere blieben auf ihren Sitzen, um die Gensdarmen zu erwarten, aber niemand kam und so gingen sie ruhig heim. Man hatte sie nur los seyn wollen und wünschte, sie möchten draußen noch irgend eine Thorheit begehen, damit man sie als Verschwörer und Aufrührer, nicht als Conventsglieder richten könne. Die Pariser thaten sich viel darauf zu Gute, daß bei diesem Staatsstreich kein Tropfen Blut vergossen worden sey.*) Inzwischen

*) Die Amazone Theroigne vertheidigte die Gironde und wurde dafür von der Weibergesellschaft de la fraternité, einem unter Heberts Einfluß stehenden Klub, überfallen, entkleidet und gepeitscht. Unter schrecklichen Mißhandlungen sollte sie ersäuft werden, wurde zwar gerettet, fiel aber in Wahnsinn und starb im Irrenhause.

wurde Madame Roland ſchon am 2. Juni und diejenigen Girondins, die durchaus Paris nicht verlaſſen wollten, ſpäter verhaftet, namentlich Vergniaud, Genſonné, Valazé. Petion, Barbarour, Guadet entwichen erſt, nachdem ſie ſich hatten gefangen ſetzen laſſen. Wahrſcheinlich verdankten ſie dieſe Schonung Danton, der ihr Verderben nicht wollte, ihre Anweſenheit aber nur für einen Hemmſchuh der revolutionären Kraft hielt.

Aber Danton verhehlte ſich die wahre Bedeutung des Kampfes mit der Gironde. Es galt nicht, in einer großen Zeit der Thaten einige unnütze Schwätzer auf die Seite zu ſchieben. Es handelte ſich vielmehr um einen Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dem dritten und dem vierten Stande, dem Bourgeois und dem Sansculotten. Das Maximum und die gezwungenen Anleihen, hingen genau damit zuſammen. Schon am 3. Mai war ein Maximum des Getreidepreiſes feſtgeſetzt worden, man dehnte das Geſetz nach und nach auch auf andere Artikel aus, und zwang den Kaufmann und Krämer, ſeine Waaren um Spottpreiſe herzugeben. Wer ſie verhehlen wollte, war verdächtig, wurde eingekerkert und ſein ganzes Hab und Gut confiscirt. Zu dieſer legalen Beraubung im Einzelnen geſellte ſich die Erhebung eines gezwungenen Anleihens von einer Milliarde, die hauptſächlich den Kaufleuten und wohlhabenden Bürgern abgepreßt wurde, am 20. Mai. Der négociantisme wurde verdächtigt, wie der royalisme, und die aristocratie bourgeoise et mercantile trat an die Stelle des alten Adels und Klerus, um gleich dieſen verfolgt zu werden. Jeder, der noch höher ſtand, als das gemeine Volk, galt als Feind des Volks. Am heftigſten wüthete Marat gegen die „Wucherer.“ Im Mai bezeichnete er alle „Herren Gewürzkrämer und Ladendiener“ als Contrerevolutionäre. In den Sturmtagen vor dem 2. Juni bewilligte der Gemeinderath von Paris bereits dem bewaffneten Pöbel einen täglichen Sold von 2 Francs auf Koſten der reichen Bürger.

In den Provinzen war weder die Philoſophie noch die Corruption ſo tief eingedrungen, wie in der Hauptſtadt. Der Bürgerſtand hatte hier etwas vorzugsweiſe Honettes. In einigen Provin-

zen, wo es wenig und nur kleine Städte gab, war dieſes honette Weſen bei dem wohlhäbigen und patriarchaliſchen Bauernſtande zu finden und hier noch gepaart mit tiefer Frömmigkeit. Zahlreiche Bevölkerungen dieſer Gattung waren nun nicht erbaut von den Abſcheulichkeiten im Convent, und nicht gemeint, ſich ſeinen Räuber- und Mörderdecreten zu unterwerfen. Der Kampf des dritten mit dem vierten Stande in Paris wurde zu einem Kampfe der Provinzen gegen die Hauptſtadt.

3.

Das Aufgebot in Maſſe.

Gleichzeitig wüthete der Krieg an den Grenzen gegen die ſich mehrenden Heere der Coalition fort. Der Convent entwickelte eine erſtaunliche Kühnheit, indem er es mit ſo vielen Feinden innerhalb und außerhalb Frankreichs zugleich aufnahm. Die erſteren, die ihm am nächſten waren, machten ihm auch ſo viel zu ſchaffen, daß er erſt am 20. Auguſt das Volksaufgebot in Maſſe einleiten konnte. Danton ſelbſt verlangte, es ſolle nur progreſſiv ſtattfinden, damit nicht unendliche Verwirrung entſtehe und damit man Zeit habe, die ungeübten Streiter einzuüben und aus den Provinzen, in denen die Contrerevolution erſt beſiegt werden müſſe, nach und nach neue Streitkräfte zu ſchöpfen. Am 22. entwickelte Barrère den großartigen Plan, wonach ganz Frankreich in Kriegszuſtand erklärt war, alle Jünglinge ins Heer eintreten, alle Männer Waffen ſchmieden, Munition und Proviant herbeiſchaffen, alle Weiber Uniformen und Zelte machen und Verwundete pflegen, alle Kinder Charpie zupfen ſollten. Paris gab das Beiſpiel. Der freie Raum rings um die Tuilerien füllte ſich mit 250 Schmieden und die Stadt ſchwärmte wie ein Bienenſtock. Am 5. September hielt der Maire von Paris eine Rede an den Convent, worin er ſagte: „Unſterblicher Berg, ſey der Sinai der Franzoſen! ſchleudere unter Blitz und Donner die

ewigen Decrete des Volkswillens aus! werde ein Vulkan, dessen Lava alles zerstört, was noch Königthum athmet!" An demselben Tage verlangte eine große Deputation der Jakobiner: „Es ist Zeit, daß die Gleichheit ihre Sense über alle Häupter schwinge. Gesetzgeber, macht den Schrecken zur Tagesordnung!"

So erhob sich alles Volk in Waffen, wurden alle Pferde für den Dienst der Armee requirirt, und die Kirchenglocken, um Kanonen daraus zu gießen und um Sous zu prägen, die als baares Geld, trotz ihrer unbequemen Schwere immer noch viel lieber gesehen wurden, als Assignaten. Viele tausend Centner Glockengut wanderten auf diese Weise aus den Kirchen in die Gießereien. Mathematiker und Chemiker wurden aufgefordert, durch neue Erfindungen der Republik zu nützen. Da erfand Chappe den ersten Telegraphen, und man machte einen Versuch, die Luftballons zum Armeedienst anzuwenden, sofern sich von ihnen herab die Stellung des Feindes übersehen ließ. Die Seele der ganzen ungeheuern Waffenrüstung wurde der geniale Ingenieur Carnot im Wohlfahrtsausschuß. Derselbe änderte und besserte viel, was der Convent und der Kriegsminister Bouchotte in ihrer dummen Uebertreibung verdorben hatten. Er behielt, den Schreiern zum Trotz, adelige Offiziere bei, wenn sie sich als tüchtig bewährt hatten, und verwarf die Unzahl unfähiger Offiziere, die aus demokratischen Wahlen hervorgegangen waren. Doch stiegen, da man nur auf Tüchtigkeit sah, viele gemeine Soldaten rasch zu Generalen auf. Um aber die Generale zu überwachen, schickte der Convent zu jeder Armee Deputirte aus seiner Mitte mit unumschränkter Gewalt und jede Niederlage galt als Verrath; wer nicht siegte, war der Guillotine verfallen. Der Sieg wurde decretirt. Gleichzeitig wühlten die französischen Gesandten in den Ländern, wo sie noch geduldet wurden, theils um demokratische Parteien zu unterstützen, wie in der Schweiz und Italien, theils um den Oesterreichern Feinde zu erwecken, wie in Constantinopel. Später klagte St. Just, daß für Bestechungen im Ausland 200 Mill. vergeudet worden seyen.

Dieser ungeheuren Energie des Convents gegenüber zeigte die Coalition nur Schwäche, Uneinigkeit, feiges Zaudern. Die französische

Gleichgültigkeit ein. Aus dieser erwachten dann allmählich die Geister zu einem frischen neuen Leben.

Kapitel CCCCXVIII.

Die katholische Kirche.

Die äußere Macht der Hierarchie erlitt durch den Abfall des ganzen Nordens von Europa den empfindlichsten Verlust. Allein dies bewirkte, daß sie die ganze Kraft im Süden desto fester zusammendrängte. Die Volker dieses Südens sahen im Norden nur ein neues Reich der Ungläubigen, und die Leidenschaft der Kreuzzüge flammte wenigstens bei den Spaniern wieder auf. Die Fürsten aber schlossen sich aus Politik an das Interesse der alten Kirche, so lange hier die ketzerischen Unterthanen, dort die andersgläubigen Fürsten ihre Macht, ja ihr Dasein bedrohten. Die steigende Noth trieb die Katholiken zur Einigkeit und zu außerordentlichen Maßregeln. Die reinste Begeisterung für den Glauben der Väter, und die schmuzigste Politik gingen Hand in Hand, und Papst, Kaiser, Fürsten, Priester, Laien, ob sie auch früher im Interesse getheilt gewesen, schlossen sich eng an einander. Um alle diese mannigfaltigen Bestandtheile äußerlich zusammenzuhalten, und von Rom aus ein dreifaches eisenfestes Band um die katholischen Höfe, um die Priester und Gelehrten, und um die Laien zu legen, und um zugleich innerlich das Interesse der Politik mit dem des Glaubens innig zu verschmelzen, war eine vermittelnde Macht nöthig, und man schuf sie in dem Orden der Jesuiten. Diese neue außerordentliche Gesellschaft erfüllte den außerordentlichen Zweck jener Zeiten. Aeußerlich verband sie alle Streitkräfte der katholischen Glaubensgenossen, und innerlich wußte sie den Zweck der Religion geschickt mit dem der Herrschsucht

Nordarmee war nach Dumouriez Flucht im übelsten Zustande. Die Truppen, welche Oesterreich und Preußen am Rhein hatten, und die bald durch Engländer, Holländer und Hessen vermehrt wurden, bildeten eine Uebermacht, der nichts hätte widerstehen können, aber sie hielten sich mit der methodischen Belagerung von Grenzfestungen auf, anstatt mit der Hauptmacht rasch gegen Paris zu rücken. Preußen schonte seine Kräfte, weil es für Polen fürchtete und weil es sich ärgerte, daß Oesterreich durch Coburg das Bisthum Lüttich und durch Wurmser das Elsaß förmlich erobern und sich huldigen ließ, um diese Landschaften für sich zu behalten.

In Mainz eröffneten die deutschen Klubisten am 17. März 1793 einen rheinisch-deutschen Nationalconvent und schickten Deputirte, Georg Forster*) an der Spitze, nach Paris, um Vereinigung mit Frankreich zu verlangen. Im April jedoch legte sich die Hauptmacht der Preußen, vom Könige und dem General Kalkreuth befehligt, nebst 10,000 Hessen unter General Schönfeld vor die Stadt, in der Custine 20,000 Franzosen unter Aubert-Dubayet und Kleber ließ, da er selbst vor der Uebermacht zurückwich. Meunier, einer der gelehrtesten Offiziere Frankreichs, hatte die Stadt mit neuen Werken versehen und leitete die Vertheidigung meisterhaft. Neben ihm befeuerten die Conventsdeputirten Rewbel, Hausmann und Merlin von Thionville den Muth der Truppen. Wie beschämend war diese tapfere Gegenwehr für die Deutschen, die kurz vorher dieselbe Stadt so feig übergeben hatten! Den Preußen fehlte Belagerungsgeschütz, es mußte erst aus Holland geholt werden, weil die Oesterreicher das ihrige zwar bei Mainz vorbeiführten, aber nicht hergaben, sondern gegen Valenciennes verwandten, in der Absicht, diese Stadt im Frieden zu behalten. Auf gleiche Eroberungen gingen auch die Engländer aus, indem sie das seitab liegende Dünkirchen belager-

*) Dieser berühmte Weltumsegler wurde bald in Paris, als er die dort im Namen der Freiheit begangenen Greuel sah, von Verzweiflung ergriffen, verlor allen Glauben an die Menschheit, trat seine Frau einem andern ab und starb.

ten. Wie sehr den König von Preußen dieses Verfahren kränkte, war doch die Eroberung von Mainz Ehrensache für ihn geworden, und er vollendete sie am 22. Juli, nachdem Meunier gefallen*) und die Besatzung ausgehungert war. Sie erhielt freien Abzug. Mit ihr durften viele Klubisten unbestraft entfliehen, die zurückgebliebenen bekamen Prügel oder wurden eingesperrt. Custine, so wie sein Nachfolger Beauharnais, der sich gleichfalls zu schwach gefühlt, Mainz zu entsetzen, verloren ihr Commando und bald darauf ihre Köpfe.

Der zweite Haupttheil der Preußen stand unter dem Herzog von Braunschweig an den Weißenburger Linien, um den österreichischen General Wurmser zu unterstützen, dessen Eifer er aber nicht theilte. Wurmser war ein noch sehr hitziger Greis, der im Elsaß geboren, dieses schöne Land der Revolution aus dem Rachen zu reißen glühte, aber ohne die Preußen nichts thun konnte. Der König von Preußen traute nicht und wollte seine Truppen schonen. Erst am 12. September unternahmen die Franzosen unter Desair, Michaud ꝛc. einen allgemeinen Angriff, drängten Wurmser zurück, wurden aber am 14. und 15. von den Preußen bei Pirmasens geschlagen. Hierauf durchbrachen die Preußen mit Wurmser verbunden endlich am 13. October die Weißenburger Linie und belagerten Landau. Da befahl der Convent, Landau um jeden Preis zu entsetzen, und neue Volksheere unter Pichegru und Hoche wälzten sich heran mit dem Geschrei: Landau ou la mort! Ihrem wüthenden Andrange trotzten die Preußen in einer dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern, 26.—28. November, aber die Weißenburger Linien gingen verloren, indem Hoche sie durch einen Sieg über Wurmser am 22. December durchbrach, worauf auch die Preußen sich zurückzogen. Die Republik hatte gesiegt, der tapfere Hoche wurde jedoch verhaftet, weil er dem Conventsdeputirten St. Just den Angriffs-

*) Er wurde in dem von ihm erbauten Werke begraben. Der König von Preußen ließ während seiner Beerdigung Waffenruhe eintreten und ihm zu Ehren eine Salve geben.

plan nicht mitgetheilt hatte. Zum Glück überlebte er im Kerker seinen Ankläger, worauf er wieder frei wurde.

Damals kam auch über Straßburg große Noth. Hier hatte Eulogius Schneider, ein entarteter katholischer Priester, das Klubwesen eingeleitet und die Guillotine arbeiten lassen. Als aber ein Complott entdeckt oder vorgegeben wurde, durch welches die Stadt an Wurmser hätte verrathen werden sollen, erschienen die Conventsmitglieder St. Just und Lebas, ließen 70 der angesehensten Bürger, auch den edeln Maire Dietrich köpfen und Schneider selbst als einen verdächtigen Pfaffen, der die Revolution durch Schwelgerei entehrte, verhaften, nach Paris bringen und dort köpfen. Am Ende des Jahres 1793 lagen 2000 Verdächtige in den Kerkern von Straßburg und waren den reichen Bürgern schon 15 Mill. Francs geraubt worden. Ein dritter Conventsdeputirter, Baudot, war wüthend, daß die Elsäßer Franzosen seyn wollten und nicht einmal französisch sprächen. Einmal verlangte er, sie sollten alle binnen drei Tagen französisch reden. Ein andermal trug er darauf an, sämmtliche Elsäßer nach der entvölkerten Vendée zu verpflanzen und dagegen das Elsaß mit Franzosen zu bevölkern.

Die für Frankreich furchtbarste Macht bildete sich und zwar sehr nahe bei Paris in den Niederlanden, indem zu den Oesterreichern unter Coburg noch die Engländer und Holländer unter dem Herzog von York stießen, zusammen 170,000 Mann. Aber sie rückten nicht vor. Nachdem Dampierre, der an Dumouriez Stelle getreten war, am 8. Mai bei Ramies Sieg und Leben verloren hatte, war die französische Nordarmee nicht im Stande, den Marsch der Sieger nach Paris aufzuhalten; aber die Oesterreicher belagerten langsam Condé und Valenciennes, die Engländer Dünkirchen. Condé fiel erst am 10., Valenciennes am 28. Juli. Unterdessen führte der große und mit einem fürchterlichen Hiebe im Gesicht entstellte Houchard (wie Westermann ein Emporkömmling der Revolution) das Aufgebot in Masse, mit dem Rest der alten Truppen vermischt herbei. Diese Masse floh jetzt nicht mehr, sie trotzte auf ihre große Zahl, war im höchsten Grade fanatisirt, bediente sich der neuen Kampf-

art des Tiraillirens, wobei das Leben des Einzelnen ſicherer war, und folgte Offizieren, denen die Guillotine gewiß war, wenn ſie nicht ſiegten. Mit dieſem neuen Volksheer entſetzte Houchard Dünkirchen, das tapfer vertheidigt worden war, und ſchlug York bei Hondſcoten (8. September), erlitt aber am 15. eine Schlappe bei Courtrai, und wurde dafür unbarmherzig abgeſetzt und guillotinirt. Für ihn trat Jourdan ein, der den Herzog von Coburg bei Wattignies (16. October) ſchlug. Er hatte von dem Convent gemeſſenen Befehl, vor dem 20. zu ſiegen, ſonſt hätte es ihm den Kopf gekoſtet. Nach dieſen Niederlagen zogen ſich Engländer und Oeſterreicher zurück. Ein franzöſiſches Streifcorps drang bis Aachen vor und ſetzte der Bildſäule Karls des Großen die rothe Mütze auf.

4.

Die Vendée.

Von den Heeren des Auslandes nicht unterſtützt mißlangen nun auch alle Aufſtände der Provinzen, weil jeder vereinzelt und mit zu ſchwacher Kraft unternommen wurde. Nach dem Sturze der Gironde flohen 27 Mitglieder dieſer Partei nach Caen und organiſirten hier in einer Provinzialverſammlung der Normandie den Widerſtand gegen Paris. Dieſe Deputirten waren Guadet, Buzot, Petion, Lanjuinais, Louvet ꝛc., der feurigſte unter allen Barbaroux. Gleichzeitig erhob ſich die Bretagne und hielt eine Provinzialverſammlung in Rennes. Eine dritte rüſtete ſich zu Bourges. Zu Caen aber bildete ſich ein girondiſtiſches Heer unter Felix Wimpfen. Dieſer heimliche Royaliſt erklärte den Girondins, an einen Sieg ſey nur zu denken, wenn ſie ſich mit der royaliſtiſchen Vendée und Bretagne und mit den Engländern in Verbindung ſetzten. Allein das wollten die Girondins, als aufrichtige Republikaner, nicht. Der Convent ſchickte Truppen, bei deren Anblick die entmuthigte Schaar Wimpfens bei Vernon auseinanderlief, 14. Juli. Caen und die ganze Nor-

mandie unterwarf ſich. Buzot mußte aus ſeinem Hauſe fliehen, das hinter ihm der Erde gleich gemacht wurde. Mit ihm flohen Petion, Barbaroux, Louvet, Guadet, Salles, die nach unſäglichen Mühen über Meer nach Bordeaux entkamen.

Im Norden ſchien dem Convent beſondere Strenge nöthig, um jeden Anſchluß an die nahen Engländer zu verhüten. Lebon war nach Arras geſchickt, wo er, geſchreckt durch die Befehle des Convents, aus einem ſanften Menſchen ein wahrer Teufel wurde. Er füllte die Kerker mit Verdächtigen. Er wohnte den Hinrichtungen bei und zog den Henker zur Tafel. Als er einmal zwei junge Engländerinnen köpfen ließ, hielt er das Fallbeil ſo lange auf, bis er ihnen noch die neueſten Siegesnachrichten von der Armee vorgeleſen hatte, und ließ es dann erſt fallen. Als ein Mädchen beim Anblick ihrer Freundin, die mit 15 andern jungen Mädchen geköpft wurde, in Ohnmacht fiel, ließ er ſie gleich packen und ebenfalls köpfen. Nichts ſah er lieber, als die Todesangſt und das letzte Zucken ſchöner Mädchen und Frauen und er verlängerte deshalb ihre Qual. Einem ſchönen Weibe, die ihm ihre Ehre Preis gegeben, um ihren Gatten zu retten, ließ er nachher ein Aſſignat von 5 Francs (wie einer gemeinen Dirne) geben und als ſie wie raſend mit einem Meſſer auf ihn losging, ſie mit ihrem Gatten zugleich köpfen. Ein junges Mädchen, welches am Sonntag gegen ſein Verbot in beſſern Kleidern erſchien, ließ er nackt ausziehen und in dieſem Zuſtand durch die Straßen peitſchen. Jede Spur von Religion und Kirchlichkeit ſtrafte er mit dem Tode. Einen armen fremden Handwerksburſchen, den er zufällig beobachtete, wie er während eines ſchweren Gewitters ein Kreuz ſchlug, ließ er köpfen.

Eben ſo vereinzelt blieb der große Aufſtand in der Vendée. Hier waren es die Bauern, die ſich zum Schutz ihrer alten Religion erhoben und in faſt immer ſiegreichen Schlachten die glänzendſten Erfolge hatten, die aber von den Engländern, was ſo leicht geweſen wäre, zur See nicht unterſtützt wurden. Die Vendée war ſchon früher durch den Prieſtereid beunruhigt, aber durch Genſonnés und Dumouriez weiſe Milde beſchwichtigt worden. Jetzt kamen Schlag

auf Schlag die schrecklichen Decrete des Convents. Da fuhren die Bauern auf, schüttelten den Kopf und jagten die jakobiniſchen Plagegeiſter zum Lande hinaus. Jene kräftigen Bauern am weſtlichen Ufer Frankreichs, mit dem landſäßigen, durch die Hauptſtadt nicht verdorbenen Adel und den einfachen Dorfgeiſtlichen ſeit Jahrhunderten in Eintracht lebend, glücklich und zufrieden, konnten den Lärm in den öſtlichen Provinzen nicht begreifen und verlangten nichts weiter, als daß man ſie in Ruhe laſſe. Ihr Land iſt faſt ganz ohne Städte, ſelbſt ohne Dörfer, indem die Häuſer einzeln liegen. In dem ſ. g. Bocage iſt es hüglich und von unzähligen Hecken durchſchnitten, die jedes Feld einfaſſen, in dem ſ. g. Marais läuft es in Sümpfen zum Meeresufer hinaus. Durch dieſe Hecken und Sümpfe führten damals nur ſehr wenige und ſchlechte Wege. Das Land war durch ſeine Natur, aber mehr noch durch ſeine kernhaften Bewohner vertheidigt, die von Jugend auf im Springen über die zahlloſen Gräben geübt und treffliche Schützen waren.

Ihr Aufſtand begann am 8. März, als Recruten ausgehoben werden ſollten, in der Gemeinde Chauve und verbreitete ſich in wenigen Tagen durch den ganzen Bocage. Der erſte Führer war ein einfacher Bauer, Cathelineau, der ſchon lange wegen ſeiner Frömmigkeit „der Heilige von Anjou“ hieß und neben dem größten Heldenmuth eine hinreißende Gabe der Rede beſaß. Neben ihm wählte das Volk einen rieſenhaften Elſäßer, Stofflet, der unter den Schweizern gedient hatte, zum Anführer. Indem ſich aber der populäre Adel der Bewegung anſchloß, ließ man den adeligen Führern, vormaligen Offizieren, den Herren von Bonchamp, Elbée, Laroche-Jacquelin und Lescure die Vorhand. Im Marais gab ſich das Volk den kühnen Schiffslieutenant Charette zum Führer. Alle nahmen die weiße Kokarde der Bourbonen an und ſchwuren Ludwig XVII. (dem eingeſperrten Dauphin) Treue. Prieſter mit dem Crucifix begaben ſich in ihre Reihen und die Gotteslengnerei und Kirchenſchändung, deren ſich die Jakobiner überall befliſſen, dienten natürlich den Haß jener frommen Bauern gegen die „Blauen“ zu entflammen. Wegen ihrer Uniform hieß man die Truppen des Convents die Blauen. Der

Convent täuſchte ſich, indem er glaubte, ein Aufgebot von jakobiniſchen Maſſen werde hinreichen, die dummen Bauern zu Paaren zu treiben, und beging noch dazu den Fehler, das Commando ſchlechten Händen anzuvertrauen, dem Bierbrauer Santerre, dem Ronſin, dem Goldarbeitergeſellen Roſſignol, dem Buchdrucker Momoro ꝛc. Erſt die fürchterlichen Niederlagen, die ſie erlitten, machten die Abſendung tüchtigerer Truppen unter Weſtermann, ſpäter der Mainzer Garniſon unter Kleber und Marceau nöthig. Die Bauern blieben ruhig bei ihrer Feldarbeit, ſo wie aber ein neues Heer von Blauen anrückte, ſammelten ſie ſich plötzlich, ſchlugen es und kehrten zu ihrer Arbeit zurück. Die Schlachten waren mörderiſch, denn man wetteiferte an Wuth und Grauſamkeit. Ihre erſten Siege erfochten die Vendéer bei Vizins (15. April), Beaupréau (22. April), Thouars (5. Mai), Fontenay (16. Mai), Tremont (7. Juni), Saumur (10. Juni). Als ſie aber durch ihr Glück zu kühn geworden, die große Stadt Nantes ohne Belagerungsgeſchütz angriffen, wurden ſie abgeſchlagen und Cathelineau fiel (11. Juli). Seit dieſer Zeit machte der Convent größere Anſtrengungen, aber vergebens. Nachdem Weſtermann am 3. Juli Chatillon, den Hauptſitz der Inſurrection erobert, ward er dennoch zurückgeſchlagen. Am 15. Juli erlitten die Blauen unter dem General Labarolière bei Vihiers eine neue furchtbare Niederlage, dagegen ſiegten ſie unter Tunq am 14. Aug. bei Luçon, unterlagen aber nochmals am 5. September bei Chatonnay. Der Convent erließ ein gräßliches Decret, welches Ausrottung aller Männer in der Vendée und Wegſchaffung aller Weiber und Kinder, ja ſogar die ſyſtematiſche Vertilgung aller Wälder und Gebüſche befahl, weil ſie den Bauern zum Schlupfwinkel dienten. Die tapfere Mainzer Beſatzung kam im September an und ſollte das Vernichtungswerk ausführen. Allein während die Mainzer unter Mord und Brand vorrückten, wurde Santerre mit dem zweiten Hauptheer bei Coron überfallen und in wilde Flucht gejagt (18. Sept.). Das nämliche Schickſal erlitt die Vorhut der Mainzer bei Torfou, und andere Heere der Blauen. Erſt am 16. October unterlagen die Vendéer bei Cholet einem unwiderſtehlichen Angriff der Mainzer,

unter denen der junge Marceau den meiſten Ruhm erwarb. Hier fiel Bonchamp, der ſterbend noch die Vendéer geloben ließ, die 6000 gefangenen Blauen, die ſie zur Rache morden wollten, zu ſchonen, eine um ſo edlere Großmuth, als die Blauen nichts ſchonten.

Jetzt erſt gab ein großer Theil der Vendéer die Hoffnung auf, ſich im eigenen Lande halten zu können und beſchloß, ſich in die Bretagne zu werfen, deren Einwohner eben ſo feindlich gegen den Convent geſinnt waren, wie ſie ſelbſt, wenn auch bisher nur wenige Chouans*) offenen Aufſtand gewagt hatten. Am 18. October gingen ſie über die Loire, 30,000 Männer, 50—70,000 Greiſe, Weiber und Kinder; aber die Bretagne erhob ſich nicht, dagegen wurden ſie von den Blauen verfolgt. Die rauhe Jahreszeit, Hunger und Obdachloſigkeit erzeugten Krankheiten unter den Weibern und Kindern, während die Männer ſich auf dem ihnen fremden Boden mit demſelben Muthe ſchlugen, wie auf dem eigenen. Sieger bei Laval und Entrames ſuchten ſie ſich des Hafens von Granville zu bemächtigen, um nach England zu entkommen, vermochten aber dieſen feſten Platz ſo wenig zu erobern, wie Nantes und ſahen ſich zur Umkehr gezwungen. Sie ſchlugen zwar die Blauen, die ſich unter Roſſignol ihnen entgegenwarfen, am 22. November bei Dol und Antrain blutig zurück, aber ſie konnten Angers nicht einnehmen und erlagen in einem letzten furchtbaren Kampfe bei Le Mans den Mainzern am 12. December. Hier fielen 15,000 Bauern, auch die Gefangenen wurden auf Befehl der Conventsdeputirten Turreau, Prieur von der Marne und Bourbotte trotz Marceaus Mitleid erſchoſſen. Auch eine große Menge Weiber und Kinder wurden gefangen und dem Revolutionsgericht in Nantes zugewieſen. Nur der junge Laroche-Jacquelin mit einem kleinen Reſt entkam in die Vendée, die immer noch Vertheidiger hatte und ſich nicht ſo ſchnell raſiren ließ, obgleich Barrère im Convent pathetiſch ausrief: „la Vendée n'existe plus.“

*) Eigentlich chat-huans, Nachteulen. So nannte man die Schmuggler an der bretagniſchen Küſte, weil ſie ſich in der Nacht durch nachgeahmtes Eulengeſchrei Signale gaben.

In Nantes gab es eine ſtarke girondiſtiſche Partei, welche zu beſtrafen das Conventsmitglied Carrier, begleitet von jakobiniſchen Horden abgeſchickt wurde. Da ſehr viele Gefangene aus der Vendée nach Nantes gebracht wurden, richtete er auch über dieſe. Carrier war von der Natur gezeichnet. Seine Augen ſtanden ſich auffallend nahe, wie bei einem Vogel. Auch ſeine Seele hatte den Leichtſinn und die Grauſamkeit eines Vogels. Da war von Ueberzeugung, Fanatismus, düſterer Rachegluth keine Rede; ein ganz gemeiner, oberflächlicher Menſch, dem außer ſinnlichen Vergnügungen alles gleichgiltig war, ertheilte hier lachend zwiſchen Tafel und Bett die fabelhafteſten Blutbefehle. Außer dem aus dem ſchlechteſten Geſindel zuſammengeſetzten Revolutionsgericht, das wenigſtens noch den Schein der Prozeßform wahrte, führte er eine ſ. g. Compagnie Marat als Leibwache und zum Henkerdienſt beſtimmt mit ſich, von der jeder Mann täglich 10 Francs empfing. Da die Guillotine für ſo viele Gefangene nicht ausreichte, obgleich täglich 150—200 Köpfe fielen, ließ er 4000 Menſchen erſchießen, und da auch dieſe Todesart noch zu umſtändlich war, erſann er die ſ. g. Noyaden (Erſäufungen). Er ließ nämlich Schiffe auf der Loire verfertigen, die ſich unten öffneten, ſo daß die Opfer im Waſſer verſchwanden. Den Anfang machten 90 Prieſter, bei der zweiten Noyade ertranken 129, bei der dritten 800, bei der vierten 3—400 Perſonen und ſo fort bis zur 23. Noyade. Unter den Opfern befanden ſich eine Menge Weiber und über 600 Kinder, denn es galt, „die ganze Race der Vendéer auszurotten.“ Carrier beſaß ein eigenes geputztes Luſtſchiff, auf dem er zwiſchen ſeinen Maitreſſen (zu welcher Rolle er auch die ſchönſten Weiber unter den Gefangenen zwang) und vollen Flaſchen den Ertränkungen zuſah. Um das Schauſpiel noch ergötzlicher zu machen, ließ er nackte Paare zuſammenbinden, insbeſondere je einen Mönch und eine Nonne, an Stricken eine Weile unter lautem Gelächter auf- und abziehen und endlich ertränken, was er eine „republikaniſche Hochzeit“ nannte. Wie in den Septembertagen in Paris nahm man ſich nicht mehr die Mühe, die Gefangenen zu

beköſtigen, und ſo lagen in einem Kerker 1500 Weiber und Kinder zwei Tage lang ohne Speiſe und Trank, ohne Stroh, ohne friſche Luft. Bei all dem Jammer blieb Carrier ſtets luſtig und machte ſchlechte Witze, z. B. meinte er von den verdurſtenden Gefangenen, ſie würden bald aus der „großen Schale“ trinken. Wenn er ſchwangere Weiber köpfen oder ertränken ließ, ſagte er, man müſſe den Royalismus im Keim erſticken. Zuweilen ließ er ſogar Unglücklichen den Bauch aufſchneiden und neugeborne Kinder von der Compagnie Marat als Fangball brauchen von Hand zu Hand, oder von Bajonet zu Bajonet. Das Ertränken der Prieſter hieß, ſie in „vertikaler Richtung deportiren“ ꝛc. Man konnte ſo viele Schlachtopfer nicht mehr beerdigen und die Loire warf ihre Leichen wieder aus, wovon die Luft weit umher verpeſtet wurde.

5.

Lyon und Toulon.

Wie ſich der Widerſtand der Bauern gegen das Sansculottenthum hauptſächlich in der Vendée concentrirte, ſo der Widerſtand der Bourgeoiſie in Lyon. Dieſe Stadt von 200,000 Seelen, ganz und gar Handels- und Fabrikſtadt, hatte an der Erhebung des dritten Standes gegen die beiden erſten eifrig Theil genommen, war aber nicht gemeint, ihre Reichthümer dem Pöbel abzutreten. Ein gewiſſer Chalier, Marats Affe, warf ſich als Dictator auf, ſammelte alles Geſindel um ſich, ahmte die Septembermorde durch Abſchlachten von elf Offizieren in einem Gefängniß nach, zog, den reichen Bürgern drohend, mit einer Guillotine durch die Straßen und zertrümmerte ein Chriſtusbild mit den Worten: „es iſt nicht genug, den Tyrannen der Leiber (den König) zu tödten, man muß auch den Tyrannen der Seelen vom Thron ſtoßen.“ Der Convent ſchickte die Deputirten Dubois Crancé, Gauthier und Nioche, die ihn unterſtützten, ein Revolutionstribunal, ein Revolutionsheer errichteten und ſechs Millionen forderten. Schon ſollten 900 Gefan-

und des Eigennutzes zu vermengen. Begeisterung, Noth und Politik gründeten die Einigung der Katholiken, die Jesuiten befestigten, beherrschten sie und lenkten sie auf den politischen Zweck des römischen Stuhls.

Zu gleicher Zeit ging im Geiste der katholischen Welt eine große Veränderung vor.. Die Reformation übte mächtigen Einfluß auch auf die, welche sie bekämpften. Die gröbsten Unsittlichkeiten sowohl am römischen Hof als beim Klerus nahmen ein Ende. Man fühlte den gerechten Vorwurf der Reformatoren, und besserte sich oder nahm wenigstens den Schein davon an. Nie ist seitdem in Rom wieder solcher Unfug getrieben worden, als unter Alexander VI. Die Päpste behaupteten wieder ein strenges ehrwürdiges Aeußre. Es war überhaupt nicht mehr Zeit, in Ruhe zu schwelgen. Man mußte handeln, und der Kampf trieb zu Ernst und großen Anstrengungen des Geistes. Daher hörte zugleich der Müßiggang und das dumme Hinbrüten der Geistlichkeit auf. Die Kirche bedurfte gewandter Streiter und durfte nicht ermangeln, der Masse von Geist und Gelehrsamkeit unter den Protestanten, gleiche Waffen entgegen zu setzen. Aber schon dadurch, daß sie sich der Waffen der Gegner bedienen, und dem Verstande die Vertheidigung ihres Systems anvertrauen mußte, das sich nur auf ein Glauben des Herzens begründete, veränderte sie ihren alten Standpunkt. Noch weiter aber entfernte sie sich vom Geist des Mittelalters, indem sie vermittelst eben dieses Verstandes nur die äußre Macht, die weltliche Herrschaft und Tirannei retten, und die Menschen zum Gehorsam gegen den Papst zwingen wollte, gleichviel ob sie es aus Ueberzeugung thäten oder nicht, anstatt nur den Glauben zu retten, und die Menschen mit Liebe zu freiwilliger Anerkennung der alten ehrwürdigen Lehre hinzulenken. Der Katholicismus der Jesuitenzeit

gene ermordet werden, da bewaffneten ſich die Bürger unter dem Maire Nivière, ſchützten die Gefangenen, zerſtreuten die Jakobiner und nahmen Chalier gefangen, 29. Mai. Bald darauf erfuhren ſie die Zerſprengung der Gironde in Paris und nahmen ſich mit Wärme ihre Sache an. Lyon bildete unter dem Oberſten von Precy ein Heer, das von der ſardiniſchen Armee, die Savoyen wiedererobert hatte und ganz nahe in den Gebirgen ſtand, unterſtützt werden ſollte, aber nicht wurde. Alle alten Royaliſten ſchloßen ſich hier eifrig den Conſtitutionellen an. Lyon ſah 4000 geflüchtete Prieſter und 6000 Edelleute, die man nicht vertrieb, obgleich ſie nichts nützten. Chalier wurde unter ſeiner eigenen Guillotine geköpft (16. Juli). Dafür ſchwur der Convent der Stadt Verderben. Kellermann begann ſie im Auguſt zu belagern, zog aber bald hinweg, um die Sardinier zu vertreiben. Nun leitete Dubois Crancé, der aus Lyon hatte fliehen müſſen, die Belagerung als ein guter Ingenieur. Auch die Bauern der Ardennen holte man herbei, indem man ihnen reiche Beute verſprach. Grauſam richtete man die Bomben auf die Hoſpitäler. Die Stadt wehrte ſich mit verzweifeltem Muth, fiel aber durch Hunger. Precy ſchlug ſich mit 2000 Mann durch, aber auf der Flucht verlor er alle ſeine Leute bis auf 80, mit denen er nach Piemont entkam. Am 9. October zog das Heer des Convents in die Stadt ein. Unter den Conventsmitgliedern, die es befehligten, hatte der lahme Couthon, als der nächſte Freund Robespierres, das meiſte Anſehen. Er ſagte zwar zu den Lyoner Kaufleuten: „Die Sittenverderbniß kommt vom Reichthum, der Reichthum vom Handel, wir wollen alſo keinen Handel mehr,“ aber er war menſchlich, zügelte die Wuth ſeiner Collegen Dubois Crancés und Collot d'Herbois und ließ 20,000 Lyoneſen Zeit zu entfliehen. Auch als Collot, der früher als Schauſpieler einmal in Lyon ausgepfiffen worden war, ſich bitter über die Schonung beſchwerte und der Convent am 12. November den ſchrecklichen Befehl gab, Lyon der Erde gleich zu machen, und eine Inſchrift hinzuſetzen: „Lyon hat die Freiheit bekämpft, Lyon iſt nicht mehr,“ behielt Couthon zwölf Tage lang dieſen Befehl

zurück. Endlich mußte er Folge leisten, that es aber noch immer mit Mäßigung. So lange er in Lyon war, erfolgten die Hinrichtungen noch nicht in Masse und ging auch die Zerstörung nur langsam vor sich, indem er selbst sich von Haus zu Haus tragen ließ und eines nach dem andern, sobald es niedergerissen werden sollte, mit einem silbernen Hammer berührte. Das hielt die andern Ungeduldigen zu lange auf. Er mußte ihnen das Feld räumen, und so bald er fort war, übte Collot, zu dem sich noch Fouché gesellte, Greuel aus, die denen Carriers wenig nachgaben. Sie besoldeten 20,000 Mann, die ununterbrochen die Häuser niederreißen mußten. In den übrigen trieb man jeden Unfug. In den Kirchen wurde alles entweiht. Man ließ einen Esel aus dem Kelch saufen und band ihm das Crucifix an den Schwanz ꝛc. Alle Reichen wurden geplündert, den Angebern verborgenen Gutes Belohnungen ausgesetzt. Die Guillotine war unaufhörlich im Gange, und da der Boden zu feucht von Blut wurde, stellte man sie auf die Brücke Morand und ließ die Köpfe ins Wasser springen. Als auch das noch zu langsam ging, erfanden Collot und Fouché die Mitrailladen (Erschießungen in Masse durch Kartätschen). Die Gefangenen wurden in dichte Haufen zusammengebunden, in die man so lange mit Kanonen feuerte, bis alle lagen. Fouché wurde später von einem seiner Helfer beschuldigt, allein in und um Lyon 7000 Hinrichtungen vollzogen zu haben. Sie dauerten den Winter durch bis zum Frühjahre. Das Conventsmitglied Reverchon machte ihnen und dem Zerstören der Häuser ein Ende, indem er dem Convent bewies, es sey doch unvernünftig, eine so gewerbsame Stadt gänzlich zu vertilgen.

In Frankreichs zweitgrößter Handelsstadt Bordeaux hatte sich nach dem Sturz der Gironde gleichfalls eine mächtige Partei für sie gebildet, denn dort waren ihre Häupter zu Hause. Der Girondin Grangeneuve kam nach Bordeaux und brachte es dahin, daß von hier aus ein Bürgerheer gegen Paris marschirte; es kehrte aber wieder um, da es die Uebermacht des Convents inne wurde. In dessen Namen erschien Tallien mit Jakobinerhorden in der Stadt, richtete die Guillotine auf und ließ auch hier 750 Köpfe fallen.

Aber der junge und ſchöne Tallien wurde durch den Reichthum und die Eleganz der Stadt beſtochen. Eine gefangene Dame von ſeltener Schönheit, Thereſe, Frau von Fontenay, geborne Gräfin Cabarrus aus Spanien, rührte ſein Herz und ſtimmte ihn für die Gnade. Indem er mit ihr im eleganten Wagen durch die Stadt fuhr, jauchzte man ihm zu wie einem Prinzen. Thereſe aber ſchmeichelte den Jakobinern, indem ſie in ſehr dünnem griechiſchen Coſtume, eine Lanze in der Hand, im Club Freiheitsreden hielt. Uebrigens ſoll ſie Gnadengeſuche für Geld ertheilt und Tallien ſich ſehr bereichert haben. — Die unglücklichen Girondins, die aus der Normandie entflohen waren, kamen bei Bordeaux an und hielten ſich bei einer Schwägerin Guadets verſteckt, bis ſie nicht mehr ſicher waren und weiter flohen. Guadet und Salles wurden erkannt und guillotinirt. Barbaroux erſchoß ſich aus Verzweiflung. Petion und Buzot wurden halb von Wölfen oder Hunden gefreſſen in einem Acker gefunden. Louvet allein entkam unter tauſend Gefahren verkleidet nach Paris und endlich in die Schweiz. Er hat ſeine ſehr intereſſanten Abenteuer beſchrieben.

Auch die dritte große Handelsſtadt Marſeille hatte ſich für die Gironde, hauptſächlich für Barbaroux erhoben, deſſen Freund Rebequi ſie anfeuerte; 6000 Marſeiller waren ſchon bis Avignon vorgerückt. Aber auch ſie wurden durch ein Revolutionsheer unter dem Maler Carteaux zurückgedrängt, das am 25. Auguſt in Marſeille einzog, worauf die Conventsdeputirten Barras und Fréron eine Menge Hinrichtungen vornahmen. Rebequi ſtürzte ſich ins Meer. Aehnliches geſchah in Toulouſe. In Moulins, wohin ſich Briſſot gerettet, zeigte ſich das Volk dieſem ungünſtig, verhaftete ihn und ſchleppte ihn unter Mißhandlungen nach Paris. In Orange bei Avignon ließ Maignet, ein Anhänger Robespierres, 500 Köpfe fallen. Ebenſo wüthete Courbis in Nismes.

Als die gleichfalls girondiſtiſche Stadt Toulon die Greuel von Marſeille erfuhr, nahm ſie, um ſich zu retten, die engliſche Flotte unter Admiral Hood und die ſpaniſche unter Admiral Langara mit Landungstruppen auf, 28. Auguſt. Die Engländer gaben

zwar vor, im Namen Ludwigs XVII. zu handeln, es war ihnen aber nur darum zu thun, die im Hafen von Toulon liegende französische Flotte zu nehmen. So von ausländischen Truppen besetzt, vertheidigte sich Toulon lange mit Glück gegen die Heere des Convents, die zuerst von Carteaux, dann von Doppet, endlich von Dugommier befehligt wurden. Da die rohen Angriffe auf die Stadt nichts fruchteten, gab der junge Artilleriemajor Bonaparte den Rath, sich um die Stadt gar nicht zu bekümmern, sondern nur das Fort Mulgrave am Meeresufer wegzunehmen, von wo aus man die englische Flotte beschießen, sie mithin zum Rückzug zwingen könne. Dieser kluge Rath wurde angenommen und nicht ohne große Mühe ausgeführt. Bei einem Ausfalle wurde der englische General O'Heara gefangen, aber auch Bonapartes Batterie von den Engländern überfallen und erobert. Er mußte eine neue errichten mit der Inschrift: „Batterie der furchtlosen Männer," und selbst Hand anlegen, um den erschrockenen Kanonieren wieder Muth zu machen. Hier dictirte er einmal dem Unteroffizier Junot einen Brief, als eine englische Kugel in den Wall fuhr und das Papier mit Erde bedeckte. „Gut," sagte Junot, „das erspart mir den Streusand." Noch zwei andere Männer fanden sich hier bei Bonaparte, Victor und Duroc, denen großer Ruhm an seiner Seite bevorstand. Endlich wurde das englische Fort in einer windigen Regennacht mit Sturm erobert, den 16. Dezember, und sogleich die Flotte beschossen, die kein Heil mehr sah, als in der Flucht. Zuvor aber steckte der verwegene Sidney Smith neun französische Linienschiffe und eine Fregatte, die er nicht fortbringen konnte, in Brand und ließ das herrliche Arsenal und die Magazine in Feuer aufgehen. Trotz der flehentlichen Bitten der Einwohner, sie mitzunehmen, kümmerte er sich in echt englischem Egoismus nicht weiter um sie und überließ sie der Rache des Convents; nur die Spanier waren so menschlich, alle ihre Schiffe und Kähne mit Flüchtlingen zu füllen, die sie am Ufer Toscanas aussetzten, wo heute noch viele ihrer Nachkommen leben. Die englischen Schiffe nahmen geraubtes Geschütz, aber keinen Menschen mit, ja sie schossen sogar wetteifernd mit den französischen

Batterien in die dicht gedrängte Flüchtlingsmasse, um sie von sich abzuhalten. Die Conventsarmee drang nun in die Stadt und ließ die Guillotine spielen. Da nicht genug Royalisten und Girondins aufzutreiben waren, lud man die Schreiber und Arbeiter des verbrannten Arsenals ein, sich zu melden, um ihnen Arbeit zu geben, und ließ sie dann höhnisch köpfen, weil sie dem Feinde gedient hätten. Als eine große Zahl Touloner auf freiem Platz erschossen worden waren, rief ein Conventsdeputirter: „Wer noch nicht todt ist, dem verzeiht die Republik.“ Als sich aber Verwundete aufrichteten, wurden sie sogleich erschossen. Im Ganzen wurden 400 Arbeiter, dann 800 Menschen aus den begüterten Ständen erschossen. Später verfügten Barras und Fréron, die aus Marseille ankamen, noch 1300 Hinrichtungen.

Auch die zu Frankreich gehörende Insel Corsica trotzte dem Convent und ließ die Engländer zu. In dieser Angelegenheit war Bonaparte, dessen Genie Toulon wiedergewonnen hatte, als geborener Corse so betheiligt, daß wir einen Blick in seine Jugend und Familie thun müssen. Corsica war nicht lange vor der Revolution unter französische Herrschaft gekommen, Paoli, der Freiheitsheld der Insel, nach England verbannt worden. Carlo Buonaparte, ein Edelmann in Ajaccio, hatte sich als Paolis Freund in den Freiheitskämpfen der Insel ausgezeichnet, seine Frau Lätitia, geborene Ramolini, ihn oft zu Pferde im Kampfe begleitet. Er hielt nun aber zur französischen Partei und ließ seinen zweiten Sohn Napoleon, geboren 15. August 1769, in der Kriegsschule zu Brienne studiren. Pichegru war sein Lehrer. Napoleon galt damals schon als tüchtiger Mathematiker und scharfdenkender Kopf. Nachdem er sich in der Militärschule zu Paris weiter ausgebildet hatte, wurde er Artillerielieutenant, 1785. Zwei Jahre vorher war sein Vater gestorben. In verschiedenen Garnisonen des südlichen Frankreich schrieb er einige politische Abhandlungen und zeigte sich als warmer Anhänger der Revolution. Capitain geworden, begleitete er seine Schwester Elise aus dem Erziehungsinstitut St. Cyr in die Heimat, 1792. Hier war Paoli, durch Mirabeaus Verwendung 1788 zurückgekehrt,

wieder in großem Ansehen und widmete dem jungen Napoleon viel Aufmerksamkeit. „Du bist wie Einer aus dem Plutarch," sagte er ihm, „du wirst empor kommen." In der That hatte Napoleons ganze Physiognomie etwas Antikes. An Gestalt nur klein, aber gedrungen, besaß er einen schönen und energischen Kopf, ähnlich dem der Cäsaren. Von einem alten Feinde seiner Familie als Unruhstifter verleumdet, sollte er sich in Paris rechtfertigen, als grade der 10. August die Monarchie stürzte. Napoleon sah dem Sturm auf die Tuilerien zu und zuckte die Achseln über deren schlechte Vertheidigung. Nach Corsica zurückgekehrt, begleitete er eine Expedition des Admirals Touquet nach Sardinien, die aber mißlang. Als Anhänger der neuen französischen Republik überwarf er sich mit Paoli, der dem König treu blieb, und ließ, als es zum Kampfe kam, seine Landsleute mit Kartätschen niederschmettern. Doch siegte Paoli, und die Familie Buonaparte wurde verbannt. Napoleon rettete sie zu Schiffe, sie sahen vom Meer aus ihr Haus brennen, Mutter Lätitia aber blieb ruhig und rief: „Wir werden uns ein anderes bauen" Sie zogen einstweilen nach Marseille. Auch der Lätitia Halbbruder Fesch, ein Geistlicher, Sohn eines Schweizeroffiziers aus Basel, war mit ihnen geflohen, im Mai 1793. Zwei Monate später rückte das Conventsheer vor Toulon, in welches Napoleon als Major eintrat. Wegen seines Verdienstes um die Eroberung dieser Stadt erhob ihn der Convent zum Brigadegeneral im Alter von 24 Jahren.

Die übrigen Kriegsereignisse dieses Jahres waren die Besetzung des Basler Bisthums (Pruntruts) und dessen Vereinbarung mit Frankreich. Ferner ein im Ganzen erfolgloser Kampf mit der Spaniern an beiden Endpunkten der Pyrenäen. In Rom wurde der französische Gesandte Basseville, als er das königliche Wappen vor seinem Hôtel abnehmen ließ und das der Republik aufpflanzte und das Volk durch jakobinische Aufzüge im Corso ärgerte, ermordet, 12. Januar. Im Veltlin, das damals noch zu Graubündten gehörte, wurden zwei französische Gesandte, Semonville, der nach Constantinopel, Maret, der nach Neapel bestimmt war, verhaftet 25. Juli.

In demselben Schreckensjahre brach auch in Folge der unklu-

gen und widersprechenden Befehle aus Paris die große Negerempörung auf der Insel St. Domingo aus. Im ersten Freudenrausch der Revolution hatte man die Aufhebung der Sklaverei und die Aufnahme der Mulatten (Söhne schwarzer Mütter und weißer Väter) und der Neger selbst ins französische Bürgerrecht verlangt. Die Debatten darüber wurden sehr heftig, weil die Männer der Erfahrung die unwiderlegliche Thatsache geltend machten, daß die Weißen in dem heißen Clima der Insel nicht selbst das Feld bebauen können und nothwendig der an die glühende Sonne gewöhnten Neger dabei bedürfen, daß aber die Neger, wenn sie frei würden, nicht nur aus angeborener Faulheit selbst gegen Lohn nicht mehr arbeiten, sondern auch in die ganze Wildheit ihres Stammcharakters zurückfallen und alle Weißen auf der Insel ausrotten würden. Die Männer der Theorie donnerten dagegen, die Regel der Freiheit dulde keine Ausnahme, die Humanität keine Sklaverei. Man hörte Robespierre ausrufen: „Mögen die Colonien verloren gehen, wenn nur die Grundsätze feststehen.“ Im Anfang vertrug man sich dahin, daß nur die Mulatten reif für die Freiheit geachtet wurden (Decret vom 15. Mai 1790). Als aber in Folge dessen die größten Unruhen in der Colonie ausbrachen und die Neger sich an vielen Orten empörten, um gleiche Rechte mit den Mulatten zu erkämpfen, drangen die Klagen der Weißen durch, und die Nationalversammlung, damals von Barnave geleitet, widerrief jenes Decret (24. Sept. 1791). Inzwischen wurde dadurch nur Oel ins Feuer gegossen, denn die einmal befreiten Farbigen wollten sich nicht wieder unter das Joch beugen. Zudem kam die Gironde in Paris ans Ruder, Roland ins Ministerium, und Brissot setzte durch, daß der Widerruf widerrufen und das Decret vom 15. Mai aufs neue bestätigt, ja sogar den Negern selbst das Bürgerrecht bewilligt wurde. Endlich gewannen die Jakobiner die Oberhand und schickten im Herbste 1792 die Deputirten Polverel und Santhonax mit Truppen nach St. Domingo, um die reactionären Weißen zu bekämpfen. Allein diese Zwietracht unter den Weißen machten die Farbigen sich zu Nutze, um am Ende alle Weißen zu erschlagen. Das Nähere dieser

Kämpfe wollen wir erſt ſpäter erörtern. — Der Convent in Paris, damals in der Extaſe der Freiheit und Gleichheit, ſah im Morde der Weißen auf der Inſel nur einen Act der Gerechtigkeit, der von Unterdrückten gegen die Unterdrücker geübt worden ſey, beſtätigte am 4. Februar 1794 die Freiheit aller Neger und nahm einen Neger und einen Mulatten als Deputirte in ſeine Mitte auf.

6.

Die Verfaſſung von 1793.

Seit dem Sturze der Gironde hatte der Convent eine andere Phyſiognomie. An die Stelle des ungeheuren Lärmens trat jetzt die Ruhe der Furcht und des Gehorſams. Die Führer der Bergpartei waren allmächtig, Meinungsverſchiedenheit und Neid kaum leiſe angedeutet. Im Wohlfahrtsausſchuß war Robespierre ſeit dem 10. Juli Herr geworden, und wurde Dantons Einfluß ſchwächer. Die in Todesangſt verſetzte Ebene ſtimmte allem zu, man nannte ſie nur noch verächtlich den Sumpf und die, welche ſich bei wichtigen Abſtimmungen gerne davon ſchlichen, Kröten des Sumpfs. Unter ihnen ſaß auch der berühmte Sièyes, immer ruhig und ſtumm, ſo unbedeutend, daß ihn weder Neid noch Argwohn erreichte. „Was haben Sie in der Schreckenszeit gethan?“ frug man ihn ſpäter einmal. „Ich habe,“ antwortete er, „gelebt.“ Nur heimlich unterzeichneten 73 Conventsmitglieder als Anhänger der geſtürzten Gironde eine Proteſtation gegen deren Verjagung.

Marat erkrankte. Ein edles normänniſches Mädchen von hohem Wuchs und ſeltener Schönheit, Charlotte Corday d'Armond, mutterlos, getrennt von ihrem Vater, der durch die Revolution alles verloren hatte, wurde mit Barbaroux und den andern Girondins, als ſie nach Caen geflohen waren, bekannt, theilte ihre ſittliche Entrüſtung gegen den Berg und entſchloß ſich, die Freiheit

zu rächen an dem Manne, durch den sie am meisten entehrt wurde. Sie reiste angeblich in Familienangelegenheiten nach Paris, ließ sich bei Marat melden, fand ihn in einer Badewanne sitzen und tödtete ihn durch einen einzigen Messerstich ins Herz (13. Juli). Sogleich verhaftet, benahm sie sich im Verhör ruhig und würdevoll, wurde aber schon nach wenigen Tagen in einem rothen Hemde zum Richtplatz geführt und guillotinirt. Adam Lux aus Mainz, der mit Forster nach Paris gekommen war, wurde von ihrem Heroismus und von ihrer Schönheit so tief ergriffen, daß er laut seine Bewunderung und den Wunsch, für sie zu sterben, äußerte. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, auch sein Kopf fiel unter demselben Beil. Marat aber wurde mit so großem Pomp bestattet, wie Mirabeau. Der ganze Convent und alle Sectionen von Paris wandelten in feierlichem Zuge um den hohen mit Blumen geschmückten Katafalk in der Kirche der Cordeliers, auf dem seine Leiche lag, und von jeder Abtheilung trat ein Redner auf und brachte ihm Opfer der Bewunderung. Das war von vielen Heuchelei. Weder Danton noch Robespierre hatten Marat je geachtet, sie hielten ihn nur, wie Garat sagte, dem Volk als Meduſenhaupt vor.

Je heftiger die Aufregung gegen den Convent in den Provinzen entflammt war, um so mehr Werth legte dieser auf den Schein einer Uebereinstimmung der Hauptstadt mit dem ganzen Lande, verschrieb daher zur Feier des 10. August (der an die Stelle des schon nicht mehr populären 14. Juli getreten war) Vertreter aller Departements), wobei sich natürlich nur Jakobiner betheiligten. Maler David ordnete das Fest. Dasselbe war ein Triumph des wiederhergestellten antiken Heidenthums über das Christenthum, der vollendete Sieg der Renaissance über das Mittelalter. Auf dem Bastilleplatz stand eine kolossale Bildsäule der Natur, aus deren Brüsten Wasser floß. Indem der Convent und die Deputationen der Departements in langem Zuge vor derselben ankamen, schöpfte der Präsident Herault de Sechelles Wasser aus einer Schale, trank und reichte sie dem ältesten Bürger, welcher dabei sprechen mußte, er fühle sich trotz seiner Jahre wieder jung in der allgemeinen Wiedergeburt des Menschengeschlechts. Vor

dem Invalidenhause stand eine Bildsäule des Volks als Hercules, der den Föderalismus mit der Keule erschlägt. Auf dem Revolutionsplatz stand eine verhüllte Bildsäule der Freiheit. Indem der Präsident sie entschleierte, donnerten die Kanonen und ließ man 3000 Vögel fliegen. Der Zug bewegte sich sodann auf das Marsfeld. Es befanden sich dabei Abtheilungen von Greisen und von Kindern, die Amazonen auf Kanonen reitend, eine Arche mit der Verfassung, ein mit Oelzweigen umwundenes Bündel der Einigkeit, Urnen mit der Asche der für die Freiheit Gefallenen, ein Pflug, Tafeln mit den Menschenrechten ꝛc., dahinter Karren mit den Sinnbildern des gestürzten Königthums, der Kirche und Aristokratie. Die Conventsdeputirten kamen zuletzt, alle mit einem Strauß von Blumen, Früchten und Aehren geschmückt. Als sie zum Altar des Vaterlandes gelangt waren, wurde die neue Verfassung verkündigt, der alles jubelnd den Eid leistete.

Diese Verfassung von 1793 war von Herault de Sechelles entworfen worden und trat an die Stelle des bei Seite gelegten Entwurfes von Condorcet. Sie war so übertrieben demokratisch, daß sie gar nicht zur Ausführung kommen konnte, sondern unmittelbar nach ihrer Verkündigung schon wieder bis zum Frieden suspendirt wurde, damit der Wohlfahrtsausschuß die unter so großen Gefahren der Republik nothwendige Dictatur behalten könne. Der Grundsatz dieser Verfassung war: „Nicht nur alles für das Volk, sondern auch alles durch das Volk.“ Jedes Amt ging aus der Volkswahl hervor und dauerte nur kurze Zeit, war nur ein Auftrag des Volks zur Vollziehung seines Willens und beständig von ihm beaufsichtigt. Die höchste Vollziehungsgewalt sollte aus 24 Mitgliedern bestehen, die jährlich zur Hälfte erneuert werden mußten und durch die aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgegangene gesetzgebende Versammlung unter einer größeren Zahl von gleichfalls aus Urwahlen des Volks hervorgegangenen Candidaten herausgesucht wurden. Die Urversammlungen des Volks durften nicht nur einzelne Gesetze verwerfen, sondern auch die ganze Verfassung und die

war bei aller äußerer Aehnlichkeit doch völlig verschieden von dem des Mittelalters. Dort glaubte alles an die Untrüglichkeit und Alleingültigkeit der katholischen Lehre, und die Priester betrogen das Volk nicht, wenn sie auch übermäßige Vortheile von seinem Glauben zogen. Die Jesuiten aber betrogen das Volk, zwangen es zu glauben, was sie ihm vorschrieben. Mit kaltem Verstande wägten sie die Satzungen ab, die sie ihren politischen Zwecken zuträglich wußten, und mit kaltem Verstande zwangen sie den Völkern diese Satzungen auf. Die Menschen sollten nur glauben, was der politische Zweck der Gesellschaft erheischte, darum wurden sie mit Gewalt entweder dumm gemacht, so daß sie nichts anders glauben konnten, oder zu einem bloß äußern Bekenntniß gezwungen. Wenn den Jesuiten auch anfangs häufig der alte gewohnte Glauben der Völker entgegen kam, so daß sie hier weniger heuchlerisch und gewaltthätig, und nur die Stimmen der Völker auszusprechen schienen, so beweisen ihre Umtriebe und Zwangsmittel in den Ländern, wo sie die Reformation unterdrückten, wie in Böhmen, und in spätern Zeiten, da sie der Aufklärung entgegen arbeiteten, wie in Baiern, hinlänglich, daß ihr Zweck wesentlich politische Herrschgewalt, und ihre Mittel Heuchelei, Betrug und Zwang gewesen.

Daher nahm auch in der Jesuitenzeit der ehmals so schöne, heitre Glauben der Katholiken ein gedrücktes, finstres Wesen an. Das Volk wurde methodisch zum dummsten Aberglauben aufgezogen, zu seelenlosem Gebeteplappern und zu knechtischer Furcht und Angst. Die Furcht vor der Hölle mußte die Furcht vor den irdischen Strafen unterstützen. Nicht mehr auf Zutrauen und Liebe, nicht mehr auf Stolz und Ehre war der Glaube gegründet, nur auf Argwohn und Seelenangst. Die Eingeweihten aber, welche das Volk gefliſſentlich und

Gewählten durch Neugewählte verdrängen. Vom 21. Jahre an konnte jeder wählen und gewählt werden.

Während man dem Volke dieses Traumbild der Freiheit und Gleichheit vorhielt, übte in der Wirklichkeit der Wohlfahrtsausschuß die unerhörteste Tyrannei, die je auf Erden vorgekommen ist. Wenn ihm der Ruhm gebührt, durch die schrecklichen Mittel, die er anwandte, die Republik im Jahre 1793 und noch für einige Jahre gerettet zu haben, so mußte doch wieder die ungeheure Blutschuld, die er auf sich lud, und die Unnatur, in die er verfiel, nothwendig die Reaction hervorrufen, in der alles Gewonnene wieder verloren ging. Aus dem Gesichtspunkt des Nutzens lassen sich so furchtbare Uebertreibungen nicht beurtheilen. Sie finden ihre richtige Erklärung und verhältnißmäßige Entschuldigung nur in der vulkanischen Natur des französischen Volkes.

Im August, in denselben Tagen, in welchen das Aufgebot in Masse organisirt wurde, beschloß der Convent zur Zermalmung aller innern und heimlichen Feinde das Decret gegen die Verdächtigen, am 12. August. Jeder Verdächtige sollte eingekerkert und dem Revolutionsgericht überliefert werden. Verdächtig aber war jeder, dessen Stand, Bildung und Reichthum nicht zum Sansculottismus paßte, wenn er auch sonst nichts gegen die Republik verbrochen hatte. Verdächtig jeder, der sich fürchtete; jeder, der Mitleid mit den Opfern der Revolution blicken ließ, der seine hingerichteten Verwandten beweinte; jeder, der einen Feind oder Neider hatte, der ihn angab; jeder, der irgend einem der herrschenden Demagogen nicht gefiel. In Folge dieser Maßregel waren bald alle Gefängnisse überfüllt. Um sie wieder zu leeren, mußte dem Revolutionstribunal ein summarisches Verfahren vorgeschrieben werden, welches schnellere und zahlreichere Hinrichtungen ermöglichte. Da in den Provinzen das Blut noch immer gescheut wurde, errichtete man ein eigenes sog. Revolutionsheer unter dem Befehl Ronsins, eines unbarmherzigen Dantonisten, mit dem Auftrage, ambulante Guillotinen von Ort zu Ort zu führen und überall die Hinrichtungen zu beschleunigen. — Gegen die Verdächtigung und Einkerkerung schützte nichts mehr, als

ein sog. Certificat des Civismus. An jeder Hausthüre mußten bei Todesstrafe die Namen sämmtlicher Bewohner des Hauses angeschrieben stehen. Verheimlicher anderer wurden bestraft, Angeber belohnt. Wer kein Certificat bei sich hatte, konnte nicht zum nächsten Dorfe gelangen, ohne verhaftet zu werden.

Die höchste Gewalt concentrirte sich im Wohlfahrtsausschuß, dem auch der Sicherheitsausschuß untergeben war und dessen Vorschläge der gehorsame Convent immer sogleich zu Decreten erhob. Danton hatte eine reiche und schöne Frau geheirathet, war des Blutes satt, fühlte sein Ansehen abnehmen, fand es daher annehmlicher, sich nach seiner Heimath Arcis sur Aube zurückzuziehen und hier im Genuß des ehelichen Glücks und des Reichthums auszuruhen. Er räumte also Robespierre das Feld, der, obgleich er erst nach einiger Zeit in den Ausschuß eintrat, doch durch seine Freunde schon von Anfang an die Seele desselben war. Neben ihm befanden sich im Wohlfahrtsausschusse seine intimsten Freunde Couthon und St. Just. Der erstere, an beiden Beinen lahm, benahm sich in Lyon menschlich, war aber im Ausschuß sehr fanatisch. St. Just, noch kaum zwanzig Jahre alt, hatte fest im Sinne, Robespierres Tugendrepublik mit Gewalt einzuführen. In diesem Jüngling mit ernstem Gesicht und langen, schlichten Haaren lag etwas Puritanisches. Von weniger Tugend, aber noch größerer Grausamkeit waren Billaud-Varennes, der Septembermann, Collot d'Herbois, der Schauspieler, der Lyon zerstört und durch seine Declamationen großen Einfluß im Jakobinerclub hatte. Der Schönredner des Ausschusses, der die meisten Decrete und Berichte abfaßte, war ein vormaliger Edelmann Barère, den Burke den Anakreon der Guillotine nannte, weil er die gräßlichsten Blutbefehle und Blutberichte wie Idyllen vortrug und den Mordgeruch mit Rebeblumenduft verbessern wollte, ein Höfling der Revolution, wie früher des Königs. Den Ausschuß zierte noch ein anderer vormaliger Edelmann, Herault de Sechelles, der sich durch seine Jugend und Schönheit als Conventspräsident für die Repräsentation eignete und sich zu allem brauchen ließ. Außer Carnot, den wir schon kennen, saßen im Ausschuß noch

Thuriot, Prieur von der Cote d'or, Robert Lindet und Jean Bon St. André, welche weniger hervorragten. Der Ausschuß war ohne Präsidium. Alle Mitglieder des Convents standen zu seiner Verfügung als Vollziehungsbeamte. Das waren die berüchtigten Conventsdeputirten, die mit proconsularischer Gewalt in die Provinzen und zu den Armeen geschickt wurden.

Ein Versuch der noch gemäßigten Conventsmitglieder, die Allmacht des Wohlfahrtsausschusses einzuschränken und den Convent nicht gänzlich zu dessen Sklaven werden zu lassen, mißlang im September. Aber nicht geringe Noth machte dem Ausschuß der Hunger in der Hauptstadt. Die Assignaten wurden immer tiefer entwerthet, je mehr man ihrer verfertigte. Auch beschuldigte man Pitt, das Land mit falschen Assignaten zu überschwemmen. Es fehlte immer wieder an Lebensmitteln, weil Krieg, Aufruhr, Kerker und das müßige Klubleben dem Ackerbau die nöthigen Arme entzog. Man half sich nun, die Armen so viel möglich auf Kosten der Reichen zu unterhalten. Jeder gemeine Sansculotte erhielt als anwesendes Mitglied einer Pariser Sectionsversammlung täglich 40 Sous. So konnten sie leben und waren zugleich veranlaßt, immer beisammen zu bleiben und jedes Winkes vom Convent aus zu gewärtigen. Den Reichen wurde die bessere Nahrung entzogen durch den Befehl, nur für alle Bürger einerlei Brod zu backen. Das bisherige Maximum genügte nicht, man verstärkte es (29. Sept.). Kein Recht, kein Eigenthum wurde mehr geschont. Der Postmeister Drouet von Varennes, der, seitdem er den König angehalten, große Popularität genoß, that im Convent die rohe Aeußerung: „seyen wir Banditen zur Beglückung des Volks.“*) Am 14. Sept. befahl der Convent, die Gemeinde müßte für die Aussaat und Ernte haften und am 17., alle Ernteerzeugnisse müßten zur Verfügung stehen um ein Minimum des Preises, bei Todesstrafe.

*) Im Herbst als Conventsdeputirter zur Nordarmee geschickt, fiel er den Oesterreichern in die Hände, wurde auf den Spielberg bei Brünn gefangen gesetzt, wollte sich am Felsen hinablassen und fliehen, stürzte aber und brach beide Beine.

Dieſe Befehle wurden ertheilt, weil viele Bauern lieber ihr Feld gar nicht mehr bebauten, da ſie keinen Werth mehr daraus lösten.

7.

Das Revolutionstribunal.

Die Bekämpfung oder Vernichtung der innern Feinde wurde vom Wohlfahrtsausſchuß mit viel Syſtem betrieben. Jeder Gefahr, die von dieſer Seite drohte, hielt man den Schrecken entgegen durch charakteriſtiſch ausgewählte Opfer. Am gefährlichſten waren unſtreitig die Generale, die als heimliche Feinde der Revolution Verrath ſannen. Um dieſer Claſſe einen tödtlichen Schrecken einzujagen, wurde vom neuen Revolutionstribunal der unglückliche General Cuſtine zum erſten Opfer auserſehen und guillotinirt (28. Auguſt). Ihm folgten ſpäter Dillon, Luckner, Beauharnais, Houchard, Biron, Lamarque, Bruet ꝛc. Um den Oeſterreichern zu trotzen, machte man der Königin den Prozeß. Man ſagte „als Hannibal vor Rom lag, verkaufte der römiſche Senat den Acker, auf dem Hannibals Zelt ſtand, wie im tiefſten Frieden. So laßt uns die Oeſterreicherin hinrichten, während die Oeſterreicher innerhalb unſerer Grenzen ſtehen.“

Marie Antoinette wurde nach dem Tode des Königs immer mehr im Kerker vernachläſſigt, ſchon am 11. Juli von ihrem Sohn, den ſie lange mit mütterlicher Wuth und Angſt, wie eine Löwin ihr Junges vertheidigte, am 2. Aug. auch von ihrer Schwägerin Eliſabeth getrennt, in ihrem einſamen Kerker aufs ärmlichſte bekleidet und beköſtigt, auf die niedrigſte und höhniſcheſte Weiſe bewacht und endlich vor das Revolutionstribunal geführt. Hier ſtand ſie mit verweinten Augen und früh ergrautem Haar, immer noch eine königliche Geſtalt, aber eingehüllt in ihr einziges, altes ſchwarzes, von ihr ſelbſt geflicktes Kleid und das Haupt, das Diademe getragen, mit einer ſchlechten weißen Haube bedeckt, vor den rohen und fühlloſen Richtern, denen ſchon befohlen war, ſie unter allen Umſtänden

zum Tode zu verurtheilen. Hebert, der in seinem Schmutzblatt père Duchesne schon jede erdenkbare Schmähung auf die unglückliche Fürstin gehäuft hatte, trat jetzt noch mit Beschuldigungen gegen sie auf, sie habe ihren eigenen Sohn zu unnatürlichen Lastern verführt. Die Königin antwortete nicht. Erst als man in sie drang, rief sie im edelsten Unmuth: „die Natur sträubt sich, auf eine solche Anklage einer Mutter zu antworten. Ich berufe mich auf die Mütter, die hier zugegen sind.“ Die Weiber auf den Galerien gaben ihre Zustimmung zu erkennen. Als es Robespierre erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn über die „Dummheit“ Heberts. Aber das Urtheil wurde gefällt. Man ließ die Königin nicht wie den König einen eigenen Wagen, sondern den gemeinen Henkerkarren besteigen. Ihr altes schwarzes Kleid schien noch zu gut, sie mußte einen weißen zerrissenen Bettkittel anziehen und man band ihr die Hände auf den Rücken. Der Schauspieler Grammont haranguirte den Pöbel mit dem Säbel, ihr unterwegs zu fluchen. Ihre letzten Worte waren ein Lebewohl an ihre geliebten Kinder. Ihr Kopf fiel am 16. Oct. Dieser Mord galt ausschließlich dem Ausland. So auch die am 9. October erfolgte Verhaftung aller in Frankreich befindlichen englischen Unterthanen.

Am 6. November mußte der Herzog von Orleans sein Haupt auf den Block legen. Er zeigte nur Gleichgültigkeit und Lebensekel. Als ihm der Henker die Stiefel ausziehen wollte, sagte er: „das kannst du bequemer haben, wenn ich todt bin, mach ein Ende.“ Alle Personen des alten Hofes, alle früheren Minister, die nicht ausgewandert waren, wurden zur Guillotine geschickt. Ebenso alle Mitglieder der älteren Parlamente, Intendanten, Regierungsbeamte aller Art, aller alte Adel, alle constitutionellen Deputirten und Feuillants, die Gironde und ihre Anhänger. Auch die alte Gräfin du Barry, die weiland allmächtige Maitresse Ludwigs XV. Sie war nach England entflohen. Um aber nicht zu den Emigrirten gerechnet zu werden, was den Verlust ihrer Güter in Frankreich nach sich gezogen hätte, kehrte sie dahin zurück, wurde ergriffen und zum Tode

verdammt. Die Arme ſtarb tauſend Tode vor Angſt. Im Kerker und auf dem Karren unaufhörlich ſchreiend, um Hülfe flehend, bat ſie noch auf dem Schaffot den Henker fußfällig um Gnade und ſchrie noch unter dem Meſſer (5. Dez.). — Unter den Miniſtern war das edelſte Opfer der greiſe Malesherbes. Als er beim Gang aus dem Kerker ſtolperte, ſagte er heiter: „ein Römer hätte das für ein böſes Omen gehalten und wäre umgekehrt.“ Er ſtarb gleichſam im Schooß ſeiner Familie, die ihn ſo ſehr ehrte und liebte, daß ſie ihn nicht überleben wollte und ſeinen Muth theilte. Am Tage vorher war ſein Eidam hingerichtet worden, mit ihm ſelbſt ſtarben ſeine Tochter, ſeine Enkelin und deren Gemahl. Der Miniſter Clavière kam der Hinrichtung durch einen Dolchſtoß zuvor. Auch der Miniſter Brienne ſollte hingerichtet werden, nahm aber vorher Gift, dagegen wurde ſeine ganze Familie zur Schlachtbank geführt. Das gleiche Loos traf andere berühmte Männer der erſten und zweiten Nationalverſammlung, die alle mit großer Faſſung ſtarben, d'Eſpremenil, Chapelier, Thouret, Duport, Kerſaint, Rabaut St. Etienne, dagegen ſtarb ganz entmuthigt der berühmte Barnave. Des greiſen Bailly Tod, am 12. Nov., war eben ſo grauſam, als ſein Benehmen dabei edel. Der Pöbel wollte nicht leiden, daß er auf dem Marsfelde hingerichtet werde, weil er einſt als Maire von Paris hier auf den Pöbel hatte ſchießen laſſen. Da mußte der arme alte Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen vier Stunden lang in kaltem Regen ſtehen, bis die Guillotine anderswo aufgeſchlagen war. Weil er bei jener Vollziehung des Martialgeſetzes die rothe Fahne hatte entfalten laſſen, ſchleifte man eine ſolche Fahne durch den Koth und ſchlug ſie ihm ins Geſicht. Als man ihn zum Tod bereitete, rief ihm ein Soldat zu: du zitterſt, Bailly! Ja, vor Kälte, erwiderte der Greis ruhig.

Die Gironde ſollte um ſo weniger geſchont werden, als ſie die letzte und verhaßteſte Gegnerin des Berges geweſen war und große Parteiung im Lande verurſacht hatte. Am 3. October wurden die 73 Conventsmitglieder verhaftet, die eine Proteſtation gegen die Verjagung der Gironde unterzeichnet hatten. Die vornehmen Häupter dieſer Partei aber gehörten den früher Verjagten an. Briſſot, Ver-

gniaud, Genſonné, Valazé, Carra, Duchatel, Fonfrède, Ducos, Gardien, Laſource, Lehardi, Mainville, Antiboul, Viqué, Sillery, Duperret, Fauchet, Lacaſe, Duprat, Boileau wurden aus allen gefangenen Girondins als Opfer ausgewählt, während man die übrigen noch zurückbehielt. Sie vertheidigten ſich vor dem Revolutionsgericht mit einem nutzloſen Aufwand von Beredſamkeit. Die Richter hatten ſchon ihre Befehle vom Wohlfahrtsausſchuß und erkannten auf Tod. Valazé erſtach ſich augenblicklich. Laſource rief den Richtern zu: „ich ſterbe an dem Tage, an dem das Volk den Verſtand verloren hat, ihr werdet an dem Tage ſterben, an dem es ihn wieder findet.“ Camille Desmoulins hatte zugehört, beim Anblick der edlen Opfer wurde ſein Gewiſſen erſchüttert. Er bereute, durch ſeine bösartigen Zeitungsartikel und Brochüren zu ihrem Untergange mitgewirkt zu haben, ſchlug ſich vor die Stirne und ging troſtlos hinweg. Die Verurtheilten brachten noch eine Nacht gemeinſam bei einer Mahlzeit unter philoſophiſchen Geſprächen mit der Heiterkeit zu, die in jener Zeit der Exaltation ſo oft den Schrecken beſiegte. Nur Briſſot, deſſen Tugend nicht ſo rein geweſen war, wie die der Gironde, und der von ſeinen großen Kenntniſſen und Fähigkeiten ein beſſeres Loos erwartet hätte, blieb ſtumm und in ſich gekehrt. Vergniaud war der feſteſte. Er hatte auf die Wand ſeines Kerkers geſchrieben: potius mori quam foedari. Zum letztenmal überſtrömte ſeine Beredſamkeit. „Wir haben uns, ſchloß er, nicht getäuſcht in der Freiheit, nur in der Zeit. Wir glaubten uns in Rom und wir waren in Paris. Aber unſer Blut iſt heiß genug, um den Boden der Freiheit fruchtbar zu machen. Das Volk gibt uns den Tod, wir laſſen ihm — die Hoffnung.“ Am andern Morgen wurden alle zum Richtplatz geführt, auch Valazé, der noch als Leiche geköpft werden ſollte. Sie ſangen die Marſeillaiſe mit Veränderung eines einzigen Verſes (contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé). Sie ſangen ſie fort unter den Hinrichtungen, immer um eine Stimme weniger, bis die letzte Stimme im Blut erſtickte (31. October). Wenige Tage ſpäter theilte Madame Johanne Roland das Geſchick ihrer Freunde. Sie hat im Gefängniß ihre Memoiren geſchrieben. Eine Zeitlang

hatte man sie mit den verworfensten Dirnen von Paris zusammengesperrt, dann aber wieder abgesondert. Sowohl vor Gericht als auf dem letzten Gange benahm sie sich voll Muth, ihren überlegenen Geist nicht einen Augenblick verleugnend, den sie nur vielleicht etwas zu sehr zur Schau trug. Sie hatte ein weißes Kleid angelegt und ihre schönen schwarzen Haare aufgelöst, die bis zu ihren Knieen hinabwallten. Mit ihr wurde der alte Lamarche, Director der Assignatenfabrik, zur Guillotine geführt und weinte, sie tröstete ihn und brachte ihn sogar zum lächeln. Vor der großen Statue der Freiheit rief sie aus: „o Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen.“ Ihr gedankenreicher Kopf fiel am 9. November. Ihr alter Gatte hatte sich auf dem Lande versteckt gehalten, als er ihren Tod erfuhr, verschwand er. Man fand ihn an der Straße nach Paris todt an einen Baum gelehnt, er hatte sich seinen Stockdegen durchs Herz gestoßen. — Auch Manuel, der aus Entsetzen vor den Septembermorden geflohen, vom Pöbel mißhandelt und wieder eingeliefert worden war, mußte sterben. Eines der letzten berühmten Opfer war Lavoisier, der große Chemiker, der das Revolutionstribunal nur noch um vierzehn Tage Frist bat, um eine wissenschaftliche Entdeckung, mit der er gerade beschäftigt war, zu vollenden. Aber man spottete seiner und schlug ihm den Kopf ab. — Condorcet, der berühmte Freund der Gironde, hielt sich lange versteckt, ging erst im folgenden Frühling heraus, weil er die Einsperrung nicht länger ertragen konnte, verirrte, wurde gefangen und Morgens todt auf seinem Lager gefunden, wahrscheinlich aus Erschöpfung, man glaubte aber, er habe sich vergiftet.

8.

Abschaffung des Christenthums.

Der Volkszorn gegen alte Mißbräuche wurde zu einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Haß gegen alles Alte überhaupt. Auf Rom-

mes Antrag wurde am 3. October die neue Zeitrechnung und der neue Kalender decretirt. Die neue Aera zählte nach Jahren der Republik und begann mit dem 22. September. „Der 21. war der letzte Tag der Monarchie, der 22. der erſte der Republik. An demſelben Tage trat die Sonne in das Zeichen der Waage und in die Tag- und Nachtgleiche. Der Himmel wollte durch dieſe aſtronomiſche Gleichheit die Einführung der bürgerlichen Gleichheit einweihen. Die Sonne beleuchtete zugleich die beiden Pole an demſelben Tage, an welchem die Fackel der Freiheit zum erſtenmal über ganz Frankreich ſtrahlte. Die Zeit rollte ein neues Buch der Geſchichte auf. In ihrem neuen Gange, majeſtätiſch und einfach, will ſie, daß auch ein neuer reiner Grabſtichel die Annalen des wiedergebornen Frankreich aufzeichne. Große Völker haben nur ihre eigenen Annalen. Die Römer zählten von der Gründung Roms, wir zählen von der Gründung der Freiheit und Gleichheit.“ So lauteten die Einleitungsworte der neuen Aera, die der Convent feſtſetzte. Man hielt es inzwiſchen für ein ſchlimmes Omen, daß die neue Zeitrechnung im Herbſt begann, um in immer tiefere Nacht des Winters hineinzuführen. Die zwölf Monate wurden beibehalten, aber anders benannt, nach den Jahreszeiten, die Herbſtmonate vom October an gerechnet: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate: Nivose, Ventose, Pluviose; die Frühlingsmonate: Germinal, Floreal, Prairial; die Sommermonate: Messidor, Thermidor, Fructidor. Jeder hatte nur 30 Tage, die fünf Schalttage hießen Sansculottides und waren dem Genie, der Arbeit, den ſchönen Handlungen, den Belohnungen und der öffentlichen Meinung geweiht. Wochen gab es nicht mehr, ſtatt ihrer Decaden von je 10 Tagen. Jeder Tag hatte ſeinen beſondern Namen, wobei man die chriſtlichen Heiligen beſeitigte, den Cultus der Natur allein noch gelten ließ und die Tage nach den wichtigſten zum Ackerbau, zur Viehzucht, zur Küche ꝛc. gehörigen Dingen benannte. So hieß im Vendemiaire, mit dem der republikaniſche Kalender begann, der erſte Tag raisin (Weintraube), vielleicht ironiſch, um die Trunkenheit der Zeit zu bezeichnen, der zweite saffran, der dritte Kaſtanie, der fünfte Pferd, der 11te Kartoffel,

der 15te Esel, der 25te Ochse. Im Frimaire kam Honig und Wachs vor; im Nivose Granit, Marmor, Eisen, Blei; im Floreal Rose, Nachtigall, Hyacinthe, Baldrian und Senf; im Messidor Rosmarin, Absynth, Coriander, Lavendel und Tabak; im Fructidor die Pflaume, Nuß, Citrone ꝛc. Geht man diesen Kalender ein wenig genauer durch, so entdeckt man eine ruchlose Blasphemie. Der heiligste Tag der Christenheit, Christi Geburt, der 25. December, ist als der fünfte Nivose mit chien (Hund) bezeichnet; Mariä Verkündigung (25. März) als der fünfte Germinal mit poule (Henne); der Tag aller Heiligen als 11ter Brumaire mit salsifis (Bocksbart) ꝛc. Dieses Kalenders haben sich die Franzosen offiziell bedient bis zum Jahre 1802.

Nur einen Tag vor der Decretirung des neuen Kalenders (2. October) bewilligte der Convent dem berühmten Philosophen Descartes die Ehre des Pantheons. Sechs Wochen später wurden auch Marats Reste unter großem Pomp ins Pantheon getragen, einem frühern Beschluß zum Trotz, nach welchem vor einem Jahrzehnt nach seinem Tode keiner ins Pantheon kommen sollte. Das waren die Heiligen des neuen Cultus der Republik. Aber noch war der christliche nicht ganz abgeschafft.

Die dem Christenthum feindselige Philosophie hatte in der Revolution triumphirt. Alle Priester, die den Civileid verweigerten, waren gemordet oder geächtet, alle geistlichen Gelübde aufgehoben. Die wenigen Gläubigen, welche in Paris noch Muth gehabt, sich in der Theatinerkirche unter einem unbeeidigten Priester zur Andacht zu versammeln (was im Jahre 1792 das Gesetz noch gestattete), waren doch damals schon vom Pöbel überfallen und mißhandelt, ebenso die Nonnen, die ihr Kloster nicht verlassen wollten, vom eindringenden Weiberpöbel ausgepeitscht worden. Paris war überschwemmt mit atheistischen Schriften und Karikaturen. In den Zeitungen, in den öffentlichen Reden widerhallte nur Hohn und Spott gegen die Religion. Bei alledem aber bestand noch die Kirche zu Recht. Talleyrand weihte die constitutionellen Bischöfe ein; Pfarrer, welche sich dazu hergaben, den Eid zu leisten, traten an die Stelle der eidweigernden. Als 1792 der Pariser Gemeinderath die Pro-

künſtlich in dieſem geiſtigen Drucke niederhielten, waren im Schafskleide reißende Wölfe, Heuchler und tyranniſche Frömmlinge, während die Kirchenfürſten der alten Zeit, ein Gregor VII, wenigſtens nur fromme Tyrannen geweſen.

Am Ende der Reformationszeit bemerken wir auch unter den Katholiken einen Uebergang zu religiöſer Gleichgültigkeit. Sie erzeugte ſich zuerſt in Frankreich. Hier hatte ſich die weltliche Politik anfangs wie in Deutſchland mit der Religion verbunden, nach dem Siege jedoch ſich wieder von ihr getrennt, und ſie völlig beherrſcht. Die Könige von Frankreich hatten kaum die Reformation in ihrem eignen Lande unterdrückt, als ſie ſich mit fremden Reformirten, mit den Schweden und deutſchen Proteſtanten und Holländern, ja ſogar mit den Türken gegen den Kaiſer verbanden, der doch recht katholiſch war, wie ſie ſelbſt. Nachher verband ſich der Kaiſer mit den lutheriſchen Churfürſten von Sachſen und Brandenburg, und endlich machten alle weltlichen Fürſten Frieden, ohne auf den Papſt zu achten, und opferten die Religion ihren politiſchen Vortheilen. Dieſe Gleichgültigkeit der Fürſten ſteckte bald auch die Völker an, und wieder zuerſt in Frankreich. Hier ſiegte bald die wiſſenſchaftliche Aufklärung über die Jeſuiten, und in Deutſchland begann ſie wenigſtens allmählich dagegen anzukämpfen, und die Jeſuiten kamen zwiſchen den Fürſten, denen die Abhängigkeit von Rom, nachdem die Gefahr vorüber war, läſtig wurde, und die zum Theil nach den geiſtlichen Gütern gelüſteten, und zwiſchen dem Volk, das begierig die Aufklärung der Proteſtanten zu theilen wünſchte, gewaltig ins Gedränge.

zeſſionen verbot, widerſetzte ſich die Nationalgarde und begleitete eine Prozeſſion in großem Pomp. Camille Desmoulins ſchrieb: „der Gemeinderath hat eine Thorheit begangen, die irdiſchen Könige ſind reif zum Falle, aber der alte im Himmel noch nicht.“ Indem aber die Revolution immer heißer wurde, die Frechheit hier, die Furcht dort wuchs, konnte ſich auch die conſtitutionelle Kirche nicht halten. Ihre Prieſter waren Abtrünnige, das ganze Inſtitut eine Halbheit. Nach dem Tode des Königs rief Dupont: „wie? der Thron iſt geſtürzt und der Altar ſteht noch?“ Bernard nannte die Taufe „eine Befleckung, gegen welche ſich die armen Kinder nicht einmal wehren können.“ Der Pfarrer Parens ſchrieb: „ich war Prieſter, d. h. ein Charlatan.“ Man nannte die Evangelien „Sottiſen, die dem menſchlichen Geſchlecht Jahrtauſende lang ins Geſicht geſagt worden ſeyen.“ Man ſtahl den mit Juwelen bedeckten Reliquienkaſten der h. Genoveva (Schutzpatronin von Paris) und ſpottete, daß ſie kein Wunder gethan habe, ihn zu retten. Durch ein Decret des Convents wurde jetzt auch den vereidigten Prieſtern die Staatsbeſoldung abgeſprochen. Wer noch einen Prieſter brauche, hieß es, ſolle ihn ſelber bezahlen.

Nach dem Sturze der Gironde ging es ſchnell aus mit dem conſtitutionellen Reſt der Kirche. Am 12. Auguſt erlaubte der Convent die Prieſterehe; am 22. deſſelben Monats erſchien eine Deputation von Lehrern vor dem Convent und verlangte durch den Mund eines dazu abgerichteten Kindes Abſchaffung des „Gebets zu einem ſogenannten Gott.“ Auch andere Deputationen verlangten die Abſchaffung des chriſtlichen Cultus und abtrünnige Prieſter ſchickten offene Briefe ein, worin ſie dem Chriſtenthum als einer Lüge entſagten. Endlich am 7. November that die Partei der Cordeliers im Pariſer Gemeinderath einen entſcheidenden Schritt. Der zu allem dienende Maire Pache, der Gemeinderath Chaumette, mehr verrückt als böswillig, der über alle Begriffe niederträchtige Hebert, der eitle Buchdrucker Momoro, der freche Bourdon von der Oiſe, der preußiſche Baron Cloots, ſ. g. Redner des Menſchengeſchlechts, der den Namen Anacharſis angenommen hatte, traten mit Gobel,

Erzbiſchof von Paris, und deſſen geſammter Kleriſei vor den Convent und erklärten, ſie entſagten dem Chriſtenthum. Gobel, früher Pfarrer in Pruntrut, war ein ſchwacher alter Thor, den man überredet hatte, dieſe elende Rolle zu ſpielen. Er ſetzte die rothe Mütze auf und warf Biſchofsmütze, Stab und Ring von ſich, indem er ſagte, es gebe jetzt nur noch einen Cult, den der Freiheit und Gleichheit. Alle ſeine untergebenen Prieſter folgten ſeinem Beiſpiele, ebenſo die im Convent ſitzenden Prieſter. Nur Gregoire nicht, der die Religionsfreiheit für ſich in Anſpruch nahm. Der Convent aber klatſchte dem Erzbiſchof Beifall und der Präſident umarmte ihn. Der ſonſt kalte Abbé Sièyes gerieth außer ſich vor Entzücken, ſegnete dieſen Tag und erklärte die Abſchaffung des Chriſtenthums für „die größte Wohlthat der Republik.“ Im neuen Kalender erhielt dieſer Tag den Namen „Tag der Vernunft.“

Drei Tage ſpäter führte der Gemeinderath den Cultus der Vernunft ein. Chaumette zog abermals mit einem feierlichen Zuge in den Convent. Diesmal ſtellte er demſelben „die Göttin der Natur“ vor, die ſchöne Frau Momoros. In weißem Kleide mit himmelblauem Mantel, auf den wallenden Locken die rothe Mütze und mit einer Pike in der Hand wurde ſie von Männern getragen und von weißgekleideten Mädchen mit Kränzen und Fackeln begleitet. Chaumette entſchleierte die Göttin und führte ſie, als das Meiſterſtück der Natur, allein würdig, deren Gottheit darzuſtellen, dem Präſidenten zu, der ſie küßte. Alles jauchzte Beifall und der Convent folgte der Göttin nach der Kirche Notre Dame, um die Gottheit der Natur im „Tempel der Vernunft“ anzubeten und Hymnen zu ſingen. Robespierre war nicht dabei, ſondern hatte ſich unwillig aus dem Convent mit St. Juſt entfernt. — Seitdem wurde an jedem Decadentage ſtatt des ehemaligen Sonntagsgottesdienſtes der Cultus der Natur und Vernunft mit Schauſtellung einer halbnackten Göttin, Beräucherung derſelben und Abſingung von patriotiſchen Hymnen begangen. Die Vernunftgöttinnen waren in der Regel ſchöne Freudenmädchen, man zwang aber auch ehrbare Jungfrauen zu dieſer Rolle. Eine wunderſchöne Buchbinderstochter, Mademoi-

ſelle Loiſelet, die gewaltſam requirirt wurde, ſtarb vor Scham. Cloots hätte übrigens lieber ſtatt der Vernunft das Volk anbeten laſſen, denn er erklärte im Convent (deſſen Mitglied er war) das Volk für den einzigen Gott in der Welt (Peuple-Dieu).

Die meiſten Sectionen der Pariſer Gemeinde ſtimmten in den Wahnſinn ein und plünderten alle Kirchen. In der Kirche zu St. Roche forderte ein Schauſpieler auf der Kanzel Gott heraus, wenn er exiſtire, ſo ſolle er ſich wehren. Am 21. November zog der Pöbel geſchmückt mit den geiſtlichen Ornaten mitten durch den Convent unter unermeßlichem Jubel. In Biſchofsmützen, mit dem goldgeſtickten Chorrock, tanzten Weiber mit den die heiligen Kelche bacchantiſch ſchwingenden Sansculotten. Der Sprecher dieſes ruchloſen Zuges redete den Präſidenten an: „So erkämpft die Vernunft ihren großen Sieg über den Fanatismus. Eine Religion voll Irrthum und Blut iſt vernichtet. Muſe der Geſchichte, zerbrich deinen Griffel! bis jetzt hatteſt du nur Verbrechen zu beſchreiben, von dieſem Tage an wirſt du nur Tugenden ſchildern.“ Der Präſident antwortete: „in einem Augenblicke macht ihr achtzehn Jahrhunderte des Irrthums ins Nichts verſchwinden.“ Aehnliches geſchah faſt überall in Frankreich. Zu Rheims zerbrach der Deputirte Ruhl das heil. Oelgefäß, aus dem ſeit Chlodwigs Zeit alle Könige geſalbt worden waren. Ein anderer, Dumont, ließ alle Kreuze vertilgen. In Nantes wurden alle chriſtlichen Bilder und Schriften auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Bis zum Jahresſchluß erhielt der Convent aus allen Departements zahlloſe Zuſchriften, in denen Behörden, Volk und Prieſter wetteifernd ihren Haß gegen das Chriſtenthum betheuerten. Als man die Königsgräber in St. Denis zerſtörte, geſchah es unter ſcheußlicher Verhöhnung der einbalſamirten Leichen. Der Pöbel ballte mit den Köpfen der Könige. Die Mumie Ludwigs XIV. war noch vollkommen erhalten, nur ganz ſchwarz im Geſicht. Man ſetzte ihn auf einen Stein, um ihn auf alle Art zu verhöhnen und ein altes Weib gab ihm Ohrfeigen.

Frankreich hatte damals die Zerſtörung einer Menge unſchätzbarer Alterthümer und Kunſtwerke zu beklagen. Gregoire rettete

mit vieler Mühe, was übrig blieb, indem er der Eitelkeit der Nation schmeichelte und die Aufbewahrung werthvoller Denkmäler in ein großes Museum vorschlug. Hebert war so weit gegangen, ein Niederreißen aller Thürme zu verlangen, weil jeder Thurm eine Protestation gegen die Gleichheit sey. Das sollte auf unsern herrlichen Münster in Straßburg angewandt werden, aber er widerstand durch seine Festigkeit und Größe. Die Jakobiner konnten nur seine untern Zierden wegschlagen. Jedoch wurde aus dem Münster ein „Tempel der Vernunft" gemacht und vor Marats Büste ein großes Feuer mitten in der Kirche angezündet, in welches Bischof Brendel selbst die Insignien seiner bischöflichen Würde warf, dessen Beispiel viele andere Geistlichen folgten.

Der Gottesdienst hörte im ganzen Lande auf, es gab keine Taufe und keine Trauung mehr. Nur die Begräbnisse wurden noch feierlich, aber nicht mehr christlich begangen. Ueber die Kirchhöfe schrieb man „ewiger Schlaf," weil es kein Auferstehen mehr geben sollte.

Fünftes Buch.

Robespierres Sturz.

1.

Robespierre.

Weiter als bis zur Abſchaffung Gottes konnte die Revolution nicht gehen. Als ſie bei dieſem Aeußerſten angelangt war, mußte die Bewegung rückläufig werden.

Robespierre war ein Schwärmer für die Tugend. Seine Republik ſollte ein Freiſtaat einfacher, ſittlicher, reiner Bürger ſeyn. Er ſah in denen, die keinen Gott, keine Unſterblichkeit, keine ewige Gerechtigkeit und keine Moral mehr anerkannten, die ſchlimmſten Feinde ſeiner Tugendrepublik und glaubte, oder machte glauben, ſie ſeyen vom Ausland bezahlt, um die junge Freiheit zu ſchänden und dadurch zu untergraben. Zufällig gehörten zu Chaumettes und Heberts Partei wirklich auffallend viele Fremde, wie Cloots, Proli (ein natürlicher Sohn des öſterreichiſchen Miniſters Kaunitz), der holländiſche Bankier Koch, ein jüdiſch-deutſcher Bankier Frey, der Däne Diedrichſon, der Bankier Batz, die Spanier Guzmann und Pereyra. Robespierre empfand den tiefſten Ekel bei den irreligiöſen Kundgebungen dieſer Partei, wagte aber die Religion noch nicht gleich zu vertheidigen, weil ſich der Convent und das Volk allzu

maſſenhaft bei der atheiſtiſchen Bewegung betheiligt hatten. Dagegen vertheidigte er die Moral, unabhängig von der Religion, mit großem Ernſt. Er und ſeine nähern Freunde bewirkten ſchon am 5. September die Entfernung aller Freudenmädchen aus Paris. Ferner ſetzte er am 30. October durch, daß alle Weiberklubs geſchloſſen wurden, weil nur Männer ſich mit Politik, die Weiber aber mit den häuslichen und Mutterpflichten zu beſchäftigen hätten. Dies war ſein erſter indirecter Angriff gegen Hebert, der dieſe Weibergeſellſchaften durch die freche Roſa Lacombe hatte organiſiren laſſen. Hebert war ein Theaterbilletabnehmer geweſen und wegen Betrügereien fortgejagt worden. Immer hatte er ſich in den tiefſten Regionen der Hauptſtadt, unter feilen Dirnen bewegt und deren Sprache in die Preſſe, in den Gemeinderath, ſelbſt in den Convent gebracht. Camille Desmoulins ſagte, er verhalte ſich zu den guten Pariſer Bürgern, wie ein Kloak zur Seine. Gleichwohl zahlte ihm der Kriegsminiſter Bouchotte 120,000 Fr. für ſein Schmutzblatt (père Duchesne), um es überall zu verbreiten.

Robespierre hielt am Tage nach der Verhöhnung des Kirchenſchmuckes eine Rede im Jakobinerklub, worin er den irreligiöſen Fanatismus ein wildes Thier nannte, das nicht den Namen der Vernunft verdiene. Namenloſen Neulingen ſolle es nicht gelingen, die bewährten Patrioten zu Uebertreibungen zu verführen, die Würde der Nation durch Poſſenſpiele zu entweihen und die Schelle der Narrheit an das Scepter der Philoſophie zu hängen. „Es gibt Leute, die unter der Maske, als zerſtörten ſie den Aberglauben, aus dem Atheismus eine Art Religion machen wollen. Aber der Atheismus war Sache der verderbten Ariſtokratie, während die Idee eines höchſten Weſens, welches über die Unſchuld wacht und das triumphirende Verbrechen ſtraft, Sache des Volkes iſt. Das Volk, die Armen werden mir beiſtimmen. Wenn es keinen Gott gäbe, ſo müßte man ihn erfinden.“

Bald darauf ſetzte Robespierre eine merkwürdige Maaßregel durch, eine ſittliche und politiſche Reinigung des Jakobinerklubs. Sie begann den 29. November und dauerte bis ins neue

Jahr. Jeder mußte seinen reinen Patriotismus nachweisen und sich die strenge Kritik Robespierres gefallen lassen. Mit überlegener Klugheit begnügte er sich, den Credit derer, die er später verderben wollte, einstweilen nur zu erschüttern. Danton war wieder zurückgekehrt, von seinen beunruhigten Freunden gerufen. Er war nicht vorwurfsfrei. Seine Verbindungen mit Orleans und Dumouriez waren nicht vergessen, sein Reichthum, seine Ueppigkeit beleidigte die ärmeren Sansculotten. Aber Robespierre selbst nahm ihn in Schutz und gab ihm den Bruderkuß. Desmoulins gab im Gegensatz gegen die neuen von Hebert gelenkten Cordeliers, die ihn aus dem Klub ausgestoßen hatten, ein Journal, le vieux Cordelier, heraus, worin er geistreich und kühn die Unholde angriff, die der Abgrund der Revolution ausgespieen hatte, und die vielen unschuldigen Opfer bedauerte, vor dem Meer von Blut, das vergossen wurde, zurückschauderte und zur Milde mahnte. Das brachte ihn in den Verdacht eines Reactionärs. Aber auch ihn beschützte Robespierre, der nur gegen die Hebertisten streng verfuhr und zunächst Cloots*) als Ausländer angriff, indem er ausrief: „kann ein deutscher Baron mit 100,000 Livres Renten, der bei den reichen Bankiers speist, ein guter Demokrat seyn? kann ein Mann, der uns unaufhörlich zur Befreiung des ganzen Menschengeschlechts antreibt

*) Cloots, der eine Zeitlang im Jakobinerklub präsidirte und Conventsmitglied geworden war, betrieb vornehmlich den Krieg gegen alle Könige und prahlte dabei mit seinem Gelde, indem er einen Preis auf den Kopf seines ehemaligen Landesherrn, des Königs von Preußen setzte. Er nannte sich den Redner des Menschengeschlechts und verlangte, der Franzose sollte seinen nationalen Namen ablegen und sich Universel nennen, weil von nun an alle Völker in der einen, gleichen und untheilbaren Menschheit verschwinden müßten. Diese Menschheit als das Urvolk galt ihm zugleich als Gott. Er sagte im Convent: ich kämpfte mein Leben lang gegen die Herrn der Erde und des Himmels. Es gibt nur einen Gott, das ist die Natur, und nur einen Herrn, das ist das Menschengeschlecht, geeinigt durch Vernunft zur allgemeinen Republik als göttliches Volk. Je le répète, le genre humain est Dieu, le Peuple-Dieu. Moniteur 1793, Nr. 120. Er pflegte sich zu unterschreiben: persönlicher Feind des Jesus von Nazareth.

und in gefährliche Kriege verwickelt, es wohl meinen mit Frankreich?"

Die Hebertiſten wurden beſorgt und ſannen auf Widerſtand. Sie waren nicht unmächtig. Sie herrſchten im Gemeinderath, der bisher in allen Kriſen obgeſiegt hatte. Sie waren die Schwächern im Jakobinerklub, übten aber durch den Klub der Cordeliers den größten Einfluß auf den Pöbel. Hebert machte bei den Cordeliers am 12. Februar Robespierre als einen „ſchwülſtigen Redner" lächerlich. Die Hebertiſten hatten eine bewaffnete Macht in der vom kecken Ronſin befehligten Revolutionsarmee, den ſogenannten Epaulettiers, die mit ihren Schleppſäbeln großen Lärm machten. Ihnen hingen auch alle die Vollziehungsbeamten an, die ſich bei den Confiscationen bereichert hatten, vor allen Vincent im Kriegsminiſterium. Ihre Hauptſtütze war Collot d'Herbois, der von Lyon zurückkehrend, das äußerſte Schreckensſyſtem vertheidigte. Robespierre hielt an ſich, um die Hebertiſten durch die Dantoniſten und umgekehrt, eine Partei durch die andere zu ſtürzen. Dantons Freunde begannen die Anklage gegen die Hebertiſten, Philippeaux erhob ſich gegen Roſſignol, Fabre d'Eglantine gegen Ronſin und Vincent, deren unmenſchliche Grauſamkeit, Räuberei und Veruntreuung die Republik ſchänden. Collot aber rettete ſie und Robespierre, indem er den Hebertiſten nur ſeine Verachtung ausdrückte, benutzte deren Wuth gegen die Dantoniſten, um auch dieſe zu verdächtigen. Die Ueberſpannten (Hebertiſten) ſind nicht gefährlicher, wie die Gemäßigten (Dantoniſten), deutete er damals ſchon an. Jene wollen durch Uebertreibungen die Freiheit verächtlich machen, dieſe wollen durch Mitleid zur Contre-Revolution und Monarchie zurückführen, beide aber, meinte Robespierre, ſind von Pitt beſtochen. Collot zog ſich ſofort von den Hebertiſten zurück und entging dadurch Robespierres Streichen.

Die Hebertiſten aber, als die zunächſt bedrohten, rüſteten ſich. Man kannte ihre Verabredungen nicht, doch verbreitete ſich das Gerücht, man wolle die Conſtitution ändern und alle Gewalt zwei Männern anvertrauen, einem Großrichter, wozu Pache auserſehen war, und einem Obergeneral, der wohl Ronſin ſeyn ſollte. Heberts

Blatt ſpie Feuer; die Ausrufer, die es täglich durch die Straßen trugen, ſchrieen „Pere Duchesne iſt teufliſch zornig.“ Inzwiſchen ſtellten ſich die Verſchwornen durch ihre Drohungen nur bloß und hatten keine Energie, ſie auszuführen. Der Wohlfahrtsausſchuß kam ihnen zuvor und war ſo klug, nicht alle ihre Häupter auf einmal zu faſſen. Er ließ nur die Verworfenſten der Partei, Hebert, Vincent, Ronſin, Maillard, Momoro, Cloots und einige ähnliche verhaften. Wegen dieſer ſchlechten Geſellen wagte der Gemeinderath, deſſen Häupter Pache und Chaumette ungekränkt blieben, keinen Aufſtand gegen den Convent. Auch die Epaulettiers verriethen, daß ſie nur Prahler ſeyen, und thaten nichts, ihren gefangenen Chef zu retten. Die Verurtheilten wurden am 24. März 1794 guillotinirt. Ronſin und Cloots ſtarben muthig. Cloots hatte keine Sorge, als es könne einer ſeiner Gefährten aus Angſt vor dem Tode noch fromm werden und an einen Gott glauben. Ihnen das auszureden, war er bis unter die Guillotine eifrig bemüht. Hebert aber zeigte auf dem Henkerkarren die feigſte Todesangſt und war außer ſich, daher ihm der Pöbel höhniſch zurief: „Pere Duchesne iſt teufliſch zornig.“ Die Revolutionsarmee wurde aufgelöst, der Klub der Cordeliers verlaſſen.

Der Erfolg ermunterte Robespierre, fortzufahren. Der ſchmutzige Kapuziner Chabot hatte die Tochter des Bankiers Frei geheirathet und mit Bazire, Fabre d'Eglantine (dem Freunde Dantons), Julien (einem proteſtantiſchen Geiſtlichen, der dem Chriſtenthum ebenſo feierlich abgeſchworen hatte, wie Gobel) den Bankiers Batz und Frei, Diedrichſon, Delaunay, dem Abbé d'Eſpagnac, der ein diebiſcher Armeelieferant geworden war, in den Vermögensangelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie einen großen Betrug im Complott gemacht und bedeutende Summen geſtohlen. Sie alle wurden verhaftet. Dieſe Gelegenheit aber erſah Robespierre, um auch ſeinen mächtigſten Nebenbuhler, Danton, zu ſtürzen. Nichts war geeigneter, auf dieſen großen Mann ein ungünſtiges Licht zu werfen, als ſeine Zuſammenſtellung mit dem verächtlichen Chabot. Es galt einmal, die amtlichen Diebe der Republik zu züchtigen, und der

nächſte Freund Dantons war dabei betheiligt, Fabre. Von einem andern ſeiner Freunde, Lacroix, wußte man, wie viel er in Belgien geſtohlen habe. Danton ſelbſt ſtand im Verdacht, ſeine Hände nicht immer rein gehalten zu haben. Zu ſehr auf die nicht mehr vorhandene Volksgunſt pochend, hatte er alle Mahnungen zur Flucht von ſich gewieſen und die ſtolze Antwort gegeben: „kann ich mein Vaterland an den Fußſohlen mit mir nehmen?“ Man warnte ihn noch am letzten Tage. „Sie wagen es nicht,“ rief er, und am andern Morgen ſaß er im Kerker. Er gerieth in ungeheuern Zorn, daß man ihn, die erſte Größe der Revolution, mit dem elenden Chabot zuſammenſtelle. Allein alles Proteſtiren half ihm nichts. Unter dem Vorwand, das Revolutionstribunal ſey hinlänglich unterrichtet, ſchnitt man ihm alles weitere Reden ab. In ſeinen Fall wurde der arme Camille Desmoulins mit hineingezogen. Derſelbe hatte nämlich in ſeinem alten Cordelier das damalige Schreckensſyſtem mit dem unter Tiberius und Nero verglichen, die Schilderungen des Tacitus auf die Gegenwart angewandt und dringend einen Gnadenausſchuß verlangt. Das nahm Robespierre übel, der die Guillotine noch brauchte, um die unſittliche Partei auszurotten, daher auch ein milderes Verfahren jetzt noch nicht beginnen konnte. Gleichwohl wollte er den jungen Schriftſteller ſchonen, rieth ihm von dieſer Art, die Feder zu führen, ab und drohte ihm mit Verbrennung ſeiner Schriften. Da erwiderte Desmoulins unklug: „verbrennen iſt nicht widerlegen.“ Noch mehr aber ſchadete er ſich durch die Verſpottung der von Robespierre beſtändig in Ausſicht geſtellten Tugendrepublik. Er verglich dieſelbe mit dem Zuſtande der alten Gallier, zu dem man alſo zurückkehren wolle. Wo bliebe da die Bildung der Neuzeit? wo die Fortſchritte der Civiliſation, der Induſtrie? Wie würde das ſtolze, reiche England ſich freuen, wenn die Franzoſen in die barbariſche Tugend zurückfielen (die nur ein Paar Familien geſtattete, da den Pflug zu führen, wo früher, wie in Lyon, die blühendſte Induſtrie hunderttauſend Familien ernährte!) wie würde daſſelbe England ſich aber bekümmern, wenn es hieße, Frankreich ſey reicher, ſeine Gewerbe blühender, ſein Handel aus-

Kapitel CCCCXIX.

Die Jesuiten.

Die Gesellschaft Jesu war von Ignaz Loyola, einem schwärmerischen Spanier, anfangs blos zu Zwecken frommer Buße gestiftet worden. In einer so ketzerischen Zeit machte sie es sich aber bald zum Geschäft, die wankenden Gemüther im altkatholischen Glauben zu befestigen, und sofort benutzte sie der Papst für seine Zwecke, und gab ihr dazu die erforderliche Verfassung.

Der Zweck der Gesellschaft war, die unumschränkte Hierarchie herzustellen. Ihre Talente und Umtriebe wirkten vorzüglich auf dem Concilium zu Trient einer allgemeinen Kirchenverbesserung entgegen, und hier sprachen die Jesuiten offen ihren Grundsatz aus: die Kirche sei eine Sklavin des Papstes.

Die Mittel für diesen Zweck waren ohnstreitig die zweckmäßigsten. Man verschmähte kein einziges Mittel, was zum Zweck führen konnte, und machte desfalls den berühmten Grundsatz geltend: der Zweck heiligt die Mittel.

Die Verfassung des Ordens mußte zuerst so eingerichtet werden, daß in seinem Innern selbst nie ein Hinderniß sich erzeugen könne, und man nahm sich deshalb ein warnendes Beispiel an den Franziskanern, deren allzu freie Verfassung der Hierarchie einst gefährlich geworden war. Man suchte zunächst je die besten Köpfe in dem Orden zu vereinigen, und darin einen Adel des Geistes und der Talente zu begründen, während das übrige Volk in desto tieferer Dummheit niedergehalten wurde. Diese guten Köpfe wurden von Kindheit auf in Schulen herangebildet und blos für das Interesse des Ordens erzogen. Die Fähigsten wurden dann mit der Herrschaft belohnt. Damit aber kein Mitglied den Orden

gebreiteter als der engliſche! Man konnte Robespierre nicht tiefer im Innern verletzen, als mit dieſer Sprache. Desmoulins war verloren. Er hatte eine junge ſchöne Frau, die er aufs zärtlichſte liebte. Er konnte ſich kaum darein finden, gefangen zu ſitzen, als der erſte Redner der Freiheit! St. Juſt war auf ihn nicht weniger grimmig, denn Desmoulins hatte von ihm geſagt, er trage ſein Haupt ja ſo feierlich wie eine Monſtranz. Und ich, erwiderte St. Juſt, will machen, daß er das ſeinige wie der h. Dionyſius trägt (abgeſchlagen unter dem Arm). Durch St. Juſt wurde auch Herault de Sechelles den Verhafteten beigeſellt. Herault hatte ihn in einem Zank herausgefordert, jener aber das Duell abgelehnt. Robespierre that ſeinem jungen Freunde den Gefallen, den ihm ohnehin verhaßten Edelmann zu ſtürzen. Ihnen wurden noch Philippeaux und Weſtermann zugeſellt. Alle dieſe wurden gemeinſam zum Richtplatz geführt, am 5. April. Danton ſagte noch: „ich bitte Gott und die Menſchheit um Verzeihung. Frankreich iſt ein unermeßlicher Schlamm. O wer ein armer namenloſer Menſch wäre!“ Er ſagte übrigens voraus, er werde Robespierre nachziehen. Sein Ruhm tröſtete ihn: „meine Wohnung wird bald das Nichts ſeyn, aber mein Name wird leben im Pantheon der Geſchichte.“ Camille Desmoulins war vor Gericht noch ſo frivol, daß er ſagen konnte: „ich bin ſo alt wie der gute Sansculotte Jeſus, ein für Revolutionäre gefährliches Alter.“ Auf dem letzten Gange aber war er tief traurig. Danton ſtarb mit ſtolzem Muth. Er wollte Herault noch einmal umarmen; als die Henker es hinderten, rief er: laß es gut ſeyn, unſere Köpfe werden ſich im Sacke küſſen. Robespierre ſoll aus der Ferne ausnahmsweiſe dieſen Hinrichtungen zugeſehen und ſich vor Vergnügen die Hände gerieben haben, denn nur Danton allein war ihm gewachſen geweſen.

Mittlerweile waren auch Chaumette, Gobel und Conſorten vor Gericht gezogen worden. Ihre Köpfe fielen mit denen der unglücklichen Wittwen Desmoulins und Heberts (einer ehemaligen Nonne) am 13. April. Pache wurde als unbedeutend geſchont.

Ein Verſuch des Fleiſchers Legendre, im Convent wegen der Hinrichtung Dantons Rechenſchaft zu fordern, mißlang. Robespierre ſchüchterte ihn dergeſtalt ein, daß er eine feige Abbitte that. Niemand wagte, Robespierre anzutaſten, der von nun an eben ſo unumſchränkt im Convent wie im Klub der Jakobiner gebot und nun wirklich glaubte, die Zeit ſey gekommen, in der ſich ſein politiſches Ideal verwirklichen ſollte. Er hielt viele und lange Reden, in denen er die Conventsmitglieder wie ein Weiſer ſeine Schüler anredete. Freiheit und Gleichheit waren darin nicht mehr die Stichwörter, an ihre Stelle trat Tugend und Schrecken. Die Tugend charakteriſirte er als Beſcheidenheit und Rechtlichkeit und den Schrecken als das nothwendige Mittel, alle die auszurotten, die unbeſcheiden nach einer Auszeichnung vor den übrigen einfachen Bürgern durch Talent, Reichthum, Ruhm ꝛc. ſtrebten oder die unredlich am Eigenthum der Nation ſich vergriffen und Sittenloſigkeit und Ueppigkeit des alten Hofes in der Republik fortſetzen wollten. Als Legendre Danton beklagte, ſagte Robespierre: „Es liegt nichts an den Eitelkeiten, die man aufs Schaffot bringt. Ihr Beiſpiel dient nur, daß andere Beſcheidenheit lernen. Es ſoll keinen Einzelruhm geben. Es iſt genug, wenn der Nation auf lange Dauer hin eine glanzloſe Rechtſchaffenheit geſichert bleibt."

2.

Pichegru.

In demſelben Frühjahre 1794 begab ſich der junge Kaiſer Franz II. in Coburgs Lager und führte ihm Verſtärkungen zu, um den Krieg nach einem von Mack entworfenen Plane mit mehr Nachdruck zu erneuern. Auch die Engländer, Hannoveraner und Holländer unter York waren wieder auf dem Platz und die Preußen, diesmal unter dem Feldmarſchall von Möllendorf, ſollten vom Mittelrhein her die Alliirten unterſtützen. Eine ungeheure Macht war

aufgeboten, aber nicht einig. Friedrich Wilhelm II., der ſich immer noch am Rhein aufhielt, war übel gelaunt. Nur mit großer Mühe waren die Reichskreiſe in der Nähe dahin gebracht worden, die preußiſche Armee zu verpflegen. England bewilligte Preußen 1,200,000 Pfund Sterling Subſidien, wofür es 62,000 Mann gegen Frankreich ſtellen und die engliſche Armee in den Niederlanden unterſtützen ſollte (weil England, wenn nicht Dünkirchen erobern, wenigſtens Antwerpen und Holland nicht in franzöſiſche Gewalt wollte fallen laſſen), am 19. April. Allein Preußen erklärte, es ſchütze die Niederlande beſſer, wenn es am Mittelrhein bleibe und ein franzöſiſches Heer hier feſſele. Die Hauptſorge des Königs von Preußen war, ſeine Truppen zu ſchonen, weil er hinter heilloſe Intriguen kam.

Kaiſer Franz II. hatte ſich von der alten Kaiſerin Katharina II. die Erwerbung Bayerns zuſichern laſſen, wogegen er zu ihren Abſichten auf Polen die Augen zudrücken wollte. Nun erfuhr er, Rußland habe ſich mit Preußen über eine zweite Theilung Polens verſtändigt, und zugleich proteſtirte England gegen den bayriſchen Plan. Im höchſten Aerger entließ nun Franz ſeine bisherigen unfähigen Räthe, Spielmann und Cobenzl, und machte Thugut zum erſten Miniſter. Dieſer Fiſchersſohn und Waiſenknabe war von Maria Thereſia emporgehoben worden, jetzt ein ſchon alter, kleiner und häßlicher Mann, mit dem Satyrgeſicht, welches den herz- und gewiſſenloſen Intriganten in jeder Miene verrieth. Deutſchlands böſer Genius machte ihn damals zum Miniſter, um jede Vereinigung der beiden deutſchen Großmächte zu hindern. Alte Verbindungen mit Rußland pflegend empfahl er ſeinem jungen Kaiſer die Politik Joſephs, d. h. ein Bündniß mit Rußland gegen Preußen und gegen die Türkei. Katharina hatte bereits wieder die Umtriebe franzöſiſcher Agenten in Conſtantinopel zum Vorwand genommen, um die Türkei mit einem neuen Eroberungskriege zu bedrohen, und durfte hoffen, denſelben glücklich zu führen, wenn die übrigen Großmächte alle im Weſten mit der Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution beſchäftigt wären. Thugut rieth nun, Oeſterreich ſolle den Krieg gegen Frankreich nur noch anſtandshalber, aber ohne Nachdruck fort-

führen und ſich dagegen mit Rußland zu einer dritten Theilung Polens und zu einem Angriff auf die Türkei vereinbaren. Dort ſey mehr zu gewinnen, als am Rhein und an der Maas. Auf dieſen Gedanken ging Franz II. ein, doch blieb er noch bei der Armee, um Preußen über ſeine Abſichten zu täuſchen. Zu demſelben Zweck betrieb Thugut beim König von Preußen mit einem erkünſtelten Eifer den alten joſephiniſchen Plan, Bayern mit Oeſterreich zu vereinigen, und ſuchte Preußens Zuſtimmung dafür zu gewinnen, während er gleichzeitig in London verſicherte, dieſer Plan ſey längſt aufgegeben. Von London aus aber erfuhr Friedrich Wilhelm II., wie Thugut ihn belog, und ſein Geſandter in Warſchau, Buchholz, meldete ihm zugleich, daß Rußland den Gewinn Preußens bei der zweiten polniſchen Theilung in Frage ſtelle und die Polen gegen Preußen aufhetze. Das war dem König doch zu viel, und vergeſſend, was er England verſprochen hatte, eilte er nach Berlin und ließ nur Möllendorf mit der Weiſung zurück, nichts Entſcheidendes mehr zu wagen. — Was die Engländer betrifft, ſo wollten auch ſie ſich ſchonen und die Oeſterreicher und Preußen in die Gefahr voranſchicken. Sofern nun die drei alliirten Großmächte, jede für ſich, entſchloſſen waren, den Krieg gegen Frankreich nur der andern zu überlaſſen, ſo war die Coalition thatſächlich aufgelöst. Die Erſcheinung des jungen deutſchen Kaiſers im Lager wirkte nicht begeiſternd auf die Truppen, ſondern lähmend. Wie er denn auch perſönlich alles Heroiſchen baar ein kleiner, leibarmer und trockener Mann war. In dem ungeheuern Heer der Alliirten in den Niederlanden traute keiner mehr dem andern. Auch die Holländer unter dem Prinzen von Oranien ſonderten ſich von den Engländern ab. Eben ſo zurückgeſetzt ſah ſich Sardinien, welches vergebens auf öſterreichiſche Hülfe wartete, um gegen Lyon vorzugehen.

York ſchonte ſeine Engländer und überließ den Oeſterreichern die Ehre und Gefahr der Entſcheidung. Dieſe kämpften auch mit Ausdauer gegen die Wuth der franzöſiſchen Nordarmee unter Pichegru. Clerfait bildete mit dem öſterreichiſchen Armeetheil die Vorhut Yorks, wurde aber von dieſem nicht unterſtützt und unter-

lag, als er Menin entſetzen wollte, den Angriffen Moreaus und Souhams, 29. April. Menin konnte ſich nicht halten. Der hannöveriſche Commandant von Hammerſtein, deſſen Adjutant der nachmals berühmte Scharnhorſt war, wollte die vielen Emigranten retten, die in der Stadt waren, und zog mit der ganzen Beſatzung in dunkler Nacht glücklich aus und davon. Coburg belagerte Landrecies, die Franzoſen wollten es entſetzen, wurden aber am 26. April zurückgeſchlagen, wobei der nachmals berühmte Schwarzenberg ſich durch den kühnſten Cavallericangriff auszeichnete. Landrecies fiel. Aber Pichegru wandte ſich nun mit Uebermacht gegen Clerfait und York, ſchlug jenen am 10. und 11. Mai bei Courtray und dieſen am 18. bei Tourcoing und eroberte Ypern. Wäre Clerfait durch den Erzherzog Karl unterſtützt worden, wie ſehr gewünſcht wurde, ſo hätten die Engländer ſiegen können. Aber der Kaiſer gönnte den Engländern keinen Sieg mehr und wollte ſeine Leute ſchonen. Er ſelbſt verließ das Lager ſchon am 9. Juni, um nach Wien zurückzukehren. So mußte alles ſchlecht gehen. Gegen Coburg rückte Jourdan mit der Moſelarmee heran und kämpfte mit ihm an der Sambre einen langen erbitterten Kampf von Ende Mai an. Viermal wurden die Franzoſen über die Sambre zurückgeworfen, aber angefeuert durch den Conventsdeputirten St. Juſt, griffen ſie unermüdet wieder an, verſtärkt durch einen Theil der Nordarmee, bis Jourdan am 26. Juni bei Fleurus einen entſcheidenden Sieg erfocht. Dieſe Schlacht war durch den großen Luftballon merkwürdig, den die Franzoſen aufſteigen ließen und von dem aus ſie die Stellung der Oeſterreicher erforſchten. Nun mußte Coburg ſich zurückziehen und viele feſte Plätze nach einander aufgeben. Ein Conventsbeſchluß befahl, alle Engländer, Hannoveraner und Emigrirte ohne Pardon zu erſchießen, welches Loos zuerſt die Beſatzung von Charleroi traf. In Nieuport wurden dagegen nur die Emigranten ermordet, die Engländer aber geſchont. Der Franzoſe war damals ſchon Soldat geworden und zog im Lager mehr und mehr den Jakobiner aus. Die Soldaten weigerten ſich, die Gefangenen zu erſchießen. Jourdan verfolgte die Oeſterreicher, ſchlug ſie noch ein-

mal bei Aldenhoven (2. Oct.) und vertrieb ſie ganz über den Rhein. Die Preußen am Mittelrhein griffen die Weißenburger Linien wieder an, zweimal (im Mai und Juli) auch mit Glück, aber ohne Nachdruck. Das glänzendſte Gefecht beſtand damals der Reiteroberſt Blücher zwiſchen Kirweiler und Edesheim, wo er durch einen kühnen Angriff dem franzöſiſchen General Deſair 2 Fahnen, 6 Kanonen und 400 Gefangene abnahm, worauf er zum General ernannt wurde. Moreau kam herbei und nahm Trier. Auch Jourdan kam und drängte die Preußen ganz über den Rhein zurück. Blücher allein zeichnete ſich hier wieder durch ſiegreiche Angriffe bei Kaiſerslautern aus (18. bis 20. Sept.). Dagegen ergab ſich die Feſte Rheinfels feig und auf dem ganzen linken Rheinufer blieben nur noch Luxemburg und Mainz in der Gewalt der Coalition.

Damals gerieth auch Coblenz in die Hände der Franzoſen. Hier hatte Artois mit dem emigrirten franzöſiſchen Adel unter dem Schutze des Kurfürſten von Trier, Clemens Wenzel, Hof gehalten und hier hatte Condé ſein royaliſtiſches Heer gebildet. Allein obgleich ſich dieſe Partei den pomphaften Namen des „auswärtigen Frankreich“ gegeben hatte, ſo war ſie doch ſehr in Mißcredit gekommen. Artois Lüderlichkeit war in Coblenz ſo groß, wie früher in Paris, die Koſten aber mußte der gute alte Kurfürſt zahlen. Artois war übrigens ſchon vor der Ankunft der republikaniſchen Heere aus Coblenz ausgewieſen worden.

Auch in Savoyen machten die Franzoſen Fortſchritte, wobei Bonaparte und Maſſena beſonderen Eifer zeigten. Da ſie aber Truppen an die Rheinarmee abgeben mußten, waren ſie an größern Unternehmungen gehindert. In den Pyrenäen ſiegten die Franzoſen und drangen in Catalonien ein. Ihr tapferer General Dugommier fiel, indem er ſiegte. — Auch zur See erwarben die neuen Republikaner ſich Ruhm, obgleich die Flotte mit allerlei Geſindel bemannt war, das nie vorher den Duft des Meeres geathmet. Zweihundert Kornſchiffe wurden aus Nordamerika erwartet. Die Breſter Kriegsflotte unter Admiral Villaret-Joyeuſe fuhr ihnen entgegen, um ſie gegen die Engländer zu ſchützen. Auf der Höhe von Oueſſant be-

gegnete ſie der engliſchen Flotte unter General Howe und verlor in einer heißen Seeſchlacht ſieben Schiffe. Darunter befand ſich der vengeur, deſſen Mannſchaft unter dem lauten Rufe vive la république! mit dem Schiffe unterſank (1. Juni). Aber auch die Engländer erlitten beträchtlichen Verluſt und die Kornſchiffe fuhren über das mit Trümmern der Schlacht bedeckte Meer ruhig in Breſt ein.

3.

Die Guillotine in Permanenz.

Die Siege der Republik und ein ungewöhnlich fruchtbares Jahr, welches der Noth abhalf, entſprachen denen, die nun endlich in Ruhe die neue Freiheit genießen wollten. Die heitere und ſegensreiche Sonne forderte unwiderſtehlich zur Fröhlichkeit auf. Zu dieſen luſtigen Sommertagen, zu dieſen vollen Erntewagen ſchien das Blutgericht, das Todesächzen, der ſchauerliche Leichengeruch nicht mehr zu paſſen. Aber die ſchreckliche Arbeit der Guillotine war nicht im Ab-, ſondern im Zunehmen. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 wurden in Paris allein 1269 Menſchen guillotinirt und zwar faſt alle den höheren Ständen angehörig. Dieſe Metzeleien hörten nun keineswegs auf, ſondern verdoppelten und verdreifachten ſich. Im Wohlfahrtsausſchuß war man über nichts einiger, als über die Anwendung des Mordbeils. Was ſind 6000 Menſchen gegen ein Princip, ſagte Robespierre. Der Körper muß, um geſund zu bleiben, die böſen Säfte ausſchwitzen, ſagte Collot. Man muß mehr rothe Farbe brauchen, ſagte der Maler David. Nur die Todten kehren nicht wieder, ſagte Barrère.

Ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl fiel in die überfüllten Kerker, als St. Juſt, immer der Vorläufer Robespierres, eine Rede hielt über das Glück, das die Republik in Zukunft erwarte, wenn die Gefahren und Leiden überſtanden ſeyn würden. Die Revolution, bemerkte er, ſey nur der Uebergang vom Böſen zum Guten. Ein

Freistaat könne nicht ohne Schmerzen gegründet werden. Er gehe aus Stürmen hervor, wie die Welt aus dem Chaos und wie ein Kind weinend zur Welt kommt. Der ungeheure Beifall, mit dem diese Rede im Convent bedeckt wurde, hätte Robespierre belehren sollen, wie tief und allgemein man nach einer milderen Regierung sich sehnte. Robespierre selbst gab der Hoffnung noch weiter Raum, als er die Herstellung des Gottesdienstes verlangte (7. Mai). „Bürger, sprach er, wenn die Völker im Glücke sind, müssen sie sich sammeln, um beim Schweigen der Leidenschaften die Stimme der Weisheit zu hören." In diesem Orakelton durfte er den Convent anreden, so sehr hatte er sich denselben schon unterwürfig gemacht. Er bewies nun mit großer Ausführlichkeit, daß der Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, mithin auch an einen Gott, von den größten Weisen und Helden des Alterthums (Sokrates, Cicero, Leonidas, Cato ꝛc.), wie von dem reinsten Philosophen der Neuzeit (Rousseau) getheilt worden sey. Müsse man nun auch, womit er sich ganz einverstanden erklärte, das christliche Priesterthum verwerfen, so bleibe doch die Gottesverehrung im Allgemeinen als unerläßliche Pflicht guter und weiser Bürger übrig. Er schlug daher zwei Artikel vor: 1) das französische Volk erkennt das Daseyn eines höchsten Wesens (être suprême) und die Unsterblichkeit der Seele an; 2) es erkennt den Cultus des höchsten Wesens in der Uebung der Menschenpflichten. Der Convent stimmte zu. Der Hinblick auf Gott schien die Gnade vorzubereiten. Aber Robespierre wollte noch keine Gnade, er sah die Republik noch viel zu sehr mit schlechten Menschen angefüllt, die alle erst ausgerottet werden müßten. Denen, die sich über die Siege und über die Fruchtbarkeit freuten, sagte er in bitterem Tone, „nicht Siege, nicht Eroberungen, nicht das Glück begründen einen Freistaat und sichern seine Dauer, das vermag die öffentliche Tugend allein. So lange noch Schurken Schutz genießen und die Sittlichkeit offen verletzt wird, ist er noch nicht begründet. Alles kommt darauf an, die politische Welt zu identificiren mit der moralischen."

Nur drei Tage nach der religiösen Rede Robespierres, am

10. Mai fiel das unſchuldige Haupt der Prinzeſſin Eliſabeth. Sie wurde in der Mitte vieler Herren und Damen des vormaligen Hofes zum Schaffot geführt. Als ſie bemerkte, daß ein junges Mädchen, welches ſich mit auf dem Karren befand, den Buſen nicht genug bedeckt hatte, zerriß ſie ihr Tuch und deckte ſie mit der andern Hälfte deſſelben zu. Sie ſtarb würdevoll und ruhig, wie ſie gelebt hatte. Ihr größter Schmerz war, daß nun die Kinder des Königs ganz verlaſſen ſeyn ſollten. Der junge Dauphin, von den Royaliſten als König Ludwig XVII. anerkannt, wurde langſam zu Tode gequält. Man übergab ihn dem rohen Schuſter Simon, um ihn ſansculottiſch zu erziehen, wahrſcheinlich mit dem geheimen Auftrage, ihn an Leib und Seele zu ruiniren, damit er aus der Welt verſchwinde, weil man doch nicht wagte, den unſchuldigen Knaben zu guillotiniren. Er mußte als Schuſterjunge ſeinen faſt immer betrunkenen Herrn bedienen, bekam von ihm Schläge und wurde gezwungen, die ſchmutzigſten Phraſen und Lieder des damaligen Pöbels auswendig zu lernen und herzuſagen, Branntwein zu trinken ꝛc. Als er ſich weigerte, ſeine Mutter eine Hure zu nennen, bekam er furchtbare Schläge. Als ihn Simon einmal überraſchte, wie er im Bette kniete und betete, ſchüttete er einen Kübel eiskaltes Waſſer über ihn. Im Jan. 1794 wurde Simon Mitglied des Gemeinderaths von Paris und der junge Prinz wurde ſeitdem in ein enges Loch eingeſperrt, in welchem er ein halbes Jahr lang ſchmachtete, ohne je ein Hemd wechſeln zu dürfen und ohne daß man je das Gemach reinigte. So fand man ihn zuletzt in Lumpen, mit verkrümmtem Leibe, voll Ungeziefer und Ausſatz, im Kothe. Seine Schweſter, Maria Thereſia Charlotte, wurde zwar ärmlich gehalten, doch mehr geſchont und blieb am Leben. Man wollte ſie vielleicht als Geißel behalten.

Am 20. Prairial (8. Juni) ſollte das Feſt des höchſten Weſens begangen werden, um Frankreich und Europa den ſittlichen und religiöſen Ernſt der Republik anſchaulich zu machen. Robespierre war für dieſen Zweck vom Convent zum Präſidenten ernannt worden und ſpielte die Rolle eines Oberprieſters. Im blauen Frack, weißer

Weſte, gelben Hoſen, auf dem Kopf den damals ſchon runden Hut mit dreifarbigen Bändern, in der Hand einen großen Blumenſtrauß ſchritt er voran, der Convent in allzu ehrerbietiger Entfernung *) hinter ihm, in das große, diesmal neben den Tuilerien errichtete Amphitheater, wo von Maler David koloſſale Statuen des Atheismus, des Egoismus und aller derjenigen Laſter aufgerichtet waren, die in Robespierres Reden am meiſten angegriffen wurden. Dieſe Bilder waren aber nur von in Oel getränktem Papier. Robespierre zündete ſie an und ſie gingen in Rauch auf, aus ihnen hervor aber traten nun Tugenden, deren ſchneeweiße Farbe durch den Rauch etwas nothlitt. Dann nahm Robespierre den höchſten Ehrenplatz ein unter einem Freiheitsbaum auf dem künſtlichen „Berge.“ Der klare Himmel, die liebliche Muſik, die Theilnahme der Frauen und Kinder gab dieſer Feier einen ſo friedlichen Charakter und viele ſetzten ſo große Hoffnungen auf eine Amneſtie, daß es Robespierre ſehr leicht geworden wäre, ſich an dieſem Tage zum Pacificator und Herrn der Republik zu machen. Aber er ſchloß ſeine Feſtrede mit den entſetzlichen Worten: „Morgen wollen wir aufs neue die Laſter bekämpfen.“

Zwei Tage ſpäter ließ er das berüchtigte Geſetz vom 22. Prairial (10. Juni) decretiren, demzufolge das Revolutionstribunal ſich aller bisherigen Förmlichkeit entſchlagen, blos ſummariſch und ohne Unterſuchung nach Gewiſſen richten ſollte. Soferne dieſes Tribunal ganz aus ſeinen Creaturen beſtand, konnte er von nun an köpfen laſſen, wen er wollte. Der Convent zitterte, bangte für ſich ſelbſt, gehorchte aber. Die Guillotine wurde permanent. Von nun an wurden binnen ſechs Wochen (bis zum 27. Juli) noch 1400 Perſonen in Paris guillotinirt. Das Henkerbeil traf 78 alte Parlamentsglieder, 22 Generalpächter, 24 Hofdamen. Man bemerkte, wie die Parlamentsglieder in eben ſo ehrwürdiger Haltung zum Tode

*) Man glaubte, die Nächſten hinter ihm hätten ſich aus Bosheit ſo weit entfernt gehalten, damit es ſcheine, als ſtrebe er nach höherem Anſehen und Alleinherrſchaft.

jemals verrathen könne, ward es gänzlich zum Sklaven desselben gemacht. Niemand konnte jemals wieder den Orden verlassen. Die Häupter der Gesellschaft hatten unbedingte Macht, die Mitglieder zu versetzen, zu strafen, zu morden, wie sie wollten, wobei niemals Appellation statt fand. Gehorsam war ihr erstes Gelübde, und wer es nicht hielt, war rettungslos verloren. Je einer war des andern heimlicher Spion, und der bloße Verdacht zog schon das Verderben nach sich. Die Mitglieder waren in Grade getheilt, und die höchste Klasse, die Professen, wählten das Oberhaupt oder den General des ganzen Ordens, der in Rom saß, und eine unumschränkte Herrschaft über alle Glieder übte. Um die Zwecke des Ordens nicht zu verrathen, und die Mitglieder durch Furcht im unterthänigsten Gehorsam zu erhalten, wurde von den höhern Graden gegen die niedern ein beständiges Geheimniß beobachtet, und die letztern waren nur blinde Werkzeuge der erstern.

Damit der Orden in seinem Wirken nirgends von außen gehemmt werde, gab ihm der Papst die ausgedehntesten Privilegien, und verwandte sein ganzes Ansehn für denselben. Ueberall durften die Jesuiten, durch den Papst beschützt, in die Wirksamkeit des Klerus und aller übrigen Orden sich eindrängen, und die Erziehung der Jugend ward ihnen fast ausschließlich anvertraut.

Auf das Volk wirkten sie am mächtigsten zunächst durch den äußern Schein der s. g. geistlichen Uebungen. Sie geberdeten sich aufs heiligste und hörten nicht auf mit Gebeten, Bußübungen und allerlei frommem Spectakel. Sie vermehrten das ohnehin schon so sehr überladene Ceremoniel der katholischen Kirche bis ins Lächerliche, ließen Messe lesen und Rosenkränze beten zu tausenden nach einander, hielten geistlichen Kram mit Reliquien, Schutz- und Heilmitteln, Ignatiuswasser und

ſchritten, wie ehemals zu einer Sitzung. Die Gattin des Commandanten von Longwy wollte mit ihm ſterben und rief, um verhaftet und verurtheilt zu werden, laut vor Gericht: „Vive le roi!“ Ein gewiſſer Loizerolle ging für ſeinen Sohn, der verurtheilt worden war, indem er ſich für denſelben ausgab, in den Tod. Daſſelbe that ein Bruder für den andern. Man ſah ſelbſt Dienſtboten, die ihrer Herrſchaft freiwillig in den Tod folgten. Als man die 14 unſchuldigen Mädchen, die nach der Einnahme von Verdun auf einem dem König von Preußen zu Ehren gegebenen Balle getanzt hatten, guillotinirte, wurden ſelbſt die entmenſchten Weiber, welche das Schaffot zu umheulen und die Opfer zu verhöhnen pflegten, vom Mitleid ergriffen und verſtummten. Die rührendſten Opfer waren am 14. Juni die ſämmtlichen Nonnen des Kloſters Montmartre, welche ſingend zum Richtplatz zogen und ihre fromme Hymne mit immer weniger Stimmen fortſangen, bis der letzte Kopf fiel und der Geſang verhallte.

Einmal wurden etwa 20 Bäuerinnen geköpft, welche geduldig wie Schafe den Hals unter das Meſſer ſteckten. Nur die jüngſte, als man ihr das Kind, das ſie am Buſen trug, entriß, ſtieß einen gräßlichen Schrei aus. Der junge General Marceau commandirte einmal die Truppen, als der Zug zum Schaffot vorüberkam. Da ſah er ein unſchuldiges Mädchen, die ihn ſo rührte, daß er ihr eine Roſe reichte, die er gerade in der Hand hielt. Aber dem Mädchen waren die Hände gebunden. Sie faßte die Roſe mit dem Munde, und als der Henker ihren abgeſchlagenen Kopf wie gewöhnlich dem Volke zeigte, hielt ihr Mund immer noch die Roſe feſt. Damals wurde auch der edle Abbé Fenelon, der erſte, der ein Haus für verwahrloſte Kinder errichtet und die Waiſen der Gemordeten in Pflege genommen hatte, trotz der Bitten dieſer armen Kinder und unter ihrer dankbaren Begleitung zum Tode geführt. Um es ſich bequemer zu machen, erfand man die ſ. g. Gefängnißverſchwörungen, d. h. man ſchickte die Gefangenen auf das Blutgerüſt unter dem Vorwand, ſie hätten eine Verſchwörung zu ihrer Befreiung gemacht.

Und alle dieſe unmenſchlichen Greuel duldete und befahl Robespierre nicht aus Blutgier, ſondern aus ſittlichem Fanatismus, indem er es dabei gewiß aufrichtig gut meinte mit Frankreich. Er war als ein unbekannter Advocat von Arras nach Paris gekommen, lebte hier auch in ſeiner glänzendſten Zeit immer in derſelben kleinen Wohnung bei einem Tiſchler, behielt immer dieſelbe einfache Kleidung und Nahrung und hieß daher beim Volke, das ihn vergötterte, nur der Unbeſtechliche. In jenen Sommertagen hielt er ſich oft in einem Häuschen bei Paris auf, wo einſt Rouſſeau gewohnt hatte, und freute ſich innig, deſſen Ideen nun verwirklicht zu haben. Das war ſein ſüßeſter Triumph. Oft aber wandelten ihn traurige Ahnungen an, denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß mit Danton, Chabot, Hebert die Immoralität in Frankreich nicht ganz verſchwunden ſey. Im Schooße des Convents, des Berges, ja des Wohlfahrtsausſchuſſes ſelber gab es Leute genug, welche republikaniſche Einfachheit nur heuchelten und heimlich mit denen, die ſich an den Grenzen durch Plünderungen bereichert hatten, fraterniſirten, an verſteckten Orten Orgien feierten und ihn verhöhnten. Ja in die Kerker ſogar war der lüderliche Geiſt eingedrungen und trotzte Robespierres Rigorismus dicht an der Schwelle des Todes. Die Gewohnheit der Hinrichtungen und der nationale Leichtſinn wirkten zuſammen, um in den dicht angefüllten Gefängniſſen die Todesfurcht durch eine fieberhafte Luſtigkeit zu verdrängen. Man verliebte ſich, ſpielte Romane, machte Verſe, lachte und tanzte und genoß das Leben um ſo ungenirter, je kürzer es dauern ſollte. Nun denke man ſich Robespierre in ſeinem Wahne, die ganze franzöſiſche Nation moraliſch machen zu wollen, wie er Blut auf Blut goß in das Danaidenfaß, wie er mit herkuliſcher Ausdauer der Hydra der Unſittlichkeit tauſende von Köpfen abſchlug und immer neue, unzählig endlos ſich erheben ſah! Ueberzeugt von der Richtigkeit ſeines Syſtems und von der Pflichtmäßigkeit ſeiner Handlungsweiſe dachte er nicht daran, auch nur ein einziges ſeiner Opfer zu beklagen, und ſchauderte nur vor der Möglichkeit, das Laſter könne am Ende doch noch über ſeine Tugend triumphiren.

Es ist kein Zweifel, daß er der Sittlichkeit so ziemlich die gesammte Cultur zum Opfer bringen wollte. Er ließ am Bürger nichts gelten, als Handarbeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit. Nur beim Naturzustande sah er Heil; alles, was darüber hinaus ging, führte in seinen Augen nur zu Reichthum, Luxus, Corruption, zur Ungleichheit der Stände, Aristokratie und Despotie. Nur in diesem Sinne war es möglich, daß sein Freund Couthon den Lyonern sagen konnte: es bedürfe keines Kaufmannsstandes. Nur in diesem Sinne konnte sein Freund St. Just (nach Fourcroys Bericht vom 3. Januar 1795) einmal ausrufen, er werde jeden Bauer guillotiniren lassen, der das kleinste Stück Acker auf eine neue, rationelle Art und nicht auf die einfache alte Weise bestelle. St. Just erklärte überdies: die Hand des Mannes sey nur für den Pflug und für das Schwert geschaffen, jedes andere Gewerbe verwerflich. Das Land sollte unter die Familien gleich vertheilt werden, und keiner sollte reicher werden dürfen, als die andern. Vier Schafe auf dem Morgen zu halten, erlaubte er. Die Ehe verlangte er spartanisch, Kindererziehung durch den Staat.

Die erste Widersetzlichkeit gegen Robespierre begann im Sicherheitsausschuß. Derselbe hatte, auf Antrieb des alten Vadier, einen gewissen Dom Gerle, dem Robespierre ein Bürgerschaftszeugniß ausgestellt hatte, und eine alte Magd, Katharina Theot, verhaften lassen als schwärmerische Sectirer, die in Robespierre einen Propheten Gottes, einen neuen Muhamed erkannten. Robespierre widersprach dieser Verhaftung, konnte aber seine Meinung diesmal nicht durchsetzen, indem auch die Mehrheit im Wohlfahrtsausschuß gegen ihn war und es besonders der kalte und boshafte Billaud-Varennes darauf anlegte, ihn zu verletzen. Diese Sache, die er als eine persönliche nicht zu weit verfolgen durfte, ohne sich lächerlich und verdächtig zu machen, ärgerte ihn tief und er blieb seitdem sogar aus dem Wohlfahrtsausschuß weg, war aber desto öfter im Jakobinerklub, den er ausschließlich beherrschte. Der Gemeinderath unter dem an Paches Stelle gewählten Maire Fleuriot bestand, wie das Revolutionstribunal, nur aus seinen Creaturen, und eben so ergeben war ihm Hen-

riot, Chef der Nationalgarde. Die Pariſer Sectionen, aus bezahlten Sansculotten beſchickt, bezeigten ihm eine faſt andächtige Hingebung, die ſich beſonders offenbarte, als ein junges Mädchen, Cäcilie Renault, mit einem Meſſer vor ſeiner Thüre ergriffen wurde und auch eingeſtand, ſie habe ihn tödten wollen. (Gleichzeitig wurde auch auf Collot ein Mordverſuch gemacht.) Der Convent bewilligte fortwährend in blindem Gehorſam, was Robespierre verlangte. Somit ſchien ihm die Dictatur nicht entgehen zu können und eine kühne und raſche Gewaltthat hätte die wenigen Männer in den Ausſchüſſen, die ſich ihm zu widerſetzen gewagt, niedergeſchmettert. Aber er wollte, wie bisher, alles nur auf geſetzlichem Wege, nur durch die Macht der Idee, formulirt in Conventsdecreten, durchſetzen. Es war ihm nicht um die Erhebung ſeiner Perſon, ſondern um den Sieg ſeines Syſtems zu thun. Vergebens mahnten ihn ſeine Freunde zu raſcher That, er weigerte ſich und ließ den Gegnern Zeit, ſich gefaßt zu machen.

Am meiſten ſchadete ihm, daß er das Revolutionstribunal fortwüthen ließ. Jeden Tag ſchleppten die Henkerkarren 50—60 oder mehr Unglückliche zum Schaffot. Obgleich bezahlte Weiber, die ſ. g. Furien der Guillotine, immer noch die armen Schlachtopfer umgaben und verhöhnten, ſo verringerte ſich doch die Zahl der Zuſchauer bei den Hinrichtungen. Man mußte das Schaffot wiederholt an einem andern Ort aufſchlagen, weil der alte durch die Blutlache allzu ſehr aufgeweicht war. Die Bürger, an deren Häuſern die Henkerkarren vorüberfuhren, verſchloſſen ihre Läden und fingen an ſich zu beſchweren. Der Blutdurſt der Pariſer war endlich geſättigt.*) Schon am Feſt des höchſten Weſens hatten viele tauſende ſehnlich eine Amneſtie und auf Robespierre als einen Erlöſer gehofft. Nun ſah man in ihm gerade den Haupthenker, und weil er der letzte war, in dem alle Macht der Revolution ſich concentrirte, ſchrieb

*) Eine Karikatur jener Tage ſtellt das ganze franzöſiſche Volk ſchon enthauptet und ohne Köpfe dar, nur der Henker hat noch ſeinen Kopf, iſt aber im Begriff, ſich ebenfalls, als der letzte, zu köpfen.

man ihm allein die Hinrichtungen zu, wenn sie auch von andern Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses ausgingen. Die Zahl der Familien, deren Mitglieder schon geopfert waren oder noch im Kerker schmachteten, hatte sich ungeheuer vermehrt, und alle sahen in Robespierre ihren Todfeind. Er beging die Unklugheit, das Beil auch über den Häuptern solcher Personen schweben zu lassen, die sehr warme Freunde im Convent hatten. Er hätte jene schonen oder diese mit verderben müssen und zwar ohne Zögern. Die schöne Cabarrus lag in einem Pariser Gefängniß, mit ihr die liebenswürdige Wittwe des hingerichteten Generals Beauharnais, Josephine Tacher de la Pagerie, Tochter eines reichen Pflanzers auf der Insel Martinique. Diese jungen feurigen Damen hatten Freunde. Die Cabarrus schrieb einen Zettel an Tallien, worin sie ihm seine Feigheit vorwarf. Er schwur, sie zu retten. Außer ihm gab es noch andere im Convent, die voraussahen, daß sich das Schreckenssystem doch nicht länger werde halten lassen, und die gerne die Verbrechen, welche sie selbst begangen hatten, dadurch sühnen wollten, daß sie als die ersten auftraten für ein milderes System. Andere wollten nicht umsonst geplündert haben, sondern ihre Beute fortan mit Sicherheit genießen. An Tallien schlossen sich an Bourdon von der Oise, Barras, Fréron, Panis, Fouché, Lecointre, alles entschlossene Männer. Sogar Lebon und Carrier gehörten dazu.

4.

Der 9. Thermidor.

Obgleich bisher die wildesten Bergmänner und mitschuldig am Verderben Dantons, der Gironde und der Constitutionellen, konnten sie doch auf den Beistand aller Ueberreste dieser Parteien in der Ebene zählen. Legendre, hündisch kriechend vor Robespierre, glühte doch, seinen Freund Danton an ihm zu rächen. Endlich war die Mehrzahl der Ausschüsse in der Lage, alles gegen Robespierre wa-

gen zu müſſen, nachdem ſie ihm einmal den Gehorſam verweigert hatten. Unter dieſen befanden ſich Männer, die nicht gegen ſein Syſtem, ſondern nur gegen ſeine Perſon geſtimmt waren, ja die ſogar meinten, ſein Syſtem auch ohne ihn fortſetzen zu können. So Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Vadier, Amar. Auf alle dieſe Meinungsverſchiedenheiten kam es jetzt nicht an, genug, wenn nur ſo viele Stimmen als möglich im Convent ſich in dem Haß gegen Robespierre vereinigten. Wenn man ſich einen klaren Begriff von dem, was damals der Schrecken war, machen will, muß man wiſſen, daß Tallien auch, nachdem er ſeiner Geliebten ſchon Rettung geſchworen hatte, noch in einem feigen Briefe Robespierre um ſeine Gunſt anflehte, daß Fouché vor Robespierre niederträchtiger als irgend einer kroch und ſich um eine Tochter des Tiſchlers bewarb, bei dem Robespierre wohnte, weil es hieß, dieſer ſelbſt werde eine andere Tochter deſſelben heirathen (Robespierre aber bezeigte ihm die tiefſte Verachtung und ſtieß ihn aus dem Jakobinerklub als einen „elenden Betrüger" aus), und daß Barrère, nachdem er Royaliſt, conſtitutioneller Feuillant geweſen, nur aus Angſt Jakobiner geworden war, öffentlich die Blutſcenen mit poetiſchem Entzücken ſchilderte und immer neue Blutbefehle verlangte, heimlich aber der Ueppigkeit ſeines früheren adeligen Standes mit Maitreſſen fröhnte und, als es zum großen Kampfe mit Robespierre kam, zweierlei Berichte in der Taſche führte, um je nachdem die Entſcheidung ausfiel, ihn oder ſeine Gegner zur Guillotine zu ſchicken.

In ſeiner graden Weiſe verlangte St. Juſt ſchon am 2. Thermidor (20. Juli) für Robespierre, als dem allein Tugendhaften, die Dictatur. Man kam aber vor Zank zu keinem Beſchluß. Den eigentlichen Kampf eröffnete erſt Robespierre am 8. Thermidor (26. Juli) mit einer langen Rede im Convent, in der er nicht einen einzigen Namen nannte, aber ſo viele Mitglieder des Conventes und der Ausſchüſſe als verdorbene Menſchen bezeichnete, die man zum Wohl der Republik ausrotten müſſe, daß außer ſeinen nächſten Vertrauten kaum einer übrig blieb, der ſich nicht hätte getroffen fühlen können. Hätte er nur wenige genannt, man würde

ſie ihm in der Angſt wahrſcheinlich zum Opfer gebracht haben. Da aber der Verdacht über allen ſchwebte, einigten ſich alle zur verzweifeltſten Nothwehr.

Eine bange Stille folgte ſeiner Rede. Endlich ſchlug einer den Druck derſelben vor. Wurde dieſer genehmigt und die Rede, als vom Convent gebilligt, in die Departements verſandt, ſo konnte Robespierre die einzelnen Opfer nennen und der Convent ſie nicht mehr verweigern. Die Muthigſten verlangten, man ſolle, bevor man den Druck beſchließe, erſt überlegen, darüber debattiren. Der alte Vadier meinte es ſchlau anzufangen, wenn er die Katharina Theot wieder aufs Tapet bringe. Aber alle überraſchend unterbrach ihn einer der wenigen ehrlichen Männer der Verſammlung, von dem es niemand erwartet hätte, Cambon, der die Finanzen leitete, und ſprach: „Es iſt endlich Zeit, die ganze Wahrheit zu ſagen. Ein einziger Mann will hier den Herrn ſpielen und euern Willen feſſeln, und das iſt Robespierre.“ Robespierre kam dadurch in ſichtbare Verlegenheit und Billaud-Varennes erhob ſich mit Kraft, andere folgten. Man ſchrie, Robespierre ſolle die Namen nennen. Aber er weigerte ſich und ging weg, um im Jakobinerklub ſein Herz auszuſchütten. Hier las er die lange Rede noch einmal und klagte, er werde wohl wie Sokrates den Giftbecher leeren müſſen. Ich trinke ihn mit dir, rief David (that es jedoch nicht). Mit ſo unnützen Reden verlor der gefürchtete Mann die Zeit, während Tallien, Bourdon ꝛc. ſich vervielfältigten, um alle Parteien des Convents gegen ihn zu vereinigen.

Umſonſt rieth man Robespierre, nicht eher in den ihm ſo feindlich geſinnten Convent zu gehen, ohne daß er vorher die kühnſten ſeiner Gegner habe verhaften laſſen. Er blieb ſteif auf dem geſetzlichen Wege und begab ſich am folgenden Tage, dem berühmten 9. Thermidor (27. Juli) in den Convent, um durch St. Juſt ſeine Forderung von geſtern wiederholen zu laſſen, immer noch hoffend, durch Schrecken eine Mehrheit von Stimmen zu erzwingen. Aber St. Juſt konnte nicht einmal zu Worte kommen. Tallien

unterbrach ihn und verlangte, der Schleier ſolle ganz zerriſſen werden. Billaud-Varennes rief der Verſammlung zu, jetzt ſey der Augenblick gekommen, ſie werde untergehen, wenn ſie ſchwach ſey. Ihm antwortete lauter Beifall. Collot d'Herbois, damals präſidirend, gab weder St. Juſt, noch Lebas, ſondern nur den Feinden Robespierres das Wort. Da ſtürzte Robespierre ſelbſt auf die Rednerbühne, aber Tallien, der darauf ſtand, ſtieß ihn zurück und von allen Seiten ſchrie man: nieder mit dem Tyrannen! Alle ſeine Anſtrengungen waren umſonſt, ſo oft er reden wollte, übertönte ihn daſſelbe Geſchrei. Dennoch wich er nicht, ſondern blieb mit gekreuzten Armen, bleich und wuthzitternd auf den Stufen der Rednerbühne ſtehen, während einer ſeiner Feinde nach dem andern dieſelbe beſtieg und ihn anklagte, Wahrheit miſchend mit Verleumdung. Nachdem er immer wieder vergebens das Wort verlangt, verließ er den Platz, an dem er wie an einem Schandpfahl geſtanden, eilte auf den Berg und beſchwor ſeine alten Anhänger, nicht abzufallen, aber alles wandte ſich von ihm weg. Er eilte zur Ebene, „ihr reinen Männer, ich flüchte zu euch," aber auch hier ſtieß man ihn zurück. Er ſtürzte wieder zur Tribüne, „Präſident von Mördern, wirſt du mir das Wort geben?" Aber er erhielt es nicht, ſeine Stimme wurde heiſer und verſagte ihm. Dantons Blut erſtickt dich, rief Legendre. Da alles gegen ihn war, verfügte man zuerſt, um die bewaffnete Macht zu lähmen, Henriots Verhaftung, dann die Robespierres, Couthons, St. Juſts. Ich will mich nicht zur Schande eures Decrets geſellen und verlange auch meine Verhaftung, rief Lebas. Ich habe die Tugend meines Bruders getheilt, ich will auch ſein Schickſal theilen, rief der jüngere Robespierre. Die Geächteten wurden ſogleich abgeführt. „Die Räuber triumphiren," ſagte Robespierre ſchmerzlich.

Auf den Straßen von Paris war viel weniger Bewegung, als man hätte erwarten ſollen. Der Convent hatte nur die Furchtſamen in der Stadt zu ſeiner Partei, die ſich nicht hervorwagten. Robespierre hatte die damals allein herrſchende und bewaffnete Partei für ſich, wollte aber keine ungeſetzliche Inſurrection. Wie gewöhnlich

bewegten ſich an dieſem Morgen die Henkerkarren zum Richtplatz, mit 45 Opfern. Ein ſchwacher Ruf nach Gnade ließ ſich hören, aber Henriot erſchien und die Unglücklichen wurden geköpft, unter ihnen der junge Dichter André Chenier. Henriot wurde zwar, total betrunken, von Anhängern des Convents verhaftet, aber von den ſeinigen wieder befreit. Auch Robespierre und alle ſeine Mitgefangenen wurden frei gemacht und rathſchlagten im Stadthauſe mit dem Gemeinderath und Henriot. Alle riethen, den Convent zu ſtürmen und Robespierre zum Dictator auszurufen. Dieſer aber wies alles ab, weigerte ſeinen Namen herzugeben, unterſchrieb nicht, ja beharrte ſogar dabei, ſich als Gefangenen zu betrachten. Noch weniger war der elende Henriot zu einem großen Unternehmen geeignet. Er machte zwar einen Angriff auf die Tuilerien, aber ſeine Kanoniere kehrten die Stücke um. Von nun an war Robespierres Sache verloren. Henriot hatte zwar vor dem Stadthauſe einen Haufen verſammelt, war aber ſchon wieder betrunken und verweilte zu lange bei den Berathungen, anſtatt durch die Straßen zu reiten und die ihm ergebenen Sectionen zu ſammeln. Unterdeß ſchritt der Convent ſelbſt zum Angriff vor, begünſtigt von der Nacht. Legendre jagte den Jakobinerklub auseinander und Barras, dem die Hauptführung anvertraut war, hatte zwar nur eine geringe Macht, aber ſie reichte hin, das nach und nach vom Pöbel verlaſſene Stadthaus zu umzingeln und in demſelben das ganze Hauptquartier Robespierres aufzuheben. Lebas erſchoß ſich, nachdem er Robespierre die zweite Piſtole gereicht hatte. Dieſer führte ſie mit unſicherer Hand und zerſchmetterte ſich nur die Kinnlade,*) ſein Bruder ſtürzte ſich aus dem Fenſter und brach beide Beine. Henriot wurde von ſeinem Gefährten Coffinhal aus Wuth (weil ſeine Beſoffenheit und Unfähigkeit an allem Schuld war) aus dem Fenſter geſtürzt, fiel in einen Kloak

*) Der Gensdarme Medal behauptete ſpäter, den Schuß auf Robespierre gethan zu haben, eine ſpäte und vereinzelte Nachricht von ſehr zweifelhafter Art, da der Selbſtmordverſuch der andern Gefangenen und die einſtimmige Meinung der damaligen Zeit vielmehr darauf hinweiſen, daß auch Robespierre ſelbſt das tödtliche Werkzeug gegen ſich gerichtet habe.

und ſchlug ſich ein Auge aus. Aber ſie alle wurden nebſt dem ganzen Gemeinderath gefangen genommen. Man wollte Robespierre in den Convent tragen, der es aber mit lautem Geſchrei abwehrte: „hinweg, rief Thuriot, mit dem Aaſe des Tyrannen, das uns nicht verpeſten ſoll.“ Man brachte ihn auf einen großen Tiſch in einem Vorſaal des Convents, wo er den ganzen Morgen liegen blieb. Eine Menge Menſchen drängte ſich, ihn zu ſehen und ihm Verwünſchungen zuzurufen. Er aber ſchloß die Augen und regte ſich nicht, außer wenn er ſich das Blut an ſeinem ſchlecht verbundenen Kinne trocknete. Ein gemeiner Mann, der ihn lange betrachtete, rief ihm endlich mit Entſetzen zu: „ja, Robespierre, es gibt einen Gott!“ Nachmittags kam er mit ſeinem ganzen Anhang vor das Revolutionstribunal, wo ſein alter Scherge Fouquier-Thinville ihn richten mußte. Noch an demſelben Abend wurden alle auf Karren gepackt und zur Guillotine geſchleppt, umheult vom Pöbel. Der Zug wurde abſichtlich an Robespierres Haus vorübergeführt und hielt hier an. Der Pöbel tanzte wie wahnſinnig eine Carmagnole, während Robespierre den letzten ſchmerzlichen Blick auf das gaſtliche Haus des Tiſchlers Duplay warf, der, nachdem ſein armes Weib ſchon von wüthenden Weibern in Stücke zerriſſen worden war, mit ſeinen Kindern gleichfalls geköpft wurde. Der Karren Robespierres gewährte einen gräßlichen Anblick. Er ſelbſt hatte das Geſicht halb mit dem blutigen Tuche verhüllt und ſeine ſonſt ſo ſorgfältig weißgepuderte Friſur und das blaue Kleid, das er wie am Feſt des höchſten Weſens trug, waren mit Blut beſchmutzt. Neben ihm lag der verſtümmelte Bruder, der lahme Couthon und der von Koth und Blut triefende Henriot. Nur St. Juſt hielt ſich aufrecht und blickte mit tiefer Verachtung ins Volk. Ehe es Nacht wurde, lagen alle ihre Köpfe im Sack der Guillotine. Das Volk umher jauchzte, wie es beim Tode des Königs gejauchzt hatte.

und dergleichen, so daß das Volk unter der Last von Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten im Gottesdienst die wahre innere Andacht und den großen Sinn gänzlich verlor. Die Andacht bestand nur noch darin, dreißig oder hundertmal ein lateinisches Gebet hintereinander herzusagen, und sich dabei ja nicht zu verzählen. Die Kunst der Jesuiten bezweckte vorzüglich, das Volk in beständiger Spannung und Angst vor theils kirchlichen, theils göttlichen Strafen zu erhalten, und der Teufel war das letzte und wirksamste Schreckbild, was man den dummen und furchtsam gemachten Menschen vorhielt.

Der äußere Schein der Heiligkeit wurde noch durch das Missionsgeschäft der Jesuiten vermehrt. Sie machten es sich zur Pflicht, trotz aller Gefahren alle Arten von Ungläubigen zu bekehren, und wie sie in Europa den Ketzern entgegenarbeiteten, so gingen sie auch nach den fernsten Welttheilen, die Heiden zu bekehren. Dies gab ihnen den Glanz neuer Apostel und Martyrer. Sie verbanden aber auch damit einen sehr weltlichen Zweck. Sie wollten sich nämlich durch ihre Missionen die Reichthümer der neuen Welt aneignen, und es gelang ihnen. Sie brachten unermeßliche Schätze nach Europa, und benutzten dieselben, ihre Macht um so fester in einer Zeit zu gründen, in welcher man mit Geld schon beinah alles ausrichten konnte.

Die Jesuiten wirkten auf das Volk nicht nur durch die gewöhnlichen geistlichen Mittel, sie traten ihm viel näher, als es bisher den Priestern gelungen war. Sie mischten sich in alle Angelegenheiten der Gemeinden und der Familien, und schlichen sich als Rathgeber, Beichtväter, Hausfreunde an allen Orten ein, spürten ihre heimlichen Gegner auf und verfolgten sie, bewachten das Leben und selbst die Gedanken der Menschen, und verschafften sich durch List und Gewalt, Erbschleichen und

5.

Die goldene Jugend.

Es gab noch Schwärmer, welche in diesem abermaligen Abschlagen vorragender Köpfe nur einen Sieg der Gleichheit erkannten, oder Heuchler, die diese Meinung wenigstens zur Schau trugen. Dieselben Worte, die Robespierre einst dem Fleischer Legendre zugerufen, als dieser Danton vertheidigen wollte: „ist mit dem Namen Danton etwa ein Privilegium verbunden? wir wollen keine Götzen," wurde jetzt auf Robespierre selber angewandt: „es ziemt sich nicht, daß ein Mann sich an die Stelle aller setze." Am schärfsten drückte Carnot diesen Gedanken aus, indem er der Nation wehe zurief, die das Verdienst oder die Tugend irgend eines Bürgers nöthig hätte. Jeder müsse sich für entbehrlich halten, das sey die dem Republikaner nothwendige Bescheidenheit. Indeß konnte sich niemand verhehlen, daß mit Robespierre die Spitze des revolutionären Princips abgebrochen war. Die geringe Unterstützung, die er zuletzt fand, beweist zur Genüge, daß die heiße Blutgier der Pariser sich bereits in Eckel und die Schwärmerei für den unbestechlichen Volksfreund in die Langeweile verwandelt hatte, die seine monotonen Moralpredigten natürlicherweise hervorrufen mußten. Die Freude war allgemein. Es schien, wie wenn die französische Nation von einem bösen Alp gedrückt gewesen wäre und nun endlich wieder frei athme. Wenn gleichwohl die Guillotine noch einige Zeit in voller Arbeit blieb, so geschah es nur, um die bisherigen Schlächter zu schlachten.

Man hat damals schon die Revolution mit dem Saturn verglichen, der seine eigenen Kinder fresse. Jede Partei, jeden vorragenden Mann, den sie eine Zeitlang in die Höhe gehoben und dem sie die Macht in die Hände gelegt, verschlang sie wieder, gleich wie ein stürmisches Meer eine Welle um die andere verschlingt, bis alle ruhen.

Bis zu Robespierres Sturz galt der philosophische Wahn, der

Staat müſſe die Menſchen nehmen, wie ſie ſeyn ſollen. Von nun an kehrte man zu der nüchternen Anſicht zurück, man müſſe ſie nehmen, wie ſie ſind. Dem eiſernen Tugendgebot der Guillotine glücklich entronnen, glaubte ſich jedermann ſeines Lebens doppelt freuen zu müſſen und der Eckel an einer ſo blutigen Tugend machte die Wolluſt doppelt ſüß und entſchuldbar. Die Menſchen, die ſich von nun an der Leitung der Republik bemächtigten, waren meiſt im Privatleben ſinnlichen Vergnügungen ergeben und in den öffentlichen Geſchäften practiſch wie Dumouriez, die bisherige Schwärmerei und Syſtemſucht von ſich weiſend. Robespierre hatte Recht, wenn er ausrief: „die Räuber triumphiren.“ Die Männer, die nach ihm zur höchſten Gewalt gelangten, verdienen großentheils dieſen Namen, denn auf ſein grauſames Tugendſyſtem ließen ſie ein ſchamloſes Raubſyſtem folgen. Es iſt charakteriſtiſch, welcher Mittel ſie ſich bedienten, um Robespierre, deſſen Tugend doch ein Vorwurf für ſie war, als eben ſo laſterhaft darzuſtellen, wie ſie ſelbſt waren. Er und ſein Bruder, beide ſtarben in Armuth. Billaud-Varennes beſchuldigte ihn und Dumont ſeinen Bruder der Unterſchlagungen und Spitzbübereien. Merlin von Thionville rief mit affectirter Entrüſtung aus, „der Papſt und Miniſter Pitt ſeyen in Verzweiflung über Robespierres Tod,“ als ob er von denſelben beſtochen geweſen wäre. Am ſchamloſeſten benahm ſich Carrier, der bei Robespierres Hinrichtung ſich vordrängte und am lauteſten jubelte. Er wollte dadurch ſeine eigene Schuld maskiren.

Von nun an traten die Deputirten der Ebene im Convent wieder in die erſte Reihe. Die lange ſtumm geſeſſen, nahmen jetzt das Wort; die zitternd unterworfen geweſen, wurden die herrſchende Mehrheit und an ſie ſchloſſen ſich alle die Männer an, die der Greuel müde wieder Ruhe und Vergeſſenheit ihrer eigenen Sünden ſuchten. Man nannte dieſe ganze große Partei nach dem Tage, an welchem ſie geſiegt hatte, die Thermidorpartei, im Gegenſatz gegen die Reſte des Berges, die am bisherigen Schreckensſyſtem feſthalten wollten und deshalb die Terroriſten hießen. Unter den erſtern ragten hervor Sièyes, Gregoire, Thibaudeau, Boiſſy d'Anglas als alte

Conſtitutionelle oder Gemäßigte, Tallien, Fréron (früher wüthender jakobiniſcher Libelliſt), Legendre, Barras, Lecointre, Dubois-Crancé, Bourdon von der Oiſe, Aubry, Merlin von Thionville, Merlin von Douai, Rewbel, Cambacérés als neue Gemäßigte und Ueberläufer vom Berge. Unter den Terroriſten: Billaud-Varennes, Collot, Barrère, Vadier, Amar, Cambon, Carnot, Robert Lindet, Jean Bon St. André, Prieur von der Marne und von der Cote d'or, Fouché ꝛc.

Die Reaction war thatſächlich, es handelte ſich nur davon, wie weit ſie gehen ſollte? Die Ausſchweifungen der Revolution ſollten ein Ende haben, darüber waren alle einig, aber während die einen alle Errungenſchaften des vierten Standes und die reine Demokratie feſthalten wollten, gingen die andern weiter und verlangten die Wiederherſtellung des natürlichen Uebergewichts in den gebildeten Claſſen, im Sinne der Gironde. Noch andere hofften wenigſtens heimlich die Contrerevolution bis zur Wiederherſtellung der Ariſtokratie und des Königsthums zurückzubringen. Die rückläufige Bewegung mußte langſam eine Station nach der andern, welche die vorwärtsſtrebende erreicht hatte, wieder zurückmeſſen.

Zunächſt wurden in den Sturz Robespierres ſeine bisherigen Getreuen, der geſammte Gemeinderath von Paris und ſeine nächſten Freunde im Jakobinerklub mit hineingeriſſen. In den nächſten Tagen nach ſeinem Tode fielen noch etwas über hundert Köpfe derſelben. Dann wurde man milder. Lecointre konnte ſeine Anklage gegen die Häupter des Berges nicht durchſetzen. Erſt im Herbſt begannen neue Anklagen gegen die berüchtigtſten Terroriſten, wie Carrier, Lebon, Fouquier-Thinville ꝛc., aber noch wurde ihre Verurtheilung verſchoben. Dagegen wurde an den 12,000 Verdächtigen, welche die Kerker von Paris anfüllten, Gnade geübt. Legendre glaubte in einem Uebermaß von Wohlwollen nicht genug Freilaſſungen verfügen zu können, ſo ſehr drängte es ihn, wieder gut zu machen, was er geſündigt. Der ſcheußliche Schuſter Simon war ſchon (was eine nicht geringe Aufmerkſamkeit der Thermidoriſten auf dieſen Gegenſtand bewies) am gleichen Tage mit Robespierre geköpft worden

und der junge König Ludwig XVII. bekam von Stund an beſſere Pflege, allein ſeine Natur war ſchon zerrüttet, und da man ihn noch immer aufs ſtrengſte eingeſperrt hielt, ſiechte er fort und ſtarb am 8. Juni 1795.

Tallien führte ſeine ſchöne Geliebte aus dem Kerker und machte mit ihr ein großes Haus. Ebenſo Barras, der mit der Wittwe Beauharnais in vertrauteſtem Verhältniß ſtand, desgleichen die ſchöne Julie Recamier. Man nannte dieſen neuen eleganten Cirkel nur salons dorés. Hier bildete ſich ein neues, freilich ſehr ſonderbares Ritterthum, einer Heiligen, wie die Madame Tallien, die man Notre dame du Thermidor nannte, angemeſſen, die ſ. g. jeunesse dorée (die Goldjungen). Fréron ſpielte jetzt an ihrer Spitze den Stutzer, erwarb ſich aber das Verdienſt, ſie als ein allezeit ſchlagfertiges Heer gegen die Jakobiner zu organiſiren. Sie führten dicke Knotenſtöcke mit Stiletten und ſchlugen ſich faſt jeden Tag mit dem Pöbel herum, der auf einmal den Muth verloren zu haben ſchien. Der Convent verfehlte nicht, die 40 Sous, die man bisher den Sansculotten als Tagelohn für ihre Anweſenheit bei den Sectionen bezahlt hatte, zu ſtreichen und die Sectionsverſammlungen überhaupt auf die Decadentage zu beſchränken. Als die Prügeleien immer ärger wurden und die Goldjungen Meiſter waren, wurde endlich am 12. November der Jakobinerklub für immer geſchloſſen. Dem entſprach eine ausgebreitete Wirkſamkeit der gemäßigteren und gebildeteren Preſſe, die über die ſchmutzige und blutige der Sansculotten triumphirte. Im Gegenſatz gegen die Marſeillaiſe ſang die goldene Jugend ein neues contrerevolutionäres Lied (le réveil du peuple).

In dieſer Periode trat zugleich in Paris eine merkwürdige Veränderung in den Sitten und Trachten ein, die ſich auch alsbald über ganz Europa ausbreitete. Wie erbittert auch noch die verbündeten Mächte gegen die franzöſiſche Republik kämpften, ſo war doch die Gewohnheit, alle Pariſer Moden nachzuahmen, ſchon zu tief eingewurzelt, als daß nicht die Feinde Frankreichs ſie jetzt wie früher adoptirt hätten. Die Vernichtung des Hofes und der Ariſtokratie, die Herrſchaft des Sansculottismus, die Angſt, mit der

ſelbſt die reicheren und gebildeteren Bürgerclaſſen die einfachen und nachläßigen Manieren des gemeinen Volkes in Paris affectirten, hatte mit der feinern Galanterie auch die künſtliche, mühevolle und koſtbare Toilette verſchwinden gemacht. Man hatte keine Zeit und keine Diener mehr, ſich friſiren zu laſſen. Die neue Geſellſchaft, die ſich nach dem Thermidor zu bilden anfing, ging hauptſächlich aus Jakobinern hervor, die ſich bereichert und bekehrt hatten (wie Tallien, Barras), wozu ſich bald darauf auch die glücklichen Generale geſellten. Dieſe nur durch das Intereſſe des Augenblicks zuſammengeführten Cirkel waren äußerlich noch vom Princip der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beherrſcht. Die Freude, endlich der Todesfurcht, dem Schmutz der Kerker, dem Maximum, dem ſchwarzen Brod entronnen zu ſeyn, erhöhte die Lebensluſt und nahm etwas Bachantiſches an. Paris wimmelte von Tanzplätzen, auf denen man ſich von der Schreckenszeit erholte. Selbſt der Kirchhof von St. Sulpice und der Kloſterhof der Carmeliter, noch vom Blut der Septembermorde geröthet, dienten zum Tanz. Die durch die Hinrichtungen am tiefſten in Trauer verſetzten Familien ſuchten ſich hier, die aufblühenden Söhne und Töchter der Gemordeten übten in ihrer Trauertracht eine Anziehungskraft auf einander, die den Schmerz einiger Jahre durch die wildeſte Aeußerung des unverjährbaren nationalen Frohſinns rächen zu wollen ſchien. Die Beziehungen der beiden Geſchlechter zu einander waren nie freier geweſen. Die Kirche exiſtirte nicht mehr. Ehen wurden geſchloſſen ohne Trauung, unzählige Kinder blieben ohne Taufe.

Nach dem Vorgange der Goldjungen Fréróns ließen die Herren Puder, Friſur, Haarbeutel verſchwinden und trugen ihr natürliches Haar, anfangs à la victime lang und kettenartig geflochten, dann vorn, über der Stirn kurz abgeſchnitten. Der dreieckige Hut machte definitiv dem runden Platz. Der Frack ſchob ſich lächerlich hinauf, mit hohem Stehkragen und einer ſehr kurzen Taille. Hals und Kinn ſteckten in einer ungeheuren Cravatte. Auch die ſeidenen Strümpfe und Schnallenſchuhe verſchwanden und machten langen Beinkleidern Platz, über welche Stiefel mit glänzenden Stiefletten

gezogen wurden. Einen ſolchen neumodiſchen Stutzer nannten die Alten mit Recht einen incroyable. — Die Damen nahmen nach dem Vorgang der Madame Tallien und der Vernunftgöttinnen die leichte antike Tracht an. Vom Kopf verſchwanden Puder, Friſur und Hauben. Man flocht das Haar nach dem Muſter griechiſcher Vaſenbilder und wand diademartig Bänder hinein. Auch die Schnürleiber verſchwanden. Ein nur zu leichtes, im Sommer oft nur aus Flor beſtehendes Kleid enthüllte den Leib mehr, als es ihn bedeckte. Buſen und Arme blieben entblößt, auch ein Bein mußte durch das hochaufgeſchürzte Kleid hervorblicken. Die Füße glänzten in goldenen Sandalen.*) — Einer nicht minder durchgreifenden Erneuerung unterlagen die Möbeln. Dem ältern Hofgeſchmack entſagend, ließen die reichen Parvenus der Revolution ihre Hotels mit Geräthſchaften anfüllen, die ſämmtlich antiken Muſtern entlehnt waren.

Im Winter gedieh die Contrerevolution ſchon ſo weit, daß die Freilaſſung aller noch lebenden Girondins vom Convent beſchloſſen wurde, 7. Dez. Bald darauf wurde Carrier, trotz der angeſtrengteſten Bemühungen ſeiner Partei, ihn zu retten, auf das Blutgerüſt geführt, 16. Dez. Eine Anzahl Nanteſer, die er nach Paris ins Gefängniß geſchickt hatte, waren ſeine Ankläger und die bei dieſem langen Prozeß auftretenden Zeugen ſagten die entſetzlichſten Dinge über ihn aus. Am Jahresende wurden in Paris die Büſten Marats zerſchlagen und das Maximum abgeſchafft, 23. Dezbr. Am 21. Februar decretirte der Convent die Freiheit des Gottes-

*) Madame Tallien erfand auch bereits die ariſtokratiſche Tracht der ſ. g. merveilleuses, wodurch die Gemahlinnen der Directoren und Machthaber ſich auszeichneten: lange purpurne Roben mit goldgeſtickten Palmen, das geflochtene Haar funkelnd von Juwelen, an den Füßen fleiſchfarbene Strümpfe mit durchſichtigen Zehen, an denen Brillantringe ſtrahlten. Nach ſo vielem Morden gewann das neue Leben Werth, daher trugen ſich die Damen in guter Hoffnung mit beſondrem Stolz oder wurden die ehemaligen culs de Paris nach vorn verſetzt. Damit hing auch der Lieblingsattitude zuſammen, in welcher die Damen ihr dünnes Kleid durch einen Griff im Rücken anzogen, damit das Kleid den Vordertheil des Leibes völlig faltenlos zeige.

dienſtes nur mit der Einſchränkung, daß der Staat keine Gebäude oder Geld dafür hergeben und kein Prieſter ſich öffentlich in Prieſterkleidung ſehen laſſen ſollte. — Am 7. März ſchickte die Stadt Lyon eine ſchwere Anklage gegen Collot d'Herbois ein, wegen der von ihm begangenen Greuel. Auch gegen Billaud, Vadier und Barrère erhoben ſich grollende Stimmen, doch kam es zu keiner gerichtlichen Vorladung. Am 8. März wurden die 73 Girondins mit den Verurtheilten, die dem Tod entronnen, Isnard, Lanjuinais, Louvet ꝛc. wieder in den Convent eingeführt. Als ſich Widerſpruch erhob, ſagte Chenier: „warum fanden ſich nicht Höhlen, tief genug, um dem Vaterlande Condorcet und Vergniaud zu erhalten? warum hat eine gaſtfreie Erde nicht mehr von jenen berühmten und unglücklichen Opfern uns zurückgegeben?“

Die gefährdeten Häupter des Berges ſahen ihren Untergang vor Augen, wenn ſie nicht handelten. Der um ſeinen Sold gebrachte und von den Goldjungen gezügelte Pöbel war ſehr erbittert. Nach Aufhebung des Maximum hielten die Wucherer das Getreide zurück. War nun auch bei der Sorgfalt des Boiſſy d'Anglas, der dieſe Angelegenheit leitete, keine Hungersnoth zu fürchten, ſo nahm doch der Pöbel die Miene an, als ſey dieſelbe wieder vor der Thür, nur um einen Vorwand zur Unruhe zu haben. Die meiſt von ihm bewohnten Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau ſetzten ſich in Inſurrection und zogen, die Weiber (die jetzt ſ. g. Wittwen Robespierres) wieder voran, gegen den Convent mit dem Geſchrei: „Brod und die Conſtitution von 1793.“ Die Verfaſſung war zwar verkündigt, aber immer noch nicht ins Leben getreten. Die proviſoriſche Dictatur Robespierres und des Berges hatte man ſich gefallen laſſen, eine der Gemäßigten wollte man nicht. Deshalb drang man ſo ſehr darauf, die Verfaſſung ſolle jetzt endlich einmal eine Wahrheit werden. Da ſie, wie wir oben ſahen, eine durchaus demokratiſche war, ſo mußte ſie auch, ſobald ſie eingeführt war, dem Pöbel ſein Uebergewicht in den Urverſammlungen wieder ſichern. — Nachdem man ſchon mehrere Tage hindurch tumultuirt, drang der Schwarm am 1. April in den Convent ein, der aber Muth behielt

und mitten im Lärmen die bereits verhafteten Häupter der Terroristenpartei (Billaud, Collot, Barrère und Vadier) zur Deportation nach Cayenne verurtheilte. Die beiden letzteren entkamen. Zugleich wurde gegen viele andere Verhaftung decretirt und zum erstenmal ein aus dem Lager zurückgekehrter General mit Linientruppen zur Bändigung des Pöbels verwendet. Das war Pichegru, der dem Convent unbedingten Gehorsam verschaffte. Nun folgten weitere Acte der Contrerevolution Schlag auf Schlag, die Deportirung Cambons, Maignets, Levasseurs, Thuriots, Lecointres ꝛc. (17. April), Aufhebung der Confiscationen, die Hinrichtung Hermanns, Fouquier-Thinvilles und noch 13 anderer Mitglieder des Revolutionstribunals (7. Mai). Aber der wüthende Pöbel wagte noch einmal einen großen Aufstand am 20. Mai, drang abermals in den Convent ein, bedrohte den mit festestem Muth aushaltenden Präsidenten, Boissy d'Anglas, stundenlang mit dem Tode, tödtete den Abgeordneten Féraud wirklich und steckte dessen Haupt auf eine Pike. Aber Legendre rückte mit der wiederhergestellten Nationalgarde heran und machte den Convent abermals siegen. Die Folge davon war die Verhaftung weiterer Bergmänner im Convent und endlich auch die Reinigung der Galerien. Es sollte kein Weib mehr den Conventssitzungen anwohnen, außer in Gesellschaft eines Mannes und mit einer Einlaßkarte versehen. Als die Insurgenten gleichwohl noch einen Versuch machten, den noch nicht verhafteten Cambon zum Maire zu erheben, und als der zum Tode verurtheilte Mörder Férauds befreit wurde, schritt General Menou wieder mit Linientruppen ein und entwaffnete die Vorstädte. Alle Häupter des Berges, soweit sie nicht geflohen waren, wurden deportirt, auch Carnot nur verschont, „weil er den Sieg organisirt hatte." Das Revolutionstribunal hörte für immer auf und wurde durch Militärcommissionen ersetzt. Die Guillotine brauchte man nur noch für die scheußlichsten Verbrecher. Die nobleren wurden deportirt. Zu den ersteren gehörte Lebon. Sechs terroristische Conventsmitglieder, die bisher nur in zweiter Reihe gestanden (Romme, Goujon, Duquenois, Duroi, Bourbotte und Soubrany), sollten am 17. Juni geköpft werden,

durchſtachen ſich aber alle zuvor einer nach dem andern mit demſelben Meſſer. Auch Fouché wurde verhaftet. In den Provinzen wagten nur die Terroriſten von Toulon einen Aufſtand und bemächtigten ſich der Stadt (17. April), allein ſie wurden durch die Energie des Conventsdeputirten Isnard und durch die Uebermacht der guten Bürger und des ſchnell herbeigezogenen Militärs erdrückt und in Marſeille wiederholten ſich damals die Septembermorde im umgekehrten Sinn, indem die hier im Fort St. Jean gefangen gehaltenen Terroriſten, 80, nach andern 200 an der Zahl, damit ſie nicht befreit würden, ermordet wurden. In Tarrascon ſtürzten die fanatiſchen Bürger und Bauern ihre bisherigen terroriſtiſchen Tyrannen von einem Thurm hinunter.

Da die Contrerevolution in dem Maaße, in welchem ſie in Paris vorſchritt, auch den Emigrirten und dem Ausland Hoffnungen weckte, müſſen wir, ehe wir ihre Kataſtrophe ſchildern, den Blick auf die Grenzen werfen.

6.

Die bataviſche Republik.

Pichegru mit der Nordarmee hatte im Herbſt 1794 die Engländer unter York nach Holland hineingetrieben, war aber durch die große Erſchöpfung ſeines Heeres und durch die rauhe Jahreszeit verhindert worden, ihnen weiter zu folgen. Indeß verkehrte er viel mit den Unzufriedenen in Holland, mit den ſ. g. „Patrioten," die noch äußerſt erbittert waren über das frühere Einſchreiten Preußens zu Gunſten des Erbſtatthalters. An der Spitze dieſer Partei ſtand General Daendels, der Holland mit Hülfe der Franzoſen demokratiſch machen wollte. Die Strenge des Winters ſelbſt lud die Franzoſen ein, indem ſie über die gefrornen Kanäle und Flüſſe leicht vordringen konnten. Daher brach Pichegru mit ſeinem ganzen Heer am 27. Dezember auf, ſetzte über die Maas und Waal und

trieb die Engländer und Oesterreicher vor sich her, die zu schwach waren, sich ihm zu widersetzen. Die holländischen und englischen Schiffe aber waren sämmtlich im Eis eingefroren und wurden alle von den Franzosen genommen, in Bommel allein 190 englische Schiffe, bei Rotterdam 22 reich beladene englische Artillerie-Transportschiffe und noch gegen 200 englische Schiffe an andern Punkten der holländischen Küste. Erst am 8. Januar, als die Kälte nachließ, wagte die vereinigte englisch-österreichische Armee unter Wallmoden wieder vorzugehen, wurde aber in den Linien von Arnheim geschlagen und mußte sich nach Westphalen zurückziehen. Die Engländer verloren fast alle ihre Geschütze, und eine Menge Kranke erlagen dem harten Winter. Der alte Haß der Holländer gegen die Engländer offenbarte sich jetzt in grausamer Verrätherei. In Utrecht wurde das englische Gepäck geplündert, in Zütphen weigerte man verhungernden und kranken Engländern die Aufnahme. Die Verwirrung war grenzenlos. Der Erbstatthalter floh nach England. Pichegru hielt am 19. Januar seinen Einzug in Amsterdam. Die Generalstaaten setzten am 26. Januar im Haag den Erbstatthalter ab. Ihre Freude wurde aber getrübt durch die Conventsdeputirten Sièyes und Rewbel, die Holland 100 Millionen Gulden abpreßten. Auch blieb ein französisches Heer in Holland stehen, dessen Flotte sich mit der französischen vereinigen mußte. Maestricht und Venloo mit Holländisch-Flandern wurden damals schon ganz zu Frankreich geschlagen. Der Rest von Holland erhielt den Namen der batavischen Republik nach dem Muster der französischen. Die Engländer entschädigten sich durch Wegnahme der holländischen Handelsflotte, die in Plymouth lag und einen Werth von 12 Millionen Pfund Sterling enthielt, durch Wegnahme holländischer Schiffe auf allen Meeren und endlich auch durch Eroberung sämmtlicher holländischen Colonien, mit Ausnahme von Batavia. — Der König von Preußen, welcher früher mit so viel Energie seine Schwester, die Erbstatthalterin von Holland, gegen die Insurgenten unterstützt hatte, blieb jetzt neutral.

Die österreichischen Niederländer wurden schwer geprüft. Schon am 18. Dezember 1792 war unter Dumouriez alles Staats-

Drohen unermeßliche Vortheile. Besonders sahen sie es auf die Reichen ab, und mancher schenkte ihnen sein ganzes Vermögen, wogegen ihm die Jesuiten bis auf 480,000 Messen lesen und eben so viel Rosenkränze beten ließen.

Am thätigsten zeigten sich die Jesuiten aber an den Höfen, weil es ihr Grundsatz war, die Heerde in den Häuptern zu schlagen. Sie herrschten geraume Zeit an allen katholischen Fürstenhöfen, theils als Beichtväter und Erzieher der Fürsten, theils als Rathgeber und Unterhändler, weil ihre besten Köpfe ausdrücklich zu diesen politischen Geschäften abgerichtet wurden. Es gelang ihnen sogar, sich an protestantischen Höfen einzuschleichen, um die Fürsten zu bekehren, oder ihre Räthe zu bestechen. Auf diese Weise bekehrten sie selbst des großen Gustav Adolfs Tochter, die Königin Christine von Schweden, welche katholisch wurde, aber auch die Krone niederlegte. Heimliche Jesuitenumtriebe an protestantischen Fürstenhöfen haben fortgedauert, und oft die wichtigsten Unternehmungen der Protestanten gelähmt. Die Jesuiten legten sich auch auf die Arzneiwissenschaft, um zugleich als Leibärzte das Leben der Mächtigen in ihre Gewalt zu bringen, und manche Vergiftung jener Zeit kommt auf ihre Rechnung, nicht weniger als mancher heuchelmörderische Dolchstich, wodurch sie sich der Häupter der Gegenparthei entledigten. Um versteckter wirken zu können, hatten die Jesuiten auch heimliche Mitglieder unter den Laien, und es befanden sich selbst Fürsten darunter.

Um sich der kommenden Geschlechter zu versichern, und den Völkern methodisch den Geist einzupflanzen, den sie brauchten, rissen die Jesuiten die Erziehung fast ausschließlich an sich. Auf ihren Schulen oder Collegien zogen sie sich dann die tüchtigsten Mitglieder ihres Ordens

Kirchen-, Corporations- und Gemeindeeigenthum in Belgien unter französischen Schutz gestellt, d. h. für gute Beute erklärt worden. Im Frühjahr 1793 wurden die verzweifelnden Bürger gezwungen, die Einverleibung ihres Landes in die französische Republik zuzugeben. Französische Soldaten ertrotzten die Abstimmung mit dem Bajonet. In dem volkreichen Gent stimmten nur 150 Menschen, darunter 59 aus dem Zuchthaus befreite. Viele Städte protestirten, aber vergebens. „Wie kann uns Frankreich, indem es uns die Freiheit zu bringen vorgibt, dieselbe nehmen?“ schrieb die Stadt Brüssel unter dem Präsidenten Dotrenge. „Jedes freie Volk gibt sich selber Gesetze und empfängt sie nicht von einem andern,“ schrieb die Stadt Antwerpen unter dem Präsidenten van Dun. „Ihr raubt uns nicht nur das öffentliche, sondern auch das Privatvermögen, was unsere früheren Despoten nie gethan haben,“ schrieben die Stände von Hennegau.

Ueberall, wohin die Franzosen kamen, raubten sie alles öffentliche Gut, verjagten den Adel, brandschatzten den reichen Bürger, verkauften Wälder und machten alles zur Beute und durch Verkauf an Juden und Judengenossen zu Geld. In Lüttich wurde am ärgsten gewüthet, weil hier das Volk lange von seinem Fürstbischof Constantin Franz mißhandelt worden war. Viele Kirchen wurden hier der Erde gleich gemacht. In Köln wurden alle Klöster geöffnet, und Reisende fanden hier noch späterhin eine Nonne als berühmte schöne Kellnerin. Trier verlor alle Glocken und ersetzte sie zum Theil aus solchen, die man aus Metz gestohlen hatte. Damals begann auch zuerst der Raub der Kunstwerke. Aus Holland wie aus Belgien wurden die kostbarsten Gemälde der berühmtesten niederländischen Maler nach Paris entführt. Eine ungeheure Menge Kunstwerke gingen in den zerstörten Kirchen zu Grunde. Die Meisterwerke der älteren niederländischen und rheinischen Malerschule waren damals nicht mehr gewürdigt, ihr Werth noch nicht gehörig wiedererkannt. Nur wenigen kenntnißreicheren Männern, vor allen den Brüdern Boisserée in Köln, gelang es später, von den damals aus allen Kirchen zerstreuten Ge-

mälden die herrliche Sammlung altdeutſcher und altniederländiſcher Gemälde zu retten, die jetzt in München aufbewahrt iſt.

Die Oeſterreicher, bereits aus den Niederlanden verdrängt, hielten, nachdem auch das feſte Luxemburg am 7. Juni 1794 gefallen war, nur noch Mainz. Bayern übergab den Franzoſen ohne Noth und im geheimen Einverſtändniß die Feſtungen Düſſeldorf und Mannheim, von wo aus ſie neue Raubzüge machten und Greuel aller Art begingen. Ganze Gemeinden zwiſchen Main und Lahn flüchteten in die Wälder. Der tapfere Clerfait ſtrafte noch einmal dieſe Frevel. Er überfiel das franzöſiſche Belagerungsheer vor Mainz und nahm ihm 138 ſchwere Geſchütze ab (29. Oct.). Ebenſo fiel Mannheim wieder in die Gewalt der Oeſterreicher. Aber von England und Preußen verlaſſen, ging Oeſterreich am 21. Dez. einen Waffenſtillſtand mit Frankreich ein. Der edle Clerfait, anſtatt für ſeine Leiſtungen belohnt zu werden, wurde in Ungnade abgedankt, weil er ſich mit Recht über die elende Verpflegung der Armee, über die Unterſchleiſe und über Thugut*) beſchwert hatte. — Preußen machte aus Gründen, die wir näher erörtern werden, im April des Jahres 1795 zu Baſel mit der franzöſiſchen Republik Frieden und ſchloß Hannover, Heſſen, ganz Norddeutſchland in dieſen Frieden ein. Auch Spanien ſchloß Frieden, die italieniſchen Staaten (mit einziger Ausnahme Sardiniens) knüpften wieder freundliche Beziehungen mit Frankreich an, ebenſo Dänemark und Schweden.

Die Engländer, aus Holland vertrieben, ſetzten den Krieg rüſtig zur See fort. Am 14. März 1795 ſiegte ihr Admiral Hotham über die franzöſiſche Flotte unter Martin im Mittelmeer auf der Höhe von Savona, und abermals unter Lord Bridport über die Breſter Flotte am 23. Juni bei l'Orient. Auf den franzöſiſchen Schiffen befanden ſich ganz unfähige Offiziere, bildeten Soldaten und Matroſen politiſche Klubs und gehorchten gelegentlich nicht. Daher ſie durch ſchlechtes Manövriren immer den Sieg verloren,

*) Thugut wurde beſchuldigt, mit den Juden, welche bei den Lieferungen aufs ungeheuerſte betrogen, heimlich unter der Decke zu ſtecken.

während sie sich einzeln aufs heldenmüthigste schlugen. Das kleine Emigrantencorps unter Condé hatte sich in den frühern Feldzügen seit 1792 gut gehalten, war aber absichtlich, um seinen Einfluß zu schwächen, getheilt worden, weil Oesterreich und Preußen allein hatten siegen und das künftige Schicksal Frankreichs bestimmen wollen, ohne Einsprache der Emigranten. Jetzt wurde der größte Theil dieses Heeres von England in Sold genommen und sollte an der Küste der Bretagne landen, um mit den Chouans und den benachbarten Vendéern die Contrerevolution zu Gunsten Ludwigs XVIII. zu vollenden. Aber es war zu spät. Die Chouans waren immer nur zerstreute Banden und sehr vorsichtig gewesen. Die Vendéer hatten sich schon 1793 erschöpft und führten nur noch einen schwachen Vertheidigungskrieg; 1794 wurde die Insel Noirmoutier, die kurz vorher von den Vendéern unter l'Elbée erobert worden war, von den Blauen wiedererobert und grausam ausgemordet. Die Hauptmaßregel des Convents wurde jetzt ausgeführt. Man schickte nämlich zwölf s. g. infernalische Colonnen der Republikaner durch die Vendée, welche systematisch alle Einwohner ausrotteten und alle Häuser niederbrannten. Der junge tapfere Larochejacquelin fiel, die andern Anführer, Stofflet und Charette, erlangten dagegen neue Erfolge, weil das zur Verzweiflung gebrachte Volk sich von den undurchdringlichen Wäldern aus aufs heldenmüthigste schlug. Leider aber waren diese beiden Führer uneins. Stofflet wurde von den Emigranten und französischen Prinzen vorgezogen und zum Generalissimus ernannt, was den tapfern Charette ärgerte. In der Bretagne hatten sich die Häupter der Chouans Coromatin und Herr von Puisaye an England gewendet und man verabredete eine Landung der Condéer unter englischem Beistand auf der Halbinsel Quiberon in der Art, daß sowohl die Chouans, als die Vendéer herbeikommen und dieselben unterstützen sollten. Das letztere geschah aber nicht, oder nur halb, weil Abbé Brothier, der geheime Agent Ludwigs XVIII. bei den Vendéern gegen Puisaye Verdacht schöpfte und Charette mit seinen Vendéern zurückhielt. Der Ver-

dacht ging dahin, Puiſaye diene blos England und England wolle nicht die Bourbons herſtellen, ſondern den Herzog von York zum König von Frankreich machen. Eine unſinnige Lüge, aber von denen, welche ſie verbreiteten, klug berechnet, um die Expedition zu vereiteln. Von den Chouans kam nur ein Theil unter Georges Cadoudal, was die Ausſchiffung der Condéer verzögerte. Unterdeß ſchloß ſie der nach Robespierres Sturz wieder frei gewordene General Hoche mit 10,000 Mann am Landungsplatze ein und machte zugleich ein ſolches Feuer auf die engliſchen Schiffe, daß dieſe ſich entfernten und die unglücklichen Emigranten im Stiche ließen. Puiſaye entkam mit den Engländern. Nur Sombreuil, Sohn des alten Generals der Invaliden, kämpfte tapfer fort, bis auch er mit dem Reſt ſeiner Getreuen capituliren mußte, 20. Juli. Hoche hätte ihnen gerne das Leben geſchenkt, aber Tallien, der als Conventsdeputirter anweſend und eben damals als Contrerevolutionär verdächtig geworden war, ergriff dieſen Anlaß, um ſich rein zu waſchen, und ließ 600 Emigranten erſchießen, darunter den edlen Sombreuil*) und den Biſchof von Dal mit 50 Geiſtlichen. Die übrigen ließ man unter der Hand frei, ebenſo die Chouans. — England erbot ſich, einen neuen Verſuch zu machen und den Grafen von Artois mit hundert franzöſiſchen Offizieren in die Vendée zu bringen, um die rachedürſtenden Bauern anzuführen. Artois aber hatte keinen Muth, und gab Charette, der ſchon heranzog, einen Gegenbefehl. Nachher blieb er wochenlang auf der kleinen Inſel

*) Später wurde ein Brief Sombreuils an den engliſchen Kriegsminiſter Windham bekannt, worin der erſtere bitter klagt, daß die Emigrirten von England im Stich gelaſſen ſeyen und weder Inſtruction, noch Lebensmittel erhielten, die Expedition alſo unglücklich ablaufen müſſe. Windham antwortete nicht. Sheridan ſagte im Parlament: „bei Quiberon floß freilich kein brittiſches Blut, aber die brittiſche Ehre blutet aus allen Adern. Es waren mörderiſche Unternehmungen, die auf den Seelen ihrer Urheber laſten werden.“ Und Fox: „Man ſagt, gewiſſe Cabinetsminiſter hätten, weil ſie ſich mit zu viel Emigranten überlaſtet, dieſelben abſichtlich aufgeopfert, um ſie los zu werden. Ich will es nicht glauben, aber ewige Schmach der engliſchen Nation, wenn ſie die Urheber der Expedition von Quiberon nicht wenigſtens mit ihrem Tadel beſtraft.“

Houat liegen und hielt hier nur ein Todtenamt für die Gefallenen. Sein Verſuch, bei Noirmoutier zu landen, mißlang, ſeine Flotte wurde von einem ſchrecklichen Orcan zerſtört, zum Theil vernichtet.

Eben ſo traurig war das Schickſal von 400 Emigrirten, welche nach Guadeloupe geflohen waren, dort aber von der republikaniſchen Partei in einem großen Graben erſchoſſen wurden. Auf den Antillen war wilde Bewegung. Die Republikaner behaupteten die Uebermacht mit Hülfe aufgeſtandener Mulatten und Neger. Auf der Inſel Granada wurde der engliſche Gouverneur Hume mit andern angeſehenen Engländern auf Befehl des Mulattengenerals Fidore erſchoſſen. In St. Vincent fielen die wilden Karaiben über die Engländer her. Auch die franzöſiſchen Flotten waren wieder glücklich. Am 8. October gelang es dem franzöſiſchen Contreadmiral Richery bei Cap St. Vincent 30, dem Capitän Moullon bei Cap Finisterre 18 reiche engliſche Handelsſchiffe wegzunehmen.

Im ſüdlichen Frankreich ſchritt die Contrerevolution am weiteſten vor. Hier bildeten ſich Jeſus- und Sonnencompagnien, die ein furchtbares Vergeltungsrecht an den Sansculotten übten, aber die Oeſterreicher und Sardinier thaten von Italien aus nichts, um jene Bewegungen im Süden zu unterſtützen. Die erſtern wurden bei Loano (23. November), die letztern bei Careſſio (27. November) von den Franzoſen unter Serrurier geſchlagen.

7.

Das Directorium.

Auch nach Paris hatten ſich viele Emigranten heimlich zurückbegeben und waren nicht verhaftet worden. Sie träumten ſchon von einem leichten Siege der königlichen Partei, die ariſtokratiſche Vorſtadt St. Germain füllte ſich wieder mit vornehmen Bewohnern und glänzenden Equipagen. Madame Staël eröffnete den erſten ariſto-

kratiſchen Salon. Die goldene Jugend trug ungenirt die grünen Rockaufſchläge der Chouans. Pichegru, als Eroberer Hollands und Beſieger des Pöbels in Paris, damals der angeſehenſte General, ließ ſich in heimliche Verbindungen mit Condé ein. Aber die Mehrheit des Convents hing entweder aufrichtig der Republik an, oder hatte wenigſtens keine Luſt, die Macht, die ſie einmal beſaß, abzutreten. Viele fürchteten, wenn das Königthum wieder eingeführt würde, noch wegen ihres Antheils an der Revolution zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Der Convent beſchloß daher, der Contrerevolution einen Damm zu ſetzen. Louvet war es, welcher das Signal dazu gab, indem er ausrief: „Es iſt Zeit, die Gegenrevolution zu endigen“ (18. Auguſt). Die Verbannung der Emigrirten und des renitenten Klerus, ſo wie die Confiscation ihrer Güter wurden aufs neue beſtätigt. Die Verfaſſung von 1793 wurde zwar definitiv aufgegeben (ſie war nie ins Leben getreten); an ihre Stelle trat aber eine neue, von Daunou entworfene Verfaſſung (von 1795 oder dem Jahre III der Republik), in welcher ſich der Convent vorbehielt, die bisher von ihm ausgeübte Macht fernerhin auszuüben. Die vollziehende Gewalt ſollte aus fünf Directoren beſtehen, die geſetzgebende in einen Rath der 500 mit dem Recht der Geſetzesinitiative, und einen Rath der 250 (der Alten) mit dem Rechte des Veto betraut, getheilt werden, aber zwei Drittel dieſer beiden Räthe ſollten aus bisherigen Conventsgliedern gewählt werden, wodurch ihnen die Gewalt geſichert blieb. Das war ein Zweikammerſyſtem, eine Annäherung an die conſtitutionelle Monarchie im Sinne Neckers und der alten Conſtitutionellen, aber noch ganz unter den Bedingungen der Republik.

Dieſe Wendung der Dinge brachte die royaliſtiſche Partei um alle ihre Hoffnungen. Sie wollte aber nicht weichen, ohne einen Kampf. Unter dem Vorſitz des alten Herzog von Nivernois tagten ihre Häupter im Odeon und beſchloſſen einen bewaffneten Aufſtand der 44 Pariſer Sectionen, die ſich bereits zu ihnen bekannten und 20—30,000 Mann, namentlich Nationalgarden der beſſern Bürgerklaſſe aufſtellten. Sie hatten aber keine Kanonen mehr, die Vor-

ſtädte von St. Antoine und St. Marceau, die ganze alte Sansculottenpartei bewaffnete ſich ebenfalls unter dem Namen der Patrioten von 1789 für den Convent. Tallien, kurz vorher noch ihr heftigſter Gegner, führte ſie an. Es war nur wenig Militär in der Stadt, welches General Menou befehligte. Dieſer benahm ſich aber nicht energiſch genug und Barras, mit den Vertheidigungsanſtalten vom Convent beauftragt, übergab das Commando an den General Bonaparte, der zufällig in Paris war.

Bonaparte war nach dem Sturze Robespierres in Nizza verhaftet worden, angeklagt als Terroriſt und Freund des jüngern Robespierre, der ihm als Conventsdeputirter im Lager viel Liebe bewieſen hatte. Nur das Zeugniß der Armee, man könne ſein Talent nicht entbehren, rettete Bonaparte. Er blieb aber abgeſetzt. Als er nach Paris kam, um Beſchäftigung zu ſuchen, meinte Aubry, der damals die Armeeangelegenheiten leitete, er ſey zu jung. „Auf dem Schlachtfelde wird man ſchnell alt," erwiderte Bonaparte. Das nahm aber Aubry, der nie Pulver gerochen hatte, übel und that nichts für ihn. Bonaparte blieb in Paris ohne Gehalt in ſo kümmerlicher Lage, daß er ſeinen Bruder Joſeph beneidete, der damals eine reiche Kaufmannstochter, Demoiſelle Clary in Marſeille, geheirathet hatte. Seine Freunde Junot und Sebaſtiani lebten mit ihm zuſammen, wie arme Studenten. Auch der berühmte Schauſpieler Talma war ſein täglicher Geſellſchafter. Endlich bekam er etwas im Kriegsbureau zu thun, aber erſt Barras rief ihn wieder auf das Feld der Thaten.

Am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 ſetzte ſich die royaliſtiſche Armee in Bewegung gegen den Convent. Raſch die Sachlage überblickend hatte Bonaparte noch im Dunkel der Nacht durch den Rittmeiſter Murat (Sohn eines Gaſtwirths zu Cahors, der nachmals Bonapartes Schweſter Caroline heirathete) mit wenigen Reitern die vierzig Kanonen abholen laſſen, welche in der Nähe der Stadt aufgeſtellt und von den Royaliſten vergeſſen waren, und dieſelben rings um die Tuilerien (den Convent) ſo geſchickt placirt, daß er, obgleich er nur 8000 Mann zur Verfügung hatte, die

30,000 ſeiner Gegner, die keine Kanonen hatten, mit Kartätſchenſchüſſen in Reſpect halten konnte. Sie griffen unter den Generalen Duhour und Danican muthig genug an, wurden aber mit einem Hagel von Kugeln überſchüttet und wichen nach einſtündigem Kampf. Bonaparte ließ ſie verfolgen und entwaffnen. Es iſt bemerkenswerth, daß niemand an Barricaden dachte, was Bonapartes Sieg ſehr erſchwert haben würde. Als die ſämmtlichen abgegebenen Waffen vor ihn gebracht wurden, fand ſich auch ein ſchöner Knabe bei ihm ein, der ihn unter Thränen um den Degen ſeines Vaters bat, den man ſeiner Mutter weggenommen hatte. Es war Eugen Beauharnais, Sohn Joſephinens. Bonaparte begleitete ihn zu ſeiner Mutter und wurde bald darauf deren Gatte. Joſephine ſtand in vertrauten Beziehungen zu Barras, der die Confiscation ihres großen Vermögens verhindert hatte. Sie brachte dem viel jüngern Bräutigam Reichthum und eine hohe Protection zu. Er wurde jetzt General der Armee des Innern und, als ein neuer Krieg gegen Oeſterreich beſchloſſen wurde, Obergeneral der Armee von Italien.

Nach der Niederlage der Royaliſten trat die neue Verfaſſung in Kraft und das Directorium begann mit den beiden Räthen ſeine amtliche Thätigkeit am 28. October. Der damit endlich aufgelöste weltberühmte Convent hatte die extremſten ſeiner Mitglieder in furchtbaren Parteikämpfen verloren, behielt aber in dem Reſte derſelben und in der geſchonteren Mitte immer noch ſo viel Lebenskraft, daß er ſich in den neuen Gewalten nur gleichſam fortſetzte. In die neuen Räthe gingen nicht weniger als 379 Conventsmitglieder über. Die erſten Directoren waren Barras, Rewbel, Laréveillère-Lepaux, Letourneur und Sièyes. Ihr Syſtem war ein conſervatives geworden. Sie wollten nur erhalten, was in der Revolution gewonnen worden war, und in Ruhe und Ordnung deren Früchte genießen. Die Parteien waren erſchöpft und des Lärmens ſatt. Das Volk wandte ſich überall wieder der täglichen Arbeit und den Freuden des Familienlebens zu.

Nur wie nach einem heftigen Meerſturme die Wellen noch fortſchwanken, immer niedriger gehend, ſo wiederholte ſich auch unter

dem Directorium noch einmal eine terroriſtiſche und royaliſtiſche Bewegung, aber ſchon ganz abgeſchwächt. Die alten Jakobiner ſammelten ſich im Klub des Pantheon, Grachus Baboeuf war ihr Journaliſt. Am 9. September 1796 überfielen ſie, der kaum befreite tolle Drouet an der Spitze, das nahe bei der Stadt befindliche Lager von Grenelle, in der Hoffnung, die Soldaten zu verführen, wurden aber übel empfangen und verjagt. Drouet entkam, 32 wurden hingerichtet. Baboeuf, der noch aus dem Gefängniß heraus die Demokratie Robespierres predigte, erdolchte ſich ſelbſt. Er iſt merkwürdig, weil er die Brücke von Robespierre zu den ſpätern Communiſten bildet.*) — In den Provinzen blieb alles ruhig. Zwar hatten ſich die Vendéer noch einmal erhoben, aber ſo ſchwach, daß ſie bald den Angriffen des Generals Hoche unterlagen und ſowohl Stofflet als Charette gefangen und erſchoſſen wurden (Februar und März 1796).

Doch hatte die neue Regierung eine ſchlimme Erbſchaft übernommen in den zerrütteten Finanzen und in der Corruption der zahlloſen amtlichen Räuber. Im Sturm und Drange der Revolution hatte man zuletzt 45,000 Millionen Aſſignaten ausgegeben, die gänzlich entwerthet waren. Um einen einzigen Franken baar zu bekommen, gab man deren eintauſend in Aſſignaten. Ein Klafter Holz in Paris ſtieg bis zu dem Werth von 24,000 Franken in Papier, ein Pfund Seife koſtete 230. Das Directorium ſuchte nach und nach Ordnung zu ſchaffen, was aber einem Staatsbankerott gleichkam. Es ſchuf am 18. März 1796 nicht weniger als 2400 Millionen ſ. g. Territorialmandate (Anweiſungen auf die Nationalgüter), welche nur noch die Zinſen aus dem Capital der älteren in den Aſſignaten verausgabten Summe darſtellten, und auf welche dieſe reducirt wurde, forderte nun aber die Steuern in baarem

*) Er lehrte, aus dem Princip der Gleichheit folge Gemeinſchaft der Güter, wie der Arbeit, gleiche Vertheilung der Rechte, wie der Pflichten, daher dürfe es keine Arme mehr geben, ſey jeder zur Arbeit verpflichtet, habe aber auch gleichen Antheil am Erwerb und Genuß.

Gelde ein. Wer dieſes letztere nicht hatte, mußte ſeine Papiere dafür hergeben. Die Mandate waren ſo ſchnell entwerthet, wie die Aſſignaten ſelbſt, und um eine Steuer von einem baaren Frank zu bezahlen, mußte man den dreißigfachen Werth in Mandaten zahlen, welcher ſelbſt nur der Erſatz für einen dreißigfachen Werth in Aſſignaten geweſen war. Dennoch hätten die Finanzen beſſer geordnet werden können, wenn nicht die Beamten ſo entſetzlich geſtohlen hätten. Von den Directoren an bis zum unterſten Diener machte jeder Unterſchleif und füllte ſeinen Beutel mit dem, was er der Republik heimlich abführte. Das geſchah im Complott. Nur wenige edlere Männer, wie Carnot, hielten ſich frei davon. Die Siege der Republik gaben ihren Oberen viele Gelegenheit, ſich zu bereichern. Die Generale ſchickten Geld und geraubte Koſtbarkeiten an das Directorium, um ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen. Die beſiegten Fürſten und Städte ſchickten Geld, um ſich Schonung zu erkaufen. Die geheime Beſtechung griff in gleichem Maaße um ſich, wie der offene Raub. Es war hauptſächlich der hohe Reiz der überreichen Kriegsbeute, durch den ſich die Directoren verführen ließen, das Syſtem der Eroberungen zu begünſtigen. Ohne es zu wollen aber verſchafften ſie dadurch allmählig den Armeen ein Uebergewicht, was endlich unvermeidlich zur Soldatenherrſchaft und ſomit zur Vernichtung aller in der Revolution gewonnenen Freiheiten führen mußte. Robespierres berühmte Worte: „les brigands triomphent,“ gingen in Erfüllung und Lafayettes berühmte Worte: „die dreifarbige Fahne wird die Reiſe um die Welt machen,“ ebenfalls, denn ſie war die Fahne jener heroiſchen Brigands, die ganz Europa plünderten und nicht eher ihr Ziel fanden, bis ſie das goldene Kreuz vom Kreml herabgeſtohlen.

heran, und arbeiteten zugleich in Wissenschaft und Gelehrsamkeit den Protestanten entgegen. Sie schnitten jede Wissenschaft so zu, daß sie ihren Zwecken dienen mußte. Alles, was ihnen hinderlich war, wurde sorgfältig im Unterricht und ihren Schriften vermieden, und sie wachten streng, daß keine protestantischen Bücher eindrangen. Es gab sehr gelehrte und scharfsinnige Köpfe unter den Jesuiten, da sie aber nicht die Wahrheit lehren durften und wollten, so blieben ihre gelehrten Schulen und Universitäten weit hinter denen der Protestanten zurück.

Das waren die Jesuiten, welche den Geist und die Seele der alten großen Mutterkirche der Christenheit beschimpften und entheiligten, indem sie den Körper derselben, das morsche Gebäude der hierarchischen Tyrannei zu retten suchten. Eines ihrer Häupter hat ihnen selbst folgendes prophezeiht: Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns fortjagen, und wie Adler werden wir uns verjüngen.

Kapitel CCCCXX.

Die protestantischen Kirchen.

Die Reformation hatte keineswegs, wie es in ihren Zwecken lag, die ganze alte Kirche reformirt, sie hatte nicht einmal in dem Theil der Christenheit, der ihr huldigte, eine einige neue Kirche entstehen lassen. Die Reformirten theilten sich in demselben Maaß, als sich die Katholiken vereinigten. Der Lehre nach standen die Lutheraner oder Protestanten den Calvinisten oder Reformirten gegenüber, und es gab noch wieder unter diesen Partheyen und kleine abweichende Sekten. Der äußern Kirchenverfassung nach trennten sich aber die neuen Glaubensgenossen nach der politischen Eintheilung, und es

Sechstes Buch.

Das Trauerſpiel in Polen.

1.

Engliſche Argliſt.

Nachdem wir die furchtbaren Stürme der franzöſiſchen Revolution in ihrem Zuſammenhange geſchildert haben, müſſen wir uns zu den Nachbarländern wenden, um deren verſchiedenartige Stellung zur Revolution zu charakteriſiren.

In England führte der junge William Pitt das Staatsruder. Kalt und berechnend, wie er war, ſuchte er den Frieden ſo lange als möglich zu erhalten. England war durch den kaum überſtandenen nordamerikaniſchen Krieg erſchöpft und ſein Handel mit Frankreich zur Friedenszeit ſehr ergiebig. Als der Krieg unvermeidlich geworden war, führte ihn Pitt nur im Intereſſe des engliſchen Handels, indem er die franzöſiſche Flotte im Hafen von Toulon zerſtören, der franzöſiſchen Marine ſo viel Schaden als möglich zufügen und die franzöſiſchen Colonien erobern ließ. Holland, ſobald es von den Franzoſen erobert war, betrachtete Pitt nicht mehr als verbündeten Staat, ſondern raubte deſſen Flotte und Colonien, ohne Rückſicht auf den Erbſtatthalter. Die Gefahr aber, welche England drohte, ſo lange Frankreich Belgien und Holland beſaß, war wieder

der einzige Grund, aus welchem Pitt ſich herbeiließ, Oeſterreich und Preußen noch große Subſidien anzubieten, um die Franzoſen in ihre alten Grenzen zurückzuwerfen.

Preußen hatte von England 1,200,000 Pfund Sterling empfangen, um kräftig mitzuwirken am Niederrhein, zur Unterſtützung des engliſchen Heeres unter York. Als ſich aber die preußiſche Armee zurückzog, wurde Pitt im Parlament mit Vorwürfen überhäuft, wobei nicht die ſchmeichelhafteſten Reden auf Preußen abfielen. Aber die beiden großen Gegner Pitts Burke und Fox vermochten wenig gegen ihn auszurichten, weil ſie nicht das materielle Intereſſe Englands, ſondern Principien verfochten und überdies unter einander uneins waren. Burke, welcher für die Freiheit in Nordamerika geſchwärmt hatte, verdammte die franzöſiſche, weil ſie zu ſo großen Verbrechen geführt hatte. Fox im Gegentheil ſah in der franzöſiſchen Revolution einen Gährungsprozeß, der zur ſchönſten Aufklärung führen würde und ſagte voraus, England und Frankreich würden ſich dereinſt noch in liberalen Intereſſen alliiren. Die franzöſiſche Partei in England war nicht klein. Zu ihr gehörten die alten Anhänger der nordamerikaniſchen Unabhängigkeitserklärung, die zahlreichen Diſſenters, deren Glauben ſie vom Genuß ſo vieler Rechte ausſchloß, die katholiſchen hartgedrückten Irländer, die ſchlecht bezahlten Fabrikarbeiter. Unter den engliſchen Fanatikern für die franzöſiſche Freiheit machte ſich der Diſſenter Dr. Prieſtley bemerklich, der Verſammlungen und Reden hielt, in Birmingham aber vom gut engliſchen Pöbel überfallen wurde und kaum dem Tode entging. Sein Haus und ſechzig Häuſer ſeines Anhangs wurden zerſtört, der Pöbel wüthete drei Tage lang und weil er beſoffen war, kamen viele in den Häuſern um. Dagegen wurden Prieſtley, Mackintosh und Paine, derſelbe, der in Amerika den „geſunden Menſchenverſtand“ gepredigt hatte, in Frankreich ſelbſt in den Convent gewählt, was übrigens nur Paine annahm.

Nach den Septembermorden in Paris floh alles, was noch von Adel und Klerus in Frankreich zurückgeblieben war, nach England. Man zählte im October daſelbſt 80,000 franzöſiſche Flüchtlinge.

Sie kamen zum Theil verkleidet und im äußerſten Elend an, manche in Koffer gepackt, die Gemahlin des verhaßten Herrn von Bouillé in Matroſenkleidern, die Herzogin von Biron auf einem kleinen Kahn und ſchon halbtodt. Ihr Gemahl war früher in London angekommen, wurde aber auf Grund falſcher Wechſel unſchuldig verhaftet. Auch Beaumarchais, der berühmte Dichter, kam ins Schuldgefängniß von Kings-Bench. Die armen Flüchtlinge hatten noch überdies vom Haß der Engländer zu leiden, beſonders die franzöſiſchen Prieſter, gegen die man die ſchändlichſten Verleumdungen an die Mauern ſchlug.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI. brachte eine merkliche Aenderung in der Stimmung der Engländer hervor. In London legte der Hof auf 12 Tage Trauer an und faſt die ganze Bevölkerung folgte dieſem Beiſpiel. Alles ſtrömte zu den katholiſchen Geſandtſchaftskapellen, um die Todtenmeſſe für Ludwig XVI. mit anzuhören, und die faſt vergeſſene Todtenfeier des gleichfalls hingerichteten Karl I. von England wurde am 30. Januar in großer Andacht erneuert. Pitt konnte jetzt nicht nur mit Zuſtimmung des Parlamentes und der großen Mehrheit der Nation den Krieg mit Frankreich aufnehmen, ſondern er ſetzte auch drei Bills durch, welche die tumultuariſchen Volksverſammlungen, die rebelliſche Preſſe und die Intriguen der Fremden einſchränkten. Zugleich mußte er, weil der Krieg viel Geld koſtete, auch die Steuerkraft des Landes anſtrengen. Daher ſehr viele Mißvergnügte theils aus Aerger darüber, daß das freie England ſich zum Kämpfer für den Deſpotismus gegen die Freiheit in Frankreich hergebe, theils um nicht länger hohe Steuern zahlen zu müſſen, damals nach Amerika auswanderten. Pitt nahm die Miene an, als ſey er immer populär, wenn er es auch nicht war. Im Jahr 1795 fuhr er einmal zu einem Zweckeſſen beim Lord Mayor von London und ließ ſich von einem Pöbelhaufen, den er dafür bezahlt hatte, die Pferde ausſpannen. Da kam ein anderer Pöbelhaufen und ſpannte ſich an ſeinen Wagen hinten an, ſo daß er ſich hin- und herzerren laſſen mußte, bis ſeine Partei ihn glücklich mit Hülfe der Polizei zum Lord Mayor brachte.

Lautes Murren ging durch Parlament und Volk, als das erstere aufgefordert wurde, dem Prinzen von Wales (nachherigen König Georg IV.) zum zweitenmal seine enormen Schulden zu bezahlen, gerade in jenen Zeiten der Noth. Dieser Prinz wurde frühzeitig in alle Lüderlichkeiten eingeweiht. Von robuster Natur wurde er ein Esser und Schlemmer ersten Rangs und blieb es bis an seinen Tod. Auch den Wein vertrug er im vollsten Maaß und trank täglich Massen des stärksten Rum. Dazu spielte er um hohe Summen und hatte die größte Freude, wenn er die Genossen seiner Lüderlichkeit ausplündern konnte. Mehrere derselben, z. B. den berühmten Sheridan und den Meister der Toilette, Brommel, ließ er in Armuth sterben, ohne ihnen zu helfen. Er war herzlos und so stolz und gebieterisch, daß er selbst in der Trunkenheit die Majestät bewahrte und kein Lustgenosse oder Diener es hätte wagen dürfen, den Respect vor ihm auch nur einen Augenblick auszusetzen. Dazu liebte er eine ausgesuchte Toilette und Garderobe, die ihn jährlich 100,000 Pfund Sterling kostete, und alle Arten von „noblen Passionen," wie die Wettrennen und das Wetten um große Summen, Boren und tolle Streiche. Eine kräftige, aber verthierte Natur. Nachdem er lange mit einer Mrs. Fitzherbert und mit einer Lady Jersey gelebt, heirathete er erst 1795 die Prinzeß Karoline von Braunschweig, ohne sie zu lieben, nur auf Befehl der Eltern, um legitime Nachkommen zu erzielen. Schon gleich nach der Trauung lief er von ihr weg und obgleich sie ihm eine Tochter, Charlotte, geboren, blieben sie doch getrennt. Er setzte seine Schwelgereien fort, sie aber, eine hitzige Dame, ergab sich eigenen Ausschweifungen. Man beschuldigte sie (wie früher die unglückliche Marie Antoinette in ihrem Trianon) in ihrer Einsamkeit zu Montaguehouse nicht nur mit dem berühmten Sir Sidney Smith, sondern auch mit dem Maler Lawrence und einigen andern unerlaubt verkehrt zu haben. Ein bildschöner Knabe, Billy Austin, den sie von dieser Zeit an stets um sich hatte, soll ihr Sohn von Sidney Smith gewesen seyn.

2.

Ruſſiſche Argliſt.

Die alte Kaiſerin Katharina II. lebte und intriguirte immer noch. Nach dem Tode Potemkins ſchenkte ſie, die ſich ſtark ſchminkte, um immer noch jung zu erſcheinen, ihre Zärtlichkeit dem unwiſſenden Subow, nahm aber neben ihm zwei ſchlaue Männer als vertraute Räthe an, den ſchon genannten Markow und den Kriegsminiſter Soltikow. In dieſem Zirkel wurde das neue Unheil Polens ausgebrütet.

Katharina benutzte den Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, um Oeſterreich und Preußen gegen Frankreich anzuhetzen, im Rücken derſelben aber ſelber ſich Polens zu bemeiſtern. Mit großer Oſtentation empfing ſie den Grafen von Artois in St. Petersburg und alles an ihr athmete Legitimität. Aber nach Joſephs II. Tode war Leopold II. nicht mehr geneigt, ſich von ihr verführen zu laſſen, und Friedrich Wilhelm II. von Preußen wirkte ihr in Polen geradezu entgegen. Der preußiſche Geſandte in Warſchau, Luchesini, war inſtruirt, den Polen alle möglichen Verſprechungen zu machen, und am 15. März 1790 wurde ein förmlicher Bund zwiſchen Preußen und Polen geſchloſſen. Da hofften die Polen wirklich auf preußiſche Hülfe und plötzlich änderte ſich die Phyſiognomie der polniſchen Hauptſtadt. Das Hotel der ruſſiſchen Geſandtſchaft blieb iſolirt, das der preußiſchen wurde von Gäſten umdrängt. Die moderne franzöſiſche Tracht, welche der polniſche Adel bisher hatte tragen müſſen, weil die altpolniſche Tracht ruſſiſchen Augen unerträglich war, wurde bei Seite gelegt und der geſammte Adel erſchien wieder in ſeinem Nationalkleide. Die patriotiſche Partei wuchs immer mehr an, ihr berühmteſtes Haupt war Ignaz Potocki. Der König ſelbſt begann in dem Maaß zu ihr zu neigen, in welchem er ſich weniger mehr vor der alten Katharina fürchtete. Seitdem auch Kaiſer Leopold ſich von Rußland abwandte und ſich Preußen näherte,

ſtiegen die Hoffnungen Polens. Vor allem war der Reichstag darauf bedacht, die abſcheuliche alte Verfaſſung, das liberum veto ꝛc. zu ändern, indem er am 3. Mai 1791 eine neue verſtändige Verfaſſung zu Stande brachte, wonach Polen zwar noch ein Wahlreich bleiben, aber nicht mehr jeden einzelnen König, ſondern nach dem Tode des kinderloſen Stanislaus den Prinzen von Sachſen wählen ſollte, in deſſen Geſchlecht ſodann die Krone einfach fortzuerben hätte. Die neue Verfaſſung gab ferner dem König eine größere Gewalt und ſteuerte der Anarchie, von welcher Rußland einen ſo großen Vortheil gezogen hatte. Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. anerkannten die neue Verfaſſung und lobten ſie ſehr.

Nun ſtarb aber Leopold und ſein Sohn Franz nahm gleich nach ſeinem Regierungsantritt eine kalte Miene gegen Preußen an. Es erſchien ihm nämlich gerathener, ſich wieder, wie Joſeph, an Rußland anzuſchließen. Nichts konnte der ruſſiſchen Kaiſerin erwünſchter ſeyn, welche daher ſchon am 13. Juli 1792 mit Franz ein Bündniß einging, worin dieſer ſich verpflichtete, Polen nicht mehr zu unterſtützen. Schon im Frühling dieſes Jahrs hatte ſie die Polen ſelbſt zu bearbeiten angefangen. Sie ließ durch den polniſchen Kronfeldherrn Branicki, der eine Verwandte Potemkins geheirathet hatte und ganz ruſſiſch geſinnt war, die Conföderation von Targowitz einleiten, bei der ſich auch Felix Potocki, ein Vetter des Ignaz, betheiligte. Dieſe Conföderation hatte zum Zweck, die alte Verfaſſung Polens herzuſtellen, was ſie durch ein Manifeſt vom 14. Mai 1792 proklamirte. Katharina aber erklärte ſich ſogleich für die Conföderirten und ließ denſelben ſagen, „ſie möchten ganz auf die Seelengröße und Uneigennützigkeit (!) der Czarewna vertrauen.“ Die Polen riefen nun den preußiſchen Schutz an, allein der König von Preußen, ſobald er ſich von Oeſterreich verlaſſen ſah, hatte nichts Eiligeres zu thun, als nun auch ſeinerſeits Polen aufzugeben und um die Gunſt der ruſſiſchen Kaiſerin zu buhlen. Sie aber griff auf dieſer Seite eben ſo ſchnell zu und ſchloß mit Preußen ein Bündniß am 3. Auguſt, worin ſie demſelben den Beſitz von Danzig und Thorn zuſicherte und es dadurch ganz zu ihrem Werk-

zeug machte. Hierauf beklagte ſie ſich gegen Oeſterreich, Preußen dringe in ſie, Polen zu theilen, was ſie nie gewollt habe, allein die Sache ließe ſich vielleicht machen, wenn Oeſterreich Rußland und Preußen geſtatten wolle, in einer zweiten Theilung Polens neue Stücke von dieſem Reich abzureißen, ſich ſelbſt aber mit Bayern arrondirte, deſſen Kurfürſt Karl Theodor nicht mehr lange leben konnte. Franz ließ ſich das gefallen und hoffte ſogar in einem ſiegreichen Kampf mit Frankreich noch mehr Eroberungen im Weſten zu machen, weshalb er Rußland und Preußen die polniſche Beute einſtweilen gönnen wollte. Nun mußte ſich Preußen verpflichten, den Theil von Polen, der ihm abgetreten wurde, als Preis ſeiner Theilnahme am Kriege gegen Frankreich anzuſehen. Friedrich Wilhelm II. willigte ein, denn er machte gern die Sache der Könige zu der ſeinigen und ſetzte eine Ehre darein, dem bedrängten Königspaare in Paris Hülfe zu leiſten. Nebendem hoffte er, ſeine unüberwindliche Armee werde in dem inſurgirten Frankreich eben ſo raſch fertig werden, wie einſt in Holland.

Als nun die armen Polen Hülfe bei dem preußiſchen Geſandten in Warſchau ſuchten, konnte ſich Luceſini nicht erinnern, jemals die polniſche Verfaſſung von 1791 gut geheißen zu haben, und erklärte, ſein Herr erachte ſich nicht für gebunden, Polen gegen Rußland Hülfe zu leiſten. Den polniſchen Patrioten blieb alſo nichts übrig, als ſich ſelber zu helfen. Joſeph Poniatowski, ein Neffe des Königs, warf ſich mit 20,000 Mann den einrückenden Ruſſen entgegen. Allein der ruſſiſche und preußiſche Hof machte die größten Anſtrengungen, um durch Drohungen oder Liebkoſungen den König von Polen und ſeine Generale von der Sache der polniſchen Nation abzuziehen. Erſt ſollte Stanislaus zur Armee abgehen, aber unter dem Vorwand einer Krankheit kam er nicht, ſondern ſchickte den Prinzen Alexander von Württemberg, der eine Czartoriska geheirathet hatte, den Oberbefehl aber nur benutzte, um die polniſchen Heertheile irre zu führen, zu zerſtreuen oder zum Rückzug zu commandiren, bis man ihn entfernte. Die Seele des polniſchen Nationalheeres

wurde damals Thaddäus Kosciuszko,*) der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gefochten hatte. Nachdem er schon am 18. Juni 1792 bei Zielence in Volhynien ein russisches Corps geschlagen hatte, lieferte er mit nur 4000 Mann, die er aber trefflich verschanzt hatte, am 17. Juli bei Dubienka den 18,000 Mann starken Russen unter Kochowski eine blutige Schlacht, in welcher er nur 700, die Russen aber 4000 Mann verloren, und gab seine Stellung nachher nur auf, weil er auch von der Seite bedroht wurde. Ein zweites großes Russenheer unter Kossakowski siegte bei Nyswitz und nahm Lithauen weg. Da nun auch König Stanislaus den Drohungen Rußlands und Preußens Gehör gab und es über sich vermochte, die patriotische Partei zu verlassen und der Targowitzer Conföderation beizutreten, am 23. Juli, konnte Kosciuszko allein mit seinen schwachen Kräften Polen nicht mehr retten und verließ es, um einstweilen in Leipzig zu privatisiren.

Die zweite Theilung Polens wurde am 23. Jan. 1793 zwischen Rußland und Preußen allein vorgenommen, aber mit Zustimmung Oesterreichs, welches wie gesagt im Westen entschädigt werden sollte, und sogar Englands. Die schlaue Katharina entsagte nämlich dem von ihr selbst früher aufgestellten Grundsatz der bewaffneten Neutralität in Seekriegen und bewilligte den Engländern neue Handelsvortheile. Da nun England wegen des einträglichen Ostseehandels Frieden mit Rußland haben wollte, und im Beginn des großen Kampfes gegen die französische Revolution die nordischen

*) Ein armer Edelmann hatte er sich in die Tochter des reichen Marschalls von Lithauen, Sosnoski, verliebt, die ihn zärtlich wieder liebte, aber ihre stolzen Eltern verwarfen ihn. Er wollte sie mit ihrem Willen entführen, aber sie wurden eingeholt und er im Kampf um die Geliebte schwer verwundet. Als er geheilt war, ging er nach Amerika, während seine Geliebte den Fürsten Lubomirski heirathen mußte. In Amerika erwarb er sich als Ingenieur viele Verdienste und stieg bis zum General. Washington und Lafayette ehrten ihn hoch, Jefferson, der nachherige Präsident, wurde sein wärmster Freund. In jeder Schlacht trug er in ritterlicher Minne das Tuch, welches seiner Geliebten beim Abschied entfallen war. Ihr blieb er sein Leben lang getreu und hat nie geheirathet. Es war ein echter Pole von romanhafter Gluth.

Mächte nicht entbehren konnte, drückte es die Augen zu und gab Polen zum zweiten Male verloren. Obgleich nun Katharina die Miene angenommen hatte, als ob ſie nur durch Preußen zu der zweiten Theilung Polens gleichſam genöthigt worden ſey, nahm ſie ſich wieder das größte Stück der Beute, nämlich 4550 Quadratmeilen in Lithauen und Volhynien, während Preußen nur 1060 Quadratmeilen, nämlich außer Danzig und Thorn noch Poſen, Gneſen, Kaliſch, Rawa und Plozk ꝛc. erhielt. Ruſſiſche und preußiſche Truppen rückten ohne Widerſtand ein und ergriffen Beſitz. In einem Manifeſt vom 9. April machten beide Mächte den Polen bittere Vorwürfe wegen ihres angeblichen Jakobinismus, der die Ruhe der Nachbarſtaaten gefährde, und weshalb das Königreich Polen kleiner gemacht werden müſſe. Die Verfaſſung von 1791 wurde als jakobiniſch dargeſtellt, während gerade ſie der königlichen Gewalt neue Rechte verliehen und der Anarchie der ältern Verfaſſung ein Ende gemacht hatte.

Noch blieb dem polniſchen Reichstage zu Grodno übrig, die Abtretung an Rußland gutzuheißen. Sämmtliche Landboten weigerten ſich, ſo allgemein war die Entrüſtung. Der ruſſiſche Geſandte Graf Sievers ließ nun in aller Stille einen der muthigſten Landboten durch Soldaten feſtnehmen und fortbringen. Am 23. September ſollte über den Theilungstractat abgeſtimmt werden. Sämmtliche Landboten ſchwiegen. Der ruſſiſche General Rautenfeld trat in den Saal und drohte den Landboten. Sie ſchwiegen immer noch. Nun beſetzte er alle Ausgänge und ſchwur, keinen herauszulaſſen, bis ſie der Theilung würden zugeſtimmt haben. Alle ſchwiegen, bis nach Mitternacht um 3 Uhr ein Landbote vorſchlug, der Sache ein Ende zu machen, indem die Verſammelten dreimal ſollten aufgerufen, und wie ſie noch immer ſchwiegen, ihr Stillſchweigen als Zuſtimmung ſollte angeſehen werden. So geſchah es, die Landboten aber ſetzten noch eine Proteſtation auf. Die Verfaſſung von 1791 wurde aufgehoben und nach ruſſiſcher Vorſchrift eine andere gemacht. Am perfideſten handelte Rußland gegen Preußen, indem es den Reichstag

von Grodno abhielt, nachdem die Abtretung an Rußland gutgeheißen war, die an Preußen ebenfalls gutzuheißen. Sievers markte unterdeß mit dem preußischen Gesandten v. Buchholz um die Grenzen, die nach einer schlechten alten Karte bestimmt waren, und zwickte am preußischen Antheil so viel als möglich ab.

Rußland konnte dieses schnöde Spiel mit Preußen spielen, weil Friedrich Wilhelm II. am Rhein gegen die Franzosen beschäftigt war und Franz II. sich, seit Thugut ihn leitete, wieder blind an Rußland hingab. Sobald Buchholz entdeckte, wie übel ihm Sievers mitgespielt, und seinem Herrn Meldung gethan, verließ Friedrich Wilhelm II. den Kriegsschauplatz am Rhein und kehrte nach Berlin zurück, aber Rußland beschwichtigte seinen Zorn geschwind, indem Sievers den polnischen Reichstag bewog, nunmehr die preußischen Forderungen anzuerkennen. Die alte Katharina wußte wohl, der König von Preußen habe den Rhein ungern verlassen und wünsche die Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich, deswegen suchte sie ihn durch rasche Bewilligung seiner Forderungen zu einer baldigen Wiederabreise an den Rhein zu bewegen.

3.

Kosciuszko.

Man machte in Paris damals chimärische Pläne und gab ungeheure Summen aus, um zu Revolutionen und Angriffen auf die verbündeten Mächte aufzureizen. Die französischen Gesandtschaften und geheimen Agenten in Turin, Genua, Florenz, Neapel unterwühlten Italien. Barthelemy, der französische Gesandte in der Schweiz, hetzte die Unterthanen in der Schweiz gegen ihre aristokratischen Herren auf und bewirkte zunächst eine demokratische Revolution in Genf. In England waren alle ähnlichen Versuche Talleyrands am gesunden Sinne der Nation gescheitert. In Constantinopel aber fand der französische Gesandte Descorches offene Hände

gab so viele neue Kirchen, als es Fürstenthümer oder Republiken unter ihnen gab.

Das Band der allgemeinen Kirche war also zerrissen, und es gab nur noch einzelne Landeskirchen. Damit war aber auch zugleich die Unabhängigkeit und Freiheit der Kirche vernichtet, und statt der alten Hierarchie, die sich selbständig über oder doch neben der weltlichen Gewalt behauptet hatte, gab es nur noch eine politische Kirche, welche der weltlichen Regierung jedes Landes unterworfen war. Die ganze hierarchische Gewalt ging auf die Fürsten über. Der Fürst erbte die geistlichen Güter, und zugleich die geistliche Macht und Gerichtsbarkeit. Den Priestern blieb nichts, als das Lehramt und die Seelsorge. Sie wurden aber zugleich unter die Gewalt der Fürsten gestellt, und von den Fürsten hing es ab, ob ein Priester ein oder abgesetzt werden, und was er lehren sollte. Die Priester wurden besoldete, von der Regierung völlig abhängige Staatsdiener.

Das ganze alte Priesterthum ward aufgehoben. Der protestantische Pfarrer oder Prediger war durch keine höhere Weihe mehr von Laien geschieden, und genoß keines der alten Vorrechte mehr, nicht das Priestersakrament, nicht den Kelch, nicht die Befreiung von der weltlichen Gerichtsbarkeit. Auch das Cölibat unterschied ihn nicht länger vom Volk. Die Ehe ward ihm sogar, wie es Recht war, zur Pflicht gemacht. Die Klöster hörten völlig auf. Damit ward auch die überflüssige Anzahl der Geistlichen vermindert. Es gab nur noch Pfarrer für den Nothbedarf der Gemeinden. Auch aller alten Güter wurden diese Pfarrer beraubt. Armuth und Demuth war ihre Pflicht, nach dem Beispiel der Apostel, und sie erhielten nur einen bestimmten geringen Sold. Diese Pfarrer wurden auf Schulen und Universitäten

und verschenkte 40 Mill. Livres, um den Divan zu bestechen. Allein der Sultan wagte nicht, Oesterreich den Krieg zu erklären, weil er fürchten mußte, alsdann auch Rußland zum Feinde zu bekommen, und Katharina II. brannte so vor Begierde, wieder mit der Pforte anzubinden, daß sie schon die bloßen Umtriebe der Franzosen in Constantinopel zum Vorwande nahm, um Truppen an den Grenzen zu sammeln, und mit Thugut bereits einen Theilungsvorschlag einging, wonach sie Bessarabien, die Moldau und Wallachei, Oesterreich aber Serbien und Bosnien erobern sollte. — In die Zeit dieser französischen Umtriebe fällt nun auch eine Reise Kosciuszkos nach Italien, die er unternahm, theils weil er sich in Leipzig überwacht wußte, theils um mit der französischen Republik in Verbindung zu treten, von welcher er Geld empfing, um Polen zu insurgiren.

In Polen selbst bearbeitete Jasinski die Gemüther und bereitete eine Erhebung vor. Der neben dem Gesandten Grafen Sievers im Königreich Polen allein gebietende General Igelström hatte einen großen Theil seiner Armee an die türkische Grenze schicken müssen und commandirte in Polen nur noch 20,000 Mann, weshalb er den König Stanislaus zwingen wollte, auch die polnische Armee auf 15,000 zu reduciren. Der König gehorchte, allein die ersten polnischen Truppen unter General Madalinski, welche aufgelöst werden sollten, gehorchten nicht, setzten sich bei Ostrolenka und verstärkten sich durch zahlreiche Zuzüge von Freiwilligen, im März 1794. Nun erschien auch Kosciuszko plötzlich in Krakau, jagte die wenigen dort garnisonirenden Russen aus der Stadt und stellte sich an die Spitze der Insurrection. Madalinski vereinigte sich mit ihm und beide stießen bei Raclawicze auf 4000 Russen unter Tormassow, und schlugen ihn, den 4. April. In diesem Kampfe hatten sich die Krakusen (nur mit Sensen bewaffnete Bauern) rühmlich ausgezeichnet, während das Aufgebot der Edelleute sich hatte versprengen lassen. Zornig warf nun Kosciuszko seinen Rock fort und zog den weißen Kittel eines Bauern an. Aber nicht zum Vortheil seiner Sache, denn der Adel wurde ihr Feind.

Die Nachrichten aus dem Süden elektrisirten die Bevölkerung von Warschau und ganz Polen. Igelström verlor den Kopf, das böse Gewissen machte ihn dumm. Obgleich er 8000 Mann commandirte und die nur 4000 Mann zählenden polnischen Truppen in Warschau leicht hätte entwaffnen können, that er nichts. Als nun das Volk am 17. April sich erhob, ließ er seine Regimenter ohne Instruction, so daß sie sich durchschlugen, wie sie konnten, und in der Irre herumliefen. Endlich schlug er sich selbst noch mit 700 Mann durch die Straßen Warschaus hindurch. Warschau war frei. Durch ähnliche Ueberraschungen wurden die Russen auch aus Grodno und aus Wilna vertrieben. In der letzten Stadt wurde Kossakowski, der als Pole russischer General geworden war und seine Landsleute bekämpft hatte, gehenkt. Sein Bruder, ein Bischof, befand sich in Warschau, wo er mit andern Russenfreunden eingekerkert war, und auch ihn, den Hetman Ozarowski, den Vicegroßfeldherrn Zabiello und den Grafen Ankwitz hing man an den Galgen, am 9. Mai.

Endlich kam Kosciuszko nach Warschau und stellte die Ordnung her. Sein Hauptaugenmerk aber war der König von Preußen. Ihn suchte er für die polnische Sache zu gewinnen und rieth ihm zum Frieden mit Frankreich, denn nur im Bunde mit Frankreich und Polen könne er Rußland und Oesterreich bestehen. Der König schwankte, ließ sich aber durch Manstein bewegen, die entgegengesetzte Politik zu befolgen und eine beträchtliche Streitmacht persönlich nach Polen zu führen, um Kosciuszko zu überwältigen. Indessen eilte er damit nicht und auch General Favrat, den er gegen Krakau vorausgeschickt hatte, verfuhr so methodisch und langsam, als ob er einen viel mächtigeren Feind vor sich hätte, schlug erst am 18. Mai einen Haufen Krakusen und zog sich dann sogar wieder zurück, ohne Zweifel durch Befehle seines Königs zurückgehalten, dessen System noch nicht fest stand. Kosciuszko gab sich unendliche Mühe, sein schwaches Heer durch ein allgemeines Aufgebot zu verstärken, wandte aber ein verkehrtes Mittel an, indem er den Bauern Freiheit und die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündete. Zu dieser Maßregel

bewogen ihn vielleicht amerikaniſche Sympathien,*) vielleicht ſah er ſich dazu auch durch geheime Verpflichtungen gegen Frankreich gezwungen, allein ſie verfehlte den Zweck, weil ſie den polniſchen Adel tief erbitterte, der nun alles anwandte, um die Bauern zurückzuhalten. So brachte Kosciuszko nur 17,000 Mann zuſammen, um damit offenſiv gegen den König von Preußen zu verfahren, welcher übrigens ſeine Streitkräfte vertheilte und indem er zu viele Punkte der Grenze beſetzte, endlich im Juni ſelbſt mit nicht viel mehr Truppen, als Kosciuszko hatte, auf dieſe losging. Der König aber wurde durch 8000 Ruſſen unter Deniſow unterſtützt und mit dieſer Uebermacht packte er die Polen bei Rawka oder Szczakociny am 9. Juni. Die Krakuſen hielten mit ihren Senſen die furchtbarſten Chocs der Reiterei aus, wurden aber endlich vom ruſſiſchen Fußvolk in die Flanke genommen und gaben die Flucht. Am Tage vorher war General Zajonczek, der mit einem kleinen Corps Krakau decken ſollte, bei Chelm geſchlagen worden und Krakau fiel am 15.

Dieſe Unglücksnachrichten machten das Volk in Warſchau wüthend, ſo daß es am 28. unter Anführung des Demagogen Kanoſka die Gefängniſſe öffnete und trotz aller Abwehr des edlen Ignaz Potocki die verhaßteſten Ruſſenfreunde, acht an der Zahl, vornehmlich den Fürſten Czetwertinski und den Wilnaer Biſchof Maſſalski, ermordete. Sobald Kosciuszko in die Stadt kam, ließ er fünf der Mörder hängen, was aber die demokratiſche Stadtpartei ebenſo gegen ihn erbitterte, als die Befreiung der Bauern ihm den Adel zum Feinde gemacht hatte. Schon am 13. Juli erſchien der König von Preußen mit ſeinen ruſſiſchen Bundesgenoſſen vor den Thoren von Warſchau.

Gerade damals kam Kaiſer Franz II. aus den Niederlanden nach Wien zurück und verſtändigte ſich mit der ruſſiſchen Kaiſerin zum Behuf einer dritten Theilung Polens, nach welcher Oeſterreich die vier ſüdweſtlichen Palatinate des noch übrigen Königreichs Polen

*) Er hatte ſich in Amerika nicht an den föderaliſtiſchen und mehr ariſtokratiſchen Waſhington, ſondern an den demokratiſchen Jefferſon angeſchloſſen.

zufallen sollten, namentlich aber Krakau und Sendomir, auf welche Preußen Anspruch machte. Zugleich erbot sich Oesterreich, den Russen gegen die Türken zu helfen. Beide Contrahenten aber wollten sich des dupirten Königs von Preußen noch zur Ueberwältigung der Polen bedienen. Er sollte sich dabei für sie aufopfern, die ihm alsdann die Beute wegnehmen wollten. Deshalb gab Katharina II., während sie ein großes Heer unter Suwarow an den Grenzen sammelte und am 12. August Wilna erstürmen ließ, den wenigen russischen Truppen, die sich an den König von Preußen angeschlossen hatten, den Befehl, sich zu schonen und die Preußen allein machen zu lassen, Oesterreich aber that gar nichts. Kosciuszko befestigte und vertheidigte unterdeß Warschau gegen die Preußen mit größtem Heldenmuthe, veranlaßte Insurrectionen im Rücken derselben und ließ ihre Zufuhren auffangen. Nun bestürmten Lucchesini und Bischofswerder den König, die Belagerung aufzuheben und seine Kräfte zu schonen, da die Absicht Rußlands und Oesterreichs, diese Kräfte aufreiben zu lassen, unverkennbar sey. Und Friedrich Wilhelm II., dem alles hätte daran liegen müssen, Warschau vor den Augen der Russen zu nehmen und Herr des Terrains zu bleiben, ließ sich wirklich zum Rückzug bewegen und führte ihn am 6. September aus.

Kaum waren die Preußen fort, so rückte Suwarow vor, um zu beweisen, er und seine Russen vermöchten in wenigen Tagen, was Friedrich Wilhelm in Wochen nicht gelungen sey. Zuerst bei Brzesc am 17. Sept. unterlag ihm der polnische General Sierakowski in einem Verzweiflungskampf und verlor 9000 Mann, dann bei Maciejowice am 10. Oct. Kosciuszko selbst, dessen letzte 10,000 Mann hier ruhmvoll sechs Stunden lang in blutigem Handgemenge rangen, bis ihre Schaar auf 2400 Mann geschmolzen war, die nun von Poninski geführt nach Warschau zurückflohen. Kosciuszko selbst war, in Bauerntracht und auf einem schlechten Klepper reitend, von Kosaken verwundet und von seinem gleichfalls verwundeten Pferde in einen Sumpf hineingerissen worden. Ein Säbelhieb auf den Kopf machte ihn besinnungslos und seine letzten Worte waren: finis Poloniae! Aber ein Kosak erkannte ihn, Suwarow ließ ihn mit großer

Sorgfalt und Schonung pflegen und heilen und schickte ihn nach St. Petersburg, wo die alte Kaiserin, minder edelmüthig, ihn eng und fest einkerkern ließ.

Suwarow aber zog gegen Warschau. - Ignaz Potocki zog ihm noch einmal bei Kolilka entgegen, wurde aber blutig zurückgeworfen, am 26. October. Nun rückte Suwarow vor Praga, die Vorstadt Warschaus, von ihr durch die Weichsel getrennt, ein großer und stark befestigter Brückenkopf, hielt sich aber nicht, wie der König von Preußen, mit einer methodischen Belagerung auf, sondern ließ schon in der Nacht des 4. November stürmen und wie in Oczakow alles Lebendige in der Stadt niedermetzeln. Die Polen wehrten sich aufs tapferste, Jasinski fiel, die Russen verloren 1400 Mann, aber die ganze friedliche Bevölkerung Pragas, Greise, Weiber und Kinder wurden von den Russen abgeschlachtet, nach der mäßigsten Berechnung 10,000 Menschen, außer 2000, die in der Weichsel ertranken, weil sie nicht mehr über die von Menschen vollgestopfte Brücke entkommen konnten. Von so viel Blut gesättigt, wurde Suwarow plötzlich mild gestimmt, bewilligte der Stadt Warschau eine billige Capitulation, ließ die polnischen Truppen frei abziehen und schonte die Einwohner, am 7. November. — Die Trümmer des Insurgentenheeres wurden von den Preußen in kleinen Gefechten vollends aufgerieben und gefangen oder zerstreut. Die am meisten Compromittirten flohen durch Oesterreich, wo man ihnen nichts zu Leide that.

Nun war Rußland Herr des Terrains und konnte, im Einverständniß mit Oesterreich, Preußen vorschreiben, wie viel es bei der dritten Theilung Polens bekommen sollte. Mit Frankreich noch im Kriege begriffen, mit England wegen des nicht erfüllten Subsidientractats in bitterer diplomatischer Fehde, von den Polen selbst wegen des treulosen Spiels, das er mit ihnen getrieben hatte, furchtbar gehaßt, konnte der König von Preußen nicht wagen, Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären, mußte also Krakau und die reichen Salzwerke von Wieliczka Oesterreich überlassen, dem sein polnischer Beutetheil zufiel, ohne daß es die geringste Anstrengung deshalb gemacht hätte. Am 3. Januar 1795 wurde der Theilungs-

tractat in St. Petersburg unterzeichnet. Das ganze Königreich Polen wurde aufgehoben. König Stanislaus erhielt eine russische Pension und starb 1798 in St. Petersburg. Rußland nahm sich wieder den größten Theil weg, vollends ganz Lithauen mit Wilna und Volhynien, 2200 Quadratmeilen. Preußen bekam alles Land westlich von den Flüssen Niemen und Pilica, das alte Masovien mit der Hauptstadt Warschau, nicht ganz 1000 Quadratmeilen. Oesterreich alles Land zwischen den Flüssen Pilica und Bug, Westgalizien mit Krakau, 834 Quadratmeilen.

Damit sollte nun der Name Polen für immer von der Karte Europas ausgestrichen seyn. Man hat die Vernichtung des polnischen Reichs „das größte Verbrechen des Jahrhunderts" genannt. Die es vollbrachten, waren in keiner Weise dazu berechtigt und vollbrachten es mit dem vollen Bewußtseyn, daß sie ein himmelschreiendes Unrecht begingen. Die es verhindern wollten, handelten nach menschlicher Berechnung unklug, denn wie konnte der arme Kosciuszko mit seinen Bauern den Heeresmassen Rußlands, Oesterreichs und Preußens widerstehen? Aber das Banner der Ehre, welches er entfaltete, blieb über der befleckten Fahne seiner Besieger rein und aufrecht stehen und wird durch alle Jahrhunderte fortleuchten.

4.

Die nordische Semiramis.

An dem nämlichen verhängnißvollen 8. Januar hatte die alte Katharina mit dem alten Thugut einen zweiten geheimen Tractat abgeschlossen, die künftige Theilung der Türkei einleitend. Katharina ließ sich die Moldau und Wallachei, Thugut Serbien und Bosnien versichern; als Aequivalent für weitere Erwerbungen Rußlands im Orient sollte Oesterreich nicht nur Bayern, sondern auch Venedig erhalten. Beide Contrahenten aber kamen überein, jede weitere Erwerbung Preußens abzuwehren und zu hindern. Zur Besiegelung

dieſes Tractats mußte der 71jährige Karl Theodor von Bayern ſich noch mit einer Enkelin Maria Thereſias, Marie Leopoldine, Tochter des Herzogs Ferdinand von Modena, vermählen, am 15. Februar. Der nächſte bayriſche Agnat und Erbe, Maximilian von Zweibrücken, lebte in Straßburg unter franzöſiſchem Einfluß, hing mit den Illuminaten zuſammen und konnte nach Umſtänden der Nachfolge verluſtig erklärt werden.

Friedrich Wilhelm II. kam hinter dieſen Tractat und wurde zugleich von einer neuen Intrigue Oeſterreichs unterrichtet, welche der toscaniſche Geſandte Carletti in Paris anzettelte, indem es nämlich der franzöſiſchen Republik das linke Rheinufer anbieten ließ, wenn ſie ihrerſeits die Einverleibung Bayerns in Oeſterreich zugäbe. Dieſe Nachrichten beſtimmten den König von Preußen, ſich mit Frankreich zu verſtändigen. Begreiflicherweiſe behandelte ihn die franzöſiſche Diplomatie aufs artigſte, um ihn vollends von der Coalition zu trennen. Er ſah alſo die Möglichkeit, als Schutzherr des weſtlichen und mittleren Deutſchland ſein preußiſches Reich zu arrondiren und mit Hülfe Frankreichs den öſterreichiſchen Anſpruch auf Bayern zu vereiteln. Deshalb ließ er ſchon am 5. April durch ſeinen Geſandten, den Freiherrn von Hardenberg, denſelben, der ſich durch ſeine treffliche Verwaltung der fränkiſchen Markgrafſchaften einen guten Ruf erworben hatte, und der mit dem franzöſiſchen Geſandten Barthelemy zu Baſel die geheimen Unterhandlungen pflog, den Basler Frieden abſchließen. Man hat lange Zeit dieſen Frieden Preußen zum ſchweren Vorwurf gemacht und ihn als Abfall von der deutſchen Sache gebrandmarkt, allein aus den angeführten Thatſachen ergibt ſich, daß er durch das Benehmen des übel geleiteten und übel geſinnten Kaiſer Franz verſchuldet wurde. Friedrich Wilhelm II., wie viele gerechte Vorwürfe ihn auch treffen, war doch immer noch ehrlicher, als Franz und Katharina. Auch wäre der Basler Frieden an ſich nicht ſo gefährlich für Deutſchland geworden, wenn Friedrich Wilhelms II. Nachfolger ſpätere Gelegenheiten mit Verſtand benutzt hätte, um dieſem ſchimpflichen Frieden zu entſagen, Großmuth gegen

Oesterreich zu üben und mit demselben gemeinschaftlich Deutschland gegen Frankreich zu vertheidigen.

In diesem Frieden wurde mitten durch Deutschland eine Demarcationslinie gezogen, welche das nördliche Deutschland vom Main an für neutral erklärte und vom österreichisch-französischen Kriegsschauplatz ausschloß. Hannover lag innerhalb dieser Linie und zog seine Truppen sofort zurück, wie auch Hessen. Auch Spanien folgte dem preußischen Beispiel und schloß, ebenfalls zu Basel, am 22. Juli Frieden mit Frankreich. Karl IV., nur dem Jagdvergnügen obliegend, hatte bisher den liberalen Aranda regieren lassen. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. mußte dieser seine Stelle verlieren, um dem gemeinen Leibgardisten Godoy Platz zu machen, welchen des Königs Gemahlin Therese, geb. Prinzessin von Parma, zu ihrem Liebhaber ausersehen hatte und den sie zum Herzog von Alcudia machte. Godoy half einige Jahre die königsmörderische Nation an den Pyrenäen bekämpfen, ließ sich aber später belehren, das Haus Oesterreich wolle sich in Frankreich nur auf Kosten des Hauses Bourbon bereichern, brachte diese Meinung den Majestäten bei und forderte sie auf, sich mit der neuen Regierung in Frankreich auszusöhnen. Er war von Frankreich bestochen und hoffte, sich mit Hülfe der französischen Allianz gegen den Willen des spanischen Volks, das ihn haßte, im Besitz der höchsten Gewalt zu erhalten. Als Haupttheilnehmer bei den Berathungen erhielt er damals den Titel principe de la paz (Friedensfürst). Uebrigens wurde der Anstand so weit beobachtet, daß die noch in Paris gefangene Tochter Ludwigs XVI., Maria Theresia, jetzt ihre Freiheit erhielt, indem sie gegen die von Dumouriez verhafteten Conventsmitglieder und Drouet nebst den Gesandten Maret und Semonville ausgewechselt wurde. Lafayette vergaß man. Die Prinzessin begab sich zu ihrem Oheim nach Deutschland und heirathete drei Jahre später den Herzog von Angoulême, ältesten Sohn des Grafen von Artois, blieb aber kinderlos. Das vertriebene Haus Bourbon hatte damals zum Haupte den ältesten Bruder des hingerichteten Königs, früher Graf von Provence, jetzt Ludwig XVIII. genannt, ohne Kinder; diesem stand sein

Bruder Artois zur Seite mit zwei Söhnen, dem Herzog von Angoulême und dem Herzog von Berry. Außerdem blühten noch zwei Nebenzweige des bourboniſchen Stammes, die Linie Orleans, deren Chef Louis Philipp ſich ſpäter mit einer neapolitaniſchen Prinzeſſin vermählte, und die Linie Condé, deren Chef bisher die Emigrirten commandirt hatte, mit einem Sohn, Herzog von Bourbon, und einem Enkel, Herzog von Enghien.

Beinahe unbemerkt machte Katharina II. damals eine neue wichtige Erwerbung, indem ſie den 18. März 1795 Kurland ohne weiteres für eine ruſſiſche Provinz erklärte und in Beſitz nahm. Der bisherige Herzog Peter (Biron) vermochte keinen Widerſtand zu leiſten und zog ſich nach Sagan zurück, welches Herzogthum er ſchon vorher angekauft hatte. Oeſterreich war damals Rußland ganz ergeben und Preußen allein zu ſchwach, um den Raub zu hindern. Die Mißvergnügten unter dem kurländiſchen Adel wurden aus dem Lande gejagt und ihre Güter Katharinens Lieblingen verliehen. Eins der letzten Projecte Katharinas war, den ruſſiſchen Einfluß in Schweden durch eine Verheirathung des jungen Schwedenkönigs Guſtav IV. Adolfs mit ihrer Enkelin Alexandra, der älteſten Tochter ihres Sohnes Paul zu befeſtigen. Der ſchwediſche Regent, Karl, Herzog von Südermannland, zeigte ſich ſchwach und ängſtlich. Sein Bruder Guſtav III. war ein Opfer des Adels geworden, er ſelbſt glaubte daher für ſich und ſeinen Neffen am ſicherſten zu gehen, wenn er den Adel ſchonte und gewähren ließ. In dieſer unköniglichen Politik ging er ſo weit, daß er nicht nur die noch gefangen ſitzenden Mitverſchworenen Ankarſtröms wieder frei ließ, ſondern auch alle Freunde Guſtavs III. aus den höhern Staatsämtern entfernte und durch ehemalige Feinde deſſelben erſetzte. Als der heroiſche Armfelt, ein Liebling Guſtavs III., von Neapel aus, wo er ſchwediſcher Geſandter war, in Briefen an eine in Stockholm zurückgelaſſene Geliebte, die junge Gräfin Rudenſkiöld, ſich allzufrei in Wünſchen und Hoffnungen für Schweden erging und dieſe Briefe aufgefangen wurden, dichtete man ihm boshafterweiſe eine Verſchwörung an, als habe er die gegenwärtige Regierung ſtürzen und die Zeiten Guſtavs III.

erneuern wollen. Er wurde geächtet und entkam, aber die arme Gräfin mußte öffentlich am Pranger ſtehen und dann in ein Zuchthaus wandern. Der Herzog gab ſich ganz zum Werkzeug des Adels her, kümmerte ſich wenig um die Regierung und ſchwärmte nur für die Freimaurerei. Als nun Katharina II. den Heirathsantrag machte und ihn und den jungen königlichen Neffen nach St. Petersburg einlud, fand ſich Herzog Karl auch pflichtſchuldigſt ein, aber die Heirath kam nicht zu Stande, denn der junge König von Schweden machte, als er den ſchon fertigen Heirathscontract unterzeichnen ſollte, die einfache Bemerkung, nach den ſchwediſchen Reichsgeſetzen müſſe eine fremde Prinzeſſin, welche der König heirathe, den lutheriſchen Glauben annehmen, ſo gewiß nach den ruſſiſchen Reichsgeſetzen eine fremde Prinzeſſin, die der Czar heirathe, den griechiſchen annehmen müſſe. Das wollte Katharina nicht gelten laſſen und ſuchte den jungen Starrkopf durch allerlei Liebkoſungen auf andere Gedanken zu bringen. Als er aber feſt blieb, ließ ſie ihn ſtehen und lief voller Zorn fort. Am andern Tage reisten die ſchwediſchen Gäſte wieder heim.

Als Vorſpiel zum Türkenkriege hatte Katharina zwei Expeditionen ausgerüſtet. Indem ſie nämlich die Verlegenheit Englands, welches von Oeſterreich und Preußen im letzten Kampf in den Niederlanden verlaſſen worden war, geſchickt wahrnahm, affectirte ſie einen ungeheuren Eifer, gegen Frankreich Krieg zu führen, und bewog Pitt am 22. Juli 1795 zu einem Vertrage, demzufolge eine ruſſiſche Flotte mit den engliſchen vereint kämpfen ſollte. Sie ließ ſich aber dafür eine Million Pfund Sterling Subſidien zahlen und gab dem Admiral geheime Befehle, ſeine Schiffe zu ſchonen. Andrerſeits ſchickte ſie Valerian Subow, den Bruder ihres Lieblings, nach den Südküſten des kaſpiſchen Meeres, um unter einem nichtigen Vorwand die Stadt Derbent in Dageſtan wegzunehmen. Ja ſie verlangte, während ſie ſelbſt im Begriff war, in die Türkei einzufallen, geſchwind noch vom Sultan, er ſolle ihr gegen die Perſer beiſtehen. Denn ſo alt ſie war, wollte ſie noch alles verwirren.

durch die theologiſchen Fakultäten gleich den katholiſchen Prieſtern in einer vorgeſchriebenen, von der Regierung befohlenen Lehre unterrichtet, und erſt durch eine Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit zum Amt befähigt. Der Fürſt oder die weltliche Regierung hatte das Patronat oder das Wahlrecht, nur wenige Gemeinden erhielten dabei noch eine Stimme. Eine Anzahl Pfarrgemeinden ſtand unter einem Inſpector oder Superintendenten oder Dekan, nach dem Muſter der katholiſchen Dekanate. Alle aber ſtanden unter dem Landes-Conſiſtorium, das aus geiſtlichen und weltlichen Räthen gemiſcht, eine Unterabtheilung der Landesregierung bildete, und vom Fürſten beherrſcht und willkührlich geleitet wurde. Nur in den Ländern, wo der Fürſt einem andern Glauben folgte, als das Land, behauptete das Land ſeine Selbſtändigkeit. Das Conſiſtorium wachte ſorgfältig über die Rechtgläubigkeit nach den einmal angenommenen Satzungen, und leitete die katholiſche Fakultät auf den Univerſitäten, ſo wie die ganze Thätigkeit der Pfarrer. In weltliche Angelegenheiten durfte ſich daſſelbe nicht miſchen, ausgenommen in Eheſachen, worüber den Geiſtlichen nach alter Sitte noch einige Gewalt blieb, weil die Ehe nicht blos eine bürgerliche Verbindung, ſondern auch eine göttliche Anordnung war.

Im Anfang der Reformation hatten die proteſtantiſchen Geiſtlichen ein großes Gewicht bei den Fürſten, je mehr aber der Kampf nachließ, deſto mehr unterwarf ſich auch die Politik der Fürſten ihre Landeskirche, und die ſo ſehr abhängig gewordene Geiſtlichkeit, die am Hofe Amt und Brot betteln, und jeden wichtigern Einfluß erſchleichen mußte. Die Oberhofprediger ſpielten daher die bedeutendſte Rolle, indem ſie ſich der Gunſt der Fürſten gegen ihre Widerſacher und für ihre Creaturen bedienten. Das gab oft garſtige Zänkereien, gewaltthä-

Der Sultan weigerte sich, Subow nahm Derbent, wurde aber bald darauf von den Persern unter Aga-Mahmud aufs Haupt geschlagen. Kaum hatte Katharina diese schlimme Nachricht erhalten, als sie Verstärkungen abgehen ließ. Feuriger als je in den türkischen Eroberungsplan vertieft hoffte sie, gestützt auf die neuen Verträge mit Oesterreich und England, endlich ihre Fahne auf der Kuppel der Sophienkirche in Constantinopel aufpflanzen zu können, stand am 17. Nov. 1796 wie gewöhnlich munter auf und arbeitete allein in ihrem Cabinet; eine Stunde nachher wurde sie von ihrer Kammerfrau leblos auf dem Boden liegend gefunden.

So endete die nordische Semiramis ihr thaten- und lasterreiches Leben.

5.

Paul I.

Katharinas Sohn und Nachfolger, Kaiser Paul I., war 42 Jahre alt. Seine Mutter hatte ihn auf unnatürliche Weise gehaßt und von den Geschäften fern gehalten. Er hatte ihre Laster nicht geerbt. Sein Lebenswandel war rein, nur durch Launen und Ausbrüche des Zorns plagte er seine Umgebungen. Er befahl die Leiche seiner Mutter mit der Peters III. gemeinschaftlich und mit größter Feierlichkeit zu bestatten, und erließ ein Edict, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge in Rußland ausschloß. Mit Persien machte er Frieden und gab auch den türkischen Plänen seiner Mutter keine Folge. Auch begab er sich schon in den ersten Tagen seiner Regierung, seine beiden ältesten Söhne, Alexander und Constantin, an der Hand, in das Gefängniß Kosciuszkos, kündigte ihm die Freiheit an und überreichte ihm seinen tapfern Säbel wieder mit der einfachen Bitte, ihn nicht mehr gegen Rußland zu führen. Kosciuszko ging nach Amerika und lebte später auf einem Landgut bei Paris, zuletzt in der Schweiz, wo er 1817 in Frieden gestorben

ist.*) Paul suchte Polens Wunden zu heilen und zeigte sich besonders gnädig gegen die katholische Kirche, womit zusammenhing, daß er sich, obgleich der griechischen Kirche angehörig, bald darauf zum Großmeister des katholischen Johanniterordens wählen ließ. Gegen die französische Revolution war er sehr erbittert, so daß er die neufranzösische Modetracht eben so wenig, wie die Einschleppung revolutionärer Bücher in Rußland duldete.

Die von Kosciuszko versuchte Emancipation der Bauern in Polen stand im Zusammenhang mit einer in Ungarn entdeckten Verschwörung und beide Versuche erhielten ihren Impuls von Paris aus. Schon 1793 hatte der Platzhauptmann Hebenstreit in Wien selbst eine Verschwörung gegen das Leben des jungen Kaisers Franz II. angezettelt, war aber gefaßt und gehenkt worden. Noch 1795 wurde der Abt und k. Rath Martinowits mit vier Gefährten zu Pesth enthauptet, später noch zwei. Seitdem wetteiferte die österreichische Polizei mit der russischen, allem Einfluß von Frankreich her den Zugang zu versperren. Das war der Anfang der berüchtigten Naderer und Spitzeln (Spione der geheimen Polizei).

In Preußen wurde umgekehrt alles Französische wieder Mode. Seit dem Basler Frieden war es dort erlaubt, den Helden der Revolution Bewunderung zu zollen. Allein das beleidigte Preußen hatte eben noch Geld genommen von England und schloß jetzt mit dessen bitterstem Feinde Frieden. In einem geheimen Artikel des Friedenstractats war Preußen eine Entschädigung zugesichert, falls Frankreich das linke Rheinufer behalten sollte. Diese war aber schon durch die Demarcationslinie bezeichnet, innerhalb welcher auch Hannover lag. Von dem Augenblick an sah England sein Hannover bedroht. Seinen neuerworbenen Antheil von Polen nannte Preußen jetzt Südpreußen, und setzte es ganz auf preußischen Fuß. Dahin

*) Er hielt sein Wort und kämpfte nicht mehr gegen Rußland, lehnte aber die ihm vom Kaiser ausgesetzte Pension ab. In der Familie Zeltner in Solothurn fand er Ruhe und Zufriedenheit, bei ihr starb er. Seine Leiche aber wurde in die alte polnische Königsstadt Krakau gebracht.

ſchickte man den Auswurf der preußiſchen Beamten, die nicht einmal polniſch verſtanden, und ließ die armen Polen nach dem ihnen eben ſo unverſtändlichen preußiſchen Landrecht (dem endlich vollendeten und 1794 publicirten Werke, welches als codex Fridericianus begonnen hatte), regieren. Biſchofswerder trieb mit ſeinem Freund, Forſtrath von Triebenfeld, eine wahre Paſchawirthſchaft und verſchacherte die confiscirten Güter des polniſchen Adels.

Friedrich Wilhelm II. ſtarb, erſt 53 Jahr alt, von Ausſchweifungen erſchöpft, am 16. November 1797. Er hinterließ nicht blos 28 Millionen Thaler Schulden, ſondern auch den preußiſchen Staat in einer höchſt unſichern Lage, ohne irgend eine Allianz, als die unnatürliche, welche die franzöſiſche Republik ihm anbot, ringsum von Feinden umgeben, und dazu verlaſſen von der öffentlichen Meinung. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III. war wieder ſo ganz anders als er geartet, daß es ſchien, auf dem preußiſchen Throne ſollte nie ein König dem andern gleichen. Vermählt mit der Prinzeſſin Louiſe von Mecklenburg-Strelitz, welche ſchön und liebenswürdig, gleichſam an Leib und Seele nur Grazie war, genoß der junge König ein reines eheliches Glück und blieb fern von ſinnlichen Ausſchweifungen. Auch war ſeine erſte Handlung ein Sittengericht, indem er die Gräfin Lichtenau verhaften*) und der ihr geſchenkten reichen Güter verluſtig erklären ließ, ihr ſpäter aber die Freiheit und eine Penſion gab. Biſchofswerder und Wöllner wurden fortgejagt und man erwartete ein ganz neues Regierungsſyſtem. Aber der König war noch jung und unerfahren, von Natur ſchüchtern, wortkarg, mürriſch, trocken, willenlos und unproductiv, daher feſtgebannt in den Basler Frieden und in die Demarcationslinie. Die Gewißheit, daß er ſich dadurch die Neutralität und den Frieden bewahre, genügte ihm. Eine Natur wie

*) Die Königin Wittwe Louiſe (Prinzeſſin von Darmſtadt) war ſo ſchwach und gutmüthig, am Sterbebett des Königs die Lichtenau zu umarmen und ihr zu danken, daß ſie den König ſo treu gepflegt habe. Der neue König aber warf ihr einen vernichtenden Blick zu.

die ſeinige will Ruhe haben und ſcheut vor der Nothwendigkeit, raſch handeln zu müſſen, zurück. Er behielt daher als ſeine vertrauteſten Miniſter und Geſandte die Männer bei, welche, wie Hardenberg, den Basler Frieden geſchloſſen hatten, oder wie Lucheſini und Haugwitz der Meinung waren, durch ein immer engeres Anſchließen an Frankreich werde die preußiſche Macht nicht nur ſicher geſtellt, ſondern auch auf Koſten der öſterreichiſchen vermehrt werden.

Siebentes Buch.

Bonapartes italieniſcher Feldzug.

1.

Bonaparte.

Urſprünglich war der Krieg von Frankreich zwar zuerſt erklärt, aber nur vertheidigungsweiſe geführt worden. Erſt allmälig waren die Franzoſen zum Angriff und zur Eroberung übergegangen. Von nun an behaupteten ſie die Offenſive und dehnten ſie weit aus über Rhein und Alpen. In dem Maaße, in welchem das revolutionäre Feuer im Innern Frankreichs erloſch, begann das kriegeriſche Feuer nach außen zu wüthen, wie aus dem Veſuv erſt dann, wenn die Feuerſäule in ſeinen Krater zurückgeſunken, deſto mächtigere Lavaſtröme ſich weithin in das friedliche Land ergießen.

Carnot entwarf den großen Plan des Krieges vom Jahre 1796. Drei franzöſiſche Armeen ſollten über die Grenzen gehen, die niederrheiniſche unter Jourdan in Heſſen und Franken, die oberrheiniſche unter Moreau in Schwaben und die italieniſche unter Bonaparte in Italien einbrechen, und alle drei ſollten ſich in concentriſcher Richtung gegen Wien bewegen und im Herzen Oeſterreichs vereinigen. Eine vierte ſ. g. Alpenarmee unter Keller-

mann zählte nur 15,000 Mann und bewachte nur das schon von den Franzosen eroberte Savoyen. Der ersten der drei französischen Hauptarmeen stellten die Oesterreicher ein Heer unter dem Erzherzog Karl, der zweiten ein weiteres unter dem alten Wurmser, der dritten ein österreichisches Heer unter dem tapfern, schon 72jährigen Beaulieu und ein sardinisches unter Colli entgegen, um zunächst nur vertheidigungsweise die Fortschritte ihrer Gegner aufzuhalten, denn sie warteten diesmal den Angriff ab. Der erste auf dem Platze war Bonaparte; Jourdan und Moreau eröffneten ihren Feldzug erst um Monate später.

Das rasche Vorgehen der Franzosen in Italien kam den Oesterreichern unerwartet. Sie hatten sich nur auf Hauptschläge am Rheine gefaßt gemacht und deshalb hier mehr als vier Fünftheile ihrer Macht aufgestellt (91,000 Mann unter Erzherzog Karl, 81,000 unter Wurmser, wobei die Contingente der noch reichstreuen Sachsen, Bayern, Franken und Schwaben miteingerechnet sind), während Beaulieu in Italien nur 37,000 Oesterreicher commandirte. Er wurde nun zwar durch 20,000 Sardinier unterstützt, allein außer diesen fanden sich nur noch 1500 Neapolitaner zur Vertheidigung Italiens ein, kein Venetianer, kein Römer.

Bonaparte kam am 27. März 1796 in Nizza an, wo Scherer ihm das Commando der italienischen Armee übergab. Dieselbe zählte 43,000 Mann mit nur 60 Kanonen und befand sich in einem elenden Zustande, die Soldaten hatten zerrissene Kleider und kein Brod. Die Assignaten, die man ihnen statt Soldes gab, hatten allen Werth verloren; das baare Geld und die Naturalleistungen wurden von diebischen Kriegscommissären und Lieferanten zurückgehalten. Die Noth war groß, alles schrie und klagte, einige Bataillone begingen große Unordnungen, nur um sich den nöthigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Trotzdem war es eine auserlesene Truppe. Die französische Jugend hatte Geschmack am Kriege gefunden. In der Sturmzeit der Revolution hatten die Söhne reicher Familien ihr Leben, das sonst der Guillotine verfallen wäre, nur ins Lager retten können. Eine Menge anderer gebildeter Jünglinge

hatten als feurige Republikaner zu den Waffen gegriffen, um für die Freiheit zu kämpfen. Das Aufgebot in Masse brachte alle Stände in Waffenbrüderschaft. Die jakobiniſche Ungebundenheit war je mehr und mehr jener ſoldatiſchen Disciplin gewichen, die man in der Gefahr als unentbehrlich erkennen lernt und auf die man nach dem Siege ſtolz wird. Schon begann der mit ehrenvollen Narben geſchmückte Soldat den feigen Pöbel der Sansculotten zu verachten. Schon hatte ſich der ritterliche Sinn echter Krieger gegen die vom Convent gebotenen Ermordungen der Gefangenen empört. Und für alle lag der höchſte Reiz in der ſchnellen Beförderung des Verdienſtes. Wer tapferer, kriegskundiger, geiſtesüberlegener war, ſtieg in jenen Jahren raſch zum General empor und machte ſeinen Namen welthiſtoriſch. Die republikaniſche Gleichheit aller, in welcher die alte Ariſtokratie der Barone begraben worden, gebar die neue der Generale. Bonaparte, ſelber ein Emporkömmling und erſt 27jähriger Jüngling, fand in der kleinen Armee, deren Commando er übernahm, und brachte zum Theil in ſeinem Gefolge zu ihr mit eine Menge junger Männer, die alle Generale von unſterblichem Ruhme geworden ſind: d'Allemagne, Androſſy, Augereau, Beſſières, Cervoni, Duroc, St. Hilaire, Joubert, Junot, Kilmaine, Laharpe, Lannes, Lanuſſe, Marmont, Murat, Rusca, Serrurier, Victor, Bonapartes Stiefſohn Eugen Beauharnais, Duroc, der ſchon Bonapartes Mitſchüler in Brienne geweſen. Den erſten Rang unter allen behauptete Alexander Berthier, ein ſchon erfahrener Mann, der mit Lafayette in Amerika gedient hatte. Bonaparte machte ihn zum Chef ſeines Generalſtabs, ein Amt, das er bis zum J. 1814 mit der größten Umſicht und Treue verſah. Der merkwürdigſte Untergeneral Bonapartes war Maſſena, der als Waiſenknabe aufgewachſen gemeiner Soldat geworden war, und es in 14jährigem Dienſt nicht weiter als bis zum Sergeanten gebracht hatte, weil vor der Revolution kein Nichtadeliger Offizier werden konnte. Die Revolution hatte ihn dagegen ſchnell erhoben. Dem jüngern Bonaparte gab er ſich mit Enthuſiasmus hin und dieſer hielt ihn hoch und ſagte einmal von ihm „er iſt mein rechter Arm.“ Maſſenas Hingebung an Bonaparte

war aber nicht ohne Eigennutz, denn nachdem er so lange als gemeiner Soldat das harte Kasernenleben durchgemacht hatte, wollte er auch etwas von seiner Generalswürde haben und war der größte Räuber in der Armee.

Es war Bonaparte nicht möglich, dem Mangel in seinem Heere abzuhelfen, da ihm das Directorium nicht mehr als 2000 Louisd'or baar und eine Million Livres in Wechseln mitgegeben hatte, die zum Theil nicht acceptirt wurden. Er jagte inzwischen die verrufensten Kriegscommissäre fort und electrisirte das Heer durch die wunderbare Thätigkeit, mit der er neue Hülfsquellen eröffnete, um wenigstens den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks zu genügen und die Truppen vorwärts zu bringen. Alles jauchzte ihm zu, alles vertraute ihm, selbst die ältern Generale beugten sich achtungsvoll vor ihm.*) Er strahlte von Jugend, martialischem Genie und von dem geheimen Glück, das er im Besitz Josephinens gefunden, der er fast täglich mitten unter einer Last von Geschäften die zärtlichsten Briefe schrieb. Seine persönliche Erscheinung übte einen Zauber. Gegen alle liebenswürdig, verbannte er doch aus seiner Nähe jeden Rest sansculottischer Brüderlichkeit. Alle Generale hatten bisher ihre Truppen citoyens (Bürger) anreden dürfen. Bonaparte war der erste, der sie nur „Soldaten" nannte und nicht mehr zu ihnen von Freiheit und Gleichheit, sondern von Ruhm und Beute sprach. Sein berühmter Tagesbefehl lautete: „Soldaten! ihr seyd nackt und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundernswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!"

*) Nichts bezeichnet die damalige Stimmung für ihn besser, als was Junot seinem Vater auf die Frage: wer denn dieser Bonaparte sey? antwortete: „Um zu wissen, wer er ist, muß man er selbst seyn. Ich kann nur sagen, er ist einer von den Menschen, mit denen die Natur geizt und die sie nur in Jahrhunderten einmal geboren werden läßt."

Das war das Programm der Eroberungen und des künftigen Kaiserreichs, wie die Erklärung der Menschenrechte das der Freiheitskämpfe und der Republik gewesen war. Das Directorium in Paris war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu jenem älteren Programm zurückzuführen. Auch das Volk selbst nicht. Die im Leben vorgerückter waren, hatten nur noch das einzige Bedürfniß der Ruhe nach so viel Stürmen und des Genusses der erhaltenen oder neuerworbenen Güter. Bei den jüngern war die Begeisterung für die Freiheitsgöttin in der rothen Mütze übergegangen in kriegerisches Feuer und Streben nach Ruhm. Sieben Jahre hatten hingereicht, diese erstaunliche Veränderung in den Trieben der französischen Gesellschaft zu bewirken.

Der Plan Bonapartes war, die hohen Gebirgsketten, die ihn von Italien trennten, an der niedrigsten Stelle, nämlich da zu überschreiten, wo die Alpen sich von Nordwesten her senken und nach Osten hin die Apeninnen aufsteigen. Hier sich durchzwängend wollte Bonaparte seine zerstreut aufgestellten Gegner einzeln überfallen und schlagen nach dem Grundsatz, in welchem, wie er selbst sagte, die ganze Kriegskunst enthalten ist, daß es nämlich nur darauf ankomme, auf dem entscheidenden Punkte mehr Menschen und Kanonen zu haben, als der Feind, möge derselbe ihrer auch noch so viel mehr auf andern, nicht entscheidenden Punkten haben.

Beaulieu hatte sich durch das wahrscheinlich von Bonaparte selbst ausgestreute Gerücht, die Franzosen würden von Nizza aus nicht ins Gebirge, sondern am Meeresufer hinziehen, um das reiche Genua zu besetzen, täuschen lassen und seine Truppen noch östlicher gezogen und von Colli, mit dem er überhaupt stets uneins war, entfernt. Da fiel Bonaparte über jedes der vereinzelt im Gebirge stehenden österreichischen Corps mit Uebermacht her und drängte sie alle gegen Genua hin, um nachher die Sardinier ganz eben so einzeln zu fassen und zu schlagen. Diese ersten Kämpfe am 11. und 12. April waren nur strategisch wichtig, aber tactisch unbedeutende Gefechte. Bonaparte jedoch gab ihnen den pomphaften Namen der Schlacht bei Montenotte und sein Siegesbericht war voll Ueber-

treibung und nur auf Effect berechnet. Die Gefechte, durch welche die Oesterreicher immer weiter östlich abgedrängt wurden, waren am 13. bis 15. April die bei Cossaria und Dego. An diesem letzteren Ort überließen sich die Franzosen unter Massena nach dem Siege einer sorglosen Ruhe, als plötzlich der kühne Vukassovich mit fünf österreichischen Bataillonen sie überfiel, ihnen 900 Mann mit dem Bajonet niederstach und 700 Gefangene mit 19 Kanonen abnahm. Allein von Bonaparte selbst, der in der Nähe war, umdrängt, konnte der tapfere Oberst sich nur noch mit Verlust von 900 Mann durchhauen. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei Millesimo und gab mehr Gefangene an, die er gemacht haben wollte, als überhaupt Oesterreicher im Gefecht gewesen waren. Dieser Charakterzug von Bonaparte ist sehr merkwürdig. Auch später, als sein Feldherrncredit fest gegründet war, unterließ er niemals, dem wahren Verdienst erlogenes hinzuzufügen.

Sobald die Oesterreicher weit genug zurückgeworfen waren, wandte sich Bonaparte gegen Colli und faßte die Sardinier bei Ceva, am 17. April. Colli zog sich zurück, leistete an der Cursaglia am 20. Widerstand, erlitt aber bei Mondovi am 22. eine Niederlage. In dieser Gebirgsgegend war es, von wo aus die hungernden und abgerissenen Franzosen zum erstenmal in die goldene Ferne der lombardischen Ebene hinuntersahen und wo Bonaparte ihnen zurief: „dort unten liegt der Reichthum, dort holt euch alles, was ihr braucht.“ — Von panischem Schrecken ergriffen bat der König von Sardinien, Victor Amadeus III., um Frieden. Ein Waffenstillstand wurde schon am 28. April, der Friede am 25. Mai abgeschlossen. Sardinien trat Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich ab und ließ die festen Plätze in Piemont, vor allen Alessandria, von den Franzosen besetzen. Der arme König starb im October, den wankenden Thron an Karl Emanuel IV. überlassend.

Der nunmehr gänzlich blosgestellte Beaulieu zog sich über den Po zurück und wagte keine Schlacht mehr. In der eiteln Hoffnung, der breite Strom werde den Feind aufhalten, zerstreute er seine

tige Entſetzungen und Verfolgungen, wobei widerſprechende Lehren und der Amts- und Brodneid gleich thätig waren. Die Theologen auf Univerſitäten blieben geraume Zeit von ſolchen Hof- und Conſiſtorialkabalen beherrſcht, und die Freiheit der Lehre wurde dadurch nicht wenig gefährdet. Indeß ließ ſich der Geiſt evangeliſcher Freiheit im nächſten Jahrhundert nicht mehr unterdrücken, und fromme Seelſorger, ſcharfſinnige Forſcher ſtellten die ſtörriſchen Hüter des Buchſtabenglaubens, und die ketzerriechenden Ränkemacher, die finſtre ſchwarze Brut proteſtantiſcher Jeſuiten allmählich in den Schatten.

Kapitel CCCCXXI.

Die Theologen.

Die erſten Reformatoren verkündigten Freiheit der Forſchung und Lehre, und nichts war ihnen verhaßter, als Zwangsglauben. Aber ſchon ihre Schüler führten dieſen verhaßten Glauben wieder ein, und verlangten eben ſo unbedingt, man ſolle glauben, was Luther oder Calvin geſagt, wie die Jeſuiten verlangten, man ſolle alles glauben, was der Papſt geſagt.

Unter den Theologen oder Forſchern und Lehrern des göttlichen Worts in den neuern Kirchen machte ſich eine herrſchende Parthei von Orthodoxen oder Rechtgläubigen gegen alle diejenigen geltend, welche ſich nicht an die Satzungen der erſten Reformatoren hielten, ſondern nur an den Geiſt derſelben, und ſo frei wie ſie die Unterſuchung fortſetzen wollten. Nun gab es aber Orthodoxe in jeder Parthei, Lutheraner und Calviniſten, und ſie bekämpften ſich eben ſo untereinander als ſie gegen die Heterodoxen oder Abtrünnigen eiferten. Die Fürſten begünſtigten durchgängig die Orthodoxen, um alles

Corps an einer langen Uferſtrecke. Bonaparte ging aber am 7. Mai bei Piacenza über und ſchlug am 8. ein öſterreichiſches Corps unter Liptai. Nun gab Beaulieu Mailand ſelbſt auf und ſuchte nur noch Mantua zu verſtärken. Als die Franzoſen in der Nacht auf den 8. ruhig bei Codogno lagerten, wurden ſie vom öſterreichiſchen General Schubirz überfallen und erlitten bedeutenden Verluſt, auch fiel hier ihr tapferer und geiſtvoller General Laharpe (ein Waadtländer, Bruder des Oberſten, dem die Erziehung des jungen Großfürſten, nachherigen Kaiſers Alexander von Rußland, anvertraut worden war). Ueberhaupt fochten die Oeſterreicher überall mit Heldenmuth, wo ſie irgend gut geführt wurden. Bonaparte ſchlug dieſe Armee nicht nur, ſondern verleumdete ſie auch, indem er jeden ihrer Verluſte übertrieb, jeden ihrer Erfolge verſchwieg oder verkleinerte.

Ehe Beaulieu nach Mantua abzog, ließ er an der Adda bei Lodi den General Sebottendorf mit 9—10,000 Oeſterreichern ſtehen, um Nachzügler aufzunehmen und den Rückzug zu decken. Als nun am 10. Bonaparte vor Lodi ankam, ſchoſſen die Oeſterreicher mit Kartätſchen über die lange Brücke. Da führten Maſſena, Lannes, Berthier und einige andere höhere Offiziere die Truppen im Sturmmarſch hinüber. Die Oeſterreicher, anſtatt ſie zuſammenzuſchießen, zogen ſich zurück, wobei ſie, da die Franzoſen mit Uebermacht nachdrängten, 2000 Mann einbüßten. Aus dieſem einfachen Rückzugsgefecht machte Bonaparte in ſeinem Armeebericht eine große und wunderähnliche Schlacht. Bevor er ſeinem Feinde nach Mantua folgte, beeilte er ſich, ſeinen Triumpheinzug in der Hauptſtadt der Lombardei zu halten, 14. Mai. Die Bevölkerung Mailands empfing ihn feſtlich geſchmückt unter lautem Jubelruf (obgleich die Citadelle noch von Oeſterreichern beſetzt war) und ſah in ihm nur den mit unüberwindlichem Schwert bewaffneten Genius der Republik, durch den alle Völker frei und das goldene Zeitalter eingeführt werden ſollte. Sie wurde jedoch bald enttäuſcht, als er eine Kriegsſteuer von 20 Millionen Lire und unermeßliche Lieferungen aller Art forderte. Bonaparte verkaufte ſeine Gnade auch dem Herzog Ferdinand von Parma (9. Mai) um 2 Millionen Lire, 1700 Pferde,

eine große Lieferung von Naturalien und um 20 der kostbarsten Gemälde. Gleiche Gnade widerfuhr dem Herzog Herkules von Modena, dem letzten des Hauses Este, für 10 Millionen, viele Lieferungen für die Armee und 20 Gemälde. Da Italien noch reicher an Kunstschätzen war, wie Holland und Belgien, so machte sich Bonaparte ein Geschäft daraus, es in dieser Beziehung auszuplündern und Paris mit einer Kunstbeute zu bereichern, an die sich das Andenken seiner Siege knüpfte.

Das Verfahren Bonapartes war insofern neu, als er es verschmähte, die Fürsten zu vertreiben. Aber er wußte wohl, das Directorium werde nichts einwenden, wenn er nur Siege erfocht und Geld und Trophäen nach Paris schickte. Nur um die Freiheitsmänner zu beschwichtigen und um Italien durch innere Parteiung zu zerrütten, verkündete er von Mailand aus, „wir sind die Freunde aller Völker und lieben vor allen die Enkel des Brutus und Scipio. Wir werden das Capitol wieder aufrichten und das Volk der Römer wiedererwecken.“ Doch nur in dem Theile Italiens, wohin keine Franzosen gekommen waren, konnte ihnen diese Sprache Anhänger gewinnen. In der Lombardei hatten ihre Plünderungen das Volk schon dermaßen erbittert, daß Bonaparte kaum (22. Mai) von Mailand aufgebrochen war, um sich zwischen Mantua und Tirol zu werfen, als auch schon das Landvolk hinter seinem Rücken aufstand. Blitzschnell aber wandte Bonaparte sich um, zersprengte die Bauern und nahm Pavia, den Hauptsitz der Insurrection, mit Sturm, ließ es plündern und die Führer des Volks hinrichten, 26. Mai. Mittlerweile hatte der alte Beaulieu die Festung Mantua mit einem Theil seines Heeres verstärkt und sich mit dem Rest den einzigen Rückzugsweg nach Tirol durch Ueberrumpelung der kleinen Festung Peschiera am Gardasee und durch Besetzung Veronas geöffnet. Diese beiden Orte, so wie Brescia und Bergamo, gehörten zur Republik Venedig, die trotz ihrer alten Reichthümer und einer nicht unbedeutenden Landmacht sich völlig passiv verhielt. Der unglückliche Prätendent, Ludwig XVIII., der bisher ruhig in Verona gelebt hatte, war schon beim ersten Herannahen der Franzosen durch einen feigen

Befehl der venetianiſchen Regierung entfernt worden. Mit ſolchen Gegnern hatte Bonaparte zu thun, und man muß geſtehen, daß ſein Uebermuth hier überall durch Kleinmuth herausgefordert wurde. Beaulieu zog alle ſeine zerſtreuten Corps in die Schluchten von Tirol zurück. Eines derſelben hatte ſich verſpätet und gerieth am 31. Mai bei Valeggio an die Villa, in der Bonaparte ſich einquartirt hatte. Mit genauer Noth entkam er durch die Gärten, benutzte aber den Vorfall, ſich eine Leibwache zuzulegen, die ſ. g. Guides, zu deren Chef er Beſſières machte.

Bonaparte beſetzte Bergamo, Brescia und Verona, das von den Oeſterreichern wieder verlaſſene Peschiera und das benachbarte venetianiſche Landgebiet. Auch ließ er Venedig bedrohen, wenn es die angeworbenen Slavonier nicht ſofort wieder entferne, und es gehorchte. Zunächſt blieb Bonaparte außer der Bewachung der Tiroler Päſſe nichts zu thun übrig, als die Eroberung von Mantua, wozu ihm aber ſchweres Geſchütz fehlte. Deſſen befand ſich genug in der Citadelle von Mailand, die daher heftiger bedrängt wurde; bis ſie fiel, konnte man auch eine Diverſion nach Mittelitalien machen und ſich dort Geſchütz, Geld und Beute holen. Vor allem lockte der reich mit engliſchen Waaren angefüllte Hafen von Livorno. Das Directorium in Paris hatte den natürlichen Gedanken, zwei Heere in Italien operiren zu laſſen, Bonaparte ſollte Toscana, Rom und Neapel erobern und Kellermann unterdeß mit ſeiner Armee Tirol belagern. Aber das widerſtrebte dem Ehrgeiz Bonapartes, der alles allein thun wollte. Mit Recht entgegnete er, wenn er ſich in Italien vertiefe und zu weit von den Alpen entferne, könne Kellermann durch eine neue öſterreichiſche Armee erdrückt werden. Die italieniſche Eroberung müſſe in einer Hand allein liegen. „Beſſer ein ſchlechter General, als zwei gute.“ Das Directorium wagte nicht, ihm zu widerſprechen, und ſchickte ihm Verſtärkungen.

Nach Neapel war es Bonaparte zu weit, er geſtand alſo dieſem Staate ſchon am 5. Juni die Neutralität zu, erfreut genug, daß die Königin Karoline ihn nicht angreifen ließ. Dagegen ſchickte er Augereau in den Kirchenſtaat; Bologna, das immer eiferſüchtig

auf Rom war und ist, empfing die Franzosen als Befreier und der arme Papst erkaufte am 23. Juni Bonapartes Gnade durch 21 Millionen Lire, Auslieferung schweren Geschützes, Oeffnung der Festung Ancona, Verpflegung französischer Truppen in den Legationen, 100 der herrlichsten Gemälde und 300 der werthvollsten Manuscripte aus den berühmten Sammlungen im Vatican. Auch hier plünderten die französischen Soldaten und erbitterten die Einwohner dergestalt, daß es zu einem blutigen Aufstand in Lugo bei Ferrara kam, der aber energisch niedergeschmettert wurde. Bonaparte selbst begab sich nach Florenz und gewährte dem Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, die Neutralität, ließ aber gleichwohl Livorno am 29. Juni einnehmen. Da die Engländer alle ihre Reichthümer auf 60 Schiffen fortgeschafft hatten, ließen die Franzosen ihren Aerger an den unschuldigen Einwohnern aus und erpreßten von der Stadt 12 Millionen. An demselben Tage hatte sich die Citadelle von Mailand ergeben, was Bonaparte in Florenz an der Tafel des Großherzogs erfuhr, und zugleich die Einschließung Mantuas unter Serruriers Befehl begonnen. Mantua war aber schwer zu nehmen. Die Festung ist ringsum durch Seen geschützt, durch welche nur schmale Dämme einen Zugang öffnen. Nur der Hunger konnte diese fast unüberwindliche Festung fällen.

2.

Erzherzog Karl.

Durch die Niederlagen Beaulieus war der Hofkriegsrath in Wien nicht wenig aufgeschreckt worden und hatte sofort befohlen, die Aufstellung am Mittelrhein zu schwächen, um Italien zu Hülfe zu kommen. Da sich Mantua noch lange halten konnte, so hätte Oesterreich vielleicht klüger gethan, sein Heer in den uneinnehmbaren Alpen zurückzuhalten, bis die Franzosen in Italien überall vom Aufruhr umwickelt und zugleich Venedig, Toscana, Rom und Neapel

zu einem gemeinſamen Auftreten gegen Frankreich vermocht worden wären. Alsdann wäre das Heraustreten einer großen öſterreichiſchen Armee aus Tirol entſcheidend geweſen. Indem ſie ſich aber allein in die Ebene hinauswagte, ſetzte ſie ſich großen Gefahren aus. Man begreift nicht, warum der Hofkriegsrath damals mit ſo viel Uebereilung die Kräfte Oeſterreichs zerſplitterte. Der alte Wurmſer wurde mit einem Theil ſeines Heeres nach Tirol geſchickt, der andere Theil aber mit der großen Armee des Erzherzogs Karl vereinigt, der nunmehr allein gegen Jourdan und Moreau kämpfen mußte. Wurmſer führte, die Reſte der Beaulieu'ſchen Armee mit eingerechnet, 60,000 Mann aus Tirol heraus, um Mantua zu entſetzen. Er ſelbſt warf mit 40,000 Mann bei Rivoli ein franzöſiſches Corps unter Maſſena zurück, auf das er zuerſt ſtieß, 29. Juli; ebenſo Quasdanovich mit 20,000 Mann an der weſtlichen Seite des Gardaſees hervorbrechend bei Salo das Corps von Sauret, worauf er Brescia beſetzte und daſelbſt 2700 Franzoſen gefangen nahm. Da faßte Bonaparte den genialen Entſchluß, Serrurier von Mantua abzurufen, das Belagerungsgeſchütz, das er mit ſo vieler Mühe zuſammengebracht hatte, im Stich zu laſſen und mit ſeiner ganzen Streitmacht von 45,000 Mann zuerſt über den weit ſchwächeren Quasdanovich herzufallen, nach deſſen Vernichtung ihm Wurmſer nicht mehr gefährlich ſchien. Schon am 31. Juli überfiel er Quasdanovich bei Lonato, ſchlug ihn und nahm Brescia wieder. Wurmſer aber zog, ohne einen Feind geſehen zu haben, am 1. Auguſt in Mantua ein, in deſſen Mauern man ſo eben das erbeutete Belagerungsgeſchütz einſchleppte. Aber zu ſpät erkannte er den Fehler, ſeine Macht getheilt zu haben. Als er eilends aufbrach, um Quasdanovich zu retten, war dieſer trotz abermaligen wüthenden Widerſtandes bei Lonato am 3. Auguſt gänzlich beſiegt. Drei zerſprengte öſterreichiſche Bataillone ergaben ſich am folgenden Tage an Bonaparte, der auf ſie ſtieß und obgleich er nur 1500 Mann bei ſich hatte, ihnen durch den Schrecken ſeiner perſönlichen Gegenwart die Waffen entriß. Am 5. Auguſt wurde Wurmſer, der bisher nur den Nachtrab Bonapartes erreicht und angegriffen hatte, plötzlich von deſſen

geſammter Macht bei Caſtiglione, indem ſie Quasdanovichs Verfolgung aufgebend, ſich nach ihm umwandte, überfallen und nach hartnäckigem Kampfe beſiegt, konnte ſich aber noch glücklich nach Tirol zurückziehen. Bonaparte war nicht im Stande, ihm den Weg dahin abzuſchneiden, und ſo ſtanden die Dinge wie vorher, nur daß er alles ſchwere Geſchütz vor Mantua und überdies 4000 Gefangene verloren hatte, die Wurmſer mit ſich nahm.

Unbegreiflicherweiſe ließ der greiſe Wurmſer ſich von ſeiner Hitze verleiten, denſelben mißlungenen Plan noch einmal und jetzt mit geſchwächten Kräften wieder aufzunehmen, indem er abermals in zwei getrennten Maſſen aus Tirol herausrückte und 20,000 Mann, diesmal unter Davidovich, rechts vorſchob, während er ſelbſt mit 30,000 Mann gegen Vicenza drang. Nichts war natürlicher, als daß Bonaparte nun auch ganz dieſelben Schläge führte, wie früher. Erſt warf er ſeine ganze Streitmacht auf Davidovich und ſchlug ihn bei Roveredo am 4. Sept., dann wandte er ſich blitzſchnell in Wurmſers Rücken und ſchlug ihn am 8. bei Baſſano, ja er ſchnitt ihm diesmal auch den einzigen Rückzugsweg durchs Thal der Brenta ab und zwang ihn, ſich hinter die Mauern von Mantua zu flüchten.

Ehe wir neue Verſtärkungen aus Oeſterreich in Italien ankommen ſehen, was erſt im November geſchah, müſſen wir uns an den Kriegsſchauplatz am Rhein verſetzen. Jourdan eröffnete ſeinen Feldzug erſt am 1. Juni, indem er Kleber nach Düſſeldorf vorausſandte. Im erſten Gefecht bei Altenkirchen am 4. wichen die Oeſterreicher zurück. Jetzt erſt kam Erzherzog Karl bei der Armee an, ging zum Angriff über und ſchlug die vorgeſchobenen Corps Jourdans, das erſte unter Lefebvre bei Wetzlar am 15., das zweite unter Kleber bei Uckerath, worauf Jourdan ſich eilends über den Rhein zurückzog. Um ihm Luft zu machen und den Krieg in das Herz von Deutſchland hinüberzuſpielen, ging Moreau mit ſeinem Heere am 24. Juni bei Straßburg über den Rhein, ein ſchwächeres Corps unter General Ferino that daſſelbe bei Baſel und ſuchte über den Bodenſee raſch nach Ulm vorzudringen. Durch Wurmſers Entfernung war Schwaben ſo gut wie entblößt. Ehe Erzherzog Karl

herbeikommen konnte, hatte Moreau ſchon den Schwarzwald überſtiegen und alle kleinen Corps, die ſich ihm entgegenwarfen, zurückgeſchlagen. In Eilmärſchen kam zwar Erzherzog Karl durchs Murgthal herbei und lieferte Moreau eine Schlacht bei Malſch am 9. Juli, konnte ihn aber nicht mehr aus dem Gebirge vertreiben und zog ſich über Pforzheim nach Cannſtadt zurück, um ihm hier noch einmal den Neckarübergang zu wehren, 18. Juli. Doch nach einer kurzen Kanonade zog er ſich auch von hier zurück, um ſich mit Wartensleben wieder zu vereinigen, den er zur Abwehr des abermals vordringenden Jourdan zurückgelaſſen hatte.

Baden, Württemberg und der ganze ſchwäbiſche Kreis unterwarf ſich Moreau, zog die Kreistruppen von den Oeſterreichern zurück (Erzherzog Karl ließ ſie ziehen, nahm ihnen aber bei Biberach die Waffen ab), zahlte 25 Millionen Livres Kriegsſteuer und lieferte Pferde, Lederwerk, Tuch, Lebensmittel in ungeheurer Menge, wobei nicht mitgerechnet iſt, was die Franzoſen im Einzelnen überall raubten oder erpreßten. Der alte Herzog Karl von Württemberg war 1793 geſtorben. Ihm folgte ſein gleichfalls ſchon bejahrter Bruder Ludwig Eugen, welcher 1795 ohne Kinder ſtarb, und hierauf der jüngſte Bruder Friedrich Eugen, deſſen Kinder lutheriſch erzogen wurden, um den gleichen Glauben zu haben, wie das württembergiſche Volk. Eine lächerlich kleine Partei von Freiheitsſchwärmern, die eine ſchwäbiſche Republik zu gründen wünſchte, wurde von Regnier, dem Chef des Generalſtabs unter Moreau, mit den Worten abgefertigt, wenn ſie durch einen Aufſtand das Einrücken der Franzoſen erleichtert hätten, würde man ſie anerkennen, aber hinter der Armee mache man keine Revolution mehr. In Moreaus Heer fand ſich noch viel Jakobinismus. Ferinos Banden plünderten in den oberſchwäbiſchen Kirchen, beſudelten die Altäre, warfen die Hoſtien ihren Hunden vor, drehten Crucifire wie Bratſpieße im Feuer herum. In einem Nonnenkloſter zu Memmingen ſetzten ſie ſich nackt zur Tafel und zwangen die Nonnen ſie zu bedienen. In Berg bei Weingarten riſſen ſie die Figur eines Teufels von einer Gruppe ab und ſtellten ſie ins Allerheiligſte.

Jourdan ging am 28. Juni bei Neuwied abermals über den Rhein und nahm Frankfurt am Main (13. Juli). Zum zweitenmal von den Franzosen erobert mußte diese Stadt 6 Millionen zahlen. Wartensleben war zu schwach und wich über Würzburg zurück. Wie ein Strom ergoßen sich nun Jourdans plünderungssüchtige Horden über Franken. Der fränkische Kreis unterwarf sich, zahlte 16 Millionen und eine Menge Naturallieferungen. Das Rauben und wüste Schwelgen der französischen Soldaten war hier noch ärger wie in Schwaben. Graf Soden, der die Greuel mit ansah, erzählt die größten Abscheulichkeiten in den Bisthümern Würzburg und Bamberg. Zu hunderten flohen die jungen Mädchen in die Gebirge des Spessart und der Rhön, um sich vor Brutalität zu schützen. In charakteristischer Erinnerung an Robespierre pflegten damals die französischen Soldaten ihre nächtlichen Orgien mit Anzündung einer großen Schüssel voll Branntwein zu beginnen, deren blaue Flamme sie ihr être suprême nannten und um welche sie tanzten.

Das Unglück des fränkischen Kreises wurde von Preußen benutzt, welches am 4. Juli Nürnberg, das Bisthum Eichstädt und die Besitzungen der fränkischen Ritterschaft mit seinen Truppen besetzen ließ, nicht um sie zu schützen, sondern um sie als künftigen Entschädigungspreis für die preußischen Abtretungen auf dem linken Rheinufer mit Beschlag zu belegen.

Erzherzog Karl befand sich in einer schwierigen Lage zwischen den beiden feindlichen und siegreich vordringenden Armeen, während ihn nicht nur die schwäbischen, sondern auch die sächsischen Reichstruppen verließen. Allein er zog sich genial aus der Gefahr, indem er seine Feinde einzeln packte, bevor sie sich vereinigen konnten. Am 11. August lieferte er Moreau noch eine unentschiedene Schlacht bei Neresheim. Bei ihm befand sich der Prinz Condé mit dem kleinen Rest der Emigrirten, die, von den Oesterreichern verspottet, am 18. August bei Mindelheim einen verzweifelten Angriff auf Ferinos Truppen machten und größtentheils zusammengehauen wurden. Die wenigen, welche gefangen wurden, ließ Moreau heimlich frei. Damals hatte er eine Weisung vom Directorium in Paris erhalten,

wo möglich Bonapartes Armee in Italien zu unterſtützen und durch Tirol mit ihr in Verbindung zu treten. Er zog demnach ſeinen rechten Flügel zu weit gegen das Gebirge und trennte ſich dadurch von Jourdan, zur großen Genugthuung des Erzherzogs, der nur ein ſchwaches Corps unter Latour gegen Moreau ſtehen ließ, während er ſelbſt mit dem Gros ſeines Heeres am 17. Auguſt bei Donauwörth über die Donau ging, um ſich auf Jourdan zu werfen.

Am gleichen Tage (17.) war Wartensleben bei Sulzbach von Jourdan ereilt und geſchlagen worden, ohne jedoch an der Vereinigung ſeines Heeres mit dem des Erzherzogs gehindert werden zu können. Beide begrüßten ſich mit Jubel und ſchon am 24. brachten ſie Jourdan bei Amberg eine ſchwere Niederlage bei. Die Franzoſen flohen durch die Stadt und bildeten jenſeits derſelben ein großes Quarrée, um ſich der wüthend einhauenden öſterreichiſchen Reiterei unter Wartensleben zu erwehren. Zweimal ſchlugen ſie den Angriff ab, aber der dritte Choc zerſprengte ſie und 3000 Franzoſen wurden niedergehauen. Noch einmal ſetzte ſich Jourdan bei Würzburg am 3. September; aber auch hier erſtürmte Wartensleben ſeine Batterien und er mußte nach einem Verluſt von 6000 Todten und vielen Gefangenen weichen. Sein Rückzug durch den Speſſart artete in wilde Flucht aus. Ueberall bewaffnete ſich das wuthentbrannte Landvolk, um die Plünderungen zu rächen. Bei Aſchaffenburg erlitt Bernadotte, der Jourdans Nachhut befehligte, noch eine Niederlage. Jourdan floh durchs Naſſauiſche über den Rhein. Nur bei Limburg ſtellte ſich der tapfere Marceau, der mittlerweile Mainz vergeblich belagert hatte, dem Erzherzog Karl entgegen, am 16. Sept. und noch einmal bei Altenkirchen am 19., unterlag aber und fiel tödtlich verwundet in die Gefangenſchaft des Erzherzogs, der den wie Bonaparte erſt 27jährigen Jüngling vergebens durch ſeine beſten Wundärzte zu retten ſuchte und als er dennoch ſtarb, feierlich beerdigen und mit einer allgemeinen Salve ehren ließ. Jourdan legte ſein Commando nieder und überließ ſein zertrümmertes Heer dem General Beurnonville.

Unterdeß hatte ſich Moreaus Heer nach einem kleinen Siege

über Latour am 24. August nach Bayern ergossen. Anstatt sich zu wehren, zog Karl Theodor die bayrischen Truppen zurück, floh nach Sachsen und erkaufte von Moreau den Frieden um 10 Millionen, die gewöhnlichen Armeelieferungen und die 10 besten Gemälde aus der Münchner Galerie. Da war Moreau guter Dinge, bis die Schreckensnachrichten von Jourdans Heer eintrafen. Nun erachtete er sich nicht stark genug, weder um auf Wien loszugehen, noch das durch seinen Landsturm gefährliche Tirol zu forciren, und bequemte sich daher zum Rückzug auf dem Wege, den Ferino hergekommen war, so ferne als möglich vom Erzherzog, damit dieser ihn nicht von Frankreich abschneide. Latour suchte Moreau zwar zuvorzukommen, war aber zu schwach und wurde bei Ravensburg zurückgedrängt. Moreau wagte den gefährlichen Weg durch das berühmte Höllenthal einzuschlagen, welches mehrere Stunden lang durch eng sich drängende schauerliche Felsen führt. Schon im Allgäu waren die Bauern aufgestanden und hatten eine Menge Franzosen todtgeschlagen. Im Schwarzwald war das Volk nicht minder erbittert. Auch hatten sich einige kleine österreichische Streifcorps im Schwarzwald eingeschlichen; aber sie waren von Moreaus Rückzugweg nicht unterrichtet und ließen sich von einzelnen französischen Corps bei Villingen und Rottweil zurückwerfen, indeß Moreaus Hauptheer am 11.—13. October unbehindert durch die Hölle kam und bereits bei Breisach und Hüningen über den Rhein setzte, als der Erzherzog, zu spät eintreffend, nur noch den Rest angriff und schlug. Das Directorium glaubte diesen Rückzug Moreaus außerordentlich rühmen zu müssen, Bonaparte aber (der an Moreau eine Million aus seiner italienischen Beute geschickt hatte, um ihn durch diese Artigkeit zu demüthigen) sagte spottend: „ein schöner Rückzug, ja, aber nur ein Rückzug.“

in Gehorsam beim Alten stehn zu lassen. Die Heterodoxen trennten sich wieder ihrer Seits in kühne freie Forscher und in sanfte, gemüthliche Schwärmer, denen beiden der todte Buchstabe einer Satzung nicht genügte.

Unter den Lutheranern gab es schon während Luthers Lebzeiten zwei Partheien, eine orthodoxe, die sich streng an Luther hielt, und eine gemäßigte, milde, die mehr Melanchton folgte. Melanchton war eben so gelehrt und scharfsinnig als taubensanft und fromm. Seine Anhänger unterschieden sich daher bald in solche, die auf freie Weise weiter forschten und sich daher näher an die freisinnigen Calviniſten anschlossen, weshalb man sie auch heimliche oder Krypto-Calviniſten nannte, und in fromme, sanfte Schwärmer, die den Glauben im warmen lebendigen Herzen und nicht im todten und kalten Buchstaben suchten. Zwischen beide stellten sich Gemäßigte, welche zur Zeit des Kampfes den protestantischen Verhältnissen nachzugeben geneigt waren. Das Haupt der orthodoxen Lutheraner wurde Flacius in Jena, ein wüthender Veller und Verfolger. Unter den nachgiebigen politischen Theologen zeichneten sich nach Melanchton besonders Andreä aus, der das Interim verfaßte. Das erste Haupt der freisinnigen Heterodoxen oder Andersdenkenden war Oſiander in Königsberg, welcher den Satz aufstellte, daß der Mensch durch eignen Willen und eigne That sich bessern könne, während Luther alle Besserung einzig von einer Gnadenwirkung Gottes abhängig machte. Oſianders Lehre wurde mit rasendem Fanatismus ausgerottet, und sein trefflichster Schüler, Funk, in Königsberg sogar hingerichtet. Noch freisinniger war schon zu Luthers Zeit der edle Caspar von Schwenkfeld, der die reinste Moral vortrug, und alle Satzungen für unnütz und gleichgültig erklärte, wenn der Mensch nicht mit ganzer Seele der Frömmigkeit und Tugend lebe,

3.

Der Kampf um Mantua.

Bonaparte benutzte die kurze Zeit der Ruhe nach Wurmſers Niederlagen, um in Italiens neuer Organiſirung vorzuſchreiten. Dem Herzog von Modena, der ſich nach Venedig zurückgezogen hatte, nahm er ſein Land weg (8. Oct.) und vereinigte es mit Reggio und den päpſtlichen Legationen Bologna und Ferrara zu einer cispadaniſchen Republik, unabhängig von der lombardiſchen, die ſich gleichfalls unter ſeinen Augen bildete. Durch ihre Vereinigung wären ſie ihm zu ſtark geweſen, er wollte über viele kleine herrſchen. Der engliſche Admiral Nelſon hatte vor Genua ein franzöſiſches Schiff gecapert. Zur Strafe mußte dieſe Republik nun 2 Millionen zahlen, 2 weitere leihen, den Engländern Krieg erklären, 9. Oct. Auch Corſica entriß Bonaparte den Engländern wieder. Dieſe hatten durch ihre Gewaltthätigkeiten die Corſen erbittert und Admiral Elliot fand es gerathen abzuziehen. Während Wurmſers Heranzug hatten der Papſt und Neapel ſich feindlich gezeigt, nach ſeiner Niederlage baten ſie um Frieden. Bonaparte hatte ſeine Gemahlin kommen laſſen und hielt mit ihr ſchon eine Art von Hof in Mailand. Alles huldigte ihm hier. Auch verbannte Polen kamen, als ihr Sprecher Graf Sulkowski. Bonaparte tröſtete ſie, konnte aber zunächſt nichts für ſie thun, denn die franzöſiſche Verfaſſung duldete nicht, Fremde in Sold zu nehmen. Aber er bildete doch eine polniſche Legion unter dem tapfern Dombrowski im Solde der italieniſchen Republiken.

Oeſterreich ſäumte nicht, nachdem es am Rhein Sieger geblieben war, ein neues Heer nach Italien zu ſchicken. Es hätte vielleicht beſſer gethan, ſeinen Sieg am Rhein zu verfolgen. Durch einen Einfall in Frankreich hätte es Bonaparte gezwungen, umzukehren oder wenigſtens Streitkräfte abzugeben. Es zog indeſſen vor, Mantua

zu entſetzen. Den Oberbefehl erhielt Alvinzy, der aber den alten Fehler beging, ſein Heer zu theilen. Er ſelbſt führte 30,000 Mann aus Friaul herbei, ging am 2. November über die Piave, ſchlug vorgeſchobene Corps an der Brenta zurück und griff am 11. Bonaparte ſelber vor Verona an. Nach dieſem erſten Gefechte packte ihn Bonaparte am folgenden Tage bei Caldiero, fand aber heftigen Widerſtand und kam in nicht geringe Sorge, weil das zweite öſterreichiſche Heer unter Davidovich, 25,000 Mann ſtark aus Tirol vorbrechend, das ihm entgegengeſchickte kleine Corps von Vaubois ſchon in vier Gefechten zurückgeſchlagen hatte. Aber Davidovich hielt ſich zu lange auf und ließ Bonaparte Zeit, am 15. bei Arcole einen neuen wüthenden Angriff auf Alvinzy zu machen. Hätte Alvinzy die 25,000 Mann Davidovichs gleich anfangs bei ſich gehabt, ſo würde er zumal bei der muthigen Stimmung ſeiner Truppen geſiegt haben. Auch ohne ſie blieb er an dieſem Tage Meiſter des Schlachtfeldes. Bonaparte machte die verzweifeltſten Anſtrengungen, den Damm und die Brücke zu forciren, die hier über den Apone und ſeine ſumpfigen Ufer führten, auf die aber die Oeſterreicher ein mörderiſches Feuer richteten. Hier war mehr als Lodi. Vergebens trug Augereau, nachher Bonaparte ſelbſt den Seinen die Fahne voraus, ſie wichen. Sein Adjutant Muiron fiel neben ihm, Lannes wurde neben ihm verwundet, er ſelbſt von ſeinen fliehenden Soldaten in den Sumpf hinabgeriſſen und entkam mit genauer Noth den vordringenden Oeſterreichern. Am andern Tage umging er aber die Stellung Alvinzys und nöthigte ihn durch ſeine Manoeuvres, am dritten Tage hinter die Brenta zurückzugehen. In dieſer dreitägigen Schlacht verlor jeder Theil etwa 10,000 Mann. Wenn Davidovich ſchon dageweſen und Wurmſer mit ſeinen beträchtlichen Streitkräften aus Mantua hervorgebrochen und in Bonapartes Rücken gefallen wäre, ſo war dieſer, wie er ſelbſt wohl wußte, verloren. Jetzt konnte Bonaparte ſich mit überlegener Macht gegen Davidovich umwenden, der nach einem Gefecht bei Campara am 21. für klüger hielt, zurückzugehen. So war denn trotz der herrlichſten Waffen-

thaten der österreichischen Regimenter durch die ungeschickte Disposition der Generale wieder alles verloren worden.

Inzwischen brachen neue Empörungen des Volks in der cispadanischen Republik aus, in Folge der fortdauernden Plünderungen; Bonaparte ließ sie durch General Rusca dämpfen. Um keinen festen Punkt des Feindes im Rücken zu lassen, nahm er durch einen listigen Ueberfall die venetianische Stadt Bergamo ein. Aber nur durch Schrecken vermochte er die Italiener niederzuhalten, die aufs tiefste erbittert waren. Er selber klagte über die schamlosen Räubereien der Kriegscommissäre, die er auch verhaften ließ, die aber immer milde Richter fanden. Es war ihm wohl nicht ernst oder sah er durch die Finger, weil seine Generale und Soldaten es nicht besser machten. Das Corps, welches Mantua belagerte, litt den Winter über sehr durch Krankheiten.

Am 7. Januar 1797 unternahm Alvinzy einen neuen Feldzug, aber auch diesmal wieder nach der unverbesserlichen Praxis, sein Heer zu theilen. Der eine Heertheil von 9000 Mann unter Provera kam von der Trenta her, schlug Augereau bei Bevilaqua am 8., bei Legnano am 9. und kam glücklich vor Mantua an. Der andere Heertheil von 26,000 Mann unter Alvinzy selbst kam aus Tirol und drängte das unter Joubert vorgeschobene Corps nach Rivoli, wo es sich am 13. in fester Stellung zwischen hohen Bergen so lange hielt, bis Bonaparte selbst herbeikommen konnte, der am folgenden Tage die steilen Höhen besetzen ließ, die Oesterreicher von mehreren Seiten faßte und gänzlich zerrüttete, so daß er 10—12,000 Gefangene machte. General Lusignan hatte mit 5000 Mann die Franzosen im Rücken fassen sollen, kam aber, durch tiefen Schnee gehindert, zu spät, wurde jetzt selbst umzingelt und mußte sich gefangen geben. Bonaparte brach augenblicklich wieder auf und kam nach einem Gewaltmarsch vor Mantua an, ehe noch Provera im Stande gewesen war, mit Hülfe Wurmsers, der aus der Festung ausfiel, das französische Belagerungscorps unter Miollis, welches am 15. sich aufs heldenmüthigste wehrte, zu überwältigen. Am 16. war Bonaparte schon da, schlug Wurmser zurück und nahm

Proveras ganzes Corps gefangen. Noch niemals hatte er so rasche und entscheidende Schläge geführt und niemand machte ihm mehr den Ruhm des ersten Feldherrn der Welt streitig. Ganz Frankreich brach in Bewunderung aus und das Directorium fand nicht Worte genug, ihn zu preisen, als Bessières mit den eroberten Fahnen in Paris ankam.

Nun konnte sich auch Mantua nicht länger halten. Schlechte Nahrung und die Sumpfluft erzeugten eine Seuche, an der 17,000 Mann von der Besatzung schon gestorben waren und 6000 noch darniederlagen, der Rest von 12,000 Mann hatte bereits die Pferde verzehrt und nichts mehr zu essen. Da mußte der alte Wurmser mit schwerem Herzen den Entschluß fassen, das letzte Bollwerk Oesterreichs in Italien zu übergeben, am 2. Februar. Er selbst, seine Stabsoffiziere, 700 Mann mit 6 Kanonen erhielten freien Abzug, die übrige Besatzung wurde kriegsgefangen. Die eroberten Fahnen brachte Augereau nach Paris. Dieser General, der Sohn einer armen Obsthändlerin aus der Vorstadt St. Marceau, zog jetzt triumphirend in seine Vaterstadt ein.

Gerade in diesem merkwürdigen Zeitpunkt erhielt Bonaparte eine dringende Aufforderung vom Directorium, dem Papstthum in Rom den Garaus zu machen. Der unglückliche Papst war schon lange durch eine vom französischen Gesandten Cacault geleitete revolutionäre Partei bedrängt. Jetzt wurde man brutal. Bonaparte schickte 13,000 Mann unter Victor gegen Rom und begab sich selbst nach Ancona und Loretto. An letzterem weltberühmten Wallfahrtsort fand sich jedoch von dem unermeßlichen Schatz der Mutter Gottes nur noch etwa eine Million an Werth zum Plündern vor, das übrige war vorher geborgen worden. Niemand zweifelte, es sey nun aus mit Rom. Aber Bonaparte täuschte die schadenfrohe Welt und schloß mit den bittend zu ihm kommenden Gesandten des Papstes am 19. Februar zu Tolentino einen Frieden, in welchem Rom seine Rechte auf Avignon, Bologna und Ferrara und die Festung Ancona aufopferte und 13 Millionen Kriegskosten zahlte, im übrigen aber unangetastet gelassen wurde. Man darf nicht zweifeln, daß Bona-

parte damals schon vorausgesehen hat, der Papst werde ihm einmal mehr von Nutzen seyn, als die irreligiöse Jakobinerpartei. Das Directorium aber ließ sich sein willkürliches Verfahren gefallen, weil es ihn nicht entbehren konnte. Auch Parma wurde von Bonaparte geschont, aus Rücksicht auf Spanien, dem man schmeichelte, weil es sich Frankreich anschmiegte.

Erzherzog Karl sollte im Beginn des Frühjahrs Bonaparte in Italien angreifen. Er hatte erst 20,000 Mann am Tagliamento und seine Verstärkungen von der Rheinarmee waren noch unterwegs, als Bonaparte schon, beträchtlich verstärkt durch die von Moreaus Heer zu ihm gelangten Corps unter Delmas und Bernadotte, in die Alpenkette eindrang, um gegen Wien vorzurücken. Er selbst zog mit 40,000 Mann gegen den Erzherzog, während Joubert mit 20,000 Mann durch Tirol vordringen sollte. Karl war zu schwach und zog sich, Triest preisgebend, nach Villach in Kärnthen zurück. Bonaparte schrieb damals an das Directorium: „bisher hatte ich Armeen ohne einen Feldherrn gegen mich, jetzt einen Feldherrn ohne Armee.“ Als der Erzherzog die Franzosen in dem Gebirgspaß von Tarvis aufhalten wollte, blieben seine Truppen im tiefen Schnee stecken, Massena hatte den Paß schon früher besetzt. Nach dreimaligen verzweifelten Angriffen am 21—23. März mußte Karl weichen und das von den Franzosen umzingelte Corps unter Bajalich sich gefangen geben. Bonaparte nannte das „die Schlacht über den Wolken,“ weil auf den hohen Gebirgen der Nebel unter den Kämpfenden lag. Der Erzherzog brachte nur noch 14,000 Mann nach Klagenfurt, Seckendorf mit 5000 Mann war in Laibach, Kerpen mit 14,000 Mann in Tirol bereits von ihm abgeschnitten. Joubert, der durch Tirol vordringen sollte, um die vom Rhein kommenden österreichischen Verstärkungen abzuschneiden, erreichte seinen Zweck nicht, denn die Tiroler Bauern standen an allen Orten auf und beunruhigten ihn in dem engen Gebirgsterrain dermaßen, daß er es vorzog, sich einen Weg durchs Pusterthal nach Kärnthen zu bahnen, wo er sich nach einem Verlust von 6—8000 Mann mit Bonaparte vereinigte.

Gleichzeitig hatte Bernadotte Triest und Görz besetzt, aber vor Gradiska, das er mit Sturm nehmen mußte, 500 Todte verloren. Von Bassano aus erließ Bonaparte am 10. März eine Proclamation an seine Armee, worin er ihr die Aufgabe stellte, „der tapfern ungarischen Nation die Freiheit zu bringen.“ Er fand aber keine Sympathien in Ungarn, man rüstete sich dort vielmehr sehr ernstlich gegen ihn.

Der Erzherzog mußte sich auch von Klagenfurt zurückziehen und Bonaparte folgte ihm unaufhaltsam. Als er sich nur noch 18 Meilen von Wien befand, ersuchte ihn der Erzherzog um einen Waffenstillstand, der am 7. April zu Leoben abgeschlossen wurde. Die Oesterreicher waren in der That noch nicht gerüstet, Wien zu vertheidigen, ihre Corps waren alle noch zu sehr zerstreut und Bonapartes Schnelligkeit hatte das Zusammenziehen derselben vereitelt. Auf der andern Seite mißkannte Bonaparte nicht, daß er in großer Gefahr schwebte. Von allen Seiten waren Verstärkungen und neu ausgehobene Truppen der Oesterreicher gegen ihn im Anmarsch, die Ungarn und Croaten erhoben sich. Die letztern nahmen Fiume und Triest wieder ein. Venedig sah endlich das Verkehrte seiner bisherigen Handlungsweise ein und erklärte sich gegen die Franzosen, das Volk von Verona stand auf und ermordete die schwache Besatzung. Ganz Tirol war bewaffnet und in wilder Aufregung. Wenn also Bonaparte auch in Wien eingerückt wäre, so würde es sein Grab geworden seyn. Aber Kaiser Franz ließ sich durch seine Gemahlin, Marie Theresia, Tochter seiner Tante, der Königin Karoline von Neapel, zum Frieden bereden, weil Karoline dadurch allein Neapel retten zu können hoffte. Deshalb war es auch der Neapolitaner Marchese de Gallo, dem der deutsche Kaiser die Unterhandlungen mit Bonaparte übertrug. Dieser war froh über ein solches Entgegenkommen und machte dem Kaiser den Abschluß eines Friedens noch genehmer durch das Versprechen reicher Entschädigungen für die Niederlande und die Lombardei. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bonaparte die Aussöhnung auch deshalb beschleunigte, weil er allein der Friedensstifter seyn wollte, wie er allein bisher

der Sieger gewesen war. In demselben Frühjahr nämlich hatte das Directorium auch die ehemalige Jourdan'sche, jetzt von Hoche befehligte und die Moreau'sche Armee wieder über den Rhein geschickt; Hoche drängte am 18. April die Oesterreicher unter Werneck bei Neuwied, Moreau am 21. die unter Latour bei Kehl zurück und sie hätten, wenn sie weiter vorgedrungen wären, glückliche Nebenbuhler Bonapartes, vielleicht gar seine Retter aus der Gefahr werden müssen. Solche Hülfe wäre ihm lästig und seinem Ehrgeiz unerträglich gewesen. Wie groß sein Ansehen bereits war, erkennt man daraus, daß Moreau und Hoche, als sie von seinem Waffenstillstand hörten, sogleich auch ihre Waffen ruhen ließen. Das Directorium schien nicht mehr dem General Bonaparte Weisungen zu ertheilen, sondern sie vielmehr von ihm zu empfangen.

Hoche, jung und feurig wie Bonaparte, hatte weniger Glück. Er war im vorhergegangenen Winter zu einer abenteuerlichen Expedition nach Irland geschickt worden. Je weniger die Engländer am großen Kriege theilnahmen, um so kühner glaubte das Directorium gegen sie die Offensive ergreifen zu müssen. Durch Bestechung Godoys und Beschmeichelung der Königin von Spanien war es ihm gelungen, Spanien zu einer Kriegserklärung gegen England zu bringen und die spanische Flotte mit der französischen zu vereinigen, 5. Octbr. 1796. Am 31. desselben Monats sperrte das Directorium alle italienischen, wie holländischen und französischen Häfen den englischen Waaren und ließ diese im ganzen Bereich der französischen Waffen verbieten. Am 15. Dezember ließ es endlich eine Flotte mit 16,000 Mann Landungstruppen unter Hoche von Brest auslaufen, um Irland zu insurgiren. Die Truppen landeten in Irland, aber Hoches Schiff wurde durch Stürme verschlagen. Vergebens harrten seiner die Truppen und kehrten muthlos am Neujahrstage nach Brest zurück, während Hoche endlich zur irischen Küste gelangte, nun aber seine Soldaten nicht mehr fand und gleichfalls umkehrte. Jetzt ergriff England die Offensive, eine englische Flotte unter Jervis schlug die spanische bei Cap Vincent, 14. Febr. 1797, wobei Nelson sich auszeichnete. Am 15. April aber brach auf den

englischen Schiffen im Hafen zu Portsmouth ein gefährlicher Aufstand der Matrosen aus, weil sie sich im Sold und in den Prisengeldern verkürzt sahen und, schon angesteckt vom französischen Bürgergeist, die harte Schiffsdisciplin nicht mehr dulden wollten. Das Parlament bewilligte ihnen so viel, daß sie sich zufrieden gaben. Als nun auch die Flotte bei Plymouth und sogar die in der Themse dicht vor London rebellirte, die letztere unter Anführung des kühnen Matrosen Parker, waren es jene frühern Aufrührer selbst, welche den spätern zuredeten und sie auch wirklich beruhigten, so daß der Rest der Hartnäckigsten sich ergeben mußte. Parker und zwölf andere wurden hingerichtet. Auf Jervis Flotte, die bei Cadix lag, wurde dem Aufruhr durch blutige Hinrichtungen der Aufhetzer vorgebeugt. Jervis erwarb sich unsterbliches Verdienst um das englische Seewesen durch Disciplin und Gesundheitspflege. Am 11. October brachte der englische Admiral Duncan der holländischen Flotte unter Dewinter bei Egmont op Zee eine schwere Niederlage bei und nahm ihr 10 große Kriegsschiffe weg, erlitt jedoch selbst großen Verlust dabei.

4.

Venedigs Untergang.

Nachdem Bonaparte zu Leoben das Friedenswerk geschickt eingeleitet hatte und vor den Oesterreichern sicher war, eilte er nach Italien zurück, um den Aufruhr und Venedig zu bändigen. Er schickte Junot voran, der dem Senat von Venedig nur die Wahl ließ zwischen Krieg oder einem schimpflichen Frieden. Das kräftige Bergvolk der Bergamasken hatte zu den Waffen gegriffen mit dem Ruf „Tod den Franzosen.“ Die Empörung dehnte sich über Brescia und Crema aus. Am zweiten Osterfeiertage, 17. April, stand auch in Verona das Volk auf und mordete alle Franzosen, die sich nicht in die Citadelle retten konnten, etwa 400 Mann. In

Venedig ſelbſt hatte man ſchnell 11,000 tapfere Slavonier kommen laſſen und ein franzöſiſches Schiff, das im Hafen lag, in den Grund gebohrt. Aber der Waffenſtillſtand mit Oeſterreich machte alle dieſe Bewegungen ſtocken. Die franzöſiſchen Truppen kehrten zurück. Augereau züchtigte Verona, indem er die Häupter des Aufſtandes erſchießen ließ und die Stadt ganz ausraubte. Außer der Geldcontribution nahm er alle Pferde weg, ein ungeheures Material von Tuch, Leder, Leinwand ꝛc., alles Kirchengeräth, alles Eigenthum der Regierung, plünderte das Leihhaus mit 7—8 Millionen und legte auch noch den Privaten Zwangszahlungen auf. Endlich mußten alle Kunſtwerke, Alterthümer und Naturalienſammlungen, auch wenn ſie Privaten gehörten, ausgeliefert werden. In kaum minderem Grade wiederholten ſich dieſe Plünderungen auch an andern Orten, z. B. in Vicenza.

Am 3. Mai erklärte Bonaparte der Republik Venedig den Krieg. Der Senat hatte, um die Directoren zu beſtechen, 10 Millionen nach Paris geſandt. Allein Bonaparte kümmerte ſich darum nicht. Gleichwohl hätte ſich Venedig, die rings vom Meer umgebene Stadt, lange gegen Bonaparte halten können, der keine Schiffe hatte. Aber der Doge, damals der greiſe Luigi Manini, war unfähig. Der Senat hatte alle Schwächen einer gealterten Ariſtokratie an ſich, Geiz, Feigheit, Argliſt. Ueberdieß trat eine von Frankreich beſtochene Partei unter dem Senator Battaglia auf, die im Geiſt der damaligen Zeit demokratiſche Formen wollte. Anſtatt mit Hülfe der Slavonier über dieſe kleine Partei herzufallen, glaubte ſich der Senat die Gnade des franzöſiſchen Directoriums zu erkaufen, indem er ſeinen Vorrechten entſagte und die ariſtokratiſche Verfaſſung Venedigs in eine demokratiſche umänderte, am 12. Mai. Allein die Slavonier litten es nicht, ſondern verfolgten die Franzoſenfreunde und plünderten ihre Häuſer. Die neue Regierung wagte nicht ſich zu conſtituiren, bis franzöſiſche Truppen eingerückt ſeyn würden. Salembeni, ein alter Malteſer, ſtellte ſich an die Spitze einer Schaar von Männern, die um jeden Preis die Plünderungen der Slavonier enden wollte und dieſe wirklich zurücktrieb

und zur Einschiffung nach Dalmatien bewog. Darauf öffnete man den Franzosen heimlich die Thore und sie zogen in der Nacht des 12. Mai so still ein, daß die Einwohner nichts von ihnen bemerkten, bis sie am andern Morgen die ganze Stadt von ihnen besetzt fanden. Die Aristokratie verlor ihre Souverainetät, behielt aber ihre Güter. Bonaparte machte nur mäßige Forderungen, eine Contribution von 6 Millionen, 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 20 der besten Gemälde und 500 Manuscripte. So ging die uralte, einst höchst ehrwürdige und mächtige Republik Venedig unter, altersschwach und ruhmlos. In Kraft der geheimen Verabredungen mit Oesterreich wurde das zu Venedig gehörige Istrien und Dalmatien von Oesterreichern besetzt, die jonischen Inseln, Corfu ꝛc. aber von einer französischen Flotte in Besitz genommen (28. Juni) und Frankreich als ägeisches Departement einverleibt.

Ein gleiches Schicksal wie Venedig traf auch Genua. Hier machte der französische Gesandte Faypoult dem alten Dogen, Giacomo Brignole, und der Aristokratie bange, plünderten die Kohlenträger die Häuser der Franzosenfreunde, forderten die Franzosen dafür Genugthuung und dankte die alte Regierung am 5. Juni ab, um einer demokratischen Platz zu machen. Auch nannte sich die Republik von nun an die ligurische.

Die neuen Wahlen in der cispadanischen Republik waren unter dem Einfluß der Geistlichen so päpstlich ausgefallen, daß es Bonaparte doch für gefährlich hielt, diese Republik für sich bestehen zu lassen. Er vereinigte sie daher mit der Lombardei und dem bisher venetianischen Gebiete von Brescia, Bergamo und Verona in eine einzige, die s. g. cisalpinische Republik, die eine der französischen ganz ähnliche Verfassung erhielt. Ihre Directoren waren Bonapartes Creaturen, Serbelloni, Moscati, Alessandri, Paradisi und Contarini. Er weihte die neue Republik am 9. Juli ein und nahm dabei Rücksicht auf die kirchlichen Gewohnheiten des Volks. Der Erzbischof von Mailand las die Messe, die Feier begann und schloß mit katholischen Ceremonien, zum Aerger vieler alter Jakobiner im Heere. Damals faßte Bonaparte auch den Gedanken, den

Gott in ſich ſelber trage, und ihn in allen Gedanken und Handlungen offenbare. Aber ſein Tiefſinn wurde von allen Partheien für Gotteslästerung verſchrieen, und er ſelber wurde ſein Leben lang, und von Luther ſelbſt am heftigſten verfolgt. Die ſtrengſten Lutheraner ſiegten, und wie man annahm, daß der Menſch ſelbſt keine Freiheit habe, ſondern von einem göttlichen Einfluß abhängig ſei, ſo erkannte man auch eben ſo folgerecht den Einfluß des Teufels an, und derſelbe Geiſt der Angſt und knechtiſchen Furcht bemächtigte ſich der Lutheraner, wie er den Katholiken durch die Jeſuiten beigebracht wurde. Unter den Anhängern des ſanften Melanchton gingen aber im Druck der Angſt und des Buchſtabenzwanges fromme Schwärmer hervor, und bildeten allmählich eine neue Parthei, die man Pietiſten nannte. Sie gewannen Raum in der Theologie durch Arndt, und ſpäter durch Spener, beim Volk aber vorzüglich durch den genialen Schuſter von Görlitz, Jakob Böhme, einen der tiefſten Geiſter, die Deutſchland je hervorgebracht. Er ſtarb 1624. Die Schwärmer, Myſtiker, Pietiſten, gewannen die Herzen, und allmählich läuterte ſich im 18ten Jahrhundert auch der Verſtand der Theologen durch die allgemeine Aufklärung auf Univerſitäten, und ſo ließ allmählich wieder die Orthodoxie von ihrer harten ſtörriſchen Strenge nach.

Unter den Reformirten erzeugten ſich noch bei weitem mehr getrennte Meinungen, da ihre Lehre von Anfang an freimüthiger geweſen. Indeß wirkten ihre Kämpfe weniger auf Deutſchland ein, da ihr Schauplatz vorzüglich in Holland und England war. Die Reformirten unterdrückten in ihrem Gebiet die Lutheraner, die ſie für halbe Katholiken ausgaben, eben ſo wie ſie ſelbſt in lutheriſchen Ländern verfolgt wurden. Ihre freiern und würdigeren Anſichten hatten für ſie die günſtige Folge,

er ſpäter ausführte, Italien mit Frankreich durch die Simplonſtraße zu verbinden. Oberitalien, der Schauplatz ſeines Ruhmes, lag ihm ſeitdem immer ſehr am Herzen. Als die den Graubündtnern unterthänigen Orte Veltlin, Chiavenna und Bormio in die cisalpiniſche Republik einverleibt zu werden wünſchten, erfüllte er am 22. October ihren Wunſch und die Schweiz wagte nicht, es zu hindern.

Mittlerweile ſetzte er die Friedensunterhandlungen mit Oeſterreich fort, welches ſie abſichtlich in die Länge zog. Oeſterreich nämlich, wie auch England, hofften auf eine Contrerevolution in Paris, durch welche die Royaliſten zur Herrſchaft gelangen ſollten. Allein die Republikaner ſiegten (18. Fructidor oder 4. September) und ſeitdem konnte Oeſterreich nur noch durch Bonaparte etwas bei den Friedensverhandlungen zu erreichen hoffen. Die Baſis derſelben war, daß Oeſterreich für die Verluſte der Niederlande und der Lombardei entſchädigt werden ſollte. Das Directorium in Paris wünſchte, dieſe Entſchädigungen ſollten in Deutſchland geſucht und Oeſterreich ganz von Italien abgeſchnitten werden. Bonaparte jedoch war mit Oeſterreich einverſtanden, daß dieſem Venedig zufalle, und er ſetzte ſeine Meinung durch. Er ging nämlich davon aus, daß entweder kein Friede möglich, oder daß Oeſterreich durch allzu umfangreiche Entſchädigungen in Deutſchland unmittelbar an der franzöſiſchen Grenze allzu mächtig werden müßte, wenn man es nicht durch das abgelegenere Venedig befriedige. Bonaparte benahm ſich auch wieder als Meiſter des Terrains und imponirte ebenſo ſeinen Obern im Directorium wie dem öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Cobenzl. Als dieſer einmal auf der Villa Campo Formio bei Fiume, wo die Unterhandlungen Statt fanden, ſehr zähe in ſeinen Forderungen war, warf Bonaparte eine koſtbare Taſſe, ein Geſchenk, welches Cobenzl von der Kaiſerin Katharina II. erhalten hatte, zu Boden in tauſend Stücke und rief aus: „ſo werde ich Oeſterreich zerſchmettern.“ Cobenzl ſoll ſich durch dieſe rohe Renommiſterei wirklich haben einſchüchtern laſſen. Das eigentlich Entſcheidende für Oeſterreich war der von Talleyrand dem öſterreichiſchen Unterhändler mitgetheilte Vertrag vom 8. Auguſt, in welchem Preußen die Zer-

ſchlagung und Plünderung des deutſchen Reichs mit Frankreich verabredet hatte. Bis dahin hatte Oeſterreich, gemäß den Präliminarien von Leoben, noch das Reich zu retten geſucht. Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als mit zu theilen und mit zu rauben. Im Grunde mußte Oeſterreich zufrieden ſeyn, daß ihm noch ſo viel bewilligt wurde. Außer Venedig, von deſſen Gebiet nur Brescia und Bergamo an die cisalpiniſche Republik und die joniſchen Inſeln an Frankreich abfielen, ſollte Oeſterreich das Erzbisthum Salzburg, das Bisthum Paſſau, Bayern bis zum Inn und noch viele zu ſäculariſirende Gebiete in Schwaben erhalten, was jedoch alles erſt auf einem nach Raſtadt anberaumten Congreß formulirt werden ſollte. Die Republikaner in Frankreich ſahen eine Entweihung ihres Princips in der Auslieferung der Republik Venedig an die abſolute Monarchie in Oeſterreich und warfen es Bonaparte bitter vor. Er erwiderte nur: ich habe Venedig den Oeſterreichern nicht geſchenkt, nur geborgt. Ueberdies hatte er Venedig, ehe er es den Oeſterreichern abtrat, vollſtändig ausgeſogen, alles Staatseigenthum, das Arſenal, die Flotte ꝛc. und ungeheure Contributionen, endlich als Siegeszeichen die berühmten antiken vier Roſſe von Bronce, die mit einem Siegeswagen ſeit undenklicher Zeit den Marcusplatz geziert hatten, mitgenommen. — Edler war ſeine Handlungsweiſe, indem er im Frieden von Oeſterreich die Auslieferung Lafayettes und ſeiner Mitgefangenen Alexander Lameth, Latour-Maubourg und de Puch ausbedung. Endlich ſollte der Herzog von Modena mit dem Breisgau entſchädigt werden, Preußen aber (wie Frankreich mit Oeſterreich in einem geheimen Artikel verabredete) keine neuen Erwerbungen machen dürfen. Unter dieſen Bedingungen wurde nun am 17. October der Friede von Campo Formio abgeſchloſſen, ſo benannt von der Villa, wo man zuletzt verhandelt hatte.

Venedig konnte Bonapartes Treuloſigkeit kaum begreifen. Am Pfingſttage hatte er noch die demokratiſche Regierung daſelbſt einen Freiheitsbaum aufrichten und ſich in Jakobinismus berauſchen laſſen. Die Thoren hatten mit Freude zugeſehen, wie er den ehrwürdigen Bucentauro, das Palladium der alten Republik, zertrümmern ließ.

Auch das uralte ſ. g. goldene Buch Venedigs, worin die Namen aller Nobili eingetragen waren, wurde verbrannt und die venetianiſchen Demokraten hatten darüber in ihren rothen Mützen gelacht. Jetzt mußten ſie lernen, weiße Hoſen tragen. Nur ein Venetianer bewahrte den alten Stolz der Republik, nur in einem Herzen drängte ſich aller Schmerz zuſammen. Als die Oeſterreicher eingerückt waren und der letzte Doge Manini vortreten ſollte, um den neuen Unterthaneneid zu leiſten, überwältigte ihn das Gefühl der Schmach, er ſank um und war todt.

Am 15. November nahm Bonaparte von ſeiner Armee Abſchied und zog über die Schweiz, um hier mit den Franzoſenfreunden, insbeſondere Ochs in Baſel, unheilvolle Verabredungen für die Zukunft zu treffen, und über Raſtadt, um den unglückſeligen Congreß, Deutſchlands tiefſte Schmach und Erniedrigung, einzuweihen. Doch blieb er nur wenige Tage dort und kehrte nach Paris zurück, wo ihn Volk und Soldaten mit lautem Jubel, die Parteien aber nur mit heuchleriſchen Phraſen und verhaltenem Mißtrauen begrüßten.

5.

Der 18. Fructidor.

Die Männer und Ereigniſſe in Paris, während Bonaparte in Italien kämpfte, waren matt und erbärmlich im Vergleich mit ihm und ſeinen wundervollen Thaten. Das Directorium, in jeder Beziehung mittelmäßig, behauptete ſeine mittlere Stellung zwiſchen den extremen Parteien. In Federhüten und Mänteln daherprunkend glichen die Directoren eher Comödianten als Staatsmännern. Bei allen Feſten ſah man noch immer antike Götterbilder und allegoriſche Figuren, welche die Tugenden und die Macht der Republik ausdrücken ſollten. Der Sonnenwagen des Phöbus durchzog den hölzernen Thierkreis, um den ſiegreichen Zug der Tricolore durch die Nachbarländer und die dadurch bewirkte Erleuchtung der vorher verfinſterten

Völker zu bezeichnen. Zwar sah man keine nackte Vernunftgöttin mehr, aber Vestalinnen, die auf einem Altare das h. Feuer hüteten, obgleich man sie aus den Lusthäusern nahm. All dieser heidnische Pomp wurde nur noch belacht und fand keinen Glauben mehr. Eben so wenig aber befriedigte der Versuch, die Loge an die Stelle der Kirche zu setzen. Der Director Lareveillière-Lepeaux vereinigte unter dem Namen der Theophilanthropen alle die, welche im Sinne Robespierres ein höchstes Wesen verehren wollten, ohne zur alten Kirche zurückzukehren, und schuf ein Mittelding zwischen dieser und dem Cultus der Vernunft in einem neuen Gottesdienst, der mit Reden und Gesängen in den theophilanthropischen Tempeln gefeiert wurde. Die Lieder glichen den Freimaurerliedern. Aber die Gemeinden waren dünn, die einen wollten gar keinen Gottesdienst, die andern lieber den alten. — Indem die revolutionäre Wuth erlosch, fehlte es nicht an Reclamationen der Altkirchlichen. Insbesondere verlangten die Belgier Schonung der eidweigernden Priester und ein junger Lyoner, Camille Jordan, wollte das unsinnige Verbot der Glocken aufgehoben wissen. Das hieß so viel, als die Kirche herstellen, und erregte einen Sturm. Man nannte den Antragsteller spöttisch den Glockenjordan und überhäufte ihn mit Schmach. Sein Antrag drang nicht durch, allein man nahm wenigstens die strengsten Maßregeln gegen die Priester zurück.

In politischer Beziehung standen sich noch immer die zum Royalismus geneigten Thermidoristen und die an der Republik festhaltenden, wenn auch gemäßigter gewordenen Terroristen gegenüber und hetzten sich in unfruchtbaren Umtrieben ab, deren Kleinlichkeit der Thatengröße Bonapartes zur Folie diente. Die erstern hatten ihren Mittelpunkt im Klub von Clichy und zu Häuptern den Abbé Brottier, insgeheim auch den General Pichegru. Aber nur der erstere und seine Freunde wurden compromittirt und verhaftet, im Januar 1797. Ein zu weit gehender Verdacht fiel damals auch auf Carnot, an dem jeder Zoll ein Republikaner war, der aber aus Staatsgründen die Schonung Oesterreichs empfahl und Bonapartes Ansichten darüber guthieß. Beim gesetzlichen Austritt eines der fünf

Directoren (Letourneur) setzte der Klub Clichy die Wahl Barthelemys durch, der den Basler Frieden abgeschlossen hatte, so wie die Wahl Pichegrus zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert und Barbé Marbois zum Präsidenten des Raths der Alten. Als die Franzosen Venedig besetzten, nahmen sie dort den Grafen d'Entraigues gefangen und faßten bei ihm eine Menge Papiere ab, welche die Verbindung der Pariser Royalisten mit den exilirten Bourbons bewiesen. Die Besorgniß vor den Royalisten wuchs immer mehr, und sie selbst glaubten sich schon stark genug. Von beiden Seiten sann man auf einen Staatsstreich. Im Directorium zählten die Royalisten nur auf Barthelemy, dem sich aber auch Carnot anschloß, weil ihn die andere Partei ausstieß. Dagegen hielten Barras und Rewbel zur streng republikanischen Partei und nicht minder Lareveillière-Lepeaux, dem vor nichts bänger war, als vor einer Wiederherstellung der Kirche, wenn die Republik unterläge. Die Präsidenten der Räthe waren royalistisch und die Mehrheit in diesen Staatskörpern neigte ihnen zu, so lange die andere Partei nicht entschiedener auftrat. Die Bevölkerung von Paris hatte zu lange unter dem Terrorismus gelitten, um nicht gleichfalls in ihrer Mehrheit royalistisch zu seyn. Dagegen war die ehemalige Armee Jourdans, die Hoche jetzt auf Barras eigenmächtigen Befehl in die Nähe von Paris bringen mußte, noch sehr jakobinisch, und auch Bonaparte ließ durch sehr energische republikanische Adressen seiner italienischen Armee Barras unterstützen. Pichegru schlug eine neue Organisirung der Nationalgarde vor, die ihm eine royalistische Stadtarmee verschafft haben würde. Aber Barras ließ es nicht so weit kommen, sondern bediente sich Hoches und auch Augereaus, der die Fahnen von Mantua nach Paris gebracht hatte, zur Ausführung eines Staatsstreichs. Am 18. Fructidor (4. September) erklärten die drei republikanischen Directoren die Absetzung und Verhaftung ihrer beiden Collegen Carnot und Barthelemy und sprengte Augereau mit brutaler Soldatengewalt den Rath der Fünfhundert. Die Clichypartei ergab sich feig, viele flohen, das Volk blieb ruhig. Hinrichtungen gab es nicht mehr, aber zur Deportation wurden verurtheilt außer den bei-

den Directoren vom Rathe der Alten Barbé Marbois mit 12 Mitgliedern, vom Rath der Fünfhundert Pichegru, Boissy d'Anglas, Bourdon von der Oise, Camille Jordan, Aubry mit 36 andern, dazu noch die Generale Miranda und Morgan, der frühere Minister Cochon ꝛc. Carnot, Pichegru, Boissy d'Anglas, Jordan und Miranda entkamen; ebenso Aubry (den jedoch später Bonaparte aus altem Haß nie wieder zurückkehren ließ, während er andern diese Gnade erwies). Auch gegen die Emigranten und Priester wurden die frühern strengen Decrete erneuert. In die erledigten Stellen im Directorium traten Merlin von Douai und François von Neufchateau ein.

Moreau gab zu spät die Papiere ein, die Pichegrus Schuld bewiesen, kam dadurch selbst in Verdacht und wurde von der Armee entfernt. Hoche starb plötzlich,*) ehe er die zweite Landung in Irland, die ihm zugedacht war, unternehmen konnte. Das Unglück oder die Depopularisirung aller dieser Generale war ein Vortheil für Bonaparte, dem kein Nebenbuhler mehr im Heere die Waage hielt. Als er im December nach Paris zurückkam, hatte er es nur noch mit der Eifersucht und dem Mißtrauen der Directoren und Räthe und der fanatischen Republikaner zu thun. Aber weit entfernt, im Vertrauen auf die Soldaten und auf seinen Ruhm Stolz blicken zu lassen, trug er die bürgerlichste Bescheidenheit zur Schau. Die ihm bereiteten Feste nahm er nur mit rücksichtsvoller Demuth an und entwaffnete jeden Verdacht durch den echt republikanischen Trinkspruch, den er der Völkerfreiheit ausbrachte. Die eitle Frau von Staël suchte ihn in ihren Klub zu ziehen. Er hatte in der Schweiz zu Coppet bei Genf ihren Vater, Necker, besucht, aber zu dessen Wunsch, wieder die Finanzen Frankreichs leiten zu dürfen, geschwiegen. Die Tochter hoffte ihm durch ihren Geist zu imponiren und frug ihn, welche unter den Frauen er für die größte halte?

*) Barras und Rewbel wurden beschuldigt, ihn durch Gift auf die Seite geschafft zu haben, weil sie ihn mißbraucht hatten und er dadurch in Wuth gerathen war und so schlecht von ihnen gesprochen hatte, als sie es verdienten.

Er antwortete martialiſch: die, welche die meiſten Söhne gebiert. Alle Parteien bemühten ſich um ihn, er gab ſich aber keiner hin. Mancher rieth ihm damals ſchon, von ſeiner unermeßlichen Popularität Gebrauch zu machen und die höchſte Gewalt zu uſurpiren. Allein er wies ſie mit den Worten ab: „die Birne iſt noch nicht reif.“ Die republikaniſche Civilpartei war noch zu mächtig, die Soldaten in Paris waren nicht die, welche er in Italien befehligt, ſondern ihm fremd und noch ſtark jakobiniſch.

Während dieſer Vorgänge in Europa kam die junge franzöſiſche Republik auch in Streit mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieſe nämlich verfehlten nicht, den Seekrieg zu benutzen, um unter ihrer neutralen Flagge engliſche Waaren zu verführen. Nun nahmen die Franzoſen alle engliſchen Waaren auch von nordamerikaniſchen Schiffen weg und verboten am 15. Dezember 1796 ſogar allen Verkehr mit Nordamerika. Ja ſie wollten den Vereinigten Staaten nicht eher wieder Gnade widerfahren laſſen, als bis ſie Frankreich 32 Millionen gelichen und denſelben (für Barras und Talleyrand) ein Geſchenk von 1,200,000 Franken beigefügt haben würden. Die Nordamerikaner wieſen dieſe freche Zumuthung zurück und nur um England keine Schadenfreude zu bereiten, enthielten ſie ſich, Frankreich den Krieg zu erklären.

England hatte, nachdem Oeſterreich vom Kampf abgelaſſen, auch ſeinerſeits Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die ſich aber aus demſelben Grunde zerſchlugen wie früher. Miniſter Pitt gab der Oppoſition, welche Frieden wollte, nur zum Scheine nach und übrigens ſorgte der Siegesübermuth des franzöſiſchen Directoriums dafür, daß die Ausſöhnung nicht zu Stande kam. Ein Angriff des kecken Nelſon, welcher der ſpaniſchen Silberflotte vergeblich auflauerte, auf die ſpaniſche Inſel Teneriffa wurde am 24. Juni 1797 abgeſchlagen. Die Franzoſen drohten mit einer Landung in England. Aber Bonaparte hatte ſchon von Italien aus an das Directorium geſchrieben: „England muß in Aegypten angegriffen werden.“ Hauptſächlich aus dieſem Grunde hatte er die joniſchen

Inseln besetzen lassen und eine geheime Verschwörung auf der Insel Malta angezettelt, auch mit Ali Pascha von Janina geheime Verbindungen angeknüpft. Sein Hauptgedanke aber war, Aegypten zu erobern und von hier aus den englischen Handel in der Levante und überhaupt im Mittelmeer zu vernichten. Das schien ausführbarer, als eine Landung in England. Das Directorium adoptirte diese Ansicht und während Bonaparte mit Ostentation die Nordseeküsten bereiste und alles die Expedition nach Norden erwartete, diente sie nur dazu, diejenige zu maskiren, die man nach Süden vorbereitete. Bonaparte fand es seiner Politik angemessen, sich noch einmal aus dem Getriebe der Parteien zu entfernen, um neue wunderbare Thaten zu vollbringen. Das Directorium aber war nicht minder zufrieden, ihn gehen zu sehen, weil es ihn fürchtete.

Achtes Buch.

Raubsyſtem des Directoriums.

1.

Raſtadt.

Schon im November 1797 ſammelten ſich in dem mit ſeinem röthlichen Geſtein weit durchs Rheinthal ſichtbaren Schloſſe zu Raſtadt die Bevollmächtigten zum Congreß, der aber erſt am 9. Dec. förmlich eröffnet wurde. Von Bonaparte war die erſte Idee zu dieſem Congreß ausgegangen, ſo wie er ihn auch bei ſeiner Durchreiſe aus Italien nach Paris perſönlich eingeweiht hatte. Das Directorium wünſchte, er möchte Frankreichs Stimme beim Congreß führen, allein er lehnte es ab, weil er bei langen und häklichen Unterhandlungen ſeinen Ruhm abgenutzt haben würde. Das Theilungsgeſchäft war unter ſeiner Würde. Statt ſeiner leitete der ſchlaue Talleyrand, welcher jüngſt wieder aus Amerika zurückgekehrt und durch Vermittlung der Frau von Staël von der Emigrantenliſte geſtrichen worden war, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im Namen Frankreichs den Congreß durch die bevollmächtigten Geſandten Treilhard, Bonnier, ſpäter Roberjot und Jean de Brie, welche mit ihrer republikaniſchen Unverſchämtheit Talleyrands Feinheit überall unterſtützen mußten, wo es galt, Furchtſame einzuſchüchtern oder Zudringliche

zurückzustoßen. Obgleich die Entschädigungen diesseits des Rheins lediglich die Genossen des deutschen Reichs angingen und unter ihnen allein auf dem gewöhnlichen Reichstage hätten abgemacht werden sollen, so nahm dennoch Frankreich nicht blos am Congresse Theil, sondern bemächtigte sich auch der Leitung desselben. Das duldeten Oesterreich und Preußen, weil beide sich der Franzosen bedienen wollten, um einander im Schach zu halten, und die kleinen Reichsstände sahen in der Angst, von Oesterreich oder Preußen verschlungen zu werden, in Frankreich sogar ihre einzige Hülfe. Talleyrand benützte diese Umstände sehr geschickt, um die beiden deutschen Großmächte gegen einander und die kleinern gegen beide zu hetzen und nebenbei sich die französische Vermittlung aufs theuerste bezahlen zu lassen. Spöttisch erinnerte er die Gesandten an einen Ausspruch Bonapartes: le corps germanique, s'il n'existait pas, il faudrait l'inventer.

Der österreichische Bevollmächtigte beim Congreß im Namen des deutschen Reichs war Graf Metternich (Vater des später berühmten Staatskanzlers), damals schon alt, weshalb ihm der jüngere Cobenzl nachgeschickt wurde, und neben ihm noch als Gesandter im Namen der k. k. Erbstaaten Graf Lehrbach. Der alte Metternich wetteiferte mit seinem Sohn in öffentlicher Lüderlichkeit, (ein Scandal, den Kotzebue in den „beiden Klingsbergen" auf die Bühne brachte), und Cobenzl ließ sich in Rastadt durch eine abgefeimte französische Maitresse seinen kostbaren Staatswagen stehlen. Lehrbach war mehr boshaft als frivol. Der deutsche Kaiser hatte nie unwürdigere Vertreter. Sie richteten ihr Hauptaugenmerk auf Bayern. Kurfürst Karl Theodor war alt und hatte schon früher an Kaiser Joseph II. Bayern gegen die Niederlande abtreten wollen. Im Frieden von Campo Formio hatte Bonaparte eine Abtretung Bayerns an Oesterreich vom Inn an zugestanden. Die Niederlande konnte Oesterreich jetzt nicht mehr anbieten, dagegen suchte es in Schwaben und Franken so viel als immer möglich säculariſirte Reichsgüter an sich zu reißen, um Karl Theodor damit entschädigen zu können. Der nächste Erbe des kinderlosen Kurfürsten war der Herzog Max Joseph von Pfalz-

daß sie an Bildung auch schneller reiften, als die Lutheraner, und Holland ward im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert die wahre Freistätte des Geistes, der Bildung, der Wissenschaft und Kunst.

Kapitel CCCCXXII.

Das Reich.

Nach außen war das Reich immer mehr geschmälert worden, obgleich der Kaiser sich noch wie sonst »Mehrer des Reichs« nannte. Im Süden war Mailand an die Spanier verloren, und ganz Italien vom Reich abgelöst, die Schweiz aber hatte sich selbst losgerissen. Im Westen war das Elsaß mit den lothringischen Bisthümern Metz, Toul und Verdun an die Franzosen, die Niederlande an die Spanier verloren, und Holland hatte sich wie die Schweiz selbst losgerissen. Im Norden war Holstein, wie früher Schleswig an Dänemark, und ein großer Theil der Küste den Schweden zugefallen, und Preußen hatte sich losgerissen. Im Osten endlich war man geneigt, Schlesien nicht mit zu Deutschland zu zählen, und Ungarn stand nur in besonderm Vertrage mit Oesterreich, und war dem Reich noch mehr entfremdet durch die türkische Parthei, durch die es sich loszureißen strebte.

Die Deutschen hatten zur Zeit des Steigens von der Völkerwanderung bis zu den Kreuzzügen sich nach außen weit bis in ferne Welttheile verbreitet. Jetzt war die Zeit des Sinkens gekommen, und die Deutschen wurden in immer engere Kreise von außen zurückgedrängt. Vorher hatten sie über ihre Grenzen hinaus erobert, jetzt eroberten die Fremden innerhalb der deutschen Grenzen. Vorher herrschten die Deutschen über alle Nachbarn, jetzt mußten sie allen Nachbarn dienen. Vorher wirkten

Zweibrücken, der ſeine kleine überrheiniſche Beſitzung bereits verloren hatte und in Straßburg als Privatmann lebte. Es galt nun, daß Oeſterreich mit Karl Theodor zum Abſchluß komme, ehe ſein Todesfall jenen Pfälzer Erben nach Bayern führte.

Preußen ließ ſich in Raſtadt durch den Grafen Görtz vertreten und zeigte, Oeſterreich gegenüber, viel Schadenfreude und ein allzu voreiliges Vertrauen zu Frankreich. Die übrigen Glieder des deutſchen Reichs befanden ſich in einer außerordentlichen Angſt und Gährung. Einige Protegirte oder Kecke griffen zwar auch zu, thaten es den Größern gleich und packten gleichſam zwiſchen den Beinen der Größern ihren kleinen Beutetheil auch, z. B. Heſſen-Caſſel; die Mehrheit indeſſen konnte nur verlieren und machte verzweifelte Anſtrengungen, ſich zu retten. Das Geheimniß des Basler- und des Campo-Formiofriedens mußte endlich aufgedeckt werden. Sowohl Oeſterreich als Preußen hatten das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten. Man öffnete Mainz den Franzoſen am 30. Dec. 1797, und ließ die Rheinſchanzen bei Mannheim erſtürmen, ohne die armen Reichstruppen, die ſich hier tapfer wehrten, vorher zu warnen. Die kleinen Fürſten mußten auf alles verzichten, was ſie jenſeits des Rheins beſeſſen hatten, und deſſen war viel. Jeder ſuchte eine Entſchädigung auf dem rechten Rheinufer. Allein hier griffen Oeſterreich und Preußen vor und mancher, der für einen ſchon erlittenen Verluſt entſchädigt werden wollte, erwartete nicht, daß ihm bald auch das noch weggenommen werden ſollte, was er noch ſein nannte. Welche Verwirrung der Rechtsbegriffe, welche Anmaßung ſich geltend machte, davon iſt das ſprechendſte Zeugniß die Forderung des Erbſtatthalters Wilhelm, für den Verluſt des nicht zum Reich gehörigen Holland im Reich entſchädigt zu werden.

Man fühlt ſich gedrungen, die Frage aufzuwerfen, wie ſich denn das deutſche Volk zu dieſer Miſere von Raſtadt verhielt? Warum es die franzöſiſche Unverſchämtheit ſo geduldig litt? Warum nicht einmal die öffentliche Meinung ſich entrüſtet dagegen erhob? Der junge König von Schweden, Guſtav IV. Adolf, der die Regierung eben angetreten hatte, machte ſogleich ſein Recht als deutſches Reichs-

glied (wegen Schwediſch-Pommern) geltend und proteſtirte mit großer Energie, die freilich durch keine Waffenmacht unterſtützt war, gegen die Einmiſchung Frankreichs in die deutſchen Reichsangelegenheiten. Man lachte aber nur über ihn, ſelbſt in Deutſchland, und Bonaparte konnte ihn nicht lange nachher den nordiſchen Don Quixote nennen, ohne daß ihm jemand widerſprach. Die deutſchen Fürſten ſahen nur noch auf ihr Sonderintereſſe, ſey es, daß ſie mehr haben oder weniger verlieren wollten. Das Volk aber war entweder ganz paſſiv und den öffentlichen Dingen fremd, oder es war moraliſch beherrſcht vom Franzoſenthum, im geiſtigen Banne der franzöſiſchen Denkweiſe.

Eines der größten Uebel war die gänzliche Verkommenheit des kriegeriſchen Geiſtes und der Waffenübung beim Bürger-, wie beim Bauernſtande. Das Recht, Waffen zu tragen, beſaß der Adel allein, deſſen feiner Galanteriedegen aber nur noch die Karikatur des alten Ritterſchwertes war, und der Soldat. Ueberall aber waren die Soldaten (mit einziger Ausnahme der Ungarn und Croaten im öſterreichiſchen Heere) keine echten Nationaltruppen mehr, ſondern aus aller Herren Ländern für Geld geworben und meiſt lockere Geſellen, häufig ſchlechte Subjecte, die man unter die Soldaten ſteckte, weil ſie ſonſt zu nichts taugten, oder aus andern Ländern entſprungene Verbrecher. Dieſe Soldtruppen bildeten nun ausſchließlich die bewaffnete Macht und unbedeutende Schützengilden in den Städten ausgenommen, die nur mehr zum Spiel und zu Paraden dienten, gab es weder bewaffnete Corporationen, noch Milizen und Landwehren. Hauptſächlich um Wilddieberei zu verhüten, war Schießgewehr dem Bauer und Bürger bei ſtrenger Strafe verboten. Somit waren männerreiche Gegenden auf künſtliche Weiſe wehrlos gemacht worden und die Gewohnheit hatte wenigſtens bei den wohlhabenderen Bürgern allmälig eine gewiſſe Weichlichkeit erzeugt, die ſonſt nicht in deutſcher Art lag.

In der Periode der ſchmählichſten Knechtſchaft wagten elende Menſchen, die ſich als große Geiſter verehren ließen, ſich mit dem Troſte genug zu thun, wenn die franzöſiſche Nation gleich der alt-

römischen zur Weltherrschaft gelange, so werde die deutsche wenigstens durch ihre berühmten Denker und Dichter immer noch so viel gelten, wie die altgriechische unter dem römischen Kaiserthum gegolten habe. Zu dieser schöngeistigen Schmarotzerrolle glaubten sie eine Nation, wie die deutsche, erniedrigen zu dürfen.

Man hatte die lebendige Tradition im Volke künstlich ausgetilgt durch das schulmäßige Erlernen fremder Dinge. Die Schule erzog die Jugend in den Erinnerungen des griechischen und römischen Alterthums, pflanzte ihr dessen Vorstellungsweise ein und machte ihr die deutsche Vorzeit verächtlich. Die gesammte deutsche Bildung jener Zeit war darin einverstanden, gerade die Periode der politischen Größe und Macht Deutschlands unter dem Namen des finstern Mittelalters zu ignoriren oder zu verunglimpfen und die neuere Zeit der politischen Schwäche und Schmach als eine Periode des glänzendsten Fortschrittes zu bezeichnen. Weit entfernt, das Unglück der deutschen Nation in tiefster Seele zu empfinden und aus diesem Gefühle die Kraft des Widerstandes zu schöpfen, waren die Gebildeten damals noch eitel auf ihre Schulbildung und Aufklärung, auf ihre classische Literatur. Je mehr die Gebildeten durch den aufgeklärten Despotismus der Regierungen von der unmittelbaren Theilnahme am politischen Handeln abgebracht, die ständische Wirksamkeit, die Betheiligung bei mächtigen Corporationen eingeschränkt worden waren, und andererseits auch die Kirche sie nicht mehr in Anspruch nahm, hatten sie sich mit Vorliebe in die Welt der Phantasie versenkt, lasen außerordentlich viel und erfreuten sich insbesondere an den Werken der Dichter*) und am Schauspiel, für welches gerade damals eine wahre Leidenschaft in Deutschland vorwaltete. Aber diese poetische Welt war dem nationalen Boden, dem volksthümlichen Sinn entfremdet und ganz angefüllt mit Vorstellungen, die einem frem-

*) „Der Brand, welchen gegen Ende des Jahres 1796 der Xenienalmanach in die deutsche Schriftstellerwelt warf, beschäftigte die Aufmerksamkeit der Nation (d. h. der Gebildeten) weit stärker, als die Rettung des Reichs durch des Erzherzogs Siege.“ G. A. Menzel, Geschichte unserer Zeit I. 242.

den Boden und fremder Gesinnung entstammten. Sie war vorzugsweise frivol oder sentimental, verdarb die Sitten und verweichlichte das Herz.

Die so entsittlichte und erschlaffte Poesie rettete das männliche und ritterliche Princip nur in Darstellungen von Helden, in denen mehr oder weniger die Energie der französischen Freiheitsmänner abgespiegelt wurde. Selbst Schiller war ein wenig in dieser Großsprecherei der Girondins befangen und sein berühmter Marquis Posa kam direct aus dem Cirkel der Madame Roland.

Wenn man nun diese geistigen Zustände im damaligen Deutschland in Erwägung zieht, darf man sich nicht mehr über die Gleichgültigkeit wundern, mit welcher die geopferte Nation den Dingen in Rastadt zusah. Eine Nation, deren gebildete Stände so tief in eitle Täuschungen versunken waren, vermochte natürlicherweise dem feurigen Geist der Franzosen den moralischen Widerstand nicht zu leisten, der den physischen der Armeen nothwendig hätte unterstützen müssen. Ihre Rettung konnte zuletzt nur aus den ungebildeten Classen, aus dem eigentlichen Volke, hervorgehen, durch eine allgemeine Erhebung in tiefster nationaler Entrüstung. Aber, um mit Bonaparte zu reden, die Birne war noch nicht reif. — Jedenfalls kann eine unparteiische Geschichtschreibung die Schuld so großen Unglücks und so tiefer Schmach deutscher Nation nicht allein auf die damaligen Regierungen wälzen. Der ganze Bildungszustand, die Geistesrichtung, die Schule und Presse, der Geschmack theilte diese Schuld. Dem alten Glauben, der alten Sitte, dem alten Nationalgefühl entfremdet war das gebildete Deutschland verweichlicht und feig, verblendet und verführt vom französischen Geiste und daher auch nichts Besseres werth, als von der Geißel Gottes in Bonapartes Hand gezüchtigt zu werden.

Die Franzosen durften nicht nur alles auf dem linken Rheinufer nehmen, sondern auch die Rheinschanzen bei Mannheim auf dem rechten und belagerten das ganze Jahr 1798 hindurch die Festung Ehrenbreitstein, gegenüber von Coblenz, gleichfalls auf dem rechten Rheinufer. Der kurtrierische Commandant Faber ver-

theidigte sich aufs bravste, ohne vom Reich unterstützt zu werden, bis Hunger ihn am 24. Januar 1799 zur Uebergabe zwang. Der deutsche Kaiser schwieg, weil er heimlich mit den Franzosen einverstanden war, aber dem deutschen Volke etwas davon wissen zu lassen nicht einmal der Mühe werth hielt. In Schwaben wurden von französischen Emissären Umtriebe gemacht, das frühere Project einer alemannischen Republik wieder aufzunehmen. Doch der gesunde Sinn des schwäbischen Volksstammes widerstrebte und man hatte die Plünderungen von 1796 hier noch nicht vergessen. Auch kam der neue Herzog Friedrich von Württemberg, der protestantisch erzogene Sohn und Nachfolger seines 1797 verstorbenen katholischen Vaters Friedrich Eugen, den Landständen wohlwollend entgegen. — Eine der gröbsten Beeinträchtigungen des deutschen Reichs war der Tribut von 18 Millionen, welchen die Hansestädte Hamburg und Bremen den drohenden Franzosen zahlen mußten, ohne beim Reiche Schutz zu finden. Nur Lübeck weigerte sich der gleichen Zumuthung. Auf französischen Befehl mußte Herzog Ferdinand von Braunschweig Ludwig XVIII. aus Blankenburg ausweisen und dieser arme Prätendent fand nur noch in Rußland Schutz, wo man ihm Mitau zum Aufenthalt anwies. In Holland, damals noch eine scheinbar unabhängige Republik, erlaubten sich die Franzosen wiederholt die größte Willkür. Die wenigen, die hier noch Muth genug hatten, das Wohl Hollands zu wahren, wurden auf französischen Befehl aus der Volksvertretung ausgeschlossen, so van Langen, Vreede und Fynje, wobei sich General Daendels als der Scherge Frankreichs benahm, 12. Juni.

Noch weniger schonten die Franzosen die unglücklichen deutschen Länder, die unmittelbar mit ihrer großen Republik vereinigt worden waren. In dem schon seit Jahren systematisch ausgeplünderten Belgien wurde das Volk hauptsächlich über die Truppenaushebungen wüthend, weil es seine frommen und gutgearteten Söhne nicht durch die Gemeinschaft mit den atheistischen und lüderlichen Soldaten des Directoriums vermischen und zu Räubern an andern Völkern werden lassen wollte. Die ausgehobene Mannschaft ergriff die Waffen,

um ihre Unterdrücker selbst zu bekämpfen. Die Festung Luxemburg mußte in Belagerungszustand erklärt werden. Viele Tausende stunden auf und erlitten zwar mehrere Niederlagen, unter denen die am 23. Nov. die blutigste war, behaupteten sich aber an den Küsten und wurden zum Theil von englischen Schiffen unterstützt und gerettet. — Das linke Rheinufer nahm in diesem Jahre eine andere Gestalt an. Die alten geistlichen Kurfürstenthümer, Cleve, die Rheinpfalz ꝛc., wurden in vier französische Departements verwandelt: Roer mit der Hauptstadt Aachen, Saar mit Trier, Rhein und Mosel mit Coblenz, Donnersberg mit Mainz. In allen diesen Gebieten waren schon bei der Besitznahme der Adel vertrieben, die Kirchen geplündert worden. Jetzt wurden sämmtliche Gesetze der französischen Republik auf sie angewandt und alles alte Recht vernichtet. Die Nationalfranzosen, die als Beamte eingesetzt wurden, stahlen in kolossaler Weise, verkauften Staats- und Gemeindegüter, Waldungen ꝛc. und füllten schamlos ihre Beutel. Als Spürhunde und Helfershelfer dienten ihnen überall am Rhein die Juden.

2.

Die helvetische Republik.

Den großartigsten Raubzug aber unternahm das französische Directorium in die Schweiz. Die Eidgenossenschaft hatte sich bisher noch immer in der seit Jahrhunderten von Europa zugestandenen Neutralität sicher gewähnt. Sie hatte sich vorsichtig in Acht genommen, ihre französischen Nachbarn nur zu beleidigen. Willfährig und gehorsam hatte sie die Emigranten ausgewiesen. Den Mord ihrer Söhne am 10. August in Paris hatte sie verschmerzt und keine Klage laut werden lassen. Da die Jakobiner so viel mit Guillaume Tell kokettirten und seine Heldenthat auf Pariser Theatern aufgeführt wurde, schmeichelten sich die Schweizer, sie würden als ebenbürtige Brüder von den französischen Republikanern aner-

kannt und geſchont werden. Aber im Staatsſchatz der ariſtokratiſchen Cantone der Schweiz waren viele Millionen baar aufgehäuft, in den katholiſchen Cantonen viel Kirchengut, überhaupt auch in der Bevölkerung viel Wohlſtand. Eine ſolche Beute konnte ſich die Habgier der Pariſer Regenten unmöglich entgehen laſſen. Zudem hatte Bonaparte darauf aufmerkſam gemacht, wie wichtig es in militäriſcher Beziehung für Frankreich ſey, die Schweiz zu beſetzen, damit es alle Gebirgspäſſe, die aus Frankreich und vom Rhein her nach Italien führen, in ſeine Gewalt bekäme.

Schon war das Veltlin durch Bonaparte von Graubündten abgeriſſen. Am 15. Dezember 1797 beſetzten die Franzoſen auch das romantiſche Münſterthal, als zu dem früher ſchon von ihnen in Beſitz genommenen Basler Bisthum gehörig, das aber nicht minder in politiſchem Verbande mit dem Canton Bern ſtand. Dadurch gewannen ſie die Jurapäſſe und konnten durch dieſes offene Thor in die innere Schweiz einbrechen. Bern wagte keinen Widerſtand. Sie brauchten nun nichts mehr als innere Parteiung in der Schweiz anzufachen, ſich rufen zu laſſen und einzurücken.

Zum Vorwand ihres Angriffes auf die Schweiz nahmen die Franzoſen die Unerträglichkeit des ariſtokratiſchen Joches in den Cantonen Bern, Zürich ꝛc. An einige Wenige, welche wirklich unter der Ariſtokratie gelitten hatten, ſchloſſen ſich viele Ehrgeizige und Glücksritter an, welche bei einem Umſturz der alten Verfaſſungen in der Schweiz im Trüben zu fiſchen hofften und ſich dem franzöſiſchen Directorium zu Werkzeugen anboten. Dieſe Partei gab ſich den täuſchenden Namen der Patrioten, während ſie das Vaterland an fremde Räuber verrieth. Es iſt richtig, daß die Souverainetät von ein Paar hundert, zum Theil in kleinlicher Pedanterie erſtarrter, zum Theil verdorbener Familien in ein und derſelben Stadt den übrigen, ihnen unterthänigen Familien, in denen ein freierer Geiſt ſich regte, äußerſt zuwider werden mußte. Allein es iſt unrichtig, daß jene erſchlaffte Ariſtokratie eine grauſame und unerträgliche Tyrannei geübt hätte. Gerade in dem Canton, über den am meiſten geſchrien wurde, im Berniſchen, befand ſich das Land-

volk in einem Wohlstand, wie er damals im ganzen übrigen Europa nicht zu finden war. Die Opposition ging auch nirgends von den Bauern, sondern überall von städtischen Agitatoren aus, die mit ungeheurer Uebertreibung die Aristokratie denuncirten und mit der Rache der Franzosen drohten. Es war begreiflich, daß die Aristokratie darüber sehr erbittert wurde, aber nur in Zürich verfügte sie im Jahre 1795 gegen die Aufrührer von Stäfa ein paar Verhaftungen; anderwärts in der ganzen Schweiz benahm sie sich aus Furcht vor Frankreich ungemein ängstlich und ließ den Verräthern nur allzufreien Spielraum.

Der eitle Laharpe, früher Erzieher am Petersburger Hofe, wollte als Befreier des Waadtlandes, seines speziellen Vaterlandes, glänzen. Dieses Ländchen war einst durch die Berner dem Herzog von Savoyen abgenommen worden und befand sich im blühendsten Wohlstande unter dem milden Regiment der Berner Geschlechter. Aber die Waadtländer sprachen französisch und wollten von den Deutschen unabhängig seyn. Man suchte daher alte Urkunden auf, das Waadtland von Bern zu reclamiren. Das Directorium ging sogleich darauf ein (4. Januar 1798) und schickte 15,000 Mann an die Grenze. Die Berner brachten 20,000 Mann auf, wagten aber nichts und zogen sich zurück. Am 10. Januar nahmen die Waadtländer Insurgenten das feste Schloß Chillon weg. Am 18. sammelte Ochs, der schon längst eine Verschwörung zum Vortheil der Franzosen betrieben hatte, das Basler Landvolk, zerstörte die Schlösser der Landvögte, zog in das erschrockene Basel ohne Widerstand ein und demokratisirte die Verfassung. Am 25. hielten die Schweizer ihre letzte Tagsatzung in Aarau, ließen sich aber von dem französischen Gesandten Mengaud so einschüchtern, daß sie die schon beschlossene Rüstung nicht ausführten. Am 31. war Bern selber so schwach, die aristokratische Verfassung aufzugeben und allgemeine Wahlen zu verfügen. Diesem Beispiel folgten auch die Patriciate von Solothurn, Freiburg, Luzern, Schaffhausen, endlich auch Zürich. Die neuen demokratischen Regierungen waren nun alle entweder unfähig oder den Franzosen verkauft. Aber noch stand das kräftige

und gegen die Franzoſen wüthende Berner Heer (Landmiliz, Landvolk) zum Schutz ſeiner Ariſtokratie in den Waffen unter General Erlach, deſſen Hauptquartier ſich in Murten befand. Der franzöſiſche General Brune (ein vormaliger Buchdruckergehülfe), beſetzte zwar am 8. Februar Biel, das Murten am See gegenüber liegt, wagte aber noch nicht anzugreifen, ſondern wartete ein zweites franzöſiſches Heer von 12,000 Mann unter Schauenburg (einem Elſäßer Edelmann), ab, das rheinaufwärts kam, und hoffte durch die Zögerung die nicht gerne lange unter Waffen bleibenden Berner Bauern zu ermüden. Auch ſollte es ſich zunächſt nur um Bern handeln. Rewbel hatte geſagt, die Schweiz iſt eine Schüſſel voll kleiner Paſteten, man muß eine nach der andern eſſen. Zürich bildete ſich damals ein, verſchont bleiben zu können, und that nichts, um Bern zu unterſtützen.

Der Krieg begann, ſobald Schauenburg angelangt war. Am 1. März überfiel derſelbe einen vorgeſchobenen Poſten der Berner bei Dornach, am 2. bei Lengnau, ſchlug beide zurück und drang in Solothurn ein. Im Hauptheer der Berner herrſchte die wildeſte Verwirrung. Das brave Landvolk konnte ſich in die neue Regierung nicht finden, ſchrie mit Recht über Verrath, vergriff ſich aber in ſeinem Zorn und ermordete nicht die wahren Verräther, ſondern einige unſchuldige Oberſten, Rybiner, Stettler ꝛc. Der Regierung zum Trotz beſchloß dieſes muthige Landvolk, ſich auf Leben und Tod zu wehren, warf ſich unter Grafenried an der Brücke von Neueneck dem Heer Brunes entgegen, ſchlug es zurück und nahm ihm 18 Kanonen ab. Aber eine andere Schaar unter dem bisherigen Haupt der Berner Republik, dem alten ehrenhaften Schultheiß Steiger, erlitt im grauen Holz nach furchtbarer Gegenwehr eine Niederlage durch Schauenburg, und ehe noch die Berner Oberländer, die in Maſſe aufgeſtanden waren, herbeikamen, öffnete Verrath die Thore von Bern den Franzoſen. Erlach eilte den Oberländern entgegen, um ſie mit den noch unbeſiegten Schaaren Grafenrieds zu vereinigen, aber er ſelber wurde, weil er ein paar Worte franzöſiſch ſprach, von den Bauern für einen Franzoſen gehalten und erſchla-

gen. Da nun auch Bern ſchon gefallen war, lief das Landvolk auseinander, am 5. März. Den Bernern hatten nur 200 Urner in altväteriſcher Rüſtung und einige Männer aus Freiburg, Glarus und St. Gallen beigeſtanden. Freiburg ſelbſt war am 2. nach blutiger Gegenwehr von den Franzoſen erſtürmt worden. Das berühmte Beinhaus zu Murten, in dem die Gebeine der im fünfzehnten Jahrhundert hier erſchlagenen Burgunder aufbewahrt wurden, fiel einem franzöſiſchen Regiment aus der Côte d'Or (dem ehemaligen Burgund) in die Hände und wurde gänzlich zerſtört und ein Freiheitsbaum an ſeine Stelle geſetzt.

Rewbel, der Haupturheber dieſes franzöſiſchen Raubzugs, hatte ſeinen Zweck erreicht und ließ durch ſeinen Schwager Rapinat den ſeit Jahrhunderten angehäuften Berner Staatsſchatz und alles öffentliche Eigenthum ausrauben, dazu dem Berner Volk Contributionen-, den Patriciern eine Vermögensſteuer von 6 pCt. auflegen. Das gleiche Loos widerfuhr Freiburg und Solothurn, bald auch Luzern, Zürich und jedem Canton. Alles Staats- und Kirchengut wurde von den Franzoſen geſtohlen und der wohlhabende Theil der Bevölkerung ſchamlos beſteuert. Aus Bern allein ſchleppten ſie 7—8 Millionen baares Geld und ſonſt noch an Werthen 60 Millionen fort, wovon Bonaparte einen Theil bekam, ſo daß man noch viele Jahre nachher in Aegypten Berner Geld im Umlauf fand. Als Brune zu Bern den erſten Freiheitsbaum pflanzen ließ, hielt der bisherige Seckelmeiſter (Finanzminiſter) der Stadt und Republik Bern, Friſching, die Feſtrede und ſchloß ſie, indem er den Baum anredete: ſo mögeſt du wachſen und gute Früchte tragen, Amen! Der Staatsſchatz des Cantons Zürich war nicht ſo reich wie der Berner, doch ſehr beträchtlich, und die Beute wurde durch Gelder, die man allen Reichen abgepreßt, verdoppelt. Uebrigens ließ Rapinat ſich billig finden und wenn die Schweizer ein altes Denkmal, eine heilige Reliquie behalten wollten, ſo ließ er ſie ihnen um ſchwere Beſtechungsſummen. Nach dem amtlichen Bericht von Gonzenbach betrug die Summe alles an Geld und Kirchenſchmuck, Sil-

ſie nach außen, jetzt mußten ſie von außen Einfluß leiden. Vorher hatten ſie fremde Länder bevölkert, jetzt niſteten ſich die Fremden an den deutſchen Grenzen ein. Vorher hatten ſie die deutſchen Sitten über ganz Europa verbreitet, jetzt kamen ſpaniſche und franzöſiſche Sitten nach Deutſchland. Vorher hatte die deutſche Hanſa den Handel von ganz Europa regiert, jetzt kam ſelbſt der deutſche Handel in die Gewalt der Holländer und Engländer.

Im Innern ſelbſt aber, in dem traurigen Ueberreſt, den man noch das heilige deutſche Reich nannte, waren die Verhältniſſe eben ſo verändert als nach außen. Innere Einheit hatte zu der äußern Ausdehnung und Macht geführt, und ging auch mit derſelben wieder unter. Gleichzeitig und in demſelben Maaß, wie die äußern Theile des Reichs abfielen, fiel auch ein Stein aus der Krone des Kaiſers, wurde das Anſehn deſſelben und damit zugleich die Einheit und der Zuſammenhang der Reichsregierung aufgelöſ't. In demſelben Maaß, wie ganz Europa die Hoheit des Reichs nicht mehr anerkannte, erkannten ſie auch die deutſchen Fürſten ſelber nicht mehr an. Im Mittelalter ſtand das Reich über allen ſeinen Nachbarn, wie eine Mutter über ihren jungen Töchtern. Seit dem Concilium von Konſtanz waren dieſe Nachbaren in gleichen Rang mit dem Reich getreten. Im weſtphäliſchen Frieden bildeten ſie gemeinſchaftlich eine Verbindung, gegen welche das Reich ſchon völlig ohnmächtig war. Was nun Europa im Großen that, das that wieder das Reich ſelbſt im Kleinen. Im Mittelalter ſtand der Kaiſer über den Herzögen, ſeit Rudolf von Habsburg traten dieſe allmählich in gleichen Rang mit dem Kaiſer, und in der Reformation bildeten ſie eine Verbindung, gegen welche der Kaiſer als ſolcher ſchon völlig ohnmächtig war. Kurz, wie ganz Europa

bergeräth ꝛc. durch Rapinat in der Schweiz damals Zuſammengeſtohlenen über 100 Millionen Franken.

Die welſchen Schweizer wollten eine ſ. g. rhodaniſche Republik für ſich ſtiften, Brune befahl ihnen aber, ſich mit den Deutſchen zu vereinigen, und gründete zu Aarau am 27. April die einige und untheilbare helvetiſche Republik mit einer ganz der franzöſiſchen nachgeahmten Verfaſſung und fünf Directoren. Damit hörte alle Souverainetät der Cantone auf. Zwei kleine Republiken, die bisher der Schweiz zugewandt waren, wurden nicht der helvetiſchen einverleibt, ſondern unmittelbar mit Frankreich vereinigt, Mühlhauſen im Suntgau*) und Genf (15. April).

Nur die Altſchweizer, einfache Bauern, behaupteten noch ſo viel Nationalgefühl, daß ihnen das Franzoſenjoch unleidlich war. Der kleine Canton Schwyz wagte unter Aloys Reding ganz Frankreich zu trotzen. Als die katholiſchen Bauern der freien Aemter (Baden, Bremgarten) vom Widerſtande der Schwyzer hörten, griffen auch ſie zu den Waffen, angeführt von einem Prieſter, unterlagen aber in einem blutigen Gefecht den Truppen Schauenburgs, der ſich ſodann gegen Schwyz ſelbſt wandte. Bei Richterſchwyl wurde den ganzen Tag gefochten. Endlich mußten die Schwyzer weichen, hielten aber nochmals Stand bei Schindeleggy, noch einmal auf dem Berg Etzel und zum viertenmal am rothen Thurm, nahe dem alten Schlachtfeld von Morgarten. Hier ließen ſie ſich nicht mehr überwinden und Schauenburg mußte mit großem Verluſt abziehen. Ebenſo ein anderes franzöſiſches Corps bei Arth unter dem berühmten Berge Rigi. Dieſe ruhmwürdigen Kämpfe geſchahen vom 1.—3. Mai. Am 4. aber zählten die Schwyzer ihre dünn gewordene Schaar und erkannten, ſie ſeyen nicht mehr ſtark genug. Als

*) Die guten deutſchen Reichsſtädter hier faßten am 4. Januar einen heroiſchen Entſchluß, theilten ihr öffentliches Vermögen unter ſich, trugen ihre alten Wappen und Fahnen feierlich zu Grabe, erboten ſich freiwillig zur Vereinigung mit Frankreich und ließen durch ein junges Mädchen in alter Schweizertracht den franzöſiſchen Commiſſären die Schlüſſel ihrer Stadt überreichen. Ein origineller politiſcher Selbſtmord.

Sieger boten ſie nun ihre Unterwerfung unter die helvetiſche Regierung an und der Friede wurde geſchloſſen; aber die Franzoſen ließen es ſich doch nicht nehmen, das reiche Kloſter Einſiedeln zu plündern und zu verbrennen. — Auch die deutſchen Bauern im obern Wallis trotzten. Auch hier rückten die Franzoſen an, die nach blutigen Gefechten am 8. Mai bis Sitten vordrangen. Doch hielten ſich die Oberwalliſer noch wochenlang an den Abgründen der Dala und ſchoßen eine Menge Franzoſen nieder. Dieſe Gebirgskriege waren mörderiſch, weil alle Schweizer Bauern gute Schützen waren.

Unterwalden hatte ſich beim Mißlingen des Kampfes in Schwyz gefügt, als die Bauern aber hier der elenden helvetiſchen Regierung den Huldigungseid leiſten ſollten, ließ es ihr Gewiſſen nicht zu, mit dem Heiligſten ſo frevelnd Spott zu treiben. Sie griffen zu den Waffen, geführt vom Pfarrer Lüſſi. Zwei franzöſiſche Colonnen brachen unter Schauenburg auf, ſie zu Paaren zu treiben, die eine ſtieg über den Berg Brünig und fiel von oben her ins Land; die andere landete am Vierwaldſtätterſee und kam von unten. Die erſtere brach zwar den trotzigen Widerſtand der Bauern am Kernwald, erlitt aber ungeheuern Verluſt, indem von allen Seiten aus den nahen Felſen und Wäldern auf ſie geſchoſſen wurde. Ein Schütze, dem Weib und Kind unabläſſig die Stutzen luden, tödtete allein über 100 Mann. Im Ganzen fielen 6—8000 Franzoſen. Unterdeß war auch die zweite Colonne unter beſtändigen Gefechten heraufgerückt und traf mit der erſten in Stanz zuſammen. Hier wehrten ſich Weiber wie Männer mit dem Muth der Verzweiflung, bis ſie unter den Kugeln und im Brande der Häuſer ihr Leben aushauchten. Dieſe blutigen Kämpfe dauerten drei Tage, vom 7. bis 9. September. Man zählte 102 Frauen und Mädchen, die mit den Waffen in der Hand fielen. Bei Winkelried ſchlugen 18 Mädchen wüthend mit ihren Senſen unter die Franzoſen, bis alle erſchoſſen waren. Dem Morden folgte wie gewöhnlich Sengen, Brennen, Plündern und Schänden.

Wie ſehr das Directorium in Paris nur noch dem gemeinſten

Intereſſe oblag, beweiſt ſein Verfahren nicht nur gegen die freiheitliebenden Schweizer, ſondern auch gegen die Nordamerikaner. In leichtſinnigſter Verachtung der republikaniſchen Sympathien gab das franzöſiſche Directorium Caperbriefe aus, um reiche amerikaniſche Schiffe zu rauben. Der amerikaniſche Geſandte in Paris, Gerry, empfing deshalb am 23. März 1798 ſtrenge Inſtructionen aus ſeinem Vaterlande und legte ſolche actenmäßige Beweiſe der ſchändlichſten Habgier und Beſtechung vor, die ſich die Directoren Frankreichs hatten zu Schulden kommen laſſen, daß die Engländer, die dahinter kamen, ſie ſogleich unter dem Titel French corruption abdrucken und in der ganzen Welt verbreiten ließen. Auch von Portugal hatte ſich Frankreich im Jahre 1797 den Frieden durch Beſtechung abkaufen laſſen. Am 26. Mai decretirte der nordamerikaniſche Congreß die Wegnahme aller franzöſiſchen Schiffe, die den Handel ferner beunruhigen würden. Dieſe Herausforderung der Vereinigten Staaten war um ſo unvernünftiger, als Frankreich damals immer neue Verluſte durch die überlegene engliſche Marine erlitt. Die Engländer bombardirten von der See her Oſtende und ſetzten Truppen unter Coote ans Land, 19. Mai, die aber ſchon am folgenden Tage umringt und gefangen wurden. Bald darauf indeß bombardirten die engliſchen Schiffe ſchon wieder Havre.

Die Franzoſen ſuchten ſich durch eine Landung in Irland zu rächen. Hier bildete ſich eine ſ. g. iriſche Union zu dem Zweck, eine Reform des Parlaments und eine Emancipation der Katholiken durchzuſetzen. Das Haupt dieſer Partei war Wolf Tone, ein kaum dreißigjähriger junger Mann voll Feuer und Geiſt, ſein eifrigſter Parteigänger Napper Tandy. Auch nach Hoches mißlungener Landung conſpirirten ſie mit Frankreich. Das Directorium in Paris forderte nur, die Irländer ſelbſt ſollten ſich erheben, damit franzöſiſche Truppen, wenn ſie in Irland landeten, einen Anhaltspunkt fänden. Die Härte des Lord Camden, der damals Irland regierte, erleichterte das Unternehmen, indem er das Volk grenzenlos erbitterte. Am 23. Mai 1798 brach die Empörung plötzlich auf

allen Punkten aus. Die englischen Truppen wurden, wo sie in Garnison standen, überfallen, vertrieben, verfolgt. Aber sie wehrten sich tapfer gegen die rohen Volkshaufen. General Lake sammelte eine gehörige Anzahl Truppen und griff das verschanzte Lager der Irländer auf dem Vineyar-Hügel an. Drei Tage lang (vom 19—21. Juni) wurde aufs grimmigste gekämpft, bis die englischen Truppen endlich siegten. Der Rest der Aufwiegler wurde am Boynefluß zusammengehauen oder in die dortigen Sümpfe gejagt. Jetzt erst, als es zu spät war, kam die Hülfe aus Frankreich und zwar nur 1100 Mann unter General Humbert landeten in der Bucht von Killala, 21. August, erfochten einen kleinen Sieg über Lake, wurden aber bald übermannt und mußten sich gefangen geben, 8. September. Ein anderes kleines Landungsheer, das sie unter General Rey hatte unterstützen sollen, kehrte jetzt um. Die Franzosen rüsteten in Brest eine neue Flotte mit Landungstruppen unter General Hardy, bei denen sich auch Wolf Tone befand; aber der englische Commodore Warren fing sie unterwegs auf und nahm sie gefangen, 12. Oct. Wolf Tone entging der Hinrichtung nur durch Selbstmord. Napper Tandy wurde auf englische Requisition zu Hamburg verhaftet (25. November), was großen Lärmen in Frankreich erregte.

3.

Der Rastadter Gesandtenmord.

Mittlerweile schleppte der Rastadter Congreß sein trauriges Daseyn fort. Frankreich liebkoste Preußen und schickte den berühmten Sièyes nach Berlin, der die mancherlei Eitelkeiten dort schlau zu gewinnen verstand. Ein unangenehmer Vorfall in Wien hätte bald das gute Einvernehmen von Campo Formio gestört. Bernadotte, der als französischer Gesandter nach Wien geschickt worden war, benahm sich dort brutal, verlangte die Gerichtsbarkeit über alle in Oesterreich lebenden Franzosen, widersetzte sich dem Jahresfest, an

dem die Wiener den Auszug ihrer Freiwilligen zum italieniſchen Kriege feierten, und pflanzte an dieſem Tage zum Trotz an ſeinem Hotel die dreifarbige Fahne auf, deren Anblick das Wiener Volk ſo ärgerte, daß es ſie herunterriß. 13. April 1798. Die Regierung beſchwor ihn zwar, zu bleiben, allein er reiste brennenden Kopfes ab. Um die Genugthuung eclatant zu machen, wurde der alte Thugut (aber nur zum Schein) vom Miniſterium entfernt und Cobenzl an ſeine Stelle geſetzt. Aber man konnte ſich nicht einigen. Frankreich wollte Bayern nicht an Oeſterreich fallen laſſen, das Cobenzl als Preis des Friedens forderte.

Neue Kriegsgewitter ſtiegen am Himmel auf. Kaiſer Paul I., der nach dem Tode ſeiner Mutter Katharina II. am 17. Nov. 1796 den ruſſiſchen Thron beſtiegen hatte, war eine ritterliche und ehrliche Natur und ergrimmte über die immer frecher um ſich greifenden Franzoſen. Er unterhandelte mit England und der Türkei und gab ſich Mühe, auch Oeſterreich und Preußen in die Coalition zu ziehen. Preußen trat zwar plötzlich kühner gegen Frankreich auf, behauptete ſein altes Recht auf Cleve, wies auch die Anſprüche Frankreichs auf die Brückenköpfe am rechten Rheinufer (Kehl, Caſtel, Ehrenbreitſtein) zurück, ſchloß ſich aber doch der Coalition nicht an und machte es keinem recht. Oeſterreich aber erkannte, es ſey unmöglich, die Franzoſen mit Vernunft von etwas abzubringen, nur Gewalt allein vermöge etwas über ſie. Alle Vorſtellungen wegen Ehrenbreitſtein und wegen der Schweiz waren von den Franzoſen unberückſichtigt geblieben, bis es ſich entſchloß, Graubündten mit Gewalt gegen die Bedränger zu vertheidigen. Dieſes obere Rheinthal war für Oeſterreich der Nähe von Tirol wegen von höchſter Wichtigkeit. Kaiſer Franz hatte die Franzoſen alle Schweizer Bergpäſſe nehmen laſſen, jetzt ſagte er: bis hieher und nicht weiter! Er ſchloß mit Graubündten einen Vertrag (17. October 1798) und ſchickte Truppen unter General Auffenberg nach Chur.

Oeſterreich beſiegelte ſeinen neuen Bund mit Rußland durch Vermählung Joſephs, des Palatins von Ungarn (Bruder des Kaiſers) mit der Großfürſtin Alexandrine, Tochter des Kaiſers Paul.

Oesterreich hatte noch einen zweiten Grund, der ihm einen neuen Krieg in Verbindung mit Rußland gegen Frankreich wünschenswerth machte. Am 16. Februar 1799 starb der bayrische Kurfürst Karl Theodor plötzlich am Schlage, während er am Spieltisch saß. Er hatte die Abtretung Bayerns an Oesterreich noch nicht ratificirt. Der junge Pfälzer Erbe, Max Joseph, eilte nach München und machte mit seinen blühenden Kindern den günstigsten Eindruck auf das Volk. Dadurch wurden alle seit so langer Zeit gehegten Pläne Oesterreichs vereitelt. Max Joseph stand im engsten Vertrauen mit Talleyrand. Doch weit entfernt, den Franzosenfreund zur Schau zu tragen, hielt er sich streng in den Grenzen der Pflichten eines deutschen Kurfürsten und zauderte nicht, als Oesterreich sich rüstete, das bayerische Contingent unter die Fahnen des Kaisers zu stellen. Graf Lehrbach in Rastadt, der Hauptintriguant in der bayrischen Angelegenheit, hätte viel lieber gesehen, Max Joseph würde sich offen an Frankreich angeschlossen haben, damit man ihn dann als Reichsverräther hätte verjagen können. Lehrbach wußte inzwischen zu gut, in welchen Verbindungen Max Joseph gestanden hatte, und hoffte, wenn er die actenmäßigen Beweise dafür in die Hände bekäme, den jungen Kurfürsten doch noch in die Reichsacht bringen zu können.

Russische Truppen bewegten sich schon gegen Westen und erhielten freien Durchzug durch die österreichischen Staaten. Frankreich erhob Beschwerde dagegen und ließ am 1. März 1799 ein beträchtliches Heer unter Jourdan bei Straßburg über den Rhein gehen. Am 3. März wurden die jonischen Inseln durch eine verbundene russisch-türkische Flotte den Franzosen entrissen. Am 5. erließ Erzherzog Karl, der ein großes Heer bei Augsburg zusammengezogen hatte, eine Proclamation, worin er den Franzosen ihr treuloses Benehmen vorwarf. — Der erste Kampf entbrannte in der Schweiz. Ein französisches Heer unter Massena drang in Graubündten ein und nahm den Paß bei Luciensteig, nachdem er von den Oesterreichern aufs tapferste vertheidigt worden war, 6. März. An demselben Tage wurde jedoch der französische General Loison, als er gegen Kloster Disentis vordrang, von den wüthenden Bauern

zurückgeſchlagen. Am 7. mußte ſich Auffenberg in Chur mit 8000 Mann ergeben, weil er verſäumt hatte, in der Nacht über die Berge zu entfliehen. Von hier aus drang der kühne Lecourbe mit einem franzöſiſchen Corps ins Engadin, wurde am 15. bei Martinsbrück durch die Oeſterreicher unter Laudon geſchlagen, verſtärkte ſich aber und ſchlug die Oeſterreicher bei Taufers und Nauders, vermochte jedoch nicht durch den von Bellegarde und den Tirolern tapfer vertheidigten Paß Finſtermünz in Tirol einzudringen, weil unterdeß in ſeinem Rücken den Franzoſen Gefahr drohte, was ihn zur Umkehr bewog. Maſſena ſelbſt, von dem er nur detachirt war, erlitt am 13. bei Feldkirch eine Niederlage durch die Oeſterreicher, die der Croate Jellachich führte.

Am Mittelrhein war große Bewegung. Der kurmainziſche Abgeordnete am Raſtadter Congreß, Albini, hatte ſchon lange den Gedanken einer allgemeinen Volksbewaffnung gehegt. Aber die engherzige Politik Thuguts in Wien litt nicht, daß die Nation als ſolche in Mitleidenſchaft gezogen werde. Nur die Odenwäldler ſtanden auf und ſchlugen ſich tapfer mit den Vorpoſten der Franzoſen herum, erlitten aber am 20. April eine Niederlage bei Weinheim.

Unterdeß hatte ſich Erzherzog Karl mit der Hauptarmee nicht gegen Straßburg, ſondern gegen den Bodenſee gewendet, um zugleich Tirol und der Schweiz zu Hülfe zu kommen und die Verbindung mit Italien offen zu halten. Das zog Jourdan nach derſelben Richtung, aber er wurde zuerſt in einem Vorpoſtengefecht bei Oſtrach am 21. März, dann in einer Hauptſchlacht bei Stockach am 25. zurückgeſchlagen. Der Erzherzog hätte ſich nun raſch gegen den ganz bloßgeſtellten Maſſena wenden können und würde ihn wahrſcheinlich durch ſeine Uebermacht erdrückt haben, aber er rückte nur mit äußerſter Langſamkeit vor und blieb dann ſtehen, wodurch Maſſena Zeit bekam, ſich zu verſtärken und eine feſte Poſition einzunehmen. Da hier Zaudern nicht im militäriſchen Plane des Erzherzogs liegen konnte, fällt die Schuld allein auf die ränkevolle Politik in Wien. Nur Bellegarde ging energiſch aus dem Paſſe von Finſtermünz heraus und ſchlug Lecourbe aus dem Münſterthal,

dem Engadin und Veltlin hinaus. Dagegen vermochte Hotze den von den Franzosen unter Menard aufs tapferste vertheidigten Paß von Lucienſteig nicht zu nehmen, 1. Mai.

Der Erzherzog erließ am 30. April, indem er die Schweizer Grenze betrat, eine ſchöne Proclamation, worin er den Schweizern ihre alte Freiheit zuſicherte. Auch der greiſe Schultheiß Steiger von Bern erließ einen Aufruf an das Volk. Drei Bataillone Schweizer hatten ſich bereits unter öſterreichiſchen Fahnen gebildet. An demſelben Tage, an dem Hotze (auch ein Schweizer) alle Kräfte anſtrengte, den Paß von Lucienſteig wieder zu gewinnen, waren die Bauern rings umher aufgeſtanden; da er aber zurückweichen mußte, trieb Menard die Bauern nach hartnäckigem Kampfe bei Diſſentis auseinander, welches ſchöne Kloſter bei dieſem Anlaß verbrannt wurde. Doch fiel Lucienſteig am 14. noch in die Gewalt Hotzes. Auch in den vier Waldſtätten ſtand das Volk auf. Maſſena ſchickte ein Corps unter Soult ab, dem es gelang, ſie friedlich auseinander zu bringen, 8. Mai. Am glücklichſten und hartnäckigſten war der Aufſtand im obern Wallis, den der junge Graf Courten leitete. Es gelang den Franzoſen erſt im Spätſommer, hier ihre Herrſchaft herzuſtellen, nachdem ſie 1200 Mann verloren und faſt alle Dörfer verbrannt hatten. Heinrich Zſchokke, ein ſchlechter Comödienſchreiber aus Magdeburg, ſeit kurzem in der Schweiz angeſiedelt und eifriger Anhänger der Revolution, damals helvetiſcher Regierungscommiſſär, ahmte Baudot nach, der die Entvölkerung des Elſaßes verlangt hatte, und ſchlug öffentlich vor, man ſolle aus den katholiſchen Urcantonen der Schweiz ihre bisherigen Einwohner als unverbeſſerliche Reactionäre entfernen und „Colonien der Eroberer," alſo Franzoſen hineinverſetzen, datirt vom 23. Juni. In derſelben Druckſchrift warf er den Altſchweizern ihre „Kaiſerſucht" vor und alle Zeugniſſe und Ausſagen aus jener Zeit beſtätigen, daß die weit überwiegende Mehrheit der Schweizer im Erzherzog einen längſt erſehnten Befreier ſah. Haller ſchrieb: „Das Volk haßte die Franzoſen als ungerechte Feinde, als fremde Soldaten, als Umſtürzer des Vaterlandes, als Plünderer

ſeines Eigenthums, als Zerſtörer ſeines Wohlſtandes, als Schänder und Vergifter ſeiner Weiber und Töchter."

Aber der Erzherzog Karl wurde durch Befehle von Wien zurückgehalten. Thugut wollte ſo wenig die alte Eidgenoſſenſchaft, als das Königreich Sardinien wiederhergeſtellt wiſſen und mißbilligte Karls und Steigers Vorgehen. Das lähmte die Begeiſterung. Nachdem Erzherzog Karl Hotzes Durchdringen am Lucienſteig abgewartet, ging er über den Rhein (am 23. und 24. Mai) und vereinigte ſich mit Hotze. Maſſena bot ihm die Spitze vor Zürich am 4. Juni, brach aber die unentſchiedene Schlacht freiwillig ab und zog ſich zurück, weil er die Uebermacht der Oeſterreicher erkannte. Der Erzherzog beſetzte Zürich, Maſſena aber die im Süden dieſer Stadt ſich ausbreitende Höhe des Albis und Uetliberges, und in dieſer Gegenüberſtellung verharrten ſie nunmehr den ganzen Sommer über. Der kecke Lecourbe hatte mittlerweile die Oeſterreicher von der Höhe des St. Gotthard heruntergeworfen und dieſe wichtige Straße nach Italien beſetzt.

Immer noch hatte der Congreß in Raſtadt getagt, als erſt am 28. April der öſterreichiſche Oberſt Barbaczy von den Szekler Huſaren die Entfernung der franzöſiſchen Botſchafter von dort verlangte. Es waren nach Treilhards Abgang, der in Paris Director geworden war, Bonnier, Roberjot und Jean de Bry. Sie trauten nicht recht, übergaben ihre wichtigſten Papiere dem preußiſchen Geſandten Grafen Görtz und reiſten noch in der Nacht ab, wurden aber vor den Thoren der Stadt in einem Wäldchen von Szekler Huſaren überfallen und ermordet. Nur Jean de Bry entkam, indem er aus mehreren Wunden blutend ſich todt ſtellte und in einem Graben liegen gelaſſen wurde. Der öſterreichiſche Archivar Freiherr von Hormayr, ein Zeitgenoſſe und der damaligen Dinge wohl kundig, gibt den Grafen Lehrbach als Urheber dieſer Gewaltthat an und als Zweck derſelben das Intereſſe, welches Lehrbach hatte, ſich der Papiere zu bemächtigen, durch welche Max Joſeph und die preußiſche Geſandtſchaft compromittirt werden konnten. Aber dieſelben Papiere waren von den franzöſiſchen Geſandten nicht mitgenommen worden,

ſondern befanden ſich in derſelben Nacht, in der ſie ſo gierig geſucht wurden, unter Verſchluß des Grafen Görtz.*) Jean de Bry ſchleppte ſich nach Raſtadt zurück, wohin auch die Damen und Kinder der Gemordeten umgekehrt waren. Hier widmete man ihnen die größte Sorgfalt und geleitete ſie dann ſicher über den Rhein. Die ſämmtlichen Congreßgeſandten verlangten noch, bevor auch ſie abreisten, Unterſuchung; der Kaiſer verſprach ſie feierlich unter Ausdrücken voll Entrüſtung über das begangene Verbrechen. Inzwiſchen kam nichts heraus und das Geheimniß blieb noch vierzig Jahre lang bewahrt.

Die franzöſiſche Regierung, die wohl den Zuſammenhang wußte, durfte ihn nicht enthüllen und beutete den Geſandtenmord lediglich aus, um die Franzoſen in dem bevorſtehenden Kampf gegen die beiden Kaiſer zu fanatiſiren mit Trauerfeſten und ungeheuer ſchwülſtigen Proclamationen. Wie barbariſch auch dieſer Geſandtenmord war, ſo war doch Frankreich kaum befugt, ſo feierlich dabei das heilige Völkerrecht anzurufen, welches es ſelbſt ſo vielfach und roh verletzt hatte.

Kaiſer Paul hatte den berühmten Türken- und Polenbezwinger, Grafen Suwarow zum Oberfeldherrn der nach Italien beſtimmten

---

*) Nach Hormayrs Ausſage hat ſich ſpäter der berüchtigte Spion Schumacher gerühmt, er habe ſich damals von Frankreich und Oeſterreich zugleich bezahlen laſſen und beiden zugleich gedient, den Geſandtenmord eingeleitet, aber vorher den franzöſiſchen Geſandten gerathen, ihre Papiere zu verbergen. Hormayr gedenkt auch der ſehr merkwürdigen Aeußerung Hardenbergs während des Friedenſchluſſes zu Baſel. Als hier nämlich das Verfahren Preußens getadelt und die ritterliche Fortſetzung des Kampfes gegen die Revolution von Seiten Oeſterreichs gerühmt wurde, habe Hardenberg geſagt: wenn Frankreich den Oeſterreichern Bayern hätte geben wollen, ſo würde Oeſterreich früher mit der Republik Frieden geſchloſſen haben, als Preußen. Endlich macht auch Hormayr noch darauf aufmerkſam, daß Kaiſer Paul in Max Joſeph nur einen Jakobiner geſehen und demgemäß den ruſſiſchen Generalen ſehr mißliebige Inſtructionen gegeben habe, was nur durch Wiener Inſinuationen erklärt werden könne. — In neuerer Zeit hat man auch vermuthet, Lehrbach habe ſich ſolcher Papiere bemächtigen wollen, durch die Oeſterreich ſelbſt compromittirt war. Aber ſolche Papiere, etwa Oeſterreichs Begehrlichkeiten und geheime Zuſicherungen an Frankreich, mußten ſich längſt in Paris befinden und konnten nicht in Raſtadt geſucht werden.

ein Bund vieler einzelner gleich mächtiger Staaten wurde, so auch im Kleinen das deutsche Reich. Diese Veränderung wurde in einer berühmten politischen Schrift des sogenannten Hippolytus a Lapide als natürlich und nothwendig dargethan, und ihr Grundsatz im westphälischen Frieden anerkannt. Für Europa hörte das Uebergewicht des Reichs, für das Reich selbst das Uebergewicht des Kaisers auf, und an dessen Stelle trat in Europa ein Bund von Königen, im Reich ein Bund von Fürsten. In der rückgängigen Bewegung war man von der Höhe des Mittelalters wieder auf der Stufe angelangt, auf welcher sich Europa zur Zeit Chlodwigs und Theodorichs befand. Damals gab es noch kein einiges Reich, jetzt war keins mehr da.

Kapitel CCCCXXIII.

Der Kaiser.

Der Zustand des Reichs zur Zeit der Religionskämpfe war, wie jeder Kriegszustand, nur ein schwankender, aber der Zustand, welchen der westphälische Frieden befestigen sollte, war nicht weniger schwankend, und trug den Keim des Unterganges in sich selbst. Man behielt die äußern Formen des Reiches bei, aber sie hatten keinen Schutz mehr in der Macht des Kaisers, im Willen der Fürsten und im Glauben des Volks. Auch sie mußten im nächsten Sturme fallen. Man behielt die politische Eintheilung bei, die im dreißigjährigen Kriege sich erhalten oder erzeugt hatte, aber man ließ den Rest kleiner Fürsten, Ritter und Städte neben den unmäßig vergrößerten Fürsten bestehn. War es möglich, daß die Kleinen nicht von den Großen allmählich verschlungen wurden? Man hatte niederzureißen angefangen, aber man ließ noch einzelne Trümmer stehn; und man hatte

ruſſiſchen Truppen berufen. Das war ein Mann von kleiner, aber derber Geſtalt, gar männlichen und runzlichen, aber nicht ſelten zur Grimaſſe verzerrten Zügen und in ſeinem Benehmen voller Sonderbarkeiten. Als echter Ruſſe, wenn er in voller Generalsuniform mit vielen Orden behangen bei hohen Perſonen aufwartete, pflegte er ſich unendlich tief zu bücken; daheim aber und im Lager genirte er ſich nicht, im Hemde herumzugehen und Poſſen zu treiben wie ein junger Student. Er trug gewöhnlich ein grünes Collet, einen ſeltſamen Helm von Filz mit grünem Rande und Stulpſtiefel, die man nach ihm Suwarowſtiefel nannte. Seine größte Eigenheit war, daß er keine Spiegel leiden konnte, die daher überall verhangen werden mußten, wo er hinkam. Geſchah es nicht, ſo zerſchlug er den Spiegel augenblicklich. Man hat ihm vieles als Abſicht und Koketterie ausgelegt, was doch einfach aus ſeinem ſlaviſchen Naturell zu erklären iſt. Dem Slaven iſt viel Humor eigen, in dem die Extreme der Civiliſation und Barbarei raſch wechſeln. In ſeiner kriegeriſchen Laufbahn hatte Suwarow hauptſächlich die Eigenſchaften des Blitzes angenommen. Blitz und Schlag, das war ſeine ganze Kriegskunſt. Als er in Wien mit dem alten Thugut und den „Hofkriegsrathsperücken“ über den bevorſtehenden Feldzug unterhandelte, ärgerte ihn die herkömmliche Bedächtigkeit der Oeſterreicher außerordentlich, ſo daß er ſich kaum halten konnte. Er ſah in Thugut den böſen Dämon der öſterreichiſchen Monarchie, vor dem er ſich mitten unter Bücklingen und Höflichkeiten bekreuzte, während Thugut ihn ſeinerſeits nicht minder widerwärtig fand und von ſeinem gewaltthätigen Zufahren viele Störungen der öſterreichiſchen Pläne beſorgte. Als Suwarow Wien verlaſſen hatte, um ſeiner vorausmarſchirten Armee nachzueilen, fand er dieſelbe am 5. April noch in Villach, bis wohin ſie auf dem kurzen Wege von Wien nach öſterreichiſchen Inſtructionen 26 Tage gebraucht hatte. Da zog er zornig ſeinen Kantſchu und peitſchte die Säumigen in zehn Tagen über das Gebirge bis Verona.

4.

Italiens Mißhandlung.

„Italien, o Italien, dem das Schickſal die unglückſelige Gabe der Schönheit verlieh, durch welche Barbaren gelockt werden, es zu erobern, und dem es die Stärke verſagte, ſich ihrer zu erwehren.“ Dieſe berühmten Worte Filicajas erfüllten ſich ſchrecklicher als jemals ſeit der Völkerwanderung in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, in denen Deutſche und Franzoſen, Ruſſen und Engländer, Polen und Türken um die ſchönen Glieder des zerriſſenen Italien ringen ſollten.

Unter den Directoren der franzöſiſchen Republik war es hauptſächlich Lareveillière-Lepeaux, der als ſyſtematiſcher Feind der Kirche nicht eher ruhen zu können glaubte, als bis er das Papſtthum vernichtet hätte. Nur mit verbiſſenem Aerger hatte er ſich den Frieden von Tolentino gefallen laſſen, weil er nicht den Muth beſaß, dem mächtigen Bonaparte durch den Sinn zu fahren; nach der Entfernung dieſes großen Generals nahm er aber den alten Plan wieder auf und fand volle Zuſtimmung bei den andern Directoren, die eine Eroberung von Mittel- und Unteritalien nur für die folgerechte Fortſetzung des von Bonaparte begonnenen Werkes hielten. Nicht ohne Schlauheit ſchickten ſie, um die weiteren Umgriffe immer noch an Bonapartes Namen zu knüpfen, deſſen Bruder Joſeph als Geſandten nach Rom, gaben dieſer weichherzigen und unfähigen Perſönlichkeit aber Stützen an den energiſchen Generalen Duphot und Sherlok, die ſchon bei der Demokratiſirung Genuas die entſprechende Unverſchämtheit an den Tag gelegt hatten.

Mit offener Verhöhnung der päpſtlichen Regierung ſammelten dieſe Menſchen eine Anzahl römiſcher Jakobiner um ſich und predigten das Evangelium der Freiheit und Gleichheit auf der Straße. Es kam zu Händeln mit den verſpotteten Papalini (Schlüſſelſoldaten, die päpſtliche Miliz). Da pflanzte Duphot die dreifarbige

Fahne auf und rief alle Demokraten unter die Waffen. Als päpstliche Dragoner die wilde Versammlung auseinandertreiben wollten, zog Duphot den Degen und war eben im Beginn, einen Angriff auf sie machen zu lassen, als ihn eine Kugel todt niederstreckte, 28. Dezember 1797. Nichts konnte den Franzosen erwünschter kommen. Mit größter Ostentation reiste die Gesandtschaft ab und das Directorium in Paris dictirte dem Kirchenstaat den Untergang zur Strafe wegen des an der Person des Generals Duphot verletzten Völkerrechts. Wäre Duphot nicht gefallen, hätten die Römer sich seiner Unverschämtheit unterworfen, so wäre der Erfolg ganz der nämliche gewesen.

Der vielgeprüfte Pius ergab sich in den göttlichen Willen und befahl, den Franzosen auch nicht den mindesten Widerstand zu leisten, da derselbe ja doch vergebens seyn würde. Berthier, der damals in Oberitalien die Franzosen commandirte, erhielt von Paris aus Befehl, Rom zu erobern, und nahm die polnische Legion unter Dombrowski mit. Am 11. Februar 1798 rückten sie in Rom ein und pflanzten am 15. Februar auf dem Capitol den Freiheitsbaum. Berthier hielt die Festrede: „Manen des Cato, des Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius! empfanget die Huldigung der freien Franken. Die Enkel der Gallier kommen heute, den Oelzweig des Friedens in der Hand, auf diese heilige Stätte, um hier den Altar der Freiheit wieder aufzurichten, den die Hand des ersten Brutus weihte.“ Berthier verlangte vom Papst, er solle abdanken. Pius VI. aber erwiderte: „ich bin gewählter Papst und werde als Papst sterben; einem drei und achtzigjährigen Greise könnt ihr schweres, aber nicht langes Leiden zufügen; ich bin in eurer Gewalt, aber ihr habt den Leib allein und nicht den Geist.“ Berthier wurde bald darauf durch Massena ersetzt und dieser ließ den Papst verhaften und in ein Kloster nach Siena bringen. Ein furchtbares Erdbeben zerstörte das Kloster, aus dem er mit Noth das Leben rettete. Nie hat das Schifflein Petri in dunkleren Stürmen geschwankt.

Nach der Entfernung des Papstes wurden auch alle Cardinäle verhaftet, verbannt, ihr Eigenthum geplündert. Massena raubte die

Stadt Rom systematisch aus. Nicht nur wurde alles Eigenthum des Staats und der Kirche weggenommen, sondern auch das der großen römischen Familien. Die kostbarste Beute war das vom kunstliebenden Papst mit großer Sorgfalt zusammengebrachte und nach ihm benannte weltberühmte Museo Pio-Clementino im Vatikan, mit den herrlichsten Statuen des classischen Alterthums, Gemälden der mittleren und neuen Zeit und unschätzbaren Handschriften.*) In langen schweren Wagenzügen wurden diese Schätze nach Paris gebracht. Die zahlreichen Kirchen Roms wurden ihrer heiligen Reliquien, Bilder, Gefässe und Ornate beraubt. Nicht minder wurden die Paläste und Villen des römischen Adels ihrer Zierden beraubt. Die römischen Juden, bisher in ein besonderes Quartier verwiesen, kauften alles zusammen, weil die Soldaten Geld brauchten und die werthvollsten Dinge um Spottpreise hergaben. Massena forderte zu den 6 Millionen, die schon von Berthier einkassirt waren, noch 30 Millionen baare Kriegssteuer und legte besondere Contributionen den reichen Familien auf. So mußte das Haus Chigi 200,000 Scudi (½ Million Gulden) zahlen, der reiche Kupferstecher Volpati 12,000. Das alles aber steckte Massena, so weit er es nicht den Directoren nach Paris schicken mußte, in seinen Sack und ließ die Soldaten ohne Sold und Kleider, bis sie einen offenen Aufstand wagten, dem sich auch sämmtliche Offiziere und Untergenerale anschlossen. Massena trotzte anfangs im Vertrauen auf das Directorium, das seine Unterschleife begünstigte, mußte aber der Standhaftigkeit der Offiziere weichen und am 25. Februar das Commando niederlegen.

Gehorsam dem Befehle des Papstes hatte das Volk sich bisher ruhig verhalten, aber die schamlosen Plünderungen der Franzosen versetzten es endlich in Wuth. In Rom benutzten die Trasteveriner,

*) Darunter befanden sich auch die im dreißigjährigen Kriege durch den bayrischen Kurfürsten Max aus Heidelberg geraubten und dem Papst damals zum Geschenk gemachten altdeutschen Handschriften (der größte Schatz dieser Art, der existirt). Auch sie wanderten jetzt nach Paris, von wo sie im Jahre 1815 durch die siegreichen Deutschen glücklich wieder abgeholt und nach Heidelberg zurückgebracht wurden.

der kräftigste Theil der Stadtbevölkerung, die Unzufriedenheit der Truppen, um einen Aufstand zu wagen, der aber durch Massenas Nachfolger, den General Dallemagne in einem blutigen Straßenkampf niedergeschlagen wurde. Auch rings um Rom entbrannte der Aufruhr, den Murat unterdrückte, 27. Februar. Dann herrschte wieder Ruhe und am 20. März feierte man vor der Peterskirche das große Bundesfest der römischen Republik, deren Verfassung nunmehr fertig geworden war. Eine Comödie, worin die italienischen Sklaven und Affen der Franzosen die Rollen von alten Römern, Brutusen und Catos spielten. Ein Zeitgenosse sagt: „Leute, die eine so schimpfliche Rolle spielen müssen, können sich dafür nur persönlich durch Geldgewinn und Schwelgerei entschädigen.“ Der feigste Auswurf Roms brutalisirte die Bürger in den Provinzen. Das führte im Mai abermals zu einem blutigen Aufstande der Spoletaner. Ein Theil der französischen Armee in Rom unter General St. Cyr wurde abberufen, um Bonaparte nach Aegypten zu begleiten. Die übrigen befehligte nachher der edelgesinnte Championnet.

In der cisalpinischen Republik erregte die maaßlose Willkür, mit welcher der französische Gesandte Trouvé gleich einem Pascha allein regierte, eben so große Unzufriedenheit. Daß auch das Königreich Sardinien jetzt dem allgemeinen Raubsystem werde zum Opfer fallen müssen, ließ sich voraussehen. Der französische Gesandte in Turin, Ginguené, wurde vom Directorium beauftragt, den König auf alle Art zu peinigen und zu ängstigen und in Turin eine Jakobinerpartei zu organisiren, damit er aus Furcht abdanke. Aber König Karl Emanuel IV. beschämte den Gesandten, der mit einer fürchterlichen Rede und einem noch fürchterlicheren Schleppsäbel vor ihn hintrat, durch die edle Einfachheit seines Benehmens. Der König war mit Maria Adolphine, einer Schwester Ludwigs XVI. vermählt, die kinderlos und ganz so fromm und still war, wie ihre hingerichtete Schwester Elisabeth. Der Charakter des Königs entsprach dem ihrigen. Beide lebten wie ein Paar Täubchen in unzertrennlicher Liebe und Einigkeit und im frommsten Gottvertrauen.

Ginguené war durch den Anblick dieſes wunderbaren Königspaares gerührt worden und that ihm nur ungerne länger wehe, war aber durch das Directorium dazu gezwungen. Man fing des Königs Couriere und Briefe auf, man zettelte Aufruhr an, den aber ſeine Truppen unterdrückten, man ſuchte alles auf, ihm heimlich beizukommen. Da gab er die ſchöne Erklärung: „Wenn Frankreich wolle, daß Sardinien aus der Reihe der Staaten verſchwinde, ſo bäte er, die mächtige Republik möge das Urtheil offen und ſelbſt vollſtrecken und ſich nicht heimlichen Aufruhrs piemonteſiſcher Unterthanen dazu bedienen.“ Aber man antwortete mit Schmähungen. Dem armen Ginguené wurde vorgeworfen, weil er einem Gaſtmahl in Turin angewohnt, „aus dem Becher des Tyrannen getrunken zu haben, während das Blut der Freunde der Freiheit in Strömen fließe.“ Ein neuer, von den Franzoſen angezettelter Aufruhr wurde nochmals von den dem Könige ſehr ergebenen Truppen beſiegt, aber aus Rückſicht auf Frankreich erhielten die Gefangenen Amneſtie. Dieſe Feſtigkeit und Güte zugleich ärgerte das franzöſiſche Directorium endlich in dem Grade, daß es jede Schonung ablegte, am 3. Juli 1798 das Caſtell von Turin beſetzen ließ und nur den Erfolg eines neuen bewaffneten Aufruhrs in Tortona abwartete, um des Königs Abſetzung als Volkswillen zu erklären. Aber auch dieſer von General Brune unterſtützte jakobiniſche Aufruhr wurde von den treuen ſardiniſchen Truppen unterdrückt, am 5. Seitdem begnügte ſich die franzöſiſche Beſatzung im Caſtell von Turin, den König auf jede Weiſe zu ärgern und herauszufordern. Dennoch gelang es ihr nicht, die Bevölkerung vom König abwendig zu machen. Am 16. September zogen die Franzoſen in Masken durch die Stadt und verhöhnten den Hof, deſſen Perſonal ihre Verkleidungen nachahmten. Es kam dabei zu einer blutigen Schlägerei mit den ſardiniſchen Soldaten. Im November forderte Frankreich 10,000 Mann vom König, er ſtellte ſie. Da man ihm nun auf keine Weiſe beikommen konnte, meinte man, ihn auch „ohne Vorwand“ abſetzen zu können. General Joubert entehrte ſich durch die Vollziehung. Man traut ſeinen Augen nicht, wenn man deſſen Proclamation vom

5. Dezember liest: „das Maaß des Turiner Hofes ist voll. Seit langer Zeit hat er große Verbrechen verübt. Republikanisches Blut ist von diesem treulosen Hofe in Menge vergossen worden ꝛc.“ Der König begriff, es sey nun Zeit, freiwillig abzudanken. Das that er am 9. Dezember, und reiste nach der Insel Sardinien ab, indem er alle seine Schätze im Schloß den Franzosen zurückließ. Uebrigens muß man den Truppen und der Mehrheit des Volks in Piemont nachrühmen, daß sie in dieser trostlosen Lage sich eben so muthig und besonnen benahmen, wie ihr König, und in seltener Treue an ihm hingen. Fast immer haben in neuerer Zeit die Piemontesen ihre italienischen Landsleute beschämt durch ihre männliche Haltung.

Die besonnene und großherzige Handlungsweise des Königs von Sardinien fand ein trauriges Gegenbild in der Unbesonnenheit des Königs von Neapel. Eine verhängnißvolle Zukunft war den ohnehin von Natur schreckhaften Neapolitanern am 15. und 16. Juni 1794 vorherbedeutet worden durch einen der furchtbarsten Feuerausbrüche des Vesuvs. Die Erde bebte, der Tag hüllte sich in Nacht, die große Stadt Neapel wurde mit Asche, die kleine Stadt Torre del Greco von glühender Lava bedeckt und der Vesuv selbst, vorher noch höher als der gegenüberliegende Somma, sank in sich zusammen, verlor seinen stolzen Gipfel und öffnete einen ungeheuren Krater, wie er noch jetzt vorhanden ist. König Ferdinand IV., ein roher und geistloser Monarch, liebte nur Fische und Vögel zu fangen und überließ das Regieren der Königin Karoline, die als Schwester der hingerichteten Marie Antoinette Todfeindin der Franzosen geworden war, und dem allvermögenden Minister Acton. Schon bei der ersten Besitznahme Roms durch die Franzosen machte Berthier eine unerhörte Zumuthung an Neapel. Bisher nämlich pflegte nach uralter Sitte der König von Neapel jährlich den Papst einen weißen Zelter mit 7000 Goldstücken zu schicken, eine Huldigungsceremonie, die unter dem Einfluß Josephs II. seit 1788 unterblieben war. Nun machte Berthier, obgleich er den Papst abgesetzt hatte, für Frankreich Anspruch auf jenes Huldigungsopfer und verlangte die

rückständigen Summen. Nichts bezeichnet beſſer die erſtaunliche Frechheit der damaligen franzöſiſchen Politik. Neapel weigerte ſich, daher ſchon im Anfang des November Championnet drohen mußte: „bald wird der rächende Blitz Neapels wankenden Thron in den Staub ſtürzen.“

Aber Championnet hatte in Rom nur 17,000 Mann und Neapel konnte über 70,000 verfügen. Eine engliſche Flotte war in der Nähe. Oeſterreich und Rußland rüſteten zum Kriege. Es war alſo nicht zu kühn, daß Neapel zuerſt angriff. Man glaubte, der im öſterreichiſchen Generalſtab alles geltende Mack, der nicht eben glücklich in den Niederlanden debutirt hatte, werde in Neapel viel mehr ausrichten, und ließ ihn eigens kommen, um die große Diverſion zu leiten, die man den Franzoſen von Süden her machen wollte. Dieſer Mack beſaß die Gabe, durch ſein kriegsgelehrtes Geſchwätz hohe Perſonen einzunehmen, die vom Kriege nichts verſtanden, aber durchaus keinen praktiſchen Blick und keine Thatkraft. Er rechnete auf einen leichten Sieg und der König Ferdinand ſelbſt begleitete das neapolitaniſche Heer, als es am 23. November 1798 gegen Rom aufbrach. Championnet ſah ſich zu ſchwach und zog alle Franzoſen aus Rom heraus, mit Ausnahme einer kleinen Beſatzung in der Engelsburg. Die Neapolitaner zogen am 29. ein und übten Rache an den Anhängern der Republik. Auch die Juden erhielten bei dieſer Gelegenheit eine nicht unverdiente Züchtigung. Aber die Dinge nahmen eine andere Wendung, indem Mack die Neapolitaner theilte, um Championnet einzuſchließen, und dieſem gerade dadurch Gelegenheit gab, eine neapolitaniſche Colonne nach der andern einzeln zu ſchlagen, 13. Dezember. Auch die Feſtung Gaëta, desgleichen Pescara ergaben ſich den Franzoſen beim erſten Anlauf und nur in den Abruzzen fanden die letztern tapfern Widerſtand von Seite der kühnen Gebirgsbewohner.

Damals lag der geniale Admiral Nelſon mit einer engliſchen Flotte vor Neapel. Die ſchöne Lady Hamilton, die aus einer ſehr tiefen Region der Geſellſchaft ſich durch ihre Reize zur Gemahlin des engliſchen Geſandten in Neapel, Lord Hamilton, emporgeſchwun-

gen hatte,*) stand damals in höchster Gunst bei der Königin Karoline und schloß sich eng an Nelson an, dem sie bald darauf als erklärte Maitresse auf sein Admiralschiff folgte. Dieses phantastische Paar dachte aber patriotisch genug, in den Troubeln des mittelländischen Meeres einzig Englands Interesse wahrzunehmen, und bewog die königliche Familie in Neapel, mit allen ihren Schätzen nach Sicilien zu entfliehen und denjenigen Theil der neapolitanischen Flotte, der nicht schnell genug in See geführt werden könnte, zu verbrennen. Wir sahen oben bereits, mit welcher Consequenz England auf die Zerstörung der Flotten aller andern Seemächte ausging, wie es nach und nach außer der französischen auch die spanische und holländische weggeführt oder verbrannt hatte. In dieses System paßte nun auch die Verbrennung der neapolitanischen, obgleich befreundeten Flotte. Wirklich ging die königliche Familie in der Neujahrsnacht zu Schiffe und nahm mit sich 20 Mill. an Gold und Silber und die werthvollsten Kunstschätze. Nelson aber ließ im Angesicht des staunenden Volkes eine Menge neapolitanischer Schiffe,

*) Emma Lyson, aus Wales gebürtig, Tochter eines unbekannten Vaters und einer ganz armen Mutter, fiel dem berüchtigten Dr. Graham durch ihren körperlichen Liebreiz auf und wurde von ihm gedungen, in dem „himmlischen Bette“ (zu dem er für schweres Geld alle vornehmen Wollüstlinge Londons lockte und in welchem man seiner Versicherung zufolge alle möglichen Sinnengenüsse zugleich, mit einem Wort den Himmel auf Erden genießen sollte) die nur mit Flor bedeckte Göttin der Gesundheit (Hygieia) zu spielen. Aus den Händen dieses Charlatans kam sie in die des Malers Romney, der sie ebenfalls für Geld in den Costumen und Stellungen antiker Göttinnen und Heroinnen, Nymphen und Bachantinnen sehen ließ, als Venus, Leda, Phryne, auch als büßende Magdalena ꝛc., in welchen Rollen sie auch gemalt und in Kupfer gestochen wurde. In einer solchen Situation erweckte sie die heiße Liebe eines vornehmen Jünglings, als sie aber dessen alten Onkel, Lord Hamilton, um die Heirathserlaubniß anging, verliebte sich dieser selbst in sie und heirathete sie dem Neffen gleichsam vor der Nase weg. Mit ihm kam sie nach Neapel. Die Mißachtung, die sie hier in den edlern Kreisen der Gesellschaft wegen ihres Lebenswandels erfuhr, trug nicht wenig zu den grausamen Rathschlägen bei, die sie Nelson gab.

darunter ein großes Linienschiff von 75 Kanonen und viele Kanonenboote verbrennen, angeblich um sie nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen. Dasselbe Schicksal traf die reichen Magazine des Arsenals. Die nächtliche Abreise des Königs hatte etwas Schauerliches. Eben war einer seiner jungen Söhne gestorben und die Mutter in tiefer Trauer. Ein Sturm peitschte das Meer, man mußte ganze Kisten voll Kostbarkeiten, namentlich Kunstwerke, in die Wellen werfen, um die Schiffe zu erleichtern. Ein Schiff ging mit einer unschätzbaren Vasensammlung des Lord Hamilton zu Grunde.

Der König hatte den Prinzen Pignatelli als seinen Statthalter mit Mack zurückgelassen. Diese beiden Männer erkannten, bei der Entmuthigung der Truppen sey an bewaffneten Widerstand gegen Championnet nicht zu denken, dagegen die Wildheit des Pöbels zu fürchten, der die Stadt plündern würde, wenn die Franzosen sie nicht schnell genug besetzten. Sie schlossen daher am 12. Januar 1799 mit Championnet einen Vergleich ab, der ihm die Uebergabe der Stadt und eine Contribution von 2½ Millionen Dukaten sicherte. Championnet traute nicht und wollte erst das Geld haben. Als aber seine Commissäre dasselbe am 14. erheben sollten, brachte ihre Erscheinung die ganze Stadt in Aufruhr. Alles schrie über Verrath und die öffentliche Autorität war in einem Augenblick vernichtet. Neapel hatte 400,000 Einwohner, von denen ein sehr großer Theil s. g. Lazaroni waren, so benannt nach dem armen Lazarus, dem sie glichen, indem sie fast nichts als das nackte Leben besaßen, ein Proletariat, wie es in jeder großen Stadt vorkommt, hier aber die Vortheile des mildesten Climas genoß und sich daher viel weiter als in irgend einer andern Hauptstadt ausgedehnt hatte. Der Lazarone geht halbnackt und schläft, wenn er kein Obdach findet, unter freiem Himmel, lebt von wenig Obst oder Fischen, verdient gelegentlich ein Paar Gran und verzehrt sie, ohne an Sparen zu denken, denn er ist äußerst genügsam und immer fröhlich, liebt die Arbeit weniger als in der Mittagshitze den Schlaf und am Abend das Märchenerzählen und Improvisiren. Dabei ist er überaus

Neues zu bauen angefangen, aber nicht ausgeführt. Jene Trümmer, die alten Reichsformen und die kleinen Reichsstände mußten vollends fallen, und dieses Neue, die Fürstenmacht, mußte vollends ausgebildet werden.

Der Kaiser verlor das alte heilige Ansehn eines Oberherrn der Christenheit. Er ließ sich auch nicht mehr vom Papste krönen, er hatte keine allgemein europäische oder christliche Bedeutung mehr, er war nur noch das Oberhaupt der Deutschen, und wurde von den Churfürsten ohne Bestätigung des Papstes gewählt. Seine Macht war aber durch den Reichstag in allgemeinen, und durch die Landeshoheit der Fürsten in besondern Angelegenheiten höchst beschränkt, und zu einer Ohnmacht herabgesunken. In allgemeinen Sachen des Reichs war er von dem Reichstag oder von Fürstenconventen abhängig, und die Eifersucht der Fürsten wachte sorgsam, daß er nie wieder sein altes Uebergewicht erlangte. Führte der Kaiser auch den Vorsitz auf den Reichstagen, so hing er doch von den Beschlüssen desselben ab. Die Reichsversammlung theilte sich in drei Collegien oder Bänke, die Churfürsten- Fürsten- und Städtebank. Die mittlere Bank theilte sich wieder in Fürsten und Grafen, und diese wurden wieder unterschieden von den Reichsrittern, die eine eigne Bank bildeten. Außerdem waren die Bänke der Fürsten in geistliche und weltliche getrennt, und wiederum zerfiel die ganze Reichsversammlung nach der Glaubenstrennung in zwei Theile, das corpus Catholicorum und das corpus Evangelicorum. Natürlich hing alles von den größern Fürsten ab, die den Rittern und Städten durch ihre Privatmacht, und dem Kaiser durch ihre Vereinigung überlegen waren. Hatte der Kaiser auch als Haupt des Reichs das Recht Steuern und Truppen auszuschreiben, so hing er doch darin wieder vom guten Willen der Fürsten ab. Die Steuern

fromm und abergläubig, ein echtes Kind des Südens. Es fehlt ihm, wenn seine Leidenschaft aufgeregt wird, nicht an Energie. Diese Lazaroni waren es, die damals das Zeughaus stürmten, die festen Castelle der Stadt besetzten und die Soldaten verjagten, unter dem tausendstimmigen Rufe: Tod den Verräthern! und Hochrufen auf die Religion und den h. Januarius, den Schutzpatron Neapels. Der Herzog de la Torre und sein Bruder, ein englischer Marineoffizier und viele andere wurden ermordet, Häuser gestürmt und geplündert. Pignatelli floh nach Sicilien und der arme Mack rettete sein Leben ins Lager der Franzosen, die er hatte bekämpfen sollen.

Dieselbe Volkswuth flammte in den Abruzzen auf. General Rey, der die Empörung dämpfen sollte, wurde zurückgeschlagen. Die gefangenen Franzosen litten den grausamsten Tod. Gleichwohl drang Championnet bis Capua und Caserta vor, wo Mack zu ihm flüchtete. Die Lazaroni warteten ihn nicht ab, sondern zogen in dichten Schaaren gegen ihn, und auf der Straße zwischen Aversa und Capua kam es zu einem mörderischen Kampfe, der drei Tage lang dauerte, bis die bessere Taktik und die Kanonen der Franzosen endlich der Lazaroni Meister wurden, die nach der mäßigsten Angabe 4000, nach der höchsten 20,000 Todte verloren, 21. bis 23. Jan. Doch wehrten sie sich auch noch in Neapel; allein am 21. drang Championnet ein, indem ihm die Castelle durch Moliterni, den die Lazaroni nebst Roccaromana zu ihren Führern gewählt hatten, freiwillig in die Hände gespielt worden waren, nur um unnützes Blutvergießen und die Zerstörung der Stadt zu verhüten. Zwar wurde immer noch gekämpft, als aber Championnet dem Lazarone Michele, der bei den Seinen in großem Ansehen stand, heilig versicherte, die Franzosen seyen Christen, und eine Ehrenwache vor das Heiligthum des h. Januarius stellte, versöhnte er endlich die wilde Menge. Das in einem Fläschchen aufbewahrte Blut des Heiligen dient den Neapolitanern seit ältester Zeit als Orakel. Wenn es flüssig wird, zeigt es das Wohlgefallen des Schutzpatrons an. Man glaubte, Championnet habe den Erzbischof gezwungen, das Blut des Heiligen flüssig zu machen.

Championnet verkündete nach Vorschrift des Directoriums auch hier, wie in Rom, Freiheit und Gleichheit und schuf die parthenopeische Republik, so benannt von der Sirene Parthenope, die sich einst hier ins Meer gestürzt haben soll aus Verzweiflung, weil Odysseus ihren Lockungen kein Gehör gab. Aber Championnet brachte die Freiheit nicht umsonst. Die Stadt Neapel mußte 10, das Land 65 Millionen zahlen. Außerdem wurden die noch vorhandenen Kunstwerke und Alterthümer für Paris eingepackt und wurde von den Commissären des Directoriums in so frecher Weise gestohlen, daß Championnet aus Ehrenhaftigkeit und zugleich aus Politik Einhalt that, um die Neapolitaner nicht zur Verzweiflung zu bringen. Aber das habgierige Directorium in Paris schickte den in allen Niederträchtigkeiten längst erprobten Faipoult nach Neapel und ließ Championnet absetzen und verhaften, für den Macdonald eintrat.

In den Abruzzen hatte sich das wildempörte Volk unter verschiedene durch ihre Verwegenheit hervorragende Anführer geordnet, Pronio, Sciarpa, den berüchtigten Räuber Pegga, genannt Fra Diavolo (der später Held von Romanen und Opern wurde) und den Müller Mammone. Beleidigter Nationalstolz und religiöser Fanatismus steigerten und rechtfertigten gleichsam ihre Blutgier, die ursprünglich doch nur ein tiefer Racenzug war.*) Die Franzosen, die dem empörten Volke lebendig in die Hände fielen, wurden unter den gräßlichsten Martern bald hingerichtet, bald absichtlich nur verstümmelt. Die erste größere Anhäufung von 12,000 Insurgenten zeigte sich in und um San Severo. Hier wüthete General Duhesme mit Kanonen und die Insurgenten verloren 3000 Todte. Duhesme wollte die blühende Stadt in Brand stecken, ließ sich aber

*) Je heißer das Blut im Süden kocht, um so mehr lechzt es gleichsam nach sich selbst. Blut sehen wollen, ist der Höhepunkt der Leidenschaft. Glaubwürdige Zeugen sagen von Mammone aus, bei ihm sey die Blutgier zur Idiosynkrasie geworden, er habe Blut unter sein Getränk gemischt, selbst bei einem Aderlaß sein eigenes Blut getrunken und mit eigener Hand 400 Franzosen und franzosenfreundliche Neapolitaner abgeschlachtet. Nach Pietro Colletta, der Vicenzo Cocco als Gewährsmann anführt.

durch die Frauen und Kinder versöhnen, die in schwarzen Trauerkleidern ihn um Gnade baten. Schlimmer erging es der Stadt Andria, die von einem andern Corps Franzosen unter Broussier eingenommen wurde, nachdem 6000 Andriaten gefallen waren. Broussier ließ hier alle männlichen Einwohner ermorden und die Stadt verbrennen. Nicht besser verfuhr er mit der Stadt Trani. Dagegen wurde ein drittes französisches Corps, welches unter Schipani in Calabrien vordringen sollte, von den Insurgenten bei Castelluccio mit großem Verlust geschlagen. Alles im Verlauf des März. Im Beginn des April erschien eine englisch-russische Flotte im Golf von Neapel und nahm die der Stadt gegenüber liegenden Inseln Ischia und Procida weg. Auch das schöne Sorrento erhob sich gegen die Franzosen, wurde aber in Asche gelegt und seine Orangengärten mit Blut bespritzt und von Rauch geschwärzt. Ueberhaupt litt die paradiesische Gegend am Golf von Neapel mehr durch die Franzosen, als durch den Vesuv.

Bereits im Februar war Cardinal Ruffo, aus Sicilien kommend, in Calabrien gelandet, hatte im Stillen den Aufstand organisirt und rückte mit einem großen Glaubensheere gegen Neapel. In seinem rothen Kleide, den Degen zur Seite, saß er stolz auf dem Roß und feuerte den Muth der Seinigen an. Jeden Morgen hielt er im offenen Felde Messe und verfehlte nie, den Gefallenen ein feierliches Todtenopfer zu bringen. Die Einwohner von Altamura wehrten ihm den Eintritt in ihre Stadt, sey es aus Furcht vor der Rache der Franzosen, oder weil hier eine jakobinische Partei die Mehrheit erlangt hatte. Aber nach dreitägigem Kampfe nahm der Cardinal die Stadt ein und ließ die Einwohner ermorden. Sein Herannahen erhöhte den Muth des Volks, der Aufruhr ging ihm voran bis dicht vor Neapel. Aber Macdonald zog den Empörern entgegen und schlug sie hinter dem Vesuv bei Sarno, 28. April, während General Vatrin die insurgirte Stadt Castellamare, gegenüber von Neapel, grausam züchtigte.

Das alles aber hielt den langsamen und sichern Marsch des großen Glaubensheeres unter dem Cardinal nicht auf und gleich-

zeitig hatten die Oesterreicher und Russen so bedeutende Vortheile in Oberitalien errungen, daß Macdonalds Stellung in Neapel unhaltbar wurde. Er hatte in der letzten Zeit ein Lager bei Caserta bezogen, am 7. Mai verließ er dasselbe und nahm seinen Rückzug nach Rom, indem er nur 1000 Mann in Neapel ließ.

Da platzte die parthenopeische Republik wie eine Saifenblase. Diese unnatürliche Schöpfung hatte keine Wurzel im neapolitanischen Boden. Eleonora Fonseca schrieb einen neapolitanischen Moniteur und arbeitete für Volksaufklärung und republikanische Enthusiasmirung. Ein „philanthropischer Verein," der die Jugend für die neuen Ideen erziehen wollte, bewies den Einfluß des Director Lareveillière-Lepeaux, der sich überhaupt der italienischen Entchristlichung am feurigsten annahm. Alle diese Spielereien der „Gebildeten" vermochten aber an der Thatsache nichts zu ändern, daß das Volk in seiner ungeheuren Mehrheit dem guten alten Glauben anhing. Die Franzosen waren mit dem Raube, den sie in diesem unglücklichen Lande begangen hatten, auf und davon gegangen, dagegen rückte der fürchterliche Cardinal täglich näher heran. Roccaromana, der ihm mit einem republikanischen Heere entgegenziehen sollte, ging zu ihm über.

Am 13. Juni entfaltete der Cardinal seine Fahnen auf den Höhen von Aversa, die Neapel beherrschen, 30,000 Mann stark, denen er 500 von den Schiffen entnommene Russen voranmarschiren ließ. Die Republikaner in Neapel hatten ihm nur einige hundert muthige Calabresen entgegenzustellen, die nach kurzem Kampf vor den Thoren unterlagen und deren Rest sich mit dem Castell Viviena heldenmüthig in die Luft sprengte. Sofort wälzte sich das Glaubensheer in die Stadt, freudig begrüßt von den Lazaroni, die nun die schrecklichste Rache nahmen an allen Anhängern der mißgebornen Republik. Michele wurde als Franzosenfreund ermordet. Die Verfolgung traf jedoch vornehmlich die höheren Classen. Ein Fleischer schlachtete Menschen wie Vieh in seiner Werkstatt ab. Das Gerücht war verbreitet, alle Republikaner trügen ein Symbol tättowirt an ihrem Körper. Solche Zeichen wurden nun gesucht, dabei die Frauen entblößt und unter dem Hohne des Pöbels durch die Straßen ge-

schleppt. Endlich legte sich die Wuth und der Cardinal bewilligte den Franzosen unter Mejean und den Republikanern, die noch die Citadelle der Stadt besetzt hatten, eine Capitulation, hauptsächlich aus Furcht vor einer französischen Flotte, deren Ankunft man jeden Augenblick erwartete. Kaum aber waren die Franzosen und Republikaner im Hafen eingeschifft, als Nelson mit einer englischen Flotte erschien, auf der er die königliche Familie aus Sicilien zurückbrachte, am Johannistage. Dieser Festtag wurde den Republikanern verderblich, denn Nelson erklärte die Capitulation für ungültig. Die 84 compromittirtesten Anhänger der Republik, die sich auf die Schiffe gerettet hatten, wurden ergriffen und theils auf ein englisches Schiff gebracht, auf welchem Nelson, theils in die Stadt, in welcher der König sie henken ließ. Der greise Admiral, Fürst Caraccioli, wurde in Nelsons und der Lady Hamilton Gegenwart an einer Segelstange aufgeknüpft,*) viele andere, darunter auch die Eleonora Fonseca, auf dem Marktplatz von Neapel. Selbst den Bischof von Capri schützte seine Würde nicht vor schimpflicher Hinrichtung. Auch Cimarosa, der liebenswürdige Componist, sollte sterben, wurde aber von russischen Offizieren gerettet.

5.

Suwarow.

In der römischen Republik, wohin Macdonald entwichen war, sah es eben so elend aus, wie in der weiland parthenopeischen. In fast allen Provinzen war das Volk in Gährung, die mehrmals zum heftigsten Aufruhr entbrannte, noch aber durch die Franzosen

*) Seine Leiche wurde ins Meer geworfen, schwamm aber nach einigen Tagen in aufrechter Stellung von Tauwerk getragen, in das sie sich verwickelt hatte, ans Ufer, als gerade der König an demselben spazieren ging, und schien ihn anklagen zu wollen.

erſtickt wurde. Indem die Gefahr eines Kriegs mit Oeſterreich näher rückte, wurde General Serrurier in die bisher geſchonte kleine Republik Lucca geſchickt, um auch ſie zu unterwerfen und ihr 2 Millionen abzupreſſen. Noch weniger konnte der Großherzog Ferdinand von Toscana jetzt der lange aufgeſparten Entthronung ausweichen. Der für Italien neuernannte Obergeneral Scherer erklärte ihm, er habe abzudanken, und beſetzte ſein Land. Ferdinand befahl allen ſeinen Unterthanen, ſich ohne Widerſtand zu fügen, und erhielt dafür freien Abzug nach Wien, am 25. März 1799. Der greiſe Papſt, der von Siena in die Carthauſe von Florenz gebracht worden war, hatte nun auch hier keine Ruhe mehr. Die Franzoſen ſchleppten ihn nach Parma, dann nach Turin.

Alles hing von der Entſcheidung in Oberitalien ab. Scherer, ein gemeiner Säufer und Räuber aus dem Anhang Rewbels, hatte 116,000 Mann unter ſich, die aber vertheilt waren, ſo daß etwa nur 46,000 zur Offenſive übrig blieben. Die Oeſterreicher hatten im Ganzen 84,000 Mann, wovon 52,000 die Offenſive ergriffen. Sie waren von Kray befehligt, der vor Begierde brannte, Siege zu erfechten, ehe Suwarow ankam. Nach einer Reihe kleiner Gefechte führte Kray den Hauptſchlag bei Magnano aus, am 5. April. Moreau, der ſich herabgelaſſen hatte, unter Scherer zu dienen, um das Vertrauen des Directoriums wieder zu gewinnen, ſiegte auf dem linken Flügel, aber Kray zerſchmetterte den rechten unter Victor und Grenier und zwang auch Moreau zum Rückzug, dem Scherer den nicht mehr beneidenswerthen Oberbefehl abtrat. Die Franzoſen verloren 8000 Todte und Verwundete, 4500 Gefangene und 23 Kanonen. Dieſe glänzenden Siege der Oeſterreicher kurz nach dem Siege bei Stockach erweckten die freudigſten Hoffnungen bei allen Fürſten und Völkern, die unter dem Joch der Franzoſen ſeufzten.

Kray beging den Fehler, den zerrütteten und demoraliſirten Feind nicht auf der Stelle zu verfolgen. Er wartete die kleine Verſtärkung ab, die Melas am 11. aus Oeſterreich brachte, und die Ruſſen unter Suwarow, die am 14. anlangten, aber nur 17,000 Mann ſtark waren, indem ein Theil unterwegs zurückgehlie-

ben war, andere beträchtlichere Streitmassen der Russen aber in Deutschland operiren sollten und nicht über die Alpen kamen. Die Oesterreicher hatten viel mehr Truppen als die Russen auf dem Platze und bereits Siege erfochten, waren daher nicht sehr geneigt, sich von Suwarow commandiren zu lassen. Dieser wurde dadurch gereizt und so war von Anfang an keine Einigkeit im Lager der Verbündeten. Suwarow wollte gleich losschlagen, ohne alles System, die Oesterreicher aber methodisch und mithin langsam verfahren, denn Krays Muth war schon neutralisirt durch den ihm vorgesetzten Melas. Oesterreich gab Suwarow den Marquis Chasteler als Generalquartiermeister bei, einen Mann, den er aus den Türkenkriegen her kannte und schätzte. Sobald sie sich wiedersahen, krähte Suwarow wie ein Hahn, schlug die Arme hin und her wie Flügel und warf sich an Chastelers Brust. Dann dictirte er ihm folgenden Armeebefehl: „Man muß angreifen! blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! Keinen Augenblick verlieren, alles zu Boden werfen, alles gefangen nehmen, auf den Fersen verfolgen, bis auf den letzten Mann ganz alles zu Grunde richten. Schäferstunde, Angriff! Was auf dem Platze steht, muß zu Boden. Fort mit der Pedanterei, nur nichts Kleinliches!“ Aber die Pedanterei war unüberwindlich. Als Chasteler selbst ihm eine Recognoscirung des Feindes vorschlug, erwiderte Suwarow mit verbissenem Grimm: „Recognosciren gehört für furchtsame Leute und dient blos dem Feind zu verrathen, daß man da sey. Angreifen und Schlagen, das versteh ich, nicht recognosciren.“ Als Regenwetter eintrat und man unter den Oesterreichern Klagen hörte, schrieb Suwarow: „Der Marsch ist gewesen zum Dienst des großmächtigsten Kaisers. Einem Frauenzimmer, einem Petit-maître, einem Faullenzer gehören trockene Tage. Der Großsprecher wider den hohen Dienst, als ein Egoist, wird hinfüro das Commando verlieren. Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden.“ Man erkennt daraus, wie wenig Suwarow die Oesterreicher in seiner Gewalt hatte.

Dennoch trieb Suwarow in dem Gefecht bei Lecco am 20. und in der Schlacht bei Cassano am 27. Moreaus Heer über die Adda

zurück und nahm Serrurier mit seinem abgeschnittenen Heertheil gefangen. Schon am 29. hielt Suwarow als Sieger seinen Einzug in Mailand, aber ohne allen Pomp, auf einem kleinen Kosackenpferde reitend in bloßem Hemd mit offener Brust, eine Lederkappe auf dem Kopf und den Kantschu in der Hand. Das Landvolk strömte in die Stadt, bezeugte seine große Freude, plünderte den Palast des Fürsten Serbelloni und verfolgte andere Franzosenfreunde, aber Suwarow gebot Ruhe. In den ersten Tagen des Mai ergab sich Peschiera und wurde Tortona mit Hülfe der empörten Einwohner genommen. Moreau konnte den Po nicht halten und zog sich nach einem Gefecht bei Marengo am 16. Mai in die Apeninnen zurück, um sich mit Macdonald, der von Mittelitalien zu Hülfe eilte, zu vereinigen. Das war aber schwierig, weil das Volk überall aufstand und grausame Rache an den jetzt besiegten Franzosen nahm, die ihrerseits, wohin sie kamen, mit der furchtbarsten Strenge verfuhren. Um den alten Papst nicht den Oesterreichern zurückzulassen, befahl Moreau seine Entfernung erst aus Parma, dann aus Turin nach Briancon, später nach Valence in Frankreich. Oesterreichische Husaren hörten davon und eilten hinter Parma seinem Wagen nach, aber vergeblich.

Macdonald hatte sich schon bei seinem Rückzug von Neapel nach Rom durch Volksaufstände durchschlagen müssen, wobei Isola in Asche gelegt wurde. Am 16. Mai kam er nach Rom, eilte aber schnell weiter nach Oberitalien. Da verlegte ihm das ringsum aufgestandene Volk in Arezzo und Cortona den Weg, war aber nicht stark genug, ihn aufzuhalten. Macdonald stieß bei Modena auf ein österreichisches Corps unter dem Fürsten von Hohenzollern und schlug es zurück, 12. Juni, aber Suwarow war ihm, um seine Verbindung mit Moreau zu hindern, durch einen Marsch nach Piacenza entgegengeeilt und faßte ihn an der Trebbia. Die Schlacht währte drei Tage vom 17. bis 19. Juni und endete mit der Flucht Macdonalds, der noch 17,000 Mann nach Genua rettete. Unterdeß wollte ihm Moreau Luft machen und schlug die ihm entgegengestellten

Oeſterreicher unter Bellegarde an der Scrivia, 20. Juni, allein es war zu ſpät und er mußte nach Genua umkehren.

Noch im Laufe des Juni ergab ſich die Citadelle von Turin, im Juli Aleſſandria und ſelbſt Mantua, was viel beſſer hätte von den Franzoſen vertheidigt werden können (30. Juli). Auch in Mittelitalien hatte die franzöſiſche Herrſchaft ein Ende; das Volksheer von Arezzo rückte jubelnd in Florenz ein und ein öſterreichiſches Corps unter Klenau, das unterwegs auch Bologna beſetzte, folgte bald nach, während die Franzoſen in Ancona ſich noch tapfer gegen eine davor liegende ruſſiſche Flotte vertheidigten.

Moreau verlor nach ſo vielem Unglück das Commando in Italien und Joubert trat an ſeine Stelle. Als dieſer aber mit 35,000 Mann gegen die 44,000, welche Suwarow commandirte, bei Novi eine Schlacht wagte, erlitt er eine ſehr bedeutende Niederlage und fand ſelbſt dabei durch eine Kugel den Tod, 15. Auguſt. Die Franzoſen verloren 9—10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen mit 37 Kanonen. Dombrowskis polniſche Legion ging hier faſt ganz zu Grunde. Auf ruſſiſcher Seite zeichneten ſich in dieſer Schlacht Miloradowitſch und Fürſt Bagration aus. Von franzöſiſcher Seite wurde General Grouchy gefangen und Colli, der Piemonteſe, der jetzt Frankreich diente. Moreau übernahm wieder den Befehl und führte die Franzoſen nach Genua zurück. Suwarow war nur durch die Alpen von einem beträchtlichen ruſſiſchen Heere getrennt, das unter Korſakow zum Erzherzog Karl geſtoßen war. Die Oeſterreicher waren noch zahlreicher. Beide im vollen Zuge des Sieges. Wenn ſie einig geblieben wären, hätte nichts ſie hindern können, in Frankreich einzubrechen und die Herausgabe des linken Rheinufers zu ertrotzen. Aber dieſe Einigkeit fehlte. Mitten im Siege ſtanden ſie ſtill und gönnten dem erſtaunten Frankreich Zeit, ſich vom Schrecken zu erholen. Das Mißtrauen zwiſchen Suwarow und den Oeſterreichern, das anfangs von rein militäriſchem Charakter war, nahm einen politiſchen an und wurde unverſöhnlich. Oeſterreich war 1796 von Sardinien im Stich gelaſſen worden, glaubte ihm daher keine Schonung ſchuldig

zu ſeyn und wollte Piemont als ein Entſchädigungsobject behalten. Suwarow aber hatte den ganzen Krieg nur im Namen der göttlichen Gerechtigkeit gegen die franzöſiſchen Länderräuber geführt und wollte, daß jedem das Seine zurückerſtattet werde. Indeß ſpürte Oeſterreich hinter des Czaren Großmuth doch eigennützige Gelüſte, denn Paul I. wollte Malta, nachher Corfu haben und als Protector von Neapel und Piemont Italien unter ruſſiſchen Einfluß bringen. Daher Thuguts eifriges Bemühen, die Ruſſen, welche hier ſo viel genutzt hatten, alsbald wieder aus Italien zu entfernen. Unter Vermittlung Englands ließ ſich Paul I. wirklich dahin bringen, ſeinem Suwarow zu befehlen, er ſolle in die Schweiz gehen und ſich mit Korſakow vereinigen, um von hier aus ins Herz von Frankreich einzudringen, während Erzherzog Karl gleichzeitig am Niederrhein operiren und ein engliſch-ruſſiſches Heer in Holland landen ſollte.

Wir haben den Erzherzog Karl in ſeiner unbeweglichen Stellung bei Zürich verlaſſen. Obgleich er Sieger und ſtark genug war, Maſſena aus der Schweiz hinauszuwerfen, mußte er doch die Ankunft der Ruſſen abwarten. Außer Maſſena ſtand ihm auch noch Bernadotte mit 35,000 Mann im Elſaß gegenüber, wurde jedoch ſchon am 18. Juni als Kriegsminiſter nach Paris berufen, worauf Maſſena den Oberbefehl auch über dieſe Truppen erhielt. Endlich kam Korſakow an und der Erzherzog beſchloß, bei Dettingen über die Aare zu gehen um Maſſena anzugreifen; als aber das Feuer der Franzoſen am 17. Auguſt ſeinen Brückenbau verhinderte, ſtand er von dem ganzen Unternehmen wieder ab, machte von ſeiner Uebermacht keinerlei Gebrauch mehr, ſondern zog ſogar mit 30,000 Mann auf und davon, um Mannheim wiederzunehmen und Philippsburg zu entſetzen, was eine ganz unnöthige Nebenbeſchäftigung war, weil die Hauptentſcheidung nicht hier, ſondern in der Schweiz lag. Er ſelbſt hat ſich vor der Nachwelt mit „Verhaltungsbefehlen des Hofes“ entſchuldigt, die „im Widerſpruch mit ſeinem Wunſch“ geweſen ſeyen. Vorher hatte der Erzherzog nichts unternehmen ſollen, weil Korſakow noch nicht da war, jetzt wieder nicht, weil er da war.

und Truppenlieferung ward an die Kreise vertheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, gewöhnlich den mächtigsten Fürsten im Umfang des Kreises. Hatte der Kaiser auch den Vorsitz im Reichskammergericht, dem höchsten Gerichtshof für das gesammte deutsche Volk, und im Reichshofrath, dem höchsten Gerichtshof für die Fürsten, so war er doch auch hier von der Zustimmung der Fürsten abhängig, und sobald er einen Fürsten zu verurtheilen wagte, fehlte die Macht, das Urtheil zu vollziehn. Dasselbe war in Rücksicht der Einziehung verfallener Reichslehne der Fall. Wer ein Erbrecht zu besitzen glaubte, machte dasselbe geltend, trotz des Kaisers. Das ganze Ansehn des Kaisers beschränkte sich also darauf, Titel zu vergeben, und die minder mächtigen Stände zu beschützen und ihre Händel zu schlichten. Die mächtigen Fürsten thaten, was sie wollten, und der Kaiser mußte nur der Form wegen ihre Landesgesetze und Verfügungen bestätigen, ohne sie ändern zu können.

Auf diese Weise kamen natürlich die Reichstage sehr in Abnahme. Alle wichtigen Geschäfte wurden auf schriftlichem oder auf diplomatischem Wege durch Gesandte unter den Mächtigen des Reichs abgemacht, und die Schwachen mußten sich darein fügen. Auch mischten sich seit dem westphälischen Frieden die fremden Gesandten, besonders die französischen, in alle Geschäfte des Reichs, und unterstützten jede Parthei, die dem Kaiser zuwider handelte, und die Einheit des noch in seinem Verfall furchtbaren Reichskörpers störte. Den Kaisern gebührt durchgängig der Ruhm, daß sie für die Einheit und Ehre des Reichs alles thaten, was in ihren Kräften stand. Aber sie wurden nicht unterstützt, vielmehr beständig gehindert, und ermüdeten endlich. Selbst die kleinern und kleinsten Reichsstände verließen allmählich das Inte-

Während Korsakow in Zürich stand und Hotze mit 20,000 Mann einen Angriff auf die Franzosen im Canton Schwyz machte, um Suwarow, der über die Alpen kommen sollte, den Weg zu öffnen, ersah Massena die Gelegenheit, nachdem der Erzherzog schon fort und bevor Suwarow da war, über den jetzt auch wieder von Hotze getrennten Korsakow herzufallen, der noch dazu die Unvorsichtigkeit begangen hatte, seinen ganzen Artilleriepark innerhalb der Stadt Zürich gleichsam einzusperren. Der Hauptangriff erfolgte am 25. September bei Dietikon, während Korsakow sich durch einen Scheinangriff auf eine andere Seite locken ließ. Dieser Irrthum und das Terrain, aus dem er sich schwer herauswickeln konnte, waren Schuld, daß er eine totale Niederlage erlitt, seine ganze Artillerie (100 Kanonen) im Stich lassen mußte und mit nur 10,000 Mann entkam. Massena beschwerte sich beim helvetischen Directorium über die Züricher, die viel mehr für die verwundeten und gefangenen Russen und Oesterreicher sorgten, als für die Franzosen, und strafte die Stadt, indem er ihr alle ihre Kriegsvorräthe nahm. Am gleichen Tage (25. September) wurde auch Hotze von Soult am Ufer der Linth geschlagen und fiel in der Vertheidigung des Dorfes Schännis. Somit waren die Franzosen vollkommen Herren geworden auf der Nordseite der Alpen, und der tapfere Suwarow fand keine Freunde und Landsleute, mit denen er sich vereinigen wollte, sondern aus allen Thälern starrten ihm die Kanonen und Bajonette des siegreichen Feindes entgegen.

Suwarow verließ Italien noch mit ungefähr 20,000 Russen und schlug von Bellinzona aus am 21. Sept. die Straße nach dem St. Gotthard ein. Dieses Gebirge war noch von Franzosen besetzt und wenn er auch die Höhen gewann, so war es ihm doch unmöglich, nordwärts herabsteigend über den Vierwaldstättersee zu kommen, wenn dort nicht Schiffe für ihn bereit lagen. Er mußte also voraussetzen, daß Hotze oder Korsakow ihm diesen See offen hielten, und da er dessen nicht gewiß war, hätte er unstreitig klüger gethan, seinen Alpenübergang etwas weiter rechts auf der sichern Straße über den Splügen zu veranstalten. Sobald seine Russen sich zwi-

ſchen den himmelhohen Bergen befanden, begannen die abgehärteten Krieger zaghaft zu werden, wie Kinder. Die ſchauerliche Erhabenheit der Natur erfüllte ihre Seele mit unbekannten Schrecken. Sie wollten nicht weiter und gewöhnliche Mittel halfen nicht. Da befahl Suwarow ſeinen Grenadieren, mitten auf dem Wege ein Grab zu graben und legte ſich, als es fertig war, hinein, indem er ihnen befahl, es wieder mit Erde zu füllen und daheim in Rußland zu erzählen, wo ſie ihren General gelaſſen hätten. Nun knieten ſie um ihn her und flehten ihn an, wieder aufzuſtehen, aber er that es nicht, bis ſie endlich Gewalt brauchten und ihn herausriſſen. Von nun an folgten ſie ihm mit unerſchütterlicher Treue in wahrlich entſetzliche Gefahren. Lecourbe, der die Berge beſetzt hielt, wurde überall von ihnen zurückgeſchlagen, bei Airolo und am obern Alpſee, am 24., hauptſächlich durch eine geſchickt von General Schweikowski ausgeführte Umgehung. An dieſem Tage wurde Suwarow Herr der Höhen. Als aber ſeine Ruſſen am folgenden Tage das lange Reußthal hinabzogen ins Urner Land, ſtellte ihnen die franzöſiſche Brigade Loiſon an der berühmten Teufelsbrücke ein faſt unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Vom St. Gotthard herab führt die einzige Straße durch das ſ. g. Urner Loch, unmittelbar zu der kühn über die Abgründe der Reuß gewölbten Brücke. Dieſe aber hatte Loiſon ſprengen laſſen und ſtand lauernd auf der andern Seite. Die Ruſſen, die nicht gewarnt waren und arglos durch den Tunnel marſchirten, kamen kaum ans Licht, als ſie entweder in den Abgrund ſtürzten oder von den franzöſiſchen Kugeln niedergeſtreckt wurden. Weil aber die hinterſten nicht wußten, was vorn vorging, ſo war kein Zurückgehen möglich. Alles drängte durch den Tunnel; aber die Ruſſen faßten ſich, kletterten die Abgründe hinunter und auf der andern Seite wieder hinauf, ſo raſch und ſo zahlreich, daß die Franzoſen fliehen mußten. Von nun an fand Suwarow den Weg frei, vereinigte ſich mit 5000 Oeſterreichern unter Auffenberg, die aus Graubündten kamen, und gelangte bis nach Altdorf am See, hier aber hatte Lecourbe auch den letzten Kahn fortbringen laſſen und den Ruſſen blieb nichts übrig, als ſich rechts zu wenden und

auf den engſten Hirtenpfaden durchs Schächenthal einen Ausweg in das Schwyzer Muottathal zu ſuchen. Zum Unglück fiel ſtrömender Regen und ſchwellte die Gebirgsbäche an; aber unaufhaltſam führte Suwarow die Seinen über die Berge, wobei ihm ihre ſlaviſche Gewandtheit nicht geringe Dienſte leiſtete; denn obgleich mancher Mann und manches Roß in die Abgründe ſtürzte, ſo brachte er dennoch Geſchütz und Reiterei hinüber. Am 27. Abends kamen die erſten Koſaken nach Muotta und überfielen dort ein paar Compagnien Franzoſen, hörten aber auch, daß Maſſena über Korſakow geſiegt hatte und ſchon mit großer Macht in Schwyz eingerückt ſey, um Suwarow aufzufangen. Dieſer ſah ſich abermals gezwungen, weiter rechts ins Hochgebirge auszuweichen. Zum drittenmal mußten ſeine treuen Truppen die ungewohnten Pfade emporklimmen, um wieder nur auf ſchmalen Fußwegen über den Klönthalſee in das Klönthal im Glarnerlande zu kommen, unter beſtändigen Gefechten mit den Franzoſen, die ihre Spitzen wie ins Muottathal, ſo ins Glarnerthal vorſchoben. Am 1. October fand endlich Suwarow in Glarus einige Ruhe und Lebensmittel für ſeine ſehr erſchöpften Truppen. Weil ihm aber das Hinabſteigen zur Linth auch hier wieder durch Maſſena verlegt war, mußte er (mit Zurücklaſſung einiger tauſend Kranken) die müden Truppen zum viertenmal bergauf führen und wieder rechts ausweichend die ſteilen Pfade ins Rheinthal ſuchen. Die Ruſſen hatten faſt alle ihre Schuhe zerriſſen, mußten aber auf den hohen Bergen in der ſchon vorgerückten Jahreszeit durch zwei Fuß tiefen Schnee waten. Ueber Elm und Panix in ganz ſüdlicher Richtung kamen ſie endlich am 10. October nach Ilanz am obern Rhein in Graubündten, wo ſie ausruhen konnten, von keinem Feinde mehr beläſtigt.

In denſelben Unglückstagen des September ſcheiterte auch eine andere große Unternehmung der Coalition. Kaiſer Paul hatte 18,000 Ruſſen zur See abgehen laſſen, die von General Hermann befehligt ſich mit 20,000 Engländern unter dem Herzog von York vereinigten und am 27. Auguſt an der Küſte von Nordholland zwiſchen Knikduie und Kalandſoog landeten. Die Truppen der bata-

viſchen Republik unter Daendels mußten ſich vor der Uebermacht zurückziehen. Inzwiſchen blieb die ruſſiſch-engliſche Streitmacht unthätig. Nachdem alle Verſuche der Coalition, Preußen zur Mitwirkung aufzufordern, geſcheitert waren, hoffte ſie auf eine Volkserhebung in Holland und Belgien, die aber nur hätte erfolgen können, wenn York raſcher vorgedrungen wäre. Dieſer aber war im engliſchen Intereſſe ſchon zufrieden, als die holländiſche Flotte von 13 Linienſchiffen und 13 kleineren Kriegsſchiffen, aus Franzoſenhaß gern die Gelegenheit ergreifend, die oraniſche Flagge aufhißte und ſich mit der engliſchen Flotte vereinigte. Faſt ein Monat verging, ohne daß York weiter als bis Alkmaar gekommen wäre, wo die unter Brune raſch geſammelte und mit der bataviſchen vereinigte franzöſiſche Armee eine ſtarke Stellung eingenommen hatte. Vergebens griff York dieſelbe am 19. Septbr. und noch einmal am 2. October an. Hermann, der ſich mit ſeinen Ruſſen aufs tapferſte wehrte, wurde gefangen. Nach einem dritten eben ſo vergeblichen Verſuch am 6. zog ſich York hinter den Zyper Damm zurück, wo er am 18. capitulirte und freien Abzug erhielt gegen die Zuſicherung, daß dafür 8000 gefangene Franzoſen aus England frei entlaſſen würden.

Alſo waren die Ruſſen hier von den Engländern ungefähr gerade ſo behandelt worden, wie in Italien und in der Schweiz von den Oeſterreichern. Die Engländer hatten ſich der holländiſchen Schiffe, die Oeſterreicher Piemonts verſichert und den Plan Kaiſer Pauls, die von Frankreich eroberten Länder wieder frei zu machen und ihren rechtmäßigen Regierungen zurückzugeben, ſchlecht unterſtützt. Das rechtfertigt zur Genüge die Entrüſtung des Kaiſer Paul, der ſich gänzlich von der Coalition losriß und ſeinem General unverzügliche Umkehr nach Rußland befahl.

Unterdeß war Erzherzog Karl den Rhein hinaufgegangen, um die Franzoſen, die ſchon wieder die Gegend von Frankfurt plünderten, zu vertreiben. Einſtweilen errichtete von Aſchaffenburg aus der Mainzer Miniſter Albini einen Landſturm, welcher 15—20,000 Mann ſtark den Erzherzog unterſtützte. Bei dieſem Landſturm zeich-

nete ſich zum erſtenmal der Oberförſter (ſpäter Feldmarſchall und Fürſt) Wrede aus. Erzherzog Karl hatte bereits am 12. September die ganz zuſammengeſchoſſene Feſtung Philippsburg entſetzt und am 18. die Franzoſen bei Neckarau geſchlagen und Mannheim eingenommen. Als er von Korſakows Unglück hörte, kehrte er um und ſuchte ſich mit Suwarow zu verſtändigen. Dieſer aber, der über den Bodenſee zurückgegangen war und ſich mit Korſakow vereinigt hatte, ließ ſich auf nichts mehr ein und verlegte ſein Heer nach Bayern, wo Max Joſeph es aufs bereitwilligſte verpflegte und ſich dadurch die ganze Huld des Kaiſer Paul erwarb, der ſich im Anfang des Feldzugs hatte gegen ihn einnehmen laſſen. Der Kaiſer ließ ſeinen Aerger an Suwarow ſelbſt aus. Dieſer hatte den Fürſten Bagration als den brauchbarſten ſeinen andern untergebenen Generalen vorgezogen. Aus Neid beſchwerten ſie ſich darüber beim Kaiſer und noch ehe Suwarow ſelbſt nach St. Petersburg zurückgekehrt war, traf ihn des Kaiſers Bannſtrahl ſchon in Riga. Der im Triumph mit den eroberten Fahnen an ſeines Heeres Spitze einzuziehen verdient hätte, mußte nun allein und im Dunkel in die ruſſiſche Hauptſtadt hineinſchleichen und im Hauſe ſeiner Nichte auf dem Krankenlager, auf das ihn der Kummer warf, ſeine letzten Tage zubringen, bis er am 18. Mai 1800 die müden Augen ſchloß.

In Italien waren nach Suwarows Entfernung die Oeſterreicher als Sieger unter Melas zurückgeblieben. Die geſchlagene franzöſiſche Armee erhielt einen neuen Obergeneral an Championnet, deſſen große Talente man jetzt wieder brauchte. Er drang in Piemont vor, wo er aber am 2. November in einer Schlacht bei Genola unterlag. Coni fiel und die Franzoſen wurden wieder nach Genua geworfen. Championnet ſtarb während des Winters in Nizza, von Kummer und Krankheit hingerafft. — Ein öſterreichiſches Corps unter General Fröhlich eroberte Ancona von der Landſeite, nachdem es die Engländer und Ruſſen von der Seeſeite nicht hatten nehmen können, 13. November. Als die Ruſſen nachher auch ihre Fahne in Ancona aufpflanzten, riß ſie Fröhlich herunter. Von Neapel

aus waren Capua, Pescara, Gaëta eben ſo ſchnell wieder erobert worden, als ſie früher verloren gegangen waren, und ein neapolitaniſches Heer unter dem Schweizer Burckhard rückte am 30. September in Rom ein, die wenigen hier noch zurückgebliebenen Franzoſen mit den compromittirteſten Republikanern flohen von Civita vecchia aus übers Meer. Somit war ganz Italien, Genua ausgenommen, wiedererobert und das Räuberheer vertrieben, von dem es ſeit vier Jahren ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet worden war.

Am 29. Auguſt war der unglückliche Papſt in ſeinem Kerker zu Valence in Frankreich geſtorben. Pius VI. hieß einſt „der ſchöne Papſt," weil die heilige Grazie, ein nie verjährendes Erbtheil römiſcher Monſignoren, ganz in ihm concentrirt war. Ein hinfälliger Greis ſah er jetzt alle äußere Macht des Papſtthums gebrochen, alle Herrlichkeit und allen Glanz von ſich abgeſtreift, alle ſeine Schätze und Sammlungen geplündert und klagte nicht, zeigte ſich nicht wie einer, der im Glück verweichlicht, im Unglück zuſammenbricht, ſondern ließ all ſein Weſen in die heilige Weihe aufgehen, die auf ihm ruhte, und war unter dem Hohn der Jakobiner und der verwilderten Soldateska mehr Papſt, als er je zuvor geweſen, denn keine Drohung brachte ihn dahin, den Rechten der Kirche nur das geringſte zu vergeben. Daß ſein Vatikan geplündert wurde, daß Apollo und Diana, Jupiter und Juno, Bachus und Priapus, Herkules und Laokoon in das Muſeum des heidniſch gewordenen Paris wanderten, mußte ihm wie ein Zeichen des Himmels vorkommen, welches er demüthig erkannte, indem er im Kerker gleich einem armen Mönche mit dem Crucifix auf dem Herzen ſtarb.

Aber mit ihm ſtarb nicht die Würde und Macht ſeines Amtes. Wohl hatte der furchtbare Angriff, den Italien von Frankreich her erfahren, nicht blos irdiſchem Gute, der Zertrümmerung aller Staaten und dem Raube aller Schätze, ſondern ausdrücklich auch der Kirche gegolten, die aus dem Felſen Petri herausgeriſſen und für immer vernichtet werden ſollte. Wohl hatte der Großmeiſter der

Philanthropen in Paris die römiſche Kirche in Rom ſelbſt auszutilgen gewähnt und ſie auf ewig bereits in Abgang decretirt, aber auf eine faſt wunderbare Weiſe hatten Mächte und Völker, von denen man es am wenigſten erwartet, den apoſtoliſchen Stuhl im letzten Wanken feſtgehalten und emporgetragen. Oeſterreicher, die kurz vorher noch durch Kaiſer Joſeph II. hatten von Rom emancipirt werden ſollen, ketzeriſche Engländer, ſchismatiſche Ruſſen, ſogar Türken, die mit der ruſſiſchen Flotte gekommen waren. Durch ſie wurde Italien frei und war es möglich geworden, daß die 34 geretteten Cardinäle am 1. Dez. in der Kirche San Giorgio Maggiore in Venedig zu einem Conclave zuſammentraten, welches am 14. März 1800 den Cardinal Chiaramonti zum Papſt wählte. Ehrend das Andenken ſeines Vorgängers nannte er ſich Pius VII. mit dem Vorſatz, das Schiff der Kirche eben ſo gottvertrauend, wie der Märtyrer von Valence, durch die Stürme der Zeit zu ſteuern. Er war in einem Kloſter erzogen, ſanft und demüthig, aber treu und feſt im Glauben. Es iſt bemerkenswerth, daß er durch den Einfluß des vertriebenen franzöſiſchen Klerus, hauptſächlich des zum Cardinal erhobenen Abbé Maury, gewählt wurde, nachdem Oeſterreich auf die Anzeige, man wolle den öſterreichiſch geſinnten Cardinal Belliſomi wählen, vier Wochen lang nicht einmal eine Antwort gegeben hatte.

Neuntes Buch.

Bonapartes Rückkehr.

1.

Die ägyptiſche Expedition.

Während Italien, Bonapartes erſte große Eroberung, wieder verloren ging, machte er ſeine zweite in Aegypten.

Frankreich hatte bereits geheime Verbindungen mit Tippu Saib, dem mächtigen Beherrſcher von Myſore in Vorderindien, angeknüpft, der einen blutigen Krieg wider die in Bengalen herrſchenden Engländer führte. Es widerſprach dem abenteuerlichen Charakter Bonapartes nicht, daß, wenn er in Aegypten Glück hatte und die Streitkräfte des Orients unter ſeinen ſieggewohnten Fahnen vereinigte, er auch als ein neuer Alexander der Große einen Zug nach Indien gewagt haben würde.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, fuhr Bonaparte am 19. Mai 1798 aus Toulon mit 32,000 Mann Landungstruppen auf 400 Transportſchiffen ab, von einer großen Kriegsflotte unter dem Admiral Brueys (13 Linienſchiffe, 8 Fregatten und 72 kleinere Schiffe) geleitet. Unter den Truppen befand ſich nur ein Theil derer, die ſchon früher unter Bonaparte in Italien gefochten hatten, ein anderer Theil kam von der Rheinarmee und mit ihm

die Generale Kleber (ein Elſäßer, früher Steinmetz und öſterreichiſcher Unteroffizier), Deſaix, Reynier, Menou, Davouſt, Caffarelli, Arrighi, Dammartin. Von den älteren Anhängern Bonapartes begleiteten ihn Berthier, Murat, Lannes, Marmont, Duroc, Andreoſſy, Beſſières, diesmal auch Bonapartes jüngerer Bruder Louis, ſein Schwager Leclerc (Gemahl ſeiner Schweſter Pauline) und ſein Stiefſohn, der junge Eugen Beauharnais. Theils um in Aegypten Civiliſation einzuführen, theils um ſeine Alterthümer und Naturmerkwürdigkeiten zu unterſuchen, hatte man 2000 Handwerker, Künſtler und Gelehrte mitgenommen. Unter den letztern hat Denon alle wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der Expedition in einem Prachtwerke über Aegypten niedergelegt.

Das Geheimniß war glücklich bewahrt worden. Eine engliſche Flotte unter Admiral Nelſon, der vor Begierde brannte, die räthſelhafte Flotte auf dem Meere zu erreichen und zu vernichten, war ganz in der Nähe, wurde aber am 17. Mai durch einen Sturm nach Sardinien verſchlagen, erhielt erſt am 12. Juni vor Toulon ſichere Nachricht von Bonapartes Weg und eilte ihm nun nach, aber zu ſpät.

Am 9. Juni kam Bonaparte vor der Inſel Malta an und da er ſchon längſt Einverſtändniß mit den franzöſiſchen Ordensrittern angeknüpft hatte, wurde ihm die ſonſt unüberwindliche Feſte durch Verrath in die Hände geſpielt. Es waren Intriguen einer andern Partei vorangegangen, welche die Inſel den Ruſſen ſichern wollte, ſofern Kaiſer Paul I. damals großen Werth auf feſte Anhaltungspunkte für die ruſſiſche Seemacht im Mittelmeer legte.*) Großmeiſter des Malteſerordens war damals der deutſche Freiherr von Hompeſch, ein ſchwacher Mann, der ſich mit einer fetten Penſion abfinden ließ. Bonaparte ſchämte ſich nicht, ihm ſogar eine Ent-

*) Schon der vorige Großmeiſter Rohan hatte dem ruſſiſchen Kaiſer den Titel des Protectors des Ordens ertheilt, den Paul auch am 29. Nov. 1797 angenommen hatte. Der Courier aber, der das Schreiben des Kaiſers mit Plänen für die Zukunft des Ordens dem Großmeiſter bringen ſollte, war von den Franzoſen aufgefangen worden.

ſchädigung in Deutſchland zu verſprechen und auch das noch dem Raſtadter Congreß aufzubinden. Um nicht von der engliſchen Flotte eingeholt zu werden, beſchleunigte er ſeine Abreiſe von Malta und erklärte jetzt erſt ſeinen Truppen, wohin die Reiſe gehe (21. Juni). Nelſon ſegelte damals, ohne es zu ahnen, nahe bei ihm vorbei, kam ſchon am 28. vor der Küſte Aegyptens an, kehrte aber um, da er ihn nicht fand, ſuchte ihn an der ſyriſchen Küſte und verfehlte ihn abermals, ſo daß Bonaparte mit ſeiner ganzen Flotte am 30. wohlbehalten an den Ufern Aegyptens anlangte, im Hafen von Alexandria.

Aegypten war türkiſch, aber vom Sultan ſo gut wie unabhängig unter der tyranniſchen Regierung der ſ. g. Mameluken. Das waren auserleſene Soldtruppen, hauptſächlich aus ſchönen Knaben herangezogen, die durch Gefangenſchaft in türkiſche Sklaverei gerathen waren, durch ihre Tapferkeit, beſonders als treffliche Reiter ausgezeichnet und durch eine eigenthümliche Waffenbrüderſchaft bald zu einem übermächtigen ariſtokratiſchen Körper erſtarkend. Der damalige türkiſche Paſcha von Aegypten in Kairo, Said Abubekr, führte nur ein Schattenregiment, indem für ihn die zwei mächtigſten Mamelukenbeys, Murad die Militär-, Ibrahim die Civilverwaltung leiteten. Das übrige in drückender Knechtſchaft gehaltene Volk hatte ſehr verſchiedene Beſtandtheile. Die älteſten Einwohner des Landes waren die noch immer Aegypter, abgekürzt Kopten genannten Ueberreſte der wahren alten Aegypter, gemiſcht mit Ueberreſten der Griechen und Römer, dieſe alle als Chriſten der koptiſchen Kirche angehörig, die zunächſt der griechiſchen verwandt iſt. Neben ihnen hatten ſich in dem langgeſtreckten fruchtbaren Nilthal ſeit der muhamedaniſchen Eroberung auch eine Menge Araber niedergelaſſen, ſ. g. Fellahs, die vom Landbau lebten. Den Arabern waren als Beherrſcher des Landes die Türken gefolgt, von denen ſich ebenfalls viele in den Städten und als Grundbeſitzer niedergelaſſen hatten, eine vornehmere und reichere Kaſte. In den Städten gab es auch von alten Zeiten her noch viele Juden. Rechts und links vom fruchtbaren Nilthale dehnen ſich Sandwüſten aus, die oſtwärts durch baumloſe Felſengebirge vom rothen Meere getrennt ſind, weſtwärts

reſſe des Reichs, und wandten ſich am Rhein der neuen Sonne Frankreichs zu.

Wenn einzelne Reichsglieder der gerechte Tadel trifft, daß ſie aus Eigennutz und böſem Willen das Reich vollends ruinirten, ſo muß man doch die Unſchuldigen nicht mit den Schuldigen verwechſeln. Es blieb manchem wackern Fürſten nichts anders übrig, als mit dem zerſtörenden Strome fortzuſchwimmen, um, wenn das Ganze nicht mehr zu retten ſei, doch das ihrer beſondern Obhut Anvertraute vor Untergang zu ſichern. In dieſem löblichen Bemühn zeichneten ſich beſonders die Häuſer Oeſterreich und Brandenburg aus, die einzigen, die noch in der ſchlimmſten Zeit Groſſes zur Ehre Deutſchlands thaten, und die dafür mit Recht belohnt worden ſind.

Kapitel CCCCXXIV.

Die Fürſtenhäuſer.

In dem ganzen Zeitraum der Reformation beſtimmten zwei Umſtände das Emporkommen oder die Schwächung der beſtehenden Fürſtenhäuſer, zunächſt das Syſtem der Theilung oder der Erſtgeburt, ſodann die mehr oder minder thätige und glückliche Theilnahme an dem Religionskampf. Einige Fürſtenhäuſer ſchwächten ſich ſehr durch Theilungen, andre gelangten zu groſſer Macht durch das Geſetz der Primogenitur, wodurch die ganze Ländermaſſe ungetheilt an den erſtgebornen Prinzen überging. Zuletzt nahmen beinah alle Fürſtenhäuſer dieſes vortheilhafte Syſtem an. Einige Fürſtenhäuſer ſchwächten ſich ferner durch zu läſtige Theilnahme an dem Kriege, wodurch ſie gleichſam zwiſchen Hammer und Amboß kamen; andre gewannen durch groſſe Thätigkeit, wie Baiern und Churſachſen, doch kam auch vieles auf

aber, nur von einigen fruchtbaren Oaſen unterbrochen in das unabſehlich dürre Sandmeer der Saharah auslaufen. In dieſen Wüſten ſchweiften die Beduinen umher, nomadiſirende Araber, als eben ſo treffliche Reiter berühmt wie die Mameluken und dieſen nicht unterworfen, ſondern freie Räuber.

Die Mamelukenbeys hatten ſich grobe Ungebühren gegen franzöſiſche Kaufleute zu Schulden kommen laſſen und das lieh Bonaparte den Vorwand, ſie anzugreifen, wobei er die Miene annahm, als geſchehe es, um die rechtmäßige Herrſchaft des Sultans herzuſtellen, mit dem, wie er beſtändig verſicherte, Frankreich im alten Frieden lebe. Bei Bonapartes Abreiſe aus Frankreich war beſchloſſen worden, Talleyrand ſolle nach Conſtantinopel gehen und alle ſeine diplomatiſchen Künſte ſpielen laſſen, um die hohe Pforte ins franzöſiſche Intereſſe zu ziehen. Wie läſtig auch die Franzoſen in Aegypten dem Sultan ſeyn mochten, ſo ſchienen doch Rußland und England, ſelbſt Oeſterreich für die Türkei gefährlichere Feinde als Frankreich zu ſeyn. Bonaparte mochte daher in der That an die Möglichkeit eines Verſtändniſſes mit dem Sultan geglaubt haben, Talleyrand aber traute nicht, wollte ſeine Haut nicht in der türkiſchen Hauptſtadt zu Markte tragen und blieb klüglich in Paris.

Inzwiſchen bekümmerte ſich Bonaparte, ſobald er in Aegypten angekommen war, wenig mehr um das, was in ſeinem Rücken geſchehen mochte, und trachtete nur nach einem ſichern Erfolge im Lande ſelbſt. Er empfahl daher ſeinen Truppen in einem Tagesbefehl vom 22. Juni: „Die Völker, mit welchen wir leben werden, ſind Muhamedaner. Widerſprecht ihnen nicht. Beweiſt ihren Prieſtern Ehrfurcht, ſchont ihre Moſcheen, ſeyd ſo tolerant gegen die Religion Muhameds, wie gegen die des Moſes und Chriſtus.“ In einem Aufruf an das Volk in Aegypten ſelbſt entblödete er ſich nicht zu ſagen: „Ihr Kadis, Scheiks und Imans, ſagt dem Volk, daß auch wir wahre Muhamedaner ſind. Haben wir nicht den Papſt vernichtet, der da ſagt, man müſſe immerwährend Krieg gegen euren Glauben führen? ſind wir nicht Freunde des Sultans, deſſen Feinde die Mameluken ſind?“

Die unbequeme Ausschiffung der Truppen war am 2. Juli vollendet, der Widerstand der Einwohner schwach. Alexandrien wurde ohne viele Mühe erstürmt. Die Flotte ging bei dem nahen Abukir vor Anker, die Landungstruppen aber marschirten am 6. ins Innere des Landes. Der erste Anblick der noch aus der Römerzeit am Ufer erhaltenen Pompejussäule, der Palmen und der fremden Physiognomien hatte die französischen Soldaten zwar interessirt, aber die Armuth und der Schmutz in der eroberten Stadt und hinter ihr die Sandwüste, die sie zur heißesten Jahreszeit durchziehen mußten, schlug ihre Erwartungen gewaltig nieder. Sie waren auf einen Marsch durch die Wüste nicht vorbereitet, entbehrten Kameele und Wasserschläuche und starben fast vor Durst. Die der Wüste eigenthümliche Luftspiegelung, die ihnen das Meer oder den Nil zeigte, wo nichts als Sand war, täuschte und erbitterte sie noch mehr. Die wenigen im Sande rinnenden Quellen waren von den Arabern verdorben worden, die den Franzosen überdies auf ihren flüchtigen Rossen zur Seite schwärmten und jeden, der zurückblieb, tödteten. Als die erschöpften Schaaren endlich am 10. zum Nil gelangten, stürzten sie sich hinein, um den brennenden Durst zu löschen, bei Ramahnieh. Von hier an war der Weg zur Hauptstadt Kairo weniger beschwerlich. Am 13. wurde das französische Heer, das nur sehr wenig Reiterei hatte, zum erstenmal von 4000 Mameluken angegriffen, die aufs verwegenste in die ungeheure Uebermacht des französischen in Quarrés aufgestellten Fußvolks einhieben, aber natürlich nicht durchdringen konnten und endlich davonritten.

Nach einem höchst ermüdenden Marsch unter der glühenden Sonne Afrikas langten die Franzosen am 21. Juli im Horizont von Kairo an und sahen zum erstenmal die berühmten uralten Pyramiden, an deren Fuß Murad-Bey ein Heer von 10,000 Mameluken, 3000 Beduinen zu Pferde und 20,000 Türken, Kopten ꝛc. zu Fuß versammelt hatte, um die Hauptstadt tapfer zu vertheidigen. Die Reiterei war prächtig, das Fußvolk erbärmlich. Bonaparte stellte seine Truppen in fünf großen Vierecken auf, gegen deren nach allen Seiten hinausgekehrte und von Kanonen unterstützte Bajonette

auch die beſte Reiterei nichts vermochte, und wies auf die Pyramiden hin, die der erſte Strahl der Morgenſonne röthete. „Soldaten," rief er, „von dort ſehen vierzig Jahrhunderte auf euch herab." Neben dem Erhabenen fehlte aber auch das Lächerliche nicht. Das Gepäck, das von Eſeln getragen wurde, und alle Nichtcombattanten mußten in die großen Vierecke eingeſchloſſen werden, weil ſie ſonſt vor den feindlichen Reitern nicht ſicher geweſen wären. Als man nun den Commandoruf hörte: „die Eſel und die Gelehrten in die Mitte!" brach die ganze Armee in lautes Gelächter aus. Die Schlacht begann mit dem wüthenden Angriff der Reiterei, der aber von den Franzoſen ſiegreich abgeſchlagen wurde. Dann erſt befahl Bonaparte einigen ſeiner Vierecke vorzugehen und Embaleh, wo das feindliche Fußvolk ſich verſchanzt hatte, mit dem Bajonet zu nehmen. Der Feind hielt nicht aus, wurde getödtet oder in den Nil gejagt. Das nannte Bonaparte die Schlacht bei den Pyramiden. Ibrahim Bey war in Kairo geblieben, ohne an der Schlacht Murads Theil zu nehmen, aus Eiferſucht. Jetzt zog er mit dem Paſcha und 4000 Mamluken nach Syrien ab, während Murad den Nil hinauf nach Oberägypten floh. Die Hauptſtadt ließ ſich nicht mehr halten, Bonaparte nahm ſie am 25. mittelſt Capitulation.

2.

Bonaparte in Kairo.

Während Bonaparte in Kairo ſeine Truppen ausruhen ließ, eine neue Civiladminiſtration organiſirte und dabei die Einwohner der Hauptſtadt ſo leutſelig als möglich behandelte, geſchah in ſeinem Rücken ein furchtbarer Schlag. Nelſon nämlich kam ihm endlich nach. Admiral Brueys lag noch vor Abukir und Bonaparte hatte ihm nur den unbrauchbarſten Theil der Mannſchaft zurückgelaſſen. Als die Engländer am 1. Auguſt heranſegelten, war ein großer Theil der franzöſiſchen Schiffsmannſchaft am Lande und mußte erſt

an Bord eilen. Nelson hatte zwar nur 14 Linienschiffe und zwei Briggs, aber auserlesene Fahrzeuge und mit den kühnsten Seeleuten bemannt, die unter seiner Führung in die Hölle gefahren wären. Es war schon Abends 7 Uhr und sehr dunkel, aber dennoch fuhr Nelson mit unerhörter Keckheit in den schmalen Seestrich hinein, der zwischen den französischen Schiffen und dem Ufer lag und schnitt sie vom Lande ab. Zwei seiner Schiffe scheiterten, aber die übrigen legten sich dicht an die französischen Kriegsschiffe und eröffneten ein fürchterliches Feuer, dessen Schein das Meer und die kämpfenden Flotten in unaufhörlichen Blitzen erhellte. Die Franzosen vertheidigten sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Brueys selbst wurde auf dem Admiralschiff l'Orient zweimal in die Hand und ins Gesicht verwundet, endlich warf ihn eine Kanonenkugel nieder, aber er wollte sich nicht in den Schiffsraum hinabtragen lassen, sondern auf seinem Posten sterben. Kaum war er todt, so fing das kolossale Schiff Feuer. Es zu löschen war trotz aller Anstrengung nicht möglich, der Contreadmiral Gantheaume mußte sich ins Meer stürzen, um schwimmend einen Kahn zu erreichen. Ein Matrose wollte noch den zehnjährigen Sohn des Capitain Casabianca retten, der aber seinen schwerverwundeten Vater nicht verließ und mit ihm und dem herrlichen Schiff, als das Feuer die Pulverkammer erreichte, in die Luft flog. Mit diesem ungeheuren Knall verstummte aller Kampf und tiefe Nacht lag wieder über dem Meere, bald aber entbrannte die Schlacht von neuem, dauerte die ganze Nacht hindurch und einige französische Schiffe schossen noch unerschrocken fort bis zum Mittag des andern Tages. Capitain Du Petit-Thouars auf dem Schiff le Tonnant commandirte auf dem Verdeck, auf einer Bank sitzend. Eine Kugel schlug ihm den Schenkel weg, er blieb sitzen; eine zweite schlug ihm den Arm weg, er blieb sitzen und rauchte eine Pfeife Taback, laut rufend: „Mannschaft, ergebt euch niemals!" Als er den Tod herannahen fühlte, befahl er noch, seinen Leichnam ins Meer zu werfen, damit er den Engländern nicht in die Hände falle. Aber nicht alle Schiffe kämpften mit gleichem Muth. Mehrere ergaben sich ohne genügende Vertheidigung, die meisten wurden in

den Grund gebohrt. Contreadmiral Villeneuve zog es vor, ſeine Anker zu kappen und mit fünf Schiffen nach Malta zu entfliehen, die nach Nelſons eigenem Geſtändniß hingereicht haben würden, den Engländern ihren Sieg zu entreißen, denn die engliſchen Schiffe waren von den Schüſſen der Franzoſen ſo zugerichtet, daß ſie Villeneuve nicht verfolgen konnten. Kleber, der in Alexandrien commandirte, ſah der nächtlichen Schlacht von ferne zu, ohne ſeinen Landsleuten helfen zu können. Die ganze franzöſiſche Flotte war verloren. Die Nachricht dieſes unerſetzlichen Verluſtes machte die Truppen in Kairo ſehr niedergeſchlagen, aber Bonaparte richtete ſie wieder auf mit den ſtolzen Worten: „die Engländer zwingen uns vielleicht, noch größere Dinge zu thun, als wir uns anfangs vorgeſetzt hatten.“ Die Niederlage gleichſam vergeſſend, pries er nur den Heldenmuth der Vertheidigung, ſchrieb eigenhändige, ſehr ſchöne Troſtbriefe an die Wittwe des Admiral Brueys und an den Vater des gefallenen Capitain Thevenard, lobte Gantheaume und entſchuldigte ſelbſt Villeneuve, ſofern er der Republik ſeine ſchönen Schiffe gerettet habe. Seine feſte Haltung beſchämte jeden Zagenden. Als ſich auch drei portugieſiſche Kriegsſchiffe vor Alexandrien blicken ließen und gleich den Engländern drohten, verglich ſie Bonaparte ſpöttiſch mit dem Eſel, der dem Löwen, weil er ihn todt glaube, Fußtritte gebe, und ſagte voraus, dieſer lächerliche Uebermuth werde der Königin von Portugal bald Thränen koſten.

Bonapartes Lage war übrigens nicht beneidenswerth. In Alexandrien, Roſette und vielen andern Orten brachen Volksaufſtände aus. Auch die Beduinen neckten überall. Am gefährlichſten ſchien Ibrahim Bey, der den Weg nach Syrien eingeſchlagen hatte und von dort Verſtärkungen erwartete. Leclerc, der ihn verjagen ſollte, erlitt am 5. Auguſt eine Niederlage und konnte nur durch Reyniers ſchnelle Hülfe gerettet werden. Bonaparte ſelbſt eilte herbei, nun zog ſich aber Ibrahim bis Salieh zurück und nahm dort der großen Pilger-Carawane, die von Mekka zurückkehrte und die zugleich immer Handels-Carawane iſt, ihre koſtbaren Waaren ab, damit ſie den Franzoſen nicht in die Hände fallen konnten.

Nochmals am 11. August von den Franzosen angegriffen, schlug er sie wieder mit seiner unübertrefflichen Reiterei. Bonaparte suchte ihn in sein Interesse zu ziehen, bekam aber keine Antwort und ging nun wieder nach Kairo zurück, wohin er auch die ausgeplünderte Carawane friedlich geleiten ließ, um mit dieser Großmuth die Herzen der Aegypter zu gewinnen.

In derselben Absicht beging er mit großem Pomp die heiligen Feste des Landes, zuerst die feierliche Durchstechung der Nildämme beim Herannahen der Nilüberschwemmung, die dem ganzen Lande üppige Fruchtbarkeit gewährt, eine Ceremonie, die aus den ältesten Zeiten stammte; dann das große Fest des Propheten Muhamed. Er selbst und alle seine Generale beglückwünschten den vornehmsten Scheik (Nachkommen Muhameds) und wohnten den Gebeten bei. Beim Jahresfest der französischen Republik prangte auch eine Inschrift: „Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet." Aus den Vornehmsten der Stadt und des Landes berief Bonaparte am 7. October einen Divan. Auch gründete er in Kairo ein gelehrtes Institut, an dessen Spitze Monge stand, eine Druckerei und eine Zeitung.

Das alles aber half ihm nichts. Das Volk nannte ihn nicht einen Propheten oder Retter, sondern nur Sultan Kebir (Herr des Feuers) und behandelte ihn auch nur wie eine gefährliche Flamme, der man ausweicht und die man zu ersticken sucht, wenn man kann. Den ganzen Herbst hindurch erneuerten sich die Empörungen und die Angriffe der Beduinen auf die ins Land vertheilten einzelnen Corps der Franzosen und am 21. October stand in Kairo selbst das Volk in Masse auf. General Dupuis, der Platzcommandant, war eins der ersten Opfer. Nur mit größter Anstrengung gelang es Bonaparte, den Aufruhr endlich in der großen Moschee Jemil-Azar zu concentriren, wo sich 15,000 Aegypter aufs verzweifeltste wehrten, bis sie durch das schwere Geschütz zusammengeschossen oder verjagt wurden. Zugleich tobte ein in diesem Lande seltenes Gewitter am Himmel, was den Schrecken noch mehrte. Ein anderes Heer von Aegyptern, das der Stadt von außen zu Hülfe kommen wollte,

wurde durch Lannes zurückgetrieben, wobei der edle Pole Sulkowski fiel. Dem Kampf in Kairo folgten zahlreiche Hinrichtungen, denn fortan konnte Bonaparte nur noch mit Schrecken regieren.

Desair war mit nur 3000 Mann den Nil aufwärts entsendet worden, um Murad aus Oberägypten zu vertreiben. Er schlug ihn am 7. October bei Sediman, wo sich die muthigsten Reiterangriffe der Mameluken abermals an den Vierecken des französischen Fußvolks zerstießen. Hier wie in allen folgenden Gefechten zeichnete sich der Elsäßer Rapp als Desair' Adjutant durch seine Kühnheit aus. Eine zweite größere Schlacht erfolgte erst am 22. Januar 1799 bei Samhud, in welcher Murad wieder unterlag. Einen Tag später lagerte Desair am uralten Riesentempel von Denderah (Tentyra), dem kolossalsten Bauwerk des gesammten Alterthums und der Welt. Er verfolgte die Mameluken bis zu den Katarakten des Nil und der berühmten, gleichfalls mit alten Bauwerken bedeckten Insel Philoë. Hier ist die eigentliche Grenze Aegyptens, von da beginnt Nubien. Von hier kehrte Desair wieder um, bekam aber bald neue Feinde an den Beduinen, die sich in seinem Rücken gesammelt hatten, und auch Murad drang ihm wieder nach. Er siegte aber in allen Gefechten und gewann sich zugleich durch die Disciplin, die er handhabte, bei den Eingebornen den Namen des „gerechten Sultan."

Bonaparte blieb lange ohne alle Nachrichten aus Frankreich und aus der Türkei. In der Meinung, Talleyrand sey wirklich nach Constantinopel gegangen und habe den Sultan gekirrt, hatte er sich bisher in seinen ägyptischen Proclamationen als den wärmsten Freund des Sultans geberdet und dessen Pascha dringend zur Rückkehr eingeladen. Jetzt erst erfuhr er, Selim III. sey über die ägyptische Expedition in höchsten Zorn gerathen, habe den französischen Geschäftsträger in Constantinopel, Ruffin, in das Gefängniß der sieben Thürme werfen und alle im türkischen Reich anwesenden Franzosen in Ketten legen lassen. Am 10. September hatte der Sultan Frankreich den Krieg erklärt und mit Rußland und England ein enges Bündniß geschlossen. Eine türkische Flotte vereinigte

sich mit der russischen, zunächst um die jonischen Inseln wegzunehmen. Indem sie aber von der See her Corfu belagerte, zog zugleich Ali Pascha von Janina mit 11,000 Mann aus, um alle übrigen von den Franzosen besetzten Punkte jener Inseln zu erobern. Mit diesem Pascha, einem der größten Ungeheuer, das die Erde gesehen, hatte Bonaparte schon von Italien aus kokettirt und ihm große Versprechungen gemacht. Paßwan Oglu, Pascha von Serbien, hatte sich gegen den Sultan empört und Ali sollte das gleiche thun. Bonaparte und das Directorium versprachen Ali ein französisches Hülfsheer, das ihm die Unabhängigkeit und Souverainetät erkämpfen sollte, brachen aber ihr Wort und blieben dem Pascha sogar die Bezahlung für die Lebensmittel schuldig, die er ihrer Flotte geliefert hatte. Das erboste ihn nun so, daß er sich dem Sultan gehorsam bewies (was auch Paßwan Oglus Unterwerfung zur Folge hatte) und wuthentbrannt über die Franzosen herfiel. Diese standen unter General Chabot, waren aber sehr vertheilt und wurden einzeln aufgerieben. In Prevesa ließ Ali am 22. October alle Einwohner umbringen, die Franzosen aber, die nicht im Kampf gefallen waren, mußten als Gefangene ihren todten Kameraden die Köpfe abschneiden, dieselben einsalzen und bis nach Constantinopel tragen, unter beständigen Peitschenhieben und Mißhandlungen aller Art. Die russisch-türkische Flotte vollendete Alis Eroberungen und nahm sämmtliche jonische Inseln ein, nur in der Citadelle von Corfu hielt sich ein kleiner Rest von Franzosen unter Chabot noch bis zum 3. März 1799.

Bonaparte vernahm diese schlimmen Nachrichten mit derselben Ruhe, wie früher den Verlust seiner Flotte, und zeigte sich nur um so stolzer und kühner. Er sagte jetzt, der türkische Sultan sey eigentlich den echten Muselmännern fremd und das höchste Ansehen gebühre dem geistlichen Haupt der reinen Araber in Mekka. Er fuhr also mit doppeltem Eifer fort, die Lehre des Islam zu begünstigen, und duldete, daß der eitle Menou förmlich zum Islam überging, sich arabisch kleidete, Abdallah nannte und mit einer schönen Aegypterin von einem muhamedanischen Priester trauen ließ. Bonaparte

ber, sein Adlerauge jetzt auf Mekka richtend, trachtete vorerst schnell
ich des Hafens von Suez zu bemächtigen, von wo aus er durch
as rothe Meer mit Mekka und Indien in directe Verbindung zu
reten hoffte. Sowohl an den Scheriff als an Tippu Saib erließ
r wiederholte Schreiben. Die Tragweite seines Zuges nach Suez
rhellt am besten aus seiner Proclamation vom 21. Dezember: „Sche-
iffs, Ulemas, Sprecher in den Moscheen, verkündigt dem Volk, daß
er wider mich ist, weder in dieser noch in jener Welt einen Ret-
ungsort finden wird, und daß von Anbeginn der Welt an ge-
eissagt ist, daß, nachdem die Herrschaft des Kreuzes zerstört seyn
ürde, ich aus dem fernsten Abendlande kommen würde, um das
chicksal zu erfüllen. Belehrt das Volk, daß in mehr als zwanzig
tellen des Koran geweissagt ist, was ich gethan und noch thun
erde. Ich weiß alles, ich sehe in den tiefsten Grund eurer See-
n, ich kenne, was ihr noch keinem gesagt habt. Der Tag wird
mmen, an dem die Welt klar sehen soll, daß Gott mich leitet
d menschliche Kraft nichts gegen mich vermag. Selig, die an
ich glauben.“ Er brauchte also die nämlichen Mittel, mit denen
r Prophet Muhamed einst dieselben Bevölkerungen begeistert hatte,
d kündigte sich als künftigen Herrn des Orients an. Aber
e Muhamedaner waren nicht so einfältig, wie er glaubte, und
ne Proclamation des Sultans warnte sie überdies, sich nicht von
n betrügen zu lassen, denn allerdings seyen die Franzosen keine
risten, aber sie glaubten auch nicht an Allah, sie glaubten
r nichts.

Der Weg nach Suez führte durch die Wüste, die Bonaparte
gerst interessant fand, indem er an der Seite des gelehrten Ma-
matiker Monge sie durchritt. Wie er selbst sagte, zog ihn die
üste an als ein Bild des Unendlichen, Grenzenlosen. Die Sol-
en fanden viel weniger Behagen daran. Bonaparte kam zum
ujahr nach Suez, besichtigte den Hafen, ordnete dessen Ausbesse-
ngen an und kehrte wieder nach Kairo um. Wie sehr sein hoher
uth nöthig war, um die Soldaten anzufeuern, ersieht man aus
n Benehmen Berthiers. Dieser wurde von einem solchen Heim-

weh befallen, daß Bonaparte ihm erlauben mußte, nach Frankreich zurückzukehren. Als er aber Abſchied nahm, überwältigte ihn die Scham, er brach in Thränen aus und blieb.

3.

Bonaparte in Syrien.

Bonaparte mochte nun im Sinn haben, auf Mekka oder Indien einzuwirken, oder ſich einen Landweg ins Herz der Türkei zu bahnen, jedenfalls mußte er zuerſt das nahe Syrien erobern. Der chriſtlichen Bevölkerungen war er ſicher, legte aber auf ſie weniger Werth und ſuchte mehr die Türken zu gewinnen. Der Paſcha von Saide (Sidon) und St. Jean d'Acre, Achmed, an den er ſich zuerſt mit einem höflichen und liſtigen Schreiben wandte, antwortete nicht, ſondern ließ den Ueberbringer enthaupten. Dieſer alte Paſcha war ein echter Türke, jeder Zoll an ihm ein Barbar. Faſt alle ſeine Diener waren verſtümmelt in Folge ſeiner Mißhandlungen. Das Volk hieß ihn Djezzar, den Schlächter. Der Sultan aber ernannte gerade ihn jetzt zum Paſcha von Aegypten mit Beſeitigung des ſchwachen Said-Abubekr.

Bonaparte hatte ſich eine eigenthümliche Reiterei verſchafft, ein auf Dromedaren reitendes Corps. Dieſe Thiere, im Lande einheimiſch, ſchneller als Pferde, ſtärker zum Tragen ſchwerer Laſten, fähig in der Wüſte langen Durſt und Hunger zu ertragen, kamen ihm ſehr zu Statten. Indem er ſelbſt mit nahezu 13,000 Mann von Kairo aufbrach, um Syrien zu erobern, ſchickte er Reynier voraus, der El-Ariſch nach einem blutigen Kampfe einnahm, 9. Febr. 1799. Der Weg führte abermals durch die Wüſte, in welcher Bonaparte, nur von ſeinen Guiden begleitet, auf eine weit ſtärkere Schaar von Mameluken ſtieß, aber kühn auf ſie losging und ſie dadurch vertrieb, weil ſie glaubten, er habe viel mehr Truppen hinter ſich. Am 3. März kam das Heer vor Jaffa an, welche Stadt

das Glück an, denn die Pfalz war bei großer Theilnahme unglücklich, wie die Ernestiniſche Linie von Sachſen; Brandenburg bei weniger Theilnahme doch ſehr glücklich.

Das Haus Habsburg erreichte während der Reformation durch Karl V den höchſten Gipfel der Macht und des Ruhms, und erhielt ſich durch die außerordentlichen Anſtrengungen Ferdinands II wenigſtens das Erbe des Hauſes, wenn es auch die kaiſerlichen Vorzüge großentheils einbüßte. Es verfügte 1621 die Untheilbarkeit ſeiner Länder. Im Kampf mit ſeinen eignen Unterthanen erfocht es ſich eine faſt unumſchränkte Macht im Innern, ausgenommen in Ungarn, das es noch immer nicht völlig den Türken und der antihabsburgiſchen Parthei entreißen konnte.

Die Albertiniſche Linie in Sachſen erwarb ſich durch Moritz die Chur, und erhielt und vergrößerte ſich durch die ſchlaue Politik Johann Georgs. Im Prager Frieden aber hatte ſie das Vorrecht, Haupt der Proteſtanten zu ſeyn, verſcherzt, und ſie war in der Meinung geſunken, ein unſchätzbarer Verluſt, der ihr zum Theil den künftigen allmählichen Verfall zuzog.

Das Haus Hohenzollern erhob ſich im Prager und weſtphäliſchen Frieden zu einer bedeutenden Macht, und begann Sachſen zu überragen. Anfangs war ihm nur das Glück günſtig. Durch Erbſchaft und Verwandtſchaft gewann es einen Theil des Herzogthums Cleve, einen Theil von Pommern, und die Anwartſchaft auf Preußen, Anſpach, Baireuth und Jägerndorf in Schleſien, wo die markgräflichen Nebenlinien regierten, ferner durch Erbverbindung die Anwartſchaft auf die ſchleſiſchen Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg, endlich durch Sekulariſation das große Erzbisthum Magdeburg und andre geiſtliche Güter. Als aber im Jahr 1640 Frie-

es erſt im Sturm nehmen mußte. Bonaparte fand hier dieſelben Türken wieder, die er in El-Ariſch gefangen genommen und auf Ehrenwort entlaſſen hatte. Auf der Stelle ließ er alle niederſchießen, 1000—1200 Mann. Aber niemand hatte daran gedacht, daß in Jaffa die Peſt herrſchte. Die franzöſiſchen Soldaten wurden ſchnell davon ergriffen und durch dieſen neuen Schrecken ganz entmuthigt. Bonaparte handelte hier groß. Er ging perſönlich in die Spitäler, tröſtete anderthalb Stunden lang die Peſtkranken, ſoll ſogar ihre Beulen berührt haben und wirkte in der That der Anſteckung mit der Peſt durch die mit ſeinem Muth entgegen.

Von Jaffa rückte das Heer am 16. März gegen St. Jean d'Acre (das alte Accon oder Ptolemais). Hier hatte ſich der alte böſe Djezzar hinter ſehr feſten uralten Mauern verſchanzt und einige Hülfe aus England erhalten. Ein Britte, ſo feurig wie Nelſon, der Commodore Sidney Smith, war mit einigen engliſchen Schiffen im Hafen und entſchloſſen, ihn aufs hartnäckigſte gegen Bonaparte vertheidigen zu helfen. Eine kleine Flottille, die Bonaparte mühſam aufgebracht hatte, ſollte ihm eben das zur Belagerung nöthige grobe Geſchütz zuführen, aber Sidney nahm ſie weg. Bonaparte wußte noch nichts davon, als er ſchon mit denſelben ſchweren Kugeln aus der Feſtung beſchoſſen wurde, die er gegen ſie hatte feuern wollen. Die Belagerung zog ſich daher ſehr in die Länge. Ein erſter Sturmverſuch mißlang. Der Paſcha ließ allen todten und gefangenen Franzoſen die Köpfe abſchneiden und einſalzen, um ſie als Trophäen nach Conſtantinopel zu ſchicken.

An dieſen unglücklichen Punkt gebunden, den er nicht im Rücken laſſen durfte, vermochte Bonaparte nicht tiefer in Syrien einzudringen, nicht einmal Jeruſalem zu beſuchen. Wie es ſcheint, vermied er das abſichtlich, um nicht als guter Chriſt zu erſcheinen. Aus demſelben Grunde ernannte er auch gerade Menou, den neuen Muſelmann, zum Gouverneur von Syrien. Inzwiſchen hatte Abdallah, Paſcha von Damascus, Zeit, ein großes Heer zu ſammeln und zum Entſatz von St. Jean d'Acre heranzuführen. Es war 30,000 Mann

ſtark, aber ſehr gemiſcht und undisciplinirt, ſo daß Junot, der ihm mit geringer Macht entgegengeſchickt wurde, es bei Nazareth am 8. April auseinanderſprengte. Allein es floß wieder zuſammen und, um es wirkſamer zu ſchlagen, eilte Kleber Junot zu Hülfe und erfocht unter dem Berge Tabor einen neuen noch glänzenderen Sieg am 15. Er und Junot bildeten jeder ein Quarré, die von der fünfzehnmal ſtärkern Uebermacht des Feindes, denn ſie hatten nur 2000 Mann, von allen Seiten zugleich angegriffen, aber nicht nur nicht geſprengt wurden, ſondern auch mitten im Feuer in größter Ordnung ſich in ein einziges Quarré zuſammenſchloſſen, ein Triumph franzöſiſcher Tactik. Dennoch drohte ihnen die allmälige Ermüdung Verderben, da der Feind nicht abließ, ſie zu beſtürmen. Da erſchien Bonaparte ſelbſt mit 2 bis 3000 Mann und bildete zwei neue Quarrés, die nun ihrerſeits den Feind in die Mitte nahmen, mit Klebers und Junots Quarré einen Triangel bildend. Zwiſchen dieſen drei feuerſpeienden Phalangen, die einander immer näher rückten, eingekeilt, wußten ſich die Türken nicht mehr zu helfen und ſuchten in wilder Flucht zwiſchen durch zu kommen. Ihr Verluſt war ſo groß, daß ſie nichts weiter unternahmen.

Zu derſelben Zeit erhielt Bonaparte einiges Belagerungsgeſchütz über Jaffa und griff nun St. Jean d'Acre mit verdoppelter Wuth an, aber vergebens. Sein tapferer General Caffarelli fiel. Ein einziger ungeheuer dicker Thurm, der Schlüſſel zur Feſtung, widerſtand allen Stürmen und ſelbſt der Unterminirung und koſtete ihn mehr Leute, als er entbehren konnte. Am 7. Mai zeigten ſich Segel am fernen Horizont. Bonaparte hoffte, es ſey eine franzöſiſche Flotte, aber es war eine engliſche. Nun ſetzte er alles dran, die Feſtung durch Sturm zu nehmen, ehe die neue Verſtärkung hinein käme, und wirklich drangen die Franzoſen unter General Rambault bis in die Stadt, wurden aber hier umringt, abgeſchnitten und ſämmtlich getödtet. Die nicht ſo weit gekommen waren, wichen zurück, der tapfere Lannes mit einer Wunde. Noch einmal ſtürmte Kleber, aber ebenſo vergebens. Da erkannte Bonaparte, daß er ſeine Kräfte vielleicht ſchon zu ſehr erſchöpft habe. Er gab alſo ſeinen ganzen

syrischen Plan auf und ertheilte am 20. Mai seinem Heere den Befehl zum Rückzug nach Aegypten.

Wenn er auch zu viele große Worte gemacht hatte, so ist doch gewiß, daß England sein Genie sehr fürchtete. Englische Schiffe kamen aus Indien durchs rothe Meer und blokirten den Hafen von Suez, um jede Verbindung zwischen Bonaparte und den in Ostindien thätigen Franzosen zu verhüten. Der französische Gouverneur der Insel Isle de France war damals sehr rührig und betrieb eine Allianz mit Tippu Saib. Nun landeten französische Offiziere, um Tippu Saib zu dienen, während bereits 14,000 Mann des Nizam, eines andern indischen Fürsten, ausschließlich von Franzosen befehligt wurden. Als nun damals der Marquis Arthur von Wellesley, der schon unter York in den Niederlanden gedient hatte, als Generalgouverneur nach Indien kam, war er rasch entschlossen, den Bund der indischen Fürsten zu sprengen, noch ehe er fest geschlossen sey, überfiel daher in Eilmärschen das Heer des Nizam zu Hyderabad und nahm es gefangen, am 22. Octbr. 1798. Nach einer kurzen Rast fiel Wellesley sofort auch in das Reich von Mysore ein, um Tippu Saib keine Zeit zu lassen, schlug ihn und nahm seine Hauptstadt Seringapatnam mit Sturm, am 4. Mai 1799. Tippu Saib kam dabei ums Leben. Der Sieger verkleinerte das Reich von Mysore, schlug einen Theil davon zu den englischen Besitzungen und gab den andern dem Nizam. Das war in denselben Tagen, in denen Bonaparte vergebens St. Jean d'Acre stürmte. — Wellesley besiegte nachher noch den wilden Dhoondia. Es schien demnach, als hätte die französische Expedition nach Aegypten, die den Engländern Verderben bringen sollte, nur den Anlaß gegeben, deren Macht in den Morgenländern ausnehmend zu vergrößern.

Uebrigens breiteten die Engländer in Indien sich nicht blos auf Kosten der eingebornen Fürsten, sondern hauptsächlich auch auf den Trümmern der vormals holländischen Herrschaft aus. Schon unmittelbar nach der Eroberung Hollands durch Pichegru hatten sich englische Flotten beeilt, die holländischen Colonien, anstatt sie dem Erbstatthalter Wilhelm von Oranien, ihrem Bundesgenossen, zu

erhalten, dem großbritanniſchen Reiche einzuverleiben. Die Engländer beſetzten das Cap am 16. September 1795. Ceylon fiel ſchon 1795, die Molukken erſt 1796 in die Gewalt der Engländer, eben ſo die holländiſchen Niederlaſſungen in Malabar und Malacca. Die alte einſt ſo reiche und mächtige holländiſch-oſtindiſche Compagnie machte Bankerot. Wenn Holland ſich ſeit zwei Jahrhunderten nicht von Deutſchland getrennt, ſondern deſſen Uebervölkerung für ſeine Colonien ausgebeutet hätte, würde es ſtark genug geweſen ſeyn, England zu widerſtehen.

4.

Kleber.

Ohne die geringſte Kenntniß von den wichtigen Vorgängen des Mai in Indien ſuchte Bonaparte ſein ſehr geſchmälertes Heer nur wieder ſicher nach Aegypten zurückzuführen. Er trug dabei große Sorgfalt für die vielen Verwundeten, wobei ihn ſein Generalchirurgus, der geniale Larrey, unermüdet unterſtützte. Es kam alles darauf an, die durch die Peſt und die Strapazen ſehr herabgeſtimmte Armee zu ermuthigen. Bonaparte bedurfte mehr als je der Popularität. Schon aus dieſem Grunde iſt unwahrſcheinlich, was die Engländer verbreiteten, er habe unterwegs zu Jaffa hunderte von Verwundeten, weil ſie ihm zu läſtig geweſen, mit Opium vergiften laſſen. Auch alle beglaubigten Thatſachen, das Schweigen der Truppen und die genauen Berichte der Chirurgen widerlegen dieſe Verleumdung. Nach einem abermaligen ſehr beſchwerlichen Marſch durch die Wüſte hielt Bonaparte am 14. Juni einen triumphirenden Einzug in Kairo, indem er ſich als großen Sieger über Syrien geberdete. Unter den Geſchenken, die ihm die Scheiks damals entgegenbrachten, befand ſich ein koſtbares Pferd und als Reitknecht dazu der Mameluk Ruſtan, der ſeitdem von der Perſon Bonapartes unzertrennlich blieb. Dieſer ſchöne Mann mußte ſein

maleriſches Coſtum beibehalten zur immerwährenden Erinnerung an den Ruhm, den ſein Herr am Nil errungen.

Die Bevölkerung war weit entfernt, ſich dem Triumph Bonapartes anzuſchließen. Muſtapha-Bey, dem er früher nur zu viel Vertrauen geſchenkt, empörte ſich. Ein Schwärmer ſammelte ein Glaubensheer, aber beide unterlagen dem raſchen Angriff der Franzoſen. Auch Murad Bey und Ibrahim Bey kamen wieder zum Vorſchein. Bonaparte mußte ſeine ſchwachen Truppentheile concentriren, um ſo mehr, als ihn ein neuer Feind vom Meere her bedrohte. Marmont, der in Alexandrien wachte, meldete die Ankunft des Muſtapha Paſcha mit 18,000 Türken, die auf 100 Schiffen aus Rhodus kamen, begleitet von engliſchen Kriegsſchiffen. Bonaparte brach augenblicklich auf und traf den Feind noch an der Küſte bei Abukir, am 25. Juli. Die Türken wehrten ſich ſehr tapfer, bis Murat ihnen in den Rücken fiel. Muſtapha ſchoß mit der Piſtole auf den Paſcha und traf ihn leicht in den Kinnbacken, Murat aber hieb ihm mit ſeinem Säbel ein Paar Finger ab. Die Türken flohen, tauſende von ihnen ertranken im Meere, da ſie die Schiffe nicht mehr erreichen konnten. Sidney Smith, der auch dabei war, entkam mit genauer Noth.

Das franzöſiſche Heer kehrte triumphirend nach Kairo zurück. Zum zweitenmal ließ der Obergeneral hier das Feſt des Propheten feiern und wohnte allen Ceremonien deſſelben bei zum Erſtaunen des gefangenen Muſtapha Paſcha, der auch ſeinen Ehrenplatz dabei einnehmen durfte. Damals ſchrieb Bonaparte den arabiſchen Scheiks Briefe, um ſie gegen den Sultan zu erbittern, und zugleich dem Sultan, um ihm zu ſchmeicheln und für Frankreich zu gewinnen: „er habe den Malteſerorden aufgelöst, der die hohe Pforte grundſätzlich ſeit Jahrhunderten befehde, der ruſſiſche Kaiſer aber habe ſich zum Großmeiſter deſſelben Ordens gemacht; das charakteriſire hinlänglich ihre Stellung und müſſe den Sultan beſtimmen, eine andere Politik zu ergreifen.“ In dieſer Doppelmaske gefiel ſich Bonaparte ſo lange, bis er ſie, das Verfehlte ſeiner Bemühungen

erkennend, ärgerlich vom Geſicht warf und den Orient überhaupt einſtweilen aufgab.

Geheime Nachrichten, die ſein Bruder Lucian aus dem Rath der Fünfhundert ihm ſandte, unterrichteten ihn, Italien ſey verloren, alle franzöſiſchen Feldherrn hätten durch ihre Niederlagen bewieſen, daß niemand Frankreich retten könne, außer Bonaparte, und das Directorium ſey ſo discreditirt und ſchwach, daß es leicht geſtürzt werden könne. Daraus erkannte der Obergeneral, daß die Birne nunmehr reif ſey. Und was ſollte er noch in Aegypten thun? Sein Heer, obgleich immer ſiegreich, war ſehr vermindert, konnte einen neuen kräftigen Angriff der Türken und Engländer kaum mehr aushalten und fand im Lande nicht Hülfsmittel genug, auch das Geld war zu Ende. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Er reiste von Kairo ab, angeblich nur nach Roſette, wandte ſich aber nach Alexandrien, hinterließ Kleber eine Ordre, worin er ihn zum Oberbefehlshaber ernannte, und ſegelte mit ſeinen vertrauten Freunden am 23. Auguſt eilends von dannen.

Aus einem aufgefangenen Briefe Klebers, der die nunmehrige Lage ſeiner Armee als höchſt kläglich ſchilderte, erkannten die Engländer, es ſey jetzt Zeit, die ganze franzöſiſche Armee in Aegypten vollends zu vernichten. Auch die Mameluken und Türken wurden wieder viel kühner. Murad Bey griff am 5. October Deſaix an, der ihn aber in die Wüſte zurückjagte. Sidney Smith landete am 25. abermals mit 8000 Mann an den Nilmündungen, wurde aber von General Verdier zurückgeſchlagen. Nun aber zeigte ſich ein großes türkiſches Heer, vom Großvezier ſelber angeführt, an der ſyriſchen Grenze. Da wollte es Kleber doch auf keinen Kampf mehr ankommen laſſen, ſondern bot Unterhandlungen an.

Die Unterhandlungen begannen mit dem Großvezier, wobei Sidney Smith ſich einmiſchte. Kleber erbot ſich, Aegypten zu räumen, wenn die franzöſiſche Armee freien Abzug erhielte. Deſaix und Davouſt hätten ſich lieber ſchlagen wollen, auch Menou wollte Aegypten nicht fahren laſſen. Gleichwohl wurde der Vertrag am 26. Januar 1800 zu El-Ariſch geſchloſſen. Deſaix und Davouſt

eilten zur See nach Frankreich zurück, der erstere wurde jedoch unterwegs vom englischen Admiral Keith aufgehalten, gefangen gesetzt und unter dem Vorwand: „die Franzosen seyen ja alle gleich," mit gemeinen Soldaten zusammengesteckt, jedoch nach einem Monat wieder frei gelassen. Derselbe Keith erklärte die Capitulation von El-Arisch für ungültig*) und verlangte, die ganze französische Armee sollte sich kriegsgefangen geben. Da ermannte sich Kleber und erließ den lakonischen Armeebefehl: „solche Frechheit muß man mit Siegen beantworten, rüstet euch zur Schlacht!" Was er bisher gefehlt, machte er nun aufs glänzendste wieder gut, indem er das Heer des Großveziers am 20. März bei Heliopolis angriff und in wilde Flucht schlug. Auch diesmal waren es wieder vier unüberwindliche Quarrées, mit denen die Franzosen vordrangen und alles über den Haufen warfen. Inzwischen hatte Ibrahim Bey mit 15,000 Mann Kairo eingenommen und alle dort zurückgebliebenen Franzosen ermordet. Aber schnell umkehrend, trieb Kleber ihn nach blutigem Kampfe wieder aus der Stadt hinaus, 19. April. Gleichzeitig hatte eine englische Flotte Suez eingenommen, wurde aber wieder vertrieben, und General Verdier war in Damiette von 10,000 Türken angegriffen worden, aber gleichfalls Sieger geblieben.

Diese echt französische Tapferkeit, ausgeübt in der schwierigsten Lage und von müden und mißmuthigen Truppen, hatte glänzende Erfolge. Murad-Bey, der schon vor der Schlacht seine Neutralität zugesagt hatte, ging jetzt förmlich zu den Franzosen über. Er sah nämlich voraus, der Großvezier werde, wenn er siege, auch die Unabhängigkeit der Mameluken bedrohen. Seine Dienste waren Kleber sehr wichtig. Schon Bonaparte hatte aus christlichen Griechen eine schwache Legion gebildet, um den Verlust der französischen Truppen zu ersetzen. Kleber errichtete nun noch eine koptische und

*) Sidney Smith soll in seiner ritterlichen Weise acht Tage vor dem offenen Bruch Kleber von dem, was geschehen würde, in Kenntniß gesetzt und dadurch die französische Armee gerettet haben, die schon im Begriff war, Kairo zu räumen. Dies sey auch der Grund gewesen, warum Sidney Smith trotz seiner großen Verdienste in Ungnade fiel und nicht Lord werden konnte.

Großvezier aus Syrien anrückten, mußte General Belliard in Kairo capituliren, am 27. Juni. Menou ſah ſich dagegen in Alexandrien eingeſchloſſen, wo er ſich noch tapfer bis zum 2. September vertheidigte und dann ebenfalls capitulirte. Damit hatte die große franzöſiſche Expedition nach Aegypten ihr Ende erreicht und es blieb von ihr nichts als eine große Erinnerung.

Ebenſo blieb auch von der Eroberung Maltas den Franzoſen nichts als das Andenken. Die Engländer hielten dieſe Inſel ſtreng blokirt und mit ihnen vereint die Portugieſen, denen dieſe Dienſtfertigkeit ſpäter theuer zu ſtehen kam. General Vaubois litt beſtändig Mangel an Lebensmitteln, dem nur von Zeit zu Zeit und heimlich abgeholfen werden konnte. Eine kleine, von Généreux befehligte Flotille, die ihn in der letzten Noth retten ſollte, wurde von den Engländern aufgefangen, der Befehlshaber durch eine Kanonenkugel getödtet. Da mußte ſich Vaubois endlich am 5. September 1800 an die Engländer ergeben.

5.

Der 18. Brumaire.

Nach ſeiner heimlichen Abfahrt aus Alexandrien ſchiffte Bonaparte, von demſelben Glücke begünſtigt, wie auf der Herreiſe, von den engliſchen Kreuzern unbemerkt über das mittelländiſche Meer, und ſtieg am 9. October 1799 zu Frejus ans Land. Noch am gleichen Tage fuhr er mit Berthier nach Paris, unterwegs überall, aber beſonders in Lyon, wie ein Erretter vom Volke begrüßt.

In Paris herrſchte damals große Entzweiung und Unzufriedenheit. Die Royaliſten waren ſchwer verletzt durch die Härte, mit der man ſie ſeit dem 18. Fructidor behandelte. Man hatte den Familien der Emigrirten Geißeln und eine Anleihe von 100 Millionen abgezwungen. Auch die Kirchlichen waren in hohem Grade unzufrieden, daß Lareveillère-Lepeaux immer noch die Prieſter verfolgte.

Die Vendée ſtand wieder auf, unter einem Herrn von Chatillon auf dem rechten, einem Herrn von Antichamp auf dem linken Ufer der Loire. Die Chouans wurden kühner als je unter dem rieſenhaften, allem trotzenden Georges Cadoudal. Auch in der Normandie, in der Gegend von Toulouſe ꝛc. gab es royaliſtiſche Zuſammenläufe. Allein ſie fanden doch bei der Mehrheit in Frankreich Mißbilligung. Man wollte die Rückkehr der Bourbons nicht. Ein Theil des Volks war durch die Revolution zu ſehr compromittirt, ein anderer hatte durch Ankauf der Nationalgüter gewonnen.

Die revolutionäre, altjakobiniſche Partei war die ſtärkſte im Rathe der Fünfhundert und verſammelte ſich gewöhnlich im Reithauſe. Ihre militairiſche Notabilität war Bernadotte. Sie war mit dem Directorium unzufrieden, weil es die Republik ruinirte. Was unter dem Convent geworden war, drohte unter dem Directorium wieder unterzugehen. Im Rath der Fünfhundert erhob ſich ein Sturm von Anklagen in Betreff der Betrügereien und Unterſchleife der Beamten. Die dabei ſchwer betheiligten Directoren Larevellière-Lepeaux und Merlin von Thionville legten ihre Stellen nieder, am 18. Juni 1799. Nun riſſen alle Dämme und Klagen und Verwünſchungen brachen maſſenhaft auf das Directorium herein. Geniſſeux beſchuldigte den Obergeneral und Kriegsminiſter Scherer, für 130 Millionen Kriegsbedürfniſſe aller Art unter der Hand verkauft zu haben, ſogar Kanonen aus den Feſtungen ꝛc. Von den Summen, die für Montirung beſtimmt waren, nahm er den beſten Theil für ſich und ließ für den Reſt das elendeſte Tuch an die Soldaten abliefern. Und ſo in allem. Briot klagte nicht minder zornig den Finanzminiſter Ramel an, der beim Verkaufe der Nationalgüter ungeheuren Unterſchleif gemacht hatte. Die Anklage gegen Scherer wurde mit den Acten am 22. Juni dem Directorium übergeben und am folgenden Tage ſetzte der Rath der Fünfhundert die Freilaſſung des edlen Championnet durch, der ein Opfer Scherers geworden war, weil er deſſen Betrügereien nicht hatte dulden wollen. Die Unterſuchungen gingen weiter. Am 25. Juni enthüllte Moreau von der Yonne die Räubereien in der Schweiz.

drich Wilhelm, der sogenannte große Churfürst, zur Regierung gelangte, kam zu dem Glücke dieses Hauses auch eine frische großartige Thätigkeit, und es wurde bald nächst Habsburg das mächtigste Fürstenhaus im Reich, das Haupt der Protestanten und des ganzen Nordens.

Das Haus Wittelsbach in Baiern erwarb durch unermüdete Thätigkeit im Glaubenskriege die Chur und die Oberpfalz, und ward die zweite Hauptmacht im Süden neben Oesterreich, so wie Churſachſen und Brandenburg den Norden beherrſchten. Seit 1545 war Baiern auch untheilbar, und der Churfürst erlangte ziemlich unumschränkte Gewalt, da die Landstände durch die Noth der Zeit gänzlich in Verfall kamen, und 1669 ihren letzten Landtag hielten.

Die übrigen Fürstenhäuser waren minder mächtig.

Die Welfen in Braunschweig schwächten sich durch Theilung. Die Braunschweigische Linie starb 1634 aus. Die Lüneburgische Linie trennte sich wieder in zwei Linien, Lüneburg und Wolfenbüttel, wovon die erstere 1692 zur Churwürde gelangte.

Auch Hessen schwächte sich durch Theilung. Des berühmten und unglücklichen Philipps Söhne theilten sich 1567 in die Linien Cassel und Darmstadt, und die letztere wieder in die Linien Darmstadt und Homburg.

Würtemberg, seit 1495 ein Herzogthum, hatte sich durch die Thatkraft seiner Fürsten vor allen seinen schwäbischen Nebenbuhlern mächtig und gefürchtet gemacht, obgleich es an Umfang klein war. In der Reformation litt es durch Ulrichs Tyrannei, durch den Bauernkrieg, durch die österreichische Besatzung, dann durch den dreißigjährigen Krieg unermeßlich. Doch gab ihm schon Ulrichs Sohn, Herzog Christoph, 1568 eine gute Verfassung, und es erhohlte sich allmählich wieder.

Täglich kamen in Masse zustimmende Adressen aus den Provinzen ein mit neuen Actenstücken, die des Betruges immer mehr enthüllten. Am 15. beschloß der Rath der Fünfhundert die Anklage wie gegen Merlin von Thionville und Lareveillère-Lepeaux, so auch gegen Rewbel und Treilhard (der von Rastadt ins Directorium gekommen war). Am 28. sagte Quinot: „vor seinem Tode hatte Hoche einen Minister, der gegenwärtig allgemein als Urheber unserer Unfälle genannt wird, angeklagt, und Hoche starb plötzlich.“ An demselben Tage riefen mehrere Stimmen: „die Denunciation der Schelme und Diebe muß unsere Tagesordnung bleiben, bis sie bestraft sind.“ Das Directorium aber stellte sich taub und stumm. Es waren der Compromittirten zu viele. Man zog die Untersuchung in die Länge und ließ die Fünfhundert schreien. Am 30. verlangte daher Bonnere, das Directorium solle Rechenschaft geben über alle von ihm abgeschlossenen oder gutgeheißenen Verkäufe und Verträge: „mögen sie zittern, die neuen Verresse! das Reich der Gauner hat ein Ende.“ Am 1. August wurden noch viele öffentliche Diebe am Vermögen der Nation genannt, darunter die Gesandten Trouvé und Faypoult und General Grouchy. Alles schrie endlich, warum denn Scherer immer noch nicht verhaftet werde? *)

Das Directorium benahm sich in der Klemme, in der es war, mit vieler List, indem es zuerst immer versicherte, ja, es werde dem Rath der Fünfhundert nachkommen und alles gründlich untersuchen lassen, nachher aber die kleinen Unruhen, die von den Royalisten ausgingen, benutzte, um dem Rath der Fünfhundert den Vorwurf zu machen, er schwäche durch seine Anklagen das Ansehen der Regierung und provocire Bürgerkrieg; es sey viel räthlicher, über die Vergangenheit einen Schleier zu decken und die Regierung mit Achtung zu behandeln, damit sie wieder stark werde. Diese Ansicht mußte zuerst der Polizeiminister Fouché verbreiten, dann wurde sie vom Directorium ausdrücklich in einem Erlaß an den Rath der

*) Von allen diesen Dingen, wie sie in den Protokollen des Raths der Fünfhundert aufgezeichnet sind, schweigen die französischen Geschichtschreiber.

Fünfhundert vom 21. August ausgesprochen. Darin heißt es: „Wie kann die Republik durch die Regierung gegen den Royalismus wirksam geschützt werden, wenn ihr die Regierenden immerfort Verräther nennt?“

Zugleich fuhr das Directorium fort, die Presse zu beschränken, um die Vorwürfe schweigen zu machen. Das fand man nun wieder durchaus nicht der republikanischen Freiheit angemessen. François von Nantes sagte am 17. Juni: „wir befinden uns in völliger Sklaverei, jeder Mund ist verschlossen. Jeder Verfasser, der die Wahrheit schreibt, wird verhaftet. Und wir im Rath der Fünfhundert, sprechen wir von den Räubern, so klagt man uns als Anarchisten an. Nur wenn wir weder vom Kriege, noch von den auswärtigen, noch von den innern Verhältnissen sprechen, dürfen wir sprechen, was wir wollen. Eine traurige Freiheit!“ Dagegen sagte Darracq: „ist die Presse eine Ehrfurcht gebietende Macht? ist sie der Maaßstab des Gemeingeistes? Wird sie nicht vielmehr von Menschen gehandhabt, die nicht besser wie die Fiacres sind, die jeden Passagier ums Geld fahren? ihre Unredlichkeit, ihre Uebertreibungen, ihre Fälschungen müssen nothwendig unter die Aufsicht der Polizei gestellt werden. Der Gemeingeist ist durch die Tagblätter stets nur verdreht und verdorben“ ꝛc. Mit dieser Geringschätzung durfte man in der Republik damals schon von der Presse sprechen und Darracq behielt Recht, weil er den Thatbestand schilderte, wie er wirklich war, François aber nur von der reinen Idee ausging. Eine Adresse aus Grenoble warnte damals: „o rettet die Republik, damit es nicht heiße, wir errangen die Freiheit, aber wir verstanden es nicht, sie zu erhalten.“

Der bedeutendste Mann in Paris war damals Sièyes, der mit dem Ruhm, seinem Talent hauptsächlich habe Frankreich die preußische Neutralität bisher zu verdanken gehabt, aus Berlin zurückgekehrt und ins Directorium (8. Juni) eingetreten war, sobald an Rewbel, den er nie leiden konnte, die Reihe des gesetzlichen Austritts gekommen war. Sièyes hatte fast alle Größen der Revolution überlebt und stand immer noch hochgeachtet da. Er spielte

nun auch ein wenig den politiſchen Großvater und glaubte, Frankreich werde es ſich zur Ehre ſchätzen, aus ſeiner Hand eine neue Conſtitution zu empfangen. Er konnte jedoch das Beſtehende nicht umſtürzen ohne Gewalt und ſuchte zu dieſem Behufe einen General. Als Bonaparte aus Aegypten zurückkam, wurde Sièyes von ſeiner Partei beſtürmt, ſich mit dieſem zu verbinden, er trug aber anfangs große Scheu. Bonaparte ſchien ihm nicht gelehrig genug für ſeine conſtitutionellen Plane. Im Uebrigen gehörte er keineswegs mehr der ſtreng republikaniſchen Seite an, die ſchlimmen Erfahrungen der Revolution hatten ihn belehrt, daß man nicht mit dem Volke regieren könne, ſondern daß die Regierung immer über dem Volke ſtehen müſſe. Im Directorium ſelbſt hatte Sièyes nur Roger Ducos für ſich, Barras war heimlicher Royaliſt, der alte Gohier und Moulins aber gehörten der Partei der Reitbahn an.

Bonaparte hatte den Vortheil, daß alle dieſe Parteien ſich um ihn bewarben, während er in den Augen des Volks und aller Einſichtsvollen ſchon über den Parteien ſtand, durch ſeinen Ruhm, durch ſein Genie vorragend über alle andere. Niemand fiel es ein, ihm vorzuwerfen, daß er eigenmächtig die Armee in Aegypten verlaſſen habe. Alles huldigte ihm. Er übereilte daher auch nichts, ſondern ließ die Leute an ſich kommen. Zuerſt fielen ihm die Gemäßigten, die ganze bisher von Sièyes geleitete Partei zu. Beide verſtändigten ſich, ohne einander zu trauen. Mit Sièyes fiel auch der Rath der Alten Bonaparte zu. In dieſem Rath war eine gänzliche Unterdrückung der Preſſe beantragt und, nicht ohne Zuthun Lucian Bonapartes, vom Directorium am 2. Sept. beſchloſſen worden. Darnach wurden 155 Journale unterdrückt und 61 Redacteure verhaftet, ſo daß kein freies Wort mehr gedruckt werden konnte. Alle Soldaten und faſt alle Generale in Paris waren gleichfalls unbedingt für Bonaparte, Augereau an der Spitze. Auch Moreau, der bisher immer noch ſchlecht mit dem Directorium geſtanden, verſprach den Staatsſtreich zu unterſtützen, der daſſelbe ſtürzen ſollte. Um die vielen eifrigen Republikaner in der Armee zu gewinnen, warf Bonaparte mit affectirter Entrüſtung jeden Gedanken von ſich, als ſey es ihm um

Usurpation der höchsten Gewalt zu thun. Es gelte, versicherte er, einzig die durch die Schwäche des Directoriums gefährdete Freiheit durch Kraft, durch neuen Ruhm zu befestigen. Er spottete darüber, daß man ihn mit Cäsar und Cromwell vergleiche: „schlechte Rollen, abgenützte Rollen, unwürdig eines Mannes von Verstand, wenn sie nicht schon des ehrlichen Mannes unwürdig wären! Es wäre ein ruchloser Gedanke, im Jahrhundert der Aufklärung und Freiheit etwas gegen die repräsentative Verfassung zu unternehmen. Nur ein Narr könnte die Wette der Republik gegen das Königthum verloren gehen lassen, nachdem er sie mit einigem Ruhm und einiger Gefahr unterstützt hat.“ Mancher durchschaute dabei wohl seine tiefe Arglist, war aber weniger darüber sittlich entrüstet, als er nur sein Uebergewicht beneidete. So Bernadotte, der Großmeister der Freimaurer geworden war. Wegen des Einflusses, den er in dieser Stellung üben konnte, schmeichelte ihm Bonaparte mehr als allen andern. Bernadotte wußte aber wohl, daß sein Einfluß doch nicht hinreiche, Bonaparte in seinem Siegesfluge aufzuhalten, schloß sich ihm also ebenfalls an. Talleyrand, der vornehme, Fouchés, der plebejische Meister der Intriguen, huldigten beide allemal der stärkeren, neuaufkommenden Gewalt.

Somit war also nur der Rath der Fünfhundert und das schwache Directorenpaar, Gohier und Moulins, zu besiegen, die nichts für sich hatten, als das Gesetz. Nachdem alles gehörig vorbereitet war, wurde der 18. Brumaire (9. November) zur Ausführung des Staatsstreichs anberaumt. Im Rathe der Alten wurde die erlogene Nachricht verbreitet, die Jakobiner beabsichtigten eine Insurrection. Man affectirte großen Schrecken, erklärte das Vaterland in Gefahr, ernannte Bonaparte zum Befehlshaber der bewaffneten Macht und verlegte, da man in Paris nicht mehr sicher sey, die Versammlung der beiden Räthe auf morgen nach St. Cloud. Bonaparte empfing seine Ernennung in der Mitte mehrerer Regimenter, die er unter dem Vorwand einer Musterung um sich versammelt hatte, und erließ sogleich eine Proclamation, welche schon gedruckt war und auf Fouchés Befehl an allen Straßenecken angeschlagen wurde. Auch war eine

ede verbreitet, die Bonaparte nach einer Nachricht an die Solda-
n, nach einer andern, die wahrscheinlicher ist, nur in Gegenwart
en Offizieren an Räthe und bisherige Anhänger des Directoriums
elt. Darin klagte Bonaparte die Regierung an: „was habt ihr
s diesem Frankreich gemacht, welches ich euch so glänzend hinter-
ß? ich hinterließ euch Frieden und finde Krieg. Ich hinterließ
ch Siege und finde Niederlagen. Ich hinterließ euch Millionen
s Italien und finde räuberische Gesetze und Elend. Was habt
r mit jenen hunderttausend Franzosen gemacht, den Gefährten
eines Ruhmes? Sie sind todt. Dieser Zustand kann nicht dauern."
ndere Proclamationen des Raths der Alten, der Administratoren
s Seinedepartements, des Polizeiministers Fouchs wiesen überein-
mmend auf Bonaparte hin, als den Mann des Vertrauens, auf
n alle bauen könnten, als den Starken, der alles durchsetzen
irde, als den Einzigen, der die Republik retten könne. Noch an
n gleichen Morgen löste Bonaparte kraft des ihm nur einseitig
m Rath der Alten aufgetragenen Vollziehungsamtes das Directo-
m auf. Moreau würdigte sich herab, dabei die Schergenrolle zu
ernehmen und den Palast Luxemburg, die Residenz des Direc-
iums, militärisch zu besetzen. Sièyes und Roger Ducos legten
e Stellen freiwillig nieder, wie verabredet war. Barras dankte
gen eine Geldzusicherung gleichfalls ab und reiste auf sein Land-
. Der alte Gohier und Moulins machten einen vergeblichen
rsuch zum Widerstande. Moulins sagte: der Soldat weicht nicht,
nn er auch auf der Mine steht, welche springen soll. Das gefiel
naparte. Nachdem die Directoren entfernt worden waren, klatschte
mit der Reitpeitsche auf den Stiefel und sagte verächtlich: „das
o also die Männer, denen Frankreichs Geschicke anvertraut waren,"
te aber hinzu: Moulins allein ist ein Mann, der sich selbst achtet.

Der Rath der Fünfhundert war nicht versammelt, wußte von
hts und konnte erst am andern Tage in St. Cloud Beschlüsse
en. Eins der enragirtesten Mitglieder, der Corse Salicetti, war
nlich im Solde Bonapartes, lud viele andere Mitglieder des
ths zu einer Zusammenkunft in seinem Hause ein und riß sie zu

lächerlichen Drohungen hin, hinderte sie aber am Handeln. Ihre fürchterlichen Redensarten wurden dann mit Uebertreibungen dem Rath der Alten berichtet, der sich dadurch bewegen ließ, noch fester zu Bonaparte zu halten. Der Bierbrauer Santerre wollte die Vorstädte aufwiegeln, Bonaparte aber, der von allem unterrichtet war, drohte ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, und die Stadt blieb ruhig.

Am andern Tage strömte alles nach St. Cloud. Indem der Rath der Fünfhundert seine Sitzung eröffnete, präsidirte Lucian Bonaparte, gegen den sich alsbald hundert Stimmen in wüthenden Anklagen erhoben. Als Bonaparte von der Hartnäckigkeit des jüngern Raths hörte, begab er sich in den Rath der Alten, beschwerte sich hier über die Fünfhundert, versicherte heilig und theuer, das Vaterland habe keinen wärmeren Freund als ihn, verlangte aber, man solle jetzt mit einer Entscheidung durchgreifen. Linglet, der zur Partei der Reitbahn gehörte, forderte ihn auf, den Eid auf die Verfassung zu schwören. Bonaparte aber erwiderte ihm mit Stolz und Verachtung: „es gibt keine Verfassung mehr, ihr selbst habt sie schon am 18. Fructidor und zu wiederholten Malen verletzt. Alle Parteien haben sie verletzt. Niemand achtet sie mehr, und sie kann uns nichts mehr helfen. Als ich nach Paris zurückkam, haben alle Parteien an meine Thüre geklopft und mir die Gewalt angeboten. Aber ich habe keine angehört, ich bin von keiner Partei, außer von der großen Partei des französischen Volks. Ich nahm das mir anvertraute Amt nur an, um die Sache der Republik zu retten. Und ich habe der Republik glänzende Proben meiner Ergebenheit abgelegt. Seht in mir keinen elenden Intriguanten. Wenn eine Partei es wagen wollte, mich anzugreifen, mich etwa außer dem Gesetz zu erklären, der hüte sich wohl, daß dieser Beschluß nicht ihn selber treffe. Dann rufe ich euch, meine tapfern Waffenbrüder, euch Soldaten auf zu meinem Schutz und euch und meinem Glück vertraue ich." Der Rath der Alten stimmte ihm zu und er eilte nun, mit dem Rath der Fünfhundert fertig zu werden.

Ohne Zweifel bildete er sich ein, diese Versammlung einschüchtern

zu können, indem er selbst in ihre Mitte trat. Aber die Mitglieder schrien: „hinaus mit ihm! nieder mit dem Dictator, in die Acht den Tyrannen!“ Er zog sich zurück und ließ seinen Bruder Lucian durch Grenadiere ebenfalls herausholen. Dieser Präsident der Fünfhundert machte die Soldaten glauben, es seyen Dolche auf ihren Obergeneral gezückt worden und eine Minderheit solcher jakobinischer Dolchschwinger halte die Mehrheit der Versammlung in Todesangst. Auch Sièyes war zugegen und sagte spöttisch, wenn die Fünfhundert den General hors la loi erklärten, so solle er sie nur hors la salle werfen lassen. Bonaparte ließ damit nicht auf sich warten, sondern schickte Murat mit einer Compagnie Grenadiere in den Saal, die unter Trommelschlag mit gefälltem Bajonett die armen Volkstribunen langsam vor sich hertrieben und zwangen, durch Thüren und Fenster ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Lucian rief eine kleine Minderheit des Raths der Fünfhundert abermals zusammen, um dem Rath der Alten zuzustimmen und dem Staatsstreich eine gesetzliche Form zu geben. Durch Beschluß der beiden Räthe wurde eine provisorische Regierung von drei Consuln (General Bonaparte, Sièyes und Roger Ducos) und eine aus beiden Räthen gewählte Verfassungscommission niedergesetzt, welche die neue Constitution entwerfen sollte. Von den heftigsten Opponenten im Rath der Fünfhundert wurden 37 zur Deportation verurtheilt, 21 unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Als Bonaparte den Namen Salicettis, der auf der Liste stand, wieder ausstrich, erfuhr man jetzt erst staunend, welche Doppelrolle dieser listige Corse bisher gespielt hatte. Die Deportirten wurden übrigens bald darauf wieder begnadigt, da sie ganz ungefährlich waren. Bonaparte ließ auch eine Menge politische Gefangene in Paris los und befahl gleiche Freilassungen in ganz Frankreich und Zurückberufung der Deportirten aus Cayenne, denn er wollte als Retter erscheinen und sich überall Freunde machen. Waren ihm auch die Terroristen verhaßt, so begnadigte er sie gleichwohl, wenn sie sich bittend an ihn wandten und ihm zu dienen gelobten. So Barrère, der übrigens in einer

unbedeutenden Anstellung sein beflecktes politisches Leben enden mußte. Unter den Zurückberufenen bemerkt man Barthelemy und Carnot. Auch die am 18. Fructidor verbannten Priester durften zurückkehren.

6.

Der erste Consul.

Unterdeß wurde fleißig am Verfassungswerk gearbeitet. Sièyes hatte schon einen Entwurf in der Tasche, in welchem die gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Behörden der Republik aufs kunstreichste gegen einander abgewogen waren. Das Haupt der Republik sollte ein unabsetzbarer und unverantwortlicher proclamateur-électeur seyn, der zu allen Aemtern ernannte, aber nur aus einer Zahl Candidaten, die vorher vom Volke in drei Wahlabstufungen von Gemeinde-, Provinzial- und Nationalwahlen gewählt worden, und der, wenn er die verantwortlichen Minister ernannt hatte, sie walten lassen und selber nicht regieren sollte. Sièyes hatte sich ursprünglich selbst als proclamateur-électeur gedacht. Bonaparte aber, der nur allein sich für die höchste Stelle berufen glaubte, sagte ihm: „Wie haben Sie sich nur einbilden können, daß ein Mann von einigem Talent und ein wenig Ehrgefühl sich zur Rolle eines Mastschweins mit einig[illegible] Millionen Gehalt bequemen werde.“ Er strich daher an dem Verfassungsentwurf alle constitutionellen Künsteleien weg, und legte alle Gewalt in eine Hand, die des auf 10 Jahre zu ernennenden ersten Consuls. Neben ihm sollten noch zwei Consuls bestehen, aber nur mit berathender Stimme. Der erste Consul sollte ein Senat von 80 lebenslänglichen Mitgliedern ernennen, dem das Recht zustand, das Consulat zu erneuern, desgleichen das Recht, die 300 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung und die 100 des Tribunats zu ernennen, welches letztere über Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten zu wachen, aber kein Veto, sondern nur die Pflicht hatte, Verfassungswidrigkeiten dem Senate zur Anzeige zu

bringen. Außerdem ernannte der erſte Conſul einen Staatsrath zunächſt um ſeine Perſon, die verſchiedenen Miniſterien und durch ſie wieder alle Civil- und Militärbeamte. Er hatte mithin alle Stellen allein zu vergeben und die Volkswahlen waren vernichtet, die Conſtitution von 1793 in ihr vollkommenſtes Gegentheil verkehrt. Wie dort alle Gewalt von unten hatte ausgehen ſollen, ſo ging ſie jetzt einzig von oben aus.

Die neue Verfaſſung wurde mit großer Oſtentation einem Plebiscit unterworfen. Das Volk ſollte in Urverſammlungen erklären, ob es ſie wolle oder nicht? Dafür ſtimmten 3,011,007 Activbürger, doppelt ſo viele Stimmen als für die Conſtitution von 1793 geſammelt worden waren. Die Verkündigung der Verfaſſung erfolgte am 25. Dezember. Bonaparte bezog als erſter Conſul den Palaſt der Tuilerien, der Senat den Palaſt Luxemburg, das Tribunat das Palais Royal, das Corps legislatif den Palaſt Bourbon.

Sièyes ergab ſich ſchmerzlich drein, erkannte aber an, daß Bonaparte nicht übertroffen werden könne. Bewundernd und ärgerlich zugleich rief er aus: er will alles, weiß alles, kann alles. Sièyes dankte aber dafür, ſein Untergebener zu werden, und legte die Conſulſtelle nieder, ebenſo Roger Ducos. Bonaparte ließ Sièyes als „Nationalbelohnung“ ein reiches Landgut decretiren, was er auch anzunehmen ſchwach genug war. Darauf wählte ſich der erſte Conſul Cambacérés, einen eiteln Advokaten, und Lebrun, einen fleißigen Mann aus der alten Kanzlei des weiland Miniſter Maurepas, zu Mitconſuln.

Der 18. Brumaire war in Frankreich eben ſo populär, wie es der 9. Thermidor geweſen, denn man war der Lüderlichkeit unter dem Directorium eben ſo ſatt, wie man früher froh geweſen war, den Schrecken der Conventszeit überſtanden zu haben. Bonaparte wurde mit dem allgemeinſten Vertrauen begrüßt. Vom großen Sohne der Revolution erwartete man, er werde ihre guten Früchte erhalten mit Beſeitigung alles deſſen, was an ihr ſchlecht, verdorben und giftig geweſen. Von dem Manne, der den Papſt gegen Lareveillère-

Lepeaux in Schutz genommen hatte und deſſen erſte Regierungshandlung die Zurückberufung armer Prieſter war, hoffte andrerſeits das altgläubige Volk, er werde durch Wiederbringung der Kirche ſeine irdiſche Miſſion unter höhern göttlichen Schutz ſtellen.

Der erſte Conſul gewann die Talente ohne Unterſchied der Partei, der ſie bisher gedient hatten. Nach der Moral frug er nicht. Deshalb war ihm Fouché nicht ſo übel berüchtigt, daß er ihn nicht als Polizeiminiſter beibehalten hätte. Dagegen waren ihm Grundſätze und Unglück zuwider und er ſtrich Jourdan aus der Liſte der Armee aus, ſowohl weil dieſer General der Freiheit aufrichtig anhing, als auch weil er auf dem Schlachtfeld kein Glück hatte. Carnot ehrte er, unbekümmert um deſſen ſtrengen Republikanismus, und machte ihn bald, als Nachfolger Berthiers, zum Kriegsminiſter. Man bemerkte übrigens, daß der erſte Conſul die Jakobiner, die ſich nicht zu ihm bekehrten, viel mehr haßte, als die Royaliſten, von denen er glaubte, ſie würden den Dienſt des einen Herrn leichter mit dem des andern vertauſchen. Er ließ Emigranten, die bei Calais geſcheitert waren, wieder frei. Er erlaubte die öffentliche Ausübung jeder Religion, öffnete ſchon am 28. Dezember alle Kirchen wieder dem chriſtlichen Gottesdienſt, ließ die bisher nur zum Sturmläuten gebrauchten Glocken wieder zum Gottesdienſt läuten und befahl am 30. die feierliche Beſtattung des in Valence verſtorbenen Papſtes, den man bis dahin hatte liegen laſſen, weil man ihn nicht chriſtlich, aber doch auch nicht unchriſtlich hatte beerdigen wollen. Er ſchaffte die Feier des 21. Jan. ab, des Unglückstages, an welchem der König hingerichtet worden war. Im Januar 1800 erlaubte er allen Emigrirten zurückzukommen, wenn ſie ſich von der Emigrantenliſte wollten ſtreichen laſſen. Das waren allerdings geeignete Mittel, um den royaliſtiſchen Aufſtand zu dämpfen. Schon im Januar legte Herr von Chatillon in der Vendée die Waffen nieder, Herr von Bourmont in der Bretagne. Ein Theil der Chouans, der ſich nicht fügen wollte, wurde bei Hennebon beſiegt (27. Januar) und der junge Herr von Frotté, einer der halsſtarrigſten, erſchoſſen. Da unter-

Die Wittelsbacher in der Pfalz wurden auf gleiche Weise durch Theilungen und durch das Unglück des Kriegs geschwächt. Das Churhaus verlor die Oberpfalz von Baiern, die Nebenlinie Pfalz-Neuburg theilte mit Brandenburg die Clevische Erbschaft, und kam 1666 wirklich in den Besitz von Berg und Jülich; 1683 trat sie auch an die Stelle der ausgestorbenen Churlinie. Die andre Nebenlinie, Pfalz-Birkenfeld, überlebte in der folgenden Zeit alle übrigen Wittelsbacher, und kam dadurch in den Besitz von Baiern.

Die Herzöge von Lothringen standen unter französischem oder österreich-spanischem Einfluß, so wie die Churfürsten von Mainz, Trier und Cölln.

Die Herzöge von Holstein waren Könige von Dänemark geworden, und Holstein wurde dann von einer Nebenlinie des königlichen Hauses, Holstein-Gottorp, regiert.

Mecklenburg theilte sich in die Linien Schwerin und Güstrow, später Strelitz; Baden in Baden und Durlach; Anhalt in Dessau, Bernburg, Köthen und Zerbst. Die Ernestinische Linie von Sachsen theilte sich in sehr viele Linien, unter denen Weimar allein hervorragte. Eben so theilten sich die noch schwächern Häuser von Nassau, Hohenzollern in Schwaben, Hohenlohe, Schwarzburg, Lippe ꝛc. Oldenburg starb später aus, und kam an Holstein-Gottorp. Da die großen Fürsten die Primogenitur einführten, die kleinern aber fortwährend theilten, so wurde der Abstand zwischen beiden immer merklicher.

Kapitel CCCCXXV.

Die Landeshoheit.

Die Fürsten waren die einzigen, die durch den Verfall des Reichs gewannen. Vom Papst bis zum Bauer

warfen ſich endlich auch der kühne Georges Caboubal und Herr von Autichamp in der Vendée. Der erſte Conſul hatte ein ſoldatiſches Wohlgefallen an dieſer kühnen Partei, die den Jakobinern ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte, und verſchmähte es nicht, ſich um ſie einige Mühe zu geben. Er lud ſie im Februar nach Paris ein und unterhielt ſich mit ihnen aufs huldreichſte. Den gewaltigen Georges Caboubal zu gewinnen, gelang ihm aber nicht. Dieſer Koloßmenſch ſchlug ſich, nachdem er Paris wieder verlaſſen, vor die Stirn, wie er habe ſo dumm ſeyn können, in Bonapartes Cabinet demſelben gegenüberzuſtehen, ohne ihn gleich zu packen und zu erwürgen. Dagegen machte der erſte Conſul eine ihm ſehr werthvolle Aquiſition an dem Abbé Bernier, der bisher die Bauern in der Vendée zum Kampf für Altar und Thron begeiſtert hatte, jetzt aber ſich bereit finden ließ, im geheimſten Vertrauen Bonapartes Unterhandlungen mit dem neuen Papſt anzuknüpfen. Das große ſchöne Frankreich der Kirche wiederzuerobern ſchien dem verſtändigen Abbé leichter mit Hülfe Bonapartes als mit Hülfe Caboubals.

Wie das Landvolk hauptſächlich durch die Wiedereröffnung der Kirche befriedigt wurde, ſo der bürgerliche Mittelſtand durch die Weisheit, mit welcher der erſte Conſul die zerrütteten Finanzen ordnete und den Credit herſtellte. Das geſchah vornehmlich durch die franzöſiſche Bank, die der erſte Conſul durch eine Vereinigung von Pariſer Bankiers zu Stande brachte.

In der Verwaltung traten an die Stelle der von unten gewählten und berathſchlagenden Departemental-, Cantonal- und Communalverſammlungen vom erſten Conſul ernannte ausſchließlich befehlende Beamte, im Departement der Präfect, im Canton der Unterpräfect, in der Gemeinde der Maire. Man war in ganz Frankreich des vielen Rathſchlagens und Schwatzens ſatt geworden, da ſich überall nicht die weiſeſten, ſondern die Unverſchämteſten im Rathe vorgedrängt und nur ihren Privatvortheil geſucht hatten. Ordnung und Strenge war das dringendſte Bedürfniß geworden. — Im Tribunat allein zeigte ſich einiger Widerſtand gegen das raſche und befehlshaberiſche Verfahren des erſten Conſuls. Er ſchrieb den

Tribunen die Zeit vor, binnen welcher ſie ihre Einreden beendigt haben müßten. Dagegen erhob ſich im Schooße dieſes Staatskörpers Widerſpruch. Dem jungen Benjamin Conſtant, einem philoſophiſch-politiſchen Stutzer aus dem Cirkel der Frau von Staël, war es gelungen, ins Tribunat hineinzuſchlüpfen, wo er für die politiſche Freiheit lediglich nichts mehr erwirken konnte, wohl aber eine erwünſchte Gelegenheit fand, ſich durch ſeine Oppoſition einen Namen zu machen und alle die kleinen Eitelkeiten und Eiferſüchteleien gegen den erſten Conſul auszukramen, von denen ſeine Dame voll war. Bonaparte ließ ihn im Moniteur verſpotten. In gleicher Weiſe wurde die Preſſe behandelt. Es blieben nur noch 13 Zeitungen, die dem Intereſſe der Regierung entweder dienen oder wenigſtens nicht zuwider ſeyn mußten. Ein Decret vom 17. Jan. 1800 verbot allen Blättern, die Regierung auf irgend eine Weiſe zu tadeln.

Großes Verdienſt erwarb ſich der erſte Conſul um Reorganiſation des Schulweſens. Er gründete ſchon beim Antritt ſeiner Amtsgewalt die berühmte polytechniſche Schule in Paris unter Monges Leitung und ordnete das während der Revolution faſt ganz untergegangene Schulweſen in der Hierarchie der Primär- und Secundärſchulen.

Gerade damals war der große General Waſhington, der Befreier Amerikas, geſtorben, 15. Dez. 1799. Als die Nachricht davon nach Paris kam, ließ Bonaparte Trauer anlegen und eine große Todtenfeier veranſtalten, theils um den vereinigten Staaten von Nordamerika, die unter dem Directorium beleidigt worden waren, eine Genugthuung zu geben, theils um die noch republikaniſch geſinnten Franzoſen das unſchuldige Schauſpiel zweier im Namen der Freiheit verbrüderter Nationen genießen zu laſſen. Allein in der Feſtrede, welche Fontanes bei dieſem Anlaß hielt, war mehr von Bonaparte als von Waſhington die Rede und wurde geſagt: „es gibt wunderbare Männer, die von Zeit zu Zeit auf der Weltbühne mit dem Charakter der Größe und der Herrſchaft auftreten. Eine höhere und unbekannte Urſache ſendet ſie, wenn es an der Zeit iſt, um neue Reiche zu gründen oder die Trümmer der alten wiederher-

zuſtellen. Vergebens ſuchen dieſe von der Vorſehung bezeichneten Männer beſcheiden in der Menge zurückzubleiben, die Hand des Glücks reißt ſie über jedes Hinderniß hinweg von Sieg zu Sieg. Eine Art übernatürlicher Begeiſterung belebt alle ihre Gedanken, eine unwiderſtehliche Bewegung theilt ſich allen ihren Unternehmungen mit. Die Menge glaubt ſie noch mitten unter ſich und findet ſie nicht mehr. Da erhebt ſie ihre Blicke und findet ſie auf der Höhe des Ruhms ſtrahlen."

Dem entſprach die ganze Haltung des erſten Conſuls. Seine Macht und Größe und der Umfang der Tuilerien, die er bewohnte, verlangte ſchon eine Art von königlichem Hofſtaat. Er führte in ſeinen Umgebungen eine ſtrenge Etikette ein. Die erſten Beamten der Republik und ihre Frauen mußten ſich darein finden und den ſtolzen Republikaner, den freimüthigen Soldaten entſchädigten für dieſen neuen Zwang der Ruhm und die ſehr einträglichen Aemter. Einen erſten Anfang ariſtokratiſcher Auszeichnungen machte der erſte Conſul durch Einführung der Ehrenſäbel, die er den tapferſten Kriegern feierlich überreichen ließ. Einen engern Hofcirkel pflegte er auf dem ſchönen Landſitz Malmaiſon zu verſammeln, den er damals kaufte. Von dieſem neuen Hofe gingen nun auch wieder neue Moden aus. Bei den Herren verſchwanden die incroyablen Formen und machten dem Glanz knapper Uniformen Platz. Das Haar begann ganz kurz abgeſchnitten zu werden, wie man es an römiſchen Kaiſerbüſten ſieht. Solche ſ. g. Titusköpfe trugen ſogar eine Zeit lang die Damen. Das Coſtume wurde durchweg anſtändiger, Bonaparte litt die Nuditäten der Madame Tallien nicht mehr. Auch hielt er ſtreng darauf, daß die Frauen mit ihren Männern kamen, eine Neuerung, die ihm eben ſo ſehr zur Ehre gereicht, als ſie von denen verſpottet wurde, die an die Lüderlichkeit des alten Hofes gewohnt waren.

Indem der erſte Conſul binnen wenigen Wintermonaten Frankreich im Innern eine andere Geſtalt gab, benutzte er zugleich die durch die rauhe Jahreszeit gebotene Waffenruhe, das Intereſſe Frankreichs nach allen Seiten hin durch Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten zu fördern. Außer Spanien, welches der Friedens-

fürſt immer noch ganz nach franzöſiſchen Zwecken regierte, war damals nur Preußen der franzöſiſchen Regierung befreundet, hatte jedoch ſeine Anſprüche auf Cleve erneuert und ſogar ein Heer am Rhein aufgeſtellt, um ſeinen Nutzen zu wahren, falls die Oeſterreicher und Ruſſen ſiegreich in Frankreich eingedrungen wären. Bonaparte ſah das für keine feindliche Demonſtration an und ſandte ſeinen Liebling, den gemeſſenen und achtungeinflößenden Duroc, der ganz zum König paßte, nach Berlin. Duroc bezauberte alle Herzen und der König ſagte, indem er ihn ſeinem Hofe vorſtellte: „es iſt der Freund des größten Mannes, den ich kenne.“ Betrüglich bat der erſte Conſul, Preußen möge das Schiedsrichteramt in Europa übernehmen und den erſehnten Frieden herbeiführen. Oeſterreich ſelbſt bot er Frieden an, aber nur auf Grund des Friedens von Campo Formio. Der alte Thugut war indeß nicht geneigt, ihm die Lombardei wieder abzutreten und hielt Frankreich für ſo zerrüttet, daß er nicht zweifelte, Melas werde im nächſten Frühjahr ſiegreich in die Provence eindringen. Auch an den König von England ſchrieb der erſte Conſul eigenhändig und bot ihm Frieden an; dieſe dreiſte Form aber mißfiel in London, die Antwort wurde nur vom engliſchen Miniſterium an das franzöſiſche gerichtet und war ablehnend und beleidigend: „Seine britiſche Majeſtät könnte keinen Frieden ſchließen, ſo lange Frankreich unter der Herrſchaft einer jede geſellſchaftliche Ordnung umſtoßenden Regierungsgewalt ſtehe und die Bourbons noch nicht auf den Thron zurückgeführt ſeyen.“ Man hat dieſe Animoſität beklagt, da ſie die Fortſetzung eines Kriegs herbeiführte, in welchem Frankreich nur noch immer mächtiger wurde.

Zehntes Buch.

Das Conſulat.

1.

Marengo.

Die franzöſiſche Armee war ſehr herabgekommen. Maſſena hielt ſich mit noch 36,000 Mann in Genua und Nizza, Brune ſtand mit 16,000 Mann in Holland, die Hauptarmee am Rhein wurde auf 130,000 Mann gebracht. Bonaparte brachte ein großes Opfer, indem er Moreau zum Oberbefehlshaber der Hauptarmee ernannte und ſich die Anführung einer nur 40,000 Mann ſtarken und erſt in der Bildung begriffenen Reſervearmee vorbehielt, die zu Dijon gebildet werden ſollte. Er brauchte die Liſt, in Dijon ſelbſt nur wenige Rekruten zu verſammeln, um die dahin abgeſandten Spione des Auslandes glauben zu machen, die Reſervearmee ſey nur eine Fiction, um dem Ausland zu drohen. Unterdeß wurde aber dieſe Armee wirklich im tiefſten Geheimniß zuſammengezogen und nach den Alpen dirigirt. — Die Oeſterreicher hatten 110,000 Mann unter Melas in Italien, die durch 20,000 Neapolitaner und durch 22,000 Engländer, deren Landung man bei Toulon erwartete, noch verſtärkt werden ſollten, und 109,000 Mann unter Kray am Rhein, zu denen noch 20,000 Mann Reichstruppen kommen ſollten. Ihre

ſchwächſte Stellung war mithin dieſſeits, ihre ſtärkſte jenſeits der Alpen, während im Gegentheil die franzöſiſche Macht, die in Deutſchland operiren ſollte, viel ſtärker war als die für Italien beſtimmte. Der erſte Conſul verlangte daher mit Recht, Moreau ſolle ihm, ſo wie er vom Rhein aus vordringe, den im Bergkriege ſo geübten General Lecourbe mit 25,000 Mann nach Italien zu Hülfe ſchicken. Das geſchah aber nicht. Moreau nahm eine ſo eiferſüchtige Stellung Bonaparte gegenüber ein und widerſprach deſſen Wünſchen ſo eigenſinnig, daß man vorausſetzen muß, er habe eine ſehr ſtarke Partei unter den Offizieren und unter den noch republikaniſch geſinnten Truppen gehabt, von denen der größte Theil an Moreau, Jourdan, Hoche ꝛc., aber nicht an Bonaparte gewöhnt war. Um ſo genialer erſcheint es vom erſten Conſul, daß er es unternahm, mit einem kleinen Heer mehr auszurichten, als Moreau mit ſeinem großen.

Moreau führte ſein Heer am 25. April an drei Stellen über den Rhein, bei Straßburg, Altbreiſach und Baſel, täuſchte aber Kray, der den Hauptangriff von Straßburg aus erwartete und ſeinen rechten Flügel bis Mainz ausgedehnt hatte, ließ die Colonne von Kehl aus ſogleich abſchwenken und concentrirte ſeine ganze Macht am Bodenſee. Dahin mußte nun auch Kray umwenden, erlitt aber nur Niederlagen, bei Engen, Mößkirch, Biberach, und zog ſich in eine feſte Stellung bei Ulm zurück. Hier wagte ihn Moreau nicht anzugreifen, umging ihn aber wieder und nahm Augsburg ein, wo er blieb, um die Ereigniſſe in Italien abzuwarten, wohin er trotz Bonapartes dringenden Vorſtellungen nicht Lecourbe mit 25,000, ſondern Moncey mit nur 18,000 Mann durch die Schweiz über das St. Gotthardgebirge abgehen ließ.

In Italien hatte Melas die Feindſeligkeiten ſchon am 6. April wieder eröffnet, Maſſena nach Genua zurückgeworfen und Suchet von ihm getrennt. Die Truppen Maſſenas waren ſeit fünf Monaten ohne Sold geblieben und in dem verheerten Gebirgslande ohne Lebensmittel. Alle Zufuhr von der Seeſeite her war durch die engliſchen Schiffe und von der Landſeite her durch die Oeſterreicher unter General Ott abgeſchnitten, den Melas vor Genua zu-

rückließ. Der erste Consul versprach Massena baldigen Entsatz und feuerte den Muth der mit ihm eingeschlossenen Truppen durch eine schöne Proclamation an. Unterdeß trieb Melas das kleine Corps von Suchet vor sich her und war im Begriff, in die Provence einzudringen und seine Vereinigung mit den Engländern, die noch auf der Insel Minorca warteten und bei denen sich auch Pichegru befand, zu bewerkstelligen, als ihm unerwartet die Kunde wurde, eine französische Armee habe in seinem Rücken die Alpen überstiegen und bedrohe Mailand.

Bonaparte hatte im tiefsten Geheimniß seine geniale Operation ausgeführt. Während Moncey über den Gotthard ging, schickte der erste Consul von seiner Reservearmee drei kleinere Abtheilungen, je von 4—5000 Mann, die eine unter Bethancourt über den Simplon, die andere unter Thurreau über den Mont Cervin, die dritte unter Chabran über den kleinen St. Bernhard, er selbst aber ging mit 35,000 Mann über den großen St. Bernhard. Sein Weg führte durch Wallis. Berthier wurde vorausgeschickt, um in St. Remy alles aufzunehmen, was über den Berg käme, und die Ordnung des Zugs herzustellen. Bonaparte selbst blieb in Martinach, bis alles hinüber war. In St. Pierre begann das Auseinanderlegen der Geschütze und Munition, da auf den gefährlichen Pfaden nur Saumthiere und Menschen passiren konnten. Die Kanonenläufe wurden in hohle Baumstämme gelegt und mit großer Anstrengung vieler Menschen fortgeschleift. Das Kloster und Hospiz auf der Höhe des St. Bernhard war reichlich mit Lebensmitteln versehen worden, und hier ruhten alle Bataillone an wohlbesetzten Tafeln aus. Heiteres Wetter begünstigte den Uebergang, der vom 16—20. Mai währte und mit sehr geringem Verlust bewerkstelligt wurde. Die italienische Seite war von den Oesterreichern nicht besetzt. Die wenigen Croaten, die sich in Aosta befanden, wurden leicht vertrieben. Nur das kleine Fort Bard sperrte den Weg. Eine Handvoll Oesterreicher hielt hier die ganze französische Armee auf, die abermals auf einem schmalen Fußpfade über den Berg von Albaredo ausweichen mußte, auf dem aber das Geschütz nicht folgen konnte.

Doch gelang es den Artilleriſten, die Straße mit Miſt und Matratzen zu belegen und im Dunkel der Nacht ſo leiſe und unbemerkt als möglich ihre Stücke an dem gefährlichen Fort vorbeizuführen. Die Oeſterreicher feuerten zwar heftig, trafen aber doch nur verhältnißmäßig wenig Geſchütze, Menſchen und Pferde. Mittlerweile hatte der Vortrab der Franzoſen unter Lannes die 9000 Oeſterreicher, die unter Haddik in der Nähe von Aoſta gar nicht ahnten, wer über die Alpen käme, bereits zurückgeſchlagen. In denſelben Tagen jagte Moncey den eben ſo überraſchten Vukaſſovich, der mit 10,000 Mann die Simplon- und Gotthardſtraße hatte bewachen ſollen, nach Mailand zurück.

Lannes nahm ſchon am 1. Juni Pavia weg, das Hauptmagazin Melas, mit 300 Kanonen und unermeßlichen Vorräthen, und am 2. zog der erſte Conſul ſelbſt triumphirend in Mailand ein. Maſſena leiſtete ihm den weſentlichſten Dienſt, indem er Melas ſo lange als möglich feſthielt. Alle gewöhnlichen Lebensmittel waren in Genua ausgegangen, die Hälfte der Armee und ein großer Theil der Einwohner ſtarben oder lagen krank; endlich war gar nichts mehr da, was zur Nahrung hätte dienen können, und jetzt erſt entſchloß ſich Maſſena zu einer Capitulation, aber auch nur zu einer ehrenvollen. Am 5. Juni bewilligte ihm Ott freien Abzug mit den 8000 Mann, die allein noch die Waffen tragen konnten.

Melas, lange durch ſeine falſche Vorausſetzung getäuſcht, ſtellte zwar endlich ſeine Bewegung gegen die Provence ein, ließ aber den General Elsnitz mit 25,000 Mann am Var in der Meinung, er werde bald wieder dorthin zurückkommen, 30,000 unter Ott blieben in Genua, 12,000 andere ſtanden bei Suſa, Melas ſelbſt ging mit nur 10,000 Mann nach Turin, während Vukaſſovich an die Etſch floh und andere öſterreichiſche Truppen in Mantua, Venedig, Toscana und Rom ſtanden. In dieſer Zerſtreuung befand ſich die große öſterreichiſche Armee, ſo daß Melas Mühe hatte, nur 30,000 Mann ſchnell genug bei Aleſſandria zu ſammeln, als Ott, der aus Genua kam, ſchon am 9. Juni von Lannes bei Montebello eine Schlappe erlitt und Melas ſelbſt vom erſten Conſul am 14. Juni in der

weiten Ebene von Marengo angegriffen wurde. In dieser Schlacht bewährte sich der starke Muth der Oesterreicher noch einmal. Die Truppen Otts schlugen alles vor sich nieder, zuerst das Corps von Victor, dann das von Lannes, endlich selbst die französische Garde. Der erste Consul zog sich zurück und ein Theil seiner Truppen war aufgelöst und in voller Flucht. Da erschien Desaix, der eben aus Aegypten angekommen war, mit einer frischen Division voller Kampfbegier, und unglücklicherweise hatte der alte Melas, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen worden waren und der selbst verwundet und sehr ermüdet war, sich nach Alessandria begeben und den Generalen Ott und Zach die Verfolgung der Franzosen aufgetragen. Ott auf dem linken Flügel trieb den Feind vor sich her, ohne Widerstand zu finden. Zach auf dem rechten wurde dagegen plötzlich von einer versteckten Batterie mit Kartätschen beschossen und von Desaix aufs heftigste angegriffen. Desaix fiel zwar tödtlich von einer Kugel getroffen, aber Kellermann setzte seinen Angriff fort und brachte, da Zach von seinem wilden Rosse fortgerissen und gefangen wurde, die führerlosen Oesterreicher in Verwirrung. Bonaparte erholte sich nun schnell von seiner Niederlage und trieb von den flüchtigen Heerestheilen wieder vorwärts, so viel er vermochte. Ott kam zu spät, die Schlacht herzustellen, die Flüchtlinge des rechten Flügels stürzten sich auf ihn und rissen ihn mit fort. So wurde eine von den Oesterreichern gewonnene Schlacht nach wenigen Stunden wieder verloren.

Melas hätte sich seitwärts zurückziehen können nach Toscana, gab aber voreilig alles verloren und capitulirte schon am 15. Der erste Consul bewilligte ihm freien Abzug und erhielt dagegen Genua und alle Festungen in Piemont und der Lombardei, Peschiera und Mantua ausgenommen, hatte mithin alles wiedergewonnen, was seit dem Frieden von Campo Formio verloren gegangen war. Er eilte nach Mailand zurück, wo er am 18. einem feierlichen Te deum im Dome anwohnte, „möchten die Atheisten in Paris davon sagen, was sie wollten.“ Auch ließ er die Geistlichkeit zu sich entbieten, versicherte sie seiner kirchlichen Gesinnungen und ließ den Papst, der

damals gerade aus Venedig, wo er gewählt worden war, nach Rom reiste, aufs ehrerbietigste begrüßen. Am 24. verließ er Mailand und reiste über Turin und Lyon nach Paris zurück. Ueberall auf seinem Wege sammelte sich das Volk voller Neugier und Staunen, den Unüberwindlichen zu sehen, der schon wieder mit einem Blitzschlag Oesterreichs Macht zertrümmert hatte. Nirgends war die Freude so aufrichtig, wie in Lyon. Diese gewerbfleißige Stadt glaubte nicht anders, als der erste Consul, der seiner Proclamation zufolge nur den Frieden erkämpfen wollte, habe ihn nun erkämpft und jetzt beginne ein augusteisches Zeitalter langer Ruhe und blühenden Wohlstandes. Auch Paris empfing den ersten Consul mit lauter Bewunderung, zum Theil kriechender Schmeichelei. Man gab ihm Feste, prächtiger als je unter dem alten Königthum. „Paris schwamm in Feuer." Doch ist hinterher bekannt worden, daß Fouché bereits seine Maßregeln getroffen hatte für den Fall einer Niederlage des ersten Consuls. Es gab noch viele, die es lieber gesehen hätten, wenn er bei Marengo wäre geschlagen worden.

Auch Moreau hatte die Feindseligkeiten wieder eröffnet und Kray am 19. Juni bei Hochstädt zurückgetrieben, als die Capitulation von Melas auch einen Waffenstillstand in Deutschland nach sich zog.

Noch befanden sich etwa 8000 in Italien, Holland und der Schweiz gefangene Russen in Frankreich. Der erste Consul ließ sie neu kleiden, aufs schönste bewaffnen und von russischen Generalen frei in die Heimath führen. Das schmeichelte dem Kaiser dergestalt, daß er dem ersten Consul mit Worten der Bewunderung antwortete und ihm von freien Stücken ein Bündniß gegen das treulose England anbot. Bonaparte trat ihm die Insel Malta ab, die sofort von Russen besetzt werden sollte, was aber verzögert wurde. Paul I. hatte als Protector des Malteserordens gegen die Besitznahme der Insel durch die Franzosen protestirt und sich am 27. October 1798 von den zersprengten Rittern selbst zum Großmeister des Ordens wählen lassen. Er hätte gern Malta erworben als eine feste Station für seine Seemacht, mit der er im Mittelmeer eine Rolle

waren alle Stände während des Mittelalters mächtiger und glücklicher gewesen, nur die Fürsten waren minder mächtig gewesen. Jetzt war es umgekehrt. Alle hatten verloren, nur die Fürsten gewonnen. Der Papst hatte die geistliche Gewalt und die reichen Kirchengüter verloren an die Fürsten. Der Kaiser hatte die weltliche Gewalt und die Regalien verloren an die Fürsten. Die kleinen Herren und der Adel hatten ihre Waffen verloren an die Fürsten. Die Städte waren ruinirt, und Reichthum herrschte nur noch an den Höfen. Die Bauern waren mehr als je gedrückt, weil sie eben diesen Reichthum schaffen mußten. Mit dem Mittelalter ging die Macht der Hierarchie, des Reiches und der Stände unter, und ihr gemeinschaftlicher Erbe waren die Fürsten.

Die Landeshoheit erweiterte sich nach außen, denn die meisten Fürsten vermehrten ihre Besitzungen durch Secularisationen oder andre Erwerbungen, und sie befestigte sich im Innern durch der Umstände Gunst und der Fürsten Klugheit. Die Einigkeit, welche dem Reich mangelte, wurde desto glücklicher den Fürstenthümern zu Theil. Der gleiche Glauben verband im 16ten, und die gleiche Noth im 17ten Jahrhundert die Völker aufs innigste mit ihren Häuptern. Ueberdem verfielen die mächtigsten Stände, Adel und Städte, und ihr alter Zwist mit den Fürsten hörte von selbst auf, da sie zum Widerstand nicht mehr stark genug waren. Die Fürsten aber sicherten diese Einigkeit zuerst durch die Primogenitur und Untheilbarkeit, und dann durch ihre Regierung, die alle Kräfte des Landes auf einen Punkt vereinigte. Alle kleinen Herrschaften und Gerichte verschwanden vor der gemeinsamen Landesregierung, alle besondern Rechte vor dem Landesgesetz; die Ritterburgen verschwanden vor der Hofburg, und die freien Städte vor der Residenzstadt. Alles drängte nach dem

ſpielen wollte. Bonaparte legte keinen Werth mehr auf Malta, weil er es gegen die Engländer doch nicht behaupten konnte.

Trotz allen Bemühungen, auch Oeſterreich von England zu trennen, gelang es dem erſten Conſul doch nicht. Die Friedensunterhandlungen zogen ſich in die Länge. Der alte Thugut trat zwar nicht ernſtlich ab, allein ſein Nachfolger, Graf Lehrbach, war ein noch bitterer Feind Frankreichs. Die Engländer wandten alles an, um Oeſterreich zu neuen Kriegsanſtrengungen zu vermögen. Sie verſprachen die Truppen, die immer noch auf der Inſel Minorca lagen, in Livorno zu landen. Der öſterreichiſche General Sommariva ſollte Toscana in die Waffen rufen. Aber Bonaparte kam ihnen zuvor und ließ eine franzöſiſche Armee unter Dupont in Toscana einrücken, im November. Die Stadt Arezzo, ſchon früher eine der feurigſten im Kampfe gegen die Franzoſen, erhob ſich zur Unzeit, und fiel nach einer furchtbaren Gegenwehr in die Gewalt der franzöſiſchen Soldaten, die aufs greulichſte mordeten und plünderten. Nunmehr begann auch der Krieg wieder in Deutſchland. Der lange Aufenthalt Moreaus in Bayern koſtete dieſem Lande und Schwaben ſchwere Opfer. Bayern mußte ihm monatlich 900,000 Gulden zahlen. Regensburg wurde um 250,000 Gulden gebrandſchatzt, ungerechnet die Requiſitionen von Pferden und Proviant. Als der Krieg wieder ausbrach, befehligte die Oeſterreicher nicht mehr Kray, ſondern des Kaiſers Bruder, der erſt 18jährige Erzherzog Johann unter Leitung des alten Feldzeugmeiſters Lauer, der Moreaus linken Flügel bei Ampfing am 1. Dezember faßte und zurückſchlug, aber in den tiefen Wald von Hohenlinden eindringend am 3. von Moreau, der ihm hier einen Hinterhalt gelegt hatte, unter einem furchtbaren Schneegeſtöber total geſchlagen wurde. Die Oeſterreicher verloren 7—8000 Todte und Verwundete, 12,000 Gefangene und 87 Kanonen. Sie flohen über Salzburg zurück und der erfahrenere Erzherzog Karl übernahm ihr Commando, ſchloß aber ſchon am heil. Weihnachtstage zu Steyer einen neuen Waffenſtillſtand, nachdem die flüchtige Armee noch einmal an der Salza und Traun ereilt und hart mitgenommen und auch ein kleines öſterreichiſches

Heer unter Klenau am 18. bei Nürnberg von Augereau geschlagen worden war.

Macdonald nämlich führte 12,000 Franzosen in der härtesten Winterkälte über den Splügen, um die Armee in Italien zu verstärken, die nach des ersten Consuls Abreise Brune befehligte. Aber Schneestürme und Lawinen machten den Weg im höchsten Grade gefährlich und einmal wurde eine Halbbrigade ganz auseinandergesprengt und hundert Soldaten im Schnee begraben. Nachdem sich Macdonald glücklich mit Brune vereinigt hatte, erstürmten beide in den Weihnachtsfeiertagen die Minciolinie, da traf die Nachricht vom Waffenstillstand ein.

Der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sollte nun definitiv zu Lunéville abgeschlossen werden, wo Bonapartes Bruder Joseph mit Cobenzl eifrig unterhandelte, und kam schon am 9. Februar 1801 zu Stande. Oesterreich behielt in Italien nur Venedig bis zur Etsch, bekam noch die Bisthümer Trident und Brixen, gab aber Toscana und Modena, so wie Mantua auf. In Deutschland verlor es den Breisgau, mit dem der Herzog von Modena entschädigt werden sollte, die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal, worüber Bonaparte bald anderweitig verfügte, das Erzbisthum Salzburg und Bisthum Passau, womit (nebst dem Bisthum Eichstädt) der Großherzog von Toscana entschädigt werden sollte. Das deutsche Reich wurde weniger als je beachtet. Oesterreich verlangte nur, daß alle Festungen auf dem rechten Rheinufer von den Franzosen geräumt würden. Bonaparte gab es unter der Bedingung zu, daß diese Festungen geschleift würden, damit sie den Deutschen nicht zum Stützpunkt gegen Frankreich dienen könnten. So schleift sie selbst, antwortete Oesterreich, und Bonaparte ließ alle Festungswerke von Düsseldorf, Ehrenbreitstein, Kastel (bei Mainz), Kehl (bei Straßburg), Philippsburg und Altbreisach durch Pulver sprengen.

2.

Das Concordat.

Vor allem setzte Bonaparte seine Unterhandlungen mit dem Papst fort, um seiner Friedenspolitik die religiöse Weihe zu geben. Nach der Art, wie er sich in Aegypten dem Islam gegenüber verhalten hatte, war man geneigt, in seiner Sorgfalt für die Kirche nur politische Berechnung zu sehen. Allein er handelte dabei volksthümlich, wie der Erfolg bewiesen hat. Indem er die alte Kirche wiederherstellte, erhob sich nirgends ein ernster Widerspruch, fand die falsche Philosophie, der Vernunftcultus, der Theophilanthropismus auch nicht einen einzigen Märtyrer. Die alten Jakobiner und die „Gebildeten" ärgerten sich, anerkannten aber die unermeßliche Popularität der Maaßregel, indem sie dazu still schwiegen.

Frankreich hatte damals 60 constitutionelle Bischöfe. Sie wurden zu einem Nationalconcile in Paris versammelt, um durch ihre Haltung die in Rom gepflogenen Unterhandlungen zu unterstützen. Der Mehrheit dieser Bischöfe war sehr daran gelegen, sich mit dem Papst zu vereinbaren und dessen Anerkennung zu erwirken, denn so lange dies nicht geschah, blieben sie beim gläubigen Volk unpopulär. Sie gaben daher dem Papst die dringende Versicherung, sie hätten den Civileid nur geleistet, um in einer schrecklichen Zeit die Heerden nicht ganz ohne Hirten zu lassen. Es fehlte jedoch auch nicht an solchen, die dem ersten Consul riethen, sich um den Papst gar nicht zu bekümmern, die französische Kirche als Nationalkirche abzuschließen und beliebige Reformen darin vorzunehmen. Aber Bonaparte freute sich an solchen Kundgebungen nur, weil sie den Papst einschüchtern und nachgiebiger machen konnten; nachdem er jedoch diesen Zweck erreicht hatte, wies er alle jene Pläne zurück und er-

klärte, die alte Kirche sey es allein, die beim französischen Volke Ansehen genösse, jede neue werde es entbehren.*)

Während dieser Debatten in Paris unterhandelten Bonapartes Bruder Joseph, der einsichtsvolle Abbé Bernier und Staatsrath Cretet eifrigst in Rom. Pius VII. verkannte nicht, wie sehr der erste Consul um die Kirche sich verdient mache, und wie unmöglich es sey, Rechte zu reklamiren, die einmal unwiederbringlich verloren waren, z. B. auf das französische Kirchengut. Er war also zum Entgegenkommen geneigt, wollte aber auch nicht durch freiwillige Zustimmung Räubereien und Rechtsverletzungen sanctioniren, welche sich die Kirche wohl von der äußeren Gewalt gefallen lassen, die sie aber nimmer gutheißen kann. Der Papst verlangte die Wiedervereinigung der Legationen (Bologna, Ferrara) mit dem Kirchenstaate, dem sie entrissen worden waren. Dem widersprach Bonaparte. Aber den Bemühungen des Cardinal Consalvi gelang es, endlich ein Concordat zu Stande zu bringen, 15. Juli 1801. Darin wurde anerkannt, daß die Religion der Mehrheit der Franzosen die katholische sey. Als ausschließliche Staatskirche wollte sie Bonaparte nicht erklärt wissen. Auch behielt er sich das Recht vor, daß keine päpstlichen Erlasse ohne seine Einwilligung in Frankreich verbreitet werden sollten. Frankreich wurde auf eine neue Art in 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer eingetheilt. Die neuen Bischöfe und

*) „Wäre wohl, so sprach er, die Autorität des Papstes eben so allgemein anerkannt, wenn er in einem Lande residirte, das nicht ihm gehörte, wenn er irgend einer Staatsgewalt unterworfen wäre? Der Papst ist nicht in Paris und das ist gut. Er ist nicht in Madrid und nicht in Wien, deshalb dulden wir seine geistliche Autorität. In Wien und Madrid spricht man ebenso. Es ist gut für alle, daß er weder bei uns, noch bei unsern Nebenbuhlern, sondern in dem alten Rom wohnt, fern vom deutschen Kaiserreiche, fern von Frankreich und vom Königreich Spanien; er hält das Gleichgewicht zwischen den katholischen Mächten aufrecht, neigt sich wohl ein wenig dem Stärkern zu, aber erhebt sich auch sofort gegen den Stärkern, wenn er sich als Unterdrücker zeigen wollte. Dies ist das Werk der Jahrhunderte und sie haben es gut gemacht; für die Leitung der Seelen ist das Papstthum die beste und glücklichste Einrichtung, die sich erdenken läßt."

Pfarrer wurden vom Staate besoldet. Die Sonntagsfeier wurde wiederhergestellt, doch blieben die Decaden des republikanischen Kalenders für weltliche Dinge noch in Gebrauch, bis auch sie im Jahre 1802 abgeschafft wurden. Der Papst setzte den Namen Napoleon (eines wenig bekannten Heiligen) in den Kalender (15. August) und ernannte den Cardinal Caprara zu seinem Legaten für Frankreich und den Oheim Bonapartes, Abbate Fesch, der Erzbischof von Lyon geworden war, zum Cardinal. Talleyrand, den der erste Consul gleich nach dem 18. Brumaire zum Minister des Auswärtigen gemacht und der längst seiner geistlichen Würde entsagt hatte, wurde jetzt in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen. Die feierliche Verkündigung des Concordats erfolgte erst am Osterfest 1802. Bonaparte fuhr zur Kirche Notre Dame in einem altkönigl ichen Staatswagen in größtem Pomp, umgeben von allen Civil- und Militärautoritäten und erzwang die anständigste Ruhe, obgleich man ihm gedroht hatte, es werde an Spöttereien und kleinen Demonstrationen nicht fehlen. General Delmas allein war so dreist auf die Frage: wie ihm die Ceremonie gefallen habe? dem ersten Consul zu antworten: „es war eine schöne Capucinade, zu der nur eine Million Menschen fehlte, welche das zerstört haben, was Sie wieder aufrichten.“ Richtiger faßte Herr von Chateaubriand, ein Royalist, die Sachlage auf, indem er in einer Schrift, die das größte Aufsehen erregte, „Génie du christianisme,“ zum erstenmal das den „Gebildeten“ gänzlich abhandengekommene, nur noch im gemeinen Volke lebende christliche Bewußtseyn auch wieder in den höhern Classen weckte.

Auch gegen den emigrirten alten Adel zeigte sich der erste Consul immer großmüthiger, um alte berühmte Namen für seinen Dienst zu gewinnen. Schon am 30. October 1800 ließ er von der großen Liste der Emigranten alle Kinder, Frauen, Diener, Priester und selbst alle Edelleute streichen, die nicht unter den verbannten Bourbons Aemter angenommen und nicht die Waffen gegen ihr Vaterland geführt hatten. Jenen allen wurde freie Rückkehr gewährt. Durch die Geneigtheit, die Bonaparte sowohl der Kirche

wie der Emigration erwies, ließ Ludwig XVIII. sich dermaßen täuschen, daß er im Laufe des Jahres 1800 zweimal an ihn schrieb, ihm aufs verbindlichste für alles dankte, was derselbe für Frankreich gethan habe, und sich der Hoffnung hingab, sofern nun einmal der Weg der Restauration beschritten sey, werde das letzte Ziel derselben auch kein anderes als die Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie seyn können. „Herr Bonaparte wolle sich desfalls unbegrenzter Dankbarkeit versichert halten und sich die Stelle selber wählen, die er künftig unter den Bourbons in Frankreich einzunehmen wünsche.“ Das erstemal antwortete Bonaparte gar nicht, aber auf das zweite Schreiben erwiderte er unterm 7. September 1800: „Ich danke Ihnen für die Höflichkeiten, die Sie mir sagen. Sie dürfen Ihre Rückkehr nach Frankreich nicht wünschen. Sie würden über eine halbe Million Leichen schreiten müssen. Opfern Sie Ihr Interesse der Ruhe und dem Glück Frankreichs. Ich bin nicht unempfindlich für das Unglück Ihrer Familie; ich werde mit Vergnügen dazu beitragen, Ihre Zurückgezogenheit angenehm und ruhig zu machen.“

Noch nicht fünf Wochen später wurde eine jakobinische Verschwörung gegen den ersten Consul entdeckt. Ein gewisser Arena, ehemals Mitglied der Fünfhundert, konnte nicht verschmerzen, daß er am 18. Brumaire hatte aus dem Fenster springen müssen, und entwarf mit dem Bildhauer Carachi einen Plan, Bonaparte in der Oper zu erdolchen; sie befanden sich aber, ohne es zu ahnen, unter falschen Brüdern, die der schlaue Fouché ihnen zugesellt hatte und wurden vor der That verhaftet. Im Dezember 1800 entspann sich eine weit gefährlichere royalistische Verschwörung. Seitdem die Royalisten wußten, der erste Consul werde die Rolle eines Monk nicht spielen, erbitterten sie sich gegen ihn. Unter der Oberleitung Georges Cadoudals, der englisches Geld vollauf hatte, begab sich ein ehemaliger Marineoffizier, S. Rejant, mit zwei Genossen heimlich nach Paris und verfertigte dort die s. g. Höllenmaschine, um damit den ersten Consul zu tödten. Die Maschine bestand in einem mit Kartätschenkugeln geladenen Pulverfasse. Die Verschworenen

wählten den Weihnachtsabend zur Ausführung. Sie wußten, der erſte Conſul werde in die Oper fahren, um Haydns berühmtes Oratorium „die Schöpfung“ zu hören. Sie wußten auch, er fahre gewöhnlich durch die Straße St. Nicaiſe und nun ſtellten ſie ihr Faß auf einen Karren, ſpannten ein Pferd an und führten es bis zur engſten Stelle jener Straße, um es im Augenblick anzuzünden, in welchem der conſulariſche Wagen vorbeiführe. Die beiden Mitverſchworenen entfernten ſich, nur St. Rejant blieb da, um das Pulver zu entzünden und beging noch die Grauſamkeit, mittlerweile das Pferd von einem 15jährigen Mädchen halten zu laſſen. Sobald er den Wagen kommen hörte, zündete er die Lunte an und floh. Aber die Lunte brannte etwas zu langſam ab und der zufällig betrunkene Kutſcher des erſten Conſuls fuhr ſo raſch, daß der Wagen ſchon vorbei und durch eine Umbiegung der Straße gedeckt war, als das Pulver explodirte. Das Mädchen, das Pferd und die nächſten Häuſer und Perſonen flogen in die Luft. Am Wagen Bonapartes zerſprangen nur die Fenſter. Niemand ahnte, von welcher Seite dieſer Mordanſchlag geführt worden ſey. Nach dem Vorgang Arenas und Carachis hielt man die Jakobiner für die Schuldigen und der erſte Conſul beſchloß, ein Exempel zu ſtatuiren. Schon am 6. Januar 1801 ließ er 130 verdächtige Exjakobiner, alte Conventsmitglieder, Communalbeamte, Septembermörder und dergl., worunter nur Roſſignol einigermaßen namhaft war, deportiren und am 31. Arena, Carachi und zwei Mitſchuldige hinrichten. Inzwiſchen hatte Fouché die wahren Verfertiger der Höllenmaſchine entdeckt und ſie wurden enthauptet. Nur einer entkam. Gleichwohl bewirkte das keine Zurücknahme jener Deportation der unſchuldigen Jakobiner. Der erſte Conſul glaubte ſich jedenfalls gefährlicher Menſchen entledigt zu haben. Auch in der Milde gegen die Emigrirten änderte ſich nichts, weil Bonaparte in jedem, der öffentlich nach Frankreich zurückkehrte, einen von den Bourbons Abgefallenen erkannte. Er ließ daher durch Senatsbeſchluß vom 29. April 1802 auch noch diejenigen Emigrirten begnadigen, die gegen Frankreich die Waffen geführt hatten, mit einziger Ausnahme der Anführer.

3.

Die Ermordung des Kaiſer Paul.

England verrieth, daß es mit ſeiner ſcheinbar ſittlichen Entrüſtung über die franzöſiſche Revolution doch nur ſeinen Egoismus maskirt habe und daß es ihm nie um etwas anderes zu thun geweſen ſey, als um die Vergrößerung ſeiner See- und Handelsmacht. Seinen muthwilligen Herausforderungen waren ſchon ſeit einigen Jahren Dänemark und Schweden ausgeſetzt, wie wenig ſich auch Dänemark in die europäiſchen Händel gemiſcht und wie feurig auch Schweden für die Rechte derſelben Bourbonen aufgetreten war, welche England beſchützte. Die Engländer maßten ſich an, alle Kauffahrteiſchiffe mit neutraler Flagge auf offener See zu unterſuchen, ob ſie nicht Waffen oder Vorräthe für Frankreich führen, und in dieſem Falle ſie als gute Priſe zu erklären. Um ihre Handelsſchiffe ſicher zu ſtellen, begannen Dänemark und Schweden 1798 ihre Kauffahrteiſchiffe von Kriegsſchiffen begleiten zu laſſen. Da dehnten die Engländer ihr angemaßtes Unterſuchungsrecht auch auf die Kriegsſchiffe aus und brauchten ihre Uebermacht, um mehrere däniſche und ſchwediſche Fregatten anzuhalten. Als Dänemark ſich beſchwerte, fuhr eine ſtarke engliſche Flotte durch den Sund, legte ſich vor Kopenhagen und erzwang von den Dänen, ſie ſollten ihre Kauffahrteiſchiffe durchſuchen und von Kriegsſchiffen nicht mehr begleiten laſſen, 25. Auguſt 1800.

Damals ſetzte Pitt eine große Maßregel durch, indem er es durch Drohungen und Beſtechungen dahin brachte, daß das bisher für ſich beſtehende iriſche Parlament in Dublin ſeine Vereinigung mit dem engliſchen bewilligte. Dadurch verlor Irland ſein wichtigſtes politiſches Organ, und ſein Parlament ſank zu einer kleinen verhöhnten und vernachläſſigten Minorität im großen engliſchen Parlament herab. Der Beſchluß wurde vom Könige ſanctionirt am

2. Juli 1801. Um die tiefe Erbitterung des irischen Volkes kümmerte sich niemand.

Im Sommer 1800 nahmen die Engländer Malta weg und weigerten sich, diese ihnen zur Beherrschung des Mittelmeers so wohlgelegene Insel wieder herauszugeben, obgleich Bonaparte sie dem Kaiser von Rußland abgetreten und derselbe sich zum Großmeister des Malteserordens erklärt hatte. Sobald Paul I. diese Beleidigung erfuhr, gerieth er in den heftigsten Zorn und ließ auf alle englischen Schiffe in russischen Häfen Beschlag legen. Um aber noch mehr zu thun, streckte er seine schützenden Arme über Schweden und Dänemark aus, schloß mit diesen beiden Seestaaten einen nordischen Bund und gab mit ihnen gemeinschaftlich am 16. Dezember eine Erklärung ab, demzufolge wieder, wie zur Zeit seiner Mutter, das Recht der Neutralen zur See aus allen Kräften gewahrt und die englischen Visitationen nöthigenfalls mit Gewalt verhindert werden sollten. Schweden hatte noch einen besondern Grund zur Erbitterung gegen England, da es englische Kriegsschiffe am 5. September gewagt hatten, unter der verrätherisch aufgesteckten schwedischen Flagge als angeblich neutrale Fahrzeuge in den Hafen von Barcellona einzulaufen und mitten aus demselben heraus zwei reichbeladene spanische Fregatten zu rauben. Auch Preußen schloß sich der Erklärung an, weil es kurz vorher gleichfalls von England beleidigt worden war. Ein englisches Kriegsschiff hatte einen preußischen Kauffahrer weggenommen, war mit demselben durch Sturm nach Hamburg getrieben worden und sollte nun das geraubte Schiff an Preußen ausliefern. Aber der Hamburger Senat hatte viel zu große Angst vor den Engländern, als daß er diese Gerechtigkeit geübt hätte, kaufte das geraubte Schiff den frechen Britten ab und stellte es den Preußen auf diese Weise wieder zu.

Sobald die Engländer erfuhren, daß Kaiser Paul im Frühjahr Schiffe ausrüsten ließ und auch seine nordischen Verbündeten zu Rüstungen aufforderte, beschlossen sie ihm zuvorzukommen und schickten eine beträchtliche Flotte unter dem Admiral Parker, bei dem sich auch Nelson befand, abermals durch den Sund. Diese engen Ge-

wäſſer vermag keine Flotte zu paſſiren, wenn ſie zugleich vom däniſchen und ſchwediſchen Ufer beſchoſſen wird. Die Dänen ſchoſſen auch aufs heftigſte von der Feſte Kronberg aus, aber die Schweden thaten nichts. Am 2. April 1801 erſchien die engliſche Flotte vor Kopenhagen, und während Parker in Reſerve blieb, griff Nelſon die im Hafen liegende däniſche Flotte auf dieſelbe Art an, wie früher die franzöſiſche bei Abukir, indem er zwiſchen ihr und dem Hafen ſich einzwängte. Die Dänen wehrten ſich heldenmüthig, und ihr Admiral Laſſen wich nicht eher, bis ſeine Schiffe brannten. Die feſtliegenden däniſchen Blockſchiffe wurden alle von den Engländern zerſtört, ebenſo ein Theil der Linienſchiffe, aber auch ſechs Linienſchiffe Nelſons waren faſt ganz zerſtört. Man unterhandelte nun.

Da verbreitete ſich die Nachricht, Kaiſer Paul I. ſey ermordet worden. Bonaparte kündigte den Tod des Kaiſers im Moniteur mit den wenigen Worten an: „Kaiſer Paul I. iſt in der Nacht vom 24. auf den 25. März geſtorben; am 31. fuhr das engliſche Geſchwader durch den Sund. Die Geſchichte wird uns ſagen, wie dieſe beiden Ereigniſſe zuſammenhängen können.“ Die Geſchichte ſagt es, der Schleier des Geheimniſſes iſt vollſtändig von der blutigen Schreckensnacht in St. Petersburg hinweggezogen worden. Kaiſer Paul war von äußerſt jähzornigem Charakter und übereilt, machte jedoch gewöhnlich ſeine Härte wieder gut,*) denn er war voll Adel des Gemüths und Gerechtigkeitsgefühl. Die letzten Ereigniſſe hatten ihn verbittert. Die nächſte Umgebung ſah ſich ſeinen böſen Launen ausgeſetzt und mancher wußte nicht, wenn er Morgens aufſtand, ob er Abends nicht auf dem Wege nach Sibirien ſeyn würde. Man hat ſogar behauptet, des Kaiſers Gemahlin und Söhne ſelber ſeyen nicht ſicher geblieben und ſeine Zornwuth habe in den letzten Tagen einen wahrhaft gefährlichen Charakter angenommen. Hierin dürfte

*) Er ließ einmal ein ganzes Regiment, welches ihm nicht gut genug exercirte, vom Exercirplatz direct nach Sibirien marſchiren, rief es aber nach drei Tagen wieder zurück. Wie Peter III. liebte er das Soldatenſpiel, ſpannte alles in knappe Uniformen ein und begründete jenes häſtliche Dreſſirſyſtem, welches noch unter Nicolaus I. Rußland vorzugsweiſe charakteriſirte.

einen Punkt des Hofes hin, von wo wieder alles Leben ausging.

Auch die Macht, welche dem Reich mangelte, ward desto glücklicher den einzelnen Fürsten zu Theil. Von oben erschlaffte jedes Band der alten Abhängigkeit. Das Band, was die nordischen Fürsten ehmals an den Papst gebunden, war schon völlig zerrissen. Das Band mit dem Kaiser war dem Zerreißen wenigstens sehr nahe. Wir haben schon gesehn, wie gering die oberherrliche Macht des Kaisers über die Fürsten allmählich geworden war. Nach unten wurden die Fürsten nicht minder mächtig und selbständig. Bisher hatten die Stände die unumschränkte Macht der Fürsten niemals anerkannt, noch geduldet, und sich derselben theils kämpfend und oft siegreich gegenüber gestellt, theils in den Landständen die Regierung mit ihnen getheilt. Jetzt aber verfielen alle diese Stände in Ohnmacht, und wurden unterworfen. Die Fürsten machten sich den geistlichen Stand unterwürfig durch die Reformation, den Adel durch die neue Kriegführung, die Städte durch den Verfall des Handels, und die Bauern im Bauernkrieg. Damit mußten auch die Landstände selber fallen, denn ihr Ansehn begründete sich nur auf die alte Macht der Stände. Sie hörten entweder gänzlich auf, oder wurden ein blindes Werkzeug der Regierung.

Sobald das große Reich des Mittelalters sich aufzulösen und in seine verschiedenartigen Elemente zu zerfallen begann, strebte jedes dieser Elemente nach Alleinherrschaft. Einmal wollte der Papst allein herrschen, Gregor VII; ein andermal der Kaiser, Karl V; auch die Ritterschaft machte Versuche dazu bis auf Franz von Sickingen; gleichfalls die Städte in ihren Bünden; sogar die Bauern in ihrem großen Aufstand. Sie alle scheiterten, nur die Fürsten erreichten das Ziel. Die Fürsten

wohl viel übertrieben worden seyn, um die Missethat an ihm zu beschönigen. Mehr Erwägung verdient, daß ein Krieg mit England niemals im Interesse der russischen Großen liegen konnte, weil sie als Grundbesitzer ihre Rohproducte, ihre unermeßlichen Getreidevorräthe, ihr Holz, Leder, Talg ꝛc. hauptsächlich auf dem Seeweg und an England selbst verkauften. Zudem hingen viele russische Staatsmänner und Generale noch der früheren Politik Katharinas II. und den Sympathien Suwarows an. Die plötzliche Umkehrung der russischen Politik vom Bunde mit England zum Bunde mit Frankreich mußte viele Gegner finden. Daß unter diesen Umständen die Engländer selbst nicht müßig waren, ließ sich erwarten. Der englische Gesandte in St. Petersburg, Lord Withworth, stand in naher Verbindung mit der Familie Subow, die vom Kaiser in einem Anfalle von Wuth nach Sibirien geschickt, bald aber wieder zurückgerufen und mit Ehren und Gnaden überschüttet worden war. Eine Frau von Gerebsow, Schwester der Subows, vereinigte in ihrem Salon alle Gegner des Kaisers, und der englische Gesandte wohnte häufig ihren Cirkeln bei. Zu den entschiedensten Feinden des Kaisers zählte die unter seiner Mutter einst mächtigste, jetzt zurückgesetzte Familie Orlow, der für das englische Interesse eingenommene General Bennigsen (ein Hannoveraner) und der Gouverneur der Hauptstadt, General Pahlen, des Kaisers Günstling und rechte Hand, den wohl nur Staatsgründe zu so großer Undankbarkeit verleiten konnten. Man beschuldigte Pahlen, er sey es gewesen, der dem Kaiser einen ungegründeten Verdacht gegen seine Gemahlin und gegen seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, eingeflößt habe, um ihn im Zorn zu Befehlen zu verleiten, die er dann wieder benutzte, um den jungen Großfürsten in die tödtlichste Angst vor seinem Vater zu versetzen und zu allem zu vermögen, was er mit ihm bezweckte. Nur um seine Mutter und sich selbst vor den Gefahren zu retten, die ihm Pahlen vorspiegelte, willigte Alexander ein, die Verschwornen nicht zu verrathen, noch zu hindern, als ihm eröffnet wurde, es gelte, seinen Vater durch Entfernung vom Thron unschädlich zu machen.

Alles war vorbereitet. Am 23. März um 11 Uhr des Nachts drang Fürst Subow in das Schlafgemach des Kaisers und erklärte ihm, er verhafte ihn im Namen seines Sohnes Alexander. Paul zog den Degen, nun stürzten aber die übrigen Verschworenen hervor und entwaffneten den Kaiser, ihren Herrn, der sich aus Leibeskräften wehrte, bis Bennigsen ihn mit einer Schärpe erdrosselte. Noch in derselben Nacht wurde Alexander zum Kaiser ausgerufen. Das Volk gehorchte stumm. Der neue Kaiser wagte nicht, die Mörder zu bestrafen. Nur von Pahlen zog er sich zurück, die Subows aber blieben in seiner Gunst, und es scheint, der Adel wußte ihn vollständig über die materiellen Interessen der russischen Landbesitzer zu belehren, denn schon am 18. Mai wurden die englischen Schiffe, auf die sein Vater hatte Beschlag legen lassen, frei gegeben und am 17. Juni entsagte Rußland durch einen Vertrag mit England den Ansprüchen des nordischen Bundes und den Rechten der Neutralen. England behielt das Untersuchungsrecht und hatte vollständig triumphirt.

Bonaparte war nicht wenig frappirt durch die Kühnheit und das Glück Englands, und beeilte sich, seinen Liebling Duroc nach St. Petersburg zu schicken, um den jungen Kaiser zu gewinnen. Das kostete aber viel. Der erste Consul entschloß sich zu großen Opfern und bewilligte in einem Vertrage vom 11. October die Unabhängigkeit Neapels. Die jonischen Inseln sollten ein Freistaat werden. Bei den Säcularisationen und Entschädigungen in Deutschland sollten Rußland und Frankreich zusammenwirken und insbesondere Bayern, Württemberg und Baden, deren Fürsten mit dem Kaiser verwandt waren, bevorzugen. Alexander konnte sich diesen nur ihm günstigen Vertrag gefallen lassen, ohne deshalb seine Verbindungen mit England abzubrechen. Nie hat Bonaparte einen ungünstigeren Vertrag geschlossen. Er wollte offenbar nur Zeit gewinnen und das englische Feuer an der Newa ein wenig dämpfen. Alexander war von dem Waadtländer Laharpe in der liberalen Humanitätsschwärmerei des Jahrhunderts erzogen worden, sein Liebling war der junge als Geißel in Petersburg lebende Pole Adam Czar-

toryski. Schon unter der alten Katharina und noch mehr unter seinem Vater zurückgesetzt, gedrückt, bedroht, wollte Alexander den Thron nicht bestiegen haben, um sich von den Mördern seines Vaters hofmeistern zu lassen und wenn er auch dem mächtigen Adel in der Sache nachgab, so strebte er sich doch von den ihm lästigen Personen loszumachen. Das erforschte Duroc und darauf ließ sich immerhin die Hoffnung bauen, den jungen Kaiser einmal näher zu Frankreich heranzuziehen.

Unterdeß sammelte Bonaparte eine Flotte zu Boulogne und drohte mit einer Landung in England. Da wurde Nelson vor Boulogne geschickt, wurde aber durch das fürchterliche Feuer der französischen Batterien zurückgeschreckt. Das war der letzte Ausbruch des englischen Zorns. Schon im Frühjahr hatte Pitt das Ministerium an den versöhnlicheren Addington abgetreten, und nachdem die Zerstörung der dänischen Flotte und Sprengung des nordischen Bundes gelungen war und andererseits die europäischen Mächte sämmtlich zur Erhaltung des Friedens geneigt waren, so trat auch für England der Moment ein, in welchem die Friedenspartei die Oberhand gewann. In der That hatte England bereits alles erreicht, was es irgend verlangen konnte, die Vernichtung aller mit der seinigen rivalisirenden Marinen und die Eroberung der reichsten Colonien. Von jetzt an bedurfte es der großen Kriegsanstrengungen nicht mehr und konnte mehr im Frieden durch Wiedereröffnung der bisher gehemmten Handelswege gewinnen. Man entschloß sich daher, am 1. October zu Amiens mit Frankreich zu unterhandeln.

Bei der Zähigkeit der Engländer und der stolzen Zuversicht Bonapartes war eine Ausgleichung zu treffen überaus schwierig. Auch wäre sie nie zu Stande gekommen, wenn nicht Addington mehr nachgegeben hätte, als der englische Egoismus erlaubte, weshalb er auch mit Vorwürfen überhäuft wurde und der Friede selbst nicht von langer Dauer seyn konnte. Addington gab außer der spanischen Insel Trinidad und dem holländischen Ceylon alle eroberten Colonien wieder heraus, versprach die Räumung Aegyptens, das dem Sultan, und der Insel Malta, die dem Orden zurückgegeben

werden sollte, und anerkannte alle durch Bonaparte verrückte Territorialveränderungen auf dem Festlande. Dagegen erlangte er von Bonaparte nichts als die Räumung Neapels. Das war der berühmte am 25. März 1802 abgeschlossene Frieden von Amiens. So wenig er den Engländern gefiel, wurde er doch eine Zeitlang gehalten. Pitt selbst wollte erst die daraus erwachsenden Nachtheile allen Engländern zum Bewußtseyn kommen lassen und neue Ausbrüche französischen Uebermuths abwarten, um dann mit desto lauterem Beifall aufs neue das Zeichen zum Kriege zu geben. Die ganz unerwartete Nachgiebigkeit Englands hatte auch einen geheimen Grund in der Furcht vor einer Landung der Franzosen in England. Aber das Ministerium durfte es der Nation nicht eingestehen.

Preußen hatte während der Wirren, die der nordische Bund veranlaßte, Hannover besetzt, sogar mit Zustimmung Englands, welches die Preußen dort lieber sah als die Franzosen. Nach dem Frieden von Amiens mußten sie Hannover wieder verlassen, was dem Ministerium in Berlin zu nicht geringem Verdruß gereichte.

Bonaparte feierte in diesem Frieden einen großen moralischen Triumph, wodurch er sich hätte bewegen lassen sollen, seinerseits nur das einmal Gewonnene zu erhalten und durch Mäßigung die Unterworfenen zu versöhnen und den Nachbarn Vertrauen einzuflößen. Das that er aber nicht, sondern griff mit List und Gewalt immer weiter um sich.

4.

Frankreichs Angriffe im Frieden.

Der erste Consul hatte Italien beständig im Auge behalten. Dort noch weitere Erwerbungen zu machen, war auch nach dem Frieden von Luneville beständig seine Absicht gewesen. Sein gutes Einvernehmen mit dem Papste benützend, schickte er Murat im Beginn des Jahres 1801 in den Kirchenstaat, ließ ihn Ancona be-

ſetzen, die Neapolitaner aus Rom vertreiben und dieſe heilige Stadt dem Papſt wieder übergeben. Murat würde weitere Schritte gegen Neapel gethan und zu dieſem Behufe Verſtärkungen an ſich gezogen haben, wenn nicht Kaiſer Paul ins Mittel getreten wäre. Die Königin Karoline von Neapel war mitten im Winter nach St. Petersburg gereist, um ſeine Verwendung nachzuſuchen. Der ritterliche Kaiſer ſäumte nicht, ihren Wunſch zu erfüllen, und Bonaparte willigte aus Gefälligkeit für ihn in die Schonung Neapels ein. Er verlangte jedoch Garantien gegen den engliſchen Einfluß, was Kaiſer Paul aus Haß gegen die Engländer nur billigte. In einem am 28. März 1801 zu Florenz abgeſchloſſenen Frieden trat Neapel an Frankreich das Vorgebirge Piombino und die Inſel Elba ab, damit ſich die Engländer hier nicht einniſten könnten, und duldete, daß 10,000 Franzoſen unter Soult Tarent beſetzten, um auch hier die Engländer abhalten zu können, mit dem Nebenzweck, ſie, wenn es die Umſtände erlaubten, nach Aegypten zu ſchicken, das damals noch von den Franzoſen beſetzt war.

Der unterwürfigſte Verbündete Frankreichs war immer noch Spanien. Allein es wollte nun auch einmal ſeine Gefälligkeit erwidert ſehen. Die Königin, eine Schweſter des regierenden Herzogs von Parma, hatte ihre Tochter Marie Louiſe mit dem Sohne deſſelben, Ludwig, vermählt. Es war ihr Lieblingskind, und als ſie ſah, daß Bonaparte in Italien ſchalten und walten könne, wie er wolle, lag ſie ihm an, das Herzogthum Parma zu vergrößern. Dem erſten Conſul war zu viel am Beiſtand Spaniens gelegen, als daß er dieſe Bitte hätte abſchlagen können. Er bot ihr alſo für das kleine Parma das ungleich größere und reichere Toscana an, in deſſen Beſitz der Prinz von Parma den Titel eines Königs von Hetrurien annehmen ſollte. Für dieſe Gunſt aber verlangte er von Spanien die Abtretung der Colonie Louiſiana in Nordamerika, die ihm zum Erſatz für St. Domingo und Aegypten dienen ſollte, und Zwangsmaßregeln gegen Portugal, um es vom Bund mit England abzuziehen. Beides wurde ihm zugeſtanden. Eine ſpaniſche Armee rückte in Portugal ein. Bonaparte fand aber ihr

Verfahren nicht energiſch genug und ſchickte auch noch eine franzöſiſche Armee. Nun willigte Portugal am 29. September 1801 ein, den Engländern alle Häfen zu verſchließen, an Frankreich einen Theil des portugieſiſchen Guyana abzutreten und 20 Millionen zu zahlen. Das war die in Aegypten beſchloſſene Rache.

Es fiel nicht wenig auf, daß Bonaparte einen Prinzen des Hauſes Bourbon, den Herzog von Parma, zum König von Hetrurien erhob. Als ob er die ſtrengen Republikaner ein wenig hätte ärgern wollen, empfing er ſogar den neuen König und ſeine Gemahlin in Paris und gab ihnen Feſte. Als der alte Herzog von Parma im October 1802 ſtarb, annullirte Bonaparte deſſen Teſtament, nach dem ſeine Gemahlin, die öſterreichiſche Erzherzogin Amalie, hätte fortregieren ſollen, trieb ſie aus dem Lande und raubte ihr ſogar ihr ganzes bewegliches Vermögen und ihre Juwelen unter dem Vorwand, ſie gehörten zum Staatsſchatz. Er ſelbſt ſchlug dieſen Raub im Moniteur zu 2 Millionen an Juwelen, 112 Pfund Gold und 225,000 Unzen Silber an. Spanien hatte kein Intereſſe, ſich für die Wittwe zu verwenden, wenn nur dem jungen Prinzen Hetrurien blieb.

Eben ſo gewaltthätig riß Bonaparte Piemont an ſich. Dem vertriebenen König von Sardinien war zwar immer noch ſein Anſpruch geblieben, und aus Rückſicht auf den Kaiſer Paul hatte Bonaparte denſelben anerkannt. Kaum aber erfuhr er des Kaiſers Tod, als er auch ſogleich die Einverleibung Piemonts in die franzöſiſche Republik befahl und das Decret argliſtig vom 2. April 1801 als von einem Tage datirte, an welchem er den Tod des Kaiſers noch nicht hatte wiſſen können. Damit hoffte er Pauls Nachfolger, Alexander, zu täuſchen. Karl Emanuel, deſſen fromme Gemahlin geſtorben war, wollte nichts mehr von den Ehren dieſer Welt wiſſen, entſagte einem Thron, den er nicht mehr beſaß, am 4. Juni 1802, und überließ den Anſpruch darauf ſeinem Bruder Victor Emanuel. In Turin hauste der aus Aegypten zurückgekehrte Menou als franzöſiſcher Statthalter wie ein Paſcha.

Nun blieb Bonaparte noch übrig, auch der cisalpiniſchen

Republik den letzten Schein von Unabhängigkeit zu nehmen. Sein Gesandter Petit und die bestochenen Häupter der Republik leiteten alles ein. Eine große Consulta von 450 Deputirten sollte sich nicht etwa in Mailand, sondern in Lyon versammeln, um hier über eine zweckmäßige Aenderung der cisalpinischen Verfassung zu berathen. Die Gewählten kamen, die meisten schon im voraus gewonnen, andere gezwungen. Hier herrschte nur noch der Wille Bonapartes, ausgesprochen durch Talleyrand und den Deputirten, vermittelt durch den Präsidenten Sommariva und durch den cisalpinischen Minister des Auswärtigen, Marescalchi. Am 11. Januar 1802 kam der erste Consul selbst nach Lyon und wurde hier von den Einwohnern, die längst eine Vorliebe für ihn hatten, mit der lautesten Freude empfangen. Ein großer Theil der Lombarden stimmte in diesen Wonnetaumel ein und die Consulta spielte nun die verabredete Comödie mit einem theatralischen Feuer durch, das selbst die Franzosen beschämte. In einer Anrede voll Schwulst erflehten sie von Bonaparte die Gnade, er möge, wie er erster Consul der französischen Republik sey, nun auch Präsident der cisalpinischen werden, was er huldreich genehmigte, 26. Januar. Seine Antwort war ein rücksichtsloser Ausdruck der Menschenverachtung, zu der er freilich auch berechtigt erschien. „Ich habe, sagte er, unter euch niemanden gefunden, der die Würde eines Präsidenten eurer Republik verdient hätte." Sie bewiesen die Wahrheit seiner Worte, indem sie stürmischen Beifall klatschten. Er ernannte Melzi zum Präsidenten der Regierung in Mailand und Prina zum Finanzminister, der jährlich eine beträchtliche Summe an den ersten Consul abliefern mußte, aber die Lombarden durch den Glanz neuer Prachtbauten täuschte. Damals befahl er die Vollendung des herrlichen Mailänder Domes. Nicht unwichtig war die gleichzeitige Weglassung des cisalpinischen Namens, an dessen Stelle officiell der Name „italienische Republik" trat. Damit war ausgesprochen, daß sich die gedachte Republik einmal über ganz Italien ausdehnen werde.

Unerschöpflich an Mitteln, auch im Frieden Eroberungen zu machen, traf Bonaparte eine seiner genialsten Maßregeln in Bezug

auf die Schweiz. Es kam ihm darauf an, dieses Bollwerk gegen Italien und Deutschland auf eine zwanglose Weise zu besitzen. Frankreich sollte nicht, wie bisher, die unpopuläre jakobinische Minderheit schützen, sondern wie zur Zeit Ludwigs XIV. die Altschweizer, die föderalistische und aristokratische Mehrheit für sich gewinnen. Er duldete daher, daß die letztere Partei in die Regierung der helvetischen Republik eintrat, und daß sogar Reding, der tapfere Schwyzer, den Franzosenfreund Dolder in der Würde des Landammann verdrängte. Reding verfehlte auch nicht, nach Paris zu reisen, den ersten Consul zu begrüßen. Bonaparte verabredete mit ihm die Umänderung der helvetischen Verfassung. Die Cantone sollten wieder mehr Selbständigkeit erhalten, Waadt und Aargau besondere Cantone bleiben. Von Wallis sollte der Landestheil, durch den die neue Simplonstraße führte, mit Frankreich, der übrige, so wie auch Graubündten mit der Schweiz vereinigt werden. Die französischen Truppen sollten die Schweiz verlassen und dieser eine ewige Neutralität zugesichert bleiben. Als jedoch Reding das letztere Zugeständniß so weit ausdehnte, daß er nach seiner Rückkehr mit allen andern Großmächten Europas in diplomatischen Verkehr trat, wurde er bald belehrt, daß er den ersten Consul nicht richtig verstanden habe. Der letztere begünstigte nunmehr eine Contre-Revolution der Helvetier, durch welche Dolder wieder an die Spitze kam, zog aber sodann alle französischen Truppen aus der Schweiz heraus, was alsbald wieder Dolders Sturz zur Folge haben mußte. Gerade das wollte Bonaparte. Alle Parteien sollten nach einander ihre Unfähigkeit darlegen, um die Nothwendigkeit seiner Vermittlung zu beweisen. Kaum waren die dreifarbigen Fahnen jenseits des Jura verschwunden, als schon die föderalistische Reaction an allen Ecken ausbrach. Reding stellte sich an die Spitze. Dolder dankte ab, 18. September 1802. Nun ließ Bonaparte 30,000 Franzosen wieder in die Schweiz einrücken und erklärte den Schweizern: „ihr bietet ein betrübendes Schauspiel dar. Entgegengesetzte Parteien haben in der Herrschaft gewechselt, alle gleich schwach und ungeschickt. Ich werde also als Vermittler unter euch auftreten.“ Sofort

beſchied er die Häupter aller Parteien nach Paris. Die tiefgekränkten Altſchweizer wollten nicht gehen, bis ſie ſahen, Bonaparte ſey aufrichtig mehr für ſie als für die Anhänger Dolders geſtimmt. Sie erhielten wirklich von ihm eine neue föderaliſtiſche Verfaſſung. Durch die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 wurde feſtgeſetzt, es ſollte keine einheitliche Regierung der Schweiz mehr geben, ſondern wieder nur eine Tagſatzung, beſchickt von den Geſandten der ſouverainen Cantone. Er hielt es aber auch ihrem innern Glück für zuträglicher, wenn ſie ſich nicht mehr in die Händel Europas miſche und ſich daher in den auswärtigen Angelegenheiten von ihm vertreten laſſe, wogegen er ihr garantirte, ſich in die inneren Angelegenheiten der Cantone niemals einmiſchen zu wollen. Die Schweiz hatte ihm fortan 18,000 Mann Truppen zur Verfügung zu ſtellen. Als ein kleines Honorar für ſeine Vermittlung aber annullirte der erſte Conſul 15 Millionen Bons, die den Schweizern Entſchädigungen für früher Geliefertes und Geraubtes zugeſichert hatten.*) Zu den alten Cantonen Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg, Baſel, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Schaffhauſen kamen als neue hinzu: Aargau und Waadt (früher bei Bern), Thurgau (früher von den kleinen Cantonen gemeinſchaftlich regiert), Teſſin (desgleichen) und Graubündten, zuſammen 19 Cantone, die aber auf der Tagſatzung nicht nach Cantonen, ſondern nach der Einwohnerzahl ſtimmten, ſo daß auf je 100,000 Seelen eine Stimme fiel. Der erſte Landammann wurde d'Affry von Freiburg, ein alter Soldat.

Auch die bataviſche Republik behielt ihre ſcheinbare Unabhängigkeit, mußte aber alles thun, was Bonaparte wollte. Sie wurde damals von Schimmelpenninck geleitet. Sie erlangte zwar

*) Wie die guten Schweizer noch beim Abſchiedsſchmauſe in Paris um eine Million betrogen werden ſollten, indem man den von Wein etwas Benebelten geſchwind noch eine verfälſchte Urkunde zur Unterzeichnung vorlegte, was aber des Züricher Reinhart Wachſamkeit vereitelte, erzählt Muralt im Leben Reinharts.

im Frieden von Amiens das Cap wieder, schuldete dafür aber Frankreich wahrlich keinen Dank, weil sie die schöne Colonie doch nur wegen Frankreich verloren hatte. Gleichwohl machte sich Bonaparte dafür bezahlt, confiscirte die gesammten Domainen des Hauses Oranien und ließ sich von der batavischen Republik noch überdies 18 Millionen für die Gunst bezahlen, daß dieselbe nur noch 10,000 Mann Hülfstruppen stellen dürfe.

Nach dem Frieden von Luneville war dem deutschen Reiche die traurige Aufgabe geworden, das Geschäft der Säcularisationen und Entschädigungen, welches mit dem Rastadter Congreß abgebrochen worden war, von neuem zu beginnen. Daß Frankreich nach wie vor dabei das Schiedsrichteramt behielt, verstand sich wegen der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen von selbst. Oesterreich war für seinen Verlust lediglich auf die Ausbeute der Säcularisationen und Entschädigungen im deutschen Reiche für sich und die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena angewiesen. Um durch Bonapartes Beistand so viel als möglich zu erwerben, erkaufte es denselben durch die bereitwilligste Nachgiebigkeit in allen andern Punkten. Preußen verfolgte ganz dieselbe Politik und billigte alles, was der erste Consul that, wenn es nur reiche Entschädigungen für sich und den ihm verschwägerten Erbstatthalter von Holland durchsetzte. Natürlicherweise suchten nun auch alle kleineren deutschen Fürsten ihr Heil in Frankreich, und Talleyrand, dem Bonaparte das Geschäft übertragen hatte, wurde von den deutschen Gesandten, zum Theil auch von Fürsten und Fürstinnen in Person förmlich umlagert.*) Die einen wollten mehr haben, die andern weniger verlieren. Alle hielten Herrn von Talleyrand für zugänglich und vergoldeten die Hand, die einst unwürdig Sacramente gespendet und später so viele falsche Eide geschworen hatte.

*) Herr von Gagern erzählt (mein Antheil an der Politik I. 117. f.) die altdeutsche Strafe des Hundetragens habe sich hier wiederholt, indem sich vornehme Bittsteller herabgewürdigt hätten, Talleyrands Schooßhündchen zu tragen.

mußten allein siegreich übrig bleiben, weil alle andern wechselseitig sich aufrieben. Sie mußten nach oben vom Kaiser und Papst frei werden, weil die Glaubenstrennung die alten Bande lös'te, und sie mußten nach unten größre Gewalt gewinnen, weil die Völker während des Kampfs genöthigt waren, sich an die Fürsten, als natürliche Mittelpunkte anzuschließen, denn im Kriege fügt man sich gern unter ein starkes Haupt. Sie mußten sich endlich in der Herrschaft befestigen, da die ermatteten Völker gern gehorchten, und die Stände die alten Rechte vergaßen. Dabei kam es ihnen zu Statten, daß, sobald die Idee des heiligen deutschen Reichs allmählich aus den Gemüthern verschwand, der alte Naturinstinkt wieder hervorbrach, in welchem die verschiedenen Stämme des deutschen Volks auf sich selbst beschränkt der andern vergaßen, oder wohl gar sie anfeindeten. Man betrachtete sich nicht mehr als einen Deutschen, sondern nur noch als einen Schwaben, Sachsen, Baier ꝛc. und jeder Stamm hatte wieder an irgend einem oder mehrern mächtigen Fürsten ein natürliches Oberhaupt, und war dadurch von den übrigen Stämmen geschieden. So war Deutschland wieder, was es vor Karl dem Großen gewesen, und wie damals die Stammfeindschaft getrennte Fürstenthümer gebildet hatte, so begünstigten jetzt getrennte Fürstenthümer wieder die alte Stammfeindschaft.

Wie aber die religiöse Trennung dazu gedient hat, die mannigfaltigen Keime neuer Bildung in lebendiger Wechselwirkung aufs freieste zu entfalten, so auch die politische Trennung. Was in dem einen Lande nicht erlaubt war, war es doch in dem andern, und Deutschland wurde durch seine Trennungen sehr glücklich vor Einseitigkeit und allen übeln Folgen derselben bewahrt. Auch muß es den Fürsten nachgerühmt werden, daß sie der großen Macht, die sie besaßen, sich größtentheils

Die Mittel, die von mancher Seite, zum Theil auch von Damen, angewandt wurden, seine Gunst zu erkaufen, blieben jedoch hinter der Schamlosigkeit des Herrn von Talleyrand selbst noch zurück, denn dieser nahm von allen, hielt aber seine Zusagen nur wenigen. Die letzte Entscheidung hing auch nicht allein von ihm ab, denn er mußte dabei den russischen Gesandten Markow zu Rathe ziehen, weil der erste Consul um jeden Preis den jungen Kaiser Alexander für sich gewinnen wollte.

Unter Zustimmung Rußlands schloß Frankreich zuerst mit Preußen am 23. Mai 1802 einen geheimen Vertrag ab, demzufolge der letztgenannte Staat die Bisthümer Hildesheim, Paderborn und Münster (dieses nur zum Theil), verschiedene kleine Abteien und die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen und die Stadt Erfurt nebst dem Eichsfelde gewann. Der Erbstatthalter bekam das reiche Fulda. Nachdem dies abgemacht war, schloß Frankreich eben so geheim seinen Vertrag mit Bayern, welches verschwenderisch bedacht wurde, indem es die großen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Augsburg, Freising, die Abtei Kempten, die Herrschaft Werdenfels, die Stadt und Festung Passau, die Reichsstadt Ulm und einige kleinere Städte bekam. Oesterreich war aufs tiefste empört, daß man Bayern so groß machen wolle, und namentlich wegen Passau. Es wagte daher alles und ließ Passau besetzen, ehe die Bayern kamen, 18. August. Es erfolgte indessen wegen dieses Vorfalls kein Krieg. Bonaparte beschwichtigte Oesterreich, indem er ihm nicht nur Passau, sondern auch die südtirolischen Bisthümer Brixen und Trient ließ, die mit Salzburg dem Großherzog von Toscana bestimmt gewesen waren, dem dafür Bayern das schon bewilligte Bisthum Eichstädt abtreten mußte. Dieser Großherzog bekam außer Salzburg und Eichstädt noch das Bisthum Passau ohne die Stadt, und Berchtesgaden und wurde deutscher Kurfürst. Der Herzog von Modena erhielt den bisher österreichischen Breisgau, blieb aber in Venedig, wo er sich von seinen gesammelten Schätzen vergnügte. Es ist bezeichnend, daß England gegen diese Zerreißung des deutschen Reichs nicht protestirte,

ſondern ſich mit dem Bisthum Osnabrück, das man Hannover gab, beſchenken ließ.

Damit waren die Hauptanſtände gehoben. Alles übrige war Nebenſache. Von den drei geiſtlichen Kurfürſten lebte nur noch der von Trier, der als Biſchof von Augsburg keine weitern Anſprüche machte, und der von Mainz, der frühere Coadjutor, Karl von Dalberg, der als Reichserzkanzler beibehalten wurde, ſeinen Sitz in Regensburg nahm und die Reſte des Mainzer Erzbisthums auf dem linken Rheinufer nebſt Aſchaffenburg erhielt. Das war eine Conceſſion, die Bonaparte jedoch nur deshalb machte, weil er in Dalberg bereits ein Werkzeug ſeiner fernern Pläne ausgefunden hatte. Aus Rückſicht auf Rußland wurden Württemberg und Baden zu Kurfürſtenthümern erhoben und reichlich mit Erwerbungen bedacht. Auch Heſſen-Darmſtadt und Naſſau wurden vergrößert, Heſſen-Caſſel erhielt die Kurwürde; Oldenburg wegen der ruſſiſchen Verwandtſchaft das Bisthum Lübeck. Von allen Reichs- und freien Städten blieben nur noch Frankfurt am Main, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Wetzlar und die Hanſeſtädte Hamburg, Lübeck und Bremen übrig. Das deutſche Reich anerkannte alle dieſe Veränderungen in dem Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Februar 1803. — Das Schimpfliche, was in dieſen größtentheils vom Ausland dictirten Vertheilungen lag, wurde dem deutſchen Reich einigermaßen dadurch gemildert, daß wenigſtens um ſo mehr Winkelſouverainetät und Kleinſtaaterei zu Grabe ging und das Dickicht der Farben auf der deutſchen Landkarte etwas lichter wurde.

5.

St. Domingo.

Sobald der Friede mit England eingeleitet war, unternahm der erſte Conſul eine große Expedition nach St. Domingo. Die Erhaltung dieſer Colonie lag ihm ſehr am Herzen. Er wollte den

Ruhm haben, wieder zu gewinnen, was der Convent verloren hatte. Da er die englische Machtentwicklung in Ostindien nicht hatte hindern können, wollte er ihr vielleicht künftig in Westindien desto kräftiger entgegentreten.

Es ist früher schon erzählt, wie auf der Insel St. Domingo (Hayti) zuerst die Mulatten (Mischlinge von Weißen und Negern) sich erhoben und wie der Convent ihnen volle Freiheit und Bürgerrechte gab. Nun wollten auch die Neger gleiches Recht, welche die ungeheure Mehrheit auf der Insel bildeten. In der Nacht des 23. August 1791 erhoben sie sich unter einem gewissen Boukmann, verbrannten und plünderten die Plantagen ihrer Herren und mordeten alle Weißen in der Runde von Cap Français, das von einem Flammenmeer umringt war. Die Weißen fielen aus und richteten eine gräßliche Metzelei unter den Schwarzen an. Aber der Aufstand wuchs, die Weißen konnten sich nur noch in den Städten halten, auf dem Lande wurde alles, was eine weiße Haut trug, unter cannibalischem Hohn von den Schwarzen abgeschlachtet. Die Weißen wandten sich nach dem nahen Jamaika und flehten Hülfe von England. Die Engländer aber blieben neutral, in der Hoffnung, wenn erst alle Franzosen auf Domingo ausgerottet wären, werde die Insel ihnen in die Hände fallen. Die Neger wählten, nachdem Boukmann im Kampfe gefallen war, Biassou zum Obergeneral, trugen weiße Kokarden und nannten sich die königliche Armee im Gegensatz gegen die jakobinischen Weißen. Man beging gegenseitig die äußersten Grausamkeiten. Unterdeß verständigten sich die Weißen mit den Mulatten auf Kosten der Neger und feierten am 24. October 1791 ein großes Versöhnungsfest zu Port au Prince, wobei Caradeaux, Haupt der weißen Pflanzer, und Beauvais, Chef der Mulatten, sich umarmten. Die Neger wurden aufgefordert, nunmehr auseinander zu gehen, und von den Mulatten angegriffen, als sie nicht gehorchen wollten. Sie zerstreuten sich meistens. Eine ziemliche Anzahl aber wurde auf Schiffe gebracht und theils ermordet, theils nach Jamaika an die Engländer verkauft. Die Mulatten kamen aber bald wieder mit den Weißen in Streit und während eines wilden Kampfes in

Port au Prince gerieth ein großer Theil der Stadt in Brand. Beide Parteien riefen jetzt wieder die Neger zu Hülfe und die ganze Insel fiel in Anarchie.

Die Neger aber waren gewitzigt und benutzten die Zwietracht zwischen Weißen und Mulatten, um zwischen beiden eine feste Stellung zu nehmen.

Nachdem der Pariser Convent auch die Neger, wie die Mulatten, für frei erklärt hatte, schickte derselbe im Herbst 1792 zwei Conventsdeputirte, die Jakobiner Polverel und Santhonax mit 6000 Soldaten nach St. Domingo, um die Insel zu beruhigen und mit allgemeiner Freiheit und Gleichheit zu beglücken. Diese verbanden sich mit den Negern gegen die widerspenstigen Weißen und die Stadt Cap Français ging in Flammen auf. Die französischen Soldaten starben an Seuchen und die Neger waren jetzt schon nicht mehr mit der Freiheit zufrieden, die ihnen der Convent darbot. Sie wollten auch von Frankreich unabhängig seyn. Ihr Haupt, Jean François, trat offen mit einer Unabhängigkeitserklärung auf und belagerte mit 20—30,000 Schwarzen, die von den französischen Soldaten noch allein übrigen 1000 unter Santhonax in den Ruinen von Cap Français. Mittlerweile hatten die Engländer an Frankreich den Krieg erklärt und waren von nach England geflüchteten reichen Pflanzern aus St. Domingo aufgefordert worden, sich der Insel zu bemächtigen, denn diese Pflanzer hofften ihre Besitzungen viel eher durch England, als durch die Jakobiner wieder zu erhalten. Wirklich wurde einer englischen Flotte die stärkste Festung auf der Insel, Mole St. Niclas, durch Verrath ausgeliefert. Als die Engländer auch vor Cap Français erschienen, konnte sich hier Santhonax nicht länger halten, capitulirte und zog mit einem treuen Häuflein Neger ab zu Rigaud, einem Haupte der Mulatten.

Mittlerweile hatte Polverel unabläſſig geforscht, wie er die Neger glücklich machen könne. Die Ausführung war schwer, weil die schwarze Race gar so bestialisch erschien. Er proclamirte seine Ideen in einem Ackergesetz von 1794, worin er zum erstenmal eine Organisation der Arbeit vorschlug, mittelst einer Association zwischen

Eigenthümern und freien Arbeitern. Die letztern sollten in gewisse Classen je nach ihren Leistungen abgestuft, den Gewinn der Arbeit mit den Eigenthümern theilen. Aber die Neger wollten sich von den Weißen nicht mehr befehlen noch belehren lassen und verlangten gänzliche Unabhängigkeit. Polverel und Santhonax sahen sich durch die Engländer gezwungen, die Insel zu räumen, und Frankreich schien jeden Anspruch auf dieselbe verloren zu haben.

Die Engländer wußten sich indessen nicht auf der Insel zu behaupten. Zu ihrer Verstärkung kam im Mai 1795 General Williamson von Jamaika herüber; da aber neben den Mulatten unter Rigaud jetzt auch die Neger unter Toussaint-Louverture,*) der damals bereits den spanischen Theil von St. Domingo erobert hatte, sich im Kampf gegen die Engländer auszuzeichnen anfingen, übergab das französische Directorium diesem Schwarzen das Obercommando auf der Insel. Die Engländer, zuletzt unter dem General Maitland, erkannten bald, daß sie die Insel nicht halten könnten, zogen es daher vor, sie zu verlassen. Da Frankreich mit Spanien Frieden gemacht hatte und ihm der spanische Antheil von St. Domingo abgetreten worden war, so befand sich die ganze Insel jetzt dem Namen nach unter französischer Hoheit, in der That aber in der Gewalt Toussaints, der den Norden beherrschte, und Rigauds, der mit seinen Mulatten die Herrschaft im Süden festhielt. Santhonax kam 1796 wieder auf die Insel und verkehrte viel mit Toussaint, den er bewog, seine beiden Söhne zur Erziehung nach Paris zu schicken, und dem er dringend empfahl, sich an Frankreich zu halten, welches die Freiheit aller Menschen wolle. Wirklich adoptirte Toussaint einige Gedanken Polverels und bemühte sich, die Neger wieder an die Arbeit zu gewöhnen im Verhältniß von Pächtern oder Tagelöhnern auf den großen Plantagen, die jetzt größtentheils ihre Besitzer gewechselt hatten und einflußreichen Mulatten oder Schwarzen gehörten. In der guten Meinung, Frankreich wolle die Freiheit der

*) Er war 50 Jahre lang Sklave gewesen, aber ein denkender Kopf, hatte lesen gelernt und sich einige Kenntnisse erworben.

Neger schützen, hatte Touſſaint ſich von Santhonax überreden laſſen, die Autorität des franzöſiſchen Generals Hedouville anzuerkennen. Als dieſer aber anfing, mit den Weißen und Mulatten auf die Schwarzen zu drücken, empörten ſich die letztern und zwangen den General, mit 1800 Weißen und Farbigen über See zu entfliehen. Dennoch brach Touſſaint mit dem Directorium in Paris nicht ab, ſondern rechtfertigte das Verhalten der Schwarzen durch Hedouvilles ſchlechtes Benehmen.

Nunmehr ſtanden ſich Touſſaint und Rigaud allein gegenüber und geriethen bald in Streit, der zum furchtbarſten Racenkriege wurde. Rigaud ließ alle Neger, die in ſeine Gewalt fielen, abſchlachten, um die ganze Race zu vertilgen; Touſſaint war menſchlicher, zwang aber die gefangenen Mulatten, in ſeinen Regimentern zu dienen und ließ ſie ſo hart behandeln, als früher die Neger behandelt worden waren. Keine Partei errang einen völligen Sieg, doch behielt Touſſaint die Oberhand, weil es viel mehr Schwarze gab, als Mulatten. Unter Touſſaints Untergeneralen machte ſich der kleine, ſehr häßliche Deſſalines durch furchtbare Grauſamkeit bemerklich. Er allein ließ 10,000 Mulatten abſchlachten.

Nachdem Bonaparte erſter Conſul geworden, beſtätigte er den Oberbefehl Touſſaints. Touſſaint glaubte dem erſten Conſul in Paris nicht unter-, ſondern nebengeordnet zu ſeyn, indem er eitel genug war, an ihn zu ſchreiben: „der Erſte der Schwarzen an den Erſten der Weißen.“ Indeſſen war er nicht ganz Herr der Situation. Da er die Weißen und Farbigen ſchonte, ihnen ihre Güter ließ, die Schwarzen zwang, unter ihnen zu arbeiten, brach ein Aufruhr aus und nicht weniger als 200 Weiße wurden wieder grauſam von den Negern erſchlagen. Touſſaint hätte gern die Racen verſöhnt und ſeine Schwarzen durch Vermiſchung mit den Weißen allmälig veredelt, aber es war nicht möglich. Der Weiße konnte nicht vergeſſen, daß der Schwarze kurz vorher noch ſein Sklave geweſen, und der Schwarze hielt jede Ermahnung zur Arbeit für einen Verſuch, ihn wieder zum Sklaven zu machen.

Bonaparte, dem die weißen Demokraten in Europa ſchon zum

Ekel geworden waren, hegte noch weit weniger Achtung vor ihren ſchwarzen Affen in St. Domingo und war boshaft genug, gerade die noch republikaniſchen Beſtandtheile ſeiner Armee, um ſie los zu werden, zur Unterwerfung der Schwarzen zu gebrauchen. Verzehrt euch unter einander! ſcheint er, ſich die Hände reibend, gedacht zu haben. Der Gatte ſeiner lebensluſtigen Schweſter Pauline, General Leclerc, wurde mit einer Flotte von 54 Schiffen und 10,500 Mann Landungstruppen, denen in den nächſten Jahren noch mehr als zweimal ſo viel nachfolgten, 1801 nach St. Domingo geſchickt, mit dem geheimen Auftrage, dort, wie in allen übrigen weſtindiſchen Inſeln Frankreichs, die alte Sklaverei wieder einzuführen. Oeffentlich mußte Leclerc den Schwarzen die Erhaltung ihrer Freiheit verſprechen, aber nur, um ſie einzuſchläfern. Sie folgten einem richtigen Inſtinct, indem ſie mißtrauten und Widerſtand leiſteten. Chriſtoph, General unter Touſſaint, konnte Cap Français gegen die Uebermacht der Franzoſen nicht behaupten, trieb aber alle Einwohner hinaus und ſteckte es zum zweitenmal in Brand, am 5. Jan. 1802. Auf ihrer Flucht aber erſchlugen die Neger viele Weiße und brannten viele Pflanzungen nieder, und Deſſalines begann aufs neue den Vertilgungskrieg gegen die Weißen. Touſſaint ſelbſt zauderte, dem Befehl Bonapartes zu gehorchen, als ihm Leclerc aber einen ſchmeichelhaften Brief deſſelben und ſeine beiden Söhne zurückbrachte, die ihm nur von Bonapartes Huld erzählten, ließ er ſich noch einmal zum Vertrauen hinreißen, bereute jedoch bald wieder und hielt ſich zurück. Unterdeß hatte Leclerc die Mulatten an ſich zu ziehen geſucht und hielt ſich für ſtark genug, erklärte Touſſaint für vogelfrei und begann die Unterwerfung der Inſel. Die Mulatten ließen ſich in Regimenter theilen, die Neger wichen meiſtens aus und zogen ſich in die unzugänglichen Wälder und Gebirge zurück. Deſſalines allein trotzte zu St. Marc, ſteckte aber, als er ſich nicht mehr halten konnte, dieſe Stadt in Brand und entfloh. Leclerc wunderte ſich, daß ihm kein kräftigerer Widerſtand geleiſtet wurde; die Neger aber ließen ihm ſagen, er ſolle nur auf den Auguſt warten.

Als nun ſchon im Juni ſeine Soldaten der Hitze und dem

gelben Fieber unterlagen, erfüllte ſich, was ihnen gedroht worden war. Schnell beſonnen aber ließ Leclerc den armen Touſſaint, der ſich beſſer hätte vorſehen dürfen, überfallen, gefangen nehmen und nach Frankreich ſchleppen, wo er, von Napoleon grauſam behandelt, in einem elenden Kerker verſchmachtete. Allein Leclerc gewann damit nichts. Die Schwarzen empörten ſich und nun traten auch wieder die Mulatten unter Petion zu ihnen. Leclercs Lage wurde immer bedenklicher. Noch befanden ſich zu Port au Prince 1500 Schwarze unter Maurepas im Dienſt der franzöſiſchen Regierung, Leclerc aber mißtraute ihnen, ließ ſie auf Schiffe bringen und alle erſäufen. Und doch vermochte er die Inſel nicht zu halten. Seine Soldaten unterlagen faſt alle dem gelben Fieber, 7000 erwarteten erſt noch den Tod im Lazareth, dienſtfähig waren nur noch etwas über 2000 Mann, deren Commando General Rochambeau übernahm, als Leclerc ſelber dem Fieber erlag, 2. November 1802. Nun begann Deſſalines ein furchtbares Racheſyſtem, ſchlug vor Cap Français die Franzoſen und ließ alle Gefangenen, mehrere hundert, vor der Stadt an Galgen aufhängen. Zwar ſchlug Rochambeau am 21. Nov. noch einen Sturm der Neger von der Capſtadt ab, ſah ſeine wenigen Truppen aber immer mehr zuſammenſchmelzen und capitulirte am 29. gegen freien Abzug. Nur eine kleine Zahl Franzoſen unter General Ferrand blieb noch im vormals ſpaniſchen Theil der Inſel zurück. Rochambeau ſelbſt aber wurde unterwegs mit allen Schätzen, die er von der Inſel mitgenommen, einer engliſchen Flotte zur Beute.

St. Domingo war nun der Willkür der Negerhäuptlinge überlaſſen, vnter denen Deſſalines hervorragte. Die Inſel erhielt den alten Namen Hayti und wurde der frühere Name St. Domingo, der an die Sklaverei erinnerte, verboten. Deſſalines zog überall umher, um die noch verſteckten Franzoſen ermorden zu laſſen. Jedoch getraute er ſich nicht, die des Handels wegen auf der Inſel ſich aufhaltenden Engländer, Nordamerikaner und Deutſchen anzutaſten, denen es gelang, viele Franzoſen heimlich zu retten. Sodann fiel Deſſalines über Ferrand her, der ſich tapfer wehrte und

ihn zum Abzug von der Stadt Santo Domingo nöthigte. Trotz dieſer kleinen Demüthigung und der Abneigung des Negerhäuptlings Chriſtoph, der die Blutthaten mißbilligte, äffte Deſſalines dem erſten Conſul in Paris nach und ließ ſich am 8. Oct. 1804 als Jakob I. zum Kaiſer von Hayti krönen. Der neue Kaiſer machte ſich durch würdeloſes Benehmen, namentlich durch verrückte Sprünge und Tänze, eben ſo lächerlich, als er ſich vorher durch ſeine Grauſamkeit verhaßt gemacht hatte, und es koſtete Petion, dem Mulatten, wenig Mühe, die Beſatzung von Port au Prince gegen ihn zu empören. Als Deſſalines unter die Aufrührer ſprengte, ſtürzte er unter einem Säbelhieb zuſammen, am 17. Oct. 1806.

Nach ſeinem Tode lieferten ſich die Mulatten und Schwarzen eine blutige Schlacht, obgleich aber die Schwarzen unter Chriſtoph ſiegten, ſo behaupteten ſich doch die Mulatten unter Petion im Süden und Weſten der Inſel. Chriſtoph regierte mild, nach Touſſaints Beiſpiel, und ließ ſich am 28. März 1811 unter dem Namen Heinrich I. zum König krönen, konnte aber auch jetzt noch Petions nicht Meiſter werden. Weil Napoleon damals ſo viele Herzoge machte, äffte ihn Chriſtoph nach und machte Herzoge von Limonade und Marmelade. Er regierte bis 1820, als die Großen von ihm abfielen und er ſich freiwillig erſchoß. Seitdem wurde Petions Nachfolger Boyer Haupt der ganzen Inſel, indem alle Neger ſich in einer „ſchwarzen Republik“ vereinigten.

Was Napoleon anlangt, ſo überließ er Hayti ſeinem Schickſal, da er den koſtſpieligen Eroberungsverſuch nicht erneuern wollte, und verkaufte auch Louiſiana an die Nordamerikaner um 10 Millionen Franken.

England dehnte dagegen gerade damals ſeine Herrſchaft in Oſtindien immer weiter aus. Dort adminiſtrirte immer noch Sir Arthur Wellesley, welcher unter der Glut der indiſchen Sonne und unter der heißen Wuth des indiſchen Fanatismus die Eiskälte des nordiſchen Verſtandes bewahrte, und benutzte die elenden Streitigkeiten der Mahratten-Fürſten, um einen durch den andern zu verderben. Als der wilde Holkar den nominellen Oberherrn der Mah-

ratten, den Peiswa von Puna, vertrieb, half Wellesley dem letztern, setzte ihn wieder ein und machte ihn dadurch von sich abhängig. Als aber Scindia, der mächtigste Fürst unter den Mahratten, der neben seinen berühmten Reitern noch 72 Bataillone von französischen Offizieren befehligtes Fußvolk und 460 Kanonen hatte, auf französischen Antrieb oder aus eigener Besorgniß wegen der immer mehr anschwellenden Macht der Engländer, den Nizam als Freund der letztern bedrängte, zog Wellesley sogleich wider ihn aus, besiegte ihn mit viel geringeren Streitkräften in einem einzigen Sommerfeldzug und brachte ihm die letzte Niederlage in der großen und blutigen Schlacht von Assaye am 24. September 1802 bei, nach welcher Scindia um Frieden bitten und alles bewilligen mußte, was England verlangte. Jetzt erst griff Holkar, der schadenfroh Scindias Niederlage mit angesehen, die Engländer an, wurde aber ebenfalls durch General Lake besiegt und als Wellesley abberufen wurde, nahm er den Ruhm mit, die mächtigsten Feinde Englands in Indien unschädlich gemacht und die Grenze der Compagnie um hunderte von Meilen vorgerückt zu haben. Aber er empfing zum Dank nur den Vathorden und mußte nach Europa heimkehren, um als Generalmajor unter viel verdienst- und talentloseren Generalen zu dienen.

6.

Das Lager von Boulogne.

Der Hof des ersten Consuls nahm trotz der noch republikanischen Formen immer mehr von der ehemaligen königlichen Würde an. Jeder neue Sieg, den Bonaparte erfocht, führte auch neue glänzende Gesandtschaften nach Paris, die ihm aufwarteten. Ueberdies lockte sein Ruhm eine Menge vornehme und ausgezeichnete Fremde nach Paris, die seine edle Einfachheit, den Geist in seinen Umgebungen und die liebenswürdige Grazie im Cirkel seiner Gemahlin nicht genug bewundern konnten. Nach dem Frieden von

mäßig und menschenfreundlich bedienten. Sie konnten Despoten seyn, und waren es nicht. Fast ohne Ausnahme waren sie wohlwollend und väterlich, und im 18ten Jahrhundert bemächtigte sich ihrer eine wahre Leidenschaft, ihre Völker zu beglücken.

Kapitel CCCCXXVI.

Die Regierungsart.

Die fürstlichen Regierungen bildeten sich alle nach dem Muster der französischen. Der König von Frankreich war durch List und Gewalt allmählich unumschränkter Herr in seinem Lande geworden, und hatte eine Regierungsform eingeführt, welche der Monarchie, der Alleinherrschaft eines Einzigen vollkommen entsprach. Bisher hatten alle germanischen Völker, von uralten Zeiten her noch einen Antheil an der Regierung behauptet. In Frankreich zuerst kam die unumschränkte Monarchie auf, so wie sie früher im altrömischen und griechischen Kaiserthum bestanden hatte, und wie sie noch unter den türkischen Kaisern bestand. Der Umschwung der Zeit und der Untergang der alten Reichseinrichtungen erhob auch die deutschen Fürsten zu einer fast unbeschränkten Macht. Dies war etwas Neues, und man mußte das Muster dafür von Frankreich entlehnen. Doch wurde die streng monarchische Form theils durch die milde Gesinnung der Fürsten, theils durch den noch nicht ganz erloschenen germanischen Geist bedeutend ermäßigt.

Da in den neuen Staaten die Macht allmählich in eine Hand gekommen war, so bezweckten die Regierungen auch nichts anders, als Erhaltung und Erweiterung dieser Macht. Gegen außen suchte man immer mehr zu erwerben, im Innern aber immer mehr alle Kräfte des Landes auf einen Punkt zusammenzudrängen. Dieser

Amiens fanden ſich auch Engländer ſchaarenweiſe in Paris ein, um den Helden des Jahrhunderts anzuſtaunen. Auch Fox kam herüber und wurde vom erſten Conſul wie einer ſeiner intimſten Freunde empfangen. Viele vornehme Fremde blieben in Paris, namentlich zierten reizende Polinnen den Salon der Madame Bonaparte. Auch Gelehrte, Künſtler, Notabilitäten des Geiſtes fanden leicht Zutritt. Im Uebrigen behielt der Hof ein vorherrſchend militäriſches Aeußere. Täglich parabirten Truppen vor den Tuilerien, deren Anblick dem erſten Conſul ſo unentbehrlich war, als ihnen der ſeinige. Er ſorgte dafür, daß ſie oft wechſelten und daß er ihrer nach und nach ſo viele als möglich unter die Augen bekam. Die Muſterungen währten lange. Er unterſuchte alles, frug die Soldaten nach allem, bemerkte jeden Fehler, ſorgte für alles. Dadurch machte er ſich im Heer unermeßlich populär und hielt die Generale in Athem. Zugleich blendete der Anblick dieſer ſchönen und berühmten Krieger die Pariſer wie die Fremden. Zum Kern der Truppen machte er eine Conſulargarde von 8000 Mann, aus den beſten Soldaten der übrigen Regimenter auserleſen, unter denen ſich die Grenadiere mit ihren Bärenmützen durch martialiſche Haltung auszeichneten.

Indem der erſte Conſul der Monarchie entgegenging, war er feſt überzeugt, dazu wie der Kirche, ſo auch der Ariſtokratie zu bedürfen. Noch war an die Wiedereinſetzung eines eigentlichen adeligen Standes nicht zu denken, aber Bonaparte bereitete dieſelbe vor durch Gründung der Ehrenlegion, einer Ordensritterſchaft, in die jedes Verdienſt aufgenommen und die eben dadurch vom gemeinen Volk unterſchieden werden ſollte. Die Legion hatte eine militäriſche Einrichtung. Sie wurde zu 6000 Mann berechnet, eingetheilt in 15 Cohorten mit je 30 Offizieren, 20 Commandeurs und 7 Großoffizieren. Jeder Ritter erhielt einen jährlichen Sold von 250 Fr., der Offizier von 1000, der Commandant von 2000, der Großoffizier von 5000. Das Ordenszeichen war ein am rothen Band getragenes Kreuz mit fünf Armen. Als Berlier im Staatsrath die neue Einrichtung mißbilligte und die Orden ein Spielwerk der Monarchie nannte, nicht würdig einer Republik, in welcher die Wahl

zum Amt der einzige Lohn der Tugend seyn müsse, erwiderte der erste Consul: „Ich fordre jeden auf, mir eine alte oder neue Republik zu nennen, in der es keine Auszeichnung gegeben hätte. Man nennt das Spielzeug, aber mit solchem Spielzeug leitet man die Erwachsenen. Ich würde das auf einer Tribune nicht sagen, aber in einem Rath der Weisen darf man alles sagen. Ich glaube nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt. Die Franzosen haben sich binnen zehn Jahren nicht geändert, sie sind heute noch immer, was die alten Gallier waren, eitel und leichtfertig. Sie sind nur für ein Gefühl empfänglich, für das der Ehre. Auszeichnungen passen daher für sie und sind ihnen unentbehrlich. Vor allem der Armee. Es handelt sich aber auch noch um etwas anderes. In der Revolution ist alles umgestürzt worden, wir müssen nun nothwendig wieder aufbauen. Die Gesellschaft besteht aus Sandkörnern, wir können ihre Institutionen nur befestigen, wenn wir einige Granitmassen auf den Boden Frankreichs werfen." Staatsrath Thibaudeau machte dem ersten Consul den geistreichen Einwurf, das französische Volk habe gerade das in ihm vorherrschende Ehrgefühl durch die republikanische Gleichheit befriedigen wollen, denn das sey die Ehre eines jeden, dem andern gleich zu stehen, während die Ehre von 6000 Rittern für die übrigen 30 Millionen zur Zurücksetzung und Beschimpfung werde. Auch bemerkte man, daß viele Generale, die der strengrepublikanischen Partei angehört hatten, die neuen Kreuze lächerlich fanden und sich schämten, dieselben anzunehmen. Allein der erste Consul kümmerte sich um diese Ausnahmen nicht und hielt die Regel fest. Auch täuschte ihn seine Menschenkenntniß nicht. Das Kreuz der Ehrenlegion wurde das populärste Ding in Frankreich und ist es heute noch. Das Datum der Stiftung war der 19. Mai 1802. Die wirkliche Vertheilung der Kreuze erfolgte aber erst etwas später.

Um dieselbe Zeit, gerade nach dem Frieden von Amiens, der dem ersten Consul ein neues Ansehen verlieh, beantragte der Senat, ihm einen Beweis der Nationaldankbarkeit zu geben, indem man ihn zum ersten Consul auf weitere zehn Jahre ernenne. Das war aber

weniger, als Bonaparte wollte. Er nahm daher eine verſtellte Demuth an, meinte, er könne nicht einwilligen, bevor nicht das Volk unmittelbar gefragt werde, ließ aber dem Volk eine ganz andere Frage vorlegen, nämlich ob er auf Lebenszeit ernannt werden ſolle? Der verblüffte Senat mußte dieſe Beſchämung hinnehmen und im Plebiscit erhielt Bonaparte 3,568,185 Stimmen gegen 8000. Die letzte republikaniſche Oppoſition im Tribunat zu unterdrücken, ließ er ein Drittel ſeiner Mitglieder ſtreichen und ihre Zahl überhaupt auf 60 herabſetzen. In England, ſagte er bei dieſer Gelegenheit, in einem altconſtitutionellen Lande iſt eine gemäßigte parlamentariſche Oppoſition, die nur eine Meinungsverſchiedenheit der herrſchenden Ariſtokratie ausdrückt, ungefährlich; ganz anders in Frankreich, wo ſie theils von Jakobinern, theils von Royaliſten ausgeht, welche beide den Staat umſtürzen wollen. Der 15. Auguſt als Geburtstag Bonapartes wurde zu einem Feſttag der Republik beſtimmt und von nun an ſetzte der erſte Conſul ſeiner Unterſchrift den Taufnamen Napoleon voran. Der treueſte Anhänger conſtitutioneller Bürgſchaften ſowohl der Freiheit als der Ordnung, Lafayette, der durch Bonapartes Edelmuth aus ſeinem Kerker in Olmütz erlöst worden war und ſeitdem ruhig in Frankreich lebte, hielt es für ſeine Pflicht, dem erſten Conſul in einem Memoire ans Herz zu legen, wie ſehr es die Bedingung einer glücklichen und dauerhaften Regierung ſey, conſtitutionell zu handeln und eine parlamentariſche Vertretung zu geſtatten; aber Bonaparte fand ſeine Mahnungen nicht zeitgemäß und nannte ihn einen „Unverbeſſerlichen.“ Lafayette zog ſich nun wieder ganz zurück.

Indem Bonaparte dem Ziele, das er ſich vorgeſetzt, immer näher kam und die höchſte Gewalt ihm nicht mehr entgehen konnte, nahm er auch ſchon auf ihre Erblichkeit Bedacht. Er hatte von Joſephinen keine Kinder und konnte keine mehr von ihr hoffen. Sie glaubte aber, er werde ihren Sohn erſter Ehe, den treuen und ſchönen Eugen, den er ſo ſehr liebte, adoptiren. Dagegen murrten Bonapartes Brüder, nur ihnen und ihren Kindern ſtehe die Nachfolge zu. Sie beſchuldigten Joſephine, während ihr Gemahl in

Aegypten war, ihm untreu geweſen zu ſeyn; aber ſie beſchwor ihn auf den Knien und unter tauſend Thränen. Er verließ ſie nicht, er blieb ihr hold und widmete ihr von neuem die feurigſte Zärtlichkeit. Um beide Familienparteien auszugleichen, vermählte Bonaparte die unterdeß herangewachſene Tochter Joſephinens, die liebliche Hortenſe, mit ſeinem jüngeren Bruder Louis, am 3. Jan. 1802; was jedoch die älteren Brüder Lucian und Joſeph wieder übel nahmen, weil der erſte Sohn jenes neuvermählten Paares Napoleons Erbe werden ſollte. Aufs neue wurden daher die bösartigſten Gerüchte ausgeſprengt, insbeſondere Louis leihe Hortenſens Sohn nur den Namen, der wahre Vater ſey Napoleon ſelbſt. Inzwiſchen ſtarb das angefochtene Kind im zarten Alter.

Der Weltfrieden war trügeriſch, weil er ein unnatürliches Uebergewicht Frankreichs, einen geſpannten unnatürlichen Zuſtand im übrigen Europa verewigen ſollte. Aus demſelben Grunde war auch das Glück Bonapartes trügeriſch. Wie groß immerhin ſeine Macht und unerſchöpflich ſein Genie ſeyn mochte, er hatte ſich ein unerreichbares Ziel geſteckt und war zum Theil vom Schickſal ſelber in die Bahn gedrängt worden, auf der er nie mehr ſtille ſtehn konnte. An eine freiwillige Aufopferung deſſen, was er und was ſchon vor ihm die ſiegreichen Generale der Republik erobert hatten, war nicht zu denken. Um den unrechtmäßigen Erwerb zu hüten, mußte er beſtändig mit dem Schwert gerüſtet ſtehen, noch mehr dazu erobern, jedes Unrecht, das er dem Nachbar zufügte, durch ein zweites, drittes vertheidigen und ſo eine Machtausdehnung ohne Maaß und Ziel fortſetzen.

Die öffentliche Meinung in England war bald darüber einig, man hätte den Frieden unter günſtigeren Bedingungen oder gar nicht abſchließen ſollen. Je weniger die engliſche Politik ſelber geneigt war, den Frieden aufrichtig zu halten, um ſo mehr ſetzte ſie gleiche Argliſt auch bei der franzöſiſchen voraus. Beide Cabinette belauerten ſich auf eine beleidigende Art. England gab Malta keineswegs heraus, ſondern brauchte allerlei Vorwände, die Inſel noch beſetzt zu halten. Andererſeits benahm ſich General Sebaſtiani, den der

erſte Conſul zu einer politiſchen Recognoscirung des Orients abſchickte, ziemlich brutal. Zuerſt begab er ſich nach Tunis, deſſen Dey kurz vorher durch eine franzöſiſche Flotte gedemüthigt und zur Herausgabe geraubter Schiffe und Menſchen gezwungen worden war, dann nach Aegypten, welches die Engländer immer noch nicht geräumt hatten, und nahm die Miene an, als ob Bonaparte bald eine zweite Expedition dahin abgehen laſſen würde. Die engliſche und franzöſiſche Preſſe faßten dieſe Häkeleien auf und begannen den Krieg mit giftigen Worten. Franzöſiſche Emigrirte verfaßten in London Schmähſchriften auf den erſten Conſul, ſeine Gemahlin und ganze Familie. Das nahm er entſetzlich übel und affectirte vielleicht noch mehr Zorn, als er wirklich empfand, um mehr Unrecht auf England zu häufen. Eine königliche Botſchaft an das Parlament vom 8. März 1803 forderte Mittel zu neuen Rüſtungen und machte auf die Möglichkeit eines nahen Kriegs aufmerkſam. Der erſte Conſul ſagte deshalb zu Lord Withworth vor allen andern Geſandten die heftigſten Dinge.*) Man verſuchte noch eine letzte Verſtändigung, aber ſie mißlang, da England beſtimmt erklärte, es gebe Malta nicht heraus, wenn Bonaparte nicht Holland und Piemont räume.

Vierzehn Tage ſpäter (17. Mai) ließ England alle in engliſchen Häfen befindlichen franzöſiſchen und holländiſchen Schiffe und Waaren confiſciren und ſchickte nach allen Richtungen Caper aus, um die noch in See befindlichen Schiffe gleichfalls wegzunehmen. Der Handelsſtand, der nicht gewarnt worden war, erlitt unermeßliche Verluſte, die beſonders Holland trafen. In wenigen Wochen hatten die Engländer 200 Schiffe geraubt. Der erſte Conſul brach in großartigen Zorn aus und vergalt nicht nur hinſichtlich der Schiffe und Waaren Gleiches mit Gleichem, ſondern ließ auch, weil dies ſeine viel größeren Verluſte nicht erſetzen konnte, alle in Frankreich

*) Napoleon behauptete ſpäter, der Lord habe in ſeinem Bericht die Sache übertrieben, es ſey durchaus nichts Unſchickliches vorgefallen. Jedenfalls war es England, was einen Vorwand zum Bruch ſuchte.

anwesenden Engländer verhaften und als Kriegsgefangene behandeln und Hannover durch Mortier besetzen. Nur wie im Vorbeigehen ließ er auch die Elbe sperren, alle englischen Schiffe und Waaren wegnehmen und den Hansestädten eine neue Zwangsanleihe von drei Millionen auflegen. Preußen, als Director des niedersächsischen Kreises, hätte schützend einschreiten sollen, und Minister Haugwitz rieth dem Könige dringend, diese schöne Gelegenheit zu benutzen, den Franzosen zuvorzukommen. Innerhalb der früher bezeichneten Demarcationslinie durfte Preußen nie eine Einmischung der Franzosen dulden, sich die Hegemonie in Norddeutschland nie entreißen lassen. Aber der König hatte bei der früheren Besetzung Hannovers wenig Ehre eingelegt und wollte es nicht zum zweitenmale nur besetzen, um es am Ende doch wieder herausgeben zu müssen. Somit verharrte er in seiner unglücklichen Passivität, und Mortier drang in Hannover vor. Bonaparte beschwichtigte Preußen mit der vagen Zusicherung, er wolle es nur so lange behalten, bis England die Insel Malta ausliefern würde. Die Führer der kleinen, nur 9—10,000 Mann zählenden hannöverschen Armee, Herzog von Cambridge, jüngerer Sohn des Königs von England, Georgs III., und General Wallmoden, erkannten die Unmöglichkeit, sich gegen die französische Uebermacht zu vertheidigen, schlossen daher am 8. Juni zu Suhlingen eine Capitulation ab, der zu Folge die Hannoveraner sich hinter die Elbe zurückziehen sollten. Aber diese braven Truppen waren über eine solche Zumuthung empört, wollten sich viel lieber schlagen und fingen Tumulte an, besonders die vortreffliche Reiterei. Mit Mühe gelang es, sie nach Mecklenburg zu bringen. Als nun vollends der König von England die Capitulation nicht anerkannte, liefen sie auseinander und der größte Theil der Mannschaft entwich über die See nach England, wo bald 8000 Mann wieder organisirt waren, und unter dem Namen der „deutschen Legion" das erste Beispiel unversöhnlichen Franzosenhasses und einer patriotischen Aufopferung gaben, welches erst viel später, dann aber auch mit unwiderstehlicher, siegerzwingender Kraft von den Preußen nachgeahmt wurde. Wir werden auf die

wundervolle Tapferkeit dieſer Legion zurückkommen. Es waren lauter gemeine Leute, ehrliche Bauernſöhne, geführt von einigen ſtolzen Edelleuten, in denen noch echtes Blut der Cherusker ſtrömte. Die Politik der deutſchen Cabinette wußte damals ſolche Volkselemente nicht zu würdigen.

Den Hauptangriff wollte Bonaparte auf England ſelbſt machen. Die früher ſchon beabſichtigte Landung in England wurde im großartigſten Maaßſtabe vorbereitet. Es war ihm damit ohne Zweifel Ernſt, und ſelbſt wenn er die Ausführung ihrer Schwierigkeit wegen lange verſchieben mußte, hatte er von ſeinen Rüſtungen doch jedenfalls den Vortheil, die Engländer zu ſchrecken und vielleicht einen neuen Frieden von ihnen zu ertrotzen. Der Mittelpunkt der franzöſiſchen Rüſtungen wurde ein großes Lager bei Boulogne. Man kann von hier aus über den Canal hinüber die Kreidefelſen des engliſchen Ufers ſehen. Zwei Landzungen, die der erſte Conſul befeſtigen ließ, beſchützten hier eine ſchlammige Bucht, die er zu einem geräumigen Hafenbaſſin ausweiten ließ. Strandbatterien und Kanonenboote hielten die Engländer ab, die mehrmals die Arbeiten zu ſtören verſuchten. Zugleich ließ er in allen franzöſiſchen Häfen neue Linienſchiffe und tauſende von verſchiedenartigen Landungsböten bauen, auf denen er ſeine Armee der engliſchen Küſte zuführen wollte. Die Hauptſache war aber, alle dieſe zahlreichen Fahrzeuge aus den einzelnen Häfen Frankreichs in Boulogne zu vereinigen, was mit der größten Gefahr verbunden war, da ſie von engliſchen Flotten blokirt waren. Man mußte die Zeit der Stürme abwarten, in der ſich die Engländer von der Küſte entfernten, oder Windſtillen, in denen ſie unbeweglich lagen, um ſelbſt auslaufen zu können. Man mußte ſich ſo nahe als möglich am Ufer halten, um durch Strandbatterien geſchützt zu werden. Erſt im September und October gelangten etwa 1000 Boote auf dieſe Weiſe glücklich nach Boulogne und gingen durch das Feuer der Engländer oder durch Stürme nur wenige verloren. Was aber mit den Böten gelang, gelang nicht mit den großen Schiffen.

Der erſte Conſul begab ſich ſelbſt nach Boulogne und dehnte

dieſen Ausflug zu einer Rundreiſe durch die Niederlande aus, wobei ihn ſeine Gemahlin und der Cardinal Caprara begleiteten, der letztere um den ſtrengkatholiſchen Belgiern das innige Einverſtändniß der neuen Staatsgewalt mit der alten Kirche vor Augen zu ſtellen. Am Tage ſeiner Abreiſe von Paris, am 23. Juni, erließ er das berüchtigte Decret, welches die Einfuhr aller engliſchen Waaren verbot, jedoch nur, ſofern ſie aus England oder deſſen Colonien unmittelbar kämen. Das reiche England konnte dieſe Sperre eine Zeit lang aushalten, den größten Verluſt dabei aber erlitt Holland. Der majeſtätiſche Handel der alten Republik Holland, die mit ihrer Flagge alle Meere beherrſcht hatte, war zu einem zwar immer noch einträglichen, aber geheimen, nächtlichen und verfolgten Schmuggelhandel herabgeſunken.

Spanien machte damals einen ſchwachen Verſuch, ſich der franzöſiſchen Vormundſchaft zu entziehen, aber Bonaparte ſchlug ihn augenblicklich nieder. Bonaparte hatte Spanien die Inſel Trinidad und Louiſiana abgelockt, dann die erſtere an England überlaſſen und das zweite den Nordamerikanern auf eigene Rechnung verkauft. Um Frankreichs willen waren ſpaniſche Flotten zerſtört oder geraubt, die ſpaniſchen Häfen blokirt, der ſpaniſche Handel ſchwer erſchüttert und faſt ruinirt worden. Nach dem Bruch des Friedens von Amiens mußte daher Spanien ſehnlichſt wünſchen, mit England in Frieden zu bleiben. Godoy knüpfte daher Verbindungen mit England, Rußland und Oeſterreich an. Aber Bonaparte ließ ſogleich ein Heer an der ſpaniſchen Grenze bei Bayonne ſammeln, ſchreckte den ſpaniſchen Günſtling durch die furchtbarſten Drohungen und ſchrieb einen Brief an König Karl IV. ſelbſt, worin er demſelben die ganze Schmach, ſich von einem ſolchen Günſtling beherrſchen zu laſſen, enthüllte. Dadurch eingeſchüchtert, wußte Godoy mit Hülfe der Königin zwar ſo viel zu erreichen, daß der König jenen Brief gar nicht las, unterwarf ſich aber allen Forderungen Bonapartes und blieb unter dieſen Bedingungen am Staatsruder. Spanien verpflichtete ſich am 15. October, dem erſten Conſul alle Monate 6 Millionen Hülfsgelder zu ſchicken, ſo lange der Krieg dauern würde, und zugleich

Portugal zu zwingen, daß es zu demſelben Zweck monatlich eine Million zahle. Die enormen Verluſte Spaniens wurden noch vermehrt durch den franzöſiſchen Speculanten Ouvrard, der dem König Karl IV. die nöthigen Summen zwar vorſchoß, dafür aber das Monopol aller Lieferungen für die ſpaniſche Armee und Marine, das Tabaksmonopol, den Pacht der einträglichen Blei- und Queckſilberminen und endlich auch das Monopol des Handels in die ſpaniſchen Colonien verlangte und erhielt.

Der erſte Conſul gab ſich damals nicht geringe Mühe, auch Preußen näher an ſich zu ziehen. Wenn er nämlich in England landen wollte, mußte er den Rücken frei haben und das konnte nicht ſicherer geſchehen, als durch eine Allianz mit Preußen. Allein Friedrich Wilhelm III. ließ ſich zu nichts Bindendem bewegen, zu Bonapartes nicht geringem Aerger. Mehr als je war dieſer deshalb entſchloſſen, ſich die kleinen deutſchen Fürſten zu verpflichten und ihnen ſeinen Schutz gegen Oeſterreich und Preußen zugleich anzubieten. Daher das auffallende Umſichgreifen dieſer kleinen Potentaten ſchon im Spätherbſt 1803. Obgleich im Reichsdeputationshauptſchluß noch zu Anfang deſſelben Jahres die Rechte der Reichsritterſchaft ausdrücklich verbürgt worden waren, ſo bemächtigten ſich doch jetzt Bayern, Württemberg und beide Heſſen aller in ihrem Bereich liegenden Beſitzungen der Reichsritter und mediatiſirten dieſe Herren eigenmächtig.

7.

Der Herzog von Enghien.

England befeſtigte ſeine Ufer, vermehrte ſeine Truppen und rief Milizen unter die Waffen. Sein Hauptſchutz war das Meer, die Flotte, aber es verſchmähte auch ſchlechte Mittel nicht. Der Herzog von Artois und deſſen jüngerer Sohn, Herzog von Berry, hatten ſich nach England gewendet. Bei ihnen befand ſich auch der energiſche

Georges Caboudal, dazu die Generale Dumouriez und Pichegru. Dieſe verſuchten eine Reſtauration der Bourbons. Der Hauptgedanke war, den erſten Conſul aus der Welt zu ſchaffen und die daraus entſtehende Verwirrung zu benutzen, um das Heer durch Pichegru und noch mehr durch Moreau, den man ins Intereſſe zog, das Volk durch die Chouans und noch mehr durch einen franzöſiſchen Prinzen, der ſich alsbald öffentlich zeigen ſollte, zu gewinnen. Geheime Verbindungen wurden unterhalten durch die engliſchen Geſandten, Rumboldt in Hamburg, Taylor in Kaſſel, Spencer Smith in Stuttgart, Drake in München. Ludwig Heinrich, Herzog von Enghien, Enkel Condés, unter den Bourbonen der, welcher durch ſeine Jugend und Haltung populär zu werden am meiſten geeignet war, nahm dicht an der franzöſiſchen Grenze zu Ettenheim im Badiſchen ſeinen Wohnſitz, mit einer zärtlichen Neigung zur Prinzeſſin von Rohan, einer Emigrirten, und mit der Jagd beſchäftigt, ſcheinbar ganz harmlos. Vielleicht war er auch wirklich harmlos und ſollte erſt erfahren, welche Rolle ihm beſtimmt ſey, wenn die Zeit gekommen war. Darüber herrſcht Dunkel.

Die Verſchwörung konnte ihren Hauptzweck nur in Paris ſelbſt erreichen. Dahin begaben ſich Pichegru und Caboudal mit einer Anzahl entſchloſſener Chouans und emigrirter Edelleute, nachdem ſie auf engliſchen Schiffen bei Nacht am 21. Auguſt 1803 an dem Felſen von Biville gelandet und von vertrauten Schmugglern aufgenommen worden waren. Caboudal trug eine Million in Wechſeln bei ſich. Verkleidet brachten ſie Monate in Paris zu. Moreau ging auch auf ihre Anträge ein, verlangte aber, daß, wenn Bonaparte geſtürzt werde, die Regierungsgewalt ihm, dem General Moreau, zu Theil werden ſolle und nicht den Bourbonen, wobei er vorgab, die Truppen würden wohl ihm, nie aber den Bourbonen gehorchen wollen. Bei dieſer Erklärung blieb er auch, zur Verzweiflung Caboudals. Moreau haßte den erſten Conſul aufs tiefſte, konnte ihm ſeine Größe nicht verzeihen, ſpielte den eifrigen Republikaner, tadelte, witzelte, trotzte, ſchlug es aus, den erſten Conſul zu einer Heerſchau zu begleiten, weil er nicht die zweite Stelle einnehmen wollte, und

Mittelpunkt war der Hof und seine Residenz. Die Residenzstädte vergrößerten sich in dem Maße, wie die Fürstenmacht sich befestigte und ausdehnte. Hier floß aller Reichthum, aller Adel, alle Bildung des Landes zusammen. Von hier aus wurde das ganze Land regiert. In diesen Residenzen unterscheiden wir aber wieder das Kabinet, den Hof und die Regierung. Den eigentlichen Mittelpunkt der Herrschaft bildete das Kabinet des Fürsten. Hier beschloß der Fürst allein, oder mit seinen vertrautesten Räthen alle wichtigen Angelegenheiten des Staats, und sein Wille war das höchste Gesetz. Wenn er schwach war, so leiteten ihn seine Vertrauten, der Kanzler, das Oberhaupt der Regierung, oder der Beichtvater, oder Jagdgenossen, und nicht selten auch Weiber. Daneben begannen die auswärtigen Gesandten einen großen Einfluß auf die Kabinette zu üben.

Der Hof diente nur dem äußern Glanze und den Vergnügungen des Fürsten. Auch hierin ahmten die deutschen Fürsten bald den Königen von Frankreich nach. Pracht, Ueppigkeit, Verschwendung, Jagden, Feste kamen an die Tagesordnung, und um den Hoflustbarkeiten Schwung zu geben, stellte man eigne Hofnarren an. Indeß zeichneten sich mehrere deutsche Fürstenhöfe vor den andern noch immer durch die alte Einfachheit aus.

Die eigentliche Regierung war vom Hofe getrennt. Sie bestand aus Räthen, welche vom Fürsten gewählt und besoldet wurden, und an deren Spitze der Kanzler stand, der wieder vom Kabinet abhing. Neben der Regierung, welche vom Fürsten ausging, bestanden zwar noch die Landstände, deren Gewalt vom Volk ausging, aber sie hatten seit dem dreißigjährigen Kriege nichts mehr zu sagen. Man hielt keine großen und allgemeinen Landtage mehr, es bestand nur noch ein ständischer Ausschuß, der ihre Sache vertreten sollte, in der Residenz

speiste während eines großen officiellen Diners des ersten Consuls mit seinen Anhängern in einem benachbarten Gasthof. Bonaparte ignorirte ihn seitdem völlig, ohne ihm das geringste zu leide zu thun, und behauptete gerade dadurch am gewissesten seine moralische Ueberlegenheit.

Er hatte, als er lebenslänglicher Consul geworden war, der öffentlichen Meinung ein Opfer gebracht, indem er den unwürdigen Fouché aus dem Ministerium entfernte. Seitdem aber waren die Argusaugen der Polizei eingeschlafen. Nur Fouché selbst hatte die seinigen stets offen behalten und war durch seine geheimen Agenten auf die Spur einer neuen royalistischen Verschwörung gekommen. Das machte er nun geltend, um seine Unentbehrlichkeit zu beweisen. Bonaparte wurde unruhig. Es war ihm einleuchtend, welches große Interesse England haben müsse, seiner gerade in diesem Zeitpunkt vor der Landung durch einen Mord los zu werden, wie Pauls I. Er legte daher schweres Gewicht auf die Entdeckung. Er ließ sich die Listen aller Verhafteten bringen und sein Adlerauge fand in dieser Menge von Namen den rechten heraus. Querel, ein vormaliger Arzt der Vendéer, bekannte, wo die Verschworenen zusammenkämen. Hier nun ergriff man noch Cadoudals jungen Diener und einen älteren Offizier Bouvet de Logier, 8. Febr. 1804. Der letztere wollte sich im Kerker hängen, kehrte aber ins Leben zurück und beide gestanden. Allein sie wollten nicht zugeben, daß sie gemeine Meuchelmörder seyen; sie legten daher großes Gewicht darauf, daß ein Prinz erwartet worden sey, der sich an ihre Spitze hätte stellen sollen, um in offenem Kampfe den ersten Consul anzugreifen. Sie beriefen sich auf die vornehmen Edelleute, die mit ihnen gekommen seyen, namentlich die Brüder Polignac, denen der Prinz habe nachkommen sollen. Somit wurde die Aufmerksamkeit des ersten Consul auf den Prinzen gespannt. Ueber Moreau war er ruhig, er ließ ihn verhaften, sagte aber, er verzeihe seiner Eitelkeit und Schwäche. Der Prinz allein schien ihm gefährlich. Bonaparte ließ Paris absperren, daß niemand herauskonnte, und setzte die Todesstrafe darauf, wenn jemand den Verschworenen, die man suche, Obdach gebe oder sie nicht anzeige. Pi-

chegru wurde nun um 100,000 Franken von einem Aufwärter verrathen, und Georges Cadoudal auf der Straße in einem Cabriolet erkannt und nach blutiger Gegenwehr verhaftet. Auch die Brüder Armand und Jules von Polignac und Herr von Rivière fielen der Polizei in die Hände. Sie alle behaupteten, wie die zuerst Verhafteten, sie seyen keine Meuchelmörder, sondern nur treue Diener eines Prinzen, der mit gewaffneter Hand sein Recht auf den französischen Thron habe geltend machen wollen. Wer dieser Prinz sey, wußten sie selber nicht, da er erst hatte nachkommen sollen.

Man forschte nach dem Aufenthalt aller Glieder des Hauses Bourbon und fiel endlich auf den armen Herzog von Enghien. Ein vertrauter Agent wurde nach Ettenheim geschickt und berichtete, der Herzog sey häufig von dort abwesend und reise heimlich nach Straßburg, sey auch schon einmal in Paris selbst gewesen, sein nächster Vertrauter und Gesellschafter aber sey der General Dumouriez. Der Agent hörte nämlich den Namen Thumery, so hieß der unschuldige Adjutant des Prinzen, und verwechselte ihn mit dem berühmten General. Dieses Mißverständniß gereichte dem Prinzen zum Verderben. Die Anwesenheit Dumouriezs in Verbindung mit dem Antheil, den Pichegru und Moreau an dem Complott genommen hatten, mußte den ersten Consul im höchsten Grade frappiren.

Er war furchtbar aufgeregt. Er glaubte sein Leben ein für allemal gegen die royalistischen Complotte schützen zu müssen. Enghien wurde in der Nacht des 15. März in Ettenheim ergriffen, nach Paris geführt und im Schloß von Vincennes vor ein Kriegsgericht gestellt. General Savary war dabei und hatte Befehl, rasch zu verfahren. Der Prinz behauptete, nichts von Dumouriez, auch nichts von einer Verschwörung in Paris zu wissen, noch die französische Grenze überschritten zu haben, nur das sey wahr, daß man ihm gerathen habe, am Rhein zu verweilen, da er vielleicht bald eine Rolle werde zu spielen haben. Durch dieses unvorsichtige Geständniß bestätigte er den Argwohn Bonapartes, auch wenn er selbst dabei unschuldig war. Er bat dringend, den ersten Consul persönlich sprechen zu dürfen. Man sagt, Staatsrath Real sey auch von

dem letzteren beauftragt worden, nach Vincennes zu gehen, um klarer in der Sache zu sehen, habe jedoch seine Fahrt dahin verspätet und Savary in übertriebenem Diensteifer zu schnell entschieden. Indeß ist nicht wahrscheinlich, daß ein Diener des mächtigen Gebieters in jenen Tagen gewagt haben würde, gegen seinen Willen weder zu langsam, noch zu rasch zu verfahren. In der Nacht des 20. März wurde der unglückliche Prinz im Festungsgraben von Vincennes erschossen und starb mit einer muthigen Ergebung ohne Klage.

Diese blutige That erreichte vollständig ihren Zweck, denn der erste Consul hatte fortan vor den Royalisten Ruhe; aber sie war von einem unermeßlichen moralischen Nachtheil für ihn, indem sie seinen vielen Bewunderern das häßliche Bild eines Tyrannen zeigte. Ein Schrei des Entsetzens ging durch alle Länder, in denen Frankreichs Einfluß nicht stummes Dulden gebot. Der Kaiser von Rußland legte mit seinem ganzen Hofe Trauer an, aber Bonaparte ließ durch Talleyrand der russischen Gesandtschaft insinuiren: „was wohl Kaiser Paul gethan haben würde, wenn er erfahren hätte, die Verschworenen, die sein Leben bedrohten, hätten sich nur eine Stunde weit weg von der russischen Grenze befunden?“ Der Kaiser von Rußland ließ beim deutschen Reichstag feierlich Protest einlegen gegen die Verletzung des badischen Gebietes, aber der badische Reichstagsgesandte selbst verlangte, daß man über diese russische Note zur Tagesordnung übergehe, und der preußische Gesandte stimmte damit überein. Bonaparte hatte am 21. April das Herzogthum Aremberg besetzen lassen, und drohte seine Armee in Hannover zu verstärken, wenn Russen die preußische Grenze beträten. Preußen hätte sich dann nothwendig entscheiden müssen, es wäre selbst Kriegsschauplatz geworden. Das wollte der friedliebende König vermeiden und gab also wieder dem ersten Consul nach.

Der große Verschwörungsproceß in Paris nahm nun vollends seinen Verlauf. Pichegru wurde am 6. April in seinem Gefängniß erwürgt gefunden. Schon vor seiner Gefangennehmung hatte er sich erschießen wollen. Er hatte jedoch seinen alten Ruhm für immer verloren und nichts mehr zu erleben, als Schande, daher ist

es wahrscheinlich, daß er sich selbst umgebracht hat. Man beschuldigte Bonaparte, er habe ihn durch vier Mameluken stranguliren lassen, wozu derselbe aber nicht das mindeste politische Motiv gehabt hätte. Jedenfalls würde Pichegru so gut Gnade gefunden haben, wie Moreau. Dieser vertheidigte sich männlich, edel, seines großen Ruhmes nicht unwürdig, konnte aber den Makel, mit im Complott gewesen zu seyn, nicht von sich abwaschen und wurde zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Bonaparte entließ ihn nach Amerika. Auch die royalistischen Edelleute, die im Complott gewesen, wurden geschont. Josephine bat für sie und Bonaparte sprach das Gnadenwort aus. Nur die plebejischen Verschworenen, Cadoudal mit 11 Gefährten wurden am 25. Juni hingerichtet. Er starb wie ein Held. Die Begünstigung des Adels war ohne Zweifel darauf berechnet, ihn von der Sache der Bourbonen abzuziehen.

8.

Das französische Kaiserthum.

Bonaparte schritt über die Leiche des Herzogs von Enghien hinweg zum Throne. Wenn ihr, schien er den Royalisten zu sagen, nun doch den Thron wieder aufrichten wollt, so will ich euch zeigen, wer allein würdig ist, denselben zu besteigen. Im Heer und Volk war die Monarchie schon vorbereitet. Der republikanische Rausch war längst verflogen, selbst die wahrsten und edelsten Freunde bürgerlicher Freiheit hatten sich aus Ekel an den jakobinischen Ausschweifungen zur Partei der Ordnung bekehrt. In den Vordergrund aber waren die Waffengefährten des ersten Consuls und die ehrgeizigen Schmeichler getreten, die jeder neuen Gewalt huldigten. Sie erfüllten Frankreich mit dem Gedanken der Größe und des Ruhms und mit der Bewunderung eines Einzigen, in dem die Nation allein noch wissen sollte, daß sie lebe. Sein überwältigendes Genie, der Zauber, der ihn von seinem ersten Eintritt in die Welt-

geschichte an umkleidet hatte, rechtfertigten die allgemeine Huldigung, in die selbst offene Feinde aus Wahrheitsliebe einstimmten und die von den heimlichen durch niedere Kriecherei absichtlich übertrieben wurde.

Alles war schon abgekartet und jedem seine Rolle zugetheilt, wobei Fouché den größten Eifer zeigte. Der Senat übernahm es, den ersten Consul, der nichts davon zu ahnen schien, auf den allgemeinen Wunsch des Volkes aufmerksam zu machen. Am 27. März schickte er eine Deputation an ihn ab, die ihm sagen mußte: „der Glanz ist nichts ohne die Dauer. Großer Mann, vollenden Sie Ihr Werk. Sie gaben uns die Wohlthaten der Gegenwart, sichern Sie auch unsere Zukunft.“ Bonaparte antwortete erst am 23. April, als verstünde er den Senat nicht, und bat, derselbe möge seine Gedanken deutlicher aussprechen. Unterdeß war auch das Tribunat bearbeitet worden und stellte den Antrag, den ersten Consul zum erblichen Kaiser zu machen. Alles stimmte zu, nur Carnot erklärte: „Ich bin weit entfernt, das dem ersten Consul gespendete Lob schmälern zu wollen, aber Ehre und Vernunft gebieten, daß der nationalen Dankbarkeit doch eine Grenze gezogen bleibe. Wenn ein Bürger die öffentliche Freiheit wieder hergestellt hat, kann man ihm doch nicht eben diese Freiheit selbst zum Opfer bringen wollen. Man konnte, was jetzt geschieht, lange voraussehen. Aber ist denn die Freiheit dem Menschen nur gezeigt worden, wie eine Lockspeise, die er doch nie ergreifen und genießen kann? Nein, ich betrachte sie nicht als eine bloße Täuschung. Mein Herz sagt mir, die Freiheit ist möglich und mit ihr kann man länger bestehen, als mit der Tyrannei. Ich habe gegen die Lebenslänglichkeit des Consulats gestimmt, ich stimme auch gegen die Monarchie.“ Seitdem zog sich Carnot ins Privatleben zurück, obgleich ihn Napoleon achtungsvoll behandelte und ihn zu behalten wünschte. Der Senat adoptirte den Antrag des Tribunats, und nur Sièyes, Lanjuinais, Gregoire und Volney stimmten dagegen. Die neue Verfassung des Kaiserreichs war bereits am 18. Mai fertig und Cambacérès, der sich anfangs doch ein wenig gesträubt hatte, aber durch Liebkosungen und Gnaden

gewonnen worden war, hielt die Anrede an den neuen Kaiſer und proklamirte ihn vor dem Volke. Napoleon antwortete: „Alles was zum Wohl des Vaterlandes beitragen kann, iſt mit meinem Glück innig verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie um des Ruhmes der Nation willen für angemeſſen halten. Ich unterwerfe das Geſetz über die Erblichkeit der Beſtätigung des Volkes. Ich hoffe, daß Frankreich die Ehre, die es meiner Familie bewilligt, nie wird zu bereuen haben. Jedenfalls würde mein Geiſt nicht mehr auf meiner Nachkommenſchaft ruhen, wenn ſie je aufhören könnte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.“ Dieſe Worte wurden mit Jubel aufgenommen. Das Volk, welches nicht mehr über die Kaiſerwürde ſelbſt, ſondern nur noch über deren Erblichkeit abzuſtimmen hatte, erklärte ſich dafür mit 3,521,675 Stimmen.

Der Kaiſer erhielt eine Civilliſte von 25 Millionen und die ſämmtlichen Paläſte und Krondomainen des alten Königshauſes. Seine Brüder wurden franzöſiſche Prinzen und bekamen jeder jährlich eine Million. Der Kaiſer behielt ſich aber den unbedingteſten Alleinwillen in ſeinen Familienangelegenheiten vor und maß mit ungleichem Maaße. Die prinzliche Würde erhielt ſein älterer Bruder Joſeph, deſſen Ehe mit der Tochter des reichen Kaufmann Clary anerkannt wurde. Der zweite Bruder Lucian, um drei Jahre jünger als Napoleon, wurde von der prinzlichen Würde ausgeſchloſſen und lebte im Exil zu Rom, weil er nach dem Tode ſeiner erſten Gattin (der Schweſter des Gaſtwirths Boyer) erſt 1803 die Wittwe des Bankiers Jouberton geheirathet hatte und ſich nicht von ihr trennen wollte, um eine vornehmere Verbindung einzugehen.*) Ueberhaupt wollte ſich dieſer Bruder, der eigenen Geiſt genug hatte, der Tyrannei Napoleons nicht unterwerfen. Die jüngeren Geſchwiſter, welche ſämmtlich zu Prinzen und Prinzeſſinnen erhoben wur-

*) Als Napoleon ihm als eine Schmach vorwarf, ſeine Maitreſſe geheirathet zu haben, antwortete Lucian: „ich will doch lieber meine eigene Maitreſſe geheirathet haben, als die eines andern.“ Das bezog ſich auf das Verhältniß, in welchem Joſephine zu Barras geſtanden haben ſoll, ehe Napoleon ſich mit ihr verband.

den, waren noch: Eliſe, mit dem Corſen Bacchiochi verheirathet; Ludwig, mit dem Napoleon ſeine Stieftochter Hortenſe vermählt hatte; Pauline, die Wittwe des General Leclerc, wiedervermählt mit dem reichen römiſchen Fürſten Borgheſe, berühmt durch ihre Schönheit und treue Anhänglichkeit an Napoleon, aber von ſehr freien Sitten; Karoline, die Gemahlin Murats; Jerome, der in Nordamerika als Kaufmann gelebt und erſt 1803 die Kaufmannstochter Eliſe Patterſon geheirathet hatte, jetzt aber auf Napoleons Befehl zurückkehrte und ſich von ſeiner Frau bürgerlich ſcheiden ließ. Das waren die Napoleoniden, deren Mutter Lätitia übrigens bei Lucian in Rom wohnte und ſich, auch wenn ſie nach Paris kam, nicht gerne den Launen des kaiſerlichen Sohnes unterwarf.

Die nächſten an dem neuen Throne waren die Großwürdenträger, der Großwähler Prinz Joſeph; der Erzkanzler Cambacérès; der Erzkämmerer Lebrun; der Connetable Prinz Ludwig; der Staatskanzler und Großadmiral, deren Stellen einſtweilen vacant blieben. An die großen Staatsämter ſchloſſen ſich große Hofämter, der Großalmoſenier Cardinal Feſch, der Großkammerherr Talleyrand, der Großjägermeiſter Berthier, der Großſtallmeiſter Caulaincourt, der Großceremonienmeiſter Segur (von altem Adel, früher Geſandter bei der Kaiſerin Katharina), und der Großmarſchall des Palaſtes Duroc. — Das Heer lieferte gleichfalls ſeine Großwürdenträger in 16 Marſchällen, wozu jedoch vorläufig nur 14 ernannt wurden: Jourdan, Berthier, Maſſena, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Beſſières, Moncey, Mortier, Soult, Davouſt, Bernadotte. Auch die Kaiſerin Joſephine erhielt ihren Hofſtaat, dem die geiſtreiche Frau von Larochefoucauld, wie Segur vom alten Adel, als erſte Ehrendame vorſtand. Der neue Kaiſer bediente ſich auch in niedern Hofſtellen alter Diener des früheren königlichen Hofes, um das Ceremoniell ſchnell zu regeln, und hielt mit großer Eiferſucht auf die ſtrengſte Etikette.

Die Senatoren empfingen reiche Dotationen, der Gehalt der Tribunen wurde auf 25,000 Franken erhöht, dagegen das Geſuch, der Preſſe, der Wahlfreiheit, der Unverletzlichkeit der Geſetze und

der Verantwortlichkeit der Minister einige Bürgschaften zu geben, in Gnaden abgeschlagen. Der Kaiser erklärte jede solche Bürgschaft für eine Waffe der Opposition, die der Monarchie gefährlich werden müsse.

Die Vorgänge in Frankreich hatten zur Folge, daß in England der entschiedenste Feind des stolzen Kaisers der Franzosen, Pitt, der bisher im Hintergrunde gestanden und nur indirect durch seinen großen Einfluß gewirkt hatte, wieder ins Ministerium trat, 12. Mai 1804. Er machte zur Bedingung, über 60 Millionen geheime Ausgaben verfügen zu dürfen. Die Landung der Franzosen in England wurde immer wahrscheinlicher. Pitt war darauf gefaßt und hatte 100,000 Mann Soldaten, 80,000 Milizen an den Küsten und ein Aufgebot von 400,000 Freiwilligen in Reserve; 500 englische Kriegsschiffe schwärmten im Canal und bewachten das Lager von Boulogne.

Nachdem Napoleon am 14. Juli in der Kirche der Invaliden zu Paris die erste große Austheilung der Ehrenlegionskreuze vorgenommen hatte, begab er sich im Juli nach Boulogne, um die Rüstungen daselbst durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Man erwartete die Landung schon im August, allein dazu war noch keine Zeit; die französischen Flotten hatten immer noch nicht aus den blokirten Häfen auslaufen können und in Boulogne selbst waren nicht Kriegsschiffe genug vorhanden, um die Ueberfahrt zu decken. Statt eines wirklichen Kampfes erfolgte daher nur eine pomphafte Schaustellung. Am 16. August, dem Tage nach seinem Geburtstage, ließ sich Napoleon beim herrlichsten Wetter von der ganzen hier versammelten Armee von 100,000 Mann und einer unzählbaren aus der Nähe und Ferne herbeigeströmten Volksmenge huldigen. Sein Thron war auf einer Anhöhe aufgeschlagen, von wo man Land und Meer weit übersehen konnte. Auch hier wiederholte er die Austheilung der Legionskreuze und Mann für Mann mußten die Tapfern an die Stufen des Thrones treten und das Kreuz aus des Kaisers Hand empfangen. Die Begeisterung der Truppen erreichte den höchsten Grad. Sie wurden aber nicht gegen den Feind geführt. Napoleon

machte vielmehr, wie im vorigen Jahre, eine friedliche Rundreise, diesmal in die deutschen Rheinlande. Nicht ohne Absicht verweilte er in Aachen, ließ sich die Reliquien Karls des Großen zeigen, als dessen Nachfolger er erscheinen wollte, und suchte die Geistlichkeit durch viele Geschenke für sich einzunehmen, denn es war ihm nicht unbekannt, wie gerade in diesen Gegenden der Katholicismus am tiefsten wurzelte. Zugleich besichtigte er die Festungen, vermehrte deren Werke, verbesserte den Straßenbau ꝛc.

In Mainz empfing er die Besuche der süddeutschen Fürsten, die schon in ihm ihren Protector verehrten, während der deutsche Kaiser von ihnen verlassen wurde. Franz II. besorgte, das Reich werde bald ganz auseinander fallen; er nahm daher am 10. August neben dem Titel eines erwählten römischen noch den eines erblichen österreichischen Kaisers an, damit ihm jedenfalls der letztere bliebe. Preußen hegte gleichfalls Besorgnisse. Haugwitz, der immer eine innige Allianz zwischen Frankreich und Preußen wollte, wurde entfernt und durch Hardenberg ersetzt. Allein dieses Mannes Halbheit konnte nur dazu dienen, das demoralisirende System der Zweideutigkeit zu verlängern. Er schmeichelte sich wieder mit der Vermittlerrolle zwischen Frankreich und Rußland und erkannte sich hinreichend befriedigt, als Napoleon den am 25. October willkürlich in Hamburg verhafteten englischen Geschäftsträger Rumboldt auf preußische Requisition wieder frei ließ. — Schweden erkannte Napoleon als Kaiser nicht an. Rußland war seit dem Morde des Herzogs von Enghien noch nicht versöhnt. Spanien war eine der ersten Mächte, welche dem neuen Kaiser huldigten, weshalb Ludwig XVIII. dem König von Spanien den Orden des goldenen Vließes zurückschickte. Es wurde aber rasch bestraft, denn am 8. September nahmen die Engländer vier spanische Gallionen weg, die Silber aus Amerika brachten, im Werth von 16 Millionen Piastern.

Napoleon maskirte mit seiner langen friedlichen Rundreise und mit der auf den Dezember anberaumten Krönungsfeier in Paris die Landungspläne, mit denen er blutigen Ernst machen wollte. Er mußte die Zeit des Spätherbstes abwarten, in welcher die eng-

lischen Blokadegeschwader durch Stürme entfernt werden würden, bevor seine Flotten aus den verschiedenen Häfen Frankreichs auslaufen konnten. Admiral Villeneuve in Toulon und Missiessy in Rochefort sollten im October und November nach den Antillen segeln und einen Theil der englischen Flotte dahin locken; Admiral Gantheaume aber von Brest aus im Dezember 18,000 Mann nach Irland führen und dann nach Boulogne eilen, wohin um diese Zeit auch Villeneuve und Missiessy würden zurückkommen können, um die Landungsflotte zu beschützen. Die Landung war also für die Neujahrszeit festgesetzt nach Beendigung der Krönungsfeste.

Napoleon bestimmte den 2. Dezember zum Tag seiner Krönung und wollte sich die Krone selbst aufs Haupt setzen, als Usurpator, der sie durch eigene Kraft erworben und nicht geerbt hatte. Allein der greise Papst sollte in der rauhen Winterszeit nach Paris kommen, um ihn vor der Selbstkrönung zu salben und seiner Erhebung die Weihe der Kirche zu geben. Pius VII. wollte kommen, aber nur unter der Bedingung, daß er ihn nicht blos salben, sondern auch krönen dürfe, und daß Napoleon die geraubten Legationen, Bologna und Ferrara, wieder mit dem Kirchenstaate vereinige. Denn so zieme es dem Nachfolger Karls des Großen, eines Fürsten, der den Kirchenstaat für ein Jahrtausend fest begründet hatte. Napoleon war so mächtig, daß er diesen Wunsch des Papstes wohl hätte befriedigen können, ohne daß seiner Herrschaft in Italien daraus ein Nachtheil erwachsen seyn würde, während ihm eine freundliche und zutrauensvolle Stellung zum Papst vom größten Nutzen seyn mußte. Aber er hatte sich schon zu sehr gewöhnt, durch Schrecken, Einschüchterung und List alles, was er wollte, durchzusetzen. Da es ihn inzwischen in Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn der schon angekündigte Papst nicht nach Paris gekommen wäre, mußte Cardinal Fesch dem Papste zusagen, er solle den Kaiser nicht nur salben, sondern auch krönen, und ließ ihn merken, was die Legationen beträfe, so würde dieser Punkt in mündlicher Besprechung unter den Eindrücken allgemeiner Freude wohl befriedigend erledigt werden können. In dieser Hoffnung reiste nun der heilige Vater ab.

lebte, und ebenfalls vom Kabinet abhängig wurde. Die Mitglieder der Landschaft bestanden größtentheils nur aus dem Adel, welcher für sich steuerfrei war. Sie willigten also gern ein, dem Bürger und Bauer Steuern aufzuladen, und wenn sich ja unter ihnen eine widerspenstige Stimme laut machte, wurde sie bald unterdrückt.

Die Regierung war der Mittelpunkt der vom Fürsten besoldeten und vereideten Staatsdienerschaft, welche von der Residenz aus sich über das ganze Land verbreitete und es beherrschte. Diese Staatsdiener theilten sich in zwei große Klassen, in ein Kriegsheer und in ein Friedensheer. Das Kriegsheer bestand aus Soldaten, Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Das Heergefolge hörte gänzlich auf. Das eigentliche Volk trat nicht mehr unter die Waffen, wenn es Noth war, sondern der Fürst hielt ein stehendes Heer von geworbenen oder ausgehobenen Söldnern. Diese Söldner wurden auch im Frieden beibehalten, lebten auf Kosten des Landes, und dienten auswärts Kriege zu führen, und im Innern das Volk in Gehorsam zu erhalten. Das Friedensheer bestand aus Kameralisten, Juristen und Theologen. Die ersten verwalteten das Land, die zweiten richteten. Anfangs trennte man beide Geschäfte nicht von einander, sondern die Amtmänner, die man über Stadt und Land setzte, trieben Steuern ein, verwalteten die Staatsgüter, sorgten für die Sicherheit und hielten Gericht, alles zugleich, kurz sie waren die Regenten im kleinern, dasselbe, was ehemals die Grafen gewesen, nur daß sie noch weit unumschränkter verfahren durften. Neben diesen Amtmännern besorgten in protestantischen Ländern die Pfarrer die geistlichen Angelegenheiten, und beide waren der Regierung allein unterworfen, eben so die Lehrer auf

Seine Reise war ein fortwährender Triumphzug. Sie führte ihn über Parma, Piacenza, Turin, Lyon. Ueberall warteten ihm die französischen Truppen und Behörden auf. In Turin beugte sich der Muhamedaner Menou tief vor ihm. Noch viel mehr aber überraschte und entzückte den greisen Papst das Zuströmen unzähliger Volks in Frankreich selbst. Ueberall auf dem weiten Wege von der französischen Grenze an lag das von allen Seiten herbeiströmende Landvolk auf den Knien, um seinen Segen zu empfangen. Er glaubte zu träumen. So hatte er sich das Land der Jakobiner nicht vorgestellt. Napoleon hatte eine Jagd in der Gegend von Fontainebleau veranstaltet und richtete es so ein, daß er am 25. November dem Papst nur wie zufällig begegnete. Er stieg sogleich vom Pferde ab und Pius aus dem Wagen, und sie umarmten sich. Mittlerweile war ein kaiserlicher Wagen angefahren, in den beide Potentaten einstiegen, der Papst zur rechten, wobei nur mißfällig bemerkt wurde, daß der Mameluk auf dem Bock saß. Der Kaiser überbot sich an Liebenswürdigkeit gegen seinen Gast. Sie blieben in Fontainebleau und fuhren am 29. zusammen nach Paris, wo dem Papst in den Tuilerien Gemächer bereitet waren. Alle Behörden wurden ihm vorgestellt, wobei Fontanes in einer schönen Anrede sagte: „alle irreligiösen Gedanken sind unpolitische Gedanken, jeder Angriff auf das Christenthum ist ein Angriff auf die Gesellschaft."

Josephine nahte sich dem h. Vater mit Demuth und beichtete ihm, sie sey mit ihrem Gemahl nur bürgerlich, aber noch nicht kirchlich getraut worden. Der Papst erklärte sogleich, die Trauung müsse noch vor der Krönung vollzogen werden. Napoleon war wüthend und ließ seinen ganzen Zorn an Josephinen aus, wobei seine Brüder eifrigst das Feuer schürten. Allein Josephinens Thränen bezwangen sein Herz und er begriff wohl, daß ein öffentlicher Scandal hier nicht am Platze sey, ließ sich also noch in der Nacht des 1. Dezember mit ihr kirchlich trauen, welche Ceremonie sein Oheim Fesch verrichtete.

Der Krönungstag war hell, aber ſehr kalt, das Volk in ungeheurer Menge herbeigeſtrömt. Der Papſt begab ſich zur Kirche Notre Dame in einem Prachtwagen, voran ein Kreuzträger, der nach alter Sitte auf einem Eſel ritt mit einer Ernſthaftigkeit, die den Pariſern nicht erlaubte, ihre Mienen zum Lachen zu verziehen. Das kaiſerliche Paar folgte faſt über eine Stunde ſpäter in einem Glaswagen mit goldenem Rahmen, über dem eine Krone ſchwebte. Joſephine zeigte noch verweinte Augen. In der Zerſtreuung ſetzten ſich beide auf den Rückſitz, und obgleich ſie den Irrthum ſchnell wieder gut machten, ſah man ihn dennoch als ein böſes Omen an. Der Kaiſer trug ein halb römiſches, vom Maler David erfundenes Coſtum. Sein mit goldenen Lorbeern bedeckter Kopf zeigte in der That die vollkommenſte antike Schönheit und der togaartige weiße Mantel paßte gut dazu. Aber den Hals umgab ein ſteifer ſpaniſcher Spitzenkragen und das ſpaniſche Coſtum unter dem Mantel war zu auffallend der Theaterconvenienz entlehnt, um der hohen Würde des Mannes und der Kleinheit ſeiner Figur zu entſprechen. Man vermißte dabei den Ausdruck des Wahren, Volksthümlichen und Harmoniſchen. Das Gefolge, die Kirche ſelbſt ſtrahlte von Reichthum und Pracht. Napoleons Brüder hielten ihm den Mantel, ſeine Schweſtern mußten trotz ihres innerlichen Widerſtrebens Joſephinen die Schleppe halten. Der Papſt ſalbte den Kaiſer auf Stirne, Arme und Hände, und würde ihm die Krone, die er ſchon in den Händen hielt, aufs Haupt geſetzt haben, wenn Napoleon ſie nicht ergriffen und ſich ſelber aufgeſetzt hätte. Hierauf ſetzte er der vor ihm knienden Joſephine eine andere Krone auf mit einer Miene voll Huld und Liebe. Als das kaiſerliche Paar die Kirche wieder verließ und das Gefolge nachſtrömte, blieb der Papſt wie vergeſſen zurück. Unter den fremden Ehrengäſten bemerkte man den Erzkanzler des deutſchen Reichs und die Prinzen von Baden. Drei Tage nachher vertheilte der Kaiſer auf dem Marsfelde die neuen goldenen Adler, die fortan ſeine tapfern Heere gleich den alten römiſchen Legionen tragen ſollten.

Die großen Feſte waren vorüber, aber die Ueberfahrt nach England ließ vergebens auf ſich warten. Der allzu künſtlich angelegte Plan der franzöſiſchen Admirale war mißlungen. Villeneuve war zwar von Toulon ausgelaufen, aber aus Furcht vor den ihm überlegenen engliſchen Flotten wieder dahin zurückgekehrt.

Der arme Papſt war den Winter über in Paris geblieben und ſehr geliebkost worden, hatte aber von Napoleon auch nicht das kleinſte Zugeſtändniß erlangt. Am 4. April 1805 trat er ſeine Rückreiſe nach Rom an, abermals unter ungeheurem Zuſtrömen der Gläubigen, ſo daß er wenigſtens den Troſt mitnahm, die franzöſiſche Nation noch kirchlicher gefunden zu haben, als ihr Oberhaupt den Schein davon haben wollte.

Nur wenig Wochen nach dem Papſt reiste auch der Kaiſer nach Italien ab. Schon am 17. März hatte er ſich von dem Vicepräſidenten der italieniſchen Republik, Melzi, und einer Deputation die höchſte monarchiſche Gewalt auch für Italien antragen laſſen und dieſelbe angenommen. Jetzt wollte er ſich in Mailand ſelbſt als König von Italien huldigen laſſen. Unterwegs am 5. Mai hielt er ein großes Manoeuvre auf dem Schlachtfeld von Marengo, zog dann am 8. triumphirend in Mailand ein und ſetzte ſich am 26. in dem großen Dom daſelbſt die eiſerne Krone auf. Eine Menge fremder Geſandten hatte ſich eingefunden, der preußiſche brachte dem Kaiſer die Inſignien des ſchwarzen Adlerordens, worauf der König von Schweden die ſeinigen deſſelben Ordens nach Berlin zurückſchickte, weil er nichts mit „Herrn Bonaparte“ gemein haben wolle. Der ſpaniſche Geſandte brachte das goldene Vließ, der bayeriſche den Hubertus-, der portugieſiſche den Chriſtorden ꝛc. Napoleon ordnete das neue Reich und ſetzte zum Vicekönig deſſelben ſeinen Stiefſohn Eugen ein. Auch verkündete er zur Beruhigung der Mächte, Italien ſolle nur während ſeiner Lebzeiten mit Frankreich vereinigt bleiben, nachher ein unabhängiges Königreich bilden.

Am 4. Juni erſchien in Mailand der unglückliche Doge Durazzo mit einer genueſiſchen Deputation vor Napoleon und

flehte ihn um die Gnade an, er möchte nunmehr doch auch die liguriſche Republik mit dem neuen italieniſchen Königreich zu verſchmelzen geruhen. Man ſah an der bleichen Beſtürzung des Dogen, welche gezwungene Rolle er ſpielte. Napoleon erfüllte huldreich ſeinen Wunſch und begab ſich am 30. ſelbſt nach Genua, wo der Schmerz der alten Republikaner im Glanz der befohlenen Freudenfeſte unbemerkt blieb. Hier nahte ihm Cardinal Maury und trat mit ihm in gutes Vernehmen. Den Schluß ſeiner italieniſchen Verfügungen machte die Erhebung ſeines Schwagers Bacchiochi zum Fürſten von Lucca und Piombino. — In demſelben Frühjahr wurde auch die bataviſche Republik der Monarchie näher geführt, indem Napoleon den ihm angenehmen bataviſchen Geſandten in Paris, Schimmelpenninck, unter dem Titel eines Rathspenſionarius mit faſt monarchiſcher Gewalt bekleiden ließ.

Die ſchwerſte Sorge für den Kaiſer blieb immer England. Er hatte am 2. Januar abermals dem König Georg III. geſchrieben, war aber wieder kalt abgefertigt worden. Die Landung aber, mit der er ſchon ſeit zwei Jahren drohte und die ihn ſchon ſo viele Millionen gekoſtet hatte, ſetzte ihn je länger je mehr in Verlegenheit. Sie auszuführen, ſchien unmöglich, da der Admiral Villeneuve zwar endlich nach den Antillen geſegelt war, auf dem Rückwege aber am 22. Juli am Cap Finisterre von der engliſchen Flotte unter Calder ereilt und nach kurzem Gefecht gezwungen worden war, im ſpaniſchen Hafen von Cadix einzulaufen, wo er jetzt blokirt lag. Napoleon war im höchſten Zorne über dieſe wiederholten Unglücksfälle. Und doch würde ihm die Ausführung ſeiner kühnſten Pläne leicht geworden ſeyn, wenn er nicht unbegreiflicherweiſe die Anträge des Nordamerikaners Fullon, der für ihn die erſten Dampfſchiffe im Hafen von Boulogne bauen wollte, abgelehnt hätte. Mit der Anwendung dieſer neuen Erfindung würde er die Welt ins höchſte Erſtaunen geſetzt und die engliſchen Flotten, die er ſo ſehr fürchtete, vernichtet haben. Das Wunderbarſte zu vollbringen lag ihm ſo nahe, aber eine Wolke flog über ſeine Augen. Indem er nun im Auguſt

in Boulogne verweilte, die Hiobspoſt von Villeneuve erfuhr, ſich mehr als je außer Stande befand, die Ueberfahrt ſeines zahlreichen, von dem beſten Geiſt beſeelten Heeres zu bewerkſtelligen und mit ſeiner engliſchen Expedition vor aller Welt lächerlich zu werden fürchtete, zeigte ſich ihm ein höchſt erfreulicher Ausweg, denn er erhielt ſichere Nachricht von einer neuen Coalition und konnte nun das Heer, das ſo lange müßig am Canal geſtanden, neuen Siegen auf dem Feſtland entgegenführen.

Elftes Buch.

Untergang des deutſchen Reichs.

1.

Ulm.

Nachdem Frankreich weit über ſeine alten Grenzen ausgedehnt und von einem Syſteme abhängiger Staaten umgeben war, ließ der Kaiſertitel und die enge Verbindung mit dem Papſte keinen Zweifel mehr, daß Napoleon das morſch auseinanderfallende „römiſche Reich deutſcher Nation“ vollends zerſtören und an deſſen Stelle ein römiſches Reich franzöſiſcher Nation ſetzen werde. Kaiſer Franz II. beſaß, ohne von Natur zu genialen Auffaſſungen der Dinge und glühenden Begeiſterungen ſich zu neigen, gleichwohl den Stolz ſeines Geſchlechts und die Tragweite des Blickes, die man in der höchſten Stellung und durch die Traditionen alter Cabinette erwirbt. Es war der großartigſte und ruhmwürdigſte Entſchluß ſeines Lebens, daß er die Krone des römiſchen Reichs deutſcher Nation nicht fahren laſſen wollte, ohne eine letzte blutige Entſcheidung. England und Rußland boten ihm ihre Hülfe an, aber Preußen nicht, die ſüddeutſchen Fürſten nicht und ſelbſt in ſeiner eigenen Umgebung fehlte das Verſtändniß ſeines kaiſerlichen Gedankens, deſſen Ehre die Geſchichte retten muß, indem ſie die Blätter der tiefſten Schande Deutſchlands aufſchlägt.

Der Plan wurde im Sommer mit England und Rußland verabredet. Erzherzog Ferdinand ſollte unter Macks Begleitung mit 80,000 Mann in Bayern und Schwaben, Erzherzog Johann mit 20,000 Mann in Tirol operiren, 60,000 Ruſſen unter Kutuſow und 40,000 unter Burhövden ſollten ſpäter zu Ferdinand ſtoßen, 16,000 Ruſſen unter Tolſtoi nebſt 15,000 Engländern und 12,000 Schweden von Schwediſch-Pommern aus vorgehen und endlich hoffte man auch noch die ganze Kriegsmacht Preußens in Linie rücken zu ſehen. Allein der Ungeſtüm, mit welchem Kaiſer Alexander in den König von Preußen dringen ließ, mißfiel dieſem dermaßen, daß er ungewöhnlich heftig wurde und erklärte, wenn Ruſſen die preußiſche Grenze beträten, werde er 80,000 Preußen aufbieten, ſie hinauszuwerfen. — In Italien ſollte Erzherzog Karl mit 100,000 Mann auftreten, und 12,000 Ruſſen von Corfu, 6000 Engländer von Malta aus und die neapolitaniſche Macht von Süden her ihn unterſtützen. Doch war Karl ſelbſt gegen den Krieg geſtimmt, fürchtete abermals Unglück und wollte ſeinerſeits nicht eher angreifen, bis ein Sieg in Deutſchland erfochten wäre, um im wahrſcheinlichen Fall einer Niederlage zur Hülfe näher bei der Hand zu bleiben.

Der größte Fehler, den die Coalition beging, war die Eile, mit der die Oeſterreicher, ohne die Ruſſen abzuwarten, in Deutſchland allein vorangingen. Da der Abfall Bayerns drohte, ſchien es nöthig, ſich dieſes Landes zu verſichern, und Mack*) bewegte ſich raſch durch Bayern nach Schwaben, um eine feſte Stellung bei Ulm zu nehmen. Allein Mack wollte auch den Ruſſen zuvorkommen und die Franzoſen allein ſchlagen, während die Ruſſen ſelbſt abſichtlich

*) Wir verließen Mack im Lager Championnets vor Neapel, in das er vor den Lazaroni geflüchtet war. Championnet gab ihn großmüthig frei, das Directorium aber ließ ihn nach Paris bringen und hier auf ſein Ehrenwort frei leben. Der erſte Conſul verſprach ihn auszuwechſeln, hielt aber den Termin nicht ein; Mack glaubte ſich danach ſeines Ehrenworts entbunden und floh heimlich nach Deutſchland. Bonaparte lachte und ſchickte ihm ſeine Adjutanten, Diener und Effecten nach, als ob ihm geahnt hätte, wie nützlich ihm Mack noch einmal in Deutſchland werden würde.

zögerten. Rußland bediente ſich Oeſterreichs nur als eines Mittels für ruſſiſche Zwecke. Es ſchob Oeſterreich immer nur vor, half ihm immer nur bedingt. Im Jahre 1799 wollte Rußland in Italien und an der Weſtküſte der Türkei feſten Fuß faſſen. Auch jetzt wollte es Oeſterreich mit Frankreich nur aufs neue verwickeln, um ungeſtörter ſeinen alten Plan auf Eroberungen in der Türkei zu verfolgen.

Napoleon ergriff mit Begierde die günſtige Gelegenheit, ſein prächtiges Heer, welches jetzt zum erſtenmal offiziell „die große Armee“ genannt wurde, aus dem langweiligen Lager von Boulogne herauszuführen (27. Auguſt 1805) und traf die genialſten Dispoſitionen, um ſeine Gegner, wie bisher, einzeln zu ſchlagen. Indem Mack zu weit vorausgegangen war, ohne die Ruſſen abzuwarten, entwarf Napoleon ſogleich den Plan, ſich zwiſchen beide zu werfen und Mack abzuſchneiden. Das war zugleich der Weg, auf dem ihm die Bayern entgegenkamen. Schon am 24. Auguſt hatte Bayern mit Frankreich eine enge Allianz abgeſchloſſen, zum Leidweſen der Kurfürſtin Karoline, einer der drei ſchönen Schweſtern von Baden (Töchter des Erbprinzen Karl Ludwig, von denen die zweite, Louiſe, der Kaiſer Alexander von Rußland, die dritte, Friedrike Dorothee, der König Guſtav IV. Adolf von Schweden, beide Feinde Napoleons, geheirathet hatte). In der Nacht auf den 9. September verließ der Kurfürſt*) München und zog ſich mit ſeinen Truppen ſeitab nach Würzburg, wo ſich Bernadotte mit dem franzöſiſchen Armeekorps, welches Hannover beſetzt gehalten hatte, mit ihm vereinigte. Daran hätte Mack die Richtung erkennen ſollen, in der ihn der Feind umgehen wollte; allein er ließ ſich durch den Scheinangriff täuſchen, den Napoleon vom Schwarzwald her gegen ihn machte. Napoleon ſelbſt ging am 1. October bei Straßburg über den Rhein, ohne auf einen Feind zu ſtoßen, denn der Kurfürſt von Baden be-

*) Nachdem er kurz vorher dem Kaiſer Franz noch „ſein Wort verpfändet hatte, daß ſeine Truppen die Oeſterreicher in nichts hindern würden, daß er ruhig bleiben und nichts unternehmen werde.“

eilte ſich, wie längſt verabredet war, ſich unter ſeinen Schutz zu ſtellen. Der Kurfürſt Friedrich von Württemberg nahm noch die Miene an, als wolle er ſich Gewalt anthun laſſen, und ſperrte die Thore ſeiner Hauptſtadt Stuttgart den Truppen Neys, empfing aber den Kaiſer Napoleon in Ludwigsburg aufs artigſte und ſchloß mit ihm ſchon am 5. ein eben ſo enges Bündniß wie Bayern ab. Man kann nicht leugnen, daß Bayerns enger Anſchluß an Frankreich durch die Gefahren, mit denen es ſo lange her beſtändig von Oeſterreich bedroht geweſen war, und der Anſchluß Württembergs und Badens durch ihre Ohnmacht entſchuldigt war. Was hätten dieſe ſchwachen Staaten ausrichten können, auch wenn ſie ein patriotiſches Opfer hätten bringen wollen? Nachdem Preußen ſchon längſt und Bayern ſo eben das deutſche Reich verlaſſen hatten, blieb ihnen nichts übrig, als ſich dem Stärkeren zu unterwerfen. Aber der Kurfürſt von Württemberg beutete ſein Bündniß mit Napoleon zur Unterdrückung der uralten ſtändiſchen Rechte ſeines Landes aus. Uebrigens ſtellte Bayern dem franzöſiſchen Kaiſer 22,000, Württemberg 10,000, Baden 4000 Mann. Der Stadt Frankfurt am Main preßte Napoleon im Vorbeigehen wieder 4 Millionen ab.

Napoleon eilte, ſich mit Bernadotte zu vereinigen, ehe Mack etwas merkte. Indem er ſcheinbar direct auf Ulm losging, wich er bei Heidenheim links ab und marſchirte über Nördlingen nach Donauwörth, zu derſelben Zeit, in welcher Bernadotte mit den Bayern das preußiſche Gebiet von Anſpach verletzte und nach Ingolſtadt zog. Schon am 6. bis 8. October gingen ſämmtliche franzöſiſche Armeecorps über die Donau und breiteten ſich über Augsburg bis nach Memmingen aus, um Mack von allen Seiten zu umfaſſen. General Kienmayer, der Macks Nachhut befehligte, ſtand in der Nähe von Donauwörth, war aber zu ſchwach, den Fluß zu vertheidigen. Ney ereilte den zu dieſem Corps gehörigen General d'Aſpre bei Günzburg und nahm ihn gefangen, am 9ten. Kienmayer ging vor der Uebermacht über München nach dem Inn zurück. Mack hatte von Ulm aus den General Auffenberg mit einem kleinen Corps entſendet,

um die Verbindung mit Kienmayer zu unterhalten, aber kaum war Auffenberg am 8. bis Wertingen vorgerückt, als er ſich ſchon von Franzoſen umzingelt und gefangen ſah (wie früher bei Chur). Ein ſtärkeres öſterreichiſches Corps brachte Neys Vortrapp unter Dupont ſchweren Verluſt bei Günzburg bei, am 11., konnte aber die Umgehung nicht mehr hindern. Am 12. wurde General Spangen, der Memmingen beſetzt hatte, von dem raſch dahin vorgerückten Soult gefangen und Jellachich, den Mack bis ins Vorarlberg vorgeſchoben hatte, abgeſchnitten. Am 13. October war die Einſchließung Macks vollendet. Dieſer Feldherr hatte nichts vorausgeſehen und war vollkommen perplex. Am 14. belehrte ihn ein furchtbarer Angriff Neys, der die Brücke in Elchingen erſtürmte, wie nahe ſein Verderben ſey.

Erzherzog Ferdinand entband ſich jetzt zu ſpät der Mackſchen Vormundſchaft und brach mit 24,000 Mann, worunter ſich der Kern der Reiterei befand, in der Nacht des 14. aus dem Lager von Ulm auf, um der Gefangenſchaft zu entgehen und ſich den Weg durch Franken nach Böhmen zu bahnen. Aber die Franzoſen waren ihm überall auf den Ferſen. Ein Theil ſeines Corps unter General Werneck mußte ſich am 18. bei Trochtelfingen mit 8000 Mann ergeben. Murat mit dem Kern der franzöſiſchen Reiterei jagte dem Erzherzog nach, der unterwegs alles Fußvolk verlor, aber einen Vorſprung behielt und mit noch mehreren tauſend Pferden über Nürnberg glücklich nach Eger kam, wo er nicht weiter verfolgt wurde. Auch bei dieſem Anlaß wurde die preußiſche Grenze wieder von den Franzoſen verletzt.

Mack mit dem Reſt ſeiner durch die Flucht des Erzherzogs vollends entmuthigten Truppen, jetzt nur noch 23,000 Mann, ſchloß am 17. October die berüchtigte Capitulation von Ulm, in welcher er ſich mit ſeiner ganzen Armee kriegsgefangen erklärte, wenn er bis zum 25. nicht entſetzt würde. Nachdem ihm aber vordemonſtrirt worden war, daß kein Entſatz möglich ſey, bequemte er ſich, die Uebergabe ſchon am 20. Statt finden zu laſſen. Napoleon

Schulen und Universitäten, und Advocaten und Aerzte waren wenigstens unter die Staatsaufsicht gestellt.

Der wichtigste Theil der Regierung war die Kammer, oder die höchste Behörde, welche die Einnahmen und Ausgaben des Staates besorgten. Sie bildete wie das Consistorium eine Unterabtheilung der großen Landesregierung, war aber die bedeutendste. Die neue große Staatsmaschine konnte nur durch Geld unterhalten werden. Geld brauchte der Hof zu seinem Glanz, zu seinen Ergötzlichkeiten, Geld brauchte das Kabinet, um Gesandte zu unterhalten, an fremden Höfen zu bestechen, Zwischenträger zu bezahlen ꝛc. Geld brauchte die Regierung, um das Kriegs- und Friedensheer zu besolden, öffentliche Anstalten zu gründen und alle Staatsausgaben zu besorgen. Man mußte daher jede mögliche Geldquelle benutzen. Dies geschah zunächst durch Ausdehnung der Regalien. Man nahm die Gemeindeverwaltung der Reichsstädte zum Muster, um darnach ein ganzes Land zu verwalten. Die Domainen des Fürsten, die eingezogenen geistlichen Güter oder verfallnen Lehne wurden gleich einem großen Landgute zum Vortheil des Herrn bewirthschaftet. Münze, Zölle, Bergbau dienten demselben Erwerb. Auch schuf man neue Regalien, indem man theils Privilegien, Aemter, Titel, sogar das Recht verkaufte, theils der Regierung selbst große Privilegien vorbehielt. Während man so das Vermögen und die Erwerbsrechte der Kammer ausdehnte, wurde zugleich das Volk mit drückenden Steuern belegt. Man schätzte das Vermögen der Unterthanen ab, und sah es als ein Kapital an, das eigentlich dem Fürsten zugehörte, das die Unterthanen nur auf Borg besäßen, und wovon sie daher so viel Zinsen, als dem Verleiher beliebte, abzutragen hätten.

empfing ihn freundlich*) und ließ, auf einer kleinen Anhöhe bei Ulm stehend, die ganze österreichische Armee an sich vorüberziehen und je Paar und Paar mußten die Soldaten vortreten und ihre Gewehre zu seinen Füßen niederlegen, während die Fahnen, eine nach der andern, hinter Napoleons Rücken eine schöne kriegerische Decoration vollendeten. Die österreichischen Soldaten glotzten theils den berühmten Napoleon an, theils warfen sie ihre Gewehre mit Stolz und Unwillen zu Boden.

In Italien hatte Erzherzog Karl den Befehl, nichts Entscheidendes zu wagen, bis günstige Nachrichten aus Deutschland einträfen. Dadurch gewann Massena Zeit, die unter Gouvion St. Cyr stehenden Truppen aus Unteritalien an sich zu ziehen, nachdem der König von Neapel sich durch einen Vertrag vom 21. September zur Neutralität verpflichtet hatte. Sobald nun die Ereignisse von Ulm in Italien bekannt wurden, griff Massena den Erzherzog bei Caldiero an, erlitt aber in einem dreitägigen Kampfe vor den uneinnehmbaren Schanzen der Oesterreicher großen Verlust. Indessen zog sich der Erzherzog am 1. November freiwillig zurück, um wo möglich noch Wien zu Hülfe zu kommen, ehe Napoleon dort anlangen könne. Massena aber folgte ihm. Zugleich schickte Napoleon ein bayrisches Corps unter Deroy nach Tirol, das aber im Strubpaß zurückgeworfen wurde, während das stärkere französische Corps unter Ney den Scharnitzpaß erstürmte und von hier aus ins Tiroler Innthal eindrang. Gleichzeitig rückte Augereau vom Bodensee aus ins Vorarlberg. Dem Andrang dieser feindlichen Massen entzog sich Erzherzog Johann ostwärts nach Kärnthen, um sich mit seinem Bruder Karl zu vereinigen. Dagegen wurden zwei zu weit zurückgebliebene österreichische Corps gefangen, das von Jellachich, welches

*) Mack wurde zur Strafe für seine Kopflosigkeit auf Befehl seines Kaisers cassirt und verlor alle seine Würden, Titel und Orden, durfte aber in St. Pölten bei Wien ungekränkt sein kleines Feld bebauen und hatte hier immer viel Zuspruch von mitleidigen Offizieren und Soldaten, weil österreichische Gutmüthigkeit leicht alles vergißt. Nach Napoleons Sturz fand Mack auch die Gnade seines Herrn wieder und wurde in alle seine Würden wieder eingesetzt.

bei Feldkirch zwiſchen Ney und Augereau eingeſchloſſen war, am 14. November, und das von Rohan, welches an der Brenta umherirrend in St. Cyrs Hände fiel, am 25. November.

2.

Auſterlitz.

Dies war der erſte Act des unglücklichen Feldzugs von 1805. Ehe wir Napoleon auf ſeiner Siegesbahn weiter folgen, müſſen wir den Blick rückwärts wenden auf einen gleichzeitigen Seeſieg der Engländer, den größten, den ſie überhaupt während der Dauer jener Kriege erfochten haben, und der gerade damals ein Erſatz des Glückes für die Schmach von Ulm war. Admiral Villeneuve nämlich wagte, durch die zornigen Befehle Napoleons dazu getrieben, den ſichern Hafen zu verlaſſen. „Er iſt wohl zu feig, um von Cadix auszulaufen," hatte Napoleon mit tiefſter Verachtung geſagt und ihn nach Paris vor ein Kriegsgericht laden laſſen. Ungern und mit ſicherem Vorgefühl eines Unglücks lief die franzöſiſche Flotte unter Villeneuve mit der ſpaniſchen unter Gravina vereinigt, 33 Linienſchiffe aus, 5 Fregatten, 2 Briggs, und ſtieß am 21. October, zu derſelben Zeit, als Mack in Ulm capituliren mußte, 8—9 Seemeilen vom Cap Trafalgar auf die engliſche Flotte unter Nelſon, die nur aus 27, aber zum Theil viel beſſern Schiffen beſtand. Die Seeſchlacht, die nun begann, war eine der blutigſten, die je geſchlagen worden ſind. Nelſon ſelbſt wurde durch einen Schuß aus dem Maſtkorb eines franzöſiſchen Schiffes tödtlich verwundet und ſtarb bald darauf, während Villeneuve gezwungen war, die Segel des Admiralſchiffes zu ſtreichen und ſich gefangen zu geben. Ein franzöſiſches Schiff flog in die Luft, ſechszehn franzöſiſche und ſpaniſche Schiffe fielen in die Gewalt der Engländer, der Reſt entkam unter Gravina nach Cadix. Sowohl die genommenen als die engliſchen Schiffe ſelbſt waren faſt entmaſtet und durch das fürchterliche Feuer aufs übelſte zugerichtet,

auch voller Todten und Verwundeten. In dieſem Zuſtande wurden ſie in der Nacht von einem Meerſturm überfallen, was die Verwirrung und den Jammer auf den höchſten Grad brachte. Die Mannſchaft des franzöſiſchen Admiralſchiffs Bucentauro benutzte den Sturm, ſich zu befreien, aber das herrliche Schiff ſcheiterte an der Küſte. Das gleiche Loos erlitten fünf andere Schiffe, fünf wurden von den Engländern ſelbſt verbrannt oder verſenkt, zwei entkamen glücklich nach Cadix; von allen 16 eroberten Schiffen brachten die Engländer nur drei nach Gibraltar. Aber ſie waren für immer der Sorge los geworden, die ihnen Napoleons Landungsplan verurſacht hatte. Von nun an war die Unfähigkeit der franzöſiſchen Marine entſchieden und von der Landung nicht mehr die Rede. Vier franzöſiſche Schiffe von Villeneuves Flotte fielen nachträglich am 5. November den Engländern in die Hände. Die übrigen, die ſich nach Cadix retteten, blieben dort eingeſchloſſen, bis ſie von den ſpaniſchen Inſurgenten genommen wurden. Kein einziges kam nach Frankreich zurück. Der unglückliche Admiral Villeneuve wurde gemüthskrank und nahm ſich das Leben.

Zu derſelben Zeit gab ſich die Coalition die größte Mühe, Preußen zur Theilnahme am Kampf gegen Napoleon zu bewegen. Friedrich Wilhelm III. war durch die Verletzung des anſpachiſchen Gebietes empfindlich beleidigt und nahm zum erſtenmal eine drohende Haltung gegen Napoleon an, indem er den Ruſſen jetzt den Durchmarſch durch Schleſien erlaubte und ſeinerſeits das bis auf 6000 Mann in der Feſtung Hameln von Franzoſen verlaſſene Hannover beſetzte. Doch geſchah dies letztere hauptſächlich, um der verbündeten engliſch-ruſſiſch-ſchwediſchen Armee zuvorzukommen, die gleichfalls Hannover hatte beſetzen ſollen. Somit blieb Preußens Stellung zweideutig. Kaiſer Alexander, der ſeinem Heere folgte, kam am 25. October unerwartet ſelbſt nach Berlin. Er hatte ſchon früher im Jahr 1802 einmal eine freundnachbarliche Zuſammenkunft mit dem preußiſchen Königspaar in Memel gehabt und bei der Königin eine viel muthigere Politik wahrgenommen, als beim König. Auch der Erzherzog Anton kam nach Berlin, um die Wünſche Oeſterreichs

mit denen Rußlands zu vereinigen, und Pitt ließ Preußen Holland anbieten, wenn es der Coalition beitrete.*) Am 3. November kam wirklich ein Vertrag Preußens mit Rußland und Oesterreich zu Stande und in der Nacht darauf schloß der König bei Fackelschein im unterirdischen Gewölbe der Königsgruft zu Potsdam über dem Grabe Friedrichs des Großen ewige Freundschaft mit Alexander (eine Scene, die bald durch einen Kupferstich sehr populär wurde). Aber er ließ doch die Russen allein im Kampfe mit Napoleon sich verbluten und hielt seine eigenen Heere zurück. Haugwitz wurde in Napoleons Lager abgeschickt, um ihm mit dem Anschluß Preußens an die Coalition zu drohen, wenn der Zustand, wie er beim Frieden von Luneville gewesen, nicht hergestellt würde. Uebrigens hatte Haugwitz die Weisung, keinesfalls vor dem 22. Dezember den Krieg an Frankreich zu erklären, weil der Herzog von Braunschweig vor diesem Termin mit der nöthigen Ausrüstung der Truppen nicht fertig werden zu können versicherte.**)

Kutusow war mit seinen Russen bis an die bayrische Grenze gekommen, als er das Unglück von Ulm vernahm. Viel zu schwach, es allein mit Napoleon aufzunehmen, sah er sich zum Rückmarsch nach Mähren gezwungen, wo er sich mit den nachrückenden Heertheilen Rußlands erst verstärken und mit Erzherzog Ferdinand, der in Böhmen schon wieder 18,000 Mann zusammengebracht hatte, in Verbindung setzen wollte. Kienmayer zog sich mit seinen Truppen gegen Wien zurück, ohne Hoffnung, diese Hauptstadt, gegen die Napoleon direct heranzog, beschützen zu können. Ein österreichisches

*) In diese Periode fällt eine kleine Schrift des Grafen Antraigues, welche Johannes Müller empfahl und verbreitete, „Uebersetzung eines Fragments aus Polybius", worin das verderbliche Zaudern des Königs von Preußen mit dem des Antiochus von Syrien verglichen wurde, der es versäumte, dem Hannibal gegen die Römer beizustehen.

**) Nach dessen Originalschreiben, noch jetzt im Archiv der Familie von Haugwitz. Die Briefe des Herzogs von Braunschweig aus denselben Dezembertagen, welche Häusser II. 559 f. mittheilt, motiviren die Zögerung noch ferner durch die falsche Voraussetzung, Napoleon und Franz hätten bis zum 15. Dez. einen Waffenstillstand geschlossen.

Corps unter General Meerveldt wich nach Steyermark zurück, wurde aber am 7. Nov. von Davouſt ereilt, gefangen oder verſprengt. Der alte, durch eine Wunde einäugige, etwas feitleibige, aber bei den Ruſſen ſehr beliebte und ebenſo ſchlaue als tapfere Kutuſow wollte zeigen, daß er nicht ſo kopflos ſey wie Mack, und benutzte das Vordringen der Franzoſen gegen Wien, um plötzlich in ihrem Rücken wieder bei Krems über die Donau zu gehen. Es gelang ihm auch am 11. Nov. bei Dürrenſtein die franzöſiſche Diviſion des Generals Gazan, bei der ſich Marſchall Mortier befand, in engem Terrain zu überfallen. Man kämpfte Tag und Nacht fort Mann an Mann, und Mortier, der lieber ſterben als ſich fangen laſſen wollte, bedeckte ſich in dieſem Verzweiflungskampfe mit Ruhm. Dennoch wäre er verloren geweſen, wenn ihm nicht in der Nacht die Diviſion Dupont zu Hülfe geeilt wäre. Kutuſow ſetzte nach dieſem Handſtreich ſeinen Rückzug fort.

Wien war bereits vom kaiſerlichen Hofe verlaſſen und Preis gegeben. Auf dem damaligen Standpunkte der Kriegswiſſenſchaft glaubte man, je größer und volkreicher eine Stadt ſey, deſto weniger laſſe ſie ſich vertheidigen. Die ungeheuren Hülfsquellen Wiens wurden alſo zur Vertheidigung nicht benutzt. Nur die hölzerne Brücke, welche jenſeits Wien von Inſel zu Inſel den hier vielfach getheilten Donauſtrom überſpannte, war vom General Fürſten Karl Auerſperg vertheidigt. Murat, der den franzöſiſchen Vortrab befehligte, erreichte Wien am 13. Nov., umging aber die Stadt und eilte, ſich jener Brücke zu bemächtigen. Auerſperg befahl jetzt erſt, dieſelbe anzuzünden, aber zu ſpät. Der franzöſiſche Oberſt Dode lief auf den öſterreichiſchen Artilleriſten zu, der eben die Lunte anlegen wollte, fiel ihm in den Arm und erklärte ihm, es ſey ja Waffenſtillſtand. Murat ſelbſt, Lannes und ſeine Adjutanten liefen über die Brücke und wiederholten den öſterreichiſchen Offizieren, daß ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen ſey. Auerſperg ſelbſt kam herbei und wußte nicht, ſollte er glauben oder nicht. Unterdeß kamen franzöſiſche Grenadiere ihren tollkühnen Generalen nachgerückt und nun gab Auerſperg, der ſie im rechten Augenblick alle hätte gefangen nehmen kön-

nen, den Widerstand auf und zog ab.*) Murat behielt den freien Brückenübergang und besetzte Wien, wo ihm 200 schwere Geschütze, 100,000 Gewehre und unermeßliche Vorräthe in die Hände fielen. Napoleon selbst nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Palast zu Schönbrunn, dicht bei Wien.

Murat mußte sogleich weiter rücken, um Kutusow wo möglich zuvorzukommen und vor seiner Verbindung mit dem nachrückenden Burhövden abzuschneiden. Dies gelang auch bei Hollabrunn, allein der verschlagene Kutusow spielte ihm hier den nämlichen Streich, den er wenige Tage vorher Auersperg gespielt hatte, schickte ihm den General Grafen Winzingerode mit der Nachricht eines zu Schönbrunn zwischen den Kaisern Alexander und Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstandes zu und bethörte ihn dadurch wirklich, während er blitzschnell seine Truppen wenden ließ und glücklich entkam. Als Murat den Betrug inne wurde und den Russen wüthend nacheilte, hielt Bagration mit nur 6000 Mann ihn auf und deckte mit unerschütterlicher Tapferkeit den Rückzug seines Feldherrn, 16. Nov.

Drei Tage später vereinigte sich Kutusow mit Burhövden zu Olmütz, wohin auch Kaiser Alexander von Berlin aus gekommen war, und hatte nunmehr etwa 84,000 Mann beisammen, worunter 16,000 Oesterreicher. Dagegen war es Napoleons raschen Manövern gelungen, den Erzherzog Ferdinand in Böhmen durch ein Corps unter Bernadotte an der Vereinigung mit den Russen zu hindern, und auch Erzherzog Karl, der sich am 19. Nov. zu Cilly mit Johann vereinigt hatte, aus den Gebirgen in die Ebenen von Ungarn gerückt war und sich dort durch ein Volksaufgebot verstärkte, war noch zu weit entfernt. Allein Kutusow behauptete eine feste und kaum angreifbare Stellung bei Olmütz, die nur durch Mangel an Lebensmitteln gefährdet war. Würde man das Anlegen von Magazinen

*) Nach einer andern Quelle hat Auersperg in der Meinung, der Waffenstillstand sey geschlossen, die Franzosen selbst über die Brücke geführt und seine Bataillone vor ihnen paradiren lassen, bis diese plötzlich umzingelt und gefangen wurden.

nicht auf unverantwortliche Weiſe verſäumt haben, ſo hätte die ruſſiſche Armee hier den ganzen Winter über aushalten können, unterdeß wären die Erzherzoge Ferdinand, Karl und Johann, wären die ruſſiſchen Verſtärkungen unter General Eſſen eingetroffen. Nie war die Gelegenheit für Preußen günſtiger, es durfte damals nur durch Franken marſchiren, um Napoleon den Rückweg völlig abzuſchneiden.

Aber gerade Preußen war es, was die Ruſſen dahin brachte, den Vortheil ihrer Stellung aufzugeben. Kaiſer Alexander wußte nur zu gut daß Preußen ſich erſt entſcheiden würde, wenn ein großer Schlag geſchehen wäre. Napoleon hatte damals nur 65,000 Mann zu verwenden, eine Macht, mit der es die Ruſſen wohl aufnehmen konnten. Alſo beſchloß Alexander, wieder vorzurücken und ſeine Vereinigung mit dem Erzherzog Karl durch eine Schlacht zu erzwingen. Der Mangel an Lebensmitteln war noch nicht ſo dringend, um das Verlaſſen der feſten Poſition bei Olmütz jetzt ſchon zu entſchuldigen, und wurde nachher abſichtlich übertrieben, um den begangenen Fehler zu bemänteln.

Als Napoleon den Entſchluß der Ruſſen erfuhr und dieſelben in der Nähe von Brünn heranrücken ſah, war er in hohem Grade entzückt, denn ſie waren nun durch keine feſte Stellung mehr geſchützt und ihm an Zahl nur wenig überlegen, er zweifelte daher auch nicht, ſie in offener Schlacht zu überwinden. Sie ſelbſt waren es, die ſich ihm auslieferten. Er glühte von Kampfluſt und überſprudelte von Uebermuth. „Studiren Sie dieſe Gegend," rief er ſeinen Generalen zu, indem er das Feld von Auſterlitz durchritt, „hier werden wir uns ſchlagen!" Am 1. Dezember fand ſich Haugwitz bei ihm ein, wurde aber kurz abgewieſen, er ſolle *nach* der Schlacht wiederkommen. Der folgende Tag war der Jahrestag der Kaiſerkrönung. Auch dieſer Umſtand erhöhte die Begeiſterung im franzöſiſchen Lager. Die Soldaten improviſirten eine Illumination, indem ſie Strohfackeln auf ihre Bajonette ſteckten und in trunkener Luſt ihr vive l'empereur! durch die Nacht brüllten, während im Lager der Coalition, zu dem das Gejauchze hinübertönte, tiefe Stille herrſchte. Auch Kaiſer Franz

war herbeigekommen, um seinen Bundesgenossen Alexander zu begrüßen. Wegen dieser persönlichen Anwesenheit der drei christlichen Kaiser nannte Napoleon den bevorstehenden Kampf mit einer gewissen Eitelkeit die Dreikaiserschlacht.

Die Schlacht bei Austerlitz begann mit dem Tagesgrauen des 2. Dezember 1805. Kutusow wollte den rechten Flügel der Franzosen umgehen und Napoleon, der auf einer Anhöhe die Schlacht leitete, ließ ihn ruhig gewähren, denn die Russen geriethen auf dieser Seite in Sümpfe und Seen. Er hörte in der Morgenstille ihren Marsch, den er noch nicht sehen konnte, weil Winternebel die ganze Gegend bedeckte. Endlich tauchte die Sonne blutroth auf, jene berühmte „Sonne von Austerlitz," von der Napoleon als von seinem Glücksgestirne später so gerne zu reden pflegte. Die Russen hatten bereits durch ihren ersten Marsch die Schlacht verloren, Napoleon nahm die Höhen von Pratzen als den Schlüssel der Gegend und zersprengte die russische Linie. Kutusow wurde in den Backen verwundet, die einzelnen Führer suchten Stand zu halten und leisteten, wie auch Kienmayer mit den Oesterreichern, verzweifelte Gegenwehr, aber in so zerrütteter Aufstellung, daß sie dem tactischen Genie Napoleons erliegen mußten. Die Verbündeten verloren 27,000 Mann nebst 80 Kanonen. Unter einigen brach das Eis der Seen ein. Man dichtete hinzu, französische Kanonenkugeln hätten das Eis zerschmettert und 20,000 Russen seyen auf diese Weise ertrunken. Napoleon selbst begünstigte diese Fabel, weil er es liebte, durch großartige Bilder die Einbildungskraft der Völker zu fesseln und zu schrecken.

Das schlimmste Ergebniß der Schlacht für die Russen war, daß sie ihre Rückzugslinie nach Polen verloren hatten. Da es ihnen überdies an Lebensmitteln gebrach, so war Alexander zum Frieden geneigt. Jedenfalls zu voreilig, es sey denn, daß er das Benehmen Preußens vorausgesehen hätte. Nach einer kurzen und ziemlich kalten Unterredung mit Alexander verlangte Kaiser Franz eine Zusammenkunft mit Napoleon, die bei der Mühle von Paliny Statt fand. Napoleon ging dem deutschen Kaiser entgegen und umarmte ihn.

Von Rußland verlaſſen und um ſo weniger von Preußen etwas hoffend, nahm Franz die harten Friedensbedingungen an und erwirkte zugleich den freien Abzug der Ruſſen. Er ſoll übrigens nach ſeiner Rückkehr von Napoleon geſagt haben: „nun ich ihn geſehn habe, mag ich ihn erſt gar nicht mehr.“ Der förmliche Abſchluß des Friedens wurde einer Conferenz zu Preßburg vorbehalten, in der Talleyrand das große Wort führte.

Ehe der Waffenſtillſtand bekannt werden konnte, fiel noch bei Iglau ein heißer Kampf vor zwiſchen dem Erzherzog Ferdinand und den Bayern unter Wrede, in welchem die Oeſterreicher ſiegten, 5. Dez. Auch Erzherzog Karl war nahe gekommen, aber alle Schwerter ſenkten ſich jetzt in die Scheide.

Am 7. Dezember erhielt Haugwitz endlich beim Sieger von Auſterlitz eine Audienz. Geſchützt durch ſeine Inſtructionen, fand er es der Sachlage und dem Intereſſe ſeines Königs gemäß, von allen Drohungen zu abſtrahiren, ein enges Bündniß mit Frankreich einzuleiten und als Preis dafür Hannover anzunehmen. Er benahm ſich dabei aber zu ſchmeichleriſch und kriechend.*) Napoleon erwiderte ſeine Glückwünſche zwar ſpöttiſch: „Ihre Complimente waren für andere beſtimmt;“ nahm jedoch gerne das Bündniß mit Preußen an und verlangte nur, es ſolle auch ernſt gemeint ſeyn. Die natürlichſten Intereſſen verbänden Preußen mit Frankreich gegenüber den andern Mächten, er habe deshalb jederzeit die innigſte Allianz beider erſtrebt und nur der König von Preußen habe die dargebotene Hand immer mißtrauiſch abgelehnt. So könne es nicht bleiben, Preußen müſſe ſich entſcheiden und ganz für oder ganz wider ihn ſeyn. Auch war Napoleon nicht gemeint, Hannover umſonſt abzutreten, Preußen ſollte dafür den Antheil an Cleve, der auf dem rechten Rheinufer lag, die Feſtung Weſel und das Herzogthum Neuf-

*) Haugwitz ſagte nach der Schlacht zu Talleyrand „Gottlob, wir haben geſiegt.“ Man muß ſich dieſen Haugwitz denken als einen bei den Herrnhutern erzogenen ſüßlächelnden und ſüßredenden Weichling, der ſich rühmte einen Chriſtuskopf zu haben.

chatel an Napoleon, Anſpach und Bayreuth (gegen eine ſpätere Entſchädigung) an Bayern abtreten. Dieſe Bedingungen nahm Haugwitz an und eilte damit nach Berlin, wo er alles in die größte Aufregung verſetzte. Alte treue Provinzen ſollten verſchachert werden um neue, die man einem alten Freunde und Bundesgenoſſen raubte und deren Beſitz weder rechtlich noch ſicher war. Und eine ſolche Handlungsweiſe ſollte man ſich von einem fremden Machthaber dictiren laſſen wenige Wochen nachdem man mit ſeinen Feinden Verträge gegen ihn geſchloſſen hatte. War das dem Machtgefühl und der Waffenehre Preußens angemeſſen? Aber die Entrüſtung kam zu ſpät. Man hatte früher zu handeln verſäumt und entſchied ſich jetzt, die Annahme Hannovers denn doch einem unſichern Kampfe mit Napoleon vorzuziehen.

Zwiſchen Frankreich und Oeſterreich wurde am 26. Dezember der Friede zu Preßburg abgeſchloſſen, in welchem Oeſterreich 40 Millionen Kriegskoſten bezahlte und das ganze venetianiſche Gebiet an Frankreich, ganz Tirol mit Vorarlberg und den Bisthümern Trient und Briren nebſt Paſſau an Bayern abtrat. Der Großherzog von Toscana erhielt Würzburg und mußte Salzburg und Berchtesgaden an Oeſterreich, dagegen Eichſtädt an Bayern, der Herzog von Modena, der nichts dafür erhielt, Conſtanz und den Breisgau an Baden abtreten. Auch Württemberg bekam damals mehrere Herrſchaften. Die Nachfolge in Würzburg wurde überdies Bayern, dagegen die im Deutſchmeiſterthum Mergentheim Oeſterreich zuerkannt. Somit erhielt Kaiſer Franz für große Verluſte nur ſchwache Entſchädigungen, Talleyrand aber ſchmeichelte ihm mit der Moldau und Wallachei, wenn er ſich mit Napoleon eng gegen Rußland verbinden wolle.

Kapitel CCCCXXVII.

Das Recht.

Mit Franz von Sickingen und Wilhelm von Grumbach hatte das ritterliche Faustrecht aufgehört, und mit der festern Begründung der Fürstenmacht begann auch wieder eine regelmäßige Rechtspflege. Diese Rechtspflege trug aber auch ganz das Gepräge der Barbarei, in welcher jene Zeit versunken war. Sie erhob zum Gesetz, was früher nur rohe Willkühr gewesen. Kein Schandfleck brandmarkt die deutsche Geschichte so schwarz, als diese Rechtspflege.

Die allgemeinen deutschen und Kaiserrechte kamen in Verfall, und nicht minder die vielen örtlichen und Personalrechte. An deren Stelle traten die Landrechte der einzelnen Fürstenthümer. Anfangs hielt es noch schwer, die vielen alten Gewohnheiten auszurotten; allmählich aber kam immer mehr alles wie unter eine Macht, so unter ein Gesetz, und die Unterschiede unter den Gegenden und Ständen glichen sich aus, weil, wo einer Herr ist, die übrigen alle sich gleich, nämlich Knechte sind.

Schon längst hatte sich das römische Recht eingedrängt; jetzt ward es das herrschende, und bildete die Grundlage aller Landrechte. Alles, was im Rechtswesen noch herkömmlich deutsch war, kam in Verachtung.

Damit hörte zugleich das Volksgericht völlig auf. Nicht die Gemeinde durfte länger richten, noch ein aus der Gemeinde gewählter Richter, auch nicht mehr die Fehme, das letzte freie Volksgericht. Die ganze richterliche Gewalt kam in die Hände der Fürsten, und diese übertrugen sie einem eignen Stande, den Juristen, die auf Universitäten in dem römischen Recht unterwiesen, und dann vom Fürsten als Richter angestellt und besoldet wurden. Da niemand im Volk das römische Recht

3.

Der Rheinbund.

Das war das klägliche Ende des letzten vom deutschen Kaiser geführten Krieges, in welchem das deutsche Reich unterging. Napoleon hatte bewiesen, daß sein neues Reich stärker sey als das alte. Er wollte ihm nun auch die legitime Weihe geben und seine Ebenbürtigkeit beweisen. Die schöne Prinzessin Auguste, Tochter des Kurfürsten von Bayern, war mit dem Erbprinzen Karl von Baden verlobt; aber auf Napoleons Befehl mußte sie ihre Hand seinem Stiefsohn Eugen, Vicekönig von Italien, und dagegen ihr badischer Bräutigam die seinige der Nichte Josephinens, Stephanie Tacher de la Pagerie, reichen. Max Joseph empfing dafür zum Lohn am 1. Januar 1806 den Königstitel. Ebenso der Kurfürst Friedrich von Württemberg in Aussicht auf die Verlobung seiner Tochter Katharina mit Napoleons jüngstem Bruder Jerome. Baden wurde Großherzogthum.

Dagegen wurde die unglückliche Königin von Neapel, die es gewagt hatte, die Hand ihrer Tochter dem Vicekönig Eugen zu verweigern, jetzt vom Throne gestoßen. „Das Haus Bourbon hat in Neapel und Sicilien zu regieren aufgehört," lautete ein Decret Napoleons aus Schönbrunn schon am 27. Dezember. Von unsäglicher Unruhe gequält hatte die Königin den Vertrag vom 21. September alsbald wieder gebrochen und am 20. November die Russen von Corfu, die Engländer von Malta her, bei Neapel landen lassen; jetzt zu spät. Denn nach dem großen Siege in Mähren konnte Napoleon seine ganze Uebermacht auf Italien werfen. Die Russen und Engländer schifften sich eilig wieder ein und auch der königlichen Familie blieb nichts übrig, als eine abermalige Flucht nach Sicilien, 28. Januar 1806. Nur der Kronprinz Franz blieb in Calabrien zurück, um einen Aufstand zu organisiren. Aber Napoleons Bruder Joseph und Massena rückten mit 40,000 Franzosen

raſch heran und bemächtigten ſich der Stadt Neapel ohne Widerſtand, 14. Februar. General Reynier eilte nach Calabrien, ſchlug den Kronprinzen und verjagte ihn nach Sicilien. Nur Gaëta behauptete ſich unter dem tapfern Prinzen Ludwig von Heſſen-Philippsthal und in den Abruzzen führten die alten Räuberbanden den kleinen Krieg gegen die Franzoſen fort.

In Neapel empfing Joſeph am 1. April 1806 das Decret ſeines Bruders, das ihn zum König von Neapel ernannte. Es kam ihm zu Statten, daß er ſich auf den Klerus ſtützen konnte, der jetzt in den Franzoſen keine Feinde, in Napoleon vielmehr den Wiederherſteller der Kirche ſah und ſich dem Papſte anhänglicher erwies, als den Bourbonen. Daraus erklärt ſich, warum nicht nur Cardinal Maury, ſondern auch der ſchreckliche Cardinal Ruffo dem neuen König Joſeph huldigten. Aber das gemeine Volk, zumal in den Provinzen fuhr fort, ihn und die Franzoſen zu haſſen. Auch neckten ihn die Engländer. Schon am Tage ſeines Einzugs nahmen ſie im Golf von Neapel die Inſel Capri weg, von wo aus ſie ihm mit Fernröhren in die Fenſter ſeines Schloſſes ſehn konnten. Am 1. Juli landeten 6000 Engländer unter Stuart in Calabrien und ſchlugen Reynier bei Maida am 4., während Maſſena noch vor Gaëta lag, zogen ſich aber nachher wieder nach Sicilien zurück, welche große Inſel ſie für König Ferdinand IV. behaupteten. Gaëta fiel erſt, nachdem der tapfere Commandant ſchwer verwundet worden war, am 18. Juli. Maſſena wüthete unter dem empörten Landvolk wie ein Teufel und ließ eine Menge Dörfer nebſt den Städten Caſſano, Lagunero, Lauria und Sicignano ſammt ihren Einwohnern verbrennen uno die gefangenen Inſurgenten zu hunderten umbringen. Auch Fra Diavolo wurde gefangen und hingerichtet.

In Oberitalien verlieh Napoleon ſeiner Schweſter Pauline, Leclercs Wittwe, die den römiſchen Fürſten Borgheſe geheirathet hatte, das Fürſtenthum Guaſtalla und zerſchlug das ihm von Oeſterreich abgetretene venetianiſche Gebiet in zwölf Herzogthümer für ſeine Marſchälle. Soult wurde Herzog von Dalmatien, Beſſières von Iſtrien, Duroc von Friaul, Champagny von Cadore, Victor

von Belluno, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviſo, Clarke von Feltre, Maret von Baſſano, Coulaincourt von Vicenza, Arrighi von Padua, Savary von Rovigo. Damals verlor auch die uralte Republik Raguſa am adriatiſchen Meer ihre Freiheit, um nicht lange darauf als Herzogthum an Marſchall Marmont zu fallen.

Rußland hatte ſich bequemt, im Frieden mit Napoleon dieſem die joniſchen Inſeln abzutreten, aber als der Termin verfloſſen war, glaubten die Ruſſen in Cattaro den Platz ferner behaupten zu müſſen, eifrig von den Einwohnern und von den benachbarten Montenegrinern unterſtützt. Lauriſton, der mit einem franzöſiſchen Corps heranrückte, wurde in Raguſa eingeſchloſſen und mußte durch ein anderes Corps unter Molitor gerettet werden, der die wilden und grauſamen Montenegriner endlich in ihre Berge zurückjagte, Cattaro jedoch nicht einnehmen konnte.

Das Glück begünſtigte Napoleon, daß jetzt auch ſein gefährlichſter Feind, der große Miniſter Pitt in England ſtarb, 25. Jan. 1806. Das neue Miniſterium wurde gemiſcht aus den ſtrengſten Tories, die Pitt angehangen, und aus Wighs, Pitts Gegnern. Unter erſtern ragten Grenville und Windham, unter den letztern For hervor. Die Berufung des letztern ins Miniſterium ſchien anzudeuten, man wolle Frieden mit Frankreich. Auch knüpfte For Unterhandlungen an. Napoleon erbot ſich, Hannover wieder herauszugeben, ohne Rückſicht auf Preußen, aber England wollte den Verpflichtungen gegen Rußland treu bleiben und keinen Separatfrieden abſchließen. Die Unterhandlungen zerſchlugen ſich ganz, als For ſchwer erkrankte und bald darauf dem großen Pitt ins Grab nachfolgte.

Der Seekrieg hatte ununterbrochen fortgedauert. Napoleon gab ſeit der Niederlage von Trafalgar die großen Seeſchlachten für immer auf, ließ aber im Spätherbſt 1805 aus den meiſten Häfen ſeines Reiches kleine Flotillen auslaufen, um ſich durch die engliſche Kriegsflotte durchzuſchleichen, ſich weit in entfernten Meeren zu zerſtreuen und engliſche Handelsſchiffe wegzunehmen, d. h. er ließ ſich zu einem Seeräuberkrieg herab. Allein die beiden von Breſt ausgelaufenen Flotten unter Villaumez und Leſſeignes wurden von den

Engländern zerstört. Eine aus Rochefort abgesegelte Flotille kam glücklich wieder heim, eine andere wurde genommen. Ebenso zwei französische Flotillen, wovon die eine nach Afrika, die andere nach Grönland bestimmt war, um dort den englischen Handel zu stören. Ebenso eine von Civita Vecchia abgegangene Expedition. Am glücklichsten war der kühne Viceadmiral Linois im stillen Weltmeer, der eine Menge englische Kauffahrteischiffe wegnahm und die reiche Beute nach Isle de France schleppte, doch aber endlich vor dem englischen Admiral Warren nach so tapferer Gegenwehr die Flagge strich, daß dieser ihm sogleich ehrend seinen Degen zurückgab. Ein Angriff der Engländer auf Buenos Ayres in Südamerika mißlang, sie nahmen zwar die reiche Stadt, wurden aber bald wieder von den Spaniern vertrieben, 21. Aug. 1806.

Inzwischen organisirte Napoleon sein neues Reich. Er schien nach und nach die alten Dynastien von ihren Thronen verdrängen zu wollen. Seinem Stiefsohne Eugen war die Thronfolge in Italien gesichert; seinen Bruder Ludwig machte er am 6. Juni zum König von Holland. Die Holländer hatten bisher unter Schimmelpenninck's Verwaltung unglaubliche Lasten für Frankreich tragen, ein französisches Heer unterhalten, die Rüstungen von Boulogne unterstützen und ungeheure Summen bezahlen müssen, seit 1800 jährlich 3 Procent des Einkommens, seit 1802 noch 1 Procent, weitere 2 Procent für 25 Jahre von den Einkünften und 1/2 von den Capitalien für 8 Jahre; dazu 1803 weitere 7 Procent von den Einkünften und 1804 noch 6 Procent von den Capitalien. Und bei jeder neuen Steuer hatte man gesagt: bringt sie dar, ihr erkauft dadurch wenigstens eure Selbständigkeit, widrigenfalls ihr Frankreich einverleibt würdet. Jetzt erfolgte die Einverleibung doch. Ludwig aber war nicht unempfindlich gegen die Leiden der Holländer und obgleich ihm sein Bruder einschärfte, sich stets nur als französischen Prinzen und als seinen Vasallen zu betrachten, so bemühte er sich doch alles Ernstes, die Interessen Hollands so viel möglich in Schutz zu nehmen.

Gleichzeitig schuf Napoleon noch mehr Vasallen. Sein Schwager

Joachim Murat wurde Großherzog von Berg am Niederrhein, sein Günstling Berthier, der eine Prinzessin von Pfalz-Birkenfeld heirathete, souverainer Fürst von Neufchatel; auch noch andere seiner Günstlinge erhielten Fürstenthümer in Italien, so wurde Talleyrand Fürst von Benevent, Bernadotte als Schwager Josephs (indem beider Frauen Schwestern waren) Fürst von Ponte Corvo.

Vorspiel eines größern Ereignisses war die Ernennung des Cardinal Fesch zum Coadjutor des deutschen Reichserzkanzlers Kurfürsten Dalberg in Regensburg. Dieser Dalberg,*) so wie auch die neuen Könige von Bayern und Württemberg, konnten den Augenblick kaum erwarten, in welchem sie die Oberhoheit des alten deutschen mit der des neuen französischen Reichs vertauschen sollten. Am 12. Juli 1806 erklärten diese drei und die Großherzoge von Baden und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Nassau, die Fürsten von Hohenzollern, Salm, Isenburg, Aremberg, Lichtenstein und von der Leyen, sie erkennen das deutsche Reich nicht mehr an, und verbanden sich unter einander zu dem s. g. Rheinbunde unter dem Protectorate Napoleons. Am 1. August erklärte Napoleon selbst, er genehmige diese Entschließung der Fürsten. Kaiser Franz II., der letzte deutsche Kaiser, unterwarf sich mit einer würdevollen Erklärung vom 6. August der unabänderlichen Nothwendigkeit, legte den Titel eines deutschen Wahlkaisers ab und behielt nur noch den eines österreichischen Erbkaisers bei. Auch sprach er feierlich alle deutschen Reichsgenossen von den Eiden der Treue los, die sie bisheran dem Reiche

*) Kein Adelsgeschlecht war so tief mit den Ehren des alten deutschen Reichs zusammengewurzelt, als das seinige. Bei jeder Kaiserkrönung pflegte der neue Kaiser im Reichsornat auf dem Thron sitzend zu fragen: ist kein Dalberg da? worauf das vortretende Mitglied dieses Geschlechts vom Kaiser den Ritterschlag empfing. Ein Vetter des Reichserzkanzlers erhielt bald darauf von Napoleon die französische Herzogswürde. Doch blieben noch Dalberge als ...nte Deutsche übrig, vier derselben fochten 1813 mit gegen Napoleon und reclamirten gegen die Schmähungen, die man damals auf den Namen häufte. ...llg. Zeitung 1813. Nr. 311.

geleiſtet hatten, womit das im Jahre 800 nach Chriſto von Karl dem Großen gegründete römiſche Reich deutſcher Nation, nachdem es 1006 Jahre lang ruhmvoll beſtanden hatte, ſein Ende erreichte.

Einer der erſten, der von der Auflöſung des deutſchen Reichs Nutzen ziehen wollte, war der König von Dänemark, der ſchon am 6. Septbr. Holſtein ſeinem däniſchen Reiche einverleibte, ohne noch irgend eine Verpflichtung gegen den deutſchen Geſammtkörper anzuerkennen. Am 26. September trat auch der Kurfürſt von Würzburg dem Rheinbunde bei.

Die Fürſten des Rheinbundes wurden von Napoleon viel abhängiger, als ſie es vom deutſchen Kaiſer geweſen waren. Sie traten an ihn das Recht ab, Krieg und Frieden zu ſchließen, ſie ſtellten ihm für alle ſeine Kriege 63,000 Mann, eine Ziffer, welche ſpäter weit überſchritten wurde. Sie bildeten für ſich eine Conföderation, deren Präſident Dalberg erhielt den Titel eines Fürſt-Primas und reſidirte fortan in Frankfurt am Main, welcher Stadt Marſchall Augereau kurz vorher die alte Freiheit genommen und 4 Millionen wegen angeblicher Schmuggelei mit engliſchen Waaren abgepreßt hatte. Nach Dalbergs Tode ſollte Feſch ſeine Würde erben, alſo ein Napoleonide unmittelbar den Rheinbund leiten. Zum Lohn für ihre Unterwürfigkeit wurden aber alle Rheinbundsfürſten innerhalb ihrer Gebiete abſolute Monarchen, alles ſtändiſche Weſen wurde vernichtet. Ferner erhielten die Rheinbundfürſten die Beſitzungen aller noch nicht mediatiſirten Reichsfürſten, Reichsgrafen und Reichsſtädte im nächſten Bereich ihrer Grenzen. Von den erſtern hatten die meiſten ihre Beſitzungen in dem ehemaligen ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe, und vor wenigen Jahrhunderten noch eben ſo mächtig und angeſehen wie die Fürſten von Württemberg, Baden, Heſſen, Naſſau, wurden ſie jetzt deren Unterthanen oder fielen an Bayern. So die alten Fürſtenhäuſer von Hohenlohe, Waldburg, Fürſtenberg, Thurn und Taxis, Fugger, Oettingen, Löwenſtein, Leiningen, Wittgenſtein, Solms, Wied ꝛc. Nürnberg und Augsburg wurden Bayern einverleibt. Nur die Hanſeſtädte waren noch durch ihre Lage geſchützt.

4.

Der Despotismus der Rheinbundfürsten.

König Friedrich von Württemberg hatte noch kurz vorher als Gemahl einer englischen Prinzessin englische Subsidiengelder empfangen und war jetzt der eifrigste Anhänger Napoleons. Schon hatte er den Landschaftsagenten Batz, der damals noch beim deutschen Kaiser Schutz suchte, nebst dem Landschaftsconsulenten Groß und Landschaftssecretär Stockmaier verhaften lassen, auch eine Summe aus dem von der Landschaft gehüteten Kirchengut genommen. Am 30. Dez. 1805 hob er die Verfassung ganz auf,*) schloß die Landschaft, raubte ihr die „geheime Truhe“ und sämmtliches Kirchengut und begann ein absolutes Regiment, das noch in bitterem Andenken des Volkes lebt. Bei außerordentlicher Corpulenz besaß er die größte Lebhaftigkeit und war voll Feuer und Geist, auch mit einem scharfen und klaren Verstande begabt, aber seine ungemessene Jagdliebe verleitete ihn, einen ungeheuren Wildstand auf Kosten der armen Bauern zu unterhalten und seinen Jagdjunkern und Jägern jede Willkür zu gestatten. Als böser Genius stand ihm dabei sein Liebling Dillenius zur Seite, den er zum Grafen von Dillen erhoben hatte. Die Verpflichtungen, die er gegen Napoleon eingegangen hatte, zwangen ihn zu zahlreichen Steuern und Truppenaushebungen, und wenn er auch der Willkür seiner Bureaukratie zuweilen durch unnachsichtliche Strenge begegnete, gab er doch nicht selten das Beispiel launenhafter Willkür. Es kam so weit, daß junge Leute aus den gebildeten Classen sich versteckten und auf der Straße vor seiner Nähe flohen, weil er, sobald ihm einer wegen

*) Kurz vorher im October hatte der König mit Napoleon in Ludwigsburg verkehrt und als er von den Hindernissen sprach, welche ihm die Landstände in den Weg legten, rief Napoleon: chassez les bougres! Das ließ sich der König nicht zweimal sagen.

ſeiner Geſtalt gefiel oder aber aus irgend einem andern Grunde mißfiel, ihn auf der Stelle als gemeinen Soldaten unterſtecken ließ. *)

König Max Joſeph von Bayern war ungemein liebenswürdig, ein heiterer, wohlwollender Lebemann, der gern alles vergnügt um ſich ſah. Indem er ſelbſt nur die Volksmundart redete, miſchte er ſich gern unter die Bauern, ſpaßte mit ihren Weibern und Mädchen und wurde der Liebling des Volkes. Bei jedem Unglücksfall half er ſo viel als möglich perſönlich. Aber uneingedenk der Eigenthümlichkeiten deſſelben Volkes und der uralten katholiſchen Politik des Hauſes Wittelsbach geſtattete er ſeinem Miniſter Montgelas, das katholiſche Bayern und Tirol um und um zu kehren, hierin noch viel extremer, als dereinſt Kaiſer Joſeph II. In Montgelas Auge hatte die Kirche keinerlei Recht, alles ſollte in der Willkür des Staates beruhen; der Glaube, an dem gerade das altbayriſche und Tiroler Volk ſo eifrig hing, galt ihm nur als Aberglaube und mittelalterliche Finſterniß. Mit einem Fanatismus, der das Volk aufs tiefſte innerlich empörte, ließ er nicht nur müßige Klöſter aufheben, ſondern auch die altehrwürdigen Stätten der Andacht, Kapellen und Stationen, Wegkreuze, Bildſtöcke niederreißen und den Bauern, wenn ſie um Schonung baten, hohnlachend ihre Dummheit vorhalten. Montgelas war es auch zuerſt, der das Widerſinnige erſann, Juden für ihre allerlei Dienſte nicht blos mit dem Monopol der Lieferungen, ſondern gar noch mit chriſtlichen Ritterkreuzen und mit der Erhebung in den deutſchen Freiherrnſtand zu belohnen. „Ruder und Segel, ſagt v. Lang, waren in den Finanzen verloren und das an der jüdiſchen Küſte gelandete Schiff einer völligen Plünderung Preis gegeben. Das Recht war käuflich. Der Angeklagte, wenn er ein

*) Einen Oberamtsactuar, der ihm bei einer Reiſe durchs Land vorritt, und der ihm mißfiel, machte er augenblicklich zum Tambour. Als ihm in den neuerworbenen katholiſchen Landestheilen Geiſtliche fehlten, recrutirte er ſich welche. Katholiſche junge Männer hatten die Wahl, als Soldaten unter die Regimenter geſteckt zu werden, oder ſich zu Prieſtern weihen zu laſſen. Ein Badergeſelle wählte das letztere und wurde nachher ein geachteter Geiſtlicher.

Beamter, Adeliger oder reicher Jude war, kam jederzeit durch.“ Auf dem Lande herrschten die Landrichter wie die Paschas.

Die Illuminaten, einst in demselben Bayernlande verfolgt, waren jetzt Herrn und Meister geworden und predigten auf allen Straßen die Berliner Aufklärung. Eine Menge protestantische Gelehrte und Schulmänner strömten nach und nach in Bayern ein, um diesen Neuerungen zu dienen, damit das Land alter katholischer Treue von der revolutionären Philosophie in Civiluniform erobert werde. Unter die alterthümlichen Vorurtheile, die damals vertilgt werden sollten, gehörten aber nicht blos die kirchlichen, auch die nationalen Sympathien. Montgelas ließ durch feile Historiker die alte Lüge auffrischen, die im spanischen Erbfolgekriege, als Bayern sich mit Frankreich zum erstenmal enger verband, aufgekommen war, die Lüge nämlich, die Bayern seyen keine Deutsche, sondern die Nachkommen der keltischen Bojer, also Gallier, also Stammverwandte der Franzosen. Der gelehrte Pallhausen war es, der diese Ansicht in einem eigenen Werke verfocht. Auch die bayrische Staatszeitung selbst, indem sie dem Lande verkündete, Napoleon habe es zu einem Königreich erhoben, brauchte die Worte: „Hoch lebe Napoleon, der Wiederherſteller des bayrischen Königthums!“ Damit sollte ausgedrückt werden, das keltische Reich der alten Bojer sey endlich vom Joche der Deutschen wieder frei geworden.

Im Sommer 1806 war eine kleine anonyme Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ erschienen, worin wahre Vaterlandsliebe das Unglück der Zeiten beklagte und zum erstenmal die Deutschen erinnerte, was sie als Nation der französischen Nation gegenüber hätten thun sollen. Napoleon wußte den politischen Schlaf der deutschen Nation zu gut zu würdigen, um nicht alles zu beseitigen, was geeignet schien, sie aus demselben aufzuwecken. Er befahl daher, den Verbreiter jener Schrift, den jungen Buchhändler Palm in Nürnberg, zu verhaften und nach Braunau zu schleppen. Hier mit Umgehung der bayrischen Landesgerichte vor ein französisches Kriegsgericht gestellt, weigerte Palm sich edelmüthig, den Verfasser jener Schrift zu nennen, und wurde am 25. August erschossen. Aber

dieſer Schuß widerhallte in allen Gauen deutſcher Zunge und ſchadete dem Weltbezwinger viel mehr als die Verbreitung jener Schrift. Die öffentliche Meinung, die ſich bisher darin gefallen hatte, in Napoleon den Sohn der Revolution und den Genius einer beſſern Zukunft zu ſehen, erkannte immer deutlicher in ihm die Züge eines Despoten.

Paris aber, die neue Hauptſtadt der Welt, feierte die Triumphe des großen Kaiſers. Der Senat decretirte die prachtvolle Siegesſäule von Auſterlitz, die nach dem Muſter der antiken Trajansſäule in Rom mit Schlachtbildern in Basrelief bedeckt und mit der Statue des Kaiſers gekrönt werden ſollte (jetzt die Säule von Vendome genannt, auf dem Vendomeplatze). Napoleon ſelbſt aber griff, kaum vom Felde heimgekehrt, wieder aufs fruchtbarſte in die Civilverwaltung ſeines Reichs ein und ordnete namentlich die während ſeiner Abweſenheit ſchon wieder durch Intriganten gefährdeten Finanzen. Ouvrard, ein ſpeculativer Kopf von größter Frechheit, hatte die Gelder des Staats und der Bank für eine begünſtigte Geſellſchaft ausgebeutet, wurde jedoch unnachſichtlich mit allen ſeinen Complicen zum Erſatz gezwungen, zum Glück in einem Augenblick, wo noch nicht zu viel unrettbar verloren war. Daß ſolche Spitzbüberei ſich ſelbſt unter Napoleon hervorwagen durfte, beweist, wie unverwüſtlich in Frankreich die Habgier iſt. Nach glücklicher Erledigung dieſes böſen Handels widmete ſich der Kaiſer der Civilprozeßordnung, dem Canal- und Straßenbau, der Verſchönerung von Paris, dem Bau eines großen Triumphbogens nach altrömiſchem Muſter, der Gründung der Pariſer Univerſität und einer Menge anderer Arbeiten und Pläne, die alle zum Wohl Frankreichs und ſeiner eigenen Verherrlichung ausgeführt werden ſollten. Seine Thätigkeit blieb im Frieden, wie im Kriege, bewundernswerth und beiſpiellos.

Mit dem Stolz und Siegesjubel in Paris contraſtirte nichts ſo traurig als die unzufriedene und trüb aufgeregte Stimmung in Berlin. Hier regte ſich das böſe Gewiſſen. Man wagte nicht, Hannover geradezu in Beſitz zu nehmen, ſondern nahm es nur einſtweilen „in Verwahrung.“ Dieſe Zweideutigkeit ärgerte Napoleon, der

verſtand, ſo war es ſogar gezwungen, auch ſeine Klagen und Vertheidigungen vor Gericht einem beſondern Stande, einem Ueberzweige der Juriſten, den Fürſprechern oder Advocaten anzuvertrauen. Beide, Richter und Advocaten, hielten zuſammen, und das arme Volk wurde von ihnen betrogen, wie es ihr Vortheil erheiſchte, und völlig nach Willkühr gerichtet.

Auch die Oeffentlichkeit des Gerichts nahm ein Ende. Man richtete nur noch in den Amtsſtuben, und wo man auch die Thüren nicht verſchloß, durfte doch das Volk nicht Theil nehmen, oder konnte nicht, weil es die Formen eines fremden lateiniſchen Rechts nicht verſtand. Die neuen Gerichte hoben zwar die Fehme auf, aber ſie behielten das Schlimmſte von derſelben bei, die Heimlichkeit.

Auch das mündliche Verfahren nahm ein Ende. Man führte die Rechtsſtreitigkeiten oder Proceſſe nur noch ſchriftlich, der größern Genauigkeit wegen, und um bei Appellationen dem höhern Gericht die Acten überliefern zu können.

Damit endete ſich auch die Kürze des Rechtsverfahrens. Die genauen ſchriftlichen Verhandlungen erforderten Zeit, und Richter und Advocaten hatten ihren Vortheil dabei, wenn ſie den Proceß in die Länge zogen, weil die ſtreitenden Partheien die Proceßkoſten zahlen mußten. Dies war das Schlimmſte von allem. Das Recht ward nicht mehr umſonſt ertheilt. Das arme Volk mußte ſich ſein Recht kaufen, und die Juriſten trieben einen förmlichen Handel damit.

Zu alle dem kam noch die Barbarei der römiſchen Geſetze. Schon längſt waren die entehrenden und blutigen Strafen, welche die Römer in einer verderbten Zeit für Sklaven erfunden hatten, den freien deutſchen Männern zuerkannt worden. Jetzt nahm man aus demſelben

in Paris Haugwitz erklärte, der Schönbrunner Vertrag gelte nicht mehr, weil Preußen selbst sich nicht dazu bekenne. Nun mußte Haugwitz ihm die Anerkennung des Vertrags abbetteln und von der früher stipulirten Entschädigung für Anspach und Bayreuth abstehen und zugeben, daß alle preußischen Häfen den Engländern verschlossen würden. Auch das ließ sich der König von Preußen gefallen. England aber war mit Recht erzürnt, schlug jetzt los und fügte dem preußischen Seehandel unsäglichen Schaden zu. Die Kaufleute erhoben jedoch kaum so laute Klagen, als die jungen Offiziere und an ihrer Spitze der feurige Prinz Louis von Preußen, Vetter des Königs. Sie glaubten es nicht ertragen zu können, daß Preußen in eine so zweideutige und gefährdete Stellung gekommen sey, während es über die große und sieggewohnte Armee Friedrichs des Großen in noch intactem Zustand verfügen könne. Sie gingen so weit, einmal bei Nacht dem Minister Haugwitz die Fenster einzuwerfen. Auch die muthige Königin theilte diese kriegerische Stimmung und die Täuschung der jungen Helden in Bezug auf die Schlagfertigkeit des Heeres. Nur ein älterer Offizier, von Berenhorst, und ein jüngerer, Heinrich von Bülow, hatten Zweifel geäußert, ob das preußische Heer jetzt noch leisten könne, was es unter Friedrich dem Großen geleistet. Ihre Schriften hatten manchen groben Schaden des preußischen Heerwesens aufgedeckt, aber man hatte sie nicht hören wollen. Bülow wurde als ein böswilliger Krittler verachtet, und seine treffliche Schrift über Kriegskunst im Allgemeinen, worin er Strategie und Tactik mit wahrhaft napoleonischem Geiste behandelte, so wie die eben damals von ihm herausgegebene Schrift über den unglücklichen Feldzug von 1805, worin er alle darin begangenen Fehler aufs klarste aufdeckte, zogen ihm nur Haß und Verfolgungen zu. Man ließ ihn von Aerzten untersuchen, ob er verrückt sey? und sperrte ihn ein, das letztere auf Requisition der Russen, deren Manoeuvre bei Austerlitz er zu rückhaltslos getadelt hatte.

Hardenberg, der böse Dinge kommen sah, wollte sich für bessere Zeiten sparen und gab seine Entlassung ein, was ihm unverdienter-

maßen als Patriotismus ausgelegt wurde. Dieſelben Leute, welche Haugwitz die Fenſter einwarfen, brachten Hardenberg ein Lebehoch. Mit Haugwitz ſtimmten die Diplomaten Lucchesini und Lombard, was aber noch wichtiger war, des Königs vertrauteſter Freund, der Adjutant von Köckeritz, und der alte General von Zaſtrow, das Orakel des Königs in Armeeangelegenheiten, überein. Der letztere, die Hauptſtütze des Zopfſyſtems in der Armee, der Protector aller alten lahm und blind gewordenen Generale und Commandanten, war ganz für Frankreich gegen Oeſterreich geſtimmt. Napoleon ſelbſt ſchien mit Haugwitz einverſtanden und ſchmeichelte Preußen, indem er dem König vorſchlug, auch ſeinerſeits den Kaiſertitel anzunehmen und Protector eines norddeutſchen Bundes zu werden. Es ſcheint jedoch, Napoleon habe ſeine Politik hinſichtlich Preußens deshalb nicht definitiv feſtgeſtellt, weil er von Preußen ſelbſt niemals Feſtigkeit, ſondern eine ſtets hin- und herſchwankende und unzuverläſſige Politik erwartete. Sofern er ſich überdies ſtark genug wußte, um allen Eventualitäten begegnen zu können, ließ er es an der Rückſicht fehlen, die er gegen Preußen wahrſcheinlich beobachtet haben würde, wenn er der Allianz mit dieſer Macht ſicher geweſen wäre. Die Feſtung Weſel, die an das Großherzogthum Berg hatte fallen ſollen, kam in franzöſiſche Hände. Murat als Großherzog von Berg riß überdem die drei preußiſchen Abteien Eſſen, Eltern und Verden eigenmächtig an ſich. Mit eben ſo großer Frechheit bot Napoleon das dem Prinzen Wilhelm von Oranien zugetheilte Fulda dem Kurfürſten von Heſſen an, wenn er dem Rheinbunde beitreten wolle, und verlangte, der Prinz von Oranien ſolle noch überdies wegen Weingarten württembergiſcher Unterthan werden. Des Prinzen Vater, der letzte Erbſtatthalter, war eben in der Verbannung geſtorben und der König von Preußen, deſſen Tante des Prinzen Mutter war, nahm ſich ſeiner vorzüglich an, wurde daher durch Napoleons Maaßregeln ſchwer beleidigt.*) Endlich bot Napoleon,

*) Bignon leugnet die ganze Sache ab und behauptet, man habe den

wie oben schon bemerkt ist, nicht nur Hannover, das er eben erst Preußen gegeben hatte, in geheimen Unterhandlungen schon wieder den Engländern an, sondern rieth auch dem Kurfürsten von Cassel ab, und verbot den Hansestädten geradezu, in den norddeutschen Bund einzutreten, zu dessen Bildung er erst den König von Preußen eingeladen hatte.

Das blieb aber nicht verborgen. Im Anfang des August erhielt der König durch Lucchesini, seinen Gesandten in Paris, die Gewißheit, daß Napoleon Hannover den Engländern angeboten habe. Diese Treulosigkeit erfüllte den König mit der tiefsten Entrüstung und von diesem Augenblick an gab er der Kriegspartei Gehör und trat in neue Verbindungen mit Rußland, Schweden und England. Kaiser Alexander war sehr unzufrieden von Austerlitz heimgekehrt, gedachte aber, sich durch Erwerbungen in der Türkei zu entschädigen. Sobald er hoffen konnte, Napoleon durch den Krieg mit Preußen zu beschäftigen, während er seine eigenen Pläne im Orient verfolgte, hetzte er Preußen noch mehr auf. Auch England stellte seine Feindseligkeiten gegen Preußen ein. Nur Oesterreich war noch zu tief gekränkt durch die Politik Haugwitz und zu geschwächt, um Preußen einen Beistand zuzusagen.

Kaum war der männliche Entschluß des Königs, mit dem Schwert in der Hand von Napoleon Genugthuung zu fordern, in Berlin bekannt worden, als man sich dort in kriegerischer Lust berauschte. Aber man bemerkte, die Begeisterung gehe mehr vom Theater aus, wo Schillersche Verse von Gardeoffizieren beklatscht wurden, als von der Kirche, in der das Volk und Heer in Demuth vor Gott sich hätten zum ernsten und schweren Todeskampf gegen den alles bestrickenden Dämon der Zeit vorbereiten sollen. Hohle Worte, affectirte Prahlereien gingen hauptsächlich von solchen Rednern aus, in denen am wenigsten eine tiefe Ueberzeugung und Treue

---

König von Preußen in dieser hessischen Angelegenheit lediglich getäuscht, um ihn noch mehr in Hitze zu bringen.

lebte. Der Schweizer Johannes Müller, als berühmter Geschichtschreiber vor kurzem nach Berlin gerufen, nachdem er schon sehr verschiedenen Herren und Parteien um Geld und Ruhm gedient hatte, ließ damals eine „Posaune des heiligen Krieges" drucken, worin er mit der Salbung eines Propheten die Völker zum Kriege gegen Napoleon aufrief und die Preußen an ihre Ehre mit einem rein verlogenen Zorneseifer mahnte.

Zwölftes Buch.

Preußens Schmach und Verkleinerung.

1.

Jena.

Der für die preußiſche Monarchie unvermeidliche Oberfeldherr war immer noch der alte Herzog Ferdinand von Braunſchweig. Da derſelbe, wie bald zu Tage kam, eine Scheu vor Napoleons überlegenem Genie hatte, ſo begreift man um ſo weniger, warum er als hochbejahrter Mann nicht lieber abdankte. Man glaubte, er habe dem Fürſten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen die Ehre des Oberbefehls nicht überlaſſen wollen, und Eitelkeit und Neid hätten die heimliche Furcht in dem bereits etwas ſtumpfſinnig gewordenen Greiſe ſo lange unterdrückt, bis ihm der Ernſt der Gefahr näher rückte. Indeſſen erklärt ſich das Verhalten des Herzogs aus Umſtänden, welche General von Müffling in ſeinen Memoiren mitgetheilt hat. Herzog Ferdinand glaubte gar nicht, daß es zum Treffen kommen würde. Lucheſini hatte ihn und ſich ſelbſt überredet, es werde bei einer bloßen Demonſtration bleiben und Napoleon werde eine Vermittlung dem Kampfe vorziehen. Deshalb habe der preußiſche Oberfeldherr auch gar keinen Kriegsplan entworfen.

Der König ließ schon am 1. October in Paris den Krieg erklären, sofern Napoleon nicht Wesel wieder herausgebe und seine Truppen aus Deutschland zurückzöge. Das war ein viel zu schneller Bruch. Preußen hätte zögern sollen, bis eine beträchtliche russische Streitmacht ihm zur Seite stand. Als einige Stimmen warnten und an Macks Schicksal erinnerten, waren es gerade die Prahler im Hauptquartier, welche entgegneten: zwischen Oesterreichern und Preußen sey ein großer Unterschied, jene hätten sich wohl allein schlagen lassen, das könne aber dem Heere Friedrichs des Großen niemals begegnen. Im Gegentheil erfordere es die Ehre, daß man nicht die Russen abwarte, sondern allein den Feind besiege. Aber auch in diesem kühnen Sinne wurde nur gesprochen, nicht gehandelt. Anstatt rasch vorzugehen, blieb das preußische Heer im Thüringer Walde stehen.

Auch wurde alles versäumt, was hätte dienen können, das deutsche Volk zum Kampfe zu begeistern. Man nahm die Miene an, als ob es sich lediglich um die preußische Ehre und nicht zugleich um eine deutsche Sache handle, und verscherzte dadurch die natürlichen Sympathien. Was lag den Sachsen, die gezwungen mitziehen mußten, an der preußischen Ehre? Aus demselben Grunde lehnte der Kurfürst von Cassel die Vereinigung seiner tapfern Hessen mit den Preußen ab und hoffte sich durch diese Halbheit Napoleons Schonung zu erkaufen.

Die Offensivarmee, welche der Herzog von Braunschweig gegen Napoleon verwenden konnte, betrug nur 57,000 Preußen unter seinem eigenen, 23,000 Preußen und 19,400 Sachsen unter Hohenlohes Befehl, und 27,000 Preußen unter General Rüchel, also kaum 128,000 Mann. Doch wurden unter dem Herzog Eugen von Württemberg noch Reserven gesammelt und viel Volk lag in den Festungen. Im Allgemeinen herrschte kein Vertrauen zwischen Offizieren und Gemeinen. Von den ersteren bargen viele ihre Unfähigkeit hinter einem unerträglichen Stolze und brutalen Betragen. Sie beleidigten den Bürger, indem sie ihn ihren Adelshochmuth fühlen ließen und es für erlaubt erachteten, durch Schuldenmachen auf

deſſen Koſten zu leben, die Weiber und Töchter der Bürger zu verführen ꝛc. Sie tyranniſirten den gemeinen Soldaten auf eine barbariſche Weiſe mit dem Stock und glaubten ihre Würde nur durch ein barſches und zorniges Weſen ausdrücken zu müſſen. Dem entſprach ihr Aeußeres. Unvermerkt hatten die dreifach aufgeſchlagenen Hüte, wie ſie noch unter Friedrich dem Großen getragen wurden, eine hohe halbmondförmige Geſtalt und einen weit größeren Umfang angenommen und ſich mit einem ungeheuren dicken und hohen Federbuſch verunziert, welche Kopfbedeckung in Verbindung mit den hohen Glanzſtiefeln etwas auffallend Renommiſtiſches und Impertinentes hatte. Die Unteroffiziere und Soldaten beſtanden immer noch großentheils aus geworbenen Söldnern und Fremden und deſertirten ſehr häufig (im Winter von 1805—6 allein 3539 Ausländer und 2173 Inländer, dieſe meiſt Polen und Münſterländer). Ihre Vermiſchung mit ausgehobenen Landeskindern gereichte ihnen inſofern nicht zum Vortheil, als die Armeeverwaltung mit dieſen noch weniger Umſtände machte. Nahrung und Kleidung der Soldaten war höchſt ärmlich. Man ließ ſie darben, während die Offiziere ihren Ruhm in Schwelgerei und hohen Hazardſpielen ſuchten. Die Uniformen des gemeinen Mannes beſtanden aus dem ſchlechteſten Tuch und waren ſo knapp zugeſchnitten, daß ſie ihn in der freien Bewegung hinderten und vor Kälte nicht ſchützten, ja es waren zum Theil nur Scheinkleider, die Weſte z. B. exiſtirte nicht wirklich und wurde nur angedeutet durch einen an die Uniform unten angenähten gelben Lappen.

Das preußiſche Heer beſchwerte ſich mit einem ungeheuern Fuhrwerk. An das Bivouakiren noch nicht gewöhnt, führte es immer noch die Laſt ſeiner Zelte mit ſich. Die Generalität und das Offiziercorps konnten ſich von den Bequemlichkeiten der Reſidenz nicht trennen und hatten lange Wagenzüge bei ſich mit zahlreicher Dienerſchaft und Gepäck aller Art. Sogar Hühnerwagen wurden für den Bedarf ihrer Tafeln mitgeführt. Bei all dieſem Geſchlepp aber fehlte dem gemeinen Soldaten das Brod.

Der Herzog von Braunſchweig rückte mit dem Hauptheer, bei

dem sich auch der König und die Königin befanden, in Thüringen ein und nahm eine Stellung bei Naumburg an der Saale. Hohenlohe rückte mit dem Nebenheer in Sachsen ein und nahm eine Stellung bei Chemnitz, wo auch die sächsischen Truppen sich mit ihm vereinigten, erhielt aber gegen Ende September den Befehl, sich gleichfalls gegen Naumburg zu ziehen. Was der Oberfeldherr eigentlich wollte, ist nie sicher bekannt geworden. Er wollte nicht früher auf den Rhein losmarschiren, weil er zu schwach war. Er wollte den Feind aber auch nicht innerhalb der preußischen Grenzen bis zur Ankunft der Russen erwarten, damit es nicht den Anschein hätte, als sey Preußen zu schwach, um ohne Hülfe der Russen etwas zu unternehmen. Es blieb ihm daher in der That nichts übrig, als unmittelbar vor den preußischen Grenzen eine Stellung zu wählen, in der er dem Feind die Stirne bot, derselbe mochte von Westen oder Süden kommen. Daran aber dachte er nicht, daß er auch von Osten her umgangen werden konnte. Im Osten seiner Stellung, dicht an der böhmischen Grenze, führte der Weg aus Bayern über das Fichtelgebirge an die obere Saale, und gerade diese östliche Straße wählte Napoleon, um auf derselben seine den Preußen weit überlegenen Streitkräfte in deren Flanke und Rücken zu führen und den Herzog von Braunschweig ganz auf die nämliche Weise rechts zu umgehen, wie er im Jahre vorher Mack bei Ulm links umgangen hatte.

Napoleon hatte gegen Ende des September eine auserlesene Armee von 200,000 Mann bei Würzburg versammelt. Hier residirte der Kurfürst Erzherzog Ferdinand, der von Salzburg, früher von Toscana vertrieben, endlich des Wanderns satt geworden war, sich in Napoleons Allmacht ergeben und (obgleich Bruder des deutschen Kaisers) Mitglied des Rheinbundes geworden war. An seinem gastlichen Herde organisirte sich die furchtbare Streitmacht, die Napoleon gegen Preußen führte. Derselbe gab ihr die Richtung über Hof nach Saalfeld, während der preußische Oberfeldherr in dem Wahn, er werde auf der entgegengesetzten Seite angegriffen werden, sich noch mehr westwärts gegen Weimar zog und das Saalthal nur

von einem ſchwachen Heertheil unter General Tauentzien beſetzt hielt. Dieſer wurde am 9. October von Bernadotte bei Schleiz zurückgeworfen und am folgenden Tage erlitt Prinz Louis von Preußen bei Saalfeld das nämliche Schickſal. Dieſer Prinz voll feurigen Muthes, aber ohne alle einem General geziemende Vorſicht, wollte nicht weichen, ſtellte ſich dem Feinde in ungünſtigem Terrain am Ufer des Fluſſes entgegen und wurde bald in die Flucht mit fortgeriſſen. Da blieben die Beine ſeines Pferdes in einem Zaune ſtecken. Er bekam einen Hieb in den Kopf und da er trotzdem noch mit ſeinem Degen kämpfte, empfing er einen tödtlichen Stich in die Bruſt. Napoleon ſelbſt hatte am 12. ſein Hauptquartier in Gera und ließ von hier aus am folgenden Tage Naumburg, wo er reichliche von den Preußen aufgehäufte Vorräthe fand, durch Murat, und den wichtigen Saalpaß bei Kösen durch Davouſt beſetzen, beides im Rücken des preußiſchen Heeres, was dadurch bereits von Berlin abgeſchnitten war. Und alle dieſe unermeßlichen Vortheile erlangte Napoleon faſt ohne Opfer, denn er fand Naumburg und Kösen gar nicht einmal beſetzt.

Im Hauptquartier des Herzogs von Braunſchweig zu Weimar geſchah unterdeß nichts, außer daß alles durcheinander redete, kritiſirte, lamentirte, ſich erzürnte und in unnützer Rathgeberei erſchöpfte. Der Oberbefehlshaber blieb allen Einreden unzugänglich, verrieth aber eben ſo wenig, was er ſelbſt für einen Plan habe, und ſchleppte ſo die koſtbaren Tage in gänzlicher Unthätigkeit hin. Der König ehrte das Schweigen ſeines alten Generaliſſimus und hielt es für Weisheit. Die Königin war unruhiger, hoffte aber alles von dem Feuereifer und Ehrgeiz der Armee, der ſie ſich, von ihren Hofdamen umgeben, täglich zu Pferde zeigte. Aber der ſchnelle Tod des Prinzen Louis war für die kriegsluſtige Partei der jüngern Offiziere höchſt niederſchlagend. Ihnen wirkten überdies Haugwitz und Lucchesini entgegen, die ſich nur im Lager befanden, um bis auf den letzten Augenblick den Krieg zu mißbilligen. Ebenſo Feldmarſchall Kalkreuth, damals der tüchtigſte und auch in der Armee beliebteſte General, der ohne allen Rückhalt den Krieg mißbilligte und den

Herzog von Braunschweig für unfähig erklärte, ihn zu leiten. Ebenso äußerte sich der feurige General Rüchel. Da nun auch der Fürst von Hohenlohe im eifersüchtigsten Zwiespalt mit dem Oberfeldherrn lebte, und der über achtzig Jahre alte Feldmarschall von Möllendorf auch noch herbeigerufen worden war, um mit seinem Rathen und Abrathen die allgemeine Confusion zu vermehren, und alles bei offenen Thüren verhandelt wurde und keine der vielen Antipathien sich einen Zügel anlegte, so glaubten auch die Subalternen sich berechtigt, ihre Kritik, ihre Hoffnungen und Sorgen laut werden zu lassen und die ganze Armee raisonnirte, der Respect war überall verschwunden.

Das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe befand sich am 11. October in Jena, nahe genug bei Kösen und Naumburg, um diese Orte zu schützen, aber der Fürst hatte keine Ahnung, daß Napoleon über Gera dahin vorrücken könne. Als die ersten Flüchtlinge von Saalfeld in Jena ankamen, bemächtigte sich der preußischen und sächsischen Regimenter ein panischer Schrecken, alles floh zu den Thoren der Stadt hinaus und es kostete Mühe, die Versprengten wieder zu sammeln. Dabei ergaben sich die gröbsten Unordnungen. Die Verpflegung der Truppen war versäumt worden. Da fielen preußische Plünderer über den sächsischen Train her; die Sachsen vergalten Gleiches mit Gleichem und plünderten das preußische Gepäck. Beide Truppengattungen schimpften und schlugen sich, während der siegreiche Feind schon nahe in ihrem Rücken stand, 12. October.

Am 13. October verließ der Fürst von Hohenlohe das Saalthal und nahm sein Hauptquartier in Kapellendorf, nur Tauentzien blieb auf der Höhe von Dornburg stehen, der noch wichtigere Landgrafenberg bei Jena aber, der höchste und die ganze Umgegend beherrschende Punct, wurde von den Preußen unbeachtet gelassen. Napoleon, der mit so großer Vorsicht den Umweg über Gera eingeschlagen hatte, um nicht in den Schluchten des Saalthales von den die Höhen desselben beherrschenden Preußen niedergeschmettert zu werden, ließ auch jetzt nur vorsichtig durch Bernadotte Dornburg angreifen, eilte aber selbst, als er zu seinem freudigen Erstaunen

fremden Gesetz auch noch die Folter oder Tortur auf, d. h. der Angeklagte durfte so lange gemartert werden, bis er gestand. Dies traf den Unschuldigen wie den Schuldigen. Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V oder die sogenannte Carolina, war der Inbegriff aller dieser barbarischen und himmelschreienden Neuerungen.

Was eine solche Rechtspflege in einer solchen Zeit des finstersten Fanatismus und Aberglaubens für Verbrechen auf sich lud, zeigen am deutlichsten die berüchtigten Hexenprozesse. Wie allmählich der heitre Geist des Mittelalters sich trübte, das Vertrauen sich vergiftete, und der Frohsinn der Angst und Sorge Platz machte, begann jener schreckliche Glauben an die Einwirkung des Teufels um sich zu greifen, und je mehr in den folgenden Kämpfen die Noth des Volkes stieg, desto blinder glaubte man an den Einfluß der bösen Macht. Da fiel der Argwohn auf die alten Weiber, die man als Hexen, als Mittelwesen betrachtete, in welchen der Teufel wirksam sei. Ihnen schrieb man jedes Unglück zu, ihre Zauberei oder Hexerei sollte von allem die Schuld tragen. Man verfolgte sie zuerst vor den Ketzergerichten, und ließ sie schon im 15ten Jahrhundert gleich den Ketzern verbrennen. Der furchtbare Wahn nahm aber erst mit der Reformation und namentlich unter den Protestanten selbst überhand, und wüthete nach dem westphälischen Frieden am heftigsten. Man hätte glauben sollen, bei den Protestanten sei das Licht der Vernunft und die echte christliche Liebe, aber wir haben oben schon gesehn, unter welchem finstern Aberglauben und Geistesdruck auch sie erlagen. Man stellte nun die Hexen vor das weltliche Gericht, und unterwarf sie der Tortur. Nur in höchst seltnen Fällen entging eins dieser unglücklichen Weiber dem Tode. Man warf sie ins Wasser, und sie gingen entweder unter, oder wenn sie zufällig

hörte, Jena ſey nur von einer kleinen Abtheilung der Tauentzienſchen Truppen beſetzt, ſogleich dahin, verjagte jene Truppen und ließ die ganze Nacht durch Kanonen den ſteilen Landgrafenberg hinaufſchleppen. Somit gaben die Preußen den größten Vortheil ihrer bisherigen Poſition auf und überließen denſelben den Franzoſen, was Napoleon zu der Aeußerung veranlaßte: les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens.

Trotz der Nähe wußte Hohenlohe nichts von dem, was in Jena vorging, und ſchlief ruhig. Unterdeß hatte man in Weimar erfahren, daß die Franzoſen bereits in Naumburg ſeyen, und der Herzog von Braunſchweig hatte ſogleich befohlen, jetzt keine Schlacht mehr anzunehmen, ſondern ſchnell durch den Paß von Köſen zurückzugehen, um die Elbe zu gewinnen und Berlin zu decken. Man wußte noch nicht, daß Köſen ſchon verloren ſey, aber auch in dieſem Falle mußte man den Weg nach Magdeburg weiter links einſchlagen. Jedenfalls blieb es beim allgemeinen Rückzugsbefehl, Hohenlohe ſollte ſich mit der Hauptarmee vereinigen, Rüchel aus Erfurt nachrücken. Das waren die Dispoſitionen des 13. October, aber ſie konnten am 14. nicht mehr ausgeführt werden, denn Napoleon war den Preußen ſchon zu nahe und überfiel ſie in dem Augenblick, in dem ſie den Rückzug begannen.

Hohenlohe wurde in Kapellendorf aus ſeinem Schlafe am 14. October in der Frühe erſt durch den Donner der Kanonen von Dornburg her geweckt. Bis er aufgeſtanden und angezogen war und ſich hatte einpudern laſſen, war die Höhe von Dornburg bereits von den Franzoſen erobert und Tauentzien trotz tapferer Gegenwehr vertrieben. Jetzt erſt erkannte Hohenlohe die Größe der Gefahr, konnte ſich aber des Schlüſſels der Stellung nicht mehr bemächtigen, den er ſo leichtſinnig verloren hatte, nämlich des Landgrafenberges, von dem aus Napoleon unter dem dichten Schleier eines herbſtlichen Morgennebels den Sieg organiſirte. Die Preußen wurden auf allen Puncten überwältigt, ein muthvoller Angriff ihrer ſchweren Reiterei durch die Quarrés unter Neys Anführung abgeſchlagen, auch das Fußvolk, nachdem der alte General Grawert verwundet war, zer-

ſprengt, die Sachſen gleichfalls geworfen und größtentheils gefangen. Nur General Zeſchwitz mit der ſächſiſchen Reiterei ſchlug ſich durch. Rüchel kam zu ſpät, um die Schlacht herzuſtellen, eine Prellkugel warf ihn nieder.

An demſelben Morgen wurde das Hauptheer unter dem Herzog von Braunſchweig auf dem Wege von Weimar nach dem Paß von Köſen bei Auerſtädt von einem andern, eben durch jenen Paß vorgedrungenen franzöſiſchen Heere, welches den rechten Flügel Napoleons bildete und von Davouſt und Bernadotte befehligt war, überfallen. Ein Angriff der preußiſchen Reiterei unter General Blücher wurde zurückgeſchlagen, zwei preußiſche Diviſionen unter Wartensleben und Smettau beſtanden ein mörderiſches Gefecht bei Groſſenhauſen, erlagen aber der Uebermacht. Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, unternahm einen neuen Cavallerieangriff und Prinz Wilhelm von Oranien, der im preußiſchen Heere Dienſte genommen, ging mit dem Fußvolk ebenfalls wieder vor, aber auch ſie erlagen. Noch waren nicht alle Kräfte der Preußen erſchöpft, aber es fehlte am Oberbefehl. Der unglückliche Herzog von Braunſchweig war von einer Kugel getroffen worden, die ihm beide Augen zerſchmetterte, und lag bewußtlos. Blücher wollte die Schlacht erneuern, aber Kalkreuth, deſſen Heertheil noch nicht im Gefecht geweſen war, wollte die Armee lieber durch den Rückzug retten und mit der Hohenlohe-ſchen vereinigen, von deren Niederlage man noch keine Kenntniß hatte. Dafür entſchied ſich auch der König und hoffte, unter den Mauern von Magdeburg noch eine impoſante Macht aufzuſtellen. In dieſer Richtung zogen nun die Preußen eilig ab.

Bei Jena waren 10,000 Preußen und Sachſen todt oder verwundet, 18,000 gefangen worden, die Franzoſen gaben ihren Verluſt nur zu 6000 Mann an. Bei Auerſtädt war der preußiſche Verluſt verhältnißmäßig geringer, die Franzoſen verloren 7000 Mann. Trotz der großen Uebermacht an Truppen und des überlegenen Feldherrngenies von Seiten Napoleons hatten ſich die Preußen in elender Aufſtellung und unter uneinigen, zum Theil unfähigen Führern

tapfer genug geschlagen.*) Ihr Unglück wurde erst auf dem Rückzuge durch die Verfolgung vollendet.

2.

Napoleon in Berlin.

Napoleon benutzte den Sieg auf geniale Art. Vor allem sammelte er in Jena die gefangenen sächsischen Offiziere, hielt eine freundliche Anrede an sie und ließ sie, wie auch alle Unteroffiziere und Gemeinen, frei, unter der Voraussetzung, ihr Kurfürst werde unverzüglich mit ihm Frieden schließen. Hierauf eilte Napoleon nach Weimar und ließ von hier aus Erfurt durch Murat und Ney zur Uebergabe auffordern, die auch bereits am 16. October erfolgte. Dieser Platz hätte sich länger halten können, aber alles hatte den Kopf verloren. Der Herzog von Weimar befand sich als preußischer General mit einigen tausend Mann in der Nähe, konnte aber Erfurt nicht mehr retten und zog sich gegen den Harz zurück. Der preußische Lieutenant von Hellwig hatte die Kühnheit, mit nur 50 Husaren zurückzubleiben und in der Gegend von Eisenach dem großen Transport der Gefangenen aus Erfurt aufzulauern, und wirklich gelang es ihm bei Eichrode mit Hülfe der Gefangenen selbst die 5 — 600 Mann des Escorte zu zersprengen und 4000 Preußen zu befreien.

Herzog Eugen von Württemberg stand noch in Halle und wußte nichts von den Vorgängen bei Jena. Er hatte zwar den Kanonendonner gehört, da sich derselbe aber entfernte, glaubte er, die Franzosen seyen zurückgeschlagen worden. Aber schon am 17. October wurde er selbst von Bernadotte angegriffen. Der Ueberfall

*) Zwei adelige Fahnenjunker, ein v. Kleist und ein v. Platen, von noch sehr zartem Alter irrten auf der Flucht am Ufer der Saale. Als sie sich von Franzosen verfolgt sahen, wollten sie ihre Fahnen nicht lassen, wickelten sich hinein und stürzten sich in den Fluß, in dem sie ertranken.

kam so schnell, daß er nicht einmal Zeit hatte, die Brücke über die Saale zu zerstören. Nach einem blutigen Straßengefecht in der Stadt selbst wurde er hinausgeworfen und unablässig verfolgt, so daß er 2500 Todte und Verwundete, 5000 Gefangene und 22 Kanonen verlor.

Wie diese beiden Nebencorps, so war auch die flüchtige Hauptarmee sammt dem Reste des Hohenlohe'schen Corps westlich abgedrängt worden, während Napoleon mit seinen siegreichen Heertheilen die kürzeste Straße nach Berlin festhielt. Alle jene flüchtigen Corps konnten nunmehr nur auf weiten Umwegen nach dieser Hauptstadt gelangen. Die Königin war noch zu rechter Zeit, wenn auch mit gebrochenem Herzen, nach Berlin vorausgeeilt. Der König blieb noch einige Tage bei der Armee. Zu Sömmerda traf er Hohenlohe mit dem Rest seiner Leute und ernannte ihn zum Oberfeldherrn. Sie nahmen den Weg über Nordhausen. Die Reste des Auerstädter Heeres unter Kalkreuth folgten nach, Blücher zog mit der Reiterei voran. Als dieser nie den Muth verlierende General*) am 16. Oc-

*) Gebhard Lebrecht von Blücher aus Mecklenburg war im siebenjährigen Kriege als schwedischer Junker von den rothen Husaren des preußischen Regiments von Belling gefangen worden, trat in dieses Regiment selber ein und wurde bald Lieutenant. Der Krieg ging 1763 zu Ende. Erst 1771 zog Blücher als Rittmeister wieder ins Feld nach Polen, das damals zum erstenmal getheilt werden sollte. In dem polnischen Dorf, das ihm zum Quartier angewiesen war, wurden wiederholt einzelne seiner Husaren heimlich ermordet. Er hielt einen fanatischen Priester für den Urheber, befahl, denselben zu erschießen, ließ ihn aber mit der bloßen Todesangst davonkommen. Friedrich der Große jedoch, der die Polen geschont wissen wollte, nahm Blüchers Eigenmächtigkeit sehr übel, schickte ihn in Arrest und nöthigte ihn, seinen Abschied zu nehmen, den er mit dem Beisatz unterschrieb „Blücher kann sich zum Teufel scheren." Beim Ausbruch des bayrischen Erbfolgekrieges 1778 beschwor Blücher den großen König in den rührendsten Briefen, die uns noch erhalten sind, um Wiederanstellung, aber der König gab ihm keine oder nur die gröbste Antwort. Bei des Königs Tode 1786 war daher, während das ganze Land tief trauerte, Blücher allein voller Jubel, denn Friedrich Wilhelm II. gab ihn seinem Regimente wieder und machte ihn sogar bald darauf zu dessen Chef. Als solcher zeichnete sich Blücher in den Rheinfeldzügen aufs rühmlichste aus, mußte aber seit dem Basler Frie-

tober bei Weißenſee den Weg durch eine franzöſiſche Diviſion unter General Klein verſperrt fand, half er ſich mit einer Liſt, indem er verſicherte, es ſey ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden. Klein ließ ihn durch, wurde aber dafür von ſeinem erzürnten Kaiſer abgeſetzt. Marſchall Soult erreichte Kalkreuths Armee bei Greußen und fügte ihr in unabläſſiger Verfolgung am 16. und 17. ſchwere Verluſte bei. Die Verwirrung und Zerrüttung unter den preußiſchen Truppen mehrte ſich. Das Gedränge in Nordhauſen war ungeheuer. Es fehlte an Lebensmitteln, die Soldaten zerſtreuten ſich auf die Felder, um Kartoffeln zu ſuchen, viele verliefen ſich. Hohenlohe ſammelte ſo viel er konnte und ging über den Harz nach Magdeburg. Die Sachſen, die unter Zeſchwitz noch bei den Preußen geblieben waren, trennten ſich von ihnen in Aſchersleben und kehrten heim, am 17. Ihr König erklärte ſchon am 23. ſein Bündniß mit Preußen für aufgehoben.

Die Trümmer der preußiſchen Armee gelangten zwar am 20. glücklich nach Magdeburg, aber der greiſe Commandant dieſer Feſtung, General von Kleiſt, hatte nicht die mindeſte Vorkehr getroffen. Obgleich er Vorräthe genug hatte, verweigerte er ſie doch den Flüchtigen, weil er ſie der Beſatzung allein vorbehalten wollte. Alle Plätze und Straßen der Stadt waren überfüllt mit ineinandergefahrenen Wagen und Geſchützen, daß niemand ſich aus dieſem Gedränge loswickeln konnte. Hohenlohe ſelbſt fand bei Kleiſt kein Gehör. Unter dieſen Umſtänden gab er den Plan, unter den Mauern der Feſtung ein Lager zu beziehen und den Feind hier feſtzuhalten, wieder auf und entſchloß ſich zu weiterem Rückzug. Derſelbe konnte ihn jetzt nicht mehr nach Berlin führen, das ſchon von den Franzoſen beſetzt ſeyn mußte. Er hoffte aber auf einem Umwege Stettin zu erreichen und zur Sicherung der preußiſchen Nordprovinzen noch vor Eintritt des ſtrengen Winters mitzuwirken. Herzog Eugen verließ hier die Armee und begab ſich auf ſeine Güter. Der Herzog

---

den 1795 wieder bis 1806 auf Krieg und Schlachten warten und war ſchon über 60 Jahre alt und ſchneeweiß, jedoch noch immer kräftig wie ein Jüngling.

von Weimar vereinigte sich mit Blücher, der den ganzen Artilleriepark der Armee zu leiten übernommen hatte, bei Wolfenbüttel und bestand am 26. gegen den nachfolgenden Soult ein Gefecht, übergab aber alsdann das Commando an den General Winning und kehrte auf des Königs ausdrückliche Anordnung, um die Interessen seines Landes nicht zu gefährden, nach Weimar zurück, nachdem er rühmlich seine Pflicht erfüllt. — General Schimmelpfennig, welcher die rechte Flanke der fliehenden Armee mit einigem tausend Mann Cavallerie deckte, wurde am 26. October von Murat überfallen und erlitt vielen Verlust, kam aber noch glücklich nach Stettin.

Hohenlohe selbst schleppte sich mit seiner todtmüden und verhungerten Armee mühsam bis Prenzlau. Die für ihn bestimmten Lebensmittel zu Templin waren von den Franzosen bereits weggenommen. Am 28. forderte ihn Murat zur Uebergabe auf, indem er ihn versicherte, er sey von allen Seiten umringt. Obgleich dies nun keineswegs der Fall war und sich Hohenlohe wohl noch hätte durchschlagen können, so war doch alle moralische Kraft bei ihm wie bei den Truppen gebrochen. Der Chef seines Generalstabes, Oberst von Massenbach, ritt wie ein Narr am Ufer des nahen Uckersees umher, um zu recognosciren, und konnte in der Consternation, in der er war, nicht herausbringen, ob er sich auf dem rechten oder linken Ufer befinde. Nur General Hirschfeld und Rittmeister von der Marwitz riethen zum Kampfe und erklärten die Behauptung Murats, daß die Armeecorps von Bernadotte, Soult und Lannes alle in der Nähe stünden, für eine Lüge, aber Massenbach bestimmte den entmuthigten Fürsten, die schmähliche Capitulation zu unterzeichnen, in Folge deren 9000 Preußen ohne Schwertstreich gefangen wurden. Man bemerkte, daß Hohenlohe nur für sich und die Offiziere freien Abzug des Gepäcks und Entlassung auf Ehrenwort ausbedungen, die Gemeinen aber der Willkür des Feindes überlassen hatte. Prinz August von Preußen, der nichts von dieser Capitulation wußte und in der Nähe mit seinem Grenadier-Bataillon marschirte, wurde von französischer Uebermacht überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr, wobei er fast ertrunken wäre, gefangen.

Einen Tag ſpäter, am 29., ergab ſich Oberſt Hagen mit 4200 Mann bei Paſewalk an zwei franzöſiſche Reiterregimenter, die viel ſchwächer waren, als er. Ebenſo am 31. General Bila mit 1100 Mann und reichen, aus Hannover geflüchteten Kaſſen. Auch der Reſt des im Harz von Blücher geſchützten Artillerieparks ging bei Boldekow verloren.

Von der ganzen preußiſchen Offenſivarmee waren nunmehr nur noch die vereinigten beiden Corps von Blücher und von Winning übrig. Blücher war einen Tagmarſch hinter Hohenlohe zurückgeblieben, wozu er ausdrücklich Erlaubniß hatte, daher ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden durfte, er habe ſeinen Oberfeldherrn bei Prenzlau im Stich gelaſſen. Noch 21,000 Mann ſtark wollte er eine Schlacht wagen, erkannte aber, die von allen Seiten gegen ihn aufgebotenen Feinde ſeyen ihm doch zu überlegen. Sein Plan war nun, ſo viele Heertheile der franzöſiſchen Armee als möglich auf ſich zu ziehen, um den preußiſchen Nordprovinzen Luft zu machen und zuletzt die Flucht nach Schweden oder England zu verſuchen. Es blieb ihm aber kein großer Spielraum. Soult und Bernadotte verfolgten ihn, ſchnitten ihn von der Elbe ab und zwangen ihn, ſich nach Lübeck zu werfen. Der Senat dieſer alten Hanſeſtadt proteſtirte gegen die preußiſchen Gäſte, aber Blücher war in Noth und nahm keine Rückſicht. Man hat ihm nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß er die ſchöne Stadt in einer ja doch nutzloſen Vertheidigung aufopferte. Aber es wäre ihm bei dem Trotz ſeines Weſens unmöglich geweſen, ohne Schwertſtreich zu capituliren, wie Hohenlohe. Er vertheidigte daher die Stadt gegen die franzöſiſchen Angriffe, während ſchwediſche Schiffe, die ihm zu Hülfe kommen wollten, in der Trave von franzöſiſchen Batterien verjagt wurden und Dänen unter General Ewald heranrückten, ihre Grenze zu beſchützen. Nie war Blücher in einer größeren Noth geweſen, aber er kämpfte fort, bis die Franzoſen maſſenweiſe in die Stadt eindrangen und unter ſchrecklichem Gemetzel eine Straße nach der andern ihm abzwangen. Schon aus der Stadt vertrieben, griff er ſie noch einmal an, aber vergebens. Die Franzoſen blieben Sieger

nnd plünderten das reiche und unschuldige Lübeck, als ob es mit Blücher einverstanden gewesen wäre. Dieser Schreckenstag war der 6. November. Am folgenden Tage sah sich Blücher ringsum eingeschlossen und ohne Lebensmittel, glaubte der Ehre genug gethan zu haben und ergab sich mit den 8000 Mann, die ihm noch übrig und die fast gänzlich erschöpft waren.

Auf diese Weise hatte Napoleon die ganze preußische Armee von ihrem Rückzugswege abgedrängt und in allen ihren Bestandtheilen vernichtet. In Leipzig befahl er alle englischen Waaren zu confisciren und dieser Befehl wurde auch auf die Hansestädte ausgedehnt. Schon am 24. October rückte Davoust ohne Widerstand in Berlin ein und am gleichen Tage nahm Napoleon sein Hauptquartier in Potsdam. Die Festung Spandau, zwei Stunden von Berlin, ergab sich schon am 25. ohne Gegenwehr. Aus Berlin war die königliche Familie bereits nach Königsberg abgereist, um sich dem Kaiser von Rußland in die Arme zu werfen. Ein preußischer Friedensvorschlag vom 27. October war von Napoleon dahin beantwortet worden, daß er dem König von Preußen das Eroberte nicht eher zurückgeben werde, bis England alle eroberten Colonien und Rußland die Moldau und Wallachei herausgebe. Da man in Berlin an die Möglichkeit einer Niederlage zu glauben, vorher für Schande gehalten hätte, waren auch keinerlei Sicherheitsmaßregeln getroffen worden. Die Flucht des Hofes war so übereilt, daß Napoleon noch Kostbarkeiten, Kassen, wichtige Correspondenzen des Königs und der Königin und unermeßliche Armeevorräthe, den ganzen Inhalt des Zeughauses und 100,000 Gewehre erbeutete.*) Am 28. hielt Na-

*) Während so vieles, das man hätte mitnehmen sollen, vergessen wurde, vergaß man doch den unglücklichen Heinrich von Bülow nicht. Man schleppte ihn erst von Halle, wo er gefangen saß, nach Berlin, dann von hier nach Königsberg. Unterwegs erlitt er als angeblicher französischer Spion grobe Mißhandlungen vom Pöbel. In Königsberg lieferte man ihn unedelmüthig der russischen Rache aus und auf dem Wege nach Riga wurde er von Kosaken dergestalt mißhandelt, daß er bald darauf in dieser Stadt den Geist aufgab. Niemals fand ein guter Patriot ein undankbareres Vaterland.

poleon seinen Triumpheinzug in Berlin durch das Brandenburger Siegesthor in größter Galla. Die Behörden in Berlin handelten eben so kopflos wie die Generale im Felde. Minister von der Schulenburg ließ den Bürgern Berlins verkündigen: „der König hat eine Schlacht verloren. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht, ich bitte darum. Der König und seine Brüder leben noch.“ Die Phrase: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht,“ ist wegen ihrer Albernheit sprichwörtlich geworden. In derselben zitternden Angst wußte auch der Magistrat nicht, wie tief er sich ducken solle. Als der von Napoleon zum Gouverneur der Stadt ernannte General Hulin höflich die Ablieferung der Waffen anordnete, setzte der Berliner Magistrat aus eigener Weisheit hinzu: „bei Todesstrafe sollen alle Waffen abgeliefert werden.“ Hulin mußte selbst die Stadt beruhigen, so sey es von ihm nicht gemeint gewesen. Als dagegen Hulin die reichen und angesehenen Bürger aufforderte, eine Bürgerwache zu bilden, wußte man sich nicht darein zu finden, glaubte, es sey genug, wenn bezahltes Gesindel diene, und fand sich durch den Wachtdienst zum Schutz der Stadt nur genirt. Das war der öffentliche Geist der damaligen Gebildeten. Ein solches Beispiel konnte natürlich den Pöbel nicht bessern, unter dem es viele gab, die aus Gewinnsucht und Schadenfreude alles, was etwa noch vom Staatseigenthum verborgen war, den Franzosen anzeigten. Als einmal dem General Hulin ein großer Holzvorrath denuncirt wurde, rief er entrüstet: „den soll euer König behalten, damit ihm das Holz nicht fehle, um die Verräther daran zu hängen.“

Seiner großen Erfolge froh, benahm sich Napoleon selber sehr gnädig und war in der besten Laune. In Potsdam und Sanssouci huldigte er dem Andenken Friedrichs des Großen, dessen Zimmer er mit seinen Marschällen in großer Galla betrat, wobei er ehrfurchtsvoll den Hut abnahm. Den Degen Friedrichs fand er noch vor und nahm ihn mit. „Dieser Degen,“ schrieb er in seinem neunzehnten Armeebulletin, „ist mir mehr werth als 20 Millionen.“

Auch die Standuhr Friedrichs nahm er mit.*) Am jährlichen Gedächtnißtage des unsterblichen Königs befahl Napoleon, daß die übliche Festrede in der k. Akademie gehalten werde, aber Johannes Müller, derselbe, der in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen und jeden Preußen für ehrlos erklärt hatte, der nicht gegen Napoleon zu den Waffen greife, war durch eine gnädige Audienz bei diesem so ganz umgewandelt, daß er als der bestellte Festredner alles Lob, das Friedrich dem Einzigen gelten sollte, auf Napoleon übertrug, zu dessen eifrigsten Dienern er hinfort zählte. — Der Fürst von Hatzfeld, Schwiegersohn des Minister Schulenberg, hatte dem Fürsten von Hohenlohe die Stärke der in Berlin eingerückten Armee gemeldet, der Brief war aufgefangen worden und der Fürst sollte füselirt werden, aber seine schwangere Gemahlin warf sich Napoleon zu Füßen. Da sagte dieser, am Kamin stehend: „hier ist der Brief Ihres Gatten, werfen Sie ihn ins Feuer, so habe ich keine Beweise mehr gegen ihn.“ Napoleon verfehlte nicht, diesen großmüthigen Zug in seinem 22. Armeebulletin ausführlich zu erzählen, um die Herzen zu gewinnen.

Damit stand in schrecklichem Contrast, daß er dem preußischen Staat 150 Millionen Kriegssteuer auflegte und nicht nur vom Brandenburger Thor den Siegeswagen der Victoria mit dem schönen Viergespann von Bronze, sondern auch aus den königlichen Sammlungen und Schlössern eine Menge Kunstschätze entführte. Dazu kamen noch Contributionen von einzelnen Städten, Berlin z. B. mußte 2,500,000 Thaler zahlen. Auch Sachsen und Thüringen mußten sich Napoleons Schonung mit Geld erkaufen, der Kurfürst von Sachsen acht Millionen Thaler, der Herzog von Weimar ½ hergeben. Von Hannover, wo die preußischen Wappen sogleich abgerissen wurden, erpreßte er etwas über neun Millionen. Am 21. November erließ Napoleon aus Berlin das berüchtigte Decret, welches die Continentalsperre gegen England verfügte, d. h. die

*) Er hat sie noch bis St. Helena mitgenommen und sie hat ihm dort die Todesstunde geschlagen.

oben schwammen, nahm man dies als Zeichen an, daß sie Hexen seyen, und ließ sie sofort verbrennen. So wurden ihrer viele tausend hingemordet, und der Greuel dieser unvernünftigen Processe dauerte an manchen Orten noch bis tief ins 18te Jahrhundert.

Kapitel CCCCXXVIII.

Der Adel.

Der Adel hatte zur Zeit seiner höchsten Blüthe in dem Johanniter- Tempelherrn- und deutschen Orden eine selbständige Herrschaft in Europa, in den zahlreichen Bündnissen des 14ten Jahrhunderts aber in Deutschland zu gründen unternommen. Doch seine Kraft erschöpfte sich in langen Kriegen, und er trat vom großen Schauplatz ab in den Hintergrund der Fürstenmacht. Seine Zahl nahm ab. Man muß erstaunen über die Menge von Namen und Wappen die seit den Kreuzzügen untergegangen sind, und nicht ersetzt wurden, denn von dem Erbe vieler Kleinen wurde nur immer einer groß. Mit der Anzahl verringerte sich auch die Macht des Adels, denn wer unter ihnen groß und reich geworden, trat aus ihrer Mitte bald heraus, und zu den Fürsten über. Die Erfindung des Pulvers, und die Errichtung von Söldnerheeren, die mit der Büchse von fern den Feind erlegten, machte die persönliche Tapferkeit der Ritter überflüssig. Der stärkste und geübteste Turnirheld konnte jetzt vom feigsten Schwächling erlegt werden. Die schwachen Burgen schützten vor Kanonen nicht mehr. So verlor der Adel die Hauptstütze seiner Macht. Er begab sich seitdem in den Hofdienst, und entnervte sich in Lüsten, oder lebte friedlich auf seinen Gütern und wurde träge. Der Geist wich von ihm mit der Kraft, und auch die altritterliche Poesie verstummte völlig.

Confiscation aller englischen Waaren auf dem Festlande von Europa, die Gefangennehmung aller Engländer, die sich daselbst befänden oder zeigen würden, die Beschlagnahme aller Schiffe, die in einem englischen Hafen gewesen, auch neutraler Schiffe, das unbedingte Verbot jedes Handelsverkehrs, ja sogar jedes Briefverkehrs mit England.

Eine höchst auffallende, animirte und eigentlich brutale Stimmung legte Napoleon in Bezug auf die Königin Louise an den Tag, indem er vor aller Welt in seinen Armeebulletins Schmähungen auf sie häufte. Man konnte dieses unritterliche Verfahren eines großen Mannes gegen eine unglückliche Frau nicht begreifen. Er dachte wohl an den „Frauencongreß in Pyrmont." Kurz vor dem Kriege nämlich hatte die Königin Louise das Bad Pyrmont besucht und hier mit der Herzogin von Weimar (Schwester des Kaiser Alexander), der Prinzessin von Coburg (Gemahlin des Großfürsten Constantin), der Kurprinzessin von Hessen ꝛc. Unterhaltungen gepflogen, in denen von Napoleon sehr übel gesprochen worden war. Das war ihm zu Ohren gekommen und er hielt den Einfluß der Frauen an den alten Höfen für keineswegs unbedeutend. Der die Männer mit dem Schwerte besiegte, wollte sich die Nadelstiche der Frauen nicht gefallen lassen.*)

*) Im ersten Bulletin dieses Kriegs schrieb er: Die Königin befindet sich, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments bei der Armee und schreibt unzählige Briefe, um die Gemüther aufzuregen. Man glaubt Armida zu sehen, wie sie in ihrer Verwirrung den Feuerbrand in ihren eigenen Palast schleudert. — Im 9. Bulletin schrieb er: sie hat das Kriegsfeuer angeblasen. Sie ist eine hübsche Frau, die aber wenig Geist hat. Im 17.: man macht sich keinen Begriff, wie thätig die Fraction (der Königin) war, um den König wider seinen Willen zum Kriege fortzureißen. In allen Läden Berlins sieht man einen Kupferstich, darstellend den russischen Kaiser, neben ihm die Königin und gegenüber den König, der die Hand über dem Grabe Friedrichs des Großen emporhält. Die Königin selbst, die einen Shawl um sich geworfen hat, ungefähr wie die Londoner Kupferstiche die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand aufs Herz und scheint den russischen Kaiser anzusehen. Man begreift nicht, wie der Berliner Polizei die Verbreitung einer so erbärmlichen Satire hat gefallen können. Uebrigens hat sich der Schatten des großen Friedrich bei dieser ärgerlichen Scene empören müssen, denn sein Geist, sein Genie, seine

Während ſeines Aufenthaltes in Berlin incorporirte Napoleon ſeinem Reiche nicht nur Hannover, ſondern auch die Staaten des neutral gebliebenen Kurfürſten von Heſſen und des unglücklichen Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Im 27. Bulletin, vom 7. November datirt, ergoß er Spott und Hohn über das heſſiſche Kurhaus, rückte demſelben vor, daß es früher ſeine eigenen Unterthanen den Engländern verkauft, daß es das Land ſtets tyranniſirt habe ꝛc., und erklärte es für unwürdig länger zu regieren. Der blindgeſchoſſene Herzog von Braunſchweig wurde von treuen Dienern in einer Sänfte zu Fuß, weil ihn ein Wagen zu ſehr erſchüttert hätte, vom Schlachtfeld bei Auerſtädt in ſein väterliches Schloß in Braunſchweig getragen, aber Napoleon ließ ihn hier nicht einmal ruhig ſterben, ſondern zwang ihn weiter zu fliehen, bis er auf däniſchem Gebiet zu Ottenſen endlich ein ruhiges Grab fand.

3.

Die preußiſchen Feſtungen.

Mittlerweile wiederholte ſich das klägliche Schauſpiel der Capitulationen in der feigen Uebergabe faſt aller preußiſchen Feſtungen. Am 29. October übergab der feige General von Romberg ohne Gegenwehr die ſo wichtige Feſtung Stettin, den Schlüſſel zur Oſtſee und zu den preußiſchen Nordprovinzen, am 31. General von Ingersleben das von Waſſer umgebene, faſt un-

---

Wünſche gehörten der franzöſiſchen Nation an, von der er ſagte, wenn er ihr Herr wäre, dürfte keine Kanone in Europa vor ſeiner Erlaubniß abgefeuert werden. Im 19. Bulletin: Im Gemach der Königin zu Potsdam fand man die Correſpondenz des Königs mit dem Kaiſer von Rußland und engliſche Memoiren, welche beweiſen, daß man die mit Napoleon geſchloſſenen Verträge nicht achten ſolle. Dieſe Piecen beweiſen, wie unglücklich die Fürſten ſind, die Weibern einen Einfluß auf die Politik geſtatten. Die Noten, Berichte und Staatsacte dufteten von Biſam und waren mit Toilettengegenſtänden untermengt.

einnehmbare Küſtrin, ſobald ſich die erſte franzöſiſche Reiterei zeigte. Am 8. November capitulirte der alte Kleiſt in Magdeburg, obgleich er 22,000 Mann bei ſich hatte, die Stadt außerordentlich feſt und mit allem Nöthigen reichlich verſehen war, Marſchall Ney dagegen nur 10,000 Mann und nicht einmal Belagerungsgeſchütz hatte. Keine Uebergabe war ſchmählicher als dieſe. Hier, wie überall, bedungen ſich die Offiziere ihr Gepäck und Entlaſſung auf ihr Ehrenwort aus und die Franzoſen thaten alles, ihnen die Schande ſo bequem als möglich zu machen. Am 21. November capitulirten die Generale Lecocq und von Schöler in Hameln (dieſe Feſtung wurde von den Franzoſen geſchleift), am 25. Uttenhofen in der Plaſſenburg bei Culmbach und Strachwitz in Nienburg.

Nachdem Napoleon mit Sachſen Frieden geſchloſſen, entſendete er einen Heertheil unter ſeinem Bruder Jerome und dem General Vandamme nach Schleſien. Auch hier waren die zahlreichen Feſtungen auf keine Belagerung verſehen und von alten Schwachköpfen commandirt. Das ſchöne und reiche Land, Preußens Kornkammer, zählte zwei Millionen Einwohner und befand ſich im blühendſten Wohlſtande, aber der alte Miniſter Graf Hoym, der es ſeit dreißig Jahren als Vicekönig regierte, hatte die Beamten und alle gebildeten Claſſen mit ſeiner weichlichen und lüderlichen Geſinnungsloſigkeit, gleich einem Kotzebueſchen Theaterpapa angeſteckt. Zwar ernannte der König ſchon am 21. October den Fürſten von Anhalt-Pleß zu ſeinem Generalbevollmächtigten, um die Vertheidigung Schleſiens zu leiten, und gab ihm ſeinen Adjutanten Graf Götzen mit, und General Lindner als Brigadier der ſchleſiſchen Feſtungen ſollte dieſe in Stand ſetzen, aber Hoym wollte nichts von einem Aufgebot der zahlreichen jungen Mannſchaft des Landes wiſſen und ſchickte ſogar die ſchon ausgehobenen Rekruten wieder heim und Lindner äußerte ſich auf ſeiner Rundreiſe durch die Feſtungen mündlich gegen die Commandanten, alles ſey verloren und ſie ſollten nur trachten, gute Capitulationen zu erhalten. Hoym ſelbſt verließ Breslau, um den vielen Fragen und Beſtürmungen zu entrinnen.

Jerome und Vandamme hatten kaum 28,000 Mann, die beiden bayriſchen Diviſionen Deroy und Wrede und die württembergiſche Diviſion Seckendorf, ausſchließlich Rheinbundstruppen. Sie legten ſich zuerſt vor Glogau, 7. November, und der Commandant von Rheinhard übergab die Feſtung am 2. Dezember, obgleich er ſich gegen Truppen, die nur Feldgeſchütz hatten, viel länger hätte vertheidigen können. Erſt das in Glogau gefundene ſchwere Geſchütz mußte dem Feinde dienen, die übrigen Feſtungen des Landes regelmäßig zu belagern. Der Feind plünderte das reiche Land aus. Vandamme ſelbſt gab das Beiſpiel und pflegte aus den adeligen Schlöſſern das Silberzeug mitzunehmen. Auch Offiziere der Rheinbundstruppen blieben nicht frei von Raubgelüſten*) und die Gemeinen, vor allen die Württemberger, machten ſich den übelſten Ruf.

Schon am 6. Dezember legte ſich Vandamme vor Breslau und begann es mit dem Glogauer Geſchütze zu belagern. Hier commandirte General von Thiele und hier war auch Lindner. Gleich in den erſten Tagen wurden den Bürgern die Waffen genommen, damit ſie nicht etwa Luſt bekämen, ihre Stadt ſelbſt zu vertheidigen. Die Kanonen donnerten zwar ſo laut von den Wällen, daß manche glaubten, es ſey nur um Lärmmachen zu thun, da die Neigung zu einer wirkſamen Abwehr des Feindes in dem Grade fehlte, daß Lindner nicht einmal einen Ausfall machte, als der Fürſt Pleß endlich mit einem bewaffneten Aufgebot der Hauptſtadt nahte und vor derſelben ein rühmliches, wenn auch unglückliches Gefecht beſtand, 30. Dezember. Nachdem die Stadt noch eine Zeitlang heftig bombardirt worden, aber noch kein Werk genommen, noch kein Mangel an Lebensmitteln eingetreten war, glaubten Lindner und Thiele, es ſey für den Schein der Ehre genug gethan, und übergaben die reiche Stadt am 5. Jan. 1807. Die Truppen wa-

*) Wrede nahm aus dem Schloſſe des Herzogs von Braunſchweig-Oels das Silberzeug mit. Der Schloßverwalter ließ ſich aber eine Quittung dafür geben und dieſe Quittung hielt ſpäter der preußiſche Miniſter Stein Wrede vor, der ſofort den Werth des Mitgenommenen erſetzen mußte. Arndts Wandlungen und Wanderungen. S. 218.

ren wüthend, verweigerten den Gehorsam, bezeugten den Offizieren Verachtung, dachten aber nicht an weitere Vertheidigung, sondern rächten sich lediglich durch Zertrümmerung aller Fuhrwerke, durch Plünderung und Verkauf aller Magazine und durch das Zerschlagen ihrer Waffen. Dem Regierungsbezirk Breslau legte der Feind eine Contribution von 18 Millionen Franken auf, die Festungswerke der Stadt aber ließ er schleifen.

Hierauf theilte Vandamme sein Heer und ließ mit einem Corps die Festung Brieg nehmen, die Cornerut schon am 12. Jan. mit 1400 Mann Besatzung übergab und die gleichfalls geschleift wurde, und mit dem andern das wichtige und sehr feste Schweidnitz belagern. Der Commandant von Haacke daselbst war der stupideste und zugleich brutalste Offizier der preußischen Armee, ein fürchterlicher Soldatenprügler, aber ohne Intelligenz, wie ohne Ehre, der die herrliche Festung nach einem nur dreitägigen Bombardement am 16. Februar mit ungeheuren Vorräthen übergab und nur für sich und die Herren Offiziere günstige Bedingungen verlangte. Unterdeß war der Fürst Pleß von einem feindlichen Corps unter Lefebvre verfolgt und am Paß Wartha geschlagen worden, 8. Febr., worauf er sich nach Oesterreich flüchtete. Nun blieben noch die Festungen Neiße, Cosel, Glatz und Silberberg zu belagern, womit auch begonnen wurde; doch trat eine Störung ein, sofern ein Theil der Bayern nach Polen geschickt, und erst nachher durch Sachsen ersetzt wurde, die in diesem traurigen Kriege anfangs für, dann gegen die Preußen fechten mußten. Die gedachten vier schlesischen Festungen hatten bessere Commandanten. Neiße, unter dem alten General Steensen hielt eine dreimonatliche Belagerung aus und capitulirte erst am 16. Juni. Cosel, commandirt vom Oberst Neumann, belagert seit dem Januar, capitulirte erst nach dem Tode des Commandanten, am gleichen Tage wie Neiße. Glatz wurde durch Graf Götzen tapfer und einsichtsvoll vertheidigt und blieb in den Händen der Preußen, ebenso die uneinnehmbare Felsenfeste Silberberg.

Wir kehren nun zum König zurück. Seinen Entschluß, den Kampf fortzusetzen, unterstützten nur noch 18,000 Mann aus den

Garnisonen in Pommern und Preußen unter General Lestocq und der Beistand Rußlands, dessen Armeen aber noch weit entfernt waren. Er mußte in ihre Nähe nach Königsberg flüchten. Wenn sich Magdeburg, wenn sich die schlesischen Festungen gehalten hätten, wenn der König von Schweden von Stralsund aus eine Demonstration gemacht, wenn die Hessen noch zu rechter Zeit sich zu ihm gezogen hätten, so würde ein großer Theil der Streitkräfte Napoleons diesseits der Oder in Anspruch genommen worden seyn und zwischen der Oder und Weichsel hätten die Preußen sich verstärken, die Russen herankommen können. Aber die Festungen fielen, die Schweden waren unter ihren beiden Generalen Essen und Armfeldt uneins und ein französisches Armeecorps unter Mortier reichte hin, ganz Norddeutschland für Napoleon zu hüten, während dieser selbst mit dem Gros seiner Armee an die Weichsel rückte, die Polen zum Aufstand rief und bis nach Ostpreußen vordrang. Friedrich Wilhelm III. war in einer dumpfen Verzweiflung. Haugwitz und Lucchesini, denen Zastrow, Kökeritz ꝛc. zustimmten, riethen ihm immer noch, sich auf Gnade und Ungnade in Napoleons Arme zu werfen, und unterzeichneten sogar mit Talleyrand einen demüthigen Friedenstractat, den Napoleon unterschrieb und den Duroc am 22. Dez. dem König bringen mußte. In diesem Augenblick aber ermannte sich der König wieder (ohne Zweifel durch den Freiherrn von Stein, einen Nassauer, der im Preußischen Finanzministerium angestellt war, durch den Ostpreußen von Schön, auch durch Hardenberg, auf bessere Gedanken gebracht), und verwarf den französischen Antrag. Er blieb aber nicht standhaft, sondern fiel immer wieder in die Angst, welche Haugwitz und dessen Partei ausbeutete. Das hatte die unangenehme Folge, daß ihm selbst die befreundeten Mächte nicht trauten, Rußland seine Hülfe verzögerte und England nicht einmal Subsidien geben wollte, aus der nicht unbegründeten Furcht, der König von Preußen könne sich doch noch auf ihre Kosten mit Napoleon verständigen. Doch geschah etwas für die preußische Armee. Schon am 1. Dezember erließ der König aus Ortelsberg ein Decret, wonach jeder Festungscommandant, General und Offizier, welcher

capitulirt oder die Armee verlaſſen, oder ſonſt ſich feig benommen hatte, caſſirt, jedoch nur Ingersleben zum Tode verurtheilt, der Tod des Erſchießens aber unnachſichtlich allen angedroht wurde, die von nun an ſich eben ſo ſchlecht, wie jene, benehmen würden. Schließlich aber verordnete der König, daß von nun an der Adel ſein Vorrecht auf Offiziersſtellen verloren habe und daß der Bürgerliche, wenn er tapfer und fähig ſey, zu ſo hohem Rang in der Armee aufſteigen könne, wie der Fürſt.

Während Napoleon nach Polen ging, um dieſes Land zu inſurgiren und zugleich Schleſien im Auge zu behalten, blieb Pommern noch eine Zeitlang frei. Ein junger preußiſcher Lieutenant, Ferdinand von Schill, in Schleſien geboren, der bei Auerſtädt verwundet worden, aber glücklich davongekommen war, ſammelte hier in der Nähe der am Meere liegenden Feſtung Colberg einige von den vielen herumirrenden Soldaten der aufgelösten Regimenter und bildete ein kleines Freicorps, welches nach und nach anwuchs, ſo daß er, während Colberg ſein Stützpunkt blieb, tief ins Land Streifzüge machen konnte. Es gelang ihm, indem er ſich in den Rücken der nach Polen vorgedrungenen Franzoſen warf, Kouriere, Transporte, Armeekaſſen und im Januar 1807 auch den Marſchall Victor abzufangen, gegen den zur Freude aller preußiſchen Patrioten General Blücher ausgewechſelt wurde. Auch verſah er Colberg, deſſen Belagerung bald vorauszuſehen war, reichlich mit Vorräthen, zum Verdruß des Commandanten von Loucadou, der dies als unbefugte Einmiſchung betrachtete und den tapfern Schill ſogar in Arreſt ſetzte. Unterdeß war Blücher frei geworden, nach Königsberg gegangen und von dort mit 7000 Mann nach der Inſel Rügen geſchickt worden. Schill eilte nun ebenfalls mit etwa 1000 Mann dahin. Dieſe neu organiſirten Truppen kamen zwar zu keinem Kampfe mehr, aber ſie bildeten doch den eigentlichen Kern des neuen und verjüngten preußiſchen Heeres und nahmen auch bereits eine andere und zweckmäßigere Uniform an; der Zopf, der große Hut, die engen kurzen Beinkleider und Gamaſchen machten dem Tſchako und den weiten langen Beinkleidern Platz.

4.

Der Tilſiter Frieden.

Wir folgen dem Siegeslauf Napoleons. Die große Armee war ihm nach Polen vorangezogen. Er ſelbſt verließ Berlin am 26. November 1806 und traf am folgenden Tage in Poſen ein. Die wenigen preußiſchen Truppen, die im polniſchen Südpreußen geſtanden, mußten ſich zurückziehen und wurden zum Theil aufgehoben, die deutſchen Beamten überall vertrieben. Als eifrigſter Polenfreund benahm ſich damals Napoleons Schwager Murat, in der Hoffnung, er werde König von Polen werden. Man ſah ihn in einem polniſchen Pelze und mit der polniſchen Nationalmütze ſtolziren. Aber Napoleon dachte an nichts weniger als an ihn und antwortete auch der polniſchen Deputation nur ausweichend: „ſie ſelbſt müßten ſich ihre Freiheit erkämpfen, alle dafür zuſammenſtehn; bis jetzt hätten ſich noch zu wenige erklärt.“ Er bezweckte dadurch, daß ſie ihre Rüſtungen gegen die Ruſſen verdoppelten, behielt ſich aber die letzte Entſcheidung über ihr Schickſal vor und war nicht geſonnen, ſich durch eine Inſurrection in Galizien die Oeſterreicher in dem Augenblicke zu Feinden zu machen, in dem ſie in ſeinem Rücken ſtanden. Er bot zwar Oeſterreich an, ihm Galizien zu laſſen und dafür Schleſien zu nehmen, aber Oeſterreich lehnte es ab. Ueber die noch von den Ruſſen beſetzten polniſchen Provinzen konnte Napoleon dermalen noch nicht verfügen und wenn Kaiſer Alexander ſich zur Annahme der Politik ſeines Vaters, des Kaiſer Paul bewegen ließ und mit Frankreich eine engere Verbindung einging, ſo war dies ein Vortheil, dem er Polen gern aufopferte.

Der Kaiſer von Rußland hatte ein Heer von 60,000 Mann unter Bennigſen bereits bis Warſchau vorgeſchoben, ein zweites unter Burhövden rückte nach. Im Ganzen waren die Streitkräfte, die er gegen Napoleon aufwandte, nicht zahlreich genug, weil er gleichzeitig eine Armee gegen die Türkei ſchickte. Bennigſen zog ſich

daher zurück, worauf auch Leſtocq, der Thorn beſetzt hatte, ſich zu ſchwach erkannte und weiter zurück ging. Am 28. Nov. zog Murat unter lautem Jubel in Warſchau ein, Ney beſetzte Thorn am 6. Dezember. Napoleon kam am 19. ſelbſt nach Warſchau, benahm ſich aber hier dem Enthuſiasmus der Polen gegenüber eben ſo vorſichtig, wie in Poſen. Hier war es, wo Joſeph Poniatowski, der ſchöne Neffe des letzten Königs, ihm die erſte Huldigung brachte und fortan ſein treueſter Waffengefährte blieb, nicht zum Wohlgefallen Murats, der in ihm einen Nebenbuhler ſah. Mittlerweile war der alte ruſſiſche General Kamenskoi in Bennigſens Lager angekommen, vom Kaiſer berufen, den Oberbefehl zu übernehmen, weil er unter Suwarow gedient hatte und bei den Truppen altbekannt und beliebt war. Dieſer Greis überſprudelte von Feuer und war höchſt erzürnt, daß Bennigſen zurückgezogen war. Sogleich mußte es wieder vorwärts gehen. Burhövden aber ſtand noch weit zurück, und die Reſerve unter General Eſſen noch weiter. Napoleon hatte daher leichtes Spiel, die Ruſſen zu ſchlagen. Dies geſchah in einer Reihe von Gefechten, unter denen nur das von Pultusk eine eigentliche Schlacht war, 26. Dezember. Am gleichen Tage fochten 6000 Preußen unter General Leſtocq bei Soldau gegen Ney und obgleich ſie der Uebermacht weichen mußten, ſo bewährten ſie doch in einem viermaligen wüthenden Angriff mit dem Bajonet, von welchem Eifer ſie glühten, die Schande von Jena zu rächen. Zum Glück wollte und konnte Napoleon ſeinen Sieg nicht weiter verfolgen, denn der gelinde Winter hatte ganz Polen in das, was man hier „das fünfte Element“ nennt, nämlich in Koth aufgelöst. Die Kanonen ſanken bis an die Achſe in aufgeweichte Erde. Kamenskoi war in völligen Wahnſinn gefallen und hatte noch während der Schlacht bei Pultusk das Commando niedergelegt. In der Meinung, die Ruſſen würden weit zurückgehen und auch ihrerſeits Winterquartiere beziehen, beſchloß Napoleon, ſeinen ermüdeten Truppen Ruhe zu gönnen.

In Königsberg herrſchte große Beſtürzung, die Königin Louiſe verließ dieſe treue Stadt am 8. Jan. 1807 mit weinenden Augen

und zog sich bis nach Memel, die äußerste Grenzstadt Preußens im Norden, zurück, wohin ihr auch der König bald folgte. Bei Königsberg blieb Lestocq mit dem Rest der preußischen Armee und in seinem Rücken waren noch drei preußische Festungen frei, Colberg, Graudenz und Danzig.

Inzwischen gestalteten sich die Dinge im russischen Lager besser. Burhövden wurde zurückberufen und Bennigsen allein an die Spitze sämmtlicher Truppen gestellt, die er vereinigte und mit denen er mitten im Winter die Ruhe Napoleons zu stören unternahm. Dieser hatte sichs bequem gemacht und ließ seine große Armee reichlich verpflegen. Nur der ungeduldige Ney hatte eigenmächtig einen Marsch nach Königsberg unternommen, wurde aber von seinem erzürnten Kaiser zurückgerufen. Diese Bewegung maskirte zufällig die der Russen. Als Napoleon erfuhr, die Russen wären vorwärts gegangen, glaubte er, sie seyen nur durch Neys Marsch beunruhigt worden und war weit entfernt anzunehmen, sie würden ihn überfallen wollen. Am 25. Januar wurde Bernadotte wirklich überfallen und mit großem Verlust zurückgeschlagen, bei Mohrungen. Unglücklicherweise hielt sich Bennigsen aber hier zu lange auf, anstatt rasch die andern Quartiere der Franzosen aufzuschlagen. Napoleon gewann dadurch Zeit, rief alle seine Truppen unter die Waffen und beschloß, die Russen unversehens zu überraschen. Der Offizier aber, der dem Marschall Bernadotte die darauf zielenden Befehle überbringen sollte, fiel den Russen am 1. Februar in die Hände, Bennigsen erkannte die Gefahr und zog sich schnell genug gegen Königsberg zurück. Die lebhafte Verfolgung von Seite Napoleons veranlaßte blutige, aber nicht entscheidende Gefechte, in denen die 14,000 Preußen unter Lestocq, die sich mit Bennigsen vereinigt hatten, das meiste thaten, aber auch am meisten litten. Alle diese Rückzugskämpfe ereigneten sich zwischen Mohrungen und Preußisch-Eylau. An dem letzteren Orte hielt Bennigsen Stand und nahm eine Hauptschlacht an, um Königsberg zu retten, 8. Februar. Der milde Winter war unterdessen streng geworden, die seenreiche Gegend um Eylau fest gefroren und überschneit, es schneite noch unaufhörlich,

Es gab zweierlei Adel, den unmittelbaren Reichsadel und den landsäſſigen Adel. Der erſte beſtand aus der freien Reichsritterſchaft, die nur dem Kaiſer lehnpflichtig war, keinem Fürſten. Einen noch höhern Rang behaupteten die kleinen Reichsgrafen und Reichsfürſten, die im fürſtlichen Collegium ſaßen, und deren Zahl ſich durch die häufigen Standeserhöhungen vermehrte. Da ſie aber nur kleine Güter beſaßen, und dieſe nicht ſelten noch durch Theilungen ſchwächten, ſo wurden ſie trotz ihrer Ebenbürtigkeit mit den großen Fürſten doch hinter dieſelben zurückgeſetzt, und erlitten das gleiche Loos mit den Rittern, ſie mußten ſich an die mächtigen Höfe anſchließen, oder auf ihren Stammgütern verbauern. Da ſie ſich auf ihre große Zahl und Macht nicht mehr ſtützen konnten, ſo war voraus zu ſehen, daß ſie alle künftig den weniger großen Fürſten unterthan werden würden. Die zweite Klaſſe des Adels bildeten die landsäſſigen Ritter, Vaſallen eines Fürſten. Auch dieſe zogen ſich theils an die Höfe, theils lebten ſie friedfertig unter ihren Bauern.

Die unmittelbaren Ritter, Baronen, Grafen und kleinen Fürſten übten die alte Gewalt in ihrem Gebiet. Die Mittelbaren behielten ebenfalls nach unten die alten Vorrechte über die Bauern, und erweiterten dieſelben ſogar, doch mußten ſie leiden, daß die Amtleute, Richter, Schreiber und Zöllner des Staats die andre Hälfte von den Bauern nahmen. Ueberdies war der Adel für ſich ſelbſt ſteuerfrei, auch dem gemeinen Gericht nicht unterworfen, und genoß den Vorzug im Staatsdienſt, beſonders bei der Beſetzung der Offizierſtellen.

Zwiſchen dieſem alten Adel drängte ſich allmählich auch ein neuer Adel empor, den die Fürſten aus ihren geſchickteſten und treueſten Staatsdienern wählten. Aus Eiferſucht gegen dieſe Neulinge machten die alten Adlichen

aber die Armeen ſtürmten gegen einander. Der erſte Angriff Augereaus auf den rechten Flügel der Ruſſen wurde zurückgeſchlagen, ſein Armeecorps faſt vernichtet. Napoleon hatte Mühe, mit dem Centrum der großen Armee die vordringenden Ruſſen aufzuhalten. Erſt Davouſt, der zur rechten Zeit mit ſeinem Corps herbeigekommen, brachte den linken Flügel der Ruſſen zum Weichen, nun aber langte auch Leſtocq mit den Preußen an, fiel Davouſt in die Flanke und übte Wunder der Tapferkeit. Die Schlacht neigte ſich zu Gunſten der Ruſſen und Preußen, als ihr die tiefe Winternacht ein Ende machte. Beide Feldherrn ſchrieben ſich den Sieg zu, keiner war dazu berechtigt. Allein es war ſchon ein merkwürdiger Wendepunkt im Kriegsleben Napoleons, daß er einmal eine Schlacht nicht gewonnen hatte. Bennigſen, der mit mehr Recht ſich für den Sieger halten durfte, als Napoleon, war doch zu ſchwach, am nächſten Tage wieder anzugreifen und zog ſich zurück; aber auch Napoleon, der nur noch einige Tage ſtehen blieb, um durch Behauptung des Schlachtfeldes ſich als Sieger zu geriren, wagte nicht den Feind zu verfolgen, ſondern kehrte in die Winterquartiere zurück, ſo daß Bennigſen Eylau abermals beſetzte. Das Schlachtfeld bot einen entſetzlichen Anblick dar, der Schnee war weit umher von Blut geröthet; nie war ein Kampf im Verhältniß zu den Streitkräften blutiger geweſen. Bennigſen hatte nur 58,000 Mann, Napoleon 70,000 commandirt, aber jeder Theil hatte wenigſtens 25,000 an Todten und Verwundeten verloren. Das abgeſonderte ruſſiſche Corps unter General Eſſen wurde am 15. Februar bei Oſtrolenka von Savary zurückgeworfen.

Nun trat eine lange Waffenruhe ein, Königsberg blieb durch Bennigſen geſchützt, die große Armee ruhte aus, Napoleon ſelbſt ließ ſich im Schloſſe Finkenſtein nieder und war in nicht geringer Sorge, Oeſterreich könne ihm in den Rücken fallen. Er ſandte daher General Bertrand an den König von Preußen ab, ihm günſtige Bedingungen zu ſtellen, wenn er einen Separatfrieden wünſche und ſich von Rußland trennen wolle. Friedrich Wilhelm III. blieb aber Rußland treu. Kaiſer Alexander kam am 1. April zu ihm nach

Memel, wohin auch die Gesandten von England und Schweden sich verfügten, und am 26. April wurde zu Bartenstein ein neuer Vertrag geschlossen, welcher die russisch-preußische Allianz befestigte. England wollte die hannöverische Legion nach Norddeutschland schicken, König Gustav IV. Adolf sollte seine Schweden, mit Blüchers Corps vereinigt, aus Stralsund herausführen. Man hoffte sogar Magdeburg durch eine Verschwörung im Innern der Festung zu nehmen und eine Diversion in Napoleons Rücken zu machen. Marschall Brune, der bei Schwerin ein Heer gesammelt hatte, um die Bewegungen in Stralsund zu beobachten, mußte Mortier entlassen, um Holland gegen einen möglichen Angriff der Engländer zu decken. Aber er selbst wurde nicht angegriffen. Der phantastische König von Schweden bildete sich ein, den Sieg wohlfeiler erringen zu können, wenn er mit Brune unterhandelte, kam mit ihm am 4. Juni in Schlatkow zusammen und suchte ihn von Napoleon abzuziehen, natürlich ohne Erfolg. Dann zog sich der Schwede zurück und that nichts. Auch die Engländer blieben aus und Blücher allein konnte nicht vorgehen. — Desto eifriger betrieb Napoleon den Zuzug von Verstärkungen seines Heeres und die Belagerung der in seinem Rücken liegenden noch nicht eroberten Festungen. Damals empfing er auch eine Gesandtschaft aus Persien.

Unter den preußischen Festungen war Colberg an der Ostsee von Sümpfen umgeben, sehr fest und von Schill reich versehen worden. Der alte Commandant Loucadou würde gleichwohl die Festung übergeben haben, wenn nicht ein einfacher Bürger, der Stadtälteste Nettelbeck an der Spitze der tapfern Einwohner mit dem Degen an der Seite sich das Ansehen ertrotzt hätte, welches er brauchte, um die Stadt trotz der Erbärmlichkeit ihres militärischen Chefs zu vertheidigen. Er war fortan der wahre Commandant, stand täglich auf den Wällen und hatte die Augen überall. Endlich kam im April Gneisenau, den der König an Loucadous Stelle ernannt hatte, und leitete nun mit Nettelbeck vereint die Vertheidigung so wirksam, daß die Festung sich hielt, ungeachtet die Franzosen nach und nach alle Außenwerke nahmen und die Stadt mit Bomben überschütteten.

— Eben so tapfer vertheidigte sich der alte General Courbière in Graudenz. Als die Belagerer ihm andeuteten, ganz Preußen sey bereits erobert und es gebe eigentlich keinen König von Preußen mehr, erwiderte er: Wohlan, so bin ich König von Graudenz. — Weniger glücklich war Danzig. In dieser großen und festen Stadt wehrte sich Kalkreuth den ganzen Winter und Frühling über mit feurigem Muthe. Als aber der die Stadt beherrschende Hagelsberg vom Feinde erstürmt war, zwei Entsatzversuche durch die Russen unter Kamenskoi und die Preußen unter Bülow (Friedrich Wilhelm, dem ältern Bruder des unglücklichen Heinrich) mißlungen waren und endlich auch die Munition ausging, war Kalkreuth gezwungen, am 26. Mai mit dem Marschall Lefebvre zu capituliren. Die Engländer und Schweden thaten nicht das geringste, um das wichtige Danzig zu entsetzen.

Es brauchte noch zwei Monate, bis Bennigsen hinreichend verstärkt war, um die Feindseligkeiten wieder eröffnen zu können. Unterdeß hatte sich Napoleon noch ausgiebiger verstärkt und erwartete den Feind mit 160,000 Mann, indeß die Russen und Preußen nur 120,000 zusammengebracht hatten. Am 5. Juni begann Bennigsen den Kampf, indem er Ney bei Ankendorf überfiel und zurückwarf. Aber Napoleon trieb bei Heilsberg am 10. die Russen und Preußen von einander weg, drängte Lestocq mit 20,000 Mann nach Königsberg hinein und ließ ihn durch Murat im Schach halten, worauf er selbst bei Friedland über Bennigsen herfiel, am 14. Es war der Jahrestag von Marengo. Mit übermüthigem Genie hielt der Siegesstolze die Entscheidung mit unbedeutendem Geplänkel hin, und brach erst am Abend plötzlich mit tiefen Colonnen in das Centrum der überraschten Russen ein, die gänzlich geschlagen wurden und 18,000 Mann mit 80 Geschützen verloren. Nun konnte auch Lestocq Königsberg nicht mehr halten und eilte, sich mit der geschlagenen Armee Bennigsens zu vereinigen. Die Franzosen zogen in Königsberg ein, nahmen dort 100,000 eben erst angekommene englische Flinten weg, konnten aber die vom Commandanten Hermann tapfer vertheidigte kleine Festung Pillau nicht bezwingen.

Bennigsen rieth seinem Kaiser, den Krieg fortzusetzen. In den unermeßlichen Weiten Rußlands werde Napoleon sich verirren und vom Winter überfallen werden. Aber Alexander berechnete, wie gerne Napoleon Opfer bringen würde, um sich die russische Freundschaft zu erkaufen, trug also am 21. Juni auf einen Waffenstillstand an und kam drei Tage später, am Johannistage, mit Napoleon in Tilsit zusammen. Napoleon hatte auf dem Flusse Niemen ein großes Floß und auf demselben einen Salon errichten lassen, in dem er seinen kaiserlichen Gast empfing. Sie umarmten sich. Alexanders erste Worte waren: „ich hasse die Engländer ebenso, wie Sie," worauf Napoleon erwiderte: „dann ist der Friede so gut als geschlossen." Beide überboten sich, um einander so liebenswürdig als möglich zu schmeicheln. Man hat lange geglaubt, Alexanders Eitelkeit und Charakterschwäche sey von dem geistig weit überlegenen Napoleon ausgebeutet worden; allein die Ueberlegenheit war vielmehr auf Alexanders Seite, der mit der Miene des Schülers und Bewunderers den vermeintlichen Meister äußerst geschickt übervortheilte. Noch nie hatte sich Napoleons Politik solche Blößen gegeben, als gerade in diesen ersten Besprechungen mit Alexander. Ohne alle Voraussicht in die Zukunft bot er dem russischen Kaiser Machtvergrößerungen an, die mit der Absicht, ihn von der französischen Politik abhängig zu machen, geradezu im Widerspruche standen. Je größer er Rußland machte, um so weniger brauchte sich Rußland künftig um ihn zu bekümmern.

Auch der König von Preußen konnte nicht umhin, sich in Tilsit einzufinden, um von der Gnade der beiden neuen kaiserlichen Freunde zu erwarten, was ihm von Friedrichs des Großen Monarchie übrig bleiben sollte. Mit schwerem Herzen kam auch die Königin Louise. Sie behauptete im tiefsten Unglück hohe Würde. Als sie erfuhr, daß Napoleon alles Land bis an die Elbe und das polnische Preußen behalten und dem König nur den Rest lassen wollte, gerieth sie in unbeschreiblichen Kummer und ließ sich zu Andeutungen, welche rührenden Bitten gleich kamen, herab, die bei dem Manne, der sie in seinen Bulletins schon öffentlich mißhandelt hatte, keinen Erfolg

haben konnten, aber um ſo mehr zum Mitleid und zur Theilnahme für ſie ſtimmen.*) Kaiſer Alexander hatte Mühe, die Königin zu bewegen, noch einmal an Napoleons Tafel zu erſcheinen. Beim Abſchied wallte ihr Herz auf und ſie klagte, daß ſie ſo ganz troſtlos gehen müſſe. Napoleon ſoll geſagt haben: „es iſt die Wirkung meines böſen Sterns," und die Königin warf ſich bitterlich weinend in den Wagen.

Der Friede zu Tilſit wurde von Napoleon am 7. Juli mit Rußland, am 9. mit Preußen abgeſchloſſen. Am letztgenannten Tage kam der öſterreichiſche General Stutterheim nach Tilſit, um Oeſterreichs bewaffnete Vermittlung anzubieten. Wenige Tage vorher landeten engliſche Truppen auf der Inſel Rügen. Aber das alles kam jetzt zu ſpät. Rußland trat dem Continentalſyſtem bei, ſperrte alle ſeine Häfen dem engliſchen Handel, verſprach die Räumung der Donaufürſtenthümer und geſtattete Napoleon, mit Weſteuropa vorzunehmen was er wolle. Dafür erhielt es einen Theil

*) Napoleon ſelbſt äußerte ſich ſpäter auf St. Helena zweimal und zwar auf ſehr verſchiedene Weiſe über das Benehmen der Königin in Tilſit. Einmal erzählte er, dieſer hohen Dame eine ſchöne Roſe angeboten zu haben, die ſie genommen, aber dabei gefragt habe: mit Magdeburg? worauf er ſchroff erwidert habe: geruhen Ew. Majeſtät ſich zu erinnern, daß ich es bin, welcher anbietet und Sie nur die Wahl haben anzunehmen. Ein andermal erzählte er, was uns viel wahrſcheinlicher erſcheint, die Königin habe die Roſe in der Hand gehabt, er habe ſie darum gebeten und ſie habe ein wenig gezögert, ſie ihm aber dann doch gegeben mit den Worten: „Warum ſollte ich ſie Ihnen ſo geſchwind hingeben, da Sie ſelbſt in manchem ſo unerbittlich ſind, was ich von Ihnen wünſche?" Napoleon fügt hinzu: „Die Königin blieb trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe ſtets Herrin der Unterhaltung und mit ſo großer Schicklichkeit, daß es unmöglich war, darüber unwillig zu werden. Auch muß man ſagen, daß ihre Aufgabe wichtig und die Zeit kurz und koſtbar war." Dieſe wörtlichen Aeußerungen Napoleons gereichen der Königin zur Ehre und Rechtfertigung. Es iſt ſchmählich, daß in deutſchen Geſchichtswerken immer noch eine gemeinere Auffaſſung jener Tilſiter Scenen vorkommen darf, nachdem Napoleon ſelbſt der edeln Königin, die er ſo tief beleidigte, ein ſo ſchönes Zeugniß abgelegt hat.

des bisherigen preußischen Polen, den großen Bezirk von Bialystock,*) durfte das schwedische Finnland**) erobern und wurde ihm auch auf eine Theilung der Türkei Hoffnung gemacht, mit andern Worten, der ganze Osten von Europa wurde dem Kaiser Alexander überlassen, der Westen dem Kaiser Napoleon. Die Herzoge von Oldenburg, Coburg und Mecklenburg wurden auf Rußlands Verwendung von Napoleon geschont und gleich den kleinern sächsischen Fürsten in Thüringen, den Fürsten von Schwarzburg, Anhalt, Lippe, Waldeck und Reuß Mitglieder des Rheinbundes. Dagegen anerkannte Alexander Napoleons Bruder Jerome als König von Westphalen, dessen Reich aus Hessen-Cassel, Hannover, Braunschweig und allen preußischen Besitzungen bis zur Elbe formirt werden sollte; und den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen als Großherzog von Warschau, dem das bisherige preußische Polen und der Cotbuser Kreis abgetreten wurde. Ostfriesland fiel an Holland. — Preußen trat dem Continentalsystem bei, behielt nur, was es diesseits der Elbe besaß, und verlor auch alle seine polnischen Erwerbungen nebst Danzig, welches eine freie Stadt wurde, aber eine beträchtliche französische Besatzung behielt. Dagegen sollte Preußen für Hannover eine Entschädigung von 400,000 Seelen erhalten (ein leeres Versprechen). Die Festungen Glogau, Stettin und Küstrin blieben von den Franzosen besetzt, Militärstraßen von Magdeburg aus nach Dresden, Warschau, Danzig mußten im preußischen Gebiet offen gehalten werden. Auch blieb einstweilen der größte Theil der französischen Armee in Preußen,

*) Bignon drückt sich darüber mit folgenden Worten aus: „das Urtheil des Kaisers von Rußland war damals noch sehr wenig ausgebildet, wenn er glauben konnte, daß eine solche Art, Preußen in seinen Schutz zu nehmen, für den Beschützer ehrenvoll seyn könne. Bialystock zählte 480 Quadratmeilen und 439,000 Bewohner.

**) In einem besondern geheimen Vertrage wurde bestimmt, Dänemark solle für Finnland mit den deutschen Hansestädten entschädigt werden, aber seine Flotte an Frankreich abtreten. Diesen geheimen Vertrag verschaffte sich England einfach, indem es Talleyrand, der immer Geld brauchte, mit einer großen Summe bestach.

bis die Contributionen bezahlt ſeyn würden. Dieſe forderte Napoleon anfangs in einem Umfang von 180 Millionen Franken, wovon er ſpäter einen geringen Theil nachließ. Bei alldem erklärte Napoleon im Friedenstractat, daß er „nur aus Achtung für den Kaiſer Alexander die ſchon eroberten Provinzen an Preußen zurückgäbe.“ Preußen ſelbſt behandelte er mit tiefſter Verachtung. Als man ihm ſagte, er mache den König von Preußen ſo arm, daß derſelbe gar keine Truppen mehr werde unterhalten können, antwortete er: Preußen braucht gar keine Truppen, es führt ja nicht mehr Krieg. Später erlaubte er Preußen eine Armee von 42,000 Mann, aber nicht mehr.

Als die franzöſiſche Armee im Herbſt 1806 gegen Preußen ausrückte, brachte ihr Generalzahlmeiſter nur 80,000 Franken in Gold mit über den Rhein. Die ganze Unterhaltung, Löhnung, ergänzte und vermehrte Ausrüſtung der großen Armee wurde auf Koſten Norddeutſchlands, insbeſondere Preußens beſtritten und viele Millionen wurden noch dazu baar von Napoleon aus Deutſchland mitgenommen oder ihm nachgeſchickt, ungerechnet was die Generale und Soldaten für ſich raubten. In dem Werke von Baſſewitz (Kurmark Brandenburg II. 647 f.) ſind actenmäßig 245,091,801 Thaler zuſammengezählt, welche Preußen damals an Frankreich verlor, ungerechnet die Verluſte in Polen, die noch zu weiteren 58 Mill. angeſchlagen werden.

Register zum zehnten Bande.

Seite

Aachen . . . 124
Abercrombie . . 328
Abukir . 313. 325.
Achmed . . . 320
Adelaide . . . 2
Aegypten 258 f. 310 f.
Albini . . 277. 304
Alexander I. 361. 362
413. 458. 464
Alexandria . . 312
Alfieri 15
Ali Pascha v. Janina . . . 318
Alvinzi . . . 242
Amberg . . . 239
Amiens, Frieden von 363
Arcole 242
Arras 125
Artois, Graf von 6. 8
16. 59. 61. 166. 194
Assignaten . . 53
Auerstädt . . . 442
Auffenberg . . 277
Augereau 242. 244. 249
255. 333. 461
Austerlitz . . . 417

Seite

Baboeuf . . . 199
Bachiochi . . . 404
Baden 372
Bagration 299. 305. 416
Bailli 28. 31. 38. 146
Ballhaus . . . 29
Barbaroux 73. 77. 101
133
Barnave 54. 64. 65. 126
Barras 133. 135. 175
179. 184. 197. 255
257. 335
Barrere 119. 142. 188
337
Barthelemy 210. 217
255
Basler Frieden 217
Bassano . . . 286
Basseville . . . 136
Bastille . . 35. 58
Batavische Republik 190
396
Bayern 99. 276. 371
379. 408. 421. 428
Beauharnais 122. 144
Beaulieu 226. 229 f.
Beaumarchais . 9

Seite

Bennigsen 361. 458 f.
Berg, Großherzogthum . . . 425
Bergpartei . 68 f.
Berlin . . . 448 f.
Bern 269
Bernadotte 274. 330
334. 408. 425. 460
S. Bernhard . 346
Bernier . 341. 354
Berthier 227. 283. 287
319. 425
Bertrand de Molleville 70
Besenval . . 9. 33
Bessieres . . . 233
Bialystock . . 466
Billaud Varennes 93
142. 173. 176 f.
Blücher 166. 444 f. 457
Boisserée . . . 191
Boissy d'Anglas 187
Bonaparte 134. 135. 166
197. 225 f. 376
Bonchamp . . 128
Bordeaux . . . 132
Borghese . . . 422

Seite

Bouillé 37. 58. 62. 65
Boulogne 363. 387. 398
Bourbon von der Oise . 151. 175
Breslau . . . 454
Bretagne 20. 124. 128
Brienne . . . 17
Briſſot 54. 67. 74. 102 133. 147
Brueys . . . 314
Brumaire, der 18. 334
Brune 269. 304. 345 352
Bülow, Heinrich v. 431 448
— F. W. von 463
Burke 202
Burhövden . . 460

Cabarrus 133. 175. 186
Cadoudal 194. 330. 341 356. 389 f.
Caen 124
Cagliostro . . 11
Calas 14
Calender, der republikaniſche . . 149
Calonne . . 6. 16
Cambacérès 339. 395
Campo Formio . 351
Caraggioli . . 295
Carnot 120. 181. 188 225. 254. 255. 340. 395
Carrier 129. 182. 186
Caſſano . . . 297
Caſtiglione . . 296
Cattaro . . . 423
Catelineau . . 126
Cazalès . . . 51
Cazotte . . . 91
Ceylon . . . 324
Chabot 100. 104. 159
Chalier . . . 130
Championnet 285. 288 290 f. 305. 330

Seite

Charette . 126. 193
Chartres, Herzog v. 112
Chaſteler . . . 297
Chateaubriand . 355
Chaumette 151. 152. 161
Chouans 128. 193. 330 340
Chriſtoph 377. 379
Cisalpiniſche Republik . 250. 366
Cispadaniſche Republik . . . 241
Clerfait 97. 164. 192
Clichi 254
Cloots 55. 151. 157. 159
S. Cloud . . 334
Cobenzl . 251. 260
Coblenz . 69. 166
Colberg . 457. 462
Coburg, Herzog v. 110 123. 164
Colli . . 226. 230
Collot 69. 95. 131. 142 158. 176 f.
Condé 69. 193. 219. 238
Condorcet 70. 86. 148
Conſalvi . . . 354
Conſtant . . . 342
Conſularregierung 337
Continentalſperre 450
Convent . . . 95
Corday, Charlotte 138
Cordeliers 60. 114
Corſika . . . 135
Courbière . . . 463
Couthon 131. 142. 178
Cuſtine 97. 112. 121. 122
Czartoryski . . 362

Daendels 189. 265. 304
Dänemark . . 358
Dalberg . 372. 425
Danton 46. 66. 69. 76 83. 88. 109. 118 f. 142. 157

Seite

Danzig . 463. 466
David 85. 139. 170. 177
Davidovich 236. 242
Davouſt 112. 415. 461
Deleſſart 70. 78. 93
S. Denis . . 153
Denon . . . 309
Deſaix . . 317. 349
Desmoulins 34. 66. 114 147. 157. 160
Deſſalines . . 376 f.
Diderot . . . 12
Directorium, franzöſiſches 196. 330
Dolder . . . 368
Dombrowski 241. 299
S. Domingo 66. 187 372 f.
Drouet . 142. 199
Dubarry . . 1. 145
Dubois Crancé 131
Dünkirchen 121. 124
Dumouriez 74 f. 96 f.
Duphot . . . 282
Duport 18. 54. 61
Duroc 134. 227. 344. 362

Ehrenlegion . . 381
Eliſabeth . . . 169
Elſaß 122
Enghien 219. 390 f.
England . . 201 f.
Erfurt 443
Erlach 269
d'Espremenil 18 f. 81 92. 146
Eugen Beauharnais 198 309. 383. 408. 421
— von Württemberg . . 423. 436
Eylau 460

Favras . . . 53
Ferdinand IV. . 257

Seite
Ferdinand, Erzherzog . . 410. 419
— v. Braunschweig 70 82. 95. 112. 435 f. 452
— von Toscana 296 371. 438
Ferrara 133. 135. 175
Fersen . . . 9. 62
Fesch 136. 355. 425
Feuillants . . 66. 71
Finnland . . . 466
Fleſſelles . . . 35
Fleurus . . . 165
Föderirte . . 57. 77
Forſter . 98. 121
Fouché 132. 175. 176 331. 334. 348. 356 391. 395
Foulon . . . 39
Fouquier-Thinville 180 188
Fox 202. 381. 423
Freiheitsbäume . 99
Franz II. 81. 162 f. 399. 406. 425
Freron . 58. 184
Friedland . . . 163
Friedrich Wilhelm II. 81 95. 121 f. 210. 215 217. 223
— — III. 344. 413 456. 464
— Eugen . . 237
— v. Württemberg 265. 409. 427
Fructidor, der 18. 255

Gaëta 422
Genſonné 68. 74. 76
Genua 250. 348. 403
Georg IV. . . 204
Gironde 68 f. 113 f. 146
Glogau . . . 454
Gneiſenau . . 462
Gobel . . 151. 161
Godoy . . 218. 388
Görz . . 261. 279
Graudenz . . . 463
Gregoire . 58. 153
Grodno . . . 209
Guadet 68. 76. 115. 133
Guſtav IV. Adolf 219 261

Halle 443
Halsbandproceß . 10
Hamilton, Lady 288 f.
Hannover . 368. 413
Hardenberg 217. 431
Hatzfeldt . . . 450
Haugwitz 414. 417. 419 431
Haiti 378
Hebenſtreit . . 222
Hebert 92. 145. 151. 156
Heliopolis . . 327
Helvetiſche Republik 271
Henriot 117. 173. 179
Herault de Sechelles 117 139. 140. 142
Hermann . . . 303
Heſſen . . 372. 452
Hetrurien . . . 365
Hoche 122. 194. 199. 247 255. 256. 331
Höllenmaſchine . 356
Hohenlinden . . 351
Hohenlohe . 435 f.
Holbach . . . 13
Holkar 379
Holland 111. 189. 265 303. 404. 424
Holſtein . . . 426
Hortenſe . . . 384
Hoze . . 278. 301
Houchard . 123. 144

Jaffa . . 321. 324
Jakobiner . 54. 156
Ibrahim 310 f. 327
S. Jean d'Acre . 321
Jean de Bry 83. 87 92. 279
Jemappes . . . 98
Jena 440
Jerome Bonaparte 397 453. 466
Jerwis 248
Johann, Erzherzog 351 416
Joniſche Inſeln 250. 276 318. 423
Joſeph Bonaparte 282 354. 421
Joſephine 175. 184. 198 383
Joubert . 245. 299
Jourdan, Marſchall 124 165. 225. 236 f. 276 f. 340
—, Kopfabhacker 50 73. 78
Irland 247. 273. 358
Isnard . 115. 116
Italien, Königreich 403
Jugend, goldene 184
Junot . . 134. 322
S. Juſt 104. 123. 142 161. 167. 173. 176 177. 180

Kairo 312. 316. 325
Kaiſerslautern . 122
Kalkreuth . 121. 463
Kamenskoi . . 459
Karl IV. . . . 218
—, Erzherzog 111. 226 236 f. 276 f. 300 f. 411. 416
— Emanuel 230. 285 366
— von Südermannland . . 219
— Theodor . 276

das Vorrecht der Ahnen geltend. Der neue Adel hatte keine Ahnen, dies sollte ihn in den Augen des alten herabsetzen. Im Grunde hatte der Adel nur noch den alten Glanz und gewisse persönliche Vorrechte, die Macht aber war auf die Staatsdiener übergegangen. Es gab noch Grafen aber nur dem Titel nach, das Amt des Grafen versah jetzt ein bürgerlicher Amtmann.

Wie der Adel von seinen stolzen Burgen niederstieg, den Harnisch abwarf, der ihn gegen Kugeln nicht mehr schützte, und das breite Schlachtschwert mit einem feinern Galanteriedegen vertauschte, veränderte sich auch gänzlich seine Sitte. Die alte Kraft versiegte in den Wollüsten der Höfe, und häufig setzten die stolzen Familien auch ihren alten Reichthum daran, und wurden durch Armuth noch abhängiger von der Gnade des Fürsten. Es waren nicht die besten Sitten, die an den Höfen nach dem Beispiel Frankreichs herrschend wurden, obwohl einige Höfe sich davon frei erhielten. Schlimmer aber noch, als Lüderlichkeit, war die unnatürliche Entdeutschung in den neuen Forderungen und Gebräuchen der Höflichkeit. Man redete die ehrliche alte Sprache nicht mehr. Wer ein Mann von Stand und Bildung heißen wollte, mußte die deutsche Sprache künstlich mit lateinischen, italienischen, spanischen und französischen Wörtern vermengen, und da dieses Wortgemenge die deutsche Sprache völlig herabwürdigte und verschlechterte, so ward statt ihrer an den Höfen und unter dem Adel bald nur noch die französische geduldet. Die Wortmengerei war eine Folge des dreißigjährigen Krieges, die Herrschaft der französischen Sprache ging aber von den Höfen und dem Adel aus. Auch in der Tracht verließ man die alte Sitte. An den Höfen wurden die Moden herrschend. Man kleidete sich spanisch, später französisch. Die französischen Moden wechselten aber, und die Deut-

Seite

Karl von Württemberg . . 237
Karoline v. England 204
— von Neapel 287 289. 421
Katharina II. 205 f.
Kellermann 96. 233
Kleber 121. 309. 322 326 f.
Kleiſt . . 435. 445
Köckeritz . . . 432
Köln 191
Kopenhagen . . 360
Korſakow 209. 301
Kosciuszko 208. 211. 221
Koſſakowski . . 212
Kray 296. 345. 346
Küſtrin . . . 453
Kurland . . . 219
Kutuſow . 415. 418

Lätitia . . 135. 397
Lafayette 15. 16. 38 f. 76 f. 87. 252. 383
Laharpe . . . 268
Lally Tolendal 41. 51
Lamballe . 3. 8. 92
Lameth . . . 54
Landau . . . 122
Lanjuinais 116. 117
Lannes 309. 322. 348
Larevellière-Lepaux 198 282. 330
Laroche Jacquelin 128 193
Lavoiſier . . . 148
Lebon 125
Leclerc . . . 377 f.
Lecourbe . 277. 302
Lefebvre . . . 463
Legendre 79. 162. 175 178. 183. 188
Legion, deutſche 386
Lehrbach 260. 276. 279
Leoben 246
Leopold II. . 61. 69
Lepelletier . . . 107
Leſtocq . . . 459 f.
Lichtenau . . . 223
Livorno . . . 237
Lodi 231
Lombard . . . 432
Louis Bonaparte 384 424
— v. Preußen 431. 439
Louiſe, Königin 223 451. 464
Louiſiana . 365. 379
Louvet 102. 133. 196
Luchesini 205. 207. 432
Lucian Bonaparte 333 336. 396
Ludwig XVI. 1 f. 103 f.
— XVII. 169. 184
— XVIII. 193. 218 356
Lübeck 447
Lüttich 191
Lukner . . . 87. 144
Luneville . . . 352
Luxemburg . . 192
Lyon 130. 350. 367

Macdonald 292 f. 352
Mack 111. 288. 290 407 f.
Magdeburg 445. 453
Mahratten . . 379
Mailand 231. 348. 403
Maillard 46. 49. 89
Mainz 98. 121. 261
Malesherbes 3. 105. 146
Malta 309. 329. 350 359. 384
Mamelucken . . 310
Mandat . . . 83
Mantui . 249. 253
Manuel 68. 106. 148
Mantua 61. 233. 244
Marat 46. 93. 102. 114 138. 150
Marceau 128. 171. 239
Marengo . . . 349
Maria Antoinette 1 f. 62. 77. 79. 103. 144
— Thereſia von Parma . . . 218
Markow . 205. 371
Marmontel . . 14
Marsfeld . . . 57
Marſeille 77. 133. 189
Marſeiller . . . 81
Martinowitz . . 222
Maſſena 166. 227. 276 283. 284. 300. 345 346. 348. 411. 422
Maſſenbach . . 446
Maurepas . . 2
Maury . 51. 404
Max Joſeph 217. 276 305. 428
Maximum . . 118
Mediationsacte . 369
Melas 296. 305. 345 f.
Melzi . . 367. 403
Memel . . . 460
Menou 188. 197. 318 321. 328. 366
Merlin . . . 330
Metternich . . 260
Miloradowitſch . 299
Miollis . . . 243
Mirabeau . 26 f.
Modena . . . 371
Momoro 151. 152. 159
Moncey . 346. 348
Montenegro . . 423
Montgelas . . 428
Montmorin . . 91
Moreau 225. 236 f. 256 296. 333. 335. 345 351. 390. 394
Mortier . . . 415
Mounier 29. 49. 51
Müller, Joh. . 450

Seite

Murad 310 f. 325 f.
Murat 197. 325. 337 364. 415. 425. 458
Muſtapha . . . 325
Myſore . . . 323

Nancy . . . 58
Nantes . . . 129
Nappper Tandy 273. 274
Narbonne . . . 70
Nationalverſammlung . . . 28
Neapel 287. 290. 365 421
Necker 4. 16. 20 f. 34 40. 58
Neerwinden . . 111
Nelſon 257. 288. 289 295. 309. 313. 360 363. 412
Nettelbeck . . . 462
Neuenburg . . 425
Niederlande 77. 98. 190 265
Nordamerika 257. 273
Notabeln . . . 16
Novi 299

Ochs 268
Orleans, Herzog v. 8. 19 31. 41. 51. 71. 113 145
Oſtindien 323. 379
Ouvrard . 338. 430

Pache . . 109. 151
Pahlen . . . 361
Paine 202
Palais Royal 9. 31. 34
Palm 429
Paoli 135
Paris . . . 31 f.
Parlament, franz. 4. 18 f.
Parma . . . 365

Seite

Parny 12
Parthenopäiſche Republik . . . 292
Paſſau . . . 371
Paßwan Oglu . 318
Paul I. 221. 275. 304 305. 309. 350. 359 f.
Pauline Bonaparte 377 422
Perſien . . . 220
Petion 58. 64. 67. 70 f. 83 f. 109. 133
Pichegru 122. 164. 188 189. 196. 254. 256 390 f.
Piemont . . . 366
Pillnitz . . . 69
Pitt 201. 257. 398. 423
Pius VI. 244. 283. 306
— VII. 307. 344. 400 f.
Pleß, Fürſt von 453
Polen . 205 f. 458
Polens Theilung, zweite . . . 208
— —, dritte . 215
Polignac 5. 9. 391
Polverel . . . 374
Poniatowski, Joſeph . . 207. 459
Portugal . 315. 365
Potocki . . . 205
Praga 215
Prenzlow . . . 446
Preßburger Frieden 420
Preußen . 261. 431
Prieſtley . . . 202
Provence, Graf v. 8. 21
Pultusk . . . 458
Pyramiden . . 313

Quasdanovich . 235
Quiberon . . . 193

Rapinat . . . 270

Seite

Rapp 317
Raſtadter Congreß 253 259 f. 274. 279
Raynal . . . 14
Reding . 271. 368
Reichsdeputationshauptſchluß . 372
Revolutionstribunal 110
Rewbel 198. 269. 331
Rheinbund . . 425
Rigaud . . 374 f.
Rivoli 243
Robespierre 55. 69. 74 86. 104. 109. 113 f. 142. 154 f.
Rochambeau . . 378
Rohan 10
Roland 74 f. 86. 93 104. 109. 148
—, Madame 74. 80 102. 104. 109. 118. 147
Rom . . 136. 282
Ronſin . . . 141
Rüchel . . . 440 f.
Ruffo 293

Saalfeld . . . 439
Sachſen 436. 445. 466
Sansculotten . . 78
Sauterre 78. 83. 88 f. 127. 336
Sardinien 285. 299
Sartines . . . 37
Savary . . . 392
Savoyen . 99. 230
Scharnhorſt . . 165
Schaumburg . . 269
Scherer . . . 330
Schill 457
Schimmelpenninck 404
Schleſien . . . 453
Schneider, Eul. . 123
Schweden . . . 219
Schweidnitz . . 455
Schweiz 266 f. 278. 368

Seite

Schweizer Garde 84
Schwyz . . . 271
Scindia . . . 380
Sebastiani . . 384
Selim III. . . 370
Semonville . . 186
Septembermorde 89 f.
Sicilien . . . 422
Sidney Smith 134. 321 325 f.
Sieyes 22. 27. 152. 198 332 f.
Sombreuil 91. 194
Spanien 218. 246. 365 388. 399
Staël, Frau v. 21. 70 112. 256. 342
Stanislaus Poniatowski . 207. 216
Steiger . . . 269
Stephanie . . 421
Stockach . . . 277
Stoffiet 126. 198. 199
Straßburg 123. 154
Subow . . . 361
Suchet 346
Suez 319
Suwarow 214 f. 280 296 f.
Syrien . . . 320

Tabor 322
Talleyrand 52 f. 113 257. 259. 311. 334 355. 370. 425
Tallien 105. 132. 175 f. 194. 196
Targowitz, Conföderation von 206
Tarvis . . . 245
Tauenzien . . 441
Thermidor, der 9. 177 f.
Theroigne 47. 78. 85. 117
Thugut 163. 192. 281 300. 316
Tilsit 464
Tippu Saib 308. 323
Tirol 245
Toscana . 296. 352
Toulon . 173. 189
Touſſaint Louverture . . . 375 f.
Trafalgar . . . 412
Trianon . . . 3
Tricolore . . . 39
Türken . 220. 317
Tuilerien . . . 83
Turgot . . . 3

Ulm . . 407. 411
Ungarn . . . 222
Unterwalden . . 272

Vadier 176. 177. 188
Valmy 96
Vandamme . . 453
Varennes . . . 63
Vendée 125 f. 198
Venedig 233. 249 f. 307
Vergennes . . 24
Vergnaud 68. 80. 101 104. 106. 115. 147
Vermont . . . 17
Verona . . . 240
Verſailles 25 f. 48
Veto 45
Victor Amadeus 280
— Emanuel . 366
—, Marſchall 134. 457
Villeneuve 315. 403. 404 412

Wallis . . . 272
Wallmoden 190. 386
Warſchau . . . 212
—, Großherzogthum . . . 466
Wartensleben . 239
Waſhington . . 342
Weimar . . . 439
Wellesley 323. 379
Weſtermann 83. 127 144. 161
Weſtphalen, Königreich . . 466
Wien 415
Wilhelm v. Heſſen 436
Wimpfen . . . 124
Wohlfahrtsausſchuß . . . 113
Wolf Tone . . 273
Wrede 305. 419. 454
Württemberg 237. 265 372. 409. 421. 427
Würzburg . . . 239
Wurmſer 110. 122 235 f.

York, Herzog v. 123 164. 189. 303

Zaſtrow . . . 432
Zürich . . 279. 300

Buchdruckerei Plauen

Berichtigungen.

Zu Band X. Seite 47 Zeile 14 von oben lies: seiner. S. 52 Z. 10 v. unten l. den Urverſammlungen. S. 195 Z. 3 v. o. l. zerſtreut ſtatt zerſtört. S. 202 Z. 15 v. o. l. Abklärung ſt. Aufklärung. S. 207 Z. 10 v. o. l. Nur ſt. Nun. S. 222 Z. 9 v. u. del. das beleidigte. S. 228 Z. 10 v. u. l. müſſen ſt. dürfen. S. 139 Z. 14 v. o. l. Quarré. S. 265 Z. 2 v. u. l. verweiſchen ſt. vermiſchen. S. 281 Z. 2 v. o. l. von ſt. gar. S. 298 Z. 11 v. o. l. Apenninen. S. 301 Z. 1 v. o. l. Stich. S. 304 Z. 4 v. u. l. hinabgezogen. S. 327 Z. 13 v. o. l. Quarrés. S. 367 Z. 8 v. o. del. das Komma. S. 393 Z. 2 v. u. del. jedoch.

Nachträgliche Berichtigungen.

Zu Band I. S. 66 Z. 10 v. o. l. Anubis. S. 422 Z. 13 v. u. l. Göttin ſt. Halbgöttin. Z. 8 v. u. l. Leukippe. S. 427 Z. 5 v. u. l. der ſt. dem.

Zu Band II. S. 323 Z. 2 v. o. l. ein gewiſſer.

Zu Band III. S. 3 Z. 14 v. u. l. drei ſt. die.

Zu Band IV. S. 26 Z. 4 v. o. l. Charaktere. S. 252 Z. 1 v. o. l. wurden ſt. wurde. Daſelbſt Z. 11 v. o. l. den Moallakat.

Zu Band V. S. 17 Z. 13 v. o. l. Blaatand. S. 429 Z. 9 v. o. l. brittiſche ſt. bibliſche. S. 447 Z. 6 v. u. l. aller ſt. alter.

Allgemeine Weltgeschichte.

Elfter Band.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

Stadt
Bücherei
Plauen

Allgemeine
Weltgeſchichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Elfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

53 – 5533
D 20.12.67
11.1.68
Dk
Allg. Geol.: Allg. Dauk.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

schen folgten nach; die französischen Moden verfielen in abscheuliche Unnatur, und die Deutschen folgten nach. Man legte den freien Hals unter ein Halstuch, die starken Hände unter schwerfällige Manchetten, wie unter Fesseln. Statt des natürlichen Haares setzte man ungeheure Perüken auf. Schon im 15ten und 16ten Jahrhundert hatte man große Kleiderpracht und wechselnde Moden geliebt, aber erst im dreißigjährigen Kriege kamen jene scheußlichen Trachten auf, denen bald noch tollere folgten. Dergleichen Erscheinungen sind nicht unbedeutend, denn Kleider zeugen immer vom Geist und Sinn derer, die sie tragen, und man kennt jedes Volk und jede Zeit an ihrer Tracht.

Eben so abgeschmackt, undeutsch und verderblich war das höfliche Betragen oder die Etikette, die von Spanien und Frankreich an die deutschen Höfe überging, und bald von allen Ständen nachgeahmt wurde. An die Stelle der alten Zutraulichkeit und einfachen Anrede traten umständliche, unsinnige Titulaturen und künstliche Redensarten einer kriechenden Demuth und Schmeichelei, und tiefe Bücklinge, sklavische Complimente. Sie bewirkten bei denen, welche sie empfingen, lächerliche Hoffarth und Eitelkeit, und bei denen, welche sie zollen mußten, Scheinheiligkeit, Sklavensinn und Niedertracht. Indeß waren die äußern Zeichen einer türkischen Sklaverei ärger, als die Sache selbst. Es geschah mehr aus Artigkeit, als aus Zwang, daß man sich so wegwarf.

Kapitel CCCCXXIX.

Die Bürger.

Bis zum dreißigjährigen Kriege blühten die deutschen Städte noch in der alten Kraft, und wenn auch die Hansa schon in Verfall gerieth, so genoß sie doch des

Inhalt des elften Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Napoleon auf der Höhe ſeiner Macht 1

Das Continentalſyſtem. S. 1. Deutſchland in der tiefſten Erniedrigung. S. 8. Türkiſche Revolution. S. 19. Schwediſche Revolution. S. 24. Der Erfurter Congreß. S. 30.

Zweites Buch. Volkserhebung in Spanien 36

Godoy. S. 36. Bayonne. S. 43. Volkserhebung in Spanien. S. 51. Napoleon in Spanien. S. 62. Die Guerillas. S. 72.

Drittes Buch. Oeſterreichs letzte Erhebung und Niederlage 78

Oeſterreichs Ermuthigung. S. 78. Aſpern und Wagram. S. 86. Die Tiroler. S. 93. Schill und der Herzog von Braunſchweig. S. 108

Viertes Buch. Napoleon vor dem Falle 114

Erniedrigung des Papſtes. S. 114. Marie Louiſe. S. 121. Erweiterung des franzöſiſchen Reichs. S. 127. Frankreichs Vaſallen. S. 132. Oeſterreich und Preußen in Noth. S. 139. Erſchütterungen im Norden und Oſten. S. 145.

Fünftes Buch. Wellington in Spanien 152

Wellington und Soult. S. 152. Die Cortes. S. 159. Niederlage der Franzoſen in Spanien. S. 165.

Sechſtes Buch. Der ruſſiſche Winter 173

Die große Armee. S. 173. Die ruſſiſchen Rüſtungen. S. 178. Smolensk und Borodino. S. 187. Moskau. S. 194. Untergang der großen Armee. S. 204.

Seite

Siebentes Buch. Der preußische Frühling 215

York. S. 215. Die preußischen Rüstungen. S. 221. Napoleons neue Rüstungen. S. 226. Wiederbeginn des Kampfes. S. 231. Die Schlacht bei Bautzen. S. 239. Der Waffenstillstand. S. 245.

Achtes Buch. Die Völkerschlacht bei Leipzig 252

Der Prager Congreß. S. 252. Der Kampf um Dresden. S. 261. Blücher und Bülow. S. 270. Napoleons Unentschlossenheit. S. 274. Der Kampf um Leipzig. S. 280. Napoleons Flucht über den Rhein. S. 290.

Neuntes Buch. Napoleons Sturz 297

Napoleons Hartnäckigkeit. S. 297. Der Feldzug von 1814. S. 302. Einzug der Alliirten in Paris. S. 311. Napoleons Absetzung. S. 316. Der erste Pariser Frieden. S. 324.

Zehntes Buch. Europas Neugestaltung im Jahr 1815 . . 335

Der Wiener Congreß. S. 335. Die Wiederherstellung der Bourbons. S. 343. Die hundert Tage. S. 347. Waterloo. S. 356. Blücher in Paris. S. 365. Der zweite Pariser Frieden. S. 370.

Elftes Buch. Zuckungen in den romanischen Reichen . . . 377

Die Restauration in Frankreich. S. 377. Die Revolution in Spanien. S. 387. Die Revolution in Neapel und Piemont. S. 392. Ende der spanischen Revolution. S. 400. Portugal. S. 408.

Zwölftes Buch. Die griechische Revolution 413

Die Hetärie. S. 413. Die Philhellenen. S. 420. Canning. S. 435. Nicolaus. S. 442. Der russisch-türkische Krieg. S. 450. Der Frieden von Adrianopel. S. 456.

Erſtes Buch.

Napoleon auf der Höhe ſeiner Macht.

1.

Das Continentalſyſtem.

Frankreich lag nach Napoleons ſiegreicher Rückkehr und als er einen ganzen Wald von eroberten preußiſchen Fahnen vor den erſtaunten Pariſern entfalten ließ, gleichſam nur noch anbetend vor ſeinen Füßen. Den Großen, den Unerreichbaren, Unüberwindlichen würdig zu preiſen, fehlten ſchon die Worte. „Napoleon, ſagte Seguier als Präſident des Appellationsgerichts, ſteht jenſeits der menſchlichen Geſchichte, er gehört der Heroenzeit an, er überragt die Bewunderung ſelbſt, nur die Liebe kann ſich zu ihm aufranken.“ Napoleon ſelbſt wollte dem Andenken ſeiner neuen Siege wieder ein großartiges Bauwerk in Paris widmen und befahl, die alte Magdalenenkirche abzubrechen und an ihre Stelle einen Tempel des Ruhms zu bauen, eine Art Walhalla für ſeine Waffengefährten.

Um den Glanz zu vermehren, der ſeinen Thron umſtrahlte, gründete Napoleon einen neuen Adel. Alle Großwürdenträger des Reichs wurden zu Fürſten (Prinzen) erhoben, die erſtgebornen Söhne derſelben, auch Marſchälle und Miniſter zu Herzogen, die

nachgebornen Söhne derſelben und ſämmtliche Miniſter, Senatoren, Staatsräthe zu Grafen, die Präſidenten, die Mairés von 37 guten Städten und andere verdiente oder begünſtigte Männer zu Baronen. Sie erhielten bedeutende Dotationen. Napoleon ſagte zu den Marſchällen, ſie ſollen ſich des Raubens in den eroberten Ländern enthalten, er ſelbſt wolle ihnen mehr ſchenken, als ſie rauben könnten. Doch erhielten nur wenige neue Fürſten die Souverainetät, oder wenigſtens die Dotationen in den Ländern wirklich, nach denen ſie benannt wurden, wie Murat als Großherzog von Berg, Berthier als Fürſt von Neuſchatel. Die meiſten erhielten die Namen von den Orten, an welche ſich ihr kriegeriſcher Ruhm knüpfte, und ihre Dotation lag meiſt außerhalb Frankreich in den eroberten Ländern, worin zugleich die Aufforderung für ſie lag, noch ferner für die Erhaltung dieſer Länder zu kämpfen. So Lefebvre als Herzog von Danzig, Maſſena als Herzog von Rivoli, Davouſt als Herzog von Auerſtädt, Lannes Herzog von Montebello, Ney Herzog von Elchingen, Kellermann Herzog von Valmy. Lannes bekam von Napoleon eine Dotation, die ihm jährlich 328,000 Franken eintrug, und eine Million baar dazu, Davouſt 410,000 Franken Einkünfte und ſo alle mit wenig Unterſchied. Auch die Geringern wurden bedacht; nach dem preußiſchen Feldzug vertheilte Napoleon 6 Millionen an die Offiziere, 12 an die Unteroffiziere und Gemeinen. Unter den neuen Grafen erſchien auch Sièyes, derſelbe, der durch ſeine Schrift über den dritten Stand der Revolution den erſten Impuls gegeben und die Abſchaffung des alten Adels veranlaßt hatte. Unter den Baronen und decorirt mit Napoleons Orden erblickte man jenen gräßlichen Jakobiner, der nur noch die rothe Farbe hatte brauchen wollen, den Königsmörder David, der früher Marats Tod gemalt und jetzt eben Napoleons Krönung in einem großen Prachtbilde dargeſtellt hatte.

Damals ſchaffte Napoleon auch vollends den Tribunat ab, welcher, obgleich auf 50 Mitglieder beſchränkt, ihm doch immer noch eine Oppoſition zu ermöglichen ſchien. Er wollte gar keinen Widerſpruch mehr aufkommen laſſen.

Talleyrand, nicht zufrieden mit dem Fürſtenthum Benevent, wollte nicht mehr Miniſter bleiben, ſondern Großwürdenträger werden. Napoleon machte ihn zum Vice-Großwähler und Berthier zum Vice-Connetable, wogegen Champagny das auswärtige Miniſterium übernahm. Napoleon war aber darüber ſehr ärgerlich und Talleyrand fiel in Ungnade, allein der ſchlaue Hofmann wußte ſich die Gunſt ſeines Herrn wieder zu erwerben, indem er ſeine Pläne auf Spanien unterſtützte und dadurch ſeinem geheimſten Ehrgeiz ſchmeichelte.

Alles in Frankreich gehorchte dem damals Allmächtigen mit einer Hingebung, die von der Mehrheit aufrichtig gemeint war, weil die Franzoſen in ihrem großen Kaiſer ſich ſelbſt geehrt fühlten, mit dem Bewußtſeyn der „großen Nation," und ſich auch materiellen Wohlſtandes und Verbeſſerungen aller Art erfreuten. Selbſt das Continentalſyſtem war für Frankreich minder drückend, als für die Nachbarſtaaten, denn Napoleon brachte aus den eroberten Ländern ungeheure Geldſummen nach Frankreich und gab damit der Induſtrie den großartigſten Aufſchwung, die dann wieder ihren Markt in dem unterworfenen Europa fand. Die Armen wurden durch Bauten beſchäftigt, die in immer größerem Maßſtabe ausgeführt wurden, beſonders von Straßen, Canälen, Brücken, Schlöſſern, Trocknung von Sümpfen, Erweiterung der Häfen und Schiffswerften, Errichtung von öffentlichen Gebäuden für die verſchiedenſten Zweige der Civil- und Militärverwaltung, Hoſpitäler, Schulen, Verſchönerung der Städte, insbeſondere der Hauptſtadt, Errichtung von Denkmälern des Ruhms ꝛc. Eben ſo muſterhaft war die innere Ordnung des großen Reichs. Um dieſe Zeit wurden alle neuen von Napoleon veranlaßten und durch die geſchickteſten Fachmänner ausgeführten Geſetze im Code Napoléon vereinigt, den auch Italien, Holland und ſelbſt einige Rheinbundſtaaten annahmen. Die große Einfachheit und Klarheit dieſes Coder und noch mehr das darin durchgeführte Princip der Gleichheit aller vor dem Geſetz gereichten ihm zur verdienten Empfehlung.

Auch im Schulweſen drang Napoleon auf das Einfache, Klare,

Praktiſche und verwarf die unnütze Vielwiſſerei, die ſich gerade damals in die deutſchen Schulen bis in die Volksſchule hinab einzumiſchen anfing. Nur der Univerſität und den höhern Unterrichtsanſtalten für Specialfächer behielt er umfaſſende Studien vor, für die niedern und Mittelſchulen ließ er nur das Nothwendige in präciſer Kürze gelten. Seine Soldaten, ſeine Arbeiter ſollten wenig, aber das Wenige gut und ganz wiſſen. Die von ihm in Paris neugegründete Univerſität und das „Inſtitut," welches er an die Stelle der alten Akademie ſetzte, wurden von ihm verſchwenderiſch ausgeſtattet. Ebenſo die wiſſenſchaftlichen Sammlungen aller Art. Unter den Gelehrten ſtanden ihm die Mathematiker und Naturforſcher am nächſten und erfreuten ſich ſeiner hohen Gunſt. Von den Philoſophen und philoſophirenden Bearbeitern der Erfahrungswiſſenſchaften wollte er nichts wiſſen und nannte ſie verächtlich Ideologen, ein Name, mit dem er die deutſchen Gelehrten faſt insgeſammt abfertigte. Die Geſchichtſchreibung konnte unter ihm nicht blühen, weil ſie wenig wahr ſeyn durfte. Auch die Dichtkunſt des damaligen Frankreich war von geringem Belang und blieb weit hinter der Poeſie der Wirklichkeit zurück. Napoleon und ſeine Thaten fanden auch nicht einen einzigen ihrer würdigen Sänger. Die größte literariſche Berühmtheit war in dieſer Zeit männlicher Thaten ein Weib, Frau von Staël, die Napoleon wegen ihres eiteln Raiſonnements und wegen der kleinen Salonintriguen, mit denen ſie ſich für ſeine Verachtung zu rächen ſuchte, aus Frankreich verbannte.

Für die bildenden Künſte war Paris unter Napoleon ein Centralpunkt, wie ihn die Welt vielleicht nie wieder finden wird, ein wahres heiliges Mekka, nach dem die Kunſtbefliſſenen aus allen Weltgegenden pilgerten. Schon unter dem Convent und Directorium waren die herrlichſten Kunſtwerke aus den Niederlanden, Italien und Deutſchland als Beute nach Paris geſchleppt, ſeitdem aber noch von Napoleon theils durch neuen Raub, theils durch Kauf anſehnlich vermehrt und im Musée Napoléon zur Bewunderung der Einheimiſchen und Fremden aufs vortheilhafteſte ausgeſtellt worden. Inzwiſchen wirkte der Anblick ſo vieler alter Meiſterwerke noch nicht be-

lebend auf die franzöſiſchen Künſtler ſelbſt ein, die vielmehr, wie die Dichter, noch in einer ziemlich oberflächlichen und conventionellen claſſiſchen Manier verharrten.

In Bezug auf England dauerte das von Napoleon beliebte Continentalſyſtem in ſeiner ganzen Strenge fort. Die Engländer verordneten 1807, jedes neutrale Schiff, welches Waaren nach Frankreich oder einem andern Punkt der im Continentalſyſtem begriffenen Staaten bringen wolle, müſſe zuvor in einem engliſchen Hafen anlegen und ſich gegen eine Abgabe legitimiren laſſen. Man bemerkte, daß die ſtolzen Nordamerikaner ſich dieſem ſcheinbar demüthigenden Geſetz gerne unterwarfen, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielten, unter ihrer neutralen Flagge einen einträglichen Handel mit engliſchen Waaren zu treiben. Die Engländer ſelbſt aber verfälſchten oft ihre Certificate und zogen die nordamerikaniſche Flagge auf, um unter dem Schutz derſelben ihre Waaren ſelbſt in continentale Häfen zu bringen. Napoleon empfing das engliſche Decret, als er gerade in Mailand verweilte, und wurde dadurch ſehr erbittert. Er erwiderte es durch das Mailänder Decret vom 17. Dezember, worin er alle neutralen Schiffe für confiscirt erklärte, welche ſich jenem engliſchen Gebot unterwerfen würden. Er war zu einſichtsvoll, um nicht die Unnatur des Continentalſyſtems einzuſehen. Er legte durch die ungeheure Vertheuerung der Colonialwaaren den daran gewöhnten Bevölkerungen einen unleidlichen Zwang auf. Aber er hielt dieſen Zuſtand nicht für unerträglich, weil er ihn nur als einen proviſoriſchen auffaßte, und ſelbſt die größte Uebertreibung des Syſtems, zu der er raſch fortſchritt, hatte nur den Zweck, die Beſeitigung des Uebels zu beſchleunigen, denn er hoffte dadurch die Engländer ſchneller zum Nachgeben zu zwingen. Die Engländer aber übertrafen ihn noch an Hartnäckigkeit und ſuchten ihm ſein eigenes Syſtem unerträglich zu machen, damit er davon abſtehe und ihnen nachgebe. In der That trug Napoleon nicht allein die Schuld, der rückſichtsloſe Egoismus der Engländer darf dabei nicht vergeſſen werden. Mit Recht verglich ein däniſcher Dichter in einer Schilderung des Copenhager Brandes die blaue Flagge Englands mit

der ſchamloſen und immer nach Beute lechzenden Doppelzunge der Schlange.

Etwas anders wie das Continentalſyſtem iſt das Benehmen Napoleons gegen den Papſt aufzufaſſen. Da der Vortheil für Napoleon, Herr in Rom zu ſeyn und die Häfen von Ancona und Civita vecchia den Engländern zu verſchließen, offenbar viel kleiner war, als der Nachtheil, mit dem Papſt in Feindſchaft zu gerathen und dadurch die Sympathien aller gläubigen Katholiken von ſich abzuwenden, ſo darf man nicht in der ſtrengen Conſequenz des Continentalſyſtems die Urſachen ſuchen, aus denen Napoleon den Knechtungsverſuch am Papſte machte. Der Grund lag vielmehr in den Conſequenzen des Cäſaropapismus, und vielleicht in der Erwägung, wie beneidens- und nachahmungswürdig Kaiſer Alexander ſey, ſofern er nicht nur den Staat, ſondern auch die Kirche ſeines weiten Reiches beherrſchte.

Wir ſahen, wie der arme alte Papſt Pius VII. vom Cardinal Feſch durch Lügen nach Paris gelockt, wie er dort nur zu Napoleons Zwecken benutzt und mit wenig Achtung behandelt worden und von allem, was er durch Napoleons Huld zu erreichen hoffte, nichts erlangt hatte. Er ſollte nun ſogar noch von dem verlieren, was er beſaß. Weit entfernt, ihm Ferrara und Bologna zurückzugeben, ließ Napoleon neuerdings auch noch Ancona beſetzen, 6. Nov. 1805. Sodann dehnte er das franzöſiſche Concordat auf Italien aus und entzog dadurch dem Papſt ſein herkömmliches Anſehen über die italieniſchen Biſchöfe. Ferner verlangte er während der Kriege von 1805 und 1806, der Papſt ſolle keinen Engländer und keinen Ruſſen in ſeinen Staaten dulden. Zum erſtenmale ſchrieb er dem Papſt: „Ew. Heiligkeit ſind Souverain in Rom, ich bin aber Kaiſer dort und alle meine Feinde müſſen die Ihrigen ſeyn.“ (Brief vom 13. Febr. 1806.) Er erklärte ſich demnach zum weltlichen Lehnsherrn des Papſtes. Pius erwiderte: „es gibt keinen Kaiſer in Rom, es gibt nur einen römiſchen Kaiſer und dieſer Titel gehört nur dem deutſchen Kaiſer.“ Dieſe häkliche Correſpondenz hat vielleicht dazu beigetragen, die Errichtung des Rhein-

bundes und Vernichtung des deutſchen Kaiſertitels zu beſchleunigen. Um gleichwohl Napoleon nicht zu erzürnen, bat der Papſt die Engländer und Ruſſen, ſeine Staaten zu verlaſſen. Napoleon aber ließ ſich nicht beſchwichtigen und befahl nun auch Civita vecchia zu beſetzen, im März. Ueber den Beſitz der Fürſtenthümer Benevent und Ponte Corvo war alter Streit zwiſchen Rom und Neapel. Napoleon entſchied den Streit jetzt, indem er das eine Fürſtenthum an Talleyrand, das andere an Bernadotte verſchenkte. Weiter ließ Napoleon den Papſt bedrohen, wenn er nicht folgende Forderungen bewillige: Krieg gegen England, Aufhebung aller Klöſter in Italien, Creirung von 30 franzöſiſchen Cardinälen, damit die Franzoſen im Conclave das Uebergewicht bekämen, Anerkennung des franzöſiſchen Concordats für Italien, canoniſche Aufhebung der Ehe Jeromes mit der Miß Patterſon und Anerkennung ſeiner Ehe mit der Prinzeſſin Katharine von Württemberg. Der letztern Forderung würde der Papſt ohne Zweifel genügt haben, wenn er nicht vorgezogen hätte, von nun an alles zu verweigern, weil er doch niemals mehr hoffen konnte, den unerſättlichen Forderer zu befriedigen. Napoleon ließ nun die Legationen Urbino, Macerata und Ancona, endlich am 2. Februar 1808 unter General Miollis Rom ſelbſt beſetzen und alle Cardinäle, von denen er glaubte, ſie ſeyen nicht napoleoniſch geſinnt, gewaltſam aus Rom entfernen. Auch ließ Miollis die wenigen Truppen des Papſtes Napoleon den Eid der Treue ſchwören und die Offiziere, die ſich weigerten, verhaften. Doch wurde die Perſon des Papſtes damals noch nicht angetaſtet.

Ein ähnliches Schickſal wie den Kirchenſtaat traf auch Hetrurien. Die Königin Wittwe Marie Louiſe, die hier für ihren unmündigen Sohn regierte, wurde beſchuldigt, Livorno dem engliſchen Handel geöffnet und heimlich mit dem Papſt und der Königin Karoline in Sizilien intriguirt zu haben. Miollis nahm ſchon am 30. Auguſt 1807 von Toscana Beſitz. Aus Rückſicht für Spanien aber ließ Napoleon die arme Königin nicht ohne Entſchädigung, ſondern verſprach ihr einen Theil von Portugal für ihren Sohn.

Napoleon ſelbſt kam im November 1807 nach Mailand, von wo aus er das ſchon erwähnte Decret gegen England ſchleuderte, und nach Venedig, wo man ihm prächtige Feſte gab. Unterwegs in Mantua ſprach er ſeinen Bruder Lucian, den er von Rom hatte rufen laſſen, und verſuchte abermals, ihn zu einer Scheidung von ſeiner bürgerlichen Frau zu bewegen, die Bedingung, ohne die er ihn nicht zum kaiſerlichen Prinzen machen konnte. Aber Lucian weigerte ſich und ſoll bei dieſem Anlaß ſeinen Bruder gewarnt haben, ſeine Eroberungen nicht immer mehr ins Ungeheure auszudehnen, weil doch das Kriegsglück einmal wechſeln könne. Napoleon führte ihn ans Fenſter, zeigte zum Taghimmel hinauf und frug ihn: ſiehſt du dort den Stern? Lucian ſah nichts, aber Napoleon ſagte: ich ſehe ihn und ſo lange ich ihn ſehe, verläßt mich das Glück nicht. Lucian zog ſich die Ungnade ſeines mächtigen Bruders in dem Grade zu, daß er drei Jahre ſpäter lieber Italien ganz verließ und ſich nach Amerika einſchiffte. Die Engländer fingen ihn unterwegs auf und brachten ihn nach London, wo er mit Achtung aufgenommen wurde. Er blieb in England und ſah als glücklicher Familienvater in philoſophiſcher Ruhe den Ereigniſſen auf dem Feſtlande zu. — Gleichſam um die Italiener dafür zu entſchädigen, daß er ſo viele ſeiner Miniſter und Marſchälle zu italieniſchen Herzogen gemacht hatte, machte Napoleon auch den Mailänder Melzi, der ihm zuerſt an der Brücke von Lodi die Schlüſſel von Mailand überbracht und bisher ſtets ſein dienſtfertiges Werkzeug, namentlich auch gegen den Papſt geblieben war, zum Herzog von Lodi.

2.

Deutſchland in der tiefſten Erniedrigung.

Preußen glich nach dem Frieden von Tilſit einem Schwerverwundeten, dem mehr als eines ſeiner Glieder abgeſchlagen iſt und dem noch des Feindes Waffe ſelbſt im Leibe ſteckt, ſo daß er ſich nicht rühren, noch aufrichten kann. Beträchtliche franzöſiſche

alten Reichthums. Erſt jener ſchreckliche Krieg verzehrte den Wohlſtand aller Städte und entvölkerte ſie. Nachher konnten ſie ſich nie wieder recht erholen. Der Welt- und Seehandel ward ihnen durch die Entdeckung Amerikas, die freie Rheinſchiffahrt durch die Holländer entriſſen. Nur auf den Binnenhandel beſchränkt, erhoben ſich nach und nach wieder die Städte Hamburg, Lübek, Bremen, Stettin, Magdeburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurth, Augsburg und Baſel zu größerem Verkehr. Die meiſten alten Reichsſtädte blieben arm und menſchenleer, ein bloßer Schatten von dem, was ſie früher geweſen. Nur die Reſidenzen und ſolche Städte, worin große Staatsanſtalten errichtet wurden, Feſtungen, Kreisſtädte, Univerſitätsſtädte kamen aus der Niedrigkeit empor. Die Reichsſtädte behielten zwar die alte Verfaſſung, aber der Geiſt war von ihnen gewichen. Die Landſtädte verloren immer mehr ihre Privilegien und kamen unter die Gewalt der Landesregierungen.

Aller Ruhm und alles Glück des Handels und Gewerbfleißes kam in die Hände der Holländer. Was Deutſchland im Großen nicht mehr vermochte, leiſtete dieſes vom Reich abgeſonderte doch immer noch deutſche Ländchen für ſich allein. Eine Zeitlang beherrſchten die Flotten der Holländer alle Meere, und gründeten große Colonien in Oſtindien, Südafrika, Südamerika und auf vielen Inſeln.

Schon früher kamen von Spanien, nachher von Holland aus die ſ. g. Colonialwaaren, die Erzeugniſſe der neu entdeckten Welttheile nach Deutſchland, und durch ſie bewirkten die Kaufleute und der Bürgerſtand eine eben ſo große Veränderung in den Sitten, als der Adel durch ſeine Hofmanieren. Sie brachten uns Gewürze, Zucker, Kaffee, Thee, Tabak, Baumwolle, fremde Hölzer, Arzneimittel, Gold, Silber und Edel-

Armeen hielten noch das Land beſetzt und ſollten auch bleiben, bis die ungeheure Contribution bezahlt ſeyn würde. Bis dahin ſollten auch die zahlreichen preußiſchen Gefangenen nicht zurückkehren dürfen und ſie blieben wirklich noch zwei Jahre lang bis 1809 in Frankreich. Berlin und Potsdam waren die Reſidenzen franzöſiſcher Marſchälle und Hauptwaffenplätze für den Feind geworden; die königliche Familie konnte nicht daran denken, dahin zurückzukehren, und blieb in Memel, ſpäter in Königsberg. Der Feind zog alle Steuern ein, raubte alle Caſſen aus, ſelbſt die Bank, die Wittwen- und Waiſencaſſen, die Stiftungscaſſen der Kirchen und Schulen. So ganz ausgeplündert, konnte das Volk die Contribution nicht aufbringen. Der König ſchickte daher ſeinen Bruder, Prinz Wilhelm, nach Paris, um Napoleon zur Schonung zu bewegen, aber lange vergebens, bis erſt die Verwicklungen mit Spanien den letztern veranlaßten, etwas gelindere Saiten aufzuziehen. Doch erreichte der Prinz nicht weiter, als daß die Contribution auf 140 Millionen herabgeſetzt, dagegen aber alles Guthaben Preußens im Herzogthum Warſchau im Betrag von 20 Millionen geſtrichen wurde. Die ſämmtlichen Beamten im vormaligen preußiſch Polen wurden ohne Entſchädigung vertrieben, fielen daher jetzt dem verarmten Preußen doppelt zur Laſt (eine übrigens nicht ganz ungerechte Strafe für die frühere Mißhandlung Polens). Thiers hat ſpäter ausgerechnet, daß Napoleon von der Schlacht bei Jena bis zum Herbſt 1808 aus Preußen und den nächſten von ihm eroberten norddeutſchen Gebieten nahezu 600 Mill. Franken gezogen habe, nämlich 296 Mill., die im Herbſt 1808 ſchon verausgabt waren, 160 Mill., die er damals noch in der Caſſe hatte und die 140 Mill., die Preußen noch nicht vollſtändig bezahlt hatte und erſt durch Anleihen decken mußte. Die Noth in Preußen wurde noch vermehrt durch den Umſtand, daß alles ſchwere Silbergeld, die guten alten „harten Thaler“ ſchon weggenommen waren oder noch hergegeben werden mußten, indeß alle ſchlechte kleine Münze aus den abgetretenen Provinzen in die alten zurückſtrömte. Die preußiſche Regierung ſah ſich durch das Zuſtrömen der Münze gezwungen, ſie zu redu-

ciren und endlich ganz aufzukaufen und einzuſchmelzen. Die Engländer aber verfehlten nicht, auch noch von dieſem äußerſten Unglück Preußens Profit zu nehmen, und vermehrten die ſchlechte Münze noch durch die, welche ſie in London prägen ließen und in Maſſe einſchmuggelten.

Gleichwohl gedieh Preußen in dieſer Unglückzeit zu ſeiner moraliſchen Wiedergeburt. Nach dem Tilſiter Frieden umgab ſich Friedrich Wilhelm III. mit patriotiſchen und fähigen Männern. Das auswärtige Amt leitete anfangs Zaſtrow. Für das Heerweſen waren ſchon Leſtocq und Blücher thätig geweſen; ſobald es der Frieden erlaubte, wirkte Gebhard David von Scharnhorſt als Kriegsminiſter auf daſſelbe in einer Weiſe ein, die allein im Stande war, die herabgekommene Armee wiederherzuſtellen und mit einem neuen Geiſte zu erfüllen. Scharnhorſt war ein Hannoveraner, derſelbe, der ſich im Jahre 1796 bei der Belagerung von Menin ausgezeichnet hatte. Seit 1801 in preußiſchen Dienſten, war er im letzten Kriege mit Blücher in Lübeck gefangen worden. Obgleich ihm der Vertrag mit Napoleon verbot, das preußiſche Heer über 42,000 Mann zu vermehren, ſo erreichte er dennoch durch einjähriges Einexerciren der Recruten, die er im nächſten Jahre durch neue erſetzte, daß er in drei Jahren ein dreimal ſtärkeres Heer für den Nothfall bereit hatte. Zugleich ließ er in allen Werkſtätten und mit ſo wenig Aufſehen als möglich den ungeheuren Verluſt an Geſchütz und Waffen aller Art erſetzen, Feſtungsgeſchütz von Erz in Feldgeſchütz umgießen und unvermerkt durch eiſernes erſetzen ꝛc. Die entehrende Prügelſtrafe wurde abgeſchafft, und alles gethan, im Soldatenherzen die wahre Ehre zu erwecken. Dazu bedurfte es keiner Nachhülfe, die Nation fühlte ſelbſt, was ihr Noth thäte. Blüchers und Schills Bildniſſe waren überall verbreitet, bis in die Hütten, und beurkundeten die Stimmung. Im Februar 1808 wurde ein Ehrenreinigungstribunal niedergeſetzt, vor dem ſich alle Offiziere in Betreff ihrer Gefangennehmung, Flucht oder der unter ihren Augen erfolgten Verluſte zu rechtfertigen hatten. Dieſes Gericht ſäuberte die Armee von vielem Unrath. Statt Anciennität

und adeliger Geburt sollten fortan einzig Verdienst und Befähigung zu höheren Stellen befördern. Das Werbesystem hörte auf, jeder Waffenfähige sollte auch waffenpflichtig werden, der stehenden Armee eine Landwehr als Reserve dienen. Neben Scharnhorst wirkten bei der Wiedergeburt des Heeres Gneisenau, Grolmann, Boyen, Borstell und Clausewitz mit.

An die Spitze der Civilverwaltung trat Freiherr Karl von und zum Stein, ein Nassauer, aber schon länger im preußischen Finanzdienst. Dieser kräftige Charakter wirkte mehr durch den patriotischen Geist, den er den Behörden einflößte, als durch Gesetze, denn sowohl die letzte Emancipation der Bauern vom Adel, als die Wiederherstellung einer verhältnißmäßigen Anatomie der Stadtgemeinden, die Stein bewirkt, vermochten die wahre alte Kraft und Sitte des Bauern- und Bürgerstandes doch nicht herzustellen. Steins Gesetze befreiten den Bauer vollends von den Ueberresten der Adelsgewalt, hinderten aber nicht, daß fortan Justizcommissäre, niedere Finanzbeamte und Juden den armen Bauer ausbeuteten. Eben so wenig war die neue Städteordnung ein Ersatz für das alte Gemeindewesen wohlhabender und sittenreiner Städte. Die Aufhebung des Zunftwesens, das man nur hätte reformiren sollen, die Einführung des Patentwesens und unbeschränkter Concurrenz, der Wegfall jeder sittlichen Controle, die einst im Innungswesen lag, zerstörten den Rest des guten alten Bürgerthums. Indem man aber dem Adel das Vorrecht auf großen Güterbesitz entzog, bemächtigten sich die Juden des Güterhandels. Das Gesetz, welches die Bauern emancipirte, war datirt vom 9. Oct. 1807, die Aufhebung der Zünfte vom 24. Oct. 1808, die Städteordnung vom 19. Nov. 1808.

Der bedenklichste Mißgriff war die am 16. Dez. 1808 vom König willkürlich verfügte Aufhebung sowohl des lutherischen Oberconsistoriums und sämmtlicher Provinzialconsistorien, als auch des reformirten Kirchendirectoriums, und die Unterstellung der Kirchengewalt unter das Ministerium des Cultus, als eine Section desselben. Diese Maaßregel sollte die Union beider evangelischer Kirchen vorbereiten, womit sich der König schon lange trug. Die Gebildeten hatten

eigentlich keinen Glauben mehr. Aber die gottentfremdete Schule ſelber begann jetzt Front zu machen gegen daſſelbe Frankreich, von dem ſie allein ihre Weisheit urſprünglich hergeholt hatte. Der damalige Modephiloſoph Fichte, der kaum noch das Princip der franzöſiſchen Revolution gerechtfertigt hatte, weckte jetzt in ſeinen berühmten „Reden an die deutſche Nation“ ein ſchönes und feuriges Gefühl für vaterländiſche Ehre, obgleich er als ein dem Leben durchaus fremder und nur in Abſtractionen lebender Mann der Schule die Wiedergeburt der Nation nicht in der Erfriſchung vorhandener uralter Keime, ſondern in der künftigen Anpflanzung einer ganz neuen Bildung ſuchte, ſich ein ideales Volk conſtruirte und es wie Rouſſeau durch Erziehung ſchaffen wollte, daher der neuen Methode Peſtalozzis das Wort redete, für welche damals auch die Königin Louiſe ſich warm intereſſirte. —

Oeſterreich hegte vor der Freundſchaft Napoleons und Alexanders nicht geringe Beſorgniſſe. Durch lange unglückliche Kriege geſchwächt, was vermochte es gegen die beiden übermächtigen Nachbarn? Es mußte ſich darein fügen, den Engländern ſeinen letzten Hafen in Trieſt zu ſperren und ſich dem Continentalſyſtem anzuſchließen. Es machte ſich aber auf neue ſchwere Kämpfe im voraus gefaßt und gründete unterm 9. Juni 1808 erſtmals eine Landwehr, als Vorſchule und zugleich Reſerve für die Linie. Durch den Erzherzog Ferdinand in Würzburg unterhielt es eine freundliche Verbindung mit Napoleon. Durch den neuen Miniſter Grafen Philipp von Stadion aber bereitete es neue Verſtändniſſe mit den alten Napoleonsfeinden der Coalitionsſtaaten und mit der patriotiſchen Partei in Preußen vor.

Indem Napoleon von Tilſit nach Paris zurückkehrte, gab er unterwegs in Dresden, wo man ihn mit ungeheurem Jubel empfing, am 22. Juli 1807 dem neuen Großherzogthum Warſchau ſeine Conſtitution. Der Kurfürſt von Sachſen wurde zum König erhoben und mit dem neuen polniſchen Reiche beſchenkt, weil Napoleon einen Keil zwiſchen Preußen und Oeſterreich hineinſchieben und dadurch beide ſicherer beherrſchen wollte. Die guten Sachſen er-

starben vor Napoleon in Dankbarkeit. Mit welchem Stolz hob sich damals die Brust des Sachsen, weil er sich nun dem Preußen gleich gestellt fühlte, wie der eben so stolze Bayer dem Oesterreicher! Napoleon verstand sich vortrefflich darauf, den Provinzialstolz in Deutschland auszubeuten und die bei der Ehre zu fassen, die er am meisten entehren wollte. Mit Westphalen gelang ihm das aber nicht so gut. Das neugeschaffene Reich des König Jerome war von Anfang an unpopulär und blieb es. Alle Posaunenstöße der erkauften Presse halfen nichts, niemand ließ sich überreden, daß es eine Ehre für die Norddeutschen sey, dem unfähigsten und lüderlichsten Napoleoniden zu gehorchen. Jerome nahm seine Residenz in Cassel und ließ die schöne Wilhelmshöhe in Napoleonshöhe umtaufen. Er brachte ein unglaubliches Geschmeiß von Huren und Buben mit, Maitressen, Kuppler, Comödianten, Juden (einen jüdischen Leibarzt Zadig und einen gewissen Jacobson, der dem Hofe zu hohen Zinsen Geld verschaffte). Aber auch ein Theil des deutschen Landesadels erniedrigte sich, mit seiner Ehre die großen äußern Vortheile der Stellung zu erkaufen, die der neue Herrscher gerne anbot. Napoleon gab seinem Bruder zwar fürs erste drei französische Staatsräthe mit, Jollivet, Simeon, Beugnot und General Morio als Kriegsminister, befahl ihm aber, so viel möglich treu ergebene Deutsche an sich zu ziehen, um das Volk nicht durch den Anblick von zu viel französischen Beamten aufzubringen. Zu gleichem Zweck hatte Napoleon schon in Berlin Johannes Müller als Werkzeug ausersehen.*) Dieser von den Deutschen hochgefeierte Gelehrte wurde von Jerome als Minister Staatssekretär angenommen und gab sich nun eben so

*) Einer der eifrigsten Aufhetzer zum Kriege von 1806 hatte er Preußen ins Unglück stürzen helfen, verließ es dann und ließ sich von Napoleon anstellen. Er folgte demselben nach Frankreich und schrieb von da: „wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um einem Gotte zu dienen.“ An Böttiger in Dresden schrieb er: „ich bin über die preußische Monarchie zur Tagesordnung übergegangen. Ich trage meine an das Alte verschwendete Kraft jetzt auf das Neue über. Man muß sich umdenken.“

viel Mühe, den Deutſchen Napoleons Herrſchaft zu empfehlen, als er dieſelbe im Jahre vorher mit affectirter Entrüſtung bekämpft hatte. Nachdem Jerome das Gaukelſpiel einer weſtphäliſchen Ständeverſammlung hatte aufführen laſſen, wurden deren Sitzungen mit einer Prachtrede Müllers geſchloſſen (22. Auguſt 1808), worin derſelbe ſagte: „Der, vor dem die Welt ſchweigt, weil Gott die Welt in ſeine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache der europäiſchen Cultur. Alſo, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutſchland Feſtigkeit. Aus zwanzig Ländern ſchuf er ein Reich und ſetzte darüber ſeinen Bruder. Konnte er mehr thun? Glückliches Volk, Tage des Ruhmes eröffnen ſich dir, wenn alter Redlichkeit Sohn, der Geiſt gemeinſamen Vaterlandes, nach dieſem plötzlichen und hohen Schwunge in allen Gemüthern auf immer vorherrſchend wird. Das Sonderbare haben die germaniſchen Völker, daß ſo oft in Gottes Rath beſchloſſen war, ihnen eine neue Art oder einen höhern Grad von Cultur beizubringen, ſo mußte ein Stoß von außen kommen“ ꝛc. Schließlich rief er den Geiſt des verſtorbenen Profeſſor Häberlin von Helmſtädt, eines in jener Gegend beſonders populären Geſchichtſchreibers an, wie ſich derſelbe freuen würde, könnte er die Wiedergeburt Deutſchlands unter dem neuen Karl dem Großen noch mit anſehen. So ſprach Müller am Thron jenes Jerome, der ihn ſelbſt verſpottete,*) der Caſſel mit einer unerhörten und öffentlichen Serailwirthſchaft befleckte, die Hälfte der Domainen an Frankreich abtrat und 16,000 Landeskinder nach Spanien auf die Schlachtbank lieferte. Napoleon ſelbſt nannte ſeinen ſchwachen Bruder nur Roi de coulisse und gab ihm in dem Grafen Reinhart, ſeinem Geſandten, einen Wächter. Der Creole Le Camus, ein Jugendfreund Jeromes, ſpielte als Graf von Fürſtenſtein gleichfalls eine bedeutende Rolle am weſtphäliſchen Hofe. Die Finanzen

*) v. Hormayr, Müllers größter Verehrer und ſein Nachahmer im affectirten Styl, ſagte von ihm aus, der ganze weſtphäliſche Hof habe Spott mit ihm getrieben und Müller ſey unter der doppelten Verachtung ſeiner Gönner und des Vaterlandes krank und geiſtesſchwach geworden. Er ſtarb ſchon im nächſten Jahre.

leitete Malchus, deſſen unaufhörliche Forderungen an das Land neben der Conſcription und der brutalen Polizei dem Volke die größte Noth machten. Caſſel hieß damals „das gelobte Land der Juden,“ die am Hofe alles erlangen konnten, weil ſie liehen, was nachher das arme Volk dreifach wieder bezahlen mußte. Doch mündete die Hauptpumpe, die das Volk ausſaugte, unmittelbar in Paris. Napoleon wollte an Geld und Menſchen ſo viel als möglich aus Weſtphalen ziehen, wie er denn dieſe ſeine neue Schöpfung, im Widerſpruch mit Müllers Phraſen, nur als eine proviſoriſche betrachtete, mit der er bald wieder Aenderungen vornehmen wollte. Magdeburg blieb franzöſiſche Feſtung mit franzöſiſcher Beſatzung, aber auf weſtphäliſche Koſten verpflegt. Auf dem Wege nach Magdeburg, Glogau, Berlin, Danzig waren ſtets franzöſiſche Truppen zu ſehen. Hannover ſelbſt blieb noch in Napoleons Hand und wurde erſt 1810 mit Weſtphalen vereinigt.

Mit Sachſen, Weſtphalen, Mecklenburg und den ſächſiſchen Fürſtenthümern in Thüringen traten noch zum Rheinbunde alle übrigen kleinen norddeutſchen Fürſten von Anhalt, Lippe, Reuß, Schwarzburg, Waldeck. In den Hanſeſtädten, die noch den Schein von Freiheit behielten, wurden alle engliſchen Waaren confiscirt. Erfurt blieb in unmittelbarem Beſitz Napoleons. Auch Bayreuth gab er nicht eher an Bayern ab, bis ihm 15 Mill. dafür gezahlt wurden, und Regensburg nur gegen eine Dotation von 400,000 Franken. Dem Fürſten Primas gab er die Grafſchaft Hanau, ließ ſich aber dafür von ihm den Rheinzoll abtreten und jährlich 300,000 Franken zahlen. Desgleichen für Fulda eine halbe Million. — Mit Holland übte er dieſelbe Willkür. Indem er das von Preußen abgetretene Oſtfriesland ſeinem Bruder Louis ſchenkte, entriß er ihm dafür das ſüdliche Holland mit dem wichtigen Hafen von Vlieſſingen. Holland hatte ſeinen Handel und ſeine Colonien verloren, es half ſich aber noch mit einem einträglichen Schleichhandel, wozu ſeine Küſten und die Nähe Englands ſich beſonders eigneten. Napoleon war deshalb voller Zorn, Louis aber fuhr fort, den Holländern

ſeine warme Theilnahme zu verſichern und ſich für ihr Intereſſe gegen das excluſiv franzöſiſche zu erklären, wenn auch vergebens.

Daß alle Zeitungen im deutſchen Frankreich, in der Schweiz, Holland und im Rheinbunde die neuen Zuſtände prieſen, Napoleon vergötterten und die ſchwachen Regungen deutſchen Nationalſtolzes, wo ſie irgend zu Tage brachen, verhöhnten, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es drängte ſich auch eine Menge von Gelehrten und Literaten zu den Vortheilen und Ehren, die ihnen aus der Vaterlandsvergeſſenheit erwuchſen. Gerade auf den Höhen des Geiſtes und der Bildung verſündigte man ſich hier ſchwer, während das gemeine Volk viel ſpröder an ſich hielt und unter dem Doppeldruck der Fremdherrſchaft und der neuen einheimiſchen Tyrannei tief ſeufzte. Denn auf dem gemeinen Mann laſtete nicht nur der Feind mit Einquartierung und Kriegsſteuern, ſondern auch das Beamtenthum der kleinern Herrn, die von Napoleon zu abſoluten Monarchen gemacht, ſofern ſie nur ihm jedes Opfer an Geld und Soldaten brachten, was er verlangte, ihrerſeits ihr Volk mißhandeln durften, wie ſie mochten. Einer der eifrigſten und unermüdlichſten Vergötterer Napoleons und Beſchöniger aller Volksmißhandlungen im Rheinbunde war Zſchokke in Aarau, derſelbe, der ſich 1798 als wüthender Jakobiner geberdet hatte, jetzt aber im Solde Montgelas ſtand. Derſelbe ſagte bei der 500jährigen Jubelfeier Wilhelm Tells in der Schweiz, Napoleon habe erſt vollendet, was mit Tell begonnen. Derſelbe pries in einer Brochure allen Deutſchen das Glück an, das ihrer warte, ſeitdem nach dem Frieden von Tilſit Napoleon und Alexander gemeinſam die Schickſale Deutſchlands in die Hand genommen hätten. Derſelbe ſchrieb bald darauf höhniſche Bücher gegen die Spanier, Tiroler und Preußen, als ſie es wagten, gegen Napoleon die Waffen zu ergreifen. Einer der ärgſten Fanatiker für Napoleon war auch der gelehrte Freiherr von Aretin in München. Aehnlichen Geiſtes bezeugte ſich K. J. Schütz in einem Werke über Napoleon; Murhard im Moniteur Westphalien; Venturini, der in Napoleon eine Emanation des Weltgeiſtes, eine neue Menſchwerdung Gottes zum Behufe der Welterlöſung ſah; Poſſelt in den

Europäischen Annalen, in denen die Deutschen unmündige Kinder genannt wurden, welche der französischen Schule, ja sogar der französischen Sprache, als einer viel gebildeteren, bedürften, und in denen sogar einmal vorgeschlagen wurde, eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleons Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle; der Pfarrer und Dichter Kosegarten auf der Insel Rügen, der nach der Vertreibung der Schweden von dort Napoleon auf eine beispiellos schwülstige Art Weihrauch streute, und eine Menge anderer von minder erheblichem Rufe. Man hat aufgezeichnet, daß in einem Jahre sechzig Autoren in Frankreich ihre Werke Napoleon widmeten, in Deutschland neunzig.*)

Die ehrenvollste Ausnahme von der damaligen Regel machten Jean Paul (Friedrich Richter) in dem jetzt bayrischen Bayreuth, der 1808 in einer Friedenspredigt an Deutschland schöne und warme Worte redete, ferner Ernst Moritz Arndt aus Schwedisch-Pommern (später erst in Preußen angesiedelt), der schon 1807 in seinem

*) Görres legte Napoleon selbst Folgendes in den Mund: „Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durfte ich stellen und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Unter einander haben sie sich erwürgt und glaubten redlich ihre Pflicht zu thun. Aberglauben haben sie mit mir getrieben und als ich sie unter meinen Fuß zertrat, mit verbaßter Gemütblichkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müßig gelebrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit so unermüdlich ohne Unterlaß geleckt, bis sie ihr als die platteste Artigkeit erschien. Nachdem ich sie hundertmal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt sogar liebenswürdig mich gefunden." Rhein. Merkur 1814. Nr. 54.

Buche „Geiſt der Zeit“ die freimüthigſten Hoffnungen äußerte und Napoleons Sturz vorausſagte; der wie Arndt faſt ruhelos umwandernde Seume, der einſt mit den Heſſen an die Engländer verkauft worden war, bei den Nordamerikanern aber, gegen die er fechten mußte, Vaterlandsliebe gelernt hatte und von Haß gegen die Verderber Deutſchlands glühte, jedoch zu ſehr in antiker Bildung befangen blieb. Klar ins Verderben der Zeit ſah, obgleich wenig beachtet, Adam Müller, in deſſen im Frühjahr 1809 ausgegebener kleiner Schrift „von der Idee des Staats“ hervorgehoben war, wie die moderne Lüderlichkeit und Empfindſamkeit mit der ſtrengen alten Sitte, die heidniſche Schule und Philoſophie mit dem guten alten Glauben und der franzöſiſche Geſchmack mit der guten alten deutſchen Natur im Widerſpruche ſey und wie Deutſchland nicht vermöge, ſich zu emancipiren, ſo lange es ſeine alten Nationaltugenden nicht wieder gewonnen habe. In der Beurtheilung der Geſchichte verließ zuerſt Friedrich Schlegel den rationaliſtiſchen und claſſiſchen Standpunkt und kehrte zum chriſtlichen zurück.

Bei vielen Gelehrten und Dichtern erwachte damals eine warme Begeiſterung für die deutſche Vorzeit. Der Frankfurter Clemens Brentano in Gemeinſchaft mit dem preußiſchen Freiherrn Achim von Arnim ſammelte Volkslieder. Die liebevollſte Vertiefung in die alte nationale und chriſtlich-mittelalterliche Poeſie, die ſeit drei bis vier Jahrhunderten durch die claſſiſche verdrängt und in Vergeſſenheit gerathen war, muß auch als die eigentliche Seele der ſ. g. romantiſchen Dichterſchule betrachtet werden, welche gerade damals aufblühte. Ihr begabteſtes Haupt war Ludwig Tieck in Berlin, ihre größte Wirkſamkeit aber entfaltete ſie in einem Verein geiſtreicher Männer in Heidelberg, dem außer Arnim und Brentano hauptſächlich Joſeph Görres von Coblenz vorſtand, derſelbe, den wir ſchon in den Revolutionsjahren des Erzbisthums Trier kennen lernten und der ſpäter am tiefſten in die nationale und kirchliche Wiedergeburt Deutſchlands eingreifen ſollte. Dieſem Bunde ſtand in Heidelberg ſelbſt Johann Heinrich Voß als Vorkämpfer der claſſiſchen Schule entgegen und beide bekämpften ſich in Proſa und

steine. Dadurch wurde Leckerei, Weichlichkeit und überflüssige Pracht überall eingeführt, und die Lebensweise zwar bequemer und angenehmer, aber auch üppiger und kränklicher gemacht. Vor dem dreißigjährigen Kriege, da noch alles in großem Wohlstande war, bemächtigte sich der Deutschen, besonders des reichen Bürgerstandes, eine zügellose Völlerei, thierische Gefräßigkeit, Leckerei und Uebermaß im Trunk. In einem einzigen guten Weinjahre 1540 starben über 400 Menschen am Trunk. Natürlich entnervte das Volk in diesen üppigen Genüssen. Die Leute wurden fett und träge, die Muskeln verloren die Spannkraft, und es zeigte sich, besonders in Folge der neuen ungewöhnten Genüsse aus fremden Welttheilen neue Krankheiten. Die scharfen Gewürze verdarben die Säfte, die vielen Süßigkeiten erschlafften, und der Tabak, die ekelhafte Gewöhnung fauler Völker, entstellte und verunreinigte die sonst so schöne stolze Blüthe der deutschen Männer und Jünglinge. Auf das Wohlleben folgte durch den Krieg Armuth, Hungersnoth, Pest, doch die Bedürfnisse hörten deswegen nicht auf, und das zügellose Soldatenleben hatte die Sitten nur noch mehr verdorben. Dazu kam die geistige Mattigkeit und Furcht, die aus dem Aberglauben und dem Unglück hervorging. Der Bürger nahm ein ängstliches, gedrücktes Wesen an, und es begann die feige, weichliche Spießbürgerei. Die körperlichen Uebungen hörten auf, die Waffen rosteten, der Mann nahm nicht mehr an öffentlichen Angelegenheiten Theil. Werkeltags war er bei der Arbeit, Sonntags ging er in die Kirche, ohne sich um die übrige Welt zu bekümmern. Im Schooße der Familie kleinlichen Nahrungssorgen und den Erbärmlichkeiten der Vettern und Basen hingegeben, verlor er allen großen und hohen Sinn. Man pflegte den Leib aufs ängstlichste. Der Arzt war eine der wichtigsten

Verſen, die Romantiker lachend, der Claſſiker zorngrimmig. Das waren die erſten Regungen des wiedererwachten deutſchen Volksbewußtſeyns, die erſte lebendige Erinnerung an die Herrlichkeit der deutſchen Vorzeit mitten in der allgemeinen Erſchlaffung und Knechtung, die erſte echt volksthümliche Reaction gegen die fremde Bildung, die ſchon ſeit Jahrhunderten auf uns laſtete, das erſte muthwillige Abſchneiden des claſſiſchen Zopfes, die erſte geniale Oppoſition gegen das herkömmliche Philiſterthum. Insbeſondere aber trat hier ein ſehr beachtenswerther Gegenſatz gegen die wohlmeinende Schule hervor, welche auf Deutſchland die Ideen Rouſſeaus anwenden und nach den Vorſchriften Fichtes und Peſtalozzis eine abſtracte deutſche Nation durch philoſophiſche Erziehung erſt künſtlich machen wollte, als ob nicht überall ein goldner Grund im angebornen Volksgemüth, im hiſtoriſch Gewordenen und in der Kirche ſchon vorhanden geweſen wäre.

3.

Türkiſche Revolution.

Während Napoleon Oeſterreich und Preußen niederwarf, hoffte Rußland recht ungeſtört in der Türkei zu erobern und es hatte Eile, weil ſich auch die Engländer damals in Aegypten feſtzuſetzen ſuchten. Die Hoſpodare der Moldau und Walachei, Maruzzi und Ypſilanti, waren von Rußland beſtochen und auch die Serben aufgehetzt. Sultan Selim III. ſetzte die Hoſpodare ab, aber durch die Drohung Rußlands geſchreckt gleich wieder ein. Dennoch rückte eine ruſſiſche Armee unter Michelſen in die Walachei vor und trachtete ſich mit den Serben in Verbindung zu ſetzen, eifrig dazu angefeuert durch die Engländer, die beſtändig darauf drangen, Kaiſer Alexander ſolle mit ihnen die Türkei theilen, ehe Napoleon von Italien aus tiefer auf dieſelbe einwirken könne.

In Conſtantinopel ſtellte damals Sebaſtiani, einer der kühn-

ſten Generale Napoleons, als franzöſiſcher Geſandter dem Sultan vor, daß England und Rußland das Verderben der Türkei beſchloſſen hätten, daß Napoleon eine Armee über Dalmatien den Türken zu Hülfe ſchicken wolle, daß aber dieſelbe Armee gegen die Türkei marſchiren würde, wenn ſie den Engländern und Ruſſen nachgebe. Dieſe kühne Sprache ermuthigte den Sultan, jene Forderungen zurückzuweiſen. Sogleich verließ Italinski die Hauptſtadt, eine engliſche Flotte aber unter Admiral Duckworth, die ſchon in der Nähe lauerte, lief durch die ſchlecht beſetzten Dardanellen und legte ſich dicht vor Conſtantinopel, 21. Febr. 1807. Die Damen im Serail, unmittelbar von den Kanonen der engliſchen Schiffe bedroht, erhoben ein Zetergeſchrei, der Kapudan Paſcha (Admiral) floh aufs Land und überließ ſeine Schiffe den Engländern. Die ruſſiſch-engliſche Partei im Divan bat den geängſteten Sultan, um die Zerſtörung der ſchönen Stadt zu verhindern, lieber nachzugeben. Aber Sebaſtiani machte ihm Muth, übernahm die Vertheidigung der Stadt und hatte ſchon in ein paar Tagen die Küſte ſo furchtbar armirt, daß Duckworth es vorzog, ſich am 2. März ganz ſachte zu entfernen. Sebaſtiani hatte unterdeß auch für beſſere Ausrüſtung der Dardanellenſchlöſſer geſorgt, ſo daß die engliſche Flotte, indem ſie zwiſchen dieſen Schlöſſern zurückſegeln mußte, nicht unbedeutenden Verluſt erlitt. Wenige Wochen ſpäter wurden die Engländer auch in Aegypten geſchlagen. Hier begann der tapfere Albaneſe, vom Sultan zum Paſcha beſtellt, Mehemet Ali, das tief geſunkene Anſehen der Pforte wiederherzuſtellen, und ſchlug die von General Frazer befehligten Engländer am 22. Ap. [illegible]oſette dergeſtalt aufs Haupt, daß ſie mit dem Verluſt von 15[illegible] Mann eiligſt nach Alexandrien flohen, ſich hier einſchifften und Aegypten ſeinem Schickſal überließen.

Auch die Ruſſen machten nicht eben glänzende Fortſchritte in der Türkei, weil ſie durch den Krieg in Preußen gelähmt waren. Sie begnügten ſich die Moldau und Walachei zu beſetzen, die ſie im Frieden zu erhalten hofften, und erfochten am 1. Juli einen Seeſieg bei Lemnos. Unterdeß blieben die chriſtlichen Serben ſich ſelbſt überlaſſen, ohne von Rußland unterſtützt zu werden. Sie

hatten ſich im Jahre 1806 unter dem tapfern Kara Georg*) erhoben, die Türken aus ihrem Lande gejagt und ſich einiger feſter Plätze bemächtigt. Die benachbarten türkiſchen Paſchas fielen ins Land, verheerten es und führten unter andern Georgs Mutter in die Sklaverei fort; aber er ſammelte die Seinen wieder, fiel in Bosnien ein, befreite ſeine alte Mutter und ſtellte den Sieg ſo vollſtändig her, daß er am 10. Dezember die Hauptſtadt des Landes, Belgrad, eroberte. Nach der Capitulation wurde der Paſcha Soliman und ſeine Truppen vor der Stadt niedergeſäbelt, in der Stadt alle erwachſenen Türken umgebracht, die Kinder mit Gewalt getauft. Weil aber die Ruſſen ausblieben, kühlte ſich der Eifer der Serben ab. Erſt als Churſchid Paſcha mit 30,000 Mann Serbien überfiel, entſandte Michelſen eine kleine Hülfe von 3000 Ruſſen, die ſich jedoch bald wieder entfernten. Churſchid Paſcha verſtand ſich indeß zu einem Proviſorium, demzufolge die Serben auf der einen, die Türken auf der andern Seite die Drina nicht überſchreiten ſollten.

Die türkiſchen Angelegenheiten nahmen eine ſehr bedenkliche Wendung, als Sebaſtianis Verſprechungen unerfüllt blieben und die franzöſiſche Armee, die aus Dalmatien kommen ſollte, ausblieb. Man ſah in Conſtantinopel, daß alle Zuſagen Napoleons Lug und Trug geweſen. Der arme mißleitete Sultan wurde nun angeklagt, einer falſchen Politik Raum gegeben zu haben. Er hatte ſich überdem durch ſeine Neuerungen bei der alttürkiſchen Partei verhaßt gemacht. Das türkiſche Heerweſen war veraltet und verderbt durch die Ja-

*) Georg Petrowitſch, eines Bauern Sohn, nahm ſchon 1787 an einem Aufſtand gegen die Türken Theil und mußte damals nach Ungarn flüchten. An der Grenze ſchoß er ſeinen alten Vater todt, weil derſelbe nicht mit ihm auswandern wollte und Georg nicht dulden wollte, daß er Sklave der Türken würde. Er wurde öſterreichiſcher Soldat und brachte es bis zum Feldwebel, kehrte aber wieder um und lebte als Heiduk (Räuber), bis er wegen ſeines Heldenmuths an die Spitze ſeines Volks gerufen wurde. Er trug gewöhnlich einen kurzen Pelz und eine ſchwarze Mütze, daher ſein Name Kara oder Czerni-Georg (der ſchwarze Georg). Er lebte im Frieden immer noch als gemeiner Bauer, wenn er auch Herr des Landes war. Von ſeiner Strenge gibt Zeugniß, daß er ſeinen einzigen Bruder wegen Mißhandlung eines Mädchens hängen ließ.

nitſcharen, deren Corporation ungeheure Privilegien aufgehäuft hatte, um ſie in träger Bequemlichkeit zu mißbrauchen. Um ein treues, bewegliches, feſter geſtähltes Heer zu haben, hatte Sultan Selim III. den Nizam-Dſchedid eingeführt, auf europäiſche Art eingeübte Linientruppen, mit deren Hülfe er nach und nach die Janitſcharen los zu werden hoffte. Aber die Janitſcharenpartei in Verbindung mit allen guten Muſelmännern erhob ſich jetzt, ihm wegen der unglücklichen Lage des Reichs die bitterſten Vorwürfe zu machen; das käme dabei heraus, wenn man die alte Sitte und Treue verlaſſe und mit den Ungläubigen kokettire. Der Sultan hatte ſich von Sebaſtiani das Großkreuz der Ehrenlegion umhängen laſſen und denſelben nebſt ſeinem Gefolge in die Moſchee mitgenommen, die Ungläubigen unzugänglich bleiben ſollte. Das erregte die äußerſte Erbitterung und brachte die ſchon vorbereitete Verſchwörung zum Ausbruch. Die Janitſcharen bemächtigten ſich des Serails und ſtürzten Selim, der ſeinen Neffen Muſtapha IV. ſelbſt auf den Thron führte und ſich dann vergiften wollte, aber auf dringende Bitten und Verſprechungen ſeines Nachfolgers hin dieſen Vorſatz aufgab und im Innern des Serails in anſtändiger Haft blieb, 30. Mai.

Obgleich Napoleon in Tilſit dem Kaiſer Alexander mit einer künftigen Theilung der Türkei ſchmeichelte, ja ſich ſogar in chimäriſche Pläne eines künftigen gemeinſchaftlichen Zuges nach Indien mit ihm vertiefte, verſtand er doch mit vieler Feinheit die orientaliſchen Angelegenheiten einſtweilen in der Schwebe zu halten, denn er ſelbſt hatte genug zu thun, den Weſten Europas zu organiſiren; der Kaiſer von Rußland ſollte ſich daher auch einſtweilen mit Finnland begnügen. Die beiden Donaufürſtenthümer blieben von den Ruſſen beſetzt, Napoleon aber hütete ſich wohl, deren definitive Beſitznahme durch Rußland anzuerkennen; ja er wollte das linke Ufer der Weichſel nicht eher mit ſeinen Truppen räumen, bis auch die Ruſſen die Fürſtenthümer geräumt haben würden. Oder er verlangte Schleſien als Aequivalent. Er bediente ſich im Herbſt Savarys als Unterhändler in Petersburg, wie Sebaſtianis in Conſtantinopel, und dieſen beiden geſchickten Männern gelang es, beide Mächte einſtweilen

zur Waffenruhe zu bewegen. Die Türken waren noch froh darüber und bei ihrer Erbitterung gegen die Engländer koſtete es nicht einmal Mühe, ſie zum Anſchluß an das Continentalſyſtem und gänzlichem Ausſchluß aller Engländer aus den türkiſchen Häfen zu bewegen.

Der noch in Haft lebende Sultan Selim hatte zahlreiche Freunde, unter denen der Paſcha von Ruſtſchuk, Muſtapha Beiraktar an der Spitze des Nizam-Dſchedid noch eine furchtbare Macht beſaß. Dieſer hielt ſich eine Zeitlang ferne, um erſt in Conſtantinopel ſelbſt eine weitausgedehnte Verſchwörung anzuzetteln, mit deren Hülfe er Selim wieder einſetzen wollte. Endlich am 28. Juli 1808 rückte er mit 18,000 Mann in die Hauptſtadt ein, umzingelte das Serail und drohte allem, was darin war, den Tod, wenn ihm Selim nicht ausgeliefert werde. Sultan Muſtapha ließ aber den unglücklichen Selim ſtranguliren und ſeine Leiche vor die Mauern werfen. Beiraktar bezeigte ihr ſeine Ehrfurcht und ſchwur ihr blutige Rache. Das Serail wurde geſtürmt und Muſtapha ab-, ſtatt deſſen ſein jüngerer Bruder Mahmud II. als Sultan eingeſetzt, unter dem Beiraktar als Großvezier unumſchränkt zu regieren und die Reformen Selims wieder aufzunehmen begann. Allein indem er ſein Heer durch zahlreiche Chriſten verſtärkte, kränkte er die ſtrengmuhamedaniſche Partei aufs tiefſte. Die Janitſcharen verſchworen ſich aufs neue und ſchon am 14. Nov. ſchritten ſie zur That. Von allen Seiten zogen ihnen Kameraden und fanatiſirte Muſelmänner aus den nächſten Provinzen Aſiens und Europas zu und mit dem Grauen des Tages überfielen ſie plötzlich die unvorbereiteten Seymens (Truppen des Nizam-Dſchedid). Da ſie deren neue große Caſerne nicht erobern konnten, ſteckten ſie dieſelbe in Brand. Das Feuer griff um ſich und wüthete bald durch die halbe Stadt. Auf allen Straßen unter den brennenden und einſtürzenden Häuſern kämpften Janitſcharen und Seymens aufs wüthendſte, bis die erſteren die Oberhand gewannen und den tapfern Beiraktar mit dem Reſte der Seinen im großen Serail einſchloſſen. Sobald er einſah, daß er den letzten Sturm nicht würde aushalten können, ließ er den Sultan Muſtapha und ſeine Mutter erdroſſeln, erwartete die

ſtürmenden Janitſcharen an der Pulverkammer und ſprengte ſich mit mehreren hunderten ſeiner Feinde in die Luft. Die Seymens wurden faſt alle niedergemacht. Da nun aber kein Nachkomme Osmans mehr übrig war, als Mahmud II., ſo beſchloſſen die Janitſcharen, dieſem als Sultan zu huldigen unter der Bedingung, daß er ihrem alten Syſteme treu bleibe.

4.

Schwediſche Revolution.

Der geheime, Dänemark betreffende Tilſiter Tractat, wovon Talleyrand eine Abſchrift an England verkauft hatte, änderte die in den letzten Jahren ziemlich erſchlaffte engliſche Politik. Weder war Oeſterreich 1805, noch Preußen 1806 und 1807 wirkſam von England unterſtützt worden. Endlich mußte das Miniſterium Grenville weichen und im März 1807 traten Perceval, Caſtlereagh und Canning an die Spitze der Verwaltung, verſpäteten aber auch jetzt noch die Hülfe, die ſie Preußen hätten leiſten ſollen, denn erſt am 17. Juni ſchloſſen ſie mit Schweden den Vertrag, demzufolge ſie eine bedeutende Truppenmacht nach Stralſund ſchicken wollten, und wenige Tage darauf umarmten ſich Napoleon und Alexander zu Tilſit. Die plötzliche Freundſchaft dieſer beiden mächtigſten Monarchen des Continents war ganz geeignet, das neue engliſche Miniſterium zur Thatkraft anzuſpornen. Das ganze Feſtland ſollte ihm verſchloſſen werden, da galt es um ſo mehr, Herr aller Meere zu bleiben und den ruſſiſchen Schiffen die Vereinigung mit den franzöſiſchen durch den Sund abzuſchneiden. Dänemark mußte abermals das Opfer werden. Eine engliſche Flotte unter Lord Gambier wurde abgeſandt, um die noch in Stralſund zurückgebliebenen Engländer aufzunehmen und ſich dann vor Copenhagen zu legen. Entweder ſollte Dänemark ſich aufs engſte mit England verbinden oder aber unſchädlich gemacht werden.

Zu dem Henkeramt an den Dänen wurde damals auch die deutsche Legion, aus 10,000 Hannoveranern bestehend, mißbraucht. Die gesammte englische Macht betrug 27,000 Mann unter General Cathcart, auch Arthur Wellesley, siegreich aus Ostindien heimgekehrt, war dabei und erhielt die Bestimmung, das dänische Landvolk auf der großen Insel Seeland von der Hauptstadt Copenhagen zurückzuhalten, während diese zu Lande und von der Seeseite her belagert und furchtbar bombardirt wurde. Ueber 300 Häuser verbrannten. Die königlich dänische Familie war geflüchtet, nur der Kronprinz Friedrich war geblieben und wehrte sich an der Spitze der tief erbitterten Nation mit Heldenmuth, unterlag aber der Uebermacht und capitulirte am 7. Sept. Die Engländer bequemten sich wieder abzuziehen, aber die ganze dänische Flotte mußte ihnen ausgeliefert werden. Dänemark behielt in diesem großen Unglück eine unerschütterliche Haltung, wies jeden Allianzvertrag von Seiten der Engländer zurück und schloß am 20. Oct. ein enges Bündniß mit Napoleon. Die nächste Folge davon war, daß sich die Engländer der wenigen kleinen außereuropäischen Colonien Dänemarks bemächtigten, der Insel St. Thomas, St. John, St. Croix, aber auch der damals dänischen Insel Helgoland, welche die Mündung der Elbe beherrscht und von wo aus seitdem der größte Schmuggelhandel mit englischen Waaren organisirt wurde. Die kleine Felseninsel wurde ein ungeheures Waarenlager. Damals starb der schwachsinnige König von Dänemark, Christian VII. am 23. März 1808. Ihm folgte sein Sohn Friedrich VI.

Während die englische Flotte vor Copenhagen lag, capitulirten die nach der Räumung von Stralsund auf der Insel Rügen zurückgebliebenen Schweden mit dem französischen Marschall Brune (1. Sept.) und zogen ungehindert ab. Der König von Schweden bewies abermals seine gänzliche Unfähigkeit, zur rechten Zeit sowohl sich zurückzuziehen, als einzuschreiten. Er verdarb alles, wo er sich einmischte, am meisten aber schadete er sich selbst. Es war eine schlimme Vorbedeutung, daß Napoleon im Moniteur vom 31. Jan. 1808 ankündigen konnte, daß das auf der Flucht des Königs in Stralsund zurück-

gebliebene ſchwediſche Königsſcepter im Louvre zur Schau ausgeſtellt ſey. Brune aber ließ die däniſchen Inſeln durch die Spanier unter Romana beſetzen, um ſie gegen Angriffe der Engländer zu ſchützen. Dieſe Spanier hatte ihm der elende Goboy als Bundestruppen ſtellen müſſen.

Kaiſer Alexander gab den Winter über dem König von Schweden noch trügliche Verſicherungen des Friedens, ließ aber plötzlich am 21. Februar 1808 ein Heer von 20,000 Mann unter Burhövden in Finnland einbrechen, dem noch ein zweites von 40,000 Mann zur Reſerve dienen ſollte. Als Guſtav IV. Adolf den Einfall, dem keine Kriegserklärung vorangegangen war, erfuhr, ließ er im Zorn den ruſſiſchen Geſandten in Stockholm, Herrn v. Alopäus, verhaften, verfehlte aber, die wirkſamen Rüſtungen vorzukehren, die ihm das treue Finnland hätten erhalten können. Sein launenhafter Charakter hatte ſchon viele höhere Offiziere ſchwer beleidigt und von ihm abgewandt; das Ausland ſpendete Gold und ſelbſt der Verrath konnte ſich mit der Maske des Patriotismus decken, indem man immer beſtimmter die Meinung verbreitete, ſo lange dieſer König regiere, ſey für Schweden nichts mehr zu hoffen. Das ſchwediſche Heer, aufs ungeſchickteſte durch des Königs Befehle bald feſtgehalten, wo es nichts nützen konnte, bald unbedacht in die Gefahr geſchickt und aufgeopfert, nährte Verräther. Unglücklicherweiſe erklärte auch Dänemark am 26. Februar den Krieg an Schweden, um ſich dadurch Gunſt und Schutz der ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz zu erkaufen. Nun konnte Guſtav IV. Adolf nicht alle ſeine Truppen zum Schutze Finnlands verwenden, indem er den größten Theil gegen die Dänen ſchickte. General Armfeldt mit 18,000 Mann mußte in Norwegen einfallen, wurde aber bald wieder zurückgedrängt; Feldmarſchall Toll hütete die ſüdliche Küſte Schwedens mit 16,000 Mann und 12,000 Engländer unter John Moore lagen zwei Monate lang an der Küſte von Gothenburg, ohne das Geringſte zu unternehmen, während Finnland den Ruſſen Preis gegeben war. Sie retteten trotz ihrer großen Seemacht nicht einmal die ſchwediſche Flotte. Sollte das mit Abſicht geſchehen ſeyn,

damit auch die schwedische Marine, wie alle andern vernichtet werde? Uebrigens benahm sich die schwedische Regierung auch höchst unklug gegen England und schickte z. B. 36,000 neue englische Flinten, die den tapfern Finnen gut gethan hätten, aus Nationaleitelkeit zurück, „sie seyen nicht so gut, wie die schwedischen."

Die schwedische Scheerenflotte lag in den Häfen der finnischen Hauptstadt Abo und der uneinnehmbaren Inselfeste Sweaborg. Die Orlogflotte, aus größeren Schiffen bestehend, hatte einige Seegefechte mit der russischen Flotte, erlitt aber mancherlei Noth, besonders durch Krankheiten und kehrte nach Karlskrona zurück, wo sie nicht beunruhigt wurde. Dagegen ging die Scheerenflotte ganz verloren, die zu Abo mußte von den Schweden selbst verbrannt werden (40 Schiffe), weil sie noch ins Eis eingefroren war, als die Russen schon heranrückten. Die zu Sweaborg (130 Schiffe) fiel mit der Festung selber den Russen durch Verrath in die Hände. Sweaborg ist eine Gruppe von sieben aus dem Meer hervorragenden, stark befestigten Granitfelsen, die in der Mitte einen bequemen Hafen bilden. Nie hätte dieses nordische Gibraltar zur Uebergabe gezwungen werden können, am wenigsten, wenn eine englische Flotte zum Schutz nahe gewesen wäre. Aber kein Engländer ließ sich blicken und der schwedische Commandant Cronstedt übergab die Feste am 8. April. Es war bekannt, wie sehr er das Geld liebe, und man nannte die große Summe, die er von Rußland empfangen habe. Er war aber auch von seinem König beleidigt und gekränkt worden durch eine plötzliche Ungnade und nahm nun heimtückische Rache.

Der Landkrieg in Finnland zog sich sehr in die Länge. Das Land ist weit ausgedehnt, von zahllosen Seen, Sümpfen und Waldgebieten durchschnitten, wenig fruchtbar, fast wegelos. Buxhöwden theilte daher seine Russen in drei kleinere Corps. Anfangs fand er fast gar keinen Widerstand, denn nichts war zur Vertheidigung vorgekehrt. Es war noch Winter und sehr kalt, das kleine finnische Heer aber schützte sich mit Pelzen und hatte einen Theil Skidläufer (auf Schneeschuhen) bei sich. Als diese Treuen nun durch Zulauf von allen Seiten im April etwa 12,000 Mann stark geworden

waren und bei Uleaborg, hoch im Norden des Landes, eine Stellung nahmen, mußten ſie die ſchmähliche Uebergabe Sweaborgs erfahren. Allein ſie ließen ſich nicht einſchüchtern. Es wurde Frühjahr, die tapfern Bauern Finnlands fanden nach und nach aus den weiten Entfernungen ihrer Wohnungen den Weg zum Landesheere. General Adlerkreuz trat an ihre Spitze und nun folgten raſch Treffen auf Treffen, in denen die Finnen ſiegten. Durch dieſe Unfälle erbittert, befahl Burhövden am 28. Mai von Abo aus die Tödtung aller Bauern und ſelbſt ihrer Weiber und erwachſenen Kinder, bei denen Waffen gefunden würden, ſo wie die Zerſtörung ihrer Wohnungen. Inzwiſchen kämpften die Finnen muthig fort, bald ſiegend, bald beſiegt. Erſt im Herbſt wurden von Schweden aus einige ſchwache Verſuche gemacht, den Finnen Hülfe zu leiſten. Oberſt Boie landete am 27. September mit 2000 Mann, wurde aber mit Verluſt auf ſeine Schiffe zurückgejagt. König Guſtav Adolf empfing ihn auf Aland ſehr zornig und degradirte das Leibregiment, das mitgekämpft hatte, zur Linie; da doch er allein Schuld war, daß die den Finnen zugeſandte Hülfe nicht zahlreicher war. Durch ſolche Mißgriffe entfremdete er ſich vollends das Herz der Soldaten. Mittlerweile kam die rauhe Jahreszeit wieder heran und Adlerkreuz ſchloß mit den Ruſſen am 30. November einen Waffenſtillſtand.

Den Winter über war man in Schweden in nicht geringer Sorge, die Ruſſen möchten über die alandiſche Inſelgruppe und über das gefrorne baltiſche Meer nach Stockholm, die Dänen über den gefrornen Sund nach Schonen kommen. Alles war entmuthigt und nun brach der König auch noch mit England. Der König wollte noch weitere Subſidien und wurde ſo zornig, daß er gegen den engliſchen Geſchäftsträger Merry den Degen zog, ja auf alle engliſchen Schiffe wollte Beſchlag legen laſſen, wovon man ihn nur mit größter Mühe abbrachte.

Nun riß aber den Schweden die Geduld. Das ſ. g. Weſtheer, das früher unter Armfeldt den mißlungenen Angriff auf Norwegen gemacht hatte, 8000 Mann ſtark, rückte unter Oberſtlieutenant Adlerſparre eigenmächtig gegen Stockholm. Der König, ſeiner eige-

Perſonen im Hanſe. Man verwahrte ſich mit dicken Kleidern gegen jedes Lüftchen, man quakſalberte, hielt ſich in einem beſtändigen Krankheitszuſtande, und befolgte pünktlich alle Vorſchriften des Aderlaßmännlein im Kalender.

Am ſchlimmſten aber wirkte die Ueberhandnahme des Geldes, die dem neuen Welthandel folgte. Ganz Europa wurde mit dem Gold und Silber Amerika's und Aſiens überſchwemmt, und Geld wurde die Seele aller Geſchäfte. Mit Geld führte man Kriege; mit Geld beſoldete man die Staatsdiener; mit Geld kaufte man Recht, Ehren, Aemter, Titel, Güter. Natürlich ſtrebte nun alles nach Geld, vom Fürſten bis zum Bauer herab, und da man alle Zwecke mit Geld erreichen konnte, ſo ſcheute man auch kein Mittel, Geld zu erwerben. Der Fleiß des Landmanns, des Handwerkers, des Künſtlers, ja des Staatsdieners ſelbſt, lief nur noch darauf hinaus, Geld zu erwerben, denn mit Geld mußte man ſteuern, und nur mit Geld konnte man für ſich ſelbſt die Bedürfniſſe der Nothdurft oder des Luxus befriedigen, und alles ſtieg im Preiſe, ſobald das Geld häufiger wurde. So wurde das Geld eine Quelle neuer Laſter und Qualen, von denen das alte glückliche Deutſchland frei geweſen war. Da zeigten ſich Habſucht, Geiz, Wucher, Projecte, Schwindeleien und Betrug auf der einen, Neid, Misgunſt, Nahrungsſorgen und Gram um elendes Metall auf der andern Seite. Durch nichts wohl wurden die Sitten mehr geſchändet. Jedes Laſter wird nichtswürdiger, jedes Unglück verächtlicher, wenn es ſich um Geld handelt.

nen Hauptſtadt nicht mehr trauend, beſchloß am 13. März 1809 zu fliehen und im Lager Tolls Schutz zu ſuchen. Allein man ließ ihn nicht mehr fort. Nachdem ihm die höchſten Hof- und Civilbeamten noch einmal dringend vorgeſtellt hatten, er möge bleiben, und er durchaus nicht wollte, trat Adlerkreuz auf ihn zu und forderte ihm im Namen der Nation den Degen ab. Der König ſchrie Verräther! zog den Degen und wollte den kühnen General niederſtechen, wurde aber vom Hofmarſchall Silverſparre rückwärts feſtgehalten und nun ſogleich entwaffnet und gefangen geſetzt. Ein kühner Fluchtverſuch deſſelben mißlang, man brachte ihn nach dem feſten Schloß Gripsholm, wo er unter Geiſterſchauern (denn es ſollten dort Geſpenſter umgehen und er ſelbſt war ein Anhänger des von Jung Stilling neuerweckten Geiſterglaubens) traurige Tage zubrachte.

Sein ſchon bejahrter Oheim Karl, Herzog von Südermannland, wurde vom Reichsverweſer ausgerufen und begann ſchon am 15. März mit den Ruſſen zu unterhandeln, auch Herr von Alopäus fand ſich alsbald wieder ein und General Gripenberg lieferte durch eine ſchändliche Capitulation die letzten 4000 Finnen aus, die noch ihr Vaterland vertheidigten. Eben ſo devot begrüßte der neue Reichsverweſer durch eine ſchwediſche Botſchaft den franzöſiſchen Kaiſer, fügte ſich in allem der ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz und trat den Ruſſen Finnland ab, wofür er ſelbſt, mit Uebergehung ſeines allein erbberechtigten Neffen, als Karl XIII. ſich krönen laſſen durfte und, ſelber kinderlos, den Prinzen Chriſtian Auguſt von Holſtein-Auguſtenburg zu ſeinem Nachfolger beſtimmte. — Guſtav IV. Adolf wurde ſpäter freigegeben und lebte unter dem Namen eines Oberſt Guſtavſon in Deutſchland und der Schweiz. Seine badiſche Gemahlin Friederike theilte ſeine Gefangenſchaft und übte alle Pflichten einer treuen Gattin; nach ſeiner Befreiung aber ließ er ſich, weil ſie ihm nicht nach Herrnhut folgen wollte, im Zorne von ihr ſcheiden. Sein Sohn Guſtav, genannt Prinz von Waſa, lebt noch in hohen Ehrenſtellen bei Haus Oeſterreich.

5.

Der Erfurter Congreß.

Im Frühjahr 1808 widmete ſich Napoleon den ſpaniſchen Angelegenheiten. Die glänzenden Siege, die er über die Deutſchen erfochten und das Bündniß, welches er mit Rußland geſchloſſen hatte, erlaubten ihm, ſeine Hände nach Spanien auszuſtrecken, um dieſes Land gleich Italien enger mit Frankreich zu verbinden und den ganzen romaniſchen Südweſten Europas unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen. Doch täuſchte ſich Napoleon. Wir werden im folgenden Buche die Ereigniſſe in Spanien im Zuſammenhange kennen lernen. Sie ließen ſich für Napoleon ungünſtig an. Seine Generale wurden geſchlagen und er ſelbſt mußte, um die Ehre ſeiner Waffen herzuſtellen, mit großer Heeresmacht nach Spanien ziehen. Das konnte er aber nicht, ohne ſich vorher den Rücken gedeckt zu haben durch eine noch engere Befeſtigung ſeines Bündniſſes mit Kaiſer Alexander, dem er dafür natürlicherweiſe ein Opfer anbieten mußte. Dieſes Opfer war die Moldau und Walachei, die er jetzt der Willkür Rußlands Preis geben wollte. Er hatte früher erklärt, ſeine Heere ſollten die Weichſelufer nicht eher verlaſſen, bis ſich die Ruſſen aus jenen Donaufürſtenthümern zurückgezogen haben würden. Jetzt ſtand er von dieſer Bedingung ab und erlangte dadurch zugleich, ſeine ſieggewohnten Truppen aus Preußen hinweg und nach Spanien ziehen zu können. Preußen ſelbſt, ſo wie Oeſterreich ſchienen ihm zu geſchwächt, um während ſeiner Abweſenheit etwas gegen ihn unternehmen zu können, und wurden überdies durch die ruſſiſche Macht im Zaum gehalten. Kaiſer Alexander ging auf dieſe Combination gerne ein, denn er hatte nur dabei zu gewinnen. Napoleon aber wollte, daß die Welt durch das impoſante Schauſpiel einer Zuſammenkunft von der Innigkeit ihrer Allianz überzeugt, jede Hoff-

nung ſeiner heimlichen Feinde vereitelt, die Treue ſeiner Vaſallen befeſtigt und ganz Europa mit Furcht erfüllt werde. Er lud daher den Kaiſer Alexander zu einem Congreß in Erfurt ein. Als dieſer zugeſagt hatte und auch die Rheinbundfürſten eingeladen worden waren, ſchickte Napoleon das Koſtbarſte ſeiner Haushaltung und ein ganzes Theater mit den beſten Pariſer Schauſpielern nach Erfurt. Auch die auserleſenſten Regimenter ſeiner Garde verfügten ſich dahin.

Man kann ſich denken, mit welcher Sorge Preußen und Oeſterreich dieſen Anſtalten zum feindlichen Congreß im Herzen Deutſchlands zuſahen! Am meiſten in Gefahr war Preußen. Miniſter Stein hatte am 25. Auguſt, als er gerade von der Tafel kam und ein wenig aufgeregt war, einen Brief an den Fürſten Wittgenſtein geſchrieben und darin der Erbitterung gegen Napoleon erwähnt, die täglich in Deutſchland zunehme und die man nähren müſſe. Dieſes unvorſichtige Schreiben fiel in Napoleons Hände, der es am 8. September im Moniteur veröffentlichen ließ mit dem Zuſatz: „Man wird den König von Preußen bedauern, daß er ſo ungeſchickte und verkehrte Miniſter hat.“ Doch war Napoleon nicht in der Lage, ſich mit Preußen ernſtlich überwerfen zu wollen, da er genug mit Spanien zu thun hatte. Er ließ ſich alſo beruhigen und Stein wurde erſt einige Zeit nachher entfernt. — Oeſterreich ſchickte den General Vincent nach Erfurt, um die beiden Kaiſer zu becomplimentiren und etwas von ihren Planen zu erforſchen. Die Begegnung aber, die man ihm widerfahren ließ, war bei aller äußern Höflichkeit eine moraliſche Mißhandlung. Ihn zurückzuſetzen, ihn zu iſoliren, ſchien hier alles verſchworen zu ſeyn. Bignon machte ſpöttiſch darauf aufmerkſam, daß jetzt in der Mitte des deutſchen Reiches zwei fremde Kaiſer zuſammenkämen, um über das Schickſal der Welt zu entſcheiden, während der deutſche Kaiſer grollend und ohnmächtig in einer Ecke ſitze.

Kaiſer Alexander kam mit ſeinem Bruder, dem Großfürſten Conſtantin, am 27. September nach Erfurt. Napoleon war am gleichen

Tage daſelbſt angekommen und ritt ſeinem erhabenen Gaſt entgegen. Als ſie ſich begegneten, eilten ſie, einander zu umarmen, Alexander ſtieg zu Pferde und ritt, als Gaſt zur Rechten Napoleons, mit ihm durch die Garden in das feſtlich geſchmückte Erfurt. Die übrigen hohen Gäſte waren der König von Sachſen, der zuerſt gekommen war, und faſt alle übrigen Rheinbundfürſten, die Könige von Bayern, Württemberg, Weſtphalen, der Fürſt Primas, die Großherzoge von Baden, Darmſtadt, die Herzoge von Mecklenburg, Oldenburg, Weimar, Gotha ꝛc. Die Stadt war erleuchtet, wobei man an der Freimaurerloge die faſt ſatiriſche Inſchrift las: à Napoléon l'unique — nec decipitur, nec decipit unquam. Sie ironiſirte die täglichen Geſpräche der beiden Kaiſer und ihrer vertrauten Miniſter, unter denen Talleyrand von der einen, der alte Romanzoff von der andern Seite hervorragte. Die Kaiſer ſelbſt affectirten eine ſtürmiſche Zärtlichkeit für einander und überhäuften ſich mit Schmeicheleien, ja ſie ſchienen unzertrennlich, wie Brüder vom Frühſtück bis zur ſpäten Nacht. Allein weil Napoleon den Kaiſer Alexander damals brauchte, ſo war auch die diplomatiſche Ueberlegenheit bei dem letztern. Alexander wollte nicht nur die Moldau und Walachei gewiß haben, ſondern ſich auch die Enthaltung von weitern Eroberungen in der Türkei erſt abbitten laſſen, wozu er ſich des alten hitzigen Miniſters Romanzoff bediente; wogegen Talleyrand alle erdenkliche Liſten brauchte, um Rußland zu überzeugen, es ſey jetzt noch nicht Zeit, weil Oeſterreich und England alles wagen würden, die Türkei zu retten, Rußland möge alſo warten, bis Napoleon mit Spanien fertig ſey. In der That hatte Oeſterreich den Orient aufmerkſam beobachtet und Napoleon ſich veranlaßt geſehen, einmal zu drohen, wenn das Wiener Cabinet ſeine geheimen Verbindungen mit Serbien fortſetze. Alexander ließ ſich nun auch bewegen, einſtweilen nur die Moldau und Walachei zu verlangen, und nahm die Miene an, als ob er damit dem ruſſiſchen Nationalſtolz und ſeinem ſtarren alten Miniſter ein großes Opfer bringe. Auch verzichtete er jetzt auf die Bedingung des Tilſiter Friedens, derzufolge Preußen für

Hannover noch eine Entschädigung von 400,000 Seelen hätte erhalten sollen. Preußen in seiner Schwäche mußte es sich gefallen lassen. Auch Napoleon trieb Hohn mit Preußen. Indem er seine Truppen ohnedies aus Preußen hinweg nach Spanien ziehen mußte, ließ er sich dieses Wegziehen erst noch abkaufen. Preußen sollte ihm 10,000 Mann Hülfstruppen stellen und auf die von Scharnhorst betriebene Landwehr verzichten, damit der eigentliche Bestand von 42,000 Mann Truppen nicht überschritten werde. Vergebens wandte sich der König um Hülfe an Rußland, und sah sich endlich (29. September) genöthigt, den Vertrag zu ratificiren durch seinen Erfurter Gesandten Grafen Golz, und zwar hinter dem Rücken aller seiner Minister. Jetzt erst wurde Stein entlassen. Gneisenau und Grolmann dankten ab.

Napoleon hatte noch ein zweites Anliegen in Erfurt. Kurz vorher hatte der König von Bayern bei ihm angefragt, ob er es wohl erlauben würde, daß sein Sohn, Kronprinz Ludwig, um die Hand der schönen Großfürstin Katharina, einer Schwester des Kaisers Alexander, werbe; aber Napoleon hatte seine Unzufriedenheit damit bezeugt. Man glaubte, er fürchte nur den Einfluß Rußlands in Bayern. Allein er hatte einen viel triftigeren Grund, indem er jene Großfürstin selbst zur Gemahlin zu erhalten wünschte. Nichts schien ihm sicherer, den Kaiser Alexander an sich zu fesseln. Jedenfalls wollte er mit seiner revolutionären Vergangenheit brechen, sich von Josephinen scheiden lassen und durch Verheirathung mit einer Prinzessin aus einer der ältesten und mächtigsten Dynastien seine eigene Dynastie legitimiren. Er ließ seine Gedanken dem Kaiser Alexander vorsichtig bekannt machen, dieser aber erklärte, obgleich er Selbstherrscher aller Reußen sey, könne er doch über die Hand seiner Schwester nicht verfügen, das stehe allein seiner Mutter zu. Diese württembergische Marie aber war längst bekannt als eine der stolzesten Verächterinnen des corsischen Usurpators.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß die Zusammenkunft in Erfurt keineswegs ein inniges Verhältniß zwischen den beiden Kai-

ſern bedingte, daß ſie vielmehr nur eine Verſtändigung über ein kurzes, beiden Theilen nützliches Proviſorium war, hinter dem eine argwöhniſche Geſinnung verborgen lag.*) — Beide Kaiſer machten auch einen Friedensantrag an England, berechnet auf den Schein der Friedensliebe. Es war keinem Theil Ernſt. England wollte einen allgemeinen Friedenscongreß beſchicken, wenn auch die ſpaniſchen Inſurgenten zugelaſſen würden. Das wollte Napoleon um keinen Preis dulden und ſo zerſchlug ſich die Sache.

Inzwiſchen beſchäftigte man die Erfurter Gäſte mit nichtigem Zeitvertreib. Die Pariſer Schauſpieler, unter denen Talma vorleuchtete, führten claſſiſche Stücke von Corneille und Racine vor einem „Parterre von Königen“ auf. Bei den Worten im Oedipus „die Freundſchaft eines großen Mannes iſt eine Wohlthat der Götter,“ ergriff Alexander Napoleons Hand und drückte ſie mit affectirter Innigkeit an ſich. Die Rheinbundskönige ließen es am officiellen Beifall nicht fehlen, empfanden es aber heimlich gar übel, daß ſie ſich mit den neuen franzöſiſchen Prinzen, Herzogen und Marſchällen auf eine Linie geſtellt ſahen und mit ihnen vermiſcht ſich im Gefolge ihres großen Lehensherrn verloren. Als einmal einer von ihnen ins Theater trat und die Wache aus Verſehen vor ihm die Honneurs wie vor dem Kaiſer machte, rief der wachthabende Offizier ganz laut: „laßt doch, es iſt ja nur ein König.“ Napoleon ſelbſt that ſich etwas darauf zu gute, die verſammelten Fürſten daran zu erinnern, daß er einmal nur ein armer Lieutenant geweſen ſey. Der Fürſt Primas erwähnte bei der Tafel der goldenen Bulle und verſetzte ſie (ſo unwiſſend war der weiland deutſche Reichserzkanzler über deutſche Geſchichte) ins Jahr 1409. Napoleon corrigirte ihn ſogleich und nannte die richtige Jahreszahl 1356. Als man nun

*) Napoleon äußerte ſpäter, Kaiſer Alexander ſey allen übrigen europäiſchen Monarchen in Geiſt, Anmuth, Kenntniſſen und in der Gabe, die Menſchen zu bezaubern, weit überlegen geweſen. Aber man habe gegen ihn auf der Hut ſeyn müſſen, denn er ſey nicht aufrichtig, ſondern ein echter Grieche geweſen. Nach Las Caſes.

ſein vieles Wiſſen bewunderte, erzählte er, daß er als Second-lieutenant in Valence fleißig Geſchichte ſtudirt habe. — Die Herrſchaften machten auch kleine Ausflüge, ſo nach dem Schlachtfeld von Jena, um dort eine Haſenjagd abzuhalten (mit wenig Rückſicht auf den Prinzen Wilhelm von Preußen, der am Tage vorher abreiste), und nach Weimar, wo ſich Napoleon unter andern auch Göthe und Wieland vorſtellen ließ. Die beiden Kaiſer trennten ſich erſt am 14. October.

Zweites Buch.

Volkserhebung in Spanien.

1.

Godoy.

Spanien hatte nur während der Schreckenszeit seine Pyrenäengrenze gegen die wilden Heere des Convents gehütet, aber schon mit dem Directorium Frieden gemacht und seit 1795 dreizehn Jahre nach einander dem Willen Frankreichs sich in allen Stücken mit einer Hingebung und Aufopferung gefügt, welche von Seiten Napoleons die zarteste Schonung und Dankbarkeit verdient hätte. Dieser aber hatte sich einmal die Idee eines neuen abendländischen Kaiserthums eingeprägt, in welchem er zunächst alle romanischen Völker vereinigen wollte. Mit Italien war es ihm bereits geglückt und er glaubte Eile nöthig zu haben, sich auch Spanien zu unterwerfen, ehe seine Freundschaft mit Kaiser Alexander wieder erkaltete. Mit dem spanischen Königshause durfte er hoffen, bald fertig zu werden. Die bisherige Geduld des Volkes aber ließ Napoleon erwarten, daß es seinem Plane sogar noch weniger Hindernisse in den Weg legen würde, als das italienische.

Portugal mußte den Vorwand leihen. Schon lange schmeichelte Napoleon Spanien mit der Erwerbung Portugals, welches Land,

mit engliſchen Factoreien bedeckt und durchaus vom engliſchen Handel abhängig, bisher nur durch große Geldopfer den Frieden von Napoleon erkauft hatte, nunmehr aber dem Continentalſyſtem einverleibt werden ſollte. Godoy ließ ein Heer ausrüſten, welches Portugal erobern ſollte, aber während des preußiſchen Krieges vielmehr eine feindliche Haltung gegen Frankreich annahm. Napoleon, in Preußen Sieger, beſtrafte Godoy durch die Forderung, er ſollte ihm eben jenes ſpaniſche Heer abtreten, und in der Angſt gehorchte Godoy und 15,000 Spanier mußten unter dem Befehl des Marquis de la Romana nach Deutſchland ziehen, um unter Marſchall Bernadotte die däniſchen Inſeln gegen die Engländer ſchützen zu helfen. Der Plan gegen Portugal wurde durch den Vertrag von Fontainebleau am 27. October 1807 geregelt. Eine franzöſiſche Armee ſollte mit einer ſpaniſchen vereinigt Portugal erobern, dieſes Land ſodann getheilt werden, der Norden als Königreich Luſitanien der vertriebenen Königin von Hetrurien, der Süden als Königreich Algarvien dem Friedensfürſten zufallen, die Mitte mit der Hauptſtadt Liſſabon aber bis zum Frieden ſequeſtrirt, d. h. von den Franzoſen beſetzt werden. Ein franzöſiſches Heer auf der pyrenäiſchen Halbinſel zu unterhalten, war für Napoleon die Hauptſache, weil er dadurch auch Spanien beherrſchte. Uebrigens ſchickte er nach Portugal die Forderung einer Contribution von 100 Millionen voraus.

Die alte Königin Marie von Portugal war wahnſinnig, für ſie regierte ihr Sohn Juan VI., der ſelbſt zuweilen geiſtesabweſend war. Aranja, ſein Miniſter, war mit dem engliſchen Botſchafter Lord Strangford und dem gleichfalls anweſenden Sidney Smith einverſtanden, das Klügſte ſey, alle Reichthümer der engliſchen Kaufleute auf die Schiffe zu flüchten und die königliche Familie ſelbſt nach Braſilien überzuführen, wo ſie in Ruhe fortregieren könnte, bis die Verhältniſſe in Europa ſich wieder beſſer geſtaltet haben würden. Als aber Junot mit 28,000 Franzoſen über die Pyrenäen ging und gegen Portugal vorrückte, war man in Liſſabon ſo ſchlecht mit Nachrichten verſehen, daß man faſt von ihm überraſcht worden wäre. Junot litt unterwegs große Noth, weil es

ſeinen Truppen an Lebensmitteln fehlte, das Wetter abſcheulich und die Wege faſt ungangbar waren. Seine Leute mußten plündern, um nicht Hungers zu ſterben, und an 5000 kamen durch Krankheiten oder unter den Dolchen des erbitterten Volkes um. Doch drang er unaufhaltſam vorwärts und erſchien am 19. November in Abrantes. Obgleich er nun hier erſt 1500 Mann ſeines Vortrapps hatte und eine portugieſiſche Armee von 25,000 Mann in der Nähe ſtand, ſo war doch der Schrecken ſo groß, daß die portugieſiſchen Truppen Befehl erhielten, keinen Widerſtand zu leiſten, und der Hof in Liſſabon über Hals und Kopf die längſt beſchloſſene Einſchiffung nach Braſilien betrieb. Eine engliſche Flotte war bereit. Im Ganzen entflohen 15,000 Perſonen mit unermeßlichen Schätzen. Auch die wahnſinnig aus ihrer Sänfte in die fremde Welt hinausſtarrende alte Königin wurde mitgeſchleppt. Als am 29. die letzten Segel am Horizont verſchwanden, blitzten ſchon von den nächſten Höhen der Hauptſtadt die Bajonette der Franzoſen und am folgenden Tage hielt Junot ſeinen Einzug in die ausgeleerte Stadt, während ſie von einem Erdbeben erſchüttert wurde, ein für die Franzoſen unheimliches Omen. Vor allen Dingen ließ er nun zuſammenrauben, was ſich von engliſchen Waaren noch vorfand oder was er dafür gelten ließ, und trieb in der Stadt eine Contribution von 2 Millionen Cruzaden ein. Vom ganzen Lande aber forderte er 100 Millionen nach Napoleons Decret. Gemäß der lakoniſchen Ordre Napoleons, „das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren," ließ Junot auch alle Wappen und Farben abreißen und die franzöſiſchen dafür aufpflanzen. Die portugieſiſche Armee wurde bis auf einen kleinen Reſt aufgelöst. Niemand leiſtete Widerſtand. Sobald Napoleon erfuhr, alles ſey gelungen, erhob er Junot zum Herzog von Abrantes.

Somit hatte ein franzöſiſches Heer feſten Fuß auf der pyrenäiſchen Halbinſel, ein zweites ſtand an den Pyrenäen, die weiteren Plane Napoleons zu unterſtützen. Derſelbe gedachte ſich des feigen Godoy noch ferner zu bedienen. Godoy hatte es damals auf den Kronprinzen Ferdinand, Prinzen von Aſturien, abgeſehen, den er gleich deſſen Vater von ſich abhängig machen oder verderben wollte.

Kapitel CCCCXXX.

Die Bauern.

Die Bauern gewannen nichts durch den Verfall des Adels und der Städte, ſie wurden ſelbſt nur noch tiefer hinabgedrückt. Von der Niederlage, welche ſie 1525 erlitten, haben ſie ſich nie wieder erholt. Die nachfolgenden Jahrhunderte kennen nur einen Fall, da die Bauern ſich der alten Heldenthaten von der Schweiz und Friesland würdig zeigten, nämlich im Tyrol. Anderwärts blieb der Bauer in dem ſchmählichen Druck, gegen den er ſich umſonſt aufgelehnt hatte. Die letzte Spur der alten freien Bauern verſchwand. Nichts blieb übrig als ein armes, verachtetes, getretnes Laſtthier für die höhern Stände, eine verworfene Menſchenklaſſe, ſchmählich verdammt zum Arbeiten und Zahlen, zu Armuth, Schmutz, Dummheit und Ehrloſigkeit.

Der Unterſchied zwiſchen freien Bauern und Leibeignen hörte beinahe völlig auf. Die erſtern wurden zu denſelben Frohnen und Dienſten gezwungen, wie die letztern, und die Amtleute herrſchten auf den Dörfern, wie die Ritter. Auf der andern Seite genoſſen die Leibeignen eine größre Freiheit und wurden dadurch wieder den freien Bauern gleich. Sie rückten aus der eigentlichen Leibeigenſchaft in das Verhältniß von Vaſallen hinauf. Sie waren dem Herrn nicht mehr mit Leib und Leben unterthan, wurden nicht mehr willkührlich verkauft, verſchenkt und gemordet, ſondern lebten ruhig auf ihrem kleinen Grund und Boden nach einem beſtimmten Vertrage; dieſer Vertrag aber verpflichtete ſie zu den ſchwerſten Arbeiten, Frohn- und Spandienſten, Steuern und Zinſen theils für den Staat, theils für den Gutsherrn. Dieſelben Laſten wurden den alten freien Bauern und den alten Leibeigenen aufgebürdet,

Die Königin ſelber, Ferdinands Mutter, war damit einverſtanden, denn ſie hing an ihrem alten Liebhaber unverbrüchlich und die Sünde, in der ſie noch in hohen Jahren lebte (denn Godoy wurde ihr als Kuppler noch unentbehrlicher, als er es früher als ausſchließlicher Buhler geweſen war), hatte das natürlichſte Gefühl in ihrem Herzen erſtickt. Der bloße Anblick des rechtmäßigen Sohnes war ein ſteter Vorwurf für ſie und ſie haßte ihn. Ferdinand hatte die Prinzeſſin Marie Antoinette Thereſe, Tochter der Königin Karoline von Neapel, geheirathet; aber die Königinnen von Spanien und von Neapel konnten ſich nie leiden und der Haß ging auf die Tochter der letztern über. Das junge kronprinzliche Ehepaar bildete eine feindliche Gruppe gegenüber der Königin Mutter und Godoy und trachtete, den Günſtling zu ſtürzen. Godoy aber wußte ſich Rath. Die junge Kronprinzeſſin ſtarb plötzlich unter verdächtigen Umſtänden. Bald darauf ſollte Ferdinand Godoys Schwägerin, Maria Luiſa, heirathen, allein er weigerte ſich und ſollte nun ganz vom Thron ausgeſchloſſen werden. Seine eigene Mutter gab zu verſtehen, er ſey nicht legitim geboren.

In der That durfte Ferdinand das äußerſte gewärtigen, glaubte ſich daher in ſeiner Noth an den franzöſiſchen Geſandten wenden zu müſſen. Das war Herr von Beauharnais, ein Schwager Joſephinens, der dem ſpaniſchen Kronprinzen das Portrait ſeiner reizenden Nichte, Fräulein Tacher de la Pagerie, zeigte und ihn bewog, ſich um die Hand derſelben heimlich bei Napoleon zu bewerben in einem Briefe vom 11. October 1807. Beauharnais glaubte ſeine Sache geſchickt gemacht zu haben, wurde aber von Napoleon ungnädig angelaſſen. Allerdings hatte dieſer einen Augenblick geſchwankt, ob er nicht den jungen Ferdinand durch eine franzöſiſche Heirath ſich verpflichten ſollte, aber eine ihm ſo ferne ſtehende Verwandte, wie jene Tacher, ſchien ihm nicht anhänglich genug an ſeine Perſon. Wie leicht konnte Ferdinand, von den Engländern und von den Spaniern ſelbſt dazu gedrängt, Frankreichs Feind werden. Es war alſo für Napoleon räthlicher, dieſen Ferdinand der Thronfolge zu berau-

ben. Fest dazu entschlossen, gab er dem Prinzen auf seinen Brief keine Antwort und unterstützte vielmehr die Politik Godoys.

Das heimliche Treiben Ferdinands blieb Godoy nicht verborgen, man witterte oder fingirte eine Verschwörung, man ängstigte und erzürnte den alten König damit und brachte es dahin, daß dieser selber seinen Sohn zu verhaften befahl und seine Papiere untersuchen ließ, 22. October. Das Concept des Briefes an Napoleon wurde aufgefunden, desgleichen ein Plan zu den Maßregeln, die Ferdinand zu ergreifen haben würde, wenn sein Vater sterben sollte. Diese Papiere wurden als Beweise der angeblichen Verschwörung gegen den Thron und sogar gegen das Leben Karls IV. angesehen und von Godoy so schonungslos benutzt, daß er den alten König bewog, das Verbrechen des Sohnes öffentlich bekannt zu machen. Godoy hoffte den Prinzen dadurch so zu compromittiren, daß er des Thrones verlustig erklärt werden müsse, was auch nach dem Wunsch Napoleons gewesen wäre. Allein das Volk bezeigte dem Prinzen große Theilnahme. Wurde er vom Thron ausgeschlossen, so war ein Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit zu besorgen. Der Friedensfürst zog es daher vor, dem Prinzen Gnade widerfahren zu lassen, unter der Bedingung, daß er sich schuldig bekenne und um Verzeihung bitte. Dem so herabgewürdigten Thronfolger hoffte er dadurch die Sympathien des Volkes zu entziehen. Ferdinand leistete die Abbitte wirklich am 5. November und wurde wieder frei.

Napoleon sah ungern diesen Rückzug Godoys und die wachsende Popularität Ferdinands. Er glaubte daher, die gegenwärtige Schwäche der spanischen Regierung rasch benutzen zu sollen, um sich den nördlichen Theil Spaniens bis zum Ebro abtreten zu lassen, wogegen Spanien ganz Portugal behalten sollte. Er unterstützte seinen Vorschlag durch eine gehörige Truppenmacht. Schon am 22. November ging Dupont mit 24,000 Mann, am 9. Januar 1808 Moncey mit 28,000 Mann über die Bidassoa. Ihnen folgten 12,000 Mann unter Duhesme über Perpignan am 3. Februar. Diese Truppen bemächtigten sich mitten im Frieden durch Ueberfall der spanischen Grenzfestungen Figueras und San Sebastian, und der großen Städte

Pampeluna und Barcelona. Im März rückten abermals 35,000 Mann unter Marſchall Beſſières in Spanien ein, alle aber wurden unter den Oberbefehl Murats geſtellt, der ſich langſam Madrid näherte. Das ſpaniſche Volk ſah dieſe Fremden nicht ungerne, denn in ſeiner gutmüthigen Verblendung wähnte es, die Franzoſen kämen, um dem verhaßten Regiment des Friedensfürſten ein Ende zu machen und den Prinzen Ferdinand zu beſchützen. Von dem Plan auf das Ebrogebiet wußte es nichts. Sonſt würden die tapfern Catalonier und Aragonier ſich gleich anfangs widerſetzt haben.

Der Friedensfürſt hegte die doppelte Furcht beim Vorrücken der Franzoſen, entweder werde Napoleon ihn aufopfern, oder werde das Volk, ſobald der Theilungsvorſchlag bekannt werde, ſich gegen ihn erheben. Er verabredete daher mit der Königin eine Flucht nach dem ſpaniſchen Amerika, ähnlich der Flucht der portugieſiſchen Königsfamilie nach Braſilien. Die Königin war einverſtanden; den König überredete man nur, um ſeine Selbſtändigkeit zu bewahren, ſeine Reſidenz einſtweilen nach Sevilla zu verlegen. Der Hof begab ſich im März nach Aranjuez, von wo aus die Flucht unbemerkter erfolgen konnte. Dennoch wurde das viele Packen bemerkt und erregte Unruhe. Als nun in der Nacht auf den 17. März auch die Garden von Madrid nach Aranjuez kamen, um den abreiſenden Hof zu begleiten, brach der Argwohn des Volks in offenen Tumult aus. Alles ſchrie, Godoy habe Spanien an Napoleon verkauft und wolle die königliche Familie nur entführen, um das Land den Franzoſen zu überliefern. Eine ungeheure Volksmenge war zuſammengeſtrömt, die Garden ſelbſt theilten die feindliche Stimmung gegen Godoy, der ſich im Schlafrock auf einem Dachboden unter Binſenmatten verſteckte und hier 36 Stunden lang Todesſchweiß ſchwitzte, während Tauſende ihn mordbegierig ſuchten. Am 19. Morgens wurde Godoy in ſeinem Verſteck gefunden und wäre in Stücke zerriſſen worden, wenn nicht die Königin den König bewogen hätte, alles für ſeine Rettung hinzugeben. Alſo bot der Vater dem Sohne die Krone an, wenn er Godoy das Leben erhalte. Ferdinand eilte in die Caſerne, wohin die Soldaten mit Mühe den ſchon vom Volk mißhan-

delten und blutenden Friedensfürsten gerettet hatten und rief ihm zu: „ich schenke dir das Leben.“ Godoy hatte den Muth zu fragen, ob er schon König sey? „Noch nicht,“ sagte Ferdinand, „aber bald werde ich es seyn.“ Er war es auch schon am 20., indem sein Vater feierlich abdankte.

Inzwischen hatte Murat kein richtiges Verständniß dieser Vorgänge oder wollte es nicht haben, denn er ließ sich durch Ehrgeiz verblenden, selbst nach der spanischen Krone zu trachten. Die polnische war ihm entgangen, an der Spitze von mehr als 100,000 Franzosen glaubte er sich die spanische wohl erobern zu können. Seine Gemahlin Karoline konnte es nicht verschmerzen, bloß eine Großherzogin zu heißen, sie wollte durchaus königlichen Purpur tragen. Das erklärt die Hast, mit welcher Murat jetzt in Madrid einrückte, 23. März. Er hatte jedoch das Mißgeschick, schon am andern Tage den Triumpheinzug Ferdinands VII. mit ansehen zu müssen. Ihn und sein Heer hatten die Madrider zwar ohne Widerstand, aber auch ohne eine Freudenbezeugung einziehen sehen, ihren jungen König aber empfingen sie mit einem Jubel, der nicht enden wollte. Diese Popularität seines Nebenbuhlers kam Murat äußerst ungelegen, allein die alte Königin schrieb an ihn einen Brief, worin sie um seinen Schutz bat und sich bitter über ihren Sohn beklagte. Das benutzte er sogleich, eine unabhängige Stellung zwischen den beiden spanischen Parteien zu behaupten. Er nahm das alte Königspaar, er nahm sogar Godoy in Schutz und behandelte Ferdinand zwar ehrfurchtsvoll, erkannte ihn aber noch nicht als König an, bis Napoleon darüber einen Beschluß gefaßt haben würde.

Napoleon hatte von dem Fluchtversuch nach Amerika gehört, aber sogleich der kleinen französischen Flotte unter Admiral Rosilly vor Cadix Befehl ertheilt, sich der königlichen Familie zu bemächtigen, wenn sie zur See ginge. Seine Vorsicht war überflüssig. Die Flucht über Meer erfolgte nicht. Sobald er die Ereignisse von Aranjuez erfuhr, billigte er Murats Benehmen und trachtete den Sohn durch den Vater, diesen durch jenen zu verderben.

2.

Bayonne.

Ferdinand VII. kannte die wahre Geſinnung Napoleons nicht, bildete ſich ein, derſelbe habe ſeine früheren Anträge nur aus Rückſicht für ſeinen Vater nicht beantwortet, und bat abermals um die Hand einer franzöſiſchen Prinzeſſin. Andererſeits lag die alte Königin und ihre Tochter, die Königin von Hetrurien, die auch nach Madrid gekommen war, Napoleon dringend an, die Abdankung Karls IV. zu widerrufen. Nichts konnte Napoleon erwünſchter kommen, als dieſer Zwieſpalt in der ſpaniſchen Königsfamilie. Er verlangte, Karl IV. ſolle eine förmliche Proteſtation gegen ſeine Abdankung, als ſey dieſelbe nur erzwungen geweſen, aufſetzen und ließ dieſelbe rückwärts datiren, als ob ſie ſchon am 21. März verfaßt worden wäre. Dadurch wurde die Nichtanerkennung Ferdinands VII. von Seite Napoleons motivirt. Vor allem aber kam es darauf an, den jungen König von ſeinem Volke zu entfernen, weil es für ihn begeiſtert war und ſeine Wiederabſetzung nicht geduldet haben würde, wenn er in Spanien geblieben wäre. Napoleon ſchickte daher denjenigen ſeiner Vertrauten, deſſen er ſich gewöhnlich bediente, wenn ein ungeheurer Frevel im Werke war, den General Savary nach Madrid, um bei Ferdinand VII. alles wieder gut zu machen, was Murat ſcheinbar hatte fehlen laſſen. Savary verſicherte ihn, Napoleon ſey bereit, auf alle ſeine Wünſche einzugehen, es ſey jedoch nothwendig, daß ein ſo wichtiges Arrangement mündlich beſprochen werde; der Kaiſer, ſein Herr, ſey bereits auf dem Wege nach Spanien, einzig in der Abſicht, mit ihm (Ferdinand) zu unterhandeln, Se. Majeſtät, König Ferdinand, möchten daher geruhen, ihm entgegenzureiſen. Durch dieſe Sirenenſtimme ließ Ferdinand ſich verlocken, von Madrid abzureiſen, ſetzte jedoch vorher noch eine Junta als Regentſchaft ein, der ſein Oheim Don Antonio vorſtand. Ferdinands jüngerer Bruder Don Carlos reiſte voraus, Ferdinand ſelbſt

folgte mit den Herzogen San Carlos und Infantado, dem Miniſter Cevallos und mit ſeinem ehemaligen Lehrer Escoiquiz. Auch Savary fuhr mit, der Vittoria als den Ort bezeichnet hatte, wo ſie dem Kaiſer begegnen würden. Sie kamen am 14. April hier an, aber ohne Napoleon zu finden, der am folgenden Tage in Bayonne anlangte und nicht im Sinne hatte, dieſe Stadt, welche dicht an der ſpaniſchen Grenze liegt, zu verlaſſen, denn auf franzöſiſchem Boden wollte er den jungen König in ſeiner Gewalt haben. Savary reiste ihm allein entgegen, meldete ihm alles, was bisher geſchehen war, und kam am 18. nach Vittoria zurück mit einem Briefe Napoleons, worin die Zuſage einer engen Familienverbindung ausgedrückt war. Einige Freunde warnten Ferdinand, keinen Schritt weiter vorwärts zu thun, Urquijo ſagte alles voraus, was kommen würde, und kehrte für ſeine Perſon um. Auch das Volk war in großer Unruhe und ſchnitt die Stränge des königlichen Wagens entzwei. Aber Ferdinand wußte, daß ſeine Eltern ſich gleichfalls nach Bayonne begeben wollten und fürchtete, wenn er wegbliebe, würden ſie Napoleon ſo gegen ihn ſtimmen, daß es ihn den Thron koſten könne. Er entſchloß ſich alſo zur Weiterreiſe. Jedenfalls wäre er dazu gezwungen worden, denn Savary hatte in und um Vittoria franzöſiſche Truppen in hinreichender Zahl aufſtellen laſſen. Karl IV. und die alte Königin baten, als ſie von der Reiſe ihres Sohnes nach Bayonne hörten, Murat dringend, ſie eben dahin reiſen zu laſſen, und ſie wurden nicht nur augenblicklich dahin escortirt, ſondern auch Godoy, ohne daß ſie es noch wußten, ihnen vorausgeſchickt.

Ohne Zweifel lag etwas unendlich Lockendes für Napoleon im Benehmen der ſpaniſchen Bourbons. Sie ſelbſt waren es, die ſich ihm auslieferten. Sein Genie nahm wohlgefällig den Beiſtand des Zufalls an, ohne daß er geahnt hätte, wie tückiſch ihn gerade in dieſen Stunden das böſe Schickſal beſchlich. Zwar gelang es ihm leicht, die ganze ſpaniſche Königsfamilie zu Bayonne wie arme Vögel an einer Leimruthe zu fangen, allein er merkte nicht, daß er ſelbſt dabei in einem Sumpf und unter Dornen verſank, die ihn nicht mehr losließen.

Als ihm am 20. April*) gemeldet wurde, Ferdinand ſey ſo eben angelangt, rief er unwillkürlich aus: „er iſt gekommen? nein, es iſt nicht möglich.“ Er ſtattete ihm einen Beſuch ab und behandelte ihn ſehr höflich, ließ ihn aber noch an demſelben Tage nach der Tafel durch Savary wiſſen, was ſeiner wartete. Savary ſchämte ſich nicht, dem jungen König, den er mit ſo vielen Verſprechungen hergelockt, jetzt zu ſagen, Napoleon habe beſchloſſen, daß die Bourbons zu regieren aufgehört haben. Das alte Königspaar traf erſt am 30. in Bayonne ein und wurde von Napoleon mit größter Auszeichnung empfangen. Als bei der erſten Mittagtafel Karl IV. faſt jammernd frug, wo denn Goboy ſey? ließ Napoleon lächelnd denſelben hereinrufen, der nun von den beiden Alten mit Liebkoſungen faſt erdrückt wurde. Der König außer ſich vor Vergnügen, erzählte Napoleon ſelber, was bisher ſeine Lebensweiſe geweſen ſey, in der Frühe Meſſe hören, dann auf die Jagd gehen, eſſen und wieder auf die Jagd gehen und am Ende geſchwind alles unterſchreiben, was Goboy gewollt. Heftig erzürnt über ſeine Abſetzung und noch mehr gereizt durch die Königin und Goboy wollte der König an ſeinem Sohne Rache nehmen und ihn entthronen, ſelber aber die Regierung nicht wieder antreten. In Madrid würde er nur Sorgen und Aerger gehabt haben und nie wieder populär geworden ſeyn. Das galt in noch höherem Grade von der Königin und Goboy. Sie waren alſo einverſtanden, unter Napoleons Schutz und im Beſitz ihrer geretteten Schätze im Auslande zu leben und ihm die ſpaniſche Krone zu überlaſſen. Die Königin, die den unnatürlichſten Haß gegen ihren Sohn zur Schau trug und mit unerträglicher Geſchwätzigkeit jedem die Beweiſe davon aufdrang, während ſie in einem für ihre Jahre lächerlichen Putz den Friedensfürſten in Gegenwart Anderer liebkoſte, rief zuweilen ſelbſt auf Napoleons eiſerner Stirne die Röthe der Scham hervor.

---

*) An dieſem verhängnißvollen Tage wurde von der Königin Hortenſe in Holland Louis Napoleon geboren, der jetzige Kaiſer Napoleon III. Wie viel Lehre war in dieſem Tage für den enthalten, dem er das Leben gab!

Mittlerweile hatte Murat in Madrid immer mehr den Herrn gespielt, unter anderem sich den Degen ausliefern lassen, den Franz I. in der Schlacht bei Pavia verloren hatte (der Spanier köstlichste Kriegsbeute) und sich ohne weiteres in den Präsidentenstuhl der obersten Regierungsjunta gesetzt. Er hatte Befehl von Napoleon, sämmtliche Infanten des königlichen Hauses nach Bayonne zu schaffen, damit kein Prätendent übrig bleibe. Also wurden die beiden noch übrigen königlichen Kinder, die Königin von Hetrurien und der Infant Don Francisco nebst ihrem Oheim Don Antonio in Wagen gepackt, am 12. Mai. Bei diesem Anblick gerieth das Volk von Madrid in eine Wuth bis zum Wahnsinn und fiel ohne Vorbereitung und fast waffenlos über die Franzosen her. Man sah Männer, die sich mitten unter die französischen Truppen stürzten und alles vor sich niederschlugen, bis sie selbst todt hingestreckt wurden. Aus allen Fenstern wurde geschossen und geworfen. Die so lange mißbrauchte Geduld der Spanier hatte ihr Ende erreicht. Durch die ungeheuerste Treulosigkeit, die je ein Volk an einem andern ausgeübt, aus der Ruhe endlich aufgeschreckt, entbrannte die stolze Nation in furchtbarem und unversöhnlichem Zorn. Aber die überlegene Waffenmacht Murats behauptete nach langem mörderischem Straßenkampf, in dem 300 Franzosen umgekommen seyn sollen, die Oberhand. Es befanden sich zwar auch spanische Truppen in der Stadt, die aber aus Gehorsam gegen die Junta keinen Theil am Kampfe nahmen und von denen nur die Artillerie, als sie selbst angegriffen wurde, einige tödtliche Salven auf die Franzosen gab. Die Infanten mußten nach Bayonne reisen. Die Ruhe kehrte zurück, aber Murat ließ noch in den nächsten Tagen alle, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, zum abschreckenden Beispiel hinrichten. Er that es ungerne, sein Herz war von Kummer zerrissen, indem er ein Volk zerfleischen mußte, dessen König er so gerne geworden wäre. Napoleon hatte ihn mit harten Worten wissen lassen, daß von seiner Erhebung auf den spanischen Thron nicht die Rede seyn könne. Napoleons Bruder Ludwig in Holland war dafür ausersehen, lehnte aber ab und nun wurde Joseph aus Neapel schleunig nach Bayonn

berufen. Murat erkrankte aus Verdruß. Napoleon richtete ihn jedoch wieder auf, indem er ihm endlich eine Königskrone gab, nämlich die, welche sein Bruder Joseph in Neapel zurücklassen mußte.

Sobald die blutigen Madrider Ereignisse in Bayonne bekannt wurden, benutzte sie Napoleon, um die Schuld davon Ferdinand aufzubürden. Der alte König Karl ließ seinen Sohn kommen und überhäufte ihn mit Schmähungen, ja er hob den Stock gegen ihn auf. Auch die Mutter ging wie eine Furie auf ihn los. Ferdinand sollte augenblicklich der spanischen Krone entsagen. Da ihre Drohungen durch die Haltung Napoleons unterstützt waren, unterzeichnete Ferdinand am 6. Mai seine Thronentsagung. Unterdeß hatte Karl IV. bereits alle seine Rechte auf Spanien an Napoleons Bruder Joseph abgetreten und Ferdinand wurde genöthigt, am 10. Mai auch noch als Prinz von Asturien Verzicht auf sein Erbrecht zu leisten. Das Gleiche mußten alle Infanten thun. Man ging so weit, Ferdinand mit dem Tode zu drohen, wenn er sich nicht füge. Allein er hatte schon am 5. eine andere Acte heimlich unterzeichnet, die ihm seine Rechte für die Zukunft sicherte. In der Regierungsjunta zu Madrid hatte nämlich der edle Marineminister Gil y Lemus, ein Spanier von altem Schrot und Korn, hinter Murats Rücken bei seinen Collegen auf die Nothwendigkeit hingewiesen, sich von König Ferdinand VII. auch für den Fall seiner Gefangennehmung umfassende Vollmachten zu erbitten, und ein Vertrauter, Perez de Castro, war heimlich nach Bayonne gekommen, dem Ferdinand noch zu rechter Zeit am 5. die Vollmacht ausstellte, nach welcher die Junta in seiner Abwesenheit alle Souverainetätsrechte ausüben sollte. Schon am 11. mußte Ferdinand mit seinen Brüdern Bayonne verlassen. Aus Feigheit, die er für Klugheit hielt, schrieb er eigenhändig an Joseph eine Beglückwünschung. Er wurde in das Schloß Valençay abgeführt, wo er in anständiger Gefangenschaft auf Kosten Talleyrands lebte, dem das Schloß gehörte. Napoleon übte damit eine kleine Bosheit an Talleyrand, der ursprünglich zu dem Raub an Spanien gerathen hatte, öffentlich aber die Maaßregel tadelte. Das alte Königspaar und Godoy begaben sich nach Compiegne,

endlich nach Rom. Die arme Königin von Hetrurien bekam nichts, ſondern wurde in ein römiſches Kloſter geſteckt, weil Napoleon die ihr ausbedungenen 400,000 Franken nicht zahlen mochte. Damals ſoll Napoleon, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, geſagt haben: bald wird meine Dynaſtie die älteſte in Europa ſeyn!

Escoiquiz ſagte bei ſeinem Abſchied Napoleon voraus, daß ſich das ganze ſpaniſche Volk gegen ihn erheben würde, und daß er beſſer Ferdinand VII. anerkannt hätte: „Sie haben ſich jetzt eine herkuliſche Arbeit aufgebürdet, während Ihnen ein Kinderſpiel in die Hand gegeben war.“

Joſeph Napoleon, Napoleons älteſter Bruder, war gleich dem jüngſten Jerome ihm am ergebenſten. Von Charakter weich und mild ſchien er beſonders geeignet, die Spanier zu verſöhnen. Er kam am 7. Juni nach Bayonne und eröffnete bereits am 15. die Cortes, um mit ihnen die neue Verfaſſung zu verabſchieden. Eine ſchlecht erſonnene Comödie, die ihren Eindruck auf die Spanier nothwendig verfehlen mußte. Die Junta in Madrid war unter franzöſiſchen Bajonetten gezwungen worden, ſich Joſeph als König zu „erbitten.“ Eben ſo gewaltthätig hatte man einige Deputirte zuſammengezwungen, die man nach Bayonne ſchickte, um die Cortes darzuſtellen. Man nahm noch dazu das ganze Gefolge der königlichen Familie in Bayonne und brachte doch nur 91 zuſammen. Der Herzog von Infantado machte die Honneurs und hatte, indem er Joſeph beglückwünſchte, doch die Kühnheit, den hier verſammelten Cortes die Zuſtimmung der Nation vorbehalten zu wollen, was Napoleon in heftigen Zorn verſetzte und ſogleich zurückgenommen werden mußte. Die den Spaniern von Napoleon octroyirte, ſcheinbar von ihren Deputirten in Bayonne frei berathene Verfaſſung ſollte der bisher in dicker mittelalterlicher Finſterniß befangenen ſpaniſchen Nation das Licht der Aufklärung und alle die Wohlthaten der Civiliſation bringen, die ſie bisher entbehrt hatte, Abſchaffung der ohnehin eingeſchlafenen Inquiſition, der Feudalrechte, der Klöſter, Einführung der Bureaukratie, der franzöſiſchen Geſetze, Verbeſſerung der Schulen ꝛc. Napoleon that ſich etwas darauf zu gute, der

und man warf ſie ſämmtlich in eine Klaſſe, den gemeinen Bauernſtand. Da die Bedürfniſſe des Staates, wie des Ritteradels unermeßlich zugenommen hatten, und die dazu erforderlichen Summen beim Verfall des Handels größtentheils nur dem Ackerbau abgedrungen werden konnten, ſo mußte der Fleiß des Landmanns beinah alle andern Stände ernähren. Seine Arbeit nahm zu, denn er bedurfte der größten Anſtrengung, um den Forderungen des Staates und der Gutsherrſchaft Genüge zu leiſten, und die Frucht ſeines Fleißes kam nicht in ſeine eignen Hände. Er ſelbſt verarmte unter der Laſt ſeiner Dienſte. In einigen Gegenden erhielt ſich zwar der Bauer noch einigen Wohlſtand, und damit zugleich Heiterkeit und ein friſches Weſen, je nachdem man noch die alten Gewohnheiten achtete, oder die Regierungen, mild und weiſe ſich hüteten, die Kraft des Landes allzuſehr zu erſchöpfen. In den meiſten Staaten aber theilten die Bauern dieſes glückliche Loos nicht. Was ihr Fleiß hervorbrachte, wurde ſogleich vom Adel und von der Kammer verſchlungen, und ſie ſelbſt mußten raſtlos arbeiten, ohne je den Vortheil davon zu genießen.

Da ging den Bauern die alte Kraft aus. In der bitterſten Armuth, in elenden Hütten, bei der ſtrengſten Feldarbeit, welche beſtändig mit Frohnen und Herrendienſt abwechſelte, und bei dürftiger Koſt ſchrumpften die alten kräftigen Rieſengeſtalten zuſammen. In blutigen Kämpfen waren ſie entwaffnet worden. Sie zogen nicht einmal mehr mit dem Ritter als Knappen und Reiſige zu Felde. Nur noch mit dem Pfluge lebten ſie gleich dem ins Joch geſpannten Stiere. Auch die alten Freiheiten und Rechte, die Wahlen ihrer Vorſteher, die Theilnahme an den Volksgerichten hörte gänzlich auf. So ſchwand mit ihrer Kraft, mit ihren Waffen, mit ihren Rechten auch noch der letzte Reſt von Ehre, deren ſie ſich in der

Reformator Spaniens zu seyn. Er sprach den Dank der Spanier selbst und die Zustimmung aller gebildeten Völker an. Damit schien ihm das ungeheure Unrecht, das er beging, hinreichend gesühnt. In seiner Proclamation hieß es: „Spanier, nach einer langen Agonie eilte eure Nation dem Untergange zu. Ich sah euer Unglück, ich will ihm abhelfen. Ich will ein ewiges Recht auf die Liebe und Dankbarkeit eurer Nachkommen erwerben. Eure Monarchie ist alt, man muß sie erneuern." Die spanische Nation aber frug ihn dagegen, was sie ihn angehe? wer ihn beauftragt habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen? In ihrem Namen antwortete Palafox, der berühmte Vertheidiger Saragossas, am 18. Juni auf den ersten Brief, in dem ihn ein französischer General zur Unterwerfung aufforderte: „Sie geben sich eine sehr überflüssige Mühe, wenn Sie die Ruhe in einem Lande herstellen wollen, welches sie nie verloren hat. Die Flamme aber, die erst durch Ihre Ungerechtigkeit angefacht in der Entrüstung des spanischen Volks entbrannte, werden Sie nicht löschen."

Nicht ohne Absicht bereiste Napoleon auf dem Rückweg von Bayonne die westlichen Provinzen Frankreichs, um sich hier als segensreicher Friedensfürst zu zeigen, hauptsächlich auch, um in der bigotten Vendée so populär zu erscheinen, als er es in Spanien zu werden wünschte. Ueberall streute er Wohlthaten aus, verfügte die Austrocknung von Sümpfen, die Urbarmachung von Oeden, Anlegung von Brücken, Straßen ꝛc. In der Vendée stieg er oft aus, um sich mit dem Landvolk zu unterhalten und sich für die Wiederherstellung der alten Kirche danken zu lassen.

Joseph reiste unter dem Schutz der französischen Armee in seine neue Hauptstadt. Der Aufruhr war schon ringsum entbrannt und überall empfing den neuen König tiefes Schweigen und Grollen. Aber überall wurden die rohen Volkshaufen von den disciplinirten Truppen der Franzosen geschlagen und so gelangte Joseph ohne Unfall am 20. Juli nach Madrid, wo ihn Savary als Murats Nachfolger empfing. Die Einwohner, seit ihrer ersten Niederlage

reſignirt, verhielten ſich ſtumm. Joſeph war voll Kummer. Napoleon aber empfahl ihm, heiter und voll Zuverſicht zu ſeyn. Demgemäß bildete ſich Joſeph aus dem bereits ergebenen oder eingeſchüchterten Adel ein Miniſterium und einen Hofſtaat, ließ ſich zum König ausrufen und große Freudenfeſte veranſtalten, unter anderm ein Stiergefecht, das Nationalſchauſpiel, welches die Spanier am meiſten lieben, aber der Platz blieb leer, das Volk kehrte dem neuen Thron den Rücken zu. Joſeph wollte verſöhnen, während Savary Strenge für unerläßlich hielt. Beide verſtanden ſich ſchlecht. Allein ſie wirthſchafteten nicht lange mit einander, der furchtbare Aufſtand des geſammten ſpaniſchen Volkes zwang ſie ſchon nach zwölf Tagen die Hauptſtadt wieder zu verlaſſen, 1. Auguſt.

Seit Junots erſtem Einmarſch waren 127,000 Franzoſen über die Pyrenäen gegangen und auf dieſe waren ſchon im Mai und Juni eine Anzahl kleiner Heertheile nachgefolgt, die Napoleon ſchnell aus den Depots im ſüdlichen Frankreich hatte aufbrechen laſſen, ſobald er von den vielen Aufſtänden in Spanien hörte. Im Allgemeinen hatte er disponirt, daß Duponts Armeecorps von Madrid nach dem Süden vorrücken ſollte, um ſich mit der franzöſiſchen Flotte vor Cadix und mit Junot in Liſſabon in Verbindung zu ſetzen, während das Armeecorps von Moncey ſich öſtlich gegen Valencia bewegen, das kleinere Corps von Duhesme Barcelona und Catalonien feſthalten, das ſtärkſte Corps unter Beſſières aber den Nordweſten Spaniens einnehmen und ſich gleichfalls mit Junot in Verbindung ſetzen ſollte. Dieſen zahlreichen Heeren ſtand kein einziges ſpaniſches gegenüber. Die ſpaniſche Armee war durch Godoy gänzlich vernachläſſigt und auf ein Minimum herabgebracht worden. Ihre eine Hälfte, 14,000 Mann unter Romana, ſtand unter Napoleons Fahnen viele hundert Meilen von Spanien fern an den Ufern der Oſtſee. Die andere Hälfte, 16,000 Mann unter Caſtannos, die mit Junot nach Portugal gegangen war, zog ſich jetzt nach Cadix, tief in den Süden zurück. Die wenigen in Madrid gebliebenen Regimenter vermochten nichts und die Soldaten deſertirten größtentheils, um ſich mit dem inſurgirten Volk zu ver-

einigen. Drei Schweizerregimenter in ſpaniſchem Solde befanden ſich zu Granada und an der Oſtküſte Spaniens, ohne recht zu wiſſen, was ſie thun ſollten, da Joſeph vom Volk nicht als König anerkannt wurde und eine andere Centralregierung in Spanien noch nicht exiſtirte. Die franzöſiſchen Armeecorps bekamen alſo zunächſt nur mit Bürgern und Bauern zu thun, die ſich ſo gut als möglich bewaffneten, aber vom Kriege nichts verſtanden. Dennoch unterlagen die Franzoſen.

3.

Volkserhebung in Spanien.

Das ſpaniſche Volk war das adeligſte in Europa. Selbſt der gemeinſte Bauer hatte hier den Stolz eines freien Gothen und die ganze Ritterlichkeit der alten Zeit bewahrt. Zugleich war es das frömmſte Volk in Europa, unberührt geblieben vom Gift der franzöſiſchen Philoſophie und Sittenloſigkeit. Das Volk hatte die Corruption des Hofes in Madrid nicht getheilt, ja in den entlegenen Provinzen kaum davon erfahren. Jede Provinz hatte ihre Eigenthümlichkeit und Verfaſſung bewahrt. Das von Gebirgen durchſchnittene weite Land hatte nur wenige Heerſtraßen, Reiſende und Waaren wurden auf Maulthieren fortgeſchafft. Auch Zeitungen waren noch ſehr ſelten. Die Geiſtlichkeit theilte den adeligen und frommen Sinn des Volkes und war durchaus hochgeachtet. Ebenſo die Beamten und Richter, die in geringer Zahl nach alten Geſetzen volksthümlich walteten. Im Volke lebte ein tiefer Rechtsſinn und ein feines Gefühl für das Schickliche, was ſich auch in dem allgemeinen Haß gegen Godoy kund gegeben hatte, während die alte Treue gegen das Königshaus, die unbedingte Loyalität des Unterthanen, jeden Ausbruch des Unwillens in Bezug auf die Königin und den König zurückhielt, ſo daß ſelbſt nach deren Flucht und

treulosem Benehmen in Bayonne die Ehrfurcht gegen die königlich Personen durch keine Schmähschrift verletzt wurde.

Die französischen Soldaten mißkannten die Tugenden des sp nischen Volks. Sie glaubten überall nur Trägheit und dumm Aberglauben wahrzunehmen. Sie spotteten der Frömmigkeit u plünderten die Kirchen um so lieber, als dieselben sehr reich ware Sobald aber das bisher ruhige Volk zu den Waffen gegriffen hat konnten die Franzosen kaum begreifen, wie je ein Bauer es wag mochte, sich mit ihnen zu messen. Im Beginn des Krieges sah selbst die französischen Generale die spanischen Insurgenten nur a Räuber an und behandelten sie darnach, bis die furchtbaren Repress lien, welche die Spanier gebrauchten, sie zwangen, den gefangen Bauern dieselbe Rücksicht angedeihen zu lassen, wie gefangen Soldaten.

Das Volk erhob sich überall und ohne Verabredung, sobald durch den Straßenkampf in Madrid und durch die Ereignisse Bayonne von der unerhörten Verrätherei und Willkür Napoleon überzeugt worden war.*) Jede Provinz handelte aus eigener Mac und bildete eine Junta, ohne sich von einer andern abhängig mach zu wollen. Ueberall war es die Masse des Volks, von der die B wegung ausging und der die höhern Stände folgten. Wer vo Adel oder Beamtenstand irgend verdächtig war, ein Freund der Fra zosen zu seyn, fiel alsbald der Volkswuth zum Opfer, die auch ma chen edeln Mann ereilte, wenn er nur Vorsicht empfahl und i

---

*) Erst viel später hat Napoleon selbst zugestanden, wie sehr er sich Bayonne verfehlt habe. „Dieser unglückliche Krieg hat meinen Untergang b reitet, er hat meine Macht zertheilt, meine Verlegenheiten vervielfältigt, d Vertrauen in meine Redlichkeit erschüttert. Ich wollte sie glücklich machen, t stellte ihre Mißbräuche ab, ich gab ihnen eine freie Verfassung. Ich erwarte ihre Segenswünsche, aber sie verschmähten das Interesse und hielten sich n an die Beschimpfung. Alles griff zu den Waffen. Die Spanier in Mas betrugen sich wie ein Mann von Ehre. Darüber ist nichts zu sage außer etwa, daß sie für ihren Heldenmuth schlecht belohnt worden sind. — S hätten ein besseres Schicksal verdient." Las Cases.

besten Willen die schlimmen Folgen der Unbesonnenheit voraussagte. Einheit des Widerstandes und ein Plan waren bei dieser Stimmung etwas Unmögliches. Die Volkskraft blieb getheilt und lähmte sich selbst. Die französischen Heere hatten den Vortheil, mit Uebermacht die vereinzelten Aufstände nach einander besiegen zu können. Aber sie siegten nur, wo sie standen. Von allen Seiten schwoll der Aufstand immer wieder gegen sie an, hemmte ihre Verbindungen und vernichtete jeden kleinen Heertheil, der sich vom großen absonderte.

Der Tag, an welchem fast ganz Spanien sich erhob, war der Himmelfahrtstag, 26. Mai 1808. In Oviedo, wo die Provinzialstände des Königreichs Asturien zufällig beisammen waren, wählten sie schon am 24. Mai eine Junta im Namen Ferdinands VII., beschlossen ein Heer von 18,000 Mann aufzustellen, erklärten Napoleon den Krieg und schickten zwei edle Männer über Meer nach London, wo sie mit Ueberraschung und Freude aufgenommen wurden und das Versprechen baldiger Hülfe empfingen. Zu Corunna, der Hauptstadt von Galicien, zu Santander, in Catalonien erfolgte die Erhebung auch am Himmelfahrtstage. Auch hier bildeten sich Junten und wurde eifrig gerüstet. Diese von der Nordküste Spaniens ausgehende erste Bewegung stockte in Altcastilien. In Logronno am obern Ebro wurde das aufgestandene Volk am 6. Juni durch die Franzosen unter General Verdier auseinandergesprengt. Auch aus Segovia mußten die Insurgenten fliehen. Im Königreich Leon zügelte der alte strenge Gouverneur de la Cuesta die Wuth des Volks und mahnte zur Vorsicht. Diese Zurückhaltung hatte, weil sie den Haß von den Franzosen auf die Verdächtigen im Innern lenkte, mehrere grausame Ermordungen zu Valladolid zur Folge. Auch Filangieri, Generalcapitän von Asturien, ein Neapolitaner, wurde auf der Flucht erschlagen, ebenso Cevallos, Director der Militärschule in Segovia. De la Cuesta selbst mußte wider Willen den Oberbefehl über die Insurgenten übernehmen und sie gegen den Feind führen. Als er das Volk in Valladolid ermahnte, sich nicht so blind der überlegenen Macht Bessières entgegenzuwerfen, richtete man ihm gegenüber einen Galgen auf, um ihn daran zu hängen,

wenn er nicht dem Volke gehorche. Er ging nun vorwärts, erlitt eine Niederlage, worauf die Franzosen Valladolid wegnahmen, verstärkte sich aber mit den Aufgeboten von Asturien und Galicien unter dem General Blake (einem längst in Spanien naturalisirten Engländer) und wollte wieder vorrücken, als er von Bessières selbst bei Rio seco angegriffen wurde. Cuesta und Blake hatten 22,000 Mann, aber rohe Haufen und waren selbst nicht einig. Deshalb konnte Bessières mit nur 12,000 Mann guter Truppen sie besiegen, 14. Juli. Ohne diesen Sieg hätte sich Joseph gar nicht bis nach Madrid gewagt.

Die zweite Gruppe des Kampfes hatte zum Mittelpunkt Saragossa, die Hauptstadt Aragoniens. Auch hier hatte sich das Volk schon am 24. Mai erhoben und den Marquis von Lazan mit einigen tausend Mann gegen Tudela vorgeschickt, um die Franzosen unter Lefebvre-Desnouettes anzugreifen und dessen Uebergang über den Ebro zu hindern. Aber die Franzosen forcirten die Brücke und ihre Reiterei wüthete unter den fliehenden Insurgenten, 13. Juni. Am 14. wurde Lazans Bruder Joseph Palafox ebenso bei Alagon zurückgeschlagen. Am 15. erschien Lefebvre vor Saragossa. Die Stadt zählte 50,000 Einwohner und lag in einem länglichen Viereck am rechten Ufer des Ebro, auf der Landseite nur durch eine 12 Fuß hohe Stadtmauer und durch die Kanonen eines nahen Bergschlosses schwach beschützt. Allein die Einwohner empfingen die Franzosen mit einem solchen Kugelregen aus allen Fenstern und von allen Dächern, daß Lefebvre wieder zurückging. So bewährte sich, was schon hundert Jahre vorher Colmenar gesagt hatte: „Saragossa ist schutzlos, aber der Muth seiner Bevölkerung ersetzt die Wälle." Während Palafox Streitkräfte sammelte, um den Feind von außen anzugreifen, wurde Lazan Gouverneur in der Stadt, in welcher am 2. alle Einwohner einen Eid schwuren, sich bis auf den Tod zu vertheidigen. Unterdeß hatte sich Lefebvre durch Verdier verstärkt, ein schweres Geschütz herbeiführte und die Stadt bombardirte. Zugleich sprang innerhalb derselben ein großes Pulvermagazin in die Luft, allein man ließ sich doch nicht schrecken. Die Bürger, von vie-

Bauern der Umgegend unterstützt, hatten die Klöster der Stadt in Castelle verwandelt, die Straßen abgegraben und Gänge durch die Häuser gebrochen, bedrohte Oeffnungen mit Erdsäcken gefüllt oder vermauert, an den besten Punkten furchtbare Batterien errichtet. Als am 1. Juli die am weitesten vorliegende Batterie von den Franzosen so beschossen wurde, daß alle ihre Vertheidiger fielen oder flohen, wollte Agostina, ein junges Mädchen, nicht leiden, daß sich die Franzosen des in der Batterie zurückgebliebenen Geschützes bemächtigen, eilte dahin und feuerte eine noch geladene Kanone gegen sie ab. Da schämten sich die Männer, eilten ihr nach und behaupteten die Batterie. An demselben heißen Tage kam Joseph Palafox heimlich in die Stadt zurück und übernahm das Commando. Dieser Jüngling von 28 Jahren war mit Recht der Liebling der Aragonier. Obgleich ein Neffe des Lombarden Melzi glühte er von Haß gegen Napoleon. Das Schloß auf dem Berge Torrero vor der Stadt war bereits von den Franzosen erobert. Mit unerhörter Anstrengung drangen sie allmälig bis zum Kloster Santa Engracia vor. Tag und Nacht wüthete der Kampf, als plötzlich am 18. Aug. Lefebvre und der verwundete Verdier Befehl erhielten, die Belagerung aufzugeben. Sie hatten 3000 Mann verloren. Von den Einwohnern waren 2000 geblieben, denen Palafox am 25. eine große ernste Todtenfeier halten ließ.

Dem concentrischen Kampf um Saragossa entsprach ein excentrischer von Barcelona aus: die dritte Gruppe dieses Krieges im Königreich Catalonien. In Barcelona hatte sich schon gleich anfangs ein französisches Heer unter Duhesme festgesetzt, aber in der gebirgigen Provinz stand überall das durch seine zähe Tapferkeit schon längst berühmte Volk der Catalanen auf, denen auch von den balearischen Inseln viele Patrioten zu Hülfe kamen. Duhesme sendete beträchtliche Truppentheile aus, um die empörten Orte zu unterwerfen, wurde aber überall zurückgewiesen. Unter dem Namen der Somatenes bildete das Landvolk hier eine eigenthümliche Miliz (ähnlich den Tiroler Schützen), die sich den Franzosen überlegen bewies. Duhesme schickte ein stärkeres Corps unter Chabran gegen

Manresa aus, den Schimpf zu rächen, aber auch dieser wurde zurückgejagt, am 14. Hierauf zog Duhesme selbst mit dem größern Theil seines Heeres aus, brachte den Bauern von Valles eine Niederlage bei, ließ Mataro am 17. plündern und die scheußlichsten Grausamkeiten üben und hoffte die kleine Festung Gerona zu überraschen, wurde aber am 20. von da zurückgeschlagen, während Chabran mit 3500 Mann von den Somatenes bei Granollos besiegt und aller seiner Kanonen beraubt wurde.

Die vierte Gruppe des großen Nationalkampfes begreift die mißlungene Expedition des Marschalls Moncey nach Valencia in sich. Derselbe setzte sich schon am 4. Juni von Madrid aus in Bewegung, blieb aber in Cuenza, um Chabran abzuwarten, der zu ihm stoßen sollte, jedoch von den Catalanen zurückgeworfen wurde. Endlich entschloß sich Moncey, allein vorwärts zu gehen, und drang am 23. durch den Engpaß Las Cabreras, wo er großen Verlust erlitt. Dennoch gelangte er bis unter die Mauern des schönen Valencia. In dieser blühenden Seestadt war die Fahne des Aufruhrs am 23. Mai erhoben worden. Calvo, ein Canonicus, hatte sich auf kurze Zeit der Herrschaft bemächtigt und alle in Valencia wohnenden Franzosen, 330 an der Zahl, am 5. Juni ermorden lassen. Auch ein Mitglied der Junta, das Haupt des Adels, Miguel de Saavedra, Baron von Albalas, wurde umgebracht. Allein der Franziskanermönch Rico stellte die Ordnung wieder her und ließ Calvo hinrichten. Die Junta dämpfte die Anarchie mit schrecklicher Strenge und ließ über 200 Bösewichter hängen, welche die Ehre Valencias durch den Mord Wehrloser und durch Raub befleckt hatten. In dieser Stimmung fand Moncey die Stadt und wurde, als er sie am 28. Juni im ersten Anlauf zu nehmen hoffte, mit einem so fürchterlichen Feuer empfangen, daß er mit Verlust von 2000 Mann augenblicklich wieder abzog und sich glücklich schätzte, den abgematteten Rest seiner Truppen durch die Gebirgspässe zurückzubringen. Mittlerweile hatte sich Cuenca empört, war aber durch ein von Savary aus Madrid entsendetes Corps erobert und geplündert worden, wobei die Franzosen sich unerhörte Schandthaten erlaubten.

Die fünfte Gruppe des Volkskrieges hatte ihren weiten Spielraum im südlichen Spanien. Dahin war General Dupont aufgebrochen mit der Aussicht, sich den Marschallstab zu verdienen. Schon am 26. April kam er nach Toledo und unterdrückte hier einen Volksaufstand, den ersten in ganz Spanien, noch vor dem in Madrid, einen ganzen Monat vor dem verhängnißvollen Himmelfahrtstage. Allein er ging damals noch nicht weiter vor, weil die Unterhandlungen in Bayonne noch schwebten. Daher konnten die südlichen Königreiche Andalusien, Murcia, Granada und Estremadura sich erheben, bevor er sie störte. Die größte Stadt des südlichen Spanien ist das herrliche Sevilla. Hier begann die Erhebung am Himmelfahrtstage und bildete sich eine Junta, die gleich anfangs sich als Centraljunta für ganz Spanien proclamirte, aber nur von den nächsten Nachbarn im Süden als solche anerkannt wurde. In Cadix fiel der Generalcapitän von Andalusien, Setano, als Opfer der Volkswuth, weil er ein Freund der Franzosen war. Dagegen ließ der Gouverneur von Cadix, Morla, der die Junta von Sevilla anerkannte, die französische Flotte unter Rosilly, die durch widrige Winde am Auslaufen gehindert war, einschließen und bombardiren, so daß sie am 14. Juni die Flagge zu streichen gezwungen war, 5 Linienschiffe und 1 Fregatte mit 4000 Mann. Auch die im Lager von St. Roch vereinigte spanische Armee unter Castannos unterwarf sich der Junta von Sevilla, und Theodor von Reding, der mit drei Schweizer-Regimentern in Granada und Murcia stand, beschloß, sich mit ihm zu vereinigen, während zwei andere Schweizer-Regimenter im Heere Duponts inbegriffen gleichfalls Lust bezeigten, zu ihren Landsleuten überzugehen. In Granada wurde Don Pedro Trurillo, ein Anhänger des Friedensfürsten, in Malaga ein französischer Consul nebst andern Personen von Rang ermordet. Auch in Murcia stand das Volk auf und in Estremadura, wo der Gouverneur von Bajadoz, Graf de la Torre, vom Volk erschlagen wurde.

Dupont war im Anfang Juni durch die Mancha und Sierra Morena vorgerückt und erfuhr erst am 5. zu Andujar den allgemei-

nen Aufstand des Südens. Er eilte, sich der reichen Stadt Cordova zu bemächtigen. Aber schon am 7. stieß er an der Brücke von Alcolea auf ein durch Echavarri zusammengerafftes Volksheer, welches ihm den Uebergang über den Guadalquivir verwehrte. An Geschütz und Reiterei weit überlegen, zerschmetterte er die ungeordneten Bauernhaufen und drang mit den Fliehenden in Cordova ein. Das fürchterliche Gemetzel in der Stadt endete mit allgemeiner Plünderung. Das Landvolk aber wurde dadurch in ungeheure Wuth versetzt und mordete in Duponts Rücken zu Montoro 200 Franzosen aufs grausamste. Einige sollen zur Rache für die Kirchenschändungen in Cordova gekreuzigt worden seyn. Auch General René, der den Bauern in die Hände fiel, wurde ermordet. Dupont blieb bis zum 17. in Cordova, wagte aber nicht nach Sevilla vorzugehen, sondern fürchtete von Castannos und Reding abgeschnitten zu werden und zog sich mit schwerem Herzen zurück. Die reiche Stadt Valdegamas, die in seinem Rücken aufgestanden war, wurde von General Belair geplündert und zum Theil verbrannt unter unmenschlichen Greueln.

Sobald Savary in Madrid von dem Aufruhr im Süden hörte, sandte er General Wedel mit 7000 Mann in die Sierra Morena, um Dupont zu unterstützen, der nun wieder Stand hielt, zu Andujar. Dupont schwankte zwischen der doppelten Furcht, durch seinen Rückzug den Marschallstab zu verscherzen und durch sein Dableiben sich einer Niederlage auszusetzen. Seine Dispositionen wurden unsicher. Am 16. erzwang Reding den Uebergang über den Guadalquivir. Am 18. kam er nach Baylen, welches Wedel vorher besetzt, aber schon wieder verlassen hatte, um den Feind da aufzusuchen, wo er nicht war. Während nun Wedel blind umherirrte, zog sich Dupont von Andujar nach Baylen zurück, um sich hier mit ihm zu vereinigen und sich der Engpässe der Sierra Morena und durch sie seines Rückzugsweges zu versichern, stieß nun aber zu seinem Schrecken auf Reding. Die französischen Soldaten waren vom Marsch und von der unerträglichen Hitze erschöpft. Sie verschmachteten vor Durst, denn selbst die Bäche waren ausgetrocknet. In dieser verzweiflungs-

Schweiz, in Friesland, Dithmarſen und Schwaben ſo oft würdig bewieſen hatten. In dieſem verachteten Zuſtande ehrten ſie ſich ſelbſt nicht mehr, und ſie verſanken in dem Schmutz der Armuth, und brüteten ihr kümmerliches Leben dumpf hin. In proteſtantiſchen Staaten geſchah etwas für Dorfſchulen, aber es dauerte noch geraume Zeit, bevor das Volk in größerer Anzahl leſen und ſchreiben lernte, und damit war ihm wenig geholfen. Der Unterricht beſchränkte ſich außerdem nur auf die nothwendigſten Religionslehren, die dem armen Bauer Troſt gewährten und ſeine Geduld ſtärkten, aber ſeine drückende Lage nicht änderten. Dennoch erhielt ſich in dieſem urſprünglich ſo guten, ſtarken und edlen Volk eine ſeltne Treuherzigkeit und Redlichkeit, und je tiefer ſie ſtanden, deſto weniger wurden ſie von der Unnatur und den Laſtern angeſteckt, welche ſich der höhern Stände bemeiſtert hatte. Auch ſchwand ihnen nicht ganz die geſunde Laune, der Mutterwitz und das Gefühl ihres beſſern Werthes. In den niedern Hütten des verachteten Bauers erhielten ſich die ſchönen Volksſagen, welche die höhern Stände in läppiſcher Aefferei der Ausländer vergeſſen hatten. Hier träumte man noch von der alten Wunderzeit, und das Zarteſte und Erhabenſte wurde noch kindlich verſtanden und geliebt. Fern und vergeſſen von der ſogenannten gebildeten Welt wohnte die ſchöne Sage noch unter den armen Kindern der Natur. Wo aber die Verachtung und der Druck der höhern Stände die Bauern hart und feindſelig berührte, da entladete ſich ihr bittrer Witz und Spott in Sprüchwörtern, Volksliedern und vor allem in ihrem derben aber ſcharf treffenden Eulenſpiegel, der zuerſt im 15ten Jahrhundert erſchien.

vollen Lage mußten ſie neun Stunden lang gegen Reding kämpfen, der ihnen keine Ruhe ließ, bis er ſie ganz überwältigt hatte. Aber erſt nachdem 3000 Franzoſen getödtet oder verwundet, andere 3000 vor Mattigkeit wie todt umgeſunken waren und die Waffen weggeworfen hatten, 1600 Schweizer von den beiden Regimentern, die unter Dupont fochten, zu ihren Landsleuten im ſpaniſchen Heere übergegangen waren, entſchloß ſich Dupont, mit dem Reſte ſich gefangen zu geben. Erſt als die Capitulation ſchon im Gange war, langte de la Prena mit der Vorhut des großen Heeres von Caſtannos an, welches hinter Dupont hergezogen war, doch iſt es wahrſcheinlich, daß die Kanonenſchüſſe, mit denen Prena ſeine Ankunft ſignaliſirte, Dupont von der Größe ſeiner Gefahr unterrichtet hatten und daß er die Capitulation mit Reding beſchleunigte, um beſſere Bedingungen zu erhalten. Caſtannos ſelbſt erſchien, ſein ganzes Heer folgte und alles Landvolk in der Runde ſtrömte herbei, das wundervolle Schauſpiel einer gefangenen franzöſiſchen Armee mit anzuſehen. Aber Caſtannos war entſchloſſen, ſich mit Dupont allein nicht genügen zu laſſen, auch Wedel ſollte ſich ergeben. Dupont hatte dieſem ſagen laſſen, er möge ſo ſchnell als möglich fliehen. Als aber Caſtannos ſchwur, Duponts ganze Armee über die Klinge ſpringen zu laſſen, mußte auch Wedel ſich ergeben. So kam die berühmte Capitulation von Baylen am 21. Juli zu Stande, wonach 9400 Franzoſen, denn ſo viele waren noch übrig, die Waffen ſtreckten. Nur die Diviſion Barbou, die zuerſt gänzlich umzingelt worden war, ſollte kriegsgefangen bleiben, die übrigen aber über Meer nach Frankreich zurückgeſchickt werden, auch ihr Gepäck behalten. Als ſie aber in Sevilla anlangten, erkannte die Junta die Capitulation nicht an und erklärte alle für kriegsgefangen. Auch das Gepäck wurde zu Lebrija geplündert, weil das Volk durch die Ritzen eines Mantelſacks einen in Cordova geſtohlenen Kirchenkelch entdeckte und begreiflicherweiſe nicht dulden wollte, daß die heiligen Gefäße von den Räubern mitgenommen würden. Dieſe Wuth des Volkes iſt ſehr entſchuldbar, während die Handlungsweiſe der Junta von Sevilla die ſpaniſche Ehre befleckte. Morla ſagte: wie ſollen wir denen Treue

halten, die sich jede Untreue gegen uns erlaubt. Aber er hätte viel mehr sagen sollen: ihr Treulosen lernt von uns die Treue!

Eben so unheilvoll für Napoleon war der Ausgang des Kam pfes in der sechsten Gruppe dieses transpyrenäischen Krieges. Noc stand nämlich Junot in Lissabon, aber Portugal verharrte nich mehr in der frühern Ruhe, sondern ahmte den tapfern Spanier nach. In Oporto commandirte der französische General Quesn ein noch von Godoy ihm anvertrautes Corps von 10,000 Spaniern welche von Galicien aus dort eingerückt waren, um Junot zu unter stützen. Sobald aber diese Spanier von der Erhebung ihrer Lands leute hörten und Befehle von der neugebildeten Junta in Galicie empfingen, erklärten sie sich für Ferdinand VII., stellten den G neral Belesta an ihre Spitze, nahmen Quesnel und alle ihn begle tenden Franzosen gefangen und zogen nach Galicien heim, am 6. Jun Unmittelbar darauf am 11. Juni stand das Volk in Oporto auf un bildete eine Junta, an deren Spitze der Bischof de Castro tra Auch Evora erhob sich. Eine unter General Loison von Lissabo ausgeschickte französische Division schlug die Insurgenten von Evor zurück, litt aber sehr von der Hitze. Nach Oporto wagte Jun keine Diversion zu machen. Nun war gerade damals Sir Arthu Wellesley aus England nach Corunna geschickt worden, um d ersten Aufforderungen der Junten von Asturien und Galicien zu g nügen, und brachte ein Heer, Waffen und Geld mit. Als er ab am 20. in Corunna anlangte, glaubte man, er werde hier wenig nützen können, als in Oporto. Wellesley segelte also dahin un wurde mit stürmischer Freude empfangen, 1. August. Er hatte e 14—15,000 Mann beisammen, nur Infanterie und Artillerie, do sollten ihm 11,000 Mann unter Moore, die bisher in Schwed gestanden, und als Oberbefehlshaber der Gouverneur von Gibralt General Dalrymple, nachfolgen. Wellesley aber legte den größt Werth darauf, einen Sieg allein zu erfechten, bevor Moore u Dalrymple einträfen, und ging daher rasch auf Lissabon los. Jun schickte ihm Delaborde entgegen, der nach einem heftigen Gefe zurückwich, 16. August. Nun brach Junot selbst auf und unse

von Liſſabon kam es bei Vimeiro zu einer Hauptſchlacht, in welcher Junot trotz ſeiner Uebermacht die feſte Stellung der Engländer nicht erſtürmen konnte, am 18. Dieſes Unglück verſetzte ihn in die nämliche Verzweiflung, in der Murat und Dupont ſich befunden hatten, denn Junot hatte geträumt, die Krone von Portugal auf ſein Haupt zu ſetzen. Jetzt, von den Engländern beſiegt, und vom Aufruhr des Volks umringt, mußte er ſich ſchmerzlich darein ergeben, zu capituliren. Dalrymple war inzwiſchen angekommen und ſchloß die Capitulation in Cintra am 30. Die Franzoſen erhielten freien Abzug zur See nach Frankreich mit allem ihrem Gepäck. Der ruſſiſche Admiral Siniawin, der ſich mit zehn Schiffen (aus den joniſchen Inſeln zurückkehrend) im Hafen von Liſſabon befand, hatte den Franzoſen Beiſtand zu leiſten verweigert und capitulirte jetzt gleichfalls,*) wie man glaubt, auf geheimen Befehl ſeines Kaiſers, der Napoleons Zwecken nicht dienen, ſondern ihn nur für ſeine eigenen Zwecke benutzen wollte. Der ruſſiſche Geſandte in Madrid, Strogonow, hielt Einverſtändniſſe mit den Inſurgenten. Dalrymple erntete übrigens in England ſchlechten Dank für ſeine Capitulation. Man fand ſie zu günſtig für Junot. Der Nationalunwille, der Dalrymple traf, diente Wellesleys Ruhm zur Folie. Dalrymple hatte den Franzoſen erlaubt, ihre Beute mitzunehmen, wogegen Wellesley mit den Portugieſen vergebens proteſtirte.

In dem nämlichen Monat Auguſt entkam, wie durch ein Wunder, die ſpaniſche Armee unter Romana aus der Oſtſee und kehrte jubelnd nach Spanien zurück. Bernadotte, der in Schwediſch-Pommern commandirte, hatte unvorſichtig jenes ſpaniſche Corps auf die däniſchen Inſeln Langeland und Fünen hinübergeſchickt, wo es in nahe Berührung mit engliſchen Schiffen kommen konnte. Hier erfuhr es, was in Spanien vorgegangen war. Welchen Schmerz mußten dieſe tapfern Spanier empfinden, daß ſie ferne von der Heimath demſelben Napoleon dienten, der ihr Volk ſo grauſam mißhandelt hatte! Da landete Lobo, von Andaluſien über England hergeſendet, in

*) Die zehn Schiffe wurden ſpäter den Ruſſen zurückgegeben.

einem Fischerkahne an der Insel Langeland und lud Romana ei
sich durch die bereit gehaltene englische Flotte unter Keats entführ
und nach Spanien bringen zu lassen. Alles war entzückt darüb
und einig, nur der General Kindelan, der nächste im Rang un
Romana, entfernte sich als Verräther, um Bernadotte Nachricht
geben. Die Gefahr war dringend. Romana bemächtigte sich
9. August auf Fünen der Stadt Nyborg, um hier die englisch
Schiffe zu erwarten. Das Regiment Zamora, das weit entfe
gelegen hatte, marschirte 21 Stunden ununterbrochen, um nicht
spät nach Nyborg zu kommen. Auch vom jütischen Festland
Aarhus kam ein Regiment auf Kähnen an. Die Soldaten
knieten um eine Fahne und schwuren dem Vaterlande Treue bis
den Tod, fest entschlossen, sich aufs äußerste zu vertheidigen, w
sie von Bernadotte angegriffen würden, ehe Keats mit den Schi
käme. Aber die Schiffe kamen zu rechter Zeit und schon am
August ging Romana mit 9038 Spaniern unter Segel. Le
mußten 5160 andere zurückbleiben, die auf dem Festlande wo
und nicht schnell genug hatten benachrichtigt werden können
schon von den Franzosen entwaffnet waren.

4.

Napoleon in Spanien.

Die Unglücksfälle der Franzosen hatten zur Folge, daß K
Joseph sich in Madrid nicht halten konnte. Die Schreckensnac
von Baylen kam am 29. Juli in dieser Hauptstadt an und
am 1. August zog sich Joseph mit seinem ganzen Hofe nach Bu
zurück, unter dem Schutz der Armee von Bessières. Dahin
sich auch Savary und Moncey mit dem Rest seiner Truppen.
Duhesme blieb noch in Barcelona eingeschlossen.

Als Napoleon die Niederlage Duponts erfuhr, soll er in
unbeschreiblichen Zorn ausgebrochen seyn. Der verwöhnte

des Glücks konnte Unglück noch nicht ertragen und geberdete ſich gegen das große Schickſal wie ein unartiges Kind, dem man den Willen nicht mehr thut. Seine Umgebung ſtaunte über die ungewöhnliche Verzweiflung in ſeinem Weſen. Allein ſein Ahnungsvermögen war tiefer als das ihrige. Sein ſchneller Blick erkannte die unermeßliche Folgenreihe, die ſein erſtes Unglück nach ſich ziehen mußte. Doch war er bald wieder gefaßt und traf ſeine Maaßregeln. Das Unglück Junots machte daher keinen Eindruck mehr bei ihm. Dupont allein erfuhr ſeine ganze Ungnade, an ihm rächte er ſeinen erſten Schmerz; Junot behielt alle ſeine Würden, während Dupont ins Gefängniß wandern mußte.

Vor dem großen Verrath in Bayonne war Napoleon ſtark genug, Rußland noch Geſetze vorzuſchreiben und deſſen Umſichgreifen im Orient Einhalt zu thun. Nachher war er nicht mehr ſtark genug, ſondern gezwungen, zu Erfurt die Freundſchaft Rußlands zu erkaufen. Zu den Erfurter Verhandlungen wurde Napoleon durch Reding und Wellesley gezwungen, es war keine freie That mehr und ſie war ihm daher weder lieb noch günſtig.

Das Opfer, welches er Rußland brachte, war aber noch gering im Vergleich mit den ungeheuren Anſtrengungen, zu denen ihn die Unterwerfung Spaniens nöthigte. Sein Ruhm ſtand auf dem Spiel, wenn er ſich für beſiegt erklärte. Davon konnte entfernt nicht die Rede ſeyn, er mußte alſo um jeden Preis in Spanien Herr werden. Da 127,000 Mann nicht ausgereicht hatten, brauchte er viel mehr. Aber er brauchte eben ſo viele Truppen, um Deutſchland, und eben ſo viele, um Italien und Frankreich ſelbſt zu überwachen. Er ſah ſich daher zum erſtenmal gezwungen, bei der Rekrutirung über die gewöhnliche Grenze hinauszugehen und außer der Conſcription des laufenden Jahres nicht nur zurückzugreifen in die frühern Conſcriptionen und noch Jünglinge, die ſeit Jahren ſchon frei zu ſeyn glaubten, ſondern auch ſchon einen Theil derer vom Jahr 1810 einzuberufen. Das hatte den doppelten Nachtheil, daß er zu junge und unreife Soldaten erhielt und daß die Bevölkerungen über die Wegführung ſo vieler Söhne zur ſichern Schlacht-

bank zu klagen anfingen. Da er nach Spanien nicht lauter Rekrute
ſchicken konnte, ſondern hier mehr als irgendwo ſichere alte Sol
daten brauchte, zog er 100,000 Mann aus Preußen und Deutſch
land zurück und befahl den Polen und Rheinbundſtaaten, ihm zahl
reiche Contingente gleichfalls für Spanien zu ſtellen. Nur Bayer
und Württemberg durften ihre Truppen im Lande behalten, al
Wache gegen Oeſterreich.

Nachdem er zu Erfurt ſich durch diplomatiſche Kunſt den Rücke
gedeckt, theilte er die große Armee, die er perſönlich nach Spani
führen wollte, in acht Armeecorps ein, die mitgerechnet, die ſich no
in Spanien befanden. Man ſchätzte die Geſammtzahl zu 250,00
Mann, die ſich jedoch durch Nachſendungen beträchtlich vermehrt
Die franzöſiſchen Truppen, welche Preußen verlaſſen hatten, u
die Rheinbundstruppen und Polen wurden auf ihrem weiten W
durch Frankreich nach Spanien in den größern Städten feſtlich e
pfangen. Man ſchmückte ſie, fütterte ſie mit Leckerbiſſen, muſici
ihnen und ließ ſie tanzen, wie man Opferthiere putzt. Man g
ihnen gleichſam die Henkermahlzeit. Nichts bezeichnet ſo deutli
wie tief Napoleon die Menſchen verachtete. Damals befahl
auch dem Miniſter des Innern, Lieder für die Soldaten anfertig
zu laſſen. Begeiſternder Geſang kam nicht mehr von ſelbſt, er mu
befohlen und erkauft werden. Den alten Soldaten aber, die
nicht leicht täuſchen ließen, imponirte er durch ſeine Freimüthigk
Er ſagte ihnen: „Soldaten, ich brauche euch! Die ſcheußli
Anweſenheit des Leoparden (im engliſchen Wappen) beſudelt S
nien, euer Adler jage ihn bis zu den Säulen des Herkules.
ſeyd die neuen Römer, ihr ſiegtet am Euphrat (?) und am Te
Siegt abermals; was ihr für meinen Ruhm thun werdet, w
ewig in meinem Herzen leben.“ An alle Corps, die er muſte
hielt er begeiſternde Anreden im Styl von Boulogne.*) Aber

*) Ein deutſcher Augenzeuge beſchreibt, wie Napoleon gegen die A
ſeine Arme ausgeſtreckt habe. „Es war Jupiter, der ſeine Rechte durch
Unendlichkeit ausſtreckt und bei ſich ſelber ſchwört.“

bemerkte, daß sein Heer früher weniger Aufmunterung bedurft und doch alles geleistet hatte.

Die Spanier waren stolz, den Feind zurückgedrängt zu haben, versahen sich aber eines neuen noch gewaltigern Angriffs und neigten sich mehr als bisher zu gemeinsamen Maßregeln. Da sie wieder im Besitz der Hauptstadt waren, wählten sie am 25. Sept. zu Aranjuez eine neue Centraljunta, größtentheils aus Mitgliedern der einzelnen Provinzialjunten zusammengesetzt, an Zahl anfangs 24, später 35. Der achtzigjährige Graf von Florida-Blanca wurde ihr Präsident, aber damals schon trat eine jugendliche Opposition auf, deren Wortführer Jovellanos war, der erste Keim zu dem später in den Cortes hervortretenden Gegensatz. Die Alten wollten nur die Rechte König Ferdinands VII. wahren und in Verfassung und Verwaltung nichts ändern, die Jungen aber die Revolution benutzen, um manches Alte für immer abzuschaffen und Neuerungen einzuführen.

England wurde freudig bewegt durch die Ereignisse in Spanien und erkannte richtig, daß Napoleon sich hier eine unheilbare Wunde geschlagen habe. Allein England berechnete und strengte sich nicht übermäßig an. Es lag ihm zunächst nur daran, den Vortheil auszubeuten, den es durch den ihm jetzt geöffneten freien Handelsverkehr mit den spanischen Häfen in ganz Mittel- und Südamerika erlangt hatte. Die spanischen Colonien hatten sich nämlich für das Mutterland gegen Napoleon erklärt und daher die Engländer als Bundesgenossen anerkannt. Der freie Handel war für die Colonien vortheilhaft, während sie früher, so lange England ihre reichen Schiffe wegnahm, Noth gelitten. Die Engländer verfehlten nicht, sie unter der Hand zu bearbeiten und sie in dem Gedanken zu bestärken, jetzt sey der Augenblick gekommen, in welchem sie sich gleich den nordamerikanischen Freistaaten für unabhängig erklären könnten. Diese auf die wohlfeilste Art den größten Vortheil bringende Politik in Bezug auf Mittel- und Südamerika lag den Engländern nun mehr am Herzen, als große Opfer in Spanien selbst aufzuwenden, um Napoleon zu bekämpfen.

Nur im königlichen Hauſe regte ſich das alte Blut der Welfen und wollte der Krämerpolitik eine heroiſche entgegenſetzen. Aber vergebens. Dalrymple hatte das Commando verloren. Der Herzog von York, Sohn des Königs, wünſchte als Befreier in Spanien auftreten zu können, aber er hatte ſich in ſeinen früheren Feldzügen nicht fähig erwieſen. Man mißtraute auch ſeiner Herrſchſucht. Ein königlicher Prinz an der Spitze eines Heeres, wenn ſiegreich, hätte die Freiheit Altenglands gefährden können. Ueberhaupt war die Macht nicht bei dem König noch bei ſeiner Familie, ſondern bei der Ariſtokratie. York erhielt nicht nur kein Commando, ſondern wurde auch auf alle Art verhöhnt. Man rieth, ſeine Ernennung zum Obergeneral in Spanien nur als Kriegsliſt zu benutzen, denn wenn Napoleon hören würde, er habe es mit York zu thun, werde er weniger Truppen ſchicken. Wellesley war noch zu jung, man wählte daher den General Moore zum erſten Befehlshaber, deſſen 11,000 Mann unterdeß in Corunna gelandet waren und ſich mit den Truppen in Portugal vereinigen ſollten.

Auch Romana kam glücklich im Norden Spaniens an und vereinigte ſich mit Blake. Caſtannos rieth zur Vorſicht, er ſah voraus, daß Napoleon mit ungeheuren Streitmaſſen auftreten würde, zog daher einen ausweichenden Vertheidigungskrieg, der den Feind ermüde, zerſtreue und in Einzelkämpfen erſchöpfe, den Feldſchlachten vor, die man verlieren würde. Palafox aber und die meiſten andern Generale theilten den blinden Muth der Nation und hielten den Rückzug für eine Schande. Nun mußte auch Caſtannos nachgeben. Aber man hatte im Lauf des September und October verſäumt, mit den Engländern verbunden einen großen Operationsplan zu entwerfen, und ließ ſich von Napoleon überraſchen, dem nichts gelegener kommen konnte, als die zu weit vorgeſchobenen Heertheile der Spanier einzeln zu zermalmen.

Napoleon fand, als er an den Pyrenäen ankam, eine Menge Unordnungen im Heerweſen, die ihn heftig erzürnten. Er hatte befohlen, für gute Ueberröcke, Schuhe und Maulthiere zu ſorgen, welche ſeine Soldaten in dem unwegſamen Spanien am nöthigſten hatten;

aber man war ſeinem Befehle nicht nachgekommen und hatte große Summen für minder wichtige Anſchaffungen verſchwendet. Es war das erſtemal, daß die Werkzeuge ſeines Willens zu erſchlaffen ſchienen, die Räder ſeiner großen Maſchine nicht mehr raſch und regelmäßig liefen. Wie vieles verſtimmte ihn damals! Der unnatürliche Zwang, den er ſich in Erfurt hatte anthun müſſen, um Alexander zu ſchmeicheln; die Unpopularität der neuen Truppenaushebungen; die ſichere Ausſicht auf unermeßliche Sorgen und Opfer, die ihn der ſpaniſche Krieg noch koſten würde. Er hatte indeß ſo große Streitkräfte zuſammengebracht, daß er hoffen durfte, den Spaniern ſchreckliche Schläge zu verſetzen. Er befahl ſeinen Marſchällen, ſich von den kriegsluſtigen ſpaniſchen Heeren überflügeln zu laſſen, um ſie deſto ſichrer abſchneiden und vernichten zu können. Der unverſtändige Eifer der Marſchälle vereitelte dieſen klugen Plan, indem ſie in der Nähe des Feindes nicht mehr an ſich zu halten wußten. Indeß war der Erfolg der nämliche, denn auf allen Puncten ſtoben die ſpaniſchen Heere vor der Uebermacht und glänzenden Tactik der franzöſiſchen Marſchälle auseinander. Schon am 26. October warf Ney Caſtannos' Vorhut von Logronno zurück, vom 30. Oct. bis 7. Nov. ſchlugen Lefebvre und Victor auf dem rechten Flügel das Nordheer unter Blake und Romana in wiederholten Gefechten bei Valmaſeda zurück und brachten ihnen am 11. und 12. eine ſchwere Niederlage bei Eſpinoſa bei. Beſſières im Centrum ſchlug am 10. den ſpaniſchen General Belveder, der zu Caſtannos' Hauptheer gehörte, bei Gamonal und drang mit den Fliehenden noch am gleichen Tage in Burgos ein. Alle Einwohner flohen, dem Gemetzel folgte Plünderung. Am 22. fiel Marſchall Lannes auf dem linken Flügel bei Tudela über Caſtannos und Palafox her und erfocht einen glänzenden Sieg. Die ſpaniſchen Heere waren durch dieſe wenigen, aber gewaltigen Schläge ſo zerrüttet, daß ſie Madrid nicht mehr retten konnten. Die Centraljunta entfloh.

Napoleon ſelbſt ging am 8. Nov. über die Bidaſſoa und traf am gleichen Tage ſchon bei ſeinem Bruder Joſeph in Vittoria ein. Am 10. kam er noch mitten in den Tumult von Burgos. Hier blieb

er einige Tage, um den nachrückenden Armeecorps ihre Richtungen anzuweisen, die besiegten Feinde verfolgen und das englische Heer unter Moore recognosciren und wo möglich abschneiden zu lassen. Dann brach er auf, ließ am 29. den Paß von Somasierra stürmen, wobei die Polen unter Krasinski Wunder der Tapferkeit verrichteten, und zog gegen Madrid, wo er am 2. Dez. als dem Jahrestage seiner Krönung eintreffen wollte. Aber die Madrider hatten keine Lust, ihn schon an diesem Tage einzulassen, zu seinem großen Verdruß, weil er abergläubig an der Tagwählerei hing und die Hauptstadt, in der sein Bruder friedlich residiren sollte, doch nicht mit Sturm einnehmen wollte. Die Stadt wimmelte von fanatischem Landvolk, welches sich nicht ergeben wollte, überall Verrath witterte und deshalb auch den alten General Parales ermordete. Erst als Napoleon die Stadt von verschiedenen Seiten angriff und den Vertheidigern einen Begriff von der Ueberzeugungskraft seiner Kanonen beibrachte, gelang es dem Commandanten Morla (demselben, der die Capitulation von Baylen gebrochen hatte), die Wüthenden zu besserer Einsicht zu bringen. Morla ging selbst zu Napoleon hinaus, um sich nur noch ein paar Tage Zeit zu erbitten, binnen deren er die Leute vollends beruhigen wollte. Aber Napoleon warf ihm in zürnenden Worten sein früheres Benehmen gegen Dupont vor und ließ ihm nur noch Frist bis zum andern Tage. In der Nacht nun gelang es, die Vertheidiger Madrids zum Abmarsch zu bewegen, damit die Stadt nicht zu Grunde gerichtet würde. Am 4. zogen die Franzosen ein, ohne Rache zu nehmen, wie im Frieden. Napoleon selbst kam nicht in die Stadt, sondern blieb auf einem Landhause, erließ aber sogleich eine Proclamation und drei Decrete. In der ersten sagte er dem spanischen Volke: „ihr verdienet harte Bestrafung, aber ich werde Gnade üben. Ich will selbst loben, was Hochherziges in euren Anstrengungen gegen mich gelegen seyn mag. Aber ihr müßt einsehen, in welcher Täuschung ihr befangen waret. Versagt euer Ohr den giftigen Zuflüsterungen Englands und vertraut euch mir, der ich den Willen und die Macht habe, euch glücklich, euch groß zu machen.“ Von den drei Decreten hob das eine die

Kapitel CCCCXXXI.

Gelehrsamkeit.

Die Gelehrsamkeit war der Reformation günstig gewesen, und wurde wieder von ihr begünstigt. Die Protestanten stützten auf sie das Recht und den Erfolg der freien Forschung, und schärften durch sie die Waffen des Verstandes, mit denen sie die alte Hierarchie besiegt hatten. Selbst die Jesuiten mußten Gelehrte werden, um den Protestanten die Spitze bieten zu können. Die Universitäten waren natürliche Mittelpunkte für die gelehrte Welt. Endlich begünstigte der Bücherdruck die schnelle Verbreitung und den lebhaften Verkehr der Meinungen und Kenntnisse. Die Buchdruckerkunst wurde von Johann Guttenberg erfunden, und Johann Faust und Peter Schoiffer ausgebildet, und 1457 erschien das erste gedruckte Buch, die Psalmen.

Die wichtigste Wissenschaft war die Theologie. Von ihr ist schon oben die Rede gewesen. Sodann die römische Rechtswissenschaft, wovon auch schon gesprochen ist. Der größte und vernünftigste Jurist war Herrmann Conringius, welcher 1681 starb. Die große Gelehrsamkeit, welche man auf beide für Kirche und Staat so wesentliche Wissenschaften verwandte, hinderte nicht, daß in beiden zugleich ein finstrer Geist herrschend wurde, wie wir in der Verfolgung der Geschichte bereits wahrgenommen haben.

Die übrigen Wissenschaften blieben von dem Einfluß der Religionsstreitigkeiten, der Politik und ihrer Leidenschaften freier, wenn sie auch von der allgemeinen Geistesverfinsterung ebenfalls leiden mußten.

Das Studium der griechischen und römischen Sprache wurde zuerst von den Humanisten in großen Flor gebracht, und seitdem auf Schulen und Universitäten,

Inquiſition, das andere zwei Drittel aller ſpaniſchen Klöſter auf und verlieh das dritte eine allgemeine Amneſtie, von der nur zehn Perſonen, die eifrigſten Mitglieder der Junta, ausgeſchloſſen blieben.

Napoleon ließ damals ungeheure Maſſen der berühmten feinen Wolle Spaniens, die er in Burgos, Santander ꝛc. aufgehäuft fand im Werth von 50 Millionen, nach Frankreich ſchaffen und hoffte bald doppelt ſo viel nachzuſchicken. Die entflohenen Beſitzer ſollten, wenn ſie zurückkehrten und beweiſen könnten, daß die Wolle nicht den Engländern gehöre, entſchädigt werden. Napoleon ließ dabei den Lyonern ſagen, ſie ſollten dieſe Wolle kaufen, verarbeiten und auf die deutſchen Märkte ſchicken, um ſich dort reichlich bezahlt zu machen. Auch ließ er 20,000 Merinoſchafe, die dem Herzog von Infantado gehörten, nach Frankreich bringen.

Erſt am 22. Dez. hielt Joſeph ſeinen Einzug in Madrid, nachdem Napoleon veranſtaltet hatte, daß man um ſeine Zurückkunft bitte. Dem entſprach auch am folgenden Tage der Eid, den ihm 28,700 Bürger von Madrid leiſteten, die man durch Drohungen und Verſprechungen dazu bewogen hatte. Das alles wurde dem Lande und Europa laut verkündet, um zu beweiſen, welchen feſten Boden die neue Regierung habe. Dennoch gelang es nicht, ein Heer von Spaniern in Joſephs Solde zu errichten. Napoleon befahl, alle Ausländer, die ſeit längerer Zeit in Spanien dienten, in ein Regiment royal-étranger zu ſammeln und ein anderes aus reinen Spaniern zu bilden, aber die letztern gaben ſich nicht dazu her und Joſeph bekam wohl ein Gefolge von ſpaniſchen Höflingen und Beamten, aber nicht von ſpaniſchen Helden.

In den geſchlagenen ſpaniſchen Heertheilen herrſchte unbeſchreibliche Verwirrung. Die Uneinigkeit der Generale, die Wuth des Volks vergrößerten noch die Uebel der Niederlagen. General San Juan wollte Madrid retten, kam aber zu ſpät und wurde von ſeinen eigenen Soldaten ermordet. In Ciudad Real, Malagon und Badajoz wurden abermals alle Anhänger Godoys umgebracht. Das Un-

glück führte faſt überall die Anarchie zurück. Die Centralſunta floh nach Sevilla. Caſtannos legte ſein Commando nieder.

Napoleon richtete ſein Hauptaugenmerk auf Moore, der von Liſſabon ausgerückt war und ſich mit den zu Corunna gelandeten Truppen unter Baird in der Gegend von Leon, jetzt 25,000 Mann ſtark, vereinigte. Unter ihnen befand ſich die tapfere hannöverſche Legion. Auch Romana mit noch 8000 Mann ſtieß zu ihm. Im Begriff über Soult herzufallen,*) der ihn mit nur 18,000 Mann beobachtete, erfuhr Moore, daß Napoleon bereits ſelbſt käme, um ihm den Rückzugsweg zum Meere abzuſchneiden, und begann augenblicklich den Rückzug nach Corunna am h. Weihnachtsabend. Napoleon kam erſt am Neujahrstage 1809 mit 70,000 Mann in Aſtorga an, war ſehr ärgerlich, daß Moore ihm entſchlüpft ſey, und überließ Soult und Ney deſſen weitere Verfolgung. — Moore litt auf ſeinem Rückzug große Noth. Soult ſtrengte alle Kräfte an, ihn noch zu erreichen, aber ſeine Vorhut wurde zurückgeſchlagen. Am 5. Januar ruhte Moore bei Lugo aus, ehe Soult mit ſeiner Hauptmacht herankommen konnte, benutzte aber die nächſte Nacht, weiter zu ziehen, indem er ſeine Wachtfeuer brennen ließ, als ob er noch da wäre. Am 11. kam er glücklich nach Corunna und betrieb die Einſchiffung auf der bereit gehaltenen engliſchen Flotte. Ehe er aber damit fertig war, kam Soult vor der Stadt an und eröffnete ein mörderiſches Feuer. Moore ſchlug ihn auch diesmal zurück und erlebte noch, tödtlich von einer Kugel getroffen, ſeinen Sieg, am 12. Auch Baird verlor einen Arm. Die Franzoſen

*) Beamiſh in ſ. Geſchichte der deutſchen Legion erzählt Theil I. S. 166, in einem damaligen Vorpoſtengefecht hätten die hannöverſchen Huſaren unter Major Linſingen in der Wonne, endlich nach ſo langem Harren einmal an die Franzoſen zu gerathen, mit ſolcher Furie eingehauen, daß „Arme abgehauen, mehreren feindlichen Reitern die Köpfe bis auf den Nacken geſpalten wurden“ ꝛc. Die Legion that während dieſes und der folgenden Feldzüge in Spanien Wunder der Tapferkeit und wurde von den Engländern ſehr hoch gehalten. Ihre berühmteſten Anführer waren die Generale und Oberſten von Alten, Linſingen, Arentſchild, Langwerth, von der Decken, Hinüber, Ompteda ꝛc.

waren nicht mehr im Stande, die vollſtändige Einſchiffung der Engländer zu hindern. Romana hatte ſich nach Aſturien gewandt. Soult beſetzte Corunna und Ferrol.

Napoleon ſelbſt kehrte nicht nach Madrid zurück, ſondern ließ ſeinen Bruder Joſeph nach Valladolid kommen, wo er von ihm Abſchied nahm, denn ſeine Rückkehr nach Frankreich war dringend nöthig geworden. Oeſterreich nämlich drohte mit einem neuen Kriege. In Paris ſelbſt aber war, wenn auch in geheim, eine ihm ungünſtige Stimmung eingetreten, indem überall die Furcht aufgetaucht war, er werde durch ſeine unerſättliche Kriegsluſt das Land erſchöpfen. Je beſſer er wußte, wie ſehr dieſe Beſorgniß begründet ſey, um ſo unerträglicher war es ihm, den Glauben an ſeine Unfehlbarkeit und die ſtolze Zuverſicht auf ſein Glück erſchüttert zu ſehen. Ein Theil ſeiner alten Garde, den er in Spanien zurückließ, hatte zu murren gewagt. Dieſe Kerntruppen wollten ihm lieber nach Deutſchland folgen oder in Paris auf ihren Lorbeern ruhen, als ſich in Spanien von Strapazen aufreiben oder in einem ruhmloſen Kriege von empörten Bauern niederſchießen laſſen. Wenn ſeine beſten alten Truppen ſo dachten, welches ſchlimme Beiſpiel für die jungen Conſcribirten und für die Rheinbundstruppen! Napoleon gerieth daher in unbeſchreiblichen Zorn, ließ jene Bataillone der Garde in Valladolid unter Gewehr treten und ſchritt an ihren Reihen vorüber mit tödtlichen Blicken. Endlich riß er Einem das Gewehr aus der Hand, zog ihn aus der Reihe heraus, donnerte ihn an: „Elender, du verdienſt, daß ich dich niederſchießen laſſe,“ ſchleuderte ihn wieder zurück und ſagte zu den andern: „ich weiß, ihr wollt nach Paris zurück zu euern Weibern, aber wartet, ich will euch noch achtzig Jahre unter den Waffen feſthalten.“

5.

Die Guerillas.

Nach Napoleons Abreiſe blieb Joſeph in Madrid, unter dem Schutz zahlreicher franzöſiſcher Truppen. Als Majorgeneral hatte er ſich den alten Marſchall Jourdan ausgebeten, der ihn ſchon nach Neapel begleitet hatte, aber nicht viel Autorität über die jüngern und ſiegreichern Marſchälle beſaß. Da dieſe letzteren ſich nach verſchiedenen Richtungen ausbreiteten, um die einzelnen Provinzen Spaniens zu bezwingen, konnte jeder ſo ziemlich ſelbſtändig handeln. Trotz der zerſchmetternden Schläge, die Napoleon gegen die ſämmtlichen Heere der Spanier und Engländer geführt hatte und trotz der Unterwerfung Madrids blieb das Volk in den Provinzen ungebeugt und wehrte ſich mit unglaublichem Muthe. Wir müſſen dieſe höchſt verwickelten Kämpfe wieder in lokale Gruppen abtheilen, um den Ueberblick nicht zu verlieren.

Im Rücken der Hauptſtadt bildete Saragoſſa noch immer den Hauptherd des Widerſtandes. Dahin hatte ſich Palafox zurückgezogen und war auf die hartnäckigſte Vertheidigung gefaßt, indem er ſchon zuvor die Stadt viel ſtärker als bisher befeſtigt hatte. Napoleon aber legte gerade auf die Eroberung Saragoſſas den größten Werth, weil der Stolz der Spanier an dieſem Namen hing. Er wandte alſo zwei ganze Armeecorps unter Moncey und Mortier dazu an, welche 35,000 Mann ſtark ſchon am 20. Dezember vor Saragoſſa eintrafen. Ihr erſter Anlauf wurde kräftig zurückgetrieben, es mußte daher langſam eine förmliche Belagerung eingeleitet werden. Zu Neujahr 1809 übernahm Junot den Oberbefehl und ließ vom 10. an die Stadt ſo heftig bombardiren, daß die Einwohner nicht mehr in den Häuſern bleiben konnten, ſondern in die Keller flüchten mußten, wo die dumpfe Luft bald Krankheiten erzeugte. Aber auch die Belagerer hatten viele Plagen auszuſtehen,

indem ringsum die Bauern ſich erhoben, ihre Zufuhren wegfingen und ſelbſt bei Alcanniz einen Maſſenangriff aushielten, wobei die Franzoſen 400 Mann verloren. Am 22. Jan. erſchien Lannes, dem Junot das Commando abtrat. Junot zeigte nicht Eifer genug und ſchien von ſeinem Liſſaboner Unfall etwas gedrückt zu ſeyn. Lannes dagegen war einer der eifrigſten Schüler Napoleons, ihm grenzenlos ergeben, und bei ſanfter und gefälliger Miene doch furchtbar und unbarmherzig im Kriege, daher man ihn den Ajax der Armee nannte. Von nun an erreichte der tägliche Kampf um die Stadt die höchſte Erbitterung. Unaufhörlich wechſelten Angriffe und Ausfälle unter fortdauerndem Donner der Geſchütze. Lannes konnte trotz ſeiner Uebermacht nicht in die Stadt dringen, bis er zu Minen die Zuflucht nahm, aber Palafox ließ Gegenminen legen und der Kampf wüthete über und unter der Erde rings um die Stadt. Nach und nach drangen die Franzoſen vor und zerſtörten ein Kloſter, ein Haus nach dem andern, während ſich im nächſten die Spanier immer noch aufs verzweifeltſte wehrten. Tagelang wurde um ein einziges Haus gekämpft. Unter den Einwohnern in den Kellern aber nahm die Seuche ſo überhand, daß täglich 3—500 Menſchen ſtarben, deren Leichen die Luft verpeſteten. Lannes glaubte, die Noth würde die Vertheidiger mürbe gemacht haben und ſchickte einen Parlamentär, aber Palafox gab ihm keine Antwort und führte ihn nur in die ſchwarz ausgeſchlagene Kirche, in der die Einwohner ihr eigenes Seelenamt hörten. Endlich fiel auch der größte Theil der ſtreitbaren Mannſchaft im Kampf oder erlag der Seuche, es waren nur noch 4000 Mann unter den Waffen und am 19. Februar wurde Palafox ſelber todtkrank. Damals waren aber auch die Franzoſen dermaßen durch den Tod gelichtet und ermüdet, daß Lannes das ganze Feuer ſeines Muthes bedurfte, ſie immer aufs neue in den Tod zu führen, der ſie unter den Trümmern der Straßen erwartete. Seine Ausdauer ſiegte endlich, denn während Palafox beſinnungslos darniederlag, capitulirte der für ihn befehlende Pedro Ric am 20. Februar. Aber die Capitulation, die den Einwohnern Sicherheit zugeſagt, wurde in dem Augenblick gebrochen, in welchem die wuthentbrannten

Franzoſen ſich in die Stadt ergoſſen. Alles, was noch übrig war, wurde geplündert; viele Gefangene wurden ermordet. Den unglücklichen Palafox ſchleppte man nach Frankreich, wo er ſich von ſeiner Krankheit erholte und bis 1814 in Vincennes feſt ſaß. Saragoſſa hatte den Franzoſen diesmal 8000 Mann gekoſtet, von den Einwohnern waren beinahe 54,000 umgekommen.

Im Rücken von Madrid und ſogar dicht an der franzöſiſchen Grenze war auch noch Catalonien ungebeugt geblieben. Ein franzöſiſches Armeecorps unter Gouvion St. Cyr ſollte dieſe Provinz unterwerfen und Duhesme in Barcelona frei machen. Es gelang ihm auch nach vielen heißen Kämpfen. Dennoch unterwarf ſich Catalonien keineswegs, ſondern die Somatenes und die ſ. g. Miquelets (bewaffnete Freiwillige) thaten den Franzoſen überall Abbruch, indem ſie in ihrem Rücken ſchwärmten. Dieſer kleine Krieg rieb die Kräfte der Franzoſen einzeln auf, zwang ſie, immer in großen Corps beiſammen zu bleiben, erſchwerte ihre Verbindung und ärgerte und entmuthigte ſie unbeſchreiblich. Der Soldat war in keinem Quartier, auf keiner vereinzelten Sendung ſeines Lebens ſicher und konnte ſich nirgends gehörig erholen oder mit den Einwohnern befreunden.

Auf dem Wege zwiſchen Madrid und Valencia in der früher ſchon grauſam ausgeplünderten Stadt Cuenca hatten ſich Trümmer der geſchlagenen ſpaniſchen Heere unter Venegas geſammelt, gegen welche ein franzöſiſches Armeecorps unter Marſchall Victor marſchirte, bei dem ſich auch eine Diviſion Rheinbundstruppen befand. In der blutigen Schlacht bei Ucles unterlagen am 13. Jan. die Spanier der Uebermacht, hier aber übten die Franzoſen noch ärgere Greuel als je zuvor. Die unglückliche Stadt Ucles wurde geplündert, eine Anzahl von 69 Edelleuten aus der Mancha, Prieſter und angeſehene Bürger grauſam ermordet, 800 Frauen und Jungfrauen entkleidet, wie Schafe eingepfercht und geſchändet, alle Mönche, die den Siegern in die Hände fielen, wie Pferde angeſchirrt und als Laſtthiere gebraucht, um die Beute fortzuſchleppen. Das ſpaniſche Landvolk rächte ſich durch die grauſamſte Ermordung der gefangenen

Franzoſen und Deutſchen. Die letztern, die bisher noch keinen Theil genommen an den Schändlichkeiten der Franzoſen, wurden nun auch erbittert und als ſie im Februar das tapfer vertheidigte Städtchen Arenas einnahmen, begann zuerſt die deutſche Reiterei jenes Beiſpiel der Greuel nachzuahmen. Mittlerweile war auch ein Armeecorps unter Sebaſtiani in Eſtremadura eingerückt, dem es gelang, ein ſpaniſches Heer unter Cartaojal bei Mudela zu ſchlagen und ſich ſodann mit Victor zu vereinigen, um ein neues von Cueſta aufgebrachtes ſpaniſches Heer zu überwältigen. Das geſchah bei Medellin, 28. März. Die Spanier ſelbſt geſtanden ein, in dieſer mörderiſchen Schlacht 10,000 Todte und Verwundete verloren zu haben. Das Schlachtfeld bot einen ſchauderhaften Anblick dar, indem die heiße Sonne des Südens die Leichen ſchnell in Verweſung übergehen machte und die verwundeten Spanier, welche die Sieger liegen ließen, hülflos verſchmachteten. Aus Mitleid ſchoßen die Deutſchen manchen von ihnen todt. Victor und Sebaſtiani ſollten nach Portugal vordringen, um ſich hier mit Soult zu vereinigen, der von Norden her in dieſes Land eingedrungen war, aber ſie wurden zum Rückzug gezwungen durch Umſtände, die wir ſogleich erfahren werden.

Nach der Einnahme Corunnas in Galicien hatte ſich Ney gegen Romana in Aſturien, Soult aber nach Portugal gewendet. Ney blieb in den labyrinthiſchen Gebirgen jener Gegend gleichſam ſtecken. Von allen Seiten ſtanden die Bauern auf und bildeten ſ. g. Guerillas (Banden), die den Franzoſen keine Ruhe ließen. So im nördlichen Aſturien die Bande unter Quiroga, im ſüdlichen eine andere unter Valleſteros, der am 6. Februar einen kleinen Sieg erfocht. Als Ney endlich am 19. Mai bis nach der aſturiſchen Hauptſtadt Oviedo vordrang, ließ er dieſe Stadt drei Tage lang plündern. Im Königreich Leon, ſüdlich von Aſturien, trat ein gewiſſer Porlier, zubenannt Marqueſito, weil man ihn für einen Verwandten des Marquis von Romana hielt, als glücklicher Guerillaführer auf und nahm zu Aquilar de Campo 400 Franzoſen gefangen. Ein vierter, Echavarri, wurde in den Gebirgen von Biscaja gefangen

und zu Bilbao hingerichtet, im März. In der Gegend von Segovia machte sich ein fünfter, Martin Diaz, unter dem Namen Empecinado damals zuerst berühmt. Ebenso ein sechster, der Pfarrer von Villoviado, Geronimo Merino. An diese Namen knüpfte sich nach und nach hoher Ruhm. Die Guerillas waren überall und nirgends, erschienen unversehens und verschwanden wieder. Die Nüchternheit, Gewandtheit und zähe Ausdauer des spanischen Landmanns machte ihm möglich, bei der schmalsten Kost die längsten Märsche zu machen und jede Strapaze zu ertragen. Auch die von Soult in Galicien zurückgelassenen französischen Besatzungen hatten viel mit den Volksaufständen zu schaffen, die von Romana organisirt wurden.

Marschall Soult war schon am 10. März mit 21,000 Mann in Portugal eingerückt. Ein kleines portugiesisches Heer unter Freyre zog sich vor ihm zurück. In Braga aber wurde dieser General vom Volke gezwungen, Stand zu halten, obgleich er zu schwach war, um der Uebermacht widerstehen zu können. Als er dies erklärte, wurde er ermordet, der Baron von Ebben, der ihn ersetzte, bei Carvalho geschlagen und darauf Braga von den Franzosen eingenommen, am 20. Soult rückte unaufhaltsam vor Oporto, eine offene Stadt. Der Bischof, der bisher das Volk geleitet hatte, machte sich davon, das Volk aber wehrte sich in blinder Wuth. Fechtend drangen die Franzosen in die Stadt und richteten auf das über die Schiffbrücke fliehende Volk ein grausames Kartätschenfeuer, welches 3—4000 Menschen tödtete. In der Kathedrale vertheidigten sich 200 Portugiesen, die keinen Pardon annahmen. Die Stadt wurde geplündert, am 23. Nun sollte Soult gegen Lissabon vorrücken, zauderte aber, weil er erst Nachrichten von Victor und Sebastiani abwarten wollte, die aus Estremadura kommend sich mit ihm vor Lissabon vereinigen sollten. Allein hielt er sich noch für zu schwach und war durch die Aufstände in seinem Rücken beunruhigt.

In Lissabon hatte unterdeß seit Junots Vertreibung eine Junta im Namen des Königs Johann regiert und der englische Lord Vere-

ford die portugieſiſchen Truppen fleißig eingeübt, die unter General Silveira bereits 20,000 Mann ſtark waren. Am 22. April landete Arthur Wellesley mit 20,000 Engländern in Liſſabon und war nun, mit Silveira vereinigt, dem franzöſiſchen Marſchall weit überlegen, der daher ſchleunig ſeinen Rückzug antrat. Aus demſelben Grunde zogen ſich auch Victor und Sebaſtiani zurück.

Indem Wellesley zum erſtenmal unabhängig als Obergeneral auf der pyrenäiſchen Halbinſel auftrat, begann eine neue Periode des wundervollen Krieges in Spanien. Wir brechen daher die Erzählung hier ab, um ſie ſpäter wieder aufzunehmen.

Drittes Buch.

Oesterreichs letzte Erhebung und Niederlage, 1809

1.

Oesterreichs Ermuthigung.

Die Geschichtschreiber haben durchgängig einem erst unter den neuen Minister Grafen Stadion sich bildenden geheimen Bunde von englischen Emissären, verfolgten Preußen, vertriebenen deutschen Reichsfürsten und Grafen ꝛc. den Aufschwung in Oesterreich im Jahre 1809 zugeschrieben und den Kaiser dabei als einen Strohmann gedacht. Aber was hätte jene gegen Napoleon verschworene Aristokratie vermocht, wenn Kaiser Franz nicht gewesen wäre? Der Gedanke des Krieges von 1809 ging ganz einfach vom Kaiser aus und war nur die Consequenz des bisherigen Systems. Oesterreich hatte auch früher immer von neuem Krieg angefangen, sobald es sich nur einigermaßen von seiner früheren Niederlage erholt hatte. Diesmal aber kam ihm zu Statten, daß Napoleon tief verwickelt war in Spanien, also wahrscheinlich nicht Streitkräfte genug in Deutschland würde verwenden können. Auch wollte man dahin wirken, daß sich im deutschen Volke ein eben solcher Geist entzünde wie im spanischen. Diese natürlichen Gründe und der lebhafte Zuspruch Englands bewogen den Kaiser Franz, den in Spanien b

besonders in Holland, fleißig getrieben. Die berühmtesten Philologen oder Sprachforscher des Alterthums waren Erasmus, Reuchlin, Agricola, Pirkheimer, Mosellanus, Rhenanus, Justus Lipsius. Das Wichtigste, was wir ihnen verdanken, war die Herausgabe der besten Schriftsteller unter Griechen und Römern, die auch zum Theil übersetzt wurden. Die großen Folgen dieser Bekanntschaft mit den Alten zeigten sich indeß erst in der spätern Zeit. Auch der Philologie bemächtigte sich, nachdem die ersten geistvollen Humanisten vorüber gegangen waren, ein kleinlicher Geist, der in Buchstaben klaubte und die Seele der alten Bücher verkannte.

Für Geschichte geschah noch viel, anfangs in Chroniken und Zeitgeschichten, von Augenzeugen entworfen, später in gelehrten Bearbeitungen. Zu der ersten Art gehört die alte Köllner Chronik, Botho's sassische Chronik, Schillings Geschichte der Burgunderkriege, Tschudi's Schweizerchronik, die Mansfeldische Chronik, Theobalds Hussitenkrieg, Sleidans Geschichte Karls V, Lehmanns Speyrische Chronik ꝛc.; in der letztern Art zeichnete sich aus Sebastian Franks Weltgeschichte, Aventinus bairische Geschichte und andre im 16ten Jahrhundert. Seitdem nahmen die gelehrten Behandlungen der Welt- Reichs- Fürsten- und Stadtgeschichten überhand, größtentheils unendlich langweilig und schwerfällig, ohne Geist, und nur reich an schätzbaren Nachrichten für spätere Geschichtschreiber. Auch in dem neuen Felde der Politik wurde besonders in Holland viel geleistet. Hier strahlt vor allen der große Hugo Grotius. Unter den Deutschen war Ulrich von Hutten der größte Politiker, der aber keine Wissenschaft daraus machte, sondern nur im Geist der Reformation und für das augenblickliche Interesse seiner Zeit die Rechte des neuen Glaubens und

ſchäftigten Heeren Napoleons eine gefährliche Diverſion im Rücken zu machen. Rußland fürchtete man nicht. Zwar hatte Kaiſer Alexander zu Erfurt verſprochen, er wolle Oeſterreich und Preußen in Napoleons Abweſenheit hüten, aber ein wechſelſeitiges Zerfleiſchen der Ruſſen und Oeſterreicher zu Gunſten Napoleons lag nicht in der Politik Rußlands. Alexander blieb zwar im Bunde mit Napoleon und bekämpfte die Oeſterreicher, aber ohne Energie. Nur inſofern ſchadete er Oeſterreich ſehr, als er Preußen verhinderte, ſich damals ſchon an Oeſterreich anzuſchließen. Wenigſtens entſchuldigte ſich Friedrich Wilhelm III. gegen Franz mit den Verpflichtungen, die er gegen Alexander eingegangen ſey.

Die oben bezeichnete ariſtokratiſche Flüchtlingspartei genoß damals nur den Schutz des Kaiſers und war nicht im Stande, auf ſeine Handlungsweiſe Einfluß zu üben. In der einzigen Beziehung, in der ſie ihm hätte wirkſame Kräfte leihen können, erwies ſie ſich ohnmächtig, ſofern ſie nämlich weder Rußland noch Preußen, noch die Bevölkerungen des Rheinbundes zum Kampfe gegen Napoleon bewegen konnte. An der Spitze jener Partei ſtand der vertriebene Kurfürſt Wilhelm von Heſſen und der vertriebene Herzog Wilhelm von Braunſchweig (Sohn des bei Auerſtädt gefallenen Fürſten), welcher ſich in ſein ſchleſiſches Minorat Oels zurückgezogen hatte, jetzt aber nach Böhmen ging, um unter Oeſterreichs Schutz Truppen zu werben, mit denen er ſein Heimathland wiedererobern wollte. Ferner der Graf von Wittgenſtein, vormaliger preußiſcher Geſandter in Caſſel, derſelbe, an den Stein den verdächtigen Brief geſchrieben hatte; der aus Preußen verbannte Miniſter Stein ſelbſt, der ſich nach Prag zurückgezogen, nachdem ihn Napoleon durch ein am 16. Dezember 1808 von Madrid aus erlaſſenes Decret als le nommé Stein in die Acht erklärt und Confiscation ſeiner Güter verfügt hatte; die altpatriotiſchen hannöverſchen Grafen Münſter und Wallmoden; der gleichfalls hannöverſche, in Wien lebende Graf von Hardenberg, ein in der Geſellſchaft lächerlicher und verſpotteter Sonderling, der unter dieſer Maske die geheime Verbindung zwiſchen Oeſterreich und England leitete. In England ſelbſt gab es Männer,

die es ſich zur Aufgabe machten, Napoleon gleichſam perſönlich zu bekämpfen. Sie wurden gebraucht, um Kriege oder Empörungen gegen Napoleon auf dem Feſtland einzuleiten. Wie früher Sidney Smith, ſo jetzt Lord Stewart und der unermüdliche Robert Wilſon. Auch in Rußland gab es eine Partei, welche das Bündniß Alexanders mit Napoleon, wie vortheilhaft es auch den ruſſiſchen Intereſſen auf kurze Zeit war, doch bald aufgelöst wünſchte, um Rußland wieder in die Reihen der Coalition eintreten zu ſehen. Der Corſe Pozzo di Borgo, ſchon von ſeiner Geburtsinſel her ein Neider und Todfeind der Bonaparte, war als Diplomat in die Dienſte des Kaiſer Alexander gekommen und brannte vor Begierde, Napoleon zu ſtürzen. Ihm ſchloſſen ſich viele echte Ruſſen im Geiſte Suwarows an. Wie in England und Rußland, ſo hegte auch in Oeſterreich die ſtolze Ariſtokratie Widerwillen gegen die Emporkömmlinge des revolutionären Kaiſerreichs im Weſten. Endlich bezeugten die Frauen des Hofes und des hohen Adels in ſämmtlichen Reichen des Weſtens und Oſtens (Schweden und Polen ausgenommen) eine tiefe Abneigung gegen das neufranzöſiſche Ritterthum und ihr Stolz beſchämte die Männer, die ſich ſo oft von Napoleon hatten ſchlagen laſſen. In Petersburg wie in Wien waren die Damen gleichſam in einer ſtillſchweigenden Verſchwörung gegen Napoleon, was hauptſächlich ſein rohes Benehmen gegen die Königin von Preußen verſchuldet hatte.

Das Beiſpiel des ſpaniſchen Volks erweckte bei den Engländern den Wunſch, die Deutſchen möchten mit eben ſo viel Feuer gegen Napoleon aufſtehen. Dem entſprach einigermaßen die Errichtung der Landwehr und der patriotiſche Muth, mit dem die Unterthanen des Kaiſer Franz zu den Fahnen eilten. Allein gerade in dem öſterreichiſchen Völkergemenge war es überall nur die treue Hingebung an das Kaiſerhaus, welche die Ungarn, Böhmen und Croaten, wie die deutſchen Oeſterreicher zum Kampf anſpornte. Auch die Proclamationen, die man damals zum erſtenmal ausſtreute, um die deutſche Nation an ihre verlorene Ehre zu erinnern und die Unterthanen der Rheinbundfürſten zum Aufſtand zu bewegen, blieben

erfolglos. Die Proclamationen waren ursprünglich nur auf das von einem fremden Könige beherrschte Westphalen und auf die unzufriedenen Bevölkerungen im nordwestlichen Deutschland berechnet, wie denn auch das große österreichische Heer aus Böhmen durch die Mitte Deutschlands dahin vorgehen sollte. Errang man Vortheile auf dieser Seite, so konnte man nachträglich auf die Hülfe Preußens rechnen. Als man aber davon absehen mußte und die österreichischen Heere sich gezwungen sahen, im südlichen Deutschland zu bleiben und gegen Bayern vorzurücken, erschienen jene Proclamationen freilich übel angebracht, denn unter allen deutschen Stämmen war der bayrische von jeher seinen Fürsten treu, welcher Politik sie auch folgen mochten, und haßte die Oesterreicher als Nachbarn.

Kaiser Franz brachte trotz der Schmälerung seines Ländergebiets ein Heer auf, wie nie zuvor. Nachdem er lange heimlich hatte rüsten lassen, standen 176,000 Mann unter Erzherzog Karl an der deutschen, 35,000 Mann unter Erzherzog Ferdinand an der polnischen und 80,000 Mann unter Erzherzog Johann (den drei Brüdern des Kaisers) an der italienischen Grenze. Von außen dagegen hatte Oesterreich keine Hülfe zu erwarten, außer wenn es gelang, Norddeutschland zu insurgiren, zu welchem Zweck die Engländer durch eine Landung in Holland die Hand reichen wollten. Den größten Vortheil erkannte Oesterreich darin, daß Napoleon ihm nur einen Theil seiner Streitkräfte entgegenwerfen konnte, indem der andere und zwar der größere in Spanien festgehalten war.

Napoleon sah das Gewitter in Oesterreich aufsteigen, und eilte daher schon im Januar 1809 aus Spanien zurück. In Frankreich selbst zeigten sich unter dem äußern Gehorsam, der ihm sklavisch geleistet wurde, Symptome einer geheimen Opposition. Das gemeine Volk trauerte um die ungeheure Menge von jungen Leuten, die es dem unersättlichen Eroberer zu seinen Schlachten liefern mußte. Auch die Mißhandlung des Papstes hatte bei den frommen Landbevölkerungen angestoßen und die Priester erbittert. Die gebildeten Classen, die Kaufleute sahen den Frieden mehr als jemals in die

Ferne gerückt. Die Fonds waren tief gesunken. Unter die Großen des Reichs kam eine ungewöhnliche Bewegung. Talleyrand und Fouché, bisher Feinde, näherten sich, um sich zu verabreden, was geschehen sollte, wenn Napoleon im Kriege umkäme, eine Möglichkeit, die in Spanien sehr nahe lag, wo der Fanatismus leicht eine Mörderhand gegen ihn bewaffnen konnte. Auch die Marschälle waren in einer unruhigen Stimmung. Sie glaubten ihr Verdienst zurückgesetzt, indem Napoleon seinen unbedeutenden Brüdern allein die höchsten Ehren ertheilte. Auch Bernadotte blieb Napoleons heimlicher Feind. Macdonald und Brune bewahrten, wenn sie auch Napoleon nie untreu wurden, doch eine republikanische Würde. Welche Hoffnungen man aber bereits auf die Mißstimmung in der Armee setzte, bewies die Verschwörung des republikanischen Generals Malet, der früher unter Moreau gedient hatte und beseitigt worden war, mit dem ehemaligen republikanischen Minister Servan und einigen andern, Lahorie, Guidal ꝛc. Diese Menschen wollten ausſprengen, Napoleon sey in Spanien umgekommen, und die Republik proklamiren, an deren Spitze sie Moreau aus Amerika berufen und für den einstweilen General Lecourbe den Oberbefehl erhalten sollte. Sie hielten für möglich, daß bei der damaligen Stimmung ein solcher Streich gelingen könne. Man kam aber noch vor der Ausführung dahinter und warf sie ins Gefängniß.

Napoleon erfuhr das alles noch in Valladolid, mäßigte sich aber und nahm nach seiner Rückkehr nach Paris keine auffallende Rache. Nur daß der gesetzgebende Körper, als derselbe der Kaiserin zu Napoleons Siegen in Spanien am 20. November Glück gewünscht hatte, sich als „Körperschaft, welche die Nation vertrete" zu bezeichnen gewagt hatte, rügte der Kaiser im Moniteur mit den härtesten Worten: es sey chimärisch, ja verbrecherisch, die Nation vertreten zu wollen, die der Kaiser allein vertrete. Ferner ließ Napoleon seinen Zorn an dem Grafen Metternich, österreichischen Gesandten in Paris, in harten Reden aus. Aber es war ihm damit nicht Ernst. Der drohende österreichische Krieg kam ihm insofern gelegen, als er hoffen durfte, durch große Siege auf dieser Seite sein volles Ansehen wie-

der zu gewinnen. Der Gehorſam und die Treue der Pariſer hing von nichts ab, als von ſeinem Schlachtenglück. Er ignorirte daher, was während ſeiner Abweſenheit vorgegangen war und ließ ſeinen Unwillen einzig gegen Talleyrand aus, weil er dieſen für am meiſten gefährlich hielt. Fouché blieb ungekränkt. Napoleon wußte wohl, dieſe Creatur würde ihm treu bleiben, wenn es das Glück ſelbſt bliebe.

Dieſes Glück nun forderte er mit dem ganzen Feuer ſeines Genies heraus, indem er gegen Oeſterreich zu Felde zog. Wenn er ſich aller ſeiner deutſchen Feldzüge erinnerte, ſo konnte er kaum an neuen Siegen zweifeln. Mit der Schande der Deutſchen wollte er reichlich die Opfer erſetzen, die ihm die Ehre der Spanier abgetrotzt hatte. Auch fand er den größten Theil der deutſchen Nation noch unterwürfig, nicht fähig, ſich zum Gedanken der alten Ehre des Reichs zu erheben, immer noch in der Stimmung, in der Heinrich von Bülow ſie verlaſſen hatte, indem er im tiefſten Schmerze von ſeinen Landsleuten ſagte: „ſie betteln um Schande.“ Mit einziger Ausnahme von Tirol und Heſſen ſtand der ganze Rheinbund wie ein Mann zu Napoleon.

Man hat dem Erzherzog Karl, welcher den Krieg überhaupt nicht billigte und Unglück vorherſagte, den Vorwurf gemacht, er hätte ſich mit ſeiner Uebermacht viel früher zwiſchen die noch zerſtreuten Heertheile des Rheinbundes und der im nördlichen Deutſchland ſtehenden Franzoſen werfen ſollen, ehe noch Napoleon kommen und ſie vereinigen konnte. Die Schuld lag, wie früher, an den Intriguen und dem Schlendrian der Verwaltung. Man glaubte, die Armeeverpflegung ſey in der beſten Ordnung, als der Chef derſelben, ein Herr von Faßbender, ſich entleibte, um der Unterſuchung zu entgehen, welche ans Licht brachte, daß er für nichts geſorgt und ungeheure Summen unterſchlagen hatte. Man glaubte, ein großartiger Kriegsplan ſey entworfen, aber bis zur letzten Stunde drängte die herrſchende Ariſtokratie dem Erzherzog Karl einen Plan auf, den er entſchieden mißbilligte. Gewiß iſt, daß Berthier, den Napoleon vorausgeſchickt hatte, ſchon im Anfang des April 188,000

Mann in Bayern beisammen hatte, wodurch er den Erzherzog Karl nöthigte, seinen frühern Plan aufzugeben, Böhmen zu verlassen und sich gegen Regensburg zu ziehen. Aber auch jetzt noch hätte der Erzherzog den Feind überwältigen können, weil Berthier den Fehler beging, seine Armeecorps, 32,000 Bayern unter dem französischen Marschall Lefebvre, 13,000 Württemberger unter dem französischen General Vandamme, 5000 Sachsen unter dem französischen General Rouyer, 37,000 Franzosen, Badener und Darmstädter unter dem Marschall Massena, 65,000 Franzosen unter Davoust, 24,000 unter Oudinot, 12,000 unter Bessières, weit auseinander zu legen, so daß sie leicht hätten durchbrochen und einzeln aufgerieben werden können. Napoleon war außer sich, als er diese schlechten Dispositionen inne wurde, konnte sie aber verbessern, da der Erzherzog nichts gethan hatte, das Versehen Berthiers zu benutzen. Im Gegentheil legte der Erzherzog seine Armeecorps in dem Augenblick auseinander, in welchem Napoleon die seinigen concentrirte. Zwei österreichische Armeecorps waren in dieser kritischen Zeit unnützerweise in Böhmen geblieben, ein drittes unter General Hiller war bei Landshut, zu weit links. Die übrigen unter dem Erzherzog selbst standen ebenfalls zu zerstreut vor Regensburg zwischen Egloffstein und Pfaffenhofen.

Am 19. April hatte Napoleon die concentrische Bewegung beginnen lassen und während er am 20. den Erzherzog durch Davoust beschäftigte, stellte er sich selbst an die Spitze der Bayern und Württemberger, um den linken Flügel des Erzherzogs bei Abensberg von diesem ab- und auf Hiller zu drängen, so daß er die ganze österreichische Armee nach zwei Seiten auseinanderwerfen und sich selbst den Weg nach Wien öffnen konnte. In die Mitte der Rheinbundstruppen eintretend hielt er eine feurige Rede an die Bayern, eine andere an die Württemberger. Jenen rief er zu: „ich bin allein unter euch, kein Franzose ist mit mir. Ich komme nicht als Kaiser von Frankreich, nur als euer Bundeshaupt, ihr allein sollt die Oesterreicher schlagen.“ Und den Württembergern: „ich bin allein in eurer Mitte, kein Franzose ist um mich, das ist eine Ehre für

euch ohne Beispiel." Gleichwohl gesellten sich zwei französische Divisionen zu ihnen unter dem Befehl des eben aus Spanien angekommenen Marschall Lannes. Der Stoß auf Abensberg gelang vollkommen, der linke Flügel des Erzherzogs Karl, commandirt vom Erzherzog Ludwig, wurde gegen Landshut getrieben, wo er sich mit Hiller vereinigte, aber am 21. von Lannes, dem Massena zur Unterstützung nachkam, angegriffen. Nach blutiger Gegenwehr erstürmte Lannes die Isarbrücke und drang in die Stadt, in welcher fortgekämpft wurde. Als aber auch Massena ankam, mußte Hiller mit einem Verlust von 8000 Mann und 25 Kanonen entweichen. Unterdeß war Napoleon selbst mit einem Theil der Truppen, die bei Abensberg gefochten, zu Davoust geeilt, dem auch Lannes und Massena zuziehen mußten, indem nur Bessières gegen Hiller stehen blieb. Der Erzherzog, der vom Schicksal seines linken Flügels und Hillers nichts wußte, ging erst am 22. gegen Davoust vor, wurde nun aber von demselben bei Eckmühl aufgehalten und von der Uebermacht der von allen Seiten zu Davoust stoßenden französischen Corps mit Verlust von 7000 Mann und 16 Kanonen zurückgeschlagen. Napoleon verfuhr hier ganz so, wie in seinem ersten italienischen Feldzug, indem er blitzschnell mit denselben Truppen erst die eine, dann die andere getrennte Hälfte seiner Gegner schlug. Davoust erhielt zum Lohne für seine tüchtige Unterstützung des großen Manövres den Titel eines Herzogs von Eckmühl. Napoleon selbst aber nannte diese combinirten Schlachten von Abensberg und Eckmühl den Silberblick seines Kriegsgenies. Er glaubte sich hier selbst übertroffen zu haben.

Am folgenden Tage hielt der Erzherzog noch Regensburg, aber nur um seinen Rückzug zu decken. Beim Angriff auf die Stadt bekam Napoleon eine leichte Schußwunde an den Fuß, die ihn so wenig belästigte, daß er am 24. eine große Heerschau halten konnte, bei welcher er eine Menge Kreuze der Ehrenlegion und Dotationen, besonders an die Rheinbundstruppen austheilte. Der bayrische General Wrede wurde Graf mit einer Dotation von jährlichen 30,000 Franken.

2.

Aſpern und Wagram.

Erzherzog Karl*) zog ſich gegen Böhmen zurück und ſtand bei Cham mit noch 78,000 Mann, Napoleon aber ſchlug den offenen Weg nach Wien ein. Hiller, dem auch Erzherzog Ludwig ſein Corps übergeben hatte, hoffte ſich mit dem Hauptheer in Böhmen vereinigen und zuvor den Franzoſen den Uebergang über die Donau bei Linz wehren zu können, wurde aber am 20. von Davouſt und noch einmal bei Ebersberg, am 3. Mai von Maſſena nach einem äußerſt blutigen Gefecht mitten in der brennenden Stadt abermals vertrieben. Darauf zog er ſich nach Wien zurück, wohin auch der Erzherzog Karl ſeine Richtung nahm. Aber nach dem damaligen Syſtem dachte man nicht daran, die Hauptſtadt zu vertheidigen. Die kaiſerliche Familie entfloh wieder nach Ungarn. Napoleon erſchien am 10. Mai vor Wien und nahm ſein Hauptquartier in Schönbrunn. Erzherzog Maximilian verſuchte mit 25,000 Mann Wien ſo lange zu halten, bis Erzherzog Karl zur Befreiung herannahen würde. Aber Napoleon ließ Bomben in die Stadt werfen und erzwang die Uebergabe am 12. Er hielt ſich jedoch nicht in der Stadt auf, wo ihn nur düſtere Mienen empfingen, ſondern eilte an die Ufer der Donau, um über den breiten Strom, da wo er ſich theilt und Inſeln bildet, Brücken ſchlagen zu laſſen, noch ehe der Erzherzog Karl ihn dabei überraſchen könne. Die Brücke, die zur großen und bewaldeten Inſel Lobau hinüberführte, wurde erſt am 19. gangbar. Unterdeß war Karl am 16. angelangt und hatte das gegenüberliegende linke Ufer der Donau beſetzt, hinderte aber die Franzoſen

*) Hormayr ſagt in ſ. Anemonen I. 286, man habe dem Erzherzog ſtatt des genialen Meyer (der den Kriegsplan entworfen) den unfähigen Prohaska im Generalſtab aufgedrungen, der Erzherzog ſey am 25. krank geweſen und habe von nichts gewußt, was um ihn vorging.

nicht, von der Inſel Lobau ihre Brücken zu dieſem Ufer hinüber zu ſchlagen, denn ſein Plan war, ſie erſt herüber kommen zu laſſen und dann, bevor ſie ſich noch ganz entwickeln konnten, in die Donau zurückzuwerfen.

Sobald Napoleon am 21. Mai mit einem Theil ſeiner Armee über die Brücke gegangen war und das linke Donauufer zwiſchen den Dörfern Aſpern und Eßling betreten hatte, wurde er vom Erzherzog in einer engen Stellung angegriffen. Maſſena ſetzte ſich in Aſpern, Lannes in Eßling feſt, welche beide Dörfer abwechſelnd verloren und wieder gewonnen wurden. Als Lannes im Begriff war, überwältigt zu werden, ließ Napoleon zwölf Küraſſierregimenter, den Kern ſeiner Reiterei, in geſchloſſener Maſſe auf die Oeſterreicher losſtürzen. Die ſo berühmte öſterreichiſche Reiterei hielt den Stoß nicht aus und wich zurück, aber das Fußvolk ſtand wie eine Mauer, vom Erzherzog Karl in Perſon befehligt und empfing die Reiter auf vierzig Schritt mit ſo ſicherem und mörderiſchem Feuer, daß die Küraſſiere mit ihren Pferden zu tauſenden über einander ſtürzten und die ſiegreich vordringenden Oeſterreicher hier 3000 Küraſſe erbeuteten. Die Nacht trennte die Kämpfer, aber Aſpern war im Beſitz der Oeſterreicher. Erzherzog Karl ließ in der Dunkelheit unterhalb der Brücken zu dieſem Zweck ſchon bereit gehaltene Kähne und Flöße, ſchwer mit Steinen beladen, auf dem ohnehin angeſchwollenen Strom gegen die Brücken treiben, um Napoleon den Rückzug abzuſchneiden, und wirklich wurden die beiden Brücken, die von der Inſel Lobau nach Wien führten, zertrümmert, nur die von der Inſel nach Aſpern führende Brücke hielt ſich. Napoleon begann mit frühem Morgen den verzweifelten Kampf von neuem; aber alle ſeine Anſtrengungen fruchteten nichts, er wurde abermals zurückgeworfen. Seinen letzten furchtbarſten Angriff vereitelte der Erzherzog, indem er ſich zu Fuß unter ſeine Grenadiere ſtellte, ſelber die Fahne ergriff und ihren Muth aufs höchſte entflammte. Da wich endlich Napoleon und ſuchte nur noch den Rückzug über die Brücke nach der Inſel Lobau durch Lannes zu decken. Aber dieſem tapfern Marſchall zerſchmetterte eine Kanonenkugel beide Kniee. Da übernahm

General Mouton die Nachhut und sicherte den gefährlichen Rückzug so ausdauernd muthvoll, daß ihm Napoleon dafür den Ehrennamen eines Grafen von der Lobau ertheilte. Massena erhielt den Titel eines Fürsten von Eßling. Das Schlachtfeld gewährte einen grausenvollen Anblick. Die Verwundeten, die sich noch auf den Beinen halten konnten, schleppten sich fast alle zur Donau, ebenso die verwundeten Pferde, und bedeckten die langen Ufer des Flusses, um den heißen Durst zu stillen, den Wunden immer hervorrufen.

Das war die erste offene Feldschlacht, in welcher Napoleon total geschlagen worden war. Er befand sich mit seiner Armee, welche 20,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, in einer kläglichen Lage auf der Insel Lobau, von vorn bedroht vom siegreichen Feinde, von hinten ohne Brücken, gänzlich abgeschnitten, aber auch wieder durch die Donau wie durch einen Wallgraben gegen den Erzherzog beschützt, während er Zeit behielt, die zerstörten Brücken nach Wien hin wiederherzustellen. Napoleon besuchte den sterbenden Marschall Lannes, der sich heiß an ihn klammerte und ihn nicht lassen wollte. Wie schrecklich kam diesen Helden das Sterben an! Laut rief er aus, der Arzt müsse gehangen werden, der einen Marschall nicht erhalten könne. Napoleon hatte Mühe sich von ihm loszureißen, und Lannes rief noch sterbend seinen Namen an, keinen andern Gott kennend, als seinen großen Kaiser. Im Gefolge Napoleons befand sich auch der Russe Czernitschef, Adjutant des Kaisers Alexander, der das Unglück mit ansah und wohl seine eigenen Gedanken dabei gehabt haben mag. Inzwischen wurden die Brücken hergestellt und Napoleon nahm seine Residenz wieder in Schönbrunn, um Verstärkungen an sich zu ziehen.

Mittlerweile hatte der Kampf auch in Italien und Polen begonnen. Erzherzog Johann drang aus Kärnthen gegen den Vicekönig Eugen vor und schlug ihn am 16. April bei Sacile, mußte jedoch seinen Vortheil bald wieder aufgeben, als er von dem Unglück seines Bruders bei Regensburg hörte, und am 1. Mai seinen Rückzug antreten, um Wien zu Hülfe zu eilen. Nun folgte ihm Eugen mit 30,000, Macdonald mit 13,000 Mann auf seinen beiden Rück-

des deutſchen Volks heldenmüthig, frei, gelehrt und geiſtreich verfocht.

Die Naturkunde machte große Fortſchritte, beſonders die Aſtronomie. Copernikus, ein Pole, welcher 1543 ſtarb, entdeckte zuerſt, daß die Sonne nicht, wie man bisher glaubte, um die Erde laufe, ſondern umgekehrt die Erde um die Sonne. Dies führte zur nähern Kenntniß des Sonnenſyſtems, und Kepler, ein Schwabe, († 1631) fand die Geſetze des Planetenlaufs, eine ungeheure Berechnung, ein Triumph des menſchlichen Geiſtes. Da man 1600 in Holland die Fernröhre erfand, ſo erleichterte dies die Kenntniß des Himmels. Indeß mußte zu jener abergläubigen Zeit auch die Sternkunde dem finſtern Geiſt des Wahns und der Angſt dienen, und man begründete darauf eine eigne Wiſſenſchaft, Aſtrologie oder Sterndeuterei. Man wollte aus dem Stand der Geſtirne bei der Geburtsſtunde des Menſchen ein Schickſal ergrübeln, und aus Kometen und andern himmliſchen Zeichen die Zukunft der Geſchichte deuten.

Während man ſo den Himmel erforſchte, und die Spanier fremde Welttheile entdeckten, und die Geſchöpfe andrer Zonen bekannt machten, ſtudirten emſige Deutſche, die Natur in ihren geheimſten Eigenſchaften und Stoffen zu ergründen. Dieſe Wiſſenſchaft war die Scheidekunſt der Chemie. Man verband ſie mit der Arzneiwiſſenſchaft, indem man theils den menſchlichen Körper in alle ſeine Theile zerlegte, um die Beſchaffenheit aller Krankheiten zu erkennen, theils die Metalle, Pflanzen und Flüſſigkeiten unterſuchte, um ſie als Heilmittel anzuwenden. Schon im 15ten Jahrhundert zeichnete ſich Baſilius Valentinus, ein Elſäſſer Mönch, in der Chemie aus, im 16ten Theophraſtus Paracelſus, ein Schwabe. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts trat Jakob Böhme, der

zugsſtraßen nach Klagenfurt und Laibach und er hatte große Verluſte. Macdonald nahm am 22. Mai bei Laibach ein öſterreichiſches Corps gefangen. Eugen ſtürmte den Paß bei Tarvis und ſchlug Jellachich, der dem Erzherzog Johann von Salzburg aus die Hand bieten wollte, bei St. Michel, 25. Mai. Nun wurde Johann nach Ungarn hineingedrängt, verſtärkte ſeine zerrüttete Armee mit noch ungeübten Ungarn wieder auf 30,000 Mann, wurde aber von Eugen, der ihm raſch nachrückte, am 13. Juni bei Raab geſchlagen und kam mit kaum noch 15,000 Mann in Preßburg an, als Napoleon und Karl einander noch, durch die Donau getrennt, gegenüberſtanden. Napoleon ſchickte ihm Truppen entgegen, um ſeine Vereinigung mit Karl zu verhindern. Unterdeß hatte auch Marmont ein öſterreichiſches Corps aus Friaul vertrieben. Am 15. Mai erließ Napoleon einen Aufruf an die Ungarn, worin er ihnen anbot, ſie unabhängig zu machen. Sie ſollten ſich frei erklären, ſich eine neue Verfaſſung geben, einen neuen König wählen ꝛc. Aber ſie achteten nicht darauf, ſondern blieben dem Kaiſer getreu.

Nicht glücklicher als Johann war Erzherzog Ferdinand in Polen. Zwar nahm derſelbe am 21. April Warſchau mit Capitulation, als aber der Fürſt Poniatowski, der ihm anfangs nur 15,000 Mann entgegenzuſtellen hatte, durch einige franzöſiſche Truppen verſtärkt ihn in Galizien bedrängte und auch Dombrowski das Volk in die Waffen rief, gab er Warſchau auf, 2. Juni. Jetzt erſt rückten auch Ruſſen ein und beſetzten Krakau, aber nicht, um die Oeſterreicher zu bekämpfen, ſondern um den Aufſchwung der Polen zu dämpfen.

Napoleon hatte ſich bis auf 180,000 Mann mit 600 Kanonen verſtärkt, während Erzherzog Karl auf der andern Donauſeite nur 137,000 Mann mit 450 Kanonen zuſammenbringen konnte. Man hat gefragt, warum Karl nach dem Siege bei Aſpern nicht raſch auf Napoleon drückte, ihm vielmehr Zeit ließ, ſich zu verſtärken. Er ſoll aber Befehl gehabt haben, ſeine Armee nicht aufs Spiel zu ſetzen, weil man auf Preußen nur nach einer gewonnenen, nicht aber mehr nach einer verlorenen Schlacht Karls hoffen konnte. Erſt im Anfang des Juli begann Napoleon ſelbſt den Kampf wieder. Er

täuſchte den Erzherzog über den Punct, wo er übergehen wollte. Durch ein gewaltiges Kanonenfeuer bei Aſpern feſtgehalten, merkte der Erzherzog, deſſen Truppen 60 Stunden lang unter Gewehr ſtanden, nicht, daß Napoleon unterdeß viel weiter unten in der Richtung nach Groß-Enzersdorf ſechs Brücken zugleich ſchlagen ließ, auf denen er während eines heftigen Gewitters in der Nacht zum 4. Juli überging. Allein obgleich Erzherzog Johann noch immer nicht von Preßburg eingetroffen war und ein Flügel der Oeſterreicher, an den er ſich anſchließen ſollte, ſehr gefährdet war, ſchlug Erzherzog Karl dennoch, als er bei Deutſch-Wagram noch am Abend des 4. heftig angegriffen wurde, die Franzoſen auf allen Puncten zurück und ging am 5. ſelbſt zum Angriff über, um Napoleon von ſeinen Brücken abzuſchneiden. Aber er dehnte ſeine Stellung zu weit aus und Johann kam nicht an, ihm beizuſtehen.*) Napoleon bediente ſich daher ſeiner Uebermacht und ſetzte ihm mit ſeinem Geſchütz aufs furchtbarſte zu; dennoch hielten die Oeſterreicher unverrückt den Stoß aus, den die Franzoſen auf ihr Centrum machten, und erſt Nachmittags, als der Kampf in der ganzen Front nur noch ein wechſelſeitiges Kanoniren war, zog ſich der Erzherzog freiwillig und in größter Ordnung nach Znaym zurück. Wenige Stunden ſpäter erſchien endlich Johann, aber nur mit 12,000 Mann, mit denen er ſogleich wieder umkehrte. Dieſe Schlacht war ſehr blutig, jeder Theil verlor 30,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die hohen Kornfelder des Marchfeldes, kurz vor der Ernte zerſtampft und zertreten, lagen voller Leichen und Verwundeten, die von den mitleidigen Wienern in langen Karawanenzügen nach der Stadt gebracht wurden. Napoleon theilte wieder reiche Gnaden aus und ernannte Berthier zum Fürſten von Wagram, den von ihm

*) Karl warf ſeinem Bruder vor, derſelbe habe ihm den Sieg nicht gegönnt, ſondern „für ſich allein Lorbeern ernten wollen.“ Johann bemerkte dagegen, ſein Ausbleiben ſey für Karl erwünſcht geweſen, weil ihm dieſer nun die Schuld der verlornen Schlacht habe aufbürden können. Das Recht ſcheint mehr auf Karls Seite geweſen zu ſeyn, der immer gerade und ehrlich blieb, indeß Johann nur zu ſchlau war.

bisher zurückgeſetzten Macdonald, auch Oudinot und Marmont zu Marſchällen; Bernadotte aber wurde wegen übertriebenen Lobens der Sachſen, die er in der Schlacht commandirt hatte und deren Thaten Napoleon ſelbſt nicht ſo lobenswerth fand, ſcharf getadelt und reiste erzürnt nach Paris zurück.

Da um dieſe Zeit die Ruſſen ſich näherten und von Preußen keine Hülfe zu hoffen ſtand, bot Oeſterreich einen Waffenſtillſtand an, welcher auch zu Znaym geſchloſſen wurde, am 12. Ueber den förmlichen Frieden wurde zu Wien unterhandelt. Napoleon forderte ungeheuer viel und drohte auf eine malitiöſe Weiſe dem Kaiſer Franz, indem er den Schein annahm, als ſey er nur durch deſſen perſönliche Feindſchaft tief beleidigt, und würde Oeſterreich viel günſtigere Friedensbedingungen ſtellen, wenn Franz die Krone niederlegen und ſeinem Bruder Ferdinand von Würzburg abtreten würde. — Napoleon blieb inzwiſchen in Schönbrunn, wo am 13. October Friedrich Staps, ein Predigerſohn aus Naumburg an der Saale, Lehrling in einer Fabrik zu Erfurt, ihn mit dem Tode bedrohte. Dieſer noch nicht achtzehnjährige Jüngling ſuchte ihm nahe zu kommen, wurde aber von General Rapp bemerkt und feſtgenommen. Man fand ein Meſſer bei ihm und er bekannte freimüthig, er habe Napoleon als den Verderber des deutſchen Vaterlandes ermorden wollen. Da er, vor Napoleon gerufen, demſelben trotzte, ließ ihn dieſer ſogleich erſchießen. Der Vorfall hatte aber einen ſtarken Eindruck auf Napoleon gemacht. Er wünſchte, man möchte nicht davon hören und reden. Was bei den Unterhandlungen noch Anſtand gefunden, wurde ſchnell beſeitigt. Schon am folgenden Tage, dem Jahrestage der Jenaer Schlacht, unterzeichnete Napoleon den Frieden von Wien, in welchem Oeſterreich ſeine ſüdlichen Provinzen Krain, Trieſt, Croatien und Dalmatien unter dem neuen Namen der „illyriſchen Provinzen“ an Italien, Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel an Bayern, einen Theil Galiziens an Polen, den andern an Rußland abtreten, 85 Mill. Franken Contribution zahlen, ſeine Armee auf 150,000 Mann herabſetzen und den Miniſter Stadion entlaſſen mußte, für den Graf Clemens Wenzel von Metternich ein-

trat. Außerdem ließ Napoleon die Feſtungswerke von Wien, Brünn, Grätz und Raab ſchleifen und alle Urkunden, die ſich auf Venedig und die Niederlande bezogen, desgleichen die koſtbarſten orientaliſchen Handſchriften aus dem Archiv und der Bibliothek in Wien wegnehmen. Am 16. October verließ er Schönbrunn und kehrte triumphirend nach Paris zurück.

Ueber dieſen Feldzug hat Napoleon ſpäter Folgendes geäußert: „Ich ſiegte nur unter immer neu aufſteigenden Gefahren. Hätte ich bei Auſterlitz nicht geſiegt, wäre Preußen über mich hergefallen. Hätte ich bei Jena nicht geſiegt, Oeſterreich. Hätte ich bei Wagram nicht geſiegt, ein Sieg, der noch nicht zu den entſcheidenden gehörte, ſo mußte ich den Abfall Rußlands und den Aufſtand Preußens erwarten. Nach Wagram hätte ich Oeſterreich zerſtückeln, die drei Kronen Oeſterreich, Ungarn und Böhmen von einander trennen ſollen, und ein Prinz des Hauſes lud mich mehrmals dazu ein, ihm eine davon zu übertragen ꝛc.“ Ueber die Haltung Rußlands war Napoleon tief erbittert. Er mußte ihm einen neuen Ländererwerb zugeſtehen, und doch hatte es ihm eigentlich gar nicht geholfen. Allein er war ſelbſt Schuld, weil er 1807 die Wiederherſtellung Polens nicht genehmigt und inſofern der ruſſiſchen Politik in die Hände gearbeitet hatte.

An den großen Krieg an der Donau reihten ſich in den Gebirgen von Tirol und in den weiten Ebenen von Norddeutſchland kleinere, aber ſehr blutige Kämpfe an, in denen, wenn ſie auch nichts entſchieden, doch ein Geiſt und eine Kraft hervortraten, die eine nahe Wiedergeburt der deutſchen Nation ahnen ließen. Unabhängig von den Regierungen erhob ſich auf eigene Gefahr im obern Deutſchland das fromme Bauernvolk und bildeten ſich im niedern kühne und fanatiſche Freiſchaaren. Napoleon konnte daran erkennen, daß er nicht nur den Fürſten Deutſchlands die Kronen verſchoben, ſondern auch der Nation ins Herz gegriffen hatte und daß ſie die Geduld zu verlieren anfing.

3.

Die Tiroler, 1809.

In Tirol hatte ſich auf eine faſt wunderbare Weiſe ſeit Jahrhunderten die alte freie volksthümliche Verfaſſung, die alte Kirche, Sitte, Tracht und Kraft erhalten. Ein Stück Mittelalter lag hier wie eine Inſel mitten im weiten Meere der modernen Cultur und Aufklärung. Mit landesväterlicher Weisheit hatte das Haus Habsburg niemals an dieſem treuen Tirol gerüttelt, nichts darin verändert. Erſt Joſeph II. beirrte das Land mit ſeinen Neuerungen, aber ſie floſſen wie der Schaum einer kurzen Ueberfluthung vom unerſchütterlichen Felſen wieder ab. Die Bauern waren hier von uralter Zeit her frei und lebten mit dem nicht zahlreichen Adel, wie mit den Welt- und Kloſtergeiſtlichen in einem herkömmlichen, patriarchaliſchen und im höchſten Grade zutraulichen Verhältniß. Alle Stände redeten ſich mit Du an. Das ganze Volk war eine einzige Familie. Es hatte ſeine eigene Verfaſſung, in der auch der Bauernſtand vertreten war und in allen Landesangelegenheiten mitſprach. Es war frei von der Recrutirung. Es ſtellte dem Kaiſer nur freiwillige Schützenregimenter in der Landestracht, was dem Volk von Tirol ſtets eine Freude war und nie zur Laſt fiel, weil jeder Bauer von Jugend auf im Schießen mit dem Stutzen trefflich eingeübt war und mit heldenmäßiger Körpergröße und Kraft auch den kriegeriſchen Stolz bewahrte, der einſt alle deutſchen Volksſtämme ausgezeichnet hatte, bevor die Cultur, der Luxus, die Schule und das moderne Staatsſyſtem ſie entwaffneten und entnervten.

Sobald das Land Tirol im Preßburger Frieden Bayern zugetheilt worden war, hätte man glauben ſollen, Bayern würde alles anwenden, um dieſe neue herrliche Erwerbung durch Bande der Liebe und des Intereſſes an ſich zu feſſeln. Aber Tirol wurde der Willkür des Miniſter Montgelas, des fanatiſcheſten Illuminaten, Preis gegeben. Indem dieſer alle Klöſter und Kloſterſchulen aufhob, alles

Kirchengut einzog, die Rechte der Bischöfe mit Füßen trat, die Kirchen plünderte, die zahlreichen Stätten der Volksandacht niederreißen, den Volksglauben durch die Staatsdiener selbst verhöhnen ließ, machte er andererseits großartige Schulpläne, um durch Anstellung von Philosophen und Religionsspöttern auf den bayrischen Universitäten und Gymnasien, durch Errichtung von Schullehrerseminarien und Organisirung eines ausdrücklich der Kirche feindlichen Volksunterrichts ein ganz neues aufgeklärtes Volk heranzubilden. Damit hing denn auch die schonungslose Zerstörung aller alten Landesgesetze und Rechte zusammen. Trotz der ausdrücklichen Zusicherung im Besitzergreifungspatente wurde die alte Tiroler Verfassung aufgehoben. Zwar erhielt ganz Bayern das Schattenbild einer neuen Verfassung, aber keine Provinz, keine Stadt, keine Corporation wäre damals im Stande gewesen, sich auch nur einem der bureaukratischen Decrete zu widersetzen, durch welche Montgelas über sämmtliche Unterthanen und ihr Vermögen verfügte.

Tirol verlor seinen alten ehrenvollen Namen und wurde in Südbayern umgetauft. Es empfing zugleich eine hungrige und übermüthige Schaar bayrischer Beamten, die sich auf die reiche Beute der Kirchen stürzten. Als Fürstbischof Emanuel von Trient und Fürstbischof Karl Ludwig von Chur dagegen Verwahrung einlegten, wurden sie abgesetzt und über die Grenze transportirt, 24. Oct. 1807. Der königliche Commissär von Hofstetten redete die Geistlichen, die er hatte versammeln lassen, laut mit „Schurken" an. Unter dem Schutz und Beifall der Beamten trieben die Juden in Innspruck den schändlichsten Unfug mit den heiligen Gegenständen, die sie aus den geplünderten Kirchen, namentlich aus dem reichen Stifte Wilten erschachert hatten. Einer dieser Juden ertheilte, indem er mit einer großen Monstranz durch die Straßen ging, den Vorübergehenden spottweise den Segen und sein Weib bediente sich eines andern heiligen Kirchengefäßes zu noch größerer Unehre. Hofstetten selbst hing einem Juden ein Meßgewand um und prügelte ihn dann zu allgemeinem Gelächter durch. Derselbe pflegte in den Kirchen, indem er sie ausleerte, Tabak zu rauchen, die Abendmahls-

kelche zu entweihen und die Geistlichen auf jede erdenkliche Art zu kränken. So empfing er einst, zwischen zwei Buhldirnen sitzend, den Guardian von Meran, um sich an seiner Verlegenheit zu weiden. Und doch waren es später Mönche, die ihn vor der Volkswuth schützten und sein elendes Leben retteten. Neben der Verspottung des Heiligen war es die ungewohnte Recrutirung, was die Tiroler tief erbitterte. Ihre Söhne sollten sie dahingeben, um dem Feinde des Vaterlandes zu dienen, ihre Armuth sollten sie brandschatzen lassen, um den Feind zu bereichern. Aber sie hielten geduldig aus, indem sie mit dem Instinct und Tact, der einem starken und in der Gesinnung einigen Volk naturgemäß ist, nicht in vereinzelten Excessen ihre Kraft vergeudeten, sondern ruhig blieben, um zu rechter Zeit alle gemeinsam loszuschlagen. Diese Geduld und das Geheimniß, welches sie bewahrten, obgleich viele tausende von ihnen wußten, was geschehen würde, gereicht dem Volksstamm zu einer ganz besondern Ehre und ist mehr als alles andere ein Beweis, daß die Spannkraft seines Geistes noch nicht erschlafft und angerostet war durch die moderne Bildung, denn welches modern zugeschulte Volk hätte unter diesen Umständen so einmüthig schweigen können!

Im Dezember 1808 erhielt der Kaffeewirth Nessing in Botzen, mit welchem Erzherzog Johann in Verbindung geblieben war, Nachricht, daß Oesterreich Frankreich den Krieg erklären würde, und reiste sofort am 16. Jan. 1809 mit Andreas Hofer, Wirth von St. Leonhard in Passeyr, der sich als Schützenhauptmann schon 1796 im Kampf gegen Joubert hervorgethan hatte, und Peter Hueber, Wirth von Brunecken, nach Wien. Hier wurde alles verabredet. Wenn das österreichische Armeecorps unter dem Marquis von Chasteler auf Tiroler Boden erscheinen würde, wollte man losbrechen.

Die Vorhut Chastelers rückte am 9. April ins obere Pusterthal und an demselben Tage schlug das Landvolk im untern Pusterthale, angeführt von Peter Kemnater, Wirth in Schaps, die Bayern, welche die Brücke von Lorenzen bei Brunecken abbrechen wollten, zurück. Am folgenden Tage zogen 3600 Franzosen unter General Bisson, die von Mantua kamen und zur großen Armee Napoleons stoßen

ſollten, durch die Brixener Klauſen im engen Felſenthale der Eiſack, wurden aber vom Landvolk mit ſolchem Ungeſtüm angegriffen, daß ſie eilends durch Brixen ihren Weg nach Deutſchland fortſetzten. General Lemoine, der mit einem kleineren Corps Biſſon nachfolgte, floh nach Italien zurück. Vergebens ſuchte der bayriſche Oberſt Wreden, der in Brixen commandirte, Biſſon bei ſich zu behalten, wagte dann am 11. allein noch einmal einen Kampf, ſah ſich aber bald gezwungen, Biſſon nachzueilen. Gegen alles Erwarten blieb Chaſteler aus. Unterdeß war in der Nacht Andreas Hofer mit den Bauern von Paſſeyr über den Berg Jauſſen geſtiegen und griff am 11. zwei Compagnien Bayern an, die in Sterzing auf der Höhe des Brenner Wacht hielten. Unter dem Schutze von zwei großen Heuwagen, welche zwei junge Mädchen lenkten, drangen die Paſſeyrer vor und nahmen alle Bayern gefangen, zogen ſich aber wieder zurück, als Biſſon und Wreden erſchienen, die ihnen zu ſtark waren. Die gefangenen Bayern befanden ſich ganz in der Nähe in einem kleinen Schloſſe, aber niemand verrieth das Vorgefallene. Biſſon und Wreden übernachteten in Sterzing und ahnten nichts.

An demſelben Tage ſammelten ſich ungeheure Volksmaſſen im ganzen Innthal. Schon am 10. gaben kleine Bretter mit rothen Fähnchen, die den Inn hinunterſchwammen, das Zeichen. Die Oberinnthaler führte Teimer, ein Vintſchgauer, der aber ſchon lange als Tabakshändler in Klagenfurt lebte. Die Unterinnthaler führte der Wirth Joſeph Straub von Hall und Joſeph Speckbacher, der als kühner Wildſchütz berühmt war. Alle dieſe Haufen drangen gegen Innſpruck vor, wo General Kinkel mit einem bayriſchen Infanterieregiment und einigen hundert Mann Reiterei lag, und warfen deſſen Vorpoſten ſchon am 11. unter mörderiſchem Feuer zurück. Am 12. ſtürmten ſie die Stadt. Während Kinkel ſchon mit Teimer unterhandelte, ritt der tapfere Oberſt Ditfurth, obgleich von zwei Kugeln getroffen, immer noch durch die Straßen, die Soldaten anfeuernd, ſich von gemeinen Bauern nicht überwinden zu laſſen, aber noch zwei Kugeln ſtreckten ihn zu Boden. Kinkel capitulirte und alle ſeine Soldaten wurden gefangen, nicht ein Mann

entkam. Als nun am 13. früh Biſſon und Wreden von Sterzing kommend gleichfalls vor Innſpruck erſchienen, das Vorgefallene hörten und ſich plötzlich von allen Seiten umringt ſahen, blieb auch ihnen nichts übrig als ſich zu ergeben. Sie wollten als Soldaten die Waffen nur vor Soldaten niederlegen, da aber Chaſteler immer noch nicht da war, ſah ſich Teimer genöthigt, eine alte Uniform anzuziehen, gab ſich für einen Major aus und unterzeichnete die Capitulation. Somit hatten die entſchloſſenen Bauern binnen zwei Tagen 8000 Bayern und Franzoſen mit mehr als 100 Offizieren und zwei Generalen gefangen genommen. Man brachte ſie nach Salzburg, die Bayern von Männern, die Franzoſen aber, zur Demüthigung ihres Uebermuths, von Weibern geführt. Zwei Zillerthalerinnen zogen mit den eroberten franzöſiſchen Adlern voran. Sonſt fielen nirgends Exceſſe vor.*) Selbſt die verhaßteſten Beamten wurden geſchont oder heimlich auf die Seite gebracht, Hofſtetten z. B. von Mönchen gerettet.

Chaſteler und der vom Kaiſer Franz für Tirol ernannte Civilintendant, der bekannte Geſchichtſchreiber und Archivar, Freiherr von Hormayr (in Tirol geboren) kamen erſt am 15. gemächlich in Innſpruck an. Der letztere breitete ſchwülſtige Proclamationen aus und fing in der bureaukratiſchen Manier zu regieren an. Chaſteler verließ Innſpruck, um ein von Italien her unter Baraguay d'Hilliers eingedrungenes franzöſiſches Corps von Botzen zurückzutreiben, wobei ihm die Tiroler unter Hofer weſentliche Dienſte leiſteten. Man wirft Chaſteler vor, am 24. April bei Volano etwa 1000 Mann in einem unnützen und ungleichen Kampf aufgeopfert zu haben. Die Franzoſen zogen ſich am 26. zurück, weil ſie vom Erz-

*) Selbſt dem jüdiſchen Böſewicht, der die Kirchengefäſſe in Innspruck geſchändet hatte, wurde nur das Haus demolirt, ſein Leben geſchont. Ein Bauer eignete ſich eine ſchwere eiſerne Thüre dieſes Hauſes zu und trug ſie vierzehn Stunden weit heim; als ihm aber ſein Pfarrer vorſtellte, es ſey unehrenhaft, den Juden zu berauben, trug er dieſelbe Laſt den weiten Weg gutmüthig wieder zurück.

herzog Johann damals im Rücken bedroht waren. — Napoleon konnte bei den erbärmlichen Maßregeln Chasteleers ziemlich sicher seyn, verfehlte jedoch nicht, nach seinem großen Siege bei Regensburg den Marschall Lefebvre, Herzog von Danzig, mit dem bayrischen Armeecorps nach Tirol zu schicken. Auch erklärte er den Marquis von Chasteler für einen Räuberhauptmann und außer dem Gesetz. Kaiser Franz drohte mit Repressalien. Gleichwohl verlor Chasteler vollends den Kopf, traf die schlechtesten Vertheidigungsanstalten und ermüdete seine Truppen durch unnützes Hin- und Hermarschiren.

Lefebvre jagte am 29. April die Oesterreicher unter Jellachich vorerst aus Salzburg hinaus und drang durch den Paß Strub in Tirol ein. Dieser hätte sich leicht vertheidigen lassen, aber die frommen Tiroler selbst hatten ihn am Himmelfahrtstage früh verlassen, um zur Kirche zu gehen. So drangen die Bayern in den nur von wenigen Schützen besetzten Paß ein, wobei sie doch noch viel Verlust erlitten, 11. Mai. Am folgenden Tage wollte Chasteler das Versäumte einbringen und hielt den an Zahl weit überlegenen Bayern im untern Junthal bei Wörgl in einer ganz offenen Gegend Stand, nachdem er die festesten Gebirgspositionen zu vertheidigen versäumt hatte. Seine Leute schlugen sich brav, erlagen aber der Uebermacht. Als er auf der Flucht in Hall ausruhte, machte ihm das Volk nur zu gerechte Vorwürfe. Die Bayern aber rückten den Fliehenden im weit offenen Thale nach und nahmen mit Brand und Mord furchtbare Rache am Landvolk. Fast alle Häuser wurden in Asche gelegt, eine Menge Bauern an den Bäumen aufgehängt, andern die Hände auf den Kopf genagelt, manchen Frauen der Leib aufgehauen, Kinder niedergemetzelt ꝛc. Am meisten litt der reiche Flecken Schwatz, der ganz niederbrannte und wo über hundert Weiber und Mädchen entkleidet und entehrt wurden. Da Chasteler über den Brenner floh, gab auch das Volk die offene und schwer zu vertheidigende Hauptstadt Innspruck auf, die am 19. Mai capitulirte. Der wichtige Paß der Scharnitz im Norden Innspruck wurde gleichfalls aufgegeben und ein bayrisches Corps unter Graf Arco vereinigte sich von dieser Seite her mit Lefebvre.

arme Schuster von Görlitz, mit tiefsinnigen Werken über Gott und die Natur auf, dessen große Gedanken später von dem Schöpfer der neuern Naturkunde, dem Engländer Newton, benutzt wurden. Man hat ihn lange als einen blinden Schwärmer verschrien, aber sein Geist war unendlich tief und reich, und konnte von seiner Zeit freilich nicht begriffen werden. Man mißbrauchte damals auch diese Art der innern Erforschung der Natur zu mancherlei theologischem Wahn, und zu der Goldmacherkunst der Alchymie. Man hoffte, die Bestandtheile des Goldes zu entdecken, und daraus zu lernen, wie man selber Gold machen könne, und dieser Wahn griff weit um sich, weil alles nach Gold lechzte. Eine ruhige wissenschaftliche Betrachtung der Natur, die nur von gemeiner Erfahrung ausging, und die tiefsinnigen Vermuthungen des Genies wie die leeren Wünsche der Thoren auf sich beruhen ließ, begründeten zuerst Georg Agricola und Conrad Geßner. In der Geographie oder Erdkunde glänzte Cluver.

Kapitel CCCCXXXII.

Kunst.

Da die bildende Kunst in inniger Verbindung mit der Religion stand, so mußte sie auch dieselben Reformen leiden. Zuerst die Baukunst. Im sechszehnten Jahrhundert hörten die Bauten der großen gothischen Kirchen auf, und viele blieben unvollendet, wie der Kölner Dom. Dagegen führten die Jesuiten und Protestanten eine neue Baukunst ein, wie wir sie jetzt noch an Jesuitercollegien, königlichen Schlössern und protestantischen Kirchen vor Augen haben, halb gothisch, halb römisch, viereckig, geschmacklos.

Chasteler that nichts mehr. Nur General Leiningen mit einem Theil der Oesterreicher half dem wackern Hofer Südtirol vertheidigen. Aber auch er wurde zurückberufen. Am 19. Mai erließ Hofer einen offenen Brief, worin er alles Tiroler Volk in die Waffen rief, „weil die Truppen retirirten." Am 21. verließ Chasteler heimlich die Armee und Graf Buol übernahm das Commando, that aber auch nichts und blieb müßig zwischen dem Pusterthal und Brenner im unzugänglichsten Kern des Gebirgslandes stehen. Hormayr verschlupfte sich in Nauders, einem Winkel des Vintschgaues an der Schweizer Grenze.

Dem Aufruf Hofers waren inzwischen die Bauern von allen Seiten gefolgt, und ohne sich um die unthätigen Truppen zu kümmern, griff er allein die Feinde an. Dabei kam ihm zu Statten, daß Napoleon nach seinem Unglück bei Aspern eiligst den Herzog von Danzig wieder abrufen mußte und nur eine bayrische Division unter General Deroy in Innspruck stehen ließ. Gegen diesen brach nun der allgemeine Landsturm los. Damals trat unter den Führern zum erstenmal der Kapuziner Haspinger, der s. g. Rothbart, mit ungemeiner Kühnheit hervor. Deroy hatte, um nicht wie Kinkel überfallen zu werden, den Berg Isel besetzt, von welchem Innspruck beherrscht wird, und seine Soldaten, die eben erst bei Abensberg über die Oesterreicher gesiegt hatten, waren voll Muth. Der erste Angriff erfolgte am 25. Mai. Die Tiroler waren noch nicht stark genug, sie erwarteten erst die von Hofer aufgerufenen Oberinnthaler, denn Teimer hatte nicht mitgewirkt. Hofer war so zornig über die Unthätigkeit der Oesterreicher, daß er Buol und Hormayr verhaften lassen wollte. Am 29. rückte das Aufgebot vom Oberinnthal ein und nun begann ein furchtbarer Kampf am Berg Isel, der den Bayern nach der einen Schätzung 3000, nach einer andern nur 1100 Mann kostete und Deroy zwang, sich unter dem Schutz der nächsten Nacht so leise als möglich zurückzuziehen. Erst um 4 Uhr Morgens bemerkten es die Bauern und drangen in Innspruck ein, er hatte aber schon einen Vorsprung und entkam glücklich durchs untere Innthal, dessen Männer alle zum Berg Isel ge-

zogen waren. — An dem nämlichen 29. Mai eroberten andere Schaaren des Tiroler Landvolks unter Joseph Marbacher den Paß der Scharnitz und schlugen die Vorarlberger Bauern ein französisch-bayrisch-württembergisches Corps von 1500 Mann bei Hohenems zurück, so daß an diesem Tage ganz Tirol von Feinden frei wurde. Die Württemberger waren auf ganz unnütze Weise durch Streifzüge, welche Teimer im Anfang des Mai gegen Kempten und Memmingen hin unternommen, gereizt worden. Hofer schalt ihn deshalb tüchtig aus. Nur Buol mit seinen 13,000 Mann und einer auserwählten Streitmasse von Tirolern hätte eine große Diversion in Napoleons Rücken machen können, aber er regte sich nicht.

Hofer ging nach dem Süden Tirols, um hier Streitigkeiten unter den Volksanführern zu schlichten. Dagegen kam Hormayr wieder aus seinem Versteck hervor, maßte sich die vom Landvolk allein errungene Ehre an und gab sich ein neues Ansehen durch kaiserliche Briefe und Siegesberichte von Aspern. Kaiser Franz schrieb damals, er werde nie einen Frieden mit dem Feinde eingehen, in dem nicht Tirols Wiedervereinigung mit Oesterreich verbürgt würde, mahnte das Volk zur Ausdauer und befahl Buol ausdrücklich, Tirol standhaft zu behaupten. Nun aber geschah der große Schlag bei Wagram und wurde der Waffenstillstand von Znaym abgeschlossen, in dessen 4. Artikel die Räumung Tirols von Seiten der Oesterreicher zugestanden wurde, ohne daß den Tirolern eine Amnestie oder Bürgschaft ihrer Zukunft gewährt worden wäre. Buol erhielt Befehl abzuziehen und ließ den Tirolern nichts, ja er lieferte sogar die Gefangenen und eroberten Kanonen nebst der kleinen Feste Sachsenburg dem aus Italien ins Pusterthal vorrückenden französischen General Rusca aus. Hormayr raffte noch Kassengelder, gezwungene Anleihen ꝛc. zusammen, so viel er konnte, quittirte nicht einmal alles und machte sich davon. Auch Teimer verschwand. Dagegen war schon am 27. Juli, von Napoleon entsendet, Lefebvre, Herzog von Danzig, mit 30,000 Franzosen, Bayern und Sachsen von Salzburg ausmarschirt, um Tirol zu unterwerfen, und sprengte aus, er käme mit 50,000 Mann, um mehr Schrecken zu

verbreiten. Unter diesen Umständen schien jeder weitere Widerstand der Tiroler unnütz. Sie wären auch ruhig geblieben und hätten sich entwaffnen lassen, wenn man sie nur einigermaßen durch eine Amnestie getröstet hätte. Da sie sich aber auf Gnade und Ungnade einem französischen Marschall überliefern sollten, da sie an die früheren Greuel in Schwatz zurückdachten, so befanden sie sich in einer unbeschreiblichen Noth und Verwirrung. Als der Feind heranrückte, wehrten sie sich nicht, flohen aber ins Innere des Landes, so daß der Marschall alle Dörfer menschenleer fand. Er zog durchs untere Innthal. Die voranmarschirenden Sachsen konnten sich der Thränen nicht enthalten, als sie die Ruinen von Schwatz erblickten und gewiß that es ihnen im Herzen wehe, die Avantgarde in diesem ungerechten Kriege seyn zu müssen. Auch General Beaumont, der mit 10,000 Mann über die Scharnitz kam, fand keinen Widerstand und entehrte sich, indem er Seefeld in Brand stecken ließ. Schon am 30. Juli zog der Marschall triumphirend in Innspruck ein.

Jetzt erst faßte Andreas Hofer den Entschluß, die Berge seiner Heimath abermals zu vertheidigen. Nachdem er schon einige Tage vorher, noch unter den Augen der abziehenden Oesterreicher, feierlich im Namen des Landes gegen den Einmarsch des französischen Marschalls protestirt hatte, rief er am 2. August durch Eilboten das ganze Land unter die Waffen. Alles ging von ihm allein aus.*) Das Volk aber zog ihm in Masse zu und bald sah er sich in Stand gesetzt, dem schon weit vorgedrungenen Feinde auf allen Punkten ein fürchterliches Halt zu gebieten. Der Marschall hatte die Division Rouyer über den Brenner geschickt und Sterzing besetzen lassen. Sie sollte über Brixen auf der Hauptstraße nach Italien vordringen und sich mit Rusca vereinigen, der von dorther eindrang. Aber Hofer hatte im Stillen die Berge besetzt und an den engsten

*) Die Wirthe Peter Mayr und Kemnater nebst dem Kapuziner Haspinger hielten nicht, wie oft gesagt worden ist, eine Verabredung ohne Hofer, sondern wurden durch Hofer einberufen. Auch Speckbacher, der schon den Oesterreichern nachzog, wurde nur durch Hofer, dem er begegnete, zurückgehalten.

Stellen des Weges, den die voranmarſchirenden Sachſen paſſiren mußten, oben auf den Felſen dicke Lärchenſtämme floßartig verbunden und mit Steinen beſchwert bereit legen laſſen, um ſie durch Weiber und Kinder auf den Feind herabwälzen zu laſſen, während die Männer aus ihren Stutzen ein tödtliches Feuer auf ihn eröffnen ſollten. Am 4. Auguſt betraten die unglücklichen Sachſen in der Schwüle des Mittags das im tiefſten Schweigen ruhende Thal der Eiſack zwiſchen Mauls und Mittenwalde, als plötzlich die Steinlawine oben herabbrauste und unter ungeheurem Krachen, das ringsum von den Bergen wiederhallte, Mann und Roß und Kanonen begrub und zum Theil über den Fluß hinüberſchleuderte. General Rouyer mit dem Hintertheil der Colonne floh nach Sterzing zurück, zwei ſächſiſche Bataillone aber, welche die Spitze gebildet hatten, blieben abgeſchnitten in Oberau und mußten ſich, etwa noch 700 Mann zählend, gefangen geben.

Der Marſchall kam ſelbſt nach Sterzing, erzürnt über die Sachſen, daß ſie ſich von gemeinen Bauern hätten ſchlagen laſſen. Da auch auf ihn unterwegs geſchoſſen worden war, ließ er zum ſchreckenden Exempel das ſchöne Dorf Rieth in Brand ſtecken. Aber er ſelbſt wollte ſich nicht eher auf den gefährlichen Weg nach Brixen wagen, bis er die Bauern erſt im Rücken würde gefaßt haben. Er rechnete desfalls nicht nur auf ein Vorrücken Ruscas, ſondern ſchickte auch ein Corps unter Oberſt Bourſcheidt durchs Oberinnthal, um durch den Paß von Finſtermünz ins Vintſchgau und nach Meran und Botzen vorzubringen. Aber Bourſcheidt wurde bei Pruth von den Bauern mit ſolchem Ungeſtüm angegriffen, daß er lieber ſein Vorhaben aufgab, am 8. Auguſt. Er fand jedoch den Rückweg nicht mehr frei. Mitten in der Nacht gerieth ſein Vortrapp an der Pontlatzer Brücke unter die Felſen, auf denen die wachſamen Weiber Baumſtämme und Steine aufgehäuft hatten, und wurde davon plötzlich in der tiefſten Dunkelheit überſchüttet, und Mann und Roß und Kanonen unter Steinen begraben oder in den Inn geſtürzt. Die unverſehrte Spitze der Colonne, die weiter nach Innſpruck floh, gerieth noch in mehrere ſolche Steinſtürze und wurde

von den Bauern gefangen. Der hintere Theil der Colonne mit Oberſt Bourſcheidt ſelbſt, dem durch den Sturz bei Pontlatz der Weg verſperrt worden war, irrte rathlos umher, wurde auf allen Puncten von den Bauern beſchoſſen und gleichfalls gefangen, noch 800 Mann ſtark.

Der Marſchall blieb in Sterzing, wo er, obgleich von allen Seiten durch die Tiroler geneckt und beſchoſſen, trügeriſche Unterhandlungen anknüpfte und die Unterhändler als Geißeln feſthielt, immer auf gute Nachrichten von Rusca und Bourſcheidt wartend. Als er aber von jenem gar nichts und von dieſem nur Unglück erfuhr, und Haſpinger von Mauls, Speckbacher von Stilfs her auf ihn drückten und ihm mit wohlgezielten Schüſſen ſeine Leute tödteten, auch in ſeinem Rücken Graf Arco am Schönberge ſchwer bedrängt war, und er fürchten mußte, abgeſchnitten zu werden, kehrte er den gefährlichen Bergen lieber den Rücken. Am 11. Auguſt begann er ſeine Flucht, vom Gejauchze und von dem mörderiſchen Schießen der Tiroler verfolgt. Für ſein eigenes Leben bangend, hing er einen gemeinen Soldatenmantel um, und verſteckte ſich zu Fuß laufend zwiſchen Reitern. Die Bayern ſelbſt verhehlten ihr Vergnügen nicht, als ſie den ſtolzen Marſchall fliehen ſahen. General Deroy ſchrieb damals an ſeine Frau: „Lefebvre kommt zurück, ohne in ſeinem Unternehmen auf Brixen reuſſirt zu haben, worüber ich, unter uns geſagt, ganz und gar nicht verdrießlich bin, damit dieſen Herrn einleuchtend werden möge, was Tirol ſey.“ In der Nacht brach ein fürchterliches Gewitter aus, was die Verwirrung vermehrte. Der Marſchall hatte alle Truppen in Innſpruck vereinigt, aber es gebrach an Lebensmitteln und am nächſten Morgen drohte der Tiroler Landſturm, deſſen Wachtfeuer auf allen Höhen brannten. Da brach der Marſchall in Wuth aus, fluchte dem Lande und geſtand, es ſey hier noch ſchlimmer als in Spanien. Allein die Wachtfeuer waren nur eine Liſt. Hofer hatte ſie nur anzünden laſſen, um ſeine Schwäche zu verbergen, denn noch waren lange nicht genug Tiroler beiſammen, um die große Streitmacht des Marſchalls im offenen Thale mit Erfolg angreifen

zu können. Das ermuthigte den Marschall wieder, er ruhte am 12. und griff am 13. die Tiroler auf dem Berg Isel an. Jetzt aber hatten sich diese schon in hinreichender Zahl gesammelt und waren unter Hofers Oberleitung trefflich geführt vom Kapuziner, von Speckbacher ꝛc. Nach langem blutigen Kampfe blieben die Bauern auf allen Puncten Meister der Höhen und warfen den Feind in die Ebene hinunter. In der folgenden Nacht strömte der Regen, und diese natürliche Unterbrechung der Streitlust benutzend, zog der Marschall mit allen seinen Truppen davon. — Unterdeß war auch der grausame Rusca im Pusterthal bis Lienz vorgerückt und hatte bereits über 200 Bauernhöfe und mehrere Kirchen in Brand gesteckt, als ihm Einhalt gethan wurde. Hauger, ein Freiburger Student, der früher im Vorarlberg mitgefochten hatte, kam mit mehreren Versprengten ins Pusterthal, sah die Bauern um ein Crucifix knien, riß dieses mit gewaltiger Kraft heraus, trug es als Fahne voran, schlug die plündernden Feinde und unter beständigen Gefechten vom 6. bis 11. August wurde Rusca aus dem Lande gejagt. Ein anderes französisches Corps unter Peyri, das von Verona her durchs Etschthal kam, kehrte alsbald wieder um. Auch die Scharnitz wurde den Bayern wieder entrissen.

Ganz Tirol war befreit. Hofer ließ sich in Innspruck nieder und hielt eine strenge und musterhafte Ordnung, als „Obercommandant in Tirol." Er schützte die Gefangenen, duldete keine Anarchie, that salomonische Rechtssprüche, regelte die Finanzen einfach und ehrlich, ließ Geld schlagen, hielt streng auf gute Sitten*) und gab allen seinen Regierungshandlungen eine höhere Weihe durch die volksthümliche Andacht. Das Volk, das so tapfer gestritten, beugte seine Knie in täglichen Gebeten um ferneren göttlichen Schutz. Hofer unterschied sich nicht von seinem Volk durch außerordentliche Talente, aber er vereinigte alle guten Eigenschaften desselben in einer seltenen Harmonie in sich. Weder der fanatische und sich gern

*) Unter anderm verbot er den Damen in Innspruck die unschickliche Modetracht damaliger Zeit, die „Brust und Armfleisch" zu wenig bedeckt ließ.

überstürzende Kapuziner, noch der verwegene Speckbacher, noch der schon vornehm gewordene Teimer vermochten so großes Ansehen im Volk zu erwerben und zu erhalten, wie der fromme Hausvater Hofer, dem in dieser Beziehung auch die Wirthe Straub, Kemnater und Mayr am nächsten standen. Hofer hieß der Sandwirth, weil sein Hof am Ufersande des Flüßchens Passeyr lag. Die Franzosen machten daraus sanvir, die Italiener aber nannten ihn barbone, wegen seines ehrwürdigen Bartes, den er nach Landessitte trug und der ihm zu der malerischen Tracht seines Thales bei seiner herkulischen Gestalt sehr wohl stand. Unzählige Abbildungen von ihm wurden damals schon in Deutschland verbreitet und er genoß einen unermeßlichen Ruhm.*)

Obgleich er lieber gesehen hätte, seine Tiroler wären innerhalb ihrer Grenzen geblieben, gab er doch dem Kapuziner nach, als dieser vorstellte, welchen Vortheil der Kaiser bei den Friedensunterhandlungen daraus ziehen könne, wenn nicht nur Tirol, sondern das ganze weite Alpenland für ihn in Waffen stünde. Haspinger unternahm also im September einen Zug ins Salzburgische, erstürmte den Luegpaß, schlug die Bayern überall zurück und besetzte Berchtesgaden und Hallein, aber er fand die Begeisterung, die in Tirol herrschte, nicht auch in Steiermark und Kärnthen. Die große Bewegung gerieth hier ins Stocken. Speckbacher, der dem Kapuziner gefolgt war, ließ sich bei Meleck überfallen, und entkam mit 100 Mann nur durch die unerhörteste Tapferkeit.**) Eben so wenig glücklich war Eisenstecken, Hofers Adjutant, vor Trident, wo er vom General Peyri eine Schlappe erhielt. In das deutsche Tirol aber wagte sich damals noch kein Feind.

Erst am 15. Oktober erschien Herr von Roschmann als öster-

---

*) Den erst später Hormayr zu verkleinern versucht hat. Alles was Hormayr über den Tiroler Krieg geschrieben hat, ist durch gekränkte Eitelkeit und böses Gewissen verfälscht.

**) Hier verlor er seinen kleinen Sohn Anderl, der ihn überall im Kampfe begleitete. Der König von Bayern ließ den schönen Knaben zu sich rufen und in München anständig erziehen.

reichiſcher Commiſſär in Sterzing bei Hofer, mit der Meldung, der Frieden ſey noch nicht geſchloſſen und Tirol ſolle einſtweilen fortfahren, ſich im Namen des Kaiſers zu vertheidigen, bis ein Courier das Weitere bringe. Unterdeß kam von Bayern her die Nachricht, der Friede ſey ſchon am 14. geſchloſſen worden. Der erſehnte öſterreichiſche Courier kam aber erſt am 29. mit einem Brief des Erzherzog Johann an, worin dieſer ſchrieb, der Frieden ſey geſchloſſen, Tirol falle wieder an Bayern, jedoch ſey den Einwohnern volle Amneſtie zugeſichert, wenn ſie die Waffen niederlegten. Das möchten ſie nun auch thun, denn es bliebe nichts beſſeres übrig. Wie ſchwer es nun auch dem wackern Hofer ankam, ſo befahl er doch Einſtellung aller Feindſeligkeiten und Auflöſung aller Wehrmannſchaften. Er ſelbſt aber ſchrieb dem Kaiſer noch einen dringenden Brief in Bezug auf die ranzionirten Soldaten und nicht gebornen Tiroler, welche ſich unter ſeinen Leuten befanden, und in Bezug auf die contrahirten Anleihen. Ueber dieſe beiden wichtigen Punkte enthielt der Wiener Frieden und die Anweiſung des Erzherzog lediglich nichts. Hofer glaubte ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, ſie zu erledigen. Er blieb ohne Antwort.

Am 1. November rückten die Bayern unter Wrede in Innſpruck ein und vertrieben die Haufen, die der wüthende Kapuziner auf dem Berg Iſel, gegen Hofers Willen, verſammelt hatte. Lebhaftern Widerſtand fanden die Generale Rusca und Peyri, die vom Süden kamen, indem ein Tollkopf, von Kolb, denſelben einen allgemeinen Aufſtand in der Schweiz vorlog, um ſie zum Kampf anzufeuern. Der Kapuziner aber erkannte, daß alles vergebens ſey, wenn Hofer nicht wieder an der Spitze ſtehe, begab ſich daher mit einem Haufen anderer Wahnſinniger zu ihm nach St. Leonhard und bethörte ihn wirklich, einen neuen Aufruf an das Volk ergehen zu laſſen. Hofer that es ohne Glauben an einen Erfolg, nur weil er einen ruhmvollen Untergang der Gefangenſchaft vorzog und weil er nicht fliehen wollte. Er und Tirol waren eins, er konnte den Gedanken nicht faſſen, lebend oder todt je von ſeinem Vaterland getrennt zu werden. Was die Welt Thorheit nannte, war bei ihm ein tiefes

und heiliges Gefühl. Alle Bauern der Nachbarschaft standen zu ihm und trieben vom 14.—16. November den General Rusca mit Verlust von 600 Mann aus Meran zurück, bis wohin er schon vorgedrungen war. Ein anderes französisches Corps unter General Barbou, der von Sterzing gekommen war, wurde bei Walten am 18.—22. nach einem Verlust von 400 Mann zur Capitulation gezwungen. Erst dem edeln und menschenfreundlichen General Baraguay d'Hilliers, der von Brixen herkam, gelang es, das Volk zu besänftigen. Nur Kolb kämpfte noch im Pusterthal fort und am 6. Dezember fiel das letzte Gefecht in Lienz vor, in derselben Gegend, wo der Kampf im Frühjahr zuerst begonnen hatte.

Hofer soll heimlich vom Vicekönig Eugen durch einen Priester versichert worden seyn, er werde amnestirt werden; aber er soll den Boten abgewiesen haben. Gewiß ist, daß er sich zuerst bei einem Freunde und als er sich bei diesem nicht mehr sicher glaubte, in einer elenden Sennhütte am Oetzthaler Firner verbarg, wo er die kältesten Wintermonate tief im Schnee zubrachte, in einziger Gesellschaft des ihm treu ergebenen Studenten Sweth, bis auch sein Weib und sein jüngerer Sohn Johann zu ihm hinaufflohen. Weil aber 1500 Gulden auf seinen Kopf gesetzt war, verrieth ihn ein gewisser Raffl, der zufällig an seine Hütte kam und ihn erkannte. In der Nacht des 27. Januar 1810 zog ein ganzes Bataillon Franzosen auf den Berg und nahm ihn unter grausamen Mißhandlungen gefangen. Man riß ihm den Bart aus, schlug ihn blutig und schleppte ihn, hart gebunden, bei strenger Kälte aus Tirol hinaus und in die Festung Mantua. Als Napoleon die Meldung davon erhielt, befahl er durch den Telegraphen, den Gefangenen binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Hofer schrieb noch einen rührenden Brief an seine Frau und ging festen Muthes zum Tode. Alle in Mantua gefangenen Tiroler lagen bei seinem letzten Gang auf den Knieen und beteten für seine Seele. Er ließ sich die Augen nicht verbinden und commandirte selbst Feuer. So starb der Held von Tirol, am 20. Februar. Sein Leichnam ist später von frommen Tiroler Schützen ausgegraben und in der heimischen Erde be-

ſtattet worden. Seine Kinder erhielten von Oeſterreich die adelige Würde.

Deſſelben Todes ſtarb eben ſo muthig Peter Mayr in Botzen. Faſt gleichzeitig mit Hofer in ſeinem Verſteck entdeckt und gefangen erklärte er, als Baraguay d'Hilliers ihm nahe legte, ſich durch eine falſche Ausſage zu retten: „ich will mein Leben durch keine Lüge erhalten," und wurde am 29. Februar erſchoſſen. Die andern Führer entkamen, Speckbacher aber erſt nach den ſchrecklichſten Leiden und Gefahren. In einer Höhle auf dem Gemshaken verſteckt, wurde er von einer Lawine fortgeriſſen und verrenkte ein Bein, kroch aber auf den Händen bis zu einem Freunde, der ihn nach Rinn in Speckbachers eigene Wohnung brachte, wo aber Bayern im Quartier lagen. Um nicht verrathen zu werden, mußte der Unglückliche im Miſt des Stalles bis an den Hals eingegraben werden und brachte ſo viele Wochen zu, ohne daß ſein eigenes Weib etwas davon wußte. Nur ein treuer Knecht pflegte ihn, bis es Frühling wurde und er weiter nach Oeſterreich fliehen konnte. — Im Uebrigen nahm Bayern keine unedle Rache und behandelte von nun an die Tiroler vorſichtiger. Napoleon aber riß durch ein Decret vom 28. Mai 1810 ganz Südtirol vom nördlichen ab und vereinigte es mit dem Königreich Italien, um die Geſammtkraft Tirols dadurch zu ſchwächen.

4.

Schill und der Herzog von Braunſchweig.

Während dieſer heißen Kämpfe im ſüdlichen Deutſchland blieb auch das nördliche nichts weniger als ruhig. Ueberall begann der Haß gegen die franzöſiſche Herrſchaft ſich zu regen. Der urſprünglich großartig angelegte Plan, Norddeutſchland zu inſurgiren und dadurch Preußen mit in den Krieg fortzureißen, war durch die unerklärbare Langſamkeit des Erzherzog Karl vereitelt worden. Sobald dieſer bei Regensburg gefaßt und auf Wien zurückgeworfen worden

Die Malerei überdauerte die Baukunſt. Im 16ten Jahrhundert traten ihre größten Meiſter in Deutſchland auf, während die größten Meiſter der Baukunſt den frühern Jahrhunderten angehörten. Die berühmteſten Mahler waren Albrecht Dürer in Nürnberg, Lukas Kranach in Wittenberg, Holbein in Baſel, und die Niederländer Hemling und Lukas von Leiden. Sie ſchilderten noch heilige Gegenſtände, und ihr Geiſt war noch tief und groß. Sie ſtanden aber an der Grenze der Zeiten. In den Religionskriegen trennte ſich auch in der Malerkunſt die proteſtantiſche Parthei von der katholiſchen. In einem großen Theil des proteſtantiſchen Deutſchlands, und beſonders der Niederlande, wüthete der Bilderſturm gegen die alten Kunſtwerke, und die neue Lehre duldete keine religiöſen Bilder mehr. In dem armen Deutſchland ſchlief die Kunſt faſt völlig ein. In den Niederlanden aber wurde ſie weltlich. Man mahlte nur noch Landſchaften, Portraite, alltägliche Gegenſtände, oder Scenen aus der griechiſchen oder römiſchen Götterlehre und Geſchichte, zur Verzierung der Zimmer bei Fürſten und Reichen. Treue Nachahmung der Natur war der Hauptcharakter dieſer ſ. g. niederländiſchen Schule, und es gab große Meiſter darin. Auf der andern Seite fiel die katholiſche Malerei den Jeſuiten in die Hände, welche ſie ins Frazzenhafte verkehrten. Nur in Italien wurde ſie noch herrlich fortgebildet, aber die jeſuitiſchen Kirchenbilder athmeten nicht den heitern Geiſt und das idealiſche Feuer der italieniſchen Schule. Das katholiſche Deutſchland wurde größtentheils nur mit frazzenhaften Bildern von Mönchen im Heiligenſchein und geputzten Marien überſchwemmt. Eben ſo geſchmacklos wurde die Bildhauerkunſt. Es wimmelte nur noch von grob bemahlten größtentheils hölzernen Crucifixen und Heiligen.

war, mußten alle Erhebungsversuche im Norden, die er nachdrücklich hätte unterstützen sollen, sofort scheitern. Den Anfang machte der preußische Hauptmann von Katte, indem er am Ostersonntag bei Stendal einen Haufen Freiwilliger sammelte und Magdeburg überrumpeln wollte, jedoch nicht genug Anhang fand. Sodann erhoben sich am 21. April die hessischen Bauern in der Gegend von Wolfhagen. Oberst von Dörnberg, den Jerome entsandte, sie auseinanderzujagen, war gerade das Haupt der hessischen Verschwörung, wurde aber in dem Augenblick, in welchem er Jerome selbst gefangen zu nehmen hoffte, durch einen falschen Freund verrathen und von den Truppen in Cassel im Stich gelassen. Zu den Bauern flüchtend, führte er diese gegen die Hauptstadt, wurde aber am 24. geschlagen. Oberstlieutenant von Emmerich, der in Oberhessen noch einen Aufstandsversuch wagte, wurde gefangen und hingerichtet. — Der s. g. Deutschmeister oder Hochmeister des deutschen Ritterordens, der zu Mergentheim residirte, war der österreichische Erzherzog Anton. Da nun Napoleon Oesterreich bekriegte, so schenkte er Mergentheim dem König von Württemberg. Das Volk daselbst empörte sich, wurde aber grausam gestraft.

Der König von Preußen besuchte mit seiner Gemahlin zu Anfang des Jahres den Kaiser Alexander in Petersburg und kehrte nachher nur wieder nach Königsberg zurück. Blücher beschwor den König loszuschlagen und Oesterreich zu helfen, und „die ganze deutsche Nation aufzurufen," aber vergebens. Doch hatte in Berlin das Ministerium noch nicht Autorität genug, um jede Theilnahme an dem Krieg in Oesterreich verhindern zu können. Major von Schill, derselbe, der so ruhmvoll im Jahr 1807 Pommern vertheidigt hatte und jetzt als Chef eines Husarenregiments in Berlin stand, konnte es nicht übers Herz bringen, müßig zuzusehen, während Oesterreich für die deutsche Sache kämpfte, rückte daher am 28. April eigenmächtig mit seinem Regiment von Berlin aus; auch andere kleine Truppenabtheilungen und viele Freiwillige schlossen sich ihm an und er hatte nichts Geringeres im Sinne, als das ganze nordwestliche Deutschland zu insurgiren und den König von West-

phalen zu vertreiben. Er rückte vor Wittenberg, deſſen ſchwache Beſatzung ihm aber den Eingang verwehrte. Dann plünderte er das Schloß des franzöſiſch geſinnten Fürſten von Anhalt in Köthen, zerbrach die weſtphäliſchen Wappen in Halle, rückte vor Magdeburg, nahm der ausfallenden franzöſiſchen Beſatzung bei Dodendorf 200 Mann gefangen, zog ſich aber, da der heſſiſche Aufſtand mißlungen war und Jerome beträchtliche Streitkräfte unter General Albignac gegen ihn ausſandte, nach Mecklenburg zurück, um das Meer zu erreichen und nach England zu entkommen. Denn auch Holländer unter General Gratien, und Dänen unter General Ewald zogen gegen ihn heran. Die Mecklenburger, die ſich ihm ebenfalls entgegenſtellten, ſchlug er am 25. bei Dammgarten und kam glücklich nach Stralſund, fand aber hier keine Schiffe. Obgleich er in der Eile die Stadt beſſer zu befeſtigen bemüht war, drangen die Holländer und Dänen dennoch am 31. in die Stadt ein, in deren Straßen der Kampf fortwüthete, bis der edle Schill, nachdem er dem holländiſchen General Carterel mit einem Säbelhieb den Kopf geſpalten, ſelbſt von mehreren Schüſſen und Hieben getroffen todt vom Pferde ſank. Sein Corps hatte in Stralſund noch 700 Reiter und 1300 Fußgänger gezählt, welche der Uebermacht erlagen und größtentheils fielen. Nur 16 Offiziere und 170 Reiter entkamen, angeführt von Lieutenant von Brunnow, die 360 Gefangenen wurden auf Napoleons ausdrücklichen Befehl als Räuber behandelt, in Ketten gelegt und auf die Galeeren nach Toulon gebracht. Aber ſchon unterwegs wurden zum abſchreckenden Beiſpiel 12 Offiziere in Weſel, 14 Unteroffiziere und Gemeine in Braunſchweig erſchoſſen. Alle ſtarben muthvoll, ſtehend mit unverbundenen Augen. Unter den Offizieren richtete ſich Albert von Webell nach der erſten Salve noch einmal auf und rief: „könnt ihr nicht beſſer zielen, Grenadiere? Hier ſitzt das preußiſche Herz.“ Von denen, die nach Toulon gelangten, kamen die meiſten unter der harten Arbeit und Mißhandlung um, der Reſt wurde im Jahr 1812 zur Arbeit auf die hyeriſchen Inſeln geſchickt. Schill ſelbſt fand in einem ruhmvollen Tode und in dem großen Andenken, welches er den Preußen hinterließ, den Troſt, den

er ſich ſelbſt in ſeinem Kernwort zugeſprochen hatte: „Beſſer ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“ Die Holländer begingen die Niederträchtigkeit, ſeiner Leiche den Kopf abzuſchneiden, denſelben in Spiritus unter Glas zu ſetzen und im Naturalienkabinet der Univerſität Leyden aufzubewahren, wo er unter Krokodillen und Sägefiſchen, ausgeſtopften Vögeln und Mißgeburten bis zum Jahre 1836 jedermann gezeigt wurde. Jetzt liegt er bei ſeinen Waffengefährten in dem Denkmal, welches denſelben zu Braunſchweig geſetzt worden iſt. Der König von Preußen erließ von Königsberg aus ein ſtrenges Edict gegen Schill, um ſich vor Napoleons Rache zu ſichern.

Herzog Wilhelm von Braunſchweig, Sohn des bei Jena tödtlich verwundeten Ferdinand, wurde mit Blücher in Lübeck gefangen, aber ausgewechſelt, hatte durch Napoleon ſein Herzogthum verloren, behielt aber noch von ſeinem Oheim das Herzogthum Oels in Schleſien, welches er ſofort verpfändete, um von den Geldern Truppen zu werben, mit denen er gegen Napoleon fechten wollte. Er hatte unter Oeſterreichs Schutz, doch als unabhängiger deutſcher Reichsfürſt, in Böhmen ein ſ. g. Corps der Rache angeworben, nur 2000 Mann. Dieſe Truppen hießen beim Volk die Schwarzen, weil ſie ſchwarze Waffenröcke mit blauem Kragen und ſchwarze Czakos mit einem weißen Todtenkopfe trugen. Der Herzog ſelbſt trug den ganzen Stolz des welfiſchen Geſchlechts in ſich und bei tiefer Trauer um den tragiſchen Tod ſeines Vaters eine eben ſo tiefe Verachtung gegen die lüderliche und heilloſe Wirthſchaft im deutſchen Vaterlande, die ſo ungeheures Unglück verſchuldet hatte. In ſeinem bärtigen und finſtern Geſicht malte ſich der unverſöhnliche Zorn ſeiner ritterlichen Seele. Er ſprach wenig und lachte nie, aber die Seinen liebten ihn und waren alle bereit, ihm in den Tod zu folgen. Im Anfang des Krieges ſtand er unter dem Befehl des öſterreichiſchen Feldmarſchall Kienmayer, welcher von Böhmen aus nach Sachſen vorrückte, aber durch den Rückzug des Erzherzog Karl genöthigt war, ſich nicht weit von Böhmen zu entfernen, und daher nur kleine Gefechte lieferte. Nach dem Waffenſtillſtand von Znaym

zog er vor, sich von Oesterreich zu trennen und als freier deutscher Fürst auf eigene Hand den Kampf fortzusetzen, um entweder ruhmwürdig zu fallen oder sich nach England durchzuschlagen; 700 Reiter und 1200 Mann zu Fuß mit sechs Kanonen gaben ihm das waffenbrüderliche Geleit. Am 25. Juli zog er durch Leipzig, dann über Halle nach Halberstadt. Hier schlug er in einem Nachtgefecht die Westphalen, und kam am 31. nach seiner Vaterstadt Braunschweig. Aber schon am folgenden Tage rückte General Rewbel mit 5—6000 Mann gegen ihn an, er mußte daher schleunig aufbrechen, schlug den überlegenen Feind bei Oelper zurück und entging auch dem General Gratien, der, von Wolfenbüttel kommend, ihn zu erreichen hoffte. Zum Glück waren schon englische Schiffe in Elsfleth für ihn bereit und er konnte sich hier am 7. August mit allen seinen Tapfern unbehindert einschiffen. Diese kamen in englische Dienste und nach Spanien, um hier mit der hannöverischen Legion vereint den blutigen Kampf gegen die Franzosen fortzusetzen.

Die große Expedition, durch welche von Seiten Englands die Erhebung des nördlichen Deutschlands hatte unterstützt werden sollen, kam viel zu spät. Erst am 29.—31. Juli landeten 40,000 Engländer unter Lord Chatam (Pitts älterer Bruder) auf der holländischen Insel Walcheren, auf welcher der wichtige Hafen Vließingen liegt. Wenn man diese Streitmacht drei Monate früher in Elsfleth oder Hamburg hätte landen lassen, so würde sie entweder eine allgemeine Erhebung unter Schill und dem Herzog von Braunschweig ermöglicht oder wenigstens Napoleon gezwungen haben, sein Heer an der Donau zu schwächen und einen großen Theil seiner Truppen im Norden zu verwenden. Das scheint aber gar nicht einmal die Absicht Englands gewesen zu seyn. Es folgte nur seiner engherzigen Handelspolitik und suchte nur den Hafen von Vließingen und wo möglich auch den von Antwerpen zu zerstören. Nur das erste gelang. Die auf Walcheren zusammengedrängten Engländer unterlagen Fiebern und schmolzen sehr zusammen, weshalb Chatam abzog. — Im November legten sich englische Schiffe vor Triest und warfen in diese, kaum erst von Oesterreich abgetretene Stadt

congreviſche Raketen (eine damals neue Erfindung), um ſo das Unglück der unſchuldigen Einwohner zu vermehren. Als es noch Zeit geweſen wäre, durch eine Expedition ins adriatiſche Meer den Oeſterreichern zu helfen, war weit und breit kein engliſches Segel zu erblicken. Daſſelbe England aber unterhandelte gleichzeitig mit Oeſterreich um geheime Unterſtützung der Spanier. Napoleon hatte vom Wiener Cabinet die Entfernung aller ihm verdächtigen Flüchtlinge, ſo wie die Entlaſſung der zahlreichen Offiziere verlangt, die in den Niederlanden, im Rheinbund, in Italien geboren waren, aber bisher in der öſterreichiſchen Armee gedient hatten. England ſuchte nun dieſe ſchönen Kräfte für Spanien zu gewinnen. Lord Bathurſt kam deshalb nach Wien, war aber ſo unvorſichtig, in der Wintermitte durch Preußen zurückzureiſen. Savary, der in Norddeutſchland für Napoleon die Polizei leitete, kam ihm auf die Spur und ließ ihn auf der Straße von Berlin nach Hamburg im Reiſewagen abfangen und in einem märkiſchen See bei Perleberg erſäufen. Er war ſpurlos verſchwunden, erſt ſpäter entdeckte man die Art ſeines Todes.

Viertes Buch.

Napoleon vor dem Fall.

1.

Erniedrigung des Papſtes.

Der große Sieg in Deutſchland hatte Napoleons Macht mehr als je befeſtigt. Der fortgeſetzte Kampf in Spanien war ihm dadurch weſentlich erleichtert, die Treue der Bundesgenoſſen und Vaſallen aufs neue geſichert, der Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit, der allgemeine Schrecken vor ihm erneuert und verſtärkt worden. Was ihm heimlich aber vielleicht am meiſten ſchmeichelte, war der Umſtand, daß er jetzt nicht mehr in dem Grade von Rußlands trügeriſcher Freundſchaft abhing, als im Jahre vorher. Aus eigener Kraft durch Waffengewalt Herr des Weſtens geworden, brauchte er nicht mehr ſo ängſtlich und liſtig um ein Lächeln auf der Stirne des Kaiſer Alexander zu buhlen.

Bei ſeiner Rückkehr nach Paris lag ihm alles huldigend zu Füßen, die Behörden wetteiferten in kriechenden Schmeicheleien. Auch diesmal zeichnete ſich wieder vor allen Fontanes als Sprecher des corps législatif durch den Schwulſt ſeiner Reden aus, indem er für das Kaiſerreich wurde, was Barrère einſt für den Convent geweſen war. Napoleon antwortete auf die Glückwünſche in einem

einfachern, aber um ſo erhabenern Styl. Er athmete nur Siegesglück, Stolz, Zuverſicht: „Frankreich wächst unter dem Haſſe ſeiner Feinde; wie Herkules wird es durch ſeine Kämpfe nur immer ſtärker und energiſcher. Meine Adler flogen von Liſſabon nach Wien. Gewohnt an die Hingebung der Franzoſen muß ich in dieſem Feldzug insbeſondere auch die meiner deutſchen Truppen anerkennen. Frankreichs Genius führte die Engländer in die verpeſteten Sümpfe von Walcheren. Nachdem ich die illyriſchen Provinzen erwarb, grenzt mein Reich jetzt an die Türkei, deren Schickſal in meiner Hand liegt. Ich bin nicht eiferſüchtig auf die Erwerbungen, welche Rußland durch das Bündniß mit mir zu Theil geworden ſind, und ich beklage Schweden, welches durch das Bündniß mit England ſo ſchwere Verluſte erlitten hat. Dieſes Beiſpiel beweist den Fürſten, daß jede Verbindung mit England zum Verderben führt. Spanien iſt noch übrig, aber wenn ich an den Pyrenäen erſcheine, wird der Leoparde zum Ozean flüchten. Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des Genius des Guten über den Genius des Böſen ſeyn. Mit der Hülfe Gottes und der ſtandhaften Liebe meiner Völker werde ich alles überwältigen, was ſich meinen großen Entwürfen entgegenſtellen könnte. Ich wünſche noch dreißig Jahre zu leben, um dieſes große Reich zu befeſtigen.“

Was Napoleon unter dieſen großen Entwürfen eigentlich verſtand, ergibt ſich nur zum Theil aus dem, was er wirklich gethan hat, weil er gehindert wurde, ſein letztes Ziel zu erreichen. Er ſelbſt hat ſpäter einmal zu St. Helena geſagt, er habe keinen ganz feſten Plan gehabt, ſondern immer nur aus den Umſtänden ſo viel Vortheil gezogen als möglich. Gewiß iſt, daß er zunächſt das Reich Karls des Großen erneuern wollte, mit dem er ſich auch bei jeder Gelegenheit zu vergleichen liebte, und daß in dieſem Reiche die romaniſchen Nationen ein Ganzes bilden ſollten. Allein die Nothwendigkeit, Deutſchland von ſich abhängig zu machen, und die Leichtigkeit, mit der ihm das bisher geglückt war, ſo wie die Sympathien, welche die Polen für ihn hegten, ſcheinen ihn verlockt zu haben, die Grenzen ſeines Reichs unbeſtimmt zu laſſen und nach

Umſtänden immer weiter vorzurücken. Sofern ſich die Engländer als Alleinherren des Meeres betrachteten, ging Napoleon offenbar darauf aus, ſich ſo weit immer möglich zum Herrn des Feſtlandes zu machen. Hier zog ihm nur noch Rußland eine Schranke, welche niederzureißen ihn ſein bisheriges Siegerglück um ſo mehr verlocken mußte, als ihn die Conceſſionen, mit denen er bisher Rußlands Allianz erkauft hatte, genirten und heimlich beſchämten. Was er aber zu thun im Sinne hatte, wenn er endlich auch Rußland hätte unterwerfen können, bleibt im Dunkel.

Von beſonderem Belang erſcheint in dieſer Periode der Napoleoniſchen Herrſchaft die Gleichgültigkeit, mit der er die kirchliche Autorität auf die Seite warf, und die Wichtigkeit, die er dagegen dem Princip der Legitimität beilegte, indem er unter den älteſten und vornehmſten Dynaſtien Europas eine Gemahlin ſuchte. Die Maaßregeln gegen den Papſt traf er unmittelbar nach ſeinem erſten Sieg in Oeſterreich. Aber ſchon einige Monate vorher hatte er ſein neues Syſtem im Schooße des Staatsraths in Paris angekündigt. „Wir haben, ſprach er, tauſende von Prieſtern, die durch ihren Fanatismus und ihre Unwiſſenheit gefährlich ſind. Man muß für ſie aufgeklärtere Nachfolger vorbereiten, indem man ſie in Specialſchulen erzieht, die unter der Aufſicht des Staates ſtehen.“ Es fiel ihm ſogar ein, im Staatsrath zu bemerken, der Staat verdamme einen Menſchen zum Tode, die Kirche aber ertheile dem nämlichen Menſchen die Abſolution und verheiße ihm das Paradies. Ein Widerſpruch der Gewalten, welcher nicht länger könne geduldet werden. Damit war ein mehr als cäſaropapiſtiſches Princip ausgedrückt. Die Kirchengewalt wurde hier der Staatsgewalt nicht mehr verbunden, ſondern gänzlich von ihr verſchlungen. Ein Staatsſtreich gegen das Oberhaupt der Kirche war nach ſolchen Vorgängen in Bälde zu erwarten. Man warnte den alten Papſt und gab ihm Gelegenheit, über Civita vecchia auf einem engliſchen Schiffe heimlich zu entfliehen. Er weigerte ſich aber und wollte ſein Schickſal erfüllen. Zur Faſtenzeit 1809 befahl General Miollis in Rom, den Carneval zu feiern. Der Papſt verbot es, denn es ſey zum

Beten Zeit und nicht zu toller Lust. Als der General dennoch Anstalten traf, gehorchte das Volk dem Papste und der Corso blieb leer. Pius VII. war seit lange auf das Aeußerste gefaßt. Sein letztes Wort an Napoleon war eines alten Propheten würdig: „um der Barmherzigkeit unseres Gottes willen, der die Sonne über unsern Häuptern aufgehen läßt, mahnen, beschwören, bitten wir dich, Kaiser und König Napoleon, deinen Sinn zu ändern. Erinnere dich, daß Gott ein König aller Könige ist, daß menschliche Größe vor ihm kein Ansehen hat, daß er sich bald und in furchtbarer Gestalt zeigen wird, um über die Mächtigen zu richten."

Napoleon verachtete die Stimme des ohnmächtigen Priesters. Am 17. Mai 1809 erließ er von Schönbrunn aus das berühmte Decret, in welchem er sagt: „In Erwägung, daß Karl der Große, Kaiser der Franzosen und unser erhabener Vorgänger, als er den Bischöfen von Rom mehrere Grafschaften schenkte, dies nur unter dem Titel als Lehen und zum Wohl seiner Staaten that, und daß Rom durch diese Schenkung nicht aufhörte, einen Theil seines Reichs zu bilden; in Erwägung ferner, daß seitdem diese Mischung der geistlichen und weltlichen Macht ein Quell von Zwistigkeiten war ꝛc.; in Erwägung endlich, daß die Sicherheit der Armeen, die Ruhe unserer Völker, die Würde unseres Reichs sich mit weltlichen Ansprüchen des Papstes nicht vereinigen lassen, beschließen wir: die Staaten des Papstes sind mit dem französischen Reiche vereinigt." General Miollis vollzog das Decret am 9. Juni. Am folgenden Tage erließ der Papst eine Protestation, verwahrte im Namen Gottes und der Kirche alle Rechte des apostolischen Stuhles und that den Kaiser Napoleon feierlich in den Bann. In diesen Tagen versuchte eine englische Flotte, die unter Lord Stuart die Inseln Procida und Ischia vor Neapel genommen hatte, an den römischen Ufern eine Landung, um den Papst zu retten; aber Miollis ließ die Küste gut besetzen und um einem Aufstand des römischen Volks vorzubeugen, den Papst in der Nacht des 5. Juli (des Schlachttages von Wagram) im Quirinal von Soldaten überfallen. Er war angekleidet und frug mit Würde: „warum stört

ihr die Ruhe dieſes heiligen Aufenthaltes und was wollt ihr?" Die Soldaten wichen einen Augenblick zurück und entblößten das Haupt, aber der Gensdarmeriegeneral Rabet befahl ihnen, raſch ein Ende zu machen, riß den Cardinal Pacca, den einzigen, der beim Papſte war, von ſeiner Seite und ließ den Papſt ſelbſt, der nur ſein Crucifix und ein Brevier mitnehmen durfte, in einem käfigartig verſchloſſenen Wagen im Galopp davonführen. Von Station zu Station übernahmen ihn Gensdarmen und brachten ihn, ohne daß er einen Augenblick ausſteigen durfte, in reißender Schnelligkeit unerkannt durch Toscana und Piemont, bis er einmal frug, ob Napoleon ihn lebend oder todt haben wolle? Als man ihm erwiderte, „lebend," bemerkte er, dann müſſe man einmal halten, ſonſt ſterbe er. Man gönnte ihm nun eine kurze Ruhe, ſchleppte ihn dann aber bis Grenoble. Hier kam Ordre, er ſolle zu Savona gefangen geſetzt werden, und nun mußte er den weiten Weg wieder zurücklegen.

Endlich kam er halbtodt in Savona an, wo er ſich jedoch wieder erholte und aufs ſtandhafteſte alle ferneren Leiden ertrug. Napoleon umgab ihn mit den ſchlaueſten Unterhändlern, die ihm bald durch Liebkoſungen, bald durch Drohungen Zugeſtändniſſe ablocken ſollten. Er wollte ihn in alle ſeine Ehren wieder einſetzen und reich dotiren unter der Bedingung, daß er ſeinen Sitz in Paris nehme. Pius aber wies alles von ſich. Napoleon ließ ſämmtliche Cardinäle, die er nicht ſchon hatte gefangen ſetzen laſſen oder die nicht entflohen waren, 28 an der Zahl, nach Paris kommen und jeden mit 80,000 Franken dotiren. Sie ſollten hier auf den Papſt warten und Napoleon ſetzte aus ihnen einſtweilen einen hohen Kirchenrath zuſammen, an deſſen Spitze er den geſchmeidigen Cardinal Maury ſtellte. Da aber Maury aus Napoleons Hand das Erzbisthum von Paris angenommen hatte, ohne des Papſtes Einwilligung, proteſtirte Pius gegen ihn. Napoleon gerieth nun in Zorn und ließ dem unglücklichen Papſt alle Schreibmaterialien nehmen und jeden Verkehr mit ihm verbieten. Am 17. Februar 1810 ließ er durch einen Senatsbeſchluß die vier Hauptgrundſätze der galli-

Die Dichtkunſt ſank von der Höhe des Mittelalters tief herab. Das Einzige, wodurch ſie ſich in einer ſo ſchlechten Zeit auszeichnete, war der derbe Witz und Spott über eben dieſe Zeit ſelbſt. Für die Folge war es aber vorzüglich wichtig, daß während der Reformation durch Luther die hochdeutſche Schriftſprache allgemein eingeführt wurde. Leider wurden dadurch die ſchönen ſchwäbiſchen und ſächſiſchen Mundarten gänzlich aus der Poeſie verdrängt, indeß gewann man doch eine gemeinſame Ausdrucksweiſe, die ſich herrlich ausbildete, ſobald die Sprachmengerei nach dem dreißigjährigen Kriege ſich allmählich wieder verlor.

Anfangs kam die Dichtkunſt von den Rittern an die Bürger, und aus dem Minnegeſang wurde Meiſtergeſang. Als aber auch der Bürgerſtand verfiel, wurde die Dichtkunſt Sache der Gelehrten. Die Bürger trieben die Poeſie, wie alles, zunftmäßig. Man drechſelte Verſe nach beſtimmten Reimweiſen oder Tönen, und die äußere Form galt als die Hauptſache. Das Dichten war keine Kunſt mehr, die aus dem angebornen Gemüth entſprang, ſondern eine Künſtlichkeit, die man lernen mußte. Man richtete daher große Meiſterſchulen auf zu Straßburg, Mainz, Augsburg, Ulm. Auch konnte der Bürger nicht mehr ſo begeiſtert von Religion, Heldenthum und Liebe ſingen, wie ſonſt die Geiſtlichen und die Ritter; die Gegenſtände des Meiſtergeſangs waren daher größtentheils moraliſche Lehren, ehrlich und treu gemeint, aber ſteif und trocken. Aus den Minneliedern wurden gereimte Lebensregeln, aus den Heldengedichten gereimte Chroniken oder allegoriſche Lebensgeſchichten, wie die Thewrdank und Weißkunig, und aus den religiöſen Geſängen und Legenden wurden langweilige Lehrgedichte. Zum Glück wurde die Moral bald witzig, und

canischen Kirche verkünden, worin nicht nur die weltliche Gewalt des Papstes bestritten, sondern auch in Glaubenssachen jedes seiner Gebote von der Zustimmung der Concilien abhängig erklärt wurde.*) Am 21. April desselben Jahres sagte Napoleon dem gesetzgebenden Körper: „Ich habe das Erbgut der Cäsaren und Karls des Großen mit dem französischen Reiche vereinigt. Die Geschichte veranlaßte, die Politik rieth, das Genie beschloß es. Dadurch sind nun die nur zu lange getrennt gewesenen Theile des occidentalischen Reichs wieder vereinigt."

In Rom selbst unterwarf sich das Volk stumm der eisernen Nothwendigkeit. Eine feile Deputation, worunter sich auch ein Cardinal befand, wurde auf Miollis Betrieb nach Paris geschickt, um Napoleon zu danken. Ihr Sprecher, der Duca Braschi, überbot sich in schwülstigen Erinnerungen an die altrömische Kaiserzeit: „auf dem Capitol grünt wieder der Lorbeer, den Nerva im Tempel des Jupiter pflanzte. Ihr Adler, gleich dem des Trajan, wird Rom vor den Germanen, Parthern und Daciern schirmen" ꝛc. Napoleon versprach Rom eine neue Größe zu geben. Bei der Einsetzung der neuen Behörden in dieser Stadt sah man eine große Inschrift: „Roma resurge." Der römische Maler Oppiani malte Napoleon als Jupiter mit dem Adler, in einer Hand die Weltkugel. Es gab indeß noch viele Römer, namentlich Priester, die sich weigerten, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Man zählte darunter 13 Bischöfe, die sogleich verhaftet und in französische oder piemontesische Kerker geschleppt wurden, welches Loos auch der edle Freund des Papstes, Cardinal Pacca, unter grausamen Plackereien erduldete. Dasselbe geschah einer noch ungleich größeren Menge Pfarrern, so daß die meisten Kirchen im Kirchenstaat verwaisten. Zugleich wurden alle Klöster aufgehoben und

*) Schon früher soll Napoleon einmal zu Cabanis gesagt haben: das Concordat, welches ich mit Rom abgeschlossen habe, ist nur eine Vaccine der Religion. Noch fünfzig Jahre und wir brauchen in Frankreich gar keine Religion mehr.

Mönche und Nonnen verjagt, 15. Juni 1810. Reichlich dagegen begabte Napoleon die Künſtlerakademie von San Luca und ſuchte Rom in der Wiederbelebung ſeiner heidniſchen Bilder das verlorene chriſtliche Mittelalter zu erſetzen.

Damals tauchte aus tiefſtem Dunkel der Vergeſſenheit der Name der Jeſuiten wieder auf. Der erſte Gedanke ihrer Wiedereinführung ging von Kaiſer Paul I. aus. Dieſer fromme und wohlwollende Regent, der Kosciuszko aus dem Kerker führte, wollte die Polen, die ſeinem Reiche einverleibt und Katholiken waren, in ihrer Nationalität und Kirche ſchonen und verſöhnen, erblickte in den Jeſuiten das geiſtig regſamſte Princip der katholiſchen Kirche, lud daher in einem Schreiben vom 11. Auguſt 1800 den Papſt ein, wenigſtens für das ruſſiſche Polen den Orden herzuſtellen. Dem entſprach Pius und ernannte durch ein Breve vom 1. März 1801 den Prieſter Franciscus Carnu zum Vorſteher der Congregation. Drei Jahre ſpäter ſtellte König Ferdinand IV. von Neapel ein ähnliches Geſuch für ſeine Staaten und erhielt dieſelbe Erlaubniß durch ein Breve vom 30. Juli 1804. Hier war es der deutſche Pater Gabriel Gruber, welcher der neuen Ordensprovinz vorſtand. Mit der legitimen Herrſchaft des Königs Ferdinand verſchwand auch der Orden, aber nur äußerlich. Insgeheim gewann er gerade unter der franzöſiſchen Occupation weitere Verbreitung durch ganz Italien. Im Jahre 1810 wurde von Napoleons Polizei eine jeſuitiſche Verſchwörung entdeckt, die zu Lugo und Belluno ihren Hauptſitz hatte. Dreißig Verdächtige wurden am 1. Juni verhaftet und zu Bologna eingekerkert. Sie nannten ſich in Rom, wo ſie 1809 entſtanden, Fediſten (Glaubensmänner), in Bologna Guelfen (der alte Name der päpſtlichen Partei im Mittelalter), auch Adelphen (Brüder).

2.

Marie Louiſe.

Wie Napoleon ſein Verhältniß zur Kirche fortan verſtanden wiſſen wollte, erhellt am beſten aus dem Katechismus, den er in allen Schulen ſeines Reichs zur Geltung brachte und worin vorkommt: „Unſern Kaiſer Napoleon ehren und ihm dienen, heißt Gott ſelber ehren und dienen, denn er iſt derjenige, den der Herr erweckt hat ꝛc. Diejenigen, die ihre Pflicht gegen den Kaiſer Napoleon nicht erfüllen, würden ſich auflehnen gegen den Willen Gottes und die ewige Verdammniß auf ſich ziehen.“ Im Uebrigen wollte er vor dem Volke ſelbſt als gläubig gelten und begünſtigte die altkatholiſchen Gebräuche. So ließ er die berühmteſte Reliquie von Trier, den ungenähten Rock Chriſti, welcher in der Revolution nach Augsburg geflüchtet worden war, im Jahre 1810 unter großem Pomp wieder zurückbringen und vor dem Volk ausſtellen, wozu ſich 250,000 Wallfahrer einfanden.

Nach ſeiner Rückkehr aus Oeſterreich nahm Napoleon den Namen Mittler (médiateur) der Schweiz, neben dem eines Kaiſers der Franzoſen, Königs von Italien und Protectors des Rheinbundes unter ſeine Titel auf, und ernannte ſeine Miniſter zu Herzogen. Regnier, Miniſter der Juſtiz, wurde Herzog von Maſſa-Carrara; Champagny, Miniſter des Auswärtigen, Herzog von Cadore; Gaudin, Miniſter der Finanzen, Herzog von Gaëta; Fouché, Miniſter der Polizei, Herzog von Otranto; Maret, Staatsſecretär, Herzog von Baſſano; Clarke, Miniſter des Kriegs, Herzog von Feltre. Dieſe Civildiener genoſſen alſo dieſelbe Ehre, wie ſeine vornehmſten Marſchälle. Napoleons Stellung war ſchon ſo erhaben, daß ſeine nächſten Diener keinen geringern Rang mehr haben durften, als den der Herzoge.

Nun zögerte Napoleon auch nicht länger mehr, ſich von Joſephinen, der er ſein erſtes Glück verdankt hatte, zu ſcheiden und mit

einer „Tochter der Cäsaren" zu vermählen. Das war der damals beliebte Ausdruck. Ob unter den Cäsaren die russischen Czaaren oder die deutschen Kaiser gemeint seyen, war noch ungewiß. Napoleon selbst zog anfangs jene diesen vor und ließ sich durch die ausweichende Antwort in Erfurt noch nicht irre machen. Kaiser Alexander vermählte seine Schwester Katharina, auf die es Napoleon zuerst abgesehen hatte, mit dem Erbprinzen Georg von Oldenburg am 3. August 1809. Napoleon warf nun sein Auge auf ihre jüngere Schwester Anna, obgleich sie erst 15 Jahre zählte, und bestach den Kaiser Alexander durch einen geheimen Vertrag vom 4. Jan. 1810, worin er sich verpflichtete, Polen nie wiederherstellen zu wollen. Alexander aber wollte die Schwester nicht hingeben, ehe dieser Vertrag von Napoleon ratificirt seyn würde, und ließ dies unter der Hand kund geben, während er offiziell auch diesmal die Weigerung seiner Mutter, in die Heirath zu willigen, vorschob. Napoleon wartete nun die letzte Antwort von St. Petersburg nicht ab, sondern warb um die Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaiser Franz. Die Scheidung von Josephinen erfolgte am 16. Dez. 1809. Sie kostete Josephinen manche Ohnmacht und unzählige Thränen. Die kirchlichen Hindernisse der Scheidung wurden dadurch beseitigt, daß man geltend machte, Cardinal Fesch habe, als er in der Nacht vor der Krönung Napoleon mit Josephinen traute, die üblichen Zeugen vergessen, wodurch diese Ehe ihre Gültigkeit von selbst verlöre. Josephine zog sich mit einer jährlichen Rente von 2 Millionen nach Malmaison zurück. Ihr Sohn Eugen benahm sich bei diesem Anlaß aufs würdigste, indem er sich voll Demuth in den Willen des Kaisers ergab, dem er und die Seinen ja alles zu verdanken hätten.

Kaiser Franz empfing die Werbung Napoleons mit schwerem Herzen. Sollte er dem schlimmsten seiner Feinde, der ihn seit mehr als zehn Jahren auf unerhörte Weise plagte, der ihm die deutsche Kaiserkrone und einen großen Theil seiner Erblande geraubt und Oesterreich unter die Mächte zweiten Ranges herabgedrückt hatte, nun auch die Tochter hingeben? Allein die Politik gebot ihm, das Opfer zu bringen. Durch diese Vermählung wurde jedenfalls das

Bündniß zwiſchen Frankreich und Rußland gelockert und Oeſterreich konnte wieder zu Athem kommen. Kaiſer Franz nahm daher die Werbung an. Die Art, wie Napoleon ſie offiziell vollziehen ließ, verrieth wenig Zartheit. Er wählte nämlich zum außerordentlichen Großbotſchafter Berthier, den er eben erſt zum Fürſten von Wagram ernannt hatte, ein Name, der dem Wiener Hofe nur ſchmerzliche Gefühle wecken konnte, und er lud durch ein höfliches Schreiben ſeinen berühmteſten öſterreichiſchen Gegner, den Erzherzog Karl, ein, bei der Vermählung durch Procuration in Wien ſeine, des abweſenden Bräutigams, Stelle zu vertreten, was auch der Erzherzog nicht wohl abſchlagen konnte und am 11. März 1810 vollzog.

Marie Louiſe war das älteſte unter den lebenden Kindern des Kaiſer Franz, damals 18 Jahr alt, in der Blüthe der Schönheit, groß und blond. Sie erfüllte ihre Beſtimmung mit graziöſer Unbefangenheit. Nachdem ſie von der kaiſerlichen Familie Abſchied genommen, wurde ſie an der bayriſchen Grenze zu Braunau von der Königin Karoline von Neapel, Napoleons Schweſter, und den für ihren Dienſt beſtimmten franzöſiſchen Hofdamen empfangen, 16. März. Alles wetteiferte, ihr unterwegs zu huldigen. Napoleon hatte ein Programm ihres Empfanges in Paris entwerfen laſſen, worin unter anderm vorkam, die junge Braut ſolle vor ihrem mächtigen Bräutigam niederknien. Allein das war nur auf die Menge berechnet, die ſich im franzöſiſchen Stolze berauſchen ſollte. Napoleon ſelbſt war es, der das Programm umging. Er fuhr ſeiner ſchönen Braut unvermuthet bis jenſeits Soiſſon entgegen, traf ſie im Dorfe Courcelles beim Wechſeln der Pferde, ſtieg ohne weiteres zu ihr in den Wagen und übernachtete nachher mit ihr in Compiegne. Ihre Civilehe wurde am 1. April zu St. Cloud vollzogen. Am folgenden Tage hielt das hohe Paar ſeinen Einzug in Paris und vollzog hier erſt die kirchliche Trauung, wobei die Schleppe der Kaiſerin von den drei Schweſtern Napoleons und von ſeiner Stieftochter Hortenſe getragen wurde. Die Feier hatte durch die Anweſenheit der nach Paris geſchleppten Cardinäle erhöht werden ſollen, aber ſechszehn derſelben, unter denen Conſalvi hervorragte,

weigerten ſich, weil ſie die Scheidung von Joſephinen nicht anerkannten. Sie wurden in Feſtungen eingeſperrt oder in entlegene Provinzen verbannt. — In den ſchönen Tagen des Mai unternahm Napoleon mit ſeiner Gemahlin eine Rundreiſe durch die Niederlande und zu den großen Hafenbauten, die er in Antwerpen vornehmen ließ. Ueberall empfing ſie der freiwillige Jubel der Franzoſen, der beſtellte der Niederländer. Auch alle Vaſallen des großen Kaiſerreichs feierten die Vermählung und wetteiferten in Glückwünſchen. Napoleon wurde jetzt überall nur noch „der Große“ genannt. In Marie Louiſen affectirte man den Friedensengel des durch Napoleon wiedergebornen Europa zu ſehen, obgleich kein Menſch mehr dem Frieden traute.

Unter den Freudenfeſten lauerte heimlicher Groll und ſchlimme Beſorgniß. Die Kundigen ſahen einen Bruch mit Rußland voraus. Die Republikaner waren tief erzürnt über die Tochter der Cäſaren. Sie hatten ſich Napoleon nur als den Sohn und Erben der illegitimen Revolution gefallen laſſen. Auch den monarchiſch geſinnten Franzoſen erſchien die neue Heirath nur als eine Conceſſion, die Frankreich dem Ausland mache, keineswegs als ein Gewinn. Man erinnerte an die traurigen Folgen der öſterreichiſchen Heirath im vorigen Jahrhundert, an die Unpopularität Marie Antoinettens. Nach der Rückkehr des kaiſerlichen Paares von der niederländiſchen Reiſe gab Fürſt Karl von Schwarzenberg, öſterreichiſcher Geſandter in Paris, im Namen ſeines Herrn dem hohen Paar ein prachtvolles Feſt, am 1. Juli. Der große Saal, den er zu dieſem Zwecke hatte erbauen und aufs reichſte drappiren laſſen, vereinigte alle Perſonen des Hofes und Gäſte von Rang in ſich, eine Geſellſchaft, wie man ſie ſo glänzend und ſo überreich bedeckt mit Diamanten noch nie beiſammen geſehen hatte. Nicht nur einige Damen, ſondern auch der ruſſiſche Geſandte Fürſt Kurakin, trugen allein den Werth von Millionen in Schmuck an ſich. In einem Nebenſaal wurde ein Ballet aufgeführt, wobei alle Tänzer und Tänzerinnen die verſchiedenen Nationaltrachten des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats trugen. Im Hauptſaal befanden ſich die 1200 vornehmen Gäſte,

deren jüngerer Theil gleichfalls tanzte. Da entzündete sich die aus Gaze und Mousselin bestehende Drappirung des ungeheuren Saals an einer Wachskerze und im Augenblick verbreitete sich das Feuer, durch den leichten Stoff genährt, über die ganze Decke. Die 73 Kronleuchter an derselben stürzten auf die Gäste herab, die zahllosen Spiegel an den Wänden zersprangen von der Hitze mit dem Knall von Pistolenschüssen. Napoleon führte Marie Louise gleich anfangs glücklich hinaus. Bald aber wurde das Gedränge am Ausweg so groß, daß der Fußboden einbrach und viele Personen in die Souterrains hinabstürzten. Viele Damen konnten ihre leichten Ballkleider nicht mehr vor dem Feuer retten und kamen nur halbnackt oder verbrannt davon. Mehrere fanden den Tod. Der corpulente Fürst Kurakin fiel und man trat auf ihm herum, man zog ihn halbtodt und vielfach verletzt und verbrannt heraus. Die schon gerettete Schwägerin des Gastgebers, Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geb. Herzogin von Aremberg, stürzte noch einmal in den brennenden Saal zurück, um ihre vermißte Tochter Pauline zu suchen und kehrte nicht wieder. Man erkannte ihre halbverbrannte Leiche nur an ihrem Schmuck wieder.*) Nicht minder zärtlich hatte ihre Tochter sie überall gesucht, sich dabei verbrannt und starb der Mutter in kurzem nach. Mitten in diesem Jammer wurde das kostbare Silberservice gestohlen und den vornehmen Gästen durch diebische Hände der Schmuck abgerissen. Um die zur Erde gefallenen Brillanten zu suchen, befahl Napoleon, sämmtliche Asche der großen Brandstätte durchsieben zu lassen.

Alle Welt erkannte in diesem schrecklichen Ereigniß ein böses Omen. Man dachte an ein ähnliches Unglück, das sich bei der Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette zugetragen hatte. Später in seinen Gesprächen auf St. Helena äußerte Napoleon: „meine zweite Heirath hat mich zu Grunde gerichtet. Im Vertrauen auf Oesterreich wagte ich den Kampf mit Rußland. Ich

*) Sie war die Mutter des berühmten Ministers in der Krisis von 1849—1852.

ſtellte meinen Fuß auf Blumen und merkte den Abgrund darunter nicht." Dieſer Phraſe vom mit Blumen geſchmückten Abgrund hat er ſich mehr als einmal in Bezug auf ſeine Verbindung mit Oeſterreich bedient.

Die Nacht des 1. Juli warf jedoch nur einen kurzen Schatten auf die höchſte Glanzperiode Napoleons. Nie hat er dem, was er ſeinen „Stern" zu nennen liebte, mehr vertraut, als damals. Schon vor ſeiner Vermählung, am 17. Februar, hatte er ein Decret erlaſſen, in welchem er ſich aus ſeiner bevorſtehenden Ehe bereits einen Sohn förmlich decretirte und demſelben den Titel eines Königs von Rom beſtimmte. In dieſem Decret wiederholte er, um jedermann den Ideenzuſammenhang klar zu machen, daß der Papſt keine weltliche Gewalt mehr, weder in Rom noch ſonſt wo auszuüben habe, daß er dem Kaiſer den Eid der Treue ſchwören und mit einer Dotation von 2 Millionen einen Palaſt in Paris beziehen ſolle, jedoch nicht gehindert ſey, abwechſelnd auch in andern Städten und ſelbſt in Rom zu reſidiren. Das letztere nur unter der Vorausſetzung, wie bald darauf die Einrichtung eines Kaiſerpalaſtes in Rom bewies, daß auch der Kaiſer ſeine Reſidenz in Rom, wie in Paris habe. — Nach den Begriffen des Mittelalters ſetzte der römiſche König als Sohn einen römiſchen Kaiſer als Vater voraus. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß Napoleon ſpäter den Titel eines römiſchen Kaiſers anzunehmen ſich vorbehalten hat. Sofern er auch beſtimmte, die künftigen Kaiſer ſollten vom Papſt zuerſt in Paris und dann noch einmal wiederum vom Papſt in Rom gekrönt werden, ſcheint er daran gedacht zu haben, die feierliche Krönung in Rom auch noch einmal an ſich vollziehen zu laſſen.

Die Natur ſelbſt ſchien ſeinem Willen unterthan, indem Marie Louiſe den König von Rom wirklich am 20. März 1811 zur Welt gebar. Es war eine ſchwere Geburt, der Arzt Dubois fing an den Kopf zu verlieren. Napoleon aber befahl ihm, die Kaiſerin nicht anders zu behandeln, als wäre ſie eine gemeine Handwerkersfrau. Als die Frage entſtund, wenn eins das Opfer werden müſſe, Mutter oder Kind, welches gerettet werden ſolle? antwortete Napoleon: „die

Mutter, denn das ist ihr natürliches Recht.“ Inzwischen blieben Mutter und Kind gesund. Die Geburt des König von Rom, der in der Taufe den Namen Napoleon Franz Joseph Karl erhielt, wurde in allen von Napoleon abhängigen Reichen noch viel feierlicher begangen, als die Vermählung. In allen Städten gab man Feste, ertönten Toaste und Gesänge, voll der niedrigsten Schmeichelei. Von allen Seiten strömten Gesandtschaften und Deputationen nach Paris, um Napoleon den Großen der Anbetung aller Nationen zu versichern. Eines der glänzendsten Tauffeste war das in Rom, wo dem jungen König zu Ehren die Peterskirche und Engelsburg, das Capitol, die ganze Stadt und ihre majestätischen Ruinen erleuchtet wurden. Auf dem Quirinal wurde das Kreuz abgebrochen und statt dessen ein kolossaler Adler aufgesetzt. Statt des verbannten Papstes, der verbannten Cardinäle und Bischöfe, des ganzen vertriebenen Klerus, der einst die Hauptstadt der katholischen Welt geziert, feierte jetzt der Oberrabbiner das große Fest der Einsetzung eines jüdischen Oberconsistoriums in Rom am 1. August, wobei er ausrief: „Cyrus erschien, die Weisheit und das Flammenschwert des allmächtigen Gottes machten ihn zum mächtigsten Monarchen der Erde, das auserwählte Volk Israel wurde befreit. Ein Größerer als Cyrus ist in unsern Tagen aufgestanden, der Mächtige, Unüberwindliche, der Wiederhersteller des Tempels.“

3.

Erweiterung des französischen Reichs.

Inzwischen saß der rechtmäßige Oberhirte Roms immer noch in seinem Kerker zu Savona, aller Freunde beraubt, nur von lauernden Feinden, arglistigen Schergen der Gewalt, spöttischen Schönrednern und schlangenartigen Verführern umgeben, wie der heilige Antonius von Dämonen. Da keine Härte, keine Beraubung der gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens, keine Drohung, keine trügliche Versprechung seine Standhaftigkeit brechen konnte, glaubte

ihn Napoleon endlich durch ein Concil beugen oder entbehrlich machen zu können. Er ließ daſſelbe in Paris am 17. Juni 1811 eröffnen, eine Verſammlung von 104 franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Erzbiſchöfen und Biſchöfen unter dem Vorſitz ſeines Oheims Feſch und unter der Leitung des Cardinal Maury. Es ſollte über die Gültigkeit der von Napoleon in den letzten Jahren ernannten, vom Papſt aber nicht beſtätigten Biſchöfe entſcheiden, wenn der Papſt ſich nicht fügen würde. Das Concil aber wagte nicht, im Angeſicht der dem päpſtlichen Märtyrer ergebenen katholiſchen Bevölkerung ſo weit vorzuſchreiten und ſich über ihn zu erheben. Der deutſche Weihbiſchof von Münſter, Dompropſt von Minden, Freiherr Maximilian Droſte zu Viſchering, hatte den Muth, Napoleon vor allem um Freilaſſung des Papſtes anzugehen, wobei ihn Cardinal Spina und der Biſchof von Chambery unterſtützten. Das Concil beſchloß nichts weiter, als eine Deputation an den heiligen Vater zu ſenden, um eine gütliche Vermittlung zu verſuchen. Napoleon war höchlich darüber erzürnt, ließ die drei verwegenen Biſchöfe ſeine ganze Ungnade empfinden, das Concil ſelbſt aber wieder auflöſen, am 10. Juli. Doch ging er auf den Vermittlungsvorſchlag ein und ſandte eine anſehnliche Deputation von Biſchöfen nach Savona, um den Papſt durch demüthige Bitten und um des Friedens willen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Das war der gefährlichſte Sturm, den Napoleons Argliſt auf das Herz des bekümmerten Papſtes machen ließ, der nun wirklich inſoweit nachgab, als er, um die Ruhe der Bevölkerungen nicht zu ſtören, die Napoleoniſchen Biſchöfe anerkannte, am 21. September. Im Uebrigen aber behielt er ſich das Inveſtiturrecht für alle Zukunft, den Beſitz des Kirchenſtaats ꝛc. vor und fuhr fort, ſich aufs entſchiedenſte zu weigern, die Stellung einzunehmen, die ihm Napoleon angewieſen hatte. Da befahl Napoleon, ihn nach Fontainebleau in die Nähe von Paris zu bringen, wo er anſtändiger gehalten wurde, als in Savona, und ſcheinbar ſeine Reſidenz in der Nähe der kaiſerlichen nahm. Das hatte den Anſchein einer Begünſtigung, war aber in der That für den Papſt eine größere Demüthigung.

alle großen Uebel der Zeit, die Kirchenschäden, die Politik, die Verderbniß der Sitten wurden vor den Richterstuhl der Satyre gezogen. Da entstunden im 15ten Jahrhundert vortreffliche Spottgedichte, in Versen und in Prosa, vor allen der unübertrefflich geistreiche Reineke Fuchs von Heinrich von Alkmar in niedersächsischer Mundart, die gelungenste Satyre, die man jemals auf die Politik gemacht hat, sodann der allbekannte Eulenspiegel, die Satyre der Bauern gegen die höhern Stände, ferner Sebastian Brands Narrenschiff, das alle Thorheit der Welt insgesammt zu geißeln unternahm. In demselben Jahrhundert schrieb Geiler von Kaisersberg zu Straßburg Predigten voll Geist und Witz, und Rosenplut begann zuerst kleine moralische und satyrische Schauspiele, die sogenannten Fastnachtspiele, aufzuführen. Im 16ten Jahrhundert erließen die Humanisten und Reformatoren, vor allen Luther selbst und Ulrich von Hutten, neben ihren wichtigern Werken auch eine Menge der schlagendsten Streit- und Spottschriften. Der ausgezeichnetste Dichter dieses Jahrhunderts war aber Hans Sachs, ein Schuster von Nürnberg, der neben andern geistlichen und weltlichen Gedichten vorzüglich Fastnachtsspiele schrieb, und darin eine unermeßlich reiche poetische Welt, aber freilich nur in rohen Umrissen offenbarte. In Prosa glänzte vorzüglich Fischart, der spottreichste und gewandteste Schriftsteller seiner Zeit. Die besten lyrischen Dichter dieses Jahrhunderts waren Luther und Schede. Durch Schauspiele, worin die kleinen Fastnachtsspiele schon erweitert wurden, zeichnete sich Ayrer aus.

Im 17ten Jahrhundert verfiel der Bürgerstand und die Dichtkunst kam in die Hände der gebildeten und reichen Stände, also der Geistlichen, Adligen und Gelehrten. Man ahmte, wie in allem andern, so auch in der

War in dieser Beziehung die brutale Gewaltthätigkeit durch List, Trug und Schein maskirt, so trat sie dagegen mit kolossaler Frechheit in der weitern Ausdehnung des Continentalsystems zu Tage. Napoleon hatte vor dem Unnatürlichsten keine Scheu mehr, je überspannter vielmehr die Dinge waren, je ungeheuerlicher und fabelhafter, um so mehr schienen sie sein wahres Element zu seyn. Er decretirte zuerst von Antwerpen aus am 2. Juli 1810, keine Schiffe dürfen aus einem französischen Hafen nach einem fremden Hafen abgehen, ohne eine von ihm selbst unterschriebene Erlaubniß, ferner von Trianon aus am 5. August 1810, alle Colonialwaaren sollten mit 50 Procent verzollt werden, auch wenn sie nicht aus englischen Häfen kämen, und sodann von Fontainebleau aus am 19. October, alle Waaren, von denen sich nachweisen lasse, daß sie in England fabricirt seyen, sollen unnachsichtlich verbrannt werden. Dadurch hoffte er dem heimlichen Verkehr mit England den Todesstoß zu versetzen und dagegen der französischen Industrie den weitesten Markt auf dem Festland zu eröffnen. Bei schweren Strafen mußten nun wirklich die ungeheuren Zollsätze eingezahlt und die englischen Fabrikate zu Scheiterhaufen aufgeschichtet, in allen Städten des französischen Reichs, Italiens, der Schweiz, des Rheinbundes und sogar Preußens öffentlich verbrannt werden. Doch konnte keine Strenge hindern, daß nicht großer Unterschleif dabei vorkam. In vielen Städten wurden nur alte schlechte Ladenhüter verbrannt und die gute Waare bei Seite gebracht. Ja Napoleon selbst ließ unter der Hand die von ihm confiscirten englischen Waaren für seine Rechnung verkaufen. Da sich indeß der gesammte Handelsstand immer mehr lediglich auf den gefährlichen Schleichhandel zurückgebracht sah, so fielen nach und nach auch die solidesten Häuser, namentlich in den Seeplätzen, während nur in den Gebirgsgegenden einige Fabriken aufblühten. Seit 1810 folgten sich die Bankerotte reihenweise, insonderheit an den Ufern der Nord- und Ostsee.*)

*) Auch aus Leipzig schrieb die Allg. Zeitung 1810 Nr. 342: „Man sieht

Um den Schleichhandel wirkſamer zu hindern und überhaupt ſein Reich weiter auszudehnen, beſchloß Napoleon am 9. Juli 1810 die Vereinigung Hollands mit Frankreich. Louis hatte ſich bisher der Holländer ehrlich angenommen, das Continentalſyſtem gemildert, dem Schleichhandel nachgeſehen, nur um ihren Wohlſtand nicht ganz untergehen zu laſſen. Aber Napoleon wollte das nicht länger dulden. Nachdem er Louis vergeblich daran erinnert, daß er nur ein franzöſiſcher Prinz und daher verpflichtet ſey, Hollands Intereſſe dem franzöſiſchen aufzuopfern, erklärte er ihn für abgeſetzt und vereinigte Holland mit Frankreich „als eine Anſchwemmung franzöſiſcher Flüſſe.“ Louis ſagte den Holländern rührende Abſchiedsworte, dankte übrigens nur zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes ab, und ging unter dem Namen eines Grafen von St. Leu nach Grätz in Steiermark, wo er unter dem Schutz Oeſterreichs den verhaßten Bruder mied. Napoleon ließ die holländiſche Küſte mit Franzoſen beſetzen, um dem Schleichhandel zu ſteuern, verlangte aber, die Holländer ſollten ſich glücklich ſchätzen und ihm danken, daß er ſie der Ehre gewürdigt habe, Franzoſen zu werden. Aber ſie litten unter einem unerträglichen Druck, der 1811 zu Amſterdam und Lüttich, 1812 zu Leyden und Aachen und in Oſtfriesland blutige Aufſtände veranlaßte. Leyden war 1809 durch ein Schiff, welches mit 800 Centner Pulver mitten in der Stadt explodirte, halb zerſtört worden. Trotz alles Jammers, den Holland damals erlitt, war der von den Holländern ſelbſt vergötterte Dichter Bilderdyck der ſervilſte Speichellecker Napoleons.*)

Es genügte damals Napoleon noch nicht an Holland. Am 10. Dezember 1810 vereinigte er auch die ganze Nordküſte Deutſchlands bis zur Oſtſee hin mit Frankreich, das Herzog-

---

keine Frachtfuhren, keine Commiſſionsgüter, kein munteres Getreibe auf den ſonſt ſo lebhaften Landſtraßen oder Plätzen der Stadt. Die größten Comptoirs ſind wie ausgeſtorben. Alle Ausfuhr ins Ausland iſt geſperrt und der Verkehr im Innern ſtockt.“

*) Dieſer Holländer hegte zugleich einen wüthenden und ganz unvernünftigen Haß gegen alles Deutſche.

thum Oldenburg, das Fürstenthum Aremberg, die drei Hanseſtädte Hamburg, Bremen und Lübeck mit ihren Gebieten, einen Theil Weſtphalens mit der Stadt Münſter, einen Theil des eben erſt an Jerome abgetretenen Hannover mit Osnabrück, Verden, Lüneburg, das ganze Mündungsgebiet der Ems, Weſer, Elbe und Trave. — Um dieſelbe Zeit vereinigte Napoleon das Wallis mit Frankreich als Departement des Simplon, 12. November.

Trotz dieſer Erwerbungen und der bei jeder Gelegenheit wiederholten Verſicherungen, Frankreich ſey niemals glücklicher geweſen, machte ſich doch eine Abſpannung des imperialiſtiſchen Enthuſiasmus bemerklich. Am auffallendſten erſchienen die immer wiederkehrenden ſtrengen Verordnungen gegen die Refractäre, junge Leute, die nicht nur in den deutſchen Niederlanden, ſondern auch in Frankreich ſelbſt Verſuche machten, ſich der Conſcription zu entziehen. Man ſah die Straßen bedeckt mit Recruten, die nur in Feſſeln und Daumſchrauben durch Gensdarmen zu ihrer Pflicht gebracht werden konnten. Das kriegeriſche Feuer war alſo nicht mehr vorhanden. Namentlich ſcheint der blutige Kampf in Spanien einen nachtheiligen Einfluß auf die Kriegsluſt geübt zu haben. Man legte Napoleon die ruchloſen Worte in den Mund: „ich habe alle Tage tauſend Mann zu verzehren.“ Man rechnete aus, daß er in Frankreich von 1806—10 über die Hälfte aller waffenfähigen Jünglinge ausgehoben habe. Er recrutirte ſogar Knaben für die Marine und für die Kriegsſchulen. Durch ein Decret vom 8. März 1811 ſicherte er die Mehrheit aller Civilſtellen ausgedienten und invaliden Soldaten. Dem großen Invalidenhaus in Paris gab er eine weitere Ausdehnung und ſorgte auch für die Wittwen und Waiſen der Soldaten. Das alles aber gab dem Lande immer mehr nur das Anſehen einer ungeheuren Kaſerne und das ganze Volk wollte ſich doch nicht ewig einem ſolchen Zwang unterwerfen und die Kinder nur zeugen für die Schlachtfelder und Invalidenhäuſer.

Auch die ſchon ſeit 1804 beliebten droits réunis, eine ſummariſche Vereinigung aller indirecten Steuern, wirkten drückend und waren um ſo verhaßter, als die Handelsſperre eine Menge gewohn-

ter Luxusartikel und selbst nothwendiger Lebensbedürfnisse fehlen ließ. Auch die Strenge der Polizei fiel nicht nur den alten Republikanern und den ehemals privilegirten Ständen, sondern auch dem harmlosen Bürger und Landmann lästig, der sich die im französischen Nationalcharakter liegende ungenirte Fröhlichkeit nicht gerne verkümmern ließ. Napoleon duldete nicht den Schatten einer Opposition und wer raisonnirte, wurde augenblicklich eingesteckt. Am 5. Februar 1810 decretirte er eine strengere Censur. Die Zahl der Druckereien wurde beschränkt, keine gestattet außer gegen eidlichen Revers. In jedem Departement durfte nur ein einziges Blatt erscheinen. Fremde Bücher wurden mit 50 Procent verzollt. Am 3. März desselben Jahres decretirte Napoleon acht neue große Staatsgefängnisse, um die Widerspenstigen aller Art darin einzusperren, namentlich solche, „die vor Gericht zu stellen unpassend wäre, denen man aber auch die Freiheit nicht lassen könne."

In den nächsten Umgebungen Napoleons selbst bemerkte man verdächtige Störungen. Talleyrand zog sich zurück, Fouché wurde nach Air verbannt und Savary erhielt das Ministerium der Polizei. Die Marschälle und Generale, die bisher am ergebensten gewesen, sahen mit Unwillen, daß seit der österreichischen Heirath immer mehr Herren und Damen vom alten emigrirten Adel an den Hof gezogen wurden. Diese Mißstimmungen äußerten sich aber nur heimlich und änderten nichts an dem allgemeinen Gehorsam.

4.

Frankreichs Vasallen.

Murat, oder wie er jetzt genannt wurde, Joachim I., König beider Sicilien, hatte sich in Madrid krank geärgert und war für die Erhebung auf den Thron von Neapel wenig dankbar, weil er auf die Krone von Polen oder von Spanien gerechnet hatte, die seinem Ehrgeiz ein viel weiteres Feld dargeboten hätte. Er sah sich

in dem erbärmlichen Neapel wie auf einem verlornen Posten. Murat, der nichts als ein Geschöpf Napoleons war, träumte von ihm unabhängig werden zu können. Napoleon aber hatte ein Recht, die von ihm eingesetzten Könige als Diener zu behandeln. Er entließ sie nicht aus dem Unterthanenverbande, indem er sie auf fremde Throne setzte. Sie blieben französische Prinzen und Großwürdenträger. Er duldete nicht, daß ihnen ein Franzose den Eid der Treue schwur, wenn er auch in ihre Dienste trat. Er eignete sich Domainen, Antheil an den Einkünften und große Dotationen in den Ländern zu, die er ihnen schenkte. Nur aus Gefälligkeit erließ er Joachim die Hälfte der Million, die ihm Joseph jährlich hatte zahlen müssen. Am meisten fühlte Murat sich dadurch gekränkt, daß Napoleon, wie auch Rußland, statt eines Gesandten nur einen Geschäftsträger in Neapel hielten, und daß Napoleon ihm nicht erlaubte, ohne seine Zustimmung an seine alten Freunde in Frankreich neapolitanische Orden auszutheilen.

Dennoch brach das gute Naturell Murats immer wieder durch solche elende Eitelkeiten durch. Kaum war er am 25. September 1808 mit seiner Gemahlin Karoline in Neapel eingezogen, als er auch schon einen kühnen Ueberfall der von den Engländern besetzten, dicht vor Neapel liegenden Felseninsel Capri vorbereitete und noch mitten unter den Freudenfesten, die seine Ankunft feierten, in der Nacht des 4. October durch General Lamarque ausführen ließ. Wie fest immer und von zahlreichen Engländern die Insel besetzt war, ließ sich der Gouverneur Sir Hudson Lowe dennoch überraschen. Die Franzosen kletterten im Dunkeln unbemerkt die steilen Felsenwände hinauf und eroberten sogleich den untern Theil der Insel, der obere, wohin sich Lowe zurückgezogen, ergab sich erst am 17. Ferner entwickelte Murat große Energie in der Unterdrückung der Räuberbanden. Allein es war niemals möglich, in den südlichsten Gebirgen Italiens den Geist des Widerstandes zu überwinden.

Damals entstand in Calabrien die geheime Verbindung der Carbonari (Kohlenbrenner). Es waren theils Flüchtlinge, die in dem unzugänglichsten Gebirge bei Köhlern Schutz suchten, theils

ſolche Köhler ſelbſt. Ein gewiſſer Capobianco*) wird als ihr Haupt bezeichnet, ohne Zweifel eine Uebertragung aus Deutſchland. Von der Maurerei entlehnten ſie das Symbol des todten Meiſters. Sie verſammelten ſich um einen blutenden Leichnam, welcher Chriſtum darſtellen ſollte, und ſchwuren denſelben zu rächen an ſeinen Mördern, und unter dieſen verſtanden ſie die Könige, Ferdinand IV. nicht minder wie Joachim. Ihre Verbindung hatte demnach den Charakter einer chriſtlichen Republik. Sie verglichen den Heiland mit einem Lamm, welches von den Wölfen (den Königen) erwürgt ſey. Ihre Verſtecke (was bei den Maurern die Loge) hießen Baracken (Hütten), ihre Verſammlungen Märkte (Kohlenverkäufe). Da Murat viel gefährlicher als Ferdinand IV. war, ließen ſich die Carbonari dahin bringen, die Partei Ferdinands zu unterſtützen, wogegen ihnen dieſer verſprach, wenn er wiederhergeſtellt würde, den Neapolitanern eine freie Verfaſſung zu geben. Die Engländer unterſtützten dieſe Umtriebe.

Wie Ferdinand auf Sicilien unter dem Schutz engliſcher Truppen auf die Wiedergewinnung Neapels dachte, ſo Murat ſeinerſeits auf die Eroberung Siciliens. Er ſammelte eine Truppenmacht zwiſchen Scilla und Reggio, Sicilien gegenüber, aber der Landungsverſuch daſelbſt wurde abgeſchlagen, im Oct. 1809. Hierauf begann ein merkwürdiges Intriguenſpiel. Auf Anſtiften der Engländer berief Ferdinand in Sicilien ein Parlament ein, 1810. Auf demſelben ließen ſich die Barone einige Einſchränkungen ihrer Feudalrechte zum Beſten des Volks gefallen, um ihrerſeits deſto größere Macht über die Krone zu erlangen. Der engliſche Gouverneur der Inſel, Lord Bentink, unterſtützte dieſe Partei, die daher bald ſo mächtig wurde, daß Ferdinand in Noth kam und ſeine Gemahlin, die alte Königin Karoline, in geheime Correſpondenz mit Napoleon trat, um bei ihrem ſchlimmſten Feinde den Schutz zu ſuchen, den ihr die Freunde verſagten. Die Spannung zwiſchen der königlichen Familie und Bentink wurde ſo groß, daß der letztere insgeheim mit Murat unter-

*) Weißhaupt. So hieß der Stifter des deutſchen Illuminatenbundes.

handelte und denselben als constitutionellen König anzuerkennen bereit war, wenn er von Napoleon abfiele. Die Unterhandlung zerschlug sich nur, weil die Engländer zu viel forderten, wurde jedoch später wieder aufgenommen. Das freisinnige Parlament in Palermo unter englischem Einfluß hing wahrscheinlich auch mit den Carbonari in Calabrien zusammen, wenigstens äußerte es die größte Erbitterung gegen das königliche Haus und erzwang nicht nur die Absetzung des Minister d'Ascoli, der an die Stelle des verstorbenen Acton getreten war, sondern auch die einstweilige Thronentsagung Ferdinands IV., für welchen der erst zwei Jahr alte Don Francisco unter Vormundschaft des Parlaments und Bentinks regieren sollte, am 16. Januar 1812. Das Parlament trieb denselben Unsinn, der früher in der parthenopeischen Republik geblüht hatte, und machte sich durch seine schwindelnden Neuerungen bei dem strengkatholischen Volk eben so verhaßt. In den letzten Tagen des März 1813 kam daher der König plötzlich aus seinem Verbannungsort Castelvetrana nach Palermo zurück und das Volk erhob sich in Masse gegen die Engländer. Aber Bentink hatte den Vortheil geschlossener Truppenmassen und überlegener Artillerie; zugleich drohte die englische Flotte, Palermo zusammenzuschießen. Die eingebornen sicilianischen Truppen waren von ihm zuvor auf schlaue Weise entfernt und nach Spanien geschickt worden. Da gab der arme König wieder nach und die Königin erhielt, als die Anstifterin der ganzen Bewegung, von Bentink Befehl, das Land zu verlassen. Sie reiste im April ab, wurde durch widrige Winde bis nach Constantinopel verschlagen und kam endlich nach Wien, wo sie bald darauf im Kummer gestorben ist.

Unter den indirect von Napoleon beherrschten Ländern befand sich die Schweiz, in einem weniger unerträglichen Zustande, als manche Nachbarn. Die Leitung der Geschäfte kam hier an ehrenhafte und vorsichtige Männer, unter denen Reinhard als Landamman hervorragte. Napoleon mischte sich nicht in die innern Angelegenheiten der Schweiz und man gab ihm auch keinen Vorwand dazu. Der Parteigeist hatte sich beruhigt. Man hielt nur noch das Nütz-

liche fest. In jener Zeit begann die berühmte Austrocknung des Linththales. Wenn einige verderbte Menschen aus den gebildeten Classen auch von der Schweiz aus mit ekelhafter Affectation dem großen Napoleon Weihrauch streuten und absichtlich hervorhoben, daß sie dies „als Republikaner" thäten; wenn auch namentlich Zschokke jede Missethat Napoleons wie in Spanien, so in Tirol mit unermüdlicher Feder beschönigte, so drückten sie doch keineswegs die Gesinnung der Mehrheit in der Eidgenossenschaft aus. Als eine eigenthümliche Erscheinung muß das Auftreten Hallers, eines Berner Patriciers, betrachtet werden, der im Jahre 1811 in einer Schrift „politische Religion" zum erstenmal wieder das Staatsrecht auf eine christliche Grundlage zurückzuführen versuchte. Indeß schien es, Napoleon beneide den Schweizern ihr Glück. Wie er gegen alle härter wurde, so auch gegen sie. Auch bei ihnen ließ er alle englischen Waaren verbrennen, die Presse unterdrücken, jedes Wort belauern. Den guten Reinhard fuhr er in Paris wüthend an, weil Syler in der Tagsatzung eine leise Opposition gewagt hatte. Die Schweiz mußte nach Spanien und 1812 nach Rußland viel mehr Truppen stellen als bisher.

Im Rheinbunde war während jener Periode der wichtigste Vorgang die Erhebung des Fürsten Primas, Karl von Dalberg, zum Großherzog von Frankfurt und die Vermehrung seines Gebiets mit Fulda, welches dem Oranier genommen worden war, und mit der Grafschaft Hanau. Zugleich decretirte Napoleon, am 1. März 1810, nicht mehr der Cardinal Fesch, sondern der italienische Vicekönig Eugen solle Nachfolger Dalbergs werden. Das war wieder nur eines der vielen Provisorien, die Napoleon als Uebergänge zu größeren Entwicklungen beliebte. Wahrscheinlich sollte das jetzt in Eugens Familie erbliche Großherzogthum Frankfurt nur den Kern eines größeren deutschen Reiches bilden. Man bemerkte ein systematisches Vorrücken der französischen Prinzen gegen Osten, auf Kosten der entweder ganz abgesetzten oder weiter zurückgeschobenen deutschen Fürsten. Schon hatte Jerome in Norddeutschland Platz genommen. Nun sollte Eugen ihm in Mitteldeutschland

nachrücken. Schon waren die oranischen, hessischen, welfischen, oldenburgischen Familien vertrieben. Wer bürgte den übrigen dauernde Sicherheit? Würde sich Napoleon wohl bedacht haben, wenn er länger die Welt beherrscht hätte, eines schönen Tages zu Gunsten Eugens Franken von Bayern abzuschneiden, die thüringenschen Fürsten zu mediatisiren ꝛc.? Bedeutsam ist, daß Napoleon sich immer noch den Besitz von Erfurt ausschließlich vorbehielt.

In Baden starb der alte Karl Friedrich 1811 und folgte ihm sein mit der Prinzessin Stephanie vermählter Sohn Karl, dessen Kinder auffallend rasch hinter einander starben.*) Württemberg bekam nach dem österreichischen Kriege außer Mergentheim auch noch Ulm und mehrere Bezirke, die bisher Bayern inne gehabt hatte, wogegen Bayern Regensburg erhielt. König Friedrich von Württemberg zwang die mediatisirten Reichsgrafen und Reichsfürsten seines Gebiets, jährlich mindestens drei Monate lang in Stuttgart zu wohnen, und confiscirte die Güter derer, die 1809 in Oesterreich gedient hatten, was aber nach der Verheirathung Napoleons mit Marie Louise aufhörte. —

Im ganzen Gebiet des Rheinbundes durften sich nur Stimmen vernehmen lassen, die von Napoleon das Heil der Welt erwarteten, ihn unbedingt bewunderten und alle seine Handlungen, auch die härtesten und für das deutsche Gefühl kränkendsten beschönigten. Dabei betheiligten sich nicht blos bezahlte Zeitungsschreiber, sondern auch eine nicht geringe Anzahl Professoren an den Rheinbundsuniversitäten und eine beträchtliche Mehrheit von Angestellten. Auch unter den Offizieren des Rheinbundes bemerkte man eine charakteristische Nacheiferung des französischen Uebermuths, verbunden mit einer ungerechten Verachtung der Oesterreicher und Preußen. End-

*) Man vermuthete eine verbrecherische Absicht, die legitime Thronfolge zu verhindern, und brachte damit die Geschichte des unglücklichen Kaspar Hauser in Verbindung, der von frühester Kindheit in einem unterirdischen Gemach eingeschlossen, als Jüngling, aber noch vollkommen kindisch, 1828 plötzlich in den Straßen von Nürnberg gefunden und 1831 eben so geheimnißvoll im Hofgarten zu Anspach ermordet wurde.

lich war die Aufklärung im gesammten s. g. gebildeten Publikum mit Napoleon im Bunde, zumal seitdem er so viel Hohn und Spott über den armen Papst ausgegossen hatte. Ueberall war es das gemeine Volk, was den Stolz und die Trauer der Nationalität in keuscher Seele bewahrte, während die gebildeten Classen sich jeder Art von Entehrung mit Selbstgefälligkeit Preis gaben. Man darf nur die frommen Tiroler und ihren todesmuthigen Hofer mit den akademischen Zirkeln jener Zeit in München, oder den ästhetischen in Weimar vergleichen. Der große Göthe gab, während die Tiroler ihr Herzblut vergossen, seine frivolen Wahlverwandtschaften (eine sentimentale Schutzschrift für den Ehebruch) heraus.

Außer den Tirolern blieben innerhalb des Rheinbundes und des unmittelbar mit Frankreich vereinigten Theils von Deutschland die Friesen und Niedersachsen am sprödesten gegen das Franzosenthum. Zwar versicherte Napoleon die Deputirten von Münster: „Sie waren ohne Vaterland; die Vorsehung, welche wollte, daß ich Karls des Großen Thron wiederherstellen sollte, hat Sie der Natur gemäß dem Schooß des Reichs wieder einverleibt," und schwur der Präfect des Noerdepartements: „Cäsarn fürchteten wir, Karln dem Großen gehorchten wir, Napoleon den Großen beten wir an." Allein solche Kundgebungen waren sehr wenig nach dem Geschmack des biedern Volks, dem sich in dieser Beziehung auch der tiefgekränkte Handelsstand anschloß. Napoleon ließ alle Verordnungen und Regierungszeitungen zugleich in deutscher und französischer Sprache drucken, auch der westphälische Moniteur erschien halb französisch. Keine leise Spur einer unabhängigen Gesinnung wurde geduldet. Durch ein Decret von 1810 verbot Napoleon die Einfuhr deutscher Bücher in den deutschen Theil seines Reichs, wenn sie nicht vorher von seiner Polizei erlaubt war. Dieses Verbot umging der berühmte Buchhändler Perthes in Hamburg, indem er die Unwissenheit der französischen Beamten zu täuschen wußte. Doch mißkannte niemand Napoleons Absicht, nach und nach die französische Sprache an die Stelle der deutschen zu setzen. Literarische Spione in Frankreichs Solde überwachten die ganze deutsche Lite-

Poeſie, die Fremden nach, vorzüglich die Franzoſen, und die Gelehrten auch die Griechen und Römer. Die Lutheraner verfertigten eine Sammlung von Kirchenliedern, worunter neben Luthers Liedern nur die von Paul Gerhard Auszeichnung verdienen. Unter den katholiſchen Geiſtlichen glänzte der Jeſuit Spee durch ſein liebliches Gedicht Trutz-Nachtigall, am Ende des Jahrhunderts aber der berühmte Mönch Abraham a Sanka Klara, Hofprediger in Wien, deſſen Predigten weit über ſeine Zeit an Geiſt, Kraft und Witz überreich waren. Unter den weltlichen Dichtern zeichnete ſich der Schwabe Weckherlin durch edles Feuer aus.

Der Hauptſitz der deutſchen Dichtkunſt war aber in dieſem Jahrhundert Schleſien, wo Opitz die ſ. g. ſchleſiſche Schule gründete. Mit ihr begann die eigentliche gelehrte Poeſie, die zugleich Hofpoeſie wurde. Sie bildete ſich nach dem Muſter der franzöſiſchen Hofpoeſie, und bekleidete ſich mit den übel zuſammengeſchickten Lappen des Alterthums, der griechiſchen Götterlehre ſammt Zubehör. Doch gab man auch der deutſchen Sprache nach dem Muſter der franzöſiſchen mehr Feinheit und Geſchmeidigkeit, und das war der einzige Gewinn dieſer ſonſt ganz undeutſchen, den tiefeſten Verfall der deutſchen Poeſie bezeichnenden Schule. Sie fand unter dem Hofadel und den Stubengelehrten unzählige Anhänger. Nur wenige rangen ſich durch den fremdartigen Schwulſt hindurch, und folgten mehr dem deutſchen Herzen, als den falſchen Muſtern. So Opitz ſelbſt in ſeinen beſſern Gedichten, noch mehr Paul Flemming und Tſcherning. Auch Logau verdient als feiner und witziger Epigrammendichter Auszeichnung vor ſeinen Zeitgenoſſen, vor allen aber Andreas Gryphus, welcher vortreffliche Trauer- und Luſtſpiele dichtete. An Ruhm wurden ſie

ratur. Ein unbedeutender, jedoch mißliebiger Aufſatz des Hofrath Becker in Gotha wurde augenblicklich mit des Verfaſſers Deportation nach Frankreich beſtraft. Der Freiherr von Aretin in München donnerte in der oberdeutſchen Zeitung 1810 „gegen die Prediger der Deutſchheit, Miſſethäter und Hochverräther, die den Boden des Rheinbundes beſudeln.“

5.

Oeſterreich und Preußen in Noth.

Oeſterreich hielt ſich vom unmittelbaren Einfluſſe Napoleons frei, aber der lange Aufenthalt des Feindes und ſeine Contributionen im Lande hatten den Kaiſerſtaat dermaßen erſchöpft, daß der Finanzminiſter Graf Wallis am 15. März 1811 die aufgelaufene Staatsſchuldenmaſſe von 1060 Millionen Bancozetteln auf 212 Mill. Einlöſungsſcheine reduciren mußte, mithin die Staatsgläubiger nur den fünften Theil ihres Guthabens erhielten. Wie ſehr dies aber auch zum Ruin unzähliger Familien gereichte, ſo widmete doch das Volk dem Kaiſerhauſe unverbrüchliche Treue. Der Patriotismus der Oeſterreicher war nicht ruhmredig, aber verläßig, zäh und aushaltend. Napoleon ließ es an Verſuchen nicht fehlen, ſeinen Schwiegervater zu einem Werkzeuge ſeiner Politik zu erniedrigen, allein Kaiſer Franz wußte ſich immer klug und würdig zurückzuziehen. Im Pariſer Mercure de France vom 4. Auguſt 1810 ließ Napoleon ſeinen Zorn aus über den Grafen Stadion, doch nicht ſo gebieteriſch, wie früher über den preußiſchen Miniſter Stein, und ohne Oeſterreich zu ſchrecken, denn der neue Miniſter, Graf Metternich, war nur vorſichtiger und ſchlauer als Stadion, aber nicht weniger feindlich gegen Napoleon geſinnt. Die Verheirathung Marie Louiſens machte das Verhältniß zwiſchen den Tuilerien und der Wiener Burg nicht intimer. Zwiſchen ruſſiſchen und öſterreichiſchen Großen beſtand ein enger Verkehr fort. Napoleon gab ſich Mühe, Oeſterreich gegen

Rußland zu erhitzen und hätte nicht ungerne gesehen, wenn dasselbe schon im Jahre 1811 einen Krieg mit Rußland angefangen hätte. Die Russen nahmen damals Belgrad ein und setzten sich in Serbien fest. Napoleon schrieb Brief über Brief, man sollte das in Wien nicht dulden. Aber Rußland hatte dem Wiener Cabinet insgeheim die Versicherung gegeben, daß es Serbien wieder verlassen würde, und Kaiser Franz nahm die hitzigen Anträge Napoleons mit Kaltblütigkeit auf, indem er sich mit der Unfähigkeit zu irgend einem Kriege entschuldigte. Sofern Oesterreich wirklich sehr geschwächt war und um jeden Preis wieder zu erstarken wünschen mußte, beging Napoleon einen Fehler, sich zu geizig gegen Kaiser Franz zu verhalten, anstatt ihm freigebig große Anerbietungen zu machen. Man kann nicht umhin, zu vermuthen, er habe sich für eine spätere Zeit die Auflösung der österreichischen, wie der preußischen Monarchie vorbehalten und deshalb sie zwar einstweilen noch benutzen, aber nicht mehr erstarken lassen wollen.

Preußen erlebte die Zeit der schweren Buße. Der König verweilte so lange in Königsberg, bis Napoleon die französischen Truppen, welche bis dahin noch in Preußen stehen geblieben waren, nach Spanien zog und Berlin endlich frei wurde. Erst am 23. Dezember 1809 kehrte er mit der Königin und seinen Kindern wieder in sein väterliches Schloß an der Spree zurück. Er brachte keinen Premierminister mit, denn Stein hatte schon 1808 flüchtig werden müssen. Er konnte auch nicht wagen, sich einem neuen Minister anzuvertrauen, der Napoleons Verdacht abermals auf sich gezogen hätte. Er hielt es daher zuletzt für das Sicherste, sich bei Napoleon selbst Rathes zu erholen, und dieser lenkte seine Wahl auf Hardenberg, der schon 1808 an Napoleon geschrieben, sein Benehmen gerechtfertigt, sich bei ihm insinuirt und fortdauernd mit Duroc in Verbindung gestanden hatte (nach Bignon). So wurde Hardenberg denn auch am 6. Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze der preußischen Regierung gestellt. Der Stifter des Basler Friedens, ein Mann von bewährter Biegsamkeit, schien Napoleon genehmer, als jeder andre. Hardenberg aber hatte zunächst kein

andres Syſtem, als alle Schwierigkeiten zwiſchen Frankreich und Preußen auszugleichen, dem König Ruhe zu verſchaffen und zuletzt durch eine engere Allianz mit Frankreich dem ſo ſehr geſchwächten preußiſchen Staate irgend eine Entſchädigung oder Vergrößerung zu ermöglichen. Im übrigen trachtete er ſich die von Stein errungenen Lorbeern auf eine wohlfeile Weiſe anzueignen, indem er im Zerſtören alter volksthümlicher Inſtitutionen fortfuhr und im Nivelliren der ſtändiſchen Gliederungen, in der Plünderung der letzten vorhandenen Klöſter, in der ausſchließlichen Durchführung der bureaukratiſchen Verwaltung, verbunden mit allſeitigſter Aufklärung, Pflege der Univerſitäten und Schulen die wahren Mittel einer Wiedergeburt des preußiſchen Volks und Staates erkannte. Wenn aber wirklich damals das preußiſche Volk im Unglück moraliſch erſtarkte, geſchah es nicht durch, ſondern trotz Hardenberg. Das Syſtem Scharnhorſts, der unter Hardenberg aus dem Kriegsminiſterium treten mußte, aber unter der Hand noch immer thätig blieb, der geiſtvolle Generalſtab, das Ehrgefühl der Armee, der Gefährten Blüchers und Schills, der glühende Zorn des mannhaften Volkes bis zum letzten Bauer hinunter, das war es, was die Preußen ſtählte, nicht das Adminiſtriren und Schulmeiſtern.

Den verbiſſenen Groll des Volkes vermehrte die unglaubliche Armuth. Aller Handel ſtockte. Nun ſollten die ungeheuern Kriegsſteuern an Frankreich bezahlt, ſollte der Staat, die Armee erhalten, ſollten die verlorenen Geſchütze und Waffen aller Art erſetzt werden. Eine mühſam contrahirte holländiſche Anleihe belief ſich nur auf 32 Mill. Gulden. Das übrige mußte durch Abgaben beſchafft werden, die bald alles Maaß überſtiegen, durch Grund-, Conſumtions-, Luxus-, Gewerbe-, Einkommenſteuern, indirecte Abgaben der mannigfachſten Art, Stempelgebühren, Ablieferung des dritten Theils von allem vorhandenen Golde, des ſechsten von allem Silber ꝛc. Einige Aushülfe bot der Verkauf von Domainen und der reichen Klöſter in Schleſien, welche Friedrich der Große mit Vorliebe geſchont hatte. Aber man opferte das Capital, das ſpäter noch reiche Zinſen getragen hätte, und verſchleuderte die werthvollſten

Güter um Spottpreiſe. Wenn mit der ungeheuerſten Anſtrengung aller Stände, bei immer zunehmenden Bankerotten und Verarmungen der Haushaltungen endlich die Kontributionszahlungen an Frankreich voll waren, ſo ließ Napoleon neue Schwierigkeiten machen, neue Forderungen aufſtellen und die Verträge nicht einhalten. Die franzöſiſchen Beſatzungen in den Feſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin wurden, gegen die Verträge, um mehr als das Doppelte vermehrt und mußten vom Lande ernährt werden. Auch die franzöſiſchen Etappenſtraßen durch die preußiſche Monarchie wurden nach Polen und Danzig hin vermehrt.

Im Sommer 1810 beſuchte die Königin Louiſe mit ihrem Gemahl ihre Eltern im Luſtſchloß Hohen-Zieritz bei Strelitz, erkrankte am 30. Juni, ſo daß der König allein nach Berlin zurückreiste, und wurde bald ſo leidend, daß man den König ſchleunigſt wieder zu ihr rufen mußte. Von den ſchlimmſten Ahnungen erfüllt und im tiefen Gefühl des maſſenhaften Unglücks, das über ihn hereingebrochen, rief er aus: „ſie würde am Leben bleiben, wenn ſie nicht mir gehörte; nur weil ſie mein iſt, muß ſie ſterben.“ Sie vollendete am 19. Juli. Ihr Tod verſetzte, weil man ſie ſo ſehr geliebt hatte, das ganze Land in Trauer. In allen Gemeinden bis zum fernſten Winkel der Monarchie ertönte ihr Grabgeläute. Mit ihr ſchien der letzte Glücksſtern am preußiſchen Himmel untergegangen zu ſeyn. Wer hätte nicht vermuthen ſollen, daß der Gram an ihrem jungen Leben gezehrt habe. Man ſah Napoleon als die entfernte Urſache ihres Todes an und haßte ihn um ſo unverſöhnlicher. Oeſterreich hatte ihm die höchſte und ſchönſte ſeiner Frauen ausliefern müſſen ins Ehebette, Preußen die ſeinige ins Grab. Es iſt nicht zu verkennen, daß damals ein ritterliches Gefühl durch das ganze preußiſche Volk ging, einſt den Tod der edeln Königin zu rächen. Sie ſelbſt hinterließ die ſchönen Worte: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, ſo wird ſie doch, wenn ſie die Leiden dieſer Zeit erfährt, wiſſen, was ich durch ſie gelitten habe, und ſie wird ſagen: ſie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünſche ich

nur, daß ſie zugleich ſagen möge: aber ſie gab Kindern das Daſeyn, welche beſſerer Zeiten würdig waren, ſie herbeizuführen geſtrebt und endlich ſie errungen haben."

Die patriotiſche Partei in Preußen, die im Geiſte Schills und des Herzogs von Braunſchweig fortzuwirken entſchloſſen war, konnte ſich nur ſehr geheim regen. Ihr ſchrieb man die Stiftung des ſ. g. Tugendbundes zu, deſſen Mitglieder in der Armee, unter den Beamten und dem Adel zerſtreut waren. Inzwiſchen entſtand dieſer Bund aus einer harmloſen Geſellſchaft zu Königsberg, welche ſich allgemeine humane Zwecke, Erziehung, Wiſſenſchaft ꝛc. vorſetzte und deren Statuten am 30. Juni 1808 vom König genehmigt wurden. Sey es, daß die heißen Patrioten ſich dieſes Vereines nur als Mittel bedienten oder Napoleon es wenigſtens argwohnte, der König fand für gut, den Verein bald wieder zu unterdrücken. Es war auch keine ſolche leitende Geſellſchaft nöthig, denn die Bevölkerung war nur eines Sinnes im Haß gegen das franzöſiſche Joch. Dagegen war die Wirkſamkeit der patriotiſchen Partei wichtig in den Beziehungen zu Rußland. Nicht wenige preußiſche Offiziere traten nach und nach in ruſſiſche Dienſte und hauptſächlich in den Generalſtab und verbanden ſich hier mit der Partei der entſchiedenſten Franzoſenfeinde.

Eine merkwürdige Erſcheinung war damals Friedrich Ludwig Jahn als Erfinder oder Erneuerer der Turnkunſt. Jeder Zoll an ihm war ein Brandenburger Bauer, derb, draſtiſch, ehrlich, treu, tapfer, zornmuthig. Er wollte eigentlich nichts, als die deutſche Jugend zu bärenhafter Kraft heranziehen, damit ſie dereinſt die Franzoſen todt ſchlagen könne.*) Und das war viel praktiſcher und entſprach dem makedoniſchen Charakter des alten Preußenthums

*) Aber indem er in Berlin der Schöpfer der Turnkunſt wurde und dieſelbe in der Erziehung einführte, verband er damit die wunderlichſten Vorſtellungen eines abſtracten, willkürlich als Ideal aufgeſtellten Volksthums, welches in Wahrheit nur ein Zerrbild und unbegreiflich engherzig im Vergleich mit der wirklichen Fülle deutſcher Natur und deutſchen Lebens war.

viel mehr, als das abſchwächende Geiſtreichthun des modernen Berlinerthums.

Die Männer des Tugendbundes waren im Vortheil jeder geheimen Oppoſition, die Recht, Moral und Popularität auf ihrer Seite hat. Aber in einer viel ſchlimmern Lage befand ſich die Regierung, auf der alle Verantwortlichkeit laſtete, und das muß Hardenberg in Bezug auf ſeine diplomatiſche Hinneigung zu Frankreich entſchuldigen. Napoleon hatte Preußen im Tilſiter Frieden nur aus Rückſicht für Kaiſer Alexander geſchont. Wenn er nun mit Alexander brach, wer ſchützte Friedrich Wilhelm? Von der Noth, in welcher Preußen ſich befand, als die im Norden aufſteigenden Gewitterwolken einen neuen europäiſchen Krieg drohten, macht man ſich einen Begriff, wenn man weiß, was der König ſeinem Geſandten in Paris unterm 14. Mai 1811 geſchrieben hat: „Sehr oft habe ich in St. Petersburg zu einem unbegrenzteren Beitritt zum Continentalſyſtem angerathen und erneuere dieſen nämlichen Rath nochmals in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiſer Alexander, wovon ich Ihnen eine Abſchrift beilege, um ſie zur Kenntniß Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen zu bringen. Dem Syſtem Frankreichs unwandelbar getreu, ſchmeichle ich mir in dieſer Hinſicht Proben abgelegt zu haben. Wenn es möglich wäre, daß der Kaiſer Napoleon über meinen ernſtlichen Willen, zu dem großen Zweck, den er ſich vorgeſetzt, mitzuwirken, noch einige Zweifel übrig bleiben könnten, ſo ꝛc.“ Nach dieſer Einleitung befiehlt er ſeinem Geſandten, Frankreich eine Offenſiv- und Defenſivallianz vorzuſchlagen, dabei aber dringend zu bitten, daß Napoleon auf die weitere Contributionszahlung von Seite Preußens verzichte oder ſie wenigſtens aufſchiebe. Wir werden ſehen, wie lange Preußen auf die Erfüllung dieſer kläglichen Wünſche warten mußte.

6.

Erſchütterungen im Norden und Oſten.

Neue wichtige Veränderungen trugen ſich damals in Schweden zu. Karl XIII. nahm unter Zuſtimmung der ſchwediſchen Stände einen Prinzen des zugleich in Rußland und Dänemark, ſo wie bisher in Schweden regierenden Oldenburgiſchen Hauſes, den Herzog Chriſtian von Holſtein-Auguſtenburg an Sohnesſtatt und zum Thronfolger an, 28. Auguſt 1809. Auch Napoleon war damit einverſtanden und räumte Schwediſch-Pommern, 24. Febr. 1810. Aber der Prinz war als Däne dem ſchwediſchen Adel nicht genehm. Als er am 28. Mai ein Huſarenregiment muſterte, ſtürzte er mit dem Pferde und ſtarb unmittelbar darauf. Man argwöhnte, er ſey durch einen politiſchen Mord hingerafft worden. Als er in Stockholm unter großem Pomp zu Grabe getragen wurde, am 20. Juni, begann das Volk furchtbar aufzubrauſen gegen die angeblichen Mörder, riß den Reichsmarſchall Grafen Axel Ferſen (den nämlichen, der die königliche Familie von Frankreich bei der Flucht von Varennes unterſtützt hatte) aus dem Wagen und ermordete ihn unter den ſchrecklichſten Verwünſchungen. Seine Schweſter, die Gräfin Piper, mußte flüchten, um nicht ein gleiches Schickſal zu leiden; das Haus des Grafen von Ugglas wurde geſtürmt. Auf des Prinzen Sarg ſetzte man die einfache und rührende Inſchrift: „er erwartete in Schweden einen Thron und fand ein Grab.“

Ein jüngerer Bruder des Prinzen hatte wenig Ausſicht, da es dem ältern ſo übel ergangen war, an ſeine Stelle zu kommen. Dagegen gab es eine Unitarierpartei, die bei dieſem Anlaß die Vereinigung der drei nordiſchen Kronen von Schweden, Dänemark und Norwegen auf einem Haupte durchzuſetzen wünſchte und desfalls den König Friedrich VI. von Dänemark vorſchlug. Napoleon ging lebhaft auf dieſen Gedanken ein, um Rußland ein ſtärkeres Gegen-

gewicht im Norden zu geben, aber die Schweden wollten nichts davon wissen. Gegen den Dänen bestand nun hier einmal eine unüberwindliche Abneigung. Gleichwohl wünschten die Schweden an Napoleon einen Halt und Schutz zu gewinnen gegen Rußland, um früher oder später vielleicht durch ihn Finnland wiederzuerhalten. Einige fielen auf den Gedanken, die schwedische Krone einem Napoleoniden zu geben. Nun hatte sich Bernadotte als Gouverneur in Schwedisch-Pommern durch die Güte, mit der er die gefangenen Schweden behandelte, bei ihnen beliebt gemacht. Er war durch seine Verheirathung mit Eugenie Clary (Schwester der Marie Julie, der Gemahlin des König Joseph von Spanien) mit Napoleon selbst verschwägert, als Prinz von Pontecorvo einer der ersten Marschälle des Reichs, als Großmeister des Freimaurerordens in Frankreich eine sehr angesehene Person von einem unermeßlichen geheimen Anhange. Zuerst war es der schwedische Graf Mörner, welcher bei Bernadotte, den er schon von früher her kannte, eine Anfrage machte. Sodann ein Kaufmann, der in Schweden selbst seine Standesgenossen bearbeitete, um Bernadotte populär zu machen. Die Freimaurerlogen betheiligten sich wesentlich dabei. Man nahm an, Bernadotte stehe bei Napoleon in hoher Gunst (was nicht der Fall war), Napoleon werde Schweden groß machen, Bernadotte bringe ein beträchtliches Privatvermögen mit und werde den tiefgesunkenen Finanzen Schwedens alsbald aufhelfen. Man rühmte seine Feldherrngaben, seine Staatsklugheit und Besonnenheit ꝛc. Sogar die Partei, welche die Wiederherstellung Gustavs IV. Adolf wünschte, erklärte sich für Bernadotte, weil sie hoffte, im großen Wechsel der Zeit diesen fremden Eindringling bald wieder beseitigen zu können. Kurz, der so vielfach bearbeitete schwedische Reichstag wählte am 21. August 1811 wirklich den Baptist Julius Bernadotte aus Bearn im südlichen Frankreich gebürtig, Sohn eines Advokaten, katholischen Glaubens, zum Kronprinzen-Thronfolger in Schweden unter der Bedingung, daß er lutherisch werde und die Verfassung beschwöre.

Er machte nicht viele Umstände, eine so seltene Gabe des Glücks anzunehmen. Napoleon wurde ihn nicht ungerne los, gab ihm noch

eine Million mit und verlangte von ihm nur das Verſprechen, er ſolle niemals gegen Frankreich die Waffen führen. Bernadotte weigerte ſich, Napoleon aber entließ ihn mit den kalten Worten: nun wohlan, ſo gehen Sie, unſere Geſchicke mögen ſich erfüllen! Bernadotte, der den Namen Karl Johann annahm, hielt am 2. Nov. ſeinen Einzug in Stockholm und benahm ſich ſo würdevoll als klug. Den alten König gewann er durch kindliche Demuth, das Heer durch ſeinen Ruhm und durch ſein martialiſches Weſen, den Adel durch die Bürgſchaft, die er demſelben gegen die Rache Guſtav Adolfs gewährte, und ſelbſt den Handelsſtand durch die Art, wie er England behandelte. Schweden mußte ſich zwar dem Continentalſyſtem anſchließen, da Rußland ſelbſt noch daran feſthielt; aber Bernadotte geſtattete den Schleichhandel. Wenn Napoleon ihm Vorwürfe machte, verlangte er dagegen Norwegen, was jedoch Napoleon um keinen Preis ſeinem treuen däniſchen Verbündeten entreißen wollte. Nun ſchmollte Bernadotte und gab Napoleon zu verſtehen, er werde diejenige Politik unterſtützen, bei der er am meiſten Vortheil habe. Damals gab ſich Oeſterreich viele Mühe um Bernadotte. Auch Rußland ſelbſt und England knüpften Verſtändniſſe mit dem Hofe von Stockholm an, die ſo weit gingen, daß Napoleon, als der Bruch mit Rußland nahe bevorſtand, bereits im Januar 1812 plötzlich Stralſund und Schwediſch-Pommern wieder beſetzen ließ.

In England hielt die ſtolze Ariſtokratie ihr bisheriges Syſtem feſt. Englands Handelsintereſſe litt nicht, daß es ſich die Maßregeln Napoleons hätte gefallen laſſen können; der fortdauernde Kriegszuſtand gewährte aber England den Vortheil, alle Marinen der feſtländiſchen Mächte zerſtören, alle Colonien derſelben erobern, und ſeine Induſtrieproducte nach jenen Colonien hin abſetzen zu können. Dieſe dauernden Vortheile wogen die nur zeitweiſen Einbußen im unmittelbaren Handel mit dem europäiſchen Feſtland auf. Zudem ſchmeichelte es dem engliſchen Stolze, Napoleon zu trotzen, während das ganze übrige Europa ſich vor ihm demüthigte.

Die Ariſtokratie in England war ſeit der Thronbeſteigung der Welfen der Monarchie ſtets überlegen geweſen. Die Kurfürſten von

Hannover konnten den Thron nur in Ruhe und mit allem äußern Glanze inne haben, indem sie die Lords gewähren ließen. Georg III. wurde blind und endlich irrsinnig. Sein Wahnsinn brach 1810 aus, als er das Parlament in feierlicher Sitzung anredete: Mylords, Gentlemen and Peacocks (Pfauen)! Die Anlage zum stillen Wahnsinn lag längst in ihm. Man mußte den König in einen Thurm zu Windsor einsperren. Wer ihn sah mit seinem langgewachsenen Barte, die Harfe spielend, verglich ihn mit König Lear. Sein ganzes Zimmer war gepolstert und mit Kork ausgeschlagen, damit er sich durchs Fallen nicht verletze, weil er oft heftig auffuhr. — Für ihn hatte sein Sohn Georg, Prinz von Wales, erst 1811 nach langen Debatten die Regentschaft erhalten und nur unter Beschränkungen, welche die Lüderlichkeit dieses Prinzen nur zu sehr rechtfertigte. Was für ein Regent, der damit anfing, seine eigene Gemahlin wegen scandalösen Lebenswandels öffentlich vor die Gerichte zu ziehen! Er hatte sich mit Karoline von Braunschweig (Tochter des bei Auerstädt umgekommenen berühmten Herzogs) 1795 vermählen müssen, so sehr gegen seine Neigung, daß er bei der ersten Trauung Nein sagte und der Braut den Rücken kehrte, bis man ihn endlich zum Vollzug der Heirath bewog. Aus dieser Ehe war eine einzige Tochter, Prinzeß Charlotte, hervorgegangen. Das Ehepaar lebte jedoch getrennt, der Prinz mit Maitressen, die Prinzessin mit heimlichen Liebhabern. Unter diesen ragte Sir Sidney Smith hervor, der 1801 von seinen ägyptischen Feldzügen nach London zurückgekehrt war und auch hier in kühnen Abenteuern sich gefiel. Schon 1806 wollte der Prinz von Wales die Sache zur Untersuchung ziehen und mit Mühe brachte man ihn von einem Scandal ab, der die königliche Familie vor der Welt in so schlimmem Licht gezeigt haben würde. Dennoch ruhte sein Eigensinn und seine Rachelust nicht und im Winter von 1812 auf 1813 brachte er die Klage wirklich zur Oeffentlichkeit; das Parlament sah sich genöthigt, eine Untersuchung vorzunehmen und man erfuhr durch die Zeugen, daß Karoline von Sidney Smith ein Kind geboren habe.

Die öffentliche Meinung machte der Lordsregierung diese Pro-

aber alle von Hoffmannswaldau übertroffen, dem ſchlechteſten von allen, in welchem ſich jedes Abgeſchmackte, Falſche, Fremde und aller Schmutz ſeiner Zeit vereinigte. Er glänzte in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts als der erſte Stern am deutſchen Dichterhimmel, zur ewigen Beſchämung des unglücklichen Volkes. Mit ihm war aber auch die Poeſie in den tiefſten Koth hinabgezogen, von da an mußte ſie wieder aufwärts ſteigen.

sanirung der Monarchie zum Vorwurf und obgleich jedermann von der Schuld der Prinzessin überzeugt war, fehlte es nicht an energischen Demonstrationen zu ihren Gunsten. Ueberall, wo sie erschien, bedeckte man sie mit Beifall und brandmarkte ihre Ankläger mit Schande. Ein wunderbarer Instinct vermochte die englische Nation in dem Augenblick, in welchem der monarchische Factor des Staats durch den aristokratischen allzutief erniedrigt wurde, dem letztern durch den demokratischen ein stärkeres Gegengewicht zu geben. Die Whigs erhielten gegenüber den Tories eine erhebliche Unterstützung an den demokratischen Reformers, die unter Sir Francis Burdetts Leitung damals mit großem Nachdruck eine Reform des Parlaments, d. h. Einschränkung der aristokratischen Gewalten, forderten. Die Ermordung des Minister Perceval am 11. Mai 1812 hatte indeß kein politisches Motiv, indem ihn nur ein heruntergekommener Mensch aus Privatleidenschaft erschoß, weil er von ihm keine Hülfe erhielt. Am 12. Juni 1812 trat ein neues Ministerium hervor, an dessen Spitze die Lords Liverpool, Castlereagh und Bathurst standen, Männer, welche entschlossen waren, das System Pitts festzuhalten und Napoleon auf Leben und Tod zu bekämpfen, und zwar um so mehr, als sie im äußern Kriege einen Canal erkannten, durch den die innern Leidenschaften abgeleitet würden, einen Dämpfer für die Reformpartei.

Im Südosten Europas hatte in Folge des Erfurter Congresses im Jahr 1809 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei aufs neue angefangen. Napoleon hatte dem russischen Kaiser die Moldau und Wallachei bewilligt und ein russisches Heer unter Kamenskoi, Bagration, später unter Kutusow sollte diese Länder in Besitz nehmen. Die Russen gingen am 27. Juli 1809 über die Donau, hielten sich aber lange bei der Belagerung der Festungen auf und wurden dabei durch den Großvezier Jussuff Pascha nachdrücklich gestört und sogar zum Rückzug über die Donau genöthigt. Kaiser Alexander sah den Bruch mit Frankreich voraus und wollte sich nicht im Kampf mit der Türkei erschöpfen. Der Großvezier ging am 8. September 1811 bei Slobodse über die Donau, aber so unvor-

ſichtig, daß er in den Hinterhalt der Ruſſen gerieth, umringt und am 26. October total geſchlagen wurde. Mit Noth brachte er die Hälfte ſeiner Leute zurück. Den Winter über wurde unterhandelt und am 28. Mai 1813 der Friede zu Bukareſt geſchloſſen, in welchem der Pruth als Grenze feſtgeſtellt, die Moldau und Wallachei in der Gewalt der Türken gelaſſen und nur ein kleiner Theil der Moldau mit den Feſtungen Choczim und Bender nebſt Beſſarabien an Rußland abgetreten wurde. Fürſt Moruſi wurde beſchuldigt, bei dieſem Friedensſchluß zu Gunſten Rußlands intriguirt zu haben, und am 8. November in Stücken gehauen.

Die Serbier unter Kara Georg hatten ſich auf Rußlands Seite geſtellt und dem Churſchid Paſcha von Bosnien den Durchgang verweigert. Nach der Niederlage des Großveziers trat Churſchid Paſcha an ſeine Stelle und nahm nun durch einen Einfall ins Land im Jahre 1813 Rache. Vergebens wehrte ſich eine Handvoll Serbier in der Schanze von Rawenj ſiebzehn Tage lang. Die Uebermacht der Türken und die Abweſenheit der ruſſiſchen Hülfe machte das Volk muthlos, das große ſerbiſche Lager von Schabang löste ſich auf, Kara Georg ſelbſt entfloh mit mehreren Häuptern nach Oeſterreich, wo man ſie in Feſtungen aufbewahrte. Trotz der Amneſtie wurden 150 edle Serben vor den Thoren von Belgrad enthauptet, 37 andere geſpießt, 29. October 1813. Miloſch Obrenowitſch, ein junger Häuptling, der ſich unterwarf, wurde von der Pforte als Knes (Fürſt) anerkannt, aber auch er verbarg nur liſtig ſeinen Patriotismus unter der Maske des Türkenfreundes.

Unter den türkiſchen Paſchas ragte vor allen Mehemet Ali in Kairo hervor. Es iſt ſchon berichtet, wie er die Engländer aus Aegypten verjagte. Nachdem er das Land von außen geſichert, ſtellte er auf eine ſchreckliche Weiſe die türkiſche Herrſchaft im Innern her. Da ſich die Mameluken, als bisherige Herren des Landes, dem Paſcha widerſpenſtig bezeigten und er ſeine Streitkräfte im offenen Kampf mit ihnen um ſo weniger opfern wollte, als er einen großen Feldzug gegen die arabiſchen Wechabiten zu unternehmen im Begriff war, bediente er ſich einer grauſamen Liſt, um ſie mit einemmale

auszurotten. Indem er am 1. März 1811 in Kairo feierliche Paraden und Ceremonienbesuche aus Anlaß seines baldigen Abmarsches nach Arabien veranstaltete, erschienen auf seine Einladung auch 500 Mameluken mit 25 Beys in voller Gala. Kaum aber waren sie in den weiten Hof der Citadelle, in welcher der Pascha residirte, hineingeritten, als er die Thore hinter ihnen absperren und von allen Seiten aus den Fenstern und Corridoren des Schlosses durch die Arnauten, die seine Leibwache bildeten, Feuer auf sie geben ließ. Die schönen Reiter jagten im Schloßhof wild umher, einen Kampf mit dem treulosen Feinde oder Ausgang suchend, fanden ringsum nur Mauern und festverschlossene Thore und blieben, ohne sich wehren zu können, alle todt auf dem Platze. Die Mamelukenherrschaft hatte damit ihr Ende erreicht, denn das Corps war schon früher durch die Kämpfe mit den Franzosen stark gelichtet worden. Mehemet Ali hatte aus einem Fenster dem Gemetzel im Schloßhof behaglich zugesehen.

Die Wechabiten hatten sich damals weit ausgebreitet. Schon war die heilige Kaaba zu Mekka selbst in ihrem Besitz, schlossen die meisten arabischen Stämme sich ihnen an, machten sie Streifzüge nach Syrien, bedrohten Persien und selbst die englische Herrschaft in Vorderindien, so daß die Engländer Flotten gegen sie entsandten, und wurden somit auch gefährliche Nachbarn Aegyptens. Aber diese großartige Bewegung gerieth ins Stocken. Es schien, der muhamedanische Orient sey keiner moralischen Wiedergeburt mehr fähig. Nur die aller Cultur fremd gebliebenen Beduinen liebten die Neuerung, allen schon an die Genüsse des städtischen Lebens Gewöhnten fiel sie lästig. Mehemet Ali hatte daher die Sympathien aller fetten und besitzenden Classen für sich, als er gegen die magern Tugendhelden in der arabischen Wüste zu Felde zog. Es gelang ihm, sie zurückzutreiben und im Beginn des Jahres 1813 Mekka zu erobern; doch hat er die Secte nicht ganz ausrotten können.

Fünftes Buch.

Wellington in Spanien.

1.

Wellington und Soult.

Wellesley war zu rechter Zeit gekommen, um Portugal zu retten, denn Soult ſtand ſchon in Oporto. Dieſe anſehnliche Handelsſtadt hatte ſehr ungerne geſehen, wie die Engländer nach und nach faſt alles Handels in Portugal ſich allein bemächtigt hatten. Die Kaufleute befanden ſich längſt unter dem Einfluß franzöſiſcher Mode und Literatur. Sie bildeten um Soult einen Hof, und trugen ihm förmlich die Krone an. Das erregte aber ſolches Mißfallen unter den franzöſiſchen Offizieren, daß ſie Soult kaum mehr gehorchen wollten. Von der Demoraliſation in ſeiner Armee macht man ſich einen Begriff, wenn man erfährt, daß der franzöſiſche Capitain Argenton heimlich zu Wellesley ging und demſelben vorſchlug, Soults Königswahl zu unterſtützen. Alsdann nämlich würde die franzöſiſche Armee ihn abſetzen, die Republik proclamiren, die übrigen franzöſiſchen Truppen in Spanien aufſammeln und nach Frankreich zurückkehren, um Napoleon ſelbſt zu ſtürzen. Soult kam dahinter, ließ Argenton verhaften, entſagte allen ehrgeizigen Gedanken, als einem gefährlichen Unſinn, und führte die zerrüttete Armee

ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche Wellesleys, der am 30. April 1809 mit 20,000 Engländern und 20,000 Portugieſen gegen ihn aufgebrochen war. Soult ließ auf der Flucht ſein Geſchütz und Gepäck, um ſchneller fortzukommen, ſelber zerſtören. So entkam er am 23. Mai nach Lugo in Galicien, nahe der nordweſtlichen Spitze von Spanien. Wellesley wandte ſich nun nach Eſtremadura, um Victor zu vertreiben. Dieſer würde unterlegen ſeyn, wenn ſich die Spanier unter Cueſta ſchneller mit Wellesley vereinigt hätten. Aber die ſpaniſchen Generale waren eiferſüchtig auf den Engländer und Cueſtas Zögern verſchuldete, daß Victor glücklich davonkam und ſich auf die franzöſiſche Hauptarmee zurückziehen konnte, die unter König Joſeph ſelbſt und Marſchall Jourdan, nebſt Sebaſtiani heranrückte, um die Engländer anzugreifen. Am 27. und 28. Juli kam es zu einer blutigen Schlacht bei Talavera de la Reina, in welcher Wellesley hauptſächlich durch die treffliche Benützung von ſchon angefangenen Verſchanzungen, Dämmen und Gräben und durch deren ſtandhafte Vertheidigung gegen die wüthend anſtürmenden Franzoſen einen glänzenden Sieg erfocht. Auch die hannöverſche Legion focht hier wieder mit und ihre Artillerie unter Major Hartmann trug weſentlich zum Siege bei. Die Franzoſen verloren 7400 Mann und ſiebzehn Kanonen. Wellesley wurde zum Lord Wellington erhoben.

Er konnte jedoch den ſchönen Sieg nicht benutzen, weil die Spanier ſich hartnäckig weigerten, ſeinen Rathſchlägen zu folgen, ja ſeinen Truppen nur den Lebensunterhalt zu gewähren. Die Zahl der Engländer ſelbſt war zu ſchwach. Man bemerkte, wie viel größere Erfolge England errungen haben würde, wenn es die Armee, die es in den Sümpfen von Walchern verſchmachten ließ, damals nach Spanien entſendet hätte. Napoleon ſelbſt ſpottete darüber. Als nun auch Soult wieder heranrückte, um die geſchlagene franzöſiſche Armee zu verſtärken, ſah ſich Wellington zum Rückzug nach Portugal genöthigt. Soult athmete Zorn und Rache, verwüſtete unterwegs die Stadt Plaſencia mit Brand und Mord und ließ hier den 88jährigen Biſchof von Coria, Alvarez de Caſtro, wegen ſeines Franzoſen-

haſſes erſchießen. Joſeph ſelbſt entſchädigte ſich durch einen Sieg über das von Venegas befehligte, abgeſondert in der Mancha ſtehende ſpaniſche Heer am 11. Auguſt bei Almonacid.

Nach Madrid zurückgekehrt, erließ Joſeph eine Anzahl ſtrenger Decrete. Wahrſcheinlich auf Befehl Napoleons, der um dieſe Zeit den entſcheidenden Sieg bei Wagram erfochten hatte und Spanien nicht mehr ſchonen zu müſſen glaubte. Joſeph hob am 18. Auguſt alle Klöſter auf und confiscirte die Güter aller Abweſenden, die ſich ihm nicht unterworfen hatten; er erkannte keinen Adel in Spanien mehr an, diejenigen Edelleute ausgenommen, die perſönlich bei ihm die Anerkennung nachſuchen würden. Er entzog allen Beamten ihre Beſoldungen, wenn ſie nicht bei ihm erſt darum einkämen. Endlich confiscirte er alles Silber und legte den Reichen eine Zwangsanleihe auf. Da jedoch die franzöſiſchen Armeen nicht überall in Spanien herrſchten, und da die Marſchälle und Generale auf eigene Rechnung raubten, ſo blieb dieſer arme König trotz ſeiner Decrete faſt immer ohne Geld, und Napoleon mußte ihn monatlich mit 2 Millionen unterſtützen, damit er nur den Truppen ihren Sold auszahlen konnte.

Im Herbſt verſuchten die ſpaniſchen Generale ihr Heil ohne Wellington in unbeſonnener Eiferſucht. Zwar erfocht ihr Herzog bei Parqua am 5. October einen kleinen Sieg bei Tamames; als aber die Centraljunta in Areizaga einen Obergeneral aufſtellte, der unbekümmert um Wellington (welcher vergebens warnte) Madrid einnehmen ſollte und der wirklich über 50,000 Mann zuſammenbrachte, erlitt derſelbe am 11. November durch Soult und Victor bei Ocanna eine ſchreckliche Niederlage. Unterdeß bemühte ſich nach Saragoſſas Fall Suchet die Eroberung Aragoniens zu vollenden, fand aber in den kleinen Städten und Feſten und in den Guerillas hartnäckige Feinde. Auch Blake zog gegen ihn, erlitt aber Niederlagen. Eine ungeheure Menge Einzelkämpfe führten die Guerillas aus, indem ſie geringere franzöſiſche Corps in den Garniſonen überfielen oder unterwegs abſchnitten, Convois und Couriere abfingen ꝛc. In Aragonien war der verwegenſte Guerillaführer Villacampa, in

Navarra Renovales, Cuevillas, der im November 1000 Franzoſen ſchlug, und der jüngere Mina (Franz Xaver). Im Königreich Leon Juan Sanchez, der ſeine ermordeten Eltern und Schweſter rächen wollte; im Gebiete von Toledo und bei Cuenca ſtreifte die Guerilla des ſchrecklichen Empecinado (des Pechmanns) bis nahe an Madrid. In der Mancha die Bande des Francisqueta.

In Catalonien concentrirte ſich alles Intereſſe in der Belagerung von Girona. Die Franzoſen unter St. Cyr wollten dieſe Feſtung um jeden Preis erobern, die Spanier ſie um jeden Preis entſetzen. Girona wurde das zweite Saragoſſa. Der tapfere Commandant Alvarez ſchlug alle Stürme ſiegreich ab, obgleich St. Cyr 30,000 Mann (darunter 14,000 Weſtphalen, Würzburger und andere Deutſche) vor den Mauern Gironas vereinigte. Bei einem Sturm am 4. Juli kamen 2000 Deutſche um, die man immer voranſchob, beim Sturm auf das Fort Monjuich am 3. Auguſt 3000. Ein Offizier, der ein anderes Fort vertheidigte, frug Alvarez, wohin er ſich zuletzt, wenn er ſich nicht mehr halten könne, zurückziehen ſolle? Auf den Kirchhof, antwortete Alvarez. Sogar die Weiber in der Stadt hatten ſich bewaffnet und bildeten ſ. g. Compagnien der h. Barbara. Am 1. September brachte der ſpaniſche General Conde mit großer Kühnheit einen anſehnlichen Convoi mit Lebensmitteln und eine Verſtärkung von 3000 Mann in die Feſtung. Unterdeß trat St. Cyr ab und Marſchall Augereau an ſeine Stelle, der bei einem fürchterlichen Sturm am 19. Sept. abermals 2000 Mann verlor, aber einen neuen Convoi, den Blake in die Feſtung bringen wollte, glücklich abfing. Unter den zuſammengedrängten, in Kellern vergrabenen und an Lebensmitteln immer mehr Mangel leidenden Einwohnern brachen Seuchen aus und die tapfere Beſatzung ſchmolz. Alvarez fiel am 4. Dezember in Bewußtloſigkeit. Für ihn trat Bolivar ein, der mit dem Reſt der Einwohner am 11. capitulirte. Wie groß der Verluſt der Belagerer geweſen, erhellt daraus, daß von 8000 Weſtphalen unter General Morio nur noch ein einziges Bataillon übrig war. Der halbtodte Alvarez wurde gefangen fortgeſchleppt und bald darauf ſein Leichnam zu Fi-

gueras ausgestellt, so blau im Gesicht, daß die Spanier glaubten, er sey erdrosselt worden.

Durch seine Siege in Deutschland hatte Napoleon freie Hand bekommen und konnte wieder beträchtliche Heeresmassen nach Spanien werfen. Sein Plan für das Jahr 1810 ging dahin, einmal die Engländer aus Portugal hinauszujagen, sodann Sevilla und Cadix zu erobern, weil hier die Centraljunta und bald darauf die Cortes den Heerd der spanischen Insurrection bildeten. Er ging jedoch diesmal nicht selber nach Spanien, um die ganze spanische Angelegenheit fortan nur als eine Nebensache zu bezeichnen, zu deren Erledigung untergeordnete Generale hinreichten. Das sagte seinem Stolze zu und gereichte den Engländern zur Demüthigung. Seine Zuversicht ging so weit, daß er Catalonien, Aragonien, Biscaja und Navarra in französische Militärgouvernements eintheilte, unabhängig von der spanischen Regierung. Damit sollte die Losreißung des nördlichen Spanien vom Ebro an und seine Einverleibung mit Frankreich beginnen. Dadurch machte er aber jede Aussöhnung der Spanier vollends unmöglich. Joseph fühlte das tief und unterhandelte mit der Centraljunta in Sevilla, in der Hoffnung, daß eine freiwillige Unterwerfung der Insurgenten Napoleon zufrieden stellen und die Integrität Spaniens erhalten würde. Das war natürlicherweise falsch gerechnet, denn weder Napoleon noch die Spanier gaben nach.

Die Gesammtmacht, mit der Napoleon im Jahre 1810 Spaniens Unterwerfung vollenden wollte, betrug 300,000 Mann, wovon die Hauptmasse unter Soult mit dem König Joseph, Sebastiani, Mortier, Desolles ꝛc. den ganzen Süden erobern, ein zweites großes Heer unter Massena Wellington vertreiben, ein drittes unter Suchet das noch unbesiegte Valencia einnehmen und kleinere Armeecorps unterdeß die mittlern und nördlichen Provinzen besetzt halten sollten.

Wir folgen zunächst Soult und dem König Joseph. Desolles brach am 20. Jan. durch den Paß del Rey. Sevilla gerieth in Bestürzung und am 1. Februar rückte Victor ohne Widerstand ein.

König Joseph gab sich alle Mühe, die Herzen zu gewinnen, und seine Freundlichkeit wurde erwiedert. Man lieferte ihm hier sogar die Fahnen aus, die bei Baylen erobert worden waren. Aber das Betragen der Einwohner Sevillas fand keinen Beifall im übrigen Spanien. Man tadelte den Leichtsinn der noch mehr oder weniger von den Moriskos stammenden Andalusier, welcher dem strengen castilianischen und catalonischen Charakter nicht entsprach. Joseph kehrte im Mai nach Madrid zurück. Unterdeß breitete sich das Hauptheer im Süden aus. Sebastiani siegte am 27. Jan. über Freyre bei Alcala in la Real und zog in Granada ein, wo bei Baylen das zu den Spaniern übergetretene Regiment nunmehr wieder zu den Franzosen übertrat. Von da zog Sebastiani nach dem reichen Malaga und drang hier mit den Vertheidigern zugleich im heftigen Kampfe ein, am 5. Febr. Die Stadt wurde geplündert, viele Mönche wurden ermordet. Sebastiani hielt seine Hände nicht rein von Raub. In Gegenden zu kommen, wo vorher noch kein Feind gewesen, war damals eine große Lust für die raubgierigen französischen Truppen. — Auf dem rechten Flügel machte Mortier einen vergeblichen Versuch auf Bajadoz. Soult aber mit dem Centrum zog vor Cadix.

Die berühmte See- und Handelsstadt Cadix begann damals die Augen von ganz Europa auf sich zu ziehen. Auf der äußersten Spitze der Insel Leon gelegen ist sie von der Landseite her fast uneinnehmbar. Die Engländer hatten daher nicht übel Lust, sie unter der Maske von Beschützern sich anzueignen. Aber die Spanier waren auf ihrer Hut. Schon im Frühjahr 1809, als General Mackenzie mit 4000 Engländern hier landen wollte, ließ man sie nicht ein. Beim Anmarsch der Franzosen floh die Centraljunta nach Cadix. In dieser Junta war schon im Frühjahr 1809 nach des alten strengen Florida-Blanca Tode, hauptsächlich durch Calvo de Rozas ein Geist der politischen Neuerungen aufgetaucht. Vergebens hatten die practischen und älteren Männer sich dagegen gestemmt und immer behauptet, in so großer Nothzeit komme es lediglich darauf an, sich gegen den Feind zu vertheidigen. Eine jüngere

Partei glaubte aber nicht ſobald an die Rückkehr des Königs, wollte Spanien auf eigene Rechnung regieren und befand ſich bereits im Banne der modernen Aufklärung. Viele dieſer jungen Männer hatten franzöſiſche Bücher geleſen und waren mit der antikirchlichen Philoſophie vertraut worden. Viele kamen aus den Colonien oder hatten mit den Coloniſten enge Verbindungen und namentlich von dort ging die Neigung aus, ſich von den Verpflichtungen loszuſagen, die man dem abweſenden Könige ſchuldig war. Die Colonien wollten die Gelegenheit benutzen, ſich unabhängig zu machen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß die Engländer hier dieſelbe treuloſe Politik übten, wie in Sicilien. Sie ſchmeichelten den Colonien mit Unabhängigkeit, um den Alleinhandel mit denſelben an ſich zu reißen, und ſie rühmten den conſtitutionellen Eifer der Altſpanier, um mittelſt der Cortes zu herrſchen. Dieſe wurden wirklich am 1. März 1810 ausgeſchrieben. Unterdeß bildete ſich in Cadir eine neue Centraljunta unter Romanas Einfluß, an deren Spitze Don Pedro de Quevedo y Quintano, Biſchof von Orenſe, trat; die aber an der Localjunta der Stadt Cadir eine Nebenbuhlerin erhielt. Jetzt erſt wurde den Engländern geſtattet, 5000 Mann zu landen, welche aber durch 8000 Mann Milizen und durch 15,000 ſpaniſche Soldaten unter Albuquerque vor der Stadt hinlänglich im Schach gehalten wurden.

Soult rückte nun gegen dieſes ſtarke Bollwerk der ſpaniſchen Freiheit mit großer Uebermacht heran, konnte aber nicht über das Meer zur Inſel Leon hinüber. Er errichtete Strandbatterien, aus denen er am 6. März, als die engliſchen und ſpaniſchen Schiffe von einem Sturm gepeitſcht wurden, grauſam mit glühenden Kugeln auf die ſchwankenden und zum Theil ſcheiternden Schiffe ſchießen ließ. Bei einem ſpäteren Sturm am 15. Mai befreiten ſich 700 auf einem ſpaniſchen Schiff gefangen gehaltene Franzoſen, indem ſie das Schiff ſcheitern ließen. Die Spanier nahmen dafür eine grimmige Rache, indem ſie die noch übrigen Gefangenen, 7000 an der Zahl, auf die kleine baleariſche Inſel Cabrera brachten, wo ſie größtentheils auf Sand und Stein in der Sonne liegend, ohne

Neunzehntes Buch.

Das europäische Gleichgewicht.

Kapitel CCCCXXXIII.

Die neue Politik.

Wir sehn jetzt in Europa die Hierarchie des Papstes, die Oberherrlichkeit des Kaisers und die Selbständigkeit der Stände vernichtet. An ihre Stelle traten sogenannte politische Mächte, die von nun an alle Gewalt in sich vereinigten, die Kabinette der Fürsten und die Regierungen einiger Republiken. Nach dem westphälischen Frieden waren diese Mächte in folgendem Zustand. Den ersten Rang nahm noch immer Oesterreich ein, das trotz seiner großen Niederlagen im dreißigjährigen Kriege durch seine Verbindung mit Spanien die ansehnlichste Macht blieb. Den zweiten Rang behauptete Frankreich, welches aus dem Kriege siegreich hervorgegangen war, daher übermüthig nach dem ersten Range strebte und ihn auch bald erwarb. Die dritte Hauptmacht war England, das bald auf allen Meeren die Oberherrschaft erlangte. In die vierte und fünfte Reihe stellte sich dann in der Folge der Ereignisse Brandenburg als zweite Hauptmacht in Deutschland und Rußland, welches in seine halbasiatischen Steppen deutsche und französische Cultur einführte. Eine der bedeutendsten Mächte blieb sodann die Türkei, von der noch immer dem christlichen Europa

Obdach und Nahrung verſchmachteten. Unterdeß wurde Soult von Guerillas umſchwärmt und geneckt, beſonders von Montellano aus. Als er dieſen Flecken endlich in Brand ſtecken ließ, wollte der tapfere Alcalde (Schultheiß) den Ort nicht verlaſſen und rief, als ihn die Seinen mit Gewalt fortriſſen, immer noch aus: „ich bin Alcalde von Montellano und hier iſt mein Poſten.“ Dieſelbe moraliſche Gebundenheit an den Boden, die wir auch bei Hofer in Tirol wahrgenommen. Im Juni landete Lacy, ein in Spanien geborner Irländer, bei Algeziras und beunruhigte ebenfalls das franzöſiſche Lager vor Cadix. Soult gerieth über dieſe Neckereien in ſolchen Zorn, daß er alle Gefangenen ermorden ließ, was ihm aber die Spanier vergalten. — Auch die beiden Flügel der großen franzöſiſchen Südarmee wurden beſtändig beunruhigt, der rechte von Romana und Balleſteros, die von Bajadoz und Eſtremadura aus operirten, der linke von Blake und von den in Murcia gelandeten Engländern und Sicilianern. Doch erfocht Sebaſtiani noch einen Sieg bei Baza, am 3. November.

2.

Die Cortes.

Während dieſer kriegeriſchen Ereigniſſe blieb die Inſel Leon hinter ihren Verſchanzungen vollkommen ſicher und wurde der Schauplatz großer politiſcher Intriguen. Die Cortes wurden auf der Inſel Leon (nicht in Cadix ſelbſt) am 24. Sept. eröffnet. Es fanden ſich nur hundert Deputirte ein, darunter ein Drittheil, die einſtweilen in Cadix ernannt und nur Stellvertreter derjenigen Deputirten waren, die ſpäter aus den Provinzen eintreffen ſollten. Hermida wurde erſter Präſident. Die Centraljunta ſah dieſe neue Behörde ungerne neben ſich auftauchen und beſorgte mit Recht von ihr Neuerungen aller Art, die nur ſtörend in den heiligen Nationalkampf eingreifen würden. Kaum hatten die Cortes ihre erſten

Sitzungen gehalten, so erschien ganz unerwartet am 30. Sept. der Herzog von Orleans vor ihren Schranken. Das war jener Louis Philippe, weiland Herzog von Chartres, der unter Dumouriez gefochten hatte, mit ihm emigrirt war und eine Zeitlang in der Schweiz als Lehrer verborgen gelebt hatte. Derselbe war unterdessen nach Amerika geflüchtet,*) hatte sich zuletzt nach Sicilien an den Hof der alten Königin Karoline gewendet und war schon einmal im Jahre 1808 mit ihrem Sohn, dem Prinzen Leopold, in Gibraltar erschienen, um den Versuch zu machen, ob die Spanier nicht diesen Prinzen, als einen Bourbon, zu ihrem Regenten annehmen wollten, was aber abgeschlagen wurde. Man hatte jedoch damals dem Herzog von Orleans erlaubt, seinen Degen der spanischen Sache zu widmen. Nachdem er sich hierauf in Sicilien am 2. Nov. 1809 mit Leopolds Schwester Marie Amalie vermählt hatte, ging er auf kurze Zeit nach Catalonien, dessen stolze Einwohner ihn als Fremden abwiesen, und kam nun auf einmal zu den Cortes, um von ihnen ein Commando zu verlangen. Aber man wollte hier eben so wenig einen Fremden, hielt ihn für ehrgeizig und schickte ihn wieder fort.

Nun begann in den Cortes der unheilvolle Kampf der politischen Parteien. Die erste Handlung der Mehrheit war, den Cortes in Abwesenheit des Königs die volle Souverainetät beizulegen und daher den Huldigungseid von der Regentschaftsjunta zu verlangen. Der alte ehrwürdige Bischof von Orense verweigerte den Eid, da er nur die Souverainetät des Königs anerkenne. Allein er wurde genöthigt, sammt allen Mitgliedern der Centraljunta abzutreten, und die Cortes setzten eine neue, gänzlich von ihnen abhängige Regentschaft von drei Mitgliedern ein, nämlich den General Blake, den

*) Aus der Schweiz, wo er unter dem Namen Chabaud Latour gelebt hatte, ging er nach Hamburg, machte eine Fußreise durch Schweden und Norwegen bis zum Nordcap (1795), erhielt dann vom Directorium seine jüngeren Brüder ausgeliefert und zog sich mit ihnen nach Amerika zurück, wo er auch viel umherreiste. Erst 1800 kam er wieder nach England, seine beiden Brüder starben, er selbst ging nach Palermo.

Rittmeiſter Ciscar und den Schiffscapitain Agar. Die Wahl des letztern war bedeutungsvoll, weil er aus den Colonien kam und das ganze mittel- und ſüdamerikaniſche Spanien vertreten ſollte. In ſeinem Sinne wurden am 9. Februar 1811 durch die Cortes alle Vorrechte des Mutterlandes gegenüber von den Colonien aufgehoben und die amerikaniſchen Spanier vollſtändig emancipirt, nur daß ſie, mit den Altſpaniern eine Maſſe bildend, noch von den Cortes und der neuen Regentſchaft abhängig bleiben ſollten.

Die junge Partei, welche die Mehrheit an ſich riß, nannte ſich die der Liberales und gab ihren Gegnern den verächtlichen Namen der Serviles. An der Spitze der Liberalen ſtand Auguſtin Arguelles, der größte Redner der Cortes, der das unheilvolle Talent beſaß, über die Charaktertiefe des frommen und altritterlichen Volkes durch die glänzende Oberflächlichkeit ſchöner Phraſen zu täuſchen; Fernando Navarro, ein in Paris und auf Reiſen gebildeter Anhänger der Aufklärung; Munnoz Torrero, ein Prieſter, der ſich zum fanatiſchen Vertheidiger aller ſ. g. Menſchenrechte aufwarf; der gelehrte Villenueva, der Geograph Antillon ꝛc. Lauter Talente und Männer der Schule, Redner, Theoretiker, Profeſſoren, die aus dem Taumelkelch ausländiſcher Philoſophie getrunken hatten. Nichts bezeichnet ſie beſſer, als daß ſie ſchon in den erſten Sitzungen im October 1810 in langen Debatten von der Preßfreiheit handelten, als ob ſie das Palladium der Nation ſey, in einer Zeit, in welcher Soult vor den Thoren von Cadix, Maſſena vor den Thoren von Liſſabon, Suchet vor Valencia ſtand, faſt alle Städte im Innern Spaniens franzöſiſche Beſatzung hatten und König Joſeph ruhig in Madrid ſaß. Die Serviles hatten wohl ſehr Recht, wenn ſie jene Debatten und die Cortes überhaupt verwünſchten, da es der Helden bedurfte, die ſich ſchlugen, nicht der Profeſſoren und Literaten, die revolutionäre Bücher ſchreiben wollten. Die Preßfreiheit wurde am 15. Nov. decretirt, nachdem die Berathung darüber ſich durch Wochen hingeſchleppt hatte. Am 1. Dez. wurde der erſte Streich gegen die alte Kirche geführt, indem man alle geiſtlichen Sinecuren

abſchaffte. Arguelles zog einen Verrückten aus ſeinem Verließ, behauptete, derſelbe ſey ein unſchuldiges Opfer des mönchiſchen Fanatismus, und ſuchte dadurch allgemeinen Haß gegen die Klöſter überhaupt anzuregen. Am 25. Dez. beſchloſſen die Cortes, Spanien eine neue Conſtitution zu geben. Vergebens proteſtirten die Servilen, zu einem ſo umfaſſenden Werke ſey jetzt keine Zeit, indem das ganze Land noch voller Feinde ſey, und überhaupt könne man unabhängig vom König keine neue Verfaſſung machen. Sie wurden überſtimmt. Man darf hiebei nicht außer Acht laſſen, daß es ein großer Vortheil für die Liberalen war, durch Soults Armee auf der Inſel Leon gleichſam eingeſperrt zu ſeyn. Hier in ihrem Winkel, unter einer durch den Handel und durch beſtändige Anweſenheit von Fremden abgeſchliffenen Bevölkerung und unter der Protektion der Engländer konnten ſie decretiren, was ſie wollten. Würden ſie daſſelbe in Madrid gethan haben zu einer Zeit, in welcher ganz Spanien vom Feinde frei geweſen wäre, ſo würde das ſpaniſche Volk ſich gegen ihre Neuerungen aufgelehnt haben. Am 24. Februar 1811 ſiedelten die Cortes nach Cadix ſelbſt über.

Wir wenden uns zur zweiten Hauptgruppe des großen Kampfes von 1810, nämlich zu dem Feldzug Maſſenas gegen Wellington. Aſtorga, Ciudad Rodrigo und Almeida hatten Wellingtons feſte Stellung in der Sierra de Buſaco gedeckt und Maſſena hatte es nicht gewagt, ihn anzugreifen, bis jene Feſtungen gefallen waren. Nun erſt verſuchte er einen Angriff, den aber Wellington am 27. September aufs glänzendſte abſchlug. Wieder war es das Syſtem feſter Stellungen und uneinnehmbarer Redouten, wodurch Wellington den Ungeſtüm der franzöſiſchen Heere brach, ein Verfahren, dem er immer treu blieb und durch das er die kühnen Generale Napoleons zur Verzweiflung brachte. Maſſena hatte 72,000 Mann auserleſene Truppen und konnte doch der viel kleineren Macht der Engländer nichts anhaben, weil ſie ſich zu gut poſtirt hatten. Erſt im Beginn des October, als Maſſena Anſtalt traf, die Stellung Wellingtons zu umgehen, zog ſich dieſer freiwillig vor Liſſabon zurück in die vorher ſchon von ihm kunſtreich angelegten feſten Li-

nien von Torres-Vedras. Hier brachte ihm Romana ein kleines Hülfsheer aus Spanien zu, nachdem es ſich durch die Franzoſen mit ziemlichem Verluſt noch glücklich durchgeſchlagen hatte. Leider ſtarb dieſer treffliche ſpaniſche General an einer Krankheit am 23. Januar 1811.

Maſſena folgte Wellington nach Portugal in der Meinung, derſelbe werde auf ſeine Schiffe flüchten, und lagerte ſich dicht vor ſeiner Aufſtellung, fand ſie aber noch viel uneinnehmbarer als die frühere in der Sierra. Sie war theils durch ſchroffe Abgründe, theils durch eine dreifache Reihe von Verſchanzungen mit faſt 400 ſchweren Geſchützen gedeckt und hatte hinter ſich das Meer mit der engliſchen Flotte, durch welche ſie mit allem Nöthigen verſorgt wurde. Maſſena dagegen fand in dem Lande ringsumher, nachdem es von den Engländern ſyſtematiſch ausgeleert und verheert worden war, keine Lebensmittel; der Transport derſelben auf den ſchlechten Gebirgswegen aus Spanien und unter ringsum ſchwärmenden Guerillas war äußerſt ſchwierig. Seinen Soldaten blieb daher nichts übrig, als ſo weithin als möglich Streifzüge zu unternehmen, um durch Plünderung noch nicht ausgeſogener Ortſchaften die nächſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Man jagte die fliehenden Einwohner wie das Wild. Dennoch friſteten die Soldaten bei der kargſten Nahrung kaum das Leben. Hunger und die Ausdünſtung der vielen unbegrabenen Leichen erzeugten auch hier großartige Seuchen. Maſſena machte am 20. November einen Angriff auf die Linien der Engländer, wurde jedoch zurückgeſchlagen. Seine Lage war ſchrecklich, die Gebirgswege waren verſperrt und er wußte nicht, was in Spanien und Frankreich vorging. Erſt im Januar 1811 brach General Drouet mit 15,000 Franzoſen ſich von Spanien aus Bahn und ſtieß glücklich zu ihm, vermehrte aber nur das Elend, da der Menſchen wieder mehr, der Lebensmittel immer weniger wurden. Dennoch hielt Maſſena mit unerhörter Zähigkeit noch ein paar Monate aus und übte Rache an den Portugieſen, indem er auf viele Meilen in der Runde alle Olivenwälder niederhauen ließ, die bekanntlich lange Jahre bedürfen, ehe ſie tragbar werden. Endlich am 8. März

entſchloß er ſich zum Rückzug, den die Flammen der brennenden Dörfer bezeichneten. Wellington folgte ihm vorſichtig nach und ſuchte ihn zu flankiren, was an dem Flüßchen Ceira bei Foz de Arance gelang, wo die Franzoſen in einem blutigen Rückzugsgefecht 4000 Mann verloren, 15. März.*) Die Verwilderung in der fliehenden franzöſiſchen Armee erreichte nun den höchſten Grad. Die verhungerten und zur ärgſten Wuth gereizten Soldaten in ihren zerriſſenen Kleidern und langen Bärten glichen nur noch Räubern, wie ſie denn auch alles auf ihrem Wege ſchonungslos zerſtörten. Das portugieſiſche Landvolk umſchwärmte ſeinerſeits die Fliehenden und übte ſchreckliche Rache. Kein Leben wurde mehr geſchont. Die Franzoſen mußten viel Geſchütz, Gepäck ꝛc. zurücklaſſen. Endlich kamen ſie nach Almeida, wo Ney, der den Nachtrapp geführt und die ganze Armee gerettet hatte, in heftiger Erbitterung gegen Maſſena von der Armee ſich trennte, am 23. Nach einem nichts entſcheidenden Gefecht bei Fuentes de Onnoro am 3. Mai verließ Maſſena ſein bis auf 45,000 Mann geſchmolzenes Heer am 9. und an ſeine Stelle trat Marmont. Wellington ließ einſtweilen Almeida belagern.

Unterdeß blieb Victor vor Cadix, ſuchte ſich der ihn umringenden Spanier zu erwehren, wurde aber in ſeine Linien zurückgeworfen, 4. März. Man bemerkte, daß unter den franzöſiſchen Heerführern wenig Uebereinſtimmung herrſchte. Soult hätte Maſſena unterſtützen ſollen, ließ ihn aber aus Schadenfreude in ſeiner Noth ſtecken. Soult bekümmerte ſich eben ſo wenig um König Joſeph und machte es ſich zu einem Hauptgeſchäft, ungeheure Schätze zuſammenzuraffen. Noch jetzt genießt den höchſten Ruhm die herrliche Sammlung ſpaniſcher Gemälde, die er damals aus den Kirchen und Paläſten geſtohlen hat. Desgleichen wanderten Koſtbarkeiten und Gold in ſeine Caſſen. Nicht beſſer trieb es Sebaſtiani, der, anſtatt Victor zu unterſtützen, das bisher noch unverſehrte Königreich Murcia

*) Zwanzig Maulthiere, mit den Schätzen Junots beladen, fielen den hannöverſchen Huſaren in die Hände. Sie fanden darunter große Koſtbarkeiten, die aus Kirchen und Privathäuſern geraubt waren.

ausplünderte, wo noch viel zu holen war. Hier wurde Sebaſtiani krank, was ihn zur Rückkehr nach Frankreich nöthigte.

Um Bajadoz wiederzunehmen, ſchickte Wellington einen engliſchen Heertheil unter Lord Beresford und die Spanier unter Caſtannos ab, allein obgleich dieſe in der Schlacht bei Albuhera den zum Entſatz heranrückenden Soult am 16. Mai 1811 beſiegten, gingen ſie doch wieder zurück und Wellington zog es vor, zuerſt Ciudad Rodrigo zu erobern. Hier ſuchte ihn Marmont zu hindern, wurde aber von ihm am 25. September in einem Gefecht zurückgeſchlagen, in welchem ſich der Erbprinz von Oranien auszeichnete. Am 7. October wurde der franzöſiſche General Girard mit ſeiner Diviſion bei Merida faſt aufgerieben und Ciudad Rodrigo am 19. Januar 1812 von Wellington eingenommen, dem jetzt die Cortes den Titel Herzog von Ciudad Rodrigo verliehen. Nun erſt wandte ſich dieſer Feldherr wieder gegen Bajadoz. Soult hatte ſich unterdeß der Spanier erwehrt, die unter Balleſteros ihn umſchwärmten, ſuchte jetzt Bajadoz wieder zu entſetzen, kam aber zu ſpät, indem dieſe Feſtung ſchon am 6. April 1812 in die Hände der Engländer fiel, die ſich nicht enthielten, die unglückliche Stadt unter allen Greueln zu plündern. Walter Scott, der in ſeinem Leben Napoleons über dieſe üble Gewohnheit ſeiner tapfern Landsleute ſpricht, vergleicht den engliſchen Soldaten mit der engliſchen Dogge, die für ihre Treue und unbändige Tapferkeit auch reichlich Fleiſch haben müſſe.

3.

Niederlage der Franzoſen in Spanien.

Um dieſe Zeit begann Napoleon den großen Kampf mit Rußland und ſchwächte ſeine Armee in Spanien. Das bewog Wellington wieder kühner aufzutreten. Er rückte daher gegen Marmont vor, traf ihn bei Salamanca und brachte ihm hier bei den ſ. g.

Arapilen, zwei Hügeln, eine ſchreckliche Niederlage bei, 22. Juli. Marmont verlor in dieſer Schlacht einen Arm. Nun mußte auch Soult den Süden verlaſſen, um nicht abgeſchnitten zu werden. Am 24. Auguſt hob er die Belagerung von Cadix auf und zog ſich mit ſeinem ungeheuern Raube gegen Valencia.

Die dritte franzöſiſche Armee war unter Suchet beauftragt geweſen, das ſchöne Valencia einzunehmen, welches ſo lange her widerſtanden hatte. Am 5. März erſchien Suchet vor dieſer Stadt, fand ſie aber feſt, zum Widerſtand entſchloſſen und wurde ſelbſt von hintenher durch Guerillas dergeſtalt bedrängt, daß er ſchon am 11. wieder abzog. Unterwegs nahm er den jüngern Mina gefangen, an deſſen Stelle von nun an deſſen Oheim Eſpoz y Mina als Guerillaführer eintrat und noch größern Ruhm erlangte, als der Neffe. Im Laufe des Jahres nahm Suchet Lerida, dann Tortoſa, endlich auch die feſte Stadt Tarragona, nachdem ſie die Engländer von der Seeſeite, Campoverde und San Juan von der Landſeite her vergebens zu entſetzen verſucht hatten, mit Sturm, 29. Juni 1811. Die Stadt wurde geplündert und gerieth in Brand. Dem blutigen Tage folgte die gräßlichſte Nacht. Mitten im Morden, Schänden, Rauben der trunkenen Soldaten brannten die Gaſſen und wurden Sieger und Beſiegte von den hart am Ufer liegenden engliſchen Schiffen aus mit einem Hagel von Kugeln überſchüttet. Der Morgen enthüllte 6000 Leichen, Männer, Weiber und Kinder. Jetzt erſt drang Suchet wieder ins Königreich Valencia ein, fuhr aber in der ſyſtematiſchen Eroberung der feſten Plätze fort und legte ſich vor Murviedro (Muri veteres, das berühmte alte Saguntum), das er nach mehrfachen Verſuchen der Spanier, ihn zu vertreiben, einnahm. Nun endlich zog Suchet vor Valencia, ſchlug die Spanier noch einmal und nahm das ſchöne Valencia, da es Blake nicht mehr zu ſchützen wußte, am 9. Jan. 1812 mit Capitulation. Napoleon belohnte ihn durch die Marſchallswürde und durch den Titel Herzog von Albufera. Suchet war von Haus aus nur der Sohn eines armen Seidenarbeiters. Die Aus-

bauer, mit der er kämpfte, war eben ſo außerordentlich, als der zähe Widerſtand der Spanier.

Suchet blieb immer in einer gewiſſen Verbindung mit der franzöſiſchen Armee in Catalonien, ſofern dieſe ihm den Rücken decken mußte. Ihre Anführer wechſelten beſtändig. Im Beginn des Jahres 1810 hatte Augereau die Hut des gefährlichen Gebirgslandes übernommen. Damals waren die Spanier über die vereinzelten franzöſiſchen Corps Meiſter geworden, O'Donnel hatte einen kleinen Sieg erfochten, Campoverde einen andern. Dagegen tadelte man, daß Blake ſich ſo pedantiſch bemühte, die Somatenes in Linientruppen umzuwandeln. Sie taugten viel beſſer, im Guerillakriege als in der Linie zu fechten. Augereau hatte 80,000 Mann und den Befehl, Energie zu zeigen. Er zeigte dieſelbe, indem er alle Gefangenen hängen ließ und die Landſtraßen, wo er hinkam, mit Galgen anfüllte. Man bemerkte, daß die deutſchen Rheinbundtruppen in ſeinem Heer menſchlich fühlten und von einem tiefen Heimweh ergriffen waren, die Italiener dagegen ſich durch wahren Kannibalismus zu ſteigern ſuchten. Ihr äſthetiſcher Sinn entartete ſo weit, daß ſie aus den Leichen, welche ſie zurückließen, kunſtreiche Figuren zuſammenſetzten, ſich aus Knochen Seſſel, aus Hirnſchalen Trinkgefäße zubereiteten ꝛc. Natürlicherweiſe rächten ſich die Catalanen durch nicht mindere Grauſamkeit. Augereau wurde abberufen und der edle Macdonald trat an ſeine Stelle, der die Catalanen mit Güte behandelte, aber ohne ſie verſöhnen zu können. Glück und Unglück wechſelten in einzelnen Schlägen, welche die kriegführenden Parteien ſich meiſt durch Ueberfälle in dem ſehr durchſchnittenen Lande verſetzten. Im Juli 1811 drangen die Franzoſen in den Montſerrat ein. Dieſes durch ſeine ſpitzen Felſenzacken und zahlloſe Klöſter und Einſiedeleien berühmte Gebirge in der Nähe von Barcelona war ein trefflicher Schlupfwinkel für die Catalanen. Jetzt endlich ſetzten die Franzoſen deſſen ſyſtematiſche Eroberung durch, wobei viele arme Mönche umkamen. Der Baron Eroles, einer der kühnſten Guerillaführer, war es, der den Berg vertheidigte. Im October wurde Macdonald abberufen.

Die unzählbare Menge Guerillakämpfe, die in andern Provinzen vorfielen, überall, wo Franzoſen hinkamen, können hier nicht verzeichnet werden. Es genüge zu bemerken, daß durch ſie viel mehr Franzoſen einzeln und in kleinen Abtheilungen aufgerieben wurden, als maſſenhaft in Schlachten und bei Belagerungen. Jede Provinz hatte einen, oft mehrere berühmte Guerillaführer, die in verwegenen Streichen wetteiferten. Den größten Ruhm errang der ältere Mina, bald in Aragonien, bald in Caſtilien, hauptſächlich aber in Navarra thätig und unermüdlich im Abfangen reicher franzöſiſcher Convois, indem er die Straße zwiſchen Frankreich und Spanien beherrſchte. Der kühnſte im Kampf war er zugleich ritterlich und menſchlich, ſandte die gefangenen Damen ungekränkt zurück und führte eine Sprache wie ein Don aus Calderons Schauſpielen. In Catalonien war und blieb Eroles der thätigſte Guerillero. In Biscaja und Galicien der unerſchrockene Marqueſito (Polier), der nach Neys Rückzug die Franzoſen unter Bonnet in Oviedo unaufhörlich beunruhigte und in Verbindung mit vielen andern kleinen Heertheilen und Guerillas die franzöſiſche Nordarmee, die von Beſſières, ſpäter von Dorſenne befehligt wurde, niemals zu Athem kommen ließ, ſo daß die ganze Nordküſte Spaniens bis Galicien zwar von den Franzoſen beſetzt, aber eben ſo wenig unterworfen werden konnte, wie Catalonien. In Neu-Caſtilien bis unter die Thore von Madrid machte Empecinado die verwegenſten Streifzüge und fing alles ab, was aus der Hauptſtadt kam, wie Mina alles, was von der Grenze kam. In Alt-Caſtilien führte der Pfarrer Merino die Guerillas an, der unter andern einmal 110 franzöſiſche Gefangene erſchießen ließ, um vier Mitglieder der Junta von Burgos zu rächen, die von den Franzoſen waren erſchoſſen worden. An dieſe Namen knüpfen ſich noch viele andere eben ſo oder faſt eben ſo berühmte. Man hat auszurechnen verſucht, wie viele Franzoſen damals vom ſpaniſchen Kriege verſchlungen wurden. Beträchtliche Armeecorps verloren ohne große Schlachten und Belagerungen nur durch die Guerillas und Strapazen in einem Jahr ein Drittel ihrer Mannſchaft. In den Spitälern Madrids allein

Gefahr drohte. Dagegen geriethen mehrere früher ansehnlichere Mächte ganz in Verfall, Spanien durch den allen Geist ertödtenden Glaubenszwang, und durch die Erschlaffung seiner Könige, Schweden durch die unnatürliche Anstrengung, womit es den alten Ruhm und die alte Macht vergeblich zu behaupten trachtete, Holland durch das Ueberwiegen der englischen Seeherrschaft, Polen durch die Zänkereien seines Adels, Sachsen durch schlechte Politik und Erschlaffung. Baiern und die übrigen kleinen deutschen Mächte waren zwischen die großen eingekeilt und hiengen von diesen ab. In neutraler Unbedeutenheit, vom übrigen Europa zum Theil durch die glückliche Lage geschützt, fristeten Portugal, Dänemark und die Schweiz ihr altes Dasein fort.

Auch der Papst, oder wie es jetzt hieß, das römische Kabinet, trat in den Rang der kleinen neutralen Mächte, und stand wie der Herzog von Savoyen, Venedig, und wie die kleinen westdeutschen Mächte zwischen Oesterreich und Frankreich, bald mehr von diesem, bald mehr von jenem abhängig.

Dies war der Bestand der europäischen Mächte. Der sie alle bewegende Geist war die alte italienische Politik, die wir schon kennen gelernt. Jede Macht suchte für sich so weit als möglich um sich zu greifen, so viel als möglich zu gewinnen, daher auch jeder andern so viel als möglich zu schaden. Weil nun aber alle diese habgierige und feindselige Absichten hegten, so bewachten sich auch alle sorgfältig, und sobald die eine mächtiger zu werden drohte, als die andern, so traten diese andern in Bündnisse oder Coalitionen zusammen, um jene Macht in Schranken zu halten. Zuweilen verbanden sich auch einige starke Mächte, über eine schwache herzufallen, und die Beute unter sich zu theilen. Dies ist der Schlüssel zu allen folgenden Begebenheiten. Die eine Macht

ſtarben vom 1. Januar 1809 bis 1. Juli 1810 etwas über 24,000 Franzoſen und wurden 8000 als invalid entlaſſen. In drei Sommermonaten 1811 kehrten 34,000 kranke und verwundete Franzoſen über die Pyrenäen zurück.

Die ungeheure Anſpannung in dieſem Kriege ſchlug in Abſpannung um. Tapferkeit war mehr Sache des Erhaltungstriebes, als der militairiſchen Ehre geworden. Die letztere begann ſehr zu wanken. Nicht nur deutſche Rheinbundtruppen gingen abwechſelnd zu den Spaniern und dann wieder zu den Franzoſen über, wenn ſie dadurch das Leben retten oder bequemere Quartiere bekommen konnten, ſondern auch Nationalfranzoſen erkauften ſich eine beſſere Behandlung, indem ſie ſich in ſpaniſche Regimenter einreihen ließen. Das Rauben aber erreichte die äußerſte Schamloſigkeit. Franzöſiſche Generale ſtahlen nicht nur alles, was ſie fanden, ſondern hielten es auch auf offenem Markte feil, ſofern es ſich nicht zum Wegſchleppen über die Pyrenäen eignete. Man ſah die Generale d'Armagnal, La Houſſaye und Blondeau zu Madrid ſelbſt ſolche Auctionen veranſtalten und leiten. König Joſeph vermochte dieſe Brutalitäten eben ſo wenig zu hindern, wie die Keckheiten der die Hauptſtadt umſchwärmenden Guerillas. Eines ſchönen Morgens (am 31. October 1810) fand man unmittelbar vor einem der Thore Madrids eine Menge Franzoſen, joſephiniſche Beamte und andere Anhänger der fremden Regierung an Bäumen aufgehängt. Als Joſeph einmal einen hübſchen Knaben, den Sohn eines ſeiner eigenen Höflinge, im Scherze frug, was er mit ſeinem kleinen Säbel thun wolle, erwiderte das Kind: „Franzoſen tödten.“

Joſeph fühlte ſich ſo unſicher, daß er ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern nie erlaubt hat, nach Madrid zu kommen. Nachdem Marmont bei den Arapilen niedergeſchmettert worden war, konnte Joſeph ſich in Madrid nicht behaupten, verließ daher ſeine Reſidenz am 11. Auguſt mit ſeinem ganzen Hofe und Anhang und floh nach Valencia zu Suchet, wohin auch Soult vom Süden aus ſich zurückgezogen hatte. Schon am gleichen Tage rückte Empecinado in Madrid ein und bald darauf begab ſich auch Wellington

dahin. Wellington blieb aber nur bis zum 1. Sept. und wandte sich dann gegen Burgos, um erst den ganzen Westen Spaniens zu säubern. Hier aber fand er unerwartete Hindernisse. Die Franzosen unter Dubreton hielten die Citadelle von Burgos und schlugen am 18. Oct. einen wüthenden Sturm der Engländer ab.

Joseph kam nach Madrid zurück und blieb hier den Winter über, in bekümmerter Erwartung des kommenden Jahres. Soult und Suchet waren stark genug, mit den Trümmern von Marmonts Heer vereinigt, über Wellington herzufallen, dieser aber zog es nach seinem Unglück von Burgos vor, ihnen auszuweichen, und kehrte zu seinen Winterquartieren in Portugal zurück. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er eine entscheidende Schlacht auch deshalb lieber verschob, weil er erst die Katastrophe in Rußland abwarten wollte, die wesentlich auf die Schicksale Spaniens zurückwirken mußte.

Während dieser Kriegsvorfälle setzten die Cortes in Cadix ihr Werk mit großem Eifer fort. Wie von England, so wurden sie auch vom Kaiser Alexander förmlich anerkannt (2. Sept. 1812). Allein sie hatten keineswegs die allgemeine Volksstimme für sich. Von Zeit zu Zeit mußten sie daher auch etwas thun, wodurch sie die Volksmassen wieder gewannen. Daraus erklärt sich der wunderliche Cortesbeschluß vom 27. Juni 1812, durch welchen neben dem h. Jacob von Campostella auch noch die h. Therese als Schutzpatronin Spaniens proclamirt wurde. Daß die liberale Partei dem einfältigen Volke nur Sand in die Augen streuen wollte, geht aus einer Menge noch anderartiger Beschlüsse hervor, die sehr ernstlich auf Untergrabung der Kirche hinzweckten. Sie gründete in Cadix und nachher auch in andern Städten des Reichs Freimaurerlogen mit der illuminatistischen Tendenz, welche Christen, Juden und Heiden in eine weltbürgerliche Masse zusammenwarf und keinen Vorzug des Christenthums mehr anerkannte. Sie befliß sich durch Uebersetzungen die Grundideen der französischen Revolutionsphilosophie in Spanien zu verbreiten. Gallardo, Bibliothekar der Cortes, schrieb ein „kritisch-burleskes Wörterbuch," worin er alle Dogmen der Kirche lächerlich machte. Rousseaus contrat social und Emile wurden über-

ſetzt und dringend empfohlen als die Evangelien des philoſophiſchen Jahrhunderts. Spottſchriften auf den Klerus, „der entkleidete Mönch,“ „der Teufel als Prediger,“ bildeten den Uebergang zu der obſcönen Preſſe, die jetzt Spanien, wie früher Frankreich zu überſchwemmen begann. Franzöſiſche Buchhändler gründeten darauf großartige Geſchäfte, ließen die berüchtigtſten Bücher dieſer Art, an denen die franzöſiſche Literatur ſo reich iſt, ins Spaniſche überſetzen und mit den frechſten Illuſtrationen verſehen, und verſendeten ſie maſſenweiſe nach Spanien, hauptſächlich aber in die ſpaniſchen Colonien in Amerika. Nichts kam dieſer Partei ſo gelegen, als daß in Spanien noch immer, wenigſtens dem Namen nach, die Inquiſition beſtand, deren frühere Grauſamkeit man der Religion aufbürdete. Doch datirt ſich der Cortesbeſchluß, der die Inquiſition abſchaffte, erſt vom 22. Januar 1813. Ihm folgte am 18. Febr. ein Beſchluß, nach welchem die vom König Joſeph bereits aufgehobenen oder vom Feinde zerſtörten Klöſter nicht mehr aufgebaut, überhaupt in ganz Spanien kein neues Kloſter mehr errichtet und die, welche weniger als 12 Mönche oder Nonnen zählten, ſofort aufgehoben ſeyn ſollten.

Eben ſo feindlich wie die Kirche wurde auch die ſtändiſche und provinzielle Gliederung von den Cortes behandelt. Sie hoben nach einander alle Feudalverhältniſſe (6. Auguſt 1811), alle Zünfte, alle Privilegien und Beſonderheiten der Communen und Provinzen auf, decretirten Gütertheilung, allgemeine Gewerbefreiheit, Gleichförmigkeit in den klimatiſch, ſprachlich, geſchichtlich ꝛc. verſchiedenen Provinzen, eine neue Eintheilung der Bezirke blos nach der Kopfzahl, gänzliche Moderniſirung des uralten trefflichen Gemeindeweſens ꝛc. Kurz ſie wollten das vielgeſtaltige Leben des ſpaniſchen Volkes, in dem es ſich ſeit Jahrhunderten ſo frei und bequem als eigenthümlich bewegte, ebenſo wie ſeine ehrwürdige alte Kirche vernichten. Auch die königlichen Domainen taſteten ſie an und nicht blos aus finanzieller Noth. Die Conſtitution, die am 18. März 1812 angenommen wurde, konnte unter dieſen Umſtänden nur ein Nachbild der franzöſiſchen von 1791 ſeyn. Doch fehlte es in Spanien nicht an Einſicht. Trefflich war die Schrift Espanna vindicada en

sus classes (Spanien, gerechtfertigt in ſeinen Ständen). Aber dieſe ſchönen Denkmäler des ſpaniſchen Geiſtes ſind vergeſſen worden.

Die ſpaniſche Regentſchaft wurde ganz von den Cortes abhängig und mit Verachtung behandelt. Am 21. Januar 1812 wurde der unbedeutende Herzog von Infantado an ihre Spitze geſtellt. Sie beſtand damals aus fünf Mitgliedern. Am 8. April 1813 wurde ſie auf drei herabgeſetzt. Ferdinand VII. lebte unterdeß zu Valencay, ohne ſich um Spanien zu bekümmern, nur in ſteter Angſt, Napoleon bei guter Laune zu erhalten. Er ging in ſeiner Feigheit ſo weit, in einem Schreiben vom 9. Auguſt 1809 Napoleon zu ſeinem Siege über die Spanier Glück zu wünſchen. Im Jahr 1810 ſchlich ſich ein gewiſſer Colli bei ihm ein, der ihm in geheimem Auftrage des engliſchen Miniſteriums Mittel und Wege zur Flucht angab, Ferdinand aber denuncirte ihn ſogleich der franzöſiſchen Polizei und flehte bei dieſer Gelegenheit Napoleon wieder demüthig um eine Prinzeſſin aus ſeinem Hauſe an.

Die ſpaniſchen Colonien in Amerika ſchritten in der Bewegung fort, die ſie zur Unabhängigkeit trieb. England half dazu auf alle Weiſe, denn je freier die Colonien waren, deſto ſicherer konnte es dieſelben mit ſeinem Handel beherrſchen. Aber auch König Joſeph erklärte am 22. März 1810 das ſpaniſche Amerika für frei, und Napoleon befahl ſeinem Geſandten in Nordamerika, die Revolution in den ſpaniſchen Colonien zu begünſtigen, weil er die Unmöglichkeit einſah, ſie für Joſeph in Beſitz zu nehmen, während ſie ſeine Bundesgenoſſen werden mußten, ſo lange die Cortes in Cadix ihre Unabhängigkeit nicht anerkannten.

Sechstes Buch.

Der ruſſiſche Winter 1812.

1.

Die große Armee.

Im Herbſt des Jahres 1811 zeigte ſich am nächtlichen Himmel ein Komet von einer ſo ungeheuren Größe, wie ſeit Jahrhunderten keiner mehr geſehen worden war. Nach einem uralten Aberglauben bedeutet ein ſolches Zeichen am Himmel großen und ſchrecklichen Umſturz der Dinge auf Erden. Obgleich nun die Aufklärung und die Naturwiſſenſchaft den Zuſammenhang eines aſtronomiſchen Phänomens mit der Weltgeſchichte unmöglich konnten gelten laſſen, wurden dennoch die damals ſo ſchwer bedrängten Völker von dem Zeichen am Himmel tief ergriffen und die Furcht gab dem alten Aberglauben alle ſeine Macht zurück. Auch wurde damals wirklich die größte und letzte Entſcheidung in Europa vorbereitet.

Napoleon hegte ſchon längſt einen ſtillen Groll gegen Alexander, weil er demſelben hatte ſchmeicheln und große Vortheile bewilligen müſſen und ſich dagegen von ihm nicht ganz mit der Achtung behandelt ſah, die er von ihm fordern zu dürfen glaubte. Denn wie freigebig auch Alexander mit Artigkeiten geweſen war, hatte er ihm doch die Hand ſeiner Schweſter entzogen. Ueberdies war Na-

poleon durch seinen letzten Sieg über Oesterreich stark genug geworden, um Rußlands Feindschaft nicht mehr zu fürchten. Wenn er aber sich erinnerte, wie gut er bei Austerlitz und Friedland mit den russischen Feldherrn fertig geworden war, so konnte er kaum zweifeln, er würde sie auf ihrem eigenen Boden schlagen, um so mehr, als er jetzt Oesterreich und Preußen zu Bundesgenossen haben konnte.

Die Feindseligkeiten wurden von Napoleon eröffnet. Nachdem er die österreichische Heirath eingegangen war und fast ganz Spanien wiedererobert hatte, erklärte er am 20. Juli 1810, die Türkei in Schutz nehmen zu wollen, wenn Rußland sich nicht mit der Donaugrenze begnüge. Sodann befand sich unter Napoleons neuen Erwerbungen im Nordwesten Deutschlands auch das Herzogthum Oldenburg, dessen regierender Fürst Peter somit entthront war. Der Herzog war aber Vater des Erbprinzen Georg, welcher kurz vorher mit Alexanders Schwester Katharina vermählt worden war, derselben, um deren Hand Napoleon vergeblich geworben hatte. Die Vertreibung des Vaters war offenbar eine Rache am Sohn und eine schwere Beleidigung der russischen Kaiserfamilie. Alexander ließ mit einer Entgegnung nicht auf sich warten. Durch eine Ukase vom 31. Dez. (19. alten Styls) gestattete er die Einfuhr englischer Waaren, zunächst nur unter nichtenglischer Flagge, und verbot dagegen eine Anzahl Erzeugnisse der französischen Industrie. Das war Schlag auf Schlag. Hierauf begann ein lebhafter Notenwechsel. Napoleon bot für Oldenburg das noch zu erweiternde Gebiet von Erfurt zum Ersatz, aber Alexander fand darin kein Aequivalent. Wenn aber Napoleon noch viel mehr geboten hätte, würde Alexander es nicht angenommen haben, weil er nicht gesonnen war, seine Ukase zurückzunehmen. Napoleon schrieb ihm einen äußerst durchdachten Brief, worin er ihm vorhielt, wie viel er für ihn gethan habe, wie es der französischen Politik angemessen gewesen wäre, Finnland den Schweden zu erhalten und Polen wiederherzustellen, und wie er alles das unterlassen habe, einzig um Alexanders Freundschaft zu erkaufen. Alexander möge nun bedenken, was er wage, wenn er diese Freundschaft aufkündige. Allein Alexanders Entschluß

war gefaßt. Er wollte ſich durch das Continentalſyſtem nicht mehr binden laſſen und gab auf den warmen Brief nicht einmal eine kalte, ſondern gar keine Antwort. Das Continentalſyſtem war die Hauptfrage, und gerade über ſie war keine Vereinbarung mehr möglich. Napoleon begriff das und ging ſofort einen Schritt weiter. Als ihm am 24. März 1811 unter andern Deputationen auch die des Generalconſeils des Handels und der Manufacturen zur Geburt des Königs von Rom Glück wünſchte, antwortete er in einer feierlichen Rede, worin er ſagte: „Wenn mir Kaiſer Alexander zu Tilſit nicht verſprochen hätte, den Handel mit England aufzugeben, ſo würde ich nach Wilna und noch weiter gegangen ſeyn; wenn ich nur Erbkönig des alten Frankreich wäre, ſo würde ich England auf den Knien um Frieden bitten müſſen, da ich aber der Erbe Karls des Großen (nach einer andern Lesart: Kaiſer des Feſtlandes) bin, ſo muß man ſich einen andern Begriff von meiner Macht bilden.“ Alexander antwortete hierauf nicht, ſandte aber an alle europäiſchen Höfe eine feierliche Proteſtation gegen die Einverleibung des Herzogthum Oldenburg in das franzöſiſche Reich.

Eine friedlichere Wendung ſchien dieſer diplomatiſche Kampf zu nehmen, als Napoleon ſeinen Geſandten in Petersburg, den General Coulaincourt, Herzog von Vicenza, von da zurückberief und im Mai den General Lauriſton hinſchickte. Dieſem inſinuirte nämlich Alexander, die Erhaltung des Friedens wäre möglich, wenn Napoleon ihm das Großherzogthum Warſchau abtreten würde. Napoleon wies dieſes Anſinnen zurück, freute ſich aber darüber inſofern, als er es gegenüber von Oeſterreich und Preußen geltend machen konnte, welchen beiden Mächten eine Vergrößerung Rußlands in Polen ſehr bedenklich erſcheinen mußte, und die mithin in dieſer Angelegenheit nur auf die Seite Frankreichs treten konnten. Ja er hoffte, ſelbſt England gegen die Anmaßungen Rußlands aufzubringen. Er ließ damals England den Frieden nebſt Portugal als Pfand anbieten. Aber Lord Caſtlereagh, der die Geſchäfte leitete, behandelte den Antrag als eine Falle und ſtellte Forderungen, auf die Frankreich nicht eingehen konnte. Napoleon war nun auf Oeſter-

reich und Preußen allein angewiesen. Dem letztern Staat traute er nicht recht. Jedenfalls war er eine Zeitlang geneigt, Preußen aufzuopfern, und dagegen Oesterreich zu vergrößern, dem er Schlesien anbot. Der Wiener Hof wies inzwischen dies Geschenk zurück, worauf Napoleon seine Gesinnung gegen Preußen änderte und seinen Entschluß faßte. Am 15. Aug. 1811, seinem Geburtstage, als sämmtliche Gesandten ihm Glück zu wünschen kamen, fuhr er den russischen Gesandten Fürsten Kurakin aufs heftigste an und sagte ihm laut: „Ihr Kaiser betrügt mich."

Nach einer solchen Sprache war an die Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken. Napoleon nahm daher plötzlich den ihm schon im Mai 1811 gemachten Allianzantrag mit Preußen endlich am 24. Februar 1812 an. Doch erhielt Preußen nur einen Aufschub seiner noch rückständigen Zahlungen, und Napoleon versprach, seine Besatzungen in den preußischen Festungen künftig auf eigene Rechnung verpflegen zu lassen. Die Hauptsache war, daß durch diesen Tractat wenigstens die Existenz der preußischen Monarchie gefristet war. Dennoch war den preußischen Patrioten der offene Bund mit Napoleon unerträglich. Boyen, Clausewitz und 300 andere der besten Offiziere nahmen ihren Abschied, Clausewitz ging nach Petersburg, wo bereits General Pfuel, der noch 1807 im preußischen Generalstabe gedient hatte, jetzt in russischen Diensten und Alexanders Vertrauter geworden war, und wohin auch Stein sich zurückgezogen hatte.

Der dreizehnte Artikel des geheimen Vertrages bestimmte, daß Preußen „im Fall eines glücklichen Ausgangs des russischen Krieges eine Entschädigung an Gebiet erhalten sollte," und Napoleon hat später (indem er im April 1813 alle die preußische Allianz betreffenden Actenstücke im Moniteur abdrucken ließ und mit Anmerkungen begleitete) ausdrücklich Kurland und Livland als die Länder bezeichnet, auf welche damals Preußen Anspruch gemacht habe. Damit hängt zusammen, daß die preußischen Hülfstruppen, die zur großen Armee Napoleons stießen, gerade gegen Livland verwendet wurden.

Der Allianztractat führte unmittelbar den Krieg herbei. Alexander ließ durch Kurakin in Paris ein Ultimatum einreichen, welches die Neutralität Preußens hergestellt verlangte. Als Napoleon nicht antwortete, reiste Kurakin ab und der Krieg, auf den sich beide schon lange vorbereitet hatten, konnte nun nicht länger ausbleiben.

Die Kriegsmacht Napoleons stand damals auf ihrer Höhe. Sie zählte 14 Marschälle, 10 Inspectoren und Generaloberſten, 165 Divisionsgenerale, 324 Brigadegenerale, 158 Infanterieregimenter (worunter 28 leichte), 84 Cavallerieregimenter (worunter 28 leichte), 15 Artillerieregimenter, 27 Bataillons vom Train. Der Kopfzahl nach betrug die Armee angeblich an Fußvolk 716,000, an Reiterei und an Artillerie je 57,000, dazu die Garde noch besonders 38,000 Mann, ungerechnet die Reserve von 100 Cohorten Nationalgarde zu faſt 100,000 Mann berechnet, die Gensdarmerie, die Marineſoldaten. Dieſe Truppen waren nun freilich ſehr vertheilt, eine große Menge davon nahm der ſpaniſche Krieg und die Bewachung des Reichs, inſonderheit der Küſten gegen einen möglichen Angriff der Engländer, in Anſpruch. Aber Napoleon war im Stande, die Offenſivarmee, die er gegen Rußland führte, beträchtlich zu verſtärken durch deutſche Rheinbundtruppen, Schweizer, Italiener, ſogar zurückgehaltene Spanier und Portugieſen. Bayern allein mußte ihm 30,000 Mann unter Wrede, Württemberg 16,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm ſtellen. Napoleon verlangte von ihnen ſo viel, weil ſie allein keine Truppen nach Spanien geliefert hatten. Von den Polen durfte er eine Inſurrection erwarten. Preußen mußte ihm kraft des neuen Vertrags ſeine Feſtungen, ſeine Vorräthe und Fuhrwerke zu Gebote ſtellen, ſogar in Spandau, der Citadelle von Berlin, zu größerer Garantie franzöſiſche Beſatzung einnehmen und ein Hülfscorps von 30,000 Mann unter General Grawert (den bald York ablöste) zuführen. Auch Kaiſer Franz konnte ſich dem mächtigen Impulſe des kaiſerlichen Schwiegerſohnes nicht entziehen und wollte es nicht, denn er hegte die Hoffnung, wenn Napoleon ſiege, eine reiche Entſchädigung zu erhalten, wenn er aber beſiegt würde, ſich die Allianz mit Rußland um einen noch

kostbareren Preis abkaufen zu lassen. Durch Vertrag vom 14. März wurden 40,000 Oesterreicher unter dem Fürsten Karl von Schwarzenberg, bisherigen Gesandten in Paris, Napoleons Fahnen zugeführt. In dem österreichischen Vertrage bestimmte ein geheimer Artikel, daß Oesterreich, wenn es in Folge einer möglichen Wiederherstellung Polens Galizien verlieren würde, dagegen die illyrischen Provinzen zurückerhalten sollte.

2.

Die russischen Rüstungen.

Die Streitkräfte Rußlands waren um vieles geringer. Man schätzte sie zu 386,000 Mann Fußvolk und 70,000 Mann Reiterei, allein so viele standen nur auf dem Papier, weil die Generale sich für mehr Truppen bezahlen ließen, als vorhanden waren. Ein großer Vortheil für Alexander war das gute Einvernehmen, in welches er mit Bernadotte in Schweden getreten war. Diesen behandelte Napoleon brutal, wollte französische Douaniers in Gothenburg, eine Menge schwedischer Matrosen für seine Brester Flotte haben ꝛc., wogegen Kaiser Alexander durch den schlauen Czernitschef Bernadotte schmeichelte und ganz auf seine Seite zog. Also schloß sich Bernadotte jetzt eng an Alexander an, durch Vertrag vom 24. März. Rußland war dadurch in seiner rechten Flanke gedeckt. Natürlicherweise schloß sich auch England jetzt fest an Rußland an. Das förmliche Bündniß wurde jedoch erst am 18. Juli abgeschlossen. Von nicht minder großem Werth für Alexander war sein Frieden mit der Türkei, wodurch er auch in seiner linken Flanke frei wurde. Sein Abschluß erfolgte zu Bukarest am 28. Mai. Napoleon gab sich alle mögliche Mühe, die Pforte von diesem Frieden zurückzuhalten, und versprach ihr sogar die Zurückgabe der Krim; aber der Sultan erinnerte sich, auf welche treulose Weise Napoleon

will erobern, die andern verwehren es ihr. Die größern Mächte schließen Frieden und es opfern sich wechselseitig die kleinern auf, die bei jedem neuen Kampfe den großen die Kriegskosten bezahlen müssen. Eine Macht wächst von selbst durch innre Kraft, das wollen die andern nicht leiden, und streben sie zu vernichten. Eine andre Macht ist in tiefem Verfall. Die Nachbarn fallen wie Räuber darüber her und theilen sich darin. Das ist in wenig Worten die Geschichte der folgenden Zeit. Ob die Völker in Frieden leben möchten, sie werden durch die Machtbefehle zu wechselseitigem Morde getrieben. Die Deutschen selbst wühlen in ihren eignen Eingeweiden, nicht mehr aus freiem Trieb der Religion wegen, sondern nach dem Befehl der politischen Mächte. Heute verlangt die Politik, daß dieses Volk jenes als Bruder betrachte, morgen befiehlt sie beiden, sich zu zerfleischen. Heute kämpft der Baier mit dem Franzosen, morgen mit dem Oestreicher, heute der Sachse mit dem Preußen, morgen mit dem Oesterreicher, und keiner weiß eigentlich warum, denn der Gehorsam ist blind. Mancher gute Fürst will gern dieser scheußlichen Politik entsagen, aber die Nothwendigkeit reißt ihn mit sich fort. Die Völker schweigen, gehorchen, schlagen und liebkosen sich, lassen sich theilen, plündern und werden geplündert.

Man nannte die ganze Masse der neuen Mächte die europäische Republik, und das System, welches darin herrschte, das des europäischen Gleichgewichts. Jede Macht nämlich, welche sich vergrößern oder eine andre verringern wollte, that es unter dem Vorwand, daß sie das Gleichgewicht des Ganzen herstellen oder erhalten wolle. Wie auf einer Waagschale sollte das überwiegende Gewicht jeder Macht immer durch ein Gegengewicht entkräftet werden, indem man entweder von ihr hinwegnahm, oder auch dem andern Gewicht etwas zu-

im Jahre 1807 die Türkei im Stich gelaſſen habe, nachdem er ſich mit Alexander verſöhnt hatte.

Bevor Napoleon zu Felde zog, deckte er ſich den Rücken. In Paris wie auf allen wichtigen Puncten des Reichs blieben hinreichende Streitkräfte zurück, um über die Sicherheit zu wachen. Nicht ſo in Spanien. Hier offenbarte ſich das Mißverhältniß ſeiner Mittel zur Größe und Menge ſeiner Unternehmungen. Er mußte viele gute Regimenter aus Spanien wegziehen, insbeſondere Polen, die er in Rußland als Wegweiſer und Dolmetſcher brauchte. Er berechnete indeß, daß es ihm leicht ſeyn würde, wenn er nur erſt in Rußland geſiegt habe, die unterdeß in Spanien unvermeidlich gewordenen Verluſte wieder zu erſetzen.

Die wenigſte Vorſicht beobachtete Napoleon in Bezug auf die Zeit, in der er ſeinen Feldzug begann. Obgleich er ſchon längſt die Beſatzung von Danzig verſtärkt und beträchtliche Truppenmaſſen allmälich vorgeſchoben hatte, berechnete er die Ueberſchreitung der ruſſiſchen Grenze doch erſt auf Ende Juni. Das war für einen Feldzug im rauheren nordiſchen Clima und im unermeßlich weiten Raume des ruſſiſchen Reichs ein viel zu ſpäter Termin. Man hatte dort hunderte von Meilen zu marſchiren, um eine der Hauptſtädte zu erreichen. Napoleon aber hoffte raſch ſolche Siege zu erfechten, daß Alexander noch vor Eintritt des Winters um Frieden bitten würde. Zudem fürchtete er den Winter nicht. Schon zweimal, 1805 und 1807, hatte er den Ruſſen mitten im Winter Schlachten geliefert, das letztemal an den Grenzen Lithauens. Hatte er damals den Winter gut ausgehalten, warum ſollte er im Jahr 1812 nicht eben ſo glücklich ſeyn?

Am 9. Mai reiste Napoleon aus Paris ab, um ſich zur großen Armee zu begeben, die unterdeß ſchon in ſtarken Märſchen ſtaffelförmig über Elbe, Oder und Weichſel rückte. Marie Louiſe begleitete ihn. Zum erſtenmal zog er aus wie zu Friedensbeſuchen und Feſten, nicht wie zu einem Kampf, der das Schickſal der Welt entſcheiden ſollte. Ueberall empfingen ihn Triumphbögen und ſiegverkündende Inſchriften. So ſtrahlte ihm in Würzburg die In-

ſchrift Victori perpetuo entgegen. Die Kaiſerin und ihre Damen begleiteten ihn nur bis Dresden, wo er am 16. ankam und ſich kurze Zeit aufhielt, um die deutſchen Fürſten um ſich zu verſammeln und dieſelben durch Huld und Verſprechungen in ihrer Treue zu befeſtigen. Dahin kam zunächſt die kaiſerliche Familie aus Wien, mit welcher Marie Louiſe in die böhmiſchen Bäder gehen und von da nach Paris zurückkehren ſollte. Der König von Preußen wurde nicht erwartet, weil Napoleon anfangs im Sinne gehabt hatte, über Berlin zu gehen, wo man ſich bereits zu ſeinem Empfange vorbereitete. Als er aber ſeine Route abänderte, eilte der König von Preußen, ihn noch in Dresden zu begrüßen und ihm den zum Jüngling herangereiften Kronprinzen (nachherigen Friedrich Wilhelm IV.) vorzuſtellen. Man bemerkte, daß Napoleon hier durch Zuvorkommenheit gegen Preußen die frühere Härte zu verſöhnen ſuchte. Dagegen wurde das innigere Familienverhältniß zwiſchen Napoleon und dem Wiener Hofe durch eine geheime Eiferſucht der Damen geſtört. Marie Louiſe ſchien ganz Franzöſin geworden zu ſeyn und überſtrahlte ihre junge Stiefmutter Louiſe von Eſte, Tochter des Herzogs von Modena, mit der Pracht ihrer Brillanten. Die Rheinbundfürſten, die alle, größtentheils ebenfalls mit ihren Damen gekommen waren, wetteiferten in Ergebenheit gegen den neuen Lehnsherrn. Auch das mit anzuſehen, muß den alten deutſchen Kaiſer tief geſchmerzt haben. Nur einer der Rheinbundfürſten und zwar der mächtigſte, bis dahin eifrigſte, war auffallenderweiſe ausgeblieben, König Max von Bayern. Sah er ſich wohl als ein künftiges Opfer des neuen franzöſiſch-öſterreichiſchen Bundes an? Am dankbar ergebenſten gegen Napoleon bewies ſich der König von Sachſen, der in ſeinen Huldigungen alles Maaß des guten Geſchmacks (an dem es ſonſt Dresden nicht fehlt) überbot und unter anderm vor ſeinem erhabenen Gaſt im Theater eine ungeheure Sonne im Brillantfeuer ſtrahlen ließ mit der transparenten Inſchrift: di lui men grande e men chiaro il sole (die Sonne ſelbſt iſt weniger groß und ſcheint weniger hell, als Er). Doch überreichte bald darauf auch Deutſchlands gefeiertſter Dichter, der weimariſche Geheimerath Göthe,

der Kaiſerin Marie Louiſe ein Huldigungsgedicht von nicht beſſerem Geſchmack.*)

Napoleon verließ Dresden am 29. und reiste über Bunzlau, Glogau, Thorn und Danzig. In Königsberg nahm er am 12. Juni ein Diner ein und die Ironie des Zufalls, die ihn auf dieſer ganzen Reiſe begleitete, verſchaffte den preußiſchen Generalen Bülow und Ziethen die Ehre, an der Tafel neben ihm zu ſitzen und den zum erſtenmal zwiſchen ſich zu haben, dem ſie einſt an ſeinem letzten Schlachttage das kaiſerliche Diadem vom Haupte reißen ſollten. Zwei Tage nachher hielt er eine große Heerſchau auf dem Schlachtfelde von Friedland, am 14. Juni, dem Jahrestage dieſer Schlacht. Darin ſchien ihm eine gute Verheißung zu liegen. Er wollte im Siege da fortfahren, wo er bei Friedland aufgehört hatte. Am 22. erließ er an die nun verſammelte Armee einen Tagesbefehl voll Uebermuth, worin er ſich als Herr des Schickſals geberdete, jener geheimnißvollen und furchtbaren Macht, der niemand gebietet. „Soldaten, ſo lautete ſeine Rede, Rußland bricht ſeine Schwüre. Ein unvermeidliches Fatum wirft es dahin. Des Schickſals Wille muß erfüllt werden. Vorwärts denn über den Niemen (Rußlands Grenzfluß). Der zweite polniſche Krieg wird für unſre Waffen glorreich wie der erſte ſeyn und der ihm folgende Frieden wird Rußlands Einfluß in Europa ein Ziel ſetzen."

Am 24. Juni überſchritt die franzöſiſche Armee den Niemen und betrat das ruſſiſche Reich. Das ungeheure Centrum der großen Armee unter Napoleons eigener Führung ſetzte bei Kowno (Kauen)

---

*) In Karlsbad. Göthe ſagte darin in Bezug auf das Glück der Welt, welches durch Napoleons eigenes Glück begründet und befeſtigt werde:

Ein Jeder fühlt ſein Herz geſichert ſchlagen,
Und ſtaunet nur, denn alles iſt vollbracht!
Was Tauſende verwirrten, löst der Eine.
Worüber trüb Jahrhunderte geſonnen,
Er überſiehts im hellſten Geiſteslicht.
Das Kleinliche iſt alles weggenommen,
Neu ſteht das Reich geſichert, wie gegründet ꝛc.

über und bestand aus dem ersten Armeecorps von 72,000 Mann unter Marschall Davoust, dem dritten von 39,000 unter Ney, dem vierten von 45,000 unter dem Vicekönig Eugen, den 47,000 Mann Garden unter Mortier, der Reservecavallerie, 32,000 Mann stark, unter König Joachim von Neapel, zusammen 235,000 Mann. Der linke Flügel bestand aus zwei Theilen, auf dem äußersten linken sollte das bei Tilsit über den Niemen gegangene zehnte Armeecorps unter Macdonald operiren, 30,000 Mann stark. Es waren der Mehrheit nach die Preußen, von denen jedoch ein Drittheil in den Festungen zurückgeblieben war, so daß Macdonald neben 20,000 Preußen noch 10,000 Franzosen commandirte. Zwischen Macdonald und Napoleon in der Mitte sollte das zweite Armeecorps von 37,000 Mann unter Oudinot und das sechste von 25,000 Mann unter St. Cyr abgesondert operiren, gleichsam als linkes Centrum. Den äußersten rechten Flügel bildeten dagegen 34,000 Oesterreicher unter Schwarzenberg, der bei Drohiczyn über den Bug ging, und zwischen ihm und Napoleon entwickelte sich abgesondert als rechtes Centrum das fünfte Armeecorps von 36,000 Polen unter Poniatowski, das siebente von 17,000 Sachsen unter Reynier, das achte von 17,000 Mann unter Vandamme, welche sämmtlich unter den Oberbefehl des König Jerome gestellt wurden und bei Grodno über den Niemen gingen. Demnach betrug die ganze Offensivmacht, welche Napoleon im Juni nach Rußland führte, 439,000 Mann. Es rückten ihr jedoch unabläßig Verstärkungen nach, den ganzen Sommer, Herbst und Winter über, Marschall Victor mit 33,000 Mann, die Divisionen Durutte und Loison von 21,000, einzelne Ergänzungsmannschaften der Regimenter 80,000 Mann, dazu Trainmannschaften der ungeheuren Zufuhren 37,000 Mann, so daß die Gesammtzahl der menschlichen Individuen, die damals dem goldenen Adler Napoleons ins Innere des russischen Reichs folgten, 610,000 Mann betrug (nach den mühsamen und genauen Berechnungen von Chambray, dem auch Clausewitz folgt). Sie führten im Ganzen 1372 schwere Geschütze mit sich, eine Artillerie, wie sie noch niemals im Felde erschienen war. Die Zahl der Fuhrwerke aber war

gar nicht zu berechnen, weil bei der weiten Ausdehnung und zum Theil geringen Fruchtbarkeit des ruſſiſchen Reichs ſo große und gedrängt marſchirende Armeen nothwendig ihren Lebensbedarf ſelber mit ſich führen mußten und überdies die höhern Offiziere, um ſich die Winterquartiere bequemer zu machen, auch eine Menge von unnüthem Luxus nachſchleppten. Die große Armee glich nicht mehr dem Heere Alexanders, ſondern vielmehr dem des Darius.

Am 26. April kam Kaiſer Alexander nach Wilna, der Hauptſtadt Lithauens. Seine Armee zählte nur 180,000 Mann. Das Gros ſtand unter dem Kriegsminiſter Barklay de Tolly (dem Sohn eines livländiſchen Pfarrers), 90,000 Mann ſtark am Niemen; ein zweites Corps von 50,000 Mann unter Bagration im ſüdlichen Lithauen, ein drittes von 30,000 Mann unter Tormaſow in Volhynien; bei allen dieſen verſchiedenen Corps waren dann noch 10,000 Koſaken vertheilt. Indeſſen wurden weiter rückwärts an der Düna und am Dniepr noch 30,000 Recruten eingeübt, erwartete man vom Süden her die Ankunft der ruſſiſchen Armee, die gegen die Türken gefochten hatte, und wurde auch im Norden ein kleines finniſches Corps unter Steinheil gerüſtet. Endlich konnte man auf den Zuzug von bewaffneten Bauern im Innern Rußlands rechnen, ſobald Napoleon tiefer eindrang.

Damit war der Plan des Kriegs vorgezeichnet. Die Ruſſen mochten ſich ſchon an den Grenzen ſchlagen oder nicht, ſie mußten zurückweichen, weil ſie nicht ſtark genug waren, den Stoß der franzöſiſchen Uebermacht auszuhalten. Die geiſtreichen Männer im preußiſchen Generalſtab aus Scharnhorſts Schule ließen durch den von Paris nach St. Petersburg abreiſenden Fürſten Lieven dringend empfehlen, daß die ruſſiſche Armee ſich abſichtlich und freiwillig zurückziehen möge, um Napoleon auf einer ſo unnatürlich als möglich verlängerten Operationslinie von ſeinen Hülfsquellen weit hinweg zu locken und dann mit Hülfe des Winters zu verderben, wie einſt Darius den Skythen, Karl XII. bei Pultawa unterlegen ſeyen. Nun hatte zwar General Pfuel, der aus dem preußiſchen Generalſtab in den ruſſiſchen übergetreten war und das vollſte Vertrauen des

Kaiser Alexander genoß, einen andern Plan vorgeschrieben, Barklay nämlich sollte sich in einem großen verschanzten Lager bei Drissa an der Düna zu halten suchen, bis Bagration dem Feind in den Rücken fallen könne. Allein dieser Plan konnte nicht ausgeführt werden, weil das Lager nicht haltbar genug und Bagration zu einer entscheidenden Operation zu schwach war. Sobald sich Alexander davon überzeugt hatte, gab er Pfuels Plan auf und befahl den Rückzug ohne Schlacht. In diesem Systeme, den Feind immer weiter zu locken, während man sich selbst keiner Niederlage aussetzte und seine Kräfte sparte, hätte die russische Armee verharren sollen; allein der gemeine Mann bildete sich ein, man flöhe aus Zagheit, und beschuldigte die vielen in der Armee dienenden Nichtrussen des Verraths, so daß es unumgänglich nöthig wurde, wo sich irgend eine vortheilhafte Gelegenheit dazu fand, den französischen Waffen Stand zu halten und einen Kampf zu wagen. Somit geschah von russischer Seite in diesem Feldzuge, so lange die Franzosen vorrückten, eigentlich alles unfreiwillig. Der kluge Rückzug gleich im Beginn des Feldzugs war gegen die erste Absicht und die Russen waren nur durch Napoleons Uebermacht dazu genöthigt. Im Verlauf des Rückzugs, als der Kaiser Alexander und Pfuel nach St. Petersburg gegangen waren und Barklay freie Hand behielt, hätte dieser Feldherr gerne jede Schlacht vermieden, aber er wurde durch das Murren der Russen zum Schlagen gezwungen. Und doch, wie sehr alles im Widerspruch mit der Absicht geschah, gedieh doch alles der russischen Sache zum Vortheil.

Napoleons Uebergang über den Niemen war vom herrlichsten Wetter begünstigt. Die Sonne beglänzte mit wunderbarem Schein die hunderttausende von Bajonetten und Helmen und die spiegelblanken Kanonen, die sich aus den nahen Wäldern hervor zu den Brücken drängten. Die ganze Armee war in Parade, festlich geschmückt, in feierlicherer Stimmung als sie je in früheren Feldzügen die feindlichen Grenzen beschritten hatte, denn Napoleon hatte die Einbildungskraft seines Heeres mit großen Bildern erfüllt und man traute seinem Ehrgeiz hier wieder wie in Aegypten das Fabelhafteste

zu. Man glaubte nach Asien zu ziehen. Diesen poetischen Erwartungen entsprach nun aber auf der Gegenseite nichts. Barklay hatte alle seine Truppen zurückgezogen, die Franzosen fanden ein wenig bebautes, von Wald durchschnittenes, einförmig ebenes Land, so langweilig als möglich. Einige Tage später fiel unerquicklich kaltes Regenwetter ein und bei der Eile, mit der Napoleons Ungeduld die Truppen vorwärts trieb, blieben die Proviantwagen zurück. Die Pferde mußten mit grünem nassem Futter vorlieb nehmen, die Menschen in den weitauseinanderliegenden und armen Dörfern plündern. Schon früher auf dem preußischen Gebiet war bitter geklagt worden von den vorwärts getriebenen Soldaten über Mangel an Verpflegung, und von den Bauern über Plünderung. Die Schuld lag an der Eile des Marsches. Napoleon hatte reichlich für Vorräthe gesorgt; aber die Brod- und Mehlwagen, die Viehheerden ꝛc. konnten den raschen Colonnen nicht folgen, mit denen er Barklay zu erreichen trachtete. Er stellte sich zwar über die Unordnungen und Plünderungen sehr zornig, aber er bestrafte sie nicht ernstlich. Er wußte wohl, um diesen Uebeln zu steuern, müsse er langsam marschiren lassen, aber schnell an den Feind zu kommen und Siege zu erfechten, war ihm mehr werth, als Menschen und Pferde zu schonen, deren er ja genug hatte.

Am 29. Juni zog er in Wilna ein, ohne einen Feind gesehen zu haben. Hier nun bestürmte ihn die männliche und weibliche Blüthe des polnischen Adels, die Wiederherstellung Polens zu decretiren. Es schien so nahe zu liegen, Rußland durch ein neuerstarktes Polen zu schwächen. Der König von Sachsen begünstigte die Bewegung in seinem eigenen Interesse als Großherzog von Warschau und schrieb am 9. Juni einen polnischen Reichstag nach Warschau aus, der unter Leitung des Fürsten Adam Czartoryski zusammentrat und schon am 29. beantragte, daß Polen wieder den Titel eines Königreichs annehme. Eine große Adresse lithauischer (bisher Rußland unterthäniger) Edelleute verlangte vom Reichstag die Wiedervereinigung Lithauens mit Polen. Ganz unerwartet aber dämpfte Napoleon diesen Enthusiasmus, indem er zu Wilna den

polnischen Deputirten erklärte, er habe dem Kaiser von Oesterreich die Integrität seiner Staaten garantirt und mithin könne keine Rede davon seyn, Galizien aus dem Verbande des österreichischen Kaiserstaates herauszureißen, um es mit dem wiederhergestellten Polen zu vereinigen. Die Wiederherstellung auch des übrigen Polen stehe noch in Frage, denn erst müßte sie durch die einmüthigen und äußersten Anstrengungen der bisher russischen Polen von diesen anerkannt und ermöglicht werden. Er bezweckte dabei zweierlei, einmal den Eifer der Polen im Kriege mit Rußland auszubeuten, sodann freie Hand zu behalten. Die Rücksicht auf Oesterreich war nur ein Vorwand, er hatte in seinem geheimen Vertrage mit Oesterreich die Abtretung Galiziens schon für einen gewissen Fall vorausbedungen, was er aber klüglich den Polen verschwieg. Sein Hintergedanke war, sich mit Kaiser Alexander, nachdem er ihn durch Niederlagen gehörig würde mürbe gemacht haben, wieder zu versöhnen und in noch größere Abhängigkeit von sich zu versetzen wie früher. Die Dienste, die ihm alsdann Rußland leisten konnte, wogen schwerer bei ihm, als die Dienste Polens, auf die er rechnen konnte, auch wenn er keinen Preis dafür bewilligte.

Napoleon schonte Polen nicht einmal. Während die jungen französischen Offiziere beim Durchmarsch vom Anblick der reizenden Damen an den Fenstern von Wilna entzückt wurden, war von ritterlicher Galanterie beim Marsch durch die Dörfer keine Spur zu sehen, vielmehr übten die hungernden und raubgierigen Soldaten auf den abgelegenen und unbeschützten Schlössern des lithauischen Adels alle die Greuel, an die sie in Spanien gewöhnt waren. Roman Soltyk, einer der feurigsten Patrioten Polens, der im Hauptquartier Napoleons als Adjutant und Dolmetscher diente, erzählt selbst, wie die Marodeurs Schlösser geplündert und in Asche gelegt, die vornehmsten Herren mißhandelt, die Damen geschändet, zur Flucht in die Wälder genöthigt und dem entsetzlichsten Elend Preis gegeben hätten, und wie dieser Jammer wegen der weiten Ausdehnung der durchziehenden Heere sich über das ganze Land ausgebreitet habe. Das war die nothwendige Folge der großen Eile Napoleons. Bil-

lig aber muß man fragen, ob er nicht beſſer gethan haben würde, langſam vorzurücken, nach einem ganz andern Syſtem zu verfahren, ſich im Jahre 1812 mit der Beſitznahme und geordneten Organiſation Lithauens und Volhyniens zu begnügen und dann erſt 1813 die Eroberung Rußlands bequem fortzuſetzen? Er erſchöpfte Polen dermaßen, daß es ihm auch im Fall ſeines Rückzugs keine Stütze mehr bieten konnte.

3.

Smolensk und Borodino.

Da Barklay ſich auf Witebsk zurückzog, folgte ihm Napoleon wie der blutgierige Jäger dem vorſichtigen Wilde nach, entſandte aber außer der Armee Jeromes auch noch ein ſtarkes Corps von Davouſt, um Bagration abzufangen, der ihm jedoch durch die Ungeſchicklichkeit Jeromes in der Gegend von Minsk entſchlüpfte und nach einem kurzen Rückzugsgefecht gegen Davouſt bei Mohilew am 23. Juli glücklich über den Dniepr kam. Napoleon ſtellte nun Jerome unter Davouſts Oberbefehl, was jener ſo übel nahm, daß er das Commando niederlegte. Auch der Kronprinz von Württemberg, welcher erkrankt war und überdies von Napoleon, weil die Württemberger nothgedrungen plünderten, harte Reden hatte anhören müſſen, kehrte zurück. Die Soldaten hatten kein Brod, nicht einmal immer Mehl, das ſie zu einem Brei kochten, und mußten oft vom unreifen Getreide leben. Zudem ſind Rußlands weite Ebenen trocken, die wenigen Bäche und Pfützen waren von der Sonne ausgetrocknet und von den Ruſſen verſchlammt. Es fehlte alſo auch häufig Tage lang an Waſſer.

Erſt vor Witebsk ſchien Barklay eine Schlacht annehmen zu wollen. Aber es gab nur Rückzugsgefechte und Barklay zog ſich gegen Smolensk, um ſich hier mit Bagration zu vereinigen. Napoleon verweilte in Witebsk bis zum 8. Auguſt, um ſeine Truppen

ausruhen zu lassen und eine Menge Nachzügler an sich zu ziehen. Hier stießen auch die Truppen Jeromes und Davousts wieder zu ihm. Da jetzt alle diese wieder vereinigten Corps nur noch 185,000 Mann zählten, war mehr als ein Drittel der Armee unterwegs verloren gegangen, und doch hatte man erst ein paar Gefechte geliefert. Von Witebsk aus konnte Napoleon noch seinem rechten und linken Flügel Macdonald und Schwarzenberg die Hand reichen und in Verbindung mit dem letztern den von Süden her aus der Türkei vorrückenden Russen entgegentreten. Seine Stellung war alsdann abgerundet, er hütete das alte Polen, machte nach allen Seiten gegen die viel schwächeren russischen Heere Front und konnte sie an sich kommen lassen. Aber nach Fains Zeugniß (welches viel unbefangener ist, als das gehässige und erlogene von Segur und das beschönigende von Beurgaud), sagte Napoleon den Marschällen, die ihm desfalls Vorstellungen machten, eine Ueberwinterung in so weit auseinanderliegenden Cantonirungen in einem Bogen von Riga über Polezk, Witebsk, Minsk und Volhynien sey unthunlich, setze jedes einzelne Winterlager dem Angriff feindlicher Uebermacht aus und gewähre den in seinem Rücken sich wahrscheinlich anspinnenden Intriguen in Deutschland und Frankreich allzu langen und freien Spielraum. Man hätte ihm nun entgegnen können, unter diesen Umständen sey es besser, die Winterquartiere etwas weiter zurückzuverlegen. Aber Napoleon erklärte, eine einzige große Schlacht werde alles ausgleichen und diese müsse man aufsuchen. Schon zweimal hatte er in Hauptschlachten, 1805 bei Austerlitz und 1807 bei Friedland, die Russen überwunden und jedesmal hatte Kaiser Alexander unmittelbar darauf um Frieden gebeten. Napoleon zweifelte nicht, dasselbe würde nun zum drittenmal wiederholen und er dürfe nur in einer Hauptschlacht siegen oder Moskau einnehmen, so werde Alexander in der ersten Bestürzung gleich wieder um Frieden bitten.

In Smolensk war Bagration zu Barklay gestoßen und verlangte eine Schlacht, indem er nach der Vereinigung beider russischer Heere stark genug zu sein glaubte, um das Feld halten zu können. Barklay, der für einen Fremden angesehen wurde, glaubte dem wil-

legte. Vergrößerte ſich zum Beiſpiel Frankreich, ſo war es die Politik Oeſterreichs und Englands, entweder Frankreich wieder zu ſchmälern, oder ſich ſelbſt auf Koſten der übrigen kleinern Mächte eben ſo viel zu nehmen, als ſich Frankreich genommen hatte.

Das ganze Gebäude dieſer Politik war vorzüglich auf drei Stützen gegründet, auf Eiſen, Papier und Geld, oder auf Krieg, Diplomatik und Steuern. Um zu erobern oder um ſich zu wehren, bedurfte jede Macht anſehnlicher Heere, die zugleich auf den erſten Wink bereit ſeyn mußten. Um andre Mächte durch Liſt und ſchlaue geheime Verhandlungen zu berücken, bedurfte man der Diplomaten, Geſandten, Geſchäftsträger an fremden Höfen, und um Truppen zu halten, fremde Mächte zu beſtechen, oder für ihre Hülfleiſtung zu bezahlen, bedurfte man des Geldes. Natürlicherweiſe war das letztere die Hauptſache, das Mittel für alles andre. Um es ſich zu verſchaffen, mußten die Mächte die Steuern erhöhen, das Vermögen der Völker unnatürlich anſtrengen, im Kriege rauben, contribuiren, brandſchatzen, und die Beſiegten ausplündern, oder ſich durch willkührliche Beraubung und Vernichtung der kleinen neutralen und oft ſogar bundesverwandten Mächten bezahlt machen.

Kapitel CCCCXXXIV.

Ludwig XIV.

Die erſten zwanzig Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden verliefen in tiefer Stille. Deutſchland konnte ſich ſobald nicht erholen. Nur die ſiegenden Mächte, Schweden und Frankreich, fingen aufs neue Bewegungen an. In Schweden war nach der Thronentſagung Chriſtinens, da Guſtav Adolf keine männlichen Erben hinterließ, das verwandte Haus Pfalz-Zweibrücken-Birken-

den Drängen nachgeben zu müssen, um jeden Verdacht der Feigheit oder des Verraths von sich abzuweisen, traf aber solche Anstalten, daß er, wenn Bagration erst das Unthunliche eines Entscheidungskampfes nach einem ersten Versuch begriffen haben würde, die Armee mit möglichst wenig Verlust retten konnte. Zugleich nahm er darauf Bedacht, in Smolensk den Anfang mit dem skythischen System zu machen, welches er im ganzen Altrußland durchführen wollte, nämlich die Städte und Dörfer zu verbrennen, die Einwohner fortzutreiben, alles zu zerstören und dem Feinde nur eine Wüste übrig zu lassen. Eine russische Division unter Newerowskoi, die bei Krasnoi den Weg nach dem nahen Smolensk sperrte, wurde am 15. August (an Napoleons Geburtstage) von Murat zurückgeworfen und am folgenden Tage begann der Sturm der Franzosen auf Smolensk. Diese echt russische Stadt war ringsum mit hohen uralten Mauern umgeben und durch den Dniepr geschützt, groß und regelmäßig gebaut, voll prächtiger Kirchen mit goldenen Kuppeln und zahlreichen kleinen Thürmen, die zwischen den niedern hölzernen Häusern und den besser gebauten Magazinen und Kaufmannsquartieren lagen. Ein befremdlicher und wunderbarer Anblick für die Abendländer, die hier zum erstenmal eine halborientalische Stadt sahen, aber ein Trost für die von Entbehrungen erschöpften Soldaten, die hier Sieg und Ruhm und zugleich nach langer Zeit zum erstenmal wieder städtische Bequemlichkeiten und eine reiche Beute zu finden hofften. Zwei Tage lang griffen sie die Stadt an, schlugen sich mit den Russen in den Vorstädten und um die Citadelle und machten einen vergeblichen Versuch, in die dicken Mauern Bresche zu schießen. In der Nacht des 17. August sahen sie mit Schrecken hinter den hohen Mauern Feuer auflodern, welches sich bald über den größten Theil der Stadt ausbreitete. Am 18. gelang es den leichten Truppen, am Wasser hinschleichend, in die Stadt zu dringen, die von den russischen Soldaten und Einwohnern verlassen und ganz vom Feuer in Besitz genommen war. Den angestrengten Bemühungen der Franzosen gelang es doch nur einen kleinen Theil der Häuser zu retten.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21471 / 090

Da Smolensk nicht fest genug war, um einen ernsten Stoß des Feindes auszuhalten, hatten die russischen Feldherrn es vorgezogen, die Stadt und ihre reichen Vorräthe zu vernichten, und sich hinter derselben in einer guten Stellung bei Valutina Gora aufgestellt, um hier die Schlacht anzunehmen. Napoleon eilte, sie anzugreifen, immer besorgt, sie könnten ihm wieder entwischen. Man kämpfte am 19. den ganzen Tag mit äußerster Erbitterung bis in die Nacht. Napoleon behauptete das Schlachtfeld und versicherte, er würde die Russen vernichtet haben, wenn nicht Junot auf unbegreifliche Weise dem Befehl, mit seinem Corps vorzurücken, ungehorsam geworden wäre. (Junot war geisteskrank, in Folge seiner Ausschweifungen und seiner in Portugal mißlungenen ehrgeizigen Pläne, seine Krankheit nahm zu und er endete nach dem Kriege in völligem Wahnsinn.) Bagration hatte die Luft gebüßt und zog in der Nacht willig mit Barklay ab. Sie waren noch gut genug davon gekommen, hatten den Heldenmuth ihrer Truppen gegen eine beträchtliche Uebermacht erprobt und den Franzosen großen Schaden gethan. Man schätzt den Verlust der letztern vor Smolensk und bei Valutina auf 20,000 Mann. In der Asche der Stadt wälzten sich viele tausend Verwundete, unter denen die russischen meist zu Grunde gingen, weil die Sieger kaum die ihrigen hinlänglich pflegen konnten. Erst nach und nach kamen Zufuhren aus Lithauen an und wurden zu Smolensk in allen noch übrigen Gebäuden Magazine und Spitäler angelegt.

Napoleon zog auf der Straße nach Moskau weiter, fand aber unterwegs die Städte eben so systematisch verbrannt und von allen Einwohnern entleert, wie Smolensk. So Dorogobusch und Wiazma. Die Russen ließen aber ausſprengen, die Franzosen seyen es, die das Land auf diese grausame Weise verwüsteten, um das Volk in der Ferne zu desto wilderer Rachelust aufzureizen.

Am 27. August*) stieß Miloradowitsch mit 15,000 Russen bei

*) An demselben Tage kam Kaiser Alexander mit Bernadotte zu Abo zusammen.

Wiazma zu Barklay und zog sich mit ihm weiter gegen Moskau zurück, am 29. August traf endlich auch der alte narbenvolle und einäugige Kutusow, bisher Oberbefehlshaber gegen die Türken, im russischen Hauptquartier ein und übernahm auf des Kaisers Befehl das Commando. Barklay ordnete sich ihm willig unter, Bennigsen wurde Chef des Generalstabs. Seine Armee brachte aber Kutusow nicht mit, sie war unter Tschitschagow gegen Schwarzenberg geschickt worden, um in Napoleons Rücken zu operiren. Dagegen stießen bei Borodino noch 10,000 russische Recruten zum Hauptheer, das nun wieder 120,000 Mann stark war. Kutusow galt bei den Russen als zweiter Suwarow und war ihr Liebling. Setzte er auch nicht in so hohem Grade wie Bagration sein Vertrauen in einen Sieg, so wollte und konnte er doch sein Commando nicht mit einem Rückzugsbefehl beginnen und Moskau ohne Schwertstreich Preis geben. Er nahm daher eine Stellung bei Borodino, unfern von dem Flüßchen Moskwa, und deckte sich die eine Seite mit Sümpfen und Wäldern, die andere mit schnell aufgeworfenen Redouten, am 4. September. Schon am folgenden Tage näherte sich ihm die große französische Armee, damals noch 130,000 Mann stark, auf der Hauptstraße nach Moskau, die mitten durch die russischen Linien führte. Beide Armeen brannten vor Begierde, sich zu schlagen. Die Stimmung der Russen spiegelt sich in den Proclamationen, durch die man sie erhöhte. Schon am 18. Juli hatte Kaiser Alexander allen seinen Russen zugerufen: „vereinigt euch, das Kreuz in eurem Herzen und das Eisen in euren Händen.“ Aehnliches sprach gleichzeitig die heilige Synode von Moskau. Aus dem brennenden Smolensk hatten die Russen ein hochverehrtes Muttergottesbild gerettet. Das ließ jetzt Kutusow feierlich in seinem Lager umhertragen und sprach zu den Soldaten: „ihr seht in diesem Bilde eine Fürbitte bei Gott, daß er sich mit uns gegen den Tyrannen der Erde verbinde. Nicht zufrieden, Millionen von Menschen, Ebenbildern Gottes zu zerstören, bringt dieser Erzrebell mit bewaffneter Hand in unser Allerheiligstes, stürzt unsere Altäre und wollte selbst dieses heilige Bild der Entweihung des Zufalls,

den Flammen und gotteslästernden Händen Preis geben. Wie ein Wurm aus dem Staube geboren, ist er groß geworden und bedroht unsere Altäre, aber Gott wird uns mit seinem Schilde decken und der h. Michael ihn mit dem Schwerte treffen."

Von dieser heiligen Erwärmung war im französischen Lager gegenüber nichts wahrzunehmen. Hier freute man sich auf die Schlacht nur, weil man mit ihr endlich den Frieden, die ersehnte Ruhe nach so unerhörten Entbehrungen zu erkämpfen hoffte. Dieser Stimmung entsprach auch Napoleons Aufruf zur Schlacht: „Soldaten, die lang gewünschte Schlacht wird beginnen. Der Sieg liegt in eurer Hand, er ist uns nöthig, er wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und schleunige Rückkehr ins Vaterland bringen." Zum Schluß erinnerte er sie aber, wie sehr es ihnen späterhin zum Ruhm gereichen würde, sagen zu können, „auch ich war bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau." Unmittelbar vorher hatte er die Nachricht von Marmonts Niederlage bei Salamanca erhalten, die neuen Sorgen um Spanien mußten ihm daher einen entscheidenden Sieg über die Russen noch wichtiger machen. Auch hatte man ihm ein schönes Portrait des jungen König von Rom geschickt. Er stellte es vor seinem Zelte aus, damit es seine alten Grenadiere betrachten konnten, ließ es aber plötzlich wieder wegnehmen, indem er bemerkte: „das Kind blickt zu früh in die Schlachtfelder."

Schon am 5. September ließ Napoleon einige vorgeschobene Schanzen der Russen erstürmen, der Hauptkampf begann aber erst am 7. Als die Sonne blutig über der weiten Ebene aufging, sagte Napoleon: „das ist die Sonne von Austerliz." Kutusow hatte einen kleinen Höhenzug, der sich jedoch nicht mehr als 20 Fuß über die umliegende Ebene erhob, stark mit Geschütz versehen und seine Truppen dahinter zusammengehalten. Die ganze Breite seiner Schlachtstellung betrug nur 8000 Fuß und seine Corps standen so nahe hintereinander, daß die französischen Kugeln, welche die erste Linie verschont hatten, um so gewisser in die zweite und dritte schlugen. Napoleon griff zuerst den linken Flügel der Russen an, da sie sich

aber hier alsbald verstärkten, das Centrum selbst. Masse drückte gegen Masse. Es war ein fürchterliches, nie vorher gesehenes Morden, denn von beiden Seiten schlugen die Kanonenkugeln in dichte Menschenhaufen ein. So lange die Russen ihre Redouten behaupteten, war der Verlust auf französischer, sobald die Franzosen sie aber wegnahmen, und die Kanonen umkehrten, auf russischer Seite größer. Die schon weit vorgerückten Franzosen wurden durch eine gewaltige Anstrengung der Russen wieder zurückgeworfen, die Redouten wieder erobert. Schon flohen die französischen Regimenter, die Murat vergeblich zurückzuhalten suchte, und der letztere war nahe daran gefangen zu werden, als die hier auf 2000 Mann herabgekommenen Württemberger sich durch die fliehenden Franzosen hindurch auf die Redouten stürzten, den König von Neapel retteten und den Platz festhielten. Eine sehr schöne Waffenthat, welche die französischen Geschichtschreiber des Krieges verschweigen. Die Schlacht stand noch immer. Kutusow zog sich ungeheuren Menschenverlust zu, indem er durchaus nicht weichen wollte und doch dem von den eroberten Redouten aus verdoppelten Feuer Napoleons ausgesetzt war. Erst die Nacht machte dem Kampf ein Ende, worauf die Russen sich in guter Ordnung zurückzogen, denn sie waren zu sehr geschwächt worden, um den Kampf am nächsten Tage erneuern zu können. Sie hatten den tapfern Bagration, den General Tuschkow, viele andere Generale durch den Tod verloren. Ihren Gesammtverlust an Todten und Verwundeten berechnet man auf 30,000 Mann. Auf französischer Seite waren die Generale Coulaincourt (Bruder des Herzogs von Vicenza), Montbrun ꝛc. gefallen und betrug der Gesammtverlust 20,000 Mann. Ney, der sich hier wieder besonders ausgezeichnet hatte, wurde zum Fürsten von der Moskwa ernannt. Das Schlachtfeld sah um so schrecklicher aus, als man in engem Raum gefochten hatte und überall die Wundärzte und vorzüglich die Leinwand zu den Verbänden nicht ausreichten. Eine ungeheure Menge von Verwundeten, besonders Russen, mußten hier wieder hülflos verschmachten. Von Rücksichten der Menschlichkeit war

in Napoleons Heer kaum mehr die Rede. Wenn er nur vorn noch eine ſchlagfertige Streitmaſſe behielt, bekümmerten die Tauſende ihn nicht, die rückwärts zu Grunde gingen. Man bemerkt in der Reihenfolge ſeiner großen Kriege eine ſtufenweiſe, immer zunehmende Verwilderung.

Das kleine Städtchen Moſaisk, das einzige in der Nähe, war mit ruſſiſchen Verwundeten angefüllt, die am 9., als die Franzoſen einrückten, hinausgeworfen wurden, um dafür franzöſiſche unter Dach zu bringen. Am 10. lieferte Miloradowitſch den zu raſch nachdringenden Franzoſen bei Krinskoi ein blutiges Gefecht. Doch wollte und konnte Kutuſow Moskau nicht mehr retten, ſondern gab dieſe reiche Hauptſtadt dem Feinde Preis und nahm ſüdweſtlich davon die berühmte Flankenſtellung bei Kaluga, von wo aus er die bisherige Operations-, beziehungsweiſe Rückzugslinie Napoleons bedrohte.

4.

Moskau.

Napoleon aber richtete ſein Adlerauge auf die heiß erſehnte Hauptſtadt des alten Rußland, in der er Vorräthe aller Art, bequeme Quartiere für ſeine Armee, die langentbehrte Ruhe und, was ihm das Wichtigſte war, die letzte Entſcheidung und das Ende des Feldzugs zu finden hoffte, denn nach der großen Schlacht an der Moskwa und nach der Einnahme von Moskau zweifelte er nicht, Alexander werde um Frieden bitten. Am 14. September erblickten die Franzoſen zum erſtenmal das von den Altruſſen für heilig geachtete Moskau, herrlich von der Sonne beleuchtet mit ſeinen hundert vergoldeten Kuppeln, 295 Kirchen, 1500 Paläſten, aus deren Mitte der Kreml, die uralte Burg und Kirche der Czaaren mit ihren phantaſtiſchen, theils vergoldeten, theils in den bunteſten Farben ſchimmernden und durch Ketten verbundenen Kuppeln und Thürmen hervorragte. Die Stadt war ſehr weitläufig gebaut, die

Kirchen und Paläſte der Großen ſtanden iſolirt zwiſchen Gärten und zahlloſen hölzernen Häuſern, worin das gemeine Volk wohnte. Man ſchätzte die Bevölkerung zu 3—400,000 Seelen, unberechenbar, weil der Adel im Winter mit einem zahlreichen Gefolge von Leibeigenen in der Stadt, im Sommer auf dem Lande zuzubringen pflegte. Moskau war die alleinige Hauptſtadt des Reichs, ehe St. Petersburg entſtand, bildete jetzt noch einen Gegenſatz gegen Petersburg, ſchloß den ſtolzen Adel in ſich, der entweder dem Staat nicht dienen wollte, oder in Ungnade gefallen war, und konnte, wenn Napoleon ſich hier erſt eingewohnt hatte und durch ein wohlwollendes und geſchicktes Benehmen beliebt geworden war, ihm zu einem politiſchen Stützpunkt gegen Petersburg und den Kaiſer dienen. Er dachte ſogar an eine Reform des altruſſiſchen Volks, an eine Freierklärung aller Leibeigenen und wollte noch ſpäter dafür gelobt ſeyn, daß er Entſagung genug gezeigt habe, dieſe revolutionäre Maßregel zu unterlaſſen. Mit ſolchen Hoffnungen ſah er die prächtige Stadt vor ſich liegen und erwartete eine Deputation ihrer Behörden, ihres Adels, ihres Handelsſtandes. Aber niemand erſchien. Die Straßen zur Stadt, die Thore blieben einſam. Gleich der verzauberten Stadt in den Märchen der tauſend und einen Nacht ſtand Moskau da, menſchenleer und grabesſtill.

Graf Roſtopſchin, den Alexander zum Gouverneur von Moskau ernannt hatte, ſprach in volksthümlicher Derbheit zu ſeinen Ruſſen und ſagte über Napoleon die gröbſten Wahrheiten, z. B. in einem Aufruf vom 29. Auguſt: „Napoleon verſpricht alles und hält nichts; er verſpricht allen Soldaten den Marſchallſtab, den Bettlern goldene Berge, dem Volke Freiheit und erwiſcht ſie alle bei den Ohren, ſteckt ſie alle in den Topf und ſchickt ſie zuletzt alle zum Tode, ja er macht ſie alle todt.“ Roſtopſchin ließ es aber nicht bei ſtarken Redensarten bewenden, er war in vollem Sinn des Worts der Mann der That. Da ihm der Ausgang einer Hauptſchlacht nicht zweifelhaft war und er bei der Uebermacht und Eile Napoleons ſicher darauf rechnete, derſelbe werde noch vor Eintritt des Winters Moskau erreichen, hatte er ſchon lange alles zu ſeinem

Empfange vorbereitet. Unter dem lächerlichen, aber den leichtgläubigen Ruſſen imponirenden Vorwande, durch einen deutſchen Mechaniker einen ungeheuren Feuerballon verfertigen zu laſſen, welchen er auf die franzöſiſche Armee, wenn ſie käme, niederlaſſen wolle, hatte er eine Menge Brandmaterialien zubereitet, um die heilige Stadt damit in Aſche zu legen und Napoleon nichts als öde Trümmer übrig zu laſſen, wie in Smolensk. Natürlicherweiſe konnte dieſes, wenn auch im tiefſten Geheimniß, nur im Einverſtändniß mit dem höchſten Willen, ſo wie mit den Feldherrn und mit den patriotiſchen Häuptern des Adels und der Kirche geſchehen. Dadurch wurde vollkommene Einheit in der Ausführung erzielt und jede Klage, jeder Vorwurf wegen der Größe des Opfers von vorn herein beſeitigt. Ein Theil der ruſſiſchen Armee zog nur deshalb noch durch Moskau, um die Stadt auszuleeren und alle Schätze der Kirche und des Staats, der Großen, der Kaufleute, ſo wie die Elite der Bevölkerung ſelbſt unter ſicherem Schutz zu entfernen. Das gemeine Volk, welches nicht im Geheimniß war, folgte, von ſeinen Popen mit Kirchenfahnen geführt.

Murat rückte mit der Avantgarde der franzöſiſchen Armee in die leere Stadt ein, vorſichtig, weil er einen Hinterhalt beſorgte, fand aber alle Straßen ausgeſtorben und todtenſtill, daß der Hufſchlag ſeiner Roſſe von den Häuſern widerhallte, und ſtieß erſt in den Höfen des Kreml auf einen lärmenden Haufen von Pöbel, Verwundeten und Koſaken, die ſich verſpätet hatten, jetzt aber ſchnell auseinanderſtoben. Napoleon ſelbſt, immer noch einen Hinterhalt fürchtend, zog noch nicht in die Stadt ein, ſondern übernachtete in einem Hauſe der Vorſtadt. Mortier aber beſetzte den Kreml und richtete ihn als Hauptquartier ein. Es war unmöglich, die Soldaten in der Nacht in Ordnung zu halten. Hunger und Beutegier regten ſich zu mächtig nach ſo langen mühſeligen Märſchen. Selbſt Offiziere ließen ſich nicht zurückhalten. Man brach die geſchloſſenen Häuſer auf, fand auch wirklich noch eine Menge Lebensmittel und werthvolle Gegenſtände, die bei der Eile des Auszugs aus Mangel an Transportmitteln und von den Reichen, welche ſie ſpäter leicht

wieder erſetzen konnten, auch aus Gleichgültigkeit zurückgelaſſen worden waren. Man fand noch ganze Paläſte mit ihrem prächtigen Ameublement und ſogar in einigen noch Livreebedienten, welche den eindringenden Offizieren aufwarteten und ſich erſt entfernten, als das Feuer ausbrach. Schon in dieſer erſten Nacht entſtanden an mehreren Orten Brände, von denen die Franzoſen glaubten, ihre unvorſichtigen oder trunkenen Landsleute hätten ſie verſchuldet. Man wollte löſchen, aber alle Spritzen, Löſcheimer waren entfernt worden und das Feuer fraß um ſich, doch anfangs noch bei ruhiger Luft und bei der großen Ausdehnung der Stadt in enge Kreiſe gebannt.

Am 15. ritt Napoleon in den Kreml, ſchlug hier oben, wo er die ganze Stadt überſehen konnte, ſeine Wohnung auf und gab gemeſſenen Befehl, die Disciplin zu handhaben, alle Regimenter in Ordnung beiſammen zu halten, das Feuer zu löſchen und ſeinen Wiederausbruch durch jede Vorſicht zu verhindern. Aber man meldete ihm, alle Löſchwerkzeuge fehlten und in vielen Häuſern habe man Brandraketen, Pechkränze, in den Höfen des Roſtopſchinſchen Palaſtes ſogar geladene Petarden gefunden. Man bemerkte vor dem Ausbruch des Feuers in den Straßen einen ſtarken Geruch von Schwefel und Pech. Auch entdeckte man rußige Geſellen, die ſich von Haus zu Haus ſchlichen und den Brand leiteten. Nun war an der Abſicht der Ruſſen, die Stadt über den Häuptern der Franzoſen anzuzünden, nicht mehr zu zweifeln. Allein noch war das Element der prächtigen Stadt lange nicht Meiſter geworden und Napoleon hoffte noch, ſie demſelben entreißen zu können. Jeder Brandſtifter, den man ergriff, wurde erſchoſſen, aber ſie hielten ſich verſteckt und ſetzten ihr Werk im Dunkel der Nacht fort. In dieſer ſchrecklichen Nacht vom 15. zum 16. September erhob ſich ein heftiger Nordwind und fachte die Flammen an, welche jetzt auch überall vereinzelt in den Stadttheilen emporſtiegen, die bisher verſchont geblieben waren. Bald küßte die Flamme des einen großen Brandes die des andern und wälzte ſich immer höher und breiter in der Richtung des Windes fort, und trieb Gluth und Funken gegen das Fenſter des Kreml, aus dem Napoleon, aus einem tiefen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21453 / 072

Schlaf erſt in der Morgendämmerung vom Feuerſchein erwacht, mit untergeſchlagenen Armen dem entſetzlichen Brande zuſah, der Moskau vor ſeinen Augen vernichtete und ihm alle die Hülfsmittel entzog, die er hier zu finden gehofft und ſeiner müden Armee verſprochen hatte. Der Tag brach an, der Wind und das Feuer ſetzten ihre gräßliche Eroberung der Straßen, Paläſte und Kirchen Moskaus fort, die eine nach der andern verſchwanden. Der Kreml ſelbſt war bedroht, Napoleon mußte ſich außerhalb der Stadt in das Schloß Petrowskoi flüchten. An Löſchen war nicht mehr zu denken, die Soldaten trachteten nur noch, dem Feuer ſo viel Beute als möglich zu entreißen, und plünderten, keinem Befehl mehr gehorchend, die noch nicht brennenden Stadttheile, oft vom Feuer überraſcht und verzehrt, da viele ſich in dem aufgefundenen Wein und Branntwein berauſcht hatten.

Das Feuer wüthete bis zum 19. fort. Man ſah bei Tage eine Rauchwolke in der ganzen Breite der Stadt in ſchiefer Richtung vom Winde getrieben, und bei Nacht eine eben ſo ungeheure Lohe, ein Meer von Feuer, hoch zum Himmel aufſchlagen. Napoleon ſelbſt gibt (bei Las Caſes) von dem Brande folgende Beſchreibung. „Nie kam etwas, trotz allen Schilderungen der Poeſie, trotz allen Erdichtungen vom Brande von Troja, in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich. Es läßt ſich kaum ein ſchauderhafterer Anblick denken. Am erſtaunenswürdigſten war dieſes Schauſpiel in der Nacht des 18. auf den 19., als der Brand den höchſten Grad erreicht hatte. Das Wetter war ſchön und trocken und es herrſchte fortwährend Oſt- oder Nordwind. In dieſer Nacht, deren ſchauderhaftes Bild nie aus meiner Seele verſchwinden wird, ſtand die ganze Stadt im Brande. Dicke Feuergarben von den mannigfaltigſten Farben ſtiegen aller Orten bis zu den Wolken empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendſte Licht und eine Gluthitze in die größte Entfernung. Dieſe nach allen Richtungen von dem Winde geſchleuderten Feuergarben waren bei ihrem Aufſteigen vom furchtbarſten Geräuſch und entſetzlichen Detonationen begleitet, was von Verbrennung des Pulvers und Salpeters, des Oels

und Weingeistes in den Kaufläden und Waarenlagern herrührte. Die glasirten Dachziegel flogen in weite Ferne, selbst große Holzbalken wurden weithin fortgeschleudert. Schrecken und Angst hatte alle Gemüther ergriffen." So Napoleon. Das russische Heer, welches eben damals seine Seitenbewegung nach Süden machte, sah den Brand nur aus der Ferne, und die im Geheimniß waren, hatten die schreckliche Genugthuung, wahrzunehmen, wie vollkommen das Werk gelungen sey. Rostopschin hatte auch seinen schönen Palast auf dem Lande angezündet und eine Inschrift hinterlassen: „acht Jahre lang verschönerte ich diesen Landsitz und lebte da glücklich im Schooß meiner Familie. Die Einwohner verlassen es bei eurer Annäherung und ich stecke es in Brand, damit es nicht von eurer Gegenwart besudelt werde." Gleichwohl hat Rostopschin später in einer eigenen Schrift die Ehre, Moskau angezündet zu haben, von sich abgelehnt. Das Opfer war mit so vielen Schmerzen verbunden, daß niemand bekennen wollte, es gebracht zu haben. Anfangs beschuldigte man, wie in Smolensk, Wiazma ꝛc. die Franzosen, den Brand verursacht zu haben. Später glaubten die Geschichtschreiber des Kriegs, oder machten wenigstens glauben, Rostopschin trage ganz allein die Verantwortung und habe eigenmächtig gehandelt, Kaiser Alexander aber nachher, weil es nicht mehr zu ändern und ihm vortheilhaft war, ein Auge zugedrückt. Clausewitz bemerkt sehr richtig, jenes patriotische Opfer sey ein desavouirtes Kind, aber dennoch ein Kind der Liebe gewesen. Wer hätte wagen dürfen, Moskau anzuzünden, wer hätte so lange Vorbereitungen dazu treffen und so zahlreiche Einwohner entfernen dürfen, wenn nicht Kaiser, Kirche, Adel und Heer in Bezug auf das Opfer solidarisch verbunden gewesen wären?*) Dies geht auch deutlich aus der Proclamation hervor, welche Kaiser Alexander unmittelbar nach dem Brande von Moskau erließ: „Wir wissen, wie schmerzvoll es für jeden Russen ist, den

*) Vgl. auch Schöll, histoire des traités X. 162. La résolution de bruler Moscou avait été concertée avec les principaux membres de la noblesse Russe.

Verwüster seines Landes im Besitz der alten Hauptstadt des Reichs zu sehen. Allein nur die Trümmer derselben sind in seine Macht gefallen. Dieser stolze Länderverheerer hoffte, als er sich Moskaus bemächtigte, unumschränkter Herr unsers Schicksals zu werden und uns den Frieden vorzuschreiben. Seine Erwartung wurde getäuscht. Er findet in Moskau weder die Mittel zu herrschen, noch seinem Heere Leben zu fristen. Unsere Streitkräfte, welche sich täglich vermehren, umgeben Moskau, schneiden dem Feind die Zufuhren ab. Bald wird er den Irrthum einsehen, den er beging, als er sich einbildete, der Besitz von Moskau werde ihn zum Herrn des Reichs machen. Die Noth wird ihn endlich zwingen, mitten durch die Glieder unseres unverzagten Heeres zu fliehen, um dem Hungertode zu entgehen. Allerdings hat das Elend den höchsten Grad erreicht. Aber wir bieten allem Schrecken Trotz, zur Erhaltung unserer Freiheit und zum Wohl der Menschheit überhaupt. Wir werden das Wohlbehagen empfinden, eine gute Handlung begangen zu haben, und unsterbliche Ehre wird der Lohn eines Volkes seyn, welches durch seine Ausdauer nicht nur sich selbst, sondern auch den andern unglücklichen Völkern, die der Tyrann nach seinem Willen gezwungen hat, einen dauerhaften Frieden erringen wird."

Napoleon machte der Welt in seinem 20. Bulletin das große Ereigniß mit den Worten bekannt: „Moskau, eine der reichsten und schönsten Städte der Welt, existirt nicht mehr." Er beschuldigte Rostopschin allein. Er versicherte aber, das Unglück sey für die französische Armee nicht sehr groß, die Keller seyen verschont geblieben urd in diesen finde man jeden Augenblick neue und reiche Vorräthe. Ueberdies stehe seine Avantgarde schon auf der Straße nach St. Petersburg. Er kehrte nach dem Kreml zurück, den seine Garde, aber noch mehr dessen freie Lage, geschützt hatte, und konnte nun Moskaus weiten Aschenhaufen überblicken, aus dem die stehengebliebenen Schornsteine wie schwarze Leichensteine herausragten. Fain verglich sie mit den vorstehenden Knochen eines Gerippes. Außer dem Kreml waren nur wenige, gleichfalls isolirte Paläste

erhalten, aber in den Kellern fand man Brod, Mehl, Wein, Branntwein, Tücher und Waaren aller Art, die eine Zeitlang hinreichten, den Hunger der Franzoſen zu ſtillen und ihre Blöße wieder zu bedecken, mit denen der Soldat aber in ſeiner Verwilderung nicht ſparſam umzugehen wußte, ſondern vieles verſchleuderte und verdarb. Auch eine Menge koſtbare Möbel, Luxuswagen ꝛc. aus den Paläſten waren erbeutet worden und man nährte das Feuer der Bivouacs mit Mahagonyholz und Goldrahmen. Mancher Soldat hüllte ſeine in den zerriſſenen Uniformen entblößten Glieder in einen Zobelpelz oder Shawl von unſchätzbarem Werth. Mancher Offizier und General, mancher Marketender packte ſeine Privatwagen voll; ſelbſt der Gemeine füllte ſeinen Torniſter mit dem Theuerſten und Koſtbarſten, was er erbeutet oder für ſeine Beute gelöst hatte. Jedenfalls bedurfte das Heer eine, wenn auch nur kurze Ruhe, und reichte das Gefundene hin, die Ermatteten wieder zu ſtärken und viele Leichtverwundete zu heilen.

Napoleon ſtand mit ſeinem ſiegreichen Heere jetzt in der Luft und waren ſeine Flanken nicht geſchützt, ſondern aufs gefährlichſte bedroht. Auf dem äußerſten linken Flügel war Macdonald mit den Preußen am Ufer der Oſtſee vorgerückt und nach einem kleinen Gefecht am 5. Auguſt vor Riga angelangt, welche Stadt er langweilig zu belagern anfing. Im linken Centrum war Oudinot gegen Driſſa vorgerückt, erlitt aber durch den ruſſiſchen General Graf Wittgenſtein am 31. Juli bei Kliaſtizi eine Niederlage. Nun mußte St. Cyr ihn verſtärken. Beide ſetzten ſich bei Polozk feſt, Wittgenſtein griff ſie hier am 16. Auguſt an und ſiegte, Oudinot wurde verwundet, aber St. Cyr ſiegte wieder am folgenden Tage. In dieſen Schlachten zeichneten ſich die Bayern aus, deren tapferer General Deroy hier den Tod fand. Die Marſchälle unternahmen aber weiter nichts und hielten nur die Stellung bei Polozk feſt, wie Macdonald die bei Riga. Auf dem rechten Flügel hatte ſich Schwarzenberg mit Reynier vereinigt und die Ruſſen unter Tormaſow zurückgeſchlagen, blieb dann aber in Volhynien bei Luzk ſtehen. Unterdeß rückte Victor mit 34,000 Mann aus Deutſchland

bis nach Smolensk, um Napoleon als Reserve zu dienen. In Wilna war das politische Hauptquartier aufgeschlagen, hieher hatte Napoleon die fremden Gesandten berufen, weil die Communication mit ihnen hier viel leichter war, als in Paris.

Die Flügel der großen Armee hatten sich also nicht über Lithauen und Volhynien hinaus entfernt. Das Centrum allein war über diese Stellung weit hinausgegangen. Da nun Alexander keinen Frieden machte, da sich Napoleon in dem ausgebrannten Moskau nicht halten konnte, da er auch mit seiner geschwächten Armee und beim Herannahen des Winters den durch weite Sümpfe führenden und leicht zu sperrenden Weg nach Petersburg nicht einschlagen, noch südwärts ziehen konnte, wo sein immer mehr sich verminderndes Heer zwischen das immer mehr sich verstärkende von Kutusow und das von Tschitschagow aus der Türkei herbeigeführte Heer gerathen wäre, blieb ihm nichts übrig, als zwischen seine Flügel sich zurückzuziehen, auf dem Wege, auf dem allein er Magazine und eine Reserve hatte. Um diesen Rückzug sicher zu bewerkstelligen, war aber die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Auch wollte er nicht zurückgehen außer nach einem ehrenvoll geschlossenen Frieden. Deshalb entschloß er sich in einer versöhnlichen Weise an Alexander zu schreiben, und am 5. Oct. schickte er General Lauriston an Kutusow ab, mit dem Wunsche, er möge denselben unmittelbar zum Kaiser Alexander geleiten lassen. Kutusow antwortete höflich, zu einer solchen Reise müsse sein Kaiser erst die Erlaubniß ertheilen, er wolle desfalls anfragen lassen; aber es kam keine Antwort. Napoleon hatte, indem er den ersten Schritt that, nur seine Verlegenheit verrathen und den Kaiser Alexander in seinem Entschlusse, nicht nachzugeben, bestärkt. Diese Demüthigung hätte er sich jedenfalls ersparen können. General Steinheil kam mit 12,000 Mann aus Finnland erst nach Riga, dann zu Wittgenstein, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, abermals bei Polozk über St. Cyr herzufallen, am 18. Oct. Trotz der ausgezeichneten Tapferkeit der Bayern und Schweizer blieb dem hier verwundeten St. Cyr, den Napoleon wegen seiner frühern Schlacht am gleichen Orte zum Marschall erhoben hatte, nichts

übrig, als ſich auf Victor zurückzuziehen. Die Bayern, die das meiſte geleiſtet hatten, wurden von St. Cyr mit ſchnödem Undank belohnt. Nach der erſten Schlacht hatte er ihrer Thaten in ſeinem Armeebericht nicht gedacht, was ihnen tiefen Groll erregt und ein Zerwürfniß zwiſchen Wrede und dem Marſchall herbeigeführt hatte. Nach der zweiten Schlacht ließ St. Cyr abſichtlich eine bayriſche Batterie mit dem Wagen, auf welchem ſich ſämmtliche bayriſche Fahnen befanden, den Ruſſen in die Hände fallen, indem er ihnen eine falſche Richtung gab. Während nun Wittgenſtein nachrückte und auf Victor drängte, wurde dieſer zugleich von einer andern Seite her bedroht durch Tſchitſchagow, der mit der ruſſiſchen ſ. g. Moldauarmee erſt am 31. Juli aus der Türkei hatte aufbrechen können und ſich am 18. Sept. mit Tormaſow, der fortan unter ihm ſtand, vereinigte. Seine Streitmacht von 38,000 Mann war derjenigen Schwarzenbergs überlegen, den er daher über den Bug zurückdrängte. Er hätte wohl bis Warſchau vorrücken können, allein er ließ nur Sacken mit einem Heertheil ſtehen, um Schwarzenberg in Schach zu halten, und eilte mit dem Gros ſeines Heeres nach der Bereſina, um mit Wittgenſtein vereinigt Victor zu ſchlagen und der großen Armee unter Napoleon den Rückweg zu verſperren.

Am 17. Oct. begann auch Kutuſow ſeine Angriffsbewegung und ſtörte die Franzoſen in ihrer trügeriſchen Ruhe in Moskau auf. Murat, der mit der Avantgarde bei Tarutino ſtand, wurde am 18. mit überlegener Macht überfallen und mit großem Verluſt zurückgeſchlagen. Hier gingen viele franzöſiſche Pferde zu Grunde, die bei der ſchlechten Grasnahrung und den langen Strapazen zu Gerippen zuſammengedorrt waren und keine Schlacht mehr aushalten konnten. Dies bewog Napoleon den ſchon vorbereiteten Ausmarſch aus Moskau zu beſchleunigen. Es war ſchon zu ſpät. Während er gehofft hatte, der Krieg werde jetzt zu Ende ſeyn, erklärte der alte Kutuſow, er fange jetzt erſt an.

5.

Untergang der großen Armee.

Napoleon verließ Moskau am 19. Oct., ließ durch Mortier einen Theil des Kreml sprengen und rückte mit seiner jetzt wieder 103,000 Mann starken Armee zunächst gegen Kaluga, schlug jedoch diese Richtung nur ein, um durch den Schein einer Angriffsbewegung den Rückzug zu maskiren, und um sich diesen Rückzug durch einen Schlag gegen Kutusow besser zu sichern. Am 24. Oct. stieß Vicekönig Eugen mit der französischen Avantgarde auf die russische unter Doktorow bei Malo-Jaroslawetz. Es kam zu einem blutigen Kampfe, der von beiden Seiten durch die nachrückenden Corps genährt wurde. Als Napoleon selbst am 25. an Ort und Stelle eintraf, fand er nicht gerathen, die Schlacht zu erneuern, da Kutusow eine zu gute Stellung hatte; es genügte ihm, den Schein des fortgesetzten Angriffskrieges gerettet und einen Vorsprung nach Smolensk gewonnen zu haben, wohin er so eilig als möglich aufbrach.

Wie beim ersten Auszug aus Deutschland und Polen hatte sein Heer auch wieder beim Auszug aus Moskau ein ungeheures Geschlepp von Wagen voll Bedürfnisse und Beute aller Art, ein Theil auch mit Civilpersonen, Damen und Kindern, denjenigen Ausländern, die aus Moskau flohen, um der Rache der Russen zu entrinnen. Napoleons eigene Trophäen waren bescheiden und beschränkten sich auf das kleine vergoldete Kupferkreuz, welches den Mittelpunkt eines großen vergoldeten Holzkreuzes auf der Kirche des h. Iwan im Kreml gebildet hatte, türkische und andere Fahnen aus dem Kreml und dergleichen. Napoleon duldete das viele Gepäck, weil je mehr man mitnahm, seine Soldaten desto besser sich verpflegen und die Pferde von den Gepäckwagen zuletzt zum Fortziehen der Kanonen benutzt werden konnten. Die Langsamkeit des Marsches war hauptsächlich Folge der schlechten Wege und der Schwäche des Zugviehs. Man empfand daher um diese Zeit zum erstenmal

die Ueberlegenheit der feindlichen Koſacken, die auf ihren kleinen, aber unermüdlichen Pferden der franzöſiſchen Armee überall zuvorkamen, in alle ihre Lücken eindringen, alle Soldaten, die ſich vereinzelten, abfangen konnten. Der Koſacken-Hetmann Platow wagte ſich ſchon am 25. Oct. einmal ſo nahe an Napoleon ſelbſt heran, daß dieſen ſeine Garden kaum retten konnten.

Am 31. Oct. und 1. Nov. ließ Napoleon in Wiazma Halt machen, damit ſich die Truppen ein wenig erholen konnten, brach aber ſchon am 2. wieder auf. Am 3. wurde Ney, der zurückgeblieben war, von Miloradowitſch ſcharf angegriffen, ſchlug ihn jedoch ab. Kutuſow, der ganz in der Nähe war, wollte nicht angreifen, um ſeine Mannſchaft zu ſchonen, weil er überzeugt war, der Winter werde bald eintreten und dann werde Napoleon im Froſt untergehen. Am 6. Nov. fiel wirklich der erſte Schnee und die Luft wurde ſo kalt, daß ſich Eis an die Bärte der Soldaten ſetzte und den zu leicht Gekleideten die Glieder erſtarrten, die Gewehre aus den Händen ſanken. Die Tritte der Menſchen und Pferde wurden auf dem hartgefrornen Schnee unſicher. Das aus Moskau mitgenommene Brod und Mehl ging aus, nur der Garde ſparte man die letzten Vorräthe auf; eine Heerde von 1500 Ochſen, die der Armee aus Smolensk entgegengeführt wurde, fiel in die Hände der Ruſſen. Indem der Schnee das letzte Gras bedeckte, ging auch den Pferden das Futter aus, ſie fielen zu tauſenden in jeder Nacht. Ihr Fleiſch, mit Schießpulver gewürzt, wurde für viele Soldaten die letzte Nahrung. Glücklich, wer noch einen Reſt von Mehl in Schneewaſſer bei den traurigen Bivouakfeuern kochen konnte. Um dieſe Feuer lag des Morgens gewöhnlich ein Kranz von Leichen. Die grimmige Kälte drang in alle Poren ein. Jeder deckte ſich ſo gut er konnte, auch mit Weiberpelzen. Vom langen Marſch waren die Schuhe meiſt zerriſſen, man mußte nun Pelz und Lumpen um die Füße wickeln. Bei dem Feuer brannten die Kleider an und ſchwärzten ſich.

Am 10. gelangten endlich die Unglücklichen nach Smolensk, wo zwar Magazine aufgehäuft waren, es aber an Dach und Fach

fehlte, um die Truppen unterzubringen, und wo sie sich nicht halten konnten, weil feindliche Heeresmassen ihnen schon nach der Beresina vorauseilten. Eugen, der einen Umweg über Duchowtschina gemacht hatte, wo er noch Lebensmittel zu finden hoffte, mußte am Ufer des Wop 60 Kanonen zurücklassen, weil er sie nicht mehr über das Wasser bringen konnte. Hier ertranken viele Soldaten, oder stürzten erstarrt am andern Ufer nieder, um nicht mehr aufzustehen. Eine französische Brigade unter General Augereau (dem Bruder des Marschalls) wurde vereinzelt und am 9. von den Russen gefangen. Die Menge der Erfrorenen, aus Ermattung Hingesunkenen und derer, welche die Waffen weggeworfen hatten und nur noch das Leben zu retten suchten, war schon so groß, daß Napoleon zu Smolensk nur noch 42,000 Combattanten zählte, die Armee also auf dem kurzen Marsch von Moskau her um mehr als die Hälfte geschmolzen war. Sie wurde nur durch die bisherige Besatzung von Smolensk verstärkt, die aus 5000 Mann bestand. Um eine weitere Auflösung der Truppen zu verhüten, erlaubte Napoleon nur denen, die noch unter den Waffen standen und bei ihrem Corps geblieben waren, Lebensmittel auszutheilen. Eine unnöthige Härte, denn bei der Eile, mit welcher der Marsch fortgesetzt werden mußte, lösten sich auch die bis dahin festen Bestandtheile der Armee auf. Ruhe allein hätte die Reorganisirung des Heeres ermöglicht, die Entwaffneten wieder bewaffnet und alle gerettet. Ohne Ruhe mußten die einen wie die andern zu Grunde gehen.

Als Napoleon am 14. von Smolensk aufbrach, war ihm Kutusow schon zuvorgekommen und stand quer auf seinem Wege bei Krasnoi, begnügte sich aber bei einer Kälte, die bis auf 20 Grad unter dem Gefrierpunkt gesunken war, den Franzosen nur durch Geschützfeuer und Reiterangriffe Abbruch zu thun, bis sie sich in sechs Gefechten durch seine Reihen hindurchschlugen. In dieser gräßlichen Kälte, von den Feinden umschwärmt, konnte die französische Armee nicht einmal das nahe Witebsk erreichen, um sich dort wieder zu erholen und aus den Magazinen zu versehen, denn Witebsk war schon am 9. in die Hände der Russen gefallen. Wittgenstein näm-

ch war nach dem Siege bei Polozk vorwärts gezogen, um Napo-
on aufzuhalten. Victor hatte nun zwar mit seinem Corps die
rrütteten Corps der beiden verwundeten Marschälle St. Cyr und
Oudinot aufgenommen und sollte, wie Napoleon ihm befohlen, Witt-
enstein vertreiben, wagte aber keine Schlacht, um seine Truppen
u schonen, und glaubte nichts zu versäumen, weil er von dem be-
enklichen Zustande der Hauptarmee nicht unterrichtet war. Nach
em Verlust von Witebsk mußte Napoleon nunmehr das reich mit
Vorräthen versehene Minsk zu erreichen suchen und daher gegen
Orscza marschiren. Nur Ney mit der Nachhut war zurückgeblieben
nd hatte die festen Thürme von Smolensk mit Pulver gesprengt,
e letzten Magazine zerstört. Durch Kutusow von Napoleon ge-
ennt schien er verloren und man hörte einige Tage auch nichts
ehr von ihm. Napoleon empfand über den Verlust Neys, dem
den Ehrennamen „der Tapferste der Tapfern" gegeben hatte,
nen lebhaften Schmerz und rief aus: „ich habe 200 Millionen
den Kellern der Tuilerien liegen, aber ich gäbe sie alle für diesen
nzigen Mann hin." Inzwischen hatte sich Ney durch eine Furth
s Dniepr mit Zurücklassung aller seiner Kanonen über diesen Fluß
nd auf einem Seitenwege gerettet und stieß am 21., freilich nur
ch mit wenig Mannschaft, bei Orscza wieder zu Napoleon,
r ihn feurig umarmte. In diesen sämmtlichen Gefechten von Smo-
sk bis Orscza verloren die Franzosen 230 Kanonen und die Zahl
r noch in Reih und Glied befindlichen Mannschaft war bis auf
,000 herabgesunken.

Eine nahe Hülfe wartete ihrer an der Beresina, Marschall
ictor, aber schon bedroht von Wittgenstein im Norden und von
chitschagow im Süden, der so eben Minsk weggenommen hatte,
lches Dombrowski mit den Polen vergebens zu schützen gesucht,
16. Tschitschagow folgte dem Polen, schlug ihn noch einmal
Borissow an der Beresina, am 25., und besetzte die dortige
ücke. Es half wenig, daß der russische General Sacken, dem mit
,000 Mann am 15. ein Ueberfall Reyniers bei Wolkowisk ge-
ckt war, von Schwarzenberg im Rücken gefaßt und vertrieben

feld auf den Thron gekommen, und der neue König Karl Gustav strebte nach dem Ruhm Gustav Adolfs. Er nahm den polnischen Krieg wieder auf, wozu die schwedischen Eroberungen an der Ostseeküste beständig Gelegenheit darboten, 1655. Um Schwedens Macht zu beschränken, verbanden sich Dänemark und Brandenburg mit Polen. Friedrich Wilhelm, der große Churfürst von Brandenburg, zeichnete sich unter allen deutschen Fürsten durch weise Fürsorge für sein Land und durch unternehmenden Heldengeist aus, und ihm vorzüglich verdankt das Haus Hohenzollern seine künftige Größe.

Ferdinand III. starb 1657. Ein Jahr lang schwankten die Churfürsten, bis sie seinen Sohn, den siebzehnjährigen Leopold I. zum Kaiser wählten. Schon damals bildete sich unter dem Einfluß Frankreichs ein sogenannter Rheinbund zwischen den westdeutschen Fürsten gegen Oesterreich, der aber keinen Bestand hatte. Oesterreich hatte sich noch nicht erholt, als es schon wieder von einem Türkenkrieg heimgesucht wurde. Die Wahl eines neuen Fürsten von Siebenbürgen führte diesen Krieg herbei, da die Türken einen andern Fürsten einsetzen wollten, als Oesterreich. Trotz der tapfern Thaten des kaiserlichen Feldherrn Montecuculi sah sich Oesterreich nach dreijährigem Kampf zu einem nachtheiligen Friedensschluß gezwungen, 1664.

Ganz Deutschland war noch betäubt von den Schlägen des dreißigjährigen Krieges und gewann nur langsam seine Kräfte wieder. Ueberdem waren die beiden Hauptmächte, Oesterreich durch die Türken, Brandenburg durch die Schweden beständig bewacht und bedroht. Die übrigen deutschen Fürsten waren theils schwach, theils schon von Frankreich gegen Oesterreich bestochen. Frankreich konnte daher keine günstigere Gelegenheit finden, seine habgierige Politik gleich einem wüthenden Hunde gegen

wurde. Es war für Schwarzenberg doch zu spät, Minsk zu retten. Ueberdies war er, wie Victor, über die wahre Lage Napoleons in Unkenntniß geblieben. Die Depeschen Napoleons verkündeten immer nur Wohlbefinden und neue Siege. Er fürchtete den Abfall der Oesterreicher und Preußen, wenn sein Unglück zu frühe bekannt würde.

Demnach fand er an der Beresina zwar das Victor'sche Corps, aber auch die beiden feindlichen Heere von Wittgenstein und Tschitschagow, die ihm weit überlegen waren, und wenn es ihm auch gelang, sich hier durchzuschlagen, so vermochte er doch nicht mehr seine Truppen zu verpflegen, sondern mußte ohne Lebensmittel noch den weiten Marsch bis Wilna zurücklegen. Es gereichte ihm zum besondern Glück, daß Kutusow um mehrere Tagmärsche zurückgeblieben war. Hätte dieser in die Bewegung der beiden andern russischen Feldherrn kräftig eingegriffen, so wäre Napoleon unfehlbar verloren gewesen. Es schien aber auch nur zwischen Tschitschagow und Wittgenstein hindurchzukommen so unmöglich, daß polnische Offiziere sich anboten, wenigstens Napoleons Person in einer Verkleidung auf Umwegen nach Warschau zu retten. Er lehnte es ab und beschloß dem Schicksal die Stirne zu bieten. Sein Kopf war so klar, wie sein Herz fest. Nie war er mehr Feldherr als in dieser schrecklichsten Lage seines Lebens. Die beiden feindlichen Feldherrn erleichterten ihm aber die Rettung durch ihre Fehler. Tschitschagow hatte bemerkt, daß Napoleon auf seinem Rückwege nicht mehr die nördliche Straße nach Witebsk, auf der er hergekommen war, sondern die südliche gegen Minsk eingeschlagen habe, vermuthete daher, er wolle sich auf Schwarzenberg zurückziehen, und verlegte ihm nun auch in südlicher Richtung bei Borissow den Weg, immer besorgt, er könne ihm entschlüpfen. Dadurch gab er den nördlich von Borissow liegenden Theil der Beresina frei und Napoleon konnte unbehindert die Brücken bei Studianka schlagen lassen, am 24. Auf der andern Seite hielt sich auch Wittgenstein zu weit nördlich und wagte nicht anzugreifen, weil er Napoleon noch für zu stark hielt. Gleichwohl standen beide russische Feldherrn ganz in der Nähe und konnten jeden Tag zu ihrer Vereinigung und zum Angriff auf die

noch nicht fertigen Brücken vorschreiten. Der Bau der Brücken war im höchsten Grade schwierig. Man hatte keine Pontons, mußte das Holz in den Wäldern schlagen und bis an den Hals im kalten Wasser arbeiten. Es war Thauwetter eingetreten und die Gegend voll Sumpf; wenn nicht in diesen Tagen der Frost wieder zugenommen hätte, würde das schwere Geschütz im Schlamm gar nicht fortzubringen gewesen seyn. Man konnte nur zwei Brücken zu Stande bringen und mußte die dritte schon angefangene wieder aufgeben, aber auch die beiden andern brachen mehrmals wieder ein. Napoleon leitete die Arbeiten, die von den Pioniren mit bewundernswürdiger Aufopferung vollbracht wurden. Als die erste Brücke für das Fußvolk fertig war, gingen sogleich Truppen auf das andere Ufer. Als auch die Brücke für das schwere Geschütz und Gepäck fertig war, am 28., konnte man den Uebergang für gesichert halten und Napoleon sagte triumphirend: „vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi.“ Aber man wußte doch nicht, ob man nicht jede Stunde noch am andern Ufer mit Uebermacht würde angegriffen werden. Napoleon hatte damals noch 250 Kanonen und mit Victors (Oudinots und St. Cyrs) Truppen zusammen noch 30,000 Combattanten. Am 28., als schon diese Streitmassen übergegangen und nur noch eine Menge Nachzügler und Gepäckwagen zurückgeblieben waren, kündigte endlich der Kanonendonner das Vorrücken Wittgensteins und Tschitschagows an. Aber es war zu spät, sie wurden beide durch die Tapferkeit der Franzosen abgeschlagen, wobei der kaum geheilte Oudinot abermals eine ehrenvolle Wunde davontrug. Nur die Division Partonneaux vom Victor'schen Corps, 3000 Mann stark, hatte sich verirrt und wurde von Wittgenstein gefangen. Dasselbe Loos traf die noch hinter den Brücken zurückgebliebene unbewaffnete Masse. Vergebens drängte man sich über die Brücke, stieß sich ins Wasser, zertrat die Fallenden, suchten andere durch den Fluß zu schwimmen. Wittgensteins Kugeln schlugen in den verworrenen Menschenknäuel und vermehrten den Jammer. Victor opferte sich damals auf, trieb die Russen noch einmal zurück und

ſchützte die Brücke bis zum 29. Morgens. Was jetzt noch zurück war, etwa 10,000 Menſchen und eine ungeheure Menge Wagen, mußte er den Ruſſen überlaſſen und ſelbſt der Armee nacheilen, die durch langgeſtreckte Sümpfe und Wälder auf wenigen gangbaren Wegen entkam, welche die Ruſſen abzuſchneiden verſäumt hatten.

Der Weg nach Wilna war nun offen, aber ſehr weit, und nirgends warteten Magazine auf die unglückliche Armee, die in immer größerem Mangel und immer zunehmender Ermattung ſich fortſchleppte. Die Kälte ſtieg wieder. Es war einer der härteſten Winter ſeit Menſchengedenken. Der Thermometer zählte 26 Grad. Bei Tage ſah man in den Eisnebeln der Luft Nebenſonnen, bei Nacht Nebenmonde. Durch die öden unabſehlichen Schneefelder zogen die vermummten Krieger wie hohläugige Geſpenſter. Es war nur noch der Schatten einer Armee, ſagte Segur, aber immer noch der Schatten der großen Armee. Mit Recht konnten ſie ſagen, nicht den Waffen des Feindes, nur allein dem furchtbaren Winter ſeyen ſie erlegen. Wie ſie noch bei Krasnoi und an der Bereſina gefochten hatten, war des höchſten Ruhmes würdig. Aber jetzt löſten Froſt und Hunger vollends die bisher noch geſchloſſenen Reihen auf, nur 1500 Mann von der alten Garde hielten im Centrum des bunten Menſchenhaufens noch zuſammen und die Nachhut bildeten noch 2500 Bayern mit unverzagtem Muthe. Ihre Ehre war noch größer als die der alten Garde, weil ſie nie ſo gut wie dieſe verpflegt und geſchont worden waren. Den langen Zug der Armee bezeichneten auf jedem Schritte Leichen von Menſchen und Pferden. Wo ein Pferd gefallen, ſammelten ſich die Soldaten ſo lange, bis ſie das letzte Stück Fleiſch von ihm abgenagt hatten. Kam man in ein Dorf, ſo deckten die Soldaten, um ſich Feuer zu machen, die Dächer der Häuſer über den Köpfen derer ab, die dort zuerſt eingedrungen in Schlaf verſunken waren. Die ekelhafteſte Nahrung wurde mit Begierde ergriffen, ein Verhungernder biß noch mit Wonne in ein Stück Saiſe. Mancher verbrannte ſeine erfrorenen Glieder im nächſten Feuer. Viele wurden vom Wahnſinn ergriffen. Wenn es über Nacht ſtark ſchneite, ſah man am andern Morgen zuweilen das er-

loſchene Feuer eines Bivouaks und alle, die darum gelegen, mit Schnee zugedeckt. Segur ſchildert gräßliche Scenen von Rohheit, indem der, welcher noch ſtärker war, den Schwächern vom Feuer ſtieß, ihn ſeines Pferdes, Mantels oder letzten Vorraths beraubte. Gourgaud dagegen Scenen der edelſten Großmuth, wie Gemeine ihre verwundeten oder kranken Offiziere Tagreiſen weit in treuer Liebe fortgetragen, Kameraden den letzten Biſſen mit einander getheilt hätten. Beides wird wahr ſeyn. In einer ſo großen Armee alter Soldaten konnte die größte Verwilderung des Gemüths wie die heldenmüthigſte Aufopferung nicht fehlen. Im Ganzen war es ein ſchreckliches Gericht Gottes, was über die ſtolzen Welteroberer erging. Ein großer Theil der Armee theilte die Verſchuldung ihres Führers. Napoleon hatte ſeine alten Soldaten ſehr mit dem rückſichtsloſen Uebermuth angeſteckt, den er ſelber übte. Aber die armen Deutſchen, Italiener, Portugieſen ꝛc., die er ihrer Heimath entriſſen, waren tief zu beklagen, eine Klage, welcher der italieniſche Dichter Graf Leopardi die rührendſten Worte geliehen hat.

Da die große Armee des Centrums im Verlauf des Feldzugs das rechte und linke Centrum und die Reſerve unter Victor an ſich gezogen hatte und jetzt mit ihnen zu Grunde ging, blieben nur die beiden äußerſten Flügel unter Macdonald und Schwarzenberg übrig, welche zu weit entfernt waren, um dem nachdringenden Feinde in Wilna Halt gebieten zu können. Napoleon konnte daher in Lithauen keine Stellung mehr nehmen, der zerrütteten Armee nichts mehr nützen. Als er am 5. Dezember in Smorgoni angelangt war, verſammelte er die Marſchälle um ſich, nahm von ihnen einen würdigen Abſchied, ernannte Murat zum Oberbefehlshaber und verließ die Armee, nur von Duroc, Coulaincourt und Lobau begleitet, zu Schlitten, um ſo ſchnell und unbemerkt als möglich nach Paris zu gelangen und dort eine neue Armee zu organiſiren.

Man wußte bis dahin weder in Wilna, noch im Lager von Macdonald und Schwarzenberg, noch im übrigen Europa das Mindeſte von ſeinem Unglück. Er hatte fort und fort nur Siegesberichte gemeldet und man glaubte, er zöge ſich nur auf ſeine Magazine und

in gute Winterquartiere zurück. In diesem Glauben wollte er die Welt auch noch so lange als möglich lassen, um sicher nach Paris zu entkommen, ehe etwa die Deutschen sich besännen und ihn unterwegs aufhöben. Er stieg daher auch am 6. in Wilna nur incognito in einer Vorstadt ab, ließ seinen Minister Maret, der ihn bei dem diplomatischen Corps daselbst repräsentirte, heimlich zu sich rufen, gab ihm die nöthigen Instructionen und eilte weiter. Die Diplomaten flohen gleich den andern Tag von Wilna weg. Napoleon aber war am 10. in Warschau, wo er sich eben so heimlich nur wenige Stunden aufhielt, am 14. in Dresden, wo er nur rasch den König besuchte, der, wie man sich denken kann, heftig über diesen unerwarteten Besuch und noch mehr über die schlimmen Nachrichten erschrack, die er aus Napoleons eigenem Munde vernahm. Als man im übrigen Deutschland staunend erfuhr, Napoleon sey wieder da, war er schon unbemerkt über den Rhein gekommen und am 19. wohlbehalten in den Tuilerien angelangt.

Unterdeß waren 10,000 Mann unter General Loison, die von Wilna aus der großen Armee hatten entgegenziehen sollen, bereits der fürchterlichen Kälte in wenigen Tagen erlegen und kam endlich Murat mit dem kleinen Rest der großen Armee am 8. und 9. Dezember nach Wilna, wo die Verhungernden zum erstenmal sich wieder sättigten, die Offiziere zum erstenmal wieder in Betten kamen und die Kleider wechselten. Allein der Schrecken lag ihnen allen schon so sehr in den Gliedern, daß es unmöglich war, mehr als 4000 Streiter zusammenzuhalten. Das waren die Bayern und einige Schweizer, die sich noch vor den Thoren schlugen, aber nicht mehr hinreichten, die unter Wittgenstein nachrückenden Russen aufzuhalten. Als der Donner der russischen Kanonen in der Stadt vernommen wurde, bemächtigte sich aller eine wahnsinnige Angst. Murat selber floh in schmählichster Hast am 10. und überließ Wilna mit 20,000 Müden und Kranken, worunter über 300 Offiziere und sieben Generale, mit 2½ Millionen gemünzten Geldes und unermeßlichen Vorräthen ohne Schwertstreich den Russen. Nur anderthalb Stunden vor Wilna stockte der Zug der Flüchtigen an

dem damals mit Glatteis bedeckten Hügel Ponary und ihre Angst war so blind, daß sie sich auf diese glatte Höhe, die sie leicht hätten umgehen können, mit tödtlicher Mühe hinaufarbeiteten, am Fuß derselben vollends ihre letzten Kanonen stehen ließen und die letzten Geldwagen mit zehn Millionen der Plünderung Preis gaben.

Nur 1600 Bewaffnete erreichten inmitten einiger tausend Unbewaffneter am 13. Dezember die russische Grenze bei Kowno, wo sie sich noch mit den Kosacken unter Platow herumschlagen mußten. Im ersten preußischen Nachtquartier zu Gumbinnen überließ sich Murat seiner üblen Laune, nannte Napoleon einen Wahnsinnigen, dem man nur zu lange gefolgt sey, und suchte die Marschälle gegen ihn aufzureizen. Aber man hörte ihn nur mit Unwillen an und Davoust trat ihm energisch entgegen. Er ging nun nach Königsberg, um Macdonald an sich zu ziehen, mit dessen Hülfe er die Russen noch abzuhalten hoffte. Andererseits schloß Schwarzenberg am 21. Dezember einen Waffenstillstand mit den Russen ab zu Bialystock. Am 25. kehrte Poniatowski mit dem Rest der Polen nach Warschau zurück. Da die Russen selbst viel durch die Kälte gelitten hatten und in nicht sehr starker Anzahl an den Grenzen von Preußen und Polen ankamen, schien ihrem weiteren Vordringen hier vorerst ein Ziel gesetzt zu seyn. Wenigstens wären Oesterreicher und Preußen stark genug gewesen, sie zurückzuwerfen, wenn beide — gewollt hätten.

Nach der Berechnung von Clausewitz betrugen sämmtliche Truppen des unter Murat zurückgeführten Centrums und der unter Macdonald und Schwarzenberg noch erhaltenen Flügel der großen Armee nur noch 58,000 Mann mit 18,000 Pferden und 120 Kanonen. Zieht man diese nun ab von den 610,000 Mann mit 182,000 Pferden und 1372 Kanonen, welche nach Chambrys Berechnung unter Napoleons Fahnen in Rußland einmarschirt oder nachgeschickt worden sind, so blieben todt oder gefangen in Rußland zurück 552,000 Mann mit 164,000 Pferden und 1252 Kanonen. Der Gefangenen war eine verhältnißmäßig geringe Zahl und die meisten gingen in den Spitälern vollends zu Grunde. Man darf mithin

die Zahl der Todten zu einer halben Million Menſchen annehmen, welche Napoleon um ſo weniger wieder zu erſetzen im Stande war, als ſich ſeine älteſten und beſten Kerntruppen darunter befunden hatten und ſein Reich, ſo wie die von ihm abhängigen Vaſallenſtaaten bereits durch die Conſcription über Gebühr erſchöpft waren. Noch in keinem ſeiner Kriege hatte er ſo viele Menſchen und ſo nutzlos geopfert, und weil er hier wie jede Menſchlichkeit, ſo auch jede Vorſicht verabſäumte, glaubte man, der Dämon des Krieges ſelber ſey in ihn gefahren und eine wahnſinnige Luſt habe ihn fortgeriſſen, alles zu zerſtören, alles todt zu machen, wie Roſtopſchin zuerſt ihm vorgeworfen hatte und Murat es jammernd in Gumbinnen wiederholte.

Siebentes Buch.

Der preußiſche Frühling 1813.

1.

York.

Napoleons Unglück wurde von allen, die unter ſeiner Willkür geſeufzt hatten, mit einer Freude vernommen, die ein Mitleid mit den Opfern kaum aufkommen ließ. Selbſt die Edelſten und Frömmſten dankten Gott. Jeder fühlte, die Stunde der Erlöſung nahe; wohin die Nachricht gelangte, hörte man ſie mit Entzücken, umarmte ſich und athmete zum erſtenmal wieder frei.

Hatte die preußiſche Bevölkerung ihre Demüthigung am tiefſten fühlen müſſen, ſo war ſie es auch, die jetzt am feurigſten aufbrauste und am ſchnellkräftigſten ſich erhob, um die Niederlage Napoleons, die in Rußland begonnen, in Deutſchland zu endigen.

Marſchall Macdonald hatte vor Riga nur noch ſelten ein kleines Gefecht mit den Ruſſen. Am 18. Dezember erhielt er die erſte Nachricht von der Vernichtung der großen Armee und zugleich den Befehl, ſich nach Königsberg zurückzuziehen, um hier den Reſt der Armee unter Murat aufzunehmen. Auch Macdonalds Heer war durch die Kälte und Krankheiten ſehr herabgekommen. Sein Hauptbeſtandtheil waren aber immer noch die Preußen unter General

York, damals mit den Kranken noch 17,000 Mann. Zwei preußische Cavallerie-Regimenter waren von dieser Armee getrennt mit nach Moskau genommen worden und auf dem Rückzug zu Grunde gegangen. In Königsberg und in der Nähe ſtanden aber wieder 10,000 Mann unter General Bülow und dieſe 27,000 Preußen konnten in Verbindung mit dem Ueberreſte der Franzoſen auf die Feſtungen Pillau, Danzig, Graudenz geſtützt, den ſehr geſchwächt ankommenden Ruſſen allerdings den Weg verſperren, zumal wenn die nahen Polen auch ihrerſeits noch eine Anſtrengung machten. Aber ſo viele Mühe ſich der herzensgute und liebenswürdige Macdonald gegeben hatte, die Preußen durch die achtungsvollſte Behandlung zu gewinnen, ſie blieben ihm immer ſpröde und trotzig und York ſelbſt*) zeigte ihm ſtets das finſtere Geſicht ſeines ohnehin galligten Temperaments. York hatte um mehrere Tage früher als Macdonald Napoleons ganzes Mißgeſchick erfahren, aber dem Marſchall kein Wort davon gemeldet. Eben ſo wenig zeigten die Preußen eine laute Freude, empfanden ſie aber deſto tiefer innerlich. Macdonald begann den Rückzug ſchon am 19. York folgte etwas langſamer, durch Kälte und Schnee aufgehalten, und war bereits zwei Tagmärſche zurück, als der junge General Diebitſch ſich mit 1200 Koſacken vom Heere Wittgenſteins ihm in den Weg warf und ihn

*) Hans David Ludwig von York (eigentlich Jork) hatte als junger Offizier, erſt zwanzigjährig, im bayriſchen Erbfolgekriege 1779 einem höhern Offizier zum Vorwurf gemacht, daß derſelbe eine Kirche geplündert hatte. Dieſes ſubordinationswidrigen Tadels wegen jagte ihn Friedrich der Große von der Armee und ſchrieb unter den Befehl „York ſoll ſich zum Teufel ſcheren.“ York ging in holländiſche Dienſte und kämpfte in Indien gegen die Engländer. Nach Friedrich des Großen Tode kehrte er in den preußiſchen Dienſt zurück und ſtieg bis zum General. Von der indiſchen Sonne verbrannt war er als der finſterſte und ſtrengſte General in der Armee gefürchtet, aber auch höchſt geachtet. Vom Tugendbund wollte er nichts wiſſen und die Anträge, die ihm ſchon der ruſſiſche Gouverneur Paulucci in Riga machen ließ, hatte er verworfen, denn er wollte Preußen eben ſo unabhängig von Rußland wie von Frankreich ſehen. Wie er handelte, geſchah es immer nur im preußiſchen Stolz und um ſeinem König ein ſelbſtändiges Heer zu erhalten.

aufforderte, die französische Sache zu verlassen. Diebitsch war ein Schlesier, ein feuriger Kopf, noch nicht dreißig Jahre alt und schon General. Auch sein Adjutant Clausewitz, der mit York unterhandelte, war aus preußischem Dienst in den russischen übergegangen. Er hat sich später einen großen Namen als militärischer Schriftsteller erworben. Aber gerade der Umstand, daß diese russischen Offiziere Preußen und noch so jung waren, hielt York ab, sich ihnen rasch hinzugeben. Er behandelte sie anfangs barsch und zog weiter, bis Wittgenstein selbst näher kam und York seine militärische Ehre retten konnte, indem es den Schein hatte, als sey er durch Wittgenstein von Macdonald gänzlich abgeschnitten und Preis gegeben. Jetzt erst sagte er zu Clausewitz „ihr habt mich," kam mit Diebitsch in der Mühle zu Tauroggen zusammen und schloß hier einen Vertrag ab, demzufolge er mit seiner Armee eine neutrale Stellung behaupten sollte, am 30. Dezember. Ein Theil der Preußen befand sich unter General Massenbach in Macdonalds Hauptquartier zu Tilsit, entfernte sich aber am 31. von dort und stieß zu York. Macdonald entließ edelmüthig den letzten preußischen Offizier, der den Dienst bei ihm hatte, und entkam mit einigen tausend Franzosen glücklich nach Königsberg.

Hier verweilte damals noch Murat mit dem Hauptquartier der unglücklichen großen Armee. Es war ein schreckliches Gedränge von Menschen in der Stadt. Amtliche Berichte zählten 255 Generale, 699 Obersten, 4412 Capitaine und Lieutenants, 26,590 Unteroffiziere und Gemeine, die auf der Flucht hier durchgekommen, unter denen aber kaum noch 10,000 Waffen hatten. Auch Bülow lag in der Stadt mit einer preußischen Besatzung und es fehlte nicht an Reibungen. Am Neujahrsmorgen sah Murat zum Fenster hinaus, als ein französischer Gensdarme, der einen preußischen Recruten mißhandelt hatte, von dessen Kameraden ermordet wurde, packte sogleich ein und fuhr davon. Bülow aber, um jeden Conflict mit den Franzosen und den hinter diesen herziehenden Russen zu vermeiden, zog seine Leute am 2. Januar aus Königsberg heraus und am 3. rückte Macdonald ein, aber auch nur, um schnell weiter zu ziehen.

den edlen aber kranken Löwen Deutſchlands loszulaſſen. Der damalige Beherrſcher Frankreichs war Ludwig XIV., der größte Despot der neuern Zeit, der mit Karls V. Schlauigkeit Philipps II. Grauſamkeit verband, und beide noch in der Wahl tüchtiger Werkzeuge ſeiner Macht, guter Finanziers, Diplomaten und Feldherrn übertraf. In ſeinem eigenen Lande unumſchränkt tyranniſirend, wie der türkiſche Kaiſer, befand er ſich im Beſitz unermeßlicher Geld- und Streitkräfte, die das ſchöne Frankreich ihm darbot, während die Regierungen aller andern europäiſchen Staaten bei weniger Tyranuei auch weniger Stärke beſaßen und noch an den Wunden der Religionskriege bluteten. Mit dem Bewußtſeyn der Ueberlegenheit verband ſich aller den Franzoſen im Glück eigene Muthwillen und alle Schamloſigkeit der damaligen Politik. Ludwig trat mitten im Frieden auf, um alle ſeine Nachbarländer entweder zu erobern oder zu zerſtören. Er betrachtete ſich voll Eitelkeit als den neuen Karl den Großen, der die Barbaren über dem Rhein unterjochen müſſe, und da Frankreich damals der Sitz aller Gelehrſamkeit und Kunſt war, da alle Völker die franzöſiſchen Moden nachahmten und die franzöſiſche Sprache unter den höhern Ständen überall herrſchend wurde, ſo fand man die Anmaaßung der Franzoſen nicht einmal unnatürlich. Man erkannte ihnen freiwillig den höhern Rang zu, und machte ihnen die Geiſter zu Sklaven. Indem man ſich ihrer Bildung unterwarf, öffnete man auch ihren Waffen die Thore, wie einſt die rheiniſchen Germanen den Römern. Die Zeiten des Segeſt, Marbod, Italicus waren wiedergekommen. Wie damals deutſche Fürſten um die Gnade der römiſchen Kaiſer, ſo buhlten ſie jetzt um die des Pariſer Königs.

Ludwig begann ſeine räuberiſchen Einfälle in die Nachbarländer zuerſt 1666 mit einem Zug in die ſpaniſchen

Wittgenſtein hielt ſchon am 7. ſeinen Einzug in Königsberg. Die Franzoſen hatten nun keinen ſichern Haltpunkt mehr, außer Danzig, in deſſen Mauern ſich der ganze Strom der Flüchtlinge begrub. Viele waren zu matt und krank, um weiter zu kommen, aber auch Geſunde glaubte man in hinreichender Zahl in Danzig behalten zu müſſen, um dieſe ſtarke Feſtung zu hüten. So kam es, daß 36,000 Franzoſen in Danzig zurückblieben, commandirt von Rapp, dem tapfern Elſäßer. Alle dieſe Leute, alte gute Soldaten, wären Napoleon nützlicher geworden, wenn ſie ihm nach Deutſchland gefolgt wären, anſtatt auf dem verlornen Poſten an der Weichſel ſich einſperren zu laſſen. Auf gleiche Art wurden 8000 Franzoſen in Modlin, 6000 in Thorn, 4000 in Zamosk als Beſatzung gelaſſen, die alle für den künftigen Feldzug verloren gingen. Murat behielt das Commando nur bis Poſen, wo er es eigenmächtig an den Vicekönig Eugen abtrat, um voll Verzweiflung nach Neapel zurückzukehren, am 16. Januar.

Der König von Preußen kam in die größte Verlegenheit. Napoleon hatte dafür geſorgt, Preußen und insbeſondere den König in Berlin zu überwachen. Der König hatte den Franzoſen damals alle ſeine Feſtungen öffnen müſſen und ſie hatten nur Colberg und Graudenz verſchont, dagegen Stettin mit 9000, Cüſtrin mit 3000, Glogau mit 6000 Mann beſetzt. In Berlin ſelbſt ſtand Marſchall Augereau mit 6000 Mann der beſten alten Truppen und hielt zugleich die nahe Feſtung Spandau mit 3200 Mann beſetzt. Von Hamburg, Magdeburg und Dresden her konnte dieſe Truppenzahl raſch verſtärkt werden. Der Vicekönig Eugen ſammelte im nahen Schleſien wieder 9000 Mann und Poniatowski ſtand noch in Warſchau. Die Zahl der preußiſchen Truppen in und um Berlin war viel zu gering, um den König ſchützen zu können, wenn Napoleon etwa Verdacht faßte. Man fürchtete das Schlimmſte, ſeit York abgefallen war und Bülow anſtatt mit Macdonald vereinigt Königsberg zu vertheidigen, ſich vielmehr ſeitwärts gegen Graudenz gezogen und den Ruſſen offenen Weg gelaſſen hatte. Der König ſoll auch ſo erſchrocken ſeyn, daß er ausrief: „da möchte Einen ja der Schlag

treffen!“ und Hardenberg erſchöpfte ſich gegen den franzöſiſchen Geſandten St. Marſan in Berlin in mündlichen und gegen Napoleon ſelbſt in ſchriftlichen Verſicherungen der Treue. York wurde desavouirt und abgeſetzt, der königliche Adjutant von Natzmer aber, der ihm den Befehl überbringen ſollte, wurde von Wittgenſteins Truppen nicht zu ihm durchgelaſſen und York behielt das Commando. Dagegen ſchickte der König den Fürſten Hatzfeld nach Paris, verſprach neue Rüſtungen für Frankreich und eine Erhöhung des bisherigen preußiſchen Hülfscorps von 20,000 Mann auf 30,000 Mann, wünſchte aber zugleich von Napoleon beſſere Garantien dieſer neuen Allianz und gab zu verſtehen, daß Preußens Feſthalten bei Frankreich durch Entſchädigungen belohnt werden müſſe. Es war ſogar von einer Vermählung des preußiſchen Kronprinzen mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin die Rede. Die Lage des Königs war bedrängt genug, um dieſe diplomatiſchen Künſte zu entſchuldigen. In der preußiſchen Armee ſcheint man aber beſorgt zu haben, Hardenberg könne ſich ganz im Ernſt durch neue napoleoniſche Verſprechungen binden laſſen wollen, und das Benehmen Yorks und Bülows dürfte hauptſächlich darauf hingezweckt haben, dem König das Eingehen in eine ſolche Hardenbergiſche Politik zu erſchweren. Der König hatte ſeinen Hof nach Potsdam verlegt, welche Stadt tractatenmäßig nicht von den Franzoſen beſetzt werden ſollte. Als nun aber dennoch am 17. Januar die franzöſiſche Diviſion Grenier (4000 Mann) zur Verſtärkung Berlins anrückte und in Potsdam Quartier nehmen wollte, fürchtete man, es ſey auf eine Wegführung des Königs abgeſehen. Die preußiſche Garde umgab die Perſon deſſelben, und es herrſchte die größte Aufregung. Da kam Gegenbefehl, es war nur blinder Lärm geweſen. Aber der König konnte nicht mehr trauen und verließ Potsdam am 22. Januar, um nach Breslau zu reiſen, wohin ihm die königliche Familie, die Garden, Hardenberg und der franzöſiſche Geſandte nachfolgten. Von hier aus befahl er ſogleich Aushebung von Recruten und die großartigſten Rüſtungen in allen Provinzen, die auch unter den Augen der Franzoſen ſelbſt vollzogen und von dieſen nicht gehindert wurden, weil

immer noch die Fiction obwaltete, Preußen werde bei der franzöſiſchen Allianz verharren.

Die Stellung, welche Oeſterreich einnahm, war nicht minder zweideutig. Es verlangte für ſich neue Bürgſchaften, d. h. einen beträchtlichen Zuwachs an Macht. Napoleon that ſehr Unrecht, denſelben nicht zu bewilligen, denn Oeſterreich wäre lieber mit ihm als mit Rußland gegangen. Metternich ſagte damals (wie Hormayr berichtet hat): „Napoleon ſey nur eine vorübergehende Flechte auf dem Körper Europas, Rußland aber ein unvertilgbar um ſich freſſender Krebs.“ Kaiſer Franz ließ vor der Hand rüſten und ſuchte die öſterreichiſche Armee auf ihre höchſte Stärke zu bringen. Fürſt Schwarzenberg erhielt Befehl, zurückzukehren, zog daher am 25. Januar nach Warſchau und überlieferte dieſe Stadt am 7. Februar durch eine Convention den Ruſſen. Indem er ſelbſt ſich nach Galizien zurückzog, rettete ſich Poniatowski mit den Polen nach Krakau, von wo er, wenn ihn die Ruſſen angriffen, gleichfalls über die öſterreichiſche Grenze fliehen konnte. Reynier mit den Sachſen ſuchte heimzukommen, wurde aber bei Kaliſch am 13. Februar von Wittgenſtein ereilt und entkam mit großem Verluſte, ſo daß er nur noch 6000 Mann über Glogau nach Dresden rettete.

Nun konnte ſich auch der Vicekönig Eugen in Poſen nicht mehr halten und verlegte ſein Hauptquartier nach Berlin am 22. Februar. Dieſe Hauptſtadt war ſchon vier Tage vorher von Koſacken allarmirt worden und die Bevölkerung konnte kaum zurückgehalten werden, ihren Haß gegen die Franzoſen zu bethätigen. General Labaume erzählt, wie er damals in Potsdam eben ausgehobene preußiſche Recruten geſehen habe, junge Bauern ohne Waffen und ohne Führer, die aber im Vorbeimarſchiren bei den franzöſiſchen Bataillonen laut vor Freude geſchrien und die alten Grenadiere Napoleons mit drohenden Blicken gleichſam durchbohrt hätten.

Was die Ruſſen betrifft, ſo benahmen ſie ſich ſehr klug ſowohl gegen Oeſterreich, deſſen Grenze ſie nicht berührten, als auch gegen die Polen. Schon von Wilna aus gelobte Kaiſer Alexander allen Polen Vergeſſenheit, verbot jede Art von Denunciation und ver-

ſicherte, er wolle Polen glücklich machen. Auch ließ er Poniatowski unangetaſtet in Krakau ſtehen. Dagegen benutzte Alexanders Politik den Abfall Yorks und die Gefälligkeit Bülows, um ſeine Truppen durch Preußen vorzuſchieben. Er würde ſich deſſen haben enthalten müſſen, wenn jene preußiſchen Generale ihnen den Weg verlegt hätten. York hat mithin das Verdienſt, den Krieg aus Rußland nach Deutſchland gezogen und dadurch die Dinge erſt zu ihrer rechten Entſcheidung gebracht zu haben. — Kaiſer Alexander verließ St. Petersburg am 18. Dezember und nahm am 22. ſein Hauptquartier in Wilna. Eine ſeiner erſten Handlungen war, die Ordnung in den überfüllten Hoſpitälern herzuſtellen, in deren verpeſtete Luft er ſelbſt ſich großmüthig hineinwagte, um das Loos der zahlreichen Gefangenen zu erleichtern. In der ungeheuren Verwirrung der Flucht war viel Vernachläßigung, Rohheit und Unmenſchlichkeit vorgekommen. Insbeſondere traf die Juden in Wilna der Vorwurf, durch Beraubung und ſelbſt Hinopferung der wehrloſen Verwundeten und Kranken, welche Gold bei ſich trugen, ihrer Habgier gefröhnt zu haben. Da die ruſſiſche Armee durch die Härte des Winters ſehr gelitten hatte, ließ Alexander aufs ſchleunigſte neue Ausrüſtungen anordnen und von allen Seiten Ergänzungsmannſchaften an die Weichſel nachſchicken. Wittgenſtein hatte den Weg nach Preußen eingeſchlagen. Kutuſow nahm ſein Hauptquartier in Warſchau und gegen Ende des Februar in Kaliſch, wohin auch Kaiſer Alexander ſich begab, um mit dem König von Preußen im nahen Breslau in Verbindung zu treten.

2.

Die preußiſchen Rüſtungen.

Schleſien war damals der Mittelpunkt der preußiſchen Kriegsrüſtungen. Die Aufgebote des Königs wirkten hier wie im Jahr 1793 in Frankreich das Aufgebot in Maſſe. Die ganze ſchleſiſche

Bevölkerung ſchwärmte wie ein Bienenſtock und aus den Marken und Pommern ſtrömten die Oder aufwärts täglich neue Zuzüge herbei. Alle Schmieden dampften, alle Werkſtätten waren in voller Thätigkeit. Die ganze Bewegung aber war von einer Freudigkeit durchdrungen, von der ſich keine Vorſtellung machen kann, wer es nicht mit erlebt hat. Jeder wußte, wem die Rüſtungen galten, obgleich es noch niemand ſagte. Wie klein auch damals noch die preußiſche Macht war, wie ungewiß die Politik Oeſterreichs, wie feſt noch der Rheinbund zu Napoleon hielt, erfüllte doch das preußiſche Volk ein ſo hohes und ſtolzes Selbſtvertrauen, daß wer Beſorgniſſe geäußert hätte, in Stücke wäre geriſſen worden. Man wollte das verhaßte franzöſiſche Joch jetzt zerbrechen um jeden Preis. Alles drängte ſich freiwillig zu den geliebten Fahnen, denen man die volle Ehre zurückgeben wollte, und wer nicht ſelber mit zu Felde ziehen konnte, gab den letzten Heller her, um die Armee ausrüſten zu helfen. Die Armuth war groß, aber noch viel größer der Zorn und die Kampfluſt. Ein gewiſſer Humor der Armuth trug nicht wenig zu der Luſt der preußiſchen Heerlager bei. Durch Napoleons langes Ausſaugungsſyſtem aller Genüſſe des Lebens, oft des Nothdürftigſten beraubt, freute man ſich, doch noch Eiſen in der Fauſt zu haben.

Es genügte nicht, die Linientruppen zu ergänzen und neue Reſervebataillone zu errichten. Am 3. Februar rief der König die ſ. g. freiwilligen Jäger ins Leben, die als leichte Truppen den Linienbataillonen beigegeben werden, ſich aber ſelbſt ausrüſten ſollten. Das war eine Conceſſion an die gebildeten Stände, deren Söhnen man dadurch die Auszeichnung einer Elite gewähren wollte, die nicht unmittelbar in Reih und Glied mit dem gemeinen Bauernſohn dienen ſollte. Ein der wahren Vaterlandsliebe widerwärtiges Privilegium und auch zu militäriſchen Zwecken nicht ganz practiſch, was aber damals nöthig ſchien, um der leeren Staatscaſſe die Ausrüſtungen aus Privatmitteln zu ergänzen. Eine beſondere Vornehmigkeit ſprachen noch einige Freicorps an, unter denen das des Major von Lützow am berühmteſten wurde. Ungleich wichtiger und practiſcher

war die Errichtung der Landwehr, die zuerſt nach einem ältern Plane von Scharnhorſt und nach dem Beiſpiel Oeſterreichs von York ausging. In Königsberg hatte nämlich dieſer General im Einvernehmen mit den Ständen der Provinz Preußen und mit dem vom ruſſiſchen Kaiſer dazu bevollmächtigten, vormals preußiſchen Miniſter von Stein die Stelle eines General-Gouverneurs übernommen, die Stände einberufen und eine Art Nebenregierung errichtet, ſo lange die königliche Regierung in Breslau ihren Bruch mit Frankreich noch nicht erklärt hatte. Es fehlte nicht an Reibungen. Die Oſtpreußen proteſtirten gegen die ruſſiſche Statthalterſchaft, wollten allein und ſelbſtändig handeln und thaten es auch. Stein mußte ſich entfernen, am 6. Februar, nachdem am Tage zuvor York jenen Ständen den Entwurf einer Landwehrordnung vorgelegt hatte und ſogleich mit der Errichtung neuer Regimenter beginnen ließ, welche aus ſchon gereifteren Männern beſtanden und den aus Jünglingen recrutirten Linienregimentern als Reſerve dienen ſollten. Auch der Gedanke eines Landſturms oder allgemeinen Maſſenaufgebots wurde hier gefaßt, aber nur für die äußerſten Nothfälle. Beides, Landwehr und Landſturm, wurden bald darauf vom König ſelbſt anerkannt und in ſämmtlichen Provinzen angeordnet, 17. März. Jünglinge und Männer drängten ſich überall mit dem beſten Willen und dem feurigſten Kriegsmuth herbei; nur an Uniformen, Lederwerk und anderem nöthigen Material, ſo wie an Geld, war entſetzlicher Mangel und man ſah noch lange ganze Bataillone ohne Torniſter, nur mit Leinwandſäcken auf dem Rücken und ohne Mäntel, die ſie erſt vom Feind erbeuten mußten. In der Genügſamkeit, Nüchternheit und zähen Ausdauer wie in der Tapferkeit kamen dieſe Preußen von 1813 den Spaniern gleich, übertrafen ſie aber bei weitem in der Disciplin und in dem Geſchick, tactiſche Körper zu bilden. Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauernjungen und eleganten Commis und Studenten, die nie Pulver gerochen hatten, die gewandteſten, ſchlagfertigſten und Napoleons alter Garde ebenbürtigen Diviſionen erwuchſen, wird immer wunderbar bleiben und iſt nicht blos aus der Begeiſterung der Zeit, ſondern aus dem

Stammescharakter überhaupt und aus der Schule Friedrichs des Großen, aus den ruhmvollen Traditionen der preußischen Armee zu erklären.

Ehe noch die Antwort Napoleons auf die Vorschläge Hardenbergs eingelaufen war, schloß Friedrich Wilhelm III. bereits am 27. Febr. mit Kaiser Alexander ein enges preußisch-russisches Bündniß ab und bewilligte etwas übereilt alle russischen Forderungen (namentlich die Abtretung aller vormals preußischen Antheile Polens) im voraus, und reiste dem Kaiser von Rußland entgegen, traf mit ihm am 15. März zu Spahlitz bei Oels zusammen und umarmte ihn lange in der tiefsten Rührung. Beide Majestäten hielten dann vereint ihren Einzug in Breslau unter unermeßlichem Volksjubel. Am 17. erließ der König die berühmten Aufrufe „an mein Volk" und „an mein Heer," worin er zum erstenmal den ernsten und heiligen Zweck der Rüstungen entschleierte und zu Muth und Ausdauer in dem nahe bevorstehenden Kriege mahnte, welcher der ehrenvolle Todeskampf der preußischen Monarchie werden oder in welchem man alles Verlorene wieder erobern sollte.

An dem nämlichen 17. März hielt York mit seinem wieder bis auf 15,000 Mann vermehrten Heertheile seinen Triumpheinzug in Berlin. Der Vicekönig Eugen hatte sich unter der zornig erregten Bevölkerung der Hauptstadt, gegen Wittgenstein und York, als diese näher kamen, nicht behaupten zu können geglaubt und daher Berlin verlassen und sich nach Magdeburg zurückgezogen. Schon am 11. hatte der König den früheren Beschluß in Betreff Yorks zurückgenommen und diesen General in seinem Commando bestätigt, ließ ihn aber doch noch seinen Unwillen fühlen, sofern er nicht ihm, sondern Bülow das Obercommando der um Berlin sich sammelnden Armee übergab.

Da sich Oesterreich noch nicht erklärt hatte, bedurften Rußland und Preußen der moralischen Unterstützung, die in den patriotischen Sympathien aller Deutschen lag. Im Jahre 1809 hatte Oesterreich dieselben Gefühle angerufen, damals aber noch wenig Anklang gefunden. Diesmal schien das deutsche Phlegma schon mehr in Hitze

gerathen und die Hoffart der Ausländerei ſchon mehr erſchüttert zu ſeyn. Der alte Kutuſow erließ im Namen des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen die berühmte Proclamation von Kaliſch am 25. März, worin er „den Fürſten und Völkern Deutſchlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit, die Wiedererringung der unveräußerlichen Stammgüter der Völker, die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs“ ankündigte. Der Rheinbund wurde hier im voraus für aufgelöst erklärt und den Fürſten Wehe zugerufen, die, „wenn ſie fernerhin der deutſchen Sache abtrünnig blieben, ſich reif zeigen würden zur Vernichtung.“ Von beſonderer Wichtigkeit war die Stelle der Proclamation, welche lautete: „Deutſchlands Geſtaltung ſoll ganz allein den Fürſten und Völkern Deutſchlands anheimgeſtellt bleiben. Je ſchärfer in ſeinen Umriſſen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiſt des deutſchen Volks, deſto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutſchland wieder unter Europas Völkern erſcheinen können.“ Eitle Vorſpiegelungen! Die Hauptſache war, daß die Proclamation dem ruſſiſchen Kaiſer „die ſchützende Hand“ über das künftige Werk der deutſchen Fürſten und Völker, d. h. das Protectorat, vorbehielt, und daß ſie ſchließlich erklärte, man werde Frankreichs „rechtmäßige Grenzen“ reſpectiren, d. h. der Czaar wird ſich Mühe geben, ſein Protectorat auch über Frankreich auszuſtrecken. Die Deutſchen waren ſo einfältig, dieſen ruſſiſchen Köder für einen Act der Wiedergeburt Deutſchlands anzuſehen.

Der Rheinbund nahm davon zunächſt noch keine Notiz, ſondern fuhr fort, Napoleons Truppen auf deutſchem Gebiet zu nähren und durch neue zahlreiche Contingente zu ergänzen. Friedrich Auguſt, König von Sachſen, zog es vor, das von den Ruſſen und Preußen nahe bedrohte Dresden zu verlaſſen, am 25. Februar. Er begab ſich zunächſt nach Regensburg, folgte aber bald darauf einem Rufe Oeſterreichs nach Prag, wo er am 15. April einen geheimen Vertrag abſchloß, in welchem er ſich eng an die öſterreichiſche Vermittlung anſchloß und eventuell auf das Großherzogthum Warſchau ver-

zichtete. Seine Truppen zogen ſich in die neutral erklärte Feſtung Torgau zurück, ein Theil ſeiner Reiterei folgte ihm nach Böhmen. Das ſächſiſche Volk hielt einen Uebergang zu den Alliirten für nahe bevorſtehend, und viele Jünglinge aus Sachſen traten in preußiſche Dienſte. Von allen Rheinbundſtaaten ging nur Mecklenburg zu den Alliirten über, weil es durch die preußiſchen Lande vom übrigen Rheinbund abgetrennt war. Der vormalige preußiſche Miniſter Stein wurde im Namen Rußlands und Preußens zum Adminiſtrator aller noch zu erobernden deutſchen Rheinbundländer ernannt, 6. April.

So war denn die öſtliche Reaction gegen Napoleons Herrſchaft bis zur Elblinie vorgedrungen, die allein noch durch zahlreiche franzöſiſche Feſtungen und Heertheile gehütet wurde.

3.

Napoleons neue Rüſtungen.

Napoleon ſelbſt war am 19. Dezember nach Paris zurückgekommen. Man erzählt, als er in den Tuilerien an einem Kamin behaglich ſich gewärmt, habe er ausgerufen: hier iſt es doch beſſer, als in Rußland. Wenige Tage vor ſeiner Ankunft hatte er das berühmte 29. Bulletin ausgeben laſſen, worin er den Franzoſen zum erſtenmal die ganze Größe des Unglücks und den Verluſt in Rußland enthüllte, aber mit gräßlichem Hohn. Darin kommt die Stelle vor: „Menſchen, welche die Natur nicht hart genug geſtählt hatte, um über alle Wechſelfälle des Glücks erhaben zu ſeyn, verloren ihren Frohſinn und träumten nur von Unglück.“ Das Bulletin ſchloß mit den Worten „die Geſundheit Sr. Majeſtät war nie beſſer,“ und der Moniteur machte in einem Zuſatz die Leſer noch ausdrücklich auf den erhabenen und claſſiſchen Styl dieſes Bulletins aufmerkſam, über deſſen Bewunderung man gleichſam das ganze Unglück vergeſſen ſollte. „Dieſes Bulletin muß die Bewunderung ſteigern für

die friſche Kraft und Feſtigkeit Sr. Majeſtät. Es iſt ein hiſtoriſches Actenſtück erſter Größe. Xenophon und Cäſar haben ſo geſchrieben." — Talleyrand aber ſagte, das ſey „der Anfang vom Ende" und ließ durch ſeinen Oheim, den vormaligen Erzbiſchof von Rheims, bereits damals eine Verbindung mit Ludwig XVIII. einleiten, welcher dem Oheim antwortete: „Bonaparte iſt verloren, denn wenn er es nicht wäre, würde Ihr Neffe ſich nicht an mich wenden."

Während Napoleons Abweſenheit war in Frankreich nichts vorgefallen, außer einer abermaligen Verſchwörung deſſelben General Malet, der wegen ſeiner erſten Verſchwörung gefangen ſaß. Was ihm bei voller Freiheit mißlungen war, wollte er noch vom Kerker aus durchſetzen, mittelſt verfälſchter Senatsbeſchlüſſe und Ordres. Er hatte nur wenige Mitſchuldige, überraſchte aber ganz Paris und es hätte ſogar wenig gefehlt, ſo wäre ſein Anſchlag gelungen. Es gelang ihm, den ſonſt ſo ſchlauen und kühnen Polizeiminiſter Savary zu arretiren. Eben ſo leicht ließ ſich Frochot, der Präfect des Seinedepartements, bethören. Cambacérès, anſtatt zu handeln, bat nur zitternd um eine Schutzwache für ſeine Perſon. General Hullin, Commandant von Paris, wollte Widerſtand leiſten, wurde aber von Malet mit einer Piſtolenkugel ins Geſicht geſchoſſen. Ein Theil der Truppen folgte blind Malets Befehl, und Frochot gab ſich ſchon dazu her, der neuen proviſoriſchen Regierung einen Sitzungsſaal einzurichten, als ein Offizier in dem räthſelhaften Uſurpator den geweſenen General Malet erkannte, ihn anpackte, der erſtaunten Umgebung die Augen öffnete und nun leicht des ganzen Aufruhrs Meiſter wurde. Malet und ſeine Mitſchuldigen wurden alsbald auf Cambacérès Befehl, der jetzt wieder Muth beweiſen wollte, kriegsrechtlich erſchoſſen.

Dieſer Scandal hatte ein wenig verrathen, daß die Menſchen mehr durch Furcht als durch Liebe an Napoleon gebunden ſeyen, aber dieſe Furcht beſtand noch. Selbſt als er ohne Armee zurückkam, wagte niemand es am gewohnten Gehorſam irgend fehlen zu laſſen. Er ließ durch den Senat ſogleich neue Truppenaushebungen decretiren, und weit entfernt, vom Frieden zu reden, verſicherte er viel-

Niederlande. Zwar ſchloſſen England, Holland und Schweden ein dreifaches Bündniß gegen ihn, die ſogenannte Trippelallianz, doch erzwang er 1668 einen vortheilhaften Frieden, und zwölf feſte Plätze mußten ihm von den Niederländern abgetreten werden. Das ohnmächtige Reich rührte ſich nicht, obgleich die Niederlande zum burgundiſchen Kreiſe gehörten.

Im Jahr 1672 gieng Ludwig noch weiter und fiel über Holland her. Auch verbanden ſich mit ihm zwei treuloſe Reichsfürſten, der Churfürſt von Cölln und der Biſchof von Münſter, die zuerſt das Beiſpiel der Ubier und Segeſts nachahmten, und durch die Freundſchaft mit dem Feinde unter ihren Brüdern mächtiger zu werden hofften. Jetzt erhob ſich endlich das alte Reich. Zuerſt zog der große Churfürſt an den Rhein, um ſein Cleve zu beſchützen, und dem heldenmüthigen Wilhelm III. von Oranien, dem Staathalter in Holland, zu helfen. Auch Oeſterreich ſchickte ſeinen beſten Helden Montecüculi nach dem Rhein, dieſem waren aber durch den kaiſerlichen Hofkriegsrath in Wien die Hände gebunden. Ludwig hatte den Fürſten Lobkowitz, den mächtigſten Miniſter am Wiener Hofe, beſtochen, und dieſer wußte Montecuculi durch Befehle und Gegenbefehle für Ludwig unſchädlich zu machen. Da der große Churfürſt das Feld nicht allein halten konnte, ſo ſchloß er unmuthig zu Voſſem mit den Franzoſen Frieden 1673. Nun erſt ſah der Kaiſer die Gefahr, Lobkowitz ward entfernt, und Montecuculi ging ernſter zu Werke. Auch der große Churfürſt griff freudig wieder zu den Waffen, aber Ludwig hetzte die Schweden gegen ihn. Jetzt kämpfte Wilhelm III. am Niederrhein gegen Condé, Montecuculi am Oberrhein gegen Turenne, der große Churfürſt in Brandenburg gegen die Schweden. Das Jahr 1675 rettete Deutſchlands Ehre. Der Churfürſt ſchlug in einem wüthenden Angriff der Reiterei, ohne nur

mehr ſtolzer als jemals, mit den Waffen in der Hand ſein weites Reich behaupten und nicht ein Dorf davon abtreten zu wollen. Als engliſche Blätter (die Times vom 4. Januar 1813) ſich darüber freuten, daß die Hülfsmittel Napoleons erſchöpft ſeyen, ließ er im Moniteur höhnend zur Antwort geben, ſie ſeyen nichts weniger als erſchöpft, er habe noch 200,000 Mann in Deutſchland, werde ſie mit 300,000 Mann franzöſiſcher Nationaltruppen vermehren, ungerechnet die Contingente ſeiner Verbündeten, und doch zugleich auch in Spanien immer noch 300,000 Mann haben. Und wirklich ließ er die hundert Cohorten der Nationalgarde, 100,000 Mann, die bisher den Garniſonsdienſt verſehen hatten, in die Linie, 40,000 Seeleute in die Artillerie übergehen und durch Einberufung der Conſcribirten bis auf 350,000 Mann ſteigern. Allein er ſah ſich doch auch genöthigt, ſeine Heere in Spanien zu ſchwächen, indem er die Cadres zu 150 Bataillonen (Unteroffiziere und alte Soldaten) herauszog, und die Aushebungen blieben unvollſtändig. Fain berichtet, daß 160,000 Militärpflichtige fehlten und nicht mehr bei ihren Familien aufgefunden werden konnten oder unterwegs verſchwanden. Die Angſt vor dem Kriegsdienſt hatte nach den ungeheuren Verluſten in Rußland den höchſten Grad erreicht.

Napoleon machte damals dem gegen ihn erbitterten Europa eine erſte Conceſſion. Unter dem Vorwand einer Jagd begab er ſich am 19. Jan. in die Gegend von Fontainebleau und ſtattete ganz unerwartet dem hier noch gefangen gehaltenen Papſt einen Beſuch ab, überhäufte ihn mit Liebkoſungen, blieb mehrere Tage bei ihm, ließ auch die Kaiſerin Marie Louiſe nachkommen und unterhandelte mit ihm über ein neues Concordat, welches am 25. Jan. auch zu Stande kam und wonach der Papſt alle ihm geraubten Domainen zurückerhalten, für die ſchon verkauften aber mit einer jährlichen Rente von 2 Millionen entſchädigt werden, auch die von Napoleon ernannten Biſchöfe beſtätigen ſollte, wofür Napoleon den bisher abgeſetzten Biſchöfen Amneſtie zuſicherte. Aber der Papſt behielt ſich vor, ehe das Concordat verkündigt würde, ſich vorher noch, nach altem Gebrauch, mit ſeinem Conſiſtorium zu berathen. Von den befreiten

Cardinälen kam zuerſt di Pietro, dann Pacca und Conſalvi zu ihm und nun zog der Papſt den Vertrag zurück. Napoleon aber kümmerte ſich nicht darum, ſondern ließ di [illegible] verhaften und verkündete das Concordat allein von ſich aus als Staatsgeſetz, am 13. Febr., wogegen der Papſt am 24. proteſtirte.

Am 14. Februar berief Napoleon die geſetzgebende Verſammlung ein und legte derſelben ſeine Plane vor, um ſie gleichſam von der Nation ſanctioniren zu laſſen. Sein Entſchluß war gefaßt: „ich wünſche den Frieden, er iſt der Welt nothwendig, aber ich werde blos einen ehrenvollen, dem Intereſſe und der Größe meines Reichs angemeſſenen Frieden ſchließen. Ein ſchlechter Friede würde uns hoffnungslos zu Grunde richten.“ Napoleon erklärte in dieſer ſtolzen Rede ſogar, daß er nicht nur das franzöſiſche Reich, ſondern auch alle Vaſallen deſſelben in ihrem alten Beſtande ſchützen und erhalten werde. „Ich bin mit dem Betragen aller meiner Alliirten zufrieden. Ich werde keinen von ihnen im Stiche laſſen und die Integrität ihrer Staaten aufrecht zu erhalten wiſſen.“ Der geſetzgebende Körper und ganz Frankreich vernahmen dieſe Rede, die ſtatt des gehofften Friedens nur abermals Krieg verkündete und einen Krieg auf Leben und Tod, wie er ſo furchtbar vorher nie gedroht hatte, mit dem Stumpfſinn herkömmlichen Gehorſams, und duldeten die ungeheuren Opfer, die er abermals vom Lande verlangte. Einen wahren Enthuſiasmus aber vermochte Napoleon nicht mehr hervorzubringen.

Auch blieben ſeine Rüſtungen hinter der Erwartung zurück. Seine Thätigkeit dabei war nicht minder bewundernswürdig wie in ſeinen frühern beſten Jahren, und er ſtellte wirklich mit erſtaunlicher Schnelligkeit ſogar neue Artillerie und Cavallerie her, die ſonſt viel längere Zeit zu ihrer Mobilmachung bedürfen. Aber man hatte zu dem prächtigen neuen Riemwerk auf alten und ſchwachen Pferden kein rechtes Vertrauen. Die Reiter waren ungeübt. Die Jugend der Conſcribirten, die um ein Jahr zu früh einberufen waren, erregte Mitleid. Und doch war in einem Theile dieſer Jugend noch ein beſſerer Geiſt zu finden, als ſelbſt bei manchem alten Marſchall.

Es gab trotz der vielen Refractäre in Frankreich immer noch feurige Knaben und Jünglinge, die vor Begierde brannten, den Ruhm der Väter und ältern Brüder zu theilen. Aber Frankreich war schon im Ganzen zu sehr erschöpft und des Krieges satt. Preußen formirte 110,000 Mann Linientruppen und 150,000 Mann Landwehr; aber von den erstern waren erst 25,000 unter dem vom König an die Spitze des Heeres berufenen General Blücher in Schlesien mobil, 20,000 unter York und Bülow in den Marken, 15,000 in den Festungen, die übrigen noch nicht ausgerüstet oder krank, die ganze Landwehr erst im Werden begriffen. Die russische Hauptmacht unter Kutusow bei Kalisch zählte damals nur 30,000 Mann, zu Blücher stießen nur 13,000 Russen unter Winzingerode, zu York und Bülow Wittgenstein mit nur 8000 Russen, und außerdem bewegten sich 6—7000 Kosacken und leichte Truppen unter Tettenborn und Czernitschef gegen die untere Elbe. Das war alles, was Rußland im Februar, März und April leisten konnte, es rüstete jedoch beträchtlich und schickte den Sommer hindurch reichlich Truppen nach.

Wenn die Alliirten mit so geringer Macht wagten, gegen den Rhein vorzubringen, im Rücken die stark besetzten Festungen des Feindes, vor sich die überlegene Offensivarmee Napoleons und zur Seite die übelwollenden Rheinbundstaaten, so konnten sie leicht umgangen und abgefangen werden, wie einst Mack in Ulm. Sie durften durch voreilige Kühnheit nicht zu viel aufs Spiel setzen, sich von ihren Verstärkungen nicht zu weit entfernen. Sie hatten Oesterreich noch nicht auf ihrer Seite und wurden nicht einmal von England kräftig unterstützt. Oesterreich war mit seinen Rüstungen noch nicht fertig und verschmähte es, sich von Rußland allzuschnell hinreißen zu lassen, weil ihm das Uebergewicht Rußlands in Europa eben so gefährlich schien, wie das französische. Je länger Oesterreich wartete, je mehr Truppen es unterdeß sammelte, während die andern sich im blutigen Kampf erschöpften, desto gewisser blieb ihm die letzte Entscheidung. Doch klagte Scharnhorst, daß die russische Hauptarmee unter Kutusow zu lange in Kalisch verweilte und zu spät vorrückte. Eine starke Partei unter den russischen Großen war gegen

die Fortſetzung des Kriegs und glaubte, Rußland ſolle, zufrieden mit ſeiner Erfolgen, ſeine Kräfte für öſterreichiſche, preußiſche und engliſche Zwecke nicht opfern.

4.

Wiederbeginn des Kampfes.

Mehr muß es Wunder nehmen, daß die Engländer in Norddeutſchland nicht thatkräftiger eingriffen. Napoleon hatte hier nur ſehr ſchwache Beſatzungen und die Bevölkerungen waren überall zum Aufſtande geneigt. In Hamburg erhob ſich das Volk ſchon am 24. Februar, überwältigte die wenigen Franzoſen, die hier unter General Cara St. Cyr zurückgeblieben waren, und hinderte die Wegſchaffung großer Geldladungen, mit denen ſie eben hatten beginnen wollen. Die wohlhabenden Bürger bewaffneten ſich und ſtellten die Ordnung her, als aber der franzöſiſche General dadurch wieder kühn gemacht wurde und Verhaftungen, ja ſogar Hinrichtungen befahl, widerſetzte ſich ihm die bewaffnete Bürgerſchaft unter Anführung des Dr. Heß und Buchhändler Perthes und zwang ihn einzuhalten. Als ſich nun auch ein ruſſiſches Streifcorps unter Tettenborn von Berlin her näherte, entwich Cara St. Cyr am 12. März und am 18. zog Tettenborn unter dem lauteſten Freudentaumel des Volkes in Hamburg ein. Warum thaten die Engländer nichts, um dieſe Bewegung zu unterſtützen, die ſich bis über Holland würde ausgedehnt haben? Sie ſchickten ein ganz ſchwaches Corps an die Mündung der Weſer, obgleich ihnen aber ſogleich die Oldenburger Bauern der Umgegend zuzogen, waren ſie doch viel zu ſchwach, ſich der Franzoſen zu erwehren, die General Vandamme von Bremen aus gegen ſie ſchickte. Sie flohen daher wieder, nachdem ſie in einem Gefecht am 25. März bei Bremerlohe 15 Mann, die armen Bauern aber 200 verloren hatten. Auch die Stadt Lüneburg hatte ſich damals erhoben. Vandamme, der Cara St. Cyr aus Hamburg und

Morand aus Schwediſch-Pommern an ſich gezogen hatte, wollte Lüneburg züchtigen und ließ es durch Morand am 1. April beſetzen. Zum Glück aber hatten die Generale von Dörenberg und Czernitſchef, die mit leichten ruſſiſchen Truppen gleich Tettenborn den Norden Deutſchlands durchſtreiften, davon gehört und eilten, Lüneburg zu befreien. Sie kamen am 2., nur 12 Stunden ſpäter als die Franzoſen an, noch gerade zu rechter Zeit, um die Bürger, die ſchon zur Hinrichtung bezeichnet waren, zu retten. Morand nebſt 2300 Mann wurden überraſcht und gefangen. Die Ruſſen mußten ſich jedoch vor Vandamme wieder über die Elbe zurückziehen. Ein Volksaufſtand im Bergiſchen blieb vereinzelt und wurde unterdrückt.

Die geringen ruſſiſchen Streifcorps waren nicht im Stande, eine allgemeine Erhebung im nordweſtlichen Deutſchland wirkſam zu unterſtützen. Der Vicekönig Eugen durfte ſogar mit 37,000 Mann von Magdeburg aus einen Angriff auf Berlin machen, Wittgenſtein aber mit 17,000 Preußen unter York und Bülow hielt ihm am 6. April Stand bei Danigkow und ſchlug ihn zurück, wobei die Preußen zum erſtenmal die Furie blicken ließen, mit der ſie dieſen ganzen Krieg durch kämpfen ſollten. Am meiſten zeichnete ſich das preußiſch-lithauiſche Dragonerregiment aus, welches mehrere franzöſiſche Reiterregimenter in wüthendem Anfall vernichtete.

Die preußiſche Hauptarmee oder die ſchleſiſche Armee unter Blücher, vereint mit dem kleinen ruſſiſchen Hülfscorps unter Winzingerode, verließ Breslau am 16. März. Zuvor waren die Krieger und ihre Fahnen in den Kirchen feierlich eingeſegnet worden. Vor dem unglücklichen Feldzug im Jahr 1806 hatten ſich nur die Gardeoffiziere im Berliner Theater Begeiſterung aus Schillers Jungfrau von Orleans geſchöpft; jetzt lagen alle Bewaffneten des Landes ohne Unterſchied vor den Altären auf den Knien, beteten zu Gott um Sieg in gerechter Sache und bereiteten ſich zum Tode für das Vaterland. Die frommen, längſt gewohnten Andachten im Lager der Ruſſen trugen zu dieſer religiöſen Erhebung einigermaßen bei. Man ſchämte ſich, ſo lange nicht mehr an Gott gedacht zu haben und in einer ſo wichtigen Sache von den ungebildeten Ruſſen über-

troffen zu werden. Die preußiſche Landwehr bekam ein Kreuz auf die Mütze mit der Inſchrift „mit Gott für König und Vaterland.“ — Der Marſch Blüchers nahm die Richtung nach Dresden. Hier war der König ſchon entflohen. Reynier zu ſchwach, um ſich behaupten zu können, ließ Anſtalten treffen, um einen Pfeiler der ſchönen Elbbrücke zu ſprengen, am 9. März. Da empörte ſich das Volk, hinderte es und ſchrie „fort mit den Franzoſen!“ Reynier, ein ſehr humaner Mann, übte keine Rache aus, aber der energiſche Davouſt, der ihn am 13. im Commando erſetzte, ergriff ſtrenge Maßregeln, hielt jede fernere Volksbewegung durch Drohungen zurück und ließ, indem er abmarſchirte, den Pfeiler ſprengen, am 19. Ebenſo die Brücke bei Meißen. Ruſſiſche Streifcorps waren ſchon in der Nähe, man ſchlug eine neue Brücke und am 3. April zog Blücher in Dresden ein. Man fand im Staatsſchatz noch ½ Mill. in Gold, ließ es aber unangetaſtet. Das Volk jubelte, denn es war am Ende der napoleoniſchen Herrlichkeit, die ſo viel Geld und Menſchen koſtete, auch ſatt geworden, und hoffte*) damals, der König ſelbſt werde ſich den Alliirten anſchließen. Auch hatte der ſächſiſche General Thielmann vom König Befehl, Torgau den Franzoſen ſo wenig wie den Preußen zu öffnen. Vor Blücher her ſtreiften fliegende Corps. Am 17. April zerſprengte Major Helwig bei Langenſalza ein bayriſches Regiment und nahm ihm 5 Kanonen ab; Major Colomb ſchlug franzöſiſche Reiter bei Gotha und ein ſächſiſches Jägerbataillon ging zu den Preußen über. Am gleichen Tage berannte Wittgenſtein die Feſtung Wittenberg, die er aber bald wieder verließ.

Die ruſſiſche Hauptarmee unter Kutuſow verließ Kaliſch am

*) Im Körner'ſchen Hauſe zu Dresden, deſſen Sohn Theodor Körner in das Lützow'ſche Freicorps eingetreten war und durch ſeine patriotiſchen Kriegslieder die ganze gebildete Jugend Deutſchlands hinriß, trafen ſich in jenen Tagen Göthe und Ernſt Moriz Arndt. Körner und auch ſein Vater waren voll Begeiſterung für die deutſche Sache. Da rief Göthe unwillig aus: „ſchüttelt nur an euern Ketten, der Mann (Napoleon) iſt euch zu groß, ihr werdet ſie nicht zerbrechen.“ Arndts Erinnerungen. S. 176.

7. April, alſo erſt einen Tag nach dem Siege bei Danigkow. Der alte Feldherr ſelbſt erkrankte zu Bunzlau in Schleſien, mußte hier zurückbleiben und ſtarb am 28. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen ſchloſſen ſich inzwiſchen an dieſes Heer an und zogen am 25. in Dresden ein. Nach dem Siege bei Danigkow ſtand einer Vereinigung Wittgenſteins mit den Armeen Blüchers und Kutuſows nichts mehr im Wege. Es genügte, Bülow zur Deckung Berlins ſtehen zu laſſen. Mit dem Reſt ſeines Heeres ſollte Wittgenſtein zu den beiden in Sachſen eingerückten Heeren ſtoßen und wurde zum Obergeneral über alle ernannt. Obgleich dieſe vereinigte Hauptmacht der Ruſſen und Preußen nur 85,000 Mann ſtark war und Napoleon nach ſeiner Vereinigung mit Eugen, Bertrand und den Contingenten des Rheinbundes um vieles ſtärker werden mußte, wurde im Hauptquartier Alexanders und Friedrich Wilhelms III. dennoch beſchloſſen, vorzugehen und dem Feind in den weiten Ebenen von Leipzig eine Schlacht zu liefern, und zwar, weil man ihm jedenfalls an Reiterei weit überlegen war, alſo in der Ebene einen Vortheil hatte und auch im Fall einer Niederlage den Rückzug decken konnte. Es lag alles daran, nicht ohne Schlacht zurückzugehen, ſollte man ſie auch verlieren. Der Feind mußte aufgehalten, es mußte zu den Rüſtungen an der Oder und Spree Zeit gewonnen und es mußte Oeſterreich der Beweis gegeben werden, daß man zu jeder Thatkraft und zu jedem Opfer im Kampf bereit ſey.

Napoleon hatte das Aeußerſte geleiſtet, um die jungen Conſcribirten ſchnell auszurüſten und einzuüben. Sie wurden zum Theil erſt auf dem Marſch einexercirt. Nachdem er ſchon alles über den Rhein geſchickt hatte, was verfügbar war, erklärte er noch einmal am 28. März dem geſetzgebenden Körper, die Integrität des Reichs werde bei den künftigen Friedensunterhandlungen niemals in Frage geſtellt werden, und ließ eine Stelle der engliſchen Rede im Moniteur dahin beantworten: „wenn der Feind auch ſchon auf dem Montmartre ſtünde, würde von Frankreich nicht ein Dorf abgetreten werden.“ Sodann ernannte er die Kaiſerin Marie Louiſe zur Regentin in ſeiner Abweſenheit und reiſte in der Nacht des 14. April

von Paris ab. Vom 16. bis 24. verweilte er in Mainz, wo ihm der Fürſt Primas, die Großherzoge von Baden und Heſſen und der Herzog von Naſſau die gewohnten Huldigungen darbrachten, und kam am 26. nach Erfurt, wo das nämliche von Seiten der Herzoge von Weimar und Gotha geſchah. Die Macht, die er aus Frankreich herausführte, betrug mit Einſchluß der Badener, Heſſen, Frankfurter ꝛc. nur 60 bis 70,000 Mann, konnte jedoch bald durch die noch in der Formation begriffenen Bataillone beträchtlich verſtärkt werden. Bertrand führte ein Heer aus Italien herbei, welches durch die Bayern unter Raglovich und durch die Württemberger unter Franquemont verſtärkt 30,000 Mann betrug. Eugen hatte bei Magdeburg noch 38,000 Mann verfügbar, von denen ſich aber 12,000 Mann unter Davouſt und Vandamme getrennt hatten, um die untere Elbe zu decken. Napoleon war nun mit Bertrand und Eugen nach den geringſten Angaben 120,000 Mann ſtark, wahrſcheinlich etwas ſtärker.

Wittgenſtein entwarf den genialen Plan, die große Armee Napoleons auf ihrem langausgedehnten Marſch, indem ſie aus den Gebirgen Thüringens in die ſächſiſche Ebene herausgetreten war, zwiſchen Weißenfels und Leipzig zu überfallen und durch einen gewaltigen Stoß in ihre Flanke zu zerſprengen. Er hatte übrigens, da Kleiſt mit 5000 Mann den Feind in Leipzig aufhalten ſollte und Miloradowitſch mit 12,000 Mann in Zeitz geblieben war, nur noch 70,000 Mann zur Verfügung, darunter aber 20,000 treffliche Reiter, mit denen er in einer Stellung bei Pegau am 1. Mai ſüdwärts von der Straße ſtand, auf welcher die Franzoſen am andern Tage nach Leipzig rücken ſollten. Ohne etwas von dieſer Flankenſtellung ſeines Gegners zu ahnen, beeilte Napoleon ſeine Vereinigung mit Eugen. Dieſer nahm Merſeburg ein und hatte hier am 30. ſein Hauptquartier. Am gleichen Tage war Napoleon in Weißenfels angelangt, wurde jedoch am folgenden Tage in dem Defilé von Rippach durch Ruſſen unter Winzingerode aufgehalten. Hier, als er etwas vorausgeritten war, riß die erſte Kanonenkugel den tapfern Marſchall Beſſières von ſeiner Seite hinweg, einen ſeiner älteſten und

treueſten Freunde. Duroc wurde ſehr traurig und hatte die ſchlimmſten Ahnungen. Damals entſchlüpfte ihm die Aeußerung: „es währt zu lange, der nie endende Krieg wird uns alle verſchlingen.“ — Am 1. Mai vereinigte ſich Napoleon mit Eugen auf der Straße nach Leipzig. Es gereicht den Sachſen zur Ehre, daß keiner ſich zum Spion hergab, um ihm die Stellung und gefährliche Nähe Wittgenſteins zu verrathen. An der Seite Eugens und Neys, die er hier ſeit dem ruſſiſchen Feldzug zum erſtenmal wiederſah, ritt Napoleon auf Leipzig zu und kam der Stadt ſo nahe, daß er die Menſchen auf den Dächern erblicken konnte, die dem Kampf zwiſchen der franzöſiſchen Avantgarde und Kleiſt, der die Stadt vertheidigte, zuſahen. Er glaubte, die Hauptmacht der Alliirten ſey ſchon auf dem Wege nach Dresden oder Berlin und drängte deshalb, um ihr raſch nachzukommen. Da erdröhnte Kanonendonner in ſeinem Rücken und Adjutanten flogen mit der Nachricht herbei, die in einer Länge von ſieben Meilen auf dem Marſch ausgedehnte franzöſiſche Armee werde von Süden her durch ſtarke feindliche Maſſen angegriffen. Sogleich befahl er allen Corps, dem gefährdeten Puncte zuzueilen.

Seine Armee wäre gleichwohl aufgerollt und in zerſtreuter Stellung zerſprengt worden, ehe ſie ſich aus ſo weiten Entfernungen hätte concentriren können, wenn Wittgenſtein den Stoß ſo kräftig ausgeführt hätte, als er klug berechnet geweſen war. Das Unglück wollte, daß er zuerſt bei den Dörfern Groß- und Klein-Görſchen, unfern von Lützen, auf dasjenige franzöſiſche Armeecorps traf, welches von Ney befehligt war und unter Anführung dieſes tapfern Marſchalls ſich aufs hartnäckigſte wehrte. Nun trachtete Wittgenſtein nicht einmal, es raſch durch Uebermacht zu erdrücken, ſondern verwendete nur langſam eine Brigade nach der andern, ſo daß die koſtbarſte Zeit verloren ging und die andern feindlichen Armeecorps herbeikommen konnten. Das Terrain, auf welchem Ney ſich hielt, war von Gräben durchſchnitten und hinderte die Entwicklung der Reiterei. Wittgenſtein hätte daher, anſtatt ſich mit Ney ſo lange aufzuhalten, die Cavallerie ſeitwärts auf beſſerem Terrain vorrücken und den übrigen einzeln ankommenden franzöſiſchen

Armeecorps entgegenwerfen sollen. Aber es geschah nicht und so wurde die Schlacht ganz in Widerspruch mit dem Plan nur vom Fußvolk geschlagen und die Reiterei erlitt nur Schaden durch die feindlichen Kugeln, ohne in den Kampf entscheidend eingreifen zu können. Die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja und Rahna waren der Mittelpunkt der Schlacht. Hier durch Häuser, Hecken, Gräben und sumpfige Wiesen geschützt behauptete sich Ney; als er endlich durch die wüthendste Tapferkeit der Preußen vertrieben wurde, hatte Napoleon schon Verstärkungen genug herbeigeführt, um nun seinerseits wieder die Preußen zurückzudrängen. Der Kampf war mörderisch, die Dörfer wurden genommen und wieder genommen und füllten sich mit Leichen an.*) Die Tapferkeit der jungen preußischen Freiwilligen, namentlich der Garbejäger, übertraf jede Erwartung, sie erlitten aber auch schreckliche Verluste. Nicht minder bewundernswürdig schlugen sich die jungen französischen Conscribirten unter Ney. Selbst die Schwerverwundeten schrien noch, wenn sie ihren Kaiser sahen, ein jauchzendes vive l'empereur, wie in den schönsten Zeiten der französischen Siege. Erst als es schon zu spät war, versuchte Wittgenstein die linke Flanke der Franzosen durch den Prinzen Eugen von Württemberg (in russischen Diensten) umgehen zu lassen, um der Schlacht auf einem günstigeren Terrain eine bessere Wendung zu geben, aber hier war Macdonalds Armeecorps schon in Linie gerückt und donnerte aus 60 Kanonen den Angreifenden entgegen. Die Schlacht blieb daher an die unglücklichen vier Dörfer gebannt und endete nach einem letzten massenhaften Angriff Napoleons am Abend zum Nachtheil der Alliirten, die sich nur in Groß-Görschen, nicht aber in den andern Dörfern behaupten konnten, den Zweck aber, die Armee Napoleons auf dem Marsche zu durchbrechen, gänzlich verfehlt sahen. Der Unwillen über Witt-

*) Hier kam ein Zug von wunderbarer Liebe der Soldaten zu einem Offizier vor. Das einst von Schill gegründete Colbergische Regiment stand lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt, ohne vorrücken zu dürfen. Als nun der Lieutenant von Arnim fiel, begruben ihn seine Soldaten auf der Stelle mitten im Kugelregen unter der aufgepflanzten Fahne. Geschichte des Regiments. S. 111.

das Fußvolk abzuwarten, die bisher so gefürchteten Schweden bei Fehrbellin aus dem Felde, und Montecuculi die Franzoſen bei Sasbach, wo der große Turenne das Leben verlor. Aus Rache verwüſteten im folgenden Jahre die Franzoſen die deutſchen Grenzen an der Saar aufs ſchrecklichſte, doch wurden ſie, ſo wie die Schweden, in den folgenden Jahren in den Schranken gehalten, und hielten es endlich für beſſer, Frieden zu ſchließen. Man trat 1678 zu Nimwegen zuſammen, und Ludwigs ſchlaue Diplomatenkünſte vereitelten die Hoffnungen, welche ſich die Deutſchen als Sieger machen durften. Er unterhandelte mit jedem ſeiner Gegner beſonders, und erhielt dadurch weit größere Vortheile, als wenn ſie ſich alle vereinigt hätten, ihn zu gewiſſen Verpflichtungen zu zwingen. So gelang es ihm, außer den zwölf Feſtungen, noch die Grafſchaft Burgund oder franche comté von den Niederlanden an ſich zu reißen. Im Kriege ſieglos, gewann er erſt im Frieden. Der große Churfürſt hatte gehofft, für ſeine großen Anſtrengungen durch Schwediſch-Pommern entſchädigt zu werden. Ludwig wußte dies aber zu verhindern, und Oeſterreich wollte Brandenburg nicht noch mächtiger werden laſſen.

Kapitel CCCCXXXV.

Die Reunionskammern.

Weit entfernt, den Frieden zu halten, ſann Ludwig nur auf neue Gewaltſtreiche. Ein ſchlauer Kopf rieth ihm, er ſolle zu allen Erwerbungen, die er in Burgund, Lothringen und dem Elſaß gemacht, auch noch deren Dependenzen, d. h. alle die Länder, Städte, Güter und Rechte an ſich reißen, die jemals damit zuſammengehangen hätten. Mit dieſem rechtlichen Vorwande konnte nun Ludwig ſeine ſchamloſen Räubereien beſchönigen. Er ließ

genſtein machte ſich laut bei den Preußen Luft und gab Blücher den Gedanken ein, noch in der Nacht den ausruhenden Feind mit Reiterei zu überfallen. Es geſchah, aber das ſehr zahlreiche Fußvolk des Feindes faßte ſich bald, die Reiter geriethen in einen Hohlweg und verirrten in der Finſterniß, man mußte ſie zurückziehen. In der Nacht wurde überhaupt der allgemeine Rückzug beſchloſſen und in der beſten Ordnung ausgeführt. Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 8000, die Ruſſen 2000 Mann verloren, der Verluſt der Franzoſen wurde um etwas höher angeſchlagen. Obgleich Sieger, hatte Napoleon doch keine Kanonen erobert, ſondern einige verloren. Auch waren 800 Franzoſen gefangen worden, von den Alliirten nicht halb ſo viele. Unter den Todten befand ſich der Prinz Leopold von Heſſen-Homburg, unter den Verwundeten General Scharnhorſt. Der letztere, obgleich nur am Fuße durch eine Kartätſchenkugel verletzt, vernachläßigte die Wunde aus Dienſteifer und reiste nach Wien, um auch Oeſterreich zur Theilnahme am Kriege anzuſpornen.

Bülow hatte am 2. Mai, dem Schlachttage von Lützen, die Stadt Halle erſtürmt und ſechs Kanonen genommen, zog ſich jetzt aber wieder zurück, um Berlin zu decken. Wittgenſtein mit der Hauptarmee ging nach Dresden zurück und zog Napoleons große Armee hinter ſich her. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen legten den größten Werth darauf, Oeſterreich nahe zu bleiben, um dieſe Macht in fortgeſetzten Unterhandlungen zu einem engeren Bündniß zu bewegen, und wenn das gelänge, ihre Streitkräfte ſogleich mit den öſterreichiſchen zu vereinigen. Durch die öſterreichiſche Grenze, welche Napoleon reſpectiren mußte, war ihnen jedenfalls eine Flanke gedeckt und wenn ſie ihn hier nach ſich zogen, ſo wurde er am ſicherſten von Berlin und von den preußiſchen Provinzen abgelenkt, in denen man eben noch gegen ihn eifrig rüſtete. Sachſen aber war einſtweilen wieder für ſie verloren. König Friedrich Auguſt kam wieder von Prag herbei, um Napoleons Befehlen zu gehorchen. Auch wurde Torgau jetzt den Franzoſen geöffnet und ein Verſuch Thielmanns, die Beſatzung zum Abfall zu bewegen,

ſcheiterte an der Feſtigkeit des alten General Sahr, dem die Soldatenehre und der dem Landesherrn ſchuldige unbedingte Gehorſam als einzige Richtſchnur galt und dem auch die ſämmtlichen Offiziere und Gemeinen beipflichteten, obgleich ſie ungerne länger mit Frankreich hielten. Thielmann floh am 10. Mai und trat in ruſſiſche Dienſte. Das ganze ſächſiſche Heer ſchloß ſich dem franzöſiſchen an.

5.

Die Schlacht bei Bautzen.

Wittgenſtein zog ſich in beſter Ordnung und langſam über Dresden zurück. Seine Nachhut bildete der unermüdliche Miloradowitſch, welcher faſt keinen Tag vorübergehen ließ, ohne an irgend einer günſtigen Stelle auf die franzöſiſche Vorhut zu warten und derſelben Verluſte beizubringen. So auch in Dresden ſelbſt. Nachdem nämlich die Hauptarmee der Alliirten die Elbe paſſirt hatte, hielt Miloradowitſch die Neuſtadt von Dresden noch beſetzt und beſchoß die anrückenden Franzoſen aus ſtarken Batterien. Napoleon ſelbſt recognoscirte die Ruſſen und wäre beinahe von einer Kugel getroffen worden, vertrieb ſie aber endlich durch die Ueberlegenheit ſeines Geſchützes und ließ die ſteinerne Elbbrücke ſo weit herſtellen, daß ſeine Armee am 11. den Alliirten über die Elbe nachſetzen konnte. Am Tage darauf ritt er dem König von Sachſen entgegen und führte ihn im Triumph in ſeine Hauptſtadt zurück. Bei dieſem Anlaß hielt er eine Rede an den Magiſtrat, in welcher er ſagte, er wiſſe alles, was die Stadt geſündigt habe, er ſehe noch die Ueberreſte der Blumen, die ſie den alliirten Monarchen geſtreut hätte, aber er verzeihe ihr um des Königs willen. Napoleon war ſehr mit ſeinem Glück zufrieden und außerordentlich heiter.

Aber an dem nämlichen Tage war Bernadotte mit den erſten ſchwediſchen Truppen in Stralſund gelandet, um in die Reihen ſeiner Gegner einzutreten und Berlin ſchützen zu helfen. Und was noch

wichtiger war, Oesterreich ließ sich durch die Siegesnachricht von Lützen nicht wankend machen und auf Napoleons Seite neigen, sondern schloß sich in nur noch schroffere Neutralität ab. Das kostete den edlen Scharnhorst das Leben, denn nach Wien geschickt, um Oesterreich dringend zum Anschluß an die Allianz zu mahnen, wurde er auf Metternichs Befehl am Thore aufgehalten und augenblicklich zurückgeschickt, weil gerade seine, des bekannten Patrioten, Anwesenheit in Wien damals Oesterreich, dessen Rüstungen noch nicht fertig waren, compromittirt haben würde. Scharnhorst kehrte um, seine anfangs unbedeutende Fußwunde brach in Folge der Anstrengungen auf und er starb nach wenigen Tagen in Prag. Herr von Narbonne, den Napoleon in außerordentlichem Auftrage nach Wien geschickt hatte, berichtete von da, Fürst Metternich sey aus der Stellung eines mit Frankreich Verbündeten in die eines Vermittlers übergetreten und seine Sprache werde immer unabhängiger. Daß Oesterreich den König von Sachsen zur Verzichtleistung auf Warschau bewogen hatte, bewies deutlich, Oesterreich wolle den Einfluß Napoleons an der Weichsel nicht mehr dulden. Nun zeigte Metternich noch officiell an, er sende den Grafen Stadion, den von 1809 her bekannten bittersten Feind Napoleons, ins Hauptquartier der Alliirten, um seine Vermittlung anzutragen.

Sobald Napoleon an der obern Elbe wieder festen Fuß gefaßt hatte, traf er umfassende Dispositionen. Auf seinem linken oder nördlichen Flügel entsandte er Davouſt, der noch beträchtliche Verstärkungen aufnehmen sollte, gegen Hamburg und Ney mit 70,000 Mann gegen Berlin. Auf dem rechten Flügel ließ er eine bayrische Armee unter Wrede gegen Böhmen aufstellen und sandte seinen Stiefsohn Eugen nach Italien, um dort zu commandiren, falls Oesterreich ihm den Krieg erklären würde. Soult, den er aus Spanien hatte rufen lassen, erhielt ein Commando in der großen Armee. Murat, der bisher in Neapel gegrollt und Umtriebe gegen Napoleon gemacht hatte, wurde bei der Kunde von dessen neuen Siegen wieder andern Sinnes und entschloß sich, zu den goldenen Adlern seines Schwagers zurückzukehren. Napoleon selbst

ſah in dieſen Tagen zu Dresden ſeine Armee durch große Nachzüge ſich verſtärken. Außer den Sachſen ſtießen 8000 Mann Garden, 10,000 Mann Cavallerie und ſo viele andere Truppen zu ihm, daß er nach der Trennung von Ney noch 80,000 behielt. Als er aber erfuhr, die Alliirten hätten bei Bautzen eine feſte Stellung genommen und würden nicht ohne eine Schlacht weichen, ließ er Ney ſchleunigſt zurückrufen, mit welchem vereinigt er 150,000 Streiter hatte.

Wittgenſteins Armee hatte ſich unterdeſſen ebenfalls verſtärkt. Durch die Einnahme einiger rückwärts liegenden Feſtungen waren die Truppen, die zu deren Belagerung gedient hatten, erübrigt worden. Zwar hielten ſich die ſtärkſten dieſer Feſtungen, wie Danzig, Modlin, Zamosk, Stettin, Cüſtrin, Glogau immer noch, dagegen war Pillau ſchon am 26. Januar, Czenſtochau am 6. April, Thorn am 22. April, Spandau am 24. deſſelben Monats gefallen, und Barklay de Tolly, welcher Thorn belagert hatte, ſtieß mit 14,000 Mann zu Wittgenſtein, desgleichen einige tauſend preußiſche Reſerven, ſo daß Wittgenſtein bei Bautzen 96,000 Mann vereinigt hatte. Clauſewitz ſchlägt ſie nur zu 80,000, und die Franzoſen nur zu 120,000 Mann an, wobei das Verhältniß daſſelbe bleibt. Jedenfalls hatte Napoleon ein Drittheil mehr Truppen als Wittgenſtein.

Indem die Franzoſen von Dresden aus vordrangen, ſtießen ſie bei Biſchofswerda auf die Nachhut der Alliirten unter Miloradowitſch, der nach ſeiner Gewohnheit wieder in guter Stellung furchtbar unter ſie kanonirte. Als die Franzoſen endlich die Stadt erſtürmten, waren ſie ſo in Wuth, daß ſie dieſelbe plünderten und in Brand ſteckten, obgleich es eine ſächſiſche, alſo verbündete Stadt war, 12. Mai. Drei Tage ſpäter wartete Miloradowitſch ſchon wieder auf ſie auf den die Spree überragenden Höhen und wich nur nach blutigem Kampfe, um ſich in die Hauptſtellung bei Bautzen zurückzuziehen, welche ſchon von Natur feſt, aber durch Kunſt in wenigen Tagen noch unzugänglicher gemacht worden war.

Wittgenſtein erkannte, daß ſich gegen die von Luckau her wahr-

ſcheinlich in langen Colonnen und Zwiſchenräumen herbeieilenden Truppen Neys vor ihrer Vereinigung mit Napoleon ein Schlag ausführen laſſe, und ſandte ihnen Barklay de Tolly mit 14,000 Ruſſen und York mit 6000 Preußen entgegen. Der erſtere überfiel wirklich am 18. bei Königswartha die italieniſche Diviſion unter Pery, die Neys Avantgarde bildete und nichts ahnte, nahm ihr 1500 Gefangene und 10 Geſchütze ab und jagte ſie in wilde Flucht. Einen ſchweren Kampf beſtand York bei Weiſig gegen Lauriſten mit dem größten Heldenmuth und zog ſich erſt in der Nacht in beſter Ordnung, wie auch Barklay nach Bautzen zurück. Wittgenſtein hätte gerne eine ſtärkere Macht entſendet, um Ney auf ſeinem Marſche völlig zu vernichten, aber er wurde durch die beiden Monarchen gehindert, die alles vermeiden wollten, was ſie von der böhmiſchen Grenze hätte trennen können, eine Rückſicht, die auch in der nachfolgenden großen Schlacht entſcheidend einwirkte.

Die Schlacht bei Bautzen wurde am 20. Mai durch den Angriff Napoleons auf den linken Flügel der Alliirten eröffnet. Hier nämlich ſollte Oudinot ſie von dem böhmiſchen Gebirge abſchneiden; das gerade wollten ſie aber um jeden Preis verhüten, er drang daher nicht weit vor. Sodann mußte Macdonald die Stadt Bautzen angreifen, die vor dem Centrum der Alliirten lag und von Miloradowitſch nach einem heftigen Gefecht freiwillig aufgegeben wurde. Endlich mußten Marmont und Bertrand den rechten Flügel der feindlichen Stellung bei Burka angreifen, wo Kleiſt mit nur 5000 Preußen ihnen den ganzen Tag mannhaft Stand hielt und ſich erſt gegen Abend weiter zurückzog. An dieſem erſten Tage hatten die Alliirten ihren linken Flügel behauptet und ſich nur im Centrum und auf dem rechten Flügel in eine engere Stellung zurückgezogen. Ney war noch nicht da, ſollte aber am folgenden Morgen in die Schlacht eingreifen und den rechten Flügel Wittgenſteins vollends erdrücken. Es ſchien alſo räthlicher für die Alliirten, die Schlacht abzubrechen und in der Nacht fortzuziehen. Auch hatte Napoleon bereits 10,000 Mann verloren, die Alliirten in ihrer viel geſicherteren Stellung nur 2000. Man hatte alſo einen Vortheil errungen und konnte

ſich mit Ehren einer Gefahr entziehen. Allein die Monarchen wollten ſich noch einmal ſchlagen, ihrer guten Aufſtellung vertrauend und weil die Truppen von Kampfbegierde brennend die freiwilligen Rückzüge verwünſchten. Am 21. griff Ney mit großem Ungeſtüm den rechten Flügel an und ſchlug auch wirklich Barklay de Tolly nach heftigem Widerſtande zurück, verfing ſich aber ſo ungeſchickt zwiſchen der Spree, dem Löbauwaſſer und den hier zahlreichen Sümpfen und Weihern, daß Blücher vom Centrum aus den Schlüſſel der Stellung, das Dorf Preititz, welches ſchon verloren war, wieder nehmen konnte. Blücher ſollte aber zugleich auch im Centrum die Krekwitzer Höhen behaupten, die ſeine Verbindung mit dem ruſſiſchen, auf dem linken Flügel kämpfenden Hauptheer ſicherten, und obgleich Wittgenſtein ihm Hülfe ſenden wollte, litten es die beiden Monarchen nicht, weil ſie noch größern Werth auf die Behauptung des linken Flügels legten und ſich durchaus nicht von der böhmiſchen Grenze wollten abſchneiden laſſen. Als nun Napoleon die Schwäche des feindlichen Centrums erkannte, ließ er die Krekwitzer Höhen durch die Württemberger und durch die Diviſion Morand angreifen, und ſo tapfer ſich die Preußen auch wehrten und den Angriff mehrmals abſchlugen, mußten ſie endlich der Uebermacht weichen. Nun befand ſich Blücher in der gefährlichſten Lage, getrennt von Wittgenſteins Hauptmacht und von drei Seiten zugleich durch den Feind umfaßt. Inzwiſchen gewann er durch die ſtandhafte Behauptung des Dorfes Litten den einzigen freien Rückzug auf Wittgenſtein. Nur ſeine Geiſtesgegenwart und die erſtaunliche Tapferkeit ſeiner Truppen retteten hier die preußiſche Armee vor der Vernichtung. Die Monarchen aber beſchloſſen nunmehr den allgemeinen Rückzug nach Schleſien, immer entlang der böhmiſchen Grenze. Um 4 Uhr Nachmittags brachen ſie auf, unter dem Donner der Geſchütze, die ihren Abmarſch deckten und in guter Aufſtellung das Nachdrängen der Franzoſen hinderten.

Dieſe zweitägige Schlacht machte auf die vielen jungen Soldaten, welche ſie ſchlugen, einen um ſo mächtigeren Eindruck, als der Widerhall in den nahen Gebirgen den Donner der Kanonen

noch viel lauter erdröhnen ließ und vervielfältigte. Die Alliirten hatten 12,000 Todte und Verwundete, der Verluſt Napoleons aber belief ſich in beiden Tagen auf viel mehr. Nach Dresden wurden 18,000 Verwundete gebracht. Odeleben, ein ſächſiſcher Offizier und Adjutant bei Napoleon, gibt als Augenzeuge in und um Bautzen die noch höhere Zahl von 20,000 an. Der mit ſo ſchweren Verluſten erkaufte Sieg war unvollſtändig. Die Alliirten hatten ſich wieder vollkommen geordnet und mit wenig Verluſt zurückgezogen, ohne Gefangene oder Trophäen zu hinterlaſſen. Fain hörte Napoleon im Aerger ausrufen: „Wie? nach einem ſolchen Gemetzel kein Erfolg, keine Gefangene? keinen Nagel laſſen mir dieſe Leute zurück?“ In der Hoffnung, den Alliirten auf ihrem Rückzug durch raſcheres Drängen noch großen Schaden thun zu können, trieb er ſeine Vorhut nun unvorſichtig in das feindliche Kanonenfeuer, denn auf jeder irgend günſtigen Höhe des hügelreichen Landes ſetzte ſich die ruſſiſche Nachhut feſt und wich erſt nach wohlberechneten Salven. Bei Reichenbach war es Miloradowitſch, der die anſtürmende Reiterei der Franzoſen plötzlich mit ruſſiſcher Reiterei anfiel, bei welchem Anlaß Bruyeres, einer der tapferſten Reitergenerale Napoleons, erſchoſſen wurde, am 23. Mai. Dadurch noch zorniger gemacht, befahl Napoleon noch an demſelben Nachmittage der Vorhut, den Feind nur um ſo raſcher und nachdrücklicher zu verfolgen, und begab ſich ſelbſt in die vorderſte Linie. Indem er aber auf eine Anhöhe vor Markersdorf geritten war und den Marſch ſeiner Colonnen in der Abendſonne betrachtete, feuerte eine ruſſiſche Batterie von Holtendorf herüber und nur wenige Schritte hinter ihm riß eine Kanonenkugel zuerſt den General Kirchner, dann den Großmarſchall Duroc vom Pferde herab. Der erſtere war auf der Stelle todt, dem andern war der Leib aufgeriſſen und er lebte noch die Nacht hindurch. Napoleon beſuchte ihn und war tief erſchüttert. Die in ſeinem Bulletin beſchriebene Abſchiedsſcene war jedoch nur auf Effect berechnet.

Napoleons Umgebung war muthlos. Wir haben geſiegt, hieß es, aber keine andern Palmen als Cypreſſen, keine andern Trophäen

als die Gräber der Sieger. Fain berichtet aus jenen Tagen: „Die Feuersbrünſte, die uns jedes Dorf ſtreitig machten, das wir beſetzten, alle die ſchrecklichen Einzelnheiten neuer Art, welche dieſer Krieg darbot, führten zu entmuthigenden Betrachtungen. Welch ein Krieg! wir werden alle darin umkommen! Dieſer entehrende Seufzer entſchlüpfte mehr als einem von uns, ſolch nagenden Roſt hatten die Ereigniſſe an den ehernen Seelen der Soldaten ſchon angeſetzt.“

6.

Der Waffenſtillſtand.

Auch noch an jedem der folgenden Tage leiſtete die ruſſiſche Nachhut der franzöſiſchen Vorhut auf jedem ſchicklichen Puncte hartnäckigen Widerſtand, indem die Heere ſich langſam aus der Lauſitz nach Schleſien zogen. Am 25. verlor Wittgenſtein das oberſte Commando, welches Barklay de Tolly erhielt, blieb aber bei der Armee und befehligte den einen, Blücher den andern Flügel. Schon am Tage darauf führte Blücher einen kühnen Handſtreich aus, indem er hinter Heinau mit preußiſcher Reiterei der die franzöſiſche Avantgarde bildenden Diviſion Maiſon auflauerte. Das Anzünden einer Windmühle gab den Reitern das Zeichen, die ſofort unter Oberſt Dolfs hinter einem Hügel hervorſprengten, die Vierecke Maiſons überritten, ihm 1100 Mann zuſammenhieben, 400 gefangen nahmen und 11 Kanonen erbeuteten, aber ihren tapfern Dolfs durch den Tod verloren.

Die Franzoſen gingen ſeitdem etwas bedächtiger vor, die Alliirten aber zogen ſich links gegen die Feſtung Schweidnitz, die ihnen als Bollwerk dienen ſollte, während ſie ſich an das Rieſen- und Glätzergebirge anlehnten und ſtets in nächſter Verbindung mit Oeſterreich blieben. Lauriſton, der die Vorhut Neys bildete, zog gegen Breslau und wurde bei Liſſa nur durch 4 — 5000 Preußen unter General Schüler aufgehalten, die Glogau blokirt und ſich von da

zurückgezogen hatten. Nach kurzem Gefecht entwich Schüler zur Hauptarmee und Lauriſton rückte am 1. Juni in Breslau ein. Man erwartete nun, Napoleon werde ſich mit ſeiner ganzen Uebermacht auf die Alliirten werfen, um ſie in einer dritten und letzten Hauptſchlacht zu vernichten, ehe ſich Oeſterreich entſchieden hätte. Die Ungeduld, mit der er ſich in die Bautzener Schlacht geſtürzt hatte, ſchien ſich jetzt verdoppeln zu müſſen. Da hieß es auf einmal, am 4. Juni ſey im Dorfe Poiſchwitz bei Jauer ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden.

Damit hatte es folgende Bewandtniß. Je mehr Napoleon an Oeſterreich verzweifelte, um deſto lieber hätte er ſich wieder mit Rußland allein ausgeſöhnt. Er ließ alſo ſchon vor der Schlacht von Bautzen bei Kaiſer Alexander anfragen, ob derſelbe nicht dem Marſchall Coulaincourt, den er früher immer gerne geſehen hatte, eine Audienz gewähren wolle. Alexander lehnte es mit dem Bemerken ab, er habe die Vorſchläge Oeſterreichs angenommen, könne daher nur durch Oeſterreichs Vermittlung mit Napoleon unterhandeln. Der öſterreichiſche Unterhändler im Hauptquartier der Alliirten, Graf Stadion, ſchrieb am 27. Mai an Berthier, wenn es Napoleon Ernſt um den Frieden ſey, ſo ſolle er unter öſterreichiſcher Vermittlung vorerſt einen Waffenſtillſtand abſchließen, während deſſen man über den künftigen Frieden verhandeln könne. War Napoleon gemäßigt und klug genug, um einzuſehen, daß er ſeine Kräfte durch Ueberanſtrengung bereits erſchöpft habe, und daß er mithin den fortgeſetzten Kampf mit ganz Europa nicht lange mehr werde beſtehen können, ſo konnte er freiwillig auf das bisherige unnatürliche Uebergewicht Frankreichs, auf ſeinen ausſchließlichen Einfluß in Polen und Deutſchland verzichten, wie auf Spanien, und Rußland und Preußen würden ihm unter Oeſterreichs Vermittlung nicht nur die Rheingrenze und Holland, ſondern auch noch einen verhältnißmäßigen Einfluß auf Italien gelaſſen haben. Es hing alſo in der That damals nur von Napoleon ab, den Frieden und den Fortbeſtand ſeiner Dynaſtie in einem immerhin noch ſehr anſehnlichen franzöſiſchen Reiche durch Opfer zu erkaufen, die man ihm, wenn er ſie

nicht freiwillig brachte, doch bald mit Gewalt zu entreißen stark genug war. Weil aber Kaiser Franz den stolzen Charakter Napoleons und seine Neigung, alles zu wagen, kannte, durfte er sich auf seine Nachgiebigkeit wenig Hoffnung machen und hatte mithin guten Grund, den Waffenstillstand vorzuschlagen, nicht nur, um ihm Bedenkzeit zu geben, sondern auch, um sich selbst vollständig zum Kriege auszurüsten. — Gegen alle Erwartung nahm Napoleon den Waffenstillstand an. Er durfte es nur thun, wenn er auf den österreichischen Gedanken eingehen und seinem Uebergewicht in Europa zum Behuf einer Herstellung des Gleichgewichts entsagen wollte. Das war aber nicht seine Meinung, folglich konnte er auch nach Beendigung des Waffenstillstandes auf keinen Frieden rechnen, sondern war sicher, daß Oesterreich mit seiner ganzen Macht in die Reihen seiner Feinde eintreten werde. Er unterzeichnete aber den Waffenstillstand in der geheimen Hoffnung, entweder den Kaiser Alexander oder seinen Schwiegervater Kaiser Franz auf seine Seite zu ziehen. Er rechnete auf die natürliche Eifersucht, die zwischen Rußland und Oesterreich bestand. Im schlimmsten Fall hoffte er während des Waffenstillstandes sein Heer so zu verstärken, daß es jedem Feinde gewachsen wäre.

Russen und Preußen nahmen die Miene an, als sey ihnen der Waffenstillstand ungelegen und als fügten sie sich nur aus Rücksicht auf Oesterreich. Auch setzten sie durch, daß Napoleon das schon eroberte Breslau wieder aufgeben und sich hinter die Katzbach zurückziehen mußte. Dieses Flüßchen, dann die sächsisch-preußische Grenze, endlich die Elbe bis zum Meere sollte die Demarkationslinie bilden, welche während des Waffenstillstandes von keiner Partei überschritten werden durfte. In Schlesien blieb ein neutraler Zwischenraum zwischen beiden Armeen, in den auch Breslau eingeschlossen war. Hamburg sollte dem gehören, der es am 8. Juni um Mitternacht besetzt habe. Die Oder- und Weichselfestungen, die noch von Franzosen besetzt waren, sollten während des Waffenstillstands von den Belagerern mit Lebensmitteln versehen werden. Die Waffenruhe sollte bis zum 20. Juli dauern.

Durch besondere Uebereinkunft mit Oesterreich wurde dem klei-

auch sogleich 1680 zu Metz, Breisach und Besançon sogenannte Reunions- oder Wiedervereinigungskammern niedersitzen, welche die alten Urkunden untersuchen und alle Dependenzen ausmitteln mußten. Man ging darin so weit, daß man unter andern das Kloster Weißenburg ansprach, weil es vom altfränkischen König Dagobert gestiftet sey. Sobald diese französischen Kammern erklärten, ein deutsches Gebiet gehöre zu Frankreich, alsobald eilten auch schon die französischen Truppen, es mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Die westdeutschen kleinen Fürsten und Städte wurden überrascht, und waren zu ohnmächtig, sich zu widersetzen. Die wichtige Stadt Straßburg, der Schlüssel des Reichs, wurde mitten im Frieden von den Franzosen unter Louvois weggenommen und sogleich in eine französische Landstadt verwandelt, 1681. Der Fall dieser Stadt war von unberechenbaren Folgen. Durch ihn ward der ganze Oberrhein vollends entblößt, ungehindert konnten von nun an die Franzosen den Rhein überschreiten, und mit einem Schritt im Herzen Deutschlands stehn. Alle die kleinen Staaten im deutschen Westen, eine unverbundene Masse, waren jetzt der Willkühr des mächtigen Nachbars Preis gegeben, und von nun an sehen wir dem Beispiel des Cöllners und Münsterers auch die oberdeutschen Fürsten folgen. Wer nichts verlieren und viel gewinnen wollte, mußte sich mit dem Reichsfeind gegen das Reich verbinden. Bald schien es, als ob diese Fürsten mehr Vasallen Frankreichs, als des Reiches seyen.

Das Reich that aber auch nichts. Es berathschlagte und wechselte nur Schreiben, während Ludwig handelte. Zwar kam 1682 ein Bund des Reiches wider Frankreich zu Stande, Ludwig rief aber die Türken herbei, welche die ganze Macht der Deutschen im Osten beschäftigten. Zwar verbanden sich auch Spanien, Schweden und Holland wider Ludwig, diesem gelang es aber durch Unter-

nen Heer der Polen unter Poniatowski erlaubt, von Krakau aus durch Mähren und Böhmen nach Dresden zu marschiren, jedoch unbewaffnet. Napoleon erhielt dadurch eine Verstärkung, aber die Alliirten und Oesterreich sahen sich von Leuten befreit, die den Kern einer polnischen Insurrection hätten bilden können.

Commissäre eilten nun nach allen Punkten, wo noch gekämpft wurde, um den Waffenstillstand zu verkünden. Nach der Schlacht bei Bautzen war Oudinot wieder gegen Bülow geschickt worden und hatte am 28. Mai dessen Vorhut bei Hoyerswerda zurückgeschlagen, wurde aber selbst am 4. Juni bei Luckau wieder von Bülow zurückgedrängt. Als nun der Waffenstillstand verkündigt wurde, mußte Bülow ins preußische Gebiet umkehren. Ebenso mußten die Streifcorps der Alliirten, die unterdeß im Rücken Napoleons geschwärmt hatten, über die Elbe zurückgehen. Major Colomb hatte mit nur 86 Reitern mehrere französische Offiziere und kleine Abtheilungen gefangen genommen, am 29. Mai aber einen großen Artillerietrain zwischen Zwickau und Chemnitz überfallen, dessen Begleitung von 6 Offizieren, 116 Reitern, 86 Mann Fußvolk und mehreren hundert bewaffneten Trainsoldaten theils getödtet, theils zersprengt und 24 schwere Geschütze vernagelt, 36 Pulverwagen in die Luft gesprengt, 200 Pferde erbeutet, als er vom Waffenstillstand erfuhr und glücklich mit seiner Beute über die Elbe kam, ohne mehr als einen Todten und 5 Verwundete zu haben. Czernitscheff mit 1200 Kosacken nahm am 30. Mai bei Halberstadt durch einen eben so kühnen Ueberfall einen Train von 14 Kanonen, 80 Pulverwagen mit dem westphälischen General Ochs, 1000 Mann und 800 Pferde gefangen und brachte alle glücklich über die Elbe. Noch einmal umkehrend wagt. er mit 4700 Mann unter Woronzoff einen Handstreich auf Leipzig und kam vor dieser Stadt am 7. Juni an, mußte aber wegen des Waffenstillstands schnell wieder zurückgehen. — Schlimmer erging es dem berühmten Lützow'schen Freicorps. Dasselbe hatte mit Dörenbergs Corps verbunden am 12. Mai ein rühmliches Treffen an der Görde, unfern von Danneberg, bestanden, aber vor Davousts überlegener Macht wieder weichen und den

Vorsatz, Hamburg zu retten, wieder aufgeben müssen. Nachher drang es durch Thüringen bis ins Voigtland nach Plauen vor, ohne auf den Feind zu stoßen, oder irgend einen Fang zu machen, verspätete sich, bis der Waffenstillstand geschlossen war, und erhielt den sächsischen Lieutenant von Gösnitz als Marschcommissär, um sicher über die Elbe zurückgeleitet zu werden. Als es am 13. Juni bei Kitzen unfern vom Schlachtfeld von Groß-Görschen lagerte, kam württembergische Reiterei heran. Lützow schickte einen Offizier als Parlamentär ab, der aber gefangen genommen wurde. Hierauf sprach Lützow selbst mit dem württembergischen General Normann, der ihn aber an den das ganze hier stehende Corps commandirenden französischen General Fournier wies. Dieser nun fuhr Lützow mit den Worten an: „Waffenstillstand für alle, nur nicht für Sie.“ Lützow wandte sein Pferd um, wurde aber von den Württembergern mit Uebermacht überfallen und selbst vom Pferde gerissen. Dennoch entkam er in der Dunkelheit, da es schon Abend war. Ebenso der berühmte Dichter Theodor Körner, der in seinem Corps diente und hier verwundet wurde. Doch rettete sich nur eine kleine Zahl, die übrigen wurden zusammengehauen oder gefangen. Es ist nicht zu verkennen, daß Normann nur auf Befehl des französischen Generals, aber für einen Deutschen doch etwas zu gern, einhauen ließ, daß aber Fournier den Befehl vollkommen im Sinne Napoleons ertheilte, der im Lützow'schen Freicorps das echte Kind des Tugendbundes erkannte und die Elite der preußischen Jugend bei dieser Gelegenheit für ihre Begeisterung züchtigen lassen wollte. Es gab wohl auch im Hauptquartier der Alliirten manchen, der Lützows Corps heimlich mit scheelen Augen angesehen hatte. Indeß erklärte man die Vernichtung desselben für einen Bruch des Waffenstillstandes und nahm Repressalien, indem man nunmehr die vertragsmäßige Verproviantirung der französischen Festungen an der Oder und Weichsel unterließ.

Das unglückliche Hamburg wurde damals das Opfer einer eigennützigen skandinavisch-englischen Politik. Wie leicht wäre es dem Kronprinzen von Schweden von Stralsund aus, wie leicht den

Engländern zur See geweſen, Hamburg ſo ſtark zu beſetzen, daß Davouſt es nicht hätte bezwingen können! Statt ihrer kamen die Dänen, um das ſchwache Corps von Tettenborn, die Bürgerwehr und die noch in der erſten Formation begriffene ſ. g. hanſeatiſche Legion zu unterſtützen, welche Hamburg vertheidigen ſollten. Der König von Dänemark beeilte ſeinen Anſchluß an Rußland und Preußen aus doppeltem Grunde. Einmal, weil er überhaupt Napoleons Geſtirn im Sinken ſah, und zweitens, weil er ſich fürchtete, man werde ihm Norwegen abnehmen und den Schweden als Entſchädigung für Finnland geben, wenn es länger mit Napoleon im Bunde bliebe und dieſer unterläge. Däniſche Truppen ſtanden ganz in der Nähe von Hamburg. Nun hatte ſich aber Rußland ſchon gegen Bernadotte verpflichtet, ihm Norwegen zu geben, und verſprach Dänemark dafür mit den Hanſeſtädten zu entſchädigen. So wurden in dem Augenblick, in welchem man verſichert hatte, Deutſchlands Unabhängigkeit herzuſtellen, deutſche Provinzen und Städte verſchachert. Aber England erklärte ſich aufs entſchiedenſte dagegen, weil es Dänemarks Handel und Seemacht nicht durch die Hanſeſtädte vermehrt ſehen wollte. Da nun inzwiſchen Napoleon auch wieder in zwei großen Schlachten geſiegt hatte und bis ins Herz von Schleſien vorgedrungen war, entſchloß ſich der ſchwankende Dänenkönig ſogleich, wieder feſt zu Frankreich zu halten. Herzog Wilhelm von Braunſchweig ſtellte ſich an die Spitze der Hanſeaten, ſah ſich aber zu ſchwach, da Tettenborn nicht unter ihm dienen wollte, und reiste wieder ab. Bernadotte ſchickte 2400 Schweden, rief ſie aber auch nach wenigen Tagen wieder zurück, weil ſie nicht hinreichten, die Stadt zu ſchützen und er ſeine Truppen nicht aufopfern, ſondern ſchonen wollte, um ſpäter mit ihnen Norwegen zu erobern. Schon ſeit dem 9. Mai hatte ſich Vandamme auf den Elbinſeln vor Hamburg eingerichtet, wartete aber Davouſt erſt ab. Als nun dieſer näher kam und auch die Dänen ſich entſchieden hatten, eilte Tettenborn davon zu kommen, in der Nacht auf den 31. Mai. Nun flohen auch die Hanſeaten und ſchon am andern Tage rückten 5000 Dänen, am Abend Davouſt ſelbſt in Ham-

burg ein, also acht Tage vor dem durch den Waffenstillstand festgestellten Termin, weshalb er im ungestörten Besitze der Stadt bleiben konnte.

Napoleon legte großen Werth auf Hamburg, correspondirte täglich mit Davoust und befahl ihm, diese Stadt möglichst stark zu befestigen und der Bürgerschaft schwere Contributionen aufzulegen. „Kaufleute müsse man strafen, indem man sie zahlen lasse.“ Diesem Befehl kam Davoust eifrig nach, ließ schonungslos die ganze Umgebung Hamburgs aufwühlen und mit Gräben, Wällen, Schanzen und Palliſaden versehen, wobei die Einwohner selbst Hand anlegen mußten, und schrieb eine Contribution von 48 Mill. aus. Von Lübeck, das er gleichfalls besetzte, nahm er nur 6 Mill. Die Hauptschuld des großen Unglücks, in welches Hamburg damals stürzte, fällt auf England, welches durch eine Landung von Truppen die Stadt würde gerettet haben.

Achtes Buch.

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

1.

Der Prager Congreß.

Napoleon befestigte die sächsische Hauptstadt eben so stark, wie Hamburg. Denn er wollte sich gleichsam eingraben und seine Streitkräfte hier concentriren, um nach einer Seite hin den Preußen und Russen, nach der andern den Oesterreichern Trotz zu bieten. Das schöne und kunstreiche Dresden wurde ein ungeheurer Waffenplatz, alle Bäume in der Runde sanken unter dem Beil, die reizenden Gärten wurden vom Grabscheit zerwühlt. Ringsum starrten Palliſaden und Schanzen. Um aber seine Zuversicht auszudrücken, verschrieb Napoleon die besten Schauspieler aus Paris und ließ sie vor dem sächsischen Hofe spielen. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Aus allen Enden seines weiten Reichs wurden Menschen herbeigezogen, ausgerüstet, unterwegs einexercirt und halbwegs fertig zum Regiment geliefert. Die kurze Zeit des Waffenstillstandes reichte hin, sein Heer mehr als zu verdoppeln.

Die Alliirten nahmen ihr Hauptquartier zu Trachenberg; die Commissäre, welche den Waffenstillstand überwachen sollten, blieben in Neumark bei Breslau; der Kaiſer von Oesterreich aber kam mit

seiner Staatskanzlei am 3. Juni nach Gitschin in Böhmen, um den Unterhandlungen näher zu seyn.

Die Hauptauseinandersetzung zwischen Napoleon und Oesterreich folgte am 28. Juni, als Metternich selbst nach Dresden gekommen war. Napoleon empfing den Grafen mit ziemlich heftigen und mißtrauischen Reden. „Sie kommen nur, um zu erforschen, ob Sie mich, ohne losschlagen zu müssen, über das Ohr hauen können, oder ob Sie sich meinen Feinden anschließen müssen.“ Vergebens stellte ihm Metternich auf eine ehrfurchtsvolle Weise vor: „Oesterreich wünsche eine Ordnung der Dinge herzustellen, die durch eine weise Vertheilung der Macht den Frieden unter den Schutz einer Vereinigung unabhängiger Mächte stellt.“ Das hieß mit andern Worten, Oesterreich wolle die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, in welchem Frankreich wieder den übrigen Großmächten nur neben-, nicht mehr übergeordnet seyn sollte. Napoleon verstand den österreichischen Minister sehr gut, wollte ihn aber nicht verstehen. Da er sich einmal mit der ganzen Unnatür der französischen Weltherrschaft identificirt hatte, konnte er selbst es nicht seyn, der zur Natur zurückkehrte. Je mehr er fühlte, wie sehr Metternich Recht habe und um wie viel unhaltbarer sein aufgedunsenes künstliches Weltreich sey als die natürliche Politik, die ihm Oesterreich vorzeichnete, um so tiefer ergrimmte er, und ohne dem von Metternich ausgesprochenen, allein richtigen und vernünftigen Grundsatz im Mindesten entgegen zu kommen, soll er boshaft die Persönlichkeit des Grafen angegriffen und ihn gefragt haben: „wie viel zahlt Ihnen England für die Rolle, die Sie spielen?“ So berichtet Fain. Nach Thiers suchte Napoleon den Grafen einzuschüchtern und drohte ihm, im October werde er als Sieger in Wien einziehen. Nach Lady Trollope hat Metternich bestätigt, das Gespräch sey leidenschaftlich gewesen, Napoleon habe seinen Hut fallen lassen und Metternich ihn nicht aufgehoben. Auf diese Nebendinge kommt es nicht an; als Hauptsache steht fest, Oesterreich erklärte, das europäische Gleichgewicht müsse hergestellt werden, aber Napoleon wollte nimmermehr seinem Uebergewicht entsagen.

Man kam überein, die Unterhandlungen auf einem Congreß zu Prag vom 5. Juli an fortzuſetzen, der aber, da man im Prinzip ſo gänzlich auseinanderging, nur ein Scheindaſeyn hatte. Das Einzige, worüber man ſich vereinigte, war eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis zum 10. Auguſt.

In denſelben Tagen, in denen Napoleon die gehäſſigen Auseinanderſetzungen mit Metternich hatte, erfuhr er die gänzliche Niederlage ſeiner Truppen in Spanien. Er ſandte nun ſogleich Soult wieder als Oberbefehlshaber dahin zurück. Damals war auch der Wahnſinn Junots, dem Napoleon die illyriſchen Provinzen anvertraut hatte, ausgebrochen, und Napoleon kam auf den Einfall, eiligſt Fouché zu verſchreiben und denſelben als Gouverneur nach Illyrien zu ſetzen. Er entfernte ihn dadurch von Frankreich und hinderte ihn, dort Intriguen anzuſpinnen.

Inzwiſchen ſchloſſen ſich die Frankreich feindlichen Mächte immer enger an einander. Schon am 27. Juni hatte ſich Oeſterreich in einem Vertrage, der zu Reichenbach in Schleſien unterzeichnet wurde, gegen Rußland und Preußen verpflichtet, Frankreich den Krieg zu erklären, wenn es bis zum 20. Juli nicht Warſchau und Danzig, Illyrien und die Elbe- und Weſermündungen mit den Hanſeſtädten herausgegeben hätte. Um dieſelbe Zeit bewilligte England den Preußen und Ruſſen reichliche Subſidien, nämlich 3 Mill. Pfund Sterling, wovon $^1/_3$ für Preußen, $^1/_3$ für Rußland beſtimmt wurden. Am 9. Juli kam Bernadotte nach Trachenberg, um einem großen Kriegsrath anzuwohnen, der den Plan zum nächſten Feldzug entwerfen ſollte. Als man nicht einig werden konnte, entfernten ſich der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, um Bernadotte und die ruſſiſchen und preußiſchen Feldherrn allein rathſchlagen zu laſſen, und nun kam bald der Plan zu Stande, nach welchem der große Krieg ſpäter wirklich geführt wurde. Man ſchickte den Plan nach Gitſchin, wo Kaiſer Franz ihn ſogleich genehmigte.

Da Napoleon auf Oeſterreich verzichtete, gab er Coulaincourt neue Inſtructionen, um ſich wo möglich Rußland zu nähern. Darin

verhieß er, Rußland auf Koſten Oeſterreichs verſchwenderiſche Conceſſionen machen zu wollen. Aber Kaiſer Alexander nahm keine Mittheilung von Napoleon an.

Da die Verlängerung des Waffenſtillſtandes ihm noch Zeit ließ, unternahm Napoleon eine Reiſe über Erfurt nach Mainz, um mit ſeiner von Paris dort angelangten Gemahlin Verabredungen zu treffen, zugleich den Rheinbund in ſeiner bisherigen Treue und Ausdauer zu beſtärken und die Zuſendungen von Verſtärkungen der großen Armee zu beſchleunigen. Er kam nach Mainz am 26. Juli. Dem Rheinbund ertheilte er ein gutes Lob. Schon am 25. Juni erklärte der Moniteur: „Se. Majeſtät ſind mit den Königen und Großherzogen äußerſt zufrieden. Beſonders hat ſich der König von Württemberg ausgezeichnet; ſeine Armee iſt mehr als vollzählig. Der Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt hat ſich im vorigen und letzten Feldzug ſtets ausgezeichnet. Er iſt ein hoffnungsvoller junger Prinz und der Kaiſer hat viel Zuneigung für ihn.“ Von Bayern war auffallenderweiſe wieder nicht die Rede. Das Lob Württembergs hatte (nach Fain) ſeinen Grund zum Theil in der geheimen Correſpondenz, die der König mit Napoleon führte und worin er ihm alles verrieth, was damals zwiſchen Oeſterreich und Bayern vorging. Wrede ſtand mit 25,000 Bayern an der böhmiſchen Grenze, aber ſchon waren geheime Verabredungen getroffen, um den König Max zu den Alliirten hinüberzuziehen. Was den Prinzen Emil betrifft, ſo ſoll ihm Hoffnung auf den preußiſchen Thron gemacht worden ſeyn, wenn Napoleon die Coalition beſiegen würde.

Um auch auf die öffentliche Meinung in Deutſchland einzuwirken und den Flugſchriften des Tugendbundes, Arndts, den Liedern Körners, den Karikaturen ꝛc. ein Gegengewicht zu geben, hatte Napoleon ſchon im Frühjahr die Rheinbundfürſten aufgefordert, ihm einen deutſchen Publiciſten zu bezeichnen, der nach ſeinem Programm eine zweckmäßige Flugſchrift bearbeiten könne. Man rieth ihm den Profeſſor und Geheimen Juſtizrath Crome in Gießen an, eine jener ledernen Profeſſorennaturen, an denen es auf deutſchen Univerſitäten nie gefehlt hat, die ſich zu allem dehnen und ſtrecken und von der

Macht jedweden Stempel aufdrücken lassen. Crome brachte nun die Schrift „Deutschlands Krise und Rettung im April und Mai 1813“ zu Stande, die deshalb merkwürdig ist, weil sie nach einem von Napoleon selbst französisch geschriebenen Entwurf ausgeführt wurde und auch noch in den langweiligen Perioden des Gießener Professors den Scharfsinn Napoleons verrieth. Der berühmten Proklamation von Kalisch wurde hier sehr wahr entgegengehalten, es sey weder Rußland, noch England, noch Oesterreich, noch Preußen um die zur Schau getragene Einheit Deutschlands zu thun. Es wurde ferner erinnert an die unendlich vielen Mißbräuche der alten Vielstaaterei, die alle wiederkehren würden, wenn die Coalition siege, so daß Deutschland weder die Einheit, noch auch die Freiheit haben würde, von der man so viel prahle ꝛc. Somit enthält jene Schrift in vieler Beziehung eine gute Kritik dessen, was in den folgenden Jahrzehnten geschah. Allein obgleich man die Schweißtropfen zu sehen glaubt, die dem Professor auf der Stirne standen, als er sich bemühte, die fernere Dauer der Napoleonischen Herrschaft den Deutschen als etwas Besseres anzupreisen, so mißlang ihm das doch völlig und sein Buch blieb wie billig verachtet.

Am 4. August war Napoleon wieder in Dresden. Hier herrschte, selbst in seiner nächsten militairischen Umgebung, große Sehnsucht nach dem Frieden. Schon die Ankunft des ersten Parlamentärs, der den Waffenstillstand brachte, hatte, wie Norvins bemerkt, im französischen Hauptquartier eine „scandalöse Freude“ erweckt. Diese Stimmung dauerte fort. Der Tod Bessières', Durocs und so vieler andern Generale hatte denen düstere Gedanken gemacht, die endlich nach so großen Heldenthaten auf ihren Lorbeern ruhen und ihre Reichthümer in Ruhe genießen wollten. Auch unter den gemeinen Soldaten war die wilde Kriegslust erloschen, nur Pflicht und Ehre hielten sie noch bei den Fahnen. Unter den Alten sah man viele finstere Gesichter, die nur noch ehrenvollen Tod, aber keine Siege mehr erwarteten; unter den Jungen waren viele noch zarte Knaben, die zu fühlen schienen, daß ihre Lebensblüthe frühe geknickt werden sollte. Mancher Denkende mochte auch wohl erwägen, was aus

Frankreich werden ſollte, wenn noch dieſes letzte Heer, was es mit ſeiner äußerſten Erſchöpfung aufgebracht hatte, im Kampf gegen die ungeheure Uebermacht Europas vernichtet werden würde. Da die Abneigung vor einer Fortdauer des Krieges nicht verhehlt wurde, kann man der franzöſiſchen Armee eine hohe Bewunderung nicht verſagen, ſofern ſie ſich dennoch nachher mit ſo feurigem Muth und ausdauernder Treue für Napoleon geſchlagen hat. Es iſt charakteriſtiſch, daß man im franzöſiſchen Lager damals träumte, der mit dem 10. Auguſt ablaufende Waffenſtillſtand werde den Frieden bringen und Napoleon habe alles ſo berechnet, daß an ſeinem Geburtstag am 15. das allgemeine große Friedensfeſt werde gefeiert werden.

Auf dem Prager Congreß war mittlerweile nichts geſchehen. Napoleon ſtellte nun eine dringende Anfrage, was Oeſterreich als die vermittelnde Macht denn eigentlich von ihm verlange? Jetzt erſt, am 7. Auguſt, wurde ihm der Inhalt des Vertrages vom 27. Juni mitgetheilt. Er antwortete am 9., er wolle Warſchau, aber nicht Danzig, Illyrien, aber nicht Trieſt opfern. Das genügte nicht. Da entſchloß er ſich am 12., alles zu bewilligen. Nun aber war es zu ſpät, denn ſchon in der Nacht vom 10. auf den 11. war der Waffenſtillſtand abgelaufen, hatten die Commiſſäre zu Prag ihre Vollmachten für erloſchen erklärt und flammten auf allen Bergen zwiſchen Prag und Trachenberg die verabredeten Feuerzeichen, um den Ruſſen und Preußen, die ſich mit dem großen öſterreichiſchen Heer in Böhmen vereinigen ſollten, das Signal zu geben. Auch die Monarchen von Rußland und Oeſterreich eilten nach Böhmen und begrüßten ihren neuen Alliirten Kaiſer Franz, mit dem ſie fortan vereinigt bleiben und das Heer begleiten wollten. Franzöſiſche Geſchichtſchreiber beſchuldigen Oeſterreich, es habe ein falſches Spiel mit Napoleon getrieben, ihn nur hinhalten wollen, bis es ſelbſt hinlänglich gerüſtet war, und nie aufrichtig den Frieden gewollt. Aber das iſt durch Metternichs Erklärungen vom 28. Juni widerlegt. Wenn auf Oeſterreich eine Schuld fällt, ſo iſt es nur die,

handlungen den Ausbruch eines Krieges zu verhindern. Das Reich ſchloß mit ihm den ſchmählichen Waffenſtillſtand zu Regensburg, 1684, worin man ihm Straßburg überließ. Es war ja nur eine Reichsſtadt, und das Beiſpiel ſchien manchem ſogar zu gefallen. Machte man die Reichsſtädte nur erſt zur guten Beute, ſo konnte jeder etwas zu gewinnen hoffen.

Ludwig lachte die einfältigen Deutſchen aus, und gab zu ihrem Spott und Hohn den Reunionskammern eine noch weitere Ausdehnung. Im Jahr 1683 ſtarb der letzte Churfürſt von der Pfalz aus der churfürſtlichen Linie, Karl. Da ſeine Schweſter einen franzöſiſchen Prinzen geheirathet hatte, ſprach Ludwig ſogleich einen unmäßigen Antheil des Erbes an. Das Reich erneuerte zwar 1686 zu Augsburg den Bund gegen Ludwig, that aber keinen ernſten Schritt. Da ſchickte Ludwig ſeinen Miniſter Louvois mit Heeresmacht in die Pfalz, und ließ dies ſchöne Land zwei Jahre lang, 1688 und 1689, aufs grauſamſte verheeren. Die Reſidenz des Churfürſten, das ſchöne Heidelberger Schloß, die Städte Mannheim, Worms, Speyer, Oppenheim, Kreuznach, Bruchſal, Baden, Raſtadt und viele andre wurden in Aſche gelegt, die Einwohner auf das franzöſiſche Gebiet getrieben, und das Landvolk mit Gewalt zum katholiſchen Glauben gezwungen. Die Franzoſen wieſen ein Verzeichniß von 1200 deutſchen Städten und Dörfern vor, die noch zerſtört werden ſollten. Alle dieſe Schandthaten hatten den Zweck, das Churfürſtenthum Pfalz, welches am Rhein das mächtigſte und überdem proteſtantiſch, alſo für Ludwigs Abſichten am gefährlichſten war, mit einem Schlage gänzlich zu entkräften und gewiſſermaaßen zu vertilgen.

Jetzt endlich rührte ſich das Reich, rührten ſich alle Nachbarn, die ein ähnliches Schickſal wie die Pfalz befürchteten. Die Hauptmächte ſchloſſen zu Wien die große

daß es Napoleon noch viel zu viel bewilligte, noch lange nicht das Maaß von Opfern von ihm forderte, welches nothwendig war, um sein Uebergewicht in Europa einzuschränken und ein wahres Gleichgewicht herzustellen. Unter diesen Umständen ist niemand anzuklagen als Napoleon, der es versäumte, zur rechten Zeit die geforderten, sehr mäßigen Opfer zu bringen.

An demselben 12. August erließ Oesterreich seine Kriegserklärung und motivirte sie in einer langen Denkschrift, welche Herr von Gentz, die erste Feder in Metternichs Staatskanzlei, verfaßt hatte. Das Ausschweifende, Gewaltthätige und Unnatürliche in Napoleons Politik war darin sehr gut charakterisirt, der Grundgedanke für die nach Napoleons Ueberwältigung herzustellende Ordnung und Friedenspolitik in Europa war aber nur das Gleichgewicht der Großmächte. Von einer Wiederherstellung derjenigen Organisationen, die durch die Revolution und den militärischen Imperialismus zerstört worden waren, sagte die Denkschrift kein Wort. Selbst die deutsche Kaiserwürde war darin mit Stillschweigen übergangen. Ueberhaupt war Oesterreich damals so weit entfernt, die nationale Begeisterung in Deutschland zu Gunsten seines alten Anrechts auf die deutsche Kaiserkrone zu benutzen, daß es vielmehr der von Preußen ausgegangenen Richtung entschieden entgegentrat und in Bezug auf die Mission des Herrn von Stein sich ausdrücklich ausbedung, daß die eroberten Länder zwar interimistisch im Namen der sämmtlichen Alliirten verwaltet, nirgends aber Insurrectionen provocirt oder geduldet werden sollten.

Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten hatte Napoleon sich dermaßen verstärkt, daß die Hauptarmee in und um Dresden 181,000, die von Ney befehligte Armee in Schlesien 130,000, die von Oudinot befehligte, nach Berlin bestimmte und bei Baruth aufgestellte 72,000, die Armee Davousts in Hamburg 37,000, ein Corps in Leipzig 8000, eine Reserve unter Augereau in Würzburg 12,000, das bayrische Heer unter Wrede 25,000, das italienische unter Eugen 50,000 Mann betrugen.

Auf Seite der Alliirten hatte Preußen verhältnißmäßig die

größten Anſtrengungen gemacht, indem es damals noch auf ſeine alten Provinzen beſchränkt und ohnehin erſchöpft war. Ohne die engliſchen Subſidien wäre es unmöglich geweſen, für die Kleidung und Ausrüſtung der zahlreichen Landwehren zu ſorgen. Als der König während des Waffenſtillſtandes nach Berlin kam und das Bülow'ſche Corps muſterte, freute er ſich über die Haltung dieſer Truppen ſo ſehr, daß er durch Cabinetsordre vom 22. Juli jedem Soldaten ein Geſchenk von 4 Groſchen beſtimmte. Aber der Befehl konnte nicht vollzogen werden, weil kein Geld da war, und man mußte die Zahlung auf beſſere Zeiten ſparen.*) Aber gerade die Gewißheit, der König ſey eben ſo arm, wie ſie ſelbſt, rührte die Soldaten tief, erhöhte ihren Stolz und feuerte ſie an, dem Vaterlande beſſere Tage zu erkämpfen. In Oeſterreich hatte ſich die Jugend eben ſo eifrig zu den Fahnen gedrängt, wie in Preußen, doch hatte man alles nüchterner und mehr in den alten Formen, als etwas, was ſich von ſelbſt verſtehe, behandelt. Die Schwunghaftigkeit blieb ſogar hinter der des Jahres 1809 zurück. Das öſterreichiſche Blut war bei weitem nicht in ſo heftiger Wallung, wie das norddeutſche. Auch Rußland hatte noch ſehr ausgiebige Rüſtungen gemacht und erwarb ſich ein um ſo größeres Verdienſt um die gemeinſame Sache, als es auf die oberſte Leitung des Krieges verzichtete, dieſelbe an Oeſterreich abtrat und ſeine zahlreichen Truppen dergeſtalt vertheilte, daß ſie überall unter nicht ruſſiſchen Feldherrn dienen mußten. Der ruſſiſche Stolz brachte damit ein großes Opfer, aber indem Kaiſer Alexander die Verantwortung der Kriegführung andern überließ, erſparte er ſich eine Menge Reclamationen und Tadel, und erlangte andrerſeits den Vorſitz und das Uebergewicht bei allen diplomatiſchen Verhandlungen. Sein urſprünglicher Plan war geweſen, ſelbſt als Generaliſſimus der Coalition aufzutreten, weshalb er, um einen berühmten und kriegsverſtändigen Adjutanten an der Seite zu haben, den General Moreau durch Ver-

*) Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813. II. 409 (von General von Prittwitz).

nadotte aus Amerika hatte citiren laſſen. Preußen würde ihm nachgegeben haben, Oeſterreich aber machte Schwarzenbergs Obercommando zur Bedingung der Allianz.

Dem Plane von Trachenberg gemäß ſollte die alliirte Hauptarmee unter dem Fürſten Schwarzenberg von Böhmen aus durch das Erzgebirge gehen und Napoleons Stellung bei Dresden überflügeln, um ihn von der Elbe hinweg zur Pleiße und Saale zu locken. Dieſe böhmiſche Armee beſtand aus 130,000 Oeſterreichern, 59,000 Ruſſen unter Wittgenſtein und Barklay nebſt den Garden, 46,000 Preußen unter Kleiſt nebſt den Garden, und war von den Kaiſern von Oeſterreich und Rußland und dem König von Preußen perſönlich begleitet. Auch befand ſich bei ihr Moreau, der ohne ein Commando als vertrauter Rathgeber im Gefolge des Kaiſers Alexander auftrat.

Die zweite Hauptmaſſe der Alliirten bildete die ſchleſiſche Armee unter Blücher, der zwar nur 38,000 Preußen unter York bei ſich hatte, dem aber 57,000 Ruſſen unter Sacken, Langeron und St. Prieſt untergeordnet waren. Dieſe Armee ſollte Napoleon aus Dresden herauslocken, ſich aber vor ſeiner Uebermacht zurückziehen und keine Schlacht annehmen, während die Hauptarmee unter Schwarzenberg in Napoleons Rücken operiren würde. Blücher fand die Rolle ſeiner hitzigen Natur nicht angemeſſen und wollte das Commando niederlegen; man bedeutete ihn aber, daß es ihm unbenommen bleibe, eine Schlacht zu ſchlagen, wenn es unter günſtigen Umſtänden und nur nicht gegen eine unverhältnißmäßige Uebermacht geſchehe.

Die dritte Hauptmaſſe bildete die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, der zwar nur 24,000 Schweden mitgebracht hatte, dem aber 40,000 Preußen unter Bülow und Tauentzien und 21,000 Ruſſen unter Winzingerode und Woronzow untergeordnet waren. Dieſe Armee ſollte Berlin decken, ſich nach Umſtänden mit Blücher in Verbindung ſetzen und von Norden her auf Napoleons Rückzugslinie operiren, wie Schwarzenberg von Süden her.

Als Reſerven dieſer drei Armeen waren anzuſehen 54,000

Ruſſen und 35,000 Preußen, welche noch immer die Oder- und Weichſelfeſtungen belagerten, 70,000 Ruſſen, die ſich unter Bennigſen erſt in Polen ſammelten, 67,000 Oeſterreicher, die ebenfalls noch in der Formation begriffen waren.

Auf dem rechten oder nördlichen Flügel der drei großen Armeen wurde Wallmoden mit 12,000 Hanſeaten und Engländern, 5800 Ruſſen und 4000 Preußen dem Corps von Davouſt entgegengeſtellt. Auf dem linken oder ſüdlichen Flügel ſtanden 25,000 Oeſterreicher unter Fürſt Reuß den Bayern Wredes und 45,000 Oeſterreicher unter Hiller in Kärnthen dem Vicekönig Eugen gegenüber.

2.

Der Kampf um Dresden.

Napoleon machte Dresden zum Mittelpunct ſeiner Stellung und hoffte von hier aus, indem er mit Uebermacht auf eine der drei feindlichen Armeen losbräche, eine nach der andern zu ſchlagen. Aber das wußte man wohl im Kriegsrath der Alliirten, daher der Entſchluß, ſich überall vor Napoleons Uebermacht zurückzuziehen und nur da loszuſchlagen, wo man nur einen Theil ſeiner Streitkräfte fände.

So wie in der Nacht des 10. Auguſt die Feuerzeichen von den böhmiſchen Bergen herüber nach Schleſien in langer Kette aufflammten, ſetzten ſich die Ruſſen und Preußen unter Wittgenſtein, Barklay und Kleiſt in Marſch und vereinigten ſich am 19. bei Budin mit der Armee Schwarzenbergs. Die drei alliirten Monarchen begrüßten ſich ſchon am 15. in Prag und folgten dem Hauptheere, welches ſeine Richtung nicht gegen Dresden, ſondern gegen Leipzig über Freiburg und Chemnitz nahm, um in Napoleons Rücken zu erſcheinen und denſelben von Dresden abzuziehen. Obgleich nun Napoleon eine Bewegung gegen Böhmen machte, als ob er hinter Schwarzenbergs Rücken gegen Prag ziehen wollte, und Kaiſer Ale-

xander ſelbſt dies befürchtete, ließ ſich doch Schwarzenberg dadurch nicht irre machen, ſondern ſetzte ſeinen Marſch ununterbrochen fort. Als er aber vernahm, Napoleon ſey mit großer Uebermacht gegen Blücher ausgefallen, hielt er den Zeitpunct für günſtig, um das verlaſſene Dresden anzugreifen, änderte daher am 22. ſeine Marſchroute und dirigirte alle ſeine Corps nach Dresden. Hier war allerdings nur St. Cyr mit 20,000 Mann zurückgeblieben, welche leicht hätten überwältigt werden können. Schwarzenbergs rechter Flügel von Wittgenſtein befehligt, befand ſich damals Dresden am nächſten, weil die ganze Armee links von dieſer Stadt marſchirte. Schon am 22. hatte Wittgenſteins Vorhut unter General Roth Gefechte bei Hellendorf und unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg bei Geißhübel. Wittgenſtein drang bis Pirna vor, durfte jedoch mit ſeinem Corps allein nicht wagen, das ſtark befeſtigte Dresden anzugreifen. Damals gingen zwei weſtphäliſche Huſarenregimenter unter Hammerſtein zu den Alliirten über. Am 24. befand ſich Schwarzenberg mit dem größten Theil ſeiner Armee nur noch zwei Meilen von Dresden und hätte am andern Morgen die Stadt nehmen können, da er zehnmal mehr Truppen hatte, als St. Cyr. Auch war Eile nöthig, weil ſonſt Napoleon zurückkehren konnte. Aber auf unerklärliche Weiſe wurde der Angriff verſchoben. Die Einen geben Schwarzenberg Schuld, er habe allzu ſyſtematiſch erſt alle Corps herbeiziehen wollen, um ganz ſicher zu gehen, und aus Vorſicht und Aengſtlichkeit vor einer Ueberraſchung durch den vielleicht zurückkehrenden Napoleon gerade erſt durch ſein Zögern dieſe wirklich herbeigeführt. Andere klagen Barklay de Tolly an, derſelbe habe aus Eiferſucht gegen Schwarzenberg erklärt, ſeine Ruſſen ſeyen zu müde, um heute noch angreifen zu können. Wieder Andere weiſen auf die Confuſion im Hauptquartier hin, in welchem Schwarzenberg alle mögliche Rückſicht auf die Einreden des Kaiſer Alexander nehmen mußte. Nach den beſten Quellen war Moreau mit Schwarzenberg einverſtanden, aber die ruſſiſchen Generale, die ungerne unter einem Fremden dienten, belagerten das Ohr ihres Kaiſers.

In Schlesien hatte Blücher am 13. erfahren, die Franzosen hätten auf neutralem Gebiet außerhalb der Demarcationslinie fouragirt, und war aufgebrochen, sie dafür zu züchtigen. Da in den ersten fünf Tagen nach dem Ablauf des Waffenstillstands noch kein Gebrauch von den Waffen gemacht werden sollte, protestirten die noch in Neumarkt versammelten Commissäre, aber Blücher entgegnete, „die diplomatischen Narrenspossen und das Notenschreiben müsse nun ein Ende haben, er werde den Tact ohne Noten schlagen.“ Ney, der in Schlesien commandirte, zog sich langsam zurück und kam mit 20,000 Mann bei Löwenberg in die Lage, daß er von seinen Unterfeldherrn Macdonald, Lauriston, Sebastiani und Marmont abgeschnitten werden konnte. Aber der russische General Langeron, der es ausführen sollte, gehorchte nicht und erwies sich so obstinat gegen Blücher, wie Barklay gegen Schwarzenberg. So ging die Gelegenheit, den „Tapfersten der Tapfern“ zu fangen, zu Blüchers größtem Verdrusse verloren, am 19. — Napoleon selbst hatte seine Hauptmacht bei Zittau versammelt und schwankte anfangs, ob er Schwarzenberg in den Rücken fallen und in Böhmen eindringen, oder Blücher angreifen sollte. Odeleben erzählt, Napoleon sey in sehr wilder und düsterer Stimmung gewesen und habe das Mißliche seiner Lage schwer empfunden. Zufällig bei einer Recognoscirung in der Nacht verirrend sey er gegen seine Umgebungen in die äußerste Wuth ausgebrochen. Als er jedoch Gewißheit erhalten habe, Schwarzenberg ziehe bei Dresden vorbei gegen Leipzig, und andrerseits Blücher ziehe gegen ihn eilig heran, war er wieder freudig erregt und beschloß, Blücher, der ihm gleichsam in die Hände lief, mit großer Uebermacht zu vernichten. Kaum aber war er am 21. zu Ney gestoßen und drängte diesen wieder vorwärts, so merkte Blücher, was im Werke sey, und zog sich schlau zurück. Nur in günstigen Stellungen leisteten York bei Plagwitz und Langeron bei Goldberg Widerstand. Nun erkannte Napoleon, Blücher trachte nur ihn hinzuhalten und nach sich zu ziehen, damit Schwarzenberg Zeit gewänne, über Dresden herzufallen, schickte daher schon am 22. einen Theil seines Heeres zurück und kehrte am 23. selbst nach Dresden um.

Dabei ereignete sich ein Mißverständniß. Ney sollte Napoleon für seine Person begleiten, aber sein Corps in Schlesien zurücklassen, wo Macdonald den Befehl erhielt. Man verstand, das Ney'sche Corps solle auch mit nach Dresden ziehen und erst nachdem es einen ermüdenden Marsch gemacht hatte, klärte sich der Irrthum auf und es mußte nun wieder umkehren. Ein anderer Aerger für Napoleon war, daß damals der berühmte Militairschriftsteller General Jomini, Chef des Generalstabs bei Neys Armeecorps, zu den Russen überlief.*) Am 24. war Napoleon in Görlitz, wo er Murat umarmte, der eben aus Neapel ankam, aber ohne Armee. Napoleon schickte ihn nach Dresden voraus, um den König von Sachsen zu beruhigen. Kaum wollte er glauben, daß Schwarzenberg gegen Dresden rücke. Er wähnte ihn auf dem Marsche nach Leipzig und wollte über Zittau nach Böhmen gehen; aber die dringendsten Nachrichten von der Gefahr, in welcher Dresden schwebte, riefen ihn dahin und er kam wirklich gerade noch zu rechter Zeit, die Stadt zu retten.

Schwarzenberg griff Dresden erst am 26. Abends um 4 Uhr an und schon um 2 Uhr konnte er auf den Höhen jenseits der Stadt die Bajonette der im Eilmarsch anrückenden Colonnen Napoleons sehen. Er hätte daher einen unbezwinglichen Widerstand voraussehen und noch zu rechter Zeit zurückgehn sollen. Er glaubte sich inzwischen stark genug, griff in fünf großen Colonnen, jede von 50,000 Mann, Dresden an und eröffnete ein mörderisches Feuer. Anfangs errang er rasche Erfolge, die Preußen unter Kleist eroberten den großen Garten, die andern Corps drangen bis in die Vorstädte und unter die Thore; aber um 6 Uhr ließ Napoleon die Thore von Plauen und Pirna öffnen und zwei Heere in dichten Massen herausstürzen. Er hatte außer den 20,000 Mann St. Cyrs damals erst 60,000 Mann in der Stadt versammelt, aber sein Gegenstoß war so gewaltig, daß er in den Abendstunden die Alliirten

*) Jomini stand längst in Verbindung mit dem listigen Czernitschef, dem er schon den französischen Kriegsplan verkauft hatte.

auf allen Puncten zurückdrängte. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende. Schwarzenberg hätte sie benutzen sollen, um seinen Rückzug zu sichern. Er konnte nicht zweifeln, Napoleon würde noch in der Nacht beträchtliche Verstärkungen an sich ziehen und am andern Tage noch viel mächtigere Schläge austheilen. Aber Schwarzenberg zauderte mit dem Rückzug, wie er mit dem Angriff gezaudert hatte, als hätte er bestätigen wollen, was Napoleon wenige Tage vorher gesagt hatte, „er verlasse sich ganz auf die Langsamkeit der Oesterreicher." Wirklich erhielt Napoleon noch 40,000 Mann Verstärkung und blieb die ganze Nacht munter, um die Truppen zu mustern und ihnen ihre Stellungen anzuweisen. Es regnete in Strömen.

Seine Dispositionen waren meisterhaft. Schon am 24. hatte er von Görlitz aus, sobald er den Plan zur Vertheidigung Dresdens entworfen, den General Vandamme mit 30,000 Mann nach Pirna geschickt, um von hier aus in die Gebirge einzudringen und Töplitz wegzunehmen. In das Thal von Töplitz münden alle Gebirgsstraßen aus, auf welchen Schwarzenbergs Heer, wenn er bei Dresden geschlagen wurde, wahrscheinlich den Rückzug nach Böhmen suchen mußte. Hier nun sollte Vandamme die geschlagenen Colonnen einzeln abfassen und vernichten. Niemals, ließ Napoleon dem General Vandamme sagen, werde er eine bessere Gelegenheit wiederfinden, sich den Marschallstab zu verdienen. Das Heer, welches Napoleon in Dresden unmittelbar um sich hatte, theilte er so, daß er am Morgen des 27. den stärksten Stoß durch Murat auf den zu weit ausgedehnten linken Flügel der Oesterreicher ausführen lassen konnte. Dieser Flügel war unvollständig, weil das Corps Klenaus noch nicht eingetroffen war, und überdies durch den Plauen'schen Grund (ein tiefes Felsenthal) gespalten. Hier nun trieb Murat mit großen Reitermassen einen Keil hinein, trennte einen großen Theil des österreichischen linken Flügels vom Centrum und nahm ihn nebst dem Feldmarschallieutenant Meßko gefangen. Gleichzeitig drang Ney mit der jungen Garde unwiderstehlich gegen den rechten Flügel der Oesterreicher bei Pirna vor und General Roth mußte

weichen, weil Barklay, trotz der Befehle Schwarzenbergs, ihn nicht unterſtützte, angeblich wegen des Regens und des für Kanonen unfahrbaren Bodens. Im Centrum ließ es Napoleon mit einer bloßen heftigen Kanonade bewenden. Als er hier einmal bemerkte, eine ſeiner Batterien feure nicht mehr, weil das Ziel, eine auf der Röknitzer Höhe gegenüberliegende feindliche Batterie, zu ſchwer zu treffen ſey, befahl er gleichwohl fortzufeuern und bald bemerkte man auf jener Höhe eine unruhige Bewegung vieler Menſchen. Es war Moreau, dem hier eine franzöſiſche Kanonenkugel beide Beine in dem Augenblick zerſchmettert hatte, in dem er dem Kaiſer Alexander, hinter dem er ritt, gerathen hatte, ſich der Gefahr wegen zu entfernen. Alles eilte herbei, ihm zu helfen. Kaiſer Alexander war zärtlich um ihn bemüht. „Ich ſterbe, ſagte Moreau, aber es iſt mir ſüß, für eine ſo gerechte Sache und unter den Augen eines ſo großen Monarchen zu ſterben.“ Man brachte ihn nach Laun in Böhmen, die Beine wurden ihm amputirt, aber er ſtarb am 2. September. Welche Rolle ihm Alexander vorbehalten, iſt nie bekannt worden. Ohne Zweifel ſollte er als Feldherr Napoleon überwinden helfen und ſpäter als populärer Mann zur Pacification Frankreichs mitwirken. Die Franzoſen jubelten, daß der Verräther an ihrer Nation den Lohn empfangen habe. Die Deutſchen blieben kalt und mancher meinte wohl auch, Moreau würde, wenn er länger gelebt hätte, einen Theil der Siegeslorbeern an ſich geriſſen haben, welche die deutſchen Generale beſſer für ſich behielten.

Nach der Zerrüttung ſeines linken Flügels und bei der Gefahr, in der auch der rechte ſchwebte, zog Schwarzenberg endlich den Abend ſein noch unbeſiegtes Centrum freiwillig zurück und dirigirte alle ſeine Colonnen auf den verſchiedenen Gebirgswegen nach Töplitz. Sein bisheriger rechter Flügel unter Barklay ſollte auf der am weiteſten öſtlich liegenden Straße über Peterswalde gehen, um zu verhindern, daß ein franzöſiſches Corps auf dieſer Straße vorrücke, welches in Verbindung mit Vandamme alle übrigen Rückzugswege verſperrt und die ohnehin durch die Schlacht in Unordnung gebrachte alliirte Armee in den engen Bergſchluchten, bei dem fortwährenden

Regen und Mangel an Nahrungsmitteln völlig würde haben auflöſen können. Aber Barklay blieb wieder ungehorſam, ließ jene wichtige Straße offen, und zog über Dippoldswalde. Wenn Ney mit der jungen Garde, wenn Napoleon ſelbſt mit noch mehr Truppen raſch auf dieſem Wege vorgedrungen wäre, ſo hätte er mit Vandamme vereinigt früher in Töplitz ſeyn können, als Schwarzenberg, deſſen ganzes Heer gefangen oder aufgelöst worden wäre. Napoleon ſcheint aber geglaubt zu haben, Vandamme ſey ſchon in Töplitz und ſtark genug, um allein die Zerrüttung des feindlichen Heeres zu vollenden. Gegen alle Erwartung benützte er die offen gebliebene Straße nicht, ſondern kehrte nach Dresden zurück und ließ auch Ney nicht weiter vorrücken. Ein Moment der Verblendung, mit dem ſein bisheriges Glück ſich plötzlich wendete. Denn kaum hatte er triumphirend die 13,000 Gefangenen, die 12,000 Todten und Verwundeten, die 26 eroberten Kanonen des feindlichen Heeres gezählt und freute ſich ſeines Sieges, als ihm am Abend des 29. und am Morgen des 30. unmittelbar hinter einander die Nachricht von drei ſchrecklichen Niederlagen ſeiner Feldherrn gebracht wurde.

General Vandamme ging am 26. unter der Veſte Königsſtein über die Elbe und drang ins Gebirge ein. Nur einige tauſend Ruſſen unter dem Prinzen Eugen von Württemberg (von einer Nebenlinie des königlichen Hauſes), ein kleiner Heertheil, bei dem auch Prinz Leopold von Coburg (der jetzt regierende König von Belgien) ſtand, bildete hier die äußerſte Spitze des urſprünglichen rechten Flügels der Schwarzenbergiſchen Hauptarmee, ſtand aber völlig iſolirt und war gegen Vandamme viel zu ſchwach. Aber Eugen begriff beſſer als Barklay die Wichtigkeit des rechten Flügels und beſchloß, ſich für die Sicherheit der Hauptarmee aufzuopfern und ſo lange als möglich die Umgehung deſſelben durch Vandamme zu verhindern. Indem er jede gute Stellung benutzte, vertheidigte er ſich den ganzen Tag und verlor 15—1800 Mann. Erſt am 27. zog er ſich bis Zehiſta auf die Verſtärkungen zurück, die ihm hier unter dem ruſſiſchen General Oſtermann zukamen. Dieſes ganze ruſſiſche Corps war mit Einſchluß von den beſten drei

Allianz 1689. Die Seele der ganzen Unternehmung war Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande, der ein Jahr vorher durch die Protestanten in England zum König dieses mächtigen Landes gewählt worden war. Spanien rüstete wegen der Niederlande, Savoien wegen der Gefahr, in die es als Nachbarland Frankreichs ebenfalls gerieth, das ganze deutsche Reich endlich, um die angethane Schmach zu rächen; vorzüglich thätig war der große Churfürst, ferner Bayern wegen seines Erbrechts auf die Pfalz, und der tapfre Markgraf Ludwig von Baden. Der Krieg entbrannte an allen Grenzen Frankreichs zu Wasser und zu Lande. In den Niederlanden befehligte König Wilhelm, ward aber von dem überlegenen Feldherrn der Franzosen, dem Marschall von Luxenburg, mehrmale geschlagen. Glücklicher behauptete Ludwig von Baden den Oberrhein. Es kam indeß zu keiner großen Entscheidung und man machte wieder Frieden, zu Ryswik 1697. Ludwig trug wieder allein den Vortheil davon. Er behielt alle seine Reunionen auf dem linken Rheinufer, und man gestand ihm zu, daß nahe an 2000 pfälzische Ortschaften, die früher reformirt gewesen, und während der französischen Besatzung gewaltsam katholisch gemacht worden waren, von nun an beständig katholisch bleiben sollten. Damit war der neue Churfürst von der Pfalz, Karl Philipp, aus dem katholischen Hause Pfalz-Neuburg, einverstanden. Da zu gleicher Zeit die Protestanten in Frankreich aufs neue verfolgt wurden, so wanderten viele Tausend Franzosen und Pfälzer, die sogenannten refugiés, nach Norddeutschland, wo sie von den protestantischen Fürsten, besonders in Brandenburg, aufgenommen wurden. So matt aber war der Religionseifer geworden, daß das corpus Evangelicorum gegen diese großen Gewaltstreiche nichts unternahm.

Garderegimentern nur 17,500 Mann ſtark, Oſtermann wollte die ſchöne Garde ſeines Kaiſers nicht opfern und duldete es erſt, als Eugen die ganze Verantwortung allein auf ſich nahm. Der 28. verging unter blutigen Kämpfen im Engpaß von Gießhübel. Am 29. hielt man abermals bei Peterswalde Stand unter unſäglicher Anſtrengung. Hier fiel der Fürſt Reuß. Endlich bis Kulm zurückgedrängt, ſchon nahe vor Töplitz, nahm Eugen ſeine letzte Stellung, um ſie aufs verzweifeltſte zu vertheidigen, denn wenn er hier wich, ſo ſtrömte das franzöſiſche Heer in die Ebene von Töplitz hinein, hatte den Knotenpunct der Straßen erreicht und konnte die zurückziehenden Corps der Schwarzenbergiſchen Armee nach einander auffangen. Der Kaiſer von Oeſterreich, der in Töplitz war, entfernte ſich eilends von da nach Laun. Der König von Preußen aber, der zufällig in die Nähe kam, übernahm es, Eugens Gefahr nach allen Seiten hin melden zu laſſen. Ein öſterreichiſches Dragoner-Regiment war das erſte, das er hinſchickte. Eine Batterie der preußiſchen Garde folgte nach. Aber dieſe Verſtärkungen waren noch zu ſchwach. Vandamme, ſeinem Ziel ſchon ſo nahe, drang mit aller Macht vor. Eine Kanonenkugel riß Oſtermann den linken Arm weg und die drei herrlichen Garderegimenter Semenoff, Preobaſchensk und Ismailow hatten allein ſchon 2700 Mann verloren und bildeten nur noch kleine Haufen, als Diebitſch mit ruſſiſcher Gardecavallerie herbeiſprengte und bald darauf Miloradowitſch mit einer Diviſion Fußvolk erſchien. Dieſe hielten nun Vandamme auf und behaupteten die Stellung.

Vandamme hätte über Nacht Zeit gehabt, ſich zurückzuziehen. Aber er blieb, in der Hoffnung, er werde noch Verſtärkungen erhalten. Hierin liegt Vandammes Entſchuldigung. Es mußte Napoleons dringendſtes Intereſſe ſeyn, ihn zu unterſtützen. Warum hätte nun Vandamme nicht darauf rechnen ſollen? Er ſetzte alſo am 30. den Kampf mit Eifer fort. Ueber Nacht aber war Schwarzenberg ſelbſt in die Nähe gekommen und hatte Barklay mit der Vernichtung Vandammes beauftragt. Die Streitkräfte Barklays waren den franzöſiſchen weit überlegen und drängten dieſelben bereits zurück, als

plötzlich auch im Rücken Vandammes Kanonendonner erdröhnte. Er wähnte, es seyen Hülfstruppen, die ihm Napoleon nachsende. Aber es waren die Preußen unter Kleist. Dieser tapfere General hatte schon am Abend vorher in Fürstenwalde erfahren, wie bei Kulm gekämpft werde, und an alle seine Corps den Befehl ertheilt, auf dem nächsten Wege über die Berge zu steigen und Vandamme in den Rücken zu fallen.*) Seine Colonnen erschienen auf den Höhen von Nollendorf in dem Augenblick, in welchem die Franzosen von Kulm zurückwichen. Kleist ließ sogleich angreifen. Vandamme war nun von zwei Seiten zugleich gepackt und seine Truppen, von langem Kampf erschöpft, erlagen nach verzweifelter Gegenwehr. Er selbst wurde mit 10,000 Mann gefangen und verlor 5000 Todte und 81 Kanonen. Seine Reiterei allein schlug sich durch die Preußen hindurch, verlor aber an den General Ziethen noch 1000 Mann Gefangene.

Vandamme wurde nach Rußland geschickt. Unterwegs in Schlesien sah er sich grobem Spott und Drohungen ausgesetzt, weil er im J. 1807 in diesem Lande schamlos geplündert hatte. Kaiser Alexander ließ ihn nach Moskau bringen und in den Kreml setzen, um hier über den verlorenen Marschallstab nachzudenken. Doch dauerte seine Gefangenschaft nicht lange. Der tapfere Eugen wurde zurückgesetzt, die ganze Ehre des Kampfes bei Kulm dem Russen Ostermann zugeschrieben, der gar nicht hatte kämpfen wollen und den Eugen nur mit großer Mühe zum bableiben gebracht hatte. Als Ostermann später nach Wien kam, überreichten ihm die vornehmsten und schönsten Damen Böhmens einen prachtvollen Pokal mit so vielen Edelsteinen, als Böhmen Kreise hatte. Er aber schenkte ihn dem Preobaschenskischen Garderegiment, welches ihn noch jetzt als Abendmahlskelch bewahrt.

---

*) Französische Schriftsteller wollten sein Erscheinen im Rücken Vandammes dem bloßen Zufall zuschreiben. Aber sein Tagesbefehl vom 29. ist noch vorhanden.

3.

Blücher und Bülow.

Aber auch noch auf andern Puncten entflammten in denſelben Regentagen heiße Schlachten. Als Napoleon aus Schleſien nach Dresden eilte, ließ er 75,000 Mann, ungerechnet das hin- und hergeſchobene Corps von Ney, unter Macdonald zurück, um Blücher aufzuhalten. Dieſer ſchlug ſich noch heftig in und um Goldberg, wo die Franzoſen arge Greuel verübten. Aber die Ruſſen, die Blüchers Hin- und Herziehen nicht begriffen, und ohnehin ungern unter preußiſchem Befehl ſtanden, murrten, beſonders Langeron. Blücher hätte wahrſcheinlich, wenn ihn Napoleon kräftiger verfolgt hätte, große Verluſte erlitten. Aber das Glück gewährte ihm eine Schlacht, die alles wieder gut machte. Sobald er inne wurde, Napoleon ſtehe ihm nicht mehr gegenüber, befahl er wieder ein allgemeines Vorrücken am 26. Auch Macdonald ging an dieſem Tage über die Katzbach vor, in der Hoffnung, Blüchers linken Flügel umgehen zu können. Es regnete den ganzen Tag und man ſah nicht weit vor ſich hin. Doch bemerkte Blücher das Anrücken des Feindes und traf ſeine Maßregeln, während Macdonald von ſeinem Gegner noch nichts merkte. Gegen Mittag plötzlich eröffnete Sacken vom Taubenberge her ein furchtbares Kanonenfeuer auf die Franzoſen und York mit den Preußen ſtürzte ſich in ihre Linien. Da des Regens wegen keine Flinte mehr losging, drehte ein brandenburgiſches Bataillon die Gewehre um und ſchlug ein franzöſiſches Bataillon binnen wenigen Minuten mit Kolben nieder. Noch ſtand die Schlacht und auf ihrem rechten Flügel errangen die Franzoſen einige Vortheile, aber ohne ſich darum zu kümmern, befahl Blücher einen allgemeinen Angriff auf den linken Flügel der Franzoſen. „Vorwärts“ rief der alte Held und „vorwärts“ widerhallte es die langen Reihen hinunter und alles ſtürzte, in die Mäntel gehüllt, dem von Weſten her fallenden Regen und den feindlichen Kugeln entgegen. Vergebens

kämpften die Franzoſen mit verzweifelter Anſtrengung, ſie wurden alle gegen die „wüthende Neiße“ gedrängt, einen unſcheinbaren Bach, der aber durch den heftigen Regen zu einem Strom angeſchwollen war. Was hier nicht durchkam oder ertrank, wurde mit Kolben todtgeſchlagen oder gefangen. Hier eroberten die Preußen 30 Kanonen und wurden von den Franzoſen viele tauſende erſchlagen, ertränkt und gefangen, während York nicht mehr als 300 Mann einbüßte. Noch aber hatte Macdonald die Katzbach vor ſich, die eben ſo angeſchwollen war, wie die Neiße, und obgleich er ſich anſtrengte, einen der wenigen Uebergangspuncte zu erreichen, wurde ſeine Nachhut unter Lauriſton doch noch am 27. von Langerons Ruſſen erreicht und verlor wieder 22 Kanonen. Blücher befahl trotz der faſt ungangbaren Wege ein ſo raſches Nachdringen als möglich. Dadurch erlangte er, daß die Franzoſen am 28., als ſie die „ſchnelle Deichſel“ paſſiren mußten, abermals eine Menge Geſchütz zurückließen. Endlich wurde noch am 29. die Diviſion Puthod, welche nicht über den Bober konnte und vergeblich am Ufer umherirrte, durch Langeron theils in den Fluß geſtürzt, theils gefangen. So verſchlangen in vier Tagen vier Gebirgsbäche Schleſiens die ſchöne Armee Macdonalds. Blücher eroberte in dieſen Gefechten, die den gemeinſamen Namen der Schlacht an der Katzbach erhielten, 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, und nahm 3 Generale mit 18,000 Mann gefangen. Die Zahl der Todten iſt zu 12,000 Mann berechnet worden. Von preußiſcher und ruſſiſcher Seite betrug der Verluſt kaum 1000 Mann, aber die Sieger waren mit Koth bedeckt und die am ſchlechteſten bekleidete preußiſche Landwehr hatte ihr Schuhwerk im zähen Erdreich ſtecken laſſen und ging größtentheils barfuß. Seit dieſem glorreichen Siege nannten alle Ruſſen Blücher den General „Vorwärts“; bei den ruſſiſchen Generalen ſtellte ſich ſeitdem auch mehr Gehorſam ein.

Gegen die alliirte Nordarmee, die Berlin ſchützen ſollte, hatte Napoleon nach dem Ende des Waffenſtillſtands den Marſchall Oudinot mit 66,000 Mann entſendet. Jedenfalls eine zu geringe Streitmacht. Wahrſcheinlich hielt er die Nordarmee für ſchwächer

oder rechnete auf das schon vor Hamburg bewährte Zaudern Bernadottes. Von den preußischen Landwehren sprach Napoleon nur als von „Gesindel.“ Als aber Oudinot am 23. August nur zwei Meilen vor Berlin bei Großbeeren auf die hier ihn erwartende Nordarmee stieß, waren es jene Landwehren, die ihn aufhielten. Es regnete auch hier. Der Himmel schien in diesen Tagen alle seine Schleußen leeren zu wollen und die Elemente abermals gegen Napoleon verschworen zu seyn, wie in Rußland. Die Gegend um Großbeeren ist voller Brüche und Sümpfe. Tauentzien, auf den Oudinots erster Angriff gerichtet war, wehrte sich mit wenigen Truppen aufs tapferste, als er aber der Uebermacht zu erliegen schien, kam ihm Bülow zu Hülfe, nahm das schon von den Franzosen eroberte und brennende Dorf Großbeeren mit dem Bajonet und ließ seine tapfern Pommern und Brandenburger, ihrem eigenen Wunsch gemäß und weil das Pulver vom Regen naß war, die Kolben brauchen. Auch hier war die deutsche Körperstärke der französischen weit überlegen und nur die Sachsen leisteten wüthenden Widerstand. Gegen einen schlammigen Graben gedrängt litten sie große Verluste; die aber glücklich hinüber kamen, waren durch denselben Graben vor der Verfolgung geschützt. Bernadotte näherte sich nicht und schickte erst, als die Preußen bereits gesiegt hatten, eine einzige schwedische Batterie, um noch mit auf die schon fliehenden Franzosen zu feuern. Oudinot verlor 26 Kanonen, 2000 Gefangene und eine unbekannte Zahl von Todten. Der Verlust der Sachsen allein betrug 2100 Mann.

Unterdeß war General Girard mit 12,000 Mann von Magdeburg ausgerückt, um Oudinot zu unterstützen. Der preußische General Hirschfeld kam aber vom Schlachtfeld von Großbeeren und seine Truppen waren von jener Schlacht noch so erhitzt, daß sie, als sie am 27. bei Hagelsberg auf Girard stießen, dessen Colonnen mit der Kolbe niederschlugen oder in wilde Flucht jagten und 3700 Mann gefangen nahmen.

Napoleon sah sich gezwungen, einen Theil seiner Streitkräfte unter Ney zur Unterstützung Oudinots abzugeben. Der letztere hatte sich unter die Kanonen von Wittenberg zurückgezogen. Am 4. Sept.

kam Ney mit der Verstärkung an und übernahm das Commando. Sein Heer zählte 70,000 Mann. Indem er rasch vorrückte, stieß er am 5. bei Zahne auf die Vorhut Tauentziens, die erst nach einem lebhaften Gefecht zurückwich, am 6. auf Tauentzien selbst, welcher bei Jüterbog Stand hielt. Nun wiederholte sich alles wie früher bei Großbeeren. Tauentzien erwehrte sich der französischen Uebermacht unter Bertrand, bis Bülow, der vom Feinde unbemerkt eine Flankenstellung eingenommen hatte, plötzlich seine Kanonen den Franzosen bei Dennewitz in die Seite donnern ließ und die Division Durutte in Auflösung brachte. Doch behielt Ney die Uebermacht, da Bernadotte die Preußen nicht nur nicht unterstützte, sondern auch das kleine preußische Corps unter General Borstell zurückhalten wollte. Borstell gehorchte aber nicht, sondern eilte zu Bülows und Tauentziens Unterstützung gerade im rechten Augenblick herbei und half so furchtbar auf die Franzosen losschlagen, daß sie endlich in wilde Flucht aufgelöst wurden. Dem Beispiel der Division Durutte folgten zuerst die Sachsen. Französische Reiterei unter Arrighi wollte die Lücke ersetzen, wurde aber ebenfalls geworfen und nun floh alles. Die Hitze des Tages und ungeheure Staubwolken vermehrten die Noth der Fliehenden, die von der mit Piken bewaffneten preußischen Landwehrreiterei verfolgt und haufenweise niedergestochen wurden. Die Bayern unter Raglovich allein hielten noch in geschlossener Colonne zusammen und bildeten ein großes Viereck, aus dem sie auf die Franzosen zu schießen drohten, wenn der Strom der Flüchtlinge ihnen zu nahe kam und sie mit fortreißen konnte. Ney selbst wurde nur durch einige hundert Polen gerettet, die seine Flucht mit heldenmüthiger Aufopferung deckten. Er verlor 15,000 Gefangene und 80 Kanonen, die Zahl der Todten und Verwundeten konnte nicht ermittelt werden. Das ganze Heer war aufgelöst, nur Oudinots Corps, welches den Schweden und Russen unthätig gegenüber gestanden hatte, kam noch gut erhalten nach Torgau. Von alliirter Seite war die ganze Schlacht von 40,000 Preußen allein geschlagen worden, nur zuletzt hatten zwei schwedische Batterien Theil genommen.

Ney gab übrigens den Sachsen allein die Schuld, was diese tödtlich erbitterte. Auch gegen die übrigen Rheinbundtruppen nahm man keine Rücksicht mehr. Als sich Franquemont beschwerte, seine Württemberger würden immer auf die gefährlichsten Puncte gestellt, erwiderte Ney voll Hohn, das sey ganz recht, denn wenn sie zu Grunde gingen, könnten sie bei etwaiger Untreue der Rheinbundkönige doch nicht mehr gegen Frankreich verwendet werden.

Napoleon hatte Davouſt befohlen, von Hamburg aus die Bewegungen Oudinots, Girards und Neys gegen Berlin zu unterſtützen. Derſelbe war mit 20,000 Mann ausgerückt, aber am 21. bei Bellahn durch Wallmoden zurückgedrängt worden, wobei wieder Dörenberg und Tettenborn eifrig mitwirkten. Seitdem zauderte Davouſt, obgleich ihn Napoleon zur Thätigkeit antrieb. Er wollte ſich dem Schickſal Neys nicht ausſetzen. Dennoch wurde ſeine Vorſicht überliſtet. Wallmoden fing einen Brief auf, aus dem er erkannte, Davouſt habe die Diviſion Pecheur auf das linke Elbufer detachirt. Dieſe nun griff Wallmoden am 16. Sept. an der Göhrde an und nahm ſie größtentheils gefangen. Hier fiel Theodor Körner. Davouſt konnte von nun an die Operationen Napoleons nicht mehr unterſtützen und ſah ſich in Hamburg auf die Defenſive beſchränkt.

4.

Napoleons Unentſchloſſenheit.

Die Niederlagen ſeiner Generale und das allmälige Schwinden ſeiner Streitkräfte in einem Lande, in welchem alles, ſogar die Natur ſelbſt ſich gegen ihn waffnete, machten auf Napoleon einen Eindruck, den er zwar verhehlte, aber in unbewachten Augenblicken durch wilde Zornausbrüche verrieth. So mußte Varus zu Muthe geweſen ſeyn, als er einſt im Teutoburger Walde unter ſtrömenden Regengüſſen ringsum das Kriegsgeſchrei der Cherusker hörte. Napoleon eilte nach Bautzen, um Macdonalds zerrüttete Armee herzuſtellen. Er fand

ſie in einem ſo elenden Zuſtand, insbeſondere Sebaſtianis Reiter, daß er wüthend zu dieſem Generale ſagte: „vous commandez des canailles,“ welches jener mit einer trockenen Negation erwiderte. Er kam an einer Stelle im Walde vorüber, wo noch Tags vorher ein großer Artillerietrain von Koſacken genommen und in die Luft geſprengt worden war. Aus Verdruß verließ er die Straße, wurde aber bei einem Hauſe von einem kleinen Hunde angebellt, gegen den er im Zorn ein Piſtol abfeuerte. Seine Hoffnung, Blücher werde Macdonald in ſorgloſem Siegestaumel nachrücken und ſich von ihm überfallen laſſen, ging nicht in Erfüllung, denn ſobald Blücher inne wurde, Napoleon ſey mit bedeutenden Verſtärkungen da, wich er ihm wieder aus. Napoleon übernachtete in der Pfarrerswohnung zu Hochkirch. Seine Garden wachten auf dem Kirchhofe und nährten ihre Wachtfeuer mit den dürren Kreuzen der Gräber. Am andern Tage ritt Napoleon in tiefen Gedanken weiter, blieb dann bei einem verlaſſenen Meierhofe auf einem Bunde Stroh ſitzen und ſprach über eine Stunde lang kein Wort, am 6. Sept. Plötzlich aber war ſein Entſchluß gefaßt und er brach mit allen ſeinen Truppen auf gegen Schwarzenberg.

An demſelben Tage war Schwarzenberg mit 50,000 Oeſterreichern bei Auſſig über die Elbe gegangen, ging aber wieder zurück, ſobald er von Napoleons Vorrücken hörte. Nur ſeine Nachhut unter Wittgenſtein beſtand ein hitziges Gefecht bei Dohna, am 8. Napoleon drang am 10. bis Ebersdorf vor und ſah von hier hinab in den weiten Thalkeſſel. Das war das traurige Schlachtfeld Vandammes und eben hier ſah Napoleon Schwarzenbergs ganzes Heer in langen Colonnen aufgeſtellt. Hinabzuſteigen war aber gefährlich wegen der Steilheit der Abgründe. Er war im höchſten Grade verſtimmt und nicht minder ſein Heer, welches auf den kahlen Höhen in naſſer Herbſtkälte lagern mußte und in den ausgebrannten Dörfern keinen Biſſen Brod fand. Nach einem Gefecht mit der Vorhut Wittgenſteins ging er zurück. Als ſeine Nachhut unter Lobau am 14. überfallen wurde, rückte Napoleon ſelbſt wieder aus und drang am 16. bis Kulm vor. Aber an derſelben Stelle, wo Van-

damme unbezwinglichen Widerstand gefunden, donnerten auch diesmal ihm selbst die Batterien Schwarzenbergs entgegen, und zugleich hemmte dichter Nebel jede Aussicht und ergoß sich der Himmel in so dichten Regenströmen, daß Napoleon den Kampf abbrach, hauptsächlich, um nicht umgangen zu werden. Am 21. war er wieder in Dresden.

Von hier aus ging er auf Blücher los, der schon ganz nahe gerückt war, sich aber zurückzog und jeder Schlacht auswich. Napoleon kehrte daher am 24. wieder um und ließ nun endlich seine müden Truppen in Dresden ausruhen.

Mittlerweile hatten sich die drei alliirten Monarchen zu Töplitz am 9. September zu einem neuen Vertrage vereint, in welchem Metternich die voreilige Verheißung der Proclamation von Kalisch durchkreuzte. Jetzt war von keiner Wiedergeburt des deutschen Reichs und von keinen Volksrechten mehr die Rede, vielmehr garantirten sich die Monarchen nur ihren Besitzstand und ihre künftigen Erwerbungen und setzten bereits fest, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten sollten in ihrer Unabhängigkeit bestehen bleiben. Mit einem Wort, wenn früher den Rheinbundstaaten mit Vernichtung und Auflösung in ein deutsches Einheitsreich gedroht worden war, so wurden sie jetzt unter österreichischen Schutz genommen. Das mußte zunächst Bayern zum Abfall von Napoleon bestimmen.

In Napoleons Rücken hatten sich unterdeß alliirte Streifcorps weit ausgebreitet und seine Communication mit Frankreich abgeschnitten. Dabei zeichneten sich die Kosacken durch die wunderbare Ausdauer ihrer Pferde aus. Schon am Ende des August waren 200 Kosacken unter dem Fürsten Kudascheff von Schwarzenbergs Heere über die Elbe geschwommen und mitten durch die Feinde bis zu Bernadotte und von diesem wieder zurück nach Töplitz gelangt, alles binnen zehn Tagen. Ein österreichisches Streifcorps unter Oberst Mensdorf, ein russisches unter dem Kosackenhetmann Platow und ein preußisches unter dem Sachsen Thielmann streiften im September durch ganz Sachsen. Am 11. nahmen sie in Weißenfels 1500 Franzosen gefangen. Napoleon schickte den General Lefebvre-Desnouettes mit 10,000 Mann gegen sie aus, Thielmann aber

entwischte ihm, nahm am 18. in Merseburg 2300 Franzosen gefangen und befreite hier zugleich 2000 alliirte Gefangene. Am 19. nahm er schon wieder bei Kösen 200 Wagen weg, wobei die französische Escorte über 500 Mann verlor, am 28. mit Mensdorf und Platow vereinigt dem General Lefebvre in Altenburg 1500 Gefangene und 5 Kanonen. Nun näherte sich aber Marschall Augereau mit 22,000 Mann, die er aus Franken zu Napoleons Hauptarmee führen sollte. Schwarzenberg schickte sofort das Corps von Lichtenstein ab, um mit Thielmann vereint, denselben aufzuhalten. Aber Lefebvre verstärkte den Marschall. Thielmann wurde bei Welau zurückgeschlagen und zwar von Lichtenstein aufgenommen, aber auch dieser mußte der Uebermacht weichen, am 10. October. — Andere Streifcorps gingen von der Nordarmee aus. Oberst von der Marwitz nahm Braunschweig ein; 80 Kosacken unter Fabeky nahmen in Querfurt 5—600 Franzosen gefangen. General Czernitscheff überfiel am 28. Sept. die Stadt Cassel, aus der Jerome eiligst davonfloh. Die Kosacken jagten ihm nach und nahmen noch 250 Mann seiner Escorte gefangen. Der westphälische General Alix capitulirte und 1500 Westphalen traten zu den Alliirten über, Czernitscheff blieb indeß nur bis zum 3. October und nahm alle Kassen mit. Tettenborn nahm am 15. Oct. Bremen ein, führte aber nur das eroberte Geschütz von da weg und kehrte zum Hauptcorps von Wallmoden zurück.

Alle diese Streifcorps waren nur die Vorläufer der großen alliirten Armeen, die vom 26. September an gleichzeitig eine Bewegung vorwärts machten. Ihre Absicht war, sich im Rücken Napoleons zu vereinigen und ihm den Weg nach dem Rhein zu verlegen. Durch diese große Bewegung wurde der ganze Kriegsschauplatz verändert. Napoleon konnte seine Stellung bei Dresden unmöglich länger behaupten und wurde den Alliirten unwillkürlich nachgezogen, gleichsam zum Rhein hin geschleppt.

Schwarzenberg hatte, um diese allgemeine Bewegung auszuführen, nur die Ankunft der ungefähr 60,000 Mann starken russischen Reserven unter Bennigsen abgewartet. Indem dieser im

Kapitel CCCCXXXVI.

Der große Türkenkrieg.

Gleichzeitig mit Ludwig bestürmten von der andern Seite die Türken das deutsche Reich, und beide in Einverständniß. Anfangs hielten die Türken den geschlossenen Waffenstillstand. Da aber der Kaiser sich in der Herrschaft über Ungarn befestigen wollte, und die stolzen Magnaten dieses Landes demüthigte, während zugleich die Jesuiten wüthend die ungarischen Protestanten verfolgten, so gab es in diesem Lande einen Aufstand über den andern, und endlich brachte der kühne Graf Tekely beinah ganz Ungarn gegen die österreichische Schreckensregierung unter die Waffen, 1678. Er suchte Schutz bei den Türken, und diese wurden zugleich von Ludwig ermahnt, zur gelegenen Zeit im Rücken des Reichs einzufallen, während er selbst es am Rhein angriff. Da zog der kühne Kara Mustapha, Großvezier des türkischen Reichs, mit 200,000 Mann durch Ungarn, das ihm Tekely geöffnet, und rückte geradeswegs vor Wien, 1683. Die Oesterreicher waren noch nicht gerüstet, und zogen sich mit ihrem kleinen Heer zurück. In der Stadt Wien aber befehligte der unerschrockene Graf Rüdiger von Stahrenberg, und widerstand dem wüthenden Andrang der Türken zwei Monat lang. Die Barbaren hausten schrecklich in der Umgegend Wiens, und schleppten 87,000 Menschen in die Sklaverei fort. In Eil aber rüstete das Reich ein Hülfsheer, und ließ Ludwig am Rhein freie Hand, um zuerst nur die dringende Türkengefahr abzuwenden. Der tapfere König von Polen, Johann Sobiesky, zog ritterlich herbei, so die Churfürsten von Bayern und Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Markgraf von Baden, und viele andere Fürsten, alle in Person. Die Oesterreicher selbst aber befehligte der Herzog Karl von Lothringen.

großen Hauptquartier zu Töplitz am gedachten 26. einrücken konnte, um die Beobachtung Dresdens zu übernehmen, führte am folgenden Tage Schwarzenberg seine ganze Armee von da hinweg nach Chemnitz und Zwickau. Er beabsichtigte Leipzig zur Rechten liegen zu lassen, bis Thüringen vorzugehen, den Paß von Kösen zu besetzen und sich hier mit der Nordarmee und Blücher zu vereinigen; aber er änderte unterwegs die Richtung ab, um die Vereinigung mit jenen Armeen schon bei Leipzig zu suchen und hier eine große Entscheidungsschlacht anzunehmen.

Auch Blücher brach am 26. aus der Gegend von Bautzen auf und folgte dem rechten Ufer der Elbe, um sich zunächst mit der Nordarmee unter Bernadotte zu vereinigen. Schon am 2. October war er in der Nähe der Festung Wittenberg angekommen. Ney hatte durch 20,000 Mann unter Bertrand die durch eine starke Krümmung der Elbe bei Wartenburg gebildete und durch Dämme geschützte Halbinsel besetzen und verschanzen lassen. York griff sie am 3. an, indem er unter dem fürchterlichen Feuer der französischen Batterien über die Elbe ging. Bertrand floh mit Hinterlassung von 1000 Gefangenen und 13 Geschützen. Die in diesem Kriege so hart mitgenommene württembergische Infanterie unter Franquemont war auf 900 Mann herabgesunken, die fast sämmtlich krank und elend waren. — Am 4. October ging Blücher noch in einer Stärke von 64,000 Mann über die Elbe. Dasselbe that am gleichen Tage Bernadotte mit der Nordarmee und vereinigte sich mit Blücher am 7. zu Mühlbek. Ney zog sich mit Bertrand gegen Leipzig zurück.

Napoleon konnte sich immer noch nicht entschließen, Dresden aufzugeben. Wenn er den Alliirten in ihrer westlichen Richtung folgte, so geschah es nur, um sie wo möglich noch einzeln zu schlagen, ehe sie sich vereinigt haben konnten. Gelang ihm ein solcher Schlag, so hoffte er, die Elblinie noch länger festzuhalten. Indem er nun am 7. October aus Dresden ausrückte, ließ er daselbst immer noch 36,000 Mann (die Kranken inbegriffen) unter St. Cyr zurück, die er viel nöthiger in den ihm bevorstehenden Schlachten hätte brauchen können. Er nahm aber den König von Sachsen

und deſſen Familie mit und ſchickte ſie nach Leipzig, ſey es, um ſie zu ſchützen, ſey es, um ſie als Pfand zu behalten. Er ſelbſt marſchirte gerade auf Blücher los und war am 9. ſchon in Eilenburg. Aber am andern Tage war Blücher, den er bei Düben angreifen wollte, ſchon wieder verſchwunden. Nun blieb Napoleon vier Tage lang vom 10—14. in Düben, unentſchloſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Das abermalige ſchlaue Ausweichen Blüchers hatte ihn um ſeine letzte Hoffnung gebracht. Am 11. faßte er den verzweifelten Gedanken, ſich auf Berlin zu werfen. Fain erzählt, die Marſchälle hätten ſich faſt einſtimmig dagegen geſträubt, dem Kaiſer die dringendſten Vorſtellungen gemacht, ja „faſt revoltirt.“ Coulaincourt ſchildert den Vorfall auf dieſelbe Weiſe, die Chefs ſeyen alle entmuthigt geweſen und auch die Armee ſelbſt habe ſich nach nichts ſo ſehr geſehnt, als nach der Rückkehr nach Frankreich und nach dem Frieden; vor einem neuen Feldzug nach Berlin, nach Polen zu, immer weiter vom Rhein entfernt, habe alles geſchaudert. Coulaincourt ſagt: „den ganzen Tag (am 12.) brachte Napoleon in ſeinem Zimmer zu, allein, mit nichts beſchäftigt. Er hatte ſich abgeſchloſſen. Mehrmals erſchien ich an ſeiner Thüre, er antwortete nicht. Das Wetter war trüb und kalt; der Wind ſtürmte gegen die weiten Gemächer des Dübener Schloſſes und machte die alten mit Blei überladenen Fenſter erklirren. Alles in dieſem jämmerlichen Aufenthalte ſtimmte ſchwermüthig und unheimlich.“ Napoleon ſelbſt erinnerte ſich ſpäter auf St. Helena dieſer traurigen Tage und beſtätigte, daß ſeine Generale damals nach nichts ſo ſehr verlangt hätten, als nach Ruhe. Indeß konnte er auf den Gehorſam des Heeres unter allen Umſtänden rechnen und nicht die Unbotmäßigkeit ſeiner Umgebung war es, was ihn von dem Zuge nach Berlin abbrachte, ſondern die Gefahr, wenn er ſämmtliche alliirte Heere in ſeinem Rücken ließ, und der mögliche Abfall des Rheinbundes.

Er ſelbſt hat ſpäter einmal geäußert, die beſtimmte Nachricht vom Abfall Bayerns, die ihm ein Schreiben des Königs von Württemberg nach Düben gemeldet, habe ſeinen Entſchluß beſtimmt; König Max unterhandelte ſchon lange heimlich mit Oeſterreich.

Bayern hatte mehr zu verlieren und weniger zu gewinnen, handelte alſo nur klug, wenn es mit einem kleinen Opfer Schlimmeres abwendete. Durch den Vertrag von Ried, den am 8. October die einander gegenüberſtehenden Generale Fürſt Reuß von öſterreichiſcher und General Wrede von bayriſcher Seite unterzeichneten, erklärte Bayern ſeinen Eintritt in die Allianz und wurde das Corps von Reuß unter die Befehle Wredes geſtellt. Insgeheim war ausgemacht worden, Bayern ſolle Tirol und Salzburg wieder an Oeſterreich abtreten, dafür aber eine Entſchädigung erhalten.

5.

Der Kampf um Leipzig.

Indem Napoleon dem Marſch auf Berlin entſagte, gab er allen ſeinen Truppen die Richtung nach Leipzig, wohin ſich auch Murat, den er zur Beobachtung Schwarzenbergs detachirt hatte, zurückzog. Da Schwarzenberg ſelbſt gegen Leipzig zog, ſo blieb Napoleon noch eine Möglichkeit, ihn einzeln zu überfallen, ehe Blücher und die Nordarmee herbeikamen. Allein dieſe beiden alliirten Armeen folgten nun auch ihrerſeits ſeiner Richtung, und ſo geſchah es, daß in dieſen Tagen alle Armeen, die alliirten wie die franzöſiſchen, übereinſtimmend gegen Leipzig hinzogen. Auch Bennigſen bekam Befehl, nach Leipzig zu eilen und nur ein Corps zur Beobachtung St. Cyrs zurückzulaſſen.

Schon am 14. traf Wittgenſtein, der Schwarzenbergs Heere mit vieler Reiterei voranzog, auf die Reiterei Murats bei Liebertwolkwitz. Nach langem blutigem Kampfe ſiegten die Alliirten. Hier gingen die beſten alten Reiterregimenter Napoleons, die er erſt aus Spanien hatte kommen laſſen und auf die er ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, zu Grunde, als ſich noch kaum ihre Ankunft bemerklich gemacht hatte. An demſelben Abend langte Napoleon von Düben her in Leipzig an und verſuchte noch einmal, Oeſterreich

zu einem Separatfrieden zu verlocken, indem er Berthier an Schwarzenberg sandte. Die österreichischen Vorposten erklärten aber, Schwarzenberg sey nicht da und es sey jetzt überhaupt nicht Zeit zu Verhandlungen. Die Möglichkeit, über Schwarzenberg allein herfallen zu können, ging für Napoleon ebenfalls verloren, weil Blücher zu rasch bei der Hand war; dagegen blieb Bernadotte mit gewohnter Langsamkeit zurück. Als daher am 16. Schwarzenberg den Angriff auf Napoleon begann, wurde er nur durch Blücher unterstützt. Indeß waren dringende Mahnungen ergangen, um die Nordarmee, das Corps von Bennigsen und ein österreichisches Corps unter Colloredo, welches zur Unterstützung Bennigsens zurückgeblieben war, schleunigst nach Leipzig zu rufen, wo man sie am 18. erwartete. Bis dahin hoffte Schwarzenberg mit Blüchers Hülfe, wenn nicht zu siegen, doch die Schlacht zu halten. Die Alliirten zählten 190,000 Mann, die Franzosen 175,000, so daß die Streitkräfte noch fast gleich waren. Napoleon nahm Leipzig zum Stützpunkt, während Schwarzenberg ihn von Süden und Osten her in zwei getrennten großen Colonnen und Blücher von Norden her angriff. Am ersten Tage der großen Schlacht bei Leipzig, am Morgen des 16. October, stiegen um 8 Uhr in Schwarzenbergs Lager drei weiße Raketen auf, denen aus Blüchers Lager drei rothe antworteten. Das war das verabredete Zeichen, man sey zum Kampf bereit. Sofort ließ Schwarzenberg drei Signalschüsse aus schwerem Geschütz erdröhnen und die Schlacht begann mit einer fürchterlichen Kanonade. Napoleon hatte 700 Kanonen, wenigstens eben so viele die Alliirten.

Schwarzenbergs Plan war, mit der Hauptmasse seiner Armee Napoleon bei Wachau, im Süden Leipzigs, festzuhalten, bis es General Meerveldt, den er westwärts gegen Connewitz geschickt hatte, gelungen seyn würde, durch einen Uebergang über die Pleiße in Napoleons Flanke zu fallen. In derselben westlichen Richtung wurden 20,000 Mann unter Gyulai nach Lindenau entsandt, um die Verbindung mit Blücher zu unterhalten. Bei Schwarzenberg befanden sich aber die drei Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, und Alexander war nicht seiner Ansicht. Dieser Zwiespalt hätte

großes Unglück herbeiführen können. Alexander mißbilligte die Aufstellung Meerveldts „in einem Sack“ zwischen Elster und Pleiße und wollte ſie durch ſeine Ruſſen nicht unterſtützen. Auch willigte er nicht in Schwarzenbergs Wunſch, alle Reſerven in der Nähe zu behalten, und ſtellte die ſeinigen zu weit hinter dem Schlachtfeld auf. Als nun Napoleon in der ganzen Fronte im Süden der Stadt bei Wachau und Liebertwolkwitz nicht nur alle Angriffe zurückſchlug, ſondern auch durch einen Angriff auf Gröbern ſich zwiſchen Meerveldt und Schwarzenberg warf, war es nur die von dem letztern nahe gehaltene Reſerve unter Bianchi, die den Feind wieder zurückdrängte und die Trennung der Alliirten verhinderte. Einen noch größeren Triumph feierte Schwarzenbergs Beſonnenheit, als Napoleon 8000 ſchwere Reiter unter Latour-Maubourg gegen das Centrum der Alliirten anſtürmen ließ. Schon war daſſelbe durchbrochen, ſchon der Prinz Eugen von Württemberg mit Verluſt von 26 Kanonen in die Flucht geſchlagen und die feindlichen Küraſſiere nahten dem Hügel, auf welchem die Monarchen ſtanden. Aber Schwarzenberg ſagte mit Ruhe: „ſie ſind athemlos, wenn ſie ankommen, und ihre beſte Kraft iſt dann erſchöpft.“ Zugleich zog er den Degen und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der ruſſiſchen Gardekoſacken unter Orloff-Deniſoff, die einzige Wache der Monarchen, und der ſchnell herbeieilenden neumärkiſchen Dragoner unter Pahlen, und dieſen wenigen Truppen gelang es, weil ſie und ihre Pferde noch friſch waren, die erſchöpften Feinde trotz ihrer Uebermacht zurückzuſchlagen. Ein in der Kriegsgeſchichte höchſt ſelten vorkommender Sieg leichter Reiter über ſchwere. Latour-Maubourg wurde tödtlich verwundet. Mittlerweile hatte Meerveldt in ſeinem „Sack“ zwiſchen zwei Flüſſen, deren Brücken alle abgebrochen waren, einen ſchweren Stand und erlitt durch das feindliche Feuer, hauptſächlich durch Poniatowski, großen Verluſt, erzwang aber endlich doch den Uebergang über die Pleiße bei Dölitz und nöthigte dadurch Napoleon, einen großen Theil ſeiner Truppen vom Angriff des Centrums zurückzuziehen und ſich gegen ihn zu wenden. Aber Meerveldt kam auch nicht ganz mit Truppen dieſſeits der Elſter und wurde gefangen. In und bei Lindenau

ſchlug ſich Gyulai mit Bertrand. Als die Nacht kam, hatte man auf beiden Seiten große Verluſte erlitten, aber nichts war entſchieden. Napoleon behauptete hier, Schwarzenberg dort ſeine Stellung. Der Plan des letztern, Napoleon durch Meerveldt umgehen zu laſſen, war mißlungen. Allein im Weſentlichen war dadurch für Napoleon nichts gewonnen, für Schwarzenberg nichts verloren worden.

Blücher dagegen erkämpfte bei Möckern einen glänzenden Sieg. Sein rechter Flügel unter York ſtritt ſich um das genannte Dorf mit Marmont, der nur 17,000 Mann commandirte, aber lange mit gut aufgeſtellter Artillerie die Preußen niederſchmetterte und mit zäheſter Ausdauer das Dorf behauptete, bis die Wuth der Preußen endlich durchdrang, ihn in volle Flucht ſchlug und ihm 53 Kanonen und mehr als 2000 Gefangene abnahm. Sie ſelbſt zählten 7000 Todte und Verwundete. Auf dem linken Flügel ſchlug Langeron die Polen unter Dombrowski bei Wiederitſch und nahm ihnen 11 Kanonen. Doch hemmte auch hier die Nacht ein weiteres Vordringen. Die Preußen unter York, müde auf dem Schlachtfeld ausruhend, ſangen das Lied: „Nun danket alle Gott!“ Da ſie ihre Nähe durch kein Wachtfeuer dem Feinde verrathen durften und es ſehr kalt war, bauten ſie ſich aus den Leichen Schutzwände gegen den Wind auf. Das furchtbare Gemetzel dieſes Tages bei Möckern entſchied eigentlich die ganze Leipziger Schlacht, denn Napoleon fand nöthig, am folgenden Tage zu ruhen und am dritten nur noch den letzten Verzweiflungskampf zu wagen.

Napoleon hatte ſchon am Mittag, als er mit der Reitermaſſe das Centrum Schwarzenbergs durchbrechen ließ, Siegesnachrichten nach Frankreich ſchicken und in Leipzig alle Glocken läuten laſſen. Am Abend aber konnte er höchſtens rühmen, er ſey noch unbeſiegt. Er ernannte den tapfern Poniatowski zum Marſchall. Den gefangenen General Meerveldt ſandte er noch in der Nacht zum Kaiſer Franz, ließ demſelben einen Waffenſtillſtand antragen und erbot ſich zu neuen großen Opfern, um den Frieden zu erkaufen. In der Hoffnung, mit dieſer Botſchaft etwas auszurichten, blieb er den ganzen folgenden Tag ruhig ſtehen. Man hat ihn getadelt, daß er nicht

gleich am andern Morgen die Schlacht erneuert habe, ehe noch die Nordarmee und Bennigsen und Colloredo in die Reihen seiner Feinde eingerückt waren. Allerdings konnte es ihm nur am 17. noch möglich scheinen, zu siegen, nicht mehr am 18., wo noch 120,000 Feinde mehr gegen ihn kämpften. Noch mehr Tadel verdiente er, daß er nicht sofort den Rückzug angetreten hat, um wenigstens noch mit einer zahlreichen Armee den Rhein zu erreichen. Es ist gewiß, daß ein allgemeines Aufgebot der Franzosen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes ihm wenig fruchten konnte, wenn die Insurrection nicht noch einen festen Kern in einer starken Zahl von Linientruppen fand. Er hätte daher sein Heer zum Behuf eines Vertheidigungskrieges in Frankreich schonen sollen. Aber er hoffte noch auf Meerveldts Sendung und er scheute den Schimpf eines Rückzugs in einem Augenblick, in dem er noch Sieger zu seyn glaubte.

Der ganze Tag des 17. verging, Meerveldt kehrte nicht zurück. Napoleon blieb ohne jede Antwort, während die gewaltigen Massen der Nordarmee und der übrigen erwarteten Corps immer furchtbarer nahe rückten. Der Himmel war trüb, es regnete am Abend, aber nach Mitternacht ging der Mond auf und warf seinen fahlen Schein durch die unheimlichen Wolken über das weite Schlachtfeld. Napoleon war die ganze Nacht hindurch beschäftigt, seine Armeecorps zu ordnen und jedem seine Stellung, diesmal in einem engern Halbkreis näher bei der Stadt, anzuweisen. Für sich selbst wählte er eine halbzerstörte Windmühle am Thonberge zum Hauptquartier, weil er von hier aus die Schlacht am besten übersehen konnte. Der Halbkreis seiner Armee machte gegen Süd-Osten Front und stützte sich rechts auf die Pleiße bei Dölitz und Connewitz, links auf die Parthe bei Schönfeld. Doch war der Rosengarten und die Hallesche Vorstadt, im Norden von Leipzig, durch Arrighi und Dombrowski noch besonders geschützt und Bertrand war mit seinem Corps westwärts nach Weißenfels entsendet worden, um die Brücke daselbst für den Fall eines Rückzugs zu sichern. Diese Maßregel genügte nicht. Napoleon hatte am 17. versäumt, unmittelbar bei Leipzig selbst über die Pleiße und Elster und deren verschiedene Arme Brücken

ſchlagen zu laſſen, deren er für einen Rückzug aus dieſem vielfach von tiefem Waſſer durchſchnittenen Terrain nothwendig bedurfte. Es war nur eine einzige vorhanden.

Die Alliirten drückten auf den Halbkreis der franzöſiſchen Armee in vier großen Maſſen. Auf dem linken Flügel führte der Erbprinz von Heſſen-Homburg 40,000 Mann, bei denen ſich das eben eingerückte Corps von Colloredo befand, gegen den äußerſten rechten Flügel Napoleons an der Pleiße bei Connewitz. Ihm zunächſt führte Barklay de Tolly 55,000 Mann, die unter ihm Wittgenſtein, Miloradowitſch und Kleiſt befehligten, gegen das rechte Centrum Napoleons bei Probſtheida; ſodann Bennigſen ſein eben eingerücktes Corps nebſt den Oeſterreichern unter Klenau und den Preußen unter Ziethen, zuſammen 50,000 Mann, gegen Napoleons linkes Centrum bei Holzhauſen; endlich der Kronprinz von Schweden die Nordarmee, zu der auch Langeron gezogen worden war, 100,000 Mann ſtark von Taucha her. Daneben war Blücher, der hier aus Patriotismus dem Ehrgeiz Bernadottes ein großes Opfer brachte, nur noch York und Sacken mit 25,000 Mann behalten hatte, gegen Arrighi und Dombrowski im Norden aufgeſtellt, und Gyulai mit 8000 Mann wieder in der Richtung von Lindenau zur Beobachtung Bertrands entſendet worden. Die Alliirten zählten mithin 278,000 Mann. Abweichende Berichte nehmen 300,000 an. Napoleon konnte nach den Verluſten am 16. nicht viel mehr als 150,000 haben und nahezu waren ihm die Gegner doppelt überlegen. Noch in keiner frühern Schlacht hatten ſich ſo große Maſſen unmittelbar gegenübergeſtanden, wie in dieſer, welche man mit um ſo mehr Recht „die Völkerſchlacht“ genannt hat, als dabei faſt alle Völker Europas vertreten waren, die von allen Seiten herbeigeſtrömt zu ſeyn ſchienen, um im Mittelpunkte Europas, als wofür man Leipzig anſehen kann, ihren großen Streit zur letzten Entſcheidung zu bringen.

Die alliirten Monarchen und Schwarzenberg nahmen ihren Standpunct auf einer kleinen Höhe hinter Goſſa. Die Alliirten begannen den Angriff um 7 Uhr Morgens mit einem allgemeinen

Kanonenfeuer und allmäligen Vorrücken. Ihre Maſſen bildeten einen äußeren dichtgeſchloſſenen Halbkreis, der den inneren und kleinern Halbkreis der franzöſiſchen Armee umgab. Sollte es je Napoleon gelingen, auf irgend einem Punct durchzubrechen, ſo waren zahlreiche Reſerven in der Nähe, um jede Lücke wieder zu füllen. Bald concentrirte ſich jedoch der Kampf auf zwei entſcheidenden Puncten. Napoleon betrachtete das Dorf Probſtheida als den Schlüſſel ſeiner Stellung und ſchickte immer neue Verſtärkungen, um es gegen die Angriffe der Preußen und Ruſſen unter Barklay zu vertheidigen. Hier wüthete daher den ganzen Tag hindurch ein ſo mörderiſcher Kampf, daß das Dorf mit ganzen Haufen von Leichen ſich anfüllte und mit vielen tauſend Verwundeten, die man in die Häuſer geſchleppt hatte, zuletzt abbrannte. Auf dieſen einzigen Punct waren von beiden Seiten viele Stunden hinter einander 300 Kanonen gerichtet und 40 franzöſiſche Kanonen wurden hier dementirt. Zwei franzöſiſche Generale, Vial und Rochambeau, verloren ihr Leben. Dennoch behaupteten ſich hier die Franzoſen bis zum Abend. Der zweite Centralpunct der Schlacht war Schönfeld auf dem linken Flügel der franzöſiſchen Stellung. Hier war es Blücher, der aus Mißtrauen gegen Bernadotte herbeieilte, um ein Ende zu machen. Bernadotte ſchonte ſeine Truppen zu viel, Blücher zeigte ihm, wie man ſie aufopfern müſſe, um den Sieg zu erringen, und nahm Schönfeld, welches Marmont aufs heldenmüthigſte vertheidigte, mit Sturm. Von minderer Bedeutung waren die Kämpfe auf den übrigen Puncten des Halbkreiſes. Auf dem äußerſten rechten Flügel der Franzoſen zeichnete ſich Poniatowski durch wundervolle Tapferkeit aus, indem er mit dem Reſt ſeiner Polen, nur noch 5000 Mann, die Alliirten aufhielt und noch Stand hielt, als auch von dieſen wenigen Truppen mehr als die Hälfte gefallen waren und unmittelbar um ſeine Perſon 15 Offiziere ſeines Generalſtabs erſchoſſen oder verwundet wurden.

Die Sachſen unter General Zeſchau waren bis auf 4166 Mann zuſammengeſchmolzen, als ſie bei Sellerhauſen, ein wenig ſüdweſtlich von Schönfeld, Abends um 4 Uhr zu den Alliirten über-

gingen. Sie führten noch 38 Geſchütze mit ſich und waren von General Ryſſel und Oberſt Loreuſe befehligt, nachdem Zeſchau ſich geweigert hatte. Sie hatten Stunden lang gewartet, um die Erlaubniß ihres Königs aus Leipzig zu erhalten, aber durch die Verwirrung der Schlacht war die Verbindung unterbrochen. Sie ließen ſich auch während der Schlacht nicht mehr gegen die Franzoſen verwenden, ſondern zogen ſich hinter die Alliirten zurück. Napoleon hat ſpäter dieſen Vorgang benutzt, um ſeine Niederlage ausſchließlich durch den Abfall der Sachſen zu motiviren. Noch jetzt lieſt man in franzöſiſchen Geſchichtswerken, 30,000 Sachſen ſeyen übergegangen und hätten ſogleich gegen die Franzoſen gekämpft, dadurch ſey eine Lücke in Napoleons Schlachtreihen entſtanden und demſelben der ſichere Sieg entriſſen worden. Das iſt alles unwahr, die Sachſen zählten nur 4000 Mann, die auf das Schickſal der Schlacht nicht den mindeſten Einfluß hatten. Noch weniger die noch viel ſchwächere württembergiſche Reiterei, die unter Normann ebenfalls übertrat.

Als die Nacht dem Kampf ein Ende machte, waren zwar Napoleons beide Flügel zurückgedrängt, aber er behauptete im Centrum immer noch Probſtheida. Er war alſo eigentlich nicht geſchlagen, aber durch den Kampf ſo geſchwächt, daß er ſchwerlich die Schlacht am folgenden Tage fortſetzen konnte. Zudem erhielt er die Meldung, die Artillerie habe nur noch wenige Munition. Seit vier Tagen hatte ſie 220,000 Schüſſe gethan und ſich gänzlich erſchöpft. Da gab er ſpät am Abend noch unter der zerſchoſſenen Windmühle den Befehl zum allgemeinen Rückzuge und ließ die ganze Nacht hindurch Geſchütz und Gepäck abführen. Aber es gab nur eine einzige Brücke über vier Arme der Elſter und es war unmöglich, hier raſch vorwärts zu kommen. Eine zweite Brücke, die er in der Eile aufwarf, brach zuſammen. Der Tag kam und Leipzig war noch vollgepfropft von Fuhrwerken und Menſchen, die ſich an dem einzigen Auswege ſtopften. Napoleon befahl den Marſchällen Macdonald und Poniatowski, die Stadt zu vertheidigen und den Rückzug zu decken. Poniatowski bemerkte, er habe nur noch ſehr wenig Mann-

Das in Eil zuſammengeraffte Hülfsheer betrug aber nur 46,000 Mann, die gegen 200,000 Türken zu ſtreiten unternahmen. Als dieſe kleine Schaar im Angeſicht des bedrängten Wiens heranzog, ließ der Großvezier auf der Stelle 30,000 gefangene Chriſten als ein Nachopfer niedermetzeln. Am 12ten September 1683 ward unter den Mauern Wiens die furchtbare Schlacht geſchlagen, und die Chriſten flammten wieder auf in der alten Begeiſterung der Kreuzzüge, und ihre Furie warf alles vor ſich nieder. Die Türken flohen in wilder Flucht davon, und ließen viele Tauſend Todte und ihr unermeßlich reiches Lager zurück, worin man auch die Briefe fand, in welchen König Ludwig von Frankreich dem Großvezier den Plan zur Belagerung Wiens entworfen hatte.

Indeß war durch dieſen glänzenden Sieg der Kampf noch nicht geendet. Die Türken hielten ſich noch ſechszehn Jahre lang in Ungarn, und Oeſterreich bedurfte der äuſſerſten Anſtrengungen, ſie von ſich abzuwenden, da es zugleich im Weſten die Franzoſen bekämpfen mußte. Anfangs befehligte Karl von Lothringen die Oeſterreicher. Bald aber erhielten ſie einen noch weit trefflichern Feldherrn, an dem kleinen Prinzen Eugen von Savoien, welcher ſich früher an Ludwigs XIV. Hof um Kriegsdienſt beworben hatte, jedoch wegen ſeiner unanſehnlichen Geſtalt nur verſpottet worden war. Dieſes große Kriegsgenie that jetzt den Oeſterreichern die wichtigſten Dienſte. Zugleich fochten die Ruſſen und Venetianer wider die Türken, und die Chriſten erlangten allmählig immer größere Vortheile. Unter den vielen Siegen Eugens waren die Schlachten bei Mohocz, 1687, und bei Zentha, 1697, die glänzendſten. Die Türken ſahen ſich endlich gezwungen, den Frieden von Karlowitz einzugehen, 1699. Oeſterreich behauptete ſich im Beſitz von Ungarn, und erhielt Siebenbürgen und Slavonien. Venedig erhielt Mo-

ſchaft. Nun, erwiderte Napoleon, ſo vertheidigen Sie die Stadt mit dieſen Wenigen. Ach, Sire, ſagte da Poniatowski, wir ſind alle bereit, für Sie zu ſterben. Napoleon nahm hierauf noch einen peinlichen Abſchied vom König von Sachſen, den er in Leipzig zurückließ, und verließ die Stadt, durch deren Gedränge er kaum hindurchkommen konnte, um in Lindenau nur einen Augenblick den lang entbehrten Schlaf zu genießen.

Die Alliirten verſäumten während der Nacht Gyulais bisher am weiteſten weſtwärts vorgeſchobenes Corps zu unterſtützen. Sie hatten 100,000 Mann, die während der Schlacht nur in Reſerve geſtanden waren, alſo friſche Truppen genug, um der langſam aus Leipzig ſich entwirrenden franzöſiſchen Armee auf ihrem Rückweg in die Flanke zu fallen oder zuvorzukommen, ja vielleicht ſie gänzlich zu vernichten. Aber ſie begnügten ſich mit der Eroberung Leipzigs. Am Morgen brach die ganze Armee freudeſtrahlend auf; die Monarchen begaben ſich zu Schwarzenberg und überreichten ihm ihre höchſten Orden. Dann ließen ſie die nur ſchwach verſchanzten Vorſtädte und Thore der Stadt angreifen. Eine Deputation der Bürger und des Königs von Sachſen bat um Schonung, die Franzoſen boten einen Waffenſtillſtand um freien Abzug an. Aber man fuhr im Angriff fort, ſo jedoch, daß man eine Beſchießung der Stadt vermied. Die Franzoſen und beſonders auch die Polen unter Poniatowski wehrten ſich verzweifelt. Die Hauptbrücke über die Elſter am Altranſtädter Thore war unterminirt worden und ſollte in die Luft geſprengt werden, ſobald der Rückzug vollendet ſeyn würde. Doch hatte der Commandant Befehl, die Brücke noch eher anzünden zu laſſen, wenn nämlich der Feind zu raſch vordringe und im Begriff wäre, ſich derſelben zu bemächtigen. Dieſer Brückencommandant, Oberſtlieutenant Montfort, hatte ſich aber entfernt, um mit Berthier Verabredungen zu treffen und ſeine Ordre einem Sergeanten hinterlaſſen. Als nun ruſſiſche Scharfſchützen durch das Roſenthal vordrangen und der Brücke nahe gekommen waren, glaubte der Sergeant, es ſey Zeit, und ſprengte die Brücke. Kaum vernahm man den verhängnißvollen Knall, als ein allgemeiner Schrei der abgeſchnittenen

Truppen sein trauriges Echo war. Napoleon selbst erwachte durch den Knall aus seinem kurzen Schlummer in Lindenau und machte eine Bewegung mit der Garde gegen Leipzig, fand aber keine Hülfe mehr möglich und eilte mit dem gesicherten Rest der Truppen weiter, die hinter der Elster in Leipzig Abgeschnittenen ihrem Schicksal überlassend und von Schmerz gefoltert. Mittlerweile waren die Thore der Stadt von den Alliirten genommen worden und alles drängte zum Altranstädter Thore und zu der gesprengten Brücke. Macdonald und Poniatowski stürzten sich mit ihren Pferden in die Elster; der erstere schwamm glücklich hindurch, das Pferd des letztern aber überschlug sich und er mußte ertrinken. Nach einigen Tagen fand man seine Leiche im Schlamm. Er war anerkannt der schönste Mann seiner Zeit gewesen. Viele Fliehenden stürzten ihnen in den Fluß nach und ertranken ebenfalls, z. B. General Dumoustier; nur wenige kamen durch das tiefe Wasser. Die Meisten ergaben sich in ihr Schicksal und wurden gefangen, unter ihnen die Generale Reynier und Lauriston, Prinz Emil von Hessen, der sächsische General Zeschau, der badische Graf Hochberg und noch mehrere französische, polnische und deutsche Generale mit 15,000 Mann und 200 zurückgebliebenen Kanonen.

Die alliirten Monarchen rückten in Leipzig ein. Ein badisches Bataillon, das vor dem Palais des Königs zurückgeblieben war, streckte die Waffen. Bernadotte, der zuerst in die Stadt gekommen war, besuchte den König von Sachsen, eilte dann aber hinaus auf die Straße, um die eben angekommenen Monarchen zu bewillkommnen. Auch König Friedrich August stellte sich ans Fenster und begrüßte sie ehrerbietig. Sie erwiderten seinen Gruß höflich, aber kalt, und vermieden jede weitere Berührung mit ihm, indem sie ihn als Gefangenen behandelten und nach Berlin bringen ließen. Lauriston, einst Napoleons gefeierter Gesandte in St. Petersburg, wurde jetzt blutend und in zerrissenen Kleidern von Kosacken herbeigeschleppt und dem Kaiser Alexander vorgeführt, der ihn aufs gütigste behandelte. Die dringendste Sorge war um die Verwundeten. Ihrer

30,000 lagen auf den Straßen umher. Man machte 51 große Gebäude zu Lazarethen, aber sie reichten nicht aus. Hunderte verschmachteten in den Straßen und tausende draußen auf dem Schlachtfelde selbst, weil nicht Wundärzte genug aufzutreiben waren und es auch an Lebensmitteln gebrach. Die Schlacht hatte ungeheure Opfer gefordert. Man rechnete auf jeder Seite an 50,000 Todte und Verwundete. Unter den Alliirten hatten nach Verhältniß die Preußen den größten Verlust, nämlich 15,000 Mann von ungefähr 70,000, die Russen den absolut größten, nämlich 22,000 von 150,000, die Oesterreicher 12,000, die Schweden nur 300, zum Beweise, wie sehr Bernadotte auch diesmal seine Leute sparte. Auf französischer Seite wurde der Verlust an Todten und Verwundeten dem der Alliirten gleich, von Einigen um etwas höher, wenigstens zu 50,000 Mann geschätzt; aber die Franzosen verloren auch 20,000 Gefangene, 180,000 Flinten, 7 Adler, eine Menge Fahnen, 900 Wagen ꝛc.

6.

Napoleons Flucht über den Rhein.

Die Verfolgung wurde auffallend vernachläßigt. Gyulai sollte Bertrand zuvorzukommen suchen und den wichtigen Paß bei Kösen besetzen, that es aber erst am 21. nach einem blutigen Gefecht. Napoleon selbst war diesem Paß ausgewichen und ging am gleichen Tage bei Freiburg über die Unstrutt. Auch hier gab es ein schreckliches Gedränge auf der einzigen Brücke und Napoleon selbst mußte stehen bleiben, um die Ordnung zu handhaben, während er hinter sich schon die Kanonen Yorks, der ihn verfolgte, donnern hörte. Aber York kam zu spät und konnte nur noch die Nachzügler, etwa 1000 Mann mit 18 Kanonen abfangen. Doch nahmen die nach allen Seiten hin eilenden preußischen und russischen Reitercorps noch überall einzelne Häuflein Zurückgebliebener gefangen. Napoleons Vorsprung war so groß, daß er am 24. in Erfurt ausruhen konnte

und erſt am folgenden Tage weiter marſchirte, ohne beunruhigt zu werden. Er bewohnte in Erfurt das nämliche Haus wie 1808. Erſt am 26. ereilte Yorks Vortrab die franzöſiſche Nachhut noch einmal am Hörſelberge bei Eiſenach, beſtand mit ihr ein blutiges Gefecht und nahm noch 2000 Nachzügler gefangen. Hier hörte die eigentliche Verfolgung auf, weil York mit Blüchers Heer die Beſtimmung erhielt, auf Coblenz zu marſchiren, während Napoleon ſich gegen Frankfurt wandte. Nur leichte Reiterei der Alliirten umſchwärmte ihn fortwährend und viele ſeiner Soldaten blieben aus Erſchöpfung liegen, denn Strapazen und Hunger, die naſſen Nachtlager und der dadurch erzeugte Typhus forderten täglich ihre Opfer.

Ein neuer Feind erwartete ihn am Main. Nach dem Vertrage von Ried waren Bayern und Oeſterreicher unter Wredes Oberbefehl abmarſchirt, um Napoleon den Rückweg zum Rheine zu verlegen. Wrede hielt ſich aber unnöthigerweiſe drei Tage lang mit Würzburg auf, ohne mehr als die Stadt zu erobern, denn die franzöſiſche Beſatzung unter Tharreau zog ſich in die feſte Citadelle zurück. Zwar erreichte er Hanau am 28. Oct. noch mehrere Tage früher als Napoleon, ſchwächte ſich aber, indem er 10,000 Mann unter General Rechberg und dem Prinzen Karl von Bayern nach Frankfurt am Main detachirte, und verſäumte die Päſſe bei Wertheim und Gelnhauſen zu beſetzen. Mit den 40,000 Mann, die ihm blieben, vermochte er nun Napoleon nicht aufzuhalten, als derſelbe am 30. mit einem furchtbaren Stoß ihn auf die Seite warf und am folgenden Tage durch die Erſtürmung von Hanau ſich vollends den Weg bahnte. Wrede wurde in den Unterleib geſchoſſen, ſein Heer verlor 8000 Mann, aber die Franzoſen verloren nicht weniger an Todten und Verwundeten und noch 10,000 Gefangene, größtentheils Nachzügler. Den am 31. vor Frankfurt ankommenden Franzoſen wich Rechberg nach einem kurzen Brückengefecht aus. Napoleon gelangte am 2. Nov. nach Mainz mit noch 60,000 Mann. Kähne voll Kranker und Verwundeter wurden von Mainz zurückgewieſen, um durch ihren Anblick nicht Schrecken und Muthloſigkeit zu verbreiten.

Die alliirte Hauptarmee unter Schwarzenberg folgte mit den drei Monarchen nur langsam. Am 29. besuchte Kaiser Alexander seine Verwandten in Weimar, diesmal unter den günstigsten Umständen, weshalb auch die hohen Herrschaften hier länger verweilten. Doch hatte die Langsamkeit der Verfolgung auch einen diplomatischen Grund. In Weimar war nämlich Herr von St. Aignan als geheimer Agent Napoleons zurückgeblieben und ließ sich absichtlich gefangen nehmen. Ihm wurde nun von Seiten der alliirten Mächte aufgetragen, Napoleon den Frieden anzubieten unter der Bedingung, daß Frankreich auf seine „natürlichen Grenzen" eingeschränkt werde, und darunter verstanden sie damals noch die Rheingrenze. Der Friede sollte auf einem Congreß zu Mannheim formulirt werden. St. Aignan erhielt von Kaiser Franz noch insbesondere ein Schreiben an seine Tochter Marie Louise mit auf den Weg. Napoleon erklärte sich bereit, den Congreß zu beschicken, beging aber den Fehler, aufs neue Truppen auszuheben. Man mißtraute ihm nun und die Friedenspartei im Rath der Alliirten gab der Kriegspartei wieder nach, die von der Ansicht ausging, Napoleon sey immer noch nicht genug gedemüthigt und Europas Ruhe noch nicht gesichert. Die Friedenspartei wurde hauptsächlich vertreten von Kaiser Alexander und Metternich, welche um jeden Preis den nationalen Aufschwung in Deutschland unterdrücken wollten, und daher das linke Rheinufer lieber im Besitz der Franzosen ließen. Alexander wollte Frankreich groß und stark erhalten, damit Deutschland nicht zu mächtig würde. Metternich sah in dem Verlangen der Deutschen nach Einheit und Freiheit nur die Keime einer gefährlichen Revolution, erkannte das Interesse der einmal bestehenden Dynastien für unvereinbar mit dem Interesse der Nation und opferte daher dieses jenem auf.

Am 5. November kam Alexander, am 6. Kaiser Franz nach Frankfurt; am 9. wurde Bertrand von Hochheim vertrieben und das ganze rechte Rheinufer vom Feinde gesäubert. Die Rheinbundfürsten beeilten sich damals alle, dem bayrischen Beispiel zu folgen, und wurden auch alle unter Garantirung ihres Besitzstandes in die Allianz aufgenommen. Nur Jerome, der Fürst-Primas und der

Fürſt von Iſenburg, als zu tief in die Schuld der Zeit verwickelt, machten eine Luftveränderung und wurden von den Alliirten nicht mehr anerkannt. Dieſe ſchnelle Anerkennung der Rheinbundſtaaten mit wenigen Ausnahmen war eine nothwendige Folge des von Metternich angenommenen Syſtems und direct gegen die von Preußen ausgegangenen Einheitsbeſtrebungen gerichtet. Aus demſelben Grunde wurden auch die Befugniſſe des Miniſter Stein, der die eroberten Länder verwalten ſollte, äußerſt eingeſchränkt. Die Patrioten hatten gehofft, die ganze Ländermaſſe des Rheinbundes würde proviſoriſch verwaltet werden, bis das deutſche Reich in würdiger Weiſe wieder hergeſtellt werden könne. Aber jetzt beeilte ſich alles, dieſe Wiederherſtellung zu vereiteln durch ausſchließliche Sicherung der Einzelſouverainetäten.*)

Metternich wurde damals von ſeinem Kaiſer in den Fürſtenſtand erhoben und die deutſchen Rheinbundfürſten verfehlten nicht, Schwarzenbergs Armee mit ſtarken Contingenten zu unterſtützen. Bayern ſtellte 36,000 Mann unter Wrede, der von ſeiner Wunde geheilt wurde; Württemberg 14,000 Mann unter dem Kronprinzen Wilhelm. Dieſe beiden Staaten und Würzburg blieben von anderweitigen Kriegskoſten frei; die übrigen Rheinbundſtaaten mußten aber ein Jahr ihrer Einkünfte als Kriegsſteuer beitragen, Hannover und die norddeutſchen kleinen Staaten ſtellten 33,000 Mann unter dem Herzog Wilhelm von Braunſchweig, Sachſen und Thüringen 23,000, Kurheſſen 12,000, Würzburg 9000, Berg, Naſſau, Waldeck, Lippe ꝛc. zuſammen 9000, Baden 10,000 Mann.

Durch Napoleons Vertreibung über den Rhein war das Schickſal der noch von ihm beſetzten Feſtungen an der Weichſel, Oder und Elbe entſchieden. Gleich nach der Leipziger Schlacht war Dresden von 45,000 Alliirten unter Klenau umringt worden

*) Wie ſicher ſich ſelbſt die kleinſten Rheinbundfürſten fühlten, erhellt aus einem charakteriſtiſchen Zuge. Als York Wiesbaden beſetzte, ließ der Herzog von Naſſau, der ſich damals noch nicht an die Allianz angeſchloſſen hatte, den preußiſchen General nicht einmal begrüßen und beſchwerte ſich, daß die naſſauiſchen Wachtpoſten durch preußiſche abgelöst wurden.

und St. Cyr sah sich durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, am 12. November zu capituliren. Klenau bewilligte ihm freien Abzug, Schwarzenberg aber verweigerte seine Zustimmung, und die schon ausmarschirte französische Armee, noch über 35,000 Mann stark, der man die Rückkehr nach Dresden freistellte, zog es vor, sich kriegsgefangen zu ergeben. Unter St. Cyr befehligten die hier mitgefangenen Graf Lobau, Claparede, Dumas, Duiosnel, Gerard ꝛc. In Torgau commandirte General Narbonne, Napoleons früherer Gesandter in Wien, nach Norvins unverdächtiger Angabe, 27,000 zurückgebliebene Franzosen, von denen aber im Laufe des Jahres so viele am Lazarethfieber (Typhus), dem auch er selber erlag, dahinstarben, daß bei der Capitulation am 27. Dezember sich nur noch 5000 Gesunde und 4000 Kranke an den General Tauentzien ergaben. An der Oder fiel Stettin unter General Grandeau mit 8000 Mann am 21. November. Zamosk im südlichen Polen mit 4000 Mann am 22., Modlin an der Weichsel mit 3000 Mann am 25. In Danzig wehrte sich der tapfere General Rapp gegen die Belagerungstruppen, gegen die Ueberschwemmungen der Weichsel und gegen den Typhus mit unerschütterlichem Muth, machte große Ausfälle und lieferte zahlreiche Gefechte, bis Mangel an Lebensmitteln ihn zwangen, am 27. Dezember mit dem das Belagerungsheer commandirenden Herzog Alexander von Württemberg einen Waffenstillstand zu verabreden, dem schon am Neujahrstage die Capitulation folgte. Die Krankheiten hatten dergestalt in der Stadt gewüthet, daß von den darin eingeschlossenen Franzosen kaum noch die Hälfte, 15—16,000 Mann und von den frühern 60,000 Einwohnern nur noch 13,000 übrig waren. Die Russen wollten Danzig behalten und lieferten es nur höchst ungern an die Preußen aus, nachdem sie wenigstens alle Geschütze aus der Festung mitgenommen hatten. — Außerdem behaupteten sich die französischen Besatzungen am Schlusse des Jahres immer noch in Hamburg, Wesel, Magdeburg, Erfurt, Würzburg, Wittenberg, Cüstrin und Glogau.

Während Schwarzenberg und Blücher sich dem Rheine zuwandten, nahm die Nordarmee in Verbindung mit Bennigsens Heer

nach der Leipziger Schlacht ihre Richtung nach Norden. Der Kronprinz von Schweden wollte Dänemark bekriegen und Norwegen erobern, das man ihm als Erſatz für Finnland zugeſagt hatte. Unterwegs wurde Jerome zum letztenmal aus Kaſſel vertrieben, am 26. October. Bei Göttingen trennten ſich Bülow und Winzingerode von Bernadotte, um in die Niederlande zu ziehen und Davouſt in Hamburg von Frankreich abzuſchneiden. Davouſt, der bisher an der Stecknitz Wallmoden gegenüber geſtanden, zog ſich nach Hamburg zurück; die bisher mit ihm vereinigten 15,000 Dänen unter dem Prinzen von Heſſen zogen ſich ihrerſeits gegen die Eider, lieferten aber der Nordarmee zwei glückliche Gefechte und bewieſen eine zähe Tapferkeit. Allein der König von Dänemark wollte es nicht aufs äußerſte ankommen laſſen und ſchloß ſchon am 16. einen Waffenſtillſtand, dem am 15. Januar 1814 der Kieler Frieden mit der förmlichen Abtretung Norwegens nachfolgte.

Als Bülow über Münſter nach Holland rückte, war dieſes Land von Franzoſen nur ſchwach beſetzt und eine von Hogendorp längſt vorbereitete Verſchwörung holländiſcher Patrioten brach ſchon am 15. November in Amſterdam aus. Die wenigen franzöſiſchen Behörden, Truppen, Douaniers ꝛc. wurden entwaffnet und gefangen. Schon am 21. bildete ſich eine proviſoriſche Regierung unter dem tauſendſtimmigen Ruf Orange boven, dem berühmten alten Feldgeſchrei der Oranier. Am 24. kamen die erſten Koſacken von Winzingerodes Corps nach Amſterdam und am 2. Dezember Prinz Wilhelm von Oranien, Sohn des 1806 verſtorbenen letzten Erbſtatthalters Wilhelm V., den das Volk ohne Zaudern als ſeinen rechtmäßigen Fürſten begrüßte. Ueberall in Holland herrſchte dieſelbe Stimmung und wurden die Franzoſen verjagt, außer in den feſten Städten, die ſie noch beſetzt hatten. Marſchall Macdonald ſollte mit nur 22,000 Mann den ganzen Niederrhein, General Molitor mit 14,000 Mann die Küſten decken in einer Zerſtreuung, die ſie nöthigte, ſich auf die feſten Puncte zu beſchränken. Bülow nahm einige derſelben binnen wenigen Tagen mit Sturm, ſo Doesburg, Zütphen, mit mehr Mühe Arnheim am 30. November. Benkendorf mit den

Ruſſen nahm Breda am 12. Dezember, Gertruidenburg am 13. Graham mit 8000 Engländern, die im Frühjahr vor Hamburg nöthiger geweſen wären, landete jetzt in Seeland und nahm die kleinen Feſtungen daſelbſt ein, Briel, Zirkſee ꝛc.

Auch in Italien drangen die Alliirten ſiegreich vor. Als im Auguſt Hiller mit 50,000 Oeſterreichern in die illyriſchen Provinzen einfiel, brach daſelbſt ein längſt vorbereiteter allgemeiner Volksaufſtand aus und Vicekönig Eugen, der ſeine 45,000 Mann bis Villach vorgeſchoben hatte, zog ſich unter häufigen Gefechten vom 28. Auguſt bis zum 6. September nach Italien zurück. Im October wurde er hinter die Piave zurückgedrängt und am 31. bei Baſſano geſchlagen. Durch einen Sieg bei Caldiero am 15. November behauptete er ſich wieder. Inzwiſchen übernahm Bellegarde an Hillers Stelle den Oberbefehl über die Oeſterreicher, trieb im Dezember Eugen über die Etſch zurück und beſetzte Ravenna, während die Franzoſen immer noch die Lombardei behaupteten.

Neuntes Buch.

Napoleons Sturz.

1.

Napoleons Hartnäckigkeit.

Während Napoleon noch in Deutſchland Krieg führte, herrſchte in Frankreich bange Erwartung. Die Kaiſerin Marie Louiſe mußte am 7. October im Senat eine Rede voll kriegeriſchen Muthes halten und eine neue große Truppenaushebung von 120,000 Mann von der Conſcription von 1814, weitere 160,000 von der des Jahres 1815 im Voraus ausſchreiben. Aber die Erſchöpfung und Abneigung vor dem Kriege waren ſchon ſo groß, daß die wirkliche Aushebung weit hinter dieſem Maaße zurückblieb. Nachdem Napoleon ſelbſt am 9. November nach Paris zurückgekehrt war, ließ er die Conſcription ſogar noch auf weitere 300,000 Mann ausdehnen, die aus den bisher von der Conſcription verſchonten jungen Männern der letzten Jahrgänge nachgenommen werden ſollten, und ſprach zum Senat von der Energie, die allein Frankreich retten könne. Das entſprach den Abſichten derer nicht, die ihm Frieden geboten hatten. Am 1. Dezember erklärten daher die alliirten Mächte von Frankfurt aus: „Nicht gegen Frankreich, nur gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche Kaiſer Napoleon nur allzulange außerhalb der Grenzen

rea, Rußland Asow. Die Türken gelobten 25 Jahre lang Waffenruhe. So endeten dieſe glänzenden Feldzüge des Prinzen Eugenius.

Kapitel CCCCXXXVII.

Regentenwechſel.

Es ereigneten ſich um dieſe Zeit mehrere zum Theil ſehr wichtige Regentenwechſel, indem einige Herrſcherfamilien ausſtarben und andere an die Stelle traten. Dies gab Veranlaſſung zu heftigen Erbſtreitigkeiten und zu großen Veränderungen in dem Gleichgewicht der Staaten.

Im Jahr 1654 kam das Haus Pfalz-Zweibrücken auf den ſchwediſchen Königsthron.

Unbedeutend war das Ausſterben der Herzoge von Oldenburg, 1667. Das kleine Land kam nach einigem Zank an die rechtmäßigen Erben, die Herzöge von Holſtein-Gottorp.

Wichtiger wurde, wiewohl erſt ſpäter, das Ausſterben der letzten ſchleſiſchen Herzogsfamilie von Liegnitz, Brieg und Mohlau. Durch einen alten Erbvertrag war Brandenburg der rechtmäßige Erbe dieſer Herzogthümer, machte jedoch damals gegen Oeſterreich ſeinen Anſpruch noch nicht geltend, 1675.

Im Jahr 1685 ſtarb die churfürſtliche Linie von der Pfalz aus, und ihr folgte die katholiſche Nebenlinie von Pfalz-Neuburg.

Das altgräfliche Haus von Naſſau-Oranien, das zuerſt zur Erbſtatthalterſchaft in Holland gelangt war, kam 1688 auch auf den Königsthron von England.

Im Jahr 1692 wurde der Herzog von Braunſchweig zum Churfürſt von Braunſchweig-Hannover ernannt, und folgte bald dem Haus Oranien auf den engliſchen Thron.

Frankreichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Sie wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sey, weil es in diesem Zustand eine Hauptstütze des europäischen Staatsgebäudes ist. Sie verbürgen dem französischen Reich eine Ausdehnung, wie es dieselbe nie unter seinen Königen hatte; aber sie wollen selbst frei, glücklich und ruhig leben, daher den Frieden durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein billiges Gleichgewicht der Völker sichern."

Preußen allein wünschte eine größere Schwächung Frankreichs. Sein Heer wollte den Sieg nicht umsonst mit so ungeheuren Opfern erkauft haben und Blücher konnte seinen Zorn kaum mäßigen, als man ihm Halt gebot und alle seine Mahnungen, man müsse sogleich in Frankreich einrücken und Paris im Sturm einnehmen, ehe Napoleon neue Kräfte sammeln könne, erfolglos blieben. Alle deutschen Patrioten waren seiner Ansicht und träumten damals nicht nur von der Zurückgabe der Niederlande und der rheinischen Kurfürstenthümer, sondern auch Lothringens und des Elsaßes, überhaupt von einer Wiederherstellung des ganzen alten deutschen Reichs. Aber diese Partei hatte keine Vertreter im Hauptquartier der Alliirten. Wenn auch Wilhelm von Humboldt zuweilen in ihrem Sinne sprach und aufrichtig überzeugt war, Preußen bedürfe der patriotischen Begeisterung als eines Mittels zur Erhöhung und Befestigung seiner Hegemonie in Norddeutschland, so gab sich doch Hardenberg, dessen Stimme beim König ungleich mehr galt, denselben Besorgnissen hin, wie Metternich, und glaubte in der nationalen Erhebung der Deutschen die Keime zu einer künftigen Revolution lieber unterdrücken zu sollen. Als indessen die Alliirten im Beginn des Jahres 1814 auf das linke Rheinufer übergingen und der Kampf in Frankreich sich verlängerte und einigemal eine gefährliche Wendung für die alliirten Waffen nahm, ließ man dem deutschen Patriotismus in den Rheinlanden recht gerne wenigstens provisorisch seinen Lauf. Sobald Coblenz von den Preußen besetzt war, gründete daselbst Joseph Görres den „rheinischen Merkur" als Organ der Partei, die eine umfassende politische, kirchliche und sociale Wiedergeburt Deutschlands

erwartete, und ſprach mit ſo prophetiſcher Feuerzunge, daß er eine unermeßliche Popularität errang und Napoleon ſelbſt ihn „die ſechste Großmacht“ nannte.

Napoleon würde es für lächerlich gefunden haben, der Friedenspartei in Frankfurt zu trauen. Wie ſehr es dem Kaiſer Alexander mit der Erhaltung eines ſtarken franzöſiſchen Reichs, welches den Engländern Trotz zu bieten und Deutſchlands Einigung zu verhindern im Stande ſey, und dem Kaiſer Franz mit den Gleichgewichtsideen Ernſt war (ſie haben es ſpäter bewieſen), ſo hielt Napoleon ihre Verſicherungen doch nur für Täuſchungen, wodurch er entwaffnet werden ſollte. In einer Rede an den geſetzgebenden Körper am 19. Dezember ſprach er von den Anträgen St. Aignans, fügte aber hinzu: „Nationen unterhandeln nur dann mit Sicherheit, wenn ſie ihre ganze Macht entfalten.“ Im geſetzgebenden Körper regte ſich der erſte Widerſtand. Raynouard ſagte: „der Feind habe ſehr annehmliche Bedingungen geſtellt, die nicht anzunehmen unklug ſeyn würde. Frankreich ſey unter ſeinen Königen groß und glücklich geweſen, es brauche nicht mehr, als die Grenzen, die es damals beſeſſen, und die Alliirten ſeyen noch dazu ſo großmüthig, ihm mehr anzubieten. Könne man mehr verlangen? Sey es nicht Wahnſinn, jetzt noch fortkämpfen zu wollen?“ Napoleon aber beſchied den geſetzgebenden Körper am Neujahrstage: „Ich habe euch verſammelt, nicht als ob es mir an Muth fehlte, aber um ihn durch den eurigen zu erhöhen. Statt des Guten, was ich von euch erwartete, habt ihr geſchadet. Ihr wollt den Kaiſer von der Nation trennen. Aber ich allein bin der wahre Vertreter des Volks. Der Thron iſt ein Stück Holz mit Sammt überzogen. Es kommt darauf an, wer ihn inne hat. Mich hat das Volk erwählt und ich allein bin im Stande, Frankreich zu retten. Nicht ihr, die ihr nur Zwieſpalt anfacht in Gegenwart des Feindes. Der Augenblick, in welchem der Feind ins Reich einfällt und vor unſern Feſtungen ſteht, iſt nicht geeignet zu Verfaſſungsreformen. Eure Adreſſe iſt meiner und des geſetzgebenden Körpers unwerth. Geht heim! Selbſt wenn ich Unrecht

hätte, steht es euch nicht zu, mir Vorwürfe zu machen. Frankreich braucht meiner mehr, als ich Frankreichs."

Nachdem die alliirten Mächte einmal entschlossen waren, in Frankreich einzurücken, wurde unter Schwarzenbergs Leitung ein sehr combinirter Kriegsplan entworfen. Vergebens empfahl Blücher ein rasches Vordringen auf Paris, wozu man stark genug war. Aber Schwarzenberg zog eine langsame, systematische Ueberziehung Frankreichs von verschiedenen Seiten her und in getrennten kleinen Massen vor, gerade das, was Napoleon am meisten wünschen mußte, weil es ihm Gelegenheit gab, mit verhältnißmäßiger Uebermacht sich auf jene getrennten Massen zu werfen und sie im Einzelnen aufzureiben. Bülow sollte von Norden her durch Belgien, Blücher vom Mittelrhein her, die Hauptarmee unter Schwarzenberg selbst aber durch die Schweiz von Lyon her gegen Paris vorrücken. Diese letztere Bewegung nach dem Süden Frankreichs hin sollte zugleich die Schweiz überwachen, Italien im Rücken bedrohen und eine Verbindung mit Wellington eröffnen, der um diese Zeit aus Spanien hervorbrach.

Wir haben Wellington am Schlusse des Jahres 1812 in seinen Winterquartieren in Portugal verlassen. Im Frühling 1813 machte Murray mit einem kleinen aus Engländern und Sicilianern zusammengesetzten Heere eine Landung im Osten Spaniens und beunruhigte den immer noch Valencia festhaltenden Marschall Suchet. Der Guerillakampf in Catalonien dauerte fort und in Aragonien zeigte sich Mina sehr thätig. Noch war Wellington selbst nicht hervorgebrochen, als König Joseph schon am 17. März Madrid und zwar diesmal für immer verließ und seine Residenz einstweilen in Vittoria aufschlug, von wo er nicht weit zur Grenze hatte, wenn er besiegt werden sollte. Der alte Marschall Jourdan sammelte hier alle französischen Truppen, die nicht unter Suchet standen, und erwartete den Angriff Wellingtons, der erst am 21. Juni erfolgte. In der großen Schlacht bei Vittoria siegte der englische Feldherr vollständiger, als je, so daß die Franzosen alle aus Madrid mitgenommenen Schätze, unermeßliche Beute aus ganz Spanien verloren und eiligst in die Pyrenäen flüchteten. Dadurch wurde nun

auch Suchet gezwungen, Valencia endlich zu räumen, 5. Juli. Inzwiſchen hielt Wellington ſich mit Belagerungen auf, ſo daß Soult, den Napoleon eilig aus Sachſen hergeſchickt hatte, die geſchlagenen Truppen wieder ordnen konnte und am Fuß der Pyrenäen ſich im Auguſt mit Wellington noch herum ſchlug. Am 31. Auguſt gelang es jedoch den Engländern, San Sebaſtian zu erobern, wo ſie wieder aufs unmenſchlichſte plünderten. Am 31. Oct. fiel auch Pampeluna und nun überſchritt Wellington die franzöſiſche Grenze. Soult, obgleich noch 60,000 Mann ſtark, konnte ihm in der Gegend von Bayonne nur noch ein paar ungenügende Vertheidigungsgefechte liefern, am 10. Nov. und 10. Dez. An letzterm Tage gingen drei deutſche Bataillone, Frankfurter und Naſſauer, zu den Engländern über, ſo daß Soult es für räthlicher hielt, noch 2400 andere Deutſche in ſeiner Armee lieber zu entwaffnen, ehe auch ſie ihn verließen. Doch erſt nach einem dritten Kampf bei Ortez am 27. Februar 1814 gab Soult Bayonne auf und ließ den Engländern den Weg nach Bordeaux offen.

Napoleon erkannte ſchon nach ſeiner Rückkehr aus Deutſchland, daß er Spanien aufgeben müſſe. Um nun die läſtigen Engländer zu vertreiben, bediente er ſich des noch immer in Valencay gefangenen Ferdinand VII. Schon am 17. Nov. ließ er demſelben Anträge machen und am 8. Dez. unterzeichneten ſie einen Vertrag, kraft deſſen Ferdinand wieder den ſpaniſchen Thron beſteigen, aber auch alle franzöſiſchen Gefangenen ausliefern und den franzöſiſchen Beſatzungen in Spanien freien Abzug erwirken ſollte. Das vermochte nun Ferdinand nicht, weil Wellington die Feindſeligkeiten im Namen Englands und der Cortes fortſetzte. Deshalb blieb Ferdinand noch als Geißel zurück und konnte erſt im März, als Napoleon vollends alles aufopferte, abreiſen, mußte aber auch dann noch den Weg durch Suchets Armee hindurch einſchlagen, ohne Wellington zu ſehen. — Auch den Papſt entließ Napoleon, im Januar. Aber der Krieg verzögerte die Reiſe, ſo daß der h. Vater erſt am 23. März bei Piacenza von den franzöſiſchen Truppen an die öſterreichiſchen übergeben werden konnte, um von da an nach Rom zu kommen.

Trotz der geharnischten Erklärung der Alliirten vom 1. Dez. bewilligte die Friedenspartei unter ihnen doch noch einen Ausgleichungsversuch zu Chatillon, Napoleon ließ bei jedem kleinen Vortheil, den er im Felde errang, auch hier wieder höhere Saiten aufziehen und machte übertriebene Forderungen, bis es zu spät war.

Die alliirte Hauptarmee unter Schwarzenberg, die immer noch die böhmische genannt wurde, verstärkt durch die Contingente von Bayern, Württemberg ꝛc., ging am 20. und 21. Dez., ungefähr 230,000 Mann stark bei Schaffhausen, Laufenburg und Basel über den Rhein und zog durch die Schweiz gegen Lyon. Die Schweizer Eidgenossenschaft versuchte in einer schwachen Protestation und sogar durch Aufstellung von Milizen unter General Bachmann ihre Neutralität zu behaupten, wurde aber bedeutet, daß sie bisher zu sehr von Napoleon abhängig gewesen sey, um auf Selbständigkeit Anspruch machen zu können. Inzwischen verhieß man ihr alles Wohlwollen und sie fügte sich nun. Natürlicherweise suchte die 1798 gestürzte Aristokratie ihre alten Vorrechte und den alten Besitzstand des Cantons Bern herzustellen, aber durch Laharpe war Kaiser Alexander für das Waadtland und die neuen liberalen Cantone gewonnen. Man empfahl Ruhe zu halten, bis nach dem Frieden die Angelegenheiten der Schweiz geregelt werden könnten.

2.

Der Feldzug von 1814.

Napoleon brachte nur 150,000 Mann zusammen. Von den Conscribirten blieben die meisten aus, von den alten Soldaten starben im Lauf des Winters in Mainz allein 15,000, in Metz allein 40,000 am Typhus. Mit seiner Hauptmacht wollte Napoleon auf das vom Mittelrhein her gerade gegen Paris vorrückende Heer Blüchers fallen, ließ also gegen Schwarzenbergs viel größeres Heer nur wenige Truppen stehen, Victor in den Vogesen mit 14,000 Mann, die sich als-

bald zurückzogen, und Augereau mit erſt 2000 Mann in Lyon, der noch weniger vermochte. Die Alliirten belagerten die Feſtungen Hüningen und Befort. Der Kronprinz von Württemberg eröffnete die Vogeſen durch ein glückliches Gefecht mit Victors Truppen bei Epinal am 11. Jan. 1814. Aber erſt an der Marne fand Schwarzenberg wieder etwa 12,000 Franzoſen unter Mortier, der ſich nach mehreren kleinen Gefechten zurückzog, um ſich mit Victor und mit den unterdeß vor Blücher weichenden Marſchällen Marmont, der mit 20,000 Mann den Mittelrhein hatte vertheidigen ſollen, und Ney, der mit 10,000 Mann in Lothringen eine Reſerve gebildet hatte, zu vereinigen.

Blücher ließ die ſchleſiſche Armee, die nur 65,000 Mann zählte, in der Mitternachtſtunde der Neujahrsnacht 1814 an drei Puncten über den Rhein gehen, bei Mannheim, Caub und Coblenz. Es geſchah in der freudigſten Stimmung, unter Muſik und ununterbrochenem Jauchzen der Soldaten und der Uferbewohner. Die kleine Armee hatte übrigens die ſchwerſte Aufgabe, indem ſie auf dem kürzeſten Wege gegen Paris vordrang und nicht nur viele Feſtungen vor ſich hatte, ſondern wahrſcheinlich auch den erſten Stoß von Napoleons Hauptmacht aushalten ſollte. Aber die Armee wie ihr Führer waren ohne Furcht. Ein Geiſt hoher Ehre waltete unter dieſen Tapfern, die ſich für auserwählt ſahen, durch ihre muthige Aufopferung die Entſcheidung herbeizuführen, welche Schwarzenbergs Zaudern hinausſchob. Nur zum Kampf ausziehend, vermied und verbot man jede Plünderung. In dem Schloß eines franzöſiſchen Generals, der in Berlin viel geraubt hatte, bezahlte York die Rechnung für ſein Nachtquartier doppelt. Marmont war zu ſchwach, den Feind aufzuhalten, und zog ſich zurück. Blücher aber wollte ſich ſeinerſeits durch die Belagerung der auf ſeinem Wege liegenden Feſtungen Metz, Thionville, Luxemburg nicht aufhalten laſſen und entſchloß ſich, durch eine Bewegung nach links um Metz herum ſeine Vereinigung mit der großen Armee Schwarzenbergs zu ſuchen, ehe Napoleon ihn angriffe.

Napoleon ernannte ſeine Gemahlin abermals zur Regentin und

umarmte sie am 24. Jan. zum letztenmal, um zur Armee abzugehen. Schon am 25. war er in Chalons an der Marne, wo sich die fünf Marschälle mit ihren sämmtlichen vor Schwarzenberg und Blücher zurückgewichenen Corps concentrirt hatten, zusammen nicht stärker als 70,000 Mann. Schwarzenberg war damals noch nicht mit Blücher vereinigt; Blücher selbst, der gegen Brienne vorrückte, von York, der noch bei Metz war, getrennt. Napoleon griff daher am 27. bei St. Dizier die Vorposten Blüchers unter dem russischen General Lanskoi an und warf sie zurück. Am 29. erfolgte sein Angriff auf Blücher selbst bei Brienne; die Franzosen hatten die Uebermacht (denn Blücher war in seiner Trennung von York nur 27,000 Mann stark) und blieben im Vortheil, bis noch am Abend die russische Reiterei den linken Flügel Napoleons zurückschlug. Beim Beginn der Nacht aber, als Blücher und Gneisenau auf das hochgelegene Schloß von Brienne hinauf ritten, um noch einmal in der Dämmerung die Stellung des Feindes zu übersehen, fanden sie sich plötzlich von Feinden umringt und entkamen mit genauer Noth. Doch warf man die Franzosen nach blutigem Kampf wieder hinaus. Auch Napoleon wäre an diesem Tage beinahe in die Hände der russischen Reiter gefallen. Am folgenden Tage zog sich Blücher etwas zurück und bestand York, der eilends nachgerückt war, ein Vorpostengefecht. Napoleon aber blieb zwei Tage lang unentschlossen in Brienne. Blücher mahnte dringend, alle nahe stehenden Corps der böhmischen Armee sollten sich mit ihm vereinigen, Napoleon einschließen und vernichten. Aber Schwarzenberg schickte ihm nur den Kronprinzen von Württemberg, Wrede und Gyulai mit etwa 50,000 Mann. Das genügte Blücher, um rasch, ohne Yorks Ankunft abzuwarten, über Napoleon herzufallen, am 1. Februar bei la Rothière unfern von Brienne. Die Franzosen vertheidigten sich äußerst hartnäckig in den Dörfern, mußten aber endlich weichen und wurden am 2. durch die Bayern und Württemberger verfolgt. Am 3. bestand auch York ein siegreiches Gefecht mit Macdonald (wobei preußische Husaren die schweren Küraſſiere Napoleons, und

preußiſche Landwehrreiterei die berühmten polniſchen Lanziers niederwarfen) und erzwang am 5. die Uebergabe von Chalons.

Die Monarchen und Schwarzenberg fanden ſich nach dieſen Siegen im Schloſſe von Brienne mit Blücher zuſammen. Wegen der Schwierigkeit, große Maſſen auf einem engen Raum beiſammen zu halten, wurde abermals eine Theilung der böhmiſchen und ſchleſiſchen Armee beſchloſſen, beide ſollten jedoch concentriſch an beiden Ufern der Marne gegen Paris vorgehen. Napoleon gab damals ſeinem Unterhändler in Chatillon Befehl, nachgiebig zu ſeyn, änderte aber ſeinen Entſchluß, als er die Trennung Blüchers von Schwarzenberg erfuhr und die Möglichkeit erkannte, mit verhältnißmäßiger Uebermacht vernichtend über Blücher herfallen zu können. Indem Schwarzenberg Napoleons Stellung bei Troyes umging, entfernte er ſich noch weiter von Blücher und gab dieſen gänzlich Preis. Aber auch der alte Blücher ſelbſt war damals wie verblendet und ließ ſein Heer in vier getrennten Colonnen marſchiren. Die erſte, 3700 Ruſſen unter Olſufiew wurde am 10. Febr. von Napoleon bei Champaubert überfallen und größtentheils getödtet oder gefangen. Der ruſſiſche General ſelbſt fiel dem Feind in die Hände, nur 1700 Mann entkamen. Die zweite Colonne 14,000 Ruſſen unter Sacken, wurde am 11. eben ſo plötzlich bei Montmirail überfallen und zwar am Nachmittage noch von 5000 Preußen vom Yorkſchen Corps unterſtützt, aber durch Napoleons Uebermacht mit einem Verluſt von 3—4000 Mann geworfen. Am 12. kam York ſelbſt mit ſeinem noch kaum mehr als 10,000 Mann betragenden Corps, mit dem ſich Sacken jetzt vereinigt zurückzog, in große Noth bei Chateau-Thierry und verdankte die Rettung nur dem unübertrefflichen Muth ſeiner Preußen, beſonders dem Fußvolk unter Horn, nachdem die Reiterei ſchweren Verluſt erlitten. York und Sacken verloren an dieſem Tage wieder 3000 Mann. Unterdeß bildete ſich Blücher ein, Napoleon habe ſich gegen Schwarzenberg gewendet, blieb ohne Nachricht von York, hielt die heranrückenden Franzoſen nur für ein ſchwaches Corps und ließ ſich mit den 15,000 Mann, die er bei

ſich hatte, am 13. bei Etoges von Napoleon angreifen. Auch blieb er um ſo mehr in ſeinem Irrthum, als Napoleon an dieſem Tage zauderte, unentſchloſſen, ob er ſich nicht lieber ſogleich auf Schwarzenberg ſtürzen ſollte. Erſt am 14., als Napoleon bei Vauchamp mit großer Uebermacht den Angriff erneuerte, erkannte Blücher die entſetzliche Gefahr. Aber auch ihn rettete die ſeltene Hingebung ſeiner Preußen vom Ziethenſchen und Kleiſtſchen Corps. Trotz ungeheurer Verluſte und umdrängt vom ſiegestrunkenen Feinde, zogen ſie ſich beſtändig fechtend und, wenn ſie einen Augenblick Ruhe gewannen, ſogar unter Muſik und Geſang zurück. Ganze Bataillone verſchwanden, aber die übrigen kämpften unermüdet fort. „Wenn ich heute nicht umkomme, ſagte Blücher zu Gneiſenau, ſo iſt mir ein langes Leben beſchieden; ich hoffe, in der Zukunft alles wieder gut zu machen.“ Die Preußen verloren an dieſem Tage 4000, die Ruſſen 2000 Mann. Die Zerrüttung der ſchleſiſchen Armee war ſo groß, daß Blücher erſt am 16. Yorks Schickſal erfahren konnte.

Dieſe furchtbaren Schläge benutzte Napoleon ſogleich, um in Chatillon wieder höhere Forderungen zu ſtellen und im Rücken der alliirten Armee das Volk zu inſurgiren. In der That wurde das vorher paſſive und betäubte Volk durch das neue Glück Napoleons zu kühnem Trotz erweckt. Dazu kam, daß die dringendſte Noth dem ſchonenden Syſtem der ſchleſiſchen Armee und ihrer ſtrengen Disciplin ein Ende gemacht hatte. Die geſchlagenen Truppen hatten nach ſo langen Winterſtrapazen zerriſſene Kleider und Schuhe oder gingen barfuß und die Zufuhren fehlten. Um nicht Hungers zu ſterben, mußten ſie in den Dörfern nehmen, was ſie fanden. Die Bauern bewaffneten ſich nun und ſchaarten ſich zuſammen. Napoleon ſetzte aber ſeine größte Hoffnung in einen Hauptſchlag, den er den zerſtreuten Heertheilen Schwarzenbergs ebenſo beibringen wollte, wie denen Blüchers. Er hatte gegen den erſtern nur Victor und Oudinot ſtehen laſſen, die ſich zurückzogen, als der Kronprinz von Württemberg, Wrede und Wittgenſtein vordrangen. Der Kronprinz erſtürmte Sens am 11., Wrede und Wittgenſtein ſiegten in einem Gefecht bei Nogent am 12. Nun kam aber Napoleon

ſelbſt, von der geſchlagenen ſchleſiſchen Armee ſich abwendend, am 17. auf den Platz und griff den Kronprinzen bei Montereau an, der die Seinebrücke hier ſo hartnäckig vertheidigte, daß er zwei Regimenter einbüßte, aber auch den Feind einen ganzen Tag lang, am 18., aufhielt*) und den Rückzug deckte, den Schwarzenberg auf Troyes nahm, indem er dem Stoß Napoleons auswich.

Als aber Napoleon gegen Troyes vorrückte, zog Schwarzenberg noch weiter zurück, ertheilte auch Blücher den Befehl, zurückzugehen, und trug Napoleon einen Waffenſtillſtand an, über den im Dorf Luſigny unterhandelt wurde. Die Friedenspartei im alliirten Hauptquartier war mehr als je zum Entgegenkommen geneigt, zumal, da man erfuhr, Augereau ſey durch zwei Diviſionen aus Catalonien verſtärkt in die Offenſive übergegangen und bedrohe die Schweiz und Savoyen. Aber Napoleon ließ ſich ſchon wieder durch ſein Glück verblenden. Sein Einzug in Troyes am 24. war ein Triumphzug, das Volk überbot ſich in Freudenbezeugungen. Anſtatt ſo ſchnell als möglich mit den Alliirten Frieden zu ſchließen, nur um ſie los zu werden, ſchraubte er ſeine Bedingungen wieder zu hoch. „Ich bin jetzt Mainz wieder näher, als Paris," ſchrieb er an Coulaincourt, „alſo unterzeichnen Sie nichts." So ging der letzte glückliche Augenblick für ihn ungenützt vorüber.

Blücher, obgleich am ſchwerſten getroffen, blieb doch der muthigſte, wollte ſich dem befohlenen Rückzug nicht fügen und rieth dringend, die Offenſive nicht aufzugeben. Sein König ſtimmte ihm bei. Eben war auch die Nachricht von der Einnahme Danzigs und von der Neigung der Ruſſen eingetroffen, dieſen Platz zu behalten. Daher große Spannung zwiſchen den Beherrſchern von Preußen und Rußland. Aber man ſtand in Feindes Land und war geſchlagen, die Noth drängte. In der Wohnung des Königs von Preußen zu Bar ſur Aube wurde am 25. großer Kriegsrath gehalten und die Monarchen geſtatteten, daß, während Schwarzenberg ſeinen Rückzug fort-

*) Napoleon war darüber ſo erbost, daß er ſelbſt eine Kanone richtete, um dem Kronprinzen eine tödtliche Kugel zu ſenden.

Als Johann Sobiesky 1696 starb, wählten die Polen den Churfürsten von Sachsen, Friedrich August, unter dem Namen August II., zu ihrem Könige. Er nahm deshalb auch die katholische Religion an, und seitdem konnte nur noch Brandenburg als die protestantische Hauptmacht betrachtet werden.

Die Erhebung so vieler deutschen Fürstenfamilien bewog den Sohn und Nachfolger des großen Churfürsten von Brandenburg, Friedrich, sich eigenmächtig selbst zu erheben. Er erklärte sich zum König von Preußen, und setzte sich zu Königsberg die Krone selbst auf sein Haupt, 1701. Dieser neue Glanz war der aufstrebenden Größe des Hauses Hohenzollern angemessen, und forderte die folgenden Herrscher auf, sich des königlichen Namens würdig zu bezeigen.

Damals begann auch das ferne russische Reich zum erstenmal wie aus tiefem Schlafe zu erwachen. Der Czaar von Moskau, Peter der Große, riß die alten Barbaren gewaltsam aus der rohen Unwissenheit und Trägheit, zwang ihnen die Sitten und die Bildung des westlichen Europa gleich einer Arznei ein, und schulmeisterte und exerzirte sie mit rastloser Thätigkeit. Die neue Hauptstadt Petersburg, die er gründete, ward der Mittelpunkt dieser neurussischen Cultur, und seitdem trat Rußland auch mit Deutschland und dem übrigen Europa in nähere Berührung. Dazu trug auch vorzüglich der sogenannte nordische Krieg bei. Die Liefländer waren mit der Herrschaft, welche die Schweden seit Gustav Adolf über sie ausübten, unzufrieden, und die Russen und Polen, welche die Ostseeküsten Schweden wieder entreißen wollten, glaubten um so sicherer zugreifen zu dürfen, als damals in Schweden ein ohnmächtig scheinender Jüngling von siebzehn Jahren, Karl XII., auf den Thron gelangte. Die Russen, Polen und Dänen verbanden sich 1699 wider

ſetze, Blücher ſich mit der Nordarmee unter Bülow verſtärken und ferner offenſiv verfahren dürfe. Als man aber in den nächſten Tagen hörte, Napoleon wende ſich wieder gegen Blücher und habe nur wenige Truppen unter Oudinot und Macdonald gegen Schwarzenberg ſtehen laſſen, gelang es dem König von Preußen, auch den letztern von ſeinem weitern Rückzug abzuhalten und jene Marſchälle anzugreifen, die am 27. und 28. bei Bar ſur Aube zurückgeſchlagen wurden. Hierauf erfolgte am 1. März eine Wiederausſöhnung der Monarchen in dem zu Chaumont unterzeichneten neuen Vertrage, durch den ſie ihre enge Allianz erneuerten.

Bülow hatte den Winter über Holland befreit und war nach Belgien vorgedrungen. Hier war Napoleons Hauptbollwerk das feſte Antwerpen, welches Carnot vertheidigte, der ſtolze Republikaner, der jetzt in der Noth des Vaterlandes ſeinen Degen wieder angeboten hatte. Daneben ſuchte Maiſon mit geringer Macht Bülow zwiſchen den Feſtungen, die er belagerte, zu necken. Macdonald wurde von Napoleon zurückberufen und vom Niederrhein her zog ihm Winzingerode mit einem ruſſiſchen Corps nach. Auch Bülow erhielt Befehl, die belgiſchen Städte hinter ſich liegen zu laſſen und ſich mit Blücher zu vereinigen. Am 3. März nahm Winzingerode Soiſſons, Bülow ſtieß zu ihm und am folgenden Tage vereinigte ſich mit ihm auch Blücher, der ihm entgegen gekommen war. Bülows Truppen waren geſchont, wohlgenährt, in Holland neu gekleidet, die Truppen Blüchers dagegen abgemagert, abgeriſſen, ohne Schuhe, aber ſtolz und freudig. Man bemerkte wenig Kranke unter ihnen, ſo ſehr waren ſie ſchon abgehärtet. Der rings um ſie tobende Aufruhr der Bauern hatte ſie genöthigt, immer in geſchloſſenen Colonnen zu bleiben. Durch Bülow verſtärkt, zählte Blücher 103,000 Mann. Napoleon hatte nur 60,000 und kam zu ſpät, die Vereinigung der beiden feindlichen Heertheile zu hindern. Dennoch griff er am 6. März bei Craonne Blüchers linke Flanke an und bemächtigte ſich einer wohlgelegenen Höhe. Blücher ſchickte ihm 10,000 Reiter unter Winzingerode in die linke Flanke, aber durch Zufälle aller Art mißlang dieſer Handſtreich. Die Preußen argwöhnten bei Winzingerode

und den Russen eine böse Absicht. Sacken aber, der auch nur Russen commandirte, wollte den Schaden wieder gut machen und hielt, obgleich Blücher die Schlacht schon abgebrochen hatte, noch lange Stand und brachte mit seinem trefflichen und in diesem Kriege oft erprobten Geschütz den Franzosen großen Verlust bei, welche 8000 Mann, fast doppelt so viel als die Alliirten, verloren.

Blücher blieb die Nacht in Laon. In seinem Hauptquartier herrschte die übelste Stimmung. Er selbst litt an den Augen und konnte nicht mehr commandiren. Der eisenfeste Gneisenau aber, Chef seines Generalstabs, wurde durch das, was er aus Bülows Umgebung hörte, tief erschüttert. Hier hatte man den traurigen Zustand der Blücherschen Truppen gesehen und fürchtete, auch Bülows Truppen würden bald so heruntergebracht seyn. Was helfe ihre Aufopferung, frug man, während die Oesterreicher und Russen sich schonten? Als nun Gneisenau für Blücher eintreten mußte, fiel ihm seine Verantwortung schwer aufs Herz und er zauderte, während Napoleon vor Ungeduld brannte, einen Schlag zu thun. Schon in der Nacht des 8. machte Ney einen kühnen Ueberfall, der aber abgeschlagen ward. Am 8. entbrannte ein heißer Kampf um Laon, der unentschieden endete. Als aber die Franzosen ganz nahe stehen blieben, faßte man im Hauptquartier Blüchers den Entschluß, den von Napoleon etwas getrennt liegenden rechten Flügel unter Marmont in der Nacht zu überfallen. York und Kleist führten ihre Preußen in lautloser Stille heran, umzingelten den Feind und stürzten sich plötzlich mit Hörner- und Trommelschall und wüthendem Hurrah in seine Bivouaks. Das ganze Corps Marmonts wurde theils niedergehauen, theils in wilder Flucht zersprengt. Die Sieger nahmen 2500 Gefangene und 45 Kanonen. Napoleon erfuhr das Unglück nach Mitternacht, blieb aber stehen und trotzte den ganzen folgenden Tag, ohne anzugreifen, aber auch ohne angegriffen zu werden, bis er in der zweiten Nacht auf den 11. entwich. Nichts wäre leichter gewesen, als ihn hier mit überlegener Macht zu schlagen, aber Gneisenau wollte die Preußen nicht durch eine neue Schlacht schwächen lassen. York legte in tiefstem Ingrimm das Commando

nieder, Blücher selbst mußte ihm trotz seiner kranken Augen eigenhändig schreiben, um ihn zu versöhnen. Mit solchen Aergernissen verging die kostbare Zeit.

Napoleon zog in stolzer Haltung ab, um sich auf die einzelnen Corps der böhmischen Armee zu werfen, nachdem er sicher zu seyn glaubte, daß die consternirte schlesische ihm nicht folgen werde. In Rheims stand St. Priest mit Russen, die er am 13. überfiel und vertrieb. Damals wurde auch das Lützowsche Corps, welches zu St. Priest stoßen sollte, von den empörten Bauern in einem Hohlweg bei Chetre überfallen und erlitt vielen Verlust. Von Rheims aus erließ Napoleon am 17. einen neuen Aufruf an das Volk, um eine allgemeine Erhebung desselben im Rücken der Alliirten zu veranlassen, welche Maßregel, wie er hoffte, Schwarzenberg, und demnach auch Blücher, zum Rückzug bewegen werde. Der Sieg Blüchers bei Laon ermuthigte Schwarzenberg, die Niederlage St. Priests bei Rheims machte ihn wieder schwankend; aber die Friedenspartei, welche, nachdem sich auch in Blüchers Hauptquartier eine Neigung zur Schonung der Truppen offenbart hatte, die Oberhand erhalten und Napoleon noch sehr annehmbare Concessionen gemacht haben würde, wurde durch die unvernünftigen Forderungen beleidigt, welche Coulaincourt im Namen seines Herrn zu Chatillon stellte. Er verlangte die Rheingrenze, Italien für Eugen, Warschau für den König von Sachsen; man brach daher die Unterhandlung ab und erklärte am 19. den Congreß für aufgelöst. Napoleon, der das nicht wußte, traf auf Schwarzenberg bei Arcis sur Aube am 21., glaubte anfangs, es nur mit einem abgesonderten Corps zu thun zu haben, brach aber nach einem Verlust von mehr als 4000 Mann, als er seinen Irrthum erkannte, schnell den Kampf ab. Indem er sich nun zu schwach fühlte, das böhmische Heer zu bestehen, blieb ihm nur die Wahl, sich auf Paris zurückzuziehen und alle Hülfsmittel dieser großen Stadt zur Vertheidigung aufzubieten, oder sich in den Rücken des Feindes zu werfen, seine sehr geschwächten Truppen durch die Nationalgarden und bewaffneten Bauern zu verstärken und den Feind

nach dem Rhein zu locken. Das letztere sagte seinem Genie am meisten zu, er zog also nach Troyes.

3.

Einzug der Alliirten in Paris.

Nur der Kaiser von Oesterreich hatte Sorge um das, was im Rücken Schwarzenbergs vorging. Er selbst war deshalb in Dijon zurückgeblieben und hatte Bubna mit einem beträchtlichen österreichischen Corps gegen Augereau geschickt, dessen Vereinigung mit Eugen in Italien er fürchtete. Nun wurde aber Augereau von Bubna wirklich im Zaume gehalten und Lyon eingenommen, am 22. Auf der andern Seite war Bordeaux schon am 12. von Wellington besetzt worden, die Gefahr im Süden war also verschwunden und wenn Napoleon sich auch nach Osten wandte, stand er dort in der Luft. Es scheint, daß in diesen Tagen bei Kaiser Franz der Gedanke angeregt wurde, nach Napoleons Besiegung und Absetzung seiner Tochter Marie Louise im Namen des Königs von Rom die Regentschaft anzuvertrauen. Gewiß ist, daß alle drei Monarchen sich zu Sommepuis am 24. entschlossen, Napoleon hinter sich zu lassen und nach Paris zu ziehen. Aus einer aufgefangenen Depesche Napoleons erkannten sie seinen Plan und seine weite Entfernung. Sie standen zwischen ihm und Paris, dieser Hauptstadt um ein paar Tagemärsche näher. Aus einer Depesche Savarys, des Polizeiministers, erfuhren sie, wie übel Paris gegen Napoleon gestimmt sey. Auch fehlte es ihnen nicht an Agenten in Paris, durch die sie genau unterrichtet waren. Die Pariser hatten Angst, waren der napoleonischen Tyrannei satt, wurden durch die republikanische, constitutionelle und bourbonische Partei bearbeitet; die Stadt selbst war nicht befestigt und nur von wenig Linientruppen beschützt; es war mithin kein zu gefährliches Wagniß, sie anzugreifen. Alle Corps der Alliirten mit Ausnahme des Winzingerodeschen, das gegen

Napoleon stehen blieb, bewegten sich nun der Marne entlang der Hauptstadt zu.

Mortier und Macdonald hatten den Befehl, sich schleunigst mit Napoleon zu vereinigen, geriethen aber am 25. mitten in die alliirte Armee hinein, bei Fère Champenoise, verloren 8000 Mann und 60 Kanonen und mußten sich mit nur noch 7 Kanonen auf Paris zurückziehen. Noch schlimmer ging es den beiden Divisionen Pactod und Amey, die abgesondert marschirten, sich nicht ergeben wollten und alle zusammengeschossen oder von der Reiterei niedergehauen wurden. Weiter fanden die Alliirten keinen Widerstand, ließen noch ein Corps unter Sacken und Wrede bei Meaux zurück, um Napoleon aufzuhalten, wenn er nachkäme, und entfalteten am 30. ihre Fahnen im Horizont von Paris.

Hier herrschte erbärmliche Bestürzung. Die geschlagenen Marschälle, die 15,000 Mann Nationalgarden mit schlechten Gewehren, die in der Hauptstadt befindlichen 154 Kanonen des verschiedensten Kalibers und zum Theil mit Fiakerpferden bespannt, ein paar hundert sehr enthusiasmirte Invaliden und polytechnische Schüler war alles, was die große, offene Stadt zu ihrem Schutz hatte. Allerdings hätte sie auch unbefestigt durch den Muth ihrer zahlreichen Bevölkerung allein unüberwindlich seyn können, aber dieser Muth fehlte. Napoleons lange Tyrannei hatte alle Nerven abgespannt. Als auch alles Landvolk aus der Nähe mit seinem Vieh und seinen Habseligkeiten in die Stadt flüchtete, wuchs die Angst unbeschreiblich. Am 28. versammelten sich die Großwürdenträger und Minister um die Kaiserin und rathschlagten; ein Theil sprach sich für tapfere Vertheidigung aus, als aber König Joseph einen Brief Napoleons vorzeigte, worin befohlen war, die Kaiserin solle sich, wenn Gefahr drohe, von Paris entfernen, verstummte alles. Marie Louise und der König von Rom reisten schon am folgenden Tage nach Blois. Joseph blieb als Statthalter zurück; nachdem er aber vom Montmartre aus die Regimenter Blüchers hatte unmittelbar auf sich losrücken sehen, lief er davon und verließ Paris, ohne jemand mit der Regierung zu beauftragen. Dagegen ließ der schlaue Talleyrand, der

mit den übrigen Großen des Reichs zu fliehen den Schein angenommen, unterwegs wieder umlenken und kehrte in seinen Palast zurück, der bald der Mittelpunct werden sollte, von wo aus die Dinge geleitet wurden. Die Marschälle wehrten sich, die Soldaten und polytechnischen Schüler fochten mit Muth, die Nationalgarde kam kaum zum Schusse, das Volk that nichts. Die Uebermacht der Alliirten entschied. Nach einem heißen Kampfe, der den Siegern an Todten und Verwundeten noch 9000 Mann kostete, drangen sie in die Vorstädte, und Marmont, um die Schonung der Stadt zu erkaufen, capitulirte, wozu er von Joseph Vollmacht erhalten hatte.

Nur noch wie zum Scherz stürmte Langeron mit den Russen den Montmartre, nachdem auf andern Punkten die Capitulation schon angenommen war. Langeron gehörte zu Blüchers preußischem Corps, das die Umgebungen erobert hatte und in diesem ganzen großen Kriege überhaupt an Thatenruhm alle andern Corps überstrahlte, aber wegen seines abgerissenen und schmutzigen Aeußern vom König den Befehl erhielt, außerhalb der Stadt zu bleiben und sich nicht in den Straßen blicken zu lassen. Da lagen die Helden verdrossen auf dem Montmartre und blickten hinab in das unermeßliche Meer von Häusern des „neuen Babel," das sie erobert hatten und in das sie doch nicht hinein durften. Es war nur das Fußvolk oben gelagert, plötzlich aber ritt das lithauische Dragonerregiment unter Oberst Below mit schmetternden Trompeten langsam den Berg hinauf und auf der andern Seite wieder hinunter, und das ganze Fußvolk rief jubelnd „Heurich, Heurich," denn das war der Ehrenruf*) de-

*) Name eines versoffenen Feldscheers und früher Schimpfname des Regiments, wegen dessen Tapferkeit er aber Ehrenname wurde. So oft das Regiment zur Schlacht zog, riefen ihm die andern Heurich, Heurich zu, weil sie neue Thaten von ihm erwarteten. Oefters hörte man mitten in der Schlacht, wenn die andern Reiterregimenter nichts ausrichten konnten, den lauten Ruf Heurich, Heurich, bis die Lithauer unter Below und seinem Oberstlieutenant Platen herbeikamen und aushalfen. An solche naive Namen knüpfte sich damals der Stolz und Ruhm der preußischen Armee, nicht an „Lützows wilde verwegene Jagd" und andere Prahlereien, die nie in der Armee heimisch waren.

tapfern und in der ganzen Armee hochbeliebten Regiments. Als Below zur Rede gestellt wurde, wie er ohne Befehl habe auf den Berg ziehen mögen? erwiderte er, er habe es seinen Leuten versprochen, sie sollten Paris sehen. Am andern Tage mußte das ganze York'sche Corps, ohne einen Fuß in die Stadt gesetzt zu haben, zurückgehen und wurde in und um Arras in Quartier gelegt.

An demselben Abend und in der Nacht auf den 31. war geschäftige Bewegung zwischen Paris und dem Hauptquartier. Kaiser Alexander sandte seinen besten Diplomaten, den Grafen Nesselrode, heimlich in Talleyrands Wohnung, wo hinter dem Rücken der Oesterreicher und Preußen verabredet wurde, was geschehen sollte. Ueber Napoleons Absetzung war man einig, und auch darüber, daß Frankreich zwar das bisherige Uebergewicht verlieren, aber immerhin noch größer bleiben sollte, als es unter den alten Königen gewesen war. Die Stärke des künftigen Frankreich sollte dazu dienen, um Deutschland, dessen patriotischen Aufschwung und Tendenz zur Einheit man fürchtete, niederzuhalten. Den Kaiser von Oesterreich hoffte man zu gewinnen, indem man ihm vorspiegelte, seine Tochter werde Regentin von Frankreich bleiben. Talleyrand selbst wünschte dies, weil er unter einer schwachen Regentschaft am bequemsten regieren konnte. Aber England begünstigte die Familie Bourbon und auch Rußland würde eine Oesterreicherin nur ungern auf dem Thron Frankreichs gesehen haben. Talleyrand entschied sich nun ebenfalls für die Bourbons, deren Regierung im Anfang seine Leitung kaum entbehren konnte. Man wollte daher die Regentschaft Marie Louisens nur zur Lockung Oesterreichs und zur Einschüchterung der Bourbons, damit sie nicht zu unbescheidene Forderungen machten, anfangs noch scheinbar festhalten, bis man sich mit den Bourbons verständigt und die öffentliche Meinung bearbeitet hätte. Endlich legte

---

sondern womit sich nur das gebildete Publikum zum Hohn der Geschichte abfinden ließ. Auch sangen die Soldaten im Feld ganz andere, weit derbere und gesündere Lieder, als die, welche für das gebildete Publikum gedruckt wurden. Sie sangen oft auch geistliche Lieder.

Talleyrand großen Werth auf eine Verfassung, theils um dadurch die Bourbons von sich abhängig zu machen, theils um die constitutionelle Partei ins Interesse zu ziehen. Kaiser Alexander war längst für liberale Ideen gewonnen und hielt eine Verfassung für das beste Befriedigungsmittel der Franzosen. England aber hoffte in einem constitutionellen Frankreich einen natürlichen Bundesgenossen gegen die absolutmonarchischen Staaten zu gewinnen. Bei allen diesen Verhandlungen nahm man auf Preußen die wenigste Rücksicht, ja trat der hauptsächlich im preußischen Hauptquartier vertretenen Ansicht, man müsse Frankreich für seinen Uebermuth strafen und für die Zukunft unschädlich machen, direct entgegen.

Früh am Morgen des 31. März empfing Kaiser Alexander in Bondy vor Paris eine Deputation des Stadtraths aufs holdseligste und gab ihr die bündigsten Zusicherungen, die Stadt solle jede Schonung erfahren, allen Raub an Kunstschätzen behalten, die Nationalgarde solle nicht entwaffnet werden ꝛc. Ueberhaupt sehe er keinen Franzosen als Feind an, außer Napoleon allein. Gegen Mittag setzte er sich zu Pferde und hielt mit dem König von Preußen (Kaiser Franz war noch in Dijon) einen Triumpheinzug in Paris, wobei Schwarzenberg die Ehre hatte, in ihrer Mitte zu reiten. Das Volk der Hauptstadt empfing sie mit lautem Jubel und schmeichelte besonders dem russischen Kaiser mit Zujauchzen und kokettem Schönthun. Um zu beweisen, welchen Werth er auf Talleyrand lege, und den Parteien einen Wink zu geben, was sie zu erwarten hätten, nahm Kaiser Alexander sein Quartier in Talleyrands Palast und erließ noch an demselben Tage von hier aus ein Manifest, worin er im Namen seiner Alliirten erklärte, Napoleon habe aufgehört zu regieren und der Senat sey beauftragt, eine provisorische Regierung zu ernennen. Damit konnte Oesterreich zufrieden seyn, weil noch in Zweifel gelassen war, ob Marie Louise, ob die Bourbons regieren sollten. Inzwischen bearbeitete Talleyrand die Marschälle und Senatoren, denen er die Beibehaltung ihrer Stellen und Reichthümer unter den Bourbons, die Constitutionellen, denen er den Sieg ihrer Grundsätze unter dem constitutionellen Königthum

der Bourbons versprach, und die alliirten Mächte, denen er versicherte, Frankreich werde zu Ruhe und Ordnung sicher nur unter der alten Dynastie und unter der Garantie einer Verfassung zurückkehren. Am meisten Noth machten ihm die Royalisten selbst, die schon, ehe sie noch wußten, ob Ludwig XVIII. hergestellt würde, fanatische Restaurationsideen blicken ließen. Man sah damals nur noch wenig weiße Cocarden in Paris, aber sie befanden sich immer um die fremden Monarchen, so daß diese glauben konnten, sie seyen schon überall verbreitet. — Von den alliirten Truppen waren nur die am besten gekleideten in die Stadt zugelassen worden, mußten hier die strengste Mannszucht halten, alles baar bezahlen, und durften nicht einquartiert werden, sondern bivouakirten nur auf den öffentlichen Plätzen. Auserlesene Damen, Bälle, Theater wetteiferten, den hohen und höchsten Gästen den Aufenthalt in Paris angenehm zu machen. Alexander war immer in einem Zauberkreise von Liebenswürdigkeiten. Der Senat that seine Schuldigkeit, erklärte Napoleon am 1. April für abgesetzt und wählte eine provisorische Regentschaft, deren Seele Talleyrand wurde. Auch der gesetzgebende Körper bestätigte die Absetzung. Die höchsten Staatsbeamten gaben Ergebenheitsadressen ein. Der Abfall von Napoleon war ungeheuer und massenhaft. Jeder wollte seinen Titel, seine Dotation retten. Die Napoleon ihr ganzes Glück schuldig waren, kehrten ihm jetzt den Rücken. Die Dankbarkeit schien aus der Reihe der französischen Tugenden verschwunden zu seyn. Aber was konnte Napoleon besseres erwarten von Staatskörpern, die er selbst demoralisirt hatte?

4.

Napoleons Absetzung.

Während dieser Vorgänge um und in Paris war Napoleon, seinem kühnen Vorsatz treu, bis weit hinter Troyes nach Bar sur Aube vorgerückt, als ihm am 26. März gemeldet wurde, feindliche

Reiterei zeige ſich in ſeinem Rücken. Er glaubte, die Hauptarmee der Alliirten ſey ihm nachgezogen, wandte ſich um und hoffte einen Schlag auszuführen. Es war aber nur Winzingerode, der ſich ihm keck entgegenſtellte, um ihn zu täuſchen, daher geſchlagen wurde und 1500 Mann verlor, bei St. Dizier. Jetzt erſt erkannte Napoleon, daß die alliirte Hauptarmee nicht da ſey, und erfuhr am folgenden Tage, ſie ſey gegen Paris gezogen und habe die Marſchälle bei Fère Champenoiſe geſchlagen. Es ſchien unmöglich, Paris noch zu rechter Zeit zu erreichen, er wollte ſich daher in die Vogeſen werfen, den allgemeinen Aufſtand organiſiren und einen Volkskrieg wie in Spanien führen. Aber Berthier und Ney widerſtanden ihm und der Zufall wollte, daß Herr von Weſſenberg, öſterreichiſcher Geſandter in London, der unterwegs war, von einer Streifpartie gefangen eingeliefert wurde. Das brachte Napoleon auf den Gedanken, noch eine geheime Separatunterhandlung mit Kaiſer Franz in Dijon durch Weſſenberg anzuknüpfen und um dieſelbe zu unterſtützen, dem Rath ſeiner Marſchälle gemäß, doch nach Paris umzukehren. War auch die Stadt ſchon in Feindes Hand, ſo konnte er doch mit ſeiner Armee in ihrer Nähe und durch den Beiſtand Oeſterreichs günſtige Friedensbedingungen zu erlangen hoffen. In Eilmärſchen mußten nun ſeine Truppen aufbrechen, er ſelbſt warf ſich am 30. zu Troyes in einen Wagen und jagte voraus, von Berthier und Coulaincourt begleitet. Von Sens an ritt er wieder und hörte aus weiter Ferne vor ſich den Kanonendonner um Paris. Spät in der Nacht und tödtlich müde kam er in Fontainebleau an, fuhr aber ſogleich weiter zur Hauptſtadt. Da im Poſthaus Cour de France bei Juriſſy begegneten ihm Truppen von Mortiers Corps, die gemäß der Capitulation Paris verlaſſen hatten und die ſich eben deshalb weigerten, wieder umzukehren. Napoleon mußte ſich begnügen, Coulaincourt nach Paris zu ſchicken, um wo möglich noch die Capitulation zu hindern, wenn ſie noch nicht unterzeichnet wäre. Aber Coulaincourt kam um 4 Uhr Morgens mit der Nachricht wieder, es laſſe ſich nicht mehr ändern. Da kehrte Napoleon nach Fon-

Schweden. Der junge Karl aber zeigte ſich unerwartet als einen der größten Helden; fiel 1700 raſch in Dänemark ein, und zwang es zum Frieden; fuhr dann nach Liefland über, ſchlug die Ruſſen und die Polen, und jagte den König Auguſt II. aus dem Lande, an deſſen Stelle er den Polen Stanislaus Leszinsky zum König einſetzte, 1706. Als er aber nachher tief in Rußland einfiel, und ſich in die Steppen von Moskau verirrte, ward er bei Pultawa geſchlagen, und mußte ſich zu den Türken flüchten. Auguſt II. wurde wieder König von Polen, und Stanislaus vertrieben. Alle Mächte benutzten die Gelegenheit, Schweden zu demüthigen. Sie ſchloſſen 1710 zu Haag eine Uebereinkunft, das ſogenannte Haager Concert, und vertrieben die Schweden aus allen Punkten an der ſüdlichen Küſte der Oſtſee. Karl XII. kam zwar aus der Türkei heimlich und allein zurück, warf ſich in Stralſund, und vertheidigte dieſe Stadt aufs hartnäckigſte, konnte ſie aber nicht halten, mußte nach Schweden zurückkehren, und fiel vor Friedrichshall in Norwegen gegen die Dänen, 1718. Da mit ihm das Haus Zweibrücken in Schweden ausſtarb, erbte der Herzog von Holſtein-Gottorp als nächſter Verwandter den Schwediſchen Thron. Rußland erhielt alle ſchwediſchen Provinzen zwiſchen dem finniſchen Meerbuſen und Preußen. Preußen erhielt einen Theil von Schwediſch-Pommern, aber noch nicht das Ganze. Bremen und Verden fiel an Hannover. Sachſen behielt Polen.

Kapitel CCCCXXXVIII.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg.

Gleichzeitig mit dieſem nordiſchen Kriege, der Deutſchland nur wenig berührte, ward am Rhein ein neuer Krieg mit Frankreich geführt, weit furchtbarer, als alle frühere.

tainebleau zurück und sammelte hier alle Truppen, die ihm von Troyes nachzogen und die aus Paris kamen.

Diese Armee war noch 52,000 Mann stark, und Napoleon wartete nur ab, bis sie gesammelt und ausgeruht war, um einen verzweifelten Angriff auf Paris zu machen. Der größte Theil seiner Soldaten hatte auch große Lust dazu, nicht so die Marschälle. Marmont war empört darüber, daß Napoleon seine Capitulation brechen wolle, fürchtete für die Stadt, der er noch glücklich genug volle Schonung vom Feind erkauft hatte, und hielt überdies den Angriff für vergeblich, da die Alliirten bereits zahlreiche Corps gegen Fontainebleau aufgestellt hatten. Er schloß daher mit Schwarzenberg einen neuen geheimen Vertrag, demzufolge er sein Corps von Napoleon zu trennen versprach, damit dieser geschwächt und unfähig werde, Paris anzugreifen. Dagegen versprach ihm Schwarzenberg schriftlich im Namen der Mächte, Napoleon solle, wenn auch abgesetzt, doch seine Freiheit und irgend einen Landbesitz behalten. Bevor aber Marmont sein Corps abführen konnte, drangen bereits die andern Marschälle, am ungestümsten Ney, Oudinot und Lefebvre, in Napoleon, sich in das Nothwendige zu ergeben und durch eine freiwillige Abdankung den Thron wenigstens seinem Sohne zu erhalten. Da fügte er sich und schickte Ney, Macdonald und Marmont mit der entsprechenden Erklärung nach Paris, am 4. April. Kaiser Alexander wankte und schien die Sache der Bourbons verlassen zu wollen, um Napoleons Anträge anzunehmen. Aber in derselben Nacht führte General Souham, Marmonts Vertrauter, dessen ganzes Armeecorps von Fontainebleau hinweg. Marmont selbst wußte nichts davon, Souham folgte nur der eigenen Eingebung, indem er fürchtete, wenn die Sendung nach Paris mißlänge, werde Napoleon am andern Morgen losschlagen. Sobald nun diese bedeutende Schwächung der Streitkräfte Napoleons bekannt war, verschwand auch in Alexanders Seele jede Besorgniß, und Napoleon erhielt den kurzen Bescheid, man lasse sich in keine Unterhandlungen weiter mit ihm ein.

Talleyrand benützte den Antrag Napoleons und die immer

noch offene Frage, wer den erledigten Thron beſetzen ſollte, mit größter Schlauigkeit, um den Royaliſten das Schreckbild Marie Louiſens und des Königs von Rom vorzuhalten, wenn ſie nicht in alle die conſtitutionellen Zugeſtändniſſe einwilligen wollten, die er ihnen vorſchrieb. Und um keine Zeit zu verlieren, hatte er ſchon am 6. April die neue Conſtitution fix und fertig, die der künftige Regent beſchwören ſollte und die den bisherigen Staatsbeamten und allen aus der Revolution hervorgegangenen Größen, ſo wie den conſtitutionellen Ideen ihren Einfluß ſicherte. Mittelſt dieſer allein konnte er unter den Bourbons zu regieren hoffen, denn als ein abtrünniger Biſchof und ehemaliger Jakobiner durfte er ſich nicht ſchmeicheln, der heimkehrenden Emigration angenehm zu ſeyn. Sein perſönliches Intereſſe war aber in der That auch das Intereſſe Frankreichs, wenigſtens für die nächſte Zeit. Ebenſo ſehr wie mit der Verfaſſung eilte Talleyrand mit der Berufung Ludwigs XVIII. auf den franzöſiſchen Thron, ehe Kaiſer Franz, der von Dijon kommen ſollte, in Paris eintreffen konnte. Am 10. veranſtaltete er eine große Todtenfeier Ludwigs XVI., eine Handlung der Pietät, von der ſich kein Vertreter der Allianz ausſchließen konnte, die aber die Wiederherſtellung der Bourbons vorbereiten ſollte, und ließ am gleichen Tage bereits die Behörden und Truppen die Tricolore durch die weiße Farbe der Bourbons erſetzen. Am 11. nöthigten die Bevollmächtigten der alliirten Mächte und die ungeduldig ein Ende herbeiwünſchenden Marſchälle Napoleon eine unbedingte Entſagung ab, und am 12. hielt der nunmehr ſchon alt gewordene Graf von Artois unter dem Jubel der Royaliſten einen feierlichen Einzug in Paris und nahm die Huldigung aller guten Franzoſen für ſeinen Bruder, den künftigen König Ludwig XVIII., in Empfang. Am 14. ernannte ihn der Senat zum proviſoriſchen Regenten bis zur Ankunft des Königs. Daß die Monarchen von Rußland und Preußen ſich dabei nicht betheiligten, beweist, wie ſehr ſie auf Kaiſer Franz Rückſicht nahmen, der erſt am 15. in Paris eintraf.

Napoleon behielt Marmonts Verabredung mit Schwarzenberg gemäß volle Freiheit und den ſouverainen Beſitz der Inſel Elba,

mit 2½ Millionen jährlich, welche Frankreich zahlen sollte. Marie Louise wurde zur Großherzogin von Parma und Piacenza ernannt. Beide behielten den Kaisertitel. Als dies in Ordnung war, entfernten sich die Marschälle einer nach dem andern von Fontainebleau, ohne Abschied zu nehmen. Die ältesten Waffenbrüder Napoleons verließen ihn im Unglück, um so schnell als möglich der neuen Regierung ihre Ergebenheit anzuzeigen. Selbst der alte Berthier, der tapfere Ney. Am längsten hielt nur Macdonald bei ihm aus, dem er am wenigsten zugethan gewesen war, dessen edler Charakter sich aber auch hier nicht verleugnete. Napoleon entließ ihn endlich mit vieler Rührung und forderte auch die wenigen andern, die noch bei ihm ausgeharrt hatten, auf, sich der neuen Regierung zu unterwerfen. Auch die Soldaten folgten dem Ruf ihrer Generale oder zerstreuten sich. Nur die Garde blieb. Die weiten Säle von Fontainebleau verödeten. Am 17. meldeten sich bei ihm die Commissäre der alliirten Mächte, die ihm nach Elba das Geleit geben sollten. Er empfing sie zuvorkommend, nur den preußischen Oberst Truchseß von Waldburg ließ er Unwillen fühlen. Die Besorgung seines Gepäcks hielt die Abreise bis zum 20. auf. Da ließ er noch einmal seine alte Garde parabiren und nahm in einer herzerschütternden Rede von ihr Abschied. Die alten Grenadiere weinten. Er küßte ihren Adler, umarmte ihren General Petit und entriß sich ihrem Schmerze und ihren Liebkosungen, indem er mit seinem Großmarschall Bertrand und den Generalen Drouot und Cambronne, den letzten Gefährten seines Ruhms, in den Wagen stieg, dem die Commissäre folgten. Der Schutz der letztern war ihm sehr nöthig, denn auf der Reise durch das südliche Frankreich lauerten ihm erbitterte Royalisten auf und bedrohten sein Leben, hauptsächlich zu Avignon und Orgon, wo er sich nur durch eine Verkleidung rettete. Am 28. schiffte er sich in dem kleinen Hafen von St. Rapheau auf einem englischen Schiffe ein und landete am 4. Mai in Elba, an demselben Tage, an dem Ludwig XVIII. in Paris einzog.

Auf der Westseite des südlichen Frankreich standen sich noch immer Soult und Wellington gegenüber. Bei dem letztern

hatte sich der Herzog von Angoulême eingefunden, um die im Süden von jeher zahlreichen Royalisten für die Sache der Bourbons in Bewegung zu bringen. Soult zog sich nach dem Verlust von Bordeaux auf Toulouse zurück und befestigte sich daselbst. Wenn Suchet, der noch in Catalonien stand, ihm zugezogen wäre, würden sie stark genug gewesen seyn, Wellington zu überwältigen. Aber Suchet wollte allein handeln und kam nicht. Am 7. April erhielt Soult von Paris aus Nachricht der dort vorgegangenen Staatsveränderung und Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. Weil er aber zugleich erfuhr, welche Hoffnungen Napoleon noch in Fontainebleau hege, ignorirte er den empfangenen Befehl und lieferte Wellington noch am 10. April eine blutige Schlacht, in der von beiden Seiten 10,000 Mann getödtet oder verwundet wurden und Wellington nur mit genauer Noth das Schlachtfeld behauptete. Erst am 18. schloß Soult, nachdem er von Napoleon selbst eine Weisung dazu erhalten hatte, und am 19. auch Suchet einen Waffenstillstand und beide unterwarfen sich der neuen Regierung. Augereau that dasselbe am 16.

In Italien hatte der Vicekönig Eugen den ganzen Winter über Mailand und die Lombardei gegen die Oesterreicher unter Bellegarde behauptet und einen Angriff am Mincio zurückgeschlagen, 1. Februar 1814. Nun ließ sich aber der charakterlose Murat einfallen, ihm den Krieg zu erklären. So lange Napoleon noch das Feld behauptete, machte Oesterreich sowohl Eugen als Murat Anträge, die von dem erstern trotz seiner engen Familienverbindung mit Bayern aus treuer Anhänglichkeit an Napoleon*) abgelehnt, von Murat aber begierig aufgegriffen wurden. Murat wollte König bleiben, Napoleons Macht war im Sinken, die Oesterreichs im Steigen. Er besann sich also nicht lange und schloß wirklich am

*) In den Memoiren des Marschall Marmont (1856) wurde Eugen beschuldigt, mit Murat unter der Decke gespielt zu haben. Eugens Familie wurde deshalb klagbar, und die Beschuldigung blieb unerwiesen.

11. Januar einen Vertrag mit Oeſterreich ab, den jedoch die andern alliirten Mächte weder unterzeichneten, noch billigten. England ließ ſogar von Sicilien aus den Lord Bentink mit 8000 Mann in Livorno landen, um die Theilung Italiens zwiſchen Oeſterreich und Murat, die der letztere vorgeſchlagen hatte, im Intereſſe der Bourbons zu hindern, 9. März. Murat zog mit 22,000 Neapolitanern bis an den Po hinauf, blieb aber unthätig, weil ſeine Kriegsluſt durch Intriguen und Rückſichten aller Art gelähmt war. Sein letztes Ziel war, mit Hülfe der Carbonari, die ihn deswegen eifrig bearbeiteten, Italiens Einheit zu erkämpfen und dann an die Spitze der Nation zu treten. Die Carbonari im nördlichen Italien glaubten jedoch für dieſe Rolle den Vicekönig Eugen viel geeigneter und andere wollten gar keinen Fremden. Die Nachrichten aus Paris machten aber aller Ungewißheit ein Ende. Eugen ſchloß mit Bellegarde am 23. April einen Vertrag, demzufolge alle Franzoſen Italien räumen mußten, und auch Murat hielt es nun für gerathen, ſich nach Neapel zurückzuziehen, froh genug, wenigſtens von Oeſterreich anerkannt zu ſeyn. Das Volk in Mailand hatte ſich ſchon am 20. gegen die Franzoſen und alle Franzoſenfreunde erhoben und den in dieſer Beziehung beſonders verhaßten Finanzminiſter Prina nach langer Verfolgung und Marter mit Hämmern todtgeſchlagen. Eugen ging nach Bayern. Bellegarde nahm die Lombardei als altes rechtmäßiges Erbe Oeſterreichs in Beſitz. Am 20. Mai zog auch bereits Victor Emanuel als König von Sardinien in Turin ein. Genua wurde von Bentink beſetzt; die Engländer wollten ihre Hand in Italien behalten, bis die neuen Territorialverhältniſſe entſchieden ſeyn würden.

Papſt Pius VII. hielt am 24. Mai ſeinen Einzug in Rom unter unermeßlichem Zulauf des gläubigen Volkes, 72 Jünglinge zogen ſeinen Wagen. Er ſammelte die Cardinäle um ſich und übernahm wieder die Leitung der römiſchen Kirche in ihrem weiteſten Umfang. Dem Jeſuitenorden gab er durch eine Bulle am 7. Auguſt ſeine alte Ausdehnung über das ganze Kirchengebiet zurück und ſtellte für den Kirchenſtaat auch alle andern klöſterlichen Gemeinſchaften

wieder her. „Darin," sprach er am 26. September zum Consistorium der Cardinäle, „darin besteht das Wesen jenes heiligsten Instituts, zu dem wir uns bekennen, daß, je mehr es angefochten wird, es seine Kraft desto stärker entwickele und je mächtiger man es niederdrückt, es sich um so höher erhebe."

Auch in den Niederlanden endeten die Feindseligkeiten. Maison schloß mit dem Kronprinzen von Schweden, der jetzt auch nach Paris reiste, um den allgemeinen Triumph mitzufeiern, am 7. April einen Waffenstillstand und unterwarf sich. Ebenso Carnot. Dagegen wollte Davoust in Hamburg noch immer trotzen. Seine unbarmherzige Behandlung der Bürger verdoppelte sich, als die Stadt im Dezember von Bennigsen förmlich belagert wurde. Er ließ die schönen Vorstädte niederbrennen, 25,000 Einwohner aus der Stadt jagen, um die Lebensmittel für seine 32,000 Franzosen zu sparen, denn so stark war die Besatzung, und um diesen Leuten den Sold auszuzahlen, raubte er aus der Hamburger Bank 13 Millionen. Bennigsen betrieb die Belagerung absichtlich nicht energisch, um die Stadt zu schonen, Davoust behauptete sich daher, bis Paris erobert war. Aber vergebens gab man ihm die Nachricht, er nahm die Miene an, als glaube er nichts, und ließ noch am 22. April auf die weiße Fahne schießen, die Bennigsen auf seinen Schanzen aufgesteckt hatte. Erst am 30. unterwarf er sich, General Gerard übernahm das Commando der Franzosen in Hamburg und ließ Davoust in leichte Haft nehmen, mehr um ihn zu schützen, als um ihm zu schaden. Nicht seine Barbarei in Hamburg, sondern nur, daß er auf die weiße Fahne der Bourbons habe schießen lassen, wurde ihm zum Vorwurf gemacht. Doch geschah ihm weiter nichts zu leide und die Hamburger bekamen nicht die mindeste Entschädigung.

Natürlicherweise fielen jetzt auch noch die übrigen Festungen, welche diesseits des Rheins noch von Franzosen besetzt waren, Wittenberg, Cüstrin, Glogau, Wesel, Magdeburg, Erfurt und die Citadelle von Würzburg. Mittlerweile waren auch die Kerker in Frankreich geöffnet und alle, die unter Napoleon gelitten hatten, frei geworden.

5.

Der erſte Pariſer Frieden.

Ludwig XVIII., der bisher in England ſein Aſyl gefunden, war theils durch Gichtleiden, theils durch Politik abgehalten worden, ſich früher einzufinden, verließ England erſt am 23. April, ſtieg bei Calais ans Land und hielt ſeinen Einzug in Paris als König am 4. Mai. Die Partei in Frankreich, die ihm anhing, war ſehr klein. Nur die alliirten Mächte ſtützten ihn. Durch den ſchon am 23. April mit der proviſoriſchen Regierung abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand hatten die Alliirten ſich die Abtretung aller Länder außerhalb des alten franzöſiſchen Königreichs, wie es am 1. Jan. 1792 beſtanden, ausbedungen, dagegen innerhalb dieſer Grenzen Frankreich ſeine Selbſtändigkeit, ſeine Feſtungen und allen ſeinen Beſitz garantirt. Keinerlei Contribution ward erhoben, auch von den geraubten Kunſtſchätzen nichts zurückgenommen. Nur die Preußen waren ſo frei, ſich die noch unausgepackte Victoria vom Brandenburger Thore wieder zurückzunehmen. Sie vor allen waren erbittert, daß Frankreich nach ſo viel Unheil, was es in Deutſchland angerichtet hatte, ſo ganz ſtraflos und ſo mächtig bleiben ſollte; aber von England und Rußland wurde wiederholt die Anſicht geltend gemacht, nicht nur das europäiſche Gleichgewicht erfordere, daß Frankreich eine ſtarke Macht bleibe, ſondern es ſey auch das beſte Mittel, die neue Regierung in Frankreich zu befeſtigen, wenn man um ihretwillen das Land ſchone. Die Großmuth der Alliirten ſey die Mitgift der Bourbonen, Frankreich werde das zu ehren wiſſen und fortan um ſo friedſamer den Bourbonen gehorchen. Dem pflichtete auch Oeſterreich bei. In dieſem Sinne wurde der förmliche Friedensabſchluß berathen. Unterdeß kam Marie Louiſe nach Rambouillet, um ihren kaiſerlichen Vater zu umarmen, wurde wieder ganz Erzherzogin und vergaß die Kaiſerkrone. Um die Parteien in Frankreich möglichſt zu verſöhnen, behandelte Kaiſer Alexander die

Familienglieder und Diener Napoleons aufs freundlichſte und nöthigte dadurch auch die Bourbonen, ſie mit Achtung zu behandeln. Er beſuchte die Kaiſerin Joſephine in Malmaiſon, ließ ihren Sohn Eugen nach Paris kommen und umarmte ihn als „das Muſter der Prinzen," beehrte ſogar Ney mit ſeinem Beſuch und ſetzte durch, daß die liebenswürdige Königin Hortenſe in Paris bleiben durfte. Dieſe Dame bat den alten König Ludwig um ſeinen Schutz und gewann ſein Herz. Die unglückliche Joſephine vermochte jedoch den Kummer, der ſie verzehrte, nicht länger zu ertragen und ſtarb am 29. Mai.

Ludwig XVIII. wollte anfangs auf die Ideen Talleyrands nicht eingehen. Wenn er auch alt und erfahren genug war, um die abſolutiſtiſche Schwärmerei und die Rachegedanken der exaltirten Emigranten für unpractiſch zu halten, und daher eine Verfaſſung geben wollte, ſo hatte er doch nicht Unrecht, zu verlangen, daß ſie von ihm ſelbſt ausgehn, ihm aber nicht vorgeſchrieben werden müſſe. Er nahm daher die von Talleyrand improviſirte Verfaſſung nicht an, ſondern gab eine neue, die übrigens im Weſentlichen mit der von Talleyrand übereinſtimmte. Nur den Senatoren waren ihre Rechte nicht mehr in dem Umfang gewährleiſtet, wie ſie ſich dieſelben eigennützig zuerkannt hatten. Die verrufenſten Namen des alten Convents wurden daraus entfernt, dagegen in die neue Pairskammer viel alter emigrirter Adel berufen. Der geſetzgebende Körper wurde als zweite Kammer belaſſen. Die neue Charte trat am 4. Juni in Wirkſamkeit.

Fünf Tage vorher waren auch die Unterhandlungen mit den Alliirten geſchloſſen worden und am 30. Mai wurde der Frieden von Paris unterzeichnet.*) Frankreich behielt auf dem Feſtlande alles, was es am 1. Januar 1792 beſeſſen hatte, auch Corſica, bekam aber dazu noch das vormals päpſtliche Avignon, den größten

*) Frankreich mußte dieſen Frieden den bevollmächtigten Miniſtern Metternich, Caſtlereagh, Neſſelrode und Hardenberg mit Renteninſcriptionen von je 1 Mill., den übrigen mit ſolchen von je einer halben Mill. Francs bezahlen.

Theil von Savoyen, und mehrere Landſtrecken an den niederländiſchen und deutſchen Grenzen mit der Feſtung Landau, der Grafſchaft Mömpelgard, der alten Reichsſtadt Mühlhauſen. Auch ſeine Colonien außerhalb Europa bekam es zurück, außer den Inſeln Isle de France, Tabago und St. Lucie, welche bei England blieben. Endlich durfte es weder die geraubten Kunſtſchätze herausgeben, noch irgend Contribution, Kriegskoſten oder Entſchädigung für das in andern Ländern Erpreßte bezahlen. — England behielt außer den ſchon genannten franzöſiſchen Inſeln die reichen Colonien Hollands, das Cap und Ceylon, wogegen es Java und die kleineren Plätze wieder herausgab. Ferner behielt England das Schutzrecht über die frei erklärten joniſchen Inſeln, die wichtigen Inſeln Malta*) und Helgoland. Außerdem bekam es Hannover zurück und wurde ihm eine Vergrößerung in Norddeutſchland vorbehalten. — Rußland begnügte ſich, ſeine Hand einſtweilen auf das Großherzogthum Warſchau zu legen. — Oeſterreich nahm Illyrien, Venedig und die Lombardei zurück, desgleichen Tirol, wogegen Bayern Würzburg und Aſchaffenburg nahm, und behielt ſich auch noch den Beſitz Salzburgs, ſo wie des früher abgetretenen Theils von Galizien vor. Außerdem reſtaurirte Oeſterreich ſeine Erzherzoge in Toscana und Modena und erwarb Parma und Piacenza für Marie Louiſen. Der letztern Sohn, Napoleon II., blieb unter dem Titel eines Herzogs von Reichſtadt beim Großvater in Wien. Erzherzog Ferdinand, bisher nach Salz-

*) Der Malteſerorden hatte ſich im Sturm der Zeit nur noch in Oeſterreich und auf den Inſeln Sicilien und Sardinien erhalten. Der ruſſiſche Kaiſer Alexander, u.:gleich ſeinem Vater Paul, wollte nichts mehr von ihm wiſſen und hob ihn für Rußland auf. Daſſelbe thaten alle continentalen Staaten und confiscirten die Güter des Ordens, mit Ausnahme Oeſterreichs. Der König von Preußen ſtiftete nur zur Erinnerung an die vormalige Großbalei Brandenburg den neuen Johanniterorden für den proteſtantiſchen Adel, 1810. Der letzte Großmeiſter des alten Ordens, Tommaſi, ſtarb 1805. Man wählte nun in Sicilien einen Statthalter des Magiſteriums, der nach der Reſtauration in Ferrara, ſeit 1834 in Rom ſeinen Sitz nahm. Oeſterreich und Neapel renovirten den Orden für ihre Staaten 1839 unter Anſchluß an das Magiſterium oder den Convent in Rom.

burg und Würzburg verſchoben, kehrte nach Florenz zurück; da der letzte Herzog von Modena, Herkules, im Jahr 1803 geſtorben war, ſuccedirte ihm jetzt ſein Eidam, des Erzherzog Ferdinand*) Sohn, Erzherzog Franz, der den Familiennamen Modena-Eſte annahm. Die rechtmäßige Erbin von Parma wäre eigentlich eine andere Marie Louiſe geweſen, die ehemalige Königin von Hetrurien, die ſchon im Januar durch Murat aus dem Kloſter in Rom befreit wurde, in das ſie Napoleons Tyrannei gebannt hatte und die ſpäter durch Lucca entſchädigt worden iſt. Murat behielt Neapel und wurde durch Oeſterreich geſchützt, welches ſich auch der übrigen Napoleoniden annahm. Jerome erhielt unter dem Namen Graf von Montfort öſterreichiſchen Schutz, nachdem ihm und ſeiner Gemahlin auf der Flucht ihre Brillanten geraubt worden waren.**) Oeſterreich behielt das Veltlin, welches die Graubündter vergeblich reclamirten. — Preußen nahm ſeine ehemaligen Länder jenſeits der Elbe wieder in Beſitz und erhielt Anwartſchaft auf die Rheinlande. Auch Neufchatel fiel wieder an Preußen. — Schweden bekam Norwegen. Zwar machte der däniſche Kronprinz Chriſtian Friedrich noch einen Verſuch, ſich dieſes Reich zu retten, und die Norweger wählten ihn auch am 17. Mai zum König; allein ihre Rüſtungen reichten gegen die wohlgeſchonten und zahlreichen Regimenter Bernadottes nicht aus. Nach einem nutzloſen und nicht ſehr blutigen Kampfe legte der Prinz am 10. Oct. die Krone nieder und Norwegen huldigte dem König von Schweden, blieb aber ein legislativ und adminiſtrativ getrenntes Reich. Dänemark behielt Schleswig und Holſtein.

Noch blieben Puncte unerledigt, die für das europäiſche Gleichgewicht von größter Bedeutung waren, z. B. die Neugeſtaltung Deutſchlands, das Geſchick Polens, das Sachſens, Belgiens, Genuas ꝛc. Dieſe wichtigen Fragen ſollten im Herbſt auf einem großen Congreß aller Mächte in Wien entſchieden werden.

---

*) Dieſer Ferdinand war ein jüngerer Bruder der Kaiſer Joſeph und Leopold.

**) Baſtide im Leben Talleyrands beſchuldigt dieſen, den Raub veranlaßt und die Beute getheilt zu haben.

In Spanien war Karl II., der letzte König aus dem Habsburgischen Geschlecht, im Jahr 1700 gestorben. Sein Testament setzte den Prinzen von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., zum Erben ein. Dies Testament war aber durch die List des französischen Gesandten von dem schwachsinnigen König Karl erschlichen worden. Die Habsburger in Oesterreich erkannten es nicht an, denn sie waren die natürlichen nächsten Erben, weil sie in gerader Linie von Karl V., dem ersten habsburgischen König von Spanien, abstammten. Ludwig XIV. ließ aber diese ältere Abstammung nicht gelten, sondern behauptete, weil er Karls II. ältere Schwester zur Gemahlin gehabt, Kaiser Leopold I. aber nur die jüngere Schwester, so gebühre seinem Enkel Philipp das Erbe. Das spanische Volk selbst war bereits zu erschlafft, um seine eigne Stimme geltend zu machen, und ließ fremde Fürsten sich streiten, wer es beherrschen möge. Natürlich lag beiden Nebenbuhlern, Oesterreich und Frankreich, alles daran, ein so ansehnliches Land, als Spanien, wozu noch Neapel, Sicilien, Mailand, die Niederlande und ein großer Theil von Amerika gehörte, für sich zu gewinnen. Der Streit wurde daher bald sehr ernsthaft und blutig, und alle Mächte des europäischen Westens mischten sich darein, und traten zu der einen oder andern Parthei, je nachdem es in ihrem Interesse lag, die Vergrößerung Frankreichs oder Oesterreichs zu verhindern. England und Holland waren entschieden gegen Frankreich, weil eine Vergrößerung dieses Nachbarstaates ihnen gefährlicher war, als die des mehr entfernten Oesterreich. Auch Preußen schloß sich treulich an Oesterreich, um die deutsche Sache und sein Cleve zu beschützen. Ludwig dagegen machte sich Savoyen zum Bundesgenossen, dessen ganze Politik darin bestand, sich dem Meistbietenden zu verkaufen. Aber auch einige nicht unansehnliche deutsche Fürsten traten auf die Seite der

Einſtweilen wollte man noch die Flitterwochen des Sieges feiern. Sämmtliche Monarchen und ihre Feldherrn und Diplomaten wurden vom Prinz-Regenten nach London zu einem Beſuch eingeladen. Das engliſche Volk wollte denen, die ſo lange ihr Blut für das engliſche Intereſſe hatten fließen laſſen, einen großartigen Dank darbringen und dabei ein wenig mit ſeinem Reichthum prahlen. Die engliſchen Miniſter wollten zugleich die Gelegenheit benutzen, ihre continentalen Gäſte für manches zu ſtimmen, was für England zum Vortheil war. Wenn man in London auf eine ſehr auffallende Weiſe die Preußen mit Lorbeern überſchüttete, ſo lag darin die verſteckte Abſicht, ſie zu beſtechen, um ihnen den Verluſt von Oſtfriesland und die Wegdrängung von der Nordſee zu verſüßen. Nur der Kaiſer von Oeſterreich, deſſen Intereſſen in Italien wie in Frankreich durch die Engländer durchkreuzt worden waren, ging nicht mit nach London, ſondern kehrte nach Wien zurück. Die andern hohen Gäſte trafen am 7. Juni in London ein und wurden auf die ausgezeichnetſte Weiſe empfangen. Wo ſie ſich blicken ließen, umgab ſie eine jubelnde Menge und Feſt an Feſt drängte ſich, um ſie zu ehren. Niemand aber wurde ſo hoch gefeiert als der alte Blücher, den ſein König kurz vorher zum Fürſten von der Wahlſtadt erhoben hatte.*) Das Volk erdrückte ihn faſt mit Liebkoſungen und donnerte ihm die Lebehochs in reicherem Maaße zu, als den Monarchen. Die Damen zerriſſen ſeinen Federbuſch und jede wollte ein Andenken von ihm haben. Hatte ſchon ſein Ruhm alle Herzen gewonnen, ſo bezauberte ſie vollends ſein liebenswürdiger Anſtand, ſein ewig heiterer Humor. Jene Freudentage in London blieben indeß nicht ohne Aergerniß, indem der Prinz-Regent nirgends zugegen ſeyn wollte, wo ſeine ihm tief verhaßte Gemahlin war, dieſe aber ſich deſto ſchadenfroher vordrängte und dabei vom Volk begünſtigt wurde. Am 24. Juni nah-

*) Auch Hardenberg wurde zum Fürſten ernannt; York, Bülow, Kleiſt, Tauenzien zu Grafen, der erſtere von Wartenburg, der andere von Dennewitz, der dritte von Nollendorf, der vierte von Wittenberg zubenannt. Auch Gneiſenau wurde Graf, jedoch ohne neuen Namen.

men die Monarchen wieder Abſchied, Blücher aber mußte noch länger bleiben. Als er am 11. Juli ſchied, trank er noch bei der Abfahrt zu Dover vor einer unermeßlichen Menge einen Becher auf das Wohl des engliſchen Volks.

Der König von Preußen reiste nach Neuſchatel in die Schweiz und erſt von da nach Berlin zurück, wo er am 7. Auguſt ſeinen feierlichen Einzug hielt durch das Brandenburger Thor, auf dem die Victoria mit den vier Roſſen wieder aufgerichtet war, diesmal aber anſtatt des frühern antiken Palladiums das „eiſerne Kreuz“ tragend, welches der König im Anfang des Krieges als neues Ehrenzeichen für die tapferſten ſeiner Krieger eingeführt hatte. Bevor er ſich in ſein Schloß begab, hielt er Gottesdienſt unter freiem Himmel, dem der Klerus aller Confeſſionen beiwohnte. Unterm 17. September erklärte ſodann der Miniſter von Schukmann, der König beabſichtige zur Wiedererweckung des religiöſen Sinnes eine neue Liturgie für die proteſtantiſche Kirche entwerfen zu laſſen, und forderte die Geiſtlichen zu Vorſchlägen auf. Auch bildete ſich damals in Berlin die erſte Bibelgeſellſchaft nach dem Muſter der ſeit 1804 in England beſtehenden großartigen Geſellſchaft für Verbreitung der h. Schrift. — Der Kaiſer von Oeſterreich reiste ebenfalls durch die Schweiz, von da nach Mailand und zurück über Tirol, wo das treue Volk ihm jede erdenkliche Liebe bewies.

Mittlerweile waren ſämmtliche alliirte Truppen aus Frankreich abgezogen und nur ein öſterreichiſches Beobachtungsheer blieb unter Schwarzenberg am Oberrhein, ein preußiſches unter Blücher am Niederrhein, ein engliſches in den Niederlanden. Alle dieſe Truppen, die zur Ueberwachung Frankreichs dienen ſollten, wurden nicht auf Frankreichs, ſondern auf Koſten der Grenzländer verpflegt, in denen ſie ſtanden. Zudem wurde das geſchwächte Frankreich plötzlich wieder ſtark und gefährlich. Alle Feſtungen waren ihm geblieben und über hunderttauſend rüſtige und kriegserfahrene Soldaten kamen aus der Gefangenſchaft zurück und verſtärkten ſein Heer. Napoleon ſelbſt war in Elba frei und ganz nahe. Wellington ſagte

beim Abſchied zu franzöſiſchen Emigrirten: ihr werdet wohl bald wieder nach England kommen. Auch Blücher theilte die Beſorgniſſe. Am klarſten und freimüthigſten zeigte Görres im Rheiniſchen Merkur, welche Fehler man begangen, und ſagte voraus, Frankreich werde ſich neugeſtärkt bald wieder in Waffen erheben. Das aber, meinte er, habe das deutſche Volk nach ſo ungeheuren Opfern verdient, daß man es wenigſtens ſicher ſtelle vor neuen Uebergriffen Frankreichs, daß man ihm die alten Grenzen des Reichs zurückgebe und ſeine Macht zugleich innerlich ſtärke durch eine neue Reichsverfaſſung. Aber Gentz, Metternichs Feder, verwies ihm im „Boten von Tirol“ (ſchon im Juli) ſeine patriotiſchen Klagen, verdächtigte ihn als einen deutſchen Jakobiner und eröffnete damit jene verderbliche Polemik, die alles Zutrauen der patriotiſchen Volkspartei zu den Fürſten und Diplomaten vergiftete. Gentz erlaubte ſich, damals ſchon verächtlich vom „ſogenannten Volk“ zu reden und geradezu in Abrede zu ſtellen, daß der große Kampf gegen Napoleon ein Nationalkrieg geweſen ſey. Es ſey nur, behauptete er, ein Krieg der Fürſten geweſen, durchgeführt von gehorſamen Armeen. Die angebliche Theilnahme des Volks ſey eben ſo illuſoriſch als irgend welches Recht, das ſich das Volk dadurch erworben haben ſollte. Von dieſem Geſichtspunkte gingen auch die Rheinbundfürſten aus. Als die naſſauiſche Landwehr aus Frankreich zurückkehrte, wurde ſie auf Befehl des Herzogs entwaffnet und der Uniformen beraubt in ihre Dörfer heimgeſchickt, ohne Dank, ohne Lohn, viele ohne Rock und Hut. Der Rheiniſche Merkur wurde in Bayern und Württemberg verboten, die Feier des 18. October unterſagt oder verkümmert.

Den herbſten Undank erfuhren die Spanier. In Folge der franzöſiſchen Niederlagen waren die Cortes mit der Regentſchaft am 14. Jan. 1814 von der Inſel Leon nach Madrid übergeſiedelt. Hier im Herzen Altſpaniens war die Luft den Liberalen minder günſtig, als in der Handelsſtadt Cadix am Meere. Durch Neuwahlen waren viele Servile in ihren Schooß eingedrungen, dennoch hatten die Liberalen noch die Mehrheit und erſetzten durch kecke Zu-

verſicht, was ihnen an Vertrauen beim Volke abging. Unter ihrem Einfluß beging die Regentſchaft den groben Verſtoß, den Vertrag, den Ferdinand VII. mit Napoleon zu Valencay abgeſchloſſen hatte, nicht anzuerkennen und ſich dabei auf das Geſetz zu berufen, in welchem die Cortes im Voraus alles für ungültig erklärt hatten, zu was der König während ſeiner Gefangenſchaft etwa gezwungen oder verführt werden könne. Ferdinand ſah ſich nun außer Stand, die ihm von Napoleon geſtellten Bedingungen zu erfüllen, und wurde noch länger von ihm zurückbehalten. Die Regentſchaft und die Cortes waren es, die ſeine Gefangenſchaft verlängerten, was ihn natürlicherweiſe tief erbittern mußte. Zum Ueberfluß faßten die Cortes am 22. Febr. den Beſchluß, den König nicht eher anzuerkennen, als bis er die Verfaſſung beſchworen haben würde. Die Serviles und unter ihnen am lebhafteſten Reyna kämpften vergebens dagegen, proteſtirten aber im Namen des Königs, der nicht von der Wahl der Cortes abhänge, ſondern geborner Monarch ſey.

Inzwiſchen kam Napoleon in immer größere Noth und gab Ferdinand VII. ohne Bedingung frei. Derſelbe verließ Valencay am 13. März, wurde aber am 23. an der Grenze zu Girona von Suchet aufgehalten und mußte erſt einen Befehl erlaſſen, demzufolge die franzöſiſchen Beſatzungen in den nach rückwärts liegenden feſten Plätzen freien Abzug erhalten ſollten. Im Vertrauen auf die Vollziehung dieſes Befehles ließ ſodann Suchet den König weiter reiſen und behielt nur deſſen Bruder Don Carlos als Geißel zurück. Die Catalanen ſtrömten herbei, ihren befreiten König willkommen zu heißen, und Ferdinand konnte bald erkennen, das Volk ſey ihm viel ergebener, als die Cortes. Am 6. April kam er nach Saragoſſa, begleitet von dem gleichfalls frei gewordenen Palafox. Das Volk dieſer vielgetreuen Stadt berauſchte ſich in der Wonne des Wiederſehens und die ſchönſten Damen zogen mit bunten Bändern den königlichen Wagen durch die Straßen. Hier wurde am 11. ein geheimer Rath gehalten, was der König gegenüber den Cortes thun ſolle. Alle Anhänger des Königs riethen, ſie nicht anzuerkennen,

nur Palafox allein warnte vor extremen Schritten. Der König ließ die Sache noch dahin gestellt, beschloß aber, noch nicht nach Madrid, sondern erst nach Valencia zu reisen, sich von der günstigen Stimmung des Volks noch besser zu überzeugen und die Cortes in banger Erwartung zu lassen. Valencia, wohin Ferdinand am 16. kam, erfüllte alle seine Wünsche. Die Besatzung unter General Elio schwur die Rechte seines Thrones zu schützen und rief durch alle Straßen denen Tod zu, die anders dächten. Als sich ihm nun hier als Präsident der Regentschaft von Madrid kommend der alte Cardinal Louis de Bourbon, Vetter des Königs und Schwager des Friedensfürsten, vorstellte, reichte er demselben nur kalt und stolz die Hand zum Kusse hin. Das Zuströmen der Großen des Reichs, der Geistlichkeit, der servilen Parteihäupter und der Deputationen aufrichtig treuer Spanier, die in der Liebe zum Alten nie gewankt, nahm von Tage zu Tage zu und ließ dem König keinen Zweifel mehr, daß er alles wagen dürfe.

Unter diesen Einflüssen erließ er am 4. Mai in Valencia eine Proclamation, in welcher er die Auflösung der bisherigen usurpatorischen Cortes aussprach und alle ihre Handlungen für ungültig erklärte, dagegen die Einberufung der alten rechtmäßigen und landesüblichen Cortes, sowie die Achtung aller Rechte des Volks und Förderung seines Glücks zusicherte. Zugleich wurden geheime Befehle nach Madrid geschickt und durch General Equia daselbst in der Nacht vom 10. zum 11. Mai die beiden noch dort weilenden Regentschaftsmitglieder Agar und Ciscar, einige Minister und etwa 40 Cortesmitglieder als Häupter der liberalen Partei verhaftet. Das Volk äußerte laute Freude darüber und empfing den König, der am 13. anlangte, mit unermeßlichem Jubel. Alles strömte ihm schon sieben Meilen weit entgegen und von Aranjuez bis Madrid wurde sein Wagen nicht mehr von Pferden, sondern von Menschen gezogen, die nicht aufhörten, ihm Glück zu wünschen.

Die Unterdrückung der Liberalen war populär, aber der König verfolgte von nun an nicht blos die Liberalen, die in Cadix un-

volksthümliche Geſetze gemacht, ſondern auch die Generale und Guerilleros, die ihr Leben für ihn eingeſetzt hatten. Selbſt die treueſten Helden wurden ihm verdächtig, wenn ſie nur freimüthig waren und ihm Mäßigung und Milde empfahlen. Er wies alle Ehrenmänner von ſich und umgab ſich nur mit dem Auswurf der ſervilen Partei, deren Verdächtigungen noch öfter die Unſchuld oder das Verdienſt trafen, als die wirklich Compromittirten. Dabei entwickelte er eine ſeltene Tücke des Charakters, die Vertrauen heuchelte und ſelbſt Liebkoſungen ſpendete, wo ſie tödtlich verderben wollte. Es wurde ſprichwörtlich in Spanien, wen der König hängen laſſen wolle, mit dem rauche er vorher eine Cigarre. Die traurige Folge dieſes Syſtems war, daß ſich eine Menge Spanier, die vorher nichts von den Liberalen gewollt hatten, jetzt erſt mit denſelben vereinigten, um der königlichen Bosheit Schranken zu ſetzen. Das Volk, das ſo männlich für die Rechte ſeines Königs gekämpft, durfte auch ſeine edelſten Vertreter im Rathe des Königs zu ſehn verlangen. Die alten Cortes waren geſetzlich, der König hatte ihre Wiedereinberufung zugeſagt, brach aber ſein Wort und regierte mit einer ſo abſolutiſtiſchen Willkür als möglich. Vergebens reiste Wellington im Spätſommer nach Madrid, ihn einigermaßen zur Vernunft zu bringen. Ein dumpfes Unbehagen ging durch ganz Spanien; das Volk, anſtatt die wohlverdiente Ruhe zu genießen, gerieth in neue Aufregung.

Die Unnatur des Continentalſyſtems hatte noch kurz vor Napoleons Ueberwältigung einen Krieg zwiſchen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England veranlaßt. Präſident Jefferſon hatte am 17. März 1808 das Non-intercourse-Geſetz beim Congreß durchgeſetzt, demzufolge nordamerikaniſche Schiffe nicht mehr in engliſche und franzöſiſche Häfen einlaufen ſollten, weil dort keine Freiheit der Flaggen mehr galt. Napoleon kam den Nordamerikanern zuerſt wieder entgegen und nun hob auch der Congreß das Nichtverkehrsgeſetz für Frankreich auf, 2. Nov. 1810. Der engliſche Geſandte Erskine in Washington verſprach gleiches Ent-

gegenkommen von England, das Miniſterium aber desavouirte ihn und es kam bald zu Reibungen. Engliſche Schiffe caperten die amerikaniſchen Kauffahrer weg, die nach franzöſiſchen Häfen fuhren, und der Congreß erklärte an England den Krieg, 18. Juni 1812. Wir werden dieſen Krieg ſpäter in der amerikaniſchen Geſchichte näher betrachten und bemerken hier nur, daß er den Engländern nicht zum Ruhme gereichte und 1815 endete.

Zehntes Buch.

Europas Neugestaltung im Jahr 1815.

1.

Der Wiener Congreß.

Gegen Ende des September 1814 fanden sich von allen Seiten die Monarchen und ihre ausgezeichnetsten Staatsmänner, desgleichen die Vertreter der kleinen und kleinsten noch bestehenden, oder schon mediatisirten Staaten, zum großen Congreß in Wien ein. Am feierlichsten war der gemeinschaftliche Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen am 25. September. Schon vorher waren die Könige von Dänemark und von Württemberg, der König von Bayern eingetroffen. England sandte den Lord Castlereagh und für Hannover den Grafen von Münster, Frankreich den Fürsten von Talleyrand, Schweden den Grafen Löwenhjelm, Spanien den Ritter Labrador, Portugal den Grafen von Palmella, der Papst den Cardinal Consalvi. Bei den commissarischen Verhandlungen ließen sich Oesterreich durch den Fürsten Metternich und Herrn von Wessenberg, Preußen durch den Fürsten von Hardenberg und Freiherrn Wilhelm von Humboldt, Rußland durch den Grafen Nesselrode, Bayern durch den Fürsten von Wrede vertreten, Dänemark durch den Grafen von Bernstorf, Sardinien durch den Mar-

quis de St. Marsan, Holland durch den Freiherrn von Gagern. Das Protocoll der Plenarsitzungen führte Herr von Gentz. Der Kaiser von Oesterreich übte eine großartige Gastfreundschaft. Die fremden Fürsten und vornehmen Gäste hatten ihre Damen mitgebracht. Fest reihte sich an Fest. Dejeuners, Diners, Soupers, Bälle, Theater, Opern, Concerte, Feuerwerke, Feengärten, Volksfeste, Paraden, Manoeuvres ꝛc. wechselten ab mit Lustparthien in der Umgegend, Lustfahrten auf der Donau, im Herbst und Winter mit Jagden, Maskeraden, Schlittenparthien ꝛc. Kaiser Franz verwendete auf die Unterhaltung seiner Gäste mehr als 30 Millionen.

Mitten im Taumel dieser Vergnügungen wurden ernste Verhandlungen gepflogen, mit denen es aber nicht recht vorwärts gehen wollte und die von vorn herein wenigstens in Deutschland mit Mißtrauen begrüßt wurden, weil man es hier nicht verschmerzen konnte, daß Frankreich, eben erst besiegt, schon wieder eine Stimme auf dem europäischen Congreß führen und die übrigen Mächte durch seine Intriguen uneinig machen und verhetzen durfte. Auch Talleyrands Persönlichkeit flößte Abscheu ein, denn man hatte nicht vergessen, welche Rolle derselbe auf dem Congreß in Rastadt, bei der Beraubung und Zerstückelung des deutschen Reichs gespielt hatte. Es empörte, daß ein solcher Mann jetzt mit zu Gericht sitzen sollte über die Neugestaltung Europas und insbesondere auch Deutschlands. Nachdem Frankreich, von dem allein alles bisherige Unheil ausgegangen war, durch den Pariser Frieden in seine Schranken zurückgewiesen war, schien nichts natürlicher, als das durch jenes Frankreich zerrüttete deutsche Reich in den alten Stand der Macht und Ehre wieder einzusetzen. Das hätte von Rechtswegen die erste Frage seyn sollen. Aber die alte Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen machte jede Einheit Deutschlands unmöglich. Die Hauptfragen betrafen also nicht diese vom deutschen Volk ersehnte Einheit, sondern nur die Vergrößerung der Einzelstaaten, man wählte einen Ausschuß von acht Großmächten, Oesterreich, Rußland, England, Frankreich, Spanien, Preußen, Schweden und Portugal, die allein über die Hauptfragen entscheiden sollten, während dagegen für separate

Gegenstände, z. B. die Angelegenheiten des künftigen deutschen Fürstenbundes, der Schweizer Eidgenossenschaft, der Niederlande, Sardiniens ꝛc. besondere Commissionen gewählt wurden. Jener Hauptausschuß der acht Mächte erregte großen Widerspruch und Aerger unter den kleinern Mächten, da Dänemark, Bayern, Sardinien, Neapel ꝛc. ausgeschlossen waren, die sich doch für so mächtig und bedeutend hielten, wie Portugal. Allein die Großen achteten auf dergleichen Reclamationen nicht.

Allen Streitfragen des Congresses stand voran die neue Theilung Polens, für die ein Ausschuß der fünf Großmächte allein (mit Ausschluß von Spanien, Schweden und Portugal) niedergesetzt wurde, der auch nicht einmal dem Achterausschuß Vorlagen zu machen hatte, sondern allein entschied. Von dieser Frage hingen mehr oder weniger alle andern ab, denn Rußland machte, was es den andern bewilligte, von dem abhängig, was ihm bewilligt wurde. Sachsen hatte durch sein Benehmen den Besitz des Großherzogthums Warschau verwirkt und Kaiser Alexander hatte es bereits besetzt. Da nun aber derselbe im Frieden von Tilsit ein Stück von Preußisch-Polen und im Frieden von Wien ein Stück von Oesterreichisch-Galizien als napoleonisches Geschenk erhalten hatte, so schien er durch den Besitz so vieler neuen Erwerbungen an den Westgrenzen seines unermeßlichen Reiches doch gar zu übermächtig zu werden. Oesterreich und England erklärten sich daher entschieden gegen die russischen Ansprüche. Preußen aber war für Rußland gewonnen, weil ihm Rußland den Besitz des ganzen Königreichs Sachsen garantirte. Bei dieser heikeln Verhandlung hatte Talleyrand die erste günstige Gelegenheit, die Stimme des besiegten Staats unter die hadernden Stimmen der Sieger einzumischen und sogar zur entscheidenden zu machen. Je mehr er sich auf die Seite Oesterreichs und Englands stellte, um so mehr Achtung verschafften diese hinwiederum dem französischen Votum. Kaiser Alexander konnte sich nicht enthalten, dem Fürsten Talleyrand einmal zu sagen: „ich hätte von Frankreich mehr Dankbarkeit erwartet.“ Man konnte nicht einig werden, man

Franzoſen, wieder der Cöllner Churfürſt, und jetzt auch der Churfürſt von Baiern, der aus dem traurigen Beiſpiel der Pfalz erkannt hatte, daß es vortheilhafter ſey, mit den Franzoſen zu ſtreiten, als gegen ſie; beſonders ſeitdem der Fall von Straßburg ihnen ganz Süddeutſchland eröffnet hatte. Auch der Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel warb mitten in Deutſchland Truppen für Ludwig, ward aber vom Churfürſten von Hannover entwaffnet.

Zwei große Feldherrn eröffneten den Krieg gegen die Franzoſen. In Italien focht Prinz Eugen mit Oeſterreichern und Preußen, und ſchlug 1701 die Franzoſen unter Fermont bei Carpi, unter Villeroi bei Chiari, wo er dieſen franzöſiſchen Marſchall ſelbſt gefangen nahm. Nicht minder glücklich war er in den folgenden Jahren gegen Vendome und Catinat. In den Niederlanden focht der große Marlborough mit den Engländern, nächſt Eugen, der beſte Feldherr ſeiner Zeit. Außerdem focht am Oberrhein Ludwig von Baden mit dem Reichsheer gegen Villars, konnte jedoch nicht verhindern, daß ſich die Bayern mit den Franzoſen vereinigten, nachdem der öſterreichiſche General Styrum bei Hochſtädt geſchlagen war, 1703. Der Churfürſt Maximilian II. von Bayern ſetzte ſich darauf mit den Franzoſen in Marſch, um durchs Tyrol dem Prinzen Eugen in den Rücken zu fallen; das Tyroler Landvolk fiel aber unter Martin Sterzings Anführung wüthend über ihn her, vernichtete den größten Theil ſeines Heeres, und trieb ihn mit Schimpf aus den Bergen zurück, 1703.

Im folgenden Jahr, 1704, fiel der Erzherzog Karl, zweiter Sohn Kaiſer Leopolds, der von dieſem zum König von Spanien beſtimmt war, in Katalonien ein, und kämpfte ſiegreich gegen Philipp von Anjou, ſeinen Nebenbuhler. In demſelben Jahr vereinigten ſich auch Eugen

zog sich von einander zurück, man drohte sich, ja man griff schon an das Schwert, während Wien noch immerfort Feste gab und der äußere Schein der innigsten Allianz nicht aufgegeben wurde. Kaiser Alexander erlaubte seinem Bruder Constantin, den er den Polen als Vicekönig zugedacht hatte (in einem Verhältniß, wie das Eugens zu Napoleon gewesen war), in einem Aufruf vom 11. Dezember, alle Polen in die Waffen zu rufen, um die Unabhängigkeit und „das politische Daseyn" ihrer Nation zu behaupten. So bediente sich Rußland, indem es Polen verschlingen wollte, der patriotischen Sprache Kosciuszkos. Dagegen schlossen Oesterreich, England und Frankreich am 3. Jan. 1815 einen geheimen Bund, um Rußland und Preußen nöthigenfalls mit Waffengewalt zum Abstehen von ihren Forderungen in Bezug auf Polen und Sachsen zu zwingen.

Man ließ es jedoch nicht zum äußersten kommen, sondern die drei westlichen Mächte glichen sich mit Rußland auf Kosten Preußens aus. Man kam überein, daß Rußland von Polen nur den im Wiener Frieden von Oesterreich abgerissenen Theil Galiziens zurückgeben, das Gebiet von Posen an Preußen abtreten und Krakau eine freie Stadt seyn lassen sollte, das ganze übrige Großherzogthum Warschau aber sammt dem im Tilsiter Frieden von Preußen weggerissenen Bezirk von Bialystok behalten solle, daß dagegen Preußen nur den kleineren, ärmeren, städteloseren Theil des nördlichen Sachsen bekommen, der reichere Theil im Süden aber mit den Städten Dresden und Leipzig dem König von Sachsen verbleiben solle. Sobald Kaiser Alexander das Wesentliche hatte und sich nur zu unbedeutenden Abtretungen veranlaßt sah, besann er sich keinen Augenblick, Preußen seinen bisherigen Schutz aufzukündigen. Die Verzichtleistung auf das ganze Sachsen wurde Preußen schon am 8. Februar abgenöthigt und dann erst am 11. die Abtretung Warschaus an Rußland unterzeichnet.

Die nächstwichtige Angelegenheit betraf die Niederlande. Holland hatte den Sohn seines letzten Erbstatthalters, Wilhelm, als Souverain angenommen. Belgien war von Frankreich abgerissen und von Oesterreich aufgegeben. Wer sollte diese reiche und

wichtige Provinz bekommen? Nur nicht Preußen, darüber waren alle einig. Während man Preußen die rheiniſchen Bisthümer zu Cleve gab und es als Hauptmacht zur Bewachung Frankreichs am Niederrhein aufſtellte, wollte man ihm doch um keinen Preis den Vortheil der Meeresküſte gönnen. Man ſtellte es überall dahin, wo es in Gefahr war, nirgends wo ihm ein echter ſicherer Gewinn erwachſen wäre. Der Prinz-Regent von England hatte damals die Abſicht, ſeine Tochter Charlotte mit Wilhelm, dem neuen Souverain von Holland, zu vermählen, und ſchlug deshalb vor, Holland mit Belgien zu vereinigen. Seine Abſicht war, die politiſche Vormundſchaft über beide Länder zu übernehmen, er bediente ſich aber des Vorwandes, Holland ſey ein zu ſchwaches Bollwerk gegen Frankreich, man müſſe es verſtärken, um Europa wirkſamer gegen einen Angriff Frankreichs zu ſchützen. Hatte nun England den Ruſſen in Bezug auf Polen nachgegeben, ſo gaben ſie ihm jetzt wieder in Bezug auf Belgien nach und England ſetzte ſeinen Plan vollſtändig durch, und zwar wieder auf Koſten Deutſchlands. Es fiel niemand ein, daran zu erinnern, Belgien und Lüttich ſeyen deutſche Reichsländer geweſen, müßten alſo auch jetzt noch ein integrirender Theil des deutſchen Bundes bleiben. Man riß ſie ab und gab ſie an Holland.

In ähnlicher Weiſe wurde die dritte Frage entſchieden, welche Sardinien betraf. England legte den größten Werth darauf, dieſes Königreich zu verſtärken, um es als Keil zwiſchen Frankreich und Oeſterreich zu treiben. Nachdem Venedig als Republik nicht mehr beſtand, konnte auch die von Genua nicht wohl wiederhergeſtellt werden, England aber wünſchte es mit Sardinien zu verbinden, um durch den Hafen von Genua in jedem Augenblick mit dem Turiner Hofe in Verkehr treten und dieſe Macht mit ſeinen Flotten unterſtützen zu können. Es ſetzte auch hier ſeinen Zweck durch. — Die neapolitaniſche Frage blieb unerledigt. Oeſterreich ſchützte Murat, obgleich ſeine Geſandten vom Congreß nicht zugelaſſen wurden.*)

*) Man beſchuldigte Talleyrand, er habe ſich von Murat 300,000 Ducaten

In Bezug auf die Schweiz hielt ſich der Einfluß der Ariſtokraten und Demokraten ziemlich die Waage. Die erſtere vertrat der Schultheiß von Mülinen aus Bern, die andere Laharpe, der Schützling Kaiſer Alexanders. Zur Vermittlung trug weſentlich bei Landammann Reinhard von Zürich. Durch Laharpes Einfluß blieben die Cantone Waadt und Aargau von Bern getrennt, wogegen Bern das Gebiet von Pruntrut (Basler Bisthum) erhielt. Graubündten, das nur das Veltlin an Oeſterreich verlor, Genf, Wallis, Teſſin, Neufchatel (obgleich unter preußiſcher Hoheit) traten zur Eidgenoſſenſchaft. Die Verfaſſung blieb föderativ. In den vormals ariſtokratiſchen Cantonen kamen meiſt die alten Geſchlechter wieder ans Ruder. Der Fürſtabt Pancratius von St. Gallen wurde mit ſeinen Reclamationen abgewieſen. Die neue Schweizer Verfaſſung wurde zu Wien am 28. März 1815 garantirt.

Unterdeß wurde auch der neue deutſche Bund berathen. Er ſollte nur die Länder umfaſſen, die vormals ſchon zum deutſchen Reich gehört hatten (mit Ausnahme der erſt noch neuerdings abgeriſſenen, z. B. Belgiens). Er ſollte aus durchaus ſouverainen Staaten beſtehen und nur durch das Föderativband des ſ. g. Bundestags in Frankfurt vereinigt ſeyn. Hier ſollten die Geſandten aller Bundesſtaaten tagen unter dem Präſidium Oeſterreichs. Die Frage, wer ſouveraines Bundesmitglied ſeyn dürfe, wurde von den größern Staaten allein beſtimmt, die kleinern erſt ſpäter zu den Berathungen zugezogen. Ein Verſuch der mediatiſirten Reichsfürſten, wieder als unabhängig anerkannt oder wenigſtens mit corporativen Rechten bedacht zu werden, mißlang. Andrerſeits wurde das conſtitutionelle Syſtem auch von den Rheinbundfürſten (nach dem Vorgang der Bourbons in Frankreich) als das geſchickteſte Mittel angeſehen, um den mancherlei Groll der Bevölkerungen zu beſchwichtigen und namentlich um die Aufmerkſamkeit von den großen nationalen Fragen auf die minder bedeutenden Fragen des provinziellen und ſtändiſchen

---

ſchenken laſſen, um für ihn beim Congreß zu wirken, aber vom König Ferdinand eben ſo viel.

Rechts abzuleiten. König Friedrich von Württemberg hatte ſich geſchickt mit der Coalition abgefunden und hoffte, eben ſo leicht die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er ſchon am 11. Jan. 1815 ſeinem Lande eine neue Verfaſſung gab und am 15. März die Stände eröffnete. Aber die Stände verlangten „das alte Recht," d. h. Altwürttemberg ſeine alte Verfaſſung, Neuwürttemberg die alten ſchwerverletzten Rechte der Mediatiſirten. Der König verſtand ſich am 23. April, Commiſſäre zu ernennen, die im Verein mit ſtändiſchen Commiſſären eine neue Verfaſſung (mit Beſeitigung der von ihm octroyirten) erſt berathen ſollten, brach die Unterhandlungen ganz ab am 5. Auguſt, nahm ſie am 29. Nov. wieder auf, kam aber zu keinem Abſchluß.

Der Bundestag in Frankfurt ſollte ausſchließlich von den Regierungen der Einzelſtaaten beſchickt werden. Hier ſollten die elf größten Staaten (Oeſterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachſen, Württemberg, Baden, Kurheſſen, Darmſtadt, Dänemark wegen Holſtein, Niederlande wegen Luxemburg) jeder eine Stimme, die übrigen kleinen Staaten aber nur halbe und Viertels- oder noch geringere Bruchtheile von Stimmen, zuſammen noch ſechs volle Stimmen haben, ſo daß im Ganzen 17 Stimmen fielen. In den wichtigen Fällen aber, wo es organiſche Bundesgeſetze galt, ſollten die ſechs erſten Staaten jeder fünf, die folgenden fünf jeder drei, die nächſten drei jeder zwei, die übrigen jeder nur eine Stimme haben und ſollte zur Beſchlußfaſſung Einſtimmigkeit nöthig ſeyn. Ständiſche Verfaſſungen, Preßfreiheit, freie Rheinſchiffahrt, Freizügigkeit, gleiche Berechtigung der Confeſſionen wurden garantirt. Dieſe Föderation blieb aber etwas Monſtröſes, eine Verbindung von Rieſen mit Zwergen, in welcher die Berechtigung ſtets im Mißverhältniß blieb mit der Macht, die daher trotz ihres langen Beſtandes immer nur den Charakter eines leidigen Nothbehelfs behalten hat.

Oeſterreich trat nur mit ſeinen deutſchen Provinzen in den Bund. Es bekam außer Tirol auch noch Salzburg und das Innviertel von Bayern zurück. Preußen trat mit allen Provinzen in den Bund, ausgenommen das alte Oſt- und Weſtpreußen, Poſen

und Neufchatel. Es erwarb das Großherzogthum Poſen, Schwediſch-Pommern, den Norden Sachſens mit Erfurt als Herzogthum Sachſen, Weſtphalen und die Rheinlande. Bayern verlor Tirol, Salzburg und das Innviertel, erhielt aber dafür Würzburg, Aſchaffenburg und die überrheiniſche Pfalz unter dem Namen Rheinbayern. Hannover wurde mit Oſtfriesland, Heſſenkaſſel mit Hanau, Heſſendarmſtadt mit Mainz und mit Iſenburg beſchenkt, das zur Strafe jetzt mediatiſirt wurde. Auch die andern kleinſten Rheinbundſtaaten verſchwanden, zum Theil von Napoleon ſelbſt ſchon verſchlungen, Aremberg, Salm, von der Leyen. Dagegen behaupteten ſich im neuen deutſchen Bunde als ſouverain neben dem Kaiſerthum Oeſterreich, den Königreichen Preußen, Hannover, Sachſen, Bayern, Württemberg, der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel, die Großherzoge von Baden, Darmſtadt, Oldenburg, Mecklenburg (Schwerin und Strelitz), Weimar, die Herzoge von Braunſchweig, Naſſau, Sachſen (Hildburghauſen, Meiningen, Gotha, Coburg), die Fürſten von Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen), Anhalt (Deſſau, Bernburg, Köthen), Schwarzburg (Sondershauſen und Rudolſtadt), Lippe (Schaumburg und Detmold), Reuß (in zwei Linien), Waldeck, Heſſen-Homburg, Lichtenſtein und vier freie Städte (Frankfurt als Sitz des Bundestags, Hamburg, Bremen, Lübeck). Auch gehörte der König von Dänemark als Herzog von Holſtein und der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg zum deutſchen Bunde. Luxemburg die Stadt, ſo wie Mainz ſollten Bundesfeſtungen werden.

Das waren im Weſentlichen die Ergebniſſe des Wiener Congreſſes, wie man ſieht, keine fruchtbaren Schöpfungen zur Befriedigung der Nation, ſondern nur ängſtliche Uebereinkommniſſe zwiſchen den damaligen Staatsgewalten. Indeß war der Endabſchluß der Wiener Berathungen noch nicht erfolgt, obwohl die wichtigſten Streitfragen bereits erledigt, als Napoleon die Inſel Elba verließ, nach Frankreich zurückkehrte und dort alles wieder für ſich in Bewegung ſetzte.

2.

Die Wiederherſtellung der Bourbons.

Ludwig XVIII. war alt und gichtbrüchig, dem Volke fremd, durch den Feind aufgedrungen, konnte daher trotz ſeiner liberalen Conceſſionen keine Sympathien finden. Wenn er ſich mit den von Napoleon abgefallenen Marſchällen umgab, ihnen ſchmeichelte, wenn ſein Bruder Artois ſogar kameradſchaftlich gegen ſie zu ſeyn affectirte, ſo leuchtete doch jedermann die Unnatur ein. Die Emigration trat nur wie ein Geſpenſt in das lebensvolle Frankreich. Auch hielt man den Liberalismus des Königs nur für Maske und für proviſoriſch; ſein Miniſter Blacas, der Günſtling ſeines Exils, flößte als ein unbekannter Fremder und Emigré keinerlei Vertrauen ein und der präſumtive Thronfolger, Artois, galt als wüthender Reactionär. Die Herzogin von Angoulême, von der man ſagte, ſie ſey der einzige Mann in der Familie, blieb ſtets verſchloſſen, ihr ganzes Leben hindurch nur mit der Trauer um ihre Eltern beſchäftigt und war zu ſtolz, um das natürliche Gefühl zu unterdrücken und in die Lüge der politiſchen Rückſichten einzuſtimmen. Sie erſchien in Frankreich nur wie das böſe Gewiſſen der Nation und flößte eine achtungsvolle Scheu, aber keine Liebe ein. Zudem war ſie kinderlos und hatte die Zukunft nicht in Acht zu nehmen. Ihre ſtrenge Andacht entfernte vom Hofe das Fröhliche, Pariſiſche; auch die Mode hatte ſich geändert, die vielen alten Damen der Emigration brachten ehrbare, herbe, häßliche Formen mit. Da noch eine Menge confiscirte Güter des emigrirten Adels als Nationalgüter vorhanden und unverkauft geblieben waren, ſchien es dem König billig und ſtimmten auch beide Kammern zu, daß dieſelben den urſprünglichen Eigenthümern zurückgegeben werden ſollten. Zufällig befanden ſich darunter weitläuftige Beſitzungen des Hauſes Orleans und Ludwig Philipp erhielt bei dieſer Gelegenheit einen enormen Gütercompler. Da dieſer Prinz einer Familie angehörte, die ſeit lange gegen die ältere Linie Bourbon

Opposition gemacht und sich dabei auf das Volk gestützt hatte, wünschte Fouché ihn auf den Thron zu bringen, sobald die ältere Linie durch ihre Fehler und Unpopularität zu Grunde gehen würde. Aber Ludwig Philipp wies klug jeden voreiligen Verschwörungsversuch von sich. Die Zurückgabe der unverkauften Güter erweckte übrigens den Verdacht, die bereits verkauften würden bald auch zurückgenommen werden, und trotz aller Versicherungen vom Gegentheil wurde das tiefste Mißtrauen unter den Bauern verbreitet, die solche Güter gekauft hatten.

Die aufgeklärten Bürgerlichen, die ziemlich zahlreiche Partei der Constitutionellen, hatten noch wenig Einfluß weder bei den Bauern, noch bei der Armee, suchten ihn aber zu erwerben, indem sie sich der Opposition gegen die Bourbons anschloßen. Sie vorzüglich verbreiteten das Wort, welches Talleyrand in Bezug auf die Emigrirten von der Partei Artois gesagt haben soll, „sie haben nichts gelernt und nichts vergessen." Lafayette war wieder constitutioneller Wächter, wie am frühern Hofe, und fand mehr zu tadeln als zu loben. Auch die glücklich nach Paris heimgekehrte Frau von Staël öffnete ihre Salons wieder und hatte auch wieder ihren lieben Benjamin Constant um sich, den sie jetzt vollends zum großen Staatsmann herauszuputzen die Gelegenheit für günstig hielt.

Selbst die Frömmigkeit der königlichen Familie, die ihr schönster Zug war, wurde von der Bosheit der Gegner ausgebeutet, um ihr die finstersten Reactionsplane unterzuschieben. Welcher Haß gegen die Kirche in dem weltlichen Paris damals angefacht worden war, erhellt aus einem Vorfall am 17. Jan. 1815. Die Schauspielerin Raucourt war gestorben und der Pfarrer von St. Roch hatte ihr als einer im Bann befindlichen die Exequien verweigert. Die Pariser Schauspieler aber trugen ihren Sarg, von einer zahllosen Menge begleitet, dennoch in die Kirche, die sie erstürmten, zündeten die Lichter auf dem Altare an und begannen die Exequien selbst vorzunehmen. Der König, von dem Aufruhr unterrichtet, sandte schnell seinen Hauscaplan, um die Ceremonie zu vollenden. Diese Schwäche des Königs machte die Feinde der Kirche nur noch kühner und die

ärmliche Theilnahme, welche die Pariſer wenige Tage nachher am 21. Jan. der Todtenfeier Ludwigs XVI. erwieſen, ſtellte den Contraſt zwiſchen dem Hofe und der Bevölkerung in grelles Licht. Damals trat Beranger als der erſte große Volksdichter der Franzoſen auf, deſſen Chanſons überall geſungen wurden und ſich ebenſo durch ihre poetiſche Genialität und Volksthümlichkeit, wie durch ihre ungeheure Frechheit auszeichneten. Sie drückten die Stimmung theils der Sansculotten, theils der alten Garde aus, ſteigerten den Stolz des gemeinen Mannes und waren voll gräßlichen Hohnes gegen die Kirche und den Adel.

Die größte Gefahr drohte den Bourbons in der Armee. Die alten Schnurrbärte Napoleons konnten ihre Niederlage nicht verſchmerzen. Durch die Rückkehr der Gefangenen war ihre Zahl außerordentlich verſtärkt worden und wenn ſie die Fahnen verlaſſen mußten, ſo trug ihr Mißmuth überall nur bei, das gemeine Volk gegen die neue Ordnung der Dinge aufzuwiegeln. Die Reduction der Armee hatte eine Menge Offiziere auf halben Sold geſetzt. Beſiegt, verarmt, außer Dienſt konnten ſie nur mit Wuth zuſehen, wie der König fort und fort alte und junge Edelleute der Emigration zu Offiziersſtellen beförderte und in die active Armee einſchob und auch wieder Schweizerregimenter als Garde werben ließ. Endlich waren die Adler, die dreifarbigen Fahnen, die alten Namen der Regimenter verſchwunden; alles, woran ihr Ruhm ſich knüpfte, galt jetzt als abgeſchätzt und war verſchwunden. Inzwiſchen wich im Laufe des Winters der verbiſſene Groll einem gewiſſen ſchadenfrohen Vergnügen und man merkte den Soldaten überall eine geheime Hoffnung an. Sie ſprachen in allen Garniſonen unter ſich viel von „Vater Veilchen," der im Frühling wiederkommen werde. Die Rührigkeit in der Armee wurde durch den König ſelbſt befördert, denn ſobald er das geheime Bündniß mit Oeſterreich und England gegen Rußland und Preußen eingegangen war, machte er auch den Marſchall Soult zum Kriegsminiſter und befahl die Errichtung eines Lagers von 30,000 Mann bei Grenoble. Es leidet keinen Zweifel, daß die Soldaten durch Verſchworene auf gewiſſe Eventualitäten im

Frühjahr vorbereitet wurden. König Joseph, der zurückgezogen in der Schweiz lebte, hatte die Vermittlung zwiſchen Elba und Neapel, wo Murat auch wieder mit großen Plänen umging, einer- und Paris andrerſeits übernommen. In Paris war es das Haus der Königin Hortenſe, worin ſich alle heimlichen Anhänger Napoleons zu vereinigen pflegten. Im Haß gingen die Weiber noch weiter, als die Männer. Die altadeligen Damen des Hofes affectirten, die Namen der Marſchallsfrauen falſch auszuſprechen, und gaben einmal der Gemahlin Neys zu verſtehen, ſie ſey nur die Tochter einer Kammerfrau. Dieſer Spott ſchmerzte um ſo tiefer, als Ney und die meiſten Märſchälle ſich durch Servilismus auszeichneten. Soult ſammelte für ein Denkmal der bei Quiberon erſchoſſenen Emigrirten und Chouans.

Napoleon ſelbſt richtete von der Inſel Elba aus ſein ſcharfes Auge unausgeſetzt nach Paris und Wien, und erfuhr durch ſeine Agenten alles, was vorging. Aeußerlich führte er ein ſehr einfaches Leben auf der Inſel, legte Neubauten an, empfing huldvoll die vielen Fremden, die ihn ſehen und ſprechen wollten, und nahm ſeine Mutter Lätitia und Schweſter Pauline von Rom aus zu ſich. Insgeheim aber führte er eine ausgedehnte Correſpondenz und lauerte auf alles, was ſeinen Angelegenheiten günſtig werden konnte. Die allgemeine Abneigung der Franzoſen gegen die Bourbons war ihm eben ſo bekannt, wie die Uneinigkeit der Mächte auf dem Wiener Congreß. Wenn ſie aber auch wieder einig wurden, ſchien ihm, baldigſt die Inſel Elba zu verlaſſen, deshalb räthlich, weil die Bourbons ihn nicht gern ſo nahe hatten und weil ſchon Vorſchläge gemacht worden waren, ihn auf die entfernte Inſel St. Helena zu verſetzen. Dem wollte er um jeden Preis zuvorkommen und das Schickſal noch einmal herausfordern. Zum Vorwande diente ihm, die Bourbons hätten ihm vertragswidrig den Jahrgehalt nicht ausgezahlt, und überdies ſey er Souverain von Elba, wie Ludwig XVIII. von Frankreich, er könne alſo Krieg mit ihm führen.

Einige engliſche Schiffe ſollten zwar die Inſel Elba beſtändig im Auge behalten, allein ihr Commandeur Campbell hatte eine Lieb-

ſchaft in Livorno, und die Tage ſeiner Abweſenheit benutzte Napoleon, um ſich mit den 400 Mann, die, aus allen ſeinen alten Regimentern ausgewählt, ſeine Garde auf Elba gebildet hatten, am 26. Feb. 1815 einzuſchiffen. Erſt unterwegs kündigte er den entzückten Soldaten an, die Reiſe gehe nach Frankreich, und dictirte ihnen ſeine Proclamation, um ſie gleich bei der Landung in vielen Abſchriften zu verbreiten. Er redete darin zur Armee und zum Volk und kündigte ſich als Befreier Frankreichs vom ſchimpflichen Joch der Bourbons an. „Soldaten," ſprach er, „ſammelt euch unter den Fahnen eures alten Führers. Der Sieg wird eilen, der Adler wird von Kirchthurm zu Kirchthurm bis auf Notre Dame fliegen."

3.

Die hundert Tage.

Als er am 1. März in einer Bucht zwiſchen Antibes und Cannes gelandet war, zeigte ſich die erſtere Stadt feindlich gegen ihn, dagegen bemeiſterte ſich General Cambronne mit Napoleons Vorhut der kleinen Stadt Cannes. Hier ließ Napoleon Lebensmittel faſſen und eilte in der Nacht weiter, um unter Vermeidung der royaliſtiſch geſinnten Provence raſch auf der Seite des Gebirges der piemonteſiſchen Grenze entlang nach Grenoble zu kommen, wo er zahlreiche Anhänger zu finden ſicher war. Nirgends wurde er aufgehalten, die erſchrockenen Behörden der kleinen Orte verhielten ſich paſſiv, die Bauern gafften ſtaunend dem frembartigen Zuge nach, doch wuchs die Theilnahme, ſobald Napoleon einmal das Dauphiné erreicht hatte. Am 7. März kam er vor die Feſtung Grenoble. Hier commandirte General Marchand, der zu ſeiner Verſtärkung eben den Oberſten Labedoyère mit ſeinem Regiment aus Chambery herbeigerufen hatte, und zwar die Thore verſchloß, aber die Brücke, über welche Napoleon kommen ſollte, nicht ſprengte. Ein Bataillon

aus Italien und Marlborough aus den Niederlanden, um Ludwig von Baden zu unterstützen, und in der Mitte Deutschlands die Franzosen und Bayern zu vernichten. Die Bayern wurden am Schellenberge geschlagen; da sie sich aber durch die Ankunft des französischen Marschalls Tallard mächtig verstärkten, kam es am 13ten August bei Hochstädt in Schwaben zu einer Hauptschlacht, in welcher die Franzosen gänzlich überwunden und ihr Marschall selbst gefangen wurde.

Im nächsten Jahre 1705 starb Kaiser Leopold, und ihm folgte sein Sohn Joseph I. Dieser verfuhr besonders streng gegen die Bayern, die sich daher muthig empörten, nachdem Marlborough nach den Niederlanden, Eugen nach Italien zurückgekehrt war. Das bayerische Landvolk stand auf unter der Anführung eines Studenten, Namens Mainl, ward aber durch die Oesterreicher wieder überwunden, und der Churfürst von Bayern wurde, wie der von Cölln, feierlich in des Reiches Acht und Bann gethan. Eugen siegte wieder in Italien bei Agnadello, und Marlborough in den Niederlanden.

Noch siegreicher war das folgende Jahr, 1706. Erzherzog Karl zog als König in Madrid ein. Marlborough schlug den Marschall Villeroi bei Ramillies, Eugen aber gewann die große Schlacht bei Turin, worin sich von österreichischer Seite besonders der General Daun, und von preußischer der Fürst von Anhalt-Dessau, der sogenannte alte Dessauer, ein Liebling der Soldaten, auszeichneten. Durch diesen Sieg unterwarf Eugen sein Vaterland Savoyen. Dann nahm er 1707 auch das Königreich Neapel ein; dagegen wurde Karl in Spanien von Philipp bei Almanza wieder geschlagen.

Nachdem Eugen ganz Italien unterworfen, zog er 1708 Marlborough nach den Niederlanden zu Hülfe, und beide siegten in der großen Schlacht bei Oudenarde über

der Beſatzung, welches er hinausſchickte, um Napoleon aufzuhalten, legte zwar Hand ans Gewehr, als aber ihr Kaiſer furchtlos vor die Bayonette trat, ſeinen grauen Oberrock aufknöpfte, ihnen ſeine alte grüne Uniform zeigte und frug: „kennt ihr mich denn nicht mehr?“ ſtürzten ſie ihm zu Füßen oder ergriffen gerührt ſeine Hände und gingen alle zu ihm über. Noch an demſelben Abend führte Labedoyère ihm ſein ganzes Regiment zu. Auch die übrigen Truppen in der Stadt waren für ihn. Marchand befahl nur, die Thore geſchloſſen zu halten, damit es wenigſtens ſcheine, als ſey die Stadt mit Gewalt genommen worden. Lachend wurden die geſperrten Thore dann von innen und außen eingeſchlagen und Napoleon zog unter allgemeinem Jubel ein.

Der Wiener Congreß war noch verſammelt. Die Nachricht von Napoleons Flucht, die am 7. anlangte, ſchlug wie ein Platzregen alle noch flammenden Leidenſchaften und Eiferſüchteleien nieder. War es die Furcht vor den neuen Gefahren, mit denen Napoleon Europa bedrohte, oder die Scham, ihn nicht beſſer überwacht zu haben,*) alle alliirten Monarchen waren ſchnell einverſtanden, aufs neue zuſammenzuhalten. Talleyrand ſah für die Bourbons die größte Gefahr im Verzuge. Wurde Ludwig XVIII. von Napoleon verjagt, ſo konnte auch in Wien die Anſicht wieder geltend gemacht werden, die Bourbons ſeyen unfähig, Frankreich zu regieren, und Kaiſer Franz konnte auf den König von Rom und die Regentſchaft Marie Louiſens zurückkommen. Auch Kaiſer Alexander war übel gelaunt gegen die undankbaren Bourbons, die mit England und Oeſterreich ſogleich Front gegen ihn gemacht hatten, nachdem er ſie kaum in Paris eingeſetzt hatte. Dennoch gelang es Talleyrand, ſchon am 13. März die alliirten Mächte zu der offenen Deklaration zu bewegen, Napoleon habe durch ſeine Flucht von Elba den einzigen Rechtstitel verwirkt, an den ſeine politiſche Exiſtenz gebunden ge-

*) Blücher weckte, als die Nachricht in Berlin eintraf, den engliſchen Geſandten aus dem Schlafe und rief ihm zu: „Haben die Engländer eine Flotte im mittelländiſchen Meere?“

wesen sey; er werde hiemit von allen „gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Weltruhe den öffentlichen Strafgerichten übergeben.“ Uebrigens würden sie den ersten Pariser Frieden aufrecht erhalten. Damit war die Anerkennung der Bourbons und die Schonung der französischen Grenzen abermals ausgesprochen, alles, was Talleyrand wünschte. Natürlicherweise konnte bei einer so wichtigen neuen Einigung der Großmächte die Weigerung des kleinen Königs von Sachsen, die schon früher beschlossene Theilung seines Landes anzuerkennen, nicht Stich halten. Metternich, Talleyrand und Wellington, welcher des nach London heimgekehrten Lord Castlereaghs Stelle in Wien übernommen hatte, reisten nach Preßburg, wohin man den König von Sachsen hatte bringen lassen, und nöthigten ihm die Einwilligung ab. Am. 18. März wurde in Schönbrunn ein Versuch gemacht, den König von Rom und seine kaiserliche Mutter heimlich nach Frankreich zu entführen, mißlang aber. Kaiser Alexander nahm am 30. April den Titel König von Polen an und versprach den Polen eine Constitution. Am 26. Mai verließ er mit dem König von Preußen Wien, der Congreß vollendete noch die deutsche Bundesverfassung, die am 8. Juni unterzeichnet wurde, und löste sich am 11. auf.

In Paris hatte man schon am 3. März die erste Nachricht von Napoleons Landung erhalten. Die reactionäre Partei Artois' war entzückt darüber, denn sie zweifelte nicht, Napoleon werde gefangen werden und das ganze Ereigniß strengere Maßregeln der königlichen Regierung rechtfertigen. Aber auch die constitutionelle Partei freute sich, denn indem sie einige Gefahr für Ludwig XVIII. voraussah, war sie entschlossen, denselben als constitutionellen König zu unterstützen, und hoffte ihn dadurch der Verfassung und freisinnigen Ideen geneigter zu machen. Am 10. brach eine Militärverschwörung im Norden Frankreichs aus. General Lefebvre-Desnouettes und General Lallemand hofften sich mit ihren Truppen der Festung Lille für Napoleon zu bemächtigen, durch die Festigkeit des Marschall Mortier wurde aber der ganze Plan vereitelt. Dieses Ereigniß machte den Bourbons Muth, sie hofften, auch im Süden würden

die Marschälle Napoleon aufhalten. Ney, den der alte König besonders liebkoste, ließ sich von ihm dergestalt einnehmen, daß er ihm die Hand küßte und ihm versprach, Napoleon wie einst Bajazet in einem eisernen Käfig zu bringen.

Die Herzoge von Artois und Orleans waren nach Lyon vorausgeeilt, wo sie am 8. eintrafen. Aber sie fanden die Stimmung sehr ungünstig. Die Lyoner Bevölkerung war Napoleon immer sehr ergeben gewesen und die Truppen verhehlten ihre Freude nicht. Anfangs hatten die Prinzen gehofft, an der Spitze der Truppen Napoleon entgegenziehen zu können. Nachher wünschten sie wenigstens, die Truppen zurückzuziehen, damit sie nicht zu Napoleon übergehen könnten. Aber auch das war nicht mehr möglich. Marschall Macdonald, der die Prinzen möglichst unterstützte, genoß kein Ansehen mehr und mußte mit ihnen flüchten. Volk und Truppen gingen dem Kaiser entgegen, der im Triumph in die Stadt zog. Kein Tropfen Blut war vergossen worden. Von hier aus schrieb Napoleon an seine Gemahlin und versicherte Europa seiner friedlichen Gesinnungen. Auch erließ er wieder die ersten Regierungsdecrete als Kaiser, that Bourbonische Einrichtungen und Personen in den Bann und stellte die seinigen wieder her, doch alles mit Mäßigung. Am 18. nahm er Abschied mit den bezaubernden Worten: „Lyoner, ich liebe euch," und fuhr nach Paris weiter, jetzt schon von einer ganzen Armee begleitet, die unterwegs beständig Zufluß erhielt. Auch das Volk strömte von allen Seiten herbei und die ganze Reise war ein ununterbrochener Triumphzug. Ney, der gegen ihn hatte ausziehen sollen, ließ sich bald überreden, zu ihm überzugehen, leichtsinnig vergessend, was er dem König eben noch geschworen hatte, am 14.

In Paris wurde man immer bänger. Je näher Napoleon kam, desto vorsichtiger wurden die Zeitungen in ihren Ausdrücken. Erst war er das Ungeheuer, der Tiger ꝛc. genannt worden, dann Bonaparte, dann Napoleon, bald war schon wieder vom Kaiser die Rede. Ludwig XVIII. nahm die Miene an, als vertraue er noch ganz den Kammern, und begab sich zu den Deputirten, am 16. Zu klug

und erfahren, um von Kammertiraden wirksame Hülfe zu erwarten, that er diesen Schritt ohne Zweifel nur, um, wenn er bald werde flüchten müssen, bei der constitutionellen Partei wenigstens ein gutes Andenken zu hinterlassen, was ihm bei seiner zu hoffenden Wiederherstellung nützlich werden mußte. B. Constant schleuderte eine Philippica gegen Napoleon und gab die, welche etwa wetterwendisch der neuen Gewalt huldigen würden, der Schande Preis. „Wie verächtlich wären wir, wenn wir aufs neue der Regierung eines Mannes huldigten, gegen den wir unsern ganzen Abscheu erklärt haben.“ Fouché setzte sich absichtlich einer scheinbaren Verfolgung durch die bourbonische Polizei aus, um sich dadurch bei Napoleon zu empfehlen und dann in seinem Dienste insgeheim um so sicherer den Bourbons zu dienen. In der Nacht auf den 20. kam Napoleon schon nach Fontainebleau, überall vom gleichen Enthusiasmus empfangen. An Widerstand war nicht mehr zu denken. In derselben Nacht noch reiste der König von Paris ab und die Prinzen und sein ganzer Anhang folgten ihm. Auch die meisten Marschälle, Berthier, Marmont, Moncey, Macdonald, Victor, Gouvion St. Cyr, Oudinot. Der König hoffte, in einer französischen Festung im Norden Schutz zu finden, durfte aber nirgends den Truppen trauen, floh also über die Grenze nach Gent unter den Schutz der dort lagernden Engländer.

Nach des Königs Flucht erwartete Paris in größter Ruhe den Kaiser. General Excelmans pflanzte die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien auf, die Königin Hortense begab sich in dieses Schloß, die vormaligen kaiserlichen Diener fanden sich gleichfalls ein und ordneten alles zum Empfang des alten Herrn. Lavalette bemächtigte sich der Post für Napoleon. Tausende von Menschen warteten neugierig und jubelnd auf den Straßen, bis endlich noch spät am Abend des 20. (am Geburtstage des Königs von Rom) Napoleon in einer einfachen Chaise am Palast-vorfuhr. Jauchzend stürzten sich ihm die Offiziere entgegen und trugen ihn die Treppen empor. „Lächelnd vor Glück“ schloß er die Augen, bis er in die Arme der so sehr von ihm geliebten Hortense sank. Aber er gönnte sich kaum

einige Ruhe. Mit größter Schnelle und gewohnter Meisterschaft organisirte er das wiedergewonnene Reich, schuf sich Minister, betrieb die Rüstungen, unterhandelte mit den Constitutionellen, diplomatisirte nach außen ꝛc. Sein Wort war aufs glänzendste erfüllt, seine Adler waren bis auf Notre Dame geflogen; sein Zug war ein friedlicher Triumphzug gewesen und hatte keinem Menschen das Leben gekostet. Ließ es sich deutlicher sagen, daß Frankreich *ihn* wolle und daß es die Bourbons, die schmählich hatten davonlaufen müssen, nicht wolle? Diese Thatsache, hoffte er, werde Eindruck machen, wenn nicht beim ganzen Congreß, doch bei einigen der alliirten Mächte. Allein es war ihm nicht mehr möglich, die Bande zu sprengen, durch welche sich die Alliirten neuerdings fest vereinigt hatten. Talleyrand war ihm zuvorgekommen. Seine Couriere, die allen Großmächten Frieden verkündeten, wurden an den Grenzen zurückgewiesen, keines seiner Worte auch nur einer Antwort gewürdigt. Auch war es ein schlimmes Vorzeichen für ihn, daß die von Ludwig XVIII. angenommenen Schweizerregimenter sich durch nichts bewegen ließen, zu ihm überzutreten; er mußte sie entlassen.

Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, Oesterreich für ein System zu gewinnen, durch welches, wenn nicht zu Gunsten Napoleons selbst, doch seines Sohnes, die Bourbons vom französischen Thron ausgeschlossen werden sollten, wenn nicht *Murat* seinem Schwager einen schlimmen Streich gespielt hätte. Es lag im Interesse Oesterreichs, die Bourbons nicht zu mächtig werden zu lassen; deswegen hatte es bisher Murat in Neapel geschützt. Nun erklärte aber Murat, verblendet durch Napoleons wiederkehrendes Glück, auf einmal Oesterreich den Krieg und rief Oberitalien zu den Waffen. Dieses Vorgehen Murats stand in offenem Widerspruch mit den Friedensversicherungen Napoleons und hatte doch den Anschein, als ob der letztere darum gewußt habe. Am 17. März brach Murat mit 40,000 Mann von Neapel auf; der Papst und der Großherzog von Toscana flohen aus ihren Residenzen. Das Volk, welches Murat durch Manifeste im Sinne der Einheit Italiens aufzuregen suchte, zeigte wenig Theilnahme. Die Oesterreicher unter Bianchi,

unter welchem Neipperg und Nugent dienten, leiſteten ihm am 8. April in Ferrara den erſten Widerſtand. Er vermochte die Citadelle daſelbſt nicht zu erſtürmen. Am 10. trat Frimont an die Spitze der Oeſterreicher und trieb die Neapolitaner unaufhaltſam über Rimini und in einer zweiten Colonne unter Nugent über Florenz zurück. Erſt bei Tolentino hielt Murat wieder Stand, aber nur, um hier in einer Hauptſchlacht am 2. und 3. Mai zu unterliegen. Er mußte aus dem Lande flüchten. Neapel ſelbſt ergab ſich am 20. Mai. Die Oeſterreicher mußten wieder eilen, die Stadt zu beſetzen, um ihrer Plünderung durch die Lazaroni zuvorzukommen. Murats Gemahlin erhielt freien Abzug zur See und ein Aſyl in Oeſterreich. In Sicilien hatte unterdeß der alte König Ferdinand IV. mit Einwilligung der Engländer wieder die Regierung übernommen und kehrte nun auch nach Neapel zurück, deſſen rechtmäßigen Beſitz ihm niemand mehr beſtritt. Murat entkam nach Marſeille und wünſchte ſehr, wieder unter Napoleon zu dienen; dieſer aber befahl ihm zurückzubleiben.

Nach derſelben Stadt Marſeille flüchtete der Herzog von Angoulême, nachdem er einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, den Süden Frankreichs gegen Napoleon zu bewaffnen. Aber General Brouchy, der ihn verfolgte, gönnte ihm eine Capitulation und ließ ihn zur See entkommen, 8. April. Daſſelbe geſchah dem Herzog von Bourbon, der die Vendée aufregte, zu Nantes am 6. Die Herzogin von Angoulême, die ſich in Bordeaux zu halten gehofft hatte, wurde durch General Clauzel vertrieben, am 2. April, und entkam gleichfalls über Meer. Nur die Vendée blieb noch unruhig, ſo daß Napoleon ſich genöthigt ſah, ſie durch Truppen unter General Lamarque bewachen zu laſſen. Das ganze übrige Frankreich huldigte ihm, alle feſten Plätze unterwarfen ſich ihm freiwillig. Brouchy wurde Marſchall von Frankreich.

Je weniger Napoleon auf eine Allianz und Hülfe von außen rechnen konnte, deſto räthlicher ſchien es ihm, ſeine imperialiſtiſche Militärgewalt durch die wiederzuerweckenden Sturmgewalten der Re-

volution zu verstärken. Derjenige Theil der Constitutionellen, der sich mit den Bourbons nicht vertragen hatte, die alten Conventsmitglieder, besonders aber der trugvolle Fouché empfahlen ihm, wieder mehr die Rolle eines ersten Consuls als die des Kaisers zu spielen, um alle Parteien, denen es um Fortschritt zu thun war, die gemäßigten Constitutionellen ebenso wie die Republikaner zu gewinnen und im gemeinen Volke wieder die Begeisterung zu entflammen, die das Aufgebot in Masse zur Zeit der Republik begleitet hatte. Deshalb stellte Napoleon sogleich die Nationalgarden in ganz Frankreich her und schrieb ein großes Maifest bei Paris aus, auf dem sich wieder die Föderirten aus allen Departements zusammenfinden sollten. Natürlicherweise berief er nun auch die Deputirtenkammer ein und schmeichelte ihr auf alle Weise. Daß Carnot ihm seine Dienste anbot, war natürlich, denn das Vaterland war in Gefahr. Völlig charakterlos handelte dagegen B. Constant, indem er, durch schmeichelhaften Zuspruch Napoleons und durch die Ernennung zum Staatsrath sich bestechen ließ. Der nämliche Constant, der noch wenige Tage vorher öffentlich seine tiefste Verachtung gegen alle Franzosen ausgedrückt hatte, die zu Napoleon übergehen würden. Auch Lafayette nahm wenigstens die Wahl zum Deputirten an und wollte einen ehrlichen Versuch mit Napoleon als constitutionellem Kaiser machen. Selbst die alten Jakobiner erwachten wie aus langem Todesschlaf und bezeugten dem ihren Dank, der sie wieder ans Licht geführt hatte. Der Pöbel in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau föderirte sich, verlangte Waffen und hielt am 14. Mai einen Aufzug vor Napoleon. Ueberall entstanden auch wieder politische Klubs. Aber das alles war Unnatur; es war unmöglich, daß sich eine solche politische Comödie auf die Dauer durchspielen ließ im Angesicht des bewaffneten Europa.

Am 1. Juni wurde das angekündigte große Maifest auf demselben Platze abgehalten, auf dem die großen Feste der Republik gefeiert worden waren. Wiederum war ein ungeheures Amphitheater, ein großer Altar und ein Thron mit Galerien aufgerichtet. Napoleon hatte dafür gesorgt, daß außer den föderirten Wahlmännern

aus allen Departements, die ein allzu republikaniſches Gepräge trugen, auch Deputationen von der Armee und Marine aufziehen mußten. Auch erſchien er in größter Gala, im Krönungswagen, umgeben von Pagen, von ſeinem ganzen Hofſtaat und begleitet von ſeinen drei Brüdern Lucian, der ihn im Glück verlaſſen, jetzt aber ſein Unglück theilen wollte, Joſeph, der aus der Schweiz, und Jerome, der aus Trieſt heimlich herbeigeeilt war. Auch die neue Kammer war anweſend, alle ſeit faſt dreißig Jahren vorgekommenen Factoren der Macht waren repräſentirt, das Soldatenkaiſerthum, das conſtitutionelle Königthum, die Republik, der Hof, das Lager, der Klub. Napoleon hielt eine Rede voll erkünſtelter Begeiſterung, ließ (wie einſt Lafayette) die Föderirten und alle Anweſenden auf die neue Verfaſſung ſchwören und nahm (wie einſt zu Boulogne) eine große Fahnenvertheilung unter den Truppen vor. Aber indem alle großen Effecte der Republik und der Kaiſerzeit hier zuſammengedrängt wurden, genoß man nur das unheimliche Vergnügen, gleichſam die ganze Geſchichte der letzten dreißig Jahre wie in einem Traumbild an ſich vorübergehen zu ſehen, aber es war nichts Wirkliches mehr, was man ſah. Man hatte ſich, weil man der Gegenwart nicht mehr Meiſter war, nur in die Vergangenheit hineingelogen.

Am 3. Juni conſtituirte ſich die Deputirtenkammer und wählte Lanjuinais zum Präſidenten, nicht Lucian, den Napoleon dringend vorgeſchlagen. Die Kammer wollte ſelbſtändig auftreten, nicht ein Mittel für Napoleon ſeyn, ſondern dieſen als Mittel gebrauchen. Eine ſolche Oppoſition unmittelbar vor dem Ausbruch eines ſchrecklichen Krieges, der die Exiſtenz des Staats bedrohte, mußte als ganz unſinnig erſcheinen, aber ihr geheimer Lenker, Fouché, und auch Lafayette ſelbſt, der es ehrlich meinte, erkannten ſehr richtig, daß wenn auch Napoleon beſiegt und vernichtet werde, die Machtentfaltung und Oppoſition der Kammer unmittelbar vor ſeiner Kataſtrophe ſpäter bei der Reſtauration dem conſtitutionellen Syſtem zu gute kommen und die Bourbons für Beibehaltung deſſelben ſtimmen werde. Napoleon aber ließ die Kammer treiben, was ſie wollte, denn indem er ſchon am 8. Juni ſeine Garden von Paris gegen

den Feind ausrücken ließ und in wenigen Tagen nachfolgte, wußte er wohl, daß ein Sieg oder eine Niederlage im Felde alles ändern würde. Er hatte erſt 130,000 Mann mit 350 Kanonen zu einer Offenſive, zuſammengebracht, glaubte aber mit dem Angriff nicht zögern zu dürfen. Er hatte in dem Wahn, daß man ihm den Beſitz Frankreichs gönnen würde, und aus Furcht, als ein unerſättlicher Krieger zu erſcheinen, wenn er zuerſt angriffe, nur zu lange ſchon gezögert. Wollte er den Feind überraſchen, ehe deſſen ungeheure Streitmaſſen ſich zuſammenzögen, ſo konnte er nicht frühe genug kommen. Er zog aber das Schwert erſt, als ihm jede Friedenshoffnung geſchwunden war, und wandte ſich gegen den Feind, wo er ihm am nächſten ſtand, in Belgien.

4.

Waterloo.

Die Alliirten hatten ſich der Täuſchung hingegeben, Napoleon werde im Süden angreifen und mit dieſem Plane ſey Murats Erhebung in Verbindung geſtanden. Deshalb war die Aufmerkſamkeit der in den Niederlanden aufgeſtellten Engländer und Preußen nicht ſo ſcharf, als ſie hätte ſeyn ſollen. In Italien ſtanden 60,000 Oeſterreicher, am Oberrhein 23,000 Oeſterreicher und deutſche Bundestruppen, gegen den Mittelrhein zogen 140,000 ſchon auf dem Rückweg begriffen geweſene Ruſſen wieder heran, in Belgien ſtand Wellington mit 100,000 Engländern, Holländern, Hannoveranern,*)

*) Die hannöveriſche Legion, die ſich in Spanien ſo ſehr ausgezeichnet, focht auch hier wieder mit. Gleichwohl duldete die engliſche Politik nicht, daß dieſes tapfere Heer etwa den Kern der neuzuerrichtenden hannöveriſchen Armee im Vaterlande gebildet hätte. Die Legionäre wurden zurückbehalten oder entlaſſen als gemeine engliſche Söldner, ohne alle Berückſichtigung ihrer patriotiſchen Hingebung. Nur ihrem Commandeur, dem General Karl von Alten, widerfuhr die Ehre, in den Grafenſtand erhoben zu werden.

Braunſchweigern und Naſſauern, an der Maas Blücher mit 115,000 Preußen, an der Moſel noch 20,000 deutſche Bundestruppen. Napoleon hatte außer der gegen Belgien operirenden Hauptarmee von 130,000 Mann nur 20,000 unter Rapp in Straßburg, 5000 unter Lecourbe in Hüningen, 16,000 unter Suchet bei Chambery, 6000 unter Brune in der Provence, 4000 unter Decaen bei Toulouſe, 4000 unter Clauzel bei Bordeaux und 25,000 unter Lamarque in der Vendée. Man hat ihn getadelt, daß er ſo viele kleine Corps vereinzelt aufſtellte und nicht lieber gleich mit allem, was er hatte, in einer Maſſe auf den Feind ſtürzte. Allein es ſcheint ihm daran gelegen zu haben, ſowohl die Aushebungen in den Provinzen zu überwachen, als die Aufmerkſamkeit des Feindes auf den Süden hinzuziehen, während er ganz unerwartet ſeine Operationscorps aus verſchiedenen Stellungen zuſammenzog, um in Belgien einzufallen.

Wenige Wochen vorher hatte Blücher in ſeinem Hauptquartier Lüttich in Gefahr geſchwebt. Am 22. April nämlich war der Befehl an ihn gelangt, die unter ſeinem Heer befindlichen ſächſiſchen Regimenter dergeſtalt zu theilen, daß welcher ſächſiſche Soldat in dem nunmehr von Sachſen an Preußen abgetretenen Landestheil geboren ſey, auch ſofort in preußiſche Dienſte zu treten habe. Nun hatte man aber den König von Sachſen nicht aufgefordert, die Truppen erſt von dem Eide zu entbinden, den ſie ihm geleiſtet. Die treuen Soldaten weigerten ſich daher, ehe ſie ihres Eides entbunden ſeyen, Blüchers Befehl zu gehorchen, und empörten ſich. Blücher ſelbſt mußte flüchten. Er ließ jedoch die Sachſen mit preußiſchen Truppen umringen, ſieben Rädelsführer erſchießen und die ſächſiſchen Fahnen verbrennen. Ein ſächſiſcher Trommler, Namens Kanitz, erſt 16 Jahre alt, verlangte freiwillig erſchoſſen zu werden, weil er zuerſt die Trommel gerührt habe. Und der preußiſche General Borſtell, ein Fels von Ehre, der die Fahnen verbrennen laſſen ſollte, weigerte ſich dreimal, wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht geſtellt und außer Dienſt geſetzt. Eben ſo ungehorſam war er bei Dennewiz geweſen, um ſein Vaterland zu retten. — Seitdem hatte Blücher ſein Hauptquartier nach Namur verlegt, Wellington das

Ludwigs Marschälle, Vendome und Bourgogne, und nachmals 1709 in der Schlacht bei Malplaquet über Villars. In Spanien aber siegte der Graf von Stahremberg, und führte den König Karl 1710 wieder in Madrid ein.

Doch alle diese Siege blieben fruchtlos. In England ward unter der schwachen Regierung Anna's, der Nachfolgerin Wilhelms, die österreichische Parthei gestürzt, Marlborough entsetzt, 1711. In demselben Jahr starb Joseph I., und sein Bruder, der spanische König, ward unter dem Namen Karl VI. deutscher Kaiser. Da auf diese Weise die deutsche und spanische Krone wieder auf einem Haupte saß, fürchteten selbst Oesterreichs bisherige Bundesgenossen das allzugroße Uebergewicht dieser Macht. Dies lähmte den Krieg. England schloß mit Frankreich 1713 den Frieden von Utrecht ab, und im folgenden Jahr folgte Deutschland nach, weil es den Krieg unter so ungünstigen Umständen nicht allein fortsetzen wollte. In dem Frieden von Rastadt und Baden, 1714, gab Karl VI. seinen Anspruch auf Spanien auf, welches Philipp V., Ludwigs Enkel, jetzt in Besitz nahm. Dagegen behielt Oesterreich Neapel, Mailand und die Niederlande. Die Insel Sardinien gab Oesterreich ein Jahr später gegen Sicilien dem Herzog von Savoyen, der sich seitdem König von Sardinien nannte. Als Besitzer der Niederlande schloß nun der Kaiser mit Holland den sogenannten Barrieretraktat ab, nach welchem die Grenzfestungen gegen Frankreich von Oesterreich und Holland gemeinschaftlich besetzt und vertheidigt werden sollten. Preußen bekam Neufchatel in der Schweiz, zufolge der Wahl seiner Stände. Die geächteten Fürsten wurden wiederhergestellt. Noch in demselben Jahr gelangte nach dem Tode der Königin Anna der Churfürst Georg von Hannover auf den Thron von England.

ſeinige nach Brüſſel. Sie erwarteten keinen Angriff. Wellington glaubte ſich ſo ſicher, daß er ſeine Truppen in weiten Quartieren zerſtreut hatte und in Brüſſel eben vergnügt auf einem Balle unter den Damen zubrachte, als die Nachricht anlangte, ſeine Vorpoſten ſeyen angegriffen, am 15. Juni.

Napoleon war am 13. in Avesnes angelangt, wo er ſeine Truppen vereinigte und überlegte, ob er zuerſt auf Wellington oder Blücher losgehen ſolle. Jenen zu überfallen, war leichter, weil die Engländer weit auseinander lagen. Dennoch zog es Napoleon vor, ihn nur zu beſchäftigen und ſich zuerſt mit Uebermacht auf Blücher zu werfen. Er urtheilte, Wellington werde den Preußen nicht, wohl aber würde Blücher den Engländern zu Hülfe kommen. Einer ſeiner Generale, Bourmont, und mehrere Offiziere deſertirten am 14. zum Feinde. Am 15. überraſchte er das erſte preußiſche Armeecorps unter Ziethen an der Sambre bei Charlerei; Blücher aber gab mit großer Geiſtesgegenwart, ſobald er die Sachlage inne wurde, allen ſeinen Corps Sombref zum Vereinigungspunkt, wohin ſich Ziethen zurückziehen konnte und wo man Wellington am nächſten ſtand. Das Corps Bülows allein war noch in Lüttich weit zurück. Aber die Franzoſen drangen Ziethen raſch nach und zwangen die Preußen am 16. zu einer Hauptſchlacht bei Ligny. Dieſes Dorf, ſo wie das Dorf St. Amand wurden von den Preußen aufs hartnäckigſte vertheidigt, aber endlich in die Flanke genommen und das weichende preußiſche Fußvolk erlitt durch die Reiterei Napoleons viel Verluſt. Blücher ſelbſt, deſſen Pferd von einer Kugel getödtet wurde, blieb unter demſelben liegen, während die franzöſiſchen Küraſſiere, ohne ihn zu bemerken, vorüberjagten, um die Preußen zu verfolgen; nur Graf Noſtiz, ſein Adjutant, war bei ihm. Zum Glück hatte gerade damals preußiſche Reiterei zum Schutz des Fußvolks eingehauen, jagte die feindlichen Küraſſiere zurück und fand Blücher, der hart gedrückt und gequetſcht, doch ſonſt geſund und bei guten Sinnen unter dem Roß hervorgezogen wurde und, ohne ſeine Perſon zu pflegen, während der Nacht mit raſcheſter Umſicht den Rückzug ſeines Heeres ordnete, dem bereits in ſeiner Abweſenheit Gneiſenau

die Richtung nach Wavre gegeben hatte, gemäß dem frühern Plan wieder den Engländern so nahe als möglich. Der preußische Verlust betrug 12,000 Mann und 21 Kanonen.

An demselben Tage machte Ney mit nur 40,000 Franzosen bei Quatrebras einen Angriff auf die Engländer, die dadurch noch viel mehr überrascht wurden, als Blücher. Wellingtons Offiziere waren, wie schon bemerkt, auf einem Balle in Brüssel; Herzog Wilhelm von Braunschweig verließ sogleich den glänzenden Saal, um sich aufs Pferd zu werfen und an die Spitze seiner Schwarzen zu stellen, aber noch waren zu wenig Truppen beisammen, um Neys Uebermacht aufzuhalten. Indem der edle Herzog sich auf die feindliche Cavallerie warf, traf ihn eine tödtliche Kugel. Wegen Mangel an Reiterei und Kanonen verloren die Engländer und Braunschweiger hier 5000 Mann. Die Absicht Neys, jede Unterstützung Blüchers durch Wellington zu verhüten, war vollkommen gelungen. Wellington aber zog alle Truppen von Quatrebras zurück und rief alle übrigen zerstreuten Corps zusammen, indem er eine Stellung bei Waterloo nahm. Dichter Regen begünstigte seinen Abzug. Napoleon, der nur Grouchy mit 36,000 Mann zur Verfolgung Blüchers zurückgelassen, war von Ligny nach Quatrebras geeilt, am 17., und sehr erzürnt, daß Ney die Engländer zwar verfolgt, aber nicht mehr erreicht hatte. Ueberzeugt, daß er am nächsten Tage von Napoleon selbst werde angegriffen werden, forderte Wellington Blücher auf, ihm zwei seiner Corps zu Hülfe zu senden, aber Blücher antwortete, er werde mit seiner ganzen Armee kommen.

Der Regen hatte den Boden erweicht, deshalb war der Weg Blüchers von Wavre zu Wellington nach Waterloo immerhin schwierig zurückzulegen und Napoleon hätte wohlgethan, seinen Angriff auf Wellington so schnell als möglich zu beginnen und bei Waterloo zu siegen, ehe Blücher ankommen konnte. Aber Napoleon bildete sich ein, Blücher sey nach Namur geflüchtet und werde von Grouchy dahin verfolgt. Es scheint unbegreiflich, daß er seinen Gegner nicht besser zu würdigen wußte. In seinen frühern

Feldzügen war er ſelbſt gegen viel ſchwächere Gegner vorſichtiger. Am Morgen des 18. Juni klärte ſich der Himmel auf und die Sonne begann den Boden raſch zu trocknen. Aber Napoleon, der mit ſeiner ganzen dichtverſammelten Macht den Engländern gegenüberſtand, zögerte mit dem Angriff und hielt mit ſeinen Truppen erſt eine große Parade ab. Die Engländer behaupteten ein erhöhtes Terrain; ihnen gegenüber, wo ſich aus der Thalſenkung die Gegend abermals erhöhte, ſtanden die Franzoſen, von der Sonne beſtrahlt, eine unermeßliche glänzende Linie. Indem Napoleon ſie muſterte, tönte ein donnerndes vive l'empereur! herüber und man ſah, wie die Reiter ihre Helme mit den Säbeln, das Fußvolk ſeine Tſchakos mit dem Bajonet emporhob. Es waren 70,000 Franzoſen, denen 64,000 Engländer gegenüberſtanden. Erſt um 11 Uhr ließ Napoleon den Angriff beginnen, viel zu ſpät. Am Fuße der Höhen, auf denen die Engländer ſtanden, lagen zwei Höfe, die ihnen als vorgeſchobene Bollwerke dienten und mit deren Eroberung ſich die Franzoſen wieder unnöthig lange aufhielten. Gegen 2 Uhr bemerkte Napoleon auf den Höhen von St. Lambert zur Rechten Wellingtons den Anmarſch ferner ſchwarzer Colonnen und glaubte anfangs, es ſey Grouchy, dem er Befehl hatte zukommen laſſen, an der Schlacht gegen die Engländer Theil zu nehmen. Er glaubte nämlich, die Preußen würden weit genug entwichen ſeyn und Grouchy, der jedenfalls näher ſtünde, könne noch herbeikommen. Aber jene ſchwarzen Colonnen waren Preußen. Mit unſäglicher Anſtrengung hatten ſich dieſe, unter Blüchers dringendem und väterlichen Zuſpruch, durch den Koth durchgearbeitet und ſtrengten alle ihre Kräfte an, um nicht zu ſpät zu kommen. Nur Thielmann war mit einem ſchwachen Corps bei Wavre ſtehen geblieben und hielt hier Grouchys Uebermacht mit der heldenmüthigſten Hingebung auf. Grouchy hatte den Befehl Napoleons nicht erhalten,*) die Generale Gerard und Excelmans hörten den Donner der Kanonen von Waterloo und

*) Man beſchuldigt Napoleon, einen weitern Befehl, den er gar nicht erließ, blos zu ſeiner Entſchuldigung ſpäter fingirt zu haben.

drangen darauf, Grouchy ſollte dorthin eilen; aber Grouchy, um nicht wie Ney bei Quatrebras geſcholten zu werden, blieb zurück, immer noch in dem Wahn, Thielmanns Corps ſey nur der Nachtrapp der gegen Namur entflohenen Blücherſchen Armee. Sobald Napoleon die Preußen kommen ſah, ſchickte er ihnen Truppen entgegen, um ſie aufzuhalten, und ſchwächte dadurch ſeine Aufſtellung gegen die Engländer. Erſt gegen 4 Uhr Nachmittags gelang es einem wüthenden Reiterangriff der Franzoſen, die engliſche Reiterei zu werfen, wobei die Generale Picton und Ponſomby fielen, und den einen der beiden Höfe zu erobern, den andern zu verbrennen. Aber Wellington gewann Zeit, ſeine erſchütterte Schlachtlinie wieder herzuſtellen, weil Napoleon den Preußen immer mehr Streitkräfte entgegenwerfen mußte. Bülow war zuerſt auf dem Platz und griff um halb 5 Uhr an, immer neu verſtärkt von den nachrückenden Corps. Blücher hatte ihm die Richtung nach dem Dorf Planchenoit gegeben, welches in Napoleons rechter Flanke lag und von wo aus die Preußen, wenn Napoleon geſchlagen wurde, ihm am ſchnellſten in den Rücken kamen. Die junge franzöſiſche Garde vertheidigte Planchenoit mit ſtaunenswürdiger Ausdauer, während Napoleon mit ſeiner ſchweren Reiterei noch einen furchtbaren Angriff auf das Fußvolk Wellingtons machen ließ, welches in Quarrés aufgeſtellt nicht wich noch wankte. Aber die Engländer verloren ein Drittel ihrer Leute; die belgiſchen Truppen begannen zu wanken und die Straße nach Brüſſel war bereits gefüllt mit Verwundeten und Entlaufenen. Napoleon machte daher noch eine letzte verzweiflungsvolle Anſtrengung mit ſeiner alten Garde und drang mit derſelben im Keile gegen das ſchon ſo oft erſchütterte Centrum der Engländer vor. Aber in dieſem Augenblick rückte ein neues preußiſches Armeecorps unter Ziethen heran und nahm den Raum zwiſchen Bülow und Wellington ein. Ein ungeheurer Halbmond umgab die Franzoſen. Wellington rief freudig aus: „da kommt der alte Blücher, ganz wie er iſt," und befahl ein allgemeines Vorrücken: Durch die Preußen wunderbar erfriſcht, drangen die Engländer gleichzeitig mit den Preußen vor, die Planchenoit bereits erobert hatten und Na-

poleon im Rücken bedrohten. Da löste ſich die franzöſiſche Armee in ein Chaos auf, nur die Garde hielt Stand und umgab Napoleon. Er ſcheint den Tod gehofft zu haben und lenkte ſein Roß nicht und gab keinen Befehl zum Rückzug, obgleich hunderte um ihn her von Kugeln durchbohrt zuſammenſanken. Endlich ergriff ſein Adjutant Gourgaud die Zügel ſeines Roſſes und riß ihn hinweg. Die alte Garde endete ihres Ruhmes würdig.*) Blücher und Wellington begrüßten ſich bei dem Landhaus La belle Alliance, wovon die Schlacht den Namen erhielt.

Tief in die Nacht hatte der Kampf gedauert, aber Blücher befahl, was noch Athem habe, ſolle den Feind verfolgen. Gneiſenau ſelbſt blieb in den vorderſten Reihen und ließ einen Trommler zu Pferde ſetzen, der unaufhörlich wirbelte und die Franzoſen aus allen Bivouaks aufjagte, in denen ſie auszuruhen gehofft hatten. Heller Mondſchein begünſtigte dieſe luſtige Verfolgung. Zu Genappe erbeuteten die preußiſchen Füſiliere den Reiſewagen Napoleons, aus dem er eben erſt entſprungen war, und fanden darin noch ſeinen Hut und Degen, ſeine Orden, Juwelen, Gold und Papiere. Durch die raſche Verfolgung wurde das Hauptheer der Franzoſen gänzlich aufgelöst; aber Grouchy entkam durch geſchickte Wendungen und gewann einen Vorſprung nach Paris. Napoleon hätte mit Grouchys Armee und mit den Truppen, die ſich wieder zu ihm ſammelten, doch nicht viel ausrichten können, zog es daher vor, ſogleich nach Paris zurückzueilen, wohin auch Grouchy nachziehen mußte. Hier

*) Ihr General Cambronne ſoll, als man ihn aufforderte, ſich zu ergeben, ausgerufen haben: die Garde ſtirbt, aber ergibt ſich nicht. Beamiſh in ſeiner Geſchichte der engliſch-deutſchen Legion II. 411 berichtet, Oberſt Halkett habe Cambronne gegenüber geſtanden und denſelben zum Gefangenen gemacht. Obgleich ſein Pferd, von einer Kugel getroffen, ihn abwarf und der gefangene General umkehrte, ergriff ihn Halkett dennoch wieder und ſchleppte ihn an den Achſelſchnüren zu den Seinigen. Wie dem auch ſey, niemand wird beſtreiten, daß jene berühmten Worte die Wahrheit enthielten, wer ſie auch geſprochen oder nicht geſprochen hat. Denn beinahe die ganze Garde kam im heldenmüthigſten Kampfe um.

im Mittelpunct einer zahlreichen Bevölkerung hoffte er ſich wirkſamer vertheidigen zu können und wollte nicht wieder, wie im vorigen Jahre, durch ſeine Abweſenheit von der Hauptſtadt alles aufs Spiel ſetzen.

Aber die Stadt Paris war diesmal noch weniger geneigt, ſich zu vertheidigen als im vorigen Jahr. Es mangelte zwar nicht an tapfern Franzoſen, die um jeden Preis die Ehre retten und ſich bis auf den letzten Mann wehren wollten. Zu ihnen gehörte Carnot, der, obgleich der älteſte Freund der Republik, dennoch Napoleons abſolute Dictatur vorſchlug, weil er allein im Stande ſey, Frankreich noch zu retten. Die meiſten Soldaten waren derſelben Meinung und wollten, obgleich ſo oft beſiegt, immer noch kämpfen. Aber die Bürger und Nationalgarden dachten nicht ſo heroiſch und wollten kein Opfer bringen, hingen daher der Deputirtenkammer an, welche den Augenblick für günſtig hielt, um die Gewalt an ſich zu reißen und noch im ſchlimmſten Falle mit den zurückkehrenden Bourbons unter annehmlichen Bedingungen zu unterhandeln. Lucian beſchwor die Kammer, ſeinem Bruder treu zu bleiben, aber Lafayette erwiderte: „Sie klagen uns an, wir handeln pflichtvergeſſen an der Ehre und an Napoleon! Haben Sie denn alles vergeſſen, was wir für ihn gethan haben? Haben Sie vergeſſen, daß die Gebeine unſerer Kinder, unſerer Brüder auf dem ganzen Erdboden von unſerer Treue zeugen, im afrikaniſchen Sande, an den Ufern des Guadalquivir und Tajo, an der Weichſel und in den ruſſiſchen Eisfeldern? Seit mehr als zehn Jahren ſind drei Millionen Franzoſen für einen Mann geſtorben, der heute noch den Kampf mit ganz Europa beſtehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es iſt jetzt unſere Pflicht, das Vaterland zu retten.“ Dieſe ſchreckliche Wahrheit mußte jedem einleuchten. Napoleon ſah ſich verlaſſen.

Er hoffte nur noch auf das Ausland. Von Oeſterreich glaubte er, es werde ſeinen Sohn jedenfalls den Bourbons vorziehen, und dem Kaiſer von Rußland hatte er ſelbſt den geheimen Vertrag vom 8. Januar zugeſchickt, den er in den Tuilerien gefunden und der

auch wirklich geeignet war, Alexander gegen die undankbaren Bourbons einzunehmen. Der arglistige Fouché betrieb bei der Kammer wie beim Heer eifrigst die Wahl Napoleons II., die am besten geeignet war, einstweilen die Soldaten zu beschwichtigen und den Uebergang zu den Bourbons zu erleichtern, die noch zu verhaßt waren, als daß er sie direct hätte zurückverlangen können. Für seine Person hoffte Napoleon nach Amerika zu entkommen. Er unterwarf sich daher der Kammer und entsagte der Krone schon am 22. Juni, unter der Bedingung, daß der Thron auf seinen Sohn übergehe und daß ihm zwei französische Fregatten bewilligt würden zur Flucht nach Amerika. Am 25. begab er sich nach Malmaison, um hier bis zur Ausrüstung der Fregatten auf der Insel Aix zu verweilen.

Unterdeß begab sich eine Kammerdeputation, wobei Lafayette, B. Constant und auch General Sebastiani waren, ins Lager der alliirten Monarchen, um bei ihnen eine Anerkennung Napoleons II. (des Königs von Rom) zu erwirken. Fouché wußte wohl, daß sie nichts ausrichten könnten, betrieb aber ihre Entsendung, um sie aus Paris zu entfernen und Lafayettes Einfluß zu beseitigen. Die Monarchen hatten, nachdem sie den Wiener Congreß verlassen, eine Zeitlang ihr Hauptquartier in Heidelberg genommen und waren dann der großen österreichischen und deutschen Bundesarmee nach Frankreich gefolgt. Ihr Hauptquartier war in Hagenau im Elsaß, als die Deputation aus Paris ankam. Sie erhielt aber den Bescheid, man vermöge ihre Vollmachten nicht anzuerkennen und werde in Paris selbst das Weitere beschließen.

Malmaison wurde von den heranrückenden Preußen bedroht. Napoleon umarmte zum letztenmal die Königin Hortense und reiste am 29. Juni nach Rochelles ab, wo die Fregatten ihn erwarten sollten. Allein Fouché hatte alles vorgekehrt, daß er der Gefangenschaft nicht entgehen konnte, und schon hatten die Engländer den Hafen gesperrt. Ein nordamerikanischer Schiffer bot ihm an, ihn auf einem kleinen Fahrzeug zu retten. Er zog es jedoch vor, sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon unter den Schutz des Ca-

pitain Maitland zu begeben (15. Juli), um ſich nach England überſchiffen zu laſſen und die Gaſtfreundſchaft der engliſchen Nation als „des großmüthigſten unter ſeinen Feinden“ nachzuſuchen. Seine Erwartung wurde getäuſcht. Nach einer kurzen Verabredung mit den übrigen Mächten wurde das ſchon früher einmal angeregte Project, ihn nach St. Helena zu bringen, ausgeführt und am 4. Auguſt ſegelte Admiral Keith aus dem Hafen von Plymouth, wo er unterdeß hatte zubringen müſſen, nach dieſer fernen Inſel mit ihm ab. Napoleon wurde nur noch als General Bonaparte behandelt und durfte außer den nöthigſten Bedienten nur mit ſich nehmen ſeinen treuen Großmarſchall Bertrand, den General Montholon und den gelehrten Las Caſes. Savary, der ihn begleitet hatte und ihm ſeltene Treue bewies, wurde zurückgehalten. Am 15. October kam Napoleon in St. Helena an, wo er unter der Aufſicht deſſelben Hudſon Lowe, der einſt ſo ſchmählich die Inſel Capri an Murat verloren hatte, den kleinlichſten Kränkungen ausgeſetzt werden und der langen moraliſchen Marter zuletzt erliegen ſollte.

5.

Blücher in Paris.

Blücher und Wellington hatten die Verfolgung der bei Waterloo geſchlagenen Franzoſen rüſtig fortgeſetzt und waren am 30. Juni vor Paris angekommen, einen Tag nach Napoleons Abreiſe von Malmaiſon. Grouchys Armee und die übrigen franzöſiſchen Truppen waren unter Davouſts Befehl geſtellt worden, die Stadt Paris hatte Befeſtigungen erhalten, die wenigſtens gegen den erſten Angriff ausreichten; der kecke Excelmans hieb in Verſailles einige preußiſche Schwadronen zuſammen, die zu voreilig genaht waren, und am 1. Juli fand noch ein Kampf um das Dorf Iſſy Statt. Aber Davouſt ſah das Unnütze aller Gegenwehr ein, da außer Blücher und Wellington nun auch die große öſterreichiſche Südarmee und

vom Mittelrhein die Ruſſen heranrückten; er dachte alſo auf eine möglichſt ſchnelle und gute Capitulation. Fouché unterhandelte mit Wellington und bediente ſich deſſelben, um Napoleon II. zu beſeitigen und einfach die Rückkehr der Bourbons vorzubereiten. Am 3. Juli ſchloß Davouſt einen Waffenſtillſtand und verſprach die Räumung von Paris und den Rückzug aller franzöſiſchen Truppen hinter die Loire. Am 4. gab die Kammer noch eine letzte Erklärung, an die ſich auch der eben zurückgekehrte Lafayette anſchloß, und worin ſie alle conſtitutionelle Rechte des franzöſiſchen Volks wahrte, ohne die dynaſtiſche Frage weiter zu berühren.

Am 7. Juli zogen die erſten Preußen in die Stadt ein, ſtolz und voll unſäglicher Verachtung gegen die Franzoſen. Blücher gab das Beiſpiel. Als Davouſt ihn unmittelbar vor der Capitulation zum Waffenſtillſtand zu bewegen ſuchte unter dem Vorwand, Napoleon regiere nicht mehr, antwortete ihm Blücher in deutſcher Sprache mit einer derben Erinnerung an Hamburg, er ſolle ſich hüten, zum zweitenmal eine große Stadt unglücklich zu machen. Er führte ſeine Preußen über die von Napoleon in der Stadt Paris erbaute „Brücke von Jena“ und wollte die Brücke dann zerſtören laſſen: als Talleyrand ihm dies verwies, ließ er ihm ſagen, er würde es dennoch thun und es wäre ihm lieb, wenn ſich Herr Talleyrand ſelbſt vorher auf die Brücke ſetzen wollte. Inzwiſchen verhinderte die Ankunft des Königs von Preußen die Ausführung. Blücher ſchrieb eine Contribution von 100 Millionen aus. Auch das wurde von König Friedrich Wilhelm III. annullirt. Da ſchrieb Blücher dem König einen unſterblichen Brief im Namen ſeiner Armee, worin es hieß: „Ich habe von den 100 Millionen einen zweimonatlichen Sold für meine Truppen beſtimmt. Da ſie denſelben nun nicht erhalten können, ſo wird die ganze Armee gern auf dieſen Sold Verzicht leiſten, weil ſie ihn ſonſt aus dem preußiſchen Vaterlande beziehen und in Frankreich verzehren müßte, aber es nicht übers Herz bringen kann, die mühſam zuſammengebrachten Steuern des armen Vaterlandes nach Frankreich zu ziehen, um dieſes Land zu bereichern.“ Eins ſetzte Blücher glücklich durch, die Zu-

rücknahme der geraubten Kunſtwerke. Preußiſche Truppen beſetzten das Muſée Napoleon und preußiſche Gelehrte und Künſtler durften alles herausnehmen, was von den Franzoſen früher aus Preußen geraubt worden war. Dieſem Beiſpiel folgte nun auch Oeſterreich und folgten alle Staaten. Auch der Papſt ſchickte den berühmten Bildhauer Canova, um unter dem Schutz preußiſcher Bajonette die aus dem Vatikan geraubten antiken Bildwerke und Handſchriften zurückzuholen. Zum Dank dafür gab der Papſt die im dreißigjährigen Kriege aus Heidelberg geraubten altdeutſchen Handſchriften Deutſchland zurück und ſie befinden ſich wieder in Heidelberg, mit Ausnahme des wichtigen Codex der ſchwäbiſchen Minneſänger, der in Paris verhehlt wurde. Blücher wollte auch die berühmten Säulen vom Palaſt Karls des Großen in Aachen, die gleichfalls geraubt worden waren, wieder mitnehmen, erhielt aber nur einen Theil davon, die andern blieben in Paris, weil Alexander von Humboldt, Deutſchlands größter Naturforſcher, als Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts ſich dafür bei ſeinem König verwenden zu müſſen glaubte.

Talleyrand erklärte, als die franzöſiſchen Künſtler ihn beſtürmten, doch alles zu thun, um die Kunſtſchätze für Paris zu erhalten, mit Verachtung, das ſey eine Nebenſache. Er freute ſich, daß die Deutſchen darauf einen Werth legten, damit ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigten und ſich damit abſpeiſen ließen. Ihm lag weit mehr daran, Frankreichs bisherige Grenzen und die Feſtungen zu erhalten, als die Bilder. Das gelang ihm nun auch und Frankreich verlor ſo viel wie nichts. Als am 8. Juli Ludwig XVIII., am 10. die drei alliirten Monarchen von Oeſterreich, Rußland und Preußen in Paris ankamen, auch Metternich, Caſtlereagh ꝛc. eintrafen, fanden ſie ſchon Talleyrand mit Wellington in voller Thätigkeit, den Forderungen Blüchers zu opponiren. Das Dringen auf eine härtere Beſtrafung Frankreichs, auf eine Schwächung deſſelben, auf Zurückforderung des Elſaßes und Lothringens ꝛc. wurde von ſämmtlichen Mächten mißbilligt. Die Unterzeichner des erſten Pariſer Friedens waren darüber einig, daß Frankreich mächtig erhalten werden müſſe.

Kapitel CCCCXXXIX.

Karl VI.

Kaum war dieser Friede geschlossen, so brachen die Türken den ihrigen, und fielen wieder in Ungarn ein, 1716. Doch Eugens Tapferkeit überwand sie von neuem in den großen Schlachten bei Peterwardein und bei Belgrad. In dem Frieden zu Passerowitz mußten die Türken an Oesterreich auch noch Belgrad und einen Theil von Servien und der Wallachei herausgeben, dagegen erhielten sie Morea von Venedig zurück, 1718.

Es folgten nun einige Jahre des Friedens, welche die Deutschen zu ihrer Erholung anwandten. Man sah die meisten Fürsten mit großer Sorgfalt über das Wohl und Gedeihen ihrer Länder wachen. Vor allen strengte sich König Friedrich Wilhelm I., Sohn Friedrichs I. von Preußen, mit unermüdeter Thätigkeit an, durch Fleiß und Sparsamkeit sich und sein Land emporzubringen. Der glückliche Frieden litt um so weniger Unterbrechung, weil Ludwig XV., der seit 1715 in Frankreich regierte, nichts von dem Unternehmungsgeist seines Vorfahren besaß.

Erst im Jahr 1733 kam mit einem neuen Erbstreit ein neuer Krieg. König August II. von Polen starb. Da nun Polen ein Wahlreich war, so bemühten sich die Hauptmächte, die Wahl des neuen Königs zu leiten. Oesterreich suchte Sachsen im Besitze Polens zu erhalten, Frankreich dagegen wollte jetzt Stanislaus Leszinsky zurückbringen. Aufs neue brach der Krieg in Italien und am Rhein aus, doch geschah kein entscheidender Schlag, und man machte nach zwei Jahren Frieden, indem man einen großen Ländertausch vornahm. Oesterreich trat Neapel an Karl, den Sohn Philipps V. von Spanien, ab; doch sollten die Kronen Frankreich, Spanien und Neapel nie auf einem Haupte vereinigt werden. Polen kam an Au-

Nur einige Conceſſionen glaubten ſie der öffentlichen Meinung in Deutſchland machen zu müſſen. Frankreich verlor die Feſtungen Landau und Saarlouis,*) auch was es von Savoyen zurückbehalten hatte, und wurde zu einer Contribution von 700 Millionen Franken verurtheilt. Das war unglaublich wenig im Vergleich mit den Opfern, welche die franzöſiſche Republik und Napoleon früher von Deutſchland gefordert hatten. Von der Contribution wurde der vierte Theil abgezogen, um davon Feſtungen an den Grenzen Frankreichs bauen zu können. Die übrigen drei Viertheile der franzöſiſchen Contribution wurden ſo vertheilt, daß die vier Großmächte England, Rußland, Oeſterreich und Preußen jede 100 Millionen, die übrigen der Allianz beigetretenen kleinen Staaten zuſammen 100 Mill., England und Preußen überdies für ihre Anſtrengungen in Belgien noch jedes 25 Mill. erhielt. Die Stadt Frankfurt am Main z. B. bekam pro rata 128,000 Franken, alſo nicht den zehnten Theil deſſen, was ſie früher an Cuſtine, Jourdan und Napoleon contribuirt hatte.

Am meiſten war man in Blüchers Hauptquartier, im Rheiniſchen Merkur und überall, wo deutſcher Patriotismus ſich kund gab, entrüſtet darüber, daß die Weſtgrenze Deutſchlands gegen Frankreich nicht beſſer geſchützt werden ſollte. Seit Heinrich II. ſich der lothringiſchen Bisthümer, Ludwig XIV. ſich Straßburgs bemächtigt, war Deutſchland unaufhörlichen Angriffen von Frankreich her bloßgeſtellt geweſen. Nichts ſchien nun natürlicher, als daß man jetzt jene deutſchen Grenzländer den Franzoſen wieder abnahm und Metz und Straßburg zu deutſchen Bundesfeſtungen machte. Es tauchte ein Vorſchlag auf, dem Erzherzog Karl, der damals eine Prinzeſſin

*) „Wie müſſen die Franzoſen unſerer ſpotten, ſehen ſie, daß die Deutſchen, die, nachdem ſie im Gefolge eines glänzenden Sieges, wie ihre Geſchichte wenige aufbehalten, nichts als zwei befeſtigte Orte erlangt, noch dazu unter einander denen Begehrlichkeit vorwerfen, die ein Mehreres gewollt. Welche Begriffe müſſen ſie von unſerer Staatsweisheit erlangen, ſehen ſie alſo öffentlich die geſcholten, die allein die Ehre ihres Volks gefühlt und für ſeine Sicherheit geſprochen haben.“ Rhein. Merkur 1815. Nr. 345.

Mächte schienen, wie sich damals der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer offiziellen Rede ausdrückte, nur noch den einen Zweck zu haben, „die Kraft, die in Deutschland schlummert, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen."

6.

Der zweite Pariser Frieden.

Unterdeß wurden die französischen Provinzen vollends beruhigt. Die Armee war hinter die Loire gegangen, nur viele Festungen verweigerten noch die Uebergabe. Straßburg hatte sich unter Rapp tapfer gegen den Kronprinzen von Württemberg vertheidigt; als Rapp aber die weiße Fahne aufgepflanzt hatte, brach noch am 3. Sept. eine Empörung der Truppen aus wegen Nichtauszahlung des rückständigen Soldes, wurde aber durch Geld bald beschwichtigt. Mezières, Rocroy, Auronne, Montmedy, Thionville machten sich gleichsam einen Scherz daraus, sich noch bis in den Herbst zu vertheidigen. Am übermüthigsten benahm sich Hüningen. Von hier aus schoß General Barbanegre auf die reiche Stadt Basel und machte trotz aller Vorstellungen des Erzherzogs Johann, der ihn mit Oesterreichern und einem Schweizer Heer unter Bachmann belagerte, keine Miene, die Bourbons wieder anerkennen zu wollen, ja feierte noch Napoleons Geburtstag mit großem Pomp, während dieser schon lange auf dem atlantischen Meere schwamm. Erst am 26. August bequemte er sich zur Capitulation und die Schweizer verfehlten nicht, die ihnen so lästigen Festungswerke der Erde gleich zu machen. — Vielen Uebermuth ließ auch der alte Lecourbe blicken, der mit einem kleinen Heere die Vogesen vertheidigte, doch aber schon am 11. Juli capitulirte. Lamarque, der unterdeß in der Vendée einen Sieg über die weiße Fahne erfochten hatte, wobei der tapfere Larochejaquelin gefallen war, steckte ohne Zaudern nach der Schlacht von Waterloo wieder selbst die weiße Fahne auf; ebenso Suchet im Süden. Das

Loſungswort war damals: „le grand homme a passé,“ lakoniſche Worte, die General Rapp durch die Vorpoſten überall hin verbreiten ließ.

In der Provence erhoben ſich jetzt abermals die Royaliſten und übten furchtbare Rache nicht nur an Napoleons Anhängern, ſondern verfolgten bei dieſem Anlaß auch die Proteſtanten, die in jenen Gegenden lebten. Schon am 26. Juni erlaubte ſich der Pöbel in Marſeille die gröbſten Mißhandlungen. Im Auguſt begannen die Greuel in Avignon, in Nismes, Montpellier. Häuſer wurden geplündert und angezündet, Menſchen mißhandelt und ermordet. Zu Avignon wurde Marſchall Brune, der bisher im Süden ein Commando gehabt, nach deſſen Niederlegung aber als Privatmann durchreiste, vom Pöbel erkannt, im Wirthshaus überfallen und ermordet, 2. Auguſt.*) Daſſelbe Loos ereilte den royaliſtiſchen General Ramel in Toulouſe, als er das Volk beruhigen wollte, am 15. Die Anarchie dauerte den ganzen Monat hindurch. In Nismes wurden 60 Häuſer geplündert und zerſtört, in dieſer Stadt und der Umgegend binnen zehn Tagen 700 Proteſtanten erſchlagen. Trotz aller Befehle Ludwigs XVIII. wiederholten ſich dieſe Scenen auch noch im November und General Lagarde, der das Volk zur Ruhe mahnte, wurde ermordet, 12. November.

Gleichem Fanatismus erlag der verblendete Murat. Derſelbe war von Marſeille nach Corſica geflüchtet. Der Kaiſer von Oeſterreich, der ſeiner Gemahlin Karoline ein Aſyl in der Nähe Wiens bewilligt hatte, ließ auch ihn einladen, ſich unter ſeinen Schutz zu begeben, aber Murat wurde von Scham und von dem Trotz zurückgehalten, den falſche Freunde in ihm nährten. Am 8. October lan-

*) Die Berichte über dieſe Greuel ſind einſeitig. Brune war nicht ſo ganz unſchuldig, als man ihn darſtellt. Er hatte die Wuth des Volks gereizt durch die rohen Exceſſe, welche er ſeinen Soldaten geſtattet, indem ſie unter anderm die in der Revolution zerſtörten, von den Bourbons eben wieder hergeſtellten Heiligthümer zu Baume abermals zertrümmert hatten. In der berühmten Grotte zu Baume wurde die h. Magdalena als Schutzpatronin vom Volke hoch verehrt.

dete er in Pizzo am Ufer Calabriens und machte einen Verſuch, ſeinen neapolitaniſchen Thron wieder zu erobern. Mit einer Handvoll Leute, ohne irgend eine Hülfe von außen, in blinder Thorheit. Das Volk nahm ihn, nachdem der Schiffer Barbara, der ihn hergebracht, treulos geflohen war, gefangen und berichtete an König Ferdinand, der augenblicklich den Todesbefehl ſandte. Murat wurde daher ſchon am 13. zu Pizzo erſchoſſen.

Ludwig XVIII. machte Fouché dankbar zu ſeinem Polizeiminiſter und folgte ſeinem und Talleyrands Rath in Aufrechterhaltung der Verfaſſung. Blacas wurde nicht mehr ins Miniſterium berufen. Die Strafen, die über die ausgezeichnetſten Verräther verhängt wurden, erfolgten nicht der Partei Artois zu Liebe, ſondern nur ehrenhalber. Man mußte denn doch ein Exempel ſtatuiren. Als erſtes Opfer wurde Oberſt Labedoyère auserſehen und am 19. Auguſt erſchoſſen. Dann folgte Ney, deſſen Verrath zu ſchmählich war, um ungeahndet bleiben zu können. Er vertheidigte ſich ſchwach und würdelos, bediente ſich kleinlicher Entſchuldigungsgründe, flehte Wellington an, ſich ſeiner anzunehmen, wollte ſich zuletzt ſogar unter dem Titel eines preußiſchen Unterthanen retten, weil ſein Geburtsort Saarlouis preußiſch geworden war, wurde jedoch am 8. Dezember erſchoſſen. Das Einzige, was ihm in der öffentlichen Meinung zu Gute kam, war außer ſeinem frühern Heldenruhm die Schmach der Pairskammer, die ihn richtete, obgleich in ihr eine Menge Männer ſaßen, die eben ſo ſchuldig als er ſelbſt oder ſeine alten Freunde waren. Lavalette, Director der Poſt, ſollte ebenfalls ſterben, wurde aber von ſeiner treuen Gattin aus dem Kerker befreit, indem ſie ihre Kleider mit ihm tauſchte und ſtatt ſeiner zurückblieb. Eine beträchtliche Anzahl Generale waren noch compromittirt und wurden zum Theil verbannt, ſonſt aber keine Rache weiter geübt. Ein freiwilliges Opfer jener Zeit wurde noch Berthier, der Ludwig XVIII. treu geblieben war und ſich zu ſeiner deutſchen Gemahlin nach Bamberg begeben hatte, hier aber am 1. Juni, indem er die erſte ruſſiſche Reiterei auf dem Wege nach Frankreich wieder

durch die Straßen kommen ſah, ſich aus dem Fenſter ſtürzte und todt auf dem Pflaſter liegen blieb.

Die engere Verbindung Ludwigs XVIII. mit Fouché und Talleyrand dauerte nicht lange. Beide trugen einen allzu übel berüchtigten Namen. Die neuen Wahlen zur Deputirtenkammer fielen ſehr royaliſtiſch und ungünſtig für die conſtitutionelle Partei aus. Das machte dem König Muth, die beiden Miniſter zu entlaſſen und dem Herzog von Richelieu das Staatsruder anzuvertrauen, einem beſondern Günſtling des Kaiſer Alexander, 27. September. Am folgenden Tage reiste Kaiſer Alexander quasi re bene gesta von Paris ab; einen Tag ſpäter auch der Kaiſer von Oeſterreich, am 7. Oct. erſt der König von Preußen.

Der zweite Pariſer Frieden, der vom Juli an berathen worden war, konnte erſt am 20. November definitiv abgeſchloſſen werden. Er ſicherte Frankreich die bourboniſche Dynaſtie und die Grenzen, die ihm der erſte Friede von 1814 bewilligt hatte, mit den ſchon bezeichneten kleinen Ausnahmen in Savoyen und am Rhein. Er ſetzte die Contribution feſt und verpflichtete Frankreich, ein Heer der Alliirten von 150,000 Mann auf franzöſiſchem Boden ſo lange zu unterhalten, bis die Contribution bezahlt ſeyn würde. Auch ſiebzehn franzöſiſche Feſtungen an den nördlichen und öſtlichen Grenzen blieben bis dahin von den Alliirten beſetzt. Die Inſel Elba wurde mit Toscana vereinigt. Außer Neapel, welches ſtatt Murat den alten Ferdinand IV. wieder zum Herrn bekommen hatte, blieben alle Länder in der Lage, wie der erſte Pariſer Frieden und der Wiener Congreß ſie beſtimmt hatten.

Dieſe ganze neue Ordnung der Dinge in Europa verfehlte, die Völker zu befriedigen. Nur England und Rußland hatten gewonnen. Außer dieſen war das beſiegte Frankreich am beſten weggekommen und doch blieb es unzufrieden, weil ihm die Bourbons durch fremde Gewalt waren aufgedrungen worden. Dagegen widerfuhr Deutſchland, welches die ungeheuerſten Opfer gebracht und den bei weitem größten Antheil am Siege gehabt hatte, die ärgſte Benachtheiligung. Deutſchland ging nicht nur trotz ſeiner Siege aus

dem Kampfe kleiner hervor, als es vor dem Jahr 1792 gewesen war, denn es verlor Belgien, sondern auch das letzte Band seiner Einheit war und blieb zerrissen, es wurde nicht mehr als das heilige Reich hergestellt. Nur noch seine Theilung und Uneinigkeit wurde neu verbrieft und sanctionirt. Indem Belgien vom deutschen Reich abgerissen blieb und Ostfriesland mit dem englischen Hannover vereinigt wurde, war es der englischen Arglist gelungen, das eigentliche Deutschland ganz von der Nordsee wegzudrängen. Indem Rußland in Polen seinen Keil zwischen Oesterreich und Preußen hineingetrieben, waren auch diese beiden deutschen Großstaaten im Osten bedrohter als je. Preußen selbst war durch die Kunst der fremden Diplomaten in zwei Stücke zertheilt worden, keines groß genug, um den mächtigen Nachbarn gewachsen zu seyn, und zugleich innerlich mit der Parität behaftet, den Confessionsstreit in sich wie eine tödtliche Krankheit nährend. Oesterreich, welches Metternich mit einer sich für infallibel haltenden Selbstgefälligkeit äußerlich abgerundet hatte, entbehrte doch, seit es die Lebensadern durchschnitten, die es vordem mit dem deutschen Reiche zu einem großen Organismus verbunden hatte, der alten Zauberkraft des germanischen Elements und die früher dadurch gebunden gewesenen slavischen, magyarischen und italienischen Elemente trachteten sich loszureißen. Was für Preußen die streitenden Kirchen, das sind für Oesterreich die streitenden Nationalitäten, beides fast unheilbar zu nennende Uebel. Die übrigen deutschen Staaten hatten mit ihrer Souverainetät mehr als sie brauchten erlangt, aber weniger als sie brauchten durch die Bundesverfassung, die in den wichtigsten Puncten gar nicht zur Ausführung kam. So blieb die freie Rheinschiffahrt bis ins Meer, der freie Verkehr auch im Innern Deutschlands eine Illusion. Ebenso die Bundesfestungen, die am obern Rhein erbaut werden sollten, und die südwestlichen Staaten Deutschlands blieben beständig von Frankreich bedroht, also auch immer unter einem gewissen moralischen Einfluß Frankreichs. Daraus erklärt sich der Eifer, mit dem überall in den vormaligen Rheinbundstaaten von Seiten der kleinen deutschen Regierungen das Kammersystem, welches Talleyrand und

Fouché den Bourbons aufgedrungen hatten, nachgeahmt und von Seiten der Bevölkerungen auch wieder ganz im Sinne der franzöſiſchen Oppoſition aufgefaßt wurde. Ein erbärmliches Spiel der Lüge und Selbſttäuſchung. Die Fürſten hielten unter dem conſtitutionellen Aushängeſchild das Schwert der Souverainetät feſt; die Kammern blieben zu ſchwach, und traten nur, um das neue Scheinrecht auf dem Papier zu erobern, das gute wahre althiſtoriſche Recht der Corporationen, der Gemeinden und der Kirche mit Füßen.

Nicht weniger unnatürlich war die Lage der übrigen europäiſchen Länder. Polen blieb getheilt und ſeine Nationalität ſchien vom ruſſiſchen Kaiſer nur noch zum letztenmal herausgeputzt zu werden, wie man ein Opfer ſchmückt, das zur Schlachtbank beſtimmt iſt. In Italien und Spanien war die böſe Saat der franzöſiſchen Revolution geſät worden, um durch die Mißgriffe der Reaction groß gezogen zu werden. Die Verbindung zwiſchen dem katholiſchen Belgien und reformirten Holland war unnatürlich und gebar die bitterſte Zwietracht. Die Losreißung Norwegens von Dänemark war ſo unnatürlich, wie die Finnlands von Schweden, wurde von allen Betheiligten ſo empfunden und reizte den Dänenkönig, ſich immer auf deutſcher Seite entſchädigen zu wollen, was wieder den beiden Theilen ſchädlichſten Haß zwiſchen Deutſchen und Dänen hervorrief. Die Türkei und die Chriſten in der Türkei blieben in ihrer unnatürlich und faſt unerträglich gewordenen Stellung, indem es kein chriſtlicher Großſtaat dem andern gönnte, das Schutzrecht über die Chriſten auszuüben.

Der zweite Pariſer Frieden und die Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes gewährten daher der europäiſchen Welt nur eine Neugeſtaltung zum Beſten Englands und Rußlands und zum Nachtheil aller andern Länder. Das große Friedenswerk der Diplomatie war ein verſchobenes, unförmliches, hier feſtgemauert, geklammert und vernietet, dort ſchlotternd über den Abgrund hingepfuſcht, ein Werk, welches von ungleichen Kräften durch wechſelſeitige Ausſchließung

zu Stande gebracht, also auch nur in der Negation begründet war, nicht durch harmonische Kräfte gefügt, noch von positivem Charakter. Und weil es ohne Menschenweisheit, ohne Rücksicht auf der Völker Natur und das historische Recht, so auch ohne Gott gemacht war, hat die Verneinung es geistig beherrschen müssen bis auf diesen Tag und das revolutionäre Feuer in ihm entzündet, das nicht mehr in den Adern der Franzosen allein glühend, auch die kühleren und phlegmatischeren, ja selbst die feigeren Völker ergriffen hat und innerlich verzehrt.

Elftes Buch.

Zuckungen in den romaniſchen Reichen.

1.

Die Reſtauration in Frankreich.

Nach Napoleons Sturz ſtellten die gegen ihn verbündet geweſenen Großmächte das europäiſche Gleichgewicht wieder her und gelobten ſich, es ferner weder ſelbſt zu ſtören, noch ſtören zu laſſen. Dieſe Großmächte, Rußland, England, Oeſterreich, Preußen und das der alten Dynaſtie der Bourbons zurückgegebene Frankreich, bildeten zuſammen die ſ. g. Pentarchie oder Fünfherrſchaft. Kaiſer Alexander I. von Rußland bemühte ſich, dieſer Pentarchie eine höhere Weihe zu geben, indem er ſchon während ſeines Aufenthalts in Paris die Monarchen von Oeſterreich und Preußen bewog, mit ihm vereint eine heilige Allianz zu ſtiften, in deren Urkunde (unterzeichnet am 26. September 1815) ſie einander gelobten, ſie wollten ſich in ihrer innern wie äußern Politik lediglich die Gebote der chriſtlichen Religion zur Richtſchnur nehmen, wahre Väter ihrer Völker ſeyn, Gerechtigkeit üben, die chriſtliche Bruderliebe unter den Völkern fördern und den Frieden erhalten. England lehnte die Theilnahme ab, um ſich keine Verpflichtungen aufzuladen, die zuletzt gegen ſein Intereſſe laufen könnten. Dagegen traten die meiſten Staaten zweiten Ranges bei. Der Dank der Fürſten

guſt III. von Sachſen, dagegen erhielt Stanislaus Leszinsky Lothringen, und der Herzog Franz von Lothringen wurde durch das italieniſche Toscana entſchädigt. Das häufige Ausſterben der alten Fürſtenhäuſer hatte den Regentenwechſel ſchon zur Gewohnheit gemacht, und die Länder und Völker achteten es nicht einmal, daß ſie als Waare verkauft und vertauſcht, und gleich Ballen Tuch zerſchnitten und zuſammengeflickt wurden. Doch war es unpolitiſch, wo wirklich noch alte angeſtammte Fürſten vorhanden waren, dieſe auswandern und andre einziehn zu laſſen, wie in Lothringen. Man achtete die ſtille Gewalt gewohnter Anhänglichkeit, die feſten Bande, welche Völker an die eingeborenen Regenten mit Vertrauen und einem gewiſſen Inſtinkt des liebenden Gehorſams feſſeln, nur allzu gering. Man ſetzte voraus, der Unterthan müſſe ſeine Geſinnung und Neigung in demſelben Augenblick wechſeln, in welchem die Diplomatik ihm einen neuen Fürſten gab. Man verlangte einen ganz neumodiſchen Patriotismus, der vom wahren Vaterland unabhängig nur ein politiſches Vaterland in der Perſon des Fürſten anerkannte. So ſollte der Elſäßer jetzt Frankreich als ſein Vaterland erkennen, weil es von einem Franzoſen beherrſcht wurde. So hießen jetzt die Niederländer, die weſtlichſten unter allen deutſchen Stämmen, Oeſterreicher, und die von Neufchatel und Cleve Preußen.

Im Jahr 1735 griff Oeſterreich gemeinſchaftlich mit Rußland die Türken an, in der Hoffnung, noch mehr erobern zu können, und es ſchien noch immer Chriſtenpflicht, die Ungläubigen zu bekämpfen, und wo möglich aus Europa zu vertreiben. Doch Prinz Eugenius lebte nicht mehr, die Türken ſiegten, und in einem ſchimpflichen Frieden zu Belgrad mußte Oeſterreich alles wieder herausgeben, was es im Paſſerowitzer Frieden gewonnen

konnte ſich gegen die Völker nicht befriedigender ausſprechen, als durch die Zuſicherungen der heiligen Bundesacte. Aber der practiſche Menſchenverſtand zweifelte an der Durchführbarkeit deſſen, was man verſprach. Das Intereſſe der zum h. Bunde vereinigten Mächte war nur eine gegenſeitige Gewährleiſtung der monarchiſchen Allgewalt gegenüber den Völkern, eine Art von großer continentaler Polizei. Und der Urheber des h. Bundes, Kaiſer Alexander, ſchien ſich deſſelben als eines Mittels zu bedienen, um auf dem Continent eine vorragende Stellung, ſogar die Oberleitung zu behaupten.

Sollte nun aber der h. Bund, abgeſehen von ſeinem chriſtlichen Aushängeſchilde, nur eine Verbindung der Großmächte zur Aufrechthaltung ihrer Herrſchgewalt ſeyn, ſo ſcheint derſelbe einen Fehler begangen zu haben, indem er Frankreich nicht noch mehr ſchwächte, als geſchehen iſt, und den Franzoſen in ihrer Verfaſſung ein Mittel geſetzlicher Auflehnung ließ.

König Ludwig XVIII., ein ruhig überlegender und weltkluger Herr, hegte weder Rachegedanken, noch theilte er die romantiſchen Gefühle der heimgekehrten Emigrirten, die nur für das alte, geweſene und nimmermehr wiederkehrende Frankreich ſchwärmten. Er wußte, wie unpopulär und verhaßt dieſe Emigrirten waren. Er wollte alſo dem neuen Frankreich gerecht werden, ſich neue Sympathien gewinnen. Anders dachte ſein Bruder, Graf Karl von Artois, um den ſich die ganze Emigration gruppirte. Derſelbe hatte längſt die Sünden ſeiner Jugend gebüßt und war in der Verbannung und im Alter ernſt und fromm geworden. Rachegedanken lagen auch ihm fern, aber die Klugheit ſchien ihm vom Syſtem ſeines Bruders abzurathen. Die zweite ſchmähliche Vertreibung der Bourbons im Jahr 1815 glaubte er, ſey zum großen Theil durch ſeines Bruders Schwäche verſchuldet worden. Karl würde alſo lieber als abſoluter Monarch die Alleinherrſchaft durchgeführt und ſich dabei auf Adel und Klerus geſtützt haben. Aber das Unglück war dieſer Familie auf die Stirn geſchrieben. Nie vergibt ein Volk denen, die es auf dem Gewiſſen hat.

In der ganzen Familie war niemand, der dem franzöſiſchen

Volke Neigung hätte einflößen können. Der König, ungewöhnlich dick und von Podagra gelähmt, konnte nicht zu Pferde ſitzen, ja kaum gehen. Sein Wohlwollen wurde nur als Schwäche aufgefaßt. Der magere Graf von Artois mit etwas hängender Unterlippe wurde glühend gehaßt, der ſchwärzeſten Abſichten beſchuldigt und zugleich karikirt und lächerlich gemacht. Seine Söhne, die Herzoge Ludwig von Angoulême und Karl von Berry, waren unbedeutende Perſönlichkeiten. Der erſtere hatte ſich mit Maria Thereſia, der Tochter des hingerichteten Königs, vermählt, die kinderlos nur dem Andenken ihrer unglücklichen Eltern und dem Gebete lebend als eine Trauergeſtalt auf die ganze Familie nur einen düſteren Schatten warf. Flößten die Bourbons ſelbſt weder Ehrfurcht noch Mitleid ein, ſo noch viel weniger die Emigrirten. Zwar unter dem Adel bemerkte man noch ritterliche Charaktere, wie Laroche-Jaquelin, einen hochherzigen Dichter, wie Chateaubriand; aber es gab auch unter den Emigrirten viele „Geſtalten“ von ſonderbarem und lächerlichem Anſehen, markloſe Mumien in verſchollenen Uniformen, platte, ſauerſehende alte Damen in häßlichen Hüten, überall das Widerſpiel der jungen luſtgedrungenen, ſiegestrunkenen Helden- und der blühenden, nur zu frei ihre Reize zur Schau ſtellenden, glücksfrohen Damenwelt des Kaiſerreichs.

Der König traf eine gute Wahl, indem er den Herzog von Richelieu zum erſten Miniſter ernannte. Derſelbe hatte lange Jahre in ruſſiſchem Dienſte gelebt und als Schöpfer und Gouverneur von Odeſſa durch Humanität, adminiſtratives Talent und große Thätigkeit allſeitige Anerkennung erworben. Der König ſchmeichelte zugleich durch dieſe Wahl dem ruſſiſchen Kaiſer. Richelieu wollte in Eintracht mit der Pairs- und Deputirtenkammer in dem tief erſchütterten Reiche wieder Ruhe und Ordnung befeſtigen und dadurch dem übrigen Europa diejenigen Bürgſchaften geben, die ein baldiges Zurückziehen der alliirten Executionstruppen ermöglichen ſollten. Die Kammern wurden bereits im October 1815 verſammelt. Die denſelben vorgelegten und auch angenommenen Geſetzesentwürfe gegen Aufruhr waren für den Augenblick unumgänglich. Eben ſo natürlich

waren die aus der Kammer selbst hervorgehenden und gleichfalls zum Gesetz erhobenen Anträge auf Wiederherstellung des kirchlichen Ansehens. Der Vicomte von Castlebajac trug darauf an, daß die Kirche wieder Eigenthum erwerben dürfe, und Bonald, daß das kirchliche Verbot der Ehescheidung wieder in Kraft trete. In Paris versammelte sich eine Congregation von Kirchenfreunden und in Angers begann Abbé de Rauzan 1816 die Missionen, Bußpredigten vor dem Volk unter freiem Himmel mit Beichte und Aufpflanzung des hohen Kreuzes im Gegensatz gegen die Pflanzung der Freiheitsbäume in der Revolution.

Wie gefügig auch die Kammer war (die der Spott la chambre introuvable nannte), Artois und der von der Emigration heimkehrende Adel war doch weder mit ihr, noch mit dem Ministerium und dem gemäßigten System des Königs zufrieden. Der Graf weigerte sich in der Pairskammer den Eid auf die Verfassung zu leisten. In dem von ihm in den Tuilerien bewohnten Pavillon Marsan pflegten sich die Männer zu versammeln, die der Verfassung abhold waren, in der Reaction weit über den König hinaus (ultra regem) gehen wollten und die man deshalb Ultras nannte. Diese waren nun unablässig bemüht, die Kammermehrheit zu erlangen. Da entschloß sich der König rasch und entließ die Kammer, im April 1816. Dazu trugen die Unruhen im Süden bei. Schon 1815 hatte hier die fanatisch royalistische und klerikale Partei blutige Rache an den Anhängern Napoleons geübt. Die Verdets, eine Mörderbande, zogen unter dem schrecklichen Trestaillon umher und schlachteten zu Nismes und in der Umgegend die als Bonapartisten verdächtigen Protestanten. Der Herzog von Richelieu schickte einen seiner persönlichen Freunde, den General Grafen Lagarde, nach Nismes, um die Ruhe herzustellen, aber ein Gefährte Trestaillons schoß den General vom Pferde. Ganz Aehnliches geschah in Toulouse, wo General Ramel, als er Ruhe stiften wollte, gleichfalls erschossen wurde. Es war unmöglich die Mörder zu bestrafen, die Geschworenen sprachen sie frei. Der König hatte keine Autorität im Süden. Trestaillon begann seine Rolle von neuem, führte eine zahlreiche mit

rothen Kreuzen bezeichnete Bande nach Lyon und bedrohte dort die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums dermaßen, daß die heimlichen Bonapartiſten, auf den Unwillen, der in der ganzen Stadt herrſchte, vertrauend, am 26. Januar 1816 die Büſte Napoleons II. (des Herzogs von Reichſtadt) durch die Straßen trugen und ſich bewaffneten. Sie wurden aber, weil die Truppen nicht abfielen, beſiegt. Ebenſo unterlagen die kleinen Aufſtände in Tarrascon, Rennes, Nantes, zuletzt am 4. und 5. Mai ein größerer in Grenoble. Die Hinrichtungen folgten ſich in Menge.

Dieſe Blutſcenen, unvermeidlich im Intereſſe der Ordnung, betrübten den König tief. Doch ließ er ſich von den Ultras nicht einſchüchtern. Indem er im Juni den Herzog von Berry, der etwas muntrer als ſein Bruder, gutmüthig und der Mäßigung zugeneigt war, mit der Prinzeſſin Caroline von Neapel vermählte, um einen Thronfolger zu erhalten, hoffte er an dieſem jungen Hofe ſich eine Stütze gegen den Pavillon Marſan zu erziehen. Eine andere fand er an Decazes, der als Polizeiminiſter die Umtriebe der Ultras am beſten kannte, ihn vor dem Uebermuthe dieſer Partei warnte und ihm rieth, eine neue Kammer wählen zu laſſen, in welche gemäßigtere Männer eintreten würden. Alles ging nach Wunſch. Die neuen Wahlen fielen auf Anhänger der Mäßigung. Ein neues Wahlgeſetz dehnte das Wahlrecht auf alle aus, welche 300 Franken directe Steuer bezahlten. Auch die Cenſur wurde ermäßigt. Für die Armee wurde die Conſcription wiederhergeſtellt, der Adel davon nicht ausgeſchloſſen und die Ernennung zu Offiziersſtellen ausſchließlich vom Verdienſt abhängig gemacht. Vergebens grollten die Ultras. Die Kammermehrheit und die Regierung gingen Hand in Hand. In der erſtern begannen neue Namen zu glänzen, die Bankiers Laffitte und Caſimir Perier, Dupont de l'Eure ꝛc. Die vom König ſo ſehnlich gewünſchte Allianz des Thrones mit dem Bürgerthum ſchien erreicht.

Mehr bedurfte es nicht, um Richelieu zu der Hoffnung zu berechtigen, er habe ſeine politiſche Miſſion vollendet. Er unterhandelte insgeheim mit ſeinem ehemaligen Gebieter, dem Kaiſer von

Rußland, und erlangte von ihm schon 1817 die Entfernung eines Theiles der fremden Executionsarmee, und 1818 eine noch großmüthigere Reduction der französischen Geldschuld. Am 25. April dieses Jahres kündigte Richelieu der angenehm überraschten Kammer an, Kaiser Alexander habe die übrigen Großmächte bewogen, ihre Forderungen an Frankreich auf eine Rente von 12—13 Millionen Franken zu reduciren, und wenn Frankreich darauf eingehe, würden die letzten Executionstruppen den französischen Boden räumen. Natürlicherweise wurden diese Propositionen mit Dank angenommen. Im Herbst kamen die Monarchen, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, zu einem Congreß in Aachen zusammen, erkannten alles an, was zwischen Kaiser Alexander und Richelieu verabredet war, feierten Feste und gingen nicht auseinander, ohne abermals einen geheimen Vertrag geschlossen zu haben, der nur eine kleine Abänderung der h. Allianz war, sofern diesmal auch England und Frankreich beitraten. Das war jetzt erst die förmliche Begründung der europäischen Pentarchie. Die fünf Mächte erklärten, den Frieden Europas wahren und immer in gegenseitigem Einverständniß handeln zu wollen, um diesen Zweck zu erreichen. Wo irgend eine Störung drohe, sollten alsbald persönliche Zusammenkünfte der Monarchen oder ihrer ersten Minister eingeleitet werden.

Als die neuen Kammerwahlen in Frankreich am Ende des Jahres noch viel ungünstiger, als die frühern, für die Ultras ausfielen und sogar der gefürchtete Lafayette gewählt wurde, dankte Richelieu Gott, daß der Congreß nicht mehr beisammen war, daß er die Vorwürfe derer, denen er zu viel versprochen hatte, nicht mehr anhören mußte, und legte sein Amt am 27. Dezember nieder mit dem Bewußtseyn, nach bestem Willen redlich seinem Könige gedient zu haben, jedoch auch mit der marternden Sorge, er habe das Königthum vielleicht schlimmern Feinden überliefert, als die waren, die er im Pavillon Marsan unterdrückt habe. Er war ohne Vermögen. Die Kammern votirten ihm eine Dotation von 50,000 Fr., aber er schenkte sie den Spitälern von Bordeaux.

Decazes trat an seine Stelle, um die Allianz des Thrones

mit dem Bürgerthum noch mehr zu befestigen. Ludwig XVIII. würde jedoch kaum so kühn vorgeschritten seyn, wenn er nicht der heimlichen Zustimmung Rußlands versichert gewesen wäre. Nesselrode, der erste russische Diplomat, kam nach Paris und fand, die französische Verfassung sey das beste Mittel, den König in Paris in der russischen Vasallenschaft zu halten, ein König der Ultras würde so geschmeidig nicht seyn. Also durfte Decazes mit russischer Erlaubniß Freiheiten die Hülle und Fülle ausstreuen. Am 1. Mai 1819 gab derselbe Frankreich die Preßfreiheit, erließ eine Amnestie, legte sich selbst und seinen Collegen durch ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister strenge Pflichten auf und überstimmte die unzufriedenen Ultras, als sie in der Pairskammer Widerstand leisteten, durch die Ernennung von 60 neuen, seinem System ergebenen Pairs. Das waren nun alles Notabilitäten aus der Kaiserzeit oder Constitutionelle. Die Ultras waren außer sich und tobten ihren Zorn im „Conservateur" aus, einem von Chateaubriand, Bonald und Lamennais geschriebenen Journal. Chateaubriand tauchte seine Feder in das Gift des Hasses und die Maßlosigkeit seiner Rede steckte die ganze Presse und die Kammer an. Die Fragen des Tages rechtfertigten diese furchtbare Aufregung der Geister nicht, aber jeder wußte, was für geheime Gedanken dahinter verborgen lagen und daß man um die ganze Zukunft Frankreichs kämpfe. Decazes, früher im Dienst von Napoleons Mutter, aus unbedeutendem Anfang plötzlich zur höchsten Macht emporgestiegen, war dem alten Adel grenzenlos verhaßt und wurde von den Ultras aufs boshafteste verleumdet, während ihn die bürgerliche Opposition nur als Werkzeug für ihre anderweitigen Plane benutzte. Diese Opposition erhielt jetzt erst den aus Spanien entlehnten Namen der Liberalen. Damals schon unterschied man unter ihnen constitutionelle Systematiker nach englisch-deutschem Zuschnitte, die man erst etwas später die Doctrinäre genannt hat (Royer Collard stand an ihrer Spitze), und die mehr practischen Liberalen, aus denen später die Radikalen hervorgingen, schon in geheimen Gesellschaften constituirt, die in Lafayette ihren Chef erkannten, und darin einverstanden waren, die

Bourbons durch sich selbst, zunächst die Ultras durch Decazes zu stürzen. Aber die grimmigsten Feinde der Bourbons hatten schon keine Geduld mehr. Der Volksdichter Beranger gab in seinen chansons dem Volkshasse gegen die Dynastie den stärksten Ausdruck und sie wiederklangen durch ganz Frankreich, entzündeten in tausend Herzen die feindseligsten Entschließungen. Die eben erst gemaßregelte Stadt Grenoble wählte den alten Abbé Gregoire, eine weiland Größe der ersten Revolution, zum Abgeordneten in die zweite Kammer, obgleich (d. h. weil) er mit für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatte. Diese freche Herausforderung der Krone erregte Unwillen und die Kammer schloß einstimmig den Gewählten aus. Damals schickte der Kaiser von Rußland den Grafen Capodistrias nach Paris, um zum Rechten zu sehen, und derselbe ertheilte den Rath, etwas einzulenken und durch abermalige Einschränkungen im Wahlgesetz die Liberalen zu schwächen. Ehe aber diese Angelegenheit in die Kammer kommen konnte, wurde das künstliche Gewebe der Parteien plötzlich wie durch eine unterirdische Hand, durch einen kühnen Griff aus der Hölle heraus zerrissen. Als nämlich der Herzog von Berry am 13. Februar 1820 Abends aus der Oper kam, wurde er von einem gewissen Louvel, einem Sattler des k. Marstalls, mit einem großen Messer todtgestochen. Der Mörder gestand, diese That auf eigene Verantwortung, ohne Mitschuldige, einzig im Gefühl und zum Zeichen des allgemeinen Nationalhasses gegen die Bourbons begangen zu haben, und mit der Absicht, im jüngsten Prinzen, von dem allein Nachkommenschaft zu erwarten war, die ganze Dynastie zu treffen.

Da sah die fürchterliche Wahrheit dem täuschenden Schein ins Gesicht. Chateaubriand sagte von Decazes, der das wohlgemeinte, aber trügliche Vertrauen genährt hatte, sein Fuß sey im Blut ausgeglitten, er müsse fallen. Alle Warnungen der Ultras kamen jetzt schnell wieder zur Geltung. Der König war unendlich betrübt und weinte bitterlich, denn er hatte alle Hoffnung auf den jungen Berry gesetzt. Der Gemordete hinterließ nur eine Tochter, aber seine Gemahlin noch in guter Hoffnung. Außer dem Schmerz um Berry

quälte den König auch der um Decazes, denn dieſem Miniſter wurde nun allein die Schuld aufgebürdet, er allein habe die revolutionäre Geſinnung in Frankreich wieder groß gezogen. Alle verlangten ſeine Abſetzung. Der König wollte lange nicht darein willigen. Erſt als ſich Richelieu bereit zeigte, die ſchwierige Regierung wieder zu übernehmen, und Artois demſelben ſein Wort als Edelmann gab, gegen das neue Miniſterium keine Oppoſition zu machen, entſchloß ſich der König, ſeinen Liebling Decazes zu entlaſſen, den er mit Gunſtbezeugungen überhäufte, zum Herzog erhob und als Geſandten nach England ſchickte.

Richelieu, durch das Wort von Artois ſicher gemacht, nahm Villèle aus der Partei der Ultras mit ins Miniſterium und traf Maßregeln, durch welche überall da, wo Decazes zu weit links gegangen war, wieder nach rechts eingelenkt werden ſollte. Aber die Regierung verlor damit alles Vertrauen; jeder, auch der kleinſte Rückſchritt wurde ihr ausgelegt, als ſey ſie ganz ins Lager der Ultras übergegangen. General Foy wagte es, die Ultras eine „Handvoll Elender“ zu nennen, denen die ganze Nation gegenüberſtehe. Nicht mit Unrecht frug er, welches Spiel man mit einer Verfaſſung treibe, die vom Volk als Grundgeſetz verehrt werden ſolle und die man heute gelten laſſe, morgen wieder nicht? Den Accent, den er auf die Verfaſſung (Charte) legte, verſtand das Volk. Ueberall tönte dem König und dem Miniſter auf den Straßen der Ruf entgegen: vive la charte! Dennoch blieb, nachdem Richelieu ausgetreten war, Villèle mittelſt einer Kammermehrheit Meiſter.

Mittlerweile hatte die Herzogin von Berry am 29. September 1820 einen jungen Prinzen geboren, Heinrich, der zum Herzog von Bordeaux ernannt wurde. Der entzückte Adel ſchenkte dem neugeborenen Knaben das Schloß Chambord. Kaum hatte die altfranzöſiſche Lilie dieſe neue Knospe getrieben, ſo erfuhr man den Tod Napoleons in ſeiner Verbannung auf der Inſel St. Helena am 5. Mai 1821. Das ungeſunde Klima der Inſel und die täg-

lichen Quälereien, die dem weltberühmten Kaiser durch seinen Kerkermeister, den englischen Gouverneur Sir Hudson Lowe, angethan wurden, rafften ihn vor der Zeit dahin. Die französischen Gefährten Napoleons auf St. Helena haben in ihren Berichten von diesen Quälereien vieles übertrieben und es überhaupt darauf angelegt, Aufsehen in Europa zu machen, den Enthusiasmus für Napoleon zu erneuern und selbst seine Feinde zu mitleidiger Theilnahme zu nöthigen. In gleicher Absicht war es Napoleon selbst, der durch sein beleidigendes Benehmen gegen den Gouverneur dessen Härte herausforderte. In den Augen Europas sollte nicht nur den Gouverneur, sondern auch die, in deren Auftrag er die Hut des sterbenden Löwen übernommen, der Fluch der Gemeinheit treffen. Eine zeitgemäße Berechnung. Auch anderwärts, ja in England selbst fing in der consequenten Durchführung der Pentarchie etwas gar zu Nüchternes und Gemeines die genialeren Naturen zu langweilen an. Ein feuriger junger Dichter, Lord Byron, erklärte dieser Gemeinheit offen den Krieg. Der Sinn der Anklage war: alle Poesie der Weltgeschichte ist mit Napoleon und der Revolution begraben. Nichts waltet jetzt, als die ordinärste Prosa, Mittelmäßigkeit an den Höfen, bloße Routine in der Diplomatie und unerträgliche Pedanterei in der Bureaukratie. Etwas ganz Anderes verlange der Adel, der Geist, das tiefe Gemüth der Völker, die gleich schönen und hochgebildeten Sklavinnen in den Ketten barbarischer und stumpfsinniger Gebieter seufzen. Eine süße poetische Wehklage tönte von Byrons Saiten durch die Welt, sich mischend mit der Klage um den großen Todten von St. Helena. Alle Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, alle offene Erhebung der Völker gegen die im J. 1815 getroffene Ordnung der Dinge war seitdem mit Poesie umkleidet und nicht weniger das Grab Napoleons. Der ungeheure Haß, der noch vor wenigen Jahren ganz Europa gegen ihn waffnete, war erloschen. Man erkannte wieder seine Größe. Der Griffel der Geschichtschreiber zeichnete emsig seine Thaten auf und alle Welt las sie mit Begierde und versenkte sich von neuem in die begeisterte Theilnahme, die sie einst dem General der Republik und dem ersten

Conſul geſchenkt hatte. Darum fand auch ſein Teſtament warme Sympathien. „Ich wünſche, daß meine Aſche an den Ufern der Seine ruhe, mitten unter dem franzöſiſchen Volke, das ich ſo ſehr geliebt habe," ſo lautete das Abſchiedswort des ſterbenden Kaiſers und traf viele tauſend franzöſiſche Herzen. Die Freude in den Tuilerien über ſeinen Tod kam zu früh. An ſeinem Grabe reichte eine große Erinnerung großen Hoffnungen die Hand, indeß an der Wiege des Herzogs von Bordeaux unſichtbar die bleiche Sorge ſaß.

2.

Die Revolution in Spanien.

Spanien, ſeit 1808 furchtbar erſchüttert, ſollte auch nach der Wiederherſtellung Ferdinands VII. keine Ruhe finden, denn dieſer König kehrte zu ſeinen Unterthanen nicht als Vater zurück, ſondern übte ſeine unumſchränkte Macht nur wie ein böſer Knabe, um Rache zu nehmen. Abſchreckend häßlich, ungeſund, der Sohn eines ſchwachſinnigen Vaters und einer ehebrecheriſchen, niedrig gemeinen und an Geiſt kindiſchen Mutter, von früher Jugend an bald geſchmeichelt und verführt, bald erſchreckt und bis zur Todesangſt eingeſchüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in ſeiner langen Haft in Frankreich nie zur Beſinnung über ſich ſelbſt gekommen, hatte unter albernen Beſchäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn ohne ſein Zuthun das Glück wieder auf den Thron führte. Er ſprengte nun alsbald die Cortes und proclamirte das abſolute Königthum. Durch Decrete, die der König ſchon im Mai 1814 erließ, wurden alle Afranceſados oder Joſefinos (Anhänger und Diener der frühern franzöſiſchen Regierung) aus Spanien verbannt und man rechnete deren 10,000, die nach Frankreich entflohen. Ferner wurden alle Liberalen verfolgt, und alle Nationalgüter dem Käufer ohne Entſchädigung wieder entriſſen, ja dem als wohlhabend bekannten Käufer noch beſondere Geldſtrafen

hatte, Belgrad und einen Theil von Servien und der Wallachei, 1739.

Um dieſe Zeit litten die Proteſtanten in Süddeutſchland eine neue Jeſuitenverfolgung, in der Pfalz durch den katholiſchen Churfürſten Karl Philipp, und im Erzbisthum Salzburg, wo der Groll zwiſchen dem Erzbiſchof und den Bauern ſeit dem großen Bauernkriege noch nicht ganz erloſchen war. Ueber 20,000 Salzburger ſahen ſich gezwungen, ihre Heimath gleich den Pfälzern zu verlaſſen.

Kapitel CCCCXL.

Der öſterreichiſche Erbfolgekrieg.

Karl VI. ſtarb 1740 ohne männliche Erben. Mit ihm ging der habsburgiſche Mannsſtamm aus. Doch hatte Karl noch vor ſeinem Tode durch die ſogenannte pragmatiſche Sanktion feſtgeſetzt, daß ſeine Tochter Maria Thereſia, die ſich mit dem Großherzog Franz von Toſcana vermählt hatte, nach ihm herrſchen ſolle. Dieſe Prinzeſſin war mit ſeltnen Gaben des Geiſtes ausgeſtattet und verſtand zu regieren, trotz allen Männern ihres Zeitalters. Der Churfürſt Karl Albrecht von Bayern ſtieß aber die pragmatiſche Sanktion um, und ſprach die ganze habsburgiſche Erbſchaft an, weil er von einer Tochter Ferdinands I. abſtammte, alſo in einer ältern weiblichen Linie, die der jüngern vorgezogen werden müſſe.

Die Mächte theilten ſich nun wieder in zwei Partheien, je nachdem ſie die Gelegenheit benutzen wollten, das verwaiſ'te Oeſterreich zu ſchwächen und zu berauben, oder mehr Vortheil daraus zogen, Oeſterreich zu beſchützen. Das letztere that nur England, welches Oeſterreich nicht ſinken laſſen wollte, um dadurch Frankreich immer ein Gegengewicht zu geben. Preußen aber, ſo wie Sachſen-Pohlen, fanden es als Nachbarn gerathen, Bayern

auferlegt. Alle Klöſter wurden wieder hergeſtellt, desgleichen die berüchtigte Inquiſition, deren neuer Chef, der Großinquiſitor Mir Campillo, mit fanatiſcher Strenge verfuhr. Man rechnete, daß 50,000 blos wegen ihrer Meinung Verfolgte in den Kerkern ſchmachteten. Da der König auch alle Guerillas auflöste, die tapfern Führer derſelben ohne Gehalt entließ, fanden ſich viele der tapferſten Herzen Spaniens gekränkt und ſchloſſen ſich den Liberalen an. Der König war perſönlich ohne allen ſittlichen Muth, feig und falſch. Seine nächſten Günſtlinge, die ſ. g. camarilla, waren größtentheils aus der Hefe des Bedientenvolks ausgewählt, wie ſie dem gemeinen Sinne und Geſchmack des Königs zuſagten, mit denen er zum unſaubern Witz des niedrigſten Pöbels hinabſtieg. Voran ſein Hofnarr Chamorro, ſein Kuppler Alagon, ſein Beichtvater Ben Como, der ſich nicht ſcheute, mit jenen Schurken gemeine Sache zu machen. In ihrem Kreiſe gefiel ſich Ferdinand, ſeine Miniſter zu verlachen. Indem er die letztern oft wechſelte, machte es ihm Spaß, ſie mit Liebkoſungen zu überhäufen, und wenn ſie zur Thüre hinausgegangen waren, ihnen die ſchimpfliche Entlaſſung oder gar einen Verhaftsbefehl nachzuſchicken. Der König verrieth ſeinen Unverſtand auch durch ſein Verfahren gegen die abgefallenen Colonien in Amerika. Anſtatt ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und einen für Spanien vortheilhaften Handelsvertrag mit ihnen abzuſchließen, erſchöpfte er ſeine ohnehin zerrütteten Finanzen durch eine Expedition, die 1815 unter General Morillo die Colonien wieder erobern ſollte, aber mißglückte, und überließ alle Handelsvortheile den Engländern. Die Staatscaſſen waren ſo erſchöpft, daß Offizieren und Soldaten nicht einmal der Sold bezahlt werden konnte, und man ſie barfuß und mit zerriſſenen Kleidern herumziehen ſah. Dieſe Geldnoth führte bald zu Soldatenaufſtänden. Schon 1814 mußte eine Meuterei im Heere Morillos zu Cadix, ehe derſelbe nach Amerika abfuhr, erſtickt werden. Dann 1815 eine Schilderhebung des tapfern Mina, der flüchten mußte, und des eben ſo berühmten Polier, der gehenkt wurde. Eine dritte und vierte Erhebung ſcheiterte 1817 ebenfalls. Aber in der Armee, die 1819 abermals zu Cadix zuſammengezogen wor-

den war, um unter O'Donnel, Grafen von Abisbal, die frühere Expedition Morillos zu ergänzen und nach Amerika überzuführen, hatten die wenigsten Offiziere Luſt, für elende Bezahlung die Henker Ferdinands in der neuen Welt zu werden. O'Donnel ſelbſt ging auf die Verſchwörung ein, ließ aber, als er dem Ausgang nicht traute, 5 Oberſte und 118 Offiziere als Verſchworene verhaften. Der König indeß traute ihm ſelber nicht, nahm ihm das Commando und gab es dem alten General Calleja. Nun kam ein langerſehntes Schiff mit Silber aus Amerika und um das ſo nothwendige Silber zu faſſen, achtete man nicht auf Quarantaine. Die Mannſchaft des Schiffs ſchleppte das gelbe Fieber ein, welches ſich auch des Lagers bemächtigte. Um ſo weniger konnte jetzt die Expedition abgehen. Die Unterſuchung wurde ſo geführt, daß viele der Gefangenen, unter andern die Oberſten Quiroga und Riego wieder frei gelaſſen wurden. Der letztere erhob nun am Neujahrsmorgen 1820 die Fahne der Empörung, ließ in einer Kirche zu Las Cabezas de San Juan die Conſtitution von 1812 vorleſen und ſeine Soldaten darauf ſchwören. Dann zog er an der Spitze ſeines Bataillons ins Hauptquartier, nahm den alten General Calleja gefangen und überließ den Oberbefehl, wie ſchon verabredet war, an Quiroga, dem die halbe Armee auf der Inſel Leon vor Cadix folgte. Aber ſie mußte vor der Stadt ſtehen bleiben, da in dieſer ſelbſt die königliche Partei in der andern Hälfte der Armee unter General Freyre die Oberhand behielt. Aber O'Donnels Bruder ging bald darauf zu den Empörern über. Auch Mina kam wieder über die Pyrenäen und proclamirte die Verfaſſung in Navarra. Eben dazu wurde der alte General Caſtannos in Barcelona vom Volk gezwungen. Auch in Valencia ſtand das Volk auf und nahm den berüchtigten Schlächter General Elio gefangen. Saragoſſa, Murcia, Granada folgten dieſem Beiſpiele. Ueberall wurde die Verfaſſung ausgerufen, die ſervilen Behörden vertrieben und die Kerker der Inquiſition geöffnet. In Madrid ſelbſt gährte es, und als General Balleſteros hier erſchien und von Volk und Soldaten mit Jubel begrüßt wurde, war kein Halten mehr. Der General erklärte dem erſchrockenen König:

nachgeben oder abdanken! Da gab Ferdinand, feig wie immer, nach und verkündete die Verfaſſung am 8. März. Zwei Tage ſpäter verſchuldete Freyre in Cadix noch ein Blutbad. Nachdem er nämlich bereits mit Quiroga unterhandelt und die Annahme der Verfaſſung zugeſagt hatte, wurde bei dem großen Verfaſſungsfeſt plötzlich von ſeinen Truppen ſcharf unter das Volk geſchoſſen und die betrunkenen Soldaten ſtürmten die Häuſer. Man zählte 400 getödtete, 1000 verwundete Bürger. Freyre aber behauptete, es ſey ohne ſeinen Befehl geſchehen.

Am 9. Juli traten die neugewählten Cortes in Madrid zuſammen. Das waren wieder Philoſophen und Schönredner, wie der „göttliche Arguelles," der an Eitelkeit mit den franzöſiſchen Rednern wetteiferte. Doch befanden ſich unter ihnen viele wohlwollende Männer, die das Unglück ſelbſt beſonnen gemacht hatte, wie Graf Toreno, den die Inquiſition auf die Folter gelegt, Martinez de la Roſa und viele andre, die eben erſt aus dem Kerker befreit worden waren. Das Unnatürlichſte in den Verhandlungen der Cortes aber war die conſtitutionelle Fiction, vermöge derer ſie den König, wie ungern derſelbe auch in die Revolution ſich gefügt hatte, doch als den Träger der revolutionären Idee anzuſehen und zu behandeln ſich verabredet hatten. War es auch ſcheinbar klug, die geſchlagene ſervile Partei durch den König ſelbſt noch tiefer zu demüthigen, ſo konnte doch niemand verkennen, wie heuchleriſch die Loyalität der Liberalen war. Sie gaben dadurch dem König ein Recht, in gleicher Unwahrheit mit ihnen zu wetteifern, und in der Verſtellung war er geübter als ſie. Der König eröffnete die Cortes mit einer übertrieben liberalen, durch und durch erlogenen Rede. Der erſte Act der Cortes aber war, alle Klöſter mit einemmale wieder aufzuheben und ſogar die Weltgeiſtlichen des Zehnten zu berauben, denn man mußte Geld haben und das ſeit 1808 ſo oft ſchon geraubte und wiedergeſchenkte, ſchändlich von den Parteien hin- und hergezerrte Kirchengut mußte abermals die Lücken büßen. Auch die Majorate und Fideicommiſſe des Adels und die Meſta wurden abgeſchafft. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Inquiſition aufgehoben, die

Preßfreiheit, das Verſammlungsrecht (der Clubs) wiederhergeſtellt, daß eine Menge von Beamten entfernt und durch Liberale erſetzt wurden. Heute mir, morgen dir.

Riego hatte den Muth gehabt, den Anfang zu machen, und wollte nun auch Lorbeern einernten. Da der König den Verſuch wagte, die Armee vor Cadix aufzulöſen und Riego nach Gallicien zu verſetzen, proteſtirte der letztere nicht nur, ſondern benutzte auch dieſen Anlaß, um ſelbſt nach Madrid zu gehen, wo man ihn mit Jubel empfing und im Theater faſt vergötterte. Seine Anhänger ſangen hier das berühmte wilde Lied tragolo, perro (ſchnappe das, Hund!). Die Polizei wollte einſchreiten, es kam zum Kampf und Riego, den die andern Generale den Vorrang nicht laſſen wollten, wurde als ein Unverſchämter nach ſeiner Vaterſtadt Orviedo im fernen Aſturien verbannt.

Madrid aber wimmelte ſeither von Clubs, die ſich begreiflicherweiſe die Frage aufwarfen, was Europa zur ſpaniſchen Revolution ſagen werde? Es bildeten ſich drei Parteien aus, die Decamiſados (Hemdeloſen, den Sansculotten der erſten franzöſiſchen Revolution nachahmend), die das Heil nur im Terrorismus und in der Republik ſahen; die Communeros, die es in der Mäßigung und in einem gewiſſenhaft durchgeführten conſtitutionellen Syſtem erkannten, und die Annilleros (die als Zeichen einen Ring trugen), die am meiſten Vorausſicht hatten und ſich bemühten, eine Vermittlung des Neuen mit dem Alten, eine Verſöhnung nicht nur der Volkspartei mit der Krone, ſondern auch Spaniens überhaupt mit dem übrigen Europa zu ermöglichen, weil ſie wohl begriffen, wenn Spanien der Pentarchie nicht ein wenig entgegenkomme, würde die europäiſche Execution nicht ausbleiben. Inzwiſchen tobte der Pöbel, mißhandelte die Gardes du Corps des Königs und ermordete den Domherrn Vinueſa, der eine Contrerevolution eingeleitet hatte, im Kerker mit dem Hammer, mit dem die Thüre erbrochen worden war, ja die Decamiſados ſtifteten zum Andenken einen „Orden vom Hammer.“ Das empörte die gemäßigten Bürger und der König konnte den aus Amerika zurückgekehrten General Morillo zum

Gouverneur der Hauptstadt ernennen, aber der Versuch, ein königlicher gesinntes Ministerium zu ernennen, mißlang.

3.

Die Revolution in Neapel und Piemont.

Der greise Papst Pius VII. hatte bei seiner Rückkehr nach Rom die besten Absichten, er theilte das Kirchengebiet in 16 Legationen und verfügte die Revision unpassender alter Gesetze, wobei es freilich nicht möglich war, überall dem Vorurtheil und Schlendrian zu steuern. Der Engländer Wright sagte sehr wahr: „Die Erfahrung scheint bewiesen zu haben, daß kein Papst die Schwierigkeiten überwinden kann, die er als weltlicher Herrscher auf seinem Pfade findet.“ Daß die abgesetzten Beamten und Kirchenplünderer schrieen, daß freche Gesellen die Schwäche der neuen Regierung benützten, um Räubereien zu begehen, gereicht dem h. Vater nicht zum Vorwurf. — Oesterreich übte nach dem Sturze Napoleons den größten Einfluß auf Rom. Der österreichische Gesandte, der den venetianischen Palast in Rom bezog, wurde der erste Rathgeber, aber auch Wächter des hergestellten Papstthums. Der Kirche kam damals ihr Unglück zu Statten.

Die katholische Kirche war in tiefe Erniedrigung herabgesunken. Die einst Gefürchtete war ein Gegenstand des Mitleids und der Rührung geworden. Den Papst nach Rom zurückgeführt zu haben, freuten sich alle Alliirten, der schismatische Russe wie der ketzerische Engländer und Preuße. Ueberall gab sich damals Wohlwollen für den h. Vater kund. Der Ernst der letzten Zeiten hatte die Gemüther frommer gestimmt. Die Rechte der Kirche wurden in mehreren Staaten durch besondere Concordate festgestellt. Schon 1816 wurde ein Concordat abgeschlossen, wonach Frankreich in jedem seiner Departements einen Bischoffitz haben sollte. Da sich aber gegründete Einsprüche gegen so viele Bisthümer erhoben und Graf

Portalis nach Rom geschickt wurde, um dem Papste Vorstellungen zu machen, änderte derselbe bereitwillig das Concordat dahin ab, daß Frankreich nur 66 Bischöfe und 14 Erzbischöfe haben sollte; dagegen wurden die niedern Kirchenstellen besser bedacht und 500 neue Hülfskirchen und Caplaneien gegründet, 1821. Spanien zeigte nach der Restauration Ferdinands VII. dieselbe Hingebung an den Papst, der sich dann auch gegen dieses Reich in jeder Weise nachgiebig bewies und nachdem der Kirche die geraubten Güter zurückgegeben waren, der weltlichen Staatsgewalt die Besteurung des Klerus erlaubte. Bayern schloß nach Montgelas' Sturz 1817 mit Rom ein Concordat, welches die neuen Bisthümer festsetzte, dem Könige das Ernennungs-, dem Papst das Bestätigungsrecht der Bischöfe, der Kirche das Eigenthumsrecht und die ausschließliche Erziehung der Geistlichen sicherte. So viel wollten die Nachbarn nicht nachgeben und schon deswegen konnte das von Wessenberg beantragte allgemeine deutsche Concordat nicht zu Stande kommen. Preußen hatte so viele katholische Länder erworben, daß ihm ein Concordat noth that. Es hätte die erste Zeit der allgemeinen Freude wegen des hergestellten Friedens dazu benutzen sollen, aber der berühmte Geschichtforscher Niebuhr als preußischer Gesandter in Rom blieb ohne Instruction und war in gelehrte Streitigkeiten vertieft. Erst als Hardenberg einmal nach Rom kam, wurde 1821 ein Uebereinkommen getroffen, das aber alle wichtigen Fragen unentschieden ließ.

Um die katholische Welt, die sich peripherisch nach den Staaten und Gruppen vertheilte, wieder mehr zum Centrum nach Rom hinzuziehen, eilte der Papst schon 1814 die Wiederherstellung des Jesuitenordens in allen katholischen Landen, wo dieselben zugelassen würden, zu erlauben. Dem gleichen Zweck diente das collegium de propaganda fide in Rom, und zur Erziehung deutscher Priester insbesondere das collegium germanicum. Da so viel alter Haß auf den Jesuiten lastete, scheuten sich die meisten Staaten, sie öffentlich zuzulassen. Ein neuer Orden mit neuem Charakter und neuem unbescholtenem Namen würde dem apostolischen Zwecke besser

zugesagt haben. — In Rom entstand übrigens damals der priesterliche Geheimbund der Concistoriali mit den Sanfedisten als den dienenden Laienbrüdern, um dem liberalen Geheimbund der Carbonari entgegenzuwirken, die Fortsetzung der schon seit 1809 bestehenden Fedisten.

Im Königreich beider Sicilien wurde der unfähige alte König Ferdinand IV. restaurirt, kam aber erst 1815 aus Sicilien nach Neapel herüber, und genoß noch den Schutz österreichischer Truppen. Als aber die Oesterreicher endlich abzogen, begannen die verborgenen Parteien ihr Spiel. Lord Bentink hatte den Sicilianern eine freie Verfassung und ein Parlament gegeben, in dem die Carbonari ihre Theorien ausgekramt hatten, wie die spanischen Cortes, französischer und englischer Lectüre entnommen, dem Volke fremd, für das Volk nicht passend. Aber auch im Neapolitanischen, wie in Spanien, hatten die geheimen Gesellschaften nicht blos auf die gebildeten Classen, sondern auch auf einen Theil des Heeres Einfluß gewonnen. Der König verweigerte zwar dem Papst den weißen Zelter (den früher die Könige dem Papst als ihrem Lehnsherrn geschickt hatten), schloß aber ein neues Concordat mit ihm, wodurch die Geistlichkeit ihren alten Einfluß wieder gewann. Um den heimlichen Carbonari entgegenzuwirken, bildete sich, wie früher schon in Sicilien, so jetzt auch in Neapel, ein loyaler Geheimbund der Calderari (Keßler) aus, deren Name bedeuten sollte, sie wollten die Carbonari einfangen, wie der Kessel die Kohlen. Sobald die Oesterreicher 1817 fort waren, fanden sich zahlreiche Räuberbanden ein. Ein englischer Abenteurer, General Church, den der König vorzog, übernahm den Krieg gegen sie und ließ ihrer 1—200 hinrichten. Sein Werk vollendete Wilhelm Pepe, der früher schon unter Joseph Napoleon die Räuber gebändigt hatte. Aber dieser General war ein Carbonaro und organisirte in seinem Heere selbst die geheimen Gesellschaften. Neben den Carbonari blühten seit 1814 die Geheimbünde der „europäischen Patrioten" und seit 1817 der „Entschlossenen," beide im Neapolitanischen, der „Independenten" in Piemont. Ganz unabhängig von diesen politischen Verschwörungen

wirkte seit 1819 eine geheime „hohe Venta" ausschließlich dem Papstthum und der Kirche entgegen. Ihr thätigster Agent war ein Jude, Piccolo Tigre (der kleine Tiger) genannt.

Kaum erfuhr man, daß die Armee in Spanien sich erhoben hatte, so kam auch eine lebhafte Bewegung unter die neapolitanischen Truppen; in der Nacht des 1. Juni rief Lieutenant Morelli zu Nola, unfern von Neapel an der Spitze einer Reiterschwadron die „Constitution" aus, und eilte nach Avellino, wo die Militair- und Civilbehörden, längst eingeweihte Carbonari, sich ihm anschlossen. Eben dahin führte Wilhelm Pepe aus Neapel selbst ein Regiment, und General Carascosa, den der König mit 5000 Mann hinausschickte, den Aufruhr zu dämpfen, blieb unschlüssig stehen. Unterdeß kam aber Neapel selbst in große Aufregung, und ohne Schwertschlag fügte sich der König in alles, entließ seine Minister, ersetzte sie durch Freiheitsmänner, proclamirte die spanische Constitution von 1812, stellte sich aber für seine Person krank und übergab die Regierung einstweilen seinem Sohne Franz, Herzog von Calabrien. Die ganze Revolution war ein muthwilliges und frevelhaftes Soldatenspiel; die Ausrufung der spanischen Verfassung, die das Volk kaum dem Namen nach kannte, eine Unnatur. Was aber in Neapel nur Posse war, wurde in Palermo gefährlicher Ernst. Man hatte an Sicilien gar nicht gedacht, die Sicilianer gar nicht gefragt, und jetzt sollten sie sich der neapolitanischen Revolution anschließen. Als der Vicekönig, General Naselli, die drei Farben aufsteckte, nahm das Volk von Palermo die gelbe Farbe Siciliens an, und am 15. Juli, dem Fest der h. Rosalie, dem größten Volksfeste der Palermitaner, an dem eine ungeheure Menschenmenge durch die Straßen wogte, verlangte alles die Unabhängigkeitserklärung der Insel unter einem Prinzen des Hauses. Church, der als Militairgouverneur hier befehligte, wollte einschreiten, wurde aber vom wüthenden Volk überwältigt und rettete mit Noth sein Leben. Naselli gab aus Ohnmacht nach, setzte eine provisorische Junta ein und floh ebenfalls. Die Junta aber genoß kein Ansehen, der Pöbel wurde Meister der Stadt, schlug die Truppen nach blutigem

Kampf, und plünderte zwei Tage (am 17. und 18. Juli), wobei es auch an Schlächtereien der Rache nicht fehlte. Die Principi Cattolica und d'Aci wurden grausam ermordet und ihre Köpfe auf Stangen durch die Stadt getragen ꝛc. Endlich entstand eine neue Junta, an deren Spitze der Prinz von Villa Franca trat, und ein Mönch, Vaglica di Monreale, übernahm den Oberbefehl über die Volkswehr.

So spaltete sich die Revolution beider Sicilien schon in ihrem Beginn. Die revolutionäre Regierung in Neapel war zu stolz um ihrer Nebenbuhlerin in Palermo nachzugeben, und schickte Florestan Pepe (Wilhelms Bruder), mit 5000 Mann nach Palermo. Villa Franca wollte unterhandeln, da plünderte der Pöbel seinen Palast, und setzte den Prinzen von Paterno an seine Stelle. Unter diesem vertheidigte sich die Stadt am 25. September gegen Pepe, wurde aber durch ein heftiges Bombardement dahin gebracht, am 5. October zu capituliren.

Die Pentarchie säumte nicht, ihre Augen nach dem Süden zu richten. Spanien, hinter den Pyrenäen abgeschlossen, konnte man einstweilen auf sich beruhen lassen. Die Revolution in Neapel aber, die möglicherweise das übrige Italien in Brand stecken konnte, gefährdete zunächst Oesterreich. Metternich setzte daher die ganze europäische Diplomatie in Bewegung. Im October kamen Kaiser Alexander, Kaiser Franz, der Kronprinz von Preußen und die Minister der Großmächte auf einem Congreß zu Troppau zusammen und berathschlagten über Neapel. Allein England widersetzte sich einer bewaffneten Einmischung daselbst und auch Frankreich mahnte zur Milde. Selbst Rußland war geneigt, Neapel zu schonen, um Oesterreich nicht zu mächtig in Italien werden zu lassen. Aber Metternich brachte den Kaiser Alexander auf andere Gedanken, indem er ihm in einer Verschwörung russischer Gardeoffiziere in St. Petersburg selbst das Schreckbild der Revolution in seinem eigenen Reiche vorhielt. Rußland, Oesterreich und Preußen schlossen sich nun eng an einander, Frankreich gab ebenfalls nach, und England legte nur noch einen Protest ein. Um Italien näher zu seyn,

brachen die Monarchen den Congreß ab und erneuerten ihn im Januar 1821 in Laibach. Der neapolitaniſche Geſandte, Herzog v. Gallo, wurde nicht zugelaſſen und der Einmarſch eines öſterreichiſchen Heeres ins Neapolitaniſche beſchloſſen.

Als Gallo die ſchlimme Botſchaft nach Neapel brachte, erbot ſich der alte König Ferdinand, ſelbſt nach Laibach zu gehen, um die Großmächte mit der neapolitaniſchen Verfaſſung auszuſöhnen. Man wußte wohl, es ſey ihm nur darum zu thun, mit heiler Haut davon zu kommen; aber man ließ ihn ziehen, um die Großmächte nicht noch mehr zu reizen. Dagegen wurden die Befehle des Congreſſes, die Verfaſſung zu anulliren, nicht reſpectirt, und mit großer Prahlerei kühner Widerſtand beſchloſſen. Am 5. Februar überſchritten 60,000 Oeſterreicher unter General Frimont die lombardiſche Grenze; die Neapolitaner aber theilten ihre Armee unter Wilhelm Pepe und Caraſcoſa und beiden liefen ihre Soldaten beim erſten Zuſammentreffen davon. Capua ergab ſich den Oeſterreichern, ohne einen Schuß, am 20. März, und ſchon am 24. hielt Frimont ſeinen Einzug in Neapel ſelbſt. Auf eine ſo lächerliche Weiſe endete der große Spectakel, den man hier gemacht hatte.

Jetzt erſt holte der alte König Ferdinand die Rache nach, die er bei ſeiner erſten Wiedereinſetzung in Neapel geſpart hatte. Das ganze Volk wurde entwaffnet, und Hinrichtungen und Güterconfiscationen richteten grauſame Verheerungen in den wohlhabenden und gebildeten Claſſen an. Frimont ſelbſt war unwillig über dieſe ausſchweifende Reaction, ohne ſie hindern zu dürfen. Einige tauſend Oeſterreicher unter Wallmoden wurden noch hinüber nach Sicilien geſchickt, um auch dort die alte Ordnung zu befeſtigen. Der Umſtand, daß die Polizei im Neapolitaniſchen überall öffentliche Verbrennung der Werke von Rouſſeau, Voltaire und andern Vätern der Revolution und des Unglaubens vornahm, beweist, wie ſehr dieſe Werke auch in Italien (wie in Spanien) verbreitet waren. Ueberall in den romaniſchen Landen bis tief ins ſpaniſche Südamerika hinein, war dieſe Gattung von Büchern verbreitet, ein Haupthebel aller romaniſchen Umwälzungen. Wohlfeile Ausgaben davon wurden in

beizustehn, um selbst aus der habsburgischen Verlassenschaft etwas zu gewinnen, und die Uebermacht Oesterreichs zu vernichten.

In Preußen starb Friedrich Wilhelm I in demselben Jahre, welches den letzten Habsburger abrief. Ihm folgte sein Sohn, Friedrich II, ein junger Prinz, von dem man noch nichts wußte, als daß er von seinem strengen Vater hart mißhandelt worden war, und daß er sich viel mit schönen Wissenschaften und Künsten beschäftige, jedoch nur französisch zu sprechen und zu schreiben gewohnt sei, weil er die Geschmacklosigkeit der damaligen deutschen Literatur von Herzen verachte. Noch ahnte niemand in ihm den Helden des Jahrhunderts. Doch sein ehrlicher, sparsamer Vater hinterließ ihm volle Staatskassen, und eine zahlreiche wohlgebildete Armee, und mit diesen Mitteln wucherte das Genie des jungen Königs mit überraschender Schnelligkeit und eben so viel Glück. Er benutzte sogleich Oesterreichs gefährliche Lage, um die alten Ansprüche seines Hauses auf die Herzogthümer Liegnitz, Wohlau und Brieg, die ihm durch Erbvertrag zustunden, und auf Jägerndorf, das im dreißigjährigen Kriege den Markgrafen von Brandenburg entrissen worden war, geltend zu machen, und wo möglich ganz Schlesien an sich zu reißen. Noch im Jahr seines Regierungsantritts, 1740, fiel er mitten im Winter in Schlesien ein, und eroberte mit leichter Mühe das ganze Land, da es von den Oesterreichern nur schwach besetzt war, und die vielen schlesischen Protestanten den Preußen günstig waren. Im folgenden Jahre suchte zwar der österreichische General Neiperg Schlesien zu retten, ward aber bei Molwitz, unfern Brieg, von Friedrich, und hauptsächlich dessen tapfern General Schwerin, überwunden.

Mittlerweile hatten die Franzosen dem Churfürsten

ungeheurer Menge zu Paris fabricirt und meiſt von Bordeaux aus in andere Länder ſpedirt. Der gründliche Zorn des katholiſchen Klerus gegen dieſe literariſche Propaganda war nur zu ſehr gerechtfertigt.

In denſelben Tagen, in denen die Revolution in Neapel unterdrückt wurde, brach ſie in Piemont aus, im Rücken der Oeſterreicher. Der König von Sardinien, Victor Emanuel, hatte ſich in der napoleoniſchen Zeit nach der Inſel Sardinien zurückgezogen, erhielt aber 1815 nicht nur ſeine früheren Länder Piemont und Savoyen zurück, ſondern auch das ſchöne Uferland von Genua dazu. Der alte König gehörte aber den Greiſen des vorigen Jahrhunderts an und war ſo beſchränkt an Geiſt, daß er in ſeinem Lande alles wieder auf den Fuß wie vor dem erſten Einfalle der Franzoſen im Jahre 1796 ſetzte. Alle modernen Beamten wurden entlaſſen, ſogar alle im Lande wohnenden Franzoſen vertrieben. Die ſchöne Straße Napoleons über den Mont Cenis mußte verlaſſen und eine alte ſchlechte wieder befahren werden. Alle neuen Geſetze wurden abgeſchafft und die alten, wie auch was vom alten Perſonal noch lebte, wiederhergeſtellt. Auch die Kirche erhielt ihre Macht zurück. Der König aber war alt und hatte nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Herzogs Franz von Modena. Dieſer letztere war ein Sohn des öſterreichiſchen Erzherzogs Ferdinand (eines Oheims des regierenden Kaiſer Franz) und der Beatrix, Tochter des letzten Herzog Hercules von Modena aus dem Hauſe Eſte. Oeſterreich hegte nun den Wunſch, dem Herzog Franz die Erbfolge in Sardinien zu verſchaffen. In dieſem Königreich aber galt das ſaliſche Geſetz, welches die weibliche Nachfolge ausſchließt, und der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, Karl Albert, Prinz von Carignan. Dieſe Erbangelegenheit muß man im Auge behalten, um die feineren Motive in den folgenden Begebenheiten zu verſtehen.

Die Carbonari waren auch in Piemont thätig. Drei ihrer Häupter, der Principe della Ciſterna, Marcheſe Priero und Ritter Perronne wurden durch revolutionäre Schriften, die ſie verbreiteten, verrathen und verhaftet. Durch dieſe Entdeckung ſahen ſich auch

die meiſten andern Verſchwörer compromittirt und beſchloſſen lieber einen offenen Kampf zu wagen, als ſich wehrlos gefangen nehmen zu laſſen. Sie theilten ihre Abſicht dem Prinzen von Carignan mit und ſchmeichelten ihm damals ſchon mit der Ausſicht, König von ganz Italien zu werden, ſobald die Revolution ſiege. Der Prinz war unentſchloſſen, denn er fürchtete die Oeſterreicher. Endlich gab er ſeine Zuſage und Oberſt Arſaldi rief die ſpaniſche Conſtitution am 9. März in der Feſtung Aleſſandria aus. Die ganze Armee war hier, wie im Neapolitaniſchen, ſchon vorbereitet. Der alte König wich dem Sturm aus, übergab die Regierung dem Prinzen von Carignan und trat den Thron ſeinem Bruder Karl Felix ab, der in Modena lebte. Karl Albert wurde nun genöthigt, mit der dreifarbigen Fahne auf den Balkon des Schloſſes zu treten und die ſpaniſche Verfaſſung zu proclamiren, entfloh aber heimlich. Die Carbonari in Turin waren rathlos. Der Kriegsminiſter Santa Roſa ließ ſich durch den ruſſiſchen Geſandten, Grafen Macenigo, überreden, die Oeſterreicher würden keinen Angriff auf Piemont wagen, wenn er die Vermittelung des Kaiſer Alexander annehme, von dem er gar keinen Auftrag hatte. So blieb Santa Roſa unthätig, während General della Torre ein dem König treues Truppencorps zuſammenbrachte und ein öſterreichiſches Heer unter dem Grafen Bubna einrückte, die ſchnell ein Ende machten. Dem neuen König, dem ſchon alten, ſchwachen und kinderloſen Bruder Karl Felix, hatte der Prinz von Carignan deſſen Rechte reſervirt und durch die Flucht ſeine loyale Geſinnung gerechtfertigt. Man ſtrafte ihn daher nur mit Mißbilligung und entfernte ihn zwei Jahre lang vom Hofe. Ihm zu liebe wurde auch manche Unterſuchung und Beſtrafung anderer Hochgeſtellter unterdrückt. Karl Felix dachte gut ſardiniſch genug, um Oeſterreich nicht zu viele Vorwände zum weitern Einſchreiten zu bieten, und hielt daher auch die Erbfolge des Prinzen von Carignan gegen die modeneſiſch-öſterreichiſche aufrecht. Ohne Zweifel unter Mitwirkung von Frankreich und England, die eine Vergrößerung Oeſterreichs durch das Königreich Sardinien nicht würden geduldet haben. — Sowohl in Turin als Neapel wirkte die Abneigung gegen

die öſterreichiſchen Hülfstruppen und das Mißtrauen gegen die eigenen Truppen zu dem Entſchluß zuſammen, Schweizerregimenter anzuwerben, welche die Ruhe im Lande erhielten.

Die Lombardei blieb ruhig aus Furcht vor der Macht Oeſterreichs. Die Polizei entdeckte noch ſpät im Jahre 1821 eine geheime Verbindung in Mailand, deren meiſte Mitglieder ſich retteten. Nur einige wurden zur Haft gebracht, worunter Confalonieri und Silvio Pellico das größte Aufſehen erregt haben. Der erſtere wurde auf alle Arten gedrängt, Geheimniſſe zu offenbaren, durch welche man den Prinzen von Carignan zu compromittiren und von der Erbfolge auszuſchließen hoffte, aber er bekannte nichts. Der andere, Silvio Pellico, ein ſanfter frommer Dichter, unfähig zur That, hatte höchſtens poetiſch für Italien geſchwärmt und mußte das jammervollſte Schickſal im Kerker Spielberg erdulden.

4.

Ende der ſpaniſchen Revolution.

Nachdem die Truppenaufſtände in Italien beſiegt waren, blieb nur noch die Unterdrückung des ſpaniſchen Aufruhrs übrig. England proteſtirte zwar gegen die Intervention in Spanien, aber ohne Nachdruck, weil es allein den Spaniern gegen ganz Europa doch nicht hätte helfen können. Oeſterreich ergriff die Initiative. Metternich war damals die Seele der Pentarchie, Rußland und Preußen folgten ſeinem Impulſe. „Erhaltung des anerkannten Beſitzſtandes, Schutz der legitimen Dynaſtien und der abſoluten Regierungen gegen jede revolutionäre Erhebung, wie gegen die parlamentariſchen Oppoſitionen“ war das Loſungswort. Dem konnte die franzöſiſche Dynaſtie nur zuſtimmen. Auch ſchmeichelte es ihr, daß die nordiſchen Mächte ihr die Pacification Spaniens überließen. Frankreich bekam dadurch Gelegenheit, wieder Waffenruhm zu ernten; es ſtellte vor ganz Europa ſeine Macht zur Schau; es conſolidirte, indem es nach

Wiederherſtellung der bourboniſchen Allgewalt in Neapel auch die ſpaniſchen Bourbons wiederherſtellte, zugleich die der Bourbons in Frankreich ſelbſt. Wenn aber der große Napoleon die Spanier nicht hatte bezwingen können, wie ſollten es die Bourbons vermögen? Aus dieſem Geſichtspunkt warnte auch die Oppoſition vor dem Kriege, von dem ſie in jeder Beziehung nur Schande für Frankreich vorausſagte, weil er gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker geführt werde und weil nur Niederlagen zu erwarten ſeyen. Die geheimen Geſellſchaften in Frankreich blieben auch nicht unthätig und eine Soldatenverſchwörung ſollte in der Feſtung Béfort ausbrechen, wurde aber unterdrückt.

Im October 1822 verſammelten ſich die Monarchen abermals auf einem Congreß in Verona, um wegen Spaniens einen Beſchluß zu faſſen. Der franzöſiſche Congreßgeſandte, Marquis von Montmorenci, ſchwärmte für den Krieg und ging viel weiter, als Villèles Inſtructionen erlaubten, und ohne den ihm als Collegen beigegebenen, gemäßigteren Chateaubriand zu fragen. Im Vertrauen nun, daß Frankreich die Execution in Spanien übernehmen werde, beſchloſſen die nordiſchen Mächte (trotz Englands Widerſpruch), eine Note an Spanien zu richten, in welcher ſie die Wiederherſtellung des abſoluten Königthums verlangten, am 17. November. Zehn Tage ſpäter ſtarb Fürſt Hardenberg, der ſchon körperlich leidend den Congreß verlaſſen hatte und ſich in der Luft des Südens erholen wollte, zu Genua. — Als Montmorenci nach Paris zurückkam, fand ſich, daß er nicht im Sinne Villèles unterhandelt habe, er wurde desavouirt und entlaſſen. Wellington, der in Verona die engliſche Stimme geführt hatte, reiste über Paris zurück und warnte den König dringend vor dem ſpaniſchen Kriege. Wellington ſchickte den Lord Fitzroy-Somerſet nach Madrid, um die Cortes zu ſo viel Nachgiebigkeit zu bewegen, daß Frankreich mit Anſtand den Krieg unterlaſſen konnte. Aber von den Spaniern fordern, ſie ſollten aus bloßer Furcht etwas thun, hieß ihren Charakter wenig verſtehen. Als die ſtolzen, ja höhniſchen Antworten der ſpaniſchen

Regierung bekannt geworden waren, ging Chateaubriand, der unterdeß Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, raſch zur Kriegspartei über und half jetzt die Anſicht vertheidigen, die er noch in Verona bekämpft hatte.

Im Januar 1823 eröffnete der König die Kammern mit einer kriegeriſchen Rede und kündigte an, daß er Geld für die Ausrüſtung einer Armee von 100,000 Mann verlangen werde. Die kleine liberale Minderheit wehrte ſich verzweifelt und Manuel veranlaßte ziemlich unſchuldiger Weiſe einen ungeheuern Lärm. Indem er ſagte: „ſoll ich an die Gefahren der königlichen Familie in Frankreich erinnern, die ſich nur deshalb ſo häuften, weil fremde Heere in unſer Gebiet einfielen und Frankreich zwangen, ſich durch neue Kräfte und eine neue Energie zu vertheidigen.“ Wegen dieſer Anſpielung auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. wurde Manuel auf ein Jahr aus der Kammer ausgeſchloſſen, ließ ſich aber nur mit Gewalt daraus entfernen. Die Geldſumme wurde bewilligt und der Krieg gegen Spanien begann.

Hier ſchritt die revolutionäre Bewegung zwar nicht rückwärts, kam aber auch nicht vorwärts. Hatten die Soldaten allein die Revolution gemacht und die Liberalen, die gebildete Claſſe in den Städten ſie ausgebeutet, ſo war es natürlich, daß beim Landvolk und im mißhandelten Klerus endlich der Muth zum Widerſtand erwachte. In Navarra ſammelte ſich unter Queſada, Santos-Ladron und Juanito ein ſ. g. Glaubensheer, eine große Schaar unter dem berühmten Merino in Altcaſtilien, viele große und kleine Banden unter dem Baron d'Eroles, dem Trappiſten (Antonio Maranon), und andere in Catalonien. noch andere in Aragonien, Valencia und noch tief im Süden von Granada und Andaluſien. In Seo d'Urgel tauchte ſogar ſchon eine „Regentſchaft während der Gefangenſchaft des Königs“ auf, an deren Spitze Mata Florida und d'Eroles traten. Aber dieſe Bewegungen erſtickten zum Theil im gelben Fieber, welches von neuem im Norden ausbrach und in Barcelona allein 20,000 Menſchen hinraffte. Dieſe Peſt veranlaßte die fran-

zöſiſche Regierung, einen bewaffneten Cordon an den Pyrenäen zu ziehen.

Martinez de la Roſa, den der König zum Miniſter gemacht hatte, war ein Moderado (Gemäßigter) und ſuchte die Exaltados (die Radikalen) in den Cortes zur Vernunft zu bringen. Aber der König, auf ihn und Morillo zu viel trauend, glaubte, es bedürfe nur eines Staatsſtreichs in Madrid und mit Hülfe des Glaubensheeres werde die Revolution beſiegt werden, noch ehe die Franzoſen kämen. Er betrieb alſo heimlich einen Aufſtand ſeiner Garden, aber die Sache blieb nicht geheim genug. Riego kehrte nach Madrid zurück, um die Cortes zu ſchützen, die ihn zu ihrem Präſidenten wählten; auch Morillo wollte die Verfaſſung nicht verletzen laſſen und ebenſo Balleſteros. Dieſem berühmten Generale folgten die übrigen Truppen, und als die Garden am 7. Juli 1822 dennoch einen Angriff verſuchten, wurden ſie in einer Straßenſchlacht beſiegt. Der König beging damals die Infamie, in die Hände zu klatſchen, die Sieger zu beglückwünſchen und ihnen für ihre „Treue" zu danken, während ſeine Garden im Blute lagen. Darauf entließ er die Moderados aus dem Miniſterium und erſetzte ſie durch Exaltados. Auswärtiger Miniſter wurde San Miguel aus Riegos Generalſtab und Kriegsminiſter Lopez Bannos, der dem Gaubensheere einige glückliche Gefechte geliefert hatte. Der berühmte Mina, aus Frankreich zurückgekehrt, wurde nach Catalonien geſchickt und trieb nun ſeinerſeits den Baron d'Eroles über die franzöſiſche Grenze. Die neuen Miniſter übten einen Act grauſamer Rache, indem ſie den ſeit dem Beginn der Revolution gefangen gehaltenen General Elio zur Garotte (einem Werkzeug der Erdroſſelung) verurtheilen ließen.

Als im Winter auf 1823 die drohende Note der drei nordiſchen Mächte ankam, änderte ſich nichts in der Haltung der herrſchenden Partei. Spanien erklärte den Geſandten: „die ſpaniſche Conſtitution ſey dieſelbe, die im Jahr 1812 vom Kaiſer Alexander anerkannt geweſen ſey; König Ferdinand übe frei die Gewalt, die ihm gemäß dieſer Verfaſſung zuſtehe; die Spanier hätten ſich in die Angelegenheiten keines andern Staates eingemiſcht, verbäten ſich da-

her auch jegliche fremde Einmiſchung in ihre Angelegenheiten; die Uebel, an denen Spanien leide, würden nicht durch die Conſtitution, ſondern durch deren Feinde verſchuldet; die ſpaniſche Regierung werde handeln, wie ihr die Nationalehre und die Conſtitution vorſchreibe." Hierauf (11. Januar) verlangten die drei Geſandten ihre Päſſe, der ruſſiſche in unverſchämten Ausdrücken, die San Miguel mit der Bemerkung erwiderte, „nur ſeine Ignoranz entſchuldige dieſen Mißbrauch des Geſandtenrechts." Alle drei reiſten ſchleunig ab. Die Cortes billigten die Haltung des Miniſteriums und der „göttliche" Arguelles hielt wieder eine ſeiner ſchönen Reden voll patriotiſcher Hochherzigkeit, an deren Schluß ihn ſein bisheriger politiſcher Gegner Galiano umarmte. Beide wurden vom Volk im Triumph durch die Straßen getragen und auf Galianos Antrag ein Manifeſt erlaſſen, welches den ſtolzen Entſchluß der Spanier ganz Europa verkündete.

Aber die That entſprach den großen Worten nicht. Nach dem Plan des Kriegsminiſters Lopez Bannos ſollte Mina Catalonien behaupten, Balleſteros Aragonien und Navarra, Abisbal aber in Neucaſtilien in Reſerve ſtehen. Aber alle dieſe Generale hatten nur wenig und ſchlecht disciplinirte Truppen. Auch bildeten ſich wieder große Guerillas des Pfarrers Merino in Altcaſtilien, des Franzoſen Beſſières ꝛc. König Ferdinand ſelbſt freute ſich ſeiner baldigen Erlöſung durch die franzöſiſche Hülfe, um ihm aber jeden Verrath unmöglich zu machen, erſchien es beſſer, ihn nach Sevilla zu ſchicken, wohin die Cortes nachfolgen ſollten. Der König ſträubte ſich, ſtellte ſich krank und that alles Mögliche, um die Reiſe nicht machen zu müſſen. Aber man zwang ihn, am 20. März 1823 abzureiſen.

Nur fünf Tage früher war der zum Generaliſſimus der franzöſiſchen Executionsarmee beſtimmte Herzog von Angoulême von Paris abgereist und hatte ſich zur Armee an den Pyrenäen begeben, die bis auf 100,000 Mann verſtärkt worden war. Er zeigte den beſten Willen, aber ſeine angeborne Schüchternheit eignete ihn nicht zum Befehlshaber, weshalb ihm General Guilleminot an

die Seite gegeben wurde. Die franzöſiſche Armee war in fünf Armeecorps getheilt, die vom Marſchall Oudinot, General Molitor, Prinz von Hohenlohe, Marſchall Moncey und General Bourdeſoulle commandirt waren. Am 7. April ging der Herzog über die Bidaſſoa. Hier ſtellte ſich ihm Oberſt Fabvier mit einer dreifarbigen Fahne, an der Spitze einer Bande franzöſiſcher Flüchtlinge entgegen und machte einen Verſuch, die franzöſiſchen Soldaten zu verführen, aber ein paar Kartätſchenſchüſſe verjagten ihn. Indem nun die Franzoſen vorrückten, fanden ſie nur in Catalonien bei Mina einen hartnäckigen Widerſtand. Balleſteros war viel zu ſchwach, um gegen die große franzöſiſche Armee eine Schlacht zu wagen, und zog ſich zurück. Die Franzoſen hielten ſtrenge Mannszucht, benahmen ſich freundlich gegen die Einwohner und wurden von der großen Mehrheit als Befreier begrüßt. Der Nationalhaß von 1808 war verſchwunden vor dem Glaubens- und Parteihaß. Saragoſſa ergab ſich nicht nur ohne Schwertſtreich, ſondern als Molitor daſelbſt einzog, umſcholl ihn der lauteſte Jubel des Volks. O'Donnel, Graf von Abisbal, der alte Verräther, ſpielte auch diesmal wieder ſeine treuloſe Rolle, vertheilte ſeine Truppen, ſchickte ſie dahin, wo ſie nichts nützten, unterhandelte mit dem Feinde, unterſtützte Balleſteros nicht. Seine Offiziere verjagten ihn, aber das Unglück war geſchehen. Nun gab Balleſteros jede Hoffnung auf. Auch General Morillo an der Nordküſte Spaniens zog ſich zurück und beide capitulirten nicht lange nachher.

Angoulême rückte am 24. Mai in Madrid ein. Die neue Regentſchaft, die ſich unter dem Herzog von Infantado für ſo lange bildete, als der König noch in den Händen der Liberalen ſeyn würde, begann eine maßloſe Reaction. In Sevilla hatten die Cortes am 28. April ihre Sitzungen wieder eröffnet, als aber die Franzoſen immer näher kamen, beſchloſſen ſie weiter nach Cadix zurückzugehen. Der König wollte wieder nicht, wurde aber für geiſteskrank erklärt, interimiſtiſch bis zu ſeiner glücklichen Ankunft in Cadix abgeſetzt und von einer proviſoriſchen Regentſchaft begleitet, den 12. Juni abgeführt. Die Franzoſen fanden auf ihrem Marſch nach dem Süden

nur an der Brücke bei Talavera de la Reyna einen tapfern Widerstand, weil hier der energische Zayas befehligte, der jedoch der Uebermacht weichen mußte. Als die Franzosen in Sevilla ankamen, waren die Liberalen alle von dort fort und die Servilen hatten schon die Oberhand.

So hinderte den Generalissimus nichts mehr, mit dem Gros der französischen Armee gegen Cadix aufzubrechen, um auch noch dieses letzte Bollwerk der spanischen Constitution einzunehmen. Er langte am 16. August vor dieser Stadt an, deren Vertheidigungswerke sehr vernachläßigt waren. Nur der s. g. Trocadero, ein Schanzwerk, welches die Landenge von Cadix schützt, war zu erobern und schon am 31. wurde derselbe trotz der ausdauernden Tapferkeit der Spanier mit Sturm genommen, bei welchem Anlaß man des Prinzen von Carignan mit Auszeichnung gedachte. Derselbe diente in der französischen Armee, um im Kampf gegen die spanische Constitution den Mißgriff, sie zwei Jahre früher selbst in Turin proclamirt zu haben, wieder gut zu machen. — Wohl wissend, daß Cadix fallen müsse, wenn es nicht entsetzt werde, suchte Riego Hülfe von außen, hoffte vergebens die Truppen zu gewinnen, die Ballesteros befehligte, mußte flüchten, wurde von der französischen Reiterei verfolgt und gehetzt wie ein Wild. Durch seine Rohheit gegen den Klerus, den er bei jeder Gelegenheit und noch zuletzt in Malaga mißhandelt und ausgeplündert hatte, durch die Last von Kirchenbeute, die er auf der Flucht nicht mehr fortschleppen konnte, war er dem Volke selbst furchtbar verhaßt worden. Nachdem er fast alle seine Leute verloren und mit nur noch wenig Getreuen durchs Gebirge ans Meer zu gelangen hoffte und einen Einsiedler mit Gewalt nöthigte, ihm den Weg zu weisen, verrieth ihn dieser an die Bauern, die ihn und die Seinen gefangen nahmen und gebunden nach Madrid schickten.

Da kein Entsatz kam, und Cadix schon bombardirt zu werden begann, beschlossen die Cortes endlich, sich aufzulösen, ihr Heil in der Flucht über See zu suchen und den König an die Franzosen auszuliefern. Am 10. October führte ihn Valdez auf einem Boot

ins französische Lager hinüber, stieß aber gleich wieder ab und kehrte um, ohne sich an die Einladung des Königs zu kehren, mit auszusteigen. Der Herzog von Angoulême empfing den König, der ihn umarmte. Auch Ballesteros war gekommen, aber Ferdinand warf ihm einen tödtlichen Blick zu und er fand gerathen, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, wie Valdez. Als die Capitulation von Cadix bekannt wurde, gab Mina jeden weiteren Widerstand auf und sicherte sich freien Abzug durch eine Capitulation. Auch Lopez Bannos fügte sich. Ganz Spanien war wieder der absoluten Gewalt Ferdinands VII. unterworfen. Die Constitution starb in demselben Cadix, wo sie 1820 wiedergeboren worden war.

Die Art, wie der König jetzt verfuhr, war dieselbe, wie 1814. Schon gleich nach seiner Befreiung erließ er eine racheschnaubende Proclamation, worin er alles widerrief, was seit 1820 geschehen war. Nur die Inquisition stellte er nicht wieder her, sey es, daß er hierin den Vorstellungen Frankreichs nachgab, oder aus eigener Vorsicht. Die weltlichen Gerichte ließ er dagegen zahlreiche und grausame Verfolgungen verhängen und hatte nichts dagegen, wenn die Privatrache der Servilen und die Wuth der Glaubensbanden unter den Liberalen ihre Opfer suchten. Der Herzog von Angoulême war empört über die Rohheit der Reaction und erließ einen Befehl, niemand zu verhaften ohne Ermächtigung von Seiten des französischen Militärcommandos. Aber die französische Regierung selbst desavouirte ihn, weil sie jeden Schein vermeiden wollte, als maße sie sich eine Regierungsgewalt in Spanien an. Nun kehrte der Herzog mit traurigen Empfindungen heim. Am 7. November wurde der früher allzu hoch gefeierte Riego in Madrid zum Tode verurtheilt, nachdem er unterwegs vom Volk auf alle Art verhöhnt und mißhandelt worden war. In einem weißen Hemde, festgeknebelt, mit einer grünen Spottmütze auf dem Kopf, wurde er in einem alten Korbe voll Staub und Schmutz von einem Esel zu dem überaus hohen Galgen geschleift, den man eigens für ihn hatte machen lassen, und unter dem Wuthgeheule der Menge gehenkt.

Karl von Baiern ein anſehnliches Hülfsheer unter Belliſle zugeſchickt. Sie rückten in Böhmen ein, und Karl ließ ſich in Prag krönen. Im Januar 1742 ward er auch in Frankfurth, unter dem Namen Karl VII zum deutſchen Kaiſer gekrönt. Im Mai dieſes Jahres erfocht Friedrich II einen neuen glänzenden Sieg über die Oeſterreicher unter Karl von Lothringen bei Czaslau oder Chotuſitz. Da entſchloß ſich Maria Thereſia, Schleſien aufzuopfern, um ſich ihres gefährlichſten Feindes zu entledigen. Sie wußte wohl, daß es Friedrich nur um Schleſien zu thun ſei, und daß er nur um dieſen Preis den Baiern hülfe. Sie trat ihm alſo ganz Schleſien und die Grafſchaft Glatz ab, mit Ausnahme der Fürſtenthümer Troppau und Jägerndorf, welche bei Oeſterreich blieben. Friedrich ſchloß mit ihr zu Breslau Frieden, und verließ die Bairiſche Sache.

Gegen die Franzoſen und Baiern nun, die noch Böhmen beſetzt hielten, bot Maria Thereſia die Ungarn auf. Sie trat unter die heldenmüthigen Magnaten und rief ſie bei der Ritterpflicht auf, die Damen zu beſchützen. Da riefen ſie freudig: moriamur pro rege nostro Maria Theresia! und führten ihr ein zahlreiches Heer zu. Sofort fiel der öſterreichiſche General Bärenklau in Baiern ſelbſt ein und eroberte München, Karl von Lothringen aber ſchlug die Franzoſen aus Böhmen, und ihr Heer wurde von Hunger und Krankheiten auf dem Rückzuge beinah aufgerieben. Im Jahr 1743 zog auch der König von England und Churfürſt von Hannover, Georg II, für Maria Thereſia mit dem ſo genannten pragmatiſchen Heer aus dem Norden herbei, und ſchlug die Franzoſen unter Noailles bei Dettingen. Zugleich trat jetzt auch Sachſen auf die Seite der Oeſterreicher.

Als nun aber Friedrich das zunehmende Glück Oeſterreichs ſah, war ihm nicht ohne Grund bange, daß es

Sechs Tage ſpäter hielt der König mit der Königin ſeinen feierlichen Wiedereinzug in Madrid. Sie ſaßen beide auf einem 20 Fuß hohen antiken Triumphwagen, den hundert (grün und roſa gekleidete) Menſchen zogen und Tänzer und Tänzerinnen umſchwärmten. Dem Einzug folgte Feſt auf Feſt, aber auch Schrecken auf Schrecken. Die ganze ſpaniſche Armee wurde aufgelöst und an ihre Stelle traten einſtweilen die bewaffneten Glaubensbanden, die ſich nach und nach als ſ. g. „königliche Freiwillige" zu einer Miliz ausbildeten, aber gegen alle Conſtitutionellen wüthete und nach Herzensluſt plünderte, einkerkerte, mordete. Die von den Cortes gemachten Anleihen wurden vom König nicht anerkannt.

5.

Portugal.

Auch das benachbarte Königreich Portugal erlebte damals, wie Spanien, revolutionäre Erſchütterungen. Wie aber Spanien durch Frankreich bevormundet und gehofmeiſtert wurde, ſo Portugal durch England, wobei England ſich in dem Maße kräftiger erwies, um welches Portugal kleiner und zugänglicher war.

König Johann VI. von Portugal war im Jahr 1808, um der neapolitaniſchen Gewaltherrſchaft zu entrinnen, nach Braſilien, der großen Colonie Portugals in Südamerika, übergeſiedelt, und reſidirte in Rio de Janeiro. Seine Rückkehr verzögerte ſich, nicht ohne Zuthun der Engländer, die ſeit dem großen Kriege feſten Fuß in Portugal gefaßt hatten, und deren Agent, Lord Beresford, eigentlich engliſcher Statthalter in Liſſabon war. Er bekleidete nämlich das Amt eines Obergenerals der portugieſiſchen Landmacht, und war Mitglied der in Abweſenheit des Königs von demſelben beglaubigten Regentſchaft, welcher zwar der alte Patriarch von Liſſabon vorſaß, die aber nur Beresford wirklich lenkte und leitete. Liſſabon und Oporto wimmelten von Engländern, welche hier faſt

ausschließlich die großen Handelsgeschäfte trieben. Auch im Heere waren eine Menge, man sagt ein Drittel der Offiziere Engländer. Gegen diese Fremdherrschaft regte sich nun bald eine lebhafte Opposition. Schon im Frühling 1817, als portugiesische Truppen nach Brasilien übergeschifft werden sollten, um die dortigen republikanischen Gelüste zu bekämpfen, verschwor sich General Freyre mit einer Anzahl Offizieren Beresford und die englischen Offiziere umzubringen. Aber der Anschlag wurde vor der Ausführung entdeckt (am 25. Mai), und Freyre mit noch 11 anderen erst gehenkt, dann geköpft und zuletzt verbrannt.

Ein so schreckliches Exempel sicherte die Ruhe. In demselben Jahre wurde die österreichische Erzherzogin Leopoldine nach Brasilien geschickt, um mit Johanns VI. ältestem Sohne, Don Pedro, vermählt zu werden. Aus dieser Ehe entsproßte Maria da Gloria als Erstgeborne. Mit der Braut gingen auch deutsche Naturforscher ab, welche reiche Naturschätze nach Wien und München mitbrachten (Spix, Martius, Natterer). Bereits im Jahre vorher (1816) waren aus Rio de Janeiro zwei Töchter Johanns VI. in Lissabon angelangt, Donna Maria Isabella, die mit Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Francesca, die mit dessen Bruder, Don Carlos, vermählt wurde.

Als 1820 die spanische Revolution siegte, stieg auch die nationale Opposition in Portugal gegen die Engländer allmählig bis zum Siedepunkt. Lord Beresford befand sich damals in Brasilien. Und doch brach die Empörung erst am 23. August und nicht in der Hauptstadt, sondern in Oporto aus, wo Oberst Sepulveda eine provisorische Regierung niedersetzte und Einberufung der Cortes verlangte. General Amarante, der von Lissabon abgeschickt wurde, den Aufruhr zu dämpfen, wurde von seinen eigenen Soldaten gezwungen, sich der Junta von Oporto anzuschließen, 7. September. Acht Tage später wurde in Lissabon selbst die Constitution ausgerufen und eine Junta im Namen des Königs eingesetzt. Im Anfang October kam zwar Lord Beresford zurück, fand aber keinen

Gehorsam mehr und mußte sich mit allen englischen Offizieren nach England flüchten.

Johann VI. wurde aber im Jahr 1821 durch eine Revolution in Brasilien selber vertrieben. Sein Sohn Don Pedro blieb dort zurück und wurde am 25. September 1822 zum Kaiser erhoben, weniger um selber zu herrschen, als um den Parteien zum Werkzeug zu dienen. Die Verbindung mit dem Mutterlande Portugal wurde bei diesem Anlaß gelöst, das Kaiserthum Brasilien erklärte sich für selbständig und machte in seiner Constitution den demokratischen Elementen, die in den benachbarten neuspanischen Republiken Südamerikas herrschten, Concessionen. Der alte abgesetzte König, Johann VI., schiffte sich mit seiner übrigen Familie ein und kehrte am 3. Juni 1822 nach Lissabon zurück. Ein schwacher Herr und schon an Nachgeben gewöhnt, nahm er die in seiner Abwesenheit beliebte Verfassung an. Aber seine leidenschaftliche Gemahlin Carlotta, Schwester Ferdinands VII., weigerte sich, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und hoffte auf den Umsturz der Constitution in Spanien. Schon am 26. Februar 1823 empörte sich ihr vornehmster Anhänger, Graf Amarante, zu Villa Real, und mehrere Regimenter traten zu ihm über. Am 27. Mai entfernte sich Don Miguel, jüngerer Sohn des Königs und Liebling seiner Mutter, heimlich aus Lissabon und begab sich in das Lager des ihm vorangegangenen Oberst Sampayo, um sich gegen die bestehende Verfassung zu erklären. Zu ihm ging auch Sepulveda über; der zuerst die Freiheit ausgerufen, verrieth sie jetzt. Der Pöbel von Lissabon folgte dem Impulse der Soldateska. Die Cortes sahen sich verlassen und vertagten sich, die Minister dankten ab, der König gab nach, wie immer, und die bisherige Verfassung wurde vernichtet, 5. Juni. Wenn nicht gleichzeitig die Franzosen in Spanien gesiegt hätten, würden die Dinge in Portugal nicht so rasch gegangen seyn.

Von diesem Zeitpunkt an trachtete Carlotta, den König, ihren Gemahl, aus dem Wege zu schaffen, zu entthronen und ihren Liebling Don Miguel zum König ausrufen zu lassen. Spanien war im Zuge der Reaction, Portugal sollte ihm nachfolgen. Da der

Marquis v. Loulé, Kammerherr und Liebling des Königs, für liberal galt, fand man ihn am 1. März 1824 ermordet daliegen. Der Kriegsminiſter empfing Briefe, worin ihm der gleiche Tod gedroht wurde. Am 30. April aber verſammelte Don Miguel die Truppen in Liſſabon, forderte ſie auf, die Freimaurer (Liberalen) auszurotten, ließ die Miniſter, Generale und Offiziere, die des Liberalismus verdächtig waren, feſtnehmen, und den König, ſeinen Vater, ſelbſt im Schloſſe bewachen, und würde denſelben ohne Zweifel zur Abdankung gezwungen haben, wenn nicht der franzöſiſche Geſandte, Hyde de Neuville, das ganze diplomatiſche Corps verſammelt und an der Spitze deſſelben den Eingang ins Schloß überwacht hätte. Einmal beim König, verließ er denſelben nicht eher, bis derſelbe die Truppen zum Gehorſam ermahnt und in ihre Caſernen zurückgewieſen hatte. Sie leiſteten Folge. Aber Carlotta und Don Miguel wurden durch das Mißlingen ihres Plans nur um ſo gereizter und es gelang ihnen, den König abermals abzuſperren. Am 9. Mai jedoch, unter dem Vorwand, in die Meſſe gehen zu wollen, entwiſchte er den Schergen ſeines gottloſen Sohnes und rettete ſich auf ein engliſches Schiff im Hafen. Dorthin folgten ihm alle fremden Geſandten und von hier aus erließ er Befehle, die jedermann verboten, fernerhin einen Befehl ſeines Sohnes anzuerkennen. Da wandte ſich ein Theil der Truppen von Don Miguel ab, der in der Angſt nichts Beſſeres zu thun wußte, als zu ſeinem Vater zu eilen und ihn fußfällig um Verzeihung zu bitten. Der Vater ertheilte ſie ihm auch, ſchickte ihn aber auf Reiſen und Don Miguel nahm ſeinen Aufenthalt in Wien. Portugal hatte nun Ruhe bis zum Tode des guten ſchwachen Königs am 10. März 1827.

Als rechtmäßigen Erben des Reichs betrachtete ſich ſein Erſtgeborener, der Kaiſer von Braſilien, Don Pedro, welcher aber durch die braſilianiſche Verfaſſung verhindert war, den portugieſiſchen Thron ſelbſt einzunehmen, daher ſeine minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Königin von Portugal ernannte. Dagegen nun that Don Miguel in Wien Einſpruch, indem er ſelbſt als der alleinige männliche Nachkomme Johanns VI., der für den Thron in Portugal

verfügbar ſey, Anſpruch auf denſelben machte. Beide Prätendenten waren abweſend. In Portugal ſelbſt war die Meinung ſehr getheilt. Die Liberalen waren für Maria, die Servilen für Miguel. Eine conſtitutionelle Verfaſſung, wie in England und Frankreich, paßte für die Portugieſen ungefähr ſo wenig, wie für die Neapolitaner. Allein Viele ſtimmten ihr zu, weil ſie ſich vor dem unvermeidlichen Deſpotismus eines ſo bösartigen Fürſten, wie Don Miguel, fürchteten. An der Spitze der Liberalen ſtand der Graf v. Villaflor, den Servilen ſtand der Marquis von Chaves voran. Beide Parteien waren ſchon handgemein geworden, als 6000 Engländer unter Clinton landeten, um das Recht der Donna Maria da Gloria aufrecht zu erhalten. Miniſter Canning nämlich hatte ſich für die letztere entſchieden und wollte um keinen Preis Don Miguel in Portugal regieren laſſen, den er mit Recht als den unverſöhnlichſten Feind Englands anſah. Ein paniſcher Schrecken bemächtigte ſich ſofort der Servilen; Chaves wagte nicht, die Engländer anzugreifen, und ohne Mühe wurde jetzt die Regierung des Kindes anerkannt, eine Cortesverſammlung vom 2. Januar 1828 eröffnet und die neue Charte des Don Pedro angenommen. Der letzte Reſt bewaffneter Migueliſten mußte nach Spanien flüchten.

Allein die Charte Don Pedros taugte nicht für die Portugieſen. Sie war nur auf den gebildeten Mittelſtand berechnet, für ein ungebildetes, armes Volk paßte ſie nicht. Der Klerus ſah ſich durch dieſelbe bedroht, dem Volk war ſie als etwas Fremdartiges verhaßt. Donna Iſabella, Don Pedros und Don Miguels Schweſter, wurde an die Spitze der Regentſchaft geſtellt, welche die Verfaſſung handhaben ſollte, bis Donna Maria da Gloria würde ſelbſt regieren können. Dieſe ſchwache Dame nun trat wie zwiſchen die Brüder, ſo zwiſchen die Principe und Parteien in der Nation, ohne ſie bemeiſtern zu können.

Zwölftes Buch.

Die griechische Revolution.

1.

Die Hetärie.

Die Revolution pflanzte sich wie ein Lauffeuer an den Südspitzen Europas in westöstlicher Richtung fort. Von Cadix war sie nach Neapel übergesprungen, von da nach Morea.

Die Neugriechen würden sich schwerlich jemals gegen die Herrschaft des Sultans erhoben haben, wenn sie nicht von außen dazu wären angereizt worden. Der größte Theil von ihnen lebte friedlich und wurde unter dem Schutz der Türken reich. So vor allen in Constantinopel selbst die Phanarioten, so genannt von Phanar, dem Stadttheil, in dem sie wohnten. Sie bildeten eine Art Patriciat, welches sich aus Dolmetschern, Kupplern, Aerzten, Agenten aller Art rekrutirte, die sich beim Sultan und den türkischen Großen in Gunst gesetzt hatten und reich geworden waren. Sie spielten oft eine Rolle in der türkischen Diplomatie und aus ihnen pflegte der Sultan die Hospodare der Moldau und Walachei zu ernennen. In gleichem Wohlseyn befanden sich die zahlreichen griechischen Handels- und Seeleute in Smyrna und auf den Inseln, das fleißige und ungekränkte Landvolk der schönen Insel Chios,

die zahlreichen Mönche auf dem Berge Athos ꝛc. Auch gab es noch freie räuberiſche Stämme, wie die Armatolen in den theſſaliſchen, die Sulioten in den epirotiſchen Bergen, die Mainotten an der felſigen Südküſte von Morea, die ohne eine nationale oder religiöſe Tendenz unter Chriſten und Türken raubten und mordeten. Von allen dieſen verſchiedenen Beſtandtheilen der griechiſchen Bevölkerung ließ ſich keine Revolution erwarten.

Rußland hatte ſchon lange nach der Eroberung der Türkei geſtrebt und dabei wohl in Anſchlag gebracht, daß die griechiſche, wie auch ſlaviſche und walachiſche Bevölkerung derſelben zur nämlichen Kirche gehört, wie die Ruſſen. Die Gründung eines ſelbſtändigen griechiſchen Reiches wollte aber Rußland nicht, weil es ſelbſt in Conſtantinopel Herr werden wollte.

Nur ganz wenige Griechen, welche zufällig einige europäiſche Bildung angenommen hatten, lernten die im Abendlande herrſchende Schwärmerei für das alte Griechenland kennen und ließen ſich gern gefallen, hier für echte Nachkommen der alten Hellenen gehalten zu werden. Jedoch erſt das Genie des großen Napoleon machte von dieſer Fiction einen politiſchen Gebrauch. Indem er nämlich früher oder ſpäter in türkiſche Dinge ſich einmiſchen wollte, ließ er unter andern junge Griechen in Paris ſtudiren und nährte in ihnen die Idee einer künftigen nationalen und religiöſen Befreiung der Griechen vom Joch der Türken unter franzöſiſchem Schutze. Nach Napoleons Sturze übernahm ſofort Kaiſer Alexander von Rußland die Sorge für dieſe junge Pflanzſchule der griechiſchen Revolution. Sein Günſtling nämlich, Graf Capodiſtrias, ein Grieche von Corfu, gab ihr den Namen eines Bundes der Muſenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων) oder der Hetärie und verſetzte ſie nach Moskau, um ſie hinfort ausſchließlich im ruſſiſchen Intereſſe zu benutzen. Da im ganzen weſtlichen Europa durch die claſſiſche Schulbildung eine große Vorliebe für Griechenland verbreitet war, koſtete es wenig Mühe, den Gedanken der Hetärie zu verbreiten und populär zu machen.

Die ungeheuere Mehrheit der Neugriechen wußte gar nichts

davon. Auch ſind dieſelben gar nicht die echten Nachkommen der alten Hellenen. Die alte Bevölkerung in Hellas und dem Peloponnes wurde durch Krieg und Peſt ausgerottet. Schon zur Zeit der makedoniſchen Herrſchaft und noch mehr zur römiſchen Zeit traten Coloniſten und halb griechiſch halb römiſch redende Barbaren an die Stelle der alten Einwohner. Zuletzt wurde Griechenland von Slaven überſchwemmt, von denen der Peloponnes den ſlaviſchen Namen Morea und unzählige Berge, Flüſſe und Ortſchaften neue ſlaviſche Namen empfingen. Der kaiſerlich-römiſche Hof in Conſtantinopel ſprach lateiniſch. Erſt als eine Menge helleniſirte Barbaren aus Aegypten und Syrien, vor den muhamedaniſchen Arabern fliehend, ſich in Conſtantinopel zuſammen drängten und zugleich der Gegenſatz zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche ſich ausbildete, wurde die lateiniſche Sprache aus Conſtantinopel wieder verdrängt und nahmen die Slaven in Griechenland mit der Bekehrung auch die griechiſche Kirchenſprache an. Von reinem alten Hellenenblute iſt ſomit wohl kaum noch eine Spur nachzuweiſen. Die berühmten griechiſchen Inſeln Hydra, Ipſara, Spezzia, die jetzt eine Rolle ſpielen, waren in der althelleniſchen Zeit noch gar nicht bewohnt, ſondern rauhe Felſen, und es ſind kaum hundert Jahre her, ſeitdem ſich Menſchen auf ihnen angeſiedelt haben.

Von Moskau, dem Sitz der Hetärie aus, wurden Griechen als geheime Agenten ausgeſchickt, um im ruſſiſchen Intereſſe einen Aufſtand der Griechen gegen die Türken einzuleiten, wodurch Kaiſer Alexander einen Vorwand erhalten ſollte, ſich einzumiſchen und die Chriſten in der Türkei zu beſchützen. Auch Ali Paſcha von Janniná wurde ins Vertrauen gezogen, als alter Feind des Sultans. Desgleichen die griechiſchen Land- und Seeräuber, ohne deren tapfere Arme man gar keinen Aufſtand machen konnte, die aber zu allem bereit waren, weil ihnen der vorgebliche Kampf für ihre Nationalität und für ihren Glauben die erwünſchteſte Gelegenheit bot, Beute zu machen, denn darum allein war es ihnen zu thun. Ali Paſcha hatte eben noch die Sulioten bekämpft und aus ihren Bergſchluchten gejagt. Der Heldenmuth ſuliotiſcher Frauen, welche

ſich, um Alis Horden zu entgehen, in ſchauerliche Abgründe ſtürzten (1819) iſt weltberühmt und oft beſungen worden. Das leichtgläubige Europa ſah in den Sulioten die edelſten Helden einer grauſam unterdrückten Nation. Aber es waren nur tapfere Räuber, die oft genug im türkiſchen Solde Chriſten plünderten und abſchlachteten.

Im März 1821 erhob auf Morea der als lüderlich bekannte Biſchof Germanos von Patras die Fahne der Empörung und bald darauf brachen die Mainotten unter ihrem Häuptling Pieter Bey oder Mauro Michalis aus ihren Bergen und der rieſenhafte Kolokotronis mit einer andern Horde von Klephten (Räubern) aus Arkadien hervor und wütheten greulich unter den friedlichen türkiſchen Einwohnern, von denen jedoch viele in die kleinen Feſtungen flüchten konnten, welche die Küſte der Halbinſel umgaben. Uebrigens plünderten die Mainotten auch die chriſtlichen Dörfer. In gleicher Weiſe verfuhren auf dem Feſtlande die Armatolen unter einem gewiſſen Odyſſeus, hinter deſſen claſſiſchem Namen ein abgefeimter Schurke ſteckte, der bald die Türken ausplünderte, bald wieder Geld von den Türken nahm und ihnen die Chriſten verrieth.

In demſelben März erhob der walachiſche Bojar Theodor, der zugleich ruſſiſcher Oberſtlieutenant war, die Fahne der Empörung in Bukareſt und bald darauf erſchien Fürſt Alexander Ypſilanti, ruſſiſcher General und Adjutant des Kaiſers in Jaſſy, der Hauptſtadt der Moldau, behauptete von den byzantiniſchen Kaiſern abzuſtammen, verlangte, daß die Türken aus Europa vertrieben würden, und nahm ſchon die Miene des künftigen Herrſchers an. Theodor ſah ſich durch ihn verdunkelt und wollte ihn an die Türken verrathen. Ypſilanti kam dahinter und ließ ihn niederhauen, fand aber ſelbſt nicht genug Anhang, wurde von den Türken geſchlagen, wobei die Blüthe der Hetärie, junge Söhne reicher Griechen, umkamen, floh über die öſterreichiſche Grenze und wurde in Muncacz gefangen geſetzt. Er war das bekannte Haupt der Hetärie und der Vertraute Capodiſtrias geweſen, wurde aber vom Kaiſer Alexander desavouirt, wahrſcheinlich, weil er zu voreilig geweſen war.

In Conſtantinopel ſelbſt wurde ſchon im erſten Frühjahr

ein griechisches Complott entdeckt. Ein hydriotischer Schiffscapitain, Juristi, hatte mit den griechischen Schiffern, die immer in Menge im Hafen von Constantinopel liegen, den Plan verabredet, den Sultan auf dem Wege nach der Moschee zu ermorden, das große Arsenal in die Luft zu sprengen, durch einen Handstreich den Artilleriepark wegzunehmen, alle Griechen in der Hauptstadt zu bewaffnen, und die überraschten Türken zu ermorden. Aber der Anschlag wurde entdeckt und Juristi in den Kerker geworfen. Nun folgten Schlag auf Schlag die Nachrichten aus Jannina, Morea und der Walachei. Sultan Mahmud war tief erschüttert und zugleich fest überzeugt, alles sey von Rußland eingeleitet worden. Er rief alle Muselmänner zu den Waffen. Sein Zorn wurde von den Janitscharen getheilt, die bereits anfingen, Griechen in der Hauptstadt und Umgegend zu plündern und zu morden. Eine große Anzahl Griechen floh jetzt schon aus Constantinopel auf Schiffen, meist nach Odessa, was den Glauben an die russische Mitwissenschaft noch bestärkte. Man beschuldigte Ypsilanti, er habe vornehme Phanarioten absichtlich durch Briefe, die er ihnen geschrieben und die den Türken in die Hände fielen, compromittiren wollen. Die boshafte Absicht ist nicht wahrscheinlich, wohl aber die Unvorsichtigkeit. Gewiß waren die meisten Phanarioten unschuldig, da sie bei der Revolution eher verlieren, als gewinnen konnten. Aber sie waren einmal verdächtig und der Sultan schonte nichts mehr. Am 16. April wurde Fürst Morusis, Dragoman der Pforte, geköpft, bald darauf noch andere griechische Fürsten und die reichsten Kaufleute. Am Ostersonntag (22. April) wurde der greise Patriarch Gregorius vor der Thür seines eigenen Hauses aufgehenkt, und nachdem er drei Tage gehangen, sein Leichnam den Juden übergeben, die ihn durch die Straßen schleiften und ins Meer warfen. Aber fromme Griechen zogen die Leiche wieder hervor und brachten sie nach Odessa, wo sie mit großer Feierlichkeit beerdigt wurde. Mit dem Patriarchen litten drei Erzbischöfe und acht andere hohe Geistliche den Tod. Alle griechischen Kirchen in der Hauptstadt wurden

im Sinne habe, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Er griff also schnell wieder zu den Waffen, erklärte sich zu Gunsten Karls VII, und eröffnete 1744 den zweiten schlesischen Krieg. Unaufhaltsam drang er bis nach Prag vor, und eroberte diese Stadt, doch zwang ihn Karl von Lothringen mit überlegner Macht wieder zum Rückzug. In Schlesien aber siegte Friedrich in einer Hauptschlacht bei Hohenfriedeberg, und im folgenden Jahr 1745 bei Sorr. Zugleich schlug der alte Dessauer die mit Oesterreich verbündeten Sachsen bei Kesselsdorf, und Dresden fiel in Friedrichs Hände. Hier endete der Krieg, denn Karl VII war schon im Jenner 1745 gestorben, und sein Nachfolger in Baiern, Maximilian Joseph, erkannte den Gemahl Maria Theresia's, Franz I, als Erben Habsburgs und deutschen Kaiser an. Friedrich aber schloß in Dresden Frieden, weil ihm der Besitz Schlesiens erhalten war.

Die Franzosen setzten indeß den Krieg mit Oesterreich in den Niederlanden noch länger fort. Ihr Feldherr, der durch Tapferkeit und Kriegskunst, so wie durch Leibesstärke weltberühmte Marschall von Sachsen, ein natürlicher Sohn König Augusts II, der ebenfalls ein Riese von Körperkraft gewesen war, schlug die Oesterreicher und Engländer bei Raucour, Lafeld und in vielen andern Gefechten, da ihr Feldherr, der Herzog von Cumberland, weniger Kriegsgeschick besaß. Endlich machte der Friede von Amiens 1748 auch diesem Kampf ein Ende.

Kapitel CCCCXLI.

Der Bund von Versailles.

Oesterreich konnte den Verlust von Schlesien doch nicht verschmerzen, und sein Minister Kaunitz entwarf

geplündert. Selbst die Hotels der Gesandtschaften wurden bedroht. Diese machten nun ernste Vorstellungen und der Sultan befahl Ruhe. Aber im Juni wurden wieder acht Bischöfe und eine Menge anderer Griechen in der Hauptstadt gehenkt. Ebenso wütheten die Türken in andern großen Städten. In Adrianopel wurde der Patriarch mit 9 Geistlichen und 20 reichen Kaufleuten gehenkt.

Der russische Gesandte zu Constantinopel, Baron Stroganoff, versicherte den Sultan, sein Kaiser sey der griechischen Revolution völlig fremd, aber man glaubte ihm nicht. Russische Schiffe wurden im Hafen durchsucht, ob sie nicht flüchtige Griechen aufgenommen hätten, und das Getraide, das sie brachten, weggenommen, damit es nicht den Griechen zugeführt werde. Der Grieche Damasi, Bankier der russischen Gesandtschaft, wurde in den Kerker geworfen, 29. April. Da der Sultan jede Genugthuung verweigerte, reiste der russische Gesandte ab. Lange schon stand eine russische Armee in der Nähe des Pruth und sie wurde im Laufe des Frühjahrs noch verstärkt. Auch war es wohl kein Zufall, daß gerade jetzt die Perser der Pforte den Krieg erklärten und gegen Bagdad marschirten. Allein Kaiser Alexander, was auch früher seine Absichten gewesen seyn mochten, handelte im Systeme Metternichs, welches zu Verona den Sieg davon getragen hatte. Die Revolution wurde auch hier, wo sie Rußland so günstig war, desavouirt, weil sie eine Revolution war. Da legte sich der Zorn des Sultans. Er ließ den bisherigen Großvezier Benderli hinrichten, setzte einen neuen Patriarchen, Eugenios, ein und versprach den empörten Griechen volle Amnestie, wenn sie sich unterwürfen.

Aber sie unterwarfen sich nicht. Die Revolution kam vielmehr in neuen Schwung, indem die Inselgriechen an ihr Theil nahmen. Schon am 9. April erklärte sich Spezzia für die Sache Moreas. Hier rüstete die reiche Wittwe Bobolina nicht nur zwei Schiffe allein aus, sondern commandirte sie auch selbst als Amazone. Am 28. April schloß sich die reiche Insel Hydra an, ein kahler Fels, aber ganz bedeckt mit Häusern und uneinnehmbar fest, im Besitz von vielen kleinen, aber gutbewaffneten und schnellsegelnden

Schiffen, Briggs und Corvetten. Der Hydriot Tombasis wurde zum Nauarchen (Admiral) gewählt, und stach am 3. Mai in See, um überall türkische Handelsschiffe zu capern. Dieses Rauben war den Inselgriechen nicht minder, wie den moreotischen Klephten, die Hauptsache, die große Befreiung des Vaterlandes nur Aushängeschild. Um sie zu bändigen, schickte der Sultan im Mai eine große Flotte gegen sie aus, aber ein türkisches Schiff von 74 Kanonen wurde durch griechische Brander entzündet, wobei 5—600 Türken umkamen. Aus Wuth darüber brach der türkische Pöbel in Smyrna am 16. Juni in die griechischen Quartiere und mordete alles, Jung und Alt, Weiber und Männer. Dasselbe geschah auf der Insel Kos und in Cypern, wo der Erzbischof, 5 Bischöfe und 36 Geistliche hingerichtet und in den griechischen Dörfern mit Mord und Brand gewüthet wurde. Auf der Insel Kreta wehrte sich nur der kriegerische Stamm der Sphakioten in den Bergen, im flachen Lande mordeten die Türken alle Christen.

In den fruchtbaren Thälern Thessaliens erhob Gazis die Fahne des Aufruhrs zu Magnesia und fiel über die türkischen Bewohner her. Während aber die griechischen Räuber sich um die Beute stritten, kam Mahmud Pascha von Drama über sie, verbrannte fast alle ihre Dörfer und schleppte Weiber und Kinder als Sklaven fort. Einem makedonischen Häuptling, Kara Tasso, gelang es indeß, eine große Anzahl gefangener Schönen auf dem Marsche wieder zu befreien. Unmittelbar darauf, im Mai, pflanzte auch der Berg Athos die Fahne der Empörung auf. Dieses Vorgebirge trägt eine Menge griechischer Klöster, welche befestigt sind und tausende von Mönchen beherbergen. Von hier brach Manoli Papas mit 1500 bewaffneten Mönchen auf, wurde aber vom muhamedanischen Landvolk zurückgeschlagen. Auf der Halbinsel Pallene, gegenüber von Athos, leitete Diamantis die Insurrection, wurde aber von Mehemet Pascha vor Salonichi geschlagen, und auch hier wurde alles mit Feuer und Schwert verheert, 4000 gefangene Weiber auf dem Markte von Salonichi als Sklavinnen verkauft. Mehemet belagerte sodann den Athos, der sich ergab und seine Schonung mit 2½ Millionen Piastern

erkaufte. Auch die Halbinsel von Cassandra, die dritte neben Pallene und Athos, wurde grausam verwüstet. Es wäre der griechischen Flotte leicht gewesen, diesen Unglücklichen Hülfe zu bringen, sie wurde auch darum angefleht. Aber die Hydrioten wollten den abgezehrten und ausgehungerten Mönchen auf dem Athos und den Einwohnern von Cassandra kein einziges Schiff mit Getraide schicken, sie hätten denn die Bezahlung baar in der Hand.

2.

Die Philhellenen.

Die Sache der Griechen fand zahlreiche Freunde in Europa. Man enthusiasmirte sich für den Gedanken, das alte classische Volk gleichsam aus dem Grabe zu erwecken. Ueberdies hatte man in England und Frankreich Grund, nicht zu wünschen, daß die Griechen ausschließlich unter russischen Einfluß kämen. Es bildeten sich also hier Vereine von Griechenfreunden (Philhellenen), welche dem empörten Volke Geld und Waffen schicken wollten. Rußland sah das nicht gern und kam den französisch-englischen Philhellenen zuvor.

Plötzlich erschien am Ende Juni 1821 Demetrius Ypsilanti, der jüngere Bruder des gefangenen Alexander, in Morea, brachte 200,000 Piaster mit und verlangte den Oberbefehl über die Griechen, die Einberufung einer Nationalversammlung und eine Constitution, dasselbe, was kurz darauf ein anderer Sendbote im Interesse Englands und Frankreichs verlangte. Fürst Alexander Maurokordatos nämlich, ein Phanariote, europäisch gebildet und daher auch eine Brille tragend, kam mit einer Anzahl junger, in Frankreich erzogener Griechen, nebst französischen und italienischen Philhellenen an und war nicht wenig erstaunt und ärgerlich, als er bereits den russischen Nebenbuhler vorfand. Ohne Zweifel wußte man in Rußland, daß Maurokordatos komme, und schob ihm den jungen Demetrius in den Weg. Dieser letztere war erst 25 Jahr

alt und ſchon kahl, klein von Wuchs und wurde von den Klephten nur ſo lange reſpectirt, als er noch Geld hatte. Als ſie, beſonders Petro Bey, ihm das Geld erſt abgelockt hatten, kümmerten ſie ſich nicht mehr um ihn. Empört über das ſchändliche Volk, wollte er Morea wieder verlaſſen, allein er durfte dem Maurokordatos das Feld nicht räumen und blieb. Beide betheiligten ſich nun an der Belagerung der kleinen Küſtenſtädte und Feſtungen, in welche die Türken ihre beſte Habe gerettet hatten, nach deren Raub die Klephten allzu große Begierde trugen. So wie ſie eine dieſer Feſtungen nahmen, ſchlachteten ſie Beſatzung und Einwohner trotz der beſchworenen Capitulation ab und behielten die Beute für ſich. Bei der Belagerung von Nauplia machten ſich die Klephten den Spaß, im Kampf die Philhellenen plötzlich im Stich zu laſſen.

Dennoch gaben ſie den Philhellenen inſofern nach, als ſie eine Nationalverſammlung erſtmals in Argos zuſammenberiefen. Es geſchah lediglich aus Speculation auf den Beutel der Fremden, denn wenn eine Verfaſſung und Regierung in Griechenland nach dem Wunſch des Auslands zu Stande kam, mußte das Ausland auch Geld ſchicken, deſſen ſich dann die unerſättlichen Räuber bemächtigen wollten. Aus dieſer Rückſicht neigten ſie ſich auch mehr zu Maurokordatos als zu Ypſilanti, weil die Franzoſen und Engländer freigebiger zu werden verſprachen. Zornig verließ Ypſilanti die Verſammlung, Maurokordatos aber verlegte ſie nach Piada und verkündete hier am Neujahr 1822 die ſchnell fabricirte griechiſche Verfaſſung, wonach ein Directorium von fünf Regenten und eine Kammer von 70 Mitgliedern den neuen Staat proviſoriſch leiten ſollten.

Unterdeß hatten die Türken grauſam unter den Chriſten in Livadien gewüthet, woran der Verrath des Odyſſeus Schuld war, und ein großes Heer unter Churſchid Paſcha nach Epirus geſchickt, um den alten Verräther Ali Paſcha zu züchtigen. Der letztere verlor ein Bollwerk nach dem andern, verließ ſein letztes feſtes Caſtell und begab ſich auf eine kleine Inſel im See von Jannina, wohin ihn Churſchid durch feierliche Zuſicherungen hatte locken laſſen,

wurde aber hier meuchlings überfallen und nach tapferer Gegenwehr ermordet, am 5. Februar 1822. An ſeiner Stelle wurde Omer Brione Paſcha, der alsbald die Sulioten in ihren Bergen angriff. Maurokordatos erkannte, daß die Rettung des weſtlichen Feſtlandes (Akarnanien) von der Unterſtützung Sulis abhing, ſchickte daher das von Ypſilanti errichtete reguläre Regiment und zwei Compagnien Philhellenen unter dem Italiener Dania. Bei ihm befand ſich auch Graf Normann, derſelbe, der im Jahr 1813 das Lützow'ſche Corps hatte zuſammenhauen laſſen und ſpäter wegen ſeines Uebertritts in der Schlacht bei Leipzig entlaſſen worden war. Aber theils die feige Flucht des Armatolen Gogos, theils die unvorſichtige Tollkühnheit Danias verurſachte am 16. Juli die große Niederlage der Griechen bei Petta. Dania fiel, Normann wurde verwundet, faſt alle Philhellenen und die Hälfte des regulären Regiments kamen um.

Der Verluſt bei Petta wurde entſchädigt durch die Einnahme von Athen. Die Türken in der Akropolis ſtarben Hungers und mußten capituliren; der öſterreichiſche, franzöſiſche und niederländiſche Conſul aſſiſtirten der Unterzeichnung des Vertrags, den die Griechen dennoch, wie immer, brachen, um die ausziehenden Türken hinzumorden, am 10. Juli. Dieſes Ereigniß bewog Churſchid, den Dramali Paſcha mit 20,000 Mann gegen Athen abzuſenden. Schrecken ging vor ihm her. Die griechiſche Bevölkerung floh in Maſſe von Argos nach den Mühlen am Meere, um ſich auf Schiffe zu retten. Aber während die Schiffe von Spezzia und Hydra ſie nicht aufnehmen wollten, außer um eine ungeheure Geldſumme, wurden ſie im Rücken von den Mainotten ausgeplündert, die damals noch Nauplia belagerten. Dramalis Armee kam in dem verödeten Lande der Auflöſung nahe und mußte abziehen. Churſchid Paſcha, dieſer mißlungenen Entſendung und der Schätze von Janina wegen, die er unterſchlagen haben ſollte, beim Sultan angeklagt, nahm Gift. Odyſſeus warf ſich zum unabhängigen Dictator auf und ließ die zu ihm geſchickten Commiſſäre der griechiſchen Regierung ermorden. Unterdeß erhielt die türkiſche Beſatzung von

Nauplia durch den Unterschleif der Griechen selbst noch eine Zeitlang Lebensmittel um hohe Preise.

Im Jahr 1822 wurden die Aufstandsversuche in den noch nicht insurgirten Gegenden fortgesetzt, aber mit bejammernswerthem Erfolg. Am 22. März landeten Griechen auf der großen Insel Chios, Smyrna gegenüber, griffen die wenigen Türken auf der Insel an, die sich in ihre Festung zurückzogen, und verbrannten ihre Moscheen, zum Schrecken und Entsetzen der 100,000 griechischen Chioten, die ein harmloses, friedliches und gebildetes Völkchen waren, ein Gymnasium und Museum, eine Bibliothek und Druckerei besaßen, und sich unter dem türkischen Schutz bisher des Friedens und Wohlstandes erfreut hatten, daher die eingedrungene Räuberbande verabscheuten. Allein in Constantinopel unterschied man die Schuldigen und Unschuldigen nicht. Der Kapudan Pascha erhielt den Befehl, die Chioten zu strafen, und da hier eine so reiche Beute zu hoffen war, legte die türkische Flotte diesmal einen Eifer an den Tag, der von ihrer Versäumniß hinsichtlich der Verproviantirung Nauplias sehr abstach. Zugleich sammelte sich ein türkisches Heer von 30,000 Mann in Smyrna, und als man hörte, es gälte, das reiche Chios zu plündern, brach am asiatischen Ufer die halbe Bevölkerung auf, um an dem großen Raubzuge Theil zu nehmen. Am 21. April landete das türkische Heer und augenblicklich wurde die ganze Insel (mit Ausnahme der s. g. Mastirdörfer, wo zum Privatvortheil des Sultans der Mastir gewonnen wurde) mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch bis in den Mai hinein dauerte das Morden, indem immer neue Raubhorden aus Asien hereinströmten, um Nachlese zu halten und die Versteckten aufzustöbern. Nur 15,000 Chioten entkamen zur See, 25,000 wurden abgeschlachtet, 45,000 als Sklaven verkauft. Das war die größte Greuelthat des ganzen Krieges, begangen an einer eben so unschuldigen als schönen und edeln Race, die von der ganzen Revolution nichts wollte. — Aehnliche Greuel sah die Umgegend des Olymp in Thessalien. Hier ließ Ypsilanti Aufruhr predigen, aber Abulabud Pascha rückte am 1. April mit 15,000 Mann von Salonichi aus, verjagte die Empörer und wüthete

unter den wehrlosen Einwohnern. In Karia Veria allein wurden 4000 Christen ermordet. Der Pascha überließ die Hinrichtungen den Juden, die dabei alle erdenklichen Greuel begingen zur Rache für den Judenmord in Tripolizza. Namentlich marterten sie auch die Frau des tapfern Kara Tasso zu Tode.

Die Greuel von Chios fanden Rächer an den Inselgriechen. Die Hydrioten, Spezzioten, Psarioten segelten unter ihrem Nauarchen Miaulis der türkischen Flotte entgegen und am 18. Juni, als der Kapudan Pascha, Kara Ali, auf seinem großen Admiralschiff bei Nacht gerade den Eintritt des Bairamfestes (der muhamedanischen Ostern) feierte, zündete Kanaris von Ipsara ihm das Schiff mit einem Brander an. Es trug 2286 Menschen, von denen nur 180 davonkamen; den Kapudan Pascha selbst erschlug, als er eben in einen Kahn sich retten wollte, ein herabfallender Mast. Das geschah nahe bei Chios und hatte die traurige Folge, daß die wüthenden Türken nun auch über die Mastirdörfer herfielen und alle Griechen darin umbrachten. — Der neue Kapudan Pascha, Kara Mehemet, der die griechische Flotte bezwingen sollte, hegte die größte Angst vor ihr und ließ sich wirklich am 9. November wieder ein großes Schiff durch Kanaris in Brand stecken, wobei 1100 Türken in die Luft flogen. Die griechischen Caper waren so verwegen, damals bis Aegypten zu streifen und auf der Rhede von Damiette 13 türkische Fahrzeuge wegzunehmen.

Am 21. Dezember 1822 ergab sich Nauplia, weil sie von der türkischen Flotte weder entsetzt, noch mit Lebensmitteln versorgt wurde, an Kolokotronis und Nikitas, welche diesmal die Capitulation einhielten und die Türken zum erstenmal nicht abschlachteten. Kurze Zeit vorher waren 150 deutsche Philhellenen mit dem Griechen Kephalas angekommen, aber man hatte ihnen in Hydra und Kastri nicht einmal zu landen erlaubt. Es kostete Mühe, daß ihnen in Morea die Aufnahme gestattet wurde. Die griechischen Räuber wollten weder ihre kargen Lebensmittel, noch viel weniger ihre Beute mit Fremden theilen.

Im Westen hatte Omer Vrione die Stellung Churschids

behauptet und brach mit 10—12,000 Mann gegen Missolunghi auf. Dahin begaben sich auch Maurokordatos und der Suliote Markos Bozzaris und die Philhellenen Voutier und Normann. Omer Vrione hätte die anfangs von nur 3—400 Mann vertheidigte Stadt im ersten Anlauf nehmen können, war aber eifersüchtig auf Jussuf Pascha, der die Stadt von der Seeseite einschloß. Beide unterhandelten, wem die Beute zufallen sollte, und unterdeß entschlüpfte sie beiden. Der Sturm der Türken am 6. Januar 1823 wurde abgeschlagen und am 12. zog Omer davon, kam aber im October verstärkt wieder. Markos Bozzaris überfiel den türkischen Vortrab bei Nacht und mordete entsetzlich, verlor aber selbst sein Leben und wurde zu Missolunghi begraben. Ein Angriff auf dieses Bollwerk selbst erfolgte von Seiten Omers in diesem Jahre nicht mehr. Dagegen schickte Mehemet Ali von Aegypten Truppen nach Kreta unter Mustapha Bey, der die Griechen bei Amurgeli schlug und 600 derselben (meist Weiber und Kinder) bald darauf in der Höhle von Stonarambella mittelst Rauch erstickte und 7000 andere in die Sklaverei schleppte.

Im nächsten Jahre 1824 kam in den Philhellenismus ein größerer Schwung. Auf dem Congreß von Verona hatte das Princip der Legitimität in solcher Strenge vorgeherrscht, daß die Griechen als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Sultan, von allen christlichen Mächten im Stich gelassen waren. Auch England that nichts. Der englische Lord-Obercommissär auf den jonischen Inseln, Maitland, ein Mann von abschreckender Häßlichkeit und hochfahrender Aristokrat, that den Griechen überall Abbruch. Hätte der Sultan um diese Zeit seine Kräfte angestrengt, so würde er den ermattenden Aufruhr in Griechenland besiegt haben. Er wartete aber unklugerweise, bis die Griechen wieder Beistand von außen erhielten, und ließ Milde walten, ohne Zweifel in der Absicht, um den russischen Zorn zu versöhnen. Er setzte neue Hospodare in der Walachei und Moldau ein, die Fürsten Ghika und Sturdza, ließ den neuen Patriarchen Eugenios, der 1822 starb, mit großem Pompe begraben und die türkischen Banditen, die ferner noch friedliche Grie-

chen in der Hauptstadt mordeten, hinrichten. Am 1. März 1823 verzehrte ein großer Brand in der Hauptstadt 12,000 Häuser. Rußland hielt noch Frieden, aber Kaiser Alexander ließ durch den Grafen Nesselrode den übrigen Großmächten vorschlagen, Griechenland unter vier Hospodare zu vertheilen und in ein Verhältniß zur Pforte zu setzen, gleich dem, in welchem sich die beiden Donaufürstenthümer befanden. Die Großmächte zeigten sich indeß nicht geneigt, darauf einzugehen, sahen es aber gerne, daß in der Presse für Hellas geschwärmt wurde, und daß der Philhellenismus sich ausbreitete. Franzosen und Engländer wollten den Einfluß im Orient wenigstens mit den Russen theilen. Auf brittischem Boden regte Bowring seit 1823 das Mitleid an. Man hielt Meetings zum Besten der Griechen. Als nun im Anfang des Jahres 1824 die von Argos versprengten Mitglieder der Regierung und des gesetzgebenden Körpers sich wieder zusammenfanden und Abgeordnete nach London um Geldhülfe schickten, fanden diese die englischen Capitalisten geneigt zu einer Anleihe von 800,000 Pfund Sterling. Kaum langte die Nachricht davon in Griechenland an, so stand die vorher verachtete und mißhandelte Regierung gleich wieder im besten Credit und Kolokotronis sowohl, wie die Mainotten, trachteten nur, das neue Geld listig in ihre Taschen zu leiten. Kolokotronis hatte noch Nauplia im Besitz, er überlieferte es jetzt der Regierung gegen 25,000 Piaster. Die kürzlich mit ihm verschwiegerte Frau Bobolina hatte übrigens die Zeit benutzt, um Nauplia auszubeuten, ja sie hatte sogar die Kanonen von der Festung weg verkauft. Ehe noch die Anleihe flüssig wurde, kam der berühmte englische Dichter, Lord Byron, mit einigem Geld und Waffen als Philhellene an und landete in Missolungbi. Hier hatte Maurokordatos eben aufs neue Anstalten getroffen, um dem befürchteten neuen Angriff der Türken zu begegnen, aber weil ihm Geld fehlte, konnte er die Truppen nicht befriedigen, die ihn verlassen wollten. Da half Byron aus, über den die tapfern Hellenen wie Harpyen herfielen. Der Lord nahm die Sulioten in seine Dienste, kaum aber hatten sie die reiche Löhnung, so gehorchten sie ihm nicht, ermordeten einen

tſchen Philhellenen und belagerten den Lord, als er ſie entließ, ſeinem eigenen Hauſe, bis er gezwungen war, ihnen noch 8000 niſche Thaler zu zahlen. Der Unmuth und das Clima zogen ein Fieber zu, an dem er am 19. April ſtarb, nachdem er nur Monate lang in Miſſolunghi geweſen war. Dieſer wunder- e Lord war erſt 37 Jahre alt, erzogen in der Ueppigkeit ſeines andes und dennoch der glühendſte Schwärmer für Völkerfreiheit, Britte und doch ein Atheiſt; ein Dichter, wie es keinen zwei- ſo hohen Geiſtes im 19. Jahrhundert gegeben, und doch durch durch unnatürlich. Eine ſolche Erſcheinung kann man aber t zufällig nennen. In ſeinem Geiſt reflectirt ſich die Unnatur ganzen Zeit mit dem Ekel, den ſie einer poetiſchen Seele ein- en mußte, ohne daß er die Kraft beſaß, ſie in ſich ſelbſt zu winden. Auch ſein Tod war nichts Zufälliges. Die Unnatur der höchſten Geiſtesſtufe mußte untergehen im Kampf mit Natürlichen und Gemeinen auf der niedrigſten Stufe, dem mutz der Neugriechen. Indem er ſtarb, rollte Gottes gewalti- Donner in einem ſchauerlichen Gewitter über Miſſolunghi.

Mit Byron war der engliſche Oberſt Stanhope gekommen. ſen täuſchte der liſtige Odyſſeus, gab ſich das Anſehen eines gut- igen Barbaren, der aufrichtig nach Bildung ſtrebe, lockte ihm nur ſeine Vorräthe ab und lachte ihn hinterdrein aus. Odyſſeus ſofort nicht nur zu den Türken über, ſondern machte auch mit vereinigt einen Raubeinfall ins griechiſche Gebiet. Guras ihn auf und Odyſſeus, dem bange wurde, die Türken könnten am Ende ſeinen Kopf dem Sultan ſchicken, lief wieder zu den chen über. Aber Guras ließ ihn feſtnehmen und am 17. Juni chten. Seine Schätze wurden in einer unzugänglichen Höhle am Parnaſſus noch lange von ſeiner Familie vertheidigt, endlich gegen eine Amneſtie der griechiſchen Regierung ausgeliefert.

Auf Guras geſtützt konnte Kolettis, der die Regierung ener- leitete, als es bisher Maurokordatos vermocht hatte, einen Verräther, den Kolokotronis ſtürzen. Da derſelbe wieder Aufruhr erhob, rückten die Regierungstruppen gegen ihn

den Plan, es wieder zu gewinnen. Mit Neid und Beſorgniß hatten ſchon längſt alle benachbarten Mächte das ſteigende Wachsthum Preußens angeſehn. Es ward daher dem Miniſter Kaunitz nicht ſchwer, ſie zu einem Bündniß zu bewegen, welches, ganz im Sinne der damaligen Politik, nichts geringeres als die völlige Vernichtung der preußiſchen Monarchie, und die Theilung des Landes zum Zwecke hatte. Die Verbündeten verließen ſich, unbekümmert um das Recht, auf ihre Stärke. Mit Oeſterreich, das allein ſchon Preußen an Macht weit überlegen war, verband ſich Sachſen, das durch den Miniſter Brühl ganz unter öſterreichiſchem Einfluß ſtand, und überhaupt, ſeit ſeine Churfürſten katholiſch geworden waren, die erſte Rolle unter den norddeutſchen Fürſten mit der dritten unter den ſüddeutſchen vertauſcht hatte. Ferner verband ſich mit Oeſterreich Schweden, das in Pommern ſtets ein böſer Nachbar Preußens war, ſodann das große ruſſiſche Reich, das ſich durch eine preußiſche Eroberung weiter auszubreiten hoffte, deſſen Kaiſerin Eliſabeth durch den Spott des geiſtreichen Königs Friedrich unverſöhnlich beleidigt worden war. Endlich trat ſogar Frankreich in den Bund, ganz gegen ſeine Politik, denn eine Vergrößerung Oeſterreichs mußte den Franzoſen ſehr unerwünſcht ſeyn. Der König von Frankreich, Ludwig XV, war aber damals von der Pompadour, ſeiner Maitreſſe, beherrſcht, und dieſe wurde durch einen vertraulichen Brief, worin ihr Maria Thereſia die Ehre erzeigte, ſie gleichſam ſchweſterlich zu behandeln, zu Gunſten Oeſterreichs beſtochen, um ſo leichter, da Friedrich auch ſie durch ſeinen Witz beleidigt hatte. Beinah ganz Europa trat alſo zuſammen, das kleine Königreich Preußen zu zermalmen. Die Verſchworenen trieben ihre Sache ſehr geheim, um den König zu überraſchen. Zu Verſailles bei Paris ſchloßen ſie 1756

aus. Sein Sohn Panos fiel, er selbst wurde gefangen und nach Hydra in ein Kloster geschickt. Im August setzte sich die Regierung mit dem neuen englischen Minister Canning in Verkehr und erhielt von ihm die erste freundliche Note.

Mittlerweile hatten die Türken einen großen Schlag vor. Die Aegypter hatten bereits Kreta besetzt, und schickten eine große Flotte dem Sultan zu Hülfe. Der neue Kapudan-Pascha, Chosref, überfiel plötzlich am 3. Juli 1824 die Insel Ipsara, landete unbemerkt Truppen und griff die Stadt von hinten an. Die Insulaner retteten sich zum Theil zu Schiffe, der Rest aber sprengte sich im Fort Nicolas mit den stürmenden Türken zugleich in die Luft oder stürzte sich ins Meer. Wie es dabei herging, mag man aus dem einzigen Zug erkennen, daß eine 50jährige Tante des Kanaris zwei englische Meilen weit im Meer schwamm, bis sie ein Schiff erreichte. Aber Kanaris rächte seine Vaterstadt, denn schon am 15. Juli zerstörte er beim Cap Liminari 23 türkische Schiffe.

Hatte der Sultan bisher den griechischen Aufstand nicht bewältigt, so glaubte Mehemet Ali von Aegypten der Schwäche der hohen Pforte zu seinem eigenen Nutzen nachhelfen zu müssen. Dieser merkwürdige Herrscher hatte große Dinge vor. Er machte ganz Aegypten, nachdem er die Mamelucken hatte ausmorden lassen, zu seinem Privateigenthum, indem er allen Grund und Boden an sich riß und nur verpachtete oder durch die Fellahs (ackerbauende Araber) wie durch Leibeigene bestellen ließ und alle Gewerbe zu seinem Vortheil monopolisirte. Die zahlreichen Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, die in seine Dienste traten, halfen ihm Arsenale, Kasernen, Spitäler ꝛc. bauen und alles auf europäischen Fuß setzen. Die Kopten, Reste der alten Aegypter, ein feiges und verschmitztes Volk, waren den Despotismus von jeher gewohnt. Die freien Beduinen, die ihm allein noch gefährlich waren, gewann er durch Bestechung oder hetzte sie gegen einander und machte sie einen durch den andern unschädlich. Den letzten Rest der Mamelucken ließ er durch seinen Adoptivsohn Ibrahim 1812 in Oberägypten verrätherisch gefangen nehmen und umbringen. Dann schickte er Truppen immer weiter

den Nil aufwärts, eroberte Nubien (Darfur, Sennaar und Kordofan) und ließ jährlich große Negerjagden (Gasnas) veranstalten, um das gefangene nackte schwarze Volk auf dem Markte zu Kairo zu verkaufen und aus den starken Männern dieser Race Regimenter zu bilden, die ihm in seinen vielen Kriegen gute Dienste leisteten. So wurde unmenschlich unter den unschuldigen Negern gewüthet, die sich der wohldisciplinirten Armeen des Aegypters nicht zu erwehren wußten. Nur einmal rächten sich die Nubier, indem sie Mehemet Alis Sohn, Ismael Pascha, als er wieder 1000 Sklaven von ihnen forderte, unter dem Vorwand, als brächten sie Futter für seine Pferde, seine Wohnung ganz mit Stroh bedeckten und ihn mit allen seinen Leuten verbrannten, 1822.

Die Reformen Mehemet Alis öffneten allen speculativen Europäern das früher verschlossene und geheimnißvolle Land der alten Aegypter, es wurde daher auch von vielen Gelehrten besucht, welche darin Forschungen anstellten, die noch erhaltenen prachtvollen Gebäude, Malereien und Inschriften in Abbildern vervielfältigten, die uralten Hieroglyphen entzifferten und die bisher unbekannte älteste Geschichte des Landes enthüllten. Unter diesen Gelehrten zeichneten sich besonders der Franzose Champollion als Erklärer der Hieroglyphen und der Berliner Professor Lepsius als Wiederentdecker des Labyrinths aus. Derselbe brachte auch viele werthvolle Alterthümer nach Berlin in ein dafür besonders gegründetes ägyptisches Museum.

Mehemet Alis System hatte nur den Schein europäischer Bildung. An eine moralische Wiedergeburt seiner Völker hat er nie gedacht. Indem er die Wechabiten unterdrückte, trat er direct feindlich gegen das sittliche Princip im Islam auf, ohne es durch das Christenthum zu ersetzen. Bei ihm war alles nur auf materielle Gewalt berechnet.*)

In Arabien hatte sich die Secte der Wechabiten seit 1745

*) Burckhard von Basel, der berühmte Reisende, der sein Vertrauen gewann, erzählt, Mehemet Ali habe ihm einmal sein Regierungssystem erklären wollen. In der Rechten einen Säbel und in der Linken einen Beutel voll

langsam ausgebreitet. Unter dem Emir Suhud II. besiegten sie zum erstenmal Ghaleb, den Scherif von Mekka, in einer großen Schlacht und plünderten Mekka, 1790. Der Sultan wollte helfen und beauftragte den Suleiman, Pascha von Bagdad, mit der Unterwerfung der Wechabiten. Allein diese schlugen den Pascha und entweihten Kerbelah, das h. Grab des Ali, wie vorher Mekka, 1801. Ihre Macht stieg damals auf 120,000 Mann und blieb, da sich ihnen Ghaleb förmlich unterworfen hatte, unerschüttert bis 1810. In diesem Jahr nämlich fand die englisch-ostindische Compagnie für nöthig, eine Expedition gegen die wechabitischen Seeräuber im persischen Golf abzuschicken, unter Oberstlieutenant Smith, der sie auch zu Paaren trieb. Im folgenden Jahre aber zog Mehemet Ali, der mächtige Pascha von Aegypten, auf Bitten des Sultans gegen die Wechabiten zu Felde, und diese, von Ghaleb verrathen und im Rücken angegriffen, unterlagen. Dennoch wehrten sie sich aufs tapferste, besonders Faisal, Suhuds heldenmüthiger Sohn, und die Amazone Ghalye. Nach Suhuds II. Tode kam aber dessen ältester Sohn Abdallah zur Regierung, welcher sich wieder schlagen ließ und Frieden machte. Als jedoch Mehemet Ali furchtbare Grausamkeiten verübte, die Veste der Wechabiten, Derrajeh, zerstören lassen und Abdallah nach Constantinopel schicken wollte, ermannte sich die stolze Secte noch einmal und kämpfte verzweiflungsvoll gegen Mehemet Alis berühmten Adoptivsohn Ibrahim, von 1814 bis 1818. Endlich unterlagen sie, nachdem sie 1815 bei Bassora und 1818 bei El Mauyeh geschlagen und Derrajeh erobert und dort 20,000 Wechabiten erschlagen worden waren. Diese Veste wurde von Ibrahim bis auf den Grund zerstört und der unglückliche Abdallah nach Constantinopel geschleppt und dort enthauptet. Im nächsten Jahre 1819 schickten nun auch wieder die Engländer eine Expedition unter General Grant in den persischen Golf, um dort den wechabitischen See-

---

Zechinen, sagte er: sieh, mit diesem Säbel hab' ich mir dieses Geld erworben und mit diesem Geld wieder Säbel erkauft, und so bin ich nach und nach Herr von großen Armeen und Besitzer großer Reiche geworden.

räubern vollends den Garaus zu machen. Derselbe zerstörte ihnen wirklich fast alle Schiffe und ihre Raubnester Ras el Keimah und Zeiah. Indeß erhielt sich ein guter Theil fanatischer Wechabiten in der Wüste, immer noch angeführt von dem unerschrockenen Faisal, dem Vorbild Abdel Kaders. In Mekka aber behauptete sich der Scherif Tahia, Ghalebs Sohn, unter ägyptischem Schutz.

Diese glänzenden Siege ermunterten Mehemet Ali, den griechischen Aufstand zu benutzen, um seine Macht auch nordwärts weiter auszubreiten. Er hatte nichts Geringeres im Sinn, als das türkische Reich, wenn etwa der Sultan und die Familie Osman gestürzt würde, zu erben. Er wollte jedenfalls den Süden der europäischen Türkei nicht fahren lassen und seine Hand bei Zeiten darüber decken. Da seine Flotte allein gegen die griechische nicht ausreichte, schickte er unter seinem angenommenen Sohn, Liebling und präsumirten Thronfolger Ibrahim eine Landarmee von 17,000 Mann nach Morea. Diese Truppen waren keine Räuberhorden wie die Albanesen, sondern auf europäische Art eingetheilt und exercirt, kleine schwarze Kopten oder Neger in rothen Uniformen, affenartig, aber sehr tüchtig. Am 23. Februar 1825 landete Ibrahim bei Modon. Die Griechen bildeten sich ein, weil sie schönere Leute seyen, als die Aegypter, sie leicht besiegen zu können, und die Regierung hatte diesmal alle Klephtenbanden zusammengebracht, so daß die Armee 5—6000 Mann stark war, angeführt vom Kosta Bozzaris (Bruder des Markos), Tzavellas, Karaiskaki, Kara Tasso ꝛc. Aber beim ersten Angriff wurden sie von den Aegyptern wie Spreu auseinandergejagt und verloren 600 Todte. Nun schritt Ibrahim zur Belagerung von Navarin und nahm durch Ueberfall die Insel Sphakteria, die vor derselben liegt. Von hier konnte sich Maurokordatos nur wie durch ein Wunder retten. Miaulis aber überfiel seinerseits die ägyptische Flotte bei Modon und zerstörte ihr 20 Schiffe. Dann zog er gegen die türkische Flotte unter dem Kapudan-Pascha aus, der gegen Missolunghi segelte, und zerstörte ihr ebenfalls eine schöne große Fregatte. Dagegen wurde ein griechisches Schiff von Hydra durch einen türki-

ſchen Sklaven in Brand geſteckt und in die Luft geſprengt. Zur Rache ſchlachteten die Hydrioten 200 türkiſche Gefangene ab.

Navarin fiel im Mai und Ibrahim begann Streifzüge ins Innere von Morea. In dieſer Noth vergaßen die Griechen ihren Hader und Kolokotronis wurde zurückgerufen. Aber es blieb bei kleinen Kämpfen. Ibrahim machte nur von Modon aus Raubzüge. Mangel an Lebensmitteln und das Terrain erſchwerten außerordentlich die Beſetzung Moreas. Ibrahim mußte ſeine Truppen möglichſt zuſammenhalten. Nun ſchickte der Sultan ſeinen Liebling und Großvezier Redſchid Paſcha mit großer Macht gegen Miſſolunghi. Redſchid war ein armer Sklave aus Georgien, hatte ſich aber durch Schönheit und Geiſt emporgeſchwungen. Er kam nach Jannina, gewann die bisher immer ſchwierig geweſenen Arnauten- und Armatolenchefs durch Geld und zog vor Miſſolunghi am 25. April 1825. Der Kapudan-Paſcha, Chosref, ſollte ihn von der Seeſeite her unterſtützen, floh aber vor Miaulis davon. Die Stadt lag am Meere an einer ſumpfigen Ebene und war von der Landſeite nur durch einen Erdwall und doppelte Gräben geſchützt. Die Griechen hatten diesmal 5000 Mann darin, viele Armatolen, auch den Reſt der Sulioten unter dem alten Nothi Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis ꝛc. Sie ſchlugen jeden Sturm ab und ſprengten viele Türken wiederholt durch Minen in die Luft. Der ergrimmte Sultan befahl nun, die Stadt um jeden Preis zu nehmen, und ſo mußte auch Ibrahim, der im October Verſtärkungen aus Aegypten erhielt, ſein Hauptquartier nach Patras verlegen, um von hier aus mit gegen Miſſolunghi zu operiren. Die Stadt wurde immer mehr eingeſchloſſen und durch Kähne, die Ibrahim in den ſeichten Sümpfen vertheilte, wurde die Zufuhr auch von der See her abgeſchnitten. Da zwang der Hunger die Beſatzung in der Nacht des 2. April 1826 heimlich auszuziehen und es gelang ihr wirklich, durch einen raſchen Ueberfall der feindlichen Schanzen ſich einen freien Weg zu bahnen. Im Allarm aber mißverſtanden die vielen Zurückgebliebenen die Befehle, glaubten es ſey zum Rückzug in die Batterien commandirt und ſtürzten in die leere Stadt zurück, meiſt Weiber und Kinder.

Mit ihnen die Türken und Aegypter, die alles mordeten und ſich unter einander ſelbſt um die Beute ſchlugen. Durch Sprengung des Pulvermagazins kam eine große Menge von ihnen um. Gerettet hatten ſich 1800 Mann mit 200 Weibern.

Die Griechen begannen zu verzagen und ſuchten ängſtlich auswärtigen Schutz. Die Anleihe nämlich zog nicht mehr, die Griechen wurden aber für ihre Habgier und Betrügerei durch noch größere Meiſter in dieſem Laſter, die Nordamerikaner, beſtraft. Die Häuſer Roy Boyard und Howland in New-York hatten es übernommen, zwei Fregatten für die Griechen auszurüſten, lieferten aber hernach die Schiffe nicht außer gegen enorme Nachbezahlungen; dieſe Summe mußte von der Anleihe beſtritten werden, ſo daß von derſelben kein Geld mehr für die ſoldgierigen Räuber in Morea übrig blieb.

Schlechter hatte die Sache Griechenlands nie geſtanden; allein der Tod des Kaiſer Alexander und das energiſche Vorgehen ſeines Nachfolgers gegen die Türkei machte ein Einſchreiten der andern Großmächte gebieteriſch nothwendig. Fürſt Metternich ging 1825 nach Paris und verſtändigte ſich mit Frankreich und England.

3.

Canning.

England löste ſich von der Allianz mit den drei nordiſchen Mächten, welche Napoleons Sturz bewirkt hatte, allmählig ab. Der Freiheitsſinn des engliſchen Volks ſympathiſirte mit den durch jene Mächte unterdrückten Nationen des ſüdlichen Europa, und die engliſche Cabinetspolitik ſelbſt folgte unmerklich dem Zuge dieſer Sympathien, indem ſie Rußland und Oeſterreich, denen Preußen und Frankreich dienten, nicht wollte zu mächtig werden laſſen. Die engliſche Stimme war wiederholt auf den europäiſchen Congreſſen iſolirt worden. Daher die Neigung des engliſchen Cabinets zu einer

Allianz mit den Völkern gegen die übermächtigen Beherrſcher des Feſtlands.

Unmittelbar nach Napoleons Sturz herrſchte in England noch das Toryminiſterium, Wellington mit Caſtlereagh, in ſtreng ariſtokratiſchem Sinn. Die Lords, im Beſitz des Grund und Bodens, trachteten ihr Korn ſo theuer als möglich zu verkaufen, hemmten daher die Einfuhr des fremden Getraides durch eine Kornbill 1815, und verweigerten die Grundſteuer 1816, während der bürgerliche Gewerbeſtand ſein Brod theuer bezahlen mußte und in der Beſteurung nicht erleichtert wurde. Aber nicht einmal dem Landvolk kamen dieſe Maßregeln zu Gute, ſondern nur den reichen Gutsbeſitzern, die ihren Pächtern hohe Pachte auferlegten. Die ganze Geſetzgebung war nur auf den Vortheil der Lords bedacht. Das gemäß der Kornbill von den Lords zu theuer verkaufte Brodkorn konnten die armen Fabrikarbeiter bei der Niedrigkeit der Löhne nicht mehr kaufen. Daher brachen überall Theurungsunruhen und Arbeiteraufſtände aus. An vielen Orten wurden die Kornwucherer angefallen und ihrer Vorräthe beraubt, an andern die Fabriken zerſtört, deren Beſitzer den Arbeitslohn nicht hatten erhöhen wollen. In den großen Fabrikſtädten Mancheſter, Birmingham ꝛc. verfuhr das Volk geſetzlicher und berieth in großen Verſammlungen. Am 2. Dezember 1826 fand eine ſolche Verſammlung auch auf der weiten Wieſe von Spafields bei London ſtatt, geleitet von dem Demagogen Hunt, einem Verkäufer von Stiefelwichſe. Ein großer Volkshaufe zog hierauf mit dreifarbigen Fahnen in die City (Altſtadt von London) und plünderte einen Waffenladen, wurde aber ohne viele Müh: vom Militair auseinandergeſprengt. Es gab nämlich in England damals viel mehr Militair als gewöhnlich. Man hatte die im Kriege benutzten Regimenter noch nicht aufgelöst.

Der Prinzregent Georg wollte ſeine einzige Tochter Charlotte mit dem Prinzen von Oranien, älteſtem Sohn des Königs der Niederlande, vermählen. Da in England die weibliche Nachfolge gilt, würden Charlottens Nachkommen England und die Niederlande vereinigt haben, und deshalb kam die Heirath nicht zu

Stande. Eine Verstärkung der englischen Marine mit der niederländischen hätte den Interessen der Continentalmächte zu sehr widersprochen, um nicht bedenkliche Zerwürfnisse herbeizuführen. Charlottens Bräutigam wurde der schöne Prinz Leopold von Sachsen-Coburg. Die Vermählung erfolgte 1817, aber Charlotte starb noch im Spätjahr. Da nun Mangel an Thronfolgern war, heiratheten die Brüder des Königs, die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, obgleich sie nicht mehr jung waren, noch in aller Eile, worüber die englische Presse ihren Spott ausschüttete. Der erstere blieb kinderlos; dem zweiten, Eduard von Kent, vermählt mit Prinzeß Victorie, Schwester des Prinzen Leopold von Coburg, wurde 1819 die Prinzeß Victoria als Thronerbin von England geboren. Der dritte Bruder, Georg von Cambridge, bekam einen einzigen Sohn, Georg. Zwischen dem Herzoge von Kent und Cambridge stand als vierter Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland in der Mitte, für den die Thronfolge im Königreich Hannover bestimmt war. Ein fünfter Bruder, Herzog von Sussex, war nur morganatisch vermählt.

Im Jahr 1819 trug Francis Burdett das erstemal im Unterhause auf eine Parlamentsreform an, die darin bestehen sollte, daß neben dem adeligen Grundbesitze auch das bürgerliche Gewerbe vertreten würde. Es war der Beginn eines großen, noch jetzt fortdauernden Kampfes nicht blos der unvertretenen großen Städte gegen den allein vertretenen Landadel, nicht blos der Industrie gegen den Ackerbau, sondern auch der Armen gegen die Reichen. Burdetts Antrag wurde von der aristokratischen Mehrheit verworfen. Dies wirkte auf das Volk zurück, die getäuschte Hoffnung weckte Grimm und die Folgen waren neue Bewegungen unter den Arbeitern. Hunt veranlaßte eine große, von 60,000 Menschen besuchte Volksversammlung bei Manchester, am 16. August, aber die Regierung befahl deren Auflösung, und als sich die Massen nicht fügten, mußte Militair einhauen, wobei 4—500 Personen getödtet oder verwundet wurden. Man hielt diesen Ueberfall für unberechtigt und grausam, das Volk blieb aber in den Schranken des Gesetzes

und verhielt ſich ruhig. Nur auf geſetzlichem Wege, nur durch Reform hoffte es zum Ziel zu gelangen. Für die Volkspartei kam in dieſer Zeit der Name der Reformers, Radicalreformers oder Radicalen auf.

Am 29. Januar 1820 ſtarb der alte König und der Prinzregent beſtieg als Georg IV. den Thron. Wenige Wochen nachher wurde ein gewiſſer Thiſtlewood, Hunts Anhänger, ein lüderliches Subject, verhaftet, weil er eine Verſchwörung gegen die Miniſter eingeleitet hatte, die alleſammt bei einem Mittagsmahl ermordet werden ſollten. Nach kurzem Prozeß wurde er mit vier Mitſchuldigen am 1. Mai hingerichtet. Im April waren wieder die Arbeiter in Glasgow unruhig, wurden jedoch durch Truppen im Zaum gehalten.

Unmittelbar nach dem Prozeß, den man dem Pöbel gemacht, beging der König die Unbeſonnenheit, nun auch gleichſam der Krone ſelbſt einen Prozeß anzuhängen, indem er ſeine Gemahlin Karoline als Ehebrecherin vor Gericht ziehen ließ. Die Majeſtät konnte nicht tiefer beſchimpft werden. Die Königin war ſchon früher einmal (1806) deſſelben Verbrechens angeklagt, aber freigeſprochen worden. Das Volk hatte in ſeiner Haltung mehr Tact bewieſen als die Krone, indem es für die angeklagte Dame Partei ergriff, nicht als ob es ſie für unſchuldig gehalten hätte, ſondern weil ſie die hohe Dame war, deren Schwächen beſſer verſchwiegen blieben. Der König ſchadete ſich in der öffentlichen Meinung unendlich, indem er den häßlichen Prozeß nun wieder erneuerte, ein Verfahren, das ihm um ſo weniger ziemte, als er ſich eigene Untreue und lüderliches Leben vorzuwerfen hatte und die Königin nur durch ſein unwürdiges Betragen gegen ſie ſo weit heruntergebracht hatte. Karoline hatte im Jahr 1814 England verlaſſen und auf Reiſen zugebracht. Sie war in Neapel, Griechenland, ſelbſt im h. Lande geweſen, hatte ſich aber am längſten in Italien aufgehalten, in einer Villa am Comerſee. Ein gemeiner Italiener, Pergami, hatte ſich vom Kammerdiener zum Ritter und Großmeiſter eines von ihr geſtifteten Ordens erhoben und lebte mit ihr auf eine ſcandalöſe Weiſe. Außerdem hatte ſie

einen ſchönen Knaben bei ſich, von dem ſie ſich nie trennte. Sie nannte ihn Wilhelm Auſtin und es ſoll ihr Sohn von Sidney Smith geweſen ſeyn. Nach des alten Königs Tode kam nun Karoline nach England zurück, um an den Ehren Theil zu nehmen, die ihrem Gemahl widerfuhren. Das wollte nun aber der König nicht dulden und darum fing er den Prozeß an. Als die Königin landete, am 4. Juni, wurde ſie vom Volk mit Jubel, dem Geläute aller Glocken, Ehrenwachen und Deputationen begrüßt.

Inzwiſchen war der Prozeß eingeleitet und am 27. Auguſt erſchien die Königin vor den Pairs. Man hatte aus Italien und Deutſchland Kellner und Mägde der Gaſthöfe, in denen ſie logirt, kommen laſſen, um gegen ſie zu zeugen. Aber der Vertheidiger der Königin, der große Rechtsgelehrte Brougham, ſchüchterte dieſe Zeugen dergeſtalt ein, daß ſie lieber nichts zu wiſſen erklärten, und in London ſelbſt herrſchte eine ſo furchtbare Aufregung, daß die Pairs ſich genöthigt ſahen, am 10. November die Anklagebill zu vertagen, d. h. zurückzunehmen. Das Volk veranſtaltete eine allgemeine Illumination der Stadt und zwang alle Miniſter, ihre Hotels gleichfalls zu beleuchten. Dadurch noch mehr in ihrem Trotz beſtärkt, blieb die Königin in London, zu ihrem Verderben. Sie war es dem Volke ſchuldig, das ihre Ehre ſo glänzend gerettet hatte, ſich nun dankbar zurückzuziehen. Statt deſſen blieb ſie und machte darauf Anſpruch, als der König ſich krönen ließ, mitgekrönt zu werden. Am 19. Juli 1821 fand die Krönung des Königs ſtatt; die Königin in vollem Putz fuhr in einer ſechsſpännigen Kutſche vor die Weſtminſterabtei, wo die Ceremonie eben begann, wurde aber vom Gefolge des Königs zurückgewieſen. Sie blieb eine halbe Stunde und drang vor alle Thüren, aber immer mit demſelben unglücklichen Erfolg und mußte endlich zurückfahren. Wenige Tage nach dieſem ungeheuren Skandal ſtarb ſie, wie es hieß, an einem kalten Trunk im Theater Drurylane, am 7. Auguſt. Die Regierung wollte die Leiche ohne Aufſehen nach Harwich ſchaffen laſſen, ohne daß der Zug durch Londons Straßen führe. Aber das Volk erzwang einen feierlichen Leichenzug mitten durch London und ſperrte den von der

das furchtbare Bündniß, und entwarfen bereits den Plan zur Vertheilung Preußens. Der König sollte zu einem gemeinen Markgrafen von Brandenburg herabgesetzt werden, und so nannte man ihn auch bereits. Sie vergaßen aber, daß man den Pelz nicht eher verkaufen soll, bis man den Wolf geschossen hat. König Friedrich war schlauer als sie, und erfuhr den ganzen Plan durch die Spione, die er an den fremden Höfen besoldete. Ein sächsischer Geheimschreiber, dem alle Acten und Briefe darüber in die Hände kamen, theilte sie immer sogleich dem König mit. Dieser schaute nun seinen Gegnern in die Karten, aber das Spiel war nicht minder gefährlich.

In solchen Lagen zeigt sich, wer ein großer Mann ist. Hunderte wären verzagt, Friedrich trat groß und kühn in die Schranken, nur den Sieg im Auge und den Ruhm, ob auch noch so viele Gegner ihn erdrücken zu müssen schienen. Sein unglaublicher Muth war zugleich mit Klugheit gepaart, und er that alles, was den Sieg, der wohl allen außer ihm unmöglich schien, wirklich möglich machen konnte. Es kam ihm zu Statten, daß unter seinen zahllosen Feinden doch kein einziger Mann war, der sich mit ihm hätte vergleichen dürfen. Maria Theresia war sehr kräftig, doch immer nur ein Weib, und mußte den Krieg untergeordneten Generalen überlassen, die niemals das sind, was ein König selbst ist an der Spitze seiner Truppen. Der Kaiser Franz I stand unbedeutend nur im Gefolge seiner ihm an Geist weit überlegnen Gemahlin, und hatte soviel als nichts zu sagen. Dieser von kleinlichem Geiz geplagte Herr bekümmerte sich so wenig um Oesterreichs Sache, daß er den Preußen sogar heimlich Lieferungen machte, des kaufmännischen Vortheils wegen, während seine Truppen gegen eben diese Preußen im Felde standen. Der eben so kraftlose Churfürst von Sachsen wurde von seinem

Regierung bestimmten Weg mit Barrikaden. Unter dem Geschrei, „hier kommt die Königin, die gemordete Königin!“ wollte das Volk die Leiche vor den Palast des Königs selbst tragen, aber es wurde theils durch einen Angriff des Militairs, wobei wieder Blut floß, theils durch vernünftige Verstellungen der Constabler verhindert. Von Harwich wurde die Leiche zur See gebracht und in dem Erbbegräbniß zu Braunschweig beigesetzt.

Der König war bei dem Begräbniß der Königin gar nicht in London anwesend. In dem Augenblick, in dem sie erkrankte, machte er eine Reise nach Irland. Die Iren empfingen einen so seltenen Besuch mit kindischer Freude und glaubten, der gute König komme endlich, ihre Leiden zu mildern. Aber Georg IV. hatte nur London entfliehen wollen. Auch blieb er nur, bis der Königin Leiche über Meer geschafft worden war, und in Irland blieb es nicht nur beim Alten, sondern die Uebel wurden noch ärger. Die alte katholische Bevölkerung hatte allen Besitz und alle Rechte verloren an eine Minderheit von englischen und protestantischen Eindringlingen. Auf 89 Katholiken kamen in Irland 11 Genossen der englischen Staatskirche und 8 Dissenters. Die ganze große Insel war in protestantische Bisthümer und Pfarreien eingetheilt und mußte die hohen Gehalte (8 Millionen Gulden) für die protestantische Geistlichkeit bezahlen, wenn auch gar keine Protestanten vorhanden waren, um eine Gemeinde zu bilden, und die betreffenden Bischöfe und Pfarrer niemals nach Irland kamen, sondern ihren Gehalt in England oder auf Vergnügungsreisen verzehrten. Grund und Boden gehörten Engländern, die Iren waren nur Pächter und mußten hohes Pachtgeld zahlen. Dabei sollten sie mit ihrer Familie leben und aus Privatmitteln ihre katholischen Priester bezahlen. Sie waren daher schon längst in die tiefste Armuth gesunken, wohnten in den elendesten Hütten und hatten kaum Lumpen, um ihre Blöße zu bedecken. Im Spätherbst desselben Jahres 1821, in welchem der König nach Irland gekommen war, konnten die meisten Pächter ihre Pacht nicht bezahlen und wurden von den Grundherren im Beginn des harten Winters vertrieben. Daher

überall Unruhen ausbrachen. Die Aermſten ſchloſſen ſich an einander und bildeten geheime Geſellſchaften, die ſich vermummten und nächtlicher Weile grauſame Rache an ihren Peinigern, den Grundherren, den Obrigkeiten und (proteſtantiſchen) Geiſtlichen übten. Das geheimnißvolle Haupt der Verſchwörung unterzeichnete die Befehle als Capitän Rock. Die Genoſſen erkannten ſich an weißen Bändern und hießen deshalb weiße Buben (white-boys) oder Bandmänner (ribbon-men). Sie brannten Häuſer nieder, mordeten und wurden immer gefährlicher, bis das Miniſterium mit größter Energie einſchritt. Die bewaffnete Macht verbreitete Schrecken durch ganz Irland und ſtillte die Unruhen. Die Proteſtanten in Irland, Beamte, Geiſtliche, Grundbeſitzer erlaubten ſich aus Rache jede Willkür. Sie hatten ſchon längſt eine engere Parteiverbindung und hießen ſeit den Zeiten Wilhelms III. (aus dem Haus Oranien) die Orangemänner (orange-men). Eine furchtbare Hungersnoth mordete die ſo hart Gemaßregelten vollends in ſolcher Menge, daß das Parlament wieder Mitleid fühlte und 200,000 Pfund Sterling Unterſtützungen decretirte.

Der Hauptträger des Syſtems, nach dem England bisher regiert wurde, Lord Caſtlereagh, oder wie er nach ſeines Vaters Tode betitelt wurde, Marquis von Londonderry, fiel im Jahr 1822 in einen ſtillen Wahnſinn. Ueberall glaubte er ſich von Feinden verfolgt und ſah, wie König Richard III. bei Shakeſpeare, die Rachegeiſter der Völker, die er hatte morden helfen, gegen ſich herankommen. Am 12. Auguſt fand man ihn ſterbend, er hatte ſich mit einem Federmeſſer den Hals durchgeſchnitten.

Georg Canning, ein Whig, der zu den Tories übergegangen und ſogar ſchon einmal Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen, aber 1809 in Folge eines Duells mit Caſtlereagh abgetreten war, wurde jetzt an deſſen Stelle berufen. Er war es, der in der engliſchen Politik eine große Aenderung hervorrufen und auch den Dingen in Europa eine andere Wendung geben ſollte. Bei der Wiedereröffnung des Parlaments im Anfang des Jahres 1828 kündigte die Thronrede zum erſtenmal Erſparungen und Verbeſſe-

rungen im Innern an und rühmte, daß England ſich an der harten Maßregel gegen Spanien nicht betheiligt habe. Das war ein anderer Ton, als den man früher immer gehört hatte. Den Worten folgte die That. Ueber 200 harte und unredliche Beamte in Irland wurden abgeſetzt. Nach der Levante wurde der Befehl geſchickt, die Blokade der Griechen genau ſo zu reſpectiren, wie die der Türken. Die Emancipation der Negerſklaven in den Colonien wurde vorbereitet. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten wurden definitiv anerkannt. In Portugal wurde die Verfaſſung geſchützt. Bald erhielten auch die Griechen Unterſtützung.

Zu der nämlichen Zeit begann in Irland die außerordentliche Wirkſamkeit des Rechtsanwalt Daniel O'Connel. Derſelbe ſtiftete einen „katholiſchen Verein," unterſagte den Iren jeden ungeſetzlichen Widerſtand und machte ihnen begreiflich, daß nur das feſte Zuſammenhalten aller unter ſteter Beachtung der beſtehenden Geſetze ihnen die moraliſche Macht verleihen werde, die ſie bedurften, um eine dauernde Beſſerung ihrer Zuſtände durchzuſetzen. Die Wahrheit deſſen, was er ſagte, und die Macht ſeiner populären Beredſamkeit bezauberte ganz Irland. Canning aber kam dieſer loyalen Bewegung dadurch entgegen, daß er die Emancipation der Katholiken anbahnte, die zur bürgerlichen Gleichſtellung der Iren mit den Engländern führen ſollte. Schon am 30. April 1823 ſchlug er dem Parlamente vor, die Teſtacte vom Jahre 1678, durch welche den katholiſchen Pairs aus Irland der Sitz im Oberhauſe entriſſen worden war, wieder aufzuheben. Das Unterhaus ſtimmte zu, aber das Oberhaus ſah hinter dieſem kleinen Anfang ſchon mit Beſorgniß ein ganzes Heer von weiteren katholiſchen Forderungen herannahen und lehnte die Bill ab. Die Motive der proteſtantiſchen Pairs waren: England ſey ein weſentlich proteſtantiſcher Staat, es verliere ſeinen Grundcharakter, wenn es die Katholiken den Proteſtanten gleich ſtelle. Irland ſey ein erobertes Land, nach immer wiederholten Rebellionen beſiegt, man dürfe dieſen ewigen Feind nicht erſtarken laſſen.

Canning ſetzte noch eine Ermäßigung des Zolls für eingeführ-

tes Korn zu Gunſten der arbeitenden Klaſſen durch und der letzte und wichtigſte Act ſeiner kurzen, aber folgenreichen Thätigkeit war die Anerkennung der griechiſchen Freiheit. Er entſprach damit den Erwartungen des engliſchen Volks, allein der Zweck war doch eigentlich nicht die Freiheit (welche England z. B. den Griechen der joniſchen Inſeln nicht gönnte), ſondern das engliſche Staatsintereſſe, welches den Ruſſen ihren bisherigen Einfluß auf die Griechen entwinden wollte. Canning ſtarb 1827.

Ihm folgte wieder ein Toryminiſterium, Wellington und den unermeßlich reichen Baumwollenfabrikanten Sir Robert Peel an der Spitze. Da fürchtete das Volk neue Maßregeln zu Gunſten der Ariſtokraten und ſeine Vertreter im Unterhauſe und in der Preſſe verlangten eine Parlamentsreform, als das allein wirkſame Mittel, die Ariſtokratie zu beugen. Denn nur wenn der letztern die Stimmen, die ſie als Beſitzerin alter, kaum bewohnter Burgflecken beſaß, entzogen und den volkreichen Städten, die bisher keine Stimme gehabt, übertragen wurden, konnten im Unterhauſe Abſtimmungen erfolgen, die dem Volke zu Gute kamen. Aber die Reformer waren anfangs nur äußerſt ſchwach vertreten.

O'Connel ließ ſich 1828 ins engliſche Parlament wählen. Er war dazu als Katholik nicht berechtigt, da er den üblichen antikatholiſchen Eid zu leiſten ſich weigerte. Aber darauf gerade kam es ihm an, England und das Parlament herauszufordern. Das Miniſterium, verfuhr mit Klugheit. Um die Irländer nicht noch mehr aufzureizen, nahm daſſelbe die Emancipationsbill wieder auf, aber verbunden mit einer andern, gegen die Aſſociationen und gegen die Wahlen in Irland gerichteten Bill. Das Miniſterium wollte damit beweiſen, es ſey erbötig, gutes Recht zu gewähren, aber nur unter der Bedingung der Ordnung. O'Connel befahl ſofort den iriſchen Aſſociationen, ſich freiwillig aufzulöſen, und die zum Wahlrecht befähigende Steuer wurde von 40 Schilling auf 10 Pfund erhöht. Peel aber brachte nun am 5. März 1829 die Emancipationsbill vor das Parlament. Darin verlangte er: die Katholiken ſollten in allen bürgerlichen Rechten den Refor-

mirten gleich gestellt, daher auch zur Wahl ins Parlament befähigt werden, ohne den antikatholischen Eid leisten zu dürfen; im Uebrigen aber sollte es mit der katholischen Kirche Englands gegenüber dem Papst beim Alten bleiben, d. h. nie ein Concordat geschlossen, nie mit dem Papst unterhandelt werden, und namentlich Jesuiten sollten sich nie in England blicken lassen. Die Bill ging durch, und O'Connel trat ins Parlament. Seine weiteren Plane waren, die Aufhebung des Zehnten zu erwirken, der die Irländer in so tiefe Armuth herabdrückte, und die der Union zwischen England und Irland, um für Irland wieder ein besonderes Parlament in Dublin zu erhalten. Er beging einen Fehler, indem er zu viel auf einmal wollte. Die nationale Unabhängigkeit mit einem eigenen irischen Parlamente durfte er niemals durchzusetzen hoffen.

Die Emancipationsbill machte den englischen Reformern Muth, auch die Reformfrage wieder aufzunehmen. Bevor es aber zu einer Entscheidung kam, starb Georg IV. kinderlos, am 26. Juni 1830. Ihm folgte sein schon bejahrter und gleichfalls kinderloser Bruder Wilhelm IV.

4.

Nicolaus.

Kaiser Alexander von Rußland starb auf der Reise in den Süden zu Taganrog am asowschen Meer, nach sehr kurzer Krankheit, angeblich an einem Gallenfieber, am 1. Dez. 1825, und sehr auffallenderweise starb ihm seine Gemahlin, die badische Elisabeth, in kurzer Zeit nach, auf der Rückreise von Taganrog unterwegs am 16. Mai 1826, beide noch in ihren besten Jahren, der Kaiser erst 48, die Kaiserin 47 Jahre alt.

Der nächste Bruder des verstorbenen Kaisers, Constantin, war Statthalter des Königreichs Polen, residirte in Warschau und hatte sich mit einer polnischen Fürstin morganatisch verbunden. Ueberdies

war ſein Temperament ein wenig ſcythiſch und er fühlte ſelbſt, daß er zur Lenkung eines großen Reichs nicht geeignet ſey, hatte daher ſchon unterm 14. Januar 1822 freiwillig eine Urkunde ausgeſtellt, worin er der Thronfolge zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Nicolaus entſagte. Als die Nachricht vom Tode Alexanders in St. Petersburg anlangte, handelte daſelbſt Großfürſt Nicolaus, als ob jene Urkunde nicht exiſtire, denn er ließ ſogleich die Truppen unter Gewehr treten und dem Kaiſer Conſtantin huldigen. Erſt als Conſtantin von Warſchau aus melden ließ, er nehme die Krone nicht an, und auf jene Urkunde verwies, glaubte ſich Nicolaus berechtigt, die Truppen noch einmal zuſammentreten und eine neue Huldigung vornehmen zu laſſen. Nun trat aber der Mißſtand ein, daß die Truppen durch die ihnen zugemuthete zweimalige Huldigung verwirrt oder wenigſtens durch die Genoſſen der Geheimbünde verführt wurden, an der Rechtmäßigkeit der zweiten Huldigung zu zweifeln. Als dieſe am 26. Dezember 1825 vorgenommen werden ſollte, empörte ſich ein Theil der Truppen und rief: „Es lebe der Kaiſer Conſtantin!“ Graf Miloradowitſch, der berühmte General von 1813 und 1814, wollte ſie beruhigen und belehren, fiel aber durch einen mörderiſchen Schuß. Nicolaus ſtieg zu Pferde, begab ſich an der Spitze eines Gardebataillons zu den Aufrührern und fand beim Volk ergebenen Zuruf, nicht aber bei den Soldaten, die vor ſeinen Augen ihre Gewehre luden. Da zog er ſich zurück, ließ die ihm treuen Regimenter vorrücken, und zugleich die Biſchöfe mit erhobenem Kreuz den Rebellen im Namen Gottes den wahren und einzig legitimen Kaiſer Nicolaus verkünden. Es waren hauptſächlich das Garderegiment Moskau und das Leibgrenadierregiment, die ſich für Conſtantin erklärt hatten und die nicolaiſtiſchen Garden anfangs durch ein mörderiſches Feuer zurücktrieben, bis ſie von einer zahlreichen Artillerie niedergeſchmettert und zerſprengt wurden. Damit war der ganze Aufſtand zu Ende und Kaiſer Nicolaus wurde überall im Reich anerkannt. Erſt hinterdrein erfuhr man etwas Näheres über den Antheil der Verſchwornen an dem Petersburger Ereigniß. Ein junger Fürſt Trubezkoi, Günſtling des Kaiſers und Oberſt

der Garde, war zum Haupt des Geheimbundes gewählt worden, der den Tod Alexanders benutzen wollte, um angeblich Rußland in eine Föderativ-Republik zu verwandeln. Hatten sich die jungen Tollköpfe wirklich solche Einbildungen gemacht, so war nichts begreiflicher, als daß sie im Augenblick der Ausführung inne wurden, das Volk, die Armee könne sie gar nicht verstehen. Selbst wenn sie an der Spitze eines Theils der Garden gesiegt hätten, würden die Garden den Großfürsten Constantin (unter dem ihnen ganz fremden Worte Constitution dachten sie sich Constantins Gemahlin) und nicht eine Republik gewollt haben. Daher die Verblüfftheit. Trubetzkoi, anstatt sich am 26. Dez. an die Spitze der Insurrection zu stellen, versteckte sich bei dem ihm verschwägerten österreichischen Gesandten und bat nachher den Kaiser um Gnade, wurde aber in die Bergwerke Sibiriens geschickt. Fünf Verschwörer, Pressel, Sergius Murawiew-Apostol, Ryliew, Bestuschef-Rumin und Kachowski wurden gehenkt, viele andere erlitten nur geringere Strafen. Von einer Schuld der Verschwornen am Tode des vorigen Kaisers verlautete nicht ein Wort.

Bald nach diesen Scenen in Petersburg begab sich Nicolaus nach Moskau, um sich in dieser heiligen alten Hauptstadt des Reichs krönen zu lassen, und Großfürst Constantin selbst eilte von Warschau dahin, um der erste zu seyn, der ihm als seinem Kaiser huldigte, und dadurch die Wahrheit seiner frühern Entsagung öffentlich zu bestätigen. Beide Brüder umarmten sich vor den Augen des Volkes.

Kaiser Alexander war nicht groß von Gestalt, mehr weich und zierlich, überaus freundlich und gewandt gewesen, sein Bruder Nicolaus dagegen eine hochgewachsene heroische Gestalt, ritterlich schön und stolz. Sein Gesichtsausdruck verrieth einen festen Charakter. Man spürte bald, daß Nicolaus mit mehr Entschiedenheit als Alexander gegen die Türkei auftreten würde. Hatte der europäische Liberalismus in Canning unerwartet einen Vorkämpfer gefunden, so trat in Nicolaus eine neue große Persönlichkeit in die Zeit ein, um die bisherige Harmonie der fünf Großmächte und das europäische

Gleichgewicht von der abſolutiſtiſchen Seite her zu ſtören. Die breiten Ringe, in denen Europa eingeſchmiedet ſchien, begannen ſich zu löſen. Hier gewann die Oppoſition der Völker neuen Schwung durch Englands liberalen Miniſter, dort trat eine leiſe, aber tiefe Zwietracht unter den Herrſchern ein aus Furcht vor Einem, aus Neid gegen Einen. Oeſterreich verlor den Vorrang an Rußland.

Neben den nichtruſſiſchen Slaven waren die nichtſlaviſchen, aber der griechiſchen Kirche zugehörigen Völkerſtämme ein ſtetes Augenmerk des ruſſiſchen Kaiſers. Obgleich Peter der Große ſich willkürlich und widerrechtlich zugleich zum Patriarchen oder Papſt aller griechiſchen Chriſten innerhalb ſeines Reiches gemacht hatte, und die unter türkiſcher oder öſterreichiſcher Hoheit lebenden griechiſchen Chriſten die ruſſiſche Kirche desfalls für eine ſchismatiſche halten, ſo nahm doch Kaiſer Nicolaus die Miene an, als verſtände es ſich von ſelbſt, daß alle griechiſchen Chriſten auch außerhalb Rußlands in ihm ihren natürlichen Papſt und Kaiſer ſehen müßten. Unter den griechiſchen Prieſtern der Donau und Walachei, Bulgarei, Serbien, Montenegro, bis tief hinunter nach Morea wurde ruſſiſche Propaganda gemacht und ruſſiſches Geld vertheilt, empfingen die Kirchen und Klöſter ruſſiſche Bilder und Kirchengefäße zum Geſchenk. Auch zweifelte niemand, Kaiſer Nicolaus werde ſich der Griechen in der Türkei ernſtlich annehmen. Um ihm zuvorzukommen, reiste Wellington, als ein dem Kaiſer angenehmer Mann, im Einverſtändniß mit Canning nach St. Petersburg, mit dem Auftrage, dem Kaiſer zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen und über die griechiſche Frage zu einem Compromiß zu gelangen. England bot die Errichtung eines griechiſchen Staates an, der nur noch dem Namen nach der Pforte unterworfen ſeyn ſollte. Mehr konnte Nicolaus gar nicht wünſchen, als daß England in eine Zerſtückelung der Türkei willige und einen griechiſchen Staat ſchaffe, in dem jedenfalls Rußland mehr Einfluß haben mußte als England. So gab er denn ſcheinbar großmüthig den Vorſtellungen Englands nach und unterzeichnete am 4. April 1826 zu St. Petersburg einen geheimen Vertrag, worin er den neuen griechiſchen Staat anerkannte,

welcher der Pforte nur noch zu einem jährlichen Tribut verpflichtet seyn sollte.

Mittlerweile hatten die Perser einen wüthenden Angriff auf die Südgrenzen des russischen Reiches gemacht. Die falsche Nachricht eines Thronumsturzes in St. Petersburg war nach Tauris gelangt, dem Hoflager des Abbas Mirza. Dieser feurige Sohn des phlegmatischen Schach Feth Ali wollte die erste Verwirrung im russischen Reiche benützen, um die Provinzen wieder zu erobern, welche Persien früher an Rußland verloren hatte, sammelte ein zahlreiches Heer von Reitern, überritt die Grenzen Transkaukasiens und brach gegen Tiflis vor, den Sitz der russischen Regierung jenseits des Kaukasus. Im ersten Sturm warfen die Perser alles vor sich nieder und schleppten namentlich auch viele deutsche Colonisten als Sklaven fort. Der russische Gouverneur Yermolof wurde vollständig überrascht, verlor aber den Kopf nicht, sondern verließ sich auf die gute Disciplin seiner, wenn auch an Zahl geringen Infanterie und auf die Vortrefflichkeit seiner Artillerie, und es gelang ihm, die Perser am Flusse Schamhora zurückzuschlagen. Und schon nahten russische Verstärkungen unter General Paskiewitsch, der am 25. Sept. 1826 bei Elisabethpol einen glänzenden Sieg über Abbas Mirza erfocht. Zwar stürzten 30,000 persische Reiter mit äußerster Wuth auf die Russen, aber diese, in feste Vierecke geschlossen, wichen und wankten nicht. Es war eine Wiederholung von Napoleons berühmter Pyramidenschlacht. Unterdeß aber hatte Abbas Mirzas Bruder Shiak Ali alle muhamedanischen Stämme am caspischen Meere gegen die Russen aufgewiegelt und Paskiewitsch wurde eine Zeit lang in die Defensive zurückgeworfen; allein am 17. Juli 1827 schlug er das Hauptheer Abbas Mirzas noch einmal bei Abbas Abad, eroberte hierauf das große Kloster Edschmiazin, Sitz des armenischen Patriarchen, und die persische Festung Sardarabad, und zog gegen Tauris selbst heran. Ein Aufstand des Pöbels in dieser Stadt, der den Palast Abbas Mirzas plünderte, erleichterte den Russen die Einnahme, am 31. October. Hierauf bequemte sich Persien zum Frieden von Turkmanshai, trat an Rußland die Provinz Eriwan und

Nakhitschewan ab und zahlte 20 Millionen Silberrubel Kriegskosten. Auch Edschmiazin kam in den bleibenden Besitz der Russen und der Patriarch von Armenien wurde russischer Unterthan. Die abgetretenen Provinzen, das Hochland von Armenien, beherrschen das Tiefland Persiens und erleichtern den Russen jeden Angriff auf dieses Reich.

Während dieses Perserkrieges, der die junge Regierung des Kaiser Nicolaus gleich mit Lorbeern krönte, ereigneten sich auch neue Dinge in der Türkei, von denen Rußland allein Vortheil zog. Gleich nach Abschluß des Vertrags vom 4. April 1826 hatte Kaiser Nicolaus den Sultan wissen lassen, wenn er einen Krieg mit Rußland vermeiden wolle, müsse er sogleich in der Moldau und Wallachei alles wieder auf den alten Fuß setzen, den Serbiern in ihren Beschwerden und Wünschen nachgeben und Bevollmächtigte nach Rußland schicken, um alle noch streitigen Puncte zu bereinigen. Der Sultan aber, vom Einverständniß Englands mit Rußland unterrichtet, gab nach, zog alle Truppen aus den Donaufürstenthümern zurück und sandte Bevollmächtigte nach Akjerman, um mit den Russen Unterhandlungen zu pflegen. Man glaubt, durch diese Nachgiebigkeit habe der Sultan nur vor allen Dingen Zeit gewinnen wollen, da er eben mit einer großen Maßregel umgegangen sey. Er hatte sich nämlich überzeugt, er werde im Kriege nie etwas ausrichten, so lange die Janitscharen-Oligarchie bestehe. Die Janitscharen, in ihren Privilegien schwelgend, brachten nicht gerne mehr Opfer, verließen nicht gerne mehr die sichern Hauptstädte und Festungen, weshalb der Sultan zur Offensive im Felde sich der Arnauten bedienen mußte, die beständig wegen des Soldes schwierig waren und die Fahnen leichtsinnig verließen. In seiner Noth hatte er endlich die Aegypter zu Hülfe rufen müssen, deren disciplinirte Regimenter wirklich eine große Ueberlegenheit bewährten. Es schien ihm nun gerathen, um sich von den lästigen Aegyptern unabhängig zu machen, sich selbst ein disciplinirtes Heer zu schaffen. Um dies aber zu vermögen, mußte er der Janitscharenwirthschaft ein Ende machen. Sein Vorfahr, Sultan Selim, hatte bei einem

intriganten, aber unkriegerischen Minister Brühl beherrscht. Der in Wollüsten abgeschwächte König von Frankreich folgte blindlings der Pompadour, welche statt tüchtiger Männer nur ihre Creaturen zu Feldherren ernannte, und überdem war durch die allgemeine Lüderlichkeit und Erschlaffung in Frankreich der Heldengeist eingeschlafen. Auch Schweden athmete das alte Heldenfeuer nicht mehr, und Rußland, ebenfalls nur von einem Weibe beherrscht, war zwar durch die große Masse seiner Heere furchtbar, doch waren diese des Krieges mit wohlgeübten europäischen Truppen noch wenig gewohnt, und in der Kriegskunst noch weit zurück. Das deutsche Reich endlich, welches anfangs nicht mit im Bunde war, nach Eröffnung des Krieges aber der stärkern Parthei beifiel, und ebenfalls gegen Friedrich heranzog, hatte damals unter seinen zahllosen kleinen Herren auch nicht einen einzigen Helden. Dies mußte Friedrichs natürlichen Muth allerdings beleben, und ihm die ungeheure Uebermacht seiner Feinde weniger furchtbar machen. Zudem war das Recht auf seiner Seite, und dieser Umstand wirkte Wunder. Sein Volk, seine Truppen wurden dadurch begeistert. Wem leuchtete nicht die schnöde Gewaltthat seiner Gegner ein, wer sah in Friedrich nicht den ersten seines Volks, der sein Vaterland, das Heiligste, verfocht? Und wenn man betrachtete, wie dieser eine Mann mit einer Handvoll Leute ganz Europa widerstand, so konnte die Bewunderung nicht fehlen, die man allem wahrhaft Großen zollt. So hatte Friedrich selbst in den Reihen seiner Feinde die Meinung und die Herzen für sich. Sein eignes Volk aber war ihm grenzenlos ergeben, und so klein es war, so bot es ihm doch seit der trefflichen Verwaltung seines Vaters große Hülfsquellen dar. Seine Kassen waren in gutem Stande, sein kleines Heer von 70000 Mann ein kernhafter Hau-

ähnlichen Verſuch Thron und Leben eingebüßt. Allein Mahmud wagte ihn zum zweitenmal, nachdem er gehörig alles dazu vorbereitet hatte. Vor allem war es ihm gelungen die Ulemas (Rechtsgelehrten) auf ſeine Seite zu bringen, ſodann die Marine und die zahlreiche Artillerie. Ende Mai 1826 erließ der Sultan einen Hatti-Sheriff, der eine Reform des Janitſcharencorps befahl, demſelben aber immerhin noch große Vorrechte ließ. Nichtsdeſtoweniger empörte ſich das ſtolze Corps in der Nacht des 17. Juni, plünderte die Paläſte dreier Großen, die es als Urheber des Hatti-Sheriffs betrachtete, und ſetzte am folgenden Tage den Tumult fort. Der Sultan aber entfaltete die große Kriegsfahne des Propheten, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der ihm treuen Truppen und ließ die ungeſchickt commandirten und planlos umherſchweifenden Janitſcharen, etwa 20,000 an der Zahl, allmälig durch die Manöver ſeiner von Huſſein Paſcha gut geführten 10,000 Artilleriſten umringen und mit Kartätſchen zuſammenſchießen. Nach einem fürchterlichen Blutbade ergab ſich der Reſt auf Gnade oder Ungnade, aber der Sultan übte keine Gnade, ſondern ließ alle umbringen. Man rechnete in der erſten Zeit täglich wenigſtens eintauſend Hinrichtungen. Die ohnmächtige Rache der wenigen Ueberlebenden offenbarte ſich in einer entſetzlichen Feuersbrunſt, die am 31. Auguſt in der Hauptſtadt 25,000 Häuſer verzehrte. Zu alledem kam noch eine Peſt.

Den innern Feind hatte der Sultan beſiegt, nun war er aber ohne Armee. Bis eine neue auf ägyptiſchem Fuße herangebildet war, brauchte es Jahre. Er mußte ſich alſo alles gefallen laſſen, was ihm Kaiſer Nicolaus vorſchrieb, und am 25. Sept. den Vertrag von Akjerman eingehen, der folgende Beſtimmungen enthielt. Die Hoſpodare der Moldau und Walachei ſollen vom Sultan auf 7 Jahre gewählt werden, aber mit Beirath eines aus den Bojaren gewählten Divan unabhängig von der Pforte regieren und auch ohne Zuſtimmung Rußlands nicht abgeſetzt werden können. Was der Sultan etwa in den beiden Fürſtenthümern vorkehren wolle, dazu müſſe immer erſt der ruſſiſche Kaiſer ſeine Zuſtimmung geben. Serbien ſolle ſich ſeinen Fürſten ſelbſt wählen und die Pforte ſich

nicht in die innern Angelegenheiten dieſes Landes miſchen, auch die früher von Serbien abgeriſſenen Diſtricte wieder herausgeben. Rußland ſolle alle feſten Plätze an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres (wodurch es den freien Tſcherkeſſen im Kaukaſus allen Verkehr zur See abſchnitt) beſetzen, und ruſſiſche Schiffe ſollen in allen türkiſchen Gewäſſern freien Zutritt haben.

Die griechiſche Frage war in dieſem Vertrage nicht berührt, Kaiſer Nicolaus aber verfehlte nicht, ſie den Weſtmächten einzuſchärfen und auf eine Entſcheidung zu bringen. Hier zeigte ſich die Ueberlegenheit der ruſſiſchen Politik über die engliſche. Canning wurde zu London von dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Lieven und deſſen kluger Gemahlin gezwungen, in ſeinem vom Jubel ganz Europas begeiſterten Liberalismus zu Gunſten der Griechen weiter zu gehen, als er gewollt hatte und als es im engliſchen Intereſſe lag. Kaiſer Nicolaus ließ nämlich Canning nur die Wahl, mit ihm gemeinſchaftlich zu handeln, oder zuzuſehen, daß eine ruſſiſche Armee in die damals gänzlich wehrloſe Türkei einrücke. Um das letztere zu verhindern und dem Sultan Zeit zu laſſen, bequemte ſich Canning in dem Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, dem auch Frankreich beitrat, dem Sultan die fernere Kriegführung gegen die Griechen zu verbieten und ihn im Weigerungsfall zur Anerkennung des neuen griechiſchen Staats zu zwingen. Indem Canning die Befreiung der Griechen zugab, that er es im engliſchen Intereſſe nur mit dem Vorbehalt, ihre Marine nie aufkommen zu laſſen, die Grenzen ihres Staates ſo viel als möglich zu verkleinern. Die öffentliche Meinung in Europa aber pries den liberalen Miniſter Englands wie einen Erlöſer der Menſchheit und dankte ihm in tauſendſtimmigem Jubel für etwas, was er — ungern gethan hatte. In England ſelbſt, wo man richtiger urtheilte, bekam er böſe Reden und Vorwürfe genug zu hören, fiel aus Anſtrengung und Aerger in eine Krankheit und ſtarb am 8. Auguſt 1827.

Cannings Stern mußte im Eisnebel der ruſſiſchen Politik untergehen, zum Beweiſe, daß die Principien minder mächtig ſind, als die

Intereſſen. Dieſer längſt untergegangene Stern hat aber oft die Nächte des Kaiſer Nicolaus in böſen Träumen durchleuchtet, als die Politik Englands dreißig Jahre ſpäter die Eroberungsplane des gewaltigen Kaiſers dennoch vereitelte.

5.

Der ruſſiſch-türkiſche Krieg.

In Griechenland hatten im Beginn des Jahres 1826 nach dem Falle Miſſolunghis Ibrahim und Redſchid Paſcha das Uebergewicht und hätten, wenn ſie einiger geweſen wären, das Feſtland von Griechenland unterjochen können. Aber ſie waren nicht einig und zögerten auch vielleicht ſchon wegen der ſchwebenden Unterhandlungen. Oberſt Fabvier, derſelbe Abenteurer, der die franzöſiſche Armee an der Bidaſſoa hatte aufhalten wollen, war nach Griechenland gekommen und Bankier Eynard von Genf, der thätigſte Philhellene in Weſteuropa, ſchickte 12 Schiffe voll Lebensmittel, Waffen, Kanonen ꝛc. nach Morea, und eine Summe von 70,000 Pfund Sterling, zu der die Könige von Preußen und Bayern ſelbſt beigeſteuert hatten. Aber ein großer Theil dieſer Gaben wurde, anſtatt in Fabviers Hände zu gelangen, von den Griechen auf die Seite gebracht. Das ſo nothwendige Korn, was ihnen zugeſchickt war, verkauften ſie zum Theil wieder unter der Hand und boten davon ſogar dem Agenten des Pariſer Philhellenencomités zum Kauf an, der die Feſtungen damit verſehen wollte. Kanonen, die mit vielen Koſten in Europa aufgekauft und von Eynard wohlverwahrt nach Morea geſchickt worden waren, ließ man als zunächſt unverkaufbar, im ſeichten Meerwaſſer am Ufer liegen und verbrannte die Lavetten. Unter dieſen Umſtänden konnte auch das Dampfſchiff und die nordamerikaniſche Fregatte Hellas, welche die Philhellenen ſchickten, wenig ausrichten. Die Griechen fuhren fort, zur See türkiſche Schiffe anzugreifen, nur um ſie zu berauben. Zu Lande vermochte Fabvier

nichts, da ihm Kolokotronis nicht beiſtand, der in dem von den Türken unbeſetzten Theil Moreas hauste.

Im Beginn des Jahrs 1827 kamen zwei engliſche Philhellenen Lord Cochrane mit einer kleinen Flottille und General Church, die den Sachverhalt in Griechenland ſo wenig kannten, daß ſie den von Kolokotronis zum Präſidenten der Regierung vorgeſchlagenen ruſſiſchen Grafen Capodiſtrias mitwählen halfen und ſich unfreundlich gegen Fabvier benahmen, der ſich vergebens abquälte, Athen zu entſetzen.

Im Auguſt erſchienen die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands in den griechiſchen Gewäſſern, um dem Vertrage vom 6. Juli Nachdruck zu geben. Aber auch eine große ägyptiſche Flotte legte ſich vor Navarin, um Ibrahim zu unterſtützen. Dieſer lehnte die Forderungen ab, die ihm von den Admiralen Englands und Frankreichs, Lord Cobrington und v. Rigny, geſtellt wurden. Der ruſſiſche Admiral, Graf Heyden, hielt ſich mehr zurück, verfehlte aber nicht, den Zorn zu nähren, der in Cobringtons Herzen ſchwoll, als die Aegypter und Türken von ſeiner hohen Anweſenheit gar keine Notiz nahmen, ſondern ihre Angriffe auf die Griechen fortſetzten. Ibrahim machte einen neuen Einfall ins Innere von Morea und ließ zu Kalamata ſengen und brennen, ſogar die Fruchtbäume niederhauen. Dieſer Hohn und eine geheime Weiſung des Herzogs von Clarence, der als Oberbefehlshaber der engliſchen Seemacht eine andere Meinung hatte, als das Miniſterium, ſoll Urſache geweſen ſeyn, daß Cobrington die ihm anempfohlene Mäßigung verlor. Die drei Admirale hielten am 18. October einen Kriegsrath, in welchem der Angriff auf die ägyptiſche Flotte beſchloſſen wurde, falls Ibrahim nicht ſich bereit erkläre, Morea zu verlaſſen. Da nun Ibrahim dies verſagte, griffen am 20. die drei vereinigten Flotten, obwohl nur 26 Kriegsſchiffe zählend, die vor Navarin liegende ägyptiſch-türkiſche Flotte, die deren 79 zählte, in einem Halbkreiſe an und zerſtörten ſie durch ihr überlegenes Kanonenfeuer faſt gänzlich. Nur wenige kleinere Schiffe kamen davon. Der Kapudan Paſcha verlor ein Bein, 6000 Türken und Aegypter kamen um, die

Alliirten verloren an Todten und Verwundeten nur 626 Mann. Ibrahim kam am folgenden Tage von seinem Streifzug zurück, fand die Flotte in Trümmern, schloß sogleich einen Waffenstillstand und versprach, mit allen seinen Truppen nach Aegypten heimzukehren, sobald er Schiffe hätte.

Der Sultan entbrannte, und nicht mit Unrecht, im heftigsten Zorn. Die Westmächte, die ihn gegen Rußland hätten schützen sollen, hatten demselben Rußland gedient. Wem sollte er trauen? Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, die fremden Gesandten noch in Constantinopel zu dulden. Als sie ihn aber dringend aufforderten, den Vertrag vom 6. Juli anzuerkennen, weigerte er sich aufs bestimmteste. Er wollte den Griechen volle Amnestie gewähren, nicht aber die Gründung eines selbständigen Staates. Da reisten die Gesandten ab, 8. Dezember.

Die Griechen wollten den Türkenschrecken nach der Navariner Schlacht ausbeuten und dachten an die Wiedereroberung von Chios. Aber Fabvier, der mit einigen Bataillonen dahin abfuhr (im Januar 1828) wurde zurückgeschlagen. Ein andrer Angriff sollte auf Kreta gemacht werden. Das war aber nur eine Vorspiegelung, um die griechischen Seeräubereien zu maskiren. Der geheime Schlupfwinkel der Corsaren war die öde Felseninsel Karabusa. Hier hatten sie eine Kirche, in der sie die heilige Jungfrau als Diebsmutter unter dem Namen Panaghia Klephtrina anbeteten und um reiche Beute anflehten. Sie raubten alle Kauffahrteischiffe und ermordeten deren Mannschaften. In kurzer Zeit hatten sie 487 solche Schiffe, darunter 93 englische gecapert und in ihren Felsenhöhlen ungeheuren Raub aufgehäuft. Als die Engländer endlich dahinter kamen, wurde die griechische Staatsflotte, die Cochrane befehligte, vor die Räuberinsel geschickt und schaffte die geraubten Waaren, so weit sie englisch waren, nach Malta, im März 1828.

Der Sultan würde, da er nach der Ausrottung der Janitscharen und nach dem Verlust der Flotte zu sehr geschwächt war, einen Krieg mit Rußland gern vermieden haben, aber Kaiser Nicolaus ließ ihm auf seine versöhnlichen Anträge im Dezember keine Ant-

wort mehr geben. Rußland hatte zu große Vortheile davon, wenn es gerade jetzt den Krieg begann in einem Augenblick, in welchem die Türkei in grenzenloſer Verwirrung und kläglicher Ohnmacht ihm nicht widerſtehen zu können ſchien und wegen ihres eben erfolgten Bruches mit den Weſtmächten auch von dieſen keine Hülfe zu erwarten hatte. Stolz und ſiegesgewiß zog der Kaiſer von Rußland, indem er mit einem Fuß auf das Grab Cannings trat, ſein glänzendes Schwert aus der Scheide.

Die ruſſiſche Armee zählte 130,000 Mann unter dem Fürſten Wittgenſtein; der Kaiſer ſelbſt kam ihr nach. Warum die Ruſſen erſt im Mai den Pruth paſſirten, erklärt ſich aus den örtlichen Verhältniſſen. Im Frühjahr pflegt die Donau auszutreten und weit umher die Ufer zu überſchwemmen. Man muß alſo die beſſere Jahreszeit abwarten. Wittgenſteins Heer brauchte in den unwegſamen Donaufürſtenthümern ungeheure Transportmittel und war genöthigt, den Bauern alles Zugvieh wegzunehmen. Derſelbe Raub traf die Lebensmittel. Die Türken hatten ſich ſchon hinter die Donau zurückgezogen und dachten gar nicht daran, die Moldau und Wallachei zu vertheidigen. Sie hatten kaum 50,000 Mann zuſammenbringen können unter Huſſein Paſcha, dem Vernichter der Janitſcharen. Es waren meiſt junge, noch ungeübte Truppen, die ſich kaum in das neue Reglement, die neue Uniform finden konnten. Mit dieſen wenigen Truppen ſollte nun die ganze Uebermacht Rußlands aufgehalten werden. Aber das ganze rechte Donauufer war mit türkiſchen Feſtungen beſpickt.

Der erſte Uebergang der Ruſſen über die Donau erfolgte in der Nacht des 7. Juni bei Iſaktſchi, welches gleich den andern kleinen Feſtungen in der Nähe bald fiel. Nur um Ibrail entbrannte ein heißer Kampf, wobei die Ruſſen mehr als 2000 Mann einbüßten, bis die tapfere kleine Beſatzung unter Soleyman Paſcha capitulirte, am 19. Der Plan war, den Hauptſtoß gegen die beiden weiter zurückliegenden Hauptfeſtungen zu führen, von denen die eine, Varna, die Straße nach Conſtantinopel am ſchwarzen Meere hin, die andere, Schumla, die Straße über das Gebirge Balkan beherrſcht. Witt-

genſtein hoffte, Huſſein Paſcha werde zum Entſatz dieſer Feſtungen eine Schlacht wagen, in der er unterliegen müſſe. Indeß trachtete Huſſein nur, die Ruſſen vor den Feſtungen aufzuhalten, zu ermüden, durch Strapazen und Krankheiten aufzureiben, was ihm auch ſehr wohl gelang. Er hatte Sorge getragen, das Land möglichſt zu entvölkern, die chriſtlichen Bulgaren weiter zurück nach Süden zu verſetzen und alle Vorräthe in die Feſtungen zu ſchaffen. Ein ruſſiſches Corps unter Geismar legte ſich vor Widdin, den Schlüſſel Serbiens. Fürſt Miloſch hielt ſich aber mit ſeinen Serben ruhig und half weder den Türken noch Ruſſen, um ſich nach keiner Seite hin zu compromittiren. Ein noch größeres ruſſiſches Corps, 40,000 Mann unter General Roth, belagerte Siliſtria. Schumla, eine Bergſtadt mit 60,000 Einwohnern, wurde von Huſſein Paſcha vertheidigt, als das Gros der Ruſſen ſich davor legte. Varna wurde vom Kapudan Paſcha vertheidigt, während es die Ruſſen zu gleicher Zeit zu Land und zur See angriffen. Kaiſer Nicolaus befand ſich mitten in dem Dreieck, welches jene drei Feſtungen bildeten, und brachte abwechſelnd vor der einen und andern zu, um ſeine Truppen zu begeiſtern. Man glaubt jedoch, daß gerade ſeine Anweſenheit die Einheit und Schnelligkeit der Kriegsoperationen gehindert habe, ſofern er mit ſeinem kaiſerlichen Willen zu oft den Kriegsrath beherrſchte und ſchon gefaßte Pläne wieder durchkreuzte. Schumla hielt ſich trefflich. Huſſein brachte den Ruſſen durch einen nächtlichen Ausfall ſchwere Verluſte bei. Auch Varna hielt ſich, bis erſt im October der Unterbefehlshaber Juſſuf Paſcha, den die Ruſſen beſtochen hatten, nicht nur im Widerſpruch mit dem Kapudan Paſcha die Unmöglichkeit einer längern Vertheidigung behauptete, ſondern auch am 10. October mit einem großen Theil der ebenfalls durch Geld wankend gemachten Beſatzung zu den Ruſſen überging. Nur 300 Mann folgten dem tapfern Kapudan Paſcha in die Citadelle, wo er ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren ſchwur. Da geſtattete Kaiſer Nicolaus dem heldenmüthigen Manne und ſeinen Getreuen einen freien Abzug. Da es aber im Herbſt heftig regnete, litten die Ruſſen in den überſchwemmten Gräben an der Do-

nau außerordentlich. Der Kaiſer kehrte höchſt unzufrieden nach Odeſſa zurück. Als nun die Ruſſen vor Schumla durch Angriffe der Türken und die eingetretene harte Kälte litten, befahl Wittgenſtein den Rückzug am 15. October. Am 2. November wurde auch die Belagerung Siliſtrias aufgehoben. Die Ruſſen hatten weniger durch Schlachten, als durch Krankheiten ungeheuer gelitten. Der ganze Feldzug war zu ihrem Nachtheile ausgeſchlagen und man erkannte, daß die Türkei trotz ihres Unglückes immer noch eine ſtreitfähige Macht ſey.

Die Ruſſen hatten aber auch in Aſien angegriffen und auf dieſer Seite beſſeres Glück gehabt. Paskiewitſch, Ueberwinder der Perſer, ſollte von Transkaukaſien aus gegen Erzerum operiren. Zuvor nahm die ruſſiſche Flotte unter Admiral Greigh am öſtlichen Ufer des ſchwarzen Meeres mehrere kleine Feſtungen. Paskiewitſch mußte auf Verſtärkungen warten und konnte erſt im Juli ins Feld rücken. Die Türken unter Halil Paſcha, dem der tapfere Kioſa Muhamed beigeſellt war, hatten 30,000 Mann aufgebracht, aber nur aus allen Provinzen Kleinaſiens zuſammengerafftes Geſindel, mit dem die Paſchas nicht wagten, den an Zahl geringeren Ruſſen im offenen Felde zu begegnen. Paskiewitſch nahm am 5. Juli Kars mit Sturm, ohne daß Halil und Kioſa ihr zu Hülfe kamen, ſchoß am 4. Auguſt die armeniſche Felſenfeſte Akhalkali zuſammen, überſchritt den Kur, umging in der Nacht auf den 21. Auguſt das Lager des Kioſa vor der Feſtung Achalzik, überfiel ihn unverſehens und ließ alles, was nicht fliehen konnte, niedermachen. Kioſa floh verwundet nach Achalzik und capitulirte hier. Noch vier Bergfeſten fielen. Im October aber trat ſolche Kälte ein, daß der Krieg von beiden Seiten ruhte und Paskiewitſch nach Tiflis zurückkehrte.

Der Kaiſer ernannte für 1829 den Grafen Diebitſch zum Oberfeldherrn an der Donau und beſchloß zugleich, dem Feldzug in Perſon nicht anzuwohnen. Inzwiſchen war er auf dem diplomatiſchen Felde deſto thätiger. Es gelang ihm, ſich der Zuſtimmung des franzöſiſchen Cabinets zu verſichern und dadurch Oeſterreich im Schach zu halten. Thatſache iſt, daß es damals Fürſt

Metternich allein war, der das Mißgeschick Rußlands im letzten Feldzuge gern benutzt hätte, um sofort den Frieden zu dictiren und die Türkei vor den Gefahren eines neuen Feldzuges zu schützen. Allein Metternich sah sich von Frankreich nicht unterstützt und noch weniger von Preußen, welches sich blind für Rußland erklärte. Nicht einmal England trat Oesterreich bei. Theils waren die englischen Minister mit innern Angelegenheiten beschäftigt, theils glaubten sie, es genüge, wenn nur Griechenland unter dem Schutz der Westmächte und ein Pfand für sie bliebe. Die Engländer duldeten daher, daß eine große Verstärkung der russischen Flotte von St. Petersburg durch den Sund ins schwarze Meer segelte.

6.

Der Frieden von Adrianopel.

Wegen der Ueberschwemmungen konnte Diebitsch auch im Jahr 1829 den Feldzug an der Donau nicht eher wieder eröffnen, als im Mai. Er commandirte 150,000 Mann und führte 540 Kanonen mit sich. Die Türken, diesmal vom neuernannten Großvezier Redschid Pascha commandirt, konnten ihm nur 30,000 Mann reguläre Truppen entgegenstellen, das übrige waren wenig zuverläßige zuchtlose Banden von Arnauten und Unregelmäßigen aller Art (Baschi-Bodzuks). Diebitsch berechnete, daß dieses türkische Heer keine offene Schlacht wagen würde, und daß es, wenn es sich auch vorsichtig hinter den Festungen hielte, nicht stark genug wäre, um ihn im Rücken ernstlich zu bedrohen, wenn er über den Balkan vorginge. Nur Silistria mußte er um jeden Preis haben, weil dieser Punkt seinen Rücken vorzugsweise deckte. Er beschloß also, Silistria zu nehmen, dann nur so viele Truppen zurückzulassen, um die Türken zu beschäftigen, und mit dem Kern seiner Armee über den Balkan gegen Constantinopel vorzugehen. Während er bei Hirsova über die Donau ging, wurde das vorgeschobene Corps Roths plötz-

lich am 15. Mai in der ersten Morgenfrühe von Redschid Pascha angegriffen und über den Haufen geworfen. Indeß zog sich Redschid alsbald wieder nach Schumla zurück. Diebitsch konnte am 17. Mai die Belagerung Silistrias beginnen. Redschid, den das Glück unvorsichtig gemacht hatte, wollte einen zweiten Handstreich versuchen, wurde aber von Diebitsch umgangen, von Schumla abgeschnitten und am 11. Juni bei Kulewtscha fast vernichtet. Nun fiel Silistria am 30. Juni. Zur Beobachtung des sehr geschwächten Großveziers reichte ein russisches Corps unter General Krasowski hin; mit dem Gros der Armee trat Diebitsch sofort den Marsch über den Balkan an, von dem er den Beinamen erhielt Diebitsch-Sabalkanski (der über den Balkan Gegangene).

An eine Befestigung und regelmäßige Vertheidigung von Bergpässen hatten die Türken nicht gedacht. Nur am Flusse Kamtschik versuchten sie, den Russen den Uebergang streitig zu machen, wurden aber geworfen. Die Russen erstiegen das Gebirge in zwei Colonnen. Am 22. Juli setzten sie den Fuß zum erstenmal auf die andere Seite des Balkan und stiegen in die Ebene von Rumelien hinunter und am 19. August erschien Diebitsch vor der Stadt Adrianopel, mit 80,000 Einwohnern, die von Halil Pascha mit 10,000 Mann vertheidigt werden sollte; aber da man die Stadt dem Schrecken einer Belagerung nicht aussetzen wollte, wurde capitulirt. Halil entwich und Diebitsch zog ein. Diebitsch hatte nur noch 30,000, einige behaupteten selbst nur noch 20,000 Mann; der mühsame Uebergang über das Gebirge, Mangel an Lebensmitteln und tödtliche Seuchen hatten sein Heer in den traurigsten Zustand versetzt. Aber der Schrecken, der vor dem Namen Diebitsch vorherging, verblendete die Türken so, daß sie die Schwäche der Russen nicht erkannten, und die fremden Diplomaten drängten sich zum Thron des erschütterten Sultans, um ihm bange zu machen. Dazu wirkte besonders der preußische General Müffling mit, der dem Sultan theils drohte, theils in Betreff der „Mäßigung" Rußlands bündige Versicherungen gab. So ließ sich der Sultan einschüchtern und schon am 1. Sept. begannen die Friedensunterhandlungen.

fen, die geübteſten und tapferſten Truppen der damaligen Zeit. Endlich trat England auf ſeine Seite, und ſomit auch Hannover und ferner Braunſchweig und Heſſen. Das größte Gewicht in der Waagſchaale Preußens war aber der König ſelbſt, dieſer eine Mann wog Armeen auf. Sein Rieſengeiſt gab dem kleinen Körper, der ihm zu Gebote ſtand, faſt übernatürliche Kräfte, und die Frommen ſeiner Zeit ſahen mit Recht in ihm den kleinen David, der den gewaltigen Goliath zu bekämpfen unternahm.

Kapitel CCCCXLII.

Anfang des ſiebenjährigen Krieges.

Alle Feinde Friedrichs wollten eine Macht von wenigſtens 500,000 Mann gegen ihn aufſtellen, ihn damit einſchließen und zermalmen. Aber dieſe Macht war noch nicht beiſammen, und Friedrichs ganze Politik beſtand darin, ſie nicht zuſammenkommen zu laſſen, ſeine vielen Gegner einzeln zu ſchlagen. Da er von dem ganzen Plan des Angriffs unterrichtet war, bevor er ausgeführt wurde, gewann er einen großen Vorſprung. Er ſelber eignete ſich nun alle Vortheile des erſten Angriffs zu, und warf ſich mit überraſchender Schnelligkeit ſogleich auf den nächſten Gegner, um dieſen zu vernichten, bevor die andern herbei kämen.

Noch im nämlichen Jahr 1756, in welchem der Bund gegen ihn geſchloſſen war, fiel er eben ſo geheim und plötzlich, als man gegen ihn hatte verfahren wollen, und ohne Kriegserklärung in Sachſen ein, nahm mit Blitzesſchnelligkeit davon Beſitz, und ſchloß das kleine Heer der Sachſen, das auf dieſen Angriff nicht gefaßt war, an der Elbe bei Pirna ein. Die Oeſterreicher, die ebenfalls noch nicht hinlänglich gerüſtet waren, zogen

Mittlerweile hatte auch Paskiewitsch in Asien den Feldzug wieder eröffnet. Während des Winters war große Aufregung in Persien zu bemerken gewesen. Die Perser hatten den sehr vernünftigen Gedanken, wenn sie den Türken diesmal nicht beistünden, wenn wie bisher Perser und Türken immer nur einzeln gegen das mächtige Rußland kämpften, so würden beide, einer nach dem andern unterliegen müssen. Aber der Schah war zu feig, oder gönnte aus alter Eifersucht den Türken ihre Niederlage. Das persische Volk wurde vollends gereizt durch den Uebermuth des russischen Gesandten in Teheran, Gribojedof. Zwei Armenier, früher im Dienste des Schahs, waren in den russischen Gesandtschaftsdienst übergegangen und höhnten nun unter seinem Schutz alles geheiligte Herkommen und Recht. Der eine, früher Aufseher des königlichen Harem, hatte aus demselben eine große Menge Geld und Juwelen gestohlen und der Gesandte weigerte sich, den Raub wieder auszuliefern. Endlich ließ der Gesandte zwei schöne Armenierinnen, die niemals russische Unterthaninnen gewesen, unter dem Vorwand, sie seyen es, aus dem Hause ihres persischen Herrn holen und gab sie nicht wieder heraus. Das wurde nun doch dem Volke in Teheran zu viel, es stürmte das russische Gesandtschaftshotel und mordete den Gesandten und alle seine Leute, am 12. April 1829. Allein die Scene hatte keine weitere Folgen. Kaiser Nicolaus, der keinen Krieg mit Persien haben wollte, da er noch mit den Türken zu thun hatte, ließ sich durch die Entschuldigung des Schah, die ihm ein persischer Prinz, sein Enkel, nach Petersburg selbst überbringen mußte, leicht versöhnen.

Paskiewitsch war noch nicht ins Feld gerückt, als die tapfern Abscharen, ein Bergvolk, unter ihrem Fürsten Achmed-Bey, am 4. März Achalzik bestürmten; sie wurden jedoch zurückgeschlagen. Unterdeß hatte der Sultan für Asien einen neuen Generalissimus (Seraskier) in der Person des Hadschi Salek Pascha geschickt und demselben Haki Pascha beigegeben. Diese sammelten in Erzerum etwa 50,000 Mann, wagten sich aber aus Furcht nicht vor, und begingen die Unvorsichtigkeit, sich so weit von einander aufzustellen,

daß sie von Paskiewitsch einzeln konnten geschlagen werden, am 1. und 2. Juli. Der Schrecken unter den Türken war so groß, daß sie schaarenweise davonliefen. Als Hadschi nach Erzerum zurückkam, fand er die Stadt fast leer von Truppen. Ein alter Janitscharen-Aga, Mamisch, voll Haß gegen den Sultan, verhaftete den verlassenen Hadschi und öffnete die Stadt den Russen, die schon am 7. einzogen. Unter der Beute, welche Paskiewitsch hier vorfand, zeichnete sich eine Menge von kostbaren Handschriften aus, die nach Rußland gebracht und in verschlossenen Kisten an die russischen Universitäten vertheilt wurden, die aber bis jetzt noch nicht geöffnet, noch von keinen gelehrten Augen geprüft seyn sollen. Der neue Seraskier Chasyndar Oglu sammelte in Trapezunt neue Streitkräfte. Paskiewitsch wollte ihm zuvorkommen, blieb aber im Gebirge stecken; Herbst, Regen, unwegsame Berge, Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn zum Rückzug. Unterdeß war der russische General Burzof von den kriegerischen Lasen, einem Gebirgsvolk, bei Baiburt geschlagen worden; Paskiewitsch eilte ihm zu Hülfe und erstürmte Baiburt am 9. October. Das war sein letzter Sieg in diesem Feldzug, denn unmittelbar darauf empfing er einen Courier mit der Friedensnachricht.

Die Friedensunterhandlungen zu Adrianopel wurden durch keine energische Einsprache der Westmächte weder gestört, noch zu einem für die Türkei günstigen Ende geleitet. Mustapha Pascha von Scutari sammelte 20,000 Arnauten, drang gegen Philippopolis vor und war im Begriff die Russen in Adrianopel zu überfallen, als er nach einem kleinen Gefecht, durch Bestechung bewogen, plötzlich wieder zurückging. Der Frieden von Adrianopel vom 14. September sicherte Rußland neue und große Vortheile. Die Eroberungen, die es machte, beschränkten sich zwar auf die Donauinseln an der Mündung des Stroms, auf die schmale Ostseite des schwarzen Meeres, auf einen nicht sehr großen Strich in Asien mit der Festung Achalzik; allein diese kleinen Flecken waren von großer strategischer Wichtigkeit. Durch die Inseln beherrschte Rußland fortan die ganze Donau, durch die kleinen Forts am östlichen Ufer des schwarzen

Meeres schnitt es den Tscherkessen den Verkehr zur See ab. Durch Achalzik beherrschte es das türkische Armenien und den Weg nach Erzerum. Ferner sicherte der Frieden allen russischen Unterthanen in der Türkei das Recht, ausschließlich unter der Jurisdiction der russischen Gesandtschaft und der russischen Consuln zu stehen, so daß keine türkische Behörde sie vor sich laden durfte. Auch wurde allen Russen im ganzen Umfang des türkischen Reichs die vollste Zoll- und Handelsfreiheit gewährt. Die Donaufürstenthümer wurden der Herrschaft der Pforte fast ganz entzogen. Nur ein jährlicher Tribut erinnerte noch daran. Im übrigen sollte kein Muselmann auf dem linken Donauufer wohnen dürfen, sollten die Hospodare der Moldau und Wallachei auf Lebenszeit ernannt, auch von ihrem Divan unabhängig mit souveräner Gewalt regieren und eigenes Militair halten dürfen. Die Türkei sollte ferner Kriegskosten im Betrage von 10 Mill. Ducaten und Entschädigung für den russischen Handel im Betrage von 1½ Mill. bezahlen. Um die Westmächte zu beschwichtigen, war in den Friedensvertrag die Klausel aufgenommen, daß sich der Sultan dem Vertrage vom 6. Juli unterwerfe, daß die Kauffahrteischiffe aller mit der Türkei nicht im Kriege befindlichen Staaten dieselbe freie Durchfahrt durch die Dardanellen und sonstige Handelsfreiheit genießen sollten, wie die russischen, und endlich, die Donauschiffahrt sollte frei seyn und Rußland auf den Donauinseln keine Festungen anlegen dürfen. Mit diesen letzten durchaus trüglichen Artikeln, die Rußland nicht einhielt, sollte namentlich Oesterreich beruhigt werden.

Capodistrias kam erst im Januar 1828 nach Griechenland und leistete der zu Aegina versammelten Regierungscommission den Eid als Präsident. Er hatte seine Instructionen in St. Petersburg empfangen und war über London und Paris (nicht über Wien) gegangen, um die Westmächte mit seiner Ernennung zu versöhnen. Allein es fehlte viel, daß er den neuen griechischen Staat sofort in Ruhe hätte regieren können. Er wollte das auf gut russisch thun und hatte Recht, die Nationalversammlung nicht wieder einzuberufen, deren Intriguen nur den kräftigen Gang der Verwaltung gehemmt

haben würden. Aber schon im Februar 1828 begann eine neue französisch geschriebene Zeitung in Smyrna, le courier de Smyrne, eine entschiedene Opposition gegen die Regierung im englischen Interesse und geleitet von Maurocordatos. Capodistrias wollte die griechischen Klephten geschwind in russische Rekruten umschaffen und gehorsame, wohldisciplinirte Bataillone bilden. Fabvier, der die Unmöglichkeit davon einsah und der Griechen herzlich satt war, kehrte heim. An seiner Stelle übernahm der bayrische Oberst Heideck die Organisation des Heeres mit neuem Feuereifer, brachte jedoch nicht mehr als 2500 Reguläre zusammen. Ohne Hülfe der Großmächte hätte sich keine Regierung in Griechenland behaupten können. Die Einschiffung Ibrahims verzögerte sich, er stand immer noch in Morea. Frankreich hatte die Ernennung des russischen Präsidenten zugegeben, schickte auch einen Generalconsul mit einem Geschenk von ½ Mill. Franken an die griechische Regierung, behielt sich aber vor, seinen Einfluß überwiegend zu machen. Ein Heer von 14,000 Mann unter dem General Maison landete im August bei Koron in Morea und nöthigte nunmehr Ibrahim zur Einschiffung. Um eine dauernde Ordnung in Griechenland herzustellen, vereinigten sich Frankreich und Rußland, dem Präsidenten Capodistrias monatlich 1 Million Franken zur Verfügung zu stellen. Kaiser Nicolaus lieh noch insbesondere 2 Mill. und die Kaiserin, seine Gemahlin, schenkte den Griechen 200,000 Silberrubel. Am 28. November 1828 unterzeichneten England, Frankreich und Rußland ein Protocoll, wodurch sie das neue Griechenland einstweilen in ihren Schutz nahmen, und am 22. März 1829 (während Diebitsch seinen Marsch über den Balkan vorbereitete) glaubten sie so weit gehen zu dürfen, daß sie dem neuen griechischen Staate nordwestlich den Meerbusen von Arta und Volo zur Grenze gaben. Ein Versuch von Griechen selbst, sich der Insel Kreta zu bemächtigen, scheiterte und mehrere tausend Christen jedes Alters und Geschlechts fielen hier wieder zum Opfer.

Der Friede von Adrianopel kam Griechenland nicht zu Gute. Unter dem Schein, als müsse man die Nachgiebigkeit der Türkei

durch irgend eine Conceſſion erkaufen oder belohnen, ließen die drei Mächte in einem Protocoll vom 3. Februar 1830 die Grenze von Arta fallen und ſchränkten das neue Griechenland in engere Grenzen, nämlich nur bis zum Fluß Aſpro, im Weſten nahe von Miſſolunghi, ein. Zugleich beſchloſſen ſie, dem griechiſchen Staat ein monarchiſches Oberhaupt zu geben und trugen die Krone dem Prinzen Leopold von Coburg an. Am 24. April erklärte der Sultan ſeine Zuſtimmung zu allem. Die Hauptſache für ihn wie für Rußland und England war, daß das neue Königreich Griechenland recht klein, ſchwach und ſchutzbedürftig bleibe. Frankreich meinte es beſſer mit ihm, ſtand aber am Vorabend der Julirevolution. So blieb das neugeſtaltete Griechenland eine politiſche Mißgeburt. Die Rolle eines Schattenkönigs und diplomatiſchen Lückenbüßers zu übernehmen, dafür hielt ſich aber Prinz Leopold für zu gut und lehnte ſie ab.

Ein beſonderer Artikel des Friedens von Adrianopel, der im Abendlande faſt ganz überſehen wurde, war von der größten Wichtigkeit für Rußlands aſiatiſche Eroberungspläne, und gab die nächſte Veranlaſſung zu den damals beginnenden und lange noch fortdauernden Kämpfen Rußlands mit den freien Bergvölkern im Kaukaſus, die man insgemein unter dem Geſammtnamen der Tſcherkeſſen begreift, obgleich es viele beſondere und unabhängige Stämme ſind. Einer der kräftigſten, ſchönſten und edelſten Menſchenracen angehörig, geborne Krieger von ritterlichem Ehrgefühl und patriarchaliſcher Sitte, waren ſie von jeher allen ihren Nachbarn überlegen, den altperſiſchen und makedoniſchen Satrapen, den Byzantinern, den Perſern und Türken, und hatten ſich in ihrem faſt unzugänglichen und weit ausgedehnten Gebirge immer frei erhalten. Urſprünglich Heiden und auch jetzt manchen heidniſchen Glauben und Brauch bewahrend, hatten ſie dem Chriſtenthum, das nur bis Georgien vordrang, ſich abhold bewieſen, wahrſcheinlich weil ſie die byzantiniſchen Griechen zu tief verachteten. Vom Islam der Perſer und Türken, die ihnen mehr Achtung einflößten, hatten ſie etwas mehr angenommen, ſich deshalb aber weder dem Schah noch Sultan unter-

worfen. Nun bekamen sie aber einen neuen und viel gefährlicheren Feind an den Russen. Nach Eroberung der Krim hatten sich die Russen an einigen Puncten sowohl des schwarzen, als des caspischen Meeres festgesetzt und durch arge List den letzten König von Georgien im Jahre 1800 bethört, ihnen sein Land abzutreten. Das waren die Anfänge der russischen Provinz Transkaukasien. Aber das ungeheure Bergland, welches zwischen den beiden Meeren im Norden von Georgien liegt, war und blieb frei, auch dann noch, als die Russen immer weiter am caspischen Meere vordrangen, und den Persern einen Theil von Armenien entrissen. Im letzten Türkenkriege 1828 halfen die Tscherkessen den Türken Anapa am schwarzen Meere gegen die Russen vertheidigen. Nun ließ sich aber der Sultan bethören, im Frieden von Adrianopel die künftige Grenze zwischen der Türkei und Rußland in Asien dergestalt festsetzen zu lassen, daß kein Punct des Zusammenhangs zwischen dem kaukasischen Gebirge und der Türkei mehr übrig und daß es dahingestellt blieb, ob das Tscherkessenland innerhalb der russischen Grenze zu Rußland gehören oder frei seyn sollte. Streng genommen hatte der Sultan keine Verpflichtung gegen die Tscherkessen, aber es lag in seinem Interesse, kein Document zu unterzeichnen, durch welches sie der Willkür Rußlands völlig bloßgestellt wurden. Auffallenderweise haben auch nicht einmal die Westmächte und Oesterreich die Rechte der freien Tscherkessen damals zu wahren versucht. Mit kaum begreiflicher Verblendung war die ganze gebildete Welt stillschweigend einverstanden, der ganze Kaukasus gehöre bereits den Russen, und es gab in ganz Europa keine einzige Karte des russischen Reichs, auf der das große freie Tscherkessengebirge auch nur durch irgend ein Merkmal als bloße Enclave Rußlands bezeichnet worden wäre. Man scheint sich mit der oberflächlichen Meinung getäuscht zu haben, die Tscherkessen seyen doch nur Barbaren, und es sey vielleicht eine Wohlthat, wenn sie durch die Russen civilisirt würden.

Kaiser Nicolaus ließ die Unterwerfung der freien Tscherkessen schon im Jahr 1830 und durch Paskiewitsch selbst in Angriff neh-

men, in der ſichern Erwartung, ſie werde dieſem Unüberwindlichen, zumal unter dem Eindruck der eben errungenen doppelten Siege der Ruſſen über Perſer und Türken, leicht gelingen. Aber Paskiewitſch konnte in den engen Thälern und auf den ſteilen Bergen keine großen Maſſen entwickeln, ſeine Artillerie nicht concentriſch gegen feindliche Maſſen wirken laſſen. Er mußte ſeine Streitkräfte theilen und ſie wurden auf allen Puncten mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Regiſter zum elften Bande.

Seite

Aachner Congreß 382
Abbas Mirza . 446
Abensberg . . . 84
Abrantes . . . 38
Achalzik . . . 455
Adlerkreuz . . 28
Adlerſparre . . 28
Adrianopel 457. 459
Aegypten 20. 150. 428
Akjerman . . . 448
Alexander I. 19. 26 30 f. 173. 178 f. 221. 224. 292. 314 f. 335 f. 349. 377. 382 396. 414. 418. 442
Ali Paſcha 415. 421
Allianz, die heilige 377
Alvarez . . . 155
Amarante 409. 410
Amſterdam . . 295
Antwerpen . . 308
Angoulême, Herzog von 321. 404 f.
Angoulême, Herzogin von 384. 379
Arabien . 151. 430
Aranjuez . . . 41
Arapilen . . . 166
Arcizaga . . . 154
Aretin 139
Arguelles . 161. 404
Armatolen . . 416
Armenien . . . 447
Arndt 17
Artois 17. 319. 343 344
Aſpern 87
Athos 419
Augereau 167. 311

Babolina 418. 426
Baden 137
Bagration 183. 187 f. 193
Bajadoz . . . 165
Balkan . . . 457
Ballesteros 75. 165 389. 408 f.
Baraguay d'Hilliers . . . 107
Barcelona . . 55
Barklay de Tolly 183 f. 241. 245. 262. 266
Bathurſt . . . 113
Bautzen . . 241 f.
Bayle . . . 58
Bayern 44 f. 93. 201 208. 210. 255. 276 279
Beiraktar . . . 25
Belgien . . . 339
Bennigſen 277. 323
Bentink . 134. 394
Beranger . 344. 384
Beresford . . . 408
Bereſina . . . 208
Berlin . . 224. 329

Seite

Bernadotte 61. 91. 146 178. 239. 250. 254 260. 272. 278. 281 286. 295. 327
Berry, Herzog von 381 384
Berthier 84. 90. 372
Bertrand . . . 278
Beſſieres 53. 67. 235
Bibelgeſellſchaften 329
Biſſon 95
Blacas 343
Blake 54. 159. 167
Blücher 232. 238. 243 245. 260. 263. 270 275. 277 f. 298 303 f. 328. 357 365 f.
Bonald . . . 380
Bordeaux . . . 320
—, Herzog von 385
Borodino . . . 191
Borſtell . 273. 357
Bourmont . . 358
Bozzaris . . . 425
Braſilien . 37. 410
Breslau . 219. 246
Brienne . . . 304
Brougham . . 437
Brune . 25. 371
Bülow, F. W. von 181 216. 217. 224. 248 272. 273. 295. 308 361
—, H., von . 83
Bund, deutſcher 340
Buol . . . 99 f.
Burdett . 149. 435
Burgos . . . 67
Burhövden . . 26 f.
Byron, Lord 386. 426

Cadiz 42. 57. 157 406

Seite

Cambacérès . . 227
Cambronne . . 362
Canning . 439. 449
Capodiſtrias 414. 451 460
Capri 133
Caraccoſa . . 395
Carbonari 133. 322 394. 398
Carlotta . . . 410
Carnot 308. 323. 354 363
Caſſel . . 13. 277
Caſtannos 50. 57 f. 66. 67
Caſtlereagh 175. 335 439
Catalonien 55. 74. 155. 167
Chambord . . 385
Charlotte v. England . . . 434
Charte 325
Chaſteler 95. 97 f.
Chateaubriand 383. 401
Chatillon . 302. 310
Chaumont . . 308
Chios 423
Church . 394. 451
Churſchid . 150. 421
Ciudad Rodrigo 165
Clauſewitz 176. 217
Cochrane 451. 452
Code Napoleon . 3
Codrington . . 451
Colomb . . . 248
Concil in Paris 128
Concordate . . 392
Confalonieri . . 400
Conſtant 344. 351. 354
Conſtantin . . 442
Conſtantinopel . 416
Conſtitution, ſpaniſche . . . 171
Continentalſyſtem 5 129

Seite

Copenhagen . . 25
Cordova . . . 58
Cortes 159. 170. 330 390
Corunna . . . 70
Craonne . . . 308
Cueſta 53
Cypern . . . 419
St. Cyr 155. 201. 278
Czartoryski . . 185
Czernitſcheff 88. 232 248. 277

Dänemark 24. 250 295. 327
Dalberg . . . 136
Dalrymple . . 60
Daniłkow . . 232
Danzig 218. 294. 307
David 2
Davouſt 2. 84. 85 f. 233. 240. 248. 250 274. 295. 323. 365
Decazes . . 381 f.
Dennewitz . . . 273
Deroy . . 99. 201
Diebitſch 216. 255 f.
Dörnberg 209. 232
Dombrowski . . 89
Droſte 128
Dresden 188. 233. 239 252 f. 262. 278. 293
Düben 279
Duheſme . . . 55
Dupont, General 50 57 f.
— de l'Eure . 381
Duroc 244

Eckmühl . . . 45
Edſchmiadzin . . 446
Elba . . 320. 346

Seite
Emil von Darmstadt . . . 255
Empecinado 76. 155 168
England 24. 147. 433 f.
Erfurt 137
—, Congreß zu 31 f.
Eroles . . 168. 402
Erzerum . . . 459
Escoiquiz . . 44. 48
Eugen Beauharnais 88 136. 206. 218. 220 224. 240. 296. 321 325
— von Württemberg . . . 267

Fabvier . 405. 450
Ferdinand IV. 120. 134 353. 394. 397
— VII. 88 f. 301 331 f. 372. 387 f. 403 f.
— von Toscana 326
—, Erzherzog 81. 89
Ferſen 145
Feſch 128
Fichte 12
Finnland 26 f. 295
Florida Blanca 65
Fontainebleau . 317
Fouché 82. 83. 121 254. 351. 354. 372
Foy 385
Frankfurt . . . 340
Franz II. 78. 122 139. 257. 311 f. 328. 336
Freiburg an der Unſtrutt . . 290
Frevre . . 389. 390
Friedrich VI. . 25
— von Württemberg . . 137. 341
Friedrich August von Sachſen 180. 185 225. 238. 278. 289 349
— Wilhelm III. 10 79. 140 f. 218. 224 329
Frimont . . . 397

Gent 351
Genß . . 330. 369
Georg III. . . 148
— IV. . . . 436
Georgien . . . 463
Germanos . . 416
Girard . . . 272
Girona . . . 155
Glaubensheer . 402
Gneiſenau 309. 362
Godoy . . . 87 f.
Göhrde . . . 274
Görres 18. 298. 330
Grawert . . . 177
Gregorius . . 417
Grenoble . . . 347
Gribojedof . . 458
Griechenland 413. 445 450 f. 460 f.
Großbeeren . . 272
Großgörſchen . 236
Grouchy 353. 359. 362
Guerillas 75. 154. 168
Guilleminot . . 404
Guſtav IV. Adolf 25 f.

Hagelsfeld . . 272
Halil Paſcha 455. 457
Haller 186
Hamburg 231. 247. 249 323
Hanau 291
Hanſeſtädte . . 250
Hardenberg 140. 144 298. 401
Haſpinger 99. 105. 106
Hauſer, Caſpar . 137
Heideck 461
Heidelberg . . . 18
Heinau 245
Helgoland . . . 25
Helena, St. . . 365
Hetärie 414
Hetrurien . . . 7
Hiller . . . . 84 f.
Hirſchfeld . . . 272
Hofer, Andreas . 95 f.
Hofſtetten . . . 94
Holland 15. 180. 295
Hormayr . . . 97 f.
Hortenſe 325. 346. 351
Hüningen . . . 370
Humboldt, A. von 367
—, W. von . 298
Hunt 434
Huſſein 448. 453 f.
Hydrioten 418. 420. 422

Jahn 143
Janitſcharen 22. 447
Ibrahim 430 f. 451
Jellachich . . . 89
Jerome 7. 13. 109. 187 277. 295. 327. 355
Jeſuiten 120. 322. 398
Johann VI. 37. 408 f.
—, Erzherzog 81. 88 90
Johanniter . . 362
Jomini . . . 264
Joſeph Napoleon 46 48 f. 169. 300. 312 355
Joſephine . 121. 325

unter Brown in aller Eile zu Hülfe, Friedrich ſchlug ſie aber am 1ſten October bei Lowoſitz aufs Haupt, und nun waren auch die Sachſen unter ihrem General Rutowsky bei Pirna gezwungen, die Waffen zu ſtrecken, weil ihnen alle Lebensmittel abgeſchnitten waren. So fielen 14000 Feinde ohne Schwertſtreich in Friedrichs Hände. Er nahm darauf Dresden weg, fand hier alle Originalacten des Verſailler Bundes, und machte ſie bekannt zu ſeiner Rechtfertigung. Dann blieb er den ganzen Winter über in Sachſen, und ließ alle Hülfsquellen dieſes Landes in ſeine Kaſſen fließen.

Im Frühjahr 1757 ſtand aber die ganze übrige Macht des Bundes wider ihn auf. Ein Reichstag zu Regensburg erklärte den König wegen ſeines Einfalls in Sachſen in die Acht, und ſtellte 60,000 Mann gegen ihn, Schweden 20,000, Rußland 100,000, Frankreich und Oeſterreich jedes eine noch größere Truppenzahl, zuſammen nahe an 500,000 Mann. Friedrich griff aber wieder zuerſt an, bevor die Feinde beiſammen waren. Er fiel im Frühjahr in Böhmen ein, und ſchlug die große öſterreichiſche Armee unter Karl von Lothringen und Brown bei Prag am 6ten Mai, wobei ſein tapfrer Feldherr Schwerin, indem er in der dringendſten Gefahr beim Sturme ſelbſt die Fahne vorantrug, das Leben verlor. Friedrich belagerte dann vergeblich die Stadt Prag, und ließ dem kaiſerlichen General Daun Zeit, ein neues Heer zu rüſten. Daun ſtand in einem ſturmfeſten Lager bei Collin, und Friedrich zog aus, ihn zu vertreiben, doch umſonſt ſtürmten die Preußen ſein Lager, wie einſt die Schweden Wallenſteins Lager bei Nürnberg. Friedrich wurde zum erſtenmal geſchlagen, am 18ten Juni, und mußte mit großem Verluſt Böhmen räumen. Zu dieſem Unglücksfall geſellten ſich noch andre. Die Hannoveraner, welche der Herzog von Cumberland von engli-

Seite

Jourdan . . . 72
Jovellanos . . 65
Ipſara 428
Irland 438
Iſabella . . . 412
Iſel 99
Italien 296. 321. 392
Junot 37. 60. 72. 190

Kaliſch 225
Kaluga 194
Kanaris . 424. 428
Kara Georg 21. 150
Karl IV. . . . 40 f.
— XIII. . 29. 145
—, Erzherzog 81 f. 123
— von Baden . 137
— Albert . . 398
— Felix . . . 399
— Friedrich . . 137
Karoline v. England 148 436
— v. Neapel 134. 185
Katharina, Großf. 122 369
Katte 109
Katzbach . . . 270
Kaukaſus . . . 462
Kemmeter . . . 95
Kinkel 96
Kleiſt 269
Königsberg . . 217
Körner 233. 249. 274
Kolettis . . . 427
Kolokotronis 416. 424 426. 427. 432
Koſacken . . . 205
Krasnoi . . . 206
Kreml . . 194. 197
Kreta 419
Kurakin . . . 176
Kutuſow 191 f. 202 f. 225. 230. 233

Seite

Labedoyère 347. 372
La belle Alliance . 362
Lafayette 344. 363 383
Laffitte . . . 381
Laibach . . . 397
Landshut . . . 85
Landwehr . . . 223
Lannes 2. 67. 73 85 f.
Laon 309
La Rothière . . 304
Lauriſton . . . 289
Lavalette . 351. 372
Lefebvre 54. 89. 100 f.
Legion, deutſche 23. 70 356
Leipzig . . . 280 f.
Leopold v. Coburg 267 435
Leyden 130
Liberale . 161. 383
Liebertwolkwitz . 280
Ligny 358
Liverpool . . . 149
Livland . . . 176
Lobau 86
Lombardei . . . 400
London 328
Louiſe, Königin . 142
Louis 411
Lowe, Hudſon 133. 365 386
Lucca 327
Lucian Bonaparte 8 355
Ludwig XVIII. 316. 319 324 f. 343. 351. 367 372. 378 f.
— Napoleon 15. 130
— Philipp . . 343
Lüneburg . . . 231
Lüttich 357
Lützow . . 248. 310
Lyon 350

Seite

Macdonald 88. 167. 201 215. 270. 289. 312 320
Madrid 46. 68. 169 332
Mahmud . . 23. 417
Mainotten . 416. 426
Maiſon 245. 308. 323 461
Maitland . . . 425
Malet . . . 82. 227
Malo Jaroslawez 204
Malta 326
Mamelucken . . 150
Mancheſter . . 435
Mantua . . . 107
Manuel . . . 402
Maria da Gloria 409 411
Marie Louiſe, Kaiſerin 180. 122 f. 234 297. 312. 320. 324
— v. Hetrurien 7. 43 48. 327
Marmont 164 f. 283 286. 309. 313. 318
Martinez de la Roſa 403
Maſſena 2. 84 f. 162 f.
Maurocordatos 420 f.
Maury . . 118. 128
Max von Bayern 180
Medellin . . . 75
Mehemet Ali 20. 150 248 f.
Mekka 151
Melzi 8
Meerveldt . . . 281 f.
Mergentheim . . 109
Merino . . 76. 168
Metternich 91. 220. 253 276. 292. 335. 336 400. 456
Mianlis . 424. 431
Miguel, Don 410 f.
Miloradowitſch 190. 194 205. 239 f. 448

Seite

Miloſch . . . 150
Mina 155. 166. 168 388. 389. 403. 405
Miollis . . 7. 116
Miſſionen . . . 380
Miſſolunghi 425. 426 432
Modena . 326. 398
Möckern . . . 288
Moldau 19. 22. 30. 32 416. 448. 460
Moncey . . . 56
Montereau . . 307
Montgelas . . 93
Montmorenci . . 401
Moore . . 26. 66. 70
Morea 416
Moreau . 259. 266
Morillo 388. 391. 403
Morla . . . 57. 68
Mortier . . . 312
Moskwa . 191. 194 f.
Müller, J. . . 18
Murat 41. 46. 132. 196 203. 211 f. 217. 218 240. 264. 280. 321 339. 352. 371
Muſtapha IV. . 22

Napoleon 1 f. 346 f. 385
Naſſau . . 293. 330
Nauplia 422. 424. 426
Navarin . 431. 451
Neapel 133. 353. 371 394
Neſſelrode . 314. 395
Neuenburg . . . 329
Ney 2. 164. 193. 207 241 f. 273. 350 372
Nikitas . . . 424
Nicolaus I. . . 443 f.
Nordamerika . . 333

Seite

Normann . . . 422
Norwegen . 295. 327

Deanna . . . 154
O'Connel . . . 440 f.
Odeſſa 397
O'Donnel . 389. 405
Odyſſeus 416. 421. 422 427
Oeſterreich 12. 139. 220 258. 374
Oldenburg . . 174
Omer Vrione 422. 424
Oporto . . 76. 409
Orangemänner . 139
Orleans, Herzog v. 160
Oſtermann . . 267
Oudinot . 201. 271

Palafox 49. 54. 72 331
Palermo . 135. 395
Paris 312 f. 350. 363 373
— Friede, erſter von 325
— —, zweiter . 373
Parlamentsreform 435 441
Parma 320
Paskiewitſch 446. 455 458
Patras 416
Paul I. . . . 120
Pedro, Don 409. 411
Peel 481
Pentarchie 377. 382
Pepe, Flor. . . 396
—, Wilh. 394. 395
Perier 381
Perſer 446
Perthes . . . 231

Seite

Petta 422
Pfuel 183
Phanarioten 413. 417
Philhellenen 420. 424
Piemont . . . 398
Pius VII. 6. 116 f. 128. 228. 301. 322 392
Platow . . . 205
Polen 89. 185. 220 337. 349
Polier 75. 168. 388
Polozk . 201. 202
Poniatowski 89. 213 220. 248. 282 f. 289
Portugal 36 f. 60. 76 152. 162. 408 f.
Pozzo di Borgo 80
Prag 257
Preußen 8 f. 31. 140 176. 222. 258. 374
Propſtheida . . 286

Quiroga . 75. 389

Rapp 91. 218. 294 370
Reding . . . 57 f.
Redſchid Paſcha 432 456
Reichsſtadt, Herzog von . . 326
Reinhard . . . 135
Reynier . 220. 233
Rheinbund . . 136
Richelieu 337. 339 f. 385
Ried, Vertrag von 280
Riego 389. 391. 403 406. 407
Riga . . 201. 215

Seite

Rom 7. 116 f. 322 392
—, König von 126
Romana 26. 37. 61 66. 159. 163
Romantiſche Schule 18
Roſtopſchin 195. 199
Royer Collard . 383
Ruſca . . 104. 107
Rußland 19 f. 149 442 f.

Sachſen 12. 138. 186 225. 337. 349. 357
Sacile 88
Saken 309
Santa Roſa . . 399
Saragoſſa 54. 72. 331
Sardinien 322. 339 398
Savary 34. 113. 132 365
Savona . . . 118
Scharnhorſt 10. 141 238. 240
Schill 109
Schleſien . . . 221
Schön 223
Schönbrunn . . 91
Schumla . . . 254
Schwarzenberg 124. 178 201. 207. 213. 220 260 f. 275. 277 f. 300. 307
Schwatz . . . 98
Schweden 25 f. 145 178
Schweiz . 135. 302
Sebaſtiani 19. 157 164
Selim III. . 19 f.
Serbien 20. 150. 454
Servile . . . 161
Seume . . . 18

Seite

Sevilla 57. 156. 405
Sicilien . 134. 394
Sieyes 456
Silvio Pellico . 400
Smolensk 188. 206
Smyrna . . . 419
Soult 70. 76. 152 f. 164. 301. 321
Spanien 37 f. 300 330. 387 f. 400 f.
Speckbacher 96. 104 105. 108
Stadion 12. 78. 91 139
Staël, Frau v. 4. 344
Stanhope . . . 427
Stapé 91
Stein 11. 31. 33. 79 223. 226
Stralſund . . 110
Straßburg . . 370
Stroganof . . 418
Suchet 154. 166. 300 321
Südamerika . . 161
Sulioten 414. 415. 425 426
Sweaborg . . 27

Talavera . . . 153
Talleyrand 3. 82. 83 227. 312 f. 335 f. 344. 348. 366. 367
Tarragona . . 166
Tarutino . . . 203
Tauenzien 172. 273
Tauroggen . . 217
Teimer . . 96 f.
Tettenborn 231. 250 277
Theſſalien . . . 419
Thielmann 233. 238 276. 360
Thiſtlewood . . 436

Seite

Tirol . . . . 93 f.
Töplitz . . 265. 276
Tolentino . . . 353
Tombaſis . . . 419
Torgau . 233. 238
Tormaſow 183. 201
Torres Vedras . 163
Toscana . . . 326
Trachenberg . . 254
Transkaukaſien . 463
Trier 121
Trocadero . . . 406
Troppau . . . 396
Troyes . 307. 311
Trubetzkoi . . . 443
Tſcherkeſſen . . 462
Tſchitſchagow 20. 23. 27 191. 208
Türkei 19 f. 149. 178 447
Tugendbund . . 143
Turnkunſt . . . 143

Ucles 74
Ultras 380
Ungarn . . . 89

Valencia 56. 166. 332
Valladolid . . . 71
Valutina Gora . 190
Vandamme 265. 267
Varna 454
Verona, Congreß zu 401
Victor, Marſchall 74 153. 164. 201. 207
— Emanuel 322. 398
Victoria v. England 435
Villèle 385
Vimeiro . . . 61
Vittoria . . . 300

Seite
Wachau . . . 281
Waffenſtillſtand . 246
Wagram . . . 90
Walcheren . . . 112
Wallachei 19. 22. 30. 32 416. 448. 460
Wallis, Canton . 131
Wallis, Graf . . 139
Walmoden 261. 274
Waſa, Prinz v. . 29
Wartenburg . . 278
Waterloo . . . 359
Wavre 360
Wechabiten 151. 430
Wellesley 25. 60. 77 152. S. Wellington.
Wellington 153. 163 f. 300. 311. 320. 356 358. 359. 365. 401 441. 445
Weſſenberg . . 317
Weſtphalen, Königreich 13
Wien 86
—, Congreß zu 335 f.
—, Friede von 91
Wilhelm IV. . . 442
— v. Braunſchweig 79 111. 250. 359
— von Heſſen . 79
— von Oranien 165 295
— von Württemberg 177. 187. 306 369
Wilna 185. 202. 212
Wilſon 80
Winzingerode 308. 317
Wittgenſtein 201. 206 208. 217. 234 f.
Wrede 85. 106. 203. 255 280. 291
Württemberg 137. 341
Yermolow . . 446
York, Herzog von 66
— General 177. 216 f. 224. 242. 283. 291 303. 305 f.
Yſilanti, Al. . 416
— Dem. . . 420 f.
Ziethen . 181. 361
Zſchokke . . 16. 136

Allgemeine Weltgeschichte.

Zwölfter Band.

Allgemeine
Weltgeſchichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG.

53 - 5533
D 20.12.67
11.2.68
NK
Allg. Geol.: Allg. Dank.
Y,

Schnellpressendruck von Aug. Börner, vormals J. G. Brandel, in Stuttgart.

Inhalt des zwölften Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Die Julirevolution 1

Karl X. S. 1. Die Ordonnanzen. S. 6. Die Julirevolution. S. 13. Der Herzog von Orleans. S. 23. Der Bürgerkönig. S. 32.

Zweites Buch. Die belgiſche und polniſche Revolution . . 38

Die belgiſche Revolution. S. 38. Die polniſche Revolution. S. 47. Warſchaus Fall. S. 57. Das gräcoruſſiſche Syſtem. S. 61. Mehemed Ali. S. 70.

Drittes Buch. Gährung in Deutſchland 78

Unterdrückung des Patriotismus. S. 78. Die neuen Landſtände. S. 82. Kirchliche Erhitzungen. S. 90. Der Schweizer Radicalismus. S. 103. Schürung des Deutſchenhaſſes. S. 108.

Viertes Buch. Ludwig Philipp 115

Die Corruption der franzöſiſchen Kammer. S. 115. Der kleine Thiers. S. 122. Ludwig Philipps Abnutzung. S. 131. Der Socialismus. S. 139. Die Bürgerkriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel. S. 147. Die Reformen in England. S. 162.

Fünftes Buch. Die Februarrevolution 171

Die Vertreibung Ludwig Philipps. S. 171. Lamartine. S. 178. Die Juniſchlacht. S. 188. Louis Napoleon. S. 194. Der 2. Dezember. S. 200.

ſcher Seite im Bunde mit Friedrich gegen die Franzoſen führte, wurden am 26ſten Juli bei Haſtenbek geſchlagen, und der Herzog ließ ſich ſogar in der Uebereinkunft vom Kloſter Seeven bewegen, ſein Heer aufzulöſen, und die Waffen ruhen zu laſſen. Der König von England beſtätigte jedoch dieſen ſchimpflichen Vertrag nicht. So ward auch der preußiſche General Lehmann, den Friedrich mit 20,000 Mann den Ruſſen entgegen geſtellt hatte, von der ruſſiſchen Armee unter Apraxin am 30ſten Auguſt bei Groß-Jägerndorf geſchlagen, weil ihm die Ruſſen an Truppenzahl fünfmal überlegen waren. Gegen die Schweden konnte Friedrich nur 4000 Mann aufſtellen, welche ſich indeß noch glücklich genug hielten, da die Schweden während des ganzen Krieges nicht viel unternahmen.

Nach drei ſo großen Niederlagen ſchien Friedrichs Sache verloren, doch der Stern dieſes Helden ſollte nicht untergehn. Sein raſches Genie entriß dem Feind den blutigen Lorbeer wieder. Er gab Schleſien den Oeſterreichern Preis und eilte mit dem Reſt ſeines geſchlagenen Heeres den Franzoſen und der Reichsarmee entgegen, die ſchon in Sachſen eingedrungen waren. In der ſchlachtenberühmten Ebene von Leipzig ſtand der Feind bei dem Dorfe Roßbach 60,000 Mann ſtark, und Friedrich hatte nur 22,000. Die Schlacht geſchah am 5ten November. Die Franzoſen wollten den König von allen Seiten einſchließen, doch plötzlich ließ er den General Seidlitz mit ſeiner Reiterei unter ſie brechen, und dieſe räumte ſo blitzesſchnell unter ihnen auf, daß ſie von paniſchem Schreck ergriffen, in wilder Flucht davon flohen. Die Preußen durften nur verfolgen, und verloren im ganzen Gefecht nur 91 Todte. Dieſe Feigheit und Niederlage brachte die franzöſiſchen Truppen völlig in Verachtung, und der bloße Name der Preußen war ſeitdem

Seite

Sechstes Buch. Die deutsche Revolution 208

Die Märzrevolution. S. 208. Die Paulskirche. S. 220. Oesterreichs Noth. S. 227. Radetzki und Windischgrätz. S. 234. Die Unterwerfung Ungarns und Italiens. S. 243. Die Mairevolution. S. 249. Nachwehen. S. 257.

Siebentes Buch. Der Krimkrieg 265

Rußlands Uebermuth. S. 265. Rußlands Demüthigung. S. 268. Sebastopol. S. 273. Wachsender Verfall der muhamedanischen Reiche. S. 278.

Achtes Buch. Der lombardische Krieg 288

Italienische Anzettelungen. S. 288. Verlust der Lombardei. S. 295. Verwählung Italiens. S. 306. Frankreich unter Napoleon III. S. 311. Spanien und Portugal. S. 317.

Neuntes Buch. Das uneinige Deutschland 321

Die Wiedererstarkungsversuche Oesterreichs. S. 321. Verlegenheiten in Preußen. S. 327. Die kleinern Staaten. S. 337. Die Bundesreform. S. 345.

Zehntes Buch. Rußland und Polen 351

Kaiser Alexander II. S. 351. Die russische Bauernemancipation. S. 356. Eine Nation in Trauer. S. 362. Die neue Revolution in Polen. S. 366.

Elftes Buch. Englands erdumfassender Wirkungskreis . . 375

Afrika. S. 375. Neuholland und die Südseeinseln. S. 380. Ostindien. S. 386. China. Der Opiumkrieg. S. 393. Die Taiping. Engländer in Peking. S. 402. Japan. S. 409.

Zwölftes Buch. Amerika 412

Blüthezeit der nordamerikanischen Union. S. 412. Corruption des Yankeethums. S. 422. Der nordamerikanische Bürgerkrieg. S. 434. Südamerika. S. 442. Mexiko. S. 450. Schluß. S. 459.

Berichtigungen.

Zu Band VII. Seite 370 Zeile 2 von unten lies Deiche statt Teiche.

Zu Band VIII. Seite 166 Z. 4 von oben lies lehrten statt regierten.

Zu Band XI. Seite 11 Zeile 12 von oben lies Autonomie statt Anatomie. S. 29 Z. 16 v. o. l. wurde zum st. wurde vom. S. 107 Z. 15 v. unten l. gesetzt waren st. gesetzt war. S. 254 Z. 12 v. u. l. $^3/_8$ für Rußland st. $^1/_8$ für Rußland. S. 441 Z. 11 v. u. das Komma nach Ministerium zu streichen.

Zu Band XII. Seite 235 Zeile 12 von oben lies Goito statt Gaito.

Erſtes Buch.

Die Julirevolution.

1.

Karl X.

Nach dem glücklichen Erfolge der franzöſiſchen Waffen in Spanien glaubten der Graf von Artois und Villèle in der Reſtauration etwas weiter gehen zu dürfen und bereiteten eine Entſchädigung des Adels für die ihm in der erſten Revolution geraubten Güter vor, während König Ludwig XVIII. erkrankte und nach langen Leiden am 16. September 1824 verſchied. Nun beſtieg Artois als Karl X. den Thron und kam unerwartet den Liberalen entgegen, indem er die Cenſur aufhob. Zugleich ſetzte er das Haus Orleans in den Beſitz aller ſeiner verlornen Güter wieder ein. Das damalige Haupt dieſes Hauſes, Ludwig Philipp, der früher in der Verbannung Marie Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, geheirathet hatte, war der herrſchenden ältern Linie Bourbon nicht wohl geſinnt, wollte nicht ihre Unpopularität theilen und ſchmeichelte heimlich lieber der Oppoſition. Dennoch hoffte der König ihn durch das Geſchenk unermeßlicher Güter, wodurch der Herzog der reichſte Eigenthümer in Frankreich wurde, an ſich zu feſſeln und wollte mit

dieſem Geſchenk zugleich auch die Entſchädigung des übrigen Adels einleiten. Er gedachte aber weder die Steuern erhöhen, noch den Staatscredit zu gefährden. Mittelſt 30 Millionen Renten zu 3 % wollte man ein Kapital von 1000 Millionen repräſentiren. Das war die berüchtigte Milliarde, welche die Kammer auch genehmigte, obgleich viele vom Adel dagegen proteſtirten, weil die kleine Zinsentſchädigung ihnen den wahren Werth der verlornen Güter lange nicht erſetzte. Die Liberalen aber wütheten und übertrieben die Laſt, die dem armen Volke durch die Entſchädigung aufgebürdet werde.

Um zu zeigen, das bereits vierzehnhundertjährige franzöſiſche Königthum ſey etwas Unzerſtörliches, was alle Revolutionen überlebe, ließ Karl X. im Mai 1825 ſich zu Rheims nach alter Sitte krönen. Als aber im November General Foy ſtarb, machten die Liberalen in Paris das Begräbniß dieſes ihres berühmten Redners zu einer Parodie des Krönungsfeſtes. Man wollte zeigen, wie zahlreich die Oppoſition im Volk ſey, obgleich ſie in der Kammer ſelbſt nur ſchwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten 100,000 Menſchen in Trauerkleidern. Caſimir Perier hielt am Grabe eine politiſche Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für ſie betrugen in Kurzem 1 Million Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beiſteuerte.

In demſelben Jahre ſprach die franzöſiſche Regierung die Unabhängigkeit des Negerſtaats auf Hayti gegen eine Geldentſchädigung aus. Der König ließ durch den Miniſter Peyronnet ein Geſetz einbringen, welches beim franzöſiſchen Adel die Primogenitur einführen ſollte, die alleinige Bürgſchaft dauernden Erbbeſitzes. Aber das Geſetz ſcheiterte am Widerſtand nicht ſowohl der Liberalen, als der Pairs, die, einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesintereſſe dem perſönlichen nachſetzten, wodurch der franzöſiſche Adel ſeine politiſche Unfähigkeit ſelber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verſtanden und ihm beiſtimmten, glänzte der junge Graf Montalembert.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Beſten der Kirche fanden hartnäckigen Widerſtand. So ein Sacrilegien-Geſetz und die Errichtung von Nonnenklöſtern. Im Jahr 1825 verkündigte der Papſt das Jubeljahr und zogen Miſſionäre durch Frankreich, um Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Miſſionen ließen ſich auch in Mitte der Truppen erblicken. Dagegen erhob ſich ein großer Tumult. Man ſchob alle Schuld auf die Jeſuiten. Perier klagte ſie in der Kammer an. Vergebens erinnerte der Miniſter des Unterrichts, Herr von Frayſſinous, die wenigen Jeſuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, miſchten ſich nicht in Politik, ſondern lebten einzig dem Unterricht in einigen Schulanſtalten und der Erbauung. Aber das half alles nicht. Graf Montloſier erlangte ungeheure Popularität, als er mit einem Werke gegen die Jeſuiten hervortrat, in dem alles Gehäſſige, was ihnen irgend einmal nachgeſagt worden iſt, zuſammengeſtellt war. Auch denunciirte er die Jeſuiten als eine in Frankreich geſetzlich nicht geduldete Geſellſchaft bei den Gerichten, und da ſich dieſe für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Dieſe überließ es aber dem Miniſterium, die Thatſache zu unterſuchen, und nun blieb alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jeſuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter anderm Namen in Frankreich weilenden Jeſuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus dieſem Anlaſſe die kaum befreite Preſſe wieder in den Zügel zu nehmen, und legte der Kammer ein neues Preßgeſetz vor. Villèle hatte ſehr recht, wenn er in der Kammer ſagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, iſt die der ſ. g. öffentlichen Meinung und der Preſſe. Sie allein hat jenes Geſpenſt geſchaffen, das man als Jeſuitismus bekämpft.“ Aber er fand den heftigſten Widerſtand ſelbſt in der Pairskammer, deshalb nahm der König das Preßgeſetz zurück. Nun wollte Marſchall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank ſeines Volkes entgegenzunehmen, und veranſtaltete eine große Muſterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Haß der Bürgerclaſſe war ſchon zu tief einge-

freſſen. Die Nationalgarde empfing den König nicht mit dem gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ ſondern mit der Oppoſitions-Parole: „Es lebe die Charte!“ Als die Nationalgarde an Villèles Hotel vorbeizog, erſchütterte ſie daſſelbe mit dem Donner ihrer Verwünſchungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergeſtalt ihren böſen Willen blicken ließen, daß ſie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüſtete König befahl noch die Auflöſung der Nationalgarde. Doch legte ſich die Aufregung. Bald darauf begab ſich der König in das Lager von St. Omer, wo die loyalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entſchädigten.

Man bemerkte, daß in dieſer Zeit die Regierung den Kopf verlor. Die ſiebenjährige Dauer der Kammer wurde vorſchnell wieder aufgegeben und die Verſammlung aufgelöst, im Juni. Und zugleich wurde die Cenſur wieder eingeführt. Man vermehrte alſo den Haß, und gab doch dem Volke Gelegenheit durch neue Wahlen die Oppoſition zu verſtärken. Ehe die neuen Kammern für 1828 zuſammenberufen wurden, ernannte der König 76 neue Pairs, um ſich der Mehrheit in der Herrenkammer zu verſichern. Aber die Stadt Paris wählte in die zweite Kammer lauter Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Laffitte, Caſimir Perier, Benjamin Conſtant, von Schonen, Royer-Collard ꝛc. Das Volk ſtrömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenſter einwarf, die nicht erleuchtet waren. Als ſämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen. Einer ſolchen Kammer gegenüber konnte ſich Villèle unmöglich behaupten, nahm daher ſeine Entlaſſung und empfahl dem Könige den Herrn v. Martignac, einen gemäßigten Mann, der noch allein fähig ſchien, die Parteien zu vertragen. Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte ſogleich ein Geſetz vor, welches den Beamten unterſagte, ſich künftig in die Deputirtenwahlen einzumiſchen; zweitens ein neues Preßgeſetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen ſtellte; drittens ein Geſetz zu Gunſten der Befreiung Griechen-

lands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jesuiten. Mehr konnte die Opposition von einem Minister Karls X. nicht verlangen. Die Kammern gingen auf sämmtliche Gesetze ein und mit großem Aufsehen wurde insbesondere am 16. Juni das Jesuitengesetz verkündigt, welches diesen Vätern die acht Schulen entzog, in denen sie bisher gelehrt hatten, und ihnen überhaupt die französische Erde verbot. Sie wanderten nach der Schweiz oder Italien aus. Im Herbst des Jahres 1828 machte der König eine Reise nach Straßburg, um die Stimmung im Osten Frankreichs für sich zu gewinnen. Man empfing ihn überall sehr ehrenvoll. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Westen Frankreichs, besuchte das Schloß Chambord und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Wie es scheint, war es Martignac, der dem König die Rundreise angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Gesetz vor die Kammer. Er wollte nämlich, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialische Controle über die Maires und Präfecten üben sollten, die bisher unumschränkt geherrscht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und größern Provinzialstädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris ausgeübt hatte. Dieses wohlthätige Gesetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Opposition fürchtete die conservativen und kirchlichen Elemente in den Provinzen. Unter den Royalisten selbst war kein richtiges Verständniß der heilsamen Maßregel. Als nun von beiden Seiten her so heftig gegen das Gesetz gesprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Minister zurück.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Ministerium Martignac. Dabei wirkte auswärtiger Einfluß mit. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, sich in der griechischen Frage an Rußland anzuschließen. Diebitsch stand in Adrianopel, ein Friede wurde dort unterhandelt, der am 14. Dezember wirklich zu Stande gekommen ist. England und Oesterreich gaben sich die äußerste Mühe, Frankreich auf ihre

Seite zu bringen. Man kennt die Depeſchen des ruſſiſchen Geſandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieſer ſchlaue Diplomat hatte es mit Martignac ſo weit gebracht, daß Karl X. Oeſterreich mit Krieg drohte, wenn es ſich thatſächlich in den türkiſchen Krieg einmiſche, um etwa den Ruſſen die Vortheile zu ſchmälern, die ſie ſich vom Frieden verſprachen; Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu ſetzen, um Martignac zu ſtürzen, wozu ſich der ihm ſchon länger vertraute Polignac darbot.

2.

Die Ordonnanzen.

Am 8. Auguſt 1829 ernannte der König den Fürſten Julius von Polignac zum Miniſter. Das war der Sohn jener bekannten Fürſtin, der die unglückliche Königin Marie Antoinette dereinſt ihre ganze Gunſt zugewendet hatte, und derſelbe, der in die Verſchwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen geweſen war. Die Oppoſition hat ihn als den hochnaſigſten und zugleich unfähigſten Junker von der Welt dargeſtellt. Inzwiſchen hat ſie den Haß übertrieben. Polignac beſaß nicht die großen Eigenſchaften eines Regenten, aber wenigſtens die Conſequenz des Parteimannes. Unter den übrigen neu ernannten Miniſtern zeichnete ſich Labourdonnaye durch ſeinen eiſernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac nur verſpottet wurde. Von ihm erwartete man die ſchonungsloſeſte Reaction, denn er hatte in der Kammer ſeine Geſinnungen niemals verhehlt. Zum Kriegsminiſter wurde General Bourmont ernannt, eine ungeſchickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei Waterloo zu den Alliirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das franzöſiſche Volk nie. Die andern Miniſter waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoiſier, Chabrol und d'Hauſſez, faſt alle früher ſchon Anhänger Villèles.

Als dieſes Miniſterium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüſtung durch ganz Frankreich. Man ſetzte gleich anfangs voraus,

daß Frankreich nur zwischen diesem Ministerium und der Revolution zu wählen habe. Man nannte es le ministère impossible. Schon im September bildete sich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungesetzlicher Steuern, der sich alsbald über die Normandie, das Elsaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt diesen Zeitpunct für günstig, sich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die personificirte Revolution. Schon im September unternahm er eine Reise, die einem Triumphzuge glich. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geschmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tausende zu Fuß. Die Bürgerschaft empfing ihn feierlich und Lafayette sprach: „Ich vertraue in dieser kritischen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Festigkeit eines großen Volkes, das sein Recht kennt und seine Kraft fühlt.“ Lafayette stand an der Spitze eines geheimen Ausschusses, der die Opposition im Lande leitete. Damals entstand auch die geheime Gesellschaft Aide toi et le ciel t'aidera (Hilf dir selber, und der Himmel wird dir helfen).

Das Ministerium setzte diesen Bewegungen eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den stumpfsinnigen Hochmuth Polignacs wiederzuerkennen. Allein das Ministerium that nichts, weil es in sich selbst noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln, den Liberalismus entwaffnen. Aber Polignac stand unter dem Einflusse von England und Wellington war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen sich Karl X. bei einer allzuscharfen Reaction aussetzte. Er rieth also zur Mäßigung. Auch die Anhänger Villèles im Ministerium neigten mehr zur Mäßigung. Da gab der König nach und entfernte Labourdonnaye, an dessen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'sche Partei hätte sich gerne auch Polignacs entledigt; diesen aber, den England hielt, stellte der König an die Spitze des Ministeriums, und Polignac war schlau genug, auch Rußland zu versöhnen, indem er mit dieser Macht den Plan einging, demzufolge Frankreich Belgien und das linke Rheinufer, Rußland Constantinopel, Preußen Hannover

hinreichend, den Feinden Schrecken einzuflößen. Der Krieg nahm ſchnell eine andre Wendung. Da Friedrich den Weſten gereinigt hatte, zog er in Eilmärſchen und ſiegesluſtig wieder nach Schleſien, das die Oeſterreicher unterdeß erobert hatten. Friedrichs Liebling, der General Winterfeld, war bei Moys gefallen, die wichtige Feſtung Schweidnitz übergeben und die Hauptſtadt Breslau ſelbſt von den Oeſterreichern beſetzt, nachdem der preußiſche Commandant, Herzog von Bevern, ſich von ihnen hatte gefangen nehmen laſſen. Friedrich drang aber unaufhaltſam vor und griff die öſterreichiſche Hauptarmee von 80000 Mann unter Karl von Lothringen und Daun mit 30000 Preußen am 5ten Dezember bei Leuthra unfern Breslau an. Er ſchlug ſie völlig in einem der glänzendſten Siege dieſes denkwürdigen Krieges. Die Oeſterreicher verloren 21,000 Gefangene, und gleich darauf nahm Friedrich auch Breslau wieder ein, worin noch 17000 Oeſterreicher die Waffen ſtreckten, ſo daß die Zahl der Gefangenen bedeutend größer war, als Friedrichs ganzes Heer. Ganz Schleſien war befreit.

Kapitel CCCCXLIII.

Die Heldentage der Preußen.

Im folgenden Jahr 1758 entbrannte der Krieg von neuem auf allen Seiten und mit der äußerſten Wuth. Die Feinde Friedrichs verdoppelten ihre Anſtrengungen und dürſteten Rache, weil er ſie vor den Augen Europa's beſchämt hatte. Der König that aber wieder raſch den erſten Angriff, fiel in Mähren ein und belagerte Olmütz. Zugleich trat der tapfre Herzog Ferdinand von Braunſchweig ſtatt Cumberland's an die Spitze der hannövriſchen Armee von 30,000 Mann, womit er die franzöſiſche von 100,000 Mann im Schach hielt, und bei

und Oeſterreich eine Entſchädigung an der untern Donau erhalten, England aber ausgeſchloſſen werden ſollte. Dieſer Plan wurde einſtweilen äußerſt geheim gehalten.

Erſt am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Feſtigkeit auf. „Frankreich, ſagte er, iſt im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu ſehen, iſt das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone geſtellt. Dieſe ſind geheiligt. Es iſt meine Pflicht gegen mein Volk, ſie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern. Sollten ſtrafbare Umtriebe meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo werde ich in meinem Entſchluſſe, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzoſen und in der Liebe, die ſie jederzeit ihren Königen erwieſen haben, die Kraft finden, ſie zu beſiegen.“ Als er dieſe Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung ſprach, entfiel ihm ſein Hut und der Herzog von Orleans hob denſelben auf, was man wie ein Omen anſah.

In der Deputirtenkammer befanden ſich alle Liberale von Auszeichnung beiſammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Proteſtant von philoſophiſcher, beinahe deutſcher Bildung. Royer Collard und Guizot behandelten das conſtitutionelle Syſtem wiſſenſchaftlich und wegen der bei ihnen herrſchenden Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre. Sie ſpielten die glänzendſte Rolle durch ihre Beredſamkeit und durch ihre begeiſterungsvolle Vertheidigung der politiſchen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangeliſcher Wahrheiten beilegte. Indeß trat auch auf der royaliſtiſchen Seite ein Redner erſten Ranges auf, der junge Berryer. Die Kammer wählte nur Liberale in die Liſte der Präſidentſchaft und Karl X. ſtand nicht an, gerade den namhafteſten unter ihnen, Royer Collard, zum Präſidenten zu ernennen. Die Antwortadreſſe der Kammer war artig gegen den König, aber nicht gegen die Miniſter, denn ſie ſagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Geſinnungen und die Vernunft Frankreichs iſt der Grundgedanke der Adminiſtration.“

Das Miniſterium hatte es nicht blos mit der liberalen Oppoſition, ſondern auch mit den Defectionen in der bisherigen royaliſtiſchen Partei zu thun. Die früher geſtürzten Miniſter, Villèle, Labourdonnaye, waren, wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs. Andere meinten, Polignac ſchade dem König durch ſeine Unpopularität. Alſo wollten auch ſie ihn ſtürzen. Montbel frug zwar ſehr mit Recht: wozu dieſer ungeheure Lärmen? iſt denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? Aber die Mehrheit der Kammer beſtand darauf, der König müſſe ſich ihrem Willen beugen und dürfe nur ſolche Miniſter haben, die ſie ihm vorſchreibe. Die Adreſſe wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen. Auch in der Pairskammer wurde der König durch Defectionen im Stich gelaſſen. Als Royer Collard an der Spitze der ſtändiſchen Deputation dem Könige die Adreſſe vorgeleſen hatte, antwortete der König mit Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz iſt bekümmert, von Ihnen zu hören, daß dieſe Mitwirkung nicht vorhanden iſt. Aber meine Entſchließungen ſind unerſchütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag ſpäter wurden die Kammern vertagt. Montbel erklärte ſich für raſches Handeln. In den Provinzen und beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris verſagte. Er rieth daher, der König ſolle die Kammern auflöſen und ſich mit einem Manifeſte an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoiſier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot ſich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Geſinnungen der Wähler eine Aenderung bewirkt werden konnte.

Dies war ein Feldzug in Algier. Die berüchtigten Barbaresken waren immer noch freche, unter türkiſchen Häuptlingen unabhängige Seeräuber. Tunis hatte 1783 durch eine venetianiſche, Tripolis 1797 durch eine däniſche, 1804 durch eine nordamerikaniſche, Algier 1816 durch eine engliſche Flotte gezüchtigt werden müſſen. Noch 1817 fuhren tuneſiſche Seeräuber keck in die Nord-

ſee und raubten drei hanſeatiſche Schiffe von der Küſte weg. Im Jahr 1826 weigerte Huſſein, Dey von Algier, den durch die Seeräuber beraubten franzöſiſchen Eigenthümern jede Entſchädigung und ſchlug den franzöſiſchen Conſul Duval mit dem Fliegenwedel ins Geſicht. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen ſolchen Barbaren zu züchtigen, und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein ſiegreicher Feldzug gegen Algier auch für ſeine innere Politik ſeyn würde, da die Franzoſen nichts mehr reizt, als kriegeriſcher Ruhm. England aber beſorgte, Karl X. werde Algier nicht nur erobern, ſondern auch behalten wollen. Es proteſtirte gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich ſich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große engliſche Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geſchickt worden, um die Franzoſen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern. Wenn Karl X. von ſeiner Expedition Ruhm erwartete, ſo gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er ſich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr ſchadete ſeinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn. Die Unpopularität des Generals Bourmont, damaligen Kriegsminiſters, war zu groß, als daß ſeine Wahl nicht neue Erbitterung hätte hervorrufen ſollen, namentlich in der Armee ſelbſt. Der Feldzug wurde bis ins Frühjahr verſchoben und der Ausmarſch ſo berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunkt erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflöſung der bisherigen Kammern veranlaſſen wollte. Am 16. Mai ſollte die Einſchiffung der Expeditionsarmee, welche 30,000 Mann ſtark war, in Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die Auflöſung der Kammer und berief die neu zu wählende auf den 3. Auguſt ein. Die neuen Wahlen aber ſollten in den kleineren Wahlcollegien am 28. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu dieſen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Nun nahmen Chabrol und Courvoiſier ihre Entlaſſung. An ihre

Stelle traten Graf Peyronnet, früher Miniſter unter Villèle und ſehr muthvoll, der gleichfalls energiſche Chantelauze und Baron Capelle.

Bourmonts Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei franzöſiſche Briggs, Aventure und Siléne, ſcheiterten an der Küſte von Algier und fielen den Corſaren in die Hände. Dieſe ſchlimmen Nachrichten waren alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht blos die 221 Deputirten, welche für die Adreſſe geſtimmt hatten, wieder gewählt, ſondern auch noch eine Menge neue Liberale, und die Wahlen waren ſchon vollendet, als jetzt erſt, viel zu ſpät, Siegesbotſchaften von Algier anlangten. Die franzöſiſche Flotte war am 14. Juni daſelbſt angelandet, die Truppen hatten am 19. die rohen Maſſen des Feindes, die ſich ihnen entgegenſtemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das ſ. g. Kaiſerſchloß, erobert und die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geſchenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, ſoll ziemlich beträchtlich geweſen ſeyn. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Siegesbotſchaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein der Sieg einer zahlreichen franzöſiſchen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürſten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Oppoſition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthuſiasmus, auf den der König ſo ſehr gerechnet hatte, blieb aus.

Wie ein böſer Dämon trat wie immer, wenn der ältern Linie des Hauſes Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans aus ſeiner ſcheinbar argloſen Ruhe hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in ſeinem Palais Royal und hatte es ohne Zweifel veranſtaltet, daß ſich das Volk in Schaaren herbeidrängte, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja ſogar ſeine Gartenſtühle zuſammenhäufte und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marſchall und befahl am

11. Juli ein großes Siegesfeſt zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Unter den Deputationen, die ſich ihm vorſtellen ließen, befand ſich auch eine der Kohlenträger von Paris und ihr Sprecher ſagte: „Sire, ein Kohlenträger iſt Herr in ſeinem Hauſe, machen Sie es auch ſo!“ Die miniſteriellen Blätter waren ſo unklug, dieſe Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei dieſem Anlaß ein hochmüthiges Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien ſey, wie man verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert und er nur in letzter Nothwehr entſchloſſen war, männlich den Sturm auszuhalten, war alles verſchworen ihn zu verleumden, als ſinne er nur auf Gewaltthaten. Die franzöſiſche Oppoſition glich einer Koppel Jagdhunde, die den Hirſch, indem ſie ihn auf den Tod hetzen, noch beſchuldigen, er ſey es, der ſie verfolge.

Der König war in der übelſten Lage von der Welt und ſeit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Miniſterrath nach dem andern gehalten. Chantelauze ſah ein, daß mit den beiden widerſpenſtigen Kammern nicht mehr zu regieren ſey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch beſtand, wollte Chantelauze, daß ſie auch alle Mittel ihrer Selbſterhaltung erſchöpfe, und ſchlug daher vor, Paris und alle größern Städte, die allein gefährlich ſeyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den verfaſſungsmäßigen Weg nicht verlaſſen und der König ſelbſt ſcheute ſich vor dem Verfaſſungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Dieſen Paragraphen glaubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfaſſungsmäßigem Wege die Uebel zu beſeitigen, ohne deren Entfernung der Thron nicht länger feſtſtehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entſchluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats“ und um die Handhabung der Geſetze zu ermöglichen, ſeine Zuflucht zu ausnahmsweiſen „noth-

gebrungenen Ordonnanzen" zu nehmen, die am 25. Juli erlaſſen wurden und wodurch

1) die Preßfreiheit ſuspendirt und ſtrenge Cenſur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgeſetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, der Wahl-Cenſus erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,
3) die noch nicht zuſammengetretene Kammer wieder aufgelöst,
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September einberufen wurde.

Uebrigens muß man über die Verblendung erſtaunen, mit welcher der König und ſein Miniſterium die ganze Leidenſchaft der Oppoſition herausforderte und ſich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßſtellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und ſich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem ſchwachherzigen und unzuverläſſigen Marſchall Marmont beiſammen.

3.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 verkündet und begreiflicherweiſe als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menſchengruppen ſammelten ſich in den Straßen, und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die liberalen Beſitzer großer Buchdruckereien und liberale Fabrikherren ſchloſſen ihre Geſchäfte und ſchickten ihre Arbeiter fort. Der Grund davon war nicht ſowohl Furcht, als die böſe Abſicht, viel Tauſende brodloſer Arbeiter in die revolutionäre Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine Armee des Widerſtandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten ſich dieſe Arbeiter nicht wenig fanatiſirt, machten

großen Lärm und warfen noch an demselben Abend im Hotel Polignac die Fenster ein. Die spießbürgerliche Furcht selber wurde eine Waffe der Opposition. Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erschreckt durch die Ordonnanzen, dieses Blatt nicht mehr drucken und der Redaction den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaction sogleich eine Klage beim ersten Tribunal von Paris anhängig, dessen Präsident, Debelleyme, auch keinen Anstand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, soferne sie noch nicht im Gesetzbulletin erschienen seyen, auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Und diese Entscheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Presse Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erschien daher schon eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren fast aller liberalen Pariser Blätter, unter denen jetzt zum erstenmale der geistgewandte und verschmitzte, aber gesinnungslose Thiers auftrat, der sich von einem armen Zeitungsschreiber bald zu einer der ersten Stellen im Staate emporschwingen sollte, einer jener Höflinge des Volks, welche diesem schmeicheln, wie andere den Königen, und nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Protestation wurde geradezu gesagt, die Charte gestatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. sey falsch, die Charte sey durch die Ordonnanzen verletzt und soferne die Charte allein zu Recht bestehe, seyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen. Während dieser Protest in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Pressen zu versiegeln. Da diese Maßregel nicht schon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage ausgeführt worden war, fruchtete sie jetzt nichts mehr. In der Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geist und Kühnheit vor allen andern Oppositionsblättern den Vorrang behauptete, verschloß der Eigenthümer Baude den Gensdarmen die Thüre und las ihnen den Artikel des Criminalgesetzes vor, der den gewaltsamen Einbruch in ein Haus verbot. Auch die Schlosser weigerten sich zu öffnen, bis man Gewalt brauchte; aber der moralische Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Stimmung der

Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zusammenstoß mit der Gensdarmerie. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um ½ 6 Uhr gegen Abend marschirten die ersten Truppen auf, um die Ordnung zu erhalten. In gleichem Maaße aber mehrten sich auch die Volksmassen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergestalt ins Volksgedränge, daß sie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, sie aus den benachbarten Häusern mit Steinen und Ziegeln zu bewerfen. Bald darauf knallten auch die ersten Schüsse, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen überschüttet; sie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgesetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht Folge geleistet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, sammelte sich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und suchte sich über Nacht so gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zusammengesteckt und die versammelten Wähler von Paris schickten eine Deputation zu Casimir Perier, in dessen Hause die Deputirten sich versammelt hatten, und forderten dieselben auf, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Laffitte feuerte sie an, allein die meisten hatten Angst und Casimir Perier weigerte sich, den gesetzlichen Boden zu verlassen. Auch Dupin der ältere sträubte sich mitzuhandeln. Der alte Lafayette war auf seinem Landgute und wurde erst herbeigeholt. Die Deputirten hatten also, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum Handeln. Aber die Entschlossensten von den Pariser Bürgern versammelten sich während der Nacht in einem Hause der Rue St. Honoré bei Cadet-Chassicourt, um anstatt jener furchtsamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beschlossen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde sich wieder in ihren Uniformen blicken lasse, sich unter den bewaffneten Pöbel mische und dem Aufstande einen gleichsam gesetzlichen Charakter gebe. Der Pöbel selbst war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, steckte

ein Wachthaus in Brand, zerſchlug alle Laternen in der Stadt und ſchleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelſchein umher, um durch dieſen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunſtgriff, der ſpäter in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden iſt. Auch die polytechniſchen Schüler, in denen die Erinnerungen der napoleoniſchen Zeit fortlebten und die ſtets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieſer Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzuſuchen, der eben angekommen war, ſie aber damals noch ermahnte, ſich ruhig zu verhalten.

In derſelben Nacht beſchloſſen die bei Polignac verſammelten Miniſter, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlaſſen, welche die Proteſtation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, ſie ſo aufgeſtellt, daß die Volksmaſſe ſich an ihrer freien Bewegung gehindert geſehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesſchnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche ſie wirkungslos ſeyn mußten. Am meiſten ſetzte in Erſtaunen, daß der König ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, ſo war es ſeiner nicht würdig, gleichgültig zu ſcheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenſchaftlichſten Aufregung und ſein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenloſen Himmel auf. Da begannen ſich zuerſt die plebejiſchen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu ſetzen und gegen das Stadthaus vorzubringen. Dieſes berühmte Hôtel de ville war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution immer Mittelpunkt des Aufruhrs geweſen. Es war nicht gehörig beſetzt, die Thüren wurden eingeſtoßen und auf dem Dachgiebel zum erſtenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt. Dieſelbe Fahne begann faſt in allen Straßen aufzutauchen. Die Kämpfer wuchſen gleichſam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden war, ſammelten ſich an vielen

Punkten Nationalgardiſten. Aber die wohlhabenden verheiratheten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Straße St. Honoré ließen ſie ſich von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden ſie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmaſſen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter, die Vorſtädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gaſſenbuben von Paris. Die Wuth in dieſer verwilderten Menge wurde gewiſſermaßen geadelt durch die Begeiſterung der polytechniſchen Schüler. Dieſe ſchloſſen ſich an das bewaffnete Volk an. Das nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneiſchule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häuſern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten ſie dem Volke aus. So der Deputirte Aubry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Gisquet und ſogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andre bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht ſchießen hören und war aufs Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einſt Napoleon verrathen und war deshalb, nächſt Bourmont, der verhaßteſte Mann der franzöſiſchen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte dieſelben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. ſchrieb er an den König und ermahnte ihn, der Oppoſition nachzugeben. Der König ließ antworten, Marmont ſolle ſich nur halten, unbekümmert darum, daß derſelbe ſchon erklärt hatte, ſeine Mittel ſeyen unzureichend. Inzwiſchen glaubte Marmont einen Verſuch machen zu müſſen, um die Pariſer zu ſchrecken. Er ließ alſo zwei ſtarke Colonnen gegen das Stadthaus vordringen. Die erſte unter General Talon marſchirte an der Seine hin und fand an der Brücke

Creveldt aufs Haupt ſchlug. Seine klugen Manöver hielten ſeitdem die Franzoſen auf dieſer Seite beſtändig von weiterm Vordringen ab, und die rechte Flanke war ihm glücklicher Weiſe durch Holland gedeckt.

Während der König in Mähren lag, drang ein neues großes Heer von Ruſſen unter Fermor in Preußen ein und bis über die Oder, weil Friedrich aus Mangel an Truppen dieſe Seite blos gelaſſen hatte. Die Ruſſen hauſ'ten barbariſch im Lande mit Sengen und Brennen, Morden und Plündern. Schon nahten ſie ſich Berlin, und Friedrich ſah ſich gezwungen, Mähren ſchnell wieder zu verlaſſen, um dieſem neuen Feinde zu begegnen. Bei Zorndorf traf er die Ruſſen am 25ſten Auguſt 70,000 Mann ſtark, und griff ſie an mit 37,000 Mann. Von beiden Seiten wurde wüthend gefochten, und kein Pardon gegeben. Doch Friedrich trug wieder, und vorzüglich durch die Reiterei ſeines Seidlitz, einen großen Sieg davon, und der Reſt der Ruſſen zog ſich zurück.

Kaum aber hatte Friedrichs Heer von dieſem blutigen Kampf, der ihm 11000 Todte gekoſtet, ſich erholt, als er ſchon wieder gegen die Oeſterreicher ziehn mußte, die unter Daun und Laudon mit großer Macht in der Lauſitz eingefallen waren. Friedrich ſtand ihnen eine Zeitlang gegenüber und wagte noch keine Schlacht, hielt ſie aber ſelbſt für zu vorſichtig und furchtſam, als daß ſie einen Streich gegen ihn unternehmen würden. Er betrog ſich. Wider ſeine Vermuthung überfielen die Oeſterreicher ſein Lager bei Hochkirch mitten in der Nacht am 14ten October. Die Preußen ſchliefen und wurden erſt durch ihre eignen Kanonen geweckt, welche Laudon bereits erobert und gegen das Innere ihres Lagers gerichtet hatte. Dennoch war das preußiſche Heer von einem ſolchen Geiſt der Ordnung beſeelt, daß die Soldaten halb nackend und im Dunkeln ſich blitzesſchnell unters

von Notredame heftigen Widerſtand. Die zweite, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüſſen begrüßt und ſtieß bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte ſich glücklich durch und beide Colonnen vereinigten ſich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthauſe, welches letztere vom Volke wieder verlaſſen wurde. Indeſſen hatte ſich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, ſchon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte ſich jetzt, länger gegen das Volk zu dienen. Um dieſes Regiment zu erſetzen, ſchickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthauſe. Dieſe Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke beſonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und ſtreckten alles vor ſich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne, brannte glühend heiß und zur Erfriſchung der Truppen war nicht die geringſte Vorſorge getroffen. Hunger und Durſt ſteigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraterniſirten. Nur die Garden blieben unerſchütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr Truppen gehabt und wäre gehörig für ſie geſorgt geweſen, ſo würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufſtand bemeiſtert haben.

Der liberale Held dieſes Tages, Audry de Puyravaux, verſammelte wieder die Deputirten in ſeinem Hauſe und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muthe beſeelt, beſchwor die Verſammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und die Bourbons zu ſtürzen. Dagegen erklärte ſich Caſimir Perier, der die Anarchie mehr fürchtete, als den Deſpotismus. Desgleichen General Sebaſtiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und Guizot, der abermals eine papierne Proteſtation vorſchlug. Man beſchloß eine Deputation an Marmont zu ſchicken. Zu dieſem begab ſich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforſcher Arago und verlangte Waffenſtillſtand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Marmont vorausſetzen konnte, ließ er ſich mit ihnen ein und ſchrieb gleichſam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der

Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn schützen sollte.

Der König, von seiner Jagdpartie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militairkräfte immer noch für ausreichend. Doch zeigte sich unter den Höflingen schon viele Angst. Einer rieth, die Herzogin von Berry solle sich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine so unwürdige Komödie. Ein anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Orleans festzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und selbst zum Angriffe überzugehen. Andrerseits war allen Truppen im Lager von St. Omer und Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärschen nach Paris zu kommen. Aber schon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu spät. Marmont concentrirte am Morgen alle seine Truppen um die großen Paläste her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmassen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da sich die Garde so unerschütterlich schlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das schwache Herz des Marschalls, warfen ihm das vergossene Bürgerblut vor, beschwerten sich, daß auch Wehrlose und Unschuldige erschossen worden seyen, und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einstellen zu lassen. Erst dieser feige Befehl, zu welchem der Marschall gar nicht einmal vom Könige autorisirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Die Kaserne der Gensdarmerie wurde vom Volke erstürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaserne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiserreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenso die Kriegsschule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Insurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erſchien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ ſich den Oberbefehl geben. Eine Proclamation wurde angeſchlagen, nach welcher ſchon eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt ſeyn ſollte, beſtehend aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzog von Choiſeul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen ſollte. Lafayette übernahm, auf das Andringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieſelbe eine Proclamation, worin er ſagte, das Betragen der Pariſer Bevölkerung mache ihn ſtolz, ſie zu befehligen. Er nahm ſein Hauptquartier im Stadthauſe, fand aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der ſich ſelbſt zum Secretär der angeblichen proviſoriſchen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war ſo klug, die Autorität Lafayettes ſogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberſt von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre beſetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu ſchießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte das Volk gleich in deſſen verlaſſene Poſten, nun konnte ſich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmaſſen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten ſich dichte Schaaren des niedrigſten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geſchmückte Galerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Galerie mit dem Louvre in Verbindung ſtanden, und da auf dieſer Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der ſchöne Palaſt der Tuilerien ſelbſt von innen her durch das Volk überſchwemmt. Marmont wollte den Palaſt nicht zum Kampfplatz machen und zog ſich mit dem Reſt der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten ins Freie zurück. Der Pöbel trieb in den königlichen Gemächern einigen Un-

fug, zog die Kleider der Prinzeſſinnen an, zerſtörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines Volksmanns auf den Thron des Königs, raubte aber nichts. Ein Menſch, den man beim Plündern ergriff, wurde ſogleich executirt. Die Koſtbarkeiten wurden von denen, welche ſie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volksſieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-Royal wurde vom Volke genommen und einige abgeſchnittene Truppentheile, die ſich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zuſammengeſchoſſen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollſtändig. Der erzbiſchöfliche Palaſt, aus dem der Erzbiſchof entflohen war, wurde geplündert und verheert.

Schon am Morgen deſſelben Tages hatten ſich die Herren von Sémonville, ein intriganter und geſchwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demſelben Conceſſionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber ſchon zuvorkam, und beſtürmten den König, dem Volke nachzugeben. Viele gaben den König ſchon verloren und wollten nur noch die Dynaſtie retten. Dieſen lag eine Regentſchaft im Namen des jungen Herzogs von Bordeaux im Sinne.

Der tieferſchütterte König, ſich ſelber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Punkte nachzugeben, indem er die Entlaſſung Polignacs genehmigte. Er machte zu deſſen Nachfolger den Herzog von Mortemart, der franzöſiſcher Geſandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaiſer Nicolaus geweſen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo geſtanden, iſt noch in Dunkel gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiſer von Rußland ſchmeicheln, daß der König von Frankreich in ſeiner Noth zuerſt an ihn dachte und die ſchwankenden Geſchicke Frankreichs gleichſam unter ruſſiſchen Schutz ſtellte. Mortemart entwarf noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigſten Conceſſionen des Königs ausſprachen, und ernannte Caſimir Perier

zum Finanz-, den General Gérard zum Kriegsminiſter. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit dieſen Conceſſionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. angebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen geweſen, um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerſtand vorzubereiten, falls etwa die Truppen noch einen Angriff auf die Hauptſtadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit ſchwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überſchätzt, ſcheint aber 700 nicht überſtiegen zu haben.

In derſelben Nacht hatten ſich wieder die Deputirten verſammelt und einen Maueranſchlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anweſenden Abgeordneten haben ſich vereinigen müſſen, um den ernſten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums bedrohen. Eine Commiſſion iſt ernannt, um bei der Abweſenheit jeder regelmäßigen Organiſation über die Intereſſen Aller zu wachen." Das hieß ſo viel als den erſten Keim zu einer neuen Regierung legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer ſolchen der Anfang gemacht, unter dem beſcheidenen Namen einer Municipal-Commiſſion, die ſich auf dem Stadthauſe etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieſer Commiſſion waren Caſimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyravaur, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichſam ſchon Miniſtern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neuern Geſchichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres. Der Herzog von Choiſeul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung. Die Linientruppen waren faſt alle

vollends zum Volke übergegangen. Die Garden zogen sich nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville anlangte und laut verkündete, die Ordonnanzen seyen zurückgenommen, ein neues Ministerium ernannt ꝛc., fand er bei der Municipal-Commission kein Gehör mehr. Von Schonen sagte ihm mit eisiger Kälte: „Es ist zu spät!“ D'Argout machte einen Versuch bei den Deputirten, aber auch hier hieß es: „Es ist zu spät!“ Voll Verzweiflung kehrte Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte sich Mortemart selbst auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe schon vorher in anderweitigen Verbindungen gestanden, vorzugsweise mit der russischen Gesandtschaft, und darnach seine Schritte bemessen. Je näher er der Stadt kam, um so lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons! Da er sich selbst nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, für ihn hinzugehen, allein niemand wollte ihn als Minister anerkennen. Er verschwand, um einen Tag später in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

4.

Der Herzog von Orleans.

Der Herzog von Orleans hatte sich scheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte in seinem Lustschlosse Neuilly auf dem Lande, im traulichen Kreise seiner zahlreichen Familie. Allein er hatte seine Arglist oft genug durchblicken lassen und schon bei mehr als einem Anlasse hatte man seinen falschen Blick nach der Krone hinüberschielen sehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren seit 1815 das Asyl der libe-

ralen Meinungen, die Zuflucht der perſönlichen Unzufrietenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Reſtauration. Alle einflußreichen Mitglieder der Oppoſition, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journaliſten wurden empfangen, bedauert, gelobt, geſtreichelt.“ Sein mächtigſter Freund aber war der alte Fürſt Talleyrand. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauſchte auf alles, was dort vorging, und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunct der Bewegung. Zuerſt ſchlüpfte der kleine Thiers aus ſeinem Verſteck hervor, miſchte ſich unter die Deputirten im Hauſe Laffittes und machte hier Politik zu Gunſten des Herzogs von Orleans, im Gegenſatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikaniſche Einflüſſe vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längſt vertraut, ſtand ihm bei. Aber nicht ſowohl ihre Beredſamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, ſo gelangte man zum Verſuche einer Republik, zu einem europäiſchen Kriege und zu einer Reſtauration, wobei wenigſtens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit der Wähler auf den Thron erhoben wurde, ſo mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Conceſſionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, ſondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunſt er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Intereſſe ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die ſie wünſchten. Man war in dieſer Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszuſöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäiſchen Höfen genoß. Der Herzog von Orleans ſchien gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterſchied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Her-

zog beide gleich günstig waren, eine mehr conservative, nach welcher der Herzog König werden sollte, weil er ein Bourbon sey, und eine mehr liberale, die dasselbe wollte, obgleich er ein Bourbon sey. Der einen fügten sich am Ende auch die Royalisten, der andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geschlechte, diese in ihm nur den einstweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit sahen.

Thiers hatte schon eine Proclamation bereit, die man der Bourgeoisie als Lockspeise hinhalten wollte. Sie wurde sogleich angenommen und überall an die Mauern geheftet und es hieß darin: „Der Herzog von Orleans ist der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat sich nie gegen uns geschlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemappes! Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann sie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern.“ Die Deputirten unterzeichneten eine Zuschrift, in welcher sie den Herzog ersuchten, einstweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte gesichert haben würden. Alle diese Schritte fanden in Paris Beifall, wenigstens wagte niemand einen offenen Widerstand. Der Herzog von Orleans entschloß sich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber einen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, sondern schlich sich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Er beschied noch in derselben Nacht Mortemart zu sich, der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er diesen noch seiner Treue versicherte. Es ist kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigste Spiel getrieben und schnöder Verrath geübt wurde. Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden sich die Deputirten schon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die sie ihm zugedacht hatten. Er sträubte sich, spielte den Demüthigen und Bescheidenen, und bat sie, zu war-

ten. Eben war General Sebaſtiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog ſich mit dieſem in ein Nebenzimmer zurück und empfing die Nachricht, Talleyrand ſtimme ſeiner Erhebung zu. Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück, erklärte ſich bereit, das Amt eines Generalſtatthalters zu übernehmen. Eine Proklamation ſicherte dem Volk Herſtellung der Nationalgarde, Geſchwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinung kund gebe, beſchloß man, es ſogleich zu überrumpeln. Man hatte die Municipalcommiſſion von nichts in Kenntniß geſetzt. Sie proteſtirte nun. Am lauteſten erklärte ſich General Lobau gegen den Herzog und Odilon Barrot übernahm es, die Proteſtation der Commiſſion den Deputirten zu überbringen. Aber er fand ſie ſchon unterwegs, vom Jubel des Volks umgeben, und mußte umkehren. Denn alle verſammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Proceſſion nach dem Stadthauſe unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Laffitte! rief. Laffitte hatte ein Fußübel und ließ ſich deshalb auf einem Seſſel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er ſich als Volksmann charakteriſiren und die guten Pariſer fanden dies ſchön. So ſehr log man ſich damals wechſelſeitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anſtändig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Orleans ſagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr ſeht, meine Herrn, einen alten Nationalgardiſten, der ſeinen ehemaligen General zu beſuchen kommt.“ Einer ſolchen Aufmerkſamkeit konnte Lafayette nicht widerſtehen. In der Phraſe: „ein populärer Thron mit republikaniſchen Einrichtungen“ verſtändigten ſich beide. Den Proteſt, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und ſtellte ihn auf den Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der verſammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte ſich auch in der erſten Revolution immer nur con-

ſtitutionell, nie republikaniſch erwieſen. Er handelte alſo auch diesmal nicht gegen ſein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verſpreche.

Der neue Generalſtatthalter ernannte ſofort ein Miniſterium, welches aus Vertretern aller Parteien zuſammengeſetzt war, um allen zu ſchmeicheln, mit Ausnahme der alten Royaliſten. Dupont de l'Eure, der ſich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günſtling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartiſten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Ariſtokraten beweiſen ſollte, auch ſie würden, wenn ſie nur den alten König verließen, im Dienſte des Herzogs willkommen ſeyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Miniſterium angeboten, weil er Liebling des Pariſer Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Argliſt und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man ſie nannte, vollendet. In dieſer Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entſcheidenden geweſen, und die ganze Umwälzung der Dinge empfing den Namen der Julirevolution. Die Juliſonne wurde gleichbedeutend mit der ſiegreichen Freiheit.

Unterdeſſen herrſchte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlaſſen und verrathen. Doch war der Abfall ſeiner Hofleute nicht ſo koloſſal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Ariſtokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Karl X. ließ ſich durch den Herzog von Orleans vollſtändig täuſchen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König ſchickte, muß er denſelben noch ſeiner Treue verſichert haben, denn Karl X. ließ ſich dadurch bewegen, den Herzog durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreiches zu beſtätigen. Auch ſchrieb er ihm und forderte ihn auf, ſeiner Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieſes Vertrauen aber trieb er ſeine eigenen Anhänger in das Lager des

Gewehr ſtellten, und ſo gelang es dem König, obgleich mit großem Verluſt, wenigſtens einen wohlgeordneten Rückzug zu nehmen. Er verlor 9000 Mann, viele der tapferſten Offiziere und über hundert Stück Geſchütz. Doch die Hauptabſicht der Oeſterreicher, den König zu fangen, oder ſein Heer mit einem Schlage zu vernichten, war vereitelt. Friedrich umging ſeine Feinde und war mit einem Schritt ſchon wieder in Schleſien, wo er den öſterreichiſchen General Harſch, welcher Neiſſe belagerte, über die Gebirge nach Böhmen zurückjagte. Der Winter unterbrach die Feindſeligkeiten.

Im nächſten Jahr 1759 rüſteten ſich Friedrichs Feinde mit großer Sorgfalt. Die Franzoſen verſtärkten ihre Macht gegen den Herzog von Braunſchweig und griffen ihn von zwei Seiten an, Broglio vom Main, Contades vom Niederrhein aus. Der Herzog wurde bei Bergen am 13ten April nach einem vergeblichen Angriff zurückgedrängt, doch gelang es ihm, das vereinigte Heer der Franzoſen am 1ſten Auguſt bei Minden glorreich zu ſchlagen. Von dieſer Seite war alſo Friedrich wieder geſichert, deſto gefährlicher wurden ihm die Ruſſen und Oeſterreicher, welche ſich jetzt zu vereinigen ſtrebten, weil ſie endlich einſahn, daß der Hauptvortheil Friedrichs bisher darin beſtanden hatte, ſeine Gegner immer von einander zu halten und einzeln zu ſchlagen. Vereinigten ſich aber einmal alle Streitkräfte der Ruſſen und Oeſterreicher auf einen Punkt, ſo war vorauszuſehn, daß Friedrich dieſer ungeheuren Uebermacht erliegen würde. Die Ruſſen zogen unter Soltikow heran und drangen unaufgehalten bis in die Nähe der Oder. Friedrich hatte ſelbſt alle Hände voll zu thun, durch geſchickte Manöver die Hauptmacht der Oeſterreicher unter Daun in Böhmen zu feſſeln, doch Laudon war ſchon mit 20000 Mann vorgedrungen, um ſich an der Oder mit Soltikow

Herzogs hinüber und ſchwächte ſeine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit ſeinem Treueheucheln im Briefe bezweckt. Hätte ſich der König in dieſer Beziehung nicht getäuſcht und wäre gegen den Herzog entſchieden aufgetreten, ſo war er der Treue ſeiner noch übrigen Truppen gewiß. Zu ſeinen treuen Garden waren noch Linienregimenter von St. Omer und Luneville gekommen, ſo daß der König wieder 12,000 Mann beiſammen hatte. Sie waren von ſo gutem Geiſte beſeelt, daß General Talan ſich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême, heftig über Marmont beſchwerte, der in ſeinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch ſeine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geſchrieben worden war, gerieth der Dauphin in ſolchen Zorn gegen den Marſchall, daß er ihn perſönlich inſultirte, und als dieſer den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und ſich die Finger verwundete. Allein, da der König ſchon nachgegeben und die Generalſtatthalterſchaft gut geheißen hatte, ſahen die Truppen nicht recht ein, wozu man ſie länger im offenen Felde ſtehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte ſie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war am ängſtlichſten. Auch ſie mißtraute dem Herzog von Orleans und ſcheint ſogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte ſie den Dauphin und beſchwor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynaſtie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun ſeinen Vater, ſchon am früheſten Morgen St. Cloud zu verlaſſen und ſich in das etwas weiter entfernte Luſtſchloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten ſtumm. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, ſich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer einzuberufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwort von Orleans. Die Angſt der Herzogin von Berry bewog ihn am folgenden Tage (1. Auguſt), ſich noch weiter nach Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die Herzogin von Angoulême, welche in den Bädern von Vichy geweſen war und jetzt erſt durch das

faſt überall empörte Land incognito wieder zu ihrer Familie gelangte. Sie ſank dem König weinend in die Arme. Unterdeß kam immer noch keine Antwort von Orleans. Die Truppen, die noch beim Könige waren, wurden immer ungeduldiger und verließen ſchaarenweiſe das Lager. Endlich kam die Antwort des Herzogs von Orleans an. Man kennt ſie nicht, aber ſie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt ſcheint geweſen zu ſeyn, Karl X. ſey zu unpopulär geworden, um nicht für ſeine Perſon der Krone entſagen zu müſſen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für ſich und den Dauphin dem Throne entſagte, dagegen ſeinen Enkel als Heinrich V. proclamirte und den Generalſtatthalter aufforderte, die Regentſchaft in deſſen Namen zu führen.

Während der unglückliche König ſich auf dieſe Weiſe immer noch Illuſionen machte, fügte ſich in Paris alles möglichſt harmoniſch zuſammen, um dem Herzog von Orleans eine eben ſo fanatiſche Liebe und Hingebung zu beweiſen, als man dem alten Könige Haß bewieſen hatte. Die Bourgeoiſie war in Freude berauſcht. Nur im Proletariat war keineswegs alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen ſich die Frucht deſſelben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philiſter, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeſchild des Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu ſagen, um nicht als Anarchiſten verfolgt zu werden. Die republikaniſchen Maueranſchläge wurden von den guten Bürgern abgeriſſen, das Haus, in welchem ein republikaniſches Blatt erſchien, geſtürmt. Die Anhänger Orleans hatten die Parole gegeben, die diesmal an Edelmuth ſich ſelbſt übertreffenden Pariſer ſollten ihren ſchönen Sieg vollkommen rein erhalten und wie ſie in den Tuilerien keinen Diebſtahl geduldet hätten, ſo ſollten ſie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikaniſche Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariſer für Ordnung und Recht zu fanatiſiren,

während er ſelbſt den großen Diebſtahl an der Krone beging. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er die letzte, vom König an ihn geſtellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte, auch niemand vor ſich ließ, der vom Könige kam, und Maßregeln traf, um die ganze königliche Familie zum Lande hinaus zu treiben. Einerſeits wurde das Volk von Paris auf lügneriſche Weiſe in Furcht geſetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andrerſeits wurden auf Befehl des Generalſtatthalters und der Kammern Marſchall Maiſon, Odilon Barrot und von Schonen als Commiſſäre an den König geſchickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als dieſe Herren in Rambouillet ankamen, ſchlief der König, und Marmont ſagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlaſſen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commiſſäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um ſich von Orleans weitere Inſtructionen zu erbitten. „Er muß abreiſen, rief der aufgeregte Herzog, er muß durchaus fort.“ Noch ehe der Tag anbrach, wurde in ganz Paris Allarm geſchlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, ſollte dorthin marſchiren, um dem König diejenige Angſt einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit ſeiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Jetzt erſt erkannte der König die ganze entſetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können. Um aber ſeine Garden nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er ſich bereit, ins Exil zu gehen. Er beſchloß, ſich mit ſeiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu dieſem Hafen nahm er das ſchützende Geleit der Commiſſäre an.

Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf ſeinem Wege lagen, erwieſen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten ſein Unglück. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu ſeiner Ueberfahrt beſtimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüſtung zu laſſen, verabſchiedete er ſeine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König

empfing ſie und ſprach: „Ich nehme dieſe Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieſes Kind einſt wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugniſſe meines Unglücks und des Troſtes, den ich in eurer Treue gefunden habe.“ — Dieſe würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umſtehenden Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab ſich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu ſehen. Er ſoll damals geſagt haben: „Ich verlaſſe Frankreich ungerne. Ich wünſche, daß es glücklich ſeyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig iſt, die Feſtigkeit. Frankreich braucht eine eiſerne Hand!“ Der Dauphin war ruhig, wie ſein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchſt aufgeregt und ſchied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entſtellt. Ihr Schmerz muß der größte geweſen ſeyn.

Das tactvolle Benehmen der franzöſiſchen Bevölkerung während der Reiſe des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. Auguſt zu Portsmouth landete, war das ganze Ufer mit Menſchen bedeckt, die ſich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geſchmückt hatten, um den verbannten König noch in ſeinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weiſung, auf engliſchem Boden nur als beſcheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte ſich damals ſchon mit dem engliſchen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verſtändigt. Karl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburg in Schottland, wo er ſchon während ſeiner frühern Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Aſyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem franzöſiſchen Thron anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundſchaft geſtanden, nahm ſich nicht eine einzige ſeiner Rechte an.

5.

Der Bürgerkönig.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieſes Unglücksſchloß verlaſſen, als auch ſchon die wilden Freiſchaaren, die von Paris herangezogen kamen, in daſſelbe einbrachen. Da ſie den König nicht mehr fanden, verübten ſie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollſten mit guter Manier nach Paris heimzuſchicken. Er machte ihnen nämlich den Vorſchlag, in den zurückgelaſſenen königlichen Hofwagen nach Paris zurückzufahren und daſelbſt eine Art Triumpheinzug zu halten. Geſagt, gethan. Burſche in Blouſen, Hemdärmeln oder Lumpen beſtiegen die vergoldeten Staatscaroſſen, überfüllten ſie und ließen ſich von den königlichen Kutſchern in Gala unter unaufhörlichem Jubel langſam nach Paris fahren.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es koſtete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Auch in der Vendée zeigte ſich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Durch England glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit ſeinem Regierungsantritt auszuſöhnen, zumal er ihnen die heiligſten Verſicherungen geben ließ, daß er die friedlichſten Geſinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Anſprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegsluſtige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Am 3. Auguſt eröffnete der Herzog die Kammern. In der Erklärung, welche die Fundamentalſätze enthalten ſollte, auf denen der neue Thron ſtehen werde, wurde das Weſentlichſte escamotirt,

die Volksſouverainetät. Jedermann war einverſtanden, die Souverainetät ſollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieſer Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber der Herzog und ſeine Vertrauten ſcheuten ſich vor einer etwa ſpätern Anwendung dieſer Volksſouverainetät und ſuchten der Krone ſo viel Rechte als möglich zuzuſpielen, dem Volke ſo viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volksſouverainetät zu beſeitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieſelbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es ſonſt ſcheinen könne, als zweifle irgend Jemand, daß ſie unter allen Umſtänden der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichſam das zum Geſchenk machen wollen, was ſie längſt beſitze und nie verlieren könne. Und kraft dieſes Sophismas ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron beſteigen ſollte, in Abänderungen der beſtehenden Charte und Zuſätzen zu derſelben zuſammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron iſt erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entſagung Karls X. und des Dauphins und (der Herzog von Bordeaux) factiſch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht der Volksſouverainetät. 2) Die katholiſche Kirche iſt nicht mehr bevorzugte Staatskirche, ſondern alle Culte ſind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit iſt unbeſchränkt, die Cenſur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Geſetz ſuspendiren, noch unvollzogen laſſen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommiſſionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienſt nehmen. 7) Jeder Franzoſe von 25 Jahren iſt Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirecten Wahlen hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden geſtrichen und die Sitzungen der Pairskammer ſind öffentlich.

9) Die Kammern haben die Initiative bei Geſetzesvorſchlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzoſen.“ 11) Die weiße Fahne iſt abgeſchafft und durch die Tricolore erſetzt. Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Auch war ſie damals ſo unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abſchaffung die Rede war. Am Abend des 6. erſcholl das Geſchrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbeſtand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liſte ſtreichen ließ. Die Pairs durften ſich nur verſammeln, um der neuen Königswahl zuzuſtimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, dieſen ariſtokratiſchen Körper zu erhalten, da ihm derſelbe die beſten Dienſte leiſten konnte, ſowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratiſchen Beſtrebungen von unten. Die Mehrheit der Pairs hatte längſt mit der Oppoſition kokettirt, um, wenn der Thron ſtürzte, nicht mitzuſtürzen. Immer der Macht ſich anſchließend, huldigte ſie nun auch dem neuen Könige. Nur Chateaubriand vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Am 9. Auguſt beſtieg der Herzog im Palaſt Bourbon, als Ludwig Philipp, König der Franzoſen, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er ſchon am 7. geſagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünſcht, niemals den Thron zu beſteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und ſahen in meiner Erhebung eine Bürgſchaft einerſeits für die öffentliche Freiheit, andrerſeits für die öffentliche Ordnung.“ Damit hat der neue König in der That das ausgeſprochen, was allein ſeine Erſchleichung des Throns entſchuldigt. In ſeiner Perſon blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwiſchen Parteien, die ſich ſonſt auf Leben und Tod hätten bekämpfen müſſen. Er war den einen liberal, den andern conſervativ genug. Im Bewußtſeyn dieſer Stellung bezeichnete Ludwig Philipp ſelbſt die rechte Mitte (juste milieu) als das Princip ſeiner Regierung. Aber er täuſchte ſich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie ſie für den Augenblick ihm günſtig war, werde von langer Dauer ſeyn.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, seine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürst zu erscheinen, den etwa wieder abzusetzen, nicht leicht seyn würde. Er that alles, was den Parisern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und schickte die Schweizer heim, sondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er setzte Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die abgedankten Offiziere der weiland großen Armee Napoleons wurden schaarenweise wieder angestellt. Alle seit 1815 verurtheilten politischen Verbrecher wurden frei, alle politischen Verbannten zurückberufen, insbesondere auch alle die noch übrigen s. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten. Nur die Familie Napoleons blieb nach wie vor verbannt. Große Belohnungen empfingen die Wittwen und Waisen der in den Julitagen Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. sollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiste der damaligen Pariser Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Missionen für immer untersagt und die Kirche der heil. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der ersten Revolution.

Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung. Jeder erhielt freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, sich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieselben ein Mißfallen hätten blicken lassen. Der König zeigte sich so oft als möglich am Fenster, um das Volk zu grüßen, das sich immer noch um den Palast drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marseillaise und Parisienne aus, die man vor seinem Fenster spielte und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt schlug. Auf den Straßen erschien er zu Fuß, im Ueberrock mit rundem Hute und einem sprichwörtlich gewordenen Regenschirm unter dem Arme, grüßte jedermann, redete mit jedem, drückte jedem die Hand. Er bezauberte damit die Liberalen so, daß nach damaliger allgemeiner Sage

Lafayette am Tage der Thronbeſteigung Ludwig Philipps ihn „die beſte der Republiken“ genannt haben ſoll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, ſondern Odilon Barrot habe dieſe Worte geſagt und zwar ſchon beim erſten Beſuche Ludwig Philipps auf dem Stadthauſe. Es liegt wenig daran, wer es wirklich geſagt hat; die Hauptſache iſt, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der ſchönen Phraſe zuſtimmte.

Nichts charakteriſirt den neuen König beſſer, als die Vorſicht, mit welcher er am Tage vor ſeiner Thronbeſteigung auf ſein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunſten ſeiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauſes Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute alſo nicht, er ſelber gab der Krone, indem er ſie auf ſein Haupt ſetzte, keinen Credit. Zwiſchen dieſer Maßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zuſammenhang. Man fand den ſtumpfen, alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erſchoſſenen Herzogs von Enghien) am 27. Auguſt Morgens erhängt in ſeinem Zimmer und zwar am Fenſterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbſtmord ſehr unwahrſcheinlich machte. Noch viel mehr fiel es auf, daß dieſer Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, ſein großes Vermögen nicht der ältern Linie der Bourbons vermacht haben ſollte, ſondern daß ein Teſtament zum Vorſchein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Univerſalerben der Condés einſetzte. Dieſer damals noch ſehr junge Prinz bekam wirklich alles und hat ſpäter ſeinem Sohn den Namen Condé gegeben.

Die engliſche Zuſtimmung und die Wiederherſtellung einer geordneten Regierung in Frankreich ſelbſt bewogen Oeſterreich und Preußen, das neue Königthum in Frankreich anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien ſeine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Kaiſer Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle ſeine Häfen zu verſperren, nahm aber dieſe Maßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befeſtigt ſah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, ſagte er in ſeinem Schreiben

an ihn: „ewig beklagenswerthe Ereigniſſe haben Euer Majeſtät in eine grauſame Alternative verſetzt. Euer Majeſtät hat einen Entſchluß gefaßt, der Ihr allein geeignet ſchien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majeſtät dabei geleitet haben ꝛc.“ Ludwig Philipp verſchluckte dieſe Pille. — Was die Völker anlangt, ſo kann man nicht leugnen, daß ſie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufſchwung geriethen. Die conſtitutionelle Oppoſition hatte ihre Hoffnung längſt auf den Fortſchritt des Liberalismus in Frankreich geſetzt und wußte, wie ſehr der Sieg deſſelben auch ihr zu Gute kommen müſſe. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynaſtie eingeſchritten wurde, um ſo mehr ſchien das conſtitutionelle Syſtem in Frankreich geſichert und eine friedliche Entwicklung deſſelben auch in den Nachbarſtaaten gewährleiſtet. Aber in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutſchland und Spanien waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu ſchwach, um allein Revolution machen zu können, aber eben deshalb voll Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe.

zu verbinden. In dieſer Noth ſchickte Friedrich den jungen General Wedel mit unumſchränkter Vollmacht ab, alles anzuwenden, um die Ruſſen zurückzuhalten. Doch bei dem Dorfe Kay ward er am 23ſten Juli von der Uebermacht der Ruſſen erdrückt, und die Vereinigung mit Laudon ging vor ſich. Jetzt eilte Friedrich ſelbſt herbei, und ließ ſeinen Bruder Heinrich gegen Daun zurück. Am Ufer der Oder bei Kunersdorf, unfern Frankfurt, warf ſich der König dem Feind in den Weg, und hoffte durch ein kühnes Manöver ihn zu vernichten, doch es mißlang, und Friedrich erlitt die furchtbarſte Niederlage des ganzen Krieges am 12ten Auguſt. Zugleich drang Daun in Sachſen ein und nahm Dresden weg, weil Prinz Heinrich zu ſchwach war, es zu decken, und ein andres preußiſches Heer unter dem General Fink, 15000 Mann ſtark, ließ ſich bei Maxen einſchließen und am 20ſten November gefangen nehmen. Nicht beſſer erging es im nächſten Jahre dem preußiſchen General Fouquet, der mit 8000 Mann in Landshut den Paß zwiſchen Böhmen und Schleſien hütete, von Laudon überfallen und nach einer tapfern Gegenwehr mit einem Theil ſeiner Leute das Leben verlor; die übrigen wurden gefangen. Ganz Schleſien fiel wieder in die Hände der Oeſterreicher, doch hielt ſich in Breslau der General Tauenzien mit einer kleinen Handvoll Preußen mit bewunderungswürdigem Heldenmuth.

So viele harte Schläge ſchienen Friedrich endlich niedergeworfen zu haben, doch raſch ſah man von ſeinem Fall ihn aufſtehn und den Reſt ſeines zerrißnen und von Niederlagen und Strapazen erſchöpften Heeres zu neuen Siegen ins Feuer führen. Zu ſeinem Glück blieben die Ruſſen unthätig ſtehn und nahmen nicht einmal Berlin weg. Eben ſo unthätig blieben die Oeſterreicher, die unter Daun und Laudon, ſtatt den geſchlagnen Kö-

Zweites Buch.

Die belgiſche und polniſche Revolution.

1.

Die belgiſche Revolution.

Zunächſt wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrauſch ergriffen.

Die Politik der Großmächte hatte nach Napoleons Sturz die vormaligen öſterreichiſchen Niederlande (Belgien, nebſt dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, um in dieſer Vereinigung ein ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten ſollen, daß Belgien (der vormals burgundiſche Reichskreis) wenigſtens dem deutſchen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Oranier Wilhelm, als König I. dieſes Namens, hatte nicht den geringſten Anſpruch auf dieſe Würde und empfing ſie von den Großmächten nur als ein Geſchenk, wofür er weder dankbar war, noch das er zu pflegen verſtand. Es war aber auch kaum möglich, Gegenſätze zu verſöhnen, wie ſie ſeit Jahrhunderten zwiſchen den ſtrengcalviniſchen Holländern und den eifrig katholiſchen Belgiern beſtanden. Der neue König fühlte ſich ganz nur als Holländer und vernachläßigte Belgien. Das letztere, obgleich reicher bevölkert, durfte doch nicht mehr Deputirte in die Kammer

wählen, als Holland. Belgien mußte ſteuern, um den Holländern ihre Deiche und Dünen und ihre Flotte zu erhalten. Es mußte die Staatsſchuld mit Holland theilen, obgleich es bei der Vereinigung nur 32, Holland aber 2000 Millionen Gulden Staatsſchulden gehabt hatte. Im Staats- und Armeedienſt aber wurden nur Holländer begünſtigt, die Belgier auffallend zurückgeſetzt.

Der König hatte die neue Verfaſſung octroyirt. Holland nahm ſie an, Belgien nicht, ſie wurde ihm aber aufgenöthigt, der Erzbiſchof von Gent, Graf von Broglie, der den Eid weigerte, zur Flucht gezwungen und ſeine Verurtheilung an den Pranger angeſchlagen. Das nachherige Benehmen des Königs gegen die katholiſche Kirche war immer böswillig, verrieth aber doch wieder Furcht vor Frankreich. Bald reizte er die klerikale Partei auf, indem er der Kirche die Aufſicht über die hohen und niedern Schulen entriß, bald zeigte er ſich wieder eingeſchüchtert, indem er theilweiſe die Schulen wieder der Kirche übergab und ſogar ein Concordat mit Rom ſchloß, 1827. Dieſes Schwanken ſchadete ihm um ſo mehr, als die erhitzte Prieſterpartei (das ſiedende Weihwaſſer, wie man damals ſagte), nicht nur unter Karl X. einen Rückhalt fand, ſondern auch ſpäter noch ein freilich unnatürliches aber zunächſt beiden Theilen nützliches Bündniß mit dem franzöſiſchen Liberalismus einging. Die belgiſchen Liberalen gaben ſich 1828 aus Anlaß eines Preßproceſſes ein Haupt in de Potter, einem wenig achtungswürdigen Subjecte, das aber die Parteiſucht zum Abgott des Volkes machte, als er verurtheilt wurde und einſtweilen nach Paris ging.

So ſtanden die Dinge, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach. Das belgiſche Volk zitterte vor Ungeduld, dem franzöſiſchen nachzuahmen. Am 25. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, ſollte deſſen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden in Brüſſel große Feſte vorbereitet. Aber ſchon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranſchläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienſtag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Die Feſte wurden abbeſtellt. Am Geburtstag des Königs durfte jedoch eine Feſtoper

aufgeführt werden. Das war die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici," deren Gegenstand der Aufstand des Masaniello in Neapel ist. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenschaften aufzuregen, als gerade diese Musik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelassen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk drängte sich rings umher in den Straßen. Jede Musikstelle, die der Leidenschaft des Tages schmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der Aufführung der Oper stürzte sich die Menge nach dem Hotel Librys, der ein Blatt für die Regierung herausgab, zerstörte seine Pressen, plünderte seinen reichen Weinkeller und steigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirectors Knyff wurde gestürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palast des Justizministers van Maanen erst geplündert, dann in Brand gesteckt. Erst gegen Morgen zeigte sich die Militärmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernst zu machen. Die Regierung wollte jeden ernsten Kampf vermeiden, um den Franzosen keinen Vorwand zur Einmischung zu geben.

Am 26. bildeten die guten Bürger eine Nationalgarde, um die Ordnung zu erhalten. Allein das gemeine Volk, Fabrikarbeiter, Wallonen und Lütticher, ein roher und energischer Menschenschlag, kümmerte sich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Casernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags stieg über dem Rathhause die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und schwarz), als das erste Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Ganz Belgien ahmte das Beispiel der Hauptstadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge stand das Volk auf und bald auf allen Puncten.

In Brüssel trat wieder Ordnung ein. Die vornehmsten Einwohner schickten eine Deputation an den König. Aber der alte stolze König hatte keine Lust, nachzugeben, suchte die Entscheidung hinzuhalten und verfuhr mit Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weise nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es auf die andere Weise zu versuchen. Zu diesem Zweck sollten ihm

ſeine beiden Söhne dienen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, ſollte es mit Verſprechungen verſuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, ſammelte im Lager von Vilvorde ſo viele Truppen als möglich. Die Herrn Hoogvorſt und Gendebien wurden vom Prinzen von Oranien nach dem Schloſſe Laeken eingeladen, wo er ihnen das Verſprechen gab, er werde die Vermittlung übernehmen und alles thun, um ihre Wünſche zu erfüllen. Mit dieſer Erklärung ſtand aber eine andere im Widerſpruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. Auguſt die Nationalgarde von Brüſſel auf, einmal die drei Farben abzulegen und ihren „beſchwerlichen Wachdienſt“ wieder den königlichen Truppen zu überlaſſen. Dieſe Forderung machte den übelſten Eindruck. Man beſorgte den Einmarſch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüſſel zahlreiche Barrikaden errichtet. Baron Secus eilte hinaus zu den Prinzen, um ſie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun entſchloß ſich der Prinz von Oranien, allein nach Brüſſel zu gehen und den Weg der Güte zu verſuchen. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiel entgegen, voran die Mezger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz ſchlug am 3. September den Belgiern eine legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland vor, ſo daß künftig beide Länder jedes ſeine Kammern und ſein Miniſterium für ſich haben ſollten. Dieſe Conceſſion gefiel und der Prinz wurde hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerſpruch. Der König ſchien ſogar die Nachgiebigkeit ſeines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten Miniſter van Maanen ſeine Entlaſſung gab. Allein er entſchied in der Hauptſache noch nichts, ſondern berief erſt die Generalſtaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Das belgiſche Volk traute dem König nicht und bewaffnete ſich faſt überall. Belgiſche Soldaten, die nach Holland marſchiren ſollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Holländer mit Sack und Pack. Da nun der König am 14. die bis dahin verſchobene Hochzeit ſeiner Tochter feierte, ſich dabei ſehr

vertrauensvoll zeigte, als würde er von Preußen unterstützt werden, und auch seinen van Maanen wieder einsetzte, fürchteten die Belgier das Schlimmste. Am 15. wurden die holländischen Truppen durch einen großen Tumult aus Lüttich vertrieben und strömten von dort große bewaffnete Volksmassen nach Brüssel, wo die Nationalgarde ihnen weichen mußte und eine provisorische Regierung ausgerufen wurde, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten sollte, am 21. Aber schon zwei Tage nachher rückte Prinz Friedrich mit 6—7000 Mann in den obern offenen Theil der Stadt Brüssel ein und der Kampf begann und dauerte drei Tage und Nächte lang. Weil es aber dem Prinzen unmöglich war, in die mit Barrikaden verschanzten Straßen der untern Stadt einzudringen, mußte er endlich wieder zurückweichen.

Jetzt erst erklärten sich die holländischen Deputirten in den im Haag versammelten Generalstaaten für die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. Im Allgemeinen wünschte das holländische Volk die Auflösung der unnatürlichen Verbindung eben so sehr wie das belgische, hatte jedoch bisher Rücksicht auf den König genommen. Dieser wollte, wie es scheint, dem Beschluß der Generalstaaten zustimmen. Es war aber zu spät, denn schon war de Potter nach Brüssel gekommen und proclamirte am 5. October die volle Unabhängigkeit Belgiens. Ein Nationalcongreß sollte die künftige Verfassung feststellen. Der Prinz von Oranien suchte noch einmal zu vermitteln, aber vergebens. Das bewaffnete Volk, damals meist in blaue Blousen gekleidet, war sehr übermüthig und wurde von van Halen, einem Abenteurer, haranguirt. Ein Volkshaufen unter dem Oberstlieutenant Niellon drang in die reiche Stadt Antwerpen und bedrohte die Citadelle, in welcher der General Chassé die holländische Besatzung befehligte. Lange blieb dieser geduldig und warnte den belgischen Pöbel, als dieser aber immer dreister angriff und höhnisch die Uebergabe der Citadelle verlangte, sagte er: „Ihr werdet meine Antwort bald hören.“ Und kaum waren die Parlamentäre zurückgekehrt, so begann Chassé das Bombardement der Stadt und seine Antwort donnerte aus 300 Kanonen

ununterbrochen ſieben Stunden lang. Hauptſächlich ließ er die reichen Waarenmagazine an der Schelde zerſtören, weil die Belgier ihrerſeits auf die holländiſchen Schiffe geſchoſſen hatten.

Ganz Belgien war eine zeitlang in Anarchie. Das durfte nun nicht ſo fortdauern und die Großmächte eröffneten ſchon am 4. November einen Miniſtercongreß in London, um über die Zukunft Belgiens zu entſcheiden. Am 10. aber verſammelte ſich der belgiſche Nationalcongreß in Brüſſel. Bei den Wahlen in denſelben hatte die klerikale und gemäßigte Partei die Oberhand behalten, denn die Mehrheit des Volkes mißbilligte die Pöbelherrſchaft. Auch wußte man ſchon, daß der neue Bürgerkönig in Frankreich aus Rückſicht auf England und die andern Großmächte auf eine Anerirung Belgiens mit Frankreich verzichtet habe. Die republikaniſche und franzöſiſche Partei konnte alſo nicht mehr aufkommen und de Potter ſelbſt fiel bei den Wahlen durch. Kaum daß man ihm noch erlaubte, als Präſident der bis dahin noch beſtehenden proviſoriſchen Regierung den Nationalcongreß zu eröffnen, deſſen Präſident Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbeſitzer, wurde. In der Verſammlung ſelbſt zeichnete ſich der junge Nothomb durch das diplomatiſche Geſchick aus, mit welchem er die Wünſche der Belgier in London zu inſinuiren wußte, ſo daß ſchon am 20. Dezember ein Protocoll der Londoner Miniſterconferenz die Unabhängigkeit Belgiens beſtätigte. Die Brüßler Nationalverſammlung votirte ſodann am 7. Februar die neue Repräſentativverfaſſung mit einem Könige und zwei Kammern. Die Belgier wünſchten den Herzog von Leuchtenberg zum König, einen Franzoſen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgeſtellt und am 3. Februar wirklich gewählt, aber nur damit Ludwig Philipp, der wegen des übrigen Europa die Wahl nicht annehmen durfte, Gelegenheit bekam, eine Großmuthsrolle zu ſpielen. Als eine Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgiſche Krone für ſeinen Sohn ab, tröſtete aber die Belgier, er werde ſie

gegen jeden Feind vertheidigen. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachsen-Coburg zu wählen, den Wittwer der Prinzessin Charlotte, einen in England sehr angesehenen Prinzen voll Verstand und Mäßigung. Allein er war Protestant und schien nur einen englischen Statthalter vorstellen zu sollen. Deshalb wollten ihn die Belgier nicht, aber sie wurden bedroht und dadurch der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen. Dieser Wahl folgte ein Londoner Protocoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel festgesetzt waren, welche Belgien auf Kosten Hollands begünstigten. Sie abstrahirten nämlich von einer Theilung der holländischen Schuld, sprachen Holland Maestricht ab, forderten die Räumung Antwerpens seitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg. Leopold hatte die belgische Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter so günstigen Bedingungen. Aber König Wilhelm und die Generalstaaten im Haag protestirten energisch gegen die 18 Artikel und als ihre Protestation in London ankam, erklärte der russische, österreichische und preußische Minister, unter diesen Umständen müßten sie einstweilen Leopolds Anerkennung aufschieben. Gleichwohl begab sich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgische Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Festlande, wurde mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. seinen Einzug in Brüssel. Dann machte er eine Rundreise durch das Land. Aber mitten unter den Festen in Lüttich, am 1. August, schreckte ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht, eine zahlreiche holländische Armee sey in die Grenzen eingebrochen. König Wilhelm hatte dem Treiben in London und Brüssel grollend zugesehen, unvermerkt seine Armee verstärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenstillstand aufgekündigt und seine Truppen unter dem Prinzen von Oranien in Belgien einrücken lassen. Die Belgier waren um so entsetzlicher überrascht, als sich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zustande befand. Dieselbe war vertheilt und wurde überall geschlagen, unter Niellon bei Turnhout, unter Daine bei Hasselt.

Der Prinz von Oranien ſelbſt griff den König Leopold bei Tirlemont an, am 11. Auguſt. Der linke Flügel der Belgier, unter Niellon, war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blouſenmänner verſtärkt worden, dieſe Helden liefen aber beim erſten kräftigen Angriff der Holländer davon. Ihre Angſt war dadurch motivirt, daß man ausgeſprengt hatte, man habe in holländiſche Uniformen verkleidete Preußen vor ſich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch dieſe Erklärung kann die Schmach nicht entſchuldigen, mit der ſich „die glorreiche Nationalblouſe" bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohlverdiente Beſchämung der vorherigen Prahlerei.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien ſeinen Sieg weiter verfolgen wollte, empfing er die Nachricht, ein franzöſiſches Heer ſey in Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, ſeinen Einfluß auf Belgien durch einen Handſtreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, raſch zu ſeyn, wartete er die Zuſtimmung der Londoner Conferenz, die ihm Talleyrand nachholte, nicht ab, ſondern befahl den Einmarſch von 50,000 Mann unter Marſchall Gérard. Auch eine engliſche Flotte unter Cobrington fuhr nach der Schelde. Der Prinz von Oranien wollte es nun auf einen Kampf nicht ankommen laſſen und nahm bereits am 12. Auguſt einen Waffenſtillſtand an. Die Holländer zogen ſich zurück, das franzöſiſche Heer und die engliſche Flotte ebenfalls und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günſtigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Kaiſer Nicolaus war eben im Begriffe, die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Preußen ſtand ganz auf Seite Rußlands und in Kurzem konnten preußiſche und ruſſiſche Heere nöthigenfalls die Holländer unterſtützen. Um nun einen großen europäiſchen Krieg zu vermeiden, zogen es die Weſtmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten beſſeren Bedingungen zu gewähren.

Am 15. October änderte die Londoner Conferenz die bekannten

18 Artikel in 24 andere ab. Und zwar ſollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländiſchen Staatsſchuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann ſich denken, wie unzufrieden die Belgier waren, und doch beſaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweiſen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich ſie nur ihm günſtig waren. Er hoffte immer noch auf Rußland und auf eine Verdrängung des Whigminiſteriums Grey durch Wellington. Dann würde Ludwig Philipp iſolirt und Belgien wieder mit Holland vereinigt worden ſeyn. Das Zünglein der europäiſchen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Preſſe in England zeigten ſich ſo entſchieden für die drei Farben in Paris und Brüſſel, daß die Lords eine Aenderung des Miniſteriums nicht wagten. In Folge deſſen überließ auch Kaiſer Nicolaus Holland ſeinem Schickſale. König Leopold kam mit Ludwig Philipp zu Compiegne zuſammen und warb um deſſen älteſte Tochter Louiſe, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. Auguſt. Die katholiſche Partei in Belgien wurde durch die Erklärung beruhigt, ſeine Kinder ſollten katholiſch erzogen werden.

Da der König von Holland aufs hartnäckigſte erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, ſo begann am 6. November eine engliſche Flotte die holländiſchen Küſten zu blokiren, und überſchritt ein franzöſiſches Heer unter Marſchall Gérard am 14. die belgiſche Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich ſonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt ſich paſſiv, griff die Franzoſen nicht an und befahl nur dem General Chaſſé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andrerſeits beſchränkten ſich auch die Franzoſen auf die Belagerung Antwerpens, die ſie auch gleichſam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle junge Eleven des Geniecorps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunſt und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. Auch durfte niemand ſagen, es ſey Krieg. Die Belage-

rung hieß nur eine „Maßregel“ und ſelbſt die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, ſondern hießen nur: „in Folge der zur Herſtellung des Tractats am 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Feſtgenommene.“ Die Todten aber, welche dieſer Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chaſſé wehrte ſich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis ſeine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23. December. Dem angenommenen Syſteme getreu, weigerte ſich König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweiſen, daß er gezwungen werde, ſeinen Rechten zu entſagen, und daß es nicht Charakterſchwäche ſey, wenn er endlich das Unabänderliche geſchehen laſſe. Die Ausgleichung ließ noch bis zum 22. Jan. 1839 auf ſich warten, denn erſt damals bequemte ſich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte ſeit dem Jahr 1833 Ruhe. Die gemeinſame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke raſcher verbunden, als die Gegner gewünſcht hatten. Mit großer Einſicht richtete er nunmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf die materielle Wohlfahrt Belgiens, wobei ihn beſonders ſein Miniſter Rothomb unterſtützte. Die Regierung begann, die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eiſenbahnen zu verbinden und durch dieſe Erleichterung des Verkehrs die belgiſche Induſtrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwiſchen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die klerikale Partei fand von nun an einen mächtigen und ſyſtematiſch operirenden Gegner im Freimaurerorden.

2.

Die polniſche Revolution.

Polen war von Kaiſer Alexander als ein ſelbſtändiges Königreich, mit Rußland nur durch Perſonalunion verbunden, und unter

nig bis zur Vernichtung zu verfolgen, nur das entblößte Schleſien beſetzten. Es fehlte dieſen Generalen und denen, welche ihnen Befehle ertheilten, an dem, was einzig Kriege gewinnen macht, an Einheit und Schnelligkeit der Operationen. Friedrich blieb den Winter über in Sachſen und nachdem er Dresden vergeblich belagert hatte, zog er ſelbſt wieder aus, den Feind zu ſuchen, der ihn hätte ſuchen ſollen. Er griff die Oeſterreicher in Schleſien an. Daun und Laudon ſtanden in zwei abgeſonderten Lagern unfern von einander bei Liegnitz, und Friedrich rückte ihnen ſo nahe, daß ſie den Ueberfall bei Hochkirch zu wiederholen verſuchten. In der Nacht auf den 15ten Auguſt 1760 zog Laudon im Stillen aus, die Preußen zu überfallen, aber auch Friedrich war ausgezogen und überraſchte ihn nun ſelbſt. Er gewann die Schlacht, und da ein heftiger Wind den Schall des Kanonendonners abwärts trieb, ſo hörte Daun von der ganzen Schlacht nicht eher etwas, als bis ſie ſchon verloren war. Auch er zog ſich daher zurück, und Breslau wurde vom König befreit.

Mittlerweile zogen aber die Ruſſen in Berlin, Friedrichs Hauptſtadt ein, und die unbehülfliche Reichsarmee, der Spott der damaligen Zeit, wie es das Reich ſelbſt war, wälzte ſich nach Sachſen und vereinigte ſich hier mit der öſterreichiſchen Hauptarmee unter Daun. Friedrich zog nun raſch wieder aus Schleſien heran und griff den überlegenen Feind bei Torgau an. Wenn er jetzt nicht ſiegte, war alles für ihn verloren, und er ſelbſt machte ſich ſchon auf den Tod gefaßt. Alle ſeine Länder waren vom Feinde beſetzt, außer Schleſien, was ihm nach einer Niederlage leicht entriſſen werden konnte. Bei Torgau ſtand der preußiſche Name auf der Spitze des Degens, aber die Preußen wußten es wohl, und ſchrieben ihn blutig in die Herzen ſeiner Feinde. Am 3ten

Zusicherung einer Verfassung, die er wirklich gab, unter Garantie der Großmächte übernommen worden. Aber die Verfassung blieb illusorisch, weil der russische Absolutismus von keinem Parlament abhängig werden wollte. Es gab einen polnischen Reichstag, aber seine Sitzungen waren nicht öffentlich, das Budget wurde ihm nicht vorgelegt. Der kaiserliche Statthalter, Alexanders Bruder Constantin', verfügte für Rußland über das gesammte Einkommen Polens und russische Truppen lagen in Polen, Militärcommissionen traten an die Stelle der einheimischen Gerichte. Großfürst Constantin, schon durch seine mongolische Physiognomie auffallend verschieden von seinem schönen Bruder Nicolaus, hatte auch scythische Launen und genirte sich nicht, vornehme Polen und selbst Offiziere körperlich zu mißhandeln. Vor allem machte er sich verhaßt durch die Strenge, womit er den russischen Gamaschendienst auch in Polen durchführte. Kaiser Nicolaus selbst liebte rings um sich Dressur und den pünctlichsten Gehorsam. In Rußland war es die höchste Aufgabe, aus den Soldaten Maschinen zu machen, die sich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern gesetzt werden durfte, und daß man diese Gradlinigkeit der Front sogar von den Hufen der Pferde erstrebte. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier seiner Obern um die nöthige Pflege betrogen. Dem Civilstande war die russische Polizei und Spionage am lästigsten. Dem heißblütigen, aber harmlosen, munteren und redseligen Polen konnte nichts widerwärtiger seyn, als die russische Maulsperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert, arretirt und nach Sibirien geschickt zu werden. Ein nicht geringer Uebelstand für Polen war ferner die Grenzsperre. Schon Kaiser Alexander hatte sie nach dem großen Krieg verfügt, um Rußlands Industrie zu heben. Diese Zollgrenzen aber engten am meisten das weitvorgeschobene Grenzland Polen ein und hemmten seinen Verkehr mit dem Auslande.

Schon im Jahre 1822 wurde eine Verschwörung in Polen entdeckt. 1828 verband sich ein junger Gardelieutenant in Warschau, Wysocki, mit andern jungen Leuten, um irgend eine That

zu vollführen, wodurch Polen seine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiser Nicolaus nach Warschau. Bei diesem Anlasse sollte er ermordet werden, aber die Verschworenen verloren den Muth. Erst nach der Julirevolution wurde dieser Muth wieder belebt und erst im Vertrauen auf Frankreichs Hülfe schritten die Polen zur That. Kaiser Nicolaus hatte nach den Julitagen große Rüstungen vorgenommen und das polnische Armeecorps, sowie in zweiter Linie das lithauische, zur Avantgarde des großen Heeres bestimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn sie sich von Frankreich aus weiter verbreitet hätte. Die höheren russischen Offiziere sprachen offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß die unzufriedenen Polen von Frankreich her aufgereizt wurden, dem russischen Zuge nach Westen eine Barriere vorzulegen. In und zunächst um Warschau lagen an Truppen 7000 Russen und 10,000 Polen. Großfürst Constantin bewohnte, sorglos wie immer, den Palast Belvedere außerhalb der Stadt, ohne besondere Bewachung. Die Verschworenen hielten es also für leicht, ihn dort zu überfallen.

Am 29. November 1830 begaben sich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche, von Nabielak, einem Journalisten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedere, stürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vicepräsidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürsten selbst nicht finden, den ein treuer Kammerdiener rasch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, bestieg der Großfürst das Roß, versammelte seine Generale und stellte sich an die Spitze von drei russischen Cavallerieregimentern. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürst Ordre, sich um ihn zu schaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenlose Verwirrung. Treue Truppen wurden von verschworenen Offizieren und verschworene Truppen von treuen Offizieren in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verschworenen selbst herrschten Furcht und Mißtrauen und mancher sah schon den Aufstand als

mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verschworene unter Xaver Bronikowski frischen Muth, stürzten durch die Straßen und schrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Russen morden eure Brüder!“ Nun strömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuersten Tumulte gaben die Verschworenen den Massen die Richtung an, theils nach dem Arsenal, dessen geringe Wachmannschaft überwältigt wurde und wo sich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßtesten russischen Offiziere und Beamte zumal verhaftet wurden. Nun ließen sich auch die polnischen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus Potocki, General des gesammten polnischen Fußvolks, allen Bitten, sich an die Spitze des Aufstandes zu stellen, widerstand, wurde er vom Pferde gerissen und ermordet. Ebenso geschah dem Kriegsminister, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Obersten Mecißzewski und Saß. Während dessen machte der Großfürst nicht den geringsten Versuch, mit den ihm treuen Regimentern den Aufruhr im ersten Keime zu ersticken. Einer seiner polnischen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe sich das Gerücht verbreitet, die Russen wollten Warschau plündern und verbrennen. Um nun dieses Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, sey nichts räthlicher, als daß sich der Großfürst mit seinen Russen ganz ruhig verhalte, und sogar von der Stadt entferne. Constantin ist wirklich diesem Rathe gefolgt.

Dadurch erst gewann der Aufstand freies Spiel. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der gar nicht da war, aber die größte Popularität genoß, weil er unter Napoleon den meisten Kriegsruhm erworben hatte. Andrerseits versammelte Professor Lelewel einen revolutionären Klub um sich, um den Vermittlungsversuchen des Fürsten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki, übernahm den Befehl über die polnischen Truppen und vereinigte sich mit Lubecki, die Ordnung herzustellen. Am 2. Dezember wurde eine Deputation an den Großfürsten geschickt, um mit ihm zu unterhandeln, Lubecki,

Lelewel, der ſtolze Graf Oſtrowski und Fürſt Adam Czartoryski, in ſeiner Jugend Liebling des Kaiſer Alexander, ſogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürſten von Lithauen, dem daher viele die polniſche Krone zudachten. Conſtantin aber wünſchte, daß die Herren ſich an ſeinen Bruder wenden möchten, bei dem er für die Schuldigen Verzeihung nachſuchen werde. Da rief Oſtrowski: „es gibt hier keine Schuldigen," und man ging trotzig auseinander. Conſtantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er ſie auch mißhandelte, ſo hinderte das nicht, daß er eben ſo zärtlich für die Polen fühlte, wie ein gemeiner Ruſſe für ſeine Frau wenn er ſie auch prügelt. Er ſuchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polniſchen Regimentern, ſich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuſchließen, unter der Bedingung, daß er ſelbſt bei ſeinem Rückzuge über die polniſche Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warſchau lieb und keinen ſehnlicheren Wunſch, als in den alten Verhältniſſen dahin zurückzukehren.

Andrerſeits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausgleichung geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polniſchen Waffen zu der ungeheuren Militärmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde von ſehr vielen Vornehmen getheilt; indem aber die Friedenspartei Ruhe empfahl, den Großfürſten Conſtantin frei abziehen ließ und auch alles verſäumte, um die lithauiſche Armee ins Intereſſe zu ziehen und den Aufſtand weiter zu verbreiten, vermochte ſie den Kaiſer doch nicht liebreich zu ſtimmen. Mit Recht war daher die Partei Lelewels aufs äußerſte gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Anſehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürſt Lubecki und Graf Jercierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiſer zu vertragen, wurde in Warſchau eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt, mit dem Fürſten Czartoryski an der Spitze, der nicht viel Energie beſaß. Am 18. Dezember trat auch der Reichstag zuſam-

men, in dem es bald Scenen gab. Aber die wilden Patrioten wurden überstimmt. Lubecki und Jercierski kamen nach Petersburg. Der Kaiser sagte ihnen, von einer Concession könne nicht die Rede seyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen und der erste Kanonenschuß, den polnische Rebellen gegen sein Heer abfeuern würden, werde Polen selbst treffen, d. h. seine bisherige Selbständigkeit und Verfassung vernichten.

In einem großen Manifeste vom 20. December erklärte nun der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewisse Rechtmäßigkeit der polnischen Revolution erhellte, soferne die Verfassung verletzt worden sey. Chlopicki schrieb noch einmal selber an den Kaiser, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten, und ihm persönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei seinem ersten Entscheid beharrte. Durch diese wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebtesten Anführers berauben. Chlopicki legte wirklich am 16. Januar seine Dictatur nieder. An seine Stelle wurde einstweilen der nicht so fähige, aber allgemein beliebte Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt, und das Volk in die Waffen gerufen. Die Friedenspartei verhinderte aber immer noch, daß sich der Aufstand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem sie die trügliche Voraussetzung hegte, der Aufstand im Königreich wegen Verfassungsverletzung würde von Frankreich, welches so eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, sowie von England anerkannt werden, und die Westmächte würden, als Garanten der polnischen Verfassung, Polen in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolnischen Provinzen, die Rußland schon längst einverleibt waren, insurgirt würden, so würde das Recht dazu bestritten werden. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuschungen. Ludwig Philipp benutzte die polnische Insurrection und die dadurch für Rußland entstandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen.

Das polnische Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht,

wovon jedoch ein Theil nur mit Senſen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befeſtigt wurden. Die zugeſchulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren ſchnell improviſirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die ſ. g. Krakuſen. Ueberall abgeſperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte ſehr, daß ſie nicht zu rechter Zeit die nahe Meeresküſte gewonnen hätten, um Unterſtützungen von engliſchen Schiffen zu erhalten und daß man ſich die 30,000 Mann ſtarke lithauiſche Armee hatte entgehen laſſen, deren Anſchluß an die polniſche in den erſten Tagen des Dezember möglich geweſen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Die Ruſſen unter Graf Diebitſch hatten ſich jetzt ſchon dieſer lithauiſchen Armee verſichert und kamen 114,000 Mann ſtark mit 336 Kanonen am 5. Februar über die Grenze. Die Polen verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps deſſelben herzufallen. Der polniſche General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Geſtalt, aber großem Muthe, überfiel den General Geismar am 14. Febr. bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen iſt noch nicht verloren!“ laut ſingend, ſtürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Ebenſo wurde General Roſen am 17. Februar bei Dobre durch ein kleines polniſches Corps unter Skrzynecki aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es beſonders das vierte polniſche Infanterieregiment, das alle Angriffe der Ruſſen zurückſchlug. Es fielen noch andere kleine Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitſch ſeinen Zweck erreichte und ſeine Corps vor Warſchau vereinigte.

Um nach Warſchau ſelbſt zu gelangen, mußten die Ruſſen erſt Praga, die Vorſtadt, welche von der Stadt durch die Weichſel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, ſtanden die Polen in guter Aufſtellung. Da Radziwil nicht fähig war, die Polen zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als ſein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlacht-

felder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaisers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Obgleich Diebitsch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Rosensche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüssel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwischen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erstürmen. Mehrere russische Regimenter wurden hier fast ganz aufgerieben. Diebitsch zog sich nun wieder zurück und wollte das seine Reserve bildende Armeecorps von Schachowskoi abwarten. Durch dieses sein Zaudern wurde der Muth der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgesonderte Corps von Kreutz geschlagen und war der aus der preußischen Festung Glogau entflohene polnische General Uminski in Warschau angekommen, um zu helfen. Schachowskoi kam zwischen den Polen ins Gedränge und Diebitsch suchte ihm Luft zu machen, erneuerte am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterschied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf und sie hätten gesiegt, wenn nicht General Krukowiecki aus Eifersucht gegen Chlopickis Befehle ungehorsam gewesen wäre. So konnte Schachowskoi herankommen und nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel an beiden Beinen verwundet, das Wäldchen von den Russen genommen, deren Küraſſiere bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Russen das Eindringen zu erschweren, und die Küraſſiere, durch eine auf den Rath Prondzynskis (des geschicktesten unter den polnischen Ingenieuren) angebrachte Batterie congrevischer Raketen zerschmettert und von Skrzyneckis tapferm Fußvolk in der Flanke angegriffen, wichen zurück.

In derselben Nacht, in der Praga in Flammen stand, änderte sich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind strich über die Ebene und bald wurde die ganze Gegend von Schnee- und Regenschauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöst.

Da nun Diebitſch einen neuen Angriff auf Warſchau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der naſſen Zeit ſtehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verſtärkungen, namentlich die 40,000 Mann ſtarke ruſſiſche Garde abzuwarten, die ihm Großfürſt Michael zuführen ſollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln und in ſeinem Lager brachen Krankheiten aus, weshalb er ſeine Truppen auf die Dörfer zerſtreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieſer Zeit unthätig, weil die ſchlechten Wege ihnen keine raſchen Operationen geſtatteten und weil ſie aufs neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiſer erkannt, wie ſchwer es ſey, ſie zu beſiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter ſeyn und die Weſtmächte würden für ſie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwils Stelle Obergeneral wurde, ſchrieb deshalb an Diebitſch. Dieſer ging gern darauf ein, denn ſo lange die Polen unterhandelten, war er vor ihren Angriffen ſicher. Nur der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel ein ruſſiſches Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in Pulawy, einem ſchönen Schloſſe der alten Fürſtin Czartoryska, der Großmutter Adams, bei welchem Anlaß der Enkel ſelbſt das ſchöne Schloß verheerte, weil er damit vor den Augen des Kaiſers ſeinen Polenhaß zur Schau tragen wollte.

Erſt Ende März traf Diebitſch ernſte Anſtalten, oberhalb Warſchau einen Weichſelübergang zu verſuchen, während er Geismar und Roſen ſtehen ließ, um ſeine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es und Skrzynecki ſelbſt zog am 31. März plötzlich von Warſchau aus und ſchlug jene Beiden bei Dembe-Wilkie. Die Ruſſen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11,000 nach polniſchem Bericht. Auch Prondzynski und Uminski erfochten kleine Siege. Der Jubel war groß in Warſchau, aber die Einſichtsvollen erkannten, daß mit all dieſen Siegen nichts gewonnen ſey, da die ruſſiſche Hauptarmee immer noch vor Warſchau ſtehe und trotz ihrer Verluſte ſtets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen ſich im Siegen ſelbſt erſchöpften. Auch waren die polniſchen Generale uneins. Im Reichstag forderte die demokratiſche Partei eine Emancipation

des Bauernſtandes, während der Feind vor den Thoren ſtand. Skrzynecki hoffte auf Intervention. Später hat Lafayette der franzöſiſchen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polniſchen Feldherrn erſuchen laſſen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt ſeyn werde.

Mittlerweile brach die lang verſäumte Inſurrection in Lithauen im Rücken von Diebitſch aus, denn jetzt erſt, nachdem die Ruſſen ſo oft geſchlagen worden waren, bekamen die Verſchworenen Muth. Aber die Inſurgenten waren ſchlecht bewaffnet und kennten die von 3—4000 Ruſſen beſetzte Hauptſtadt Wilna nicht einnehmen. Auch fehlte es an einem militairiſchen Haupt, was wenigſtens die vielbeſprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht erſetzte. Um auch Volhynien und Podolien in Aufſtand zu bringen, ſollte Dwernicki, durch Sierawski unterſtützt, einen kühnen Zug wagen. Allein der letztere unterlag den Ruſſen. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Inſurgenten geſellten ſich zu ihm, und von den Ruſſen verfolgt, floh er über die öſterreichiſche Grenze. Und doch ließ ſich der Reichstag in Warſchau noch durch den Volhynier Godebski hinreißen, die Einverleibung der altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig. Erſt am 12. Mai ließ ſich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit ſeinem ganzen Heere auszumarſchiren, um die immer noch von Diebitſch entfernt ſtehenden ruſſiſchen Garden unter dem Großfürſten Michael zu überfallen. Der Plan war trefflich angelegt, wurde aber nicht eben ſo gut ausgeführt. Die Garden zogen ſich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beſchwörungen Prondzynskis und Roman Soltyks ungeachtet. Endlich theilte er ſeine Armee und ließ einen kleineren Theil derſelben unter Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Oſtrolenka eingenommen hatte, als Diebitſch mit ſeiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Abſicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polniſche Feldherr die Schlacht vermeiden

ſollen, allein er blieb und erlitt eine ſchwere Niederlage. Der Kaiſer ſchickte den Grafen Orlow ins Lager ab und wenige Tage nachher, am 10. Juni, ſtarb Diebitſch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen ſpäter ſtarb auch Großfürſt Conſtantin an derſelben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch ſeine Gemahlin, die Fürſtin von Lowicz.

3.

Warſchaus Fall.

Die Ungarn forderten im Juni ihren Kaiſer in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adreſſe auf, den Polen zu helfen. Die Adreſſe blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als ſeyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden, welche Kaiſer Nicolaus durch Beſtechung Metternichs abgebrochen habe. Inzwiſchen iſt kaum glaublich, daß Oeſterreich allein, nachdem ſich England und Frankreich verſagt hatten, Rußland würde angegriffen haben, auch wenn es Luſt gehabt hätte.

Unterdeß hatte ſich Gielgud gegen Lithauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären ſtark genug geweſen, ſich Wilnas zu bemeiſtern, aber Gielgud war ein Verräther und ließ ſich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Ruſſen ſchlagen und gefliſſentlich an die preußiſche Grenze treiben. Da ſchoß ihn ein Offizier vor der Fronte nieder. Chlapowski, der auch nicht rein war, entwiſchte. General Roland verſuchte ſich noch durchzuſchlagen, unterlag aber den Ruſſen und ging über die preußiſche Grenze, am 15. Juli. Die Polen wurden hier, wie in Oeſterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verſchwunden.

Unterdeß war Paskiewitſch zum Oberfeldherrn des ruſſiſchen Heeres ernannt worden. Er verfolgte den Plan, weit unterhalb Warſchau über die Weichſel zu gehen und dieſe Hauptſtadt im Rücken

November griff der König und sein Heer mit ungewöhnlicher Begeisterung an. Lange schwankte der mörderische Kampf, doch die unermüdete Ausdauer des alten Ziethen, eines der tapfersten preußischen Generale, erzwang noch um zehn Uhr in finstrer Nacht den Sieg.

Kapitel CCCCXLIV.

Das Ende des siebenjährigen Krieges.

Nach fünf Jahren des blutigen Kampfes stand Friedrich immer noch unbesiegt. Die Kräfte seiner Feinde hatten sich schon sehr erschöpft, ihr sicheres Vertrauen auf den Sieg war erschüttert worden, und ihr Eifer begann nachzulassen. Zwar gelang es im folgenden Jahr, 1761, den Russen unter Butturlin und den Oesterreichern unter Laudon, ihre gesammte Macht von 130,000 Mann zu vereinigen; Friedrich nahm aber mit seinen 50,000 Mann eine sichere Stellung hinter der Festung Schweidnitz im Lager von Bunzelwitz, und da die feindlichen Generale uneinig und ohne Nachdruck handelten, so kam es nicht einmal zu einer Schlacht, und Mangel an Lebensmitteln nöthigte diese große Macht bald zum Rückzug.

Im folgenden Jahre 1762 starb die Kaiserin Elisabeth, und Peter III. kam auf den russischen Thron. Dieser junge Monarch war einer der ehrfurchtsvollsten Bewunderer Friedrichs und trat sogleich auf dessen Seite. Doch schon nach sechs Monathen ward er umgebracht, und seine Gemahlin Katharina II. ergriff die Zügel der Herrschaft. Friedrich stand bei Reichenbach in Schlesien den Oesterreichern gegenüber, und die Russen waren unter Czernitschef unter seinem Befehl. Im Begriff, eine Schlacht zu liefern, erfuhr er plötzlich den Tod seines Freundes und die feindliche Gesinnung der neuen Kaiserin. Sie schickte Czernitschef den Befehl zu, augenblick-

zu faſſen. Mit der preußiſchen Regierung war ſchon Verabredung getroffen. Paskiewitſch erhielt von derſelben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Feſtung Thorn war ihm desfalls zur Dispoſition geſtellt. Aber um an die Uebergangsſtelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitſch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarſch neben Warſchau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie ſehr man in Skrzynecki drang, er ließ das ruſſiſche Hauptheer ungehindert den Marſch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben ſo wenig wurden die Ruſſen am Uebergang über die Weichſel verhindert, am 21. Juli. Immer noch waren die Polen ſtark genug, der ruſſiſchen Hauptarmee auf dem linken Weichſelufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Ufer zurückgebliebenen kleineren ruſſiſchen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn auch einmal ein Corps vorgeſchoben wurde, ſo geſchah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitſch ſelbſt übereilte ſich nicht, gegen Warſchau vorzurücken. Wie es ſcheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer mehr in Verwirrung kommen laſſen, während er zugleich den Verſtärkungen entgegenſah, die aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewiſſerten.

Am 3. Auguſt kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen ſonnverbrannter Krieger in Warſchau an. Dieſer Held hatte bei ſeiner Trennung von Gielgud noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum glücklich zurückführte, obgleich durch die Ruſſen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüſſe, Sümpfe und Wälder aufgehalten. Er hat dieſen außerordentlichen Zug, der ihm die höchſte Ehre erwarb, ſelbſt beſchrieben. Sein Wiedererſcheinen in Warſchau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Am 10. Auguſt wurde er abgeſetzt. Dembinski ſah mit Entſetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr. Die demokratiſche Partei, die ſich von Anfang an

um Lelewel geſchaart hatte, ſah das Verderben herannahen und ſchrieb es mit Recht den diplomatiſchen Zögerungen und Vertröſtungen, mit Unrecht dem Verrathe zu und verlangte Opfer. Die geheime Triebfeder dabei war General Krukowiecki, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um ſich ſelbſt zum Dictator ausrufen zu laſſen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz. Am 15. Auguſt ſtürmte der Pöbel das Gefängniß, in dem ſich die Anhänger Rußlands und die Verdächtigen befanden, und wurden die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberſt Slupecki, der Kammerherr Fertſch und eine Ruſſin, Frau Bazanow ꝛc. in Stücke geriſſen, zuſammen an 30 Perſonen. Am folgenden Morgen ließ ſich Krukowiecki zum Gouverneur von Warſchau ausrufen und jagte die Regierung davon.

Der Feind vor den Thoren und ſolche Greuel im Innern, wie ſollte Warſchau geholfen werden? Am 21. Auguſt wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abenteurer, mit 20,000 Mann entſendet, um die Corps von Golowin und Roſen, die immer noch Warſchau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Roſen entwiſchen und folgte ihm zu weit, ſo daß er nicht mehr Warſchau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieſes angegriffen wurde. Auch hatten ſich Czartoryski und die Häupter der diplomatiſchen Partei unter ſeinen Schutz begeben und wagten ſich nicht mehr nach Warſchau zurück. Noch befanden ſich ungefähr 37,000 Mann in Warſchau, aber man hatte die Befeſtigung verſäumt. Die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernſtes Hinderniß, und die allein beſſer angelegte Schanze von Wola genügte nicht. Am 5. Dezember plötzlich ſtand die ganze ruſſiſche Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch ſichtlich Fortſchritte. Unterdeß ſaß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Erſt als am folgenden Tage die Ruſſen nach einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erſtürmt hatten, ließ Krukowiecki durch Prondzynski einen Waffenſtillſtand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln. Der Reichstag

sperrte sich noch, aber die Mehrheit wollte es nicht aufs äußerste kommen lassen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug sicherte, dem Sturm und Untergange vor. Paskiewitsch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warschaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit schonte er die Hauptstadt, setzte sich in den Besitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt seyn, die ins freie Feld hinausgejagten und unter einander selbst uneinigen Polen würden nicht lange mehr zusammenbleiben. Sie trennten sich wirklich, Rozycki und Ramorino gingen über die österreichische Grenze. Am 28. Sept. zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn seine Musik „Polen ist noch nicht verloren" spielen. Dembinski und Uminski wollten noch bei Plocz über die Weichsel setzen und die Russen in Warschau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man schrie über Verrath und zankte sich. Es blieb nichts übrig, als sich über die nahe preußische Grenze zu retten. Dieser Uebergang der letzten freien Polen erfolgte bei Straßburg, wo sie vom preußischen Militär entwaffnet wurden. Man sah die abgehärteten Krieger weinen, viele warfen sich zum letztenmal auf die polnische Erde, um sie zu küssen. Am rührendsten war der Abschied „der letzten Zehn vom vierten Regiment," denn nur so viele waren von dieser Heldenschaar noch übrig. Die preußische Regierung gewährte 1400 Polen, meist Offizieren, Pässe nach Frankreich und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und diese tapfern Männer sollten an Rußland ausgeliefert werden, aber die Polen ließen lieber preußische Säbel unter sich einhauen, als daß sie unter die russische Knute zurückgekehrt wären. Am Ende trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlassen. — Die nach Oesterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden sämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß später, der Kaiser von Rußland habe auf österreichische Verwendung alle amnestirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im westlichen Deutschland von s. g. Polencomités

verpflegt und ſehr gefeiert. In Frankreich erhielten ſie nur kärgliche Unterſtützung. Ludwig Philipp ſah ſie ungern kommen.

In Polen ſelbſt ſtellte Paskiewitſch, zum Fürſten von Warſchau und Statthalter ernannt, die ruſſiſche Gewalt vollſtändig her, nachdem auch Modlin und Zamosk ſich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die durch ihr Dableiben ſich der Gnade des Kaiſers würdig zu machen hofften, Fürſt Radziwil, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innere des Reichs“ geſchickt. Eine Amneſtie erfolgte am 1. November, aber ſie enthielt ſo viele Ausnahmen, daß niemand ſicher war. Wie konnte man auch nach einer ſo ſchrecklichen Revolution, in der ſich der glühendſte Haß gegen den Kaiſer Luft gemacht hatte, von eben dieſem Kaiſer eine weichliche Huld erwarten? Die Amneſtie war für Europa geſchrieben, nicht für die Polen.

4.

Das gräcoruſſiſche Syſtem.

Kaiſer Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die Polen ihr Recht verloren; indem ſie *ſeine* Rechte nicht mehr hätten gelten laſſen, habe er auch die ihrigen, wie ſie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einſprache gegen dieſe ſeine Auslegung; Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oeſterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger ſah; England und Frankreich nicht, weil Kaiſer Nicolaus ihnen um den Preis Polens geſtattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie ſie wollten.

Er behielt alſo freie Hand, Polen zu ſtrafen. Zuerſt wurde die polniſche Uniform abgeſchafft, alles polniſche Militär in ruſſiſche Regimenter untergeſteckt; womit auch die polniſchen Fahnen und Farben verſchwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität er-

innern. Die Universität in Warschau wurde aufgehoben, damit Geist und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genössen. Die polnischen Archive, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acte mußten hinfort in russischer und polnischer Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen und die am meisten Compromittirten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt. Man rechnete 80,000 Polen, die über die östliche Grenze weggeschafft worden seyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine strenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831 befahl der Kaiser, jeder Pole, der seinen Adel nicht durch Urkunden beweisen könne, solle denselben verlieren. Es gab da eine große Ueberzahl armen Adels, die s. g. Schlachty (Geschlechter, von edlem Geschlecht, ein deutsches Wort), die besonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Diese sollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigsten hatten Adelsbriefe. Am 26. Februar 1832 gab der Kaiser ein s. g. polnisches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem russischen Reich als einfache Provinz einverleibt sey. In diesem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus sey garantirt und die katholische Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenstand des besondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung."

Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polnischen Adels wurden confiscirt. Daß Paskiewitsch selbst nicht leer ausging, beweisen die 70 Millionen Silberrubel, die er bei seinem Tode hinterließ. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaisers wurden sie alle ins Innere Rußlands geschleppt, um in kais. Instituten zu guten russischen Unterthanen erzogen zu werden. Diese Bestimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn sie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern seyen zu arm,

um ſie ernähren zu können. Sie wurden in die Militärcolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Koſacken die Kinder auf der Straße auf. Man ſah im Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter ſich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wagen warfen, auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zuſammengepackt nach Minsk abgeführt wurden.

Auch begannen jetzt die Maßregeln, durch welche der katholiſche Glaube ebenſo geſchwächt und zuletzt vernichtet werden ſollte, wie die polniſche Nationalität. Schon 1828 war durch kaiſerlichen Ukas vom 22. April das griechiſch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben worden. Alſo ſchon damals ging der Czar darauf aus, die ſ. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängſt mit der römiſchen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die urſprünglich zur griechiſchen Kirche in Conſtantinopel gehört hatten, ſeiner ruſſiſchen Staatskirche einzuverleiben. Dies wird noch mehr beſtätigt durch die auffallende Vernachläßigung der katholiſchen Kirche. Im Königreich Polen ſowohl wie in den altpolniſchen Provinzen waren faſt alle biſchöflichen Sitze erledigt und die kaiſerliche Regierung ſchleppte abſichtlich die Wiederbeſetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint ſey, und nahm ſich mit der größten Aengſtlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiſer auch nur den Vorwand leihen konnte, der katholiſchen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbiſchöfliche Sitz von Warſchau und auch die biſchöflichen von Kaliſch, Sandomir, Auguſtowo nicht beſetzt waren, übernahm Gutkowski, Biſchof von Podlachien, die Leitung des polniſchen Klerus, um ihn aufs dringendſte von der Theilnahme an der Revolution abzumahnen. Und Papſt Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apoſtels beſtiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Aber es half nichts. In den altpolniſchen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöſter aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald ausſterben zu müſſen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unſerer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denſelben ent-

riſſen und dem ruſſiſchen Ritus übergeben. Daſſelbe Schickſal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöceſen eine andere Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu beſitzen, auf größere Ortſchaften einſchränkte, während auch für die kleinſten nicht unirten Gemeinden Kirchen da ſeyn mußten. Im Jahre 1835 wurden alle unirten Prieſterſeminare aufgelöst und die jungen Prieſter gezwungen, in St. Petersburg zu ſtudiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein neues, weſentlich ſchismatiſches Miſſale aufgenöthigt und ältere katholiſche Einrichtungen, Predigt, gemeinſamer Geſang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Roſenkranzes und hauptſächlich das „Kirchengebet für den Papſt" verboten. Nur für den Kaiſer allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianiſche Kalender, den die Unirten brauchten, abgeſchafft und durch den julianiſchen verdrängt, den veralteten, aſtronomiſch falſchen, den Rußland beibehalten hatte.

Nach ſolchen Vorbereitungen that Kaiſer Nicolaus den letzten Schritt, berief eine Synode der unirten Biſchöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieſelbe die Einverleibung der unirten Bisthümer in die ruſſiſche Staatskirche beſchließen. Die Verſammelten waren durch Gunſt, Orden und Geld beſtochen oder von Todesſchrecken gelähmt. Nie ſah die Welt ein ſchändlicheres Gaukelſpiel als dieſe Kirchenverſammlung, der als ruſſiſcher Kommiſſär der Ruſſe Prataſof präſidirte, und die im Uebrigen ein Deutſcher, Namens Schröder, Luzynski, Biſchof von Polock, und Siemazko, Biſchof von Lithauen, leiteten, zwei Judaſſe, die den Heiland ſelbſt verkauft hätten. Der h. Vater hat bald nachher in einer würdevollen Allocution von dieſen Abgefallenen geſagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen ſo tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens geſtürzt ſind."

Die griechiſche Kirche kennt keine Predigt, ein Hauptgrund, aus welchem ſie ſo ſehr entgeiſtet und zu einem bloßen Ceremoniel herabgeſunken iſt. Der ruſſiſche Prieſter (Pope) iſt in der Regel

der unwissendste Mensch, betrinkt sich wie der gemeinste Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, sowie er aber das Priestergewand wieder angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geistlichkeit selbst unter dem langen Druck geistig verwahrlost worden war, so behielt sie doch, so lange sie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Aussicht, vom Abendland her wieder Geist zu empfangen. Von nun an aber war sie dem Stumpfsinn des russischen Popenthums verfallen und die römische Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiser noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Gutkowski mitten im Feuer der Revolution zum Gehorsam gegen den Kaiser gemahnt, so empfing er dafür keinen Dank. Das Ansehen, welches er durch seine Tugenden unter dem polnischen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Der Kaiser ließ ihn festnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloster stecken, 1841. Hierauf verlangte der russische Gesandte vom Papst, er solle einen gewissen Pulawski als Erzbischof von Mohilew bestätigen. Dieser Pulawski war eine eben solche Kreatur wie Luzynski. Aus Sorge, daß seine Weigerung den Kaiser reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papst mit bittrem Schmerze nach. Nun wurde zwar die katholische Kirche in Polen als solche noch ferner geduldet, aber die Wirksamkeit der katholischen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den schwersten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemischter Ehe taufen. Im Jahre 1841 verloren die katholischen Bischöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold gesetzt. Ueberall wurden denselben russische Bischöfe zur Seite gegeben, wie früher schon in Warschau, so jetzt zu Sandomir, Kalisch und Lowicz. Polen mußte nun auch den russischen Kalender annehmen.

Jetzt erst überzeugte sich der Papst, daß seine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden sey, um ihn gewissermaßen als Mitschuldigen des Czaren oder als gänzlich ohn-

mächtig erſcheinen zu laſſen. Am 22. Juli 1842 ſprach ſich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Conſiſtorium feſt und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Argliſt Rußlands aus. Im Winter 1846 hielt ſich die Kaiſerin von Rußland ihrer Geſundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiſer, indem er ihr nachreiste, auch nach Rom und beſuchte am 13. Dezember den greiſen Papſt, der ihn mit hoher apoſtoliſcher Würde empfing. Man ſagt, als der Kaiſer die Wahrheit deſſen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede geſtellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet und ihm die Originalien vorgelegt. Der ganze Beſuch hatte nur den Zweck, vom Kaiſer von Rußland den Schein einer feindſeligen Geſinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholiſchen Europa zur Schau zu ſtellen, was nicht vorhanden war. Die katholiſche Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholiſchen Großſtaaten, Oeſterreich und Frankreich, thaten keine Einſprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil ſowohl Metternich als Ludwig Philipp in Kirchenſachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt anſahen.

Die proteſtantiſche Preſſe in Deutſchland zeigte wenig Mitleid mit der katholiſchen Kirche in Rußland und ließ ſogar hin und wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papſtthum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieſer Preſſe und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rückſicht auf das benachbarte und verwandte proteſtantiſche Königshaus in Preußen. Die Verfolgung der Lutheraner in den deutſchen Oſtſeeprovinzen begann 1841. Der ruſſiſche Biſchof von Riga ließ die lettiſchen Bauern überreden, wenn ſie zur ruſſiſchen Staatskirche überträten, würden ſie von allen Frohnen und Laſten befreit und mit Gütern beſchenkt werden. Da man den Wunſch des Kaiſers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. So geſchah es, daß nach verſchiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder

20,000 zur russischen Kirche übertraten. Waren sie einmal übergetreten, so konnten sie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Erst im October 1845, nachdem schon viele tausend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin erklärt wurde, niemand solle ferner gezwungen werden, seinen Glauben zu ändern, auch dürfte er sich keinen ökonomischen Vortheil davon versprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten und dürfe auch niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei schwerer Strafe. Weder von Seiten einer lutherischen Macht in Deutschland und Skandinavien, noch auch von der deutschen und skandinavischen Presse wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Protest erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wieder in einem scheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands und so sehr das kirchliche Bewußtseyn unter den Lutheranern abgeschwächt oder schon ganz erstorben.

Sogar den Juden sollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukas von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdische Tracht, Haarlocken ꝛc. abzulegen und sich ganz wie Russen zu kleiden.

Auch die armenische Kirche hatte sich der russischen Gewalt beugen müssen. Der armenische Patriarch Nardes zu Etschmiadsin am Ararat unter russischer Hoheit, brachte auch alle schismatischen Armenier unter türkische Hoheit und in Constantinopel selbst dahin, die Autorität des griechischen Patriarchen in Constantinopel nicht mehr, und statt dessen die seinige anzuerkennen. Auch änderte er die Tracht der armenischen Geistlichen auf russische Manier.

Die große christliche Sekte der Maroniten im Libanon ist mit der katholischen Kirche des Abendlandes unirt und insofern dem Griechenthum ein Dorn im Auge. Frankreich aber war von jeher der Beschützer dieser Maroniten. Konnte nun die griechische, d. h. russische Partei den Maroniten auch nicht direct zu Leibe, so desto besser indirect, und auf eine äußerst geschickte Weise wurde zugleich der Haß der halb heidnischen, halb muhamedanischen Drusen gegen

lich die Preußen zu verlaſſen. Friedrich aber übte ſo viele Gewalt über die Seele des ruſſiſchen Feldherrn, daß dieſer lieber ſein Leben wagen, als den großen Friedrich in dieſem wichtigen Augenblick verrätheriſch im Stich laſſen wollte. Er verſchob die Bekanntmachung des ihm zugekommenen Befehls noch drei Tage und blieb im Lager ſtehn. Dieſe Zeit benutzte Friedrich, die Oeſterreicher anzugreifen und zu ſchlagen, am 21ten Juli. Eben ſo glücklich waren Prinz Heinrich, welcher die Reichsarmee am 29ten October bei Freiburg in Sachſen ſchlug, und Ferdinand von Braunſchweig, der über die Franzoſen mehrere kleine Siege, hauptſächlich bei Grebenſtein und Lutterburg davontrug.

Da ſahen die Feinde Friedrichs endlich, daß ſie ihn nicht überwinden könnten, und ihre Kaſſen waren zu erſchöpft, als daß ſie den koſtſpieligen Krieg weiter hätten fortſetzen können. Sie ſchloſſen alſo auf dem ſächſiſchen Luſtſchloß Hubertsburg am 15ten Februar 1763 Frieden. Friedrich blieb im Beſitz aller ſeiner Länder, und der Anſchlag gegen ihn war nicht nur völlig geſcheitert, ſondern Preußen ging ſogar aus dem ſiebenjährigen Kriege ſtärker und glänzender als je hervor. Es hatte ſeine Kraft ſiegreich erprobt, ſich einen furchtbaren Namen gemacht, und während es früher nur eine Hauptmacht in Deutſchland geweſen, ſich zu einer Hauptmacht in Europa gehoben.

Nach dieſem wunderbaren Kriege trat in Europa tiefer Frieden ein. In den Fürſten erwachte zum Theil eine väterliche Liebe zu ihren Unterthanen, und ein großmüthiger Wetteifer, ſie zu beglücken; theils waren einige Höfe, vorzüglich der franzöſiſche, ſo in wohllüſtige Schlaffheit verſunken, daß die Politik keine Thatkraft mehr hatte. Dort ſicherte Wohlleben, hier Schwäche den Friedenszuſtand. Am thätigſten waren Friedrich II., Maria The-

ihre maronitiſchen Nachbarn, die Neigung der Pforte, ſich wieder im Libanon feſtzuſetzen, und die Eiferſucht Englands gegen den franzöſiſchen Einfluß im Orient benutzt, um die armen Maroniten ins Verderben zu ſtürzen. Die Druſen zwangen durch ihre Gewaltthaten die Maroniten, zu den Waffen zu greifen, und im April 1845 widerhallte das Gebirge von Kampfgetümmel. Viele, man ſagt 150 Dörfer gingen in Flammen auf. Die Berichte erzählten von unmenſchlichen Greueln.

Durch die ganze lange Regierung des Kaiſers Nicolaus zieht ſich ein Grundgedanke. Rußlands Unterthanen ſollten ſämmtlich in eine homogene Maſſe verſchmelzen mit ruſſiſcher Sprache und ruſſiſch-griechiſchem Glauben. Das Erlernen der ruſſiſchen Sprache wurde durch wiederholte Ukaſen in den deutſchen Oſtſeeprovinzen, wie in Polen, eingeſchärft, und zur Bedingung des Staatsdienſtes gemacht. Wer eine Ruſſin heirathete, deſſen Kinder mußten in der ruſſiſchen Kirche erzogen werden. Allein das Syſtem des Kaiſers war ſchwer durchzuführen. Die Indolenz der Altruſſen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu vertreten. Er mußte die Deutſchen in den höchſten Aemtern behalten, Neſſelrode für die Diplomatie, Diebitſch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die vom europäiſchen Weſten entlehnte Einrichtung im Staate um ſo weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centraliſiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchaliſchen Formen war daher unmöglich und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altruſſenthum fremdartigſten Anſtalten, kamen erſt recht in die Blüthe. Thatſächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maaße zugenommen, in welchem Kaiſer Nicolaus dem ruſſiſchen Nationalcharakter ſchmeichelte. Wenn deutſcher Ernſt hätte vorwalten dürfen, würden Diebſtahl und Unterſchleif eine ſo ungeheure Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blaſius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem ruſſiſchen Gouvernement die Millionen, die der Kaiſer den Nothleidenden geſendet, in den Taſchen der Beamten verſchwunden ſeyen und der Hunger fortge-

wüthet habe. Sehr bezeichnend für russische Zustände ist die Sage (wenn es nicht etwa Thatsache ist), daß der Kaiser zwanzig Jahre lang ein großes Hospital unterhalten habe, was nur auf dem Papier existirte und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taschen des Gouverneurs verschwanden. Wie selbst Ehrengeschenke des Kaisers, Dosen, Uhren, Brillantringe ꝛc. von seiner nächsten Umgebung verfälscht und die echten zurückbehalten, nur die falschen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben so bekannt sind die ungeheuren Unterschleise bei der Armee. Nicht nur herrschte bei der Aushebung der Recruten die größte Willkür und Bestechlichkeit, sondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiser bezahlt, als vorhanden waren. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung so viel entzogen, als General und Oberst von den für jedes Regiment bestimmten Geldern für sich selbst behalten wollten, eine allbekannte Ursache der großen Sterblichkeit unter den russischen Truppen. Daher auch schon 1824 ein blutiger Aufstand in den Militärcolonien und 1832 ein noch weit blutigerer, dessen Details aber im tiefsten Dunkel gehalten worden sind.

Den abscheulichsten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Pächter befindlichen Branntweinfabrikation. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem Staate, der ein Monopol daraus machte, den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Das größte Unglück für die Leibeigenen war überhaupt das Pachtsystem. Die vornehmen Russen leben in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überlassen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an speculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuten und plündern, um selbst reich zu werden, und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbarische Art in Anspruch nehmen.

5.

Mehemet Ali.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hospodare der Moldau und Walachei ſtanden unter ruſſiſchem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Miloſch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürſten erklärt und auch hier durfte ſich kein Türke mehr blicken laſſen außer in den Grenzfeſtungen Belgrad und Widdin. Dagegen ſtellte Redſchid Paſcha das Anſehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge beſtach und liebkoste, lockte er ſie zu einer Zuſammenkunft, im Auguſt 1830, und ließ ſie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätheriſch überfallen und maſſacriren, darunter Omer Brione, Arslan und Bely Bey.

In Griechenland regierte Capodiſtrias eigentlich nur als ruſſiſcher Statthalter, ſchuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit ſeinen Bedienten, ruſſiſchen Agenten und allerlei fremdem Geſindel beſetzte, und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkiſcher Herrſchaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, ſollten jetzt dem Staate 25 Procent ſteuern, der Handelsſtand ſich einen Zollaufſchlag von ſechs Procent gefallen laſſen. Angeſehene Griechen, die ſich tadelnd ausſprachen, wurden verhaftet und beſtraft. Da empörten ſich die Inſelgriechen, verſagten dem ruſſiſchen Grafen den Gehorſam und Hydra wurde Sitz der Oppoſition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzoſen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er ſich zu Nauplia mit Liſt des alten Pietro Mauromichalis, ſeines Sohnes und zweier ſeiner Brüder und hielt ſie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der ruſſiſchen Flotte landen, um ſicherer zu ſeyn. Da ſpielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen böſen Streich, bemächtigte ſich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechiſchen Staatsflotte, der Fregatte Hellas,

zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte sie nach Hydra. Der russische Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber steckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühsam zusammengebrachte Geschenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatten diese Flotte gegeben, der Russe sollte sie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral versprach sie ihr, aber Capodistrias blieb unerbittlich. Da schwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des russischen Grafen herab und drei Wochen später, am 9. October, wurde Capodistrias von Constantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohn Pietros, bei seinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren seine Gefangenen, aber unter Bewachung in die Kirche gelassen worden und heimlich bewaffnet gewesen. Der Gemordete starb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erschlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Augustin Capodistrias, übernahm die Regierung, ohne von der Gegenpartei anerkannt zu werden. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schicksal Griechenlands entscheiden sollte. Da räumte Augustin das Feld und schiffte sich ein. Die beiden Westmächte waren entschlossen, Griechenland dem russischen Einfluß zu entziehen und einen Fürsten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechischen Thron zu bringen. Da es sich aber nur um ein kleines ohnmächtiges Reich handelte, welches Rußland nie gefährlich werden konnte, so hatte Rußland nichts dagegen.

König Ludwig von Bayern ließ sich aus poetischer Begeisterung für das schöne Hellas bewegen, die griechische Krone für seinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und sogar Opfer dafür zu bringen. Durch das Londoner Protocoll vom 18. Februar 1832 wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für seine Regierung; Bayern verpflich-

tete ſich zur erforderlichen Ausſtattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (ſehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen ſollte. Inzwiſchen raubte Kanaris zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde mit Jubel empfangen; auch der alte Kolokotronis kam herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des erſten Kuſſes folgte aber bald ein bitterer Nachgeſchmack. Als die Regierung am 13. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöste, um dem Klephtenunweſen den Todesſtreich zu verſetzen, rebellirten dieſe Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzoſen vollends Morea verließen. Die neue Verwaltung der bayriſchen Beamten erregte auch nur Mißfallen durch minutiöſe Beſtimmungen und Schreibereien, durch künſtliche Organiſationen, die ſich einem wilden Naturzuſtand nun einmal nicht ſo geſchwind aufkleben ließen. Endlich ſtellte ſie zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechiſchen Luft gönnte. Es wurde daher der ruſſiſchen Partei leicht, eine ſtarke Oppoſition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verſchwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der bayriſchen Verwaltung Streit unter ſich ſelbſt, und die Confuſion wurde noch durch die Intrigue des engliſchen Geſandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten ſich die Mainotten, wollten ſich nicht entwaffnen laſſen und ſchlugen die bayriſchen Truppen zurück.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung ſelbſt an, nachdem er die Reſidenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er ſich einen Palaſt bauen und eine Univerſität errichten. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands beſſer im Auge. Indeſſen war es ihm beim beſten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas anderm zu machen, als was ſie einmal waren. Eben ſo wenig vermochte er die Zudringlichkeiten der fremden Geſandten abzuwehren. Er vermählte ſich 1837 mit der Prinzeſſin

Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelst Steuern und Zöllen die Zinsen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerst drohte Rußland, worauf die russische Partei in Griechenland, Kalergis, Kanaris ꝛc. eine Revolution machte (3. September 1843) und alle Bayern und Fremden aus dem Civil- und Militärdienst vertrieb. Wieder einige Jahre später drohte England und blokirte die griechischen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß Griechenland nie zu Kräften kommen konnte, war Englands und Rußlands Absicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemet Ali von Aegypten hatte für den Beistand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleistet, die große Insel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war so von einheimischen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinasien, und den Schwerpunct der türkischen Macht von Constantinopel hinweg mehr südwärts zu rücken, war das Trachten des schlauen Greises in Kairo. Unter dem Vorwand, seinen nächsten Nachbar, den rohen Abdallah, Pascha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu strafen, schickte er seinen Pflegesohn Ibrahim im Herbst 1831 mit einer Armee aus. Dieser belagerte den Pascha, konnte die feste Stadt nicht einnehmen, besetzte aber die Küste bis zum Gebirge Libanon, seine wahre Absicht verrathend. Osman, Pascha von Tripolis, der sich ihm widersetzte, wurde bei Alexandretta geschlagen. Endlich fiel auch Acre. Der erzürnte Sultan rüstete eine Armee unter Hussein Pascha, unterdeß hatte Ibrahim schon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Hussein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch diesem eine schreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezier Redschid Pascha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde am 21. Dez. bei Konieh von Ibrahim überfallen, geschlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Constantinopel selbst bedroht, fürchtete einen Aufstand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen

ſollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frankreich um Hülfe. Rußland ſchickte eine Flotte vor Conſtantinopel. Frankreich ſchickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eiferſucht, um die Ruſſen wieder zu vertreiben. Da indeß die franzöſiſche Vermittlung von Mehemet Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als ſich nochmals an Rußland zu wenden, das nun ſogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Conſtantinopel) ſchickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erſt als auch eine ſtarke engliſche Flotte anlangte und mit der franzöſiſchen vereinigt die Ruſſen anzugreifen drohte, zogen ſich dieſe wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgeſetzt. Mehemet Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der Sultan in dieſem Handel offenbar von den Weſtmächten verkürzt worden war, ſchloß er ſich enger an Rußland an und ſicherte dieſem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skeleſſi (8. Juli) zu, daß nur ruſſiſche Kriegsſchiffe die Dardanellen ſollten paſſiren dürfen.

Im Jahr 1834 empörten ſich die Kurden, Hafis Paſcha beſiegte ſie und nahm eine feſte Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptiſch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte und ſelbſt der engliſche Geſandte in Conſtantinopel, Lord Ponſonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müſſen, weil er hoffte, die Türken würden ſiegen und nichts in der Welt werde ſicherer den ruſſiſchen Einfluß beſeitigen, als die Wiederkehr des türkiſchen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber ſchon in der erſten Schlacht, bei Niſib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Hafis von Ibrahim total geſchlagen.

Nur ſechs Tage ſpäter ſtarb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch ſtolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich ſeinem erſt ſiebenzehnjährigen, unerfahrenen, ſanften und verzärtelten Sohne Abdul Medſchid. Man kann nicht leugnen, daß der erfahrene Mehemet Ali geeigneter erſchien, das türkiſche Reich zuſammenzuhalten und neu zu kräftigen,

als der junge Abdul. Von dieſer Anſicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerſtarkung der Türkei verhindern, ſondern auch England, jenes nur zu Lande, dieſes nur zur See die Levante beherrſchen. Den Türken ſelbſt ſchien der Untergang des Hauſes Osman ſo nahe, daß der Kapudan Paſcha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgeſandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen ſeinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemet Ali überzugehen. Sein Beiſpiel würde noch von andern nachgeahmt worden ſeyn, wenn die europäiſchen Großmächte dem Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Nur Frankreich erklärte ſich für Aegypten. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatiſchen Verwicklungen. Da ſich aber Oeſterreich nicht auf die franzöſiſche Seite ziehen ließ, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skeleſſi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die ſeinigen, die Dardanellen paſſiren ſollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und verſprach, demſelben ſogar Syrien, was er ſchon hatte, nebſt der Inſel Kreta wieder zu entreißen. Damit ſtimmten Oeſterreich und Preußen überein und dieſe vier Mächte ſchloſſen den entſprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich ſträubte ſich, drohte ſogar mit einem europäiſchen Kriege, ließ ſich aber ohne Mühe beſänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und ſeine Rüſtungen ſollten ihm nur dienen, durch eine ſtärkere Militairmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient ſchnell durchgeſetzt. England und Oeſterreich ſchickten Truppen nach Syrien. Am 10. October 1840 ſchlug dieſe kleine Schaar, mit Türken und Druſen vereinigt, und von General Jochmus, einem geborenen Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann ſtark das ſieggewohnte Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab ſich das feſte St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeſeite, wobei ſich der junge Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieſer hoffnungsvolle Jüngling ſtarb aber bald

nachher. Der alte Mehemet Ali ſah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte ſich ſchon am 27. November in die Londoner Beſchlüſſe und gab Syrien und Kreta, ſo wie auch die türkiſche Flotte dem Sultan zurück.

Der junge Sultan ſchwankte zwiſchen der alttürkiſchen und der Reformpartei, daher ein ſteter Wechſel der Großveziere und Miniſter. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redſchid Paſcha ſtand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (ſpäter Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Conſtantinopel fand. Damals (1842) gelang es, den ruſſenfreundlichen Fürſten Miloſch aus Serbien zu verdrängen und den Fürſten Alexander, Sohn des Czerni Georg, an ſeine Stelle zu ſetzen.

In Aegypten dankte der alte Mehemet Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reiſe in ſeine Vaterſtadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nachfolger Ibrahim machte eine Reiſe nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Poſt nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiſer Nicolaus den Krieg im Kaukaſus unabläſſig fortſetzen. Allein wie viele auserleſene Armeen unter trefflichen Führern er auch ausſandte und wie viel Geld er ſpenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu beſtechen und Zerwürfniſſe unter den Gebirgsbewohnern ſelbſt zu nähren, ſo gelang ihm doch nichts. Unter den Tſcherkeſſen war ein Prophet aufgeſtanden, Kaſi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte, und der ruſſiſche Statthalter in Transkaukaſien, Yermoloff, bekriegte ihn ſchon 1825 von Tiflis aus, aber erſt 1831 gelang es dem General Roſen, ihn in einer Schlacht bei Himry zu beſiegen. Kaſi Mullah fiel hier von unzähligen ruſſiſchen Kugeln durchbohrt, aber ſein treuer Genoſſe Schamyl erbte ſein Anſehen und ſollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen. Jedes Jahr wurden die Ruſſen in den Forts, die ſie zum Schutz der durch den Kaukaſus führenden Landſtraße errichtet, von den Tſcherkeſſen angegriffen und oft geſchlagen. Die Eroberung von Aghulko, Schamyls himmelhoher und kaum zugäng-

licher Felsenfeste, gelang 1839 dem russischen General Grabbe. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verschwunden, um bald darauf den Russen wieder schreckliche Schläge zu versetzen, besonders im Jahr 1841, in welchem die russische Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer schweren Niederlage endete. Da ernannte Kaiser Nicolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukasus. Allein auch dieser begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein massenhaftes Niederschlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Bestechungsversuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürst der Seinen, blieb immer im Besitz seiner Berge.

Ebenso mißlang ein Angriff, den der Kaiser im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa ist eine große Oase mitten in den Wüsten im Westen des caspischen Meeres und im Süden des Aralsees. Hier hatte der tatarische Chan Alla Kul Sklavenhandel mit geraubten russischen Unterthanen getrieben, und der Kaiser wollte ihn strafen. Chiwa war ihm aber besonders wichtig in Bezug auf die von Indien her sich immer mehr ausbreitende Herrschaft der Engländer. Eben damals (1839) hatten die Engländer Thronstreitigkeiten in Afghanistan benutzt, um Kabul zu besetzen. Ein russisches Heer unter Perowski zog mit vielen tausend Kameelen gegen Chiwa aus, um mittelst dieser Thiere die Sandwüsten besser zu passiren, aber die Thiere erfroren im Schnee und mit ungeheuren Verlusten (von 20,000 Menschen, 10,000 Kameelen) mußten die Russen umkehren.

reſia und Katharina II. Sie glänzen faſt allein in jener Zeit. Der Einfluß Rußlands auf Europa ward durch die geiſtvolle und unternehmende Katharina ſchnell befördert. Nachdem ihr ſchon die ſchwediſchen Provinzen an der Oſtſee gehörten, dachte ſie auf Eroberung eines Theils von Polen, um ſich ſo immer weiter gegen Weſten auszubreiten. Der polniſche Thron ward im Jahr 1762 durch den Tod Auguſts III. erledigt, und der ruſſiſche Einfluß ſiegte jetzt bei den uneinigen polniſchen Großen über den ſächſiſchen. Unter Katharina's Schutz wurde Stanislaus Poniatowsky König. Zwei Jahre ſpäter, 1765, ſtarb Franz I., und ſein noch unmündiger Sohn, Joſeph II., wurde Kaiſer, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Maria Thereſia, die den Sohn regierte, wie ſie den Vater regiert hatte. Auch ſie warf den Blick auf das durch innere Zwietracht und Haß der Großen zerrüttete Polen, und Friedrich nicht minder. Die drei Mächte, Rußland, Oeſterreich und Preußen verſtändigten ſich daher bald, Polen zur guten Beute zu machen, und ſich jedes ein Stück davon wegzureißen. Man muß über dieſe räuberiſche Politik um ſo mehr erſtaunen, als Oeſterreich ganz dasſelbe that, was es an Ludwig XIV. nicht hatte dulden wollen, und Preußen, was es mit ſo vielem Recht in Bezug auf ſich ſelbſt verhindert hatte. Dieſelben räuberiſchen Angriffe, die ſie für ſo himmelſchreiendes Unrecht ausgerufen hatten, begiengen ſie jetzt ſelbſt. Polen wurde zerriſſen, ſein König behielt einen Theil, drei Theile fielen an die Nachbarn. Die Polen ſahen ſich durch Uebermacht gezwungen, ohne Gegenwehr einzuwilligen, und dieſe erſte Theilung Polens ging 1773 vor ſich, ohne daß der europäiſche Frieden im mindeſten geſtört wurde.

Drittes Buch.

Gährung in Deutschland.

1.

Unterdrückung des Patriotismus.

In der gewaltsamen Unterdrückung des deutschen Patriotismus im Volk durch die damaligen deutschen Fürsten lag ein schwerer Fluch.

Der Bundestag in Frankfurt a. M. hatte gar keine Bedeutung. Niemand konnte bei ihm Recht finden. Die hessischen Domainenkäufer, denen der Kurfürst die Domainen ohne Entschädigung wieder abnahm, wurden vom Bundestag abgewiesen. Die so wichtige Bundesfestung am Oberrhein wurde nicht gebaut. Das dafür aus den französischen Contributionen bestimmte Geld bekam der Jude Rothschild zu 2½ Procent, zum Lohn für die Anleihen, zu denen er immer bereit war.

Hier trifft Oesterreich die Hauptschuld. Der Reichthum des Landes blieb unbenutzt, Mauthen sperrten nicht nur Oesterreich, sondern auch im Kaiserstaate selbst eine Provinz von der andern ab. Die Donauschiffahrt, der Triester Hafen blieb unbenutzt. Russen durften sich der Donaumündungen, Engländer der Dampfschiffahrt zwischen Triest und Venedig bemächtigen. Dabei machte Oesterreich

mitten im Frieden Schulden über Schulden. Rothschild*) borgte ihm nach und nach ungeheure Summen, durch die er das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte. Mit diesem Borgen steigerte sich zugleich der Schwindel des Börsenspiels. Dem natürlichen Sinne mußte sich das Schuldenmachen bei Rothschild als eine kolossale Unnatur, als das systematische Aussaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Parasiten darstellen und die Herrschaft eines Juden über die christlichen Kaiser und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc. alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts anderm führt, als daß die Staatsschulden immer kolossaler anschwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zusammenhäuft, so ist das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer niemand mehr wird täuschen können. Unter dem Schutz der reichen jüdischen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, sich in die höchste Gesellschaft eindrängten, tauchte auch das für die letzten vier Jahrzehnte so charakteristisch gewordene jüdische Literatenthum auf.

Der katholische Charakter der Monarchie war nur noch äußerer

---

*) Gegründet von Mayer Amschel, der von seinem Hause in Frankfurt „zum rothen Schild" benannt wurde. Nach seinem Tode 1812 vertheilten sich seine fünf Söhne in fünf große Häuser zu Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel, und mehrten ihren Reichthum ins Fabelhafte, sofern sie fast allen Staaten zu hohen Procenten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Curs verkauften, den Curs plötzlich sinken ließen, die werthlosen Papiere dann wieder kauften, wieder steigen ließen und verkauften. Sie brauchten, um eine Steigung und Nachfrage nach den Papieren zu bewirken, nur durch ihre Agenten eine kleine Parthie Papiere zu kaufen, so wollte alle Welt kaufen, und umgekehrt, wenn sie verkauften, wollte alles verkaufen. Zudem hatten sie überall ihre Agenten, erfuhren alle Staatsgeheimnisse zuerst und erhielten die Nachricht davon früher durch Taubenposten, später durch Telegraphen, eher, als jeder Andere, so daß sie, wenn die Staatspapiere fallen mußten, zuvor noch rasch verkaufen konnten, oder aber kaufen, wenn ein Steigen der Papiere bevorstand. Vgl. den Artikel Rothschild in J. Meyers Conversationslexikon, Supplementband V.

Schein. Der Klerus war gesättigt mit Fleisch unter der Bedingung, keinen Geist zu haben. So das ganze Volk.

Desto mehr rühmte man sich des Geistes in Preußen. Hier glühte die Begeisterung der Kriegsjahre noch fort und hoffte man noch. Friedrich Wilhelm III. versprach am 22. Mai 1815 eine „Repräsentation des Volks," hielt aber sein Versprechen nicht, und sah bald, wie Kaiser Franz, sowohl die patriotischen als ständischen Bestrebungen für Eingriffe in die Souverainetätsrechte der deutschen Fürsten an. Görres wurde angeklagt, sein Rheinischer Merkur verboten. Schmalz, der ein Buch gegen die Patrioten schrieb, bekam einen Orden. Das erbitterte die preußische Jugend, die nach Jahns Vorgang fast in allen Städten zu turnen anfing, und besonders die Studenten auf den Universitäten. Die von Jena feierten am 18. Oct. 1817 die dreihundertjährige Feier der Reformation auf der Wartburg, und hier verbrannte der junge Maßmann einige den Patrioten verhaßte Bücher jener Zeit und einen Corporalstock, einen Schnürleib und einen Zopf als Sinnbilder einer Vergangenheit, die nicht wiederkehren sollte.

Nun mischten sich auch die Russen ein. Nicolaus, Bruder des Kaiser Alexander, hatte Friedrich Wilhelms III. Tochter Charlotte geheirathet und der preußische Hof wurde mit dem russischen immer intimer. Ein russischer Staatsrath Stourdza klagte öffentlich den Geist der deutschen Universitäten als rebellisch an. Ein andrer russischer Staatsrath, der weltberühmte Theaterdichter Kotzebue, schrieb von Weimar aus an den russischen Kaiser regelmäßige Bulletins über deutsche Zustände, worin er die edelsten deutschen Männer verdächtigte. Eins dieser Bulletins wurde aus der Druckerei entwandt und von Professor Luden bekannt gemacht. Ein Schrei des Unwillens ging durch ganz Deutschland und ein frommer Jüngling, der in Jena studirte, Sand aus Wunsiedel, folgte Kotzebue nach Mannheim, wo er sich gerade aufhielt, und stach ihn mit einem Dolche nieder, am 23. März 1819. Der Mörder wurde hingerichtet, von der öffentlichen Meinung tief betrauert. — Die Commission nahm viele Verhaftungen vor und häufte Berge von Acten

auf, entdeckte aber die große Verschwörung nicht, weil es keine gab. Arndt in Bonn, Fries in Jena wurden abgesetzt, Oken ging nach der Schweiz, Görres mußte eben dahin flüchten. Viele treffliche junge Männer schmachteten im Kerker oder mußten nach Amerika entfliehen. Die alten Patrioten am preußischen Hofe, Wilhelm von Humboldt, Boien, Grolmann ꝛc. wurden entlassen. Hardenberg blieb, weil er sich dem russischen Einfluß fügte. Den die Dinge leitenden Männern kam alles darauf an, in Preußen die Schwärmerei für das große deutsche Nationalinteresse und zugleich die fromme Erhebung in der Jugend zu unterdrücken. Am 18. Oct. 1818 hatten Abgeordnete von fast allen deutschen Universitäten in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet, die das Wort „christlich-deutsch" auf ihre Fahne schrieb.

Dem sollte nun in Preußen gesteuert werden durch eine ganz entgegengesetzte Begeisterung für eine unchristliche Philosophie und eine undeutsche Wissenschaft. Schon im Jahr 1818 war der Philosoph Hegel nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verstorbenen Fichte, und empfahl sich der damaligen Hofpartei durch die geschickte Art und Weise, mit welcher er der studirenden Jugend ihre „christlich-deutsche" Begeisterung ausredete. Kaum hat je in der altrömischen Kaiserzeit ein Hofsophist so gut seinen Platz auszufüllen und den Schein philosophischer Geistesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter seinen Schülern die Hoffahrt der Selbstvergötterung bei, indem er lehrte, Gott existire nur im Ich des Menschen. In dieser Hoffahrt wandte sich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringschätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel: „alles Wirkliche ist vernünftig" und wandte das auf die bestehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich schmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutsche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantasten lächerlich machte. Andere Gelehrte vertieften die Jugend in Studien, die dem Patrio-

tismus so fern als möglich lagen. Der einflußreichste unter den Gelehrten Berlins war Alexander von Humboldt, dessen Ruhm als Reisender und Naturforscher sich über den ganzen Umfang der Erde erstreckte, der Liebling des Königs und das Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des französischen Instituts und sofern er selbst lieber französisch als deutsch schrieb, im eminentesten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugweise, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz" erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wissens mehr gelten sollte, als die alte Einfachheit und Tugend des martialischen Preußenthums. Diese Tendenz erstreckte sich sogar auf die tapfere Armee. Es wurde in Berlin Mode, selbst noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorlesungen von Professoren laufen zu sehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher sagte: ich danke Gott, daß ich Feldmarschall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr bestehen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Akademie wiederholt lesen muß, wie die gelehrten Herrn am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts besseres Reden zu halten wußten, als über den „Fötus des Affen" oder über „eine neuentdeckte Art Springhaasen" und dergleichen. Dazu gesellte sich in Berlin ein wahrhaft entnervender Götzencultus, einer kriegerischen Nation wenig würdig, widrige ästhetische Wollüstelei, und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Posto zu fassen, und sich durch die s. g. Rahel und Varnhagen von Ense an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen.

2.

Die neuen Landstände.

In den vormaligen Rheinbundstaaten gab man Verfassungen nach dem Muster der französischen Charte und erreichte den Zweck, denn die Bevölkerungen wandten sich hier wirklich, nachdem alle

nationalen Hoffnungen vereitelt waren, mit Widerwillen von Preußen und Oesterreich ab und wollten gleich den französischen Liberalen, stat. der nationalen Größe nach außen wenigstens die Freiheit im Innern ausbilden. Daß das alles in französischer Form geschah und neue Sympathien für Frankreich weckte, war für den deutschen Nationalgeist noch demüthigender als alles, was man in Karlsbad beschlossen hatte.

Zwar forderten die Württemberger, als ihr tyrannischer König sie mit einer französischen Verfassung beschenken mußte, noch in gut deutscher Weise ihr altes ständisches Recht zurück, und nahmen auch nach des Königs Tode 1816 die ihnen von dessen sehr beliebtem Nachfolger Wilhelm I. vorgeschlagene sehr liberale Verfassung nicht an, weil sie auf ihrem alten Recht bestanden. Allein die 1819 vom König und von den Ständen gemeinschaftlich entworfene und verabschiedete Verfassung war doch der französischen viel ähnlicher als der altwürttembergischen und die herrschende Mode der Zeit machte aus allen neuen deutschen Verfassungen und liberalen Oppositionen nur ein schwaches Nachbild der französischen. Die Opposition konnte natürlich nirgend durchdringen, da Metternich es nicht geduldet haben würde. So war fast alles leerer Schein und das einzig Reelle war leider der Wetteifer der Liberalen und Ministeriellen im Zerstören aller noch bestehenden altdeutschen Corporationsrechte und in der Niederdrückung und Verachtung der Kirche, beides noch ganz im Sinne der frühern Rheinbundpolitik.

Bayern, Hannover, Baden und fast alle Mittel- und Kleinstaaten erhielten Verfassungen mit zwei Kammern, aber jede leise Regung von Opposition wurde gleich der Presse unterdrückt. Sachsen behielt seine alten Provinzialstände, Oldenburg gab gar keine Verfassung. Der alte Kurfürst Wilhelm I. von Kurhessen wollte von allem, was seit seiner Verbannung im Jahr 1806 geschehen war, nichts wissen, stellte in seinem Lande alles Alte wieder her, führte bei seinen Truppen sogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den sie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte sich ferner Herr

nennen lassen. Dabei schändete den Kurfürsten der schmutzigste Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern selbst noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden seines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domainen wieder an sich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, schmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfassung für gutes Geld an, erst für 4 Millionen Thaler, dann für die Hälfte und eine zehnjährige Tranksteuer. Die Stände aber lehnten den Judashandel ab. In Baden starb Großherzog Karl 1818, nachdem ihm alle seine Söhne schon im Tode vorangegangen waren. Da ihm nur sein kinderloser Oheim Ludwig nachfolgen konnte und das Aussterben des Hauses bevorstand, hätte der pfälzische Theil Badens an Bayern, der Breisgau an Oesterreich zurückfallen sollen. Die Großmächte zogen es aber vor, Baden fortbestehen zu lassen und die Nachfolge der Grafen von Hochberg, morganatischer Kinder des alten Karl Friedrich, anzuerkennen.

Im Uebrigen blieb jeder Staat im deutschen Bunde vom andern abgesondert und durch Mauthen getrennt. Die freie Rheinschiffahrt stand in der Bundesacte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutsche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte des Wiener Congreßbeschlusses, wonach der Rhein jusqu'à la mer frei seyn sollte, nur bis „aus," nicht bis „ins" Meer übersetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordsee nahe an der deutschen Küste von tunesischen Corsaren vier deutsche (hamburgische, lübische und oldenburgische) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem sah der Bundestag geduldig zu. Zur Ostermesse 1819 vereinigten sich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin sie über die Hemmungen des deutschen Handels bitter klagten, aber sie wurden abgewiesen. Sie stifteten nun einen Handelsverein, dessen Seele Friedrich List von Reutlingen war, damals Professor in Tübingen. Aber die Wiener Ministerconferenz, an die sich der Verein im Winter bittend

wandte, wies denselben als eine „ungesetzliche Verbindung“ ab und nicht minder das Gesuch der Hansestädte um eine deutsche Flagge und um Schutz derselben. List übernahm sich bald darauf in der württembergischen Kammer als Agitator, verfehlte sich in der Form, indem er Beschwerdeschriften drucken ließ, und wurde zur Festungsstrafe verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzog, 1821.

Freiherr von Wessenberg, Verweser des Bisthum Constanz, wollte den gesammten katholischen Episcopat Deutschlands durch eine Art von gallicanischer Kirchenverfassung von Rom unabhängig machen. Die Regierungen aber billigten wohl die Unabhängigkeit von Rom, nicht aber die Föderation der Bischöfe. Der Papst erkannte die Wahl Wessenbergs zum Bischof nicht an, die ehemaligen Rheinbundstaaten des südwestlichen Deutschland hielten aber 1818 eine Conferenz zu Frankfurt am Main und stellten die Kirche völlig unter Vormundschaft des Staates. Freiburg als Sitz des oberrheinischen Erzbisthums, welches einem weltlichen Oberkirchenrath unterstellt wurde, erhielt an seiner Universität die unkirchlichsten Lehrer und wurde ein Hauptsitz des modernen Liberalismus.

Oesterreich und Preußen fürchteten für ihre Bevölkerungen die Ansteckung mit constitutionellen Ideen, drückten daher das Maaß der verfassungsmäßigen Freiheit in den Mittelstaaten tief herab und erfreuten sich dabei der geheimen Zustimmung aller der Fürsten, welche das Anwachsen der liberalen Opposition in ihren Ländern fürchteten, obgleich sie äußerlich selbst mit Liberalismus kokettirten. Der russische Kaiser trieb diese Koketterie am weitesten, weil er sich des deutschen Liberalismus zur moralischen Schwächung Oesterreichs bedienen wollte. Auf der Ministerconferenz in Wien setzten die Mittelstaaten unter russischem Schutz gegen Metternich durch, daß in der s. g. Wiener Schlußacte, durch welche die Bundesacte ergänzt wurde (15. Mai 1820) die Unabhängigkeit jedes einzelnen Bundesstaats ängstlich gewahrt wurde.

In Bayern starb 1825 der alte König Max und sein Sohn und Nachfolger Ludwig durchbrach die Gemeinheit in der Reaction

zuerſt mit großartigen Reformen. Er begnügte ſich nämlich nicht mit den zahlreichen Bauten, durch die er München verſchönerte, mit der Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern er zerſtörte auch die Zollſchranken, indem er zuerſt mit Württemberg einen Zollverein ſchloß, der ſich bald darauf durch Anſchluß Preußens zu dem großen noch beſtehenden Zollverein erweiterte. Sodann war er es auch zuerſt, welcher das ſchlechte Syſtem des Staatskirchenthums durchbrach, die hohe Bedeutung der katholiſchen Kirche für die Völker wieder zur Geltung brachte und den verbannten Görres, den Träger der kirchlichen Idee, an die neue Univerſität in München berief.

Die Julirevolution würde das lockere Deutſchland noch viel mehr erſchüttert haben, als es geſchah, wenn nicht Ludwig Philipp die Bewegung in Frankreich ſelbſt ſo bald als möglich gelähmt hätte. Sie erregte nur einige kleine Tumulte, gereichte aber in den Kammern den liberalen Oppoſitionen zur Stärkung. In Braunſchweig war der junge Herzog Karl, Sohn des bei Quatrebas gefallenen Helden, 1823 zur Regierung gelangt, trieb aber ſolchen Unfug durch Finanzeingriffe, Rechtswidrigkeiten, Gewaltthätigkeiten wider die Unterthanen und grobe Beleidigungen ſeines bisherigen Vormunds, des Königs von England und Hannover, daß der Bundestag ihm vorſchrieb, zwar nicht den Unterthanen gerecht zu werden, aber doch dem König von England Abbitte zu leiſten. Er gehorchte nicht, ſondern ging nach Paris, um dort zu ſchwelgen. Durch die Julirevolution vertrieben, kam er wieder nach Braunſchweig, benahm ſich aber aufs neue ſo toll, daß ihm das empörte Volk das Schloß über dem Kopf in Brand ſteckte, am 7. September 1830. Er floh und der Bundesſtaat erlaubte ſeinem Bruder Wilhelm, ſtatt ſeiner zu regieren. — Auch im Hannöverſchen gab es kleine Tumulte, welche gegen die Adelsherrſchaft in dieſem Lande gerichtet waren. Andere Tumulte in Dresden und Leipzig wurden durch das unzeitige Verbot einer Jubelfeier der Augsburgiſchen Confeſſion veranlaßt. Der alte König von Sachſen, Anton, der ſeinem vielgeprüften Bruder Friedrich Auguſt 1827 auf dem Throne gefolgt war, nahm jetzt

seinen beim Volke beliebten Sohn Friedrich August zum Mitregenten an und starb 1835.

In Kurhessen war zwar der alte Kurfürst Wilhelm I. schon 1821 gestorben und hatte sein Sohn Wilhelm II. die Zöpfe abgeschafft, dieser neue Herr aber ergab sich ganz einer Maitresse und führte mitten im Frieden ein Schreckenssystem ein, daß kaum mehr ein Fremder nach Hessen zu kommen wagte. Durch Drohbriefe geschreckt, füllte er alle Kerker mit Verdächtigen, bis man entdeckte, der Polizeidirector Manger in Kassel habe die Drohbriefe selbst verfertigt, um den Kurfürsten durch stetes Aengstigen zu gängeln. Nach der Julirevolution wurde die Aufregung gegen den Kurfürsten so groß, daß er das Land verließ und seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Regenten einsetzte. Allein auch dieser wurde nicht beliebt. Er hatte eine morganatische Ehe geschlossen und benahm sich feindlich gegen seine eigene Mutter, eine preußische Prinzessin. Als diese nach langer Zeit wieder einmal ins Theater kam und alles ihr zujauchzte, ließ er auf das aus dem Theater kommende Publikum Reiterei einhauen, am 7. Dezember 1830. Nun bewilligte er zwar 1831 den Ständen eine neue Verfassung, ließ aber durch seinen neuen Minister Hassenpflug die liberale Opposition systematisch unterdrücken und die Kammer wiederholt auflösen. Eben so willkürlich setzte sich der Herzog von Nassau 1831 über die ständische Steuerverweigerung hinweg und ließ den Präsidenten der Kammer (Herber) einkerkern. Im Darmstädtischen tumultuirten die Bauern wegen Feudallasten gegen die Grafen von Isenburg.

Dagegen begann in Baden 1830 nach Ludwigs Tode mit dem Regierungsantritt des Großherzog Leopold, bisherigen Grafen von Hochberg, zum erstenmal ein eigentlich liberales Regiment in Deutschland. Dieser Herr nämlich, ursprünglich nicht zum Throne geboren, glaubte sich auf den Liberalismus stützen zu müssen, womit er Ludwig Philipps Beispiel folgte und den Schutz dieses mächtigen Nachbars verdiente. Unter seinem Minister Winter wurden die badischen Stände Muster im liberalen Fortschritt für alle andern deutschen Kammern und die Staatslehren der berühmten Professoren

Kapitel CCCCXLV.

Friedrich der Einzige.

Man nannte den Zeitraum nach dem ſiebenjährigen Kriege das Jahrhundert Friedrichs des Großen oder des Einzigen, wie man die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege das Jahrhundert Ludwigs XIV. genannt hatte. Friedrich war die Seele ſeiner Zeit, ihr größter Mann, das Ideal und Muſter, nach dem alles ſich richtete. Mit Recht hat man ihn den Einzigen genannt, denn er war anders als alle Könige der Welt, ein genialer Sonderling, ein Philoſoph und Dichter, und doch zugleich der größte Held und Staatsmann. Er verachtete die Deſpoten und war ſelbſt der unumſchränkteſte König. Er verachtete die Deutſchen und war ſelbſt der größte Deutſche ſeiner Zeit. Das Studium der franzöſiſchen und der alten, römiſchen und griechiſchen Literatur hatte ihn frühzeitig über den gewohnten Denkungskreis deutſcher Fürſten erhoben, und ſein angebornes Genie erhob ihn wieder über die Franzoſen ſelbſt. Seine Bildung, ſeine Kenntniſſe, ſein alles durchſchauender Blick, ſeine Klugheit, ſeine Charakterſtärke ſtellten ihn hoch über alle ſeine Zeitgenoſſen, auf die er mit einer gewiſſen philoſophiſchen Verachtung niederblickte und über deren Vorurtheile und Thorheiten er bei jeder Gelegenheit ſpottete. Als König war er mehr, als irgend ein anderer Denker, im Stande, auf die Menſchen Einfluß zu üben, ſie zu beſſern und zu erheben, und er hat es auch endlich gethan. Was die Deutſchen im dreißigjährigen Kriege verloren hatten, Kraft, Ehre, Wohlſtand und Bildung, das, war er eifrig bemüht, wenigſtens ſeinen Preußen wieder zu erwerben.

Er hatte die kriegeriſche Kraft und Ehre der Nationen plötzlich verjüngt und in der Bruſt des Deutſchen ein ſtolzes Gefühl neu geweckt. Ganz Europa ſah auf

von Rotteck und Welcker zu Freiburg wurden der Abklatsch des doctrinären Liberalismus in Frankreich. Damit hing ein neuer Sturm gegen die arme Kirche zusammen. Schon 1831 forderte man ungestüm die Aufhebung des Cölibats und gegen den klagenden Erzbischof nahm der Oberkirchenrath die verwilderten Pfarrer in Schutz. Nur aus Furcht vor Oesterreich durfte man den Scandal nicht weiter treiben. Auf dem protestantischen Kirchen- und Schulgebiet aber wurde durch den dasselbe regierenden geheimen Kirchenrath Paulus der fromme Glaube des Volks systematisch unterwühlt.

An den französischen Grenzen sammelte sich allerlei flüchtiges Volk aus Polen, Italien und glaubte wenigstens einen Versuch zur Revolutionirung Deutschlands machen zu müssen. Dazu wurde am 27. Mai 1832 die Feier der bayrischen Verfassung auf dem Bergschloß Hambach in der Pfalz ausersehen. Die Volksmenge und die Aufregung war groß, aber Dr. Wirth, der Hauptredner, hielt die Fremden zurück und verhinderte die Proklamirung der Republik. Inzwischen erschien die Demonstration drohend genug für den deutschen Bund, daß Fürst Wrede die Pfalz mit bayrischen Truppen besetzte und ein Bundesbeschluß vom 28. Juni die Karlsbader Beschlüsse wieder auffrischte, Versammlungen und Vereine verbot, die Presse zügelte und jedem Bundesstaat, der es bedürfte, schnelle Hülfe zusicherte. Da hiedurch in die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten eingegriffen wurde, ging ein Lauffeuer von Protestationen durch die deutschen Kammern, ohne Erfolg. Am 3. April 1833 machten einige Tollköpfe einen Angriff auf die Hauptwache in Frankfurt, um den Bundestag zu sprengen, wurden aber leicht überwältigt. Im Herbst desselben Jahres veranlaßte der Kaiser von Rußland einen Congreß in München-Grätz, um Oesterreich, Preußen und die übrigen deutschen Staaten zu vermögen, sich gegen die Gefahr zu waffnen, mit der ihnen der Liberalismus Frankreichs und Englands drohe. Das Echo dieses Congresses war eine Ministerconferenz in Wien, am 13. Jan. 1834, in welcher Metternich alle deutschen Regierungen verpflichtete, ihre Souveränetätsrechte gegen jedes liberale Andringen zu vertheidigen und einander dabei Hülfe zu leisten.

Am 2. März 1835 starb der alte Kaiser Franz, der letzte, der noch die Krone des deutschen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langsamer und methodischer Herr von mehr Verstand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenossen zugestanden haben. Mit seinem Tode endete nicht sein System. Metternich setzte dasselbe einfach fort. Ja es scheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieses Herrn eine Zeit lang vom Kaiser selbst für unzweckmäßig erkannt worden war, sey nur aus dem Grunde endlich zugelassen worden, um keinen andern Erzherzog störend in das bisherige System eingreifen zu lassen. Der neue Kaiser, Ferdinand I., war die Gemüthlichkeit selbst, aber schwach an Leib und Geist, ohne Kenntniß der Geschäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürsten Metternich.

Rußland wollte, wie sehr Oesterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt zur Schau legen durch das berüchtigte Lager von Kalisch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polnischen Nationalität, lud Kaiser Nicolaus die Garanten dieser Nationalität, die 1815 ausdrücklich die Selbständigkeit des Königreichs Polen gewährleistet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben diese Nationalität ein. Oesterreichische und preußische Truppen sollten sich hier mit einer Auswahl der russischen verbrüdern. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernste Zurückhaltung allen tölpischen Liebkosungen der betrunkenen Russen widerstand. Von Seite Oesterreichs kam nur Erzherzog Johann.

In den folgenden Jahren machte Deutschland materielle Fortschritte, zumal mittelst der Eisenbahnen, die nach und nach, aber nach keinem übereinstimmenden Plane angelegt wurden. Friedrich List, der aus Amerika zurückkam, quälte sich vergebens ab, in den Bau derselben Einheit zu bringen und zugleich durch Schutzzölle die deutsche Industrie gegen die überwältigende Concurrenz Englands zu schützen. Verkannt und verlassen gab er sich 1846 selbst den Tod.

3.

Kirchliche Erhitzungen.

Die vielgepriesene Bildung in Preußen wurzelte in der heidnischclassischen Schule, in antichristlicher Philosophie und bibelverspottender Naturkunde. Sie zerstörte den alten guten Glauben in den höheren Classen und bald auch mittelst der hochmüthigen Volksschulmeisterei im gemeinen Volke. Die Regierung säete damit Saaten der Revolution aus, schien es aber nicht zu merken.

Den ersten Versuch auf protestantischem Gebiet, zum Glauben zurückzuführen, machte Claus Harms in Holstein, schon 1817, wurde aber als Finsterling verschrien. Auch Schleiermacher gab sich Mühe, die Gebildeten für das Christenthum zu gewinnen, aber die ungeheure Mehrheit der Pastoren und Schulmeister blieben seichte Rationalisten und ihre damals hochgefeierten Lehrer Gesenius und Wegscheider in Halle spotteten offen vom Katheder herab über das Christenthum. An sie schloß sich Diesterweg an, dem man die Oberleitung des Volksunterrichts anvertraute. Endlich beherrschte der Philosoph Hegel die höher strebenden Geister und erfüllte sie mit dem Dünkel der Selbstvergötterung. Das alles geschah unter dem Cultminister Altenstein, dem der König freie Hand ließ.

Ein Lieblingsgedanke des Königs war, die lutherische und reformirte Kirche zu verschmelzen, und das fiel ihm auch nicht schwer, weil der confessionelle Gegensatz schon im allgemeinen Unglauben vergessen war. Die s. g. Union beider Confessionen wurde schon 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier angeregt, und 1822 durch eine neue, einseitig vom König octroyirte Kirchenagende ins Leben eingeführt. Religiöse Gleichgültigkeit und Servilismus wetteiferten bei der Annahme derselben. Nur ein treues Häuflein alter Lutheraner in Schlesien sträubte sich gegen die neue zweideutige Abendmahlsform, geleitet von dem frommen Professor Scheibel in Breslau. Da sah man das Unerhörte, daß Militär, von einem Consi-

ſtorialrath angeführt, am h. Weihnachtsabend 1835 in die Kirche des Dorfes Höningern einbrach und die Gemeinde mit Säbelhieben auseinander trieb. Wer die Agende nicht annahm, wurde eingekerkert oder aus dem Lande gejagt. Scheibel, von den Rationaliſten auch in Thüringen verfolgt, fand eine letzte Zuflucht nur in Nürnberg unter dem Schutz des katholiſchen König Ludwig. Zwar enthüllte der junge Hengſtenberg in Berlin 1830 in ſeiner Kirchenzeitung den ſchändlichen Unfug der Rationaliſten in Halle, aber man wußte den erſchrockenen König wieder zu beruhigen und Hengſtenberg wurde von der herrſchenden Partei des Unglaubens mit Schmach überhäuft. Im Jahr 1835 ſchrieb Dr. Strauß ſein berühmtes „Leben Jeſu," worin er die Evangelien für Mythen erklärte, und 1837 trat Ruge mit ſeinen Halliſchen Jahrbüchern auf, welche Hegels Philoſophie zum erſtenmal praktiſch anwandten, um jede Autorität umzuſtoßen. Zu derſelben Zeit ſchwärmte das gebildete Deutſchland für die Juden Börne und Heine, welche geiſtreich ſchrieben und manche Thorheit der Zeit witzig verſpotteten, im innerſten Weſen aber von echtem Judenhaß gegen alles Deutſche und Chriſtliche glühten. Der letztere verlangte „Emancipation des Fleiſches" und verhöhnte mit der Religion zugleich die Sitte.

Die Katholiken am Rhein faßten die kirchliche Frage ernſter auf. Weil viele proteſtantiſche Beamte und Offiziere aus den öſtlichen Provinzen nach dem Rheine kamen, heiratheten ſie häufig dort katholiſche Mädchen. Die katholiſche Kirche mißbilligt ſolche gemiſchte Ehen und Papſt Pius VIII. reſervirte das Recht der Kirche in einem Breve vom 24. Mai 1830. Der damalige Kölner Erzbiſchof von Spiegel interpretirte dieſes Breve nach dem Wunſch der Regierung und hielt ſich an eine königliche Verordnung von 1803, wonach allezeit der Vater die Religion ſeiner Kinder beſtimmen ſollte. Nach Spiegels Tode 1835 blieb ſein Nachfolger, Clemens Auguſt Droſte zu Viſchering, anfangs noch bei demſelben Verfahren, bis der Papſt ſich darüber beſchwerte. Da erklärte der Erzbiſchof am 31. October 1837 der Regierung, ſeine geiſtlichen Pflichten und ſein Gewiſſen zwingen ihn, ſich in Sachen der gemiſchten

Ehen künftig nur an das Gebot der Kirche zu halten. Da ließ ihn der König arretiren und auf die Feſtung Minden bringen. Allein die ganze katholiſche Welt war empört über dieſen Gewaltſtreich und ermannte ſich gegen den Zeitgeiſt mit einer Energie, welche man von dieſer Seite kaum mehr erwartet hatte. Der Erzbiſchof blieb in ſeinem Gefängniß ſtandhaft; Dunin, Erzbiſchof von Poſen, ahmte ſein Beiſpiel nach und wurde gleichfalls verhaftet. Papſt Gregor XVI. wahrte die Rechte der Kirche in einer Allocution. Man bemerkte, daß viele bisher laue Katholiken ſich jetzt erſt ihrer Kirche wieder annahmen. Eine ſchöne Begeiſterung ging durch alle katholiſchen Gebiete und geiſtvolle Männer, wie vor allen Görres, frugen mit heiligem Ernſte den ungläubigen Zeitgeiſt und die frivole Staatskunſt, wie weit ſie es noch treiben wollten? Der Regierung aber gereichte es zur ſchweren Demüthigung, daß ſie ſich in dieſem Kampf gegen die Kirche die Waffenbrüderſchaft der jede Religion verhöhnenden, beſchnittenen und unbeſchnittenen Literaturjuden mußte gefallen laſſen.

König Ludwig von Bayern ſetzte 1837 das ſtreng katholiſche Miniſterium Abel ein. Auch die Auswanderung der proteſtantiſchen Zillerthaler aus Tirol in demſelben Jahr hing mit der kirchlichen Aufregung jener Zeit zuſammen. Sie wurden im ſchleſiſchen Gebirge gaſtlich aufgenommen.

Das Jahr 1837 veranlaßte auch eine politiſche Aufregung. Nach dem Tode Wilhelms IV. von England nämlich wurde den Verträgen von 1815 gemäß, deſſen Bruder Ernſt Auguſt König von Hannover. Dieſer ſtolze Herr, ein altes Haupt der Tories, ſtürzte ſogleich die Verfaſſung in Hannover um und ſtellte die ältere von 1819 wieder her, weil ſie minder liberal war. Sieben Profeſſoren von Göttingen (Dahlmann, die beiden Brüder Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber) wollten den veränderten Verfaſſungseid nicht leiſten und wurden abgeſetzt, aber dafür vom geſammten liberalen Deutſchland belorbeert und bald auf andern Univerſitäten wieder angeſtellt. Der damalige preußiſche Miniſter von Rochow verwies der Stadt Elbing, daß auch ſie an jene

sieben Professoren eine Ergebenheitsadresse geschickt hatte, und gebrauchte dabei den Ausdruck „beschränkter Unterthanenverstand," wofür er aber nur Spott erntete.

Im Jahr 1840 wurde Deutschland durch die Kriegsdrohung Thiers' ein wenig alarmirt und man sang Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben" (nämlich den Rhein). Bei diesem Anlaß aber dachte man endlich an den so lange vergessenen Bau einer Bundesfestung am Oberrhein und weil sich das dafür bestimmte Capital durch die aufgelaufenen Zinsen verdoppelt hatte, fing man zwei Festungen statt einer zu bauen an, Ulm und Rastadt.

In dem gleichen Jahre 1840, am 7. Juni, starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen und folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. War der Vater ernst, einsilbig, mürrisch gewesen, so strahlte dagegen der Sohn von Heiterkeit, Geist und Beredsamkeit. Er ahmte sogleich das Beispiel des bayrischen Ludwig nach, indem er nicht nur die unter seinem Vater gefangenen oder verfolgten Patrioten frei ließ oder zurückberief, Arndt wieder in sein Amt einsetzte ꝛc., sondern auch Frieden mit der katholischen Kirche schloß, den gerechten Forderungen derselben nachgab und den Erzbischof Droste frei ließ, der aber durch Uebereinkunft den Erzstuhl Köln dem Herrn von Geißel abtrat. Auch die verfolgten Lutheraner wurden frei und durften eine unabhängige Kirche oder wenigstens Secte bilden. Der König sagte öffentlich: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Er begriff, daß der bisher eingehaltene Weg des Unglaubens seine Dynastie nur an den Abgrund der Revolution führen könne, und suchte einzulenken. Aber es war zu spät. Er konnte die Dämonen nicht mehr bändigen, welche die vorige Regierung entfesselt hatte. Jahrzehnte hindurch hatte man alle Schulen und Universitäten in Preußen systematisch entchristlicht. Die wilde Saat war aufgegangen und wuchs dem Könige nun über den Kopf. Zwar ließ man es bei der Huldigungsfeier in Königsberg und Berlin an äußerlicher Loyalität nicht fehlen, alsbald aber erhob sich ein allgemeiner Sturm gegen seinen Cultminister Eichhorn, der wieder aufbauen wollte, was Altenstein niedergerissen hatte. Der König

ſelbſt hatte guten Willen, aber nicht Energie genug, um ſeinen Miniſter zu ſchützen. Als Bruno Bauer, ein Geſinnungsgenoſſe Ruges, mit unerhörter Frechheit die Unhaltbarkeit der chriſtlichen Religion verkündete, nahmen ihn nicht nur der Liebling des Königs, Alexander von Humboldt, ſondern auch die namhafteſten Theologen in Berlin in Schutz. Die Preſſe erhob ein ungeheures Geſchrei für die Lehrfreiheit und gegen das Pfaffenthum. Ein Verein in Berlin zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier wurde mit einer wahren Wuth angegriffen und man ſchien es ganz natürlich zu finden, daß der Sonntag nicht mehr geheiligt werden ſollte.*) Im Sommer 1842 bildete ſich der Verein der „Lichtfreunde," welche in dem Paſtor Uhlich zu Pömmelte und dem dicken Paſtor König zu Anderbeck bald ihre populärſten Häupter fanden, Rationaliſten der allgemeinſten Sorte, Terroriſten der Oberflächlichkeit. Sie veranſtalteten Verſammlungen, die ſich jährlich zu Köthen wiederholen ſollten. In dieſe Bewegung griff eine andere von Süden her ein. Im Herbſt 1841 hatte Oberhofprediger Zimmermann in Darmſtadt den Aufruf zur Unterſtützung von Proteſtanten in katholiſchen Ländern erlaſſen, mit Bezugnahme auf eine in Leipzig zu dieſem Zweck gemachte kleine Stiftung, die auch das Denkmal Guſtav Adolfs auf dem Schlachtfelde von Lützen in Stand hielt. Der Aufruf fand Anklang und führte zur Stiftung des Guſtav-Adolf-Vereins, deſſen Name eine ſo feindſelige Demonſtration gegen den Katholicismus zu ſeyn ſchien, daß König Ludwig von Bayern den Verein in ſeinen Staaten verbot. Der König von Preußen nahm das Protectorat des Vereins innerhalb ſeiner Staaten an, und doch beſchuldigte man ihn kryptokatholiſcher oder wenigſtens anglicaniſcher Geſinnungen. Als er 1841 gemeinſchaftlich mit England ein proteſtantiſches Bisthum in Jeruſalem errichtete, verleumdete man ihn, er wolle die anglicaniſche Kirche in Preußen einführen.

*) Damals blieb die Jeruſalemskirche in Berlin, obgleich zu ihrem Sprengel 40,000 Seelen zählten, eines Sonntag Vormittags ſo leer, daß nicht gepredigt werden konnte.

Beim großen Aufſchwung der katholiſchen Geſinnung lag es nahe, in dem Kölner Dom ein Symbol der Kirche zu ſehen, die wiederaufgebaut, deren durch die Reformation unterbrochener Bau vollendet werden ſollte. Man ſammelte für den Weiterbau des Doms, des größten und ſchönſten in ganz Deutſchland. Am meiſten intereſſirte ſich dafür, obgleich Proteſtant, der König ſelbſt. Er begab ſich im Herbſt 1842 nach Köln, um den Grundſtein zum Weiterbau zu legen, und hielt eine Rede, die den Geiſt weit über die klägliche Gegenwart hinausführte: „Dort werden ſich die ſchönſten Thore auf der Welt erheben, mögen ſie die Thore einer großen und guten Zeit werden. Der Geiſt, der dieſe Thore baut, iſt der Geiſt der deutſchen Einigkeit und Kraft.“ Es waren hohe Gäſte nach Köln gekommen, Fürſt Metternich und Erzherzog Johann, die Könige von Württemberg und Holland. Der Erzherzog brachte einen Trinkſpruch bei der Tafel aus, worin er ſagte, ſo lange Oeſterreich und Preußen zuſammenhielten, ſey keine Gefahr für Deutſchland und werde es feſtſtehen wie ſeine Berge. Das wurde entſtellt, als habe er geſagt: kein Oeſterreich, kein Preußen, nur ein einiges großes Deutſchland! Worte, die ſeitdem von Mund zu Mund gingen und dem alten ſchlauen Johann einen unverdienten Ruhm einbrachten.

Im Spätherbſt 1842 machte der König von Preußen den erſten Verſuch einer gemeinſamen Sitzung ſämmtlicher Ausſchüſſe aus den Provinzialſtänden, als Vorbild eines Reichstags. Derſelbe blieb aber unpopulär, weil der Adel darin zahlreicher vertreten war, als Bürger und Bauern, und handelte auch von nichts Wichtigem. Deſto populärer waren die einzelnen Provinziallandtage, in denen immer lautere Forderungen an die Regierung geſtellt wurden.

Im Jahr 1844 mehrten ſich die Symptome der Gährung. In den Fabriken zu Elberfeld und Solingen enthüllten empörende Prozeſſe das ſchändliche „Truckſyſtem,“ d. h. die Gewohnheit ſchäbiger Fabrikherrn, ihre unglücklichen Arbeiter nicht mit baarem Gelde, ſondern mit ſchlechten Waaren auszuzahlen. In den menſchenvollen Fabrikbezirken zu Bielau und Peterswalde in Schleſien brach ein furchtbarer Aufſtand der Arbeiter aus, der nur mit Militärgewalt

(4. Juni) unterdrückt werden konnte. Hunger und gänzliche Verwilderung hatten dazu geführt. Alles ſchauderte vor dem Elend dieſer Menſchen und doch half ihnen niemand. Nur ein polniſcher Mönch, Brzozowski, der damals durch Oberſchleſien pilgerte, gab ein großartiges Beiſpiel, indem er zu Beuthen, Oppeln, Coſel ꝛc. die katholiſche Bevölkerung dahin brachte, dem Branntwein zu entſagen. Mehrere hunderttauſend Menſchen bekehrten ſich dazu und überall verſchwanden die Juden, dieſe Peſt des Landes, weil ihnen die Bauern keinen Branntwein mehr abkauften. Das wundervolle Wirken des Mönchs aber wurde von der herrſchenden irreligiöſen Partei abſichtlich ignorirt, in jeder Zeitung verſchwiegen. Damals feuerte in Berlin ſelbſt Tſchech, ein abgeſetzter, aſotiſcher Bürgermeiſter, zwei Schüſſe auf den König ab, zum Glück ohne zu treffen. Obgleich er aus reiner Bosheit gehandelt, gab es doch Leute genug, die ſeine Hinrichtung als ein Martyrium anſahen. Seine Tochter wurde mit ſchamloſer Oſtentation gefeiert und bekränzt und dahin gebracht, die königliche Gnade, die für ſie geſorgt hatte, mit undankbarem Hohn zurückzuweiſen. Im Auguſt 1844 reiste der König zum Jubiläum der Univerſität Königsberg, begleitet von Eichhorn. Dieſer hatte vor der Dinter'ſchen Schullehrerbibel gewarnt, in welcher den Volkslehrern der Glauben an die Göttlichkeit Chriſti ausgeredet wird. Nun ſtellte Burdach, in ſeiner Feſtrede als Rector, Dinter und Kant als die Säulen der freien Wiſſenſchaft dar, welche ſich die Königsberger nun und nimmer würden nehmen laſſen. Die Studenten jubelten und überbrachten dem Redner einen ſilbernen Becher. Am letzten Sonntag des Jahres 1844 ſagte ſich Paſtor Rupp in Königsberg auf der Kanzel vom Glauben an die Dreieinigkeit los und wurde darum bewundert.

Aber in denſelben Tagen des Auguſt, in denen die ärgerlichen Scenen in Königsberg vorfielen, ließ Biſchof Arnoldi in Trier den h. Rock ausſtellen und in unermeßlicher Wallfahrt ſtrömten die frommen Katholiken dahin. Ein Feſt des Glaubens an der franzöſiſchen gegenüber dem des Unglaubens an der ruſſiſchen Grenze. Es begann am 18. Auguſt und währte bis zum 7. October. Aus allen

umliegenden katholiſchen Ländern kamen ganze Dorfgemeinden mit ihren Pfarrern, ganze Provinzen mit ihren Biſchöfen an der Spitze, unter frommen Geſängen mit fliegenden Fahnen. Aus dem Rheinland und Weſtphalen, aus den Niederlanden, Lothringen, Frankreich. Täglich zogen die Pilger vor dem h. Rock vorüber in einem ununterbrochenen Zuge, nach einander 1,100,000 Menſchen, alle demuthsvoll und andächtig. Die Ruhe und Ordnung wurde keinen Augenblick geſtört, heiliger Friede ruhte auf dem unüberſehlichen Volke. Am Schluß hielt Biſchof Wilhelm Arnoldi eine ergreifende Rede über die Einheit der römiſchen Kirche, deren er ſich in der That rühmen durfte gegenüber der entſetzlichen Zerfahrenheit auf dem proteſtantiſchen Gebiete. In Königsberg, Berlin, Breslau, Halle leugnete man den Geiſt Chriſti, ſeine Göttlichkeit, ſeine hiſtoriſche Perſönlichkeit. In Trier beugten ſich alle Kniee in Demuth vor dem bloßen Gewande des Heilands. Welche Rohheit der ſ. g. Bildung dort, und welche Zartheit der ungebildeten Menge hier! Die Begeiſterung wirkte lange nach. Um dieſe Zeit wurde auch in den Rheinlanden ein neuer katholiſcher Karl Borromäusverein geſtiftet mit dem Zweck, der Sündfluth ſchlechter Bücher und Zeitungen entgegenzuwirken.

Dagegen aber ſpitzten ſich hunderte von Federn, um zu beweiſen, der h. Rock ſey unecht, das Ganze ein Pfaffenbetrug ꝛc. Eine der gemeinſten Federn gewann den Preis. Johannes Ronge, ein junger katholiſcher Geiſtlicher in Schleſien, war als Caplan ſuspendirt worden, theils wegen Schmähſchriften gegen die Breslauer Curie, theils wegen „unſchicklichem Aeußern“ (Burſchentracht) und „unwürdiger Verrichtung der Amtshandlungen.“ Er ſchrieb nun wieder einen Schmähartikel in Form eines Briefes an den Biſchof Arnoldi, worin er die Feier in Trier als craſſen Aberglauben verhöhnte. Und dieſem in den ordinärſten Phraſen geſchriebenen Briefe wurde ſogleich von der ganzen ungläubigen Welt die ungeheuerſte Wichtigkeit beigelegt, weil er von einem katholiſchen Prieſter kam. Der eitle und unfähige Jüngling wurde auf den Schild gehoben.

Friedrichs Thaten, es hatte seit Cäsar keinen größern Feldherrn gesehn. Das preußische Heer wurde für das tapferste und musterhafteste der Welt gehalten, und in seiner Schule bildeten sich die Krieger aller Nationen. Nachdem die Schweizer, Spanier, Schweden und Franzosen seit Jahrhunderten den Deutschen ihren Kriegsruhm streitig gemacht, war endlich wieder ein deutsches Heer das geehrteste und gefürchtetste geworden. Aber man darf auch nicht vergessen, daß aller Ruhm nur an Friedrichs Namen hing, daß aller Geist und alle Kraft seines Heeres nur von der seinigen ausging. Sobald seine große Seele diesen Körper verließ, stand die Maschine wieder still.

Den Wohlstand seines Landes beförderte der große König auf alle Weise. Hierin war er allen europäischen Königen ein unerreichbares Muster. Trotz der großen Anstrengungen und Leiden während des Kriegs kam Preußen in kurzer Zeit zum höchsten Flor. Friedrich empfing von seinem Vater 2,200,000 Unterthanen und einen Schatz von höchstens 10 Millionen, und seinem Nachfolger hinterließ er eine Bevölkerung von sechs Millionen, und einen Schatz von 70 Millionen Thalern. Er regierte nach dem sogenannten physiokratischen System, dessen höchster Zweck das äußere Wohlseyn und Gedeihen des Volkes war. Dahin gehörte Vermehrung der Bevölkerung, Verbesserung des Ackerbaues und aller Gewerbe, Verschönerung des Landes, Bereicherung des Volkes; war aber dieses zahlreich und wohlhäbig, so gewann wieder der König dadurch tüchtige und viele Soldaten und eine stets gefüllte Schatzkammer. Für diesen Zweck griff in Friedrichs Staat alles in einander, wie in einer Maschine. Friedrich unterstützte die Armen, trieb überall zu Arbeit und Gewerbfleiß an, öffnete der Industrie alle Wege, und war für den Wohlstand auch des Geringsten seiner

Es regnete Adreſſen an ihn, begleitet von Ehrenbechern, Ehrenkränzen, goldenen Federn und Dintenfäſſern, Einladungen und baarem Gelde. Inzwiſchen wußte er noch nicht recht, wie er die Sache anzufangen habe, als Czerski, katholiſcher Pfarrer in Schneidemühl (im Poſenſchen), den es zu heirathen drängte, das lockende Beiſpiel nachahmte, mit ſeiner Kirche öffentlich brach, aber die Stimmung der Zeit raſch benutzte, um den Verſuch einer neuen ſ. g. deutſchkatholiſchen Kirche zu machen, die ſich der alten entgegenſetzen ſollte. Schon zu Weihnachten 1844 verrichtete er die erſte Taufe nach dem neuen ſchnell improviſirten Ritus, und heirathete ſeine bisherige, von ihm ſchwangere Geliebte. Die Neuerung erregte Erbitterung unter den guten Katholiken und kleine Tumulte. Bei ſo bedenklichen Wirren in der ſchleſiſchen Kirche wurde 1845 der durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichnete Diepenbrock zum Biſchof in Breslau gewählt.

Inzwiſchen pflanzte ſich der Rongeanismus nach Sachſen fort. Robert Blum, Billeteur beim Theater, aber ein Mann von großer Energie und Beredſamkeit, gründete eine deutſchkatholiſche Gemeinde in Leipzig. Andere entſtanden in Offenbach und Frankfurt am Main. Gelockt durch dieſe Vorgänge kam nun Ronge ſelbſt und hielt in einem mit Blumen geſchmückten Wagen unter dem Jubel des Pöbels am 14. September ſeinen Triumpheinzug in Frankfurt am Main. Sein Anhang hatte ein großes und allgemeines deutſchkatholiſches Concil nach Stuttgart ausgeſchrieben, auf den 15. September. Dahin eilte nun Ronge. Das ganze Concilium hatte aber in einem kleinen Gartenſaale auf der ſ. g. Silberburg Platz, obgleich Weiber und Mädchen dabei waren. Man faßte hier den tollen Beſchluß, daß bei allen Berathungen der neuen Kirche Weiber und erwachſene Jungfrauen Sitz und Stimme gleich den Männern haben ſollten. Am Abend ſchwelgten die Concilienmitglieder an der Wirthstafel, um, wie ſie ſelbſt ſagten, bei Wein, Forellen und Kalbsbraten Weltgeſchichte zu machen. Sie reiſten nach Ulm, wo ihnen der ehrwürdige Münſter eingeräumt wurde. Ronge ging aber aus Furcht vor dem nahen katholiſchen Bayern wieder zurück. In Mannheim be-

grüßten ihn die liberalen Kammermitglieder und Gervinus in Heidelberg schrieb eine Flugschrift für die Deutschkatholiken. In mehreren Capiteln der Freiburger Diöceſe wurde Aufhebung des Cölibats verlangt. In Conſtanz aber machte Ronge ſchlechte Geſchäfte, die katholiſche Bevölkerung trieb ihn fort. Die deutſchkatholiſche Bewegung ſtockte. Sie hatte nur wie eine Staubwolke durch Deutſchland gewirbelt und den Leuten Sand in die Augen geſtreut.

In Sachſen war die Aufregung am heftigſten. Hier ging die Thorheit ſo weit, daß auf die bloße Nachricht hin, in der katholiſchen Kirche zu Annaberg ſey ein Altar dem Stifter des Jeſuitenordens geweiht und in ihm befinde ſich eine Reliquie des heil. Franz Xaver, das ganze Land allarmirt wurde. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gerade jetzt der Bauplan zu der erſten, den Altkatholiken ſchon vorher bewilligten Kirche in Leipzig entworfen wurde, während die Regierung Anſtand nahm, den Deutſchkatholiken eine proteſtantiſche Kirche einzuräumen. Nun ſchrie alles und tobte. Man fiel auf den Wahn einer jeſuitiſch geſinnten Camarilla, und der um Wiſſenſchaft und Kunſt vielfach verdiente, ſtets durch edle Mäßigung ausgezeichnete Bruder des Königs, Prinz Johann, wurde Gegenſtand der unwürdigſten Verleumdung. Am 12. Auguſt kam der Prinz nach Leipzig. Da brach die lang verhaltene Wuth aus. Man ſchrie: es lebe Ronge! Als aber der Prinz im Hotel de Pruſſe zu Nacht ſpeiſte, begann Pfeifen und Geheul und Steinwerfen und die Ruhe konnte endlich nur durch Militärgewalt hergeſtellt werden, wobei mehrere Perſonen erſchoſſen wurden.

Mittlerweile machten auch die proteſtantiſchen Lichtfreunde gewaltigen Lärmen. Als ihr kühnſter Vorſtürmer bezeugte ſich Paſtor Wislicenus aus Halle in der Köthener Lichtverſammlung am 15. Mai 1844, indem er hier feierlich den chriſtlichen Glauben abſchwur und dem alten „ich glaube“ Satz für Satz ein „ich glaube nicht“ entgegenſtellte. Bald darauf gab er eine kleine Schrift heraus „ob Schrift, ob Geiſt?“ worin er die heil. Schrift verwarf und nur dem Zeitgeiſte folgen wollte. Von dieſem Zeitgeiſt waren faſt alle Synoden angeſteckt, die der König von Preußen am

Schluſſe des Jahres zuſammenberief. In Hengſtenbergs Kirchenzeitung wagten nun einige fromme Paſtoren den vielfachen Erklärungen zu Gunſten des Wislicenus andere entgegenzuſetzen, in denen ſie ſeine Lehre verwarfen. Das erregte wieder einen furchtbaren Sturm im Meere der ungläubigen Paſtoren und Profeſſoren, die ſich beeilten, ihre Proteſte zuerſt in Breslau*) gegen Hengſtenberg mit zahlreichen Unterſchriften zu bedecken. So ganz war alle Scham von ihnen gewichen, daß ſelbſt die höchſten Geiſtlichen des Landes ſich an die Spitze der Proteſte ſtellten, wie Conſiſtorialrath Schulz in Breslau, die Biſchöfe Dräſeke und Eylert, Hofprediger Sydow, Superintendent Schulz, auch Profeſſor Lachmann ꝛc. in Berlin. Ueberall im Lande wurden die Proteſte nachgeahmt und in Lichtverſammlungen, die ſich von Tag zu Tage häuften, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt. Endlich that ſogar der Magiſtrat von Berlin einen kühnen Schritt und nahte dem Thron (am 2. October) mit einer Adreſſe, in der er dem König geradezu erklärte, mit dem Chriſtenthum ſey es zu Ende, die neue Aera des freien Geiſtes beginne und der König werde hiemit aufgefordert, ſich an die Spitze der neuen Geiſterbewegung zu ſtellen, indem er ſchon jetzt unbedingte Lehrfreiheit geſtatten und ſogleich eine aus Geiſtlichen und Laien gemiſchte freigewählte Synode einberufen ſolle, um die Verfaſſung der Kirche nach den Forderungen des Zeitbewußtſeyns gänzlich umzuſchaffen. Bürgermeiſter Kraußnik las ihm die Adreſſe vor, die der König aber mit ungewöhnlicher Schärfe abſchlägig beantwortete. Am 23. October reichte der Magiſtrat von Königsberg eine ganz ähnliche Adreſſe ein. In Breslau ſchwur Senior Krauſe auf der Kanzel dem Chriſtenthum ab. Das Breslauer Schullehrerſeminar war ſo gegen das Chriſtenthum fanatiſirt, daß es gänzlich aufgelöst werden mußte.

*) Im Breslauer Proteſt hieß es: „Fern und fremd den lebendigen Entwickelungen der Zeit ſtellt ſich dieſe Partei jenen geſunden, ſchönen Bewegungen, welche das kirchliche Leben der Gegenwart ergreifen und treiben, feindſelig entgegen. Wir erkennen die Nothwendigkeit an, daß die proteſtantiſche Freiheit der Individuen verbürgt werde ꝛc.“

Der König von Preußen gab dem Dringen nach Reichsſtänden endlich in der Art nach, daß er verſuchsweiſe am 3. Februar 1847 ſämmtliche Mitglieder aller Provinzialſtände zu einem vereinigten Landtage nach Berlin berief. Bei der Eröffnung deſſelben ſprach er, er wolle nicht, daß ſich zwiſchen ihn und das Land ein geſchriebenes Blatt (eine Charte) gleichſam als zweite Vorſehung eindränge. Ferner beklagte er ſich über den Geiſt der Auflockerung zum Umſturz, ſchmachvoll für die deutſche Treue und preußiſche Ehre, und endlich die große Oppoſition des Unglaubens abwehrend, rief er: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Allein die Oppoſition achtete nicht auf dieſe ſchönen Worte, ſondern forderte in einer von dem Crefelder Fabrikanten Beckerath aufgeſetzten Adreſſe eine förmliche Repräſentativverfaſſung.

Die badiſche Kammer begann damals eine immer auffallendere Rolle zu ſpielen. Ihre Koryphäen Rottek und Welker hatten durch das „Staatslexikon“ die liberale Doctrin weit und breit unter das Volk gebracht. Weiter noch wollte Hecker gehen, in Verbindung mit dem Ruſſen von Struve, der zu Mannheim in ſeinem „Zuſchauer“ ſchon republikaniſche und ſocialiſtiſche Ideen verbreitete. Am 12. September 1847 hielten dieſe beiden eine demokratiſche Verſammlung in Offenburg ab, was die gemäßigten Conſtitutionellen veranlaßte, im October eine Zuſammenkunft von Notabilitäten ihrer Partei aus verſchiedenen deutſchen Kammern, in Heppenheim zu veranſtalten. Mancherlei Bewegung zeigte ſich auch ſchon in den Maſſen. Der Turnverein in Offenbach mußte wegen demokratiſcher Wühlerei aufgelöst, eine Volksverſammlung in Donaueſchingen unterſagt werden. Aus der radikalen Schweiz wurden Brandſchriften in Menge, beſonders communiſtiſchen Inhalts, unter den deutſchen Handwerkern verbreitet. Dazu kam ein Hungerjahr, hauptſächlich veranlaßt durch die Kartoffelkrankheit, die ſich über den ganzen Welttheil verbreitete. Das Brod wurde außerordentlich theuer und im Frühjahr 1847 brachen an vielen Orten Theuerungsunruhen aus, welche die Proletarier doppelt empfänglich machten für die revolutionäre Verführung. So in Breslau, Halle, Stettin, Poſen, vielen Orten in

Böhmen, in Ulm, Tübingen. Der König von Württemberg selbst war in einem Theurungsauflauf zu Stuttgart am 3. Mai, den er durch gütiges Zureden stillen wollte, Steinwürfen ausgesetzt. Die Frechheit im gemeinen Volke nahm auffallend überhand. Auch die Presse wurde immer rücksichtsloser und ergriff in ihrer ungeheuren Mehrheit für den Radicalismus in der Schweiz Partei. Eine revolutionäre Schwüle lag in der Luft, die einen nahen Ausbruch wilder Volkselemente erwarten ließ.

Der treffliche König Ludwig von Bayern erlag damals dämonischer Bezauberung durch die spanische Tänzerin Lola Montez. Diese schöne Furie kehrte in München alles zu unterst und oberst, stürzte das Ministerium Abel, welches sich ehrenwerth weigerte, ihre Erhebung zur Gräfin von Landsberg zu unterzeichnen, und brachte den König dahin, ein neues Ministerium nach ihrem Sinn zu ernennen, wozu sich Zurhein und Maurer hergaben, am 13. Februar 1847. Hierauf wurden sieben katholische Professoren der Universität München abgesetzt, der Redemptoristenorden aufgehoben und ein entschieden kirchenfeindliches System angekündigt. Studenten und Volk brachten dem abgesetzten Professor von Lasaulx ein Ständchen und der Lola ein Pereat, wogegen das Militär einschritt. Im November trat das bisherige Ministerium ab und ein noch liberaleres, den Fürsten von Oettingen-Wallerstein und Berks an der Spitze, vom Volk das „Lolaministerium" genannt, übernahm die Geschäfte. Im Winter bildete sich die Lola ein Gefolge von lüderlichen Studenten (die s. g. Alemannia), mit denen sie lärmend durch die Straßen zog und des Nachts Orgien feierte. Im Anblick dieser Scandale starb der alte ehrwürdige Görres am 29. Januar 1848, und an seinem Grabe erst erwachte der Zorn der Jugend und des Volkes. Als die Lola wagte, seinem Leichenbegängniß zuzusehen und dabei Zeichen der öffentlichen Verachtung empfing, drohte sie mit der Reitpeitsche, sie werde die Universität schließen lassen. Nun gab es Tumult, die Alemannen wurden mißhandelt. Mit gewohnter Kühnheit stürzte Lola selbst auf die Straße, um sich ihrer Lieblinge anzunehmen, gerieth aber unter die Fäuste der Mezger und Brauer

und nur ihr Geſchlecht und ihre Schönheit entwaffnete die Wuth der Menge. Sie wurde in eine Kirche gerettet. Am gleichen Abend wurde die Univerſität geſchloſſen. Nun aber ſammelten ſich die Bürger Münchens und drohten mit einer Sturmpetition. Auch die Reichsräthe machten dem König Vorſtellungen Da bewilligte er am 11. die Wiedereröffnung der Univerſität. Die Lola entfloh in dem Augenblick, als man ihr Haus bereits ſtürmte. Doch das Spiel war noch nicht zu Ende. Sie blieb noch in der Nähe. Die neuen Tumulte aber, die ſie in München hervorrief, griffen ſchon in den allgemeinen Sturm der deutſchen Märzrevolution ein. Lola Montez war kein gewöhnliches Weib. In ihrer reizenden Geſtalt, ſüß verlockend und frech abſchreckend, erblickten wir ein dämoniſches Spiegelbild der Revolution, dieſer ſelbſt voran gaukelnd.

14.

Der Schweizer Radicalismus.

In der Schweiz bildete ſich eine liberale Partei, welche die ſtädtiſchen Ariſtokratien bekämpfte und zugleich ſtatt der lockern Conföderation ſouveräner Cantone einen ſtarken und einheitlichen Bund wollte. Sie trat in die Fußtapfen des franzöſiſchen Liberalismus und als dieſer in der Julirevolution ſiegte, gaben auch in der Schweiz die ariſtokratiſchen Regierungen in den größern Städten den Demagogen vom Lande nach, aus Furcht vor Frankreich und weil ſie in Metternichs erſchlaffender Politik keine Stütze mehr fanden. Zuerſt nahm Zürich eine demokratiſche Form an. Selbſt das ſtolze Bern fügte ſich. Die Stadt Baſel duldete, daß ſich die Landſchaft als beſonderer Canton abtrennte. Nur in Neuenburg ſiegte die conſervative und preußiſche Partei.

Im Frühjahr 1832 ſchloßen die neuen liberalen Regierungen in Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau das ſ. g. Siebener-Concordat zu Schutz und Trutz

und zum Zweck einer Bundesreform. Die Urcantone sahen dadurch ihre alten Bünde bedroht und schloßen mit Stadt Basel im Herbst den Sarner Bund zur Aufrechterhaltung des Bestehenden. Indem sie aber im folgenden Sommer unklug zuerst losschlugen, wurden sie bald von der Uebermacht der großen Cantone zurückgeschreckt. Die Schwyzer unter Abyberg mußten umkehren, die Baseler verloren bei Prattelen 160 Mann. Der Sarner Bund wurde durch die Tagsatzung förmlich aufgelöst.

In demselben Jahre 1833 wurde in Zürich mit großen Mitteln eine neue Universität gegründet als Hebel für die Radicalen, um durch die neue Wissenschaft alle alten s. g. Vorurtheile auszurotten und der Bundesreform Bahn zu brechen. Als das Hauptvorurtheil sah man den Glauben der Väter an und die Häupter des Radicalismus verschworen sich gegen den Besitz und die Rechte der katholischen Kirche zunächst in den paritätischen Cantonen und nicht minder gegen den s. g. Pietismus unter den Reformirten, zumal des Waadtlandes. Die Schweiz wurde mit irreligiösen Schriften überschwemmt, hauptsächlich durch deutsche Flüchtlinge. Die Häupter des Siebener-Concordats tagten 1837 in Baden und beantragten 14 Artikel, durch welche die Kirche ganz in die Gewalt des Staats kommen sollte.

Die italienischen Flüchtlinge, unter denen Joseph Mazzini von Genua durch Geist hervorragte, betrieben damals, mit den polnischen vereinigt, einen Freischaarenzug nach Savoyen, der aber durch Ramorinos schlechte Führung mißlang. Die Großmächte drohten und der Schweizer Radicalismus hielt ein paar Jahre an sich. Im Canton Schwyz sollte der ärmere Theil des Volks (die Klauenmänner) gegen die Reichen (die Hornmänner) gehetzt werden, doch die letztern siegten. Dagegen mußten die Brüder Schnell, die in Bern bisher noch mit Mäßigung regiert hatten, dem ehrgeizigen Demagogen Neuhaus weichen und in Zürich, welches damals Vorort war, wurde Melchior Hirzel Präsident der Tagsatzung, ein überaus langer und hagerer Mann mit einer lächerlichen Mädchenstimme, der ernstlich glaubte, ganz Europa werde von der Schweiz aus

republikaniſirt werden und von Zürich aus die neue Religion der Freiheit empfangen, durch welche das Chriſtenthum verdrängt werden ſollte. Deshalb berief er den großen Chriſtusleugner Doctor Strauß als Profeſſor der Theologie nach Zürich, im Januar 1839. Allein er hatte ſich im Volke getäuſcht, welches noch chriſtlich genug empfand und ſo laut murrte, daß Strauß gar nicht kommen durfte und eine Penſion dafür annahm. Auch Scherr, der das Schulweſen leitete und Bibel und Katechismus verbannen wollte, ſollte nicht länger geduldet werden. Ein ſ. g. Glaubenscomité formulirte die Forderungen des Volks. In der Nacht auf den 6. September ließ Bernhard Hirzel, Pfarrer in Pfäffikon, die Sturmglocke läuten und von allen Seiten bewegte ſich das fromme Landvolk, geiſtliche Lieder ſingend, „ein betender Aufſtand," gegen Zürich. Hier verlor die Regierung den Kopf und floh nach einem kurzen Gefecht, in welchem der wackere Naturforſcher Hegetſchwiler, indem er zum Frieden redete, erſchoſſen wurde.

Als aber Bern Vorort und Neuhaus Präſident der Tagſatzung wurde, gewann die kirchenfeindliche Partei wieder Muth. Die Katholiken im Aargau rathſchlagten über die Wahrung ihrer Rechte. Da ließ die radicale Regierung das katholiſche Comité im Kloſter Muri verhaften und als das Landvolk die Gefangenen befreite, rückten nicht nur Aargauer, ſondern auch Berner Truppen in großer Uebermacht ein und auf Antrag des Seminardirector Keller verfügte der große Rath des Canton Aargau die Aufhebung aller Klöſter. Vergebens proteſtirten die katholiſchen Cantone, Rom, Oeſterreich (weil Muri eine habsburgiſche Stiftung war) und die Tagſatzung ſelbſt. Das kleine Aargau trotzte, weil es wohl wußte, daß Frankreich und England eine öſterreichiſche Intervention nicht dulden würden.

Der katholiſche Widerſtand concentrirte ſich in Luzern, wo die radicale Partei unterlag und Sigwart Müller mit dem trefflichen Bauern Leu von Eberſoll das Volk ermahnte, nicht vom Glauben der Väter abzufallen. In dieſe Zeit fällt auch der Uebertritt Hurters, der als Antiſtes in Schaffhauſen Vorſtand der reformirten

Geiſtlichkeit geweſen, zum katholiſchen Glauben. Allein der Radicalismus triumphirte ſchon vor dem vollendeten Siege. Die vierhundertjährige Feier der Schlacht bei St. Jakob 1844 wurde von ihm benutzt, um hier alle Anhänger der Partei zu verſammeln, bei Wein und Geſang und Redenhalten den Parteigeiſt zu ſteigern und unter andern die Fahne der katholiſchen Walliſer zu beſchimpfen. Hier beim Anblick großer Volksmaſſen reifte auch zuerſt der Gedanke, Freiſchaaren zu bilden und die katholiſchen Cantone gewaltſam zu unterjochen. Im Herbſt trug Aargau darauf an, die Jeſuiten aus der ganzen Schweiz zu verbannen. Da beſchloß Luzern, wo bisher keine geweſen, jetzt erſt Jeſuiten zu berufen. Mitten im Winter wagte der Arzt Doctor Steiger einen Aufſtand der radicalen Minderheit in Luzern, mußte aber flüchten. Nun fing man an, ſich zu waffnen. Im Waadtland wurde die gemäßigte Regierung geſtürzt und der freche Demagoge Druey bemächtigte ſich der Regierung. Im Canton Bern drängten ſich die Volksverſammlungen, die einen großen Freiſchaarenzug gegen Luzern vorbereiteten und jeden Augenblick loszuſchlagen drohten, ſo daß die katholiſchen Cantone aus ihrer Ruhe geriſſen wurden und um einen tüchtigen Anführer zu haben, den alten General von Sonnenberg aus dem neapolitaniſchen Dienſte zurückriefen. Die Tagſatzung, in ihrer Mehrheit radical, that nichts, um den Bürgerkrieg zu verhüten.

Am 30. März 1845 rückten wirklich zwei große Freiſchaaren unter Ochſenbein von Bern und Rothplez von Aarau mit Kanonen, die ſie aus den Arſenalen genommen, gegen Luzern. Der erſtere drang in der Nacht in dieſe Stadt ein, wurde aber von Sonnenberg zurückgeſchlagen. Ochſenbein verirrte in der Nacht und wurde am Morgen in die Flucht mit fortgeriſſen. Sie verloren 104 Todte, ihr ganzes Geſchütz und beinahe 2000 Gefangene, unter denen ſich auch Rothplez befand. Die Luzerner und ihre katholiſchen Nachbarn zählten nur 8 Todte. Dieſer ſchöne Sieg des Rechts reizte aber die Radicalen nur zur Rache und zu noch größerer Ungerechtigkeit. Zunächſt ſuchten ſie freilich Frieden und kauften ihre Gefangenen um eine halbe Million Schweizerfranken los. Dann

aber sannen sie nur noch auf grimmige Rache. Als Doctor Steiger, der mitgefangen worden war, zum Tode verurtheilt wurde, verschafften ihm die Radicalen heimlich die Freiheit und ließen dagegen den biedern Leu durch einen gedungenen Meuchelmörder im Schlaf erschießen.

Im Herbst dieses Jahres verfolgte Druey die gläubigen Reformirten im Waadtland. Trotz eines kropfartigen Halsauswuchses ein glänzender Redner und in der Maske des cynischen Volkstribunen ein feiner Lebemann, ergötzte sich dieser „lustige Teufel" damit, den Pöbel gegen die s. g. Mommiers (Pietisten) zu hetzen und setzte, als die Geistlichkeit sich weigerte, seine brutalen Befehle von der Kanzel zu verlesen, mehr als hundert Pfarrer ab. Auch in Genf kam eine radicale Regierung unter dem Dictator Fazy auf, dem schamlosen Stifter einer Spielhölle. In Bern selbst wurde Neuhaus, als noch zu gemäßigt, durch Ochsenbein verdrängt, und dieser, nachdem er kaum zuvor Frieden und Recht in der Eidgenossenschaft durch seinen Freischaarenzug verletzt hatte, im Sommer 1847 Präsident der Tagsatzung.

Die katholischen Cantone mußten eines neuen Angriffes gewärtig seyn, schlossen daher schon am 20. September 1846 den s. g. Sonderbund zu ihrer Vertheidigung, und zwar Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Die Tagsatzung in ihrer radicalen Mehrheit erklärte diesen Sonderbund für gesetzwidrig, obgleich die radicalen Cantone selbst schon lange ihr Siebener-Concordat geschlossen hatten, und beschloß bewaffnete Exekution. Kern vom Thurgau verfaßte die gleißnerische Proclamation, durch welche dieses Unrecht beschönigt wurde, und ein alter Soldat Napoleons, General Dufour, gab sich dazu her, den Sonderbund durch militärische Uebermacht zu erdrücken. Da er seine Leute kannte, nahm er sich Zeit und bot gegen 100,000 Mann auf, die er erst tüchtig einexerciren ließ, während der Sonderbund keinen Angriff wagte und diesmal sogar einen Reformirten, einen Herrn von Salis, zu seinem Feldherrn ernannte. Die armen Leute hofften auf Vermittlung oder Hülfe Oesterreichs. Auch Ludwig Philipp

Unterthanen beſorgt. Zugleich hielt er auf ſtrenge Juſtiz und öffnete jedermann den Zutritt zu ſeiner Perſon, ſo daß jeder bei ihm klagen und Hülfe ſuchen konnte. Dies und der große Ruhm des Königs bewirkte, daß ihn das Volk bis zur Anbetung liebte. Wenn er aber dem Volk alles gewährte, deſſen es zu bedürfen ſchien, ſo verlangte er ſelbſt hinwiederum vom Volk den ſtrengſten Gehorſam und regierte völlig unumſchränkt. Er machte den ganzen Staat zu einer leichtbeweglichen Maſchine, in der er ſelbſt der bewegende Mittelpunkt war. Er dehnte den Wirkungskreis der Regierung bis auf die geringſten Angelegenheiten der Unterthanen aus und regelte denſelben durch eine wohlorganiſirte, fächerartig gegliederte Staatsdienerſchaft. Er ſelbſt ſtand an der Spitze des Ganzen, alles überblickend, alles ſelbſt leitend. Das Volk, die Gemeinden, die Stände hatten nichts mehr zu ſagen, alle wurden von oben her durch die königlichen Beamten regiert. Auch herrſchte kein Miniſter, kein major domus, wie in den meiſten andern Staaten. Der König, an Staatsklugheit und Geiſteskraft allen überlegen, herrſchte ganz allein und bekümmerte ſich um alles ſelbſt. Seine raſtloſe Thätigkeit, ſeine Umſicht und Geſchicklichkeit in allen Geſchäften und ſein guter Wille ſicherte den regelmäßigen Gang dieſer Staatsmaſchine. Die Nation war nie pünktlicher, gerechter, nie beſſer zu ihrem eignen Vortheil regiert. Sie befand ſich wohl dabei, ſie fühlte ſich glücklich und ſtolz unter dem preußiſchen Adler. Der Selbſtherrſcher erlaubte ſich nur gegen einige wenige Perſonen, und nicht ohne Grund, willkührliche Gewaltthaten, namentlich gegen den Major Trenk, den er unverhörter Sache viele Jahre lang im Gefängniß ſchmachten ließ. Das waren aber nur ein Paar kleine Tropfen Wermuth in dem Strom von Milch und Honig, der damals durch Preußen floß. Friedrichs großes Beiſpiel

war durch den Sieg des Radicalismus in der Schweiz gefährdet, aber sowohl er als Metternich waren schon stumpf geworden und ließen die Dinge gehen. Dufour wartete bis in den November, dann fiel er zuerst über das völlig isolirte Freiburg her, welches capituliren mußte. Hier verübte die radicale Soldateska schändlichen Unfug. Dann zog Dufour das Netz um Luzern und seiner zehnfach überlegenen Streitmacht konnte das kleine Heer des Sonderbundes nicht Stand halten. Nach einem kurzen Gefecht bei Gislikon wurde capitulirt. Die Sonderbundscantone mußten eine Million Kriegskosten zahlen, die Jesuiten wurden vertrieben, sogar die menschenfreundlichen Mönche aus dem berühmten Hospiz von St. Bernhard fortgejagt, alle Klöster aufgehoben und überall neue radicale Regierungen eingesetzt.

In diesem Sonderbundskriege verlor die Schweiz wenig Menschen, aber viel Ehre. Die Radicalen handelten schändlich an den Urcantonen und die altschweizerische Treue wurde in der Wiege der Eidgenossenschaft erwürgt.

5.

Schürung des Deutschenhasses.

Ein höchst bedenkliches Zeichen der Zeit war damals die Auflehnung der Dänen, Polen, Böhmen, Ungarn und Lombarden gegen die Deutschen. Alle die Nationen, welche früher vor uns Deutschen Furcht gehabt, begannen uns jetzt zu verachten und zu verhöhnen. Die Lockerheit des deutschen Bundes, die Verwirrung in Preußen, die Erschlaffung in Oesterreich machte ihnen Muth, uns zu trotzen, und sie wurden vom Ausland unterstützt, zum Theil gehetzt.

Im Herzogthum Schleswig, welches zum größten Theil deutsch, mit Holstein erbverbrüdert war und mit ihm eine gemeinschaftliche ständische Vertretung gehabt hatte, aber 1815 nicht wie Holstein in den deutschen Bund aufgenommen worden war, wollten

die Dänen alles auf däniſchen Fuß ſetzen und die deutſche Sprache verdrängen. Schon 1830 klagte darüber Lorenſen von Sylt und wurde deshalb verhaftet. Als 1839 der Dänenkönig Friedrich VI. ſtarb und ihm ſein Großneffe Chriſtian VIII. folgte, deſſen einziger Sohn Friedrich keine Nachkommenſchaft verſprach, glaubte Herzog Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg als nächſter Erbberechtigter für die beiden deutſchen Herzogthümer, ſich der Sache derſelben annehmen zu müſſen, und nun begann unter Leitung des Advocaten Beſeler eine ſtarke Agitation bei den Ständen Schleswigs und Holſteins, die in allen deutſchen Kammern ein Echo fand. Auf dem Sängerfeſt in Würzburg 1845 wurde geſungen „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen“ und die Fahne der Herzogthümer entfaltet. Der König aber, von Rußland unterſtützt, erließ 1846 einen „offenen Brief,“ worin er das däniſche Recht der weiblichen Nachfolge auch auf die deutſchen Herzogthümer ausdehnte, mithin den Auguſtenburger vom Erbe ausſchloß und die Herzogthümer dem däniſchen Einheitsſtaat einverleiben wollte. Die Stände derſelben proteſtirten und klagten beim deutſchen Bunde, der das Erbrecht der deutſchen Agnaten für beide Herzogthümer, ſein unmittelbares Einmiſchungsrecht aber nur in Holſtein wahrte, nicht in Schleswig, das nicht zum Bunde gehörte. Dem König folgte 1848 ſein Sohn Friedrich VII. Die Wuth, mit der die deutſchen Liberalen Dänemark ſchmähten und herausforderten, war unbeſonnen. Das deutſche Geſammtintereſſe verlangt, daß wir mit Skandinavien gegen Rußland und England zuſammenhalten. Die Unbeſonnenheit wurde aber beſtraft durch den Trotz und die Verachtung, die uns das kleine Dänemark zu zeigen wußte.

Noch gefährlicher war die nationale Erhebung aller nichtdeutſchen Völkerſtämme, welche bisher Preußen und Oeſterreich unterworfen geweſen. Auch ſie hatten den Reſpect vor uns verloren und auch ſie waren vom Ausland verhetzt.

Im Jahr 1846 wurde Preußen und Oeſterreich gemeinſchaftlich durch einen neuen Polenaufſtand beunruhigt. Mieroslawski, ein in Paris lebender polniſcher Flüchtling, erſchien heimlich in Po-

ſen und ſtellte ſich an die Spitze einer Inſurrection, die aber im Keim erſtickt wurde, indem am 14. Februar die Verſchworenen alle verhaftet wurden. Beſſer gelang es in Krakau. Die hier aus Vorſicht eingerückten Oeſterreicher wurden mit Gewalt vertrieben und Gorzkowski, der auch aus Paris kam, proclamirte die polniſche Republik und verkündete den Bauern die Aufhebung aller Frohnen und Zinſen. Ein gewiſſer Tyſſowski trat an die Spitze des Freiſtaates. Es fiel auf, daß die Verſchworenen Rußland ſchonten, indem ſie nur mit Preußen und Oeſterreich anbanden. Allein das ganze Unternehmen ſcheiterte an den galiziſchen Bauern, denn dieſe ſind ruthe-niſchen oder ruſſiſchen und nur der Adel allein polniſchen Stammes. Als die verſchworenen Edelleute im Kreiſe Tarnow die Bauern verſammelten, ihnen Freiheit verkündeten, ſie aber zum Kampf gegen die öſterreichiſche Regierung aufforderten, bezeugten die Bauern unerwarteter Weiſe keine Luſt. Einer aus ihrer Mitte führte das Wort und ein polniſcher Graf ſchoß ihm eine Kugel vor den Kopf, um die Bauern zu erſchrecken. Dieſe aber erſchraken nicht, ſondern fielen über die Edelleute her, mordeten ihrer 20 und verfolgten die übrigen, ſo daß ſie in wenigen Tagen Wagen auf Wagen voll todter oder ſchwer mißhandelter Edelleute in Tarnow ablieferten. Man zählte 100 todte und 400 noch lebende. Auch in mehreren andern Kreiſen wurde dieſes Beiſpiel nachgeahmt. Ein flüchtiger Herr von Bogusz, deſſen ganze Familie mit Nachbarn und Verwaltern gemordet worden war, verlangte offen in einer Bittſchrift an den Kaiſer Gerechtigkeit, betheuerte die Loyalität und völlige Unſchuld ſeiner Familie und bezeichnete den alten Bauer Jakob Szela als den Wütherich, der ohne Unterſchied alle Adeligen habe umbringen laſſen. Dieſe Haltung der Bauern nun war es, die jede Hoffnung der Verſchwornen zu nichte machte. Sie flohen. Die Oeſterreicher rückten ſchon am 3. März wieder in Krakau ein. Am 13. April verkündete der Kaiſer den Bauern in Galizien die Befreiung von den Roboten, alſo ungefähr dieſelbe Emancipation, die ihnen Gorzkowski zugeſichert hatte. Die nordiſchen Mächte kamen überein, die kleine Republik Krakau dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat einzuverleiben,

um ferneren Umtrieben von dort vorzubeugen. Das wurde am 6. November vollzogen, trotz des heftigen Widerſpruchs von Seiten Palmerſtons. Frankreich wagte nicht, die drei Mächte deshalb anzugreifen, und war auch wegen der ſpaniſchen Heirath mit England geſpannt.

Auch in Böhmen begann eine ſlaviſche Reaction gegen die Deutſchen. Die Prager Gelehrten, Palacky an der Spitze, ſchwärmten für die czechiſche Nationalität; falſche, angeblich altſlaviſche Sprachdenkmäler wurden geſchmiedet, der Deutſchenhaß offen zur Schau getragen und mit den gelehrten Ruſſen wetteifernd der Panſlavismus empfohlen, d. h. die Idee, alle Slaven in einem großen Reiche zu vereinigen und die Deutſchen zu unterdrücken. Im J. 1847 erhoben ſich die böhmiſchen Stände zum erſtenmal gegen das herrſchende Syſtem.

Noch ungleich heftiger war die antideutſche Agitation in Ungarn. An all dem war nur das Metternich'ſche Syſtem Schuld, wodurch Oeſterreich von Deutſchland abgeſperrt, der deutſche Geiſt künſtlich abgeſchwächt und mit dem jüdiſchen verſetzt, der germaniſche Charakter der Monarchie aufgegeben wurde. So wie der Deutſchöſterreicher nicht mehr Achtung und Furcht einflößte, wollte auch kein Slave, kein Magyar mehr gehorchen. Der Hauptagitator in Ungarn war ſeit 1825 Graf Szechenyi, der mit Recht klagte, daß Oeſterreich bisher ſo gar nichts für Agricultur und Induſtrie in Ungarn gethan, den Naturreichthum des Landes nicht benützt habe. Der ungariſche Reichstag von 1830 forderte den Alleingebrauch der magyariſchen Sprache, Trennung der Finanzen, Befreiung Ungarns von dem häßlichen öſterreichiſchen Papiergeld, und bewilligte weniger Recruten, als der Kaiſer verlangte. Im folgenden Jahre richtete die Cholera greuliche Verheerungen in Ungarn an und an vielen Orten mordete hier das gemeine Volk die höhern Klaſſen, von denen es vergiftet zu ſeyn wähnte. In den folgenden Jahren machte die ungariſche Reichstagsopposition immer mehr Fortſchritte und begann der junge Ludwig Koſſuth als Redner eine große Rolle zu ſpielen.

Am glühendſten war der Haß, den die Italiener gegen Oeſter-

reich kund gaben. In Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verſchieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., von ſtrengen Grundſätzen, der die Carbonari unter ſeiner ſchweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach ſeinem Tode 1829 begann nun unter ſeinem Nachfolger, Cardinal Caſtiglione, der ſich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater ſtarb ſchon 1831 und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem der erſte Sturm zu toben anfing.

Nur zufällig erfolgte die erſte Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen ſeinem Duodezabſolutismus äußerſt verhaßt war, darauf aufmerkſam gemacht, daß ſein Günſtling Menotti, Chef der geheimen Polizei, ſelbſt ein Verſchwörer ſey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin dieſer gerade eine Verſammlung hielt, mit Kanonen zuſammenſchießen. Menotti entging dem Tode und das Volk war ſo aufgeregt, daß der Herzog entfloh. Nun hielten die Verſchworenen auch im Kirchenſtaat nicht mehr zurück und errichteten in Bologna eine proviſoriſche Regierung. Am 9. wurde Marie Louiſe aus Parma vertrieben; am 14. errichtete das Volk auch in Ferrara unter den Kanonen der Oeſterreicher eine proviſoriſche Regierung. Und am 26. tagte ſchon ein ſ. g. italieniſcher Nationalcongreß zu Bologna und fing der treuloſe k. k. Feldmarſchallieutenant Zucchi eine Nationalarmee zu bilden an, um ſeinen Kaiſer zu bekriegen. Aber ein öſterreichiſches Corps unter Frimont machte dem Unfug ein raſches Ende und beſetzte Bologna. Zucchi wurde gefangen. Unter den Flüchtlingen befanden ſich die beiden Söhne des vormaligen Königs von Holland, Ludwig Napoleon. Sie hatten ſich der Verſchwörung angeſchloſſen, der ältere (Napoleon Ludwig) ſtarb auf der Flucht, der jüngere, Ludwig Napoleon, wurde, als Bedienter verkleidet, im Wagen ſeiner Mutter Hortenſe gerettet.

Die Franzoſen nahmen es Ludwig Philipp übel, daß er die Oeſterreicher ſo eigenmächtig in Italien wirthſchaften ließ und ſo

mußte er, um die öffentliche Meinung zu beſchwichtigen, Ancona beſetzen laſſen, ohne ſich deshalb mit Oeſterreich zu überwerfen. Doch glaubte Oeſterreich, Frankreich nicht weiter reizen zu dürfen, und duldete daher, indem es ſeinen eigenen Erbanſpruch aufgab, daß dem 1831 verſtorbenen König Karl Felix von Sardinien jener treuloſe Prinz von Carignan, Karl Albert, nachfolgen dürfte, der ſich zuerſt mit den Carbonari verſchworen und ſie hinterdrein verrathen hatte und dann wieder mit ihnen kokettirte.

Die Cholera richtete 1837 große Verwüſtungen in Italien an. Im folgenden Jahre verließen die Franzoſen Ancona. Als 1840 ein Bruch zwiſchen Frankreich und den andern Mächten drohte, wagte Bandiera einen Aufruhr in Calabrien, unterlag aber. Dagegen fuhr Mazzini fort, durch geheime Geſellſchaften zu wühlen. In der Preſſe widertönten die Klagelieder um Italien vom Grafen Leopardi und die Kerkererzählungen des Silvio Pellico.

Eine neue Bewegung begann aber erſt, als Gregor XVI. 1840 ſtarb und ihm der junge Cardinal Maſtai-Ferretti als Pius IX. nachfolgte. Dieſer begann mit Gnadenacten und Reformen und die Verſchworenen, indem ſie ihn zu ihrem Werkzeug machen wollten, betäubten ihn mit ihrem Freudengeſchrei und erſtickten ihn faſt unter Lorbeern, unterſtützt von Lord Minto, dem engliſchen Geſandten, denn durch die ſpaniſche Heirath beleidigt, bot die engliſche Regierung alles auf, um Unruhen auf dem Feſtland zu erregen und Frankreich und Oeſterreich Verlegenheiten zu bereiten. Die Bewegung wurde ſo reißend, daß auch Großherzog Leopold II. von Toscana unter Liebkoſungen gezwungen wurde, Reformen aller Art zu bewilligen. Der geängſtigte Herzog Karl von Lucca entwich lieber und trat ſein kleines Land an Toscana ab. Nun rührte ſich auch Karl Albert in Turin, verkündigte liberale Reformen und verſicherte ſich der Sympathien der radicalen Schweiz. Da nun Oeſterreich den Sonderbundskrieg nicht verhinderte und den Radicalismus in der Schweiz gewähren ließ, hörte auch in Italien der bisherige Reſpect vor Oeſterreich auf und in der Lombardei ſelbſt wuchs die Aufregung.

Die Verſchworenen wagten, in allen Garniſonen den öſterreichiſchen Soldaten die Cigarren aus dem Munde zu ſchlagen, denn um die öſterreichiſche Regierung ihrer großen Einkünfte vom Tabak zu berauben, hatte Mazzini alles Tabakrauchen unterſagt. Da nun die Soldaten ſich nicht wehren durften, was die ſchwache Regierung ihnen ausdrücklich unterſagte, ſo wurden ſie ſogar von den Kindern auf der Straße verhöhnt und ertönte überall das offene Feldgeſchrei: l'Italia libera! morte ai Tedeschi! Im Januar und Februar kam es zu blutigen Tumulten in Padua, Pavia und Bergamo. Zu Venedig erſchienen alle Damen im Theater in den drei italieniſchen Farben. Die Regierung aber übte eine Nachſicht, welche die Frechheit immer mehr herausforderte.

Alles das noch vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Ueberall hatte Lord Minto die Hand im Spiel. Palmerſton, den man ſeitdem Lord Feuerbrand nannte, war der moraliſche Urheber der italieniſchen Revolution, ohne ihn hätte Mazzini nichts ausrichten können. Am 15. Februar hielt Palmerſton im Unterhauſe eine feurige Rede zum Lobe der italieniſchen Erhebung, verſicherte die neuen Verfaſſungen, den neuen Zollverein, überhaupt den „Fortſchritt“ daſelbſt, d. h. die Revolution, ſeiner Sympathie. „Ein neuer Tag, rief er, ſteigt auf in Italien.“

Viertes Buch.

Ludwig Philipp.

1.

Die Corruption der franzöſiſchen Kammer.

Ludwig Philipp bezweckte nichts, als ſich und ſeine Dynaſtie auf dem Throne zu erhalten, indem er ſich durch ſeine Friedensliebe die Anerkennung der Großmächte erkaufte und mittelſt der Deputirtenkammer und der Bourgeoiſie die Republikaner, wie die Anhänger des alten Königshauſes niederzuhalten ſuchte. Seine Miniſter wählte er aus den populärſten Kammermitgliedern.

Nach ſeiner Thronbeſteigung war das Nöthigſte, die aufgeregten Arbeiter in Paris zu beruhigen. Er ließ daher 5 Mill. Franken unter ſie vertheilen und lenkte geſchickt ihren Zorn gegen die Miniſter Karls X., welche die Ordonnanzen erlaſſen hatten. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren gefangen worden und ſollten von der Pairskammer verurtheilt werden. Das Volk wollte ſie ermorden. Der alte Soult aber, der zum Kriegsminiſter ernannt wurde, brachte eine zahlreiche bewaffnete Macht zuſammen und das Uebrige that Lafayette an der Spitze der eben ſo zahlreichen und gemäßigt geſinnten Nationalgarde, um Exceſſe zu verhüten. So war es möglich, die Exminiſter nicht zum Tode,

ſondern nur zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen, am 21. Dez. 1830. Lafayette büßte durch ſein allzu loyales Benehmen die Popularität bei der Menge ein wenig ein und Ludwig Philipp benutzte das ſogleich, um ihn undankbar vom Commando zu entfernen. Im Februar 1831 wagten die Legitimiſten eine Todtenfeier des Herzog von Berry, da wurde wieder der Pöbel gegen ſie losgelaſſen und Ludwig Philipp ſoll es ausdrücklich gebilligt haben, daß damals der Palaſt des Erzbiſchofs von Paris, van Quelen, vom Pöbel demolirt wurde. Als der Pöbel überall die Kreuze von den Kirchen, die Lilien von den Paläſten abſchlug, befahl der König, an ſeinem eigenen Palaſt die Lilien wegzumeißeln.

Bei alledem ſpielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob Mauguin laut ſeine Stimme und klagte das neue Syſtem an, das offenbar darauf ausgehe, das franzöſiſche Volk zu bupiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, denn ſie war vom König beſtochen, der ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verſchwenderiſch mit Anſtellungen und Belohnungen bedachte. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot, ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, weil aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie folgen müſſe. Der eitle Laffitte hatte über der Politik ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte verſäumt und fallirte. Der König war froh, ihn loszuwerden, dankte ihn ab und ſpielte noch den Großmüthigen, indem er ihm für 10 Millionen Wälder abkaufte, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Der Bankier Caſimir Perier, bisher Laffittes Nebenbuhler, trat ins Miniſterium und faßte, wie es der König haben wollte, die Zügel der Gewalt ſtrammer. Im Mai 1831 traf der König mit Perier eine Maßregel, die am beſten geeignet [illegible], die Republikaner moraliſch zu vernichten. Am 2. nämlich [illegible]cetirte er den Julihelden, denen er ſchon früher eine Decoration zuerkannt hatte, ein blaues Band und eine neue Umſchrift auf das Kreuz „vom König gegeben," d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die einen und warf die andern, die ſeine Decoration verſchmähten, in das Dunkel der

Vergessenheit. Als am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomesäule mit Blumen bekränzt und großer Spectakel erhoben wurde, der die nächsten Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayettes Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelst Feuerspritzen das empörte Volk durchnässen. Die Revolution erstickte im Gelächter.

Doch verstummte die Opposition nicht. Der König konnte die alte ergebene Kammer doch nicht ewig behalten, mußte verfassungsmäßig eine neue wählen lassen und bekam nicht lauter Männer hinein, wie er sie haben wollte. Zwar ließ er Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Usurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszuposaunen. Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine starke Opposition gewählt worden und schon war die Frage, ob Perier sich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer seyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein französisches Heer den Belgiern zu Hülfe geschickt, und dieses rasche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polnische Frage kam immer wieder zur Sprache. Als am 16. Sept. Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warschau habe capitulirt und den Zusatz machte: „es herrsche Ruhe in Warschau," brach ein Sturm des Unwillens aus. Lafayette aber zog einen Brief der polnischen Agenten in Paris, Kniaziewicz und Plater, hervor, worin dieselben schreiben: „Wir erklären, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warschau zu schicken, dessen Reisekosten er bezahlte. Der Zweck dieser Sendung war, unsere Regierung zu vermögen, sich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen so viel Zeit erforderten." Wie ungeheuer auch Sebastiani durch diese Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit französischem Leichtsinn aus und Guizot trat schützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte

wirkte mächtig auf alle Regenten Europa's, Fürſten oder Miniſter. Es war ihnen entweder nur um die Vortheile einer unumſchränkten Selbſtregierung zu thun, oder ſie wollten in edler Begeiſterung ihre Völker ſo reich und glücklich machen, als es die Preußen waren. Nur das vergaßen ſie, daß man, um eine Staatsmaſchine, wie die Friedrichs, im Gange zu erhalten, auch Friedrichs Geiſt bedürfe, und daß es, wo dieſer Geiſt fehle, eben ſo gefährlich ſey, die Staatsmaſchine ſtille ſtehn zu laſſen, als ſie launenhaft und ungeſchickt zu lenken. Sobald ein Fürſt es übernimmt, allein für alles zu ſorgen, bedarf er auch einer ſeltnen, einer außerordentlichen Thatkraft. Früher regierten die Stände, die Gemeinden ſich größtentheils ſelbſt, und die Fürſten hatten nicht nöthig, ſich viel um das Einzelne zu bekümmern. Ihr Geſchäftskreis war kleiner, ſie bedurften weniger Thätigkeit und Geſchicklichkeit, und ihre Verantwortlichkeit war eine geringere. Allmählich hatten ſie mit ihrer Macht ihre Arbeiten und Sorgen vermehrt, und Friedrich der Große vollendete das neue Regierungsſyſtem, indem er alle Arbeit, alle Sorge, alle Verantwortlichkeit auf ſich nahm und unumſchränkt allein und ſelbſt regierte. Er konnte das, denn ſeine vielumfaſſende Thatkraft wäre der Herrſchaft auch über ein weit größeres Land gewachſen geweſen. Viele ſeiner Nachahmer aber benahmen ſich in dem großen Geſchäft der überall gegenwärtig ſeyn wollenden Selbſtregierung ungeſchickt, luden durch ihre Fehler eine ungeheure Verantwortung auf ſich und ſtürzten unter der Laſt der Regierungsarbeit aus einer Verlegenheit in die andre, bis die zerrüttete Staatsmaſchine zuſammenbrach und in der großen Revolution die Völker wieder einen Antheil an der Regierung erhielten und den Fürſten einen Theil der drückenden Laſt abnahmen.

und der Opposition vorwarf, sie mache Propaganda für die Revolution außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte sich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Ministerium. Allein der Sturm erneuerte sich, als General Guilleminot auftrat, sich zu rechtfertigen. Er war französischer Gesandter in Constantinopel gewesen und hatte hier vom König den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher desavouirt worden, so daß sich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonstration gewesen und der Gesandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß, ließ Perier sofort ein neues Polizeigesetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Opposition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleonischen Zeit. Berryer geißelte dieses Experimentiren mit überlegenem historischem Geiste, aber vergebens.

Im Herbst brach ein höchst gefährlicher Aufstand in Lyon aus. Die Bourbons hatten Lyon nicht so viel Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußischen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entstandene Fabriken den Lyonesen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preise der Lebensmittel gestiegen. Die Regierung Ludwig Philipps kostete mehr, als alle bisherigen, und vergrößerte die Steuerlast. Die Fabrikbesitzer in Lyon suchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, so daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete und daheim eine Familie ernähren sollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tausend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der besorgte Präfect Dumolart that sein Bestes für sie, aber in Paris nahm man sich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherrn triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten sich die Arbeiter zusammen, am 21. November, und es kam zu einem blutigen Kampfe, in dem die Truppen aus der Stadt getrieben wurden. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebehörden alles

zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Gesichtspuncte der Ordnungsstörung auf und beschloß, dieselbe exemplarisch zu bestrafen, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen und Furcht einzuflößen. Dumolart wurde abberufen, jede Concession widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marschall Soult selbst, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geschickt, am 2. Dezember. Die Arbeiter unterwarfen sich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regierung werde sich doch ihres Elends erbarmen. Das geschah aber nicht. Die Rädelsführer wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewiesen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu bestellen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. Dezember in Grenoble aus. Das Volk empörte sich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Das geschah am gleichen Tage zu Montpellier. Zur Fastnacht erneuerte sich der Tumult in Grenoble, allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren. Im Winter wurde die neue Secte der St. Simonisten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieser Secte war ein Graf St. Simon, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzustande der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete sich seine Lehre. Die St. Simonisten bildeten sich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt ersetzen. Sie erwählten sich daher ein sogenanntes lebendes Gesetz (loi vivante) in der Person eines s. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe schlichten sollte. Ihr erster Vater war damals ein gewisser Enfantin, ein bildschöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufsehen machte und durch Verlockung der Weiber sehr zur Ausbreitung seines Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleisches“ lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, sondern nur noch „regeln“ wollte,

miſchte er in die unſittlichſte Licenz den nicht unpraktiſchen Gedanken einer Verbeſſerung der Race und Wiederherſtellung der durch Unnatur aller Art verſchwundenen urſprünglichen Schönheit des Menſchengeſchlechts. Die Gerichte machten dem Scandal ein Ende.

Inzwiſchen wuchs die Unzufriedenheit und der Haß gegen den Bürgerkönig. Neben den Schmähartikeln der Oppoſitionsblätter waren es hauptſächlich Caricaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergeſicht, welches ein ſtarker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugeſpitzten Schädel, den der Haarſchopf noch mehr zuſpitzte, ſo daß ſeine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Caricaturen variirt. „Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreist und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt ꝛc.“

Ende März 1832 kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menſchen hin. Die Reichen flohen aufs Land, ſelbſt die Deputirtenkammer bewies ſo wenig Muth und Würde, daß ſie ſich durch die Deſertion faſt aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte. Der Pöbel der aufgeklärteſten Hauptſtadt der Welt wurde von demſelben Wahne angeſteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit ſey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flaſche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke geriſſen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzuſtellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu ſorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Meſſager) nur 300 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 4 Flanellſtücke und 8 Paar Schuhe.

Der Herzog von Orleans gab ein schönes Beispiel, indem er persönlich die Spitäler besuchte, und Perier ließ es sich nicht nehmen, obgleich er selbst schon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angesteckt und starb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an seine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben soll. Die Opposition nahm davon Veranlassung, am 22. Mai einen compte rendu zu entwerfen, worin sie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago ꝛc. Später schlossen sich noch viele an. Sie legten den Accent diesmal hauptsächlich auf die schlechte Finanzwirthschaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belastung der arbeitenden Classen.

General Lamarque hatte die Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verschied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde zu einer großen Demonstration ausgebeutet, wie das des General Foy. Am 5. Juni versammelten sich an 200,000 Leidträger trotz strömenden Regens. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marschall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Excesse. Allein die Rede bewirkte das Gegentheil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob sich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte diese Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerster Wuth vertheidigt wurden. Besonders in der Vorstadt St. Antoine. Es waren 50,000 Mann Truppen in der Stadt. Die Insurgenten konnten daher nicht siegen, wollten sich aber auch nicht ergeben und vertheidigten sich aufs zäheste, zuletzt noch in der Kirche St. Mery, schlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und schrien noch immerfort vive la république! bis sie alle dem furcht-

baren Kartätschenfeuer und den Bajonetten des endlich eindringenden Militärs unterlagen. Keiner wollte geschont seyn, keiner wurde geschont.

Obgleich jeder Widerstand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszustand. Thiers soll dazu gerathen haben. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, sollten zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einspruch, sondern auch der unabhängige Richterstand protestirte. Da bekam Ludwig Philipp Angst und hob den Belagerungszustand wieder auf. Das Trauerspiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli.

2.

Der kleine Thiers.

Ludwig Philipp benutzte seinen Sieg über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit seiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marschall Soult zum Chef des Ministeriums, um auf die Militairkraft den Accent zu legen, Thiers aber zum Minister des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Casimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die sich durch keine Phrasen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte den Telegraphen zu Privatspeculationen und er war in wenigen Monaten ein Millionär.

Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den älteren Bourbons anhing. Man entwarf den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland spielte dabei eine Rolle. Ihm mußte wegen Belgiens alles daran liegen, Ludwig Philipp zu stürzen, was auch mit seinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protocolle zusammenhing. Als Graf Orlow sich in Angelegenheiten Belgiens im Haag

aufhielt, ſollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden ſeyn. Dieſe Dame, vom Marſchall Bourmont begleitet, hatte ſich nach dem Haag und von da nach Italien begeben und ſchiffte ſich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfſchiff nach Marſeille ein. Hier waren die Legitimiſten zu einem großen Aufſtand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfſchiff mußte umkehren. Die muthige Prinzeſſin kam aber bald wieder über die Grenze und reiste unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée. Hier kam es zu kleinen Aufſtänden ohne Erfolg.

Aus einem Verſteck in das andere gejagt, gelangte die Herzogin zwar nach Nantes, von wo aus ſie zur See nach England hätte flüchten können, aber ſie war ſchon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Dame, eine temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schweſter Chriſtine, hatte ſich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutſchen Juden eingelaſſen, Namens Deutz, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte, der aber ſchon mit Montalivet im geheimen Verkehr geſtanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit ſeiner hohen Gönnerin dem ſchlauen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus umſtellen und alles durchſuchen. Man fand eine Tafel voll Speiſen, aber ohne Gäſte, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anweſenheit nicht zweifeln, fand ſie aber nirgends. Ueberzeugt, daß ſie da ſeyn müſſe, ſtellte man in alle Zimmer des Hauſes Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand ſich aber die Herzogin gerade hinter dieſem Kamine in einem engen Verſchlage mit dem Fräulein von Kerſabiec und den Herren von Menas und Guibourg zuſammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang ſie, hervorzukommen, nachdem ſie 20 Stunden lang

die Marter ausgehalten hatte. Sie wurde nach dem Schloſſe Blaye abgeführt. Bourmont, der mit in Nantes geweſen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September der ganze Hof Karls X. abgereist und nach Prag übergeſiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder ſtimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünſtig gegen den Gaſt in Holyrood, weshalb ſich derſelbe unter öſterreichiſchen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimiſten wie die Republikaner geſchlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch ſeine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die ſein Anſehen dem Auslande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa ſchien um ſo feſter geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichſtadt, an einer kurzen Krankheit raſch dahingeſtorben war. Die bonapartiſtiſche Partei in Frankreich beklagte dieſen Tod in Proſa und Verſen.

Als Ludwig Philipp am 19. November die Kammern eröffnete und mit großem Gefolge nach dem Sitzungsſaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es ſey ein blinder Schuß geweſen, von der geheimen Polizei ſelbſt veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimiſten zuſchieben zu können und um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach deſſen Erlöſchen nur eine wilde Anarchie gefolgt wäre, anſchaulich zu machen. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungsſaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit ſtrotzte und den Franzoſen ſagte, nun würden ſie doch wohl endlich einſehen, daß Frankreich nicht beſſer, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längſt von ihm beſtochene Mehrheit der Kammer antwortete mit enthuſiaſtiſchen Huldigungen und für Ergebenheitsadreſſen ſorgten die Präfecten in allen Departements. Präſident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den ſich damals eine neue Partei, der ſ. g. tiers parti gruppirte, die ſich zwiſchen die Oppoſition und die miniſterielle Partei ſtellte und mittelſt der

erſtern die Miniſter zu ſtürzen ſuchte. Die miniſterielle Partei ſelbſt beſtand aus Doctrinairs, an deren Spitze Guizot, und aus ſ. g. Imperialiſten, an deren Spitze Thiers ſtand, die theils wieder angeſtellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren, theils (wie Thiers ſelbſt) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleoniſche Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaiſermantel zudecken wollten. Für den König ſtand alles gut. Er lebte dieſen Winter über auf einem höhern Fuß als früher, ſchloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von ſeinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Aber die beſiegten Republikaner zeigten einen unbeugſamen Muth und machten die Proceſſe ſelbſt, durch welche ſie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Marraſt benutzte ſeine Vertheidigungsrede, die in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, um der Nation die vom Thron ausgehende ſittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verſchwörung des Throns mit den beſtochenen Kammern zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zuſammen 2 Millionen Beſoldung bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weiſe, außer durch Aemter, auf Koſten des Volks bereichert würden, beſonders durch Börſenſpeculationen.

Die Niederlage der Legitimiſten zeigte ſich bald als größer und ſchimpflicher, als ſie ſelbſt nur geahnt hatten. Chateaubriand ſchrieb noch im Winter einen Brief voll Begeiſterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte ſie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, ſie ſey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, ſprengte ſchon aus, er habe ſie vergiften laſſen. Aber der Moniteur verkündete der überraſchten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daſelbſt, General Bugeaud, erklärt habe, ſie habe ſich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Zugleich erfuhr man, daß ſich die Herzogin in geſegneten Umſtänden befinde. Die Sache machte ungeheures Aufſehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zuſtand der Her-

zogin gewußt, aber Befehl ertheilt, denſelben zu Blaye vollſtändig zu ignoriren, bis die Herzogin ſelbſt und zwar ſchriftlich ſich dazu bekennen würde, empörte dieſe neue Argliſt des Königs durch ihre beiſpielloſe Niederträchtigkeit ſelbſt die unverſöhnlichſten Feinde der alten Dynaſtie und die franzöſiſche Preſſe bewies mit merkwürdiger Uebereinſtimmung der gefangenen Prinzeſſin ein ſchonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Da die Herzogin ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, ſo blieb den entehrendſten Gerüchten Raum. Doch als ſie am 10. Mai 1833 zu Blaye mit einer Tochter niederkam, erklärte ſie, ihr heimlicher Gemahl ſey der junge Graf Lucheſi Palli. Derſelbe war Attaché der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Holland und hatte den Haag, wo ſie ihn vor ihrer Reiſe nach Italien (April 1832) geſehen, ſeitdem nicht verlaſſen. Da ſie jetzt nicht mehr als Regentin im Namen ihres Sohnes auftreten konnte, ließ ſie Ludwig Philipp frei und ſchickte ſie nach Palermo, wohin auch Lucheſi aus dem Haag abreiste.

Die Argliſt Ludwig Philipps richtete ſich wiederholt gegen ſeine eigenen Miniſter. Die Männer, die er nicht wie Thiers beſtechen konnte, verſtand er immer durch einen geſchickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treueſten gedient, waren nie ſicher, daß er ſie nicht einer Rückſicht des Augenblicks zum Opfer brachte. In der erſten Zeit ſeiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politiſchen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten eine Stütze ſeiner noch jungen Herrſchaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgeſucht worden. Mittlerweile hatte ſich alles für Ludwig Philipp günſtig angelaſſen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle vom Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Miniſter de Broglie beantragten 20 Millionen votiren. Eine ſo ſchnöde Behandlung konnte ſich Broglie nicht gefallen laſſen und mit ihm nahm auch Sebaſtiani, als Mi-

niſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſeine Entlaſſung, am 1. April 1834.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an Lyon aus. Die Noth hier hatte wieder zugenommen. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten ſie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu verſagen. 20,000 Webſtühle ſtanden an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung ſchwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten ſie gegen den niedrigſten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 ſtattgefunden. Erſt nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden ſechs Arbeiter wegen Aufruhrs verhaftet, und als darüber wieder ein Tumult entſtand, ohne Erbarmen unter die Arbeiter geſchoſſen. Indeſſen waren die Arbeiter zu erzürnt, als daß ſie ſich nicht aufs heldenmüthigſte gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geſchützt, kämpften ſie bis Morgens am 15. April ſechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden ſie überwunden, nachdem die Truppen ſich nach und nach bis auf 40,000 Mann verſtärkt hatten. Dieſer furchtbare Kampf in Lyon, der ſo viele Menſchenleben koſtete, hätte leicht vermieden werden können, und laſtet ſchwer auf der Seele Ludwig Philipps. Paris ſelbſt war in fieberhafter Bewegung. Arbeiter bewaffneten ſich und bauten Barrikaden, aber ſie wurden raſch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben.

Der König ließ ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte ſich, ſein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai ſtarb der altersſchwache Lafayette, deſſen Popularität ihm immer noch Angſt gemacht hatte. Guizot und ſelbſt Thiers riethen dem König zu einem milderen Syſtem. Er trotzte, da er aber kein neues Miniſterium zuſammenbrachte, mußte er wieder zu Thiers ſchicken. Er kannte ſeinen Mann, indem er ihn „lächelnd“ empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab alſo auch ſeinen Widerſtand gegen die königliche Entſchließung auf.

Kapitel CCCCXLVI.

Die Aufklärung.

Die letzte und wichtigste Sorge des großen Friedrich war der Bildung und geistigen Aufklärung gewidmet. Dieser gekrönte Philosoph begünstigte die Wissenschaften und Künste, beförderte das Schulwesen und gewährte den freien Denkern Schutz gegen die Orthodoxie. Nur die deutsche Dichtkunst war und blieb ihm verächtlich, weil er sie nur aus seiner Jugendzeit kannte, und damals herrschte noch der abscheuliche Geschmack Hoffmanswaldau's. Er liebte nur die französische Poesie, und schrieb und dichtete in dieser Sprache selbst. Man hat ihm dies thörichterweise zum Vorwurf gemacht. Sein großes, unsterbliches Verdienst bestand darin, daß er die Geister gewähren ließ, und sie weder für den Hofdienst abrichtete, wie Ludwig XIV., noch sie unterdrückte, wie es damals fast in allen Staaten geschah, wo die Jesuiten oder die orthodoxen Protestanten die geistige Herrschaft ausübten. Er gönnte jedem eigenthümlichen Genie die freieste Entwiklung, ließ die Leute glauben, meinen, reden, schreiben, drucken, was sie wollten, beschützte jeden, der von dem Haß der Pfaffen verfolgt in sein Land floh, und hielt streng auf allgemeine Duldung. Er selbst war ein Freigeist, scharfsinnig, witzig, zur Frömmigkeit gleichsam von Natur nicht gestimmt, daher ein Spötter über alles, was ihm in den verschiedenen Religionspartheien, keine ausgenommen, Vorurtheil oder Aberglauben dünkte. Aus diesem Grunde litt er auch, daß andre Leute gleichfalls spotteten, und wenn auch damals in Preußen eine höchst muthwillige Rotte von Freigeistern und sogenannten Gotteslängnern das Heilige in den tiefsten Schlamm der Gemeinheit hinabzogen, so kam doch dadurch eine wohlthä-

Bei der fünften Feier des Julifeſtes, am 28. Juli 1835, ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu muſtern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hauſe eine furchtbare Exploſion ſich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marſchall Mortier, den General Lachaſſe de Verigny, den Oberſt Raffé und andere Offiziere tödtete, noch mehrere verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contuſion, ſeinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, der König blieb unverletzt, nur ſein Pferd bäumte ſich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Urſache war eine Art Höllenmaſchine geweſen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewiſſer Fieſchi hinter einem Jalouſieladen losgeſchoſſen hatte, in der Abſicht, den König mit ſeinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet.

Die Regierung war in ihren Egoismus damals ſo vertieft, daß ſie nicht erſchrack, ſondern nur pfiffig gleich wieder das entſetzliche Ereigniß zu ihrem Nutzen auszubeuten ſuchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieſchis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikaniſchen Partei die Mitſchuld aufgebürdet. Thiers ließ ſogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, ſeinen ehemaligen intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Miniſterium Geſetzesvorſchläge vor die Kammer, die unter dem Namen der Septembergeſetze angenommen wurden. Durch dieſelben erhielt der Juſtizminiſter das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen. Ferner wurde die Preſſe durch Androhung ungeheurer Geldſtrafen beſchränkt und die Cenſur der Zeichnungen und Bilder wieder eingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen ſich mäßigten. Billigerweiſe konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die ſkandalöſen Caricaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volk beſchimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminiſter Humann die Naivetät, die Kammer darauf aufmerkſam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchſchnitt 3 p. c. ſey, während den Staatsgläubigern 5 p. c. gezahlt werden müßten. Nun ſtellte ſogleich Guion einen Antrag auf Herabſetzung des Zinſes, aber der König erklärte ſich aufs hitzigſte dagegen. Er ſelbſt und ſeine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt und entließ das ganze Miniſterium. Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Miniſterium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn“ zu gehen verſprach. Darunter befanden ſich Sauzet, Paſſy, Pelet, die für Guions Antrag geſtimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabſetzung entſagten. Mit der Beſeitigung derſelben hingen andere Unterlaſſungsſünden zuſammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüſtenberg von Bordeaux das Intereſſe der Wein- und Ackerbauer und tadelte die einſeitige Protection, welche die Regierung der Induſtrie auf Koſten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf Eiſenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbeſitzer, deren Eiſen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des engliſchen Eiſens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Miniſterium und die Kammer umfaßte. Die Beredſamkeit erſchöpfte ſich in Sophismen, die gegen den Bau der Eiſenbahnen ſprachen. Dieſe edle parlamentariſche Kunſt war herabgeſunken zur Buhldirne des niedrigſten Geldintereſſes. Der Maſchiniſt dieſes ganzen Lügenſyſtems aber war Thiers, der ſeine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Claſſen in Stadt und Land ſich mehrte.

Am 25. Juni 1836 ſchoß abermal ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Alibund. Er wurde hingerichtet.

Der König glaubte dieſe letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müſſen, beherrſchte die Kammer,

hatte die Presse geknebelt, fand überall Gehorsam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten beglückwünscht. Das machte ihm Muth, für seinen Sohn, den Herzog von Orleans, um eine Erzherzogin zu werben, was ihm aber nicht gelang. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe bestimmt habe, dem Prinzen überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erst nach vieler Mühe, die junge Prinzessin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte sich aufs heftigste dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch diese Verlobung nicht zu Stande gekommen. Dennoch demüthigte sich Ludwig Philipp vor den Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit seines Annäherungswunsches zu beweisen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und verbannte die Mitglieder desselben aus Frankreich. Auf einen Wink Oesterreichs übernahm er in der Schweiz sogar die Polizei des Absolutismus und zwang die Eidgenossenschaft, die politischen Flüchtlinge, vornehmlich die italienischen, aus ihrem Gebiete zu entfernen, 1836.

Wie es unter diesen Umständen Thiers noch einmal einfallen konnte, sich der constitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, ist schwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieses Landes stand England auf der constitutionellen Seite, die nordischen Mächte hielten es mit dem Absolutismus. England sah die Constitutionellen verloren, wenn es sie nicht unterstützte und schleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ sich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordischen Mächten seine Unabhängigkeit von England um so deutlicher zu beweisen. Der schlaue Thiers wurde von ihm bei dieser Gelegenheit übertölpelt. Schon war die französische Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihr Anführer, General Lebeau, hatte im Einverständniß mit Thiers eine Proclamation erlassen, die noch mehr französische Truppen ankündigte, als plötzlich der König diese Proclamation am 24. August 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu sagen. Nun mußte

Thiers tiefbeleidigt abdanken, wie daſſelbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte ſich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den andern.

Am 6. September 1836 ſtellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Miniſteriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinairs ans Ruder kamen. Molé verlangte die Freilaſſung der gefangenen Miniſter, aber erſt als Karl X., der ſich mit ſeiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daſelbſt am 6. November ſtarb, bewilligte der König die Entlaſſung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Conceſſion an die nordiſchen Mächte.

3.

Ludwig Philipps Abnutzung.

Der kluge Mann, der alle andern abnutzte, merkte nicht, daß er ſich ſelbſt abnutze.

Ludwig Philipp befand ſich im Herbſt 1836 auf der äußerſten Höhe, die zu erreichen ihm das Schickſal vergönnte. Europa war mit ihm verſöhnt, die legitime, wie die radicale Partei überwunden. Gleichſam zum Ueberfluß, zum Scherz lieferte ihm das Glück auch noch das Haupt der bonapartiſtiſchen Partei aus. Aber es war das Glück des Polykrates.

Der junge Ludwig Napoleon hatte nach ſeiner oben erzählten Flucht aus Italien größtentheils bei ſeiner Mutter, der Königin Hortenſe, auf ihrem Schloß Arenenberg in Thurgau zugebracht. Am 30. April 1830 empfing er vom Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht, einfach als einen Dank für die mannigfachen Wohlthaten, die ſeine Mutter den Armen der Gegend erwies. Er dankte echt napoleoniſch mit zwei Kanonen, die er dem Canton verehrte. In der Artillerieſchule zu Thun genoß er den Unterricht

Dufours und wurde ſelbſt zum Capitain der Artillerie im Canton Bern befördert. Er war, ohne die Freuden der Jugend zu verſäumen, ernſt und nachdenklich. Seine Mutter nannte ihn einen „ſanften Starrkopf“ (doux entêté). Schon 1832 ſchrieb er „politiſche Träume“ und in den folgenden Jahren Betrachtungen über die politiſchen und militäriſchen Zuſtände der Schweiz, auch ein Handbuch der Artilleriewiſſenſchaft (1835). Das alles verrieth, daß er ſeines großen Oheims nicht unwürdig ſeyn wollte. Der Haß, den Ludwig Philipp auf ſich gezogen und die Illegitimität ſeiner Regierung überhaupt konnten nun wohl auch die Schilderhebung eines Napoleoniden entſchuldigen. Man braucht nicht vorauszuſetzen, Ludwig Napoleon habe ſich eingebildet, ſein Verſuch werde ihm gleich aufs erſtemal gelingen. Es konnte ihm genügen, auch im Fall des Mißlingens wenigſtens die Augen der Welt auf ſich gelenkt und den zahlreichen Feinden Ludwig Philipps den Mann bezeichnet zu haben, auf den ſie künftig ihre Hoffnungen bauen ſollten. So erklärt ſich das alle Welt damals überraſchende Attentat von Straßburg. Ludwig Napoleon begab ſich heimlich nach dieſer Stadt, wo Oberſt Vaudry und andere Perſonen alles für ihn vorbereitet hatten, und ließ ſich früh am Morgen des 30. October 1836 als Kaiſer ausrufen, aber die Mehrheit der Truppen wollte nichts von ihm wiſſen und nahm ihn gefangen. Ludwig Philipp ließ ihn ſogleich wieder frei, da er ſich für immer lächerlich gemacht habe, alſo nicht mehr gefährlich ſey. Der Prinz reiste nach Amerika. Als er aber erfuhr, ſeine Mutter ſey aus Kummer um ihn ſchwer erkrankt, kehrte er noch im Jahr 1837 aus Amerika wieder zurück und begab ſich über England in die Schweiz. Unterdeß waren ſeine Straßburger Mitverſchwornen von den Aſſiſen ſämmtlich freigeſprochen worden, am 18. Januar 1836. Ein Act der Volksjuſtiz, in welchem die Entſcheidung zwiſchen zwei Dynaſtien ausgeſprochen lag. Welcher Troſt für den jungen Napoleon, wenn eine franzöſiſche Jury wagte, die für unſchuldig zu erklären, welche das Napoleoniſche Kaiſerreich an die Stelle des Bürgerkönigthums ſetzen wollten! Von

dieſem Zeitpunct an gewann die Oppoſition wieder Kraft, auch in der Kammer.

Ludwig Philipp hatte ſeinem Sohn, dem Herzog von Nemours, bei deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Victoria von Coburg die reiche Domaine Rambouillet und eine Million Franken als Brautgeſchenk zugedacht, aber die Kammer verweigerte ſie, 7. März 1837, wobei zu Tage kam, daß die Einkünfte von Rambouillet betrügeriſch viel zu niedrig waren angeſchlagen worden. War es ſchon beſchämend für den Bürgerkönig, daß ihm ſeine Forderung abgeſchlagen wurde, ſo noch vielmehr die Aufdeckung ſeines ſchmutzigen Geizes und ſeiner kleinlichen Kunſtgriffe. Damals war auch wieder ein Schuß auf den König gefallen, der Mörder (Meunier) wurde aber nicht hingerichtet, ſondern nur depertirt. Den üblen Eindruck der Kammerdebatten verſtärkte Cormenin durch einen ſehr ausführlichen Nachweis der ungeheuren Reichthümer des Hauſes Orleans. Der König hatte zu ſeinem Erbe, dem reichſten in Frankreich, noch alle Beſitzungen Kars X. und Condés hinzugefügt, machte daneben große Geldgeſchäfte, war auf dem Thron ein Nebenbuhler oder Aſſocié Rothſchilds und bettelte noch der Nation Schenkungen für ſeine Kinder ab. Nichts hat dem König in der öffentlichen Achtung mehr geſchadet. Ludwig Philipp wäre Algier gerne los geweſen, wenn es mit Ehren hätte geſchehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigſtens eine Küſtenſtrecke beherrſchen, die immerwährenden Angriffe der Eingebornen zurückſchlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. Die gefährlichſten Feinde der Franzoſen waren hier im Oſten Achmed, Bey von Conſtantine, im Weſten ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marſchall Clauzel, im September einen Angriff auf Conſtantine zu machen. Als aber Molé Miniſter wurde, rieth dieſer von dem Unternehmen ab. Der König widerrief die Expedition nicht, ließ ſie aber auch nicht hinreichend unterſtützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel

den weiten beſchwerlichen Marſch und wurde im November mit großem Verluſt von Conſtantine zurückgeſchlagen. Der Stolz der franzöſiſchen Nation litt nun nicht, daß dieſe Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich ſprach ſich in dieſem Sinne aus. Der König ließ vorher mit großer Kriegsmacht gegen Conſtantine operiren. General Damremont erſtürmte wirklich am 13. October die ſehr feſte Bergſtadt, von der ſich ein Theil der Einwohner mit Weibern und Kindern die Felſen hinunterſtürzte. Damremont fiel, ſein Nachfolger Valée wurde zum Marſchall ernannt; auch General Lamoricière hatte ſich hier ſehr ausgezeichnet. Die Hauptſcenen dieſes Kampfes wurden nachher von Horace Vernet für die große hiſtoriſche Galerie von Verſailles gemalt und durch Lithographien vervielfältigt, um ſie durch ganz Frankreich anſchaulich und populär zu machen. Während des Winters ſchickte der König auch eine Expedition nach Hayti und ließ die Negerregierung daſelbſt zwingen, die rückſtändige Entſchädigung für die einſt von dort vertriebenen Pflanzer mit 90 Millionen Franken in Friſten zu bezahlen.

Im Frühjahr 1838 (14. Mai) ſtarb der alte Talleyrand. Nachdem er allen Herren gedient und alle verrathen hatte, wandte er ſich in ſeinen letzten Tagen wieder zu der Kirche, der er als Biſchof zuerſt untreu geworden war, zurück und ſtarb als gläubiger Katholik.*)

Die neuen Wahlen ließen der Regierung die Mehrheit. Die Verhandlungen betrafen zunächſt große Geldfragen, die Eiſenbahnbauten, die in der Kammer in Vorſchlag gebrachte Zinsreduction und die Unterſchleiſe hoher Beamten, wobei wieder Corruption aller Art zu Tage kam. Die Eiſenbahnen wurden begünſtigten Geſellſchaften überlaſſen, welche ſchlecht bauten, unfähige Subjecte anſtellten, die ſchwerſten Unglücksfälle verſchuldeten und überdies das Publikum prellten. Durch Schmutz und Unbequemlichkeit waren die

*) Ludwig Philipp beſuchte ihn auf ſeinem Schmerzenslager (er hatte ſchon den Brand) und frug ihn, „ob er ſehr leide?“ „Ja,“ antwortete Talleyrand, „wie ein Verdammter.“ „Schon!“ frug der König.

Reiſenden gezwungen, das höchſte Fahrgeld zu bezahlen, um die einzig erträglichen Plätze zu bekommen. Zudem verfielen die Eiſenbahnunternehmungem dem heilloſeſten Actienſchwindel. Der Polizeipräſident Gisquet wurde angeklagt, Geld erpreßt oder als Beſtechung angenommen zu haben, wo er hätte als Beamter einſchreiten ſollen. General Bugeaud wurde greulicher Unterſchleiſe in Algier beſchuldigt. Alles umſonſt, kein Schuldiger wurde geſtraft. Auch gegen die Zinsreduction eiferten alle Capitaliſten und das Miniſterium des „königlichen Wucherers“ am meiſten, die Deputirtenkammer beſtand darauf, aber die Pairskammer ſorgte dafür, daß ſie nicht durchging. Der Staat ſchien nur noch um der großen Geldmänner willen da zu ſeyn.

Im Auguſt 1838 verlangte Ludwig Philipp von der Schweiz die Ausweiſung Ludwig Napoleons, der ſeiner ſterbenden Mutter in Arenenberg die Augen zugedrückt hatte (5. October 1837) und ſeitdem wieder dort lebte. Die Schweiz weigerte ſich, ihren „Mitbürger“ auszutreiben. Genf und Waadt machten ſogar ſchon Rüſtungen. Allein Ludwig Napoleon legte beſonderen Accent darauf, daß er nur Ehrenbürger und nicht wirklicher Bürger der Schweiz ſey, weil er nichts anderes als Franzoſe ſeyn und bleiben wolle. Als Schweizer würde er kein Recht mehr auf den franzöſiſchen Thron gehabt haben. Deshalb ſchnitt er den ganzen Streit ab, und ging freiwillig nach London.

Der Prinz von Joinville mußte damals eine Seeexpedition begleiten, um die verletzten Intereſſen Frankreichs an den Küſten von Mexiko und Buenos-Ayres durch eine Blokade zu wahren. Alles, was Ludwig Philipp wollte, ſetzte er auch durch, in der äußern wie innern Politik. Er that ſich daher in der Rede, mit welcher er am 17. December 1838 die Kammern wieder eröffnete, auf die Situation ungemein viel zu Gute und rühmte ſich, „die Wohlthaten der Freiheit mit der Stabilität vereint zu haben, welche die Stärke der Staaten bedinge.“ Aber Thiers ärgerte dieſe Selbſtgefälligkeit des Königs und am meiſten, daß er, Thiers, entbehrlich geworden ſey. Der kleine Held des Geſchwätzes wollte ſich nun

um jeden Preis wieder wichtig machen und intriguirte in der Kammer, bis er eine Mehrheit gewann für eine oppositionelle, dem König sehr mißfällige Adresse. Hier fehlte jedes politische Princip, es galt nur den persönlichen Neid und die Buhlerei um das Ministerium. Als die Adresse durchging, dankte das Ministerium Molé ab, am 22. Januar 1839. Die Ministerkrise dauerte diesmal lange, weil der König und Thiers gegen einander intriguirten. Marschall Soult sollte Ministerpräsident werden, glaubte aber die kleine Schmeißfliege (le petit foudriquet, Thiers) nicht entbehren zu können und lud ihn ein, Thiers aber spielte den Spröden. Nun setzte der König ein Ministerium Montebello ein.

Dieses nichtswürdige Treiben der Machthaber ermuthigte die Republikaner, eine neue Erhebung zu wagen, geleitet von Blanqui und Barbès. Sie bemächtigten sich am 12. Mai des Stadthauses, wurden aber schnell besiegt.

Damals begannen die neuen Verwickelungen im Orient. Frankreich neigte sich auf die Seite Aegyptens. Palmerston machte aber mit Ludwig Philipps Cabinet nicht die geringsten Umstände. „Der König der Franzosen," sagte er, „wird nie einen kräftigen Entschluß fassen. So lange er regiert, dürfen wir alles wagen." Niemand freute sich über diese neue Verlegenheit des Königs mehr, als wieder Thiers, durch dessen eifrige Intriguen auch wieder das Ministerium gestürzt wurde. Indem es die leidige Dotation für den Herzog von Nemours aufs neue vorbrachte, blieb es in der Minderheit, am 13. Mai 1840. Nun hatte der König Proben genug, daß er keine Kammermehrheit und mithin auch kein haltbares Ministerium bekommen würde, so lange der intrigante Thiers nicht wollte. Er entschloß sich daher, endlich dessen Eitelkeit zu befriedigen, und stellte ihn an die Spitze des neuen Ministeriums, natürlicherweise unter dem Vorbehalte, ihn nächstens wieder wegzuwerfen. Kaum saß nun, um im Style des Märchens zu reden, die kleine Fliege dem König auf der Nase, so fing sie auch gleich schrecklich zu brummen und zu renommiren an. Das war der Kriegslärm, der uns Deutsche allarmirte. Es war dem Herrn Thiers

gar nicht Ernſt. Er war immer nur ein Maulheld. Seine Drohungen hatten nur den Zweck, die Blicke von da, wo ſich Frankreich wirklich feig zurückzog, nämlich vom Orient abzulenken, nach dem Rhein, wo es ſcheinbar den Krieg vorbereitete. Ueberdieß diente die Verſtärkung der franzöſiſchen Armee zur beſſern Zügelung der Parteien in Frankreich ſelbſt. Damit hing die Befeſtigung von Paris zuſammen. Unter dem Vorwand, daß, wenn es zum Krieg komme, Paris beſſer als 1814 und 1815 gegen einen feindlichen Angriff geſchützt werden müſſe, ließ der König rings um die Hauptſtadt Forts anlegen, wobei ſein eigentlicher Zweck war, die Pariſer Bevölkerung im Zaume zu halten.

Sogar Napoleons großer Name wurde damals mißbraucht, um den Schein kriegeriſcher Begeiſterung zu vermehren. Thiers rieth dem Könige, die Gebeine Napoleons von St. Helena zurückzubringen und dem Wunſch des Hingeſchiedenen zufolge an den Ufern der Seine beiſetzen zu laſſen. Der Prinz von Joinville ging mit einer Fregatte nach St. Helena ab, um die illuſtre Leiche abzuholen, nachdem er die Erlaubniß dazu von England erbeten und erhalten hatte.

Der junge Louis Napoleon erſah die Gelegenheit, ſich den Franzoſen in Erinnerung zu bringen, landete von England aus mit wenigen Begleitern am 4. Auguſt zu Boulogne mit einer Proclamation, in der er ſich zum Kaiſer ausrief und Thiers zu ſeinem Miniſter ernannte. Allein die Truppen ließen ſich nicht verführen, der Prinz mußte ſich, von Kugeln verfolgt, auf ein Boot flüchten, das aber im Meere umſchlug. Faſt wäre er ertrunken, doch zog man ihn heraus, um ihn abermals in Ludwig Philipps Kerker auszuliefern. Thiers, ſo ſehr er ſich geſchmeichelt fühlte, daß Napoleon ihn mit dem Miniſterium hatte bedenken wollen, ſtellte ſich entrüſtet darüber und nahm die verächtlichſte Miene von der Welt an. Wie? rief er, ich hätte mich dazu hergeben ſollen, Miniſter eines Menſchen zu werden, der ſich wie eine Ente im Teich angeln läßt? Der Prinz wurde nach Paris gebracht und vor den Pairshof geſtellt. Er vertheidigte ſich ſelbſt im Sinne der „napo-

tige Bewegung in die Geiſter, die dumpfe Trägheit wurde durch Witz aus dem alten Schlafe geweckt, der Hochmuth dummer Pfaffen erhielt eine heilſame Demüthigung, viel alter Aberglaube ward ausgerottet, vor allem jene düſtre Lehre vom Teufel, und das Heilige ſelbſt mußte fortan auf eine würdigere Weiſe von edlen frommen Gemüthern vertheidigt werden, welche durch jenen Uebermuth der Freigeiſter zum Widerſtand aufgefordert wurden. In alle Wiſſenſchaften aber kam Leben und Geiſt, die guten Köpfe außerhalb der gelehrten Zünfte erhielten ein großes Uebergewicht, und ihre neue Meinungen drangen ſelbſt in die alten Schulen ein und verjüngten den halb abgeſtorbenen Geiſt derſelben.

In Frankreich war dieſelbe Gährung der Geiſter ausgebrochen. Ludwig XIV. hatte die Dichter und Denker für den Hofdienſt groß gezogen, ſie überlebten ihn aber, und vermehrten ſich ſo ſtark, daß ſie der Hof nicht mehr ernähren wollte. Sie wandten ſich ans Volk, ſchmeichelten demſelben, klärten es auf, und wurden vom Hofe geduldet, weil in Frankreich alles von der Mode abhängt, und weil es einmal Mode geworden war, zu denken und zu dichten, zum Theil auch, weil die Philoſophen die Hierarchie untergruben, und dadurch der weltlichen Politik in die Hände arbeiteten. Von Frankreich und von Preußen her drang dieſer Geiſt auch in die übrigen Länder Europa's ein. Die Fürſten ahmten Friedrich nach, die Völker, zumal die höhern Stände, huldigten der allgemeinen Mode, und wurden vom mächtigen Strom der Cultur ergriffen, der bei dem allgemeinen Verkehr ſchnell die politiſchen Grenzen überſchritt. Man nannte das ganze Zeitalter das philoſophiſche oder das aufgeklärte Jahrhundert. Man unterſuchte alles, übte den Verſtand in jedem Reiche des Wiſſens und fand ein ſtolzes Gefallen daran, ſich klüger zu wiſſen, als die Vorfahren,

leoniſchen Ideen," die er kurz vorher in England herausgegeben hatte. Seine Vorausſetzung war die richtigſte von der Welt: wenn ihr Franzoſen den Oheim vergöttert, ſo könnt ihr unmöglich den Neffen vergeſſen. „Obgleich von Waffen umgeben und ein Angeklagter kenne ich doch dieſe Hallen von meiner erſten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Thrones geboren. Die Abſtimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf dieſen Thron erhoben. Alles, was ſeitdem geſchehen, iſt ungeſetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Mein Vater hat ſeinen Thron in Holland aufgegeben, weil er nicht mehr im Stande war, die Intereſſen dieſes Landes mit denen Frankreichs zu vereinigen. Sie haben der Ehre und dem Intereſſe Frankreichs alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich dieſe Lehren vergeſſen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Intereſſe Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen." Niemand begriff damals den Adel dieſer Worte. Der geiſtvolle Berryer übernahm Napoleons Vertheidigung vor den Pairs; indeß wurde der verwegene Jüngling, wie nicht anders zu erwarten war, verurtheilt und nach dem Schloſſe Ham gebracht, um unſchädlich gemacht zu werden. In der ganzen Welt wurde über den Trotzkopf gelacht, der zweimal ſo unvorſichtig in ſein Unglück hineingetappt war. Aber auch dieſes zweite Mißgeſchick und die Ausſicht auf eine lange Gefangenſchaft beugten ihn nicht. Ham wurde, wie er ſelbſt ſagte, ſeine Univerſität, auf der er ſechs Jahre lang unausgeſetzt ſtudirte, wo er fortfuhr, Brochuren und Bücher zu ſchreiben, von wo aus er ſich mit franzöſiſchen Parteihäuptern (Louis Blanc, Odilon Barrot ꝛc.) in Verbindung ſetzte, kurz wo er ſich für die Rolle eines Staatsoberhaupts vorbereitete.

Die Donquixoterie des kleinen Thiers wurde überall als ſolche erkannt. Niemand in der Welt fürchtete ſich vor ſeinen Drohungen. Wollte ſich Ludwig Philipp nun aus dem orientaliſchen Handel herausziehen, in dem alle vier Großmächte gegen ihn waren, ſo mußte er es mit neuen Allianzen verſuchen. Mit arger Liſt trieb er das hinter dem Rücken des von ihm verachteten Thiers. Er

kartete mit Metternich eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz um den Preis ab, daß es ihm gelänge, das Whigminiſterium in England zu ſtürzen, wozu Guizot, als Geſandter in London, mitwirken ſollte. Aber der Plan ſcheiterte an der Feſtigkeit Palmerſtons und an Rußland, dem Preußen hierin wieder diente. Ein letzter Verſuch Ludwig Philipps, den Sultan zur Annahme einer Vermittlung zu bewegen, die eine Nachgiebigkeit und Unterwerfung Aegyptens enthielt, oder wenigſtens als von Frankreich ausgegangen, deſſen diplomatiſche Ehre gerettet haben würde, mißlang ebenfalls, ſofern die übrigen Großmächte ihm zuvorkamen und mit dem Sultan früher abſchloſſen. Da ſich nun Ludwig Philipp auf dieſe Weiſe überall auf die Finger geklopft ſah, wohin er ſie immer heimlich ausgeſtreckt hatte, ergab er ſich in ſein Schickſal. Thiers war ſomit überflüſſig geworden und wurde entlaſſen, am 29. October.

4.

Der Socialismus.

Als Chef des neuen Miniſteriums mußte wieder der alte Soult figuriren, aber ſeine Seele war Guizot. Die erſte unangenehme Erbſchaft, die derſelbe von ſeinem Vorgänger übernahm, war der Sarg des großen Napoleon, den Thiers ſchändlich zu einem Theaterſtreich hatte entweihen wollen, der jetzt jedenfalls zu ſpät und höchſt ungelegen kam, der aber doch da war und vor dem man mit bitterem Groll im Herzen ſich beugen und gerührt erſcheinen mußte. Den Schatten des großen Kaiſers konnte wahrlich nichts mehr ehren, als dieſe Demüthigung ſeiner Feinde. Am 15. Dezember 1840 wurde die vom Prinzen von Joinville glücklich über Meer gebrachte Leiche Napoleons in Paris eingebracht. Es war ein heller, aber eiskalter Wintertag; der Hauch Guizots wehte, wie die Pariſer ſagten, über des Kaiſers Sarg. Aber eine unermeßliche Volksmenge war verſammelt. Das ſchwarze Schiff kam die Seine herauf „wie

ein ſchwarzer Adler in geiſterhafter Majeſtät.“ Man empfing ihn mit hunderttauſendſtimmigem Jubelruf: vive l'empereur! In langem feierlichem Zuge wurde der hohe Katafalk, dem die Letzten der großen Armee in ihren alten Uniformen folgten, durch den Triumphbogen de l'Etoile getragen und in Gegenwart des Königs im Hotel der Invaliden beigeſetzt. Allgemein war der Kaiſerruf, eine Compagnie war beim Vorüberzug des Sarges in die Knie geſunken. Viele drängten ſich herbei, die Decke des Leichenwagens zu küſſen. Hin und wieder tönte wildes Geſchrei: à bas Guizot! à bas les traitres! à bas les Anglais! Doch wurde die Ruhe nicht geſtört. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß der König nicht gleich anfangs gemerkt hat, welche Thorheit er beging, indem er den Schatten des großen Kaiſers heraufbeſchwor und einen neuen großen Schwung in die Partei deſſen brachte, den er in Ham gefangen hielt.

Man hatte Briefe Ludwig Philipps vom Jahr 1830 entdeckt und drucken laſſen, worin er ſich gegen England verpflichtet hatte, die Zuſagen Karls X. in Betreff Algiers einzuhalten, direct im Widerſpruch mit ſeinen damaligen öffentlichen Aeußerungen. Da war nun ein Theil der Pariſer Bourgeoiſie ſo ehrlich oder ſo boshaft, eine förmliche Deputation an die Kammer zu ſenden, die am 22. März 1841 laut erklärte: „Es ſind dem Könige Briefe beigemeſſen worden, welche der Ausdruck der feigſten und niederträchtigſten Verrätherei ſeyn würden. Die Juſtiz hat die Zeitung freigeſprochen, welche ſie abdrucken ließ. Die Miniſter haben auf die Anſchuldigung nur mit ſchwankendem Leugnen geantwortet. Das öffentliche Bewußtſeyn fordert eine Unterſuchung.“ Wie entzog ſich nun Guizot dieſer ſchrecklichen Forderung? Er verſtändigte ſich mit den Freunden der ältern Dynaſtie und erklärte mit eiſerner Stirne vor der Kammer, es ſey niemals in Betreff Algiers eine Verbindlichkeit gegen England eingegangen worden. Hierauf vertheidigte der Herzog von Valmy die Regierung Karls X. in derſelben Richtung. Guizot aber betheuerte ihm, er habe die vorige Regierung gar nicht

angreifen wollen. Da brach alles in lautes Gelächter aus und von den Briefen war nicht mehr die Rede.

Eine neue Demüthigung erlebte die Regierung in Bezug auf das Durchſuchungsrecht zur See und auf Otaheiti. In beiden Fällen mußte ſie England wieder nachgeben, nachdem ſie anfangs mit Selbſtändigkeit geprahlt hatte.

Da von oben herab gar keine ſittliche Macht mehr auf die Gemüther wirkte, und mehr und mehr der furchtbare Contraſt des nach oben hin ſich anhäufenden Reichthums mit der unten zurückbleibenden Armuth auffiel, kamen neue und wunderbare Erſcheinungen in den niedrigſten Schichten des Volkes zu Tage. Die Arbeiter und die Armen hingen ſich an das Ideal des Communismus. Derſelbe war aus dem Syſtem St. Simons hervorgegangen, durch Fourier noch weiter ausgebildet worden und fand jetzt noch fanatiſchere Vertreter, welche durch die Preſſe und geheime Geſellſchaften auf die Proletarier wirkten. Grundgedanke war der Kampf der Armen gegen die Reichen, gleiche Vertheilung der irdiſchen Güter. Cabet gab 1840 ſeine „Reiſe nach Icarien“ heraus, worin er das Ideal einer Republik darſtellte, in welcher es kein Privateigenthum gab, ſondern Arbeit und Genuß unter alle gleich vertheilt waren. Ihm folgte Proudhon mit einer Brandſchrift „gegen das Eigenthum,“ worin er jedes Privateigenthum als Diebſtahl, als Raub an der Geſellſchaft charakteriſirte. Praktiſcher als alle ſeine Vorgänger faßte der talentvolle Louis Blanc die Frage auf, indem er in einem berühmt gewordenen Werke über die „Organiſation der Arbeit“ im Jahr 1841 nicht mehr verlangte, als Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienſt für alle, welche arbeiten können. Das ſchien billig und eine keineswegs übertriebene Forderung an den Staat zu ſeyn, der gerade damals unter Ludwig Philipps Regime ausſchließlich nur die großen Capitaliſten und Geldſpeculanten begünſtigte. Man unterſchied dieſe mildere Auffaſſung der Frage, die nur ein beſſeres und natürlicheres Arrangement in der Geſellſchaft verlangte, unter dem Namen des Socialismus von dem alles Eigenthum aufhebenden und alles gleich machenden Communismus.

Am 13. Juni 1842 scheuten die Pferde am Wagen des Herzogs von Orleans, er wollte hinausspringen, fiel aber auf den Kopf, kam nicht wieder zur Besinnung und starb in wenigen Stunden. Er hinterließ zwei junge Söhne, Ludwig Philipp, Graf von Paris, und Robert, Herzog von Chartres.

Seitdem genoß der König einige Jahre gute Ruhe. Es war die Windstille vor dem Sturm. Das „herzliche Einverständniß" (entente cordiale) mit England wurde gepriesen. Der König reiste 1844 nach London und empfing von der Königin den Hosenbandorden. Der Prinz von Joinville heirathete eine Prinzessin von Brasilien. In Görz starb in demselben Jahr der Herzog von Angoulême und der junge Graf von Chambord bewarb sich vergebens um die Hand einer neapolitanischen Prinzessin, die ihm der junge Herzog von Aumale vorwegnahm. In Algier ging alles wohl. General Bugeaud führte das System der Razzias ein, d. h. er ahmte die Araber in Raubzügen nach, bei denen das feindliche Gebiet einfach ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet wurde. Jede erdenkliche Grausamkeit und Unmenschlichkeit wurde von beiden Seiten geübt. Da sich Abdel Kader, der moderne Jugurtha, auf Marokko stützte und von dort seine schwächer werdenden Kräfte ergänzte, zog Bugeaud auch gegen das Kaiserthum Marokko, besiegte das Heer desselben in der Schlacht bei Isly (14. August) und erzwang den Frieden. Er wurde dafür zum Marschall und Herzog von Isly ernannt und seiner Unterschleife und Räubereien nicht weiter gedacht.*)

In demselben Jahr, als der Staat wieder Geld brauchte, verlangte Garnier Pagès in der Deputirtenkammer, man solle sich an den Patriotismus wenden und eine Nationalanleihe contrahiren;

*) Aufs bitterste spottete der National über die Prahlerei Ludwig Philipps mit diesem Siege, in welchem nach Bugeauds eigenem Bericht die Franzosen nur 27 Todte verloren und als Trophäe nur den Sonnenschirm des commandirenden marocanischen Prinzen aufzuweisen hatte. „So viel Lärm um einen Sieg über eine Horde Barbaren! Und einen solchen Sieg wagt ihr neben Austerlitz, Jena und Wagram zu stellen!"

aber dabei ließ ſich nichts gewinnen. Die beſtochene Kammer unterſtützte den König, und das Haus Rothſchild lieh nun dem Staat 200 Millionen zu 84. Außer den 16 Procent, die Rothſchild hier gewann, wußte er als Herr der Börſe auch alsbald eine Hauſſe zu bewirken und die Obligationen wieder mit Gewinn zu verkaufen. Dazu wurde ihm auch die Eiſenbahn von Paris nach Brüſſel (Nordbahn) überlaſſen, die großen Gewinn abwarf und mit deren Actien er die Miniſter und einflußreichſten Deputirten und Zeitungsredacteure beſtach. Die Lüderlichkeit, mit welcher die Bahn gebaut, unfähige Menſchen dabei angeſtellt wurden ꝛc., veranlaßte ſchwere Unglücksfälle. Bei einem der größten Unglücksfälle 1847 war die Bevölkerung ſo zornig, daß die Bahnhöfe durch Truppen beſetzt werden mußten. Man klagte vor Gericht und die Preſſe war empört, aber die Schuldigen ſtrafte kein Gericht. In dieſer Art waren alle großen Capitaliſten und Actiengeſellſchaften begünſtigt. Damals ſteckte der Mammonsdienſt des Hofes die halbe Bevölkerung von Paris an. Alles ging auf die Börſe, um zu ſpeculiren. Der Staat, hieß es, kann nur dabei gewinnen, wenn in Staatspapieren ſpeculirt wird, denn dieſe erhalten dadurch deſto mehr Credit. Der Jude aber hielt die Waagſchalen und die einfältigen Pariſer hingen ſich wie Bienenſchwärme als Hauſſiers oder Baiſſiers an beide an, um ihm zur Beute zu werden.

In der Stille und Schwüle jener Zeit ſammelten ſich Gewitterwolken, deren erſter Blitz die Jeſuiten treffen ſollte. Der Orden war aus Frankreich verbannt, hatte ſich aber heimlich wieder eingefunden. Da erneuerte ſich die Jeſuitenhetze. Eugene Sue ſchrieb den „ewigen Juden“ hauptſächlich zur Schmach der Geſellſchaft Jeſu. Am Collège de France brachen die Profeſſoren Michelet und Edgar Quinet in maßloſe Beſchimpfungen des Ordens aus. Dazu kam, daß der Kaſſier des Ordens, Affenaër, den Vätern 300,000 Fr. entwendete und deshalb vor Gericht gezogen wurde, ein Prozeß, der nicht etwa den armen Jeſuiten zu ihrem Rechte verhalf, ſondern zu neuen und wüthenden Beſchimpfungen des Ordens benutzt wurde. Die Jeſuiten wurden nicht nur aufs neue ausgewieſen, ſondern

Ludwig Philipp erwirkte auch durch seinen Botschafter Rossi in Rom, daß der Papst selbst den Jesuiten untersagte, fernerhin als Corporation in Frankreich aufzutreten, 1845.

Die damalige Schwüle brütete noch andere Gewitter aus. Unter der äußern Ruhe, die in Frankreich herrschte, verbarg sich eine unbefriedigte Leidenschaft, die auch da krankhaft glühte, wo sie eigentlich kein Ziel hatte. Selbst in den Classen, die von Ludwig Philipp begünstigt in Ehre und Wohlleben schwelgten, wurde die Unzufriedenheit wie eine Modesache getrieben und einer künftigen Revolution geschmeichelt. Ludwig Philipp, der die Leute nur zu seinen Zwecken benutzte, hatte keine wahren Freunde. Viele, die er begünstigte, kokettirten, nach dem Beispiel von Thiers, mit der Revolution. Zudem machte das Bürgerkönigthum den geistreichen Parisern schreckliche Langeweile. Daher die Ueberhandnahme der Lüderlichkeit in einer vorher kaum gekannten Ausdehnung, wozu auch die Verwilderung der aus Algier heimgekehrten Soldaten beitrug. Die Einholung der Leiche Napoleons hatte die großen Bilder der Vergangenheit aufgefrischt. Man wollte wieder Thaten, die bürgerliche Einfachheit durch etwas Geniales unterbrochen sehen. In Ermangelung von etwas Großartigerem weidete man sich einstweilen an den gräßlichen Prozessen, welche die gazette des Tribunaux täglich in ihren Nummern brachte. Ja man freute sich an den Früchten der tiefsten Entsittlichung, es lag doch Poesie im Verbrechen. Dem Vergiftungsprozeß der Madame Lafarge folgten viele andere nach, sich überbietend an Gräßlichkeit. Man sah in einen Abgrund von gesellschaftlicher Corruption hinein und am meisten bei den Reichen. Diese Eindrücke wurden von den Dichtern aufgenommen und ausgebeutet, bewußt oder unbewußt aber das „rothe Gespenst" der künftigen Revolution als letzte Rächerin der mit so vielem Fleiß ausgemalten Verbrechen bezeichnet. Victor Hugo, der damals für Frankreichs größten Dichter galt und den der König 1845 zum Pair erhob, malte in seinen tragischen Werken durchgehends nur haarsträubende Verbrechen und gewöhnte das Pariser Parterre an den Anblick des Scheußlichsten und Unnatürlichsten in der menschlichen

Gesellschaft. Eine geschiedene Madame Dudevant, welche als Mann gekleidet umherging, wie ein Mann lebte, Tabak rauchte ꝛc., schrieb unter dem Namen George Sand damals Romane, die von Frankreich und ganz Europa bewundert und verschlungen wurden, in denen aber ebenfalls nur die abscheulichsten Sünden und Verbrechen mit Vorliebe ausgemalt waren und unverholen die revolutionärsten Grundsätze ausgesprochen wurden. Eugene Sue, ein Literat, der in einem mehr als fürstlichen Luxus schwelgte, warf sich gleichwohl auch zum Vorkämpfer des Proletariats auf, schilderte dessen Noth, entschuldigte und rühmte dessen aus der Noth entsprungene Verbrechen, stachelte alle seine revolutionären Leidenschaften auf, hetzte es gegen die Kirche, gegen alles Bestehende in Staat und Sitte. An diese Koryphäen der damaligen Modeliteratur reihten sich noch viele andre an, deren Dichtungen in demselben Geiste nur auf Darstellung des Gräßlichen, auf Verführung zu Wollust oder Grausamkeit, auf Erhitzung der Leidenschaften, Erweckung von Haß gegen Sitte und Religion und gegen die bestehende Gesellschaft ausgingen. So Balzac, Paul de Kock, Alexander Dumas, Soulié ꝛc. In der gesammten Literatur und Kunst Frankreichs gährte es wie in einem Vulcan, Gluth und Gier nach Zerstörung. Die mißlungene Julirevolution weckte den Heißhunger nach einer andern, den Instinct des Tigers im Volke. Der künftigen Revolution wurde wie einer unsichtbaren Göttin gehuldigt, ein fieberhafter, orgiastischer, dämonischer Cultus der Geister.

Einer der sanftesten und reinsten Sänger Frankreichs, Lamartine, wurde in die Bewegung mit fortgerissen. Auch er warf sich plötzlich zu einem Vorkämpfer für das Proletariat auf. Allein er hatte den edeln Vorsatz, wirklich für das Wohl der Armen thätig zu seyn. Er ließ sich in die Kammer wählen und erregte ungeheures Aufsehen, als er zum erstenmal 1845 bei den Berathungen über die Kosten der Befestigung von Paris, für alles, was in Frankreich arm, unglücklich, unschuldig war, in die Schranken trat gegen die Corruption, Habgier und tiefe Verschuldung des Bürgerkönigthums.

Im folgenden Jahre kam Ledru Rollin in die Deputirtenkammer, ein Advocat von radicalſter Farbe, der dem herrſchenden und in die tiefſte Corruption verſunkenen Liberalismus ſchonungslos ſeinen Sturz vorherſagte. In demſelben Jahr wurden wieder zwei mißlungene Mordanfälle auf den König gemacht, und kamen drei ſchreckliche Unglücksfälle auf Eiſenbahnen vor, der Einſturz eines Viaducts bei Barenton und zwei Zerſtörungen der Wagenzüge bei St. Etienne und Fampour in Folge der lüderlichen Verwaltung.

Auch der Gefangene in Ham dachte viel über die ſociale Frage nach und war überhaupt ſehr beſchäftigt. Er ſchrieb über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie, über die Zuckerfrage, über Ausrottung des Pauperismus, wofür ihm die Arbeitervereine eine Dankadreſſe votirten, ſodann hiſtoriſche Fragmente, correſpondirte, ſetzte ſich in Verbindung mit der Oppoſition und entwickelte eine erſtaunliche Geiſtesthätigkeit bei vollkommener Ruhe des Gemüths. Plötzlich aber, am 26. Mai 1846, verſchwand er von Ham. In der Tracht eines Arbeiters mit einem Brett auf dem Kopf ging er, von den Wachen unbemerkt, zum Thor hinaus und entkam nach England.

Die Hungerzeit 1846 und 1847 forderte auch von Frankreich ihre Opfer. An vielen Orten brachen Theurungsunruhen aus, zu Paris, Dijon, Toulouſe ꝛc. und ſteigerte ſich die Unzufriedenheit der niedern Claſſen.

Eine große Treuloſigkeit beging Ludwig Philipp an Algier. Daſelbſt dauerte der fanatiſche Kampf der eingebornen Beduinen und Kabylen unter Abdel Kader gegen die franzöſiſchen Colonien fort. Einmal ließ Oberſt Peliſſier einen ganzen Stamm Kabylen, 1000 Männer, Weiber und Kinder in der großen Höhle von Dahra aufs grauſamſte mit Rauch erſticken, weil ſie ſich nicht ergeben wollten. Dieſe Unthat wurde jedoch durch neue Siege Abdel Kaders gerächt. Gegen dieſen aber zog nun auch der Kaiſer von Marokko zu Felde und trieb ihn auf das franzöſiſche Gebiet zurück. Da wurde er von Lamoricière in einem Engpaß aufgehalten und ſah keinen Rettungsweg mehr. Man capitulirte am 13. Dez. 1847. Lamoricière ſicherte

ihm die Freiheit zu unter der Bedingung, daß er ſich nach Aegypten oder Syrien einſchiffen laſſe und nie mehr gegen Frankreich kämpfe. Auch der Herzog von Aumale beſtätigte ihm dieſe Zuſicherung. Nun brach aber Ludwig Philipp das von ſeinem General und Sohn gegebene Verſprechen und ließ den ſtolzen Häuptling als Staatsgefangenen in Frankreich einſperren. Ein ehrloſes Verfahren gegenüber den Muhamedanern, denen man mehr Achtung für chriſtliche Treue hätte einflößen ſollen, und gehäſſig gegenüber dem franzöſiſchen General und der ganzen Armee, die dabei compromittirt wurde. In demſelben Jahre betrog der König England durch die berüchtigte ſpaniſche Heirath. Mit dieſer ſchwand der letzte Nimbus vom Haupte des Bürgerkönigs. Ludwig Philipp war ohne Zweifel damals ſchon vom Alter abgeſtumpft, an das Gelingen ſeiner Pläne ſchon zu ſehr gewöhnt, bequem geworden und nahm keine Rückſicht mehr, ſondern gab ſich dem Hauptzug in ſeinem Charakter hin, wie Greiſe pflegen.

5.

Die Bürgerkriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Nachdem Ferdinand VII. in Spanien als abſoluter König wieder hergeſtellt war, behielten ſtatt des aufgelösten Heeres die ſerviſen Banden als ſ. g. königliche Freiwillige allein die Waffen in der Hand, geleitet von einer ſ. g. apoſtoliſchen Junta, die den Miniſtern ſelbſt Geſetze vorſchrieb. Das Haupt der Junta war des Königs Beichtvater, Saez, der aber, als er es zu arg trieb, unter engliſch-franzöſiſchem Einfluß durch den Miniſter Zea Bermudez geſtürzt wurde. Aus Rache erregte Saez einen ſerviſen Aufſtand in Catalonien, den aber der König perſönlich mit einem Heere, welches Eſpanna befehligte, dämpfte. Es gelang, den König gegen die Serviſen zu erbittern, weil er keine Kinder hatte und ſie mit ſeinem Bruder Don Carlos intriguirten, auf den ſie alle ihre Hoffnungen ſetzten.

und über alles zu spotten, was ehemals für heilig gehalten worden.

Ein Schwindel ergriff Fürsten und Völker. Man wollte die alten Vorurtheile ausrotten, Neues begründen. Die Politik spielte dabei eine sehr wichtige Rolle. Die Fürsten hofften durch den völligen Sturz des sogenannten alten Aberglaubens vollends den Rest der Kirchengewalt und des Kirchenguts an sich zu reißen, den die Reformation übrig gelassen. Sie hofften den noch immer bestehenden Rest des alten Ständewesens, den hartnäckigen Widerstand, den der Unterschied der Völkerstämme und ihrer alten Verfassungen, Sitten und Privilegien ihrer unumschränkten Alleinherrschaft entgegensetzte, vollends niederzubrechen. Im Volk selbst aber war der bürgerliche Mittelstand eben so geneigt, sich durch die neue Bildung zu erheben, und die Schranken zu zerstören, die ihnen durch die höhern Stände gezogen waren. Beide, die Fürsten und die Völker, begünstigten die Aufklärung, weil sie ihren Zwecken dienen sollte, und noch öfter, weil sie auch ohne allen Eigennutz von der Wohlthätigkeit einer aufgeklärten Bildung innig überzeugt waren, weil der frische Aufschwung der Zeit sie begeisterte, weil sie von einem schönen Eifer hingerissen wurden.

Die erste wichtige Folge dieser Geisterbewegung war die Aufhebung der Jesuiten. Sie ging im katholischen Deutschland vor sich, im Jahr 1773, und beinah gleichzeitig in ganz Europa. Pabst Clemens XIV. wurde von den politischen Mächten gezwungen, den Orden aufzuheben. Es war ein Hauptstreich, den die Politik der Hierarchie versetzte. Rom sank dadurch immer mehr zu einem Schatten herab, es wurde gleichsam entwaffnet. Die unermeßlichen Güter des Ordens fielen den Fürsten anheim, wurden jedoch großentheils für die Schulanstalten verwandt, welche die Jesuiten gegründet hatten. Die neue

Ferdinand VII. hatte nach dem Tode seiner ersten sicilianischen Gemahlin eine portugiesische und als auch diese 1818 gestorben war, die sächsische Prinzessin Josephine geheirathet, welche 1829 starb. Keine hatte ihm ein Kind geboren. Jetzt, in einem Alter von 46 Jahren und kränklichen Leibes, heirathete er zum viertenmal und zwar die sicilianische Prinzessin Marie Christine, Schwester der Herzogin von Berry und der Maria Carlotta, die bereits Ferdinands jüngsten Bruder Francisco zum Gemahl hatte. Und sieh da, drei Monate nach der Hochzeit, am 29. März 1830, wurde die Welt durch ein königliches Edict, die s. g. pragmatische Sanction überrascht, in welcher Ferdinand die bisher gültige, ausschließlich männliche Erbfolge nach dem salischen Gesetz aufhob. Zugleich erfuhr man, die junge Königin befinde sich in guter Hoffnung. Sollte sie nun auch keinen Sohn, sondern nur eine Tochter bekommen, so war derselben die Thronfolge gesichert und Don Carlos ausgeschlossen. Diese Maßregel schreckte nicht nur die Servilen wie ein unerwarteter Blitzschlag, sondern erregte auch großen Aerger an den Höfen in Paris und Neapel. Sowohl Karl X., als Franz II. (der Königin eigener Bruder) sahen als Bourbons ihre Erbrechte auf den spanischen Thron bedroht und legten Protest ein. Ebenso die Brüder des Königs Don Carlos und Don Francisco. Aber Ferdinand ließ sich nicht irre machen. Unterdeß erfolgte der Sturz Karls X. im Juli, der den Servilen in Spanien neuen Schrecken einjagte, und als am 10. October Marie Christine eine Tochter (Isabella) gebar, wurde dieselbe als Prinzessin von Asturien, d. h. als Kronprinzessin und Thronerbin anerkannt.

Zwar drohte dem König eine neue Gefahr, indem Mina, Valdez und tausende von früher nach Frankreich geflüchteten Liberalen jetzt in Folge der Julirevolution einen Einfall in Spanien betrieben und dabei durch Ludwig Philipp unterstützt wurden; allein als Ferdinand den neuen König der Franzosen anzuerkennen sich entschloß, befahl Ludwig Philipp, treulos wie immer, die spanischen Liberalen zu entwaffnen. Sie zogen aber vor, auf eigene Gefahr durch die Pyrenäen vorzubrechen, und Torijes wurde gefangen und mit allen

ſeinen Leuten erſchoſſen. Mina mußte auf der Flucht zehn Tage lang allein in den Gebirgen umherirren und war nahe dem Hungertode, entkam aber glücklich wieder nach Frankreich.

Als der König 1832 erkrankte, wußte ihm Don Carlos eine Verzichtleiſtung auf die pragmatiſche Sanction abzulocken oder unterzuſchieben, aber die Königin Chriſtine behielt das Ruder der Regierung in der Hand und Carlos wagte keinen offenen Aufſtand. Der König erholte ſich, war ſehr zornig über ſeinen Bruder, beſtätigte die Sanction aufs neue, berief die Cortes ein, und ließ durch dieſelben ſeiner jungen Tochter Iſabella II. als künftiger Königin huldigen, am 29. Juli 1833, dann fiel er in ſeine Krankheit zurück und ſtarb unter ſchrecklichen Schmerzen am 29. September. Seine Wittwe Chriſtine behielt die Regentſchaft und ſchloß ſich, weil Don Carlos auf die Thronfolge Anſpruch machte und ſich ihr an der Spitze der ſervilen Partei entgegen ſtellte, an die liberale Partei an und wurde von den Weſtmächten geſchützt, während Don Carlos ſich der Gunſt der drei nordiſchen Mächte zu erfreuen hatte. Ganz Spanien theilte ſich demnach in zwei Parteien, in die liberalen Chriſtinos und in die ſervilen Carliſtos.

Die baskiſchen Provinzen im Norden Spaniens erhoben ſich nicht blos für die Thronrechte des Don Carlos, ſondern auch für ihre provinziellen Rechte (fueros), die durch die letzten Verfügungen Ferdinands VII. waren außer Kraft erklärt worden, in Folge des von Frankreich geborgten Centraliſationſyſtems. Die Basken ſind Reſte der älteſten Bewohner Spaniens und reden eine ganz eigenthümliche Sprache. Sie beſitzen mehr Lebhaftigkeit, als ihre gothiſchen Nachbarn in Aragonien, und vereinigen gleichſam die Tugenden der Spanier und Franzoſen ohne deren Fehler, den Adel tiefer Religioſität, den größten Heldenmuth und den liebenswürdigſten Frohſinn. Die neuern Organiſationen und Schreibereien von Madrid her waren dieſem Kernvolk unerträglich. Die ſtolze Eiche des Gebirgs wollte ſich den alles planirenden Hobel geiſtloſer Tabellenmenſchen nicht gefallen laſſen.

Der Aufſtand begann ſchon am 3. October 1833 in Biscaya

und breitete ſich bald aus. Die Generale der Regierung unterlagen den Basken, deren Heer nach und nach auf 25,000 Mann anwuchs und die in Zumalacarregui einen Führer fanden, wie die pyrenäiſche Halbinſel keinen zweiten geſehen hat. Obgleich aus den größern Städten der Ebene verdrängt und auf die Gebirge beſchränkt, wußte doch dieſer Baskenheld das ſchwierige Terrain ſo vortrefflich zu benutzen, daß die geſchickteſten Feldherrn und die Uebermacht des Feindes nichts gegen ihn ausrichteten. Wenn der Feind in zwei oder drei Colonnen verſchiedene Thäler heraufzog, ſo überraſchte er ſie nach einander alle, oder lockte ſie tief in die nahrungsloſe Bergwildniß und überfiel ſie dann erſt. Die Ausdauer ſeiner Leute wetteiferte mit ſeinem Genie. Die Generale der Königin rächten ſich für ihre Verluſte durch unmenſchliche Grauſamkeit. Queſada wüthete beſonders gegen die Gefangenen, Rodil gegen die Einwohner der wehrloſen Dörfer. Die Carliſten ſahen ſich zu Repreſſalien gezwungen und man beging gegenſeitig entſetzliche Greuel an Wehrloſen. Don Carlos ſelbſt kam ins Lager des Zumalacarregui, allein er umgab ſich mit der ſteifen Etikette des alten Hofes und wußte ſich nicht beliebt zu machen.

Die übeln Nachrichten vom baskiſchen Kriegsſchauplatze, die nur Niederlagen der Chriſtinos meldeten, und die im Juli plötzlich hereinbrechende Cholera ſteigerten die Leidenſchaften in Madrid wieder bis zum Siedpunct und wahnſinniger Haß beſchuldigte die Mönche der Brunnenvergiftung. Daher am 17. Juli ein allgemeiner Volksſturm auf die Klöſter und ſchonungsloſe Ermordung von mehr als hundert Mönchen, Greuelſcenen, die ſich in vielen andern Städten wiederholten. Acht Tage ſpäter, am 24., wurden die Cortes eröffnet. Die Gemäßigten (Moderados) unterlagen, die Fortſchrittsmänner (Progreſſiſten) gewannen immer mehr die Oberhand und reformirten im franzöſiſch-liberalen Sinne. Die Gemeinden verloren 1835 ihre Rechte, wie früher ſchon die Provinzen. Die Domainenkäufer empfingen alles Kirchengut, was ſie früher inne gehabt, unentgeldlich zurück, 8. Mai. Was noch vom Kirchengut übrig war, wurde dem Verkauf ausgeſetzt. Aber die Armeen der Regierung

vermochten doch die Basken nicht zu überwältigen. Obgleich Valdez alle Dörfer in den ſ. g. Amescoas, dem Gebirgslabyrinth zwiſchen Navarra und Biskaya, niederbrennen ließ, wurde er doch immer wieder zurückgeſchlagen. Die Königin wandte ſich nun an die Weſtmächte und ſchloß mit denſelben und mit Portugal am 22. April 1834 eine Quadrupel-Allianz. Doch ſchickte Frankreich nur ſeine aus allerlei Vagabunden zuſammengeſetzte Fremdenlegion aus Algier den Chriſtinos zu Hülfe. Zumalacarregui fiel 1835 bei der Belagerung Bilbaos, aber der junge tapfere Cabrera erſetzte ihn und die Carliſten machten immer mehr Fortſchritte.

Chriſtine gab ſich nun in ihrer Noth ganz den Progreſſiſten hin und machte 1836 den Juden Mendizabal zum Miniſter, der alle Klöſter aufhob. Mittlerweile bildeten ſich in vielen Städten progreſſiſtiſche Junten und forderten die Verfaſſung von 1812. Chriſtine ſelbſt wurde in ihrem Luſtſchloß La Granja von den Fortſchrittsmännern inſultirt und gezwungen, die Verfaſſung von 1812 auszurufen. Da fürchtete Ludwig Philipp das Bündniß der ſpaniſchen Progreſſiſten mit den franzöſiſchen Liberalen und hemmte die Thätigkeit der Fremdenlegion, die dadurch in große Noth kam und von der nur wenige Mannſchaft nach Frankreich zurückkehrte. Die Carliſten wurden ſo mächtig, daß Don Carlos 1837 ſogar gegen Madrid vorrückte. Allein diesmal gelang es dem Regierungsgeneral Eſpartero, ihn zurückzudrängen, und dieſer ſiegreiche General wurde die Stütze der bedrängten Königin. Es gelang ihm, den Carliſtiſchen Aufſtand friedlich zu beendigen. An die Spitze des Baskenheeres war Maroto gekommen, der, die Unfähigkeit des Don Carlos erkennend, für ſeine Provinz ein beſſeres Loos durch eine Capitulation mit der chriſtiniſchen Regierung zu erkaufen hoffte, als es von der Regierung des Don Carlos ſich jetzt noch erwarten ließ. Indem er nur das Wohl ſeiner Provinz im Auge hatte, gab er die Frage der legitimen Thronfolge auf. Seine ſelbſtändige Rolle aber begann er damit, daß er ſechs Generale des Don Carlos zu Eſtella verhaften und erſchießen ließ, alle die, welche ſeinen Plänen hätten entgegenwirken können, im Februar 1839. Don Carlos erließ im

heftigsten Zorn ein Manifest, worin er ihn einen Verräther nannte, ließ sich aber durch die Haltung der Basken wieder so einschüchtern, daß er das Manifest zurücknahm und Maroto im Oberbefehl bestätigte. Das machte den legitimen König selbst bei seinen bisher treuesten Anhängern verächtlich. Maroto aber trat in Unterhandlungen mit Espartero und schloß mit ihm am 29. August 1839 zu Vergora einen Vertrag, wonach die Basken ihre Fueros behalten, dagegen die Königin Isabella anerkennen sollten. Don Carlos floh über die Pyrenäen. Ludwig Philipp ließ ihn festnehmen und in Bourges in anständige Verwahrung bringen. Noch behaupteten kleinere carlistische Schaaren das Feld, aber ihr vornehmster Anführer Cabrera erlag der Uebermacht des thätigen General O'Donnel und mußte 1840 nach Frankreich flüchten. O'Donnel war ein Neffe Abisbals.

Espartero wurde zum Herzog de la Vittoria (Siegesherzog) ernannt und setzte den Cortes zum Trotz, welche die Fueros nicht anerkennen wollten, seinen Willen durch, vom Volk unterstützt. Zum ersten Minister ernannt, hielt er am 16. September 1840 seinen Triumpheinzug in Madrid. Die Cortes wurden aufgelöst. Marie Christine selbst legte hierauf am 12. October die Regentschaft nieder und verließ das Land. Sie hatte sich mit einem gemeinen Leibgardisten, Munnoz, heimlich trauen lassen und diese mit Kindern schon gesegnete Verbindung setzte sie dem Spott aus. Damals schon wurde sie der Habgier beschuldigt, als habe sie den Staat um große Summen betrogen. Sie begab sich nach Rom, wo sie vor dem h. Vater wegen ihrer Verfolgung der Kirche Abbitte that, und dann nach Frankreich, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo sie als Instrument Ludwig Philipps Gelegenheit finden würde, aufs neue in die Geschicke Spaniens einzugreifen.

Durch die Flucht des Don Carlos waren die Servilen, durch die der Königin Christine auch die Moderados entwaffnet, es blieben nun nur noch die Progressisten übrig. Aber es trat gleich wieder ein neuer Gegensatz hervor, nämlich zwischen den ältern, mehr gemäßigten Progressisten und einer jungen Partei, die den Fortschritt ins Unendliche wollte. Espartero stand an der Spitze der erstern,

wurde aber von andern Generalen beneidet. Von nun an erfolgten die Pronunciamentos, d. h. revolutionären Kundgebungen auf eine immer mißbräuchlichere Art. Man lärmte das Volk zuſammen, ein Offizier, eine Magiſtratsperſon ritt auf die Straße und las eine revolutionäre Erklärung ab, die bisherigen Behörden wurden geſtürzt, eine neue Junta eingeſetzt ꝛc. So brachen bald gegen Eſpartero Meutereien aus, die wildeſte 1842 zu Barcelona. Eſpartero, der ſich an Ort und Stelle begab, brachte die Stadt durch ein Bombardement wieder zur Ordnung. Die junge Königin Iſabella, im Jahre 1843 erſt dreizehn Jahre zählend, war ganz ungewöhnlich körperlich entwickelt und ihre künftige Vermählung mußte hauptſächlich Zankapfel der Parteien werden. Eſpartero war mit dem engliſchen Miniſterium dahin einverſtanden, daß ſie mit einem nicht bourboniſchen auswärtigen Prinzen vermählt werden ſollte, um Spanien für immer dem Hauſe Bourbon zu entwinden. Aber die Königin Mutter Chriſtine wollte Spanien um jeden Preis dem Hauſe Bourbon erhalten, und Ludwig Philipp ſpeculirte auf die Hand, wenn nicht der aufgedunſenen und häßlichen Iſabella, doch auf die ihrer geſünderen und ſchöneren Schweſter Luiſa für einen ſeiner Söhne. Oberſt Prim, in den Aufſtand von Barcelona verwickelt, war nach Paris entflohen und machte von hier aus ſtarke Umtriebe. Eine dritte Partei gruppirte ſich um den Infanten Franz de Paula, deſſen ehrgeizige Gemahlin Luiſa Carlotta einen ihrer Söhne mit der jungen Iſabella vermählen, dadurch ſelbſt Königin-Mutter von Spanien werden und ihre Schweſter, Marie Chriſtine, für immer von Spanien fern halten wollte. Der engliſchen Auffaſſung neigten ſich die gemäßigten Progreſſiſten, der franzöſiſchen die Moderados, der dritten die äußerſten Progreſſiſten zu, weshalb ſich auch Franz de Paula ungenirt in den Cortes auf ihre Bänke ſetzte.

Nun wieder Pronunciamentos in allen Provinzen. Im Norden erſchien Prim und ſtreute das Geld Chriſtinens mit vollen Händen aus, um zunächſt die ſpaniſchen Generale zu verführen. Zum Vorwand diente die angebliche Gefangenſchaft Iſabellens unter

Esparteros Dictatur. Alle Parteien, was auch sonst ihr Zweck war, wollten sich des Dictators entledigen. Sein Hauptgegner, General Narvaez pflanzte in Valencia die Fahne der Moderados auf und fand solchen Zuzug, daß er am 3. Juli 1843 den Vortrab Esparteros schlug und rasch vor Madrid selbst rückte. Zugleich zog Prim mit Serrano aus Catalonien herbei, den tapfern Zurbano vor sich herjagend, dem nur Sloane beistand, während Espartero selbst, am Siege verzweifelnd, entfloh. Zurbano und Sloane wagten noch eine Schlacht, um Madrid gegen Narvaez zu vertheidigen, bei Torejon de Ardoz, wurden aber geschlagen, der letztere gefangen, am 18. Nun zog Narvaez triumphirend in Madrid ein. Doch trotzten die Progressisten in den Provinzen und es gab neue Aufstände in Barcelona und Saragossa.

Erst als am 10. November die junge Königin Isabella in den Cortes für volljährig erklärt wurde und den Eid auf die Verfassung leistete, zu welchem Zweck die gemäßigten Progressisten unter Olozaga mit Narvaez sich vereinigt hatten, wich der leidenschaftliche Zorn in den Provinzen wieder einer neuen Hoffnung und der Aufruhr erlosch allmälig, die insurgirten Städte capitulirten nach einander. Olozaga wurde an die Spitze des Ministeriums gestellt, allein seine Allianz mit den Moderados war zu unnatürlich, als daß sie lange hätte dauern können. Schon am 30. November bekam er seinen Abschied unter Umständen, die kein reizendes Licht auf den Hof der jungen Königin warfen. Er wurde, ohne allen Zweifel verleumderisch, beschuldigt, er habe Zwang gegen Isabellen angewandt, um sie zu einer Unterschrift zu nöthigen. Es war aber ein schändliches Complott der neuen Camarilla. Die Progressisten waren nicht mit Unrecht heftig erzürnt, Olozaga aber glaubte sein Leben selbst nicht mehr sicher und entfloh. Seine Partei unterlag in den Cortes. Die moderate Camarilla glaubte nun, die Zeit sey gekommen, um die Königin Mutter zurückzurufen. Franz de Paula beeilte sich, seine intime Verbindung mit den Progressisten abzubrechen und sich Christinens Freunden wieder zu nähern. Die Exaltation gegen das, für was man eben erst exaltirt gewesen, war scandalös.

Am 29. Januar 1844 ſtarb Luiſa Carlotta unerwartet ſchnell, und am 4. Febr. hielt ihre Schweſter Marie Chriſtine, als factiſche Königin Mutter, von Paris zurückkehrend ihren Triumphcinzug in Barcelona und am 28. in Madrid. Am gleichen Tage ſtarb daſelbſt der göttliche Arguelles. Die Wiederkehr Chriſtinens war längſt von Narvaez, Prim ꝛc. in Paris mit Ludwig Philipp verabredet geweſen. Auch ſchien nichts natürlicher, als daß die unerfahrene Iſabella von ihrer eigenen Mutter berathen würde. Das wurde von der Mehrheit der Spanier anerkannt und es bedurfte der ganzen Lüderlichkeit der chriſtiniſchen Verwaltung, um die Spanier aufs neue gegen die Mutter ihrer Königin in Zorn zu bringen. Chriſtine begann damit, ihren Munnoz zum Herzog von Rianzarez zu ernennen, und ihre hauptſächlichſte Sorge war ſeitdem darauf gerichtet, dem Staate ſo viel Geld als möglich zu entziehen, um es den vielen Kindern, die ſie von Munnoz hatte, zuzuwenden. Im Uebrigen ließ ſie Narvaez walten.

Narvaez hatte den beſten Willen und große Energie. Er war Spanier von echtem Blute, daher der Kirche hold. Nachdem er in den guardias civiles eine Art Gensdarmerie geſchaffen hatte, welche gute Ordnung hielt, war ſein Erſtes, die verbannten Biſchöfe zurückzurufen, eine Verſöhnung. mit dem heil. Stuhle anzubahnen und den Verkauf der geiſtlichen Güter zu ſiſtiren. Auch zügelte Narvaez die progreſſiſtiſche Preſſe und fand die Cortes im October in ihrer Mehrheit ſeinem Syſtem geneigt, ſo daß er auf geſetzlichem Wege eine Reviſion der Verfaſſung von 1837 durchſetzte, welche die Macht der Cortes einſchränkte und der Krone die ihr geraubten Prärogative zurückgab. Dagegen proteſtirte nun Eſpartero in London und in Spanien ſelbſt brachen Verſchwörungen aus. Der immer unruhige und ehrgeizige Prim war darein verwickelt und wurde verhaftet, und Zurbano, der zu Logronno pronuncirte, ſammt Sohn und Schwager erſchoſſen, im Januar 1845. Inzwiſchen fuhren die Cortes fort, die liberalen Geſetze der frühern Zeit umzuändern und alles in Spanien wieder mehr royaliſtiſch und kirchlich zu ſtempeln. Nach einer Reiſe, die er mit Chriſtine und ihren beiden Töchtern

nach Barcelona und dann nach Pampelona machte, wo sie Ludwi
Philipps Söhne, die Herzoge von Nemours und Aumale, empfinge
und wo große Heirathsumtriebe gemacht wurden, bekam Narvaez den Tit
eines Herzogs von Valencia. Aber seine Macht wurde durch Intr
guen erschüttert. Sein Hauptfeind war Salamanca, ein Geld
speculant, der die wichtigsten Staatseinkünfte gepachtet hatt
Der progressistischen Opposition gesellte sich unter dem Name
Puritanos eine zweite moderate Opposition zu, welche in de
Reaction nicht so weit, wie Narvaez, gehen, sondern die Verfassun
rein bewahren wollte. Mit dieser nun verband sich Salamanca zum
Sturze des Narvaez und erzeugte durch massenhafte Verkäufe spanische
Staatspapiere ein Sinken derselben, um die Regierung zu discredi
tiren. Zugleich gab es Verrath und Abfall im Ministerium selbst
Narvaez gerieth auch in Zerwürfniß mit Christinen, wahrscheinlich
wegen der Verheirathung der jungen Königin, wurde plötzlich ent
lassen, am 4. April, und verließ Spanien sogleich.

Dadurch verlor auch Franz, Graf von Trapani, Sohn des
Königs von Neapel, dem Narvaez wohlwollte, die Aussicht an
Isabellens Hand. Ein Soldatenaufstand, durch den Don Enrico
Sohn des Infanten Franz de Paula, der glückliche Freier werden
sollte, mißlang und der Prinz wurde verbannt. Als dritter Frei
werber meldete sich Karl Ludwig, Graf von Montemolin, Sohn
des Don Carlos, dem dieser alle seine Rechte auf den spanischen
Thron abtrat. Eine Vermählung dieses Prinzen mit Isabellen würde
die Legitimität der Thronfolge am besten hergestellt haben. Allein
weder Frankreich, noch England duldeten diese Combination, die
nur den nordischen Mächten günstig gewesen wäre. Da nun Lud
wig Philipp durchaus Spanien für sein Haus gewinnen wollte, und
es doch vor den übrigen Großmächten nicht wagen durfte, die junge
Isabella mit einem seiner Söhne zu vermählen, brauchte er die
Arglist, Isabellen einen körperlich und geistig gleich schwach und un
fähigen Gemahl auszusuchen, nämlich den ältesten Sohn des Franz
de Paula, Francisco de Assis, dagegen aber ihre jüngere, gesündere
und schönere Schwester Luisa mit seinem Sohn, Anton, Herzog von

Montpensier, zu vermählen. Die Königin Mutter Christine scheint in diesen nichtswürdigen Plan eingewilligt zu haben, um im Namen ihrer Tochter selbst fortzuregieren, denn ein Schwiegersohn von mehr Verstand und Kraft würde ihr bald die Herrschaft entwunden haben. Die junge Isabella wollte den ihr aufgedrungenen Gemahl keineswegs haben. Auch hatte Narvaez sich dem Plane widersetzt, was ihm sehr zur Ehre gereicht. England wurde in dieser Frage von Ludwig Philipp auf eine beleidigende Weise betrogen. Er hatte sich im September 1845 mit der Königin Victoria, die ihn im Schlosse Eu besuchte, dahin verständigt, daß die Heirath Montpensiers mit Luisa nicht eher vollzogen werden sollte, bis Isabella Leibeserben haben würde. Im Vertrauen hierauf reiste der von England dazu ausersehene junge Prinz Leopold von Coburg, Neffe des belgischen Königs, im Frühjahr 1846 nach Spanien, um sich Isabellen als Bewerber anzutragen. Diesen aber hielt Marie Christine nur hin und vereitelte den englischen Plan durch das fait accompli der gleichzeitigen Verheirathung Isabellens mit Francisco de Assis und Luisas mit Montpensier. Vergebens protestirte England, Ludwig Philipp erwiderte, das Uebereinkommen von Eu sey durch Leopolds Bewerbung alterirt und ungültig geworden.

Die Doppelhochzeit wurde am 10. October vollzogen. Allgemein ging das Gerücht, Isabella sey gegen ihren Willen zu der Heirath mit ihrem Vetter gezwungen oder, nach einem andern Bericht, durch „Orgien" verführt worden. Gewiß ist, daß sie nach der Hochzeit ihren Gemahl nicht weniger mißachtete, wie vorher. Die Cortes stimmten ihrer Vermählung zu, nur gegen die ihrer Schwester erhob sich eine starke Opposition. Der Graf von Montemolin entwich damals aus Bourges und seine Anhänger standen in Catalonien auf, unterlagen aber bald wieder.

England war in hohem Grade über Ludwig Philipps Treulosigkeit erbittert, durchkreuzte aber seinen Plan und machte seine Hoffnungen zu nichte, indem Palmerston an Bulwer, dem englischen Gesandten in Madrid, ein geschicktes Werkzeug fand, um die Königin Isabella nicht nur dem französischen Einfluß zu entziehen, sondern

Aufklärung hatte das Ansehen dieses Ordens untergraben, ohne sie wäre dieser Streich nicht möglich gewesen, er hätte die Völker empört. Diese Völker aber waren von dem Geist der neuen Bildung schon angesteckt. Den Jesuiten gegenüber hatten zuerst die Protestanten in Norddeutschland, dann die Jansenisten und Philosophen in Frankreich, und zuletzt die Illuminaten im katholischen Süddeutschland kräftig gewirkt. Diese Illuminaten oder Erleuchteten bildeten eine weit verbreitete geheime Gesellschaft, und ihr Hauptsitz war in Bayern. Sie wurden zwar kurz vor dem Untergang der Jesuiten von diesen entdeckt, verfolgt und verbannt, doch hatten sie im Geist der Zeit schon so weit gewirkt, daß die Politik der Fürsten vollenden konnte, was sie von unten, vom Volk aus angefangen hatten. Noch größern Reformen aber wurde das katholische Deutschland unterworfen, als Joseph II zur Regierung gelangte, ein Fürst, der in allem Friedrich dem Großen nachahmen wollte, und in dem Maaße noch weiter ging, als er größere Hindernisse oder Vorurtheile zu bekämpfen fand. Friedrich war friedlicher und duldsamer, weil ihm alles leichter wurde, Joseph gewaltthätiger und eifriger, weil man ihm alles schwer machte.

Kapitel CCCCXLVII.

Joseph II.

Der Friedenszustand Europa's war durch die Theilung Polens und durch die Aufhebung der Jesuiten nicht im mindesten gestört worden. Beide erfolgten im Jahr 1773. Vier Jahre später entspann sich ein neuer Streit, der jedoch wieder ohne Blutvergießen ablief. In Bayern starb 1777 Churfürst Maximilian Joseph kinderlos, und Oesterreich machte nun auf einen Theil des Erbes eben

auch für eine legitime Nachkommenschaft derselben zu sorgen, durch welche die Kinder Montpensiers die Aussicht auf die Thronfolge in Spanien verloren. Das alles wurde vermittelt durch den bildschönen General Serrano, den Abgott aller Spanierinnen, der in das intimste Verhältniß zu der jungen Königin trat und sie dahin zu bringen wußte, daß sie sich von ihrer Mutter losriß und die Regierung selbst übernahm. Hatte sich nun die Mutter bisher zu den Moderados gehalten, so hielt sich die Tochter an die Progressisten, die auf einmal wieder ans Ruder kamen und an die sich die Puritanos anschlossen. Das war vorlängst die englische Partei in Spanien gewesen.

Ein Versuch der Moderados, Serrano anzuklagen und zu entfernen, mißlang. Die Königin Mutter selbst reiste nach Paris, um sich bei Ludwig Philipp neuen Rath zu holen. Unterdeß trat Pacheco, bisher ein Puritano, an die Spitze des Ministeriums, in welches jetzt zum erstenmal auch der Wucherer Salamanca sich einstahl. Francisco, welcher den leeren Königstitel erhalten hatte, wurde auf ein Lustschloß entfernt, während Isabella sich nur mit den Personen umgab, die ihr gefielen, und ein lustiges, ja scandalöses Leben führte.

Narvaez ließ sich von Christine und Ludwig Philipp bewegen, nach Madrid zu gehen und den Versuch zu wagen, ob er die junge Königin nicht bessern könne. Allein es mißlang ihm. Da Pacheco selbst sich nicht länger compromittiren lassen wollte und abtrat, wurde Salamanca die Seele des Ministeriums und die Lüderlichkeit erreichte nun ihren Gipfel. Salamanca befahl, nicht nur mit dem Verkauf der geistlichen Güter zu beginnen, sondern auch sogar alle Gemeindegüter in Spanien zu verkaufen, um die leere Staatskasse zu füllen, wobei er selbst durch Speculation das Beste gewinnen wollte. Kaum aber schien er im Amte festzusitzen, als er plötzlich am 4. Oct. gestürzt und Narvaez an die Spitze des Ministeriums berufen wurde. Das kam daher, weil Isabella des Serrano müde geworden war und sich dem Oberst Gandara in die Arme geworfen hatte, einem Günstling des Narvaez und der Moderados. Narvaez drang aber darauf, daß Isabella wenigstens den äußern Anstand beobachte, und

brachte ſie dahin, den König Francisco wieder im Schloſſe aufzunehmen. Auch Chriſtine kehrte jetzt zurück. Salamanca wurde angeklagt und fiel vor Angſt in Ohnmacht, kam aber mit dem Schrecken davon, wahrſcheinlich, weil man nicht andere einflußreiche Perſonen compromittiren wollte. Im Januar 1848 kam endlich auch Eſpartero wieder nach Spanien und ſöhnte ſich öffentlich mit Narvaez aus, zog ſich aber, da er nicht der erſte im Cabinet werden konnte und der zweite nicht ſeyn wollte, auf ſeine Güter zurück. Narvaez blieb Meiſter der Situation. Die ungeheure Schwierigkeit ſeiner Aufgabe zwiſchen den beiden Königinnen, dem Parteihaß und den Intriguen des Auslandes entſchuldigt die Flecken, die ſeiner Handlungsweiſe im Einzelnen ankleben.

Das benachbarte Portugal war in dieſer langen Zeit kaum weniger von Parteiung zerriſſen, wie Spanien. Auch hier ſtanden ſich liberale und conſervative Tendenzen und der regierenden Königin ein legitimer Uſurpator gegenüber. Wie aber in Spanien der franzöſiſche Einfluß überwog, ſo in Portugal der engliſche.

Im Beginn des Jahres 1828 war die unmündige Maria da Gloria, Tochter des Don Pedro, des Kaiſers von Braſilien, von ihrem Vater zur Königin von Portugal ernannt worden und in ihrem Namen regierte ſeine Schweſter Iſabella. Dagegen aber proteſtirte ſein jüngerer Bruder, der damals nach Wien verbannte Don Miguel, der ſich nach dem alten Gewohnheitsrecht der männlichen Nachfolge als den allein berechtigten Thronerben anſah. Marias Rechte wurden von England geſchützt, Miguel hatte die nordiſchen Mächte hinter ſich. Man verſuchte ein Uebereinkommen. Don Pedro ließ ſich gefallen, daß Miguel ſich mit der jungen Maria verlobe und einſtweilen für ſie die Regentſchaft übernehme. Zu dieſem Behuf kam er von Wien nach Liſſabon zurück und beſchwur am 26. Februar die Verfaſſung, löste aber ſchon am 13. März die Kammern auf und erklärte die Charte Don Pedros für erloſchen.

Der Klerus und das Landvolk waren für ihn. Am 17. Juni erklärte er auch die von seinem Bruder verfügte Thronfolge für ungültig und setzte sich selbst mit absoluter Gewalt auf den Thron. Von nun an begann ein Schreckenssystem in Portugal. Alle Liberalen, die nicht geflüchtet waren, schmachteten in Kerkern unter entsetzlichen Entbehrungen und Martern. Viele wurden hingerichtet. Der junge Tyrann freute sich an Grausamkeiten und übte seinen rohen Uebermuth selbst an den nächsten Verwandten, indem er z. B. öfters seine Schwester Isabella körperlich mißhandelte. Er bewohnte mit seiner Mutter Carlotta, die sein Verfahren billigte, den Palast Queluz, nach welchem er seinen Liebling, einen ehemaligen Barbier, zum Herzog von Queluz ernannte. Aber die Mutter starb im Beginn des Jahres 1830.

Das englische Toryministerium gab sich viele Mühe, Don Miguel zur Vernunft zu bringen und war nicht abgeneigt, unter der Bedingung, daß er sich die englische Vormundschaft gefallen lasse, seine Rechte anzuerkennen. Als aber Miguel sich nicht fügen wollte, gab England ihn auf und im März 1830 durfte Don Pedro auf Terceira, einer der Azoren, eine Regentschaft für Portugal ernennen, an deren Spitze Palmella und Villaflor standen. Zugleich war der liebenswürdige junge Prinz August von Leuchtenberg, dessen Schwester Don Pedros Gemahlin war, bei einem Besuch in Brasilien veranlaßt worden, sich mit der jungen Maria zu verloben. Im folgenden Jahre 1831 wurde Don Pedro selbst durch eine Revolution genöthigt, die Krone von Brasilien seinem zarten Sohne Pedro II. zu überlassen, bekam aber eben dadurch Zeit, die Sache seiner Tochter in Portugal persönlich auszufechten, begab sich selbst nach Terceira und segelte von da mit einer wohlausgerüsteten Armee und Flotte ab. Don Miguel erwartete ihn vor Lissabon, aber Don Pedro landete am 8. Juli 1832 zu Oporto, wo man ihn mit lautem Jubel empfing. Miguel schickte ihm eine Armee entgegen und hielt ihn das ganze Jahr hindurch in Oporto eingeschlossen. Erst als der englische Abenteurer Napier mit der pedristischen Flotte die miguelistische fast vernichtete, wurde es möglich, 1833 auch eine

Landarmee von Oporto aus gegen Liſſabon zu führen. Nach einem blutigen Gefecht räumte Don Miguel die Hauptſtadt in der Nacht des 23. Juli und zog Don Pedro ein. Bald langte auch ſeine Tochter Maria aus London an.

Da gleichzeitig auch Don Carlos in Spanien als Uſurpator auftrat und gemeine Sache mit Don Miguel machte, ſchloſſen England und Frankreich mit den Königinnen von Spanien und Portugal die ſchon erwähnte Quadrupelallianz, welche die beiden Prinzen ſo entmuthigte, daß ſie ſich verpflichteten, die pyrenäiſche Halbinſel zu verlaſſen. Don Miguel ging nach Rom. Bald darauf, am 24. Sept., ſtarb Don Pedro, nachdem er die liberale Charte hergeſtellt hatte. Sofort vermählte ſich ſeine Tochter Maria mit dem Prinzen Auguſt von Leuchtenberg, im Januar 1835, aber auch dieſer ſtarb plötzlich an einer Erkältung ſchon am 28. März. Damals ſoll der junge Prinz Louis Napoleon Luſt bezeugt haben oder veranlaßt worden ſeyn, um die Hand der erſt 16jährigen Wittwe zu werben. Allein dieſer Plan kam nie zur Ausführung, da England ihr ſogleich ſeinen Candidaten, den Prinzen Ferdinand von Coburg zuführte, der damals erſt 19 Jahre zählte, und mit dem ſie ſich raſch vermählte. Sie behielt die Souverainetät, er bekam nur den Titel König und ihre Ehe wurde mit ſechs Kindern geſegnet.

Aber die Parteiwuth ruhte noch nicht. Kaum war das miguelиſtiſche Extrem beſiegt, als auch ſchon das entgegengeſetzte demokratiſche hervortrat; Villaflor, zum Herzog von Terceira erhoben, hielt die Regierung jedoch aufrecht. Erſt 1845 erlebte Portugal wieder eine größere Revolution. Sie wurde von den Miguelиſten begonnen und nachdem dieſe mit Hülfe der Demokraten geſchlagen waren, durch die Demokraten ſelbſt fortgeſetzt. Zwiſchen beiden Extremen in der Mitte rath- und machtlos ſuchte die Königin auswärtige Hülfe nach und eine engliſche Flotte unter Parker leiſtete dieſelbe. Da die Truppen der Königin in mehreren Schlachten im Laufe des Jahres 1846 ſiegten, verbanden ſich endlich die Miguelиſten mit den Demokraten gegen die Königin, aber erfolglos.

6.

Die Reformen in England.

England behauptete den Zuckungen auf dem Festland gegenüber eine ruhige Haltung und schritt auf dem Wege gesetzlicher Reformen vorwärts.

König Wilhelm IV., der kaum vier Wochen vor der Julirevolution auf den Thron gekommen war, behielt anfangs Wellington bei, der sich der Wiederaufnahme der Parlamentsreform widersetzte, mußte aber bald das Ministerium ändern. Broughams Beredsamkeit im Parlament und die elektrische Belebung des englischen, wie des gesammten europäischen Liberalismus durch die Julirevolution bewirkten, daß Wellington abtreten mußte und der alte freisinnige Graf Grey dem neuen Whigministerium vorgesetzt wurde, in das Brougham als Lordkanzler und die berühmt gewordenen Lords Holland, Russel und Palmerston eintraten.

Schon am 1. März 1831 brachte Russel eine Reformbill an das Parlament, worin den zerfallenen Mauern der s. g. Rotten-Boroughs ihr Wahlrecht genommen wurde, um es auf die volkreichen Fabrik- und Handelsstädte zu übertragen. Die Forderung war noch sehr gemäßigt, denn die Aristokratie behielt immer noch die Mehrheit der Wahlen, aber die Grundlage des bisherigen Wahlsystems war erschüttert und es ließ sich voraussehen, daß nach und nach eine Mehrheit im englischen Parlament aufkommen werde, die nicht mehr getragen von der aristokrotischen Tradition, sondern von jedem Winde der Situation und s. g. öffentlichen Meinung bewegt, gleich den liberalen und demokratischen Oppositionen auf dem Festlande mit unfruchtbaren Doctrinen oder anarchischen Gelüsten die alte felsenfeste Praxis der bisherigen aristokratischen Parlamentsregierung unterwühlen würde. Deshalb ging der Widerstand der Tories gegen Lord Russels Bill nicht blos aus Eigennutz, sondern auch aus einem sehr achtbaren patriotischen Bedenken hervor. Die Bill wurde im Oberhause zwei-

mal verworfen, das Parlament zweimal aufgelöst. Das Volk machte großartige Demonstrationen. London wurde zu Ehren Greys illuminirt, vor Wellingtons Palais gab es solchen Tumult, daß die Bedienten des Herzogs auf das Volk schießen mußten, um es abzuwehren. Der Marquis von Londonderry wurde in den Straßen von London mit einem Steinhagel verfolgt, das prächtige Schloß des Herzogs von Newcastle zu Collingham in Brand gesteckt. Zu Bristol beherrschte der Pöbel die Stadt drei Tage lang, brannte und plünderte. Aber die Tories ließen sich dadurch nicht einschüchtern und Grey nahm seine Entlassung. Nun wurde die Gährung im Volk immer drohender. In London wirkte Francis Burdett, der Vater der Reformidee, auf dem Lande reiste Hunt umher, um das Volk aufzuregen, und in allen größern Städten wurden wiederholt große tumultuarische Volksversammlungen abgehalten und Adressen unterzeichnet. Die der Wähler der Stadt London kündigte Steuerverweigerung an und der König zog es vor, Grey zurückzurufen. Die Tories verließen in Masse das Oberhaus, der Rest derselben stimmte nunmehr für die übrigens sehr ermäßigte Bill, die am 7. Juni 1832 die königliche Sanction erhielt. Die Aristokratie verlor damit allerdings eine Anzahl Stimmen im Unterhause, wurde aber noch lange nicht aus ihrer festen Stellung verdrängt. Sie behielt ihre unermeßlichen Güter und ihre hohen Aemter. Auch die Staatskirche war ein Minorat des Adels. Alle höhern Stellen waren von jüngern Söhnen derselben besetzt. Der Zehnte allein trug ihr in England und Wales (ungerechnet Schottland und Irland) jährlich nahe an 6 Millionen Pfund Sterling ein, ihr Grundbesitz nebst den laufenden Kirchengebühren nahe an 4 Millionen, so daß ihre Jahreseinnahme nach unserm Gelde mindestens zu 114 Millionen Gulden berechnet wurde. Davon zogen die Bischöfe ungeheure Summen, ohne etwas dafür zu thun. Auch die Pfarrer lebten häufig gar nicht in ihrem Kirchspiel, sondern bezahlten einen Vicar und amusirten sich auf Reisen. Viele Pfarrer waren reich dotirt und hatten gar keine Kirche. Aehnliche Mißstände walteten im Stiftungswesen. Eine Dame in London bezog jährlich 2000 Pfund Sterling als Vorsteherin einer alten wohl-

thätigen Stiftung, die sie nie in ihrem Leben betrat, sondern durch eine dritte Person verwalten ließ, die wieder ihrerseits die Stiftung im eigenen Nutzen ausbeutete. Man gab damals in London ein s. g. schwarzes Buch heraus. Darin fand man, die Mitglieder des Oberhauses, geistliche wie weltliche, bezögen allein an Besoldungen unter verschiedenartigen Titeln zusammen 26 Mill. Gulden.

Das liberale Whigministerium Grey war und blieb auch nach der Parlamentsreform noch durch und durch aristokratisch und schloß sich, wie das Parlament selbst, gegen die Wünsche und Hoffnungen der ärmeren Classen ab. In demselben Egoismus bewegte sich auch seine auswärtige Politik. Es ist wahr, England und Frankreich vereinigt schützten die Verfassungen in Spanien und Portugal, emancipirten Belgien von Holland, nahmen sich auch der Schweiz bei Gelegenheit gegen die nordischen Mächte an und schienen somit wenigstens die Westhälfte Europas unter dem Banner der liberalen Ideen zu vereinigen. Aber der Liberalismus war hier nicht Zweck, sondern nur Mittel. England verwendete ihn in seinem Nutzen. Es beschützte ihn im Westen, weil es hier die Mittel dazu besaß, es verleugnete ihn in Polen, weil es hier nicht stark genug war.

Grey präsidirte dem Ministerium bis 1834, dann überließ er seine Stelle dem Lord Melbourne, einem Whig, der im bisherigen System nichts änderte.

König Wilhelm IV. starb am 20. Juni 1837. Ihm folgte nach englischem Erbrecht, welches die weibliche Nachfolge duldet, die einzige Tochter seines ältesten Bruders, des Herzogs von Kent, Prinzessin Victoria, damals erst 18 Jahre alt, eine kleine Dame, aber gesund und kräftig und mit einer Stärke des Eigenwillens begabt, der zu ihrem Glück von einem feinen weiblichen Verstand beherrscht wurde, so daß er sich nicht in den Staatsangelegenheiten geltend zu machen suchte. Sie ließ die bisherigen Minister gewähren und vermählte sich 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, einem der schönsten Männer seiner Zeit, dem sie nachher viele gesunde Kinder beiderlei Geschlechts gebar. Der Prinz erhielt den Titel Königliche Hoheit, wurde aber durch die auf ihre Macht

eiferſüchtige Lordſchaft von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen, ja von Zeit zu Zeit machte die Preſſe ſyſtematiſche Angriffe auf ihn, um ihm auch die kleinſte Einmiſchung in Staatsangelegenheiten zu verleiden.

Nach alter Praxis wurden die Whigs gewöhnlich in der Noth, um das Volk in ſchwierigen Zeiten zu beruhigen, ins Miniſterium gerufen, um ſpäter wieder den Tories Platz zu machen. Damals kam noch ein Umſtand hinzu, der den Tories den Wiedereintritt ins Miniſterium erleichterte. Ludwig Philipp ſuchte ſich mehr und mehr von der engliſchen Vormundſchaft frei zu machen und England brauchte auf ihn nicht mehr ſo viele Rückſicht zu nehmen wie früher. Im Jahr 1841 änderte daher die Königin das Miniſterium, in welches wieder der alte Wellington und Sir Robert Peel eintraten, der letztere, um jetzt erſt die glänzende Rolle auszuſpielen, zu der ihn ſein Talent berufen hatte.

Dem Sturze des Whigminiſteriums ging die Unterdrückung einer heftigen Volksbewegung vorher. Die Arbeiter in England litten immer noch ſchwer unter dem Druck der reichen Arbeitgeber, der ihnen ungünſtigen Geſetze, der hohen Getreidezölle, der Fehljahre. Der Brodmangel ſtieg mit der Bevölkerung, welche ſich von 1830 bis 1840 in England von 24 auf 26⅔ Millionen erhöhte, während die Zahl der Dampfmaſchinen in den Fabriken, wodurch menſchliche Hände erübrigt wurden, auf 200,000 ſtieg. Das Beiſpiel der Reformer, ſo wie O'Connels feuerte nun die Arbeiter an, auch ihrerſeits auf dem geſetzlichen Wege, durch Vereine und Adreſſen eine Beſſerung ihrer Lage im Parlamente durchzuſetzen. Im Juni 1838 erregte Nicholls Tom in Canterbury einen wilden, geſetzloſen Aufruhr, der bald mit Gewalt unterdrückt wurde. Im Auguſt aber hielten 200,000 Arbeiter zu Birmingham eine Verſammlung, um über legale Mittel der Beſſerung zu berathen unter Leitung der beiden Parlamentsmitglieder für Birmingham Atwood und Sholefield und des Advocaten O'Connor. Hier zuerſt wurde die von dem Tiſchler Lovets verfaßte Volkscharte (National charter) proclamirt, die in fünf Artikeln: allgemeines Stimmrecht, geheime Abſtimmung,

jährliche Einberufung des Parlaments, Abschaffung des passiven Wahlcensus und der Diäten verlangt. Davon erhielt die ganze Partei der Arbeiter den Namen Chartisten. Ihre Bittschrift an das Parlament wurde in weiteren nachfolgenden Arbeiterversammlungen, unter denen die zu Manchester im September die kolossalste war, unterstützt. Das Parlament konnte aber die Bittschrift, welche 1,285,000 Unterschriften zählte, erst im Mai 1839 entgegennehmen und faßte am 12. Juni einen ablehnenden Beschluß. Die Aufregung war ungeheuer. Die Führer aber riethen, nach O'Connels Vorgang, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. In London selbst boten die Stadttheile Saint Giles, White-Chapel und Bethnal-Green die Bilder des schaudervollsten Elends dar, während in der City kaufmännischer und im Westend adeliger Reichthum alle Besitzthümer der Welt überwog. Nirgends standen sich Mangel und Ueberfluß so grell gegenüber. In Saint Giles lebten nahe an 100,000 Menschen fast ausschließlich von Schande und Verbrechen. In London rechnete man damals auf 25 Seelen im Jahr eine Verhaftung, in dem verderbten Paris doch nur eine auf 70 Seelen. In den Provinzen kam das Verbrechen weniger häufig vor, desto größer aber war das Elend. In den großen Steinkohlengruben, an denen England so reich ist, waren schon Kinder von 4—5 Jahren mit kleinen Diensten, Thüraufmachen ꝛc. beschäftigt, von früh 4 Uhr bis Abends 6 Uhr, in einem engen Loch unter der Erde. Wuchsen sie heran, so durften sie, auf dem Bauch kriechend, Kohlen schleppen. Kamen sie ins mannbare Alter, so arbeiteten sie in freien Räumen, der Hitze wegen halbnackt, beide Geschlechter durcheinander. In den zahlreichen Baumwollspinnereien war die Sittenverderbniß fast noch ärger, das ewige Hocken und Schwitzen noch ungesunder. Die kurze Ruhe bei Nacht mußten die Arbeiter und Arbeiterinnen in den engsten und schlechtesten Wohnungen, in Liverpool unter der Erde suchen, alle Geschlechter und Alter gemischt. Eine kurze Lust gewährte ihnen nur der Gin (Branntwein). Daher die fürchterlichste Versunkenheit in der Sitte und Sprache, eine halbe Verthierung, und die ekelhaftesten Krankheiten, eine kurze Lebensdauer. Faucher berechnet die

mittlere Lebenszeit der engliſchen Fabrikarbeiter nur zu 17 Jahren. Unzählige ſterben vor dem reifen Alter.*)

Auch Irland blieb in ſeiner unglücklichen Lage. Vergebens machte O'Connel den repeal (Widerruf der Union zwiſchen England und Irland) und Bildung eines beſonderen Parlaments für Irland zur Parole. Umſonſt gründete er eine ſ. g. O'Connel-Rente, eine freiwillige Steuer der Iren, um Mittel zu haben, den Repeal durchzuſetzen. Umſonſt hielt er glänzende Reden wie im engliſchen Parlament, ſo bei den iriſchen Volksverſammlungen und als Lordmayor von Dublin, zu welcher Würde ihn ſeine Landsleute erhoben hatten. Regierung und Parlament in England blieben feſt und hielten die Iren unter ihrem eiſernen Drucke, wie bisher. Der ſo verhaßte iriſche Zehnte wurde zwar 1838 in einen Grundzins verwandelt, das änderte aber nur ſeinen Namen, nicht ſein Weſen. Im Jahr 1843 wurde O'Connel noch einmal wegen ſeiner Agitation vor Gericht gezogen, jedoch wieder freigelaſſen. Da ſtarb er 1847, und in demſelben Jahre brach über ſein Vaterland das herbſte Unglück herein, nämlich die Kartoffelkrankheit und in deren Folge eine ſchreckliche Hungersnoth. Faſt überall in Europa begannen 1846 die Kartoffeln auf eine räthſelhafte Weiſe unter und über der Erde zu faulen und je mehr dieſe Frucht faſt noch die einzige Nahrung der ärmeren Claſſe gebildet hatte, um ſo mehr mußte ihrem Fehlſchlagen im folgenden Winter und Frühjahr eine Hungersnoth folgen. Dieſe führte faſt in allen Theilen des europäiſchen Feſtlandes zu Exceſſen, zeigte ſich aber nirgends ſo furchtbar als in Irland, wo ſie das ganze Jahr hindurch wüthete und viel tauſend Opfer hinraffte. Begreiflicherweiſe führte die Noth auch zu Verbrechen und Blutvergießen. Nach dieſer Kataſtrophe folgte jedoch eine bedeutungsvolle Ruhe im Lande und das wildempörte Element floß ſanft und langſam ab. Das Unglück hatte nämlich die alte Liebe zur Heimath bei den Iren dermaßen geſchwächt, daß ſie maſſenhaft auszuwandern an-

*) In den Hoſpitälern in London zählte man damals ſeit 8 Jahren 2700 ſyphilitiſche Kinder.

ſo Anſpruch, wie Bayern vor dreißig Jahren das öſterreichiſche Erbe angeſprochen. Der nächſte und natürliche Erbe aus der Nebenlinie des Wittelsbachiſchen Hauſes, Churfürſt Karl Theodor von der Pfalz, ein unthätiger Herr und Oeſterreich blind ergeben, trat dem Kaiſer Joſeph wirklich den größten Theil von Bayern ab. Damit war aber der Herzog von Zweibrücken, der beſtimmte Nachfolger Karl Theodors, nicht zufrieden, und wurde von Friedrich II unterſtützt, welcher die Vergrößerung Oeſterreichs verhindern wollte. Man rüſtete zum Krieg, und führte die Armeen ins Feld, 1778, doch geſchah kein entſcheidender Schlag, und man nannte dieſen Krieg ſpottweiſe den Kartoffelkrieg, weil die Soldaten nichts zu thun fanden, als im Lager Kartoffeln zu eſſen. Im Jahr 1779 wurde der Friede zu Teſchen geſchloſſen, worin Oeſterreich nur einen Theil Niederbayerns erhielt.

Maria Thereſia ſtarb 1780. Erſt jetzt gelangte Joſeph II zur völligen Alleinherrſchaft, und fieng ſogleich ungeſtüm eine Menge von wichtigen Reformen an. Er glühte von einer ſchönen Begeiſterung für Menſchenwohl und Freiheit, aber er wollte mit einem Schlag alles Alte ausrotten, und die Unterthanen mit Gewalt wider Willen zu einer Freiheit, zu einer Aufklärung zwingen, zu der ſie noch nicht hinlänglich vorbereitet waren. Er achtete dabei kein altes Recht und Herkommen, ſondern warf willkührlich alles um, in der Ueberzeugung, daß es zum wahren Heil ſeiner Völker gereiche. Sein Hauptangriff war wieder gegen die Hierarchie gerichtet. Er erklärte ſich vom Papſt unabhängig, indem er keine Bulle deſſelben in ſeinen Staaten mehr gelten ließ, wenn er nicht ſeine Einwilligung, das placet regium darunter geſetzt. Er eignete ſich gewaltſam die Hälfte des Kirchenguts zu, und ſecularisirte 624 Klöſter. Endlich erließ er ein allgemeines Toleranzedikt, worin er allen

fingen und zwar in die freien Staaten von Nordamerika. Ganze Dörfer in Irland blieben menſchenleer zurück.

Während das Toryminiſterium hart gegen das iriſche Volk verfuhr, machte es doch der katholiſchen Kirche neue Conceſſionen. In Oxford, der alten Univerſität, aus der die hohe Geiſtlichkeit der Staatskirche in England ſich fortwährend recrutirte, nahm man eine bedenkliche Defection wahr, einen immer mehr überhand nehmenden Abfall zur katholiſchen Kirche. Dr. Puſey ſtellte eine neue Lehre auf, die zwar noch eine ſcharfe Grenze zog gegen den Katholicismus, aber zugleich ihren Anhängern einen Trieb und Drang einflößte, dieſelbe Grenze zu überſchreiten. Daher der merkwürdige Fall, daß Puſey ſelbſt nie katholiſch wurde, ſeine meiſten und ausgezeichnetſten Schüler aber übertraten. Er erhob die anglikaniſche Kirche gleichſam aus der Häreſie in das Schisma. Die Uebertritte wiederholten ſich in jedem Jahr und am meiſten unter den Geiſtlichen. Allerdings waren die Puſeyiten entweder harmloſe Leute, die ihrer freien Ueberzeugung folgten, oder Männer von der edelſten Geſinnung und apoſtoliſchen Kraft, wie Newman, und deshalb ziemte es ſich, daß ihnen Duldung und Achtung entgegenkam. Allein es bezeugte doch einen wunderbaren Umſchwung in der öffentlichen Meinung, daß das no popery Geſchrei nicht gegen die Puſeyiten erhoben, daß nicht eine neue Verfolgung verlangt und begonnen wurde. Im Gegentheil brachte Peel die ſ. g. Mainooth-bill ein, in welcher er für das katholiſche Prieſterſeminar in Mainooth weitere Staatsbeiträge verlangte, und das Parlament willigte ein. Ebenſo glückte es Graham, die Errichtung drei neuer katholiſcher Collegien in England durchzuſetzen. Im October wurde die neue Kirche der Puſeyiten zu Leeds eingeweiht, wobei 260 Geiſtliche im Ornate der Staatskirche zugegen waren, ſämmtlich Puſeyiten oder Halbkatholiken. Der katholiſche Pater Mathew machte ſich hochberühmt als Mäßigkeitsapoſtel und that Wunder in der Bekämpfung des Branntweins, dieſer moraliſchen Peſt des Nordens. Die von ihm geſtifteten Mäßigkeitsvereine zählten bald über eine Million Mitglieder in England und Irland. Indeß wurde der al-

Haß gegen das Papſtthum in England erneuert, als 1850 Pius IX. den Cardinal Wiſeman zum Erzbiſchof von Weſtminſter ernannte und ganz England wieder in katholiſche Bisthümer vertheilte, ohne Königin und Parlament zu fragen. Die Aufregung war groß; die päpſtliche Verfügung wurde als rechtsgiltig in England nicht anerkannt, doch blieb Wiſeman ungekränkt.

Die Noth der Armen dauerte fort und führte endlich zur Aufhebung der Kornbill. Die Freunde der Kornreform fanden ſeit 1841 in Cobden ein geniales Haupt. Cobden ſtand an der Spitze der ſ. g. Anticornlawleague (des Antikorngeſetzbundes), die ſich über ganz England ausbreitete. Weil der Grundbeſitz zu ſtark in beiden Häuſern vertreten war, rieth er, auf die Parlamentswahlen ſelbſt zu wirken. Nun galt noch das alte Wahlrecht der ſ. g. Vierzigſchillingmänner, d. h. der kleinen Grundbeſitzer, die jährlich von ihrem Grund und Boden 40 Schilling ſteuerten, und Cobden brachte eine Menge ſo kleiner Vierzigſchillinggrundſtücke, auf denen das Wahlrecht haftete, an ſeinen Anhang, um dadurch den von der Ariſtokratie abhängigen Wählerſtimmen andere entgegenzuſtellen. Im Herbſt vermehrte die Kartoffelkrankheit die Noth des Volks und war den Agitatoren ein willkommener Vorwand, die Königin und das Parlament zu beſtürmen. Dennoch erwies ſich die Ariſtokratie noch ſo mächtig, daß Peel am 10. Dezember ſeine Entlaſſung einreichte. Allein die Bewegung im Volk wuchs und die Königin mußte ihn zurückrufen, und er am 16. Mai 1846 die Aufhebung der Kornbill zuerſt im Unterhauſe, am 25. Juni auch im Oberhauſe durchführen, wofür auf die nächſten drei Jahre eine Wandelſcala des Kornzolls mit einem Minimum eintrat. Nach drei Jahren ſollte auch dieſe aufhören.

Eigenthümlich äußerte ſich die Verzweiflung der Armen im Anfang der vierziger Jahre in Wales. Hier bildeten ſich nämlich nächtliche, als Weiber verkleidete Banden unter dem Namen „Rebecca und ihre Töchter.“

Der unvermeidliche Sieg der Induſtrie über den Ackerbau verrieth ſich in dem unglaublichen Anwachs der Städte. Nicht nur

London ſelbſt erreichte eine Bevölkerung von zwei Millionen, ſondern auch eine Menge Fabrikſtädte ſtiegen zu Großſtädten auf. London erhielt unter Peel eine neue dringend nothwendig gewordene Polizei, auch wurde dort (1825—1843) der berühmte Tunnel, eine Durchfahrt unter der Themſe, erbaut. Dagegen brannte das alte Parlamentshaus und ein Theil des Tower ab.

Das Toryminiſterium endete noch im Jahr 1846. Als das Unterhaus die von ihm eingebrachte iriſche Zwangsbill, die ein noch ſtrengeres Verfahren in Irland wollte, nicht annahm, bildete die Königin ein Whigminiſterium unter Lord John Ruſſel, deſſen einflußreichſtes Mitglied aber Lord Palmerſton wurde, der die auswärtigen Angelegenheiten in einem nicht nur liberalen, ſondern ſogar radicalen Sinn zu leiten anfing, indem er, zumal ſeit Ludwig Philipp ſich vom engliſchen Einfluß loswand und mehr den nordiſchen Mächten zuneigte, in allen revolutionären Elementen auf dem Feſtlande einen willkommenen Bundesgenoſſen ſah, um die großen Continentalmächte zu ſchwächen. Die antifranzöſiſche Stimmung verrieth ſich in dem Befehl, die engliſchen Küſten in vertheidigungsfähigen Zuſtand zu ſetzen, im Winter von 1847—48. Die geheime Agitation Lord Palmerſtons trug weſentlich dazu bei, die große Revolution von 1848, die halb Europa erſchütterte, vorzubereiten. Ich werde in der Geſchichte der einzelnen Staaten Europas die Fäden, die er ſpann, überall nachweiſen. Was Canning für den gemäßigten Liberalismus gegenüber dem Abſolutismus gewirkt, wirkte Palmerſton für die demokratiſche Revolution.

Fünftes Buch.

Die Februarrevolution.

1.

Die Vertreibung Ludwig Philipps.

In Frankreich konnte ſich das altgewordene Juſtemilieu mit dem Syſtem der Corruption nicht mehr lange behaupten. Unabläſſig wurde von unten her gewühlt und in der Deputirtenkammer ſelbſt ein Verſuch gemacht, durch eine Coalition aller nicht miniſteriellen Parteien die miniſterielle Mehrheit zu ſprengen. Thiers war die Seele dieſer Intrigue, denn er konnte nicht verſchmerzen, daß er nicht mehr Miniſter war. Um es wieder zu werden, um in den Augen des Königs „möglich“ zu bleiben, durfte er ſeine Oppoſition nicht übertreiben. Da aber die frühern Liberalen, die doctrinären wie die praktiſchen, nur noch um die Staatsgewalt buhlten, war die ſyſtematiſche Oppoſition unvermerkt auf die Radicalen übergegangen. Dieſe ſahen kein Heil, außer in einer Wahlreform, wenn nämlich das Wahlrecht auf breiteſter Grundlage beruhte, wenn das ganze Volk, die arbeitende Claſſe mitwählte. So weit wollte nun Thiers nicht gehen, erklärte ſich daher nur zu einer ſ. g. „parlamentariſchen Reform“ bereit, die an dem frühern Wahlcenſus nichts ändern und nur die Beamten von der paſſiven Wahl ausſchließen würde. In

der Kammersitzung von 1847 wurden inzwischen beide Reformen abgewiesen.

Nun erklärte sich der die Wahlen des Landes leitende Centralausschuß in Paris für permanent und sann auf Mittel, seinen Zweck trotz der Kammermehrheit durchzusetzen. Er entwarf eine Petition um Wahlreform und schickte dieselbe an alle Provinzialcomités, um sie vom ganzen Lande unterstützen zu lassen. Hierauf veranstaltete er ein s. g. Reformbankett zu Chateaurouge bei Paris, am 9. Juli, dem 1200 Personen anwohnten und bei welchem der Trinkspruch auf den König weggelassen, dagegen solche auf die Volkssouveränetät, auf die Revolution von 1789 und 1830 und auf die Arbeiter ausgebracht wurden. Aehnliche Bankette folgten bald an sechzig andern Orten. Auch in der Presse gewannen die Republikaner die Oberhand. Das einflußreichste Blatt in Paris war der von Marrast redigirte, durchaus republikanische National, daneben wühlten noch andere, während der Constitutionel als das Organ von Thiers und viele andere wenigstens im Hasse gegen Guizot mit ihnen einstimmten. Der constitutionelle Liberalismus war sichtbar discreditirt, gealtert, abgenutzt. Er konnte sich auf sein Palladium, die Charte, nicht mehr berufen, nachdem sie Mittel und Deckmantel der Corruption geworden war.

Der Stumpfsinn, mit dem die bisherigen Günstlinge des Julithrons der neuen Bewegung zusahen, erschien um so verächtlicher, als gerade damals in ihrer Mitte Scenen vorfielen, die sie vor dem gesammten Volke brandmarkten. Teste, Präsident des Cassationshofs und vormaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, und Cubières, General, Pair und vormaliger Kriegsminister, wurden schändlicher Bestechung und Betrügerei angeklagt und überwiesen. Durch den Prozeß Petit wurde der Aemter- und Stellenverkauf und die abscheuliche Corruption der Gerichtsnotare aufgedeckt. Stellen dieser Art waren im Kaufpreise bis zu 1 Million gestiegen, gewährten aber auch ungeheuren Vortheil. Der Notar wurde Herr alles ihm anvertrauten Vermögens, speculirte damit auf der Börse und wurde sehr reich oder entfloh. Binnen fünf Jahren waren in Frankreich

mehr als hundert Notare wegen Unterſchlagung verſchwunden. Leon de Maleville nannte in der Deputirtenkammer Guizot ganz öffentlich einen „Diebshehler," weil er ſeinen Secretär Genie, welcher Aemterhandel trieb, nicht nur im Dienſt behielt, ſondern auch decorirte. Emile de Girardin, Redacteur der Preſſe, klagte die Regierung offen an, die Pairswürde um 80,000 Frs. zum Verkauf ausgeboten, den Poſtmeiſtern einen Geſetzesentwurf um 1,200,000 Fr. verkauft zu haben. Scandale dieſer Art wiederholten ſich in erſchreckender Menge. Girardin klagte den Miniſter Duchatel wegen groben Unterſchleifs bei Ertheilung von Privilegien an. Laſotte, Kanzleidirector im Kriegsdepartement, wurde wegen Unterſchleif verhaftet. Lagrange, Rechnungsführer eines Krankenhauſes, kam wegen an den armen Kranken begangenen jahrelangen Betrugs ins Zuchthaus. Die Prozeſſe Drouillard und Boutmy enthüllten Wahlbeſtechungen im koloſſalſten Maßſtabe. Mehrere Criminalprozeſſe ließen in eine ſchauervolle Immoralität der höhern Geſellſchaft hineinblicken. Den entſetzlichſten Eindruck machte der Prozeß Praslin. Die edle Tochter des General Sebaſtiani wurde von ihrem Gemahl, dem lüderlichen Herzog von Praslin, um einer Maitreſſe willen aufs grauſamſte im Bett ermordet, und der Mörder, als er ſich verrathen ſah, nahm Gift.

In dieſe Zeit fiel der Sieg des Radicalismus in der Schweiz und der Aufſchwung des Mazzinismus in Italien, beide Ereigniſſe von England geſchürt und belobt, beide ganz dazu gemacht, um den Muth der Republikaner in Frankreich zu ſteigern.

Als Guizot am 27. Dezember die Kammern wieder eröffnete, nahm er in ſeiner Rede Bezug auf die Reformbankette und bediente ſich dabei des Ausdrucks „feindſelige und blinde Leidenſchaften." Das reizte die Oppoſition und in den Debatten über die Antwortsadreſſe, die ſich bis in die Mitte des Februar 1848 hinauszogen, fielen die bitterſten Reden. Duvergier de Hauranne ſagte der miniſteriellen Mehrheit: „wir wollen hier nicht vor der Majorität gegen das Miniſterium, ſondern vor dem Lande gegen die Majorität und das Miniſterium plaidiren!" Das hieß ſo viel, als die parlamen-

tarische Sitte und die Charte zerreißen, um durch den Dammbruch die wilde Fluth des Volkes hereinzulassen.

Der Wahlausschuß von Paris leitete in Verbindung mit einem Ausschuß der Kammeropposition und einem der Offiziere der Nationalgarde ein kolossales Reformbankett ein, welches am 22. Februar auf den elysäischen Feldern gehalten werden sollte. Man wählte diesen weiten Platz, um Hunderttausende zu versammeln und dem König durch große Massen zu imponiren. Als jedoch das Comité sämmtliche Nationalgarden einlud, wenn auch unbewaffnet dem Festmahle anzuwohnen, sah Guizot darin einen Eingriff in die Befugnisse der Behörde, der allein zustand, die Nationalgarde zu versammeln, und verbot das Bankett, am 21. Nun trat Odilon Barrot mit den meisten Deputirten zurück, einige wenige aber folgten Lamartine, welcher erklärte, es würde eine Schande für sie seyn, bei Ausübung eines constitutionellen Rechts, wie es das Banketthalten sey, der Ministerwillkür nachzugeben.

Das Fest unterblieb, der Marschall Bugeaud, welcher 55,000 Mann in und um Paris commandirte, stand am 22. in voller Bereitschaft an den geeigneten Plätzen und von den Forts aus drohten die Kanonen. Die Zeit war gekommen, in welcher sich die neue Befestigung der Hauptstadt bewähren sollte. Der König war deshalb auch ganz ruhig. Ebenso Guizot. In der Deputirtenkammer legte Odilon Barrot eine Anklage gegen das Ministerium nieder. Guizot las sie und lachte. Inzwischen zogen nur einzelne Haufen von Studenten und Arbeitern durch die Straßen, sangen die Marseillaise, bauten ein paar Barrikaden und machten bei Anbruch der Nacht einige Angriffe auf die Municipalgarde, wurden aber ohne Mühe zurückgeschlagen. Es regnete entsetzlich, was nicht wenig beitrug, den Aufstand zu dämpfen.

Am 23. Morgens wiederholten sich in einigen Straßen die Barrikadenkämpfe, aber ohne Nachdruck. Dagegen sammelten sich jetzt die Nationalgarden und zeigten eine der Regierung feindliche Stimmung. Fast alle riefen „es lebe die Reform! nieder mit Guizot!“ Da beging der König die unglaubliche Unklugheit, Guizot

aufzugeben und Molé kommen zu lassen, damit er ein neues Ministerium bilde. Wozu die Befestigung von Paris, wozu der Held von Jöly mit einer mächtigen Armee, wenn der König die Gewalt, die er hatte, nicht brauchen wollte? Man sagt, Guizot habe vom König verlangt, daß die Truppen nöthigenfalls auch auf die Nationalgarde schießen dürften, und der König habe das um keinen Preis wagen wollen. Aber der König mußte es wagen, wenn er Herr des Terrains bleiben wollte. Nicht auf eine meuterische Bürgergarde schießen wollen, hieß sich ihr ergeben.

In der darauf folgenden Nacht war eine unklare Bewegung in der Stadt. Die einen jubelten und zeigten sich mit Guizots Sturze befriedigt. Die andern glaubten, jetzt sey keine Zeit zu verlieren, man müsse den Kampf noch mehr erhitzen, damit die Mäßigung nicht siege. Ein wilder Volkshaufen unter Vortragung einer blutrothen Fahne mit Fackeln zog gegen das Hotel Guizots, geführt von Lagrange, einem entschlossenen Republikaner. Vor dem Hotel stand ein Bataillon, gegen welches die Volksmasse so dicht andrängte, daß die rothe Fahne dem Pferde des commandirenden Oberstlieutenants ins Gesicht schlug. Es bäumte, da fiel ein Schuß und traf das Pferd. Einen Augenblick später feuerten die Truppen und der Volkshaufen stob auseinander, viele Todte und Verwundete zurücklassend. Aber bald sammelte sich der Haufen wieder, legte einige Todte, namentlich ein Weib auf einen Karren und führte dieselben bei Fackelschein unter lautem Racheruf durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hielt der Karren und ein starker Mann hielt den Leichnam des erschossenen Weibes empor und zeigte dessen bloße Brust von der Kugel durchbohrt und blutend dem Volke. Ein gräßliches, aber von der Partei künstlich berechnetes Schauspiel, nicht mehr neu und auch nicht das letzte seiner Art.

In der nämlichen Nacht wurde im Palast der Tuilerien ein thörichter Entschluß nach dem andern gefaßt. Guizot blieb abgesetzt, Molé hatte Angst und lehnte ab. Nun wurde Thiers gerufen, der sich Odilon Barrot zugesellte und forderte, daß der König die Reform bewillige, den Truppen jede weitere Feind-

ſeligkeit gegen das Volk unterſage und Bugeaud entlaſſe. Das hieß den König entwaffnen. Er hatte ja noch ſeine volle Macht, warum brauchte er ſie nicht? Allein der „Klügſte der Klugen," hatte den Muth verloren, genehmigte alles, was Thiers wollte, und dieſer ließ ſogleich eine beruhigende Proclamation drucken. Sie kam aber zu ſpät. Sie konnte nur in wenigen Theilen der Stadt an die Mauern angeheftet werden und da man vergeſſen hatte, ſie zu unterzeichnen, wurde ſie vom Volk mit Mißtrauen aufgenommen, als bezwecke ſie nur, es zu entwaffnen. Bugeaud wurde abgeſetzt und genöthigt, noch einen letzten Befehl an die Truppen zu unterzeichnen, worin ihnen geboten wurde, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Dieſer Befehl führte nur dazu, daß viele Truppen ihre Gewehre umkehrten und mit dem Volke fraterniſirten, welches ſeinerſeits den Waffenſtillſtand nicht anerkannte, ſich nicht ruhig nach Hauſe begab, ſondern neue Barrikaden baute und kühn immer näher gegen die Tuilerien rückte. Vergebens ſetzte ſich Odilon Barrot zu Pferde und ritt mitten unter das Volk, um es zu beſchwichtigen. Es wollte nichts von ihm, noch weniger von Thiers wiſſen. Unterdeß ſtürmte das jubelnde Volk unter den Augen der Truppen, die ſich ruhig verhalten mußten, das Palais Royal, den Familienpalaſt der Orleans und zertrümmerte dort alles, die koſtbarſten Möbel und Gemälde. Das nun wäre mit geringer Mühe zu verhindern geweſen, wenn die Truppen hätten feuern dürfen. Auch die unglücklichen Municipalgardiſten wurden überall vom Volk abgeſchlachtet, ohne daß ihnen die Truppen hätten helfen dürfen.

Die Tuilerien waren in unbeſchreiblicher Beſtürzung. Bugeaud rieth, jetzt noch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er wüßte ſich ſtark genug dazu. Aber der Herzog von Nemours, dem die Regentſchaft im Fall einer Abdankung des Königs zuerkannt war, wiederholte überall den Befehl, nicht zu ſchießen. Auch an der Herzogin Wittwe von Orleans bemerkte man große Aufregung. Aus dem, was nachher geſchah, läßt ſich vermuthen, es habe eine Hofpartei gegeben, welche die Dynaſtie Orleans durch Aufopferung Ludwig Philipps zu erhalten hoffte. Die alte Königin war empört über die

Scenen der Schwäche und des Abfalls. Sie drang in den König, zu Pferde zu steigen und sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Ludwig Philipp suchte sie zu beruhigen; erst als der Kampf sich den Tuilerien näherte, bestieg er das Roß und eilte, von Nemours und Montpensier begleitet, hinaus zu den Truppen. Aber er commandirte sie nicht zum Kampf, sondern er ritt nur stumm an ihnen vorüber. Einige Bataillone Nationalgarde brüllten ihm wüthend entgegen: es lebe die Reform! nieder mit den Ministern! Da kehrte er um und alles war verloren. Der Dreisteſten einer, die das Franzoſenvolk hervorgebracht, Girardin, drang in die Tuilerien ein und rief dem König jetzt ohne Scheu entgegen: Herr, Sie müſſen abdanken. Noch zögerte der König, da soll der junge Montpensier mit einer unziemlichen Heftigkeit den alten Vater bestürmt haben, die Feder zur Unterzeichnung der Abdankung zu ergreifen. Noch einmal hielt Bugeaud ihn auf, es sey auch jetzt noch Zeit, die Truppen seyen immer noch stark genug, um zu siegen. Die alte Königin trat auf Bugeauds Seite und beschwor ihren Gemahl, fest zu bleiben. Alles redete für und wider, der Greis saß rathlos in der Mitte und unterschrieb endlich, worauf sich die Königin trostlos weinend zurückzog.

Marschall Gérard, der an Bugeauds Stelle ernannt worden war, trat in diesem Augenblick ein. Man bat ihn, sich dem Volke zu zeigen und mit seiner Popularität den Sturm zu beschwören. Sobald er aber fort war, beeilte man sich, den König zu entfernen, nicht um ihn vor dem Zorn des Volkes zu schützen, sondern um ihn los zu seyn. In dieser Beziehung bestand ein Wetteifer zwiſchen der Hofpartei, welche die Regentschaft des Herzogs von Nemours durchsetzen wollte, und der republikaniſchen Partei. Daraus erklärt sich der Zorn der alten Königin, den sie noch beim Abschied gegen Thiers blicken ließ. Daraus erklärt sich auch der brennende Diensteifer, mit welchem Cremieux sich damals zum Könige drängte, ihn in den Wagen beförderte und zur Stadt hinaus begleitete, bis er gewiß wußte, er komme nicht wieder. Cremieux, ein Jude von

Confessionen Duldung und freie Religionsübung gestattete. Diese Neuerungen im katholischen Deutschland schienen eine Fortsetzung der großen Reformation, und der besagte Papst Pius VI kam selbst nach Wien, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, 1782. Joseph gab aber nicht nach. Er fuhr sodann fort, auch in den bürgerlichen Einrichtungen große Veränderungen zu treffen. Er hob im ganzen Umfang seiner Staaten die Leibeigenschaft auf, desgleichen die Todesstrafe, endlich die Büchercensur, weil dadurch die Würde der menschlichen Natur beleidigt, die angeborne Freiheit schändlich unterdrückt werde. Da er aber überall nur Menschen sah, nicht Ungarn, Böhmen, Oesterreicher, Tyroler, Italiener, Niederländer; da er den Menschen überall die gleichen Rechte und Freiheiten gewähren wollte, weil ihm alle Menschen gleich schienen, so griff er despotisch und ohne alle Schonung die besondern und herkömmlichen Rechte der einzelnen seinem Scepter unterworfnen Nationen an, und wollte trotz aller ihm natürlichen und angewöhnten Verschiedenheiten durchgängige Gleichförmigkeit bei ihnen einführen.

Er fühlte, daß ihm die Natur selbst Hindernisse mache, und wünschte seine so sehr zerstreuten Länder besser zu vereinigen. Er beredete also den willfährigen Karl Theodor, ihm den größten Theil Bayerns abzutreten, und dagegen die entlegnen österreichischen Niederlande unter dem Namen eines burgundischen Königreichs in Besitz zu nehmen, 1785. Dagegen aber erhoben sich Preußen, Sachsen und Hannover und stifteten einen Fürstenbund zur Aufrechterhaltung der alten Ordnung, da sie eine Zusammendrängung der österreichischen Ländermassen für eine gefährliche Vergrößerung seiner Macht hielten. Dies war die letzte politische Unternehmung des großen Friedrich. Er starb im folgenden Jahr 1786,

scheußlicher Gesichtsbildung, schien der böse Dämon des Bürgerkönigthums zu seyn, in dessen letzter Stunde sichtbar werdend mit seinem grinsenden Hohn.

Gérard zeigte sich dem Volk und redete ihm freundlich zu, man ließ ihn hochleben, aber nicht mehr in die Tuilerien zurückkehren. General Lamoricière trug dem Volke das Blatt hinaus, auf welchem der König seine Abdankung niedergeschrieben hatte, aber Lagrange riß es ihm aus der Hand und rief: „kehren Sie um, die Abdankung ist nicht genug, die ganze Dynastie muß weg.“ Indem Lamoricière sich wendete, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe zusammengeschossen und er selbst verwundet. Seine Soldaten nahmen ihn auf und feuerten. Das hatte Lagrange gewollt, Fortsetzung des Blutvergießens, bis die Republik fertig wäre. Die Soldaten, die hier aus Nothwehr kämpften, unterlagen nach tapferer Vertheidigung in einem brennenden Gebäude. Noch wimmelte die Stadt von Truppen und diesen Tapfern kam niemand zu Hülfe.

2.

Lamartine.

Der Herzog von Nemours, der als Regent an die Stelle des Königs trat und den Kampf mit den Insurgenten wohl hätte aufnehmen können, hegte die thörichte Einbildung, seine Hingebung werde die Herzen des Volkes gewinnen. Er beharrte also nicht nur auf dem Befehl, die Soldaten sollten nicht schießen, sondern zog sie auch überall zurück, ja er gab sogar die Tuilerien dem Volke Preis, während er der Herzogin Helene den Arm bot, um sie in die Kammer der Abgeordneten zu führen. Hier bildete er sich ein, werde er als Regent Anerkennung finden. Der alte Dupin sollte für sie das Wort ergreifen. Der kleine Thiers aber hatte sich schon wieder verschlupft. Er, dem die Hofintrigue vorzugsweise Schuld zu geben ist; er, welcher sich des alten Königs entledigen wollte, um unter

der Regentschaft die Hauptrolle zu spielen, ließ jetzt die im Stich, die er irre geführt hatte. Ehe Dupin seinen Vortrag halten konnte, drang schon ein Haufe Volk in die Kammer ein und besetzte die Gänge auf der linken Seite, um die Ausrufung der Regentschaft zu verhindern. Der Lärm war entsetzlich. Endlich drang Lamartine mit seiner hellen Stimme durch und verlangte, die Sitzung solle vertagt werden, denn in Gegenwart der Prinzessin könne man nicht debattiren. Der Präsident Sauzet ersuchte hierauf die Herzogin, sich zurückzuziehen. Sie ahnte, das hieße sie mit allen ihren Ansprüchen abweisen, und zögerte. General Oudinot erhob sich, um für sie zu sprechen. Aber durch die Thür zur Linken drängte sich immer mehr und immer wilderer Pöbel ein. Die arme Herzogin wurde an die Wand zurückgedrängt. Man bemerkte, aus dem wilden Haufen hervorragend, eine Fahne, die bisher über dem Thron des Königs in den Tuilerien aufgepflanzt gewesen war. „Diese Fahne," schrie Dunoyer, der Anführer des Haufens, „beweist euch, daß wir Herren geworden sind, und hunderttausend Kämpfer stehen draußen, die weder einen König, noch eine Regentschaft wollen." Zugleich schrien andere: wo ist sie, wo ist sie? und stürmten mit blanker Waffe auf die Ecke ein, in welche die Herzogin zurückgedrängt worden war. Unter entsetzlichem Lärmen und Geschrei wurde sie, halb getragen, von den Deputirten fortgebracht, im Gedränge gegen eine Glasthür gestoßen, die davon zusammenbrach, doch glücklich in den Garten geführt, wohin man auch den Grafen von Paris rettete. Ihr jüngster Sohn, der kleine Chartres, im Gedränge unter die Füße getreten, wurde nur wie durch ein Wunder von einem Elsäßer, Namens Lipmann, der ihn wiedererkannte, aufgefunden und der Mutter zugeführt, nachdem sie Paris schon verlassen hatte. Der Herzog von Nemours entkam in einer Verkleidung.

Mitten in dem ungeheuren Tumult hatte Lamartine die Rednerbühne bestiegen und wartete ruhig ab, bis man ihn wieder hören wollte. Unterdessen wurden geschwind die Namen der Männer, aus denen man die provisorische Regierung bilden wollte, auf einen Zettel geschrieben: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Gar-

nier-Pagès, Ledru-Rollin, Cremieux. Nachdem die Deputirtenkammer, wenn man eine Verſammlung noch ſo nennen darf, in die der bewaffnete Pöbel ſich eingedrängt hatte, durch Acclamation die neue Regierung genehmigt hatte, gab Lamartine den Rath, dieſelbe ſolle ſich unverweilt nach dem Stadthauſe begeben. Das hatte ſeinen guten Grund, weil er benachrichtigt worden war, auf dem Stadthauſe etablire ſich ſchon etwas von einer republikaniſchen Regierung von ſocialiſtiſcher Färbung. Daß dieſes Extrem nicht zur Herrſchaft gelange, war ſeine dringende Sorge.

Unterdeß war das Volk in die Tuilerien eingedrungen und hatte dort ſo gehaust, wie im Palais Royal. Möbeln, Vaſen, Gemälde, Kronleuchter, alles wurde zerſchlagen und zu den Fenſtern hinausgeworfen. Ein Proletarier mit kothigen Stiefeln ſprang auf den Thron und ſchwang eine rothe Fahne. Dieſen Thron ſchleppten ſie dann im Triumph durch die Straßen, um ihn in einem Freudenfeuer zu verbrennen. Auch eine Büſte Ludwig Philipps wurde zuſammengeſchoſſen. Dagegen begrüßte man ein ſchönes Crucifix von Elfenbein mit Ehrfurcht. Alle zogen vor ihm den Hut ab und man trug es, damit es einen ſeiner würdigen Platz finde, in die Rochuskirche. Dieſer Zug beweist, wie ſehr ſich die Stimmung in Bezug auf die Religion geändert hatte. Das gemeine Volk war Herr geworden im Palaſt der Könige, aber es beugte ſich demüthig vor dem Herrn aller Herren. — Im allgemeinen walteten Scherz und Freude vor. Die armen Arbeiter machten es ſich bequem in den Tuilerien. Ganze Haufen Volks ſchlugen darin ihre Wohnung auf. Im Kloſter St. Lazare, zugleich Gefängniß und Spital für laſterhafte Weiber, befanden ſich damals 1300 ſolcher Weſen, die man Vésuviennes nannte. Sie wurden während des Aufſtandes befreit und zogen in die Tuilerien ein, um hier Schauſpiele aufzuführen, wie ſie noch niemals ein Königspalaſt geſehen hatte.

Auf dem Stadthauſe waren bereits Louis Blanc, Marraſt, Baſtide, Flocon und andere Häupter der Republikaner und Socialiſten anweſend und würden ſich ohne Zweifel als Gegenregierung proclamirt haben, wenn die aus der Kammer angelangte Regierung

nicht für rathſam gehalten hätte, ſie ſofort mit ſich zu verſchmelzen. Die neuen Regenten hatten keinen Augenblick Ruhe. Alle Zimmer waren mit Menſchen vollgepfropft, die abwechſelnd kamen und gingen. Man bemerkte, daß ein Theil dieſes zudringlichen Volkes von den Socialiſten aufgereizt war, um die gemäßigteren Männer aus der Regierung zu verdrängen. Gewalt und Mord wollten ſie, als zu gehäſſig, nicht anwenden, aber Schrecken und Beläſtigung. Indeſſen hielt Lamartine mit bewundernswürdiger Ruhe auch wieder in dieſem Sturm aus. Tag und Nacht vom Pöbel umringt und bedroht, hörte er doch nicht auf, den Leuten Vernunft zu predigen, und wich nicht vom Platze. Er ſetzte durch, daß die proviſoriſche Regierung in ihrer Proclamation an das Volk die Republik nur ausrief „unter Vorbehalt der Genehmigung durch das Volk," daß es mithin der neuzuwählenden Volksrepräſentation überlaſſen blieb, die künftige Staatsform zu wählen. Damit war Zeit gewonnen. Auch hatte Lamartine den klugen Einfall, zum Schutz der Regierung und der Stadt Paris aus den jungen Leuten, die gerade jetzt das gefährlichſte Element waren, eine Mobilgarde zu bilden. Er wußte, die Jugend gefällt ſich in neuen Uniformen und bildet, ſonderlich in Frankreich, gern taktiſche Körper. Mit ihrem neuen Dienſt waren ſie der Wühlerei entzogen.

Das alles wurde noch in der Nacht des 24. ausgemacht. Am Morgen des 25. aber drängte ſich der Pöbel abermals in das Stadthaus, noch grimmiger, als geſtern. Niemand hätte Lamartine und die Gemäßigten unter den Regenten gerettet, wenn Lagrange ihr Blut gefordert hätte. Der Aufruhr war eines ſo ſchrecklichen Entſchluſſes aber nicht fähig, er beſann ſich und damit war für Lamartine alles gewonnen. Der Verſuch, ihn, dem man den Kopf abzuſchneiden nicht das Herz hatte, durch Ekel zu vertreiben, war eben ſo unwürdig, als vergeblich. Von allen Seiten wurden menſchliche Leichen und todte Pferde nach dem Stadthauſe geſchleppt und die untern Räume deſſelben, ſogar die Treppen damit belegt. Durch Geſtank, glaubte Lagrange, werde ſich der feinſinnige Dichter vertreiben laſſen, aber Lamartine hielt aus. Man umringte ihn und

ſtieß die ſchrecklichſten Drohungen aus. Immer neue Schaaren von Bewaffneten drangen in das Stadthaus und füllten den Platz vor demſelben, Kopf an Kopf. Sie brachten die rothe Fahne wieder und verlangten die „rothe" Republik. Aber Lamartine hielt vom Balkon des Stadthauſes herunter eine unſterbliche Rede, worin er ihnen ſagte: „eure rothe Fahne hat keine andere Runde gemacht, als über das Marsfeld und ſich im Blute des Volkes getränket, die dreifarbige Fahne aber, die ihr jetzt verdrängen wollt, hat mit dem Ruhme Frankreichs die Runde um die Welt gemacht." Die Wahrheit ſeiner Worte beſiegte den Aufruhr, die Appellation an die Nationalehre traf die wilden Herzen auf dem rechten Flecke. Niemand wagte den Sprecher der Nation anzutaſten. Er empfing Beifall und Liebkoſungen. Unterdeß hatten ſich auch die wohlhabenden Bürger wieder gefaßt und zuſammengeſchaart, um die bedrohte Regierung im Stadthauſe zu retten. In dem Maaß, wie ihre Bataillone auf dem Greveplatze anlangten, zog ſich die Volksmaſſe mit der rothen Fahne grollend, aber ohne Widerſtand zurück. Am 26. erneuerte ſich das Andrängen des Volks, allein mehr, um der Regierung Beifall zu zollen. Louis Blanc und Lamartine zeigten ſich dem Volk als einig und einverſtanden, was ſehr zur Beruhigung beitrug. Man war in einem Rauſch der Freude und Großmuth. Lamartine durfte Befehl ertheilen, daß dem König auf ſeiner Flucht nichts in den Weg gelegt werde.

Der König mit ſeiner Gemahlin, dem Herzog von Montpenſier und deſſen Gemahlin und mit der Herzogin von Nemours war über St. Cloud und Trianon nach Dreux entkommen, wo er ein wenig ruhte und von wo aus er an Montalivet die erſten Befehle ſandte, ſein zurückgelaſſenes Vermögen betreffend. Er hatte nichts mitgenommen. Der geizigſte Mann in Frankreich hatte ſich ſo überraſchen laſſen, daß er Reiſegeld borgen mußte. Um unbemerkter nach England zu entkommen, beſchloß der König mit der Königin einen andern Weg zu machen, als Montpenſier mit den beiden jüngern Damen. Aus Furcht, gefangen zu werden, hielt er ſich neun Tage lang in einem Gartenhauſe bei Evreux verſteckt, während

Freunde ihm Gelegenheit zur Ueberfahrt von Havre nach England verſchafften, auch wurde er noch weitere fünf Tage durch widrige Winde aufgehalten. Man erkannte ihn bei der Abreiſe und erwies dem Unglück Ehrfurcht. Am 8. März landete er in England, wo ihm ſein Schwiegerſohn, König der Belgier, das Schloß Claremont einräumte. Alle übrigen Glieder der königlichen Familie kamen glücklich nach. Nur die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern wandte ſich nach Deutſchland, wo ſie im Bade Ems von ihrer Mutter empfangen wurde. Sie blieb auch in Deutſchland, um den Grafen von Paris von jeder Familienintrigue fern zu halten. Der Herzog von Montpenſier ging nach Spanien, fand aber dort keine Sympathie und verließ es wieder.

Die neue Regierung in Paris befeſtigte ſich mittlerweile. Am 27. Februar wurde Louis Blanc zum Miniſter des Fortſchritts ernannt und damit den Socialiſten nicht etwa die Regierungsgewalt übertragen, ſondern nur eine Bürgſchaft gegeben, daß man von der „Organiſation der Arbeit“ ſo viel verwirklichen wolle, als möglich ſey. Dieſen Troſt mußte man den Arbeitern geben, ſonſt würde keine Ruhe eingetreten ſeyn. Lamartine war freimüthig genug, offen zu erklären, eine durchgreifende Organiſation der Arbeit ſey etwas Unmögliches, nur annähernd laſſe ſich hier etwas thun. Man gab den Arbeitern den Palaſt Luxemburg, aus dem die Pairskammer verſchwunden war, und ließ ſie hier auf den prächtigen Sitzen der Pairs einen Congreß halten. Zu ihrem Vorſtande wurde Albert berufen, ein gewöhnlicher Arbeiter in der Blouſe, den man bereits auf dem Stadthauſe neben Louis Blanc in die Regierung aufgenommen hatte. Bei ſeinem Anblick konnten die Arbeiter ſich einbilden, ſie ſelbſt ſeyen es jetzt, die Frankreich regierten. Wie ſehr man ſich täuſchte und alles nur Nothbehelf für den Augenblick war, erhellt daraus, daß Albert und Louis Blanc ſelbſt für die Arbeiter nichts Beſſeres zu thun wußten, als große ſ. g. Nationalwerkſtätten zu errichten, in denen jeder Arbeit und Lohn finden ſollte, der es nöthig hatte. Da in dieſen Werkſtätten die Arbeit, zumal damals, nicht mit Strenge überwacht werden konnte und doch gut

bezahlt wurde, drängten ſich faule Arbeiter in Maſſe herbei, und bald mußte ſich die Unmöglichkeit herausſtellen, eine Zahl von Arbeitern, die in wenigen Wochen von 20,000 auf das doppelte und vierfache ſtieg, täglich auf Koſten des Staats zu unterhalten.

Die proviſoriſche Regierung wurde in ganz Frankreich anerkannt. Marſchall Bugeaud ſtellte ihr ſeinen Degen zur Verfügung, die ganze Armee folgte nach. Auch Algier unterwarf ſich; der Herzog von Aumale, welcher dort commandirte, übergab den Oberbefehl an den General Changarnier, und reiste mit ſeinem Bruder Joinville, der bisher die Flotte befehligt hatte, nach England ab. An Changarniers Stelle ſchickte die Regierung den General Cavaignac, Bruder eines einflußreichen Republikaners, nach Algier. Auch der Klerus ſchloß ſich der neuen Regierung an, von welcher er freundlich begrüßt wurde. Von einer Kirchenverfolgung war in dieſer Revolution nicht mehr die Rede, denn es waren nicht mehr die gebildeten und aufgeklärten Leute, welche die Revolution gemacht hatten, ſondern die Männer aus dem gemeinen Volke.

Lamartine, welcher das auswärtige Amt übernommen hatte, ſetzte ſich ſogleich mit allen fremden Mächten in Verbindung und gab überall hin Verſicherungen des Friedens. England war es wieder zuerſt, welches ſich mit Frankreich auf einen freundſchaftlichen Fuß ſetzte. Die meiſten übrigen Mächte hatten, da ſich die Revolution über den Rhein hinüber fortſetzte, zu viel mit ſich ſelbſt zu thun, und mußten, nächſt Gott, dem ſanften Dichter an der Spitze der franzöſiſchen Republik danken, daß Frankreich ſelbſt ſich ruhig verhielt und keinerlei Einmiſchung in Italien oder Deutſchland verſuchte.

Ueber dieſen wichtigen Dingen hatte man die Tuilerien vergeſſen. Erſt nach vierzehn Tagen ließ die Regierung den Palaſt der Könige von der Heſe des Pöbels räumen. Das ſchöne Luſtſchloß Neuilly, Ludwig Philipps Lieblingsſitz, und eine prächtige Villa Rothſchilds waren niedergebrannt worden. Die Armuth wollte ſich an den beiden Perſönlichkeiten rächen, die den meiſten Reichthum zuſammengeſcharrt hatten.

Die Regierung erklärte die alte Kammer für aufgelöst und

ſchrieb Neuwahlen zu einer Nationalverſammlung aus, welche die künftige Verfaſſung endgültig feſtſtellen ſollte. Die republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Klubs, ſo wie ihre Preſſe, hatten anfangs die Oberhand. Sie mußten ſich erſt durch Uneinigkeit und Mißgriffe ſchwächen, ehe die Gegenpartei, die ziemlich alle gemäßigten Meinungen umfaßte, wieder erſtarken konnte. Anfangs nahm alles die Phyſiognomie der erſten franzöſiſchen Revolution an. Liberté, égalité, fraternité prangten wieder in tauſend Ueberſchriften. Jedermann hieß citoyen, und monsieur war verbannt. Ueberall wurden wieder Freiheitsbäume gepflanzt und rothe Mützen aufgeſetzt. Cabet, Raſpail und Blanqui bildeten eine Art Triumvirat der extremen Partei. Indem ſie am 17. März eine Armee von 150,000 Blouſenmännern aufſtellten und zum Regierungsgebäude führten, gaben ſie denſelben die Parole „vive Ledru Rollin!“ Das hieß ſo viel, als Lamartine und die gemäßigten Regierungsmitglieder ſollten abtreten und Ledru Rollin mit den entſchiedenen Republikanern das Staatsruder in die Hand nehmen. Aber ſie brauchten keine Gewalt. Sie fuhren fort, ihre Grundſätze nur in Klubreden und durch die Preſſe zu predigen. Am 16. April zogen wieder 40,000 Arbeiter vor das Regierungsgebäude. Aber ihre Zahl war um vieles geringer, als am 17. März, und kaum hatten ſie ſich in Bewegung geſetzt, als auch die Trommel gerührt wurde und 100,000 Mann Nationalgarde und Mobilgarde bereit ſtanden, jeden Verſuch der Ruheſtörung abzuſchlagen, unter dem lauten Ruf à bas Cabet, à bas le communisme! Von dieſem Tage an durfte ſich die extreme Partei als die ſchwächere anſehen. Unter dem Vorwand, den Truppen neue republikaniſche Fahnen austheilen zu müſſen, wurden die Linienregimenter in die Stadt zurückgerufen und fraterniſirten enthuſiaſtiſch mit der Nationalgarde, am 21. April. — Wegen der Wahlen kamen die Parteien auch in den Provinzen hin und wieder zum Kampf. In Rouen wurden die Arbeiter am 28. April in einer blutigen Straßenſchlacht bezwungen.

Am 4. Mai wurde die Nationalverſammlung in Paris eröffnet. Der greiſe Dupont de l'Eure legte im Namen der pro-

viſoriſchen Regierung die Gewalt in die Hände der Verſammlung nieder. Die größte Mehrheit der Verſammlung war gemäßigt, viele Mitglieder wünſchten insgeheim die Reaction. Indem ſie nun eine proviſoriſche Executivcommiſſion wählte, welche bis zur Vollendung des Verfaſſungswerkes die Geſchäfte führen ſollte, fiel die Wahl auf Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Ledru Rollin. Von Louis Blanc und Albert war nicht mehr die Rede und ſomit waren die Socialiſten aus der Regierung ausgeſtoßen.

Dieſe Niederlage diente jedoch der extremen Partei zur Stärkung, denn ihre bisherige Zwietracht hörte auf. Louis Blanc und Albert, als Regierungsmänner bisher dem Tumulte abgeneigt, wurden jetzt wieder die alten Volksmänner und durch ihre Einigkeit im Unglück wurde die Partei wieder ſtark. Sie hoffte ſich die Allianz der liberalen und bonapartiſtiſchen Partei zu erkaufen, indem ſie plötzlich die polniſche Frage aufgriff und hinter einer künſtlichen Schwärmerei für dieſelbe die Arbeiterfrage verſteckte. Am 15. Mai vereinigten ſich alle ihre Klubs auf dem Baſtilleplatz und bildeten einen Zug von 100,000 Menſchen, um der Nationalverſammlung eine Petition für die Polen zu übergeben. Darin wurde ein großer Kriegszug nach Polen und eine Milliarde für die Armen verlangt, welche von den Reichen erhoben werden ſollte. Cauſſidière, Polizeipräfect von Paris, war zufällig krank und neigte überhaupt mehr zu Louis Blanc hin, als zu Lamartine. Ob er unabſichtlich handelte, iſt nicht klar ermittelt worden; jedenfalls trifft ihn die Schuld, keine Vorkehr zum Schutz der Nationalverſammlung getroffen zu haben. General Courtais, der die Linientruppen commandirte, verſah es ebenfalls, indem er ſich in der Nationalverſammlung befand, getrennt von ſeinen Truppen, als der große Arbeiterzug ſchon hereinbrach und die Verſammlung umzingelte. Ein halbes Bataillon Mobilgarde, welches der Verſammlung zur Schutzwache diente, wurde in einem Hofe förmlich eingeſperrt und General Tampour, Commandant der Mobilgarde, war in der Verſammlung und wurde vom Volke nicht mehr durchgelaſſen, um Befehle geben zu können. Unter ungeheurem Tumult ſchlugen die Volksmaſſen alle Thüren

ein, erfüllten den Saal, bemächtigten ſich der Rednerbühne, bedrohten den Präſidenten und wollten eine neue proviſoriſche Regierung ausrufen. Dieſe neue Regierung, an deren Spitze ſich Barbès ſtellte, etablirte ſich ſchon im Stadthauſe. Man muß ſich wundern, daß die Verſchwornen den Sieg, den ſie bereits errungen hatten, und die gänzliche Decontenancirung ihrer Gegner nicht benutzten. Es ſtand bei ihnen, die Regierungsmitglieder, die Generale und alle Mitglieder der Nationalverſammlung, die ihnen feindlich geſinnt waren, mit einem Schlage zu ermorden oder wenigſtens zu verhaften. Aber ſie thaten das nicht und ließen ihren Gegnern Zeit, ſich zu beſinnen, geheime Befehle nach außen zu ertheilen, oder auch einzeln durch das Gedränge zu entwiſchen. Da hörte man auf einmal von ferne den Generalmarſch ſchlagen. Die Nationalgarde ſammelte ſich. Die in ihrem Hof eingeſchloſſene Mobilgarde brach die Gitter und ſtellte ſich der Nationalverſammlung zur Verfügung. Lamartine ſagte zu Ledru Rollin: „Die Aufrührer haben Ihren Namen mißbraucht, ſtrafen Sie dieſelben Lügen und ziehen Sie mit mir gegen das Stadthaus!“ Ledru Rollin entſprach dieſer ehrenvollen Aufforderung. Beide ſetzten ſich zu Pferde und eilten, begleitet von einigen Truppen und Nationalgarden, nach dem Stadthauſe, um Barbès' neue Regierung im Keime zu erſticken. Derſelbe Barbès ließ ſich mit den Seinigen ohne Widerſtand gefangen nehmen. Als die Nationalgarde und die Truppen, über die man dem General Bedeau den Oberbefehl übergeben hatte, die Straßen durchzogen, fanden ſie keine Barrikaden und die Arbeiter waren wie verſchwunden. Es iſt ſchwer, die geheimen Motive zu ermitteln, aus welchen an dieſem Tage von den Socialiſten gehandelt und nicht gehandelt worden iſt.

Am folgenden Tage wurde Cauſſidière abgeſetzt und am 21. Mai eine große Heerſchau vorgenommen, um die Socialiſten durch den Anblick einer großen Machtentfaltung zu ſchrecken. Barbès, Albert, Huber wurden angeklagt und zur Deportation, Blanqui zu ſieben Jahr Gefängniß verurtheilt. Louis Blanc, gleichfalls angeklagt, nahm die Flucht.

von seinem Volk innig betrauert. Ihm folgte sein Neffe, Friedrich Wilhelm II, der, ungleich seinem großen Oheim, mehr dem Vergnügen und der Verschwendung, als den Geschäften und dem Erwerbe lebte.

Um diese Zeit brachen Unruhen in Holland aus. In diesem Lande hatte seit Olden Barneveldt beständig eine republikanische Parthei der oranischen oder monarchischen Parthei gegenübergestanden. Die Erbstatthalter aus dem Hause Oranien strebten nach Fürstengewalt, und behielten fast immer die Oberhand, bis die neue Aufklärung auch in Holland dem Volk einen Schwung gab. Der Statthalter Wilhelm V wurde von der antioranischen Parthei unterdrückt, und aller Gewalt beraubt. Da er aber eine preußische Prinzessin zur Gemahlin hatte, so schickte König Friedrich Wilhelm II den aus dem siebenjährigen Kriege berühmten Herzog Ferdinand von Braunschweig an der Spitze des preußischen Heeres nach Holland, und dieser setzte mit Gewalt den Statthalter in die alte Herrschaft wieder ein. Man verfuhr dabei sehr übermüthig, und zeigte von Seiten des Hofes eine Verachtung gegen die Rechte des Volks, die nicht lange ungerächt blieb. Die Alleinherrschaft hatte überall die traurige Folge, daß man im Gefühl der Macht zu weit ging, alle guten Rechte und das Ehrgefühl der Nationen verletzte, und dadurch einen bösartigen Widerstand hervorrief.

So ging es auch dem trefflichen Kaiser Joseph, der mit den besten Zwecken von der Welt doch in seinen Mitteln ganz despotisch war. Fast alle seine Unterthanen waren mit seinen Einrichtungen unzufrieden, besonders die Niederländer und Ungarn, die am meisten alte Vorrechte und alten Nationalstolz besaßen. Zu seinem Unglück unternahm Joseph zu viel auf einmal. Er fing Händel mit Holland an, um freie Schiffahrt auf der

3.

Die Juniſchlacht.

Auf einmal hörte man in allen Straßen den Ruf: vive l'empereur! Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er ſogleich von London nach Paris gereist war, allein die proviſoriſche Regierung hatte ihn gebeten, ſich lieber zu entfernen, und er hatte dieſem Geſuche entſprochen. Die bonapartiſtiſche Partei war nie zahlreich geweſen, auch ſtanden dem Prinzen keine ausreichenden Geldmittel zu Gebote. Aber die ſocialiſtiſche Partei hoffte durch die neue Parole empereur und Napoleon die Truppen verführen zu können. Sie wollte nicht für den Prinzen arbeiten, ſondern der Prinz ſollte ihr nur zum Werkzeuge dienen. Am 8. Juni wurden in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalverſammlung vorgenommen und Louis Napoleon zum Abgeordneten von Paris erwählt. Auch in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) war er gewählt worden. Lamartine wurde unruhig, bekam böſe Ahnungen und trug darauf an, das ältere Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden ſolle in Bezug auf die Perſon Ludwig Napoleons aufrecht erhalten werden. Zwei Vettern von ihm, Napoleon (Sohn Jeromes) und Peter (Sohn Lucians), ſaßen unter dem beſcheidenen Namen „Bürger Bonaparte" bereits in der Nationalverſammlung und blieben, als unbedeutend, unangefochten. Lamartines Vorſchlag fiel in der Sitzung vom 13. Juni durch, aber Louis Napoleon glaubte, ſeine Zeit ſey noch nicht gekommen, wollte ſich nicht ohne Noth mit der jedenfalls nur proviſoriſchen Executivgewalt in Frankreich überwerfen und ſchrieb, er danke, werde aber einſtweilen in London bleiben. „Wenn das Volk," fügte er hinzu, „mir Pflichten auferlegen ſollte, ſo werde ich ſie zu erfüllen wiſſen. Aber mein Name ſoll nicht zur Erregung von Unruhen mißbraucht werden. Um einem ſo hohen Unglück

vorzubeugen, bleibe ich in der Verbannung.“ Sein Benehmen war voll Verſtand.

Nach den Erfolgen, welche die Partei der Mäßigung und Ordnung bereits errungen hatte, war es unumgänglich, endlich auch dem Unfug der Nationalwerkſtätten zu ſteuern. Bereits waren vierzehn Millionen Franken für ſie verausgabt worden. Die Zahl der Arbeiter, die auf dieſe Weiſe auf Koſten des Staates lebten, betrug in Paris nahe an 100,000. Sie waren bewaffnet und in Brigaden getheilt, eine gefährliche Armee, mehr zum revolutioniren, als zum arbeiten aufgelegt. Auch erhielten ſie beſtändig Zuwachs aus den Provinzen. Aus allen Theilen Frankreichs vernahm man Klagen über Ruheſtörungen durch die Arbeiter, Erpreſſungen, Zerſtörung der Fabriken ꝛc. Die proviſoriſche Regierung fühlte ſich aber ſtark genug, um einzuſchreiten. Sie beſchloß am 22. Juni, vorerſt 7000 Arbeiter aus den Nationalwerkſtätten, als überflüſſig und unbrauchbar, zu entlaſſen und allen denen, die nicht zur Nationalgarde gehörten, die Waffen abzunehmen. Die Blouſenmänner waren ſchon lange vorbereitet, trefflich organiſirt und mit Munition ſogar reichlicher verſehen, als Truppen und Nationalgarden. Anſtatt dem Regierungsbeſchluß zu gehorchen, ſammelten ſie ſich am 23. Juni am Pantheon und erfüllten die ganze Stadt Paris mit dem Rufe „zu den Waffen.“ Die Regierung vertraute ihre Vertheidigung dem General Cavaignac an und ließ die Nationalgarde verſammeln. Aber dieſe zeigte jetzt auf einmal wieder Lahmheit. Vielen wohlhabenden Familienvätern graute vor dem Blutvergießen, und aus den ärmeren Stadttheilen ſah man ganze Compagnien der Nationalgarde zu den Inſurgenten übergehen. Nur Lamartines neue Schöpfung, die junge Mobilgarde, aus den Gamins (Gaſſenjungen) von Paris zuſammengeſetzt, bewährte ſich und that im Kampf für die Regierung das beſte. Die Linientruppen waren anfangs nur 26,000 Mann ſtark, bekamen aber bald Zuzug. Cavaignac deckte die Tuilerien, die Nationalverſammlung und Regierung, und entſandte drei Angriffscolonnen; die Inſurgenten hatten vier Centralpunkte, das Pantheon und Hotel Dieu auf dem linken, das Kloſter St. Lazare

und den Baſtilleplatz auf dem rechten Ufer der Seine, wo ſie ſich anfangs nur vertheidigen, von wo ſie aber nachher gegen das Stadthaus angriffsweiſe vorgehen wollten. Ihre Offiziere waren die Brigadiers der Nationalwerkſtätten, kenntlich an einer blauen Mütze mit Goldborte. Ihre Barrikaden waren meiſterhaft gebaut, nicht mehr auf bloßer Erde aufgeworfen, ſondern in die Erde eingegraben, ein Stockwerk von Quadern, an denen die ſchwerſten Kugeln abprallten, darüber haushoch aufgethürmt Wagen, Tonnen, Säcke ꝛc. hinten geſtützt auf eine mächtige Anhäufung von Pflaſterſteinen. Dieſe Barrikaden waren nicht mehr vorn, ſondern hinten in den Straßen angebracht, um die Soldaten, wenn ſie ſtürmen wollten, die ganze Straße entlang aus den Häuſern beſchießen zu können. Die Soldaten mußten ſich daher durch die Häuſer durchbrechen, um hinter die Barrikaden zu kommen. Der Kampf war furchtbar erbittert und grauſam. Die Arbeiter merkten wohl, wie alles ſich anſchickte, die Republik ſelbſt zu beſeitigen, alle Hoffnungen ſeit dem Februar zu täuſchen und mit offenen Armen der Reaction entgegen zu eilen. Sie ſetzten daher ihr Alles daran, um ihre Sache zu vertheidigen, und wehrten ſich vier Tage lang hintereinander in der blutigſten Schlacht, die Paris je geſehen hat. Auf ihren Fahnen waren viele Inſchriften. Darunter las man: „Brod oder Tod! — Durch Arbeit Leben oder durch Kampf den Tod! — Lieber raſch durch eine Kugel ſterben, als langſam durch den Hunger!“ In dieſen Worten lag ein furchtbarer Ernſt, eine nur zu gerechte Klage gegen die Geſellſchaft, ein noßler Heroismus der Verzweiflung. Auch auf der andern Seite wußte man, was es galt. Nie ſchlugen unter der Monarchie die Regierungstruppen ſich tapferer und ausdauernder, als diesmal. Selbſt die Bourgeoiſie, anfangs grauend vor dem ungeheuern Kampfe, raffte ſich zuſammen und ergänzte die Reihen der Nationalgarde mit immer zahlreichern und immer muthigern Streitern. Denn ſie wußten, dem Siege der Socialiſten würden Racheſcenen folgen, wie 1792, Septembermorde, Confiscationen, der Untergang alles Eigenthums.

Die Juniſchlacht begann am 23. Juni nach 11 Uhr. Die

Nationalgarden wurden anfangs zurückgejagt, da drangen die Linientruppen unter Damesme gegen das Pantheon, unter Lamoricière gegen die Vorſtädte St. Martin und du Temple vor und ſtürmten viele Barrikaden, mußten ſich aber bei Anbruch der Nacht aus dem Straßengewirr zurückziehen. Am andern Morgen übertrug die Nationalverſammlung dem General Cavaignac die Dictatur während des Kampfes. Die Arbeiter hatten inzwiſchen die Nacht benutzt und die geſtern verlornen Barrikaden alle wieder hergeſtellt, namentlich das Pantheon aufs ſtärkſte verſchanzt. Statt der dreifarbigen Fahnen hatten ſie jetzt rothe. Ein Glück für Cavaignac, daß ſie warteten, denn er hatte keine Munition mehr. Bis neue ankam, gab er den Arbeitern eine Bedenkzeit bis um 10 Uhr, als ſchiebe er den Kampf nicht aus Noth, ſondern aus Großmuth hinaus. Die Arbeiter gingen wirklich darauf ein und der Angriff begann erſt wieder um 10 Uhr. Unterdeß waren ſchon mit der Eiſenbahn Nationalgarden von Rouen, Pontoiſe und andern Städten angelangt und nahmen ſogleich am Kampfe Theil. Die Arbeiter rückten gegen das Stadthaus vor, in welchem General Duvivier ſich aufs verzweifeltſte wehrte. Dagegen griff Damesme wieder das Pantheon an und eroberte es nach großem Verluſt. Der Kampf wüthete hinter dem Pantheon fort bis in die Nacht, Damesme fiel. Auch Lamoricière erneuerte ſeinen Angriff auf die Vorſtädte, aber mit geringem Erfolge und ſchwerem Verluſte.

Die Nationalverſammlung decretirte in der Nacht 3 Mill. für die armen Familien von Paris, und Cavaignac erließ am Morgen des 25. eine Proclamation, worin er die Arbeiter im Namen des Vaterlandes beſchwor, die Waffen niederzulegen, und ſie verſicherte, ſie würden, wenn ſie es thäten, wie reuige Brüder empfangen werden. Deputirte brachten dieſe Proclamation ſelbſt den Arbeitern. Nun glaubte General Brea, dieſen Deputirten mit zweien ſeiner Officiere folgen zu ſollen, wurde aber ermordet. Unterdeß ſuchte Duvivier vom Stadthauſe aus ſich mit Lamoricière in Verbindung zu ſetzen und zu dieſem Zweck den Baſtilleplatz zu nehmen. Er fiel. Sein Nachfolger, General Negrier, drang bis auf den Baſtilleplatz vor, wo auch er

fiel. Aber der Zweck war erreicht, die Colonne vereinigte sich mit Lamoricière. Auch diesem war es nach unerhörten Anstrengungen gelungen, drei Vorstädte (Poissonière, St. Denis und St. Martin) heute zu überwältigen, nur die vierte nicht, St. Antoine, in allen Revolutionen von Paris das stärkste Bollwerk der Rebellen.

Da entschloß sich noch spät am Abend der ehrwürdige Erzbischof von Paris, d'Affre, den unglücklichen Arbeitern mit dem Kreuze entgegenzutreten und ihnen Frieden zu predigen. Er begab sich, von einem einzigen treuen Diener begleitet, zu der großen Barrikade, welche die beiden zusammenstoßenden Straßen St. Antoine und Chareton vertheidigte. Eben waren in dieselbe zwei Deputirte eingelassen worden, welche den Arbeitern Cavaignacs Proclamation überbrachten. Auch den Erzbischof ließ man ein und erwies ihm große Ehrfurcht. Als aber die Arbeiter unter der Proclamation Cavaignacs Unterschrift vermißten und ein Deputirter zurückgeschickt wurde, um sie nachzuholen, rückte ein Bataillon Soldaten gegen die Barrikade heran. Man erklärte dem Befehlshaber desselben, dem Deputirten Basley, daß sie nicht schießen sollten, da man in Unterhandlungen begriffen sey. Basley ließ nun ein Zeichen mit der Trommel geben, welches aber von den Soldaten mißverstanden wurde. Sie schossen, die Arbeiter auch, und einer der ersten, welcher, von einer Kugel in den Rücken getroffen, niederstürzte, war der Erzbischof, der eben den Arbeitern Frieden predigte. Sein treuer Diener fiel an seiner Seite. Die Arbeiter trugen ihn zum Pfarrer von St. Antoine. Erst am andern Morgen wurde er auf einer Bahre mitten durch die Soldaten nach seinem Palast gebracht, wo er am Nachmittag verschied. Auf seinem Schmerzenslager hatte er noch Kraft gefunden, unabläßig die Arbeiter um Niederlegung der Waffen zu bitten, und als er starb, waren seine letzten Worte: gebe Gott, daß mein Blut das letzte sey, das vergossen wird! Sein Blut ist nicht vergebens geflossen. Er hat die Kirche würdig in jenen Schreckenstagen vertreten. Das ist vom Volke nicht vergessen worden.

Im Laufe des Tages hatten sich noch immer mehr National-

garden aus den Provinzen eingefunden, die am folgenden Tage bis zu 100,000 Mann anwuchſen. Am Siege der Regierung war nicht mehr zu zweifeln, da nur noch die Vorſtadt St. Antoine widerſtand. In der Nacht begaben ſich daher mehrere Deputirte zu den Arbeitern, um ihnen Vorſtellungen zu machen. Ihre Forderungen waren aber zu übertrieben. Am Morgen des 26. begann nun der letzte Sturm auf die Vorſtadt. Gegen die haushohen Barrikaden wurde eine furchtbare Kanonade eröffnet, daß der Boden von Paris dröhnte. Nachdem es den ſchweren Kugeln endlich gelungen war, eine Breche zu legen, und die Infanterie dagegen anſtürmte, wurde ſie mit ſchrecklichem Verluſt zurückgeſchlagen. Die Arbeiter, von ihren Weibern und Kindern unterſtützt, kämpften als Verzweifelte. Aber bei den Soldaten war die Uebermacht, ſie kamen endlich hinter die Barrikaden, und jetzt erſt gaben die Arbeiter die Flucht und retteten ſich aus den Barrieren. Der letzte Kampf wurde zwiſchen den Vorſtädten St. Antoine und du Temple gefochten, und erſt Abends um 7 Uhr wurde die letzte Barrikade an der Barriere des Amandes genommen. So endete die Juniſchlacht, deren Todte nicht gezählt worden ſind und anfangs auf 10—12,000, ſpäter nur auf 1400 geſchätzt wurden.

Cavaignac gab ſeine Gewalt der ſouverainen Nationalverſammlung zurück, wurde aber von ihr als Chef der Executivgewalt unter dem Titel Conſeilpräſident beſtätigt. Die Mehrheit der Verſammlung hatte auch vor den gefangenen Arbeitern noch Furcht und verurtheilte ſie zur Deportation nach Cayenne. Nur Cauſſidière hatte den Muth, ſeinen Unwillen über die Härte dieſer Maßregel auszudrücken. Nicht nur die Nationalwerkſtätten, ſondern auch alle Klubs wurden aufgehoben und die geſammte Preſſe des Aufſtandes unterdrückt. Andrerſeits wurde Cavaignac angeklagt, nicht ganz ſeine Schuldigkeit gethan zu haben. Die Verſammlung urtheilte billiger, wußte wohl, was ſie dem tapfern General zu verdanken habe, und votirte, er habe ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Inzwiſchen wurde doch ſein Ruhm durch jene Anklage

einigermaßen beeinträchtigt, was einem Andern zu gute kam, der im Anſpruch auf das erſte Staatsamt in Frankreich mit ihm wetteiferte.

4.

Louis Napoleon.

Louis Napoleon war noch immer klüglich in London zurückgeblieben und hatte ſich nicht bloßgeſtellt, als er abermals von fünf franzöſiſchen Departements zugleich in die Nationalverſammlung gewählt wurde, von Paris, von der Moſel, Yonne, Nieder-Charente und von Corſica. Jetzt kam er herüber. Man legte ihm, wahrſcheinlich, um ihm nicht noch mehr Wichtigkeit zu geben, indem man ihn wie jeden andern Privatmann behandelte, kein Hinderniß mehr in den Weg und am 26. September erſchien er zum erſtenmal in der Verſammlung, hielt eine kurze Anſprache und nahm dann weiter keinen Theil an den Sitzungen. Die öffentlichen Blätter ſpotteten ſeiner und ſuchten ihn als ſo unbedeutend wie möglich darzuſtellen. Aber das war ihm von Nutzen, denn um ſo beſſer konnte er ſeinen Plan verbergen. Inzwiſchen wurde die neue Verfaſſung fertig. An der Spitze der Regierung ſolle ein Präſident ſtehen, vom geſammten Volk je auf vier Jahre gewählt und ganz von der Nationalverſammlung abhängig. Alsbald tauchten auch die Candidaten für den Präſidentenſtuhl auf. Cavaignac, der bisher ſo kräftig das Staatsruder geführt hatte, wurde zuerſt genannt, neben ihm Louis Napoleon, Lamartine, Ledru Rollin und für die ſocialiſtiſche Minderheit Raſpail. Als der Deputirte Thomas die Candidatur Napoleons anfocht, erſchien dieſer auf der Tribune und ſagte mit Stolz: „Frankreich ſieht in meinem Namen eine Bürgſchaft für die Befeſtigung der Geſellſchaft; was thut mehr Noth als eine Regierung, welche die Uebel nicht mehr auf die Seite ſchiebt, ſondern heilt? Man legt mir Schlingen, aber ich werde ſie vermeiden und die Achtung dieſer hochherzigen Nation erwerben.“ In einem beſondern

Wahlmanifeſt verhieß er von ſeiner Regierung Ordnung nach innen, Frieden nach außen, Minderung der Abgaben und kündigte an, er werde ſein Miniſterium aus den Beſten und Talentvollſten wählen, welcher Partei ſie auch bisher angehört hätten. In alledem lag viel Verſtand, und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menſchen zu verleumden und in Caricaturen lächerlich zu machen. Den größten Anhang hatte der Prinz unter dem Volke, welches gar keine Blätter lieſt, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Dieſe hatten ſich ſchon ſeit einiger Zeit in den Kopf geſetzt, die Dinge in Frankreich ſeyen ſo verwirrt, daß nur ein Napoleon ſie löſen könne. Aber der Prinz fand auch noch andere Freunde. Nämlich das ganze nichtswürdige Intrigantenvolk aus der Zeit Ludwig Philipps, Thiers an der Spitze, agitirte für ſeine Wahl, um ihn vorzuſchieben, in der Erwartung, er werde ſich durch ſeine Tollhäuslerſtreiche bald unmöglich machen und dann werde es Zeit ſeyn, die alte Dynaſtie zurückzurufen. Wieder andere, beſonders Generale, wie Bugeaud, ſchloſſen ſich der Candidatur Napoleons an, aus Eiferſucht und Neid gegen Cavaignac.

Gerade damals mußte der Papſt aus Rom flüchten. Cavaignac beeilte ſich, ihm Hülfe zuzuſagen, offenbar in der Abſicht, die kirchliche Partei für ſich zu ſtimmen. Napoleon gab daher ſeine Sympathien für die Kirche gleichfalls in einem eigenen Schreiben zu erkennen. Cavaignac verrieth die Sorge, Napoleon könne ihm den Rang ablaufen, durch ein boshaftes Wort: „ich ſehe wohl, die Franzoſen taugen ſo wenig zu Republikanern und die Monarchie ſteckt ihnen ſo tief im Herzen, daß ſie im Stande wären, Polichinell I. zum Kaiſer auszurufen.“ Es iſt auffallend, wie viele, ſelbſt verſtändige Männer damals den Wahn theilten oder wenigſtens ihn verbreiten halfen, Napoleon ſey unfähig. Sie vermehrten dadurch nur ſeinen Triumph, als ſie geſtehen mußten, er ſey ſehr fähig.

Die Wahl erfolgte am 10. Dezember. Ueberall ſtieg aus den Wahlurnen der Name Napoleon hervor. In Frankreich trugen 5,434,226, in Algier noch weitere 88,864 Wahlzettel dieſen Namen, indeß auf Cavaignac nur 1 1/2, auf Ledru Rollin nur 1/2 Million

Stimmen fielen und auf Lamartine gar nur 90,000. Am 20. legte Cavaignac in der Nationalverſammlung ſein Amt nieder und übergab es dem neuen Präſidenten, welcher den Eid auf die Verfaſſung ſchwur, dem Abgehenden die Hand drückte und ſodann, wenn auch nur im einfachen ſchwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, zum erſtenmal in ſeinem Amtswagen in den Palaſt Eliſée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Von hier aus ernannte er die neuen Miniſter Odilon Barrot für die Juſtiz, Drouyen de Lhuis für das Aeußere ꝛc. Marſchall Bugeaud erhielt den Oberbefehl über die Armee, Changarnier über die Nationalgarde; Jerome, Exkönig von Weſtphalen, wurde Gouverneur der Invaliden, Excelmans Marſchall. Die Parteien ſchmollten, aber alles blieb ruhig. Die geſetzgebende Verſammlung gab ſich zwar das Anſehen, als ſtünde ſie über der Regierung, und Marraſt, ihr Präſident, verweigerte dem Präſidenten der Regierung den Vortritt; allein jenes Anſehen war in der öffentlichen Meinung ſchon entwurzelt. Zu vieler Sünden ſich bewußt, achtete ſie ſich ſelbſt nicht mehr und hielt nur noch krampfhaft zitternd ihr äußeres Rangbewußtſeyn feſt. Bei einem Gaſtmahl in Bourges am 1. Februar wagte Marſchall Bugeaud die Parteien „eine Handvoll Catilinas" zu nennen und wies auf den großen Cäſar, als die einzige Hoffnung Frankreichs hin. Der feurige Marſchall ſtarb aber im Anfang des Juni an der Cholera. — Ludwig Napoleon befreundete ſich auch die Kirche, indem er eine große Expedition unter General Oudinot betrieb, welche Rom erobern und den Papſt dahin zurückführen ſollte, zugleich mit dem Nebenzweck, dem öſterreichiſchen Einfluß in Italien ein Gegengewicht zu geben und den franzöſiſchen Waffen Achtung zu verſchaffen.

Die neugewählte geſetzgebende Verſammlung trat am 28. Mai 1849 zuſammen. Mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder waren Neulinge. Von den frühern Größen fehlten viele, nicht einmal Lamartine und Marraſt waren gewählt worden. Die Doctrinaire und Intriganten hielten an ſich, aber die eifrigen Republikaner und die geſchlagenen Socialiſten konnten ihre innere Wuth nicht mäßigen

und Ledru Rollin griff die Politik des Präsidenten ungestüm an, aber vergebens. Er wagte einen Aufstand, der aber rasch niedergeschlagen wurde, und mußte flüchten.

Im Sommer machte der Präsident wiederholte Rundreisen. Zuerst besuchte er sein ehemaliges Gefängniß Ham, wie er selbst sagte „aus Dankbarkeit." Ueberall empfing man ihn aufs glänzendste und gab ihm Gelegenheit zu Festreden, in denen er seine Ideen ausdrückte. Er änderte am 2. Dezember das Ministerium (d'Hautpoul für den Krieg, Rayneval für das Auswärtige ꝛc.) und sagte, dies sey blos geschehen, weil „eine einzige und entscheidende Leitung nothwendig sey, welche die Gewalt durch keinerlei Unentschlossenheit blosstelle." Er fügte hinzu, als Frankreich ihn gewählt, habe es keine Schwäche, sondern einen starken Willen verlangt. Nun schlossen sich ihm die Anhänger der jüngern und ältern Linie Bourbon an, Thiers, Molé, Broglie, Berryer, Montalembert ꝛc., die man damals (mit Bezug auf eine Dichtung Victor Hugos) spöttisch die Burggrafen nannte und in Caricaturen als lächerliche Ritter in alten Ruinen darstellte. Aber diese parlamentarischen Talente dachten nicht daran, sich dem Gedanken des Präsidenten zu unterwerfen, sondern wollten sich nur seiner bedienen zur Restauration der einen oder andern alten Linie.

Die Gesetzesentwürfe, welche der Präsident der Versammlung vorlegen ließ, betrafen fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheit, abermalige Erhöhung der Cautionen für die Journale, Beschränkung des Wahlrechts, ein härteres Deportationsgesetz für politische Gefangene, Unterstellung der Schule unter die Präfecten ꝛc. Die Versammlung war sehr zahm und nahm alles an, bewilligte auch dem Präsidenten für ein Jahr ausnahmsweise 2,160,000 Franken Gehalt (anstatt 600,000). Von dieser Summe bestritt er dann die s. g. Militärbankette, Schmausereien, die er den Truppen gab und bei denen sie in der Lust des Weins den „Kaiser" leben ließen. Auch ohne solche Kunststücke wuchs seine Popularität, denn Frankreich genoß unter seiner Regierung die Ruhe, die es gewollt und die er dem Lande versprochen hatte. Mit der Ruhe

Schelde zu erhalten. Er fing in Gesellschaft Rußlands einen Krieg mit den Türken an, dem die Absicht zu Grunde lag, die Türken endlich ganz aus Europa zu vertreiben. Zu gleicher Zeit aber brachen Unruhen in Ungarn aus, und die Niederländer rissen sich völlig von Oesterreich los. Die niederländischen Stände waren in ihren Rechten gekränkt worden, die dort so mächtige Geistlichkeit schürte das Feuer, und im Volk herrschte schon ein Freiheitsschwindel. Ein Advokat, van der Noodt, stellte sich an die Spitze des Aufruhrs, und in einer Versammlung zu Breda erklärten sich die Niederlande zu einer unabhängigen Republik, 1790. In demselben Jahre starb Kaiser Joseph, nachdem er im türkischen Feldzug erkrankt war, von tausend Sorgen erdrückt, und mit dem schmerzlichen Bewußtsein, sein Ideal nicht erreicht zu haben, und in allen seinen edelmüthigen Plänen für das Menschenwohl gescheitert zu seyn.

Sein Nachfolger, Kaiser Leopold II, hob noch in demselben Jahr im ganzen Umfang seiner Staaten alle Neuerungen Josephs auf, versöhnte sich wieder mit den Niederländern, die unter sein Scepter zurückkehrten, und schloß zu Sziſtowa Frieden mit den Türken. Alles kehrte in den alten Zustand zurück.

mehrten ſich wieder Arbeit und Wohlſtand. Als er im Sommer 1850 in Lyon erſchien, begrüßten ihn Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen. Bei einem Feſtmahle hier ſprach er mit ſtolzer Zuverſicht, er geſtehe niemand das Recht zu, ſich mehr als er den Repräſentanten des Volks zu nennen, er ſey es, der den Willen des Volks ausdrücke und vollſtrecke.

Man konnte nicht deutlicher ſprechen. Der Präſident wollte nicht ruhen, bis er Kaiſer ſeyn würde, wie ſein Oheim, das verſtand ſich von ſelbſt. Die Parteien ſahen es kommen und hatten keine Kraft, keinen Muth mehr, es zu hindern. Denn die Freiheit hatte ſich in der ſocialiſtiſchen Geſtalt furchtbar verhaßt gemacht, die Tribune hatte ſich ausgeplaudert, die Doctrin war tödtlich langweilig geworden. Im Juli durfte der Präſident wagen, die Anonymität aufzuheben und die Unterſchrift des Verfaſſers unter jeden Zeitungsartikel zu befehlen. Das war mehr als Cenſur, das hieß die einſt ſo mächtigen Lenker der Preſſe wie Haſen aus dem Buſch klopfen. Aber ſie mußten gehorchen. Die Intrigue kuſchte wie ein Hund vor der gerunzelten Stirne des Mächtigen. Das franzöſiſche Volk that ſich etwas darauf zu Gute, daß ſeine Wahl es nicht getäuſcht. Es hatte einen Mann haben wollen und hatte ihn gefunden. Dieſe Genugthuung fand der Prinz auf allen ſeinen wiederholten Reiſen und wußte wohl, welche Macht ihm die öffentliche Meinung in den Provinzen gab, und wie ſeine Pariſer Feinde vor ihr zitterten. Zum erſtenmal übten die Provinzen eine größere moraliſche Macht aus, als die Hauptſtadt.

Der Prätendent Heinrich V., Herzog von Bordeaux, der ſich in ſeinem Exil beſcheiden Graf von Chambord nannte, kam nach Wiesbaden, wohin am 10. Auguſt die vornehmſten Legitimiſten aus Frankreich pilgerten, um mit ihm Verabredungen zu treffen. Am 26. ſtarb zu Claremont in England Ludwig Philipp, deſſen Kinder unter ſich ſelbſt auch damals noch nicht einig waren.

Im September hielt der Präſident täglich Revuen und am 10. October eine große Muſterung bei Satory, wo er ein Uebungslager veranſtaltete und die Truppen durch alle erdenklichen Mittel,

beſonders durch viel Champagner gewann. Sämmtliche Truppen ſtanden immer noch unter dem Befehl Changarniers, der Präſident entließ ihn. Die Verſammlung votirte dem Miniſterium ihr Mißtrauen. Der Präſident änderte es, erklärte aber, er habe zwar nach ſtreng conſtitutionellen Grundſätzen ein Miniſterium, das er für gut halte, blos deswegen wieder entlaſſen, weil die Majorität der Verſammlung anderer Meinung geweſen ſey; allein da die Mehrheiten oder Minderheiten doch nur zufällig und das Ergebniß vorübergehender Wahlperioden ſeyen, ſo habe er geglaubt, ſein neues Miniſterium nicht mehr aus den Kammermitgliedern, weder aus der Majorität noch Minorität entnehmen zu müſſen. Die Spannung dauerte fort. Am 10. Februar verwarf die Verſammlung eine Vermehrung der Dotation für den Präſidenten. Dieſer änderte abermals das Miniſterium.

Nun aber, im Sommer 1851, ging er beſtimmter auf ſein Ziel los. Aus allen Theilen des Landes wurden Petitionen eingebracht, welche eine Reviſion der Verfaſſung d. h. anſtatt der Republik das Kaiſerthum verlängten. Die Verſammlung verwarf dieſelbe zweimal. Aber der Präſident kümmerte ſich nicht mehr um die ohnmächtige Kammer. Er hatte ſich längſt der Soldaten verſichert, und zog die talentvollſten Offiziere in ſeine Nähe. So den General St. Arnaud, der ſich in Afrika ausgezeichnet und den er zum Kriegsminiſter machte, den General Magnan, der den Aufruhr in Lyon bewältigt und dem Präſidenten 1500 Offiziere neuer Regimenter vorſtellte, an die derſelbe eine feurige Anrede hielt, die mit den Worten ſchloß: folgen Sie mir! Cavaignac, Changarnier, die Verſammlung und die ſämmtlichen Gegner des Präſidenten, welche die beſtehenden Geſetze noch für ſich hatten, waren doch uneins und durch das Bewußtſeyn ihrer Ohnmacht gelähmt. Der Ausſchuß der Verſammlung entſchied zwar am 30. November, der Präſident begehe einen Hochverrath, wenn er die Verſammlung auflöſe. Aber dieſer Beſchluß hatte keine Kraft, keine Bajonnette hinter ſich. Um ſich welche zu verſchaffen, hatte Vaze ſchon am 6. darauf angetragen, daß dem Präſidenten der Verſammlung das Recht

zuerkannt werde, die bewaffnete Macht zum Schutze der Verſammlung zu requiriren, und daß er dieſes Recht auf einen der Quäſtoren übertragen könne. Aber der Antrag wurde ſchon nicht mehr angenommen, ſo ſehr hatte die Furcht bereits Platz gegriffen. Hegten auch einige den Gedanken, den Prinzen Präſidenten zu verhaften und einem Staatsſtreiche von ſeiner Seite zuvorzukommen, ſo hatten ſie doch keine Macht mehr, ihn auszuführen.

5.

Der 2. Dezember.

Ludwig Napoleon aber hatte den 2. Dezember (den Jahrestag des Kaiſerthums von 1804) auserwählt, um ſich aller Feſſeln zu entledigen. In der Nacht vorher gab er eine Geſellſchaft und war ſehr heiter, während in aller Stille die Truppen in Bereitſchaft geſetzt wurden und, noch ehe der Morgen tagte, der große Staatsſtreich auch ſchon ausgeführt war. Niemand hatte ſich darauf verſehen. In ein und derſelben Stunde der Nacht wurden alle Generale, Abgeordneten, Publiciſten und wer immer dem Präſidenten gefährlich ſchien, ohne Aufſehen verhaftet und nach Vincennes, zum Theil nach Schloß Ham gebracht. Auch nicht ein Einziger hatte Zeit zu entfliehen. Alle ſaßen ſie Morgens in den käfigartigen Wagen, in denen man die Gefangenen zu transportiren pflegt: die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Oberſt Charras, der Quäſtor Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugene Sue ꝛc. Große Maueranſchläge aber verkündeten den erwachenden Pariſern, was vorgegangen ſey. Im Aufruf an das Volk ſagte Louis Napoleon: „Es konnte nicht ſo bleiben. Die Nationalverſammlung, anſtatt Geſetze zum allgemeinen Wohl zu machen, wühlte und griff die mir vom Volke verliehene Macht an. Als der Erwählte von 6 Millionen habe ich ihre Umtriebe vernichtet. Iſt das Volk damit nicht zufrieden, ſo wähle es einen andern. Schenkt es mir aber

Vertrauen, ſo gebe es mir auch die Mittel, meine große Miſſion zu erfüllen." Zu dieſem Behuf ſchrieb er auf den 14. Dezember eine allgemeine Volksabſtimmung aus, welche ſich mit Ja oder Nein über ſeine Anträge, ihn auf 10 Jahr zum Präſidenten zu ernennen und ihm einen Senat beizuordnen, entſcheiden ſollte. An die Armee erließ er einen Aufruf, worin er ſie erinnerte, wie ſehr ſie unter der Herrſchaft der Doctrinaire und des demokratiſchen Pöbels zurückgeſetzt geweſen, wie ſie jetzt Gelegenheit hätte, ſich in das alte Anſehen zu ſetzen, als „Elite der Nation" und durch und durch mit ihm eins, durch die Geſchichte, durch den Ruhm mit dem Namen Napoleon identificirt.

Eine große Anzahl Deputirte (252) verſammelte ſich und beſchloß auf des kühnen Berryer Antrag, den Präſidenten abzuſetzen. Aber ſie wurden in Verhaft genommen und alle dem Präſidenten feindliche Journale unterdrückt. Die demokratiſche Partei baute am 3. und 4. zwar Barrikaden, wurde aber überwältigt und die Truppen gaben diesmal keinen Pardon. Ueber 200 Deputirte erklärten dem Präſidenten ihre Zuſtimmung. Ganz ebenſo dachte das diplomatiſche Corps. Der Staatsſtreich ſchien der Revolution auf dem Feſtland den Todesſtoß zu geben, deshalb nahm man ihn in Wien, Berlin und St. Petersburg nicht ungünſtig auf.

Nur im ſüdlichen Frankreich gewann die Oppoſition noch eine Zeitlang feſten Boden; in den Departements Cher, Allier, Nièvre bildete die Demokratie bewaffnete Banden, die ſolchen Schrecken verbreiteten, daß hier die Legitimiſten ſelbſt in Napoleon ihren Retter ſahen und ihm huldigend entgegenkamen.

Unterdeß umgab ſich Napoleon mit einer, dem ehemaligen Senat nachgebildeten conſultativen Commiſſion, in die er alle Notabilitäten aufnahm, die ſich zu ihm bekehrten. Die Abſtimmung des franzöſiſchen Volks, am letzten Tage des Jahres vollendet, ergab 7,439,216 Stimmen, die ſich für den Staatsſtreich und die 10jährige Präſidentſchaft Napoleons erklärten, und nur 640,737 Stimmen dagegen. Da ſagte Napoleon: „Frankreich hat erkannt, daß ich von der Bahn der Geſetzlichkeit nur abgewichen bin, um die

Bahn des Rechts zu betreten. Wenn ich mir zu einer so erstaunlichen Zustimmung des Volks Glück wünsche, so geschieht es nicht aus Stolz, sondern weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer so großen Nation geziemt." Napoleon sah bereits seine Herrschaft so sehr befestigt, daß er keinen Anstand nahm, alle seine berühmten Gegner, die er nur aus Vorsorge am 2. Dezember hatte gefangen nehmen lassen, wieder frei zu geben. Cavaignac empfing von ihm ein artiges Schreiben und erhielt Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Changarnier, Lamoricière, Victor Hugo, Vaze, Bedeau, Leflo wurden verbannt. Thiers, anfangs ebenfalls verbannt, durfte bald, als ganz unschädlich geworden, nach Paris zurückkehren. Die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer wurden aber in Masse nach Cayenne deportirt.

Mit der Kirche hatte sich Napoleon schon vorher auf guten Fuß gestellt. Sie unterstützte ihn durch Hirtenbriefe. Erzbischof Sibour von Paris, ein Freund Cavaignacs und unter diesem gewählt, erkannte doch die Nothwendigkeit, sich mit Napoleon zu verständigen. Dieser befahl die Wiederherstellung des Gottesdienstes im Pantheon, welches fortan wieder die Kirche zur h. Genovefa hieß. Auch Graf Montalembert war einer der ersten, der sich für Napoleon erklärte.

Im Beginn des Jahres 1852 stellte Napoleon als zehnjähriger Präsident die goldenen Adler seines Oheims auf den französischen Fahnen wieder her, hob aber die Nationalgarde auf und ließ die Freiheitsbäume und andere Embleme der Republik wegschaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiserreichs ersetzen. Am 15. Januar war die nun von ihm octroyirte Verfassung fertig, ein Mechanismus, wie unter dem ältern Napoleon. Alle Gewalt war bei dem zehnjährigen Präsidenten, den in absteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloser gesetzgebender Körper berathen sollte, ohne seine alleinige Entschließung hemmen zu können. Die Verhandlungen dieses Körpers sollten geheim seyn und nicht veröffentlicht werden, „um den Kammersitzungen das Theatralische zu nehmen und ihnen

mehr Ernſt und practiſchen Nutzen zu geben.“ Auch ſollten keine Wahlcomités mehr die Wahlen leiten dürfen. Das bewog Montalembert, wieder auszutreten. Dieſer edle Graf hatte ſich das Kaiſerthum in inniger Verbindung mit der Kirche und mit einem freien Reichstage gedacht, wie ehemals im deutſchen Reiche.

Am 22. Januar confiscirte Napoleon den größern Theil der Güter des Hauſes Orleans. Eine vielgeſchmähte Maßregel, die jedoch für Napoleon unumgänglich geweſen iſt. Als armer Emporkömmling konnte er nicht dulden, daß den Kindern ſeines Vorgängers hunderte von Millionen zu Gebote ſtanden, um die zu erkaufen, die ihn von der kaum erreichten Höhe wieder herabſtürzen könnten. Zudem war Ludwig Philipp nie berechtigt geweſen, ſeine unermeßlichen Güter dem Staate zu entfremden. Damals ließ Napoleon auch die Univerſität ſeine ſchwere Hand fühlen. Mehrere Profeſſoren derſelben hatten ſich eben ſo eifrig in Staatsgeſchäfte gemiſcht, wie die Kammermitglieder. Damit nun nicht mehr jeder, der glänzende Reden halten oder geiſtreiche Zeitungsartikel ſchreiben konnte, ſich zum Mitregieren berufen fühle, ſtatuirte Napoleon ein gutes Exempel, hob die bisher gültige abſolute Unabhängigkeit der Profeſſoren auf und ſetzte die Hauptſchreier (Michelet, Edgar Quinet und auch den polniſchen Dichter Mickiewicz) ab. Es war dringend nöthig geworden, die Schule und Preſſe, wie die Tribune, zu demüthigen, nachdem man in Frankreich in der Unnatur ſo weit gediehen war, zu glauben, daß ein ſchwatzhafter Mund und eine gewandte Feder zur Herrſchaft im Staate berechtige. Von den Sophiſten, Rhetoren und Paraſiten konnte den Staat nur ein Imperator heilen.

Der neue Senat bewilligte dem Präſidenten eine Civilliſte von 12 Millionen, den Titel Prince und Monſeigneur und den Gebrauch der Kronſchlöſſer. Die Tuilerien wurden für ihn neu hergeſtellt. Am 10. Mai ertheilte er den Truppen die neuen Adler, im Juli machte er eine Reiſe zur Einweihung der Eiſenbahn nach Straßburg unter lautem Volksjubel, und am 15. Auguſt beging er zu Paris das Napoleonsfeſt unter lebhafter Zuſtimmung des Volks und der

Truppen. Alles ließ ſich hier ſchon kaiſerlich an. Niemand zweifelte, der Präſident werde dem Beiſpiel ſeines großen Oheims folgen, und die Mehrheit der Franzoſen wollte es nicht anders, hatte ihn ſelbſt durch ſeine Wahlſtimmen dazu aufgefordert. Um zu beweiſen, wie populär die Wiederherſtellung des Kaiſerthums und der napoleoniſche Name ſey, unternahm der Präſident im September eine längere Rundreiſe durch den Süden Frankreichs. Der Enthuſiasmus, den er auf dieſer Reiſe überall zu finden hoffte, ſollte ihm die moraliſche Kraft leihen, um den Pariſern das Kaiſerthum aufzudringen, es gleichſam vom Lande in die Stadt hineinzufahren. Er ging über Lyon, wo er die Reiterſtatue ſeines großen Oheims enthüllte und denſelben „den legitimſten Herrſcher Frankreichs“ nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben und die ganze Welt anerkannt habe. Im reichen Bordeaux hielt er am 12. October eine berühmt gewordene Rede, die, auf das Ausland berechnet, hauptſächlich den Gedanken enthielt: l'empire c'est la paix! Er fügte die ſtolzen Worte hinzu: wenn Frankreich beruhigt iſt, ſo iſt es auch die übrige Welt. Auf dem Rückwege ſtieg er am Schloſſe Amboiſe aus, wohin Abdel Kader gebracht worden war, beſuchte denſelben, reichte ihm die Hand und kündigte ihm ſeine Freilaſſung an mit den Worten: „Es gibt nichts Erniedrigenderes für eine große Nation, als wenn ſie ihre Macht in dem Maße verkennt, daß ſie ihr gegebenes Verſprechen nicht hält!“ Er bot dem edeln Gefangenen die freie Abreiſe nach Bruſſa in der Türkei mit einem jährlichen Gehalt von 200,000 Franken an. Der Emir dankte mit Würde und Innigkeit und erhielt die Erlaubniß, vor ſeiner Abreiſe nach Bruſſa Paris ſehen zu dürfen, wo man ihm einige Wochen lang die liebenswürdigſten Huldigungen zu Theil werden ließ.

Ueberall auf der Reiſe hatte ſich das Volk in Maſſe zum Präſidenten gedrängt und ihn mit vive l'empereur begrüßt. Dieſer Ruf ſchwoll von Tage zu Tage an und ſchlug ſo mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei ſeiner Rückkehr am 16. October fand er ganz Paris feſtlich geſchmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt längs

der Boulevards von einer unermeßlichen Volksmenge nichts als immer und immer wieder den Kaisergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiserthums. Den Kern des Volkes aber bildeten außer den Arbeitern Leute aus den Provinzen. Die Arbeiter hatten sich in allen ihren Corporationen eingefunden, um dem zu huldigen, von dem sie Pflege ihres Interesses, Entschädigung für die Juni-schlacht und Rächung des von Cavaignac und Lamoricière vergossenen Blutes hofften. Aus den Provinzen waren an diesem Tage 350,000 Bauern, Kleinstädter, Weiber und Kinder, ganze Gemeinden, ganze Dorfschulen, eine unzählbare Menge weißgekleidete Mädchen und Volk im ländlichen Putze gekommen. Der Prinz aber stieg nicht mehr im Elysée, sondern im königlichen Palast der Tuilerien ab, wo ihn seine Verwandten empfingen, Prinz Jerome, Exkönig von Westphalen, sein Oheim, und dessen Kinder, Napoleon und Mathilde. Die letztere, mit dem russischen Fürsten Demidoff vermählt, aber von ihm getrennt, eine der schönsten Damen ihrer Zeit, machte die Honneurs des neuentstehenden kaiserlichen Hofes. Sodann Peter Bonaparte (Lucians Sohn und Bruder des in Italien agirenden Karl Lucian, Fürsten von Canino). Napoleon und Peter waren indeß ihrem genialen und glücklichen Cousin nicht unbedingt ergeben, sondern hielten scheinbar zu der demokratischen Partei. Dem neuen Hofe gehörte auch der junge Murat an, Enkel des Königs Joachim von Neapel.

Noch im Laufe des October befahl der Prinz Präsident dem Senate, am 4. November über die Wiederherstellung des Kaiserthums zu berathen. Der Senat stimmte zu, aber auch diesmal sollten wieder die Stimmen des Volkes selbst eingeholt werden. Am 21. und 22. November sollten alle unbescholtenen und erwachsenen Franzosen männlichen Geschlechts über die Frage abstimmen, ob die Nation das erbliche Kaiserthum, wie es unter Napoleon I. bestanden und durch dessen Abdankung rechtskräftig auf Napoleon II. übergegangen sey, nunmehr auf Napoleon III. übertragen wolle? Die Fragestellung und der Name war so gewählt, daß die Legitimität des Kaiserthums und daher auch die Illegitimität

aller Zwischenregierungen von 1815 bis 1851 dabei vorausgesetzt wurde. Die Proclamation aber erklärte das Volk allein für berechtigt, jene gestörte Legitimität wiederherzustellen, so daß der neue Kaiser sich ebensowohl auf sein Geburtsrecht, als auf des Volkes Willen berufen konnte. Die Schlußphrase der Proclamation lautete: Die Nation krönt sich selbst, indem sie Napoleon krönt! Alles war so wohl berechnet, daß die wirkliche Abstimmung 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein nachwies, eine, wenn auch einigermaßen erkünstelte, doch so ungeheure Mehrheit, daß der Prinz darin die Zustimmung der Nation erkennen durfte, worauf er am 2. Dezember sich zum Kaiser ausrufen ließ.

Da er noch unvermählt war, wollte er seine Dynastie sichern und warb um Carlotta, Tochter des Prinzen Gustav Wasa und der Prinzeß Louise, einer Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden. Die Sache schien im besten Gange, als plötzlich in den ersten Tagen des Dezember das fait accompli einer Vermählung des Kronprinzen Albert von Sachsen*) mit Carlotta bekannt wurde. Am 17. Dezember stattete Kaiser Franz Joseph unerwartet schnell einen Besuch in Berlin ab, aber am 20. wurde in England das Toryministerium gestürzt und kam Lord Palmerston wieder ans Ruder, um alsbald in der europäischen Politik mit Frankreich Hand in Hand zu gehen. Nun erfolgte zuerst von Seiten Rußlands am 5. Januar 1853 die Anerkennung des französischen Kaiserthums, am 6. auch die von Seiten Oesterreichs und Preußens. Napoleon III. veranstaltete im November und Dezember bei Fontainebleau und Compiègne große Treibjagden in alterthümlichen Costumen, wobei auch Damen glänzten, und unter ihnen als die schönste eine blonde

*) Dessen Mutter Amalie ist die Tochter des König Max Joseph von Bayern und Schwester 1) der Erzherzogin Sophie, Mutter des jetzt regierenden Kaiser Franz Joseph, 2) der Königin Wittwe Elisabeth von Preußen, 3) der Prinzessin Ludovica, Gemahlin des Herzog Max in Bayern und Mutter der Elisabeth, jetziger Gemahlin des Kaiser Franz Joseph. - Zwei weitere noch lebende Schwestern sind Charlotte, Wittwe des Kaiser Franz I. und Marie, Wittwe Friedrich Augusts von Sachsen.

Spanierin, Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba. Diese wählte nun der Kaiser zu seiner Gemahlin und erklärte dem Staatsrath und den Kammern am 22. Januar 1853: „Frankreich hat in seinen Revolutionen stets einen vom übrigen Europa verschiedenen Weg eingeschlagen. Dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynastien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, sondern bewahre seinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings (parvenu) ein, welches ein ruhmvoller Titel ist, wenn man ihn durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt." Sein genialer Entschluß, statt einer Marie Louise eine Josephine zu heirathen, fand im Volk die allgemeinste Zustimmung und schon am 30. Januar wurde die Hochzeit gefeiert. Bei diesem Anlaß erließ der Kaiser eine Amnestie für politische Verbrecher und begnadigte über 3000 Personen.

Napoleon III. regierte mit großem Verstande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, beschäftigte er nicht nur die Arbeiter, sondern zerstörte auch die engen Gassen, die bei allen Pariser Revolutionen den Insurgenten zum hauptsächlichsten Stützpunkte gedient hatten.

Zwanzigstes Buch.

Die Revolutionskriege.

Kapitel CCCCXLVIII.

Der Beginn einer neuen Zeit.

Während die alte Politik ihr Wesen forttrieb, hatte der Geist der europäischen Völker unvermerkt eine neue große Entwicklung begonnen. Die gänzliche Trennung der Regierungen von den Völkern hat ohne Zweifel dazu mitgewirkt. Bei allen Staatshändeln, die durch die Söldnerheere ausgeführt wurden, blieben die Völker selbst theilnahmlos. Sie litten unter den Kriegsübeln, sie mußten steuern, übrigens aber hatten sie alle Muße, der geistigen Bildung obzulegen. Von der thätigen Theilnahme an öffentlichen Dingen ausgeschlossen, drängten sie alle Kraft in sich selbst zurück, und beschäftigten sich in diesem stillen thatenlosen Dasein mit Künsten und Wissenschaften. Aber das Studium der alten Geschichte belehrte sie, daß es ehmals anders und besonders in politischer Hinsicht auch besser gewesen sei, als in der Gegenwart, und während die Geschichtkundigen das Beispiel der Alten in glänzenden Farben ausmahlten, fingen auf der andern Seite auch die Philosophen an, das Idol eines vollkommenen Zustandes der menschlichen Gesellschaft auszudenken und als Muster aufzustellen. Man erkannte etwas Besseres, man wünschte es, und begann

Sechstes Buch.

Die deutsche Revolution.

1.

Die Märzrevolution.

Wie früher die Julirevolution, so gab auch die Februarrevolution dem lockern deutschen Bunde einen Stoß gleich dem eines Erdbebens. Kaum war die erste Nachricht vom Siege des Volks in Paris angelangt, so wurde am 27. Februar in einer großen Volksversammlung bei Mannheim unter dem Vorsitz des alten Itzstein ein deutsches Parlament, Preßfreiheit, Volksbewaffnung ꝛc. gefordert. Struve, der Sohn eines frühern russischen Gesandten in Karlsruhe, hatte bereits den französischen Socialismus in Deutschland gepredigt und forderte jetzt: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle.“ Auch in Karlsruhe war große Bewegung, ein Massenzug von Mannheim aus drang dort ein. Das Hotel des auswärtigen Ministeriums wurde in Brand gesteckt und der Großherzog zu allem gezwungen, was das Volk wollte. In Darmstadt, Kurhessen, Nassau, Württemberg wurden gleiche Forderungen gestellt und überall zunächst die Preßfreiheit und die Wahl liberaler Minister durchgesetzt. So wurden Heinrich von Gagern in Darmstadt, Römer in Stuttgart Minister. In Kassel sah sich der Kurfürst durch die Hanauer Turner

bedroht. Im Odenwalde erhoben ſich die Bauern, plünderten die adeligen Schlöſſer, und verbrannten die Urkunden ihrer Feudallaſten. Auch in den Rheinlanden, beſonders in Köln war große Aufregung und bis nach Hamburg und Bremen hin wurden Reformen durchgeſetzt und die Mannheimer Forderungen wiederholt.

Auch in der Schweiz ſchritt die radicale Partei blitzſchnell zur That. Schon am 29. Februar wurde die preußiſche Regierung in Neuenburg geſtürzt und am 7. März in der Tagſatzung beſchloſſen, die alte Souverainetät der Cantone aufzuheben und mittelſt eines neuen Bundesvertrags eine Centralgewalt zu ſchaffen.

Um die Reform des deutſchen Bundes und die Einberufung eines deutſchen Parlamentes zu bewirken, traten am 8. März die bisherigen Häupter der Kammeroppoſitionen in Heidelberg zuſammen und luden alle frühern und gegenwärtigen Mitglieder deutſcher Kammern nach Frankfurt am Main zu einem Vorparlament ein, welches das wahre Parlament erſt vorbereiten ſollte. Die bedrohten Regierungen hielten es für das Klügſte, ſich ganz den Conſtitutionellen hinzugeben, um mit ihrer Hülfe wenigſtens die Demokraten zu beſeitigen. Der Großherzog von Baden ernannte Welker, der Kurfürſt von Heſſen den lange verfolgten Jordan zu Bundestagsgeſandten. Der Bundestag ſelbſt machte Conceſſionen, um dem, was er nicht mehr hindern konnte, den Schein der Bundesgeſetzlichkeit und ſich ſelbſt ſeine Competenz und Autorität zu wahren. Am 9. nahm er den alten Reichsadler und die drei Reichsfarben wieder an und am 10. berief er Vertrauensmänner aus den bisherigen Oppoſitionen als Beiräthe der Bundestagsgeſandten nach Frankfurt ein.

Der König von Preußen ſchickte ſeinen Vertrauten, den General von Radowitz, nach Wien, um den Fürſten von Metternich zu bewegen, mit Preußen gemeinſam in Bezug auf die immer dringender gewordene Reform des deutſchen Bundes die Initiative zu ergreifen. Aber die Rieſenmacht Oeſterreichs war an einem einzigen Tage wie verſchwunden. Bei der erſten Nachricht aus Paris hielt Koſſuth im ungariſchen Reichstag zu Peſth (am 3. März)

eine Rede, in der er sagte: „der Fluch eines erstickenden Dampfes lastet auf uns, jenes tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern des Wiener Regierungssystems weht, nervenlähmend, niederdrückend jedes Geistes Flug. Aber im Namen der ewigen Jugend der Nation protestiren wir gegen die Schwäche und Verknöcherung des greisenhaften Systems. Die bureaukratische Politik der Unbeweglichkeit wird zur Auflösung der Monarchie führen.“ In Wien selbst stellte zuerst eine Adresse des Gewerbevereins vom 6. März an den Kaiser freisinnige Forderungen, dann auch eine des Lesevereins der Universität und eine der Studenten. Diese letztern verlangten die Entfernung Metternichs, am 11. Im Namen des schwachen Kaisers nahm dessen Oheim, Erzherzog Ludwig, die Adresse freundlich auf. Am 13. wurden zufällig die niederösterreichischen Stände in Wien eröffnet und gleich in der ersten Sitzung von Studenten und Pöbel terrorisirt. Als Aufhetzer machten sich zwei freche Juden, Fischhof und Goldmark, bemerklich. Kossuth hatte seine Agenten in Wien. Sein Zweck war, jede gesetzliche Reform des Kaiserreichs durch revolutionäre Gewaltthaten zu verhindern, damit Ungarn sich desto bequemer absondern könne. Das Gleiche wollte Mazzini, und ihre geheimen Helfershelfer, meist Juden, wurden die Lenker des völlig kindischen Wiener Pöbels, der immer wilder umhertobte und Zerstörungen anrichtete. Metternich selbst verhielt sich apathisch und hatte nichts einzuwenden, als man ihm ankündigte, es wäre besser, er dankte ab. Er verließ Wien augenblicklich und entkam nach London. Der Kaiser aber bewilligte Preßfreiheit und eine liberale Verfassung. Eine Bürgerwehr stellte die Ordnung wieder her. Aber außer den guten Bürgern waffneten sich auch die Studenten und wußten auch die anwesenden Ungarn, Polen, Italiener und Pöbel aller Art sich mit Gewehren des Staats zu versehen. Wem diese neue Volksarmee eigentlich dienen sollte, das zeigte schon am 15. der Triumpheinzug Kossuths in Wien, indem er an der Spitze einer zahlreichen ungarischen Deputation bei Fackelschein und unter rauschender Musik, begleitet von vielen tausend

Bewaffneten vor die Burg zog, um dem Kaiser die Forderungen der Ungarn in ihrer Adresse zu überbringen.

In Preußen war ebenfalls große Verwirrung. Vom Rhein her stürmten Adressen und Deputationen. Auch in den Ostprovinzen gährte es. In Breslau, Königsberg, Erfurt gab es große Tumulte. In Berlin selbst fanden vom 6. an täglich Zusammenrottungen statt. Unter den Zelten im Thiergarten wurde eine Adresse berathen, die von den Literaten und Juden der s. g. Zeitungshalle vorbereitet war. Am 14. erbat sich auch der Berliner Magistrat eine Audienz beim König, um ihm die Volkswünsche vorzutragen. Als nun die Nachrichten von Wien kamen, glaubte der König nicht länger zögern zu dürfen und verkündete am 17. die Preßfreiheit, die Berufung des Landtages schon auf den 2. April, „die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat", ein Werk, welches „durch die großen Ereignisse in Wien wesentlich erleichtert werde," und die Einverleibung von Ost- und Westpreußen und Posen in den deutschen Bund. Auch wurde das bisherige Ministerium entlassen. Aber es gab Leute in Berlin, die das friedliche Zustandekommen der deutschen Einheit eben so wenig wollten, wie Kossuth in Wien. Von diesen ging wieder „unter den Zelten" die sinnlose Forderung aus, der König solle alles Militär aus Berlin entfernen. Ein großer Zug nach dem Schlosse sollte am 18. diese Forderung zur Geltung bringen. Magistrat und Bürgerschaft wurden darüber unruhig und beschlossen ihrerseits einen mehr loyalen Zug nach dem Schlosse, um dem Könige für die Concessionen zu danken und den radicalen Zug auf die Seite zu schieben. Als nun am 18. die beiden Processionen sich gegen Mittag in Bewegung setzten und den Schloßplatz erfüllten, auf welchem zur Sicherheit einiges Militär aufgestellt war, trat der König auf den Balcon heraus, grüßte lebhaft und wurde mit Lebehoch empfangen. Mitten im Lärm vernahm man eine starke Stimme vom Balcon „der König bewilligt alles." Aber es gab Gedränge, man hörte wiederholt rufen „fort mit dem Militär" und der Pöbel fing an Roß und Reiter von hinten zu stoßen und zu stacheln, als plötzlich zwei Schüsse fielen, ohne

übrigens jemand zu verwunden.*) Da schrie man „Verrath!“ und „zu den Waffen!“ Die Menge zerstob und bildete sich ein oder mochte glauben, es sey auf friedliche Bürger geschossen worden. Und wie mit einem Zauberschlage erhoben sich auch schon in allen Straßen Barrikaden. Der König war außer sich, daß seine gute Absicht mißkannt wurde, und ließ eine weiße Fahne aus dem Schlosse tragen mit der Inschrift: „Mißverständniß, der König will das Beste.“ Bürgermeister Krausnik schrie aus Leibeskräften aus einem Sprachrohr heraus, um das Volk aufzuklären. Aber alles half nichts mehr. Die Wühler aus der Zeitungshalle schossen auf die Schildwachen und zwangen das Militär zum Kampfe. Die wenig zahlreichen von General von Prittwitz commandirten Truppen drangen vom Schloß und von den Thoren aus gegen das mit Barrikaden erfüllte Innere der Stadt vor. Der Straßenkampf währte 19 Stunden fort bis den andern Morgen (Sonntag) um 9 Uhr. Gegen Morgen wurden die Truppen des Aufruhrs mehr und mehr Meister und derselbe beschränkte sich nur noch auf einen kleinen Theil der innern Stadt, als unerwartet Befehl gegeben wurde, das Schießen einzustellen. Vom Volke waren 216, vom Militär nur 18 Mann todt geblieben.

Mag auch die Angst der Königin in dem von Schlachtlärm umtobten Schlosse zu der Entschließung des Königs beigetragen haben, so trifft doch die Hauptschuld diejenigen, welche damals riethen, der König müsse sich auf die Seite des Volkes stellen, um populär zu bleiben und um die Sympathien des Liberalismus im westlichen und südlichen Deutschland nicht zu verscherzen. Wenn sie aber dem König zur Hegemonie in Deutschland verhelfen wollten, hätten sie um jeden Preis müssen fortschießen lassen, denn nur von einem siegreichen und mächtigen Könige, der Herr in seiner eigenen Hauptstadt war, konnte Deutschland Schutz und ein kraftvolles Auftreten

*) Hätte irgend ein einflußreicher Mann die Absicht gehabt, einen Querstrich durch die Concessionen des Königs zu machen, und einen blutigen Aufruhr zu veranlassen, um ihn zu besiegen und dann im russischen Sinne despotisch zu regieren, so würde es nicht bei diesen zwei blinden Schüssen geblieben, sondern das Militär würde sogleich energisch eingeschritten seyn.

erwarten. Der eben damals aus Paris zurückgekehrte preußische Gesandte, Heinrich von Arnim, noch ganz voll von den Pariser Eindrücken, soll den König bestimmt haben und wurde einige Tage später zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am gleichen Tage, den 19., traten bereits der liberale Graf von Schwerin und von Auerswald ins Ministerium. Sämmtliche Truppen wurden aus der Stadt entfernt; die da gesiegt hatten, zogen mit verhüllten Fahnen stumm und in edler Entrüstung ab. Der Prinz von Preußen (Wilhelm, Bruder des Königs), den man für reactionär hielt, verschwand aus der Stadt. Sein Palast wurde nur dadurch geschützt, daß man an die Thüren schrieb „Nationaleigenthum." Dieser Prinz wurde abscheulich verleumdet und nachdem er längst in London angekommen war, log man in Berlin immer noch, er komme mit einer russischen Armee von Warschau herangezogen. Am 20. wurden die seit 1846 gefangen gehaltenen Polen entlassen, Mieroslawski hielt einen Triumpheinzug in Berlin und ließ Placate ankleben, worin er die Wiederherstellung Polens verhieß. Alle anwesenden Polen erhielten Waffen, bildeten Cadres in Berlin selbst. Am 21. nahm die preußische Armee neben der preußischen Kokarde die deutsche an, und ritt der König mit den drei deutschen Farben geschmückt durch die Straßen, die Studenten voran mit einer Reichsfahne, auf welche der deutsche Doppeladler gestickt war. Die Kaiserzurufe wehrte der König zwar mit lebhaftem Unwillen ab und eine Proclamation, die ihn König der Deutschen nannte, wurde schnell wieder zurückgezogen und durch eine besonnenere ersetzt; allein niemand konnte zweifeln, daß sich in dem neuen Cabinet Stimmen für die Usurpation kund gegeben hatten. Graf Schwerin selbst hatte vor den Studenten den deutschen König hoch leben lassen. In den „an mein Volk" und „an die deutsche Nation" gerichteten Aufrufen wurde versprochen „Preußen geht in Deutschland auf" und „Fürsten und Stände Deutschlands sollen gemeinschaftlich als deutsche Ständeversammlung die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschland berathen." — Am 22. wurden die im Kampf Gefallenen in 188 Särgen feierlich begraben. Der unermeßliche Zug

ging am Balcon des Schloſſes vorüber, auf dem der König zuſah. Im Zuge gingen alle Behörden und Corporationen, Prediger Sydow hielt die Leichenrede und ging in der Schmeichelei ſeines Publikums ſo weit, die Helden des Straßenkampfs vom 18. März denen des Jahrs 1813 an die Seite zu ſetzen. An demſelben Tage bewilligte der König ſeinem Volke die badiſche Schablone vollſtändig: Schutz der perſönlichen Freiheit, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Schwurgericht, Aufhebung des exempten Gerichtsſtandes, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc., und hetzte dagegen Julius (ein Jude) in einem Placat die Arbeiter auf.

Am 19. war auch Köln, am 20. Aachen und Crefeld in Aufruhr. In denſelben Tagen herrſchte in Breslau beinahe Anarchie. Daß am 29. Camphauſen von Köln zum Chef des Miniſteriums ernannt wurde, hatte auch ſeinen Grund in dem Wunſche, die aufgeregten Rheinlande zu verſöhnen.

Die Ereigniſſe in Berlin machten einen übeln Eindruck auf das ſüdliche Deutſchland. Der Umritt des 21. März wurde als eine Uſurpation verdächtigt und in München und Stuttgart ſowohl von der geheimen Partei der Reaction als von der offenen der Demokratie ausgebeutet, um die conſtitutionelle Partei indirect durch die Unpopularität des Königs von Preußen, auf den ſie ihre Hoffnungen geſetzt hatte, zu ärgern und zu ſchwächen.

Uebrigens führte die Wiener und Berliner Revolution die Entwaffnung des letzten Widerſtandes herbei, den die Regierungen in Sachſen, Hannover und Bayern den Forderungen des Volkes bisher noch geleiſtet hatten.

In Leipzig hatten bereits am 28. Februar die Buchhändler eine Petition um Preßfreiheit entworfen und Profeſſor Biedermann die badiſchen Forderungen auch für Sachſen formulirt, aber erſt die Nachricht, daß Metternich geſtürzt ſey, bewog den König, nachzugeben und ein neues liberales Miniſterium zu ernennen, in welchem ſich Profeſſor von der Pfordten bemerklich machte. Auch der alte König Ernſt Auguſt von Hannover bewilligte nach dem Sturze Metternichs die Aufhebung der Cenſur und als er von der Ver-

liner Revolution Kunde erhielt, gab auch er in allem nach, entließ den verhaßten Minister von Falcke und ließ durch den liberalen Stüve, Bürgermeister von Osnabrück, ein liberales Ministerium bilden. — In München war noch alles in Aufregung, weil man glaubte, die schöne Lola habe sich heimlich wieder eingeschlichen, als die Kunde der Pariser Februarrevolution die Gemüther vollends erhitzte. Am 2. März wurde eine Adresse mit mehr als 10,000 Unterschriften bedeckt, in welcher die badischen Forderungen auch für Bayern gestellt wurden. An demselben Tage stürmte das Volk die Wohnung des Minister Berks und trieb ihn in die Flucht. Am 4. hatte man noch keine Antwort auf die Adresse. Das Volk tumultuirte in den Straßen, die Minister drangen in den König, nachzugeben, aber er wollte sich nichts abzwingen lassen. Da erstürmte das Volk das Zeughaus und bewaffnete sich. Prinz Karl ritt unter die Menge, sie zu beschwichtigen, und Einberufung der Stände wurde auf den 16. zugesagt. Aber das Volk blieb unter Waffen, bis am 6. die Proclamation alles gewährte, was es wünschte. Wallerstein nahm seine Entlassung. Aber das Volk war insofern noch nicht beruhigt, als es diese Concessionen selbst nur für eine Schutzwehr hielt, hinter welcher die tödtlich verhaßte Lola sich verstecken wolle. Man glaubte, sie sey im Polizeigebäude versteckt, welches daher am 16. vom Volk gestürmt und demolirt wurde. Zur Beruhigung der wild empörten Massen erschien eine Proclamation, worin es hieß, der Lola sey das bayerische Indigenat entzogen und die Polizei beauftragt, auf sie zu fahnden, wo sie sich blicken lasse. Damals waren Ständemitglieder, Deputationen aus dem ganzen Lande in München; die Bürgerschaft stand zusammen, um den Tumulten ein Ende zu machen. Ein paar Tage lang wurde im Schlosse unausgesetzt verhandelt. Endlich am 20. um 10 Uhr in der Nacht erfolgte die Abdankung des Königs Ludwig, am folgenden Tage wurde sein Sohn Maximilian II. als König proklamirt und erschien eine Erklärung desselben, worin er die Volksvertretung am Bunde und alles vorher schon Zugesagte aufs neue bestätigte.

Inzwiſchen war das Vorparlament nach Frankfurt am Main ausgeſchrieben. Am 29. März hielt der früher verfolgte und mißhandelte Profeſſor Jordan als kurheſſiſcher Bundestagsgeſandter einen Triumpheinzug in Frankfurt und erhielten Welker, als badiſcher Bundestagsgeſandter, und Uhland, als württembergiſcher Vertrauensmann, Ständchen und Lebehochs, wobei dem preußiſchen Bundestagsgeſandten, Grafen Dönhoff, unter Pereatrufen die Fenſter eingeworfen wurden. Am folgenden Tage erklärte der Bundesrath, es ſollten in allen Bundesſtaaten Wahlen zu einem künftigen deutſchen Parlamente ausgeſchrieben werden. Damit kam er jedem ähnlichen Beſchluß des Vorparlamentes, welches am folgenden Tage eröffnet werden ſollte, zuvor, ergriff die Initiative und behielt ſich ſeine Competenz vor. An demſelben Abend empfingen Hecker und Struve große Fackelzüge.

Das Vorparlament wurde am 31. März in der Paulskirche zu Frankfurt, einer im antiken Style gebauten Rotunde, von dem Heidelberger Profeſſor Mittermaier eröffnet und beſtand nicht bloß aus Mitgliedern von deutſchen Kammern, ſondern hatte auch allerlei Zuläufer ohne Beruf aufgenommen, unter andern den jüdiſchen Literaten Wiesner, der als „einziger Oeſterreicher" in der Verſammlung noch insbeſondere Ehrenbezeugungen empfing, ohne daß jemand bemerkt hätte, die Vertretung des großen Oeſterreich durch einen einzigen Juden ſey ein Scandal. Auch Preußen hatte nur wenige Vertreter geſendet. Die Mehrheit der Verſammlung bildeten die bisherigen Oppoſitionsmänner aus den Mittel- und Kleinſtaaten. Die Verſammelten beſchloſſen zuerſt, Schleswig (an welches der deutſche Bund keinerlei Rechtsanſpruch beſaß), ſo wie Oſt- und Weſtpreußen in den deutſchen Bund aufzunehmen und unter Anerkennung, daß die Theilung Polens ungerecht geweſen ſey, die Verhältniſſe Poſens zu ordnen. Ferner beſchloſſen ſie, die Reform des deutſchen Bundes ſolle darin beſtehen, daß an die Stelle des bisherigen föderativen Bundestags ein einheitliches Bundesoberhaupt und demſelben ein Reichstag in zwei Häuſern, einem Senat und einem Volkshauſe, an die Seite treten ſolle. Hecker und Struve nahmen einen ver-

geblichen Anlauf, um eine deutsche Republik und nachher wenigstens die Permanenz des Vorparlaments durchzusetzen. Allein die Mehrheit wies solche ertreme Anträge um so mehr ab, als der Bundestag bereits die allgemeinen Parlamentswahlen zugesagt hatte. Um aber die Erfüllung dieser Zusage zu überwachen, wählte das Vorparlament, als es sich schon nach vier Tagen wieder auflöste, den Fünfzigerausschuß, welcher permanent bleiben sollte und dessen Präsident v. Soiron wurde. In ihm befanden sich außer älteren Berühmtheiten, wie Itzstein, Biedermann, Robert Blum und dem Königsberger Juden Jacobi, auch schon neue, so der jüdische Advokat Heckscher aus Hamburg, der Cigarrenhändler Raveaux aus Köln, der preußische Flüchtling Venedey ꝛc.

Unter den Beschlüssen des Vorparlaments war der wichtigste der, daß die zu wählende deutsche Nationalversammlung allein, mit ausdrücklicher Ausschließung der Fürsten, die künftige deutsche Reichsverfassung zu Stande bringen solle. Er wurde am 3. April gefaßt, an demselben Tage, an welchem ein Jahr später seine verhängnißvolle Thorheit jedermann klar werden sollte. Wenn sich die Volksvertreter anmaßten, über die Zukunft Deutschlands ohne die Fürsten zu entscheiden, so mußten sie sich zuvor im Besitz einer materiellen Macht befinden, der gegenüber die Fürsten ohnmächtig waren. Hecker und Struve hatten daher ganz Recht, wenn sie in dem Fortbestand jener Souverainetäten ein absolutes Hinderniß der Wiedergeburt Deutschlands erkannten, und sie täuschten sich nur, indem sie für möglich hielten, mit Brandschriften, Pöbelaufläufen und Freischaaren stehende Heere bezwingen zu können.

Einen Tag vor jenem unpraktischen Beschluß des Vorparlaments, am 2. April, hatte der Bundestag alle Ausnahmsgesetze seit den Karlsbader Beschlüssen aufgehoben. Am 4. aber beauftragte er Preußen, in dem Streite zwischen Holstein und Dänemark zu vermitteln. Der Bundestag, das Vorparlament konnte es nicht selber thun. Sie mußten Preußen darum bitten. Deshalb gab schon am 4. Paul Pfizer eine Erklärung, worin er darauf aufmerksam machte, daß man entweder nur durch und gleich jetzt mit Preußen

den gegenwärtigen Zuſtand zu haſſen und zu verſpotten. Dieſe Stimmung war ziemlich allgemein durch das ganze gebildete Europa verbreitet, aber nur die Noth und das wahre Bedürfniß der Völker konnte einen neuen Zuſtand herbeiführen, nie haben dies die Träume der Gelehrten allein bewirkt.

Dieſe Noth trat in Frankreich wirklich ein. Hier war das von der Regierung getrennte, in unthätiger Sklaverei gehaltene Volk nicht nur durch ſeine Gelehrten zum Haß des Gegenwärtigen, und zur Neuerungsſucht angeſpornt, ſondern auch durch politiſchen Druck, durch alle Arten von Laſten und Mishandlungen, die aus dem herrſchenden Regierungsſyſtem hervorgingen, zu einer großen Umänderung der Dinge mit Nothwendigkeit gezwungen. Die Franzoſen empörten ſich, und ihre große Revolution gab auf doppelte Weiſe auch dem ganzen übrigen gebildeten Europa einen neuen Umſchwung, theils durch die Kriege und Begebenheiten, theils durch die Ideen, neuen Grundſätze und Lehren, die daraus hervorgingen. Beides, die Kriege wie die Lehren, waren zum Theil höchſt verderblich, zum Theil aber auch und beſonders zuletzt, nachdem man alle Erfahrungen durchgemacht, höchſt ſegensreich. Die alte böſe Politik erhielt den Todesſtoß, und ein beſſerer Zuſtand ward in der That herbeigeführt. Die Kriege munterten alle Völker aus ihrem langen Schlaf auf, und flößten ihnen ein neues Leben, eine neue Kraft ein, und die Lehren, die man ſich aneignete, waren für die Würde der Regierungen wie für das wahre Glück der Völker auf mannigfaltige Weiſe heilſam.

Der Strom der großen Bewegung ging von Frankreich aus, Deutſchland wurde wider Willen hineingeriſſen. Seit der Reformation erhielt ſich Deutſchland nur noch leidend, und nahm von ſeinen Nachbarn Gutes

zum Zwecke gelangen werde, oder gar nicht. Er blieb aber vereinzelt, seine Stimme verhallte. Der Bundestag, scheinbar dem Vorparlament unterwürfig und gehorsam, verfügte allgemeine Wahlen zum deutschen Parlament, „um in Vereinigung mit den Fürsten ꝛc.", wahrte also das bereits vom Vorparlament verworfene Vereinbarungsprincip, was man damals übersah.

Unterdeß veranlaßten die Republikaner den s. g. Franzosenlärm. Sie streuten nämlich in Württemberg und Baden das Gerücht aus, große französische Heeresmassen seyen über den Rhein gegangen. Wirklich war die Leichtgläubigkeit so groß, daß an vielen Orten Anstalten zur Flucht der besten Habe getroffen wurden und man an andern sich bewaffnete. Der Zweck der Wühler war nur, eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranlassen, aus der sie ihre Freischaaren recrutiren wollten. Solche wurden schon von Hecker, Struve, Fickler gesammelt. Den letztern hatte der badische Abgeordnete Matthy auf dem Bahnhof in Karlsruhe zu verhaften den Muth, als schon rings umher Anarchie war. Bei Mainz wurde die Eisenbahn zerstört, um keine Truppen durchzulassen. In Mannheim weigerten sich die Soldaten, gegen Hecker auszurücken. Die Demokraten tumultuirten auch in Stuttgart, Kassel, Bamberg, fanden aber nicht genug Anhang, obgleich das Geschrei: Hecker hoch! damals halb Deutschland erfüllte. Weil man den badischen Truppen nicht traute, wurden Hessen unter Gagerns Bruder Friedrich, der holländischer General gewesen war, gegen die Insurgenten commandirt und von einem kleinen württembergischen und bayrischen Corps unterstützt, die alle gegen das badische Oberland und den Bodensee zogen, nachdem Struve am 17. April in Constanz die deutsche Republik ausgerufen hatte. Am 20. stieß General Gagern auf Heckers Freischaaren bei Candern, ritt auf sie zu und sprach sie freundlich an, wurde aber von ihnen erschossen. Als die Hessen ihren Führer rächten und wüthend vordrangen, flohen die feigen Republikaner davon. Hecker, im grauen Calabreserhut mit wallender Feder, hochgestiefelt und bis an die Zähne bewaffnet wie ein Räuberhauptmann, gab nicht den geringsten Beweis der Tapferkeit, mit der er prahlte.

Noch viel weniger der windige Poet Herwegh, der eben von Paris eine deutsche Freischaar von 800 bis 1000 Mann herbeiführte, bei Dossenbach auf eine halbe Compagnie Württemberger unter dem braven Hauptmann Lipp stieß und gleich schmählich Reißaus nahm, indem er sich in einer Chaise, die seine Frau kutschirte, unter dem Spritzleder versteckte. So war dieser Aufstand schnell besiegt. Doch hörten die einzelnen Tumulte nicht auf. Es gab deren im April noch besonders in Aachen und Trier. Ebenso jämmerlich endete die Prahlerei Mieroslawskis im Großherzogthun Posen. Seine polnischen Freischaaren wurden im Mai von preußischen Soldaten niedergeschlagen. Sie hatten sich große Grausamkeiten gegen friedliche deutsche Bürger und Bauern erlaubt.

Am 2. April waren die preußischen Stände in Berlin zusammen getreten, aber nur, um eine constituirende Versammlung vorzubereiten, die am 22. Mai eröffnet werden sollte. Unterdeß bestürmte man den König, sich Holsteins und Schleswigs anzunehmen, um sich dadurch wieder in ganz Deutschland populär zu machen, am 24. März setzten die beiden Herzogthümer eine provisorische Regierung ein, den Herzog von Augustenburg, Graf Reventlow und Beseler an der Spitze. Der Herzog, durch den offenen Brief um sein notorisches Erbrecht gebracht, glaubte jede Waffe gegen den ungerechten Vetter in Copenhagen brauchen zu dürfen und sah sich damals den Rücken gedeckt durch die Agitation Beselers und Dahlmanns beim deutschen Bunde und noch mehr durch die Sympathien, die seine Sache in Berlin fand. Der Bundestag in Frankfurt stimmte zu. Am 4. April beauftragte derselbe den König von Preußen, im Namen des deutschen Bundes diese dänische Angelegenheit in die Hand zu nehmen und am 25. desselben Monats nahm Madai als Bundestagsgesandter für Schleswig-Holstein unbeanstandet am grünen Tisch in der Eschenheimergasse seinen Platz ein. Der Krieg begann rasch. Die Dänen fielen schon am 9. April über die abgefallenen Truppen aus den Herzogthümern her und brachten ihnen bei Bau eine Niederlage bei. Aber schon waren die Preußen unter General Wrangel in Holstein eingerückt. Die preußischen Garden

erstürmten am Ostersonntag (23. April) das Danewirk und am folgenden Tage siegten auch die hannöverschen Bundestruppen unter General Helkett bei Oeversen. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein und schrieb eine Contribution von 3 Millionen aus. Er wollte nämlich Jütland als Pfand behalten, bis die Dänen, die auf ihren Inseln beim Mangel einer deutschen Kriegsflotte unangreifbar waren, den deutschen Forderungen würden nachgegeben haben. Allein am 24. Mai bekam er einen Rückzugsbefehl aus Berlin und der ganze Feldzug gerieth ins Stocken. Der König von Preußen scheint von Rußland bedroht worden zu seyn. Doch blieben die Preußen in Schleswig stehen und brachten den Dänen, die über die Hannoveraner hergefallen waren, noch eine Schlappe bei Düppel bei. Inzwischen hielten dänische Schiffe alle deutschen Häfen blokirt und thaten dem Handel nicht geringen Schaden.

2.

Die Paulskirche.

Mittlerweile waren die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung in allen Bundesstaaten von den Regierungen selbst vollzogen worden und fielen nur in Böhmen mangelhaft aus. Es war etwas Großes, daß sich wieder einmal ein deutscher Reichstag, eine Vertretung der ganzen Nation versammeln sollte und es wehte in jenen schönen Frühlingstagen wie kaiserliche Luft durch die deutschen Gaue. Aber die Lenker der Bewegung waren nur Constitutionelle und Demokraten aus der französischen Schule und hinter ihnen standen die streitenden Confessionen, die Particularinteressen der Dynastien und Volksstämme.

Die Versammlung, das s. g. deutsche Parlament wurde am 18. Mai in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet. Müller, Bischof von Münster, wünschte, die Versammlung möchte durch ein Gebet eröffnet werden, und sagte: „wenn der Herr nicht das Haus

baut, bauen die Werkleute umsonst.“ Aber die Versammlung wollte nichts davon wissen und Raveaux rief verachtend aus: aide toi et le ciel t'aidera. Zum Präsidenten wurde Heinrich von Gagern gewählt, der damals vorzugsweise „der Edle“ hieß. Man blieb bei dem Beschluß des Vorparlaments stehen, nach welchem das Vereinbarungsprincip ausgeschlossen wurde und die Versammlung allein die deutsche Verfassung machen sollte, ohne irgend eine Einmischung oder Widerrede von Seiten der Fürsten. Damit hing eine andre Maßregel zusammen. Die Versammlung beschloß nämlich auf Raveaux' Antrag, es sollen gleichzeitig neben dem allgemeinen deutschen Parlament in Frankfurt auch noch die Landesversammlungen der Einzelstaaten in Wien, Berlin, München ꝛc. tagen dürfen. Man setzte nämlich voraus, die Landesversammlungen würden, von nationaler Begeisterung durchdrungen, dem etwaigen Particularinteresse der Sonderregierungen entgegenwirken. Man fürchtete, die Macht der Fürsten könne in den deutschen Hauptstädten, wenn sie nicht durch Landesversammlungen controlirt würde, wieder zu sehr anwachsen und eine der Einheitsfrage gefährliche Stellung einnehmen. Raveaux' Antrag ging durch, nachdem er vergebens von Robert Blum bekämpft worden war, dessen Scharfblick es nicht entging, daß die Landesversammlungen bald mit Frankfurt rivalisiren und das Sonderinteresse, gegen welches sie wachen sollten, selbst befördern würden.

Am 25. Mai überbrachten Pazmandy und Skaley der Versammlung eine Begrüßung des neuen selbständigen ungarischen Reichs, die mit lautem Bravo entgegengenommen wurde. Man hätte zurückhaltender gegen Kossuth seyn, man hätte in Frankfurt alles in Bewegung setzen sollen, um die Waffen des deutschen Oesterreich in Italien, Böhmen und Ungarn zu unterstützen. Was man im Namen des deutschen Reichs anzuordnen und auszuführen versäumte, that nachher Oesterreich aus eigener Kraft und im eignen Namen nicht zum Nutzen der Frankfurter Einheitsbestrebungen. Die Paulskirche widerhallte damals zum öftern von den antinationalsten Reden. Arnold Ruge, Nauwerk und Genossen fluchten Windischgrätz und

Radetzki, segneten Kossuth, Mazzini, den Slavencongreß und gaben alle Grenzen Deutschlands Preis. Am würdigsten trat ihnen Radowitz entgegen. Eben so tactlos benahm sich das Parlament, indem es unter seinen Augen den demokratischen Pöbel ungestraft Excesse begehen ließ. Die Constitutionellen hofften alles allein von Preußen und verhinderten doch nicht, daß die preußische Besatzung in der Bundesfestung Mainz den schändlichsten Insulten und Angriffen ausgesetzt wurde, daß rings umher demokratische Volksversammlungen jeden Gemäßigten schimpften und daß in der Paulskirche selbst die Galerien von bezahlten demokratischen Schreiern überfüllt wurden, wodurch die Versammlung terrorisirt wurde. Der Präsident schritt nicht dagegen ein und das Parlament verlor dadurch von Anfang an die äußere Würde. Fröbel durfte es wagen, im Juni einen demokratischen Congreß in Frankfurt selbst als eine Art Gegenparlament zu eröffnen, welches sich jedoch nur lächerlich machte, weil hier Frauen mitsprechen durften. Den größten Eifer zeigten die Demokraten in der Verführung der Truppen. Aus Heilbronn mußte ein württembergisches Regiment deshalb entfernt werden. In der Bundesfestung Ulm erschoß sich der Gouverneur Graf Lippe aus Unmuth über den Geist der Truppen. In Altenburg warf sich ein Advocat zum Dictator auf und starb die Herzogin Amalie an den Folgen der erlebten Schrecken.

Anstatt die dringendsten Fragen des Augenblicks zu erledigen, ließ das Frankfurter Parlament überall Geld sammeln für eine deutsche Flotte, welche wirklich und in genügender Stärke herzustellen eine ganz andere Zeit und ganz andere Mittel erforderte. Noch unpraktischer war die Wahl eines provisorischen Reichsverwesers. Gagern schlug den Erzherzog Johann dazu vor und man war naiv genug, das sogar einen „kühnen Griff" zu nennen. Niemand taugte weniger zum Reichsverweser, als der Erzherzog, der immer nur eine österreichische Schildwacht in Frankfurt blieb und die Hoffnung, welche die Gagernsche Partei auf Preußen setzte, nur vereiteln konnte. Man erinnerte sich aber seines populären Trinkspruchs in Köln und hob ihn wider seinen Willen auf den

Schild. Die Gagernsche Partei wollte nur Zeit gewinnen, bis der König von Preußen durch Erfolge gegen die Dänen und durch die constitutionelle Entwicklung in Preußen selbst wieder populär genug würde, um ihn zum deutschen Kaiser vorschlagen zu können. Der Erzherzog schien ihr aber nicht gefährlich, weil Oesterreich damals tief im Verfalle lag. Andererseits wollten aber auch die deutschen Fürsten erst Zeit gewinnen und waren daher mit der Wahl des Erzherzogs ganz zufrieden. Robert Blum deckte boshaft das Geheimniß auf, daß der Bundestag schon vor dem Wahlact im Parlament (am 29. Juni) die Wahl des Erzherzogs gut geheißen habe. Die Demokraten aber wetteiferten von dieser Zeit an in Schmähungen gegen Preußen und suchten namentlich den König so unpopulär als möglich zu machen, um dadurch den geheimen Plan der Gagernschen Partei, welche die Mehrheit in der Paulskirche hatte, zu vereiteln. Der Erzherzog Reichsverweser kam am 11. Juli in Frankfurt an, der Bundestag übertrug ihm seine ganze bisherige Gewalt und trat ab. Johann bildete sich ein Reichsministerium und machte den schlauen Oesterreicher von Schmerling zum Minister des Aeußern, den preußischen General von Peucker zum Kriegs- und den Hamburger Juden Heckscher zum Justizminister, um es Oesterreich, Preußen und auch den schleswigbegeisterten Mittelstaaten recht zu machen. Alles Halbheiten. Hierauf begann das Parlament des breiteren über die künftigen deutschen „Grundrechte" zu debattiren.

Was bildete man sich ein? Man wollte die Einheit einer großen Nation begründen auf dem Papier und hatte nicht die mindeste Macht dazu in der Wirklichkeit. Als am 6. August sämmtliche deutsche Truppen dem Reichsverweser huldigen sollten, geschah es nur in den kleinen Staaten. Oesterreich, Preußen und Bayern behielten sich ihren Sonderbefehl vor. Welche Unnatur, in die schwache Hand des Erzherzogs die Zügel von dreißig deutschen Regierungen zu legen, um sie nach einem Ziele hin zu lenken! Der Erzherzog wollte sich, wie er selbst sagte, „so weit thunlich" mit den Landesregierungen ins Einvernehmen setzen. Wenn sie aber nicht wollten, wer konnte sie zwingen, da sie allein Armeen hatten?

In Berlin ging es damals noch bunter als in Frankfurt zu. Die conſtituirende Verſammlung, die am 22. Mai wirklich zuſammentrat, war der Metropole der Intelligenz überaus unwürdig, charakterlos und von Anfang an terroriſirt von demokratiſchen Schreiern. Auch das liberale Miniſterium benahm ſich äußerſt ſchwach (wie das in Wien), ſo daß der Pöbel in der Stadt Meiſter wurde und am 15. Juni das ſchöne und berühmte Zeughaus plünderte. Zugleich thaten die in Berlin herrſchenden Demokraten alles, um das Frankfurter Parlament zu discreditiren und zu verhöhnen, damit die gemäßigte conſtitutionelle Partei nicht aufkomme. Sie waren es, die in Preußen ſelbſt dem preußiſchen Kaiſerthum am eifrigſten entgegenarbeiteten.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte indeß ſeine gute Laune wiedergefunden, weil der Conflict zwiſchen Conſtitutionellen und Demokraten die Macht der Revolution ſichtlich abſchwächte. Auch war er ſeiner Truppen ſicher, die ſich an den Prahlereien des demokratiſchen Pöbels ekelten. Zudem wußte er wohl, daß die Mehrheit im Frankfurter Parlament ihn brauchte, ja ohne ſeinen Beiſtand entweder den Demokraten oder einer Reaction erliegen mußte. Er reiste alſo heitern Sinnes an den Rhein und lud den Erzherzog Johann, wie auch Gagern und das Frankfurter Parlament zum Dombaufeſt in Köln ein, am 15. Auguſt. Sie kamen, der König aber trat als Herr auf und ſagte, nachdem er den Erzherzog umarmt hatte, zu Gagern: „Vergeſſen Sie nicht, daß es noch deutſche Fürſten gibt und daß ich einer davon bin.“ Er hatte den Feldzug in Schleswig abgebrochen und dadurch den Erzherzog genöthigt, Bundescontingente aus den mittleren und kleineren Staaten gegen Dänemark aufzubieten, war aber von demſelben ermächtigt worden, im Namen des deutſchen Bundes mit Dänemark zu unterhandeln. Am 26. Auguſt ſchloß demnach ſein Geſandter, General von Below, einen Waffenſtillſtand zu Malmoe, worin Dänemark zugab, daß Schleswig und Holſtein eine gemeinſchaftliche Regierung haben und daß dieſelbe halb vom deutſchen Bunde, halb von Dänemark beſtellt werden ſollte. Ein ſo wichtiges Zugeſtändniß hätte nun

das Parlament mit beiden Händen ergreifen ſollen, allein es genügte dem übermüthigen Unverſtande nicht, mit dem damals durch den Advokaten Beſeler, durch den Profeſſor Dahlmann und durch Heckſcher das Parlament inſpirirt worden war. Daſſelbe beſchloß, den Waffenſtillſtand nicht anzuerkennen und Dahlmann rief feierlich aus, wenn man ihn annähme, würde die Ehre Deutſchlands auf dem Spiele ſtehen.

Nun nahmen die Reichsminiſter ihre Entlaſſung und Dahlmann ſollte ein neues Miniſterium bilden, fand aber niemand, der das ſchwierige Werk hätte übernehmen wollen, den däniſchen Krieg ohne Preußen fortzuführen, oder Preußen zu zwingen. Das kühlte das allzu hitzige Parlament ein wenig ab. Radowitz wurde gehört, die Stimme der Vernunft drang durch, Heckſcher ſelbſt bekehrte ſich zur Annahme des Waffenſtillſtands. Man ſtimmte am 16. noch einmal darüber ab und nahm ihn diesmal an. Das Parlament trug jedoch keine Ehre davon, daß es binnen wenigen Tagen zurücknahm, was es eben erſt beſchloſſen hatte. Die Demokraten benützten das ſogleich, um Schimpf und Schande über die Mehrheit in der Paulskirche auszuſchütten. Die Linke that alles Mögliche, um die Pläne der Gemäßigten und ſomit auch das ganze deutſche Reformwerk zu vereiteln, denn allein waren beide zu ſchwach, den Fürſten etwas abzugewinnen. Die Linke verſündigte ſich überdies durch ihre Roheit, durch das bezahlte Gebrüll der Galerien, welches eine ruhige Berathung nicht aufkommen ließ, wie ſie doch dem Senat einer großen Nation geziemt hätte. Der Pöbel wurde bewaffnet und auf einer großen Volksverſammlung auf der Pfingſtweide bei Frankfurt ſchrie Zitz: „Jetzt wollen wir Fractur ſchreiben!“ Simon von Breslau wollte alle 34 deutſche Throne umſtürzen. Zunächſt galt es, das verachtete Parlament zu ſprengen. Man baute Barrikaden, aber ſchon waren Truppen aus dem nahen Mainz geholt worden und ſchützten die Paulskirche. Der Pöbel benahm ſich auch hier wieder feig trotz ſeiner Prahlerei und großen Zahl. Nur in den Gärten vor der Stadt kühlte er ſein Müthchen durch die grau-

ſame Ermordung des jungen und geiſtreichen Fürſten Lichnowski und des preußiſchen Generals von Auerswald (Bruder des liberalen preußiſchen Miniſters), am 18 September. Auch Heckſcher war bedroht und entging kaum dem Tode. Ebenſo der alte Turnvater Jahn, der ſich durch ſeine Preußentreue den Demokraten verhaßt gemacht hatte.

Der Tumult in Frankfurt rief eine Menge Aufläufe und Volksverſammlungen im ganzen weſtlichen Deutſchland vom Oberrhein bis Köln und Leipzig hervor. Auch wagte ſich Struve wieder mit einer Freiſchaar aus der Schweiz heraus, wurde aber bald im Schwarzwald gefangen. Der Fürſt von Sigmaringen mußte damals aus ſeinem revolutionirten Ländchen flüchten.

Auch in Berlin tobte der Pöbel ärger als je. Dem Miniſter Auerswald wurden, als er bei der Tafel ſaß, die Fenſter eingeworfen. Auch in Breslau gab es ſolche Unruhen, daß der Belagerungsſtand proclamirt werden mußte. Die aus Frankfurt vertriebenen demokratiſchen Wühler theilten ſich. Robert Blum und Fröbel gingen nach Wien, Arnold Ruge nach Berlin, um hier durchzuſetzen, was ſie in Frankfurt nicht vermocht hatten. Ein allgemeiner Demokratencongreß wurde nach Berlin einberufen. Hier umringte der Pöbel die conſtituirende Verſammlung, zeigte Stricke vor, an denen er die Gemäßigten hängen wollte, ließ keinen Abgeordneten mehr heraus und ſchreckte die armen gefangenen Volksvertreter Tag und Nacht durch wahnſinniges Geheul, am 30. October. In der Angſt votirte die Verſammlung die Abſchaffung des Adels. Aber zu einem offenen Angriff auf die Truppen in Potsdam (in Berlin waren noch immer keine) und zum Umſturz der Regierung fehlte der Muth. Man wollte erſt abwarten, was in Wien geſchehen würde.

3.

Oeſterreichs Noth.

In Mailand regierte als öſterreichiſcher Vicekönig der apathiſche Erzherzog Rainer, während der damals ſchon 82 Jahr alte Feldmarſchall Radetzki den Oberbefehl über das Militär hatte. Dieſer merkwürdige Greis, der ſich ſchon in den Revolutionskriegen der 90ger Jahre und als Chef des k. k. Generalſtabs unter Schwarzenberg in den letzten Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet, hatte wiederholt die Regierung in Wien vor einer nahe bevorſtehenden großen Revolution in Italien gewarnt, dringend um Verſtärkungen gebeten, den Ausbau der Citadelle von Mailand, die Befeſtigung Anconas ꝛc. verlangt; aber mit demſelben greiſenhaften Stumpfſinn, mit dem man den Sonderbundskrieg hatte gewähren laſſen, achtete man auch nicht auf die treuen Mahnungen Radetzkis. Als die Nachricht von der Pariſer Februarrevolution in Mailand anlangte, kochte es in allen Gemüthern, doch erfolgte nicht gleich ein Ausbruch. Radetzki beging den Fehler, nicht ſofort die in den kleinen Städten zerſtreuten Garniſonen zuſammenzuziehen. Seine Heeresmacht, im Ganzen 72,000 Mann, befand ſich zu ſehr im Lande zerſtreut. Am 17. März reiste der Erzherzog nach Wien und an deſſelben Tages Abend kam die Nachricht von der dort ausgebrochenen Revolution. Nun war kein Halten mehr. Der Podeſta von Mailand, Caſati, und der Erzbiſchof daſelbſt, Romilli, beide wie auch Graf Borromeo, das Haupt des lombardiſchen Adels, längſt in die Verſchwörung eingeweiht, pflanzten ſchon Morgens am 18. die dreifarbige Fahne auf und forderten vom Grafen O'Donnel, der für den abgereisten Vicekönig die Geſchäfte leitete, die Gewährung aller Forderungen der Lombarden, als natürliche Folge der Gewährungen in Wien. O'Donnel hatte keine Inſtructionen, war zum Nachgeben geneigt und ſuchte Radetzki von jedem Einſchreiten abzuhalten, wurde aber vom Volk gefangen, während in den Straßen ſchon Barrikaden gebaut wurden.

und Böſes an. Es mußte ſchrecklich leiden unter den Kriegen der Revolution, doch gewann es auch durch dieſelben. Im Verfolge jener Kriege brach das baufällige Gerüſt des alten deutſchen Reichs vollends zuſammen. Es war kein Leben mehr in dieſem Reichskörper, er war ſchon längſt eine Leiche, die man nur noch zu begraben hatte. Ehre den großen Todten, aber was ſollen die Mumien im Kreiſe der Lebendigen? Derſelbe Sturmwind, der dieſe morſche Hülle einer veralteten Regierungsform in Staub verwehte, blies dem Volke ſelbſt ein neues friſches Leben ein, und fachte die faſt erſtickten Flammen ſeines Geiſtes wieder an. Das Volk ſtirbt nicht mit ſeinen Inſtitutionen. Es lebt noch in verjüngter Kraft, ſeine Leiden haben es zu großen Anſtrengungen genöthigt, ſeine Ehre geweckt, ſeinen Muth belebt, ſeinen Geiſt geſchärft. Wie das deutſche Volk aus den Revolutionskriegen hervorgegangen, ſteht es wieder kräftiger und würdiger da, als je ſeit drei Jahrhunderten, und was es auch verloren, oder was ihm noch zu wünſchen übrig iſt, es hat die alte Schande geſühnt und friſche vielverſprechende Kraft entwickelt.

Kapitel CCCCXLIX.

Die franzöſiſche Revolution.

Alles vereinigte ſich, um einen Umſturz der Dinge in Frankreich herbeizuführen. Nirgends war die Alleinherrſchaft zu ſolcher deſpotiſchen, türkiſchen Willkühr entartet, als in demſelben Frankreich, das ihre Wiege geweſen. Das Volk erlag unter der Laſt von Abgaben und Dienſte, die es theils dem Hofe, theils dem Adel und der Geiſtlichkeit leiſten mußte, denn dieſe beiden Stände wurden vom Hofe begünſtigt, ſeitdem ſie ſich demſelben knechtiſch unterworfen hatten. Das Volk wurde in ſeinen

Radetzki verſäumte nun keinen Augenblick, ſondern ließ die Lärmkanonen donnern und die Truppen ausrücken.

In dem hiemit beginnenden viertägigen Straßenkampf in Mailand zeigten die Lombarden wenig perſönlichen Muth. Man ſah niemals einen Kämpfer auf den völlig leeren Straßen, außer Soldaten. Die Inſurgenten blieben ſtets hinter bedeckten Fenſtern, Dach- und Kellerlucken verſteckt. Aber jeder Verſuch, in den engen Gaſſen der Stadt vorzubringen, koſtete den Truppen zu vielen Verluſt. Radetzki erkannte es daher für nothwendig, nur die Thore und die Citadelle beſetzt zu halten. Es war aber nicht mehr möglich, alle Truppen zurückzuziehen. Kleinere Abtheilungen blieben abgeſperrt und wurden getödtet oder gefangen. Es regnete unaufhörlich, die vom Kampf ermüdeten Truppen hatten nichts zu eſſen. Man rieth Radetzki, die Stadt von der Citadelle aus zu bombardiren. Aber er wollte die ſchöne Stadt nicht vernichten und wußte auch bereits, daß der treuloſe Karl Albert von Sardinien mit ſeiner ganzen Armee im Anzuge ſey. Gegen dieſen und die empörte Stadt zugleich zu kämpfen, war er zu ſchwach, denn er hatte nur 20,000 Mann beiſammen. Er entſchloß ſich daher in der Nacht des 22., mit allen ſeinen Truppen Mailand zu verlaſſen. Es war eine finſtere, kalte, ſtürmiſche Nacht; ſchweigend zogen die tapfern Truppen, tief in ihre Mäntel gehüllt, ihrem greiſen Führer nach, unbeſiegt. Sie hatten in dem langen Kampf doch nicht mehr als 181 Todte verloren, das Mailänder Volk nur ungefähr eben ſo viel.

Die Mailänder glaubten aber, ihre unüberwindliche Tapferkeit habe die Oeſterreicher in die Flucht geſchlagen, und brachen in einen ungeheuern Jubel aus, während Karl Albert raſch vorrückte. Radetzki nahm eine feſte Stellung zwiſchen dem Mincio und der Etſch, in dem Dreieck, welches die feſten Plätze Mantua, Peschiera und Verona bilden, am Fuß der Gebirge, da wo die große Straße aus Tirol in die Ebene der Lombardei einlenkt. Hier blieb er ſtehen wie angewurzelt, um Verſtärkungen aus Deutſchland an ſich zu ziehen. Die vereinzelten öſterreichiſchen Garniſonen in Brescia, Cremona,

Como, Padua, Treviſo, Udine und einigen andern blieben abgeſchnitten und wurden gefangen. In Brescia wurden 70 Officiere, denen der freie Abzug zugeſichert worden war, geplündert und an Karl Albert ausgeliefert. Dagegen gelangten die Garniſonen von Modena und Monza und ein Theil derer von Brescia und Cremona glücklich zu Radetzki, und die Feſtung Mantua wurde durch den Muth des Commandanten Gorckowski mit geringer Mannſchaft gegen eine Uebermacht von Aufrührern behauptet. Auf die elendeſte Weiſe ging Venedig verloren. Hier kam der Gouverneur, Graf Palffy, um alle Beſinnung, und ebenſo Graf Zichy, dem er den Befehl abtrat. Ohne Noth wurde hier mit dem empörten Volke capitulirt, der tapfere Oberſt Marinowich, der allein Beſonnenheit zeigte, im Stich gelaſſen und vom Pöbel grauſam ermordet. Sämmtliche öſterreichiſche Truppen zogen ab und der radicale Advokat Manin trat an die Spitze der wiederhergeſtellten Republik, am 22. März.

Radetzkis ganze Stärke belief ſich damals auf 30—40,000 Mann. Karl Albert hatte deren 60,000 aus Piemont mitgebracht und 8000 Lombarden ſchloſſen ſich an. Er wäre daher, auch ohne die Hülfstruppen aus Mittel- und Süditalien, die da kommen ſollten, abzuwarten, ſtark genug geweſen, um den weit ſchwächern Radetzki aus ſeiner Stellung bei Verona zu vertreiben. Aber er that es nicht, er blieb vor ihm ſtehen, wochen-, monatelang. Er unterhielt nämlich geheime Verbindungen mit den Revolutionären in Wien und bildete ſich ein, durch Unterhandlungen mit der dort eingeſchüchterten Regierung werde er die Freigebung von ganz Italien ohne Kampf erreichen. In dieſer Erwartung beſtärkten ihn die engliſchen Zwiſchenträger. Sein langes Zögern entſprach aber nicht dem Namen spada d'Italia (Schwert Italiens), den man ihm prahleriſch beilegte.

Die Regierung in Wien war damals in voller Auflöſung. In der Stadt herrſchte eine gemüthliche Anarchie, während ſich ein gewaltiges Volksheer bildete, aus der bürgerlichen Nationalgarde, aus der akademiſchen Legion der bewaffneten Studenten, deren Hauptquartier die Aula war, die ſich durch Techniker, Chirurgen ꝛc.

ergänzten, das große Wort führten, als Lieblinge des Pöbels sich die Polizeigewalt anmaßen durften, selbst aber wieder von Agenten Kossuths, insbesondere von Juden geleitet wurden, ferner aus den nichtdeutschen Freicorps, Polen, Ungarn, Italienern und endlich aus einer großen Masse bewaffneter Arbeiter und Pöbel aller Art. Wien schwärmte wie ein Bienenstock, alle Straßen waren bedeckt mit kolossalen Placaten, in denen zu immer neuen Forderungen aufgereizt wurde. Ueberall stachelten Volksredner die Massen auf. Um von der neuen Preßfreiheit Gebrauch zu machen, wetteiferten eine Menge neue Tagblätter in den frechsten Forderungen, Schmähungen und Verleumdungen. Am 1. April hielten die großen Geldmänner, Rothschild, Sina, Stametz-Mayer ꝛc. eine Conferenz, worin sie beschlossen, der Regierung dringend zu rathen, sie möge Italien freiwillig aufgeben, um den Frieden, den italienischen Markt und die Curse zu erhalten. Mehrere Wiener Blätter nahmen offene Partei gegen Radetzki. Auch unter dem Volk gaben sich die Agenten Kossuths und Mazzinis alle Mühe, für die Italiener Sympathien zu wecken. Aber hier verleugnete sich das deutsche Blut doch nicht. Alle Studenten aus Tirol beschlossen sogleich, den alten Pater Haspinger an der Spitze, nach ihrem bedrängten Vaterlande zu eilen.

Am 4. April entsagte Erzherzog Ludwig der Leitung der Geschäfte und Erzherzog Franz Karl übernahm sie mit eben so schwacher Hand. Graf Ficquelmont wurde Minister. Aber alle diese Aenderungen fruchteten nichts. Kossuth wollte Wien nicht mehr zu Athem kommen lassen. Am 5. wurde dem Erzbischof eine Katzenmusik gebracht mit greulichem Lärm und Geheul. Am folgenden Tage stürmte der Pöbel die Häuser der Liguorianer und Redemptoristen, zerstörte alles und vertrieb die Mönche, selbst die armen Nonnen unter roher Behandlung. Die Katzenmusiken wiederholten sich seitdem fast jede Nacht. Man brachte sie dem päpstlichen Nuntius, dem Fürsten Lichtenstein, hohen Geistlichen und selbst Ministern. Die Anarchie theilte sich mehr oder weniger den Provinzen mit, das deutsche Tirol ausgenommen, welches dem Kaiser unbedingt treu blieb. Nächstdem zeigte sich Mähren ruhig und auch

in Galizien gelang es der polniſchen Agitation nicht, Unruhen zu erregen.

Am gefährlichſten war Ungarn, weil hier Koſſuth nicht blos auf die Losreißung dieſes Reichs von Oeſterreich hinarbeitete, ſondern auch, um dieſen Zweck ſicherer zu erreichen, die Anarchie in Wien ſelbſt permanent zu machen ſuchte. Der ſchwache Kaiſer hatte der großen ungariſchen Deputation am 15. März, der ſogar der junge Palatinus Stephan das Wort geredet, eine Menge Reformen und ſogar ein nationales Miniſterium bewilligt, welchem Graf Batthyanyi vorſtand und in welches Koſſuth für die Finanzen eintrat. Dieſer forderte allgemeines Wahlrecht, Aufhebung des Zehnten und aller Grundlaſten ꝛc., wodurch er der bisherigen Ariſtokratie den Todesſtoß zu geben ſuchte, und verlangte zudem Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn, eine eigene Nationalbank, Ausſchluß alles öſterreichiſchen Papiergelds und das Verbot für ungariſche Truppen, dem Kaiſerhauſe außerhalb Oeſterreich zu dienen. Ein revolutionärer Klub in Peſth und das bewaffnete Volk ſchreckte den Reichstag dergeſtalt, daß er in ſeiner Schlußſitzung, zu der ſich Kaiſer Ferdinand ſelber von Wien hatte herbeilocken laſſen, mit deſſen Zuſtimmung Koſſuths Forderungen volle Geſetzeskraft verlieh, am 11. April. Der bisherige Vorkämpfer aller liberalen Reformen in Ungarn, der edle Szechenyi, ſah in dieſer Ueberſtürzung Ungarns Untergang und verlor den Verſtand. Das Wiener Miniſterium hatte ihn ſchon verloren.

Die Böhmen verlangten ſchon am 28. März eine neue Verfaſſung, die Vereinbarung der früher zu Böhmen gehörigen Länder mit der Krone Böhmen, alle üblichen liberalen Neuerungen und eine möglichſt unabhängige Verwaltung. Profeſſor Palacky in Prag verhinderte in Böhmen die Wahlen zum deutſchen Parlament in Frankfurt, überwarf ſich aber mit Oeſterreich nicht wie Koſſuth, ſondern bot der Regierung in Wien ſeine Unterſtützung an, wenn ſie das ſlaviſche Element im Reiche begünſtigen wolle. In Folge dieſes geheimen Einverſtändniſſes erklärte das Wiener Miniſterium am 21. April, Oeſterreich wolle ſeine Sonderſtellung im deutſchen Bunde

wahren und behalte sich seine endgültige Zustimmung zu allem vor, was etwa in Frankfurt beschlossen werde. Dieser Erklärung folgte am 25. die Verkündigung einer neuen Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat, von welchem Ungarn und Italien einstweilen ausgeschlossen blieben, so daß nunmehr die slavische Nationalität darin überwog. Zugleich wurde Palacky zum Cultminister vorgeschlagen und der Kaiser eingeladen, seine Residenz nach Prag zu verlegen.

Der Ausführung dieses Plans arbeitete aber Kossuth mit allen Mitteln entgegen. Als vollends Graf Latour, ein thatkräftiger Mann, Kriegsminister wurde, erregten Kossuths Agenten wieder eine ungeheure Erhitzung in Wien. Ein Centralausschuß der akademischen Legion, vom Juden Goldmark geleitet, verwarf alles bisher vom Kaiser Bewilligte und forderte eine constituirende Versammlung. Ficquelmont dankte ab. Ein Versuch der andern Minister, den revolutionären Centralausschuß aufzuheben, mißlang. Während Goldmark die Studenten und der Pole Burian den Pöbel in die Waffen rief, trotzte Giskra dem Ministerrath die Bewilligung aller Forderungen ab. Aber am 18. Mai war der Kaiser mit seiner ganzen Familie aus Wien verschwunden und erklärten die Minister, sie hätten abgedankt und wollten nur noch provisorisch im Amt bleiben, bis sie ersetzt würden. Der Kaiser ging nicht nach Prag, sondern nach Tirol. Er war gut berathen, denn er entging somit der böhmischen, wie der ungarischen Intrigue. Wien war nun eigentlich regierungslos und es ging dort toller als je her. Man sprengte aus, Fürst Windischgrätz komme von Prag mit einer Armee, um Wien dem Kaiser wiederzuerobern. Nun baute alles Barrikaden und setzte Wien in furchtbaren Vertheidigungsstand. Aber alles war nur Muthwillen. Die Barrikaden wurden von lüderlichen Dirnen besetzt, die am hellen Tage den schändlichsten Unfug trieben. Der bisherige Centralausschuß erweiterte sich zu einem „Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten." Ihr Präsident wurde der Jude Fischhof, dessen Autorität der Minister von Pillersdorf auch anerkannte, indem er ihn nur um Ruhe und Schonung bat.

In Prag war man über dieſe Wendung der Dinge ſehr erbittert. Die Czechen wollten nun auf eigene Rechnung handeln und beriefen zum 2. Juni einen großen Slavencongreß nach Prag, dem Palacky vorſaß. Prag füllte ſich mit altſlaviſchen Coſtümen. Ueberall hörte man nur ſlaviſch reden und wallte die ſlaviſche Fahne mit den drei Farben wie die franzöſiſche. Zu den Böhmen geſellten ſich hier Galizier, Serben, Polen, ſogar Ruſſen, aber ihre Mundarten waren ſo verſchieden, daß ſie auf ihrem Congreß zur beſſern Verſtändigung deutſch reden mußten. Der gelehrte Schafarik betonte, es handele ſich zunächſt nur um die Czechen, und nicht um den Panſlavismus. Durch den letztern wäre man mit Preußen und Rußland in Conflict gekommen und man wollte nur mit Oeſterreich zu thun haben. Da in Wien kaum noch eine Regierung beſtand, hielten ſich die Czechen für berechtigt, in Prag eine proviſoriſche Regierung zu wählen. Dagegen proteſtirte Pillersdorf von Wien aus und die Czechen konnten nichts erreichen, ſo lange Fürſt Windiſchgrätz als Gouverneur mit öſterreichiſchen Truppen in Prag ſtand. Man erregte Tumult und baute Barrikaden. Kaum hatte Windiſchgrätz ſeinen Palaſt verlaſſen, als ſeine Gemahlin, die ihm aus dem Fenſter nachſah, durch einen Schuß getödtet wurde. Auch ſein Sohn wurde im Straßenkampfe ſchwer verwundet, am 12. Juni. Man unterhandelte ohne Erfolg. Da verließ Windiſchgrätz am 14. die Stadt, aber nur, um ſeine Truppen auf dem Hradſchin aufzuſtellen und von deſſen Höhe herab die Stadt zu bombardiren, und ſchon die erſten Kugeln reichten hin, dem Aufruhr ein Ende zu machen. Die Führer deſſelben entflohen und Prag ergab ſich. Ein erſter Sieg der kaiſerlichen Partei von großem moraliſchen Erfolge.

Gleichzeitig mit den Böhmen hatten die zu Ungarn gehörigen Serben und die Croaten unter ihrem Ban Jelachich gegen Koſſuths Vorgehen proteſtirt. Der Ban ging nach Innsbruck zum Kaiſer, wurde aber nicht gehört, weil die kaiſerliche Regierung damals noch nicht mit Ungarn offen brechen wollte, um nicht noch in größere Noth zu kommen. Koſſuth ſelbſt war ganz damit zufrieden, denn er konnte nun immer noch als ungariſcher Miniſter im Namen des

Kaisers handeln und die noch in Ungarn stehenden kaiserlichen Truppen mußten ihm gehorchen, was die deutschen Offiziere in große Verlegenheit brachte.

Erzherzog Johann kam auf kurze Zeit nach Wien und ersetzte den geängstigten Pillersdorf durch den greisen Diplomaten Wessenberg, dem er neben Latour den liberalen Advokaten Bach als Justizminister und Kraus als Finanzminister beigab. Beim Kaiser in Innsbruck gab sich England viele Mühe, die freiwillige Abtretung der Lombardei zu erlangen, und es war nahe daran, daß sie bewilligt worden wäre, wenn nicht Radetzki von Verona her protestirt hätte.

4.

Radetzki und Windischgrätz.

Karl Albert lag noch immer vor Verona und griff nicht an, weil er hoffte, Oesterreich werde auch ohne ihn in Trümmer gehen. Auch wollte er sich seine Armee erhalten, um das übrige Italien unter sich zu bringen. Dort war alles in Gährung.

Als sich Mailand befreit hatte, brach der Sturm auch in Rom aus. Vergebens wollte der Papst ihn durch eine Verfassung und durch ein weltliches Ministerum beruhigen. Alles waffnete sich und die päpstliche Armee zog unter General Durando dem Sardenkönig zu Hülfe, wogegen der Papst vergebens protestirte. Auch aus Toscana zogen dem Sarden 7000 Mann zu und aus Modena wurde der Herzog vertrieben. Aus Neapel führte Wilhelm Pepe dem Sarden 13,000 Mann zu. Palmerston aber behielt sich seinen Einfluß in Süditalien vor und ließ durch Lord Minto wühlen und Freischaren aus Sicilien hinüber kommen, die am 15. Mai einen furchtbaren Tumult in der Stadt Neapel erregten. Aber die vier Schweizerregimenter des Königs reichten hin, den ganzen Aufruhr niederzuschlagen.

Unterdeß zog Radetzki nur mühſam kleine Verſtärkungen an ſich. Ein Verſuch der Italiener, ihm in den Rücken zu kommen, wurde am 18. April durch die tapfern Tiroler Bauern abgeſchlagen. Durch Latours Fürſorge hatte Nugent 13,000 Mann am Iſonzo zuſammen gebracht und ſuchte zu Radetzki zu ſtoßen. Karl Albert verſäumte, ihn aufzufangen, griff zum erſtenmal am 6. Mai bei St. Lucia Radetzkis Vorpoſten an und wurde mit großem Verluſt zurückgeſchlagen, ſo daß Nugents Corps ſich bald nachher mit Radetzki vereinigen konnte. Der letztere war nun ſchon ſtark genug, um angriffsweiſe vorzugehen. Mit einem gewaltigen Stoße zertrümmerte er das toscaniſche Hülfscorps bei Curtatone, erlitt aber am folgenden Tage ſelbſt eine Schlappe bei Gaito, wo Fürſt Felix Schwarzenberg verwundet wurde. Damals erhielt Radetzki vom Kaiſer aus Innsbruck Befehl, dem König Karl Albert einen Waffenſtillſtand anzutragen, welchem ſodann ein Friedensſchluß im Sinn Palmerſtons hätte folgen ſollen. Aber Radetzki faßte den großherzigen Entſchluß, nicht zu gehorchen, ſondern den verwundeten Fürſten Felix mit einem Schreiben an den Kaiſer zu ſenden, worin er denſelben dringend bat, den Muth nicht zu verlieren. Fürſt Felix benutzte ſeine Anweſenheit in Innsbruck vortrefflich und ihm nächſt Radetzki verdankt Oeſterreich ſeine Rettung.

Die kleine Feſtung Peschiera mußte ſich nach tapferer Gegenwehr aus Hunger dem Sarden ergeben und dieſer konnte verſuchen, den Weg durch Tirol nach Verona durchzuſchlagen. Deshalb ſicherte ſich Radetzki den zweiten Verbindungsweg, auf dem Nugent gekommen war, überfiel Durando in Vicenza und zwang ihn zu capituliren. Nun kamen auch noch 12,000 Oeſterreicher unter Welden von Baſſano her, beſetzten Padua und verſtärkten die Beſatzung in Ferrara. Karl Albert belagerte unterdeß eifrig Mantua, was ihm ein guter Stützpunkt geworden wäre. Nun aber fiel Radetzki über ihn her. In der Nacht auf den 23. Juli bei einem ſchrecklichen Gewitter brachen die Oeſterreicher auf und erſtürmten am Morgen, als die Sonne wieder heiß brannte, die verſchanzte Stellung des Feindes bei Cuſtozza. Die dort zurückgelaſſene öſterreichiſche Brigade wurde

aber am andern Tage von feindlicher Uebermacht wieder hinab geworfen. Beide, sowohl Radetzki als Karl Albert suchten mit ihrer Hauptmacht einander, wo sie nicht waren, und kamen sich gegenseitig in den Rücken, bis sie einander am 25. wieder bei Custozza trafen. Es war eine Hitze von 28 bis 30 Graden und viele Soldaten starben am Sonnenstich. Die Oesterreicher stürmten aber unwiderstehlich vorwärts und nach verzweifelter Gegenwehr erlitt Karl Albert eine schreckliche Niederlage. Seine geschlagene Armee wagte nur noch einmal einen kurzen Widerstand in Cremona und konnte sich auch in Mailand nicht halten. Hier wurde er vom wüthenden Pöbel insultirt und floh. Schon am 6. August zog Radetzki an der Spitze seines siegreichen Heeres in stillem Triumphe in Mailand wieder ein, ließ aber Gnade für Recht ergehen und gewährte auch dem Sarden den erbetenen Waffenstillstand und Schonung seiner Grenzen. Oesterreich mußte damals zufrieden seyn, nur das Verlorene wieder gewonnen zu haben.

Radetzkis Sieg führte unmittelbar zu einer Annäherung Lord Palmerstons an den russischen Kaiser unter Vermittlung des russischen Gesandten in London, Baron Brunnows. Palmerston ergrimmte, daß Radetzki seinen italienischen Plan durchkreuzt hatte, fand Frankreich keineswegs gewillt, sich gegen Oesterreich hetzen zu lassen, ergriff daher gern die dargebotene Hand Rußlands. Von dieser Zeit an nahm er mehr Partei für die Dänen gegen das deutsche Interesse in Holstein und Schleswig, und gestattete den Russen auch, was ihnen in den Donaufürstenthümern zu thun beliebte. Auch hier gab es eine Revolte gegen den Hospodar der Moldau, Fürst Sturdza, der seine Würde in Constantinopel und Petersburg erkauft hatte und unter russischem Schutz die schnödeste Tyrannei übte, aber russische Truppen schützten ihn.

In Wien blieb unterdeß das Volk Meister und Kossuth mit der ganzen Macht Ungarns stand ihm zur Seite. Wien war im Sommer von fast allen Reichen und Vornehmen verlassen. Der Sicherheitsausschuß und die Aula herrschten neben dem Ministerium und Reichstag fort. Die constituirende Nationalversammlung war

am 22. Juli noch von Erzherzog Johann eröffnet worden. Gleich der berliner enthielt sie eine Menge Mittelmäßigkeiten und Verschrobenheiten und wurde von den Klubs und vom Straßenpöbel terrorisirt. Aus Besorgniß, die Slaven könnten die Mehrheit erlangen, ließen sich viele Deutsche lieber von Kossuth mißbrauchen. Uebrigens herrschte anfangs in der Versammlung dieselbe Mäßigung, wie in der Stadt, denn Kossuth gebot damals Ruhe, um den Kaiser nach Wien zurückzulocken. In Innsbruck stand derselbe zu sehr unter dem Einfluß des Muthes, der aus Radetzkis Lager kam. Man wollte ihn daher wieder in Wien haben, um seiner Schwäche alles abtrotzen zu können.

Kaiser Ferdinand kehrte wirklich am 12. August nach Wien zurück, und am 24. löste die Regierung den Sicherheitsausschuß auf, der auch keinen Widerstand leistete. Dagegen bestätigte der Kaiser die vom Reichstag beschlossene Aufhebung des ländlichen Unterthanenverbandes und Entlastung alles bäuerlichen Besitzes.

Kossuth hatte am 22. Juli im ungarischen Reichstag die Aushebung von 200,000 Mann Nationaltruppen (Honveds) und das Ausgeben von 42 Millionen Gulden in Papiergeld (die berüchtigten Kossuthnoten) durchgesetzt, um sich eine Macht zu schaffen, mit der er nöthigenfalls dem Kaiser würde widerstehen können. Aber er legte den größten Werth darauf, daß seine Truppen im Namen des Kaisers die Serben als Rebellen gegen den Kaiser behandelten. Dieser blutige Kampf war im Banat seit dem Juli aufs heftigste entbrannt. Die Serben fochten, gleich den alten Hussiten, auf und hinter ihren beweglichen Wagenburgen. Von beiden Seiten wurden die gräßlichsten Grausamkeiten verübt. Die Serben zeichneten sich durch die lange Vertheidigung von Szent-Tamas und durch mehrere Siege aus, bis im August ihr Lager bei Perlaß von dem ungarischen General Kiß gesprengt wurde. Aber nun brach Jellachich mit einem starken Croatenheer von Agram auf und überschritt die Donau, um wirklich im Namen des Kaisers die Ungarn zu züchtigen, die nur zum Schein in seinem Namen handelten.

Das bewog Kossuth, eine große Deputation von 150 ungari-

heiligſten Rechten gekränkt, und nicht nur ſein Eigenthum, ſondern auch ſeine Freiheit und ſein Leben den Launen des gekrönten Deſpoten, ſeiner Weiber und Günſtlinge und der Beamten Preis gegeben. Das Volk wurde in ſeiner Ehre tief verletzt, denn wer zum ſogenannten dritten Stande, den Bürgern und Bauern, gehörte, war in den Augen des Adels und der Geiſtlichkeit ein verächtlicher Sklave, den man bei jeder Gelegenheit ſeine Niedrigkeit fühlen ließ. Die Regierung machte ſich durch dieſes Syſtem natürlich eben ſo verhaßt, als gefürchtet, aber ſie machte ſich zu ihrem Unglück auch verächtlich durch die ärgerlichſte Liederlichkeit, die vom Hofe ausging und die höhern Stände verpeſtete. Sie machte ſich endlich auch arm und hülflos durch ungeheure Verſchwendungen, und durch eine höchſt ungeſchickte Verwaltung, indem das Steuerruder der höchſten Gewalt, das immer eines großen Mannes bedarf, unter Ludwig XV den Weibern und ihren untüchtigen Günſtlingen in die Hände fiel.

In demſelben Frankreich griff zugleich, und namentlich im dritten Stande, die neue gelehrte und philoſophiſche Bildung früher und ſchneller um ſich, als in allen übrigen Ländern, indem ſie anfangs vom Hofe ſelbſt ausgegangen war. Dieſer Geiſt der Unterſuchung, das Aufklären, das Verſpotten des Alten mußte nothwendig auch dahin führen, daß man die Regierung ſelber prüfte, ihre Fehler aufklärte und verſpottete. Man wagte ſich mit keckem Witz an die heiligſten Gegenſtände der Religion, warum nicht auch an die Gegenſtände der Politik und der Regierung? Und der Witz des Volks wurde noch dadurch geſchärft, daß es in einem täglichen unerträglichen Druck lebte. Der dritte Stand fand einen Troſt darin, ſich an den Mishandlungen der höhern Stände durch treffenden Spott zu rächen.

ſchen Herren nach Wien zu ſchicken, um dem Kaiſer zu ſchmeicheln, da es aber mißlang, entfernten ſich die Deputirten und pflanzten, indem ſie das Dampfſchiff beſtiegen, welches ſie nach Peſth zurückbrachte, die rothe Fahne auf.

Eine zweite große Deputation, die Koſſuth nicht mehr an den Kaiſer, ſondern an die Nationalverſammlung in Wien ſchickte, wurde von der letztern nicht angenommen, fraterniſirte aber mit dem demokratiſchen Verein und gab die Looſung: Wien muß mit Ungarn ſiegen oder untergehen! Fröbel befand ſich ſchon in der Mitte der Wiener Demokraten, der Hauptredner jener Tage aber war der Jude Tauſenau, Koſſuths Agent. Man wollte die Bauern ins Intereſſe ziehen, durch ſie das Volksheer verſtärken. In Schaaren wurden ſie nach Wien gelockt, um am 24. dem Abgeordneten Kublich, der am meiſten für die Bauernemancipation gethan, einen Fackelzug zu bringen. Auch diesmal hielt Tauſenau wieder eine Rede zum Volk gegen die Reaktionäre und ſchloß mit den Worten: die Hunde müſſen alle hängen! Koſſuth ſoll damals ausgerufen haben: eine Million für eine neue Revolution in Wien! Gewiß iſt, daß er viel Geld ausgab. Durch Pulszki empfingen die Juden Tauſenau und Goldmark damals Geldſummen von ihm. Auch an die Studenten wurde Geld vertheilt. Als derjenige aber, den man wegräumen müſſe, wurde der Miniſter Latour bezeichnet, weil Koſſuth fürchtete, derſelbe werde außer den Croaten bald auch deutſche und böhmiſche Truppen gegen Ungarn ſchicken.

Ein Verſuch des Erzherzog Palatinus Stephan, den Krieg aufzuhalten, mißlang. Er begab ſich in das ungariſche Heerlager bei Ofen, die Ungarn litten aber nicht, daß er ins Lager der Croaten gehe, wohin ihn Jellachich zur Unterhandlung eingeladen hatte, und da er endlich begriff, daß er nur zu lange von Koſſuths Partei mißbraucht worden, legte er ſein Amt nieder und ging nach Wien, am 21. September. Der Kaiſer aber ernannte den General Grafen Lamberg zu ſeinem Statthalter in Ungarn. Batthyanyi und ſein gemäßigter Anhang beſchloß in Koſſuths Abweſenheit, den neuen Statthalter anzuerkennen und mit Jellachich einen Waffenſtillſtand

abzuschließen. Kossuth kam aber zurück, widerrief Batthyanyi's Maßnahme und schwur dem Grafen Lamberg statt Gehorsam Tod. Als der arme Statthalter nun über die Donaubrücke fuhr, kam ihm schon ein Schwarm Sensenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und schlachtete ihn auf grausame Weise ab, während er wie erstaunt zu seiner Rechtfertigung das kaiserliche Schreiben noch hoch emporhielt, am 28. September. Nun war keine Versöhnung mehr möglich. Batthyanyi floh nach Wien. Die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Ban stoßen sollten, wurden von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen.

Die Revolution in Wien, durch die sich Kossuth decken wollte, brach am 6. October aus. Ein Grenadierbataillon sollte von Wien zur Unterstützung des Ban abmarschiren, wurde aber durch Geld, Wein und Mädchen zur Insubordination gebracht. Als es dennoch, von andern Truppen begleitet, marschiren mußte, warfen Arbeiter, Nationalgarden und Studenten Barrikaden vor ihnen auf, zertrümmerten eine Eisenbahnstrecke und begannen offenen Kampf an der Taborbrücke, wo sie ein Paar Kanonen wegnahmen, den General Breby und Oberstlieutenant Klein tödteten. Ein loyaler Theil der Nationalgarde hatte den Stephansthurm besetzt, damit nicht Sturm geläutet werde, die Garden aus den Vorstädten aber stürmten gegen sie an und es gab ein Blutbad in der Kirche. In andern Theilen der Stadt wurde das Militär angegriffen; der Palast des Fürsten Windischgrätz demolirt, das Zeughaus bedroht. Da verständigte sich der Reichstag unter Strobachs Vorsitz mit den im Kriegsministerium versammelten Ministern um freiwilligen Abzug der etwa 10,000 Mann starken Truppen unter dem Grafen Auersperg aus der Stadt, wogegen sich der Reichstag verpflichtete, die Minister zu schützen. Die Abgeordneten Borrosch, Schmolka und Goldmark übernahmen persönlich diesen Schutz. Kaum aber zog das Militär ab, so wälzten sich wüthende Schaaren gegen das Kriegsministerium. Die Compagnie Grenadiere, welche hier noch stand, hatte Befehl, nicht zu feuern. In ihrer Gegenwart nun stürmte der Pöbel ins Innere des Hauses, aus dem sich die übrigen Mi-

niſter noch zeitig genug entfernt hatten, und ſuchte Latour. Man hatte ihn verleugnet, aber Goldmark verſicherte den Pöbel, er ſey noch da. Der unglückliche Miniſter wurde nun geſucht, aus einem Winkel hervorgezogen und zuerſt von einem Ungarn mit einem Hammer auf den Kopf geſchlagen, dann mit unzähligen Schüſſen, Hieben und Stichen zerfetzt und im Hofe an den Laternenpfahl aufgehängt, noch den ganzen Tag hindurch umheult vom raſenden Pöbel, der nicht aufhören wollte, die Leiche zu ſchänden.

Ein Volkshaufe drang auch in die Nationalverſammlung ein. Präſident Strobach und faſt alle böhmiſchen Abgeordneten, die der Pöbel mit Tod bedrohte, entflohen. Schmolka nahm den Präſidentenſtuhl ein und die Verſammlung erließ eine Proclamation, worin Latours Mord nur als ein „Act ſchrecklicher Selbſthülfe des Volks" bezeichnet und eine allgemeine Amneſtie verheißen wurde. Taufenau ließ durch den Studentenausſchuß vom Kaiſer die Zurücknahme aller gegen Ungarn beſchloſſenen Maaßregeln fordern. Dieſes Actenſtück verrieth den ganzen Zweck des Aufruhrs. Nicht nur Pulszki, auch Batthyanyi war den ganzen Tag mit Geldſpenden beſchäftigt, im engſten Verkehr mit dem demokratiſchen Verein, der vom Sperl aus den ganzen Aufruhr lenkte. Auch Bach und Weſſenberg ſollten ermordet werden. Die ganze Nacht hindurch wurde erſt das bürgerliche, dann das kaiſerliche Zeughaus vom Volk geſtürmt, zum Theil verbrannt. In letzterem wehrte ſich eine kleine Abtheilung Truppen unter Hauptmann Kaſtell aufs tapferſte und erhielt am Morgen freien Abzug. Die herrlichſten Waffen aller Zeit, Denkmäler des Ruhmes, wurden hier geſtohlen.

Der Kaiſer flüchtete nach Olmütz, von wo aus er gegen die Wiener proteſtirte und ihn die Nähe ſeines Feldherrn Windiſchgrätz ſchützte. Graf Auerſperg aber bezog ein Lager auf den Höhen von Belvedere bei Schönbrunn, während Jellachich von Raab aus, bis wohin er gekommen war, plötzlich ſich umwandte und dem bedrängten Wien zuzog, Windiſchgrätz in Prag aber gleichfalls Anſtalten traf, um mit aller ſeiner Macht gegen Wien aufzubrechen. Auch die böhmiſchen Abgeordneten proteſtirten gegen die Wiener

Vorgänge. Waren nun in Wien auch zahlreiche Streitkräfte gehäuft, so fehlte es doch an einheitlicher Leitung und an einer hinlänglichen Befestigung der Stadt. Ein Reichstagsausschuß, ein Studentenausschuß, ein demokratischer Verein, der neue Gemeinderath, das Hauptquartier des neugewählten Obercommandanten Messenhauser (eines schreibseligen Wiener Poeten) machten einander die Oberleitung streitig und alles redete, rieth und befahl durch einander. Messenhauser überließ die Anstalten zur Vertheidigung zu treffen dem polnischen Flüchtling, General Bem, und den Oberbefehl über die Artillerie einem andern polnischen Offizier, Jellowicky. Robert Blum hielt eine donnernde Rede in der Aula, worin er (Danton nachahmend) zum schonungslosen Morde aller „innern" Feinde in Wien selbst aufforderte. Wiener Blätter erklärten sich freimüthig dagegen und nannten es eine ehrlose Zumuthung. Auersperg vereinigte sich mit Jellachich, beide cernirten Wien so gut als möglich, warteten aber erst Windischgrätz ab, ehe sie den eigentlichen Angriff begannen. Je länger nun die Entscheidung auf sich warten ließ, je mehr gänzliche Einsperrung und Hungersnoth drohte, um so bänger wurde allen denen ums Herz, die nur renommirt hatten. Die akademische Legion löste sich bis auf ein schwaches Bataillon unvermerkt auf. Eine Menge bisheriger Schreier verschwand spurlos. Taufenau ging mit einer Summe Geldes durch, die ihm anvertraut worden war, um dem hungernden Volke Lebensmittel anzuschaffen.

Am 16. Oct. wurde Fürst Windischgrätz zum Oberbefehlshaber ernannt und am 20. erklärte er Wien in Belagerungsstand. Ein Versuch der vom Reichsverweser und dem Frankfurter Parlament zur Vermittlung entsendeten Reichsboten Welcker und Mosle mißlang gänzlich. Windischgrätz hatte 30,000, Jellachich 35,000, Auersperg 15,000 Mann. Der erste Kampf entbrannte am 23. und blieb unentschieden; erst am 28. erfolgte der Hauptangriff. Der Kampf war äußerst hartnäckig, besonders an der Jägerzeile und in der Leopoldstadt. Viele Häuser brannten ab, bis es den Truppen gelang, hinter die Barrikaden zu kommen. Am 29. erklärte Mes-

senhauser, die Munition sey ausgegangen, die Stadt lasse sich nicht länger halten. Da legte ein großer Theil der Nationalgarde die Waffen nieder und die Aula löste sich auf. Bem und Pulszki waren schon entwischt. Am Morgen des 30. forderte sowohl Messenhauser, als der Gemeinderath jedermann zur Niederlegung der Waffen auf. Aber Robert Blum und Fröbel hockten hoch oben auf dem Stephansthurm und forschten mit Fernröhren nach der ungarischen Armee, die jetzt noch, in der letzten Stunde, den Wienern zu Hülfe kam. Moga rückte an der Schwechat vor. Man sah vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen. Da wurde ganz Wien allarmirt, zu den Waffen gerufen, an Messenhausers Stelle der noch unfähigere Fenneberg, ein früher aus der österreichischen Armee ausgeschiedener Lieutenant, zum Oberbefehlshaber ernannt und der Kampf erneuert. Nach kurzer Kanonade aber zog sich das ungarische Heer vor Jellachich schon wieder zurück. Da sank den Wienern der Muth. Am 31. schossen die Soldaten das Burgthor zusammen und drangen unaufhaltsam ins Innere der Stadt ein, aller Widerstand hörte auf.

Windischgrätz benahm sich großmüthig und ließ nur wenige Opfer fallen, so Jellowicky, Messenhauser und Blum, der am 9. November, trotz der von ihm behaupteten „Unverletzlichkeit als deutsches Reichstagsmitglied," in der Brigittenau erschossen wurde. Fröbel sollte gehenkt werden, Windischgrätz ließ ihn aber als unbedeutend springen. Die constituirende Versammlung mußte nach Kremsier pilgern. In Olmütz erfolgte damals ein zur Rettung der Monarchie unerläßlich gewordener Umschwung. Am 24. November trat der kühne, nichts fürchtende Fürst Felix Schwarzenberg an die Spitze des Ministeriums mit Bach, Krauß, Stadion, Bruck und Cordon, und am 2. Dezember legte Kaiser Ferdinand die Krone, die ihm zu schwer geworden war, freiwillig nieder und trat sie, da sein Bruder Franz Karl entsagte, dessen Sohn, dem jungen Erzherzog Franz Joseph ab.

Die Vorgänge in Wien übten den stärksten moralischen Rückschlag auf Berlin. Hier ließ schon am 4. November der König den General Grafen von Brandenburg (Sohn Friedrich Wilhelms II.),

ein neues Ministerium bilden und befahl am 8., die constituirende Versammlung solle sich nach der Stadt Brandenburg begeben. Sie protestirte. Allein am 10. rückte General Wrangel an der Spitze zahlreicher Truppen plötzlich in Berlin ein und — fand nicht den mindesten Widerstand. Die Demokraten waren klug genug, einen Kampf nicht zu wagen, in welchem sie sicher unterlegen wären. Die linke Seite der Versammlung mit ihrem Präsidenten Unruh vereinigte sich, nachdem ihr der Ständesaal verschlossen worden, noch einigemal an andern Orten und verweigerte die Steuern, mußte sich aber doch bequemen, nach Brandenburg zu gehen. Hier wollte sie noch Scandal machen, aber schon am 5. löste der König die ganze Versammlung auf, octroyirte eine schon vorbereitete Verfassung mit zwei Kammern und schrieb Neuwahlen aus.

5.

Die Unterwerfung Ungarns und Italiens.

Fürst Windischgrätz führte die kaiserliche Armee trotz des nahen Winters nach Ungarn und Kossuth war so klug, ihm ohne Schlacht auszuweichen, weil die Jahreszeit ihm bald verderblich werden mußte. Er gab sogar Pesth auf, von wo er die ungarische Krone mitnahm. Inzwischen hatte er eine bedeutende Kriegsmacht und vertraute den Oberbefehl darüber dem Polen Dembinski, während ein anderes Armeecorps unter Arthur Görgey (einem geschickten Chemiker und noch geschickteren General) zwar gegen Windischgrätz focht, aber immer noch im Namen des abgedankten Kaisers, den man als Ferdinand V. für den allein rechtmäßigen König von Ungarn erklärte. Görgey machte einen glänzenden Rückzug bei 20 Grad Kälte durch die Gebirge, um sich mit Dembinski zu vereinigen. Der letztere aber ließ sich am 28. Februar 1849 in einer Hauptschlacht bei Kapolna schlagen. Dagegen erfocht Görgey wenige Tage später wieder einen kleinen Sieg. In Siebenbürgen bekämpfte der Pole Bem mit

den magyarischen Szeklern die Kaiserlichen unter Puchner und zugleich die Russen unter Lüders, die jenen von der Walachei her zu Hülfe kamen, mit genialer Ueberlegenheit und warf sie aus den Bergen hinaus.

Nicht nur Kossuth, sondern auch Palmerston bestürmten damals den König Karl Albert, die Oesterreicher noch einmal anzugreifen, um den Ungarn Luft zu machen. Er that es, hatte schon wieder 80 bis 90,000 Mann beisammen und gab ihnen den Polen Chrzanowski zum Befehlshaber, unter dem auch Ramorino ein Commando erhielt. Am 16. erklärte Karl Albert den Krieg, aber schon am 18. zog ihm der greise Radetzki, der 60 bis 70,000 Mann befehligte, von Mailand aus entgegen, fiel ihm in die linke Flanke und zertrümmerte ihm am 23. sein ganzes Heer bei Novara. Von diesem Blitzschlag getroffen legte Karl Albert sogleich seine Krone nieder und entwich voll Scham nach Portugal, wo er bald darauf gestorben ist. Sein Sohn und Nachfolger Victor Emanuel II. schloß sogleich einen Waffenstillstand, den ihm auch Radetzki wie den frühern und aus dem gleichen Grunde gewährte. In Brescia waren österreichische Soldaten und Offiziere vom empörten Volk grausam ermordet worden. Feldzeugmeister Graf Haynau (ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen) eroberte die Stadt und nahm blutige Rache. Ramorino, der seine Truppen schlecht geführt hatte, wurde kriegsrechtlich erschossen.

So war die italienische Diversion zu Gunsten Ungarns mißlungen. Aber die Ungarn selbst siegten unter Görgey und Perczel auf den beiden Flügeln und zwangen dadurch das Centrum unter Windischgrätz zum Rückzug. An die Stelle des letztern trat Welden, richtete aber eben so wenig aus. Ofen wurde von Görgey erstürmt und der tapfere Commandant Henzi (ein Schweizer) mit der kroatischen Besatzung niedergehauen. Kossuth und der ungarische Reichstag erklärten in Debreczin das Haus Lothringen-Habsburg für abgesetzt und proclamirten die Republik.

Unterdeß hatte Kaiser Nicolaus, dessen Truppen noch immer in der Walachei standen, die europäische Verwirrung klug benutzt,

um dem Sultan am 1. Mai den Vertrag von Balta-Liman abzuzwingen. Darnach sollte Rußland das Recht haben, Truppen in die Donaufürstenthümer zu schicken, und in denselben sollte nichts geändert werden, ohne Rußlands Zustimmung. Lüders wurde verstärkt, daß er Bem endlich aus Siebenbürgen hinauswerfen konnte. Paskiewitsch aber mußte mit 80,000 Mann an die galizische Grenze rücken und Kaiser Nicolaus selbst kam mit dem jungen Franz Joseph in Warschau zusammen und bot demselben seine Hülfe an, weil weder Preußen noch das ohnmächtige deutsche Parlament helfen wollten und konnten. Denn wie viel man auch von einer deutschen Nationalpolitik schwatzte, so gab es doch keine. Haynau, der an Weldens Stelle den Oberbefehl erhielt, mißbilligte die russische Einmischung und wäre gar zu gern allein mit Ungarn fertig geworden, ehe die Russen kamen. Er schlug Görgey bei Comorn zurück und nachher auch das Hauptheer Dembinskis bei Sponwek am 5. August und noch einmal am 9. bei Temeswar, in welcher Festung die tapfere österreichische Besatzung unter Rukuwina nach langer Belagerung endlich entsetzt wurde. Görgey kam zu spät, um Dembinski zu retten, welcher jetzt mit Kossuth und Bem in die Türkei entfloh, weil eben auch das große Heer der Russen heranzog. Görgey nun mit dem Rest der Ungarn, noch 23,000 Mann stark, ergab sich freiwillig den Russen bei Vilagos am 13. August. Das Ganze sah wie eine Komödie aus, bei der sich Russen und Ungarn, gemeinschaftlich an der Tafel sitzend, auf Kosten der Oesterreicher lustig machten.

Das erklärt und rechtfertigt den Zorn Haynaus, der eine Anzahl ungarischer Generale (Vecsey, Aulich ꝛc.) in Arad hängen, andere (Kisz, Lazar ꝛc.) erschießen ließ, um zu beweisen, daß er Herr in Ungarn sey und nicht Paskiewitsch, der an den Kaiser Nicolaus schrieb: „Ungarn liegt Eurer Majestät zu Füßen.“ General Klapka kapitulirte in Comorn und erhielt freien Abzug, Görgey unter russischer Vermittlung einen freien Aufenthalt in Grätz. Kossuth ging aus der Türkei nach England, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Haynau wurde, hauptsächlich aus Rücksicht auf

Rußland, entlassen, war so unklug, ebenfalls nach England zu reisen und wurde in London vom Pöbel mißhandelt. Ungarn verlor seine alte Verfassung, seinen Reichstag, womit indeß auch die Zollschranken und manche alte Mißbräuche wegfielen. Es waren gewaltsame, aber auch nur provisorische Zustände. Wenn alle notorischen Mißbräuche, sowohl die österreichischen, als die magyarischen wegfielen, konnte für Ungarn nichts ersprießlicher seyn, als mit Deutschland verbunden zu bleiben, welches seine Rechte jedenfalls mehr achtet, als es Rußland thun würde.

Die Siege Oesterreichs blieben nicht ohne Folgen für Mittelitalien. Der Papst hatte sich in der Noth ein liberales Ministerium gefallen lassen, jetzt aber ernannte er im Einverständniß mit Frankreich den früheren französischen Gesandten Rossi, einen italienischen Flüchtling, der durch sein großes Talent in Paris zu Ansehen gelangt war, zu seinem ersten Minister. Da waren die Mazzinisten schnell bei der Hand und erdolchten ihn. Der Pöbel stürmte den Palast des Papstes, zwang ihn, ein Mazzinistisches Ministerium zu ernennen und seine treuen Schweizer zu entlassen. Man bewachte den Papst streng, doch wurde derselbe in der Nacht des 25. November 1848 durch den bayrischen Gesandten Grafen Spaur heimlich in dessen Wagen gebracht und entkam glücklich nach der neapolitanischen Festung Gaëta. Die Einladung nach Frankreich wies er ab, um frei zu bleiben. Die ganze königliche Familie von Neapel besuchte ihn und empfing seinen Segen. Unterdeß zog Garibaldi an der Spitze einer großen Freischaar in Rom ein, wohin auch Mazzini ging, um am 5. Februar 1849 eine constituirende Nationalversammlung zu eröffnen, welche den Papst absetzte und die römische Republik proclamirte. Auch der Großherzog von Toskana wurde vertrieben. Als jedoch Karl Albert zum zweitenmal von Radetzki besiegt war, trat sein Nachfolger Victor Emanuel selbst den Mazzinisten entgegen, die sich in Genua gegen ihn empört hatten, während Oesterreicher unter d'Aspre den Großherzog in Florenz wieder einsetzten und unter Wimpfen Bologna und Ancona einnahmen, im Mai und Juni.

In Rom ſelbſt kamen die Franzoſen den Oeſterreichern zuvor, denn ſchon am 25. April landeten ſie unter General Oudinot in Civitavecchia, und drei Tage ſpäter landeten auch einige tauſend Spanier, die dem Papſt helfen ſollten, zu Terracina und der König von Neapel rückte gleichfalls gegen Rom vor. Oudinot nahm ſeine Aufgabe aber etwas zu leicht, ging mit zu wenig Mannſchaft gegen Rom vor und wurde am 30. April von Garibaldis Freiſchaaren von den Mauern Roms zurückgeſchlagen. Das bewog den König von Neapel, auch ſeine Truppen wieder zurückzuziehen. Oudinot ging einen Waffenſtillſtand ein, um ſich unterdeß zu verſtärken, während der franzöſiſche Geſandte, von Leſſeps, in Rom unterhandelte und den Republikanern weiß machte, es ſey nicht die Abſicht der franzöſiſchen Republik, ihnen das Joch des Papſtthums wieder aufzulegen. Als aber Oudinot ſtark genug war, wurde Leſſeps desavouirt und der Angriff auf Rom begann mit ſolcher Energie, daß ſich die Stadt, trotz Garibaldis heldenmüthiger Vertheidigung, am 4. Juli ergab. Er hatte den Angriff hauptſächlich von der Villa Pamphili aus begonnen. Von den Vertheidigern war die ſchöne Villa Borgheſe zerſtört worden. Garibaldi zog mit ſeiner tapfern Schaar von Rom ab und entkam den Oeſterreichern glücklich über St. Marino, in deſſen Nähe er ſich nach Genua einſchiffte. Mazzini entkam ebenfalls. Sobald Oudinot einmarſchirt war, ſetzte er eine Verwaltung im Namen des Papſtes ein. Die Spanier durften ſich in Rom nicht blicken laſſen und ſpielten eine überflüſſige Rolle, ſo lange ſie an der Küſte ſtehen blieben. Der Papſt ſelbſt blieb aber in Gaëta und bezeugte keine Luſt, ſeine erhabene Perſon dem Schutz der franzöſiſchen Bajonnette zu unterſtellen.

Venedig hatte ſich, durch ſeine Lage im Meere begünſtigt, äußerſt hartnäckig gegen die Angriffe der Oeſterreicher ſeit dem Sommer 1848 vertheidigt. Eine Zeitlang wurde es von der See her durch die ſardiniſche Flotte unterſtützt, welche zu vertreiben die öſterreichiſche Marine zu ſchwach war. Venedig war durch eine eben erſt gebaute prachtvolle Eiſenbahnbrücke mit dem Feſtland verbunden, aber durch den ſtark befeſtigten Brückenkopf, das Fort Malghera,

Endlich lernten die Franzoſen viele Beiſpiele von Völkern kennen, welche ſich gegen unverdiente Tyrannei empört hatten, und verliebten ſich in dieſe Beiſpiele. Die Namen der Griechen und Römer, welche das Joch der Tyrannen abgeworfen, gingen von Mund zu Munde, und die Kinder lernten ſie ſchon auswendig. Man erinnerte an die Schweizer, an die Holländer, an die Engländer, welche ſich ein Jahrhundert vorher eine freie Verfaſſung erzwungen hatten. Am mächtigſten aber wirkte das Beiſpiel der Nordamerikaner, die ſich im Jahr 1783 von ihrem Mutterland, England, losriſſen, und eine freie Republik gründeten. Der franzöſiſche Hof ſtand aus Politik dieſen neuen Republikanern bei, um England zu ſchwächen, und viele Franzoſen fochten unter der Fahne der Freiheit, und brachten die Grundſätze derſelben mit nach Frankreich zurück. Durch alles dieſes kam eine Gährung in das Volk der Franzoſen, das von Natur raſch und feurig iſt, und alles Neue liebt. Die erſte Gelegenheit mußte dieſe Gährung zum Ausbruch bringen.

Auf den verſchwenderiſchen und wollüſtigen Ludwig XV folgte Ludwig XVI, ein gebildeter, frommer, wohlwollender Fürſt, der in einer minder bewegten Zeit ſein Volk glücklich gemacht haben würde, der aber zu wenig Kraft beſaß, um die verjährten Uebel geſchickt genug auszurotten, bevor das Volk zur Gewalt ſchritt. Er hatte eine öſterreichiſche Prinzeſſin, Maria Antoinette, geheirathet, und gleich bei ſeinem Regierungsantritt einige treffliche Verordnungen zu Gunſten des dritten Standes gemacht, zum Zeichen, daß er nach außen und nach innen nur Wohlwollen und Frieden beabſichtige. Er kannte aber die traurige Lage des dritten Standes nicht in ſeinem ganzen Umfange, wählte zu ſchwache und höfiſche Miniſter, und war zu gutmüthig und ſorglos,

geschützt. Die Belagerung wurde durch die sumpfigen Lagunen und ihre ungesunde Ausdünstung ungemein erschwert, so daß es erst am 27. Mai 1849 gelang, Malghera zu erobern, indem man es in einen Schutthaufen verwandelte. Von hier aus aber bedurfte es noch unsäglicher Mühe, um dem Brückendamm entlang einige Fortschritte zu machen und mit kunstreich verstärkten Projectilen endlich die Stadt zu erobern, die nun durch das Bombardement und zugleich durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde, am 22. August. Im Innern hatte während der langen Belagerung der Advokat Manin inmitten einer gemeinen Demokratie geherrscht. Nur wenige Tage lang hatte sich Venedig bequemt, gleich Mailand dem Könige von Sardinien zu huldigen. Als dieser geschlagen war, stellte Manin augenblicklich die Republik wieder her. Die Capitulation war von Seiten Oesterreichs großmüthig. Die fremden Freischaaren, namentlich Schweizer, erhielten freien Abzug, so wie auch Manin und mit ihm 40 der am meisten Compromittirten. Oesterreich soll 20,000 Mann bei der Belagerung, hauptsächlich durch die Sumpffieber, verloren haben.

Dem König von Neapel trotzte noch Sicilien. England arbeitete durch Lord Minto an einer Trennung Siciliens von Neapel und meinte, die Unabhängigkeit der Insel ließe sich durchsetzen, wenn sie der Republik entsagten und einen König wählten. Er schlug ihnen den jüngern Sohn Karl Alberts, den Herzog Ferdinand von Genua vor, der auch vom Parlament in Palermo am 11. Juli 1848 zum König gewählt wurde. Admiral Parker, der auch Griechenland und Portugal maßregelte, und den Palmerston wie eine Bulldog*) gegen alle schwachen Staaten, wenn sie nicht pariren wollten, losließ, mußte sich mit seiner Flotte vor Neapel legen, um den König daselbst von jeder Expedition gegen Sicilien abzuschrecken. Da sich derselbe aber nicht abschrecken ließ, sondern im August eine

*) Ein englisches Schiff, welches vorzugsweise an der sicilianischen Küste diente, geflüchtete Insurgenten zu retten und den neapolitanischen Feldherrn zu geniren, führte wirklich den Namen Bulldog.

kleine Armee unter General Filangieri, bei der ſich auch die beiden tapfern Schweizerregimenter Brunner und Muralt befanden, nach Sicilien ſchickte, wurde er von Parker nicht gehindert, wie es ſcheint aus Rückſicht auf Frankreich. Die Armee landete vor Meſſina, wo ſich General Pronio in der Citadelle gegen die empörte Stadt behauptet hatte, und eroberte dieſe Stadt nach einem blutigen Kampfe, 7. September. Auch jetzt noch miſchten ſich die Engländer ein und verlangten einen Waffenſtillſtand, den der König auch einging und während deſſen unterhandelt wurde. Da aber das Parlament in Palermo mit den Conceſſionen des Königs nicht zufrieden war, ſo wurde der Waffenſtillſtand am 19. März 1849 wieder aufgekündigt. Die Sicilianer hatten ſich Mieroslawski kommen laſſen und bildeten ſich ein, unter ihm würden ſie ſiegen. Als Filangieri vor Catanea zog und ſeine Neapolitaner beim erſten Angriff zurückgeworfen wurden, ſchrieen dieſelben nach den Schweizern. Nun rückten 900 Schweizer unter Muralt mit dem Donnerruf: „Hurrah Bern“ heran, und der bloße Schrecken ihres Namens reichte hin, die Mauern von allen Vertheidigern zu ſäubern. Die 24,000 Mann ſtarke Beſatzung Cataneas floh zu den hintern Thoren der Stadt hinaus und nach der Erſtürmung nur einiger noch vertheidigter Batterien zogen die tapfern Schweizer in die Stadt ein. Ein Verſuch Mieroslawskis, die Sicilianer wieder zu ſammeln, mißlang und er ſchiffte ſich ein. In Palermo ſelbſt machten ſich die compromittirteſten Perſonen heimlich aus dem Staube, und am 15. Mai zog Filangieri daſelbſt ein, um die alte Ordnung herzuſtellen.

6.

Die Mairevolution.

Die Paulskirche arbeitete fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie ließ ſich in der Vorausſetzung nicht beirren, daß ihr die volle Souverainetät der deutſchen Nation inwohne, daß die von ihr be-

rathene Reichsverfassung, wenn sie erst fertig seyn würde, auch endgültig wäre, und daß selbst das wiedererstarkte Oesterreich und Preußen sich ihr zu unterwerfen hätten. Diese Voraussetzung ging aber nur bei den wenigsten aus wirklicher Verblendung hervor, vielmehr diente sie nur verschiedenen Zwecken als Mittel. Die Demokratie hielt an ihr fest, weil sie darin eine Legitimation zu neuen Wühlereien erkannte. Unter dem Vorwand, für die Nationalsouverainetät und Reichsverfassung zu kämpfen, konnte sie gegen die etwa renitenten Regierungen bequemer revolutioniren. Die geheimen und offenen Anhänger Preußens hielten an jener Voraussetzung nicht minder fest, weil sie für die Hülfe, die sie vom König von Preußen erwarteten, mit der deutschen Kaiserkrone ein werthvolles Gegengeschenk zu machen hofften. Die Anhänger Oesterreichs aber ließen auch ihrerseits jene Voraussetzung noch nicht fahren, um Sitz und Stimme in der Paulskirche zu behalten, den preußischen Plan zu durchkreuzen und schließlich, wenn alle Reformversuche mißlungen seyn würden, zum status quo ante, d. h. zum alten Bundestag zurückzukommen.

Man thut deshalb Unrecht, wenn man die langweilige Berathung der Grundrechte im Herbst den vielen Professoren in der Paulskirche als unpractische Ideologie vorwirft. Es sollte damit nur Zeit gewonnen werden. Die Grundrechte, erst am 21. Dezember allgemein verkündet, enthielten die ganze bisherige liberale Schablone. Nur in den Kirchenfragen erhob sich die geistvolle Opposition berühmter katholischer Lehrer, wie Ketteler (jetzt Bischof in Mainz), Philipps, Döllinger, Lasaulx, Dieringer, Gfrörer ꝛc. Die Katholiken wollten, wo so eine reiche Saat von Freiheiten ausgestreut wurde, vor allem auch der Kirche die ihrige wiedergeben. Daher die Versammlung deutscher Bischöfe zu Würzburg seit dem 22. October, unter dem Vorsitz des Cardinal Erzbischof von Salzburg, Fürsten Schwarzenberg, deren Ergebniß eine am 14. November veröffentlichte Denkschrift war, worin sie als altes unveräußerliches Recht der Kirche den Besitz und die Verwaltung des Kirchenguts, die Leitung der Priestererziehung und des Volks-

unterrichts, das Recht geiſtlicher Genoſſenſchaften und den freien Verkehr mit Rom reklamirten. — Die Grundrechte wurden von Oeſterreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachſen nicht angenommen oder ihre Anerkennung verſchoben. Am 20. October begannen in der Paulskirche die Debatten über die künftige deutſche Reichsverfaſſung und dauerten den ganzen Winter fort. Alles drehte ſich dabei um die Oberhauptsfrage und allen Einſichtigen war bald klar, daß es nur noch auf Preußen ankam, mit einem engern, von Oeſterreich getrennten Bunde, oder auf Oeſterreich mit dem alten Bundestage. Bunſen, der preußiſche Geſandte in England, ſuchte von dort aus ſeinen König für die Plane der Gagernſchen Partei zu gewinnen und Gagern ſelbſt, der am 16. Dezember an Schmerlings Stelle vom Erzherzog zum Reichsminiſter ernannt wurde, ſchlug ſchon am 18. vor, einen engern deutſchen Bundesſtaat (unter Preußen) in Union mit Oeſterreich zu bilden. Von dieſem Augenblick an ſtanden ſich in der Paulskirche nur noch zwei Parteien gegenüber, die preußiſche oder kleindeutſche und die öſterreichiſche oder großdeutſche. Oeſterreich erklärte am 28. Dezember, es werde nicht dulden, daß man es vom deutſchen Bunde ausſchließe. Nach vielen geheimen Unterhandlungen beſchloß die Mehrheit in der Paulskirche zum deutſchen Reichsoberhaupt einen der bereits regierenden Fürſten zu wählen, ohne ihn noch zu nennen. Unter ſolchen Einflüſſen nun entſtand das preußiſche Umlaufſchreiben vom 23. Januar, worin unter den größten Lobſprüchen auf Oeſterreich doch nachgewieſen wurde, daß dieſer Großſtaat als ſolcher nicht in den deutſchen Bund paſſe, und demnach ein engerer Bund (im Sinne des Gagernſchen Programms) gutgeheißen und empfohlen wurde, mit dem auffallenden Zuſatz, daß von dieſem engeren Bunde außer Oeſterreich auch Luxemburg und Holſtein (mit Schleswig) ſollte ausgeſchloſſen bleiben. Man betrachtete das letztere mit gutem Grund als eine Clauſel Palmerſtons.

Es war der Zeitpunkt, in welchem Oeſterreich in Ungarn Unglück hatte und Karl Albert es von neuem angreifen wollte. Die kleindeutſche Partei glaubte alſo etwas wagen zu dürfen. Um ſo

heftiger widerstrebten die Mittelstaaten, Cabinette und Kammern, besonders in Bayern der preußischen Hegemonie. Fürst Schwarzenberg unterstützte sie, indem er fest blieb, den Reichstag in Cremsier auflöste und am 4. März eine neue Verfassung octroyirte, welche die Einheit und Untheilbarkeit der österreichischen Monarchie aussprach und dem Sonderthum aller seiner nationalen Glieder ein Ende machte. Am besten drückte Palacky den österreichischen Gedanken aus: wenn Deutschösterreich von Frankfurt aus geleitet werden sollte, so müßten auch die Lombardei und Venedig sich vom revolutionären italienischen Nationalcongreß leiten lassen und Oesterreich wäre zerrissen. Dänemark erneuerte am 26. März den Krieg gegen Deutschland, um den deutschen Gegnern Oesterreichs eine Diversion zu machen.

Nach der preußischen Erklärung vom 23. Januar, die mit dem Gagernschen Programm übereinstimmte, hätte des Königs Wahl zum Kaiser schon früher stattfinden können, die Wahl aber war nicht einmal sicher, wenn in der Paulskirche die Demokraten nicht mit den Kleindeutschen gegen die Großdeutschen stimmten. Noch weniger war die Annahme der Wahl von Seiten des Königs gesichert, da sich die Mittelstaaten auf Seite Oesterreichs so feindlich gegen ihn benehmen und er nichts usurpiren, sondern sein Recht als künftiger Kaiser nur auf freiwillige Anerkennung begründen wollte. Daher die Verzögerung der Wahl, bis die demokratischen Stimmen durch die Zusicherung erkauft wurden, der künftige Kaiser dürfe an der Reichsverfassung, wie sie von der Versammlung beschlossen sey, nichts mehr ändern, müsse auf das Veto verzichten und sich ein demokratisches Wahlgesetz gefallen lassen. Unter diesen Bedingungen wurde am 28. März Friedrich Wilhelm IV. von doch nur 290 gegen 248 Stimmen zum Erbkaiser der Deutschen gewählt. Eine große Deputation begab sich nun von Frankfurt nach Berlin, um dem König seine Wahl anzuzeigen, am 3. April. Er lehnte sie jedoch ab, weil er sich die demokratischen Bedingungen nicht gefallen ließ, nur auf Grund einer Vereinbarung mit den bisherigen deutschen Bundesfürsten verfahren wollte und einen offenen Kampf scheute, umsomehr, als er die Nachricht von seiner Erwählung und die von neuem

großen Siege der Oesterreicher bei Novara am gleichen Tage erhalten hatte.

Oesterreich rief alle seine Abgeordneten aus Frankfurt ab, ließ aber den Erzherzog dort, um die auf ihn übertragenen Rechte des alten Bundestags zu wahren. Mit den Oesterreichern verließen auch die meisten übrigen Großdeutschen die Paulskirche. Der kleindeutsche und demokratische Rest des Parlaments machte nun noch einige thörichte Anstrengungen, seine Autorität zu wahren, ernannte einen Dreißigerausschuß zur Durchführung der Verfassung und überließ es im Uebrigen den Demokraten auf revolutionärem Wege diese Durchführung zu versuchen. Dieß geschah durch die s. g. Märzvereine, welche die wilde Aufregung der vorjährigen Märztage erneuern sollten, durch große Volksversammlungen und Sturmpeditionen, von denen namentlich der König von Württemberg bedrängt wurde, und endlich durch offenen Aufruhr, der jedoch nur in Sachsen, der Pfalz und Baden gefährlich wurde. Das waren die s. g. Mairevolutionen. Als der König von Sachsen sich der Reichsverfassung nicht unterwerfen wollte, begann am 3. Mai in Dresden ein furchtbarer Aufruhr. Der König mußte flüchten, eine provisorische Regierung wurde eingesetzt (die Triumvirn, Tzschirner, Heubner, Todt), die Stadt mit Barrikaden erfüllt. Die wenig zahlreichen Truppen behaupteten nur das Schloß, die Brühlsche Terrasse, die Elbbrücke und die Neustadt, und der Kampf dauerte hier sieben Tage lang, bis ein paar preußische Bataillone anlangten und die Aufrührer endlich vertrieben. Es dauerte so lange, weil die Eisenbahnen abgesperrt waren, so daß der Zuzug der Hülfstruppen sich verspätete, die Aufrührer aber ihrerseits trotz ihrer großen Zahl nicht kühn vorgingen, sondern sich immer in den Häusern versteckten, daher auch die Zahl der Todten sehr gering war, nur 31 vom Militär und 178 vom Volke. Der Russe Bakunin, der den ganzen Aufruhr geleitet hatte, wurde gefangen, aber geschont, nach Rußland ausgeliefert und dort nach einiger Zeit wieder frei.

Die sonst harmlos lebenslustige Bevölkerung der Rheinpfalz fing auch zu revolutioniren an, versagte der bayrischen Regierung,

weil sie die Reichsverfassung nicht annahm, den Gehorsam und bildete am 2. Mai eine provisorische Regierung in Kaiserslautern. Der Abgeordnete Eisenstuck, der als Reichscommissär von Frankfurt in die Pfalz geschickt wurde, erkannte die neue Regierung an, wurde aber desavouirt. Die kleinen deutschen Constitutionellen, oder die Gagernsche Partei in der Paulskirche, wollte durch die Demokraten einen Druck auf die reichsverfassungsfeindlichen Regierungen üben und doch auch wieder kein ungesetzliches Mittel, keine Revolution gut heißen. Die Demokraten hatten daher ganz recht, wenn sie dieselben verlachten, wie der Naturforscher Karl Vogt. Aber die Demokraten selbst frevelten, indem sie eine große Revolution machen wollten und doch nichts verstanden, als Redenhalten, Schreien, Renommiren und Trinken. Der Aufstand pflanzte sich von der Pfalz nach Baden hinüber. Die längst von den Demokraten durch Wein und Dirnen verführten badischen Soldaten in der Bundesfestung Rastatt empörten sich am 9. Mai. Ebenso in Freiburg. Am 13. beschloß eine große Volksversammlung zu Offenburg, mit der Pfalz gemeine Sache zu machen. An demselben Tage rebellirte die Garnison in Karlsruhe. Der Großherzog und die Minister flohen. Nur die Bürgerwehr vertheidigte muthig das Zeughaus. Einige Offiziere wurden von ihren eigenen Soldaten getödtet, alle fortgejagt, weil sie sich von lange her durch ihr Junkerthum unpopulär gemacht hatten. Aber die neuen Offiziere, welche sich die Gemeinen aus ihrer Mitte wählten, fanden keinen Gehorsam und alles löste sich in Anarchie auf. Der Advokat Brentano trat zwar an die Spitze einer provisorischen Regierung und ein vormaliger Lieutenant Sigel, der schon Heckers Adjutant gewesen, sollte das Kriegswesen leiten, aber der wieder befreite Struve und die Freischärler Blenker, Benning ꝛc. wollten eine Republik haben und Brentano konnte sich ihrer kaum erwehren. Wäre die badische Armee nicht so demoralisirt und besoffen gewesen, so hätte sie immerhin bei raschem Vorgehen die Revolution weit verbreiten können, denn in Württemberg wurde ihr von den Demokraten in Volksversammlungen, Bewaffnungen und Aufläufen Hülfe zugesagt, besonders in

Heilbronn und Reutlingen. Ebenso im Darmstädtischen und im bayrischen Franken. Ein Theil der Truppen von Württemberg war schon verführt und im großen bayrischen Lager bei Donauwörth wurde Hecker hoch! gerufen und durfte der commandirende General, Fürst von Thurn und Taxis, nicht wagen, wie er anfangs sollte, gegen die Pfalz vorzurücken.

Indessen brach sich die revolutionäre Welle zuerst in einer Volksversammlung in Unterlaudenbach im Darmstädtischen. Hier mordete der demokratische Pöbel am 24. Mai den Regierungsrath Prinz, welcher beruhigen wollte, schändlich hinterrücks, was eine in der Nähe befindliche Compagnie hessischer Soldaten so sittlich empörte, daß sie unter die Mörder schossen, viele derselben tödteten und alle verjagten. Nun zog zwar Sigel mit der badischen Armee nach Laudenbach, wurde aber von den Hessen bei Heppenheim und noch einmal bei Weinheim jämmerlich in die Flucht geschlagen und ebenso Blenker aus Worms hinausgeworfen. Seitdem wagten die Demokraten nicht mehr vorzugehen.

Der König von Preußen rief alle preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche zurück, versprach aber in einem Manifeste vom 15. Mai, „das in Frankfurt begonnene Verfassungswerk mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten wieder aufzurichten.“ An demselben Tage erklärte sich die demokratische Linke in der Paulskirche für die Bewegung in der Pfalz, worauf der Erzherzog durch den neuen Reichsminister Gräwell sich ihre Einmischung in die Regierungsgewalt verbitten ließ, indem nur er zu regieren habe, bis er seine Gewalt in die Hände der Regierungen, aus denen er sie empfangen habe, zurückgeben werde. Da nun immer mehr Gemäßigte und Furchtsame aus der Paulskirche austraten, erhielt die Linke die Mehrheit und der Gagernschen Partei blieb nichts übrig, als gleichfalls auszutreten. Ihre Mitglieder verabredeten sich jedoch, in Gotha wieder zusammen zu kommen und sich an den kleinen Finger zu klammern, den ihnen Preußen noch hinhielt. Dem demokratischen Rest in der Paulskirche wurde nun Angst, er könne zwischen die Soldaten kommen, die der Reichsverweser aufbot, um

die pfälziſch-badiſche Revolution zu unterdrücken. Daher am 6. Juni der Abzug des ganzen Rumpfparlamentes nach Stuttgart, das ſich bei nur hundert Stimmen noch für beſchlußfähig erklärte. Hier prahlten ſie noch ein wenig fort, ſetzten den Reichsverweſer ab, ernannten eine proviſoriſche Reichsregentſchaft, der kein Menſch gehorchte, und wurden, als ſie das Volk gegen die einheimiſche Regierung aufhetzen wollten, nicht mehr in das Reithaus gelaſſen, wo ſie ihre letzten Sitzungen gehalten hatten, und konnten gehen, wohin ſie wollten, am 18. Juli.

Preußen hatte ſich unterdeß mit den Nachbarregierungen verſtändigt und Sachſen und Hannover ſchloßen mit ihm am 28. das Dreikönigsbündniß zum Schutz gegen die Revolution und zur Begründung einer neuen Bundesverfaſſung. Dem ſtimmte die nunmehr verwirklichte Gothaer Verſammlung zu. Anfang Juni war das Reichsheer beiſammen, welches der Erzherzog aus Heſſen, Mecklenburg, Bayern, Württemberg berufen hatte und über das er den bisherigen Reichskriegsminiſter, den preußiſchen General Peucker ſetzte. Es ſollte von Frankfurt aus vorgehen. Außer dem rückte am 13. Juni ein preußiſches Armeecorps unter General Hirſchfeld, bei dem ſich auch der Prinz von Preußen befand, in der Pfalz ein und fand beinahe gar keinen Widerſtand. Die Pfälzer Armee floh über den Rhein zu den Badenern. Peuckers Vorhut ſchlug am 12. Mai zuerſt die Hanauer Turner bei Waldmittelbach und ſäuberte den Odenwald, erlitt aber bei Ladenburg, indem ſie unvorſichtig vordrang, durch die Badener eine kleine Schlappe, und auch bei Großſachſen wurde noch unentſchieden gefochten. Sigel hatte das Commando an Mieroslawski abtreten müſſen, der ſchon in Polen nichts ausgerichtet hatte. Zwar gelang es ihm, dem combinirten Angriff, durch den ihn Peucker und Hirſchfeld in die Mitte nehmen wollten, zuvorzukommen, und den letztern mit großer Uebermacht am 21. bei Waghäuſel anzufallen, weil Peucker noch nicht heran gekommen war. Hirſchfeld aber konnte ſich behaupten, weil die badiſche Reiterei nicht fechten wollte. Indeſſen glückte es Mieroslawski, ſich zwiſchen ſeinen beiden Gegnern geſchickt durchzuwinden und ſich den Rückzugsweg nach der Schweiz zu ſichern. Er ſtellte ſich noch ein-

mal an der Murg bei Gernsheim, wich aber nach kurzem Gefecht und verſchwand für ſeine Perſon. Die Pfälzer Armee löste ſich ganz auf, ohne überhaupt einen Schuß gethan zu haben, prügelte aber vorher ihren General, den alten Polen Sznaide, halb todt. Blenker plünderte auf der Flucht die Schlöſſer in Neueberſtein und Donaueſchingen. Der ganze Schwarm der Flüchtigen entkam nach der Schweiz, von wo der Bundesrath die mitgenommenen Kanonen und Pferde zurückgab. Nur in Raſtatt hielten ſich die Inſurgenten unter dem muthigen Commandanten, Major Tiedemann, noch eine Zeitlang, mußten aber doch Ende Juli kapituliren und der Commandant, ein abtrünniger Offizier, einige Freiſchaarenführer, der Sachſe Tritzſchler, der mit einer Geldkaſſe hatte entfliehen wollen, und ein radikaler Schulmeiſter wurden erſchoſſen. Der Prinz von Preußen führte den betrübten Großherzog von Baden in ſeine Reſidenz zurück.

Damit hatte die deutſche Revolution ihr Ende erreicht.

7.

Nachwehen.

Die Dänen hatten wirklich den Krieg gegen Deutſchland wieder angefangen. Es gab zwar eine ſcandinaviſche Partei, die ihn lieber vermieden und bei der Unſicherheit der däniſchen Thronfolge Dänemark mit Schweden und Norwegen vereinigt hätte, um ſtark genug gegen Rußland zu ſeyn im Verein mit Deutſchland, dem man Schleswig-Holſtein überlaſſen hätte. In Schweden war Bernadotte 1844 geſtorben und ihm ſein Sohn Oskar nachgefolgt. Aber der däniſche Particularismus duldete keine ſcandinaviſche Einheit, die auch England und Rußland durch jedes Mittel verhindert haben würden. Der Krieg begann nicht günſtig für die Dänen. Ein großes Linienſchiff und eine Fregatte derſelben wurden am 5. April

um den unverschämten Forderungen des Hofes und der Großen, deren Verschwendungen das Einkommen des ganzen Landes, den letzten Schweiß der Unterthanen aufzehrten, ein schnelles Ziel zu setzen. Der dritte Stand konnte zuletzt die Steuern nicht mehr aufbringen, die Staatskassen blieben leer, und der König war im Begriff, bankerott zu machen. Er verlangte von den steuerfreien höhern Ständen Hülfe, denn dieser besaß allein allen Reichthum, die Geistlichkeit das große Kirchengut, der Adel seine Güter und die wichtigsten Stellen am Hofe, bei der Regierung und im Heere, und darüber hinaus noch eine ungeheure Menge Pensionen und Ehrengehalte, die sie durch Gunst erhalten, und zuletzt auf eine ganz unverschämte Weise ausgedehnt hatten. Während das Volk schon gleichsam bis aufs Hemd ausgezogen war, und der König selbst nichts mehr hatte, und durch alle erstinnlichen Finanzschwindeleien der Minister auch wenig oder nichts mehr von dem verhungerten dritten Stande auszupressen war, mästeten sich die höhern Stände auf ihren Erbgütern und Gnadenpfründen, und ließen von ihren Verschwendungen und immer neuen Forderungen nichts nach. An sie wandte sich der König in seiner Noth, aber mit ohnmächtigen Bitten und Vorstellungen, ohne Kraft. Sie verweigerten ihm die verlangte Hülfe, und hofften, die königliche Macht bei dieser Gelegenheit schwächen und sich selbst wieder zu dem Ansehn erheben zu können, welches Adel und Klerus im Mittelalter besessen.

Auf diese Weise sah sich der König gezwungen, sich des dritten Standes selbst gegen die beiden ersten zu bedienen, und ihm dadurch eine gefährliche Wichtigkeit zu geben. Da mehrere Versammlungen des Adels und des Klerus keine Hülfe gewährt hatten, schrieb der König eine allgemeine Ständeversammlung von ganz Frankreich

1849 in der Bucht von Eckernförde durch widrige Winde zurückgehalten und durch eine holsteinische Strandbatterie am Ufer das erstere verbrannt, die andere zur Capitulation gezwungen. Der Oberfeuerwerker Preuß, der die Batterie commandirte, half die Mannschaft des Linienschiffes retten, verspätete sich dabei und flog mit in die Luft. Die Landarmee der Dänen wurde von der deutschen Bundesarmee unter dem preußischen General Bonin bei Düppel und noch einmal bei Colding geschlagen, blieb aber nachher vor der Festung Friedericia stehen, weil Rußland aus ihrem weitern Vorrücken einen casus belli machte. Die Dänen unter General Rye überfielen Bonin am 5. Juli (nicht ohne Verrath) und brachten ihm einen schweren Verlust bei. Fünf Tage später dictirten Rußland und England einen Waffenstillstand. Schleswig wurde den Dänen überlassen und die deutsche Partei dort hart gemaßregelt. Erst ein Jahr später am 2. Juli 1850 wurde der Frieden geschlossen, der Schleswig ganz den Dänen überließ. Die holsteinischen Truppen unter Willisen wollten das nicht leiden, wurden aber von den Dänen am 25. Juli bei Idstedt total geschlagen.

Um die verwirrten deutschen Angelegenheiten zu regeln, verständigten sich Oesterreich und Preußen im Herbst 1849 zu einem Interim und am 20. Dezember legte Erzherzog Johann in Frankfurt seine Gewalt in die Hände eines österreichischen und preußischen Commissärs, der Generale von Schönhals und von Radowitz, nieder. Im Beginn des Jahrs 1850 kaufte der König von Preußen den Fürsten von Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen) ihre kleinen Länder ab, gab Preußen am 6. Februar eine neue Verfassung mit einem Herren- und Abgeordnetenhause und entsprach seinen früheren Zusicherungen und dem Wunsche der Gothaer Versammlung, indem er durch Radowitz in Erfurt am 20. März eine Art Nachparlament eröffnen ließ, an dem Abgeordnete aller der deutschen Staaten Theil nahmen, welche geneigt waren, im kleindeutschen Sinne mit Preußen eine Union einzugehen. Nur die kleinen und kleinsten Staaten nahmen Theil. Oesterreich und die Mittelstaaten protestirten und in Preußen selbst die Partei der von Wagener geistvoll

redigirten Kreuzzeitung, an deren Spitze zwei Brüder von Gerlach (General und Präsident), und die Professoren Stahl und Leo standen, welche Preußen nicht wollten in Deutschland aufgehen lassen, und überhaupt die Monarchie, Aristokratie und Kirche gegen die liberal-demokratische Ueberfluthung vertheidigten. Der König war nicht fest entschlossen, die Fürsten, die in der Angst vor der Revolution noch der Union beigetreten waren, zeigten sich jetzt lau. Das Parlament wurde schon am 29. April wieder vertagt. Desto mehr rührte sich Fürst Schwarzenberg, armirte sich mit dem Katholicismus, schloß sich eng an Rom, gab den Bischöfen neue große Freiheiten, unterstützte alle Gegner Preußens im deutschen Bunde, verlangte den Eintritt von Gesammtösterreich in das deutsche Zollgebiet und reactivirte, ohne auf Preußen zu achten, am 10. Mai 1850 das Plenum des alten Bundestags und am 2. September auch den engeren Bundesrath. Das benutzte der Kurprinz von Hessen, um Hassenpflug wieder zum Minister zu machen und die vollständigste Reaction in seinem Lande durchzuführen. Vergebens protestirte der ständische Ausschuß, der Beamtenstand und sogar die Armee. Ueber 200 hessische Offiziere nahmen ihre Entlassung.

Da sich der Kurfürst früher der Union angeschlossen hatte, wollte Preußen die Rechte des hessischen Volks gegen ihn in Schutz nehmen und rüstete. Der Kaiser von Oesterreich aber kam mit den Königen von Bayern und Württemberg in Bregenz zusammen und rüstete auch. Kaiser Nicolaus kam nach Warschau und sagte dem Chef des preußischen Ministeriums, Grafen Brandenburg, so harte Dinge, daß dieser vor Unmuth erkrankte und bald nach seiner Rückkehr starb. Radowitz trat an seine Stelle. Ein preußisches Armeekorps unter von der Gröben rückte von Norden her in Kurhessen ein, aber sogleich auch ein bayrisches unter Thurn und Taxis von Süden her, am 1. November. Da entschloß sich der König von Preußen, seine Truppen zurückzuziehen und Radowitz zu entlassen. Der neue Minister von Manteuffel machte nun zwar die ganze preußische Armee mobil, aber nur, um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Die preußische Nachhut und bayrische Vorhut

trafen ſich am 8. November bei Bronnzell und ein paar öſterreichiſche Jäger, die den Bayern voran gingen, wurden erſchoſſen. Weiter floß kein Blut, obgleich ſchon eine furchtbare öſterreichiſche Armee unter Radetzki an der böhmiſchen Grenze ſtand. Es kam Gott ſey Dank zu keinem deutſchen Bürgerkriege. Der Frieden wurde vermittelt durch Manteuffel, der am 29. Nov. in Olmütz mit Fürſt Schwarzenberg und dem ruſſiſchen Geſandten von Meiendorf tagte. Preußen entſagte der Union, dem deutſchen Parlament, dem Schutze der kurheſſiſchen Verfaſſung, fügte ſich in eine „Pacificirung Holſteins" und verſprach, eine Conferenz aller Bundesſtaaten in Dresden, wo die deutſche Verfaſſungsangelegenheit vollends erledigt werden ſollte, zu beſchicken. Dieſelbe wurde am 23. Dezember vom Fürſten Schwarzenberg eröffnet und ſchon am 28. empfing ein öſterreichiſches Armeekorps unter Legeditſch vom Bundestag die Vollmacht, durch Kurheſſen in Holſtein einzurücken. Hier erhielt der Kurfürſt ſeine volle Gewalt zurück und dort der König von Dänemark. Die mühſam aufgebrachte deutſche Flotte wurde theils an Preußen abgegeben, theils an den Meiſtbietenden verkauft.

Unter ruſſiſchem Einfluß wurde damals auch die Erbfolge in Dänemark und den dazu gehörigen deutſchen Herzogthümern feſtgeſtellt. Der regierende König Friedrich VII. hatte keine Kinder. In Dänemark galt die weibliche Nachfolge (der Prinzeſſin Louiſe, Gemahlin des Herzog Chriſtian von Glücksburg), in Schleswig und Holſtein die männliche Nachfolge (des Herzog von Auguſtenburg). Dieſer letztere hatte im Kriege auf deutſcher Seite gegen Dänemark geſtanden und ſollte, wie auch die ganze deutſche Nationalpartei, die ſich ſo warm für die Rechte Schleswig-Holſteins intereſſirt hatte, geſtraft werden. Kam der Auguſtenburger nach dem Tode des Königs in den Beſitz der deutſchen Herzogthümer, ſo waren dieſe für immer von Dänemark getrennt und dienten zur Verſtärkung des deutſchen Bundes. Eine ſolche Verſtärkung wollte Rußland nicht, da es überdies ſelbſt ein entferntes Erbrecht auf Dänemark anzuſprechen hatte. Auch England wollte keine Stärkung des deutſchen Bundes an der Nord- und Oſtſee. Frankreich war immer den Dänen günſtig. Oeſterreich wollte ſich

in Dänemark einen Bundesgenossen gegen Preußen erhalten und Preußen selbst wurde einfach ans Schlepptau genommen. So kam am 8. Mai 1852 in London ein von allen Großmächten unterzeichnetes Protokoll zu Stande, welches den Augustenburger rechtswidrig und zum Hohne der deutschen Nation von der Erbfolge in Schleswig und Holstein ausschloß und anmaßlich festsetzte, Christian von Glücksburg solle Dänemark sammt den deutschen Herzogthümern erben. Doch hatte der Dänenkönig vorher die ihm am 26. Dezbr. 1851 von Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich gestellten Forderungen bewilligt, daß nämlich Schleswig nie in den dänischen Gesammtstaat incorporirt werden, daß es seine ständische Vertretung behalten und daß die deutsche Nationalität daselbst der dänischen völlig gleichgestellt werden sollte. Der Augustenburger ließ sich zur Entsagung bewegen, aber sein Sohn Friedrich legte später Protest ein und ohnehin konnte sein gutes Recht ihm weder durch das Londoner Protokoll, noch durch seinen eigenen Vater abgesprochen werden. Auch die Stände von Schleswig und Holstein protestirten und der Bundestag nahm von dem ganzen Vorgang in London keine Notiz, da ihm keine offizielle Anzeige davon gemacht wurde.

Die Dresdener Conferenz zog sich Monate hinaus, ohne daß man sich über eine Reform der Bundesverfassung verständigte, denn bei der Uneinigkeit der deutschen Cabinete konnte weder durchgesetzt werden, was Oesterreich, noch was Preußen, noch was die andern deutschen Staaten, noch was das deutsche Volk, sondern ausschließlich was Rußland wollte. Der Kaiser von Rußland war gegen das Parlament und die preußische Union, gegen den Eintritt Gesammtösterreichs, gegen die dualistische Spitze, gegen die Trias und neue Staatengruppirung des bayrischen Plans und verlangte einfach die Wiederherstellung des alten Bundes. Und weil er es wollte, geschah es. Denn durch Oesterreich und die Mittelstaaten überstimmte er Preußen, durch Preußen und die Mittelstaaten Oesterreich und durch Oesterreich und Preußen die Mittelstaaten. Es blieb lediglich nichts übrig, als einfache Rückkehr zum alten Bundestage, und die Dinge hatten sich so gewendet, daß es der Vortheil Preu-

ſtens war, die Reactivirung des alten Bundes zu vollenden, um dadurch den Eintritt von Geſammtöſterreich in den Bund zu verhindern. Am 15. Mai ſchloß die Conferenz in Dresden ihre Sitzungen und am 30. wurde der alte Bundesſtaat reconſtituirt. Am 20. Auguſt erklärte Franz Joſeph, daß auch die Verfaſſung Oeſterreichs in ihre Quelle zurückgezogen werde, nämlich in den ſouverainen Willen des Kaiſers. (Die definitive Aufhebung der Verfaſſung wurde erſt am 1. Januar 1852 proclamirt.) Das war eine nothwendige Folge des Einheitsſtaates. Der König von Preußen aber hielt ſeine neue Verfaſſung feſt und verſtärkte den Zollverein durch Vereinbarung mit dem bisherigen Steuerverein (Hannover), eine Sonderverbindung, welche wieder direct gegen die öſterreichiſchen Zollanträge gerichtet war. Daher eine neue Erbitterung. Indeſſen rührte den Fürſten Schwarzenberg am 3. April 1852 plötzlich der Schlag und ihm folgte der minder hitzige Graf Buol Schauenſtein.

In Kurheſſen feierte die Reaction ihren vollen Triumph. In Württemberg wurden drei conſtituirende Verſammlungen nach einander aufgelöst und die alte Verfaſſung hergeſtellt. In Hannover ſtarb der greiſe Ernſt Auguſt 1851 und ihm folgte ſein blinder Sohn Georg V. Friedrich Auguſt II. von Sachſen ſtarb 1854 auf einer Reiſe in Tirol durch einen Sturz aus dem Wagen. Ihm folgte ſein hochgebildeter Bruder Johann.

In der Revolution im Anblick und unter dem Toben zuchtloſer und demoraliſirter Menſchen war bei allen Beſſern der religiöſe Sinn wieder geweckt worden. Man ſah nun die Saaten aufgehen, welche die Regierungen ſelbſt durch Hintanſetzung der Kirche und Bevorzugung der ganz unchriſtlich gewordenen Schule gepflegt hatten. Fürſt Schwarzenberg ſagte dem Joſephiniſchen Syſtem ab und hoffte die kaiſerliche Macht wieder durch die kirchliche zu ſtützen. Im ganzen katholiſchen Deutſchland kam neues Leben in die Kirchen. Es bildeten ſich große kirchliche Vereine, die zuerſt vom Niederrhein ausgingen, der Piusverein „für Einheit und Freiheit der Kirche," der Borromäusverein zur Verbreitung guter Bücher; ein Geſellenverein, um der Corruption im Handwerkerſtande entgegen-

zutreten. Im ſüdweſtlichen Deutſchland, in Bayern und bis tief hinab am Rhein hielten Jeſuiten, unter denen Pater Roh als Redner glänzte, Miſſionen ab. Die Biſchöfe der oberrheiniſchen Kirchenprovinz unter dem Vorſitz des Erzbiſchof Hermann von Freiburg verlangten in einer Denkſchrift die ihrer Kirche ſeit der Rheinbundzeit vorenthaltenen Rechte, wurden aber nicht gehört. Als Großherzog Leopold von Baden 1852 ſtarb und ihm ſein noch junger Sohn Friedrich nachfolgte, gerieth deſſen Miniſter Marſchall in ſchweren Conflict mit dem Erzbiſchof. Der Staat hielt damals übermüthig an ſeinem Beſitzſtande feſt, gewährte der Kirche nichts und machte am 7. November 1853 ſogar die Gültigkeit jedes erzbiſchöflichen Befehls von der Unterſchrift des Stadtdirectors in Freiburg abhängig, ſchloß das Prieſterſeminar und ſtrafte alle Pfarrer, die dem Erzbiſchof gehorchten. Doch kam 1854 unter Vermittlung Oeſterreichs ein erträglicheres Interim zu Stande und ſpäter ſchloß Baden, wie auch Württemberg ein Concordat mit Rom.

Auch im proteſtantiſchen Deutſchland belebte ſich der religiöſe Sinn. Schon 1848 begannen die allgemeinen Kirchentage zur freien Beſprechung religiöſer Intereſſen, ſeitdem jährlich in einer andern Stadt abgehalten. Von Wichern in Hamburg ging ein umfangreiches Wirken für innere Miſſion aus. Auch die engliſche evangelical alliance verbreitete ſich in Deutſchland, ein nur allzu weit ausgedehnter Verein, der alle Meinungsverſchiedenheiten der Reformation neutraliſiren ſollte. Andrerſeits ſchloſſen ſich wieder die ſtrengen Lutheraner ſchroff ab, zumal in Mecklenburg, Kurheſſen und im bayriſchen Franken. Die Partei des Unglaubens blieb indeß immer noch ſehr mächtig. Fand ſie keine Stütze mehr in der aus der Mode gekommenen Philoſophie, ſo deſto mehr in den rationaliſtiſchen Tendenzen berühmter Naturforſcher.

In Italien glühte das gedämpfte Feuer nur unter der Aſche fort. Die Franzoſen blieben in Rom, wohin der Papſt im Frühjahr 1850 von Gaëta zurückkehrte. Er ſah in den Franzoſen mehr Wächter als Beſchützer, glaubte daher, der Welt zeigen zu müſſen, daß er nicht bloß in dem kleinen Gebiete von Rom herrſche, und

wandte ſich von weltlichen Dingen geiſtlichen zu und berief 1854 eine große Verſammlung von Biſchöfen aus allen katholiſchen Ländern nach Rom. Hier beriethen ſie über das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä, welches der h. Vater am 8. Dezember ſanctionirte. Auch ſchloß ſich der Papſt, gedrängt von Frankreichs Zumuthungen, enger an Oeſterreich an. Den gehäſſigſten Feind aber fand er an Viktor Emanuel in Sardinien, den Palmerſton wieder aufhetzte. Die Turiner Preſſe wüthete von neuem gegen Oeſterreich und ebenſo gegen den Papſt. Der Juſtizminiſter Siccardi gab ſchon 1850 kirchenfeindliche Geſetze und ließ den Erzbiſchof Franzoni, der dagegen proteſtirte, verhaften. Als Graf Cavour erſter Miniſter wurde, hob unter ihm der Cultminiſter Ratazzi 1855 die Klöſter auf und ließ die Nonnen durch Gensdarmen aus ihren Aſylen reißen. Von Turin und von Teſſin wurde fortwährend die Lombardei unterwühlt. Am 6. Februar 1853 fielen Banden mit Dolchen bewaffnet in den Straßen von Mailand plötzlich über alle vereinzelten öſterreichiſchen Soldaten her, deren 20 getödtet, 100 verwundet wurden. Wenige Tage ſpäter wurde Kaiſer Franz Joſeph bei einem Spaziergang auf dem Wiener Walle von einem ungariſchen Mörder am Halſe verwundet, am 26. März 1854 der Herzog Karl von Parma ebenfalls auf einem Spaziergange ermordet. Seine Wittwe Louiſe war die Tochter des ermordeten Herzogs von Berry.

Je mehr Cavour die Kirche mißhandelte, um ſo eifriger unterſtützte ſie Oeſterreich. Daher das am 25. Sept. 1855 abgeſchloſſene Concordat Oeſterreichs mit Rom, wodurch der Klerus die ausgedehnteſten Rechte erhielt (freier Verkehr mit Rom, ausſchließliche Leitung der Prieſterſeminare, biſchöfliche Cenſur, Errichtung von Klöſtern, Selbſtverwaltung des Kirchenguts ꝛc.). Am 5. Juni deſſelben Jahres feierte Biſchof Ketteler von Mainz das 800jährige Jubiläum des h. Bonifacius zu Fulda und mahnte daran, daß Deutſchlands politiſche Einheit erſt möglich geworden ſey durch die kirchliche und daß ſie mit der kirchlichen wieder verſchwunden ſey. Das öſterreichiſche Concordat ſpiegelte ſich in einem von Württemberg 1857 geſchloſſenen ab.

Siebentes Buch.

Der Krimkrieg.

1.

Rußlands Uebermuth.

In unerwarteter Weiſe brach, nachdem kaum die Revolutionen verwunden waren, ein großer europäiſcher Krieg aus. Die Schuld daran trug Rußland. Kaiſer Nicolaus hatte den Orient nie aus den Augen verloren. Je mehr die Mitte und der Weſten Europas ſich in Revolutionen abſchwächten, um ſo gewiſſer mußte der Orient ſeine Beute werden. Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er gerade 400 Jahre lang in Europa geherrſcht hatte (ſeit der Eroberung von Conſtantinopel durch Muhamed II. 1453), für immer vertrieben werden ſollte.

Napoleon III. erwirkte gerade damals den Katholiken freien Zutritt zum heil. Grabe, der ihnen bisher durch die Griechen ſehr erſchwert worden war, im März 1852. Bald darauf ſah ſich auch Oeſterreich veranlaßt, ſich bei der Pforte wegen Montenegros zu beſchweren. Die Montenegriner, von Rußland aufgehetzt, raubten auf türkiſchem Gebiet. Ein türkiſches Heer unter dem genialen Renegaten Omer Paſcha bekriegte ſie hart an der öſterreichiſchen

Grenze, im Januar 1853. Oesterreich forderte gebieterisch Ruhe und erhielt sie. Aergerlich über dieses Vorgehen Frankreichs und Oesterreichs, sagte Kaiser Nicolaus zum englischen Gesandten in St. Petersburg, Lord Seymour: „Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge, was den Westen Europas anlangt. Was Andere denken oder thun, ist im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einsturz, es ist wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverständniß kommen. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen schwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen sollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären." Er fügte hinzu: „Ich begreife die Wichtigkeit Aegyptens für England. Will es davon Besitz nehmen, so werde ich nichts dagegen einwenden. Ich sage dasselbe von Candia." England aber lehnte die Anträge Rußlands höflich ab. Nun wandte sich Nicolaus an Frankreich und soll ihm das linke Rheinufer als Preis einer Allianz angeboten haben, Napoleon III. aber hielt es lieber mit England.

Unbekümmert jedoch um die Westmächte schickte Kaiser Nicolaus seinen Admiral Fürsten Menzikof, nachdem derselbe mit großer Ostentation zu Sebastopol die russische Flotte und ein Landungsheer von 30,000 Mann gemustert hatte, nach Constantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protectorat über alle griechischen Christen zu verlangen. Dabei zeigte er absichtlich solche Verachtung der Türken, daß er am 2. März in dem festlich gekleideten Divan im Paletot und in schmutzigen Stiefeln erschien. Fuad Effendi aber sagte geistreich: „der russische Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger sehen, daß sie thönern sind." Der Sultan behielt Muth. Menzikof stellte vergeblich noch ein Ultimatum und reiste endlich am 21. Mai unverrichteter Dinge ab, aber mit der Drohung: das erstemal sey er im Paletot erschienen, das zweitemal werde er in voller Uniform kommen.

Hierauf erließ der Sultan im Juni einen Ferman, worin er den Christen seines Reichs alle ihre Rechte aufs feierlichste bestätigte, um Rußland jeden religiösen Vorwand zu nehmen. Die Westmächte

rüſteten ihrerſeits ihre Flotten, die am 14. Juni in der ſchönen Beſikabai am Eingang der Dardanellen ankerten. Sechs Tage ſpäter hielt Kaiſer Nicolaus in St. Petersburg eine große Militärparade und einen feierlichen Gottesdienſt ab, und zehn Tage ſpäter überſchritten die erſten ruſſiſchen Truppen den Pruth und begannen den Krieg, den er ausdrücklich als einen Glaubenskrieg wollte angeſehen wiſſen. Das Heer unter dem Oberbefehl des Fürſten Gortſchakof beſetzte die Moldau und Wallachei. Die Türken blieben auf dem rechten Donauufer, aber auch die Ruſſen begnügten ſich den Sommer über nur das linke zu beſetzen. Denn die Diplomatie war in großer Thätigkeit, den Frieden zu erhalten.

Kaiſer Nicolaus gab ſich die größte Mühe, Preußen und Oeſterreich für ſich zu ſtimmen. In Preußen war ihm die „kleine, aber mächtige Partei" der Kreuzzeitung bereits blind ergeben. In Oeſterreich neigte man ſich mehr zu Frankreich. Kaiſer Franz Joſeph war ſchon im Frühjahr von ſeiner Wunde vollkommen wieder hergeſtellt und verlobte ſich an ſeinem Geburtstage, den 18. Auguſt, mit der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des Herzog Maximilian von Bayern. Als gutes Omen für ſeine Zukunft mußte angeſehen werden, daß man bald darauf im Anfang des September die von Koſſuth auf ſeiner Flucht bei Orſowa vergrabene Krone ſammt andern Reichskleinodien des Königreichs Ungarn wieder auffand und dem rechtmäßigen Herrn überlieferte. Am 24. September kam Kaiſer Nicolaus in Olmütz mit dem Kaiſer Franz Joſeph zuſammen und reiste von da nach Berlin, um auch ſeinen Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. zu begrüßen. Er hoffte eine Tripelallianz gegen die Weſtmächte zu Stande zu bringen, oder wenigſtens ſich der Neutralität der beiden Großmächte zu verſichern.

Unterdeß hatte ſich der Sultan entſchieden, und ſofern die Ruſſen nicht ſofort die Donaufürſtenthümer räumten, am 4. October den Krieg erklärt. Omer Paſcha wurde Oberbefehlshaber an der Donau und erfocht am 4. November einen kleinen Sieg bei Oltenitza. Bald darauf wurde eine Conferenz der Großmächte zu Wien eröffnet (am 20. November), um über die Mittel einer friedlichen

aus, der auch der dritte Stand beiwohnen ſollte. Mit dieſem Beiſtande hoffte der König die beiden andern Stände nachgiebiger zu machen, und auf dem Wege des Vertrauens und einer freundſchaftlichen Berathung allen Uebeln abzuhelfen. Die Verſammlung fand Statt im Jahr 1789. Als aber der Adel und Klerus ſich in die billigen Wünſche des dritten Standes nicht fügen, und mit dieſem verachteten Stande nicht einmal gemeinſchaftlich Sitzung halten wollten, erklärte ſich dieſer allein zur Nationalverſammlung Frankreichs, und fing auf eigne Hand an, die Uebel des Staates und die Mittel zu deren Abhülfe zu unterſuchen. Ein Theil des aufgeklärten Adels und die niedre Geiſtlichkeit fiel aus Neigung oder Intereſſe dem dritten Stande zu, die übrigen wurden dadurch gezwungen, nachzugeben. Der König ſelbſt, welchen der kühne Schritt der Bürger mit Beſorgniß erfüllte, traf nur ſchwache und ungeſchickte Anſtalten, den ausbrechenden Uebermuth derſelben zu dämpfen. Die ganze franzöſiſche Nation rief ihren kühnen Stellvertretern Beifall zu; die unruhigen Pariſer erregten Aufruhr und mordeten die ihnen verhaßten Beamten; die Soldaten, welche die Empörung ſtillen ſollten, gingen zum Volk über. Dadurch immer dreiſter gemacht, unternahm die Nationalverſammlung eine gänzliche Umgeſtaltung des Staates. Um zuerſt den Zweck zu erfüllen, zu dem ſie verſammelt war, nämlich Geld zu ſchaffen, hob ſie die Steuerfreiheit des Adels auf, und verkaufte die unermeßlichen Güter der Kirche. Sie ging aber noch weiter, um Frankreich eine von Grund aus neue, dem Zeitgeiſt angemeſſene Verfaſſung zu geben. Das Volk wurde für den wahren und eigentlichen Souverain, oder für die höchſte Gewalt erklärt, der König ſollte nur der erſte Beamte des Volks ſeyn. Der Unterſchied und die Vorrechte der Stände wurden gänzlich ab-

Ausgleichung des Conflictes zu berathen, die beiden Weſtmächte aber ſicherten der Pforte (am 27. Nov.) in einem Vertrage ſchon ihren Schutz zu. Nun überfiel aber Nachimof, Admiral der vor Sebaſtopol liegenden ruſſiſchen Flotte, die zur Unterſtützung Selim Paſchas in Aſien beſtimmte, aus dem Bosporus nach Batum ſegelnde Flotte unter Osman Paſcha unterwegs im Hafen von Sinope unter dem Schutz eines Nebels und zerſtörte ſie gänzlich. Die meiſten Türken fielen, Osman ſelbſt wurde ſchwerverwundet gefangen. Doch hatten ſich die Türken ſo gut gewehrt, daß auch mehrere ruſſiſche Schiffe ſanken. Da brach die Ungeduld in der engliſchen Preſſe los. Daß es Rußland gewagt, im Angeſicht einer großen engliſchen Flotte einen Seeſieg zu erfechten, war die tiefſte Beleidigung, die dem engliſchen Volke widerfahren konnte. Von nun an war der offene Bruch unvermeidlich. Doch erfolgte die Kriegserklärung der Weſtmächte erſt am 28. März 1854, nachdem alle Vermittelungen erſchöpft waren.

2.

Rußlands Demüthigung.

Inzwiſchen verfolgte Rußland ſeinen Plan. Gortſchakof ließ einen Angriff auf Kalafat machen, den von den Türken verſchanzten Brückenkopf von Widdin. Wäre es ihm hier durchzubrechen gelungen, ſo hätte er in Serbien feſten Fuß gefaßt, wo er durch die ſtarke Partei des abgeſetzten Fürſten Miloſch den Fürſten Alexander zu ſtürzen hoffte. Aber General Anrep, dem die Einnahme von Kalafat anvertraut war, konnte mit 50,000 Mann doch nicht zum Ziele gelangen, denn der tiefe Koth machte die türkiſchen Verſchanzungen unangreifbar. Am 6. Januar ließen ſich die Ruſſen bei Cetate (vor Kalafat) von den Türken überfallen und ſchlagen und unternahmen dann nichts mehr, weil die Oeſterreicher ihr Truppencorps an der Grenze, befehligt von Coronini, auf 50,000 Mann verſtärkten.

Der Aufstand der slavischen Serben, Bulgaren, Bosnier, der den Russen den Weg nach Constantinopel hätte öffnen sollen, unterblieb nun und nur im Süden brachen die von Rußland bestochenen griechischen Klephtenführer los, um nach ihrer Gewohnheit Beute zu machen. Am 7. Februar lief die Besatzung von Athen, trotz der königlichen Abmahnung, den Insurgenten zu. Aber schon am 23. Mai ankerte eine kleine westmächtliche Flotte im Piräus und eine französische Brigade landete, um dem König von Griechenland die Mittel zu gewähren, seine eignen Unterthanen im Zaum zu halten. In demselben Frühjahr kam eine neue große Bewegung in die russischen Lager. Der greise Fürst Paskiewitsch, der niebesiegte, sollte Oberfeldherr werden, schickte aber den Chef seines Generalstabs, Schilder, voran, um einstweilen über die Donau zu gehen und Silistria zu belagern. Die Westmächte schlossen mit der Türkei am 12. März ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ab und ließen Landtruppen einschiffen, England 20,000 Mann unter Lord Raglan (der bei Waterloo einen Arm verloren); Frankreich 40—50,000 Mann unter Marschall von St. Arnaud. Die von Canrobert befehligte erste Division verließ Marseille am 1. April. Ihr gesellte sich auch Prinz Napoleon, Sohn Jeromes, des ehemaligen Königs von Westphalen, bei. Ihr erster Landungsort war Gallipoli unterhalb der Dardanellen. Unterdeß machten die Flotten einen Angriff auf Odessa, wo sie am 22. April eine Anzahl Handelsschiffe und einige Häuser in Brand steckten, ohne die Stadt zu bombardiren.

Preußen hatte von Anfang an zugegeben, daß Rußland im Unrecht sey und daß es im preußischen Interesse nicht liege, die ungeheure Macht Rußlands durch Einverleibung der Türkei noch mehr anzuschwellen. Nur den Frieden wollte Preußen erhalten wissen. Es ging also auf das ihm von Oesterreich angetragene Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April ein, worin es sich verpflichtete, mit Oesterreich gemeinsam Rußland den Krieg zu erklären, wenn dessen Heer den Balkan überschreiten oder auch nur die Donaufürstenthümer Rußland förmlich incorporirt werden sollten. Aber

Kriegsminiſter von Bonin wurde (5. Mai) entlaſſen, weil er die bloße Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland einem „Vatermorde“ verglichen hatte. Dennoch wollte Kaiſer Nikolaus nicht nachgeben. Fürſt Paskiewitſch ſollte Siliſtria erobern, dieſe Feſtung wurde jedoch vom Commandanten Muſſa Paſcha und von dem preußiſchen *) Artillerieoffizier Grach aufs tapferſte vertheidigt. Wüthende Stürme vom 27—29. Mai wurden abgeſchlagen, General Schilder beim Rückzug und bei der Verfolgung tödtlich verwundet, ebenſo aber auch Muſſa innerhalb der Stadt von einem Granatſplitter. Am 8. Juni erhielt Fürſt Paskiewitſch ſelbſt eine Contuſion, die ihn nöthigte das Lager zu verlaſſen, und am 21. gab er die Belagerung Siliſtrias auf und befahl den Rückzug der ganzen ruſſiſchen Armee über die Donau, ja ſelbſt über den Pruth. Denn ſchon am 14. hatte Oeſterreich mit der Pforte einen Vertrag geſchloſſen, der ihm geſtattete, die Donaufürſtenthümer mit öſterreichiſchen Truppen zu beſetzen. Das zwang die Ruſſen zum Abzug. Die Oeſterreicher zogen in die Wallachei und Moldau ein, ſobald die Ruſſen dieſelben verließen, und trennten ſomit die beiden kriegführenden Parteien. Ein unkluger Verſuch der Alliirten, von Varna aus in die Dobrudſcha vorzubringen, endete kläglich, weil das unfruchtbare Land und die Hitze die Leute erſchöpfte. Die Cholera raffte in wenigen Tagen 2000 von ihnen hinweg (Ende Juli). Der Krieg war eigentlich damals ſchon entſchieden. Von dem Augenblick an, in welchem Oeſterreich und Preußen ſich durch den Rückzug der Ruſſen befriedigt zeigten, und die europäiſche Türkei, das Balkan- und Donaugebiet aufhörte, Kriegsſchauplatz zu ſeyn, waren die Weſtmächte theils zu ſchwach, theils fanden ſie zu wenig angreifbare Grenzen des ruſſiſchen Reichs, um entſcheidende Erfolge erringen zu können.

Der Verſuch einer engliſchen Flotte unter Admiral Charles

*) Schon mehrere Jahre vor dem Kriege waren Artillerieoffiziere auf Bitte des Sultans von Seite des Königs von Preußen nach Conſtantinopel geſchickt worden, um die türkiſche Artillerie einzuüben.

Napier, der auch eine französische sich beigesellte, Kronstadt, die Inselfestung, welche den Zugang zur russischen Hauptstadt St. Petersburg beschützt, zu erobern, scheiterte an der Unangreifbarkeit dieser Festung. Ein schlechter Ersatz war die Eroberung der kleinen Festung Bomarsund auf den russischen Alandsinseln. Einige englische Schiffe waren auch in das weiße Meer eingedrungen, blokirten Archangel und zerstörten den Hafen von Kola. Andere zerstörten die russische Küstenstadt Petropaulowsk in Kamtschatka.

Aegypten wagte damals keine Sonderpolitik mehr, sondern leistete dem Sultan treue Lehnspflicht durch Zusendung von Schiffen und Landtruppen. Der alte Mehemet Ali starb geistesschwach 1849, sein energischer Sohn Ibrahim schon 1848, des letztern Sohn Abbas blieb dem Sultan ergeben.

Die Landtruppen der Westmächte waren nach Varna versetzt worden, litten aber außerordentlich an schlechter Verpflegung, an der Hitze des Climas, Ruhr und Cholera. Da sie indeß nicht umkehren durften, wurden sie noch 55,000, in der Wirklichkeit vielleicht etwas weniger stark, nebst 6000 Türken nach der Krim eingeschifft, wo sie am 14. September bei Eupatoria landeten. Die Krim ist eben, größtentheils unbebaut und wasserarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieses Gebirge läuft von Westen her eine Meeresbucht hinein und in sie mündet das Flüßchen Tschernaja. Auf der Südseite dieser Bucht aber liegt die befestigte Stadt Sebastopol, auf der Nordseite liegen starke Festungswerke. Innerhalb der Bucht befand sich damals die russische Flotte des Admiral Nachimof im Hafen eingeschlossen, 54 Segel, die es nicht wagten, auszulaufen und sich mit den Flotten der Westmächte zu messen. In der Festung waren ungeheure Vorräthe von schwerem Geschütz und Munition gehäuft, die Ausrüstungsmittel für große Flotten auf lange Zeit. Der Obergeneral, Admiral Fürst Menzikof, hatte zwar weniger Truppen bei der Hand, als die Verbündeten, nahm aber jenseits der Alma auf dem Gebirge mit 33,000 Mann eine so feste Stellung ein, daß er hoffte, die Macht des Feindes werde sich hier brechen und erschöpfen; ja er war so zuversichtlich,

daß er die Damen von Sebaſtopol einlud, nach ſeinem Lager zu fahren und die Vernichtung des Feindes mit anzuſehen. Als aber die Verbündeten am 20. September an die Alma heranrückten, erſtieg General Bosquet mit den tapfern Zuaven*) die beinah ſteilrechten Uferfelſen in der linken Flanke der Ruſſen und brachte ſogar Kanonen in ſolcher Schnelligkeit hinauf, daß Menzikof zum Rückzug gezwungen wurde. In einem Kriegsrath, dem Marſchall St. Arnaud zum letztenmal anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde beſchloſſen, eine Stellung ſüdwärts von Sebaſtopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tſchernaja gegen einen Angriff von Oſten her geſchützt wird und im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Weſten durch die Bucht von Kamieſch die Verbindung mit den Flotten offen ließ. In dieſer Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entſatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebaſtopol eher zu erobern, ſofern es gerade auf dieſer Seite damals noch viel weniger befeſtigt war. Ein raſcher Sturm wäre wahrſcheinlich gelungen, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken in die Unternehmungen der Franzoſen, während die Engländer überhaupt immer langſamer und methodiſcher handelten. Der Sturm wurde nicht gewagt. Menzikof konnte die Beſatzung der Feſtung verſtärken. Das Glück gab ihm in dem Artilleriehauptmann Tottleben einen Gehülfen, wie er ihn brauchte, denn dieſer geniale Offizier ſchuf in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südſeite der Stadt her neue, aufs vortrefflichſte angelegte Redouten, Gräben, Minen ꝛc. und machte den Zugang faſt unmöglich. Gleich nach der Schlacht an der Alma hatte Menzikof ſchon den Eingang vom Meer zum Hafen durch Verſenkung ſieben großer Schiffe auch für die Flotten der Weſtmächte unnahbar gemacht.

---

*) Urſprünglich eingeborene Afrikaner, die von den Franzoſen in Algier angeworben wurden, nach und nach aber erſetzt durch Franzoſen, welche nur die muhamedaniſche Tracht beibehielten. Cavaignac war eine Zeitlang ihr Chef geweſen. Sie galten für die feurigſten und unbeſieglichſten Truppen der Armee.

St. Arnaud konnte noch auf ein Schiff gebracht werden, ſtarb aber am 29. September auf dem Meere. Er war ſehr fromm und pflegte unter den Truppen jene hohe Achtung für die Religion, durch die ſich die Franzoſen in der Krim ſo auffallend auszeichneten.

3.

Sebaſtopol.

General Canrobert übernahm den Oberbefehl und begann die langweilige Belagerung der Südſeite von Sebaſtopol. Die Eröffnung von Laufgräben war wegen des felſigen, nur von einer dünnen Erdſchicht bedeckten Terrains äußerſt ſchwierig. Am 17. Oct. ſcheiterte ein Angriff der Flotte an den zu ſtarken Mauern. Seitdem wagten die Flotten gar keinen Angriff mehr und dienten nur noch, Lebensmittel, Munition und Verſtärkungen nach der Krim und Verwundete von dort zurückzubringen. Am 25. October befahl Menzikof, nachdem ihm Verſtärkungen zugekommen waren, dem General Liprandi, die Engländer bei Balaklava anzugreifen. Die engliſche Reiterei ſtürzte ſich allzu blind in den Kampf und erlitt ungeheuren Verluſt. Mit 51,000 Mann wurde nun die engliſche Stellung abermals forcirt, bei Inkermann. Allein die Franzoſen unter dem ſchnellblickenden Bosquet retteten die Engländer. Nun aber fiel der Herbſtregen in Strömen nieder, ſetzte die ganze Gegend unter Waſſer, füllte die Gräben aus und die Belagerung ſtockte. Dann kam der Winter. Die elenden Ortſchaften boten keine Quartiere, kaum Räume genug zu Lazarethen dar. Man mußte alſo unter Zelten oder in Baraken wohnen, welch letztere jedoch wegen Holzmangels nicht leicht herzuſtellen waren. Die Franzoſen ſtanden ſich beſſer, theils weil die Regierung mehr für ſie ſorgte, theils weil ſie, erfinderiſch in Auffindung von Auskunftsmitteln, immer raſch und in unverwüſtlicher guter Laune ſich ſelbſt zu helfen wußten.

Die Engländer aber litten unsäglich, weil die Generale sich nicht um die Armeeverwaltung bekümmerten, die Verwaltung selbst unglaublich pedantisch und gewissenlos handelte. Ganze Schiffe mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Lagerutensilien aller Art kamen an, blieben aber am Ufer unausgepackt liegen, ja wurden zum Theil zurückgeschickt, weil die Ausweispapiere in Unordnung gekommen waren und kein Beamter etwas ablieferte, wozu er nicht beordert war. Hunderte starben in dünner Kleidung unter schlechten Zelten in stolzer Resignation, während eine Stunde davon Pelze, warme Wollenkleider, Nahrungs- und Arzneimittel in Fülle lagen, die aber niemand aus den Kisten und Ballen herauszunehmen wagte. Im November wurde das schwarze Meer von schrecklichen Stürmen gepeitscht und viele Schiffe gingen dabei zu Grunde, auch solche, welche reiche Vorräthe nach der Krim bringen sollten. Alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Konstantinopel ab. Hier und in der Krim selbst leisteten die barmherzigen Schwestern und eine Gesellschaft englischer Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale an der Spitze, die treuesten Dienste.

Mittlerweile herrschte immerfort noch die lebhafteste Bewegung in den europäischen Cabinetten, Oesterreich stellte ein großes Heer in Siebenbürgen, ein zweites in Galizien auf und schloß sich den Westmächten näher an. Preußen aber blieb neutral und ein großes russisches Heer stand in Polen, um Galizien zu bedrohen. Unter diesen Umständen konnte Oesterreich nicht offensiv gegen Rußland vorgehen. Napoleon III. hatte sich schon bereit erklärt, Oesterreich die Ruhe in Italien zu garantiren, wenn es das Schwert gegen Rußland ziehen wolle. Das letztere unterblieb nun, folglich auch die Garantie, und neue, für Oesterreich sehr bedenkliche Combinationen traten ein. Sardinien nämlich schloß ein enges Bündniß mit den beiden Westmächten, rüstete 15,000 Mann unter General La Marmora gegen die Krim aus und erkaufte sich dadurch die Duldung, ja Förderung seiner italienischen, in ihrem letzten, noch verborgenen Ziele Oesterreich verderblichen Politik.

Kaiſer Nicolaus befahl am 10. Febr. 1855 eine allgemeine Bewaffnung des ruſſiſchen Volkes und ſchickte Truppen über Truppen nach der Krim. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. In der ſüdruſſiſchen Steppe wurden ganze Compagnien im Schnee begraben oder ſtarben vor Hunger und Kälte. Große Hoffnungen ſetzte der Kaiſer auf eine Expedition gegen Eupatoria, wo Omer Paſcha ſtand, um die Alliirten, die vor Sebaſtopol lagen, zu unterſtützen. Der Angriff erfolgte am 16. Februar, wurde jedoch abgeſchlagen. Von wie geringem Nutzen ſelbſt eine Eroberung dieſer Stadt für die Ruſſen geweſen wäre, ſo ſoll doch den Kaiſer Nicolaus ihr Mißlingen ſtark alterirt haben. Er war ſchon etwas kränklich und ſtarb unerwartet ſchnell am 2. März.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. war friedlicher geſinnt, Rußland hatte in dieſem Kriege ſchon 250,000 Menſchenleben verloren und nach Dolgoruckis Angabe Papiergeld für mehr als 700 Mill. Silberrubel ausgegeben (deren Entwerthung die gegenwärtige Finanzkriſis verſchuldet). Der junge Kaiſer hätte alſo gerne den Krieg geendet, ſetzte ihn aber noch fort, um beſſere Friedensbedingungen zu erlangen. Er rief den Anſtifter des Kriegs, Menzikof, ab und Gortſchakof erhielt den Befehl in der Krim. Hier eröffneten die Verbündeten am 6. April ein vierzehntägiges Feuer auf Sebaſtopol aus 500 ſchweren Geſchützen mit Bomben von 1 bis 2 Centner Gewicht, aber vergebens. Todtleben hatte ein noch zahlreicheres Geſchütz und ließ alle zertrümmerten Schanzen immer raſch herſtellen. Nachimof fiel auf den Mauern. Um die Zufuhr nach der Feſtung vom Aſowſchen Meere her abzuſchneiden, nahm die alliirte Flotte im Mai Kertſch ein, wo eine koſtbare Alterthumsſammlung zerſtört wurde, und verbrannte einige Hafenplätze, unter andern Taganrog, konnte aber nicht in das ſeichte, ſ. g. Faule Meer eindringen.

Canrobert beſorgte, die Erſtürmung Sebaſtopols werde zu viele Menſchenleben koſten und dankte ab. Nun bekam Peliſſier den Oberbefehl und wagte am 18. Juni einen Sturm, aber mit großem Verluſt und vergebens. Der alte Raglan ſtarb an der Cholera und

ihn erſetzte Simpſon. Die Königin von England ging nach Paris, um einen frühern Beſuch Napoleons III. zu erwidern und ihre Einigkeit zu beweiſen. Der engliſche Admiral Dundas bombardirte in der Oſtſee Sweaborg ohne Erfolg und zündete ohne Noth friedliche Hafenplätze in Finnland an. — Am 16. Auguſt machten die in Sebaſtopol ſehr verſtärkten Ruſſen einen Angriff auf das alliirte Lager von der Tſchernaya aus, wurden aber zurückgeſchlagen, ſtopften ſich an der Brücke und erlitten ungeheuren Verluſt. Unmittelbar darauf überſchüttete Peliſſier die Stadt mit Kugeln.

Am 17. Auguſt fielen in Sebaſtopol 1500 Ruſſen durch in die Stadt geſchleuderte Kanonenkugeln und Bomben, vom 18.—21. täglich 1000, von da bis zum 5. September täglich 5—600 Mann. Der Geſammtverluſt der Franzoſen und Engländer betrug täglich nur gegen 300 Mann. Zugleich wurde raſtlos gegraben, minirt und contreminirt. Als die franzöſiſchen Gräber den ruſſiſchen Schanzen am Malakofthurm bis auf 35 Schritte nahe gekommen waren, erkannte Gortſchakof die ganze Schwierigkeit, jetzt noch einen neuen Sturm abzuſchlagen, und ließ eine große Schiffbrücke über den Meerbuſen legen, der die beiden Hälften der Stadt trennt, um raſch die Südſeite der Stadt räumen zu können, wenn es Noth thäte. Auch ließ er alle Forts auf der Südſeite unterminiren, um ſie in die Luft zu ſprengen, ehe der Feind hineindränge. Vom 5. September an verdoppelten die Alliirten aus 800 Geſchützen des ſchwerſten Calibers das Feuer und vier Tage und Nächte lang fiel über Sebaſtopol ein Hagel von Kugeln, wie er ſo dicht und ſchwer noch niemals auf Erden gefallen war. Die Bomben flogen über die Stadt hinweg in den Hafen und entzündeten mehrere Schiffe, die in Flammen aufgingen. In der Stadt ſelbſt war kein Menſch mehr, der die bombenfeſten Kaſematten verließ, weder in noch außer den Häuſern ſicher und innerhalb der vier Tage wurden gegen 5000 Ruſſen auf den Wällen und in den Straßen und Häuſern durch feindliche Kugeln oder herabſtürzende Steine zerſchmettert. Am 8. September Schlag 12 Uhr ſchwieg der wochenlange Donner der Kanonen plötzlich und in dieſem Augenblick begann der Sturm. Den Hauptangriff rich-

teten die Franzoſen gegen den Malakofthurm, den zweiten die Engländer gegen den ſ. g. Redan. Dem tapfern General Bosquet war die Eroberung des Malakof vertraut, unter ihm erkletterten Mac Mahons Leute binnen wenigen Minuten den Malakofthurm. Aber im Innern deſſelben leiſteten ihnen die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen verſteckten Ruſſen einen verzweifelten Widerſtand. Vier ruſſiſche Generale fielen hier. Um 5 Uhr erſchütterte eine furchtbare Exploſion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine Mine war geſprungen und hatte hunderte von ſtürmenden Franzoſen mit ihrem General Matterouge begraben. Aber der Malakof ſelbſt war gerettet und blieb in den Händen der Franzoſen, während die Engländer vom Redan weichen mußten. Da der hochgelegene Malakof die ganze Stadt beherrſcht, konnten die Ruſſen ſich nicht länger halten und Gortſchakof ließ mit Einbruch der Nacht die Truppen abziehen, den Redan, die ſtolzen Baſtionen unter furchtbarem Krachen durch Minen ſprengen, die ganze große ruſſiſche Flotte, ein einziges Dampfſchiff ausgenommen, ins Meer verſenken. Peliſſier ſtörte ſeinen Rückzug nicht, um nicht in das gefährliche Gebiet der Minen zu gerathen. Auch blieben die Befeſtigungen am andern Ufer in den Händen der Ruſſen.

Unterdeß hatte Schamyl vom Kaukaſus her einen vergeblichen Verſuch gemacht, gegen Tiflis vorzudringen, die Alliirten und Türken hatten ihn nicht unterſtützt. Vielmehr gelang es den Ruſſen unter Murawiew am 29. September die türkiſche Feſtung Kars wegzunehmen, nachdem ſie vom Engländer Williams meiſterhaft vertheidigt worden war. Somit war wie für Frankreich durch die Eroberung Sebaſtopols, ſo auch jetzt für Rußland durch die von Kars die Ehre gerettet und man neigte ſich zur Verſöhnung. Am 25. Februar 1856 wurde ein Congreß in Paris eröffnet und am 30. März der Frieden geſchloſſen. Rußland bequemte ſich, die Donaumündungen mit einem ſehr kleinen Landſtrich am linken Ufer zunächſt dem ſchwarzen Meere an die Türkei abzutreten, dem einſeitigen Protectorat über die Chriſten in der Türkei, ſowie über die beiden Do-

geſchafft, und alle Franzoſen ſollten gleiche Rechte und Pflichten haben.

Kapitel CCCCL.

Die Emigranten.

Eine ſo ſchreckliche Demüthigung erregte äußerſte Wuth des Adels und Klerus. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen, wodurch ſie das Volk nur noch mehr erbittert hatten, gaben ſie die Hoffnung auf, ſich ſelbſt helfen zu können. Sie wanderten daher ſchaarenweis aus, und dieſe Emigranten ſuchten in den deutſchen Rheinlanden ein ſogenanntes auswärtiges Frankreich zu bilden. Worms und Coblenz waren ihre vorzüglichſten Sammelplätze. An ihrer Spitze ſtanden die beiden Brüder des Königs, die mit allen auswärtigen Mächten unterhandelten, und ſie beſchworen, die Sache der Könige gegen die Völker zu ſchützen. König Ludwig ſelbſt ſchwankte unentſchloſſen zwiſchen der Nationalverſammlung und den Emigranten, ließ ſich aber doch durch die Königin bewegen, ſich den letztern in die Arme zu werfen, entfloh heimlich, ward wieder eingefangen, und ſeitdem nur noch härter behandelt. In demſelben Maße, wie die Hofparthei ſich der neuen Ordnung zu widerſetzen ſtrebte, ward eine Parthei im Volk, welche das ganze Königthum vollends abgeſchafft wiſſen wollte, kühner und mächtiger. Jede feindſelige oder unzufriedne Regung des unglücklichen Hofes diente nur, ihn immer verhaßter zu machen. Die Emigranten, ſtatt ihn zu retten, ſtürzten ihn nur ins Verderben.

Die übrigen europäiſchen Fürſten ſchwankten anfangs. Noch zu ſehr vom Geiſt der alten Politik beherrſcht, ſahen ſie in der franzöſiſchen Revolution nichts, als den Ruin dieſes ihnen ſo gefährlichen Staates, und

naufürſtenthümer zu entſagen und auch Kars wieder herauszugeben. Dagegen lieferten die Weſtmächte auch Sebaſtopol (nach Zerſtörung der Hafenbauten daſelbſt) und alle andern von ihnen beſetzten Puncte wieder aus. Die beiden Donaufürſtenthümer ſollten von öſterreichiſchen Truppen beſetzt bleiben, bis über ihre Zukunft durch die ſämmtlichen Großmächte würde Beſchluß gefaßt ſeyn. Kriegskoſten wurden niemand auferlegt. Rußland verpflichtete ſich, am ſchwarzen Meere keine Seearſenale mehr zu errichten und künftig nur ſo viele Schiffe auf dieſem Meer zu halten, wie die Pforte. Die Donauſchiffahrt wurde unbedingt frei erklärt.

Frankreich trug aus dieſem Kriege die größte Ehre davon. Die Kaiſerin Eugenie gebar am 16. März einen Sohn und ſie und ihr Gemahl wurden mit Schmeicheleien überſchüttet, wobei der ruſſiſche Geſandte Graf Orlow es allen zuvorthat.

4.

Wachſender Verfall der muhamedaniſchen Reiche.

Rußlands Niederlage im Krimkriege war nur durch die chriſtlichen Weſtmächte bewirkt worden und diente dem türkiſchen Reiche nur zu längerer Friſtung ſeines Siechthums, nicht zu einer großartigen Erhebung und Wiedergeburt. Aber alle muhamedaniſchen Staaten waren im gleichen Verfall. Mißkennen wir nicht, daß ſich darin ein göttliches Gericht offenbart, denn der Islam iſt nicht in der Wahrheit gegründet, und welche rühmlichen Eigenſchaften ihm auch inwohnen, ſo kann er doch den Charakter des falſchen Prophetenthums nicht verleugnen. Der Fanatismus, den er den Völkern einpflanzt, bedingt nicht nur deren Todesverachtung im Kriege, ſondern auch deren Stumpfſinn im Ueben und Dulden des Despotismus. Der Muſelmann kann nur Herr oder Sklave ſeyn. Seine Vorſtellungen von der andern Welt ſind grobſinnlich, ſein Glauben bannt den Geiſt ins Fleiſch, anſtatt ihn von demſelben zu befreien.

Da ist kein Fortschritt möglich, weder im staatlichen Leben, noch im Geiste.

Der türkische Sultan Abdul Medschid war gutmüthig und schwach und unter seinen Augen wurde übel gewirthschaftet. Die Damen seines Harems verschwendeten ungeheure Summen trotz allem, was die beständigen Kriege und Empörungen verschlangen. Die Schatzmeisterin im Serail konnte ein Privatvermögen von 150 Mill. Piastern sammeln, die sie jedoch dem Sultan hinterließ. Dieser selbst starb am 25. Juni 1861 an Erschöpfung in noch nicht vorgerücktem Alter. Im Hause Osman gilt das Seniorat, also wurde nicht des verstorbenen Sultans Sohn (Mehemed Murat), sondern sein Bruder Abdul Aziz sein Nachfolger. Dieser änderte die häßliche Tracht der Truppen ab und machte sie wieder kleidsamer und alttürkischer.

Sobald die Moldau und Wallachei nicht mehr unter russischem Einfluß standen, geriethen sie unter den französischen. Napoleon III. wandte sein Nationalitätenprincip auch auf die Rumänen (Wallachen) an, um an der untern Donau allmälig ein größeres rumänisches Reich zu gründen, welches außer dem zur Türkei gehörigen auch noch das russische Bessarabien und einen Theil des österreichischen Siebenbürgen umfassen sollte, weil auch hier Rumänen wohnen. In St. Petersburg begriff man schnell, das weit entfernte Frankreich werde auf die Rumänen weniger Einfluß üben können, als das nahe Rußland, stimmte also Frankreich zu. So wurde intriguirt, um zum erstenmal die Moldau und Wallachei unter einem gemeinschaftlichen Hospodar zu vereinigen. Zu einem solchen wählten die Bojaren beider Fürstenthümer 1859 den Fürsten Alexander Couza, der sich bald darauf theils von Rußland, theils von der europäischen Revolutionspropaganda mißbrauchen ließ, um geheime Rüstungen zu fördern, davon die einen berechnet waren, im russischen Interesse die Aufstände der Slaven in der Türkei, die andern im französisch-italienischen Interesse eine Erhebung Ungarns gegen Oesterreich und Polens gegen Rußland zu unterstützen. Doch blieb es bei den bloßen Vorbereitungen.

In Serbien gelang es denselben Intriguen, den Fürsten Ale-

xander, den ſchwachen Sohn Kara Georgs, weil er dem Sultan treu und Oeſterreich befreundet war, 1858 abzuſetzen und den alten Miloſch Obrenowitſch an ſeine Stelle zu bringen, der ſich zum Werkzeug der ausländiſchen Agenten hergab. Auch aus der Feſtung Belgrad ſollten die Türken durch eine ſerbiſche Ueberrumpelung vertrieben werden; es mißlang aber, hauptſächlich weil Oeſterreich ſogleich bereit war, den Türken Hülfe zu leiſten. Der alte Miloſch ſtarb 1860 und ihm folgte ſein Sohn Michael, der den Verſuch auf die Feſtung Belgrad eben ſo vergeblich erneuerte. Im Winter von 1862 kamen 700 Wagen mit ruſſiſchen Waffen in Serbien an, was damals großes Aufſehen erregte, doch bald wieder vergeſſen wurde, weil alles nur Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufſtande der Slaven in der Türkei waren, der noch nicht zur Ausführung kam. Wenigſtens blieben die blutigen Aufſtände in der Herzegowina und in Bosnien 1858 vereinzelt und auch die wilden Montenegriner übten nur ihre gewöhnlichen Räubereien ſeit 1856 in größerm Maaße und begingen abſcheuliche Grauſamkeiten in den türkiſchen Dörfern, bis ein türkiſches Heer unter Omer Paſcha ſie 1862 zu Paaren trieb. Ihr Fürſt Danilo, das blinde Werkzeug Rußlands, war 1860 ermordet worden, ihm folgte Nitizza, ein eben ſo fanatiſcher Türkenfeind. — In Bulgarien wirkten franzöſiſche Agenten den ruſſiſchen dergeſtalt entgegen, daß eine beträchtliche Zahl griechiſch-kirchlicher Bulgaren, ihre Geiſtlichen an der Spitze, zur katholiſchen Kirche übertraten, ſeit 1860.

Die ärgſten Intriguen wurden in Griechenland geſpielt. Hier arbeitete England dem ruſſiſchen Einfluß entgegen. Im Jahr 1862 tumultuirte die griechiſche Garniſon in Nauplia, unterwarf ſich aber wieder, weil es noch zu früh war. Erſt als König Otto mit ſeiner Gemahlin auf einer Rundreiſe von Athen abweſend war, brach am 22. October 1862 daſelbſt eine Revolution aus, welche vollſtändig ſiegte. Das Königspaar und alle Anhänger des Königs mußten flüchten. Rußland und Frankreich verſtändigten ſich, den Herzog von Leuchtenberg zu Ottos Nachfolger zu ernennen, England aber ſchob den engliſchen Prinzen Alfred

vor und zog ihn nur wieder zurück, sofern auch Leuchtenberg entsagen mußte. Palmerston feierte einen großen Triumph. Indem er die Griechen durch die Absicht bestach, er werde ihnen die jonischen Inseln abtreten, bewog er ihre s. g. Nationalversammlung, d. h. einen Klub bezahlter Räuber, 1863 den dänischen Prinzen Wilhelm (seitdem Georgios genannt), dessen Schwester so eben den englischen Thronfolger geheirathet hatte, zum König zu wählen. Otto mußte nach München heimkehren. Das war der Dank für die Millionen, welche Bayern den Griechen geopfert hatte, aber eine gerechte Strafe für die Thorheit, mit der man sich in die Vorstellung hineingelogen hatte, die slavischen Räuber in Morea seyen immer noch die alten Hellenen.

Die Fäden der Intrigue in der Levante durchkreuzten sich aufs mannigfachste, denn heute standen England und Frankreich gegen Rußland, morgen wieder Frankreich und Rußland gegen England zusammen. Auch die Revolutionspropaganda wurde von den Diplomaten wie ein böser Hund an der Kette gehalten, um hier oder dort losgelassen zu werden, und es kam vor, daß Rußland dieselben Waffen in den Donaufürstenthümern bezahlte, die es in Polen bekämpfte.

Französische Agenten waren auch in Syrien thätig, um die christlichen Bevölkerungen vom russischen und griechischen Interesse zum französischen und katholischen herüberzuziehen, und fanden besonders guten Boden unter den Maroniten (Ueberreste der alten Monotheleten, nach ihrem Stifter Maro genannt), welche jedoch (1845 und 1860) durch die ihnen benachbarten tapfern Drusen alsbald mit Krieg überzogen, und durch Plünderung und Verbrennung ihrer meisten, am Libanon liegenden Dörfer grausam dafür bestraft wurden, daß sie den gewohnten Frieden nicht gehalten, sondern sich durch das Ausland zu Aufhetzereien hatten brauchen lassen. Unbefangene Zeugen sagen aus, die Maroniten seyen, wie alle Christen im Orient, weit verderbter, als die rohen, aber ehrlichen Drusen, daher man nicht alles glauben dürfe, was französische Nachrichten zu Gunsten der Maroniten schreiben. Gleichzeitig mit den Schreckens-

scenen im Libanon fielen ähnliche vor in der großen Stadt Damaskus, wo die Türken eine Menge Christen mordeten (9. Juli 1860). Ein türkisches Heer unter Fuad Pascha stellte die Ruhe her und strafte die Mörder. Napoleon III. begnügte sich nicht damit, sondern wollte die Hände unmittelbar im Spiele haben, und schickte wirklich 12,000 Mann nach Syrien, mußte sie aber bald wieder vertragsmäßig zurückziehen, wenn er nicht in schweren Conflict mit England kommen wollte.

In Aegypten hatte die französische Intrigue noch bessere Erfolge. Abbas Pascha wirkte ihr entgegen und wurde deshalb in französischen Blättern als roher Wüstling verschrien und am 13. Juli 1854 fand man ihn plötzlich erdrosselt. Sein Oheim und Nachfolger aber, Said Pascha, ließ sich wieder ganz von Frankreich beherrschen und machte demselben die größte Concession, indem er ihm den Bau und die künftige Beherrschung des wichtigen Suez-Canals überließ. Der Bau des Suez-Canals wurde von einer Actiengesellschaft in Paris übernommen, wobei aber der Vicekönig von Aegypten nicht weniger als 85 Procent der Actien auf sich nahm. Die Gesellschaft erhielt ungeheure Privilegien. Die ägyptische Bevölkerung mußte ihr zum Bau frohnen. Der zum Canalbau nöthige Landstrich wurde ihr geschenkt. Der französische Gesandte, Herr v. Lesseps, durfte dazu noch das ganze Wadi Tumeilat (das alte berühmte Land Gosen) um ein Spottgeld kaufen, um eine große französische Colonie daselbst anzulegen. Diese Colonie durfte eine militärische seyn, angeblich um die Raubanfälle der Beduinen zu verhindern. Endlich wurde der Gesellschaft der Besitz, die ausschließliche Verwaltung und der ganze Zollertrag des Canals auf 99 Jahre zugesichert. Man erkennt daraus, daß, wenn der Canal unter diesen Bedingungen wirklich zu Stande kam, Frankreich die Meerenge von Suez militärisch beherrschen und den kürzesten Weg zwischen Europa und Ostindien den Engländern, die das meiste Interesse dabei hatten, öffnen oder verschließen konnten. Grund genug für England, den Bau zu hintertreiben. Said Pascha ließ sich soweit mit Frankreich ein, daß er ein Negerregiment von 4—500 Mann mit der französischen

Armee nach Meriko schickte, welches aber größtentheils im Hafen von Vera Cruz Seuchen erlag. Eben als dieses Ereigniß großes Aufsehen in Europa erregte, starb Said Pascha, im Januar 1863 und sein Nachfolger, Ismael Pascha, befolgte ein anderes System, indem er, gestützt auf die Pforte und England, den französischen Forderungen hinsichtlich des Suez-Canals widerstand. Die bisherige Frohnarbeit der Aegypter am Suez-Canal wurde vom Pascha eingestellt und freie Arbeiter in hinreichender Zahl zu bekommen, war den Franzosen nicht möglich. Prinz Napoleon begab sich im Frühjahr nach Kairo, um den französischen Einfluß wo möglich herzustellen, aber der Pascha berief sich darauf, daß er nur Unterthan der Pforte sey und ohne deren Zustimmung nichts bewilligen könne. Der Sultan beehrte ihn dafür durch einen Besuch im April, eine seltene Auszeichnung, da die Sultane nur höchst selten reisen. Natürlicherweise steckte England dahinter, welches um jeden Preis die Absperrung seiner nächsten Verbindung mit Ostindien durch die Franzosen in Aegypten verhindern mußte.

England hatte sich bereits im rothen Meere festgesetzt. Im Jahr 1839 kauften die Engländer den arabischen Stämmen südwestlich von Mokka die felsige Halbinsel Aden um 20,000 Pfund Sterling und eine Pension für die benachbarten Häuptlinge ab und machten daraus ein zweites Gibraltar, um den Eingang ins rothe Meer zu beherrschen. Die verblendeten Häuptlinge erkannten zu spät, welchen Pfahl sie sich ins Fleisch gesetzt hatten, und 1845 predigte Hussein, Scherif von Mokka, den heiligen Krieg gegen Aden, um die Engländer von dort wieder zu vertreiben; aber diese saßen schon zu fest und schlugen den Sturm zurück. Im Jahr 1857 besetzten die Engländer auch noch die kleine Insel Perim dicht am Eingang ins rothe Meer, worüber ein kleiner Federkrieg in Europa entstand. Noch mehr wurden die Araber aufgereizt, als der Sultan sich durch seine Alliirten, England und Frankreich, 1856 gezwungen sah, den Sklavenhandel in allen seinen Staaten zu unterdrücken. Mokka empörte sich vergebens. Dagegen dauerte die Unzufriedenheit in Jeddah fort. Hier wurde der Pöbel durch einen Streit des Cadi

mit dem englischen Consul Page gereizt, stürmte in der Nacht des 15. Juli 1858 das englische und französische Consulargebäude und ermordete 21 Christen, darunter Herrn Page und auch den französischen Consul Eveillard, dessen heldenmüthige Tochter, ein 20jähriges Mädchen, ihn vertheidigte und einen Säbelhieb über das Gesicht bekam, aber ihr Leben rettete. Obgleich nun der Sultan sogleich volle Genugthuung versprach, begann die englische Fregatte Cyclops doch am 25. Juli Jeddah zu bombardiren und die im Hafen liegenden arabischen Schiffe zu zerstören.

Persien zerfiel nach dem Tode des großen Eroberers Nadir Schah 1747. Im Südosten gründeten die Abdalli das neue Afghanenreich, im Nordosten die türkischen Kadscharen das neue Perserreich. Das letztere regierte im Anfang unsres Jahrhunderts Feth Ali, welcher sein Reich erobernd ausdehnen wollte, aber in Chorasan auf die Engländer, in Georgien auf die Russen stieß und die Klauen bald einziehen mußte. Napoleon hetzte ihn gegen Rußland, aber das persische Heer war dem russischen nicht gewachsen und Persien mußte 1811 Daghestan, Baku, Mingrelien, Kachetien, Imeretien, Gurien, Abchasien ꝛc. am caspischen Meer und im östlichen Kaukasus den Russen abtreten. Nachher war Feth Ali so unvernünftig, als die Türkei 1822 den schweren Kampf gegen die empörten Griechen zu bestehen hatte, ihr in den Rücken zu fallen und Bagdad zu belagern, sein Heer ließ sich aber von den Türken bei Erzerum schlagen. Der Schah war ein schmutziger Geizhals, der niemand Gehör gab, der ihm nicht Geschenke brachte. Leute, von denen er wußte, sie seyen reich, ließ er fest nehmen, martern oder umbringen, um sie zu berauben.*) Ebenso raubten seine Beamten. Wo seine Steuererheber hinkamen, entleerten sich die Dörfer von Menschen, feste Städte lei-

*) Fraser erzählt von einem Reichen, der sich täglich habe prügeln lassen, um sich für den Fall abzuhärten, wenn ihn der Schah einmal holen lassen würde. Das Aergste, was von Feth Ali gesagt wird, ist, daß er seine Gunstbezeugungen an reiche Damen „verkaufte" und sogar in seinen eigenen Harem nur reiche Töchter aufgenommen und sie nach dem Maaß ihrer Geldopfer bevorzugt habe.

steten ihnen zuweilen bewaffneten Widerstand. Das Land liegt größtentheils wüste. Nirgends werden Bäume gepflanzt oder wird für die Nachwelt gesorgt. Die Perser sind sehr höflich und abgeschliffen, weshalb man sie die Franzosen Asiens nennt, aber verderbt und treulos. Man findet unter ihnen viele Suffies (Philosophen, Zweifler). Abbas Mirza, der älteste Sohn des Schah, ein Mann von Geist und Feuer, gab sich alle Mühe, die persische Armee auf den Fuß der europäischen zu bringen, wenigstens annähernd, unterlag aber in dem Kampf, den er 1826 unvorsichtig unternahm, der Ueberlegenheit der Russen. Er starb frühe. Sein Sohn Muhamed Mirza, seit 1834 Schah geworden, war der Spielball des englischen und russischen Gesandten.

Im Reiche der Afghanen hatte seit Nadirs Tode die Familie der Durani geherrscht, auch Abdalli genannt von dem großen Achmed Abdallah, der, wie früher erzählt ist, öfters in Indien einfiel und die Mahratten schlug. Sein friedliebender Sohn Timur starb 1793 und hinterließ Söhne und Enkel, unter denen Zwietracht ausbrach. Sie regierten in verschiedenen Reichen, zu Kandahar, Kabul, Peschawer und Herat, während die Sikhs Kaschmir einnahmen. Die vielen Theilungen des alten duranischen Reichs ließen Rußland eine leichte Eroberung hoffen. Es reizte daher den jungen Schah von Persien durch seinen Gesandten Simonitsch zur Unterwerfung aller afghanischen Reiche, zunächst aber Herats an, in der Hoffnung, dem Vordringen der Engländer von Ostindien her eine Grenze zu setzen, 1838. Zu derselben Zeit und zu demselben Zwecke rüstete Kaiser Nicolaus den Zug gegen Chiwa aus, welcher jedoch mißlang. Vergebens strengte der englische Gesandte Mac Niel sich an, den Feldzug gegen Herat zu hintertreiben, der ehrgeizige Schah, Muhamed Mirza, ließ sich verlocken, mit großer Heeresmacht, wozu Simonitsch Geld und Kanonen geliefert hatte, vor Herat zu ziehen. Hier vertheidigte sich Kamran oder eigentlich sein Vezier Yar Mahmud mit Hülfe englischer Offiziere, namentlich Pottingers, aufs tapferste, stellte aber endlich doch Herat unter persische Hoheit, weil der zu Kabul regierende Durane Dost Muhamed selbst damals den Persern

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21472 / 091

half. England lag alles daran, die ruſſiſche Vormundſchaft aus Perſien und Afghaniſtan zurückzuweiſen. Alſo wurde ein großer Kriegszug aus Oſtindien gegen Afghaniſtan betrieben, um mit Schudſchah die duraniſche Dynaſtie herzuſtellen, und ein anderes Heer zur See in den perſiſchen Golf geſchickt. Die Engländer eroberten Kabul und landeten am perſiſchen Ufer im Golf. Da bekam der Schah Angſt und bewilligte 1841 alle Forderungen Englands, große Privilegien der engliſchen Agenten und Kaufleute in Perſien und das Recht, perſiſche Schiffe im Golf zu durchſuchen.

Die Verwaltung Perſiens unter dem Vezier Hadſchi wurde wo möglich noch räuberiſcher geſchildert, als die frühere. Zu allem Elend des Volks kam noch 1846 die Cholera. Muhamed Mirza ſtarb 1848, worauf ſein Sohn Naſuredbin den Thron beſtieg. Gegen ihn erhob ſich eine von Mullah Sadik geſtiftete altperſiſche Secte, welche die turkomanniſche Kadſcharendynaſtie nicht anerkannte, aber durch zahlreiche Hinrichtungen entkräftet wurde. Im Jahre 1852, in welchem die Sectirer (die Babi genannt) einen Mordanſchlag auf den Schah machten, wurden 400 Babi auf die martervollſte Weiſe umgebracht. Gleiches Schickſal erlitt der Vezier Mirza Taghi, angeblich, weil er dem Schah die Ausſchweifungen ſeiner Mutter verrathen hatte.

Im Jahr 1846 erfuhren die chriſtlichen Neſtorianer in Kurdiſtan eine grauſame Verfolgung durch die muhamedaniſchen Kurden, weil Miſſionäre gekommen waren, welche die Kurden für engliſche Spione hielten. In dem Uzbekenſtaat Bochara waren ſchon 1843 die engliſchen Agenten Oberſt Stoddart und Capt. Conolly auf Befehl des dort regierenden Emirs Naſſer Allah ermordet worden, um England das Spioniren zu verleiden. Im Jahr 1853 kämpfte dieſer Emir mit Doſt Muhamed, dem Freund der Engländer, um den Beſitz von Balkh. Die Ruſſen aber unterwarfen damals die usbekiſchen und turkomanniſchen Horden am Aralſee, Graf Perowski, dem 1839 der Feldzug gegen Chiwa mißrathen war, erfocht während des Donau- und Krimkriegs bedeutende Erfolge am Aralſee, indem er 1853 Aemetſchet und das obere Flußgebiet

freuten ſich heimlich darüber. Bald aber entſchloſſen ſie ſich zu einer thätigen Einmiſchung in die Sache Frankreichs, theils aus gerechten Beſorgniſſen, theils in der Hoffnung, einen leichten Sieg über das zerrüttete Frankreich und großen Gewinn davon zu tragen. Oeſterreich war in der Perſon der Königin Antoinette beleidigt, und zugleich als Haupt des Reichs verpflichtet, die Rechte der kleinern Fürſten und Herren am Rhein zu beſchützen, die auf franzöſiſchem Gebiet Güter und Feudalrechte beſaßen, und durch die neue Verfaſſung beeinträchtigt worden waren. Preußen, an Alleinherrſchaft gewohnt, warf ſich zum Ritter derſelben auf, und wollte zugleich ſeiner müßigen Armee neue Lorbeern erwerben. Kaiſer Leopold und König Friedrich Wilhelm kamen 1791 zu Pillnitz in Sachſen zuſammen, wohin ſich auch der Graf von Artois, jüngſter Bruder Ludwig XVI verfügte, und ſchloſſen hier ein Bündniß gegen die Revolution. Mittlerweile ſtarb der Kaiſer, und ſein Nachfolger Franz II erneuerte das Bündniß.

Sobald die Franzoſen davon unterrichtet waren, zwangen ſie den König Ludwig, ſelbſt den Krieg zu erklären, im April 1792. Darauf rückten die Preußen unter Ferdinand von Braunſchweig, dem größten noch übrigen Helden aus den Zeiten Friedrichs, in Frankreich ein. Dieſer Herzog erließ bei ſeinem Eintritt ein Manifeſt an die Franzoſen, worin er ihnen mit der ſchrecklichſten Rache, ja mit der Zerſtörung von ganz Paris drohte, wenn ſie den König nicht augenblicklich in alle ſeine Rechte wieder einſetzen würden. Aus einer ſolchen Erklärung konnten die Franzoſen hinlänglich erkennen, welches Schickſal ſie zu erwarten hätten, wenn ſie nicht Gewalt mit Gewalt vertrieben. Die fremde Einmiſchung hätte die Franzoſen beruhigen, den König retten ſollen. Indem ſie aber barſch auftrat, verdarb ſie alles. Die

des Sir-Darja eroberte, den Khan von Kokand demüthigte, und 1854 endlich auch den Khan von Chiwa. Als der letztere auf ruſſiſchen Antrieb gegen Perſien ziehen ſollte, wurde er unterwegs ermordet, 1855.

Rußland ſuchte auch Meiſter in Perſien zu werden, wo ihm aber England im Wege ſtand. Auf ruſſiſchen Antrieb nahmen die Perſer 1856 Herat ein. Doſt Muhamed von Afghaniſtan ſuchte es ihnen wieder abzunehmen und ein engliſches Heer unter General Outram half ihm, landete im perſiſchen Golf und ſchlug ein großes perſiſches Heer. Damals vermittelte Napoleon III. den Frieden und Perſien mußte auf Herat verzichten. Inzwiſchen ſpann ſich der alte Zwiſt immer wieder an und 1863 eroberte der alte Doſt noch einmal Herat, ſtarb aber bald darauf. Ihm folgte ſein Sohn Schir Ali.

Achtes Buch.

Der lombardiſche Krieg.

1.

Italieniſche Anzettelungen.

Sardinien würde für die Weſtmächte in der Krim keine Opfer gebracht haben, wenn ihm nicht ein reicher Lohn in Italien wäre zugeſichert worden. England hatte längſt in Italien gewühlt, Napoleon war froh, ſich aus dem opferreichen Krimkriege loswickeln zu können, durfte aber ſeine Franzoſen nicht unbeſchäftigt laſſen und hatte eine gewiſſe Verpflichtung gegen die Italiener. Er hatte im Jahr 1831 als junger Menſch der damaligen revolutionären Partei in der Romagna einen fürchterlichen Eidſchwur geleiſtet, für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens leben und ſterben zu wollen. Die Mazziniſten verfehlten nicht, ihn daran zu erinnern und jenen Eid veröffentlichen zu laſſen. Endlich ſchien er ihrer Mahnung nachzukommen. Aber ſie trauten ihm nicht. Mazzini trat auch bald genug der ſardo-franzöſiſchen Politik offen entgegen und hielt ſich mehr an England.

Obgleich nun Frankreich und England noch keine Anſtalten trafen, weder Oeſterreich noch den Papſt außer Beſitz ſetzen zu wollen, durfte doch Sardinien unter dem geheimen Schutz der beiden weſt-

lichen Großmächte seine Wühlereien fortsetzen. In Turin sammelten sich alle Unzufriedenen aus der Lombardei und Venedig, alle österreichischen Deserteure ꝛc.

Oesterreich hatte sich während des Krimkriegs Rußland feindlich bezeugt. Also hatten Frankreich und Sardinien keine Mühe, jetzt Rußland auf ihre Seite zu ziehen. Das geheime Einverständniß zwischen den Tuilerien und St. Petersburg geht desfalls vielleicht weit zurück und gehört noch unter die Motive des schnellen Friedensabschlusses. Die Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland reiste in die Bäder von Nizza (im Herbst 1856) und wurde vom König Victor Emanuel aufs ehrenvollste begrüßt. Ihr Sohn, Großfürst Constantin, leitete einen Kauf des Hafens von Villafranca in der Nähe von Nizza ein. Kaiser Franz Joseph machte eine Rundreise durch die Lombardei, um überall Wohlthaten zu spenden und die Verleumdung, als regiere er hart, zu widerlegen. Am 25. Januar 1857 erließ er eine unbedingte Amnestie und ging nur zu weit in der Milde, weil man sie ihm als Schwäche auslegte.

Palmerston hatte Neapel nie aus den Augen verloren, ließ fortwährend durch die englische Presse die Regierung daselbst verleumden und durch die Mazzinisten das Land unterwühlen. Plötzlich forderten England und Frankreich gemeinschaftlich von König Ferdinand II. politische Reformen. Er antwortete mit Würde und verbat sich die fremde Einmischung. Da brachen die Westmächte ihre Verbindung mit ihm ab und ein Mörder verwundete ihn bei der Parade, am 11. Dezember 1856. Zugleich brach ein Aufstand in Sicilien aus, der jedoch unterdrückt wurde. Eine große Fregatte mit 70,000 Gewehren für den König geladen, wurde heimtückisch in die Luft gesprengt, ein sardinisches Schiff dagegen, auf welchem Insurgenten an der neapolitanischen Küste gelandet waren und welches man weggenommen hatte, mußte in Folge der Drohungen von England herausgegeben werden. Täglich verbreiteten Palmerstons Zeitungen Nachrichten über das Privatleben des Königs und berichteten über Verschwörungen, Verhaftungen und massenhafte Hinrich-

tungen, die gar nicht exiſtirten. Ebenſo wurde alle Tage die römiſche Regierung verleumdet, was auch die deutſche Preſſe immer nachſchrieb, obgleich der franzöſiſche Geſandte Rayneval öffentlich Zeugniß ablegte, der Kirchenſtaat ſey beſſer regiert als viele andere Staaten; man zahle weniger Steuern und das Syſtem ſey mild. Auch regierten dort nicht die Pfaffen, denn unter etwa 4400 Beamten gäbe es nur 92 Geiſtliche.

Die Kaiſer von Frankreich und Rußland beſuchten am 27. September 1857 den König von Württemberg an ſeinem 76. Geburtstage in Stuttgart, wo ſie Dinge verabredeten, die Italien betrafen und die durch das eilige Herbeikommen Franz Joſephs, der den ruſſiſchen Kaiſer auf der Rückreiſe in Weimar aufſuchte, nicht alterirt wurden.

Den Mazziniſten gefiel das Abhängigwerden der italieniſchen Frage von der Entſcheidung der Großmächte nicht und Napoleon ſchien ihnen mehr als jemals verdächtig und gefährlich. Daher die Mordverſuche. Am Abend des 14. Jan. 1858 ſollte Napoleon III. mit ſeiner Gemahlin zu Paris in die Oper fahren. Wie immer war viel Polizeiperſonal vor dem Opernhauſe verſammelt, um über die Sicherheit zu wachen. Man verhaftete hier unter den Zuſchauern einen gewiſſen Pieri, einen italieniſchen Flüchtling, und fand bei ihm einen Dolch, einen Revolver und eine eigenthümlich conſtruirte Bombe, in Birnenform und ſo mit Zündhütchen geſpickt, daß ſie, wo ſie auch auffiel, explodiren mußte. Kaum war die Verhaftung erfolgt, als ein ſtarker Knall die Häuſer erſchütterte. Eine ganz ähnliche Bombe war ſo eben dem kaiſerlichen Wagen, als er in die Straße Lepelletier einlenkte, nachgeworfen worden und hatte ihn zwar nicht mehr erreicht, aber an zwanzig Perſonen auf der Straße niedergeworfen. Raſch darauf platzte eine Bombe dicht am kaiſerlichen Wagen und riß ein Pferd deſſelben nieder. Nun mußte der Wagen halten und in dem Augenblick, in welchem das kaiſerliche Paar ausſtieg, platzte die dritte Bombe unter dem Wagen. Dem Kaiſer wurde nur der Hut durchſchoſſen und die Naſe leicht von einem Glasſplitter, der Kaiſerin nur ein wenig die Haut am Auge

geritzt. Beide verloren keinen Augenblick die Beſonnenheit, begaben ſich ruhig in die Oper und wohnten derſelben bis zu Ende bei. Draußen aber war grauſige Verwirrung. Alle Häuſer umher waren von Bombenſplittern durchſiebt, alle Fenſter zerſchmettert, die Straßen voll Blut. Man zählte über 100 Todte und Verwundete, darunter über 30 von der Polizei. Durch einen Diener, der einen Verwundeten ſuchte, wurde deſſen Herr, derſelbe Felix Orſini entdeckt, der vor Kurzem aus Mantua entflohen war, und der durch die von ihm ſelbſt geworfene Bombe verwundet, jetzt in ſeinem Pariſer Verſteck aufgefunden und verhaftet wurde. Seinem heroiſchen Charakter gemäß gab er ſich ſelbſt als das Haupt der Mörder an. Es waren ihrer außer Orſini nur noch drei, Pieri, Gomez und Rudio. Die Unterſuchung ergab, daß ſie ſämmtlich mit engliſchen Päſſen gekommen und daß ihre Bomben in Birmingham verfertigt worden ſeyen.

Der Schrecken des Augenblicks wurde benützt, um die Zügel der Gewalt ſtrammer zu ziehen. Durch das Sicherheitsgeſetz vom 28. Januar wurden auch bloß Verdächtige, oder ſolche Perſonen, die früher einmal wegen politiſcher Meinungen angeklagt geweſen waren, mit Polizeiaufſicht oder Deportation bedroht, ſo daß eigentlich niemand mehr ſeiner Freiheit ſicher blieb, wenn er nicht unbedingt dem kaiſerlichen Syſtem huldigte. Um jede etwaige Bewegung im Lande raſch zu unterdrücken, wurde Frankreich in fünf Marſchallate getheilt, in denen je ein Marſchall die Militärdictatur üben ſollte, ſobald Gefahr drohe. Eine Erhebung der Demokraten, die am 24. Februar an vielen Orten zugleich ausbrechen ſollte, wurde unterdrückt. Am auffallendſten erſchien am 8. Februar die Ernennung des rauhen Generals Espinaſſe zum „Miniſter des Innern und der allgemeinen Sicherheit.“ Dieſer Haudegen ſagte ſeinen Civilbeamten, indem er zum erſtenmal unter ſie trat: „Der Kaiſer will unbedingte Ergebenheit; wer von Ihnen ſchwankt, wird caſſirt.“ Die Preſſe wurde aufs äußerſte geknebelt, Espinaſſe aber im Juni wieder entlaſſen. Sehr ſtreng war damals auch die Fremdenpolizei an den Grenzen. Nur gegen England nahm Napoleon III.

viel Rücksicht. Bertrand, ein erwiesener Mitverschworener Orsinis, wurde unter großem Jubel des englischen Publicums von der Jury freigesprochen. Palmerston, der sich zu stark durch seine französischen Sympathien compromittirt hatte, trat auf einige Zeit ab. Doch war sein Nachfolger Derby nicht gesonnen, die England so nützliche Allianz mit Frankreich zu verscherzen.

In dieser immerhin für Napoleon III. etwas kritischen Zeit entschloß sich derselbe, in Italien vorzuschreiten, aufs dringendste dazu gemahnt von Cavour. Man nimmt zwar an, die Verträge zwischen Napoleon und Cavour seyen erst im Herbst 1858 im Bade Plombières geschlossen worden, allein die Verabredungen datirten von früher. Die italienischen Fanatiker sollten belehrt werden, daß sie Unrecht gehabt hätten, dem Kaiser der Franzosen nach dem Leben zu trachten; es sollte durch ihn wirklich etwas für Italien geschehen. So wurde nicht ohne Ostentation am 25. Februar ein Brief Orsinis an den Kaiser Napoleon veröffentlicht, worin er sagte: „Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten." Orsini und Pieri wurden am 13. März enthauptet, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Auch Rudio sollte hingerichtet werden, der Kaiser schenkte ihm jedoch das Leben. Am 31. März erschien in einer Turiner Zeitung ein angeblicher zweiter Brief Orsinis, vom 11. März datirt und gleichfalls an den Kaiser gerichtet. Darin heißt es: Die von Ew. Majestät ertheilte Erlaubniß, daß mein Brief vom 11. Februar der Oeffentlichkeit überliefert werde, ist mir ein klarer Beweis Ihrer Großmuth und überzeugt mich, daß die darin zu Gunsten meines Vaterlandes ausgesprochenen Wünsche in Ihrem Herzen ein Echo gefunden haben. Mögen meine Landsleute, anstatt Vertrauen in das System des politischen Mordes zu haben, dasselbe von sich abweisen." Das sollte der Politik Cavours dienen. Mazzini protestirte dagegen und traute dem Kaiser nicht. In Genua und Pavia gab es Tumulte.

Im Laufe des Jahres 1858 machte Frankreich große Kriegs-

rüſtungen, namentlich ließ der Kaiſer gezogene, auf weite Entfernungen ſicher treffende Kanonen verfertigen. Am Neujahrstage 1859 überraſchte er ſodann die Welt durch die Worte, mit denen er die üblichen Glückwünſche des öſterreichiſchen Geſandten, Baron von Hübner, beantwortete: „Ich bedaure, daß unſere Beziehungen nicht ſo gut ſind, als ich ſie zu ſehen wünſche, aber ich bitte Sie zu ſagen, daß meine perſönlichen Gefühle für den Kaiſer ſtets die nämlichen ſind.“ Nun war Frankreich auf keine Weiſe von Oeſterreich beleidigt oder bedroht worden. Frankreich hatte den Hader mit Oeſterreich angefangen und vom Zaun gebrochen, indem es den völlig unberechtigten Forderungen Sardiniens zuſtimmte. Oeſterreich antwortete auf eine würdige Art, indem es ſogleich große Truppenverſtärkungen nach Mailand ſchickte. Uebrigens accompagnirte Victor Emanuel in Turin die bedrohlichen Neujahrsworte in Paris durch eine Thronrede, in der er ſagte: „Wir ſind entſchloſſen, den Eventualitäten entgegenzugehen. Wenn wir die Verträge achten, ſind wir andererſeits nicht unempfindlich für den Schmerzensſchrei, der ſich von ſo vielen Seiten Italiens zu uns erhebt. Stark durch Eintracht und auf unſer gutes Recht vertrauend“ ꝛc. Zugleich vermählte er ſeine erſt 16jährige Tochter Chlotilde mit dem Prinzen Napoleon, Jeromes Sohn. Die Heirath verbürgte die Hülfe Frankreichs gegen Oeſterreich. Die Kriegsluſt wurde durch Wühlereien aller Art genährt. Am 10. Januar tumultuirten die Studenten zu Padua. Am 29. fielen im Theater zu Mailand die Zuſchauer plötzlich alle in das Geſchrei: guerra! guerra! ein.

Cavour formulirte die italieniſchen Forderungen aufs neue und legte beſonderes Gewicht auf die von Oeſterreich mit den mittelitalieniſchen Staaten früher abgeſchloſſenen Separatverträge, die er für völkerrechtswidrig erklärte. Dieſelben waren mit Toscana ſchon 1815, mit Modena und Parma erſt 1847 abgeſchloſſen worden und ſicherten dieſen in Revolutionsfällen die öſterreichiſche Hülfe zu, woran bisher niemand Anſtand genommen hatte, da Frankreich ſelbſt dem Papſt gegen die Revolution die gleiche Hülfe geleiſtet hatte und ſeine Truppen immer noch in Rom ſtanden. Da trat plötzlich Ruß-

land mit dem Vorſchlag zu einem Congreſſe hervor. Alle Mächte, auch Preußen, ſtimmten für den Congreß, auf dem die italieniſche Frage entſchieden werden ſollte, in einem Sinn, als ob Sardinien als berechtigter Ankläger, Oeſterreich aber als ſchon halbgeſtändiger Schuldiger dabei erſcheinen ſollte. In der Mitte des März erließ der Moniteur eine Erklärung für Deutſchland und insbeſondere Preußen, um dieſelben zu „desintereſſiren," ſie der friedlichſten Geſinnungen Frankreichs zu verſichern und ihnen „die Localiſirung des Kriegs" zu empfehlen, d. h. haltet euch ſtill und laßt mich in Italien machen, was ich will.

Oeſterreich hatte ſich den geheimen Vertrag zu verſchaffen gewußt, in welchem Sardinien ſich verpflichtet hatte, Savoyen an Frankreich abzutreten, wogegen Mailand und Venedig an Sardinien fallen ſollten, ſobald man ſie den Oeſterreichern würde entriſſen haben, und legte dieſen Vertrag den neutralen Mächten vor, die jedoch keine Miene machten, das ſchwerbedrohte Recht Oeſterreichs zu ſchützen. Auch der Congreß kam nicht zu Stande. Er war nur ein Aushängeſchild, die Unterhandlungen ſollten nur dazu dienen, Oeſterreich zu verzweifelten Schritten zu verleiten, welche ihm die Neutralen abwendig machen und die Schuld, den Krieg unvermeidlich gemacht zu haben, auf Oeſterreich ſelbſt wälzen ſollten. Oeſterreich hatte ſchon monatlang ein Heer von 200,000 Mann in Italien und noch zweimal ſo viel im Innern des Reichs und an der ruſſiſchen Grenze ſtehen. Es verausgabte dafür täglich eine Mill. Gulden. Sollte es das ganze Jahr dieſe Laſt tragen? Um ein Ende zu machen, blieb ihm nichts übrig, als an Sardinien ein Ultimatum zu ſtellen und, wenn daſſelbe nicht angenommen würde, in Gottesnamen loszuſchlagen. Es forderte am 19. April: Sardinien ſolle binnen drei Tagen entwaffnen, oder Oeſterreich, deſſen beiſpielloſe Langmuth und Geduld endlich erſchöpft ſey, werde angreifen!

2.

Verluſt der Lombardei.

Das öſterreichiſche Ultimatum wurde von Sardinien abgelehnt. Victor Emanuel hatte ſich längſt bis an die Zähne gerüſtet, eine Armee von 80,000 Mann aufgeſtellt und dieſelbe noch durch Tauſende von Freiwilligen vermehren laſſen, die aus dem mittlern und untern Italien zuſtrömten und unter dem Namen der Alpenjäger von Garibaldi organiſirt wurden. Napoleon III. aber hielt eine Armee von 200,000 Mann bereit, um ſie raſch auf der Eiſenbahn an den Fuß der Alpen zu führen und hatte einen Theil derſelben ſchon bis dicht an die Grenze vorgeſchoben, bei Culoz. Hier überſchritten die franzöſiſchen Regimenter ſchon am 25. April 1859 die ſavoyiſche Grenze, und andere wurden ſchnell über Marſeille nach Genua eingeſchifft, indeſſen die Oeſterreicher ſelbſt auf die Antwort von Cavour warteten und auch, als ſie dieſelbe erhalten hatten, noch zauderten und erſt am 29. über die piemonteſiſche Grenze gingen. Sie hätten nothwendig früher aufbrechen und ſchon in Turin und Genua ſeyn müſſen, ehe ein Franzoſe hätte kommen können.

Sardinien und Frankreich verfehlten nicht, in ihren Proklamationen ein Staunen und Bedauern auszudrücken, daß Oeſterreich den Frieden gebrochen habe. Auch England ging in dieſen heuchleriſchen Ton ein und ſelbſt Lord Derby ließ ſich zu der albernen Aeußerung hinreißen: das Vorgehen Oeſterreichs ſey eine „verbrecheriſche“ Handlung! Auch Rußland ſpielte den Sittenrichter. Die liberale Preſſe in Deutſchland nahm Partei für die Sache der Freiheit in Italien gegen den öſterreichiſchen Deſpotismus, und für die ſardiniſchen Reformen gegen den Papſt und das öſterreichiſche Concordat. Doch war das nicht die Stimme des Volkes. In Süddeutſchland begann eine lebhafte Bewegung in der Preſſe und in den Kammern, wodurch der Bundestag und Preußen moraliſch ge-

nöthigt werden ſollten, „den Rhein am Po ſchützen zu helfen.“ Eine ungeheure Menge Schlachtvieh und beſonders Pferde waren aus Deutſchland für Rechnung Frankreichs über den Rhein geführt worden. Das deutſche Volk begriff nicht, wie man das ſo lange dulden könne, und Kammern und öffentliche Blätter mahnten und zürnten, bis endlich am 5. März von Seiten des Zollvereins die Pferdeausfuhr, aber nach allen, mithin auch nach der öſterreichiſchen Grenze hin, verboten wurde.

In Bayern brach ein Sturm los gegen das Miniſterium, weil es das Heerweſen allzulange verſäumt und nicht offen und deutſch genug aufgetreten ſey, und König Max II. entließ es. Und als Ende Mai das öſterreichiſche Armeecorps, welches Graf Clam-Gallas durch Tirol führen ſollte, auf der Eiſenbahn Bayern paſſirte, wurde daſſelbe überall mit Jubel empfangen. Auch in Schwaben, Heſſen und in allen vormaligen Rheinbundſtaaten herrſchte beim Volk nur eine Stimme. Man wollte Oeſterreich helfen, nicht um Oeſterreichs, ſondern um Deutſchlands willen. Franzöſiſche Blätter nannten dieſe ſtarke Gährung des ſüddeutſchen Patriotismus nur ein „Brummen von Schmeißfliegen,“ und lobten Preußen wegen ſeiner Haltung. Rußland erließ ein drohendes Umlaufſchreiben, welches der ſächſiſche Miniſter v. Beuſt würdig beantwortete. Indeſſen geſchah doch, was Rußland wollte. England erklärte, wenn der deutſche Bund etwa Oeſterreich beiſtehen wolle, ohne von Frankreich angegriffen zu ſeyn, werde es auch die deutſchen Handelsſchiffe nicht gegen franzöſiſche Kriegsſchiffe und Kaper in Schutz nehmen.

Preußen glaubte ſeine Bundespflicht gegen Oeſterreich nicht weiter ausdehnen zu dürfen, als ihm die Bundesgrenzen vorſchrieben. Die Lombardei war kein deutſches Bundesgebiet. Der preußiſche General von Alvensleben mußte an den Höfen von Dresden, München und Stuttgart beſonnene Mäßigung empfehlen. In dieſe kritiſche Periode fällt der plötzliche Rücktritt des Grafen Buol von ſeinem Poſten in Wien, am 14. Mai. Die Friedenspartei bildete ſich ein, Oeſterreich habe damit eine Conceſſion an Rußland machen wollen, weil Gortſchakof von den früheren Wiener Verhandlungen

Franzoſen wurden wüthend, nahmen ſchreckliche Rache an allen, die es mit den Fremden hielten, entſetzten den König völlig, und ſtifteten eine Republik. Die Preußen drangen zwar ſiegreich in der Champagne vor, und eroberten einige Feſtungen, wurden aber im Ardennenwalde von den Franzoſen unter Dumouriez aufgehalten, und durch ſchlechtes Wetter, ſchlechte Nahrung und ſchlechte Kleider bald zum Rückzug gezwungen. Es waren nicht mehr die alten Preußen. Der alte Friedrich hatte alles gethan, um ſeine Soldaten empor zu bringen, jetzt that man alles, ſie herunter zu bringen. In der Verwaltung des Heeres herrſchte Betrug und Armſeligkeit. Der gemeine Soldat ſtak in der unbequemſten Kleidung und konnte ſich kaum vor dem Wetter ſchützen. Seine Koſt war elend, und ward ihm durch räuberiſche Beamte geſchmälert. Das Schlimmſte, was die Soldaten moraliſch verdarb, und ihnen Muth und Ehrgefühl nahm, waren die Prügel, die ſie täglich von den Offizieren leiden mußten. Damals regierte der Stock im preußiſchen Heere, und wurde von den hochmüthigen Offizieren barbariſch gebraucht. Dieſe Offiziere beſtanden nur aus Adeligen. Nur die Geburt, nicht das Verdienſt berechtigte zu dieſer Würde; und da nun vollends das Vorrücken im Dienſt nur vom Dienſtalter abhieng, ſo gaben ſich die Offiziere gar keine Mühe, etwas zu lernen. War einer auch noch ſo talentvoll und kenntnißreich, es half ihm nichts, weil ihm jeder Dümmere, wenn er nur älter war, vorgezogen wurde. Die meiſten Generale waren daher ſchon ſehr betagte Leute. Nach dem Abzug der Preußen wandte ſich Dumouriez gegen die Oeſterreicher in den Niederlanden, und ſchlug ſie bei Jemappes im November 1792. Ein andres franzöſiſches Heer drang unter Cuſtine am Mittelrhein vor, und nahm Mainz durch Verrath weg, denn dort gab es

her einen tiefen Groll gegen Buol gehegt habe. Wahrſcheinlicher iſt, daß Buol ſeine Stelle niederlegte, weil er ein diplomatiſches Abwickeln des Knotens dem Durchſchneiden mit dem Schwert vorzog, und die Verantwortung für einen Schritt nicht übernehmen wollte, den er nicht gebilligt hatte. Gewiß iſt, daß ſein Nachfolger im Amt, Graf Rechberg, bisher öſterreichiſcher Bundesgeſandter in Frankfurt a. M., daſelbſt der unbeugſamſte Gegner der preußiſchen Politik geweſen iſt.

Napoleon III. erließ am 4. Mai ein Kriegsmaniſeſt, worin er ſich als den unſchuldig Angegriffenen darſtellte, ſich nunmehr auch für berechtigt halte, die gute Sache der Italiener zu ſchützen und Italien bis ans adriatiſche Meer zu befreien. Dabei verſicherte er, er wolle für ſich keine Eroberungen machen.

Die öſterreichiſche Armee betrug nicht mehr als 180,000 Mann, weitere 80,000 hielten im Rücken die Feſtungen. Sie glühte aber vor Kampfluſt, der Geiſt Radetzkis lebte noch in ihr. Kaiſer Franz Joſeph hatte jedoch dieſer herrlichen Armee den unfähigſten ſeiner Generale zum Feldherrn gegeben. Graf Franz Gyulai war erſt 1816 in die Armee eingetreten, hatte keinen Krieg mitgemacht, 1848 nur Trieſt und Umgegend geſchützt und war 1849 Kriegsminiſter geweſen. Er war ſehr reich und galt für einen der ſtolzeſten und hochfahrendſten Magnaten, dem in ſeinem vornehmen Selbſtbewußtſeyn und ungariſchen Phlegma auch das Wichtigſte gleichgültig ſey und der die Geſchäfte nur wie nebenbei behandle. Graf Grünne, Flügeladjutant und wie ihn die öffentliche Meinung allgemein kennzeichnete, der böſe Genius des Kaiſers, hatte die verderbliche Ernennung hauptſächlich zu verantworten.

Die Offenſive Gyulais erfolgte zu ſpät. Die dreitägige Friſt war längſt abgelaufen, aber man zauderte noch immer, weil der engliſche Geſandte noch in der letzten Stunde zwiſchen Turin und Gyulais Hauptquartier vermitteln wollte.

Natürlicherweiſe mußte der Plan des öſterreichiſchen Feldherrn ſeyn, mit ſeinen überlegenen Streitkräften die Sardinier zu ſchlagen, ehe die Franzoſen ſich mit ihnen vereinigen konnten. Gyulai aber

ließ den Franzoſen Zeit, heranzukommen und ſich unbehindert mit den Sardiniern zu vereinigen. Napoleon und Victor Emanuel begrüßten ſich und nahmen eine feſte Stellung unter dem Schutz der Feſtung Aleſſandria. Aus Furcht, im Rücken gefaßt und von Mailand abgeſchnitten zu werden, hatte Gyulai ſeinen rechten Flügel eingezogen, um den linken zu verſtärken. Doch war es eine Thorheit, zu glauben, gerade hier, wo er am ſtärkſten war, wo ihn die Flüſſe Po und Teſſin und die feſten Plätze Pavia und Piacenza ſchützten, werde angegriffen werden. Er ließ am 20. Mai nach dieſer Richtung hin durch 12,000 (nach andern 20—30,000) Mann unter Graf Stadion eine große Recognoscirung vornehmen. Stadion ſtieß bei Montebello auf die franzöſiſchen Vorpoſten unter General Forey, der anfangs wich, aber von Baraguay d'Hilliers Verſtärkungen erhielt und zuletzt die Oeſterreicher zurückwarf. Gyulai hielt es nunmehr für gewiß, daß die Hauptmacht des Feindes auf ſeinem linken Flügel ſtehe, und combinirte damit die von den Piemonteſen in Maſſa und Carrara, Parma und Modena verſuchten Inſurrectionen und die Landung des Prinzen Napoleon mit einem franzöſiſchen Armeecorps in Livorno. Alles ſchien ihm auf einen großartigen Angriff von Süden her zu deuten und er vernachläſſigte deshalb ſeinen rechten Flügel, während Napoleon und Victor Emanuel ihre bereits begonnene Bewegung nordweſtwärts raſch mit Hülfe der Eiſenbahnverbindung vollendeten. Ihnen wirbelte damals das Alpenjägercorps des Garibaldi wie eine Staubwolke voran und kam bis Como.

Wie es ſcheint, hielt Napoleon III. für möglich, mittelſt einer Rechtsſchwenkung ſeiner ganzen Armee im Rücken Gyulais über den Teſſin zu kommen und Mailand ohne Schwertſtreich zu erreichen, ehe die Oeſterreicher ſich würden beſinnen und auf ihren linken Flügel concentriren können. Wenigſtens kamen ſeine erſten Truppen nicht in gehöriger Zahl und Ordnung über den Teſſin und ſtießen auf einen Widerſtand, den ſie nicht erwartet hatten. Denn obgleich das Corps von Zobel, welches ſie an der Seſiabrücke bei Paleſtro fanden, nach einem furchtbaren Verzweiflungskampf durch Canrobert

zurückgeworfen wurde und hier viel Oesterreicher, von den Zuaven bestürmt, sich ins Wasser stürzen mußten (am 31. Mai), so war doch so eben das österreichische Armeecorps, welches Clam-Gallas über Tirol herbeiführte, bei Buffalora am Tessin angekommen, stand Zobel bei Robbio, und hatte Gyulai selbst, der endlich die Gefahr inne wurde, noch zwei Armeecorps rasch nordwärts dirigirt. Das Lichtensteinsche Armeecorps stand nur noch eine Stunde weit von Zobel und das Schwarzenbergsche bei Mortara. Hätten sich nun alle diese Corps concentrirt, so wären sie im Stande gewesen, die einzeln ankommenden französischen und sardinischen Corps aufzufangen und mit relativer Uebermacht zurückzuwerfen. Aber es fehlte an Pulver, um die Brücke bei Buffalora zu sprengen. Es fehlte an Lebensmitteln. Wucherische Armeecommissäre und Lieferanten hatten sich Millionen bezahlen lassen und nichts dafür angeschafft. Man hörte später von ungeheuern Ochsenheerden, Brod- und Weinvorräthen, welche verschwunden, d. h. theils nie beschafft, theils an den Feind verkauft worden seyen. Als am 4. Juni die einzeln wirkenden Corps Napoleons III. bei Magenta auf die zerstreuten Corps der Oesterreicher stießen, konnten sich die erstern concentriren und waren wohlgenährt, während die letztern in zerstreuter Stellung verharrten, keinen Befehl zur Sammlung erhielten und nichts zu essen hatten. Ganze Regimenter haben 36 Stunden, ohne einen Bissen zu genießen, bis zur äußersten Erschöpfung gekämpft.

Napoleon III. hatte nicht erwartet, so viele Oesterreicher vor sich zu finden, als er mit seiner Garde an der Brücke von Buffalora ankam und wartete bis gegen Mittag (4. Juni), damit Mac Mahon eine Bewegung gegen die Flanken in dem Rücken der Oesterreicher ausführen konnte. Als er endlich angriff, wurden seine Gardezuaven von den unvergleichlich tapfern Salzburgern, die mit ihrem Jodelgesang anrückten, zurückgeworfen und der Kaiser selbst war eine Zeitlang in Gefahr, gefangen zu werden. Aber Clam-Gallas hatte, da er eben erst ankam, noch nicht Truppen genug beisammen, und das geschwächte Corps von Zobel und das von Lichtenstein reichte nicht aus, den Stoß auszuhalten, als Nachmittags nicht nur

Mac Mahon, ſondern auch Canrobert und Niel anrückten und mit großer Uebermacht die ſchwachen und getheilten Corps der Oeſterreicher bei Magenta angriffen. Man ſchlug ſich mit der äußerſten Erbitterung. Wie vorher die Gardezuaven, ſo wurden im Verlauf des Kampfes auch die gefürchteten Turcos (dunkelfarbige Afrikaner aus Algerien) mit ſchrecklichen Schlägen (von den Böhmen) niedergeſchmettert. Die verhungerten und von ihrem eigenen Feldherrn ſchmählich im Stich gelaſſenen Oeſterreicher übten Wunder der Bravour, mußten aber gegen Abend endlich zurückweichen und waren in einem Zuſtand äußerſter Erſchöpfung. Der einſt als Miniſter ſo verrufene General Eſpinaſſe wurde von einer Kanonenkugel in zwei Stücke geriſſen.

Gyulai befahl den Rückzug und zwar bis zur Minciolinie, indem er nicht nur Mailand, ſondern auch die Feſtungen Pavia und Piacenza räumen, die öſterreichiſchen Beſatzungen aus Ancona, Bologna und Ferrara zurückziehen ließ und wie die Lombardei, ſo auch ganz Mittelitalien Preis gab. Am 8. zogen Napoleon III. und Victor Emanuel triumphirend in Mailand ein. In Florenz wurde der Großherzog Leopold II. zur Abreiſe gezwungen und eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt. Am 23. Mai landete Prinz Napoleon in Livorno. Am 7. Juni floh die Herzogin Louiſe aus Parma, wenige Tage ſpäter auch der Herzog Franz V. von Modena, dem ſeine treuen Truppen auf das öſterreichiſche Gebiet folgten. Auch Bologna empörte ſich und rief die Dictatur Victor Emanuels aus.

Unterdeß zog ſich das öſterreichiſche Hauptheer in guter Ordnung hinter den Mincio zurück. Zwar erſchien Kaiſer Franz Joſeph ſelbſt, um den Oberbefehl zu übernehmen, den Gyulai verlor, und alles in ſeinem Lager athmete wieder Siegesluſt; allein es wurden neue Fehler begangen.

Man behauptet, es ſey dem Kaiſer dringend gerathen worden, ſich in dem Feſtungsviereck hinter dem Mincio defenſiv zu verhalten, weil die Feinde, zumal während der großen Sommerhitze, ſich in vergeblichen Angriffen gegen dieſe Bollwerke erſchöpfen würden, der

Kaiſer habe jedoch die Offenſive befohlen. Seine Hoffnung ſcheint geweſen zu ſeyn, die Franzoſen in ihrem Vorrücken, da ſie wieder wie vor Magenta zerſtreut waren und überhaupt keinen Angriff im Sinn hatten, bevor Prinz Napoleon zu ihnen geſtoßen ſeyn würde, durch einen concentriſchen Angriff zu überraſchen. Aber Napoleon III. wurde davon unterrichtet, und empfing die Oeſterreicher am Morgen des 24. (dem Johannistage), früher, als ſie erwartet hatten, denn ſie hatten ſich, um von drei Seiten her concentriſch auf ihn zu drücken, in einen viel zu langen Halbkreis ausgedehnt. Heß ſoll gerathen haben, zurückzugehen und den Feind nach ſich zu ziehen, um ihn unter ein fürchterliches Feuer bedeckter Batterien zu bringen. Allein der Kaiſer ließ die Vorwärtsbewegung nicht mehr hemmen und bald entbrannte der Kampf. Napoleons Plan war, mit Uebermacht das feindliche Centrum zu ſprengen. Der entſcheidende Punkt im Centrum war die Höhe von Solferino, von der auch die Schlacht den Namen erhielt. Die Oeſterreicher erleichterten ihm dieſe Operation dadurch, daß ſie gar kein Centrum hatten, ſondern in zwei Armeen getheilt waren. Auf dem linken Flügel der Oeſterreicher im Süden hielt Wimpfen gegen Mac Mahon (der unterdeß zum Herzog von Magenta ernannt worden war), gegen Niel und Canrobert Stand. Auf dem rechten Flügel der Oeſterreicher focht in iſolirter Stellung am weiteſten nördlich Benedek allein gegen die ſardiniſche Armee und ſchlug ſie zurück. Allein ſein Sieg konnte in der Hauptſache nichts entſcheiden, weil unterdeß im Haupttheil des rechten Flügels, der das Centrum hätte bilden ſollen, alles verſäumt wurde. Auf der Höhe von Solferino, wo man nicht Streitkräfte genug vereinigen konnte, weil dies der Punkt war, wo Napoleon durchbrechen wollte, befand ſich anfangs nur eine öſterreichiſche Brigade, die ſich indeß gegen die ungeheure Uebermacht wieder eben ſo heldenmüthig ſchlug, wie bei Magenta und unerſchrocken ausdauerte, bis Verſtärkungen kamen. Dieſe aber reichten bei weitem nicht aus, weil Graf Schlick, der hier commandirte, den Entſcheidungskampf bei Solferino lange nur für ein bloßes Vorpoſtengefecht nahm. So fiel endlich das blutgetränkte Bollwerk, worauf Napoleon ſogleich

den Hauptstoß von Solferino gegen Cavriano fortzusetzen befahl. Hier fand er noch einmal Widerstand, weil der linke Flügel der Oesterreicher eine Schwenkung machte und man österreichischerseits noch einmal zum Angriff übergehen wollte. Allein es war schon zu spät und die Befehle verwirrten sich, weil Kaiser Franz Joseph bei Cavriano von seinem Generalstab getrennt worden war und zu viele, der Kaiser, Schlick, Wimpfen, sogar der auch noch herbeigerufene alte Nugent, alle durch einander und von verschiedenen Punkten aus befahlen, Niel aber, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, alle Kräfte zusammenraffte, um den Stoß auf Cavriano auszuführen. Kaum war ihm dieß, hauptsächlich durch seine überlegene Artillerie, die aus weiter Ferne ganze österreichische Batterien demontirte, ehe diese das Feuer erwidern konnten, gelungen, als ein furchtbares Gewitter den Donner der Schlacht übertönte und dichter Hagel vom Himmel herab die Kämpfenden trennte. Wie wenn Gott spräche, schwiegen plötzlich die Menschen, von einer heiligen Scheu ergriffen. Als Hagel und Regen aber aufhörten und die Gegend wieder erkennbar wurde, hatten sich die Oesterreicher im Centrum und auf dem linken Flügel schon in guter Ordnung zurückgezogen, während Benedek zum zweitenmale die Sardinier von San Martino hinabgeworfen hatte und als Sieger mit finsterer Miene den Rückzugsbefehl geben mußte, weil er, ohne abgeschnitten zu werden, seinen Sieg nicht verfolgen konnte.

So endete die unglückliche Schlacht, in welcher die Oesterreicher, wie bei Magenta elend commandirt und mit leerem Magen, auch hier wieder durch die heillosen Unterschleife der Armeeverwaltung verrathen, dennoch wie die Löwen fochten. Welche Schmach für die, welche Radetzkis herrliche Armee so nichtswürdig ruinirten! Die Oesterreicher verloren an diesem Tage 3300 Todte (darunter 91 Offiziere), 10,500 Verwundete (darunter an 500 Offiziere) und 9000 Vermißte und Gefangene (darunter 59 Offiziere), die Franzosen 12,000 Todte und Verwundete, darunter 150 todte und 550 verwundete Offiziere, die Sardinier im Ganzen 5500 Mann. Niel war der eigentliche Held des Tages, seine Truppen hatten am

ſchwerſten gelitten. Die öſterreichiſche Armeeverwaltung hatte das Sanitätsweſen ſo gewiſſenlos wie alles vernachläßigt, daher es überall in den Spitälern an Aerzten, Verbänden und Pflege fehlte. Was fortzubringen war, ſchaffte man nach Tirol hinein. Indeſſen wurden Garibaldis Schaaren, als ſie am 8. Juli das Stilfſer Joch angriffen, durch die Tiroler hinabgeworfen. Die franzöſiſche Flotte war im adriatiſchen Meer. Eine Landung bei Pola ſtand in Ausſicht und würde mit einer Unternehmung gegen Ungarn (Koſſuth und Klapka bildeten bereits im Piemonteſiſchen eine ungariſche Legion) gedient haben, wenn der Krieg fortgeſetzt worden wäre. Indeß hatte Oeſterreich hier zur Deckung der Küſten und Ungarns eine große Landmacht aufgeſtellt, die es vielleicht beſſer bei Magenta und Solferino verwendet haben würde, wo ihm Reſerven in der Nähe mehr Noth thaten, als in der Ferne. Damals war auch Prinz Napoleon von Livorno aus vorgerückt, um ſich mit ſeinem kaiſerlichen Vetter am untern Po zu vereinigen. Die Inſurrectionen wurden jedoch nicht in ſeinem, ſondern im Namen Victor Emanuels gemacht. In Modena leitete Farini die proviſoriſche Regierung. Nach Bologna wurde d'Azeglio als ſardiniſcher Commiſſär für die Romagna geſchickt, der h. Vater war aber nicht geſonnen, ſich ohne Widerſtand alles gefallen zu laſſen, ſondern ſchickte ſeine Schweizer unter General Kalbermatten nach dem auch ſchon empörten Perugia, um es wieder zu unterwerfen. Die tapfern Schweizer ſtürmten die Stadt, wobei ſie ihren Hauptmann Abyberg verloren, und behaupteten ſie, umheult von Verwünſchungen, denn die revolutionäre Preſſe log ihnen alle erdenklichen Greuel an. Auch in Ancona, Forli, Ravenna und Ferrara wurde die Autorität des Papſtes aufrecht erhalten.

Nach der Niederlage bei Solferino glaubte der Prinzregent von Preußen, den Franzoſen Halt gebieten zu ſollen, und nachdem er ſchon am 14. Juni alle ſeine Armeecorps mobil gemacht hatte, ließ er am 5. Juli mehrere derſelben an den Rhein marſchiren. Napoleon III. konnte ſein erſchöpftes Heer in der Gluth des Sommers nicht vollends im Sturm auf das furchtbare Feſtungsviereck der

Oeſterreicher (Verona, Peschiera, Mantua und Legnano) aufopfern und zugleich am Rhein die Preußen und die ſchon am 25. Juni aufgebotenen ſüddeutſchen Contingente beſtehen, entſchloß ſich daher raſch, den Krieg abzubrechen, und ſuchte ſich mit Oeſterreich zu verſöhnen. Franz Joſeph hoffte gleichfalls nicht mehr auf Siege und wurde durch einen Brief Moſtiers, des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, den ihm Napoleon III. vorlegte, über die ehrliche Abſicht Preußens getäuſcht, mißtraute daher der Hülfe Preußens und ſchloß am 8. Juli zu Villafranca mit Napoleon den vorläufigen Frieden ab, deſſen einzelne Punkte in dem neutralen Zürich noch näher beſtimmt werden ſollten. Oeſterreich trat die Lombardei an Frankreich ab. In Toscana und Modena ſollten die alten Dynaſtien bleiben, wenn die Mehrheit der Bevölkerungen zuſtimme. Italien ſollte einen Staatenbund unter Vorſitz des Papſtes bilden. Darauf kehrte Napoleon triumphirend nach Paris zurück.

Aber er ließ argen Hader hinter ſich. Preußen war im höchſten Grade beleidigt, als es ſeine Rüſtungen umſonſt gemacht hatte und ſeinen Truppen Befehl zum Rückmarſch ertheilten mußte, als Oeſterreich, dem es hatte helfen wollen, hinter ſeinem Rücken Frieden machte und die Schuld nun noch dazu offiziell auf Preußen geſchoben wurde. Herr von Schleinitz wies die Verleumdung mit edlem Ernſt zurück. Der öſterreichiſche Correſpondent gab in einem halboffiziellen Artikel eine Täuſchung in Bezug auf die Facta, aber nicht auf die Geſinnung zu, was noch mehr verletzte. Dennoch aber erfuhr die Welt nicht lange nachher durch eine Mittheilung Kinglakes (der nicht widerſprochen worden iſt) im engliſchen Parlament, Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiſer Franz Joſeph die Lombardei zurückgeben wollen, wenn dieſer ihm geſtatte, dafür die preußiſchen Rheinprovinzen zu nehmen, Franz Joſeph aber habe einfach geantwortet: „nein, ich bin ein deutſcher Fürſt!“

3.

Die Zerwühlung Italiens.

Napoleon III. war ſeinem Programm, Italien bis zur Adria frei zu machen, nicht treu geblieben. Die Schwärmer für italieniſche Einheit waren daher ſehr unzufrieden mit ihm, hatten ihm indeß doch viel zu danken und durften, weil er desfalls ein Auge zudrückte, angereizt von Palmerſton, in Mittel- und Unteritalien fortwühlen. Garibaldi erklärte ſchon am 19. Juli, er werde trotz des Friedens die Waffen nicht niederlegen. In Toscana wurde eine Nationalverſammlung einberufen, welche von Garibaldi und Cavours Agenten terroriſirt, am 16. Auguſt den Großherzog abſetzte und einſtweilen die ſardiniſchen Farben aufzog. Ebenſo verfuhr man in Modena und Parma und veranſtaltete unter dem Terrorismus der herrſchenden Partei Volksabſtimmungen, welche die Beſeitigung der alten Dynaſtien beſtätigten, damit Oeſterreich ſich nicht beſchweren könne, daß die Bedingung des Friedens von Villafranca nicht erfüllt worden ſey. Dann kam der Papſt an die Reihe. Da derſelbe ſich nicht zum Werkzeug napoleoniſcher Politik hergab, beſchützte ihn der franzöſiſche Kaiſer zwar in Rom, verkürzte ihm aber ſeine Gewalt im Kirchenſtaat und duldete, daß in der ſ. g. Aemilia im Norden des Apennin (Bologna) gewühlt und die ſardiſche Fahne aufgezogen wurde. Hier benahm ſich Garibaldi gewiſſermaßen als Dictator. Durch dieſe Duldung erhielt ſich Napoleon III. die Gunſt der italieniſchen Einheitspartei und bewies zugleich, daß es von ihm allein abhinge, auch Rom dem Sarden zu geben, falls der Papſt ſich der franzöſiſchen Politik nicht gefügiger zeigen würde.

Zu den ſchmeichelhafteſten Vorſtellungen der franzöſiſchen Geſandten machte der Papſt eine Miene, wie einer, der ins Buch ſieht, ohne zu leſen, oder anweſend iſt, ohne zu hören, wandte ſich endlich zu einem Crucifix und rief aus: Ecco quello che non ha mai ingannato; in lui é la mia fiducia. (Dieſer iſts, der nie betro-

gen hat, auf ihn vertraue ich.) Er unterließ aber auch nicht, gegen jede fremde Einmiſchung im Kirchenſtaat zu proteſtiren, und blieb feſt dabei, nicht ein Dorf vom Kirchenſtaate abtreten zu wollen, da derſelbe nicht ihm, ſondern der Kirche gehöre. Das verkündigte er allen Biſchöfen der katholiſchen Welt, aus deren weitem Umfang ihm hinwiederum die Biſchöfe und am feurigſten die franzöſiſchen zuſtimmten.

Der Frieden wurde definitiv in Zürich am 10. November 1859 abgeſchloſſen. Oeſterreich entſagte der Lombardei, welche Frankreich empfing und an Sardinien abtrat, Oeſterreich behielt aber den Titel. Sardinien übernahm drei Fünftel der Schuld des lombardiſch venetianiſchen Leihhauſes und 40 Millionen Gulden vom Nationalanleihen von 1854. In §. 18 des Vertrages verpflichteten ſich Oeſterreich und Frankreich, die italieniſche Conföderation zu fördern. Im §. 19 wurden dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Modena und Parma ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten und geſagt, „der Territorialbeſtand ihrer Länder könne nicht ohne Mitwirkung der Mächte, durch die er feſtgeſetzt worden ſey, verändert werden.“

Jetzt erſt rückten Frankreich und Sardinien damit heraus, daß ſie ſchon vor dem Kriege verabredet hatten, Sardinien ſolle, wenn es die Lombardei erhalte, dafür das Herzogthum Savoyen und die Grafſchaft Nizza an Frankreich abtreten, obgleich Napoleon III. beim Einmarſch in Italien feierlich verſichert hatte, er diene bloß der italieniſchen Sache und wolle nichts für ſich. Die Abtretung erfolgte am 24. März 1860 und wurde in der Urkunde „Zurückforderung“ (revendication) genannt, womit ein Wink gegeben ſchien, Frankreich werde noch mehr (Belgien, das linke Rheinufer ꝛc.) zurückfordern. Die Annexirung wurde nicht gebilligt, aber auch nicht zu verhindern geſucht. Nur Garibaldi, der Ritter ohne Furcht und Tadel, erklärte ſich in der Kammer zu Turin aufs entſchiedenſte gegen die Abtretung ſeiner Vaterſtadt Nizza und entrüſtete ſich, daß man die Befreiung und Einigung Italiens damit anfange, eine alte italieniſche Provinz, das Schutzgebirge, demſelben Nachbar abzu-

eine Parthei, die auch in Deutschland revolutioniren wollte.

Die Deutschen wurden anfangs ein wenig von dem Freiheitsfieber angesteckt, besonders am Rhein. Hier sah man einen Prinzen von Hessen unter dem Namen Karl Hesse sich zum Bürger machen, einen Fürsten von Salm-Kyrburg sein kleines Ländchen in eine Republik umschaffen, den berühmten preußischen Major Trenk, den großen Weltumsegler Georg Forster, und viele andre ausgezeichnete Männer sich in den Strudel der Revolution stürzen. Sie strebten, eine rheinische Republik zu gründen, die Franzosen wollten aber lieber die Rheinlande völlig zu Frankreich schlagen, und die meisten dieser Deutschen verloren ihr Leben unter dem Henkerbeile, so der Fürst Salm, Trenk und Forster. Merkwürdiger Weise standen auch viele Bauerngemeinden in Churſachsen auf, und fingen an zu revolutioniren, wurden aber von den Soldaten, die sie vergeblich auf ihre Seite zu bringen suchten, zum Gehorsam zurückgeführt. Uebrigens sahen die Deutschen ruhig zu, und wurden bald mit Abscheu gegen die Franzosen erfüllt, als sie immer blutigere und schmuzigere Greuel aus Frankreich erfuhren, und zugleich sahen, daß die Franzosen in Deutschland nur erobern wollten.

Größeren Einfluß übte die Revolution auf die Polen. Sie wagten es, sich der russischen Vormundschaft zu entziehen, heimlich von Preußen begünstigt. Als sie aber aufstanden, wurden sie plötzlich von den Preußen im Stich gelassen, und 1792 von den Russen geschlagen. Darauf wurde Polen zum zweitenmal getheilt, und nur ein geringer Theil für Poniatowsky übrig gelassen, 1793. Aber schon im folgenden Jahr erhob der tapfre Pole Cosziusko die Fahne des Vaterlandes, angefeuert durch das glückliche Beispiel der Franzosen. Es galt die Her-

treten, gegen den es Italien schützen solle. Im gleichen Sinne protestirten die Nordsavoyer und sammelten 12,000 Unterschriften für den Anschluß an die Schweiz. Savoyen beherrscht den Genfer See und die ganze Südwestseite der Schweiz. Deshalb war in den Verträgen von 1815 der Schweiz nicht nur ewige Neutralität zugesichert, sondern man hatte damals auch das erwähnte savoyische Gebiet von Chablais und Faucigny neutralisirt und die Bestimmung getroffen, dieses Gebiet dürfe im Kriegsfall von keinen andern Truppen besetzt werden, als von schweizerischen.*) Wie sollte nun diese alte Bestimmung mit der Uebertragung des Besitzes an Frankreich bestehen? Die Schweiz sah sich schwer bedroht, und zwar plötzlich gegen alle Erwartung von einem Fürsten, mit welchem der Schweizer Radicalismus gewohnt war, als mit einem lieben Mitbürger und großen Gönner zu prahlen. Sie protestirte, aber vergebens. Die Verträge von 1815 waren längst zerrissen. Niemand wollte sich der Schweiz annehmen. Selbst England unterließ es, denn obgleich es sich bitterböse äußerte, war ihm doch der Bund mit Frankreich mehr werth, als ein Dank der Schweizer.

In Neapel starb König Ferdinand II. und sein junger schwacher Sohn Franz II. wurde durch Verschworene irre geleitet, daß er sich selbst entwaffnete. Man überredete ihn nämlich, den vier tapfern Schweizerregimentern, die seines Vaters Thron geschützt hatten, ihre alten Privilegien und Fahnen zu nehmen und sie einfach in die neapolitanische Armee unterzustecken. Das war gegen ihren Eid und ihr Recht, ein Theil von ihnen weigerte sich daher mit den Waffen in der Hand, wurde aber getödtet oder zu den Galeeren verurtheilt, alle andern kehrten heim. Die neapolitanische Armee selbst aber wurde unterwühlt, sonderlich den Offizieren von Turin aus große

*) Artikel 92 der Wiener Congreßacte: Les provinces de Chablais et de Faucigny et tout le territoire de Savoye au nord d'Ugine feront partie de la neutralité de la Suisse. En conséquence toutes les fois que les puissances voisines se trouveront en état d'hostilité, aucunes autres troupes ne pourront traverser ni stationner dans les provinces et territoires susdits, sauf celles que la confédération Suisse jugerait à propos d'y placer.

Verſprechungen gemacht. Hierauf ſchiffte ſich am 6. Mai 1860 Garibaldi von Genua aus mit Freiſchaaren nach Sicilien ein, landete dort von engliſchen Schiffen unterſtützt und revolutionirte die Inſel, wo ſchon alles vorbereitet war. Im Auguſt ging er ſodann auf das Feſtland über. Die neapolitaniſchen Truppen wehrten ſich ſchlecht oder gar nicht. In Neapel ſelbſt waren die Offiziere, die Miniſter ſogar mitverſchworen und Franz II. mußte mit ſeiner jungen Gemahlin, Tochter des Herzog Max von Bayern, nach der Feſtung Gaëta flüchten. Am 7. September zog Garibaldi triumphirend in Neapel ein.

Zu derſelben Zeit hatte der berühmte franzöſiſche General Lamoricière als treuer Katholik dem Papſt ſeinen Degen angeboten und an der Spitze einer kleinen, aus Freiwilligen aller Länder gemiſchten Armee eine Stellung bei Ancona genommen, um das weitere Vordringen der Inſurgenten im Kirchenſtaate zu hindern. Die franzöſiſchen Truppen, die unter Goyon in Rom ſtanden, verhielten ſich neutral dabei. Dagegen beeilte ſich eine ſardiſche Armee unter Cialdini, jene kleine heilige Schaar verrätheriſch bei Caſtelfidardo zu überfallen und faſt ganz zu vernichten, am 14. September. Hier fand Oberſt Pimodon mit vielen edeln Franzoſen und Belgiern den Heldentod. Lamoricière ſelbſt wurde gefangen, aber bald wieder frei. Er beklagte ſich bitter über den Verrath, denn man hatte ihm bündige Verſicherungen gegeben, Frankreich werde den Einmarſch der Sarden in den Kirchenſtaat nicht dulden.

Nun aber zwang ein franzöſiſcher Befehl dieſelben Sarden, dem Garibaldi entgegenzuziehen und ihm die Herrſchaft in Neapel zu entreißen, weil er im Bunde mit Mazzini für engliſches und nicht für franzöſiſches Intereſſe focht. Garibaldi konnte mit ſeinen Freiſchaaren Capua nicht einnehmen und verſtändigte ſich mit den Sarden. Am 26. October zog er ſein berühmtes rothes Hemd aus und kam in ſardiniſcher Generalsuniform zu Trano mit Victor Emanuel zuſammen. Da indeß Garibaldi nicht durchſetzen konnte, als Statthalter in Neapel zu bleiben, ging er trotzig fort und der Sarde griff den Reſt des neapolitaniſchen Heeres am Gagliano an, warf es

ins römiſche Gebiet zurück und begann die Belagerung Gaëtas. Eine franzöſiſche Flotte im Hafen ſchien anfangs das geflüchtete Königspaar ſchützen zu ſollen, zog ſich aber endlich zurück und nun wurde die Stadt mit Bomben überſchüttet. Den größten Ruhm erwarb ſich damals die junge Königin von Neapel, die bayriſche Maria, durch den Muth, womit ſie unter dem Kugelregen aushielt, die Verwundeten tröſtete und dem ſchwachen König eine würdige Haltung gab. Erſt als durch Sprengung der Mauern und ſchreckliche Pulvererploſionen die Feſtung unhaltbar geworden war, capitulirte ſie am 13. Februar 1861. Das Königspaar wurde frei entlaſſen und begab ſich nach Rom. Von hier aber wurde die junge Königin Maria durch die ſchändlichſten Verleumdungen vertrieben, welche die Bosheit der Sarden erſann, um ihren edlen Ruf zu ſchmähen und ihr die wohlverdiente Bewunderung der Welt zu rauben. Sie ging in ein Kloſter in Bayern, kehrte jedoch nach einem Jahre wieder nach Rom zurück.

Victor Emanuel machte ſich ohne weiteres zum Herrn von Neapel. Es fehlte jedoch viel, daß ihn das Volk gern geſehen und ihm gehorcht hätte. In der Hauptſtadt ſelbſt wiederholten ſich Tumulte und Verſchwörungen gegen die fremde Regierung. Ueberall in den Provinzen bildeten ſich bourboniſche Freiſchaaren, die nur den vertriebenen König anerkannten und gegen den eingedrungenen fochten. Cialdini erklärte ſie lediglich für Räuber (briganti) und ließ die Gefangenen erſchießen. Die Inſurgenten nahmen aber blutige Rache und der Krieg wurde von beiden Seiten mit derſelben Grauſamkeit geführt. Cialdini vermehrte dadurch nur den ſchlechten Ruf, den er ſchon wegen des Verraths von Caſtelfidardo verdiente, und weil er die Unverſchämtheit hatte, ſich ſeines Sieges über Lamoricière als eines Sieges der Italiener über Franzoſen zu rühmen, ſchrieb ihm Marſchall Peliſſier einen offenen Brief, worin er ihm ſagte, er ſey bereit, ihm das Certificat der Ehrenhaftigkeit mit dem Stiefelabſatze zu geben. — Inzwiſchen erhielt Victor Emanuel, weil er jetzt auch Herr von Unteritalien geworden war, von Napoleon III. die Erlaubniß, ſich zum König von Italien ausrufen zu laſſen, was am

14. März durch eine in Turin zuſammenberufene italieniſche Nationalverſammlung geſchah. Napoleon ſah jedenfalls lieber den Sarden, als den von Mazzini beeinflußten Garibaldi in Neapel herrſchen. Doch war der neue Titel eines italieniſchen Königs eigentlich noch unverdient, ſo lange noch Venedig in Oeſterreichs und Rom in Napoleons Gewalt war. Deshalb ſchrien auch die Mazziniſten und Garibaldianer Zeter über Victor Emanuel und ſeinen Miniſter Cavour, als bloße Werkzeuge Frankreichs, und wollten nicht ruhen, bis Rom die ihrige, die freie Hauptſtadt des freien und ganzen Italien werde. Cavour erlag den Anſtrengungen und Sorgen ſeiner Stellung und ſtarb unerwartet ſchnell. Ihm folgte im Miniſterium der grimmige Kirchenfeind Ricaſoli, der im Kirchenſtaate ſogleich alle Klöſter aufhob und alles Kirchengut einzog, und ſpäter Ratazzi, deſſen Aufgabe es blieb, dem Könige Frankreichs Gunſt zu erhalten und die enragirten Garibaldianer und Mazziniſten möglichſt zu beſchwichtigen und hinzuhalten.

Um den Papſt einzuſchüchtern und ihm Conceſſionen abzulocken, um ſcheinbar mit dem Sarden gemeine Sache zu machen und den erzürnten Garibaldi zu vertröſten, endlich auch um den Engländern ein wohlfeiles Compliment zu machen und die engliſche Preſſe bei guter Laune zu erhalten, nahm Napoleon III. wiederholt die Miene an, als wolle er ſeine Truppen aus Rom zurückziehen und den Papſt ſeinem Schickſal, d. h. der Rache ſeiner italieniſchen Feinde überlaſſen. Gegen dieſe Politik erhoben viele Biſchöfe in Frankreich ihre Stimme und traten furchtlos dem Kaiſer entgegen, vor allen Biſchof Dupanloup von Orleans. Gleiche Zuſtimmung fand der Papſt im ganzen katholiſchen Europa, weshalb er eine große Verſammlung von Biſchöfen nach Rom berief, um die einſt in Japan grauſam umgebrachten Märtyrer heilig zu ſprechen. Es fanden ſich 250 Biſchöfe ein, unter deren Aſſiſtenz die Heiligſprechung am 9. Juli 1862 erfolgte. Hierauf erklärten die Biſchöfe gemeinſam, daß die Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papſtes von der ganzen katholiſchen Welt gefordert werde.

Dieſen Muth des Papſtes und ſeiner Anhänger zu brechen,

bereitete Garibaldi einen großen Schlag vor. Sein Feldgeschrei war: „Rom oder der Tod.“ Er wollte um jeden Preis Rom erobern und begab sich wieder nach Sicilien, um von hier aus zum zweitenmal ein großes Volksheer zu organisiren und die Truppenmacht des Sarden im Neapolitanischen aufzurollen, wie er vor wenigen Jahren die des König Franz aufgerollt hatte. Dann wollte er mit aller Macht Rom angreifen und die Franzosen von dort verjagen. Als er aber mit etwa 1200 Mann von Sicilien herüberkam und in Calabrien landete, umringte ihn Cialdini mit einer großen Uebermacht am Berge Aspromonte und nach kurzer Gegenwehr wurde Garibaldi verwundet und gefangen, am 28. August. Man stellte ihn vor Gericht, doch ließ ihn Victor Emanuel freisprechen und nach seinem Asyl auf der Insel Caprera zurückkehren. Somit war der unbesonnene Plan der Italianissimi vereitelt und Victor Emanuel hatte bald darauf die Genugthuung, mit einziger Ausnahme Oesterreichs, von allen Großmächten als König von Italien anerkannt zu werden, indem Rußland und Preußen sich durch Rücksichten auf Frankreich und England dazu bewegen ließen.

4.

Frankreich unter Napoleon III.

Napoleon III. hatte wie in der Krim, so in der Lombardei Lorbeern eingesammelt und sich eine Stellung in Europa erkämpft, die derjenigen seines großen Oheims immer ähnlicher zu werden schien, doch schadete ihm, daß man besorgte, er werde mehr und immer mehr wollen, bis er das ganze Reich des Oheims hergestellt habe, und daß ihm doch die Mittel dazu fehlten. Er mußte vorsichtig seyn. Er durfte namentlich nicht weiter gehen, als ihm Palmerston erlaubte, denn nur so lange ihm dieser zur Seite stand, brauchte er die argwöhnischen Continentalmächte nicht zu fürchten.

Die Rückſicht auf England war es auch, die ſeinen ruſſiſchen Sympathien die Schranke zog.

England brauchte Frankreich. Schwer bedrängt durch die große Revolution in Oſtindien, geärgert durch die Yankees, denen es doch wegen Canada nicht trotzen durfte, und im Orient ſtets mit Rußland in Conflict, mußte es Frieden mit Frankreich zu halten ſuchen. Die ſtolze Königin Victoria ließ ſich daher herab, einer Einladung Napoleons III. nach Cherbourg zu folgen, um dieſen Kriegshafen, obgleich alle ſeine Kanonen gegen England gerichtet waren, einweihen zu helfen, am 5. Aug. 1858. Aber Palmerſton maskirte jede Demüthigung Englands durch ſeinen guten Humor und machte die wichtigſten Geſchäfte ab mit genialer Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit, wie ein Kutſcher, einen Fuß noch auf dem Boden und den andern ſchon auf dem Wagen, und einen Zweig nachläßig zwiſchen den Zähnen kauend, wie ihn das Witzblatt „Punch“ abzubilden pflegte. Jeder Zoll an dieſem Greiſe war immer noch der frivole Dandy, der er in ſeiner Jugend geweſen.*)

Die großen Continentalmächte waren durch das Zuſammenhalten Englands mit Frankreich paraliſirt und nicht einmal einig unter ſich. Daher die Niederlage Rußlands in der Krim, die Oeſterreichs in der Lombardei, der nun noch eine Niederlage Preußens folgen zu müſſen ſchien. Als Napoleon III. Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigte, war der alte Weg der Eroberung wieder betreten und hätte dem das alte Syſtem der Coalitionen entgegengeſetzt werden ſollen. Aber Europa duldete es, weil es nicht einig war. Mann nannte das in England „die Politik der

*) Wie er einſt den Frack trug und das Halsband anlegte, war Geſetz für die ganze Gentry Altenglands. Als Modetyrann, als Excluſivſter der Excluſiven, als ariſtokratiſcher Urgeck verrückte er zugleich den Weibern den Kopf. Erſt 23 Jahre alt kam der vergötterte und verhätſchelte Stutzer ſchon als Lord der Admiralität ins Miniſterium. Später fand er einen Hautgout darin, ſich mit dem Auswurf aller Revolutionäre der Welt zu umgeben und die der altengliſchen Ariſtokratie gebührende Würde in dem intimen Verkehr mit Mazzini, Koſſuth ꝛc. gänzlich außer Acht zu ſetzen.

bewaffneten Furcht," an der übrigens England selber Theil nahm. Man schrieb Napoleon III. die Absicht zu, das linke Rheinufer an Frankreich „zurückzubringen," unter allen Umständen aber war es seine natürliche Politik, Deutschland uneinig und schwach zu erhalten. Zu diesem Zweck verständigte er sich mit Rußland namentlich gegenüber von Oesterreich, und suchte andrerseits Oesterreichs und Preußens gegenseitige Eifersucht zu nähren. Auch schmeichelte er jedem von beiden mit der Hegemonie in Deutschland, wenn nur ihm das linke Rheinufer abgetreten würde. Diese Hegemonie soll er dem Kaiser Franz Joseph in Villafranca, dem König Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden, obwohl vergeblich, angetragen haben.

Seine Hauptwaffe gegenüber den nordischen Mächten war aber sein berühmtes „Nationalitätenprincip." Jeder Nation sollte, so ermahnte er, ihr natürliches Recht werden. Wie die Italiener, so sollten auch die Ungarn, Rumänen, Polen selbständig und von Oesterreich und Rußland unabhängig werden. Dadurch mußten die bestehenden Großmächte geschwächt und Frankreich, sofern es das Protectorat der emancipirten Nationen übernahm, um so mehr gestärkt werden.

Im Uebrigen empfahl Napoleon III. bei jeder Gelegenheit den Frieden, schloß mit England, Belgien, der Schweiz, endlich auch mit Preußen Handelsverträge, ahmte seines großen Oheims Beispiel nach in öffentlichen Bauten und nützlichen Organisationen aller Art und rechtfertigte damit den Beruf, die Civilisation auszubreiten, dessen er sich gern rühmte. Auch in dieser Beziehung wetteiferte er mit England. Als in London 1851 die erste große Weltindustrieausstellung alle Produkte des Erdenrundes zahllosen Neugierigen aus allen Nationen zum erstenmal vor Augen stellte, wurde dies Beispiel auch bald in Paris nachgeahmt. Nur im Kolossalen ließ sich England nicht übertreffen. So baute es 1857 den Great Eastern, ein Riesenschiff von 700 Fuß Länge und 150 Fuß Breite, das 10,000 Mann fassen konnte und „Leviathan" genannt wurde, gleichsam Gott zum Trotze. In demselben Jahr legte man den „atlantischen Kabel," ein ungeheures Tau zwischen Valentia in Irland und

St. Johns in New-Foundland durch das Meer, um die alte und neue Welt durch einen elektromagnetiſchen Telegraphen zu verbinden. Aber das Tau verſagte.

Viele Noth hatte Napoleon mit den Finanzen. Doch lag ein Schleier darüber, der ſich nur ſelten lüftete. Der Kaiſer hatte den löblichen Gedanken, ſich von dem Joche zu befreien, welches das jüdiſche Haus Rothſchild allen Majeſtäten in Europa über den Nacken gezogen hatte. Er verſuchte es mit einem Nationalanlehen, dann mit einer Concurrenz, wozu er ſich anderer von Rothſchild unabhängiger Juden, der ſ. g. „kleinen Judenſchaft" bediente, die aber (namentlich Mirès, d. h. der Jude Meyer) ſo ungeheuer ſchwindelten, daß das ganze Syſtem ſich als unhaltbar zeigte und der Kaiſer reumüthig dem großen Rothſchild auf deſſen Luſtſchloß bei Paris ſeinen Beſuch machte. Der Jude gab ihm eine Jagd mit unerhörtem Luxus und ſchloß bald eine neue Anleihe mit ihm ab.

Im geſetzgebenden Körper hatten ſich bisher nur wenige Stimmen gegen die kaiſerliche Regierung erhoben. Er wagte es, eine größere Zahl zuzulaſſen, denn er wollte liberal ſcheinen, hauptſächlich um die Engländer bei guter Laune zu erhalten. Im Beginn des Jahres 1863 erweiterte er die Befugniſſe des Hauſes; nun wären gern die von ihm am 2. Dezember Verjagten alle wieder gewählt worden, aber der Kaiſer ließ durch den Miniſter Perſigny eine offene Erklärung abgeben, die hauptſächlich gegen den alten Thiers gerichtet war, drohend zugleich und voll Verachtung. Die meiſten liberalen Bewerber fielen bei den Wahlen durch. Der Kaiſer hatte ſich auch diesmal überlegen gezeigt. Das gebildete Frankreich verdiente dieſe Demüthigung, denn ſeine Deputirten hatten immer nur zu ſchwatzen, zu tadeln, zu verleumden, jede Regierung unmöglich zu machen gewußt, ohne weder etwas Beſſeres gründen, noch auch ihren eigenen Sturz und ihre wohlverdiente Verjagung aufhalten zu können. Napoleon III. hat in wenigen Jahren viel mehr für Frankreich geleiſtet, als alle jene berühmten Schwätzer.

Paris war von jeher ein neues Babylon. Wenn in der jüng-

ſten Zeit die Proſtitution noch frecher geworden iſt,*) ſo mag allerdings der Umſtand mitgewirkt haben, daß die Pariſer, weil ihre Redefreiheit auf dem politiſchen Gebiet ſo ſehr beſchränkt war, Langeweile hatten und ſich auf andere Art entſchädigen wollten.

Die Kirche wurde von Napoleon III. geſchont und doch zugleich gemaßregelt und geärgert, weil er ſie zu ſeinen Zwecken brauchte, es aber auch mit dem antikirchlichen Liberalismus, beſonders in England, nicht verderben wollte. Deshalb ſchützte er den Papſt in Rom, aber immer nur proviſoriſch, immer nur drohend. Deshalb duldete er die Reiſen der franzöſiſchen Biſchöfe zum Concil in Rom, maßregelte aber einzelne derſelben, um ſie ſeine Gewalt fühlen zu laſſen, und erlaubte den Druck des ſchändlichen Buches von Renan, worin derſelbe (1863) das Leben Jeſu in dem irreligiöſen Sinn bearbeitet hatte, wie es in Deutſchland längſt üblich war. Man ſagte, Napoleon III. ſtehe durch ſeine Gemahlin Eugenie den Kirchlichen und durch ſeinen Vetter, den Prinzen Napoleon, den Revolutionären gleich nahe und ſchaukle zwiſchen beiden, wie zwiſchen England und Rußland, wie zwiſchen Preußen und Oeſterreich. Es mit keinem ganz zu verderben, um ihn gelegentlich wieder ausnutzen zu können, aber ſich auch keinen über den Kopf wachſen zu laſſen, ſchien das Geheimniß der franzöſiſchen Politik zu ſeyn. Als Odillon Barrot alle Uebel in Frankreich aus dem tyranniſchen Uebergewicht der verdorbenen Hauptſtadt, aus dem Centraliſationsſyſtem ableitete und dringend die Decentraliſation und größere Autonomie der Provinzen und Gemeinden empfahl, billigte der Kaiſer dieſe Anſicht und doch war bei der Fortdauer der eiſernſten Centralgewalt niemand mehr intereſſirt, als er. Am 16. Juli 1857 ſtarb der berühmte Volksdichter Beranger und Napoleon ließ ihn, um einer Volksdemonſtration abzuwehren, auf kaiſerliche Koſten mit großem

*) In den Romanen fing man an (ſeit Montépins Vorgang), alles beim Namen zu nennen. Die berüchtigte Rigolboche ging noch weiter und legte 1860 in ihren Memoiren die unerhörteſte Schamloſigkeit an den Tag. Was nicht geſchrieben war, wurde photographirt.

militairiſchem Pomp beſtatten. Staunend ſah das Volk ſeinen Lieblingsdichter, den cyniſchen Alten, der ſich immer nur unter dem Pöbel wohlgefühlt hatte, jetzt einem Feldmarſchall gleich im Geleite vieler Regimenter und durch ein Spalier von noch viel zahlreicheren Bajonetten hindurch zu Grabe tragen. Am 12. Auguſt 1857 ſtiftete Napoleon III. die Helenamedaille für alle noch übrigen Soldaten der weiland großen Armee Napoleons I. außerhalb wie innerhalb Frankreichs. Man glaubte, er wolle dadurch die Kameradſchaft ſeiner franzöſiſchen Truppen mit künftigen Rheinbundstruppen vorbereiten. Allein mit wenigen Ausnahmen alter Rheinbundſoldaten, welche die Medaille wirklich annahmen, wurde ſie in Deutſchland überall als eine bösliche Verſuchung abgelehnt.

5.

Spanien und Portugal.

In Spanien hatten bis zu Ludwig Philipps Sturz die Moderados unter General Narvaez, im Einverſtändniß mit Frankreich, für die junge Königin Iſabella und deren Mutter Chriſtine regiert. Der Umſturz in Frankreich öffnete nun wieder den Progreſſiſten und dem engliſchen Einfluß die Thore. Palmerſton erließ eine freche Note an den ſpaniſchen Hof und der engliſche Geſandte in Madrid, Bulwer, mußte daſelbſt einen Aufſtand organiſiren. Doch blieb Narvaez Meiſter und jagte Bulwer aus dem Lande, was ſich Palmerſton wegen Frankreich gefallen ließ, ohne Krieg zu erklären. Nun begannen ſchnöde Intriguen. Iſabelle befand ſich nämlich in guter Hoffnung und der König, ihr Gemahl, wurde veranlaßt, die Entfernung des Narvaez als den einzigen Preis zu bezeichnen, um den er die Legitimität des Kindes anerkennen würde. Die junge Königin ſagte dem Narvaez alles und bat ihn um Rath. Da ließ derſelbe augenblicklich dem König eine

ſtellung und Freiheit des ganzen alten Polen. Doch ſein Volk war zu wenig vorbereitet, die Ruſſen unter ihrem rohen und tapfern General Suwarow ſiegten, und nahmen Kosziusko gefangen. Darauf wurde Stanislaus Poniatowsky abgeſetzt, und Polen zum drittenmal derſtalt getheilt, daß es ganz unter Rußland, Preußen und Oeſterreich kam, 1795.

Kapitel CCCCLI.

Die erſte Coalition.

Nach dem erſten unglücklichen Feldzug der Oeſterreicher und Preußen, hatte ſich der Stand der Dinge merklich verſchlimmert. Die Franzoſen waren aufs äußerſte erbittert worden, und ſeit jenem unglücklichen Manifeſt war an keine gütliche Beilegung mehr zu denken. Das franzöſiſche Volk mußte alles von der Rache der Könige fürchten, darum war ſein einziger Gedanke nur noch Kampf und Sieg. Wie man gegen ſie keine Schonung bewieſen, ſondern ſie mit Hohn behandelt, ſo gaben ſie jetzt Grauſamkeit und Hohn reichlich zurück, und waffneten ſich mit allen Schrecken des beleidigten Nationalgefühls und der trunknen Freiheitsluſt. Im Innern rotteten ſie alle Feinde der Revolution aus, und hunderttauſende mußten unter der Guillotine, einer zu dieſem Zweck erfundenen Hinrichtungsmaſchine, bluten. Der König ſelbſt wurde hingerichtet, im Jenner 1793, und nachher auch die Königin. Alle dieſe ſchrecklichen Maßregeln waren nothwendig, um die Republik vor innern Feinden zu ſichern. Nach außen aber wandten ſie ſodann die ganze Kraft der Nation auf. Während Robespierre die Hinrichtungen lenkte, übernahm Carnot die Kriegsrüſtung, und in dem Mittelpunkt dieſer ungeheuern Gährung alles mit ruhigem Geiſt beherrſchend, ſchuf

Wache geben. Zum Glück ſtand er in gutem Einvernehmen mit Louis Napoleon, dem er durch ſeine Heirath mit einer Tacher verwandt geworden war. Aber eine Expedition zur Eroberung der ſpaniſchen Inſel Cuba von Nordamerika aus, heimlich von England begünſtigt, ließ Spanien empfinden, wie ſehr es der Freundſchaft Englands bedürfe, und da Louis Napoleon ſelbſt dieſe Freundſchaft pflegte, ſo gereichte dem Narvaez ſeine feindſelige Stellung zu England alsbald zum Vorwurfe. Und da Iſabelle mit einem todten Kinde niederkam und inſofern ihre Verlegenheit aufhörte, und die Königin Mutter nichts ſehnlicher wünſchte, als Gebieterin über die ſpaniſche Staatscaſſe zu werden, um ihren Privatintereſſen reichlicher genügen zu können, ſo mußte Narvaez doch noch fallen. Die junge Königin fügte ſich ungern in dieſe Intriguen und entließ Narvaez nicht, ohne bitter um ihn zu weinen, in dem ſie ihren einzigen wahren Freund erkennen mußte, am 11. Januar 1851.

Chriſtine regierte nun eine Weile mit dem neuen Miniſter Bravo Murillo, rechnete und muthete bei der Reorganiſation der Finanzen den Staatsgläubigern große Opfer zu, wich aber noch nicht aus der conſtitutionellen Bahn, bis der Staatsſtreich des 2. Dezember in Frankreich ihr erſt Muth machte,*) und die Niederkunft Iſabellens mit einer geſunden Tochter (am 20. Dezember) auch die Thronfolge ſicherte. Die Folge war zunächſt ein ſehr ſtrenges Preßgeſetz, die Entfernung conſtitutionell geſinnter Männer. Ein Meſſerſtich, mit welchem der Mönch Merino die Königin Iſabella bei ihrem erſten Kirchgang nach ihrem Wochenbette verwundete, war nur eine That vereinzelter Verrücktheit ohne politiſches Motiv, am 2. Februar. Im Verlauf des Sommers wurde an dem

*) Sie bot Louis Napoleon 10 Millionen an, wenn er eine ihrer Töchter von Munnoz heirathe. Zu derſelben Zeit aber ging dieſe ihre Tochter mit dem Koch des Palaſtes durch, zum unauslöſchlichen Gelächter ihrer königlichen Schweſter Iſabella. Ihr Gemahl Munnoz aber vergeudete in Paris im Börſenſpiel die Millionen, welche Chriſtine ihrer Tochter und dem Königreich Spanien durch unerhörten Mißbrauch des mütterlichen Anſehens geraubt hatte.

Plan gearbeitet, die Verfaſſung im abſolutiſtiſchen Sinne umzuändern, aber als derſelbe den Cortes vorgelegt wurde, fand er Widerſtand. Am meiſten ſchadete Chriſtinen die Aufdeckung ihrer Wuchergeſchäfte vor den Cortes. Sie hatte fortwährend die Krone und den Staat geplündert, um den Reichthum Spaniens allein ihren illegitimen Kindern zuzuwenden. Bald erhob ſich Aufruhr gegen ſie. Der erſte zu Saragoſſa, im Februar 1854, mißlang. Aber als in Madrid ſelbſt O'Donnel *) und Serrano das Militär empörten, am 28. Mai, mußte die junge Königin ſchon das Miniſterium ändern, und als am 20. Juli vollends das Volk in Madrid ſich erhob und gleichzeitig die meiſten Provinzen ſich pronuncirten, wurde Chriſtine vollſtändig geſtürzt, gefangen gehalten und bedroht und endlich nur aus Gnade nach Portugal entlaſſen.**) An die Stelle des bisherigen Abſolutismus trat nun aber wieder der extremſte Progreſſismus. Eſpartero erhielt die Oberleitung zurück, und die unglückliche Kirche wurde aufs neue verfolgt. Da aber in Spanien nichts Beſtand haben kann, ſo unterlag auch Eſpartero wieder und wurde ſchon nach zwei Jahren durch einen Soldatenaufſtand unter O'Donnell geſtürzt.

Dieſer General bemächtigte ſich der Regierung und hatte die romantiſche Anwandlung, Spaniens kriegeriſchen Ruhm zu erneuern. Die Romantik ſchien in Spanien wie ausgeſtorben und die ganze Bildung im Bann der franzöſiſchen Mode. Nur ein junger Redner in den Cortes, Donoſo Cortes, Marquis von Valdegamas, hatte 1849 mit dem ganzen Feuer des altſpaniſchen, ritterlichen und katholiſchen Geiſtes zum Volke geredet und Narvaez wenigſtens den heil. Stuhl verſöhnt und ſogar, um den Papſt zu ſchützen, Truppen nach Italien geſchickt, denen aber die Franzoſen zuvorkamen. Jetzt ergriff

*) Sohn des Grafen von Abisbal, damals 40 Jahre alt und Kriegsminiſter.

**) Unter dem beſchämenden Zuruf des Volkes: viva el pudor! viva la moralidad!

O'Donnell die Gelegenheit, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen wie zu den Zeiten des Cid. In Marokko nämlich war früher schon durch Abdel-Kader der Fanatismus der muhamedanischen Gebirgsvölker gegen die Christen aufgereizt worden und die Seeräuber von Melila hatten 1852 den preußischen Prinzen Adalbert bei dessen unvorsichtiger Landung verwundet und 1859 auch die kleinen spanischen Colonien an der afrikanischen Küste angegriffen. Ein Prophet Mahomed Ben Abdallah war aufgestanden, der gleichzeitige Tod des Sultan von Marokko, Abderrhaman, und die Thronbesteigung Sidi Muhameds hing wohl damit zusammen. Genug, die spanischen Flüchtlinge aus Afrika reizten O'Donnell, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, mit dem er nach Afrika hinüber fuhr, die Marrokaner zuerst bei Tanger, dann bei Tetuan schlug und im Frieden am 26. April 1860 die Abtretung eines kleinen Ufergebietes und die Zahlung von 20 Millionen Piaster als Entschädigung erzwang. — O'Donnell dachte auch an die verlorenen Colonien in West-Indien und erwarb durch Kauf und Vertrag das Gebiet der kleinen Republik San Domingo auf der Insel gleiches Namens, zur Verstärkung der Colonie Cuba. Sogar der Wiedergewinn Merikos stand ihm in Aussicht. Weil sich aber hier die allzu mächtigen Franzosen einmischten, zog er sich zurück.

Der spanische Kronprätendent Don Carlos, Graf von Montemoulin und sein Bruder Don Fernando, starben 1861. Der dritte Bruder Don Juan, der sich in Spanien hatte gefangen nehmen lassen und die Freiheit nur durch Verzichtung auf sein Thronrecht erkauft hatte, lebte mit zwei Söhnen in England.

Großes Aufsehen machte 1860 die Verhaftung eines heimlichen Protestanten, Matamoros in Granada. Er wurde mit mehreren Gefährten zu den Galeeren verurtheilt. Der ganze protestantische Norden kam dadurch in Aufregung, aber erst 1863 wurden die Gefangenen, hauptsächlich durch die Fürsprache Napoleons III., wieder frei.

In Portugal regierte der liberale Miniſter Saldanha für die Königin Maria da Gloria, welche 1853 ſtarb. Ihr Sohn Pedro V. wurde ſehr beliebt, durchreiste Europa, heirathete eine Prinzeſſin von Hohenzollern-Sigmaringen, ſtarb aber plötzlich 1861. Eben ſo ſchnell ſtarben zwei ſeiner Brüder, nur der jüngſte, Luis, blieb übrig und wurde König. Den Verdacht der Zeit bezeichnet der Beſchluß der Cortes, wenn auch die ganze ältere Linie ſterbe, ſolle dennoch Don Miguel den Thron nicht erben. Miguel lebte, mit einer Prinzeſſin von Löwenſtein vermählt, in Deutſchland.

Neuntes Buch.

Das uneinige Deutſchland.

1.

Die Wiedererſtarkungsverſuche Oeſterreichs.

Oeſterreich befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Seine Finanzen waren furchtbar zerrüttet, das Vertrauen in die Regierung durch die verſchuldeten Unglücksfälle in Italien erſchüttert. Erzherzog Johann, der früher als Vertrauensmann vor manchen Riß der Monarchie getreten war, hatte am 12. Mai 1859 das Zeitliche geſegnet. Acht Tage ſpäter auch Jellachich, der edle Ban von Croatien, in Kummer über die Mißgriffe der Finanzverwaltung, die auch tief in die Rechte der Croaten eingriffen. Die Mißſtimmung war allgemein und Miniſter Bach wich ihr zuerſt. Am 21. Auguſt ſchickte ihn der Kaiſer als Geſandten nach Rom und erſetzte ihn durch Goluchowski im Miniſterium des Innern, dem v. Hübner, der frühere Geſandte in Paris, als Polizeiminiſter zur Seite trat. Graf Grünne, erſter Generaladjutant des Kaiſers, gegen den das Mißtrauen im Volk am höchſten geſtiegen war, wurde erſt im October entfernt.

Obgleich die ſchlechte Truppenverpflegung ſchon im Mai und Juni 1859 während des italieniſchen Feldzugs allgemein bekannt

werden war, dauerte es doch noch faſt ein Jahr, bis ſie unterſucht wurde. Erſt Anfang März 1860 wurde kund, in Wien ſey einer der höchſten Militärbeamten, Feldmarſchalllieutenant v. Eynatten, plötzlich verhaftet worden, weil er als Chef der Armeeverwaltung in Italien den Staat um zwei Millionen Gulden betrogen habe, ſich für 20,000 Ochſen, große Quantitäten Wein ꝛc., die gar nicht exiſtirten, vom Staat habe bezahlen und die Armee habe hungern laſſen. Er wich der Unterſuchung raſch aus, indem er ſich in der Nacht vom 7. März 1860 erhenkte. Gleichzeitig wurden in Trieſt mehrere angeſehene Kaufleute (Brambilla, Mardolfo, Revoltella) verhaftet, als bei den Unterſchleifen betheiligt, und rettete ſich der jüdiſche Lieferant Moiſe Baſevi nur durch die Flucht. Man ſagt, er habe den Staat um mehr als zwei Millionen betrogen. In Wien wurde der Director der bei der Armeeverwaltung mit großen Summen betheiligten öſterreichiſchen Creditanſtalt, Richter, verhaftet und Robert, Chef eines großen Wiener Hauſes, erſchoß ſich, um dem gleichen Geſchick zu entgehen. Die Unterſuchung wurde im tiefſten Geheimniß betrieben. Aber ſchon nach ſechs Wochen erfuhr die ſtaunende Welt, der berühmte Finanzminiſter von Bruck habe ſich am 23. April in Wien ſelbſt entleibt, weil auch er bei den großartigen Betrügereien die Hand im Spiel gehabt. Ein ziemlicher Theil der Preſſe ſuchte ihn zu entſchuldigen. Aber man merkte wohl, hinter dieſen Beſchönigungen ſteckte die Todesangſt derer, die ſich mitſchuldig wußten und weitere Aufdeckungen fürchteten. Und es gelang auch (wie einſt unter dem Directorium in Paris), den Schaden ſo tief als möglich zu verſchleiern.

Am meiſten Aufregung bemerkte man in Ungarn. Hier war durch Koſſuth von Italien aus gehörig gewühlt worden, aber die Unzufriedenheit bedurfte ſolcher Hebel nicht, ſie war hinreichend begründet durch den Verluſt aller alten Landesrechte und durch die Finanznoth. Ein kaiſerliches Patent ſuchte am 1. September 1859 die ungariſchen Proteſtanten durch Conceſſionen zu beruhigen, aber ſie beſchloſſen am 27. auf einer Verſammlung zu Käsmark, das Patent als nicht vorhanden zu betrachten und einfach ihr altes Recht

zu verlangen. Am 15. März 1860 veranlaßte die Feier der Schilderhebung von 1848 einen Studententumult in Peſth. Am 8. April verbreitete ſich die erſchütternde Nachricht, der ſeit 1848 bei Wien in einer Irrenanſtalt aufbewahrte große Reformer Ungarns, Graf Szechenyi, habe ſich durch einen Piſtolenſchuß das Hirn zerſchmettert. Kurz zuvor waren deſſen Papiere unterſucht und, wie es hieß, ein ganzes Arſenal von revolutionären, für Ungarn beſtimmten Brandſchriften bei ihm gefunden worden. Die regierungsfeindliche Partei ſprengte daher das Gerücht aus, er habe ſich nicht ſelbſt ums Leben gebracht, und feierte ihn in ganz Ungarn als Märtyrer durch wochenlange Requiems und Ovationen aller Art. Die Regierung glaubte nun noch mehr Conceſſionen machen zu müſſen, ſtellte am 20. April die Comitatsverwaltung wieder her und ſchickte den biderben Helden Benedek, einen gebornen Ungarn, mit unumſchränkter Vollmacht nach Ungarn, um mit Ernſt und Milde das ſchwierige Land in Ordnung zu halten. Der Kaiſer umgab ſich nunmehr mit Männern des Vertrauens aus dem ganzen Reiche. Die Einberufung des vermehrten Reichsraths datirt vom 5. März. Sie entſprach der Einberufung der Notabeln des Jahres 1787 in Frankreich und ſollte (mit Umgehung eines gewählten Parlaments) zunächſt den Credit und das Vertrauen des Volks in die Regierung herſtellen. Der Kaiſer allein ernannte die Reichsräthe (die Erzherzoge, höhern Geiſtlichen, höhern Beamten und 38 Mitglieder der einzelnen Landesvertretungen), denen aber keine Initiative zuſtehen, ſondern die nur die k. k. Vorlagen begutachten ſollten. Der Reichsrath wurde am 31. Mai in Wien durch Erzherzog Rainer feierlich eröffnet und trat mit Mäßigung auf, bis ihm nach und nach immer mehr Rechte vom Kaiſer ſelbſt zuerkannt wurden. Die Staatsſchuld betrug nach den Vorlagen 2268 Millionen Gulden, das Deficit des nächſten Verwaltungsjahres 40 Millionen. Um den Credit zu heben, erklärte der Kaiſer am 17. Juli, in Oeſterreich ſolle künftig keine Steuer mehr erhoben, noch erhöht, noch eine neue Anleihe contrahirt werden, ohne Zuſtimmung des Reichsraths. Am 25. deſſelben Monats kam der Kaiſer mit dem König von

Preußen in Töpliz zuſammen und beſuchte nachher auch die Könige von Sachſen und Bayern. Mit dem letztern vereint feierte er am 12. Auguſt die Eröffnung der Eiſenbahn in Salzburg, womit die große Verbindung zwiſchen Oeſterreich und dem Weſten hergeſtellt war. Man bemerkte damals ſchon, welchen Werth der Kaiſer auf die deutſchen Sympathien legte. Es war aber auch nöthig, denn im vermehrten Reichsrath neigten alle nichtdeutſchen Stimmen viel mehr zur Trennung der Nationalitäten als zur Stärkung des öſterreichiſchen Einheitsſtaats. Die Ungarn kamen nur nach Wien, um durch den Grafen von Apponyi die Rechte ihres Königreichs zu reklamiren. Der Kaiſer ſuchte ſich zu helfen, indem er am 20. Oct. allen einzelnen Kronländern beſondere freie Verfaſſungen und Landtage gab, allein die nichtdeutſchen Nationen wollten ihre alte Unabhängigkeit und ſomit ſah ſich der Kaiſer genöthigt, den Verſuch zu machen, ob er nicht die Centrifugalkraft der Nationalitäten durch die Centripetalkraft des Liberalismus überwinden könnte.

Am 13. Dez. 1860 wurde Herr von Schmerling Miniſter des Innern und erließ zehn Tage ſpäter ein Rundſchreiben an die Statthalter aller Kronländer, worin er verkündete, Oeſterreichs Parole ſey von nun an der Fortſchritt, freie Religionsübung und freie Wiſſenſchaft, freie Preſſe, Gewerbefreiheit, Förderung der Induſtrie und aller materiellen Intereſſen und zu allem und für alles freie Volksvertretung. Dann folgte am 26. Febr. 1861 die Veröffentlichung einer neuen Reichsverfaſſung, wonach das Geſammtreich Oeſterreich künftig ein Herren- und Abgeordnetenhaus haben ſollte. Zu dem letztern ſollten Ungarn 85, Böhmen 54, Galizien 38, Siebenbürgen 2[illegible], alle übrigen Kronländer weniger wählen. Der Reichstag wurde am 1. Mai eröffnet, war aber und blieb unvollzählig, weil die Ungarn, Siebenbürger, Croaten und auch viele Böhmen ausblieben. Nicht einmal die Hälfte der Mitgliederzahl wurde erreicht.

Die Ungarn waren ſehr aufgeregt. In England wurden dreißig Millionen neue Koſſuthnoten angefertigt, jedoch auf öſterreichiſche Reclamation wieder vernichtet. Von der Wallachei aus ſollte Klapka einen

Einfall machen oder wenigstens Waffen schicken. Ob Garibaldi wollte von Italien aus zu Hülfe kommen, allein die Großmächte erlaubten es nicht. Es blieb bei kleinen Tumulten in Pesth und bei lebhaften Demonstrationen gegen die Regierung, sofern man die Gesetze von 1814 zurückforderte. Am stärksten äußerte sich das Comitat von Gran in einer Adresse an den Kaiser. Indeß hielt Deak die Enragirten zurück und wollte auf dem friedlichen Wege der Unterhandlungen bleiben. Graf Teleki, ein politischer Verbannter, war heimlich zurückgekommen, wurde verhaftet, aber vom Kaiser begnadigt, nachdem er demselben persönlich gelobt hatte, nichts Feindliches mehr gegen ihn zu unternehmen, ließ sich aber nachher doch fortreißen, sich der äußersten Revolutionspartei zuzugesellen, sah sich durch Deak zurückgehalten, war compromittirt und erschoß sich, im Mai 1861. Im Laufe des Sommers hielt der einberufene ungarische Landtag unter Deaks Leitung zäh an allen Ansprüchen Ungarns fest, wollte nur eine Personalunion, aber keine Realunion in den Beziehungen Ungarns zu dem österreichischen Gesammtreiche gelten lassen und weigerte sich, das Heerwesen und die Finanzen Ungarns mit den österreichischen zu verschmelzen. Er wurde deshalb am 22. August aufgelöst. Dasselbe widerfuhr allen Corporationen, welche noch nachträglich protestirten, und kaiserliches Militär verbreitete sich durch das Land und trieb die Steuern ein, ohne Widerstand zu erfahren. Viele Gutsbesitzer und Bürger waren froh, die Steuern zahlen zu können, woran sie bisher nur durch die Drohungen der Ultramagyaren waren gehindert worden. Seitdem verhielt sich Ungarn ruhig. — Auch in Croatien war man mit der österreichischen Verwaltung, besonders mit den Finanzen, mit der Besteurung der Eicheln in den Kronwäldern, der Hauptnahrung des dem armen Volk unentbehrlichen Schwarzviehes nicht zufrieden, trotzte aber auch den Magyaren, die immer noch Anspruch auf Croatien machten, und beschloß am 14. August 1861, weder die Vereinigung mit Ungarn, noch die Beschickung des Reichstags in Wien zu gestatten.

Böhmen zeigte sich gefügiger, indem die Häupter der liberalen Opposition, namentlich Giskra, in Schmerlings Vertrauen gezogen wurden. Dadurch kam die czechische Partei in die Minderheit und spaltete sich noch überdies in eine demokratische, dem polnischen Aufstand zugeneigte und in eine russische Partei. Die letztere wurde vom Kaiser von Rußland mit Orden belohnt. An ihrer Spitze stand der alte Palacky.

Im Wiener Rumpfparlament wurde das neue System der Regierung meist nur von den Deutsch-Oesterreichern unterstützt. Doch waren auch hier die Ansichten getheilt. Denn des kaum geschlossenen Concordates mit Rom gänzlich vergessend erließ die Regierung am 8. April 1861 das s. g. Protestantenpatent, welches im ganzen Umfang des Reiches die Protestanten den Katholiken gleich stellte. Die Toleranz des Herrn v. Schmerling ging so weit, daß er sogar dem Gustav-Adolfverein, als derselbe auch einmal in Wien zu tagen wünschte, telegraphisch antworten ließ: „Willkommen!" Der alte katholische Kaiserstaat schien in der That um und umgekehrt und aus seinen geschichtlichen Wurzeln herausgerissen. Da nun doch in den katholischen Bevölkerungen Oesterreichs der alte Geist noch nicht erstorben war, so erregte jenes Patent Widerspruch. Nicht nur der Klerus, sondern auch der Landtag und das Volk von Tirol protestirten und wollten von ihrem alten Rechte nicht lassen, nach welchem bisher die Glaubenseinheit im Lande gewahrt geblieben und kein Andersgläubiger zugelassen worden war. Doch sahen sich die frommen Tiroler vereinzelt. Die Mehrheit der Deutsch-Oesterreicher huldigte dem neuen System und bezeugte an seinen liberalen Errungenschaften eine laute Freude. Eine breite liberale Strömung war hier nicht zu verkennen, doch kam auch viel auf Rechnung der in ihrer großen Mehrheit von Juden redigirten periodischen Presse. Die Juden hatten sich in Oesterreich schon zu Metternichs Zeit der Börse und nach und nach auch der Presse bemächtigt und welche schwere Schuld sie auch traf, sie wußten sich dennoch auch über die Katastrophe von Bruck hinaus in ihrer Machtstellung zu behaupten,

er ganz Frankreich in ein Lager um, und ſeine Bevölkerung in Soldaten, und wie aus der Erde hervorgezaubert, ſtand mehr als eine Million Franzoſen unter den Waffen, ganz Europa trotzend, zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen.

Die Könige ſäumten aber auch ihrer Seits nicht, ſich zu rüſten und ſchloſſen im Anfang des Jahrs 1793 die erſte große Coalition gegen Frankreich. An die Spitze derſelben ſtellte ſich England, das bei dieſer Gelegenheit die franzöſiſche Seemacht zerſtören und die franzöſiſchen Colonien in den andern Welttheilen rauben wollte. England griff Frankreich von allen Seiten zur See an und lauerte im Süden und Norden, unterſtützt von einem großen Theil der franzöſiſchen Bevölkerung ſelbſt, welcher dem alten Königthum noch ergeben war. Spanien und Portugall griffen von der Seite der Pyrenäen an, die ſämmtlichen Fürſten Italiens von der Seite der Alpen, Oeſterreich, Preußen und das deutſche Reich, ſo wie Holland vom Rhein her. Endlich waren noch Schweden und Rußland mit im Bunde, und ſtanden drohend im Hintergrunde. Das ganze chriſtliche Europa ſtand gegen Frankreich auf, und zog um alle ſeine Grenzen einen ungeheuren Kreis von Armeen, die geübteſten Kerntruppen aller europäiſchen Mächte. Hatten ſie es auch mit einem ganzen bewaffneten Volke zu thun, ſo war dies Volk doch noch ohne alle Kriegsübung, ein roher Haufe.

Die Hauptmacht Oeſterreichs in den Niederlanden befehligte der Herzog von Coburg. Anfangs ſtand ihm nur die alte franzöſiſche Armee gegenüber, deren Feldherr Dumouriez, nachdem er vergeblich nach der Oberherrſchaft geſtrebt, heimlich mit der Coalition unterhandelte, ſich bei Neerwinden ſchlagen ließ, und endlich zu den Oeſterreichern überging. Auch der zweite franzöſiſche

worüber freilich ein Schleier des Geheimniſſes lag, der nur ſelten gelüftet wurde. *)

2.

Verlegenheiten in Preußen.

In Preußen zeigten ſich nach dem Krimkriege die erſten Symptome einer langſam zunehmenden Schwäche des Königs. Miniſter-Präſident v. Manteuffel hatte ſich während des Kriegs mit vieler Klugheit und zuweilen auch mit Energie gegen die ruſſiſche Partei am Hofe behauptet, aber die Spannung dauerte fort. Im Winter auf 1856 wurden Depeſchen geſtohlen und mißbraucht. Geheimſekretär Niebuhr, ein Hauptwerkzeug der ruſſiſchen Partei, fiel in Irrſinn. Die Zügel der Regierung wurden ſichtbar ſchlaffer. Als der Polizeidirektor v. Hinkeldey in Berlin die Spielhölle des adeligen Jokeiklubs im Intereſſe der öffentlichen Sittlichkeit aufhob, ruhten die Junker nicht, bis er ſich mit einem von ihnen ſchlagen mußte, der ihn, einen Vater von ſieben Kindern und hochgeachteten Beamten, niederſchoß, 1856. Die preußiſche Kammer machte damals wenig von ſich reden und ſpiegelte ſich eigentlich nur im Ruhm moderner Aufklärung, indem ſie das Ehegeſetz des Cultminiſters v. Raumer als pfäffiſche Reaktion verwarf und die Lüderlichkeit in Schutz nahm. Nur unter großem Widerſpruch gelang es Raumer, durch neue Regulative den Unglauben und die verderbliche Vielwiſſerei aus den Volksſchulen zu verdrängen. Die Hegelſche Philoſophie war faſt vergeſſen, nur der Humboldtcultus **) noch in

*) Unter andern in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern von Görres, Band 51, Seite 78 f. und Seite 157 f.

**) Humboldts „Kosmos“ wurde von der Dieſterweg'ſchen Schulpartei ausdrücklich der Bibel entgegengeſetzt als das Buch der Bücher. In dieſer Darſtellung des Naturganzen wird der Schöpfer nicht geehrt, noch erwähnt, ſondern die Natur erſcheint als eine gleichgültige Subſtanz, die erſt Bedeutung

voller Blüthe. Alexander von Humboldt, der hochgefeierte Greis, der tägliche Umgang der königlichen Familie, von ihr mit Gnaden aller Art überhäuft, spottete damals über den König hinter dessen Rücken.*) Die Intelligenz, welche Humboldt vertrat, hatte eben so wenig sittlichen Gehalt, wie die, welche Hegel vertreten hatte, und gehörte nur mit zu dem Rost, der die eiserne Monarchie aufraß.

Eine politische Verwicklung der unangenehmsten Art wurde für Preußen der mißlungene Aufstand seiner Anhänger in Neuenburg. Die radicale Schweiz hatte die rechtmäßige preußische Regierung im Tumult des Jahres 1848 vertrieben, gegen ihre Tyrannei wagten nun die Conservativen im Canton, voran die gräfliche Familie Pourtalés, einen Aufstand und bemächtigten sich am 2. Sept. 1856 des Schlosses in Neuenburg, wurden jedoch bald von der radicalen Uebermacht besiegt und größtentheils gefangen. Preußen drohte zwar, konnte jedoch ohne Oesterreichs und Frankreichs Zustimmung nicht wohl die entfernte Schweiz bekriegen, welche letztere, des französischen Schutzes gewiß, knabenhaft renommirte. Der König entschloß sich daher, seinem Rechte auf Neuenburg unter der Bedingung zu entsagen, daß die Gefangenen freigelassen würden. So geschah es nun auch unter französischer Vermittlung. Die Schweiz sollte dem König noch 1 Million Franken auszahlen, auf die er aber verzichtete.

Während des Jahres 1857 magerte der König auffallend ab und wurde durch eine Gehirnerweichung unfähig zu regieren, so daß am 24. October sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, als sein Stellvertreter, die Geschäfte leiten mußte. Aber erst nach einem

---

gewinnt, indem der Mensch sie erkennt und benutzt. Nur den forschenden Menschengeist preist er, ganz im Sinne der Philosophie Hegels, welcher Gott selbst nur so weit existiren läßt, als er vom Menschen gedacht wird. Unter Humboldts Einfluß machte die deutsche Naturwissenschaft mit wenigen Ausnahmen Front gegen das Christenthum.

*) Humboldt starb 1859. Bald nach seinem Tode erschienen seine Briefe an Varnhagen von Ense im Druck, von einer Jüdin herausgegeben. Sie wimmeln von undankbaren Spöttereien.

Jahre, als die Wiedergeneſung des Königs nicht mehr zu hoffen war, übernahm er förmlich die Regentſchaft und änderte das Syſtem. Hatte ſich nämlich der König bisher mehr von ruſſiſchen Sympathien leiten laſſen, ſo wandte ſich der Regent mehr den engliſchen zu und vermählte ſeinen Sohn Friedrich Wilhelm, welcher bei der Kinderloſigkeit des Königs zum Thronfolger berufen war, mit Victoria, der älteſten Tochter der Königin von England. Der kranke König reiste mit ſeiner ihn in aufopfernder Treue überall begleitenden Gemahlin nach Italien, um dort die mildere Luft zu genießen, und ſtarb zwei Jahre nach ſeiner Rückkehr am 2. Jan. 1861.

Das neue Syſtem in Preußen war ein auffallend liberales, wurde daher von der bisherigen Oppoſition freudig begrüßt und „die neue Aera" genannt. Die alten Miniſter wurden nach und nach entlaſſen und an ihre Stelle trat der (katholiſche) Fürſt Anton von Sigmaringen als Miniſterpräſident, Auerswald als Staatsminiſter, der früher wegen ſeiner antiruſſiſchen Politik entlaſſene General von Bonin als Kriegsminiſter, v. Schleinitz ebenſo wieder als Miniſter des Auswärtigen, der gelehrte und auf den evangeliſchen Kirchentagen populär gewordene v. Bethmann-Hollweg als Cultminiſter, Flottwell (ſpäter der liberale Graf Schwerin) als Miniſter des Innern. In ſeiner Anrede an die Miniſter am 8. November erklärte der Regent, er wolle 1) keine liberale Ueberſtürzung, 2) die Rechte der katholiſchen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derſelben dulden, 3) in der evangeliſchen Kirche der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten und die Union, die dadurch gefährdet worden ſey, aufrecht erhalten, 4) Schule und Wiſſenſchaft in größter Freiheit pflegen, damit Preußen an der Spitze der Bildung bleibe, und 5) das preußiſche Heerweſen in gutem Stand erhalten. Damit war auf eine bedenkliche Weiſe der ſchwache Verſuch des vorigen Königs, dem heidniſch geſchulten Preußen wieder einiges chriſtliche Bewußtſeyn beizubringen, vereitelt. Denn unter dem Vorwand von Orthodoxie und Heuchelei wurden alle kirchlich Geſinnten und unter dem gehäſſigen Namen der Feudalen das Herrenhaus und die politiſch Conſervativen in der öffentlichen Meinung

gebrandmarkt. Dagegen erhielten die Aufruhrstifter von 1848 Amnestie und kehrten ins Land, ja viele sogar ins Abgeordnetenhaus zurück. So waren Kirche und Aristokratie bereits von der Krone Preis gegeben, es blieb ihr nur noch die Bureaukratie übrig, gegen die sogleich eine liberale Hatz improvisirt wurde. Manteuffels Verwaltung wurde aufs ärgste verleumdet. Aus ganz unbedeutenden Schwachheiten und Versehen einzelner Polizei- und Justizbeamten wurden schwere Verbrechen gemacht und die strengste Untersuchung führte nachher nur zu kleinlichen Ergebnissen.

König Wilhelm hatte einen vorherrschenden Gedanken, nämlich den, sein Heer zu reorganisiren. Ursprünglich sollte die preußische Landwehr, wie es auch nur die Bestimmung einer Landwehr seyn kann, die Reserve des stehenden Heeres seyn. Später hatte man beliebt, je ein Linien- und ein Landwehr-Regiment in einer Brigade zu vereinigen, so daß wenn ein Armeecorps in den Krieg zog, die verheiratheten Landwehrmänner gleich mitziehen mußten und nicht mehr in Reserve blieben. Daher die natürliche Unzufriedenheit und die Aufstände der Landwehrmänner in Westphalen gegen den Ausmarsch im Jahre 1849. Diesem Mißstande nun wollte der König begegnen, die Landwehr wieder bloß Reserve seyn lassen, aber das stehende Heer vermehren, damit es auch ohne die Landwehr stark genug wäre. Um aber die Mittel zu der Reorganisation, zur Herstellung und Armirung neuer Regimenter zu beschaffen, wollte der König die Grundsteuer reguliren und hauptsächlich auf Kosten des großen feudalen Güterbesitzes erhöhen, eine Maßregel, von der er hoffen durfte, sie würde als sehr populär anerkannt werden. Das wurde sie auch, das Abgeordnetenhaus votirte die Grundsteuer und das Herrenhaus gab nach. Aber die Heeresreorganisation wurde vom Abgeordnetenhause nur theilweise, vorbehältlich und unter der Bedingung angenommen, daß die Kosten nur in der Form eines Extraordinariums bewilligt würden, am 31. Mai 1861.

Mittlerweile wurde auch wieder im kleindeutschen Sinne agitirt. Im Januar desselben Jahres tagte der Nationalverein in Berlin und sprach sich aufs entschiedenste für die Anerkennung des

neuen Königreichs Italien aus (womit ſtillſchweigend geſagt wurde, der Sarde dürfe auch noch Venedig nehmen, um Italien völlig unabhängig zu machen). Im Abgeordnetenhauſe ſprach Freiherr von Vincke ebenfalls dafür und Stavenhagen verlangte, der König von Preußen ſolle ſich ſogleich an die Spitze Deutſchlands ſtellen und Oeſterreich ausſchließen. Weil Herr von Schleinitz, Miniſter des Auswärtigen, und der König ſelbſt ſolchen Zumuthungen lebhaft widerſtanden, wurde der Liberalismus der neuen Aera gleich wieder verdächtigt und als der König am 14. Juni in Baden-Baden verweilte, wurde von einem jungen Menſchen aus Odeſſa, Namens Becker, auf ihn geſchoſſen, ohne daß er jedoch verwundet wurde. Der Jüngling ſagte aus, er habe im König das Hinderniß des europäiſchen Fortſchritts wegräumen wollen. Im folgenden Herbſt that der König einen Schritt, der zum Bruch mit der liberalen Partei führte. Die alte Erbhuldigung der Stände nach der Thronbeſteigung eines neuen Königs ſchien dem liberalen Miniſterium wegen der neuen Verfaſſung nicht räthlich, der König beſchloß daher ſtatt der Huldigung eine Krönung zu Königsberg und erwiderte unmittelbar vorher (6. Okt.) den früheren Beſuch Napoleons III. in Compiegne. Hierauf folgte die Krönung, die in der alten preußiſchen Hauptſtadt am 18. Oktober 1861 mit außerordentlicher Pracht begangen wurde. Man bemerkte, daß die franzöſiſche Geſandtſchaft die größten Koſten aufwandte, um bei dieſem Anlaß die Freundſchaft ihres Kaiſers für den König zur Schau zu tragen. In ſeiner Anrede an die beiden Häuſer des Landtags ſagte aber der König: „Die Herrſcher Preußens empfangen ihre Kronen von Gott, dies iſt die Bedeutung des Königs von Gottes Gnaden, und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantaſtbar iſt. Sie ſind berufen der Krone zu rathen ꝛc.“ Dieſe Worte wurden von der großen liberalen Partei als ein Eingriff in die Rechte der Volksvertretung angeſehen, die keineswegs eine bloß berathende Stelle ſey. Daher von dieſem Augenblick an die ſchroffſte Stellung der Partei zur Krone. Die Honigmonate der neuen Aera waren vorüber und bittre Galle folgte nach. Da neue Wahlen zum Abgeordnetenhauſe er-

forderlich waren, wurde in allen Provinzen in einem der Regierung feindseligen Sinne gewählt. Wie früher gegen die Civilbeamten des Ministerium Manteuffel, so hetzte man jetzt gegen einige Offiziere, welche zufällig eine grobe Ungebühr begangen hatten. In Magdeburg hatte ein Lieutenant von Sobbe, in Gesellschaft eines andern spät nach Hause kommend, einen Hausknecht, der grob gegen ihn war, todtgestochen. Das wurde nun dem Offiziersstand überhaupt zur Last gelegt und noch mehr, als die beiden schuldigen Offiziere von der Festung entkamen. Die bereits durchgeführte Reorganisation des Heeres kostete mehr, als früher vom Landtag bewilligt worden war, und es war eine Nachforderung an den Landtag nothwendig geworden. Die Opposition beschloß nun, nichts zu bewilligen.

Am 6. März 1862 stellte Hagen im Abgeordnetenhause zu Berlin den Antrag, die Regierung solle den Etat specialisiren, damit die Kammer sich überzeugen könne, ob die von ihr bewilligten Geldmittel wirklich zu den bestimmten Zwecken verwendet würden. Zugleich wurde das Haus mit Adressen bestürmt, welche verlangten, die Armee solle auf ihren vorigen Stand zurückgebracht und die kostspielige Reorganisation ganz annullirt werden. Das Haus stimmte Hagens Antrag zu und nun blieb dem Ministerium nichts übrig, als am 11. März die Kammern aufzulösen und selber abzudanken.

Das neue Ministerium, an dessen Spitze der Prinz von Hohenlohe trat, bildete nur einen Uebergang. Das Abgeordnetenhaus hatte durch die Neuwahlen eine demokratische Mehrheit erhalten, die in zwei große Fractionen zerfiel. Die erste führte Waldeck (früher Obertribunalrath), die andere Bockum-Dolfs (früher Oberregierungsrath). Die altliberale Partei unter Freiherrn von Vincke und Simson war sehr zusammengeschmolzen. Die katholische, deren angesehenste Führer die Brüder Reichensperger waren, bemühte sich vergebens, die Leidenschaften zu mäßigen.

Das Ministerium hoffte, die liberale Partei wenigstens für seine auswärtige Politik zu gewinnen, indem es die Ergebnisse der bisher gepflogenen freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich zur Schau legte. Es sprach die Anerkennung des Königreichs Italien

aus und verkündete einen schon lange vorbereiteten Handelsvertrag mit Frankreich, der vorbehaltlich im Namen des Zollvereins am 29. März abgeschlossen worden war. Beides entsprach den Sympathien der Opposition und wurde von dem Abgeordnetenhause mit Beifall aufgenommen. Nur die Katholiken protestirten gegen die Anerkennung Italiens und weigerten sich, den Raub des Sarden gutzuheißen. In die Zollvereinsstaaten aber kam große Aufregung, weil Preußen einseitig vorgegangen war.

Indessen war das Ministerium bereits in die constitutionelle Falle gezogen. Vergebens wandte sich der Kriegsminister an die Anhänger des Nationalvereins: „wenn ihr Preußen groß machen, wenn ihr ihm die Hegemonie in Deutschland zuwenden wollt, so könnt ihr es doch nicht entwaffnen wollen." Die Demokraten behaupteten die Mehrheit und verwarfen schlechtweg den ganzen Militairetat, am 23. September 1862.

Der König sah sich nun genöthigt, ein neues Ministerium von mehr Festigkeit zu ernennen. Das Haupt desselben wurde Herr von Bismark-Schönhausen, früher Gesandter am Bundestage und in St. Petersburg, bekannt als ein Mann von rücksichtslosem Muthe, als ein eifriger Anhänger der Kreuzzeitung oder feudalen Partei und als ein entschiedener Gegner Oesterreichs. Von Roon blieb Kriegsminister. Der frühere Minister von Bodelschwingh übernahm die Finanzen, Graf Eulenburg, der eben aus Japan zurückgekehrt war und einen Handelsvertrag von dort mitgebracht hatte, das Innere. Das neue Ministerium zog sogleich das vom Abgeordnetenhause verworfene Etatsgesetz zurück, das Haus aber forderte, die Regierung solle den Etat für 1863 unverzüglich vorlegen und erklärte jede Verausgabung derselben, die einem Beschlusse des Hauses zuwider laufe, für verfassungswidrig. Die Regierung berief sich dagegen auf §. 109. der Verfassung, welcher die Forterhebung der Steuern und den Fortbestand der Gesetze und Verordnungen, bis sie durch ein neues Gesetz abgeändert würden, sicherte, und zugleich auf den Beschluß des Herrenhauses, welches den vom Abgeordnetenhause verworfenen Etat guthieß. Als nun das Abgeordnetenhaus dem Herrenhause seine

Befugniß, einseitig das Budget anzunehmen, bestritt, wurde der Landtag aufgelöst, am 13. Oktober, und Bismark erklärte, die Armeereorganisation sey vollendet, die Kosten dafür seyen verausgabt, die nachträgliche Zustimmung des Hauses müsse umsomehr geziemen, als die Maßregel durchaus zweckmäßig, dem Interesse und der Machtstellung Preußens angemessen sey und unverhältnißmäßige Kosten nicht verursacht habe.

Die Antwort der oppositionellen Presse war feindselig. Auch beutete sie damals einen traurigen Vorfall in der Festung Graudenz aus. Hier wurde einem brutalen Hauptmann wegen unerträglicher Mißhandlung von seiner Compagnie der Gehorsam versagt. Natürlicherweise wurde die ganze Mannschaft mit mehr oder weniger Jahren Festungsstrafe belegt, weil Insubordination in keiner Armee geduldet werden kann. Diese Bestrafung aber wurde von der Presse eine unerhörte Barbarei, eine Rache der Feudalen ꝛc. genannt, als ob man in Preußen nicht mehr wisse, was Soldaten gezieme. Für die Wittwen und Waisen „der Märtyrer von Graudenz" wurden große Summen gesammelt; hinterdrein aber erfuhr man, sie seyen, zwei ausgenommen, alle noch unverheirathet. Wichtiger noch war die Agitation für diejenigen Landwehroffiziere und Beamte, die wegen ihres regierungsfeindlichen Verhaltens von der Regierung im Dienstwege gemaßregelt und zuweilen versetzt wurden. Um sie zu entschädigen, wurde ein großer „Nationalfond" gegründet. Dagegen versäumten die Freunde der Regierung, die ihrem Könige treuen Preußen vom alten Schrot und Korn und die Gemäßigten, welche die wilde Wühlerei und giftige Verleumdung mißbilligten, ihrerseits auch nicht, loyale Adressen und Deputationen an den König zu schicken.

Am 14. Januar 1863 wurde der Landtag wieder eröffnet. Das Abgeordnetenhaus bestritt der Regierung das Recht, regierungsfeindliche Beamte zu versetzen, und dem König selbst das Recht, seine Meinung zu äußern und Deputationen zu antworten, wie er wollte. Es machte die constitutionelle Fiction geltend, nach welcher der König keine andere Meinung haben solle, als sein Ministerium,

und dieſes wieder keine andere, als die jedesmalige Mehrheit des Abgeordnetenhauſes. In dieſem Sinne entwarf das Haus eine gebieteriſche Adreſſe an den König, die derſelbe begreiflicherweiſe nicht annahm. Bismark ſagte dem Hauſe, die Adreſſe fordere der Dynaſtie Hohenzollern einfach ihr Regierungsrecht ab; aber die Abgeordneten vergäßen, daß die Verfaſſung einſeitige Anſichten und Beſchlüſſe ihres Hauſes noch nicht zu Geſetzen mache, und daß noch zwei andere Factoren da ſeyen, ohne deren Zuſtimmung alle Acte des Hauſes ungültig blieben. Das Haus aber machte die Miniſter mit ihrer Perſon und ihrem Vermögen verantwortlich für jede vom Hauſe nicht bewilligte Ausgabe.

Die im Februar ausgebrochene polniſche Inſurrection goß Oel ins Feuer. Die Regierung ſchloß am 8. Februar einen Cartellvertrag mit Rußland, der dieſer Macht günſtig war, während das Abgeordnetenhaus ſogleich Partei für die Polen ergriff. Den Demokraten nämlich kam es nicht auf das deutſche Nationalintereſſe, ſondern nur auf allgemeine ſ. g. Freiheit an. Dieſelbe Partei, welche den Italienern und Ungarn in deren Kampfe gegen Oeſterreich zugejauchzt hatte, wünſchte auch den Polen Glück, wenn auch immerhin auf Koſten Preußens. Am 17. und 18. März wurde das fünfzigjährige Erinnerungsfeſt an die große Erhebung des preußiſchen Volks im Jahr 1813 gefeiert. Aber die Oppoſition ſorgte dafür, daß die Theilnahme der Gemeindebehörden und des Volks ſo gering als immer möglich blieb, um die Regierung mit ihren militäriſchen Feſten zu iſoliren. Am 1. Mai forderte das Abgeordnetenhaus die Suspenſion des Cartellvertrags mit Rußland und am 11. Mai rief Profeſſor von Sybel, den die Regierung erſt vor kurzem von München in preußiſche Dienſte nach Bonn berufen hatte, dem Kriegsminiſter von Roon, als derſelbe von Patriotismus ſprach, höhniſch zu: wenn er zum erſtenmal einen patriotiſchen Schritt thun wolle, ſolle er nur aus dem Miniſterium austreten. Roon nannte dieſe Aeußerung „eine unberechtigte Anmaßung," worauf der den Vorſitz führende Vicepräſident Bockum-Dolfs ihn unterbrach und mit der Glocke zum Schweigen brachte, wobei die Mehrheit des Hauſes

mitſchrie „ſchweigen, ſchweigen!“ Der Miniſter proteſtirte, Bockum aber bedeckte ſich (zufällig mit einem fremden Hute, der ihm über die Ohren fiel) und hob die Sitzung auf. Das Geſammtminiſterium wahrte ſein Recht, jederzeit vor der Kammer zu ſprechen, und wollte keiner Sitzung mehr anwohnen, bis das Haus dieſes Recht ausdrücklich würde anerkannt haben. Das letztere geſchah nicht und trotz aller Abmahnungen der Gemäßigten (Graf Schwerin, Freiherr v. Vincke und Reichensperger) nahm das Haus am 23. Mai mit 239 gegen 61 Stimmen eine neue Adreſſe an den König an, worin dieſem in höflichen Ausdrücken die Grobheit geſagt wurde, er ſolle ſein Miniſterium entlaſſen und thun, was das Haus haben wolle. Das Herrenhaus dagegen dankte dem König für ſeine feſte Haltung gegenüber einem Hauſe, welches eine Parlamentsregierung uſurpiren möchte und größtentheils nur aus treuloſen und undankbaren Staatsdienern beſtehe. Ein König von Preußen werde ſich doch nicht von ſolchen Leuten mediatiſiren laſſen. Der König ſelbſt erließ am 26. Mai eine offene Erklärung, nur von ihm allein unterſchrieben, worin er ſagte: „Meine Miniſter beſitzen mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen ſind mit meiner Billigung geſchehen und ich weiß es ihnen Dank, daß ſie ſich es angelegen ſeyn laſſen, dem verfaſſungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauſes nach Machterweiterung entgegen zu treten.“ Unmittelbar darauf, am 27. Mai, wurde die Kammer entlaſſen.

Die Oppoſition war zu klug, um Straßentumulte in Scene zu ſetzen. Sie veranlaßte nur Proteſte von Gemeindebehörden und Corporationen, die aber von der Regierung unterſagt wurden. Eine neue Preßverordnung, der franzöſiſchen nachgebildet, ermächtigte die Regierung, jeder Zeitung nach einer dreimaligen vergeblichen Verwarnung die Conceſſion zu entziehen. Gleich in den erſten Tagen wurden ſechs Blätter verwarnt und dies genügte, ſie alle zur größten Mäßigung zu veranlaſſen. Die Oppoſition wartete. Die Zeit zum Handeln ſchien ihr erſt zu kommen, wenn die Kammern wieder einberufen würden.

Der innere Zwieſpalt zwiſchen dem Miniſterium und dem Ab-

General Dampierre wurde geschlagen, bei Famars. Als aber ein Theil der großen französischen Volksarmee unter Houchard und Jourdan heranrückte, erlagen die Oesterreicher dem Andrange dieser wüthenden Massen, und wurden im September bei Hondscote, im October bei Watignies zurückgeschlagen.

Die Hauptmacht Preußens am Oberrhein befehligte Ferdinand von Braunschweig. Anfangs gelang es auch ihm, Vortheile zu erringen, und er drängte den französischen General Moreau bei Pirmasens zurück, aber die neuen französischen Schaaren unter Pichegru und Hoche nöthigten auch die Preußen zum Rückzug, der noch durch Uneinigkeit zwischen den alliirten Befehlshabern selbst beschleunigt wurde. Zu gleicher Zeit siegten die Franzosen auf allen Punkten auch über die übrigen Feinde, und reinigten ihre Grenzen.

Im Anfang des folgenden Jahres 1794 begab sich Kaiser Franz II selbst in die Niederlande, seine Truppen mehr anzufeuern. Im ersten Eifer erfochten sie wirklich den Sieg bei Chateau Cambresis. Aber die rasenden Angriffe der Franzosen schlugen sie auch diesmal wieder zurück. Pichegru siegte bei Tournai, Jourdan bei Fleurus, und schon im Juli hatten die Franzosen die ganzen Niederlande erobert. Im Winter nahm Pichegru auch Holland ein, und schuf es sogleich nach dem Muster Frankreichs um, unter dem Namen einer batavischen Republik.

Kapitel CCCCLII.

Der Friede von Basel.

Am Oberrhein kämpften die Preußen mit großer Anstrengung, und blieben in zwei Schlachten bei Kaiserslautern einmal Sieger, das zweitemal Besiegte. Sie

geordnetenhause trug aber nicht wenig dazu bei, die auswärtige Politik Preußens zu lähmen, sein Ansehen in Europa und insbesondere in Deutschland zu schwächen, was Oesterreich zu benutzen nicht verfehlte.

3.

Die kleinern Staaten.

In den Mittelstaaten des südlichen Deutschland herrschte seit den Reibereien mit Preußen noch eine österreichische Strömung vor. Die Bayern hätten 1859 gern den Oesterreichern geholfen. Die Eisenbahn über Salzburg brachte beide einander näher. Die Fürsten begrüßten sich freundlich. Württemberg folgte dem Beispiel Oesterreichs, indem es 1857 ein Concordat mit Rom abschloß. Als aber Oesterreich selbst unter Schmerling liberal wurde, reichte die Nichtanerkennung des Concordats von Seite des württembergischen Landtags hin, um auch die Regierung zu veranlassen, sich von dem Concordate loszusagen, 1861. In ähnlicher Weise fiel das Concordat im Badischen durch, wobei die Agitation hauptsächlich von der protestantischen Universität Heidelberg ausging.

In Kurhessen dauerte der alte Verfassungsstreit fort. Die vom Kurfürsten 1860 octroyirte Verfassung wurde vom Volke abgelehnt. Preußen nahm sich der Verfassung von 1831 an, die das Volk festhielt, was der Kurfürst mit Unhöflichkeiten erwiderte. Das neue liberale System in Oesterreich aber gab den Ausschlag, indem nun auch das Wiener Cabinet den Kurfürsten drängte und durch einen Bundesbeschluß nöthigte, seinem Volke nachzugeben. Doch wußte der Kurfürst die Erfüllung der Volkserwartungen wenigstens zu verzögern. Der alte Kriegsminister, General Haynau, der wegen seiner Härte sehr verhaßt war, wurde durch die Haltung des Officiercorps so moralisch gemartert, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß. — In Hannover begann ein rationalistischer Sturm

gegen das Consistorium wegen eines neuen strenggläubigen Katechismus, den die liberale Zeitströmung für reactionär erklärte. Einem noch größern Sturme mußten die gläubigen Geistlichen in der bayrischen Rheinpfalz weichen, wo eine liberale Laiensynode sich der Gewalt bemächtigte.

Großes Aufsehen erregte 1857 eine Handelskrisis in Hamburg. Die durch ihre Solidität berühmte Kaufmannschaft dort hatte sich vom Schwindelgeist der Zeit fortreißen lassen und ihren Credit ungeheuer überspannt. Man half indeß schnell durch Anleihen zur Discontirung guter Wechsel. Dieses Ereigniß erinnerte daran, wie die europäischen Zustände sich unvermerkt den nordamerikanischen nähern.

In Schleswig wurde das dänische Versprechen nicht eingehalten, weil eine fanatische Dänenpartei und die Gewißheit russischen und französischen Schutzes die Regierung trotzig machte. Schleswig wurde mit dänischen Beamten überschwemmt und sollte den Gebrauch der deutschen Sprache verlieren. Minister Schele ging 1855 schon so weit, sämmtliche Domänen der deutschen Herzogthümer zu verkaufen, um dänische Schulden damit zu tilgen. Alle Proteste der Stände, wie des deutschen Bundes, wurden nur mit ironischer Sophistik beantwortet, die von Schele 1858 octroyirte Verfassung des dänischen Gesammtstaates wurde jedoch einstweilen noch Holstein und Lauenburg nicht aufgezwungen. Die s. g. eiderdänische Partei wollte nur Schleswig incorporiren, was aber jenseits der Eider lag nur durch Personalunion mit Dänemark verbinden. Als aber Alexandra, die Tochter des Herzog Christian von Glücksburg, den englischen Thronfolger Albert heirathete und der junge Bruder dieser Dame, Wilhelm, unter dem neuen Namen Georgios zum König von Griechenland gewählt wurde, fand der dänische Uebermuth gegen die Deutschen eine neue Stütze in England und den Verträgen zuwider wurde Schleswig am 30. März 1863 dem dänischen Gesammtstaat incorporirt, der Protest, ja die Exekutionsdrohung des deutschen Bundes verachtet.

Als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist die Ablösung

des Sundzolls zu erachten. Dänemark hatte bisher einen hohen Zoll von allen Schiffen erhoben, welche den Sund passirten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika protestirten zuerst dagegen im Interesse des freien Verkehrs. Andere Staaten folgten nach und Dänemark sah sich gemüßigt, am 14. März 1857 den Sundzoll aufzuheben gegen eine Vergütung von 30,570,698 Reichsthalern, welche die Handelsstaaten unter einander vertheilten und in 14 Jahren abzuzahlen versprachen. Auf England fiel der jährliche Betrag von 750,000, auf Preußen der von 400,000 Thalern.

Schweden schwankte damals. Das nahe bevorstehende Aussterben des dänischen Königshauses legte den Gedanken nahe, die drei nordischen Reiche durch eine Kalmarische Union unter dem Zepter des noch blühenden schwedischen Königshauses zu vereinigen, und die studirende Jugend war ganz von diesem Gedanken eingenommen, dessen Ausführung aber Rußland und England um keinen Preis geduldet haben würden, weil sie das getheilte Scandinavien, wie das getheilte Deutschland, viel bequemer bevormunden konnten. Schwedische Politik war es offenbar, mit dem mächtigern Deutschland zusammen zu gehen, als mit dem kleinen Dänemark, doch wollte Schweden die dänischen Sympathien nicht verscherzen und man glaubte, es werde im Kriegsfall Dänemark beistehen. Inzwischen starb König Oskar an einem Gehirnleiden 1859 und sein Sohn und Nachfolger Karl XV., der für kriegerisch galt, kam mehrmals mit dem Dänenkönig zusammen.

Sehr merkwürdig ist die beginnende Auflösung der Staatskirchen in den scandinavischen Reichen. In Schweden behauptete sich die altlutherische Staatskirche mit orthodoxer Form, bei rationalistischer Entleerung. Dagegen erhob sich der fromme Volksgeist seit Anfang des Jahrhunderts in der Secte der Läsar (Leser). Bauern lasen eifrig die Bibel und hielten Conventikel, um die reine Lehre der h. Schrift zu wahren, zumal als 1809 Agende, Katechismus und Gesangbuch eine mehr rationalistische Neuerung erlitten. Die Staatskirche verfuhr hart gegen die Leser, ohne sie unterdrücken zu können. Eben so hart wurden die wenigen Katholiken in Schweden

verfolgt, im Jahr 1856 ſechs katholiſche Frauen des Landes verwieſen. Dagegen kamen Baptiſten und ſeit 1851 auch Mormonen auf. Im Herbſt 1857 trug der König ſelbſt auf Religionsfreiheit an, aber der Reichstag verwarf dieſelbe am 3. Febr. 1858 und Biſchof Reuterdahl von Lund hielt die Orthodoxie aufrecht. — In Norwegen trat der Bauer Hauge gegen die Staatskirche auf und bildete 1842 eine freie Kirche mit zum Theil herumwandernden Laienpredigern, während der Prediger Lammers, gleichfalls der Staatskirche entgegentretend, eine ſtrengere Kirchenzucht mit Ohrenbeichte ꝛc. forderte. — In Dänemark kämpfte Grundvig ſeit 1834 gegen die Staatskirche und weil das Lutherthum nach Dänemark nur von Deutſchland aus gekommen war, wirkte der Haß der Dänen gegen die Deutſchen weſentlich mit zu dem Geſetz vom 17. März 1857, welches für ganz Dänemark die Erbkirche oder Zwangstaufe aufhob und den Eltern geſtattete, ihre Kinder taufen zu laſſen oder nicht und zu welcher Religion ſie wollten, erziehen zu laſſen. Um den gefährlichen Wirkungen eines ſolchen Independentismus vorzubeugen, zog Grundvig der auf der tabula rasa erſt zu erbauenden neuen Kirche mehr ſittliche und intellectuelle Grenzen und ging ſo weit, die Erlaubniß, Sacramente verwalten zu dürfen, von der würdigen Perſönlichkeit des Prieſters abhängig machen zu wollen. Allein auch hier drängten ſich die practiſcheren Baptiſten und Mormonen ein. Uebrigens hoffte Grundvig noch eine kirchliche Union mit Schweden und Norwegen erzielen zu können, die aber noch in weiter Ferne liegt.

Holland oder das Königreich der Niederlande machte ſich in den letzten Jahrzehenten nicht mehr ſehr bemerklich. Nachdem 1840 Wilhelm I. noch in hohen Jahren die morganatiſche Ehe mit der Gräfin d'Outremont eingegangen war und die Krone ſeinem Sohn: Wilhelm II. abgetreten hatte, wollte dieſer die Angelegenheiten der Katholiken in Holland zum Beſſern wenden, was aber viel Aufregung unter den fanatiſchen Reformirten hervorrief. Erſt die große Revolution von 1848 führte auch in Holland zu der Erkenntniß, die Kirchen ſollten frei für ſich und vom Staate möglichſt unabhängig ſeyn. In dieſem Sinn erklärte nach Wilhelms II.

Tode (1849) unter dessen Nachfolger Wilhelm III. das liberale Ministerium Thorbeke 1852, die Katholiken Hollands dürften für sich selbst sorgen, und überließ dem Papst, die Bischöfe zu ernennen. Das regte aufs neue die Strengreformirten auf, der König wich dem Sturme und Thorbeke fiel. Einem Uebergangsministerium (van Halls) folgte ein streng reformirtes unter Groen van Prinsterer, welcher, ohne die Freiheit der Kirchen im Principe zu verleugnen, doch die Staatscontrole über dieselben stark betonte. Kraft des Freiheitsprincips wurde damals auch Heycamp Bischof der jansenistisch-katholischen Kirche zu Deventer, was der Papst nicht anerkannte und mit der Excommunication Heycamps bestrafte.

Die der gestürzten Familie Orleans so nahe verwandte Dynastie in Belgien verließ sich nicht mehr ganz auf den bisherigen Schutz Englands, sondern glaubte, dem mächtigen französischen Kaiserreich gegenüber neue Stützen suchen zu müssen. Daher die Reise des König Leopold mit seinem Sohn, dem Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, nach Wien, und des letztern Vermählung mit der österreichischen Erzherzogin Marie, Tochter des verstorbenen Palatinus Joseph, 1853. Leopold regierte mit gewohnter Klugheit und Milde fort, ohne jedoch weder die innere Parteiung, noch die äußere Gefahr beschwören zu können. Je nach den Kammermehrheiten und dem schwächern oder stärkern Druck der öffentlichen Meinung oder eines Ereignisses wählte er seine Minister bald mehr links, bald mehr rechts. Aus dem Sturm des Jahres 1848 war das liberale Ministerium Frere-Rogier hervorgegangen, im J. 1852 folgte das noch liberalere Ministerium Brouckere, welches 1855 wieder dem mehr klerikalen Ministerium Debecker wich. Dieses brachte 1857 das s. g. Wohlthätigkeitsgesetz vor die Kammer, welches die Verwaltung der milden Stiftungen betraf und den Geistlichen ihren Antheil an der Verwaltung neben den Laien sicherte. Dagegen erhob sich nun die liberale Partei, hauptsächlich unter dem Einfluß der zahlreichen Freimaurer, nannte das Gesetz la loi des capucins und gab vor, dem Klerus werde dadurch eine ungemessene Gewalt verliehen. Dennoch nahm die Mehrheit der Kammer am

27. Mai das Geſetz mit 61 gegen 41 Stimmen an. Nun erhob ſich wüthendes Geſchrei und am Abend des folgenden Tages, am 28., großer Tumult in den Straßen von Brüſſel. Der Pöbel, untermiſcht mit vielen wohlgekleideten Herren, ſtürmten die Druckerei der „Emancipation," das Hotel des Juſtizminiſters und die Klöſter. Mönche und Nonnen flohen aus der Stadt. Der päpſtliche Nuntius, den man für den Abbé de Haeren nahm, wurde inſultirt. Auch in Gent, Lüttich, Mons gab es großen Tumult. Desgleichen in Antwerpen, am 29. Hier ſang man die Barbançonne, ſchrie: weg de vetbruers! (Fettbrüder, Mönche), warf in allen Klöſtern die Fenſter ein, und ebenſo in den Paläſten und Wohnungen der Conſervativen. Aber „die Blouſe war nur ſchwach vertreten," die Tumultuanten waren auch hier aus den mittlern und höhern, vorzugsweiſe aufgeklärten Ständen. — In Jemappes wurde das Gebäude der „kleinen Brüder von der chriſtlichen Lehre" demolirt; eine wilde Rotte mißhandelte die Brüder, die ihr Haus zu vertheidigen wagten, und ſchleppte die Blutenden zum Feuer, um ſie zu verbrennen, was durch Beſonnenere jedoch verhindert wurde. Inzwiſchen war die Regierung ſchwach genug, den Stürmen nachzugeben und die Kammern ſogleich zu vertagen, zwei Wochen ſpäter aber, am 14. Juni, das ganze Wohlthätigkeitsgeſetz zurückzuziehen. Im miniſteriellen Bericht hieß es: „wir ſehen ein, daß eine kluge Regierung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen muß, ſelbſt wenn dieſe ſich durch Leidenſchaft oder Vorurtheil hat verführen laſſen," und in einem königlichen Briefe vom 13. Juni las man: „Wir müſſen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche den Krieg in den Gemüthern entzünden kann." Im November wurde wieder der liberale Rogier an die Spitze des Miniſteriums geſtellt und eine neue, überwiegend liberale Kammer gewählt.

In der Schweiz wirkte die radicale Gewöhnung noch lange nach. Von England gehätſchelt, waren die Radicalen hier auch von Frankreich geſchont und je mehr die italieniſche Revolution vorſchritt, um ſo kecker durften ſie auf den Haß der Italiener gegen

Oesterreich bauen und trotzen. Immer noch herrschten in den geistigen Mittelpuncten der Schweiz die radicalsten Personen und Tendenzen, in Genf, Bern, Zürich, nur Basel wahrte noch sein rein wissenschaftliches Streben und sein Christenthum. In Bern spielte der aus Deutschland geflüchtete weiland Reichsregent, Carl Vogt, die Rolle des frechsten Religionsspötters und empfing die Ehre, in den eidgenössischen Nationalrath gewählt zu werden, um in dessen Schooße die gemeinsten Schmähungen gegen Deutschland auszustoßen. Mit ihm wetteiferte Moleschott, ein aus Deutschland berufener Professor, den Materialismus zu predigen, die Lehre, daß es keinen Gott und nicht einmal einen Geist in der Welt gebe, sondern alles nur Materie mit Stoff und Kraft, der Gedanke selbst nur das Product des Gehirns sey, wie der Urin das Product der Nieren.

Als die Wahlen zum Nationalrath im Canton Tessin 1855 zu conservativ ausfielen, annullirte sie der Nationalrath selbst unter einem nichtigen Vorwande. Einer der verrufensten radicalen Schweizer, Degiorgi, drang am 20. Febr. 1855 bewaffnet mit einigen Gesellen in ein Local der Conservativen ein, wo dieselben friedlich mit Frauen und Kindern beisammen saßen, griff sie an und verwundete mehrere. Sie wehrten sich, er wurde aus dem Zimmer gedrängt und im Tumult getödtet. Aber man machte ihn zum Märtyrer und strafte die Conservativen durch grausame Behandlung im Kerker und ungeheure Geldforderungen. Der eidgenössische Bundesrath schickte zwar einen Commissär nach Tessin, um zum Rechten zu sehen, dieser aber, dem die Demokraten ein glänzendes Festmahl gaben, berichtete nach Bern: „en Tessin l'ordre continue à règner.“

Einen neuen Vorwand zu unerhörtem Uebermuth gab dem Schweizer Radicalismus der unvernünftige Aufstand der Conservativen in Neuenburg, dessen schon oben in der preußischen Geschichte gedacht ist. Während die Schweizer Radicalen gegen das ferne Preußen bramarbasirten, zeigten sie sich feig und servil gegen das nahe Frankreich. Nach Napoleons I. Sturz hatte die Schweiz das

ihr früher zugehörige Dappenthal im Jura, welches gegen Genf ausmündet, reclamirt und es war ihr auch in beiden Pariser Friedensschlüssen urkundlich zugesichert worden. Frankreich aber ließ es nicht fahren und besitzt es heute noch.

Im Jahre 1859 erfolgte die definitive Aufhebung des seit Jahrhunderten in der Schweiz üblichen Söldnerdienstes. Immer noch dienten Schweizer dem König von Neapel und diese Helden, würdig der schönsten Zeiten des Schweizerruhmes, hatten dem König 1848 durch ihre Tapferkeit den Thron erhalten. Weil nun aber der radicale Schweizer Bundesrath 1859 noch blind der englisch-französischen Politik gegen Oesterreich und alle conservativen Interessen diente, untersagte derselbe beim Thronwechsel in Neapel den dortigen fünf Schweizerregimentern den fernern Dienst und beging damit eine doppelte Thorheit, denn er unterstützte eine Politik, die sich nur zu bald gegen die Schweiz selbst wenden sollte, und beraubte die Schweiz des populärsten und zweckmäßigsten Mittels, sich des Ueberflusses ihrer Bevölkerung zu entledigen und den kriegerischen Ruhm der Väter immer wieder zu erneuern. Die Radicalen hatten dafür keinen Sinn. Umsonst vertheidigte der schweizerische Nationalrath Oberst Ziegler das Recht der tapfern Truppen und hielt Segesser aus Luzern eine unsterbliche Rede, eines alten Römers würdig, worin er dem Schweizer Radicalismus den Spiegel seiner Erbärmlichkeit vorhielt.

Die bitterste Beschämung erlitt derselbe endlich, als Napoleon III. sich Savoyens bemächtigte und die der Schweiz günstigen Bedingungen der Verträge von 1815 ein für allemal nicht anerkannte. Vom französischen Ufer herüber konnten die Franzosen seitdem jeden Augenblick Genf und Waadtland besetzen. Jetzt erst gingen den Schweizern die Augen auf und ihre Kriecherei vor Napoleon, ihre Prahlerei mit seiner Freundschaft hatte ein Ende. Sie wandten sich nun wieder ihren deutschen Bruderstämmen zu.

4.

Die Bundesreform.

Nach dem Frieden von Villafranca, in welchem ſich Oeſterreich in die Arme Frankreichs geworfen hatte, glaubten die alten Patrioten von der gothaiſchen Partei, das übrige Deutſchland müſſe nun um ſo einiger zuſammenhalten und ſich desfalls der preußiſchen Führung überlaſſen. Der liberale Abgeordnete von Bennigſen in Hannover regte den Gedanken zuerſt an und veranſtaltete am 17. Juli 1859 zu Eiſenach die erſte Beſprechung deſſelben mit gleichgeſinnten Männern. Herzog Ernſt II. von Coburg-Gotha nahm ſich ebenfalls der Sache an und kam darüber in einen kleinen Conflict mit dem Grafen Rechberg in Wien. Am 16. September knüpfte ſich an den volkswirthſchaftlichen Congreß in Frankfurt a. M. auch wieder eine Verſammlung von Männern aus Süd- und Norddeutſchland, welche das Eiſenacher Programm angenommen hatten. Neben Bennigſen, Unruh von Berlin, Schüler aus Jena ꝛc. ſah man hier den alten Welcker, Reyſcher aus Württemberg ꝛc. Man conſtituirte hier förmlich einen Nationalverein, deſſen Ausſchuß in Gotha ſeinen Sitz nahm. Eine Adreſſe der Stadt Stettin an den neuen Miniſter des Innern in Preußen, Grafen von Schwerin, unterſtützte die Beſtrebungen des Nationalvereins, Schwerin aber antwortete darauf mit einer angemeſſenen Zurückhaltung, indem er den patriotiſchen Zweck anerkannte, aber nur loyale Mittel wollte.

Die Regierungen der Mittelſtaaten theilten Oeſterreichs Mißſtimmung gegen den Nationalverein und ihre Miniſter tagten in Würzburg am 24. November 1859. Napoleon III. glaubte von dieſer neuen Zwietracht in Deutſchland Nutzen ziehen zu müſſen und empfahl Preußen eine Politik in Deutſchland, wie ſie Victor Emanuel in Italien übte. Preußen blieb aber ſpröde. Indem der damalige Prinz-Regent von Preußen nach Baden-Baden reiste, kündigte ihm Napoleon ſeinen Beſuch an. Der Regent nahm denſel-

ben nur in Gegenwart mehrerer bereits um ihn verſammelter Fürſten am 15. Juni 1860 an, die er eigens dazu eingeladen hatte, um ihnen zu beweiſen, daß ſie nichts von ſeiner Haltung gegenüber Frankreich zu fürchten hätten. Es waren die Könige von Bayern, Württemberg, Sachſen und Hannover, der Großherzog von Weimar und die Herzoge von Gotha und Naſſau. Dieſer Tag in Baden machte einen ſehr guten Eindruck.

Inzwiſchen wurde das deutſche Nationalbewußtſeyn in faſt allen Schichten der Bevölkerung lebhaft und auf mannigfache Weiſe genährt durch Erinnerungsfeſte an berühmte Männer der Nation, z. B. durch das große Schillerfeſt am 10. November 1859 (ſeinem hundertjährigen Geburtstag), welches faſt in allen Städten Deutſchlands gefeiert wurde; ferner durch Vereine und große Verſammlungen und Jahresfeſte derſelben. So wurden die Sängerfeſte immer allgemeiner und großartiger. Eigentlich gingen ſie von der rührigen Demokratenpartei aus, welche das große liberale Publikum nach ſich zog, und hatten ungefähr den Zweck, wie die Reformbankette 1848 in Frankreich. Das erſte allgemeine deutſche Sängerfeſt wurde am 20. Juli 1861 in Nürnberg gefeiert, der erſte allgemeine deutſche Turntag am 10. Auguſt deſſelben Jahres in Berlin. Sodann forderte der Herzog Ernſt von Coburg bei einem Schützenfeſt zu Gotha die Schützen auf, einen allgemeinen deutſchen Schützenverein zu gründen, der auch ſogleich zu Stande kam und im folgenden Jahr am 12. Juli zu Frankfurt a. M. ſein erſtes großes Schützenfeſt beging. Nichts charakteriſirte die Stimmung in Deutſchland beſſer, als dieſes Feſt. Durch das Feſtcomité waren die von Garibaldi organiſirten Schützenvereine zur Theilnahme förmlich eingeladen worden. So blind konnte der Liberalismus immer noch in Deutſchland ſeyn, daß er mit Deutſchlands Todfeinden fraterniſiren wollte in einem Augenblick, in dem man ſich der Einigkeit der Deutſchen freuen wollte. Natürlicherweiſe mußte dieſe unſinnige Einladung zurückgenommen werden, ſobald die Bayern und Tiroler drohten. Anders verhielt es ſich mit den Schweizern. Dieſe wurden als Brüder der Deutſchen eingeladen und kamen in großer Zahl

konnten dem Druck ſo großer Maſſen nicht widerſtehn. Ueberdem litt das Heer Mangel. Bei dem neuen unordentlichen Staatshaushalt waren Friedrichs Schätze ſchon vergeudet worden und die Kaſſen leer. Der König von Preußen entſchloß ſich daher zum Frieden, um ſo mehr, da er in dem Augenblick ſein politiſches Syſtem änderte, in welchem es ihm klar wurde, daß die Franzoſen ſchwerlich beſiegt werden könnten. Auf einmal ſah man ihn die Sache der Könige verlaſſen, die er zuerſt mit ſo lebhaftem Eifer vertheidigt hatte, und mit demſelben revolutionären Volke Freundſchaft machen, gegen das er vor kurzem erſt ein ſo heftiges Manifeſt geſchleudert. Aber auch die Franzoſen, was eben ſo wunderbar ſchien, verließen die Sache der Völker, und reichten einem fremden König die Hand, nachdem ſie eben erſt den eignen König gemordet, und allen Königen Verderben gedroht hatten. Beide Partheien, ſo ſehr ſie in den Grundſätzen verſchieden waren, und ſo ſehr ſie ſich haßten, verſöhnten ſich doch, und verbündeten ſich aus politiſchem Eigennutz. Die Franzoſen kümmerten ſich nicht um die Freiheit anderer Völker, ſie wollten erobern, Preußen bekümmerte ſich nicht um die Sicherheit der übrigen Könige, es wollte ſich ſelbſt vergrößern. Der Friede wurde zu Baſel geſchloſſen, am 5ten April 1795. In einem geheimen Artikel dieſes Friedens ſicherte Preußen der franzöſiſchen Republik den Beſitz des ganzen linken Rheinufers zu, und Frankreich Preußen eine große Entſchädigung in Deutſchland ſelbſt auf Koſten der kleinen Stände. Hannover und Heſſen, zwiſchen die beiden neuen Verbündeten eingekeilt, traten dem Frieden bei, ſpäter auch Spanien, obgleich der König dieſes Landes der nächſte Verwandte des unglücklichen Ludwig war. Der politiſche Vortheil ſiegte über Grundſätze, Neigungen und Bande des Bluts. Die Coalition der

und mit willigem Herzen, da ihnen Napoleons Verfahren in Savoyen eine gute Lehre gegeben hatte und ſie jetzt nicht mehr mit Frankreich kokettirten und gegen Deutſchland renommirten. Die Schweizer erwarben die Ehre, bei dem großen Preisſchießen in Frankfurt am beſten geſchoſſen zu haben, nächſt ihnen die Tiroler. Der Herzog von Coburg präſidirte dem Schützenverein. Der darmſtädtiſche Abgeordnete Metz war ſo tactlos, in einer Rede die Oeſterreicher Deutſchlands Schmerzenskinder zu nennen. Da ergriff der junge Profeſſor Wilbauer das Wort und belehrte ihn in einer glänzenden Rede: die Oeſterreicher ſeyen Deutſchlands Kraft und Stolz.

Sachſen ſuchte zwiſchen Preußen und Oeſterreich zu vermitteln und zugleich ihren Zwieſpalt zum Vortheil der Mittelſtaaten auszubeuten. Schon am 15. September 1861 ſchlug der ſächſiſche Miniſter von Beuſt eine Bundesreform in der Art vor, daß durch eine Stimmenmehrheit der Mittel- und Kleinſtaaten die ſich widerſprechenden Stimmen Oeſterreichs und Preußens möglichſt neutraliſirt werden ſollten. Dazu ſchlug er als Surrogat eines deutſchen Parlaments eine Verſammlung von Delegirten aus den jeweiligen Ständeverſammlungen der Einzelſtaaten vor. Der preußiſche Miniſter, Graf Bernſtorf, rief dagegen den engern preußiſchen Bund mit dem Erfurter Parlament wieder ins Gedächtniß, wogegen ſich die Mittelſtaaten in identiſchen Noten verwahrten. Das Delegirtenproject fiel übrigens am Bundestage durch. Der Nationalverein tagte im September 1862 in Weimar und war hier immer noch ſo blind, Deutſchlands Einheit und Macht auf die Schwächung und Auflöſung Oeſterreichs gründen zu wollen. Seine Erklärung lautete wörtlich: „Weder Preußen noch Deutſchland habe ein Intereſſe, Venetien im Beſitz Oeſterreichs gegen das neue Königreich Italien zu ſchützen.“ Das heißt doch gar zu klein von Deutſchland denken. Ein mächtiges Deutſchland gibt es nur, wenn es die ganze Mitte Europas beherrſcht, wenn ihm Italien und die untern Donauländer gehorchen, d. h. wenn alle öſterreichiſchen Länder bei Deutſchland bleiben. Verlören wir Venetien, ſo würden ſich dort Rußland und Frankreich die Hand reichen, wir würden auch Trieſt, wir würden

Ungarn und Böhmen verlieren und der deutsche Rest wäre nicht mehr stark genug, sich aller Nachbarn zu erwehren. Will man aber die Nationen von einander scheiden, so sollte man nicht blöde seyn, auch Elsaß und Lothringen, die Schweiz, Belgien, Holland und die Ostseeprovinzen zurückzufordern. Dann dächte man wenigstens folgerecht und pronuncirte nicht die Thorheit, zu dem, was man schon verloren hat, noch mehr freiwillig herzugeben. Heinrich von Gagern, welcher Mäßigung und Versöhnung empfahl, wurde ausgezischt. Aber schon am 23. Oct. kamen die Großdeutschen zu Frankfurt am Main zusammen und gründeten hier den s. g. Reformverein als österreichischen Gegensatz gegen den preußischen Nationalverein. Gagern fand sich ebenfalls dabei ein.

So war die Parteistellung in Deutschland, als die innern Wirren in Preußen ausbrachen und das neue Ministerium Bismark daselbst die ganze große liberale Partei vor den Kopf stieß. Wenn dieser Minister auch einer äußern Machtvergrößerung Preußens nicht abhold schien, so bot er doch dem innern Verfassungsleben keine Bürgschaften. Von diesem Augenblick an folgten viele bisherige Anhänger Preußens einer andern Richtung. Am meisten fiel eine Reise des Herzogs von Coburg nach Wien auf. Die Zeitungen spotteten zwar, er sey in Wien höflich abgefertigt worden, allein bald darauf sah man Oesterreich Schritte thun, deren Motivirung jenem Besuch nicht fremd war. Der Bruch Preußens mit dem Liberalismus wurde noch auffallender, als Herr von Bismark in der polnischen Frage sich Rußland anschloß.

Jetzt war der Moment gekommen, in welchem Kaiser Franz Joseph es wagen durfte, die ihm entgegengetragenen Sympathien Deutschlands in einer festen Form an sich zu binden und sich dadurch die Mittel zu verschaffen, deren Oesterreich bedurfte, um die Schwäche seiner innern Zustände zu verbergen und nach außen hin stärker als je zu scheinen. Ohne vorher Preußen gefragt zu haben, erließ Kaiser Franz Joseph am 31. Juli 1863 an alle deutschen Fürsten und freistädtischen Bürgermeister Einladungen zu einer persönlichen Zusammenkunft oder zu einem Fürstentage am 16. Aug.

in Frankfurt am Main, um daſelbſt das Delegirtenproject wieder aufzunehmen und zu einer zeitgemäßen Reform des deutſchen Bundes zu ſchreiten. Die Einladungsſchreiben gingen am 4. Auguſt ab, obgleich der König von Preußen, der einen Tag vorher mit dem Kaiſer in Gaſtein zuſammen gekommen war, als ihm dieſer ſein Vorhaben mündlich eröffnete, eine ſo raſche Ausführung ausdrücklich widerrathen und eine reifliche Vorberathung verlangt hatte. Als ſich nun die meiſten Fürſten in Frankfurt wirklich einfanden, ging der König von Preußen zu ſeiner Tochter und Gemahlin nach Baden-Baden und ließ ſich trotz wiederholten Einladungen nicht bewegen, nach Frankfurt zu kommen. Den Fürſtentag und den reiſenden Kaiſer begrüßte viel Volksenthuſiasmus, als hätte das große Einheitswerk nun wirklich vollbracht werden können. Der ganze Vorſchlag des Kaiſers lief aber nur darauf hinaus, an die Stelle des alten Bundestages ein Directorium von den fünf erſten Fürſten, einen Bundesrath von 17 Stimmen, und eine Delegirtenverſammlung, periodiſche Fürſtenverſammlungen und ein Bundesgericht einzuführen. Im Directorium ſollte Preußens Stimme der bayeriſchen gleich ſtehen, im Delegirtenhauſe ſollte Preußen nur 75 Vertreter haben. Und da von nun an auch im Bundesrathe und Directorium Stimmenmehrheit gelten ſollte, konnte Preußen leicht überſtimmt und gezwungen werden, ſich Oeſterreichs Willen blind zu unterwerfen. Deshalb proteſtirte es, wie auch Dänemark, Mecklenburg, Baden, Weimar. Gleichzeitig hatte die Fortſchrittspartei einen Abgeordnetentag in Frankfurt ausgeſchrieben, an dem alle dermaligen oder frühern Mitglieder deutſcher Kammern theilnehmen konnten. Sie nun beſchloſſen, an der Reichsverfaſſung von 1849 feſtzuhalten, jedoch ſich gegen den öſterreichiſchen Entwurf nicht durchaus verneinend zu verhalten. Anſtatt der Delegirtenverſammlung verlangten ſie eine neugewählte Nationalverſammlung und für Preußen nicht nur Gleichberechtigung mit Oeſterreich, ſondern auch die Aufnahme ſeiner nichtdeutſchen Provinzen in den deutſchen Bund. Die vorragenden Redner dieſes Abgeordnetentages waren außer dem

greifen Welcker und dem Hannoveraner von Bennigsen, vorzüglich Preußen, v. Unruh, Schulze-Delitzsch, v. Sybel ꝛc.

Die Fürsten blieben vierzehn Tage bei einander und änderten den kaiserlichen Entwurf dahin ab, daß im Directorium neben den drei ersten Stimmen von Oesterreich, Preußen und Bayern die übrigen Königreiche zusammen eine, die Großherzoge zusammen auch eine, und die übrigen kleinen Staaten noch eine haben sollten, und ferner, daß die Fürsten ihre definitive Zustimmung erst von derjenigen ihrer Kammern abhängig machen sollten. Preußen wurde schließlich zum Beitritt aufgefordert, und wenn es Gegenvorschläge machte, sollten dieselben auf einer Ministerconferenz berathen werden. Der Fürstentag schloß am 1. September. Der Kaiser erfreute sich nach seiner Heimkehr noch des Erfolges, daß am 16. October die Abgeordneten von Siebenbürgen in das Abgeordnetenhaus in Wien eintraten.

Der König von Preußen sah sich durch den Fürstentag in seinen Rechten bedroht, löste daher am 4. September die bisher nur vertagte Kammer auf und erwartete von der neuzuwählenden, daß sie sich um ihn schaaren werde. Dem Fürstentag antwortete er mit einem Protest, worin er die Machtstellung Preußens wahrte und die Zustimmung zu einer Bundesreform von der Bedingung abhängig machte, daß Preußen Oesterreich völlig gleichgestellt werde, daß beiden ein absolutes Veto in Reichsfragen zustehe und daß das Parlament aus Urwahlen hervorgehen müsse. Die Kammern traten in Berlin im November zusammen.

Zehntes Buch.

Rußland und Polen.

1.

Kaiſer Alexander II.

Rußland hatte ſchwere Verluſte im Krimkriege erlitten, ſich aber durch diplomatiſche Kunſt glücklich genug aus der Affaire gezogen. Der junge Kaiſer benutzte mit großer Klugheit die ihm entgegenkommenden Sympathien Napoleons III., um Oeſterreich zu iſoliren. Zu demſelben Zweck reiste er im Mai 1859 nach Berlin und verſicherte ſich der fortwährenden Ergebenheit Preußens. Seine Mutter reiste nach Deutſchland ins Wildbad und bewies durch ihre verſchwenderiſche Freigebigkeit, daß Rußlands Schätze durch den Krieg nicht erſchöpft ſeyen. Darauf ließ ſich der Kaiſer zu Moskau feierlich und mit unerhörter Pracht krönen, am 7. Sept. 1856. Ein Jahr ſpäter kam der Kaiſer von Rußland mit Napoleon III. in Stuttgart zuſammen (am 27. Sept. 1857), wo die italieniſche Frage in einem Oeſterreich feindſeligen Sinne beſprochen wurde. Auch in der orientaliſchen Frage gingen Rußland und Frankreich Hand in Hand, wie oben in der türkiſchen Geſchichte ſchon erwähnt wurde. Das hatte die Vereinigung der Moldau und Wallachei unter Couza zur Folge, aber auch die Auswanderung faſt aller Tatarn

aus der Krim nach Constantinopel, denn diese tapfern Männer wollten sich dem russischen Joch entziehen, welches je wieder zu brechen sie verzweifeln mußten.

Im Krimkriege hatten die Westmächte nichts für die Tscherkessen im Kaukasus gethan. Nach dem Kriege griffen die freien Bergvölker mit frischen Kräften an. Es gab einen hartnäckigen, äußerst blutigen Kampf. Russische Berichte meldeten fast immer von Siegen, englische noch 1858 von einer Niederlage der Russen. Allein im Jahr 1859 mahnte eine Adresse von 250 angesehenen Tscherkessen, an alle europäischen Mächte gerichtet, daß es die letzte Zeit sey, wenn man ihnen helfen wolle. Aber man half ihnen nicht. Der russische Fürst Barjatinsky umzingelte die letzten bei Schamyl aushaltenden Stämme mit ungeheurer Uebermacht und schloß ihn in immer engere Grenzen ein. Am 1. April eroberte er dessen Felsenfeste Weden. Mit nur 400 ihm bis in den Tod treuen Müriden floh Schamyl wie ein gehetztes Wild in den Süden Daghestans. Die Russen hatten alle Mittel der Macht, List und Bestechung angewandt, die Lauen zu verführen, die Freunde zu entmuthigen. Auf dem Felsennest Gunib endlich wurde er von den Russen unter Fürst Barjatinsky's persönlicher Anführung eingeschlossen und die Feste erstürmt, wobei alle Müriden bis auf 47 fielen. Schamyl selbst barg sich noch in eine Höhle, ergab sich aber, als der Fürst selbst ihn aufforderte, am 8. Sept. 1859. Der Fürst ließ ihm Dolch und Pistolen und schickte den gefangenen, damals 63jährigen Helden nach St. Petersburg. Aber schon unterwegs in Tschaguncf empfing ihn Kaiser Alexander II., behandelte ihn sehr gnädig und ließ ihn an seiner Seite einer großen Revue beiwohnen. In St. Petersburg wurde er der Löwe des Tages, wie einst Abdel Kader in Paris. Die Russen wollten an Großmuth nicht hinter den Franzosen zurückbleiben. Schamyl erhielt eine anständige Wohnung in Kaluga angewiesen.

In demselben Jahre unterwarfen sich die transkaukasischen Abadscheſen unter Muhamed Amin den Russen und nur wenige Tscherkessen hielten sich im Hochgebirge noch frei. Viele wanderten über

die türkiſche Grenze und man ſah ſie maſſenhaft ankommen. Die Ufer des caspiſchen Meeres waren von Rußland ſchon früher gewonnen. Im Weſten deſſelben war es ſeit Peter des Großen Zeiten ruſſiſche Politik, die dort hauſenden mongoliſchen und tatariſchen Horden unter einander ſelbſt zu entzweien. An die Stelle der 1771 aus dem ruſſiſchen Gebiet entflohenen Kalmücken (vgl. Theil IX. S. 179) ließen ſich 1796 die Kirgis-Kaiſaken, 12,000 Zelte ſtark, von den Ruſſen aufnehmen. Dieſe ſind aber Todfeinde der Baſchkiren und Rußland hetzt beide gegen einander.*) Dieſer Kirgiſen bediente ſich der ruſſiſche Oberſt Ogarew, als er 1854 die Usbeken von Kokand ſchlug. Aber auch tiefer nach Aſien hinein gelang es Rußland, die Khalkatatarn, vier Millionen Seelen, an der mongoliſchen Wüſte, ſeinem ſibiriſchen Gebiete einzuverleiben.

In Sibirien hat ſich die Bevölkerung und der Wohlſtand unvermerkt geſteigert. Im vorigen Jahrhundert erlaubten ſich die hier als kaiſerliche Wachen aufgeſtellten Koſaken die ärgſten Plackereien der tunguſiſchen und mongoliſchen Einwohner, die daher meiſtens über die Grenze liefen und ſich unter chineſiſchen Schutz ſtellten. Aber das fruchtbare Südſibirien dem Gebirge Altai entlang wurde von Ruſſen coloniſirt. Nicht nur kamen jährlich tauſende von Verbrechern, die man in Rußland nicht hinrichtet, ſondern deportirt, in die Bergwerke und Städte Sibiriens, ſondern es wurden auch unſchuldige Leibeigene, junge Burſchen und Mädchen, jährlich im europäiſchen Rußland recrutirt, um ſie in das aſiatiſche und insbeſondere in den Bergwerksbezirk Barnaul am Altai zu verpflanzen, wo nun bereits ausgedehnte Niederlaſſungen ſind und von wo aus jährlich zwei große Karawanen mit Silber, Wachs und Honig beladen und von trefflichen, auf den ſibiriſchen Steppen gezogenen Pferden begleitet, nach Moskau abgehen. Noch ergiebiger ſind die

*) Als die muhamedaniſchen Baſchkiren ſich 1755 gegen Rußland empörten, überließ Rußland den Kirgiſen alle baſchkiriſchen Frauen und Mädchen, unter der Bedingung, daß ihm die Männer ausgeliefert würden.

Goldgruben, die man erſt in neuerer Zeit auf der aſiatiſchen Seite des Ural bei Tomsk entdeckt hat. Die Gier nach Gold durchbricht auch hier, wie in Californien, alle Schranken der gewohnten Sitte. Trotz des deſpotiſchen Regiments in Rußland kann die Zucht unter den verwilderten Goldgräbern auch hier nicht gehandhabt werden. Der Arbeiter gewinnt zu viel, vergeudet dann den Gewinn und übt in der Trunkenheit alle Laſter.

Von höchſter Bedeutung für die Zukunft des öſtlichen Aſien war die Beſitznahme des Amurlandes durch die Ruſſen. Der Gouverneur Oſtſibiriens Murawiew machte dieſe unblutige Eroberung einzig durch die ihm inwohnende Klugheit und Rührigkeit. China, damals durch die Weſtmächte gedrängt, hoffte Schutz von Rußland und trat das ohnehin faſt gar nicht bewohnte Land zwiſchen dem Fluß Amur und dem Meere von der Caſtriebai ſüdwärts nach der Niederlaſſung Conſtantinowski im Vertrage von Aigun am 28. Mai 1858 freiwillig an Rußland ab. Murawiew erhielt davon den Ehrennamen Amurski. Die Hauptſtadt des neuerworbenen Landes aber iſt das ſchon 1852 von Murawiew gegründete Nicolajef.

Auch die ruſſiſch-amerikaniſche Geſellſchaft erhielt vom Kaiſer die ausgedehnteſten Monopole über Schiffahrt, Handel, Jagd und Fiſchfang in den Gewäſſern von Kamtſchatka. Ruſſiſche Colonien blühten zu Petropaulowsk, Ochotzk, Sitka. Erſtere Stadt war ſtark befeſtigt. Aber die Ruſſen verfuhren hier ſo barbariſch, wie in Sibirien, ſo daß auch hier die alten eingeborenen Stämme verkümmerten. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts iſt die Bevölkerung von Kamtſchatka auf den 15. Theil geſchmolzen, die der aleutiſchen Inſeln am Ausſterben. Der Ruſſe Schelikof, der hier commandirte, ließ einmal eine Anzahl Aleuten hinter einander ſtellen, um zu verſuchen, durch wie viele Köpfe eine einzige Flintenkugel hindurchgehen könne?*)

Wenn die ungeheure Ausdehnung der ruſſiſchen Macht allen

*) Allg. Zeitung 1856 Nr. 2.

andern Mächten Furcht einzuflößen geeignet iſt, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß der Koloß auf thönernen Füßen ſteht. Im Jahr 1857 wurden ungeheure Betrügereien der Civil- und Militärbeamten entdeckt, Rußlands altes und größtes Uebel. Das Danaidenfaß iſt hier noch durchlöcherter als in Oeſterreich. Ein ruſſiſcher Großer, der vom Selbſtmord Eynattens und Brucks hörte, rief aus: „Wie nobel iſt dieſes Oeſterreich, wo Leute, die den Staat betrogen haben, ſich den Hals abſchneiden. Bei uns, wo alles betrügt, denkt keiner, daß es eine Schande ſey.“ Die ruſſiſchen Finanzen befanden ſich in kläglichem Zuſtand. Gold und Silber verſchwanden aus dem Verkehr, nur Kupfer und Papier blieben zurück. Gleichwohl befahl der Kaiſer, ein großes Eiſenbahnnetz über Rußland zu ziehen.

Die größte Gefahr, welche dem jungen Kaiſer über den Kopf wuchs, war die liberale Bewegung im Lande, an der er, ohne vielleicht ihre Gefährlichkeit zu ahnen, ſelber Theil nahm. Die Bauernemancipation wurde nicht von den Bauern ſelbſt dringend verlangt, ſondern vom Kaiſer befohlen. Anſtatt ihrer oder zum Erſatz für ſie forderte die altruſſiſche Bojarenpartei eine Conſtitution.

Der Kaiſer und die deutſchruſſiſche Adelspartei ſtanden ſchon längſt der altruſſiſchen Bojarenpartei mit einem andern Princip gegenüber. Sie wollten im Grunde nichts anderes, als fortſchreitende Germaniſirung Rußlands, zunächſt durch die Bureaukratie, durch techniſche Fortſchritte, durch die Schule und Wiſſenſchaft, endlich aber auch durch Einimpfung des germaniſchen Familiengeiſtes in das ſlaviſche Volksleben. Aus Leibeigenen, die keinen eigenen Grund und Boden, kein Familienerbe, keinerlei Sinn für Eigenthum und Heimath, angebornen Beſitz und angeborene Rechte haben, ſollten freie Bauern werden, ganz ähnlich den deutſchen mit eignem Beſitz, mit ökonomiſchem Sinn, mit Rechtsſinn und auf das Recht geſtützter Ehrenhaftigkeit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine ſolche Umwandlung des ruſſiſchen Leibeigenen nur der Krone zu Gute kommen konnte, dem altruſſiſchen Adel aber, welcher der Krone immer heimlich Widerpart hielt, ſein ganzes altes Anſehen rauben mußte.

Indem die altruſſiſche Bojarenpartei den Plänen der deutſch-ruſſiſchen entgegenarbeitete, wählte ſie ein ſehr geeignetes Mittel. Sie ſchien nämlich mit dem Kaiſer in liberalen Reformen wetteifern zu wollen und verlangte für Rußland eine repräſentative Verfaſſung wie in Frankreich und England. Dadurch verſicherte ſie ſich der liberalen Sympathien im Weſten und trat ſogar in Verbindung mit der allgemeinen europäiſchen Revolutionspropaganda, wodurch endlich auch Polen in die Bewegung hineingezogen wurde.

2.

Die ruſſiſche Bauernemancipation.

Die bäuerlichen Verhältniſſe in Rußland hatten ſich in der That ſo ſehr verändert, daß eine Reform derſelben nothwendig geworden war, wenn auch keineswegs eine radicale und allgemeine. Es handelte ſich nur um die Obrokbauern-, nicht um die an die Scholle gebundenen ackerbauenden Leibeigenen.

Durch das früher ſchon charakteriſirte Obrokſyſtem waren immer mehr Leibeigene dem Landleben entfremdet und in die Städte gezogen worden, indem ſie nicht mehr den adeligen Gutsherrn das Feld bebauten, ſondern irgend ein Handwerk, Kaufmannſchaft oder eine Kunſt trieben und ihrem Leibherrn davon eine jährliche Abgabe (Obrok) bezahlten. Man rechnete beim Regierungsantritt Alexanders II. bereits 44,700 Edelleute oder Leibherrn, deren Leibeigene den Obrok leiſteten, und wovon eine große Menge nicht einmal mehr ein Landgut beſaßen, ſondern ihre Leibeigenen nur betrüglich auf ein fremdes Gut hatten einſchreiben laſſen. In gleichem Verhältniß wuchs beſtändig die Zahl ſowohl des güterloſen Adels, als der nicht mehr an die Scholle gebundenen, ſondern frei in den Städten umherziehenden Obrokleibeigenen. Dazu kam die ungeheure Rekrutirung und das Maſſenaufgebot vom Jahre 1855. Wer Soldat wurde, hörte auf Leibeigener des Edelmanns zu ſeyn

Könige war dadurch aufgelöſ't, zugleich aber ward auch verhindert, daß die Franzoſen ihr nicht eine Coalition von Völkern entgegen ſtellten. Wenn die Könige einig geblieben wären, ſo hätten die Franzoſen aus Politik alles aufbieten müſſen, um alle übrigen Völker in der Runde zu revolutioniren. Dies hatten ſie nicht mehr nöthig, ſobald der Basler Frieden die Könige trennte, und ihnen den Beſtand ihrer eignen Freiheit ſicherte, und ſo geſchah es, daß Preußen unwillkührlich der Sache der Könige den größten Dienſt erwies, indem es jenes Weiterbreiten des revolutionären Geiſtes verhinderte.

Kapitel CCCCLIII.

Bonaparte.

Oeſterreich blieb unerſchütterlich und wollte weder die Sache der Könige durch Anerkennung einer revolutionären Volksregierung verrathen, noch die Grenzen des Reichs den übermüthigen jungen Eroberern treulos preis geben. Im Gefühl, daß es eine gerechte Sache vertheidige, blieb es ſtandhaft, wich und wankte nicht, und unternahm, den großen Kampf allein auszuſtreiten. Alle ſeine Kraft aufbietend, drang es im folgenden Jahr 1796 mit drei großen Heeren gegen Frankreich vor, und gab denſelben auch geſchicktere Feldherren, als bisher. Am Niederrhein befehligte der Erzherzog Karl, des Kaiſers Bruder, am Oberrhein Wurmſer, in Italien Beaulieu. Auch die Franzoſen kehrten jetzt ihre ganze Stärke gegen Oeſterreich allein, und ihre ſiegestrunknen Schaaren wurden von Feldherren angeführt, die das franzöſiſche Volk aus Millionen als die tüchtigſten ausgewählt, und die von Begeiſterung glühten, dieſer Wahl Ehre zu machen und die großen Erwartungen Frankreichs zu erfüllen, zu übertreffen. Am Niederrhein befehligte der

und wurde Sklave der Krone. Zudem vertheilte der Kaiſer nach dem Kriege in größter Zahl Ehrenmedaillen unter das Heer, und wer die Medaille trug, durfte nicht mehr geprügelt werden. Es ſchien nun allerdings nöthig, die Leibeigenſchaft aller der Individuen aufzuheben, die einmal aus dem patriarchaliſchen Bauernleben heraus und von der Scholle weggeriſſen waren.

Inzwiſchen ſtellte Kaiſer Alexander II. einen andern Beweggrund voran. Den im Kriege tiefgeſunkenen Wohlſtand des Reichs wiederherzuſtellen ſollte die erſte und vornehmſte Aufgabe der Verwaltung und Geſetzgebung ſeyn. Deswegen wurde Rußland von Eiſenbahnen überzogen, deswegen wurden die hohen Zölle herabgeſetzt und im Geiſt Friedrichs II. und Joſephs II. verfahren nach phyſiokratiſchen Grundſätzen. In einem Umlaufſchreiben an die Gouverneure und Adelsmarſchälle erklärte der Miniſter im Namen des Kaiſers: „Sie haben die Aufgabe, Ihre Aufmerkſamkeit den Bedürfniſſen aller Stände zuzuwenden, die Wege und Mittel zur Vermehrung ihres nationalen Wohlſtandes zu finden. Nur die volle Entfaltung der producirenden Kraft kann den Wohlſtand Rußlands herſtellen.“ Dazu ſollte aber die Emancipation der Bauern weſentlich beitragen, weil der Bauer ſeinen eigenen Acker fleißiger bebaut und ergiebiger macht als das Gut des Herrn.

Aus dieſem Grunde nun ging die Abſicht des Kaiſers nicht blos dahin, etwa den Obrokbauern eine bürgerliche Stellung in den Städten zu ſuchen, ſondern alle Leibeigenen zu emancipiren, und vorzugsweiſe die ackerbauenden, welche den Grund und Boden, den ſie bisher für den Herrn bearbeitet hatten, dem Herrn in allmäligen Raten abbezahlen ſollten, völlig nach dem Muſter der Ablöſungen in Deutſchland. Das hieß nun, dem ſlaviſchen Volksgeiſt etwas anmuthen, was eigentlich nicht in ihm lag, und zugleich dem Adel ſeinen alten Grund und Boden unter den Füßen wegziehen. Die Bauern ſelbſt waren nicht damit zufrieden, denn ſie hatten kein Geld, um die Ablöſungen beſtreiten zu können. Daher erhob ſich überall Bedenken und Widerſtand, ſo daß die Commiſſion, welche der Kaiſer

1857 in St. Petersburg niedersetzte, um die Ausführung des Planes zu berathen, nicht recht vorwärts kam.

Nur im Westen des Reichs, wo der Adel katholisch, das Volk griechisch war, hatten die kaiserlichen Immediatcommissionen bereits die Bauern so aufgehetzt, daß, um blutigen Aufständen derselben zuvorzukommen, der Adel von Wilna, Grodno und Kowno freiwillig die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft anbot. Im folgenden Jahr gab es einen größern Aufstand in Esthland, wo die Bauern allzu ungestüm die verheißene Freiheit gleich auf einmal vollständig haben wollten. Am merkwürdigsten erscheint die plötzliche Gründung von Mäßigkeitsvereinen in Lithauen, im Jahre 1858. Sie beweist, daß man im katholischen Lithauen die Frage der Bauernemancipation nicht blos von der politischen, sondern auch von der moralischen Seite auffaßte. In Rußland wird das Recht, Branntwein zu schenken, verpachtet, und 1858 war die jährliche Pachtsumme bis auf 78,731,451 Silberrubel gestiegen. Um dieser erstaunlichen Einnahme willen wurde das Laster des Branntweintrinkens auf alle Art gefördert und die Branntweinpest den armen Bauern gleichsam eingeimpft. Von dieser Pest nun zu befreien, erschien den wahren Volksmännern die erste Bedingung eine Verbesserung der bäuerlichen Zustände. Das sahen alle irgend edel und ernst denkenden Menschen in Rußland ein und die Mäßigkeitsvereine, zuerst in den katholischen Westprovinzen entstanden, gingen auf die altgläubigen Russen (Roskolniks) auch in den innern Provinzen des Reichs über. Nun aber schrie die Beamtenwelt über regierungsfeindliche Absichten, über eigenmächtige Beschränkung der Staatseinnahmen ꝛc. und die Mäßigkeit wurde verboten und mit Strafen bedroht, 1859. Im August 1860 meldeten russische Correspondenten, es sey die Absicht, im Jahre 1863 die Verpachtung aufzugeben und den Branntwein, wie in andern Ländern, zu besteuern, doch nicht ohne den Zusatz, man verspreche sich von dieser Maßregel einen noch größern Branntweinverbrauch. Am 12. Januar 1863 wurde die Pacht wirklich aufgehoben, nachdem der Ertrag bis auf 129 Mill. Silberrubel gestiegen war.

Mittlerweile hatte die Commiſſion in St. Petersburg die Bauernfrage beſondern Ausſchüſſen des Provinzialadels zur Begutachtung überwieſen, die aber den geringſten Eifer in dieſer Sache kund gaben, ſo daß der Kaiſer erklärte, er werde nöthigenfalls verfügen, ohne den Adel zu fragen. Dem widerſetzte ſich der Adel von Twer, Niſchney-Nowgorod und Moskau. In St. Petersburg ſelbſt erklärte der Adelsmarſchall Platonoff, die Bauernfrage könne nur von der Dumah entſchieden werden, einer altruſſiſchen Einrichtung, ähnlich dem türkiſchen Divan, nämlich einer Verſammlung der Bojaren oder Notabeln des Reichs, wie ſie früher beſtanden und die wichtigſten Reichsangelegenheiten entſchieden hatte, ehe Peter der Große ſie beſeitigte. Am heftigſten ſprach Beſobraſow, der durch ſeine Verwandtſchaft eine große Partei unter dem alten moskowitiſchen Bojarenadel hatte. Er wurde abgeſetzt, wie auch Unkoffski, der Adelsmarſchall von Twer. Aber die Emancipation ſtockte fort und fort.

Endlich handelte der Kaiſer eigenmächtig und befahl, das nach ſeinem Plan ausgearbeitete Geſetz, betreffend die Bauernemancipation vom 17. März 1861, öffentlich in den Kirchen zu verkünden. Es verordnete: 1) Die Emancipation geht aus einer freien Uebereinkunft zwiſchen den bisherigen Grundbeſitzern und deren bisherigen Leibeigenen hervor. 2) So lange die Uebereinkunft nicht erfolgt iſt, beſteht die alte Leibeigenſchaft fort. 3) Einen Theil der Ablöſungsſumme übernimmt der Staat vorſchußweiſe. 4) Bis die ganze Summe dem Berechtigten ausbezahlt iſt, bleiben die Bauern dem Gutsherrn zu gewiſſen feſtgeſetzten Arbeiten verpflichtet. 5) In jedem Diſtrict werden Friedensrichter ernannt, um Streitigkeiten zu ſchlichten. 6) Wenn alles bezahlt iſt, werden die bisherigen Leibeigenen freie Beſitzer des bisher von ihnen bebauten Bodens. Das kaiſerliche Manifeſt drückt ſchließlich die Hoffnung aus, die ruſſiſchen Bauern würden den Werth dieſes Geſetzes gehörig erkennen und durch Arbeit auf eigene Rechnung zu großem Wohlſtand gelangen, denn „wenn die Menſchen nicht für ſich ſelbſt arbeiten, kann ihr Wohl auch durch das beſte Geſetz nicht geſchützt werden.“ — Hinter

dem letzten Satz war die große Besorgniß verborgen, der Bauer werde gar nicht mehr arbeiten wollen, wenn er es nicht mehr, wie bisher, thun müßte.

Wirklich hörte man schon im Sommer 1861 von vielen Bauernaufständen in 22 Gouvernements, besonders in Kasan und Pensa. In letzterem Gouvernement zogen 10,000 Bauern mit dem Geschrei „Freiheit! Freiheit!“ umher und behaupteten, der Kaiser habe ihnen volle Freiheit bewilligt, aber man wolle sie darum betrügen, erschlugen Edelleute und Beamte und mußten erst durch Militär überwältigt werden. Von ähnlichen Aufständen hörte man später noch und überall hieß es, die Bauern hätten die Absicht des Kaisers mißverstanden und wollten dem Adel weder etwas zahlen, noch für ihn arbeiten. Aber alle diese Aufstände blieben vereinzelt und wurden mit Waffengewalt niedergeschlagen.

Kaum war das Bauerngesetz erlassen, so regte sich auch die altrussische Adelspartei und zwar ging die Jugend voran, genährt mit französischer Lectüre und künstlich erhitzt für die Constitution. Die von dem Flüchtling Herzen in London herausgegebene, einzig auf die Revolutionirung Rußlands berechnete Zeitung „die Glocke“ war allgemein verbreitet. Im November tumultuirte der studirende junge Adel in Kasan, Moskau, ja in St. Petersburg selbst. Den Söhnen folgten die Väter. Im März 1862 forderte die Adelsversammlung von Twer in einer von 112 Edelleuten unterzeichneten Adresse vom Kaiser ausdrücklich eine Constitution und ein Parlament als Ersatz für die Opfer, welche das Bauerngesetz ihnen auflege. Der Kaiser ließ 13 der Unterzeichner verhaften, doch bald wieder frei. Im Sommer ergriff die Bewegung den Adel in der Armee. Viele Offiziere wurden als Theilnehmer eines weitverzweigten Complottes verhaftet, sogar Offiziere der Garde, sogar zwei Adjutanten des Kaisers, die Grafen Rostovzow. Zugleich brachen in allen größern Städten des Reichs Feuersbrünste aus. In St. Petersburg selbst brannte es vom 3. bis 10. Juni und an 10,000 Menschen wurden obdachlos. Das Volk war in ungeheurem Schrecken und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Die Brandstifter hatten

vergeblich gehofft, das Volk in Wuth zu bringen und eine große Revolution zu entzünden, und plötzlich hörten die Feuersbrünſte wieder auf. Dieſes barbariſche Vorgehen und wieder Zurückhalten wird auch wohl erklärt durch die Schwankungen in der europäiſchen Revolutionspropaganda, welche unter dem Schutze Palmerſtons permanent in London tagte, wo Herzen und Bakunin die ruſſiſche, Mieroslawski die polniſche, Koſſuth und Klapka die ungariſche, Mazzini die italieniſche Revolution gemeinſchaftlich ausbrüteten, aber beſtändig Rückſicht nehmen mußten auf Palmerſton und den 2. Dezember. Die ruſſiſche Revolution erſchien damals noch eben ſo wenig reif, wie die ungariſche.

Alexander II. ſuchte den conſtitutionellen Drängern den Vorwand zu nehmen und verfügte aus eigenem Antrieb am 29. Sept. eine Menge Reformen, wodurch er ſich den Dank des Volks zu verdienen und der bisherigen Corruption der Beamten zu ſteuern hoffte. Reformen in der Verwaltung und Geſetzgebung, die Einführung von Provinzial-, Kreis- und Gemeindevertretungen, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Geſchwornengerichte, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Doch zweifelte man mit Recht, ob Rußland dafür reif ſey. Die Bauernfrage blieb immer die wichtigſte. Der Kaiſer ſah ſich genöthigt, $^4/_5$ der Ablöſungsſumme auf den Staat zu übernehmen.

Liberale Reformen, die dem barbariſchen Slaventhum gewährt wurden, durfte der Kaiſer Finnland nicht verſagen, welches früher unter Schweden mehr Freiheit genoſſen hatte. Am 10. April 1861 gab daher der Kaiſer den Finnen eine neue Verfaſſung nach dem Muſter der ſchwediſchen und eröffnete den erſten finniſchen Landtag zu Helſingfors in eigener Perſon, am 18. September 1863.

3.

Eine „Nation in Trauer."

Auch für Polen bereitete der Kaiser Reformen vor, denn es mußte ihm alles daran liegen, den alten Haß der Polen zu verſöhnen und ſämmtliche an Deutſchland grenzende oder deutſchen Mächten unterworfene Slaven, ganz ebenſo wie die an die Türkei grenzenden oder den Türken unterworfenen, als ſeine Werkzeuge zu benutzen. Wenn ruſſiſche Agenten unabläſſig in Bulgarien, Serbien, Bosnien, Montenegro und Griechenland thätig waren, wenn Rußland die gelehrten Czechomanen und Panſlaviſten in Böhmen mit Orden überſchüttete und ruſſiſche Agenten die Jubelfeier der ſlaviſchen Apoſtel, des h. Cyrillus und Methodius in Mähren, ins panſlaviſtiſche Geleis lenkten und zu einer Demonſtration des Deutſchenhaſſes machten, mußte dieſelbe ruſſiſche Politik noch viel zärtlicher um Polen bemüht ſeyn. Daher die Geneigtheit des Czaaren, den Polen große Conceſſionen zu machen unter Vermittlung des Marquis Wielopolski in Warſchau, nach deſſen Programm Durchführung der panſlaviſtiſchen Idee oder der künftigen ſlaviſchen Weltherrſchaft, und namentlich die Ueberwältigung Oeſterreichs und Preußens und die Unterwerfung der Deutſchen der Preis ſeyn ſollte für eine innige und ewige Verſöhnung der Polen mit den Ruſſen.

Wenn es noch eine Vertretung des deutſchen Geſammtintereſſes gegeben hätte, ſo wäre es ihre Aufgabe geweſen, jene Verſöhnung der Slaven zu verhüten; aber andere nahmen ihr die Mühe ab. Die europäiſche Revolutionspropaganda in London wollte der panſlaviſtiſchen Idee nicht dienen, wollte Rußland nicht groß machen und ſtimmte inſofern ganz mit der Politik der Weſtmächte überein. Es galt alſo allem aufzubieten, um die Polen aufs neue gegen Rußland zu erbittern und die Wohlthaten des Kaiſers mit Hohn zurückzuweiſen. Am 19. Februar 1861 verkündete Alexander II. ſeine Reformen. Polen erhielt einen eigenen Staatsrath unter vor-

züglicher Zuziehung geborner Polen. Demſelben wurden neue und zwar gewählte Gouvernements-, Diſtricts- und Municipalräthe untergeordnet. Auch Kirche und Schule wurden unter beſondere Commiſſionen geſtellt. Weitere Wünſche zu hören, erklärte der Kaiſer ſich bereit und empfahl den Polen dringend, Vertrauen zu ihm zu hegen, indem er ihnen ſeinen eigenen Bruder, den Großfürſten Conſtantin, als Statthalter nach Warſchau ſchickte.

Aber das Vertrauen blieb aus. Die polniſche Antwort war ſchon am 25. Februar eine feindliche Demonſtration. Es war der Jahrestag der Schlacht von Grochow, in der 1831 Polen über Ruſſen geſiegt hatten. Dieſen Sieg zu feiern, wurde das Volk von Warſchau durch die geheimen Agenten der Revolution aufgereizt. Eine große Proceſſion zog mit den polniſchen Fahnen von Warſchau nach Grochow hinaus. Der alte Fürſt Gortſchakof als Militärgouverneur bat die Leute freundlich, aber vergeblich, auseinander zu gehen, er mußte den Zug durch Militär aufhalten laſſen, wobei zwei Menſchen getödtet wurden. Zwei Tage ſpäter, als dieſe Gefallenen begraben werden ſollten, gab es neuen Tumult und diesmal kamen ſechs Menſchen um. Am 7. April verſammelte ſich abermals eine große Menſchenmenge auf dem Kirchhof, wo jene Gefallenen begraben lagen, bekränzte die Gräber und betete um die Wiederherſtellung Polens. Dann zog die Maſſe vor das Schloß, ſingend: „Polen iſt noch nicht verloren," und verhöhnte das ruſſiſche Militär. Am folgenden Tage wurde der Tumult noch ärger und jetzt erſt ſchritt das Militär ein, ſo daß es 15, nach andern Berichten 60 Todte gab. Da ſich überall im Volk Leute mit Kreuzen und Heiligenbildern vorgedrängt hatten, um den Soldaten dadurch Reſpect einzuflößen, die Soldaten aber keine Schonung mehr übten, wurde ihnen das als Entheiligung und Kirchenſchändung ausgelegt.

Um wenigſtens das polniſche Landvolk zu gewinnen, befahl der Kaiſer am 16. Mai Aufhebung und Ablöſung der Frohnen, aber auch dieſer Wohlthat wurde Trotz geboten. Die gemäßigte Partei, deren Haupt der milde Graf Zamoyski war, unterſtützt vom Erzbiſchof Fijalkowsky, erkannte, daß es zu einer blutigen Entſcheidung

hindränge und hoffte noch, derſelben zuvorzukommen, wenn er den Kaiſer dahin brächte, das Zauberwort auszuſprechen, welches allein Polen befriedigen konnte. Denn alle liberalen Conceſſionen Alexanders II. verſöhnten den Nationalhaß nicht. Polen verlangte keine liberalen, ſondern nationale Garantien (ganz ſo wie Ungarn gegenüber den liberalen Conceſſionen Oeſterreichs). Zamoyski wollte für Polen die demſelben 1815 verbürgte Verfaſſung und die fernere Verbindung mit Rußland nur noch durch Perſonalunion. Das wurde dem Kaiſer durch die von 40,000 Polen unterzeichnete Adreſſe ans Herz gelegt. Zamoyski wurde ſogleich nach St. Peterburg berufen, wo ihn der Kaiſer gnädig anhörte, ihm aber ſagte, er begreife die Unzufriedenheit der Polen und beklage ihr Mißgeſchick, ſie ließen ſich aber nicht regieren, außer mit Gewalt. Jede Nachgiebigkeit verlocke ſie zum Abfall. Zamoyski wurde frei entlaſſen, durfte aber nicht nach Polen zurückkehren.

Doch hoffte der Kaiſer immer noch, es werde nicht zum Aeußerſten kommen, und nach Gortſchakofs Tode mußte ſein Nachfolger, General Lambert, immer noch mild verfahren. Aber die Abſicht der Revolutionspartei, von der alle Agitation ausging, verrieth ſich am 15. Auguſt (dem Napoleonstage) durch die Huldigung, die eine große Volksmaſſe dem franzöſiſchen Conſul in Warſchau darbrachte. Als der alte Erzbiſchof ſtarb, wurde deſſen Begräbniß am 10. October wieder zu einer Demonſtration benutzt. Man trug im Zuge die alten Fahnen von Polen und Lithauen und alle zur Leichenfeier herbeigekommenen Bauern wurden vom Adel feſtlich tractirt, um dem Kaiſer zu zeigen, daß er mit ſeinem neuen Geſetze das Herz der Bauern doch nicht gewonnen habe.

Um der ganzen Welt zu zeigen, daß die Nation einmüthig ſey, und um mit ihrem Schmerze ganz Europa anzuklagen, daß ſie einer unterdrückten Nation nicht zu ihrem Rechte verhelfe, legten die Polen ſeit den ſchon erwähnten Begräbniſſen die ſchwarzen Trauerkleider nicht mehr ab, die ganze Nation ſollte in Trauer gehen. Welcher Pole es unterließ, ſetzte ſich dem Haß des Volks und der Rache der geheimen Lenker der Bewegung aus. Immer deutlicher trat die

Macht einer im Dunkeln verborgenen revolutionären Regierung hervor, der alle Polen Folge leisteten. Da erhielt Lambert schärfere Instructionen und mußte ganz Polen in Kriegszustand erklären. Dagegen bezeugte eine Kundgebung des Fürsten Czartoryski die Einigkeit aller polnischen Parteien gegenüber Rußlands. Dieser Fürst nämlich war in Paris das Haupt der polnischen Emigration, war von der aristokratischen Partei zum künftigen König in Polen bestimmt und hatte zum Gegner die demokratische Partei unter Mieroslawski. Dennoch erklärte er jetzt in Uebereinstimmung mit den Demokraten, die liberalen Concessionen Rußlands seyen zurückzuweisen, Polen habe zu schlimme Erfahrungen gemacht, um jemals wieder der Großmuth zu vertrauen.

Polen, obgleich waffenlos, trotzte dem Kriegszustand. Wie in Warschau, so in Krakau, Kalisch, Mlawa und andern Orten folgte eine Todtenfeier der andern. Alles ging in Trauer und in den Kirchen wurden patriotische Lieder gesungen. Als nun in allen Kirchen Warschaus die Todtenfeier des Nationalhelden Kosciuszco begangen wurde, trotz des Verbots und unter den Kanonen der Russen, ließ Lambert die Kirchen von Militär umringen und die Austretenden verhaften. Im Dom aber und in der Bernhardinerkirche blieben die Gemeinden die ganze Nacht eingesperrt, bis sie erst am Morgen von den Soldaten mit Kantschuhieben und Kolbenstößen hinausgetrieben wurden. Die Kirchen wurden geschlossen und erst der neue Erzbischof Felinsky ließ sie nach einigen Monaten wieder öffnen.

Nun trat einige Ruhe ein. General Lüders kam an Lamberts Stelle und Wielopolski war sehr thätig, zu versöhnen. Die russische Regierung bemühte sich so sehr um diese Versöhnung, daß sie sich sogar durch einen Mordversuch auf General Lüders, welcher am Kopfe verwundet wurde, nicht irre machen ließ. Großfürst Constantin erklärte, der Kaiser werde sich durch alle Bosheiten der Revolutionspartei nicht abhalten lassen, Polen wohlzuwollen. Aber wenige Tage nachher, am 8. Juli 1862 wurde er selbst durch einen Pistolenschuß verwundet. Auch auf Wielopolski wurden zweimal

Mordanſchläge gemacht. Im October erließ der Adel Podoliens eine Adreſſe an den Kaiſer ganz im Sinne der frühern von Zamoyski und verlangte Wiedervereinigung mit Polen. Aus Volhynien und dem Gouvernement Minsk gingen ähnliche Wünſche ein, was jedoch nur die Verhaftung der Adelsmarſchälle zur Folge hatte. Die podoliſche Adreſſe hielt nicht blos den nationalen Geſichtspunkt feſt, ſondern beklagte ſich auch über die heilloſe Corruption der ruſſiſchen Beamten.

Im Winter auf 1863 griff der Kaiſer endlich zu einer Maßregel, die zu einer Entſcheidung führen mußte. Um Mitternacht am 25. Januar holten ruſſiſche Soldaten überall die jungen Leute in Polen aus ihren Betten, um ſie als Rekruten fortzuſchleppen. Der Plan dazu war lange vorbereitet und das Geheimniß bewahrt worden. Der Zweck war, Polen ſeiner waffenfähigen Jugend zu berauben und dadurch das ohnehin wehrloſe Land vollends ſo ohnmächtig zu machen, daß es den ruſſiſchen Waffen und dem Willen des Kaiſers nicht mehr widerſtehen könnte. Ohne Zweifel rechnete die ruſſiſche Regierung darauf, die jungen Polen würden ſich demnächſt, mehr oder weniger vom Ausland unterſtützt, gegen Rußland bewaffnen, wollte ihnen alſo zuvorkommen. Man gab noch andere Motive an, um Rußland zu verdächtigen. Es hieß, Rußland habe für das nächſte Jahr einen großen Schlag im Orient führen wollen, wo eine Erhebung der Chriſten gegen die Türken vorbereitet geweſen ſey, und habe ſich durch Entwaffnung Polens nur den Rücken frei halten wollen. Indeß war die damalige Lage Rußlands nicht von der Art, um ihm eine großartige Offenſive zu ermöglichen.

4.

Die neue Revolution in Polen.

Das Mittel verfehlte ſeinen Zweck, denn die polniſche Jugend, welcher nichts mehr zuwider war, als der harte und geplagte Sol-

ſieggewohnte Jourdan, am Oberrhein der umſichtige Moreau, in Italien Napoleon Bonaparte, ein unbekannter Jüngling, der Sohn eines Advocaten von der Inſel Corſika, ein Neuling der Revolution, der ſich kaum hatte ſehen laſſen, als man ahnungsvoll und wie von einem Zauber geblendet, ihm ſchon das Größte zutraute, bevor er es gethan. In der franzöſiſchen Revolution wurde jedes ſchlummernde Talent geweckt, jeder Kraft eine Bahn geöffnet und bei dem allgemeinen Wetteifer konnte nur der an die Spitze kommen, den man für den ſtärkſten und geſchickteſten hielt, und nur der ſich darauf erhalten, der es wirklich war.

Bonaparte war am erſten auf dem Platz. Schon im April drang er über die Alpen und ſchlug den König von Sardinien, bevor ihm die Oeſterreicher helfen konnten, mit ſolcher unerhörten Blitzesſchnelligkeit in den Schlachten bei Montenotte, Milleſimo und Mondovi vom 12ten bis 22ſten April, daß der König um Frieden bitten, und ſogleich ganz Savoyen an die franzöſiſche Republik abtreten mußte. Eben ſo raſch wandte ſich der junge Sieger dann gegen Beaulieu und ſchlug ihn bei Lodi am 10ten Mai. Die Oeſterreicher wurden in die Bergſchluchten Tyrol's zurückgeworfen. Nur die Feſtung Mantua widerſtand den Franzoſen. Die ganze übrige Lombardei ward unterworfen.

Unterdeß war auch Jourdan in Deutſchland bis Regensburg vorgedrungen, aber der Erzherzog Karl ſchlug ihn wiederholt bei Neumark, Amberg und Würzburg, vom 22ſten Auguſt bis 3ten September, und die Franzoſen eilten in wilder Flucht über den Rhein zurück. Moreau war vom Oberrhein ebenfalls ſchon bis tief in Bayern eingedrungen, und da er ſeine linke Flanke durch Jourdans Flucht entblößt ſah, blieb ihm nichts übrig, als ſich ſchleunig auf dem rechten Donauufer zurückzu-

datendienſt in der verhaßten ruſſiſchen Uniform, wurde jetzt erſt in Wuth verſetzt und fügte ſich blind den Anweiſungen der vom Ausland inſpirirten Revolutionsagenten, die ſich ſofort als geheime polniſche Nationalregierung conſtituirten. Die ruſſiſchen Soldaten hatten nicht alle Jünglinge feſtgenommen, viele entflohen in die Wälder und bildeten hier, indem das Comite für Waffen ſorgte, den erſten Kern zu Freiſchaaren. An mehreren Orten ließ ſich die Jugend gar nicht ausheben, ſondern ſchlug, vom Volk unterſtützt, die Soldaten zurück, ſo in Plozcks. Ueberall war das Loſungswort: „Beſſer todt, als ruſſiſch!“ Und in Warſchau ſangen die zur Citadelle geſchleppten jungen Polen muthig das Lied: „Noch iſt Polen nicht verloren.“

Die Inſurrection verbreitete ſich ſchnell über das ganze Land; überall tauchten Freiſchaaren auf, welche die ruſſiſchen Beamten verjagten und ihre Kaſſen ausleerten, durch Zerſtörung der Eiſenbahnen und Telegraphen den Verkehr mit Rußland hemmten und den gegen ſie entſendeten ruſſiſchen Truppen kleine, oft glückliche Gefechte lieferten. Nur die Hauptſtadt Warſchau blieb ruhig, weil 40,000 Ruſſen ſie bewachten. Gegen dieſe Macht hätte eine offene Empörung nicht ausgereicht. Gleichwohl wurde der Aufſtand des Landes von Warſchau aus geleitet, wo ein unſichtbarer Stadthauptmann den Einwohnern Befehle ertheilte und die geheime Nationalregierung nicht nur Proklamationen, ſondern auch Zeitungen drucken ließ, die Bewegungen der Inſurgenten anordnete und ihnen Offiziere und Waffen ſchickte. Die letztern wurden über die Grenze geſchmuggelt, hauptſächlich aus Galizien. Unter den vielen Gefechten, von denen man hörte, machte ſich beſonders im Anfang des Februar ein Treffen bei Wengrow bemerklich, wo 200 junge Polen von Adel ſich mit Todesverachtung auf die ruſſiſchen Kanonen ſtürzten und alle umkamen, wodurch ſie dem polniſchen Hauptcorps einen ſichern Rückzug erkämpften, und das Treffen bei Miechow, in welchem Städtchen die ruſſiſchen Soldaten ſo unerhörte Barbareien begingen, daß Großfürſt Conſtantin ſich dadurch veranlaßt ſah, ſolche Mißhandlungen wehrloſer Einwohner für die Zukunft aufs ſtrengſte zu verbieten.

Fürſt Czartoryski, der in Paris lebte und deſſen Verwandte in London, Stockholm, Wien und Conſtantinopel für die polniſche Sache wirkten, der mit Walewski ſehr befreundet war und inſofern auch Napoleon III. nahe ſtand, war das überwiegende Parteihaupt der Polen und ſtützte ſich auf Adel und Klerus (die Weißen), Mieroslawski dagegen, der mehr von London aus inſpirirt wurde und Mitglied des allgemeinen europäiſchen Revolutionskomite war, machte ihm eine gefährliche Diverſion an der Spitze einer kirchenfeindlichen demokratiſchen Partei (der Rothen). Er wollte nämlich republikaniſcher Dictator in Polen werden, wie es ſein Freund Koſſuth in Ungarn geweſen war und wieder werden ſollte. Er ging nun ſelbſt nach Polen, aber die Partei Czartoryskis kam ihm zuvor und ernannte Langiewicz zum proviſoriſchen Dictator Polens. Als nun Mieroslawski anlangte, fand er nur wenigen Anhang, wurde von den Ruſſen bei Krzywoſanz geſchlagen und über die preußiſche Grenze zurückgejagt. Indeſſen erging es Langiewicz ſelbſt nicht beſſer, denn als er den Fehler machte, die zerſtreuten Freiſchaaren zu concentriren, blieb er doch zu ſchwach und fehlte ihm namentlich Artillerie, ſo daß er trotz einiger glänzender Siege über einzelne ruſſiſche Corps die Unmöglichkeit erkannte, als auch die Ruſſen ihre Maſſen zuſammen zogen, ſich in einen Kampf mit ihrer Uebermacht einzulaſſen. Auch fand er Tadel und Ungehorſam bei den Anhängern Mieroslawskis. Indem er nun ſein Heer von 12,000 Mann wieder theilte, um zum kleinen Guerillakriege zurück zu kehren, wurde er von den Ruſſen überfallen und am 19. März über die öſterreichiſche Grenze gedrängt. Ein anderer polniſcher Heertheil unter Czachowski erlitt bald darauf daſſelbe Loos. Langiewicz wurde in Oeſterreich gut behandelt, da er aber einen Fluchtverſuch machte, um wieder nach Polen zurückzukehren, in die Feſtung Joſephſtadt verbannt. Doch erlitt durch dieſe Schläge die Inſurrection keine Unterbrechung. Eine Menge kleine Freiſchaaren hemmten fort und fort den Verkehr, raubten ruſſiſche Vorräthe und Kaſſen und beſtanden meiſt unglückliche, oft aber auch ſiegreiche Kämpfe mit den ruſſiſchen Truppen, oder neckten ſie und führten ſie irre.

Die Diplomatie der Großmächte verfehlte nicht, ſich einzumiſchen. Der Wiener Congreß hatte dem Königreich Polen, als es dem ruſſiſchen Kaiſer übergeben wurde, eine Repräſentation und nationale Einrichtungen zugeſagt. Dieſer Zuſage war Rußland nicht nachgekommen und Nicolaus I. hatte ſogar dieſes papierne Recht der Polen durch die Revolution von 1831 für verwirkt erklärt. Indeſſen war die neue Inſurrection doch nur angezettelt worden, um denjenigen Mächten, welche Rußlands Einfluß auf Europa und den Orient ſchwächen wollten, einen Vorwand zur Einmiſchung zu leihen, und man berief ſich dabei nicht blos auf den Wiener Congreß, ſondern auch auf das Intereſſe aller europäiſchen Großmächte, dem unglücklichen Polen zu ſeinem Rechte zu verhelfen, weil es ſonſt nicht aufhören würde, als revolutionärer Heerd den Frieden Europas zu gefährden. In dieſem Sinne ſprachen ſich Frankreich, England und Oeſterreich aus. Nur Preußen trat ganz auf die Seite Rußlands, ſchloß mit demſelben ſchon am 8. Februar einen Cartellvertrag und beſetzte die Grenzen, damit ſich der Aufruhr nicht in das preußiſche Polen verbreite. Dem Geſchrei darüber machte das engliſche Miniſterium ein Ende, indem es erklärte, Preußen habe die Linie der Neutralität nicht überſchritten. Oeſterreich rühmte ſich damals, die Polen immer mild behandelt zu haben, ſah ſich indeß doch bald genöthigt, Sicherheitsmaßregeln in Galizien zu treffen, weil dieſes Land mit flüchtigen Polen überfüllt wurde, die hier nur neue Waffen holten, um die Ruſſen abermals zu bekämpfen.

Napoleon III. konnte den polniſchen Aufſtand brauchen, um ſeines großen Oheims Politik in Polen zu erneuern, oder mußte wenigſtens die franzöſiſchen Sympathien für Polen ſchonen. Auch ſtanden ihm England und Oeſterreich bei, um eine Preſſion auf Rußland auszuüben, aber nur eine diplomatiſche, denn England folgte hier demſelben Syſtem, wie in der merikaniſchen Frage, indem es Frankreich in ſchwierige Lagen zu verwickeln ſuchte, um es darin im Stich zu laſſen. Oeſterreich aber konnte durch eine Wiederherſtellung Polens nur ſeinen eigenen Beſitzſtand gefährdet ſehen, alſo

auch dafür kein Opfer bringen. Die gemeinschaftlichen Noten, die von Frankreich, England und Oesterreich wiederholt an Rußland abgingen, enthielten daher nur Ermahnungen ohne Nachdruck und wurden mit höflicher Ironie und mit dem Bemerken beantwortet, der Kaiser sey den Polen mit allen möglichen Concessionen entgegen gekommen, ihr undankbarer Widerstand aber sey zum Theil von eben der auswärtigen Quelle ausgegangen, von woher jetzt die Ermahnungen kämen. Rußland ging so weit, am 12. April allen Polen eine unbedingte Amnestie zu bewilligen, die bis zum 1. Mai die Waffen niederlegen würden. Allein die Antwort war eine öffentliche Erklärung der geheimen polnischen Nationalregierung, worin die Amnestie stolz und höhnisch zurückgewiesen wurde: Polen verlange keine Gnade, sondern nur sein Recht und werde fortkämpfen.

Diese geheime Regierung begann, einzig in ihrer Art, obgleich Warschau mit russischen Soldaten überfüllt war, doch in dieser Stadt alles in Furcht zu setzen und eine tyrannische Gewalt auszuüben. Der geheime Stadthauptmann trieb von der gesammten Einwohnerschaft Steuern ein und verbot, den Russen Steuern zu bezahlen und irgend welche Dienste zu leisten. Aus der Staatshauptkasse in Warschau wurden 5 Millionen Silberrubel durch einige polnische Beamte entwendet und der geheimen Regierung übergeben. Alle Nachspürungen der Russen halfen nichts. Täglich erschienen die gedruckten Befehle und wurden drei bis vier revolutionäre Zeitungen ausgegeben, ohne daß die russische Regierung die geheimen Pressen ausspürte. Ihre Spione, ihre bezahlten Federn wurden von der geheimen Regierung zum Tode verurtheilt und durch geheime Mörder (s. g. Nationalgensdarmen) erdolcht.

Nun war keine friedliche Vermittlung mehr möglich. Felinski, der neue Erzbischof von Warschau, compromittirte sich nur, indem er immer noch die Polen zu entschuldigen suchte. Der Kaiser ließ ihn nach St. Petersburg bringen und verbannte ihn nach Jaroslaw. Auch Wielopolski konnte nichts mehr nützen und erhielt Urlaub ins Ausland. Selbst Großfürst Constantin verließ Warschau, am 25. August. Dagegen wurde vom Kaiser alle Gewalt in Polen

dem energiſchen General Berg übertragen. Auch ſchrieb der Kaiſer im Juli eine große Rekrutirung in ganz Rußland aus und wurde der Nationalſtolz der Ruſſen aufgereizt, die als eine ſo große und mächtige Nation ſich von einer Hand voll Polen nicht ſollten verhöhnen laſſen. Warſchau trotzte fort. Rzewuski, Coadjutor für den verbannten Erzbiſchof, verfügte allgemeine Kirchentrauer, ſo daß man keine Glocke, keine Orgel und keinen Geſang mehr hörte.

Der polniſche Adel machte verzweifelte Verſuche, den Aufſtand bis in die altpolniſchen Provinzen auszudehnen. Allein jeder Verſuch dazu mißlang diesmal, wie früher, weil in dieſen Provinzen nur der Adel polniſch iſt, nicht aber die Bauern. Im Mai zogen etwa 1000 Studenten von Kiew aus, um Podolien zu inſurgiren; denſelben Verſuch machten Moskauer Studenten in den Gouvernements Mohilew und Witebsk und Graf Dunin in Volhynien, aber ſie alle unterlagen den ruſſiſchen Truppen, weil ihnen die Bauern nicht halfen. Ebenſo erging es einer wohlbewaffneten Freiſchaar, welche Wyſocki von Galizien aus nach Volhynien führte. Von der größten Wichtigkeit für das Gelingen des Aufſtandes war Lithauen, weil die Inſurgenten nur von hier aus bis zur Oſtſee gelangen konnten, wo ſie auf weſtmächtlichen und ſchwediſchen Schiffen Waffen und Zuzug zu erhalten hofften. In London hatte Lapinski eine Freiſchaar ausgerüſtet und wartete in Schweden auf die Fortſchritte der Inſurrection in Lithauen. Er wagte endlich im Juni eine Landung bei Polangen, fand aber die Küſte von den Ruſſen beſetzt, verlor 24 Mann im Sturme und mußte umkehren. Eine Inſurrection wurde in Lithauen allerdings verſucht, aber nur vom Adel, gegen welchen der eiſenfeſte und unbarmherzige Gouverneur von Wilna, General Murawiew, alsbald die Bauern bewaffnete. Man erzählt greuliche Dinge von der Ausplünderung, Mißhandlung, Ermordung oder wenigſtens Einkerkerung und Vertreibung jenes Adels; wenigſtens lauteten alle bekannt gewordenen Befehle Murawiews nur drakoniſch. Ganze Diſtrikte, die vom ſ. g. Bauernadel bewohnt waren, ließ er ausleeren und die Bevölkerung ins Innere Rußlands verſetzen. Auch ein Verſuch, von der Türkei her den Polen zu

helfen, mißlang; Milkowski sammelte eine Freischaar von 400 Mann in Tultscha, die aber von den türkischen Behörden zurückgehalten wurden.

Im September wurde ein Mordversuch auf General Berg gemacht, mittelst einer Handbombe, die aus dem Palast Zamoyski fiel, ohne den Vorbeireitenden zu treffen. Der Palast wurde sogleich von den Soldaten ausgeplündert und alle männlichen Bewohner verhaftet. Rußland erklärte damals den drei Großmächten, es übernehme die Verantwortung für sein Verfahren, womit es sich einen weitern unnützen Notenwechsel höflich verbat. Frankreich war darüber ungehalten, konnte aber England und Oesterreich nicht bewegen, einen ernstern Schritt gegen Rußland zu thun. General Berg nahm das System Murawiews an und ließ hunderte von Personen des Adels, auch Damen, aus Warschau gefangen nach Rußland abführen, weil man dahinter kam, daß 30 junge Damen die Depeschen der geheimen Regierung unter ihren Crinolinen über die Straße trugen.

Am 5. November eröffnete Napoleon III. die Kammer in Paris mit einer Rede, worin er die Verträge von 1815 für erloschen und eine gänzliche Umgestaltung Europas auf neuer Grundlage für nothwendig erklärte. Zugleich lud er alle regierenden Häupter nach Paris zu einem Congreß ein, wo die Umgestaltung berathen und beschlossen werden sollte. Also dasselbe für Europa, was der Fürstentag in Frankfurt für Deutschland hatte seyn sollen. Alles schien darauf abgesehen, die polnische Frage als Vorwand zu einem Kriege zu benutzen, der gleich dem lombardischen Kriege Frankreichs Grenzen erweitern sollte. Da starb plötzlich am 15. November König Friedrich VII. von Dänemark als der letzte seines Geschlechts. Ihm folgte in Copenhagen, dem Londoner Protocoll von 1852 gemäß, der s. g. Protocollprinz von Glücksburg als Christian IX. Dagegen sprach der junge Herzog Friedrich von Augustenburg sein unzweifelhaftes Erbrecht auf Holstein und Schleswig an, umsomehr als die Großmächte nichts hatten versprechen können, was ihnen nicht gehörte, als ferner der deutsche Bund jenes

Protocoll nicht unterzeichnet, Dänemark aber alle Bedingungen, an welche Oesterreich und Preußen am 26. Dezember 1852 ihre Einwilligung in das Erbrecht des Glücksburgers knüpften, unerfüllt gelassen hatte. Auch der neue König, von den Ultradänen gedrängt, unterzeichnete schon am 18. November die vom verstorbenen König noch nicht unterzeichnete neue Verfassung der dänischen Gesammtmonarchie, womit die alten Rechte der deutschen Herzogthümer mit einem Federstrich vernichtet waren.

Dieser Rechtsbruch veranlaßte eine ungeheure Aufregung in ganz Deutschland. In allen Kammern, in zahllosen Volksversammlungen und schnell sich bildenden Vereinen für Schleswig-Holstein wurden theils die deutschen Regierungen stürmisch an ihre Pflicht gegen Deutschland gemahnt, theils Gelder für den rechtmäßigen Herzog jener Länder gesammelt. Die Mittelstaaten gaben dieser nationalen Begeisterung nach. Auch Oesterreich und Preußen hätten es ohne Gewissensscrupel thun können, weil das Londoner Protocoll von 1852 sie in der That rechtlich nicht mehr band und weil sie ein anderes, ebenfalls von ihnen unterzeichnetes, das Recht der bayrischen Dynastie auf den griechischen Thron feststellendes Protocoll ohne Anstand hatten fallen lassen. Ueberdies schien Oesterreich kurz vorher auf der Fürstenversammlung in Frankfurt a. M. sein Interesse mit dem der gesammten deutschen Nation feierlich identificirt zu haben. Nun aber hielt es plötzlich zurück, zeigte sich keineswegs geneigt, seine bisherige dänenfreundliche Politik aufzugeben, und wollte auch Preußen mit der deutschen Bewegungspartei, in der die Feinde seiner dermaligen Regierung am thätigsten waren, nichts gemein haben. Daher die unerwartet rasche Verständigung der beiden deutschen Großmächte, die im Widerspruch mit den Mittelstaaten und dem laut ausgesprochenen deutschen Nationalwillen an dem Protocoll von 1852 festhielten, demgemäß die Erbberechtigung des König Christian in Schleswig-Holstein voraussetzten und einzig und allein das verfassungsmäßige Recht der zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthümer Holstein und Lauenburg auch noch unter der neuen dänischen Dynastie gewahrt wissen wollten. In diesem Sinn

trugen ſie beim Bundestag auf eine Execution in den beiden genannten Herzogthümern an, und der Gegenantrag der Mittelſtaaten, bis zur Entſcheidung der Erbrechtsfrage nicht nur Holſtein und Lauenburg, ſondern auch Schleswig zu occupiren, fiel durch, am 7. Dezember. Um dieſe Execution zu verhüten, nahm Chriſtian das Patent vom 30. März zurück, was jedoch nicht genügte.

England benahm ſich höhniſch und drohend gegen Deutſchland, als ob wir uns alles von ihm müßten gefallen laſſen, wie die Vertreibung des rechtmäßigen deutſchen Königs Otto aus Athen, ſo die Verwerfung des rechtmäßigen deutſchen Friedrich in Schleswig-Holſtein. Gleichzeitig aber verwarf England den von Napoleon III. vorgeſchlagenen Congreß, während die andern Großmächte ihre Theilnahme nicht verweigerten und nur eine vorangehende Verſtändigung über das Programm deſſelben verlangten. Das erweckte bei Napoleon eine tiefe Mißſtimmung gegen England und ſeine Preſſe fand, was die deutſche Nation an der Schley verlange, nicht unbillig, ja es hieß „eine Blamage Deutſchlands in dieſer Angelegenheit werde in den Tuilerien mehr gefürchtet als gehofft.“ Rußland dagegen erklärte ſich mit Oeſterreich und Preußen ganz einverſtanden.

Hier reißt uns der Faden der vaterländiſchen Geſchichte ab. Wenn man erwägt, wie feurig gerade die reindeutſchen Stämme für das Intereſſe und die Ehre der Nation an der Schley eintreten, während die mit ſlaviſchen Elementen gemiſchten Großſtaaten ſich verſagen, kann niemand die welthiſtoriſche Bedeutung der gegenwärtigen Bewegung im Volke verkennen. In dieſen reindeutſchen Stämmen glüht und pocht das noch lebendige Herz der ſeit Jahrhunderten zerriſſenen, betrogenen, verrathenen und immer aufs neue verkauften Nation.

Elftes Buch.

Englands erdumfaſſender Wirkungskreis.

1.

Afrika.

England blieb die bedeutendſte Colonialmacht auf Erden. Nachdem es im Weſten den größten Theil ſeiner amerikaniſchen Colonien verloren hatte, erweiterte es um ſo mehr im Oſten die in Afrika, Auſtralien und Aſien, denn es benutzte die Wirren in Europa während der franzöſiſchen Revolution, um den Holländern das Cap und Ceylon zu entreißen, während es ſeine eigenen Anſiedelungen in Neuholland und Neuſeeland verſtärkte und in Oſtindien immer mehr eroberte. Seine Marine blieb die vorherrſchende auf allen Meeren. Die Wichtigkeit ſeiner Stimme auf den europäiſchen Congreſſen verdankte es ſeiner Macht, dieſe ſeinem Reichthum und den Reichthum ſeinen Colonien und ſeinem Colonialhandel.

Englands Flotte umleckte die Küſten der ganzen alten Welt.

Für die Erforſchung und Benutzung Afrikas that es mehr als je zuvor die Portugieſen. Kühne, meiſt engliſche und deutſche Reiſende haben den Nil, den Senegal, den Niger aufwärts geforſcht. Man iſt bis in die Mitte des nordweſtlichen Afrika zu der großen Handelsſtadt Timbuctu und zu dem öſtlich von ihr abgelegenen

Tsadsee vorgedrungen und hat noch in jüngster Zeit nicht sehr weit von der Ostküste (Zanzibar) im südlichen Afrika den noch viel größern Binnensee Uniamesso entdeckt, dazu ein Hochland von Abyssinien aus, ins Innere sich erstreckend, und wieder ein Gebirge, das sich gegen die Westküste (Guinea) senkt. Aber außer einigen größeren, aus konischen Hütten gebauten Negerstädten, in denen ein halbnacktes Volk einem lächerlich geputzten König Sklavendienste leistet, hat man keine Culturzeichen gefunden. Nicht einmal große Reiche. Die Neger sind in unzählige kleine Königreiche getheilt. Ueberall herrscht Sklaverei.

Die Civilisirung und Christianisirung der schwarzen Race in Afrika hätte eigentlich von Abyssinien (Habesch) ausgehen sollen. Aber nirgend anderswo ist das Christenthum so tief herabgesunken, wie hier. Der Klerus ist habgierig, intrigant und unwissend, der Gottesdienst ein halbheidnischer Bildercultus. Das Volk lebt in bestialischer Roheit. Dem Schlachtvieh schneidet man die Stücke Fleisch vom lebendigen Leibe. Alle Kriegsgefangene werden der Mannheit beraubt, und diese als Siegeszeichen getragen. Den Thron besitzt der Kaiser (Negus) aus dem alten salomonischen Herrschergeschlecht, allein nur dem Namen nach, denn für ihn regieren die Ras (Statthalter). Aus Verräthereien, Ermordungen und Thronwechseln besteht die ganze abyssinische Geschichte. Wenn aber auch keine Nebenbuhler mit einander kämpfen, ist doch beständig Krieg im Lande, denn alljährlich ziehen die Ras mit Heeresmacht aus, um Steuern und Tribut gewaltsam einzutreiben oder Sklaven für den Verkauf zu rauben. Von außen aber stürmen jährlich die wilden Gallas ins Land, ein kraftvoller, trefflich berittener, noch nach altrömischer Art bewaffneter und mit der Toga bekleideter Negerstamm.

Zuletzt ist Abyssinien in zwei große Hälften getheilt worden, das nordwestliche Reich mit dem Negus von Gondar, der aber seine Gewalt an fünf Ras verloren hat, und das südliche Reich, Schoa genannt mit seinem eigenen Negus. Ras Ubje in Tigre begünstigte die Missionäre und Dr. Schimper ließ sich als Naturforscher in

ziehn. Dieſer Rückzug, durch ein ſchwieriges und durchſchnittenes Land, unter Verfolgung des Feindes, war einer der geſchickteſten, den man in der Kriegsgeſchichte kennt, und machte Moreau berühmt. Bonaparte jedoch ſpottete nur darüber und ſagte: es iſt ja doch nur ein Rückzug.

Während ſeine Nebenbuhler in Deutſchland alles verloren, gewann er alles in Italien. Im Auguſt drang der geſchickte General Wurmſer mit einem großen Heer durch die Alpen, um Mantua zu entſetzen. Da er ſich aber theilte, fiel Bonaparte mit ſeiner ganzen Macht in größter Schnelligkeit über die einzelnen öſterreichiſchen Corps her und ſchlug eins nach dem andern in der Nähe des großen Gardaſees, von wo Wurmſer aus den Alpen in die lombardiſche Ebne hinabrückte, das erſtemal bei Brescia und Caſtiglione am 3ten und 5ten Auguſt, das zweitemal bei Roveredo und Baſſano am 4ten und 9ten September. Wurmſer ward von den Bergen abgeſchnitten und mußte ſich mit einem Reſt von 16,000 Mann in das ausgehungerte Mantua werfen. Einem neuen öſterreichiſchen Heer unter Alvinzi ging es nicht beſſer. Bonaparte ſchlug es in der dreitägigen Schlacht bei Argoli, vom 15ten bis 19ten November, und nochmals bei Rivoli am 14ten Januar 1797. Da ſah ſich Wurmſer endlich gezwungen, Mantua zu übergeben.

Mit dem Beginn des Frühlinges drang nun Bonaparte mitten durch die Alpen gegen Wien ſelbſt vor. Zugleich griff auch Hoche wieder am Niederrhein an und Moreau am Oberrhein. Jener ſchlug die Oeſterreicher bei Neuwied, dieſer bei Diersheim. Bonapartes General Maſſena ſchlug ſie bei Tarvis im höchſten Gebirg, welches man den Sieg über den Wolken nannte, und unaufhaltſam rückte der große Bezwinger Italiens in Steyermark grade gegen Wien vor. Da er nun aber,

Tigre nieder. Bald aber fanden die Missionäre Schwierigkeiten, indem der einheimische Klerus sie für sehr überflüssige Eindringlinge erklärte. Nun erhob sich aber Kasa als genialer Reformator, unterwarf seit 1852 die andern Ras und ließ keinen Negus aus dem salomonischen Geschlecht mehr aufkommen, sondern sich selbst unter dem Namen Theodor I. als Negus krönen. Auch erfocht er glänzende Siege über die Gallas und schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, Abyssinien aus der Barbarei herauszureißen, denn schon hat er den Sklavenhandel verboten, für Hebung der Industrie gesorgt ꝛc. und nur die Missionäre entfernt, weil er in die abyssinische Kirche keine Zwietracht bringen lassen will.

In Schoa wurde das Reich nicht getheilt. Als die Engländer ihren Gesandten Harris 1841 zum erstenmal nach Schoa schickten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, fand derselbe den Negus Sahela Selasi in der Hauptstadt Ankobar mit Verstand und Kraft regieren, obgleich von Abschaffung der Sklaverei und rohesten Grausamkeit hier noch nicht die Rede war.

Im Süden der Gallas an der Ostküste Afrikas herrschen Araber unter dem Imam von Mascat, dessen Haupthandelsplatz Zanzibar wurde. Westwärts von Nubien und Abyssinien und südwärts von den Barbareskenstaaten beginnt die große Sandwüste Saharah. Hier ziehen von Oase zu Oase arabische Handelscarawanen, die Negerstämme aber haben meist den Islam angenommen. Unmittelbar südwärts von der Saharah erstreckt sich von Osten nach Westen das Flußgebiet des Senegal oder Senegambien, von vielen Negern bewohnt, aber für Europa noch nicht viel ausgebeutet, da nur wenig Civilisation von der französischen Colonie St. Louis an der Mündung des Senegal den Fluß aufwärts dringt. Die Stadt Timbuctu liegt schon ostwärts vom obern Lauf des Senegal. Südwärts davon erstreckt sich die Löwenküste (Sierra Leone). Weiter am Meere hin läuft die Gold- und Sklavenküste, oder das obere Guinea bis zur Insel Fernando Po an der Bai von Benin. Im Anfang des Jahrhunderts drangen die Ashantees aus dem Innern bis an die Goldküste vor, was die englisch-afrikanische Com-

pagnie bewog, eine Botschaft unter Bowdich an ihren König abzuschicken, 1817. Aber 1824 wurden die Engländer von ihnen überfallen und mußten auch nachher noch oft dort mit den wilden Stämmen kämpfen.

Von der Sklavenküste nicht weit entfernt im Innern des Landes liegt das merkwürdige Königreich Dahomey. Hier besteht die vollendetste Despotie auf dem ganzen Erdenrunde. Niemand gehört sich selbst, alle Einwohner sind Leibeigene des Königs, der sie nach Belieben tödtet und verkauft. Jeder Mann muß das Weib nehmen, das er ihm gibt, und die Kinder nimmt er wieder weg, damit sich keine Familiengruppen bilden. Des Königs Schlafgemach ist mit den Todtenschädeln seiner vornehmsten Feinde gepflastert. Den Palast und die Stadt zieren Pyramiden oder lange Reihen von Menschenköpfen. Bei jedem Fest läßt der König Menschen unter das Volk werfen, um zerrissen und gefressen zu werden. Jährlich besucht der König die Gräber seiner Väter, läßt unterwegs eine Menge Menschen köpfen, um auf Blut zu gehen und tränkt die Gräber selbst mit Menschenblut. 3000 Amazonen in silbernen Helmen bilden seine Garde und zugleich seinen Harem.

Im Königreich Benin wird der König als Gott angebetet. Von hier führt der Weg ins Innere Afrikas zum Tsadsee und zum Königreich Bornu, welches zum Islam bekehrt und einigermaßen civilisirt ist. 1830 machten die Brüder Lander eine Reise von Benin aus den großen Fluß Niger hinauf, dessen eigentliche Lage durch sie ermittelt wurde. Sie fanden eine Menge Negerreiche. — Die Congoneger in Niederguinea stehen seit langer Zeit unter dem Einfluß der Portugiesen, deren Königreich Angola noch besteht. In Vera Cruz, der Hauptstadt, sind Weiße und Neger sehr gemischt (die schwarzen Portugiesen) und herrscht große Ueppigkeit.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus hatten die Holländer das Capland colonisirt mit Bauern (Boers), welche starke Viehzucht treiben, um die am Cap zahlreich anhaltenden Schiffe mit Fleisch zu versehen. Die Boers hatten sich weit ausgebreitet und

die eingebornen Hottentotten (ein gutmüthiges Volk, nicht so schwarz wie die eigentlichen Neger) theils zur Flucht in die Wälder gezwungen, wo sie als wilde „Buschmänner" hausten, theils zu ihren Knechten gemacht. In den großen europäischen Revolutionskriegen nahmen die Engländer das Cap weg und suchten die mit ihnen unzufriedenen Boers durch die wilden Kaffern, die hinter den Hottentotten wohnten, im Zaume zu halten. Die Kaffern schlugen inzwischen selbst auf die Engländer los. Nun erklärten diese alle Hottentotten für frei. Das ging den Boers, die dadurch alle ihre Knechte verlieren sollten, ans Leben. Sie trotzten also und lieferten den Engländern und zugleich den Kaffern blutige Schlachten. Endlich seit 1834 begannen sie auszuwandern, unter schweren Kämpfen mit den Negern, und gründeten zuerst in Port Natal, dann unter ihrem klugen Führer Pretorius 1840 im Zulalande einen unabhängigen Freistaat. Aber von den Engländern verfolgt, zogen sie weiter ins Innere Afrikas und stifteten über dem Vaal die transvaalische Republik, die 1854 von den Engländern anerkannt wurde.

Ein sehr blutiger Krieg zwischen den Engländern und Kaffern entspann sich 1851 und hat sich von Zeit zu Zeit erneuert.

An der ganzen Westküste Afrikas wird seit mehreren Jahrhunderten von den Weißen Sklavenhandel nach Amerika getrieben. Je mehr man dort Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao ꝛc. produciren wollte, um so mehr schwarze Arbeiter brauchte man, weil sie das heiße Klima besser ertragen, und führte sie schaarenweise aus Afrika nach den westindischen Inseln (Antillen) und nach den V. Staaten. Die armen Negersklaven wurden mit Holzgabeln am Halse aneinander gebunden, um nicht fliehen zu können, und dann auf Schiffe wie Häringe zusammengepackt, um in ihrer neuen Heimath unter Peitschenhieben schwere Arbeit zu verrichten. Erst als England seine großen Colonien in Nordamerika verlor, erklärte es sich, angeblich aus Menschlichkeit, gegen den Sklavenhandel, schaffte ihn in seinen Colonien ab und erreichte, daß die europäischen Seestaaten dasselbe thaten. Sein Zweck aber war, die Freistaaten Amerikas durch die

Emancipation der Sklaven ihrer Arbeiter zu berauben, weil freie Neger nicht mehr arbeiten würden. Sobald ihm das gelingt, muß die Production der Colonialwaaren in Amerika abnehmen, dagegen die der englischen Colonien in Asien steigen. Es überwacht mit seinen Schiffen die Westküste Afrikas, um alle Sklavenschiffe wegzunehmen, doch wird der heimliche Sklavenhandel noch immer in großer Ausdehnung getrieben.

Ein Versuch, in Amerika selbst Negersklaven aufzukaufen und frei nach Afrika zurückzubringen, um dort unter ihren schwarzen Brüdern Christenthum und Civilisation auszubreiten, ist mißlungen, weil die schwarze Race zu niedrig steht. Die Freiheit hat sie nirgends gebessert. Sie können die Vormundschaft der Weißen nicht entbehren, nur sollte dieselbe milder und väterlicher seyn. Der 1823 von nordamerikanischen Abolitionisten an der Löwenküste von Afrika gegründete Freistaat Liberia ist unbedeutend geblieben, weil die Missionäre verschiedener Confessionen dort alles leiten wollten, aber immer uneins waren. Nach den neuesten Nachrichten zählt die Colonie nur 2000 bewaffnete Männer und die eingebornen Stämme umher sind so roh geblieben wie vorher.

2.

Neuholland und die Südseeinseln.

Wir verlassen nun Afrika, um der schwarzen Race weiter nach Osten nachzugehen. Schon unter Ludwig XV. wurde der Versuch einer französischen Niederlassung auf der Insel Madagaskar gemacht, aber immer wieder vereitelt durch das ungesunde Clima und durch den Widerstand der Eingebornen, zuletzt 1774 unter dem berühmten Grafen Benjowski.*) Auch die 1821 auf der kleinen

*) Ein polnischer Patriot, von den Russen gefangen und nach Sibirien geschleppt, entkam von dort mit unerhörter Kühnheit, indem er sich mit andern

Insel St. Maria gegründete Niederlassung starb bald wieder aus. Damals unterwarf König Radama Manjaka, aus dem Stamme der Covas, die übrigen Fürsten der großen Insel, starb aber frühe 1828, und seine Wittwe Ranavalo behauptete sich auf dem Thron. Im Jahre 1829 kam eine französische Flottille unter Gourbeyre, gründete das Fort Tintinque und schoß die Stadt Tamatawa zusammen, weil die Königin die Ansiedlung Fremder nicht dulden wollte, 11. October 1829, aber nach der Julirevolution gab die französische Regierung das schwer zu behauptende Fort freiwillig wieder auf. Die Königin verbot aufs strengste die Zulassung von Fremden, auch der Missionäre. Alle Christen wurden hingerichtet. Mit den Jahren wurde jedoch die Königin milder gesinnt und es gelang dem englischen Missionär Ellis, in ihrer Hauptstadt Antananarivo freundlich von ihr empfangen zu werden. Gegen ihn intriguirte der Franzose Lambert, aber die Franzosen wurden mehrmals ausgewiesen und 1857 in Folge einer Verschwörung gegen die Königin 2000 Eingeborne, die von ihnen zum Katholicismus bekehrt worden waren, hingerichtet. Endlich starb die alte Königin 1861 und ihr Sohn Radama II., der früher schon mit den Franzosen in Verbindung gestanden hatte, ließ sie wiederkommen und trat an Lambert sogar einen ergiebigen Küstenstrich ab. Das litten aber die Engländer nicht, Ellis verschwor sich mit den Howas gegen den König, ließ ihn und seine Anhänger umbringen (am 12. Mai 1863) und seine Wittwe Rabodo auf den Thron erheben. Diese vernichtete den mit Lambert eingegangenen Vertrag und bevorzugte wieder nur die Engländer.

Verfolgen wir die schwarze Race weiter über Afrika hinaus, so stoßen wir auf den meisten großen und kleinen Inseln Australiens auf die pechschwarzen und krausköpfigen Nigritier, als die Ur-

---

Verschworenen eines Schiffs bemächtigte. Da er mit französischer Hülfe Madagaskar nicht behaupten konnte, versuchte er es mit englischer, landete noch einmal 1785, wurde aber gleich im ersten Gefecht von den schwarzen Einwohnern erschlagen.

einwohner, denen jedoch in der Nähe Aſiens die edlere Race der Malaien übergeordnet erſcheint.

Der Welttheil Auſtralien oder Oceanien hat zum Mittelpunct die große Inſel Neuholland, welche ſeit 1606 von den Holländern entdeckt, aber erſt 1788 durch Verbrecher, die man aus England dahin ausführte, coloniſirt wurde. Vorher war das große weite und ebene Land nur von wenig zahlreichen und zerſtreuten Schwarzen bewohnt geweſen, die noch tiefer ſtehend als die dummſten Neger Afrikas, ohne Religion und Staat dahinlebten, die häßlichſten Menſchen der Erde, ſchwarz, mit thieriſchem Maul, dicken Bäuchen, dünnen Beinen ꝛc. Dieſen Karikaturen der Barbarei geſellten ſich nun die Auswürflinge der Cultur, der Abſchaum Englands zu. Die Engländer gaben dem Lande den neuen Namen Neu-Süd-Wales und gründeten die Stadt Sidney am öſtlichen Ufer; dieſe kleine Colonie kam aber gleich anfangs dem Hungertode nahe, da die Verbrecher den Boden noch nicht angebaut hatten. Nachher bemächtigten ſich die Offiziere und Soldaten, welche die Verbrecher überwachen ſollten, der Regierungsgewalt, machten allen Waarenverkauf, zumal den der geiſtigen Getränke, zu ihrem Monopol und übten Unzucht mit den Verbrecherinnen, obgleich man dieſe nur zu ihrer ſittlichen Beſſerung in die Colonien geſchickt hatte. Als endlich 1800 Gouverneur Bligh das ſoldatiſche Monopol aufhob, wurde er überfallen und abgeſetzt, Major Johnſon aber bekam die Gewalt und blieb ſogar ſtraflos. Dagegen empfing der neue Gouverneur Macquarie ſeit 1809 Vollmachten und Mittel, um die Colonie in blühenden Wohlſtand zu verſetzen. Da man die langgeſtreckten Waiden des Landes nicht blos für die Rindvieh-, ſondern auch insbeſondere für die Schafzucht zuträglich fand und die Miſchung lang- und dickwolliger Schafe hier eine ganz vorzügliche Wolle erzeugte, ſo ließen ſich ſeit 1821 auch in immer wachſender Zahl freie Anſiedler aus Europa in Neuholland nieder. Im Jahr 1829 wurde im Weſten die Colonie am Schwanfluſſe (merkwürdig durch ſeine ſchwarzen Schwäne), 1836 Adelaide und 1839 Melbourne im Süden, 1838 Victoria im Norden von Neuholland gegründet. Im Innern des Welttheils fand man außer einem

Gebirge, deſſen höchſter Gipfel Mount Hotham nur 7500 Fuß hoch iſt, nur eine ebene waſſerleere Wüſte und mitten einen Salzſee, wahrſcheinlich ehemaliger Meeresboden, unterbrochen von einigen grünen, von blätterloſen Caſuarinen umbuſchten und von Känguruhs durchhüpften Oaſen.

Im Jahr 1851 wurde in der Nähe von Victoria Gold entdeckt und alles lief hin, um nach Gold zu graben, wie in Californien. Städte und Dörfer entleerten ſich, die Hirten ließen Rinder und Schafe im Stich, die Matroſen liefen von den Schiffen. Bald kamen lange Züge aus Europa und ſelbſt aus China nach, ſo daß man in der Provinz Victoria jetzt ſchon 50,000 Chineſen zählt. Das Gouvernement ließ ſich das Recht, nach Gold zu graben, abkaufen, die fremden Gräber wollten 1855 dieſe „Licenz" nicht mehr bezahlen und empörten ſich zu Bellarat, mußten ſich aber unterwerfen. Man bemerkte, daß der nordamerikaniſche Conſul den Inſurgentenführern ein Gaſtmahl gab. Auch wurde mit einer Unabhängigkeitserklärung gedroht, allein die Colonie kann ſich aus eigenen Mitteln noch nicht halten, wird ſich aber ſpäter doch losreißen. Denn alles in Neu-Süd-Wales neigt dem Yankeethum zu, die fabelhaft freche Preſſe, der Speculationsgeiſt, ſelbſt das Sectenweſen, denn Methodiſten und Baptiſten tummeln ſich dort nach Herzensluſt. Die Goldgräberei hat nach den letzten Nachrichten wieder abgenommen.

Oeſtlich von Neuholland liegt die kleine Inſel Norfolk, wohin England ſeine ſchwerſten Verbrecher bringen läßt, eine ſchauerliche Einſamkeit im Weltmeer. *)

Noch weiter entfernt in ſüdöſtlicher Richtung von Neuholland erſtreckt ſich die große Doppelinſel Neuſeeland, voll hoher ſchöner Gebirge und fruchtbarer Thäler, bewohnt von den Maoris, einem Malaienſtamm, der ſich am nackten Leibe mit vielen bunten Zeichen

*) So unerträglich, daß die Verbrecher häufig unter ſich ſelbſt einen Mord begehen, nur um nach Sidney als Thäter zur Hinrichtung, oder als Zeugen zum Verhör gebracht zu werden, nur um nicht mehr die Luft von Norfolk zu athmen.

tätowirt, kunstreiche Geräthe und Waffen verfertigt, und voll Energie und Tapferkeit ist, aber unter verschiedenen Häuptlingen stets uneinig sich unter einander bekämpft und jeden Feind, der in seine Hände fällt, auffrißt. Schon viele Schiffsmannschaften, die an der Küste Neuseelands gestrandet waren, haben dies Schicksal getheilt. Erst 1814 gelang es dem englischen Missionär Keedall, sich das Vertrauen des Häuptlings Schangi zu erwerben und auf der Insel zu bleiben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich, um der Bekehrung Bahn zu brechen, schlechter Mittel bedient habe. Er verschaffte nämlich dem Häuptling Schießwaffen, mittelst deren er seinen Nebenbuhlern überlegen wurde und ganze Stämme ausrottete, um die Alleinherrschaft zu erobern. Zwar fiel Schangi 1828 im Kampf gegen die zur Verzweiflung gebrachten Eingebornen; aber auch die Sieger ließen sich von den Missionären Schießwaffen geben und verkauften ihnen dafür Land zu Ansiedlungen. Einzelne Missionäre erwarben sich 40—50,000 Acker Landes und trieben Handel damit an einwandernde Europäer. Weil aber die Einwanderer selbst von den Missionären übervortheilt wurden, bildete sich eine Neuseelands-Association in England und trat den Missionären entgegen. Beide Parteien überhäuften sich mit Vorwürfen. Die Missionäre klagten, die neuen Einwanderer verdürben die Sitten der neubekehrten Ureinwohner. Endlich mußten sich Regierung und Parlament darein legen, die Insel 1840 förmlich in Besitz nehmen und eine eigene Verwaltung einsetzen. Capt. William Hobson schloß am 5. Febr. mit allen Häuptlingen der Insel den Abtretungsvertrag und nahm am 21. Mai feierlich Besitz. Nach neuern Nachrichten sind von der früher viel zahlreichern Bevölkerung der Eingebornen noch 120,000 übrig, denen jedoch nur ein Zehntel des Bodens reservirt ist, während die auf beiden Inseln angesiedelten Engländer neun Zehntel ansprechen. Wegen Uebervortheilung und Mißhandlung durch die weißen Einwanderer haben sich die Maoris noch in neuester Zeit unter ihrem Häuptling Wirimu empört und noch 1863 war der Kampf nicht beendet.

Unter den im stillen Ocean zerstreuten Inselgruppen sind die

Gesellschafts- und die Sandwichsinseln die wichtigsten als Stationen auf dem weiten Wege zwischen Asien und Amerika und wegen ihrer Bevölkerungen. Die größte der Gesellschaftsinseln, Otaheiti (oder Tahiti), wurde 1606 von einem spanischen Schiffe entdeckt, jedoch erst 1769 von dem englischen Capt. Cook besucht und genauer erforscht. Cook fand hier eine edle malaische Race von kindlicher Liebenswürdigkeit, und weil damals in Europa alles für die Rousseauschen Ideale des Natürlichen schwärmte, so wurde auch das paradiesische Leben der noch unverdorbenen Menschheit auf Otaheiti ein Lieblingsthema europäischer Enthusiasten und Dichter. Inzwischen hatten diese Naturkinder doch auch Unarten an sich und pflegten einen groben, zum Theil grausamen Götzendienst. Deshalb sorgte man alsbald von England aus für Missionäre. Aber die Orthodoxie und Scholastik der englischen Staatskirche paßte so wenig wie die europäische Civilisation und Arbeit zu dem fröhlichen Leichtsinne der nackten, unter Palmen und Brodfruchtbäumen an einen seligen Müßiggang gewöhnten Naturkinder. Daher die Bekehrung keine freiwillige war, sondern mit Strömen von Blut erzwungen wurde. König Pomare II. schlachtete sein heidnisches Volk und hetzte den Rest in die anglikanische Kirche, 1815. Nach seinem Tode regierte seine Wittwe Pomare, eine Riesin von Körper und gutmüthig, unter Vormundschaft des englischen Missionärs Pritschard, bis 1838 auch katholische Missionäre kamen und von französischen Schiffen beschützt wurden. Da fielen die Eingebornen aus der englischen Prüderie und Scheinheiligkeit plötzlich wieder in französische Ausgelassenheit und Lüderlichkeit. Ludwig Philipp hätte Otaheiti gerne behalten, aber England litt es nicht.

Auch die weiter nördlich gelegenen Sandwichsinseln waren 1778 von Cook besucht worden, den die kriegerischen Eingebornen erschlugen. Auch hier wurde im laufenden Jahrhundert das Heidenthum unter dem König Tamramra ausgerottet, der die englischen Missionäre walten ließ. England hätte die Inseln als Station auf dem Wege nach China gerne unterjocht, aber denselben Handelsweg

benutzend ſiedelten ſich ſo viele Nordamerikaner und Franzoſen dort an, daß alle Seemächte ſich vereinigten, die Inſeln für neutral zu erklären, 1855.

Sonſt hat ſich von irgend welthiſtoriſcher Bedeutung in Oceanien nichts ereignet. Sehr intereſſant aber iſt die Entdeckung, welche der engliſche Capt. Roß (der auch die Nordpolargegenden erforſchte) am Südpol machte. Indem er nämlich bis zu dieſem vorzudringen ſuchte, es aber des ewigen Eiſes wegen nicht vermochte, entdeckte er 1841 im 70. Grad ſüdlicher Breite und 172. öſtlicher Länge ein ausgedehntes Feſtland, welches er zu Ehren ſeiner Königin das Victorialand nannte, mit einem 12,400 Fuß hohen Vulcan und einem erloſchenen Krater nicht weit davon. Beide nannte er nach ſeinen zwei Schiffen, den erſten Erebus, den zweiten Terror.

3.

Oſtindien.

Das indobritiſche Reich nahm nach den unſterblichen Siegen Wellesleys (Lord Wellingtons) einen immer größern Umfang ein, denn es mußte, um das Gewonnene zu erhalten, immer weiter erobern. Noch gab es eine Menge indiſcher Fürſten, die ſich aber entweder von der Compagnie beſtechen ließen oder im Kampf gegen dieſelbe unterlagen, weil ſie immer unter einander ſelbſt uneins waren. Wir übergehen die Geſchichte der kleinen Kriege gegen die tapfern Gorkhas im Gebirge Himalaya 1813, gegen Nepal, gegen die wieder empörten Mahratten, 1814—17. Der Peiſchwa der Mahratten ergab ſich und wurde zu Cawnpur penſionirt, wo ſein Stiefſohn Nana Saib ſeine Penſion zu erben hoffte. Um dieſe Zeit entwickelte ſich in den ſumpfigen Niederungen des Ganges zum erſtenmal die Cholera, verheerte Indien und China und drang durch Sibirien nach Europa vor.

In Hinterindien hatten die Birmanen, nachdem ſie Pegu

die Alpen im Rücken und weit von Frankreich entfernt, sich tollkühn, mitten in Feindesland gewagt, so hätten ihn die Oesterreicher bei einiger Anstrengung und Zuversicht leicht abschneiden und fangen können. Seine Wunder in Italien hatten aber jedes Auge verblendet, und der Schrecken seines Namens entmuthigte jedes Herz. Der Kaiser schloß schon am 18ten April den Waffenstillstand von Leoben, und gab allen weitern Widerstand auf.

Kapitel CCCCLIV.

Der Frieden von Campo Formio.

Auf die Grundlage der Unterhandlungen von Leoben ward am 17ten October 1797 auf dem Landhause Campo Formio ein förmlicher Frieden geschlossen, der den Sieg der französischen Republik befestigte, und dem alten Europa eine andre Gestalt gab. Was Ludwig dem Vierzehnten in einer langjährigen Regierung nie vollkommen gelungen war, gelang dem General Bonaparte in einem kurzen Feldzuge. Was seit Jahrhunderten das eifrigste Bemühen der französischen Könige gewesen, vollendete jetzt das herrenlose Volk. Frankreich erhielt das Uebergewicht in Europa. Die Revolution veränderte seine Politik nicht, sie dehnte sie nur aus. Frankreichs Absicht blieb unter der Volksherrschaft wie unter den Königen das Streben nach Eroberung und Oberherrschaft in Europa. Die Volksregierung änderte nichts in diesem Plan, sie gab nur der Ausführung desselben einen größern Nachdruck. Die Revolution lieh den Franzosen Kräfte, welche den alten Königen zu ihren Planen gefehlt hatten, die aber jetzt demselben Plane dienten. Die einzige Verschiedenheit bestand darin, daß die Franzosen jetzt die von ihnen eroberten Länder unter dem Namen von Republiken der Volksherrschaft

unterjocht, ein großes Reich gegründet und waren der indobritiſchen Hauptſtadt Calcutta bedenklich nahe gekommen, indem ſie auch Aracan und Aſſam eroberten. Ihr König Ingſchemen hoffte durch ſeinen tapfern Feldherrn Maha Bandula auch die Engländer zu beſiegen. Ein engliſches Heer unter Campbell nahm 1824 Rangun und fuhr den Fluß Irawaddy hinauf, wurde aber durch ſtrömenden Regen in den Urwäldern, wie durch die tapfere Gegenwehr der Birmanen zur Umkehr gezwungen. Eben ſo zwei andere engliſche Corps, die ſich von Aſſam und Aracan aus mit ihm vereinigen ſollten. Erſt im folgenden Jahre drang er ſiegreich wieder bis zur Hauptſtadt Ava und erzwang einen Frieden, in welchem die Birmanen Aſſam und Aracan abtreten mußten. Um dieſe Zeit erwarb England von den Holländern die Halbinſel Malakka und den wichtigen Hafen von Singapore.

Nicht lange nachher ließ ſich der Gouverneur von Indien, Lord Auckland in einen gefährlichen Handel ein. Das hohe Alter des Sikhfürſten Runjet Sing und die Unruhen in Afghaniſtan verlockten ihn, dort zu interveniren und die Herrſchaft der Engländer bis nach Herat an die perſiſche Grenze hin auszudehnen, um hier dem ruſſiſchen Einfluß zuvorzukommen, der in Perſien ſehr thätig war. Der alte und einäugige Runjet hatte in ſeiner Hauptſtadt Lahore durch europäiſche Offiziere ſich eine treffliche Armee und beſonders eine furchtbare Artillerie geſchaffen und war den Engländern zugeneigt. Auckland kam mit ihm perſönlich zuſammen und verbündete ſich mit ihm gegen Afghaniſtan, 1838. In dieſem letzteren Lande lagen die Durani-Brüder mit einander im Kampf. Als der ſchönſte und geiſtvollſte unter ihnen, Doſt Muhamed, den Sieg errang, bekämpfte ihn Runjet Sing, und um ihn vollends zu vertreiben und ſeinen Bruder Schah Schudſchah an ſeine Stelle zu ſetzen, rüſtete Auckland ein großes Heer unter General Keane. Daſſelbe rückte 1839 ohne Widerſtand, weil viele Häuptlinge des Landes beſtochen worden waren, in Kabul, der Hauptſtadt Afghaniſtans ein und blieb daſelbſt, während Schudſchah nur die Stelle eines Schattenkönigs ſpielte. Doſt wurde gefangen und nach Indien geſchafft,

ſein Sohn Akbar blieb aber zurück und leitete eine große Verſchwörung gegen die Engländer ein. Wie ungern man dieſe Gäſte ſo tief in Aſien eindringen ſah, bewies der Oberſt Stoddard, der als Kundſchafter damals in Bokhara ermordet wurde. Die Engländer in Kabul glaubten ſich indeß ganz ſicher, ließen ihre Damen kommen, ergötzten ſich mit Pferderennen, Theater, Jagd und wurden plötzlich am 2. November 1841 von den Eingebornen überfallen. Elphinſtone, der nach Keanes Abgang commandirte, benahm ſich kopflos. Man unterhandelte um freien Abzug, Akbar aber brach den Vertrag und ließ die Abziehenden verfolgen, die auf dieſem ſchrecklichen Rückzug im rauhen Winter und rings von Feinden umdrängt, nach tapferer Gegenwehr alle zu Grunde gingen mit Ausnahme weniger Gefangenen, unter denen ſich die Damen befanden. Dieſe wurden von Akbar geſchont und gegen ſeinen Vater Doſt ausgeliefert. Ein neues engliſches Heer unter Pollock drang zwar noch einmal bis Kabul vor, nur um die Ehre der engliſchen Waffen zu retten, wurde aber zurückberufen und Afghaniſtan ſich ſelbſt überlaſſen, wo nach Schudſchahs Ermordung Doſt wieder Herr wurde. Dagegen entſchädigten ſich die Engländer durch die Unterwerfung von Sind (am Ausfluß des Indus), wo Charles Napier die wilden Häuptlinge der Belubſchen bändigte.

Mittlerweile war Runjet Sing geſtorben und die Ermordung ſeiner Söhne und die lüderliche Wirthſchaft ſeiner Wittwe boten den Engländern Gelegenheit, ſich auch hier zu Herrn aufzuwerfen. Die Sikhtruppen ſelbſt, durch Beuteluſt verlockt, begannen den Krieg 1845 und lieferten den Engländern vier äußerſt blutige Schlachten, bis die letztern unter General Gukh endlich Sieger blieben. Zwar empörten ſich die Sikhs noch einmal, diesmal von Doſt und Gholap Sing in Kaſchmir unterſtützt, allein ſie wurden nochmals beſiegt und ihrem Reich ein Ende gemacht, 1849. Auch die Schätze des alten Runjet fielen den Engländern in die Hände und ſein Diamant, der größte, den man kennt, der weltberühmte Kohinur (Lichtberg) wurde dem engliſchen Kronſchatz einverleibt, und bei der großen Induſtrieausſtellung in London 1851 jedermann gezeigt. Das Sikhland

blieb den Engländern, Doſt und Gholap aber wurden aus Politik geſchont.

Als Dalhouſi Gouverneur in Indien wurde, überwarf ſich Charles Napier mit ihm und kehrte nach Europa zurück, warf aber in ſeiner Abſchiedsrede den Offizieren ihren Uebermuth und Luxus vor und ſagte, daß großes Unglück bevorſtehe. Die Engländer waren, was man machtbeſoffen nennt, und erlaubten ſich jede Willkür. Ihre höhniſche Mißachtung der Birmanen in Rechtsſachen führte 1852 zu einem neuen Kriege mit Birma. Ihre Truppen unter General Godwin erlitten ſchwere Verluſte, aber eine Palaſtrevolution in Ava half ihnen, ſo daß der neue König ihnen im Frieden Pegu und einen großen Küſtenſtrich abtrat. Dalhouſi konnte nicht genug Länder annectiren. Er nahm Nagpur und Tanjore, deren Dynaſtien ausſtarben. Er nahm 1856 auch das Königreich Oude (Audh), indem er die Zwietracht der Hindu und Muhamedaner benutzte, um beide zu unterjochen und den ſchwachen König zu penſioniren.

Auf Dalhouſi folgte Canning, Sohn des berühmten Miniſters, als Gouverneur in Indien, die Erbitterung der Eingebornen brach aber jetzt erſt zu einer furchtbaren Revolution aus. Sie waren dazu berechtigt, denn nie wurden unſchuldige Völker von einem Eroberer mit größerer Argliſt, Habgier und Unbarmherzigkeit behandelt, ſelbſt nicht von den alten Römern. Die engliſchen Offiziere verhöhnten in ihrem Uebermuth die Religion der Eingebornen und pflegten Stücke Rindfleiſch unter die Hindu, denen die Rinder heilig ſind, und Schweinefleiſch unter die Muhamedaner, denen wie den Juden das Schwein verboten iſt, zu werfen. Auch fingen ſie an, die dunkelbraunen, aber freien und ſtolzen Inder Niggers zu nennen und wie Negerſklaven zu mißhandeln. Die indobritiſche Armee beſtand nur aus 10,000 Engländern neben 250,000 Sepoys oder Eingebornen, die nicht höher als bis zum Sergeanten avanciren konnten, mit Ausnahme weniger, die nach vollendetem ſechzigſten Jahre Capitän werden durften. Die engliſchen Offiziere lebten für ſich und ſchwelgten, ohne ſich um die Sepoys zu bekümmern, oder

behandelten dieſelben mit äußerſter Verachtung. Als ſie nun unter anderm befahlen, in den Patronen die Kugel mit Rinds- oder Schweinefett einzureiben, und fürchterliche Strafen über die Sepoys verhängten, die aus religiöſem Vorurtheil jenes Fett nicht gebrauchten, verſchworen ſich die Sepoys, dem ſchändlichen Regiment der Engländer überhaupt ein Ende zu machen.

Der Aufſtand begann am 9. Mai 1857 zu Mirut unfern von Delhi. Die wegen des Fettes verhafteten Soldaten wurden von ihren Kameraden befreit und alle engliſchen Offiziere, die nicht fliehen konnten, mit Weibern und Kindern getödtet. Zwei Tage ſpäter thaten die Sepoys in der großen Stadt Delhi daſſelbe und bemächtigten ſich reicher Armeevorräthe und mehrerer hundert Kanonen. Der hier noch vegetirende, ſchon 92jährige Großmogul Akbar wurde aus ſeinem Palaſt hervorgezogen und an die Spitze des Aufruhrs geſtellt. Gleichzeitig wurden faſt in allen Städten Bengalens die Engländer ermordet. Da rächte ſich jener Nana Saib, dem die Engländer das Erbe des Peiſchwa entzogen hatten, zu Kawnpur durch Ermordung von 400 Engländern, unter denen ſich 120 Weiber und Kinder befanden, welche nackt ausgezogen, abgeſchlachtet und in einen Brunnen geſtürzt wurden. Aber der Aufſtand blieb auf Bengalen und Oude beſchränkt. Die Sikhs und Gorkhas hielten zu den Engländern. In der Madras- und Bombay-Armee wurde die Inſurrection rechtzeitig unterdrückt. Dennoch war die Zahl der Engländer nur allzu gering und die Gefahr groß, aber ſie bewährten ihre nordiſche Racenkraft und unerſchrocken pflegten damals kleine engliſche Garniſonen im Angeſicht viel zahlreicherer Sepoybataillone die Rebellen aufzuhängen (das hieß auf nichts tanzen laſſen), oder vor die Kanonen zu binden und „wegzublaſen.“ Zu allem Unglück kam noch die Cholera, an der die engliſchen Generale, welche Delhi wieder zu nehmen ſuchten, einer nach dem andern ſtarben. So Anſon und Barnard. Erſt Wilſon erſtürmte am 14. September mit großem Verluſt, doch unwiderſtehlichem Muthe das tapfer vertheidigte Delhi, ließ den Großmogul verhaften,

deſſen unglückliche Söhne, Enkel und Vettern erſchießen, die Häuſer plündern und ſeine Soldaten jeden Muthwillen der Rache üben.

Unterdeß ſammelte General Havelock eine kleine Schaar, um Lucknow zu entſetzen, wo Lawrence mit der engliſchen Garniſon und mehr als hundert Frauen und Kindern ſich verzweiflungsvoll gegen eine ungeheure Uebermacht der Eingebornen unter Nana Saib wehrte. Havelock war ein frommer Mann und ſeine Soldaten beteten mit ihm, denn ſie gingen einem ſchweren, faſt hoffnungsloſen Kampfe entgegen. Man nannte ſie daher die Havelockheiligen. Sie brachen ſich unwiderſtehlich Bahn, drangen in Kawnpur ein, fanden die Leichen der hier Gemordeten und nahmen furchtbare Rache. Die Schotten ließen niemand leben, nicht Weib noch Kind. Havelock konnte nicht weiter vordringen, weil ihn zu viele Feinde umringten und ſein Häuflein noch durch die Cholera gelichtet wurde. Da holte ihn eine Verſtärkung unter General Outram ein und beide rückten vor Lucknow, wo eine fürchterliche Noth herrſchte. In der Citadelle eingeſchloſſen, in der größten Sommerhitze, aus ganz nahen Batterien Tag und Nacht beſchoſſen, zugleich von der Cholera heimgeſucht, unter dem Geſtank der Leichen, die man nicht entfernen konnte, wehrten ſich die Engländer hier, von ihren Weibern unterſtützt, mit beiſpielloſem Muthe den ganzen Sommer über. Da kam endlich, als ihre Erſchöpfung den höchſten Grad erreicht hatte und alles verloren ſchien, die Hülfe. Am 25. Sept. drangen Outram und Havelock mit nur 2800 Mann durch den 25,000 Mann ſtarken Feind mitten in die große Stadt ein, verloren 600 Mann, erreichten aber die Citadelle. Die erſte Freude wurde leider bald wieder getrübt, denn die Retter ſahen ſich mit den Geretteten zugleich eingeſperrt. Sie erkannten die Unmöglichkeit, ſich durchzuſchlagen, und ſetzten den gräßlichen Kampf Tag und Nacht fort. Da endlich am 14. November erſchien General Campbell mit 7000 Mann von Calcutta ausgeſendet vor Lucknow und jetzt erſt waren die Engländer ſtark genug, Lucknow verlaſſen zu können und ſich mit Weibern und Kindern glücklich zurückzuziehen. Havelock ſtarb an der Cholera, ſein Andenken wurde in England hochgeehrt.

Campbell ſchlug unterwegs die Rebellen von Gwallior, welche kurz vorher einem engliſchen Corps unter Windham eine Niederlage beigebracht hatten. Da nun Delhi bereits erobert war und 15,000 Sikhs, 20,000 Gorkhas den Engländern zu Hülfe zogen, wurden die zerſtreuten Rebellen nach und nach vollends überwältigt. Ihr letzter tapferer Führer war Tantia Topi, der durch Verrath gefangen und gehenkt wurde. Nana Saib entkam nach Nepal, aber ſeine Schätze wurden in einem Brunnen aufgefunden.

Die Engländer blieben Herrn, aber die oſtindiſche Compagnie wurde aufgelöst und die engliſche Regierung nahm die Verwaltung Indiens unmittelbar in die Hand, 1858. Den tapfern engliſchen Soldaten wurde mit Undank gelohnt. Mit der Aufhebung der oſtindiſchen Compagnie hörte ihre Dienſtpflicht auf und ſie wollten heim. Die Regierung hielt ſie aber zurück und als dennoch 5000 Mann nicht nachgaben, wurden ſie auf Schiffe gepackt und ſo ſchlecht gehalten, daß 600 unterwegs verſchmachteten und die übrigen als Bilder des Elends in Liverpool landeten. — Indien blieb ſeitdem ruhig, einzelne Zuckungen des unterdrückten Volkes abgerechnet. Damals entdeckten die Engländer im Norden Indiens an der Grenze von Tibet die höchſten Berge der Erde. Bisher hatte der Dawalaghiri dafür gegolten, dann der Kindſchindſchinga, nun fand man den noch höhern Daspang von 28,278 Fuß und den Gauriſanhar von 29,000 Fuß Höhe.

Wir werfen noch einen Blick auf die oſtindiſchen Inſeln. Das Zimmetland Ceylon, ſeit 1798 von Holland an England gekommen, hat an den Küſten eine ziemlich chineſiſche Phyſiognomie erhalten, weil die Engländer die chineſiſchen Bequemlichkeiten dem Klima angemeſſen finden. Im Innern der großen Inſel erhielt ſich noch bis 1815 ein buddhiſtiſches Königreich, wurde jedoch unterworfen. Auf der noch größern Inſel Borneo unterdrückten die Engländer 1846 die Seeräuber, gewannen 1849 das kohlenreiche Labuan und ſchlugen einen Aufſtand der chineſiſchen Coloniſten nieder. Doch iſt noch der größte Theil der Inſel unabhängig und wurde noch 1859 hier eine Anzahl Miſſionäre von den Eingebornen ermordet.

— Von Java aus machen die Holländer fortwährend kleine Eroberungen auf der nahen Insel Sumatra, deren merkwürdigstes Volk, die Battas, Verstand und sogar einige Bildung besitzen und doch noch Menschen fressen.

4.

China. Der Opiumkrieg.

Im chinesischen Reiche herrschten seit dem 17. Jahrhundert die Mantschu, deren mächtiger Kaiser Kanghi im Anfang des 18. den Jesuiten ihren frühern Einfluß nicht mehr gestattete, worauf sie unter seinem Sohn Jongtsching gänzlich vertrieben wurden. Der folgende Herrscher Kien-Long besaß große Geistesgaben, als ob es damals in Asien so wenig wie in Europa an Genies auf den Thronen fehlen sollte. Er bestieg den seinigen 1736. Obgleich als Mantschu noch ein grober Heide und Anhänger des Schamanismus, erkannte er doch die Macht des Buddhismus und glaubte ohne denselben mit den fanatischen Anhängern des Kon-fu-tse, welche zugleich die der vertriebenen Ming-Dynastie waren, nicht fertig werden zu können. Deshalb setzte er schon 1746 den Dalai Lama zu Tibet unter die Vormundschaft seiner Mandarinen und unterwarf 1753 das buddhistische Kalmukenreich der Bucharei, 1757 auch das muhamedanische Reich der Turkomannen in Kaschwar. Schwieriger waren seine Kämpfe mit Birma 1767. Das Heer, welches er dahin schickte, unterlag den Strapazen, ebenso eine Expedition nach Cochinchina. Am heißesten war der Kampf der Chinesen mit einem tapfern Gebirgsvolk an den Grenzen von Shetschuen. Während dieses Krieges erhob sich im Innern des Reiches selbst die große Partei, welche kirchlich dem System des Kon-fu-tse, politisch der alten Mingdynastie anhing und sich Pe-lien-kiao, Secte der weißen Wasserlilie (Nenuphar) nannte. Wongkong aber, den sie in der Provinz Schongtong als Gegenkaiser vom Stamme der Ming aufstellte, wurde von den

Mandschuren besiegt und verbrannte sich in seinem Hause. Eine Menge Hinrichtungen dämpften diesen gefährlichen Aufruhr. Unterdeß erfuhr der Kaiser, wie viel Willkür sich seine Mandarinen erlaubten, und strafte sie dadurch, daß er ihnen ihre gesammelten Schätze wegnahm. In Tibet aber hatten sie den armen Lama so gedrückt, daß dieser selbst nach Peking kam, den mächtigen Mantschu um Schutz anzuflehen, 1780. Diese Reise des buddhistischen Papstes zum weltlichen Kaiser entspricht vollkommen der fast gleichzeitigen Reise des römischen Papstes Pius VII. zum Kaiser Joseph. Wahrscheinlich war die Reise von Kien-Long befohlen, um die Buddhisten seines Reiches zu überzeugen, daß ihr Wohl allein von ihm abhinge. Der arme Dalai Lama starb in Peking an den Blattern, es fand sich aber bald ein neuer, mit dem der Kaiser in gutem Vernehmen blieb. Während der Abwesenheit des Lama waren die Gorkhas von Nepal aus in Tibet eingefallen und hatten den reichen Tempel von Lassa geplündert, Kien-Long schickte ihnen aber seine besten Truppen nach und ließ das Geraubte zurückholen. Später bekam er noch einige Rebellionen zu überwältigen, 1786 auf der Insel Formosa und 1790 in Shetschuen.

Mit Europa kam dieser mächtige Herrscher nur in geringe Berührung. Die alte portugiesische Handelsniederlassung auf Macao in der Nähe von Canton vegetirte noch fort, auch die Holländer trieben hier ihren Handel in der Stille, indem sie sich alle Erniedrigungen und Grobheiten der Chinesen gefallen ließen. Missionäre wurden nicht geduldet. Da sie sich noch von frühern Zeiten her trotz der Verbote einschlichen, erließ der Kaiser 1753 ein strenges Edict und ließ ohne Gnade alle Missionäre und chinesischen Christen hinrichten. Im Jahre 1742 kam das erste englische Kriegsschiff unter Admiral Anson nach China und imponirte den Chinesen sehr, da Anson weit entfernt war, sich so feig gegen sie zu benehmen, wie die Portugiesen und Holländer. Im Jahre 1779 kam der berühmte Weltumsegler Cook nach China, und seine Matrosen verkauften dort die Pelze, die sie aus Kamtschatka mitgebracht hatten, zu so hohen Preisen, daß die englische Speculation bald auf einen Pelzhandel aus den

amerikaniſchen Colonien nach China Bedacht nahm, und ſchon 1787 bildete ſich in Boſton eine Handelsgeſellſchaft zu dieſem Zweck. Man duldete den Handel in China, aber nur als Privatſache. Lord Macarthney kam 1793 als brittiſcher Botſchafter nach Peking, um einen Handelsvertrag abzuſchließen, wurde aber mit dem äußerſten Stolze abgefertigt.

Kien-Long ſtarb 1795 in hohem Alter. Obgleich ein Barbar, hatte er doch neben großer Thatkraft auch einen ſchlauen Verſtand, große Staatsweisheit und eine überraſchende Liebe zu den Wiſſenſchaften entwickelt. Er ließ eine Encyclopädie alles Wiſſenswerthen verfertigen und drucken, in nicht weniger als 168,000 Bänden. Er ſchrieb ſeine Selbſtbiographie und verſchiedene Gedichte auf die Theepflanze, auf die ſchöne Gegend von Mukden und auf die Eroberung des Kalmukenreichs. Sein Sohn und Nachfolger Kia-king war dagegen ein fauler und feiger Weichling, der alle ſeine männlichen Verwandten und alle Großen des Reichs, die ihm an Verſtand überlegen waren, ſogleich einkerkern ließ und unter Weibern und Comödianten ein nichtswürdiges Leben führte. Das ermuthigte die Secte der Waſſerlilie, ſich nochmals zu erheben 1796, und nun begann ein furchtbarer Kampf, der bis 1804 fortdauerte. Die Mantſchuren wurden anfangs beſiegt. Während eines heftigen Gewitters von den Inſurgenten überfallen, kam faſt ihr ganzes Heer um. Der neue kaiſerliche General Hot-ſchong-tong wetteiferte mit den Rebellen in der Plünderung der Provinzen, bis der Kaiſer ihm ſeine Schätze wegnehmen und ihn hinrichten ließ. Der Aufruhr wurde eigentlich nicht beſiegt, erſtickte aber von ſelbſt, indem das ganze Land erſchöpft war. Das Elend fraß die Secten auf, die es hervorgerufen hatte. In Peking ſelbſt brach eine Verſchwörung aus, die Mörder waren dem Kaiſer ganz nahe, als er gerettet wurde und tief erſchüttert das Gelübde that, künftig beſſer zu regieren.

Die Verwilderung der Chineſen unter dieſem Kaiſer war ſo groß, daß ſich eine zahlreiche Seeräuberbande bildete, welche das Blut der Mantſchu trank und ihr Fleiſch aß. Fanatiſche Chineſen, welche keinen Mantſchu leiden konnten, und da ſie ihrer auf dem

Lande nicht Meister wurden, nun auf der See lebten. Ihr Anführer Tsching-je ertrank im Meere, sein Weib Je aber übernahm nun den Oberbefehl und siegte über die Mantschuren. Da verliebte sich der junge Opotai in sie, obgleich sie älter war als er, und gerieth, als sie ihn stolz abwies, in solche Wuth, daß er einen Anhang sammelte, seine Geliebte in einer Seeschlacht überwand und zu den Kaiserlichen überging. Sie aber, jetzt zu schwach, machte gleichfalls mit den Kaiserlichen Frieden und privatisirte nachher noch lange in Canton, wo sie mit ihrem Galan Pao ein großes Spiel- und Freudenhaus hielt.

Im Jahre 1813 erhob sich die Wasserlilie noch einmal und sollte eine Palastrevolution den Kaiser beseitigen. Die Tapferkeit des Prinzen Tao-kuang verhinderte seine Ermordung. Die Liliarden wurden abermals besiegt und in ungeheurer Anzahl hingerichtet. Damals machte England einen neuen Versuch, mit China in Handelsverbindung zu treten, aber eben so vergebens. Lord Amherst, der Gesandte, der 1816 ins Land kam, wollte sich dem Ceremoniel, das man ihm vorschrieb (neunmal mit der Stirn auf den Fußboden zu stoßen) nicht unterwerfen und reiste wieder ab. Kia-king starb 1820. Ihm folgte Tao-kuang. Dieser liebenswürdige Fürst leerte den kaiserlichen Harem gänzlich aus, begnügte sich mit einer Frau, suchte so viel es möglich war, der Willkür der Mandarinen zu steuern, den Wohlstand wieder zu heben, begünstigte daher den Handel und übte Duldung gegen die fremden Kaufleute und Missionäre, die alsbald wieder nach China strömten. Eine große Empörung der Muhamedaner in der Bucharei unter Dschehangir besiegte nicht ohne viele Mühe sein General Tschangting. Dschehangir wurde in einem Käfig nach Peking gebracht, um dort in Stücke gehauen zu werden, 1828. Eine Empörung in Kaschwar wurde durch Bestechung der Häuptlinge unterdrückt. Ebenso mußte auch das Bergvolk der Jao, als es sich 1832 empörte, mit Geld abgefunden werden.

Mittlerweile waren die Engländer von Ostindien aus in immer lebhaftern Handelsverkehr mit China getreten. Der Thee, welcher

unterwarfen, während Ludwig XIV seine Eroberungen der königlichen Herrschaft unterwarf. Es waren aber unterworfne, eroberte Länder, jetzt wie damals.

Dieses Streben nach Oberherrschaft lag so tief in der Seele der stolzen Franzosen begründet, daß sie schon nach den ersten unbedeutenden Siegen an Eroberungen dachten. Bald aber kam Bonaparte ihren glänzendsten Erwartungen noch zuvor. Er bewies, daß er nicht nur auf den Schlachtfeldern allen ihren Generalen, sondern auch bei den Unterhandlungen allen ihren Politikern überlegen sei. Wie er allein den Sieg erkämpft, so verfuhr er auch eigenmächtig mit den Eroberungen, und alle seine Handlungen waren so sicher, rasch, viel umfassend und von einem so glänzenden Erfolg belohnt, daß Neid und Eifersucht seiner Nebenbuhler verstummen mußten, daß die französische Republik ihm nur Dank und Bewunderung zollte. Die großen Früchte seines Sieges waren das linke Rheinufer und Italien. Oesterreich war gezwungen, in die Abtretung nicht nur der Niederlande, sondern auch des ganzen linken Rheinufers einzuwilligen, was Preußen schon im Frieden zu Basel gethan. Dagegen versprach er Oesterreich wieder, wie man es Preußen versprochen hatte, Entschädigung in Deutschland selbst auf Kosten der kleinen Reichsstände. Die verwickelte Entschädigungssache sollte durch einen Congreß zu Rastadt entledigt werden. Hier ließ Frankreich, nachdem es das beste Theil der Beute in Sicherheit gebracht, über den Rest die Deutschen sich zanken, und durfte hoffen sie durch wechselseitigen Hader und Eifersucht noch mehr zu schwächen. Von Italien schlug Bonaparte nur Savoyen zu Frankreich, machte jedoch alles übrige von der französischen Republik abhängig. Er stiftete im westlichen Theil Oberitaliens anstatt der aufgehobnen Republik Genua die s. g. ligurische Republik,

allein in China wächst, war immer mehr in Europa zum Bedürfniß geworden, und die Engländer hatten das Mittel gefunden, ihn in ungeheuren Massen zu erwerben, ohne Silber dafür zahlen zu müssen. Englische Industrieartikel konnten in China, welches selbst die vollkommenste Industrie besitzt, nicht abgesetzt werden, also hätten die Engländer den Thee um Geld kaufen müssen, wenn sie nicht auf einem der Mohnpflege äußerst günstigen Boden Indiens den Mohnsaft, das süßberauschende Opium, der Chinesen höchste Wollust, erzeugt hätten, das sie sofort in Macao gegen den Thee austauschten. Dieser Handel hatte, obgleich die chinesische Regierung das Opium als ein entnervendes Gift aufs strengste verbot, doch durch eine unglaublich freche und öffentliche Schmuggelei bereits den größten Umfang gewonnen, und das Bedürfniß einer Aufsicht desselben von Seiten der ostindischen Compagnie wurde immer lebhafter empfunden. Da nun mit den Gesandtschaften bisher nichts auszurichten gewesen war, schickte die Compagnie ohne weiteres den Lord Napier als Oberaufseher des englischen Handels nach Canton, 1834. Die chinesischen Behörden erklärten ihm, er sey ein ungebetener Gast und solle gehen. Als er sich darum nicht kümmerte, schloß man ihn in seiner Wohnung ein, um ihn auszuhungern. Englische Schiffe kamen ihm zu Hülfe, von beiden Seiten wurde gefeuert, Napier aber war zu schwach, um sich länger zu behaupten, und kehrte nach Macao zurück, wo er starb. Ihn ersetzte 1836 Capitän Elliot, der unbekümmert um die chinesischen Behörden den Opiumschleichhandel im großartigsten Maßstabe leitete, und den dabei die halbe chinesische Bevölkerung unterstützte, weil sie beim Schmuggeln großen Gewinn hatte.

Der Kaiser war ein gewissenhafter und edler Mensch. Er hatte seinen geliebten ältesten Sohn in Folge des Opiumgenusses sterben sehen müssen. Das Opium entnervt zuerst den Leib und betäubt zuletzt den Geist. Seitdem es nicht blos von den Vornehmen und Reichen, sondern auch von den Massen genossen (in mancherlei Modeformen gegessen, getrunken und geraucht) wurde, bemerkte man eine auffallende Erschlaffung des Volkes, was sich am

deutlichſten bei den Recrutirungen zeigte. Von Entſetzen ergriffen über die Nachrichten, die ihm aus Canton zukamen, indem ihm das Geheimniß des ungeheuren Schleichhandels nach und nach immer deutlicher enthüllt wurde, befahl der rechtſchaffene Regent, alles anzuwenden, um China von der Peſt des Opiums und der Engländer zu befreien und erließ desfalls Edict über Edict. Weil aber der Theilhaber an dem verbotenen Handel allzuviele waren und ſie in den Gewäſſern von Canton alle Schliche kannten, ja die Mandarinen ſelbſt beſtochen waren, blieb es beim Alten und immer mehr engliſche Schiffe kamen an, von denen keines heimkehrte, ohne ſein Opium abgeladen, um reichlichen Preis verkauft und den armen Kaiſer von China ausgelacht zu haben.

Um endlich das Uebel mit der Wurzel auszurotten, ſandte der Kaiſer den energiſchen Gouverneur Lin nach Canton, 1839. Dieſer Ehrenmann unterſagte den Gebrauch des Opiums bei Todesſtrafe, ließ alle Häuſer nach Opium durchſuchen, alles gefundene vernichten, alle Schuldigen hinrichten und theilte das Volk in je 10, 100, 1000, die einander gegenſeitig überwachen mußten, um den Gebrauch des Opiums zu verhüten. Allein das Volk war bereits ſo ſittlich verdorben und argliſtig, daß es die Schuldigen verbergen half und Unſchuldige, denen man heimlich Opium ins Haus legte, der Strafe überlieferte. Das Wichtigſte war, die Schiffsladungen zu controliren, aber da ließ ſich der Betrug noch weniger überwinden. Die Unterſuchungsbeamten ſelbſt verkauften das Opium aus den confiscirten Kiſten und ließen dieſelben mit Steinen füllen. Elliot wurde in Canton feſtgehalten, bis er die 20,283 Opiumkiſten, die auf engliſchen Schiffen angelangt waren, ausgeliefert haben würde. Er lieferte ſie wirklich aus, kam aber weniger dabei zu kurz, als wenn er ſie nach Indien zurückgeſchickt hätte, denn mit Beihülfe der beſtochenen Beamten wurde das meiſte Opium doch auf die Seite geſchafft und um ſo beſſer verwerthet, als der Preis deſſelben unter der Verfolgung ungeheuer geſtiegen war. Was übrig blieb oder wenigſtens für Opium ausgegeben wurde, ließ Lin mit Kalk vermiſcht ins Meer laufen. Damit war aber der Handel nicht be-

endigt, ſondern kam vielmehr in neuen Schwung, denn der hohe Preis lockte immer mehr Verkäufer aus Indien herbei und ehe Lin nur erfahren konnte, es ſey wieder ein Opiumſchiff angekommen, war daſſelbe ſchon von den Schmugglern ausgeleert und wieder auf dem Rückwege. Die fremden Matroſen, immer in großer Zahl anweſend, erwieſen den chineſiſchen Beamten keinen Reſpect und dem chineſiſchen Volk überhaupt eine grenzenloſe Verachtung. Der Todſchlag eines Chineſen durch einen Yankeematroſen gab das Signal zu Feindſeligkeiten. Lin ließ nicht mit ſich ſcherzen und hoffte, eine chineſiſche Flotte unter dem Admiral Kuan werde hinreichen, die Engländer zu vertreiben, aber Elliot ſpottete ihrer und ließ die Junken, aus denen jene Flotte beſtand, zuſammenſchießen. Da warf ſich Lin jammernd auf die Erde, indem er erkannte, die Feinde ſeyen zur See unüberwindlich und durch die See ſtehe ihnen die Küſte immer offen. Lin wurde damals in den engliſchen Berichten auf alle Art verhöhnt als ein dummer Barbar und ſchmählicher Wütherich, und ſelbſt der berühmte Miſſionär Gützlaff entblödete ſich nicht, in dieſes Urtheil einzuſtimmen, da doch denen, welche den Chineſen die Wohlthat des Chriſtenthums bringen wollten, eine ganz andere Auffaſſung der Opiumfrage geziemt hätte. Leider war die chriſtliche Miſſion hier nur der Aushängeſchild des Opiumhandels.

Im Jahr 1840 erſchien Admiral Elliot, Vetter des Capitän, mit einer engliſchen Flotte und legte ſich zunächſt vor die Stadt Amoy, um hier ein Schreiben an den Kaiſer mit den engliſchen Forderungen abzugeben. Das Schreiben wurde nicht angenommen und Elliot fuhr, nachdem er auf die unſchuldige Stadt gefeuert hatte, davon, um die Inſel Tſchuſan zu beſetzen, von der alle Einwohner flohen, und von der er bald die Truppen wegen Hunger und Krankheiten wieder zurückziehen mußte. Als er hierauf keck an die Mündung des Peiho fuhr, nahe bei Peking, kam ihm vom Kaiſer geſandt der Mandarine Kiſchen entgegen, der ihn mit Unterhandlungen hinhielt. Unterdeß wurde der bedauernswürdige Lin abberufen und begradirt, wahrſcheinlich nicht in Ungnade, ſondern nur, um durch dieſe Conceſſion die Engländer auch ihrerſeits zur Nach-

giebigkeit zu ſtimmen. Als aber Capt. Elliot (der Admiral reiste heim und wurde durch Gough erſetzt) allzu lange mit Kiſchen nicht zu Stande kam, hielten die Engländer wieder eine Drohung für nöthig und zerſtörten mit dem furchtbaren Feuer ihrer Dampfer, indem ſie dicht an die Verſchanzungen der Chineſen am Ufer heranfuhren, die Forts Tſchuenpi und Taikokteu mit ungeheurem Verluſt der Chineſen, die ſich nicht ergeben wollten und freiwillig verbrannten oder ertranken. Kuan, ihr Admiral, baute an den Bocca Tigris vor Canton mit großer Energie neue Befeſtigungen, aber auch ſie wurden von den Engländern zerſtört und er ſelbſt fand hier, da er nicht weichen wollte, den Heldentod. Als der Kaiſer von dieſen Unglücksfällen unterrichtet wurde, ergrimmte er gegen Kiſchen, daß er nicht beſſer mit den Engländern fertig geworden war, und ließ ihn in Ketten nach Peking bringen. Den Engländern aber ſollte auf ewige Zeiten der Handel mit China verboten ſeyn. Da ſegelte Elliot mit dem feuerſpeienden Dampfſchiff Nemeſis bis vor Canton und erklärte ſeinerſeits volle Handelsfreiheit und unbeſchränkten Verkehr. Noch einmal rafften die Chineſen alle Kräfte zuſammen, angeführt von Jukien, und rüſteten furchtbare Brander, um die engliſche Flotte zu verbrennen. Ein engliſcher Capitän, der in ihre Hände fiel, wurde zum abſchreckenden Beiſpiel lebendig geſchunden. Am 17. Mai 1841 in der Nacht wurden die Brander ganz heimlich losgelaſſen, aber von den Engländern, obgleich dieſe vorher nichts davon geahnt hatten, geſchickt ab- und gegen die Forts und Schiffe der Chineſen zurückgetrieben, die nun in Feuer aufgingen. Die Dampfer unter Gough folgten und halfen alle Schanzen der Chineſen an beiden Ufern des Fluſſes vor Canton zerſtören. Aus den chineſiſchen Schiffen und Uferbefeſtigungen erbeuteten ſie nicht weniger als 1200 Kanonen. Am 24. wurde dieſe große Stadt ſelbſt angegriffen, aber ſchon am 27. ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Canton zahlte 6 Millionen Dollars Brandſchatzung und Elliot befahl den Rückzug.

Elliot wurde desavouirt wie Kiſchen, weil auch er von einer friedlichen Ausgleichung mehr gehofft hatte, als von dem fortwäh-

renden Blutvergießen. Der neu ankommende englische Admiral Parker hatte Befehl, die Feindseligkeiten fortzusetzen, bis die Chinesen sich allen englischen Forderungen fügen würden, und nahm am 27. August Amoy weg, wo die Chinesen wieder schreckliche Verluste erlitten und der tapfere Commandant Jen sich, als er alles verloren sah, ins Meer stürzte. Das gleiche Schicksal erlitt sodann die Insel Tschusan, auf der die Chinesen unterdeß mit ungeheuren Kosten neue Befestigungen angelegt hatten. Dagegen liefen die Chinesen aus Ningpo davon, als Parker dort ankam. Ein verzweifelter Versuch derselben, diese Stadt während des Winters zu nehmen, mißlang. Im Frühjahr 1842 hatte Parker noch Verstärkungen an sich gezogen und wagte auf dem Flusse Jan-tse-kiang ins Innere des reichbevölkerten China mitten hineinzufahren. Ueberall wehrten sich die Chinesen mit edler Aufopferung, so in der großen Handelsstadt Tschepu am 18. Mai, wo 300 Mantschuren sich in einem Tempel bis auf den Tod vertheidigten. Ebenso in Tschang-kiang-fu, wo die Einwohner ihre Weiber und Kinder ermordeten, damit sie nicht in die Hände der fremden Teufel fielen. Aber auch die Engländer erlitten in diesen Kämpfen beträchtlichen Verlust. Am 6. Juni kamen sie vor die weltberühmte Stadt Nanking, die zweite des Reichs. Nun gab der Kaiser nach und ließ, damit die herrliche Stadt nicht zerstört werde, mit Sir Henry Pottinger, dem englischen Bevollmächtigten, unterhandeln. Da kam am 29. August der Frieden zu Stande, in welchem China sich verpflichtete, 21 Millionen Dollars Kriegskosten zu zahlen, fünf Häfen dem Handel aller Nationen zu öffnen und die Insel Hongkong den Engländern abzutreten. Es blieb also mit dem Opiumhandel beim Alten. Die tiefe Immoralität von Seiten eines christlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks. Der Kaiser starb 1850 und ihm folgte sein Sohn Szi-hing, der den Namen Hien-fang annahm.

5.

Die Taiping. Engländer in Peking.

Um dieſe Zeit erhob ſich in China die neue Secte der Taiping, welche ſich Chriſten nannten und die Mantſchu nicht nur wie bisher als Fremde, ſondern auch als Heiden vertreiben und ein chriſtliches Reich gründen wollten. Ihre Erſcheinung erklärt ſich einfach, wenn man erwägt, wie ſehr die Europäer durch ihren überlegenen Geiſt den Chineſen imponirten. Bei den Europäern lernten ſie Mittel kennen, weit geeigneter als die der alten Waſſerlilie, um das Joch der Mantſchu zu brechen. Doch waren es ſicher nicht blos politiſche Motive, aus denen ſo viele Chineſen damals zu unſerer Bibel griffen. Der Inhalt des heil. Buches, welches Gützlaff ins Chineſiſche überſetzt hatte, machte den tiefſten Eindruck auf ihre Seelen. Auch unterſchieden ſie das h. Buch ſelbſt von den unheiligen Menſchen, die es ihnen brachten, und lernten daraus eine reinere Moral, als die der engliſchen Admirale. Deshalb gaben ſie ſich nicht zu Werkzeugen der engliſchen Argliſt her, ſondern verfuhren ganz ſelbſtändig. Anfangs wurden ſie von den Engländern gelobt, weil ſie zur allgemeinen Verwirrung im chineſiſchen Reiche beitrugen, ſobald ſie aber ſiegreich vordrangen und es ſchien, als ſeyen ſie ſtark und begeiſtert genug, um das ganze chineſiſche Reich zu verjüngen und neu zu kräftigen, kehrten ſich die Engländer alsbald feindlich gegen ſie und halfen dem geängſtigten Kaiſer der Heiden die Chriſten bekämpfen. Natürlicherweiſe legten es die Engländer nun auch darauf an, die Taiping zu verleumden, ihren religiöſen Aufſchwung lächerlich zu machen, ihre Größe zu verkleinern, ihnen allerlei Albernes anzudichten, oder das, was einige phantaſtiſche und ehrgeizige Anhänger der Sekte Ausſchweifendes erſannen, dem Stifter ſelbſt zur Laſt zu legen, während alle Nachrichten dahin übereinſtimmen, daß die Vorſicht des Stifters, den Glauben rein zu erhalten, nicht minder groß iſt, wie der Muth und das Glück, mit dem er bereits das halbe Reich erobert hat.

Der Stifter der Sekte, Hung-siu-tsiuen, war 1813 als Sohn eines armen Bauern geboren, studirte fleißig die Bibel und gründete am 3. April 1848 die neue Glaubensgenossenschaft als eine einfach christliche. Die hämischen Spöttereien, welche die Engländer auf ihn häuften, sind bereits als unberechtigt erkannt. Er gab sich nämlich für einen jüngeren Bruder Christi nicht aus Eitelkeit, sondern nur in dem Sinne aus, in welchem jeder Christ sich einen Bruder des Menschensohnes nennen darf. Ein Pinsel*) in der Form eines Kreuzes wurde das merkwürdige Symbol der neuen Religion. Der Zopf, das Kennzeichen der Mantschus, der den besiegten Chinesen nur aufgezwungen worden war, wurde abgeschafft und langes Haar die Auszeichnung der christlichen Insurgenten. Die Gebirge von Kwangsi gewährten ihnen Schlupfwinkel und von hier aus begann ihr bilderstürmerischer Zug durch alle Provinzen des Südens und der Mitte. Ueberall schlossen sich ihnen die Unzufriedenen an. Sie nannten sich die Taiping (Männer des allgemeinen Friedens). Hung-siu-tsiuen selbst aber nannte sich Tien-te, die himmlische Tugend. Am 8. März 1853 erschienen die Taiping vor Nanking, erstürmten die große Stadt, brachten dort eine Menge Menschen um und zerstörten unter anderm auch den berühmten Porzellanthurm, weil derselbe dem Buddha geweiht war. Hier ließ sich Tiente zum Kaiser ausrufen und ernannte neben sich die Vierfürsten 1) des Ostens, Yang-siu-tsing, 2) des Westens, Siao-tschao-hoei, 3) des Südens Fung-jun-san, 4) des Nordens, Wei-tsching. Auch schärfte er allen „langhaarigen Brüdern" die zehn Gebote und die Verehrung des Heilands ein, der für sie alle gestorben sey, und verkündete ihnen die ewige Seligkeit, wenn sie an Christum glaubten. Opium und Tabak, sowie alle geistigen Getränke wurden von ihm verboten, desgleichen der Unsittlichkeit und Armuth vorgebeugt. Wer in einer eroberten Stadt Frauen-

*) Die Chinesen bedienen sich statt der Feder zum Schreiben eines Pinsels, daher der Pinsel überhaupt die Schrift, Gelehrsamkeit und Weisheit bedeutet. Die Akademie der Wissenschaften in Peking heißt: der Pinselwald.

zimmer entehrte, wurde mit dem Tode bestraft. In Nanking mußten alle Weiber die Häuser, in denen sie bisher gewohnt hatten, verlassen und wurden alle Arme und Nothleidende in besondere Quartiere gebracht, aber sogleich gespeist und gekleidet. Die Weiber des ganzen Rebellenheeres wurden in Divisionen von je 13,000 eingetheilt und mußten kämpfen wie die Männer. Alle Gläubigen waren unter einander gleich, Priester gab es nicht.

Als die Taiping 1854 Schanghai und Amoy fast ohne Widerstand einnahmen, indem die Chinesen sich überall ihnen anschlossen, und nur die Mantschuren, Beamten und Heidenpriester erschlagen oder fortgejagt wurden, kamen sie auch in jenen durch den Frieden dem europäischen Handel gesicherten Häfen in Berührung mit den Engländern. Tiente bewilligte den europäischen Kaufleuten Schutzwachen und duldete ihren Handel, nur das Opium verbot er und verlangte, sie sollten ihm huldigen. Die Engländer lehnten die Zumuthung höflich ab, Tiente aber erließ im Herbst 1854 einen offenen Brief an sie, worin er ihnen ihre gottlose, unsittliche und völkerrechtwidrige Handlungsweise vorhielt und mit der Rache des Himmels drohte. — Auch Canton wurde von den Taiping bedroht, aber durch den neuen Gouverneur daselbst, den schrecklichen Yeh, vertheidigt, welcher die Einwohner, die zum Abfall neigten, in Masse hinrichten ließ. Man rechnete 30,000, noch andere sogar 70,000 Hinrichtungen. Auch Schanghai fiel den Kaiserlichen wieder in die Hände. Während Tiente in Nanking blieb, setzten seine siegreichen Heere über den gelben Fluß, um in den Norden einzudringen, erlitten aber hier ihre erste Niederlage, der noch andere folgten. Hier im Norden entwickelte die kaiserliche Partei der Mantschuren, Mandarinen und Bonzen eine unerwartete Energie, hier fand die Rebellion ihre Grenze. Daß der Aufruhr stockte, hatte seinen Grund zum Theil in der Uneinigkeit der Führer. Yang, der König des Ostens, war eifersüchtig auf Tiente und wollte ihm den Rang abgewinnen. Als er aber gar zu unverschämt wurde und auch durch sein üppiges Leben Anstoß gab, ließ ihn Tiente durch Wei, den König des Nordens, in seinem Palast überfallen und mit allem Lebendigen, was darin war,

niedermetzeln, nachher aber denſelben Wei, der ihm ebenfalls gefährlich ſchien, raſch hinrichten, 1856. So war er ſie beide los, die andern Könige waren auf dem Schlachtfelde gefallen. Tiente ernannte nur zwei neue, einen König der Ruhe und einen der Glückſeligkeit.

Jung Bahadur in Nepal benutzte die chineſiſche Rebellion, um mit ſeinen tapfern Gorkhas nochmals in Tibet einzufallen, dieſes reiche Bonzenland zu plündern und in Laſſa eine Beſatzung zurückzulaſſen, 1856.

Durch die Noth, in welcher der Kaiſer von China während der Rebellion ſchwebte, zur Selbſthülfe genöthigt, geberdeten ſich die Engländer in China wie die Gebieter und verachteten die Geſetze des Landes. Das ließ ſich aber Yeh in Canton nicht gefallen und als er einmal zwölf ſchuldige Chineſen, die auf einem engliſchen Schiffe Schutz gefunden, von dort wegholen ließ (8. Oct. 1856), kam es ſchon wieder zu Feindſeligkeiten. Admiral Seymour forderte von Yeh Genugthuung. Yeh trotzte, Seymour ſchmetterte die neuerrichteten Forts von Canton nieder und zerſtörte am 27. den Palaſt Yehs ſelbſt, wurde aber plötzlich zurückberufen. Erſt am 8. Nov. begannen die Engländer ein regelmäßiges Bombardement der Stadt und zerſtörten die Schiffe der Chineſen. Da bequemte ſich Yeh endlich, die zwölf Chineſen, die er von dem engliſchen Schiffe genommen hatte, wieder herauszugeben, wollte ſich jedoch zu keiner Entſchädigung verſtehen, und ließ am 14. Dezember alle fremden Factoreien bei Canton des Nachts in Brand ſtecken. — Um dieſe Zeit herrſchte auch unter den 80,000 Chineſen, die nach und nach in Singapore eingewandert waren, eine große Aufregung gegen die Engländer, deren in dieſer wichtigen Station nur 300 waren. Man hegte große Beſorgniſſe, der Platz werde verloren gehen, aber es glückte, die Bewegung niederzuhalten.

England rüſtete 1857 eine Expedition unter Lord Elgin aus, der ſich eine franzöſiſche unter Baron Gros anſchloß. Napoleon III. wollte den Engländern nicht ſowohl helfen, als ſie überwachen und ihren politiſchen Einfluß in China theilen. Die Engländer würden auch allein mit Canton fertig geworden ſeyn, mußten ſich aber die

franzöſiſchen Bundesgenoſſen gefallen laſſen, weil Palmerſton die Allianz mit Frankreich noch nicht entbehren konnte. Elgin hatte 6000, Gros 1000 Mann. Die ungeheure von einer dicken und 40 Fuß hohen Mauer umgebene Stadt Canton mit faſt einer Million Einwohner und Zuzügen vom Lande her hätte ſich ſo wenigen Feinden nicht ergeben ſollen. Gleichwohl blieb, als die Belagerung am 28. Dezember begann, die Vertheidigung ſo erbärmlich, daß Elgin und Gros ſchon am 31. Herren der Stadt waren und doch nur 20 Todte und 100 Verwundete eingebüßt hatten. Es war von Seiten der Chineſen nicht Feigheit, ſondern böſer Wille gegen den tyranniſchen Yeh, wenn ſie ſich nicht beſſer wehrten. Yeh ſelbſt wollte eben über eine Mauer entwiſchen, als ihn der engliſche Kapitän Key bei ſeinem Zopfe zurückriß und gefangen nahm. Die Engländer ſtaunten über die Körpergröße und das majeſtätiſche, aber abſchreckende Weſen dieſes Mandarinen, beſonders über ſeinen dicken Kopf und ſeine brutalen und ſchrecklichen Blicke. Er wurde nach Calcutta gebracht, wo er 1859 geſtorben iſt.

Elgin erhielt Befehl, mit ſeiner Flotte an die Mündung des Peiho zu ſegeln und entweder hier ſchon den Kaiſer von China ſo ſehr zu ſchrecken, daß er nachgebe, oder den Peiho hinaufzuſegeln und in Peking ſelbſt einzudringen. Baron Gros blieb hier wieder ſein Schatten. Der ruſſiſche Agent Putiatine ſtand in Verbindung mit dem Hof in Peking und bot demſelben den ruſſiſchen Schutz an unter der Bedingung, daß der Kaiſer keine Fremden in Peking zulaſſe, außer Ruſſen. Auch der amerikaniſche Agent Reed arbeitete dem engliſchen Intereſſe entgegen. Beide wurden von der chineſiſchen Regierung ſehr höflich und rückſichtsvoll behandelt und ſchloſſen gute Verträge mit ihr ab. Am 24. April 1858 langte die Flotte an der Mündung des Peiho an und Elgin und Gros ſchickten ihr Ultimatum nach Peking. Sie bekamen keine Antwort, ließen daher am 20. Mai die Forts an der Mündung des Peiho angreifen. Die Soldaten und Matroſen mußten, um die vom Kanonenfeuer zerrütteten Mauern zu erſtürmen, durch einen Sumpf waten, ließen ſich aber durch keine Hinderniſſe abſchrecken und nahmen alle Verſchan-

und im östlichen Theil statt des Herzogthums Mailand die cisalpiniſche Republik, wozu noch viele benachbarte Beſitzungen geſchlagen wurden, unter andern das Veltlin, das zu Graubündten gehörte. Dieſe Republiken waren nach dem Muſter der franzöſiſchen eingerichtet und ſtanden unter dem unmittelbaren Einfluß derſelben. Die übrigen kleinen Staaten Italiens mußten wenigſtens Frankreichs Macht ſich beugen. Von Venedig riß Bonaparte ein Stück weg und gab es zur Entſchädigung an Oeſterreich. Der Pabſt mußte den Frieden mit großen Summen erkaufen, und um dem Stolz der Franzoſen zu ſchmeicheln, ließ Bonaparte die koſtbarſten Kunſtwerke von ganz Italien ſich ausliefern und ſchmückte damit Paris. Dieſer große Mann nährte den ehrgeizigen Entwurf, ſich zum Herrn Frankreichs und dadurch Europa's zu machen. Bis zu ſeinem Feldzug in Italien führten die Franzoſen nur das Wort Freiheit im Munde, ſeitdem nannten ſie ſeinen Namen neben dem der Freiheit. Seine wunderähnlichen Thaten verdunkelten die frühern Ereigniſſe der Revolution. Aber noch ſchwärmte das frohe Volk im Rauſch der Freiheitsluſt, und würde Bonaparte eben ſo gehaßt und verfolgt haben, wie es ihn jetzt liebte und gleichſam auf den Händen trug, wenn er einen Angriff auf dieſe Freiheit gemacht hätte. Da nun Friede war, ſah er ſich zu einer tödtlichen Unthätigkeit verdammt, da der Lärm der Schlachten verſtummt war, galt der Bürger wieder mehr, als der Soldat, das Geſetz wieder mehr, als Bonaparte. Dieſer Friede war ſeinen Planen hinderlich und höchſt gefährlich, da kühne Volkshäupter ſchon ſeinen Ehrgeiz verdächtigten. Er feuerte daher die Republik zu einer Unternehmung an, die ihn den Augen des Neides und Verdachtes entrücken und durch neue Wunderthaten verherrlichen ſollte. Die Franzoſen waren damals zum Großen und Abentheuerlichen geſtimmt, und

zungen der Chineſen raſch und unter lautem Jubel ein. Jetzt erſt bequemte ſich der Kaiſer, eine Beſprechung zwiſchen Elgin und Gros einerſeits und einer chineſiſchen Geſandtſchaft in Tientſin zu bewilligen, wo ſie am 8. Juni begann. Hier kam nun am 7. Juli ein neuer Vertrag zu Stande, worin China den Engländern 2 Mill., den Franzoſen 1½ Mill. Pfund Sterling Entſchädigung, alle Handelsfreiheit und Schonung der Chriſten im Lande gewährte. Die Ratification ſollte erſt in Jahresfriſt erfolgen.

Lord Elgins Bruder, Bruce, zum engliſchen Geſandten in Peking ernannt, und de Bourboulon, franzöſiſcher Bevollmächtigter, ſegelten am 15. Juni 1859 von Shanghai ab, um in Peking die Verträge ratificiren zu laſſen. Am 18. kamen ſie an der Mündung des Peiho an, welche diesmal mit Bäumen, Ketten und Pfählen geſperrt war und deren früher zerſtörte Forts wiederhergeſtellt waren. Sie verlangten ſofort, man ſolle die Hinderniſſe wegräumen und ſie in den Peiho einlaufen laſſen. Ein Mandarin erſchien, um ihnen höflich zu bedeuten, ſie möchten zehn Meilen weiter nördlich landen, wo ihrer die vom Kaiſer ernannten Mandarinen harrten, um ſie nach Peking zu begleiten. Bruce jedoch achtete darauf nicht, denn er wollte wiſſen, ob und wie weit er auf dem Fluſſe gegen Peking vordringen könne. Eine Rückſicht auf das Recht der Chineſen zu nehmen, fiel den Engländern niemals ein. Als man ihnen daher den Fluß nicht öffnen zu dürfen wiederholt erklärt hatte, ſchritten ſie zur Gewalt, am 25. Diesmal aber wurden ſie mit einem ſo ſichern Feuer aus den verdeckten chineſiſchen Batterien empfangen, daß vier ihrer Kanonenböte in den Grund gebohrt, die andern ſehr verletzt wurden. Dennoch landeten ſie etwa 1300 Mann, welche die Forts ſtürmen ſollten, weil aber die Ebbe eingetreten war, im Schlamm ſtecken blieben und durch das immerwährende Feuer der Chineſen übel zugerichtet und mit Verluſt von 464 Todten und Verwundeten, als alle ihre Anſtrengungen nichts fruchteten und es ſchon Nacht geworden war, zur Flucht gezwungen wurden. Der Held, der die Chineſen hier befehligte, war Senvan. Die chineſiſche Regierung ließ nachher ihr Bedauern ausdrücken, der Vorfall ſey nicht

ihre Schuld, der Gesandte hätte der Einladung des Kaisers folgen und nicht eigenmächtig handeln sollen.

England und Frankreich mußten Rache nehmen, wenn sie nicht ihr ganzes Ansehen in Hinterasien einbüßen wollten. Elgin und Gros kehrten daher 1860 mit 10,000 Mann zurück, forcirten den Peiho und erstürmten die Forts, wobei sie 3—400 Mann verloren. Es war am 21. August und der Held des Tages der französische General Montauban. Oberhalb fanden sie den Peiho unvertheidigt, so daß sie ruhig ihr Lager vor der großen Hauptstadt Peking aufschlagen konnten. Die Stadt von wenigstens zwei Millionen Einwohnern verhielt sich neutral, wie früher Canton. Die Chinesen wollten für die Mantschu-Regierung kein Opfer bringen. Nur 20,000 echte Mantschu griffen das Lager an, wurden aber zurückgeschlagen. Weil einige vereinzelte Engländer von den Chinesen ermordet worden waren, befahl Elgin zur Strafe und zum abschreckenden Beispiel, den außerhalb der Hauptstadt liegenden kaiserlichen Sommerpalast zu plündern. Hier waren ungeheure Kostbarkeiten, namentlich auch Alterthümer aufbewahrt, die der barbarische Lord schonungslos theils rauben, theils zerstören ließ. Aus Peking selbst war der junge Kaiser entflohen und niemand dachte mehr an Widerstand. Da zog das Häuflein Europäer am 22. October wie mitten im Frieden in Peking ein und Elgin dictirte mit hochaufgerecktem Halse, kaum grüßend, dem schüchternen Prinzen Kong, Oheim des Kaisers, am 25. October, den neuen Vertrag, nach welchem der Kaiser wegen des vorjährigen Vorfalls am Peiho sein Bedauern ausdrücken, 60 Millionen Franken Kriegskosten zahlen, den Fluß offen halten und sich einen englischen Gesandten in Peking gefallen lassen sollte.

Der unglückliche Kaiser starb auf seiner Flucht und sein 16jähriger Bruder Kisiang bestieg den Thron unter Leitung seiner Mutter und seines Oheims, des oben genannten Prinzen Kong. Der letztere glaubte, sich um jeden Preis die Engländer befreunden zu müssen, um sich der wieder mächtiger vordringenden Taiping erwehren zu können, zumal da auch die Wasserlilie sich im Norden des Reichs

wieder regte. Er mußte deshalb den Hauptfeind der Engländer, den mächtigen Minister Sutschun enthaupten lassen. Etwas Näheres ist über diese Palastrevolution nicht bekannt geworden. Gewiß ist, daß die Engländer, als die Taiping Shanghai angriffen, den Mantschubehörden ausgiebigen Beistand leisteten und die Taiping nicht nur zurückschlugen, sondern denselben auch alles erdenkliche Schlimme nachsagten, was man sich hüten muß, als wahr anzunehmen. Sehr charakteristisch ist, daß der französische Oberst Burgevine förmlich zu den Taiping übertrat.

6.

Japan.

Die großen Inseln, welche das Kaiserthum Japan bilden, blieben seit der blutigen Christenverfolgung im 17ten Jahrhundert (vergl. Band VIII. S. 368) den Europäern unzugänglich. Nur den Holländern wurde in einem Hafen und immer nur mit einem Schiffe Handel zu treiben gestattet. Erst in jüngster Zeit ist Japan auch andern Nationen geöffnet worden und zwar durch die Nordamerikaner, welche 1853 eine Flotille unter Perry nach Jeddo, die Hauptstadt Japans, schickten, um den Siogun (Teikun) oder weltlichen Kaiser, zu einem Handelsvertrage zu zwingen. Die Yankee wollten hier wahrscheinlich das Beispiel nachahmen, welches die Engländer in China gegeben hatten, und hofften auf einen leichten Sieg über schwache Feinde. Casaduco, der damalige Siogun, gab nach und schloß einen Vertrag mit Perry, indem er überhaupt die Unmöglichkeit erkannte, das Land länger den großen Seemächten verschließen zu können. Auch scheint er in den Fremden eine Stütze gesucht zu haben gegen die einheimischen Parteien. Daraus erklärt sich sein Entgegenkommen gegen die Fremden in Japan selbst und die Absendung einer Gesandtschaft nach Nordamerika und an die europäischen Höfe. England schloß bereits 1854 und Rußland im folgenden Jahre einen Handelsvertrag mit ihm ab.

Inzwiſchen erhob ſich gegen die Fremden die mächtige Partei der Daimios oder kleinen Fürſten, welche wahrſcheinlich ihre ariſtokratiſche Gewalt zu verlieren fürchteten, wenn es dem Siogun gelänge, mit Hülfe fremder Waffen und Bildung zur Alleinherrſchaft zu gelangen. Deswegen wurde auch der Fanatismus des alten Heidenthums wieder aufgereizt und dem längſt penſionirten Daïri (geiſtlichen Kaiſer) in ſeiner Hauptſtadt Miako eine neue Bedeutung gegeben. Es hieß auf einmal, der Daïri allein habe zu befehlen. 1849 ſoll Caſaduco geſtorben und die Stellung des neuen Siogun gefährdet geweſen ſeyn. Zwar erlangte Preußen durch ſeinen Geſandten, Grafen Eulenburg, welcher 1860 nach Jeddo kam, noch einen Handelsvertrag, aber 1861 wurden mehrere Engländer vom japaneſiſchen Pöbel gröblich inſultirt und einer Namens Richardſon ermordet. England forderte Genugthuung, der Daïri verbot dieſelbe zu leiſten. Einer der Daimios, Salſuma, von dem die Mißhandlung der Engländer ausgegangen war, wurde des Siogun Meiſter und ließ ihn ſogar verhaften. Nun zerſtörten ihm die Engländer unter Admiral Kuter ſeine befeſtigte Stadt Kapoſima, erlitten aber ſelbſt dabei Verluſt, im Auguſt 1863.

In Cochinchina oder im Königreich Annam in Hinterindien, ſüdwärts von China, war die alte Dynaſtie im 18. Jahrhundert vertrieben worden. Ihr letzter Sprößling, Gia Long, kam mit franzöſiſchen Miſſionären 1787 nach Paris, wo man ihm Hülfe verſprach. Die Revolution kam dazwiſchen, er erhielt nur 20 franzöſiſche Offiziere, die ihm aber Kanonen goſſen und ſeine kleine Armee ſo gut herſtellten, daß er 1797 Cochinchina und 1802 das nördlich davon gelegene Tung-King eroberte. Beide vereint bilden das Königreich Annam. Gia Long handelte aber undankbar an den Franzoſen und ſchloß ſein Reich gegen alle Europäer und Miſſionäre ab. Sein Nachfolger Minh Menh ließ alle Miſſionäre, die dennoch ins Land kamen, grauſam hinrichten. Der dritte Nachfolger, Tudok, wiederholte dieſe Grauſamkeiten, worauf eine franzöſiſch-ſpaniſche Expedition unter Admiral Rigault 1858 abging, den König zu beſtrafen. Die Europäer litten indeß ſehr durch das

heiße Klima an der ungesunden Küste und erst 1862 erzwang der aus China heimkehrende Montauban einen Friedensvertrag. Der König des benachbarten Siam zeigte sich zugänglicher und schickte 1861 selbst eine Gesandtschaft nach London und Paris, um den Verkehr mit Europa zu fördern.

Eine der merkwürdigsten Folgen der nähern Verbindung Englands mit China war der Culihandel. Eine Menge armer Chinesen ließen sich freiwillig von den Engländern dingen, um in deren ostindischen Colonien zu arbeiten, da sie viel geschickter und fleißiger arbeiten, als die Neger. Speculative Engländer verführten die chinesischen Arbeiter bald auch nach Cuba, Peru und Californien mit großem Gewinn. Deshalb wurden nach und nach die Culis auch gepreßt, durch falsche Vorspiegelungen auf die Schiffe gelockt und wie Sklaven entführt. Ueber die grausame Behandlung derselben hörte man laut klagen. Ein englisches, nach Cuba bestimmtes Schiff „Gulnare" führte eine Menge Culis, welche gleich Negersklaven im Schiffsraum zusammengepreßt, sich empörten, aber von Flintenschüssen niedergeschmettert wurden, am 11. März 1857. Ein zweites Schiff „Carmen," nach Peru bestimmt, wurde von den verzweifelnden Culis in Brand gesteckt und alle kamen um. Hierauf erging von der Republik Peru aus ein Verbot der Culieinfuhr. — Auch freiwillig wanderten viele Chinesen aus, um auf den ostindischen Inseln, besonders in Singapore, auf Java und Ceylon, sich anzubauen und auf Neuholland und Californien Gold zu suchen.

Zwölftes Buch.

Amerika.

1.

Blüthezeit der nordamerikaniſchen Union.

Während Europa ſich in den Revolutionskriegen zerfleiſchte, genoß die junge Republik der Anglo-Amerikaner eine lange und gedeihliche Ruhe, die ihr eine um ſo raſchere Entwicklung gewährte, als ihr durch die Auswanderungen aus dem tieferſchütterten Europa immer neue Kräfte zuwuchſen.

Der berühmte General Waſhington hatte nach der Conſtitution von 1789 als erſter Präſident die Regierung der Vereinigten Staaten auf vier Jahre übernommen und wurde auch wieder für die nächſten vier Jahre gewählt. Die tiefe Ruhe des Lebens wurde damals nur durch einen Indianerkrieg unterbrochen. Doch leitete Waſhington mit großer Weisheit Unterhandlungen ein und bediente ſich dabei der ihm ſchon früher befreundeten „ſechs Nationen“ (Irokeſen, Huronen ꝛc.), welche weiter nördlich an den großen Seen wohnten. Auch ließ er ſich durch keine Lockungen Frankreichs bewegen, nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution gegen England mitzukämpfen, und verſchmähte die Verbrüderung der honnetten amerika-

Amerikaner ſowohl mit England als Frankreich unterſagte, bis jene Staaten ihre ſtrengen Maßregeln würden zurückgenommen haben. Napoleon war ſo klug, es 1810 zu thun. Der Noth und Verarmung in Europa entflohen damals viele Menſchen nach den V. Staaten, welche im Jahr 1789 kaum etwas mehr als drei Millionen Seelen gezählt hatten, jetzt aber durch Louiſiana und durch die ſtarke Einwanderung aus Europa vermehrt, im Jahr 1810 bereits über 7 Mill. Seelen zählten und fünf neue Staaten, Nordcarolina, Vermont, Kentucki, Tenneſſee, Ohio bildeten.

Durch die Ausbreitung der Weißen im Innern des Landes wurden aber die Wilden abermals tief aufgeregt. Ein Häuptling der Schawaneſen, Tecumſeh, leitete einen Bund aller Indianer ein, nicht ohne Zuthun engliſcher Agenten. Allein die Regierung erſtickte die Empörung im Keime. Die Engländer hatten amerikaniſche Matroſen gepreßt, amerikaniſche Schiffe durchſucht und nach und nach 900 derſelben, weil ſie für fremde Rechnung Handel trieben, confiscirt. Da nun keine Genugthuung erfolgte, rüſtete Amerika und erklärte 1812 an England den Krieg. Man ſchlug ſich anfangs nur an den canadiſchen Grenzen und zur See ohne Erfolg. Erſt 1814, als der große Krieg in Europa beendigt worden war, ſchickte England 14,000 Mann von Wellingtons berühmter Armee. Die Vorhut unter Riall lieferte den Amerikanern, welche General Scott befehligte, nahe am großen Waſſerfall des Niagara eine blutige Schlacht, in der auf jeder Seite 8—900 Mann fielen und das Geſchrei der Verwundeten vom Brauſen des Stromes übertönt wurde. Auch Scott war unter den Todten. Die Amerikaner hatten geſiegt, waren aber ſo geſchwächt, daß ſie das Schlachtfeld räumten. Nun erſchien das Gros der engliſchen Armee unter General Roß vor Washington, vertrieb die ſchwachen Milizen, rückte in die neue Stadt ein und ſteckte ſie in Brand, insbeſondere alle öffentlichen Gebäude, den Senatspalaſt, das Arſenal, ſogar die ſchöne Bibliothek, ein Vandalismus, der den tiefen Haß der Engländer gegen ihre abtrünnigen Brüder beurkundete. Ein furchtbares Gewitter vermehrte die Schrecken dieſes nächtlichen Brandes. Hierauf

dachten die Engländer auf ein großes Unternehmen gegen Louiſiana, wo die Angloamerikaner noch nicht recht feſten Fuß gefaßt hatten, und zogen unter Lord Cochrane vor New-Orleans, im Sept. 1814. Aber der amerikaniſche General Jackſon hatte eine lange Bruſtwehr von Baumwollballen aufwerfen laſſen, hinter der er ſeine Schützen verſteckt hielt, und ſo gute Poſitionen gewählt, daß die Engländer nicht ungeſtraft der Stadt nahe kommen konnten. General Packenham, der die engliſchen Landtruppen commandirte, wurde von einem ſo mörderiſchen Schützenfeuer empfangen, daß nach drei vergeblichen Verſuchen, die Schanzen zu erſtürmen, 2600 Engländer, unter ihnen Packenham ſelbſt und mit ihm die Generale Kean und Gibbs todt dahingeſtreckt lagen und der Reſt zurückwich. Die Amerikaner zählten nur 6 Todte.

Unterdeß war ſchon am 24. Dezember 1814 zu Gent der Frieden zwiſchen England und den V. Staaten unter Vermittlung der Großmächte abgeſchloſſen worden. Die Nachricht davon machte den Feindſeligkeiten ein Ende. Aber noch 1815 ſegelte eine amerikaniſche Flotte vor Algier und zwang den Dey zu einer Genugthuung wegen Seeräuberei.

In den folgenden Friedensjahren unter dem Präſidenten Monroe erweiterte ſich das Gebiet der V. Staaten durch das Zurückweichen vieler Indianerſtämme, welche ihre Sitze in der Nähe der Weißen ſich abkaufen ließen und nach Weſten zogen, und durch Civiliſirung derer, welche ſich der Regierung unterwarfen. Ferner durch fortgeſetzte Einwanderungen aus Europa und Gründung der neuen Staaten: Indiana (1816), Miſſiſippi (1817), Illinois (1818), Florida, durch Kauf von Spanien erworben (1819), Maine (1820), Miſſouri (1822), Alabama (1826). Im Jahre 1820 zählten die V. Staaten ſchon 9,600,000 Seelen.

Mitten im Frieden und Gedeihen traten aber damals zuerſt die Gegenſätze innerhalb der Union ſchärfer hervor. Die alte föderaliſtiſche oder ariſtokratiſche Partei hatte hauptſächlich ihre Stärke im Süden, wo der große Güter- und Sklavenbeſitz heimiſch iſt, die unioniſtiſche und demokratiſche Partei dagegen im Norden, wo es

nur kleinere Beſitzer, aber in deſto größerer Zahl, und keine Sklaven gab. Der eingewanderte Bürger und Bauer, der ſich redlich von ſeiner Hände Arbeit nährte, ſtolz auf ſeine Freiheit war und eine religiöſe Achtung vor der Freiheit überhaupt hegte, die vom Chriſtenthum wie von der Menſchenwürde unzertrennlich ſey, haßte die Sklaverei grundſätzlich, verbot ſie in einigen nördlichen Staaten ausdrücklich und bildete Antiſklaverei-Geſellſchaften. Der Norden verlangte auch hohe Schutzzölle zum Vortheil der nur in den nördlichen Provinzen gepflegten Induſtrie, der Süden aber proteſtirte dagegen und verſchaffte ſich durch die Nationalbank das Monopol im Geldverkehr, weshalb der zum Präſidenten gewählte General Jackſon die Bank aufhob. Dies führte eine erſte, bald vorübergehende Handelscriſis herbei.

Ein neuer Indianerkrieg 1832 wurde durch gütlichen Vertrag beendigt und viele Wilde verkauften wieder ihren Grund und Boden und zogen weiter weſtwärts. Andere wurden argliſtig trunken gemacht und dann verleitet, ähnliche Verträge zu unterzeichnen. Die Seminolen in Florida beſchwerten ſich deshalb, wurden aber in brutaler Weiſe unterdrückt. Auch die empörten Creeks wurden unterworfen und 1839 ein Vertrag abgeſchloſſen, in Folge deſſen zahlreiche Indianer ihr bisheriges Land den Yankees verkauften und nach Weſten wanderten, auch ſolche, die ſchon zum Chriſtenthum bekehrt und einigermaßen civiliſirt waren. Der Yankee wollte alle Rothhäute vertreiben oder ausrotten und das Land allein für ſich haben. Die fortgewanderten Stämme mußten nun wieder ihrerſeits die Stämme im Weſten, auf welche ſie ſtießen, ausrotten, um ſich in Beſitz ihres Landes zu ſetzen, und der Yankee ſah ſchadenfroh zu, wie die Rothhäute ſich maſſenhaft ſelber vertilgten.

Mittlerweile folgten aus Europa immer neue zahlreiche Einwanderungen, weil die Bevölkerungen, namentlich in Irland und Deutſchland, mit ihren Regierungen unzufrieden waren und Noth litten. So war die Einwohnerzahl der V. Staaten im Jahre 1840 bereits bis auf 17 Millionen angewachſen. Als neue Staaten traten in die Union Wisconſin 1835, Arkanſas und Michigan 1836.

beſonders die müßige Armee verlangte nach neuen Siegen und Ehren. Man beſchloß alſo einen Zug nach Aegypten, um von dort aus die aſiatiſchen Colonien der Engländer zu zerſtören, und dieſe alten Feinde Frankreichs, die auf der See unüberwindlich waren, zu Lande zu bezwingen. Bonaparte trat an die Spitze dieſes Zugs, ſchiffte ſich nach Aegypten ein und eroberte dieſes Land, indem er ſeinen Namen durch neue unſterbliche Siege verherrlichte, denen die weite Ferne und das alte mährchenhafte Land, in dem ſie verrichtet wurden, allen Zauber des Wundervollen lieh, 1798.

Mittlerweilen hielten die beſtürzten Deutſchen ihren Congreß zu Raſtadt. Die größern Mächte zankten ſich und wollten jede ſo reich als möglich entſchädigt werden, die kleinern klagten und jammerten, daß ſie die Beute werden ſollten. Man konnte ſich nicht vereinigen. Die Franzoſen dagegen giengen in ihrem Uebermuth immer weiter und benutzten die erſte günſtige Gelegenheit, ſich mitten im Frieden der Schweiz zu bemächtigen, da ihnen die Beſitzung dieſer großen natürlichen Feſtung bei ihren weitausſehenden Planen zu künftigen Eroberungen von der größten Wichtigkeit war. Wer die Alpen hat, kann Italien und Deutſchland zugleich beherrſchen. Während des langen Friedens hatten in den Städterepubliken der Schweiz die Patrizier das Uebergewicht erhalten und die ärmern Bürger und das Landvolk hart gedrückt. Es waren daher ſchon häufige Empörungen ausgebrochen, beſonders zu Bern, Freiburg, Genf, Zürich. Die franzöſiſche Revolution machte der unterdrückten Parthei, den ſogenannten Patrioten, Muth, und die Unruhen häuften ſich. Endlich riefen die Waadtländer Frankreich öffentlich um Schutz an gegen Bern, und ſogleich rückten franzöſiſche Truppen unter Schauenburg und Brune in der Schweiz ein. Die Berner wehrten ſich mit der alten

Im Jahre 1845 wurde Polk Präsident. Damals fanden es die V. Staaten für nöthig, sich des Rechts auf das ganze weite Westgebiet Nordamerikas bis zum stillen Ocean zu versichern. Dieses s. g. Oregon-Gebiet war bisher von Europäern unbewohnt und der Besitz desselben zwischen den V. Staaten und England unentschieden gewesen. Durch die Erwerbung des Oregongebiets drohte aber der Norden der Union ein geographisches und numerisches Uebergewicht zu erlangen, dem der Süden bald nicht mehr gewachsen seyn würde. Daher das eifrige Streben des Südens, sich in dem Maaße südwärts auszudehnen, wie der Norden westwärts. Daher auch die Unterwühlung und Bearbeitung der großen merikanischen Grenzprovinz Texas, um sie der Union einzuverleiben und dadurch die Stimmenzahl der Sklavenstaaten zu vermehren. Die Oregonfrage wurde zu Gunsten der V. Staaten entschieden, da die Engländer sich hüteten, mit Nordamerika in Krieg zu gerathen. Die Texasfrage endete eben so entschieden günstig für die V. Staaten. In Texas hatten sich unter der dünnen spanischen Bevölkerung schon viele Yankees niedergelassen, welche 1836 die merikanischen Behörden vertrieben und Anschluß an die V. Staaten forderten. Santa Anna wollte sie bezwingen, wurde aber von den Texanern unter General Houston geschlagen und gefangen. England gab sich vergebens Mühe, die Vereinigung zu hintertreiben. Meriko protestirte, aber am 29. Dezember 1845 besiegelte Polk die Einverleibung von Texas in die Union, nachdem der Congreß von Washington sie in beiden Häusern angenommen hatte. Eine vom Prinzen von Solms geleitete deutsche Auswanderung nach Texas litt große Noth durch ungesundes Clima und durch die Wilden.

Californien, die nördlichste Provinz Merikos am stillen Ocean, grenzte an das Oregongebiet, und auch hier hatten sich bereits unternehmende Angloamerikaner niedergelassen. Allein die Spanier drohten ihnen mit Ermordung und Niederbrennung ihrer Wohnungen. Da erschien im Mai 1846 der nordamerikanische Capitain Fremont, der im Namen seiner Regierung den passendsten Land-

weg von der Oſt- zur Weſtküſte der V. Staaten aufſuchen ſollte, mit einem bewaffneten Gefolge und wurde ſogleich von ſeinen bedrängten Landsleuten im Thal des Sacramento River um Hülfe angerufen. Er aber jagte den mexikaniſchen General Caſtro in die Flucht. Unterdeß war der Krieg zwiſchen den V. Staaten und Mexiko wegen Texas ausgebrochen und wurde ein amerikaniſches Corps unter Stockton nach Californien geſchickt, welches von den Vorgängen daſelbſt noch gar nichts wußte. Gewiſſermaßen ärgerlich, daß Californien ſchon erobert war, annexirte es die Regierung der V. Staaten, ſtellte aber den kühnen Fremont, weil er eigenmächtig gehandelt hatte, vor ein Kriegsgericht und entließ ihn aus dem Dienſte.

Der Krieg gegen Mexiko begann im Frühjahr 1846. Von Seiten der V. Staaten wurde General Taylor mit einer ſchnell zuſammengerafften Armee, bei der ſich beſonders viele Deutſche einfanden, an die Grenze geſchickt. Die Mexikaner ſchickten gleichfalls ein Heer unter General Paredes, der am 23. April den Krieg erklärte. Beide Heere lagen ſich bei Matamores an der Mündung des Rio Grande gegenüber. Taylor ſiegte und rückte allmählig vor. Unter die Spanier kam große Verwirrung, denn der früher aus Mexiko verbannte General Santa Anna kehrte zurück und wurde in Veracruz zum Präſidenten der Republik ausgerufen, während Paredes von ſeinen eigenen Leuten gefangen wurde, am 5. Auguſt. — Unterdeß hatte Oberſt Kearney die an Texas grenzende Provinz Neumexiko erobert und am 19. Auguſt den V. Staaten einverleibt, worauf er auch die Einverleibung Californiens, welche Fremont begonnen hatte, vollendete.

Im Winter ruhten die Waffen. Taylors Armee wurde geſchwächt, indem er einen Theil ſeiner Truppen dem ältern und ihm vorgeſetzten General Scott abgeben mußte, welcher mit 12,000 Mann das Fort von Veracruz, San Juan d'Ulloa, belagerte und am 29. März 1847 eroberte, nachdem es faſt ganz zuſammengeſchoſſen war und faſt 1000 Einwohner umgekommen waren. Inzwiſchen fiel Santa Anna über den geſchwächten Taylor bei Buen Viſta her, wurde aber am 22. und 23. Februar von ihm zurückge-

ſchlagen und wandte ſich plötzlich gegen Scott, der von Veracruz her nach der Hauptſtadt Meriko ſelbſt vorrückte, wurde aber auch von dieſem bei Sierra Gordo am 18. April aufs Haupt geſchlagen. Hierauf raſtete Scott den heißen Sommer über und rückte erſt am 17. Auguſt bis vor Meriko. Hier lieferte ihm Santa Anna noch eine Schlacht am 20. ohne Erfolg. Santa Anna bot einen Waffenſtillſtand an, brach ihn aber nachher ſelbſt, um ſich zu verſtärken. Scott griff wieder an und erſtürmte Meriko nach einem dreitägigen ſehr blutigen Kampfe, 12.—14. September. Santa Anna entkam mit ſchweren Wunden, General Bravo fiel. Die Mexikaner verloren 3000 Mann, darunter 1000 Einwohner, die den Soldaten aufs tapferſte ihre Stadt vertheidigen halfen und zu dieſem Zwecke viele Barrikaden aufgeworfen hatten. Allein die beſſere Tactik und Disciplin der nördlichen germaniſchen Race ſiegte hier über die blinde Wuth der ſüdlichen romaniſchen und Miſchlingsrace. Scott ſchätzte ſeinen Verluſt auf 1000 Mann.

Die Mexikaner hielten ſofort einen Congreß zu Queretaro ab unter dem neugewählten Präſidenten Anaya, welcher jeden weitern Widerſtand aufgab und mit dem amerikaniſchen Bevollmächtigten Triſt Frieden ſchloß. Mexico trat die Provinzen Texas, Neu-Meriko und Californien für immer an die Vereinigten Staaten ab und zahlte ihnen 15 Mill. Dollars Kriegskoſten.

Von den drei neuen Erwerbungen erlangte Californien die höchſte Bedeutung. Ein Schweizer nämlich, Sutter, hatte ſich in der Nähe von San Francisco, der Hauptſtadt Californiens, angeſiedelt (1839) und bald darauf zufällig auf ſeinem Grund und Boden Gold gefunden. Dieſer Fund elektriſirte ſofort die ganze Bevölkerung, man fand des Goldes mehr und nun wollte alles Gold graben. Die Nachricht verbreitete ſich ſchnell nach den Vereinigten Staaten, nach Europa, nach China, und von allen Seiten ſtrömten Goldgräber herbei, die ihr Glück in Californien verſuchen wollten. San Francisco, welches an den Mündungen mehrerer großen Flüſſe am ſtillen Ocean erbaut, eine herrliche Lage beſaß, aber noch 1848 nur 500 Einwohner gezählt hatte, wuchs binnen wenigen Jah-

ren zu einer großen Stadt empor, und zählte 1850 schon 30,000, 1853 schon 50,000 Einwohner. Die Zahl der Goldgräber aber belief sich schon 1850 auf 150,000, und die Goldfunde waren so ergiebig, daß man sie im Jahre 1852 zu 12, 1856 sogar zu mehr als 15 Mill. Pfund Sterling berechnete.

Der Zulauf von Goldgräbern erzeugte eine wunderliche Anarchie. Tausende von Menschen kamen an, aber ohne Geräthschaften. Da stieg der Werth einer Hacke oder Schaufel auf 75 Dollars. Es fehlte an Lebensmitteln, Kleidern, Wohnungen, aber Geld hatte man in Menge. Da wurden Kleinigkeiten zu den fabelhaftesten Preisen gekauft. Ganz Francisco brannte binnen wenigen Jahren dreimal ab und wurde doch immer schnell wieder aufgebaut. Die Zustände wurden aber immer anarchischer, je größer der Zulauf von fremden Abenteurern, armen, hungernden, habgierigen und zugleich energischen Menschen, die entschlossen waren, reich mit Gold beladen oder gar nicht heimzukehren. Viele, denen das Graben zu lästig wurde, schlugen andere todt, die schon viel Gold gewonnen hatten, oder errichteten Spielbanken und gewannen den einfältigen Goldgräbern ihre Schätze wieder ab. In dem einzigen Jahre 1855 zählte man in der Stadt 538 Morde, darunter aber 47 Lynchfälle, d. h. öffentliche Hinrichtungen, welche die ordnungsliebenden Einwohner an auf der That ertappten Verbrechern vollzogen. Die guten Bürger traten in einen Sicherheitsausschuß zusammen, setzten den unfähigen oder bestochenen Gouverneur ab und handhabten die Ordnung selbst. Indem die angloamerikanische Bevölkerung in St. Francisco sich rasch vermehrte, wurde sie sowohl der alten spanischen, wie der indianischen Meister und verfuhr gegen beide mit grausamer Härte.

Auch gegen England benahmen sich die Vereinigten Staaten sehr trotzig, schickten 1846 den englischen Gesandten Crompton fort, weil er sich in Werbeangelegenheiten gemischt hatte, besetzten die noch streitige Insel San Juan im Oregongebiet eigenmächtig und wußten wohl, England werde keinen Krieg mit ihnen anfangen wollen. Der Uebermuth der Amerikaner gegen das alte Europa erreichte seine

Höhe in den Feſten, die den von dort geflüchteten Revolutionären, namentlich Koſſuth, gegeben wurden.

In dem noch engliſchen Canada wurden republikaniſche Aufſtände verſucht, aber durch die Wachſamkeit der Engländer vereitelt, 1837. Man iſt hier, weil mehr Ordnung und feine Sitte herrſcht, zufriedener, als unter den brutalen Yankees.

Im Norden Amerikas breiten ſich noch unermeßliche Prairien aus, wo nur Jäger hauſen, um Pelze zu erbeuten. Nach dem größten Jäger und Pelzhändler, dem aus der Gegend von Heidelberg gebürtigen Kürſchnergeſellen Aſtor, der hunderte von Jägern in den Prairien beſoldete, und zwanzig Schiffe unterhielt, um die Häute und Pelze in Europa und China zu verkaufen, wurde eine von ihm an der Weſtküſte Nordamerikas gegründete Colonie Aſtoria genannt.

Lange iſt ein Seeweg um den Norden Amerikas herum nach China, die ſ. g. nordweſtliche Durchfahrt, geſucht worden, weil man auf demſelben viel ſchneller in die indo-chineſiſchen Gewäſſer kommen würde, als um die Südſpitze Amerikas und Afrikas herum. Allein man fand im Polarkreiſe das Meer ſtets zu ſehr mit undurchdringlichem Eiſe angefüllt. Großen Ruhm erwarben die engliſchen Capitäne Roß und Parry durch die Kühnheit, mit der ſie in die kalte Zone eindrangen, den größten aber Capitän Franklin, der auf den berühmten Entdeckungsſchiffen des Capitän Roß, Erebus und Terror, 1845 ſeine Entdeckungsreiſe, um die nordweſtliche Durchfahrt zu finden, unternahm, aber nicht wiederkehrte. Die ganze gebildete Welt intereſſirte ſich für ihn und wetteifernd ſchickten England und die Vereinigten Staaten Schiffe aus, den Verlornen zu ſuchen, nahe an 30 verſchiedene Expeditionen. Aber erſt 1859 fand Capitän M'Clintac mit dem Dampfer Fox, den Lady Franklin auf eigene Koſten ausgerüſtet hatte, um ihren Gatten wiederzufinden, die Spuren des Verlornen wieder auf, nämlich einen auf Point Victory an der Weſtküſte von King Williams Island am 25. April 1848 von den Capitäns Crozier und Fitzjames niedergelegten Bericht, demzufolge die beiden Schiffe Franklins, Erebus

und Terror, im Eis eingefroren, wenige Tage vorher hatten müſſen verlaſſen werden, nachdem Franklin ſelbſt ſchon am 11. Juni 1847 geſtorben war. Damals waren noch 105 Perſonen der Expedition übrig. Kleider, Waffen, zum Theil auch Gerippe derſelben wurden noch an verſchiedenen Orten (an der Backbay) gefunden. Franklins Opfertod führte aber dennoch zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt, denn unter den Schiffscapitänen, die ihn aufſuchten, überwinterte Mac Clure, von Weſten kommend, im Meereiſe unfern von der Melvilleinſel, und traf hier 1853 zuſammen mit dem von Oſten kommenden Capitän Kellett. Die eingefrorene Durchfahrt war ſomit entdeckt, aber ſie blieb unpraktiſch, weil des Eiſes zu viel war. Dagegen entdeckte der Amerikaner, Dr. Kane, als er ebenfalls Franklin aufſuchte (1853—1855), daß ſich der Smithſund am nördlichen Ende der Baffinsbay gegen Norden immer weiter ausdehne und in ein offenes Meer ausmünde, welches durch warme Strömungen vom Eiſe frei gehalten ſey.

2.

Corruption des Yankeethums.

General Taylor, der Sieger über Meriko, wurde im Herbſt 1848 zum Präſidenten der Vereinigten Staaten gewählt, ſtarb aber ſchon 1850 an der Cholera, worauf Vicepräſident Fillmore für ihn eintrat, 1852 aber Pierce zum Präſidenten gewählt wurde.

In dem Maaße, in welchem ſich in dem ſtreng reformirten Nordamerika immer mehr theils ſtrengkatholiſche Irländer, theils „gebildete," d. h. gar nichts mehr glaubende Deutſche anſiedelten, wurde der religiöſe Eifer der alten Puritaner entflammt, und da ſowohl die dem tiefſten heimathlichen Elend entfliehenden Irländer, als die gottloſen, wegen Armuth oder Verfolgung in der Heimath ausgewanderten, nicht ſelten auch nur als Verbrecher flüchtigen Deutſchen Armuth, Trunkenheit, Faulheit und den Abſchaum europäiſcher

Laſter mitbrachten, ſo waffnete ſich der Stolz der in ſolidem Wohlſtand befindlichen Angloamerikaner gegen das fremde Geſindel. Die ſ. g. Natives verlangten Bevorrechtung der alten einheimiſchen Bürger vor den unzuverläßigen Fremden. Da jedoch eine natürliche Politik den Nordamerikanern gebot, das weite und öde Gebiet der Union durch die Einwanderung, wie bisher, erſt überhaupt mit Menſchen anzufüllen, erhielten die Einwanderer nach wie vor ſchon je im fünften Jahre nach ihrer Ankunft das volle Bürgerrecht und ihre Stimmen wurden wichtig bei allen Wahlen.

Am 12. Mai 1844 kam es in Philadelphia zu einer blutigen Schlägerei zwiſchen katholiſchen Irländern und Natives. Alle Irländer wurden mißhandelt oder ermordet, ihre Häuſer (über 50) und zwei große katholiſche Kirchen in Brand geſteckt. Die Irländer flohen mit Weibern und Kindern. Am 26. Mai 1851 erfolgte zu New-York eine ganz eben ſo ſchadenfrohe Mißhandlung der deutſchen Turner. Dieſe feierten fröhlich ihr Maifeſt in der Nähe der Stadt zu Holoken, mit Weibern und Kindern, als ſie plötzlich von einer Bande Rowdies beſchimpft und angegriffen wurden. Die Turner ſetzten ſich, obgleich ſchlecht bewaffnet, zur Wehre und vertrieben die Unholde, die aber bald verſtärkt und mit Feuerwaffen verſehen aus New-York zurückkehrten. Nun gab es eine förmliche Schlacht, in der mehrere Deutſche fielen und viele verwundet wurden. Aber auch diesmal ſiegten die Deutſchen und kehrten, indem ſie Weiber und Kinder in ihr Viereck einſchloßen, Abends glücklich heim. Am andern Tage aber veranſtaltete das Gericht eine Unterſuchung und ließ nicht die Rowdies, ſondern die unſchuldigen Deutſchen, die ſich nur gewehrt hatten, arretiren.

Im Jahr 1854 war die Einwanderung aus Europa ungeheuer. In New-York allein landeten an 300,000 Menſchen. Daher verdoppelte ſich der Zorn und die Sorge der Natives. Ein gewiſſer Judſon, ein verdorbener Literat, organiſirte die fanatiſche Partei der Natives in einem Geheimbunde und gab ihr den neuen Namen der Know-nothings (Nichtswiſſer). Ihr Programm war: Verdrängung aller Fremden von Aemtern und Wahlen, Feſthalten am

Vorrecht der einheimiſchen Demokraten, Schutzzölle und ausſchließliche Geltung des Proteſtantismus. Den Knownothings zur Seite ſtanden die Temperenzler, die eifrigen Anhänger der Mäßigkeitsvereine, welche ſich mit Recht gegen die Trunkenheit der Deutſchen und Irländer empörten und die gute Abſicht hatten, dieſe Verirrten durch Verbot jedes geiſtigen Getränks zur Tugend zurückzuführen. Der native Pöbel fiel noch öfter über die Deutſchen her, in Cincinnati, New-Orleans, St. Louis, Chicago. Am blutigſten war der Kampf am 6. Aug. 1855 in Louisville, aus Anlaß von Wahlen. Hier zeigte der an Zahl weit überlegene Pöbel eine beſondere Wuth und zerſtörte und verbrannte viele Häuſer der Deutſchen und Irländer. Scheußliche Scenen, bei denen reformirte Prediger den Pöbel hetzten. Die Fliehenden wurden wie das Wild niedergeſchoſſen, Mütter, ihr Kind im Arme, erſchlagen. Bei der gerichtlichen Unterſuchung aber wurden wieder nur die unſchuldigen Deutſchen und Irländer arretirt und als Anſtifter der Unruhen angeklagt, und der Mob (Pöbel) geſchont.

Dieſe Greuel hatten zur Folge, daß viele Deutſche und Irländer aus den Staaten auswanderten, wo ſie am meiſten bedroht waren. Das führte zu einem Fallen der Güterpreiſe und ſchadete inſofern den Nativen, deren Partei ſofort ihre Macht verlor. Denn das Geld geht hier über die Grundſätze.

Unter Pierces Präſidium ſeit 1852 nahm die Corruption in den Vereinigten Staaten einen immer koloſſaleren Maßſtab an, weil der Präſident ſelbſt mit ihr kokettirte, um wo möglich das nächſtemal wieder gewählt zu werden, was ihm jedoch mißlang. In dieſer Abſicht ſtellte Pierce überall Geſindel an, durch welches er ſich der Rowdies und ihrer Fäuſte verſichern wollte. Nie hatte die Union ſchlechtere Beamte geſehen. Im Jahre 1855 berichteten zuverläſſige Stimmen aus Amerika: „Jeder Beamte ſucht ſeine kurze und unſichere Stellung ſo gut als möglich auszubeuten, und wenn er es vermag, ſo erwirbt er das Lob eines ſmarten (geriebenen) Mannes. Mit jeder Wahl beginnt ein neuer Kreislauf der Corruption. Die Männer der ſiegenden Partei ſtürzen in haſtigem Wett-

lauf herbei, um, wie man ſagt, „die Beute zu theilen," das heißt, ſich der Aemter und Vortheile zu bemächtigen und möglichſt viel Geld zu machen."

Die Natives überbieten ſich in Betrügereien, weil ſie zu ſtrenger Arbeit, welche ſie den Negern, Deutſchen und Irländern überlaſſen, zu faul, nur immer vom Fleiß anderer den Gewinn ziehen wollen. Schon im Hafen empfängt den Einwanderer ein Schwarm von Betrügern, die ſ. g. Runners. Ungeheuer wird betrogen mit dem Verkauf von angeblich gut gelegenen Ländereien, an deren Stelle die armen Einwanderer dann entlegene Wüſten oder Wälder finden. Betrügeriſche Bankerotte ſind Tagesordnung und entehren nicht, verſchaffen vielmehr dem Betrüger noch Ruhm.*) Ganze Geſellſchaften leben von betrügeriſchen Prozeſſen, vom Schwören falſcher Eide. Grenzenlos wird betrogen im Fach der Heilkunſt und Pharmacie, indem es nirgends eine ärztliche Controle gibt. Die ungeheuerſten Schwindeleien betreffen Actienunternehmungen, wobei ſowohl der Staat, als die Actionäre geprellt werden. Polizei und Juſtiz verſagen faſt überall den Dienſt. Zahlloſe Mordfälle, Räubereien, Betrügereien bleiben ungeſtraft. Nur in ſeltenen Fällen, wenn das moraliſche Gefühl der Bürger ſich empört, ſchaaren ſich dieſelben zuſammen, um nach dem Beiſpiel eines gewiſſen Lynch, der es zum erſtenmal that, die Schuldigen am nächſten Baume aufzuhängen, nach dem ſ. g. Lynchgeſetz.

New-York hat mehr als eine halbe Million Einwohner und doch keine geſetzliche Sicherheit. Es wurde hier der Bau einer neuen Quarantaine ſammt Lazareth nothwendig; die Nachbarn des Neubaues fürchteten Anſteckung oder Entwerthung ihres Bodens, vertrieben alſo die Arbeiter mit Schüſſen, bis Soldaten den Bau bewachten. Kaum aber war der Bau fertig, als er auch ſchon in

*) In einem New-Yorker Blatte erſchien 1857 eine Anzeige: „Kaufleute, deren Verhältniſſe in Unordnung ſind, die Geld brauchen oder Luſt haben mit Hülfe gewandter Finanzoperationen ihre Zahlungen ſo einzuſtellen, daß dabei etwas Erkleckliches für ſie erübrigt, bietet hiedurch Jemand ſeine Dienſte an: 1051 Herald Office.

Aſche gelegt wurde. Die Regierung ließ einen neuen aufrichten, aber auch dieſer wurde am 1. Sept. 1858 wieder niedergebrannt, wobei man die dem Brand entriſſenen Kranken bei ſchlechtem Wetter aufs freie Feld hinwarf. Die Löſchmannſchaft fehlte gänzlich, indem ſie in derſelben Nacht einem großen Fackelzuge zu Ehren des transatlantiſchen Kabels beiwohnte. Der Frevel blieb unbeſtraft, der Bau unterblieb.

Die obligaten Raufbolde, die ſich um kein Geſetz bekümmern, heißen Rowdies. Sie wurden von den Parteien förmlich organiſirt, um durch ihre Roheit alle rechtlichen Männer von den Wahlen abzuſchrecken. Um dieſes politiſchen Dienſtes willen wurden ſie ſtraflos. In allen größeren Städten, hauptſächlich in New-York und New-Orleans tyranniſirten ſie den ruhigen Bürger. In New-Orleans nahmen ſie dermaßen überhand, daß ſich am 3. Juni 1858 die guten Bürger bewaffneten, um die vom Mayor der Stadt geduldeten Raubmorde endlich zu unterdrücken. — Im Congreß zu Waſhington ſelbſt wurde häufig nicht nur aufs pöbelhafteſte geſchimpft, ſondern auch gerauft. Am 9. September 1841 prügelten ſich im Repräſentantenhauſe die Abgeordneten Stanley und Wiſe, andere miſchten ſich ein und es gab eine großartige Schlägerei. Am 23. April 1844 zankte ſich ebendaſelbſt White mit Rothbue und fiel mit Fäuſten über ihn her. Andere miſchten ſich darein und es gab eine allgemeine Rauferei, während welcher Moore auf Mac Causlin ſchoß, aber nicht ihn, ſondern einen Beamten des Hauſes verwundete. Endlich wurde Friede gemacht und White und Rothbue ſchüttelten ſich unter dem allgemeinen Beifall des Hauſes wieder die Hände. Am 2. März 1859 ſchoß in der geſetzgebenden Verſammlung von Kentucky ein gewiſſer Marwell auf einen Herrn Low, es entſtand ein Kampf, der Pöbel nahm Partei für Marwell, der unſchuldige Low wurde unter dem Vorwand, ihn zu ſchützen, in ein Gefängniß geführt, dort aber ermordet. Am 13. April 1860 ſchlug in einem Zimmer dicht neben dem Sitzungsſaal des californiſchen Parlaments in San Francisco der Geſetzgeber Stone den Geſetz-

Tapferkeit bei Neuenegg und am grauen Holz, erlagen aber der Uebermacht, da die übrigen Eidsgenossen ihnen nicht halfen, weil sie entweder selbst eine Aenderung wünschten oder zu furchtsam waren. In Verbindung mit den Patrioten stürzten die Franzosen nun die ganze alte Verfassung der Schweiz um, und an die Stelle der ehrwürdigen und berühmten, aber altersschwachen Eidsgenossenschaft, die aus einem Bunde zwischen unabhängigen kleinen Staaten bestanden hatte, trat eine einige und untheilbare helvetische Republik, worin alle jene Staaten ihre Selbstständigkeit und ihre eigenthümlichen Gesetze verloren, und zu einem Ganzen verbunden wurden, am 12ten April 1798. Man theilte die Schweiz auf eine neue Weise in Cantone ein, die aber wie in Frankreich den gleichen Gesetzen und der gleichen gemeinschaftlichen Regierung unterworfen waren. Die Alpenhirten, auf ihren Bergböhen dem übrigen Europa fast entfremdet, wollten von dieser Neuerung nichts wissen und die Ehre der Eidsgenossenschaft schirmen, die sie zuerst vor einem halben Jahrtausend gegründet hatten. Die Schwyzer wehrten sich verzweifelt um ihr altes Recht, und ihr Landammann Aloys Reding erfocht am rothen Thurm dicht am alten Schlachtfeld von Morgarten einen Sieg. Doch nach drei Tagen fruchtlosen und mörderischen Kampfes, vom 1sten bis 4ten May, erlagen auch sie der Uebermacht. Im Herbst widerstanden noch einmal die Bauern von Unterwalden, wurden aber von allen Seiten eingeschlossen und nach einem langen heldenmüthigen Kampf, an dem selbst ihre Weiber Theil nahmen, unterworfen, am 9ten September 1798. In demselben Jahr nahmen die Franzosen auch Gelegenheit, sich Roms zu bemächtigen.

geber Voll mit der Faust ins Gesicht, worauf dieser einen Revolver zog und jenen in den Bauch schoß.

Neben der herzlosesten Verstandesnüchternheit herrscht in den V. Staaten ein unglaublich grober Aberglauben. In allen Zeitungen kündigen sich Madams als Wahrsagerinnen an und haben ungeheuren Zulauf. Im Jahre 1837 kam von dort ein gewisser Hume als Geisterbeschwörer nach der alten Welt herüber und erregte großes Aufsehen in England und Frankreich. Das Aergste aber, was die amerikanische Wundersucht ersann, war im Jahre 1853 das „Tischrücken" (table moving) sammt den „Klopfgeistern." Eine Reihe Menschen stellte sich um einen runden Tisch, indem jeder mit seinem kleinen Finger den des Nachbars berührte. So bildeten sie eine Kette, innerhalb welcher eine Nervenströmung entstand, welche nach einiger Zeit den Tisch in Bewegung setzte, so daß er sich rasch und immer rascher drehte. Wenn man aber dem Tisch Fragen stellte, so beantwortete er sie durch Klopfen mit einem Fuße allezeit richtig. Man erleichterte ihm das Geschäft des Antwortens durch einen Schreibapparat und nun war der freieste Verkehr mit dem Geist im Tisch geöffnet.

Die Nüchternheit des nordamerikanischen Alltagslebens erforderte starke Unterbrechung durch phantastische Aufregungen. Diese hervorzurufen, verstand am besten der erfindungsreiche Barnum in New-York, der sich fabelhafte Summen verdiente, indem er dem Publikum niegesehene Dinge vorzeigte. Ziemlich bescheiden fing er mit einem alten Weibe, der angeblichen Amme Washingtons, an, producirte dann ein Meermädchen, ferner den winzig kleinen General Tom Thumb, eine große Ausstellung von physisch degenerirten Kindern, ein lebendiges Mißgeburtenkabinet ꝛc. Die Aussicht auf großen Geldgewinn lockte 1841 die berühmte Wiener Tänzerin, Fanny Elsler, nach den V. Staaten zu gehen, wo sie nicht nur vom Publikum, sondern selbst von Gouverneuren, Magistraten und Körperschaften in feierlicher Procession abgeholt wurde. Ihrem Beispiel folgte 1850 die berühmte schwedische Nachtigall, Jenny Lind, die durch ihren Gesang die Yankees dermaßen bezauberte, daß sie wie toll

wurden. Um den Preis, das beſte Gedicht auf ſie gemacht zu haben, bewarben ſich 750 Dichter. Das erſte Billet zu ihrem Concert wurde mit 625 Dollars bezahlt. — Mit derſelben Uebertreibung wurde der untermeeriſche Telegraph begrüßt. Die Yankees meinten ſchon, jetzt ſey nichts mehr in der Welt unmöglich. Unter anderm bewunderten ſie auch Lola Montez, die 1860 in Philadelphia vom Schlag getroffen wurde.

Sehr intereſſant iſt die religiöſe Entwicklung in der Union. Der Staat kümmert ſich nicht um die Kirche. Neben der biſchöflichen Kirche Altenglands ſtehen zunächſt die puritaniſchen Congregationaliſten oder Browniſten, die alte und neue Schule der Puritaner, die presbyterianiſche Kirche, die Cumberland presb. K., die vereinigte K., die vereinigte verbeſſerte K., die verbeſſerte presb. K. Zu allen dieſen verſchiedenen, aber verwandten Kirchen bekennen ſich etwa der vierte Theil der Seelen in den Vereinigten Staaten. Zu ihnen muß man aber noch die reinen Lutheraner und Reformirten rechnen, die aus Deutſchland eingewandert ſind, wenigſtens eine Million. — Die Methodiſten zählen eben ſo viele Millionen, wie die Altkirchlichen, ſind aber nicht minder geſpalten. Sie haben eine method. Episcopalkirche, eine verbeſſerte method. Kirche, eine method. proteſt. K., eine Wesleyſche Methodiſtenkirche, eine proteſt. Episcopalkirche, eine method. Geſellſchaft. — Die Baptiſten füllen das dritte Viertel der V. Staaten aus, indem ſie beſonders in der letzten Zeit ſich weit ausgebreitet haben. Sie theilen ſich aber in calviniſtiſche Baptiſten, Willensfreiheitbapt., Sabbatarier, Chriſtier, Schüler Chriſti (Campbelliten). — Die katholiſche Kirche hat ſich trotz aller Ungunſt allmälig immer weiter in den V. Staaten ausgebreitet und wird immer mächtiger, je mehr die andern Kirchen ſich in Nebenkirchen zerſtreuen und in Afterkirchen entarten. Den alten Coloniſten und ihren Nachkommen wohnt noch der unverſöhnliche Haß gegen das Papſtthum inne, den ſie aus Europa mitgebracht, und der Stolz und Egoismus des Yankee ſträubt ſich gegen die Autorität. Daher die Verfolgung, welche die katholiſchen Prieſter mehrfach er-

litten haben. Allein solche kleine Excesse hinderten das Gedeihen der katholischen Kirche in den V. Staaten keineswegs.

Der allgemeine Charakter der aus dem Protestantismus Europas hervorgegangenen Sekten in den V. Staaten ist 1) ein stark vortretender Judaismus mit seiner Aeußerlichkeit, strengen Sabbathfeier,*) Streitsucht und Intoleranz. 2) Ein eben so stark vortretender Subjectivismus, das allgemeine Priesterthum. Die Gemeinde allein entscheidet. Sie wählt ihren Prediger und jagt ihn fort, wie einen Bedienten. Daher die armen Seelenhirten auf allerlei Heuchelei, Schauspielerkünste und Speculationen angewiesen sind, um ihr Brod zu verdienen. Daher auch ihr rasches Wechseln und Ueberspringen von einer Confession zur andern. 3) Phantasterei. Der Yankee bedarf bei seiner nüchternen Arbeit und Geldspeculation und bei seinem langweiligen Familienleben, welches durch keine größere gesellige Freude wie in Europa unterbrochen wird, von Zeit zu Zeit eine starke leidenschaftliche Aufregung. Eine solche fand er nun gleich anfangs im Methodismus, weshalb diese Form des Gottesdienstes bald die beliebteste in den V. Staaten wurde. In ihr spiegelt sich das echte Yankeethum, Geschäftseile, Ungeduld fertig zu werden, rasches Anpacken der Sache, gründliche Expectoration, krampfhafte Reue und Buße und plötzlich wieder rasch aufflammender Hochmuth, kraft der Begnadigung und der nunmehr unzerstörlichen Selbstgerechtigkeit. Nichts geht in dieser Beziehung über ein camp meeting der Methodisten. Sie versammeln sich unter freiem Himmel, besonders gern in Wäldern, und steigern sich durch Sündenbekenntniß und Büßerangst, denen der Begnadigungstriumph folgt, bis zur Verrücktheit. Am tollsten geht es her bei den Meetings der schwarzen Methodisten.

Eine, jedoch nicht sehr viel verbreitete Sekte war die der Shakers (Zitterer), so genannt, weil sie, um Davids Tanz um die Bundeslade nachzuahmen, beim Gottesdienst tanzten.

*) Das Sprichwort sagt: wenn der Yankee sechs Tage lang seinen Nächsten betrogen hat, so betrügt er am siebenten Gott.

Die merkwürdigſte aller Sekten aber iſt die der Mormonen, 1823 begonnen von dem damals erſt achtzehnjährigen Joë Smith in dem Dorfe Mancheſter bei Palmyra im Staate New-York. Derſelbe behauptete, ihm ſey ein Engel erſchienen und habe ihm auf dem Berge Cumorah bei Palmyra eine Kiſte gezeigt, in welcher er das Buch Mormon auf goldenen Tafeln niedergeſchrieben fand. Dieſes Buch lehrt, nach der Sündfluth ſeyen fromme Juden nach Nordamerika gekommen, auch der Heiland ſey bei ihnen geweſen, aber durch ihre Sünden ſeyen ſie dreimal alle ausgerottet worden und zuletzt nur Mormon übrig geblieben, der jenes Buch in goldene Tafeln gegraben habe. Das Buch wurde ſchon 1830 gedruckt und erregte ungeheures Aufſehen. Aber als man nach den goldenen Tafeln frug, waren ſie verſchwunden. Sie hatten nie exiſtirt. Das Buch ſelbſt war von einem gewiſſen (ſchon verſtorbenen) Spaulding aus Liebhaberei geſchrieben worden und das Manuſcript bei einem Buchhändler liegen geblieben, bis ein gewiſſer Sidney Rivdon ſich mit dem arbeitſcheuen und verſchlagenen Joë Smith verband, um es herauszugeben, ihm einen wunderbaren Urſprung anzudichten, das Publikum zu prellen und einen guten Gewinn zu machen. Der Anſchlag gelang über Erwarten. Das langweilige Buch fand Gläubige. Smith vereinigte ſich mit dem Prediger Pratt und 1831 konnte er bereits in Kirtland ſeine erſte Gemeinde gründen. Von hier aus überſiedelte er nach Independence, wurde von dort vertrieben, hauptſächlich weil die Mormonen keine Sklaven duldeten. Ein Verſuch, Independence mit gewaffneter Hand wiederzuerobern, mißlang, 1834. Zum erſtenmal offenbarten die Mormonen hier ihren kriegeriſchen Geiſt. Sie nannten ſich die Latter-day-saints, die Heiligen des jüngſten Tages, weil ſie glaubten, ſie ſeyen berufen, die Gottloſen auszurotten. Sie zählten damals ſchon 50,000 Anhänger, wurden aber durch eine gemeinſame Anſtrengung der Miſſourier unter General Clarke aus den neuen Anſiedlungen vertrieben.

Smith und Pratt folgten nur inſtinktartig dem Zeitgeiſte, indem ſie dem practiſchen Egoismus des Yankeethums eine religiöſe Weihe gaben, nicht mehr kopfhängeriſch und bußfertig, ſondern ſtolz

und luſtig waren, das nur ahnungsvolle Hinweiſen auf eine ferne andre Welt verwarfen und friſchweg den Himmel auf Erden ſelber einrichteten und ſich ſelber ſchon dieſſeits ſelig ſprachen. Jeder, der in ihre Gemeinſchaft trat, wurde dadurch ſorgenfrei. Zwar mußte er arbeiten, denn kein Fauler wurde unter den Mormonen geduldet, aber er erhielt ſein Ackerloos, wie jeder andere, und vollen Antheil an den Genüſſen des Wohlſtandes, in welchem die ganze Gemeinde ſich befand. Das Leben war heiter und fröhlich, der Gottesdienſt von Bällen und Tänzen begleitet.

Aus Miſſouri vertrieben, wanderten die Mormonen im harten Winter von 1838 auf 1839 nach Illinois aus und litten große Noth unterwegs am linken Ufer des Miſſiſippi. Das Volk von Illinois hatte Mitleid mit ihnen und erlaubte ihnen, in Nauvoo eine neue große Niederlaſſung zu gründen. Hier genoſſen ſie mehrere Jahre Frieden, verwandelten durch ihren Fleiß das rauhe Land in einen Fruchtgarten und begannen 1842 mit einem großen Tempelbau. Allein ihre Sonderbarkeiten und ihr Hochmuth zogen ihnen auch hier allgemeinen Haß zu. Dazu kam noch die ungeheure Anmaßung des Propheten, ſich zum Candidaten für den Präſidentenſtuhl in Waſhington ſelbſt aufzuwerfen. Endlich kam der Prophet mit einigen angeſehenen Mormonen in Conflict, deren ſchöne Weiber er verführen wollte, und verbannte ſie aus der Gemeinde, ſie aber ſchwuren ihm Rache. Der Prophet ſtiftete ſeinerſeits den Orden der Daniten, ähnlich dem der Aſſaſſinen, einer Leibgarde, die alles wagen ſollte, was er befahl. Ford, der Gouverneur von Illinois, ließ Smith verhaften, damit er ſich gegen die vielerlei Anſchuldigungen vertheidige. Vertrauend auf den Schutz der Geſetze kam auch Smith, wurde aber nebſt ſeinem Bruder Hiram im Gefängniß zu Carthago überfallen und grauſam ermordet, am 27. Juni 1844.

Brigham Young wurde ſein Nachfolger und kam in große Noth. Wüthende Volkshaufen zerſtörten einen großen Theil von Nauvoo durch Brand. Die Mormonen bewaffneten ſich, blieben aber zu ſchwach und capitulirten um freien Abzug. Sie beſchloſſen nach Utah tief im Weſten der Union zu ziehen und ſich in der Ein-

ſamkeit am Salzſee niederzulaſſen. Am 3. Februar 1846 ging der Vortrab, 1600 Seelen, über den noch gefrorenen Miſſiſippi in die unermeßliche und unbewohnte Prairie und überwand nicht nur alle Mühſale des Weges, ſondern ackerte auch und ſäete, damit die Nachkommenden reife Frucht fänden. Das Hauptheer der Mormonen mit ihrem Propheten verließ Nauvoo erſt im Mai. Der große und eigenthümliche Tempel*) der Mormonen zu Nauvoo wurde hinter ihnen verbrannt. Sie erlitten mancherlei Strapazen und Noth, blieben aber immer fröhlich, verkehrten liebreich mit den Indianerſtämmen, denen ſie begegneten, und ſchickten im Herbſt 500 Bewaffnete ab, um in Californien gegen die Mexikaner kämpfen zu helfen. Den Winter brachten die Wanderer am Miſſouri in Erdhöhlen zu. Sie hatten hier noch ausreichend Lebensmittel. Als ſie aber im April 1847 den noch weiten Weg in Eilmärſchen zurücklegten und nach Ueberſteigung des Utahgebirges endlich im Juli in das fruchtbare, damals aber noch ganz unangebaute und öde Thal des Salzſees, einen weiten und prächtigen Bergkeſſel zwiſchen hohen Bergen (der Lone Peak iſt über 10,000 Fuß hoch) gelangten, begannen ihnen die Lebensmittel zu mangeln und ihre erſten Saaten wurden im Frühjahr 1848 durch ungeheure Heuſchreckenſchwärme verderbt. Allein ſie halfen ſich hindurch und bekamen 1849 eine reiche Ernte.

Sie nannten ihre neue Heimath den Staat Deſeret (die Honigbiene) und Präſident Filmore erlaubte dem Propheten, das neue zur Union gehörige Territorium als Gouverneur zu regieren, ſetzte ihm aber ſechs Beamte an die Seite, worunter drei Nichtmormonen waren. Das paßte nun ſchlecht zur ausſchließlichen Hierarchie der Mormonen, weshalb auch jene drei Beamten gar nicht beachtet wurden. Neben dem Propheten, dem allein das Vorrecht der Inſpiration zuerkannt blieb und der Orakel und vermeint-

*) Derſelbe trug auf ſeiner Spitze einen ſchwebenden Engel. Im Innern war das Merkwürdigſte eine Nachbildung des ehernen Meeres im ſalomoniſchen Tempel, eine koloſſale Vaſe von zwölf lebensgroßen Stieren getragen, das Taufbecken, aus welchem durch den Act der Taufe Verſtorbene wie Lebendige die Heiligung ſchöpften.

liche göttliche Befehle ertheilte, regierten zwei Prieſterſchaften, die Aroniſche mit Biſchöfen, Prieſtern, Lehrern und Diakonen, denen neben dem Cultus und Unterricht auch noch die Juſtiz, Polizei und Finanzen zu verwalten oblag, und die Melchiſedek'ſche, die aus den Aelteſten und Hoheprieſtern und aus den zwölf Apoſteln (meiſt auf Miſſionen abweſend) beſtanden. Weltliche Beamte gab es nicht. Der Prophet regierte mit vieler Klugheit. Seine 500 Mann hatten der Union gegen Mexiko tapfer gedient und kehrten mit Ehren zurück. Die Verlockung, an der Goldgräberei in Californien Theil zu nehmen, wurde mit großer moraliſcher Kraft abgewieſen. Die ſchlimmen Erfahrungen, welche Smith in Miſſouri gemacht hatte, belehrten Young, daß es klüger ſey, den Abolitionismus zu mäßigen. Die Neger wurden daher als die Nachkommen Kains zurückgeſetzt und die Sklaverei derſelben gerechtfertigt.

Nun erfuhr man aber damals zuerſt, daß unter den Mormonen die Vielweiberei erlaubt und nach und nach allgemeine Sitte werde. Im Jahre 1852 verkündete zum erſtenmal Pratt eine Offenbarung, welche Smith ſchon 1843 gehabt haben ſollte, wonach die Vielweiberei zuläßig ſey: 1) weil die Patriarchen des alten Teſtaments mehrere Weiber gehabt haben, 2) weil Chriſtus ſelbſt die drei Marien „lieb hatte," 3) weil jedes Weib mit dem Recht auf einen Mann geboren iſt und ohne Mann nicht ſelig werden kann, 4) weil nur in rechter Ehe Heilige erzeugt werden können, außerehelich dagegen nur Unſelige. Damit hing das kühne Dogma von einer fortſchreitenden Vergötterung der Heiligen zuſammen. Die Heiligen ſollten Gott immer näher kommen, ſelbſt Götter werden und neue Welten ſchaffen können, während die Unſeligen, alle Nichtmormonen und unehelich Erzeugten mittelſt der Seelenwanderung rückwärts gebracht und nur als Indianer, Neger oder Thiere zu ihrer Strafe wiedergeboren werden ſollten. Um noch mehr Menſchen zum Mormonismus zu bekehren, dehnte man das Sacrament der Taufe auch auf die Todten aus und taufte auf den Wunſch der Neubekehrten deren verſtorbene Eltern, Geſchwiſter und Ver-

wandte, um auch ſie zu Heiligen zu machen. Sehr verführeriſch, aber auch ſehr gefährlich war endlich die geiſtliche Ehe (Spiritual wivery oder sealing, Beſiegelung) der Mormonen, d. h. das Recht der mit Heiden oder unwürdigen Männern bereits verheiratheten Frauen, ſich mit dem Propheten oder einem andern Heiligen geiſtlich zu vermählen, um ihre Seele zu retten. Demzufolge nahm, wer Luſt hatte, unter den Mormonen mehrere Frauen und man ſah bald, wie ein Mann einen ganzen Omnibus voll von ſeinen Ehe-dritteln, -vierteln, -fünfteln ꝛc. ſpazieren fuhr. Sonderlich der Prophet und die höhern Prieſterclaſſen verſorgten ſich reichlich mit Schönen. Der Zulauf von Frauenzimmern zu den Mormonen war aber auch ungeheuer. Daß jede einen Mann bekommen mußte, lockte viele und je mehr ihrer wurden, deſto nothwendiger wurde auch die Polygamie. Nicht nur aus den Vereinigten Staaten, ſondern auch aus Europa kamen zahlreiche Zuzüge von Neubekehrten nach dem Salzſee. Mormonenapoſtel erſchienen überall, um für ihre Sekte zu reden, wurden aber meiſt abgewieſen. Nur in England und Skandinavien fanden ſie Zulauf und nur von dort erfolgten große Einwanderungen.

Die drei nichtmormoniſchen Richter wurden vertrieben. Dieſe Mißachtung der Unionsregierung und der Greuel der Vielweiberei erregten allgemeinen Zorn. Alles verlangte den Krieg, wo nicht Ausrottung der Mormonen. Eine Armee unter Claß und Scott mußte im November 150 engliſche Meilen vom Salzſee entfernt ihre Winterquartiere aufſchlagen und litt großen Verluſt durch Kälte und Hunger. Erſt im Frühjahr erhielt ſie Verſtärkungen. Die Mormonen wichen aber dem Streich, der gegen ſie geführt werden ſollte, geſchickt aus durch eine proviſoriſche Auswanderung nach Süden, und zeigten ſich zu Unterhandlungen geneigt. In Folge derſelben ließen ſie den neuen Statthalter für Utah, Cumming, in die Salzſtadt zu. So war die Ehre der Union gerettet, die Mormonen aber behielten ihre volle Freiheit. Man zählte ihrer zuletzt 3—500,000.

3.

Der nordamerikaniſche Bürgerkrieg.

Die innere Parteiung in den V. Staaten wurde am meiſten genährt durch die Sklavenfrage. Den Angloamerikanern in den nördlichen Provinzen, die von ihrer Hände Arbeit im gemäßigten Klima lebten und keine Sklaven brauchten, erſchien die Sklaverei in den ſüdlichen Provinzen ein Greuel, widerchriſtlich und inhuman, im höchſten Grade ungerecht für die Schwarzen, demoraliſirend für die Weißen und eine Schande für die Union. Wetteifernd mit England, welches die Sklaverei aus andern Gründen auszurotten ſuchte, bemühten ſich die Abolitioniſten oder Freibodenmänner im Norden der V. Staaten, den Sklavenhandel geſetzlich abzuſchaffen. Die Sklavenhalter in den Südprovinzen erkannten aber in der Beibehaltung ihrer Sklaven eine Lebensfrage. Um in dem heißen Himmelsſtrich auf den Plantagen die Colonialproducte zu erzeugen, Zucker, Kaffee, Baumwolle ꝛc., brauchte man nothwendig die ſchwarze Race, denn die weiße hätte die Hitze nicht ausgehalten oder zu viel Arbeitslohn gekoſtet. Ueberdies fürchtete man, wenn die Neger emancipirt würden, deren Empörung wie auf Hayti. Die Yankees im Süden fochten alſo für ihre Exiſtenz. Sie hatten aber das erlaubte Maaß als Herren übertrieben und überboten ſich in Trotz und Barbarei, um den reichen Gewinn, den ſie aus dem Mißbrauch des Sklavenhaltens zogen, zu entſchuldigen. Daher die ungeheure Gehäſſigkeit des ganzen Streites.

Man muß dabei in Anſchlag bringen, daß der Yankee von germaniſcher Race ſich von Natur erhaben fühlt über den Neger, Auch freie Schwarze von großem Reichthum, auch Quateronen, die ganz weiß ſind und nur in einem dunkeln Schatten um die Augen eine Miſchung mit Negerblut verrathen, dürfen nie mit einem Weißen bei Tiſch, nie mit ihm im Wagen ſitzen. Dieſer tiefe Racenhaß iſt in der vorliegenden Frage entſcheidend. Der ſpaniſche

Südamerikaner und Brasilianer verliert in der friedlichen Vermischung mit den Schwarzen allmälig den Adel und die Energie der weißen Race. Diese festzuhalten lehrt dagegen den Yankee sein guter Instinkt und er fährt besser dabei. Sein Stolz ist gerechtfertigt, sein Verfahren practisch, nur durch den Mißbrauch der Gewalt, die er über die schwarze Race besitzt, ruft er den Fluch des Himmels auf sich herab. Anstatt nämlich die armen Schwarzen, wie Unmündige, menschlich und liebreich zu behandeln und bis zu der Stufe von Bildung, deren sie fähig sind, zu erziehen, hält der Yankee den Schwarzen gewaltsam in der Thierheit zurück, verbietet ihm bei Todesstrafe lesen und schreiben zu lernen und behandelt ihn wie das Vieh. Im Jahr 1852 beschrieb Harriet Beecher Stove in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte" die Leiden der armen Neger und trug dadurch nicht wenig bei, den Eifer der Abolitionisten und die Wuth der Sklavenhalter zu erhitzen. Das Aergste war die Negerzüchterei, welche völlig wie die Viehzucht getrieben wurde, denn, um nicht schweres Geld für aus Afrika eingebrachte Sklaven ausgeben zu müssen, sind im Süden der V. Staaten Anstalten eingerichtet, worin Negerkinder in Menge erzeugt werden. Daß der Sklavenbesitzer selbst mit seinen Sklavinnen eine Menge Kinder zeugt und diese dann verkauft,*) ist unter den Yankees etwas gewöhnliches.

England und Frankreich hatten schon 1831 unter sich, dann 1841 auch mit Rußland, Oesterreich und Preußen einen Vertrag abgeschlossen, worin sie sich verbürgten, in ihrem Gebiet keine Sklaverei mehr zu dulden. England und Frankreich schlossen 1845 einen neuen Vertrag in Bezug auf das Durchsuchungsrecht der Schiffe und hielten kleine Flotillen an der Küste Afrikas, um den Menschenhandel nach Amerika zu verhindern. In den V. Staaten selbst hatte der Congreß schon 1776 die Einfuhr von Sklaven verboten,

*) Präsident Jefferson selbst verkaufte seine eigenen Kinder. Eine Tochter von ihm wurde zu New-Orleans auf offenem Markte von einem seiner Verehrer gekauft. Hamilton I. 163.

Kapitel CCCCLV.

Die zweite Coalition.

Oeſterreich erholte ſich inzwiſchen von ſeinem Fall, und ſah mit gerechtem Unwillen die neuen Eingriffe der Franzoſen in den Frieden Europa's. Man mußte noch mehr von ihrem Uebermuth befürchten, wenn man nicht ſchleunig kräftige Maaßregeln traf. Oeſterreich erkannte, daß es zu früh die Waffen niedergelegt, es ſchöpfte wieder friſchen Muth. England rief es dringend zu einem neuen Bündniß auf, und auch der Kaiſer von Rußland, Paul I, verſprach Hülfe. Der günſtigſte Umſtand ſchien ihnen allen Bonaparte's weite Entfernung. Mit den übrigen franzöſiſchen Generalen hofften ſie fertig zu werden. So kam zu Anfang des Jahres 1799 die zweite Coalition zwiſchen England, Oeſterreich, Rußland, Neapel und Sardinien zu Stande. Der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm III, der ſeinem Vater im Jahr 1797 gefolgt war, trat nicht mit in den Bund und wollte dem Basler Frieden ehrlich treu bleiben, ſo lange ihn die Franzoſen ſelbſt nicht brechen würden.

Am hitzigſten war die Königin Karoline von Neapel, die bitterſte Feindin der Revolution. Sie griff unvorſichtig zuerſt an, und es koſtete den Franzoſen wenig Mühe, ſogleich ganz Neapel zu beſetzen und dieſes Königreich in eine neue Republik zu verwandeln, die man die partheno-päiſche nannte. Als aber die Oeſterreicher mit ihrer Hauptmacht unter dem tapfern Erzherzog Karl voll Muth gegen den Rhein rückten, zogen die Franzoſen ſchnell wieder den kürzern. Jourdan wurde wieder geſchlagen, bei Oſtrach und Stockach, im März, und über den Rhein zurückgeworfen. Zugleich rückte ein ſtarkes öſterreichiſches Heer unter Kray nach Italien und ſchlug den franzöſiſchen General Scherer im May bei Paſtrengo und Verona,

allein das Intereſſe machte das Einhalten des Verbots unmöglich. Inzwiſchen hatte man ſich vertragen und noch zuletzt hatte Clay eine Compromißbill durchgeſetzt, welche zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen eine billige Ausgleichung erſtrebte. Es handelte ſich hauptſächlich um die neuen Territorien und Provinzen, in denen beide Parteien die Oberhand zu erhalten, die eine die Sklaverei einzuführen, die andere ſie auszurotten ſuchten. Die ſ. g. Nebrasca-Bill vom 24. Mai 1854 ſtellte es jedem neuen Territorium frei, ob es Sklaven halten wolle oder nicht; allein das Intereſſe war zu mächtig und die Selbſthülfe dem rohen Yankee zu geläufig, als daß er ſich in der geſetzlichen Bahn hätte halten laſſen. Das alte Nebrasca genannte Gebiet im Oſten des Miſſouri zerfiel in die Staaten Wisconſin, Jowa, Miſſouri, Indian Territory und Kanſas. In Kanſas unterlagen die Abolitioniſten in den Jahren 1854—56 und erlitten ſchwere Mißhandlungen.

Die Sklavenhalter ſetzten am 4. November 1856 die Wahl Buchanans zum Präſidenten durch und behaupteten die Oberhand. Im Congreß zu Waſhington kämpften die Vertreter beider Parteien mit äußerſter Erbitterung. Am 22. Mai ſchlug im Senat Brooks von Südcarolina ſeinen Gegner in der Sklavenfrage, den Abolitioniſten Summers von Maſſachuſetts, mit einem Stocke halbtodt, und wurde doch deshalb nicht ausgeſtoßen, ſondern nur zu 300 Doll. Strafe verurtheilt, empfing aber dafür einen ſchweren goldbeſchlagenen Stock mit der Inſchrift hit him again (hau ihn noch einmal). Am 5. Februar 1858 kam es wegen derſelben Frage im Repräſentantenhauſe zu einer furchtbaren Schlägerei. Indeß blieben die Südſtaaten in der Mehrheit, weil ſie durch die große ſ. g. demokratiſche Partei im Norden unterſtützt waren. In Newyork ſelbſt hielten es die reichen Handelshäuſer, welche die Colonialwaaren aus dem Süden bezogen und nach Europa verſandten, heimlich mit ihnen. Aber die damals unterdrückten Gegner, die ſ. g. republikaniſche Partei im Norden, rafften ſich zuſammen und ſetzten 1860 die Wahl eines der Ihrigen zum Präſidenten durch. Das war Abraham Lincoln in Kentucky. Von dieſem Augenblick an beſchloſſen die Südſtaaten,

ſich lieber von der Union zu trennen, als ſich einer ſklavenfeindlichen Regierung zu unterwerfen, und Buchanan benutzte die letzten Monate ſeiner Amtsführung, um Schiffe, Waffen und Kriegsvorräthe aller Art nach dem Süden ſchaffen zu laſſen.

Schon am 30. Dezember 1860, als Buchanan noch nicht abgetreten war, erklärte Süd-Carolina ſeinen Austritt aus der Union, da jeder Staat, wie er frei in die Union eingetreten ſey, ſich auch wieder von derſelben trennen könne. Zugleich wurde eifrig im Süden gerüſtet, während im Norden gar nichts geſchah, weil Lincoln erſt am 4. März 1861 ins Amt trat und noch lange Zeit brauchte, bis er ſtatt der treuloſen Beamten Buchanans zuverläſſigere Männer ſeiner Partei angeſtellt, ſich Geldmittel verſchafft und das nach dem Süden entführte Kriegsmaterial einigermaßen wieder erſetzt hatte. Unterdeß ſchloßen ſich noch die Staaten Miſſiſippi, Alabama, Florida, bald darauf auch Nord-Carolina, Georgien und Louiſiana im Convent von Charlestown an Süd-Carolina an, gründeten die Union der Südſtaaten und wählten ſchon am 4. Februar Jefferſon Davis zu ihrem Präſidenten. Derſelbe rüſtete eine Armee von 150,000 Mann aus, ließ die wenigen Unionstruppen, welche das Fort Sumter vor Charlestown bewachten, angreifen und zu einer Capitulation zwingen (am 12. April) und hatte ſomit die Feindſeligkeiten zuerſt eröffnet. Das Vertrauen in die neue Union war ſo groß, daß nun auch die Staaten Virginien (mit Ausnahme von Weſt-Virginien), Texas, Tenneſſee und Arcanſas in dieſelbe eintraten. Lincoln fand nur 18,000 Mann Unionstruppen vor, die überall zerſtreut in Garniſonen lagen. Er berief ſchnell 75,000 Milizen ein und dirigirte ſie alle nach Waſhington, weil dieſes Centrum der Union von Virginien her nahe bedroht war. Indeſſen diente der Stadt auch der breite Fluß Potomac zum Schutze und es erfolgte kein Angriff.

Lincoln hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Obgleich die Nordſtaaten zuſammen 19 Millionen Weiße zählten, die Südſtaaten dagegen kaum 4 Mill. Weiße und 4 Mill. Schwarze (die man befreien und gegen ihre ehemaligen Herren bewaffnen konnte),

auch die Nordſtaaten viel mehr Geldmittel beſaßen, war doch die Energie der republikaniſchen Partei durch die demokratiſche im Norden ſelbſt gelähmt und fehlte es an Kriegsübung und Offizieren. Zwar ſtellten ſich die vielen Deutſchen und Irländer gern unter die Fahnen und gab es unter ihnen auch kriegskundige Offiziere, andere kamen aus Europa nach, allein die Natives behielten ſich alle höhern Offizierſtellen vor, ſo daß die verdienteſten Deutſchen gar nicht angeſtellt, oder wenn ſie ſich gegen die Südſtaaten hervorthaten, bald durch Chikanen aus dem Lager vertrieben wurden. Die ſpeculativen Angloamerikaner ſelbſt und auch vieles Geſindel aus Europa ließen ſich nur um des hohen Handgeldes willen anwerben und thaten nachher nichts, oder liefen davon. Da ſie ſich immer nur auf wenige Monate verpflichteten, konnte man ſie umſoweniger feſthalten. Die 75,000 Mann Milizen reichten bei weitem nicht aus, Lincoln mußte 300,000 Mann ausſchreiben, ihre Ausrüſtung aber koſtete ihm ſchon in dieſem einen Jahre 500 Mill. Dollars, weil ſeine eigenen Beamten, gleich den frühern, ungeheure Unterſchleiſe machten. Alles ſtahl nach wie vor und den Soldaten wurden für die größten Geldſummen doch nur ſchlechte Uniformen, Stiefeln und Waffen geliefert und man ließ ſie oft hungern.

Als daher die Südarmee unter dem geſchickten General Beauregard von Richmond aus gegen Waſhington vorrückte und die Nordarmee unter Mac-Clellan ihm bei Bull-Run entgegentrat (am 21. Juli), wurde die letztere dadurch, daß ihr eine Abtheilung der Südarmee unter dem tapfern Jackſon in die Flanke fiel, dermaßen erſchreckt, daß ſie davon lief und einzig dem im badiſchen Feldzug übel berüchtigten Blenker die Ehre blieb, den Rückzug einigermaßen gedeckt zu haben. Eine Abtheilung der Nordarmee wandte ſich nach Weſten, wurde aber von Jackſon ereilt und bei Springfield geſchlagen, wo auch wieder nur dem aus dem badiſchen Feldzug berüchtigten Sigel die Ehre blieb, den Rückzug gedeckt zu haben. Nur der Unionsgeneral Buttler hatte zur See einigen Erfolg, indem er die ſüdſtaatlichen Forts am Cap Hatteras und Port Royal einnahm,

das letztere im November. Das war das erbärmliche Ergebniß der unsinnigsten Geldverschwendung.

Im Winter schickte Davis zwei Agenten, Mason und Slidell, nach Europa, um bei den Großmächten die Anerkennung der südlichen Union zu erwirken. Beide wurden auf einem englischen Schiffe unterwegs entdeckt und von den Nordstaatlichen gefangen. Palmerstons Drohungen setzten indeß durch, daß Lincoln sie frei ließ. Sie kamen nach London und Paris, richteten aber nichts aus. Nur Frankreich hatte Lust, die Union des Südens anzuerkennen, wagte es aber nicht ohne England.

Im März 1862 erregte der Kampf zweier s. g. Panzerschiffe auf dem Jamesfluſſe unfern von Norfolk außerordentliches Aufsehen. Diese neue Art von Schiffen war nämlich ganz von Eisen und eins derselben, der Merrimac, zerstörte den Südstaaten eine ganze Flotte von hölzernen Schiffen. Erst im Sommer machte Mac-Clellan mit der Hauptarmee des Nordens wieder eine Bewegung gegen Richmond, wurde aber in einem sechstägigen Kampfe im Anfang Juli durch Beauregard zurück getrieben. Eine zweite Schlacht am 28. August zwang ihn sogar, über den Potomac zurückzugehen. Das führte aber immer noch zu keiner Entscheidung, weil Beauregard seinerseits diesen Fluß nicht zu überschreiten wagte. Er mußte nämlich fürchten, schwer über denselben zurückzukommen, wenn er geschlagen würde, und wollte durch einen kriegerischen Einfall in bisher friedliche Landschaften den Norden nicht noch mehr aufreizen, da er im Gegentheil hoffte, unter dem Eindruck der südlichen Siege würden die Demokraten des Nordens zu Gunsten des Südens vermitteln. Die Nordarmee machte, nach Mac-Clellans Entfernung, unter ihrem neuen Obergeneral Burnside am 13. Dezember noch eine verzweifelte Anstrengung, um Beauregard zurückzuwerfen, erlitt aber bei Fredericksburg eine klägliche Niederlage. Indeß errang der unermüdliche Buttler neue Vortheile für den Norden, indem er schon im April 1862 von der See her die große Stadt New-Orleans einnahm und hier zuerst aus entlaufenen Sklaven Negerregimenter im Dienste des Nordens errichtete.

Diesem Beispiel folgte Lincoln selbst und erklärte am 1. Jan. 1863 in allen rebellischen Südstaaten die Sklaven für frei. Er hatte sich lange gesträubt, diese Maßregel zu ergreifen, weil er die Demokraten des Nordens schonen wollte. Die wiederholten Siege der Südstaaten aber zwangen ihn zum kühnsten Vorgehen. Für die Südstaaten erhoben sich damals auch in England viele Stimmen, weil das Ausbleiben der Baumwolle aus den kriegführenden Staaten einen Stillstand vieler Fabriken in England zur Folge gehabt und 400,000 Baumwollenarbeiter brodlos gemacht hatte. Auch drängte Frankreich zur Anerkennung der südlichen Union, aber Palmerston weigerte sich standhaft und Lincoln ließ durch den Staatssecretär Steward sich jede Einmischung europäischer Staaten in die innern Händel der Union verbitten.

Im Frühjahr 1863 trat Hooker an Burnsides Stelle und trieb die Hauptarmee des Nordens zum viertenmal gegen Richmond vor, erlitt aber unfern von Fredericksburg bei Chancellorsville durch die Südarmee, welche diesmal Lee anführte, wieder eine Niederlage. Doch fiel hier der tapfere Jackson. Nun trat an Hookers Stelle Meade, dem es endlich gelang, durch ein kühnes Manöver dem weiter vorgerückten Lee in den Rücken zu kommen und denselben am 1. Juni bei Gettysbury zu schlagen. In demselben Monat nahmen Theile der Nordarmee unter Pemberton die wichtige Festung Vicksburg am Mississippi und unter Grant Port Hudson. So kam das ganze große Mississippithal in die Gewalt des Nordens und sollten die Südländer immer mehr eingeengt werden. Im September aber schlugen die Südlichen unter Bragg die in Tennessee unter Rosenkranz vordringenden Nordstaatlichen. Nach den letzten Nachrichten herrscht nach so ungeheuern Anstrengungen im Süden große Noth, doch haben sich die schwarzen Sklaven, was ihre Race trefflich charakterisirt, nirgends empört, sondern sich nur da, wo Truppen der Nordarmee hinkamen, für diese anwerben lassen. Im Norden hatte Lincoln bereits 2000 Mill. Dollars für den Krieg ausgegeben. Da sich wenig Freiwillige mehr einfanden, um die Armee zu ergänzen, verfügte er eine Zwangsrecrutirung, was sich die demo-

kratiſche Bevölkerung in Newyork nicht gefallen laſſen wollte, daher am 17. Juli einen wilden Tumult erregte, mehrere Häuſer verbrannte und viele Perſonen erſchlug, darunter allein 200 Neger, weil der ganze Krieg um der ſchwarzen Race willen entbrannt war. Doch wurde die Ordnung wiederhergeſtellt und die Recrutirung ging vor ſich.

4.

Südamerika.

Das Syſtem, nach welchem Spanien ſeine unermeßlich ausgedehnten Colonien in Mittel- und Südamerika behandelte, iſt von den meiſten Geſchichtſchreibern auf eine ungerechte und unverſtändige Weiſe getadelt worden. Es iſt wahr, die Colonien wurden vom Mutterlande aus durch vier Vireys (Vicekönige) in Neu-Spanien (Mexiko), Peru, Neu-Granada und Rio de la Plata, despotiſch regiert. Die Regierung allein hatte das Monopol des Handels und erlaubte erſt 1765 den Handel nach Weſtindien (den Antillen) aus ſieben Häfen. Die Reichthümer aus den Colonien, ſonderlich die Ausbeute der Bergwerke von Potoſi, wurden dem Mutterlande jährlich auf der großen ſ. g. Silberflotte zugeführt, auf welche die Engländer ſo oft Jagd machten. Der Verkauf europäiſcher Induſtrieartikel war ebenfalls Regierungsmonopol. Wie die Vireys ſelbſt ihre Poſten oft nur einer Camarilla in Madrid verdankten, ſo übten auch ſie wieder groben Nepotismus. Die Colonien blieben dem Auslande hermetiſch verſchloſſen, namentlich durfte kein Strahl von Philoſophie und Aufklärung aus der alten Welt eindringen und die katholiſche Kirche übte unumſchränkte Gewalt über die kindlichen Seelen der Creolen (in Amerika geborene Weiße) wie der Indianer und Neger und der aus allen dieſen Racen entſtandenen Miſchlinge. Aber das Volk war glücklich, das Land im tiefſten Frieden, der Fortſchritt der Geſittung, namentlich in den Jeſuitenmiſſionen unter

den Indianerſtämmen der entlegenen Urwälder (in Paraguay, am Amazonenfluß und in Californien), in hohem Grade erfreulich. Der üppige Himmelsſtrich gewährte den Eingebornen eine leichte Befriedigung ihrer einfachen Bedürfniſſe. Frohe und glückliche Naturkinder hätten ſie in ihrer ſeligen Ruhe niemals geſtört werden ſollen.

Die erſte Störung ging von der ſpaniſchen Regierung ſelbſt aus, indem dieſelbe die thörichte Politik des Hauſes Bourbon annahm und den Kampf gegen die Kirche begann, der nicht der Kirche, wohl aber den Bourbons zum Verderben gereichen ſollte. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens gingen auch deſſen wohlthätige Miſſionen in Amerika unter und wurde der ſegenvolle Einfluß auch der Biſchöfe und Weltgeiſtlichen auf die Indianer durch die Brutalität aufgeklärter Bureaukraten à la Pombal und Aranda verdrängt. Die Neuerung empörte das überraſchte Volk, deſſen berechtigte Unzufriedenheit viel vom Klerus genährt wurde. Vergebens ſuchten die Biſchöfe das indianiſche Volk in Schutz zu nehmen gegen den Unfug des repartiniento (Aufdringen von Luxusartikeln, welche das gemeine Volk von den Beamten gegen hohe Bezahlung annehmen mußte) und der mita (Zwangsfrohnen der Indianer in den Bergwerken und Plantagen). Endlich erhob ſich in Peru der Indianer Tupac Amaru, um das Reich der Ynkas herzuſtellen, 1778. Ob die glückliche Erhebung der Yankees gegen das engliſche Mutterland hier mitgewirkt hat, ſteht dahin. Der neue Ynka konnte mit den unzureichenden Mitteln ſeiner Stammgenoſſen den Kanonen der Spanier nicht lange widerſtehen. Von General Valle beſiegt, gerieth er in Gefangenſchaft und wurde in Cuczko, der alten Hauptſtadt der Ynkas, grauſam hingerichtet, indem man ihm, nachdem er der Hinrichtung ſeines Weibes, ſeiner Söhne und Freunde hatte zuſehen müſſen, die Zunge ausriß und ihn von Pferden in Stücke reißen ließ, 1781.

Die Ruhe kehrte wieder und wurde nicht mehr unterbrochen bis zur Napoleoniſchen Periode, in welcher die Zerrüttung des ſpaniſchen Mutterlandes auch die Colonien in die Wirren dahinriß,

in denen sie noch jetzt hoffnungslos verstrickt sind. Sie wurden in den Seestädten hauptsächlich durch die Engländer verführt, die ihnen ungeheuern Vortheil und Ruhm vorspiegelten und sie wie Kinder mit dem Spielzeug freimaurerischer Ceremonien und Geheimnisse verlockten. Das kindische Wesen der transatlantischen Spanier erklärt sich vorzugsweise durch die Vermischung derselben mit Indianern und Negern. In Meriko, dessen Hochebenen schon dem gemäßigten Clima angehören und wohin auch immer die Hauptströmung der Spanier aus dem Mutterlande ging, beträgt doch die Zahl der Weißen und derer, in denen die weiße Farbe wenigstens das Uebergewicht hat, nur zwei Millionen, während die Zahl der rothen und schwarzen Menschen und der dunkelgefärbten Mischlinge acht Millionen beträgt. Die Mischungen dauern fort und somit auch die Entartung der edlen romanischen Race. Das spanische Blut ist noch wieder zu erkennen in heroischen Kriegern, aber es erscheint noch heißer gekocht; der spanische Geist ist wiederzufinden in einigen Staatsmännern und Rednern, aber die Staatskunst karrikirt in elenden Intriguen, die Beredsamkeit in Bombast. Die mittel- und südamerikanische Revolution hat seit 1808 immer und immer wieder nichts als andere Revolutionen geboren und ist noch zu keinerlei Abschluß gediehen. Sie hat keinen eigenthümlichen Verfassungszustand zu begründen, ja nicht einmal eine neue politische Idee zu erzeugen vermocht. Blind folgte sie dem Beispiel der Vereinigten Staaten oder Frankreichs. Auch ihre handelnden Charaktere waren nur die Affen Washingtons oder Napoleons. Wir sehen sie fortgerissen vom Geiste Voltaires oder von maurerischer Schwärmerei. Wie Kinder folgen die Creolen jetzt ihren europäischen und nordamerikanischen Verführern, wie sie früher ihren Vireys und Bischöfen gefolgt waren, jetzt noch immer so unmündig wie vordem.

Den ersten mißlungenen Revolutionsversuch im spanischen Amerika machte Miranda aus Caraccas, indem er 1797 dem großen Pitt in London einen Plan vorlegte, nach welchem Meriko hätte insurgirt und gleich den Vereinigten Staaten frei erklärt werden sollen. Aber erst als Napoleon die regierende Dynastie in Spanien absetzte

und dort der blutige Volkskrieg begonnen hatte, wurden auch die Colonien aufgeregt. Die Altspanier, welche dort die ersten Stellen und die reichsten Etablissements besaßen, wollten Amerika dem gefangenen König Ferdinand VII. erhalten. Die Creolen verlangten gleiche Rechte mit den Altspaniern und wurden wirklich von der Centraljunta im Mutterlande aufgefordert, Deputirte zu schicken. Nach und nach aber ließen sie sich durch die Engländer und Nordamerikaner verführen, sich überhaupt vom Mutterlande loszureißen. Die Farbigen hielten sich anfangs passiv, bis die Uneinigkeit unter den Weißen sie ihre Bedeutung und Macht zum erstenmal fühlen ließ. Als ein bisher äußerst bigottes, von Priestern geleitetes Volk waren sie den Liberalen in den Städten nicht hold und wollten nichts von den neuen Theorien, nichts von der Aufklärung und Freimaurerei, welche sie von den Fremden lernten, wissen; jedoch rotteten sich die Indianer gegen die alte Regierung zusammen, wenn man ihnen vorspiegelte, alle Weißen würden vertrieben und das alte Indianerreich von Meriko hergestellt werden. Und bald thaten sich in den Bürgerkriegen Farbige als tüchtige Krieger hervor und machten den gebildeten Städtern die Regierungsgewalt streitig. Das ist als Grundcharakter des gesammten Revolutionszeitalters im spanischen Amerika festzuhalten.

Die Nordseite Südamerikas, welche durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden wird, war das spanische Vicekönigreich Neugranada mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, wo der Virey Amar 1810 vertrieben wurde. Die demokratische Partei erhielt in Caraccas die Oberhand und übte rohe Grausamkeit. Das altgläubige Volk hatte sich in kindischer Weise von den gebildeten Städtern überraschen lassen, seine wahren Gesinnungen aber traten erst an den Tag, als am 26. März 1812 die schöne Handelsstadt am Meere, Caraccas, durch ein Erdbeben zerstört wurde, wobei 12,000 Menschen umkamen. Das ist Gottes Strafe! hieß es. Das Volk sammelte sich unter Monteverde und stellte die spanische Herrschaft wieder her. Erst 1813 wagte in Venezuela Bolivar wieder die Fahne der Freiheit zu erheben, besiegte den rohen Monteverde in der

Schlacht bei los Tacuanes am 31. Juli 1814 und errang dadurch so großen Ruf, daß ihm damals schon der Ehrenname Befreier (Libertador) zuerkannt wurde. Nun kam aber nach der Restauration Ferdinands VII. im Mutterlande General Murillo mit 10,000 Mann von dort an, um die Colonien zum Gehorsam unter den König zurückzuführen, und erreichte anfangs seine Absicht, indem seine geschlossenen Regimenter den schwachen Widerstand der Creolen und Farbigen überall brachen. Bolivar zog sich auf die Insel Marguerita zurück, wurde von den Engländern unterstützt und neckte die spanischen Truppen so lange, bis sie sich allmälig immer mehr verminderten und Murillo abziehen mußte. Nun wurde Bolivar 1819 für das ganze alte Gebiet von Neugranada unter dem neuen Namen Columbia zum Präsidenten ernannt.

In Peru residirte der Virey Pezuela in der üppigen Hauptstadt Lima, wo man an keine Revolution dachte. Aber in Oberperu war der dortige Regierungspräsident Pizarro bereits 1809 durch eine Partei gestürzt worden, welche im Interesse der Königin Carlotta diese reiche Provinz (denn hier lagen die unerschöpflichen Silberbergwerke von Potosi) mit Brasilien zu vereinigen wünschte. Es gelang nicht, weil eine englische Flotille unter Lord Cochrane, ein chilenisches Heer unter San Martin und endlich auch Bolivar herbeikamen. Der letztere wurde am 10. Februar 1824 zu Lima als Dictator von Peru und Columbia zugleich ausgerufen, und von Oberperu, welches ihm zu Ehren Bolivia genannt wurde. Weil er aber der alten Kirche zugeneigt war, bekam er dadurch Feinde unter den Aufgeklärten und vermochte die Allmacht der Sonderinteressen auf die Dauer nicht zu überwinden. Schon 1827 machte sich Peru unabhängig und bald darauf auch Quito unter dem Namen Ecuador, und es gab nun fünf Republiken, in welche die beiden ehemaligen Vicekönigreiche von Neugranada und Peru zerfielen (Neugranada, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia). Der Name Columbia verschwand. Indem also auch diese schönen Provinzen ihre Unfähigkeit beurkundeten, ein großes Ganzes zu bilden, fielen sie derselben Jämmerlichkeit anheim, wie Mexiko und Central-

im April bei Magnano. Von allen Seiten wichen die Franzoſen zurück, und ſchon war man des Siegs gewiß. Da geſchah eine blutige Greueltat. Die franzöſiſchen Geſandten, die von dem aufgelöſ'ten Raſtadter Congreß in ihr Vaterland zurückkehren wollten, wurden unterwegs auf deutſchem Boden von deutſchen Huſaren umgebracht, am 28ſten April. Der Anſtifter dieſes alles Völkerrecht höhnenden Geſandtenmords iſt unbekannt geblieben. Man hat an den Haß der Königin von Neapel gedacht, an Privathändel unter den Geſandten, endlich an die franzöſiſche Regierung ſelbſt, welcher dieſer Mord zu Statten kam, da er die Franzoſen zur Rache und größern Tapferkeit entflammte. Mittlerweile kam auch in demſelben Monat das große ruſſiſche Heer unter dem alten Helden Suwarow in Italien an und dieſer Feldherr übernahm den Oberbefehl. In kurzer Zeit war er Herr des ganzen Landes und machte alle Eroberungen Bonaparte's wieder zu nichte. Er ſchlug nach einander alle franzöſiſche Generale, Moreau noch im April bei Caſſano, Maſſena, der aus Neapel zurückkehrte, an der Trebia im Juni, und ein drittes Heer unter Joubert bei Novi im Auguſt. Im September war ganz Italien von den Franzoſen gereinigt, bis auf die Städte Ancona und Genua. Die neuen Republiken wurden vernichtet und alles Alte hergeſtellt, wobei man ſchreckliche Rache nahm, beſonders in Neapel.

In Deutſchland hatten unterdeß die Generale Korſakow und Hotze den Oberbefehl der zweiten ruſſiſch-öſterreichiſchen Armee übernommen und waren in die Schweiz eingebrochen, wo die Franzoſen unter Maſſena und Soult ihnen das Gleichgewicht hielten. Lange ſtanden ſie einander in der Gegend von Zürich gegenüber an den Ufern der Limmat, und kämpften eine dreitägige Schlacht, vom 25ten bis 27ten September. Endlich ſiegten die Franzö-

'amerika. Ihre Geschichte ist von da an ein langweiliger Wechsel von Partei-Pronunciamentos und Nachbarbefehdungen, ohne daß weder eine große Idee, noch eine große Persönlichkeit hervorgetreten wäre. Eine ehrenvolle Ausnahme machte Santa Cruz, Präsident von Bolivia, welcher eine gemäßigte und weise Regierung anstrebte, aber eben deshalb nicht durchdrang. Eine fünfte Republik bildete sich in Chile tief im Süden, wo trotz aller Umwälzungen doch mehr Mäßigung vorwaltete, als im Norden.

Auch im altspanischen Vicekönigreich am Rio de la Plata im Süden von Brasilien wurde der Virey Cisneros 1810 gestürzt. Die neue republikanische Regierung unter Castelli wollte auch die Provinz Paraguai unterwerfen, hier aber setzte ihm der Dictator, Dr. Francia, eine Schranke. Um dem glücklichen Lande seinen alten Segen zu erhalten und es vor der Verführung durch die modernen Laster zu bewahren, sperrte der kluge Arzt, der sich das Vertrauen des Volkes längst erworben hatte, die Provinz von den liberalen Befreiern ebenso ab, wie von den alten Behörden.*) Die übrigen La Plata-Provinzen erhielten den neuen Namen der argentinischen Republik. Posadas wurde das Haupt derselben, und unter ihm eroberte Oberst Alvear das gegenüberliegende Montevideo, die mit Buenos Ayres rivalisirende Stadt, welche ihren Rückhalt in Brasilien hatte und sich bald wieder befreite. Buenos Ayres sprach die Oberleitung des Ganzen an, wogegen die einzelnen Provinzen (abgesehen von Montevideo und Paraguai) Entre Rios, Corrientes, Santa Fé, Cordova ꝛc. jede für sich unabhängig werden wollten und an Rosas einen gewaltigen Vorkämpfer fanden. In den Pampas nämlich, den weiten Grasebenen, durch welche der Silberfluß strömt, bilden die s. g. Guauchos, verwilderte Hirten, die Hauptbevölkerung. Zu Roß mit der Lanze die großen Heerden treibend, am nackten Fuß lange Sporen anschnallend, bäurisch zugleich

*) Deshalb mußte der berühmte Naturforscher Bonpland mit seinem jungen Gefährten, dem Schweizer Rengger, jahrelang in Paraguai zurückbleiben, weil Francia sie zwar hereingelassen hatte, aber nicht mehr hinausließ.

und ritterlich, schlugen sie unter Rosas jeden Widerstand nieder. Er war sehr grausam und ließ seit 1829 eine Menge Hinrichtungen vornehmen. An der Spitze aller seiner Decrete standen die Worte: Tod den Unitarios! Alles Holzwerk in der Stadt, sogar die Todtenwagen, mußte roth angestrichen werden, alle Männer mußten rothe Westen und rothe Bänder tragen, auch die Frauen rothe Bänder im Haar. Den Kopf eines Indianerhäuptlings ließ er einsalzen, seiner schönen Tochter Marguerita die Ohren desselben als Schmuck schenken ꝛc. Die feingebildeten Bewohner von Buenos Ayres trugen sein Joch mit Ingrimm 23 Jahre lang. Einen großen Aufstand der Indianer, welche den Bürgerkrieg der Weißen benutzten, um über sie herzufallen, besiegte Rosas mit schrecklicher Energie. Ebenso die Empörungen der Unitarier. Am meisten machte ihm Montevideo zu schaffen. In dieser freien Republik, die sich Banda Oriental oder Uruguay nannte, sammelten sich alle Feinde Rosas und fanden Schutz bei den Engländern und Franzosen, die ihren Handel auf dem La Plata erweitern wollten. Aber erst als Brasilien sich wieder einmischte, unterlag Rosas in einer Schlacht bei Caseros, am 3. Febr. 1852, und rettete sich durch die Flucht über Meer. Aber die schönen Provinzen wurden aufs neue durch die elende Parteiung zerrissen. — In Paraguai starb Dr. Francia 1840 im 93sten Lebensjahre. Ihm folgte sein Neffe Lopez, der die Sperre des Landes aufhob und 1852 den großen Strom den Handelsschiffen öffnete.

Eine eigenthümliche Stellung behauptet Brasilien, als ein Land von ungeheurer räumlicher Ausdehnung, welches aber noch sehr wenig und fast nur an den Küsten und in den Bergwerk- und Diamantenbezirken besser bevölkert, dessen Inneres aber noch voll unbekannter Urwälder und Gebirge und dessen Riesenstrom, der Amazonenstrom, obgleich der größte im Lande, noch kaum versuchsweise beschifft ist und an dessen Ufern nur selten einmal eine indianische Hütte gesehen wird. Die portugiesische Bevölkerung bildet hier eine kleine Minderheit unter den Farbigen und schwarzen

Sklaven. Aber sie wurde nicht den traurigen Wechselfällen ausgesetzt, gleich den spanischen Creolen, sondern blieb monarchisch und sah die innere Ruhe nicht so oft und nicht so schlimm gestört. Johann VI., König von Portugal, nahm 1808, vor den Franzosen fliehend, seine Residenz in Rio de Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens, kehrte aber 1821 nach Portugal zurück. Napoleon war gestürzt, Portugal wieder frei, so konnte er ruhig seine Tage in Lissabon beschließen. Nun aber erklärte die Nationalversammlung in Rio am 1. August 1822 Brasilien für selbständig und von Portugal für immer abgelöst und erhob des Königs ältesten Sohn Don Pedro zum Kaiser. Dieser aber hätte viel Mühe, sein Ansehen den Parteien gegenüber zu behaupten, und wurde der Regierung in Brasilien so satt, daß er sie 1831 seinem unmündigen Sohne Pedro II. abtrat und nach Portugal zurückging. Eine föderalistische Partei wollte Unirung der Provinzen, wie in den spanischen Nachbarländern. Am ungeberdigsten war die Provinz Rio Grande. Dazu kamen, wie überall, wo der Bürgerkrieg unter den Weißen wüthete, große Aufstände der Indianer in Para (1835) und der Neger in Bahia (1837). Allein durch die Energie der Minister Brüder Andrada wurde die Ordnung erhalten, und auch noch nach ihrem Abgange (1841) mißlangen die neuen Aufstände. Die von England und Frankreich geforderte Abschaffung des Sklavenhandels wurde in Brasilien verfügt, aber der Befehl durch den Schleichhandel umgangen. Brasilien wimmelt von schwarzen Sklaven. Man suchte sie durch „weiße" Sklaven zu ersetzen und aus Auftrag der Regierung betrieben Agenten in Hamburg hauptsächlich die Herbeischaffung von deutschen Auswanderern. Diese Agenten erlaubten sich dabei die schändlichsten Betrügereien, auch noch in neuester Zeit hat sich dieselbe Speculation wiederholt. Doch ist es einigen tausend Deutschen durch Klugheit und Ausdauer gelungen, sich auf eigene Faust und unter Vermeidung aller Agenturen in der gemäßigten Zone des paradiesischen Landes Niederlassungen zu gründen, die in der schönsten Blüthe stehen. — Im Jahr 1860 hatte der Ueber-

muth einiger Engländer in Rio den Abbruch des diplomatiſchen Verkehrs mit England zur Folge.

5.

Mexiko.

Südamerika iſt durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden. Daſſelbe gehörte früher zu Mexiko, riß ſich aber während der Revolution los und theilte ſich in die unabhängigen Republiken Guatemala, Nicaragua, Coſtarica, Salvador und Honduras. Sie conföderirten ſich, aber der Präſident Morazan wüthete ſo greulich gegen die Prieſter, daß, als die Cholera ausbrach, die Indianer dieſe Seuche für eine Strafe Gottes anſahen und unter Carrera den Tyrannen ſtürzten, der erſchoſſen wurde, 1839. Die Conföderation löste ſich wieder auf und die Engländer bemächtigten ſich der ſ. g. Mosquitoküſte von Honduras, weil dort das koſtbare Mahagonyholz in Menge vorkommt. Die Yankees ihrerſeits ſchloſſen mit Nicaragua einen Vertrag und bauten 1855, ſtatt des längſt gewünſchten, aber zu ſchwierigen Canals, die erſte Eiſenbahn auf der Landenge von Panama, die ſeitdem das atlantiſche Meer mit dem ſtillen Ocean verbindet. Die Brutalität eines Yankee veranlaßte aber ſchon 1856 einen blutigen Kampf in Panama, wobei alle Yankees erſchlagen wurden. Pierce, damals Präſident der Ver. Staaten von Nordamerika, erlaubte nun zur Rache dem Freibeuter Walker, eine bewaffnete Bande zu bilden, mit der er ſich in Nicaragua zum Dictator aufwarf. Die Eingebornen vertrieben ihn indeß bald wieder. Er kam noch einmal mit einer neuen Freiſchaar zurück, unterlag aber und wurde erſchoſſen, 1860. Vor ſeinem Tode ſoll er ausgeſagt haben, er ſey von Napoleon III. unterſtützt worden, der den Plan gehegt habe, Einfluß in der ſpaniſchen Bevölkerung von Mittel- und Südamerika zu gewinnen, dieſelbe zu reorganiſiren

und den Yankees des Nordens weiteres Vordringen in den Süden zu wehren. So berichteten nordamerikanische Blätter.

Auch nach der reichen Insel Cuba, welche noch dem Mutterlande Spanien gehört, richteten die Yankees ihre habgierigen Blicke. Zweimal gestatteten sie dem Freibeuter Lopez, bewaffnete Banden dahin einzuschiffen; er unterlag aber, wurde von den wachsamen Spaniern gefangen und gehenkt, 1856.

Auf Hayti regierte Präsident Boyer die schwarze Republik. Es glückte ihm, 1825 von Frankreich die Anerkennung der Unabhängigkeit Haytis zu erwirken, wofür die Insel 150 Mill. Franken zahlen sollte, die jedoch später auf 60 ermäßigt wurden. Mulatten und Neger mordeten einander nicht mehr, die Weißen konnten wieder Handel treiben, obgleich ihnen gesetzlich der Erwerb von Grund und Boden versagt war. Auf den alten Plantagen gediehen die Kaffee- und Baumwollenbäume auch ohne große Pflege fort. Allein man bemerkte doch, daß eine Menge alter Besitzungen verödeten, daß keine neuen Pflanzungen angelegt wurden, daß die Neger sich der Faulheit ergaben und lieber nackt in den Wäldern lebten, als arbeiteten. Sie konnten nicht einmal das gute Regiment Boyers ertragen, sondern setzten ihn 1842 ab und gaben ihm unfähige Nachfolger. Während der Haupttheil der Insel diese Wechsel erlebte, riß sich der vormals spanische Theil seit 1844 wieder los und bildeten hier die Mulatten wieder eine unabhängige Republik. In der größern Negerrepublik kam 1847 Soulouque zur Präsidentschaft, ein Neger, der sich vom Bedienten bis zum General emporgeschwungen hatte und ziemlich phantastisch war. Obgleich sehr häßlich und kahlköpfig hielt er sich doch für den herrlichsten aller Männer und ritt täglich in einer mit Prunk überladenen Uniform aus, umringt von Musikanten, welche spielen mußten. Sein Versuch, die Republik der Dominicaner zu erobern, mißrieth ihm kläglich in der Schlacht bei Savana Numero, am 22. April 1849. Nichtsdestoweniger ließ er sich am 29. August desselben Jahrs unter dem Namen Faustin I. zum Kaiser ausrufen und äffte Napoleon

nach. Als er noch einmal gegen San Domingo zog und wieder geſchlagen wurde, jagte man ihn fort, Hayti verwandelte ſich wieder in eine Republik und Geffrard wurde deren Präſident. Die Mulatten im dominicaniſchen Antheil der Inſel verkauften aber ihr Gebiet an die Krone Spanien, welche mit dieſer Erwerbung andeutete, daß ſie überhaupt an den Wiedergewinn des in der neuen Welt verlornen denke, im Zuſammenhang mit der ritterlichen Politik O'Donnels und mit den geheimen Abſichten Napoleons III.

Auf Jamaika, der dritten großen Inſel der Antillen, welche den Engländern gehört, mußten dieſe ihrem Antiſklavereiſyſtem gemäß die Neger für frei erklären und die Pflanzer mit großen Summen entſchädigen, 1832. Auch hier wurden die Neger zur Arbeit faul, wie auf Hayti.

Das Hauptintereſſe lenkte ſich auf Mexiko. Dieſes alte Culturland war ſchon in der ſpaniſchen Zeit die wichtigſte, reichſte und bevölkertſte Colonie geweſen, der Virey daſelbſt der vornehmſte und mächtigſte von allen. Hier brach die große Revolution in Folge der Ereigniſſe im Mutterlande ſchon am 15. Sept. 1808 aus. Der ſtolze Virey Itturigarai, ein Anhänger Godoys, wurde vertrieben. Gegen die Altſpanier erhoben ſich nun maſſenhaft die Indianer, um Montezumas Reich herzuſtellen, geführt vom Pfarrer Hidalgo, aber ſie unterlagen, 1811. Der neue Virey Apodaca behauptete Mexiko dem Mutterlande, bis die Nachricht von der ſpaniſchen Revolution im Jahre 1820 den Ehrgeiz und die Neuerungsſucht auch unter den Offizieren in Mexiko erregte. General Iturbide erhob ſich gegen den Virey, der ihm wenig Energie entgegenſetzte. Es iſt charakteriſtiſch, daß dieſe loyale Partei ſich als Freimaurerloge nach dem ſchottiſchen Ritus conſtituirt hatte, weshalb man ſie die Escoſeſos nannte. Die republikaniſche Gegenpartei conſtituirte ſich nach dem engliſchen oder Yorkritus und erhielt davon den Namen der Yorkinos. So ſtark war ſchon der Einfluß europäiſcher und nordamerikaniſcher Sitten geworden. Die Maurerei nahm in der neuen Welt genau in demſelben Maaße überhand, in welchem das Anſehen der Kirche ſank.

Unter dem Beistand der Offiziere und des Heeres und unter Zulassung der monarchischen Partei ließ sich der eben so talent- als verdienstlose Iturbide am 18. Mai 1822 als Augustin I. zum erblichen Kaiser von Mexiko ausrufen. Aber weder die V. Staaten von Nordamerika, noch die unterdeß in Südamerika entstandenen Republiken erkannten ihn an. Im Aerger wollte er Rache nehmen und beging so viele Fehler, daß ihn eine Soldatenempörung schnell wieder stürzte, 1823. General Santa Anna vertrieb ihn. Da inzwischen die siegenden Republikaner in Parteien zerfielen, erschien Iturbide 1824 noch einmal im Lande, wurde aber ergriffen und erschossen.

Die Mexikaner bildeten sofort eine Föderativrepublik, anfangs unter dem Präsidenten Pedrazzo aus der gemäßigten Partei der Escoseses, der aber 1828 durch Guerrero aus der immer mächtiger gewordenen demokratischen Partei verdrängt wurde. Dieser wüthete nun unbarmherzig gegen die Spanier und ließ erst alle altspanischen Geistlichen, endlich alle in Spanien Geborenen überhaupt des Landes verweisen. Die Escoseses aber machten eine Contrerevolution unter Bustamente, der über Guerrero siegte und denselben erschießen ließ. Gegen Bustamente aber erhob sich 1832 Santa Anna und überwand ihn in einem langen Kampfe, so daß nunmehr wieder die demokratischen Yorkinos die Oberhand erhielten. Die Regierung dieser Partei war nicht heilsam für Mexiko, denn sie brachte die Kirche in Verachtung, begünstigte die Demoralisation und nivellirte vollends die Standes- und Racenunterschiede. Die Folgen davon waren traurig genug, denn im Innern Mexikos herrschte Anarchie, wo sie nicht in Lethargie erstickte, und nach außen zeigte die Republik erbärmliche Schwäche. Schon 1836 beim ersten Zusammenstoß der Yankees in Texas mit den rechtmäßigen mexikanischen Landesherren ließ sich Santa Anna bei Jacinto schimpflich besiegen; 1839 ließ er sich wegen Plünderung und Ermordung von Franzosen durch eine französische Flottenexpedition maßregeln. Endlich wurde er von Paredes verdrängt, der nicht besser zu regieren verstand. Als es nun

die V. Staaten nach dem Beſitz von Californien und Neu-Mexiko, wie nach dem von Texas gelüſtete, konnte ihnen die innerlich ſo ſehr zerrüttete und lockere Republik keinen Widerſtand leiſten. Der Verlauf des Krieges iſt oben ſchon erzählt. Der neue Präſident Herrera verſuchte es mit Reformen, aber vergebens. Mexiko blieb in ſeiner Verkommenheit. Im Jahre 1853 wurde die Regierung ſchon wieder durch einen General Ariſta geſtürzt, den aber 1854 Santa Anna verdrängte, bis auch dieſer wieder 1855 von Alvarez verdrängt wurde. Zwar kam Santa Anna noch einmal an die Spitze, mußte aber 1856 dem General Comonfort weichen, welcher ſelbſt 1858 ſchon wieder durch Zuluagua vertrieben wurde. Im ganzen Lande herrſchte Anarchie, 1858 erhoben ſich die Indianer und plünderten die Beſitzungen der Weißen. Jede Provinz und Stadt wollte ſelbſtändig ſeyn und ſich nichts von außen befehlen laſſen. Im Allgemeinen aber zerlegten ſich die Parteien in die zwei Extreme der Puros, welche unbedingten demokratiſchen Fortſchritt verlangten, und der Conſervativen und Klerikalen, welche ſehnlichſt wünſchten, unter einem ſpaniſchen Infanten zur monarchiſchen Regierungsform zurückkehren zu können. Im ganzen ſpaniſchen Südamerika waren die Biſchöfe in gleicher Bedrängniß. Daher ſich der Papſt in einer Allocution vom 15. Dezember 1856 energiſch gegen die Zerrüttung der Kirche durch die republikaniſchen Regierungen der neuen Welt erklärte.

Die Puros gelangten 1860 zur Alleingewalt. Schlag auf Schlag ſtürzten die Präſidenten. Auf Zuluagua folgte Miramon, der trotz der Plünderung des Kirchenguts die Caſſen ſchon ſo erſchöpft fand, daß er das Hotel des engliſchen Geſandten erbrechen und 100,000 Dollars rauben ließ. Ihn ſtürzte Juarez, ein Farbiger, der noch weiter ging und einen für das Ausland beſtimmten Silbertransport im Werth von 1,200,000 Dollars wegnahm und am 1. Juli 1861 ein Decret erließ, welches alle Verbindlichkeiten gegen Ausländer auf zwei Jahre für aufgehoben erklärte. Der ſpaniſche Geſandte und der päpſtliche Nuntius wurden auf brutale

Art von Mexiko fortgejagt. Auf den französischen Gesandten von Saligny wurde ein Attentat gemacht, drei englische Unterthanen wurden ermordet. Der Raub an den Kirchengütern und am Eigenthum der fremden Kaufleute erklärt sich aus der allgemeinen Anarchie, aus dem Geldmangel und der Raubluſt der Emporkömmlinge. Zugleich aber machte sich der Racenhaß geltend. Juarez war ein Meſtize und konnte sich als solcher nur behaupten, wenn er die geiſtesüberlegenen Weißen unterdrückte.

Es handelte sich also auch für Europa nicht blos darum, Genugthuung für die Mißhandlung und Ermordung von Europäern zu fordern und den beraubten Kaufleuten zu ihrem Eigenthum zu verhelfen, sondern man mußte sich auch die Frage stellen, ob es nicht gerathen sey, überhaupt der weißen Race im spanischen Amerika zu Hülfe zu kommen und mit der Kirche dort zugleich die edlere Gesittung und Civiliſation zu retten. Jetzt oder nie war für Spanien die Gelegenheit gekommen, mit gutem Recht und zum allgemeinen Beſten einen Verſuch zur Wiedereroberung seiner verlornen Colonien zu machen. Frankreich aber hatte noch mehr im Sinn. Es war ohne Zweifel ein großer Gedanke Napoleons III., den die Nachwelt richtiger würdigen wird, als die Gegenwart, der Gedanke, von Europa aus der weißen Race in Süd- und Mittelamerika wieder aufzuhelfen, ihre Ueberlegenheit über die farbigen Menschen herzuſtellen, die katholische Kirche und die Civiliſation zu schützen, die staatliche Ordnung herzuſtellen und dadurch dieſem romaniſchen Zweige der weißen Race wieder eine Machtſtellung zu verleihen, welche derjenigen des germaniſchen Zweiges derſelben Race in Nordamerika ebenbürtig werden ſollte. Nun hatten zwar die Yankees seit 1823 die damals vom Präſidenten Monroë im Congreß von Waſhington proclamirte ſ. g. Monroëdoctrin angenommen, wonach es Staaten der alten Welt für immer verwehrt ſeyn ſollte, in der neuen zu interveniren. Allein die Yankees lagen ſich jetzt ſelbſt in den Haaren, ihr mächtiges Sternenbanner war im Bürgerkriege zerriſſen und ſie konnten den Einmarſch europäiſcher Truppen in Mexiko

nicht mehr verhindern. Napoleon III. begünstigte die Südstaaten gegen Lincoln und hätte sie gern anerkannt, wenn er nicht auf England hätte Rücksicht nehmen müssen. Er versicherte sich aber wenigstens der Sympathien der Südstaaten, die ihm als Vormauer gegen den Norden dienen sollten, wenn er in Meriko einschritte.

Am 31. October 1861 schlossen Spanien, Frankreich und England einen Vertrag, um sich gemeinschaftlich in Meriko Genugthuung und Kostenersatz zu verschaffen. Eine combinirte Flotte mit Landungstruppen sollte sich des Hafens von Veracruz bemächtigen und, wenn die Genugthuung nicht erfolgte, wollte man bis Meriko vordringen. Die Expedition kam am 8. Dezember vor Veracruz an und die Stadt capitulirte. Nun aber geriethen die Führer der Expedition in Streit. Juarez, ohne Zweifel von England aus gut instruirt, hatte England schon im November volle Entschädigung anbieten lassen, um es von der Coalition zu trennen. Lord Palmerston erklärte nun, der Zweck der Expedition sey für England erreicht, und berief die englischen Truppen zurück, die am 8. März 1862 Veracruz wieder verließen. Man glaubte allgemein, England habe Frankreich hier eine Falle gestellt und es nur auf einen Augenblick in eine Gefahr hinein begleitet, um es allein darin stecken zu lassen. Auch Spanien sollte von Frankreich getrennt werden. Juarez machte gute Anerbietungen und General Prim, der die spanischen Landungstruppen commandirte und zu den Fortschrittsmännern gehörte, ging gern darauf ein, nicht nur obgleich, sondern gerade weil Sorreno, der spanische Gouverneur auf Cuba, einen schnellen Marsch der Truppen nach der Hauptstadt Meriko verlangte, um dort der Kirche ihr volles Ansehen zurückzugeben und, wie das eine Partei in Madrid wünschte, den Kaiserthron von Merico für einen bourbonischen Prinzen wieder aufzurichten. Da nun Prim die klerikale Partei haßte und da sein kleiner Heertheil ohne die Engländer und Franzosen zu schwach war, um nach Meriko vorzudringen, die Engländer sich aber versagten und die Franzosen in keinem Fall die Erhebung eines bourbonischen Prinzen geduldet haben würden, han-

ſen, und die Alliirten wichen zurück. Während dieſer Schlacht war Suwarow durch die Engpäſſe der Alpen gebrochen, den Seinigen zu helfen. Einen Tag früher, ſo waren die Franzoſen verloren. Aber er kam zu ſpät, die Franzoſen hatten ſchon geſiegt, und er zog ſich durch die Gebirge gegen Bayern, um nie wieder auf dem Kampfplatz zu erſcheinen, denn der launiſche Kaiſer von Rußland rief alle ſeine Heere zurück.

In dem Augenblick, da Oeſterreich ſeinen beſten Bundesgenoſſen verlor, trat ihm auch ſein ſchlimmſter Feind wieder gegenüber. Bonaparte kam aus Aegypten zurück. Sobald er die großen Unfälle der Franzoſen in Italien erfuhr, ließ er ſeine Armee im Stich und eilte ganz allein nach Frankreich zurück, mitten durch die engliſchen Schiffe, die das mittelländiſche Meer bedeckten. Kaum kam er in Paris an, ſo rief ihn die öffentliche Stimme ſogleich zum Oberfeldherrn aus. Niemand als er konnte die Siege, die Eroberungen in ihrem ganzen Umfang wiederherſtellen. Die Niederlagen ſeiner Nebenbuhler hatten erwieſen, wie unentbehrlich er den Franzoſen ſey. Die Soldaten jauchzten, wieder unter ſeine Fahne zu treten, das Volk hoffte alles von ihm. Nur die bisherige untüchtige Regierung fürchtete ſeine Herrſchaft. Er ſtürzte ſie am 9ten November mit Hülfe der Soldaten um, gab Frankreich eine neue Verfaſſung und ſtellte ſich ſelbſt als erſter Conſul mit beinah königlicher Gewalt an die Spitze der Republik.

Kapitel CCCCLVI.

Der Frieden von Luneville.

Im nächſten Jahr, 1800, bereitete Bonaparte den neuen Feldzug gegen Oeſterreich vor, unter ähnlichen Umſtänden als das erſtemal. Es galt wieder, Oeſterreich

delte er ohne Zweifel klug, dem Beiſpiel der Engländer zu folgen, und ſchloß am 19. Februar 1862 zu Soledad einen Vertrag mit Juarez ab, worin er ſich im Namen Spaniens befriedigt erklärte. Hierauf führte auch er ſeine Truppen zurück und ließ die Franzoſen in Veracruz allein zurück, nachdem er ihnen nur den Vorſchlag gemacht hatte, nun auch ihrerſeits mit Juarez zu unterhandeln. An Napoleon III. ſchrieb er einen merkwürdigen Brief, worin er ihn warnte, ſeine Pläne in Mexiko ja nicht zu verfolgen, denn das ſpaniſche Amerika ſey für das monarchiſche, wie für das klerikale Princip der alten Welt ein für allemal verloren. Als er nach Madrid zurückkehrte, vertheidigte er ſeine Politik ſiegreich in den Cortes und die Mißſtimmung O'Donnels richtete ſich mehr gegen Napoleon III., deſſen Plan den ſpaniſchen durchkreuzte. Es fielen ſcharfe Reden, doch kam es zu keinem Conflict an den Pyrenäen.

General Lorencez, Commandeur der franzöſiſchen Landungstruppen, wartete nach dem Vertrage von Soledad die Befehle ſeines Kaiſers ab, ſeine Truppen litten aber in Veracruz durch das gelbe Fieber ſo große Verluſte, daß er ſie in die etwas höhere und geſündere Gegend von Orizaba verlegen mußte. Wie es ſcheint, umgab ihn Verrath, da er ſich bewegen ließ, einen Angriff auf die gutbefeſtigte Stadt Puebla zu machen, von wo er am 5. Mai zurückgeſchlagen wurde. Er ſelbſt war verwundet und befand ſich in einer ungewiſſen Lage, jeden Augenblick eines Angriffs durch Uebermacht gewärtig, als endlich Hülfe kam. Napoleon III. nämlich verfolgte ſeinen merikaniſchen Plan, was jetzt ſogar die franzöſiſche Ehre zu fordern ſchien, nachdem ihn die Bundesgenoſſen auf eine faſt hämiſche Art verlaſſen hatten. Er ſchickte den General Forey mit Verſtärkungen ab und gab ihm am 8. Juli eine offene Inſtruction mit, welche die Antwort auf Prims Warnung enthielt. Darin erklärte der Kaiſer der Franzoſen, es ſey das allgemeine Intereſſe Europas, der Monroëdoctrin und überhaupt dem Uebergewicht der Yankees entgegen zu wirken, damit nicht auch der Süden, wie der Norden der neuen Welt ihrer alleinigen Willkür verfalle. Europa

müſſe ſich einen Theil Amerikas offen halten, um frei mit ihm Handel treiben zu können, ohne die Yankees um Erlaubniß zu fragen. Der Kaiſer würde vielleicht eine ſo ſtarke Sprache nicht gebraucht haben, wenn ihm nicht kund geworden wäre, daß Juarez am 28. April mit Lincoln einen Vertrag geſchloſſen hatte, nach welchem Lincoln ihm die großen Summen einhändigte, die er zur Entſchädigung Englands und Spaniens brauchte, unter Verpfändung der nördlichen Provinzen Mexikos, die an die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten werden ſollten, wenn Mexiko binnen zwei Jahren jene Summen nicht zurück erſtatten würde.

Die wichtigſte Stelle in der Inſtruction Foreys war aber folgende: „Wenn Mexiko mit Hülfe Frankreichs eine ſtabile Regierung herſtellt, ſo werden wir der lateiniſchen Race ihre Stärke und ihr Preſtige wieder geben.“

Forey kam im Herbſt nach Veracruz, rettete den faſt verlorenen Poſten in Orizaba, ging aber vorſichtig zu Werke. Erſt am 18. März 1863 griff er Puebla an, wo 18,000 Mexikaner unter Ortega ihm einen verzweifelten Widerſtand leiſteten. Nachdem aber ein Entſatzheer zurückgeſchlagen worden war und die Franzoſen, wie einſt in Saragoſſa, von Haus zu Haus vordrangen und Munition und Lebensmittel fehlten, gab ſich Ortega am 17. April mit noch 12,000 Mann gefangen, wußte indeß auf dem Transport mit einem großen Theile ſeiner Leute zu entwiſchen. Siegesſtolz rückte nun Forey gegen Mexiko ſelbſt vor, fand keinen Widerſtand mehr und hielt ſchon am 10. Juli ſeinen Triumpheinzug in der Hauptſtadt, umjubelt vom Volke, welches ihn und ſein Heer unter Blumenkränzen faſt erdrückte. In der Hauptſtadt fanden ſich natürlicherweiſe die meiſten Weißen, die meiſten Reichen und Gebildeten, die bisher unter dem harten Joch des Meſtizen geſchmachtet hatten, beiſammen und hier beſaß auch noch der Klerus einen frommen Anhang unter dem gemeinen Volke. Deshalb mußte Juarez bei der Annäherung der Franzoſen einen Aufſtand in der Hauptſtadt beſorgen und zog es vor, dieſelbe freiwillig zu verlaſſen und ſich mit dem ſchwachen Reſt ſeiner Trup-

pen nach San Luis de Potoſi zurückzuziehen. Forey errichtete ſogleich eine proviſoriſche Regierung und ſtellte an deren Spitze die bisherigen Häupter der klerikalen Partei, den Erzbiſchof von Meriko, Labuſtide, und die Generale Almonte und Sales. Von einer ſ. g. Notabelnverſammlung wurde ſchon am 10. Juli der öſterreichiſche Erzherzog Maximilian zum Kaiſer erwählt. Auf dieſe Wahl hatte Napoleon III. Europa ſchon vorbereitet. Sie ſollte ein Köder ſeyn, um Oeſterreich für die franzöſiſche Auffaſſung der polniſchen Frage zu ſtimmen, und ſie hatte für Frankreich ſelbſt nichts Bedenkliches, da der Erzherzog, wenn er nach Meriko ging, doch dort nur von franzöſiſchen Generalen abhängig ſeyn konnte, eine Puppe, die ſich leicht wieder beſeitigen ließ. Deshalb nahm auch der Erzherzog, Bruder des Kaiſer Franz Joſeph und Eidam des König Leopold von Belgien, die Einladung zwar höflich, aber nur unter ſoliden Bedingungen an, deren Erfüllung auf ſich warten ließ. England beglückwünſchte den Kaiſer der Franzoſen ſchadenfroh, denn der mexikaniſche Streit machte es den Vereinigten Staaten unmöglich, ſich mit Frankreich gegen England zu verbinden.

6.

Schluß.

So iſt denn Krieg entbrannt auf dem ganzen Erdenrunde, von Japan bis nach Meriko, in der alten wie in der neuen Welt, und im Herzen Europas brütet der böſe Feind noch auf einem ganzen Neſt voll Baſiliskeneier, um Unheil ohne Ende zu gebären. Hier rückſichtsloſe Willkür, unbarmherziges Zertreten unſchuldiger Völker und deren verzweiflungsvoller Todeskampf, dort lauernde Argliſt, tückiſcher Verrath und ewige Lüge in den feinſten Formen und im ewigen Taumel der Hoffeſte, Badereiſen, Conferenzen und Congreſſe. Hier nur Aeußerungen der roheſten Gewalt, Raubangriffe auf ſchuld-

loſe Nationen, Opiumkrieg, Zermalmung der Schwachen, Wegblaſen der armen Hindus mittelſt der Kanonen, Zerfleiſchung der Nation in Trauer, dort nur Aeußerungen erbärmlicher Imbecilität, ewiges Schwanken zwiſchen Uebermuth und Zagheit, Sichmäſten in Bequemlichkeit und Einſchlafen und jäh wieder Aufſchrecken, wenn abermals und immer wieder die Revolution an die Thore pocht. An eine Verantwortung vor Gott zu denken, an die Zukunft zu denken, die Dinge großartig aufzufaſſen, die Völker genial zu leiten, wem fällt das ein?

Die Völker ſelber überreden ſich, ſie machten ungeheure Fortſchritte auf dem Gebiete der materiellen Intereſſen, der Eiſenbahnen, Telegraphen, Weltinduſtrieausſtellungen ꝛc., aber im Muſterſtaat England ſelbſt ſtehen die Burgen des Reichthums nur unter den Hütten einer Armuth, eines Elends, eines Verbrechens, einer Proſtitution und Schande, wie ſie auf Erden noch nicht vorgekommen ſind. Und auf dem ganzen Feſtlande gibt es keinen Staat, der nicht die Zukunft mit der Gegenwart zugleich beſteuerte und Schulden über Schulden machte bis ins Ungeheuerliche. Mitten in unſerem hohen Culturzuſtande werden wir unvermerkt wieder in die Märchenwelt verſetzt und die Völker müſſen den „immer wachſenden Wurm“ mit ihrem Fleiſch und Blute füttern.

Man rühmt ſich hoher Bildung, wie ſie noch nie dageweſen, aber die Wahrheit will niemand hören; was auf geiſtigen Gebieten zur Geltung kommt, bleibt den Staatslenkern fremd. Das Wiſſen aber hat ſich ſo übergeilt, ſo ins Detail verzettelt und die Preſſe liefert ſo ungeheuer viel zu leſen, daß die Maſſen, ſo viel verworrene Belehrungen nur ſtumpfſinnig aufnehmen und nur dem ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, was gerade Mode iſt und oft am wenigſten Mode zu werden verdient hätte.

In Europa, dem die Weltgeſchicke lenkenden Welttheil, iſt durch die bisherige Staatsweisheit noch nicht eine einzige der vielen Lebensfragen gelöst worden; vielmehr wird in allen Cabinetten nur emſig geſponnen und gewoben, ſie noch künſtlicher zu verwickeln.

Die Nationen, die Confeſſionen ſind jetzt noch unnatürlicher an die verſchiedenen Staaten vertheilt, als vor hundert Jahren; die Karte von Europa iſt immer mehr eine Monſtroſität geworden. Dynaſtiſche Intereſſen ſtehen im offenſten Widerſpruch mit den nationalen. Hier die Unnatur des thönernen Koloſſes, dort die der Viel- und Kleinſtaaterei. Hier die brutalſte Anmaßung des Deſpotismus, dort das ewige Sichſelbſtbelügen der Conſtitutionellen mit theoretiſcher Conſequenzmacherei, wo ihnen faktiſche Gewalt gegenüberſteht.

Bei alledem rühmt man ſich des Fortſchritts und preist das gebildete Jahrhundert im Vergleich mit den frühern barbariſchen Zuſtänden. Wenn man aber genau zuſieht, ſo decken die beſſern Kleider, die bequemern Wohnungen, die Gelegenheiten zu Genüſſen aller Art, die palaſtähnlichen Hotels, der ganze Luxus der Neuzeit nur zu viel geheimes Elend zu und ſind nur eine Uebertünchung und Lüge. Indem ſich die Ueppigkeit des alten Babylon und Roms zur Kaiſerzeit in unſern Tagen wiederholt, tritt noch ein Element hinzu, was jene Vorzeit nicht kannte, die ungeheure Zunahme der Selbſtmorde, der Hirnerweichungen, die Ueberfüllung nicht nur der Spitäler und Zuchthäuſer, ſondern auch der Irrenhäuſer. In ſo ſchöner Blüthe wie jetzt ſtand der Wahnſinn noch niemals.

Europa iſt der herrſchende Welttheil. Von ihm aus werden die übrigen theils unmittelbar regiert, theils coloniſirt, theils beeinflußt. Welche große und herrliche, man möchte ſagen heilige Miſſion iſt ihm damit zu Theil geworden! Aber wie wird ſie ausgeführt? Wo in jenen Welttheilen, welche die dunkeln Racen bewohnen, irgend ein Recht iſt, tritt es gewiß England mit Füßen. Immer noch, wie zur Zeit der unmenſchlichen normänniſchen Raubzüge, geht es nur darauf aus, die Völker auszuplündern, und anſtatt der Segnungen des Chriſtenthums bringt es den Heiden nur das Opium, nur europäiſche Laſter, nur die Doctrin des Verraths, Mord und rauchende Trümmer der Städte.

Wer das vorliegende Werk, bei deſſen Ende wir angekommen ſind, mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird nicht verkennen,

daß die Uebel unſerer Tage noch immer in dem großen Abfall von Gott wurzeln, der im fünfzehnten Jahrhundert begann, als man die Wiedergeburt des klaſſiſchen Heidenthums feierte. Unſere Zeit iſt immer noch in dieſer heidniſchen Strömung begriffen. Die Kirche zu unterdrücken oder nur zum Werkzeuge der Staatsgewalt zu machen, iſt immer noch das vorherrſchende Syſtem, Verachtung der ſ. g. Pfaffen immer noch gäng und gäbe bei Bureaukraten, Juriſten und dem ganzen ſ. g. gebildeten Publikum. Bücher wie das von Strauß und jetzt wieder das von Renan kommen raſch in die Mode und werden vom Publikum verſchlungen. Wenn die Miniſter des Despotismus ſeit Pombal die Kirche mißhandeln, ſo thun es die liberalen Kammern nicht minder. Beide, die Regierungen und die Oppoſitionen ſind in dieſem Punkte einig und wetteifern, die chriſtliche Kirche immer mehr zu ſchwächen und zu discreditiren, um auf ihren Trümmern die heidniſche Schule aufzurichten. Alle großen Denker und Dichter der Neuzeit ſind in dieſer Schule aufgewachſen; die Verſuche, zur chriſtlichen Gefühls- und Denkweiſe zurückzuführen, haben die große Hauptſtrömung der Zeit, die gegen die Kirche gerichtet iſt, nicht abzulenken vermocht.

Es wimmelt von theoretiſchen Baumeiſtern des Muſterſtaats und von theoretiſchen Schöpfern des Völkerglücks, aber es wird nichts gebaut und kommt kein Glück zu Stande, vielmehr wird die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Ungewißheit der Zukunft immer unleidlicher. Und das alles, weil dem peripheriſchen, überall ins Detail verzweigten und verflachten Wiſſen die einigende Kraft und Tiefe der geſunden Vernunft, des allein richtigen Inſtinctes fehlt, und dieſe fehlt, weil die Geiſter ſich losgeriſſen haben vom höchſten Geiſte.

Man vermag auf dem Standpunkt, von wo aus man auf die ganze lange Weltgeſchichte zurückblickt, über die Zukunft nichts vorauszuſagen. Man kann nur die Richtung angeben, welcher die Strömung der Zeit folgt, und danach die Gefahren der Zukunft ahnungsvoll berechnen. Man muß vorausſetzen, daß die welthiſto-

riſchen Entwickelungen wie bisher ſo auch künftig einen langſamen Verlauf nehmen werden, und daß noch viel Unerwartetes geſchehen wird, ehe eine neue Grundlage der Bildung und Geſittung gelegt werden kann, um darauf ſicherer zu bauen, als auf unſerer bisherigen. Im Allgemeinen aber bleibt es gewiß, wie im fünfzehnten Jahrhundert die europäiſche Menſchheit den verhängnißvollen Rückſchritt ins Heidenthum gethan hat, ſo wird es ſich in den kommenden Jahrhunderten darum handeln, dieſe heidniſche Strömung endlich zum Stillſtand zu bringen und wieder den chriſtlichen Weg einzuſchlagen, auf dem allein der wahre Fortſchritt möglich iſt.

Regiſter zum zwölften Bande.

Seite

Aargau . . . 105
Abbas Mirza . 285
Abolitioniſten . 435
Abdel Kader 133. 142 146. 204
Abdul Aziz . . 279
Abdul Medſchid 74. 279
Abyſſinien . . 376
Adams . . . 413
Aden 484
Aegypten 73. 271. 284
Aera, die neue . 329
d'Affre 192
Afghanen . 285. 387
Afrika . . . 375 f.
Akbar 388
Albanien . . . 70
Albert von Coburg 165
Albert 183
Alexander II. 275. 351 f.
— von Serbien 76
Algier 9 f. 133. 143 146

Seite

Alma 272
Altenburg . . . 222
Altenſtein . . . 90
Amurland . . 354
Ancona . . . 113
Angola . . . 378
Angoulême, Herzogin von 4. 12. 28
Annam . . . 410
Antwerpen . 42. 46
Arago 18
Argentiniſche Republik . . . 447
d'Argout . . . 21
Armenien . . . 67
St. Arnaud 199. 269 271
Arndt 81
Arnim 213
Arnoldi . . . 96
Aſhantees . . 377
Aſpromonte . . 311
Aſter 421

Seite

Athen 73
Auckland . . . 387
Aubry de Puyraveau . . 17. 18
Auersperg 239. 241
Auerswald 213. 226 329
Augustenburg 109. 219 260
Aumale . . . 36

Bach 234
Baden 84. 87. 101 208. 254 f. 263. 337
Bakunin . . . 253
Banat 237
Banda Oriental. 448
Baptiſten . . . 429
Barbaresken . . 9
Barbé 187
Barcelona . . 158

Seite

Basken . . . 149
Bathyani . 231. 238
Bauern, ruſſiſche 256 f.
Bayern 215. 296. 451
Beauregard . 439 f.
Belgien . 38 f. 341
Belgrad . . . 280
Bem . . 241. 243
Benedek . 301. 323
Benin 378
Benjowski . . 380
Bennigſen . . 345
Beranger . . . 315
Berg . . . 371 f.
Berlin 211. 224. 226 242
Berry, Herzogin von 4. 28. 123. 125
Berryer . . 8. 201
Beſeler . . . 219
Beuſt 347
Birmanen 386. 389
Bismarck . . 333 f.
Blanc, Louis 141. 180 183. 186
Blanqui . . 185 f.
Blenker . . . 439
Blum 98. 223. 241 242
Bochara . 287. 388
Böhmen 111. 231. 238
Boers . . 378. 379
Bolivar . . . 446
Bolivia . . . 446
Bologna 112. 305
Bomarſund . . 271
Bonin 253. 270. 329
Bordeaux, Herzog von 29
Borneo . . . 392
Bornu 398
Borromäusverein 97
Bosquet . . . 273
Boulogne . . . 137
Bourmont . 6. 10
Braſilien 160. 446. 448

Seite

Braunſchweig . 86
Brentano . . . 254
Brescia . 229. 244
Brigham Young 431
Brougham . . 162
Bruck 322
Brüſſel . . 39 f.
Brzozowsky . 96 f.
Buchanan . . 437
Buenos Ayres . 447
Bugeaud . 143. 146
Bull Run 174. 176 f. 196. 439
Bulwer . . . 356
Bundestag 209. 218 223. 259
Buol . . 262. 296
Burdett . . . 163
Burnside . . . 440
Buſtamente . . 453
Buttler . . . 439

Cabet 185
Californien . . 417
Campbell 387. 391
Camphauſen . . 214
Canrobert . . 273
Canton . 400. 405
Capland . 378. 379
Capodiſtrias . 70 f.
Caracas . . . 445
Carliſten . . . 149
Carlos . . . 148
Carrera . . . 450
Caſtelfidardo . . 308
Catanea . . . 249
Cauſſidière . . 186
Cavaignac 184. 189 f.
Cavour 264. 292 f. 310
Ceylon . . . 392
Chambord . . 198
Changarnier 184. 189
Chantelauze . . 12
Charlestown . . 438

Seite

Charte 35
Chartiſten . . 166
Chaſſé . . . 42. 46
Chateaubriand . 125
Cherbourg . . 313
Chile 447
China . . . 393 f.
Chiwa . . . 77. 287
Chlopicki . . 50 f.
Cholera . 120. 386
Chriſtian VIII. . 109
— IX. . . . 372
Chriſtine 148 f. 317 318
Chriſtinos . . 149
Cialdini 308. 309. 311
Cianzel . . . 133
Cobden . . . 169
Cochinchina . . 410
Cochrane . 415. 446
Columbia . . . 446
Communismus . 141
Condé 36
Conſtantin . 48 f.
—, der jüngere 363 370
Conſtantine . . 134
Cook . . 385. 394
Cortes, Donoſo 318
Couza 279
Cremieux . . . 177
Croatien . . . 325
Cuba 451
Culi 411
Cuſtozza . . . 235
Czachowski . . 368
Czartoryski 51 f. 365 368
Czerski . . . 98

Dänemark 109. 219 257. 258. 260. 338 372
Dahlmann 219. 225

Seite

Dahomey . . . 378
Daimios . . . 410
Dairi 410
Damascus . . 228
Davis 438
Deak 325
Delhi 390
Dembinski 57. 58. 243
Deseret . . . 432
Deutschkatholiken 98
Diebitsch . . . 53
Doctrinäre . . 8
St. Domingo 319. 451
Dost Muhamed 286 387
Dresden . 253. 261
Droste 91
Druey 107
Drusen . 67. 282
Dubourg . . . 20
Dufour . . 107 f.
Dupanloup . . 310
Dupin 178
Dupont de l'Eure 185
Durando . . . 234
Durchfahrt, nordwestliche . . 421
Dwernicki . . 53 f.

Ederndörde . . 258
Ecuador . . . 446
Eichhorn . . 93. 96
Elgin 405
Elliot 399
England 162 f. 375 f.
Erfurt 258
Ernst v. Coburg 345. 348
— August 92. 214 262
Espartero 151 f. 318
Eugenie . . . 207
Eulenburg . . 410
Eynatten . . . 322

Seite

Felinski . 365. 370
Ferdinand I. Kaiser . . 89. 242
— II. von Neapel . . 289. 308
— VII. von Spanien . . 148 f.
— von Portugal 161
Feth Ali . . . 285
Ficquelmont . . 230
Fieschi . . . 128
Filangieri . . 249
Finnland . . . 361
Forey 298. 457. 458
Foy 2
Fourier . . . 141
Francia . . . 447
S. Francisco . 419
Frankfurt a. Main 216 220. 225
Franklin . . . 421
Frankreich 115 f. 171 f.
Franz I., Kaiser 89
— II. von Neapel . . 308. 309
— d'Assis . . 157
— Joseph, Kaiser 242. 262. 264 300. 304. 348
Fredericksburg . 440
Freiburg . . . 85
Freimaurer . . 452
Friedrich VII. . 372
— August . . 262
— Wilhelm III. 93
— — IV. 93. 224 252. 327
— von Augustenburg . . 372
— Prinz der Niederlande . 41 f.
Frimont . . . 417
Fuad Pascha . 282
Fürstentag . . 348

Seite

Gaëta . 246. 309
Gagern, Heinrich von . . . 221 f.
—, General . 218
Galizien . . . 110
Gallas . . . 376
Garibaldi 246. 295 298. 303. 305. 307 309. 311
Georg V. von Hannover . . . 262
Georgios 281. 338
Gerard 45. 46. 177
Gettysbury . . 441
Gialong . . . 410
Gielgud . . . 57
Görgey . . 243 f.
Görres 81. 86. 92 102
Göttingen . . 92
Goldgräber . . 419
Gorckowski . . 229
Gortschakof 267. 275 363
Gotha . . 255. 256
Gregor XVI. 66. 112
Grenoble . . . 119
Grey . . . 162 f.
Griechenland 70 f. 269 289
Grochow . . . 54
Großmogul . . 390
Grundvig . . . 340
Guerrero . . . 453
Güzlaff . . . 399
Guilleminot . . 118
Guinea . . . 377
Guizot 8. 18. 139 172 f.
Gustav Adolfsverein 94
Gutkowski . 63. 65
Gyulai . . . 297

zum Frieden zu zwingen, nachdem es seinen Hauptbundesgenossen verloren hatte. Diesmal war aber Bonaparte noch schneller, überraschte die Gegner noch wunderbarer. Er ging über den Simplon und kam den Oesterreichern in die Flanke. Eben hatten sie die ausgehungerte Besatzung von Genua unter Massena zur Uebergabe gezwungen. Zehn Tage später aber, am 14ten Juni, schlug Bonaparte den österreichischen Feldherrn Melas bei Marengo so gänzlich, daß dieser und der Rest seines Heeres sich am folgenden Tage gefangen geben mußte. Ein Tag vernichtete alle Siege Suwarows, ganz Italien fiel wieder in die Gewalt der Franzosen. Zugleich war Moreau in Deutschland vorgedrungen und schlug die Oesterreicher unter Kray in vielen Gefechten, vorzüglich bei Stockach und Möskirch. Die Feldherren schlossen einen Waffenstillstand, den aber der Kaiser nicht billigte. Der Krieg ward fortgesetzt und Erzherzog Karl übernahm den Oberbefehl, ward aber am 3ten Dezember bei Hohenlinden von Moreau geschlagen. Auch ein zweites Heer der Oesterreicher, das nach Italien vorgerückt, ward am Mincio von Brune besiegt. Da entschloß sich Oesterreich abermals zum Frieden, der am 9ten Februar 1801 zu Luneville abgeschlossen wurde. Im folgenden Jahr schloß endlich auch England Frieden, zu Amiens, 1802.

Das ganze linke Rheinufer wurde nun ohne fernern Einspruch vom deutschen Reich an die französische Republik abgetreten. Zugleich wurden die kleinen Tochterrepubliken, die Frankreich um sich her in Italien, der Schweiz und Holland geschaffen hatte, wiederhergestellt und von den alliirten Mächten anerkannt. Die cisalpinische Republik wurde durch die Länder des Großherzogs von Toscana und des Herzogs von Modena vergrößert, welche dafür in Deutschland entschädigt werden sollten. Der helvetischen Republik gab Bonaparte durch die soge-

Seite

Hambach . . . 88
Hamburg . . . 338
Hannover 92. 214. 262 337
Hardenberg . . 81
Haſſenpflug 87. 259
Havelock . . . 391
Haynau . 244. 245
Hayti . . . 2. 451
Hecker 110. 216. 218
Hegel 81
Helene von Orleans . . 167 f.
Helena-Medaille 316
Hengſtenberg 91. 100
Henzi 244
Herad 286
Hien-fang . . . 401
Hinkeldey . . . 327
Hirſchfeld . . . 256
Hirzel 105
Hohenzollern . . 258
Holland . 38 f. 340
Holſtein 216. 219. 224 236. 260. 372
Hongkong . . 401
Hooker . . . 441
Hugo, Victor . 144
Humboldt, A. v. 82 337
—, W. v. . . 81
Hunkiar Skeleſſi 74
Hunt 163
Hurter 105
Hydra 70

Jackſon . 415. 416
Jamaika . . . 452
Japan 409
Java 393
Ibrahim . . 73 f.
Jedda 284
Jefferſon . . . 413
Jellachich 233. 237. 241
Jerome 205
Jeſuiten 3. 5. 143. 443
Indianerkrieg 414. 416
Inkermann . . 273
Insbruck . . . 233
Johann VI. . . 449
— von Sachſen 99 262
—, Erzherzog 95. 223 234. 255. 258
Joinville . 135. 137
Irland . . . 167
Iſabella von Spanien . 148. 316
— von Portugal . . 159. 160
Iſly 142
Ismael Paſcha 283
Iturbide . . . 452
Juarez . . 454. 456
Juden 67

Kabul 387
Kaffern . . . 379
Kaliſch 89
Kanaris . . . 72
Kane 422
Kanſas 473
Karl X. . . 1 f. 124
— XV. . . . 339
— Albert 113. 228 244
— v. Braunſchweig 86
Kars 277
Kaſt Mulla . . 76
Kaukaſus . . 76. 352
Kawnpur . . . 390
Ketteler . . . 264
Kiaking . . . 295
Kienlong . . . 393
Kiew 371
Kiſiang . . . 408
Klapka 245
Knownothings . 423
Köln 91
Kölner Dom . . 95
Königsberg . 96. 331
Kolokotronis . . 72
Kong . . . 407. 408
Konieh . . . 73
Koſſuth 111. 209. 210 231. 236 f. 243 f.
Kotzebue . . . 80
Krakau . . . 110
Krim . . . 271 f.
Krukowiecki . 54. 59
Kuan . . 399. 400
Kurheſſen 82. 87. 259 262. 337

Labourdonnaye . 6
Läſar 339
Lafayette 7. 20. 22 f. 116
Laffitte . 15. 24. 26
Lagrange 175. 178. 181
Lahore 387
Lamarque . . . 121
Lamartine 145. 179 f.
Lamberg . . . 238
Lambert . . . 364
Lamoricière 134. 147 178. 191. 308
Langiewicz . . 368
Latour . . 238. 240
Lawrence . . . 391
Ledru Rollin 185 f. 194 197
Lee 441
Leipzig . . 93. 214
Lelewel . . . 50 f.
Leo X. . . . 112
Leopold v. Baden 87
— von Belgien 44 f. 341
— v. Toskana 118
Leu . . . 105. 107
Liberale . . . 4. 8

Seite

Liberia . . . 380
Lichnowski . . 226
Lichtfreunde . 94. 99
Lin 389
Lincoln . . . 437
List 84. 89
Lithauen . . 56. 371
Lola 102. 215. 428
Lombardei . 114. 307
Lopez 451
Lorencez . . . 457
Louis Napoleon 112 131. 135. 137. 188 195
Louisiana . . . 413
Louisville . . . 424
Lubecki . . . . 50 f.
Lucknow . . . 391
Ludwig I. von Bayern 71. 85. 92. 102. 215
— Philipp 1. 8. 11 23 f. 115 f. 171 f. 182. 198
— v. Orleans 130. 142
Lüders 365
Luis v. Portugal 320
Lutheraner . 66. 90
Luzern 105
Lynch 425
Lyon . . 118. 127

Maanen van 40. 41
Mac Clellan . 438 f.
Mac Mahon 299. 301
Madagascar . . 380
Magenta . . . 299
Magnan . . . 199
Mahmud . . . 74
Mahratten . . 386
Mailand . 227. 264
Mainothbill . . 169
Mainotten . 70. 72
Mainz 222
Malmöer Waffenstillstand . . 224
Mannheim . . 208
Manin . . 229. 248
Mantenffel 259. 327
Mantua . . . 229
Maoris . . . 384
Maria da Gloria 159 320
— v. Neapel . 309
Marmont . . 13. 16 f.
Marokko 124. 127. 319
Maroniten . 67. 282
Maroto . . . 152
Marraft 125. 172. 180 196
Martignac . . 4
Mason . . . 440
Mauguin . . . 18
Mauro Michalis 70
Max II. . . . 215
—, Erzherzog . 459
Mazzini 104. 113. 246
Meade 441
Mehemed Ali . 73 f.
Menzikof . 266. 271
Messenhauser . . 241
Messina . . . 349
Methodisten . . 429
Metternich . 89. 210
Mexiko 210. 418. 445 452 f.
Mianlis . . . 70
Miechow . . . 367
Mierosławski 109. 213 219. 256. 294. 368
Miguel, Don 159. 320
Miloſch 70. 76. 280
Mina 148
Minto 118. 234. 248
Miranda . . . 444
Mirés 314
Mirut 390
Modena . 112. 305
Moldau . 236. 279
Molé . . 181. 175
Monroë . . . 415
Monroëdoctrin . 455
Montalembert . 2
Montalivet . . 121
Montauban . . 408
Montbel . . . 9
Montebello . . 298
Montemolin . . 319
Montenegro 265. 280.
Montevideo 447. 448.
Montlosier . . 8
Montpensier 157. 176
Mormonen . . 430 f.
Mortemart 21. 23. 25
Mosquitoküste . 450
München . . . 215
Münchengrätz . 88
Munnoz . . . 152
Murat 205
Murawiew Amurski 254
— in Wilna 371
Murillo . . . 446

Nachimof . . 268
Nana Saib 386. 390 f.
Nanking . 401. 403
Napier 160. 271. 3..8
Napoleon I. . . 139
— III. 290. 311 372. 455. (siehe Louis Napoleon)
— Prinz 269. 293 298. 300
Narvaez . 154 f. 316
Naſireddin . . 286
Nationalverein . 345
Nationalwerkstätten . . 183. 189
Natives . . . 428
Neapel 234. 248. 289. 308. 309.
Nebraskabill . . 437

Seite

Negersklaven 379. 435 441
Nemours 43. 133. 176 f.
Nepal 405
Neuenburg 209. 328
Neugranada . . 445
Neuholland . . 382
Neuseeland . . 383
Neu-Orleans 415. 440
Nicaragua . . . 450
Nicolaus I. 49 f. 88 89. 244. 265 f. 275
Niel 302
Nizza 307
Nordamerika . . 412 f.
Nothomb . . 43. 47
Novara . . . 244

Ochsenbein . . 106 f.
O'Connell . . 167
Odessa 269
Odilon Barrot 22. 26 174. 176. 196. 315
O'Donnell 152. 318
Oesterreich 78. 209 f. 262. 321 f.
Ofen 244
Olmütz . 240. 260
Omer Pascha 265. 267 280
Opium . . . 397
Oporto. . . . 160
Ordonnanzen . . 13
Oregon . . . 417
Orleans, Herzog v. (s. Ludwig s. Ludwig Philipp.)
Orsini 291
Ortega . . . 458
Oskar . . 257. 339
Ostrolenka . . 56
Otahaiti . . . 385
Otto v. Griechenland . 71. 72. 281

Seite

Oude 389
Oudinot . . . 247
Outram . . . 391
Oxford . . . 168

Pairs 34
Palacki . 111. 231
Palermo . . . 249
Palffy 229
Palmerston 114. 162 170. 236. 289. 292 312
Panama . . . 450
Panslavismus . 111
Pantheon . 35. 202
Paraguay . . . 447
Paredes . . . 418
Paris 2. 13 f. 175 f. 188 f. 201
Parker 401
Parlament, deutsches . . . 220 f.
Parma 264. 300. 305
Parry 421
Paskiewicz 57 f. 245. 269 f.
Pedro I. . . . 449
— II. . . . 449
— V. . . . 320
Peel . . . . 165 f.
Peiho 406
Peking 408
Pelissier 146. 275 f. 309
Perier 15. 18. 116 f.
Perry 409
Persien . . . 248
Peru . . 443. 446
Peschiera . . . 235
Petersburg . . 360
Peucker . . . 256
Peyronnet . . 11
Pfalz . . 253. 256
Pierce 424
Pillersdorf . . 232

Seite

Pius VII. . . 112
— VIII. . . 112
— IX. 113. 234. 246 263. 303. 305. 310
Podolien . 366. 371
Polen 47 f. 109. 213 219. 362 f.
Polignac 6. 21. 115
Polk 417
Polock . . . 64
Pomare . . . 385
Portugal . 159. 320
Potocki . . . 50
Potomac . . . 440
de Potter 39. 42 f.
Pottinger . . . 401
Prag 233
Pretorius . . . 379
Preußen 80. 81. 93. 211 219. 224. 258. 327 f.
Prim . . 153. 456
Prondzynski . 54. 58
Proudhon . . 141
Puebla . 457. 458
Pusey 168
Pulsky . . . 238

Radama . . . 381
Radetzki 227 f. 244
Radowitz 209. 258. 259
Radzivil . . . 52
Raglan . . . 269
Ramorino 59. 244
Ranawalo . . . 381
Raspail . 185. 194
Rastatt . 254. 257
Ratazzi . . . 310
Raumer . . . 327
Raveaux . . . 221
Rechberg . . . 297
Redschid Pascha 70. 73
Reformbankett . 172
Reichsrath, österreichischer . . . 323

Seite

Reichsstadt . . 124
Renan 315
Ricasoli . . . 310
Richmond . . . 440
Rock, der heilige . 96
Rom 234. 246. 263. 305
Ronge 97
Roon . . 333. 335
Rosas 448
Rosen . . 53. 76
Rossi 246
Roß . . 386. 421.
Rothschild . . 79. 314
Rotteck 88
Rowdies . . . 426
Royer Collard . 8
Runjet Sing . . 387
Russel 162
Rußland . 47. 351 f.

Sachsen . . 86. 253
Said Pascha . . 283
Salamanka . . 156
Salzsee . . . 432
Sand 80
— George . . 145
Sandwichinseln . 385
San Juan . . 420
Santa Anna 418. 420
453. 454
— Cruz . . . 447
Sardinien . . 288
Savoyen . . . 307
Schamyl 76. 277. 352
Scheibel . . . 90
Schilder . 269. 270
Schleswig 108. 216. 219
224. 236. 238. 372
Schmerling . . 324
Schoa . . 376. 377
Schudschah . . 387
Schwarzenberg 235. 242
252. 260. 262
Schweden 257. 339. 371

Seite

Schweiz 103. 209. 308
328. 342
Schwerin . . . 213
Scott 418
Sebastiani . . 117
Sebastopol . 271 f.
Semonville . 21. 23
Senegambien . . 377
Serbien 70. 76. 237. 268
280
Serrano . 158. 318
Shakers . . . 429
Siam 411
Sibirien . . . 353
Sicilien 248. 309. 311
Sidney . . . 328
Siebenbürgen . 243
Siebener Concordat 103
Sigel . . 254. 439
Sigmaringen . . 329
Sikhs . . 387. 388
Silistria . . . 270
St. Simon . . 119
Sind 388
Sinope . . . 268
Skrzynecki . . 53 f.
Slidell 440
Smith, Joe . . 430
Socialismus . . 141
Soledad . . . 456
Solferino . . . 301
Sonderbund . . 107
Solouque . . . 451
Soult 119
Spanien 148 f. 316. 452
Stadion . . . 298
Stephan, Erzherzog 238
Steward . . . 441
Stoddart . . . 388
Straßburg . . 132
Strauß . . 91. 105
Struve 101. 208. 216
218. 254
Stuttgart . . . 256
Sue 145
Südamerika . 442 f.

Seite

Südcarolina . . 438
Südstaatenunion 438
Suezcanal . . 282
Sundzoll . . . 339
Surlet de Chokier 43
Syrien . 74. 228
Szechenyi . . . 323

Taiping . . 402 f.
Talleyrand 24. 31. 134
Tao-kuang . . 396
Taylor . 418. 422
Tecumseh . . . 414
Telecki 325
Tessin 343
Texas 417
Thee 397
Theodor I. . . 377
Thiers 14. 17. 24. 122 f.
171. 178
Tibet 393. 394. 405
Tiedemann . . 257
Tiente 403
Tientsin . . . 407
Tirlemont . . 45
Tirol 303
Toscana 234. 246. 300
305
Tottleben . . . 272
Trier 96
Tripolis . . . 9
Tscherkessen . . 352
Türkei 70 f. 245. 266 f.
Tuilerien . . 20. 180
Tunis 9
Tupac Amaru . 443
Twer . . 359. 360

Ulm 222
Uminski . . . 54
Ungarn 111. 221. 231
243 f. 322 f.
Union, protestantische . . . 90

	Seite
Uruguay . . .	448
Utah	431
Varna . . .	271
Venedig . 229.	247
Venezuela . . .	446
Veracruz . . .	456
Vicari, Erzbischof	263
Victor Emanuel 244.	264
293 f.	309
Victoria . 164.	312
Victorialand . .	112
Villafranca . .	304
Villele	8
Vorparlament 209.	216
Waadtland . .	107
Walker . . .	450
Wallachei . . .	279
Warschau 49. 59. 363.	367
Washington, General . 412.	414
Washington, Stadt	138
Wasserlilie 393. 395.	396
Wawer . . .	54
Welcker . 88.	209
Wellington . .	162
Weltindustrie-Ausstellung . .	313
Wengrow . . .	367
Wessenberg, Coadjutor . . .	85
—, Minister .	234
Wielopolski 362.	370
Wien 210. 229.	239
Wilhelm I. von Preußen 88.	213
256. 328 f.	348
— I. von Württemberg . .	83
— I. der Niederlande . 88 f.	340
— II. 41 f.	340
— III. . . .	341
— IV. von England . 162.	164
Windischgrätz 238. 241 f.	
Wiseman . .	169
Wislicenus . .	99
Woronzow . .	77
Wrangel . . .	219
Württemberg 83.	337
Würzburg . . .	250
Wysocki . . .	371
Yeh	405
Yermolof . .	76
Zamoyski . 50.	363
Zanzibar . . .	377
Zollverein . . .	86
Zuaven . . .	272
Zuchi	229
Zürich . . 104.	307
Zumalacarregny .	150

Stadt-Bücherei Plauen

Preußen und Oesterreich

im Jahr 1866.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort.

Von der Stellung, welche die beiden deutſchen Großmächte gegeneinander einnehmen, hängt die ganze Zukunft Deutſchlands ab, denn die Mittelſtaaten ſind nicht ſtark genug, um allein die Geſchicke Deutſchlands zu lenken, oder um jenen deutſchen Großmächten Geſetz und Richtſchnur vorſchreiben zu können.

Wer möchte ſich darüber täuſchen, daß es ein Geſammtintereſſe der deutſchen Nation gibt und daß die Regierungen der deutſchen Bundesſtaaten als gegenwärtige Inhaber der Gewalt in Deutſchland es als ihre Pflicht anſehn müſſen, das Geſammtwohl der deutſchen Nation zu fördern. Es iſt zugleich ihr eigenes wohlverſtandenes Intereſſe. Denn nachdem ſich in unſerem Weſten Frankreich die Hegemonie über das romaniſche Europa, in unſerem Oſten Rußland die Hegemonie über das ſlaviſche Europa errungen haben, nachdem ſie Einheitſtaaten erſten Ranges mit concentrirter Kraft, mit energiſcher Initiative und gegen uns aggreſſiv geworden ſind, nachdem uns von dem erſteren ſchon am Rhein, vom letzteren ſchon an der Oſtſee deutſche Länder entriſſen worden ſind, hat kein deutſcher Bundesſtaat, wenn er allein ſteht, genügende Sicherheit ſeines Fortbeſtandes. Nur mit Hülfe der andern kann er der Beraubung und Fremdherrſchaft entrinnen. Selbſt das ſtarke Oeſterreich iſt zu ſchwach, wenn es allein ſteht und ihm die anderen nicht helfen.

Nicht die bei ſo vielen verſchiedenen Intereſſen unmöglich gewordene Einheit Deutſchlands, wohl aber eine dieſen Intereſſen entſprechende Vereinbarung der deutſchen Bundesſtaaten, vor allem Oeſterreichs und Preußens, iſt die Aufgabe. Wer, ſchwärmend für ein Ideal, die Einheit gegenüber dem Particularismus durchfechten will, thut es vergebens und vereinzelt mehr, als er einigt.

Deutſchland iſt voller Widerſprüche. Wo man den größten Eifer für die deutſche Sache zeigt und ſich deſſen am meiſten rühmt, hemmt man gerade ihr Gedeihen. So in den Mittelſtaaten, die trotz ihrer brillanten Reden für die meerumſchlungenen Stammverwandten ohne Preußen nichts für die Elbherzogthümer hätten thun können, auch Oeſterreich nicht, und die dennoch die Miene annehmen, als hätten ſie allein das wahre Intereſſe Deutſchlands verſtanden und auch durchzuführen vermocht. Wie muß das Ausland über uns lachen, wenn deutſche Blätter ſelbſt über die Sieger von Düppel und Alſen ſchimpfen und die von den Dänen befreiten Deutſchen gegen ihre Befreier hetzen? Was müſſen die praktiſchen Franzoſen und Ruſſen davon denken, wenn das liberale Mitteldeutſchland aus den Elbherzogthümern nur wieder einen Kleinſtaat mehr, eine neue conſtitutionelle Schäferei machen will, ohne begreifen zu können, daß nur der deutſche Großſtaat, der Schleswig eroberte, es auch bei Deutſchland feſthalten kann? Und was muß das Ausland weiter denken, wenn ein ſ. g. deutſcher Nationalverein feierlich erklärt, es ſey für die deutſche Nation gleichgültig, wer am Po und in Venedig gebiete? Unſere Mittelſtaaten überſchätzen ihre Bedeutung. Ohne Oeſterreich und Preußen wären ſie hülflos der franzöſiſchen und ruſſiſchen Uebermacht preisgegeben und bei all ihrem patriotiſchen Gebahren hätten ſie keine andere Zukunft, als den Rheinbund. Ohne Preußen und Oeſter-

nannte Mediationsakte am 19ten Februar 1803 eine neue Verfassung. Er erkannte nämlich sehr richtig, daß die Schweizer nie mit einer gleichförmigen Verfassung zufrieden seyn würden, die ihren Sitten und der Natur selbst widersprach. Durch hohe Gebirge in einzelne Thäler abgesondert hatten sie seit undenklichen Zeiten in kleinen Stämmen lose verbunden gelebt, und in Tracht und Sprache, Verfassung und Sitte sich unterschieden. Diese alten Verschiedenheiten ließen sich so wenig ausgleichen und ebnen, als ihre Berge. Die helvetische Regierung, die es versuchte, ward fast allgemein gehaßt, und Oesterreicher und Russen hatten im Jahr 1799 bei den Schweizern deshalb große Unterstützung gefunden. Bonaparte wählte daher das sicherste Mittel, sich das erbitterte Volk wieder zu befreunden, indem er die Verfassung der helvetischen Regierung abänderte, und jeden Canton wieder, wie früher, sich selbst regieren ließ, wie er wollte. Doch sollte diese Selbstregierung nur ihre innern Angelegenheiten betreffen, in allen auswärtigen Angelegenheiten sollten sie von ihm, als ihrem Vermittler und Beschützer, abhängen.

In ganz Europa herrschte jetzt der Frieden, aber es war vorauszusehn, daß er nicht lange dauern würde. Frankreich war schon zu stark und übermüthig geworden, um die übrigen Staaten nicht immer mehr sein Uebergewicht fühlen zu lassen; es hatte zu große Vortheile errungen, um auf der Bahn der Eroberungen nicht noch weiter fortzugehn. Auch unter einem minder ehrgeizigen Haupte würde es den Sieg verfolgt haben, um so mehr unter diesem Bonaparte, dessen ganze Seele nur auf Schlachten, Eroberungen und Ruhm gerichtet war. Auf der andern Seite konnten die besiegten Mächte sich unmöglich bei einem Frieden beruhigen, der ihnen Länder und Ehre geraubt hatte. Erholung war nöthig, und

reich hätten dieſe Mittelſtaaten das Joch Napoleons nicht zerbrechen können. Sie würden in nicht langer Zeit wie Burgund, Lothringen, Elſaß, das ganze linke Rheinufer, die Niederlande, Holland, Oldenburg und die Hanſaſtädte dem franzöſiſchen Reich förmlich einverleibt worden ſeyn. Ohne Preußen und Oeſterreich gäbe es kein Deutſchland mehr.

Nun haben aber dieſe Mittelſtaaten Angſt bald vor einer preußiſchen, bald vor einer öſterreichiſchen Hegemonie in Deutſchland, und am meiſten vor einer Allianz beider und vor einer Theilung des ganzen deutſchen Bundes zwiſchen Preußen und Oeſterreich mittelſt der Mainlinie. Sie könnten ſich darüber beruhigen, da nicht nur Oeſterreich und Preußen einander ſelbſt die Waage halten, ſondern auch beide vereinigt eine Coalition aller auswärtigen Mächte beſtehen müßten, wenn ſie die Verträge von 1815, die den Mittelſtaaten ihre Selbſtändigkeit ſichern, nicht mehr achteten. Die aber, die in der Kleinſtaaterei allein Deutſchlands Recht, Intereſſe und Heil ſehn und immer ein Privilegium anſprechen, als verſtünden ſie allein, was Deutſchland Noth thut, verrathen, indem ſie Preußen und Oeſterreich ſo gerne uneins miteinander ſehn und jedem einzelnen gern Schwierigkeiten machen, damit nur, daß ſie das Verhältniß des innerlich getheilten und uneinigen germaniſchen Mittelreichs zu dem ungetheilten und einigen Frankreich und Rußland gründlich mißverſtehn.

So oft ſich Oeſterreich von Preußen trennte, war es allein nicht ſtark genug, Frankreich zu widerſtehn. Ebenſowenig Preußen, wenn es ſich von Oeſterreich trennte. Ihre feindliche Gegenüberſtellung ſchwächte beide, machte Frankreich zum Herrn des Rheinbundes und Rußland zum Herrn der Oſtſeeprovinzen und Polens. Wenn ſie dagegen einig zuſammenhielten, wurden ſie immer ihrer

gemeinſchaftlichen Feinde Meiſter. Es war eine ſchöne Zeit, als der große Kurfürſt von Brandenburg dem Kaiſer gegen die Franzoſen half und zugleich die Schweden aus dem Lande jagte, als unter dem erſten König von Preußen der alte Deſſauer mit ſeinem preußiſchen Hülfscorps an der Seite des Prinzen Eugenius dem Kaiſer die Lombardei zurückerobern half und den großen Sieg über die Franzoſen bei Turin entſchied, und eine ſchöne, ſchöne Zeit, als Preußen und Oeſterreicher vereinigt den großen Sieg bei Leipzig über Napoleon erfochten. Solche Zeiten muß jeder gute Deutſche zurückwünſchen, aber nicht jene Tage des Fluchs, in denen nichtswürdige Intriguen den Cabinetten in Wien und Berlin die Beſonnenheit raubten und eine Zwietracht unter ihnen entzündeten, deren Folgen eben ſo ſchmerzlich an der Donau wie an der Spree und in ganz Deutſchland empfunden wurden.

Das 1814 beſiegte Frankreich iſt nun erſtarkt und im Begriff, Italien und Spanien unter ſeinem Protectorate mit ſich zu einer großen romaniſchen Coalition zu vereinigen. Rußland hat in den Unglückszeiten, in denen Preußen und Oeſterreich uneins waren, die deutſchen Oſtſeeprovinzen, Finnland, Polen erobert, den ganzen Norden der Türkei umfaßt und Oeſterreichs Einfluß auf den Orient geſchwächt, ſein furchtbares Feſtungsdreieck an der Weichſel als einen Keil zwiſchen Preußen und Oeſterreich hineingetrieben und durch ſeine Eroberungen in und jenſeits des Kaukaſus und des kaſpiſchen Sees ſeine Streitmacht ungeheuer vermehrt. Indem nun Frankreich und Rußland von zwei Seiten her auf die lockere deutſche Conföderation drücken, muß doch jeder irgend Beſonnene in Deutſchland einſehn, daß nur die vereinigte Macht Oeſterreichs und Preußens ſtark genug iſt, um mit Zu-

ziehung der übrigen Bundesstaaten unsre Grenzen nach Osten und Westen hin zu schützen.

Durch das einige Zusammenhalten Preußens und Oesterreichs ist der Uebermuth der Dänen gezügelt und sind die Elbherzogthümer Deutschland zurückgegeben worden. Weder Frankreich, noch Rußland, noch England haben es gewagt, den Dänen zu helfen. Einfach, weil die vereinigte Kriegsmacht Oesterreichs und Preußens, denen sich die übrigen deutschen Bundesstaaten unfehlbar würden angeschlossen haben, ihnen zu stark erschien. Nun kann man sich aber denken, wie jene nichtdeutschen Mächte darauf lauern, die Cabinette von Wien und Berlin wieder feindlich gegeneinander erbittert zu sehen, und wie sie sich abmühen in Intriguen, um sie voneinander zu trennen.

An die Erwerbung der Elbherzogthümer haben sich große Hoffnungen für den deutschen Handel, für die deutsche Marine geknüpft. Daß sie nicht in Erfüllung gehen, liegt zunächst im englischen Interesse. Sie werden in Erfüllung gehn, wenn Preußen nicht durch den Rücktritt Oesterreichs gehindert wird, sein Versprechen zu halten. Sie werden nicht in Erfüllung gehn, wenn die Allianz zwischen Oesterreich und Preußen zerreißt. Denn in diesem Augenblicke würde Deutschland wieder durch die Uneinigkeit seiner Großmächte so schwach wie jemals seyn, und Frankreich, England und Rußland würden auf der Stelle sich einmischen und in letzter Instanz das Schicksal der Elbherzogthümer entscheiden.

Da die deutsche Presse selbst in leidenschaftlicher Ueberstürzung wetteifert, Oesterreich und Preußen voneinander zu reißen und dabei die unermeßlichen Nachtheile, welche die Auflösung des österreichisch-preußischen Bündnisses für ganz Deutschland nach sich ziehn würde, gänzlich außer Berechnung läßt, thut es noth, an

Maaß und Beſonnenheit zu erinnern. Weder die, welche maaßlos gegen alles, was preußiſch heißt, lärmen und toben, noch auch die, welche Oeſterreich immer von Deutſchland ausſchließen möchten, die da den Italienern zujauchzen, Venedig luſtig in den Kauf geben und gern ein magyariſches und czechiſches Reich aufkommen laſſen würden, wenn nur das alte Kaiſerreich vollends in Trümmer gienge, weder die einen noch die andern haben recht. Beide wollen wegſchaffen, was Deutſchlands beſte Waffe iſt, beide wollen Deutſchland durch Bruderhaß und Bürgerkrieg dem Ausland gegenüber ſchwächen und einer neuen Fremdherrſchaft von innen die Breche öffnen an den Mauern, die jeder Deutſche mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen ſoll.

Mögen nachfolgende Denkübungen für Deutſche nicht ganz ohne Wirkung bleiben!

1.

Die Bedeutung Preußens für Deutſchland.

Um die Bedeutung Preußens richtig zu würdigen, muß man ſich vor allem die geſchichtliche Thatſache zum Verſtändniß bringen, daß bereits ſeit acht Jahrhunderten Norddeutſchland von der jeweiligen deutſchen Reichsgewalt im Vergleich mit Süddeutſchland vernachläſſigt worden iſt. Es mußte ſich in der Regel, da es von Süden her nicht unterſtützt war, ſelber helfen, um ſich der äußeren Feinde zu erwehren und das deutſche Reich nach Nordoſten hin zu erweitern, nach Nordweſten hin wenigſtens zu vertheidigen. Die Verſuche der Norddeutſchen, im Intereſſe aller Deutſchen und ihres großen Reiches ſeine inneren Spaltungen zu überwinden und aus der Kleinſtaaterei herauszukommen, eine compacte Kriegsmacht und Marine zu gründen, wozu ihre langgeſtreckte Küſte naturgemäß aufforderte, wurden nicht blos durch die Eiferſucht innerhalb ihrer eigenen Kleinſtaaten, ſondern auch häufig durch die Gleichgültigkeit, Mißgunſt und offenbare Feindſchaft der Süddeutſchen und der Kaiſergewalt ſelbſt vereitelt oder auf lange Zeit gehemmt.

Nachdem die ſächſiſchen Kaiſer glorwürdigen Andenkens, unter denen das deutſche Reich wunderbar gedieh und ſich mehrte, die Augen geſchloſſen hatten, begann mit den ſaliſchen Kaiſern, indem ſie ihr Augenmerk nach dem Süden richteten, die lange Vernachläſſigung des deutſchen Nordens.

Auch die ſchwäbiſchen Kaiſer machten Front nach Süden, um den Norden haben ſie ſich wenig bekümmert. Da nun aber Deutſchland ſein Nationalintereſſe gleich ſehr nach allen Seiten zu wahren hat, ſo mußten andere im Norden thun, was die Kaiſer nicht thaten. Inſofern ſpielte Heinrich der Löwe die Hauptrolle in Norddeutſchland, während Kaiſer Friedrich Barbaroſſa vorzugsweiſe im Süden beſchäftigt war. Heinrich ſuchte für Deutſchland zu ergänzen, was der Kaiſer zu leiſten nicht geneigt und fähig war, nämlich die Ausbreitung des Chriſtenthums und Germanismus in den Slavenländern und die Gründung einer deutſchen Marine in der Oſtſee. Er nahm alſo ziemlich genau dieſelbe Stellung ein, welche Preußen gegenwärtig einnimmt, indem es das ſtärkſte Bollwerk der deutſchen Nationalität gegen den ſlaviſchen Oſten iſt und der deutſchen Marine endlich aufhelfen will. Aber wie man jetzt den guten Willen Preußens verleumdet, es um ſeiner Erfolge willen beneidet und ihm jedes moraliſche und phyſiſche Hinderniß in den Weg wirft, damit es nicht zum Ziele gelange, ſo war auch damals der Süden und Weſten Deutſchlands in gleichem nationalen Unverſtande eifrig bemüht, Heinrichs des Löwen für Deutſchland ſo heilſame Pläne zu vereiteln und den Gewinn lieber den Dänen und Slaven zu gönnen, als dem deutſchen Herzog. Ja, es ſteht mit der deutſchen Sache heutzutage noch beſſer, als es damals ſtand. Denn Gott ſey Dank geht Oeſterreich jetzt mit Preußen an der Eider Hand in Hand, da vor 700 Jahren der Kaiſer des Südens den Herzog des Nordens zu Deutſchlands größtem Nachtheil unterdrückte und ſich mit Dänen und Slaven gegen das deutſche Intereſſe verbündete.

Wie ſchwer es dem Herzog wurde, nur überhaupt bis an die Oſtſee zu gelangen und die Gründung einer deutſchen Marine auf derſelben vorzubereiten, erhellt am beſten aus der Oppoſition, die ihm Graf Adolf von Schauenburg machte. Dieſer ſächſiſche Graf, der eigentlich dem Befehl des ſächſiſchen Herzogs hätte gehorchen ſollen, konnte ſich ihm widerſetzen, weil

nicht nur Dänen und Slaven, ſondern auch alle benachbarten deutſchen Fürſten und Biſchöfe aus Eiferſucht und Furcht für ſich ſelbſt das welfiſche Haus nicht wollten aufkommen laſſen. Dynaſtiſcher Egoismus und Partikularismus überlieferten die deutſchen Grenzen lieber dem undeutſchen Feinde, ehe ſie geduldet hätten, daß ein beneideter Nebenbuhler das von ihnen mißachtete große deutſche Nationalintereſſe gefördert hätte. Graf Adolf hatte auf einer von der Trave und Wakeniz umfloſſenen Inſel, einſt berühmt durch den dort befindlichen heiligen Hain Buku, die Stadt Lübeck gegründet, beſaß keineswegs die Mittel, von dort aus eine deutſche Marine zu gründen, weigerte ſich aber hartnäckig, die Stadt dem Herzog zu überlaſſen. Erſt ſpäter gelang es dem Herzog, ſich des Platzes zu bemeiſtern.

Auch die Ausbreitung des Chriſtenthums und des Germanismus im noch heidniſchen Slavenlande machte ſich Heinrich der Löwe zu einer Hauptaufgabe. Was wäre wohl aus Deutſchland geworden, wenn ſein ritterliches Volk unter tapfern Führern nicht über Saale, Elbe und Oder hinaus zugleich mit dem Chriſtenthum die deutſche Machtſphäre ausgedehnt hätte? Heinrich der Löwe kämpfte für Chriſtenthum und Deutſchthum gegen die damals noch äußerſt barbariſchen Slaven und handelte ſomit in vollem Einklang mit dem damaligen religiöſen Zeitgeiſt und [illegible] dem großen deutſchen Nationalintereſſe.

Dem deutſchen Kaiſer ziemte es, während er das deutſche Reich im Süden mehrte, den tapfern Herzog auf alle Weiſe zu unterſtützen, damit er es auch im Norden mehre. Aber die unglückſelige dynaſtiſche Eiferſucht trieb den Ghibellinen an, den Welfen zu verderben. Heinrich der Löwe unterlag dem Schwert des Barbaroſſa, ſein großes Herzogthum wurde zertrümmert, alle ſeine Pläne wurden vereitelt, denn der Kaiſer war nicht mächtig genug und hatte auch keinen Trieb dazu, ſich des deutſchen Nordens mit derſelben Energie anzunehmen, wie des Südens. Er vertrug ſich mit dem Dänen, gab den Slaven Reichslehen und ſchuf, indem er die oberſte Herzogsgewalt in

Norddeutſchland vernichtete, jenes unglückliche Syſtem geiſtlicher und weltlicher Kleinſtaaterei, welches Norddeutſchland bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden hat.

Ohne des Kaiſers Nachhülfe und unter heftiger Anfeindung der Fürſten und Biſchöfe nahm in den folgenden Jahrhunderten nur die Hanſa einen großartigen Aufſchwung und führte Heinrichs des Löwen Plan aus durch die Schöpfung einer deutſchen Marine. Lübeck blieb das Haupt der Hanſa. Die Hanſeaten drangen zuerſt als Kaufleute an den langgedehnten Oſtſeeküſten bis nach Livland vor und brachen der großartigen Coloniſation des deutſchen Ritterordens Bahn. Es wäre aller Deutſchen dringendes Intereſſe geweſen, die Hanſa zu unterſtützen, wie früher Heinrich den Löwen. Aber bei ihrer ewigen Uneinigkeit ließen ſie die Hanſa im Stich, wie ſie den Löwen im Stich gelaſſen hatten. Ganz Deutſchland hätte hinter der Hanſa ſtehen müſſen. Die Induſtrie und der Handel, die Häfen und die große Marine, namentlich aber das ausgedehnte Coloniſationsſyſtem der Hanſeaten öffnete der Uebervölkerung im geſammten deutſchen Reiche Wege des Abfluſſes, des Wohlſtandes und Ruhms und hielt ſeine Colonien im Zuſammenhange mit dem Mutterlande. Wenn uns Holland ſpäter engherzig ſeine Colonien verſchloß, ſo that ſie dagegen die alte Hanſa dem ganzen deutſchen Volke weit auf. Aber die reiche Hanſa wurde von den deutſchen Fürſten beneidet. Die Kleinſtaaterei, die der große Barbaroſſa in Norddeutſchland organiſirt und ſanctionirt hatte, war verſtockt und weit entfernt, einem allgemeinen Nationalintereſſe dienen zu wollen. Sie unterband die Adern des innern Verkehrs, ſperrte die Flüſſe und duldete kein großartiges Verkehrsſyſtem, ja die Straße von Süden nach Hamburg iſt bis heute vernachläſſigt geblieben. Damals weilten die Kaiſer fortwährend im Süden und ſchienen nicht zu wiſſen, daß Deutſchland Küſten im Norden habe. Die kleinen norddeutſchen Fürſten aber ruhten mit ihrem Neide gegen die Hanſa nicht, bis ſie, im Bunde mit Dänemark und Schwe-

den, den Feinden unſeres Reichs, die Hanſa bis zur Ohnmacht geſchwächt hatten. Seitdem wurde die Oſt- und Nordſee nicht mehr von der deutſchen, ſondern von der däniſchen, ſchwediſchen und engliſchen Flagge beherrſcht und auch die großen Colonien der Hanſa und des ihr ſtets innig verbündeten und durch die Schifffahrt von ihr abhängigen deutſchen Ordens waren nun iſolirt und mußten nach und nach eine Beute der Schweden und Polen, zuletzt der Ruſſen werden. Wie ganz anders hätten die deutſchen Oſtſeeprovinzen ſich der Ruſſen erwehren können, wenn ſie noch durch eine mächtige hanſeatiſche Flotte hätten geſchützt werden können, und wenn die Auswanderung nicht ſeit dem Verfall der Hanſa ins Stocken gerathen wäre, ſondern noch drei Jahrhunderte fortgedauert hätte?

Mit dem Zerfall der norddeutſchen Hanſa hieng das Aufkommen derjenigen Dynaſtie zuſammen, die, obgleich deutſchen Urſprungs, doch auf die Throne von Dänemark, Schweden und Rußland gelangend, alle folgenden Jahrhunderte hindurch Norddeutſchland am meiſten geſchadet und wehe gethan hat. Chriſtian, Graf von Holſtein, der eigentliche Henker der Hanſa, wurde als Chriſtian III. König von Dänemark, und von ihm ſtammen bis auf heute die Dänenkönige, das 1809 aus Schweden vertriebene Königsgeſchlecht und ſeit Peter III. die ruſſiſchen Kaiſer ab. Desgleichen auch der Prinz von Auguſtenburg. Ueberblickt man, wie die deutſchen Herzogthümer von den Dänenkönigen maltraitirt worden ſind, was ſich die Schweden in Norddeutſchland angemaßt haben und mit welcher Wucht Rußland auf Deutſchland drückt, ſo iſt für den Prinzen von Auguſtenburg wenigſtens ſeine Abſtammung kein Grund, ihm alle deutſchen Sympathien zuzuwenden im Gegenſatz gegen die preußiſchen Anſprüche. Norddeutſchlands größtes und längſtes Unheil gieng von den Nachfolgern Chriſtians III. aus; alles, was es nach langer Fremdherrſchaft und unverzeihlicher Vernachläſſigung ſeiner Küſten wieder an Macht und an Hoffnungen gewonnen hat, gieng vom Hauſe Hohenzollern aus. Es iſt kein

guter deutſcher Sinn darin, wenn man den Erben der Chriſtianspolitik dem der Politik des großen Kurfürſten vorziehen will. Ueberdies könnte auch beim beſten Willen der kleine Auguſtenburger das ſtarke Bollwerk im Norden nicht aufwerfen und behaupten, wie es Preußen und Preußen allein vermag.

Einen Erſatz für die Hanſa ſchienen die deutſchen Niederlande darzubieten, deren Induſtrie und Handel ſich großartig entwickelte. Die tapfern Niederländer hatten ſich ſeit Jahrhunderten der Franzoſen erwehrt, die ihnen ihre Herrſchaft aufdringen wollten. Die Niederländer allein hatten in unſterblichen Schlachten Frankreichs Uebermacht zurückgeſchlagen, ohne vom deutſchen Reich unterſtützt zu werden. Ja es kam vor, daß ein deutſcher Kaiſer (Karl IV.) ſelber mit den Franzoſen im Bunde gegen ſie focht und ſich von ihnen ſchlagen ließ. Dennoch wurden ſie an den Herzog von Burgund, einen franzöſiſchen Prinzen, vererbt, der ſich zwar von Frankreich eben ſo unabhängig machte, wie von Deutſchland, aber doch welſches Weſen mehr begünſtigte als deutſches. So konnten die Niederlande ihren deutſchen Brüdern an den Ufern der Nord- und Oſtſee nichts nützen. Durch Heirath kamen ſie an das Haus Oeſterreich, aber Kaiſer Karl V. ſchenkte ſie ſchon wieder weg an Spanien. In den Wirren der Reformationszeit riß ſich der nördliche Theil der Niederlande vom ſüdlichen los und gründete die holländiſche Republik. Der ſüdliche blieb bei Spanien und beide waren hinfort durch politiſchen und kirchlichen Haß geſchieden. Holland riß ſich ganz vom deutſchen Reiche los. Stolz auf ſeine junge Seemacht und auf ſeinen einträglichen Handel, dachte es nicht daran, dem gemeinſamen deutſchen Vaterlande nützlich zu werden, noch ſelbſt aus ihm Nutzen zu ziehen. Es würde ſeine Seemacht und ſeine Colonien in großartigſter Weiſe haben vermehren können, wenn es die Uebervölkerung in Deutſchland, die immer zur Auswanderung bereit iſt, nach ſeinen Colonien hingelenkt hätte, zu einer Zeit, in welcher die engliſchen Colonien erſt noch im Entſtehen waren und ihm Platz ließen.

eine von beiden Seiten geheuchelte Freundschaft und Friedensliebe deckte nur den tiefglühenden Haß und die heimlichen Vorkehrungen zu neuen Kämpfen zu. In einer fünfjährigen Waffenruhe suchte Bonaparte nur seine Oberherrschaft im Innern Frankreichs zu befestigen, Oesterreich aber und die Coalition von ihrem Fall sich wieder zu erholen und zu erstarken.

Kapitel CCCCLVII.

Der Reichsdeputationshauptschluß.

Das traurige Geschäft, welches die Deutschen auf dem Congreß zu Rastadt angefangen und frohlockend beim Ausbruch des Krieges abgebrochen hatten, mußten sie jetzt leider wieder von vorn anfangen und zu Stande bringen. Die Mächte, die auf dem linken Rheinufer oder in Italien Land verloren hatten, sollten im innern Deutschland entschädigt werden. Als die allgemeine Entschädigungsmasse sah man die Besitzungen der noch nicht sekularisirten Geistlichkeit, der unmittelbaren kleinen Standesherrn und Ritter und die Reichsstädte an, kurz alles, was den Kleinen und Unmächtigen gehörte. Geschickt benutzte Bonaparte die Politik der mächtigen Fürsten, um sie zum Raub an den kleinen Reichsgliedern aufzufordern, und er gab ihnen dadurch wirklich mit der einen Hand auf dem rechten Rheinufer, was er ihnen mit der andern auf dem linken genommen hatte. Aber Deutsche wurden hier nur auf Kosten von Deutschen entschädigt, die Entschädigung war also nur scheinbar. Was übrigens Unrechtmäßiges darin lag, muß durch die Nothwendigkeit, durch den Drang der Ereignisse entschuldigt werden. Wohl hatten die mächtigern Fürsten dringend nöthig, sich auf diese Weise zu bereichern und zu verstärken, um dem allgemeinen Reichsfeind gewachsen zu bleiben. Hätten alle

Holland aber gefiel ſich in einer übermüthigen Verachtung ſeiner deutſchen Brüder, wollte nichts von ihnen wiſſen, ſperrte ihnen ſogar die Schelde ab und — mußte zur Strafe ein Kleinſtaat bleiben, den England bald weit überholte. Als am Schluß des vorigen Jahrhunderts England, anſtatt dem ihm befreundeten Erbſtatthalter von Holland zu helfen, vielmehr alle holländiſchen Colonien eroberte und für ſich behielt, konnte es dieſen Vortheil nur erringen, weil Holland zu ſchwach, ſeine Colonien noch zu wenig bevölkert waren. Hätte es ſeit anderthalb hundert Jahren den Strom deutſcher Auswanderer in ſeine Colonien eingelaſſen, ſo hätten alle engliſchen Schiffe gegen ſie nichts auszurichten vermocht. Denn die tapferen Boers, zehnmal ſo zahlreich, als ſie es noch jetzt ſind, hätten das Cap den Engländern niemals ausgeliefert

Der ſüdliche, ſpaniſch gebliebene Reſt der Niederlande, das heutige Belgien, fiel zwar an Oeſterreich zurück, blieb aber für Deutſchland nur ein verlorener Poſten, da es, zwiſchen Frankreich und Holland eingekeilt, von Oeſterreich ſelbſt vernachläſſigt wurde.

Somit war Norddeutſchland nach Weſten hin ſeiner ſchönſten Häfen beraubt, war der wichtige weſtliche Theil eigentlich ganz von ihm abgeſchnitten. Dann folgte Hannover, welches nur noch dem Namen nach zum deutſchen Reich gehörte, weſentlich aber als engliſche Provinz dem deutſchen Nationalintereſſe eben ſo entfremdet war wie Holland. Bremen und Verden, ſowie auch Vorpommern mit Stralſund hatten ſich die Schweden im weſtphäliſchen Frieden abtreten laſſen. Holſtein und Schleswig waren in die ſchwediſch-däniſchen Händel verwickelt, Deutſchland eben ſo entfremdet. Meklenburg war durch eine Heirath ſo ſehr unter ruſſiſchen Einfluß gekommen, daß ruſſiſche Truppen lange Zeit im Lande lagen, als ob es ſchon eine ruſſiſche Provinz wäre. Auch der Kurfürſt von Sachſen ſtand unter dieſem ruſſiſchen Einfluß, da er ſich unter ruſſiſchem

Protektorate zum König von Polen hatte wählen lassen, ohne mehr als ein Schattenkönig zu seyn.

Der deutsche Orden, einst so mächtig an den weiten Ufern der Ostsee, war in seiner Isolirung, da er vom deutschen Reiche nicht unterstützt wurde, theils der russischen Barbarei, theils schwedischen und polnischen Intriguen erlegen und mit Ausnahme Preußens unter undeutsche Herrschaft gekommen.

Das war die Lage Norddeutschlands im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Dieses traurige Panorama entfalteten die gutdeutschen Küstenländer von Flandern bis Esthland.

Nur ein einziger und damals noch nicht großer Staat verfocht in Norddeutschland noch unabhängig von jedem fremden Einfluß das deutsche Nationalinteresse und die deutsche Ehre. Einzig der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, hatte eine selbständige Stellung behauptet. Er befreite Preußen von der polnischen Lehensherrschaft, er rächte Deutschland endlich an den Unholden des dreißigjährigen Krieges, indem er die Schweden schlug. Er stand ritterlich dem deutschen Kaiser im großen Kampfe gegen Ludwig XIV. bei, wurde aber schlecht dafür belohnt, denn er hätte die Schweden ganz vom deutschen Boden vertrieben, wenn ihn der Kaiser nicht im Stich gelassen hätte. Dennoch wurde durch seinen verständigen und energischen Nachfolger auf dem Grunde fortgebaut, den er gelegt hatte. Norddeutschland durfte wieder aufathmen. Neben der Kleinstaaterei und Fremdherrschaft wuchs in Norddeutschland wieder ein größerer, echt deutscher Staat mit elastischer Kraft empor, um endlich den Schweden, Polen und Russen einen Damm entgegenzuwerfen und das deutsche Nationalinteresse im Nordosten fernerhin siegreich zu verfechten.

Friedrich der Große wird in neuerer Zeit auf eine merkwürdige und gewiß unvernünftige Weise mißkannt. Wer das große Gesammtinteresse deutscher Nation im Auge behält und sich erinnert, wie jämmerlich die Fremdherrschaft in Norddeutschland hereinbrach und immer weiter vorzuschreiten drohte, ehe das

ritterliche Preußen ihr Halt gebot, kann in Friedrich dem Großen nur einen ruhmwürdigen Vorkämpfer der deutschen Gesammtnation anerkennen. Ohne Zweifel war er durch seinen Erbanspruch auf ein paar kleine schlesische Herzogthümer nicht berechtigt, ganz Schlesien zu erobern. Allein große nationale Fragen darf man nicht nach moralischen oder juridischen Scrupeln beurtheilen. Für das große deutsche Nationalinteresse war es gleichgültig, wer in Breslau befahl, wenn es nur ein deutscher Fürst war, wenn Schlesien nur bei Deutschland blieb. Aber nichts weniger als gleichgültig war es für Deutschland, wenn Oesterreich im siebenjährigen Kriege über Preußen den Sieg davon getragen hätte, und demnach in den Fall gekommen wäre, den Vertrag von Versailles erfüllen zu müssen. Das wäre nicht blos Preußens, sondern ganz Deutschlands Unglück gewesen. Gerade aus dem allgemeinsten nationalen deutschen Gesichtspunkte erscheint der siebenjährige Krieg in einem ganz anderen Lichte, als in welchem ihn unlängst Herr Onno Klopp zu zeigen beflissen war. Zugegeben, daß Friedrich der Große gewaltthätig durch das Recht hindurchgriff, indem er die Verlegenheit Maria Theresia's benützte, um ihr das schöne Schlesien wegzunehmen, so verdankt ihm Deutschland dennoch den Schutz seiner Grenzen und seiner Nationalität, die Oesterreich damals unsern Nationalfeinden preis zu geben schon geschworen hatte.

Die Vernachlässigung Norddeutschlands von Seiten Süddeutschlands und des deutschen Kaiserhauses selbst culminirte im Vertrag von Versailles am 1. Mai 1757. In diesem Vertrage verpflichtete sich Oesterreich gegen die ausländischen Mächte, die deutschen Provinzen, welche es mit ihrer Hülfe von Preußen wegreißen würde, ihnen für immer zu überlassen, ja ihnen sogar österreichische Provinzen zum Lohn für ihre Hülfe preiszugeben. Frankreich sollte einen Theil der Niederlande mit dem Hafen von Ostende bekommen. Die übrigen Niederlande, mit Ausnahme Luxemburgs, sollten einem fran-

zösischen Prinzen zum Erbe werden. Die Festung Luxemburg sollte zum Vortheil Frankreichs geschleift und auch Cleve von Preußen abgerissen werden. Schweden sollte das preußische Pommern, Polen sollte Ost- und Westpreußen, Rußland sollte Kurland und Semgallen bekommen und alle diese Abtretungen sollten den fremden, nichtdeutschen Mächten für immer verbleiben.

Was würde wohl aus Deutschland geworden seyn, wenn das Genie Friedrichs des Großen und die Tapferkeit der Preußen nicht diesen nichtswürdigen Vertrag mit Kanonenschlägen zerrissen hätten? Der ganze Nordosten Deutschlands wäre Schweden, Polen und Rußland geopfert worden. Der Vertrag von Versailles gieng von Wien aus, von dort, wo man die Krone Karls des Großen bewahrte, vom Centrum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation aus, vom Kaiser, welcher geschworen hatte, alle Zeit Mehrer des deutschen Reichs zu seyn. Welche Pflichterfüllung des heil. Reichsoberhauptes, wenn er hier die Niederlande, dort die ganze deutsche Küste von Meklenburg bis Kurland den Feinden deutscher Nation freiwillig abtreten wollte!

Was man auch an Friedrich II. von conservativer Seite wegen seiner Irreligiosität und von liberaler Seite wegen seiner rücksichtslosen Autokratie gerügt und beklagt hat, um die deutsche Nation hat er sich doch das größte und dankenswertheste Verdienst erworben, indem er die Durchführung des Vertrags von Versailles verhinderte und die Unabhängigkeit, die militärische und moralische Macht des preußischen Staats, des einzigen, der deutsches Interesse an den nordöstlichen Grenzen verfocht, aufrecht erhielt. Hätte er dieses starke Bollwerk gegen Polen, Schweden und Rußland nicht aufgerichtet, hätte er den Franzosen und Russen nicht einen heilsamen Schrecken vor der norddeutschen Waffenkraft eingejagt, wohin wäre es denn mit dem nördlichen Deutschland gekommen? Neben Preußen besaßen nur Hannover und Sachsen einige Stärke. Aber Hannover war bereits eine englische Provinz, dem deutschen National-

intereſſe gänzlich entfremdet, nur dienſtbar dem engliſchen. Und Sachſen? das nur dem Namen nach in Polen regierte, ſeit Peters des Großen Sieg über die Schweden bei Pultawa nur noch ein Client und Vaſall Rußlands war, wie hätte dieſes Sachſen den preußiſchen rocher de bronze erſetzen können? Ein Brühl den großen Friedrich?

Nur wer in ein unioniſtiſches Ideal verliebt iſt und von allen realen Verhältniſſen abſtrahirt, kann meinen, es wäre beſſer geweſen, wenn Oeſterreich im ſiebenjährigen Kriege über Preußen geſiegt, dann die übrigen viel ſchwächeren deutſchen Fürſten gehörig im Zaum gehalten und die alte Einheit des deutſchen Reichs unter ſeinem mächtigen Kaiſer wiederhergeſtellt hätte. Dem ſtand ſchon der Verſailler Vertrag im Wege, der im voraus das deutſche Reich um ſo viele und große Provinzen hatte verſtümmeln wollen. Oeſterreich hätte nach einem Siege über Preußen vom deutſchen Reich nur einen Rumpf übrig behalten und auch in dieſem nicht allein geherrſcht, denn das Ausland würde die Mittelſtaaten geſchützt haben. Und welche Sprache würden die auswärtigen Mächte gegenüber von Wien geführt haben, wenn auf dem Reichstag zu Regensburg neben dem engliſchen Geſandten wegen Hannover und einem ſchwediſchen wegen Pommern auch noch ein franzöſiſcher wegen der Niederlande, ein polniſcher wegen Preußen und ein ruſſiſcher wegen Kurland Platz genommen hätten! Nur durch einen wohlorganiſirten Staat und durch eine imponirende Kriegsmacht wie die Friedrichs des Großen konnte Norddeutſchland damals gegen die nicht deutſchen Mächte geſchützt und die Grenze der deutſchen Machtſphäre bis nach Memel ausgedehnt erhalten werden.

Nur öſterreichiſcher oder ſüddeutſcher Particularismus, der für das Geſammtintereſſe der deutſchen Nation keinen Sinn hat, kann Preußen wegen ſeiner Machtſtellung in Norddeutſchland beneiden und anfeinden. Jeder Theil Deutſchlands, wenn er auch nur particulariſtiſch ſein eigenes Wohl will, muß zugleich das Wohl des Ganzen, alſo aller übrigen Theile wollen,

weil ein Theil ohne die andern ſich gegen die nichtdeutſchen Großmächte allein nicht lange würde behaupten können.

Nach Friedrichs des Großen Hingange folgten wieder traurige Zeiten. Das gegenſeitige heilloſe Mißtrauen der Cabinette von Wien und Berlin machte es Rußland möglich, beide zu verlocken, beide am Gängelbande zu führen, beide nur für ruſſiſche Zwecke zu benutzen und alles das zu verhindern, was Deutſchland von Nutzen geweſen wäre. Die Kaiſerin Katharina II., eine deutſche Prinzeſſin, war ſo ganz Ruſſin geworden, daß ſie ſich in nichts behaglich wohler fühlte, als in der Zerrüttung ihres deutſchen Vaterlandes, einzig zum Vortheil ruſſiſcher Eroberungspolitik. Doch darf man jene nordiſche Semiramis kaum anklagen, da die Schuld, warum ſich die deutſchen Mächte von ihr dupiren und mißbrauchen ließen, doch nur an den Deutſchen ſelbſt lag. Hätten Oeſterreich und Preußen einig und gemeinſchaftlich gehandelt, ſo wären ſie ſtark genug geweſen, um jedes Einſchreiten der Ruſſen ſowohl in Polen, als in den Oſtſeeprovinzen zu verhindern, und ſowohl Schweden als die Türkei würden ihnen geholfen haben. Nur weil ſie ſich nicht zu gemeinſchaftlichem Vorgehen gegen Rußland vereinigten, mußten ſie Rußland den Löwentheil der polniſchen Beute, die Oſtſeeprovinzen und die Donaumündungen preisgeben. Indem ſie aber wetteifernd um Rußlands Freundſchaft buhlten, welches doch nur beide verrieth und über beide hohnlachte, ſtanden ſie ſich zugleich in Bezug auf gemeinſchaftliches Handeln am Rhein entgegen, hinderten einander gegenſeitig in der Bekämpfung der franzöſiſchen Revolution und verloren deshalb im Weſten das ganze linke Rheinufer. Hätten ſie ihre großen Armeen, die damals allen andern in Europa überlegen waren, zuſammen gehalten und gemeinſchaftlich agirt, ſo würde kein Sansculotte weder über die Alpen noch über den Rhein gekommen ſeyn und kein Ruſſe hätte wagen dürfen, über die polniſche Grenze zu gehn.

In jene für Deutſchland ſo trübe Zeit fiel ein einziger

Lichtblick, als Kaiſer Leopold II. die vernunftloſe Politik ſeines unglücklichen Bruders aufgab und ſich mit König Friedrich Wilhelm II. über eine gemeinſchaftliche Handlungsweiſe ſowohl gegen Rußland als Frankreich verſtändigte. Aber dieſer Lichtblick währte nur ganz kurz, um in nur noch dunkleren Wolken zu verſchwinden. Der verſtändige Kaiſer ſtarb und ſein unerfahrener Sohn folgte dem alten Thugut, Preußens Todfeind, der zur joſephiniſchen Politik zurückkehrend, ſich Rußland in die Arme warf, mit ihm eine Theilung der Türkei verabredete und zugleich mit Rußland gemeinſchaftlich Preußen an jeder Erwerbung hindern wollte. Unter dieſen Umſtänden ſchloß Preußen bekanntlich den Basler Frieden, und Oeſterreich fand in der ruſſiſchen Allianz die Mittel nicht, die es in der preußiſchen gefunden haben würde, um den Kriegsdämon, der damals in den Franzoſen erwachte, beſchwören zu können. Oeſterreich erlitt, ſeitdem es von Preußen verlaſſen war, Schlag auf Schlag die furchtbarſten Niederlagen.

Preußen in ſeiner Neutralität ſah dieſem Unglück Oeſterreichs allzu lange zu. Wenn es auch durch Thuguts Politik berechtigt, ja gezwungen worden war, den einſeitigen Basler Frieden abzuſchließen, ſo hätte es doch, nachdem Oeſterreich die ſchrecklichſten Demüthigungen erfahren hatte, ihm großmüthig wieder die Bruderhand reichen ſollen, um den Franzoſen in Deutſchland endlich Einhalt zu thun. Da Preußen dieſe Großmuth weder im Jahr 1800, noch im Jahr 1805 übte, hatte es ſich's nur ſelber zuzuſchreiben, daß es im Jahr 1806 wieder ſeinerſeits von Oeſterreich nicht unterſtützt wurde und die entſetzliche Niederlage bei Jena erlitt.

Der Frieden von Tilſit zeigte ungefähr, was ſchon 50 Jahre früher erfolgt ſeyn würde, wenn Preußen bei Roßbach unterlegen wäre, wie es ſpäter bei Jena unterlag, wenn damals ſchon die Stipulationen des Verſailler Vertrags eine Wahrheit geworden wären, wie die des Friedens von Tilſit. Norddeutſchland lag wieder niedergeſchmettert da. Belgien,

Holland, die Hanſeſtädte, Friesland, Oldenburg ꝛc. wurden unmittelbar dem franzöſiſchen Reich einverleibt, Hannover, Kurheſſen, Braunſchweig und alles, was auf dem linken Elbufer preußiſch geweſen, bildete den franzöſiſchen Vaſallenſtaat unter König Jerome. Holſtein wurde von Dänemark aus dem deutſchen Reichsverbande herausgeriſſen, und däniſche Machtgebote wollten ſo ſchnell als möglich in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein alles daniſiciren. Preußen verlor, was es bei der polniſchen Theilung erworben hatte. Rußland verband ſich mit Frankreich und theilte mit ihm die preußiſche Beute. Kaiſer Alexander I., der immer für den wärmſten Freund Preußens gelten wollte, riß die großen Bezirke von Grodno und Bialyſtock an ſich, die bisher Preußen gehört hatten. Preußen mußte ſich verpflichten, nur noch 40,000 Mann zu halten, mußte ſeine beſten Feſtungen von Franzoſen beſetzt laſſen.

Das alles haben wir erlebt und blos deshalb erlebt, weil Oeſterreich und Preußen nicht einig geweſen und einzeln einer fremden Uebermacht erlegen waren, die ihrer Uebermacht unterlegen wäre, wenn ſie zuſammengehalten hätten. Daraus folgt, daß ſo wie ihre Zwietracht wiederkehrt, auch ihre Niederlagen wiederkehren können, und daß der deutſche Bund ſich keine Sicherheit verſprechen darf, ſo lange noch Oeſterreich und Preußen möglicherweiſe einander zuwider handeln können. Hat Preußen Oeſterreich nicht mehr zur Seite, ſo ſchwebt der Verſailler Vertrag immer noch in der Luft und kann ſo gut noch verwirklicht werden, wie wir den Tag von Tilſit erleben mußten.

Erſt nach Erduldung der ungeheuerſten Verluſte, Plünderungen und Erniedrigungen aller Art verſtändigten ſich Oeſterreich und Preußen wieder zu gemeinſamem Handeln im Jahr 1813, und der gute Erfolg konnte nicht ausbleiben. Wenn Oeſterreich und Preußen zuſammenſtehen, gibt es keine Macht in Europa, die ihrem Kraftſtoße widerſtehen könnte. Aber was die Schwerter gut gemacht, wurde nach Blüchers berühmtem

Sprüche durch die Federn wieder verdorben. Ruſſiſche Argliſt und engliſcher Neid lockerten das Band der Einigkeit zwiſchen Preußen und Oeſterreich beim erſten Friedensſchluſſe wieder auf und verhinderten dadurch die Genugthuung und den Erſatz, welche Deutſchland nach ſo langen Kriegsleiden als Sieger vom beſiegten Frankreich zu fordern hatte. Wären Oeſterreich und Preußen beim erſten Pariſer Frieden und auf dem Wiener Congreß einig geweſen, ſo hätten Rußland und England ſich ihrem gemeinſchaftlichen Willen fügen müſſen und von einer Einmiſchung Talleyrands hätte gar nicht die Rede ſeyn können. Die öſterreichiſche und preußiſche Armee war damals der ruſſiſchen ſoweit überlegen, daß der Kaiſer von Rußland aus der Nichtbewilligung ſeiner Forderungen einen casus belli zu machen nicht hätte wagen dürfen. Wenn ſich damals Oeſterreich und Preußen nur fünf Minuten lang hätten verſtändigen wollen, würde binnen fünf Wochen kein Ruſſe mehr in Warſchau, Modlin und Zamosk zu erblicken geweſen ſeyn. Daß Oeſterreich und Preußen ſich dieſen ruſſiſchen Pfahl in's Fleiſch haben drücken laſſen, daran ſind allein ſie ſelber ſchuld.

Preußen insbeſondere beging damals einen politiſchen Fehler erſten Ranges, indem es ſich wegen des verhältnißmäßig ihm viel weniger nützlichen Sachſen ärgerte und unpopulär machte, anſtatt ſeine maritime Zukunft ins Auge zu faſſen. Nicht auf Sachſen, das ohnehin zu ſchwach war, um ihm zu ſchaden, ſondern auf die Nordſee hätte es ſeine Aufmerkſamkeit richten und ſich Oſtfriesland nimmermehr ſollen abhanden kommen laſſen. So lange Preußen von der Nordſee abgeſperrt blieb, waren alle Hoffnungen vereitelt, zu denen die deutſche Nation nach ſo großen Siegen über Frankreich berechtigt war. Man hatte das ganze Nordſeeufer bis Dünkerken wieder erobert. Welche großartige Ausſicht öffnete ſich da dem deutſchen Handel, der deutſchen Marine, einem Colonialſyſtem weiteſter Ausdehnung. Aber was geſchah? Alles, aber auch alles wurde verſäumt. Preußiſche Truppen, Bülows tapfres Armeecorps

eroberte die deutſchen Niederlande wieder, während eine engliſche Flotte die Häfen blokirte. Nun eignete ſich aber England allein alle damals in Holland befindlichen Schiffe und Vorräthe der Franzoſen an, ohne ſie mit den Preußen zu theilen. Und doch mußte der deutſche Patriot dieſe egoiſtiſchen Engländer noch loben und preiſen, da ſie Deutſchland einen außerordentlichen Dienſt leiſteten, indem ſie wenigſtens das Schlimmſte verhinderten, was Deutſchland damals noch hätte begegnen können. Der ruſſiſche Kaiſer nämlich, der die Deutſchen immer als ihr lieber Freund anlächelte, hatte mit Bernadotte verabredet, das den Schweden geraubte Finnland ſolle ruſſiſch bleiben, Schweden dafür mit dem däniſchen Norwegen entſchädigt werden, Dänemark aber für dieſe Abtretung die deutſchen Hanſeſtädte zum Erſatz erhalten. Der Pact war ſchon förmlich abgeſchloſſen, und man hat nicht gehört, daß deutſche Mächte Einwendungen gemacht hätten, als plötzlich England mit größter Energie die Freiheit der Hanſeſtädte ſchützte und Deutſchland die Schmach erſparte, Dänemark, deſſen perfide Politik eine gerechte Züchtigung verdient hatte, auf ruſſiſchen Befehl mit deutſchen Städten und Landſchaften zu bereichern.

Wie man die Hanſeſtädte damals von deutſcher Seite vernachläſſigte, ganz ebenſo die Niederlande. Das von preußiſchen Truppen eroberte Holland hätte dem Erbſtatthalter, nachherigen König, nicht ausgeliefert werden dürfen, außer er hätte ſich dem deutſchen Bunde angeſchloſſen, den Deutſchen die freie Rheinſchifffahrt und die noch übrigen holländiſchen Colonien geöffnet. Holland hätte damals alles bewilligen müſſen. Auch Belgien wurde für den deutſchen Bund nicht reclamirt, ſo wenig wie Elſaß und Lothringen, obgleich den deutſchen Siegern die einfachſte Politik geboten hätte, Frankreich den ungerechten Raub abzunehmen und Metz und Straßburg zu deutſchen Bundesfeſtungen zu machen. Ein Arrangement,

die kleinen Trennungen, die unzähligen Herrschaften und Zwergstaaten fortgedauert, so wäre bei der damaligen Trägheit und Kleinmüthigkeit Deutschland die unförmlichste Masse gewesen, die wahrscheinlich ganz dem Eroberer zugefallen wäre. Indem wenige mächtige Staaten jenes Gewimmel von Herrschaften in sich verschlangen, wurden sie selbst stärker, und vermochten glücklicher das noch Uebrige zusammenzuhalten.

Ein Ausschuß des Reichstages ward niedergesetzt, die Entschädigungssache zu betreiben, und die Entscheidung derselben erfolgte am 25ten Februar 1803 unter dem Namen des Reichsdeputationshauptschlusses. Nicht alle größern Mächte Deutschlands hatten verloren und dadurch ein Recht auf Entschädigung, um aber die Eifersucht derer, die nichts bekommen hätten, zu beschwichtigen, erhielten auch sie ihr Theil an der allgemeinen Beute. Die sämmtlichen größern Mächte theilten sich in die Besitzungen der kleinern. Die ganze alte Reichsverfassung wurde dadurch umgestoßen und nur nach oben hielt noch ein loses Band dem Namen nach die Fürsten mit dem Kaiser zusammen.

Man hob die drei geistlichen Churfürstenthümer Mainz, Trier und Cölln auf, da sie über dem Rhein lagen, also jetzt zu Frankreich gehörten. Nur der Mainzer Churfürst ward beibehalten und nach Regensburg versetzt. Man hob ferner sämmtliche Reichsstädte auf, bis auf sechs, welche blieben, Lübek, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg. Man hob die noch nicht sekularisirten Bisthümer und Abteien auf, und endlich die unmittelbaren kleinen Grafen und Ritter, die sämmtlich mittelbar, d. h. Unterthanen der mächtigern Fürsten wurden. Nur die kleinen Fürsten und der deutsche Orden blieben einstweilen noch bestehn, um auch bald verschlungen zu werden.

das niemand zu verhindern gewagt haben würde, wenn Oeſterreich und Preußen darüber einverſtanden geweſen wären.

In dem langen Frieden nach den großen Kriegen nahm Preußen ſein Intereſſe und das der geſammten deutſchen Nation inſofern nicht genügend wahr, als es Rußland viel zu viel vertraute, viel zu viel nachgab, und ſich in Fällen, wo Oeſterreich vorſichtiger war und gern dem ruſſiſchen Uebermuth eine Schranke geſetzt hätte, dieſer weiſen öſterreichiſchen Politik nicht anſchloß. Nichts war und iſt heute noch für Preußen gefährlicher, als die Flankenſtellung, welche die Ruſſen in Warſchau eingenommen haben. Preußen mußte daher jede Gelegenheit benutzen, um ſich von dieſem Alp los zu machen. Dazu bot ihm die traktatenwidrige Verletzung der von den europäiſchen Mächten garantirten polniſchen Verfaſſung durch ruſſiſche Willkür, dazu bot ihm die polniſche Inſurrection, wenn es dieſelbe im Bunde mit Oeſterreich rechtzeitig benutzt hätte, dazu bot ihm wieder der Krimkrieg die bequemſte Gelegenheit.

Preußen hätte ſich wenigſtens für die guten Dienſte, die es Rußland beim Frieden von Adrianopel und zweimal bei den polniſchen Inſurrectionen leiſtete, und für ſeine Neutralität im Krimkriege von Rußland bezahlt machen und reelle Werthe und Bürgſchaften dafür fordern ſollen, welche Rußland während ſeiner Verlegenheiten in der Sorge, Preußen könnte ſich an ſeine Feinde anſchließen, aus Klugheit hätte gewähren müſſen. Die preußiſchen Unterthanen hatten ſchwer zu klagen über die ruſſiſche Grenzſperre. Die lutheriſchen Livländer wurden mit ſchnöder Argliſt und Gewalt zur ruſſiſchen Kirche hinüber gezogen. Mit Dänemark traf Rußland Verabredungen, welche das Erbe in den Elbherzogthümern betrafen und das deutſche Nationalintereſſe im hohen Grade gefährdeten. In allen dieſen Beziehungen hätte eine ernſte Drohung Preußens, es werde ſich an die europäiſche Coalition und zunächſt an Oeſterreich anſchließen, hingereicht, der ruſſiſchen Regierung die erforderlichen Bürgſchaften abzutrotzen. Aber Rußland zog alle Vor-

theile aus der preußiſchen Paſſivität, ohne ihm dafür im Geringſten zu danken, ja es gieng in ſeinem Hohne ſo weit, es unter gebieteriſchen Drohungen — nach Olmütz zu ſchicken.

Erſt im Jahr 1864 hat durch die Einigung Oeſterreichs mit Preußen die lange Verſäumniß ein glückliches Ende erreicht und iſt die ruſſiſche Intrigue in Bezug auf die Erbfolge in den Elbherzogthümern durch die Schwerter bei Düppel und Alſen zerſchnitten worden. Der neueſte Beweis, wie nicht nur Preußen und Oeſterreich ſelbſt, jedes für ſich an Macht und Anſehen nach außen gewinnen, wenn beide einig zuſammenſtehen, ſondern wie viel auch das ganze Deutſchland Vortheil und Ehre davon hat. Wenn Preußen und Oeſterreich einig ſind, geht alles gut in Deutſchland und hat das Ausland gründlichen Reſpekt vor uns. Wenn ſie uneinig ſind, geht alles ſchlecht und achtet und fürchtet uns niemand mehr.

Die geſunde Reiſe und volle Entwicklung der preußiſchen Macht als der einzigen, die da befähigt iſt, die Intereſſen der geſammten deutſchen Nation im Norden zu vertreten, wird nicht nur durch Argwohn und Mißgunſt deutſcher Bundesgenoſſen, ſondern auch durch die liberal-demokratiſche Oppoſition in ſeinem Innern aufgehalten und bedroht.

Nachdem die preußiſche Regierung das frühere Syſtem der ruſſenfreundlichen Paſſivität aufgegeben und im Bunde mit Oeſterreich das große deutſche Nationalintereſſe in den Elbherzogthümern durchgefochten hat, ſollte ihr doch zunächſt das Vertrauen des ganzen preußiſchen Volks entgegenkommen, die Regierung ſtärken und ermuthigen, auf dem betretenen Wege mannhaft fortzuſchreiten. Durch den Sieg über die Dänen iſt endlich dem preußiſchen Handel die Nordſee aufgeſchloſſen, iſt eine großartige Entwicklung der deutſchen Marine unter preußiſcher Führung vorbereitet, iſt endlich nach jahrhundertlanger Verſäumniß auch für den ſo wichtigen Nordweſten Deutſchlands eine beſſere Ausſicht eröffnet, wenn ſich die Hanſeſtädte von der engliſchen Bevormundung emancipiren. Aber alle dieſe ehrenvol-

len und hoffnungsreichen Errungenſchaften werden von der Oppoſition in Preußen ſelbſt, im Abgeordnetenhauſe und in der Preſſe, ignorirt oder nur kühl und mit den ſtärkſten Vorbehalten gegen die dermalige Regierung aufgenommen. Das Abgeordnetenhaus verweigert der Regierung das Budget und proteſtirt gegen die Armeeorganiſation, die durchaus zweckmäßig iſt. Mit den eitlen Reden auf der Tribüne und bei Zweckeſſen imponirt man Mächten wie Rußland, Frankreich und England nicht. Man ſichert die Grenzen und verſchafft ſich auf europäiſchen Congreſſen Achtung nur dann, wenn man gerüſtet iſt. Preußen und Oeſterreich vereinigt ſtellen eine Million Bajonette. Wenn ſie einig ſind, kommen noch ein paarmal hunderttauſend Bajonette des übrigen Deutſchlands hinzu. Davor haben Rußland, Frankreich und England Reſpekt und vor ſonſt nichts, am allerwenigſten vor deutſchem Kammergeſchwätz. Im Gegentheil, die parlamentariſchen Redner, welche die Energie der Regierung zu ſchwächen, die für ganz Deutſchland ſo unentbehrliche Einigkeit der beiden deutſchen Großmächte wieder aufzulöſen ſuchen, die Armeeorganiſation verdammen, Volksbewaffnung empfehlen und aus der trefflichen preußiſchen Armee philiſterhafte Milizen oder gar demokratiſche Pikenmänner machen möchten, alle dieſe dienen nur den Feinden Deutſchlands gegen das eigene Vaterland.

Die großen Fragen des Nationalintereſſes gegenüber dem Ausland ſind es nicht, welche das Abgeordnetenhaus bisher beſchäftigt haben. Die berühmten Redner der Oppoſition haben alles Intereſſe auf Verfaſſungsparagraphen und auf Perſönlichkeiten hinzulenken gewußt und die Preſſe hat die Prozeſſe winzigkleiner politiſcher Größen unendlich viel wichtiger genommen, als die Fragen, wie Preußen in ſeinem eigenen Nutzen und zur Befriedigung der geſammten deutſchen Nation die Erfolge in den Elbherzogthümern ausbeuten könnte. Während gewiß in allen nichtdeutſchen Cabinetten Europas Schritte vorbereitet werden, um beim erſten Riß, der in das preußiſch-

öſterreichiſche Bündniß kommt, alle deutſchen Erfolge in den Elbherzogthümern wieder in Frage zu ſtellen, will das Abgeordnetenhaus der preußiſchen Regierung keinen Credit bewilligen, die preußiſche Armee desorganiſiren, die energiſchen Miniſter verdrängen und ſtatt Männern der That nur Männer des Geſchwätzes für regierungsfähig erklären.

Iſt das die berühmte preußiſche Intelligenz?

Die früheren Regierungen in Preußen trugen freilich ſelber die Schuld, indem ſie auf Univerſitäten und Schulen Schwindelhaber in die Köpfe ausſtreuen ließen, welcher jetzt wuchernd aufgegangen iſt. Geraume Zeit waren unter der Autorität der Regierung Lehrſyſteme herrſchend, welche die göttliche Autorität beſtritten und unter der Hand auch allen Reſpekt vor der irdiſchen verſchwinden ließen, Lehrſyſteme, welche die gebildete Jugend gegen die Wirklichkeit der Dinge verblendeten und ſie mit Abſtractionen wie mit einem dicken Nebel umgaben. Die Philoſophie Hegels, anfänglich den Univerſitäten octroyirt, um den ſog. chriſtlich-deutſchen Geiſt zu escametiren, kehrte ſich plötzlich gegen die Regierung um als Waffe der deſtructiven Partei. Doch was nutzen ſolche Erinnerungen und ſolches Bedauern falſcher Maaßregeln? Die Köpfe ſind einmal irre geführt, und es kommt nur noch darauf an, ob und wie es möglich ſeyn wird, ſie wieder zur Vernunft zu bringen und an die Stelle ſchwindelnder Theorien wieder eine geſunde Praxis zu ſetzen.

Wird denn die liberale Oppoſition in Preußen nicht einſehen, daß ſie ſich im Widerſpruch mit ſich ſelbſt befindet, wenn ſie einerſeits in Frankfurt erklärt, ſie billige Preußens Vergrößerung und könne ſich nicht an der ſüddeutſchen Agitation gegen die Annectirung betheiligen, und wenn ſie andrerſeits alles thut, um dem Miniſterium Bismarck alle moraliſchen und materiellen Mittel zu rauben, die es braucht, um, wir wollen nicht ſagen, die Annexion durchzuführen, ſondern nur überhaupt Preußens bisherige Machtſtellung zu behaupten? Das heißt den

Mittelstaaten mit einem Degen imponiren wollen, den man zuvor zerbricht.

Sogar die Erwerbung des Herzogthums Lauenburg nicht anzuerkennen, schlägt ein preußischer Professor vor. Das heißt denn doch, sich selber in sein preußisches Gesicht schlagen. Robespierre hat freilich auch einmal im Convent gesagt: „Was liegt an den Colonien, wenn nur die Grundsätze bestehen!“ Daß dies aber eine vernünftige Rede gewesen sey, hat noch nie ein Geschichtschreiber zu behaupten gewagt. Die Colonien gingen damals verloren, aber auch die Grundsätze, denn solche Grundsätze sind immer nur die eines Fieberkranken und enden mit dem Fieber.

Was sind überhaupt Grundsätze, wenn sie nicht praktisch sind? wenn sie nicht des Vaterlandes Wohl und Ehre bezweken? Es kann nicht Grundsatz der preußischen Verfassung seyn, Preußen zu schwächen, Preußen von innen aus zu verwunden, zu kränken, zu entehren. Der Buchstabe der Verfassung kann nicht über dem Geist der Verfassung stehen, der identisch ist mit dem Wohl und der Ehre Preußens. Und wenn es sich hier, was wir wiederholt betonen, nicht blos um preußisches, sondern um deutsches Interesse handelt, so erscheint die parlamentarische Opposition in Preußen in einem doppelt zweideutigen Lichte, da sie mehr als irgend ein äußerer Feind das Ansehen der preußischen Regierung zu schwächen und den Fortgang ihrer für Deutschlands Gesammtinteresse so wichtigen und ersprießlichen Erfolge zu hemmen bemüht ist.

Wenn es so vielen Feinden Preußens und des preußisch-österreichischen Bündnisses gelänge, dieses Bündniß zu sprengen und die energische Regierung in Preußen zu stürzen, so würde man bald Dinge erleben, die viele Betheiligte zur Besinnung bringen würden — nur zu spät.

Die Presse hat dem Großfürsten Constantin Drohworte in den Mund gelegt, und es gibt Leute genug, die sich darüber freuen, da doch jeder Preuße nicht nur, sondern auch jeder Deutsche entrüstet seyn sollte, wenn Rußland wirklich sich wie-

der befehlshaberisch in unsre deutschen Angelegenheiten mischen wollte. Daß dergleichen nur geglaubt werden kann, ist schon ein trauriges Zeichen. Die gesammte deutsche Presse sollte in dieser nationalen Competenzfrage Rußland gegenüberstehen. Das Abgeordnetenhaus in Berlin sollte nichts Dringenderes zu thun haben, als die preußische Regierung in ihrer auswärtigen Politik zum Schutz der deutschen Nationalinteressen auf's kräftigste zu unterstützen. Statt dessen lesen wir in der Zeitung, nach Wiedereröffnung der Kammern haben die Anklagen gegen das Ministerium schon wieder angefangen, und die liberale Presse habe gerathen, „die Creditforderung der Regierung abzulehnen, weil die Fortschritte Preußens in den Herzogthümern noch nicht genug constatirt seyen." Heißt das etwas Anderes als: wir selber wollen diese Fortschritte nicht und wetteifern mit Russen, Franzosen und Engländern, irgend etwas Gedeihliches für unser deutsches Nationalinteresse nicht aufkommen zu lassen.

Die großen praktischen Aufgaben Preußens sind erstens die Sicherstellung der Grenzen gegen Osten, gegen das immer großartiger sich entfaltende slavische Einheits- und Eroberungssystem, dessen erste Beute Preußen seyn würde, wenn es nicht vollständig gefaßt und gerüstet und mit Oesterreich verbunden wäre. Zweitens die Förderung aller norddeutschen Interessen bis nach Holland hin, zunächst die Zuziehung der Hansestädte in den Zollverein, die Herstellung einer deutschen Marine unter preußischer Führung und die Vorbereitung zu einem deutschen Colonisationssystem, das uns so sehr fehlt und dessen Nichtvorhandenseyn einer so großen Nation, wie der deutschen, nicht wenig zum Schimpfe gereicht.

Deutschland leidet an Uebervölkerung. Die Quadratmeilen eines Landes wachsen nicht mit der Zahl der Einwohner; die Kulturfähigkeit des Bodens wächst nicht mit den Bedürfnissen. Die Konsumtion wächst nicht mit der Production; das gesicherte Einkommen nicht mit der Zahl der Konkurrenten. Die Aemter, von denen man leben kann, wachsen nicht mit der

Zahl der Kandidaten. Ueberall bleiben die Mittel der Befriedigung sich gleich, während die Bedürfnisse in wachsender Progression sich vermehren. Ueberall gibt es mehr Bauern als Güter, mehr Handwerker als gesicherte Kundschaften, mehr Bewerber als Beamte. Unsere barbarischen Vorfahren besaßen trotz ihrer Barbarei ungleich mehr politischen Verstand als wir, ihre hochgebildeten Enkel, indem sie die Bedürfnisse und die Mittel der Befriedigung im Gleichgewicht zu erhalten wußten und nicht nur möglichst für die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Erbguts, je im Besitz des Erstgebornen, und für die Gründung und Erhaltung reicher Korporationen, sondern auch für den Abfluß derjenigen Bevölkerung sorgten, die auf dem einmal vertheilten Boden und in den einmal geschlossenen Korporationen unmöglich alle Platz finden konnten. Die Geschichte lehrt uns, daß die ältesten Germanen das System der Auswanderung und Eroberung verbanden, daß sie den Ueberfluß ihrer Bevölkerung nicht auf rohe Weise ausstießen, sondern in Heeresmassen vereinigt auf Eroberung aussandten und ein neues Vaterland oft an den nächsten Grenzen sich gründen ließen, wodurch das alte erweitert wurde. Bedenkt man, daß dieses Ausscheiden der Uebervölkerung uralt in Deutschland ist, daß von den Kimbern und Teutonen, vielleicht schon von Brennus an, die Deutschen unaufhörlich über ihre Grenzen flutheten; daß ihr Ueberfluß, am Ende des römischen Weltalters einem großen Strome gleich in den Süden und Westen brechend, Italien, Frankreich, Spanien und England neu bevölkerte; daß er während des Mittelalters ostwärts gewendet ebenso die slavische Welt überwältigte, Oesterreich, Schlesien, die Lausitz, Meißen, Anhalt, Meklenburg, Brandenburg, Pommern, Preußen, Livland, Kurland, Esthland eroberte und germanisirte; und daß auch nach den großen Religionskriegen, welche zwei Drittheile der Deutschen hinrafften, das Volk bald wieder sich erholte und bald wieder Tausende und Hunderttausende von Auswanderern hauptsächlich zu den Eng-

ländern in deren Colonien ſchickte, ja zuletzt auch Südrußland mit Deutſchen bevölkerte: ſo kann man wohl nicht zweifeln, daß periodiſche und vernünftig geleitete Ausleerungen der deutſchen Bevölkerung etwas Naturnothwendiges ſind, deſſen Unterbleiben der deutſche Körper empfinden muß wie Vollblütigkeit, Verſtopfung ꝛc. Die Auswanderungsfrage ſcheint uns mit der großen Frage des Pauperismus aufs genaueſte zuſammenzuhängen. Kann von Eroberungen im alten Style zunächſt nicht die Rede ſeyn, ſo doch von geregelter Coloniſation entfernter Länder.

Man darf annehmen, daß die große deutſche Nation jährlich zweimalhunderttauſend Individuen in die Colonien ſchicken könnte. Kein anderes Volk wandert in ſo großem Maaßſtab aus. Man rechne 50, man rechne 100 Jahre ſolcher Auswanderungen. Welch ungeheures Menſchenkapital! Was für Zinſen könnte es dem Mutterlande tragen! Aber es wird vergeudet und nutzt dem Mutterlande nichts. Die Deutſchen wandern noch immerfort aus, aber nur um entnationaliſirt zu werden und in fremde Nationen überzugehen, die zum Theil unſere ſchlimmſten Feinde ſind. So zeugen deutſche Väter Jahr aus Jahr ein die Feinde und Verderber ihrer eigenen Enkel, und deutſche Kraft wird gegen Deutſchland gekehrt. Die auswandernden Deutſchen möchten gern Deutſche bleiben, aber der Einzelne kann unter Fremden ſeine Nationalität nicht lange behaupten und ihre Regierungen haben keine Colonien, um eine maſſenhafte und geregelte Auswanderung zu ermöglichen.

Die Deutſchen im Ausland ſind ein Gegenſtand, den man nur mit Betrübniß betrachten kann. Wenn der Engländer auswandert, ſo gründet er große ſelbſtändige Colonien oder erobert, und die Ausgewanderten bleiben mit dem Mutterland in Verbindung, vermehren deſſen Macht und Wohlſtand. Wenn die Franzoſen auswandern, erreichen ſie zwar vermöge ihres leichtern Blutes nie ſolche dauerhafte Vortheile, wie die Engländer, kommen doch aber überall, wo ſie hinkommen, nur als

Herren und Gebieter hin. Sogar die Russen, wie tief sie an Bildung unter uns stehen, colonisiren doch mit eben so viel praktischem Geschick, wie die Engländer, eben so massenhaft und auf die Dauer, während sie zugleich die militärischen Herren aller der Länder werden, in welche sie kommen. Wie anders, wie schimpflich verhält sich gegen sie alle der Deutsche? Deutschland schickt jährlich nach allen Weltgegenden hin mehr Auswanderer, als England, Frankreich und Rußland zusammengenommen. Es könnte mit dem Ueberfluß seiner Bevölkerung jene Staaten alle überflügeln; es bietet bei weitem die größte und, die Engländer ausgenommen, auch ohne Zweifel die intelligenteste Masse der Colonisten dar, und doch nützen diese Hunderttausende, die alle Jahre fortgehen und binnen wenigen Jahrzehnten zu mehreren Millionen angewachsen sind, ihrem Vaterlande nichts, weil sie ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten wissen, sondern in fremde Nationen übergehen.

Der Thatbestand der deutschen Auswanderer ist folgender. Bei weitem die meisten Deutschen sind in die Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewandert, bereits viele Millionen, und es geht ihnen dort im Ganzen gut; aber ihr Deutschthum muß doch immer nach und nach dem Yankeethum weichen. Sie sind weder eine deutsche Colonie, die noch in directem Zusammenhange mit dem Mutterlande stünde, noch bilden sie einen unabhängigen deutschen Staat. Sie gelten nur als das geringere Metall, mit dem das bessere anglo-amerikanische sich legirt hat, um eine größere Masse zu repräsentiren.

Nächst der Auswanderung nach Nordamerika war die nach Rußland die ausgedehnteste. Ein paarmal hunderttausend Deutsche haben sich am nördlichen Ufer des schwarzen Meeres angesiedelt und das Emporkommen der Stadt Odessa wesentlich gefördert. Andere haben Colonien an der persischen Grenze gegründet, Andere im Innern Rußlands. Sie alle sind für Deutschland verloren, russische Unterthanen. Wichtiger noch sind die zahlreichen deutschen Edelleute, Gelehrten, Techniker, Kaufleute ꝛc.,

die ihre Dienſte unmittelbar dem ruſſiſchen Staate in Civil und Militair leiſten, ſchon ſeit mehr als hundert Jahren, die einflußreichſten Aemter inne haben und in die kaiſerlich-ruſſiſche Politik jene Energie und Stetigkeit gebracht haben, ohne welche Rußland nie ſo groß hätte werden können, ſondern in der alten Barbarei des Bojarenthums verſunken geblieben wäre. An die Deutſchen in Rußland knüpft ſich demnach viel welthiſtoriſcher Ruhm, leider aber ſind ſie Deutſchlands Feinde geworden und zum Theil höchſt gefährliche Feinde. Der Deutſche hat keine Urſache, ſich über ſeine Stammgenoſſen mit alten edeln deutſchen Namen zu freuen, wenn ſie als ruſſiſche Diplomaten deutſche Cabinette verführen, dupiren, bruskiren, um ſie alle hintereinander zu hetzen und ins ruſſiſche Garn zu locken und ihnen mit ſpöttiſcher Miene Londoner Verträge und Olmützer Verſöhnungen zu octroyiren.

Unberechenbar iſt die deutſche Auswanderung nach England, Frankreich, Italien. In London leben ein paarmal hunderttauſend Deutſche. Das meiſte deutſche Material wird aber in der engliſchen Marine verwendet. Man hat die Zahl der Matroſen, die von den preußiſchen, pommeriſchen, mekleburgiſchen, hannöverſchen und hanſeatiſchen Küſten ſtammend auf engliſchen Schiffen dienen, zu einem Drittel der geſammten engliſchen Schiffsmannſchaft berechnet. Was könnten dieſe nervigen Männer einer deutſchen Flotte nützlich werden!

Sehr viele Deutſche wandern nach Frankreich aus, wo man ſie gerne ſieht und, wenn ſie Talent haben, gern befördert. Die franzöſiſche Akademie zählt Deutſche unter ihren Mitgliedern. Wie viele Deutſche haben als Künſtler, als Techniker, als Kaufleute ihr Glück gemacht! Viele der erſten Weinhandlungen in der Champagne ſind an Deutſche gekommen, die als fleißige und ehrliche Geſchäftsführer eintraten und das Vertrauen ihrer Chefs erwarben. Auch Bordeaux zählt viele deutſche Häuſer. Aber alle dieſe Deutſchen werden Franzoſen und vermehren nur den Reichthum und die Macht Frankreichs.

Preußen erhielt die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, einen Theil von Münster, ferner die westphälischen Reichsstädte und Erfurt; Hannover erhielt das Bisthum Osnabrück; Hessencassel die Churwürde und einige Mainzische Aemter; Hessendarmstadt ebenfalls Mainzische Besitzungen; Nassau die Abteien Fulda und Corvey; Baden die Churwürde, die pfälzischen Aemter Heidelberg, Mannheim und das ganze rechte Rheinufer gegenüber dem Elsaß, dazu Constanz; Würtemberg ebenfalls die Churwürde und viele Reichsstädte und Herrschaften; Bayern die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Freysingen, Augsburg, Passau und siebzehn Reichsstädte; der Großherzog von Toscana endlich, ein Bruder des Kaisers, erhielt Salzburg als Churfürstenthum.

Die Unterwerfung der zur tiefen Ohnmacht und Trägheit herabgesunkenen Geistlichen, Ritter und Städte geschah ohne alles Geräusch. Litten sie durch den Verlust ihrer Selbständigkeit ein Unrecht, so traf sie doch nur das Schicksal, dem kein Schwacher jemals entgeht. Sie hatten keine Kraft mehr, ihre Selbständigkeit zu behaupten, und wer jene nicht hat, ist dieser auch nicht mehr werth. Kam es ihnen ferner anfangs auch drückend vor, einem bisher fremden Herrn zu dienen, ihm schwere Steuern zu zahlen und Soldaten zu stellen, so wurden sie dadurch doch aus ihrer alten Schlaffheit emporgerissen. Wie lächerlich war die alte Reichsarmee geworden; jetzt in größere Staaten vereinigt und zu größerer Anstrengung gezwungen, wurden die Leute bald wieder frischer und kräftiger. So erging es auch vorzüglich den Deutschen auf dem linken Rheinufer, die jetzt der großen französischen Republik einverleibt waren, und in dieser Schule neben vieler fremden Eitelkeit und Deutschvergessenheit doch auch viel Gutes lernten und sich in dem großen Leben und unter den freisinnigen Gesetzen Frank-

Auch in allen Handelsplätzen Italiens sind Deutsche in großer Zahl angesiedelt, aber ein altes böses Sprüchwort sagt: Tedesco italianizzato è diavolo incarnato!

Wenn die Deutschen einzeln auswanderten, haben sie fast immer durch Geschick und Fleiß ihren Privatwohlstand gemehrt. Am schlimmsten gieng es größeren Schaaren von Auswanderern, die entweder, wie einst so viele tausend Pfälzer, mittellos aus Deutschland flüchten mußten oder die sich von ruchlosen Spekulanten zu Auswanderungen nach Brasilien, Texas ꝛc. verführen ließen und, da man ihnen an Ort und Stelle das gegebene Versprechen nicht hielt, ins äußerste Elend geriethen und massenhaft zu Grunde giengen. Eben so bedauernswürdig sind die Deutschen, die in der Fremdenlegion in Algier und Spanien, wie auch in den holländischen Colonien dienten. Man ließ sie nie avanciren, lud ihnen die schwierigsten Arbeiten auf, setzte sie den größten Gefahren aus und nutzte ihren Heldenmuth aus, ohne ihnen dafür zu danken, bis sie nach und nach aufgerieben waren. Noch mehr gereicht es der großen deutschen Nation zum Vorwurf, daß ihre Regierungen immer noch den jährlichen Sklavenhandel mit unschuldigen deutschen Mädchen dulden, welche durch Spekulanten namentlich aus Hessen in die lüderlichen Häuser Londons verkauft werden.

Dieser Thatbestand der deutschen Auswanderung ist in der That in hohem Grade unbefriedigend, wenn man das, was ist, mit dem vergleicht, was seyn könnte und zwar sehr leicht seyn könnte, da es nur darauf ankommt, das so reichlich vorhandene deutsche Material nur ein wenig praktischer zu verwenden. Da nun der Mangel deutscher Seehäfen und einer deutschen Marine bisher das Haupthinderniß eines deutschen Colonisationssystems war, durch die Erwerbung der Elbherzogthümer und die Eröffnung eines Kanals zwischen der Nord- und Ostsee endlich die Hebung der deutschen Marine ermöglicht ist, sollte die preußische Volksvertretung in großartiger Fürsorge für das Wohl des übrigen Norddeutschland die preußische Re-

gierung unterſtützen, um den Bau des Kanals zu beſchleunigen, die Marine zu verſtärken, den Zollverein über die Hanſeſtädte auszudehnen, ſämmtlichen Zollvereinſtaaten Antheil an den Vortheilen der Marine zu verbürgen und mit Holland und Belgien Unterhandlungen anzuknüpfen. Was Holland früher verſäumt hat, ließe ſich immer noch nachholen. Der Reſt der oſtindiſchen Colonien iſt immer noch ſo groß, daß er ſich zur Aufnahme von Millionen deutſcher Auswanderer eignet. Auch die Boers in Südafrika bieten einen Anhaltspunkt für die deutſche Coloniſation. Dort wartet noch fruchtbares Land in Fülle auf die Anbauer.

2.

Die Bedeutung Oeſterreichs für Deutſchland.

Der öſterreichiſche Kaiſer iſt der mächtigſte unter den deutſchen Fürſten, und auch nachdem er dem Titel eines deutſchen Kaiſers entſagt hatte, ruhten noch auf ihm die Traditionen des alten heiligen Reichs und umgaben ſeine neue öſterreichiſche Krone immer noch mit dem alten Nimbus.

Dazu gebührte ihm der Ruhm, daß, während das deutſche Reich durch ſeine mannigfache Zwietracht überall ſeine Grenzländer eingebüßt hatte, er allein auf der ſüdöſtlichen Seite des deutſchen Reichs noch keinen Fußbreit deutſcher Erde verlor und auch alle die italieniſchen, ſlaviſchen, magyariſchen und rumäniſchen Völkerſchaften, die dem Hauſe Habsburg unterthan geworden waren, noch immer unter ſeinem Scepter feſthielt.

Nachdem der Kaiſer ſeiner Hoheit im deutſchen Reich entſagt hatte, behauptete er das Präſidium des Bundestages. Auch blieb ihm immer ein großer Einfluß auf Deutſchland offen, denn wenn er mit Preußen einig war, wurde ſeine Macht um das Doppelte verſtärkt, und wenn nicht, ſo traten alle Genoſſen des deutſchen Bundes, welche Preußen beneideten oder fürchteten, auf ſeine Seite. Auch war ihm das deutſche Prädicat ſeiner Kaiſerkrone und Dynaſtie von nicht geringem

Werth gegenüber seinen nichtdeutschen Unterthanen, denn sie alle waren die deutsche Herrschaft gewöhnt und voll Ehrfurcht, voll alter Treue für sie. Alle Oesterreicher, nichtdeutsche und deutsche, betrachteten sich gemeinsam als das ausschließlich kaiserliche Volk und sahen mit einer Art von Stolz und Mitleid auf die draußen im Reich und die andern Nachbarn herab.

Anderntheils stand der Träger der heiligen Krone in der Wiener Burg in einer, wir möchten sagen mystischen und doch zugleich sehr realistischen Beziehung zum Träger der Tiare auf dem h. Stuhle. War auch das Mittelalter längst vorüber und die alte Kirche zerrissen wie das alte Reich, so breitete sich doch die katholische Kirche noch weit über Europa aus und unter den katholischen Mächten behauptete Oesterreich immer den Vorrang.

Aus diesen Thatsachen scheint hervorzugehen, die Politik des Wiener Cabinets hätte den national-deutschen und katholischen Charakter immer festhalten und darauf das größte Gewicht legen sollen. Nur durch das Uebergewicht des deutschen Geistes konnten die nichtdeutschen Elemente des Kaiserthums in Gehorsam und alter Gewohnheitstreue erhalten werden und konnte die Germanisirung der Donau und den Karpathen entlang fortschreiten.

In gleicher Weise mußte der österreichische Kaiser innerhalb seiner Monarchie deren katholischen Charakter nicht blos äußerlich beibehalten, sondern die Kirche seines Reichs mit Geist durchdringen lassen. Und zwar aus zweierlei einfach politischen Gründen. Im vorigen Jahrhundert hatte der Voltairianismus und Josephinismus den alten katholischen Geist an den Höfen und bei allen gebildeten Classen aussterben oder wenigstens einschlafen lassen. Am Ende des Jahrhunderts wurde in Frankreich während der Revolution die Kirche sogar gänzlich vernichtet. In Oesterreich geschah das nicht, doch erschlaffte hier der kirchliche Geist und blieb nur ein sprüchwörtlich gewordenes Phlegma zurück. Als nun in Frankreich die Kirche

ſich wieder verjüngte und ſeit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts reichlich mit Geiſt erfüllte, lag darin für Oeſterreich die Aufforderung, geiſtig nicht zurückzubleiben, um den erſten Rang in der katholiſchen Welt nicht einzubüßen. Ein zweites Motiv für Oeſterreich, ſich einen kirchlichen Schwung zu geben, lag darin, daß der Kaiſer von Oeſterreich als alter Schirmherr der Kirche die Verpflichtung hatte, ſeine katholiſchen Glaubensgenoſſen gegen die Tyrannei und ſyſtematiſche Ausrottungspolitik zu ſchützen, mit welcher Rußland gegen ſie in Polen vorſchritt. Es war die natürlichſte Politik Oeſterreichs, mit überlegnem Geiſt und allen Mitteln höherer Bildung und Humanität der Propaganda entgegenzuwirken, mit welcher das griechiſche Popenthum die lateiniſche Kirche überall ausrottet oder zurückdrängt. Dieſe Propaganda iſt eines der vorzüglichſten Mittel Rußlands, alle Völker, die nach und nach ſeine Unterthanen werden müſſen, oder nach denen es erſt das Netz auswirft, der Seele wie dem Leibe nach zu ruſſificiren. Dieſe Propaganda wirkt dem öſterreichiſchen Intereſſe bei allen Donauſlaven entgegen und erſtreckt ſich bis an die Ufer der March.

Was uns die natürliche Politik des deutſchen Kaiſerhauſes geweſen zu ſeyn ſcheint, wurde nicht von ihm beliebt. Schon unter Karl V. hatte dieſes erlauchte Haus die Maxime angenommen, ſich mehr auf Spanien und Italien, als auf ſeine deutſchen Kronländer zu ſtützen. Damit ſeine deutſchen Unterthanen nicht von den Reformationsideen der Norddeutſchen angeſteckt werden und keine deutſchen Bücher leſen möchten, wurde die Erziehung in Oeſterreich Jeſuiten anvertraut, die den Unterricht in lateiniſcher Sprache und im italieniſch-ſpaniſchen Geſchmack ertheilten. So geſchah es, daß die Ausbildung des deutſchen Geiſtes, der deutſchen Sprache, der deutſchen Literatur in Oeſterreich im Rückſtande blieb und daß grade dasjenige erfolgte, was man hatte vermeiden wollen. Als nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der la-

teinische Unterricht sich als der ausschließliche auf deutschem Boden nicht länger behaupten ließ und die Häuser Habsburg und Bourbon überhaupt den Jesuitenorden aufhoben und zum Vortheil ihrer Staatsomnipotenz die katholische Kirchengewalt bis zur Ohnmacht abschwächten, wurde das deutsche Oesterreich plötzlich mit der ihm bisher unzugänglich gewesenen norddeutschen und französischen Literatur überstürzt, mit einer Literatur, welche durch Anmuth und Gewandtheit der Sprache bestach, deren Grundzüge aber bereits Unglauben und eine unter dem Namen der Humanität und schönen Natürlichkeit sehr aufgelockerte Moral waren. Die in Oesterreich in Bildung entweder ganz vernachläßigte oder nur in lateinischen Jesuitenschulen aufgezogene Jugend war gegen die verderblichen neuen Eindrücke nicht gewaffnet. Die strenge Jesuitenerziehung hatte nicht verhindert, daß in Wien ein sinnliches Schlaraffenleben in Unwissenheit glücklicher Phäaken aufgekommen war. Also wurde hier, was sich in der norddeutschen und französischen Literatur noch von religiösem und sittlichem Ernst vorfand, am wenigsten goutirt und vielmehr nur alles Frivole gierig eingesogen und nachgeahmt. Das waren die Zeiten von Trattners und Blumauers. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dafür halten, es wäre für den deutschen Kaiser schicklicher und nützlicher gewesen, wenn er schon unmittelbar nach der großen Reformation in seinen Erbstaaten aufrecht erhalten und weiter ausgebildet hätte, was der deutsche Nationalgeist so Großartiges im Mittelalter geleistet hat. Es war nicht weise, daß er den Protestanten die Weiterentwicklung der deutschen Sprache und Literatur überließ, und es war nicht natürlich, daß er seine deutschen Unterthanen in die welsche Schule nahm.

Nach den großen Kriegen gegen Frankreich, welche doch die deutsche Nationalität im tiefsten Grunde aufgeregt hatten, würde Oesterreich, so hätte man glauben sollen, das Versäumte nachzuholen bemüht gewesen seyn. Es hätte mit der ganzen

Fülle des oberdeutſchen, alpinen Geiſtes und Gemüthes in die literariſche Arena eintreten ſollen, wetteifernd mit dem norddeutſchen Geiſte, welcher damals, in Folge der erſchütternden Kriege, der Lüderlichkeit ſich entriſſen und dem Edeln, dem Patriotismus, ſogar der Religion ſich wieder zugewendet hatte. Allein das Gegentheil erfolgte. Wenn der damalige Kaiſer dem Fürſten Metternich auch nicht alles Regieren allein überließ, ſo doch die Behandlung des Unterrichts und der Preſſe, desgleichen der Kirche, alſo alles geiſtigen Lebens und Strebens in der Monarchie. Nun folgte aber der Fürſt von Anfang an und unabänderlich dem Syſteme, Oeſterreich wie merkantiliſch, ſo auch literariſch vom übrigen Deutſchland abzuſperren. Es mochte ihn dabei wohl der Gedanke leiten, daß ſehr viel Unnützes und Schädliches in Deutſchland gedruckt werde, was die Oeſterreicher nicht zu leſen brauchen. Allein es wurde doch alles Schlechte, Gemeine vom Büchermarkt in Oeſterreich eingeſchmuggelt, während gerade das Beſſere ausgeſchloſſen blieb. Die Wahrheit iſt wohl, Fürſt Metternich wollte ſich das Regieren möglichſt bequem machen, indem die Unterthanen ſichs ſinnlich wohl ſeyn laſſen, aber ſo wenig als möglich denken ſollten. Eine öſterreichiſche Literatur herzuſtellen, welche der des übrigen Deutſchland in ächt deutſcher Geſinnung und Genialität als höchſte und reichſte Entfaltung nationaler Geiſtesblüthe hätte überlegen werden können, dazu war er weder fähig, noch geneigt. Er weigerte ſich ſogar, eine Akademie der Wiſſenſchaften in Wien aufkommen zu laſſen, durch welche die deutſche Bildung in Oeſterreich einen neuen Schwung hätte bekommen können, und bewilligte ſie erſt ſehr ſpät und ohne ihren deutſchen Charakter zu betonen, oder ihr einen andern ſpecifiſch öſterreichiſchen und ſpecifiſch katholiſchen Geiſt einzuhauchen. Er duldete nicht, daß große Männer in Oeſterreich in Jugend und Volk eine Begeiſterung erweckten. Theologie und Philoſophie ſchliefen beinah ein. Nur

in Fachwiſſenſchaften, die jeder national-deutſchen, kirchlichen und politiſchen Begeiſterung fern blieben, wurde etwas geleiſtet.

In dem Maaß aber, in welchem die Regierung lediglich nichts that, um das deutſche Element in Oeſterreich zu heben, zu ſtärken, zu adeln, um den nichtdeutſchen Unterthanen in den Provinzen das alte Uebergewicht des Germanismus im Austriacismus fühlbar zu machen, begannen jene nichtdeutſchen Unterthanen, Italiener, Magyaren, Böhmen, ſich in ihrer Nationalität zu fühlen. Während das Deutſchthum in Oeſterreich ſyſtematiſch verkleinert und gleichſam ins Kindiſche hinabgedrückt wurde, verloren jene Nichtdeutſchen den alten Reſpect vor den Deutſchen, dünkten ſich mehr und ſtreckten ſich, um ihnen über den Kopf zu wachſen.

Die Regierung in Wien hielt zwar die Zügel ſtramm, aber ihre Bureaukratie war ſo geiſtlos, daß ſie, wenn ſie auch Gehorſam erzwang, doch keine Achtung mehr erweckte. In dem ſteifen Polizeikragen der nach den großen Kriegen überall herrſchend gewordenen Reaction und Stagnation lag etwas ſo abſolut Unſchönes, daß ſich faſt mit Nothwendigkeit eine Oppoſition romantiſcher Art dagegen erheben mußte. In Frankreich weckte man die großen Erinnerungen der Revolution und des Kaiſerreichs in Darſtellungen, denen ein unwiderſtehlicher poetiſcher Zauber inwohnte. In England rief Lord Byron alles, was noch von Poeſie in den Völkern des Occidents und Orients lebte, in den Kampf gegen die grauenhafte Proſa der Caſtlereagh, Maitland, Hudſon Lowe. Auf dieſes romantiſche Bedürfniß gründete auch Walter Scott das große Romanfabrikſyſtem, das ſich über die ganze Welt verbreitete. Oeſterreich unter Metternich war es keineswegs allein, was jener Proſa der Stagnation huldigte, denn auf den Congreſſen zu Aachen, Troppau, Laibach und Verona ſpann die ganze europäiſche Pentarchie am Polizeizopf, aber in Oeſterreich contraſtirte die Proſa beſonders ſtark mit der in ſeinem Völkerregenbogen noch lebhaft durchſchimmernden alten Naturpoeſie. Da-

her das Zurückgreifen der Italiener, Ungarn und Böhmen in die Erinnerungen ihrer Vorzeit, die Pflege eines der österreichiſchen Kanzleiproſa luſtig trotzenden Nationalſtolzes und das abſichtliche Prunken in den alten Nationalcoſtumen. Die Regierung nahm daran keinen Anſtoß. Sie ſchien im Gegentheil zu denken, je ſchärfer bei ihren Unterthanen die verſchiedenen Nationalitäten ſich ausprägten, um ſo mehr würden ſie auch miteinander rivaliſiren, und um ſo bequemer könne man eine gegen die andere benutzen, um alle unſchädlich zu machen. So duldete und beförderte die Regierung auf den Akademien in Padua, Peſth und Prag den ſchwunghaften Cultus italieniſcher, magyariſcher und czechiſcher Nationalität, während im Centrum der Monarchie der deutſche Patriotismus völlig lahm lag und ſtatt des Reſtes von deutſchem Geiſte allmälig ein jüdiſcher Geiſt die Oberhand gewann. Bekanntlich war die Bewegung in den genannten Nationen nicht ſo ungefährlich, als Fürſt Metternich ſich eingebildet hatte. Die Verachtung alles Deutſchen, der Haß gegen alles Deutſche in den nichtdeutſchen Kronländern brach im Jahr 1848 in offne Empörung aus, deren ſchlimme Folgen für das Kaiſerhaus noch immer nicht ganz überwunden ſind.

Beginnen wir die Reihe der untreu gewordenen Kronländer mit Italien. Unter allen Kronländern wurden die Lombardei und Venetien von der öſterreichiſchen Regierung am meiſten geſchont und gepflegt. Sie allein waren von dem verhaßten Papiergeld befreit. Venedig kam als Freihafen wieder in Aufſchwung. Bürger und Bauern gelangten zum erfreulichſten Wohlſtand. Die deutſche Nationalität wurde hier auffallend gegen die italieniſche zurückgeſetzt. Die deutſchen Dörfer, die als Enclaven im venetianiſchen Gebiet Jahrhunderte hindurch von Seiten der Republik Venedig im Gebrauch ihrer deutſchen Sprache unbeirrt geblieben waren, mußten ſich jetzt erſt von der öſterreichiſchen Regierung italieniſche Predigt und Schulunterricht aufdringen laſſen. Daſſelbe geſchah in Süd-

tirol, daher die deutſche Grenze dort immer weiter zurückgewichen iſt. Wenn in einer deutſchen Gemeinde nur einige Italiener ſich angeſiedelt hatten, wurden gleich gemiſchte Schulen eingerichtet, in denen nach kurzer Zeit die italieniſche Sprache allein noch geduldet wurde. Nach Schmellers Bericht durften ſich die Prieſter weigern, in deutſcher Sprache Beichte zu hören. Dieſes unkluge Syſtem, die wackern und heldenherrlichen Deutſchen in Südtirol zu Italienern zu machen, hat das Terrain ſchon bis in die Nähe von Meran erobert. Natürlicherweiſe zog die mazziniſtiſche Propaganda Vortheil davon. Man erſann den Wahnſinn, die Tiroler ſeyen gar keine Deutſchen, ſondern Stammväter der Etrusker und heute noch Brüder der Florentiner. Daher müſſe Italien bis an den Brenner reichen. Die Südtiroler wurden dermaßen von der italieniſchen Nationalpartei bearbeitet, daß ſie ihrer alten oft bewährten Treue gegen das deutſche Reich entſagten, in Trient Verſchwörungen anzettelten und die Trennung des ſüdlichen vom nördlichen Tirol verlangten.

Die Ungarn, die in den großen Kriegen gegen Frankreich ihre Anhänglichkeit an das deutſche Kaiſerthum aufs rühmlichſte bewährt hatten, fühlten ſich nachher in ihrer feurigen Ritterlichkeit um ſo widriger abgeſtoßen von der greiſenhaften Proſa der deutſchen Canzlei. Die Regierung verſäumte, den Sinn des magyariſchen Adels von den romantiſchen Illuſionen auf eine nützliche Praxis hinzulenken und den Bemühungen des edeln Szechenyi um Ungarns Ackerbau, Induſtrie, Handel und Verkehr zuvorzukommen. Der üppige Boden Ungarns ermangelte noch ſehr der Cultur, Straßen fehlten, die Zollſchranken blieben verſchloſſen, ein großer Theil des Reichthums in Ungarn lag unbenutzt. Im eigenen Intereſſe hätte die öſterreichiſche Regierung dieſe vernachläſſigte Cultur in großartigſter Weiſe in Schwung bringen und damit ein eben ſo großes Coloniſirungsſyſtem verbinden ſollen, um die zahlreichen, fruchtbaren, aber öde liegenden Landſtriche an der untern Donau der Ueber-

reichs beſſer befanden, als unter den alten rheiniſchen Kleinſtaaten.

Kapitel CCCCLVIII.

Kaiſer Napoleon.

In Frankreich hatte ſich unterdeß alles verwandelt. Die Republik beſtand nur noch dem Namen nach, der erſte Conſul, Bonaparte, beſaß ſchon alle königliche Gewalt. Die Welt erſtaunte, daß eine Nation, die eben erſt eine ſolche Revolution gemacht, das Königthum mit ſo viel Haß verfolgt, die Freiheit durch ſo viel Opfer erkauft und mit ſo vieler Prahlerei und unduldſamer Strenge eingeführt hatte, jetzt eben dieſe Freiheit ſchnell wieder vergaß, und eben jenes Königthum wieder herſtellte. Doch ging dieſe Umwandlung ſehr natürlich zu. Die Franzoſen ſind leichtſinnig, veränderlich und werfen ſich gern aus einem Aeußerſten ins andere. Sie vergaßen über dem Glanz ihrer äußern Waffenthaten die innre Freiheit, und über ihren neuen Eroberungen die ſchon ältere Revolution ſo ſchnell, wie ein Kind ein Spielzeug vergißt, wenn es durch ein andres gelockt wird. Frei zu ſeyn, war ſchon aus der Mode; Ruhm zu erwerben, war die neue herrſchende Mode. Der Krieg, der Soldat, der Feldherr, Bonaparte galt, nicht der Friede, der Bürger, die Gemeinde und das Geſetz. Die Franzoſen ſind aber auch von Natur kriegeriſch und abentheuerlich, ehrgeizig und ruhmbegierig. Bonapartes Thaten ſchmeichelten ihren natürlichen Neigungen mehr, als die Freiheit. Endlich fühlten die Einen, daß ſie dieſe Freiheit mißbraucht hatten, den Andern war ſie insgeheim immer läſtig und verhaßt geweſen oder es doch geworden, weil ſie darunter gelitten hatten. Die Freiheit hatte die Leute gleich gemacht, dagegen ſträubte ſich die Eitelkeit;

völkerung Deutſchlands zu einer ununterbrochenen Auswanderung und Anſiedlung zu öffnen. Von alle dem war nicht die Rede. Der junge Adel Ungarns, daheim ſich langweilend, von einem noch unklaren Drange nach Neuerungen getrieben, gieng nach Paris und London, ſtudirte dort Sitten und Verfaſſung und intereſſirte ſich lebhaft für die parlamentariſchen Kämpfe jener Länder, um den Oppoſitionsgeiſt von der Seine und Themſe an die Theiß zu verpflanzen. Es war ein Unglück und für die Ungarn ſelbſt kein Vortheil, daß ſich ihr ganzes Intereſſe und leidenſchaftliches Feuer von nun an in einer parlamentariſchen und journaliſtiſchen Oppoſition concentrirte und formelle Rechtsfragen zur Hauptſache machte, anſtatt auf dem Wege Szechenyis vorzuſchreiten und ohne ſich der deutſchen Nationalität feindlich gegenüber zu ſtellen, in der allein wahrhaft fruchtbaren Weiſe Ungarn zu verjüngen und ſeine Kräfte zu mehren.

Die gutmüthigen Wiener Deutſchen ahnten noch nichts von der Gefahr, die ihnen im wachſenden Deutſchenhaß der Partei Koſſuths drohte. Sie hatten ihre Freude an den ſchmucken Magyarenrittern in ihrem Nationalcoſtume. Hiſtoriſche Bilder aus Ungarns Vorzeit, Genre- und Landſchaftsbilder aus der Pußta wurden Mode. Wie viele Wiener Damen verliebten ſich in wie viele ungariſche Dichter! und die Verſe dieſer Dichter wurden ins Deutſche überſetzt, und in liebenswürdiger Dummheit blieb man dieſen Dichtern gut und achtete nicht darauf, wenn auch glühender Deutſchenhaß oder kokette Verachtung alles Deutſchen aus ihren Verſen herausblitzte. Die Magyaren ſetzten durch, daß die bisher auf ihrem Reichstag gebräuchliche lateiniſche Sprache durch die ungariſche erſetzt werden mußte, und der Kaiſer fügte ſich dieſer Neuerung. Die Ungarn fielen dabei in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, denn indem ſie das Recht ihrer eigenen Nationalität in Anſpruch nahmen, verſagten ſie daſſelbe dem Croaten, Slevaken, Serben, Rumänen und den Sachſen in Siebenbürgen und verlangten mit Ungeſtüm, dieſe alle ſollten, als zu Ungarn gehörig, auch nur magyariſch reden.

Während Oeſterreich nur ſtagnirend und mit dem Gewicht der Trägheit die aggreſſive Leidenſchaftlichkeit der Ungarn zurückwies und aufhielt, aber ſelbſt keinerlei Initiative ergriff, um das immer mehr aufgeregte Ungarn durch zeitgemäße Reformen, namentlich in Szechenyi'ſchem Sinne zu befriedigen, Ungarns Wohlſtand zu mehren und flüſſig zu machen, den Gewaltsangriffen der griechiſchen Kirche gegen die katholiſche im benachbarten Polen zu ſteuern, allen Katholiken in Oſteuropa ihre ſolidariſche Verpflichtung zum Bewußtſeyn zu bringen und durch die oben beſprochene Coloniſation die Defenſiv- und Offenſivſtärke der öſterreichiſchen Monarchie an dieſen Oſtgrenzen zu verdoppeln, operirte Rußland mit überlegenem politiſchen Verſtande, um Polen allmälig immer ſicherer zu ruſſificiren und zu dekatholiſiren und zugleich alle griechiſchen Chriſten in der Türkei ſeinem Einfluß zu unterwerfen und dem öſterreichiſchen zu entziehen. Die ruſſiſche Intrigue regierte in der Moldau und Wallachei, in Bulgarien, Montenegro und Griechenland und führte einen Thronwechſel in Serbien herbei, um einen unabhängigen Fürſten daſelbſt zu verdrängen und einen ruſſiſchen Günſtling dafür einzuſetzen.

In blindem Haß gegen die Deutſchen mißkannten die Ungarn ſelbſt die Gefahr, mit der ihnen die ruſſiſche Uebermacht drohte. Als es Rußland ſeiner Politik angemeſſen fand, nachdem Oeſterreich durch die Revolution von 1848 aufs tiefſte erſchüttert worden war, die öſterreichiſche Reſtauration gegen die Revolution, welche Rußland in Polen und am Pruth ſelbſt bedrohte, mit der gnädigen Herablaſſung eines Protektors zu unterſtützen, begiengen die Ungarn die Thorheit, dieſen ſchrecklichen ruſſiſchen Bären, indem er ſie in ſeinen Tatzen erdrückte, noch liebenswürdig zu finden und mit ihm zu kokettiren, indem ſie ſich mit der letzten Oſtentation nicht ihrem rechtmäßigen Könige, dem Kaiſer Franz Joſeph, ſondern dem ruſſiſchen Feldherrn ergaben, damit dieſer ſeinem großmächtigen Czaren ſagen konnte: „Ungarn liegt Eurer Majeſtät zu Füßen!“

Görgey hätte damals wohl überlegen dürfen, daß das ritterliche und freisinnige, katholische und protestantische Volk der Ungarn mit Deutschland verbunden nichts von seinen edelsten Nationalgütern verloren hat, da es im Gegentheil, wenn es je mit Rußland verbunden würde, alle diese Nationalgüter verlieren, und unvermeidlich dem alles russificirenden und grăcisirenden System verfallen, das jammervolle Schicksal Polens erfahren würde. Jeder unbefangene Magyar muß einsehen, daß ihm die Verbindung mit Oesterreich und überhaupt mit der deutschen Machtsphäre mehr Selbständigkeit, Freiheit, Ehre, Bildung, materielle und moralische Vortheile, constitutionelle Rechte ꝛc. gewährt, als ihm die Verbindung mit dem Czarenthum jemals gewähren könnte.

Wir gehen zu Böhmen über. Das Königreich Böhmen ist schon so lange als Kurfürstenthum dem deutschen Reich einverleibt gewesen und wird von so zahlreichen Deutschen bewohnt, daß es unmöglich mehr von Deutschland losgerissen werden kann. Die Czechen gehörten immer zu den Begünstigten am Wiener Hof und nahmen die ersten Stellen im Staats- und Armeedienst ein. Seit 400 Jahren hat niemand mehr daran gedacht, einen czechischen Sonderstaat aus Böhmen zu machen. Auch die neue czechische Partei hat klein angefangen und sich erst nach und nach in Anmaßungen gegen die Deutschen gesteigert, indem sie das Beispiel Ungarns vor Augen hatte und polnische und russische Panslavisten mit den Czechen kokettirten. Angeregt durch den Eifer, mit dem unter der napoleonischen Herrschaft die Brüder Grimm und andere deutsche Gelehrte die ruhmwürdigen Erinnerungen der deutschen Vorzeit sammelten, fiel es dem böhmischen Gelehrten Wenzel Hanka ein, angebliche altböhmische Heldenlieder zu veröffentlichen, die er in einer Königinhofer Handschrift entdeckt haben wollte, im Jahr 1817. Ein Betrug, wie der, welchen sich der Engländer Macpherson mit den Liedern Ossians erlaubt hat, nur daß Macpherson an einigen echten alten Liedern wenigstens An-

haltspunkte hatte, indeß Hanka ſeinen Stoff lediglich aus Hageks fabelhafter Chronik und ſogar aus modernen Büchern, z. B. aus einem Gedicht von Herder ſchöpfte. Der Betrug Hankas iſt durch Feifalik und andere gründlich nachgewieſen. Die angebliche Handſchrift iſt verfälſcht und modern. Die angeblich alten Lieder ſchildern die Stadt Prag, wie ſie erſt in ſpäter chriſtlicher Zeit gebaut war. Ebenſo enthalten ſie die gröbſten Verſtöße gegen Sitte und Gewohnheit der ältern Zeit. Anfangs dachte freilich niemand an Betrug, und obgleich die Lieder viel leidenſchaftliche Feindſchaft gegen die Deutſchen durchblicken ließen, wurden ſie doch von den gutmüthigen Deutſchen als ein köſtlicher wiſſenſchaftlicher Fund bewundert, überſetzt und gedruckt. Nun konnte der ſlaviſche Ungar Kollar ſchon noch einen Schritt weiter gehn und auf eine ganz unvernünftige Art die Slaven in jeder Beziehung hoch über die Deutſchen ſtellen. Man nahm in Deutſchland von dieſem lächerlichen Gebahren mit Recht keine Notiz. Nur Profeſſor Wuttke, als Vorkämpfer der Deutſchböhmen um die deutſche Sache vielfach verdient, hat im Jahr 1848 Kollars, nur auf die gänzliche Unwiſſenheit ſlaviſcher Leſer berechneten Rodomontaden widerlegt. Uebrigens war Kollar nur ein Diener ruſſiſcher Politik, denn ſchon im Jahr 1827 ſuchte er in einem Gedicht (Slavy dcera), das unter den Slaven viel Aufſehn erregte, die freiſinnigen Polen von ihrem Ruſſenhaß abzubringen, was ihm, wie man weiß und ſchon die Revolution von 1831 bewies, nicht gelungen iſt. Im Jahr 1848 ſammelte ſich in Prag ein ſog. allgemeiner Slavencongreß, der jedoch der Erwartung weder der böhmiſchen, noch polniſchen Panſlaviſten entſprach und auch nicht entſprechen konnte, da die wenigen Slaven in Oeſterreich die ſlaviſche Geſammtheit nicht darſtellten, während alle ruſſiſchen oder von Rußland beherrſchten Slaven fehlten. Daher die Häupter der czechiſchen Partei ſich bald wieder um das Panier des öſterreichiſchen Kaiſers ſchaarten und demſelben gute Dienſte gegen die Ungarn leiſteten.

Wobei wir nicht entscheiden wollen, ob diese Wendung der Dinge durch die Kanonen des Fürsten Windischgrätz allein oder nicht allein herbeigeführt worden ist.

Der Panslavistische Gedanke wurde von der russischen Regierung adoptirt, soweit er ihr nützlich werden konnte. Die russischen Geschichtschreiber Karamsin, Bulgarin ꝛc. erhoben die Slaven über alle andern Racen. Vor dem Krimkriege posaunten die Petersburger Blätter in die Welt hinaus, Germanen und Romanen, das ganze nicht-slavische Europa habe sich überlebt und sey gänzlich verderbt und gottlos, das Volk des heiligen Rußland allein sey unverdorben, frisch und fromm geblieben, ihm gebühre die Weltherrschaft und es werde dem ungläubigen Europa (den Westmächten und Oesterreich) zum Trotz das Kreuz auf der Hagia Sophia in Constantinopel wieder aufrichten. Auch in Polen suchte Rußland den Panslavismus auszunutzen, und was schon Kollar gerathen hatte, machte sich Wielopolski zur besondern Aufgabe in Polen durchzuführen, nämlich einen freiwilligen und herzlichen Anschluß der Polen an die Russen, weil beides slavische Brudervölker seyen. Seine Versuche mißlangen, die Polen wollten nicht russisch werden.

Was nun Böhmen betrifft, so fiel es auf, daß im Jahr 1862 an die namhaftesten Czechomanen daselbst eine Menge russische Orden ausgetheilt wurden und daß an einigen Punkten, namentlich in Mähren beim Jubelfest des h. Methud (Methodius), des Apostels der Mähren, den die griechische Kirche gern ausschließlich für sich anspricht, mehrere Redner vor dem Volke sich in einem Sinne aussprachen, den man als russische Gesinnung kaum verkennen konnte. Und gerade damals erfolgte auch die Erklärung des in Weimar tagenden Nationalvereins, Venetien gehe die Deutschen nichts an. Wir waren zufällig in der Nähe und glaubten aus beiden Vorgängen schließen zu dürfen, daß in der Politik Rußlands mehr Verstand zu finden ist, als in der Politik des deutschen Nationalvereins.

Nur Italiener, Magyaren und Czechen haben den Deutſchen eine feindliche Front dargeboten. Die Croaten, Slavonier, Serben, Rumänen, Siebenbürger Sachſen hielten aus Nothwehr, um ſich der magyariſchen Anmaßungen zu erwehren, immer zum Kaiſer. Ebenſo das ruthenische Volk in Galizien im Gegenſatz gegen den polniſchen Adel.

Dieſe kleinen nicht-deutſchen Völkerſchaften, die im Oſten zur deutſchen Machtſphäre gehören, vermögen nicht ſelbſtändig zu ſeyn, weil ſie zu ſchwach ſind. Ungarn, Böhmen, Croaten, Walachen, würden, wenn ſie nicht mehr dem öſterreichiſchen Doppeladler unterthan wären, es dem ruſſiſchen werden. Rußlands Macht iſt viel zu überwältigend, als daß ſie ſich derſelben erwehren könnten, wenn ihnen die deutſche Macht nicht mehr Schutz gewährt. Auch hat Rußland ein Intereſſe, bis zum adriatiſchen Meere vorzudringen, wie ſeine Beſitznahme der joniſchen Inſeln ſeiner Zeit bewieſen hat. Die Oppoſition der Magyaren und Czechen iſt nicht blos gegen die öſterreichiſche Dynaſtie, ſondern auch gegen die deutſche Nation gerichtet. Sollte es ihnen jemals gelingen, ſich von Haus Oeſterreich loszureißen, ſo würden ſie ſich einer andern deutſchen Macht gewiß nicht wieder unterwerfen wollen. Preußen würde nicht im Stande ſeyn, ſich dieſelben zu annectiren, da es Rußland, Italien und Frankreich gegen ſich haben würde. Dieſe Länder würden alſo der deutſchen Machtſphäre entzogen werden, um bald nachher in die ruſſiſche hineingezwungen zu werden. Alsdann wären nicht nur die Deutſchen in Siebenbürgen für immer von uns abgeſchnitten und für uns verloren, ſondern auch die wichtige militäriſche Poſition in Siebenbürgen, die einzige, die bisher noch an den Grenzen des deutſchen Machtgebiets Rußland wirkſam zu bedrohen vermocht hat. Nur weil im letzten Türkenkriege eine öſterreichiſche Armee in Siebenbürgen ſtand, mußten die Ruſſen ihre Operationen an der untern Donau eilig einſtellen und über den Pruth zurückweichen, denn ſie wären ſonſt abgeſchnitten worden und hätten capituliren müſſen. Dies

iſt die einzige militäriſche Poſition im deutſchen Machtgebiet, durch welche Rußland bei ſeinen Abſichten auf die Türkei genirt wird. Aber daran denken die Herren vom deutſchen Parlament und Nationalverein nicht. Sie machen Grundrechte wie Seifenblaſen, aber wie ſie einmal Deutſchland gegen den gewaltigen Czaaren vertheidigen ſollen, davon verſtehen ſie nichts, daran denken ſie nicht. Sie haben in der Paulskirche zu Frankfurt den Agenten Koſſuths, unſeres ſchlimmſten Nationalfeindes, Ovationen bereitet, und ihre Geſinnungsgenoſſen haben noch vor wenigen Jahren Garibaldis Alpenjäger nach demſelben Frankfurt zum deutſchen Schützenfeſt eingeladen. Der Nationalverein ſelbſt hat öffentlich in ſeinem Herbſtprogramm von 1862 erklärt, es liege nicht im deutſchen Nationalintereſſe, Venetien zu behaupten. Geſetzt nun, Venetien wäre im Beſitz Victor Emanuels, und Ungarn ein ſelbſtändiges, vom deutſchen Kaiſerhauſe unabhängiges oder von ruſſiſchem Einfluß beherrſchtes Reich, ſo würden ſich Italien und Ungarn alsbald über Dalmatien und Croatien hinüber die Hände reichen, und Trieſt würde kaum mehr vom deutſchen Reſt des zertrümmerten Oeſterreich behauptet, noch weniger aber von Preußen geſchützt werden können. Somit hätte der Rumpf des deutſchen Reichs nach dem einſichtsvollen Plan des Nationalvereins nicht nur die militäriſche Poſition in Siebenbürgen, jeden ferneren Einfluß auf den Orient, jede Möglichkeit, die Donauländer gegen Rußland zu ſchützen, ſondern auch ſeinen einzigen Hafen am Mittelmeer verloren. Es wäre in der That eine etwas zu ſchwere Aufgabe für Preußen, Deutſchland alles das zu erſetzen, was in der bezeichneten Weiſe durch die Zertrümmerung Oeſterreichs für das deutſche Machtgebiet verloren gehen würde.

Ein Mann, der uns Deutſchen nicht eben wohl will, der Neſtor der czechiſchen Partei in Böhmen, der berühmte Geſchichtſchreiber Palacki, ſchrieb im Jahre 1848 doch unparteiiſch, mit welthiſtoriſchem Ueberblick und der Wahrheit gemäß: „Rußland, im Innern faſt unangreifbar und unzugänglich, hat

ſchon längſt eine drohende Stellung nach außen angenommen und ſucht, wenngleich auch im Norden aggreſſiv, doch vorzugsweiſe nach dem Süden ſich auszubreiten. Jeder Schritt auf dieſer Bahn vorwärts führt zur Univerſalmonarchie, welche ich im Intereſſe der Humanität nicht weniger tief beklagen würde, wenn ſie ſich auch als eine vorzugsweiſe ſlaviſche ankündigen wollte. Die verſchiedenen kleinen Völker an der Südgrenze Rußlands ſind keines für ſich mächtig genug, dem übermächtigen Nachbar erfolgreichen Widerſtand zu leiſten. Das können ſie nur, wenn ein einiges und feſtes Band ſie alle miteinander vereinigt. Die wahre Lebensader dieſes Völkervereins iſt die Donau; ſeine Centralgewalt darf ſich daher von dieſem Strome nicht viel entfernen, wenn ſie überhaupt wirkſam ſeyn und bleiben will. Wahrlich, exiſtirte der öſterreichiſche Kaiſerſtaat nicht ſchon längſt, man müßte im Intereſſe Europas, im Intereſſe der Humanität ſich beeilen, ihn zu ſchaffen."

Wenn je, was Gott und die Einſicht der Deutſchen verhindern möge, Ungarn und Böhmen vom deutſchen Kaiſerhauſe unabhängig würden und, wie es in dieſem Falle nicht anders kommen könnte, nur zu bald ruſſiſch werden müßten, würden ſie tief ſchmerzlich an jene goldenen Worte Palacki's ſich erinnern.

Den Anhängern des Nationalvereins im ſüdweſtlichen Deutſchland muß bei dieſem Anlaß geſagt werden, daß wenn Böhmen ein unabhängiges oder von Rußland beeinflußtes czechiſches Reich würde, ihr Bayern, Württemberg, Baden, Heſſendarmſtadt, Naſſau ſammt der deutſchen Parlamentsſtadt gar ſehr in die Klemme kommen würden, denn die deutſche Grenze würde auf einer Seite ſchon bei Regensburg, die andere bei Straßburg anfangen, und in dieſer Sackgaſſe würden ſie wohl den Rheinbund erneuern müſſen, denn wenn ſie auch, diesmal ohne Vorbehalt gegen den Grafen Bismarck, Preußen um Hülfe bitten würden, wäre Preußen doch ſchwerlich im Stande, das nach dem einſichtsvollen Plane des Nationalver-

eins ſo gar ſchön zerfetzte deutſche Reich wieder zuſammenzuflicken.

Auch die Schweiz würde der Spielball Frankreichs werden. Auch dort würde man, wenn auch zu ſpät, Denkübungen anſtellen.

Es ſcheint uns indeß, die Gefahr ſey nicht ſo groß, es herrſche, eine Minderheit von Hitzköpfen ausgenommen, ſowohl in Ungarn als in Böhmen noch alte Anhänglichkeit an Deutſchland, oder wenigſtens die Einſicht, daß dieſe Länder unter allen Umſtänden beſſer fahren, wenn ſie mit der gemüthlichen, rechtlichen und hochgebildeten deutſchen Nation verbunden bleiben, als wenn ſie ſich in die ruſſiſche Uniformität zwingen laſſen müßten.

Nachdem wir das Verhältniß der Nationalitäten im Kaiſerreich zur kaiſerlichen Centralregierung dargelegt haben, gehen wir zu den kirchlichen Zuſtänden über. Die katholiſche Kirche in Oeſterreich iſt durch Unglauben nicht ſo unterwühlt worden, wie die proteſtantiſche in Norddeutſchland. Aber es geſchah auch nichts, um den guten alten Köhlerglauben des Volks und des unteren, in manchen Provinzen nur wenig gebildeten Klerus mit etwas mehr Geiſt zu durchdringen und das ſchläfrige Herkommen wenigſtens in ein höheres katholiſches Selbſtbewußtſeyn zu verwandeln, was vorzugsweiſe zeitgemäß geweſen wäre, als ganz in der Nähe die katholiſche Kirche in Polen die grauſamſte Verfolgung erdulden mußte. Wenn in Rußland alles in Bewegung geſetzt wurde, um Volk und Heer für den griechiſchen Glauben zu begeiſtern, verrieth Oeſterreich nur eine Schwäche und Mangel an politiſcher Vorausſicht, indem es das Mitgefühl ſeiner Katholiken einſchläferte, ſtatt es zu wecken, und von der Macht des Glaubens, welche Rußland ſo gut zu benutzen verſtand, gar keinen Gebrauch machte.

Wir ſahen oben ſchon, wie das deutſche Element in Südtirol von der Regierung vernachläſſigt und dem italieniſchen aufgeopfert worden iſt. Auch in Bezug auf ſeinen Glauben

wurde das treue Volk der Tiroler von der Regierung ſchwer bedrängt, und zwar ohne alle Noth, ohne alle weiſe Vorausſicht, nur zum eigenen Schaden der Regierung. Als der Schmerling'ſche Liberalismus in Wien ſeine Experimente machte, wurde den Tirolern ihre katholiſche Glaubenseinheit genommen, das Land ſollte mit allen bürgerlichen Rechten auch Nichtkatholiken geöffnet werden. Als Volk und Landſtände in Tirol ſich dagegen wehrten, intonirten die Wiener Judenblätter ein Zetergeſchrei, welchem der gedankenloſe Liberalismus in ganz Deutſchland nachſchrie. Die allgemeine Toleranz, die Humanität ſchienen beeinträchtigt zu ſeyn. Aber Tirol hat mit ſeinem Katholicismus den deutſchen Proteſtanten niemals wehe gethan. Es hat ſie als Gäſte immer freundlich und jahrelang bei ſich aufgenommen. Es hat ſeine Art und Weiſe niemand aufgedrungen und nur verlangt, daß man auch ihm nichts Fremdes aufdringe. Es war immer gut deutſch, trotz irgend einem andern deutſchen Volksſtamme. Als Norddeutſchland ſeinen Schill und Braunſchweiger Herzog hatte, geſellte ihnen Tirol ſeinen herrlichen Sandwirth zu, den Stolz nicht blos der Tiroler, ſondern aller Deutſchen. Das deutſche Tirol war ſeit vielen Jahrhunderten das unerſchütterliche Bollwerk der deutſchen Nationalität gegen Süden. Wie oft brachen ſich die Wellen mailändiſcher und franzöſiſcher Heere an den unnahbaren Tiroler Bergen. Lange vor dem unvergeßlichen Jahre 1809 übte ſchon das Tiroler Volk die gleiche Treue an Deutſchland und ſchlug, obgleich nur ein kleines armes Bergvolk, die ſtolzeſten Heere Welſchlands und Frankreichs zurück. Dieſen Muth und dieſe Kraft aber ſchöpfte das Tiroler Volk aus ſeiner uralten Einigkeit im Glauben, in der Sitte und Tracht. Ein Edelſtein unter den deutſchen Völkerſtämmen, den man nicht ſollte zerſchlagen oder verfälſchen wollen.

Das Tirol ſteht immer auf der Wacht, denn es hat den Feind immer dicht vor der Thüre. In dem italieniſch redenden Südtirol ſind die gebildeten Claſſen durch lange und ſyſtema-

ſie hatte ſie arm gemacht, und die Gewinnſucht, die Liebe zum Luxus verlangten wieder Schätze. Beides, Auszeichnungen und Schätze, verſchafften der Krieg und die Eroberung. Bonaparte kam allen Leidenſchaften und Wünſchen der Nation entgegen, das Heer war ihm blind ergeben, weil es von ihm zu Sieg und Ruhm geführt wurde, der friedliche Bürger aber theilte den Nationalruhm und die Beute. Das Geld der geplünderten Nachbarländer ſtrömte nach Frankreich. Ueberdem ſorgte Bonaparte für den Wohlſtand und äußern Glanz durch Gewerbe, öffentliche Anſtalten, treffliche Geſetze. Er ſchmeichelte ſelbſt dem Freiheitsſinn durch Beibehaltung aller Einrichtungen der Republik, die neben ſeiner Oberherrſchaft beſtehn konnten. Gewaltthätig und despotiſch verfuhr er nur gegen die vorigen alten Freiheitsmänner, die wie Moreau ſeinem Ehrgeiz ſich widerſetzten; das übrige Volk fühlte ſich unter ſeiner Herrſchaft geehrt und glücklich und wurde nur durch die Conſcription oder erzwungene Aushebung von Soldaten gedrückt, die aber leicht verſchmerzt wurde, ſobald die Väter von den großen Thaten ihrer zu Soldaten gewordenen Söhne hörten. Jeder gemeine Soldat konnte noch wie in der erſten Zeit der Republik durch ſein Verdienſt bis zum Feldherrn ſteigen. So that Bonaparte alles, was die Nation wünſchte. Ueberdem aber zwang die übermenſchliche Größe Bonapartes der Nation unbedingte Furcht, unwillkührlichen Gehorſam ab. Dieſer ſchreckliche Sterbliche hätte ſich jedes Zeitalter, jede Nation unterworfen. Selbſt ſeine Feinde, denen er alles geraubt, fühlten ſich von Bewunderung hingeriſſen. Wie ein Wunder trat er mitten in die Welt, unglaublich und doch wirklich. Die klügſten Staatsmänner und Feldherren wurden dumm, wo er ſich zeigte, die tapferſten Kriegsheere wurden feig, wenn ſie ſeine Adler ſahen, die ſtolzeſten Fürſten ſenkten ihre Kro-

tiſche Aufreizung wie gegen die Deutſchen, ſo auch zugleich gegen die katholiſche Kirche fanatiſirt. Ueberredet oder beſtochen folgen ſie dem Panier Cavours im wüthenden Haſſe gegen die Tedeschi und gegen den Papſt, deſſen weltliche Herrſchaft in Rom ein Hinderniß für die italieniſche Einheit und die Ausführung der ſardiniſchen Pläne iſt. Es verſteht ſich mithin von ſelbſt, daß, ſowie ſich erſt Proteſtanten in Tirol angeſiedelt haben würden, auch ein Strom von Agenten theils der italieniſchen und franzöſiſchen, theils der engliſchen Propaganda hereinbrechen würde, um die Tiroler an ihrem guten alten Glauben irre zu machen und dadurch auch ihre innere Kraft zu brechen. Man würde, wie in Italien, engliſche Traktätlein voranſchicken, aber nur im Dienſt der italieniſchen Revolution wirken laſſen, und wenn die Verführung gelänge, würde Deutſchland ſein bisher feſteſtes und treueſtes Bollwerk gegen Süden durch innern Verrath verloren haben, und der deutſche Liberalismus würde, indem er den proteſtantiſchen Sieg in Tirol feierte, nur aufs neue beweiſen, daß er das deutſche Nationalintereſſe gar nicht verſteht.

Im Ganzen war es ein Glück für Oeſterreich, daß die Regierung in der langen Periode Metternichs mit der Kirche nicht viel experimentirte, ſondern ſie beſtehen ließ, wie ſie war. Wenn die Regierung den kirchlichen Geiſt auch nirgends durch hochbegabte Lehrer wie in Frankreich, Preußen, Bayern beleben ließ, ſo duldete ſie doch auch keine gefährlichen Neuerungen, und die Provinzen erfreuten ſich ihres guten alten Köhlerglaubens. Dieſer identifizirte ſich um ſo mehr mit der ſpeziellen Nationalität der Provinzialen, als von der Regierung aus nichts geſchah, um etwa durch die kirchliche Einheit auch politiſch zu uniformiren. Obgleich nun die katholiſche Kirche an ſich die einige und untheilbare iſt, ſo hat doch die Erfahrung gezeigt, daß der Klerus in Oeſterreich nicht unioniſtiſch, ſondern föderaliſtiſch geſinnt iſt. Eine Thatſache, die, wenn wir nicht irren, auf den Syſtemwechſel der Regierung im letzten Jahre Einfluß

geübt hat. Möge das den wackern Tirolern und der Glaubenseinheit ihrer Grafschaft zu Gute kommen!

Das deutsch-österreichische Volk verhielt sich unter dem Polizeisystem Metternichs nur zu passiv. Es hätte viel mehr aufmerken, die Anmaßungen und Beleidigungen der Nichtdeutschen nicht so geduldig hinnehmen sollen. Vor allem aber hätten die gebildeten Classen, die in der österreichischen Literatur den Ton angaben, mehr deutschen Nationalstolz bewähren sollen, wie es ihnen auch zukam, der gemüthlichen Volksthümlichkeit und Frömmigkeit des deutschen Oberlandes Ausdruck zu geben. Gegenüber so vieler ungemüthlichen und gottlosen Windbeutelei in der norddeutschen Literatur hätten die Wiener, wenn sie nur sich selber treu geblieben wären, etwas Großes leisten können. Allein man hatte sie früher in der lateinischen Jesuitenschule nicht auf den deutschen Ton gestimmt, und seit Joseph II. waren sie in den Bann der seichtesten Aufklärerei gerathen. Nach den großen Kriegen kam eine neue Dichterschule in Wien auf, die aber nicht die deutsche Nationalität gegen die mißvergnügten und rebellischen Geister in Italien, Ungarn und Böhmen vertrat, sondern vielmehr mit denselben gemeine Sache machte und mit ihnen wetteiferte, nach der liberalen Schablone der Zeit nur immer Freiheit und Freiheit zu verlangen. So weit diese Bewegung gegen das mumienhafte Metternich'sche System gerichtet war, erschien sie natürlich, allein die Wiener Poeten fraternisirten viel zu viel mit den undeutschen Revolutionären, welche nicht bloß gegen Metternichs Regierung, sondern auch gegen die deutsche Nationalität ankämpften. Alles gieng freilich mit natürlichen Dingen zu. Der eigenthümliche deutsch-österreichische, süddeutsche Geist war eben schon zu lange in Wien vernachlässigt. Seit Denis den Klopstock, Blumauer den Wieland nachahmte, die Bühnendichter alles nach dem Maaße hier Schillers, dort Kotzebues und Scribes zuschnitten, die s. g. Lerchen oder Wiener Dichter des Völkerfrühlings nur Beranger und Heine, die schwerseufzenden

Europamüden, von denen urſprünglich die Lüge der Metziſchen Schmerzenskinder herſtammt, nur Lord Byron, Silvio Pellico, Leopardi, Mickiewicz ꝛc. nachäfften, war die ganze Wiener Poeſie etwas dem Volke Fremdes, Aufgeklebtes, Unwahres, und floß kein Tropfen echt öſterreichiſchen Blutes in der Wiener Muſe, mit einziger Ausnahme einiger gemüthlicher Märchenpoſſen des Leopoldſtädter Theaters und beſonders der liebenswürdigen, recht volksmäßigen Dichtungen Raymunds. Katholiſch wie das Volk ſelbſt, waren die Poeten nun vollends gar nicht. Eher ſchien es, ſie ſeyen größtentheils beſchnitten worden.

Das jüdiſche Literatenthum in Wien, das ſich ſo ungeheuer breit macht und mit geringer Ausnahme die Leitung aller Zeitungen inne hat, iſt das natürliche Kind der jüdiſchen Börſe. Die Preſſe gehört den Geldmännern. Man darf den Juden keinen Vorwurf machen, ſie ſind weder Deutſche noch Chriſten und ihr nationaler Inſtinkt iſt auf Geldgewinn gerichtet. Eine andere Frage iſt, ob der chriſtliche Staat weiſe handelt, der ihnen die Schickſale ſeiner Finanzen und die Leitung ſeiner Preſſe anvertraut?

Oeſterreich hatte die Aufgabe, ſein katholiſches Chriſtenthum zu betonen, hauptſächlich im Hinblick auf Polen. Es hatte eine große Miſſion im Oſten Europas zu erfüllen, die abendländiſche Kirche bis an ihre öſtliche Grenze zu ſchirmen und wo möglich auszubreiten.

In Polen tritt das Tieftragiſche, was in unſerem Zeitalter trotz ſeiner Vergnügungsſucht, ſeines Dünkels und ſeines Uebermuthes liegt, in auffallender Weiſe hervor. Wenn das germaniſche und romaniſche Abendland unter einem höhern, welthiſtoriſchen Geſichtspunkt berufen war, ſeine Geiſtesbildung, ſeinen ſittlichen Adel dem ſlaviſchen und tatariſchen Oſten mitzutheilen, ſo iſt doch gerade das Gegentheil erfolgt, indem das barbariſche Slaven- und Tatarenthum erobernd in den Weſten einbrach. Wie war dieſer welthiſtoriſche Umſchlag mög-

lich? Wir glauben nicht, daß die militäriſche Energie und diplomatiſche Schlauigkeit der Czaren allein das Wunder bewirkt hat. Hier greift eine höhere Hand in die Weltgeſchicke ein. Das Abendland hat ſich nicht würdig genug erwieſen, den Orient in die Schule zu nehmen. Schon im 16. Jahrhundert war Iwan Waſilievitſch, der Schreckliche, an der Spitze ſeiner rohen, alles mordenden, raubenden und niederbrennenden Ruſſen, völlig berechtigt, das Land der deutſchen Ritter an der Oſtſee wüſt zu legen und auszumorden, weil die deutſchen Ritter, ihres Urſprungs und ihres edlen Berufs vergeſſend, in alle Laſter verſunken waren. Nicht beſſer verhielt ſich der katholiſche Adel Polens, als im vorigen Jahrhundert das Verhängniß an ihn herantrat. War dieſer habgierige und genußſüchtige, überall von Juden umlauerte, beſchmeichelte, verführte und ausgebeutelte Adel, der ſeine Stimme dem meiſtbietenden Prinzen des Auslandes verkaufte, noch würdig und fähig, abendländiſchen Geiſt und edlere Geſittung über Smolensk hinaus auszubreiten? Wie ganz anders hat dereinſt der ſpaniſche Adel ſeine chriſtliche Miſſion erfüllt! Ihm mußte der Islam weichen. Wäre der polniſche Adel gleich dem ſpaniſchen ſeiner kirchlichen und civiliſatoriſchen Miſſion eingedenk geblieben, ſo wäre er ſtark genug geweſen, die Machtſphäre des Abendlandes gegen den barbariſchen Oſten immer weiter auszudehnen. Indem er aber in Luxus und Entſittlichung verſank, wurde er dazu unfähig.

Polen iſt dem Abendland verloren und der orientaliſchen Machtſphäre zugefallen. Noch zuckt es im letzten Todeskampfe. Noch hat Rußland wegen der immer und immer wiederkehrenden Revolution in Polen, welche einen Theil der Ruſſen ſelbſt anzuſtecken drohte, auf Preußen und Oeſterreich einige Rückſicht nehmen müſſen. Wenn es aber erſt Polen gänzlich dekatholiſirt und ruſſiſch gemacht haben wird, fällt jene Rückſicht weg, und es wird hinter der ſüßredenden Zunge die unbarmherzigen Zähne hervorſcheinen laſſen. Der unveränderliche Gedanke Rußlands iſt die Eroberung, und bald wird die Reihe an uns

Deutſche kommen, wenn Preußen und Oeſterreich nicht feſt zuſammenhalten.

Oeſterreich iſt nicht im Falle, alle ſeine Aufmerkſamkeit oſtwärts zu richten, weil es noch in Italien bedroht und im eigenen Innern beunruhigt, noch lange nicht mit ſich ſelber fertig iſt. In keinem andern Großſtaat der jüngſten Zeit haben die Syſteme ſo oft gewechſelt und ſind ſo viele Palliativmittel verſucht worden, ohne das innere Uebel bis jetzt gründlich heilen zu können. Als das alte Metternich'ſche Regime im Jahr 1848 plötzlich im bodenloſen Abgrund der Anarchie verſunken war, verſuchte man, nach glücklicher Ueberwindung der Revolution im Innern und nach glücklich beendigtem Krieg in Italien und Ungarn, nur mit andern Perſonen es wieder herzuſtellen. Die in der Noth improviſirte Reichsverfaſſung wurde aufgehoben, der Reichstag aufgelöst, der monarchiſche Abſolutismus hergeſtellt. Der energiſche Fürſt Felix von Schwarzenberg wiegte ſich indeß in zu große Sicherheit ein und begieng den Fehler, anſtatt mit Preußen und dem übrigen Deutſchland ſich ins bundesfreundlichſte Vernehmen zu ſetzen und immer nur Wacht zu halten gegen das Ausland, vielmehr ſich an Preußen zu reiben, die norddeutſchen Intereſſen ins Geſicht zu ſchlagen und den uns ſo verderblichen ruſſiſch-däniſchen Plan in Bezug auf die däniſche Erbfolge zu unterſtützen. Kaiſer Nikolaus durfte Preußen von Warſchau aus bruskiren, weil Oeſterreich anſtatt auf deutſcher, auf ruſſiſcher Seite ſtand, und Preußen hatte in ſeiner Iſolirung nur die Wahl, ſich gegen Oeſterreich und Rußland zugleich ſchlagen, oder nachgeben zu müſſen. Es wählte das letztere mit edler Reſignation und großem Verſtande, mit weit mehr Verſtande, als ihn Fürſt Schwarzenberg kund gab, der nicht zauderte, es auf einen deutſchen Bruderkrieg ankommen zu laſſen. Wenn Oeſterreicher gegen Preußen, Deutſche gegen Deutſche gekämpft und einander zerfleiſcht hätten, unter dem ſchadenfrohen Hetzrufen Frankreichs und Rußlands, hätte Deutſchland die fluchwürdigen Zeiten des dreißigjährigen

Krieges wieder erlebt und die Fremden würden wieder ihr Beutetheil von Deutschland abgerissen haben. Es war daher großherzig vom König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., sich einer vorübergehenden Demüthigung zu unterziehen und damit den Frieden in Deutschland zu erhalten. Die Situation des Herrn von Manteuffel in Olmütz gegenüber dem Fürsten Schwarzenberg unter der unvermeidlichen Präsenz des Herrn von Meyendorf, der hier im Namen Rußlands die Wagschaale in den Händen hielt, war keine beneidenswerthe. Aber um so mehr gereicht ihm seine Geduld und Besonnenheit zur Ehre. Wer, um Rußland buhlend, wie damals Schwarzenberg, seinen deutschen Bruder demüthigte, auf dessen Seite war die Ehre nicht.

Dagegen reinigte sich Oesterreich von der Schuld, die es durch Unterstützung der russischen, die dänische Erbfolge betreffenden Intrigue an den deutschen Interessen begangen hatte, durch sein, den deutschen Interessen förderliches Auftreten gegen Rußland im Krimkriege, und diesmal trifft Preußen die Schuld, den günstigen Augenblick nicht wahrgenommen zu haben, um Rußland wenigstens Concessionen abzudringen zu Gunsten der Elbherzogthümer und Polens, welches den europäischen Verträgen zuwider von Rußland mißhandelt war, und auch in Bezug auf Handel und Verkehr. Es wäre in jeder Beziehung für das Gesammtinteresse Deutschlands im Krimkriege besser gesorgt gewesen, wenn Preußen mit Oesterreich gemeinschaftlich gehandelt hätte, wie es zehn Jahre später im dänischen Kriege geschah.

Durch die Bomben aufgeschreckt, die ihn in Paris bedrohten, nahm sich Napoleon III. der italienischen Agitation an; er würde jedoch nicht gewagt haben, zu Gunsten der Italiener einen Krieg mit Oesterreich anzufangen, wenn er nicht die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen in Berechnung genommen und gehofft hätte, Preußen würde Oesterreich im Stich lassen. Als Preußen dennoch seine Heere an den Rhein schickte, brach Napoleon III. augenblicklich den Krieg ab, wo-

durch er bewies, daß er es mit beiden deutschen Großmächten zugleich aufzunehmen nicht wagte. Unter diesen Umständen hätte Oesterreich mit Frankreich gar nicht Frieden schließen sollen. Frankreich wäre durch Preußen so bedroht gewesen, daß sein Kaiser selbst hätte dahin zurückkehren müssen. Er würde auch einen Theil seiner Offensivarmee haben zurückziehen müssen. Gewiß wenigstens hätte er sie während des heißen Sommers nicht den vergeblichen Versuch machen lassen, das österreichische Festungsviereck zu erstürmen. Oesterreich brauchte also mit seinem Frieden gar nicht so zu eilen, und die preußische Hülfe wäre sogar vier Wochen später noch nicht zu spät gekommen.

Die Mißgriffe, die hier begangen worden waren, die Art, wie man die treffliche, zum Kampf begeisterte Armee Radetzkis dem gänzlich unfähigen Gyulai und die Verpflegung derselben habgierigen Juden und ihren christlichen Gönnern in Wien, welche das Geld auf die Seite schafften und die braven Truppen hungern ließen, anvertraut hatte, mußte eine tiefe Mißstimmung auch in den Gemüthern der loyalsten Oesterreicher hervorrufen, und nachdem durch die Processe Eynatten und Bruck auch nur ein kleiner Theil der ungeheuren Betrügereien in der Verwaltung enthüllt worden war, hielt es die Regierung für rathsam, vom bisherigen System abzuweichen und dem Volke wieder Vertrauen einzuflößen mittelst liberaler Concessionen, wie sie Oesterreich eigentlich gar nicht braucht, denen die Mode der Zeit aber einen glänzenden Schein verlieh. Man berief Vertrauensmänner in einen provisorischen Reichsrath. Man machte Schmerling zum Minister. Man nahm die ganze liberale Schablone an, das beliebte Spielzeug politischer Kinder. Man ließ die Judenblätter für Toleranz und Humanität pauken und trompeten und quälte die armen treuen Tiroler mit eben so unkluger als ungerechter Störung ihrer Glaubenseintracht. Das ganze Experiment genügte aber nicht, weil es der wahren Natur der Bevölkerungen nicht angemessen

war. Der Reichstag kam nie vollzählig zuſammen, die Ungarn ſtießen einſtimmig Schmerlings klingelnde Geſchenke zurück. Zugleich ſtieg, Dank der verjährten Judenwirthſchaft, die Finanznoth.

Da ſich die Ungarn verſagten und auch in andern Kronländern mehr Werth auf Autonomie der einzelnen Nationalitäten, als auf den Liberalismus gelegt wurde und eigentlich nur die Deutſch-Oeſterreicher der neuen Reichsverfaſſung anhingen, verſuchte das Wiener Cabinet, dieſer deutſchen Partei im Reich vom deutſchen Bunde aus eine Unterſtützung und einen Rückhalt zu geben, der den Ungarn imponiren und ihren Widerſtand ſchwächen ſollte. Gerade damals ſchloß Preußen für den Zollverein einen Handelsvertrag mit Frankreich ab, wodurch Oeſterreichs künftiger Anſchluß an den Zollverein erſchwert wurde. Zugleich brach die unglückliche polniſche Inſurrection aus, wozu der geſammte Liberalismus zwar Beifall rief, ohne aber eine Hand für Polen zu rühren. Preußen duldete nicht, daß dieſe voreilige Inſurrection, die keinerlei Ausſicht auf Erfolg hatte, ſeine Grenzen beunruhige. Oeſterreich konnte daher, indem es den flüchtigen Polen ſeine Grenzen öffnete, wohlfeil das Lob der liberalen Blätter eincaſſiren. Zum erſtenmal wandte ſich nun Oeſterreich huldvoll dem Liberalismus der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten zu, denen es bisher nur eine gründliche Verachtung zu erkennen gegeben hatte. Ja es brachte ſogar, nur unter dem neuen Namen der Delegirtenverſammlung, die Wiedereröffnung eines deutſchen Parlaments in Antrag. Es iſt bekannt, daß auch dieſer Verſuch fehlſchlug, obgleich der öſterreichiſche Kaiſer in Perſon nach Frankfurt a/M. kam und dort einen glänzenden Fürſtentag abhielt. Preußen konnte dieſem Fürſtentag die Hand nicht bieten, weil ihm die von Oeſterreich vorgeſchlagene Bundesreform ſein Stimmrecht verkürzt, ſeinen Rang unter den Mächten herabgeſetzt haben würde. Ein Verſuch, die Mittelſtaaten unter öſterreichiſcher Spitze enger zu conföderiren, mißlang. Sämmt-

liche Zollvereinsſtaaten ſtimmten ſogar dem franzöſiſchen Handelsvertrage zu, und ſomit war Oeſterreich wieder iſolirt, und die Hoffnung, es werde ſich den Ungarn gegenüber auf die Hülfe von ganz Deutſchland verlaſſen können, wieder vereitelt.

Daß es ſo kam, muß bedauert werden. Die Uneinigkeit zwiſchen Preußen und Oeſterreich, die hier wieder zu Tage trat, konnte nur den Trotz der Ungarn ſteigern, wie ſie auf der andern Seite auch den Trotz der Dänen geſteigert hat; denn ſicher hätte ſich das Cabinet in Kopenhagen nicht ſo maaßloſem Uebermuthe gegen die Deutſchen hingegeben, wenn es ſich je die Möglichkeit hätte denken können, daß Preußen und Oeſterreich ſich doch noch einmal einigen würden. Man braucht ſich nur zu erinnern, welche höhniſche Sprache ſich damals die däniſchen und engliſchen Blätter gegen Deutſchland erlaubten.

Der glücklichſte Entſchluß, den Oeſterreich nach ſo mancherlei belehrenden Erfahrungen faſſen konnte, war der herzhafte Anſchluß an Preußen, welches ihm in der däniſchen Frage auch offen entgegen kam. Ihre Vereinbarung wird den Grafen Rechberg und Bismarck zu ewigem Ruhm gereichen, denn nur wenn die beiden Dioskuren Hand in Hand miteinander gehen, kann unter ihrem Doppelbanner Deutſchland Siege erfechten. Wenn nach wilden Meerſtürmen am ſchwankenden Schiff das freundliche Doppellicht zu ſchimmern beginnt, ruhen die Stürme und klärt ſich der Himmel. In dieſem Sinn Preußen und Oeſterreich geeinigt zu haben, möchten ſie auch, was Gott verhüte, wieder auseinandergehn, bleibt unvergeßliches Verdienſt.

Nachdem Dänemark unterlegen war und im Wiener Frieden die deutſchen Elbherzogthümer an die beiden verbundenen deutſchen Großmächte abgetreten hatte, bemerkte man wieder einiges Gewölk am politiſchen Himmel, es gab neue Streitfragen über die Zukunft jener Herzogthümer. Doch befeſtigte

der Gasteiner Vertrag die preußisch-österreichische Vereinbarung von neuem und bewies, daß von beiden Seiten die großen Vortheile fernern Zusammengehens erkannt worden sind.

Oesterreich indeß konnte und wollte in seinem Innern die ungewisse Lage nicht länger fortdauern lassen, sistirte die Reichsverfassung und machte den Ungarn Concessionen, um sich ihrer früheren Anhänglichkeit wieder zu versichern. In die Geheimnisse des Wiener Cabinets nicht eingeweiht, halten wir nur die jedermann vor Augen liegenden Thatsachen fest, daß Oesterreich mit Preußen nicht gebrochen hat und zugleich im Begriff ist, durch die Aussöhnung mit Ungarn seine Machtstellung an der untern Donau zu verstärken. Beides kommt Oesterreich zu Gute, das Bündniß mit Preußen, wie die Ausgleichung mit Ungarn. Beide Thatsachen widersprechen sich also auch nicht, wenn es gleich den Anschein hat, als gereiche die Bevorzugung der Ungarn den Deutsch-Oesterreichern zum Nachtheil.

Aus allem, was wir bisher vorgetragen haben, wird man zur Genüge erkannt haben, daß wir dem deutschen Nationalinteresse nicht das Geringste vergeben wollen. Wir denken aber, was Oesterreich stärkt, das stärkt auch Deutschland, und im Angesicht des verbundenen Preußen und Oesterreich könnte Ungarn den Deutsch-Oesterreichern nicht gefährlich werden. Für die letzteren ist es besser, wenn sie sich mit den Ungarn wieder befreunden. An der Seite des Deutschen ist der Ungar freudig zu begrüßen, nur feindlich gegenüberstehen soll er uns nicht. Dasselbe gilt von den Czechen. Ihre Feindschaft, ihren Haß muß man zurückweisen, nicht ihre Kameradschaft. Daher sollten die Deutsch-Oesterreicher mit ihrer Opposition gegen das neue System ihres Kaisers vorsichtig seyn und vor allen Dingen den Kaiser moralisch unterstützen in zweierlei Richtungen, die uns die wichtigsten scheinen. Einmal sollten sie die Reichseinheit vorzugsweise in der Armee vertreten sehn. So lange nicht wieder ein ungarisches Heer einem deutsch-österreichischen und slavischen, wie 1849, gegenübersteht, sondern alle diese Bestand-

nen vor dem ſchwarzen Hütchen des Corſen. Man ſah in ihm ein höheres Weſen; die Völker, die er beglückte, hielten ihn für einen neuen Heiland, welcher der Welt, wenn er ſie erſt überwunden hätte, einen ewigen Frieden geben würde; die Völker, die er ins tiefſte Elend ſtürzte, hielten ihn für ein dämoniſches Weſen, für den Weltzerſtörer, und verglichen ihn mit Attila, der Geißel Gottes.

Am 18ten May 1804 hob Bonaparte die franzöſiſche Republik auf und ließ ſich zum erblichen Kaiſer der Franzoſen wählen. Am 2ten Dezember dieſes Jahres ward er von Pabſt Pius VII feierlich geſalbt und gekrönt unter denſelben Gebräuchen, wie einſt Karl der Große. Am 15ten März 1805 hob er auch die liguriſche und cisalpiniſche Republik auf und machte ſich zum König von Italien, indem er die alte eiſerne Krone der Lombarden auf ſein Haupt ſetzte. Er unterſchied das eigentliche Frankreich (la France) und das große Kaiſerreich (l'empire), wie es auch Karl der Große unterſchieden hatte. Seine Eroberungen ſollten nach und nach dieſes Reich über ganz Europa ausbreiten, und wie einſt Karl der Große das weſtrömiſch-deutſche Kaiſerreich über das oſtrömiſch-byzantiniſche geſtellt, ſo ſtellte jetzt Napoleon das franzöſiſche über das deutſche. Er wählte mit Abſicht die Formen Karl des Großen, um ſich für den echten Nachfolger deſſelben halten zu laſſen.

Kapitel CCCCLIX.

Die dritte Coalition.

Oeſterreich konnte gegen dieſes neue Kaiſerreich, das ihm den Vorrang ſtreitig machte, nicht gleichgültig bleiben. Es war überdem durch willkührliche Maaßregeln Napoleons in Italien beleidigt worden. Endlich hatte Napoleon den Frieden und die deutſchen Grenzen verletzt,

theile der großen österreichischen Armee vereinigt bleiben, ist nirgend Gefahr für die Einheit des Reichs. Es wäre nicht das erste Mal, daß diese Einheit im Lager hätte gesucht werden müssen. Aber alles kommt darauf an, daß der §. 3 des ungarischen Verfassungsgesetzes vom Jahr 1848, den die Ungarn reclamiren, wieder von ihnen fallen gelassen werde. Er verlangt nämlich neben einem besondern ungarischen Ministerium auch dessen freie Verfügung über die ungarischen Truppen. Damit wäre das schöne waffenbrüderliche Band der österreichischen Armee abermals zerrissen. Damit würde sich Oesterreich selbst aufgeben.

Das zweite, was wir den Deutsch-Oesterreichern empfehlen möchten, hängt genau damit zusammen. Sofern wir nämlich die Reichseinheit hauptsächlich in der einen und untheilbaren Armee vertreten sehn und in dem von aller Welt mit Recht bewunderten kameradschaftlichen Geist des österreichischen, aus allen Nationalitäten combinirten Offizierscorps die beste Bürgschaft für die Einheit des österreichischen Gedankens erkennen, leugnen wir, daß diese Einheit durch die Paragraphen der Reichsverfassung und durch das liberale System des Herrn von Schmerling gewährleistet sey. Der Liberalismus zieht überall die Geister, deren er sich bemächtigt, von den großen Macht- und Existenzfragen ab zu blos formellen Rechtsfragen. Indem er die ganze Weltgeschichte auf den Prozeßweg weisen möchte, entgeht ihm um so gewisser die Praxis, welche die Geschichte macht. Bis eine Kammer ihre strittigen Rechtsfragen abgewickelt hat, haben gewöhnlich ganz andere Leute draußen in der Sache selbst factisch entschieden.

Der Liberalismus nach der modernen Schablone ist den Deutsch-Oesterreichern noch verhältnißmäßig neu und übt daher auf sie noch einen gewissen Reiz. Aber es ist doch auch wieder ein zu gesunder Sinn in der Mehrheit ihrer Bevölkerungen, als daß sie nicht einsehen sollten, eine sichere und ehrenvolle Zukunft der österreichischen Monarchie, des gesammten

Deutſchland und ihrer beſondern Provinz hänge nicht von Kammerdebatten, ſondern von einer ſtarken und einigen Armee, vom Bündniß mit Preußen und vom Zuſammenhalten unſerer übrigen Bundesſtaaten ab.

Wie ſehr der Liberalismus vom Patriotismus abirren kann, hat das Jahr 1848 bewieſen. Damals herrſchten in Wien jüdiſche Agitatoren als Agenten Koſſuths und Mazzinis und waffneten Deutſche gegen Deutſche. Auch im deutſchen Parlament in Frankfurt hörte man damals den deutſchen Fürſten, Miniſtern und Generalen fluchen, welche den Gehorſam in Italien, Böhmen und Ungarn herſtelliten. Und jetzt noch immer wollen viele nicht begreifen, daß es im deutſchen Nationalintereſſe liege, ſämmtliche öſterreichiſche Kronſtaaten unter deutſcher Hoheit zuſammenzuhalten.

Anſtatt ſich in kleinliche Rechtsfragen der innern Politik, in formelle Nebendinge, in ganz unfruchtbare Perſönlichkeiten zu vertiefen, ſollte man um ſich ſchauen an die Grenzen.

Lothringen und Elſaß bereiten ſich vor, ihre Vereinigung mit Frankreich zu feiern. Wen rührt das noch in Deutſchland? Wen ſchmerzt, wen entrüſtet es? Am wenigſten jenen Verein, der ſich mit Oſtentation den deutſchen Nationalverein nennt. Indem derſelbe alles, was die Deutſchen im Oſten erobert haben, herſchenkt und wegwirft, will er auch die deutſchen Länder, die uns andere weggenommen haben, nicht wieder haben. Hat ihm der Franzoſe den Rock genommen, ſo wirft er auch noch großmüthig dem Italiener ſeine Stiefeln und dem Ungarn ſeine Hoſen zu.

Wie hat der deutſche Nationalverſtand die belgiſche Frage verſtanden? Immer ertönten von Zeit zu Zeit aus Flandern und Brabant bittere Klagen über die Zurückſetzung, ja gewaltſame Unterdrückung der deutſchen Sprache und Sitte durch die franzöſiſche. Auch einige wenige Männer in Deutſchland, denen wir uns beigeſellten, haben wiederholt ihre Stimme für jene Niederdeutſchen erhoben. Aber immer umſonſt. Die deutſche

Presse wollte nichts davon wissen. Es war nicht möglich, hier mit einer patriotischen Mahnung durchzudringen. Die deutschen Mächte begiengen ohne Zweifel nach Napoleons Sturz einen großen Fehler, sofern sie die vormals österreichischen Niederlande nicht mit dem deutschen Bunde vereinigten und es nicht allen deutschen Staaten zur Pflicht machten, Belgien vor französischen Uebergriffen zu schützen. Einen eben so großen Fehler begieng der neue König der Belgier, der ihnen freilich nicht von Deutschland, sondern von England octroyirt wurde. Dieser König, dessen Weisheit man gerade jetzt so maaßlos rühmt, bekam ein Land zu regieren, welches bis auf einen kleinen wallonischen Theil durch und durch deutsch und von altkatholischer Frömmigkeit durchdrungen war. Gleichwohl duldete und sanctionirte er, daß die wenigen Wallonen, verstärkt durch schaarenweise herübergekommene Franzosen, Brüssel zu einem zweiten Paris machten, die französische Sprache, welche während der französischen Herrschaft die der Amtsstuben und Salons war, als die allein privilegirte fortbestehen ließen und ihre Macht durch die Presse noch weiter ausbreiteten. Auch kamen aus Frankreich viele destructive Elemente, viele revolutionäre Tendenzen, die in Frankreich nicht geduldet wurden, nach Belgien und verstärkten dort die antikirchliche Partei. Ein lebhaftes Bild davon macht man sich, wenn man die Verhandlungen des unlängst in Lüttich tagenden Studentencongresses liest. Obgleich nun der König sehr parlamentarisch regierte und sich immer nach der Mehrheit in der Kammer richtete, so war doch diese Kammermehrheit, wie in so manchem andern Lande, nicht der wahre und volle Ausdruck dessen, was die deutsche Mehrheit der Bevölkerung eigentlich dachte und wollte, sondern gieng aus Wahlagitationen der unter den gebildeten Classen herrschenden Partei hervor, die doch nur eine Minderheit der Bevölkerung bildete; und selbst wenn die ganze deutsche Bevölkerung in ihrer Verblendung hätte ihre deutsche Nationalität und Sprache freiwillig aufopfern wollen, so würde der

König immerhin das Recht und die Pflicht gehabt haben, vor einer ſolchen Unnatur zu warnen und derſelben entgegenzuwirken. Denn ſeine Dynaſtie iſt deutſch, wie die weitaus größte Mehrheit ſeines Volks, und kann von keiner Seite her gefährdet werden, als gerade von Frankreich her. Wenn erſt ganz Belgien franzöſiſch redete, wäre die Annexion an Frankreich am wirkſamſten vorbereitet und würde nicht ausbleiben.

Wenn der König das deutſche Element ſeines Landes gewiß zum Nachtheil für ſeine Nachfolger nicht gehörig geſichert und protegirt hat, ſo hätte Deutſchland ihn dazu auffordern und ermuntern ſollen, was nicht geſchehen iſt. Man hielt ſo unzählbare Verſammlungen für die deutſche Sache. Der Zweckeſſen, der patriotiſchen Reden und Geſänge war kein Ende, aber um die deutſchen Niederländer kümmerte ſich niemand, die ließ man ruhig Franzoſen werden.

Die Franzoſen ſind viel rührіger und praktiſcher als wir. Obgleich ſie nicht das geringſte Recht auf das linke Rheinufer haben, welches ſeit vielen Jahrhunderten von deutſchredenden zu unſerem alten Reich gehörigen Volksſtämmen bewohnt iſt, und daſſelbe nur einmal auf kurze Zeit, von 1794 bis 1814 von den Franzoſen erobert war, ſprechen es doch alle Franzoſen heute noch an, als gehöre es ihnen von Rechtswegen, und ſtellen ohne Aufhören eine Wiedereroberung deſſelben in Ausſicht.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Congreß in Waſhington die Monroe-Doctrin zur Thatſache zu machen Luſt bekommt, und zwar in nächſter Zeit. In dieſem Falle würden wohl alle Anſtrengungen Frankreichs, Mexiko dem neuen Kaiſer zu erhalten, vergeblich ſeyn und deshalb überhaupt vermieden werden. Um aber einen Rückzug der Franzoſen aus Mexiko mit allen ſeinen Nachtheilen für den 2. Dezember möglichſt bald vergeſſen zu machen, könnte dem Letzteren nichts erwünſchter kommen, als eine Gelegenheit, ſich in deutſche Streitfragen zu miſchen. Dieſe Gelegenheit würde ihm rund abgeſchnitten ſeyn, wenn Oeſterreich und Preußen ferner einig blieben und ihre

Allianz noch mehr befeſtigten. Sie würde ihm aber ſogleich dargeboten ſeyn, wenn es gelänge, Preußen und Oeſterreich wieder zu trennen und in eine feindliche Stellung gegeneinander zu bringen.

Auf der anderen Seite laſſen ſich immer wiederholt ruſſiſche Stimmen vernehmen, welche mit der größten Zuverſicht die künftige Weltherrſchaft für Rußland in Anſpruch nehmen, in dem uneinigen Deutſchland, welchem ſchon ſo viele alte Grenzländer entriſſen ſind, einen eben ſo „kranken Mann" ſehen wie in der Türkei, und denen der Uebergang von der ſchon oft angeſprochenen Bevormundung in eine völlige Beherrſchung Deutſchlands von Seiten Rußlands nur noch eine Frage der Zeit iſt. Wir nehmen nicht an, daß dieſe ruſſiſche Stimmen Recht haben, wir mahnen nur unſere Deutſchen, daß es ihnen doch nicht gleichgültig ſeyn darf, wie andere Nationen von ihnen denken. Von der Rückſichtsloſigkeit der Engländer gegen Deutſchland wollen wir nicht reden, weil uns dieſe Herrn doch in der Noth ſowohl gegen unſere weſtlichen als öſtlichen Nachbarn in ihrem eigenen Intereſſe beiſtehen würden.

Wenn man ſich in Deutſchland entſchließt, nur ein wenig praktiſcher zu werden, ſo müſſen alle Spekulationen, die man auf unſere Uneinigkeit und Zerklüftung macht, zu nichte werden. Wir ſind immer noch ein großes Volk, wenn wir uns deſſen nur bewußt werden wollen.

Die Deutſchen waren das herrſchende Volk im ganzen Mittelalter. Wenn ſie es nicht geweſen wären, müßten ſie es jetzt erſt zu werden ſuchen. Es wohnt ſo viel Kraft in ihnen und ſie ſind ſo zahlreich, daß es eine Schande wäre, ihnen eine Nationalpolitik abzuſprechen, oder eine ſolche nur kleinlich und nicht ſo großartig als möglich aufzufaſſen.

Das jetzt ſo beliebte Nationalitätenprinzip hat für uns Deutſche nur Sinn, wenn unſere Nationalität ihr volles Recht erlangt. So lange wir noch die uns entriſſenen deutſchen Reichsländer nicht wieder erobert, alle Länder, worin deutſch

gesprochen wird, nicht der undeutschen Herrschaft entrissen haben, sind wir auch keiner der Nationen, die uns unsere Provinzen geraubt haben, irgend eine Achtung ihrer Nationalität schuldig. Da wir ferner als große Nation in der Mitte Europa's darauf halten müssen, daß die kleinen und schwachen Nationen an unsern Grenzen, die nun einmal nicht selbständig seyn können, unserer Machtsphäre einverleibt und unter unserm Protectorate bleiben, damit sie nicht in fremde Gewalt fallen und unsern Feinden zum Werkzeuge dienen, ist es in hohem Grade unverständig und lächerlich, wenn die deutsche Presse für die Freiheit und Unabhängigkeit jener kleinen Nationen schwärmt. Wenn wir Deutsche jemals unsere Machtsphäre der ganzen Donau entlang ausdehnen, worauf unsere geographische Lage und der unaufhörliche Nachwuchs unserer Uebervölkerung uns anweist, so kann und darf Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und die Nordseite des adriatischen Meeres keiner andern Machtsphäre einverleibt werden als der deutschen. Um keinen Preis dürfen wir uns hier einen Riegel vorschieben lassen. Da nun gegenwärtig Oesterreich noch Herr jener Nationen ist und sie dadurch der deutschen Machtsphäre noch einverleibt sind, bleibt es das dringendste Interesse aller Deutschen, Oesterreich bei jenem Besitze zu erhalten und es in jedem Kampfe um dieselben einmüthig zu unterstützen.

Das Nationalinteresse muß auch allen Prinzipienfragen der innern Politik vorgehen. Der Zweck und die Hauptsache für uns ist, daß Deutschland nach außen immer groß und mächtig dastehe, daß seine ungeheuern Kräfte Raum gewinnen, sich nach außen zu entwickeln. Ob das Deutschland mit absolutistischen, oder constitutionellen, oder demokratischen Mitteln, ob in der Form des Einheitsstaates oder der Föderation erreicht, ist ganz gleichgültig. Diejenige Verfassung Deutschlands wird die beste seyn, die am meisten Heere und Batterien aufzuführen vermag, um unsere Feinde nach allen Seiten zu schrecken, um neue Erwerbungen und Colonisationen für die

jungen Schwärme unſres ewigen Bienenſtocks zu ermöglichen, um unſern auf der ganzen Erde zerſtreuten Landsleuten überall Sicherheit und der deutſchen Flagge auf allen Meeren Achtung zu verſchaffen. Wenn man immer an dieſe Hauptſache dächte, würde man der gemeinſamen deutſchen Sache beſſer dienen, als indem man ſich in eitlen Prinzipienſtreit vertieft, um Verfaſſungsformen hadert oder partikulariſtiſche Intereſſen verfolgt, die ganz nichtig ſind im Vergleich mit der großen deutſchen Frage.

Man ſollte nie vergeſſen, daß auch die Löſung aller Fragen der innern Politik uns nur freigegeben iſt, ſo lange wir durch unſer Zuſammenhalten nach außen ſtark und mächtig genug ſind, fremden Einfluß von uns fern zu halten. Wenn die Unvernunft unſrer innern Parteien erſt Oeſterreich, dann vielleicht Preußen unterwühlen und zerreißen könnte, dann würde kein neues Profeſſorenregiment in der Paulskirche über die Geſchicke Deutſchlands richten, ſondern Rußland und Frankreich würden ſich in unſern Bürgerkrieg längſt eingemiſcht haben, und über den erbärmlichen Reſt Deutſchlands würde ein neuer Erfurter Congreß entſcheiden. Ein fremder Protector würde mit einem Schlage alle unſre Kirchthurmsintereſſen, Schulfragen und Prinzipienreitereien entſcheiden.

Die

Wichtigsten Weltbegebenheiten.

I.

wegen neuen Zwistigkeiten mit England ganz Hannover besetzen, und den unglücklichen Herzog von Enghien, einen Prinzen aus dem Hause Bourbon, auf badischem Gebiet ergreifen, nach Frankreich schleppen und erschießen lassen. Im Jahr 1805 kam daher eine neue Coalition zwischen Oesterreich, England, Rußland und Schweden zu Stande. Preußen blieb wieder neutral.

Bevor die Russen noch herangekommen, rückten die Oesterreicher schon unter Mack in Bayern, und unter dem Erzherzog Karl in Italien ein. Mack nahm mit der österreichischen Hauptarmee von 80,000 Mann eine sehr feste Stellung bei Ulm, ward aber von den Franzosen umgangen und eingeschlossen. Der französische General Bernadotte zog, ohne sich um die Neutralität Preussens zu bekümmern, durch das preußische Gebiet von Anspach, von welcher Seite sich Mack ganz sicher geglaubt hatte, weil er nicht erwartete, daß die Franzosen das preußische Gebiet verletzen würden. Bald sah dieser unglückliche Feldherr sich aber von allen Seiten umringt, und von Napoleon mit Blitzesschnelligkeit auf allen Punkten angegriffen. Alle seine einzelnen Schaaren wurden nacheinander geschlagen und auf Ulm zurückgeworfen, nur der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einem Theil der Reiterei glücklich durch den Feind. Mack selbst verlor die Besinnung und gab sich am 17ten October 1805 gefangen. Mit ihm fielen 60,000 Oesterreicher, der Kern des Heeres, dem Sieger lebendig in die Hände. Nur das Ungeschick des Feldherrn, der Schrecken der Ueberraschung und die Vereinzelung der Heeresabtheilungen, die von einander nichts wußten, macht diese erstaunliche Niederlage begreiflich, die noch schimpflicher war, als die vor Marengo, weil sie ungleich weniger Blut gekostet hatte. Napoleon konnte kaum Leute genug erübrigen, die ungeheuere Menge Gefangener nach Frankreich zu

Die wichtigsten

Weltbegebenheiten

vom

Ende des lombardischen Kriegs bis zum Anfang des deutschen Kriegs

(1860—1866).

Dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpreſſendruck von Aug. Wörner, verm. J. G. Cyrandel, in Stuttgart.

Vorwort.

Die „Geſchichte der letzten vierzig Jahre“ (1815—1856) wurde von mir in einem Supplementbande (1856—1860) fortgeſetzt. Die große Wichtigkeit des Krieges von 1866 veranlaßte mich, eine beſondere Geſchichte dieſes Krieges zu ſchreiben, welche 1867 in zwei Bänden im gleichen Verlag wie die übrigen Werke erſchienen iſt. Mit dem vorliegenden fülle ich nun die Lücke aus, welche zwiſchen dem Supplementband von 1860 und der Kriegsgeſchichte von 1866 offen geblieben iſt, ſo daß den Leſern meiner Geſchichtswerke nunmehr die ganze neuere Geſchichte in zuſammenhängender Folge vorliegt.

Der Inhalt der zwei Bände, womit ich die gedachte Lücke ausfülle, bietet ſehr viel Intereſſantes dar. Zunächſt die Entwicklung der Dinge in Deutſchland bis unmittelbar vor dem großen Entſcheidungskampf in Böhmen, das unter Widerwärtigkeiten und Hemmniſſen aller Art dennoch unaufhaltſame Vorſchreiten der deutſchen Politik Preußens und das merkwürdige Hin- und Herſchwanken Oeſterreichs in ſeiner innern wie äußern Politik. Während des kurzen Zuſammengehens beider deutſchen Großmächte flößte die Befreiung der deutſchen Elbherzogthümer das lebhafteſte Intereſſe ein. Gleichzeitig nimmt uns die Entwicklung der Dinge in Italien in Anſpruch.

Auch hier beobachtet man ein Vorschreiten der Nationalpolitik, wenn auch unter ganz andern Umständen und geleitet von andern Charakteren als in Deutschland. Garibaldis rasche Ueberwältigung Neapels fällt in diese Epoche. Wiederum von großer Bedeutung ist die Entwicklung der Dinge in Rußland, im Innern die Abschaffung der Leibeigenschaft, nach außen die großen Eroberungen im Kaukasus, in der Turkomanensteppe und im Norden von China. In diese Zeit fällt auch das neue Trauerspiel der polnischen Revolution.

Während in der Mitte und im Osten Europas große Bewegung herrschte und Saaten der Zukunft gesäet wurden, waren auffallenderweise die sonst so sehr beweglichen Westmächte in einen verhältnißmäßigen Ruhestand versetzt. England bewahrte mit Vorsicht seinen großen Besitz und Reichthum. Frankreich tastete wohl nach vielen Seiten hin aus, mit großer Klugheit, großer Voraussicht, aber ohne Erfolg, ohne Glück. Es hätte gern Polen geholfen und konnte nicht. Es setzte seine Kreatur Couza in Rumänien ein, dieser aber wurde vertrieben. Es verlor viel von seinem Einfluß in Egypten. Es entwarf vergebliche Pläne in Bezug auf die pyrenäische Halbinsel, die es gern, gleich Italien, von sich abhängig gemacht hätte. Es fand in Italien selbst für seine Hülfeleistung nur eine zweideutige Dankbarkeit. Es hätte gern von den Verwicklungen in Deutschland Nutzen gezogen, aber ohne Alliirten durfte es das Schwert nicht ziehen. Es streckte seine Hand nach Mexiko aus, um sie mit Blut befleckt und ruhmlos wieder zurückziehen zu müssen.

In dieselben Jahre, deren Geschichte sich in diesen Bänden entfalten soll, fällt der große Bürgerkrieg in Nordamerika, wunderbar reich an Kraftanstrengungen und verhängnißvoll für die Zukunft der Union. Weniger großartig und doch gleichfalls von welthistorischer Bedeutung sind die Vorgänge in Südamerika, besonders der Kampf zwischen Monarchie und Republik am Rio de la Plata; das Zerwürfniß der Engländer mit dem König Theodor in Abyssinien, die Einnistung der Franzosen in Siam, die fortgesetzten Wirren in China

und die unter Parteikämpfen dennoch siegreich fortschreitende Politik, welche Japan dem europäischen Handel und der europäischen Civilisation öffnet.

Ich glaubte zugleich in diesem Werke, worin die Thatsachen geschildert werden, welche den großen Krieg von 1866 vorbereiteten, die Bedeutung betonen zu müssen, welche dieser Conflict zwischen Oesterreich und Preußen für Deutschland und seine europäische Stellung gehabt hat. Es handelt sich um einen großen Principienkampf, nämlich um den Kampf des Nationalitätenprincips mit dem Princip der absoluten Staatsgewalt, die nichts nach der Nationalität fragt. Napoleon III. hat sich unstreitig ein Verdienst um Aufklärung des politischen Urtheils erworben, indem er das Nationalitätenprincip zur Geltung brachte und jede politische Berechtigung ausschließlich aus dem Nationalwillen herleitete, d. h. aus dem Nationalinteresse. Jede Nation hat ein ewiges, unveräußerliches Recht, das Recht der freien und unabhängigen Existenz als der Grundbedingung ihrer Fortdauer und Wohlfahrt. Das ist ihr naturwüchsiges Recht, das sich unter allen Umständen von selber versteht. Dagegen ist das Recht der absoluten Staatsgewalt oder der Legitimität nur ein künstliches, parasitisches, veränderliches und vergängliches Recht, wenn es das Urrecht der Nationen nicht achtet, kränkt, verletzt oder ganz unterdrückt. Fallen beide Rechte zusammen, wie in Frankreich, wo die Staatsgewalt nur über eine einzige, aber ganze und ungetheilte Nation herrscht, dann erfreut sich Nation und Staat eines unschätzbaren Vorzugs. Dieser ist es, der Frankreich groß gemacht und ihm seine überlegene Stellung in Europa erworben hat.

Natürlich wäre, daß jedes Volk eben so, wie das französische, innerhalb seiner Sprachgrenzen einig und nach außen frei und unabhängig seyn sollte. Unnatürlich dagegen ist es, wenn eine große Nation innerhalb ihrer Sprachgrenzen in verschiedene, noch dazu einander mißgünstige und feindliche Staaten getrennt, dadurch geschwächt ist und wichtige nationale Bestandtheile, ganze Provinzen

aus Ausland verliert. Eben ſo unnatürlich iſt der Staat, der mehrere, durchaus der Sprache und Volksart nach verſchiedene und einander ſogar in vieler Beziehung entgegengeſetzte Nationen zu einem nur künſtlichen Ganzen mit Gewalt zuſammenſchmieden und in dieſen Feſſeln ewig halten will. Im erſten Fall der Unnatur nun befindet ſich Deutſchland, welches ſeit Jahrhunderten in viele Staaten getheilt und eben dadurch ſo geſchwächt war, daß es nicht nur wichtige deutſchredende Provinzen dauernd in fremde Gewalt mußte fallen laſſen, ſondern auch in der lockeren Conföderation, in welche das ehemalige deutſche Reich zuſammenſchrumpfte, auf die ſchmählichſte Weiſe ausländiſcher Bevormundung, politiſcher Beeinfluſſung und fremder Mode unterlag, und jetzt erſt angefangen hat unter Führung des allein dazu befähigten Preußen der Nationaleinheit, der endlichen Wiederzuſammenfaſſung aller ſeiner herrlichen Kräfte zuzuſtreben. Im zweiten Falle befindet ſich Oeſterreich, welches ſeit Karl V. das große deutſche Nationalintereſſe hat fahren laſſen, indem es daſſelbe ſeinen angeheiratheten und angeerbten Kronländern und ihren nicht deutſchen Nationalitäten aufgeopfert hat, ſo zwar, daß es dem germaniſchen Element in Italien und Spanien gar keinen, in Ungarn und Böhmen nur einen ſehr ſchwachen Einfluß geſtattete, ſeine deutſchen Kronländer aber unnatürlich und gewaltſam gegen das übrige Deutſchland abſperrte und dagegen dem italieniſchen und ſpaniſchen Einfluß öffnete. Auch gegen dieſe Unnatur, die nur eiſerne Gewalt künſtlich aufrecht erhielt, hat die Natur der Nationen erſt in neuerer Zeit energiſch reagirt. Das iſt der allein natürliche und welthiſtoriſch richtige Geſichtspunkt, unter welchem der große Conflict, von welchem Deutſchland gegenwärtig bewegt wird, aufgefaßt werden muß.

Inhalt des erſten Bandes.

Vorwort.

Erſtes Buch. Die letzten Zeiten des deutſchen Bundes . . . . . Seite 1

Rückblick auf die Entſtehung und den Zweck des deutſchen Bundes S. 1. Zweck des Bundes, die Suprematie Oeſterreichs und die Kleinſtaaterei aufrecht zu erhalten, dagegen Preußen zu ſchwächen und die Einheitsbeſtrebungen der deutſchen Nation niederzuhalten 4. Vernachläſſigung der ſüdweſtlichen Grenze Deutſchlands 11. Vorſchläge zu einer Bundesreform, vereitelt durch die Rivalität Oeſterreichs u. Preußens 14. Mißlungener Fürſtentag zu Frankfurt a. M. 19. Nationalverein, Reformverein und Abgeordnetentag 29. Sechsunddreißiger-Ausſchuß 33. Sänger-, Turner-, Schützenfeſte u. Schleswig-Holſteinvereine 34. Arbeitervereine 39.

Zweites Buch. Die Desorganiſation in Oeſterreich 45

Die ſchlechte Finanzwirthſchaft das Grundübel in Oeſterreich S. 45. Liberale Verſprechungen der Regierung und Einberufung des vermehrten Reichstags 50. Paſſiver Widerſtand der Ungarn 53. Kirchliche Verſäumniſſe gegenüber der ruſſiſchen Propaganda 61. Unerwartete Einigung Oeſterreichs mit Preußen 64.

Drittes Buch. Die Verfaſſungskämpfe in Preußen 65

Rückblick auf die Regierung Friedrich Wilhelms IV. S. 65. Wilhelm, Prinz von Preußen, wird Regent 66. Reorganiſation des preußiſchen Heeres 68. Der Prinz-Regent beſteigt als König Wilhelm I. den Thron 69. Seine Krönung in Königsberg 73. Die neue Aera und das Abgeordnetenhaus 77. Unvernünftige Oppoſition des Abgeordnetenhauſes gegen die Armeereorganiſation 78. Miniſterwechſel. Herr v. Bismarck-Schönhauſen 81. Unvernünftiges Anſtürmen des Abgeordnetenhauſes gegen das patriotiſche Miniſterium 82. Heftige Kämpfe im Hauſe 87. Verblendung des Nationalvereins, der das Abgeordnetenhaus unterſtützt 93. Feſtigkeit des Königs und ſeiner Miniſter 96. Tod des Königs von Dänemark 97.

Seite

Viertes Buch. Der däniſche Krieg 102

Syſtematiſche Mißhandlung der deutſchen Herzogthümer Schleswig-Holſtein durch die däniſche Regierung S. 102. Eiderdäniſche Politik 104. Gleichgültigkeit des deutſchen Bundes 105. Project, die deutſchen Herzogthümer dem däniſchen Geſammtſtaate einzuverleiben 107. Proteſt der deutſchen Stände in Schleswig 108. Der Protokollprinz wird König Chriſtian IX. und Prinz Friedrich von Auguſtenburg tritt ihm als Prätendent entgegen 110. Das Berliner Abgeordnetenhaus und der Nationalverein für den Auguſtenburger 111. England macht den Dänen täuſchende Verſprechungen und hetzt ſie gegen Deutſchland 122. Frankreich, von England verletzt, verweigert, im Bunde mit England den Dänen zu helfen 124. Endlich ein energiſcher Bundesbeſchluß und Einmarſch von Bundesexecutionstruppen in Holſtein, um das Recht des deutſchen Bundes zu ſchützen 126. Oeſterreich und Preußen vereinigen ſich, den Krieg mit Dänemark in ihre Hand zu nehmen, mit Beſeitigung des Bundes, und auch in Schleswig einzurücken 128. Unvernünftige Weigerung des Berliner Abgeordnetenhauſes, der Regierung Geld für den däniſchen Krieg zu bewilligen 129. Einmarſch der Preußen und Oeſterreicher in Schleswig 131. Die Dänen verlaſſen das Danewirk 133. Pöbelexceſſe in Kopenhagen 136. Erſtürmung der Düppeler Schanzen durch die Preußen. Kühne Unternehmungen der jungen preußiſchen Marine 144. Mißbehagen der Mittelſtaaten über die preußiſchen Siege 146. Eröffnung der Conferenz in London 149. Ohne Ergebniß, weil die Dänen noch immer trotzen 154. Die Preußen erſtürmen die Inſel Alſen 156. Differenz zwiſchen den preußiſchen und Bundestruppen in Rendsburg 166. Ein Blick auf Schweden 168.

Fünftes Buch. Wachſender Conflict zwiſchen Oeſterreich und Preußen 171

Mißgunſt gegen Preußen 172. Intriguen für den Auguſtenburger 174. Friedenspräliminarien in Wien 176. Prager Frieden 178. Die Februarforderungen Preußens 179. Fortgeſetzte unvernünftige Oppoſition des Berliner Abgeordnetenhauſes gegen die Regierung 181. Maulheldenthum, Claſſen-Kappelmann in Köln 187. Auguſtenburgiſche Nebenregierung in Kiel 191. Mißlicher Condominat in Schleswig-Holſtein 192. Der Gaſteiner Vertrag 193. Ohnmächtige Oppoſition dagegen in den Mittelſtaaten 197. Immer noch fortgeſetzte unvernünftige Oppoſition im Berliner Abgeordnetenhauſe 200. Ohnmacht des öſterreichiſchen Reichstags 204. Siſtirung der Reichs-

Seite

verfaſſung 206. Verſuch einer Verſöhnung mit Ungarn 207. Miniſter Belcredi und unkluge Beſchmeichelung der Böhmen 213.

Sechstes Buch. Die deutſchen Mittelſtaaten 219

Zuſammengehen der Mittelſtaaten mit Oeſterreich S. 219. Thronwechſel in Bayern, der junge König Ludwig II. 222. Thronwechſel in Württemberg, der neue König Karl I. 228. Fortdauernder Conflict der badiſchen Regierung mit dem Erzbisthum Freiburg 230. Handelsvertrag zwiſchen Deutſchland und Frankreich 235. Fortgeſetzte Mißregierung in Kurheſſen 238. Hannover 241.

Siebentes Buch. Die Schweiz und die Niederlande 243

Revolution in Genf, Sieg der Independenten über den Terrorismus Fazys S. 244. Laſalle 247. Ueber die Stellung des Judenthums zur heutigen Zeit 248. Das Königreich der Niederlande bei Gründung des deutſchen Bundes 259. Die künſtliche Entfremdung Belgiens von Deutſchland 260. Klerikale und Liberale 262. Atheiſtiſcher Studentencongreß in Lüttich 263. Tod König Leopolds I. und Thronbeſteigung Leopolds II. 265.

Achtes Buch. Fortdauernde Geburtswehen des italieniſchen Königreichs 267

Garibaldi in Neapel S. 268. Lamoricières Niederlage vor Rom durch Verrath der Piemonteſen 269. Compromiß zwiſchen Garibaldi und Victor Emanuel 272. Proteſtation des Papſtes 273. Victor Emanuel nimmt Neapel in Beſitz 274. Belagerung von Gaëta 275. Heldenmuth der Königin Marie 277. Victor Emanuel zum König von Italien proclamirt 283. Tod des Miniſters Cavour und Miniſterium Ricaſoli 286. Demokratiſche Umtriebe Mazzinis und „Vorſorgecomité für Rom und Venedig" 288. Demokratiſcher Congreß in Genua 289. Garibaldis Freiſchaarenzug nach Sicilien 290. Seine Niederlage bei Aſpromonte 292. Miniſterium Rattazzi 295. Mißhandlung der Kirche und Raubſyſtem in Neapel 297. Der Septembervertrag 302 Aufruhr in Turin, weil die Reſidenz des Königs nach Florenz verlegt wurde 304. Abhängigkeit Italiens von Frankreich 309. Verſchwendung, Betrug u. elender Zuſtand der Finanzen im Königreich Italien 311. Verſchwägerung mit Portugal 312.

Neuntes Buch. Die römiſche Frage 316

Schlimme Lage des Papſtes, zweideutiger Schutz des Papſtes von Seiten Frankreichs S. 318. Heiligſprechung der japaniſchen Märtyrer 321. Die päpſtliche Encyclika und der Syllabus 323. Aufnahme derſelben in Frankreich 335. Vergebliche Vermittlungsverſuche zwiſchen

Seite

Victor Emanuel und Rom durch Vegezzi 338. Vergebliche Reformversuche Passaglias 341. Cardinal Andrea 346. Scene zwischen dem Papst und Herrn von Meyendorf 347.

Zehntes Buch. Der Imperator der Franzosen 349

Napoleons III. Politik S. 349. Die Idee einer romanischen Hegemonie 352. Verhältniß zu England 353. Zu Rußland und dem polnischen Aufstand 355. Die unausführbare Congreßidee 356. Die Opposition im gesetzgebenden Körper 360. Favre 361. Ollivier 363. Thiers 366. Kritik der Rede von Thiers 372. Das Leben Cäsars 376. Die Dinge in Algerien 378.

Elftes Buch. Frankreichs innere Zustände 384

Die klerikale Partei S. 384. Conflict in der französischen Maurerei 388. Prinz Napoleon 389. Schwacher Versuch, auf Decentralisation Frankreichs anzutragen 393. Miré und das kleine Judenthum gegenüber von Rothschild 399. Triumph des letzteren 402. Morny 404. Der Umbau von Paris 408. Pariser Sittenverderbniß 410. Lüderliche Modeliteratur 411. Renans Leben Jesu 420.

Zwölftes Buch. Die pyrenäische Halbinsel 422

Königin Isabella S. 423. O'Donnell 424. Krieg mit Marokko 425. Expedition nach Mexiko 426. Verachtung der Königin 428. Der iberische Plan 430. Narvaez 431. Prim 432. Portugal 433. Rückblick auf Dom Miguel 435. Neuer Beruf der pyrenäischen Halbinsel nach langer Mißregierung unter ausländischem Einfluß 440.

ſchicken. Er dräng indeß unaufhaltſam weiter vor und beſetzte Wien ſchon am 13ten November. Mittlerweile zogen die Ruſſen endlich heran unter ihrem jungen Kaiſer Alexander I und dem alten verſuchten Feldherrn Kutuſow. In Mähren vereinigten ſich der ruſſiſche und deutſche Kaiſer mit ihren Heeren und am 2ten Dezember wurden ſie vom Kaiſer der Franzoſen in den Ebenen von Auſterlitz angegriffen. Es war dies der Krönungstag Napoleons, und von den drei chriſtlichen Kaiſern, die hier in Perſon einander gegenüber ſtanden, hieß er die Schlacht die Dreikaiſerſchlacht. Mit der Morgenſonne begann der mörderiſche Kampf, der mit einem der glänzendſten Siege Napoleons endete. Noch war aber nicht alles verloren. Erzherzog Karl zog aus Italien herbei, auch Erzherzog Ferdinand bildete ein friſches Heer, bedeutende ruſſiſche Maſſen waren noch im Anmarſch, die Schweden waren im Begriff, durch Norddeutſchland vorzubrechen und die Engländer verſuchten eine Landung. Endlich ſtanden die Preußen ſchlagfertig und bereit, ſich der Coalition anzuſchließen, wenn ſie ſtandhaft geblieben wäre. Aber der preußiſche Miniſter Haugwitz, der ſich als Geſandter bei Napoleon befand, ließ ſich von dieſem durch die Zuſicherung von Hannover beſtechen und unterzeichnete eigenmächtig einen Vertrag, nach welchem Preußen mit Napoleon ſich verbündete und ihm Cleve, Anſpach und Neuſchatel abtrat, dagegen von ihm Hannover erhielt. Nach der Schlacht bei Auſterlitz wagte Preußen nicht mehr, dieſen Vertrag umzuſtoßen und zog ſein Heer zurück. Nun gab auch Kaiſer Franz die Hoffnung des Sieges auf, und hoffte durch einen ſchnellen Friedensſchluß das fernere Blutvergießen und den Ruin ſeines erſchöpften Landes zu verhüten.

Schon am 26ten Dezember wurde der Friede zu Preßburg geſchloſſen. Oeſterreich mußte ihn mit ungeheuren

Erſtes Buch.

Die letzten Zeiten des deutſchen Bundes.

Der deutſche Bund iſt bekanntlich nach den großen Befreiungskriegen im Jahr 1815 geſtiftet worden, als Surrogat für das vormalige deutſche Reich, welches ſich damals trotz der großen Siege der Deutſchen nicht mehr wiederherſtellen ließ. Der Kaiſer von Oeſterreich konnte nicht mehr deutſcher Kaiſer werden und über die andern deutſchen Fürſten eine Oberhoheit üben, denn dieſe Fürſten waren ſchon zu mächtig und ſelbſtändig geworden, insbeſondere der König von Preußen, deſſen Heere zum Siege über Frankreich das meiſte beigetragen hatten. Es konnte alſo nur ein Bund ſelbſtändiger Staaten geſchloſſen werden. Es iſt unnütz, darüber zu klagen, daß die deutſche Nation mit ſo viel vergoſſenem Blute und ſo großer Kriegsehre keinen feſtern Verband für die Zukunft gewann. Die Nation hatte keine Stimme, die miteinander rivaliſirenden Fürſten allein hatten zu entſcheiden und geſtatteten ſogar den auswärtigen Mächten, in der deutſchen Verfaſſungsfrage mit zu entſcheiden, weil ſich jeder des Beiſtandes der einen oder andern aus-

wärtigen Macht verſicherte, um ſeinen Anſprüchen gegenüber den andern deutſchen Mitfürſten mehr Nachdruck geben zu können. Da wurde nun das große deutſche Nationalintereſſe nicht nur außer Acht gelaſſen, ſondern die patriotiſche Partei, die gern ein einiges deutſches Reich hergeſtellt hätte, unterdrückt und Preußen, wo ſie während der Befreiungskriege am erfolgreichſten die Begeiſterung der Heere und des Volkes genährt hatte, außer Stand geſetzt, ſie ferner in Schutz zu nehmen.

Die deutſchen Fürſten nämlich fürchteten, ihre Sonderſtaaten in das einige deutſche Reich aufgelöst zu ſehen und die Stücke, die ſie einſt von der heiligen Krone des deutſchen Reichs abgeriſſen hatten, wieder herausgeben zu müſſen. Die auswärtigen Mächte aber zitterten vor der Möglichkeit, daß die große deutſche Nation in der Mitte Europas ſich einmal in voller Kraft und Einigkeit erheben könnte. Demnach wurde der neu errichtete deutſche Bund auf das kunſtreichſte zu dem Zwecke zuſammengeſetzt: 1) Daß der Bund überhaupt gar nicht mehr die Grenzen des alten Reichs umfaſſen, ſondern um ganze Provinzen (namentlich die Niederlande) kleiner werden mußte. 2) Daß innerhalb des Bundes jeder Staat vollkommen ſouverän und vom andern unabhängig blieb, ſich auch jeder vom andern durch Mauthen und Zölle abſperren mußte, damit es keine Deutſchen mehr gebe, ſondern nur Oeſterreicher, Preußen, Bayern ꝛc.*) 3) Daß die deutſche Nation keine Nationalvertretung haben, daß es neben dem Bundestag kein deutſches Parlament geben ſolle. 4) Daß Preußen, von dem die patriotiſche Begeiſterung der Deutſchen ausgegangen war, gelähmt und

*) Marſchall Davouſt hat einmal auf deutſchem Boden die Frechheit gehabt zu ſagen: Es gibt keine Deutſche, ſondern nur Oeſterreicher, Preußen, Bayern ꝛc. Dieſer Ausſpruch ging in der Franzoſenzeit von Mund zu Munde und veranlaßte Ernſt Moritz Arndt zu ſeinem berühmten Liede: Was iſt des Deutſchen Vaterland?

geschwächt werden solle, um die nationalen Einheitsbestrebungen in Deutschland nicht mehr fördern zu können.

Das war für den Congreß von Wien die Hauptaufgabe. Man nahm zwar die Miene an, als ob die neuen Territorialveränderungen an den Grenzen und im Innern des deutschen Bundes den Zweck hätten, Frankreich zu bedrohen. In Wahrheit aber sollten sie nur Preußen bedrohen. Hätte man Frankreich bedrohen wollen, so hätte man, wie das auch beim zweiten Pariser Friedensschluß von Preußen und vom Kronprinzen von Württemberg verlangt wurde, Metz und Straßburg zu deutschen Bundesfestungen machen, Lothringen und Elsaß in den deutschen Bund aufnehmen und am Oberrhein einen größeren Staat gründen müssen. Allein Lothringen und Elsaß durften bei Frankreich bleiben und Straßburg gegenüber blieben nur kleine deutsche Staaten bestehen und jedem Angriff von dort aus blosgestellt. Die Vertheidigung Deutschlands gegen Frankreich am Niederrhein wurde mit einer gewissen Ostentation Preußen anvertraut, als wolle man sich damit für die großen Leistungen Preußens im Kriege dankbar erweisen und als setze man das größte Vertrauen in die preußische Macht. In der Wirklichkeit aber war das ganze Arrangement, welches der Wiener Congreß an den Niederungen des Rheines traf, nur eine Schwächung und argwöhnische Ueberwachung Preußens. Anstatt nämlich Preußen hier freie Hand zu lassen, um die deutschen Interessen im Norden zu schützen, wie Oesterreich im Süden, engte und klammerte man Preußen in feindliche Nachbarstaaten ein. Man schnitt es von der Nordsee ab. Man gab ihm nicht einmal Ostfriesland zurück, das ihm schon gehört hatte. Man vereinigte Holland und Belgien, dazu noch unsere alten Reichslande Lüttich, Limburg und Luxemburg zu einem neuen Königreich der Niederlande. Man ließ Dänemark, obgleich es immer im Bunde mit Frankreich Deutschland angefeindet hatte, nicht nur Schleswig und Holstein, sondern gab ihm auch noch Lauen-

burg dazu. Man ſchuf drittens ein neues Königreich Hannover und vergrößerte es auf Koſten Preußens, namentlich mit Oſtfriesland. Durch dieſes Königreich Hannover wurde die kleinere weſtliche Hälfte des Königreichs Preußen von der größern öſtlichen getrennt. Die drei genannten Königreiche wurden in dieſer Weiſe ohne alles Verdienſt ihrer Beſitzer nur zu dem Zweck vergrößert, um Preußen einzuengen und deſſen Einfluß im nordweſtlichen Deutſchland zu neutraliſiren. Das Perfideſte in dieſem Arrangement des Wiener Congreſſes war die Beſtimmung, daß nicht das geſammte Niederland, obgleich es bis zur franzöſiſchen Revolutionszeit zum deutſchen Reich gehört hatte, in den deutſchen Bund gezogen wurde, um Verpflichtungen für denſelben zu übernehmen, ſondern daß nur die kleinen Provinzen Limburg und Luxemburg ſich dem deutſchen Bund anſchließen mußten, wie man auch Holſtein und Lauenburg beim deutſchen Bunde ließ, einzig zu dem Zweck, daß Niederland und Dänemark Sitz und Stimme am Bundestag erhielten, Oeſterreich daher immer auf zwei Stimmen mehr gegen Preußen rechnen konnte.

Indem nun Preußen mit ſeinem kleinern Beſtandtheil auf dem linken Rheinufer von dem weit mächtigern Frankreich in unmittelbarer Nähe bedroht und von ſeinen nächſten deutſchen Nachbarn, den Niederlanden, Hannover und Dänemark, ſtets feindſelig und gehäſſig überwacht blieb, war es in ſeiner ſchmalen, von der ruſſiſchen bis zur franzöſiſchen Grenze ſich erſtreckenden Längenausdehnung viel leichter angreifbar, als Oeſterreich, welches nicht nur überhaupt von viel größerm Umfang, ſondern auch trefflich zu einem Ganzen abgerundet war. Endlich hatte man auch nicht ohne Abſicht die katholiſchen Rheinlande und Weſtphalen Preußen angehängt und ihm dagegen die proteſtantiſchen Provinzen, Oſtfriesland und die fränkiſchen Markgrafſchaften, nicht mehr zurückgegeben. Durch den Gegenſatz der Confeſſionen glaubte man es innerlich ſchwächen zu können, wie man es durch das geo-

graphiſche Arrangement äußerlich geſchwächt hatte. Weil nun der damalige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., ſelber die Aechtung der deutſchen Nationalpartei gut hieß und ſich der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Politik fügſam zeigte, ſo war auf lange Jahre hinaus dafür geſorgt, daß in der deutſchen Nation Einheitsbeſtrebungen nicht mehr aufkommen konnten.

Inzwiſchen war die neue Verfaſſung, die man den Deutſchen gegeben hatte, ein Unrecht an der Nation und eine Unnatur, weshalb ſie nach dem großen Naturgeſetz der Weltgeſchichte zuletzt ihren Urhebern ſelbſt gefährlich werden mußte. Sie befriedigte nicht, ſie weckte einen langſamen und doch unwiderſtehlichen Widerſtand.

Um die Einheitsbeſtrebungen der deutſchen Nation gründlich und für immer vergeſſen zu machen, wählten die Lenker der drei Hauptbeſtandtheile des deutſchen Bundes verſchiedene Mittel, wie ſie einem jedem am nützlichſten ſchienen und ſich auch wirklich eine Zeitlang als nützlich bewährt haben. Die drei Beſtandtheile waren die großen abſoluten Monarchien Oeſterreich und Preußen und das Conglomerat der vormaligen Rheinbundſtaaten, die man jetzt deutſche Mittelſtaaten nannte. Das Mittel nun, deſſen ſich Oeſterreich bediente, um keine deutſchen Einheitsbeſtrebungen mehr aufkommen zu laſſen, war die Abſperrung des Kaiſerſtaats vom übrigen Deutſchland durch Mauthen, Paß-Quälereien und Cenſur, das Niederhalten deutſchen Geiſtes und deutſcher Bildung in Deutſch-Oeſterreich und die Begünſtigung der nichtdeutſchen Magyaren, Czechen und Italiener. Das Mittel, deſſen ſich Preußen bediente, war die künſtliche Treibhaushitze der Univerſitäts- und Schulbildung, inſonderheit einer die jugendlichen Geiſter berauſchenden Philoſophie, die Pflege des wiſſenſchaftlichen Hochmuths, den man auf die chriſtlich-deutſche Begeiſterung der Freiheitskriege nur noch verächtlich herabſehen ließ. Das Mittel endlich, welches man in den vormaligen Rheinbundſtaaten anwandte, war die Nachahmung des

modernen franzöſiſchen Verfaſſungsweſens. Die Annahme der franzöſiſchen Charte, die Einmiſchung conſtitutioneller Illuſionen, die Pflege parlamentariſcher Eitelkeit ſchien am beſten geeignet, die nationalen Gefühle zu unterdrücken und die Sympathien, die Frankreich während der Kriege in Deutſchland verloren hatte, wieder dorthin zu lenken. Nicht wenige der kleinern Regierungen hatten ſich in der Rheinbundzeit durch ihre Tyrannei verhaßt gemacht; wenn ſie nun den Schein des Liberalismus annahmen, ließ ſich das gutmüthige Volk wieder mit ihnen verſöhnen. Zudem blieb Frankreich immer noch ihr Rückhalt gegenüber von Oeſterreich und Preußen, wenn ihnen dieſe etwa Zwang hätten anthun wollen.

So die Mittel, die wirklich eine zeitlang gute Dienſte leiſteten. Allein jedes von ihnen trug einen böſen Keim in ſich. Indem Oeſterreich die nichtdeutſchen Nationalitäten in ſeinen Kronländern begünſtigte, wandten ſie ſich nach und nach gegen die Regierung und wuchſen ihr über den Kopf. Indem Preußen nur die kosmopolitiſche Wiſſenſchaft und deſtructive Philoſophie begünſtigte, ſchuf es ſich in den gebildeten Claſſen eine gefährliche Oppoſition, denn undankbar wandten ſich die, welche die Regierung begünſtigt hatte, von ihr ab. Der Liberalismus in den Mittelſtaaten endlich, anfangs von den Regierungen octroyirt, kehrte ſich ebenfalls gegen ſie und wuchs in derſelben Weiſe zu einer Macht an, in welcher er im Muſterlande Frankreich ſelbſt die Oberhand gewann.

Bis zur Julirevolution vegetirte der deutſche Bund unter ruſſiſcher und öſterreichiſcher Vormundſchaft. Es war die Zeit der europäiſchen Congreſſe, der ſyſtematiſchen Unterdrückung aller nationalen, wie auch liberalen Beſtrebungen. In Frankreich aber conzentrirte ſich die Kraft des Widerſtandes gegen den fünffachen eiſernen Reif, in welchen die Pentarchie der Großmächte die europäiſchen Völker geſchmiedet hatte, und explodirte zum erſtenmal in der Julirevolution. Die große deutſche

Nation empfing vom Nachbar her den Stoß wie einer, der aus dem Schlaf aufgerüttelt wird, und fiel auch wieder in den Schlaf zurück, bis ſie von eben demſelben Frankreich her achtzehn Jahre ſpäter durch die Februarrevolution 1848 einen noch viel derbern Stoß empfing. Die Initiative war immer bei Frankreich, wir in Deutſchland ließen uns nur von dorther ſtoßen, wie auf trägen Stoff lebendige Kraft einwirkt. Dem wahren deutſchen Patrioten, der ſich an die Energie des deutſchen Volks vom Jahr 1813 erinnerte, war dieſes Sichſtoßenlaſſen von den Franzoſen und Nachäffen ihres Treibens in hohem Grade widerwärtig. Allein der Liberalismus, der ſeinen Impuls in Paris empfing, erwies Deutſchland wenigſtens die Wohlthat, die bisherige öſterreichiſche Vormundſchaft, das ſ. g. Metternich'ſche Syſtem, tief und für immer zu erſchüttern. Der Liberalismus hatte ſich über Italien und Ungarn ausgebreitet und in ſchweren Kriegen verdankte die öſterreichiſche Dynaſtie ihre Erhaltung einzig dem Genie einiger großer Feldherrn. Obgleich nun aber unter dem thatkräftigen Miniſter Fürſten Schwarzenberg Oeſterreich ſeine ganze alte Macht herſtellte und durch ſein Bündniß mit Rußland nicht nur Ungarn wieder unterwarf, ſondern auch alle Vorbereitungen, welche Preußen zu einer beſſern Neugeſtaltung Deutſchlands bereits getroffen hatte, zu Olmütz wieder vereitelte, ließ ſich doch das Werk der deutſchen Einigung nur aufhalten und keineswegs mehr für immer hemmen.

Schon bald nach der Julirevolution hatte die Erſchütterung Deutſchlands in zweien der drei Hauptbeſtandtheile des deutſchen Bundes (Preußen und den Mittelſtaaten) Veränderungen hervorgerufen, die als eine natürliche und vernünftige Rückkehr zum chriſtlich deutſchen Programm der Freiheitskriege angeſehen werden mußten, während in dem dritten Beſtandtheile (Oeſterreich) das Metternich'ſche Syſtem noch in voller Blüthe ſtand. In Preußen nämlich erfolgte ſeit dem kräftigen Auftreten Hengſtenbergs in Berlin und ſeit den Kölner Wirren im

proteſtantiſchen wie im katholiſchen Gebiet eine mächtige und unwiderſtehliche Reaction des chriſtlichen Geiſtes gegen ſeine bisherige Unterdrückung, die hauptſächlich der Cultminiſter Altenſtein und die Hegel'ſche Philoſophie verſchuldet hatten. Zugleich erfolgte eine Vereinbarung Preußens mit den meiſten Mittelſtaaten im Intereſſe der Induſtrie, des Handels und Verkehrs, der berühmte Zollverein, ſeit 1832. Das war der erſte große Schritt aus dem Particularismus hinaus zur Nationaleinheit. In Bezug auf die materiellen Intereſſen wurden die Mittelſtaaten mit Preußen verbunden, fielen die bisherigen Zollſchranken und halfen die zehn Jahre ſpäter aufgekommenen Eiſenbahnen den ſo lange in kleine Pferche eingeſperrten Deutſchen gehörig Luft machen.

Während ſich Preußen und die Mittelſtaaten dieſer Vortheile erfreuten, blieb Oeſterreich in Bezug ſowohl auf die religiöſe und ſittliche Erſtarkung als auf ſeine materiellen Intereſſen zurück. In blinder Ueberſchätzung ſeiner mit Rußlands Hülfe 1849 durch Unterwerfung Ungarns, 1851 durch Demüthigung Preußens in Olmütz erlangten Machtſtellung that es lediglich nichts für Wiederbelebung des religiöſen Sinnes, noch für den Wohlſtand. Sein Concordat war nur eine Spiegelfechterei, womit man dem Ausland imponiren wollte; in Oeſterreich war der katholiſche Geiſt aufs tiefſte geſunken und das Kreuz verachtet und geſchändet durch die von der Regierung ſelbſt begünſtigte, alles überwuchernde Judenpreſſe. Eben ſo geſunken war der Wohlſtand durch die Judenwirthſchaft im Staatshaushalt, welche in allen Zweigen der Verwaltung Betrug und Unterſchleiſe zur Tagesordnung machte und die Staatsſchulden ins Ungeheure anhäufte. Als nun im J. 1854 Oeſterreich durch ſeine Theilnahme am Krimkriege die bisherige Gunſt Rußlands verſcherzte, ohne das Vertrauen Preußens wiedergewonnen zu haben, war es iſolirt und konnte mit ſeiner braven, aber elend commandirten Armee den vereinigten Truppen Frankreichs und Italiens im J. 1859 nicht Stand halten, als Napoleon III. es unternahm, wie

einst Karl VIII., Franz I., Ludwig XIV. und Napoleon I. dem Hause Habsburg die Hegemonie in Italien zu entreißen. Oesterreich verlor die Lombardei und seine Niederlage enthüllte zugleich den tiefen Abgrund seiner innern, selbstverschuldeten Corruption.

Man hegte die Besorgniß, Napoleon III. werde, nachdem es ihm so glücklich gelungen war, im Krimkriege Rußland und im lombardischen Kriege Oesterreich zu demüthigen und die Niederlage seines großen Oheims an ihnen zu rächen, nun auch an Preußen Rache nehmen wollen. Allein er war zu klug dazu und rühmte sich sogar, durch seine Zusammenkunft mit dem Prinzregenten von Preußen in Baden-Baden am 16. Juni 1860 seine freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen befestigt zu haben, obgleich der Prinzregent ihm im Angesicht der mit ihm in Baden versammelten Könige der Mittelstaaten und einiger deutschen Großherzoge und Herzoge einfach erklärt hatte, er werde zu keinem Arrangement seine Zustimmung geben, durch welches die Integrität des deutschen Bundes alterirt werde. Was er auch vorher der preußischen Regierung insinuirt haben mochte, es war damit abgelehnt und er hielt es für räthlich, für diesmal von jeder Combination, durch die ihm etwa das linke Rheinufer in die Hände gespielt werden könnte, abzusehen.

Durch die Art und Weise, wie der Kaiser von Oesterreich dem lombardischen Kriege im Frieden von Villafranca unter falscher Anklage gegen Preußen, als ob ihn das habe im Stich lassen wollen, ein rasches Ende bereitet hatte, war die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen vergrößert worden. Von österreichischer Seite sehr übereilt und übel berechnet. Inzwischen war es geschehen und die Mittelstaaten hofften mehr als je, aus dem Zwiespalt der deutschen Großmächte Vortheil zu ziehen. So kam die Triasidee zur Geltung, nämlich die Idee, in der Dreitheilung des deutschen Bundes den Mittelstaaten eine festere Sonderstellung zu geben und ihnen wo

möglich am Bundestage ein Uebergewicht über jeden der beiden mächtigen Stärkern zu verſchaffen. Die Verfechter dieſer Idee waren zwei geniale Männer, der erſte Miniſter in Bayern, Herr von der Pfordten, und der erſte Miniſter in Sachſen, Herr von Beuſt.

Inzwiſchen wurde der Kaiſer von Oeſterreich durch das loyale Benehmen des Prinzregenten in Baden beruhigt und geneigt, ſich Preußen wieder zu nähern, dies geſchah in einer Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem Prinzregenten in Töplitz am 25. Juli. Nachher lud der Kaiſer von Rußland beide nach Warſchau ein, um etwaigen Bedrohungen von Frankreich her durch eine neue Allianz der drei nordiſchen Mächte zu begegnen. Die drei Monarchen kamen am 22. October in Warſchau zuſammen, ſchritten jedoch ſo wenig zu einer Offenſive, als Napoleon III. eine gewagt hatte, und der Frieden blieb erhalten. Nur das Mißtrauen dauerte fort und hinderte auch jedes weitere Zuſammengehen der beiden deutſchen Großmächte.

Je dringender es ſchien, mit gutem Willen und gemeinſamer Anſtrengung die deutſchen Angelegenheiten zu fördern und zu beſſern, und von wie vielen Seiten man auch einen Anlauf dazu nahm, ſo ließ ſich doch bei der dynaſtiſchen Eiferſucht und der Verſchiedenheit der dynaſtiſchen Intereſſen keine Vereinbarung erzielen.

Das Kriegsjahr 1859 hatte bewieſen, daß der vielköpfige deutſche Bund, wenn es gelte, gemeinſchaftlich einen Krieg zu führen, ſich über die Führerſchaft, über den Oberfeldherrn nicht einigen könne. Die Mittelſtaaten wollten ſich nicht unbedingt unter einen der Großſtaaten fügen, und unter ihnen ſelbſt herrſchte Eiferſucht. So hatten ſich, als 1840 ein Krieg zu drohen ſchien, Bayern und Württemberg über das Commando nicht einigen können. In den Mittelſtaaten war das Militärweſen überhaupt während des langen Friedens hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben. Preußen hatte alſo nicht nur das Recht, ſondern ſogar auch die Pflicht, eine Reform der Bundes-

Verlusten erkaufen. Beim Anfang des Feldzugs hatte Napoleon unterwegs die Churfürsten Karl Friedrich von Baden, Friedrich von Würtemberg und Maximilian Joseph von Bayern zum Bündniß mit Frankreich gezwungen, und sie blieben ihm eifrig getreu, weil sie aus dieser Verbindung große Privatvortheile ziehn konnten, bei der geringsten Weigerung aber durch den übermüthigen Sieger ihre Länder verloren haben würden. Um sie in dieser Treue zu bestärken und sie durch Dankbarkeit zu verpflichten, gab ihnen jetzt Napoleon den besten Theil der Siegesbeute. Bayern wurde zu einem Königreich erhoben und erhielt von Preußen Anspach und Baireuth, von Oesterreich ganz Tyrol, Vorarlberg, die Markgrafschaft Burgau, die Bisthümer Passau, Trient und Brixen, und ausserdem viele kleine Herrschaften abgetreten. Auch Würtemberg erhielt die Königskron, und die vorderösterreichischen Herrschaften in Schwaben. Baden wurde mit dem Breisgau und der großherzoglichen Würde beschenkt. Für sich selbst nahm Napoleon den Oesterreichern Venedig ab und schlug es zum Königreich Italien, und gegen alle diese Verluste bekam Oesterreich nichts als Salzburg. Der Churfürst von Salzburg, sonst Großherzog von Toscana, wurde wieder weiter geschickt und bekam Würzburg als Churfürstenthum.

Kapitel CCCCLX.

Untergang des heiligen römischen Reichs.

Napoleon hatte der Welt gezeigt, daß er die Kaiserkrone zu behaupten wisse, er eilte nun, ihr noch größern Glanz zu geben. Alle von seinem Reich abhängigen kleinen Republiken und Eroberungen schuf er in Königreiche und Fürstenthümer um und gab sie seinen Verwandten und Günstlingen. Sein Bruder Joseph wurde König

kriegsverfaſſung zu beantragen. Man kam damit aus alten Eiferſüchteleien nicht aufs Reine, konnte aber nicht umhin, von der Kriegsverfaſſung auf die geſammte Bundesverfaſſung überzugehen und auch für dieſe eine totale Reform zu beantragen. Gleichfalls vergebene Mühe, weil ſich die Sonderintereſſen Oeſterreichs, Preußens und der Mittelſtaaten auf keine Weiſe befriedigend ausgleichen ließen. Auch hieß es ſo viel als die Quadratur des Cirkels finden wollen, wenn man eine freiwillige Unterordnung verlangte, wo nur zwingende Nothwendigkeit durchdringen kann.

Preußen hatte ſich der Vertheidigung Deutſchlands auch in der ungünſtigſten Zeit der öſterreichiſchen Vormundſchaft bei jeder Gelegenheit angenommen, z. B. in der Bundesfeſtungsfrage. Hier einige Enthüllungen, die in meiner Geſchichte der letzten 40 Jahre noch nicht aufgenommen ſind.

Bekanntlich wurde von den 20 Millionen Franken, welche 1815 von Frankreich bezahlt und einſtweilen dem jüdiſchen Hauſe Rothſchild in Frankfurt a. M. anvertraut worden waren, 25 Jahre lang der Gebrauch nicht gemacht, für den man ſie anfangs, um das gute deutſche Publikum zu täuſchen, auf dem Papier beſtimmt hatte. Es hatte nämlich von dieſem Gelde eine große deutſche Bundesfeſtung zur Vertheidigung der kleinen Staaten am Oberrhein gegen Frankreich erbaut werden ſollen. Sie wurde aber nicht erbaut, ſondern die Zinſen des Geldes anders verwendet. Wurde einmal nach dieſer wichtigen Angelegenheit gefragt, ſo hieß es, der Feſtungsbau preſſire nicht, man habe ja Frieden und überdies ſeyen Oeſterreich und die ſüddeutſchen Mittelſtaaten über die Wahl des Orts noch nicht einig geworden. Baden und Württemberg wollten eine Feſtung im Rheinthal Straßburg gegenüber, zum Schutz ihrer Länder haben, Oeſterreich aber ziehe Ulm vor, weil dies in mehr unmittelbarer Nähe den Kaiſerſtaat ſchütze. So wurde die Entſcheidung wiſſentlich und künſtlich hingehalten, bis

erſt im Jahr 1840 Frankreich zum erſtenmal wieder Deutſchland mit Krieg bedrohte und Becker ſein berühmtes Lied anſtimmte: „Sie ſollen ihn nicht haben!“ Jetzt erſt glaubte die Diplomatie etwas thun zu müſſen, um das aufgeſchreckte deutſche Publikum wieder in Schlaf zu wiegen, und der Bundestag nahm den Vorſchlag an, welchen Preußen bereits am 29. Auguſt 1839 gemacht hatte, daß von dem vorhandenen Gelde die beiden Feſtungen, unter denen man bisher keine Wahl hatte treffen können, nämlich Raſtatt und Ulm, zugleich gebaut werden ſollten.

In der Bundesmilitärcommiſſion wurden damals noch andere Vorſchläge erörtert, ohne daß ihnen wäre Folge gegeben worden. Sie bezweckten, das Vertheidigungsſyſtem des nordweſtlichen Deutſchland durch ein ſüddeutſches dergeſtalt zu vervollſtändigen, daß es dem wirklichen Bedürfniß auch genügen könne, wozu Raſtatt und Ulm allein nicht ausreichten. Es handelte ſich dabei nicht darum, eine Operationsbaſis zum Angriff zu gewinnen, ſondern lediglich um Vertheidigung gegen die Angriffe, die von Frankreich her gemacht werden könnten.

Die Hauptlinie, welche die Franzoſen gewöhnlich wählten, wenn ſie in Deutſchland einfielen, war die Straße, welche von Straßburg aus nördlich um den Schwarzwald herum führt, über Pforzheim nach Cannſtadt, von welchem erſten Knotenpunkt aus ſie ſich nach Ulm, Nördlingen oder Würzburg bewegen konnten. Ein noch näherer Weg führte ſie über den Kniebis und Freudenſtadt nach Stuttgart und Cannſtadt.

Ein zweiter mittlerer Weg führte ſie über Offenburg durch das Kinzigthal nach Lauſach und von da entweder über Rottweil und Tuttlingen oder Villingen und Donaueſchingen nach Stockach in die Nähe des Bodenſees. Ein dritter mittlerer Weg führte ſie von Breiſach über Freiburg durchs Höllenthal ebenfalls nach Stockach.

Nun folgen noch vier Straßen vom Süden aus der Schweiz her,

die eine von Basel aus über Waldshut und Schaffhausen nach Stockach, die andere von Aarau über Zurzach und Schaffhausen nach Stockach, die dritte von Zürich aus über Winterthur und Schaffhausen nach Stockach, die vierte von Frauenfeld aus über Constanz nach Stockach. Hieraus nun ergab sich die außerordentliche Wichtigkeit Stockachs für die Vertheidigung Oberschwabens und auch die Zweckmäßigkeit einer Befestigung von Offenburg oder Hausach.

Die zuerst genannte nördliche Operationslinie der Franzosen erscheint als die wichtigste, weil auf ihr die beiden Hauptstädte Karlsruhe und Stuttgart liegen, deren rasche Besitznahme dem Feinde von politischem Interesse seyn muß, und weil von hier aus der Feind am leichtesten mit andern seiner Heertheile, die vom Mittel- und Niederrhein eingefallen sind, gegen die Mitte Deutschlands cooperiren kann.

Der zweite wichtigste Punkt der Vertheidigung ist Stockach, wohin alle westlichen und südlichen Operationslinien des Feindes convergiren. Beide Vertheidigungssysteme, das nördliche, welches mit Rastatt beginnt, und das südliche, welchem die Befestigung von Stockach noch fehlt, finden ihren Schlußpunkt in Ulm, wohin der Feind auf dem nördlichen, wie auf dem südlichen Wege zu gelangen trachten wird. Um ihm den Zugang von Süden zu erschweren, hat man an eine Befestigung von Biberach gedacht, welches zwischen Ulm und Stockach in der Mitte liegt.

So weit gingen die Vorschläge und Pläne in der Bundesmilitärcommission vor jetzt 28 Jahren. Unterdeß hat man Ulm und Rastatt gebaut. Weiter aber ist nichts geschehen.

Wir kehren zum Jahr 1860 zurück. Der preußische Antrag betreffend die Revision der Bundesmilitärverfassung forderte eine doppelte Führerschaft im Bundeskriege; im Süden sollte Oesterreich, im Norden Preußen mit derselben betraut werden. Das entsprach, wie dem Machtverhältniß beider, so auch der räumlichen Ausdehnung des Bundes

und verhinderte jede Eiferſucht der einen deutſchen Großmacht auf die andere. Allein die Mittelſtaaten kamen dabei zu kurz und da auch Oeſterreich (als Präſidialmacht des Bundes) ſeinen Anſpruch auf die Oberleitung nicht gerne aufgab, ſo wurde der preußiſche Antrag am 2. Mai 1860 vom Bundestage abgelehnt. Auf einer Conferenz der Südſtaaten zu Würzburg wurde am 6. Auguſt beſchloſſen an der Einheit des Oberbefehls im Kriege feſtzuhalten. Nun ruhte die Sache. Am 15. April 1861 aber ließ Preußen eine Mahnung an Bayern ergehen, worin es auf das Unzureichende des Kriegsweſens in den ſüddeutſchen Mittelſtaaten aufmerkſam machte und vorausſagte, daſſelbe werde ſich in einem ernſten Kriegsfall als hinreichend tüchtig nicht bewähren.

Mittlerweile griff Herr von Beuſt die Frage auf und ſtellte am 15. Oktober 1861 beim Bundestage einen Antrag auf Reform der ganzen deutſchen Bundesverfaſſung, natürlich im einſeitigen Intereſſe der Mittelſtaaten, weshalb er nicht durchgehen konnte. Er verlangte nämlich, Oeſterreich und Preußen ſollten jährlich im Präſidium wechſeln, dem Bundestage aber ſollte ein Parlament zur Seite geſetzt werden, wozu Oeſterreich und Preußen jedes 30, die Mittel- und Kleinſtaaten alle zuſammen 68 Abgeordnete ſchicken ſollten. Das hieß die Eiferſucht der beiden Großmächte nähren, jede durch die andere neutraliſiren und ſchwächen, den Mittelſtaaten aber eine Mehrheit im Parlamente ſichern. Ueberdies verlangte Herr von Beuſt auch noch eine Executivgewalt des Bundes, in der neben dem öſterreichiſchen und preußiſchen Executor auch noch ein mittelſtaatlicher Platz nehmen ſollte. Ein Eindrängen der Mittelſtaaten, welches ſich die beiden Großſtaaten begreiflicherweiſe verbaten. Doch glaubte Graf Rechberg, der damalige erſte Miniſter Oeſterreichs, die Gelegenheit benutzen zu ſollen, um, wenn man doch einmal an eine Bundesreform denke, den Anſchluß auch des nichtdeutſchen Oeſterreich an den deutſchen Bund in Vorſchlag

zu bringen. Der Bund würde alsdann ein „Siebzigmillionenreich“ darſtellen und allen andern Mächten überlegen ſeyn. Da ſich indeß Oeſterreich damit ein Uebergewicht im Bunde zuerkannt hätte, welches ihm Preußen und die Mittelſtaaten nicht gönnten, ſo fiel auch dieſer Antrag durch.

Der badiſche Miniſter Roggenbach ſagte das richtige Wort am 13. Dezember 1861 in der badiſchen Kammer: die Rivalität der beiden deutſchen Großmächte mache eine einheitliche Bundesgewalt eben ſo unmöglich, als die letztere ein unabweisliches Bedürfniß der deutſchen Nation bleibt, Preußen werde ſich Oeſterreich, Oeſterreich Preußen nie unterwerfen und doch müſſe man eine einheitliche Oberleitung haben. Es ſey natürlich, daß, weil die Fürſten am Bundestag nicht einig wurden, die große nationale Einheitsfrage auf den Straßen und in allerlei Vereinen verhandelt werde. Das ſey unzuträglich, die Entſcheidung komme nicht den Dilettanten zu, nur die Regierungen allein hätten ſich geſchäftlich damit zu befaſſen, ſollten ſich daher nicht durch das Eingeſtändniß ihrer Unfähigkeit das Heft aus den Händen winden laſſen; ſie ſollten aber, was ihr Recht ſey, auch als ihre Pflicht anſehen und der Nation ſtatt des Brodes für ihren Hunger nicht einen Stein anbieten wollen. Schon habe man als Ableiter der Gefahr des Verlangens einer Centralgewalt eine Volksvertretung am Bunde in Vorſchlag gebracht. Damit würde die Gefahr nur vergrößert und das Ziel, zu einer Einheit der Executivgewalt zu gelangen, in weitere Ferne gerückt. Jemehr Leute mitreden, jemehr Meinungen ſtreiten wider einander und man gelangt zu einem Kriege aller gegen alle, anſtatt zur Einheit. Wollen die Fürſten den Platz behaupten, ihr bisheriges Recht nicht aus den Händen geben, ſo dürfen ſie auch die letzte Entſcheidung nicht von den ſtürmiſchen Wogen eines Parlaments abwarten, ſondern ſie ſelbſt müſſen die Initiative ergreifen und, wenn es ihnen auch Opfer koſtet, die Nation befriedigen. Dies könne nun auf keine andere Weiſe

geſchehen, als durch Gründung eines engern Bundes. — Dies war der Kern der ausführlichen Rede Roggenbachs und es lag darin etwas Prophetiſches, denn fünf Jahre ſpäter kam der engere Bund wirklich zu Stande. Es war im Grunde derſelbe Gedanke, den die Mehrheit in der Paulskirche und nachher die Gothaer Partei gehegt hatte. Doch das war neu und bedeutungsvoll, daß eine Regierung ſich von freien Stücken jetzt wieder zu dieſem Gedanken bekannte. Die badiſche Kammer ſtimmte dem Miniſter bei und ſprach in ihrer Adreſſe an den Großherzog mit allen gegen eine Stimme die Ueberzeugung aus: „Nur eine bundesſtaatliche Verbindung, welche für den militäriſchen Schutz des Ganzen und die Vertretung der Nation nach außen ein einheitliches conſtitutionelles Organ ſchafft und daſſelbe mit einer Nationalrepräſentation umgibt, wird im Stande ſeyn, das gute Recht aller mit kräftiger Hand zu ſchützen. Mit gerechtem Stolz begleitet das badiſche Volk Ew. Königlichen Hoheit hochherziges Streben, mit dem Beiſpiel eigener Opferwilligkeit die vorhandenen Schwierigkeiten zu ebnen.“

Aehnlich faßte Preußen die Frage auf. Graf Bernſtorff, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, beantwortete am 30. Dez. den Vorſchlag des Herrn von Beuſt dahin, „daß ein ernſter Verſuch, den ganzen Bund in bundesſtaatliche Formen zu zwängen, leicht zur Auflöſung des Bundes führen könne, während die Bildung eines Bundesſtaats im Staatenbunde mit dem Fortbeſtehen des letztern ſehr wohl vereinbar ſcheine.“ Das wurde wie von Oeſterreich, ſo auch von den Mittelſtaaten (außer Baden) übel aufgenommen und beide, Oeſterreich und die Mittelſtaaten lehnten am 2. Februar 1862 in einer identiſchen Note die Idee des Bundesſtaats im Staatenbund aufs entſchiedenſte ab.

Der Verfaſſungsſtreit wurde noch lebendiger, indem für Oeſterreich ein neues Motiv hinzutrat, die Mittelſtaaten von Preußen abzuziehen. Preußen nämlich ſchloß mit Frankreich am 12. März 1862 einen Zoll-

und Handelsvertrag ab unter Vorbehalt des Beitritts aller seiner Zollvereinsgenossen. Wollten die letztern nicht beitreten, so mußten sie überhaupt aus dem Zollverein austreten. Das war nun eine günstige Gelegenheit für Oesterreich, die Mittelstaaten zu einem gemeinschaftlichen Verhalten gegen Preußen aufzufordern. Oesterreich verlangte nämlich im Sommer 1862 seine Zulassung zum deutschen Zollverein und die Mittelstaaten drohten Preußen mit ihrem Austritt aus dem bisherigen Zollverein und dem Abschluß eines neuen mit Oesterreich, wenn Preußen die Aufnahme Oesterreichs in den bisherigen Zollverein verweigerte. Bis diese Vorfrage entschieden sey, erklärten sie sich gegen den neuen Vertrag mit Frankreich. Ein ziemlich leichtfertiges Vorgehen, denn es war den Mittelstaaten nicht ernst, die den materiellen Interessen ihrer Bevölkerungen höchst zuträgliche Zollvereinigung mit Preußen aufzugeben und dagegen eine mit dem finanziell zerrütteten und in seiner nichtdeutschen Völkermasse noch viele barbarische Elemente enthaltenden Oesterreich einzugehen. Auch die Agitation gegen den Handelsvertrag mit Frankreich war eine unaufrichtige und erkünstelte. Jemehr die Verkehrsmittel sich vervielfältigt hatten, gewann auch das System des Freihandels die Oberhand über das der Schutzzölle. Wie hatte man nicht früher gegen den deutschen Zollverein und noch vor kurzem gegen den Handelsvertrag, welchen Frankreich mit England abschloß, agitirt und nur Unheil davon verkündet, während der Erfolg der günstigste war und beide betheiligte Länder nur Gewinn davon hatten. Preußen lehnte den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein am 20. Juli 1862 entschieden ab, lud seine bisherigen Zollvereinsgenossen ein, dem Vertrage mit Frankreich beizutreten, widrigenfalls ihr Verhältniß zum Zollverein von selbst gelöst sey, und wartete das Weitere ruhig ab. Obgleich Bayern, Württemberg, Hannover und Darmstadt den Vertrag mit Frankreich verwarfen, so war doch der Termin, an welchem der Zollverein statutenmäßig sich auflösen oder seinen Fortbestand neu be-

ſchließen mußte, noch nicht abgelaufen, und in der ganzen induſtriellen und Handelswelt der Mittelſtaaten wußte man wohl, daß die Regierungen dem Zollverein nicht entſagen könnten, daß ſie niemals wagen würden, mit der Kündigung deſſelben ihren Völkern ins Geſicht zu ſchlagen. Ihre Sprödigkeit gegen Preußen hatte nur den Zweck, dasſelbe vielleicht einſchüchtern zu können. Die Nothwendigkeit, den Zollverein zu erhalten, leuchtete außer der badiſchen Regierung auch der ſächſiſchen ein und beide bemühten ſich zu vermitteln.

Oeſterreich benutzte nun die Situation, um, wenn es auch ſeinen Eintritt in den Zollverein nicht durchſetzen, noch den Handelsvertrag mit Frankreich rückgängig machen könne, doch in der Bundesverfaſſungsfrage die Mittelſtaaten ganz auf ſeine Seite zu ziehen. Es ſetzte nämlich grade in dieſen Tagen, am 14. Auguſt, dem preußiſchen Reformvorſchlag einen andern entgegen, für den es die Mittelſtaaten bereits gewonnen hatte. Der Vorſchlag ging auf eine imponirende Weiſe vom Kaiſer von Oeſterreich, den vier Königen von Bayern, Sachſen, Hannover und Württemberg, dem Kurfürſten von Heſſen, dem Großherzog von Darmſtadt und dem Herzog von Naſſau aus und verlangte die ſofortige Einberufung eines aus den einzelnen deutſchen Ständekammern durch Delegationen hervorgehenden Parlaments, welches neben dem Bundestage die allgemeinen deutſchen Angelegenheiten berathen ſolle. Das ſchien geeignet, den preußiſchen Plan zu beſeitigen und zugleich den mittelſtaatlichen Liberalismus zu befriedigen. Preußen verfehlte nicht, ſich dagegen feierlich zu verwahren und im Voraus zu erklären, es werde ſich einem etwaigen Mehrheitsbeſchluß am Bundestage nicht fügen, wozu ihm die Bundesverfaſſung das Recht gebe. Dagegen erließ nun wieder Oeſterreich am 28. Februar 1863 eine ſcharfe Note, worin namentlich auf die empfindlichſte Weiſe eine Aeußerung gerügt wurde, welche der neue preußiſche Miniſterpräſident, Herr von Bismark, gethan haben ſollte. Man legte ihm nämlich in den Mund, es

wäre am besten, wenn Oesterreich den Schwerpunkt seiner Macht von Wien nach Ofen verlegte. Wenn er diese Aeußerung gethan hat, so war sie eine sehr vernünftige, denn es ist Oesterreichs größtes Unglück gewesen, daß es seine ganze Aufmerksamkeit immer dem Westen, statt dem Osten zugewendet hat. Seine Aufgabe war, den Russen im Orient zuvorzukommen und das byzantinische Erbe mit Zustimmung und Hülfe des ganzen mittlern und westlichen Europa in Besitz zu nehmen, nicht aber sich in fruchtlosen Kämpfen gegen die deutsche und italienische Nationalität, gegen Preußen und Frankreich abzuquälen.

Im Verlauf des Sommers tagten die Mittelstaaten in München, um den Zutritt Oesterreichs zum Zollverein zur Bedingung ihres Verhaltens gegen Preußen zu machen. Doch glaubte Oesterreich mit Recht, wenn man an die materiellen Interessen allein denke, werde es gegen Preußen den kürzern ziehen. Es schob daher eine engere politische Vereinigung mit den Mittelstaaten vor, in der Hoffnung, wenn erst diese zu Stande gekommen wäre, würde auch sein Eintritt in das Zollgebiet sich leichter bewerkstelligen lassen. Nachdem es hinter dem Rücken Preußens mit den Höfen der Mittelstaaten heimliche Verabredungen getroffen hatte, lud es sämmtliche deutsche Regenten zu einem großen Fürstentage nach Frankfurt a. M. ein, am 1. August 1863. Absichtlich sollte die Zusammenkunft der Fürsten schon in kürzester Frist nach nur zwölf Tagen am 16. August stattfinden. Man wollte nämlich Preußen keine Zeit lassen, wirksame Einreden zu machen. Das Geheimniß war gut bewahrt worden. Der König von Preußen wußte gar nichts, als ihm der Kaiser von Oesterreich, mit dem er zufällig im Bad Ischl zusammentraf, das erste Wort sagte und auch ihn nach Frankfurt einlud, am 3. August. Vielleicht hätte der Kaiser mit der allgemeinen Einladung, die gleich am folgenden Tag erfolgte, noch nicht so sehr geeilt, wenn er nicht persönlich mit dem König zusammen gekommen wäre, da ihm in diesem Falle aus Rücksichten des Anstandes

doch nicht mehr möglich war, den König länger in Ungewißheit zu laſſen. König Wilhelm von Preußen machte ihm die Bemerkung, es wäre doch wohl richtiger geweſen, daß ſich das Wiener Kabinet erſt mit dem Berliner verſtändigt haben würde, ehe es eine ſo wichtige Frage den Mittelſtaaten vorlege. Allein der Kaiſer wollte den Fürſtentag nicht mehr verzögern und glaubte, im Einverſtändniß mit den Mittelſtaaten Preußen jedenfalls überſtimmen zu können, mochte der König der Einladung Folge leiſten und nach Frankfurt kommen oder nicht. Der Hauptzweck war erreicht, man hatte Preußen hintergangen und überraſcht, ihm keine Zeit gelaſſen, Gegenmaßregeln zu treffen und die Mittelſtaaten umzuſtimmen.

Der Kaiſer von Oeſterreich und die übrigen eingeladenen Fürſten kamen, außer dem König von Preußen, am 16. Auguſt beim ſchönſten Wetter in Frankfurt zuſammen und am folgenden Tage wurde ihr Congreß feierlich eröffnet. Kaiſer Franz Joſeph redete die Verſammelten gnädig an und forderte ſie auf, dem großen Werk der neuen Einigung mittelſt einer Reformakte des deutſchen Bundes ſchleunigſt beizutreten, „um die Annahme des Plans, der jedenfalls im Vergleich mit dem gegenwärtigen Zuſtand einen hohen Gewinn für Deutſchland in ſich ſchließe, auch nicht einmal um eine kurze Friſt zu verzögern.“ Im Namen der übrigen Fürſten antwortete der König von Bayern, indem er aufs freudigſte dem Plane zuſtimmte, der Verſammlung jedoch vorbehielt, etwaige Modificationen der kaiſerlichen Vorlage zu belieben. Auf dieſe Vorlage hier ausführlicher einzugehen, iſt um ſo unnöthiger, als der ganze Verſuch mißlang. Wir beſchränken uns hier nur die Grundzüge des öſterreichiſchen Planes zu ſkizziren. Derſelbe kam auf das ſchon früher bei den Dresdener Conferenzen angeregte Directorium zurück. Ueber dem Bundestage ſollte ein engerer Ausſchuß der Bundesregierung unter dem Namen eines Directoriums die höchſte Gewalt im Bunde ausüben. Das Directorium ſollte aus fünf Perſonen be-

von Neapel, sein Bruder Ludwig König von Holland, sein Stiefsohn Eugen Beauharnois Vicekönig von Italien, sein Schwager Murat, ehemals ein gemeiner Reiter, jetzt sein bester Reiterfeldherr, wurde Großherzog von Berg, sein erster Adjutant Berthier Fürst von Neufchatel, sein Oheim, Cardinal Fäsch, sollte dem Churfürsten von Mainz, der jetzt in Regensburg saß, nachfolgen. Um allen Unterschied der Geburt aufzuheben, fieng Napoleon auch an, zwischen seiner und den ältesten Familien Europa's Ehen zu stiften. Sein Stiefsohn, der schöne Eugen, heirathete eine Bayerische Prinzessin, sein Bruder Hieronymus eine würtembergische. Seine Schwester Hortensia, mit einem italienischen Fürsten vermählt, wurde Königin von Etrurien. Alle diese neuen Fürsten waren Vasallen des Kaisers Napoleon und durch ein Familiengesetz seiner Oberherrschaft unterworfen. Alle gehörten zum großen Kaiserreich. Auch die Schweiz wurde dazu gerechnet, und es bedurfte nur eines Schrittes, um auch das halbe deutsche Reich vollends dem französischen einzuverleiben.

Am 12ten Juli 1806 schlossen sechszehn Fürsten des westlichen Deutschlands unter Napoleons Leitung einen Vertrag ab, nach welchem sie sich vom deutschen Reich losreißen, einen sogenannten Rheinbund stiften und denselben der Hoheit des französischen Kaisers unterwerfen wollten. Am 1sten August erklärte Napoleon selbst: das deutsche Reich hat aufgehört! Dieser allgewaltigen Stimme vermochte niemand zu widersprechen. Kaiser Franz II legte schon am 6ten August die deutsche Kaiserkrone nieder und erklärte das heilige römische Reich für aufgelöst. Die Erklärung war rührend und voll Schmerz und Würde. Der letzte deutsche Kaiser hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gestritten, und jedes Opfer gebracht, er fast allein, um Deutschlands

stehen, nämlich außer den drei mächtigsten Bundesfürsten, dem Kaiser von Oesterreich und den Königen von Preußen und Bayern, noch aus zwei Souveränen, die am 8., 9. und 10. Bundesarmeecorps betheiligt seyen und gewählt werden müßten. Man wollte nicht blos Könige ins Directorium bringen, oder solche doch nur mit freier Zustimmung der Großherzoge und kleinern Fürsten. Den Vorsitz im Directorium behielt sich Oesterreich vor. Neben dem Directorium sollten die siebzehn Stimmen des bisherigen engern Raths der Bundesversammlung einen Bundesrath bilden, welcher ebenfalls unter dem Vorsitz Oesterreichs mit zwei Drittheilen der Stimmen über einen Krieg des Bundes, mit einfacher Stimmenmehrheit aber über einen Krieg entscheiden sollte, den ein Bundesglied, welches noch außer dem Bunde Besitzungen habe, führen werde. Durch diese Bestimmung sollte Preußen genöthigt werden, seine Truppen Oesterreich für dessen spezielle Zwecke zur Verfügung zu stellen. Neben dem Directorium und Bundesrath wurde noch ein Bundesgericht vorgeschlagen, zu welchem zwölf Mitglieder einzelner deutschen Ständeversammlungen beigezogen werden sollten. Endlich wurde der Nation ein Parlament bewilligt, aber nur in der Form einer Delegation aus sämmtlichen präsenten Ständeversammlungen, nach dem früher schon gemachten Vorschlage. Diese Delegirtenversammlung sollte 300 Mitglieder zählen, je 75 aus Oesterreich und Preußen und 150 aus den übrigen Bundesstaaten. Hielten nun wie bisher die Mittelstaaten zu Oesterreich, so mußte Preußen beständig überstimmt werden.

Grund genug für Preußen, diesen Reformplan abzulehnen. Die Fürstenversammlung lud den König von Preußen nochmals dringend ein, nach Frankfurt zu kommen und der König von Sachsen begab sich persönlich zu ihm nach dem nahen Baden-Baden, um ihn mit freundlichen Bitten herüberzulocken. Allein König Wilhelm ließ sich durch nichts bewegen, nach Frankfurt zu kommen.

Seine Gründe ſind formulirt in dem Bericht, den er ſich durch ſeine Miniſter am 15. September erſtatten ließ und der zur Veröffentlichung und Aufklärung der deutſchen Nation beſtimmt war. Es heißt darin: „Die erſte Anregung zu einer dem nationalen Bedürfniſſ entſprechenden Ausbildung der Bundesverfaſſung iſt von Preußen ausgegangen, ehe die Ereigniſſe von 1848 hereinbrachen. Die ernſten Erfahrungen, die darauf gefolgt ſind, haben weder in den Regenten noch im Volke Preußens das Beſtreben vermindert, dem berechtigten Verlangen nach Verbeſſerung der beſtehenden Einrichtungen Befriedigung zu verſchaffen; aber ſie haben die Schwierigkeiten richtiger erkennen laſſen und heilſame Lehren gegeben, die zur Vorſicht mahnen müſſen in einer großen Sache. Sie haben auch gezeigt, daß es nicht wohlgethan iſt, das vorhandene Maß des Guten zu unterſchätzen und das Vertrauen auf beſtehende Inſtitutionen zu untergraben, ja dieſe ſelbſt zu erſchüttern, ehe das Beſſere mit Sicherheit in Ausſicht ſteht.

Dieſe Erwägungen ließen es Ew. Majeſtät als geboten erſcheinen, in Zeiten, welche jedem Theilnehmer des Bundes den Werth der äußern und innern Sicherheit, die ihm derſelbe bisher gewährte, beſonders anſchaulich machen, die wünſchenswerthen Reformen nur mit ſorgfältiger Schonung des vorhandenen Maaßes von Einigkeit und von Vertrauen auf die Bürgſchaften der beſtehenden Bundesverträge anzuſtreben. Wir haben aus den uns vorgelegten Aktenſtücken erſehen, daß dieſelbe Vorſicht von anderer Seite nicht beobachtet, die Aenderung der Bundesverfaſſung vielmehr aus Gründen verlangt worden iſt, deren Darlegung das Vertrauen auf den Werth und den Beſtand der Bundesverträge ſchwer erſchüttern und Zweifel an denſelben hervorrufen mußte, welche noch heute der Widerlegung harren.

Um ſo dringender wäre zu wünſchen geweſen, daß die Einleitung von Verhandlungen zur Verbeſſerung und Befeſtigung der ſo gelockerten Beziehungen auf Wegen erfolgt wäre, welche einen befrie-

digenden Abschluß mit möglichster Sicherheit in Aussicht stellten. Unter denselben lag ohne Zweifel der Versuch einer Verständigung Preußens und Oesterreichs über die Grundzüge der zu machenden Vorschläge am nächsten, und konnte das k. k. Cabinet einer bundesfreundlichen Aufnahme derselben von Seiten Ew. Majestät gewiß seyn. Statt dessen ist von Oesterreich einseitig die demnächst in Frankfurt vorgelegte Reformacte ausgearbeitet und über den Inhalt derselben Ew. Majestät am 3. August d. Jahres so unvollständige Mittheilung gemacht worden, daß sich darauf ein Urtheil über die Tragweite der Vorschläge nicht begründen ließ. Nur die beabsichtigte Form der Verhandlungen war klar und gab Ew. Majestät zuerst zu den gerechten Bedenken Anlaß, welche Allerhöchst dieselben gegen das Beginnen des Werks durch einen schleunig zu berufenden Fürstencongreß in dem Schreiben vom 4. August an Se. Majestät den Kaiser von Oesterreich ausgesprochen haben.

Nicht wenige Tage einer unvorbereiteten Besprechung und nicht der edelste persönliche Wille der Fürsten konnte ein Werk zum Abschluß bringen, dessen Schwierigkeiten nicht allein in den verschiedenen persönlichen Ansichten, sondern in Verhältnissen liegen, welche tief im Wesen der deutschen Nation wurzeln und Jahrhunderte hindurch in wechselnden Formen sich immer von neuem geltend gemacht haben.

Nichtsdestoweniger haben Ew. Majestät Ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, im Interesse eines so großen Werks auch auf einen ohne Preußens Mitwirkung vorbereiteten Versuch desselben einzugehen, und nur den Aufschub der vorgeschlagenen Fürstenversammlung bis zum 1. October verlangt, ein Aufschub, welcher neben wesentlichen außerhalb der Sache liegenden Hindernissen der Betheiligung Ew. Majestät durch die für einen Congreß zahlreicher Souveräne nothwendigen geschäftlichen Vorbereitungen bedingt war. Wenn ungeachtet dieses Entgegenkommens Ew. Majestät und nachdem Allerhöchst Dero wohlbe-

gründete Weigerung, am 16. Auguſt in Frankfurt zu erſcheinen, dem k. k. Cabinet bekannt war, die Einladung zu dieſem Tage dennoch unter einem der erſten Mittheilung an Ew. Majeſtät vorhergehenden Datum an alle Genoſſen des Bundes erlaſſen wurde, ſo können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, als ob dem k. k. Cabinette von Haus aus nicht die Betheiligung Preußens an dem gemeinſamen Werke, ſondern die Verwirklichung des Separatbündniſſes als Ziel vorgeſchwebt habe, welches ſchon in der erſten an Ew. Majeſtät gelangten Mittheilung vom 3. Auguſt für den Fall in Ausſicht genommen war, daß Preußen ſich den Anträgen Oeſterreichs nicht anſchließen werde. Die letzteren ſind auch bis zum heutigen Tage nicht amtlich zur Kenntniß der k. Regierung gelangt.“ Erſt von einigen am Fürſtentage betheiligten Fürſten erhielt der König Mittheilung davon.

Der Bericht führt dann noch weiter aus, wie das von Oeſterreich für den Fürſtentag aufgeſtellte und von den Mittelſtaaten gutgeheißene Programm dem Bedürfniß der deutſchen Nation lediglich nicht genüge. Darin ſey nämlich in Ausſicht genommen, daß ſich jeder der beiden deutſchen Großſtaaten künftig bei Bundesabſtimmungen der Mehrheit zu fügen und deren Beſchlüſſe auszuführen habe, ohne daß ihm ein Veto geſtattet ſey. Das würde dahin führen, daß die Mittelſtaaten mit einem der beiden Großſtaaten verbunden, durch ihr Stimmenmehr den andern Großſtaat zwingen könnten, gegen ſein eigenſtes Intereſſe handeln zu müſſen. Der Beſtand und die Stärke des Bundes hänge nur von der Eintracht der beiden Großmächte, nicht von den Stimmen der ſchwächeren Mittelſtaaten ab; daher dürfe keine der beiden Großmächte mit Hülfe der Mittelſtaaten der andern Zwang anthun, ſondern jeder der beiden Großmächte müſſe in Bundesfragen ein Veto zuſtehen. Sofern nun der Fürſtentag davon Umgang nähme, würden dadurch in Bezug auf den Fortbeſtand und die Stärkung des deutſchen Bundes die Schwierigkeiten nicht beſeitigt, ſondern vermehrt.

Der Fürſtentag hatte in der That keinen andern Zweck, als Preußen die Hände zu binden, falls es ſich gutwillig dazu hergäbe, ſich bei jeder Gelegenheit von einer ihm feindlichen Partei am Bunde dominiren zu laſſen, oder aber es mit dem Vorwurf zu belaſten, es wolle ſich in die Einheit nicht fügen. Man glaubte, Oeſterreich wolle es darauf ankommen laſſen, daß Preußen förmlich aus dem Bunde ausſcheide. Allein die Mittelſtaaten waren nicht geneigt, ſich nach dem Ausſcheiden Preußens Oeſterreich blind hinzugeben. Die Fortdauer der öſterreichiſchen und preußiſchen Rivalität war für ſie viel vortheilhafter. Hätten ſie ſich gegen Oeſterreich allein ernſtlich verpflichten wollen, ſo würden ſie deſſen Uebergewicht bald haben fühlen müſſen. Die Fürſten ließen es daher in Frankfurt bei ſchönen Redensarten bewenden, ſchmeichelten und liebkoſten dem Kaiſer, hielten aber nicht für nöthig, ſich ihm bündig zu verpflichten oder gar ihm ihre Hülfe gegen das dem Reformplan widerſtrebende Preußen mittelſt einer Bundesexekution anzubieten. Die ſchöne Sonne jener Sommertage ſah auf ein unfruchtbares Werk herab. Die heitern Mienen der verſammelten Fürſten, in denen ſich zuweilen ſogar der Schein einer Begeiſterung abſpiegelte, täuſchten den Kaiſer von Oeſterreich. Am 1. September ging der Fürſtentag zu Ende ohne ein feſtes Ergebniß, denn ehe man weitere Entſchlüſſe faßte, wollte man erſt die preußiſche Antwort abwarten, indem man das Berliner Cabinet zur Zuſtimmung zu dem öſterreichiſchen Reformplan gemeinſchaftlich aufgefordert hatte.

Der Herzog Ernſt von Coburg hatte in Frankfurt ſich viel um das Zuſtandekommen einer Vereinbarung bemüht und auch große Popularität bei der Bevölkerung genoſſen und der Kaiſer verfehlte nicht, auf der Rückreiſe Coburg zu berühren und die daſelbſt zum Beſuch verweilende Königin von England zu begrüßen.

Unmittelbar darauf gaben Preußen und insbeſondere auch Baden ihre Erklärung ab, welche die widerrechtliche Benachtheiligung Preußens

durch die Beſchlüſſe des Fürſtentags in helles Licht ſetzten und die Competenz des Fürſtentages überhaupt beſtritten. Namentlich erklärte Baden, ſo lange kein Einverſtändniß zwiſchen allen Bundesgenoſſen (alſo zunächſt mit Preußen) erzielt ſey, müſſe feſtſtehen, daß die in Frankfurt verſammelten Fürſten dort keine bindende Verpflichtung übernommen hätten.

Bei der Rückkehr des Königs von Sachſen nach Dresden war dieſe Stadt feſtlich geſchmückt. An einem Hauſe aber waren drei Fahnen angebracht, eine ſchwarz-roth-goldene mit der Inſchrift: „Trau," eine grün-weiße mit „Schau" und eine ſchwarz-gelbe mit „Wem." Dies bezeichnete wohl hauptſächlich das confeſſionelle Mißtrauen gegen die katholiſche Großmacht.

Die Regierung von Preußen faßte das Vorgehen Oeſterreichs als eine abſichtliche Feindſeligkeit auf und zweifelte nicht, auch das preußiſche Volk und ſeine Vertreter würden es ſo auffaſſen. Der König löste daher ſchon am 4. September die bisher nur vertagte Kammer auf, um ſofort eine neue wählen zu laſſen, die ſich an ihn anſchließen würde, um der von Oeſterreich her drohenden Gefahr entgegen zu treten. In dem Bericht des Miniſteriums an den König hieß es: „Auf dem Gebiete der deutſchen Bundesverfaſſung ſind Beſtrebungen zu Tage getreten, deren unverkennbare Abſicht iſt, dem preußiſchen Staate diejenige Machtſtellung in Deutſchland und in Europa zu verkümmern, welche das wohl erworbene Erbtheil der ruhmvollen Geſchichte unſerer Väter bildet. Dem k. öſterreichiſchen Cabinet hat von Haus aus nicht die Betheiligung Preußens an dem gemeinſamen Werke, ſondern die Verwirklichung des Separatbündniſſes vorgeſchwebt." Dann wird dargethan, daß der ganze Reformplan, wenn er durchgeführt werden könnte, wenn er nicht blos Aushängeſchild der öſterreichiſchen und mittelſtaatlichen Abſicht wäre, Preußen zu iſoliren, durchaus unausführbar und abſurd wäre: „Es wäre eine verhängnißvolle Selbſttäu-

ſchung, wenn Preußen ſich zu Gunſten einer ſcheinbaren Einheit Beſchränkungen ſeiner Selbſtbeſtimmung im Voraus auflegen wollte, welche es im gegebenen Falle thatſächlich zu ertragen nicht im Stande wäre. Der Anſpruch jeder der beiden Großmächte auf ein derartiges Veto iſt um ſo weniger ein unbilliger zu nennen, als die Berechtigung, eine Kriegserklärung zu hindern, verfaſſungsmäßig jeder Minorität beiwohnt, welche ein Drittheil der Stimmen auch nur um eines überſteigt (Art. 40 der Wiener Schl.-A.), ein ſolches Drittheil aber, ſobald ihm keine der beiden Großmächte angehört, niemals eine Bevölkerung repräſentiren kann, welche der der preußiſchen oder der öſterreichiſchen Bundesländer gleichkäme. Die vier Königreiche, Baden und beide Heſſen bilden zuſammen das an Volkszahl ſtärkſte Drittheil der Plenarſtimmen, welches ſich ohne Betheiligung einer der Großmächte combiniren läßt; ſie haben zuſammen 12,916,000 Einwohner und 25 Stimmen im Plenum, welche zuſammen nur 2,400,000 Einwohner ihrer Staaten vertreten, und jeder Kriegserklärung ihr gemeines Veto entgegenſetzen können. Um wie viel mehr hat Preußen, mit einer Bevölkerung von 14½ Millionen im Bunde, auf daſſelbe Recht Anſpruch."

Auf den Wunſch Oeſterreichs tagten die Bevollmächtigten der zu Frankfurt verſammelt geweſenen Fürſten am 23. October noch einmal zu München, um über die preußiſche Erklärung zu rathſchlagen, und am 30. desſelben Monats ließ Oeſterreich ſeine Replik nach Berlin abgehen. Damit aber war die Sache abgethan. Was man mit ſo großer Oſtentation begonnen hatte, verlief wie weiland das Hornberger Schießen, weil man kein Pulver mehr hatte. Preußen hatte ſich nicht einſchüchtern laſſen. Den Mittelſtaaten war es gleich anfangs nicht ernſt geweſen, durch Dick und Dünn mit Oeſterreich zu gehen. Alſo ſtand Oeſterreich von weiterer Verfolgung nutzloſer Berathungen ab und die Wiener Preſſe nahm eine Zeitlang einen etwas gereizten Ton gegen die Mittelſtaaten an. Am Ende entſchloß ſich das Wiener Cabinet, die

unzuverläſſigen Mittelſtaaten hinter ſich zu laſſen und ein neues Verſtändniß mit Preußen anzubahnen. Das that Graf Rechberg, der damals in Wien am Staatsruder ſaß, und der Conflict des deutſchen Bundes mit Dänemark gab ihm einen natürlichen Anlaß, beſondere Verabredungen mit Preußen zu treffen.

Auch in der Zollangelegenheit trug Preußen den Sieg davon. Die Mißſtimmung zwiſchen Oeſterreich und den Mittelſtaaten erleichterte den letztern das Aufgeben der Sympathien und Anſtrengungen, mit denen ſie bisher Oeſterreich in der Zollfrage zu Dienſten geſtanden hatten. Das ganze Gewicht der induſtriellen und Handelsintereſſen fiel in die Wagſchale und als der entſcheidende Termin kam, nahmen ſämmtliche Zollvereinsſtaaten die preußiſchen Vorſchläge an, einſchließlich den Handelsvertrag mit Frankreich, und erklärten ihr Verbleiben im Zollverein, am 12. October 1864.

Während aller dieſer Vorgänge in den höhern Kreiſen des Bundestags und der fürſtlichen Berathungen war auch das deutſche Volk in ſeinen Organen, der Preſſe, den Kammerverhandlungen und mannigfaltigen Vereinen, lebhaft aufgeregt und thätig. Man kann die vielen tauſend Stimmen, die ſich hier vernehmen ließen, mit dem Chorus der altgriechiſchen Tragödie vergleichen, um den ſich die eigentlich handelnden Perſonen nicht viel bekümmern und der die Handlung nur mit Randgloſſen begleitet und commentirt, aber nicht thatkräftig eingreift, noch auch den handelnden Perſonen eine andere Handlungsweiſe aufnöthigt. Man war zwar von der Paulskirche her eine anmaßliche Sprache gewohnt, durch die ſich aber keine Regierung mehr imponiren ließ. Es kam vor, daß politiſche Vereine in ſehr kleinen Städten in Fragen der deutſchen Bundesverfaſſung, des däniſchen Conflicts, der Vorgänge in Italien und Polen förmliche Beſchlüſſe faßten und dem Bundestage vorſchrieben, was er zu thun habe, aber kein Menſch achtete darauf. Dieſes viele Geſchwätz konnte dem Bundestag um ſo

weniger imponiren und das große deutſche Nationalintereſſe um ſo weniger fördern, als ſich auch jetzt immer noch die Thorheit von 1848 breit machte, nämlich die gänzliche Verranntheit in die franzöſiſche Schablone liberaler Beſtrebungen und Begeiſterungen, ohne Verſtändniß der nationalen Aufgabe. Selbſt der große Verein, der ſich ausdrücklich Nationalverein nannte, war noch ganz in der Illuſion der Paulskirche befangen, ſo daß er, als ſich die preußiſche Regierung nicht von ihm commandiren ließ, Hand in Hand mit Oeſterreich und dem mittelſtaatlichen Particularismus gegen Preußen Front machte und ſich in der unvernünftigſten Weiſe beeiferte, anſtatt Deutſchland einig zu machen, zu den vielen unnützen Mittel- und Kleinſtaaten des deutſchen Bundes in den Elbherzogthümern unter dem Auguſtenburger noch einen neuen ſchaffen zu wollen.

Der Nationalverein war unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca am 27. Juli 1859, hauptſächlich durch den patriotiſchen Eifer des Gutsbeſitzers von Bennigſen, des berühmten liberalen Abgeordneten aus Hannover, vorbereitet und unter den Auſpicien des Herzog Ernſt II. von Coburg gefördert, am 16. September in Frankfurt a. M. förmlich conſtituirt worden. Er ſchien nur die ehemalige Mehrheit der Paulskirche oder die Gothaer Partei fortzuſetzen, da er Deutſchland unter Preußen einigen wollte, mit Ausſchluß Oeſterreichs. Auch der Herzog von Coburg entwarf in dieſem Sinne einen Bundesreformplan. Das ärgerte die Mittelſtaaten, insbeſondere die Regierung von Hannover, weil ein Hannoveraner ſich bei Gründung des Vereins am eifrigſten betheiligt hatte. Deshalb erklärte Miniſter von Borries in der zweiten Kammer von Hannover am 1. Mai 1860: „Der Nationalverein will eine preußiſche Centralgewalt; das bedeutet ſoviel als eine Mediatiſirung der deutſchen Fürſten, zu der es, ſo lange das Recht noch heilig iſt, nicht kommen darf und welcher entgegenzutreten die deutſchen Staaten genöthigt werden, ſich unter einander oder mit aus

wärtigen Mächten zu verbinden.“ Zum Lohn für dieſe patriotiſche Rede erhielt Borries von ſeinem König die Grafenwürde. Da der Nationalverein ſich unterdeß in den Mittelſtaaten ausbreitete und ſeine Wirkſamkeit fortſetzte, trug die Darmſtädter Regierung am 5. Januar 1861 beim Bundestage auf förmliche Unterdrückung des Vereins an, aber ohne Erfolg. Die Fürſten und ihre Miniſter begriffen ſehr gut, daß ihnen der Verein nicht gefährlich ſey, ſo lange er jeder Eitelkeit Gelegenheit gäbe, ſich öffentlich auszuſchwatzen. Sie hatten ſchon längſt begreifen lernen, daß der deutſche Philiſter Phraſen für Thaten nimmt und befriedigt iſt, wenn er nur Reden halten oder anhören kann. Die ungehinderte Agitation des Nationalvereins hatte daher auch keine praktiſchen Folgen und durchkreuzte nirgends die Politik der Fürſten.

Die Leiter des Vereins ſchienen das zu fühlen, und da der Verein als ſolcher nur eine Privatgeſellſchaft war, ſo ſuchte man nach einem Mittel, der Partei ein halb amtliches Anſehen zu verſchaffen. Nicht ohne eine gewiſſe Schlauheit adoptirte man den Gedanken der Delegirtenverſammlung, der von den Fürſten ausgegangen war, und improviſirte am 28. September 1862 in Weimar einen ſ. g. Abgeordnetentag, zu dem die Mitglieder ſämmtlicher deutſcher Ständeverſammlungen, die mit dem Parteizweck einverſtanden waren, ſich zuſammenfanden. Wieder einmal eine Art Vorparlament ohne Autoriſation und daher auch nur ein Schein ohne Weſen. Dieſe Verſammlung hielt noch am Programm des Nationalvereins feſt, erklärte ſich daher ausdrücklich gegen die Delegirtenverſammlung, die von den ſüddeutſchen Fürſten vorgeſchlagen worden war, und verlangte ein frei gewähltes Parlament und die Reichsverfaſſung von 1848. Alſo ſchien die kleindeutſche Partei der Paulskirche wieder ins Leben getreten zu ſeyn und das hatte zur Folge, daß auch die großdeutſche Partei ſich wieder regte und am 28. October 1862 eine große Verſammlung in Frankfurt a. M. abhielt,

Ehre zu retten. Aber vom größten Theil der Deutschen selbst verlassen, blieb ihm nichts übrig, als der höhern Gewalt sich zu fügen. Immerhin aber war der Fall des tausendjährigen Reiches noch ehrenvoll. Auch ein Geringerer hätte seinen morschen Bau zerbrechen können, doch das Schicksal schien die Majestät der alten Kaiser noch in ihrem Schatten zu ehren, und wählte Napoleon zum Vollstrecker des Gerichtes. Die Fahne Karls des Großen, des größten Helden im ersten Jahrtausend der Christenheit, sollte vor keinem schlechtern Manne sich senken, als vor dem größten Helden im zweiten Jahrtausend.

Nunmehr fielen die ehrwürdigen alten Namen hinweg. Der römisch-deutsche Kaiser verwandelte sich in einen blos österreichischen, die Churfürsten in Könige oder Großherzoge. Allein diese Fürsten wurden nun vollkommen souverain und von der Oberhoheit des Kaisers frei. Alle Bande des Zusammenhangs wurden mit dem Reichstag und Reichskammergericht aufgelöst. Die Reichsritterschaft war schon mediatisirt, dasselbe Schicksal traf jetzt auch die kleinen Reichsfürsten, die man bisher noch verschont hatte. Die sämmtlichen Fürsten von Hohenlohe, Oettingen, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Truchseß von Waldburg, Fürstenberg, Fugger, Leiningen, Hessen-Homburg, Wied-Runkel, Oranien-Fulda wurden Unterthanen der nächstgelegenen Rheinbundfürsten. Auch von den noch übrigen sechs Reichsstädten kamen Augsburg und Nürnberg an Bayern, Frankfurt unter dem Namen eines Großherzogthums an den alten Churfürsten von Mainz, der von Regensburg wieder nach Frankfurt versetzt wurde. Nur die alten Hansestädte, Hamburg, Lübeck und Bremen blieben noch frei.

Nunmehr begann auch der Rheinbund sein schmähliches Daseyn. Er war auf den Fuß der helvetischen Republik eingerichtet. Die sechszehn Fürsten des Bundes

auf welcher sie beschloß, dem System der Nationalvereine ein System s. g. Reformvereine entgegenzusetzen. Beide hatten das deutsche Nationalinteresse zum Aushängeschild, die eine Partei war aber eigentlich nur die preußische, die andere die österreichische. Der rührigste Agitator für den Reformverein war Graf Lerchenfeld in München.

Als im folgenden Jahre Kaiser Franz Joseph den Fürstentag in Frankfurt eröffnete, wurde dort gleichzeitig auch wieder ein freiwilliger Abgeordnetentag abgehalten und an diesem kühnen Unternehmen, dem Fürstentag ein Quasiparlament nebenzuordnen, auch nicht gehindert. Denn diese Versammlung war den Fürsten nicht gefährlich. Sie verlieh ihrer Conferenz sogar einen populären Schein und war ihnen behülflich zur Agitation gegen Preußen. Denn damals schon hatten sich die Liberalen der Mittelstaaten von denen des Berliner Abgeordnetenhauses in den unvernünftigen Haß gegen das neue Ministerium Bismarck hineinreißen lassen. Der Abgeordnetentag, der mehr als 300 Stimmen zählte, erklärte, er sey nicht in der Lage, sich zu dem österreichischen Entwurf lediglich verneinend zu verhalten, doch fordere er die Gleichberechtigung der beiden Großmächte im Staatenbunde, ein aus freier Wahl hervorgehendes Parlament und die Wiederherstellung der Selbständigkeit der Elbherzogthümer unter der Herrschaft des augustenburgischen Mannsstammes. Eine solche Erklärung konnte den in Frankfurt versammelten Fürsten nur angenehm seyn, denn sie wies jeden Anspruch Preußens auf die Elbherzogthümer zurück und wollte dort nur wieder einen Klein- oder Mittelstaat gründen, also die Zahl der vorhandenen noch vermehren. Da sich diese Erklärung doch gar zu stark den Anschauungen des Wiener Cabinets näherte, und sonderlich die Reformvereine davon profitirten, trat eine Generalversammlung des Nationalvereins in Leipzig am 16. October zusammen, erklärte sich scharf gegen die österreichische Reformacte und wollte an der Reichsverfassung von 1848, d. h. am engern Bundesstaat festhalten. Dagegen

nun hielten auch die Reformvereine am 28. October eine Generalverſammlung, vertheidigten die Reformacte des öſterreichiſchen Kaiſers und hofften ſie durchzuſetzen, obgleich bei den Fürſten ſelbſt nicht der geringſte Eifer mehr dafür vorhanden war.

Der öſterreichiſche Miniſter Graf Rechberg rieth dem Kaiſer, da er im eigenen Reich noch immer nicht mit den Ungarn hatte fertig werden können und da ihm ſein Verſuch mit den unzuverläſſigen Mittelſtaaten mißlungen war, ſich lieber mit Preußen auszuſöhnen und gemeinſchaftlich mit ihm zunächſt den däniſchen Conflict zur Entſcheidung zu bringen, beide in ihrer Eigenſchaft als europäiſche Großmächte, und alle läſtigen Bedenken und Einreden der mittlern und kleinen deutſchen Bundesgenoſſen damit abzuſchneiden. Die beſte Auskunft, zu welcher Oeſterreich greifen konnte. Einig mit Preußen braucht es weder vor einer äußern, noch vor einer innern Gefahr zu bangen. Die weiſe Politik des Grafen Rechberg iſt verkannt worden. Aber die Nachwelt wird ſie zu würdigen wiſſen.

Als Graf Rechberg am 4. Dezember 1863 zum erſtenmal vor dem Wiener Reichstag das Einverſtändniß der Cabinette von Wien und Berlin öffentlich erklärte, erſchrack man in den Mittelſtaaten und ſteckte alles die Köpfe zuſammen, hier die Cabinette, dort die Parteien. Die Mittelſtaaten konnten nun nicht mehr aus der Eiferſucht Oeſterreichs und Preußens Kapital machen. Wenn dieſe beiden Großmächte eines Sinnes waren, ſo erſchien der Bundestag in Frankfurt eigentlich überflüſſig, denn die übrigen Genoſſen des deutſchen Bundes waren zu ſchwach, ſich dem Willen der beiden Mächtigen zu widerſetzen. Aber auch die Parteien wurden kopfſcheu. Was konnte der Nationalverein mit ſeinen Reden noch ausrichten, wenn die Großſtaaten gemeinſam handelten? Was hatte der großdeutſche Reformverein noch in der Welt zu ſchaffen, wenn er nicht mehr gegen Preußen hetzen durfte, weil Oeſterreich und Preußen einig waren? Beide Vereine hatten ſich be-

reits für das Erbrecht des Prinzen von Augustenburg in Schleswig-Holstein erklärt. Eine solche Erklärung war in den Wind gesprochen, sobald die Großstaaten etwas anderes beliebten. Durch die Macht der Thatsachen in ihren Illusionen gestört und wie angedonnert, faßten sie sich doch wieder, um wenigstens ihrer Eitelkeit zu genügen. Schon am 6. Dezember versammelten sich die Corpsführer des kleindeutschen Nationalvereins und des großdeutschen Reformvereins in Nürnberg und schrieben einen Abgeordnetentag auf den 21. September nach Frankfurt a. M. aus. Hier versammelten sich wirklich über 400 Mitglieder meist mitteldeutscher Kammern und faßten wieder Beschlüsse, ohne irgend eine Vollmacht und auch ohne irgend welche Mittel, um denselben Kraft geben zu können. Hier erreichte die Thorheit des deutschen Liberalismus ihren Gipfelpunkt, einmal die fixe Idee der Philister, Worte seyen soviel werth wie Thaten, und zweitens die Bornirtheit, dem großen deutschen Nationalinteresse aufhelfen zu wollen mit einem neuen Kleinstaat an der Eider, da die Kleinstaaterei grade das Unheil Deutschlands war, was man hätte bekämpfen sollen. Wir kommen bei Besprechung des Dänenkriegs darauf zurück und bemerken nur, daß jener Abgeordnetentag nicht auseinanderging, ohne 36 seiner Mitglieder als einen permanenten „Sechsunddreißigerausschuß" in Frankfurt zurückzulassen mit dem Auftrage, das Vorgehen zunächst der beiden deutschen Großmächte im Namen (aber nicht aus Auftrag) der deutschen Nation zu überwachen.

Außer dem National- und dem Reformverein, die einander gegenseitig neutralisirten, entstanden noch eine Menge andere patriotische Vereine, oder wurden schon bestehende zu immer größerem Umfang erweitert. Alle trugen das Panier des deutschen Vaterlandes vor sich her und machten bei Generalversammlungen und Jahresfesten einen gewaltigen Lärm. Die Gesangvereine kleiner Districte und Staaten zogen sich in große Sängerbünde zusammen, und ihre Prachtfeste

dauerten mehrere Tage lang. Desgleichen die Turnerfeſte, Schützenfeſte, Feſte der Feuerwehrmänner. Auch Jahresfeſte einzelner Berufsclaſſen, z. B. die Juriſtentage, nahmen eine mehr oder weniger politiſche Färbung an. Der wachſende Conflict mit Dänemark rief faſt überall in Deutſchland neue Schleswig-Holſteinvereine hervor und endlich waren überall, ſelbſt in kleinen Städten liberale, demokratiſche, viel ſeltener conſervative Clubs in Thätigkeit. Man bemerkte indeſſen, daß der Glanz der Feſte, die Berauſchung in öffentlicher Freude, die Eitelkeit des Redenhaltens, die Großthuerei der Trinkſprüche, und vor allem das Wohlbehagen bei den reichlichen und oft wiederholten Zweckeſſen und bei den täglichen Trinkgelagen bei weitem mehr Theilnehmer anzog, als der patriotiſche Eifer oder der politiſche Gedanke. Einer überaus großen Menge war es nur um das Vergnügen zu thun. Viele Gewerbsleute ergriffen gern den Vorwand einer patriotiſchen oder politiſchen Pflichterfüllung, weil ſie lieber ſchwatzen, trinken und müßig herumbummeln wollten, als arbeiten. Nicht Wenige, und zwar nicht blos Koryphäen wie der Darmſtädter Metz, machten das patriotiſche Hauſiren zu ihrem eigentlichen Geſchäft. Es wurde in den Vereinen und bei den Zweckeſſen entſetzlich viel renommirt; alle dieſe Maulhelden aber waren ſpurlos verſchwunden, als 1866 der Krieg ausbrach, und die, welche am ärgſten nach deutſcher Einheit geſchrieen hatten, waren die erſten, die ſich bitterlich ſeufzend und ergrimmt über die Fortſchritte des durch Preußen in die Hand genommenen deutſchen Einheitswerkes beklagten.

Das erſte allgemeine deutſche Sängerfeſt wurde am 21. Juli 1861 unter ungeheurem Zulauf von vielen tauſend Sängern zu Nürnberg begangen. Daſſelbe verlief ruhig, ohne politiſche Demonſtrationen von irgend ernſterem Charakter.

Aus Anlaß eines Schützenfeſtes in Gotha in dem nämlichen Jahre trug daſelbſt Herzog Ernſt auf die Stiftung des allgemeinen

deutſchen Schützenbundes an, der im folgenden Jahre zum erſtenmal in Frankfurt a. M. eingeweiht werden ſollte. Es wurden ungeheure Vorbereitungen dazu gemacht und Gäſte nicht nur aus dem ganzen deutſchen Bunde, ſondern auch von außen her eingeladen. Obgleich die Schweizer nicht zum deutſchen Bunde gehören, ſo gehören ſie doch alle, eine welſche Minderheit abgerechnet, zur deutſchen Nation, und wenn auch viele unter ihren Schützen mehr auf den Ruhm ihrer Kunſtfertigkeit und auf die reichen Gewinne und Ehrengeſchenke ſahen, als auf nationale Sympathien, ſo war es doch recht, da ſie gerne kamen, ſie als echten deutſchen Volksſtamm mit fliegenden Fahnen zuzulaſſen. Nun glaubten aber auch die Italiener, durch ſo manche ehrvergeſſene Aeußerung der deutſchen Preſſe irre geführt, ſich als Gäſte beim deutſchen Schützenfeſte melden zu dürfen, und auch das Frankfurter Comité war ſo kopflos, dem von Garibaldi zur Beſchickung Frankfurts aufgerufenen italieniſchen Schützenverein zu erklären, daß ſie bei dem deutſchen Nationalfeſte willkommen ſeyn würden. Was war das für eine Vorbereitung zu einem deutſchen Einheitsfeſte, wenn man dabei Garibaldi's Alpenjäger willkommen heißen wollte, von deren Ruf morte ai Tedeschi noch die lombardiſche Luft widerhallte! Indeſſen wurde das Niederträchtige doch nicht ausgeführt, denn die Schützen von Bayern und Tirol weigerten ſich, nach Frankfurt zu kommen, wenn die Italiener nicht augenblicklich abgewieſen würden. Das geſchah nun und den Frankfurtern wurde die Schmach erſpart, die Italiener mit der ſchon bereit gehaltenen Marmorſtatue Garibaldis triumphirend in ihre Mauern einziehen zu ſehen.

Während der Vorbereitungen und Bauten der Feſthalle und den Schützenſtänden brach am 6. Juli 1862 ein furchtbarer Orkan aus und zerſtörte einen großen Theil der Arbeit, doch wurde alles mit größter Anſtrengung wieder hergerichtet und das Feſt konnte am 12. beginnen. Es war überaus großartig, der Feſtzug wurde vom Herzog

von Coburg eröffnet. Unter den Gäſten wurden am meiſten die ſchönen und gewaltigen Tiroler in ihrer Landestracht bewundert, aber auch die tauſend Schweizer, die alle auf ihren Hüten Alpenroſen trugen, mit großer Herzlichkeit begrüßt. Das Feſt war und blieb vorzugsweiſe ein Schützenfeſt, denn das Schießen war den Betheiligten die Hauptſache. Unbeſtritten trugen die Schweizer mit den meiſten Gewinnſten auch den Ruhm ihrer Kunſt davon. Die Tiroler kamen ihnen aber ſo nahe, daß man glaubt, wenn ihre Gewehre nicht ſchlechter geweſen wären, würden ſie den Sieg davon getragen haben.

Was die politiſche Seite des Feſtes anlangt, ſo fehlte es natürlicherweiſe nicht an jenen obligaten Prahlereien mit deutſcher Einheit, die in den letzten Jahren in dem Maaße zugenommen haben, in welchem die wirkliche Einheit immer mehr in die Brüche gegangen iſt. Man hatte in Frankfurt eine koloſſale Statue der Germania errichtet. Zum Ueberfluß figurirte auch noch eine Schauſpielerin als lebendige Germania, ſchimmerte Frankfurt von den deutſchen Farben und wurde in Proſa und Verſen, in Reden und Trinkſprüchen das große deutſche Vaterland gefeiert. Aber unter dieſem glänzenden Scheine ließ ſich der reelle tiefe Zwieſpalt der Nation nicht einmal auf ein paar Tage zudecken, ſondern brach in ſeiner ganzen Häßlichkeit als derſelbe klein- und großdeutſche Gegenſatz hervor, in deſſen Kluft das deutſche Parlament in demſelben Frankfurt begraben worden war. Am 15. Juli beging Metz, der ſich mit ſeiner Redſeligkeit überall hervorzudrängen pflegte, die Taktloſigkeit, von Deutſchlands Schmerzenskindern zu reden, und als dieſelben die Kurheſſen, die Schleswig-Holſteiner und die Deutſch-Oeſterreicher zu bezeichnen. Unmittelbar nach ihm ergriff der junge Profeſſer Wildauer aus Tirol das Wort und ſagte: „Wir ſind keine Schmerzenskinder. Wir hängen treu an unſerem Kaiſer und ſagen es unverholen. Wir haben ein Vaterland und haben Urſache es zu lieben. Wir geben keinem deutſchen Stamme und Lande das

Privilegium, von sich zu sagen, daß es deutscher fühlt als wir. Wir haben einen Kaiser, der bei Villafranca es vorgezogen hat, sein Reich zu verkleinern, um keinen Fußbreit deutschen Landes am Rhein hinwegzugeben. Oesterreich hat so gut wie andere mitgewirkt, das gefallene Recht in Kurhessen wieder aufzurichten, und seyen Sie überzeugt, in Zukunft wird dasselbe Oesterreich auch mitwirken, daß das zertretene Recht wieder aufblühe in Schleswig-Holstein. Wir sind keine Schmerzenskinder, wir stehen in Deutschland, wir stehen fest auf deutschem Boden. Wir sind hierher gekommen, um unser Recht zu üben als Angehörige derselben Familie. Wir sind nicht Gäste, wir gehören hierher als Kinder des Hauses. Wir sind auch nicht mit leeren Händen gekommen. (Die Tiroler hatten die Fahne mitgebracht, die sie in den Schlachten in Italien getragen.) Vor einigen Jahren sind wir, wie wir jetzt zum friedlichen Wettkampf nach Frankfurt gezogen, auch an die Grenzmarken Deutschlands geeilt, auch dort haben wir Schützenfeste gefeiert, aber von blutigem Ernst. Es waren keine Schmerzenskinder, die dort den frechen Angriff zurückgewiesen haben. Wir werden ferner die Wache halten an den Grenzen und dafür sorgen, daß uns der Feind nicht einmal eine Alpenrose stiehlt. Wenn aber einst der Erbfeind deutschen Namens seine Hände nach den Rebenhügeln des Rheins ausstreckt, dann werden wir Oesterreicher und Tiroler auch am Platze seyn und werden nicht glauben, damit eine Pflicht zu erfüllen, nein wir nehmen das Recht dazu in Anspruch. Denn wir wollen die erhabene Mutter Germania nicht bei lebendigem Leibe seciren." Das war gut gesprochen. Der Conflict überhaupt bewies aber, wie wenig man in Deutschland, trotz alles Toastirens, einig war.

Bei dem großen eidgenössischen Schützenfest zu La-Chaux-de-Fonds im Juli 1863 fanden sich auch viele deutsche Schützen ein, unter denen mehrere Redner zum Ekel der Schweizer selbst diese wegen ihrer republikanischen Tugenden bis in den Himmel erhoben, dagegen auf

Deutſchland ſchimpften und mit den anweſenden Italienern fraterniſirten. Auf dem Schützenfeſt in Mannheim in demſelben Jahre kamen ähnliche Ungebührlichkeiten und Unverſchämtheiten vor.*) Am 3. Aug. deſſelben Jahres fanden ſich viele tauſend deutſche Turner zu einem großen Turntag in Leipzig ein und dieſe, ſowie die großen Sängerfeſte wiederholten ſich ſeitdem alle Jahre. Am 17. Juli 1865 begann das zweite große deutſche Schützenfeſt in Bremen. Auch hier zeigte ſich mehr radikaler Schwindel, als deutſches Nationalgefühl. Die deutſchen Schweizer zogen mit einer Fahne auf mit der Inſchrift: Tireurs Suisses und einer ihrer Redner durfte ungeſtraft die Deutſchen hofmeiſtern, ſie hätten in der Schweizer Schule noch nicht genug gelernt, um ins gelobte Land der Freiheit einziehen zu können. Die anweſenden Preußen wurden beleidigt. Indem die Schützen durch die Straßen zogen, wurden ſie ſo reichlich mit ſtarkem Wein bewirthet, daß ſie ſchaarenweiſe umfielen. Ein Woche nachher, vom 22. Juli an, wurde ein noch größeres allgemeines deutſches Sängerfeſt in Dresden begangen, wobei ſich 20,000 Sänger einfanden und alles gemüthlicher herging.

Die deutſchen Demokraten hofften, indem ſie das Volk trunken zu machen ſuchten, es in revolutionäre Hitze zu bringen, wie denn wirklich

*) „Einer Nachricht der Kreuzzeitung von 1863 Nr. 178 zufolge trugen die bei einem Schützenfeſt in Mannheim anweſenden Schützen kein Bedenken, in Gegenwart des Großherzogs von Baden wegen der Hitze die Röcke auszuziehen. Als der Bürgermeiſter von Mannheim den erſten Toaſt auf den Großherzog ausbrachte und ſich vor demſelben neigte, ſchrie einer, er ſolle ſich umdrehen und zum Volke reden. Als der Großherzog den Toaſt erwiderte, rief man: lauter ſprechen! Dann folgten wilde demokratiſche Reden, wurde gegen Tyrannen und Fürſtenknechte, gegen Fürſten, Pfaffen und Bismarck gedonnert. Von den ſo heftig angefeindeten Fürſten wurde der gegenwärtige Großherzog ausdrücklich ausgenommen und einer wollte ihn ſogar zum deutſchen Kaiſer machen."

die Schweizer in den Jahren vor dem Sonderbundskriege durch unaufhörliche Volksversammlungen, Sänger- und Schützenfeste, durch ewiges Saufen, wildes Geheul und kolossale Redefrechheit in den Krieg gehetzt worden waren.

Wichtiger als die Vereine der gebildeten Classen, der großmauligen Redner und Zweckesser waren die Arbeitervereine, Arbeiterversammlungen und Arbeitseinstellungen. Die sociale Frage begann, sich langsam, aber unwiderstehlich in die politischen Fragen einzudrängen. Der Liberalismus hatte den Höhepunkt seiner Macht erreicht und seine Unfähigkeit, den wahren Bedürfnissen der Völker zu genügen, wurde immer offenkundiger. Mit ihm und durch ihn nämlich herrschte die Mittelclasse, und wurde immer mächtiger durch Beraubung der bisherigen höhern Classen, des Adels und Klerus einerseits, und durch Unterdrückung, Knechtung und Exploitirung der niedern, arbeitenden Classe andererseits. Indem sie allein das Volk zu seyn behauptete, tyrannisirte sie die beiden andern Classen des Volks. Die Monarchie ließ sich das gefallen, so lange sie nicht selber angefochten wurde. Ludwig Philipp, dessen Regierung in dieser Beziehung mustergültig war, dem aber viele andere constitutionelle Regierungen nachahmten, verband sich auf das engste mit dem liberalen Mittelstande gegen Klerus und Adel und gegen das Proletariat. Mit Hülfe der Regierungen nun und der zweiten Kammern, in welche vorzugsweise die Mittelclasse wählte, verschaffte sich diese Classe das Monopol der Gesetzgebung und zog alles Capital an sich, indem sie Klerus und Adel seiner alten Rechte und seines alten Besitzes beraubte, noch viel mehr Capital aber aus der Arbeit des Proletariates zog. Aller Gewinn der Arbeit fiel den reichen Unternehmern, den s. g. Arbeitgebern zu, die Arbeiter selbst standen stets vor dem Hungertode und wurden künstlich in dieser Noth erhalten. Beschwerten sie sich, so waren die liberalen Kammern und die liberale Presse scheinbar ihre eifrigsten

Vertheidiger, ſchlugen aber niemals vor, ihnen Brod zu geben, ſondern gaben ihnen nur papierene Rechte, Wahlrechte, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit ꝛc. Aber die Wahlzettel enthielten keinen Nahrungsſtoff, mit Wahlzetteln konnten ſie den Hunger ihrer armen Kinder nicht ſtillen. Die freie Concurrenz, um derentwillen man ſie beglückwünſchte, war gerade ihr Verderben. Der kleine Handwerker hatte nicht Capital genug, um mit den großen Fabrikherren concuriren zu können, mußte ihm alſo als Arbeiter um geringen Lohn dienen. Wer aber einmal in der Fabrik arbeitete, wurde ſo kärglich bezahlt, daß er nie ein eigenes Capital ſammeln konnte, und durch kleine Vorſchüſſe, die ihm der argliſtige Fabrikherr machte, kam er gänzlich in deſſen Gewalt, mußte ſein ewiger Schuldner bleiben und ſich alles von ihm gefallen laſſen. So wurden Millionen arbeitſame Menſchen die Leibeigenen der Fabrikherren und großen Capitaliſten und mehrten mit ihrer Arbeit den unermeßlichen Reichthum dieſer Müßiggänger, welche herzlos das Volk mißhandelnd, doch immer mit ihrem Liberalismus prahlten. Kamen die armen Arbeiter in Zorn und Verzweiflung, ſo wurden ſie von den liberalen Chorführern mit teufliſchem Hohn gegen die Kirche gehetzt. An allem Elend der Welt ſeyen die Pfaffen ſchuld und das Chriſtenthum, welches die Menſchen knechte und verdumme. In allen Handwerkerherbergen und Arbeitervereinen, ſogar in den Spitälern wurden die gottläſternden Bücher von Strauß, Renan und den modernen Materialiſten verbreitet.

Die liberalen Kammern und Zeitungen haben Unglaubliches geleiſtet, um die arbeitende Claſſe zu täuſchen und ihr zu verbergen, wer allein ihr Feind iſt. Alles verſprechen ſie für die Arbeiter zu thun. Nur die reichen Geldſäcke ſollen unangetaſtet bleiben. In England und Frankreich fingen die Arbeiter an, ſich ſelber zu helfen. Zuerſt zu Leeds in England wußten ſich die Leineweber eine eigene Dampfmaſchine zu verſchaffen, arbeiteten damit und theilten den Gewinn, der

ſollten in allen innern Angelegenheiten völlig ſelbſtſtändig und ſouverain ſeyn, wie die Schweizerkantone, in allen auswärtigen Angelegenheiten aber von Napoleon als ihrem Protektor abhängen. Der ganze Rheinbund ward ein Theil des franzöſiſchen Reichs. Die Bundesverſammlung ſollte zu Frankfurt niederſitzen. Zum Vorſteher derſelben unter dem Namen eines Fürſten Primas ernannte Napoleon mit Abſicht den alten Mainzer Churfürſten, jetzt Großherzog von Frankfurt, einen Herrn von Dalberg, der als ein bloßer Edelmann von ſeiner Gnade abhängiger war, als die gebornen Fürſten des Bundes. Auch war zum Nachfolger deſſelben ſchon Napoleons Oheim, ſpäter ſein Stiefſohn Eugen ernannt worden, ſo daß die Leitung des ganzen Bundes immer in franzöſiſchen Händen ſeyn ſollte. Zum Bunde gehörten zwei Könige, die von Bayern und Würtemberg, vier Großherzoge, die von Frankfurt, Baden, Darmſtadt und der neue Großherzog von Berg, Murat; endlich zehn Fürſten, zwei von Naſſau, zwei von Hohenzollern, zwei von Salm, und die von Aremberg, Iſenburg, Lichtenſtein und Leyen.

Kapitel CCCCLXI.

Niederlage der Preußen.

Preußen war eilf Jahre lang dem Basler Frieden treu und mitten unter den ſchrecklichſten Stürmen Europa's und Deutſchlands ruhig und neutral geblieben. Es hatte gehofft, in dieſer Stellung am ſicherſten die Wohlfahrt ſeiner Länder zu bewahren, und dieſe Pflicht ſchien ihm dringender als die Theilnahme an der allgemeinen deutſchen Sache. Für den Verluſt von Cleve, Berg, Anſpach und Neufchatel war es durch Hannover glänzend entſchädigt worden. Aber der Raub Hannovers hatte

ſonſt einem einzigen Fabrikbeſitzer zugefallen wäre. Aber daß dieſes Beiſpiel nicht nachgeahmt würde, dagegen war die ganze Welt des Capitals verſchworen. Nur die Conſumvereine wurden geduldet und belobt, denn indem ſie möglich machten, daß der Arbeiter um einige Pfennige wohlfeiler eſſen konnte, lachte der Fabrikherr ihn aus, gab ihm ein paar Pfennige weniger Lohn und trug auch von dieſer Maßregel allein den Gewinn davon.

In Deutſchland war Schulze-Delitzſch, Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauſes, der große Advokat des Geldſacks contra die Arbeiter. Indem er auf der Höhe des politiſchen Liberalismus ſtand, wollte er das Flämmchen austreten, ehe die Flamme daraus würde, die das ganze Gebäude des modernen Liberalismus verzehren ſollte. Durchaus nur Beſchützer des Capitals und der Fabrikherren, ließ er dieſen alles, was ſie bisher mit ſo ſchnödem Unrecht beſaßen, und forderte nichts von ihnen; alles aber forderte er von den Arbeitern, indem er ihnen mit unerſchöpflicher Beredſamkeit Rath ertheilte, wie ſie es machen, wie ſie ſich einſchränken, wie ſie ſparen müßten, um nicht zu verhungern, ohne daß es ihren Tyrannen einen Pfennig koſten dürfte. Der Sinn der weiſen Belehrung war: nur dem Einzelnen thut der Hunger weh, hungert ihr gemeinſchaftlich, ſo iſt euch geholfen.

Gegen dieſe liberale Schönrednerei trat der ſchleſiſche Jude Laſalle mit der überwältigenden Wahrheit auf, daß die Volksarbeit einer völlig neuen Baſis der Geſellſchaft und einer Reorganiſirung des Staates überhaupt bedürfe. Die Staatsgewalt begünſtigte unter dem Syſtem des liberalen Oekonomismus ausſchließlich die Capitaliſten und die arbeitende Claſſe blieb ohne Schutz. In Frankreich hatten daher die Arbeiter ſchon mehr als einmal den Staat umwälzen wollen, um in eine beſſere Lage zu kommen. Mit der zerſtörenden Gewalt iſt es aber nicht gethan. Es bedarf einer auferbauenden, belebenden Thätigkeit, einer geſunden Reorganiſation der menſchlichen Geſellſchaft.

Im Jahr 1863 wurde die Arbeiterfrage in großen Arbeiterverſammlungen in Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M. auf das lebhafteſte beſprochen und plazten hier die Anhänger von Schultze-Delitzſch und Laſſalle heftig auf einander, ohne daß ſie ſich vereinigen konnten. Die immer noch zahlreichen Anhänger der alten Handwerksinnungen hielten 1862 einen erſten Handwerkertag in Weimar ab, und in den folgenden Jahren noch einen in Frankfurt a. M. und einen in Köln, ohne durchdringen zu können, obgleich ſie nur für das Vernünftige und nicht für die Mißbräuche des Zunftweſens votirten und ſchlichte Handwerker ſehr gute Wahrheiten ſagten.*) Hübbe aus Hamburg und Schüren aus Aachen waren die Führer dieſer Partei. Von Köln aus wurden durch Kolping katholiſche Geſellenvereine gegründet, um der Gottloſigkeit entgegenzuarbeiten, welche die Liberalen und Demokraten den Arbeitervereinen einzuimpfen ſuchten. Laſſalle war leider ein frivoler Jude, ein Don Juan bei vornehmen Damen und fand in einem Duell den Tod. Seiner richtigen Anſchauung der Arbeiterfrage fehlte die religiöſe Weihe, ohne welche die Aſſociation der Arbeiter ihr eigentliches Ziel niemals erreichen kann.

Principiell iſt zu bemerken, daß die Arbeiterfrage ſich in Extremen

---

*) So ſprach der Maurermeiſter Peſche von Breslau: „Die erſten Gegner der Gewerbeordnung ſind die Fabrikherren, denn dieſen machen wir Concurrenz. Die zweiten Gegner ſind die Idealiſten, die ſprechen und reden viel, und denken wirklich, daß, wenn das Wort ‚Freiheit‘ bloß gebraucht wird, daß darin ſchon die ganze Glückſeligkeit liegt. Die dritten Gegner ſind die Intriganten, das ſind die Männer, welche eine Volksumwälzung haben wollen, das ſind die Männer, die den Handwerker erſt dahin bringen wollen, daß er Hunger bekommen, und daß er durch den Hunger zum Verbrechen verleitet werden ſoll, und das nennen dieſe Leute ‚Volks-Wirthſchaft‘ (Stürmiſcher Beifall). Die vierten Gegner ſind die Juden. Sie wollen Meiſter werden, ohne daß ſie ein Handwerk gelernt haben. Aber ſie vergeſſen vollſtändig, daß ſie von der dritten Partei zuerſt erwürgt werden.“

bewegt, deren Gegenſatz ſich nur in einer chriſtlich germaniſchen Praxis ausgleichen könnte. Im Romanismus iſt der Begriff des perſönlichen Eigenthums bis zur äußerſten Härte gegen andere ausgebildet und durch das römiſche Recht weiter ausgebreitet worden. Im Slavismus hat ſich dagegen der Begriff des gemeinſchaftlichen Beſitzes einer ganzen Horde und Dorfgemeinde fortgepflanzt. Daher bekanntlich die ſlaviſche Nichtachtung des perſönlichen Eigenthums. Nur im Germanismus iſt das natürliche Recht der Perſon auf Eigenthum mit der ſocialen und religiöſen Pflicht ausgeglichen worden, ſofern er im Mittelalter alles Eigenthum nur als göttliches Lehen oder anvertrautes Gut anſah, deſſen Nutznießung an Erfüllung von Pflichten gebunden war. Daraus folgte das Zuſammenſtehen im Genuß gleicher Rechte und in der Ausübung gleicher Pflichten in den Genoſſenſchaften. In dieſen wurde Jedem ſein Eigenthum, ſeine Arbeit und der Lohn derſelben, mit einem Wort die ökonomiſche Exiſtenz geſichert, wurde zweitens Jedem Antheil an der Ehre und verhältnißmäßigen Macht der Genoſſenſchaft geſichert, wurde drittens jede unnatürliche und den Arbeiter um ſeinen Lohn betrügende Concurrenz vermieden, ſofern kein Capitaliſt, der von der Arbeit nichts verſtand, dieſelbe treiben durfte, ſondern nur gelernte Meiſter, die ſelber mit ihren Geſellen und Lehrlingen arbeiteten. Daß der Mangel an Concurrenz innerhalb deſſelben Gewerbes der Geſellſchaft keinen Schaden brachte, dafür ſorgte die Ehrenhaftigkeit des Standes und die gegenſeitige Controle aller Gewerbe. Das Genoſſenſchaftsweſen hielt viertens, indem es jedem Genoſſen herkömmliche und unabänderliche Pflichten auflegte, Zucht und Sitte aufrecht. Meiſter, Geſellen und Lehrlinge lebten und arbeiteten immer zuſammen und bildeten eine Familie, eine Häuslichkeit. Darin lag ungleich mehr geſunder Menſchenverſtand und Rückſicht auf das Wohl Aller, als in unſeren heutigen Zuſtänden, in welchen trotz aller liberalen Geſetze der Arbeiterſtand in ſeiner ökonomiſchen Exiſtenz ſtets bedroht iſt, ſtatt der Standes-

ehre nur Verachtung von den Reichen einerntet, politiſch ganz ohnmächtig und bei der Geſetzgebung nicht vertreten iſt, ja zu völliger Sclaverei erniedrigt würde, wenn er ſich nicht zuweilen durch eine Revolution Luft machte. Das ſind wahrlich unhaltbare Zuſtände, in welchen der Arbeiter durch maßloſe Concurrenz wie ein armes Wild durchs Leben gehezt wird, bald um den Lohn verkürzt, bald ganz ausgeſtoßen und dem Hunger preisgegeben, ſo daß man ſich endlich nicht wundern darf, wenn ſich Zorn und Verzweiflung ſeiner bemeiſtern, wenn er ſich über ſein Elend durch Branntweingenuß und Lüderlichkeit wegzutäuſchen ſucht und Gott anklagt und läſtert, der ihm kein beſſeres Loos beſchieden habe.

Zweites Buch.

Die Desorganiſation in Oeſterreich.

Nach ſo ſchrecklichen Erfahrungen, wie ſie Oeſterreich im lombardiſchen Kriege 1859 machte, hätte man erwarten ſollen, das Grundübel der Verwaltung der öſterreichiſchen Monarchie würde ſofort erkannt und gehoben werden. Allein es iſt nicht geſchehen. Alles kam darauf an, der Judenwirthſchaft ein Ende zu machen, die mit der tiefen Corruption in den einflußreichen Kreiſen ſowohl der Ariſtokratie, als der höhern Beamtenwelt zuſammenhing, durch die faſt ausſchließlich von Juden geleitete Preſſe auch die Mittelclaſſen ſyſtematiſch irre führte und entſittlichte, und die Monarchie des katholiſchen und überhaupt chriſtlichen Charakters entkleidete. Obgleich aber ein Theil der ungeheuern Betrügereien, durch welche die Finanzen des Staats ſo tief heruntergebracht worden waren, enthüllt wurde und in Folge deſſen nicht nur der Chef der Armeeverwaltung, Feldmarſchall-Lieutenant von Eynatten, und der Director der öſterreichiſchen Kreditanſtalt, Richter, ſondern ſogar auch der berühmte Finanzminiſter von Bruck

ſelbſt als Mitſchuldige an dem großen Staatsbetruge ſich aus Verzweiflung entleibten, waren doch der Mitſchuldigen zu viele, als daß nicht durch Beſtechungen und Drohungen und durch die Beſchönigungen der allmächtigen Judenpreſſe weiteren Enthüllungen vorgebeugt, die ganze Tiefe des Abgrunds von Verbrechen verſchleiert worden wäre. Wie die Betrügereien ſonderlich in der Armeeverwaltung unbeirrt fortdauerten, erwies ſich ſpäter in dem traurigen Feldzuge von 1866.

Ueber dieſes Grundübel der öſterreichiſchen Monarchie habe ich ſo weit es mir zuverläſſige Quellen möglich machten, ausführliche Details im zweiten Buch des erſten Bandes meiner Geſchichte des Krieges von 1866 mitgetheilt, weil der traurige Ausgang jenes Krieges für Oeſterreich weſentlich dadurch motivirt war. Ich weiſe auf jene Darſtellung hin, ohne mich auf dieſen häßlichen Gegenſtand hier nochmals näher einzulaſſen.

Nur eine Thatſache muß nachträglich noch hervorgehoben werden. Ein „hochgeſtellter Geiſtlicher Oeſterreichs“ ſagt in dem „offenen Sendſchreiben an die Ultramontanen Bayerns und Süddeutſchlands“: „Die Umgebung, die man dem jungen, aufrichtig frommen Kaiſer an die Seite gab, konnte nicht ſchlimmer ſeyn. Bekannte Wüſtlinge und Roués wie Graf Grünne, G. d. C. Fürſt Lichtenſtein waren nicht die Männer, die auf den jungen, feurigen und vom beſten Willen beſeelten Monarchen einen wohlthätigen Einfluß ausüben konnten. Graf Grünne, deſſen ganzes Hauptbeſtreben die Pflege des k. k. Hofpferdeſtalles war, entblödete ſich nicht, vor ſeinen Creaturen im Hofe des k. k. Marſtallgebäudes in ſeiner gewohnten rauhen Manier freche Witze über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche zu reißen. Seinem Stallperſonal geſtattete er nicht einmal an Sonn- und Feſttagen den Beſuch der h. Meſſe. ‚Herrendienſt geht über Gottesdienſt!‘ fuhr er einen Reitknecht in ſeiner näſelnden Sprechweiſe an, der ſich beſchwerte, daß er ſeit Monaten in keiner Kirche war. ‚Man kann auch im Pferdeſtall

beten!" war eine seiner häufigen Aeußerungen. Als ein Reitknecht einst zwei von dem englischen Bereiter Holmes nach Wien gebrachte englische Lotterbuben verdientermaßen durchprügelte, weil diese frechen Bengel sich über die katholische Kirche lustig gemacht und die Gebräuche der h. Messe verspottet hatten, ohrfeigte der edle Graf höchsteigenhändig den braven Reitknecht, schimpfte ihn einen lumpigen ‚Pfaffenknecht' und ließ ihn 48 Stunden krummschließen und bei Wasser und Brod fasten, damit ihm die ‚Frömmigkeit ferner vergehe.' Feiertage gab es für Grünne überhaupt nicht. Er besuchte am Charfreitage eben so gewiß die Ställe, wie am h. Weihnachtstage. „I kenn kane Feiertage — äußerte er oftmals — meine (!) Pferd' woll'n heute ebenso fressen, wie an jedem Tage ꝛc.'" Nur zum Spaß ließ Grünne die neue Reitschule einsegnen und verhöhnte nachher die servilen „Pfaffen," die in Pontificalibus diese Ceremonie vornahmen. Das war Hofton.

Derselbe hochgestellte Geistliche sagt von der Judenherrschaft in Wien, sie sey durch Bruck in Flor gekommen. (Sie war indeß schon lange, schon seit Thugut, vorbereitet). Der Finanzminister Bruck „schuf so recht eigentlich die Macht und das Ansehen der Geldjuden, und gab dieser aller Gesinnung und Patriotismus baaren Kaste eine Bedeutung, an welche diese selbst nie gedacht hätte. Die Geldjuden, die Todescos, Springers, Wodianers, Epsteins, bis herab zu den kleinern, den Brandeis, Weickersheim u. s. w. gingen bei Bruck aus und ein, bald beherrschte er nicht mehr sie, sondern sie ihn. Die Juden, noch vor wenig Jahren fast mittelalterlich gedrückt, fühlten sich nun gehoben und wurden noch frecher und unverschämter als zuvor. Im Jahre 1859 hieß es allgemein, das Haus Brandeis-Weickersheim sei ‚wackelig' geworden. Bruck wendete die Gefahr ab, stützte das Geschäft und rettete Madame Auguste Brandeis ihre Burgtheaterloge, ihre Pferde und Equipage und ihre glänzenden (!) Salons, in welchen die Börsenjuden vom Schlage der Ponzen, Mannheimer und einige Burgtheater-

comödianten als Hauptcourmacher figuriren. — Bruck fehlte bei keinem Wiegenfeste, bei keiner ſilbernen Hochzeit einer Geldjudenfamilie, er war der Intimus derſelben und wurde von ‚Frau Regine‘ und ‚Frau Judith‘ in echt jüdiſcher Familiarität gewöhnlich nur ‚unſer Bruck‘ genannt. Seit Bruck datirt ſich die eigentliche Judenwirthſchaft in Oeſterreich, die Herrſchaft der Börſen- und Geldmatadore, dieſer Peſt des Kaiſerſtaates. Bald wird es keinen Geldjuden in Oeſterreich mehr geben, der nicht baroniſirt oder decorirt iſt. Wodianer iſt Baron, Sina geheimer Rath und Großkreuz der höchſten Orden, Todesco, Ritter von, die meiſten übrigen beſitzen Greß- und Comthurkreuze. Selbſt der rothhaarige, geizige Jude Wertheim, der Reclameheld für die feuerfeſten Caſſen, die jedoch längſt durch Concurrenz in Schatten geſtellt ſind, wurde Ritter, (edles Ritterthum!) und Truchſeß. Ein anderer Jude, der mit Leder handelt, avancirte zum kaiſerlichen Rathe. Der vor den Schranken des öffentlichen Gerichtes in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit an den Pranger geſtellte Börſenſchwindler Eduard Warrens wurde k. k. Hofrath (!) und der Handelskammerjude Winterſtein hat Ausſicht, demnächſt cisleithaniſcher Handelsminiſter und Excellenz zu werden. So ſtehen die Dinge in Oeſterreich, in Folge des Bruck'ſchen Syſtems. Die Börſe regiert und die Miniſter verwalten nur noch. Der Creditactienſchwindel, die Promeſſenwirthſchaft, die Bruck nach Oeſterreich brachte, haben Tauſende zu Betrügern, Bettlern, Schurken und Selbſtmördern gemacht.“

Auch in der Armee war der chriſtliche Sinn tief geſunken. „So gab bekanntlich Benedek keine Zeit zur Oſterbeichte — als der päpſtliche Segen angeboten wurde, ſagte er: ‚Sorget nur, daß Gott neutral ſey, für das Uebrige werde Ich ſorgen!‘ Vor der Schlacht wurde ſonſt die Benediction ertheilt, diesmal zum erſtenmale nicht, weil es hieß: ‚Das demoraliſirt das Selbſtgefühl des Soldaten!‘ Jetzt erfährt man vom Graf Gondrecourt, der im däniſch-deutſchen Kriege

Commandant der eisernen Brigade, dann eine Zeit lang Erzieher des Kronprinzen Rudolph, zuletzt Vicecommandant des Armeecorps des Clam-Gallas war, Folgendes: Der Herr Graf hatte im letzten Feldzuge einen Trainknecht, der ihm nicht schnell genug aus dem Wege fuhr, vom Pferde gehauen, und als ein dazu kommender k. k. Feldkaplan ihn abhalten wollte, den schon Halbtodten noch ferner zu mißhandeln, sich mit dem Rufe: ‚Du verfluchter Pfaffe!‘ gegen den Priester gewandt und diesen mit dem flachen Säbel furchtbar gehauen, dann gegen einen hinzueilenden Generalstabsoffizier, der ebenfalls abwehren wollte, einen wüthenden Säbelhieb geführt, den dieser nur auf Kosten seines halb durchgehauenen Oberarms pariren konnte. Der Feldbischof Dr. Dominik Mayer nahm sich des Feldkaplans an. Er sandte seinen Vicar zum General Gondrecourt, der ihn nicht aussprechen ließ, sondern ihn mit einem: ‚Der verfluchte Pfaffe soll mich — — — —‘ zum Hause hinauswarf.“

Hätte man in Oesterreich die rechten Mittel angewandt, um die Monarchie wieder moralisch und finanziell zu kräftigen, so würde die gerechte Strafe zu viele und zu hohe Beamte und Geldmänner haben treffen müssen, und diese waren in der Lage, sich davor schützen und nach wie vor aus dem Ruin des Staates ihren Privatvortheil ziehen zu können. Das politisch gänzlich unreife Publikum wurde anderweitig beschäftigt, daß es den wunden Punkt nie berühren durfte, und wehe dem ehrlichen Manne, der es je wagte, darüber die Wahrheit zu sagen. Man hatte eine Zauberfalbe bereit, womit man dem Publikum die Augen bestrich, daß es etwas ganz anderes sah, als was es hätte sehen sollen, und diese Salbe wurde hauptsächlich durch die Judenpresse präparirt und unter die Leute gebracht. Das war nämlich die liberale Schablone, für welche man die guten Oesterreicher begeisterte. Mit diesem constitutionellen Spielzeug hatten sich ja schon in so vielen andern Staaten die politischen Kinder befriedigen lassen! Habt ihr zu

klagen, hieß es, ſo wählt und laßt euch wählen; dann könnt ihr lange ſchöne Reden halten und auch ſelber Miniſter werden. Was wollt ihr mehr?

Die Mißſtimmung in den Bevölkerungen des Kaiſerſtaats nach den Niederlagen von 1859 und der Finanzzerrüttung wurde beſchwichtigt durch liberale Verſprechungen im ausgedehnteſten Maaß. Die Einberufung des vermehrten Reichstags diente zur Vorbereitung und wurde auch in den deutſchen und ſlaviſchen Kronländern gut aufgenommen. Nur Ungarn trotzte und glaubte der Wiener Regierung, die ſo viele Fehler machte, nicht immer und immer wieder die ſchwerſten Opfer bringen zu ſollen. Es forderte ſeine Verfaſſung von 1848 zurück. Da nun auch von Frankreich aus Gerüchte in Umlauf geſetzt waren, es wolle ſich ein franzöſiſch-preußiſch-ruſſiſches Bündniß anſpinnen, und andererſeits Koſſuth von London und Garibaldi von Italien aus auf die Unzufriedenheit von Ungarn ſpeculirten, um auf revolutionärem Wege Italien mit Ungarn und ſchließlich mit Polen zu conföderiren, ergriff Kaiſer Franz Joſeph gern die ihm von Preußen und Rußland dargebotene Hand in der Zuſammenkunft, die er mit den Regenten dieſer Staaten am 22. October 1860 in Warſchau hatte. Indem er ſo für die äußere Sicherheit ſeines Reichs beſorgt war, hoffte er auch die innere allmälig befeſtigen zu können, weshalb er gleichzeitig, am 20. October, ſeinem Reich eine neue Verfaſſung ankündigte. Um dieſelbe ſo recht nach der Mode der Zeit nach allen Anforderungen der liberalen Schablone ins Werk zu ſetzen und damit der großen Mehrheit der Liberalen in und außer Oeſterreich zu ſchmeicheln, wurde wieder der alte, am meiſten dazu paſſende Acteur aus ſeiner politiſchen Vergeſſenheit hervorgeholt, der von der Paulskirche wohlbekannte Herr v. Schmerling. Es handelte ſich aber jetzt nicht blos um eine Reichsverfaſſung für das ganze Kaiſerthum. Schon der Ungarn wegen mußte man auch auf die einzelnen Kronländer und Nationalitäten

Preußen wider Willen zum Mitschuldigen Napoleons gemacht, und die Engländer und Schweden kehrten nun ihre Waffen sogleich gegen Preußen. Dem Kriege war nicht auszuweichen, es kam nur darauf an, ob Preußen dem Bunde mit Frankreich ernstlich treu bleiben, oder sich nicht vielmehr an die Trümmer der Coalition anschließen sollte. Die Wahl war schwierig. Hielt es Preußen noch länger mit Frankreich, so war es den Engländern, Schweden, vielleicht den Russen ausgesetzt, und es war zu befürchten, daß Napoleon sich nicht beeilen würde, Preußen beizustehn, daß er es vielmehr auf eine Verringerung Preußens abgesehen habe, wie auf die Oesterreichs. Schon hatte Napoleon im letzten Feldzuge das preußische Gebiet verletzt, die Festung Wesel weggenommen, und endlich sogar den Engländern versprochen, ihnen Hannover wiederzugeben, wenn sie Frieden machen wollten. Preußen sah, daß es von Frankreich mit Hohn behandelt und verrathen wurde. Sollte sich Preußen aber zum Kriege gegen Frankreich entschließen, so war noch mehr zu befürchten. Es hatte die französische Macht so lange wachsen lassen, bis sie fast unüberwindlich geworden war. Es hatte Oesterreich in allen frühern Feldzügen verlassen und ins Verderben gestürzt, und konnte nicht mehr auf seine Hülfe rechnen. Ganz Deutschland, das Preußen früher für sich gehabt hätte, war jetzt auf der Seite des Feindes. Endlich entschied die Ehre. Preußen konnte den Hohn der stolzen Franzosen nicht ertragen, es konnte das Andenken des großen Friedrich nicht beschimpfen lassen, indem es länger mit einer kriegslustigen Armee sich ruhig verhielt und den Spott von Feind und Freund erduldete. Die schöne Königin von Preußen, Louise, feuerte zum Kampf an, ein ritterlicher Geist regte sich im preußischen Heere, und Rußland versprach Hülfe. Churſachsen, die sächsischen Herzöge, Meklenburg

Rücksicht nehmen. In dem Programm, welches Schmerling am 23. Dezember ausgehen ließ, wurden daher auch den Landtagen aller einzelnen Kronländer liberale Concessionen gemacht und weitgreifende Rechte gewährt, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Initiative der Gesetzgebung und unmittelbarer Einfluß auf den Reichsrath der Gesammtmonarchie, denn der letztere sollte gemäß dem früher auf den deutschen Bund berechneten Delegirtenproject nur aus den Landtagen der einzelnen Kronländer ausgewählt werden. Die neue Reichsverfassung wurde am 26. Februar 1861 sammt den neuen Reformen der einzelnen Provinziallandtage verkündet, der Reichstag am 1. Mai eröffnet.

In der Thronrede betonte der Kaiser die Freiheit, die er der nationalen Entwicklung jedes einzelnen Kronlandes gewähre, und zog daraus die Folgerung, daß jede der im Kaiserstaat vereinigten Nationalitäten, indem sie diese Freiheit genieße, sie auch den andern gönnen und daß sie alle harmonisch zur Einheit zusammenwirken würden. Ein am 8. April erlassenes Protestantengesetz, welches Toleranz athmete, hatte besonders zum Zweck, die Protestanten in Ungarn zu versöhnen. Die im Reichsrath sitzenden Erzbischöfe baten den Kaiser schon am 6. Mai in einer Adresse, er möge doch verhüten, daß die Monarchie ihren katholischen Charakter verliere. Eine bedeutsame Mahnung. Der österreichische Episcopat war an schweigenden Gehorsam gewöhnt. Die Gefahr mußte dringend seyn, wenn er das Schweigen brach. Aber das System Schmerling, die liberalen Concessionen, die Vorliebe, die der Staat für die Protestanten und noch viel mehr für die Juden hegte, und die alle christliche Frömmigkeit und Moral offen verhöhnende Judenpresse mußte endlich diesem unterthänigen Episcopat wenigstens einen Seufzer erpressen.

Der neue Reichsrath bestand aus einem Herren- und einem Abgeordnetenhause. Zum ersteren gehörten die kaiserlichen Prinzen, die hohe Aristokratie und Geistlichkeit, vorbehältlich verdienter Männer, die

der Kaiser auf Lebenszeit ernennen würde. Das Abgeordnetenhaus sollte 343 Mitglieder zählen, sämmtlich Delegirte aus den Landtagen der einzelnen Kronländer, und zwar aus Ungarn 85, Böhmen 54, Galizien 38, Siebenbürgen 26, Mähren 22, Lombardo-Venetien 20, Niederösterreich 18, Steiermark 13, Tirol 12, Oberösterreich 10, Croatien 9, aus den übrigen weniger. Diese Abgeordneten kamen aber lange nicht in voller Zahl zusammen. Ungarn, Croatien und anfangs auch Siebenbürgen erkannten die neue Reichsverfassung nicht an, verlangten nur ihr altes Recht und schickten keine Delegirten nach Wien.

Das große Kaiserthum war ein wenig aus Rand und Band gegangen, denn die Centralgewalt hatte ihre alte Energie verloren, befahl nicht mehr, sondern unterhandelte mit den Rebellen. Die Aufgabe, mit so vielen wilden Rossen den Staatswagen zu lenken und doch die Zügel immer nachlassen zu müssen, war eine mühselige und so unnatürlich, daß sie sich auf die Dauer gar nicht durchführen ließ und entweder zur Alleingewalt des Kaisers zurück-, oder zur gänzlichen Auflösung des Reichs in seine heterogenen Bestandtheile führen mußte. Man hatte nur ein Provisorium geschaffen.

Ein Glück für die Monarchie war es diesmal, wie in ihren früheren Krisen, daß die Slaven nicht mit den Ungarn zusammenhielten. Die Böhmen verhielten sich damals verhältnißmäßig ruhig und sahen nur mit Schadenfreude den Conflict zwischen Deutschösterreich und Ungarn zu. Ungarn, das größte und reichste der Kronländer, hatte doch ringsum Feinde, da die vormals mit ihm verbundenen Kronländer mit vorzugsweise slavischen Einwohnern unabhängig von ihm bleiben wollten. Am meisten widerstrebte Croatien einer Unterordnung unter Ungarn; aber Dalmatien, mit dem es sich gern vergrößert hätte, wollte auch wieder von Croatien nichts wissen. In Siebenbürgen wohnten drei Nationen zusammen, Sachsen, Magyaren und Rumänen. Auch sie hielten sich anfangs vom Reichstag fern, bis eine Mehrheit von

Sachſen und Rumänen gegen den Anſchluß an Ungarn und für die Beſchickung des Reichstags in Wien entſchied (im September 1861). Die öſterreichiſchen Serben eröffneten ihren beſondern Nationalcongreß in Karlowitz, die Slovaken in St. Martin. In Galizien ſtanden ſich die Polen im weſtlichen, die Ruthenen (Rusniaken) im öſtlichen Theile des Landes feindlich gegenüber. Die Ruthenen verlangten in einer Adreſſe vom 22. October 1861 Trennung der beiden Landestheile und wirklich erhielt im folgenden Monat jeder Theil wenigſtens eine abgeſonderte Verwaltung. Das nämliche Trennungsgelüſte der Nationalitäten regte ſich in Tirol. Die Handelskammer von Roveredo verlangte am 20. März 1861 die Trennung des ſüdlichen Welſchtirol vom nördlichen Deutſchtirol, eine Forderung, welche ſpäter die welſchen Abgeordneten am Tiroler Landtage zu Innsbruck wiederholten. Auch waren die Tiroler ſehr erregt gegen das neue Proteſtantengeſetz und widerſetzten ſich demſelben mit Erfolg, denn die Regierung wagte nicht, es in Tirol einzuführen, obgleich ſie es auch nicht förmlich zurücknahm. Es war Schmerlings plumpeſter Mißgriff, die Glaubenseinheit der Tiroler anzutaſten, die ihr gutes altes Recht und die Quelle aller von der ganzen Welt anerkannten Tugenden jenes biedern und tapfern Bergvolks iſt.

Ungarn trotzte allen Maaßregeln, Experimenten und Zumuthungen der Wiener Regierung. Das Unglück Oeſterreichs, die Schwäche der Regierung, die zunehmende, durch das Miniſterium ſelbſt legitimirte Decentraliſation des Reichs machte den ſtolzen Magyaren Muth, ihre nationalen Rechte wieder zu erobern, welche ſie durch ihre Rebellion im Jahr 1849 verwirkt hatten. Daß damals Rußland eine Republik in Ungarn nicht geduldet hatte, war allen einſichtsvollen Magyaren noch gut in Erinnerung geblieben. Deshalb wollte ihre Mehrheit unter Deaks Führung keine neue Rebellion, keinen neuen Krieg, ſondern hoffte einfach durch paſſiven Widerſtand die kaiſerliche Regierung in

Wien ſo zu lähmen und in ſolche Verlegenheit zu bringen, daß ſie ſich am Ende doch zu den Conceſſionen entſchließen würde, die Ungarn forderte. Koſſuth wollte ſich nicht damit begnügen, ſondern agitirte von London aus, um in Verbindung mit Garibaldi eine Volkserhebung in Venetien und Dalmatien zu betreiben, der dann die Inſurrection von ganz Ungarn folgen ſollte. Hinter dieſer ſollte dann auch noch eine andere in Polen folgen, wie man auch Waffen und Freiſchaaren aus der Walachei nach Ungarn ſchaffen wollte. Zu dieſem Zweck hatte Koſſuth in England ſchon wieder 30 Millionen neuer ſ. g. Koſſuthnoten verfertigen laſſen, aber dieſes Papiergeld wurde ſogleich confiscirt. Der ungariſche Graf Telecky, der als Agent Koſſuths nach Ungarn abging, wurde unterwegs in Dresden verhaftet und nach Wien ausgeliefert, wo ihn aber der Kaiſer großmüthig auf ſein Ehrenwort frei ließ. Auch der ungariſche General Klapka war um den Weg. Die Revolutionspropaganda hielt aber die Bewegung freiwillig auf, denn der rumäniſche Fürſt Cuſa, der mit im Complott war, erklärte, er könne aus Rückſicht auf die Großmächte die Waffenſendungen nach Ungarn nicht zulaſſen. Auch Garibaldi glaubte, die Zeit ſey noch nicht gekommen.

Doch war die Stimmung außerordentlich erregt. In einer Generalcongregation in Peſth unter dem Vorſitz des Grafen Carolyi und in einer vom Cardinal-Primas von Ungarn nach Gran berufenen Conferenz wurde die Verfaſſung von 1848 zurückverlangt. Der Kaiſer ſchickte im April 1860 den Feldzeugmeiſter von Benedek, einen gebornen Ungarn und ſehr beliebt beim Heere, nach Ungarn, um dort die politiſche Verwaltung zu übernehmen und durch Ernſt und Milde die Gemüther zu verſöhnen. Man wagte, die Comitatsverwaltungen wiederherzuſtellen zur Vorbereitung auf den lange erſehnten Landtag, aber die Comitatsverſammlungen zeigten ſich ungeberdig und verlangten nur die Verfaſſung von 1848 zurück. Die Proteſtanten proteſtirten gegen das neue Geſetz, das ihnen Conceſſionen machte, und verlangten unter

Führung des Baron Vay nur ihre alten Rechte. Zum vermehrten Reichstag in Wien eingeladen, erschienen die Grafen Apponyi und Andrassy nur, um gegen die neue Reichsverfassung zu protestiren, die Rechte Ungarns zu wahren und wieder heimzukehren. Benedek war so ärgerlich, daß er in einem Armeebefehl seinen Landsleuten derbe Grobheiten sagte und besonders „den feigen Magnaten," die der Wühlerei der Juristen und Journalisten zu wenig Widerstand leisteten.*) Als

*) Den Commentar dazu gab ein Correspondent der Allg. Zeitung 1861 N. 73.: „Nehmen Sie Act davon, daß die alte ungarische Intrigue von neuem beginnt. Namen wie Dessewffy, Radasdy, Apponyi, der Cardinal-Primas sind im Spiel. Man sucht diese bei Hof für loyal gehaltenen Männer oder vielmehr diese gute Meinung zu verwerthen. Ob sie bloße Werkzeuge sind und einem hinter der Coulisse stehenden Schachspieler als Figuren dienen, oder ob sie an der Intrigue bewußten Antheil nehmen, ist noch nicht aufgeklärt; ersteres ist das wahrscheinlichere. Sie kommen einer nach dem anderen hier an; sie schildern dem Kaiser und den Ministern die Stimmung in Ungarn, sie malen die Aufregung und erklären, daß es ein leichtes wäre, das Land zu beschwichtigen; nur noch ein paar geringfügige Concessionen, wie z. B. die Bagatelle der Union Siebenbürgens, ein abgesondertes Ministerium für Ungarn u. dergl., und man würde Wunder sehen. Es ist immer die alte Geschichte. Diese s. g. Conservativen versprechen für die Concessionen Befriedigung und Ruhe des Landes; die Concessionen werden von den Tonangebern im Land acceptirt, allein Versprechungen binden niemand und werden verächtlich bei Seite geschoben. Natürlich, denn was die Altconservativen, welche auf dem Standpunct von 1847 stehen, befriedigt, ist den Anhängern der Gesetzgebung von 1848 ein lächerliches Programm; was die letztern befriedigt, genügt den Demagogen, welche auf dem Boden von 1849 stehen, nicht. Szecsen, Mailath, Apponyi, Barkoczy ꝛc. haben für das Octoberdiplom die Befriedigung Ungarns verheißen: das Gegentheil ist eingetreten. Vay, Szecsen, Szögyeny, Semnyny ꝛc. haben für die Einführung der Comitatswirthschaft neuerdings volle Befriedigung versprochen; die Regierung hat die Executivgewalt aus der Hand gegeben und muß nun sehen, wie man ihre Decrete mit Hohn bei Seite legt und die Hofkanzlei selbst als

ihn die Stadt Peſth zum Ehrenbürger ernannte, rief er: Sorgt nur erſt, daß es eine Ehre iſt, Peſther Bürger zu ſeyn. Am heftigſten war die Adreſſe des Comitats von Gran vom 23. Januar 1861, worin dem Kaiſer gradezu geſagt wurde, er habe kein Recht, in Ungarn Steuern auszuſchreiben, ehe nicht die Verfaſſung von 1848 hergeſtellt und die politiſchen Verbannten zurückgerufen ſeyen. Dieſer Graner Adreſſe ſchloßen ſich die meiſten andern Comitate an als Antwort auf ein kaiſerliches Reſcript vom 16. Januar, welches die Agitation der Verfaſſung von 1848 unterſagt hatte. Zugleich verfuhren die Comitate eigenmächtig, ließen die deutſchen Geſetze nicht mehr gelten und ſtellten alle altungariſchen Einrichtungen wieder her, z. B. das Zunftweſen. Die neue Gewerbefreiheit mußte aufhören. Sogar das Wechſelrecht, welches man einſt als Fortſchritt begrüßt hatte, wurde beſeitigt, blos weil man es aus Wien geholt hatte.

Da nun aber auch die gemäßigte Partei Deaks ſich in der Verfaſſungsfrage unnachgiebig zeigte, auf Ungarns Autonomie beſtand und nur die Perſonalunion gelten laſſen wollte, neigte ſich der Kaiſer zu größerer Nachgiebigkeit. Er machte nicht nur den Baron Vay zum ungariſchen Hofkanzler, ſondern ließ ſich auch herbei, endlich den ungariſchen Landtag einzuberufen. Derſelbe ſollte in Ofen eröffnet werden, die Ungarn aber wollten nur in Peſth tagen. Man kam nun überein, daß die Eröffnungsceremonie in Ofen ſtattfinden, die Sitzungen und Unterhandlungen aber nur in Peſth abgehalten werden ſollten. Bei den Wahlen gab es blutige Exceſſe, indem die Anhänger Deaks und die der Revolutionspartei ſich herumſchlugen. An die Spitze der letztern zu treten, hatte ſich Graf Teleky bewegen laſſen, wohl nicht aus falſchem Ehr-

---

ungeſetzlich ignorirt. Szytowsky, der Primas hat für die Wahlordnung von 1848 Befriedigung in Ausſicht geſtellt — wie die Verheißung reſpectirt wurde, weiß die Welt."

geiz, sondern gemäß früher eingegangener Verpflichtungen gegen seine Parteigenossen. Als sich Telecky in den Landtag wählen ließ, warnte man den Kaiser und rieth ihm, den gefährlichen Mann festnehmen zu lassen. Der Kaiser aber antwortete: Ich habe ihm mein Wort gegeben und er mir das seinige. Telecky stand mit der Emigration fortwährend in Verbindung. Man weiß nicht, ob ihn ein patriotischer Fanatismus oder die Furcht vor der Rache seiner eigenen Partei verleitete, dem Kaiser sein ritterliches Wort zu brechen. Genug, er trat nicht nur an die Spitze der Partei, die viel weiter als Deak gehen und diesen daher auf dem Landtag angreifen wollte, sondern er suchte auch im Ausland Unterstützung für die ungarische Revolution. Kaiser Napoleon III., an den er sich wandte, wies ihn ab und versagte ihm die Unterstützung Frankreichs. Dieser Brief des Kaisers der Franzosen wurde aber aufgefangen und kam in die Hände des Kaisers von Oesterreich, der ihn an Telecky abschickte, nachdem er sein eigenes Siegel darauf gedrückt hatte. Als nun Telecky den Brief empfing, wurde er von der Großmuth des Kaisers so tief beschämt, daß er sich noch in derselben Nacht erschoß, am 7. Mai. *)

Sein Tod war der Friedenspartei sehr nützlich, denn die meisten seiner decontenancirten Parteigenossen ließen sich nun von Deak gewinnen und traten zu ihm über. Der ungarische Reichstag wurde am 2. April 1861 eröffnet. Deak hatte darin eine große Mehrheit für sich, derselbe hielt sein Programm fest: Ungarn sey nie eine österreichische Provinz gewesen, sondern ein selbständiges Königreich mit eigener Krone, noch jetzt sey der resignirte Kaiser Ferdinand in Prag rechtmäßiger König von Ungarn. Er habe niemals das Recht gehabt, ohne

*) Acht Ungarn unterzeichneten eine Erklärung, welche die Existenz des Briefes verleugnete. Die Existenz desselben wurde jedoch in einer Wiener Erklärung aufrecht erhalten, Agsb. Allg. Zeitung 1861. Beilage N. 168.

Zuſtimmung der ungariſchen Nation die Krone des hl. Stephan an ſeinen Neffen Franz Joſeph zu übertragen. Man wollte ſich jedoch beruhigen, wenn Ferdinand ſeine 1848 erfolgte Thronentſagung noch jetzt nachträglich der ungariſchen Nation förmlich anzeige und ſein Nachfolger Franz Joſeph ſich als König von Ungarn nach den geſetzlichen Vorſchriften krönen laſſe! Dieſe Sprache war zu verletzend für den Kaiſer, als daß er die Adreſſe der Ungarn, die ihm ſogar den Kaiſertitel verſagte, hätte annehmen können. Der ungariſche Reichstag gab ihm in einer abgeänderten Adreſſe den Kaiſertitel, beſtand aber auf der Forderung excluſiver Autonomie mit Perſonalunion. Da keine Vereinigung zu erzielen war, erklärte der Kaiſer in einem Reſcript vom 21 Juli, die Perſonalunion genüge nicht, Ungarn habe mit den übrigen Kronländern gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Indem es durch die Geſammtmonarchie geſchützt werde, müſſe es auch zu ihrem Schutz, zum Schutz der übrigen Kronländer jederzeit bereit ſeyn und gleiche Laſten mit ihnen tragen, wie es gleiche Vortheile mit ihnen genieße. Nur ſolche Beſonderheiten könne es anſprechen, die dem Geſammtintereſſe des Kaiſerreichs nicht zuwider laufen. Demzufolge verlangte der Kaiſer neben der Perſonalunion auch die Realunion in Bezug auf das Heerweſen, die Finanzen und die auswärtigen Angelegenheiten und ernannte, da ihm Bay nicht genügte, Grafen Vorgach zum ungariſchen Hofkanzler. Dagegen proteſtirte der Peſther Reichstag und wurde am 22. Auguſt aufgelöst.

Merkwürdig war eine Rede Lord Palmerſtons im engliſchen Oberhauſe am 30. Juli, worin er die Erhaltung Oeſterreichs als Großmacht im Herzen Europas für nothwendig erklärte, weil die Revolutionspartei, die in Ungarn und an der untern Donau wühle, nur franzöſiſchen und ruſſiſchen Zwecken diene.

Noch während des parlamentariſchen Kampfes in Peſth hatten einzelne Commitate ſich ſehr ungeberdig aufgeführt, ausdrücklich gegen

die Verfaſſung der Geſammtmonarchie proteſtirt und fortgefahren, alles auf den altungariſchen Fuß zu ſetzen. Nach Auflöſung des Landtags in Peſth verfuhr der Kaiſer auf einmal mit großer Energie, ernannte den Grafen Moritz Palffy zum Statthalter in Ungarn, ließ viele Truppen einrücken, das widerſpenſtige Commitatshaus in Peſth von ihnen beſetzen, alle proteſtirenden Corporationen auflöſen, alle ungehorſamen Beamten abſetzen und das Land durch kaiſerliche Commiſſäre regieren. Nachdem der kaiſerliche Finanzminiſter v. Plener erklärt hatte, der Kaiſerſtaat könne nicht länger die Verwaltungskoſten für Ungarn allein aus den Mitteln der übrigen Kronländer beſtreiten, befahl der Kaiſer durch Reſcript vom 18. October, die lange zurückgehaltenen Steuern in Ungarn endlich zu erheben, obgleich ſie vom Landtag nicht bewilligt ſeyen. Alſo wurde Militär im Lande vertheilt und trieb die Steuer mit Gewalt ein. Nirgends wurde Widerſtand geleiſtet. Man erfuhr ſogar, die reichſten Grundbeſitzer, die ſich bisher nur aus Furcht vor den Demokraten der Steuerverweigerung angeſchloſſen hatten, ſeyen froh geweſen, daß die Soldaten kamen, und hätten gern gezahlt. Die revolutionäre Partei hielt die Zeit nicht für geeignet, um ſich den kaiſerlichen Truppen mit Gewalt zu widerſetzen. Alſo war der Kaiſer in Ungarn wieder vollſtändig Herr geworden, allein er konnte nicht wagen, bald wieder einen neuen Landtag in Peſth einzuberufen. Auf geſetzlichem Wege konnte er den trotzigen Magyaren nichts abgewinnen, deren paſſiver Widerſtand fortdauerte. Der ganze Zuſtand war nur ein proviſoriſcher. Auch ließ ſich kein Ungar bewegen, in den Wiener Reichsrath einzutreten oder die neue Verfaſſung der Geſammtmonarchie anzuerkennen.

Auch jetzt noch ahmten die Croaten dieſen paſſiven Widerſtand nach. Obgleich ſie ihre Feinde, die Ungarn, gedemüthigt ſahen, ſchickten doch auch ſie keinen Mann in den Wiener Reichstag, denn durch frühere Vorgänge belehrt, wußten ſie wohl, man werde früher oder

ſpäter in Wien mit Ungarn guten Frieden machen und Croatien wieder hintan ſetzen. Auch hier alſo wurde gegrollt und der Wiener Reichstag nicht beſchickt. In Dalmatien war im Frühjahr eine Inſurrection ausgebrochen, von Agenten Garibaldis und Koſſuths voreilig veranlaßt. Sie wurde ohne Mühe unterdrückt, da die Hauptagitatoren an ſich hielten.

Oeſterreich hatte nun wieder auf einige Jahre Ruhe, aber dieſelbe wurde nicht benutzt, um die Reformen vorzunehmen, welche dem großen Kaiſerſtaat wirklich hätten aufhelfen können. Die Freiheit, zu den Land- und Reichstagen wählen und Reden halten zu dürfen, war ganz unfruchtbar, da Niemand daran dachte, den Haushalt zu ordnen und das Heerweſen in beſſern Stand zu ſetzen. Von Jahr zu Jahr ſchwoll die Maſſe der Schulden mehr an. Die zur Unterſtützung der Gewerbe errichtete Nationalbank wurde nur zum Börſenſchwindel benutzt und mußte dem Staat Anleihen machen. Wer dort Unterſtützung ſuchte und kein Jude war, dem blieb die Thüre verſchloſſen. Die Armee wurde noch mehr heruntergebracht, als es ſchon vor dem lombardiſchen Kriege geſchehen war, durch deſſen böſe Erfahrungen die kaiſerliche Regierung ſich nicht hatte warnen laſſen. Der tief verhaßte Graf Grünne, der als Generaladjutant des Kaiſers das ganze Heerweſen beherrſcht hatte, wurde zwar auf eine andere Stelle verſetzt, aber ſein Nachfolger, Graf Crenneville, beſſerte nichts, ſondern machte das Uebel noch ärger. Die einſt ſo herrliche Armee Radetzkis wurde noch tiefer heruntergebracht, als unter Gyulai. Die wichtigſten Poſten in der Armee wurden an unfähige Menſchen vergeben, wenn ſie nur von vornehmer Geburt oder reich waren, oder ſich einzuſchmeicheln verſtanden hatten. Wer noch Charakter beſaß, um nicht immer zu kriechen, wurde übergangen oder entfernt. Die brutalſte Behandlung von oben herab wurde guter Ton. Man nannte das die ruſſiſche Manier und rühmte ſich ihrer. Wenn ſchon Offiziere unter der Willkür und groben

und Braunschweig schlossen sich theils gezwungen, theils freiwillig an Preußen an. Oesterreich und Hessenkassel erklärten sich neutral, der ganze Rheinbund aber folgte den Adlern Napoleons.

Die Preußen rückten unter dem nunmehr zwei und siebzigjährigen Helden des siebenjährigen Krieges, Ferdinand von Braunschweig, im Thüringerwalde gegen Franken vor. Unter ihm befehligte in zweiter Stelle der Fürst von Hohenlohe. Auch der König und die Königin mit den Prinzen waren zugegen. Doch das kriegerische Feuer und ein schönes Aufflammen der Ehre vermochten die zahllosen alten Mängel im Heerwesen nicht zu verbessern. Die Feldherren waren uneinig und die Geisteskraft des Herzogs von Braunschweig hatte mit dem Alter nachgelassen. Er behielt mechanisch die alte Kriegsmanier bei, und verstand sich so wenig, als irgend ein anderer Offizier im Heer, auf die neue Kriegskunst der Franzosen und ihres bisher unüberwindlichen Kaisers. Die preußischen Feldherren begingen schon in den ersten Stellungen, die sie nahmen, die gröbsten Fehler, und ließen sich von Napoleon auf allen Punkten überraschen.

Am 10ten October 1806 ließ sich der ungestüme Prinz Ludwig von Preußen tollkühn ins erste Gefecht bei Saalfeld ein. Statt sich mit den Vorposten, die er befehligte, auf die preußische Hauptmacht zurückzuziehen, griff er den fünffach überlegenen Feind an, ward umringt, geschlagen und selbst getödtet, weil er heldenmüthig sich nicht ergeben wollte. Am 14ten kam es zur Hauptschlacht. Der Herzog von Braunschweig stand bei Auerstädt, Hohenlohe bei Jena, beide so weit von einander getrennt, daß Napoleon zwischen ihnen durchging und beide in die Flanke nahm. Dem Herzog von Braunschweig wurden schon im Anfang der Schlacht beide Augen ausgeschossen, dieß brachte sein Heer gleich in Verwirrung. Der Fürst

Behandlung ihrer Chefs zu leiden hatten, so regierte der Stock noch viel unbarmherziger unter den gemeinen Soldaten und prügelte ihnen systematisch das Ehrgefühl aus dem Leibe heraus. Zugleich fuhr die Judenpresse fort, die Kirche und die christlichen Gefühle zu verspotten, z. B. am Christtage ganz öffentlich das Christkind als eine Puppe des Aberglaubens zu verhöhnen. Sogar die Regierungspresse wurde ausschließlich von Juden besorgt. Die Kirche schwieg dazu in sträflicher Versäumniß der Zeit. Die Bischöfe des Reichs waren nicht einig. Wie die italienischen mehr ihrer Nationalität, als der Wiener Regierung anhingen, so auch die ungarischen. Die deutschen und slavischen waren entweder jüngere Söhne aus der hohen Aristokratie oder charakterlose Geschöpfe der Hofgunst, gut dotirt und an bequemes Wohlleben gewöhnt. Zufrieden, wenn nur das Volk in alter Weise die äußern Ceremonien der Kirche mitmachte, und wohl gar stolz auf das Concordat, welches ein leeres Papier war und den kirchlichen Geist in Oesterreich nicht im geringsten hob, wiegten sie sich in falsche Sicherheit ein. Daß unter der Wiener Spaßmacherei, nachdem sie die Juden zu ihrem Monopol gemacht hatten, eine giftige Schlange versteckt sey, wollten sie nicht merken. An dieser gemüthlichen Spaßmacherei hatte der Klerus ja längst ohne Arg selber theilgenommen, nach dem Grundsatz, man müsse dem Volk seine Freude lassen. Andrerseits gab es auch Geistliche, welche heimlich der Aufklärung huldigten. Als die Regierung am 28. Februar 1862 ganz in Schmerlings Sinne ein neues Religionsedict erließ, welches vollkommene Toleranz und Gleichberechtigung der Confessionen befahl, wehrten sich dagegen nur die Tiroler. Die Bischöfe des Kaiserreichs schienen nicht zu merken, daß die Spitze des Edicts direkt gegen das Herz der katholischen Kirche gerichtet war, und thaten nichts, um das katholische Volk gegen die Juden und liberalen, durch und durch irreligiösen Schreier zu schützen.

Anders verfuhr zu der nämlichen Zeit Rußland. Mit überlegenem

Verstande, immer wachsamer Um- und Voraussicht beförderte die russische Politik den kirchlichen Sinn bei den griechischen Christen und fachte dafür sogar Begeisterungen in Oesterreich selbst an. Denn nicht nur ein großer Theil der österreichischen Slaven in Galizien und Ungarn bekannte sich zur griechischen Kirche, sondern auch in Mähren und Böhmen wurden trotz des dort herrschenden Katholicismus die Heiligen Cyrillus und Methodius, welche die griechische Kirche für sich in Anspruch nimmt, als alte Nationalheilige verehrt. Bei der Jubelfeier des letzteren (des h. Methud) fehlten in Mähren und Böhmen russische Agenten nicht, die für eine ausschließlich slavische Kirche schwärmten und dabei den tiefsten Haß gegen alles Deutsche kund gaben, im Jahr 1862. In demselben Jahre wurde eine Anzahl der eifrigsten Panslavisten in Böhmen mit russischen Orden bedacht. Als daher im folgenden Jahre die polnische Insurrection ausbrach, die polnischen Unterthanen Oesterreichs in Galizien unter der Hand ihre Stammgenossen im Königreich Polen eifrig unterstützten und auch die slavischen Brüder in Böhmen dafür in Anspruch genommen werden sollten, erklärten sich die Führer der Czechenpartei, Palacky und Rieger, für die Russen und gegen die Polen.

Das österreichische Cabinet hätte wohl gern etwas gethan, um Polen von Rußland unabhängig zu machen oder wenigstens das Loos der unglücklichen Polen unter der russischen Herrschaft zu erleichtern. Es that in dieser Beziehung diplomatische Schritte im Verein mit England und Frankreich, fühlte sich aber nicht stark genug, um den Polen thatsächlichen Beistand zu leisten, weil seine feindliche Stellung zum preußischen Cabinet ihre beiderseitige Verständigung in Bezug auf Polen immer genau ebenso vereitelt hatte, wie es schon im vorigen Jahrhundert der Fall gewesen war. Man kann es nur natürlich finden, daß Oesterreich die Hauptlast eines Krieges mit Rußland nicht wollte auf sich laden lassen, denn Frankreich und England versprachen ihm

keine ausreichende Hülfe. Aber auch die europäische Revolutionspropaganda vermochte den Polen nicht zu helfen. Am 14. März wagten die Anhänger Kossuths in Pesth einen Straßentumult, um zu erproben, ob sich die Volksmasse ihnen anschließen würde. Es geschah aber nicht, und die Rädelsführer, größtentheils heimgekehrte politische Flüchtlinge, wurden verhaftet. In Dalmatien waren die Anhänger Garibaldis nicht minder rührig, die Regierung aber blieb wachsam. Im April wurde der Landtag in Dalmatien wegen seines Oppositionsgeistes aufgelöst und im October ein offener Aufstand in Belluno unterdrückt. Eine Verschwörung in Welschtirol wurde noch rechtzeitig im August entdeckt und ihr Ausbruch verhindert. Die Welschtiroler waren früher die treuesten Oesterreicher gewesen, aber unter Metternichs undeutscher Regierung waren die deutschen Gemeinden daselbst entnationalisirt und welsch geworden, weil man ihnen nur italienische Prediger und Schullehrer gab. — Der polnische Aufstand endete mit dem vollständigen Siege der Russen, und Oesterreich erwarb sich nur das Verdienst, die polnischen Flüchtlinge aufzunehmen, mild zu behandeln und nach Frankreich oder der Schweiz zu entlassen.

Der Kaiser Franz Joseph machte im Januar 1862 eine Reise nach Venedig und wurde unterwegs von den Armeecorps des F.-M.-L. Benedek mit wärmstem Enthusiasmus empfangen. Die Kaiserin nahm ihrer leidenden Gesundheit wegen im Winter auf 1861 ihren Aufenthalt auf der Insel Madeira und im folgenden Jahre in Corfu.

Im Jahr 1863 hatte Kaiser Franz Joseph, wie im ersten Buch schon erzählt ist, den Frankfurter Fürstentag improvisirt. Mit Ungarn noch immer nicht ausgesöhnt, glaubte er durch eine engere Verbindung mit den Mittelstaaten und dem damals in Deutschland hochwogenden Liberalismus dem unvollständigen und unfruchtbaren Wiener Reichstage ein größeres moralisches Gewicht verleihen und den undeutschen Kronländern wieder einmal mit Deutschland imponiren zu

können. Ueberdem war das neue Miniſterium Bismarck in Preußen verhaßt und von allen Seiten angefeindet, Preußen ſchien alſo in dieſem Augenblicke ſo geſchwächt, daß Oeſterreich im Bunde mit den Mittelſtaaten einen Stoß auf daſſelbe wagen konnte. Als aber dieſer Verſuch mißlang, die Mittelſtaaten nicht gefügig genug waren, der Frankfurter Tag nicht einmal den preußiſchen Zollvertrag mit Frankreich hemmen konnte, und das Miniſterium in Preußen ſich feſt behauptete, veränderte die öſterreichiſche Politik abermals ihre Front, ſchloß ſich in der Frage der Elbherzogthümer eng an Preußen an, führte mit ihm gemeinſchaftlich Krieg gegen die Dänen und entriß dieſen die von ihnen mißhandelten deutſchen Länder.

Drittes Buch.

Die Verfaſſungskämpfe in Preußen.

Der preußiſche Staat hatte unter der Regierung des frommen, feingebildeten, geiſtreichen und überaus wohlwollenden, nur zu friedliebenden Königs Friedrich Wilhelm IV. theils gewonnen, theils verloren. Wiedergewonnen hatte er die chriſtliche Grundlage, die ihm unter der vorigen Regierung durch das Miniſterium Altenſtein, die Unterdrückung des altlutheriſchen Glaubens, die bureaukratiſche Bevormundung der katholiſchen Kirche, den flachen Rationalismus und die direct antichriſtliche Philoſophie Hegels ſchrecklich unterwühlt worden war. In der religiöſen Frage bewies der König ungewöhnliche Feſtigkeit. Auch blieb der Organismus der Verwaltung, die Ordnung und Sparſamkeit in den Finanzen erhalten, ein Muſter für alle andern Staaten, das nur nicht von ihnen befolgt wurde. Dagegen war der König zu friedliebend und zu wenig aggreſſiv, um nicht durch die Intriguen des ihm ſcheinbar befreundeten Rußland und durch die Atrocitäten des Fürſten Schwarzenberg und der hinter ihm herbellenden ſ. g. Würz-

burger (der mittelstaatlichen Diplomaten) bis zu dem Grade beunruhigt und eingeschüchtert zu werden, daß er, wie bekannt, in dem schmählichen Vertrage zu Olmütz den bittersten und höhnischsten Feinden des deutschen Nationalinteresses alles, was sie wollten, zugab: 1) die Nichtwiedereinberufung eines deutschen Parlaments und Verzicht auf jede Unterstützung der deutschen Einheitsbestrebungen, 2) die Fortdauer der Mißregierung in Kurhessen, 3) den Verzicht Deutschlands auf die Elbherzogthümer, die hiemit der Rache und Tyrannei der Dänen hülflos Preis gegeben wurden. Diese Concessionen nun ließen seitdem Preußen nur noch als einen Staat zweiten Ranges, als schwach und von größeren Staaten bevormundet erscheinen; man verlor den alten Respect, den man vorher doch immer vor Preußen gehabt hatte.

Als der König schwer erkrankte und sein Geist nicht weniger wie sein Körper geschwächt war, wurde sein Bruder Wilhelm, der bisherige „Prinz von Preußen" am 24. October 1857 sein Stellvertreter, und da die Krankheit sich nicht hob, am 8. October 1858 definitiv Regent mit allen Vollmachten der königlichen Gewalt.

In das neue Ministerium, welches der Regent alsbald ernannte, traten so gute liberale Elemente ein, daß man es mit dem Namen einer „neuen Aera" begrüßte, obgleich es der Erwartung nicht entsprach. An die Spitze des Ministeriums trat der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, ihm zur Seite stand der patriotische Kriegsminister v. Bonin, der früher entlassen worden war, weil er 1854 gesagt hatte, „wenn Preußen sich mit Rußland alliire, käme das einem Vatermorde gleich." Er dachte sich nämlich Preußen als den Sohn des großen deutschen Vaterlands. Als liberal war der neue Minister v. Auerswald und der etwas später eintretende Graf Schwerin von früher her bekannt. Das Programm des Regenten war: 1) keine liberale Ueberstürzung, 2) Achtung der Rechte der katholischen Kirche, ohne deren Uebergriffe zu dulden, 3) Aufrechterhaltung der evangelischen Union

und Bekämpfung „der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei“, 4) Pflege der Schule und Wiſſenſchaft, 5) Sorge für das Heerweſen. Dieſes Programm wurde von den Liberalen ein wenig mißverſtanden. Sie legten es zu ſehr zu ihren Gunſten aus und merkten erſt allmälig, daß es dem Regenten vor allem auf den fünften Punkt ankam.

Kurz, die liberale Welt jubelte über die neue Aera, am meiſten über den Vorwurf der „Orthodoxie und Heuchelei“. Man beutete das gleich aus. Nicht ohne ſchweren Kampf hielt der Cultminiſter v. Bethmann-Hollweg zwar die Schulregulative von Raumers gegen das Anſtürmen Dieſterwegs aufrecht, der in die Kammer gewählt worden war; als er aber die Befähigung der Juden zu Lehrämtern in chriſtlichen Anſtalten bezweifelte und ihn ein Jude deshalb unverſchämt angriff, entſchuldigte er ſich gegen denſelben nur zaghaft und bereitete dadurch den Literaturjuden, die in Berlin ſchon ſo frech auftraten, wie in Wien, einen Triumph. Mehrere Häupter der Kreuzzeitungspartei (Stahl, Hengſtenberg) ſchieden aus den höhern geiſtlichen Verwaltungsämtern. Auch das laxe, eines chriſtlichen Staats unwürdige Ehegeſetz und der rationaliſtiſche, eigentlich nichtsſagende Judeneid würden durchgegangen ſeyn, wenn nicht das Herrenhaus noch Muth genug gehabt hätte, ſie zu verwerfen.

Als im Jahr 1859 Frankreich im Bunde mit Italien Oeſterreich angriff und beſiegte, rüſtete der Prinz-Regent von Preußen mehrere Armeecorps und ſandte ſie an den Rhein, um in Frankreich einzufallen und dem deutſchen Bundesgenoſſen Luft zu machen; allein Oeſterreich wollte ſich von Preußen nicht helfen laſſen und gab lieber im Frieden von Villafranca die Lombardei Preis. Ich komme auf dieſe der Geſchichte Italiens angehörigen Dinge hier nur einen Augenblick zurück, um zu conſtatiren, welcher Unfreundlichkeit Preußen ſich von öſterreichiſcher Seite zu verſehen hatte und wie es fortan auf ſeiner Hut ſeyn mußte.

Inzwiſchen ließ der Prinz-Regent die Reorganiſation des Heeres raſch in Angriff nehmen und der Kriegsminiſter v. Roon vollendete ſie in Jahresfriſt. Das Abgeordnetenhaus hatte 1859 für den unterbliebenen Feldzug am Rhein 7 Mill. Thaler bewilligt und bewilligte am 15. Mai 1860 noch einen außerordentlichen Militärcredit von 9 Mill. Thalern. Die Hauptänderung im preußiſchen Heerweſen beſtand in der Vermehrung der Linie und Erleichterung der Landwehr. Das erſte Aufgebot der letzteren war bisher mit der Linie dergeſtalt verbunden, daß je ein Regiment von beiden eine Brigade bildete und ältere verheirathete Männer in jedem Krieg mit ins Feld rücken mußten. Dieſes erſte Aufgebot der Landwehr fiel ganz weg und das zweite ſollte nur als Reſerve verwendet werden.

In den letzten Monaten des Jahres 1860 neigte der König von Preußen in ſeinem meiſt beſinnungsloſen Zuſtande immer mehr dem Ende zu, indeß ſein Bruder, der Prinz-Regent Wilhelm, den äußern Frieden und die innere Ordnung des Königreichs zu erhalten bemüht war. Am 12. October kam derſelbe nach Coblenz, um hier die Königin Victoria von England zu begrüßen, die er nachher noch bis Aachen begleitete, und hatte dabei eine Conferenz mit dem engliſchen Miniſter Lord Ruſſel. Am 25. deſſelben Monats kam er mit Kaiſer Alexander II. von Rußland in Warſchau zuſammen, wo nicht bloß über die italieniſche Angelegenheit berathen wurde. Rußland ſtand auf Seite Frankreichs, Napoleon III. ſchrieb damals einen gewinnenden Brief an den ruſſiſchen Kaiſer, und durch welche Mittel Fürſt Gortſchakoff zu demſelben Zweck gewonnen worden ſey, davon erzählte man ſich übertriebene Dinge. Es galt, Preußen in eine ruſſiſch-franzöſiſche Allianz hineinzuziehen, was wieder England auf alle Art zu verhindern ſuchte, weil alsdann England iſolirt und nur noch auf eine Allianz mit demſelben Oeſterreich angewieſen worden wäre, gegen welches es in den letzten Jahren immer aufs feindſeligſte gehandelt hatte.

Indessen behielt sich Preußen, wie bisher, die freie Hand vor. Bald nach der Zusammenkunft in Warschau starb die Kaiserin Mutter Alexandra.

Im Dezember begannen in Berlin arge Parteimanöver, die seitdem beständig erneuert wurden und zum Zwecke hatten, das damalige liberale Ministerium zu mißbrauchen und unter dessen Beistand oder wenigstens durch dessen Duldung geschützt, die conservative Partei zu verhöhnen, die Beamten anzugreifen und die Regierung systematisch zu discreditiren. Die Hetze begann mit Anklagen der Justizbeamten, gegen einen gewissen Stieber und gegen den Generalstaatsanwalt Schwarks. Es handelte sich um den Verkehr des Staatsanwalts mit der Polizei und um geheime Denunciationen, wie sie in jeder großen Residenzstadt vorkommen, daher auch der erste Angeklagte freigesprochen, gegen den andern nicht einmal die Untersuchung verhängt wurde. Die Absicht aber war erreicht, man hatte Skandal gemacht und die Beamten verdächtigt. Der Justizminister Simons verlor aus diesem Anlaß sein Amt. Der Polizeioberst Patzke, ein um das Polizeiwesen in Berlin verdienter und unbescholtener Mann, verlor bei einem Arbeitertumult dermaßen den Kopf, daß er mit einem falschen Paß davonfloh. Man brachte ihn zurück und erweckte die Erwartung, es würden ungeheuere Verbrechen entdeckt werden. Aber der Mann war ganz unschuldig und nur von Angst verblendet gewesen, konnte daher auch nur wegen des Paßmißbrauchs bestraft werden. Das liberale Ministerium gewährte seinen Beamten nicht gehörig Schutz und provocirte dadurch ein nur immer frecheres Vorgehen der politischen Wühler.

Am 2. Januar 1861 wurde König Friedrich Wilhelm IV. durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst und sein Bruder, der bisherige Prinzregent, bestieg als König Wilhelm I. den preußischen Thron. Beim Begräbniß des Königs erkältete sich sein bisher schon leidender Freund, General v. Gerlach, und starb ihm nach. Im Lauf

des Jahres ſtarb auch noch ein zweites berühmtes Haupt der Kreuzzeitungspartei, der Geheimerath Stahl, deſſen parlamentariſche Beredſamkeit der Krone große Dienſte geleiſtet hatte. — Der neue König war vermählt mit der Prinzeſſin Auguſte von Sachſen-Weimar, ſein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, mit Victoria, der Tochter der Königin von England.

Wilhelm I. erließ gleich nach ſeiner Thronbeſteigung eine umfaſſende Amneſtie, wofür er wenig Dank erntete, denn die Oppoſitionsmänner vom Jahr 1848, die ins Ausland geflüchtet waren und jetzt zurückkehren durften, traten großentheils wieder in die Oppoſition ein. So Waldeck, ſo Löwe von Calbe. Auch in dieſer Beziehung ließen es die liberalen Miniſter an Tact und Energie fehlen. Sie machten Hand in Hand mit den Demokraten des Abgeordnetenhauſes gegen das Herrenhaus Front und trauten den erſteren eine Loyalität zu, von welcher ſie nur die Maske vernahmen. Der König hatte allerdings Urſache, mit dem Herrenhauſe unzufrieden zu ſeyn, denn dieſes Haus weigerte ſich lange und hartnäckig, eine Grundſteuer gutzuheißen, die der König ſchon als Regent für unumgänglich nothwendig erachtet hatte, um damit die Koſten der ſo dringend nothwendigen Reorganiſation des preußiſchen Heeres decken zu können, und die auch von den großen Grundbeſitzern geleiſtet werden konnte, ohne ſie zu ruiniren. Um ein Stimmenmehr im Herrenhauſe zu erzielen, mußte der Regent ſchon im Herbſt 1860 weitere 18 Mitglieder deſſelben ernennen, was ihm wieder aufs böswilligſte von den Liberalen ſo ausgelegt wurde, als wolle er den ariſtokratiſchen Factor verſtärken, während dieſelben Liberalen auch die Verſtärkung der Armee, der jene Ariſtokratie entgegenarbeitete, ſelber gern verhindern wollten, damit der König nicht zu mächtig werde.

Mitten aus dieſem elenden Parteigetriebe trat die Proclamation des Königs vom 7. Jan. 1861 „an mein Volk“ wie eine Sonne aus

von Hohenlohe hatte in unbegreiflicher Verblendung die leicht zu vertheidigenden Höhen an der Saale den Franzosen überlassen, und ließ sich im Thale schlagen. Die Generale verloren den Kopf, viele Offiziere liefen heimlich davon. In wenig Stunden war das ganze preußische Heer in wilder Flucht begriffen, das sächsische Hülfsheer im Stich gelassen und gefangen. Damals zeichnete sich unter den Befehlshabern allein der wakre Husarengeneral Blücher durch Muth und Klugheit aus. Der gemeine Mann schlug sich brav und fluchte den Offizieren, die ihn so erbärmlich führten. Einzelne Züge des alten preußischen Heldenmuths ließen ahnen, daß unter bessern Anführern das Heer einst seine Schmach rächen würde. Einen Knaben sah man mit der preußischen Fahne sich in die Saale stürzen, um sie dem Feind, der ihn verfolgte, nicht zu lassen.

Kapitel CCCCLXII.

Der Frieden von Tilsit.

Nach der Niederlage bei Jena kam das zersprengte preußische Heer nicht wieder zum Stehn. Die einzelnen Haufen wußten von einander nichts, eine große Menge von Offizieren schlich sich davon und ließ die Gemeinen ohne Führer sich zerstreuen. Ein Theil des preußischen Heeres unter Müllendorf wurde schon am 15ten October in Erfurt gefangen, ein andrer unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg am 17ten bei Halle geschlagen, der dritte unter Hohenlohe, Kalkreuth und Blücher warf sich unter die Kanonen der unüberwindlichen, mit allen Vorräthen versehenen Festung Magdeburg. Aber auch hier war kein Halten. Der Commandant dieser Festung, ein Herr von Kleist, ließ die Flüchtlinge nicht einmal ein, so sehr hatte alles in blinder Angst die Besinnung verlo-

düſtern Wolken heraus. Er ſagte darin: wir brauchen Macht und Stärke nicht nur für uns, ſondern um ganz Deutſchland aufzuhelfen. „Es iſt Preußens Beſtimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anſpannung ſeiner geiſtigen und ſittlichen Kräfte, in dem Ernſt und der Aufrichtigkeit ſeiner religiöſen Geſinnung, in der Vereinigung von Gehorſam und Freiheit, in der Stärkung ſeiner Wehrkraft liegen die Bedingungen ſeiner Macht. Nur ſo vermag es ſeinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten. Ich halte feſt an den Traditionen meines Hauſes, wenn ich den vaterländiſchen Geiſt meines Volkes zu heben und zu ſtärken mir vorſetze. Treu dem Eide, mit welchem ich die Regentſchaft übernahm, werde ich die Verfaſſung und die Geſetze des Königreichs ſchirmen. Möge es mir unter Gottes gnädigem Beiſtand gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen! Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutſchland zuſammen.“

Am 14. Januar eröffnete der König den Landtag, betonte die Nothwendigkeit, das Heer zu verſtärken, und drückte die Hoffnung aus, die Grundſteuerfrage werde erledigt und dadurch das Mittel erlangt werden, die Koſten jener Verſtärkung des Heeres zu beſtreiten. Eine kurze Zeit lang ging das Abgeordnetenhaus auf den Gedanken ein, Preußen müſſe für Deutſchland etwas thun, und Stavenhagen ſtellte ſogar den Antrag, Preußen ſolle an die Spitze des deutſchen Bundesſtaates treten. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, v. Schleinitz, mußte erſt dem Hauſe begreiflich machen, daß dieſer Antrag weit über den gegenwärtigen Standpunkt hinausgreife. In der That hätte das Haus, wenn dieſer Antrag durchgegangen wäre, geradezu den Krieg mit Oeſterreich vom Zaune gebrochen. Man beruhigte ſich wieder. Die Hoffnung des Königs ging in Erfüllung, denn am 2. Mai nahm das Herrenhaus die Grundſteuervorlage an.

Auch eine etwas heikle engliſche Frage wurde verhandelt. Im

vorigen Jahre hatte ſich ein reiſender Engländer, Capitän Macdonald, auf der preußiſchen Eiſenbahn am Niederrhein auf das brutalſte gegen eine mitreiſende deutſche Dame benommen, ſie angepackt und weggeſtoßen. Dafür war er von Rechtswegen in Bonn verhaftet und zur Strafe gezogen worden und der preußiſche Staatsanwalt Möller hatte ſich bei dieſem Anlaß über die „Lümmelei“ der reiſenden Engländer überhaupt ausgelaſſen. Da ſchrie alles in England, ſogar das Parlament brauste auf und die engliſche Regierung forderte Genugthuung. Allein ſie wurde preußiſcherſeits bedeutet, man könne einen Reiſenden, der eine Dame ſo grob beleidigte, nicht als Gentleman gelten laſſen, und Palmerſton mußte ſich beruhigen. — In dieſem Jahre (24. Januar) war auch durch den Grafen v. Eulenburg, Chef der preußiſchen Seeexpedition nach Japan, ein vortheilhafter Handelsvertrag mit dieſem Reiche uralten Reichthums und uralter Cultur abgeſchloſſen worden, ein günſtiges Vorzeichen für die maritime Zukunft Preußens.

Im Sommer weilte die Königin in Baden-Baden, wohin ſich auch der König zum Beſuche begab. Da verſuchte ein junger Menſch, Namens Oskar Becker, ihn mit einer Piſtole hinterrücks zu erſchießen, ſtreifte ihn aber nur am Kragen, am 14. Juli. Dieſer Jüngling war fanatiſirt, indem er ſich von den Feinden Preußens die dumme Meinung hatte beibringen laſſen, der König ſey das hauptſächlichſte Hinderniß der Freiheit und Einheit Deutſchlands, derſelbe König, der nur wenige Tage nach ſeiner Thronbeſteigung in ſeiner oben angeführten Proclamation die feierliche Verſicherung gegeben hatte, Preußen müſſe ſich ſtärken, einzig für Deutſchland! wurde ſo grob verleumdet, von einem völlig blinden Parteihaß.

Früher hatte jeder neue König von Preußen ſich von den Ständen feierlich huldigen laſſen. Da nun aber die alten Stände nicht mehr exiſtirten, ſeitdem Preußen eine neue Verfaſſung erhalten hatte, glaubte

das liberale Ministerium eine andere Form der Feierlichkeit vorschlagen zu sollen und rieth dem König, sich einfach nach alter Sitte in Königsberg, der Wiege der Monarchie, krönen zu lassen. Zwar hatte diese Ceremonie bisher nur einmal stattgefunden. Nur bei der Gründung des Königthums hatte Friedrich I. die Krönung an sich vollziehen lassen. Die folgenden Könige hatten sich mit der Erbhuldigung begnügt. Es war etwas Verhängnißvolles und lag eine große Bedeutung darin, daß der siebente König Preußens, Wilhelm I., seinen Ministern zustimmend, die Krönung in Königsberg zum erstenmal wieder erneuerte. Er wollte damit zugleich gegenüber der liberalen Zeitströmung, die das Königthum als solches unterschätzte und gern im „ersten Staatsdiener" nur eine „constitutionelle Puppe" unter der Vormundschaft eines Parlaments erkennen wollte, die Bedeutung und das Gewicht der Krone und des Königthums von Gottes Gnaden betonen. Aus einem höhern welthistorischen Gesichtspunkt aber mußte man in dieser zweiten Krönung eines Preußenkönigs einen Wendepunkt der preußischen Geschichte, das Aufsteigen von einer ersten Stufe zu einer höhern zweiten erkennen, sofern das deutsche Programm des Neugekrönten der dermaligen Sachlage in Deutschland, dem eigensten Bedürfniß und dem großen Beruf der deutschen Nation vollkommen entsprach.

Der 18. October, der große Siegestag der Deutschen, wurde zum Krönungstage ausersehen. Die königliche Familie, die Minister, die Mitglieder beider Kammern, Prinzen der befreundeten Höfe, glänzende Gesandtschaften und zahllose Gäste von nah und fern, vornehm und gering versammelten sich in Königsberg. Am Vormittag des 18. October setzte sich der feierliche Krönungszug nach der Kirche in Bewegung. Das Wetter war herrlich. Als Decorationen glänzten goldene Kronen und hoben schwarze Adler ihre Flügel. Der König trug den Mantel des schwarzen Adlerordens. Oberconsistorialrath Oesterreich empfing

den König in der Kirche an der Spitze der Geistlichkeit. Nach der Predigt folgte Gebet und Gesang. Dann erhob sich der König zum Altare und verrichtete ein stilles Gebet. Der Oberstkämmerer legte ihm den Krönungsmantel von Hermelin um, worauf der König die Stufen des Altars emporstieg, die Krone von demselben nahm und auf sein Haupt setzte, während alle Glocken zu läuten begannen und die Kanonen donnerten. Hierauf empfing der König nach einander die Reichsinsignien, das Reichsinsiegel, den Reichsapfel, das Schwert und den Scepter. Da nahte die Königin und wurde von ihrem Gemahle gekrönt. In der Stadt herrschte der allgemeinste Jubel.

In der Anrede an die Mitglieder beider Häuser des Landtags sagte der König: „Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott; darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantastbar ist. Ich weiß, daß Sie selbst den Sinn des Actes so verstehen, zu dessen Zeugen ich Sie berufen habe. Die Krone ist mit neuen Institutionen umgeben; Sie sind nach denselben berufen, der Krone zu rathen. Sie werden mir rathen und auf Ihren Rath werde ich hören."

Nachdem die Feierlichkeiten vorüber waren, offenbarte sich eine große Mißstimmung in der liberalen Presse und in den liberalen Versammlungen. Ohne den tiefen Sinn und insbesondere den großen nationalen Gedanken der königlichen Ansprache zu fassen, oder indem man ihn absichtlich nicht verstehen wollte, hielt man die Verstärkung des preußischen Heeres nur für ein Mittel zu reactionären Zwecken, und anstatt hinter den Worten, die der König aus Anlaß seiner Krönung redete, die verlorene Krone des heiligen Reichs deutscher Nation durchschimmern zu sehen, meinte oder sagte man wenigstens, es gelte, die Verfassung zu vernichten und zur absoluten Monarchie zurückzukehren. In dieser bornirten und lügenhaften Weise wurden die Wähler zum Abgeordnetenhause und das ganze große liberale Publikum bearbeitet. Nie war der Liberalismus blödsinniger, nie die französische Brille,

welche er den Deutschen auf die Nase gesetzt hatte, trüber. Anstatt den hochherzigen König zu unterstützen, kündigte ein Berliner Wahlcomité an, es gelte jetzt, eine entschlossene Initiative gegen die Regierung zu ergreifen.

Zur Bestätigung dessen, was Preußen für Deutschland thun wollte, gab es am 14. November am Bundestag eine bündige Erklärung ab, worin es bessere Sorge für die Küsten und die Marine beantragte, im Widerspruch mit Hannover, welches aus Neid und unter dem Einfluß Oesterreichs bisher jede Sorge für die Küstenbefestigung an der Nordsee versäumt und gehemmt, und auch den großen Seeplätzen, Hamburg, Bremen und Lübeck, immer nur zu schaden gesucht hatte (durch chikanöse Mauthen, durch absichtliche Umgehung des hanseatischen Gebiets mit Eisenbahnen ꝛc.). Preußen hatte auf eine Wiederaufnahme der deutschen Flottenfrage, wenigstens in Bezug auf die Nordseeküsten angetragen, aber vergebens. Seine Erklärung lautete: „Die preußische Regierung erklärt überrascht, in dem Antrage Hannovers seine Theilnahme an der beregten Flotte nicht nur umgangen, sondern sichtlich ausgeschlossen zu sehen, wogegen sie die thatsächlichen Verhältnisse hervorhebt, daß Preußen vermöge seiner geographischen Lage und seiner politischen Stellung bei der Organisation des maritimen Vertheidigungssystems nicht allein an der Ostsee, sondern auch an der Nordsee ganz besonders interessirt sey. Das Jahdeetablissement, die gegen Oldenburg übernommenen Verpflichtungen, der Schutz der eigenen, das unmittelbare Hinterland des Küstengebiets bildenden Provinzen, die Sorge um den Handel und vielfache militärische und andere Gründe machten Preußen eine directe und wesentliche Betheiligung bei den Vorkehrungen zum Schutze an der Nordsee zur Pflicht. Anderntheils müsse bei dem ganzen Unternehmen der Küstenvertheidigung auf die allein die beabsichtigten Erfolge gewährleistende Einheit des Systems und die Sicherheit der Ausführung besonderer Werth gelegt werden, und hiezu scheine

die entſprechende Vertheilung der Leiſtungen zur See nach den vorhandenen maritimen Hilfsquellen, nach dem Verhältniſſe der Handelsflotten und der ſeefahrenden Bevölkerung, ſowie die Initiative und Leitung des Unternehmens in der Hand desjenigen Staates naturgemäß, der durch militäriſche Anſtalten zu Land und zur See hinreichenden Anhalt für die gedeihliche Entwicklung gewähre."

Der König von Preußen hatte alles gethan, um die Nation zu überzeugen, daß es ihm heiliger Ernſt ſey, alle phyſiſchen und moraliſchen Kräfte Preußens für das Gedeihen und die Ehre Deutſchlands einzuſetzen, ohne die innere Freiheit zu gefährden, und er hatte nichts gethan, was jemand berechtigt hätte, an ſeinem großherzigen Plan zu zweifeln; aber der bornirte Liberalismus begriff es nicht und die extreme Demokratie, die es vielleicht begriff, wollte es nicht begreifen und verband ſich mit dem engherzigſten Particularismus, um die Wiederkehr einer nationalen Begeiſterung und die Wiedergeburt des deutſchen Vaterlandes, die 1815 vereitelt worden war, abermals zu verhindern. Die Wahl ins Abgeordnetenhaus lieferte eine weit überwiegende Mehrheit von Gegnern der Regierung. Das war nun freilich nicht der reine Ausdruck der Volksmeinung. Man hat mit Beſtimmtheit ausgerechnet, daß von den Wahlberechtigten überhaupt nur 27 % wirklich gewählt haben, eine Minderheit, die durch die rührige Wühlerei der Fortſchrittspartei und durch das unermüdliche Lügen und Verleumden in der Preſſe zuſammengebracht wurde, während die große Mehrheit der Bürger und Bauern gar nicht wählte, und zwar, weil ſie ſich auf den König verließ, der werde ſchon ſehen, was rechtens ſey, oder aus Trägheit, zum Theil auch aus Ekel an den Wahlumtrieben. In allen conſtitutionellen Staaten Deutſchlands hat man dieſelbe Erfahrung gemacht, die Wahlen wurden durchaus nur von einer rührigen Partei beherrſcht, die keine Mittel ſcheute, ihre Candidaten durchzuſetzen und die der Gegner öffentlich zu beſchimpfen.

Dadurch ließen ſich nun viele gute Leute ärgern und blieben lieber von der Wahlurne fern. Die ganze conſtitutionelle Schablone, die wir von den Franzoſen geborgt haben, taugt aber nicht für die Deutſchen, iſt und bleibt auf deutſchem Boden unnatürlich. Natürlich iſt bei uns nur die Vertretung nach Ständen und Corporationen, niemals die nach Köpfen und nach dem Cenſus.

In das Abgeordnetenhaus wurden diesmal auch mehrere durch den König Amneſtirte und Heimgekehrte gewählt, wie Waldeck, Löwe von Calbe, die da fortfuhren, wo ſie früher aufgehört hatten, einer ſyſtematiſchen Oppoſition, blind gegen alles Gute und Große, was die Regierung wollte. Die Mehrheit des Hauſes war diesmal ſo überwiegend, daß ſie ſich in den Traum einwiegte, ſie allein habe von nun an zu entſcheiden, der König ſich allein nach ihr zu richten, ſeine Miniſter nur in ihrem Sinne zu wählen, nur in ihrem Sinne zu regieren; das Herrenhaus wurde ganz von ihr mißachtet als ein Inſtitut, das eigentlich überflüſſig ſey. Somit wollte das Haus ſich die Rechte des engliſchen Unterhauſes aneignen, ohne das Oberhaus zu reſpectiren und ohne ſelbſt auf einer conſervativen Grundlage zu ruhen, wie das engliſche Unterhaus. Oder es bildete ſich ein, durch die Umſtände zu einer Alleinherrſchaft gelangen zu können, wie ſie die Liberalen in der zweiten Kammer zu Paris im Jahr 1830 erlangt hatten.

Nachdem der König die Kammern am 14. Januar 1862 eröffnet hatte, conſtituirte ſich das Abgeordnetenhaus unter dem Präſidenten Grabow zu einer compakten Partei, die durch ihr Stimmenmehr nicht nur alle ihr mißliebigen Anträge der Regierung verwarf und dem Herrenhauſe das Mitſprechen nicht mehr geſtatten wollte, ſondern auch gegen die Minderheit im Abgeordnetenhauſe ſelbſt eine unerhörte Tyrannei ausübte, kein Mitglied des Hauſes, das nicht zur ſ. g. Fortſchrittspartei gehörte, in eine Commiſſion wählte, ja ihm die Rede

abſchnitt und durch förmlichen Beſchluß feſtſtellte, keiner dürfe das Wort ergreifen, wenn es der Mehrheit nicht beliebte.

Als nun der Kriegsminiſter von Roon aufs neue die Zuſtimmung des Hauſes zur bereits vollendeten Armeereorganiſation einholen wollte, ſtieß er auf den wildeſten Widerſtand. Daß Preußen ein verſtärktes Heer brauche, um einer gefahrvollen Zukunft gerüſtet entgegengehen zu können, wurde beſtritten, obgleich daſſelbe Haus noch unlängſt beinahe einen ungerechten Krieg mit Oeſterreich provocirt hatte. Man wollte die ganze Reorganiſation rückgängig machen, die neuen Regimenter wieder nach Hauſe ſchicken. Man verlangte weit weniger Truppen und eine nur zweijährige, keine zur vollen Ausbildung der Truppen nothwendige dreijährige Dienſtzeit. Man wollte die alte Landwehr zurück, obgleich die neue Organiſation gerade nur die Mißſtände jener früheren Landwehr abbeſtellt, den Dienſt der verheiratheten Männer weſentlich abgekürzt, das ältere Lebensalter geſchont hatte. Jeder Zufall wurde benutzt, um das trefflich geſchulte Offizierscorps in der öffentlichen Achtung herabzuſetzen und als eine Horde tiefcorrumpirter Junker darzuſtellen. Ein ſolcher Zufall war es, daß in Magdeburg ein Offizier, Namens Putzki, der Nachts betrunken heimkam, einen Hausknecht, der grob gegen ihn war, erſtochen hatte. Nun ſchrie die Preſſe, als ob alle preußiſchen Offiziere Putzkis wären.

Wie das Kriegsminiſterium mußte ſich auch das der Finanzen die Grobheit des Hauſes gefallen laſſen. Das tiefſte beleidigendſte Mißtrauen ſprach ſich am 6. März in dem Antrag Hagens aus, dem das Haus ſeine Zuſtimmung gab, und der eine zweite Specialiſirung aller Ausgaben im Etat verlangte, damit das Haus ſich auch überzeugen könne, ob auch alle vom Hauſe bewilligten Geldmittel zu dem beſtimmten Zweck verwendet worden ſeyen, zu denen es ſie bewilligt habe. Das Miniſterium, ein liberales, bisher als ſolches anerkanntes, hatte arglos und wohlwollend mit dem Hauſe unterhandelt. Jetzt erſt be-

griff es, mit ſolchen Leuten laſſe ſich nicht unterhandeln, denn ſie griffen als geſetzgebender Körper zu tief in die Executive ein. Der Finanzminiſter von der Heydt erklärte daher ſchon am 11. März dem Hauſe, da es der Regierung kein Vertrauen ſchenke, bliebe der letzteren nichts übrig, als ſofort das Haus aufzulöſen. Aber das Miniſterium ſelbſt, dem Sturm nicht mehr gewachſen, legte ſeine Stellen nieder. Nur von der Heydt und Kriegsminiſter von Roon blieben, daher trat an Stelle des Fürſten von Sigmaringen nunmehr der bisherige Präſident des Herrenhauſes, Fürſt von Hohenlohe-Ingelfingen, an die Spitze des Miniſteriums; die übrigen neuen Miniſter waren die Grafen Ihenplitz und Lippe, die Herren von Mühler und Jagow.

Als der letztere, der neue Miniſter des Innern, durch ein Circular die Wähler zum neuen Abgeordnetenhauſe ermahnte, Vernunft anzunehmen und loyaler als bisher zu wählen, wurde ihm das zum Verbrechen gemacht, als Eingriff in die Rechte der Wähler, und ſogar die Univerſität und die Stadtverordneten von Berlin proteſtirten gegen dieſen Wahlerlaß.

Am 19. Mai wurde der neue Landtag durch den Fürſten Hohenlohe eröffnet, der die Kammern verſicherte, die Regierung werde an der Heerverbeſſerung feſthalten, aber auch die verfaſſungsmäßigen Rechte des Abgeordnetenhauſes anerkennen. Damit kam man nicht weiter. Die Fortſchrittspartei war wieder in überwiegender Mehrheit gewählt und beharrte auf ihrem Standpunkt, der Regierung nichts zu bewilligen. Man warf die Parole aus: „ein Volksheer hinter dem Parlament", ſtatt des ſtehenden Heeres hinter dem König. Aber auch der König blieb feſt. Die Rechte des Abgeordnetenhauſes gingen nach der Verfaſſung nicht ſo weit, als es ſich einbildete oder glauben machen wollte. Nach §. 99 der preußiſchen Verfaſſung mußte das Budget jährlich den beiden Kammern vorgelegt und durch ein Geſetz feſtgeſtellt werden. Nach §. 62 mußte es zuerſt dem Abgeordnetenhauſe vorge-

legt und im Detail berathen, nachher erſt dem Herrenhauſe vorgelegt werden, welches daſſelbe nur en bloc annehmen oder verwerfen durfte. Das Abgeordnetenhaus hatte mithin nicht allein über das Budget zu beſtimmen. Was insbeſondere die Armeereorganiſation betrifft, ſo war dieſelbe ſchon am 4. Juli 1860 von dem früheren Abgeordnetenhauſe gebilligt und von der Regierung bereits vollendet worden; die ſpätere Kammer hatte alſo kein Recht mehr, ſie rückgängig machen zu wollen.

Nur in den Fragen der äußern Politik war das Abgeordnetenhaus der Regierung gefügiger. Am 21. Juli 1862 hatte Preußen das neue Königreich Italien anerkannt und die Fortſchrittspartei verfehlte nicht, ihre Zufriedenheit damit zu äußern, denn ſie erkannte darin einen Sieg der Revolution über die Legitimität. Die wenigen Katholiken, die dagegen ſtimmten, weil ſie die Treuloſigkeit des ſardiniſchen Cabinets verdammen mußten und große Gefahren für das Oberhaupt der Kirche in Rom kommen ſahen (die Brüder Reichensperger, von Malinkrott) konnten nicht durchdringen. — Auch der neue, zwiſchen Frankreich und Preußen (vorbehaltlich im Namen des Zollvereins) am 29. März 1862 abgeſchloſſene Handelsvertrag erhielt die Zuſtimmung der beiden preußiſchen Häuſer.

Nur die Mittelſtaaten erhoben gegen dieſen Vertrag ein Zetergeſchrei. Obgleich er den Intereſſen aller Betheiligten angemeſſen war, nachher auch von ſämmtlichen Mittelſtaaten angenommen wurde und ſein Nutzen für die deutſche Handelswelt erprobt iſt, wurde er doch von der preußenfeindlichen Preſſe zum Vorwand genommen, um Preußen mit Verleumdungen zu überhäufen. In denſelben Mittel- und Kleinſtaaten, die am meiſten Vortheil von dieſem Handelsvertrage zogen, ſchämte ſich die Preſſe nicht, die Lüge zu verbreiten, Preußen wolle ſie dem franzöſiſchen Intereſſe aufopfern, um dadurch die Zuſtimmung Frankreichs zu ſeinen verderblichen abſolutiſtiſchen und der Unabhängigkeit und Freiheit der kleinen Staaten gefährlichen Pläne zu erkaufen.

ren. Napoleon rückte gradezu auf Berlin los und warf Hohenlohe auf die linke Seite des Wegs. Die Franzoſen rückten ſchon am 24ten October in Berlin ein, Napoleon ſelbſt am 27ten, und am 28ten ſah ſich der Fürſt von Hohenlohe mit dem Reſt ſeines Heeres bei Prenzlow abgeſchnitten und umringt und mußte ſich mit 16000 Mann gefangen geben. Blücher allein ſchlug ſich durch bis nach Lübeck, wo er ſich wie ein Löwe wehrte, doch zwang ihn die Uebermacht des Feindes am 6ten November zur Uebergabe. Am 8ten November übergab der Verräther Kleiſt zum Erſtaunen der Welt das unbezwingliche Magdeburg mit allen unermeßlichen Vorräthen. Die Feſtung Spandau war ſchon am 25ten October gleich nach dem Einmarſch der Franzoſen in Berlin gefallen. Im November übergab der Verräther Ingersleben auch Küſtrin. Mitten im Winter ſchickte Napoleon ſogleich ſeinen Bruder Hieronymus und den General Vandamme mit einem Theil ſeines Heeres, größtentheils Bayern und Würtemberger, nach Schleſien, dieſe reichſte Provinz Preußens wegzunehmen. Die vielen Feſtungen dieſes Landes ergaben ſich faſt ohne Widerſtand. Glogau übergab Reinhardt, Schweidnitz Haack, Breslau Lindner und Thiele. Längern Widerſtand leiſtete Neiſſe, Koſel und Glatz, mußten ſich aber zuletzt auch ergeben. Der Fürſt von Pleß, der mit einer zuſammengerafften Schaar das offne Feld halten wollte, wurde leicht geſchlagen. Man hatte die Feſtungen während der langen Friedenszeit im ſchlechteſten Zuſtande gelaſſen, ſie mangelhaft und größtentheils mit Polen beſetzt, die aus Haß gegen die Preußen zu den Franzoſen überliefen, und die Commandanten waren mit wenigen Ausnahmen ehrloſe Verräther, die entweder aus Spitzbuberei feig, oder aus Feigheit Spitzbuben wurden. Napoleon ſelbſt war ganz erſtaunt und äußerte ſich: er

Alles drehte sich im Berliner Abgeordnetenhause um die Reorganisation der Armee. Sie ist bereits vollzogen, sagte der Kriegsminister von Roon, das Geld dafür ist ausgegeben, sie ist durchaus zweckmäßig. Durch sie wird eine verkehrte, unhaltbar gewordene ältere Einrichtung abgeändert und wird dem Staate diejenige Wehrkraft gesichert, ohne die Preußen als Großmacht nicht bestehen, noch viel weniger wachsen kann. Ihr selbst wollt ja, sagte der Kriegsminister im Hinblick auf die bekannten Bestrebungen des Nationalvereins, daß Preußen in Deutschland wachsen solle; wie mögt ihr da sein Heer schwächen? Man gab ihm die nicht ehrlich gemeinte Antwort, ja, Preußen solle wachsen, aber nicht durch Krieg. Als das Abgeordnetenhaus fortwährend die Berechtigung zur Armeereorganisation bestritt und die betreffenden Etatssätze durchstrich, machte Freiherr von Vincke einen Vermittlungsvorschlag dahin, daß der Kriegsetat für 1862 mit einigen Abzügen angenommen, der Etat für 1863 und die ganze Armeereorganisation durch die Kammer gesetzlich geregelt werden solle, jedoch mit der unerläßlichen Vorbedingung, daß die Regierung auch auf die dreijährige Dienstzeit verzichten und eine nur zweijährige gestatten müsse. Auf diesen Vorschlag einzugehen erklärte sich der Kriegsminister bereit, konnte aber in Bezug auf die Dienstzeit im Augenblick noch kein bindendes Versprechen geben. Da wollte sich die Mehrheit des Hauses auf den Vergleich nicht einlassen, auch die Entscheidung nicht länger verschleppen und strich den ganzen Militäretat für 1862 am 23. September.

Nun konnte sich auch das Ministerium der Hoffnung nicht mehr hingeben, mit einer solchen Kammer auszukommen. Eben so unwahrscheinlich war es aber auch, daß aus Neuwahlen eine zugänglichere Mehrheit hervorgehen würde. Also dankte das bisherige Ministerium ab, und schon am 24. September berief der König den Herrn v. **Bismarck-Schönhausen** in sein neues Ministerium und ernannte ihn am 8. October zum Chef desselben. v. Roon blieb Kriegs-

miniſter, v. Bodelſchwingh wurde Finanzminiſter, Graf Eulenburg, welcher den Vertrag mit Japan abgeſchloſſen hatte, wurde Miniſter des Innern. Herr v. Bismarck war 8 Jahre lang preußiſcher Geſandter beim Bundestag geweſen, dann Geſandter in Paris und St. Petersburg, und blickte tiefer als irgend einer in die deutſchen und europäiſchen Verhältniſſe hinein. Aus der preußiſchen Feudalpartei hervorgegangen, hatte er, wie er ſelbſt in einem Briefe erklärt hat, am Bundestag in Frankfurt den preußiſchen Horizont zum deutſchen erweitert, waren ihm „die Schuppen von den Augen gefallen“ und hatte er begriffen, was ſich aus Deutſchland machen laſſe, wenn die Unnatur des Metternich'ſchen Syſtems und der Bundesverfaſſung von 1815 ein für allemal über den Haufen geworfen und Deutſchland neu und auf eine natürlichere Weiſe conſtruirt werde. Es war ihm klar, das könne nur durch Preußen geſchehen, aber dies müſſe, ehe es für die deutſche Sache eintreten könne, ſelber erſt kräftiger conſolidirt ſeyn. Er ſchrieb, „wenn wir mit unſern Vaterlandsgenoſſen auf eine engere und practiſchere Weiſe verbunden ſeyn werden, dann erſt werde ich gerne auf unſern Bannern das Wort deutſch ſtatt preußiſch leſen.“ Bald nach ſeiner Ernennung zum Miniſter äußerte er einmal im Geſpräch: „Die großen Fragen der Zeit werden nicht durch Kammerreden und Mehrheitsbeſchlüſſe, ſondern durch Blut und Eiſen entſchieden.“

Nachdem der König ſich ſo beſtimmt und wiederholt für eine deutſche Politik Preußens erklärt hatte, konnte man auch die Berufung Bismarcks ins Miniſterium nicht anders verſtehen, als daß er dieſen großen Gedanken des Königs mit ſeinem ganzen Genie und mit ſeiner großen diplomatiſchen Erfahrung unterſtützen werde. Aber das Abgeordnetenhaus hatte ſich ſchon in die parlamentariſche Machtbeſoffenheit hineingeſchwatzt. Der bisherigen Mehrheit ſicher, auch in der Preſſe einen alle Philiſter erſchreckenden oder mitfortreißenden Terrorismus übend, dachte die Fortſchrittspartei, das imaginäre Volksheer

hinter sich, an nichts Geringeres, als an eine Parlamentsregierung, Beseitigung des Herrenhauses und Bevormundung des Königs. In dieser stierdummen Wuth und Gier vergaß sie gänzlich die große Mission Preußens in Deutschland, trachtete im Gegentheil, die Regierungsgewalt in Preußen zu schwächen, das schöne Heer wieder zu desorganisiren, die neuen Regimenter wieder heim zu schicken, und ließ sich sogar den Beifall und die einige Zustimmung der Mittelstaaten und Oesterreichs gefallen. Die deutsche Politik Preußens war seinem österreichischen Rivalen so verhaßt, wie den Mittelstaaten, denn Oesterreich wollte im bequemen Geleise Metternichs wo möglich bis ans Ende der Zeit fortkutschiren, und das kleinstaatliche Zaunkönigthum wollte dem großen Nationalinteresse kein Opfer bringen. Die Demokratie wollte, nachdem Oesterreich geschwächt war, auch Preußen schwächen, und eine starke Regierung war es, was sie am meisten fürchtete und haßte. Daher der vielstimmige Chorus, in dem die Presse der Parteien in den Wuthausbrüchen gegen Bismarck übereinstimmte und dem preußischen Abgeordnetenhause Beifall zujauchzte, demselben zum Rückhalt diente und es immer blinder in den Kampf gegen die preußische Krone hineinhetzte.

Inzwischen ließ sich Bismarck durch den Haß der Fortschrittspartei nicht im Geringsten irre machen, sondern gab das erste Zeichen seiner Energie in dem raschen Verfahren, womit er dem unverschämten Trotze, den der Kurfürst von Hessen selbst dem ausdrücklichen Gebot des Bundestags entgegengesetzt hatte, mit einem Schlag ein Ende machte. Mehr konnten die Liberalen von Bismarck gar nicht verlangen, da sie selbst immer so bitterlich über die Mißregierung des Kurfürsten geklagt hatten, ohne etwas dagegen auszurichten. Bismarck zeigte aber auch dem Berliner Abgeordnetenhause, daß er ihm die Stirn bieten werde, indem er das vom Hause verworfene Etatsgesetz zurückzog. Das Haus verlangte, er solle den Etat für 1863 sofort einbringen, und erklärte

jede Ausgabe, welche die Regierung einem Beſchluß des Hauſes zuwider machen werde, für verfaſſungswidrig. Bismarck erklärte dagegen, das Budget für 1863 könne vor Jahresfriſt nicht fertig ſeyn. Auch habe das Abgeordnetenhaus das Budget nicht allein zu bewilligen. Das Herrenhaus erklärte ſich für die Regierung. Da erklärte wieder das Abgeordnetenhaus deſſen Beſchluß für verfaſſungswidrig. Die Regierung aber bewies gerade aus den Paragraphen der Verfaſſung, daß ſie im Rechte ſey, denn ein Budget könne nicht zu Stande kommen, wenn nicht alle drei Factoren übereinſtimmten, und nach Paragraph 109 der Verfaſſung müßten die beſtehenden Steuern und Abgaben forterhoben werden ſo lange, bis ſie durch ein Geſetz geändert würden.

Weil nun das Abgeordnetenhaus keine Conceſſionen machte, hatten auch weitere Verhandlungen mit ihm keinen Zweck mehr und der Landtag wurde am 13. October durch Bismarck aufgelöst. Derſelbe ſagte in der Schlußrede: „Die Regierung hat den Beſchlüſſen des Hauſes der Abgeordneten, nach welchen die größtentheils bereits verwendeten Koſten der Reorganiſation des Heeres und andere unentbehrliche Ausgaben für das laufende Jahr abgeſetzt werden ſollten, nicht beitreten können. Sie würde ſich einer ſchweren Pflichtverletzung ſchuldig machen, wenn ſie die auf Grund der frühern Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeresverfaſſung, unter Preisgebung der dafür gebrachten beträchtlichen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtſtellung Preußens, dem Beſchluſſe des Hauſes gemäß rückgängig machen wollte.“

Nach der Entlaſſung des Landtags häuften ſich die leidenſchaftlichen Verdächtigungen immer mehr und begannen wieder die gehäſſigſten Parteimanöver. In der Feſtung Graudenz hatte ein Hauptmann v. Beſſer ſeine Leute dermaßen geplagt und geſchoren, daß ihm einmal ſeine ganze Compagnie, indem ſie in Reih und Glied daſtand, den

Gehorsam versagte. Dieses schwere Verbrechen gegen die Subordination wurde streng bestraft. Die ganze Compagnie, 101 Mann, wurde zur Festungsstrafe verurtheilt, meist jedoch nur auf drei oder ein Jahr. Auch der Hauptmann wurde auf die Festung geschickt. Die Fortschrittspartei und ihre zahlreichen Preßorgane beuteten diesen traurigen Vorfall sogleich aus, um wieder die adeligen Offiziere überhaupt dem öffentlichen Hasse preiszugeben. Als ob man in Preußen nicht mehr wisse, was Soldaten gezieme, wurde die ungehorsame Compagnie nur bemitleidet, die Berliner Literaturjuden überflossen von empfindsamen Thränen und man sammelte große Summen, um die Wittwen und Waisen der ungerecht verurtheilten Märtyrer von Graudenz zu unterstützen. Hinterdrein erfuhr man, sie seyen, zwei ausgenommen, alle noch unverheirathet. Wichtiger war die Agitation für die Landwehroffiziere, die von der Regierung wegen Kundgebung illoyaler politischer Meinungen, wegen Betheiligung am Nationalfonds ꝛc. im Dienstwege gemaßregelt wurden, wenn sie auch nicht mehr dienten, sondern als Civilisten lebten. Eine solche Maßregelung traf auch den sehr populären Geschichtschreiber der Befreiungskriege, Veitzke, und man glaubte, selbst warme Freunde der Regierung glaubten es, die Regierung hätte die Landwehroffiziere lieber in Ruhe lassen sollen. Die Maßregelungen veranlaßten die Opposition, einen s. g. Nationalfonds zu gründen, um aus demselben alle die Personen zu entschädigen, denen die Regierung ihrer politischen Meinung wegen die Temporalien sperren würde. Die Mehrung dieses Fonds wurde mit großer Ostentation betrieben.

Es fehlte nicht an besonnenen Leuten in Preußen, die dem Treiben im Abgeordnetenhause bisher sorglos zugesehen hatten, indem sie es nur für unnützes Geschwätz hielten, welches unmöglich den festen Thron erschüttern könne. Als nun aber die Fortschrittsmänner überall herumstöberten, sich durch ihre Rührigkeit zu vervielfältigen schienen, an allen öffentlichen Orten gegen Bismarck fluchten und tobten, ihn selbst bei

den loyalen Leuten wenigſtens als den böſen Genius des Königs anſchwärzten und die Preſſe unermüdet in dieſen Ton des Haſſes und der Verleumdung einſtimmte, kamen auch die Beſſergeſinnten in einige Unruhe und ſchickten aus allen Theilen des Landes dem König Adreſſen und Deputationen zu, die ihn ihrer Treue und Opferwilligkeit verſicherten. Unter den Antworten, die er ihnen ertheilte, iſt die vom 21. October die merkwürdigſte, weil er darin mehreren Deputationen mündlich ſagte: „Bei ſolchen Anfechtungen iſt es ſchwer, nicht irre zu werden, ſondern feſt zu ſtehen. Die Militär-Reorganiſation iſt mein eigenſtes Werk und mein Stolz, und ich bemerke dabei, es gibt kein Boniu'ſches und kein Roon'ſches Project; es iſt mein eigenes, und ich habe daran gearbeitet nach meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Ueberzeugung. Ich werde feſt daran halten und die Reorganiſation mit aller Energie durchführen, denn ich weiß, daß ſie zeitgemäß iſt. Es iſt auch eine Verleumdung, daß die geſchworne Verfaſſung gebrochen werden ſolle. Ich halte feſt an meinem Eide.“

Der Landtag wurde am 14. Januar 1863 wieder einberufen. Bismarck trat dem Hauſe mit Ruhe und ſogar mit einem neuen Vertrauen entgegen, indem es der Regierung faſt unmöglich ſchien, daß die Abgeordneten nicht endlich die wohlwollenden und heilſamen Abſichten des Königs ſollten einſehen lernen. Aber ſchon beim erſten Zuſammentritt des Hauſes eröffnete Grabow die Sitzung mit verletzenden Aeußerungen. „Es muß mit dem tiefſten Bedauern unumwunden ausgeſprochen werden, daß der Verfaſſungsconflict in den verfloſſenen drei Monaten immer größere Dimenſionen angenommen und den Ausbau unſeres verfaſſungsmäßigen Rechtſtaates gefährdet hat. Bis zu den Stufen des Thrones iſt das Haus der Abgeordneten — die alleinige, aus den allgemeinen Wahlen hervorgegangene wahre Vertretung des preußiſchen Volks — verdächtigt, verleumdet, geſchmäht worden. Im Intereſſe des Dienſtes ſind beamtete Abgeordnete zur Dispoſition ge-

ſtellt und verſetzt worden, welche, getreu ihrem Verfaſſungseide, die unſtreitig dem Abgeordnetenhauſe verfaſſungsmäßig zuſtehenden Rechte geübt und gewahrt haben. Die geſetzlich aufgehobenen Conduitenliſten ſind im Verwaltungswege über das politiſche Verhalten der Beamten, insbeſondere der unabhängigen Richter, wieder eingeführt. Der Artikel 99 der Verfaſſung iſt verletzt und durch das von ihr gebotene Miniſterverantwortlichkeitsgeſetz nicht geſchützt, ſtehen wir einer budgetloſen Regierung gegenüber. Doch das Land iſt ſeinen gewählten Vertretern zur Seite getreten. Das beweiſen der denſelben bei ihrer Heimkehr bereitete feierliche Empfang und 194 Zuſtimmungs- und Dankadreſſen, bedeckt mit 221,951 Unterſchriften."

Das Haus erließ ſofort eine von Virchow verfaßte Adreſſe, eine in höflichen Worten eingehüllte Beleidigung und Unverſchämtheit. „Die letzte Seſſion wurde geſchloſſen, bevor für das Jahr 1862 das von der Verfaſſung vorgeſchriebene Etatsgeſetz feſtgeſtellt worden war, der Etatsentwurf für das Jahr 1863, welcher vor Ablauf des vorigen Jahres hätte vereinbart ſeyn ſollen, war zurückgezogen worden. Die Aufforderung an die Regierung Ew. Majeſtät, dieſen Etat noch rechtzeitig wieder vorzulegen, war ohne Erfolg geblieben.

Seitdem haben die von Ew. Majeſtät berufenen Miniſter verfaſſungswidrig die Verwaltung ohne geſetzlichen Etat fortgeführt, und ſogar, entgegen einer beſtimmten Erklärung des Hauſes der Abgeordneten, ſolche Ausgaben verfügt, welche durch Beſchlüſſe des Hauſes definitiv und ausdrücklich abgelehnt waren.

Das oberſte Recht der Volksvertretung, das der Ausgabenbewilligung, war damit angegriffen, ein Recht, welches die Grundlage des konſtitutionellen Staatslebens überhaupt iſt, welches daher auch alle beſtehenden konſtitutionellen Verfaſſungen gewährleiſten, und welches bisher, unter ſteter Anerkennung durch die Staatsregierung ſelbſt, von der preußiſchen Volksvertretung geübt war. Das Land ſah mit

Schrecken den ganzen Gewinn unſerer bisherigen ſtaatlichen Entwickelung in Frage geſtellt. Es ſtand zu ſeinen Abgeordneten.

Nur eine kleine, der Nation ſeit lange entfremdete Minderheit hat, geſtützt durch die Miniſter Ew. Majeſtät, bis zu den Stufen des Thrones die gröbſten Verleumdungen gegen einen Factor der Geſetzgebung getragen und den Verſuch nicht geſcheut, das Urtheil über Maß und Bedeutung klarer Verfaſſungsrechte zu verwirren.

Gleichzeitig iſt vielfach ein Mißbrauch der Regierungsgewalt, wie er in den trüben Jahren vor dem Beginn der Regentſchaft Ew. Majeſtät ſtattfand, hervorgetreten. Es ſind verfaſſungstreue Beamte, zumal ſolche, welche zugleich Abgeordnete waren, mit drückenden Maßregeln heimgeſucht worden. Es iſt die Preſſe verfolgt worden, wo ſie für das Recht offen eintrat. Es iſt der Verſuch gemacht, die Ausübung unzweifelhafter ſtaatsbürgerlicher Rechte ſeitens nicht einberufener Landwehrmänner durch unzuläſſige, außerhalb der Dienſtordnung liegende Befehle militäriſcher Vorgeſetzter zu hindern.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König! Allergnädigſter König und Herr! Ew. k. Majeſtät haben noch jüngſt zu erklären geruht, daß Niemand an Allerhöchſtihrem Willen zweifeln dürfe, die beſchworene Verfaſſung aufrecht zu halten und zu ſchützen. In der That wagt Niemand, einen ſolchen Zweifel zu hegen; aber geſtatten Ew. Majeſtät, es offen auszuſprechen, die Verfaſſung iſt durch die Miniſter ſchon jetzt verletzt. Der Artikel 99 iſt keine Wahrheit mehr. Das ſchwere Uebel einer budgetloſen Regierung iſt über das Land gekommen. Und die neue Seſſion hat begonnen, ohne daß durch ein thatſächliches Entgegenkommen der Regierung auch nur Ausſicht eröffnet wäre, es werde gelingen, die geregelte Handlung der Finanzen zurückzuführen und die Heereseinrichtung wieder auf geſetzliche Grundlagen zu ſtützen.

Das Ausland ſieht mit Staunen einen Conflict ſich verlängern,

welcher die Achtung vor dem preußischen Namen mit jedem Tage tiefer berührt, welcher die Stimme der Regierung im Rathe der Völker ihrer besten Kraft zu berauben droht. Es weiß wohl, daß Pflicht und Gewissen die preußische Volksvertretung zwingen, das Recht, welches die Verfassung ihr verleiht, ohne Uebergriff, aber auch ohne Abbruch nach allen Seiten hin wahrzunehmen, und daß die Aussicht auf äußere Verwicklungen kein Mittel zur Ausgleichung unseres inneren Zerwürfnisses ist. Es weiß, daß Preußen seinen Einfluß in Deutschland und damit seine Stärke nur dann wieder gewinnen kann, wenn es zunächst bei sich verfassungsmäßige Ordnung herstellt, und wenn es sodann das deutsche Volk und dessen Vertreter zur Mitwirkung an der staatlichen Einigung des großen Vaterlandes aufruft.

Inmitten dieser Bedrängniß läßt das preußische Volk, welches in so vielen Gefahren erprobt ist, welches in Treue und Ausdauer von keinem andern übertroffen wird, nicht von der Hoffnung, daß Ew. Majestät Weisheit die ehrliche Stimme seiner gesetzlichen Vertreter zu unterscheiden wissen werde von dem Rathe derer, welche in dem Kampfe der Parteien ihre an sich ohnmächtigen Bestrebungen durch den erhabenen Namen Ew. Majestät zu decken und zu stützen sich bemühen.

Königliche Majestät! Unsere Stellung als Vertreter des Landes legt uns die gebieterische Pflicht auf, feierlich zu erklären, daß der innere Friede und die Kraft nach außen dem Lande nur durch die Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen wiedergegeben werden können."

Das heißt so viel, als, der König verstehe von der Regierung nichts und lasse sich von einer kleinen, der Nation längst entfremdeten Minderheit leiten. Bismarck legte den Abgeordneten in der Adreßdebatte am 27. Januar ans Herz, sie sollen den Conflict nicht weiter treiben, die Adresse, „fordere dem königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte ab, um sie der Mehrheit

des Abgeordnetenhauses zu übertragen." Die Minister würden nach der Verfassung vom König ernannt und nicht vom Abgeordnetenhause. Da die Verfassung das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Factoren feststelle, so daß keine der andern Gewalt anthun könne, so könne eine Verständigung nur durch Compromiß erzielt werden. Ein im Verfassungswesen erfahrener Staatsmann habe sogar gesagt, das ganze Verfassungswesen sey nur eine Reihe von Compromissen. Das Haus solle sich also zu einem herbeilassen. „Was die Verfassung Ihnen an Rechten zubilligt, soll Ihnen unverkürzt zukommen; was Sie darüber hinaus verlangen, werden wir ablehnen."

Das Haus ließ sich nicht billig finden und schickte dem König die grobe Adresse zu, die derselbe aber nicht annahm. Doch gab der König am 3. Februar ganz allein und ohne die Unterschrift eines Ministers dem Abgeordnetenhause eine persönliche Antwort, worin er bekräftigte, was Bismarck in Bezug auf die unveräußerlichen Kronrechte gesagt hatte, das Haus in seine verfassungsmäßigen Schranken wies, und fest an seinem Recht, das zugleich seine Pflicht sey, halten zu wollen erklärte.

Als die Insurrection in Polen ausbrach, schloß Preußen mit Rußland am 8. Februar 1863 eine Convention ab von rein defensivem Charakter. Preußen wollte nur die Revolution und die Greuel des Kriegs von seinen Grenzen abhalten und war der vernünftigen Ansicht, daß die armen Polen nur durch die polnische Emigration in Paris und London aufgehetzt und durch trügliche Versprechen zur offenen Erhebung veranlaßt worden seyen, ohne irgend eine Aussicht auf Erfolg. Denn sie allein konnten sich nicht helfen, und Oesterreich, England und Frankreich wollten um der Polen willen keinen neuen europäischen Krieg anfangen. Gesetzt auch, Preußen hätte die Schöpfung eines unabhängigen polnischen Reichs begünstigen wollen, um es als ein Bollwerk gegen das übermächtige Rußland zu brauchen, so hätten ihm Polen, hät-

wiſſe nicht, ob er ſich über ſo leichte Siege freuen oder ſchämen ſollte.

Während Napoleon das preußiſche Gebiet beſetzte, floh der König von Preußen in die Arme der Ruſſen, die aus der Ferne herbeizogen. Bis an die Weichſel war alles verloren; nur zwei preußiſche Feſtungen hielten ſich noch, Colberg unter Gneiſenau, Graudenz unter Courbière, zwei ehrenwerthen Helden. Sachſen ſchloß mit Napoleon Bund und ward zu einem Königreich erhoben, am 20ſten Dezember. Das neutrale Heſſen, ferner Hannover, Braunſchweig und die Hanſeeſtädte wurden von den Franzoſen weggenommen und als franzöſiſche Provinzen behandelt. An die Polen erließ Napoleon einen Aufruf, verſprach ihnen die Freiheit und Herſtellung ihres Königreichs, und fand das ganze Volk zu ſeiner Hülfe bereit. Die Polen trugen grimmigen Haß gegen Ruſſen, Preußen und Oeſterreicher, die ihr Gebiet zerſtückelt, und ſahen in den Franzoſen ihre Retter.

Im Anfang des Jahrs 1807 eröffnete Napoleon den Feldzug in Altpreußen. Die Reſte des preußiſchen Heeres hatten ſich unter Leſtoc mit den Ruſſen unter Benningſen vereinigt und die Beherrſcher von Preußen und Rußland befanden ſich ſelbſt bei den Truppen. Der König von Preußen hatte die Feigen und Verräther entfernt, tüchtige Männer um ſich verſammelt und, ſo ſchnell es ſich thun ließ, durch die Erfahrung belehrt, beſſere Einrichtungen getroffen, unter andern auch feierlich erklärt, der Adel ſolle keinen Vorzug mehr haben, ſondern auch jeder Bürgerliche nach Verdienſt zu dem höchſten Amt und Rang im Heer erhoben werden können. Ein beſſerer Geiſt regte ſich, die geflohnen Offiziere wurden überall vom Volk verachtet, zum Theil mißhandelt, der Reſt des Heeres dürſtete nach Rache. Aber ſchon war zu viel verloren, und die Klugheit kehrte ſpäter

ten ihm die übrigen Mächte Bürgschaften geben müssen, die sie nicht geben konnten oder wollten. Krieg mit Rußland anfangen, um der undankbaren Polen willen, wäre doch gar zu abenteuerlich von preußischer Seite gewesen, da, sobald sich Preußen im Kriege erschöpft hätte, Frankreich nach dem linken Rheinufer würde gegriffen und Oesterreich den Plan, Venetien gegen Schlesien auszutauschen, damals schon ins Werk gesetzt haben würde.

Was aber der preußischen Regierung die einfachste Vorsicht gebot, wurde ihr vom Abgeordnetenhause und von der Fortschrittspresse wiederum auf die böswilligste Weise als ein Offensivbündniß mit Rußland zur Unterdrückung der Völkerfreiheit ausgelegt. Sogar der Nationalverein ließ sich damals in die Strömung der preußischen Opposition mit hineinreißen, schien ganz und gar vergessen zu haben, was der König selbst über seine deutsche Politik schon mehr als einmal laut ausgesprochen hatte, und gab, so lange Bismarck regieren würde, das alte Gothaische Programm seiner Politik vollständig auf. Es half nichts, daß die preußische Regierung am 8. April in der Provinzialcorrespondenz erklären ließ: „England und Frankreich seyen allerdings durch die fälschlichen Anklagen der Fortschrittspartei in Preußen selbst allarmirt, aber durch die Erklärungen, welche ihnen die preußische Regierung über Inhalt und Zweck der Convention gegeben habe, sogleich wieder beruhigt worden."

Es half nichts, daß die offiziösen Organe die preußische Politik gegenüber von Polen auch aus humanen Gründen rechtfertigten, sofern die unglücklichen Polen von Anfang an gewußt hätten, daß Preußen sie nicht mit Waffen unterstützen könne und wolle; wenn sie sich Illusionen hingegeben und in der thörichten Hoffnung, die andern Großmächte würden ihnen beistehen, alles auf das Spiel gesetzt hätten, so dürfe die preußische Regierung sich rühmen, ehrlicher gegen sie gewesen zu seyn, als andere Mächte. Das half alles nichts. Wie will

man deutschen Professoren und Advokaten etwas ausreden, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben? Kein Papst konnte mehr Infallibilität ansprechen als der Nationalverein, indem dieser am 25. Mai in einer Ansprache an seine Mitglieder folgendermaßen orakelte: „Durch die Stellung der preußischen Regierung zu dem Aufstand in Polen, durch den Abschluß der Convention mit Rußland wird die Ehre der Nation gefährdet und zugleich der bewaffneten Einmischung des Auslands die willkommenste Handhabe geboten.“ Also nahm der Verein gar keine Notiz von der Erklärung der Regierung am 8. April und wartete immer noch auf die Franzosen. Die Ansprache fährt fort: „Als im Jahr 1859 Deutschland dem Krieg entgegenging, wurde das Verlangen tausendfach laut, es müsse die Leitung der deutschen Politik und Heeresmacht in die Hand Preußens gelegt werden, diese Erkenntniß schuf den Nationalverein und wir sprachen am 4. Septemb. 1860 die Zuversicht aus: Deutschland werde willig dem Oberhaupt des mächtigsten deutschen Staates die politische und militärische Leitung anvertrauen, wenn diese Macht durch energische Vertretung aller nationalen Interessen sich fähig erweise ihren geschichtlichen Beruf thatkräftig zu erfüllen.“ So von oben herab von Preußen zu sprechen, war lächerlich. Der Nationalverein hätte mit seiner damaligen Zuversicht zur Unterstützung Preußens keinen Mann zu stellen vermocht, denn die, welche wirklich Truppen hatten, die Könige der Mittelstaaten, dachten an nichts weniger, als sich der preußischen Heerführung zu unterwerfen, und mit welchen Mitteln hätte der Nationalverein sie dazu zwingen können? Die Ansprache fährt fort: „Was ist seither geschehen? Schritt für Schritt ist die preußische Regierung von ihrer Aufgabe weiter zurückgewichen, bis zu dem Punct, auf dem wir sie heute erblicken, nicht als den Schirmherrn, sondern als den gefährlichsten Widersacher der nationalen Interessen. Wenn diejenigen, die jetzt an der Spitze des preußischen Staates, vom eigenen Volke verurtheilt, am Ruin der

preußischen Staatsmacht arbeiten, vollends nach der Leitung Deutschlands greifen wollten, so würden sie in der ersten Reihe der Kämpfer gegen eine solche Vermessenheit dem Nationalverein begegnen."

In so grenzenloser Verblendung unterstützte der Nationalverein das Berliner Abgeordnetenhaus und drängte sich eifervoll herbei, die Avantgarde Oesterreichs und der Mittelstaaten gegen Preußen zu formiren. Grade in dieses Frühjahr fiel die 50jährige Jubelfeier der großen nationalen Erhebung im Frühjahr 1813. Welches preußische, welches deutsche Herz hätte nicht freudig der ruhmwürdigen Väter gedenken sollen, die das Joch der Fremdherrschaft brachen! Aber gegen den großen Gedanken des Jahres 1813, gegen die Wiedergeburt Deutschlands, gegen welche Oesterreich, die deutschen Mittelstaaten und alle auswärtigen Mächte schon auf dem Wiener Congreß sich verschworen hatten, verschwor sich jetzt auch der sogenannte deutsche Nationalverein und sogar das Berliner Abgeordnetenhaus mit. In Preußen selbst drängte sich Kopf an Kopf, um die Regierung zu stürzen, um Preußen unter die Vormundschaft Oesterreichs und der Mittelstaaten zu nehmen. Unter dem Einfluß der liberalen, vaterlandsvergessenen Presse und der Fortschrittsclubs wurde die Jubelfeier der Befreiungskriege von Seiten der Bürger fast in allen Städten unterdrückt, durch den Parteiterrorismus gelähmt, und nur im preußischen Heere wurde sie würdig und mit Liebe begangen. Das kam von Seiten der Fortschrittsmänner völlig einer Verdammung der patriotischen Begeisterung von 1813 und einer Belobung des Metternichschen Systems gleich; der Liberalismus bewies damit seine vollständige Unfähigkeit, die nationale Aufgabe zu begreifen. Schroffer als diesmal hatte er sich noch nie dem Patriotismus entgegengesetzt.

Der Kronprinz machte mit seiner englischen Gemahlin damals eine Rundreise durch die östlichen Provinzen, und auch das benutzte der Parteiterrorismus, um überall die Empfangsfeierlichkeiten zu verhindern,

weil, wie man es den Polen nachäffte, die Nation in Trauer ſey. Auch ſeufzten die Fortſchrittsmänner in den Magiſtraten das kronprinzliche Paar mit ſcheinheiligem Augenaufſchlag an, als habe man Mitleid mit ihm und als müſſe es im Herzen auf Seite des Abgeordnetenhauſes und nicht auf Seite Bismarcks ſtehen und es ſich nur nicht merken laſſen.

Das Abgeordnetenhaus ſelbſt ſteigerte ſich immer mehr zu frechen Beſchimpfungen der Regierung. Auf ſeine Mehrheit, auf die von der ihm ergebenen Preſſe bearbeitete öffentliche Meinung und auf die auswärtigen Feinde Preußens trotzend, glaubte das Haus, es ſey hinlänglich ſtark genug, das Miniſterium zu ſtürzen, und um dieſen Act zu beſchleunigen, wandte es in unedelſter Weiſe Mittel an, wie ſie im Frühjahr 1848 der Pöbel in Paris angewandt hatte, um Lamartine vom Stadthaus zu vertreiben. Die Miniſter ſollten nämlich durch Ekel vertrieben werden, man beſchimpfte ſie, man ſuchte ihren perſönlichen Charakter zu beflecken, damit ſie es im Hauſe nicht mehr aushielten. Zu dieſen Gemeinheiten gab ſich ſogar der Geſchichtsprofeſſor von Sybel her, der kurz vorher eine ehrenvolle Anſtellung auf der Univerſität Bonn erhalten hatte. In der Sitzung vom 11. Mai ſagte dieſer Profeſſor dem hochverdienten Kriegsminiſter von Roon, der die Armeereorganiſation durchgeführt hatte, ins Geſicht: er ſolle nur nicht von Patriotismus reden, da er mehr als jeder andere den Rechtszuſtand im Lande alterirt habe; wenn er zum erſten Male patriotiſch ſeyn wolle, ſolle er aus dem Miniſterium austreten. Roon begnügte ſich, ruhig zu erwidern: „wenn dergleichen perſönliche Aeußerungen gegen ein Mitglied des Miniſteriums gemacht werden, ſo iſt das eine unberechtigte Anmaßung.“ Der Vicepräſident Bockum-Dolffs, der zufällig an dieſem Tage den Vorſitz führte, unterbrach den Kriegsminiſter und entzog ihm das Wort unter der lauteſten Zuſtimmung des Hauſes. Wollte der Miniſter noch ein Wort reden, ſo wurde er durch die Glocke des

Vicepräsidenten und durch die Mehrheit überschrien. Endlich erklärte der Vicepräsident: Der Kriegsminister habe nicht das Recht gehabt, die Aeußerung des Herrn von Sybel eine ungerechte Anmaßung zu nennen. Nur ihm, dem Präsidenten, stünde es zu, Aeußerungen zu rügen, wenn sie tadelnswerth seyen, die des Herrn von Sybel aber habe er nicht tadelnswerth gefunden. Der Kriegsminister verwahrte sich gegen ein solches Verfahren, aber der Vicepräsident schnitt ihm abermals das Wort ab, indem er sich bedeckte zum Zeichen, daß die Sitzung aufgehoben sey. Man hatte ihm einen falschen Hut gebracht, der ihm über das Gesicht bis auf die Brust herabfiel, eine Ironie des Zufalls, ganz geeignet, die großen Politiker des Abgeordnetenhauses in ihrer Lächerlichkeit zu zeigen.

Das Ministerium war im Fall, die Sache ernst nehmen zu müssen, denn solchen Bubereien im Abgeordnetenhause durfte es sich nicht mehr aussetzen. Demgemäß erklärte das Gesammtministerium, es werde das Haus nicht mehr betreten, bis es Bürgschaften erhalte, daß es in seiner Redefreiheit nie mehr gehemmt werden dürfe. Das Haus ließ sich darauf nicht ein, sondern behauptete, die Minister müßten jederzeit im Hause erscheinen, wenn es das Haus verlange, und im Hause habe allein der Präsident die Polizei zu handhaben und könne den Ministern wie jedem Mitgliede des Hauses das Wort entziehen. Am 20. Mai ermahnte ein Schreiben des Königs das Haus, doch Vernunft anzunehmen und dem Ministerium nichts Unvernünftiges zuzumuthen, aber das Haus erklärte schon zwei Tage später in einer Adresse: die gegenwärtigen Minister hätten alles verdorben, durch ihre Politik Preußen überall nur Feinde erweckt, im Innern die Verfassung verletzt, dem König nicht die Wahrheit gesagt in Bezug auf die Lage des Landes, kurz, mit einem solchen Ministerium könne das Haus nicht mehr verkehren. „Das Haus lehnt seine Mitwirkung zu der Politik der Regierung ab. Die Kluft zwischen der Krone und dem Lande

kann nur durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden."

Der König ließ dem Hause eine würdige Antwort zugehen: „Das Abgeordnetenhaus sollte es wissen, daß mir die Lage des Landes wohl bekannt ist, daß Preußens Könige in und mit ihrem Volke leben und daß sie ein klares Auge und ein warmes Herz für die wahren Bedürfnisse des Landes haben. Es ist nicht wahr, daß Preußen isolirt dastehe, es ist nicht mehr isolirt, als andere Mächte; eben so wenig aber kann es sich der Nothwendigkeit entziehen, unter den gegebenen Verhältnissen den gegenwärtigen Bestand seiner Wehrkraft ungeschwächt zu erhalten. Nach dem Artikel 45 der Verfassung ernennt der König die Minister, das Haus aber will mich nöthigen, mich mit Ministern zu umgeben, die ihm genehm sind. Dies Verlangen weise ich zurück. Meine Minister besitzen mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen sind mit meiner Einwilligung geschehen, und ich weiß es ihnen Dank, daß sie sich angelegen seyn lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses auf Machterweiterung entgegenzutreten." Am 27. Mai schloß Bismarck die Sitzung mit einer Rede, worin er dem Hause neben der verfassungswidrigen Ueberhebung über die andern Faktoren der Gesetzgebung auch nachwies, daß es die äußern Feinde Preußens unterstütze.

Das that das Haus allerdings und die nächste Folge davon war der Fürstentag in Frankfurt. Oesterreich und die Mittelstaaten hätten niemals gewagt, diesen kecken Schachzug gegen Preußen zu thun, wenn sie nicht auf die Unpopularität des Ministeriums Bismarck als auf ihren Bundesgenossen gerechnet hätten.

Am 1. Juli traf die Regierung Maßregeln gegen sechs Berliner Zeitungen, die am unverschämtesten, gröbsten und dummsten die Regierung verleumdet hatten, was wieder ein ungeheueres Zetergeschrei der Fortschrittspartei veranlaßte. Da diesmal auch die Stadtverord-

neten Berlins gegen die Regierung protestirten, erfolgte am 6. Juni eine Warnung auch für diese, sie hätten sich nur um städtische Angelegenheiten zu bekümmern, nicht um Staatssachen.

Bald darauf improvisirte der Kaiser von Oesterreich den Fürstentag, allein er mußte sich bald überzeugen, daß bei den Mittelstaaten und der liberalen Partei in Süddeutschland, die sich mit pathetischen Worten gegen Preußen erklärte, eben so wenig Verlaß war, als das Oppositionsgeschrei in Preußen selbst ihm etwas helfen konnte, denn es war nur eitel Wind. Mitten in dem Schaum, den die Gegner Preußens um das preußische Staatsschiff aufthürmten, steuerte es Bismarck mit ruhiger und fester Hand und schloß mit Frankreich im Namen des Zollvereins den Zoll- und Handelsvertrag, und dieselben Monarchen, die in Frankfurt zu seinem Sturz und zur Schwächung Preußens versammelt waren, mußten in Kurzem den Vertrag unterschreiben. Er handelte, alle andern machten nur Worte.

Auch ermüdete die preußische Regierung im parlamentarischen Kampf nicht im mindesten. Bismarck äußerte einmal, man müsse die Abgeordneten immer wieder zusammenberufen und reden lassen, damit das durch die Zeitungen und durch die Clubs verblendete Volk sie endlich kennen und nach ihrem wahren Werth oder Unwerth beurtheilen lerne. Der Landtag wurde also am 9. November wieder zusammenberufen. Das war nun schon das fünftemal.

Wenige Tage später, am 15. November, starb der König von Dänemark ohne Kinder, wurde der dänische Thron erledigt und dem Londoner Vertrag von 1852 gemäß Christian IX. (der sogenannte Protokollprinz) auf den Thron erhoben. Sein Erbrecht in den deutschen Herzogthümern wurde ihm durch den Prinzen Friedrich von Augustenburg bestritten, dem alsbald auch der Nationalverein zujauchzte, denn es gab eine schöne Gelegenheit, den Ruhm davonzutragen, als kämpfe man für das höchste deutsche Nationalinteresse, wenn man

Schleswig und Holstein den Dänen abspreche. Ebenso geneigt waren die meisten Regierungen der Mittelstaaten, den Augustenburger zu unterstützen, um das Conglomerat der Mittel- und Kleinstaaten durch einen neuen zu vermehren und dadurch ihre Position gegen Preußen und Oesterreich zu verstärken. Auch hofften sie, Oesterreich selbst werde sich ihnen anschließen, um Preußen zu hindern, daß es an der Eider und Schley Einfluß gewinne. Die gewaltige Agitation, die damals das ganze mittelstaatliche Deutschland erfüllte, war nicht bloß oder nur zum Schein gegen Dänemark gerichtet, eigentlich aber und hauptsächlich gegen Preußen. Das von Liberalismus verführte und verblendete Volk spielte dabei dieselbe Rolle, wie sie die Mächte auf dem Wiener Congreß gespielt hatten, indem alle ihre neuen Grenzbestimmungen und Staatenbildungen nur scheinbar gegen das besiegte Frankreich, in Wirklichkeit aber gegen das gefürchtete Preußen gerichtet waren. Wo der deutsche Liberalismus nur eine große nationale Frage anrührt, macht er Dummheiten oder spannt, wie das Sprichwort sagt, den Gaul verkehrt ein.

Dänemark hatte, im Vertrauen auf den russischen und englischen Schutz, die Verpflichtungen gegen seine deutschen Unterthanen in den Elbherzogthümern hintangesetzt, hier die gröbste Willkür geübt und bisher alle Vorstellungen des deutschen Bundestags verlacht. Schon hatte der Bundestag mit Execution gedroht, um Dänemark zur Erfüllung seiner Pflichten zu zwingen. Ging der neue König nicht darauf ein, so war der Krieg unvermeidlich, und Preußen als Bundesstaat und nächster Nachbar am meisten dabei betheiligt. Der König verlangte daher vom Abgeordnetenhause 12 Millionen Thaler, um sich zum Krieg rüsten zu können, das Haus aber verlangte, zuvor solle Preußen das Erbrecht des Augustenburgers anerkennen, und stellte sich damit ganz auf den particularistischen Standpunkt der Mittelstaaten, gänzlich außer Acht lassend, wie sehr dadurch der maritime Beruf

Preußens und das deutſche Nationalintereſſe, das an der Schley durch keinen Kleinſtaat geſchützt werden konnte, beeinträchtigt werde.

Der König antwortete dem Abgeordnetenhauſe am 27. Dezember voll Ruhe und Würde, er habe die Anleihe nur gefordert, um ſeine Pflicht als deutſcher Bundesfürſt zu erfüllen, denn es gelte, einen Bundesbeſchluß gegen Dänemark zu vollziehen. „Die Succeſſionsfrage in den Herzogthümern wird durch den deutſchen Bund unter meiner Mitwirkung geprüft werden und dem Ergebniß dieſer Prüfung kann ich nicht vorgreifen. Meine Geſinnung und mein Wort bürgen dafür, daß die Mittel, welche ich zum Schutze des Rechts und der Ehre des Landes fordere, auch dieſem Zweck entſprechend werden verwandt werden. Jeder Zweifel daran widerſpricht dem Vertrauen, welches das preußiſche Volk in das Wort ſeiner Könige zu ſetzen gewohnt iſt.“ Gleichwohl blieb das Abgeordnetenhaus bei ſeinem Mißtrauen. Waldeck und die extremſten Demokraten waren naiv genug, ihre Sympathien für den demokratiſchen Pöbel in Kopenhagen kundzugeben und den Krieg gegen Dänemark als einen monarchiſch-ariſtokratiſchen Prinzipienkrieg gegen das demokratiſche Dänemark zu mißbilligen. Die große Mehrheit des Hauſes verwarf am 22. Dezember (mit 271 gegen 51 Stimmen) die Anleihe nach dem Antrage von Schultze-Delitzſch: „In Erwägung, daß Preußen gemeinſam mit Oeſterreich am Bunde erklärte, es werde ſich dem Bundesbeſchluſſe vom 14. ds. widerſetzen, die ſchleswig-holſteiniſche Sache in die eigene Hand nehmen und die Beſetzung Schleswigs als europäiſche Großmacht ausführen; in Erwägung, daß Preußen damit von Deutſchland abfällt und ſeine Großmachtſtellung mißbraucht; in Erwägung, daß dieſe preußiſch-öſterreichiſche Politik kein anderes Ergebniß haben kann, als die Herzogthümer abermals Dänemark zu überliefern; in Erwägung, daß die angedrohte Vergewaltigung den wohlberechtigten Widerſtand der übrigen deutſchen Staaten und damit den Bürgerkrieg in Deutſchland herausfordert, — erklärt das Haus der

Abgeordneten, daß es mit allen ihm zu Gebote ſtehenden geſetzlichen Mitteln dieſer Politik entgegen treten werde." Auch änderte das Haus das ihm von der Regierung für 1864 vorgelegte Budget ab. Das Herrenhaus hielt an der urſprünglichen Vorlage der Regierung feſt. Dieſen Beſchluß des Herrenhauſes erklärte nun das Abgeordnetenhaus für verfaſſungswidrig und null und nichtig und erklärte zugleich: „Die Staatsregierung begeht einen offenen Verfaſſungsbruch, wenn ſie fortfährt, ohne Zuſtimmung beider Häuſer über Staatsmittel eigenmächtig zu verfügen; jede Anleihe ohne Genehmigung der Landesvertretung iſt verfaſſungswidrig und für den preußiſchen Staat für alle Zeit unverbindlich." Dieſe Erklärung des Hauſes erfolgte am 24. Jan. 1864.

Am folgenden Tage ſchloß Herr von Bismarck den Landtag im Namen des Königs mit einer Rede, welche die unerſchütterliche Feſtigkeit der Regierung beurkundete und dem Abgeordnetenhauſe ſchließlich den Spiegel ſeiner Anmaßungen und Verkehrtheiten vorhielt.

Im Jahre 1864 wurden drei junge Grafen von Schmiſing-Kirſſenbrock aus Weſtphalen, die als Offiziere in der preußiſchen Armee dienten, entlaſſen, weil ſie das Duell, als den katholiſchen Kirchengeboten widerſprechend, mißbilligten und offen erklärten, im vorkommenden Falle ein Duell nicht annehmen zu wollen. Als anerkannt tapfere und ehrenwerthe Offiziere mußten ſie gleichwohl entlaſſen werden, weil die einmal unter Offizieren beſtehende Sitte keine Ausnahme zuläßt. Dieſe Sitte ſelbſt, wie vielfach man ſie auch von liberaler, wie von katholiſcher Seite angefochten hat, wurzelt doch in einem uralten germaniſchen Charakterzuge, wonach jeder der eigne Richter ſeiner Ehre iſt, und in einer uralten, bewährten Praxis, die im Mittelalter in den von der Kirche gebilligten und beaufſichtigten Gottesgerichten ſogar eine Art von ſacramentaler Bedeutung hatte. Das am meiſten katholiſche Volk in der Welt, das ſpaniſche, iſt zugleich das ſchlagfertigſte in Vertheidigung ſeiner perſönlichen Ehre mit dem Degen.

zurück, als das Ehrgefühl. Man beschränkte sich auf Vertheidigung, man wagte keinen kühnen Angriff. Der Lieutenant Schill unternahm es, mit einer Hand voll Leute im Rücken der Franzosen Pommern zu durchziehn und ihnen auf alle Weise Abbruch zu thun. Schnell lief ihm vieles Volk zu, aber die preußischen und russischen Feldherren unterstützten ihn nicht mit regelmäßigen Truppen, die sie leicht auf der Ostsee hätten herbeischaffen können. So scheiterte diese kühne Diversion, die sehr glückliche Folgen versprach. Die Hauptarmeen rückten unterdeß in Preußen gegen einander und nach mehrern Gefechten kam es am 8ten Februar 1807 bei Eilau zu einer mörderischen Schlacht. Zum erstenmal schwankte der Sieg. Die Preußen fochten mit der äußersten Tapferkeit und auch die Russen standen fester, als bei Austerlitz. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, der unentschieden blieb. Mittlerweile ging aber auch die starke Festung Danzig an die Franzosen über, und Napoleon sammelte alle seine Streitkräfte, mit denen er am 14ten Juni bei Friedland eine neue große Schlacht vollständig gewann. Da schloß Rußland am 21sten Juni einen Waffenstillstand, und Preußen, das nicht mehr allein fechten konnte, mußte folgen. Am 25sten Juni kamen die beiden Kaiser und der König von Preußen persönlich auf dem Fluß Niemen zusammen, und am 7ten Juli wurde der Frieden zu Tilsit geschlossen.

Napoleon verstand sich mit Rußland, er wollte den Süden Europa's, Rußland sollte den Norden beherrschen. Es war ihm mit dieser Doppelherrschaft aber kein Ernst, er wollte nur aufs neue Zwietracht und Eifersucht unter den coalisirten Mächten bewirken, um sie fortwährend einzeln zu schlagen. Er wollte Rußland von England und Oesterreich trennen, wie er früher Preußen davon getrennt hatte. Darum bestach er Rußland mit freund-

Als am 29. Juli 1865 das Arndtdenkmal in Bonn enthüllt wurde, betheiligten ſich keine Offiziere dabei (eigentlich weil die deutſche Fahne wehte), weil ſich die Oppoſition auch bei der großen Siegesfeier des preußiſchen Heeres nicht betheiligt hatte.

Ein Neffe des Grafen Eulenburg war als junger Cadet in Bonn in eine nächtliche Schlägerei verwickelt worden, in welcher ein Koch eine tödtliche Wunde erhielt. Aus Haß gegen den Miniſter wurde nun der Neffe von der Preſſe mit den ſchwerſten Anklagen überhäuft, vor dem Gericht aber zu einer Feſtungsſtrafe von 4½ Monaten verurtheilt, weil Beweiſe von Schuld fehlten.

Viertes Buch.

Der däniſche Krieg.

In den deutſchen Herzogthümern Schleswig und Holſtein blutete die offene Wunde fort und fort. Das Londoner Protokoll von 1852 hatte die ruſſiſche Intrigue und den frevelhaften Eingriff in die Rechte der deutſchen Nation ſanctionirt. Die Dänen, das blinde Werkzeug Rußlands, durften ſich alles gegen die Deutſchen erlauben, weil ihnen auch England zuſtimmte. England wollte keine deutſche Seemacht aufkommen laſſen und überhaupt keinen deutſchen Nationalſtolz, um ſich mit Rußland in die Vormundſchaft über die deutſche Kleinſtaaterei zu theilen. In Holſtein und Lauenburg nahm die däniſche Regierung, weil ſie doch zum deutſchen Bunde gehörten, noch einigermaßen Rückſicht. In Schleswig aber durften die däniſchen Beamten in toller Willkür hauſen. Man ſchickte ſie maſſenhaft in's Land, um ſie hier gut unterzubringen, die deutſchen Unterthanen mit ihrer Beſoldung zu belaſten und durch ſie deutſches Recht, deutſche Sitte und Sprache unterdrücken zu laſſen.

Die nationale und ſprachliche Grenze iſt ein wenig complicirt, daher ſo viel Streit darüber. Am genaueſten wurden die Bevölkerungen des Herzogthums Schleswig in einem Artikel des Halleſchen Volksblatts 1864 Nr. 37 von einem Eingebornen ſpecificirt, der längere Jahre namentlich in Nordſchleswig wirkte. Nach ſeinem Bericht erſtrecken ſich von Süden her aus dem Herzogthum Holſtein die Niederſachſen bis zur Schley. Dann folgen im Oſten bis nach Flensburg die Angeln, im Weſten bis nach Tondern die Frieſen. Dagegen iſt alles im Norden von Flensburg und Tondern, wie auch die Inſel Alſen von Jüten bewohnt, die das ſ. g. Plattdäniſche ſprechen und von den echten oder ſ. g. Inſeldänen unterſchieden ſind. In dieſem jütiſchen oder plattdäniſchen Nordſchleswig iſt übrigens die Bevölkerung der Städte größtentheils deutſch. Ueberhaupt kam den Jüten und Dänen von jeher alle Bildung, die Kirche und Schule, aus Deutſchland zu. Das däniſche Königshaus war deutſch, Hof und Adel in Kopenhagen ſelbſt ſprachen deutſch. Im ganzen vorigen Jahrhundert folgte die däniſche Regierung der humaniſtiſchen, ſogar liberalen Strömung in Deutſchland, förderte die Aufklärung, ehrte und lohnte deutſche Dichter, z. B. Klopſtock. Die däniſche Literatur war nur Abklatſch der deutſchen und dieſes natürliche Uebergewicht des Deutſchthums behauptete ſich bis zur Kataſtrophe von 1848. Jetzt erſt fiel es den Inſeldänen ein, die ganze deutſche Bildung nicht nur aus Jütland und Nordſchleswig vertreiben, ſondern auch Südſchleswig danificiren zu wollen. Daher das Verbot der deutſchen Sprache in Kirche und Schule, die Ueberſchwemmung des Landes mit inſeldäniſchen Beamten. Darunter litten nun aber nicht nur die reindeutſchen Beſtandtheile der Bevölkerung, Niederſachſen, Angeln und Frieſen, ſondern auch die Jüten, denn dieſe waren immer gern in die deutſche Schule gegangen, hatten, was ihnen die Deutſchen brachten, als einen Segen erkannt und waren ſeit Jahrhunderten mit den Frieſen, Angeln und Nieder-

ſachſen unter demſelben deutſchen Fürſtengeſchlecht und durch dieſelbe Verfaſſung auf das innigſte verbunden und es iſt ihnen niemals eingefallen, ſich aus dieſem Verbande löſen zu wollen. Sie haben daher auch den Fanatismus der Inſeldänen nie getheilt, bis erſt in neuerer Zeit ein Theil von ihnen in den Deutſchenhaß hineingehetzt wurde.

In Kopenhagen kam eine ziemlich zuchtloſe Demokratie auf, welcher der kinderloſe König keinerlei Energie entgegenſetzte. Auch fehlte es hier nicht an ausländiſchen Agenten, die heimlich hetzten und den wüthendſten Deutſchenhaß förderten. Doch gab es auch gute Patrioten, denen beim bevorſtehenden Ausſterben des königlichen Hauſes um die Zukunft bange war und die auf die Gründung und Befeſtigung eines däniſchen Geſammtſtaats hinarbeiteten, der noch vor dem Ausſterben des Königshauſes fertig werden und dieſe Kataſtrophe überdauern ſollte. Dieſer Partei war der Fanatismus der Danemanen in den deutſchen Herzogthümern natürlicherweiſe erwünſcht, um den etwaigen Widerſtand der deutſchen Provinzen leichter brechen zu können. Die neue Verfaſſung des däniſchen Geſammtſtaats kam 1855 zu Stande und wurden ſämmtliche Domänen der deutſchen Herzogthümer als Eigenthum des däniſchen Geſammtſtaats veräußert, um däniſche Staatsſchulden damit zu tilgen. Indeſſen war die däniſche Regierung diesmal nicht ganz ohne Sorge, denn Oeſterreich und Preußen proteſtirten und ſie beide allein fürchtete Dänemark mehr als den Bundestag. Daher kam 1857 mit dem Miniſterium Hall die ſ. g. eiderdäniſche Politik auf. Seine Partei wollte jeden ernſten Conflict mit Deutſchland vermeiden, daher auch nur Schleswig dem däniſchen Geſammtſtaat einverleiben, Holſtein und Lauenburg hingegen, als ſelbſtändige Provinzen mit eigenen Ständen dem däniſchen Königshauſe nur durch Perſonalunion verbinden, unter Wahrung aller dem deutſchen Bunde über dieſe Provinzen zuſtehenden Rechte. Mit dieſer Wendung der Dinge zunächſt zufrieden, brachen Oeſterreich und Preußen ihre Separatverhandlungen mit Däne-

mark ab und legten nunmehr erſt den ganzen Handel dem deutſchen Bunde vor, am 22. October 1857.

Das hieß ſoviel, als die Sache wieder verſchleppen, was ſich auch Dänemark zu Nutze machte. Erſt nach einem weitläufigen Notenwechſel bequemte ſich die däniſche Regierung am 15. Juli 1858, die Geſammtverfaſſung ſolle für Holſtein ſuspendirt bleiben, bis die Bedenken dagegen commiſſariſch ausgeglichen ſeyn würden. Der Bund mußte nun erſt wieder fragen, wie weit die zugeſtandene Unverbindlichkeit auszudehnen ſey, namentlich in Bezug auf die Miniſterialgewalt. Endlich hörte Dänemark die Vorſchläge der am 3. Januar 1859 verſammelten holſteiniſchen Stände an, worüber aber wieder Beſeler ſich heftig ereiferte, weil die Stände die Geſammtverfaſſung dadurch, daß ſie darüber beriethen, ſchon factiſch anerkannt hätten. Man kam zu keinem Ergebniß, da kein Theil nachgab, und Dänemark konnte darüber lachen, denn durch bloße papierne Proteſte wurde ſein Beſitzſtand nicht alterirt und es gewann Zeit.

Preußen vermochte allein für die Elbherzogthümer nichts zu thun, weil man es ſonſt ehrgeiziger und habgieriger Abſichten beſchuldigt hätte und es von Oeſterreich und den Mittelſtaaten angefeindet, anſtatt unterſtützt worden wäre. Ein wenig beſſer geſtalteten ſich die Verhältniſſe, als Oeſterreich nach dem Unglück in Italien (1859) für räthlich erachtete, ſich wieder um Sympathien in Deutſchland zu bewerben, und daher anfing, ſich mit Preußen zu Gunſten der Deutſchen in Schleswig-Holſtein zu verſtändigen. Beide ſetzten am 8. März 1860 einen Bundesbeſchluß durch, welcher Dänemark verpflichtete, kein Geſetz für Holſtein und Lauenburg zu erlaſſen, ohne deren Stände gehört zu haben. Preußen insbeſondere wahrte auch die Rechte des nicht zum Bunde gehörigen Schleswig wegen ſeiner uralten Verbindung mit Holſtein und in Kraft der Verbindlichkeiten, welche Dänemark 1852 eingegangen war, die deutſche Sprache in Schleswig der däniſchen gleich

zu ſtellen. Das Cabinet von Kopenhagen aber verließ ſich ſo ſehr auf England und Rußland, daß es auch diesmal Deutſchland trotzte und am 3. Juli ſein Finanzgeſetz in den Herzogthümern verkündete, ohne deren Stände zu fragen.

Die fanatiſchen Dänen, Blixen Fineke und Balthaſar Chriſtenſen an der Spitze, bildeten einen Danewirke-Verein zur Vertheidigung der däniſchen Nationalität gegen die deutſche und tobten gegen Deutſchland. Zahlreiche Volksverſammlungen erhitzten die Stimmung. Es läßt ſich nicht leugnen, daß man auch auf der deutſchen Seite fanatiſirt war. Wollten die Dänen das Recht der Deutſchen in Schleswig gar nicht gelten laſſen, ſo wurde hinwiederum von den Deutſchen enthuſiaſtiſch das Recht der Dänen in Nordſchleswig wenigſtens ſehr verkleinert, die Exiſtenz von 140,000 däniſch redenden Menſchen daſelbſt zu gering angeſchlagen. Es war im höchſten Grade unvernünftig von Seiten der Dänen, der deutſchen Mehrheit im Herzogthum Schleswig den Confirmationsunterricht in däniſcher Sprache aufzudringen und ſogar deutſche Hofmeiſter zu verbieten, allein es war auch nicht billig von deutſcher Seite, das däniſche Element zu verachten oder als ein unverſöhnlich feindſeliges anzuſehen. Der großartigere Maſſendruck und der höhere Bildungsgrad hatte die Grenze der deutſchen Nationalität und Sprache unvermerkt weiter ins däniſche Gebiet vorgeſchoben. Zudem hätte der Nationalverſtand beiden ſtammverwandten Völkern, den Deutſchen wie den Dänen, ſagen müſſen, ihr Hader ſey verdammlich, ihren beiderſeitigen Intereſſen zuwider; ihre gemeinſchaftliche Aufgabe ſey, und zwar in Verbindung mit Schweden und Norwegen, zuſammenzuhalten gegen das übermächtige Rußland, was ſonſt ſie alle, einen nach dem andern verſchlingen wird.

England wurde aufmerkſam. Zwar hielt eine Depeſche des Lord Ruſſel vom 8. Dezember 1860 noch feſt, in Schleswig, weil es zu Dänemark und nicht zum deutſchen Bunde gehöre, ſey jede Intervention

der deutſchen Großmächte unzuläſſig, jedoch gab er zu, die deutſche Nationalität und Sprache, ſo wie auch die ſtändiſche Vertretung ſey zu ſchützen und deshalb dürfe Schleswig auch nicht dem däniſchen Geſammtſtaat incorporirt werden. In dieſer Weiſe ſuchte England noch ferner zu vermitteln und noch eine Note Ruſſels vom 24. Sept. 1862 verlangte die Sonderſtellung Schleswigs, das ſeine eigene Ständeverſammlung behalten und im däniſchen Reichsrath nicht vertreten ſeyn ſolle. England trat hierin der ruſſiſchen Anſicht entgegen, welche die Incorporirung gut hieß. Die Losreißung nicht nur Schleswigs, ſondern auch Holſteins und Lauenburgs aus dem Bereich der deutſchen Machtſphäre, um ſie dereinſt mit Dänemark zugleich Rußland ſelbſt einzuverleiben, war der leitende Gedanke der ruſſiſchen Politik ſchon damals geweſen, als die Intrigue zu Warſchau eingeleitet und im Londoner Protokoll von 1852 durchgeführt wurde.

In Dänemark ſelbſt glaubte man ſich ſo ſicher vor Deutſchland, daß die Nationalvertretung (Landsthing) am 21. Januar 1863 ohne weiteres die Einverleibung Schleswigs in den däniſchen Geſammtſtaat beſchloß. Der König fürchtete ſich doch noch ein wenig, die Verträge ſo eigenmächtig zu brechen. Aber England machte ihm Muth. Der Prinz von Wales heirathete am 10. März die Prinzeß Alexandra, Tochter des Protokollprinzen Chriſtian, der nach dem Tode des Königs von Dänemark kraft des Vertrags von 1852 dieſes Land erben ſollte, und ihr jüngerer Bruder Wilhelm wurde unter dem Namen Georgios zum König von Griechenland ernannt, nachdem man den bayriſchen Otto von dort durch eine Militärrevolution hatte vertreiben laſſen. Da ſich nun die deutſchen Mächte dieſe Willkür der übrigen europäiſchen Mächte gefallen ließen, glaubte der Dänenkönig, ſie würden ſich wohl auch von ihm unter dem Schutz derſelben Mächte alles gefallen laſſen, und als eine große, eiligſt beſtellte Volksverſammlung in Kopen-

hagen am 28. März lärmend die Incorporirung Schleswigs verlangte, verfügte sie der König zwei Tage später.

Zwar wurde die Schleswiger Ständeversammlung am 17. Juli einberufen, aber nur, um die Einverleibung gutzuheißen. Sie zog es daher vor, auseinanderzugehen. Der deutsche Bund protestirte, jedoch ohne Nachdruck, und hoffte noch etwas von fortgesetzten Unterhandlungen, bis er sich erst am 1. October zur Executionsdrohung entschloß. Aber Dänemark kümmerte sich nicht mehr darum und die englische Presse bestärkte es in seiner dummen Hoffahrt durch Drohungen, welche Deutschland einschüchtern sollten und nicht einmal ernst gemeint waren, denn England dachte an nichts weniger, als seinen vortheilhaften Handel mit Deutschland durch einen muthwillig heraufbeschworenen und ungerechten Krieg unterbrechen zu lassen. Es bildete sich nur ein, der deutsche Bundestag werde wie bisher für das deutsche Nationalinteresse immer nur Schande halber zum Schein Worte bereit haben, ohne je zu einer That zu schreiten. Am 13. November nahm der dänische Reichsrath die neue Verfassung des Gesammtreichs an und am 14. machte er dem deutschen Bundestag die Concession, den Holsteiner Ständen solle das Budget vorgelegt werden. Damit glaubte man, alles abgethan zu haben.

Einen Tag später trat der ganze Streit in eine neue Phase. Der Tänenkönig starb am 15. November 1863 als der letzte seiner Linie.

Dieser Friedrich VII., der einzige Sohn König Christians VIII., war von seinem Vater, wie man glaubt, seiner Mutter wegen nicht geliebt. Diese Dame, Charlotte Friederike, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, wurde von König Christian geschieden und trat 1830 in Rom zur katholischen Kirche über. Der junge Prinz wurde beschuldigt, frühzeitig Ausschweifungen ergeben gewesen zu seyn. Er mußte eine Zeit lang zu Friedericia in einer Art von Gefangenschaft zubringen und gewöhnte sich, mit Personen niedern Standes und geringer Bildung

umzugehen. Als ihn 1828 ſein Vater mit der Prinzeſſin Wilhelmine Marie, jüngſten Tochter Friedrichs VI., vermählte, war es ſchon zu ſpät, ihn zu corrigiren. Die Hofetikette ſammt der jungen Gemahlin war ihm zuwider, in den niedern Sphären allein war ihm wohl. Die Ehe blieb kinderlos, die Scheidung erfolgte 1837. Im Jahr 1841 wurde er zum zweitenmal vermählt und zwar mit der Prinzeſſin Karoline von Mecklenburg-Strelitz. Auch dieſe Ehe blieb kinderlos, und die zweite Gemahlin wurde noch unglücklicher, als die erſte. Der Prinz ſoll ſie auf die roheſte Weiſe behandelt haben und die Scheidung erfolgte 1846. Zwei Jahre ſpäter ſtarb Chriſtian VIII. und Friedrich VII. folgte ihm als König von Dänemark. Da er mit gemeinen Leuten gern umging, war er auch bei ihnen populär, und da es Dänen waren und nicht Deutſche, wurde er in Dänemark um ſo beliebter, als er mit ihnen alle Antipathien gegen die Deutſchen zu theilen ſchien, in dieſem Sinne den Krieg gegen Deutſchland aufnahm und fortſpann und zugleich den Dänen alle mögliche conſtitutionelle Freiheiten gewährte. Er ſelbſt kümmerte ſich ſo wenig als möglich um die Regierung, ließ die enragirten Dänen das Miniſterium beſetzen und treiben, was ſie wollten, unterſchrieb gelegentlich alles, was ſie ihm vorlegten, und brachte im Uebrigen ſeine Zeit im Umgange mit Leuten zu, wie er ſie gern hatte. Die Seele ſeiner wenig noblen Geſellſchaft wurde eine geborene Rasmuſſen, die er zur Gräfin Danner erhob und ſogar heirathete, weil ſie ihn am beſten zu behandeln verſtand. Es iſt nicht zu verkennen, daß ſein Privatleben vieles erklärt, was in Dänemark vorging und unter einem Regenten von noblerer Geſinnung und noblerem Umgange wohl nicht vorgegangen wäre. Doch erklärt ſich der rückſichtsloſe Hohn, mit welchem er alle Mahnungen des deutſchen Bundes behandelte, nicht blos aus dem Kutſcher- und Hausknechtswitze ſeiner Trinkgenoſſen, ſondern hauptſächlich aus dem Schutze, welchen er in England fand, und aus dem unbedingten Vertrauen, welches er in die Macht Englands

ſetzte, welcher von deutſcher Seite ein ernſter Widerſtand nicht entgegengeſetzt werden würde. Er wurde nur 55 Jahre alt.

Nach den Verträgen von 1852 folgte ihm der jüngſte Glücksburger, der ſ. g. Protokollprinz, als König Chriſtian IX. Dieſer ſollte ſeine Regierung mit Unterzeichnung der neuen Verfaſſungsurkunde des däniſchen Geſammtſtaats beginnen, da der vorige König geſtorben war, ohne ſie noch unterzeichnet zu haben. Chriſtian bangte und zauderte, aber der Pöbel belagerte das Schloß und ſtieß ſo gräßliche Drohungen aus, daß Chriſtian in der Angſt unterzeichnete.

Sofort huldigten auch in Schleswig die zahlreichen, dort als Beamte angeſtellten Dänen, die deutſchen Beamten in Holſtein aber nicht. Hier unterſchrieben 24 Ständemitglieder zu Kiel am 19. Nov. eine Eingabe an den Bund, in der ſie denſelben baten, das Erbrecht des Prinzen Friedrich von Auguſtenburg in den deutſchen Elbherzogthümern anzuerkennen.

Dieſer Prinz hatte ſchon 1859 ſein vermeintes Erbrecht geltend gemacht, ohne daß man viel darauf achtete, denn ſein Vater hatte für ſich und ſeine Nachkommen längſt auf das Erbe verzichtet und ſich dafür mit Geld abfinden laſſen. Der Prinz diente als Major in der preußiſchen Armee, erließ aber ſchon am 16. November eine Proclamation, worin er ohne Umſtände „ſeinen Regierungsantritt" als rechtmäßiger Herzog von Schleswig-Holſtein ankündigte. Da er ſich an den Hof des Herzog Ernſt von Coburg begab und mit den Kieler Ständemitgliedern und Profeſſoren, wie mit den Führern des Nationalvereins in die engſte Verbindung trat, hatte er auch bald einen eigenen kleinen Hof und geheime Räthe um ſich, die ihn aber mehr compromittirten, als ſie ihm nützen konnten. Die Abſicht, mit ihm eine neue Dynaſtie und einen neuen Mittelſtaat in den deutſchen Bund aufzunehmen und noch dazu dicht an den preußiſchen Grenzen, mit einer feindlich gegen Preußen gerichteten Tendenz, konnte das Berliner Cabinet nur verletzen,

lichen Worten und mit Ostpreußen, wie er früher Preußen mit Versprechungen und mit Hannover bestochen hatte. Alexander ließ sich überreden, obgleich ihn die längst bekannte Treulosigkeit Napoleons und besonders die Wiederherstellung Polens hätte warnen sollen. Napoleon gab wenigstens einem Theil von Polen unter dem Namen des Großherzogthums Warschau seine Selbständigkeit zurück. Dieß ließ erwarten, daß er auch bei nächster Gelegenheit den großen noch übrigen Theil Polens den Russen entreißen würde.

Preußen verlor die Hälfte seiner Länder. Es mußte Ostpreußen an Rußland, Südpreußen oder den polnischen Antheil und den Cotbusser Kreis an den König von Sachsen, der zugleich Großherzog von Warschau wurde, und alle seine Länder jenseits der Elbe an Napoleons Bruder Hieronymus abtreten, der diese preußischen Länder und Hannover, Hessen und Braunschweig unter dem Namen eines Königreichs Westphalen erhielt. Auch die wichtige Stadt Danzig verlor Preußen, indem sie zu einer freien Stadt erklärt wurde, jedoch französische Besatzung erhielt. Ferner mußten die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen überlassen werden, und Preußen mußte eine ungeheure Contribution von 112 Millionen Franken zahlen, die bald auf 140 Millionen gesteigert wurde. Preußen mußte seine noch übrigen Länder durch fast unerschwingliche Steuern gänzlich erschöpfen, um dieses Geld herbeizutreiben. Es sank ins tiefste Elend. Kein überwundener Staat wurde von Napoleon so hart und verächtlich behandelt. Dieser scharfsinnige Herrscher sah vielleicht ein, daß er Preußen moralisch und physisch ruiniren müsse, um den Geist der Bildung und der Ehre zu unterdrücken, der ihm von hier aus sehr gefährlich werden konnte.

und die Drohung mit einem selbständigen Auftreten der Mittelstaaten im Bunde mit der liberalen Partei, mit einer Stimmenmehrheit am Bundestage und mit einem Oppositionsparlament konnte auch dem Wiener Cabinet nicht gefallen. Beide Cabinette wurden durch die Kammern ihrer eigenen Länder provocirt.

Im Berliner Abgeordnetenhause plaidirte Twesten schon am 27. Nov. für den Augustenburger und am 15. Dezember drückte das Haus seine Gesinnung in einer Adresse an den König aus, indem es denselben aufforderte, das Londoner Protokoll von 1852 nicht mehr anzuerkennen und dem Augustenburger zu seinem Rechte zu verhelfen. In demselben Sinne interpellirte auch im Wiener Reichsrathe Rechbauer schon am 20. November den Minister Grafen Rechberg, und erhob sich am 4. Dezember ein wahrer Sturm gegen den Minister, als sich derselbe zurückhaltend äußerte. Man bemerkte dabei, daß Minister Schmerling seinen Collegen wie absichtlich im Stiche ließ, und sah eine Ministerkrisis kommen, die jedoch nicht eintrat. Auch fast alle andern deutschen Kammern erhoben ihre Stimme für das deutsche Recht in den Elbherzogthümern und die Fürsten stimmten meistens zu. Am frühesten und mit der meisten Energie trat die sächsische Kammer und der sächsische Minister-Präsident v. Beust für das deutsche Recht in die Schranken. Ihm folgte Baden, dessen Großherzog in einer Thronrede am 2. Dez. offen für den Augustenburger auftrat. Auch in Bayern war die Aufregung groß und der in Rom abwesende König Max mußte schnell durch den Telegraphen zurückberufen werden. Er kam am 15. Dezbr. unter lauten Rufen des Volks für Schleswig-Holstein in München an und beruhigte das Volk zwei Tage später durch ein offenes Schreiben an den Minister v. Schrenck, worin er den Augustenburger anerkannte. Später schränkte er dieses Zugeständniß insofern wieder ein, als er es dahin interpretirte, es verstünde sich von selbst, daß er damit dem deutschen Bunde nicht vorgreifen wollte, dessen Mehrheit allein über

das Erbrecht zu entſcheiden habe. Auch in den übrigen Königreichen und Kleinſtaaten widerhallte der tauſendſtimmige Ruf für Schleswig-Holſtein. Nur in Lauenburg huldigten die Stände dem Dänenkönig, wogegen die Bürgerſchaft proteſtirte. Auch in Hamburg hatte der Senat Angſt vor dem däniſchen Nachbar und vor England, aber auch hier nahm ſich die Bürgerſchaft mit Begeiſterung der deutſchen Sache an. In Mecklenburg wurde jede Agitation für Schleswig-Holſtein unterſagt und in Naſſau eine Bürgerdeputation vom Herzog nicht empfangen.

Am 24. November tagte der Nationalverein in Berlin unter Bennigſens Vorſitz und erließ einen fulminanten Aufruf an das deutſche Volk. „Mahnend wenden wir uns zunächſt an Euch, deutſche Fürſten! Als Söhne des gemeinſamen Vaterlands ſeyd eingedenk der ſchweren Verantwortlichkeit, die auf Euch laſtet; ſeyd eingedenk, daß ein Volk viel Unbill verzeihen und vergeſſen kann, nimmermehr aber Eins: den Verrath ſeiner Ehre und Freiheit an das Ausland! Wer wird in Zukunft Eure eigene Legitimität achten, wenn Ihr die Rechte eines legitimen deutſchen Fürſten dem fremden Unterdrücker Preis gebt? Wer an Euren Beruf zur Führung der Nation fernerhin glauben, wenn Ihr die gerechten Erwartungen des Volks diesmal zu täuſchen im Stande ſeyd?

Wie aber immer der Entſchluß der Fürſten ausfalle, Euch, Ihr deutſchen Brüder! beſchwören wir, ſelbſt zu handeln, jeder an ſeinem Platze, jeder mit ſeiner ganzen vollen Kraft, ohne Rückſicht auf Sonder- und Partei-Intereſſen einig zu ſeyn in der gemeinſamen Gefahr, einig in der gemeinſamen Vertheidigung der nationalen Ehre und Unabhängigkeit.

Der Nationalverein fordert alle Gemeinden, Corporationen, Vereine und Genoſſenſchaften, fordert alle Vaterlandsfreunde, die ſich mit ihm zu dem großen Werke verbinden wollen, auf, ungeſäumt Geld herbei-

zuſchaffen und Mannſchaft, Waffen und alle Mittel bereit zu halten, die zur Unterſtützung unſerer Brüder in Schleswig-Holſtein erforderlich ſeyn werden.

Die vom Nationalverein aufbewahrten Flottengelder, jetzt, da es gilt, deutſches Küſtenland gegen den auswärtigen Feind zu vertheidigen, jetzt werden ſie im Sinne der Geber ihre Verwendung finden. Zu dem Zweck, den wir verfolgen, bedarf es aber bei weitem größerer Mittel, vor allem einer ausdauernden Selbſtbeſteuerung des Volkes und einer feſten Organiſation. Der Nationalverein hat zu dem Ende einen Hülfsausſchuß gebildet, deſſen ganze Thätigkeit dieſer Aufgabe gewidmet ſeyn ſoll. Ihm ſind aus allen Theilen des Vaterlandes die eingehenden Gelder zu überweiſen, an ihn alle Mittheilungen und Anerbietungen zu richten.

Deutſche Brüder! In Reden und Liedern habt Ihr Schleswig-Holſteins oftmals gedacht, unzählige Gelöbniſſe gethan, feſt zu ihm zu ſtehen in der Stunde der Entſcheidung. Rüſtig habt Ihr, Männer und Jünglinge! auf Turn- und Schützenplätzen Eure Kraft geübt und geſtählt, in großen Feſten Eure Verbrüderung gefeiert, dem heiligen Dienſte des Vaterlandes Euch geweiht. Laſſet die Thaten jetzt den Worten entſprechen!" — Am 28. November tagte auch der großdeutſche Reformverein und ſprach ſich ebenfalls kräftig für Schleswig-Holſtein aus, ohne jedoch die Fürſten zu bedrohen.

Der Bundestag hatte ſchon vor dem Tode des Dänenkönigs die Execution in Holſtein in Ausſicht ſtellen müſſen, weil von däniſcher Seite jede Mahnung des Bundes nur verlacht worden war. Der Bundestag hatte niemals das Londoner Protokoll von 1852, alſo auch nicht das Erbrecht des Protokollprinzen anerkannt. Er konnte unmöglich dieſe Anerkennung ausſprechen, ſo lange nicht Chriſtian IX. den Verpflichtungen Dänemarks gegen den deutſchen Bund nachzukommen gelobte. Er entzog alſo am 28. November dem däniſchen Bundestags-

geſandten für Holſtein, Herrn v. Dirnking-Holmfeld, Sitz und Stimme am Bundestage, und auch die Höfe von Wien und Berlin weigerten ſich, den däniſchen Geſandten von Irminger zu empfangen. Inzwiſchen erklärte der badiſche Bundestagsgeſandte, Robert v. Mohl, mit Zuſtimmung ſeiner Regierung, er ſey vom Herzog Friedrich von Auguſtenburg bevollmächtigt, ſeine, als des rechtmäßigen Herzogs von Holſtein Stimme am Bundestage zu vertreten. Der Bundestag ging jedoch nicht darauf ein, dieſes Stimmrecht anzuerkennen.

Zu Gunſten des Prinzen Prätendenten wurde geltend gemacht, daß er älteſter erbberechtigter Agnat und an der Abdankungsurkunde ſeines Vaters unſchuldig ſey, daß der deutſche Bund das Londoner Protokoll von 1852 und mithin auch das Erbrecht des Glücksburger Prinzen nicht anerkannt habe, daß auch die Stände der Elbherzogthümer es nicht anerkannt hätten, und daß nach uraltem Recht Schleswig und Holſtein „up ewig ungedeelt“ bleiben müßten. Hauptſächlich aber betonte man das große Nationalintereſſe, welches verlange, daß die Elbherzogthümer unter einem ſelbſtändigen deutſchen Fürſten von Dänemark endlich losgeriſſen würden. Die aber am meiſten Eifer dafür zeigten, wollten nicht das wahre Wohl Deutſchlands, ſonſt hätten ſie vor allem dafür arbeiten müſſen, daß Preußen dauernden Einfluß, wenn nicht die Oberherrſchaft in den Elbherzogthümern erhalte; denn nur Preußen war ſtark genug, das große deutſche Nationalintereſſe hier mit feſter Hand zu wahren, gegenüber von Dänemark, England und Rußland. Der Prinz von Auguſtenburg war es nicht im Stande. Auch war für deſſen lauteſte Rechtsvertheidiger das deutſche Nationalintereſſe nur ein Aushängeſchild. Im Herzen waren es Particulariſten, die nur die Zahl der deutſchen Mittelſtaaten um einen neuen vermehren wollten, um die Triasidee gegenüber von Oeſterreich und Preußen beſſer durchführen zu können, oder Liberale, die den energiſchen Miniſterpräſidenten in Berlin haßten, oder Demokraten, die in den Mittel-

und Kleinſtaaten bequemer wühlen konnten, als in den Groß-ſtaaten.

Es war alſo hohe Zeit für die Regierungen von Preußen und Oeſterreich, wenn auch nicht die Bewegung im deutſchen Volke zu hemmen, doch die Leitung derſelben der Demokratie zu entwinden. Daher vereinigten ſich beide zu dem Programm, die Vertheidigung des deutſchen Rechts gegen die Dänen in die eigene Hand zu nehmen, ſich nicht fortreißen zu laſſen, ſondern die Initiative zu ergreifen. In dieſem Sinne richteten ſie ſchon am 4. Dezember identiſche Noten an die deutſchen Bundesſtaaten, worin ſie denſelben vorſtellten, wie unklug ſie handeln würden, wenn ſie ſich (von der Agitationspartei) zu über-eilten Schritten würden hinreißen laſſen, oder wenn ſie (zu Gunſten der Triasidee) ſich in ihren Abſtimmungen am Bundestage den beiden deutſchen Großſtaaten entgegenſetzen würden, da ſowohl jeder Erfolg im Auftreten Deutſchlands nach außen, als auch die Erhaltung der Ruhe in Deutſchland von dem guten Einverſtändniß der übrigen Bun-desſtaaten mit Oeſterreich und Preußen abhängen würde. Die Agi-tation verlangte unverzügliche Occupation Holſteins und Schleswigs. Oeſterreich und Preußen ermahnten nun den Bundestag, ſich einſt-weilen mit der Vollziehung des Bundesbeſchluſſes vom 1. October, d. h. mit der Execution in Holſtein zu begnügen, um hier die Rechte des Bundes zu wahren, während über Schleswig, welches nicht zum Bunde gehörte, auch nur die Großmächte würden zu entſcheiden haben. Die Mehrheit der Bundesregierungen nahm dieſen guten Rath von Oeſterreich und Preußen an und beſchloß am 7. Dezember, nur die Execution in Holſtein zu vollziehen.

Dieſes unerwartete und entſchiedene Zuſammengehen Preußens mit Oeſterreich reizte die Führer des Nationalvereins und der demo-kratiſchen Partei zu einer Erbitterung, die in den Kammerreden und in der Preſſe den rückſichtsloſeſten Ausdruck fand. Nur in Oeſterreich

wurde das Feuer bald gedämpft, weil dort die Partei der deutschen Nationaleinheit ohnehin schwach ist und Böhmen, Ungarn und Polen nichts davon wissen wollen, hauptsächlich aber, weil Herr v. Schmerling den Grafen Rechberg nicht im Stiche ließ, sondern sich wieder mit ihm aussöhnte und ihm treu zur Seite stand, der Liberalismus also keine Besorgnisse mehr vor einer politischen Reaction hegte, die etwa aus der Freundschaft des Grafen Rechberg mit dem Herrn von Bismarck hervorgehen könnte. Der Oesterreich so zugeneigte großdeutsche Reformverein schmollte zwar, weil sein Plan, nach dem Programm des Frankfurter Fürstentages Oesterreich mit den Mittelstaaten auf Kosten Preußens enger zu verbinden, durch den plötzlichen Anschluß Oesterreichs an Preußen vereitelt war. Allein mit Recht antworteten die Organe der Regierung, die warmen Anträge des Kaisers seyen zu Frankfurt von den Mittelstaaten zu kühl aufgenommen worden, als daß Oesterreich sich auf sie verlassen könne. Aus demselben Grunde helfe es den Stimmen im Reichsrathe nichts (am 29. Jan.), nachträglich noch bittere Beschwerde zu erheben, daß Oesterreich sich jetzt von Preußen am Schlepptau nehmen lasse und dasselbe Dänemark bekriegen wolle, welches ihm doch immer gegen die preußischen Vergrößerungspläne gute Dienste geleistet habe.

In Preußen verbitterte man sich viel mehr. Als der Tod des Dänenkönigs bekannt wurde, befand sich das Ministerium Bismarck schon seit Jahr und Tag im feindseligsten Conflikt mit dem Abgeordnetenhause. Das letztere beutete die Frage der Elbherzogthümer sogleich aus, um den Haß gegen das Ministerium aufs äußerste zu treiben. Sofern sich Preußen diesmal wieder an Oesterreich anschloß, wurde es im Abgeordnetenhause und in der Presse beschuldigt, es kehre zur Politik von Olmütz zurück, es wolle wie damals die Elbherzogthümer nicht an Deutschland kommen lassen, sondern den Dänen wieder ausliefern. Als die Regierung am 9. Dezember vom

Abgeordnetenhause ein Anleben von 12 Millionen Thalern „zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben für die wegen der schleswig-holsteinischen Angelegenheit erforderlichen militärischen Maßregeln" forderte, antwortete das Haus nur mit dem tiefsten Mißtrauen und richtete am 18. eine Adresse an den König, worin es sagte: „nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogthümer und Deutschlands verwendet werden dürften." Als Verbedingung der Geldbewilligung bezeichnete das Haus den Rücktritt vom Londoner Protokoll und die Anerkennung des Augustenburgers. Vergebens versicherte der König in seiner Antwort, er werde die Ehre und das Recht Deutschlands wahren, müsse aber auf die Großmächte Rücksicht nehmen, und über das Erbrecht des Augustenburgers werde der deutsche Bund entscheiden. Das Abgeordnetenhaus war damit nicht befriedigt und wollte dem König die gewaltsame Einsetzung des Herzog Friedrich ohne alle Rücksicht auf die übrigen Großmächte abtrotzen, oder den Zorn der ganzen aufgeregten deutschen Nation gegen ihn entflammen.

Bismarck antwortete im Abgeordnetenhause in der Sitzung am 18. Dezember: „Sie finden unsere Erklärung unzureichend und richten deshalb über die Köpfe der Minister hinweg eine Frage an Seine Majestät, um ausführlichere Erklärungen zu erlangen. Ich glaube, meine Herrn, daß Sie die Fiktion, daß der König keine Kenntniß von der politischen Lage habe, daß er davon übel unterrichtet sey und daß er durch Sie besser unterrichtet werden müsse — daß Sie eben so gut wie ich das im Herzen als eine Fiktion ansehen und daß wir daher in der Adresse die Vorbereitung zur Ablehnung unserer Anleiheverlage zu sehen haben. Um zur Ablehnung zu gelangen, schieben Sie uns eine Politik unter, die wir eben nicht treiben. Ich habe schon in der Commission bemerkt, wenn wir diese Politik trieben, so wäre es unsere Aufgabe gewesen, von Hause aus uns fest auf den Standpunkt des

Londoner Traktats zu ſtellen und zu ſagen: ‚Vertrag iſt Vertrag, wir halten daran feſt,‘ und uns keine Brücke offen zu laſſen, um von ihm je wieder los zu kommen. Wenn wir dieſe Politik trieben, ſo könnte es uns ja nur willkommen ſeyn, wenn Sie die Anleihe ablehnten und wir dem Bunde anzeigen könnten, Preußen iſt nicht in der Lage, ſeine Bundespflichten zu erfüllen.“

Aber die ſcharfe Logik dieſer Rede fand taube Ohren. Die Duckmäuſerei der Fortſchrittsmänner duldete nicht, daß die Mehrheit das Geringſte gelten ließ, was Bismarck ſagte, blos weil er es geſagt hatte. Wie denn Bosheit immer zugleich zur Dummheit wird.

Die Berliner „Privat-Correſpondenz“ vom 6. Januar 1864 hob hervor, was die preußiſche Regierung alles gethan, um deutſches Recht und Intereſſe in der däniſchen Frage zu verfechten, aber die Mehrheit des Abgeordnetenhauſes wollte nicht hören. Das war derſelbe Trotz, mit dem man zwei Jahre ſpäter in einigen ſüddeutſchen Kammern die Wahrheit abſolut nicht hören wollte nach dem Programm: „Wir haben ein Recht, unvernünftig zu ſeyn, wir wollen unvernünftig ſeyn.“ Es war ſo klar wie der Tag, daß der Bundestag nie und nimmer zu Holſtein auch noch Schleswig hätte erwerben können, und daß dieſer Erfolg einzig von dem Vorgehen der beiden deutſchen Großmächte abhing, wenn ſie handelten ohne den Bund beizuziehen und ohne ſich mit dem Ballaſt ſeiner Rückſichten zu beſchweren. Jener Artikel ſagt: „Die Beſetzung Holſteins iſt nicht alles, was geſchehen iſt. Preußen hat am Bunde auch ſchon den Antrag geſtellt, zur Beſetzung Schleswigs zu ſchreiten. Es leuchtet ein, welch ein wichtiger und bedeutſamer Schritt das iſt. Deutſchland, einmal im Beſitz von Schleswig und Holſtein, kann keine Löſung der Frage mehr zulaſſen, durch welche nicht allen ſeinen Forderungen volles und unbedingtes Genüge geſchehe. Werden nicht eher darum die Schutzmächte Dänemarks nicht alles daran ſetzen, dieſen Erfolg deutſcher Waffen zu hindern? Schon hat

England ſich drohend am deutſchen Bunde vernehmen laſſen, ſchon hat Kaiſer Napoleon angedeutet, daß die Sympathien Frankreichs eine Beeinträchtigung Dänemarks nicht dulden würden. Wir fürchten dieſe und ähnliche Drohungen nicht, wenn bei uns jeder ſeine Schuldigkeit thut. Die Mächte werden nicht wagen, ihren Drohungen Folge zu geben, wenn ſie uns einig und entſchloſſen ſehen. Nun denn, unſere Regierung hat thatſächlich gezeigt, daß ſie entſchloſſen iſt, ihre deutſche Aufgabe zu erfüllen. Es wäre Vaterlandsverrath, ihr in dieſem entſcheidenden Augenblicke nicht zu folgen. Vergeblich, ſo hoffen wir, werden die demokratiſchen Stimmen das Abgeordnetenhaus verleiten wollen, ſolchen ſchnöden Mißbrauch mit ſeinen Rechten zu treiben."

Dieſe Demokraten wurden aber von einer großen Verſammlung von deutſchen Abgeordneten in Frankfurt am Main unterſtützt.

Nachdem ſich ſchon am 6. Dezember theils dem Nationalverein theils dem Reformverein zugehörige Abgeordnete der verſchiedenſten deutſchen Ständeverſammlungen in Nürnberg zu einem gemeinſamen Vorgehen verſtändigt hatten, wurden alle Abgeordneten deutſcher Ständeverſammlungen eingeladen, am 21. Dezember in Frankfurt am Main zu tagen. Die Verſammlung war zahlreich. Sigmund Müller von Frankfurt übernahm den Vorſitz, ihm zur Seite v. Bennigſen und Graf v. Lerchenfeld, die beiden Häupter des National- und des Reformvereins. Die Mehrheit aber gehörte dem erſteren Vereine an und ſetzte Beſchlüſſe durch, welche der loyalen Geſinnung des Reformvereins ins Geſicht ſchlugen. Dieſe Beſchlüſſe gingen dahin, das Recht des Auguſtenburgers zu verfechten, ſeine Anerkennung beim Bunde durchzuſetzen und ſeine wirkliche Einſetzung in die Elbherzogthümer und die Trennung derſelben von Dänemark ohne Rückſicht auf fremden Einſpruch durchzuführen, daher diejenigen deutſchen Regierungen, welche auf dieſes Programm eingehen, zu unterſtützen, und die welche es nicht thun, mit allen verfaſſungsmäßigen Mitteln zu bekämpfen. Um die

Durchführung dieſes Programms zu überwachen, ſetzte die Verſammlung einen Centralausſchuß von 36 Mitgliedern nieder, der in Frankfurt bleiben ſollte, und verlangte ſchließlich die Einberufung eines deutſchen Parlaments. Graf von Lerchenfeld und die meiſten Anhänger des Reformvereins ſagten ſich von dieſem Programme los und machten ſehr mit Recht geltend, die revolutionäre Drohung müſſe nothwendig den Regierungen der Mittelſtaaten gegenüber Oeſterreich und Preußen ihre Stellung erſchweren, und überhaupt ſey es unthunlich den Fürſten zu drohen, von deren gutem Willen am Ende doch die Entſcheidung abhängen werde; in keinem Fall würden ſich die Fürſten vom Sechsunddreißiger-Ausſchuß Geſetze vorſchreiben laſſen. Dagegen vertheidigte Schulze-Delitzſch von Berlin das Programm und den Ausſchuß, indem er verſicherte, Herzog Friedrich ſelber wünſche, um nicht in eigener Perſon die Unterſtützungsgelder der zahlreichen deutſchen Schleswig-Holſteinvereine entgegen nehmen zu müſſen, den Ausſchuß als Organ zu gebrauchen. Graf Lerchenfeld und ſein Anhang trat aus, das Zuſammenwirken des Reformvereins mit dem Nationalverein hörte auf. Die bayriſche und hannöveriſche Regierung verboten allen Schleswig-Holſteinvereinen, an den Frankfurter Ausſchuß Geldſendungen zu machen.

Die deutſche Tagespreſſe war damals ungemein gereizt. Man erhitzte ſich auf beiden Seiten zu ſehr und übertrieb das Mißtrauen. Auf der demokratiſchen Seite leg man ſich in die feſte Ueberzeugung hinein, Preußen und Oeſterreich ſeyen ſogar mehr noch als England und Rußland darauf erpicht, das Londoner Protokoll aufrecht zu erhalten und die deutſchen Elbherzogthümer gerade deshalb an Dänemark zu verrathen und zu verkaufen, um damit die deutſche Nationalpartei zu verhöhnen. Die 12 Millionen Thaler, hieß es wiederholt, ſollten nur den Dänen und nicht den Deutſchen helfen. Auf der anderen Seite leugnete wieder die feudale Preſſe, daß ſich die ganze deutſche Na-

Kapitel CCCCLXIII.

Das Continentalſyſtem.

Napoleon beherrſchte jetzt unmittelbar ſelbſt oder durch ſeine Vaſallen Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und den Rheinbund, der durch den Beitritt von Weſtphalen, Oldenburg, und der kleinen anhaltiſchen, ſächſiſchen und mecklenburgiſchen Fürſten erweitert wurde. Er beherrſchte Sachſen und Polen durch ſeine Gnade, Oeſterreich und Preußen durch ſeine Siege, Spanien und Dänemark durch ſeinen Einfluß, Rußland durch Schmeichelei; nur England, die Türkei, Schweden und Portugall trotzten ihm.

England war ihm am gefährlichſten, denn die engliſchen Flotten beherrſchten rings um Europa alle Meere, belagerten den ganzen Continent, leiſteten jedem Feinde Napoleons Beiſtand und riefen zum Widerſtand gegen ihn auf. Da die Engländer ſelbſt auf ihrer Inſel unbezwinglich waren, ſo verachteten ſie alle Drohungen Napoleons, und untergruben ſeinen Ruhm, indem ſie durch ihr eignes Beiſpiel zeigten, daß er nicht alle Völker beſiegen könne, und durch ihre Schriften ſeine Gewaltthätigkeiten und Hinterliſten aufdeckten, ſeine Größe ſchmälerten. Napoleon ergriff nun eine rieſenhafte Maßregel gegen dieſe Engländer, unter dem Namen des Continentalſyſtems. Er ſperrte das ganze Feſtland von Europa, ſo weit ſein Einfluß reichte, vor den Engländern zu und verbot allen Handel mit ihnen, ja er ging bald darauf ſo weit, daß er alle ſchon in Europa vorhandenen engliſchen Waaren verbrennen, alle, auch friedliche, engliſche Unterthanen auf dem Feſtland als Kriegsgefangne verhaften ließ. Jede Gemeinſchaft zwiſchen England und dem übrigen Europa ſollte aufhören. Er hoffte dadurch die Macht der Engländer zu untergraben, indem er ihren

tion für das deutſche Recht in den Elbherzogthümern intereſſire, und hielt ſich für überzeugt, nur die demokratiſche Partei nähme ſich Schleswig-Holſteins an und habe bereits den Auguſtenburger, wie früher ſchon den Herzog Ernſt von Coburg, zu ihrem Werkzeuge gemacht. Gerade weil ihr den Auguſtenburger wollt, rief ein Abgeordneter im Berliner Herrnhauſe aus, darum wollen wir ihn nicht. Von dieſer Seite wurde auch viel über den „Großmachtskitzel der Mittelſtaatengruppe“ geſpottet.

In der That ging der Sechsunddreißiger-Ausſchuß in Frankfurt ſo weit, am 28. Dezember die Werbung einer Truppenmacht für den Auguſtenburger gutzuheißen, die jedoch verhindert wurde. Eine große Deputation aus den Elbherzogthümern verlangte Schutz, nicht in Berlin oder Wien, ſondern in Frankfurt. Vom Präſidenten des Bundestags, Herrn von Kübeck, wurde ſie nicht empfangen, deſto herzlicher aber am 26. Januar vom König Max von Bayern, zu dem ſie nach München fuhr, um ihm für ſeine Theilnahme zu danken. Ueberall unterwegs wurde ſie mit lautem Jubel begrüßt.

Bevor wir Oeſterreich und Preußen in die Action gegen Dänemark eintreten ſehen, müſſen wir die diplomatiſchen Beziehungen zu den europäiſchen Großſtaaten in Erwägung ziehen. Dänemark blieb, trotz der ihm nahenden Gefahr, immer noch trotzig und ablehnend. Die däniſche Preſſe geſtattete ſich noch immer denſelben Hohn wie früher. Dagbladet ſchrieb, „die Deutſchen ſeyen zu feig, ſich zu ſchlagen,“ und die däniſche Regierung ſelbſt glaubte noch mit der leichtfertigen Aeußerung durchkommen zu können, „Schleswig ſey ja nur proviſoriſch in Dänemark incorporirt worden.“ Dennoch nahm ſchon am 4. Dezember König Chriſtian IX. das Dekret vom 30. März zurück, woraus folgte, daß Miniſter Hall zu Weihnachten ſeine Entlaſſung nahm. Am 28. Dezember wurde Biſchof Monrad, bisheriger Cultminiſter, Chef des Miniſteriums, hielt jedoch ebenfalls noch an der Täuſchung feſt, das Protokoll von 1852, mithin auch das Erb-

recht Chriſtians IX. in den deutſchen Herzogthümern ſey unerſchütterlich, er wies alſo die letzte Aufforderung Oeſterreichs und Preußens vom 16. Januar, durch kluges Nachgeben dem Kriege zuvorzukommen, entſchieden zurück.

Dieſe Kühnheit erklärt ſich, wenn man erwägt, daß Dänemark in der That bisher unter dem Schutz aller Großmächte ſtand und daß ihm dieſer mächtige Schutz ermöglicht hatte, ſchon Jahre lang alle gerechten Klagen der Deutſchen mit Hohn zurückzuweiſen. Noch am 24. Januar 1864 richtete Lord Ruſſel eine Note an Frankreich, worin England es aufforderte, gemeinſchaftlich zu Gunſten Dänemarks zu interveniren. „Ihrer Majeſtät Regierung hält feſt an der von den Großmächten in der Einleitung zum Londoner Vertrage ausgeſprochenen Meinung, daß die Integrität der däniſchen Monarchie nicht bloß ein Element des Gleichgewichts der Mächte, ſondern auch ein Pfand des Friedens ſey. Ihrer Majeſtät Regierung iſt ängſtlich bemüht, dieſes Ziel womöglich auf dem Wege friedlicher Unterhandlungen zu erreichen; allein es beſtehen in Deutſchland zwei ſehr verſchiedene Auffaſſungen des Streits. Die eine Partei ſucht den Prinzen von Auguſtenburg in den Beſitz von Holſtein und nachher auch von Schleswig zu ſetzen. Oeſterreich und Preußen dagegen anerkennen den Vertrag von 1852 und verlangen nur die Erfüllung der damals von Dänemark eingegangenen Verpflichtungen. Der erſte Plan führt zu einer Zerſtückelung der däniſchen Monarchie, und um die Ausführung dieſes Plans zu verhindern, ſucht Ihrer Majeſtät Regierung das Einverſtändniß und die Mitwirkung Frankreichs, Rußlands und Schwedens nach, in der Abſicht, Dänemark in ſeinem Widerſtande gegen eine ſolche Zerſtückelung wenn nöthig materielle Unterſtützung zu gewähren. Der Plan Oeſterreichs und Preußens ſcheint nur die Erfüllung von Verſprechungen Dänemarks ins Auge zu faſſen, die mit der Integrität deſſelben vereinbar wäre, und nur für den Fall, daß Dänemark dieſe Verpflichtun-

gen erfülle und die deutſchen Mächte dennoch weitere Forderungen an daſſelbe ſtellen ſollte, könnten ernſtere Verwicklungen entſtehen. Wenn aber ein vollſtändiges Einverſtändniß zwiſchen Großbritanien, Frankreich, Rußland und Schweden hergeſtellt werden könnte, ſo würde die moraliſche Wirkung einer ſolchen Union an ſich ſchon genügen, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen.“ Ueberdieß meint der Lord, wollten die Holſteiner und Schleswiger ja gern däniſch bleiben. „In Holſtein und Schleswig erfolgte die Thronbeſteigung des jetzigen Königs ganz friedlich. Erſt als die deutſchen Truppen in Holſtein einrückten und inſurrectionelle Bewegungen ſchützten und ermunterten und zahlreiche Agenten des deutſchen Nationalvereins ſich im Lande ausbreiteten, trat die Oppoſition gegen Chriſtian IX. zu Tage. Selbſt jetzt zeigen die Dorfbewohner wenig Luſt, die Fluth der deutſchen Invaſion anzuſchwellen. Alles berechtigt vielmehr zu der Annahme, daß, wenn die deutſchen Truppen Holſtein räumten, die Autorität Chriſtians IX. leicht und ruhig wieder hergeſtellt würde.“

Solche Staatsmänner hatte England, die mit ſolcher Dummdreiſtigkeit der Wahrheit ins Geſicht ſchlugen! Eben ſo dumm drohte Lord Ruſſel den deutſchen Mittelſtaaten. Herr v. Beuſt antwortete ihm aber am 5. Januar 1864 ſehr energiſch: „Sie werden die Nothwendigkeit nicht verkennen, in welcher ich mich befinde, diejenigen Stellen zu bezeichnen, deren verletzende Sprache nur der Flüchtigkeit der Behauptungen gleich kommt, welche ſich ſogar nicht ſcheuen, die Ehre unſerer Fahnen anzugreifen. Sie ſagen, daß nach Anſicht der engliſchen Regierung das Benehmen der deutſchen Truppen nicht nur den Beſchluß des Bundestags, ſondern auch die Gerechtigkeit verletzt hat und daß Bayern, Sachſen und Württemberg gemeinſchaftlich dafür verantwortlich gemacht werden müſſen. Es iſt das erſte Mal, daß ich von einem ſolchen Benehmen unſerer Truppen in Holſtein höre, ich würde verſucht ſeyn, von Ihnen die Angabe von Thatſachen zur Unter-

ſtützung einer ſo gewagten Behauptung zu verlangen. Wenn ich darauf verzichte, ſo geſchieht es, weil das Benehmen der Bundestruppen in einem Bundeslande, in welchem ſie ſich in Folge eines Bundesbeſchluſſes befinden, ein Gegenſtand iſt, der eine fremde Regierung durchaus nichts angeht. Dafür die Regierungen von Bayern und Württemberg, die nicht einmal Truppen dorthin geſchickt haben, verantwortlich machen zu wollen, iſt ein Beweis mehr von Unwiſſenheit in Betreff der Dinge, welche in Deutſchland vorgehen. Sie ſagen mir endlich, daß, wenn die Truppen des Bundes in Schleswig einfallen würden, bevor die Mächte, welche den Londoner Vertrag unterzeichnet haben, ihre Meinung über dieſe Angelegenheit hätten kund thun können, die ernſteſten Folgen daraus entſtehen könnten. Der Bundestag, Sie wiſſen es, ſteht im Begriff, ſich über die Anträge in Bezug auf das Herzogthum Schleswig auszuſprechen. Die Warnung, welche Ihre Regierung uns zukommen laſſen will, iſt wohl geeignet, die Aufmerkſamkeit der ſächſiſchen Regierung auf ſich zu lenken. Sie werden mir aber geſtatten, Ihnen bemerklich zu machen, daß kein wirkſameres Mittel als die Androhung von Gewalt erdacht werden kann, um eine Regierung, welche mit Eifer auf ihre Ehre und Würde hält, zu veranlaſſen, den Folgen einer vom Pflichtgefühl dictirten Entſcheidung ruhig die Stirne zu bieten." Nicht minder energiſch war die württembergiſche Antwort des Miniſter v. Hügel.

Da nun auch Frankreich auf die Einladung des Lord Ruſſel ablehnend antwortete, am 30. Jan., lehnte England ſchon am 19. Febr. das Geſuch Dänemarks, ihm zu helfen, ab und Lord Ruſſel mußte in einer Note vom 9. Februar der däniſchen Regierung noch Grobheiten machen, wie ſie ſich habe unterſtehen können, von einem materiellen Beiſtand Englands zu reden, da ihr England ſo etwas niemals zugeſagt habe. Als ob England nicht beſtändig, wenn auch nicht offiziell, die Dänen gegen Deutſchland gehetzt, als ob nicht der größte Theil der

engliſchen Preſſe das nämliche gethan hätte. Der alte Lord Palmerſton verzog keine Miene und lenkte nach ſeiner frivolen Manier die Augen der Engländer von Kopenhagen ab, indem er ſich den Agitator Garibaldi beſtellte und ihn in London wie ein Wunderthier ſehen ließ. Man glaubte, Palmerſton habe ihn gerufen, um den Continentalmächten mit Revolution zu drohen. Es ſcheint jedoch, es war ihm nur darum zu thun, die Niederlage, welche ſeine Politik durch die abſchlägigen Antworten erfahren hatte, zu masliren. Da Garibaldi aus der Sache Ernſt machen wollte und zu viel raiſonnirte, jagte ihn Palmerſton bald wieder fort, wie man einen Hund zur Thüre hinausſtößt.

In Frankreich nahm zwar Napoleon III. die Miene an, als begünſtige und beſchütze er die nationalen Intereſſen Deutſchlands. Das hatte zwei Gründe. Einmal hätte er nimmermehr gewagt, ſich dem vereinigten Oeſterreich und Preußen gegenüberzuſtellen, denn ſie waren ihm zu ſtark. Sodann hatte ihn England geärgert, indem daſſelbe ſeinen Vorſchlag zu einem großen europäiſchen Congreß, auf dem alle ſchwebenden Streitigkeiten friedlich entſchieden werden ſollten, mit einem gewiſſen Hohn zurückgewieſen hatte. Deshalb ging Napoleon III. jetzt auch auf die Mahnungen Englands, ſich in den däniſchen Streit zu miſchen, nicht ein. In der „France“ las man überdies: „England habe den Preis nicht angezeigt, der allein eine Parteinahme Frankreichs in den deutſchen Händeln rechtfertigen könne.“ Napoleon III. benutzte übrigens den Anlaß, ſein Nationalitätenprincip wieder einmal geltend zu machen, und verlangte, die Endentſcheidung über die Elbherzogthümer ſollte einem Plebiscit der dortigen Bevölkerungen überlaſſen werden. Das war zugleich ein Hinterthürchen, welches er ſich für eine ſpätere Intervention offen ließ. In einem Circular an die deutſchen Bundesſtaaten ermahnte Napoleon III. dieſelben, ſich durch das Londoner Protokoll nicht mehr geniren zu laſſen, da es „ohnmächtig“ ſey. Der Prinz von Auguſtenburg wollte die günſtige Stimmung des

franzöſiſchen Kaiſers für Deutſchland benutzen und ſchrieb ſchon am 2. Dezember 1863 einen unterwürfigen Brief an ihn, den jener höflich beantwortete, ohne ihm etwas zuzuſagen, und der dem Prinzen in den Augen der Deutſchen in dem Augenblick ſchadete, in dem der Nationalſtolz in ihnen erwacht war.

Rußland, das an dem ganzen Unglück der Elbherzogthümer durch ſeine heilloſen Intriguen in Warſchau und Olmütz Schuld geweſen war, hatte nicht den Muth, gegenüber der vereinigten Macht Oeſterreichs und Preußens für ſeine däniſchen Geſpinnſte das Schwert zu ziehen, und war auch noch durch die kaum beendigte polniſche Inſurrection in Anſpruch genommen, verhielt ſich alſo neutral. Der König von Schweden hätte wohl gern die Gelegenheit benutzt, um nach Befriedigung der deutſchen Anſprüche das verkleinerte Dänemark zu annectiren und die drei ſcandinaviſchen Reiche wieder zu vereinigen, aber er war zu ohnmächtig. Das ſchwediſche Volk hatte mit den Dänen niemals viel ſympathiſirt. Nur die Norweger, den Dänen von früher her mehr befreundet, machten Miene, ihnen helfen zu wollen, beruhigten ſich aber bald wieder mit dem Gedanken, es würde nur eine unnütze Aufopferung von ihrer Seite ſeyn.

Inzwiſchen wurde der Bundesbeſchluß vom 7. Dezember vollzogen und 12,000 Sachſen und Hannoveraner unter dem Befehl des ſächſiſchen General-Lieutenant v. Hake als Executionstruppen nach Holſtein geſchickt, und überſchritten am 23. Dezember die Grenze des Herzogthums, während preußiſche und öſterreichiſche Truppen als ihre Reſerve gleichfalls Stellung an der Grenze nahmen. Die däniſchen Truppen, welche unter General de Meza Holſtein beſetzt hielten, zogen ſich ohne Schwertſtreich vor den Bundestruppen zurück, nachdem ſie alle Kaſſen und faſt alle Pferde aus Holſtein fortgeſchafft hatten. Da die geborenen Holſteiner unter den däniſchen Truppen lieber der deutſchen als der däniſchen Sache dienten und nur gezwungen dem Proto-

kollprinzen gehuldigt hatten, wurde ein Theil von ihnen, um ſie beſſer zu überwachen, nach Kopenhagen geſchafft, und 400 Mann, welche ſich bei dem Rückzug der Dänen in Ploen weigerten, mitzuziehen, wurden entwaffnet, ohne daß man wagte, ſie mitzunehmen. Schon am nämlichen Tage, an welchem die Bundestruppen in Holſtein einzogen, entfaltete das kleine Städtchen Wandsbeck die holſteiniſche Fahne und rief den Herzog Friedrich zum Landesherrn aus. An dem nämlichen Tage befahl der öſterreichiſche General Graf Gondrecourt, der in Hamburg eingerückt war und dort die Hauptwache beſetzt hatte, Schließung der Turnhalle und Auflöſung einer Freiſchaar, die ſich hier in Waffen übte, um alsbald unter die Fahne des Herzog Friedrich zu treten. Die Preſſe erhob ein großes Geſchrei darüber und warf dem öſterreichiſchen Grafen auch grimmig vor, er habe in Altona eher einrücken wollen als der Bundesgeneral. Inzwiſchen behauptete General Hake ſeine Autorität und zog in Altona ein, wo ihn der begeiſtertſte Jubelruf empfing. Obgleich er aber den Herrn v. Könneritz mitbrachte, welcher als Civilcommiſſär des deutſchen Bundes die Verwaltung des Herzogthum Holſtein übernahm und ausdrücklich der Bevölkerung jede politiſche Demonſtration und eigenmächtige Einmiſchung in die Erbfolgefrage unterſagte, wurde dennoch in Altona ſchon am 24. Dezember Herzog Friedrich proklamirt. Daſſelbe wiederholte ſich ohne Ausnahme in allen Städten und Dörfern. Am 27. traten 20,000 Männer in eine große Landsgemeinde zu Elmshorn zuſammen und riefen Herzog Friedrich VIII. aus. Am 30., als die Bundestruppen Kiel beſetzten, traf unerwartet auch Prinz Friedrich von Auguſtenburg daſelbſt ein, und wurde von der Bevölkerung mit unermeßlichem Jubel und Entzücken begrüßt. Auch blieb er dort, um zu ſeinem Volke zu ſtehen, wenn es ihm auch verſagt war und er keinen Verſuch machte, Freiſchaaren oder eine ſpezifiſch herzogliche Armee um ſich zu verſammeln. Am 2. Januar 1864 trug Oeſterreich am Bundestage auf Entfernung des Prinzen aus Holſtein

an, wurde jedoch überſtimmt, und ſo durfte der Prinz in Kiel bleiben, wo er alles vermied, um Oeſterreich und Preußen zu reizen, und ſich allein darauf beſchränkte, kleine Rundreiſen durch das Herzogthum zu machen und Deputationen aus allen Orten und von allen Ständen zu empfangen, wodurch die Bevölkerung vor ganz Europa beweiſen wollte, daß ſie feſt am uralten Erbrecht halte.

Die Beſetzung Holſteins konnte den deutſchen Forderungen natürlich nicht genügen. Es galt, auch Schleswig zu nehmen, auf die Gefahr hin, mit den mächtigen Unterzeichnern des Londoner Protokolls in Conflict zu kommen. Alles drängte zur Entſcheidung hin. Am 8. Januar 1864 erklärten ſich Oeſterreich und Preußen in einer identiſchen Note ſcharf gegen die deutſche Agitation und gegen den Sechsunddreißiger-Ausſchuß. Gleichwohl blieb der letztere ungekränkt, weil er den deutſchen Großmächten doch an Macht keineswegs gewachſen war, weil man die Mittelſtaaten durch allzu ſcharfes Einſchreiten nicht in Verlegenheit bringen wollte und weil es am Ende der deutſchen Diplomatie vortheilhaft war, dem Auslande das Schreckbild einer deutſchen Revolution vorhalten zu können, wie die auswärtige Diplomatie uns gern das Schreckbild eines europäiſchen Krieges, oder wenigſtens der engliſchen Flotte und der ruſſiſchen Anſprüche auf den Gotterpſchen Theil von Holſtein vorhielt.

Im Laufe des Januar klärte ſich auch das unſichere Verhältniß Oeſterreichs und Preußens zu den übrigen deutſchen Bundesſtaaten. Am 14. entſchied ſich die Mehrheit am Bundestage, den öſterreichiſch-preußiſchen Antrag (den früher ſchon Heſſen-Darmſtadt geſtellt hatte) auf ſofortige Occupation Schleswigs abzulehnen, um den Bund nicht in Conflict mit dem Auslande zu bringen, und weil Oeſterreich und Preußen ſelbſt früher den Bund vor der Occupation gewarnt hatten. Die Mehrheit der Bundesſtaaten begriff wohl, daß ſie beſſer thue, Oeſterreich und Preußen die Initiative zu überlaſſen, als ohne dieſelben

und trotz derſelben deutſche Politik machen zu wollen, was früher ſchon einmal dem Frankfurter Parlament ſo kläglich mißlungen war. Unmittelbar nach dem ablehnenden Beſchluß des Bundestages am 14. erklärten Oeſterreich und Preußen, ſie würden nunmehr die Geltendmachung der deutſchen Rechte in Schleswig in ihre eigenen Hände nehmen. Nun war der Krieg unvermeidlich, denn man wußte, die Dänen werden nicht nachgeben. Graf Rechberg aber ſagte ſchon am 20., der erſte Kanonenſchuß löſe die Verträge.

Um dieſelbe Zeit wurde in Preußen der Bruch zwiſchen dem Miniſterium und dem Abgeordnetenhauſe vollendet. Am 23. Januar wies das Haus die Forderung der 12 Millionen Thaler definitiv mit 275 gegen 51 Stimmen zurück, nachdem die heftigſten Aeußerungen gegen die Regierung gefallen waren. Der Beſchluß lautete nach dem Antrag von Schultze-Delitzſch: „In Erwägung, daß Preußen gemeinſam mit Oeſterreich am Bunde erklärte, es werde die ſchleswig-holſteiniſche Sache in die eigene Hand nehmen und die Beſetzung Schleswigs als europäiſche Großmacht ausführen; in Erwägung, daß Preußen damit von Deutſchland abfällt und ſeine Großmachtſtellung mißbraucht; in Erwägung, daß dieſe preußiſch-öſterreichiſche Politik kein anderes Ergebniß haben kann, als die Herzogthümer abermals Dänemark zu überliefern; in Erwägung, daß die angedrohte Vergewaltigung den wohlberechtigten Widerſtand der übrigen deutſchen Staaten und damit den Bürgerkrieg in Deutſchland herausfordert, — erklärt das Haus der Abgeordneten, daß es mit allen ihm zu Gebote ſtehenden geſetzlichen Mitteln dieſer Politik entgegen treten werde.“ Zwei Tage darauf ließ der König dieſe trotzige Kammer auflöſen, bei welchem Anlaß Herr v. Bismarck nicht verfehlte, der Partei vorzuwerfen, ſie vernachläſſige die Machtſtellung und Ehre Preußens, indem ſie die zu deren Schutz nothwendigen Geldmittel verweigere. Der König ſelbſt habe ihr früher ſchon offen geſagt und ſein Wort dafür eingeſetzt, das Geld

ſolle nur zum Schutze des Rechts und der Ehre verwendet werden, und dennoch traue das Haus der Regierung das Gegentheil zu. Das Haus ſetze willkürlich voraus, was nicht ſey und auch nicht geſchehen werde, und wolle die auswärtige Politik der Regierung einem verfaſſungswidrigen Zwange unterwerfen, ja ſie nehme ſogar, wenn je Conflicte bevorſtünden, im Voraus Partei gegen das eigene preußiſche Vaterland. Unter dieſen Umſtänden werde die Regierung, auch ohne vom Hauſe unterſtützt zu ſeyn, ihre Pflicht thun und ihr Recht ausüben und zähle dabei auf die patriotiſche Geſinnung des Landes.

In Uebereinſtimmung mit dem Berliner Abgeordnetenhauſe erließ auch der Sechsunddreißiger-Ausſchuß in Frankfurt am 26. Januar einen drohenden Aufruf an die Nation, worin es hieß: „Zwei Mächte, die den Anſpruch verwirkt haben, die Großmächte Deutſchlands zu heißen, ſind in offener Widerſetzung begriffen gegen das Recht des Bundes, der Bundesſtaaten und der Nation. Mit dem nackten Proteſt aber iſt nichts gethan. Die Regierungen, die das Bewußtſeyn ihrer Pflicht und ihres Rechts bewahrt haben, müſſen handeln, wenn nicht der Glaube an die Bedeutung der Mittelſtaaten bis an die Wurzel vertilgt, die monarchiſche Staatsordnung in ihren Grundlagen erſchüttert, das Volk unaufhaltſam, früher oder ſpäter, auf die Bahn der Selbſthülfe gedrängt werden ſoll. So keck und rückſichtslos das Verfahren der Gegner, ſo kühn und energiſch muß das ihrige ſeyn. Keine Regierung wird fernerhin Anſprüche haben auf die Achtung und das Vertrauen des Volks, die nicht für die Sache der Herzogthümer ihre ganze Wehrkraft zur Verfügung ſtellt.“ Eine leere Drohung, da die Partei weder Mittel hatte, die Wehrkraft der Regierungen in die eigene Hand zu nehmen, noch auch ihre böswillige Vorausſetzung, die beiden deutſchen Großmächte wollten die Herzogthümer nur wieder an Dänemark ausliefern, in Deutſchland allgemeinen Glauben finden konnte.

Preußen erklärte in einem Umlaufſchreiben vom 19. Januar 1864,

Handel ruinirte, aber dieſes reiche Volk konnte die Sperre wohl eine Zeit lang aushalten, beſonders da ihm der Handel mit allen übrigen Welttheilen offen blieb. Napoleon ſchadete ſich durch dieſe Maßregel nur ſelbſt, denn obgleich er die Induſtrie auf dem Feſtlande und die einheimiſchen Waaren in Flor brachte, ſo ging doch der ganze auswärtige Handel zu Grunde, man konnte die europäiſchen Produkte nicht mehr an die Engländer und dadurch an fremde Welttheile abſetzen, und eine Menge der dringendſten Bedürfniſſe, die man ſonſt von den Engländern entlehnt hatte, die Continentalwaaren blieben aus. Man konnte ſich dieſer Bedürfniſſe nicht mehr entwöhnen, und eine unzählbare Menſchenmenge beſonders aus den gebildeten Claſſen, die vorher Napoleon bis in den Himmel erhoben hatte, wurde jetzt erbittert gegen ihn, weil ſie den theuern Zucker und Caffee entbehren mußte. Der Handelſtand ſah ſich zu Grunde gerichtet, die ganze Bevölkerung klagte, und kühne Schleichhändler trotzten dem Weltbezwinger.

Napoleon ließ ſich indeß nicht irre machen. Er ſetzte das Continentalſyſtem gewaltſam durch. Die nordiſchen Seemächte, Rußland und Dänemark, traten ihm aus Eiferſucht gegen die engliſche Seeherrſchaft bei. Dänemark wurde deshalb von den Engländern ſogleich angegriffen und die ganze däniſche Flotte zerſtört oder geraubt. Schweden und die Türkei waren gegen Napoleon, darum gab er dieſe Länder den Ruſſen Preis, um ſelbſt deſto ungeſtörter vollends den Weſten von Europa zu unterwerfen. Der ſchwache König von Spanien, Karl IV, ſtand ganz unter ſeinem Einfluß, Portugall aber hielt es mit den Engländern. Darum unterhandelte Napoleon ſogleich mit den Spaniern, Portugall zu erobern und zu theilen. Es war ihm mit dieſer Theilung aber wieder kein Ernſt, er wollte auch ganz Spanien

Deutſchland könne vor der Hand nicht mehr verlangen, als daß die von Dänemark getrennten deutſchen Herzogthümer nur durch Perſonalunion mit Dänemark verbunden bleiben und daß zur größern Sicherheit für die Zukunft Rendsburg zu einer deutſchen Bundesfeſtung gemacht werde. Als aber Dänemark die öſterreichiſch-preußiſche Sommation vom 16. Januar am 28. verworfen hatte, erklärten Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich am 31. Januar: Wenn Dänemark die Verträge von 1852 nicht mehr achte, ſo halten auch ſie ſich nicht mehr daran gebunden, indeſſen würden ſie nichts mit den Elbherzogthümern vornehmen ohne Zuſtimmung der Mächte, die jene Verträge unterzeichnet hätten.

Ein verbündetes öſterreichiſch-preußiſches Heer ſtand bereit, in Schleswig einzurücken. An der Spitze deſſelben ſtand der ſchon 80jährige preußiſche Feldmarſchall v. Wrangel; die preußiſche Armee commandirte der feurige Prinz Friedrich Karl, Neffe des Königs; die öſterreichiſche Feldmarſchall-Lieutenant v. Gablenz. Wrangel verlangte von dem Commandanten der Bundestruppen, die noch in Holſtein ſtanden, General v. Hake, er möge ſich ſeinem Oberbefehl unterſtellen, was dieſer aber ablehnte, weil ihm der Bundestag keinen Auftrag dazu gegeben hatte. Doch machte er den Alliirten Platz zum *Durchzug nach Schleswig. Sie wurden ſehr kalt empfangen*, denn überall hatte die verblendete oder boshafte Fortſchrittspartei die Lüge verbreitet, ſie kämen nur, um die Dänenherrſchaft neu zu befeſtigen, dem nachher auch in Deutſchland eine abſolutiſtiſch-ariſtokratiſche Reaction folgen würde. So kam es, daß dem alten Wrangel in Hamburg eine Fahne vor das Fenſter gehängt wurde, worauf ſtand: „Wrangel, dem Verräther an Schleswig-Holſtein!“

Schleswig ſollten, ſobald die Dänen daraus würden vertrieben ſeyn, zwei Civilcommiſſäre übernehmen, von preußiſcher Seite Baron

Zedlitz, früher Polizeipräsident in Berlin, von österreichischer Seite Graf Revertera.

Am 1. Februar 1864 überschritt Wrangel die Grenze des Herzogthum Schleswig. Der linke Flügel unter Gablenz zog durch Rendsburg, dessen Brückenkopf die Dänen schon vorher geräumt hatten. Der rechte Flügel unter Friedrich Karl rückte von Kiel aus vor. Die Dänen, in der Stärke von 50—60,000 Mann, wurden von General de Meza*) befehligt. Derselbe wies die Aufforderung, Schleswig zu räumen, trotzig zurück, und verließ sich auf das berühmte Danewirk, das uralte Hauptbollwerk der Dänen gegen Deutschland, dessen Schanzen er noch außerordentlich hatte verstärken lassen. Da die Erstürmung dieser furchtbaren Schanzen den Alliirten zu viel Blut gekostet haben würde, wurde Gablenz mit dem linken Flügel nur abgesendet, um das Danewirk nahe zu bedrohen und die ganze Aufmerksamkeit der Dänen auf sich zu ziehen, während der rechte Flügel unter Friedrich Karl ostwärts den Uebergang über die Schley forciren und auf dem kürzesten Wege gegen Flensburg vorrücken sollte, um dadurch de Meza zu zwingen, das Danewirk freiwillig zu verlassen, oder aber ihn im Rücken zu fassen und zu einer Capitulation zu zwingen. Gablenz rückte am 3. Februar ans Danewirk vor und schlug die Dänen in einem blutigen Gefecht, worin er über 700 Todte und Verwundete verlor, am Königsberge zurück. Hier wurde der tapfere Herzog Friedrich von Württemberg, schon in Italien schwer verwundet, abermals in den Fuß geschossen, der Achilles im österreichischen Heere.

*) Von portugiesischer Abstammung. Sein C[illegible] und seine Thatkraft in der Schlacht war allgemein anerkannt. D[illegible]rdankte Dänemark den Sieg bei Idstedt. Dabei war er ein Sonderling, konnte kein Geräusch ertragen, und wurde deshalb überall von den Straßenbuben mit Pfeifen und andern Mißtönen geneckt, während sein Gegner, der alte Wrangel, vielmehr ein Liebling der Kinder und immer von jubelnden Straßenjungen umgeben war.

Unterdeß hatte Friedrich Karl die Befeſtigung der Dänen ſchon am 2. Februar bei Miſſunde rekognoscirt, aber den Brückenkopf an der Schley hier zu ſtark armirt gefunden und nicht unbedeutenden Verluſt erlitten, hatte dagegen Eckernförde eingenommen, wo die Einwohner augenblicklich den Herzog Friedrich proclamirten und däniſche Kriegsſchiffe von hier mit wenigen Kanonenſchüſſen vertrieben. Hier zum erſtenmal bewährte ſich die erſtaunliche Ueberlegenheit der preußiſchen Gußſtahlkanonen. Friedrich Karl ging an der Schley oſtwärts hinab und fand in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar bei Arnis die zum Uebergang geeignete Stelle, ſetzte über und verfolgte den Weg nach Flensburg, ſo raſch es der ſchlechte Weg und der Schnee erlaubten. Sobald de Meza vom nahe bevorſtehenden Uebergang der Preußen über die Schley, den er zu verhindern nicht ſtark genug war, Kunde erhalten hatte, hielt er einen Kriegsrath, und in demſelben ſtimmten zehn gegen eine Stimme dafür, die Vertheidigung des Danewirks freiwillig aufzugeben und augenblicklich den Rückzug nach Flensburg anzutreten, ehe die Preußen dahin gelangen könnten, weil ſonſt die ganze däniſche Armee eingeſchloſſen und von Dänemark abgeſchnitten worden wäre. Die Räumung des Danewirks erfolgte nun bereits am 5. Febr. ſo ſchnell, daß 60 ſchwere Geſchütze zurückgelaſſen wurden. Die Chauſſee von Schleswig nach Flensburg bot den Dänen eine bequemere Paſſage dar, als den Preußen die ſchlechte Seitenſtraße. Sie gewannen daher einen Vorſprung. Dennoch wurden ſie ſchon am 6. von Gablenz erreicht, der ihnen raſtlos nachjagte. Sie wehrten ſich in einer guten Stellung bei Overſee, mußten aber nach einem blutigen Kampfe weichen, und eilten auch durch Flensburg nur hindurch, um die berühmten Schanzen von Düppel zu erreichen, wo ſie den Rücken gedeckt hatten und ſich auf das hartnäckigſte vertheidigen wollten. Gablenz zog ſchon am 8., noch vor den Preußen, in Flensburg ein. Sowohl hier als in der Stadt Schleswig wurde ſogleich Herzog Friedrich

proclamirt. Die Bevölkerung im Herzogthum Schleswig handelte ganz wie die in Holstein. So wie die Dänen flohen, wurde in jeder Stadt, in jedem Dorfe Herzog Friedrich als Landesherr ausgerufen. Gablenz ließ es geſchehen und ſagte, er ſey hier nur als Soldat, das übrige gehe ihn nichts an.

Auch der alte Wrangel ſtörte die Huldigungen nicht, welche das Volk dem Herzog Friedrich darbrachte, wollte aber die Verwaltung des eroberten Landes nicht in die Hände der herzoglichen Partei fallen laſſen, ließ daher faſt alle national-däniſchen Beamten auf ihren Stellen. Schleswig war überſchwemmt mit ſolchem Kopenhagener Geſindel, welches die fanatiſchen Eiderdänen der deutſchen Bevölkerung zu weltlichen und geiſtigen Vögten geſetzt hatte, Schergen, die keine andere Beſtimmung hatten, als die deutſche Sprache in allen officiellen Acten, in der Predigt und im Schulunterricht auszurotten, die Deutſchen auszuſaugen und zu mißhandeln, die es ſich daher auch jetzt, nachdem die Alliirten eingerückt waren, zum ausſchließlichen Geſchäfte machten, für die Dänen zu ſpioniren, falſche Berichte in die Zeitungen zu bringen, das Landvolk zu belügen, die jütiſch redende Bevölkerung von Nordſchleswig aufzuhetzen, kurz der deutſchen Sache auch jetzt noch ſo viel als möglich zu ſchaden. Deshalb ging nun eine Deputation von Schleswigern zum alten Wrangel und bat ihn um Entfernung der däniſchen Beamten. „Sie müſſen fort, dieſe gewiſſenloſen Tyrannen, dieſe Unterdrücker jedes Rechts," ſagte der Lehrer Hanſen. „Müſſen?" fuhr der alte Wrangel auf und erklärte, er werde die däniſchen Beamten ſchützen. „Excellenz," antwortete Herr Hanſen, „wir haben 13 Jahre lang das Unerträglichſte ertragen, ohne unſer Recht preiszugeben, wir werden uns auch durch preußiſche Drohungen nicht einſchüchtern laſſen. Wir beabſichtigen keine Pöbelexceſſe, aber wir wiederholen, die däniſchen Beamten müſſen fort." „Nur dann", ſagte Wrangel, „werden dieſelben aus ihren Aemtern entfernt werden, wenn Sie uns nachweiſen,

daß ſie unwürdig ſind, ihre Aemter zu verwalten.“ „Dann,“ erwiderte Hanſen, „werden wir in 14 Tagen von all dieſen Subjecten befreit ſeyn, denn dieſen Beweis werden wir mit Leichtigkeit bringen.“ Dr. Lorenzen fügte die Bemerkung hinzu: „Wir machen Ew. Excellenz darauf aufmerkſam, daß faſt alle dieſe Beamte eben ſo viele däniſche Spione ſind, die Sie im Mittelpunkt Ihrer Armee zurücklaſſen würden.“ — Wrangel erfuhr bald, daß die Herrn Recht hatten, und ſah ſich genöthigt, eine gute Anzahl däniſcher Beamten und ſelbſt Geiſtliche, die als gefährliche Spione auf der That ertappt wurden, in Verhaft zu nehmen. Als der gefährlichſte, der dem Feinde Nachrichten von der alliirten Armee und Signale gab, ſollte der Harbesvogt Blauenfeld und ſein Sohn gehängt werden, ſie wurden jedoch nur nach Preußen abgeführt und nach dem Waffenſtillſtand begnadigt.

Am wenigſten wollte der alte Wrangel in Schleswig den Zulauf von Agenten des Nationalvereins und ſolcher Berichterſtatter dulden, die das alliirte Intereſſe durchkreuzten. Daher die Ausweiſung des Coburger Cabinetsrath Timpeltey und des Literaten Raſch. Dagegen durfte am 25. Februar der koloſſale Löwe, den die Dänen auf dem Kirchhof in Flensburg als Siegesdenkmal der Schlacht von Idſtedt zum Hohn der Deutſchen aufgerichtet hatten, unter großem Jubel des Volks niedergeriſſen werden. Desgleichen durfte am folgenden Tage eine große ſchleswigſche Landesdeputation dem Herzog Friedrich in Flensburg huldigen, nachdem wenige Tage vorher eine andere große Deputation nach Wien und Berlin abgegangen war, um die Höfe daſelbſt zu überzeugen, Schleswig wünſche ſo einmüthig wie Holſtein den Herzog Friedrich.

In Dänemark rief der Verluſt des Danewirks die größte Erbitterung hervor. Man beſchuldigte de Meza, feig geflohen zu ſeyn. Man klagte das Miniſterium und den König ſelber an. De Meza mußte aufgeopfert werden. Die höhern Offiziere, die wohl wußten,

daß er für die geſchickte Rettung der Armee der großen Uebermacht der Alliirten gegenüber nur Dank verdient habe, wollten ihre Stellen niederlegen, und nur die ernſten Beſchwörungen Monrads und die Beſorgniß, das Heer werde ſich auflöſen und mit dem Kopenhagener Pöbel vereinigen, hielt ſie bei den Fahnen zurück. An Meza's Stelle trat General v. Gerlach. Der Pöbel war in der That wüthend. Im Hamburger Correſpondenten meldete ein Schreiben aus Kopenhagen vom 11. Februar: „Leider hat ein Theil des verworfenſten Pöbels die Gelegenheit benutzt, als die Königin Louiſe und die Prinzeſſin Dagmar nach der Predigt die Frauenkirche verließen, um in ihre Kutſchen zu ſteigen, dieſelben in empörendſter Weiſe zu inſultiren. Mit in unwürdigſter Weiſe befleckten Kleidern ſollen die Damen, worunter auch die Prinzeſſin Maria von Anhalt-Deſſau geweſen ſeyn ſoll, im Schloß angekommen ſeyn. Die Königin in ruhiger Faſſung und Würde, die Prinzeſſin Dagmar aufgelöst in Thränen.“ Auch die Deutſchen in Kopenhagen litten unter der Rohheit des Pöbels. Die geborenen Holſteiner in der däniſchen Armee wurden zwar jetzt in die Heimath entlaſſen, aber von allem entblößt, und die Schleswiger behielt man noch zurück und überwachte ſie mit äußerſter Strenge. An Nachgeben von däniſcher Seite war noch nicht zu denken. Monrad konnte auch die wüthenden Anklagen der Volkspartei nur abſchwächen, indem er in einer glänzenden Rede zur Einigkeit und zur Achtung der Armee ermahnte, ohne die es unmöglich ſey, den Krieg mit Erfolg fortzuſetzen. Er mußte alſo ſelbſt zu dieſem Kriege anfeuern. Die Rüſtungen wurden verdoppelt und man träumte in Kopenhagen von nichts Geringerem, als von der Wiedereroberung Schleswigs.

Die däniſchen Truppen zeigten überall ihre altgewohnte zähe Tapferkeit und wichen nur der Uebermacht. Doch gab es unter ihnen viele, die den Krieg nur grollend mitmachten. Zur Ergänzung der Linientruppen mußten die Reſerven aller Altersclaſſen einberufen werden.

Da kamen viele Familienväter, die lieber daheim geblieben wären. Aus Mangel an Uniformen trugen ſie durchgängig eine isländiſche Nachtjacke und darüber einen hellblauen Frack, weshalb man ſie Vergißmeinnicht nannte.

Der Krieg ſtockte eine Zeit lang. Die Hauptmacht der Dänen ſtand in Düppel hinter zehn großen Schanzen, die man zu verſtärken fortfuhr, im Rücken gedeckt durch den Alſenſund und die Inſel Alſen, zu deren Hauptſtadt Sonderburg, dem ſtark armirten Hauptwaffenplatz der Dänen, eine Schiffbrücke hinüberführte. Um einen etwaigen Uebergangsverſuch der Alliirten zu hindern, lauerten däniſche Schiffe, vor allen das berüchtigte Panzerſchiff Rolf Krake. Die Preußen unter Friedrich Karl cernirten die Düppeler Schanzen und legten Strandbatterien an, ſchlugen am 14. Februar den erſten Ausfall der Dänen zurück und ſchreckten am 18. mit ihren fernhin treffenden Kugeln auch den Rolf Krake ab. — Die öſterreichiſche Armee unter Gablenz deckte die Stellung der Preußen bei Düppel, indem ſie eine Abtheilung des däniſchen Heeres, welche ſich unter General Lindencron nordwärts nach Jütland zurückgezogen hatte, dahin verfolgte. Nachdem die jütiſche Grenze am 18. Februar gewiſſermaßen nur zufällig, im Verfolg eines kleinen Reitergefechts, überſchritten worden war, wieſen die alliirten Cabinette jede Beſchwerde über dieſe Grenzüberſchreitung zurück und erklärten, ſie würden Jütland beſetzen und als Pfand behalten, bis die Dänen die gekaperten deutſchen Schiffe wieder ausliefern würden. Uebermüthiger Weiſe nämlich kaperten die Dänen nicht blos öſterreichiſche und preußiſche, ſondern auch andere deutſche Schiffe, obgleich der deutſche Bund eine Kriegserklärung gegen Dänemark vermieden hatte. Ueberdieß konnten die Alliirten eine Anſammlung däniſcher Truppen aus ſtrategiſchen Gründen nicht dulden, da ihr Angriff auf Düppel dadurch flankirt worden wäre. Gablenz ſchlug die Dänen am 9. März bei Veile und warf ſie nach der

Feſtung Fridericia zurück, die er ſofort zu belagern anfing und bis in den Anfang des April ſo heftig beſchoß, daß der größte Theil der Einwohner auf Schiffen entſteh. Unterdeß hatten die Preußen durch einen kühnen nächtlichen Ueberfall am 16. März die Inſel Fehmar beſetzt und dauerte die Einſchließung der Düppeler Schanzen fort. Dabei gab es hitzige Kämpfe in Folge einer großen Rekognoscirung der Preußen am 7. März, eines däniſchen Ausfalls am 17., einer neuen großen Rekognoscirung am 28. Die preußiſchen Kanonen trugen ſo weit, daß ſie von Gammelmark aus über den Wenning-Sund hinüber, den Düppeler Schanzen vorbei, Sonderburg beſchießen konnten, um die Dänen von dort zu vertreiben. Sie hatten hier ihre Magazine und Waffenvorräthe, und die offene Stadt war zu einer Feſtung gemacht und mit Batterien beſpickt. Gleichwohl beklagte ſich die däniſche und engliſche Preſſe über die Beſchießung, als über eine grauſame und unnöthige Barbarei.

Endlich hatten die Preußen die dritte Parallele vor den Düppeler Schanzen eröffnet und alles bereitete ſich zum Sturm, ohne daß die Dänen es merkten, die durch die bisherige Langſamkeit der Belagerung in Sicherheit eingewiegt waren. Ihr großes Panzerſchiff, der Rolf Krake, von dem ſie ſich Wunder verſprochen hatten, war zwar in der Nähe, aber es lag ganz ſtill und auf ſeinem Verdeck wurde eben Wäſche getrocknet, ſo wenig dachte man hier an einen Angriff der Preußen. Man warf dem Feldmarſchall Wrangel vor, daß er den Sturm nicht ſchon früher befohlen habe, doch kam er noch früh genug, um bei der bevorſtehenden Conferenz in London ſchwer ins Gewicht zu fallen. Mit mehr Recht wurde den Dänen vorgeworfen, ſie hätten Düppel, wie das Danewirk, freiwillig räumen ſollen, um ſich nicht einer ſchimpflichen Niederlage und ſchweren Verluſten auszuſetzen. Doch muß man bedenken, ein abermaliger Rückzug der däniſchen Armee würde den Pöbel in Kopenhagen zum Aeußerſten

gereizt haben. So mußte ſich denn die arme däniſche Armee aufopfern.

Unter dem Commando des Prinzen Friedrich Karl wurden am 18. April die Sturmcolonnen aus allen anweſenden preußiſchen Regimentern durchs Loos gewählt, weil ſonſt alle hätten mitgehen wollen, und Punct 10 Uhr begann der Sturm, voran die Pionniere, welche raſch die vielerlei Hinderniſſe, Palliſaden, Drahtgitter, ſpaniſche Reiter, ſpitzige Eggen, Dornenbündel ꝛc. mit Aexten und Faſchinenmeſſern wegzuräumen, Wolfsgruben, Löcher und Pfützen mit Erdſäcken und Sand auszufüllen hatten. Alle dieſe Hinderniſſe wurden überwunden. Die tapfern Preußen ſtürmten unaufhaltſam hinauf und binnen 20 Minuten waren ſchon die erſten drei Schanzen erobert. Dann nacheinander auch die übrigen. Den heftigſten Widerſtand leiſteten die Dänen unter dem muthigen Lieutenant Ancker in der Schanze Nr. 4. Den größten Heldenmuth in dieſer Schlacht bewährte der preußiſche Pionnier Klinke vor der Schanze Nr. 2. Hier waren die däniſchen Palliſaden zu ſtark und konnten nicht ſchnell genug mit Aexten weggeräumt werden. Da ſagte Klinke, wie einſt Arnold von Winkelried, er wolle helfen, warf einen Pulverſack vor die Palliſaden und zündete ihn an. Durch die Exploſion wurden die Palliſaden auseinander geriſſen, aber er ſelbſt tödtlich verwundet. Seine raſche That bahnte den ſtürmenden Preußen den Weg, ſonſt wären ſie noch länger dem däniſchen Kartätſchenhagel ausgeſetzt geweſen. Nach 12 Uhr waren alle Schanzen und auch der Brückenkopf genommen. Doch hatten die Dänen noch Zeit, die Brücke abzubrechen, während ihre Schiffe und ihre auf Alſen errichteten Batterien einen Uebergang der Preußen verhinderten. Die Hauptſache war erreicht, die Dänen waren vom Feſtlande verjagt. Sie ließen über 1000 Todte und Verwundete, 3200 Gefangene und 118 Geſchütze zurück. Der preußiſche Verluſt betrug 200 Todte, 8—900 Verwundete.

Die Kreuzzeitung brachte folgenden Bericht. „Der 18. April 1864 iſt ein Tag, wie die preußiſche Armee ihn ſeit dem 18. Juni 1815 nicht erlebt hat. Von früh um 4 bis 10 Uhr verſtärkte unſere Artillerie ihr Feuer und wirkte mit 118 Geſchützen gegen ſämmtliche feindliche Schanzen, das dahinter liegende Terrain und die Batterien auf Alſen. Letztere allein antworteten noch, und zwar mit den ſchwerſten Geſchützen. Der am 17. ausgegebenen Diſpoſition gemäß hatten ſich 6 Sturmcolonnen, den Schanzen 1—6 entſprechend, in der Stärke von 6—12 Kompagnieen, im Ganzen 11½ Bataillone (aus allen Infanterieregimentern) und 4½ Pionnier-Kompagnieen, ſchon vor Tagesanbruch in den Approchen verdeckt aufgeſtellt. Dahinter als Hauptreſerve die 11. Inf.-Brigade (Canſtein) und 4 Feldbatterieen hinter dem Spizberge, und die kombinirte Brigade Raven (Leib- und 18. Regiment) in der Nähe der Chauſſée, gedeckt durch das Stenderuper Holz. Als allgemeine Reſerve die 12. Brigade Röder und 2 reitende Batterieen bei Rübel. Der Reſt der Gardedivision, 6 Bataillone, 1 Ulanenescadron und 3 reitende Batterieen bei Satrup. Die 25. Brigade Schmid verblieb in ihrer Vorpoſtenſtellung auf dem linken Flügel und die 26. Brigade Göben, die einen ſpeciellen Auftrag hatte, ſtellte ſich hinter dem Satruper Holz auf. Es war ihr das weſtfäl. Jägerbataillon, 3 Feldbatterieen und die beiden Pontoncolonnen beigegeben; endlich waren 3 Escadrons Zietenhuſaren hinter der Büſſelkoppel zuſammengezogen. Schlag 10 Uhr brachen die Sturmcolonnen gegen die ihnen bezeichneten Schanzen auf, vorauf eine Kompagnie, in Schützen aufgelöst; unmittelbar dahinter 1, bez. ½ Kompagnie Pionniere und 1 Kompagnie Infanterie als Arbeiter, Handwerkszeug und Sturmgeräth tragend. Dahinter folgte auf 100 Schritt die eigentliche Sturmcolonne, beſtehend aus 2—4 Kompagnieen, und dieſer wiederum auf 100 Schritt eine ebenſo ſtarke Reſerve. Die Offiziere voran, ſtürmten unſere Leute, ohne

ſelber haben, und hielt es für eine leichte Mühe, ſich dieſes Landes zu bemächtigen, da die königliche Familie völlig entartet und erſchlaffet war, das Volk aber zu ſchlaff ſchien. Er hetzte den Kronprinzen gegen ſeinen eignen Vater, den König, in offner Empörung auf, damit die ganze Schande dieſes Königshauſes in ein recht gehäſſiges Licht träte, übernahm dann ſelbſt das Schiedsrichteramt, und lud beide Gegenkönige, Vater und Sohn, Karl IV und Ferdinand VII, zu ſich nach Bayonne, wo er ſie gefangen nahm, und ſie zwang, Spanien an ſeinen Bruder Joſeph abzutreten, am 5ten Mai 1808. Da nun Joſeph König von Spanien geworden, wurde Murat an ſeiner Stelle König von Neapel, und deſſen früheres Großherzogthum Berg fiel an Frankreich. Die Spanier ließen ſich aber den neuen König mit nichten gefallen. Der ungeheure Verrath empörte den Stolz des edlen Volkes, und die dort ſo mächtige Geiſtlichkeit, um deren Einfluß und Güter es unter der Herrſchaft der Franzoſen geſchehen war, that alles, den wüthenden Haß und Fanatismus zu entflammen. Zum erſtenmal wurden Napoleons ſieggewohnte Truppen von Bauern geſchlagen, ein ganzes Heer bei Baylen gefangen, ein andres in Portugall zum Abzug gezwungen. Auf allen Punkten ſiegte der Mönch und der Bauer über den Soldaten, zum beſchämenden Beweiſe für alle beſiegten Völker, daß ein Volk unüberwindlich iſt, wenn es will.

Napoleon war bei den erſten Kämpfen im Spanien nicht ſelbſt zugegen. Er mußte ſich erſt im Norden der Ruhe verſichern, bevor er ſich nach dem äußerſten Süden wandte. Er hielt daher mit dem Kaiſer Alexander eine perſönliche Zuſammenkunft in Erfurt, im October 1808. Hier theilten ſie ſich in die Herrſchaft Europa's. Rußland übernahm es, Schweden und die Türkei zu bekäm-

ſich umzuſehen und nur ihr Ziel im Auge, vorwärts, überwanden die Hinderniſſe ſchnell und erſtiegen die Schanzen trotz des ſie begrüßenden Gewehrfeuers und Kartätſchenhagels in Zeit von in der That nur wenigen Minuten; denn 22 Minuten nach 10 waren die Schanzen 1, 2, 3, 5 und 6, und bald nachher auch 4 unſer, und die preußiſche Fahne wehte im hellen Sonnenſchein von den däniſchen Bollwerken. Der Feind wehrte ſich überall mit derjenigen Zähigkeit, welche wir an ihm kennen und achten gelernt haben, konnte aber, nachdem die Wälle einmal beſtiegen waren, in den Gräben und Retranchements von oben beſchoſſen, nichts mehr ausrichten und zog ſich unter großem Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen zurück, wo zugleich anſehnliche Verſtärkungen eintrafen. Rolf Krake legte ſich hart an die Küſte und beſchoß unſere Truppen lebhaft, jedoch mit nur geringem Erfolg. Die beiden Brigaden der Hauptreſerve, Canſtein und Raven, traten jetzt in das Gefecht ein, und während die erſtere den Feind aus ſeiner zweiten Poſition in den neu angelegten Werken herauswarf und die Schanze Nr. 7 nahm, ſtürmte die Brigade Raven die Schanzen Nr. 8 und 9 und zwang in Gemeinſchaft mit der nun auch vorgerückten Brigade Schmid die Schanze Nr. 10, ſich zu ergeben. Bald nach 12 Uhr waren ſämmtliche Schanzen in unſerer Hand und der Feind nur noch im Beſitz des Brückenkopfes, von wo er, ebenſo wie aus den Batterieen bei Sonderburg, ein heftiges Feuer unterhielt, an welchem jedoch Rolf Krake, der ſich, augenſcheinlich beſchädigt, zurückgezogen hatte, keinen Theil mehr nahm. Gleichzeitig erſtürmte das brandenburgiſche Füſilierbataillon Nr. 35, welches die Tete der Brigade Canſtein hatte, den bisher noch nie eroberten Brückenkopf mit dem Bajonnet, und um 12½ Uhr gab es außer Todten, Verwundeten und Gefangenen keinen Dänen mehr im Sundewitt. Der Feind hatte inzwiſchen, noch bevor der Brückenkopf genommen, die eine Brücke in Brand geſteckt und

ließ darauf die beiden andern abfahren. Das Geſchützfeuer aus den Schanzen auf Alſen und das Gewehrfeuer aus dem Sonderburger Schloß (das man nicht hätte bombardiren ſollen!) dauerte ununterbrochen bis zum Finſterwerden fort und richtete noch manchen, obwohl im Verhältniß zu dem heftigen Feuer nur geringen Schaden an. Unſer Verluſt beträgt 9 todte und 43 verwundete Offiziere; unter den erſteren der Major und Bataillonscommandeur im Garde-Grenadierregiment Königin Auguſta v. Beeren, der in dem Augenblick, wo er als Führer der 6. Sturmcolonne die preußiſche Fahne auf das eroberte Werk pflanzte, todt niederſank; unter den letzteren der General v. Raven, dem der rechte Fuß über dem Knöchel amputirt iſt, der Oberſt v. Corth und der Oberſtlieutenant v. Hartmann."

Daſſelbe Blatt gab noch folgende maleriſche Schilderung des Kampfs. „Ein Tag des Ruhms und der Ehre liegt hinter uns. Ein franzöſiſcher Offizier, Kämpe vom Malakoff und Solferino, ſah mit Bewunderung die Arbeit der Preußen; begeiſtert rief er aus: „Mit ſolchen Truppen nehme ich die Welt." Kaum waren die braven Stürmer noch zu halten, als mit dem Schlag 10 Uhr das Signal vorwärts gegeben wurde. Wie durch Zauber belebte ſich das Terrain vor den Schanzen. Aufgelöst in Tirailleurketten, voran die Führer, die Pionniere und das Häuflein Artillerie, ſtürmte die ganze Linie ohne Aufenthalt, untermengt mit den Trägern der Matrazen und Wollſäcke. Eine athemloſe Menge ſah auf den Düntber Höhen dem erregenden Schauſpiel zu; der greiſe Marſchall, der Kronprinz nebſt Gefolge, zahlreiche Offiziere der öſterreichiſchen Armee, Beamte, Soldaten und Civiliſten harrten klopfenden Herzens auf die Erfolge der Unſeren. Todtenſtille herrſchte. Auf einmal aber flog ein donnerndes Hurrah über die Lippen, von dem Hügel des Marſchalls kams herüber, und Alle fielen ein: Hurrah! Hurrah! die erſte preußiſche Flagge wehte von der Kommunikation zwiſchen 2 und 3, dann von der

Schanze 6, dem rieſigſten der Werke. Aber noch donnerte Schanze 4 und 2; 1 und 3, dann 5 ſind unſer, abermals Hurrah! Noch immer halten ſich 2 und 4. Nun aber wogt eine dunkle Maſſe droben auf 2. Ein kurzer Kampf und dann kündet das Schwarz-Weiß den Sieg. Schanze 4, würdig ihres Rufs, iſt die letzte des rechten Flügels. Brave Artilleriſten hatten ſie vertheidigt, der brave Ancker ſie befehligt. Noch ſollte das letzte Geſchütz abgefeuert werden, der däniſche Offizier will es ſelbſt thun, aber das Halt des Lieutenant Schneider 35. Regiments hindert ihn faſt mehr als der dräuende Revolver in der Hand des Eroberers. Bald iſt der Degen des tapferen Dänen in der Hand ſeines Ueberwinders. Am wildeſten tobte der Kampf um die Schanzen 8, 9 und 7. Noch lange drang ſein Getöſe zu uns über den Wenningſund, doch auch dieſe Werke mußten fallen. Der Feind war nach Alſen geflohen, eine Brücke brannte, die andere beſtrich er durch ein heftiges Geſchützfeuer. Der Rolf Krake kam erſt, nachdem die Schanzen unſer waren, eiligſt daher, warm empfangen von 5 Batterien, davon 3 zu Gammelmark. Unſere Artillerie hatte ſich in Schanze 2 bereits eingeniſtet und begrüßte ihn auch von hier. Das Ungethüm begann, ohne auf ſeine Angreifer zu rückſichtigen, keinen Augenblick ſtille ſtehend, ein heftiges, aber unwirkſames Feuer zunächſt gegen die Unſern in Schanze 1, dann gegen unſere dahin eilenden Tirailleure, denen er bis vor die Brückenköpfe folgte, dann aber, nachdem er wohl 50 Schuß gethan, ſich zurückzog. Er hatte, wie deutlich wahrnehmbar, einigen Schaden gelitten, obwohl er nicht oft getroffen werden konnte wegen der weiten Entfernung und beſtändigen Bewegung, in der er ſich hielt. Ein anderes Schiff iſt nicht zur Aktion gekommen. Das Geſchilderte war das Werk von noch nicht 2 Stunden. Die Wegnahme der Brückenköpfe übertraf die Dispoſitionen des Prinzen und die kühnſten Hoffnungen. Die erſte preußiſche Flagge auf den Werken wehte bereits nach 7 Minuten nach dem Vordringen."

Der alte Ruhm preußiſcher Schlagfertigkeit hatte ſich hier ſo herrlich bewährt, daß König Wilhelm ſelbſt von Berlin auf das Schlachtfeld reiste, um den Truppen zu danken, am 21. April. Dem Volk, das ihn umdrängte, ſagte er: „Die Sache der Herzogthümer ſey ihm heilig und preußiſches Blut ſolle nicht umſonſt vergoſſen ſeyn.“ Der alte Wrangel wurde in Ehren entlaſſen und Prinz Friedrich Karl trat an ſeine Stelle. Als die Preußen zum zweitenmal vor Fridericia zogen, fanden ſie dieſe Feſtung verlaſſen, breiteten ſich nun aber über ganz Jütland aus. General Vogel von Falkenſtein drang bis zur äußerſten Spitze dieſer Halbinſel vor.

Auch zur See zeichnete ſich die junge preußiſche Marine, wetteifernd mit der ältern öſterreichiſchen, aufs rühmlichſte aus. Am 17. März begegnete der preußiſche Kapitän Jachmann mit nur zwei Corvetten und einem Dampfaviſo bei der Inſel Rügen ſechs däniſchen Schiffen, einem Linienſchiff, zwei Fregatten, zwei Corvetten und einem Dampfaviſo, griff ſie keck an, kanonirte ſich dritthalb Stunden lang mit ihnen herum und zog ſich erſt, und zwar unverſehrt, vor der Uebermacht zurück, nachdem er den Dänen ſchwere Verluſte beigebracht hatte. Am 25. April griff wieder bei der Inſel Rügen die kleine Grille, ein preußiſches Kanonenboot mit nur zwei Geſchützen, eine große däniſche Fregatte an und ſchlug ſie in die Flucht, weil die Preußen beſſer ſchoſſen. Es hieß damals, eine öſterreichiſche Flotte ſey auf dem Wege nach der Oſtſee, ſie blieb aber aus, weil man England nicht ohne Noth reizen wollte und weil die deutſchen Landtruppen ausreichten, die Dänen zu Paaren zu treiben. Nur zwei öſterreichiſche Fregatten, Schwarzenberg und Radetzky, kamen bis Helgoland, um wenigſtens Hamburg von der däniſchen Blokade zu befreien. Am 9. Mai trafen ſie auf zwei Fregatten und eine Corvette der Dänen und griffen ſie ſogleich an, wobei ihnen ein preußiſches Aviſoſchiff, der Adler, auf das wackerſte half. Nach einer mehrſtün-

digen Kanonade flohen die ſtark beſchädigten däniſchen Schiffe davon, doch hatte auch der Schwarzenberg ſtark gelitten. Der Kapitän deſſelben, Tegethoff, hatte ſich ſo tapfer geſchlagen, daß ihn ſein Kaiſer zum Admiral erhob.

Der Krieg ruhte eine Weile, indem die Diplomatie äußerſt thätig war, ſeine Wiederaufnahme zu verhindern. Doch kam man damit nicht zu Stande, weil die Intereſſen einander zu ſehr entgegengeſetzt waren und Dänemark immer noch in ſeinem Trotze verharrte, immer noch hoffend, es werde von England und Rußland doch nicht ganz im Stiche gelaſſen werden. Es handelte ſich um eine Conferenz der ſämmtlichen Großmächte, die zu London wieder wie im Jahre 1852 die däniſche Frage ſchließlich entſcheiden ſollte, aber lange nicht zu Stande kam, weil der König von Dänemark auf jenen frühern Vertrag fußte und keine Aenderung deſſelben wollte, hauptſächlich aber weil Napoleon III. ein wenig ſpröde that und den Beitritt zur Conferenz eine Zeit lang verweigerte, um England dafür zu ſtrafen, daß es früher die Einladung zu einer Conferenz der Großmächte in Paris abgelehnt hatte.

Unterdeß war man in Deutſchland ungemein rührig, denn jede Partei wollte von den Siegen der deutſchen Heere in Schleswig den meiſten Gewinn ziehen. Der ganze Süden Deutſchlands wollte das eroberte Land dem Auguſtenburger übergeben wiſſen, womit die Regierungen der Mittelſtaaten mit den neuen Schleswig-Holſteinvereinen, wie mit dem National- und Reformverein einverſtanden waren. Preußen verlangte aber erſt Bürgſchaften, daß preußiſches Blut hier nicht ſollte umſonſt vergoſſen worden ſeyn, ſondern daß Preußen im eigenen, wie im Intereſſe ganz Deutſchlands mit einem verhältnißmäßigen Einfluß in den Elbherzogthümern, namentlich in Bezug auf das Kriegsweſen und die Marine belohnt werde. Auch Oeſterreich hielt damals noch mit ſeiner Eiferſucht gegen Preußen zurück, um den Uebermuth

der Mittelstaaten und der Vereine noch zu dämpfen, deren es sich wohl als Mittel bedienen, denen es sich aber nicht unterordnen wollte. Am 21. Januar 1864 rief Bayern die Vertreter der Mittelstaaten zu einer Conferenz in Würzburg zusammen, um eine gemeinschaftliche Politik zu verabreden. Nach der s. g. Triasidee, die eine selbständige Nebenordnung der Mittelstaatengruppe neben Oesterreich und Preußen bezweckte und die beiden letztern wenigstens am Bundestage in der Frage der Elbherzogthümer in der Art zu überstimmen trachtete, daß diese Herzogthümer der österreichischen und preußischen Machtsphäre möglichst entzogen und der Mittelstaatengruppe einverleibt werden sollten. Minister v. d. Pfordten in Bayern, v. Beust in Sachsen und v. Dalwigk in Darmstadt waren unablässig thätig für diesen Zweck.

Der Sechsunddreißiger-Ausschuß in Frankfurt, der sich für eine große Macht hielt, unterstützte die Würzburger durch einen öffentlichen Aufruf vom 24. Januar, in dem er mit unerhörter Dreistigkeit Oesterreich und Preußen gleichsam außer Gesetz erklärte, um nach ihrer Beseitigung für die Mittelstaaten allein den Platz zu behaupten. Weil Oesterreich und Preußen den Augustenburger noch nicht anerkennen wollten, donnerte der Aufruf: „Zwei Mächte, die den Anspruch verwirkt haben, die Großmächte Deutschlands zu heißen, sind in offener Widersetzung begriffen gegen das Recht des Bundes, der Bundesstaaten und der Nation. Eigenmächtig haben sie ihre Truppen in das Bundesland Holstein gesendet; gewaltthätig sind sie über die Grenze eines selbständigen Staates vorgedrungen, ohne Bundesgenehmigung verfolgen sie ihren Weg ꝛc. Mit Scham und Erbitterung sieht das deutsche Volk die Truppen Oesterreichs und Preußens ungehindert vordringen. Preußen und Oesterreicher! im Dienste der unwürdigsten Politik sollen euré Söhne ihr Blut vergießen, soll die Steuer- und Schuldenlast, die euch bedrückt, von neuem anschwellen, für euer Gut und Blut soll die Schande der

Nation eingetauſcht werden!“ Man begreift nicht recht, woher dieſe Wuth, dieſer Wahnſinn bei Männern, die ſich den Ausſchuß der großen deutſchen Nation nannten? Wenn ſie je über die wahre Sachlage nachdachten, mußte es ihnen klar werden, daß *ſie* viel zu ohnmächtig waren, um Oeſterreich und Preußen einen Zwang anzuthun, und daß die Regierungen der Mittelſtaaten eben ſo ohnmächtig waren, die große Sache der deutſchen Nation durchzufechten, ganz abgeſehen davon, ob ſie es auch wollten. Von Oeſterreich konnten ſie vorausſetzen, daß es die Elbherzogthümer bei der erſten Gelegenheit wieder wie in Olmütz verrathen und verkaufen würde, weil ihm an dieſen entfernten Provinzen gar nichts lag und weil es die Cooptration mit Preußen gegen Dänemark nicht wegen der Deutſchen in den Herzogthümern, ſondern lediglich deshalb unternommen hatte, um Preußen nicht allein handeln zu laſſen, um Preußen zu überwachen und die Vortheile des Siegs mit ihm zu theilen. Nur dem König von Preußen allein war es ernſt, die deutſche Sache in den Elbherzogthümern zu retten und auf lange Dauer hin zu ſchützen, weil ſein eigenes Intereſſe hier mit dem großen deutſchen Nationalintereſſe zuſammenfiel.

Am 11. Februar gab derſelbe Frankfurter Ausſchuß abermals eine Erklärung von ſich, in der er ſich ein wenig corrigirte und anerkannte, die Siege der Preußen und Oeſterreicher ſeyen nützlich, zugleich aber mit einer nur ihm möglichen Albernheit ſich die Genugthuung gab, „Preußen und Oeſterreich ſeyen einzig durch die nationale Strömung, durch die öffentliche Meinung (d. h. durch den Nationalverein) nach Schleswig getrieben worden.“ Drei Wochen vorher hatte derſelbe Ausſchuß den Einmarſch in Schleswig für ein Verbrechen an der Nation erklärt. Der liberale Philiſter ſchluckte aber andächtig ſolche Widerſprüche hinunter und ſchüttelte nicht einmal den Kopf dazu. Dagegen klagte wieder der Schleswig-Holſteinverein in

Nürnberg am 17. Februar bitterlich, daß Oeſterreich und Preußen allein handelten ohne den Bundestag zu fragen.

Bei dieſem Bundestage trug zwar die damit beauftragte Commiſſion auf Anerkennung des Auguſtenburgers an (am 11. Februar), die Abſtimmung am 3. März aber verwies die Frage wieder an einen Ausſchuß, denn die Mittelſtaaten konnten nie einig werden und fürchteten ſich zu ſehr vor der vereinigten Stimme der beiden Großmächte. Die letzteren ermahnten auch die beiden Königreiche Sachſen und Bayern, deren Miniſter am meiſten gegen die Großſtaaten agitirt hatten, zur Mäßigung. Preußen ſchickte zu dieſem Behuf den General v. Manteuffel nach Dresden und Oeſterreich den Erzherzog Albrecht nach München. Man glaubte vermuthen zu dürfen, daß König Maximilian II. von Bayern, welcher erkrankt war und am 10. März, vier Tage nach der Ankunft des Erzherzogs ſtarb, durch die politiſchen Verhandlungen zu ſehr aufgeregt worden ſey. Der Antrag am Bundestage auf Anerkennung des Auguſtenburgers blieb nun einſtweilen ausgeſetzt, um ſo mehr, als den Mittelſtaaten die Conceſſion gemacht wurde, die Londoner Conferenz beſchicken zu dürfen. Ueberdies erklärten die beiden deutſchen Großmächte am 19. März, da Dänemark ihre Sommation abgelehnt habe, ſo halten auch ſie ſich durch den Vertrag von 1852 nicht mehr gebunden. Damit nahmen ſie den Schreiern jeden Vorwand, noch ferner zu glauben oder glauben zu machen, die Großmächte wollten die Elbherzogthümer wieder an Dänemark bringen. Der Sechsunddreißiger-Ausſchuß in Frankfurt begnügte ſich aber nicht damit, ſondern ſchrieb auf den 28. März Volksverſammlungen in allen deutſchen Gauen aus (außer in Oeſterreich) und decretirte wieder in einem lächerlichen Conventsſtyl, der Auguſtenburger ſolle und müſſe ſouveräner Herzog in Schleswig-Holſtein werden und jede andere Entſchließung der Mächte werde hiermit im voraus für null und nichtig erklärt.

Inzwiſchen wurden die Mächte einig, die Conferenz in London zu beſchicken. Frankreich bequemte ſich erſt dazu, nachdem es durchgeſetzt hatte, daß der deutſche Bund als ſolcher auch einen Bevollmächtigten zur Conferenz abſchicken ſolle. Napoleon III. warf ſich damit zum Beſchützer der deutſchen Mittelſtaaten auf und unterſtützte dadurch indirekt den Anſpruch des Auguſtenburgers. Auch er beantragte im Sinn der Schleswig-Holſteinvereine, nicht nur die Stände der Elbherzogthümer, ſondern auch die ganze Bevölkerung ſolle befragt und das Erbrecht durch ein Plebiscit entſchieden werden. Insbeſondere aber ſollten, zufolge des Nationalitätenprincips, die Jüten in Nordſchleswig die freie Wahl haben, ob ſie zu Deutſchland oder Dänemark treten wollten.

Der Bundestag wählte den Herrn v. Beuſt zu ſeinem Bevollmächtigten in London. Hannover kam damals in übles Gerede, weil ſeine Truppen noch mit den Sachſen verbunden als Executionstruppen in Holſtein ſtanden, indeß Graf Platen, der vertraute Miniſter des Königs von Hannover, in Depeſchen, die zu Tage kamen, England verſichert hatte, ſein König werde am Vertrage von 1852 feſthalten. Andererſeits erklärten wieder eine Anzahl Mitglieder der holſteiniſchen Stände ganz im Sinne des Sechsunddreißiger-Ausſchuſſes, ſie würden an ihrem Recht feſthalten, möge die Conferenz beſchließen, was ſie wolle.

Die Conferenz wurde beſchleunigt durch die Erſtürmung der Düppeler Schanzen, denn je weiter die Deutſchen vorrückten und ſiegten, zu deſto größeren Forderungen wurden ſie auch bei der Conferenz berechtigt und das wollten die andern Mächte verhüten. Am 18. April wurde Düppel erſtürmt und ſchon am 20. traten die Conferenzgeſandten zum erſtenmal in London zuſammen, mußten aber auf Herrn v. Beuſt warten und konnten erſt am 25. die regelmäßigen Sitzungen eröffnen. Von engliſcher Seite Graf Ruſſell und Graf Clarendon, von franzöſiſcher: Fürſt Latour d'Auvergne, von ruſſiſcher:

v. Brunnow, von Oeſterreich: Graf Apponyi, von Preußen: Graf Bernſtorff, von Dänemark: v. Quaade, von Schweden: Graf Wachtmeiſter und vom deutſchen Bunde: v. Beuſt. Ruſſell präſidirte. Die Deutſchen waren auf der Conferenz ſehr im Vortheil, weil ihre Gegner ſich nicht einigen konnten. Frankreich neigte mehr zu Deutſchland, wenigſtens zu der mittelſtaatlichen Auffaſſung. England ſchadete den Dänen am meiſten, indem es ihnen nicht frühe genug jede Hoffnung auf bewaffnete Hülfe nahm. Obgleich es ihnen keine beſtimmte Zuſicherung gab, ſo ließ doch die feindſelige und übermüthige Sprache der engliſchen Preſſe und ſelbſt miniſterieller Aeußerungen gegen Deutſchland die Dänen immer noch glauben, engliſche Flotten würden ihnen noch im letzten Augenblick zu Hülfe eilen. In der That wies Ruſſell eine Deputation aus Schleswig-Holſtein verächtlich zurück, und ſein Organ Daily News ſchrieb, als der engliſche Prinz Alfred vom König von Preußen den ſchwarzen Adlerorden erhielt: Das ſey eine Decoration, die ſich beſſer für die Henker von Düppel ſchicke. Als die Königin Victoria den Herrn v. Beuſt zur Tafel zog, ſchrieb daſſelbe Blatt: „Einen Mann, der ſich durch ſein unverſchämtes Auftreten gegen unſere Regierung berühmt gemacht hat, ſieht das engliſche Publikum nicht für geeignet an, um ein Gaſt des engliſchen Hofes zu werden.“ Genug, dieſe Sprache beſtätigte die Dänen in ihrem Trotz. Die engliſche Regierung wollte ſogar verbieten, daß Rendsburg eine deutſche Bundesfeſtung werde. So patzig gegen die Deutſchen aufzutreten, verrieth wenig Klugheit, da England doch keinen Krieg anfangen wollte. Napoleon III. lud Herrn v. Beuſt in den Oſterfeiertagen nach Paris ein und überhäufte ihn mit Artigkeiten. Das war klüger. Preußen verfehlte nicht, die deutſchen Mittelſtaaten darauf aufmerkſam zu machen, wie viel mehr die deutſche Sache auf der Conferenz gewinnen würde, wenn Herr v. Beuſt mit den Grafen Apponyi und Bernſtorff zuſammenginge, was denn auch geſchah.

pfen, dort ward ihm Finnland, hier die Moldau und Wallachei als Lohn versprochen. Dagegen sollte Napoleon Spanien und Portugall erobern. Zwischen den großen Mächten Rußland und Frankreich eingekeilt, mußten Preußen und Oesterreich seufzen und schweigen. Rußland begann wirklich einen siegreichen Feldzug gegen die Türken und nahm im folgenden Jahr 1809 auch Schweden ein. Der schwedische König, Gustav IV, war dem aristokratischen Adel verhaßt, wurde verrathen und abgesetzt. An seiner Stelle wählte dieser Adel, der unter französischem Einfluß stand, einen tapfern General Napoleon's, Bernadotte, zum Regenten, in der Hoffnung, diesen Emporkömmling besser leiten zu können. Gustav's schwacher Oheim, Karl XIII, wurde zwar König, aber Bernadotte als Kronprinz der eigentliche Regent. Finnland wurde zum Lohn den Russen abgetreten. Unterdeß zog Napoleon selbst mit großer Macht und auch mit vielen deutschen Truppen nach Spanien, siegte durch Uebermacht überall, wo er hinkam, konnte jedoch nicht das ganze Land bezwingen, und wo er den Rücken wandte, brach die Empörung immer von neuem aus. Die Engländer leisteten dem Volk thätigen Beistand und setzten sich in Portugall fest.

Kapitel CCCCLXIV.

Der Zustand Deutschlands unter Napoleon.

Der Zeitraum, der zunächst auf den Untergang des alten ehrwürdigen Reiches folgte, ist der traurigste in der ganzen deutschen Geschichte. Hier häuft sich alles Elend und alle Schande zusammen, die ein Volk je treffen kann. Der Verlust der Ehre war der größte. Die Ehre kann nie geraubt werden, man kann sie nur selbst von sich werfen, und die Deutschen thaten es leider.

Die deutſchen Mächte waren bereit, mit dem Landkriege innezuhalten und den Dänen einen Waffenſtillſtand zu bewilligen, wenn ſie ihrerſeits die Blokade zur See aufhöben. Die Dänen bequemten ſich endlich dazu und der Waffenſtillſtand wurde am 12. Mai abgeſchloſſen, jedoch nur auf einen Monat. Als Graf Bernſtorff hierauf am 17. die gänzliche Trennung der deutſchen Elbherzogthümer von Dänemark verlangte und dabei die Möglichkeit einer Perſonalunion beider unter Chriſtian IX. noch offen ließ, zauderten die Dänen, ein ſo glänzendes Geſchenk mit beiden Händen aufzunehmen, trotzten auch jetzt noch und wollten vom Londoner Protokoll von 1852 nicht abgehen. Hierauf ſchlug Graf Apponyi am 28. vor, die deutſchen Herzogthümer ſollten dem Prinzen von Auguſtenburg zuerkannt werden, und zwar völlig getrennt von Dänemark. Graf Bernſtorff und v. Beuſt ſtimmten zu. Auch England gab jetzt nach, da es die Einheit der Deutſchen vor Augen hatte, und wollte nur noch das jütiſche Nordſchleswig bei Dänemark behalten. Frankreich ſtimmte damit nur inſoweit überein, als es verlangte, die Bevölkerung von Nordſchleswig, wie von Schleswig und Holſtein überhaupt, ſolle ſelber befragt werden. Dänemark allein wollte immer noch nicht nachgeben.

Das Zuſammenſtehen der drei deutſchen Factoren auf der Londoner Conferenz zeigte ſich indeß ſo wirkſam, daß ihrer vereinigten Stärke und ihrem vereinigten Willen keine auswärtige Großmacht widerſtehen konnte und es auf das verbiſſene Gebell in Kopenhagen gar nicht mehr ankam. Preußen hatte in einer Note vom 8. Mai den Mittelſtaaten ſonnenklar auseinandergeſetzt, daß es ihr eigenes Intereſſe ſey, mit den deutſchen Großmächten zu gehen, denn ohne dieſes würden die Mittelſtaaten und ihre relative Mehrheit am Bundestag gegenüber von England, Frankreich und Rußland lediglich nichts haben ausrichten können. In der Erklärung vom 28. Mai, worin Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich mit Herrn v. Beuſt das

Erbrecht des Auguſtenburgers zur Geltung brachten, lag eine große Conceſſion für die Mittelſtaaten, obgleich Oeſterreich und Preußen nicht unbedingt daran gebunden waren, denn weil Dänemark nicht einwilligte und die Conferenz erfolglos auseinander ging, hatte es ſich auch nur um einen bloßen Vorſchlag gehandelt, der nicht angenommen worden war, ſo daß Oeſterreich und Preußen in keiner Weiſe gehindert waren, ſpäter von dieſem Vorſchlag zu abſtrahiren.

Der Sechsunddreißiger-Ausſchuß in Frankfurt, der immer mitreden mußte, nahm in einer Erklärung vom 15. Juni die ganze Ehre, welche Deutſchland in London einlegte, für ſich in Anſpruch. „Dem Abgeordnetentag vom 21. Dezember und den Vereinsverſammlungen iſt es gelungen, die deutſchen Großmächte auf den Weg zu drängen, den ſie widerwillig gezogen ſind, und dem Ausland zu zeigen, daß es ein deutſches Volk gibt.“ So ſagt der Bajazzo, wenn der erſte Reiter ſeine Kunſt producirt hat: das hat er von mir gelernt! Wie ſehr die deutſche Nation auch berechtigt und ſogar verpflichtet war, auch ihre Stimme zu erheben, ſo war von Seite ihrer angemaßten Vertreter doch ſo eitle Prahlerei nicht am Platze.

Die Sache hätte eine ganz andere Wendung nehmen können, wenn Frankreich und England einig geweſen wären. Denn wenn ſich Frankreich von England hätte überreden laſſen, wegen Dänemark mit Deutſchland Krieg anzufangen, ſo würde auch Rußland ſich mit ihnen vereinigt haben, um durchzuſetzen, daß die deutſchen Elbherzogthümer dem däniſchen Geſammtſtaat einverleibt bleiben müßten. England machte noch in den erſten Tagen des Juni Frankreich den Antrag eines gemeinſamen Vorgehens gegen die Deutſchen, weil es allein mit ſeinen Flotten nichts ausrichten konnte und auch mit einer einzigen Landmacht, wie Rußland gegen das vereinigte Deutſchland ohne Mitwirkung Frankreichs nicht vorzugehen wagte. Frankreich aber begriff wohl, daß es in dieſer projectirten Coalition die ſchwerſte

Aufgabe würde übernehmen müſſen. Die franzöſiſche Antwort an England vom 10. Juni lautete: „Der erſte Kanonenſchuß bei einer maritimen Demonſtration würde für uns einen Krieg zu Waſſer und zu Land nach ſich ziehen. Es ſtünde uns nicht, wie England, frei, unſere Operationen ausſchließlich nach unſerem Willen einzurichten. Trotz unſerer Bemühungen, den Krieg zu localiſiren, würde es uns nur ſchwer gelingen, den Ausbruch deſſelben an unſern Grenzen zu verhindern. Es wäre nicht unmöglich, daß die Demarcationslinie, für welche wir die Waffen ergriffen, von dem Lande ſelbſt zurückgewieſen würde, und wir geriethen gleichzeitig in Conflict mit den Bevölkerungen der Herzogthümer, wie in Kampf mit den Mächten Deutſchlands. Ein ſolches Unternehmen würde die Entfaltung aller unſerer Hilfsmittel erheiſchen und uns unermeßliche Opfer auferlegen. Wäre, angeſichts einer ſolchen Eventualität, England geneigt, uns eine unbegrenzte Unterſtützung zu leihen?“ Schon in einer frühern Antwort auf einen ähnlichen eventuellen Vorſchlag, den England an Frankreich machte, hatte Drouyn de l'Huis am 28. Januar geantwortet: „Der Kaiſer erkennt die Wichtigkeit des Londoner Vertrags für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts und für den Frieden Europas an. Aber die franzöſiſche Regierung, obwohl ſie dem Zwecke dieſes Vertrages volle Rechnung trägt, iſt gleichwohl bereit, anzuerkennen, daß die Umſtände eine Aenderung deſſelben fordern können. Der Kaiſer iſt ſtets geneigt geweſen, den Gefühlen und Beſtrebungen der Nationalitäten große Rückſicht zu widmen. Es iſt unmöglich, zu leugnen, daß das nationale Gefühl und die Beſtrebungen der Deutſchen auf eine engere Verbindung zwiſchen ihnen und den Deutſchen der Herzogthümer Holſtein und Schleswig gerichtet ſind. Der Kaiſer würde Widerwillen gegen alles fühlen, was ihn nöthigen könnte, den Wünſchen der Deutſchen mit den Waffen entgegenzutreten. Es würde vergleichungsweiſe leicht für England ſeyn, einen ſolchen

Krieg zu unternehmen, welcher für England ſich immer nur auf maritime Operationen, auf Blockirung von Häfen und Gefangennahme von Schiffen beſchränken würde. Aber der Boden Frankreichs ſtößt an den Boden Deutſchlands, und ein Krieg zwiſchen beiden würde der unglücklichſte und gewagteſte aller Kriege ſeyn, auf welche das Kaiſerthum ſich einlaſſen könnte. Außer dieſen Erwägungen kann der Kaiſer nicht umhin, ſich zu erinnern, daß er in Europa zum Gegenſtand des Mißtrauens und Verdachtes wegen ſeiner vermeintlichen Pläne auf Vergrößerungen am Rheine gemacht worden iſt. Ein an den Rheingrenzen unternommener Krieg würde nicht verfehlen, dieſen ungerechtfertigten und ungegründeten Verdächtigungen eine viel größere Gewalt zu geben. Aus dieſen Gründen kann die kaiſerliche Regierung ſich in keinerlei Verpflichtung gegenüber Dänemark einlaſſen. Wenn ſpäter das Gleichgewicht der Mächte ernſthaft bedroht ſeyn ſoll, dann erſt könnte der Kaiſer ſich bewogen fühlen, neue Maßregeln im Intereſſe Frankreichs und Europas zu ergreifen. Aber für den Augenblick will der Kaiſer ſeiner Regierung jede Freiheit der Aktion reſerviren."

Die Conferenz kam zu keinem Ausgleich, weil Dänemark nicht nachgab, ſelbſt dann noch, als England ſich ſchon zum Nachgeben neigte, um den Krieg zu vermeiden. Man beſchuldigte Rußland, den Nacken des Dänenkönigs geſteift zu haben. Unter den Acten, die der däniſche Reichsrath zu durchleſen bekam, befanden ſich auch Schreiben des däniſchen Geſandten in St. Petersburg, denen zufolge Rußland den größten Theil Schleswigs bis zur Schley bei Dänemark laſſen wollte, während der ruſſiſche Geſandte in London England zum bewaffneten Einſchreiten im Bunde mit Rußland aufforderte. Weil aber England den Krieg vermeiden und am wenigſten mit Rußland gehen wollte, mißlang dieſer Plan. Am 9. Juni erſchien Kaiſer Alexander II. plötzlich in Berlin, von wo er ſich nach dem Bade

Kiſſingen begab und dort auch mit dem Kaiſer von Oeſterreich zuſammentraf. Hier fand ſich auch der Großherzog Peter von Oldenburg ein, dem der ruſſiſche Kaiſer am 19. Juni ſeinen Erbanſpruch auf den ſ. g. Gottorpſchen Theil von Holſtein abtrat. Ein Phantom, denn die Holſtein-Gottorp'ſche Linie, die in Rußland zur Regierung gekommen war, hatte jenen Antheil längſt an die in Dänemark regierende Linie abgetreten und Erbe der letztern war, dem von Rußland ſelbſt unterzeichneten Protokoll von 1852 gemäß, Chriſtian IX. Es war alſo ein nur chimäriſches Recht, was dem Oldenburger in Kiſſingen abgetreten wurde, welches er aber ſchon vier Tage ſpäter am Bundestage geltend machte. Nun meldete ſich auch der Prinz Friedrich Wilhelm von Heſſen mit einem entfernten Erbrecht auf die Elbherzogthümer. Und dieſe Zwiſchenfälle hatten wenigſtens die Folge, daß dem Auguſtenburger, der ſich durch Begünſtigung Frankreichs ſchon allzu geſichert wähnte, von Rußland her Concurrenten erweckt wurden. Der Bundestag ſah ſich dadurch genöthigt, die concurrirenden Prätendenten zur Begründung ihrer Anſprüche aufzufordern. Dieſe raſche Wendung der ruſſiſchen Politik erklärt ſich aus dem Mißlingen ſeines Bündniſſes mit England. Rußland näherte ſich jetzt wieder den deutſchen Mächten.

Unter dieſen Umſtänden wurde Herr v. Quaade, der Bevollmächtigte Chriſtians IX. bei der Conferenz in London, in große Verlegenheit geſetzt. Er hatte bisher getrotzt, weil er ſich auf England und Rußland verlaſſen hatte, und ſah ſich jetzt bitter getäuſcht. Daher der ſtarke Ausbruch ſeines Unmuths gegen England in der letzten Sitzung der Conferenz. Er warf den engliſchen Miniſtern vor, Dänemark immer gehetzt zu haben, um es jetzt im Stich zu laſſen. Clarendon wies ihn zurück, England habe Dänemark nie etwas verſprochen. Mit dieſer widerwärtigen Scene endete die Conferenz am 25. Juni. Zwei Tage ſpäter erklärten Palmerſton im Unterhauſe,

Ruſſell im Oberhauſe des Parlaments unter ziemlich unanſtändigen Ausfällen gegen die deutſchen Mächte, es ſey doch nicht der Mühe werth, wegen Dänemark einen Krieg anzufangen und ſich in Unkoſten zu ſetzen. Beide Häuſer hörten das mit vollkommener Ruhe an und verriethen dadurch, freilich nicht zu Englands Ehre, daß das ſo lange her im Parlament, wie in der engliſchen Preſſe übliche Toben gegen Deutſchland nur erkünſtelt, nur darauf berechnet geweſen war, durch Drohungen zu erreichen, wofür man ſonſt nichts einſetzen wollte.

Der Waffenſtillſtand war von der Conferenz noch bis zu deren Schluß verlängert worden und da Dänemark zur rechten Zeit nicht nachgegeben hatte, begann der Krieg von neuem. Schon am 26. Juni ließ der energiſche Prinz Friedrich Karl vom Feſtland bei Düppel aus das Feuer gegen die nahe Inſel Alſen eröffnen und drei Tage ſpäter ſchritt er zum Sturm. Am 29. vor Sonnenaufgang fuhren die Preußen unter General Herwarth von Bittenfeld, 24 Bataillone, 8 Schwadronen und 11 Batterien auf 160 Kähnen nach Alſen hinüber. Von den unterſeeiſchen Minen, welche die Dänen gelegt hatten, explodirte keine einzige. Auf der Inſel ſtanden 10,000 Dänen unter General Steinmann, da ſie aber einen Uebergang der Preußen ohne vorheriges Bombardement nicht erwartet hatten, waren ſie überraſcht. Sie eröffneten zwar, als ſie endlich die heranſchwimmenden Kähne merkten, von ihren Strandbatterien aus, denen Rolf Krake beiſtand, ein mörderiſches Feuer auf die Kähne. Aber die Preußen, zuerſt ein Bataillon des 64. Regiments unter Major von Unruh bei Arnkiel-Oere, erſtiegen das feindliche Ufer, nahmen die däniſchen Geſchütze und verfolgten die Dänen mit großer Lebhaftigkeit. Die letzteren leiſteten noch einmal bei Kjaer und Hörup-Haff hartnäckigen Widerſtand, mußten aber weichen. Man glaubte, ſie würden ſich noch auf der Halbinſel Kekeniß feſtſetzen, aber ſie flohen auch von dort und die ganze Inſel befand ſich binnen wenigen Stunden in der Gewalt

der tapfern Preußen. Dieſe hatten etwa 300 Mann mit 15 Offizieren an Todten und Verwundeten verloren. Die Dänen ließen über 500 Todte und Verwundete zurück und 2500 Gefangene mit 53 Offizieren. Auch eroberten die Preußen hier 97 däniſche Geſchütze und fingen die Höllenmaſchinen auf, welche die Dänen häufig im Waſſer gelegt hatten, um die Preußen bei ihrer Ueberfahrt in die Luft zu ſprengen.

Die Neue Preußiſche Zeitung gab folgenden Schlachtbericht. „Es ſtanden auf Alſen, den eingezogenen Nachrichten zufolge, 6 Regimenter Infanterie und 2 Escadrons Dragoner, etwa 10,000 Mann und einige Feldbatterieen, unter Befehl des Generals v. Steinmann; die Zahl der Geſchütze mochte ſich auf 50 belaufen. Preußiſcherſeits hatte man zur Verwendung 24 Bataillone zu etwa 700 Mann, 8 Escadrons, 11 Fuß- und 3 reitende Batterieen und etwa 40 ſchwere gezogene Kanonen; 160 flachgehende Kähne waren zu Wagen von Rendsburg, Schleswig und Kappeln herbeigeführt, und zur Beſetzung derſelben mit Ruderkräften waren 4 Pontonnierkompagnieen herangezogen. Zum Uebergang hatte der kommandirende General der Infanterie, v. Herwarth, den Punkt Schnabeckhage-Satrupholz auserſehen, da der früher beabſichtigte Uebergangspunkt von Ballegaard nach Hardeshoi wegen der dort ſehr ſtarken Vertheidigungsanſtalten aufgegeben war. In der Nacht zum 28. wurden unſere bereits von früher her beſtehenden Batterieen zur Aufnahme von 46 größtentheils ſchweren Geſchützen verſtärkt und ſo angelegt, daß man von Schnabeckhage und von Sandberg aus ein beſonders wirkſames Feuer eröffnen konnte. In der folgenden Nacht fand die vollſtändige Armirung ſtatt; gleichzeitig wurden die Boote auf vier verſchiedenen Punkten in der Strecke von der ſüdlichen Liſière des Satrupholzes bis Schnabeckhage unbemerkt vom Feinde niedergelegt. Die Truppen ſammelten ſich mit Einbruch der Finſterniß, und um 12 Uhr traf der kommandirende

General mit ſeinem Stabe ein. Die Leute waren mit Mützen bekleidet, ohne Torniſter und trugen nur ihre Kochgeſchirre mit Proviant für 3 Tage. Zuerſt ſollte der General v. Manſtein übergehen, deſſen Diviſion aus den Brigaden Röder (Brandenburgiſche Regimenter Nr. 24 und 64) und Göben (Weſtfäliſche Regimenter Nr. 15 und 55) und den Brandenburgiſchen Jägern, dem Regiment Zietenhuſaren und 4 Batterieen zuſammengeſetzt war. Ihr ſollte der General Wintzingerode folgen, deſſen Diviſion aus den Brigaden Schmid (Weſtfäliſche Regimenter Nr. 13 und 53) und Canſtein (Brandenburgiſche Regimenter Nr. 35 und 60) beſtand. Mit dem Schlag 2 Uhr des 29. Juni wurden die Kähne ins Waſſer geſetzt und, nachdem ſie bis zur Gürteltiefe hineingebracht waren, von den Mannſchaften beſtiegen. Nach wenigen Minuten eröffnete der Feind auf ſeiner ganzen Linie, von Arnkiel-Oere bis Rönhoff, das Feuer aus Geſchütz und Kleingewehr und ließ Signalraketen ſteigen. Unſere Batterieen erwiderten das Feuer der feindlichen Batterieen und unſere Boote begannen ebenfalls ihr Kleingewehrfeuer, welches beſonders auf der Südſeite, wo der Sund ſchmäler iſt, außerordentlich heftig wurde. Die Bootskolonne des linken Flügels, Füſilierbataillon des 64. Regiments unter Major v. Unruh, welche zuerſt abgefahren war, erſtieg auch zuerſt das Land bei Arnkiel-Oere; dann folgten die fünf übrigen Kolonnen, vertrieben den Feind nach hartnäckigem Widerſtande aus ſeinen Batterieen und Schützengräben, drangen unter lebhaftem Gefecht in die am Ufer belegenen Waldungen und rückten ſodann in ſüdlicher Richtung weiter vorwärts. Die leeren Kähne fuhren ſogleich zurück und holten zu mehreremalen die übrigen Truppen ab. Hierauf wurden auf 32 zu je 2 an einander befeſtigten Pontons die Artillerie, die Kavallerie, die Ambulancen und die Offizierpferde übergeſetzt. Der Feind beunruhigte die ganze Ueberfahrt durch ein heftiges Artilleriefeuer, namentlich von der Rönhoff-Schanze und von dem Panzerſchiff

Rolf Krake, welches aus der Auguſtenburger Föhrde hervorkam, ohne jedoch viel Schaden anzurichten. Die Rönhoff-Schanze wurde durch unſere Batterie bei Sandberg bald zum Schweigen gebracht. Den Rolf Krake empfingen, ſobald er hinter Arnkiel-Oere ſichtbar wurde, 16 gezogene ſchwere Kanonen; er fuhr indeſſen ſo weit vor, daß er den Sund der Länge nach beſtreichen konnte, und eröffnete ein lebhaftes Bomben- und Shrapnellfeuer auf unſere Boote. Dies ſetzte er nur wenige Minuten fort, wandte ſich dann links und ſchien durch unſere Uebergangslinie fahren zu wollen; das verdoppelte Feuer unſerer Batterieen nöthigte ihn jedoch, in die Auguſtenburger Föhrde zurückzukehren, aus welcher er noch einmal hervorkam, aber nur, um durch die Alſener Föhrde das Weite zu ſuchen. Auf dieſer Fahrt ſollen ihn unſere Batterieen und die weiter nordwärts aufgeſtellten 16 gezogenen Geſchütze arg mitgenommen haben, worüber indeſſen noch nichts Näheres bekannt iſt. Der Uebergang war ungeſtört und vollkommen dispoſitionsmäßig von Statten gegangen. Um 3½ Uhr waren die 11 Bataillone der Diviſion Manſtein am jenſeitigen Ufer und rückten gegen Süden vor. Nach hartnäckigem Widerſtand nahm der General die Stellung von Kjär und alle ſüdlich von da in der Richtung auf Sonderburg zu gelegenen Gehöfte, Knicks und Höhen, wobei der Feind immer lebhaften Widerſtand leiſtete. In dieſer Reihe von Gefechten wurde der linke Flügel landeinwärts vorgeſchoben und hierdurch der Rückzug des Feindes auf Ulkebüll mehr und mehr bedroht. Zwei gezogene 6pfündige Batterieen folgten der Infanterie im Trabe und griffen wirkſam in die Gefechte ein. Der kommandirende General, welcher, nachdem er den Uebergang im heftigſten Feuer geleitet hatte, den Mannſchaften mit ſeinem Stabe gefolgt war, gab nun der Diviſion Wintzingerode den Befehl, mit allen zur Hand befindlichen Truppen ſich auf Ulkebüll zu werfen und den Feind nach Hörup-Haff zu drängen. Während auf dem rechten Flügel die Brigade

Göben die Windmühlenhöhe bei Sonderburg und darauf die Stadt ſelbſt nahm, rückten die Brigaden Schmid und Theile der Brigade Canſtein, ohne noch ſehr weſentlichen Widerſtand zu finden, dem weichenden Feinde über Ulkebüll-Wollerup, von wo einzelne Abtheilungen in der Richtung auf Kekenis und Bro weiter vorgeſchoben wurden, bis Hörup-Haff nach. Die Hauptkolonne mit den beiden 6pfündigen Batterieen erreichte Hörup-Haff, nahm dort nach kurzem Gefecht den Reſt eines zurückweichenden Korps gefangen, und erbeuteten eine große Menge Kriegsmaterial. Sämmtliche feindlichen Schiffe hatten dieſe Station bereits verlaſſen und waren auf hoher See ſichtbar. Andere feindliche Abtheilungen ſah man in ungeordnetem Rückzuge nach der Halbinſel Kekenis zueilen; die letzten Dänen haben im Laufe des Nachmittags die Inſel Alſen verlaſſen und ſind an verſchiedenen Stellen auf ihre zahlreichen Transportſchiffe gegangen. Prinz Friedrich Karl wohnte dem Gefecht auf Alſen bei, und von ſeinem Gefolge wurde der Hauptmann im Generalſtabe Graf Häſeler, jedoch nur leicht, verwundet. Wir haben am geſtrigen Tage 2500 Gefangene gemacht, darunter einen Regimentskommandeur, mehrere Stabs- und Generalſtabs- und in Allem etwa 40 Offiziere. Der Verluſt des Feindes an Todten und Verwundeten mag über 500 betragen. Erbeutet ſind über 30 Geſchütze verſchiedenen Kalibers, eine Menge Eſpignols und Wallbüchſen, mehrere Danebrogsfahnen und eine große Menge Kriegsmaterial und Vorräthe aller Art. Unſer Verluſt, ſo weit er ſich bis jetzt überſehen läßt, beſteht in 3 todten und 12 verwundeten Offizieren und etwa 300 Mann an Todten und Verwundeten. General v. Herwarth iſt überall im heftigſten Infanterieſeuer geweſen und an der Degenſcheide von einer matten Kugel getroffen worden."

Die Flensburger Norddeutſche Zeitung gab eine maleriſche Anſchauung. „Die Führer der Boote, auf denen die Preußen nach

arin lag die Schande nicht, daß ſie von dem größten elden der Welt geſchlagen und nachher mißhandelt wur-en, aber darin lag ſie, daß die Deutſchen ſich ſelbſt or dem Kampf vernichteten und im Stich ließen, im ampf dumm und feig handelten und nach dem Kampf en, der ſie mit Füßen trat, vergötterten, mit ihren himpflichen Ketten prahlten. Freilich trifft nicht alle eſer Vorwurf, aber doch ſo viele, daß die ehrenwer-en Thaten und Männer nur Ausnahmen ſind.

Im Allgemeinen erlitten alle Deutſche das Loos der nechtſchaft und die Schande, von der die Knechtſchaft mer begleitet iſt. Zugleich litten alle unter den Jahre ngen Kriegsübeln, unter den ungeheuern Contributio-n und Plünderungen, die ihren Reichthum nach Frank-ich ſchleppten, und zuletzt unter dem Druck des Con-nentalſyſtems, das den Wohlſtand vollends vernichtete. ndlich wurden alle Deutſche durch den Geiſt der Unſitt-hkeit von Frankreich herüber angeſteckt. Die Revolu-on hatte die guten Sitten, Treue und Glauben, euſchheit und Genügſamkeit zerſtört, und die rohen oldaten verbreiteten das Gift des Leichtſinns, der Un-cht, Schwelgerei und Gottloſigkeit durch ganz Deutſch-nd ſelbſt in die Dörfer, wohin bisher die Unſittlichkeit r höhern Stände noch nicht gedrungen war.

Dagegen gewannen die Deutſchen aber auch mitten Unglück manches Gute. Mit ſo vielem Alten wurden ch viele Uebel ausgerottet, mit vielem Neuen auch le Verbeſſerungen eingeführt. Schon die Aufhebung r vielen kleinen Staaten und die Bildung großer chte der Spießbürgerei und Unbehülflichkeit ein, wenn ch gewaltſames, doch wünſchenswerthes Ende. In n Staaten des Rheinbundes drangen zum Theil fran-iſche Geſetze ein, die, aus der beſſern Zeit der Revo-ion hervorgegangen, freiſinniger und menſchlicher

Alſen gingen, waren je 4—5 Schiffer, die aus allen Regimentern herausgenommen waren; auch gegen 20 Civilſchiffer von der Schley und etliche aus Flensburg dienten freiwillig mit. Techniſcher Rathgeber bei der ganzen Unternehmung war Schiffskapitän Bartelſen aus Schleswig (vom König von Preußen bereits hiefür dekorirt). Das däniſche Feuer begann, als die Boote in der Mitte des Sundes waren. Zum großen Glücke war es herzlich ſchlecht gezielt: es wurde durchgängig zu hoch geſchoſſen. Noch weniger kann freilich das Geknatter aus den Schiffen gewirkt haben. Der Donner des Feuers und das Blitzen machte aber einen furchtbar-großartigen Effekt, welchen die hoch auflodernden Fanale, Theertonnen auf Stangen, die den Schiffen das Zeichen zum Herbeikommen ſeyn ſollten, nicht wenig erhöhten. Unſere Batterieen hinter den Bootskolonnen durften nur wenige Schüſſe geben, um ſo lebhafter feuerten aber die übrigen Batterieen, beſonders die nach Sandberg herunter ſtehenden, nach den gegenüberliegenden Werken und auf die Zuzugslinien für die däniſchen Reſerven. Als die erſten 3500 am Lande waren, konnte man die Unternehmung als gelungen betrachten: das Hinüberkommen war das einzige zweifelhafte Ding. Der Däne focht ſeither ſchlecht und wird immer ſchlechter fechten. Er feuert ſo raſch oder vielmehr ſo langſam er kann und ergibt ſich, wenn ſein Gegner 5 Schritt vor ihm iſt, oder auch er giebt Ferſengeld. Das einzig richtige Benehmen der däniſchen Infanterie wäre geweſen, aus den 20 Fuß hoch auf dem Raine gelegenen Laufgräben herunter an das Waſſer zu gehen, wo ſie einen ganz raſanten freien Fuß hatte, während ſie da oben vielfach durch unbegreiflicher Weiſe ſtehen gelaſſenes Gebüſch erſtens bedeutend im Feuern genirt war und zweitens einen bohrenden Schuß hatte. Sowie dann die Boote auf das Vorland kamen, mußte man mit dem Bajonnet auf die noch unentwickelten Haufen losſtürzen. So aber klebte Danske wieder an ſeinem Element, den Maulwurfslöchern, bis

er es für gut hielt, an die Boote zu laufen und zu betteln, daß man ihn mit herüber nehme, oder zu fliehen. Beweis iſt mir, daß nur ſehr wenige Todte in den nächſten Gräben und Batterieen lagen. Das Hauptglück für uns aber war, daß von Arnkiel-Oere bis herunter zu der Bucht bei dem Dorfe Kjär nur 7 Kanonen und etwa 4 Espignols (Revolverbüchſen auf Rädern) in den circa 12 Batterieen ſtanden. Vor allem waren die Batterieen auf der Nordſpitze der Landzunge Abrenkiel, 4—6 Stück, ſchier erſchrecklich anzuſchauen, ich glaubte, ſie würden in einer Minute den Tod auf Hunderte herabſchleudern, gänzlich leer, kein Schuß iſt herausgefallen. So mehrt ſich der Schwindel, aber auch die Demoraliſation mit dem fortſchreitenden Feldzuge. Sollte nur jedes der 7 Geſchütze drei Kartätſchſchüſſe gegeben haben, ſo wäre es viel. Die zuerſt Landenden hatten binnen 5 Minuten die ganze Linie. Herr Rolf hielt bei Auguſtenburg ſein ſüßes Schläfchen, er hatte nicht geheizt, daher kam er erſt ¾ 3 Uhr und warf dann auf circa 3000 Schritt Shrapnells theils nach unſeren Batterieen, theils nach unſeren Booten, theils nach den Tauſenden, die am Strande noch auf das Ueberſetzen warteten. Da hat er dann auch zwei Boote zu Grunde geſchoſſen, von denen eines mit ca. 25 Mann vom 24. Regiment beſetzt war, von welchen nur Einer und der Schiffer ſich retteten. Weitere Schiffe ſind nicht verſunken. Somit gieng die Ueberfahrt außerordentlich glücklich von Statten."

Unter den däniſchen Gefangenen erkannte man auch einige ſchwediſche Offiziere, welche man natürlicherweiſe ſcharf examinirte, die ſich jedoch durch däniſche Offizierspatente ausweiſen konnten und daher unbeläſtigt blieben. Aus der Londoner Lügenfabrik ging die ungeheuerliche Nachricht hervor, 400 Schweden ſeyen auf Alſen gefangen und von den Preußen grauſam ermordet worden, ein ſchwediſcher Offizier habe in einem unverſchämten Briefe dem König von Preußen

getrotzt, der ſchwediſche Geſandte habe in Berlin reclamirt ꝛc. Obgleich das alles aus der Luft gegriffen war, beſchäftigte es doch das Publikum eine Zeit lang und diente, den unſinnigen Haß gegen die Deutſchen zu nähren.

Auf den frieſiſchen Inſeln an der Weſtküſte Schleswigs, ſonderlich zu Sylt, hatte ſich das ganze Frühjahr hindurch der däniſche Kapitän Hammer mit einigen hundert Dänen und einer kleinen Flotille etablirt und die armen Frieſen hart drangſalirt. Er ſcheint einen Ruhm darin geſucht zu haben, als wilder Mann oder Oger der Kinderſchrecken zu werden, und ſchämte ſich nicht, als Offizier wehrloſe Menſchen mit eigener Hand körperlich zu mißhandeln. Jeden Frieſen, der ſich an die patriotiſche Bewegung in Schleswig angeſchloſſen hatte, ſuchte er wie ein Wild aufzujagen. So nahm er am 14. Juni auf der Inſel Sylt ſieben Männer gefangen, die mit einer Deputation ſchleswigſcher Patrioten nach Berlin gegangen waren, um vom König von Preußen Schutz für die deutſchen Herzogthümer zu erbitten. Hammer erklärte ſie deshalb für Hochverräther und lieferte ſie gefeſſelt nach Kopenhagen. Die preußiſch-öſterreichiſche Verwaltung in Schleswig proteſtirte gegen dieſes Verfahren und nahm drei angeſehene Dänenfreunde in Verhaft, die als Geiſel für die ſieben Sylter dienen ſollten. Nach Ablauf des Waffenſtillſtands kam endlich die Zeit, welche die Frieſen erlöſen ſollte. Oeſterreicher fuhren nach Sylt herüber, wo man ſie mit lautem Jubel als Befreier begrüßte, am 13. Juli. Hammer zog ſich auf Wyck zurück, wo er blokirt wurde. Als er aber am 19. Juli mit zwei Dampfern und ſiebzehn Segelſchiffen zwiſchen den Inſeln Sylt und Amrum entwiſchen wollte, kam ihm das preußiſche Kanonenboot „der Blitz“ entgegen und auch hier bewährte ſich die große Ueberlegenheit des preußiſchen Geſchützes. Der übermüthige Hammer wagte keinen Kampf, ſondern gab ſich mit allen ſeinen Schiffen, 8 Offizieren und 244 Mann gefangen.

Im Mai nahm das preußiſche Schiff Gazelle auch fern in den chineſiſchen Gewäſſern mehrere däniſche Schiffe weg.

Die alliirte Landarmee ſetzte nicht nach Fünen über, ſondern begnügte ſich, ganz Jütland einzunehmen und daſelbſt eine preußiſch-öſterreichiſche Civilverwaltung zu organiſiren, wie in Schleswig, jedoch nur bis zum Frieden und ohne die Abſicht, Jütland zu behalten. General von Falkenſtein übernahm das Commando in Jütland und ließ alle irgend wichtigen Puncte beſetzen. Prinz Albrecht von Preußen pflanzte die preußiſche Fahne im Skage an der nördlichſten Spitze Jütlands auf. Die däniſchen Beamten, die nicht pariren wollten, wurden ſtreng gemaßregelt. Dagegen erlaubte die proviſoriſche Verwaltung in Schleswig einer ziemlichen Anzahl däniſcher Beamten, welche geflüchtet waren, zurückzukehren, ſofern ſie der Verwaltung den Eid leiſten würden, zum großen Aerger der deutſchen Bevölkerung. Am meiſten aber wurde die letztere dadurch gekränkt, daß Scheel-Pleſſen (auf Herrn von Bismarcks Wunſch, wie es hieß), zu den Friedensberathungen in Wien zugezogen wurde. Dabei wolle man nicht vergeſſen, daß dieſer Edelmann auf die übertriebenſte Weiſe von der Agitationspartei angefeindet und moraliſch mißhandelt worden war. Aus Nordſchleswig ging von Mögel-Tondern eine Deputation nach Paris ab, um vom franzöſiſchen Kaiſer Schutz der däniſchen Nationalität zu erflehen. Inzwiſchen wurde wiederholt aus Nordſchleswig berichtet, die Jüten daſelbſt und beſonders ihre Mädchen ſtünden auf dem freundſchaftlichſten Fuße mit den deutſchen Soldaten, die zu ihnen ins Quartier kamen.

Dänemark war ſchrecklich gedemüthigt, im Felde geſchlagen und in der Diplomatie verrathen, von England gehetzt und dann verlaſſen, ja ſogar von Rußland am Narrenſeile geführt. Man ſpielte auch jetzt noch Komödie, indem man, um die Bevölkerung in Kopenhagen zu ſchrecken, glauben machte, die Preußen könnten, wie nach

Alſen, ſo auch nach Fünen und Seeland herüber kommen. Der demokratiſche Pöbel ſcheute dieſen Beſuch und war auf einmal zahm geworden. Der König durfte jetzt, ohne mehr vom Pöbel gehindert zu werden, bei den ſiegreichen Alliirten um Waffenruhe und Frieden nachſuchen, ja er durfte es ſchon am 9. Juli wagen, ſich das quäleriſche Miniſterium vom Hals zu ſchaffen und durch den Grafen Moltke ein neues bilden zu laſſen. Daſſelbe, deſſen Präſident Blume wurde, trat am 12. Juli zuſammen. Zwar fochten ihn die Demokraten im Volksthing an, allein er fertigte ſie lakoniſch ab, und da ſie nicht im Stande waren, von den Alliirten einen beſſern Frieden zu erkaufen, als die Gemäßigten, fügten ſie ſich in das Unvermeidliche. Auch die Novemberverfaſſung wurde jetzt vom Miniſterium ſelbſtverſtändlich für aufgehoben erklärt. Während nun um den Frieden unterhandelt wurde, gaben ſich England und Rußland Mühe, die Dänen einigermaßen zu tröſten. Nicht nur der Prinz und die Prinzeſſin von Wales kamen von London, ſondern auch der Großfürſt Nicolaus, der ruſſiſche Thronfolger, kam von Petersburg nach Kopenhagen. Ja ſogar der Prinz Humbert, der italieniſche Thronfolger, kam von Turin. Die Anweſenheit dieſer hohen Herrſchaften trug in der That dazu bei, das tief geſunkene Anſehen des ſchwachen Dänenkönigs in ſeiner Hauptſtadt wieder zu heben und den Demokraten zu zeigen, daß der König noch mächtige Freunde habe. England und Rußland ſchreckten damit zugleich die ſcandinaviſche Partei und gaben zu erkennen, daß ſie eine Entthronung Chriſtians und Einverleibung Dänemarks in Schweden nicht dulden würden. Am 28. Sept. erfolgte ſogar die feierliche Vermählung des Großfürſten Nicolaus mit der däniſchen Prinzeſſin Dagmar, nachdem ſich Prinz Humbert vergebens um ſie beworben hatte. Das war ein neuer und ſtarker Ring an der Kette, mit welcher Rußland Dänemark als den Schlüſſel zur Oſtſee feſtzuhalten fortfährt.

Inzwiſchen wurde auf deutſcher Seite projectirt, die Oſt- und Nordſee durch einen neuen, tiefen und breiten Kanal zu verbinden, um auf dem kürzeſten Wege mit großen Schiffen aus einer in die andere See fahren zu können, alſo einer Paſſage durch den Sund gar nicht mehr zu bedürfen.

Unglücklicherweiſe mußten ſich in jenen ſchönen Tagen des Sieges wieder bedenkliche Symptome des Mißtrauens zwiſchen Preußen und dem deutſchen Bunde kund geben. Als nach der Eroberung der Inſel Alſen die Rendsburger öſtreichiſche und preußiſche Fahnen aufpflanzten, ließ der hannövriſche Oberſtlieutenant Tamers dieſelben wegnehmen, weil Rendsburg unter der Verwaltung des Bundes ſtehe und nicht der beiden Großmächte. Für dieſe Beleidigung ihrer Fahnen erhielten die Großmächte ſofort Genugthuung, indem Tamers augenblicklich entlaſſen wurde. Die Mißſtimmung aber dauerte an Ort und Stelle fort. Die Preußen wurden unwillig, daß unmittelbar nach ihren herrlichen Siegen ihre Fahnen nicht reſpectirt wurden, daß deutſche Bundesbeamte den Eingebornen ſogar wehren wollten, ihren tapfern Befreiern zu danken. Auf der andern Seite mußte es den Bundestruppen in Holſtein wohl unerträglich werden, zur Unthätigkeit verdammt zu bleiben und immer nur zuzuſehen, wie die Preußen Sieg über Sieg erfochten. Daß unter dieſen Umſtänden von Seiten preußiſcher Soldaten zuweilen übel wollende Aeußerungen und Spöttereien gehört wurden, lag in der menſchlichen Natur. Am 17. Juli fingen zu Rendsburg bei einem Tanz im Schützenhofe preußiſche Artilleriſten mit hannöverſchen Infanteriſten wegen eines Mädchens Händel an. Der Streit wurde am folgenden Tage fortgeſetzt und artete in eine blutige Schlägerei aus, in welcher die Hannoveraner den meiſten Verluſt hatten. An der Straße, wo man ſich ſchlug, lag ein preußiſches Lazareth. Niemand dachte daran, es zu gefährden. Aber der Gedanke an die Möglichkeit, es könnte gefährdet

werden, veranlaßte eine übereilte Meldung an den Oberbefehlshaber, Prinzen Friedrich Karl, der ſofort dem Bundesgeneral von Hake ſchrieb, er habe Befehl, ſich zum Herrn von Rendsburg zu machen, werde daher 6000 Preußen einrücken laſſen. Hake proteſtirte im Namen des Bundes, erklärte aber, er müſſe der Uebermacht weichen, weil er in Rendsburg nur vier Compagnien habe, und verließ mit dieſen die Feſtung am 21. Juli. Man warf ihm nicht mit Unrecht vor, warum er die wichtige Feſtung Rendsburg nur mit vier Compagnien beſetzt und die übrigen Bundestruppen unnütz im Lande zerſtreut habe. Die deutſche Preſſe war äußerſt aufgeregt gegen Preußen, welches die Rechte des Bundes in Holſtein nicht achte. Plötzlich aber wurde im preußiſchen Hauptquartier erklärt, es ſey gar nicht die Abſicht geweſen, die Bundestruppen aus Rendsburg zu vertreiben. Der raſche Vorgang war nicht prämeditirt geweſen. Auch hatte Herr von Bismarck, der ſich grade in Wien befand, keine Ahnung davon gehabt und gab ſogleich befriedigende Erklärungen an Oeſterreich und die Bundesſtaaten. Der Bund blieb im Beſitze Holſteins, der Sturm in der Preſſe legte ſich, aber das leidige Mißtrauen dauerte fort. Am 25. Juli tagten die Delegirten der ſchleswig-holſteiniſchen Vereine in Rendsburg und fühlten ſich gedrungen, ihrerſeits den preußenfeindlichen Aeußerungen der deutſchen Preſſe entgegen zu treten mit voller Anerkennung deſſen, was Preußen für ſie gethan hatte, und mit aufrichtigem Dank gegen Preußen. Sie wollten feſt bleiben bei ihrem Herzog Friedrich, aber Gerber von Elmshorn begründete den Satz, „daß nur eine enge Verbindung mit dem preußiſchen Staate die Zukunft der Herzogthümer ſichern könne, daß man daher eine Gemeinſamkeit der diplomatiſchen, militäriſchen und maritimen Einrichtungen mit Freuden begrüßen würde.“ Dieſer Satz wurde auch von der Verſammlung anerkannt, doch behielt die Verſammlung dem Prinzen Friedrich vor, in Vereinbarung mit dem Landtage, als die allein dazu

competent ſeyen, dieſen wichtigen Gegenſtand zu erledigen. Man muß dabei in Erwägung ziehen, daß die zahlreichen Schiffer Schleswigs unter preußiſcher Flagge und durch Theilnahme an der preußiſchen Marine beſſer zu fahren glaubten, als iſolirt unter einem kleinen Fürſten. Die Sitzung war ſehr ſtürmiſch, aber die practiſchen Intereſſen und das Pflichtgefühl, den Preußen Dank zu ſagen, hielten dem Mißtrauen gegen Preußen die Wage.

Natürlicherweiſe bequemte ſich jetzt die däniſche Regierung zum Frieden, der ihr von den deutſchen Mächten auch gerne gewährt wurde, nachdem der Zweck, die Elbherzogthümer zu befreien, vollſtändig erreicht war. Schon am 26. Juli wurde die Friedensconferenz eröffnet und zwar in Wien, wohin ſich auch Graf Bismarck begab. Die Unterhandlungen dauerten lange, weil Dänemark immer noch in Bezug auf Nordſchleswig und den Geldpunct ſehr zähe blieb, auch wohl noch neue europäiſche Verwicklungen abwarten wollte, die ihm vielleicht noch günſtig ſeyn könnten.

Wir werfen am Schluſſe des däniſchen Krieges noch einen Blick auf das nahe Schweden.

In Schweden und Norwegen folgte im Jahr 1859 dem König Oskar ſein Sohn Karl XV., vermählt mit der niederländiſchen Prinzeſſin Louiſe. Schweden erfreute ſich eines langen Friedens, befand ſich aber, ſeitdem ihm die Ruſſen das der Hauptſtadt Stockholm gerade gegenüberliegende Finnland abgenommen hatten, in einem Zuſtand politiſcher Ohnmacht, die ihm nicht geſtattete, thatkräftig in irgend welche europäiſche Frage einzugreifen. Bei aller Geneigtheit, irgend etwas in ſeinem eigenen Intereſſe zu unternehmen, fühlte es ſich immer zu ſchwach. Es war zu ſchwach, um ſich 1852 der ruſſiſchen Intrigue widerſetzen zu können, welche die Thronfolge in Dänemark regelte und dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe Ausſicht auf das Erbe des neugeſchaffenen däniſchen Geſammtſtaats eröffnete. Es war zu ſchwach,

um 1854 den Weſtmächten im Krimkriege gegen Rußland zu helfen, wodurch es Finnland hätte wiedererlangen können. Es war zu ſchwach, um 1863 den Polen, 1864 den Dänen helfen zu können. Es konnte nur Sympathien ausdrücken, aber nicht thatkräftig handeln.

Beim Ausſterben des däniſchen Königshauſes lag es nahe, in einer neuen Calmarſchen Union Schweden, Norwegen und Dänemark wieder in ein Reich unter der ſchwediſchen, als der mächtigſten Dynaſtie zu vereinigen. Aber das hätte Rußland nicht erlaubt und Schweden allein konnte einen ſo gefährlichen Schritt nicht wagen, da es nicht einmal Norwegens ſicher war und der gegenſeitige Haß der drei nordiſchen Volksſtämme nicht zu beſiegen war. So lange nicht ganz Scandinavien geeint iſt, kann auch noch von keinem feſten Anſchluß des geſammten germaniſchen Nordens zu gemeinſamer Vertheidigung gegen Rußland die Rede ſeyn. Daher blieb eine 1842 zu Stockholm erſchienene Flugſchrift des Grafen Fröhlich, der den Anſchluß Scandinaviens an Deutſchland wünſchte, unbeachtet.

Dagegen legte man in Schweden einen unnützen Eifer an den Tag, die alte Verfaſſung des Reichs zu ändern. Unnütz ſagen wir, weil das moderne Zweikammerſyſtem noch nirgends als in England getaugt hat, wo es von einer übermächtigen Ariſtokratie getragen und eine ſyſtematiſche Oppoſition vermieden wird.

Im Spätjahr 1865 wurde eine große Umgeſtaltung der bisherigen ſchwediſchen Verfaſſung berathen und am 28. Dezember durchgeführt. Bisher hatten in Schweden vier Stände, der Adel, die lutheriſche Geiſtlichkeit, der Bürger- und Bauernſtand in vier Curien, jeder Stand abgeſondert berathen. Dieſe vier Kammern wurden jetzt in zwei zuſammengezogen, in eine erſte und zweite Kammer, wie in allen andern conſtitutionellen Staaten. Der ſtändiſche Unterſchied als ſolcher fiel weg. Nur der Cenſus galt noch. Zur Wahl in die erſte Kammer befähigt nicht mehr die adelige Geburt oder die geiſtliche

Würde, ſondern ein Grundbeſitz im Werth von wenigſtens 80,000 ſchwed. Reichsthalern, oder ein jährliches Einkommen von 4000 R. und ein Alter von wenigſtens 35 Jahren. Das Volk wählt von je 30,000 Seelen einen Abgeordneten in die erſte Kammer, zuſammen 119. Die Abgeordneten der erſten Kammer werden auf 9 Jahre gewählt und beziehen keine Diäten. In die zweite Kammer wählen die Bauern auf je 40,000 Seelen und die Städtebürger auf je 10,000 Seelen einen Abgeordneten, zuſammen 130 vom Lande und 50 aus den Städten. Wähler iſt, wer ein jährliches Einkommen von 1000 R. beſitzt, oder 800 R. dem Staate verſteuert. Gewählt können nur Proteſtanten werden. Die zweite Kammer wird nur auf 3 Jahre gewählt, die Mitglieder müſſen wenigſtens 25 Jahr alt ſeyn und bekommen Diäten. Stimmen die beiden Kammern in ihren Beſchlüſſen nicht überein, ſo vereinigen ſie ſich in einer Kammer und dann entſcheidet die Mehrheit. Während der König die Miniſter ernennt, ernennt der Reichstag einen geachteten Mann, der Richter und Beamte überwacht, und eine Commiſſion von 6 Mitgliedern, welche die Preſſe überwacht. Im Uebrigen blieben die bisherigen Privilegien des Adels und der Kirche, ſoweit ſie nicht die Kammern betreffen, beſtehen, und können ohne ihre eigene Zuſtimmung vom Reichstage nicht abgeändert werden. Der Urheber dieſer merkwürdigen Verfaſſung war der Miniſter Freiherr v. Geer. Der neue Reichstag in zwei Kammern wurde erſtmals am 15. Januar 1866 eröffnet.

waren, als die frühern. Ueberhaupt aber kam in alle Deutſchen ein neuer Schwung. Die Regierungen wurden zu großen Anſtrengungen genöthigt, das Unglück machte ſie weiſe, und ſie nahmen im Staats- und Heerweſen allmählich treffliche Veränderungen vor, die ſie zum Theil dem Sieger ſelber abgelernt. Auch den in langem Frieden erſchlafften Völkern that es Noth, daß ſie gewaltſam aus dem Schlaf gerüttelt wurden. Der Ofen, an dem ſie ſich gewärmt, die Fleiſchtöpfe, an denen ſie ſich gelabt, die Spielzeuge, mit denen ſie getändelt, wurden ihnen zerbrochen. Sie mußten alles, was ihnen lieb war, verlaſſen, zum harten Eiſen greifen und auf hundert Schlachtfeldern das geſchändete Leben enden, oder die Ehre ſich wieder erkämpfen. In der tiefſten Erniedrigung erwachte das Gefühl für das gemeinſame Vaterland, die Erinnerung an deſſen frühere Größe. Man erkannte, man liebte das Verlorne erſt, nach dem es verloren war.

Im Weſten Deutſchlands war die Knechtſchaft am ſchimpflichſten, aber auch am gelindeſten. Hier wurde die Schmach, mit der man dem fremden Herrſcher Jubellieder ſang, durch manche Staatsverbeſſerung wieder aufgewogen. Die Fürſten des Rheinbundes hatten allen Grund, gegen Napoleon dankbar zu ſeyn, und die Völker erhielten, wenn ſie auch augenblicklich durch die Kriege litten, doch den dauernden Genuß mancher wohlthätigen Einrichtung. Ueberall wurde die Leibeigenſchaft aufgehoben, der Adel verlor viele ſeiner unnützen und ſchädlichen Vorrechte, alle Uebel der Kleinſtaaterei hörten auf, die Staatsverwaltung ward vereinfacht, der gemeine Mann lernte ſich fühlen, indem er, wenn auch unter fremden Fahnen, zu großen Thaten und Siegen geführt wurde. Dies darf man nicht vergeſſen, wenn man auf der andern Seite die Verblendung beklagen

Fünftes Buch.

Wachſender Conflict zwiſchen Oeſterreich und Preußen.

Die europäiſchen Verhältniſſe waren ziemlich verwickelt. So lange Oeſterreich und Preußen zuſammenhielten, hätte es keine der übrigen Mächte gewagt, ſie anzugreifen. Niemand half den Dänen. Aber eben weil das ſo ſeltene Zuſammengehen der beiden deutſchen Großmächte den andern Mächten Furcht erweckte und überaus widerwärtig war, gaben ſie ſich alle Mühe, deren enge Verbindung wieder aufzulockern.

Napoleon III. war durch die Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers in Deutſchland und durch deſſen vertrauliche Beſprechung mit den Monarchen von Preußen und Oeſterreich beſorgt gemacht worden, und der alte Palmerſton in England ſuchte ſchadenfroh dieſe Beſorgniſſe in den Tuilerien noch zu nähren, um Frankreich etwas gefügiger als bisher gegen England zu machen. Die Morning-Poſt, Palmerſtons Organ, heckte am 2. Juli eine Reihenfolge von ruſſiſchen, preußiſchen und öſterreichiſchen Noten aus, die eine neue Allianz der drei

nordiſchen Mächte conſtatiren ſollten, aber rein erlogen waren, nur um Spektakel in der Welt zu machen und Fürſten und Völker des Weſtens zu allarmiren. Die Lüge wurde geglaubt, weil dem däniſchen Reichsrath eine franzöſiſche Note vor Augen gekommen war, worin ſich die Beſorgniß Frankreichs vor einer neuen Coalition deutlich verrathen hatte. Allein die drei nordiſchen Mächte erklärten ſogleich jene Depeſchen der Morning-Poſt für erfunden und verſicherten, niemals ähnliche Verabredungen getroffen zu haben.

Anſtatt um eine Verſtärkung des bisherigen preußiſch-öſterreichiſchen Bündniſſes durch Rußland, handelte es ſich vielmehr um eine allmälige Auflöſung des erſteren. Eine Coalition gegen Frankreich lag den Intentionen der nicht deutſchen Mächte viel ferner, als ein eifriges Bemühen, die koloſſale Macht der vereinigten Großmächte in Mitteleuropa wieder zu ſprengen, das alte Mißtrauen, den alten Hader zwiſchen den Höfen von Wien und Berlin wieder zu ſchüren.

Großes Aufſehen erregte ein Criminalfall in der ſchleſiſchen Feſtung Glogau. In der Nacht des 5. October 1864 wurde hier eine gewiſſe Agnes Sander von anſtändiger bürgerlicher Herkunft im Zimmer des Lieutenant Krauſe todt gefunden, angeblich an Kohlendampf erſtickt. Sie war angeblich von einer Freundin in die Wohnung des Offiziers gelockt worden und es war noch ein zweiter Lieutenant, v. Richthofen, zugegen geweſen. Die öffentliche Meinung vermuthete, das arme Mädchen ſey mit Chlor betäubt worden, die Angeſchuldigten ſchützten jedoch den Kohlendampf aus dem Ofen vor. Das Gericht entſchied, daß was auch ſonſt Unſauberes an dem Verfall ſey, doch kein Verbrechen vorliege, und glaubte den Kohlendampf conſtatiren zu können, wogegen wieder andere Ausſagen ſtritten. Die gehäſſigen Vorausſetzungen bei dieſem Handel erklären ſich großentheils aus der großen politiſchen Parteiung im Lande. Da hieß es, die Regierung habe die Offiziere allzu nachſichtig ſchonen wollen. Die

Oppoſition benutzte den Fall nur wieder aus, um gegen die Regierung und insbeſondere gegen das Offizierscorps aufzureizen. Was ein einziger geſündigt, wurde dem ganzen Corps aufgebürdet. Die Fortſchrittspreſſe verbreitete in der That durch ganz Deutſchland und über Deutſchland hinaus das Vorurtheil, das Offizierscorps der preußiſchen Armee ſey corrumpirt, und man ritt dieſen Fall als Paradepferd, um darüber die preußiſchen Siege in Dänemark in Schatten zu ſtellen. Ueberhaupt ſuchte man dieſe Siege zu ignoriren oder zu verkleinern, und immer die Oeſterreicher auf Koſten der Preußen allein zu loben. Die Fortſchrittspreſſe empfahl dringend die Abſchaffung oder wenigſtens Einſchränkung des ſtehenden Heeres und Einführung des ſchweizeriſchen Milizſyſtems, und ſchmeichelte der Landwehr allein, um ſie gegen das ſtehende Heer aufzuhetzen. Dieſes Vorurtheil, ſage vielmehr dieſe abſichtliche freche Lüge der Fortſchrittspreſſe gereichte ihren Urhebern ſelbſt zum größten Nachtheil, denn alle Feinde Preußens, Oeſterreich, die Mittelſtaaten, Dänemark und ſelbſt Frankreich glaubten den dummen Schreiern, und bildeten ſich demzufolge ein, die preußiſche Armee werde im Felde nichts leiſten. Als nun 1866 der Krieg wirklich ausbrach, waren ſie in ihren Rüſtungen nachläſſig und wurden von der preußiſchen Armee ſchmählich aus dem Felde geſchlagen.

Im October 1864 ſah ſich die preußiſche Regierung veranlaßt, in einem Schreiben an die drei Großlogen des Maurerbundes in Preußen den Brüdern Loyalität zu empfehlen. Die betreffenden Ordensvorſteher begnügten ſich, die Brüder auf die ſchon beſtehenden Geſetze aufmerkſam zu machen. Eine Kölner Loge proteſtirte gegen die Einmiſchung der Regierung in maureriſche Angelegenheiten. Der ganze Vorgang war inſofern charakteriſtiſch, als der König ſelbſt, als er noch Prinz von Preußen war, den Orden in Preußen begünſtigt und den höchſten Rang in demſelben eingenommen hatte,

und weil bekanntlich ein ſehr großer Theil des preußiſchen Beamtenſtandes dem Orden angehört.*)

Vor allem wurde Preußen verdächtigt, als wolle es ſich die ganze den Dänen abgenommene Beute allein zueignen und als ſtrebe es mittelſt ſeiner Reformvorſchläge in Bezug auf das Bundesheer nach derſelben Hegemonie in Deutſchland, die im vorigen Jahre Oeſterreich am Frankfurter Fürſtentage für ſich, obwohl vergeblich angeſtrebt hatte. Preußen mußte natürlicherweiſe für die Opfer, die es im Dänenkriege gebracht hatte, einen Erſatz erlangen und Deutſchland war ihm denſelben um ſo mehr ſchuldig, als das allgemeine deutſche Nationalintereſſe gegenüber von Dänemark, Schweden, England und Rußland nicht allein durch den Auguſtenburger gewahrt werden konnte, ſondern es dazu der ſtarken Waffenmacht Preußens bedurfte, dem man daher auch die Vertheidigung der Nord- und Oſtſeeküſten vertrauensvoll hätte anbieten, nicht aber neidiſch und kleinlich hätte verſagen ſollen. Bei der großen Vorliebe, welche der deutſche Bundestag und die deutſche Preſſe für den Prinzen von Auguſtenburg hegte, lag es für Preußen nahe, dieſen an ſich heranzuziehen und mit ihm ihr künftiges gegenſeitiges Verhältniß zu verabreden. Hätten ſie ſich geeinigt, ſo würde auch des Prinzen in Deutſchland weitverzweigte Partei haben zuſtimmen müſſen. Der Prinz ſelbſt hätte nichts Klügeres thun können, als in die ihm von Preußen dargebotene Hand einzuſchlagen, denn er durfte niemals hoffen, an der Spitze ſeiner Advokaten und Profeſſoren und mit

*) Im Sommer 1857 brachen die Freimaurerlogen Englands, Frankreichs und Nordamerikas jede Verbindung mit den drei Großlogen in Preußen ab, weil dieſe letztern noch immer die Juden von ihren Logen ausſchloſſen. Hierauf gaben zwei preußiſche Großlogen ihr bisheriges antijüdiſches Syſtem auf und erklärten allen ihren Meiſterlogen, ſie möchten fortan Juden zulaſſen. (Nach dem Dresdener Journal.)

ſächſiſch-bayriſch-darmſtädtiſchen Anträgen in der Taſche dem behelmten Adler trotzen zu können, und mußte ſich aufs äußerſte hüten, es durch eigne Schuld mit Preußen zu verderben. Preußen hätte ihm gern ſein beſtrittenes Erbrecht zuerkannt und ihn als kleinen Souverän neben ſich geduldet, wie die Großherzoge von Mecklenburg und Oldenburg, wenn er auch gleich dieſen ſich durch treue Nachbarſchaft und Hingebung des preußiſchen Schutzes werth gemacht hätte. Aber er ſpreizte ſich. In einer dreiſtündigen Unterredung mit Bismarck am 1. Juni 1865 erklärte er ſich zu keinem Entgegenkommen bereit, wollte Preußen nicht das Aufſichtsrecht über den Kanal, auch keine Landabtretungen oder wenigſtens nur äußerſt geringe, zum Behuf von Befeſtigungen bewilligen. Eine Militärconvention, wie ſie Coburg mit Preußen abgeſchloſſen hatte, ſchien ihm ſchon zu bedenklich. Wenn er auch etwas bewilligen wolle, würden es die Stände der Herzogthümer verweigern. Auch müſſe erſt Oeſterreich gefragt werden. Ueberhaupt, fuhr er endlich heraus, hätten die Preußen ganz wegbleiben können. Man habe ſie ja nicht gerufen und wenn ſie ſich nicht eingemiſcht hätten, „würde der deutſche Bund die Befreiung der Herzogthümer mit mehr Leichtigkeit unter weniger läſtigen Bedingungen bewirkt haben.“ In der That eine artige Manier, ſich als künftiger Nachbar und Bundesgenoſſe zu empfehlen.

Von Seiten Oeſterreichs riskirte Preußen zunächſt nichts, wenn es einen ſo unbeſonnenen Prinzen laufen ließ, denn Oeſterreich war gern bereit, am 8. Juli mit Preußen gemeinſchaftlich am Bundestage zu erklären, ſie, die beiden deutſchen Großmächte allein würden die Herzogthümer bis zur Entſcheidung des Erbrechts in Beſitz behalten. Des Auguſtenburgers geſchah jetzt keine beſondere Erwähnung mehr, als ſtünde ihm ein Vorrecht vor den andern Prätendenten zu. Im Mitbeſitz der Elbherzogthümer konnte Oeſter-

reich befriedigter ſeyn, als wenn der Auguſtenburger ſich ſchon als anerkannter Herzog in den Elbherzogthümern eingerichtet und am Ende, die Mittelſtaatengruppe verſtärkend, mit dieſen gegen Oeſterreich und Preußen zugleich Front gemacht hätte.

Am 1. Auguſt kamen in Wien wenigſtens die Friedenspräliminarien zu ſtande. Dänemark bequemte ſich, die deutſchen Herzogthümer an Oeſterreich und Preußen abzutreten, und behielt ſich nur eine Regulirung der Grenze in Nordſchleswig vor. Die däniſche Staatsſchuld ſollte nach dem Maß der Bevölkerung auf Dänemark und die Herzogthümer vertheilt werden, die Kriegskoſten aber ſollten die Herzogthümer allein übernehmen. Herr v. Beuſt erlaubte ſich am 12. Auguſt die Frage am Bundestage zu ſtellen, mit welchem Rechte ſich Oeſterreich und Preußen Länder abtreten laſſen von einem Könige, dem ſie in den Augen des deutſchen Bundes rechtlich gar nicht gehören, da der Bund das Londoner Protokoll von 1852 nicht anerkannt habe? Die Großmächte wieſen aber dieſen Einwurf ſehr entſchieden zurück.

Der König von Preußen kam am 20. Auguſt nach Wien und wurde in Schönbrunn vom Kaiſer auf das freundſchaftlichſte empfangen. Ein preußiſcher Adler von rieſenhafter Größe war über der Ehrenpforte angebracht. Die ganze Bevölkerung Wiens war freudig aufgeregt, denn das natürliche Gefühl ſagte ihr, der Bund mit Preußen ſey Oeſterreichs natürlichſte und ſolideſte Stärkung. Auch an der Seine wurde es ſo angeſehen. Napoleon III. ſchloß wenige Wochen ſpäter, am 15. September, den berühmten Septembervertrag mit dem König von Italien ab, worin er ſich verpflichtete, binnen zwei Jahren die franzöſiſchen Truppen aus Rom zurückzuziehen. Das war eine große Conceſſion, die er nicht nur den Italienern, ſondern namentlich auch den Engländern machte. Man weiß nicht, wie er etwa berechtigt ſeyn konnte, jetzt noch an eine

Coalition der drei nordischen Mächte zu glauben, obgleich grade damals Lord Clarendon nach Wien kam, um Oesterreich von einer solchen zurückzuhalten, wie es hieß. Allein die innige Allianz der beiden deutschen Großmächte allein war, ganz abgesehen von Rußland, für Frankreich schon Grund genug, sich nach Bundesgenossen umzusehen, um das Gleichgewicht der Machtverhältnisse herzustellen. Inzwischen waren in dem Gewölk, welches im Osten aufgestiegen war, keine Blitze für ihn enthalten. Die Potentaten wechselten vielmehr freundschaftliche Besuche. Als die Kaiserin Eugenie im September im nassauischen Bade Schwalbach verweilte, empfing sie dort nach einander den Besuch des Königs von Preußen und bald darauf in Darmstadt auch den des russischen Kaisers. Der letztere reiste noch in die Bäder von Nizza, wo ihn am 27. October Napoleon III. besuchte. Bismarck traf in demselben Monat ebenfalls mit dem französischen Kaiser zusammen, im berühmten Seebade Biarritz in der Nähe der Pyrenäen.

In dieser Herbstzeit tagten Bevollmächtigte Preußens und Oesterreichs in Prag, um nach dem Wunsche des Wiener Cabinets womöglich eine Zolleinigung zwischen beiden Staaten zu Stande zu bringen. Preußen konnte dem befreundeten Staate einen solchen Versuch nicht abschlagen, aber die Hindernisse, die den Anschluß Oesterreichs an den deutschen Zollverein trotz oftmals wiederholter Versuche bisher unmöglich gemacht hatten, waren die nämlichen geblieben. Mithin mußte die Prager Zollconferenz scheitern. Inwieweit die Voraussicht dieses Scheiterns, aus der eine neue gegenseitige Entfremdung der beiden Contrahenten hervorgehen mußte, auf die auswärtige Politik eingewirkt hat, ist noch nicht documentirt. Nur sey bemerkt, daß schon vor der Reise Bismarcks nach Biarritz im October Napoleon III. einen alten Feind Oesterreichs, Benedetti, zum französischen Gesandten in Berlin ernannte. Obgleich nun die

Entfremdung zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſich ſchon fühlbar machte, fanden es beide Staaten doch für räthlich, endlich mit Dänemark fertig zu werden, und ſchloſſen am 30. October mit ihm den Prager Frieden ab, im Ganzen nach dem Maßſtabe der Präliminarien. Chriſtian IX. trat als allein berechtigter Beſitzer die Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg an die gemeinſchaftlichen Eroberer, Oeſterreich und Preußen, zur freien Verfügung ab. Die Nordgrenze wurde genau beſtimmt. Die Herzogthümer mußten die Kriegskoſten und 29 Mill. Thaler von der däniſchen Staatsſchuld übernehmen. Unmittelbar darauf trat Graf Rechberg, der den Bund mit Preußen vermittelt hatte, aus dem öſterreichiſchen Miniſterium aus und Graf Mensdorff-Pouilly an ſeine Stelle. Ein Perſonenwechſel und Syſtemwechſel.

Der gemeinſchaftliche Beſitz der eroberten Länder konnte nur als proviſoriſch angeſehen werden. Der Auguſtenburger und Oldenburger hatten ſich ihr Erbrecht in Schleswig-Holſtein vorbehalten; Ritter und Landſchaft von Lauenburg hatten ſchon am 23. October in Berlin um Anſchluß an Preußen mittelſt Perſonalunion bitten laſſen. Die ſächſiſch-hannoveraniſchen Bundestruppen zogen ſich endlich aus den Herzogthümern zurück und die Mittelſtaaten wagten es nicht, gegen den Prager Frieden Einſprache zu erheben. Nur der tapfere Sechsunddreißiger Ausſchuß proteſtirte zu Gunſten des Auguſtenburgiſchen Erbrechts und beſchloß am 15. Dezember, alle ſeine Mittel denjenigen Beamten in den Elbherzogthümern zur Verfügung zu ſtellen, die etwa wegen ihrer Anhänglichkeit an den Auguſtenburger verfolgt werden ſollten. Wichtig war allein, was die beiden deutſchen Großmächte über die Elbherzogthümer verfügen wollten. Mensdorff machte am 21. Dezember Preußen das Anerbieten, ihm den Beſitz der Herzogthümer allein zu überlaſſen, wenn Oeſterreich dafür eine Vergrößerung ſeines deutſchen Gebietes erhielte. Eine ſolche war

nur möglich auf Koſten Bayerns oder Thüringens, alſo jedenfalls auf Koſten der Mittelſtaatengruppe. Erſt als Preußen dieſes Anerbieten abgelehnt hatte, neigte ſich die Wiener Politik wieder mehr den Mittelſtaaten und dem Auguſtenburger zu. In den Herzogthümern ſelbſt erließ Scheel-Pleſſen mit ſechszehn andern am 22. Dezember eine Adreſſe an den König von Preußen, worin derſelbe gebeten wurde, die Herzogthümer zu annectiren. Dieſer Beamte hatte aber früher den Dänen gedient und war den Liberalen ſo verhaßt, daß ihn die Preſſe und die Verſammlungen auf alle Art beſchimpften und verleumdeten. Einſtweilen blieb das Proviſorium in Kraft und am 12. Januar 1865 ſetzten Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich eine Landesregierung für die Herzogthümer in der Stadt Schleswig ein, ohne die Stände einzuberufen. Denn die beiden Großmächte konnten ſich, da ſie immer noch in Unterhandlung ſtanden, dieſe nicht ſtören laſſen durch ein tumultuariſches Dazwiſchenfahren von Leuten, die weniger unbefangene Vertreter des Volks, als blinde Parteigänger der liberalen und zugleich particulariſtiſchen Partei waren.

Am 22. Februar 1865 ſtellte Preußen endlich ganz beſtimmte Forderungen in Bezug auf ſein künftiges Verhältniß zu den Elbherzogthümern. Es hatte mit Oeſterreich die Anſtrengungen und Opfer des Krieges getheilt, ja noch größere Opfer gebracht als Oeſterreich. Es war jetzt mit Oeſterreich zugleich im Beſitz der Herzogthümer. Zum Lohn forderte es nun nicht einen fortdauernden Beſitz der Herzogthümer, ſondern nur ſolche Vorkehrungen, durch welche es in den Stand geſetzt werden ſollte, im eigenen Intereſſe und im Intereſſe des deutſchen Bundes, insbeſondere des Handelſtandes, die Herzogthümer gegen äußere Feinde vertheidigen und die Küſtenplätze an der Oſt- und Nordſee, ſo wie den projectirten Canal ſeiner Marine und ſeinem Handel

öffnen zu können. Es verlangte alſo, daß die militäriſchen Einrichtungen zum integrirenden Theil des preußiſchen Militärſyſtems gemacht werden ſollten. Damit ſollte auch die organiſche Verſchmelzung der Kriegsmarine mit der preußiſchen zuſammenhängen. Desgleichen die Aufſicht über den Canal und über das Poſt- und Telegraphenweſen. Territorialabtretungen verlangte Preußen nur inſoweit, als es deren zur Küſtenbefeſtigung, zu Hafen- und Canalbauten bedurfte. Sodann ſollten die Herzogthümer dem Zollverein beitreten. Rendsburg ſollte deutſche Bundesfeſtung werden, der Kieler Hafen aber ausſchließlich an Preußen kommen. Im Uebrigen ſollte der, deſſen Erbrecht vom Bundestag anerkannt werden würde, die Herzogthümer ſo ſelbſtändig wie irgend ein anderer Bundesfürſt regieren dürfen und nur die Truppen hätten dem König von Preußen als ihrem Kriegsherrn den Fahneneid zu leiſten.

Die unparteiiſche Geſchichte wird, wenn alle Leidenſchaften ſich beruhigt haben, dieſe Forderungen beſcheiden und billig nennen, denn Preußen verlangte nichts, als was zum Schutze ſeiner Küſte, zur Vermehrung ſeiner Marine, zur Förderung ſeines Seehandels nöthig war und was zugleich dem geſammten deutſchen Bunde, wie auch dem deutſchen Handel zu gute kommen mußte. Aber ſchon am 3. März erklärte Oeſterreich, es könne ſoviel nicht zugeben, insbeſondere nicht den Fahneneid. Wie es ſcheint, kam es dem Miniſterium Mensdorff in Wien gar nicht mehr darauf an, wie viel oder wenig Preußen forderte, ſondern es war ſchon entſchloſſen, mit Preußen zu brechen und ihm die Schuld davon zuzuſchieben. Es rechnete wahrſcheinlich auf den Sturz des Grafen Bismarck, denn das preußiſche Abgeordnetenhaus, die ganze Fortſchrittspartei und ihre einflußreiche Preſſe, arbeiteten noch immer, jenen großen Miniſter zu verdrängen, unterſtützt von allen ihren liberalen und demokratiſchen Geſinnungsgenoſſen in den Mittelſtaaten. Auch der Regie-

muß, in welcher dieſe Weſtdeutſchen gegen ihre öſtlichen Brüder fochten, Deutſchland zerfleiſchen halfen und dem Zerſtörer des Reichs kriechende Huldigungen darbrachten. Die Deutſchen waren damit häufig noch freigebiger, als ſelbſt die Franzoſen. In Frankreich widmeten binnen einem Jahr ſechzig Schriftſteller ihre Werke dem Kaiſer Napoleon, in Deutſchland — neunzig. Am glücklichſten waren unter den weſtdeutſchen Völkern die, welche zu Frankreich unmittelbar gehörten und die, welche noch unter den deutſchen Fürſten ſtanden, am unglücklichſten aber die Weſtphalen. Dieſe letztern genoſſen weder die Vortheile franzöſiſcher Bürger, noch den Troſt angeſtammter deutſcher Regenten. Sie wurden ganz als Unterworfne behandelt und ſtanden nicht nur unter einem fremden Prinzen, ſondern auch unter dem unwürdigſten von allen, die Napoleon fabrizirte. Hieronymus verwandelte den Hof zu Caſſel in einen Kloak der Unzucht und Erbärmlichkeit, und herrſchte hier in offner Schande mit Franzoſen und mit dem Auswurf des Adels über das mishandelte Volk.

Im Oſten Deutſchlands war die Knechtſchaft am drückendſten, aber weniger ſchimpflich. Oeſterreich und Preußen waren beſiegt, beraubt, entkräftet, während die Rheinbundſtaaten den Sieg und die Beute getheilt hatten; doch war es immer noch ehrenvoller, vom Reichsfeind mit Gewalt bezwungen zu ſeyn, als ihm freiwillig gegen das Reich Dienſte zu leiſten. Oeſterreich und Preußen litten mehr als die Rheinbundſtaaten, behaupteten aber doch eine größere Selbſtändigkeit. Obgleich Preußen an ſeinen Wunden faſt verblutete, ſann es doch ſchon auf künftige Befreiung. Oeſterreich war nach ſo vielen Niederlagen immer noch am unabhängigſten, aber auch ein geringeres Maaß von Knechtſchaft war für dieſen Staat beſchämend, weil er an Macht und Ehren der

rungen der letzteren war Oeſterreich ſicher, denn auch ſie, mit wenigen Ausnahmen waren Preußen feindlich geſinnt und hielten deſſen Macht für gelähmt durch den inneren Conflict.

Und wirklich machte das Abgeordnetenhaus in Berlin die äußerſten Anſtrengungen, um ſich den Ruhm zu erwerben, als Avantgarde aller Feinde Preußens im Sturm gegen daſſelbe ſich möglichſt auszuzeichnen. Dabei darf nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß auch das Herrenhaus, deſſen Credit ohnehin durch die raffinirte Verachtung, die ihm die Fortſchrittspartei zollte, in der öffentlichen Meinung erſchüttert war, Elemente enthielt, auf die ſich das Miniſterium Bismarck mit nichten verlaſſen konnte, nämlich jene unverbeſſerlichen Conſervativen, die immer noch von einer Allianz der drei nordiſchen Mächte träumten, die von dem engen Bündniß mit Rußland (nach dem Programm der Stahl'ſchen Rede im Jahr 1854) nicht laſſen wollten und Oeſterreich, als Bundesgenoſſen gegen die Fortſchrittspartei, immer noch hold waren. Die Kreuzzeitung verſäumte es, Bismarck zu unterſtützen, während ſie die mit Oeſterreich gehenden Mittelſtaaten, ſofern ſie nur gegen die Liberalen und Demokraten Front machten, hätſchelte. Kurz, wie die Fortſchrittspartei abſolut nichts wiſſen wollte vom deutſchen Beruf Preußens, ſo auch die äußerſte Rechte nicht. Beide extreme Parteien hielten ſich nur an die politiſche Parteifahne, nicht an die nationale.

Das Berliner Abgeordnetenhaus blieb feſt und unerſchütterlich auf dem Standpunkt der Negation, bewilligte für den däniſchen Krieg und für die Flotte keinen Heller, erklärte die ganze preußiſche Armeereorganiſation jetzt noch immer für „null und nichtig" und beſtand darauf, daß ſie rückgängig gemacht, die hundert neuen Regimenter wieder aufgelöst werden ſollten. Die Fortſchrittsblätter rühmten ſogar, daß die preußiſchen Siege in Schleswig „an der preußiſchen Bevölkerung ſpurlos vorübergegangen ſeyen." Und das ſchien auch

ſo, denn die Wahlagitationen zum neuen Landtage brachten nun wieder dieſelbe der Zahl nach weit überwiegende Oppoſition in die neue Kammer. Vergebens zählten die conſervativen Blätter die Erfolge des Miniſteriums Bismarck auf: 1) die ſchnelle Erledigung der kurheſſiſchen Frage und die Demüthigung des böſen Kurfürſten durch den Feldjäger, den ihm Bismarck mit gemeſſenen Befehlen zuſchickte, als die Sendung des General von Williſen nichts gefruchtet hatte, 2) die Befreiung Schleswigs und die Zuſtimmung aller Zollvereinsſtaaten zu dem Handelsvertrag mit Frankreich am 13. Juli 1864. Die Fortſchrittspartei wollte trotz alledem nichts ſehen und nichts hören. Die Zurechtweiſung des Herrn Schulze-Delitzſch in Bezug auf ſeinen frechen Antrag vom 22. Januar wurde trotzig hingenommen. Dieſer Abgeordnete hatte das Miniſterium Bismarck direct beſchuldigt, es wolle die Herzogthümer nicht befreien, ſondern nur „abermals Dänemark überliefern.“ Mit ſehenden Augen wollten dieſe Leute nicht ſehen. Der König von Preußen hatte ſchon bei ſeinem Regierungsantritt verkündet, die Opfer, die er Preußen zumuthe, ſollen für Deutſchland gebracht ſeyn, er hielt feſt und redlich ſein Wort, aber die Schreier übertäubten ſich ſelbſt mit ihrem dummen Unglauben. Gerade die Erfolge Bismarcks waren es, die ſie ſo ſehr ärgerten. Mochte Preußen, mochte Deutſchland zu Grunde gehen, wenn nur Bismarck hätte geſtürzt werden können.

Als König Wilhelm am 14. Januar 1865 den Landtag in Perſon wieder eröffnete, gütig und würdig, wie bisher, und „den dringenden Wunſch ausſprach, daß der Gegenſatz zwiſchen der Regierung und dem Abgeordnetenhauſe endlich ſeine Ausgleichung finden möge,“ glaubte der Präſident des Abgeordnetenhauſes, Grabow, ganz im Sinne ſeiner Partei zu handeln, wenn er in ſeiner erſten Rede vor dem Hauſe dem königlichen Wunſche nur die gröbſten Vorwürfe entgegenſchleuderte, keinerlei Befriedigung oder Dank in Bezug

auf die glorreichen Waffenthaten der Armee und die geschickte Diplomatie Preußens aussprach, sondern nur dagegen tobte, daß ein Paar Beamte versetzt und ein Paar Zeitungen wegen notorischer Preßfrechheit gemaßregelt worden waren. Das Haus widerhallte von Beifall. Graf Eulenburg aber wies dem Präsidenten nach, wie taktlos er geredet habe, und bemerkte, das Haus allein treffe alle Verantwortung, wenn es auch jetzt noch in seiner alten Schroffheit verharre. Aber das Haus wies jede Versöhnung ab, verweigerte abermals die Kriegskosten selbst für den so ehrenvollen Feldzug und ein Budget konnte auch jetzt noch nicht zu Stande kommen. Am 5. Mai verwarf das Haus die dreijährige Dienstzeit der Soldaten und wollte nur zwei Jahre gelten lassen; am 2. Juni verwarf es die für die Marine und Hafenbauten geforderten 19 Mill. Thaler; am 8. Juni verwarf es auch alle Kosten für die Armeereorganisation und verbot sogar noch am 13. Juni der Regierung, ohne Zustimmung des Hauses Geld aus dem Staatsschatz zu nehmen.

An scandalösen Scenen fehlte es auch diesmal nicht. Der Abgeordnete Gneist sagte am 5. Mai von der Reorganisation des Heeres, die sich so vortrefflich bewährt hatte, völlig irres, den Thatsachen widersprechendes Zeug ohne alle Rücksicht auf das Bedürfniß Preußens und Deutschlands, und mit einem spöttischen Seitenblick auf den ritterlichen v. Roon: „Der Kriegsminister ist nicht nur ein politischer, er ist auch ein religiöser Mann und deshalb wird er mir glauben, daß die Reorganisation mit dem Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirn keine dauernde Institution des Landes werden wird, wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt.“ Roon erwiderte: „Wenn der Referent sich erlaubt hat, gegen mich in einer parlamentarisch unerhörten Weise persönlich zu werden, so muß ich staunen, daß kein Ordnungsruf erfolgt ist. Aber ich muß bemerken, daß die Worte des Herrn Referenten das Zeichen der Ueberhebung und der Unver-

ſchämtheit an der Stirne tragen." Der Vicepräſident von Unruh, der an dieſem Tage den Vorſitz führte, fand ſich nicht bewogen, einen Ordnungsruf ergehen zu laſſen, ſondern gab dem Referenten Recht, „da die Reorganiſation des Heeres neben der beſchworenen Verfaſſung nicht aufrecht erhalten werden könne." Gneiſt erklärte, er habe den Kriegsminiſter nicht perſönlich beleidigen wollen, worauf auch Roon ſeine Aeußerung zurücknahm.

Am 1. Juni wurde über die Marine debattirt, für welche das Haus keinen Heller ausgeben wollte. Bismarck hielt bei dieſem Anlaß eine glänzende Rede. Man hatte in Zweifel gezogen, ob Preußen überhaupt etwas allein für die Flotte thun könne, wenn der deutſche Bund nicht wolle. Bismarck ſagte nun, er wiſſe wohl, „daß im Allgemeinen in Deutſchland particulare Intereſſen ſtärker ſind, als der Gemeinſinn. Die Exiſtenz auf der Baſis der Phäaken iſt bequemer als die auf der Baſis der Spartaner. Man läßt ſich gern ſchützen, aber man zahlt nicht gern und gibt nicht das geringſte Hoheitsrecht zum beſten der allgemeinen Intereſſen auf. Aber von der preußiſchen liberalen Partei hätte ich nicht geglaubt, daß ihr maritimer Ehrgeiz ſo weit reducirt ſey, wie ich es hier gehört habe, wonach wir der Unterſtützung der übrigen deutſchen Staaten bedürften, um unſern eigenen Handel zu ſchützen. Ich glaubte daher, in dieſem Hauſe, in welchem die Tendenzen der deutſchen Fortſchrittspartei überwiegen, würde man uns vorwerfen, nicht genug für die Marine gefordert zu haben. Ich war nicht darauf gefaßt, in dem Bericht Ihrer Commiſſion eine indirecte Apologie Hannibal Fiſchers zu finden, der die deutſche Flotte unter den Hammer brachte. Wir fordern nichts als die Möglichkeit, Deutſchland zur See wehrhaft zu machen. Wenn wir wollen, wer wird uns daran hindern? Wir werden ruhig abwarten, ob man uns aus Schleswig zu vertreiben wagt, ob ſich jemand findet, der es unternimmt, Düppel zu belagern, wenn Preußen

darin sind." Die Fortschrittspartei hatte sich im Abgeordnetenhause ganz ebenso wie der Sechsunddreißiger Ausschuß in Frankfurt gerühmt, die liberale Strömung allein habe die Herzogthümer frei gemacht, wie auch den Zollverein wieder hergestellt, als ob die Regierung mit ihrem Heer und mit ihrer Diplomatie nur dieser Strömung habe folgen müssen. Dieses Maulheldenthum mußte dem preußischen Ministerpräsidenten, der wirklich gehandelt hatte und ohne dessen Energie und Klugheit nichts erreicht worden wäre, sehr lächerlich vorkommen. Doch begnügte er sich, zu fragen, ob die liberale Strömung es gewesen sey, die den Widerstand des hessischen Kurfürsten gebrochen habe? „Ich glaube wohl, meine Herrn, daß Sie einen großen Einfluß auf manche Regierungen Deutschlands üben mögen, aber auf Kurhessen nicht." Denen, die auf die Wahlen pochten und meinten, das ganze Volk stehe hinter ihnen, sagte der Ministerpräsident, sie seyen sehr im Irrthum, der bei weitem größte Theil des Volks habe gar nicht gewählt und lasse sich auch durch den Lärm der Gewählten nicht beunruhigen. „Das Vertrauen der Bevölkerung zur Weisheit des Königs ist groß genug, daß sie sich sagen, sollte das Land dabei zu schaden kommen, so wird es ja der König nicht leiden. Die Leute unterschätzen eben die Bedeutung der Verfassung infolge der frühern Traditionen. Ihr Vertrauen in den König wird sie auch nicht täuschen, doch macht es einen peinlichen Eindruck, daß angesichts einer großen nationalen Frage, die seit 20 Jahren die öffentliche Meinung beschäftigt hat, diejenige Versammlung, die in Europa für die Concentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner andern Haltung als zu der einer impotenten Negation sich erheben kann."

Virchow antwortete mit eherner Stirn, die Vorlage der Regierung in Bezug auf die Marine sey von ihr selbst nicht ernsthaft gemeint, nur ein Scheinmanöver. „Auch ist es eine Umkehr der Wahr-

heit, zu ſagen, die Commiſſion habe kein Intereſſe für die Marine an den Tag gelegt. Wenn der Herr Miniſterpräſident den Bericht geleſen hat, weiß ich nicht, was ich von ſeiner Wahrhaftigkeit halten ſoll. Die Wahrheit iſt, daß die Vorräthe im Staatsſchatz abnehmen, daß die Mittel zur Fortſetzung der budgetloſen Verwaltung ſich vermindern und daß man den Ausfall durch eine Anleihe ausfüllen will, um weiter am warmen Ofen ſitzen zu können." Bei dieſen frechen Worten brach die ganze Mehrheit in beifälliges Gelächter aus und lachte fort, als der Miniſterpräſident frug: Wohin es führen ſolle, wenn man Beleidigungen ausſpreche, welche zwingen, perſönliche Genugthuung zu fordern. Die würdige Mehrheit des preußiſchen Parlaments lachte fort. Virchow nahm ſein Wort nicht zurück. Bismarck entfernte ſich. Der Präſident weigerte ſich, Virchow zur Ordnung zu rufen, unter rauſchendem Beifall des Hauſes. Herr v. Bismarck ließ Virchow fordern, dieſer aber weigerte ſich, die Herausforderung anzunehmen, wobei ihm wieder das Haus ſeinen Beifall zollte.

Dieſer Scandal veranlaßte den Finanz-Miniſter von der Heydt, den Antrag zu ſtellen, wenn der Präſident auf beleidigende Aeußerungen den Ordnungsruf verweigere, ſollten fünfzehn Mitglieder des Hauſes berechtigt ſeyn, einen Antrag auf Ordnungsruf zu ſtellen und das Haus ſolle dann darüber entſcheiden. In den Motiven des Antrags wurde das bisherige parteiiſche Verhalten des Präſidenten ſtreng und völlig der Wahrheit gemäß gerügt und bedauert, daß bei ſolcher Präſidialwillkür und bei ſo unſchicklichem Vorgehen der Redner die parlamentariſche Ordnung gänzlich abhanden komme. Auch dieſer Antrag wurde von der Mehrheit abgelehnt. Eben ſo wenig fruchtete eine Rüge von Seiten des Herrenhauſes. Einige Herrn wollten das Recht, von der Tribüne herab ungeſtraft beleidigen und verleumden zu dürfen, geſetzlich beſchränkt wiſſen. Herr von Senfft-Pilſach be-

merkte, die Sprechfrechheit im Abgeordnetenhause sey nur das Echo der Preßfrechheit, die im ganzen Lande herrsche, besonders in den Judenblättern. Der Ministerpräsident äußerte sich dahin: Das Privilegium, zu beleidigen und zu verleumden, sey nicht gefährlich, so lange das Sittengesetz stark genug sey, es unschädlich zu machen; das sey aber leider jetzt nicht mehr der Fall.

Trotz alledem stimmte das Abgeordnetenhaus über den Etat ab, der 14 Millionen Ausgaben und 15½ Mill. Einnahmen feststellte. Wenn es auch die außerordentlichen Kosten für die Armee und Flotte verwarf, wagte es doch nicht, den gewöhnlichen Staatshaushalt zu stören und die Steuern zu verweigern. Eine Halbheit, welche deutlich offenbarte, daß die Mehrheit selber nicht glaubte, das Volk stünde hinter ihr, wie sehr sie auch damit prahlte. Am 17. Juni wurde der Landtag wieder geschlossen, in der kurzen Zeit der neuen Regierung schon zum sechstenmal. In der Schlußrede sagte Bismarck: „Das Haus versagt der Regierung die Mittel zur Herstellung einer den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechenden Kriegsflotte, wie die unter der Mitwirkung früherer Landtage ins Leben gerufene und durch die kriegerischen Ereignisse des vorigen Jahres bewährte neue Heereseinrichtung, unter Gefährdung der äußern Sicherheit des Landes. Aber die Regierung wird unbeirrt durch feindseligen und maßlosen Widerstand, stark im Bewußtseyn ihres guten Rechts und guten Willens, den geordneten Gang der öffentlichen Angelegenheiten und die Interessen des Landes nach außen wie nach innen kräftigst wahren."

Noch während der Session hatte ein Herr Classen-Kappelmann in Köln mit seinen liberalen Freunden eine silberne Bürgerkrone für den Präsidenten Grabow zum Dank für die grobe Rede verfertigen lassen, mit welcher derselbe gleich in der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses debutirt hatte. Jetzt lud der nämliche Kölner Bürger die sämmtliche Mehrheit des Abgeordnetenhauses zu einem großen

Bankett in Köln ein. Die Abſicht dabei war nicht blos, das berüchtigte Reformbankett nachzuäffen, welches der Februarrevolution in Paris vorangegangen war, ſondern auch die fünfzigjährige Feier der Einverleibung der Rheinprovinzen in den preußiſchen Staat, die am 15. Mai ſtattgefunden hatte, durch eine noch viel glänzendere Feier des Liberalismus zu überbieten. Es handelte ſich wirklich um zwei Symbole. Am 15. Mai hatte man die endliche Erlöſung von der Franzoſenherrſchaft und die Wiedervereinigung der Rheinlande mit dem großen deutſchen Vaterlande gefeiert, und davon hatte der franzöſiſch zugeſchulte Liberalismus nichts wiſſen wollen, bei dieſem patriotiſchen Feſte hatte ſich die Fortſchrittspartei nicht betheiligt. Am 22. Juli aber wollte Herr Claſſen-Kappelmann grade im Gegenſatz gegen jenes Nationalfeſt ein Parteifeſt feiern laſſen und demſelben einen viel größeren Glanz verleihen und vielmehr Rühmens davon machen, als von dem frühern gemacht worden war. Er hatte jedoch die ganze Komödie ſchlecht berechnet. Man hetzte nämlich die zahlreichen Arbeiter in Köln auf, daß ſie ſich verſammelten und ſich mit ihren kräftigen Fäuſten dem Comité zu Gebote ſtellten, wenn etwa die Polizei ſich einfallen laſſen ſollte, das Feſt ſtören zu wollen. Dieſer beſtellte Zufluß des wilden Waſſers in ſeinen Ehrenbecher mißfiel Herrn Grabow, wie auch den meiſten andern Mitgliedern der Mehrheit im Abgeordnetenhauſe, nicht nur den gemäßigten, ſondern auch ſogar den heftigen, Waldeck, Twesten ꝛc. und ſie fürchteten, vom geſetzlichen Boden unwillkürlich auf den ungeſetzlichen fortgeriſſen zu werden. Sie ſchlugen alſo die Einladung nach Köln aus und es fanden ſich dort nur 60 bis 70 Abgeordnete ein. Der berühmte Gürzenich, ein alter großer und prachtvoller Saal, war von Claſſen-Kappelmann zu ihrem Empfange bereit gehalten und die Speiſen dufteten ſchon lieblich, als die Polizei einſchritt und das Feſt unterſagte. Der Gürzenich blieb abgeſperrt, das Feſtcomité trotzte noch

und ließ die Speiſen in den zoologiſchen Garten bringen. Kaum aber hatten ſich die Gäſte hier niedergelaſſen und waren die erſten Trinkſprüche ausgebracht worden, als Militär erſchien und die ganze Geſellſchaft zum Garten hinausbeförderte. Noch immer trotzig begab ſich dieſelbe auf das andere Ufer des Rheins nach Deutz, wurde aber auch von hier durch Militär vertrieben. Nun fuhr ſie am andern Morgen rheinaufwärts nach Oberlahnſtein auf naſſauiſchem Gebiet, fand aber auch hier ſchon naſſauiſche Soldaten aufgeſtellt und wurde zurückgewieſen.

Claſſen-Kappelmann hatte beim erſten Einſchreiten der Polizei das Haſenpanier ergriffen und war über die belgiſche Grenze geflüchtet, in der Angſt, man werde ihn verhaften, was aber der Polizei gar nicht einfiel. Um ſich noch lächerlicher zu machen, hatte er einen Aufruf zurückgelaſſen, worin er die Arbeiter dringend bat, ſich der Polizei und dem Militär nicht zu widerſetzen. Die Arbeiter rührten ſich auch nicht, und ihr Organ, der „Socialdemokrat," ſpottete ſeiner mit der tiefſten Verachtung. Das Blatt zählte den Aufruf des Herrn Claſſen-Kappelmann zu den „Aeußerungen der feigen Hunde, des elenden Gothaerthums. Wir verlangen, daß die Organe der Demokratie dem erbärmlichen Philiſterthum, das durch die kräftige Haltung der zu ſeiner Unterſtützung herbeigeeilten Arbeiter in Todesangſt verſetzt wurde, einen kräftigen Schlag auf die alte Schlafmütze und den dicken Schafſchädel geben."

Wie die Fortſchrittspartei in Preußen, ſo agitirte auch die auguſtenburgiſche Partei in den Elbherzogthümern, in den liberalen Vereinen der Mittelſtaaten und am Bundestage gegen die preußiſchen Forderungen und nährte damit die Hoffnung Oeſterreichs, Preußen durch Unpopularität, Mehrheitsbeſchlüſſe und endlich auch im Kriege erdrücken zu können.

Am 24. März 1865 beſchloß Preußen ſeine Flottenſtation von

Danzig nach Kiel zu verlegen und führte dieſen Beſchluß auch trotz der öſterreichiſchen Weigerung aus, um damit den factiſchen Beweis zu geben, daß es unter allen Umſtänden auf ſeinen gerechten Forderungen beſtehen werde. Oeſterreich widerſprach, ohne es zu hindern. Der Ausſchuß der Schleswig-Holſteinvereine erkannte, daß es Preußen Ernſt ſey, und lenkte ein wenig ein. Bisher hatte die alte Partei der Kieler Profeſſoren, des Nationalvereins, des Sechsunddreißiger Ausſchuſſes und der Schleswig-Holſteinvereine den tapfern Preußen, die ihr Blut vor Düppel und Alſen vergoſſen hatten, ſchlechten Dank bezeugt, ja ſich erfrecht, die Parole auszuwerfen: „Lieber däniſch, als preußiſch!“ Am 26. März beſchloß der erſtgenannte Ausſchuß, als ob er dazu bevollmächtigt geweſen wäre, ganz im Sinne des öſterreichiſchen Proteſtes, Preußen den Oberbefehl im Kriege, die Befeſtigungen und die Verfügung über die Marine in den Elbherzogthümern geſtatten zu wollen, nur nicht den Fahneneid und auch nicht das Zoll-, Poſt- und Telegraphenweſen. Am folgenden Tage beantragte Bayern, Sachſen und Darmſtadt am Bundestage, Herzog Friedrich von Auguſtenburg ſolle ſofort die Verwaltung der Elbherzogthümer antreten dürfen. Wieder vier Tage ſpäter gab der Prinz von Auguſtenburg ſelbſt eine Erklärung ab, in der er in ſehr reſervirter Haltung im Allgemeinen den Vorſchlägen Oeſterreichs, des Vereinsausſchuſſes und des eben am Bundestage eingebrachten Antrags zuſtimmte, beſonders aber den Fahneneid aufs entſchiedenſte verweigerte. Am 6. April billigte der Bundestag mit Stimmenmehr den Antrag vom 28. März, wogegen Preußen, wie auch Oldenburg, proteſtirten. Oeſterreich erklärte, es ſey bereit, auf ſeinen Beſitz der Herzogthümer zu Gunſten des Auguſtenburgers zu verzichten, wenn Preußen zuſtimme. Preußen erklärte, es ſey zu einer Verſtändigung bereit, „ſtelle jedoch die Erfüllung der im Bundesbeſchluß ausgeſprochenen Erwartung nicht in Ausſicht.“

reichſte geweſen. Darum war es auch Oeſterreichs unverrücktes Ziel, den fremden Tyrannen im Reich zu bekämpfen. Unermüdlich griff es immer von neuem an, Frankreichs erſter und letzter Feind, der deutſchen Ehre treuſter Kämpfer.

Kapitel CCCCLXV.

Bewegungen in Deutſchland.

Die Beſiegten fingen an ſich zu beſinnen und die verachtete Stimme derer zu hören, die längſt gewarnt hatten. Den preußiſchen Bülow, den einzigen, der Napoleons Kriegsſyſtem verſtand und lehrte, hatte man auf einer Feſtung eingeſperrt. Jetzt fing man an ihn zu ſtudieren, und die Offiziere ſuchten ſich nach ſeinen Vorſchriften und nach ihren eignen Niederlagen zu belehren, der gemeine Mann erhielt beßre Kleidung und Bewaffnung. Durch ſchlechte Feldherrn und Miniſter war alles Unheil über Oeſterreich und Preußen gekommen, jetzt in der Noth traten kräftige, ſichre Männer an die Spitze. Preußen war zu tief gebeugt, als daß es ſich ſchnell hätte erholen können, doch ſeine Miniſter Stein und Hardenberg, ſeine Generale, Blücher, Gneiſenau, Scharnhorſt bereiteten eine beßre Zukunft vor. In Oeſterreich wirkten aufs kräftigſte Metternich im Kabinet, Erzherzog Karl im Heerweſen.

Man ſuchte jedoch nicht allein die äußern Kräfte wieder zu gewinnen, ſondern auch die innre moraliſche Kraft, Nationalſtolz, Vaterlandsliebe, Gemeinſinn. Es hielt freilich ſchwer, unter dem Druck der fremden Herrſchaft Geſinnungen zu wecken, die den Deutſchen ſelbſt ſeit geraumer Zeit abhanden gekommen waren. Schon längſt hatte der Deutſche kein gemeinſames Vaterland mehr, ſchon längſt war der Nationalſtolz mit der Ein-

Die österreichische Erklärung am Bundestag enthüllte die Kluft, die zwischen den Cabinetten von Wien und Berlin aufgerissen war, und hatte den Zweck, die ganze große Partei des Augustenburgers sowohl in den mittelstaatlichen Cabinetten als in den Vereinen für sich zu gewinnen und in ihrem Widerstand gegen Preußen zu stärken. Doch hielt Oesterreich mit einem offensiven Vorgehen gegen Preußen noch zurück, weil es im eigenen Reich noch Sorgen genug hatte und erst einen Systemwechsel im Innern durchführen wollte, wovon wir noch ausführlich handeln werden. Einstweilen konnte es warten, bis die Verstimmung gegen Preußen im deutschen Bunde, in den Herzogthümern und in Preußen selbst dem Ministerium Bismarck immer größere Schwierigkeiten bereiten, ja vielleicht dasselbe stürzen würde.

In den Elbherzogthümern organisirte sich ein förmlicher Terrorismus gegen alle, welche die preußischen Februarforderungen für billig und den Interessen Deutschlands wie der Holsteiner und Schleswiger selbst angemessen hielten. In Kiel bildete sich um den Prinz-Prätendenten unter dem Schutz Oesterreichs eine förmliche, wenn auch geheime „Nebenregierung" mit den entsprechenden Departements. Geld erhielt dieselbe von den Vereinen in Deutschland, wie auch die ausgiebigste Unterstützung in der Presse und in den oft wiederholten Versammlungen. Der Uebermuth wuchs dergestalt, daß die Deutschen in Schleswig jetzt eben so die Jüten in Nordschleswig zu drangsaliren anfingen, wie sie vorher von den Dänen drangsalirt worden waren. Preußen bestellte nun den energischen General Manteuffel am 29. Juni zum Gouverneur in Schleswig und schickte den Prinzen von Hohenlohe nach Nordschleswig, um zur Ordnung zu sehen. Das wurde nun wieder von der Presse als ein despotischer Uebergriff Bismarcks verschrien. Inzwischen dauerten die Unterhandlungen zwischen Berlin und Wien fort. Preußen stellte dem Augustenburger den Oldenburger gegenüber, wenigstens sollte nicht einem allein

von vorn herein der Vorzug gegeben werden. Oesterreich gab aber immer ausweichende Antworten, ohne eine absolut feindliche Absicht blicken zu lassen, denn es wollte das Ministerium Bismarck noch eine Weile hinhalten, um es noch mürber zu machen und langsam, aber sicher, alles zu dem gegen Preußen beabsichtigten letzten Schlage vorzubereiten.

Das berühmte Volkslied wurde in den Elbherzogthümern jetzt mit einem neuen Refrain gesungen, welcher lautete: „Schleswig-Holstein stammverwandt, schmeißt die Preußen aus dem Land!" Der Jude May, aus Preußen gebürtig, redigirte in Altona eine Zeitung voll Gift und Galle gegen Preußen. Nicht liebreicher agitirte der preußische Abgeordnete Frese. Herr v. Zedlitz, der preußische Civilgouverneur, ließ den erstern verhaften, den letztern ausweisen; aber Herr v. Halbhuber, der österreichische Civilgouverneur, nahm den erstern in Schutz.*) Preußen hielt den Standpunkt des Prager Friedens fest. Sollten die Stände der Herzogthümer einberufen werden, so mußten sie zuvor dem Condominat, dem Kaiser von Oesterreich und König von Preußen, als ihren Bundesherrn, huldigen. Die preußischen Kronjuristen stellten damals in ihrem Gutachten fest: Kraft des nicht beanstandeten Londoner Protokolls von 1852 sey Christian IX. Besitzer der Herzogthümer geworden und Kraft des gleichfalls nicht beanstandeten Prager Friedens habe derselbe sein Besitzrecht an Oesterreich und Preußen abgetreten, also habe kein Dritter irgend einen Anspruch auf Besitz oder Regierungsrechte in den Herzogthümern.

Je mehr der Conflict zwischen den beiden Großstaaten wuchs,

*) Im Jahr 1851 hatte Feldmarschall-Lieutenant von Legedisch bei der Besitznahme Holsteins einen österreichischen Schneider, Namens Rucciniz, der agitirte, ohne Weiteres festnehmen und nach Oesterreich schleppen lassen.

desto eifriger steckten die Minister der Mittelstaaten die Köpfe zusammen, um die Triasidee, der sie schon so oft hatten entsagen müssen, nochmals ins Leben zu rufen. Die beiden großen Agitateren für die Selbständigkeit der Mittelstaaten, v. Beust und v. d. Pfordten, kamen am 14. Juli in Leipzig zusammen, um eine gemeinsame Politik zu verabreden. Diese sollte sich auf den Bundestag stützen, dessen Bedeutung immer in Schatten trat, wenn Oesterreich und Preußen einig waren, gleich aber wieder zum Vorschein kam, wenn sie uneinig waren. Diesmal konnten die Mittelstaaten überdies auf die Zustimmung Oesterreichs rechnen, das lieber die Mittelstaatengruppe durch den neuen, dem Augustenburger zugedachten Kleinstaat, als Preußen durch eine Machterweiterung in Norddeutschland verstärkt wissen wollte. Also beantragten Sachsen, Bayern und Darmstadt am 27. Juli am Bundestage, derselbe solle die beiden Großstaaten fragen, wie es mit den Elbherzogthümern eigentlich stehe, und jedenfalls die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund betreiben.

Der König von Preußen hatte unterdeß den Entschluß gefaßt, mitten ins feindliche Lager zu gehen und sich Gewißheit zu verschaffen. Er begab sich nach Karlsbad, und als ihm hier der Kaiser von Oesterreich nicht entgegenkam, nach dem Bade Gastein im Salzburgischen, von wo aus mit dem Kaiser in Wien ernste Verhandlungen gepflogen wurden. Unterwegs in Regensburg hielt der König von Preußen einen Ministerrath, von dem man glaubte, er habe die Möglichkeit eines nahen Kriegs in Aussicht genommen, am 21. Juli. Oesterreich aber war noch nicht in der Lage, jetzt schon mit Preußen brechen zu wollen. Der König von Preußen weilte wochenlang in Gastein und der österreichische Gesandte in München, Graf Blome, flog zwischen Gastein und Wien hin und her, bis endlich am 14. August der **Gasteiner Vertrag** zu Stande kam, ein von beiden Theilen nur als solches angenommenes

verlängertes Proviſorium, wonach, um Conflicte wie die zwiſchen Halbhuber und Zedlitz künftig zu vermeiden, die Elbherzogthümer zwar im gemeinſchaftlichen Beſitz beider Großſtaaten bleiben, die Verwaltung aber getrennt werden ſollte. Man kam überein, Holſtein ſolle von Oeſterreich, Schleswig von Preußen allein verwaltet werden. Lauenburg ſollte nach dem Wunſch der Stände und des Volks von Preußen erworben werden und als Entſchädigung 2½ Mill. Thaler an Oeſterreich zahlen. Rendsburg ſollte Bundesfeſtung, Kiel Bundeshafen werden, einſtweilen aber noch unter preußiſchem Commando bleiben. Auch der Canal ſollte unter preußiſche Aufſicht kommen und Schleswig-Holſtein dem Zollverein beitreten.*)

*) Drei Jahre ſpäter brachte die „Peſt" am 10. Dezember 1868 eine angebliche Enthüllung, wonach Oeſterreich damals mit Preußen im Bunde zu bleiben verſprochen haben ſoll, wenn Preußen ihm geſtatte, ſein Gebiet auf Koſten der ſüddeutſchen Nachbarn zu erweitern, was aber Preußen abgelehnt habe. Der Artikel lautet: „Das Gerücht, das kurz nach Abſchluß des Gaſteiner Vertrags im Sommer 1865 von geheimen Zuſatzartikeln deſſelben erzählte, ſcheint Beſtätigung zu finden. Mit überraſchender Beſtimmtheit erklärt eine in München ſeit kurzer Zeit erſcheinende politiſche Wochenſchrift, in den Beſitz der fraglichen echten Artikel gekommen zu ſeyn, und veröffentlicht eine Reihe derſelben. Von beſonderem Intereſſe iſt es, die Plane kennen zu lernen, die Oeſterreich kurz vor dem Ausbruche des deutſchen Kriegs in Bezug auf den befreundeten Nachbarſtaat hegte. Nach Art. 3 ſollte die Annexion folgender Gebietstheile Bayerns an Oeſterreich in Ausſicht genommen werden: die ehemalige Probſtei Berchtesgaden in dem Umfange, in welchem derzeit das bayriſche Landgericht Berchtesgaden, die Perle des bayriſchen Hochlandes beſteht, ſammt denjenigen Theilen, welche am rechten Ufer der Alz vom Eintritte in bayriſches Gebiet bis zu deren Einmündung in den Inn gelegen ſind, ſowie dasjenige Gebiet, welches links der Linie von Neſſelwang nach Kempten und von da ab bis Wurzach auf dem linken Illerufer gelegen iſt. Art. 5 garantirt dem Kaiſer von Oeſterreich eine förmliche Oberherrſchaft über Süddeutſchland mit den Worten:

Hierauf begrüßten ſich die Monarchen von Preußen und Oeſterreich perſönlich in Salzburg. Noch einmal ging durch die Mittelſtaaten und ganz Europa ein Schauer der Angſt, beide deutſche Großſtaaten könnten ſich am Ende doch wieder ernſtlich aneinander anſchließen. Das Ausland grollte, Rußland drückte Bedauern aus, Frankreich mißbilligte, daß die Bevölkerung in den Herzogthümern nicht befragt worden ſey, in England polterte Ruſſel heraus, „der Gaſteiner Vertrag trete die Rechte der Fürſten und Völker mit Füßen.“ Der Bundestag war vorſichtig genug, Ferien zu machen (am 31. Auguſt). Die Delegirten der ſchleswig-holſteiniſchen Vereine proteſtirten am 6. September gegen die Theilung der Herzogthümer. Dagegen wurde bemerkt, die Theilung ſey ja nur eine proviſoriſche Maßregel, und

---

„Se. Maj. der König von Preußen übernimmt in den Königreichen Hannover und Sachſen, den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Sachſen-Weimar, in dem Kurfürſtenthume Heſſen, dann in den Freien Städten Hamburg und Bremen, Se. Maj. der Kaiſer von Oeſterreich in den Königreichen Bayern und Württemberg, ſowie in den Großherzogthümern Baden und Heſſen-Darmſtadt und der Freien Stadt Frankfurt die Militärgewalt, die Vertretung nach außen mit dem Rechte, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, die Oberhoheit über das Poſt-, Eiſenbahn- und Telegraphenweſen, ſowie die Erhebung der Zollgebühren. Inſofern die hiernach von den beiden Schutzmächten vereinnahmten Staatsgefälle die nach der Bevölkerungszahl auszuſchlagende Beitragsquote zu den militäriſchen und diplomatiſchen Koſten nicht erreichen, behalten ſich JJ. MM. vor, die Abführung des Reſtes aus den Landescaſſen in geeigneter Weiſe anzuordnen.“ Es iſt vorderhand abzuwarten, ob dieſe Angaben nicht dementirt werden; wäre dies aber nicht der Fall, ſo hätten die bayriſchen und württembergiſchen Partikulariſten ohne Zweifel guten Grund, nachzudenken, ob ſie durch ihren raſtloſen Hülfsſchrei nach Oeſterreich wegen Vergewaltigung durch Preußen nicht in Wahrheit den Bock zum Gärtner zu machen ſuchen.

Bismarck entfiel das praktiſche Wort: „Wer Schleswig hat, der hat auch Holſtein!“ Die Annektirung Lauenburgs wurde vom König von Preußen perſönlich vollzogen und Bismarck bei der Huldigungsfeier in Ratzeburg zum Grafen erhoben, am 27. September.

In Schleswig und Holſtein gab man ſich nicht zufrieden, ſondern wurde der undankbare und unnatürliche Haß gegen Preußen fort und fort geſchürt. Die Wiener Politik legte es darauf an, das öſterreichiſche Gouvernement in Holſtein auf Koſten des preußiſchen in Schleswig möglichſt populär zu machen, um den Preußen die Herzogthümer zu verleiden und zugleich den Mittelſtaaten zu ſchmeicheln und deren Beiſtand gegen Preußen immer mehr in Anſpruch zu nehmen. Manteuffel in Schleswig wurde beſtändig geneckt und geärgert. Man beſchuldigte ihn, er begünſtige die Jüten und wolle Nordſchleswig wieder an die Dänen bringen; wenn er einmal einen Beamten wegen notoriſcher Wühlerei abſetzte, ſchrie man über tyranniſche Unterdrückung. Es half nichts, wenn er auch mit ſoldatiſcher Entrüſtung ausrief, nie werde der Boden, den preußiſche Soldaten mit ihrem Blut erkämpft, wieder abgetreten werden und er ſelbſt werde jede ſieben Fuß breit Erde mit ſeinem Leibe decken. Das war es gerade, was man nicht von ihm hören wollte. In Holſtein dagegen wurde der öſterreichiſche General von Gablenz als Gouverneur auf alle Art geliebkost und nahm das auch gar wohlgefällig auf. Der Prinz von Auguſtenburg durfte mit ſeiner Nebenregierung in Kiel ungehindert fortwirthſchaften und alles in Bewegung ſetzen, um den preußiſchen Namen in den Herzogthümern verhaßt zu machen. Derſelbe war ſo verwegen, am 14. October nach Eckernförde zu kommen, um daſelbſt vorausbeſtellte Huldigungen mit obligater Illumination als rechtmäßiger Landesherr entgegen zu nehmen. Manteuffel ließ ihm aber bedeuten, wenn er noch einmal ohne Erlaubniß

des Königs den Boden des Herzogthum Schleswig betrete, werde er ihn feſtnehmen laſſen.

Auch der Sechsunddreißiger-Ausſchuß in Frankfurt ſetzte wieder einen Abgeordnetentag in Scene, um ſich wichtig zu machen, verrieth aber gerade damit ſeine Unfähigkeit, in die Geſchicke Deutſchlands einzugreifen. Der berufenen Unberufenen verſammelten ſich am 1. October nur etwas über zweihundert aus den Mittelſtaaten. Aus ganz Oeſterreich kam nur ein Mann, aus Preußen fanden ſich nur ſieben ein, begreiflich, denn das ahnungsvolle Ohr hörte ſchon den Donner der Kanonen in den Großſtaaten, wozu ſollte da das Geſchwätz in den Mittelſtaaten noch nützen? Unter den Ablehnungsſchreiben, die dem Sechsunddreißiger-Ausſchuß aus Preußen zukamen, zeichnete ſich das des aus den Herzogthümern gebürtigen Geſchichtſchreiber Mommſen aus, der den Frankfurtern, dem mittelſtaatlichen und auguſtenburgiſchen Particularismus und der Fortſchrittspartei ihren Standpunkt klar machte, ihnen die Ohnmacht ihrer anmaßlichen Proteſtationen darlegte und ſie auf den nationalen Standpunkt hinwies, da gerade ſie es ſeyen, die dem großen Nationalintereſſe am meiſten ſchadeten. Solche Wahrheiten wollten aber die eitlen Schwätzer in Frankfurt nicht anhören. Kecklich proclamirten ſie ihre Beſchlüſſe: 1) das Selbſtbeſtimmungsrecht des ſchleswig-holſteiniſchen Volkes beſteht in Kraft und der Gaſteiner Vertrag wird als Rechtsbruch von der Nation verworfen. 2) Die deutſchen Ständeverſammlungen, vor allem das preußiſche Abgeordnetenhaus, ſollen für die Rechte der Herzogthümer eintreten; 3) dieſelben ſollen den Regierungen, welche die bisherige Politik der Vergewaltigung fördern würden, Steuern und Anlehen verweigern.

Niemand achtete auf dieſe Frankfurter Komödie. Man fand ſie zu unbedeutend, um gegen ſie einzuſchreiten, auch hatte Graf Bismarck mit ſeiner Methode, die Schwätzer ſich ausſchwatzen zu laſſen, ſchon

ſo glücklich operirt, daß manche andere Regierung, die ſich ſonſt durch Kammeroppoſitionen genirt fühlte, die neue Methode gern adoptirte. Zum Ueberfluß machten die Arbeiter von der extremen demokratiſchen Partei des Laſſalle den 200 Claſſen-Kappelmännern in Frankfurt eine ähnliche Demonſtration wie die in Köln. Sie drangen nämlich in den großen Saal der Abgeordneten ein und verhöhnten die Profeſſoren, Advokaten und reichen Fabrikherren, welche ſich für die Volkspartei ausgäben, von denen aber das Volk nichts wiſſen wolle. Oeſterreich und Preußen begnügten ſich, den Frankfurter Senat auf die Unſchicklichkeit aufmerkſam zu machen, die darin liege, daß er am Sitz des Bundestags ein ſolches Afterparlament tagen laſſe, gaben der Sache aber weiter keine Folge, als der weiſe Senat die Ungebühr in Schutz nahm und der freien Stadt Frankfurt die Freiheit ihrer Entſchließungen vorbehielt.

Dieſe Thorheiten in Frankfurt öffneten endlich den Mitgliedern des Nationalvereins wenigſtens in Norddeutſchland die Augen. Sie tagten am 24. October in Berlin und Leipzig und beſchloſſen, wenn ſie auch in ihrer Oppoſition gegen Bismarck in der Verfaſſungsfrage beharrten, ſo unterſtützten ſie doch die deutſche Politik Preußens gemäß der Reichsverfaſſung von 1848. Eine allgemeine Verſammlung in Frankfurt am 29. October, bei der ſich auch viele Preußen aus dem Berliner Abgeordnetenhauſe eingefunden hatten, ſtimmten im Weſentlichen zu, nicht ohne erbitterten Widerſpruch der Kleinſtaatler. Auch die pretiöſe Nebenregierung in Kiel bekam eine derbe moraliſche Ohrfeige in der Flugſchrift des Herrn von Treitſchke. Dieſelbe wies nämlich nach, daß während die auguſtenburgiſche Partei in ihren Organen das Beſtehen einer ſolchen förmlichen Nebenregierung aufs beſtimmteſte leugne, es in den Acten des Abgeordnetentages am 1. October in Frankfurt ausdrücklich heiße: „für die Zwecke der herzoglichen Regierung und im Einverſtändniß mit derſelben ſind

347,813 Gulden verwendet worden." Alſo ſey Preußen wohl berechtigt geweſen, ſich von einem Prinzen zurückzuziehen, der einen ungewöhnlich hohen Grad von Unklugheit und Unaufrichtigkeit gezeigt habe."

Im Dezember 1865 wurde der frühere Beſtand des Herrenhauſes in Berlin wieder hergeſtellt. Im Jahr 1860 waren 90 Vertreter des Grundbeſitzes auf 41 reducirt worden. Von nun an traten ſie wieder in voller Zahl ein.

Am 15. Januar 1866 eröffnete der Miniſter-Präſident Graf Bismarck die preußiſchen Kammern im Auftrag des Königs und ſagte in der Thronrede: Obgleich das Etatsgeſetz nicht zu Stande gekommen ſey, lege er den Nachweis der Einnahmen und Ausgaben des laufenden Jahres vor, woraus man erſehen könne, daß die preußiſchen Finanzen ſich fortwährend in günſtiger Lage befinden. An der Armeereorganiſation halte der König feſt, ſie habe ſich bereits praktiſch bewährt. Eine ſchnelle und kräftige Entwicklung der preußiſchen Seemacht ſey dringend, erfordere aber außerordentliche Mittel, die das Land bewilligen möge. „Die ſchließliche Entſcheidung über die Zukunft der beiden Elbherzogthümer iſt einer weitern Verſtändigung vorbehalten. Preußen hat in dem Beſitze Schleswigs und der in Holſtein gewonnenen Stellung ein ausreichendes Pfand dafür erhalten, daß dieſe Entſcheidung nur in einer den deutſchen Nationalintereſſen und den berechtigten Anſprüchen Preußens entſprechenden Weiſe erfolgen werde." Insbeſondere hebt die Thronrede hervor, von welcher Wichtigkeit die Ausführung des Nordoſtſeecanals ſey, und verlangt vom Lande die Mittel dazu, in der Hoffnung, daß das Geſammtintereſſe Deutſchlands den beſondern Parteiſtellungen in Bezug auf die innere Frage werde übergeordnet werden. Krone und Landtag ſollten ſich zur Löſung der nationalen Aufgabe die Hand bieten.

Dieſe patriotiſche Anſprache fand im Abgeordnetenhauſe kein ge-

neigtes Gehör. Präſident Grabow kam ſchon gleich in der Begrüßungsrede auf das alte Thema des Verfaſſungsſtreites zurück, beſchwerte ſich über die Maaßregeln, die ſeine Partei betroffen hatten, namentlich über die Verhinderung der Claſſen-Kappelmannſchen Demonſtration in Köln. Die Oppoſitionspreſſe aber kam den Kammerberathungen noch zuvor, indem ſie rieth, „die von der Regierung geforderten Credite nicht zu bewilligen, da die Fortſchritte Preußens in den Herzogthümern noch nicht genugſam conſtatirt ſeyen.“ Profeſſor Virchow trug im Abgeordnetenhauſe ſogar darauf an, die Erwerbung des Herzogthums Lauenburg für ungültig zu erklären, da die Regierung die Erwerbung gemacht habe, ohne vorher den Landtag zu fragen. In denſelben Tagen wußten Berliner Correſpondenten von einer Scene zu erzählen, die ſich auf einem Hofball zugetragen haben ſollte. Es hieß nämlich, der ruſſiſche Großfürſt Conſtantin habe dem Grafen Bismarck in herriſcher Weiſe das Annectiren unterſagt. Inzwiſchen ruft Bismarck am 3. Februar im Abgeordnetenhauſe, „was denn die Oppoſition wolle? Früher habe ſie die preußiſchen Februarforderungen gebilligt und nun wolle ſie dem König nicht erlauben, Souverän von Lauenburg zu werden. Wenn wir Schleswig und Holſtein ebenſo durch Perſonalunion erwerben könnten, wäre das nicht vortheilhaft? Im Drange der Geſchäfte könne man den Landtag nicht immer zuſammenrufen, und wenn der große Kurfürſt bei allem, was er für Preußen that, erſt immer den Landtag hätte fragen müſſen, würde er die rechte Zeit verſäumt haben und vielleicht wäre uns die Provinz verloren gegangen, von der die Monarchie den Namen trägt.“

Mittlerweile waren die Abgeordneten Tweſten, Freſe wegen ihrer Reden in Anklageſtand verſetzt worden und der Juſtizminiſter, Graf zur Lippe, erſuchte das Obertribunal um eine Entſcheidung, wie weit, da der Paragraph 84 der Verfaſſung den Abgeordneten Redefreiheit zuſichere, dieſe Freiheit geſetzliche Schranken finden könne, damit ſie nicht

heit untergegangen, schon drei Jahrhunderte vor Napoleon. Und jetzt unter dem eisernen Joch dieses Despoten sollte das erstorbene Gefühl für Einheit wieder belebt werden. Doch grade indem die Folgen der Zwietracht und Deutschvergessenheit am schrecklichsten sich offenbarten, mußte das Gefühl und die Einsicht der begangenen Fehler deutlicher als jemals erwachen. Man konnte freilich nur heimlich sich verständigen und anfeuern, aber auch schon verborgne Wünsche, Gesinnungen, Ideen waren von großem Gewicht, weil in ihnen die Keime zu künftigen Thaten lagen. Napoleon sah selbst am besten ein, welche Gefahr ihm das Erwachen des deutschen Nationalstolzes und die dämmernden Ideen von deutscher Einheit bringen könnten. Er unterdrückte sie daher im ganzen Bereich seiner Herrschaft mit der sorglichsten, ja mit einer kleinlichen Aufmerksamkeit. Seine Schergen mußten über die deutschen Bücher wachen und er ließ den Buchhändler Palm in Erlangen zur Warnung für jeden andern erschießen, weil derselbe eine Schrift über die Erniedrigung Deutschlands verlegt hatte und ihren Verfasser großmüthig nicht nennen wollte. In den Rheinbundstaaten konnte die bessere Gesinnung nicht leicht aufkommen, in Preußen war der Feind so wachsam, daß man nur im Stillen sich verständigen konnte. Hier traten viele wackre Männer in den s. g. Tugendbund zusammen, dessen Zweck es war, eine künftige Befreiung Deutschlands einzuleiten. So ohnmächtig im Dunkeln dieser schwache Bund sein Wesen trieb, so trug er doch viel bei, die Gemüther gegen Frankreich zu stimmen, und für Deutschlands Ehre zu begeistern. In Oesterreich geschah auch in dieser Hinsicht das meiste. Hier wirkten Genz, Friedrich Schlegel, Hormayr und andre durch patriotische Schriften. Hier sprach man laut vom alten Deutschland, hier stand der alte Kaiser

auf eine allem Recht und Geſetz hohnſprechende Weiſe mißbraucht werde. Das Obertribunal entſchied am 29. Januar, Abgeordnete könnten allerdings unter gewiſſen Umſtänden und Bedingungen wegen Mißbrauchs ihrer Redefreiheit vor die Gerichte gezogen werden.*) Obgleich nun die Motivirung dieſer Entſcheidung der höchſten Gerichtsſtelle noch nicht bekannt war, wurde dieſe Stelle doch augenblicklich, wie in der Preſſe, ſo im Abgeordnetenhauſe ſelbſt mit Schmähungen überhäuft und beſchuldigt, durch zwei improviſirte Hülfsarbeiter ein Stimmenmehr für die Entſcheidung erkünſtelt und ſich zum blinden Werkzeug miniſterieller Willkür hergegeben zu haben. Twesten ſelbſt hielt, ziemlich taktlos, ſeine oratio pro domo. Indem die Redner der Oppoſition die Unverantwortlichkeit des regierenden Souveräns auf ſämmtliche Mitglieder des Abgeordnetenhauſes übertrugen und eine Entſcheidung des höchſten Gerichtshofs nicht anerkannten, ſtellten ſie ihre jeweilige Willkür ſelbſt über Recht und Geſetz. Weshalb ihnen auch Graf Bismarck entgegnete, ſie klagten über Cabinetsjuſtiz, wollten aber dafür nur eine Kammerjuſtiz haben. Und in der That war die Heiligkeit des Rechts an ſich mit der Unabhängigkeit der Gerichte preisgegeben, gleichviel, ob ein Richterſpruch höchſter Inſtanz durch monarchiſche, oder durch parlamentariſche Willkür ungültig gemacht wurde.

---

*) „Nach der vorſtehenden Ausführung hat es, ſoweit es ſich um Verleumdungen im Sinne des § 156 des Strafgeſetzbuchs oder um Beleidigungen mit dem Charakter der Verleumdung handelt, wie ſie der Abſatz zwei des § 102 des Strafgeſetzbuches vorausſieht, nicht angenommen werden können, daß ſie durch den Artikel 84 der Verfaſſungsurkunde beſchützt ſind. Denn das Weſen dieſer Vergehen beruht gerade in der Behauptung oder Verbreitung unwahrer, dem Haß oder der Verachtung ausſetzender Thatſachen, auf die ſich der Artikel 84 nicht bezieht (ſofern er nur von Meinungen ſpricht), und deren Vorhandenſeyn die Anklage behauptet."

Da die Sprache im Abgeordnetenhauſe immer leidenſchaftlicher, rückſichtsloſer wurde, machte die Regierung ein Ende damit. Am 18. Februar ſchickte das Miniſterium die drei Beſchlüſſe des Abgeordnetenhauſes, welche den Proteſt gegen die Beſitznahme Lauenburgs, gegen das Obertribunal und gegen die Verhinderung des Abgeordnetenfeſtes in Köln enthielten, dem Präſidenten Grabow mit dem Bemerken zurück, die Regierung könne ſolche verfaſſungswidrige Beſchlüſſe nicht annehmen. Die Oppoſition berieth, was nun zu thun ſey? Die äußerſte Linke verlangte Einſtellung der Sitzungen bis das Miniſterium ſeine Erklärung würde zurückgenommen haben. Das linke Centrum wollte ſo weit nicht gehen und die Mehrheit vereinigte ſich endlich dahin, über das Schreiben des Miniſteriums einfach zur Tagesordnung überzugehen. Aber ſchon am 22. erſchien Graf Bismarck im Abgeordnetenhauſe und las eine Ordre des Königs vor, durch welche der Landtag bis zum Ende der gegenwärtigen Wahlperiode vertagt wurde.

Die Erklärung des Miniſteriums vom 18. Februar lautete wörtlich: „Das Miniſterium lehnt die Annahme dieſer Schriftſtücke ab, weil die darin mitgetheilten Beſchlüſſe in der dem Hauſe der Abgeordneten durch die Verfaſſung beigelegten Competenz nicht nur keine Begründung finden, ſondern verſchiedene Artikel der Verfaſſung ausdrücklich verletzen. Das Haus der Abgeordneten iſt weder berechtigt, einen von Seiner Majeſtät dem Könige geſchloſſenen Staatsvertrag für rechtsungültig zu erklären, noch richterliche Urtheilsſprüche anzufechten, noch den Beamten der Executivgewalt Vorſchriften zu ertheilen. Der Beſchluß des Hauſes vom 3. Februar verletzt den Art. 48, der vom 10. den Art. 86, der vom 16. den Art. 45 der Verfaſſung.“

Das Herrenhaus richtete eine Adreſſe an den König (57 Unterſchriften), worin dem König für ſeine feſte Haltung gedankt und aus-

geſprochen wurde, das Königthum bleibe der Mittelpunkt und Träger des preußiſchen Staates, nicht das Abgeordnetenhaus, dem ſchwere Vorwürfe gemacht wurden.

Es war ein Unglück für Oeſterreich, daß es am preußiſchen Bündniß nicht auch noch nach dem Dänenkriege feſthielt und die preußiſchen Forderungen in Bezug auf die Elbherzogthümer und die Ueberwachung der deutſchen Nordküſten nicht genehmigte. Indem es Preußen nicht an der Nord- und Oſtſee wollte mächtiger werden laſſen und ihm dort die auguſtenburgiſchen Anſprüche in den Weg warf, verſcherzte es die ihm ſo unentbehrliche Freundſchaft Preußens, ohne an den wieder herangezogenen, immer unzuverläſſigen Mittelſtaaten irgend einen beſſern Halt gewonnen zu haben.

Während des Dänenkriegs war der Wiener Reichstag unterbrochen. Als er am 12. November 1864 wieder eröffnet wurde, blieben nicht nur die Ungarn und Croaten, ſondern diesmal auch die Böhmen aus, die ſich ein Beiſpiel an den Ungarn nahmen und gleich dieſen eine möglichſt ſelbſtändige Stellung ertrotzen wollten. Da entſchloß ſich Kaiſer Franz Joſeph, die Front ſeiner Politik abermals zu verändern und ſich den Ungarn und Böhmen zu nähern, indem er ſich zugleich der deutſchen Mittelſtaaten und liberalen Parteien und Vereine wieder gegen Preußen bedienen konnte, denn der Haß der letztern gegen Bismarck war noch im Steigen begriffen. Alſo mußte Graf Rechberg, der mit Bismarck Hand in Hand gegangen war, am 27. October 1864 dem Grafen Mensdorff-Pouilly weichen. Der letztere löste einſtweilen das Bündniß mit Preußen noch nicht auf und ſchloß ſogar noch im folgenden Jahre den Vertrag von Gaſtein, um Zeit zu gewinnen und erſt die Verſöhnung mit den Ungarn durchzuführen, wie auch die Böhmen durch Conceſſionen an das Kaiſerhaus zu feſſeln. Dann erſt, glaubte er, ſey die Zeit gekommen, um Preußen Geſetze vorſchreiben zu können.

Im Frühjahr 1865 machte ſich der arme Reichstag in Wien in ſeiner Unſchuld unbequem. Er war nämlich ſo ehrlich, einmal die ſchreckliche Finanzlage des Reichs zu überlegen und wollte nicht mehr ſo flüchtig darüber hinweggehen, als es bisher geſchehen war, noch mit den unvollſtändigen Angaben und Ausflüchten des Finanzminiſteriums ſich begnügen. Da waren 20 Millionen, die zur Einlöſung von Partialhypotheken beſtimmt geweſen, zu ganz andern Zwecken verwendet worden, da konnten Commiſſionen und abermalige aus beiden Häuſern zuſammentretende Ausſchüſſe doch nicht hinter die Wahrheit kommen, und nachdem ſchon ſo viele Anſchläge überſchritten und immer wieder Schulden contrahirt worden waren, bereitete von Plener, der Finanzminiſter, dem Reichstag im Anfang Juni noch die angenehme Ueberraſchung, ſchließlich noch einen weitern Credit von 117 Millionen zu fordern. Da half alles Klagen nichts, der Reichstag war ja eine Null, nicht vollzählig, nur ſcheinbar competent. Wenn er nicht Spaß verſtand, jagte man ihn fort. Schmerling, den man einſt in der Paulskirche den Pfiffikus nannte, ſagte den jammernden Reichstagsmitgliedern ſchon am 28. März ſehr wahr: „An dem, was geſchehen iſt, könnt Ihr doch nichts mehr ändern, und indem Ihr Oeſterreich als einen Verſchwender und Bankerottirer darſtellt, nehmt Ihr ihm vollends allen Credit, Ihr, die Ihr ihm neuen Credit verſchaffen ſolltet. Auch unſere auswärtige Politik lähmt Euer Schelten und Toben. Wie können wir nach außen hin kräftig auftreten, wenn Ihr ſelbſt uns die materiellen Mittel verſagt und uns moraliſch herabwürdigt?“ Das Haus hätte ihm antworten können, er habe vollſtändig Recht, daß das Uebel der Finanzen in Oeſterreich unheilbar ſey, ſo lange man nicht ehrlich Bankerott mache, die großen Staatsbetrüger alle an den Galgen hänge und einen ganz neuen, ſoliden Haushalt ohne Juden anfange.

Unterdeß hatte Fürſt Moritz Eſterhazy eine Verſöhnung des

Kaiſers mit den Ungarn angebahnt. Die hohe Ariſtokratie hoffte, die große zur Mäßigkeit geneigte Partei Deaks werde gefügiger werden, wenn der Kaiſer ſelbſt nach Ungarn komme und die nationalen Forderungen wenigſtens annähernd bewillige. Es wurde viel insgeheim unterhandelt und als der Kaiſer am 6. Juli 1865 in Peſth erſchien, empfing man ihn öffentlich mit großem Feſtjubel. Man wußte wohl, er wäre nicht gekommen, wenn er die Ungarn nicht nöthig hätte, berechnete aber mitten unter den Freudenfeſten, daß man je mehr von ihm erlangen werde, je ſpröder man noch in den Hauptfragen an Deaks Programm feſthalte. Ein erſtes Pfand gab der Kaiſer den Ungarn, indem er den Grafen Mailath zum Hofkanzler ernannte und den ſtrengen Grafen Palffy entfernte.

Da Schmerling mit dem Liberalismus zugleich die Staatseinheit vertreten hatte, war er natürlicherweiſe nicht blos den nach Autonomie ſtrebenden Ungarn überhaupt, ſondern auch vorzugsweiſe den jetzt wieder ans Ruder gekommenen großen Magnaten zuwider. Man hatte eine Zeitlang gehofft, mit dieſem liberalen Miniſter, mit der Februarverfaſſung und mit dem Reichsrath zu einem gedeihlichen Abſchluß gekommen zu ſeyn und von nun an Ruhe zu haben. Dieſe Hoffnung war vereitelt, denn nach vier Jahren war der Reichsrath immer noch nicht vollzählig und die liberalen Verfaſſungsparagraphen und Kammerreden konnten den Einheitsſtaat nicht zuſammenflicken, nachdem er einmal aus den Fugen gegangen war. Schmerling mußte daher am 27. Juli ſeinen Abſchied nehmen und erntete Undank und Tadel, wie vor ihm Graf Rechberg. Obgleich kein einzelner Miniſter, mit denen der Kaiſer abwechſelte, an dem Wechſelfieber Schuld war, an welchem der Staat unheilbar erkrankt zu ſeyn ſchien. An demſelben Tage trat Graf Belcredi an Schmerlings Stelle und mit den Perſonen änderte ſich auch das ganze Regierungsſyſtem. Am gleichen Tage wurde der Reichstag einſt-

weilen geſchloſſen und am 20. September erſchien ein kaiſerlicher Befehl, durch welchen überhaupt die ganze bisherige Reichsverfaſſung ſiſtirt wurde. Das mußte geſchehen, wenn man die Ungarn befriedigen wollte. Belcredi aber verband damit noch einen andern Zweck, er war nämlich ſehr für die Böhmen eingenommen und wollte auch dieſen zu derſelben Autonomie und Unabhängigkeit vom Reichsrath in Wien verhelfen, wie den Ungarn. Ueberdies hatte der bisherige Reichsrath durch Klagen und Beſchwerden die Regierung nur genirt, ohne ihr eine kräftige Stütze zu ſeyn.

Schmerlings Austritt fiel in die Tage im Anfang des Auguſt, in denen die Wiener Univerſität ihr Jubiläum feierte. Die Feier war nicht ſehr glänzend, weil die alte katholiſche Gewohnheit ſich mit den Forderungen proteſtantiſcher Gleichberechtigung und mit einer gewiſſen Autonomie der Studenten noch nicht ausgeglichen hatte, ſo daß die letztern gar nicht theilnahmen. Indeſſen hatten die andern deutſchen Univerſitäten zur Begrüßung Vertreter nach Wien geſendet und Herr von Schmerling benutzte dieſen Anlaß, ſich den deutſchen Liberalen und Gothaern wieder zu empfehlen, indem er Virchow, Gneiſt und Waldeck vom Berliner Abgeordnetenhauſe zu Ehrendoctoren vorſchlug (was der Kaiſer nicht genehmigte) und am Schluß des Feſtes den Gäſten zum Abſchied ſagte: „In der Paulskirche wollten wir 1848 die Einheit Deutſchlands gründen, in demſelben Frankfurt am Main wollte der ritterliche Kaiſer Franz Joſeph 1863 dasſelbe Werk vollbringen. Es mißlang. Aber zum drittenmal wird es gelingen. Auf Wiederſehen in Frankfurt.“

Ein Ereigniß in der kaiſerlichen Familie machte mehr Aufſehen außerhalb als innerhalb Oeſterreichs. Erzherzog Maximilian nämlich, Bruder des Kaiſers, ließ ſich auf den Wunſch Frankreichs zum Kaiſer von Mexiko wählen und reiste dahin ab, nachdem er am 9. April 1864 ſeinem Erbrecht in Oeſterreich hatte entſagen müſſen. Außer

6000 Mann, die er in Oesterreich werben lassen durfte, erhielt der Erzherzog keine Unterstützung von seinem Mutterlande.

Die größte Neuerung, die aus dem Systemwechsel in Wien hervorging, war nicht mehr der einfache Föderalismus, der den einzelnen Kronländern möglichst viele Freiheit gewährt hätte, sondern, weil dadurch die Gesammtmonarchie doch gar zu sehr aufgelockert worden wäre, ein künstlicher Dualismus. Die neuen Rathgeber der Krone theilten das Reich in zwei große Hälften, östlich und westlich vom Leithafluß. Der ungarische Hofkanzler Graf Mailath wurde Minister der transleithanischen Reichshälfte, unabhängig von Belcredi, dem ersten Minister der cisleithanischen Hälfte. Dieses Arrangement sollte den Ungarn schmeicheln und zugleich ihre Ansprüche auf Croatien und Siebenbürgen unterstützen. Da diese letztern sich aber nicht würden fügen wollen, konnten sie immerhin noch als Gegengewicht gegen die Ungarn verwerthet werden. In der cisleithanischen Reichshälfte konnte, nachdem die Ungarn ausgeschieden waren, das deutsche Element allein nur noch mühsam dem slavischen die Wage halten und augenblicklich schwoll auch den Czechen der Kamm und sie fingen an, mit großem Ungestüm auch ihre nationalen Forderungen geltend zu machen. In Ungarn und Böhmen war die Freude über die Neuerungen gleich groß, nur in den deutschen Kronländern wurden sie tief betrauert.

Als am 23. November die sämmtlichen einzelnen Landtage diesseits der Leitha eröffnet wurden, verlangten sie beinahe alle den sistirten Reichstag und die Februarverfassung zurück und zwar nicht blos, um das Kaiserreich in seiner alten Einheit und Größe zu erhalten, sondern auch aus liberalen Sympathien und Besorgnissen vor der Aristokratie, die jetzt wieder das Heft in die Hand nahm. Nur Tirol schloß sich von diesen Demonstrationen aus. Je düsterer aber die Stimmung in diesen cisleithanischen Landtagen war, um

ſo freudiger brausten die Ungarn auf, als am 14. Dezember der Landtag in Peſth wieder eröffnet wurde. Man gab dem Kaiſer glänzende Feſte und die Stimmung war ſo günſtig, daß auch die Kaiſerin nach Peſth kam, wobei der Jubel ſich erneuerte. Allein im Freudenbecher blieb ein Tropfen Gift zurück. Die Ungarn gaben ſich nicht aufrichtig dem Kaiſer hin und benutzten nur die Verlegenheit deſſelben, um ihm ihre Ergebenheit um den höchſten Preis zu verkaufen. Auch wollten ſie nach dem Princip der Perſonalunion nur mit ihm allein zu thun haben, nicht mit ſeinem ſonſtigen cisleithaniſchen Anhang. Der ungariſche Adel ging darin ſo weit, daß er zu einem Balle, welchen er dem Kaiſerpaare in Peſth gab, die kaiſerlichen Offiziere nicht einlud. Auf dem Landtage ſelbſt hielten ſich die Ungarn, trotz aller Artigkeiten gegen den Kaiſer in der feſten Poſitien, welche ſie einmal eingenommen hatten, und wollten den Kaiſer nur als König von Ungarn gelten laſſen und nur dieſem letztern, nicht aber dem erſtern Opfer bringen.

Ihre Adreſſe ſagt: „Unſere Verfaſſung hat nicht im Octoberdiplom ihren Anfang genommen, ſie iſt von gleichem Alter wie der Beſtand des Landes und hat ſich aus dem Leben der Nation entwickelt. In Ungarn beruhen die ſtets heilig gehaltenen Rechte der königlichen Gewalt auf der Verfaſſung. Unter Gewährleiſtung der Aufrechthaltung der Verfaſſung hat die ungariſche Nation in der Vorzeit ihre Könige gewählt, unter derſelben Gewährleiſtung hat ſie aus eigenem freiem Willen das Recht der Thronfolge ſowohl in der männlichen als nach dem Erlöſchen in der weiblichen Linie des allerhöchſten Hauſes Oeſterreich feſtgeſtellt, und dieſe Gewährleiſtung haben unſere Herrſcher bei jeder Krönung in ihren Inaugural-Diplomen erneuert. Als Ew. Majeſtät im Jahre 1860 ſich allergnädigſt bewogen fanden, das abſolute Regierungsſyſtem in Zukunft aufzugeben, hofften wir zuverſichtlich, daß unſere zu Recht beſtehende,

aber faktisch suspendirte Verfassung wieder hergestellt werden und Ew. Majestät auf Grundlage derselben die etwa nöthige Abänderung eines oder des andern Theiles unserer Gesetze im Wege der ordentlichen Gesetzgebung zu vermitteln geruhen werde. Unsere Hoffnung wurde jedoch nicht verwirklicht. Ungarns feierlich verbürgte constitutionelle Rechte wurden umgangen und das October-Diplom oktroyirte vor allem andern eine gemeinsame Verfassung für die ganze Monarchie, welche auch auf uns ausgedehnt wurde. In diese oktroyirte gemeinschaftliche Verfassung wurden jene wesentlichen Rechte Ungarns übertragen, welche die ungarische Nation ihrer avitischen Verfassung gemäß, hinsichtlich des eigenen Vaterlandes selbst ausübte, und welche mit der vollkommenen Sicherheit der Monarchie nie im Gegensatz standen, ja die Aufrechthaltung derselben wesentlich befördert hatten. Nachdem jedoch Ew. Majestät dieses October-Diplom in unserem Vaterlande nicht im Wege der Oktroyirung zur Geltung zu bringen gesonnen sind, sondern dasselbe unserem Reichstage „zur reiflichen Erwägung, eindringlichen Berathung und Annahme" mittheilen: so schweigen wir über die mit unserer Verfassung im Widerspruch stehende Art seines Ursprunges. Was jedoch seinen Inhalt betrifft, so haben wir denselben in reifliche Erwägung gezogen und uns vollkommen überzeugt, daß jene Umschreibung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, welche dieses Diplom andeutet, in Bezug auf ihren Umfang in vielem über die Grenzen der pragmatischen Sanction hinausreicht, und vieles der vaterländischen Gesetzgebung entzieht, was zu entziehen die vollkommene Sicherung der in der pragmatischen Sanction ausgesprochenen Zwecke eben nicht gebietet. Nachdem jedoch unser Ausgangspunkt derselbe ist, welchen Ew. Majestät als gemeinschaftlich anerkannte Rechtsgrundlage auch Ihrerseits als Ausgangspunkt bezeichnet haben, so erklären wir Ew. Majestät mit aufrichtigem Vertrauen, daß wir durch Annahme der Vorschriften

und Grundsätze dieses Diploms die Annullirung unserer Verfassung und unserer constitutionellen Selbständigkeit und gesetzlichen Unabhängigkeit selbst auf uns laden würden."

Noch stärker läßt sich der Adreßentwurf über das Februarpatent aus: „dasselbe schien eher auf Einverleibung als Vereinigung abzuzielen, und eine einjährige Erfahrung hat gezeigt, daß die im Patent enthaltene Verfassung weder die Völker beruhigte, noch praktisch ausführbar war. Ungarn gegenüber wäre dasselbe ein noch schärferer Ausdruck der Rechtsverwirkungs-Theorie gewesen, als das Octoberdiplom, und es würde die Gefahr, in welche uns das Octoberdiplom durch die über die Grenzen des Rechtes und der Nothwendigkeit hinausgehende Umschreibung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten bringen würde, durch die Annahme des Patentes vom 26. Februar noch schwerer werden.

„Unsern aufrichtigen Dank drücken wir Ew. Maj. auch dafür aus, daß Allerhöchstdieselben den kroatisch-slavonischen Landtag aufzufordern geruhten, er möge rechtzeitig für seine entsprechende Vertretung auf unserem gegenwärtigen Reichstage Sorge tragen.

„Doch verschweigen wir bei unserem ehrfurchtsvollen Danke auch die Besorgniß darüber nicht, daß, während die allerhöchste Thronrede von Kroatien und Slavonien spricht, Dalmatien in derselben nirgends erwähnt wird. Dieses Land gehört, gemeinsam mit Kroatien und Slavonien, zur ungarischen Krone, und indem Ew. Maj. als Ausgangspunkt die pragmatische Sanction bezeichnen, welche es entschieden ausspricht, daß die Länder der ungarischen Krone von einander nicht getrennt werden können, so wird es sicherlich nicht im Wunsche Ew. Majestät liegen, daß die Integrität der ungarischen Krone auch fernerhin geschädigt bleibe.

„Die Beschlüsse des kroatischen Landtages von 1861, welche Ew. Maj. uns mitzutheilen geruhten, glauben wir am zweckmäßigsten

noch und die Geiſter der Vorzeit ſchienen mit ihm zu ſtreiten.

Das Beiſpiel Spaniens wirkte mächtig auf alle Gegner des Weltbezwingers. Ein Volk hatte vermocht, was keinem ſtehenden Söldnerheer gelungen war. Die beſiegten Regierungen ſahen ein, man müſſe das Volk in Maſſe zu Hülfe rufen und aus einem Soldatenkrieg einen Volkskrieg machen. In Weſtphalen, Preußen, Oeſterreich waren die Franzoſen nicht minder gehaßt, als in Spanien, das Volk war alſo ganz willig, die Regierungen aufs kräftigſte zu unterſtützen. Oeſterreich bewaffnete ſeine männliche Bevölkerung und führte neben dem ſtehenden Heer die Landwehr ein. Dieſes einfache Mittel ergänzte ſchnell den ungeheuern Verluſt an Soldaten ſeit den frühern Feldzügen, jetzt war Volk und Heer ein und daſſelbe, die Kluft zwiſchen dem knechtiſchen Söldnerheer und dem unthätigen unbewaffneten Volke war durch die Landwehr ausgefüllt. Der Soldat wurde bürgerlicher, Bürger und Bauer wurden kriegeriſcher. An der Spitze ſeines begeiſterten Volkes durfte der Kaiſer von Oeſterreich es wagen, die Befreiung Deutſchlands zu verkündigen, alle Deutſchen gegen Frankreich aufzumahnen und kühn ins Feld zu rücken. Er wählte den Augenblick, da Frankreichs Heere ſich in Spanien fruchtlos verbluteten und Napoleon nicht ſeine ganze Macht gegen ihn wenden konnte.

Im April 1809 brach der neue Kampf in Deutſchland aus. Leider blieben die Oeſterreicher faſt ganz allein, Preußen hatte ſich noch zu wenig erholt und ſeine Feſtungen waren noch im Beſitz der Franzoſen, der Rheinbund war zu eng mit Napoleon verbunden, hier fand die Stimme der deutſchen Freiheit nur ein ſchwaches Echo. Nur an drei Punkten brach die Empörung gegen Frankreich aus, in Heſſen, Brandenburg und

dann in Verhandlung nehmen zu können, wenn wir in der Lage seyn werden, mit den Vertretern dieser Länder oder mit ihren zum Zwecke des Ausgleiches delegirten Bevollmächtigten gemeinsam zu berathen und diese Angelegenheit unter ihrer Mitwirkung zu entscheiden.

„Ew. Maj. wollen uns nicht mit absoluter Fürstengewalt eine neue Constitution aufoktroyiren, und wir, gebunden durch die zu Recht bestehenden Grundgesetze der ungarischen Verfassung, wären zur freien und freiwilligen Annahme einer solchen oktroyirten Constitution nicht einmal berechtigt. Ew. Maj. fordern uns, von der pragmatischen Sanction ausgehend, auf, in constitutionellem Wege zu modifiziren, was in unseren Gesetzen fehlerhaft, und zu ergänzen, was in denselben mangelhaft ist. Doch das Land steht auch jetzt fortwährend unter einer absoluten Regierung. Unsere Constitution, auf Grund deren wir das Recht der Legislative üben müßten, ist auch jetzt noch in ihren wesentlichen Bestandtheilen suspendirt. Unsere sanctionirten Gesetze, bezüglich welcher Ew. Maj. selbst es gnädig anerkennen, daß gegen ihre formelle Legalität keinerlei Einwände erhoben werden können, werden als factisch nicht bestehend betrachtet.

„Wir bitten daher Ew. Maj. um Rechtscontinuität im Sinne unserer Gesetze, besonders um eine parlamentarische Regierung, ein verantwortliches Ministerium und um die verfassungsmäßige Wiederherstellung des Gesetzes; denn das nicht vollzogene Gesetz ist ein todter Buchstabe; ohne Rechtscontinuität lebt die Verfassung nicht. Wir bitten um keine politische Unmöglichkeit, wir wollen die Sicherheit der Monarchie nicht gefährden oder die gesetzlichen Rechte unseres Herrschers beeinträchtigen, und immer werden wir die rechtlichen Ansprüche der Bruderländer würdigen. Auch wir betrachten dieselben als Gemeininteressen von großer Bedeutung, aber wir sind überzeugt, daß die Ernennung verantwortlicher ungarischer Minister und die

verfaſſungsmäßige Wiederherſtellung der Landesmunizipien mit dieſen hochwichtigen Gemeinintereſſen nicht im Widerſpruch ſtehen.

„Neben der parlamentariſchen Regierung und dem verantwortlichen Miniſterium iſt die geſetzliche munizipale Selbſtverwaltung der Komitate, Bezirke und Städte ein weiteres weſentliches Erforderniß unſerer Verfaſſung. Dieſe beiden ſtehen in unlösbarer Verbindung mit einander.

„Alle Inſtitutionen Ungarns durchweht die Idee der Autonomie, ſie vereinigt die beſten Kräfte zur Unterſtützung der öffentlichen Verwaltung, ſie bietet durch ihre Oeffentlichkeit die ſicherſte Controle gegen Mißbräuche, ſie ſetzt den widerrechtlichen Uebergriffen der Amtsgewalt Schranken. Zur Zeit unſeres conſtitutionellen Lebens hat ſie unſer Vaterland vor dem bureaukratiſchen Syſtem bewahrt, welches mit den Inſtitutionen, dem öffentlichen Leben und den Gebräuchen des Landes in directem Gegenſatz ſteht.

„So lange jene autonome Verwaltung der Landesmunizipien, welche ihnen die Verfaſſung zuweiſt, nicht hergeſtellt wird, kann auch die conſtitutionelle Thätigkeit des Volkes der öffentlichen Verwaltung nicht zu Hilfe kommen. Ohne Oeffentlichkeit wird die Controle mangelhaft ſeyn, und während dem leidet das Vertrauen zu den Functionären am meiſten; die öffentliche Verwaltung aber wird auf anderem Wege mit ſo namhafter Koſtenerſparung zweckmäßig kaum geregelt werden können. Die autonome Munizipalverwaltung iſt ein Haupttheil der Selbſtändigkeit der innern Landesverwaltung, welche doch auch Ew. Majeſtät allergnädigſt anzuerkennen geruhten."

Dadurch nun ſah ſich der Kaiſer am 8. März 1866 gezwungen, die Forderungen der Ungarn zurückzuweiſen und ernſt und entſchieden dabei zu beharren, daß das Kronland Ungarn verpflichtet ſey, zur Erhaltung der Geſammtmonarchie beizutragen und der Reichseinheit unterworfen zu bleiben, wie die andern Kronländer. Wenn

der Kaiſer in dieſer Frage nachgegeben hätte, ſo würde ihm das Miniſterium in Peſth ohne Zweifel die Truppen verweigert haben, die er aus Ungarn beziehen mußte, um ſie in den preußiſchen Krieg hineinzuführen.

Um ein Gegengewicht gegen die Ungarn zu bekommen, fing nun das Wiener Cabinet den Böhmen auffallend zu ſchmeicheln an. Zu dieſem Zweck war eigens Belcredi ins Miniſterium berufen worden, denn dieſer that alles für Böhmen und vernachläſſigte und ſchädigte die Deutſchen. Schon am 18. Januar 1866 erließ er ein Sprachgeſetz, welches die Kinder der Deutſchen in Böhmen zwang, in den Schulen czechiſch zu lernen. Auf der Univerſität Prag ſollte nicht mehr blos deutſch, ſondern auch in czechiſcher Sprache geleſen werden. Auch verlangten die Czechen eine Aenderung des Wahlgeſetzes zum Vortheil ihrer Nationalität.

Um auch die feindſelige Stimmung in Venetien zu beſchwichtigen, ertheilte der Kaiſer am Neujahr dort eine Amneſtie und geſtattete den politiſchen Flüchtlingen die Rückkehr. Eine übelberechnete Großmuth, denn ſie verrieth nur Schwäche und machte die italieniſche Regierung nur kühner, den Krieg gegen Oeſterreich zu eröffnen, nachdem auch der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen bereits unvermeidlich geworden war. Da ich die Geſchichte dieſes Krieges bereits in einem beſondern Werke niedergeſchrieben habe, muß es mir hier genügen, darauf hinzuweiſen, indem ich nur bemerke, daß die Schuld an dieſem Kriege einzig dem Wiener Cabinet zur Laſt fällt, ſofern es Preußen herausforderte, ohne deſſen Recht und Stärke gehörig erwogen zu haben, und indem es ſich auf die ewig unzuverläſſigen Mittelſtaaten als Bundesgenoſſen und ſchließlich auf die Hülfe Frankreichs verließ, die ihm durch nichts geſichert war.

Dunkle Gerüchte gingen um, es ſey ein Plan zwiſchen den Cabinetten von Wien und Paris beſprochen worden, wonach Oeſterreich

ſein Venetien abtreten wolle, wenn es dafür unter franzöſiſchem Beiſtand Schleſien eintauſchen könne. In der Weſerzeitung kam ein Artikel aus München vom 14. April 1866, worin es hieß, ein Mitglied der öſterreichiſchen Geſandtſchaft daſelbſt habe ſich geäußert: „Wir geben Italien Venedig und das Feſtungsviereck, ein höchſt unſicherer Beſitz, der uns weit mehr koſtet, als er einträgt. Das preußiſch-italieniſche Bündniß wird dadurch eine Todgeburt und das dann endlich bis zur Adria freie Italien, das uns ſchon einmal 600 Mill. geboten, übernimmt mit Vergnügen 1000 Millionen von Oeſterreichs Schulden, und wenn Oeſterreich, getrieben und entſchuldigt durch die Lage, einen kühnen Griff in das Kirchenvermögen macht, hat es noch weitere 1000 Mill. Gulden und iſt dann in jeder Hinſicht befähigt, Preußen auf den Sand zu ſetzen.“ Dieſer ſchöne Plan wurde auch in Wien ſelbſt in einem Artikel der „Neuen Preſſe“ vom 15. April gutgeheißen. „Preußen will uns der Macht und des Anhangs berauben, ohne welche unſere Exiſtenz als Großſtaat undenkbar iſt; Italien will uns nur eine Provinz entwenden, die uns erſetzt werden kann. Die europäiſche Staatskunſt hat ſchon viel darüber nachgeſonnen, uns eine Entſchädigung für Venetien auszumitteln. Eine Kriegserklärung von Seite Preußens würde dieſe ſchwierigſte aller europäiſchen Probleme am leichteſten löſen. Daſſelbe Schleſien, welches uns durch einen Eroberungskrieg vor einem Jahrhundert entriſſen wurde, könnte als eine vollſtändige Compenſation für Venetien gelten. Es handelte ſich hauptſächlich darum, den Imperator an der Seine, der unmöglich mit günſtigen Augen die kriegeriſche Aggreſſion Preußens betrachten kann, für dieſen Plan zu gewinnen.“ Man konnte ſich nicht deutlicher verrathen.

Nichtsdeſtoweniger waren es gerade wieder die Parteigänger Oeſterreichs in der Preſſe, welche Preußen beharrlich beſchuldigten, es buhle um die franzöſiſche Freundſchaft und wolle ſich Frankreichs

Beiſtand gegen Oeſterreich durch Verrath an Deutſchland, durch Abtretung deutſchen Bundesgebiets erkaufen. Als Graf Bismarck im October 1865 einen Monat im Bade Biarritz zubrachte, ſchwollen dieſe böswilligen Gerüchte an und von Wien aus wurden ihm täglich durch die Poſt die wüthendſten Schmähartikel bis in das Pyrenäenbad nachgeſchickt. Man bezüchtigte ihn ſogar, eine öſterreichiſche Anleihe in Paris verhindert zu haben, als ob er auch nur die Mittel gehabt hätte, einen Druck auf die europäiſche Börſe auszuüben. Bald hieß es, er wolle die bayriſche Pfalz, bald das reiche Kohlenbecken der Saar, bald das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlaſſen. Die Lügenpreſſe war ſo mächtig, daß ſich das Publikum wirklich dadurch bethören ließ und die Magiſtrate von Saarbrücken und dem benachbarten St. Johann am 23. Februar 1866 gegen die Abtretung des Kohlenbeckens proteſtirten, als hätte die preußiſche Regierung auch nur entfernt daran gedacht.

Daß Oeſterreich den Gaſteiner Vertrag brechen wollte, trat immer deutlicher zu Tage. Der öſterreichiſche Geſandte, Graf Karolyi, brachte am 10. Januar 1866 Inſtructionen aus Wien nach Berlin, welche an der feindlichſten Abſicht nicht zweifeln ließen. Graf Bismarck ſtellte am 26. dem Wiener Cabinet in einer ſehr verſtändigen Depeſche noch einmal vor, welches Gewicht die Intereſſen hätten, welche Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich ſeyen; allein man hatte in Wien ſchon ſeinen Entſchluß gefaßt und brach die Gelegenheit zum offenen Bruche vom Zaun. Am 23. Januar 1866 duldete das öſterreichiſche Gouvernement in Holſtein eine große Volksverſammlung in Altona, wozu auch der Sechsunddreißiger-Ausſchuß von Frankfurt ſeine Agitatoren, unter andern auch wieder den unvermeidlichen Metz, abſchickte. Hier wurde nun tumultuariſch die Einberufung der Stände verlangt, ein Vorgehen, welches Oeſterreich hätte verhindern können, wenn es ihm nicht erwünſcht geweſen wäre. Im

Hintergrunde ſtand ja auch Frankreich, deſſen Kaiſer wiederholt ausgeſprochen hatte, die Bevölkerung der Herzogthümer ſolle befragt werden. Preußen beſchwerte ſich in Wien, erhielt aber am 7. Februar eine kalte Abfertigung: „Der gegenwärtige Zuſtand der Herzogthümer ſey nur ein proviſoriſcher und deshalb müſſe jedem anderweitigen Rechtsanſpruch die freie Aeußerung zuſtehen.“ Noch in demſelben Monat erfuhr man, daß Oeſterreich heimlich rüſte, Pferde aufkaufe und Truppen in Böhmen zuſammenziehe. Vom 7. März an rathſchlagten die nach Wien einberufenen Marſchälle Oeſterreichs über den Kriegsplan; am 15. wurden große Truppenmaſſen aus Ungarn nach Böhmen in Bewegung geſetzt und am 16. forderte ein öſterreichiſches Umlaufſchreiben die Mittelſtaaten auf, nach Artikel 13 der Wiener Schlußakte ſich auf eine baldige Kriegsbereitſchaft gefaßt zu machen.

Preußen konnte dieſen Demonſtrationen gegenüber nicht unthätig bleiben. Doch begnügte es ſich mittelſt einer Ordre vom 16. März vorerſt nur die ſchleſiſchen Feſtungen armiren zu laſſen, und forderte am 24. durch Umlaufſchreiben die Mittelſtaaten zu Erklärungen auf, inwieweit ſie mit Preußen zu gehen bereit ſeyen. Alle antworteten ablehnend und wieſen Preußen an den Bundestag. Da erklärte Oeſterreich ſchon am 26., es ſtelle die Entſcheidung über die Herzogthümer gänzlich dem Bundestag anheim. Das war nun ein offener Bruch des Gaſteiner Vertrages und des Prager Friedens, welche auf der Baſis einer Nichteinmiſchung des Bundestags geſchloſſen worden waren, und in denen ſich beide Staaten wiederholt und ausdrücklich verpflichtet hatten, die Sache der Herzogthümer allein in die Hand zu nehmen und in der Hand zu behalten. Nach dieſem offenen Bruch der Verträge von Seite Oeſterreichs befahl der König von Preußen am 28. ſeiner Armee, ſich in Kriegsbereitſchaft zu ſetzen, und brachte am 9. April beim Bundestage einen Antrag auf Bundesreform und

eines aus Urwahlen hervorgegangenen deutſchen Parlamentes ein. Dazu berechtigte ihn die Lauigkeit der Mittelſtaaten und die notoriſche Unfähigkeit derſelben, mit ihrer ungenügenden Heerverfaſſung in einem europäiſchen Kriege das zu leiſten, was der deutſche Bund von ſeinen Mitgliedern zu verlangen hatte. Die Einberufung des Parlaments aber ſollte den Liberalen beweiſen, Preußen denke nicht daran, eine reactionäre Politik befolgen zu wollen.

Die Gegner Preußens aber ſchloßen die Augen und verſtopften die Ohren. Man hatte ſich ſo in Haß hinein gelogen, daß man keine friedliche Ausgleichung mehr duldete; aber auch in die Täuſchung, es werde leicht ſeyn, mit Preußen fertig zu werden. Das Berliner Abgeordnetenhaus und die preußiſche Preſſe ſelbſt hatten das preußiſche Offizierscorps unaufhörlich und ſyſtematiſch verleumdet, in jeder vereinzelten Ausſchreitung eines Offiziers ſofort den ſchlechten Geiſt des ganzen Corps erkennen wollen, und ſelbſt der däniſche Feldzug hatte den blödſinnigen Parteihaß nicht überwunden. Auch rechnete man darauf, die verheiratheten Landwehrmänner würden lieber dem Abgeordnetenhaus als Parlamentsarmee dienen und den verhaßten Bismarck verjagen, als Krieg mit Oeſterreich führen wollen. Am 7. Mai machte ein verblendeter Jüngling einen Mordverſuch auf Bismarck, der glücklicherweiſe mißlang. Alle dieſe unvernünftigen Feinde Preußens, unter denen ſich auch unſchuldige Schwärmer befanden, die nur durch die ewigen Lügen der Preſſe verblendet waren, dachten nicht daran, welches Unglück ſie über das deutſche Vaterland bringen würden, wenn es ihnen gelänge, den großen Miniſter in Berlin zu ſtürzen und Preußen zu unterdrücken. Schon waren die Landkarten angefertigt, auf denen die künftige Verkleinerung Preußens eingetragen war, indem alle ſeine Nachbarn ſich ein Stück davon nehmen wollten. Allein Frankreich und Rußland hätten auch ein Wort mitgeſprochen, und Oeſterreich würde ihnen einen Theil der Beute auf Koſten

Deutſchlands haben überlaſſen müſſen. Oder wenn es von ungeheurem Kriegsglück und vom Genie eines Miniſters, wie Fürſt Felix v. Schwarzenberg einer geweſen, unterſtützt, die volle Herrſchaft über Deutſchland erlangt hätte, ſo würde es auch zu der reaktionären und ultramontanen Politik Schwarzenbergs zurückgekehrt ſeyn, und dann hätten die Fortſchrittsmänner, die jetzt für Oeſterreich gegen Preußen zu Felde zogen, den wohlverdienten „Dank von Haus Oeſterreich“ in Empfang genommen.

Man laſſe nicht außer Acht, daß der unbeſonnene Krieg im Jahr 1866 von Oeſterreich unter ganz ähnlichen Umſtänden wie der von 1859 gewagt wurde. In beiden Fällen hatte man eine liberale Reichsverfaſſung beſeitigt, herrſchte der ariſtokratiſche Hochmuth und hoffte man, durch einen glücklichen Krieg eine gänzliche Umgeſtaltung der Dinge im Sinn der Reaction herbeizuführen, wodurch man aller bisherigen Sorgen wegen Ungarn würde überhoben werden.

Sechstes Buch.

Die deutſchen Mittelſtaaten.

Die Mittelſtaaten trieben keine gute Politik. Jeder wollte allzuklug nur ſein kleines Particularintereſſe wahrnehmen, ſtets bereit, dafür den andern im Stich zu laſſen. Wenn ſie gemeinſchaftlich handelten, geſchah es nur, um gegen den einen oder andern deutſchen Großſtaat, Preußen oder Oeſterreich, zu operiren, wodurch das deutſche Geſammtintereſſe faſt immer mehr oder weniger gefährdet wurde. In der Periode, von der wir hier handeln, hielten ſie ſich zu Oeſterreich und feindeten Preußen an, weil der neue König von Preußen und ſein energiſcher Miniſter, Freiherr v. Bismarck, anfangs nur leiſe erkennbar, bald aber immer deutlicher zur deutſchen Politik von 1813 zurückkehrten. Denn wiederholt mahnten die preußiſchen Noten am Bundestage, den Bund gründlich zu reformiren, da er nicht nur innerlich zu locker ſey, weshalb er 1848 ganz auseinandergefallen, ſondern da er auch keinen Schutz Geſammtdeutſchlands nach außen gewähre. Nun lag aber den Mittel- und Kleinſtaaten nichts an

Gesammtdeutschland, denn sie fürchteten, demselben, wenn es Ernst würde, einen Theil ihrer Souveränetät und ihre bisherige Bequemlichkeit zum Opfer bringen zu müssen.

Sie klammerten sich daher an Oesterreich an, den mächtigen Rivalen Preußens, von dem sie wußten, er werde alles durchkreuzen, was Preußen wolle. Auch war Oesterreich, das nur über 8 Millionen Deutsche herrscht, durch die ungeheure Mehrheit seiner nichtdeutschen Unterthanen entschuldigt, wenn es für Gesammtdeutschland keine ausschließlichen Sympathien hegte. Oesterreich war keinen Fuß breit von der Politik abgewichen, die ihm Metternich am Wiener Congreß vorgezeichnet hatte. Der deutsche Bund sollte nur ein Mittel seyn, um Oesterreich durch die Allianz mit den von ihm geschonten Rheinbundstaaten Preußen am Bundestag zu majorisiren, es geographisch einzuengen und zu hindern, daß es je wieder deutsche Politik treibe.

Dem Bunde der Mittelstaaten mit Oesterreich schloß sich der bornirte Liberalismus an. Die Mittelstaaten hatten schon lange mit Liberalismus kokettirt, weil das die beste Maske war, um ihren Mangel an deutschem Patriotismus zu verdecken. Das liberale Banner war ihnen stets das beste Mittel, die nationale Frage in den Hintergrund zu drängen. Nun hatte sich der Liberalismus auch in Oesterreich etablirt, und weil Herr v. Bismarck bisher der s. g. feudalen Partei in Preußen angehört hatte, wurde die ganze preußische Regierungspolitik als illiberal verleumdet, nicht als ob man geglaubt hätte, sie sey illiberal, sondern einzig weil man wußte, sie sey patriotisch, sie sey deutsch.

Im Uebrigen dachten die Mittelstaaten nicht entfernt daran, sich an Oesterreich zu binden oder ihm Opfer zu bringen. Die Rivalität beider Großstaaten wollten sie nur benutzen, um selbst dabei zu gewinnen. Deswegen zeigten sie auch so großen Eifer, dem Augustenburger das Erbrecht in Schleswig-Holstein zu verschaffen, wodurch

Tyrol, aber nur in Tyrol kam ſie zur Reife. Gleichzeitig mit dem Aufbruch der öſterreichiſchen Heere verſuchte Dörnberg in Heſſen, und der wackre Schill im Brandenburgiſchen einen allgemeinen Aufſtand der Deutſchen zu bewirken. Sie wurden nicht unterſtützt. Dörnberg mußte flüchten. Schill, derſelbe, der ſchon im preußiſchen Kriege die kühne Diverſion verſucht, zog am 28ſten April heimlich aus Berlin, ſammelte viel Anhang, drang bis ins Magdeburgiſche, ward aber, da ihn die preußiſche Regierung unter den damaligen Umſtänden im Stich zu laſſen für nöthig fand, von den franzöſiſch-weſtphäliſchen Truppen übermannt und nach Stralſund zurückgejagt, wo er den Tod fand. Sein Wahlſpruch war geweſen: beſſer ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.

Kapitel CCCCLXVI.

Der Tyroler-Aufſtand.

Unter Oeſterreich hatte Tyrol eine ſehr freie Verfaſſung ſich erhalten. Die Tyroler, ein kühnes, der alten Sitte treu gebliebenes Bergvolk, lebte in freien Gemeinden und wurde von keinem Beamten und Schreiber geplagt. Sie regierten ſich faſt allein durch ihre Landſtände, an denen die Bauern thätigen Antheil nahmen. Sie hatten nicht einmal Soldaten, ſondern bildeten von alten Zeiten her eine Landwehr in der einfachen Bauerntracht, ohne Uniform, mit ſelbſtgewählten Anführern. Das ganze Volk war bewaffnet. Alles aber änderte ſich, als die Tyroler nach dem Preßburger Frieden unter Bayern kamen. Sie ließen es ſich anfangs gefallen, weil der Kaiſer ſelbſt ſie aufgab, und Bayern ihnen die alte Verfaſſung garantirte. Dieſes Verſprechen ward aber nicht gehalten. Tyrol verlor nicht nur ſeine

ihr Staatencomplex durch einen Mittelſtaat wieder vergrößert worden wäre. Das Geſammtintereſſe Deutſchlands und die Nationalehre wurde diesmal nur zum Vorwand genommen.

Hätten die Mittelſtaaten es wirklich wohlgemeint mit der deutſchen Geſammtnation, ſo hätten ſie längſt etwas für ein beſſeres Vertheidigungsſyſtem nach außen thun ſollen, aber das thaten ſie niemals. Es war ihnen genehm, daß der Südweſten Deutſchlands ungenügend durch Feſtungen geſchützt und beſtändig von Frankreich bedroht blieb, denn dadurch waren ſie von vorn herein entſchuldigt, wenn ſie Frankreich nachgaben. Frankreich mußte ihnen ja immer zum letzten Anhaltspunkt dienen, wenn ihnen von Preußen oder Oeſterreich Opfer zugemuthet wurden.

Preußen allein betonte wiederholt am Bundestage die Nothwendigkeit, auf Angriffe von außen vorbereitet zu ſeyn. Es ſetzte durch, daß der genialſte Generalſtabsoffizier Preußens, von Moltke, über die Vertheidigung der Nordſeeküſten dem Bund berichten mußte, aber ſein Bericht blieb Jahre lang liegen. Auch in Betreff der Vertheidigung Deutſchlands am Oberrhein machte Preußen Vorſchläge, immer vergeblich.

Anſtatt ſich um ſolche für die ganze deutſche Nation wichtige Dinge zu bekümmern, war die mittelſtaatliche Politik immer nur auf ein geſchicktes Balanciren zwiſchen Oeſterreich und Preußen gerichtet, um zwiſchen beiden als dritte Macht im deutſchen Bunde mehr als bisher emporzukommen. Die bekannte Triasidee, die unnützeſte und hoffnungsloſeſte von der Welt. Wie konnte ein Drittel Deutſchlands, welches unter ſich ſelbſt durch heterogene dynaſtiſche Intereſſen geſpalten iſt, eine Autorität über die zwei ſtärkern Drittel anſprechen wollen! Die Triasidee ins Leben einzuführen, iſt eine Siſyphusarbeit und ganz unpatriotiſch, weil immer Rheinbundgelüſte hinter ihr lauern. Wir haben ſchon die immer wiederholten und doch ver-

geblichen Anstrengungen der Herren v. d. Pfordten und von Beust kennen gelernt, die ein engeres Zusammenschließen aller Mittel- und Kleinstaaten erstrebten. Das Ergebniß war, daß sich das gegenseitige Mißtrauen nur vermehrte.

Am meisten mißtraute man Bayern, weil man besorgte, es wolle die kleinern Nachbarn sich unterordnen, wie wenigstens eine geheim gehaltene, jedoch bald verrathene bayrische Depesche vom 18. Juni 1863 bewies, worin, da Oesterreich noch nicht in den allgemeinen deutschen Zollverband eintreten könne und man mit Preußen wegen des von dort geforderten Beitritts zum französischen Handelsvertrage in Differenzen sey, eine Theilung des deutschen Zollvereinsgebietes in eine preußische und mittelstaatliche Gruppe vorgeschlagen wurde. Konnte dieser Plan ausgeführt werden, so wäre in der letztern Gruppe Bayern die Hegemonie zugefallen.

In Bayern standen sich das katholische Altbayern und das protestantische Franken und die Pfalz gegenüber. München, die Hauptstadt, sollte vermitteln, was aber nicht gelang.

An der Universität in München hatten bisher die s. g. Nordlichter, protestantische, aus Norddeutschland verschriebene Gelehrte, die Hofgunst genossen und wie unter Max I. und Montgelas den Vorzug vor den einheimischen bayrischen Gelehrten behauptet, häufig nicht ohne ungerechte Zurücksetzung der letztern. Aber der alte Thiersch war gestorben und von Sybel hatte sich in das preußische Abgeordnetenhaus zurückgezogen. Auffallender Weise erfuhren die katholischen Lehrer, welche bisher nach dem Vorgang des verewigten Görres in München das Ansehen der alten Kirche gegen die Nordlichter aufrecht erhalten hatten, Anfechtungen von einer Seite her, von wo man sie nicht erwartet hatte, nämlich von Rom aus. Da die katholische Kirche in den verschiedenen deutschen Staaten der Staatsgewalt gegenüber nicht viele Macht besaß und dem Episcopat die Hände

vielfach gebunden waren, halfen die katholischen Vereine und Jahresversammlungen nach, um den kirchlichen Eifer und guten Willen der katholischen Laien zu constatiren. Nun war auch mit einer jährlichen Versammlung katholischer Gelehrten begonnen worden und obgleich dieselbe grade den protestantischen Kirchentagen gegenüber ihre Katholicität betonte, hegte doch eine strengere Partei Besorgnisse vor solchen Gelehrtenversammlungen, als könnten sie sich eine von Rom unabhängige Autorität gründen wollen. Die Männer der strengern Partei hatten kurz vorher den Plan verfolgt, eine von jedem staatlichen Einfluß unabhängige katholische Universität zu gründen, und waren bei den Lehrern schon bestehender katholischer Universitäten und namentlich theologischer Facultäten auf Widerstand gestoßen, abgesehen davon, daß die projectirte Universität, wo sie auch immer hätte gegründet werden wollen, keinen Fuß breit deutscher Erde frei von staatlicher Autorität würde gefunden haben. Der h. Vater in Rom lieh den Beschwerden der strengen Partei sein Ohr und erließ am 21. Dezember 1863 an den Erzbischof von München ein Breve in Bezug auf die nächste Versammlung katholischer Gelehrten, die nach Würzburg anberaumt worden war. Darin befahl er dem Erzbischof, streng darauf zu achten, daß die Versammlung die Reinheit der katholischen Lehre bewahre. Die Statuten der Versammlung sollten nicht eher Geltung haben, bis sie nach Rom eingesandt und dort genehmigt seyen. Die Versammlung sollte unter dem Bischof stehen, der aus der Liste der Verhandlungsgegenstände das minder Zuträgliche zu streichen habe. Auch sollten die Acten der Versammlung nur veröffentlicht werden, so weit sie der Bischof genehmige. Am 17. Juli versammelten sich die bayrischen Bischöfe in Bamberg, um in dieser Angelegenheit zu berathen, und der berühmteste unter den katholischen Theologen Münchens, Stiftsprobst von Döllinger, reiste nach Rom, um dem h. Vater die Wünsche derjenigen katholischen Gelehrten ans Herz zu

legen, die, ohne in die Anmaßung der falſchen Wiſſenſchaft zu fallen und ohne von der kirchlichen Autorität abzuweichen, doch das Recht der wiſſenſchaftlichen Forſchung genießen wollen. Das Ergebniß war, daß die Gelehrtenverſammlung unterblieb.

König Maximilian II. widmete der Schleswig-Holſteinſchen Angelegenheit große Theilnahme noch in der letzten Zeit ſeines Lebens. Er ſtarb in der Blüthe des Mannesalters unerwartet ſchnell am 10. März 1864 und ihm folgte ſein erſt neunzehnjähriger Sohn Ludwig II.

Der junge König nahm den berühmten Componiſten Richard Wagner, den Schöpfer der ſ. g. Zukunftsmuſik, an ſeinen Hof, um deſſen neue Opern anzuhören. Doch gab der Künſtler durch fürſtliche Verſchwendung (auf Koſten des Königs) und durch hochfahrendes Weſen vielen Anſtoß. Als der Groll gegen ihn in München im Lauf des Jahres 1865 wuchs, nahm er die Demokraten, ſeine alten Freunde von den Dresdner Barrikaden her, in Anſpruch. Den Vorwand dazu lieh die Stellung des geheimen Cabinets zum Miniſterium in Bayern. Schon Maximilian II. hatte ſelten perſönlich, ſondern meiſt nur durch ſeine Cabinetsräthe verhandelt, was trotz ſeiner Beliebtheit mehrfach als inconſtitutionell getadelt wurde. Sein Nachfolger, der aus Geſundheitsrückſichten öfter und länger im Gebirge verweilte, pflegte dann den erſten Cabinetsrath, Herrn von Pfiſtermeiſter mitzunehmen und durch ihn den Miniſtern in München ſeine Entſchließungen kund zu thun. Die Preſſe verlangte den unmittelbaren Verkehr der Miniſter mit dem König. Der hochgeachtete Miniſter des Innern, Herr von Neumayr, Vertreter eines gemäßigten Liberalismus, gab ſeine Entlaſſung ein. Schon ſchrie man, wie gewöhnlich, über klerikalen Einfluß und Reaktion und dieſen Moment erfaß Richard Wagner, um die Popularität, die er in Bayern nie gehabt hatte, jetzt erſt mit Hülfe der politiſchen Oppo-

ſition zu erringen. Er hatte ſoeben, wie die Zeitungen meldeten, wieder 40,000 Gulden für ſeine Privatverſchwendung aus der Privatkaſſe des Königs erhalten und verlangte die Errichtung eines neuen großen Opernhauſes, um darin ſeine Rieſenoper, „die Nibelungen," deren Aufführung vier Tage und ein ungeheures Orcheſter erforderte, in Scene ſetzen zu können. Wegen der außerordentlichen Koſten rieth Pfiſtermeiſter dem Könige dringend davon ab. Die demokratiſchen Blätter fielen nun über ihn her, aber er antwortete am 30. November 1865 mit der einfachen öffentlichen Erklärung, er habe dem Könige doch ſagen müſſen, daß die Unternehmungen des Herrn Richard Wagner das Intereſſe der Civilliſte gefährden. Die nächſten Verwandten des Königs und die höchſten Würdenträger des Reichs waren derſelben Anſicht, ſtellten dem Könige unmittelbar nach ſeiner Rückkehr vom Luſtſchloß Hohenſchwangau nach München die gerechte Mißſtimmung des bayriſchen Volkes vor und bewogen ihn, Richard Wagner am 6. Dezember unverzüglich in Urlaub zu ſchicken, ſo daß derſelbe ſchon am 10. Bayern verlaſſen mußte. Doch ſoll ihm der König edelmüthig einen Jahrgehalt von 8000 Gulden zugeſichert haben. Der junge König bedauerte ihn aufgeben zu müſſen, verkündete aber: „ich will meinem treuen Volke zeigen, daß ſein Vertrauen, ſeine Liebe mir über alles geht."

Richard Wagner reiſte als großer Herr nach Vevay, miethete dort im erſten Gaſthofe zwölf Zimmer und bald darauf eine prächtige Villa am Genfer See, wo früher ein Erzherzog gewohnt hatte.

In Bayern ließ er große Aufregung zurück. Die Fortſchrittspartei, die ſo große Hoffnungen auf Wagner geſetzt hatte, war ſehr ergrimmt, ſchob Wagners Vertreibung ausſchließlich den Klerikalen in die Schuhe, bezeichnete ihn als ein unſchuldiges Opfer und hetzte gegen die Pfaffen. Eine Partie junger Leute brachte im Theater zu Paſſau Wagner ein begeiſtertes Hoch aus. Eine Volksverſamm-

lung zu Nürnberg am 20. Dezember unter dem Vorsitz eines Dr. Kreitmeier ging so weit, Beschlüsse zu fassen, worin nicht nur der Cabinetsrath, sondern auch der Minister von der Pfordten angeschuldigt wurden, es von Richard Wagner dagegen hieß, über ihn habe man dem König die Unwahrheit gesagt. In diesen hitzigen Nürnberger Beschlüssen wurde das Gefühl der Katholiken schonungslos verletzt, so daß man von München aus erwiderte, ob zur Aufstachelung des Religionshasses ein Anlaß vorliege, nachdem eben erst die katholischen Bürger Münchens zur Erbauung einer neuen protestantischen Kirche daselbst freundlich und reichlich beigesteuert hätten? Auch in Nördlingen und Augsburg wurden kleine s. g. Volksversammlungen gehalten, die der in Nürnberg beitraten. Dagegen sagte ein offiziöser Artikel der bayrischen Zeitung, das Cabinetssecretariat, welches man als verfassungswidrig bezeichne, bestehe durch königliche Verordnung vom 15. November 1848 unbeschadet der Verfassung und ohne dem persönlichen Verkehr der Minister mit dem König irgend im Wege zu stehen. Es sey ein ganz unvermeidliches Institut, denn dem Könige gehen jährlich ungefähr 15,000 Briefe zu, darunter 11,000 Unterstützungsgesuche. Wie sollte der König ohne Secretariat mit der Beantwortung dieser Briefe fertig werden? Der schriftliche Verkehr des Königs durch das Secretariat mit den verantwortlichen Ministern schließe durchaus den mündlichen Verkehr der letzteren mit dem Könige nicht aus und sey sogar eine nicht unwichtige Garantie der Verfassungsmäßigkeit, denn schriftlich niedergelegte Anweisungen des Königs lassen sich nicht mehr deuten.

Zugleich wurde durch die Presse enthüllt, wie weit Richard Wagner seine Anmaßungen getrieben habe. Der neue große Bau, zu dem eine neue durch den englischer Garten laufende Straße und eine neue Brücke über die Isar führen sollte, würde 16 Millionen gekostet haben. Da die Civilliste des Königs von zwei bis drei

Millionen für Wagners Plane nicht ausgereicht haben würde, habe derſelbe dem König gerathen, die Verfaſſung umzuändern und auf demokratiſcher Grundlage abſolutiſtiſch zu regieren.

Der junge König ſchien ſich wenig um die Welthändel zu kümmern, ſchloß ſich fortwährend gegen ſeine Familie, gegen das Miniſterium, den Adel, den Klerus, das Militär und das Volk ab, nahm keine Deputationen an, machte unvermuthete und lange Ritte, man wußte nicht wohin, von einem einzigen Reitknecht, ſeinem Liebling begleitet, und correſpondirte, wie es hieß, täglich mit Richard Wagner. Als der Krieg in Deutſchland ſchon nahe bevorſtand, verſchwand der junge König ohne Wiſſen der Miniſter plötzlich am 22. Mai 1866, indem er, wieder nur von ſeinem Reitknecht begleitet, auf der Eiſenbahn in die Schweiz eilte, um mit Richard Wagner in deſſen neuer Villa in Luzern zuſammenzutreffen. Er weilte jedoch nicht lange, denn eine große Aufregung der Gemüther in München nöthigte ihn zur Umkehr. Die Miniſter, grade in den wichtigſten Unterhandlungen mit den Bundesmächten begriffen, ſahen ihre Wirkſamkeit durch des Königs Entfernung ſiſtirt und gaben ihre Entlaſſung ein, ebenſo der Cabinetsrath. Der junge König kam nach ſeiner Rückkehr nicht nach München, ſondern weilte auf dem Schloſſe Berg. Hier aber gelang es ſeiner Familie und dem Münchner Bürgermeiſter von Steinsdorf, der ihm die Stimmung in München ſchilderte, ihn aus der poetiſchen Traumwelt zur proſaiſchen Wirklichkeit zurückzuführen, ſo daß er am 27. Mai die Stände perſönlich eröffnete. Seine Thronrede fügte ſich der miniſteriellen Politik, wie denn auch die Miniſter blieben. Er erklärte, wenn er auch den Frieden wünſche, wolle er doch nöthigenfalls für die Rechte des Bundes (im öſterreichiſchen Sinne) eintreten. In dieſem Sinne wurde nun auch die bayriſche Armee gerüſtet und erfolgte der bayriſche Anſchluß an Oeſterreich gegen Preußen.

Im Königreich Württemberg herrſchte unter der friedlichen Regierung König Wilhelms große Ruhe und wurde durch weiſe Mäßigung ſowohl der Regierung, als des Epiſkopats der Kampf vermieden, der im benachbarten Baden aufflammte. Zwar ſah ſich der König durch die intimen Beziehungen zu Oeſterreich, die er 1860 eingegangen war, veranlaßt, nach dem Beiſpiel Oeſterreichs ein Concordat mit Rom abzuſchließen. Dieſe Beziehungen zu Oeſterreich erklärten ſich durch die Furcht vor Preußen, deſſen Truppen 1849 Baden beſetzt hatten und dem die Fürſten von Hohenzollern ihre Ländchen verkauften, waren jedoch nur vorübergehender Natur, denn Württemberg, wie alle Mittelſtaaten, war ſchon ſeit dem vorigen Jahrhundert gewöhnt, abwechſelnd bei dem einen Großſtaat ſeinen Rückhalt zu ſuchen, wenn es ſich von dem andern bedroht glaubte, und dann wieder bei dieſem, wenn jener ihm Sorge machte. Als nun die württembergiſchen Stände am 16. März 1861 dem Concordat ihre Zuſtimmung verſagten, war Oeſterreich durch den unglücklichen Krieg von 1859 bedeutend geſchwächt, brauchte Württemberg nicht mehr ſo viele Rückſicht auf die Wiener Burg zu nehmen wie früher, hielt alſo auch das Concordat nicht mehr aufrecht. Der Cultminiſter Rümelin, der es zu Stande gebracht hatte, wurde entlaſſen, der katholiſche Klerus durch Verfügungen befriedigt, die das Concordat erſetzten. Der Papſt legte Proteſt ein, doch wurde der Frieden nicht geſtört.

Der bereits 83 Jahre alte König Wilhelm I. ſtarb am 25. Juni 1864. Ein Herr von großem Verſtande und großem Wohlwollen, der ſein Volk nahezu fünfzig Jahre lang, wenn auch immer unter Schwierigkeiten, glücklich regiert hat. Nie ſoll man vergeſſen, daß er beim zweiten Pariſer Frieden, übereinſtimmend mit den preußiſchen Patrioten für die deutſche Sache eingetreten iſt und dem großen deutſchen Vaterlande eine beſſere Zukunft bereiten wollte, als ſie

nachher auf dem Wiener Congreß zu Stande kam. Auch allen zeitgemäßen Reformen war der König zugänglich und kaum hat je ein deutſcher Fürſt mit ſo klarem Bewußtſeyn die Unzulänglichkeit der Kleinſtaaterei empfunden, wie er; da ihm beim beſten Wiſſen und Willen nicht möglich war, das Beſſere für Deutſchland durchzuführen, da ihn beſtändige Rückſichten auf die verſchiedenen Großmächte, auf den Bundestag und auch auf die kleinen Nachbarn banden und hemmten.

Ihm folgte ſein einziger Sohn Karl I., welcher gleich bei ſeinem Regierungsantritt durch Milde und Freundlichkeit ſich allgemeines Vertrauen erwarb. Der innere Frieden des Landes wurde erſt geſtört, als die Zwietracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen wieder ausbrach und es ſich darum handelte, welche Partei man halten ſollte. Der gewandte Miniſter v. Varnbüler ſchloß ſich eng an v. d. Pfordten, v. Beuſt und v. Dalwigk an und war mithin zunächſt der Triasidee zugeneigt; da ſich aber die Mittelſtaaten nicht alle zu einer ſelbſtändigen Politik vereinigen konnten und Preußen durch Begünſtigung der deutſchen Einheitsbeſtrebungen der Kleinſtaaterei gefährlicher zu werden drohte, als Oeſterreich, ſo ergriffen ſie, als der Krieg nahe bevorſtand, Partei für Oeſterreich. Varnbüler that es mit einem nicht ganz natürlichen Echauffement, indem er in der Kammer den Preußen ſchon im voraus ein vae victis! zurief. Die Kammer war in ihrer Mehrheit ebenfalls ſtark antipreußiſch gefärbt, weil in ihr neben der particulariſtiſchen Partei, die wie der ſelige Marſchall Tavouſt keine Deutſchen, ſondern nur Württemberger, Bayern ꝛc. kennt, auch die demokratiſche und die ultramontane (öſterreichiſch geſinnte) Partei vertreten war.

Im Großherzogthum Baden vermählte ſich der Prinz-Regent Friedrich am 6. September 1856 mit der Prinzeſſin Louiſe, Tochter des Prinzen von Preußen, und nahm bei dieſem Anlaß den Titel Großherzog an. Sein älterer Bruder Ludwig ſtarb an ſeiner Geiſtes-

krankheit den 22. Januar des folgenden Jahres. Der Kirchenſtreit ruhte wohl, war aber noch keineswegs ausgeglichen. Nachdem Oeſterreich ein Concordat geſchloſſen hatte, worin Rom ſehr begünſtigt war, und der öſterreichiſche Einfluß im ſüdweſtlichen Deutſchland damals überwog, ließ ſich auch die badiſche Regierung zu einem Concordate herbei, welches am 28. Juni 1859 abgeſchloſſen wurde, den Katholiken einige Zugeſtändniſſe machte und für die Zukunft einige Ruhe zu gönnen ſchien. Aber die fanatiſche Partei, die um jeden Preis die katholiſche Kirche in Baden unterdrückt halten wollte, und deren Hauptſitz die proteſtantiſche Univerſität Heidelberg war, hielt Verſammlungen ab, agitirte durchs ganze Land und konnte in der zweiten badiſchen Kammer eine Mehrheit erlangen, die am 29. März 1860 das Concordat verwarf. Baden hat zwei Drittheile katholiſche und nur einen Drittheil proteſtantiſche Einwohner. Das Vorgehen der Kammer ſchien alſo bedenklich. Unterdeß aber war der Krieg in Italien für Oeſterreich ſo unglücklich abgelaufen, daß ſein bisheriger Einfluß auf das ſüdweſtliche Deutſchland eine bedeutende Schwächung erlitt. Unter dieſen Umſtänden genehmigte der junge Großherzog den Kammerbeſchluß und das Concordat war aufgehoben, die erzbiſchöfliche Reclamation fruchtete nichts. Die Miniſter v. Meyſenbug und Stengel nahmen ihre Entlaſſung.

An ihre Stelle traten Lamey und Stabel, und von nun an geſchah alles, was die Heidelberger Agitationspartei wollte. Ein gewiſſer Eckhardt, übel berüchtigter Demokrat aus der Wiener Revolution, der ſich bisher in der Schweiz aufgehalten hatte, wurde badiſcher Hofbibliothekar und führte auch noch als ſolcher im Nationalverein eine dermaßen revolutionäre Sprache, daß man ihn beſeitigen mußte. Ein anderer hatte beſonders Glück. Ein gewiſſer Knies nämlich, der rückſichtsloſeſte Fanatiker der Dieſterwegſchen Partei, welche nicht nur die Schule von der Kirche trennen, ſondern

alte Verfaſſung, ſondern auch ſeinen alten Namen. Man hieß es Südbayern und gab dem ſo eigenthümlichen, alten, freiheitſtolzen Bergvolk genau dieſelbe Einrichtung, wie den übrigen bayriſchen Unterthanen in der Ebne. Die Gemeindefreiheiten, die Landſtände, die Landwehr hörten auf, man theilte das Land in Kreiſe und ſetzte Schwärme von fremden Beamten darüber, die es ausſogen. Die junge Mannſchaft ward unter die Soldaten geſteckt, acht neue Steuern wurden aufgelegt, und dieſe böſen Neuerungen wurden noch drückender durch den Hohn und die Brutalität vieler Beamten, welche des armen Bergvolks ſpotteten. Einer dieſer Menſchen vermaß ſich zu ſagen: es ſolle noch dahin kommen, daß der Bauer Heu freſſen müſſe. Nachher fingen ihn die empörten Bauern und zwangen ihn ſelber zu thun, was er gedroht hatte.

Unter ſolchen Umſtänden knüpfte ſich im Anfang des Jahrs 1809, als Oeſterreich den neuen Krieg begann, leicht ein Verſtändniß zwiſchen Wien und den Tyroler Alpen an. Hormayr, der öſterreichiſche Geſchichtſchreiber, ein geborner Tyroler, entwarf den Plan, ganz Tyrol in Aufſtand zu bringen. An des Volkes Spitze ſtellte ſich mit Oeſterreichs Einſtimmung ein im ganzen Lande beliebter Mann, Andreas Hofer, Sandwirth am Paſſeyr, der früher Landſtand und Schützenhauptmann geweſen, und als Gaſtwirth, Wein- und Pferdehändler einen weit verbreiteten Verkehr mit ſeinen Landsleuten hatte. Ihm zur Seite ſtand Joſeph Speckbacher aus dem Innthal, ein rieſenſtarker, offner, herrlicher Geſell, der beſte Wildſchütz des Landes, deſſen helles Aug auf eine halbe Stunde weit die Glocken am Halſe der Rinder unterſcheiden konnte. Der dritte Held Tyrols aber war Martin Teimer, ein entſchloßner kühner Führer, Oeſterreichs vorzüglichſter Unterhändler.

durch die Vernunft der Schule die angebliche Unvernunft der Kirche überhaupt entbehrlich machen wollte, wurde zum Director des Oberſchulraths im Großherzogthum Baden beſtellt und entwarf einen neuen Schulplan, den die Regierung genehmigte, der Miniſter Lamey warm vertheidigte, die Kammer mit Stimmenmehrheit gut hieß und am 28. Juni 1864 zum Geſetz erhob. Nach dieſem neuen Geſetze hörte das Schulinſpectorat der Geiſtlichen auf und hing es von der freien Wahl jeder Gemeinde ab, den Ortsſchulrath zu wählen, deſſen Mitglied der Ortspfarrer ſeyn durfte, aber mit nicht mehr Stimmrecht, als die Laienmitglieder. Die letztern ſollten ſeyn: der Bürgermeiſter, der Schullehrer und 3—5 andere Mitglieder. Ueber den Ortsſchulräthen ſollten Kreisſchulräthe und über dieſen der Oberſchulrath ſtehen. „Jede Kirche kann für die Ueberwachung des Religionsunterrichts ihrer Angehörigen in der Volksſchule ihre eigenen Aufſichtsbeamten ernennen und durch dieſelben Prüfungen des Religionsunterrichts vornehmen und ſich Bericht erſtatten laſſen. Die Anberaumung dieſer Prüfungen, ſo wie überhaupt die Verfügungen der Kirchen in Betreff des Religionsunterrichts in den Volksſchulen geſchehen durch Vermittlung der obern Schulbehörden, welche dieſelben, ſofern ſie nichts mit den allgemeinen Schulordnungen Unvereinbares enthalten, zur Nachachtung eröffnen.“ Man kannte dieſes Geſetz ſchon, ehe es zum Beſchluß erhoben und promulgirt wurde, und es erhob ſich heftiger Streit darüber in der Preſſe. Als Staatsrath Lamey am 21. April in der Kammer den Gegnern des Geſetzes hierarchiſchen Fanatismus vorwarf, ſchrieb der Erzbiſchof am 2. Mai an den Großherzog: „Königliche Hoheit! Der in der Schulfrage beſtehende Kampf iſt kein Streit um die höhere Civiliſation, welche auch die Kirche will, ſondern der Kampf wird geführt gegen das poſitive Chriſtenthum, und zwar in beiden Confeſſionen.“

Als das neue Schulgeſetz dennoch erlaſſen wurde, verbot der

Erzbiſchof v. Vicari (damals 92 Jahre alt) in einem Hirtenbriefe vom 19. Juli allen Pfarrern und Geiſtlichen ſeiner Diöceſe, ſich bei den Ortsſchulräthen irgend wie zu betheiligen. „Die Kirche kann auf Rechte, nie auf Pflichten verzichten. Hier tritt ihr zwingend das apoſtoliſche non possumus, wir dürfen nicht, entgegen. Vertreter der Geiſtlichkeit haben in einer Verſammlung am 13. April feierlich ausgeſprochen, daß, wenn die Leitung des Schulweſens ausſchließlich dem Staate und unkatholiſchen Schulbehörden überantwortet werde, die Geiſtlichkeit ſich jeder Betheiligung hieran entſchlagen und volle Unterrichtsfreiheit verlangen müſſe. Dieſen Reſolutionen ertheilen wir hiermit unſere oberhirtliche Genehmigung. Die katholiſche Jugend ſoll, ſoweit die Pfarrkinder an ihrem Theil ihre Schuldigkeit thun, in eigenen Pfarrſchulen unterrichtet werden.“ In der That gewährte das neue Schulgeſetz dem Erzbiſchof nur die allerſchwächſte Garantie, daß nicht der ungläubige Uebermuth der Schulmeiſter und ihrer Gönner jedes katholiſche Gefühl in den Herzen der katholiſchen Jugend austilgen würde. Es war ſeine Pflicht, ſich dieſer neuen Sündfluth der Aufklärerei zu widerſetzen. Staatsrath Lamey erließ am 11. Auguſt eine geharniſchte Antwort an den Erzbiſchof, worin er vorausſetzte, die proteſtantiſche Regierung und die in ihrer Mehrzahl proteſtantiſche oder ungläubige Kammer müſſe das religiöſe Bedürfniß des katholiſchen Volks beſſer verſtehen als der Erzbiſchof, der Erzbiſchof diene nur einer Partei „mit ſelbſtſüchtigen und fanatiſchen Zwecken.“ Wenn der Klerus die erzbiſchöfliche Drohung ausführe, werde die weltliche Regierung „die religiöſe Seite der Schule in echt chriſtlichem Sinne aufrecht erhalten“ und überhaupt mit aller Energie das Recht des Staates wahren. In dieſer Antwort wird nur die Rückſicht auf die Hauptſache vermißt, nämlich auf das ſpecifiſch katholiſche, zu Recht beſtehende Dogma, dem durch Fürſorge der weltlichen Regierung „in echt chriſtlichem Sinne“ keinerlei Bürgſchaft gewährt wird. Der

Papſt billigte das Verfahren des Erzbiſchofs und auch die Jahresverſammlung der katholiſchen Vereine in Würzburg (Mitte September) ſtimmte ihm zu. Der Erzbiſchof befahl den Geiſtlichen am 9. Dezember, die Schule zu beſuchen und den Religionsunterricht aufrecht zu erhalten, wogegen Lamey den Schulmeiſtern befahl, ſich den Geiſtlichen zu widerſetzen, wenn dieſe irgend etwas thäten, was dem neuen Schulgeſetze widerſtritte. In ſo unvernünftiger Weiſe trug das verblendete Miniſterium den Krieg in jedes Dorf hinein. Eigenſinnig und trotz alles liberalen Scheins tyranniſch gegen das katholiſche Volk, das in ſeinem Rechte war.

Auch die gläubigen Proteſtanten wurden bedrängt. Profeſſor Schenkel, ſchon lange der Chorführer der neuen Rationaliſten, ſchrieb wetteifernd mit Renan und Strauß ein Leben Jeſu, um deſſen Gottheit anzufechten. Als nun 218 gläubige Geiſtliche verlangten, er ſolle wenigſtens von ſeinem Amt als Vorſteher des Lehrerſeminars entfernt werden, wurde dieſes Geſuch vom evangeliſchen Kirchenrath am 27. Auguſt 1864 abgeſchlagen. Dieſe gänzliche Mißkennung der Achtung, die dem evangeliſchen Kirchenglauben doch zunächſt von der evangeliſchen Kirchenbehörde bewieſen werden ſollte, veranlaßte den preußiſchen Oberkirchenrath in Berlin am 8. Dezember, eine ernſte Proteſtation gegen die kirchliche Mißregierung in Baden zu erlaſſen, vor einer Spaltung in der Kirche zu warnen und die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der h. Schrift zu wahren. Der katholiſche Klerus und das katholiſche Volk, welches durch das neue Schulgeſetz ſchweres Unrecht erlitt, ſchickte Deputationen über Deputationen nach Karlsruhe, die aber bruske abgewieſen und verboten wurden. Nun veranſtalteten ſie ſ. g. Wandercaſinos, Zuſammenkünfte der gläubigen Prieſter und Laien in verſchiedenen Städten, um ſich gegenſeitig in der Treue gegen die Kirche zu befeſtigen.

Eine dieſer Wanderverſammlungen wurde am 23. Februar 1865

nach Mannheim angesagt. Diese Stadt hatte sich schon 1848 als die fortschrittlichste erwiesen und auch wieder 1863, als die deutschen Schützen dort tagten, die radicalste Frechheit sogar in Gegenwart des Großherzogs zur Schau getragen. Jetzt galt es, die frommen Katholiken zu mißhandeln. Alles wurde vorbereitet und der s. g. Neckarschleim, die Hefe des Pöbels und die Straßenjungen aufgeboten, „das Schwarzwild auszuhauen," d. h. die katholischen Priester in ihren schwarzen Soutanen durchzuprügeln. Das geschah nun auch, denn kaum zogen Priester und Gemeinden in die Stadt ein, so wurden sie unter gräßlichem Hohngeschrei, Klappern und Pfeifen mit Schneeballen, Eisstücken und Steinen empfangen. Bald kam es zu Schlägen, und der Pöbel fiel über die wehrlosen Gäste her und mißhandelte hauptsächlich die Priester. Das ganze Casino mußte sich nach Ludwigshafen auf bayrischen Boden flüchten. Eine Untersuchung wurde nicht, oder nur ganz oberflächlich gepflogen. Die Parteilichkeit derer, die gegen den Unfug hätten einschreiten sollen, erregte in ganz Deutschland Erstaunen. Auch Blätter, die sonst kirchenfeindlich waren, vertheidigten das freie Versammlungsrecht, welches allen Bürgern, also auch den katholischen zustehe. Minister Roggenbach gab seine Entlassung ein, weil ihm die Mißhandlung der Kirche zu weit ging, und obgleich sie seinem Nachfolger Stabel keineswegs zu weit zu gehen schien, fand man doch für gut, den Oberschulrath Knies im October 1865 seines Amtes zu entheben, wofür man ihn durch eine Professur in Heidelberg entschädigte.

Am 6. April 1861 wurde die Straßburg-Kehler Eisenbahnbrücke eröffnet, um den Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich zu heben. Bei dem Festmahl in Kehl brachte man französischerseits die Gesundheit des Großherzogs von Baden aus, worauf natürlicherweise auch die des Kaisers der Franzosen getrunken werden mußte. Dabei kamen Tactlosigkeiten vor. Erst wollten einige auf deutschem

Boden den Franzoſen nicht leben laſſen, dann ſollte wieder der darmſtädtiſche Miniſter v. Dalwigk, als er den Toaſt doch noch ausbrachte, den Kaiſer zu viel gelobt haben. Das war wieder einmal echt deutſch, einen Toaſt zu tadeln, den die bloße Höflichkeit gebot, während in wichtigeren Dingen die deutſche Preſſe das Intereſſe und die Ehre der deutſchen Nation hundertmal für einmal dem Auslande preisgibt.

Der Verkehr zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſollte auch durch den Handelsvertrag erleichtert werden, den Preußen eventuell für den Zollverein ſchon 1861 mit Frankreich verabredete und am 29. März 1862 abſchloß. Derſelbe rief eine ungeheure Agitation in den übrigen Zollvereinsſtaaten hervor. Auch das war wieder echt deutſch. Die Oppoſition ging ganz offen von der ſchmeichelhaften Vorausſetzung aus, Frankreich wolle Preußen und Preußen wolle ſeine ſüdweſtlichen Zollvereinsgenoſſen hinter das Licht führen. Obgleich in Süddeutſchland ſelbſt viele Sachverſtändige in berathenden Verſammlungen den Vertrag ausdrücklich billigten, und ſich auch der früher ſo verſchrieene Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und England bereits als höchſt erſprießlich für Induſtrie und Handel beider Staaten, ganz abgeſehen von ihrer gegenſeitigen politiſchen Stellung, bewährt hatte, war doch die Oppoſition in Deutſchland für alle materiellen Vortheile blind und fürchtete nur Nachtheile, auch materielle, aber vorzüglich politiſche. Man fand den Tarif für Frankreich zu günſtig und das Waarenverzeichniß nicht ſo einfach und klar, daß nicht Vexationen zu beſorgen ſeyen. Das Hauptmotiv der Oppoſition aber war die politiſche Furcht. Man heckte die ungeheuerlichſten Befürchtungen aus, Preußen wolle mit Frankreich im Bunde das kleindeutſche Project durchführen und die Mittel- und Kleinſtaaten unterjochen. Daß die materiellen Intereſſen dennoch die Oberhand behielten

und ſämmtliche Zollvereinsſtaaten den franzöſiſchen Handelsvertrag annahmen, iſt eben ſchon ausgeführt.

In der Bundesſtadt Frankfurt a. M. war man begreiflicherweiſe für die alte ſchlechte Bundeswirthſchaft wenigſtens ebenſo intereſſirt, wie in Wien, von wo unter dem Fürſten Metternich die deutſche Bundesverfaſſung ausgegangen, und nur auf den Vortheil Oeſterreichs und zum Nachtheil Preußens berechnet geweſen war. Ebenſo liirt war die Frankfurter Börſe mit der in Wien, während ihr Einfluß auf Preußen in ungleich engere Grenzen gezogen war. Wie zu Oeſterreich, ſo neigte Frankfurt auch zum Partikulariſmus der Mittelſtaaten, immer im Gegenſatz gegen Preußen und die von dort ausgehenden Beſtrebungen, Deutſchland feſter zu einigen. Trotz des intimen Verhältniſſes der freien Stadt zu den Höfen und trotz aller ariſtokratiſchen Sympathien der reichen Frankfurter kokettirte man dort ſehr auffallend mit dem Fortſchritt, ganz ſo wie in Wien und gleichfalls mittelſt der Judenblätter. Man ſah daher gern die verſchiedenen fortſchrittlichen Vereine, nicht nur den Nationalverein, Schützenverein, den Abgeordnetentag, ſondern auch Demokraten, Laſſallianer, Rongeaner ꝛc. in den Mauern Frankfurts tagen.

Wir haben früher ſchon der bedeutenden großen Vereinstage in Frankfurt, des Schützentages, der Verſammlungen des Nationalvereins, der Abgeordnetentage ꝛc. gedacht, und fügen noch einen hinzu, der zwar weniger Spektakel machte, doch zu den Zeichen der Zeit gehört. Am 30. September 1864 verſammelten ſich in Frankfurt die Koryphäen des proteſtantiſchen Fortſchritts, Ewald von Göttingen, Baumgarten aus Roſtock, Schweizer aus Gotha, Oetker aus Caſſel, Schenkel und Bluntſchli aus Heidelberg und viele andere, und gründeten einen ſ. g. Proteſtantenverein. Die Tendenz deſſelben war, wie gegen jede Hierarchie, ſo auch gegen die Staats- oder Conſiſtorialkirche gerichtet und legte die höchſte kirchliche Autorität, nach der Lehre von der

Zukunftskirche des verſtorbenen Bunſen, lediglich in die Gemeinde, die ſich Dogma und Cultus ſollte machen können wie ſie wollte. Zugleich ſprach der Verein aus, die religiöſe Freiheit müſſe unbeſchränkt ſeyn, woraus der Grundſatz allgemeiner Toleranz von ſelber folge. Schließlich empfahl der Verein „chriſtliche Werke zum Wohl unſeres Volks.“ Man hat nicht gehört, daß der neue Verein große Verbreitung gefunden habe, obgleich die religiöſe Indifferenz der Gebildeten ihn begünſtigen zu müſſen ſcheint. Nicht lange nachher ſtellte Ewald 16 Theſen auf, worin er unbedingte Lehrfreiheit beanſpruchte und die Dogmen aller bisherigen chriſtlichen Kirchen für einſeitig und unzulänglich erklärte, da die Perfectibilität des Chriſtenthums noch zu ganz andern Zielen führen müſſe.

Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt ſchloß ſich das Miniſterium Dalwigk mit beſonderem Eifer in der deutſchen Frage an Bayern und Sachſen an. Am 24. März 1865 ſtarb der letzte Landgraf von Heſſen-Homburg, und ſein kleines Ländchen fiel an Darmſtadt. In der Bundesfeſtung Mainz*) zeigte die Bevölkerung noch immer wie früher Vorliebe für die öſterreichiſche Garniſon und Abneigung gegen die preußiſche. Biſchof v. Ketteler ſchützte bei jeder Gelegenheit mit Kraft und Würde das Anſehen der Kirche gegenüber den frechen Angriffen und Verleumdungen der vom nahen Frankfurt aus corrumpirten Preſſe.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte das Auftreten des berühmten Heinrich von Gagern, weiland Präſidenten des erſten deutſchen Parlaments in der Paulskirche zu Frankfurt, der den König von Preußen hatte zum deutſchen Kaiſer machen wollen. Man ſah ihn

*) Ein Mainzer ſchrieb 1862: Unſere Sprache iſt deutſch, unſer Geſetz franzöſiſch, die Kirche römiſch, die Regierung heſſen-darmſtädtiſch, das Gouvernement öſterreichiſch, die Commandantur preußiſch, die Garniſon italieniſch, die Poſt Thurn- und Tariſch, das Gaswerk badiſch, der Telegraph bayriſch.

jetzt als darmstädtischen Gesandten am Wiener Hof bei einer Versammlung des Reformvereins in demselben Frankfurt sich erheben und hörte ihn einen Trinkspruch ausbringen auf den Kaiser von Oesterreich, „auf dessen Hülfe die Freiheit hofft.“ Er war mit seinem Bruder ganz in das österreichische Lager übergegangen.

In Kurhessen dauerte die alte Mißregierung fort. Als nach dem Sturm von 1848 Hassenpflug wieder Minister wurde, focht er die Verfassung von 1831 als eine viel zu liberale an, wobei ihm die Niederlage der preußischen Politik in Olmütz und die Reaction in Oesterreich zu statten kam. Der Bundestag erklärte am 27. März 1852 die Verfassung von 1831 für nicht vereinbar mit den Bundesgesetzen und beauftragte den Kurfürsten, eine neue Verfassung zur ständischen Verabschiedung zu bringen. In Folge dessen berief Hassenpflug nur eine Ritterkurie und keine zweite Kammer, aber auch diese Ritter verwarfen seine Verfassung. Er versuchte 1855 noch einmal eine Vereinbarung, aber eben so vergeblich. Seine Verfassung von 1852 blieb nur eine einseitig octroyirte. Auch seine Entfernung änderte an der Sachlage nichts. Beide Kammern forderten 1857 die Verfassung von 1831 zurück, wurden aber abschlägig beschieden und als die Frage 1859 beim Bundestage zur Berathung kam, erklärte sich zwar Preußen energisch für die Rechte des hessischen Volks und für die Verfassung von 1831, Oesterreich und die Mehrheit aber entschieden für den Kurfürsten. Das Unglück Oesterreichs in Italien führte jedoch einen Wandel in dessen Politik herbei und in dem Maaß, in welchem es im Innern ein ungleich liberaleres System als vorher befolgte, begann es auch in der kurhessischen Frage in Concessionen an die liberale Partei mit Preußen zu wetteifern, hauptsächlich um Sympathien in den Mittelstaaten zu gewinnen. Im Jahr 1860 wurde der hessische Landtag, nachdem er die Verfassung von 1831 abermals mit Unterstützung Preußens

zurückgefordert hatte, wieder aufgelöst. Das nämliche wiederholte ſich noch 1861. Da die Steuern ohne Bewilligung der Stände eingezogen wurden, weigerten ſich Manche, namentlich in Hanau, ſie zu zahlen, und die Polizei brach Kiſten und Käſten auf und nahm den Steuerbetrag gewaltſam weg. Faſt alle deutſchen Kammern drangen damals bei den Regierungen darauf, das Recht des kurheſſiſchen Volks zu unterſtützen. Im Frühjahr 1862 forderte der König von Preußen den Kurfürſten ernſtlich auf, dem rechtswidrigen Zuſtande ein Ende zu machen, und ſchickte ihm am 15. Mai in außerordentlicher Sendung den General Williſen zu. Dieſem gelang es kaum, eine Audienz zu erhalten, während derſelben aber ſoll der Kurfürſt den Brief des Königs, den ihm Williſen überreichte, ungeleſen hingeworfen haben.

Da nun aber Preußen nicht nur mit einem Einmarſch ſeiner Truppen drohte, ſondern auch Oeſterreich mit Preußen gemeinſchaftlich einen der Verfaſſung von 1831 günſtigen Antrag am 24. Mai beim Bundestage einbrachte und derſelbe angenommen wurde, fand ſich der Kurfürſt doch bewogen, nicht aus Ueberzeugung, aber aus Gehorſam gegen den Bundestag die Verfaſſung von 1831 wieder herzuſtellen und am 21. Juni den Landtag wieder einzuberufen. Allein das geſchah mit Vorbehalten. Das neue ganz reactionäre Miniſterium Dehn Rothfelden mußte dafür ſorgen, den Triumph, den der Liberalismus hier feierte, ein wenig zu dämpfen und zur Genugthuung Oeſterreichs fortwährend Preußen zu trotzen. Der Kurfürſt hatte am 21. Juni viel verſprochen, aber das Land wartete vergebens auf die Erfüllung. Der neue preußiſche Miniſterpräſident, Herr von Bismarck, ließ eine Mahnung ergehen, aber Dehn Rothfelden antwortete ihm am 1. December, er müſſe „Verwahrung einlegen gegen die eventuell in Ausſicht geſtellte Einmiſchung in die innern Angelegenheiten eines ſelbſtändigen Bundesſtaats.“ Sofern in Preußen

ſelbſt die Regierung mit dem Abgeordnetenhauſe in einen flagranten Verfaſſungsſtreit gerathen war, ſoll der Kurfürſt geſagt haben, Preußen ſolle bei ſich anfangen, ehe es ſich in die heſſiſchen Dinge miſche. Aber der energiſche Bismarck ſchickte dem Kurfürſten eine drohende Note nicht mehr durch einen General oder Geſandten, ſondern nur durch einen Feldjäger, was den Kurfürſten doch in Schrecken ſetzte, ſo daß er nachgab, am 24. November. Die Stände wurden am 4. Dezember wieder einberufen.

Unter den kurheſſiſchen Großen, welche beſondere Unpopularität genoſſen, wie weiland Haſſenpflug, ragte der alte Kriegsminiſter und General von Haynau hervor, der wegen ſeiner Härte insbeſondere bei den Offizieren übel angeſchrieben, im übrigen aber ein biederer und frommer Mann war. Hauptmann von Törr ſchrieb eine Flugſchrift gegen ihn, für deren Inhalt das ganze Offizierscorps einſtand. Da man ihn überdies durch wiederholte Herausforderungen zum Duelle verdächtigte, als habe er einen erſten Zweikampf nur aus Feigheit abgelehnt, brachte man es dahin, daß er ſich am 24. Januar 1863 eine Kugel vor den Kopf ſchoß.

Der Kurfürſt gab nur zum Scheine nach, rief die Kammern ein, machte ihnen aber keine Vorlagen und ſuchte nur Zeit zu gewinnen. In dieſer Weiſe ſchleppten ſich die Dinge bis ins vierte Jahr hin. Die Kammern wurden wiederholt einberufen und wieder fortgeſchickt, ohne daß ſie etwas erreicht hätten, indem ſie immer vergebens reclamirten. Als ſie am 14. März 1866 abermals vertagt wurden, erließen ſie eine Erklärung an das Land, worin ſie ſagten: 1) Die Regierung vernachläſſigt trotz des Bundesbeſchluſſes vom 24. Mai 1862, trotz des gegebenen Fürſtenwortes, trotz der Verfaſſung und den unausgeſetzten Mahnungen der Landesvertretung die Intereſſen des Landes. 2) Die Ständeverſammlung verwahrt ſich gegen die Folgen dieſer Mißregierung. 3) Sie beſchließt, den

Am 8ten April rückten einige Oeſterreichiſche Truppen unter Chaſteler ins Tyrol, den Aufſtand zu unterſtützen. Sogleich erhob ſich die ganze Bevölkerung, bevor die Bayern etwas ahndeten, und es glückte den kühnen Landleuten, die bayriſchen Truppen und Beamten einzeln zu überraſchen und größtentheils gefangen zu nehmen oder zu tödten. Ein Theil der bayriſchen Truppen ſah ſich nach tapfrer Gegenwehr gezwungen, mitten im Gebirg bei Wiltau ſich den Bauern unter Teimer gefangen zu geben. Ein andrer warf ſich unter mörderiſchen Gefechten in die Stadt Inſpruk, die aber von Hofer geſtürmt und erobert wurde. In wenigen Tagen hatten regelloſe Bauernhaufen die geübteſten Truppen auf allen Punkten geſchlagen, gefangen, vernichtet oder über die Grenzen getrieben. Ganz Tyrol war frei.

Aber im May drangen die Bayern wieder unter Wrede mit ſtarker Macht in die Berge, ſiegten bei Wörgl am Inn und bei Schatz und trieben das muthige Bergvolk durch ihre Uebermacht immer weiter zurück. Die Bayern nahmen ſchreckliche Rache, brannten alle Dörfer nieder und mordeten mit unmenſchlicher Grauſamkeit alles, was ihnen in den Weg kam. Aber ſie litten auch großen Verluſt an Menſchen, denn von allen Seiten umſchwärmten ſie die Tyroler-Schützen und lichteten ihre Reihen. Mittlerweile rief der große Krieg in Deutſchland ſowohl die Franzoſen und Bayern als die Oeſterreicher aus Tyrol zurück, und die Landleute blieben ſich ſelbſt überlaſſen. Sie drangen wieder vor in großen Schaaren unter Hofer, Eiſenſtecken, Speckbacher und unter zwei tapfern Mönchen, Peter und Joachim, welcher das Cruzifix als Waffe führte. Zum zweitenmal griffen ſie die Hauptſtadt Inſpruck an und eroberten ſie nach langen wüthenden Gefechten, und zum zweitenmal wurde Tyrol befreit.

früheren Juſtizminiſter Pfeiffer und den dermaligen Juſtizminiſter Abée wegen Verfaſſungsverletzung anzuklagen.

Im Königreich Hannover regierte nach Ernſt Auguſts Tode ſein blinder Sohn Georg V., ſtarrſinnig wie ſein Vater, von einer engern ſehr abſolutiſtiſch und ariſtokratiſch geſinnten Camarilla geleitet, daher in Zerwürfniß mit der zweiten Kammer. Leider hatte dieſe kleinſtaatliche Mißregierung, wie die kurheſſiſche, einen frommen Anſtrich und gab dadurch der Oppoſition eine erwünſchte Veranlaſſung zu Demonſtrationen, denn hier wie überall verband ſich der politiſche Liberalismus mit dem kirchlichen Rationalismus in ſeiner äußerſten Seichtigkeit. Das Conſiſtorium verordnete einen neuen Katechismus, welcher gläubiger war, als der bisherige. Dagegen erhob ſich nun ein ſolches Geſchrei, mit obligaten Katzenmuſiken, daß die Regierung auf die Einführung des Katechismus, wo ſie nicht freiwillig geſchah, lieber verzichtete, 1862. Im folgenden Jahr proteſtirte eine große Landesverſammlung in Celle auch gegen die freiwillige Annahme des neuen Katechismus, wegen der darin vorkommenden exerciſtiſchen Formel. Der aufgeklärte Pöbel wollte nicht dulden, daß im Königreich Hannover noch irgend jemand an den Teufel glaube. Die politiſche Oppoſition in der Kammer wurde vom Gutsbeſitzer von Bennigſen geleitet und richtete ſich vornehmlich gegen den Miniſter von Borries, weil derſelbe die Preſſe zügelte, zu viele Beamte in die Kammer brachte ꝛc. Dieſer Miniſter wurde als ſtreng Conſervativer die Zielſcheibe vieler Angriffe von Seiten der liberalen Preſſe in Deutſchland, vertrat aber ſein Prinzip ehrlich und offen vor der Kammer. Viel ſchlimmer wirkte nachher Graf Platen, der vertrauteſte Rathgeber des blinden Königs, ein Mann, der nie offen heraustrat, aber hinter den Couliſſen deſto mehr intriguirte und den König zu einer unklugen und zweideutigen Politik verleitete.

Oben ſchon iſt ſeiner Zweizüngigkeit in der däniſchen Frage gedacht worden.

Das Königreich Sachſen erfreute ſich unter König Johann eines glücklichen Friedens, der unglücklicherweiſe durch die ehrgeizige Politik des Herrn v. Beuſt geſtört werden ſollte. Es war kein guter Rath, den dieſer Miniſter dem König ertheilte, als er unter den Feinden Preußens die erſte Stelle einzunehmen ſich herbeidrängte. Die Volksart, Confeſſion, Bildung des Volks und die geographiſche Lage des Landes wieſen Sachſen an Preußen und nicht an Oeſterreich.

Mecklenburg wurde in jenen Jahren von der liberalen Preſſe lebhaft und hämiſch angefeindet wegen ſeiner alten noch patriarchaliſchen Zuſtände und ein ungeheurer Lärm wurde darüber erhoben, daß dort noch die Prügelſtrafe exiſtire.

Siebentes Buch.

Die Schweiz und die Niederlande.

In der Schweiz hatte ſich der Radikalismus eingeniſtet, vorzüglich durch Anregung der vielen politiſchen Flüchtlinge aus Deutſchland, Italien und Polen, und unter der geheimen Protection der engliſchen Geſandtſchaft. Im Sturmjahr 1848 hatten die radikalen Schweizer die allgemeine europäiſche Verwirrung ſchnell benutzt, um die alte Verfaſſung der Eidgenoſſenſchaft umzuſtürzen und einen neuen Bund zu gründen, in welchem die bisher ſouveränen 22 Kantone ſich einer einheitlichen Regierung unterwerfen mußten. Die neue, durchaus radikale Regierung, die ihren bleibenden Sitz in Bern nahm, trat anfangs ziemlich ſchroff auf, erhielt jedoch am Ständerath, zu welchem jeder Kanton zwei Mitglieder ſandte, immerhin noch ein föderaliſtiſches Gegengewicht, während der Centralismus und Radikalismus der Regierung ſeine ſtärkſte Stütze im Nationalrath fand. In dieſen wurden nämlich aus der ganzen Schweiz von je 20,000 Seelen ein Repräſentant gewählt, ſo daß darin die volkreichen refor-

mirten Kantone überwogen. Das radikale Bern hatte darin allein 23 Stimmen, das conservative Uri nur 2. Unmerklich wurde die herrschende Partei milder, wie denn überhaupt bei den Schweizern, wenn sie sich auch einmal in einer Theorie berauscht haben, der nüchterne und praktische Verstand immer bald wieder zurückkehrt.

In der Geschichte der italienischen Wirren ist näher erörtert, wie kläglich der Hochmuth der Schweizer Radikalen im Jahre 1860 zu Falle kam. Kaum hatten sie noch gegen Preußen renommirt und gegen Oesterreich Freischaaren nach Italien geschickt, und dabei immer auf ihren großen Freund und Protector in Paris gepocht, als Napoleon III. Savoyen mit Frankreich vereinigte und damit zugleich die Verträge von 1815 zerriß, durch welche beschlossen worden war, daß im nördlichen Savoyen, um die Schweizer Grenzen vor jedem Angriff zu schützen, keine andern als Schweizer Truppen zugelassen werden sollten. Vergebens protestirte jetzt Kern, der eidgenössische Gesandte in Paris, der früher dem Kaiser der Franzosen so sehr geschmeichelt hatte. Vergebens rief die Schweiz alle Großmächte an. Jenes ältere Vorrecht der Schweizer war und blieb aufgehoben; die Großmächte ignorirten es und französische Truppen besetzten ohne Umstände die Grenze. Die Aufregung war groß, besonders in Genf und Waadtland. Bei dem Schützenfest in Carouge am 10. Juni 1860 hielt Staatsrath Carterat eine fulminante Rede, worin er sagte, die Genfer würden sich eher unter den Trümmern ihrer Stadt begraben lassen, als französisch werden.

Genf war seit der Reformation das calvinistische Rom gewesen Hier war die Hochschule des Calvinismus, hier concentrirte sich das reformirte Frankreich. Mit der Schweiz hatte es früher nichts zu schaffen, indem es aber beim Wiener Congreß der Schweiz einverleibt wurde und einen eigenen Kanton bildete, fügte man der alten Stadt Landbezirke mit katholischer Bevölkerung hinzu. Die letztere machte

anfangs wenig von ſich reden und blieb der mächtigen Ariſtokratie der Stadt untergeordnet. In der Revolutionszeit aber, die dem Sonderbundskriege vorherging, erregte James Fazy am 8. Oct. 1846 an der Spitze der katholiſchen Arbeiter einen blutigen Aufruhr gegen die reichen calviniſtiſchen Herrn in der Stadt. Die letztern verloren den Kopf, Fazy behielt die Oberhand und wurde der Tyrann der Stadt. An die Stelle des calviniſtiſchen Uebergewichts trat die Parität, und ein ſpezifiſch katholiſches Uebergewicht kam nur deshalb nicht zum Vorſchein, weil die klerikale Partei durch die wilde und cyniſche Demokratenwirthſchaft abgeſtoßen wurde. Fazy erſchien vielmehr als geheimes Werkzeug der franzöſiſchen Politik. Er nahm eine Menge Franzoſen als Bürger in Genf auf und ließ die Feſtungswerke der Stadt niederreißen, um den Franzoſen, wenn ſie wollten, die Beſitznahme der Stadt zu erleichtern. Obgleich nun im benachbarten Waadtlande damals der Demokrat Druey dieſelbe cyniſche Tyrannei übte, ſahen doch die reformirten Kantone und die Waadtländer ſelbſt das katholiſche und franzöſiſche Uebergewicht in Genf nicht gern, aber man wagte, da die Bundesregierung noch radical war und man ſich vor Frankreich fürchtete, kein Einſchreiten, und begnügte ſich mit einer blos moraliſchen Verdammung der von Fazy in Genf etablirten Spielhölle.

In Genf ſollte am 10. September 1864 das 50jährige Jubiläum der Einverleibung Genfs in die Eidgenoſſenſchaft gefeiert werden, ſie wurde jedoch verhindert. Der alte Fazy nämlich hatte es mit ſeiner Spielhölle, mit den 20 Millionen Schulden, die er während ſeiner Tyrannis der kleinen Republik aufgebürdet, und mit ſeinem verdächtigen Verkehr in den welſchen Nachbarländern den guten Genfern doch am Ende zu arg gemacht, und die ſ. g. Independenten, welche weder die alte Ariſtokratie, noch die ſtadtverderbliche Dictatur des frechen Demokraten wollten, hatten allmälig das Uebergewicht erlangt

und wählten am 22. Auguſt einen beſonnenen und finanzkundigen Mann, den Herrn Chenevière, in den Staatsrath, mit 337 Stimmen mehr, als Fazy erhalten hatte. Dem radicalen Anhange Fazys kam dieſes Ergebniß unerwartet. Während der Wahl hatte ſich kein Anſtand erhoben. Jetzt erſt tobten die Radikalen und zwangen das Wahlbureau, die Wahl für ungültig zu erklären. Die Independenten forderten dagegen vom Staatsrath, er ſolle die durchaus geſetzmäßige Wahl aufrecht erhalten. Der Staatsrath, in dem viele Radikale ſaßen, verſprach nur eine nochmalige Prüfung der Wahlen. Damit begnügten ſich die Independenten und trugen die Erklärung des Staatsraths in Prozeſſion durch die Straßen, als ſie plötzlich auf dem Platz Chevalu auf bewaffnete Radikale ſtießen, vor denen einer ſchoß und zwei Perſonen verwundete. Erzürnt verfolgten die unbewaffneten Independenten jene Radikalen in die Straße Cornavin, als ſie eine größere Zahl Radikale mit Flinten und zwei Kanonen aufgeſtellt fanden. Nun hielten ſie an, empfingen aber plötzlich eine Salve, wobei mehrere Menſchen getödtet und viele verwundet wurden. Unter den Todten bedauerte man insbeſondere den kaum dem Knabenalter entwachſenen Sohn des wohlhabenden Kaufmann Jerome und den Lieutenant Deliderier, der Frieden ſtiften wollte und ſich den Gewehren entgegenwarf. Als die junge, hochſchwangere Gattin dieſes in ganz Genf beliebten Mannes ſeinen Tod erfuhr, gebar ſie zu früh und ſtarb vor Schrecken. Die Radikalen hatten, von einem gewiſſen Perrier geführt, das Zeughaus von Grand Pré geplündert und ſich bewaffnet. Ihr Zweck war, die Independenten einzuſchüchtern und unter den Schrecken der Waffen die Wahl Fazys durchzuſetzen. Aber die Independenten eilten jetzt, ſich ſelber aus einem andern Zeughauſe zu bewaffnen, und hielten den zweideutigen Staatsrath eingeſchloſſen, daß von ihm keine ungerechten, den Radikalen günſtige Befehle ausgehen konnten. Da ſie in der Mehrheit und jetzt bewaffnet waren,

imponirten ſie den Radikalen, die nichts mehr wagten, blieben aber beſonnen genug, keine eigenmächtige Rache zu nehmen, und überließen die Entſcheidung dem eidgenöſſiſchen Bundesrathe, der auch ſogleich ſchon am folgenden Tage die Stadt Genf mit waadtländiſchen Truppen beſetzen ließ und als Commiſſäre Herrn Fornerot mit dem Oberſt Barmann ſchickte. Die Ruhe wurde aufrecht erhalten, Chenevières Wahl beſtätigt, Perrier, Fontanell und mehrere andere Radikale wurden verhaftet. Auch Fazy ſollte verhört werden, entwich aber auf franzöſiſchen Boden nach Ferney. Da man ihn beſchuldigte, er trachte darnach, Genf den Franzoſen in die Hände zu ſpielen, unter den bewaffneten Radikalen ſey viel verdächtiges fremdes Geſindel wahrgenommen worden ꝛc., befahl ihm Napoleon III., der nicht compromittirt werden wollte, Ferney zu verlaſſen. Die Ruhe wurde nicht weiter geſtört, aber die ſämmtlichen Radikalen, die als Theilnehmer des Aufruhrs waren verhaftet worden, freigeſprochen.

Während der Unruhen in Genf wurde daſelbſt der berühmte Agitator für die deutſchen Arbeiter, Laſalle, im Duell getödtet. Dieſer jüdiſche Kaufmannsſohn aus Breslau (der eigentlich Laſſall hieß) ſpielte neben der Rolle des Schwärmers und Reformators in Angelegenheiten der Arbeiter zugleich die Rolle des Roué und hatte noble Paſſionen. Als intimer Freund der Gräfin Hatzfeld war er bei dem berüchtigten Caſſettendiebſtahl betheiligt geweſen, durch den dieſer geſchiedenen Dame Erſatz für Verluſte verſchafft werden ſollte, und war damals freigeſprochen worden. In Geſellſchaft derſelben Gräfin befand er ſich zu Genf, als ihm das Fräulein v. Dönniges, Tochter des bayriſchen Hofraths, erſt ihre Hand zuſagte, dann mit ihm brach und ſich dem 22jährigen wallachiſchen Bojaren Rakowicz verſprach, den Laſalle forderte und von dem er am 30. Auguſt 1864 erſchoſſen wurde. Die Gräfin brachte ſeinen Leichnam in die Heimat. Er ge-

hörte zu den Figuren, welche die ganze Zeit und ihre Widersprüche charakterisiren.

Es ist merkwürdig, daß der größte Agitator für die untern Klassen, für die durch das Kapital exploitirten Arbeiter (Lasalle) und auch wieder der größte Kapitalist in Europa, der von dem durch Arbeit gewonnenen Nationalvermögen der christlichen Völker Europas das meiste an sich zu ziehen gewußt hat (Rothschild) beides Juden sind. Da das siebente Buch, in welchem wir stehen, ohnehin nicht sehr lang ist, fügen wir episodisch eine Betrachtung über die große Bedeutung ein, welche die Juden in der neueren Zeit erlangt haben. Nicht das Judenthum des alten Testamentes in seinem Gegensatz gegen das Christenthum im neuen Testamente (denn für die meisten gebildeten Juden ist das alte Testament ebenso ein überwundner Standpunkt, als für nur zu viele Christen das neue), sondern die Juden als fremde, semitische, in Europa nur eingewanderte und unter die großen Nationen arischer Abstammung (Romanen, Germanen, Slaven) zerstreute Nation.

Früher unterdrückt und verachtet, ohne Theilnahme am Grundbesitz und an den genossenschaftlichen Rechten der Christen mußte das Volk Israel vom Wucher leben und seinen Verstand schärfen, um von den Christen Gewinn zu ziehen ohne andere Arbeit als lauern, hausiren und rechnen. So lange die edlen Völker arischer Abstammung noch etwas auf den Adel ihrer Race, Ritterlichkeit und Ehrlichkeit hielten und so lange ihnen der christliche Glaube noch heilig war, durften die Juden nicht daran denken, ihnen ebenbürtig und gleichberechtigt dastehen zu wollen. Erst der Verfall der Sitten, die fremde Mode, die Vernachlässigung der christlichen Pflicht in Folge der Freigeisterei und der classischen, d. h. heidnischen Bildung im vorigen Jahrhundert, und sodann der seit Rousseau aufgekommene Humanitätsschwindel, die Freimaurerei, endlich die Erhebung des

dritten Standes in der franzöſiſchen Revolution, der, einer langen Mißregierung müde, im Namen aller, weil alle unterdrückt worden waren, Freiheit und Gleichheit verlangte und allgemeine Menſchenrechte proclamirte, — erſt alle dieſe Vorgänge im chriſtlichen Abendlande machten es möglich, daß auch die bisher beinahe rechtsloſen und verachteten Juden an der allgemeinen Geltendmachung der Menſchenwürde und Menſchenrechte theilnehmen durften. In dem einen chriſtlichen Staate geſchah das früher, in dem andern ſpäter, aber die große liberale Strömung des neunzehnten Jahrhunderts riß eine Scheidewand nach der andern nieder, welche die Semiten bisher von den Ariern getrennt hatten.

Nun klebt den Juden noch ungemein viel von der Gewohnheit, in der ſie ſo lange Jahrhunderte leben mußten, von der Gewohnheit des geſchäftigen Müßiggangs, des Lauerns, Uebervortheilens und Rechnens an. Immer treiben ſie nur noch Handel und wollen nur Profit machen. Nur wenige widmen ſich der eigentlichen Arbeit im Gewerbe, die wenigſten dem Ackerbau. Wir ſahen noch niemals einen Juden hinter dem Pflug, aber ſehen viele baroniſirte Juden als Güterbeſitzer, für welche Chriſten den Pflug zogen.

Wir nehmen an, daß dieſes Mißverhältniß, wodurch jedenfalls, wenn auch im Namen der Gleichberechtigung, doch nur eine enorme Ungleichheit erreicht wird, ſich mit der Zeit aufheben wird; wenn es nicht geſchähe, ſo würde die ſemitiſche Minderheit der ariſchen Mehrheit endlich auf eine Weiſe zur Laſt fallen, daß ſie ſich dieſer Laſt entledigen würde.

Ebenſo kommt die Herrſchſucht und der Hochmuth ſo vieler moderner Juden nur auf Rechnung des allzuraſchen Ueberganges aus dem gedrückten und unterwürfigen Zuſtand in den freien und bevorzugten. Lange geübt im argliſtigen Erſpähen aller Schwächen ihrer ehemaligen ariſchen Tyrannen und aller Einfalt der Chriſten, konnten

ſie nicht wohl dieſen routinirten Verſtand plötzlich abdanken. Er war ihnen zur andern Natur geworden und ſie wandten ihn jetzt nur auf größere Verhältniſſe an und wußten ſich ganz unbemerkt zweier Haupthebel der modernen Geſellſchaft zu bemächtigen, der Börſe und der Tagespreſſe. Auch faßten ſie die neue Zeit geſchickt in beiden Angelpunkten an, wie wir das oben ſchon durch die beiden Namen Rothſchild und Laſalle angedeutet haben. Sie wirken mit einem unermeßlichen Kapital als Privilegirte der höchſten Staatsgewalten von oben herab auf die heutige Menſchheit ein und zugleich durch ſocialiſtiſche Agitation von unten herauf. Vergleichen wir die Regierungspreſſen der europäiſchen Großſtaaten, ſo finden wir ſie faſt ausſchließlich in den Händen von Juden. Die Zeitungsjuden haben weder ein romaniſches, noch germaniſches, noch chriſtliches Gewiſſen. Für Geld dienen ſie mit ihrem routinirten Verſtande jeder Staatsgewalt, jedem Syſtem. Schon zur Zeit des abſoluteſten Deſpotismus und des Concordats waren in Wien alle Redakteure der Regierungsorgane Juden, keineswegs erſt in der Zeit Schmerlings und des Liberalismus.

Auch in die Parlamente haben ſie Eingang gefunden und ſpielen darin eine nicht unbedeutende Rolle. Wer hätte das noch vor hundert Jahren gedacht, daß es ein Jude würde wagen dürfen, im Namen des chriſtlich-deutſchen Volks zu reden, als ob das „ſein“ Volk wäre.*)

*) Im Halliſchen Volksblatt von 1862 Nr. 32 heißt es: „Wenn die ‚Zeichen der Zeit‘ recht eigentlich in einen geſchichtlichen Monatsbericht hinein gehören, ſo wird es geſtattet ſeyn, auf das ſchon mehrfach berührte Gebahren der Juden und auf das Verhalten chriſtlicherſeits hiergegen, als auf eines der traurigſten Zeichen einer verkommenen, jedes edleren Nationalgefühls gänzlich baren Zeit, nochmals hinzuweiſen. Zunächſt erwähnen wir in dieſer Beziehung eine Aeußerung des jüdiſchen Abgeordneten Leoner Reichenheim, des bekannten Mannes der Gewerbefreiheit und der weißen

Unterdeß wurden aber die Oesterreicher selbst im Innern Deutschlands von Napoleon geschlagen. Da war Tyrol verlassen, die österreichischen Unterhändler gaben das Land auf und flohen, auch Teimer. Hofer wollte selbst das Land verlassen, doch bald ergriff ihn das Heimweh, er kehrte zurück und traf unterwegs seinen Freund Speckbacher, der sich auch traurig auf die Flucht begeben hatte. Da redete Hofer ihn an: auch du willst das Vaterland verlassen? Dies bewog den tapfern Mann, zurückzugehn. Schon aber hatten drei Wirthe, Martin Schenk, Peter Mayer und Peter Kemnater mit dem Mönch Joachim sich kühn entschlossen, Tyrol zu vertheidigen. Von allen Seiten brachen die Franzosen und Bayern ins Land ein, doch sie fanden die wüthendste Gegenwehr. Der französische Marschall Lefebvre strengte sich aufs äußerste an, das Land zu erobern, er hatte die besten Truppen und war den Bauern selbst an Zahl überlegen, doch alles war vergebens. Am 4ten August legten sich die Tyroler an der Eisack, wie einst die Schweizer bei Näfels in den Hinterhalt und rollten plötzlich von den Bergen herab Felsen und Steine, die 1200 Franzosen zerschmetterten. Vereinzelte Schaaren der Franzosen wurden gefangen oder vernichtet. Die Hauptmacht Lefebvres ward den 12ten August am Berg Isel geschlagen, und der Marschall sah sich nach großem Verlust gezwungen, Inspruk zu verlassen. Hofer zog zum drittenmal siegreich in die Hauptstadt ein. Darauf drang Speckbacher bis Reichenhall vor und nehm 1700 Bayern gefangen, Joachim bedrohte das Salzburgische, ein Doctor Schneider empörte die Vorarlberger, Eisenstecken sicherte südwärts die italienischen Grenzen. Doch die Oesterreicher waren gänzlich geschlagen und endlich genöthigt, Frieden zu machen. Tyrol ward von den Franzosen enger eingeschlossen, der tapfre Speckbacher

Wo es gilt, von oben herab ein Volk zu unterdrücken, oder von unten herauf eine Revolution zu machen, oder wo es ſich auch nur um Ausgleichung von Rechten durch kluge Berechnungen handelt, iſt der Semite ganz an ſeinem Platz. Wo es ſich aber um die Nation handelt, in welcher der Semite als Fremder lebt, da fehlt ihm alles natürliche angeborene Nationalgefühl, jede Spur von Patriotismus. Nur Freiheit und Gleichheit und Menſchenrechte im Allgemeinen haben Sinn für ihn, nicht der Romanismus, Germanismus, Slavismus. Daher auch die Leichtigkeit, womit der Jude von jeher in dem Lande, in welchem er lebt, dem Ausland zu dienen, es ans Ausland zu verrathen geneigt war, wenn er nur damit Profit machen konnte. Es iſt bekannt, wie ſchon in den Kriegen Ludwigs XIV., wie in denen des franzöſiſchen Convents und Directoriums und Napoleons gegen Deutſchland die Juden den Franzoſen zur Hand waren, um die Deutſchen ausſaugen zu helfen. In gleicher Weiſe dienten die Juden im ruſſiſchen Feldzug von 1812 den Franzoſen. Der Vaterlandsverrath durch die Preſſe würde in Deutſchland zuerſt dem Juden Saul Aſcher zur Laſt fallen, wenn der Jude nicht mit einigem Recht erwidern könnte: Ihr habt mir bürgerliche und politiſche

---

Halsbinden, die in einer Zuſchrift an ſeine Wähler im Kreiſe Waldenburg wörtlich folgendermaßen lautet: ‚Der Wurf iſt geſchehen, das Land hat zu entſcheiden, und ich erwarte, daß das Land mit einer gewiſſenhaften Prüfung verfahren werde.‘ Außer der Kreuzzeitung hat, ſo viel wir wiſſen, kein Blatt von dieſer jüdiſchen Dreiſtigkeit mißbilligende Notiz genommen, und überhaupt findet man bei den ‚Männern des Volks,‘ welche ſonſt die deutſche Nationalität ſo warm vertreten, nirgends auch nur das leiſeſte Gefühl der Scham oder des Bedenkens darüber, daß die Führer des deutſchen Volks in der Preſſe zum größten, in den verſchiedenen Fortſchrittsverſammlungen aber zum nicht geringen Theil Juden ſind, daß Juden ſich erdreiſten, in Angelegenheiten der chriſtlichen Kirche mitzuſprechen.“

Rechte gegeben, aber kein Vaterland, ein Vaterland könnt ihr den Juden gar nicht geben, er kann es also auch nicht verrathen. Ascher schrieb zur Zeit Napoleons eine „Germanomanie", worin er die von Preußen ausgegangene patriotische Begeisterung der Teutschen im Jahr 1813 im Solde Napoleons begeiferte. Später haben Heine und Börne von Paris aus die infamsten Satiren nicht etwa blos gegen die deutschen Regierungen, sondern gegen die deutsche Nation ausgehen lassen.

Die Augsburger Allg. Zeitung vom 20. Februar 1859 bemerkte: „Ueberhaupt müssen wir darauf aufmerksam machen, daß mindestens die Hälfte der Pariser Correspondenten deutscher Zeitungen ebenfalls keine Teutschen, sondern Juden sind; namentlich die Kölnische Zeitung und die Oesterreichische sind damit gesegnet. So sind die Pariser, ein guter Theil der Wiener und Berliner Journale, so wie ein großer Theil der Correspondenzen von Wien, London, Paris in den Händen von Leuten, die nicht Fisch noch Fleisch sind, sondern nur dem nachgehen, was ‚zieht.' Wir wollen gewiß damit dem Racenvorurtheil nicht schmeicheln, noch weniger einen Beitrag zu dem unvernünftigen Hepp! hepp! liefern. Wir unterschreiben vielmehr Fürst Pücklers Bemerkung vollkommen: ‚Ich kann keinem gebildeten Juden ins Angesicht sehen, ohne ihm in tiefer Seele Abbitte zu leisten wegen der Unbill und Grausamkeit, womit wir seinen Stamm verfolgen.' Aber gewiß ist es, daß sich in der Literatur und Börse ein Schmarotzergeschlecht herangebildet hat, das, verbunden mit dem nur zu zahlreichen christlichen Troß, die wahre Eiterbeule der Gesellschaft geworden. Ohne Vaterland, ohne Heimathsgefühl, ohne Religion, darum auch ohne tiefere Sittlichkeit und Sitte, nur mit einem unnachahmlichen Aneignungstalent und dem leichtesten Anbequemen an conventionelle Formen begabt, sind sie über die Nationen zerstreut, überall nur dem Egoismus und der Macht

dienend, und rächen dadurch an den Völkern, daß ſie ihnen ſeit zweitauſend Jahren das heiligſte Recht verſagt. In der periodiſchen Literatur iſt dieſe Beimiſchung eines im Grunde fremden Elements um ſo weniger gleichgültig, als es in der Regel anonym oder unter dem Schleier auftritt. Wir können oft nicht begreifen, wie eine ſolche Anſicht in Berlin, oder Wien oder München, Köln, Paris, London auftritt, bis wir erfahren, daß jüdiſche Hände es ſind, die den Trank gebraut."

Daraus erklärt ſich auch, warum, wenn einmal einem Juden Unrecht geſchieht, in der Preſſe von faſt ganz Europa ein ungeheures Wehgeſchrei erhoben wird und alles nach Hülfe und Rache ſchreit, während wenn es ſich um Mißhandlung und Unterdrückung von Chriſten handelt, ſich keine Feder rührt. Ein ſchlagender Beweis iſt der berüchtigte Mortarahandel. Eine fromme chriſtliche Magd hatte einen Judenknaben ohne Wiſſen ſeiner Eltern getauft, die römiſche Kirche machte nachher auf ihn Anſpruch und das ſollte den Zorn ganz Europas gegen die tyranniſche Kirche waffnen. Ueber ein Jahr lang tobten die Blätter, man wußte nicht warum ſo heftig und ſo lang? Es waren eben Judenblätter in Maſſe. Daß in Polen Katholiken unter der ruſſiſchen Knute, oder am Galgen und in den ſibiriſchen Bergwerken zu hunderten Märtyrer wurden, ließ die Zeitungsjuden allgemein gleichgültig. In Oeſterreich, welches Polen ſo nahe liegt, welches ſeinen Katholicismus gegen die ruſſiſch-griechiſche Propaganda in Galizien und Ungarn ſo nöthig zu ſchützen hätte, ſah man ruhig zu; wie hätten ſich auch die Zeitungsjuden für katholiſche Chriſten intereſſiren ſollen. Faſt noch auffallender war das jahrelange Schweigen aller Blätter in Bezug auf die Verfolgung der Lutheraner in Livland, während Zeter geſchrien wurde, wenn einem Juden in Damaskus etwas geſchah.

In Würzburg wollten die Rabbiner die Thore nach altjüdiſcher

Sitte mit Signaturen bezeichnen laſſen, denn es ſey eben ſo gut eine Juden- als Chriſtenſtadt.

Belehrend iſt auch ein Artikel des deutſchen Volksblatts vom 5. Mai 1860. „Die Wiener Judenpreſſe erhebt einen großen Lärm darüber, daß in Galizien chriſtlichen Dienſtboten, die bei Juden dienten, die Abſolution im Beichtſtuhl verweigert worden, und verfehlt nicht, dieſe Procedur dem Concordat Schuld zu geben. Durch dieſe ächt jüdiſche Wendung der Sache ſoll natürlich der wahre Thatbeſtand verdunkelt und die ‚liberale' deutſche Preſſe ins Mitleiden gezogen werden, eine Speculation, die ſchon oft probirt, nie ohne günſtigen Erfolg geblieben iſt. Auch diesmal wird er nicht ausbleiben und wenn wir im Folgenden einige Bemerkungen machen, ſo geſchieht es nicht, um das ‚Geſchäft' zu ſtören, ſondern nur um zu zeigen, daß man über jüdiſche Verhältniſſe nicht überall gleich unwiſſend iſt oder unwiſſend ſeyn will.

„Bekannt iſt, daß mit oder ohne Concordat jeder katholiſche Beichtvater verpflichtet iſt, die Abſolution zu verweigern, wenn der Pönitent die nächſte Gelegenheit zur Sünde nicht aufgeben will. Nun iſt allerdings richtig, daß in Deutſchland an Orten, wo die Juden noch nicht übermächtig geworden, der Dienſt in einem jüdiſchen Hauſe für einen Chriſten ſittlich nicht gefährlicher iſt, als in jedem andern, aber ſelbſt hier zeigt es ſich, daß der Jude, wo er zur Macht kommt, ſie zum Nachtheil der Omim (Abkürzung für Edomim, die Bewohner des weiland römiſchen Reiches deutſcher Nation) mißbraucht. Gerade in Betreff des vorliegenden Gegenſtandes hat der verſtorbene katholiſche Stadtpfarrer von Frankfurt, Beda Weber, in ſeinen „Cartons" ein gar nicht erfreuliches Bild von der Lage chriſtlicher Dienſtboten in dortigen Judenhäuſern entworfen, ein Bild, zu dem von anderwärts her wohl noch mancher Pinſelſtrich möchte hinzugefügt werden können.

„Indeſſen handelt es ſich hier nicht um deutſche, ſondern um galiziſche Juden, und das ſind zwei ſehr verſchiedene Dinge. Die deutſchen Juden ſind, von der ſchinkeneſſenden jeunesse dorée abgeſehen, Rabbiniſten, die galiziſchen dagegen Chaſidäer. Was es nun mit einem Chaſidäer für eine Bewandtniß habe, wollen wir der Unparteilichkeit wegen einen Juden ſelbſt auseinanderſetzen laſſen. Der bekannte Geſchichtſchreiber des Judenthums, der Oberrabbiner Joß in Frankfurt, bekannt wegen ſeiner Kunſt, die Gegenſätze abzuſchleifen, ſagt über die Chaſidäer in ſeinem neueſten Werke: ‚Geſchichte des Judenthums und ſeiner Secten, Leipzig 1859,‘ S. 191 wörtlich Folgendes: ‚Man macht der Secte mit Recht groben Aberglauben, Gleichgültigkeit gegen die menſchliche Geſellſchaft, Streit- und Rachſucht, Faulheit und Müßiggang, äußere Vernachläſſigung der Haltung, insbeſondere aber Trunkſucht und Sinnlichkeit zum Vorwurf; auch die Zaddikim wenden keineswegs ihren Einfluß an, um den Zuſtand tiefer Verſunkenheit zu ändern. Ganz abgeſehen von dem Eigennutz, der bei dieſem ſeine Befriedigung findet, iſt kein Zaddik bisher in weltlichen Dingen unterrichtet genug geweſen, um zu einer Beſſerung die Hand bieten zu können. Die Folge von Allem iſt Stumpfſinn gegen die entſetzliche Armuth in der an ſich regſamen und mit Geiſt ausgeſtatteten Bevölkerung, Verachtung aller edleren Genüſſe des Lebens, ſelbſt der einfachſten Sauberkeit, Unempfänglichkeit für geſellige Freuden, außer den Verzückungen bei feſttägigen Zuſammenkünften, Haß gegen alle, die ihrem Verein nicht angehören, Hochmuth wegen dieſer Selbſtändigkeit und Gegenſeitigkeit und daher auch ein erſtaunliches Kraftgefühl der Secte, welche übrigens im Laufe eines Jahrhunderts von wenigen Familien auf viele Hunderttauſende geſtiegen iſt. Das ganze ſüdliche Polen, ein großer Theil der Juden von Galizien und Ungarn und weiter

öſtlich, dann auch viele Auswanderer in Paläſtina gehören ihr an, alle von gleichem Geiſte beſeelt.'

„Wir wollten unſern jüdiſchen Gewährsmann ausreden laſſen und tragen jetzt erſt für das Verſtändniß des Leſers Einiges nach. Die Zaddikim (die Gerechten, Plural von Zaddik) ſind bei den Chaſidäern ungefähr das, was bei unſern Juden die Rabbiner ſind: ſie ſind die geiſtlichen Vorſteher der Judengemeinden. Allein die Stellung der Zaddikim iſt doch eine ganz andere, als die der Rabbiner bei uns, auch wenn dieſe ‚Kirchenräthe' ſind. Der Oberrabbiner von Frankfurt ſchildert dieſelben von S. 186 des angeführten Werkes an, wir begnügen uns aber, nur einige Hauptſtellen aus dieſer Schilderung herauszuheben. ‚Das Leben der Secte pulſirt in dem jedesmaligen Zaddik, welchem jedes Mitglied zu glauben ſchuldig iſt, wodurch allein Vollkommenheit der Seele gewonnen wird; denn durch bloße Geſpräche mit dem Zaddik wird der gemeine Menſch zu Gott emporgehoben, daher hat jeder die Pflicht, den Zaddik ſeines Bezirkes aufzuſuchen. . . . Der Zaddik hat entſchiedene Macht über alle Geſinnungen ſeiner Anhänger. Er ſteht in enger Verbindung mit Gott und jeder Chaſid muß dieſelbe mittelſt ſeiner Treue gegen den Zaddik erſtreben. Dieſe Verbindung nennen ſie die Begattung mit der weiblich gedachten Gottheit durch Gebet und Gebräuche. . . . Jeder Zaddik iſt der König ſeiner Gemeinden. Er umgibt ſich mit Pracht und zahlreicher Bedienung und fortwährend ſtrömen ſeine Untergebenen zu ihm, um ſich ſeiner Gnade zu empfehlen. Jeder rechnet ſichs zur höchſten Ehre, ihn bedienen zu können. . . . Der Zaddik iſt der höchſte Richter und ſogar Herr über Geſetz und Recht. Wo er ſich in einer Gemeinde befindet, wird alles Streitige oder Zweifelhafte ſeiner Entſcheidung unterbreitet und ſelbſt ſein Rath gilt als Vorſchrift. Jede Angelegenheit, Unternehmung, Geſchäftsſache, ja jeder Zuſtand, Kinderloſigkeit, Un-

fruchtbarkeit, Krankheit — alles wird ihm vorgetragen und überall weiß er zu rathen oder zu helfen; jeder befolgt, was er sagt, denn er hat die Macht über Tod und Leben. Viele begeben sich zu ihm, bloß um ihn zu sehen, und zahlen dafür gern, mehr aber für seinen Segen, oder sein Gebet, oder auch ein Erlösungsspiel mit allerlei Münzen, Pidjon. Seine Hand zu berühren, sühnt schlechte Thaten, seine Mütze den Hochmuth, seinen Gürtel sinnliche Begierden, seine Beinkleider Blutschande, seine Thephillin Frechheit u. s. w. u. s. w.'

„Man würde sehr Unrecht thun, wenn man den Frankfurter Oberrabbiner der Uebertreibung beschuldigen wollte. Andere Schilderungen aus ebenfalls jüdischen Federn, z. B. von dem in den vierziger Jahren gestorbenen Juden Perl, lauten noch schlimmer. Die Bemühungen der österreichischen Regierung seit Kaiser Joseph II., die Zustände der Juden zu verbessern, blieben in Galizien rein erfolglos. Ob die russische Regierung damit, daß sie die junge chasidäische Mannschaft bereits im 13. Lebensjahre ausheben und bis zum 36. unter den Fahnen behalten läßt, weiter kommen wird, muß erst die Zeit lehren.

„Welches aber die Lage christlicher Dienstboten, namentlich weiblicher, bei einem solchen Volke, das seine Geilheit sogar in seine Vorstellungen von der Gottheit hineinträgt, seyn müsse, braucht man nicht auseinander zu setzen. Wenn daher der galizische Klerus im Beichtstuhle Dienstverhältnisse von Christen in Judenhäusern mit einer Strenge behandelt, wie sie bei uns im Allgemeinen noch nicht nothwendig geworden, so übt er damit nur eine Pflicht, die ihm mit oder ohne Concordat obliegt."

Erst die Zukunft wird darüber entscheiden, ob sich der semitische Volksstamm mit den arischen Stämmen in Europa in der Art wird vertragen und vermischen können, daß weder die Unarten und

der nationale Haß, noch die ausſchließliche Ausbildung des berechnenden Verſtandes, welche er aus der früheren Zeit geerbt hat, den chriſtlichen Bevölkerungen dauernden und ſteigenden Nachtheil bringen. Wäre das letztere der Fall, ſo würde nach welthiſtoriſchem Geſetz das Gleichgewicht hergeſtellt werden müſſen.

Wie kehren nach dieſer Abſchweifung zur Schweiz zurück. Ueber dieſes ſchöne Alpenland iſt außer der Genfer Affaire nichts weiter zu berichten, als daß es im Uebrigen dort ſtill und friedlich herging. Nur ein Vorfall im Kanton Uri veranlaßte großen Spectakel in der radikalen Welt. Hier war nämlich der Typograph Ryniker im October 1865 wegen Gotteslästerung von Rechtswegen geprügelt worden. Darüber war das ganze liberale Europa empört und wie außer ſich.

Die Niederlande ſind dem deutſchen Nationalintereſſe auf eine unerhörte und wahrhaft verruchte Weiſe entfremdet worden. Im 14. und 15. Jahrhundert ſtanden ſie allen Provinzen unſeres Reichs an Reichthum, Bildung und Geiſt, echtem deutſchem Volksgeiſt weit voran. Hier blühten Induſtrie und Handel und die ſchönen Künſte. Von hier ging die gothiſche Baukunſt aus, von hier die Oelmalerei und die Muſik, denn die berühmte italieniſche Kirchenmuſik kam nach Italien erſt durch niederländiſche Meiſter. Von hier ging die Mode aus, alle Höfe, der ganze Adel Europas und die höhere Bürgerklaſſe nahmen die niederländiſche Tracht an. Dieſe herrlichen Niederlande wurden aber von Kaiſer Karl V. an Spanien vergeben und von den Spaniern ſo gründlich mißregiert und im langen Unterdrückungskampfe verheert, daß ſie zur Hälfte (in Belgien) katholiſch und ſpaniſch blieben, zur andern Hälfte (in Holland) reformirt und Republikaner wurden, ſich auch mehr an England als an Deutſchland anklammerten. So ſprang die Perle in der Krone des heiligen deutſchen Reichs in Stücke und ging für das übrige Deutſchland verloren.

Ein tapferes und unternehmendes, aber engherziges Krämervolk, schlossen die Holländer ihre deutschen Brüder von jedem Antheil an ihrem Seehandel und ihren Colonien aus. Sie colonisirten früher als die Engländer, hätten daher auch viel größere Colonien gründen können, als diese, wenn sie seit 300 Jahren die deutsche Uebervölkerung an sich gezogen und ihr ihre überseeischen Niederlassungen geöffnet hätten. Zur Strafe sind sie ein Kleinstaat geblieben und haben ihre meisten Colonien wieder verloren. Während der französischen Revolution wurde ihr Land mit Frankreich vereinigt und ausgeplündert. Erst im Jahr 1813 kamen die Preußen, jagten die Franzosen fort und machten die Holländer wieder frei. Nach dem Sturz Napoleons kamen die siegreichen Großmächte überein, das ehemalige Holland mit den ehemaligen spanischen Niederlanden wieder zu einem Ganzen zu vereinigen und dem aus der Verbannung zurückgekehrten holländischen Erbstatthalter, Wilhelm von Nassau-Oranien, als selbständiges Königreich zu übergeben, scheinbar, um hier für Deutschland ein starkes Bollwerk gegen Frankreich aufzuwerfen, in Wahrheit aber zu einem gerade entgegengesetzten Zwecke. Die Kaiser und Könige auf dem Wiener Congreß hatten sich gegen die deutschen Einheitsbestrebungen verschworen, also hauptsächlich gegen das preußische Volk und auch gegen die preußische Regierung, welche damals noch zum Volke hielt. Die Großmächte gründeten nun die beiden neuen Königreiche, das der Niederlande und Hannover, als Bollwerke gegen Preußen, einzig zu dem Zweck, um die nationale Begeisterung in Norddeutschland lahm zu legen und Preußen von der Nordsee abzuschneiden.

Der neue König der Niederlande spielte die ihm angewiesene Rolle vortrefflich, lohnte die Befreiung Hollands durch die Preußen mit dem schnödesten Undank und trat das durch Verträge verbürgte nationale Recht der Deutschen mit Füßen, indem er die freie Rheinschifffahrt hemmte. Weil er aber auch die Belgier mißhandelte, rissen

ſich dieſe im Jahr 1830 von ihm los und gründeten unter franzöſiſch-engliſchem Schutze das neue Königreich Belgien. Holland war nun wieder ſehr klein geworden, ſetzte aber auch unter des Königs (Wilhelms I.) beiden Nachfolgern Wilhelm II. und III. den ſyſtematiſchen Haß gegen Deutſchland fort. Da der Wiener Congreß abſichtlich, um Deutſchland zu verkleinern und zu ſchwächen, das Königreich der Niederlande, obgleich es durchaus vormaliges Reichsland geweſen war, mit einziger Ausnahme von Luxemburg und Limburg, nicht in den deutſchen Bund aufgenommen hat, war es auch nicht gehindert, ſich immerfort feindlich gegen Deutſchland zu gebahren. Schon 1848 hätte es gar zu gern Luxemburg und Limburg vom deutſchen Bunde losgemacht, und ließ wenigſtens die deutſchen Fahnen abreißen; aber man belehrte es, daß es mit den beiden Provinzen zu ſeinem eigenen Vortheil im wiederhergeſtellten deutſchen Bunde verbleiben ſolle, um am Bundestage jederzeit Preußen überſtimmen zu helfen.

Obgleich die holländiſche Bevölkerung urdeutſch iſt, behielt ſie doch nur ihre provinzielle Mundart bei und nahm keinen Theil an der allgemeinen deutſchen Schriftſprache, noch durfte jemals deutſche Bildung und Literatur auf die Schulen und auf die Preſſe in Holland einwirken, und wo dieſer Einfluß nicht ganz zu verdrängen war, namentlich in Luxemburg, ſetzte ihm die Regierung den franzöſiſchen Einfluß in einem obligaten franzöſiſchen Schulunterricht entgegen.

Faſt mehr noch als Holland wurde Belgien dem deutſchen Nationalintereſſe entfremdet. Obgleich auch hier die ganze Bevölkerung urdeutſch iſt, den kleinen Reſt von Wallonen ausgenommen, der ein ſchlechtes franzöſiſches Patois ſpricht, hatte doch ſchon die ſpaniſche Regierung alles gethan, um die Niederländer zu entdeutſchen. Auch die öſterreichiſche Regierung, die im vorigen Jahrhundert durch ein diplomatiſches Arrangement auf kurze Zeit wieder in den Beſitz jener ſpaniſchen Niederlande kam, that nichts für deutſche Bildung.

bei Melek durch Ueberfall geschlagen. Er verlor hier sein Kind und wurde selbst verwundet und gefangen, riß sich aber mit Riesenkraft aus den Armen der feindlichen Soldaten und entsprang, am 16ten October. Am 21sten verließ Hofer Inspruk, die Nachricht des Friedensschlusses hatte jede Hoffnung niedergeschlagen, die Führer wankten, die Vertheidigung wurde matter. Jetzt drangen die Feinde von Süden und Norden her ins Land und vereinigten sich auf dem Brenner. Noch einmal versuchte Hofer den Kampf um den eignen Heerd, und zum letztenmal siegten seine Tyroler am Passeyr den 14ten und 17ten November. Doch bald waren sie schwach und liefen auseinander, das ganze Land fiel wieder an Bayern und mußte sich die verhaßten Neuerungen nochmals aufzwingen lassen. Die Häupter des Aufstandes erfuhren ein verschiedenes Loos. Teimer und Joachim entkamen glücklich nach Wien. Speckbacher versteckte sich in einer Höhle hoch auf dem Gebirg, ward aber von einer Schneelauine fortgerissen und schwer verwundet. Er kroch bis vor sein Haus und verbarg sich im Mist, während bayrische Soldaten im Hause einquartiert lagen. Doch gelang es seinem Weibe ihn zu retten und auch er entkam glücklich. Hofer versteckte sich in einer hohen Sennhütte, ward aber von dem Pater Donay verrathen und den Franzosen ausgeliefert. Napoleon ließ ihn nach Mantua bringen, und am 20sten Februar 1810 erschießen. Er starb stehend mit festem Blick und edlem Muth.

Kapitel CCCCLXVII.

Oesterreichs letzte Niederlage.

Nachdem Oesterreich Napoleon den Krieg erklärt und alle Deutsche zur Theilnahme aufgefordert hatte,

Joseph II. reizte durch seine unbesonnenen Neuerungen das Volk zum Widerstande und in der französischen Revolution wurde Belgien mit Frankreich vereinigt und die Gerichts- und Geschäftssprache ausschließlich französisch. Die gebildeten Stände, vorher schon mit den Fortschritten der deutschen Literatur unbekannt geblieben, fielen ganz und gar unter die Herrschaft der französischen Mode. Der neue König der Belgier, Leopold von Coburg, war zwar ein Deutscher, vermochte aber der französischen Geistesströmung um so weniger zu widerstehen, als er nur in Folge eines Arrangements zwischen England und Frankreich die belgische Krone erhalten hatte und eine Tochter Ludwig Philipps heirathen mußte, um von Frankreich her nicht beunruhigt zu werden. Aus demselben Grunde konnte seine Regierung auch nur eine liberale seyn, nach dem Muster der französischen. Das brachte ihn nun in einigen Conflict mit der klerikalen Partei, mit dem noch immer eifrig katholischen Episcopat und Landvolk, denen die von Paris her eindringende Gottlosigkeit gründlich zuwider war. Der wohlwollende König suchte zu vermitteln.

Nachdem Frankreich den großen Sieg in der Lombardei erfochten und sich Savoyen und Nizza annectirt hatte, geriethen die Belgier in nicht geringe Angst, auch sie könnten annectirt werden, und verstärkten die Befestigungen von Antwerpen. Auch suchte der König Verbindungen mit den deutschen Großmächten. Der Kronprinz Leopold hatte schon 1853 die österreichische Erzherzogin Marie, Tochter des weiland Palatinus Joseph, geheirathet. Dessen jüngerer Bruder Philipp, Graf von Flandern, heirathete später eine preußische Prinzessin.

Während der Aufregung gegen Frankreich bekam natürlicherweise das germanische, klerikale und conservative Element auf eine kurze Zeit wieder einige Geltung und der König konnte wenigstens ein gemäßigt liberales Ministerium einsetzen, welches aber bald wieder

einem fanatiſch liberalen weichen mußte. Im Sommer 1864 erwehrte ſich die klerikale Minderheit der Kammer eines Antrags der freimaureriſchen Mehrheit (die Verſtärkung der Kammermitglieder betreffend), nur dadurch, daß ſie von ihren Sitzen wegblieben und die geſetzliche Zahl der Abſtimmenden nicht erreicht wurde. Man überhäufte ſie mit Beſchuldigungen, der König löſte am 17. Juli die Kammer auf und aus den Neuwahlen vom 12. Auguſt ging eine liberale Mehrheit hervor, 64 Liberale gegen 52 Klerikale. Natürlicherweiſe ging nun das Stürmen gegen die Kirche wieder an. Am Ende des Jahrs wurden durch das ſ. g. Stipendiengeſetz die kirchlichen Stiftungen der Univerſität Löwen aus der Verwaltung der Kirche in die des Staates übertragen und ſollten künftig auch Studenten anderer Univerſitäten daraus Stipendien erhalten. Der Fanatismus der Freimaurer war in ſolche Siedhitze gerathen, daß ſich ein eigner Verein für unkirchliche Beerdigung der Leichen bildete. Dem ſetzte ſich ein Verein für kirchliche Beerdigung entgegen. Als aber der greiſe König dem letzteren ein Geldgeſchenk machte, geriethen die Freimaurer in die heftigſte Aufregung und verlangten ſogar, der Cabinetsſecretär des Königs, durch den das Geldgeſchenk vermittelt worden war, ſolle entlaſſen werden.

Seitdem die Liberalen wieder die Oberhand in der belgiſchen Kammer hatten, war die geſammte liberale Preſſe in Deutſchland befliſſen, das parlamentariſche Regiment in Belgien allen Staaten als Muſter zu empfehlen. Als aber die Unvorſichtigkeit und Unverſchämtheit franzöſiſcher und anderer Flüchtlinge in Brüſſel die belgiſche Regierung und Kammer nöthigten, dem Unfug durch das Fremdengeſetz zu ſteuern, um den Zorn des franzöſiſchen Kaiſers nicht zu reizen, überhäufte die deutſche Preſſe die nämliche belgiſche Regierung wieder mit Schmähungen.

In der belgiſchen Kammer beklagte ſich am 21. Juli 1865

Coemans, die Freimaurer übten großen Einfluß auf die Wahlen. Dem widersprach Goblet, der eine hohe Würde unter den Freimaurern bekleidete, es sey eine Verleumdung. Bald aber wurden zwei Actenstücke veröffentlicht, zwei Verfügungen des großen Orients von Belgien, grade in Bezug auf die politische Agitation des Ordens. Darin heißt es zuerst im Allgemeinen: „das Ziel des Ordens ist kein anderes, als die durch die Vernunft geoffenbarte Wahrheit an die Stelle der Irrthümer zu setzen, welche Unwissenheit in der Gesellschaft noch immer unterhält." Das hieß deutlich: Zweck des Ordens ist, der in der h. Schrift offenbarten Wahrheit entgegenzuwirken. Auch war die Verfügung datirt vom 5. Tage des 11. Monats des Jahres 5855, weil die Freimaurer die christliche Zeitrechnung nicht anerkennen. Ferner hieß es, „die Gesellschaft kann nicht bestehen ohne Gehorsam ihrer Mitglieder. Der große Orient entscheidet daher, daß die Logen nicht allein das Recht, sondern daß sie die Pflicht haben, die öffentlichen Acte derjenigen ihrer Mitglieder zu überwachen, welchen sie zu politischen Aemtern verholfen haben; die Pflicht, Erklärungen von denselben zu verlangen, wenn es scheint, daß einer oder mehrere ihrer Acte nicht dahin zielen, die Gesellschaft mit der Fackel der Wahrheit zu erleuchten; die Pflicht, wenn diese Erklärungen nicht genügen, Verweise zu geben und selbst von dem Maurerkörper die Glieder abzuschneiden, welche ihre Maurerpflichten, besonders im öffentlichen Leben, vernachlässigen."

Am 29. Oct. 1865 wurde ein großer Studentencongreß zu Lüttich eröffnet, wozu sich auch sehr viele Franzosen einfanden. Es war eine starke Demonstration der demokratischen Partei in Belgien und Frankreich zugleich. Die Jugend beider Länder sollte fraternisiren und die demokratisch-atheistische Zukunftspolitik proklamiren. Die Parteihäupter erhitzten die Jugend und legten ihr, was sie nicht selbst öffentlich zu sagen wagten, in den Mund. Es nahm sich darin

unſchuldiger aus und was am tollſten darin war, ſchien verzeihlich an einer unerfahrenen Jugend. Doch fehlte die Jugendfriſche, der unſchuldige Hauch einer edeln Schwärmerei. Alles war gemacht. Die Jünglinge plauderten nur nach, was die unreinſten Geiſter in Frankreich längſt gelehrt hatten. Fontaine von Brüſſel predigte die ſociale Revolution: „Wer wird uns die Freiheit geben? Die Revolution! Der Socialismus! Als Socialiſten wollen wir die Vernichtung aller Religion und jeder Kirche und die Leugnung Gottes.“ Ein anderer Redner Janſon pries Danton, St. Juſte und Marat als Heroen der Menſchheit. Dieſer junge Franzoſe war mit tauſend andern ſeiner Landsleute gekommen mit zweierlei Fahnen, der rothen und der ſchwarzen. Er verkündete, Frankreichs Fahne müſſe in Trauer gehüllt bleiben, bis das Volk ſich wieder wie im Jahr 1793 erheben werde. Ein anderer Pariſer, Cas, forderte die politiſche Revolution, weil man zuerſt die Autorität des Staates ſtürzen müſſe. Wer bereits an keine Autorität Gottes mehr glaube, der dürfe auch die Autorität irdiſcher Throne nicht mehr dulden! Ein Dritter drückte ſchwärmeriſch ſeine Ueberzeugung aus, die Zukunft gehöre dem Atheismus und Socialismus.

Statt ſolchen elenden Tendenzen Raum zu gewähren, hätten die deutſchen Niederländer an das ſchwer bedrohte Recht und die Ehre ihrer Mutterſprache und Volksthümlichkeit denken ſollen. In welcher Trägheit verharrend, laſſen ſie ſich die franzöſiſchen Unverſchämtheiten über den Kopf wachſen! Welches kleinliche Verkriechen in particulariſtiſche Clubs, die ſich von der allen andern Deutſchen gemeinſamen Schriftſprache noch eben ſo abſchließen wie von der franzöſiſchen. Ihre Aufgabe müßte ſeyn, gleich den Schweizern ſich die deutſche Schriftſprache anzueignen. Wenn die Schweizer ihre ſchöne alemanniſche Mundart darüber nicht vergeſſen haben, ſondern ſie immer noch in Ehren halten und doch an der deutſchen Literatur vollen

und fruchtbaren Antheil nehmen, sollten es die Niederländer auch vermögen und nicht in ihrem Particularismus verkommend sich den Franzosen überliefern. Warum bilden sich in Brüssel, Gent, Antwerpen neben den vlämischen nur die separate Mundart pflegenden Vereine auch solche zur Verbreitung der deutschen Schriftsprache, Lesezirkel, deutsche Buchhandlungen? Warum dringt die nationale Partei nicht auf Einführung der deutschen Schriftsprache in den Schulen?

Wenn die klerikale Partei, welche die vlämische Sprache gegen die französische Sprachtyrannei vertheidigt, das Eindringen irreligiöser Tendenzen durch die französische Presse und durch Versammlungen wie die zu Lüttich doch nicht verhindern kann, sollte sie sich vor der deutschen Literatur nicht fürchten.

Am 10. Dezember 1865 starb König Leopold nach schweren Leiden. Alle Parteien in Belgien, sowie auch das Ausland wetteiferten, um ihn zu trauern und ihn als den weisesten aller Regenten zu preisen. Auch Napoleon III. stimmte mit auffallender Wärme in diese Loblieder ein. Im Grunde hatte Leopold aber nichts gethan, als immer der belgischen Kammermehrheit nachgegeben, nicht ohne gelegentlich dem Liberalismus größere Sympathien zu bezeugen, als der Kirche und dem französischen Element mehr als dem deutschen. Man kann das nicht eigentlich Weisheit nennen. Wenn also von des Königs Weisheit einstimmig so viel gesprochen wurde, konnten darunter wohl nur die vermittelnden Rathschläge verstanden seyn, die er als Nestor der europäischen Politik den Cabinetten ertheilte, wenn sie ihn darum angingen. Er liebte im Alter die Bequemlichkeit und lebte mit einer ihm angenehmen Dame so intim, daß nur sie immer um ihn seyn mußte und er seine Familie gar nicht sah. Nicht einmal in seiner Krankheit durften seine Kinder zu ihm kommen. Als es aber langsam mit ihm zu Ende ging, durchbrach die Gemahlin des

Thronfolgers, die Oeſterreicherin Marie, die der Familie bisher gezogenen Schranken, trat in das Krankenzimmer und ſagte dem König: „Man täuſcht Sie, Eure Majeſtät haben nur noch wenige Stunden zu leben. Wenden Sie ihre Gedanken Gott zu!“ Der König reichte ihr die Hand, nannte ſie ſeine liebe Tochter und bat ſie, bei ihm zu bleiben. Da führte ſie die Familie zu ihm und er ſtarb in ihrer Mitte. Ein Vorfall, über den ſich die große Freimaurerpartei nicht wenig ärgerte. Nachdem die königliche Leiche feierlich beſtattet war, hielt des Verſtorbenen älteſter Sohn, bisheriger Herzog von Brabant, nunmehr als König Leopold II. am 16. Dezember einen feierlichen Einzug in Brüſſel und beſchwor vor den vereinigten Kammern die Verfaſſung. In der ſehr ſchön abgefaßten Thronrede verſprach er dem Volke, dem väterlichen Beiſpiele folgen zu wollen. „Gleich ihm liebe ich dieſe großen Einrichtungen, durch welche die Ordnung gleichzeitig mit der Freiheit wächst und welche die dauerhafteſte Grundlage des Thrones ſind. Ich habe nie einen Unterſchied unter den Belgiern gemacht. Da alle ihrem Vaterland ergeben ſind, ſo umfaſſe ich ſie alle in gemeinſamer Zuneigung. Meine conſtitutionelle Aufgabe ſtellt mich außerhalb der Meinungskämpfe und überläßt es dem Lande ſelbſt, darüber zu entſcheiden.“

Achtes Buch.

Fortdauernde Geburtswehen des italieniſchen Königreichs.

Der Frieden von Villafranca hatte die Wiederherſtellung der vertriebenen Fürſten von Toscana, Parma und Modena noch ermöglicht, ſofern die Bevölkerungen ſelbſt ſie wünſchen und gutheißen ſollten. Eine allgemeine Volksabſtimmung ſollte am 12. März darüber entſcheiden. Victor Emanuel aber, wie auch Garibaldi und Mazzini ſorgten dafür, daß die Abſtimmung im Angeſicht königlicher Truppen und unter dem Terrorismus der Einheitspartei erfolgte, mithin nur eine kleine Minderheit muthiger Männer anders zu ſtimmen wagte, als vorgeſchrieben war. Das arme Volk ſollte zum Schein ſagen dürfen, welchen Fürſten es ſich ſelbſt wähle. Wehe dem aber, der nicht Victor Emanuel nannte! Da auch nur ſeine Partei die Wahlen dirigirte, waren Fälſchungen der Stimmen ſehr wahrſcheinlich. Napoleon III. war kein Freund der italieniſchen Einheit. Er wollte vielmehr, das war ſein urſprüngliches Programm, einen lockern Staatenbund aus Italien machen und deſſen Protector werden. Er

konnte hinterdrein der nationalen Bewegung nicht mehr Meister werden, nahm aber für die ihm mißliebige Abstimmung in den mittelitalieniſchen Staaten ſeine Revanche durch die Annectirung Savoyens und Nizzas.

Garibaldi, der in Nizza geboren iſt, war über dieſe Annectirungen wüthend und brach in die gröbſten Schmähungen Napoleons aus, war aber viel zu ohnmächtig, um die Abtretung ſeiner Heimath an Frankreich hindern zu können. Noch war aber italieniſche Erde genug übrig, die noch nicht dem neuen Königreich Italien einverleibt war, Rom, Venetien und das Königreich beider Sicilien. Das letztere ſchien am wenigſten Widerſtand leiſten zu können, wenn er es angriffe. Es war ſchon lange unterwühlt, der größte Theil der Offiziere theils für die Einheit Italiens gewonnen, theils durch Victor Emanuel beſtechen. Solche Verräther fanden ſich ſogar im Miniſterium und unter den Höflingen des jungen unerfahrenen König Franz II. in Neapel. England gab willig Schiffe her, um Garibaldis Freiſchaaren über Meer nach Sicilien zu escortiren, denn es wollte verhindern, daß ein Murat etwa mit Frankreichs Zuſtimmung die Neapolitaner auf ſeine Seite brächte. Ein ſolcher wäre natürlicherweiſe dem Imperator in Paris am angenehmſten geweſen. Genug, Garibaldi fand alles vorbereitet, als er in Sicilien landete, dort ſchnell Meiſter wurde, und von hier aus auch durch einfachen Verrath ſich Neapels bemeiſterte. Am 7. September 1860 zog er triumphirend in der Hauptſtadt Neapel ein. Der vom größten Theil ſeiner Truppen und Civildiener verlaſſene König Franz floh mit ſeiner Gemahlin nach der Feſtung Gaëta und ſuchte ſich hier noch zu halten.

Garibaldi war ſo ſiegestrunken, daß er im Sturm auch Rom nehmen wollte, wie Neapel. Das durfte aber Victor Emanuel nicht zugeben, weil ihm Napoleon III. aus Rückſicht auf die Katholiken in Frankreich den gemeſſenen Befehl gegeben hatte: Ne touchez pas à

Rome! Dieſem großen Gönner mußte ſein kleiner Schützling gehorchen, ſtellte alſo ein großes Heer unter Cialdini auf, um Garibaldi von Rom abzuwehren. Nun hatte aber auch der Papſt ſchon ſelbſt für ſeine Vertheidigung in Rom geſorgt, denn er traute den 30,000 Franzoſen, welche Rom beſetzt hielten, nicht ſo weit, daß er unterlaſſen hätte eine eigene, wenn auch nur kleine, doch zuverläſſige päpſtliche Armee zu unterhalten. Dieſe wurde damals durch freiwillige Zuzüge, hauptſächlich aus Frankreich und Belgien, verſtärkt, und der berühmte franzöſiſche General Lamoricière trat freiwillig an ihre Spitze. Dieſe frommen Kreuzfahrer mit den Waffen in der Hand waren nun dem König Victor Emanuel begreiflicherweiſe ſehr zuwider und Cialdini erhielt den Auftrag, mit ſeiner Truppenübermacht zwei Fliegen ſtatt einer zu ſchlagen und mit Lamoricière aufzuräumen, ehe er Garibaldi entgegentrete. Nachdem der Miniſter Cavour den Papſt aufgefordert hatte, ſeine Truppen zu entlaſſen, und es der Papſt nicht that, überfiel Cialdini unverſehens am 18. September die kleine päpſtliche Armee bei Caſtelfidardo, unweit von Ancona. Der junge katholiſche Adel, beſonders der franzöſiſche und belgiſche, wollte ſich lieber opfern als fliehen und griff unter dem franzöſiſchen General-Adjutanten Grafen Pimodan die ſardiſchen Batterien an. Faſt alle fanden mit ihrem Führer den Heldentod.*) Lamoricière rettete ſich nach Ancona, mußte jedoch bald capituliren.

---

*) Dupanloup, Biſchof von Orleans, ſagt von dieſen edlen Todten: „Auf ihrer Stirne iſt ein Zeichen der Ehre ausgeprägt und in ihrem Blick leuchtet eine Flamme des Lebens. Sie gehen ihre eigenen Wege, auf den Bergen, fern von aller Niederträchtigkeit, fern von allen Begierden, fern von Ehrgeiz und Selbſtſucht. Das Volk bewundert oder verflucht ſie. Doch ihnen iſt nichts daran gelegen, ſie gehen immer vorwärts. Dieſe auserwählten Verfechter jeder glorreichen und verzweifelten Sache fühlen in ſich eine Sehnſucht nach dem Kampfe und nach großen Dingen; in friedlicher

Es gab die bitterſten Reclamationen. Cardinal Antonelli erklärte (nach der Opiniene vom 1. September), die franzöſiſche Regierung habe ihn verſichert, ſie werde alle Beziehungen zu Sardinien abbrechen, wenn es die päpſtlichen Truppen angreife. Auch Lamoricière erklärte in einer Flugſchrift, der franzöſiſche Geſandte in Rom, Herzog von Gramment, habe ihn verſichert, die Sarden würden nicht angreifen, „die Regierung des Kaiſers wird die ſträfliche Aggreſſion der piemonteſiſchen Regierung nicht dulden.“ Nur im Vertrauen darauf habe er, Lamoricière, ſeine 6—8000 Mann nicht zurückgezogen und ſey nun plötzlich von 40,000 Piemonteſen überfallen worden. Indeſſen hörte Napoleon III. dieſe Vorwürfe geduldig an. Hatte er doch ſeinen Zweck erreicht, den General Lamoricière, deſſen Anweſenheit in Rom ihm unangenehm war, durch die Sarden zu beſeitigen. Im Uebrigen nahm er die Miene an, als billige er die römiſchen Klagen, und rief ſeinen Geſandten auf kurze Zeit von Turin ab.

Garibaldi bildete ſich einen Augenblick ein, Sardinien habe ſich ernſtlich mit Frankreich überworfen, und wollte nun mit Rom raſch ein Ende machen. Allein Cialdini rückte ihm mit dem ſardiniſchen

---

Ruhe dahin zu leben, iſt ihnen unmöglich. Und dann erſcheint die Gerechtigkeit vor ihnen, ſie ſehen dieſelbe in ihrem reinen und hellen Lichte, und ſie ſagt zu ihnen: ‚Willſt du mein Zeuge ſein?‘ — Ehrwürdiges Heiligthum von Loretto, dich ſahen ſie alſo während des Kampfes und du erſchieneſt ihnen als eine offene Zufluchtsſtätte für ihre Seelen, und ihr ſterbender Blick wandte ſich mit Troſt und Hoffnung zu dir! O ihr, die ihr ihre Mütter auf Erden geweſen und ſie dahin ausgeſendet habet, ach, beweinet ſie nicht, dieſe eure herrlichen Kinder, denn ſie ſind nicht todt, ſondern lebendig. Geſtärkt durch die Heiligkeit ihrer Sache und ihrer Hingebung, gereinigt durch das Blut des Lammes und in ihrem eigenen Blute haben ſie durch ihr Hinſcheiden das ewige Leben ſich errungen. Denn wer an heiligen Kämpfen, an reinen und makelloſen Kämpfen theilnimmt, dem iſt die Krone der Unſterblichkeit beſchieden.“

goß es ſeine kriegsluſtigen Schaaren nach allen Seiten über die Grenzen aus. Es hatte durch das Aufgebot der Landwehr an 400,000 Mann im Felde, und die Brüder des Kaiſers ſtanden an der Spitze. Erzherzog Karl befehligte die Hauptmacht, die nach Bayern vordrang, Johann brach in Italien, und Ferdinand in Polen ein. Der allgemeine Angriff ereignete ſich in demſelben Monat April 1809, in welchem zugleich der Aufſtand der Tyroler und Schills ausbrach, die damit zuſammenhingen. Auch Napoleon hatte ſich gerüſtet und eilte dem ungeſtümen Karl nach Bayern entgegen. Hier ſchlug ſich der deutſche Held mit dem großen Fremdling fünf Tage lang in wüthenden Schlachten, bei Pfaffenhofen, Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl, Regensburg, vom 19ten bis 23ſten April. Doch Napoleon blieb Sieger und nahm ſchon im May Wien in Beſitz. In der Nähe der Kaiſerſtadt ſtanden beide Heere ſich gegenüber, durch die Donau getrennt. Um die letzte entſcheidende Hauptſchlacht zu ſchlagen, drang Napoleon über den Fluß, da wo derſelbe die große Inſel Lobau bildet. Auf dem entgegengeſetzten Ufer aber empfing ihn Erzherzog Karl bei Aſpern und Eßlingen und in einer zweitägigen furchtbaren Schlacht am 21ſten und 22ſten Mai wurde Napoleon zum erſtenmal gänzlich geſchlagen und ſah ſich gezwungen, auf die Lobauinſel zurückzufliehn. Unterdeß hatte die angeſchwellte Donau die einzige Brücke zertrümmert, auf welcher Napoleon ſich von der Inſel auf das andre Ufer hätte retten können. Zwei Tage lang blieb er mit ſeinem geſchlagnen Heer auf der Inſel ohne Nahrung und von grauſamer Furcht gepeinigt, aber die Oeſterreicher benutzten dieſen Vortheil nicht, und die Franzoſen gewannen Zeit, endlich nach vieler Mühe eine neue Brücke zu ſchlagen. Darauf blieben beide Heere noch ſechs Wochen in der alten Stellung nahe bei Wien am rechten und

Heere raſch entgegen, ehe noch ſeine Alpenjäger, wie er ſeine Freiſchaar jetzt wieder nannte, Capua hatten einnehmen können. Man redete ihm zu, und er ſöhnte ſich mit dem ſardiſchen Generale und Victor Emanuel auf einmal wieder aus. Man glaubte daher, er habe ſie überhaupt nur zum Werkzeuge der ſardiniſchen Politik hergeliehen und ſein Ausmarſch gegen Rom habe dem Sarden nur den Vorwand geliehen, um in den Kirchenſtaat einzurücken, und alles ſey eine verabredete Komödie geweſen. Dem widerſpricht aber der ehrliche Charakter Garibaldis. Ihm war es mit der Einheit Italiens gewiß ernſt. Er wollte Rom zur Hauptſtadt Italiens machen, daher den Papſt vertreiben, und verwünſchte aufrichtig die Rückſicht, die der Sarde immer auf Frankreich nahm. Er diente aber auch gegen ſeinen Wunſch und Willen der Politik des Sarden zum Werkzeug, denn die eigenmächtigen Streiche, die er wagte, wurden immer geſchickt von Cavour benützt. Wenn ihm nun ſein Streich mißlungen war, dachte er immer wieder, es ſey doch beſſer, dem Sarden die Hand zu reichen, weil ſich ſonſt niemand Italiens annahm. Konnte er nicht alles erreichen, ſo wollte er dem Sarden doch wenigſtens das Gewonnene feſthalten helfen. Somit unterſchied er ſich von dem unverſöhnlichen Mazzini, der niemals ganz auf ihn rechnen konnte, doch immer wieder Einfluß über ihn gewann, wenn Cavours Intriguen den noblen Garibaldi allzuſehr ärgerten. Bei alledem hatte Garibaldi doch einen ordinären Zug in ſeinem Weſen, wodurch er verrieth, daß er doch mehr ein Abenteurer, als der große Mann der Nation ſey. Sein Haß gegen die Kirche hatte etwas von Gemeinheit an ſich und ſeine rothen Hemden verriethen nicht den beſten Geſchmack.

Nachdem der Papſt in Rom durch die Haltung und die Verſicherungen Frankreichs, von wo her Goyon damals Verſtärkungen erhielt, ſicher geſtellt war, handelte es ſich nur noch um Neapel.

Die Rückſicht auf Neapel war es wohl auch, was Garibaldi beſtimmte, ſich mit dem Sarden auszuſöhnen, denn er überließ das von ihm eroberte Königreich beider Sicilien doch lieber dem Sarden, dem künftigen König von ganz Italien, als den Franzoſen, die ſich deſſelben bemächtigt haben würden, wenn die Mazziniſten dort zur Herrſchaft gelangt wären und durch ſie der engliſche Einfluß im Süden Italiens immer mächtiger geworden wäre. Natürlicherweiſe regten ſich die Muratiſten, denn da der neapolitaniſche Thron factiſch erledigt war, ſo hatten die Erben des früheren König Joachim Murat Anlaß, ihn anzuſprechen. Prinz Lucian Murat erließ am 25. November ein Schreiben an die Neapolitaner, in welchem er ſich gegen das Project der italieniſchen Einheit ſowohl nach der Idee Cavours, als nach der Mazzinis erklärte und dagegen eine italieniſche Föderation empfahl, in welcher das Königreich beider Sicilien neben dem Kirchenſtaate ſollte beſtehen bleiben. Das war ganz der Gedanke, den Napoleon III. ſelbſt ſchon früher ausgeſprochen hatte. Gleichwohl desavouirte er ſeinen Vetter Murat. Er konnte aus Rückſicht auf England den Gedanken noch nicht durchführen und er begnügte ſich einſtweilen, nur die Italiener auseinander zu halten. Wenn gleich in Neapel für Murat nur wenig Sympathien vorhanden waren, ſo entſprach doch der föderaliſtiſche Gedanke ſeines Briefes den Gefühlen und Inſtincten des neapolitaniſchen Volkes, welches die ſardiniſchen Truppen nur mit Widerwillen kommen ſah und nichts weniger im Sinne hatte, als ſich von Piemonteſen beherrſchen zu laſſen.

In Folge des Compromiſſes zwiſchen Garibaldi und Victor Emanuel vereinigten ſich die Armeen derſelben und unternahmen die Belagerung der Feſtung Gaëta, um den rechtmäßigen König vollends von dort zu vertreiben. Zudem ward ausgemacht, das Volk beider Sicilien ſolle durch ein Plebiscit ſelbſt beſtimmen, wie und durch wen es künftig regiert werden wolle. Man nahm dabei die Er-

wählung Victor Emanuels in Neapel, ganz ſo wie früher in Florenz und Modena in Ausſicht, und brauchte dieſelben Mittel der Wahlbeherrſchung und des Terrorismus. Wahlclubs unter dem Schutze ſardiniſcher Bajonette ſorgten dafür, daß bei den am Ende October vollzogenen Wahlen niemand anders als Victor Emanuel aus der Wahlurne hervorgehen konnte. Dafür mußte auch Cavour den Kammern in Turin feierlich erklären, Victor Emanuel ſpreche ganz Italien als ſein künftiges Königreich an, um dem allgemeinen Volkswunſche gerecht zu werden.

War nun ſchon der eigenmächtige Einmarſch der Sarden in den Kirchenſtaat eine Verletzung des Völkerrechts und der europäiſchen Traktate, ſo noch vielmehr der uſurpatoriſche Anſpruch des Sardenkönigs auf den Beſitz von ganz Italien. Daher diplomatiſche Einſprache. Spanien proteſtirte und wollte den h. Vater und Rom ſchützen. Rußland zog, nach dem Vorgang Frankreichs, ſeinen Geſandten aus Turin zurück. Preußen ließ den ſeinigen dort, tadelte aber Victor Emanuels Vorgehen offiziell. Alles leere Worte. Es fiel niemanden ein, für den armen König Franz II. auch nur einen Finger aufzuheben. Die Haltung Frankreichs war ſo zweideutig und ſchien ſo ſehr den Abſichten Englands nachzugeben, daß Koſſuth im October wagen zu dürfen glaubte, dem Kaiſer der Franzoſen ein Memoire zu überreichen, in welchem er ihn dringend aufforderte, die italieniſche Revolution nicht nur zu begünſtigen, ſondern auch über Venedig hinaus fortzupflanzen. Zum Lohn dafür werde er, wenn erſt ganz Ungarn inſurgirt und Oeſterreich zuſammengebrochen ſey, dem franzöſiſchen Intereſſe im Orient dienen. Napoleon legte dieſe Verſicherungen einſtweilen ad acta.

Der h. Vater hielt eine Allocution, worin er in der edelſten Entrüſtung gegen die wiederholte Gewalt, die man ihm anthue, proteſtirte. Den franzöſiſchen Soldaten Goyons aber ſagte er in einer

Anrede: ihr ſchützt den Stuhl Petri, vergeſſet aber nicht, daß der Stuhl Petri es iſt, der mehr Schutz gewährt, als bedarf. Ueberall in der katholiſchen Welt wurde für den h. Vater der ſ. g. Peterspfennig geſammelt und die ihm zur Unterſtützung überſandte Summe betrug im Dezember ſchon 2 Millionen Scudi.

In Neapel hatte ſich bereits Mazzini feſtgeſetzt, mußte jedoch dem ſardiniſchen Gouverneur Pallavicini weichen. Ein großer Theil der Garibaldi'ſchen Freiſchaaren war mazziniſtiſch geſinnt und den Sarden feind, woraus ſich erklärt, daß ſie nicht lange nachher von der ſardiniſchen Regierung undankbar entlaſſen wurden. In den Provinzen aber wollte das gemeine Volk noch viel weniger von den Sarden wiſſen und damals ſchon brachen überall Empörungen aus, welche General Cialdini durch bluttriefende Proclamationen nicht zu ſtillen vermochte.

König Victor Emanuel beeilte ſich, ſeinem Heer nach Neapel nachzufolgen. Am 26. October kam er mit Garibaldi bei Teano zuſammen, reichte ihm die Hand und ſagte: „ich danke!" Weiter nichts. Garibaldi hatte ſein rothes Hemd aus- und die ſardiniſche Generalsuniform angezogen. Nun begannen die Operationen. Franz II. hielt ſich in Neapel und war noch unterſtützt durch den nicht abgefallenen Theil ſeiner Armee unter dem General Negri, die am Fluß Garigliano in der Nähe von Gaëta feſte Stellungen eingenommen hatte. Auch die Feſtung Capua hätte ſie ſchützen können, fiel aber ſchon am 2. November. Nun gingen die Neapolitaner über den Garigliano zurück, wurden aber am 3. von den Sarden eingeholt und erlitten eine Niederlage. Negri mit ſeinen Truppen, angeblich noch 30,000 Mann, wirklich jedoch wohl nur die Hälfte, zog ſich in den Kirchenſtaat zurück, wohin ihm die Sarden nicht mehr zu folgen wagten aus Rückſicht auf Frankreich. Jetzt hatte Victor Emanuel keinen Feind mehr zu fürchten, hielt daher ſchon am 7. einen Triumph-

einzug in der Hauptſtadt Neapel und ließ ſich hier als Wahlkönig huldigen. Es regnete in Strömen. Garibaldi ſaß neben ihm im Wagen, war jedoch wenig erbaut darüber, daß ihm der ſchnurrbärtige Sarde ſeine Eroberung vor der Naſe wegnahm. Der König bot ihm den Marſchallſtab an, Garibaldi ſchlug denſelben aber aus, wollte von der ganzen Geſchichte nichts mehr wiſſen, zog ſein rothes Hemd wieder an und fuhr zur Inſel Caprera hinüber, die er ſich zum Aſyl auserleſen hatte und von wo aus er am bequemſten mit den Mazziniſten und Engländern weiter conſpiriren konnte. Vor ſeinem Abſchied aus Neapel ſoll ſich noch zwiſchen ihm und dem König ein Streit erhoben haben, weil Garibaldi Statthalter in Neapel zu bleiben wünſchte, was aber der König um keinen Preis zugab. In Neapel ſelbſt war die revolutionäre Partei weit mehr für Garibaldi, als für Victor Emanuel geſtimmt. Es gab daher ſchon am 12. November einen Tumult in der Stadt, indem viele Stimmen die Zurückberufung Garibaldis verlangten.

Nunmehr begann der Angriff auf Gaëta, eine ſtarke auf einer Halbinſel liegende Feſtung, der man, wie Gibraltar, nur ſchwer von der ſchmalen Landſeite her beikommen kann. Eine franzöſiſche Flotte unter dem Admiral Barbier-Timan lag vor der Stadt und ſchien den armen König Franz II. in derſelben ſchützen zu ſollen, wie Goyon in Rom den Papſt beſchützte. Auch war das diplomatiſche Corps von Neapel dem rechtmäßigen König nach Gaëta gefolgt und bildete eine kleine Schutzmauer um ihn. Dadurch ließen ſich indeß die Sarden nicht abhalten, Gaëta anzugreifen. Victor Emanuel wollte um jeden Preis Herr des Terrains ſeyn und durfte dem, deſſen Krone er ſich durch Garibaldi hatte ſtehlen laſſen, keinen Fleck neapolitaniſcher Erde mehr gönnen. Admiral Perſano fing ſchon am 7. October an, Gaëta zu beſchießen, wurde aber damals noch von dem franzöſiſchen Admiral bedeutet, er möge das Feuer einſtellen,

und gehorchte. Man ſchloß daraus, Napoleon III. wolle Gaëta ſchützen; derſelbe hatte jedoch nichts anderes im Sinn, als immer und immer wieder Kennzeichen ſeiner Macht und ſeines Eigenwillens zu geben und dem Sarden den Preis zu beſtimmen, um welchen er ihm eine weitere Conceſſion machen wolle. Das Wahrſcheinlichſte iſt, Napoleon III. hat dem Sarden ſchließlich Gaëta einzunehmen nur unter der Bedingung geſtattet, daß Franz II. gleichwohl den italieniſchen Boden nicht verlaſſen, ſondern in Rom bleiben dürfe, wo er, wie der Papſt, unter Frankreichs Schutz ein Unterpfand Frankreichs blieb und die ſardiniſche Politik fortwährend bedrohte, wenn ſie nicht demüthig alles annehmen wollte, was Frankreich ihr vorſchrieb. Ungleich mindere Wahrſcheinlichkeit hatten die Gerüchte für ſich, welche damals ausſagten, Frankreich habe den Papſt nach der Inſel Sardinien verſetzen wollen und Oeſterreich 600 Millionen für Venedig angeboten. Es lag niemals im Intereſſe Napoleons, Italien einig werden zu laſſen, und noch weniger, den Papſt zu bedrängen. Seine Politik konnte keine andere ſeyn und war keine andere, als Italien getheilt und uneinig zu erhalten, damit es nicht allein der Revolution und England anheimfalle, ſondern ein Werkzeug in ſeinen eigenen Händen bleibe. Neapel im Beſitz Victor Emanuels diente dem letztern nicht zur Stärkung. Im Gegentheil mußte der Haß, dem die Piemonteſen überall in Süditalien begegneten, und die Härte und Grauſamkeit, mit welcher ſie die Empörungen daſelbſt zu unterdrücken ſuchten, dem Hintergedanken, am Ende doch noch Murat in Neapel anzubringen, Vorſchub leiſten. So lange Napoleon eine ſtarke Armee in Rom unterhielt und den Papſt, ſowie den vertriebenen König von Neapel in ſeiner Gewalt hatte, blieb er auch ſchließlich Herr der italieniſchen Geſchicke.

Die nordiſchen Mächte, welche das Vorgehen des Sarden höchlich mißbilligt hatten, ließen ſich doch durch die Haltung Frankreichs

und durch die Zuſicherungen, die ihnen von dort gegeben wurden, bei einer Beſprechung in Warſchau am 22. Oct. beruhigen. Napoleon III. erklärte, er werde, wenn Victor Emanuel etwa Venedig angreifen welle, ihn nicht unterſtützen. Seine Verſicherungen widerlegten unter andern auch das Gerücht, nach welchem ſich Napoleon III. die Inſel Sardinien hätte aneignen wollen als Preis dafür, daß er Victor Emanuels neapolitaniſche Uſurpation geduldet habe.

Gaëta wurde inzwiſchen immer ernſter zu Lande angegriffen und die franzöſiſche Flotte erhielt nicht lange nachher Befehl, abzuziehen, ſo daß Franz II. ſich ganz ſelbſt überlaſſen war. Am 22. Nov. entließ er das diplomatiſche Corps, welches einſtweilen, mit Ausnahme des öſterreichiſchen, bayriſchen, ſächſiſchen und ſpaniſchen Geſandten, die bei ihm aushielten, nach Rom ging, weil durch die Beſchießung Gaëtas ihnen perſönliche Gefahr drohte. Die Feſtung war allerdings ſtark, aber doch nicht haltbar gegen das ſehr verbeſſerte ſchwere Geſchütz der Sarden und gegen den Verrath im Innern. Der König, der für einen ſchwachen Jüngling galt, wie auch ſein jüngerer Bruder und beide Oheime, ſchienen nicht die erforderliche Feſtigkeit und Tapferkeit zu beſitzen, um eine ſo ſchwere Belagerung auszuhalten; aber was ihnen fehlte, erſetzte des Königs junge Gemahlin, Marie, geb. Prinzeſſin von Bayern. Während General Bosco die Beſatzung befehligte, ermuthigte die Königin die Soldaten und tröſtete die Verwundeten. Ein Schweizer Offizier ſchrieb von ihr: „Mitten im heftigſten Bombardement der Sarden, während die Erde von der gewaltigen Erſchütterung bebte und jede Minute wenigſtens 50 feindliche Kugeln einſchlugen, ſah ich die Königin mit feſten Schritten und zwar bleichem, aber muthigem Antlitz über einen dem feindlichen Geſchütz ſehr ausgeſetzten Platz ſchreiten, um in einem Lazareth den vielen Schwerverwundeten Hülfe und Troſt zu bringen. Während ſie mit einem alten Schweizerhauptmann ſprach, ſchlug eine ſardiniſche Bombe unfern von ihr in

die Erde und der Staub davon bedeckte ihren Mantel." Damit ſtimmen alle andern Nachrichten überein, welche die edle Königin um ſo mehr rühmten, als man wußte, daß ſie bisher in der neapolitaniſchen Königsfamilie keineswegs die Achtung genoſſen hatte, die ihr gebührte. Man beſchuldigte die Stiefmutter und die Stiefbrüder des jungen Königs, gegen ſie Partei ergriffen zu haben. Man erzählte ſich, als die bayriſche Prinzeſſin mit ihrem Gemahl, der damals noch Kronprinz war, zum erſtenmale ſpazieren gegangen und von Bettlern beläſtigt worden ſey, habe der Kronprinz den Geldbeutel hervorgezogen und unter dem Golde ängſtlich nach einer kleinen Silbermünze geſucht, die Prinzeſſin aber feuerroth ihm den Beutel aus der Hand geriſſen und mit den Worten: „das iſt eine Schande für einen König," das Gold unter die Bettler geworfen. —

Die Anweſenheit der franzöſiſchen Flotte ſollte die ſardiniſche nicht lange mehr hindern, Gaëta von der Seeſeite anzugreifen. Am 17. Januar 1861 erklärte Napoleon III. im Moniteur, er habe dem König von Neapel einen ehrenvollen Rückzug ſichern wollen in der Vorausſetzung, derſelbe werde ſeinen unnützen Widerſtand aufgeben. Da der König aber die Feindſeligkeiten fortſetze, einzig im Vertrauen auf den Schutz der franzöſiſchen Flotte, ſo müſſe ihm dieſer letztere nunmehr entzogen werden, denn Frankreich wolle am längeren Blutvergießen nicht die Schuld tragen. Zwei Tage ſpäter ſegelte die franzöſiſche Flotte aus dem Hafen von Gaëta ab und rückte die ſardiniſche Flotte unter Perſano heran und fing am 23. Januar die Stadt von der See her zu bombardiren an, während auch das Feuer vom Lande her verdoppelt wurde. Nun konnte ſich die Stadt nicht lange mehr halten, da auch Verräther im Innern Feuer an die Minen legten und mehrere wichtige Baſtionen in die Luft ſprengten. Bei einer ſolchen Exploſion verlor General Terand mit mehreren hundert Soldaten das Leben. Am 13. Februar mußte

die Stadt capituliren, nachdem an 5000 Menſchen durch feindliche Kugeln oder durch den Typhus umgekommen waren. Unter franzöſiſcher Vermittlung erhielt die königliche Familie freien Abzug nach Rom, wo ſie ſeitdem unter dem Schutze des Papſtes und der franzöſiſchen Wachen zum großen Aerger derer verweilte, welche ſie lieber ganz vom italieniſchen Boden hinweggetilgt hätten.*) Der Abſchied des Königin von den tapfern Truppen in Gaëta war rührend. — Die früher auf römiſches Gebiet übergetretenen neapolitaniſchen Truppen wurden nunmehr in ihre Heimath entlaſſen, ihre Waffen und Pferde für Rechnung des Königs verauctionirt. Die kleine Feſtung Civitella del Tronto in den Abruzzen, die ſich bis jetzt für Franz II. gehalten hatte, capitulirte nun ebenfalls.

Victor Emanuel beeilte ſich unterdeß, das Königreich beider Sicilien, das er weder ſelbſt erobert hatte, noch auf die Dauer behaupten konnte, wie im Durchfluge in Beſitz zu nehmen, während der Boden unter ihm brannte. Die ungeheure Mehrheit des ſüditalieniſchen Volkes wollte nichts von ihm wiſſen und ſtand in allen Provinzen gegen ihn auf, auch die Garibaldianer und Mazziniſten grollten ihm. Die Triumphe, die man ihm bereitete, gingen daher nur von einer kleinen Partei aus und waren nur möglich, wo die

*) Aus Aerger über das heroiſche Benehmen der bayriſchen Marie in Gaëta füllte ſich die italieniſche Preſſe mit den wüthendſten Schmähungen und Verleumdungen dieſer hohen Frau. Während ſie ſich, von mannigfachem Kummer bewegt, in die beſcheidenſte Einſamkeit zurückzog, verbreitete man über ſie die greuelhafteſten Gerüchte in Bezug auf ihre Sittlichkeit, auf ihren Eheſtand und auf ihren Charakter. Man dichtete ihr nicht nur das Unanſtändigſte, ſondern auch Grauſamkeiten an. Sie ſollte ihre Kammerfrau mit einem Revolver erſchoſſen haben. Durch Beſtechung treuloſer Diener brachte man es dahin, daß ſie in ihren Gemächern in Rom täglich die gegen ſie gerichteten Zeitungsartikel und Photographieen finden mußte.

Luft zugleich von piemonteſiſchen Bajonetten glänzte. Am 1. Dezember hielt er ſeinen Einzug in Palermo, kehrte aber am 5. ſchon wieder zurück, weil er das Pflaſter dort zu heiß fand. Auf Sicilien hielt ſich immer noch eine getreue Mannſchaft in der Citadelle von Meſſina für den rechtmäßigen König Franz, und erſt als dieſer letztere ſelbſt allen Widerſtand aufgegeben hatte und Gaëta gefallen war, entſchloß ſich auch Fergola, der tapfere Commandant von Meſſina, zu einer ehrenvollen Capitulation am 13. März. Sicilien blieb aber dem Sarden nur dem Namen nach unterworfen, der eigentliche Herr der Inſel war die Anarchie, der Victor Emanuels Statthalter La Farina vergebens zu ſteuern ſuchte. Jeder that dort, was er wollte. Raub und Privatrache, beſonders Erdolchungen waren an der Tagesordnung.

Nicht beſſer ſah es in Neapel aus. Hier blieb die ſardiſche Partei nur in der Hauptſtadt ſelbſt der wiederholten Aufſtände Meiſter, indeß auf dem Lande und am meiſten in den Abruzzen die Inſurrection für Franz II. ausbrach und bis nach Averſa, wenige Stunden von der Hauptſtadt, vorrückte.

In der Stadt behielten die ſardiniſchen Truppen die Oberhand, die Garibaldianer und Mazziniſten genoſſen dabei aber volle Narrenfreiheit, weil die Sarden nicht zugleich mit ihnen und dem Landvolk anbinden konnten. Um die Weihnachtszeit brachte das Journal des Debats einen Artikel aus Neapel über die dortige Weihnachtsfeier: „Dieſes Jahr treiben die Neapolitaner ſogar mit der h. Jungfrau und dem Chriſtkind ihr revolutionäres Spiel. Das Jeſuskind iſt beinahe in allen Krippen als Garibaldianer gekleidet. Die h. Jungfrau trägt ein prächtiges dreifarbiges Kleid über einer unglaublichen Crinoline und den h. Joſeph hat man mit einem (dreiſpitzigen) Barte alla Victor Emanuel verſehen. Die Magier ſind wie Virio gekleidet. Franz II. ſpielt die Rolle des Herodes, Miß Withe die der Herodias ꝛc.“ Neapel gab ſich demſelben Schwindel hin, wie einſt zur

linken Ufer der Donau, mit den Augen ſich meſſend, und den letzten Schlag vorbereitend.

Erzherzog Johann war in Italien glücklich vorgedrungen und hatte den Vicekönig Eugen bei Salice geſchlagen. Sein Unternehmen in Verbindung mit dem Aufſtand der Tyroler verſprach den günſtigſten Erfolg, doch die Unfälle Karls nöthigten ihn zur Rückkehr. Er zog ſich nach Ungarn, wohin ihm Eugen folgte, und dieſer ſchlug ihn am 14ten Juni bei Raab. Erzherzog Ferdinand war bis Warſchau vorgedrungen, aber die Polen unter Poniatowsky und ein ruſſiſches Heer, das Kaiſer Alexander den Franzoſen zu Hülfe ſchickte, zwangen auch ihn zur Rückkehr, worauf ſie ſelbſt in Gallizien einfielen.

Unter dieſen Umſtänden mußte das Schickſal Oeſterreichs an der Donau entſchieden werden. Noch war Karls ſiegreiches Heer voll Muth, allein Napoleon hatte ſich verſtärkt und griff aufs neue unfern des Schlachtfeldes von Aſpern bei Wagram an. Zwey Tage wüthete der Kampf, am 5ten und 6ten Juli, doch Napoleon trug einen glänzenden Sieg davon, und ſchon am 12ten Juli mußten die Oeſterreicher zu Znaym um einen Waffenſtillſtand bitten, dem, nach langen Unterhandlungen, am 10ten October der Friede zu Wien folgte. Die Tyroler wehrten ſich noch, aber wie ſie überwunden wurden, haben wir bereits geſehn. Außer ihnen gab es noch einen deutſchen Helden, der ſich bis aufs äußerſte vertheidigen wollte, Herzog Wilhelm von Braunſchweig, der Sohn des unglücklichen Ferdinand, der bei Jena gefallen war. An der Spitze ſeiner Getreuen, der ſ. g. ſchwarzen Schaar, die etwa nur 2000 Mann betrug, unternahm er es, den Krieg auf eigne Hand fortzuſetzen und ſich von der böhmiſchen Grenze, wo er in öſterreichiſchen Dienſten gefochten hatte, mitten durch Deutſch-

Zeit der parthenopeiſchen Republik, und die neue Regierung beging wieder dieſelben Fehler. In der Verfolgung der Kirche nämlich waren Victor Emanuel, Garibaldi und die Engländer vollkommen einverſtanden und wurde dem revolutionären Vorgehen in dieſer Richtung nur durch Napoleon III. Halt geboten. Die Regierung Victor Emanuels hob im Königreich beider Sicilien am 17. Februar 1861 alle Klöſter auf. Sforza, der Cardinal-Erzbiſchof von Neapel, war geflohen und wurde nach ſeiner Rückkehr durch einen Volkstumult gezwungen, ſich öffentlich in der Tricolore zu zeigen. Allein dieſe Demonſtrationen in der Hauptſtadt erbitterten nur um ſo mehr das Landvolk. Vergebens kündigten Victor Emanuels Organe faſt alle Tage an, die Briganti (denn keinen beſſern Namen gönnte man den Inſurgenten) ſeyen zerſprengt und gänzlich aufgerieben. Vergebens ſtatuirten die piemonteſiſchen Generale, namentlich Pinelli und Cialdini, blutige Exempel, indem ſie die Gefangenen erſchießen ließen. Der Aufſtand wurde dadurch nicht gedämpft. Es iſt zwar nicht möglich, durch die ſehr vereinzelten Zeitungsnachrichten den geſchichtlichen Faden des Aufſtandes zu verfolgen, doch ſo viel iſt gewiß, daß es der neuen Regierung binnen drei Jahren noch nicht gelungen war, weder Steuern und Rekruten auszuheben, noch eine polizeiliche Ordnung herſtellen zu können, wenn auch die Inſurgenten niemals große Heeresmaſſen formirten, noch große Schlachten ſchlugen. Unter den Anführern einzelner Banden, die den Sarden viel zu ſchaffen machten, wurden 1860 Oberſt Lagrange und General Luvera, 1861 Chiavone, Triſtani und Borjes genannt. Chiavone war ein Liebling des Volks und ſtammte auch aus dem Volke. Gebürtig aus Sora, wurde er ein Zimmermann, ſpäter Waldhüter. Er behielt auch als Inſurgentenführer ſeine ländliche Tracht bei, trug aber nie einen Rock, ſondern nur eine lange rothe Weſte, dazu Piſtolen im Gürtel und einen Generalshut auf dem Kopfe. Borjes kam aus Spanien, wollte eine größere

Streitmacht zuſammenbringen, unterlag aber im erſten ernſten Kampf und wurde kriegsrechtlich erſchoſſen, am 8. Dezember 1861. Im Jahr 1862 wurde Pilone als neuer Inſurgentenchef genannt. Da die Regierung beharrlich fortfuhr, die für ihren rechtmäßigen König aufgeſtandenen Volksmänner nur Räuber zu nennen und als ſolche zu behandeln, darf man ſich nicht wundern, daß die letztern auch wieder grauſame Repreſſalien übten. Die Regierung verlor viele ihrer beſten Soldaten in einem fruchtloſen Kriege mit den Bauern. Alle Generale verzweifelten nach und nach und kein folgender wußte es beſſer zu machen. So folgte 1861 auf Penza zuerſt Cialdini, dann Lamarmora im Obercommando.

Cialdini genoß einen ſchlechten Ruf von früherher, obgleich er ſeinem König gute Dienſte geleiſtet hatte. Da er ſich nicht entblödete, ſich ſeinen Sieg über Lamericière bei Caſtelfidardo als Nationalehre anzurechnen, als ob hier Franzoſen den Italienern an Tapferkeit nachgeſtanden ſeyen, während er doch jenen Sieg nur ſeiner ungeheuern Uebermacht verdankte, erzürnte ſich Marſchall Peliſſier dermaßen über den eitlen Italiener, der überdies mehr den Schergen und Henker als den Feldherrn gemacht hatte, daß er ihm in einem offenen Brief ſchrieb, er ſey bereit, ihm das Certificat der Ehrenhaftigkeit mit dem Stiefelabſatz zu geben.*)

Garibaldi hatte bereits als Dictator von Neapel die Einheit

*) „Monsieur! Vous dites dans votre dernière proclamation que vous avez fait fuir un général français. Vous connaissant comme je vous connais, je vous sais parfaitement incapable d'une pareille chose; mais votre mensonge acquiert d'autant plus de gravité et de ridicule qu'il s'adresse à un général qui est la bravoure même. Je ne veux pas achever cette rectification ici, mais je me reserve seulement de la faire avec le bout de ma botte, si jamais je vous rencontre comme en Crimée."

Italiens proklamirt und mit dem Königreich beider Sicilien dem König Victor Emanuel auch zugleich ſchon den Titel eines Königs von Italien überliefert. Damit übereinſtimmend, hatte Valerio, ein ſardiniſcher Commiſſär in Ancona, in einer amtlichen Schrift Venetien als zum Königreich Italien gehörig bezeichnet. Dagegen wurde nun aber Proteſt erhoben und Victor Emanuel ſelbſt fand es räthlich, das Geſchenk Garibaldis abzulehnen und die **Krone von Italien** nicht eher annehmen zu wollen, bis ſie ihm durch eine italieniſche Nationalverſammlung förmlich würde übertragen werden. Die Kammer in Turin aber, die ſchon Deputirte aus den bisher annectirten Provinzen in ſich aufgenommen hatte, zu denen ſofort auch die aus Neapel treten ſollten, war ſchon vorhanden und ſtellte eine Nationalverſammlung dar. Indem ſie am 18. Februar 1861 zum erſtenmal als italieniſche Kammer in Turin eröffnet wurde, ging ſie raſch ans Werk und rief am 14. März Victor Emanuel zum König von Italien aus. Man affectirte, Victor Emanuel den „König Ehrenmann" zu nennen, während ſeine Politik aber ſo treulos war wie die ſeines Vaters, des rè persido, ſeine Sitten aber an Rohheit ſeinem Aeußern glichen.*)

Er hatte die Erlaubniß dazu von Frankreich ſchon erhalten, aber unter Bedingungen, die ihm unmöglich machten, in Wahrheit das zu ſeyn, wovon er den Namen angenommen hatte. Er durfte nämlich weder Rom, noch Venedig anrühren, ohne dieſe beiden Städte und

*) Sein dickes Geſicht kennzeichnet ein Schnurr- und Kinnbart in drei lange Spitzen gedreht. Eine Engländerin in Toscana wurde verhaftet, weil ſie von ſeinem Bilde geſagt hatte, er ſähe wie ein Viehhändler aus. Seine Gemahlin ſtarb aus Kummer über ſeine Rohheiten, während eine ſeiner vielen Maitreſſen, die derbe Tochter eines Tambour-Major, ihn (1854) zu großem Ergötzen der Turiner Bevölkerung durchprügelte. Hiſt.-polit. Blätter 1860. Band 46 S. 637.

Gebiete aber war er nicht Herr von ganz Italien. Er, der ohne alles Verdienſt, blos durch Napoleons III. Gnade und durch Garibaldis Kühnheit in den Beſitz ſchöner Provinzen gelangt war, konnte mit ſeinem Raube zufrieden ſeyn und hätte gern Ruhe gehabt, aber er war den Italienern, der mächtigen Volkspartei Garibaldis verantwortlich geworden. Er hatte dieſe Leute gebraucht, er brauchte ſie noch, er konnte ſie nicht los werden. Wie aber ſich mit ihnen abfinden und ihren groben Forderungen entrinnen?

Sein Miniſter, Graf Cavour, verfehlte natürlich nicht, Frankreich offiziell zu bitten, es möge die Einverleibung des Kirchenſtaats in das Königreich Italien geſtatten, bemühte ſich aber auf der andern Seite, den Italienern Vernunft zu predigen. Er hatte gewiſſermaßen Recht, wenn er meinte, auch ohne des Königs perſönliches Verdienſt ſey es eine Wohlthat für die, welche Italiens Einheit forderten, daß wenigſtens der größte Theil Italiens jetzt unter einem Herrn vereinigt ſey. Wolle man mehr, ſo ſtürze man ſich in einen ungleichen Kampf, denn Frankreich werde alsdann nicht mehr helfen. Er ſuchte vor allem Zeit zu gewinnen und legte den größten Werth darauf (in ſeiner ſehr gewandten und ausführlichen Rede vom 26. März 1861), die Meinung zu verbreiten, eine friedliche Löſung werde ſich finden, ſofern, wie er zu verſtehen gab, der Hof der Tuilerien mit dem von Turin dahin arbeiteten, den Papſt zu verſöhnen. Es liege nicht blos im Intereſſe der italieniſchen Nationalität, ſondern auch in dem der geſammten katholiſchen Chriſtenheit, daß der Papſt ſeinem weltlichen Beſitz entſage, dafür aber im vollen Beſitz ſeiner geiſtlichen Gewalt als unabhängiger Herr neben allen weltlichen Herren anerkannt werde. Sein Motto war: „Die freie Kirche im freien Staat“ (als ob eine Kirche, deren Oberhaupt Unterthan eines weltlichen Königs von Italien werden mußte, noch frei hätte bleiben können!). Die abſolute Trennung der Kirche vom Staate ſey die Forderung des Jahrhunderts. Ohne

Rom könne Italien nicht einig werden. Ohne den guten Willen des italieniſchen Volks ſey aber auch der Papſt machtlos. Das ließ ſich gut anhören, aber niemand glaubte daran. Wenn er unter anderem ſagte, „im Schooße des italieniſchen Volkes liege die beſte Garantie für die Kirche," ſo war das eine leere Phraſe für die Ohren Garibaldis, den zu beruhigen doch Cavours Hauptabſicht ſeyn mußte.

Garibaldi ließ ſich auch nicht irre machen, ſondern kam von der Inſel Caprera zurück, um ſeinen Sitz in der Turiner Kammer einzunehmen, und forderte hier am 14. April eine allgemeine Bewaffnung des italieniſchen Volkes. In höchſter Entrüſtung warf er dem Grafen Cavour vor, derſelbe ſpiele ein falſches Spiel und meine es nicht aufrichtig mit der Einheit Italiens, ſondern betrachte dieſes ſchöne Land nur als eine Beute, die er nicht einmal für ſeinen König behalten dürfe, ſondern mit Frankreich theilen müſſe. Durch die Abtretung der Grafſchaft Nizza an Frankreich habe man ihm, dem Garibaldi, der von Nizza gebürtig ſey, das Vaterland unter den Füßen weggezogen. „Wie kann ich, rief er, dem die Hand drücken, der mich zum Fremdling in meiner Heimath gemacht hat?" Dennoch ließ er ſich wieder beruhigen und der König redete ihm ſo zu, daß er in deſſen Gegenwart dem Grafen Cavour doch noch die Hand reichte. So ging es gewöhnlich. Garibaldi wurde immer von den Parteien hin- und hergeriſſen und war gutmüthig genug, auch ohne Hoffnung auf Erfolg einer nach der anderen nachzugeben. Sein Antrag auf allgemeine Volksbewaffnung fiel durch. Ebenſo der Antrag anderer, welche die Zurückberufung Mazzinis verlangten. General Bixio, Garibaldis Freund, und viele andere Garibaldi'ſche Offiziere traten aus der Armee aus und trotzten. Da erlaubte ihnen der König, ein Freicorps von 18,000 Mann zu bilden. Das war alles, was von Garibaldis Bewaffnung des ganzen italieniſchen Volkes übrig blieb.

Der ganze Vergang war ein Sieg des franzöſiſchen Einfluſſes über den engliſchen. Deswegen wurden alsbald von den Lords Palmerſten und Ruſſel Contreminen angelegt, und ſchon im Mai etablirte ſich in Mailand ein von London kommender Ausſchuß der Revolutionspropaganda, Koſſuth, Klapka, Türr ꝛc. Das Programm dieſer Herren war das nämliche, was Koſſuth ſchon früher in ſeinem Schreiben dem Kaiſer der Franzoſen vorgelegt hatte: die Vollendung der Inſurrection in Italien, die Eroberung Roms und Venedigs, die Fortpflanzung der Revolution nach Ungarn, Serbien, der Wallachei und Polen. Die Ausſichten für die Verwirklichung ihrer Pläne waren aber nicht günſtig. Die Freiſchaaren Garibaldis reichten nicht aus. Sie tumultuirten in Mailand, gaben aber dadurch der Regierung nur erwünſchten Anlaß, ſie mit einem Schein des Rechts niederzuhalten. Napoleon III. diente der ſardiniſchen Regierung zum Rückhalt. Auch Rußland ſah nicht gleichgültig zu, daß von Italien aus auf eine polniſche Revolution ſpekulirt wurde, war alſo in dieſer Frage, trotz ſeiner Antipathieen gegen Oeſterreich, doch keineswegs damit zufrieden, daß Venedig durchbrochen werden ſollte, um die Revolution an die Karpathen zu tragen. Obgleich nun aber Graf Cavour unter dieſen Umſtänden der Unterſtützung der Großmächte ſicher war, hatte er doch in unmittelbarer Nähe eine unendliche Mühe, die zahlreichen Enthuſiaſten für die Einheit Italiens, denen er früher geſchmeichelt und deren er ſich bedient hatte, jetzt theils abzuſchrecken, theils belehrend zu beſchwichtigen. Eine aufrichtige Verſtändigung war nicht möglich. Graf Cavour unterlag den Anſtrengungen und Sorgen ſeiner Stellung und ſtarb unerwartet ſchnell am 6. Juni 1861.

An Cavours Stelle wurde der Baron Ricaſoli Chef des Miniſteriums in Turin, ein Toscaner, Verſchwörer von 1848, fanatiſcher Feind der Prieſter. Es iſt ſchwer, dieſen Mann richtig zu beurtheilen, da er dem Haß der Gegner, dem Neide eigener Partei-

genoſſen bloßgeſtellt war. Man warf ihm feige Prahlerei vor, doch wohl mit Unrecht, denn er war durch die Rückſichten, die ſein König zu nehmen hatte, gebunden. Später hat er Energie genug gezeigt. Schon die bloße Meinung, die man damals hegte, er könne Energie zeigen, veranlaßte Napoleon III., am 15. Juni 1861 eine Drohnote durch Thouvenel nach Turin zu befördern, worin er Frankreich verwahrte, als übernehme es eine Bürgſchaft des neuen Königreich Italien oder billige nachträglich die Mittel, durch die es ſich im Süden vergrößert habe. Vor allem ſolle der Hof von Turin das Verhältniß reſpectiren, in welchem ſich Frankreich zum h. Stuhle befinde. Ricaſoli blieb nun nichts übrig, als in der Kammer zu erklären, die Regierung werde nichts gegen Rom unternehmen, außer im Einverſtändniß mit Frankreich. Ein Abgeordneter bemerkte einfach, das wahre Einverſtändniß werde doch nicht zu erlangen ſeyn.

Ricaſoli warf dem Höllenhunde der Revolution einſtweilen einen fetten Biſſen hin, um ihn ſchweigen zu machen, nämlich das Kirchengut. Wer über die neue 500 Millionen-Anleihe klagte, wurde ausgelacht. Seht da, hieß es, die Schätze der Kirche! In einem neuen Geſetzesentwurf kehrte Ricaſoli den italieniſchen Stiefel auf die andere Seite, daß alle Kirchthürme nach unten ſahen, und ſchüttelte, daß alle Kirchen ihre Kleinode und Schätze, alle Kirchengüter ihre Einkommen in fabelhaften Summen fallen ließen, behielt all dieſe Schätze und decretirte: Alles Kirchengut gehört dem Staat, die Biſchöfe erhalten vom Staat kleine Gehalte ausgezahlt, und Mönche und Nonnen, bis ſie ausſterben, kleine Penſionen.

Gegen dieſe Maßregel hat Frankreich nichts eingewendet, wie es denn auch die Umtriebe der italieniſchen Oppoſition gewähren und durch den Prinzen Napoleon ſogar unterſtützen ließ. Die demokratiſche Partei hatte einen Anhang im Parlament zu Turin; hauptſächlich unter Mitwirkung Ratazzis, welcher ſich an die Stelle Ricaſolis zu

drängen bemüht war, und wurde insgeheim vom Prinzen Napoleon protegirt. Ihre eigentliche Seele war Mazzini, der seine Freunde in England hatte. Ohne Zweifel wünschte Frankreich, durch diese Partei sich des Ricasoli zu entledigen. Prinz Napoleon durfte daher im März 1862 im französischen Senate eine Rede zu Gunsten der italienischen Einheit halten. Der Sprechminister Vilault besmeisterte ihn zwar ein wenig, aber es entging niemand, daß Napoleon III. es nicht ungern sah, wenn die Propaganda in Italien neue Hoffnungen auf seinen Vetter setzte. Ratazzi eilte nach Paris und kehrte nach Turin nur zurück, um dort erster Minister zu werden und Ricasoli zu verdrängen.

Garibaldi, der es bisher mit der Regierung gehalten, aber es auch mit Mazzini nicht verdorben hatte, wurde ins Interesse gezogen. In Genua war der Hauptherd der Demokraten. Hier entstand das s. g. Vorsorgecomité für Rom und Venedig, ähnlich dem, was früher für die Revolutionirung Siciliens und Neapels durch Garibaldi vorgesorgt hatte. Rom bedeutete den Krieg gegen Frankreich, Venedig den gegen Oesterreich. Das Centralcomité dieser Vorsorge verständigte sich mit dem Centralcomité der zweiten Gesellschaft für italienische Einheit. Man machte sich Hoffnung, wenn man Rom einstweilen in Ruhe ließe und nur Oesterreich angreife, werde Frankreich einstweilen ruhig zusehen. Man konnte aber nicht wagen, Oesterreich in Venedi anzugreifen, wenn man ihm nicht auch im Rücken Feinde erweckte. Man war damals sehr rührig, in Ungarn, Montenegro, Serbien und in den Donaufürstenthümern eine Revolution vorzubereiten. Dadurch sollte Oesterreich gehindert werden, Venedig mit ausreichenden Kräften zu vertheidigen. Auch der Aufstand der Truppen in Nauplia hing damit zusammen. Die Revolutionspartei schmeichelte dem König Victor Emanuel mit Annectirung Griechenlands, wenn der Revolutionsplan an der untern Donau gelänge, weil dann König Otto

leicht könne beſeitigt werden. Man dachte, bei Gelegenheit eines italieniſchen Zuges nach der Balkanhalbinſel, den zweiten Sohn Victor Emanuels, Amadeus, Herzog von Aoſta, zum König der Hellenen auszurufen und ſo dem Haus Savoyen die Herrſchaft im ganzen öſtlichen Theil der Mittelmeerländer zu verſchaffen.

Voll von ſolchen Hoffnungen tagte am 9. März 1862 ein großer demokratiſcher Congreß zu Genua, dem Garibaldi in ſeinem rothen Hemde präſidirte. Indeß konnte ſich Victor Emanuel von dieſen Hitzköpfen unmöglich hinreißen laſſen und je anmaßender ſie vorgingen, um ſo mehr war er genöthigt, ihnen entgegen zu treten. Zwar ſuchte ſein Miniſter Ratazzi mit Schlangengewandtheit das Volk beim guten Glauben zu erhalten, die Regierung habe kein anderes Ziel, als die italieniſche Einheit, allein er ſah ſich doch genöthigt, nicht nur den demokratiſchen Congreß zu mißbilligen, ſondern auch die aufkeimende Nebenregierung in Genua der Mittel zu berauben, wodurch ſie ſchaden konnte. Er löste das Corps der Freiwilligen auf, vertheilte die Offiziere zum Theil in die Linie und ließ die große Zahl der übrigen zur Dispoſition ſtellen. Unterdeß hatten die Demokraten fleißig das Beiſpiel der Schweizer nachgeahmt, Schützenvereine gegründet und Schützenfeſte veranſtaltet. Dieſe Schützen waren es, die ſich durch die alberne Einladung, welche ſie von deutſchen Demokraten zum großen Schützenfeſt in Frankfurt a. M. erhielten, bethören ließen und ſich einbildeten, ſie würden von Deutſchland unterſtützt werden, wenn ſie Oeſterreich angriffen. In der Hoffnung, Garibaldi werde dadurch mit fortgeriſſen werden, wagten ſie, ſich in Brescia und Bergamo zu ſammeln, um ins Venetianiſche einzubrechen. Der größte Theil von ihnen wurde indeß am 14. Mai zu Sarnico und an einigen andern Orten entwaffnet und das unſinnige Unternehmen vor der Ausführung vereitelt.

Beinahe gleichzeitig wurde auch der griechiſche Plan vereitelt.

Die Seele deſſelben war der berüchtigte Türr. Ein öſterreichiſcher Ueberläufer, hatte er 1849 in Italien und wieder im Krimkriege, dann 1859 wieder in Italien gewühlt und gekämpft, und war General-Lieutenant und Adjutant des Königs Victor Emanuel geworden. Er ſollte die Balkanhalbinſel inſurgiren, aber er hatte kein Geld, Ratazzi gab ihm viel zu wenig. Die Revolutionspartei wußte ſich indeß zu helfen durch die berühmt gewordene Beraubung einer großen Kaſſe in Genua. Am 1. Mai brachen ſechs Bewaffnete in das Bureau des Banquier Parodi, bedrohten das Geſchäftsperſonal mit dem Tode und ſtahlen 810,000 Frcs. baar. Aber ſie wurden durch ein Taſchentuch, womit einer der Räuber einem der Commis den Mund zugebunden hatte, verrathen. Die Genueſer Gerichte verfügten Verhaftungen, was Garibaldi öffentlich zu tadeln wagen durfte.

Unterdeß war der Papſt über die ganze Art und Weiſe, wie ſich Frankreich, das ſich als ſeinen Beſchützer geberdete, durch die italieniſche Regierung hatte fortreißen laſſen, ſehr ungehalten, und es trat eine Spannung zwiſchen Rom und Paris ein, welche Garibaldi ſchnell wieder benutzen zu müſſen glaubte. Wenn Frankreich den Papſt Preis gab, mußte Victor Emanuel die Puppe der Fortſchrittspartei werden. Garibaldi richtete ſein Augenmerk wieder auf Süditalien, wo nicht blos die Fortſchrittspartei, ſondern auch das fromme Landvolk die ſardiniſche Regierung haßte. Was ihm vor zwei Jahren gelungen war, die Revolutionirung Italiens von Sicilien aus, wurde abermals in Scene geſetzt. Das Signal dazu gab ein großer Tumult in Neapel, bei dem das Volk „Tod dem Ratazzi und Lamarmora!“ rief. Garibaldi ſelbſt eilte nach Sicilien, wiegelte daſelbſt ſeine Anhänger auf, hielt am 29. Juni 1862 eine fulminante Rede gegen Rom und gegen die italieniſche Regierung, die ſich von Frankreich noch immer gängeln laſſe und das verhaßte Rom nicht anzugreifen wage. Italien könne nicht einig werden, ſo lange der Papſt nicht

land bis nach England durchzuschlagen. Die kühne That gelang ihm, er drang in Westphalen ein, besiegte die Schaaren, die Hieronymus ihm entgegensandte, mit ungestümer Tapferkeit bei Halberstadt und Braunschweig und kam glücklich bis Elsfleth am Ausfluß der Weser, wo er nach England überschiffte.

Während dieses Feldzugs hatte Napoleon auch den deutschen Ritterorden aufgehoben. Dieser Orden hatte nach der Secularisation in Preußen noch fortbestanden und seine überall zerstreuten großen Güter sich erhalten. Sein Hauptsitz war Mergentheim in Schwaben. Dieser Landstrich wurde nun zu Würtemberg geschlagen, aber die Mergentheimer wagten sich zu empören, die letzten und einzigen unter allen aufgehobnen kleinen Reichsgliedern, die solche Kühnheit zeigten. Sie wurden, wie natürlich, mit leichter Mühe besiegt und hart bestraft, am 25. Juni 1809.

Kapitel CCCCLXVIII.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Die Befreiung Deutschlands war mißlungen, die letzte Kraft erschöpft, der Muth gebrochen, die Hoffnung wie der Traum eines Eingekerkerten verschwunden. Nachdem Napoleon auch diese Probe bestanden, schien er unüberwindlich. Vergeblich hatte der ehrwürdige Kaiser die alten Glieder des Reichs um sich versammeln wollen, vergeblich sie bei dem deutschen Namen beschworen und sie zur Einheit ermahnt, ohne welche Deutschlands Rettung, Freiheit und Ehre unwiederbringlich verloren sei. Diese heiligen Namen waren ungehört verhallt. Wer darf sich wundern, daß Napoleon von nun an die Deutschen gänzlich verachtete und von einer Nation, die sich selbst verrieth, nichts mehr fürchtete. Er hatte den

aus Rom vertrieben werde. Man müſſe Frankreich trotzen; man müſſe kühn genug ſeyn, die Franzoſen ſelbſt aus Rom hinauszujagen. „Der Verräther vom 2. Dezember hält Rom beſetzt unter dem Vorwand, den Papſt zu beſchützen. Aber es iſt Lüge, ihn treibt nur Herrſchſucht, gemeine Habgier ꝛc.“ Genug, Garibaldi ſammelte wieder ein Volksheer um ſich unter dem Feldgeſchrei: Rom oder den Tod!

Die piemonteſiſchen Truppen, welche unter General Cugia in Sicilien ſtanden, erhielten von Ratazzi den Befehl, Garibaldi wo möglich einzuſchließen, während Cialdini eine größere Macht in Calabrien zuſammenzog, um den verwegenen Agitator aufzufangen, wenn derſelbe von der Inſel herüber käme. Es kam jedoch zu keinem Kampfe, da die Piemonteſen ihren Feind ſicher machen wollten, Garibaldi ſelbſt aber die Miene annahm, als handle er im geheimen Auftrage Victor Emanuels. Es waren ſehr verſchiedene Intereſſen im Spiel. Garibaldi meinte es am ehrlichſten. Denn er wollte nichts als die Einheit Italiens und darum Rom haben, gleichviel, ob mit Hülfe des Königs oder der Republikaner. Mazzini hoffte, wenn Garibaldi erſt Rom eingenommen hätte, ſowohl den König, als auch Garibaldi ſelbſt beſeitigen zu können und ſich zum republikaniſchen Dictator aufzuwerfen, unter der eifrigen Mithülfe Englands. Victor Emanuel aber fürchtete ſich vor nichts ſo ſehr, als daß die Franzoſen das tolle Vorgehen Garibaldis zum Vorwand nehmen würden, um Neapel zu beſetzen, und daß ihm dann ein Murat den Beſitz beider Sicilien ſtreitig machen würde. Daher die Eile und Energie, womit Cialdini im Süden vorrücken mußte. Was der König nicht that, hätten die Franzoſen gethan. That er es ſelbſt, ſo hatte er noch den Vortheil, der Welt zu zeigen, daß er Herr in Italien ſey.

Garibaldi hatte kaum 1000—1200 Freiwillige auf der Inſel

Sicilien um ſich vereinigt, als er ſchon mit ihnen nach Calabrien hinüberſetzte und gar nicht zweifelte, die königlichen Truppen würden, wie in Sicilien, ſo auf dem Feſtlande ihm ausweichen oder ſich vielleicht gar an ihn anſchließen. Dieſe Vorausſetzung machte ihn unvorſichtig, ſo daß er ſich am 28. Auguſt am Berge Aſpromonte „wie ein Kaninchen im Sack“ fangen ließ. In einem Engpaß des Gebirges von Cialdinis ungeheurer Uebermacht plötzlich überrumpelt, fiel er verwundet in des Gegners Hände. Garibaldi ſelbſt erzählt, er habe den Seinigen befohlen, nicht zu ſchießen, die Piemonteſen aber hätten geſchoſſen und ihn habe eine Kugel den Knöchel des rechten Fußes getroffen. Die kleine Freiſchaar wurde gefangen oder zerſtreut, Garibaldi ſelbſt auf einem Schiffe nach Spezzia gebracht. Das ganze Unternehmen war ſomit geſcheitert. Ohne Zweifel iſt der leichtgläubige Held auch diesmal wieder von falſchen Rathgebern mißbraucht worden. Victor Emanuel aber blieb nichts übrig, als ihn unſchädlich zu machen.

Nachdem dies geſchehen war und der verwundete Held nicht ſobald wieder einen Verſuch machen konnte, die ſardiniſch-franzöſiſche Politik im engliſchen Intereſſe zu durchkreuzen, ließ Victor Emanuel ihn freiſprechen, ſo daß er, nachdem ſein Fuß durch Ausſcheidung der Kugel wieder geheilt war, im Dezember nach ſeinem alten Aſyl auf der Inſel Caprera zurückkehren konnte. Dieſe Großmuthsrolle war dem König aufgenöthigt durch die Rückſicht, die er theils auf England, theils auf die zahlreichen Anhänger Garibaldis und auf das Nationalgefühl zu nehmen hatte. Dem Arzt, der die Kugel aus Garibaldis Fuß ausgeſchnitten hatte, wollte ein reicher Engländer dieſelbe um eine fabelhafte Summe abkaufen, der Arzt aber hielt einen ſolchen Handel nicht für ehrenhaft. In London erregte die Nachricht von Garibaldis Gefangennehmung und Verwundung am 5. October einen großen Tumult. Hier beſtand nämlich ein Comité

zur Unterſtützung des italieniſchen Freiheitshelden und das no popery Geſchrei war im engliſchen Volke noch nicht ſo ſehr verſtummt, daß ſich nicht viele bereits auf die Eroberung Roms und auf die Vertreibung des Papſtes durch Garibaldi hätten freuen ſollen. Um dieſe Freude waren ſie nun gebracht worden und tobten und ſchimpften. Die vielen tauſend gut katholiſchen Irländer aber, die in London von ihrer Arbeit leben, wollten den h. Vater nicht beſchimpfen laſſen, und ſo kam es zwiſchen ihnen und dem für Garibaldi begeiſterten Pöbel zu einer blutigen Schlägerei im Hyde-Park.

Man ſagt, Lord Ruſſel habe bei der Zuſammenkunft am 12. October 1860 in Coblenz den Prinz-Regenten von Preußen ſehr gegen Oeſterreich zu ſtimmen geſucht. Daſſelbe geſchah von Rußland aus. Gleichwohl erfolgte die Anerkennung des Königs von Italien von Seite Preußens nur mit Zurückhaltung, es bedang ſich dabei „Garantieen“ aus und erhielt auch desfalls von Turin aus „formelle Zuſicherungen.“ Auf dieſe war nun allerdings nicht zu bauen. Doch war unter den gegebenen Umſtänden und bei der zwiſchen Preußen und Oeſterreich beſtehenden Spannung das Benehmen Preußens in dieſer Frage immerhin rückſichtsvoll und nicht direct feindlich gegen Oeſterreich gerichtet. Deswegen ging der öſterreichiſche Miniſter, Graf Rechberg, in der Gereiztheit zu weit, wenn er erklärte: „Wir glauben, daß dieſe Garantieen, dieſe formellen Zuſicherungen den Werth des Blattes Papier nicht erreichen, auf welchem ſie geſchrieben ſtehen.“ Er hätte, wenn er auch ſardiniſchen Zuſicherungen zu mißtrauen volles Recht hatte, doch anerkennen ſollen, daß es Preußen diesmal nicht darum zu thun war, Oeſterreich wehe zu thun. Auch wies die preußiſche Regierung damals alle Zumuthungen zurück, die ihr von Oeſterreichs Feinden gemacht wurden. Man muthete ihr zu, in Deutſchland die Rolle zu ſpielen, welche Sardinien in Italien ſpielte. Le Piemont allemand war ſchon eine ſtehende Phraſe. Um

den Preis der Rheinprovinzen würde Frankreich Preußen geholfen haben, ſich die Mittel- und Kleinſtaaten in Deutſchland zu annektiren, wie es um den Preis Savoyens und Nizzas dem Sarden in Italien geholfen hatte.

Schon im Januar 1861 gab der in Berlin tagende deutſche Nationalverein die Erklärung ab: „Weder Preußen noch Deutſchland habe ein Intereſſe, Venetien im Beſitz Oeſterreichs gegen das neue italieniſche Reich zu ſchützen.“ Der Verein hat dadurch nur bewieſen, daß er vom deutſchen Nationalintereſſe nichts verſtehe. Am 6. Februar nahm die zweite preußiſche Kammer mit 159 gegen 146 Stimmen zur Antwort-Adreſſe an den König ein Amendement des Freiherrn v. Vincke an, welches lautete: „Der fortſchreitenden Conſolidirung Italiens entgegen zu treten, erachten wir weder im deutſchen noch preußiſchen Intereſſe.“ Doch trat ihm Herr v. Schleinitz, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, mit Würde entgegen. Cavour beeilte ſich, dem Herrn v. Vincke ein Großkreuz zu ſchicken, und die Italiener wollten ihm ſchon eine große goldene Ehrenmedaille ſchlagen laſſen, Vincke wies ſie jedoch ab und erklärte, er habe nur im preußiſchen Intereſſe geſprochen. Seine Stimme aber und die des Nationalvereins wurde in Italien doch für die der deutſchen Nation gehalten, und im Mai 1862 wagte es die Mailänder Schützengeſellſchaft, das bevorſtehende große deutſche Schützenfeſt beſchicken und Garibaldis Alpenjäger mit den deutſchen Schützen Brüderſchaft machen zu laſſen. Sie wurde dazu noch mehr durch eine förmliche Einladung von Frankfurt aus berechtigt. Doch die wackern Schützengeſellſchaften von Bayern und Tirol donnerten den deutſchvergeſſenen Thoren ihr Halt zu und Deutſchland entging der Schande, die man ihm angeſonnen hatte.

Es gereichte Preußen zur großen Ehre, daß nicht nur das preußiſche Miniſterium ſich gegen Vinckes Antrag erklärte, ſondern

auch der Kronprinz von Preußen, welcher im Herbſt 1862 Italien bereiste, in Rom den König Franz II. beſuchte, nicht aber über Turin ging und Victor Emanuel begrüßte. Auch der Prinz von Wales machte damals eine Reiſe nach Italien und empfing von einem Theil der Einwohner Neapels eine Adreſſe, in welcher ihm die unheilvollen Früchte der Politik Palmerſtons gezeigt wurden. „Sagen Sie, hieß es in der Adreſſe, daß Sie von der Hand der Piemonteſen zerſtörte Städte, einſt reiche, jetzt mit Blut getränkte Gegenden, die Kerker mit tauſenden von Unglücklichen gefüllt, das ganze Königreich als Wüſte gefunden haben. Sagen Sie, daß wir ſtatt der Freiheit die Knechtſchaft, ſtatt des Geſetzes die Willkür, ſtatt Wohlſtand nur Elend von Piemont empfangen haben.“

Nachdem Victor Emanuel ſo glücklich mit Garibaldi fertig geworden war, glaubte er ein Recht zu haben, ſich nunmehr als ſein eigener Herr zu betrachten und an dem auf ihm laſtenden franzöſiſchen Joche ein wenig zu rütteln. Sein Miniſterpräſident Ratazzi ſpielte eine etwas verwegene Rolle. Er hatte Ricaſoli verdrängt, nachdem er unmittelbar vorher in Paris geweſen war, und er ſelber machte glauben, er ſey durch den franzöſiſchen Einfluß zu ſeinem wichtigen Amte gelangt. Nun wollte er es aber auch den Italienern recht machen und fingirte, Napoleon III. hege für die Italiener viel günſtigere Abſichten, als derſelbe in der That hegte. Was hieran wahres ſey, mußte erprobt werden. Auf Befehl des Königs erließ Durando, ſein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, am 10. Sept. 1862 ein Rundſchreiben, worin er hervorhob, Victor Emanuel habe im Frühling den Angriff auf Tirol verhütet und im Spätſommer Garibaldis Angriff auf Rom hintertrieben, mithin bewieſen, daß er Herr der Lage ſey. Nun ſolle man ihn aber auch nicht länger von außen her, d. h. von Paris aus bevormunden, ſondern ihm Rom als Hauptſtadt Italiens öffnen; er werde dem Papſt als geiſtlichem Oberhaupt

die nöthigen Bürgschaften gewähren. Die Sprache dieses Briefes war so auffallend, daß man voraussetzen muß, derselbe sey gar nicht ernst gemeint gewesen, sondern habe nur bezweckt, der italienischen Einheitspartei den guten Willen des Königs zu zeigen, als würde er gern mit Garibaldi Hand in Hand gehen, wenn er nur dürfte, wenn ihm nur Frankreich nicht zu mächtig wäre. Es versteht sich von selbst, daß Durandos Umlaufschreiben in Paris mißbilligt und abschlägig beschieden wurde und daß Victor Emanuel von Napoleon III. abhängig blieb nach wie vor. Der ganze Vorgang führte zu nichts, als daß Ratazzi entlassen und sein Amt dem Farini übergeben wurde, der ein entschiedener Gegner Garibaldis war. Auch Thouvenel, dem Napoleon III. bisher erlaubt hatte, dem Papst zu drohen, wurde jetzt entlassen, und Drouyn de Lhuys wieder zum Minister des auswärtigen Amtes ernannt, dessen Erklärungen dem Papst viel günstiger lauteten und das in Italien Vorgefallene tadelten. Am Ende des Jahres 1862.

Franz II. durfte ruhig in Rom bleiben und konnte von hier aus der Insurrection im Königreich Neapel hülfreiche Hand leisten. Dagegen halfen alle Klagen der sardinischen Regierung nichts. Es lag zu sehr im Interesse der französischen Politik, der Herrschaft Victor Emanuels im Neapolitanischen fortwährend Schwierigkeiten zu bereiten. So lange derselbe nicht vollkommen Herr im Süden war, blieb er von Frankreich abhängig. Auch wollte Napoleon III. die Frage offen lassen, ob nicht zuletzt doch Murat besser für Neapel passen würde, als Victor Emanuel. Aus diesem Grunde strengten sich die Franzosen in Rom nicht an, die geheimen Rüstungen aufzudecken und zu verhindern, die dort fortwährend zu Gunsten der Insurrection im Neapolitanischen gemacht wurden. Ein bourbonisches Comité versorgte die Insurgenten mit Anführern, Waffen und Geld. Zu den früher erwähnten Anführern kamen noch Cipriani, Crescenzo,

Cobiprito, der rieſenſtarke Prieſter Ricci, Lo Zambro (der wegen ſeiner Menſchlichkeit gerühmt wird), Crocco, Colpa, Pietrunzo, Caruſo, Schiavone, Nolla. Sie führten einen kleinen unabläſſigen Krieg, geſchützt durch die Gebirge und durch die Gunſt der Landbevölkerung. Zu großen Kämpfen kam es nie, aber im Einzelnen wurde entſetzlich viel gemetzelt. Die piemonteſiſchen Generale ließen alle mit den Waffen in der Hand Gefangenen erſchießen und man berechnete nach zwei Jahren die Zahl der ſtandrechtlich Erſchoſſenen ſchon zu 7000. Außerdem wurden von beiden Seiten Grauſamkeiten begangen, wie ſie den heißblütigen Italienern in ihren Bürgerkriegen immer eigen waren.

In Unteritalien hatte das Raubſyſtem der neuen Regierung Victor Emanuels das Volk in Elend und Empörung geſtürzt. Die frühere, ſo oft verleumdete Regierung war milder geweſen und hatte das an wenig Lebensbedürfniſſe gewöhnte Volk zufrieden erhalten; jetzt übten die piemonteſiſchen Beamten ein unerträgliches Schrecken- und Raubſyſtem. In Ulloas „Briefen" wird nachgewieſen, welches Elend die piemonteſiſche Herrſchaft über Neapel gebracht hat, ohne ſelbſt etwas dabei zu gewinnen. Denn ſie hat ſich beim Volk unſäglich verhaßt gemacht. Das piemonteſiſche Heer hat in der blutigen und doch immer vergeblichen Bekämpfung der Volksaufſtände ſeine beſten Truppen verloren. Der unermeßliche Raub des Kirchenguts im Königreich Neapel hat doch nicht ausgereicht, den Rachen der geldfreſſenden Revolutionsregierung Victor Emanuels auszufüllen. Die Lüge, die unausgeſetzt beſchäftigt iſt, das Ausland über die wahren Zuſtände Neapels zu täuſchen, macht doch keinen Eindruck auf das neapolitaniſche Volk ſelbſt. Die Lüge verkündigte ein Plebiscit, vermöge deſſen Victor Emanuel von einer ungeheuern Mehrheit des neapolitaniſchen Volkes freiwillig zum König ſollte gewählt worden ſeyn. Das iſt zum Lachen. Die Stimmen waren gefälſcht.

Die grausamste Verfolgung traf die Priester mit Ausnahme der Elenden, die auch hier, wie zur Zeit der französischen Revolution in Paris, ihren Eid brachen. „Welt- und Ordenspriester waren unter wahnsinnigem Geschrei Garibaldi entgegengegangen; man hatte Mönche gesehen, die die Pistole und das Crucifix in der Hand hielten, das rothe Hemd über ihre Kutte anzogen. Aber das Volk, das wahre Volk, hatte die Augen davon abgewendet oder über diese Possen gelacht. Die große Mehrzahl der Priester, besonders in Neapel, gab das Beispiel der Tugenden ihres Standes. Man kannte ihren Einfluß, man wußte, daß sie feindlich gesinnt waren, und man beschloß daher, sie zu bekämpfen. Die Regierung ließ den Feinden der Kirche alle Freiheit. Man sah den Pater Gavazzi, diesen schamlosen und tollen Mönch, auf den Plätzen die Freiheit der Frau und der Ehen, den Socialismus, den Mormonismus predigen; man sah den Pater Pantaleo Conferenzen in den Kirchen abhalten, wo er von den abtrünnigen Priestern wie ein Schauspieler im Theater beklatscht wurde. Die Regierung ihrerseits bemächtigte sich der Kirchen, um sie in Gefängnisse und Kasernen zu verwandeln; die schöne Kirche della Vittoria in Palermo wurde in einen Stall umgewandelt! Dies war nicht weniger unpolitisch als frevelhaft." Eine Menge Priester, die ihrer Kirche anhingen, wurden in die Kerker geschleppt.

Es genügte nicht, die Kirche zu plündern, den Klerus zu ächten und zu mißhandeln. Das ganze Institut der Kirche sollte zerstört werden. Man glaubte, das neapolitanische Volk werde sich nicht eher bereit erklären, den Papst aus Rom vertreiben zu helfen, bis ihm der christliche Glauben bis auf die letzte Wurzel aus dem Herzen gerissen sey. Darum wird alles gethan, um die Kirche und die Priester zu verhöhnen und den christlichen Glauben lächerlich zu machen. Unter den Gebildeten werden italienische Uebersetzungen der gottlosen Bücher von Voltaire, Renan ꝛc. in Masse verbreitet. Der

großen Menge aber, die nicht leſen kann, ſucht man durch das Theater und durch bildliche Darſtellungen beizukommen. „Der Neapolitaner hat das Theater immer bis zum Wahnſinn geliebt. Aber in Neapel, unter einem lachenden Himmel, der die Gegenſtände in ſo glänzende Tinten kleidet, wo die Abendluft mit Wohlgerüchen getränkt und wo alles Harmonie iſt, bedarf man auf dem Theater glänzender Farben, naiver, graziöſer und eleganter Werke. Das Drama muß innig mit der Religion vereint bleiben, das Theater hat ein volksthümliches Daſeyn nur unter der Bedingung, daß es den Glauben des Volkes widerſpiegelt. Die Eroberung aber, die ſich ankündigte als gekommen, um die Neapolitaner zu moraliſiren, ermuthigte von Anfang an die Schamloſigkeit der Theater. Diejenigen, die das Gewiſſen in der Ergebung an die Regierung ſahen, ließen Dramen voll von politiſchen Anſpielungen aufführen, von denen das revolutionäre Publikum das Geheimniß beſaß, und man empfand eine kindiſche Freude, die Porträts darin wiederzufinden. Die Demagogie rief fortwährend das Volk zu den ſceniſchen Darſtellungen, und man gab ſchalkhafte Dramen, die kein anderes Verdienſt als eine ſkandalöſe Immoralität hatten. Die Künſtler verdarben die Zuſchauer und die Zuſchauer die Künſtler. Bald darauf lehrten Fanatismus und Unglaube das Volk, daß die Religion nur noch eine Schwäche der Seele ſeyn könnte. Der Katholicismus wurde von der revolutionären Dramaturgie mit ſo cyniſchen Sarkasmen angegriffen, daß ſelbſt Diderot mit Verachtung und Ekel darüber gelächelt haben würde. Man ſchleppte die Kardinäle, den Papſt, die Märtyrer und die Heiligen auf die Bretter. Das Verdienſt der Werke dieſer Art liegt gewöhnlich nur in der Bosheit; aber ſie dienten dazu, den Materialismus in den Reihen des Volkes zu verbreiten und Rom zu bekriegen. Ließ man nicht den Londoner Pöbel das Bildniß des Papſtes verbrennen? Warum ſollte der italieniſche hinter dem engliſchen zurückbleiben? Da

jedoch die Zügelloſigkeit der Darſtellungen die anſtändigen Leute vom Theater entfernen konnte, erlaubte die Regierung die obſcönſten und ſchmutzigſten Bücher in den Straßen und öffentlichen Lokalen zu verkaufen. Oeffentliche Ausſchreier verkaufen in den Straßen abſcheuliche Pamphlets; gemeine und ekelhafte Bilder ſind in den Schaufenſtern der Kaufläden ausgeſtellt. Man überſchüttet alles, was der Ehrfurcht würdig iſt, ſelbſt das Unglück, mit Lächerlichkeit."

Die Gemahlin des Königs Franz II., Marie, die Heldin von Gaëta, erntete verdienten Ruhm. Aus Frankreich ſchickten ihr die Damen der Auvergne eine Statue der Jungfrau von Orleans. In Deutſchland ließ die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz einen goldenen Lorbeerkranz für ſie verfertigen, an dem jedes einzelne Blatt den Namen derjenigen deutſchen Fürſtinnen trugen, welche ſich bei dieſer Huldigung betheiligten. In ganz Europa war nur eine Stimme der Bewunderung für die junge Wittelsbacherin, die ſo ſchön die Ehre des verwitterten Hauſes Bourbon gerettet hat. Aber die ſprüchwörtliche Redensart: „ſie war der einzige Mann in der Familie," wurde von ihren zahlreichen Feinden in Italien zu einer ſataniſchen Verleumdung benutzt und die Propaganda der Revolution überſchwemmte Rom nicht nur mit Spottſchriften und Spottliedern, ſondern auch mit einer Menge von Karikaturen der ſchandbarſten Art. Sogar in die Zimmer der Königin ſelbſt wurden dieſe Teufeleien eingeſchmuggelt, ſo daß ſie ihrem Anblick nirgends entgehen konnte. Da ſich nun auch ihr Verhältniß zu den ihr früher ſchon abgeneigten Familiengliedern nicht günſtiger geſtaltet zu haben ſchien, rettete ſie ſich nach Deutſchland und brachte den Winter auf 1863 im Kloſter der Urſulinerinnen in Augsburg zu, von wo ſie jedoch im April wieder zurückgerufen wurde. Die Moral der Revolution war nie tiefer geſunken, als in dem Augenblick, in dem man den reinen Ruf der Königin Marie antaſtete.

glänzendſten Beweis erhalten, daß die Deutſchen des Rheinbundes ihm blind ergeben ſeyen, denn ſie hatten gewetteifert, ihre deutſchen Brüder zu morden und zu verhöhnen. Er hatte ferner geſehen, wie ſtill das in allen Gliedern zerbrochne Preußen ſich hatte verhalten müſſen. Er durfte jetzt Oeſterreich nur eben ſo hart behandeln wie Preußen, um ganz ſicher zu ſeyn, daß ihn von Deutſchland aus keine Gefahr mehr bedrohe.

Oeſterreich konnte dieſem traurigen Schickſal nicht entgehn. Von allen Greueln des Kriegs heimgeſucht mußten ſeine unglücklichen Einwohner auch noch unermeßliche Contributionen zahlen. Sodann mußte der Kaiſer im Wiener Frieden außer den ſchon früher verlornen Provinzen noch einen Theil von Gallizien an Polen, einen andern an Rußland, Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel und das halbe Hausruckviertel an Bayern, endlich Krain, einen Theil von Kärnthen, Trieſt, Fiume, Friaul, Kroatien, alle ſogenannten illyriſchen Provinzen mit der Küſte des adriatiſchen Meeres an Frankreich abtreten. So geſchmälert und durch ſo lange Kriege beinah an Geld und kriegsfähiger Mannſchaft erſchöpft ſchien Oeſterreich dem franzöſiſchen Kaiſer hinlänglich ohnmächtig, um es nicht mehr fürchten zu dürfen.

Napoleons letzter Sieg befeſtigte ſeine Herrſchaft auf dem Continent und ſteigerte mit ſeinem Glück ſeinen Uebermuth auf den höchſten Gipfel. Noch im Jahr 1809 ſchlug er Rom zu ſeinem italiäniſchen Königreich, und da der tiefgekränkte Pabſt aus ohnmächtiger Hand den Bannſtrahl gegen ihn zu ſchleudern wagte, wurde dieſer ehrwürdige Greis auf Napoleons Befehl gefangen nach Frankreich geſchleppt. Selbſt gegen ſeine eigene Familie übte Napoleon die härteſte Despotie, und ſein Bruder Ludwig, König von Holland, flob 1810 zu den Engländern, um das ſchmähliche Joch nicht länger zu

Als Farini erkrankte, folgte ihm im März 1863 Minghetti, mit dem Programm des einſtweiligen Abwartens. Dieſem folgte noch in demſelben Jahre Visconti Venoſta. Italien blieb in ſeiner jämmerlichen Lage. Die Brigandage dauerte fort. In Sicilien zeigte ſich eine neue Erbitterung gegen die piemonteſiſche Beſatzung, deren Offiziere von den Eingeborenen ſo oft zum Duell herausgefordert wurden, daß es augenſcheinlich im Complott geſchah und die Regierung dagegen einſchreiten mußte. Im nördlichen Italien wurde die Mißhandlung der Kirche fortgeſetzt, wurde Renan's Spottbuch, worin Chriſtus verhöhnt wird, aus dem Franzöſiſchen überſetzt und in unzähligen Exemplaren verbreitet und ſchämte ſich Victor Emanuel nicht, dieſen Renan mit einem Orden zu belohnen.

Im Frühjahr 1864 wiederholten ſich Gerüchte, daß der Papſt leidend ſey und nicht lange mehr leben könne. Das benutzte Victor Emanuel wieder, um durch ſeinen Miniſter des Auswärtigen, Visconti Venoſta, eine Note an Frankreich richten zu laſſen, worin gebeten wurde, die franzöſiſchen Truppen möchten aus Rom abziehen und italieniſche Truppen des Königs einlaſſen, um eine Revolution zu verhüten, die andernfalls unfehlbar bei dem Tode des Papſtes ausbrechen würde. Napoleon III. ließ durch ſeinen Miniſter Drouyn de Lhuys antworten, der h. Vater könne noch lange leben, wenn er aber auch durch den Tod abberufen würde, ſo ſey die franzöſiſche Beſatzung in Rom ſtark genug, nicht nur um eine etwaige Revolution niederzuſchlagen, ſondern auch um das Conclave zu beſchützen, welches den Nachfolger des Papſtes ernennen werde. So war dem König Victor Emanuel auch diesmal mit ſeiner Forderung an Frankreich kein Ernſt geweſen. Er mußte nur von Zeit zu Zeit ſolche Forderungen ſtellen, um die Garibaldianer im guten Glauben zu erhalten, er denke im Herzen ganz wie ſie. Napoleon III. aber geſtattete ihm, ſolche Forderungen zu machen, weil ſie ihm Gelegenheit gaben,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21473 / 092

Italien ſein ganzes Uebergewicht fühlen zu laſſen und durch ſeine Sorge für den Papſt alle eifrigen Katholiken in Frankreich zu beruhigen.

Im Sommer machte der Kronprinz Humbert, Victor Emanuels älteſter Sohn, eine Reiſe nach Paris, wie es hieß, um die Prinzeſſin Mathilde Murat zu heirathen, was ſich aber wieder zerſchlug. Man träumte in Italien ſchon davon, Venedig werde die Mitgift der Prinzeſſin werden. Humbert reiſte von Paris nach Kopenhagen, um den König Chriſtian der italieniſchen Sympathieen zu verſichern. Das Gerücht wollte wiſſen, er habe ſich vergeblich um die Prinzeſſin Dagmar beworben, welche ſich bald darauf mit dem ruſſiſchen Thronfolger verlobte.

Kurzes Aufſehen machte der Bandenführer Crocco, der nach Rom flüchtete und dem Papſt eine bedeutende Summe geraubten Geldes zur Verfügung geſtellt haben ſoll, um ſich dadurch die Freiheit zu erkaufen. Das Gerücht, er ſey freigelaſſen worden, beſtätigte ſich nicht.

Mittlerweile war Frankreich durch die Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers auf deutſchem Boden und durch deſſelben geheime Verabredungen mit dem König von Preußen und Kaiſer von Oeſterreich zu der Beſorgniß veranlaßt worden, es bereite ſich eine neue Coalition der drei nordiſchen Großmächte vor. In England wurden verfälſchte Depeſchen abgedruckt, welche dieſem Verdachte Nahrung gaben. Napoleon III. that daher plötzlich einen neuen Zug auf dem europäiſchen Schachbrett, indem er am 15. September 1864 einen neuen Vertrag mit Victor Emanuel abſchloß, worin ſie vereinbarten: 1) Italien verpflichtet ſich, das gegenwärtige Gebiet des Papſtes nicht anzugreifen und jeden von außen her (NB. nur von außen her, ſo daß gegen eine Revolution in Rom ſelbſt der Vertrag nichts einzuwenden ſchien) gegen beſagtes Gebiet kommenden Angriff zu ver-

hindern. 2) Frankreich wird ſeine Truppen aus den päpſtlichen Staaten ſpäteſtens binnen zwei Jahren zurückziehen. 3) Die italieniſche Regierung wird ſich jeder Einſprache gegen die Organiſation einer päpſtlichen Armee enthalten. 4) Italien wird einen verhältnißmäßigen Antheil an der Schuld der frühern Kirchenſtaaten übernehmen. Der Sinn dieſes Vertrages wurde von dem Marcheſe Pepoli, dem Vetter des franzöſiſchen Kaiſers, der den Vertrag mit unterzeichnete und ſchon lange der geheimſte Vermittler zwiſchen den Cabinetten von Paris und Turin war, bei einem Gaſtmahl am 8. October zu Mailand in einer Tiſchrede dahin ausgelegt, „der Vertrag werde keinen Theil von Italiens nationalem Programme beeinträchtigen, ſondern im Gegentheil den letzten Ring der Kette brechen, welche Frankreich mit den Feinden Italiens zuſammenband.“ Derſelbe Pepoli ſagte im Turiner Parlamente: „Der Vertrag vom 15. September vereinige die liberalen Mächte wieder.“ Er nahm alſo an, der Vertrag ſey im Allgemeinen und unter der Vorausſetzung, daß ihm auch England beitreten werde, gegen die Coalition der nordiſchen Mächte, zunächſt aber gegen Oeſterreich gerichtet und bedrohe Venedig. Der Miniſter Peruzzi äußerte ſich in einer Rede im neapolitaniſchen Städtchen Eboli, er kenne die Intentionen derer, die den Vertrag geſchloſſen, zu gut, um im geringſten daran zu zweifeln, „daß wir bald in Rom, der einzig wahren Hauptſtadt Italiens, ſeyn werden.“ Auch Nigra, der italieniſche Geſandte in Paris, verrieth etwas zu vorlaut, daß er den Vertrag ebenſo auslege. Da aber diejenigen Umſtände noch nicht eingetreten waren, welche Frankreich im Ernſt genöthigt haben würden, der Revolution in Italien den Zügel ſchießen zu laſſen, um ſie in einem Kriege gegen Oeſterreich als Waffe zu gebrauchen, mußte Victor Emanuel jene voreiligen Prahlereien ſeiner Diener desavouiren und gab Drouyn de Lhuys, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Paris,

die bestimmtesten Erklärungen ab, daß er „die Schleichwege“ mißbillige und verwerfe, auf denen man den im Vertrage dem Papst zugesicherten Schutz umgehen wolle. Frankreich werde unter allen Umständen den Papst schützen, auch gegen das geheime Treiben revolutionärer Agenten in Rom selbst. „Sobald Italien in Rom eindringen wolle, werde es Frankreich in Rom finden.“ Diese Schreckschüsse hinderten indessen nicht, daß in Italien die Meinung fortbestand, der Vertrag habe eine wächserne Nase und Treuyn de Lhuys äußere sich wohl, wie es die Situation augenblicklich mit sich bringe, aber Frankreich habe damit noch nicht sein letztes Wort gesprochen.

Garibaldi und Mazzini theilten die Hoffnungen der Cavouristen nicht. Sie waren von jeher die entschiedendsten Gegner der französisch-sardinischen Allianz gewesen, weil Italien der napoleonischen Politik nur als Mittel dienen sollte. Schon hatte Italien die erste französische Hülfe mit Savoyen und Nizza bezahlen müssen. Die zweite, hieß es jetzt, werde Italien noch einen größern Preis kosten, denn wenn Napoleon dazu hülfe, daß die italienische Fahne in Venedig aufgepflanzt werde, sey schon im Voraus bedungen, daß Piemont und Genua an Frankreich kommen müßten. Garibaldi gerieth auf seiner Insel Caprera in solchen Zorn, daß seine Briefe wie die eines Verrückten lauteten.

Bei diesem Sachverhalt darf es nicht Wunder nehmen, daß auch die Bevölkerung von Turin in die wildeste Aufregung gerieth. Von hier waren alle Einheitsbestrebungen Italiens ausgegangen. Hier wurzelte die Militärmacht, durch die allein die widerspenstigen Provinzen des neuen Königreichs Italien nothdürftig zusammen gehalten wurden. Und nun verlautete auf einmal, Victor Emanuel habe mit dem Vertrage zugleich die Verpflichtung übernommen, schon innerhalb eines halben Jahres seine Residenz von Turin hinweg nach Florenz zu verlegen. Das war für die Turiner ein harter Schlag. Abgesehen

von den materiellen Vortheilen, die ihnen die Hofhaltung des Königs zubrachte, ſahen ſie im Verluſt der Reſidenz zugleich eine tiefe Kränkung ihrer Ehre und eine Schwächung ihres Einfluſſes auf Italiens Geſchicke. Plötzlich zu einer Provinzialſtadt erniedrigt, ſollten ſie, die über ganz Italien zu herrſchen gewohnt waren, ſich jetzt von Florenz aus beherrſchen laſſen. Oder noch ſchlimmer, ſie waren vielleicht ſchon insgeheim an Frankreich verkauft. Man kann ſich alſo denken, wie das Blut in dieſen ſtolzen und ein wenig verwöhnten Herzen kochte! Vom 21. September an war ganz Turin in Aufruhr, und zwar in Aufruhr gegen den König und das Miniſterium. Ein gewiſſer Ambrogio hielt feurige Reden an das Volk und wüthende Maſſen ſtürmten die Miniſterien unter tauſendſtimmigen Verwünſchungen des franzöſiſchen Einfluſſes und unter donnernden Vivats für Garibaldi. Der König ließ Truppen ausrücken, aber vergebens, es kam zu blutigen Kämpfen, welche drei Tage lang dauerten. Das Geſchrei Viva Garibaldi! Abbasso le influenze Francesi! Abbasso Napoleon! erfüllte die Luft. Endlich entſchloß ſich der König, das verhaßte Miniſterium zu entlaſſen und ein neues zu berufen, an deſſen Spitze Lamarmora trat. Die Zahl der Todten belief ſich auf 155. Der König war ſo taktlos, die verwundeten Aufrührer zu beſuchen und zu tröſten, nicht aber das verwundete Militär. Die Bevölkerung nahm die Beruhigungen hin, die man an ſie verſchwendete, und ergab ſich einer troſtloſen Reſignation, da ſie ſich gänzlich iſolirt ſah, denn da Turin bisher nur ein Gegenſtand des Neides für die übrigen Städte Italiens geweſen war, rührte ſich auch nicht eine einzige, ihm beizuſtehen.

Im Anfang des Jahres 1865 mußten Vorbereitungen zur Ueberſiedelung des italieniſchen Hofes von Turin nach Florenz getroffen werden, denn dahin hatte Napoleon III. im Septembervertrag ſeinen italieniſchen Vaſallen verwieſen. Der arme Victor Emanuel ſollte

nicht Rom zur Hauptſtadt Italiens machen, aber auch nicht in Turin bleiben dürfen. Mochte es nun in der Abſicht Frankreichs liegen, zu Savoyen und Nizza auch noch Piemont und Genua zu erwerben, oder nicht, ſo mußte doch jedenfalls die Entfernung des Königs von Turin den Piemonteſen höchſt unangenehm ſeyn. Die tiefe Erbitterung darüber hatte ſchon, wie wir eben ſahen, zu heftigen Demonſtrationen geführt. Je mehr dieſe Erbitterung wuchs, deſto mehr verlor Victor Emanuel den Boden unter ſeinen Füßen. Wenn die ihm angeſtammte Bevölkerung des nordweſtlichen Italien ſich von ihm wandte, auf welche wahre Anhänglichkeit durfte er in den andern Provinzen rechnen, denen er ſich nur als Uſurpator aufgedrängt hatte? Das alles aber brachte ihn in nur noch größere Abhängigkeit von Frankreich. Wenn ihn Frankreich nicht mehr hielt, war ſeine Sache verloren.

Als die Zeit herannahte, in der er nach Florenz überſiedeln ſollte, machte ſich der Zorn des Turiner Volks noch einmal Luft. Am 30. Januar war ein glänzender Hofball angeſagt, als aber die Wagen anfuhren, war der Schloßplatz mit Volkshaufen erfüllt, die keinen Wagen durchließen, die Pferde ſcheu machten, die Kutſcher zur Umkehr zwangen, Steine in die Wagen warfen und die vornehmen Herren und Damen ſelbſt inſultirten. Ein General bekam einen Schlag auf den Kopf. Der franzöſiſche Geſandte de Malaret wurde hölliſch ausgepfiffen und mußte umkehren. Die Nationalgarde blieb dabei ganz unthätig. Auch die Linientruppen zauderten, ehe ſie den Platz räumten, denn ſie hatten das unwürdige Benehmen des Königs nicht vergeſſen, der nach dem letzten Auflauf ihre Verwundeten übergangen hatte, um nur die der Empörer zu beſuchen. Unter dieſen Umſtänden blieb der Hofball ſehr leer. Nur ganz wenige Parlamentsglieder fanden ſich ein, vom Magiſtrat der Reſidenz niemand, auch von der Nationalgarde niemand. Zugleich tönte das Gebrüll durch

die Straßen: Abbasso il Rè! (Nieder mit dem König!) Nach einer ſolchen Herzensergießung ſeines Volks brannte dem König das Pflaſter von Turin unter den Füßen und ſchon am 3. Februar fuhr er mit geringem Gefolge auf und davon, um, wie er ſelber ſagte, nie mehr wiederzukommen. Seit ſeiner Entfernung entleerten ſich auch ſechs Logen im königlichen Theater, bisher beſetzt von ſchönen Römerinnen, Venetianerinnen, Genueſerinnen, Polinnen ꝛc., deren Luxus der König Galantuomo aus ſeiner Civilliſte beſtritten hatte. Man kann dem Gefühl der Turiner nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie hatten alles für ihren angeſtammten Fürſten gethan, ihn durch ihre Treue und Aufopferung groß gemacht, und nun opferte er ſie undankbar und herzlos dem franzöſiſchen Bündniß auf. Wer Schmach ſäet, muß Schmach ernten.

Inzwiſchen trat Beſinnung ein. Der Magiſtrat von Turin ſuchte den König in einer Adreſſe zu verſöhnen und der König ſelbſt wurde in Florenz überredet, den Skandal als ungeſchehen zu betrachten und den üblen Eindruck ſchnell wieder zu verwiſchen, indem er die Einladung des Magiſtrats, nach Turin zurückzukehren, annehme. Er folgte dieſem Rath und ließ ſich wirklich am 23. Febr. wieder in Turin ſehen, wo man ihn feſtlich empfing und die Verſöhnungscomödie ſo gut als möglich durchſpielte, ohne ſich im Ernſt zu verſöhnen, da an dem, worüber man klagte, nichts geändert wurde. Miniſter Lamarmora ſoll die Comödie mißbilligt, Lanza ſie durchgeſetzt haben. Der König kehrte bald wieder nach Florenz zurück, wohin die ganze Regierung überſiedelte.

Mazzini ließ im März geheime Artikel veröffentlichen, welche dem Septembervertrag angeblich angehängt worden ſeyen und wonach Victor Emanuel ſich verpflichtet habe, Piemont und Genua an Frankreich abzutreten, ſobald er zum Beſitz Venedigs gelange.

Dem König ſcheint bei dieſem Auflauf nicht ganz wohl zu

Muthe geweſen zu ſeyn. Indem er das Vertrauen ſeiner Turiner verlor, ſah er ſich durch einen franzöſiſchen Befehl hinausgeſchleudert nach Florenz, wo ihm keinerlei Vertrauen entgegen kam. In Turin allein war man für die Centraliſirung Italiens geweſen, in allen andern großen Städten war man föderaliſtiſch geſinnt. Wenn Turin nicht mehr die Hauptſtadt blieb, verhielt es ſich auch ſogleich gegen das neue Centrum eben ſo föderaliſtiſch, wie ſich die anderen Städte bisher gegen Turin ſelbſt verhalten hatten. Victor Emanuel wurde zwar in die Höhe, aber aus den Wurzeln gehoben und ſeine Lage wurde ſchwindelnder, als ſie je zuvor geweſen war.

Oeſterreich und der Papſt behaupteten eine auffallende Ruhe. Oeſterreich erklärte zugleich mit Spanien, ſie hegten Vertrauen zu der franzöſiſchen Politik, laſſen dem heiligen Vater in Rom ſeine freie Entſchließung und behalten ſich übrigens eventuell ihre Rechte als katholiſche Großmächte vor. Papſt Pius IX. blieb ſogar heiter und ſoll, wie er denn zuweilen zu ſcherzen pflegte, von der zweijährigen Friſt, die der Vertrag vom 15. September feſtſetzte, geſagt haben: In zwei Jahren iſt der Eſel todt oder der Strick zerriſſen!

Während in Wien ernſtlich an einer Verſtändigung mit Frankreich gearbeitet wurde und andererſeits eine Wiederkehr der Allianz Frankreichs mit England noch in weiter Ferne zu liegen ſchien, die Agitationspartei in Italien alſo keine Ausſicht auf franzöſiſche Hülfe hatte, drangen dennoch garibaldiſche Freiſchaaren ins venetianiſche Gebiet ein und überfielen am 21. Oktober das Städtchen Belluno. Begreiflicherweiſe wurden ſie von der öſterreichiſchen Militärmacht erdrückt, doch hatten ſie Schlupfwinkel im Gebirge und beunruhigten an mehrfachen Punkten die k. k. Behörden noch bis in den November. Dann trat wieder Ruhe ein.

Die frivole Art, in der man in Italien über den September-

vertrag urtheilte, als ob damit nur ein leicht zu überſpringendes Proviſorium geſchaffen wäre, und die Mißachtung Frankreichs, die ſich darin ausſprach, veranlaßten den Kaiſer der Franzoſen durch den auswärtigen Miniſter Drouyn de l'Huys am 30. Oktober 1864 eine Depeſche an den franzöſiſchen Geſandten in Turin zu erlaſſen, worin der italieniſchen Regierung und den Italienern überhaupt der Standpunkt klar gemacht wurde, den Frankreich ihnen, d. h. der Befehlende dem Gehorchenden, angewieſen hatte. Von Italien aus war auf das nationale Recht hingewieſen worden und Napoleon III., der ſo viel Werth auf das Nationalitätenprincip legte, ſchien daſſelbe auch in Italien achten zu müſſen. Aber die Depeſche bemerkte: „Aus den Worten ‚Rechte der Nation, nationales Streben' lieſt trotz aller Vorſicht, mit welcher die Sprache ſie umgeben hat, ſich jeder heraus, was er fürchtet oder was er wünſcht. Ohne Zweifel hat man einige Mühe ſich zu erklären, wie das italieniſche Königthum ſich eines Tages in Rom befinden ſolle, wenn daſſelbe ſich doch ſelbſt das Dorthingehen zu verbieten ſcheint. Denn ſolche Ausſichten gehen doch nicht auf natürliche Weiſe aus der Trübung einer Convention hervor, welche die Verlegung der Hauptſtadt des Königreichs nach Florenz ſtipulirt und das päpſtliche Gebiet gegen jeden bewaffneten Angriff ſicher ſtellt. Dieſe ſubtilen Probleme beirren nicht wenig die Gemüther. Es iſt Sache der Ereigniſſe, dieſelben zu ſtellen. Die Aufrichtigkeit wie die Klugheit geſtatten es nicht, vorzeitig die Löſung derſelben in leeren Hypotheſen zu ſuchen. Zu dieſem Behuf habe ich in meiner Correſpondenz und in meinen mündlichen Beſprechungen alle Aufklärungen gegeben, welche geeignet ſind, tollkühne und beleidigende Folgerungen abzuſchneiden. Dieſe Aufklärungen ſind in folgenden Propoſitionen zuſammengefaßt: 1) Zu den gewaltſamen Mitteln, deren Anwendung Italien ſich verboten hat, muß man die Manöver revolutionärer Agenten auf dem päpſtlichen Gebiete rechnen,

ertragen, worauf Holland mit Frankreich vereinigt wurde. Dann riß Napoleon auch den ganzen nordweſtlichen Landſtrich, der von Holland bis an die Oſtſee ſich erſtreckt, von Deutſchland hinweg zu Frankreich, worin die Fürſtenthümer Oldenburg, Salm und Aremberg, die Hanſeſtädte Hamburg, Bremen und Lübek und ein Stück vom Königreich Weſtphalen inbegriffen waren. Ferner riß er auch von Tyrol den ſüdlichen Theil ab und ſchlug ihn zu Italien. Niemand wagte ſich gegen dieſe Verfügungen aufzulehnen. Sein Wink wurde blind befolgt, ſeine Vaſallen nahmen ihre Kronen von ihm oder legten ſie nieder, wie er wollte.

Mit dem höchſten Glanz aber umgab Napoleon ſeinen Thron, als er Marie Louiſe, die Tochter Kaiſers Franz des Zweiten, zur Gemahlin nahm, am 2ten April 1810. Er that dies, theils um ſeinem Thron einen Erben zu geben, da ſeine erſte Gemahlin, Joſephine Beauharnais, ihm keine Kinder geboren hatte, theils um den nichtswürdigen Vorwurf niederer Geburt auszutilgen, indem er ſich mit der Tochter des ädelſten Fürſtenhauſes in Europa, mit dem Blute Habsburgs vermählte, theils endlich, um Oeſterreich enger an ſich zu feſſeln. Die Vermählung wurde mit unerhörter Pracht gefeiert und ſchon ein Jahr darauf, am 20ten März 1811, gebar Marie Louiſe einen Sohn, dem Napoleon den Namen König von Rom gab, um anzudeuten, daß ihm die römiſche Weltherrſchaft beſtimmt ſey.

Indeß ging dem großen Zwingherrn Europa's doch nicht alles nach Wunſch. Die Spanier und Portugieſen vertheidigten ſich, beſonders ſeit Wellington, der engliſche Feldherr, ihnen zu Hülfe gekommen, hartnäckiger und ſiegreicher als je. Auch Bernadotte, der neue Kronprinz von Schweden, ſuchte ſich der Abhängigkeit von Napoleon zu entziehn, und in der Liebe der Schweden zu be-

ſowie jede Hetzerei, die aufſtändiſche Bewegungen daſelbſt hervorrufen wollte. 2) Die moraliſchen Mittel, deren Anwendung Italien ſich vorbehalten hat, beſtehen einzig in den Kräften der Civiliſation und des Fortſchritts. 3) Die einzigen Beſtrebungen, welche der Hof von Turin als legitim anſieht, ſind diejenigen, welche die Verſöhnung Italiens mit dem Papſtthum zum Gegenſtand haben. 4) Die Verlegung der Hauptſtadt iſt ein ernſtliches Pfand an Frankreich, ſie iſt weder ein vorläufiges Auskunftsmittel, noch eine Marſchſtation auf dem Wege nach Rom. Dieſes Pfand zurücknehmen hieße den Vertrag vernichten. 5) Die Propoſitionen des Herrn Grafen Cavour im Jahr 1861 enthielten nichts von dieſer Clauſel in Bezug auf die Hauptſtadt; außerdem beſchränkten ſie die Armee des h. Vaters auf eine beſtimmte Zahl und ſtellten unſern Truppen zum Abmarſch eine Friſt von 14 Tagen. Man wird den beträchtlichen Unterſchied nicht verkennen, der zwiſchen dieſen Propoſitionen und der Septemberübereinkunft beſteht. 6) Der Fall einer Revolution, die von ſelbſt in Rom ausbrechen ſollte, iſt in der Convention nicht vorgeſehen. Für dieſen Fall behält Frankreich ſich die Freiheit ſeines Handelns vor. 7) Das Turiner Cabinet behält die Politik des Herrn Grafen von Cavour bei. Nun, dieſer berühmte Mann hat erklärt, daß Rom mit Italien vereinigt und Hauptſtadt deſſelben nur werden könne, mit Zuſtimmung Frankreichs."

Im Anfang des November las man in der Unità Italiana ein Schreiben Mazzinis, worin der Septembervertrag in den bitterſten Ausdrücken verdammt wurde, mit dem Refrain: Dieſer Vertrag mit dem franzöſiſchen Autokrator iſt Italiens größte Schmach. Wir Italiener wollen nicht der Spielball eines Bonaparte ſeyn!

In denſelben Tagen wagte es Coppini, einer der wenigen beſonnenen Männer im italieniſchen Parlament zu Turin, dem Papſte mitten unter deſſen wüthendſten und verrückteſten Feinden eine Lob-

rede zu halten: „Ich kann nicht ohne Bewunderung auf die Haltung des h. Vaters blicken. Ohne Waffen fürchtet er doch keine Macht der Welt. Ein ſolcher Greis iſt ein erhabenes Schauſpiel. Ihr habt die Gewalt, aber ihr werdet nicht ſiegen. Denn das Papſtthum beſitzt eine geheimnißvolle Kraft, durch alle Länder verbreitet, die niemand aus der Welt hinaus bringen kann. Bedenket dies und lernt daraus, daß, wenn ihr die römiſche Frage löſen wollt, ihr euch darüber nicht mit dem Ausland, ſondern mit dem Papſte ſelbſt verſtändigen müßt.“ Eine Erinnerung an Gioberti, der die italieniſche Einheitspartei zuerſt ermahnt hatte, daß ſie ihre Zwecke nur mit dem Papſte, nie ohne ihn erreichen könne.

Am 4. November enthüllte Sella im italieniſchen Parlament den jämmerlichen Zuſtand der Finanzen. Die Verwaltung der geraubten Länder hatte nirgends den räuberiſchen Charakter verleugnet. Victor Emanuel hatte ſein Heer, hatte ſeine Beamten mit großen Koſten vermehren müſſen und doch war auch aus dem großen Raube der Kirchengüter und aus der drückenden Beſteuerung der unterworfenen Provinzen viel zu wenig in den Staatsſchatz gefloſſen, um die Koſten zu decken. Sella enthüllte unter anderm die Thatſache, daß von 120 Millionen, welche für die geſtohlenen Kirchengüter hätten gelöst werden ſollen, nur 13 Millionen in den Staatsſchatz gekommen ſeyen. Sella dokumentirte ein Deficit von 316 Millionen und ſchlug bedeutende Erhöhungen der Steuern und Zölle, wie auch Abzüge von den Beſoldungen vor, um das Deficit nur einigermaßen zu decken. Die Schuld lag an den Veruntreuungen der Beamten, wie 1859 in Oeſterreich und wie früher 1797 in demſelben unglücklichen Italien. Auf dem Panier der Eroberer ſtand das ſchöne Wort libertà! aber die Eroberer kamen nur, um ſich auf Koſten der ſ. g. Befreiten zu bereichern. Je prekärer, namentlich in dem gährenden Unteritalien, die Commiſſariate und Beamtungen aller Art waren, um ſo größer war

die Lockung, ſchnell an Raub zuſammenzuraffen, ſo viel man konnte. Auch beim Bau der Eiſenbahnen klagte man über arge Beſtechungen und Unterſchleiſe.

Am Ende des October 1865 vereinigte ſich die königliche Familie in Turin zum Empfange des jungen Königspaares von Portugal. Hier wurden wahrſcheinlich viele Hoffnungen gefaßt, wie dem König von Sardinien ganz Italien, ſo war dem König von Portugal die ganze pyrenäiſche Halbinſel zugedacht worden, freilich erſt zugedacht, aber der Mächtige, der da erlaubt hatte, daß überhaupt ſolche Hoffnungen gefaßt werden durften, gab gerade in jenen Freudentagen zu Turin einen Beweis, daß er die Hoffnungen nicht niederſchlagen wollte. Denn er kündigte dem Papſte an, er werde nunmehr den Septembervertrag erfüllen und mit dem Zurückziehen der franzöſiſchen Truppen aus Rom den Anfang machen. In Folge deſſen legte der bisherige Kriegsminiſter des Kirchenſtaats, Graf Merode, ſein Amt nieder, denn durch ſeinen Feuereifer mußte er fürchten, dem von den Franzoſen verlaſſenen Papſte mehr zu ſchaden als zu nützen. Zwiſchen dem 5. und 8. November verließen in der That die erſten 4000 Franzoſen die Stadt Rom. In der nämlichen Zeit feierte die Politik Victor Emanuels einen kleinen Triumph, indem Sachſen und Bayern das Königreich Italien anerkannten. Es blieben alſo außer den Großſtaaten nur noch wenige kleinere Staaten Deutſchlands übrig, die es noch nicht gethan hatten, und Victor Emanuel konnte ſich freuen wahrzunehmen, daß deutſches Nationalintereſſe ſich nicht gekränkt fühlte, wenn auch das öſterreichiſche verletzt wurde.

Am 18. November wurde das italieniſche Parlament in der neuen Hauptſtadt Florenz von Victor Emanuel mit einer feierlichen Rede eröffnet, worin er keineswegs eine vollkommene Befriedigung mit dem, was er und die Nation bisher (durch Napoleons Gnade) errungen hatte, ausſprach, ſondern nur noch einige Geduld empfahl, bis das

letzte Ziel erreicht ſeyn werde. „Wir werden, den Sinn auf die volle Erreichung unſerer Selbſtändigkeit (der König konnte darunter nur die Ergänzung des italieniſchen Reichs durch den Beſitz von Rom und Venedig meinen) gerichtet, jegliches Hinderniß zu beſiegen wiſſen. Die Fähigkeit, warten zu können, iſt heute für Italien erleichtert. Sollten zur Vollendung der Geſchicke Italiens neue Gefahren zu beſtehen ſeyn, ſo bin ich ſicher, daß ſeine tapfern Söhne ſich um mich ſchaaren werden. Wir müſſen den Weg der nationalen Politik einhalten." Das hieß deutlich geſprochen und ging weit über das Verſöhnungsprogramm des franzöſiſchen Kaiſers hinaus, denn der König blickte mit heißer Gier nach Objecten, die ihm der Septembervertrag noch verſagte. Gleichwohl ſprach er in ſeiner Thronrede nicht nur von ſeiner ſchuldigen Dankbarkeit gegen Frankreich, ſondern erwähnte auch, „daß die Bande unter den Völkern der lateiniſchen Race geſtärkt worden ſeyen." Das bezog ſich auf ſeine innige Verbindung mit Portugal und auf die Hoffnungen, mit denen die Progreſſiſten in Spanien dem Liſſaboner Hofe ſchmeichelten. Alles in der Thronrede athmete Luſt, Zuverſicht, verſteckte Kampfbegier. Nur der elende Stand der Finanzen warf ſeinen ſchwarzen Schatten in das glänzende Gemälde. Das neue Königreich hatte ein Deficit von 300 Millionen und noch ſah man kein Ende der lüderlichen Beamtenwirthſchaft.

Indem die neue italieniſche Regierung die chriſtliche Kirche und ihr Oberhaupt in Rom auf die feindſeligſte Weiſe angriff, verkaufte ſie ſich gänzlich dem Juden. Ein Correſpondent der Augsburger Allg. Zeitung vom 1. April 1865 ſchrieb aus Turin: „Rothſchild wird bald unumſchränkter Herr ſeyn im Lande Italien und Victor Emanuel wird zuletzt ſeine Civilliſte aus der Kaſſe des hieſigen Agenten Rothſchilds, Herrn Horace Landau, ſich auszahlen laſſen müſſen. Außer den auf viele hunderte von Millionen lautenden

Schuldbriefen wird Rothſchild in bäldeſter Friſt auch die Eiſenbahnen, Bergwerke, Domänen und Kirchengüter in Händen haben, und dem Finanzminiſter Sella nichts mehr zu verſetzen übrig bleiben, als die reine freie Gotteslust, in der wir athmen. Seit geſtern cirkulirt das Gerücht, daß Herr Sella auch das Tabaksmonopol an das bekannte Pariſer Banquierhaus verpachten will."

Hinter den großen Dieben wollten die kleinen nicht zurückbleiben. In Neapel bildete ſich eine Bande von 10,000 Menſchen, die ſ. g. Camorra, aus, die von ihren Mitbürgern einfach durch Drohungen Tribut erhob und bei Verkäufen von National- oder Kirchengütern andere Käufer abſchreckte, um die Güter zu Spottpreiſen zu erwerben.

Die neue italieniſche Regierung hat reſcribirt, confiscirt, Alles zerſtört, aber nirgends etwas gutes Neues eingeführt. Wohin die piemonteſiſchen Harpyen kamen, verſchwand der Wohlſtand und kehrte Armuth ein. Ungeheuer viele Menſchen wurden eingekerkert, hingerichtet, aber keine einzige neue Straße gebaut, keine einzige Gemeinde reorganiſirt, kein einziges nutzbringendes Geſetz gegeben. Die Regierung Victor Emanuels iſt ſo unproductiv und ſteril wie irgend eine Räuberregierung in der Welt. Auch haben die Miniſter nichts anderes zu thun, als immerfort nur hier das Murren Napoleons, dort das Murren Garibaldis, hier durch hündiſche Demuth, dort durch Lügen über Lügen zu beſchwichtigen. An eine gute und verzüglich wohlfeile Regierung, an eine weiſe Schonung und beſſere Benutzung der natürlichen Hülfsmittel Italiens zu denken, dazu haben ſie weder Verſtand, noch das Herz, noch die Zeit.

Italien hat den herrlichſten Culturboden, die werthvollſten Producte und die trefflichſten Häfen. Was war es unter den Römern! Wenn die bisherigen Regierungen verſäumt haben, es gehörig zu cultiviren, warum verſäumen es die Miniſter Victor Emanuels eben-

falls? Sie thun es in noch höherem Grade, und in Vergleich mit den früheren Regierungen in Mailand und Florenz, die ſehr viel für ihre Länder gethan haben, ſcheinen nur Räuber mit Schreibfedern hinter den Ohren und Schleppſäbeln an der Seite in den ſchönen alten Provinzen Italiens alles Inventar aufzunehmen, um es zu ſtehlen und um Spottpreiſe zu verſchleudern.

Neuntes Buch.

Die römiſche Frage.

Vom Kirchenſtaat war ſchon das größte Stück abgeriſſen und der Reſt mit der Stadt Rom aufs äußerſte bedroht. Ein wunderbares Verhängniß ſchlug die Italiener mit Blindheit und Thorheit. Allerdings war die römiſche Kirche voller Mißbräuche, aber daran war das Inſtitut der Kirche, waren die frommen und vieldulden den Päpſte der letzten Zeit nicht Schuld geweſen, ſondern nur die weltliche Politik, die in früheren Zeiten durch ihre Intriguen unwürdige Päpſte auf den h. Stuhl gebracht und die altchriſtliche Demuth und Gottesminne durch den Prunk der Renaiſſance, durch einen durchaus heidniſchen Geſchmack in der Kirchenbaukunſt, Plaſtik, Malerei, Poeſie, Wiſſenſchaft und ſelbſt in der Lebensweiſe erſetzt hatte. An den geiſtlichen Höfen hatte noch im vorigen Jahrhundert große Ueppigkeit geherrſcht und vom Reichthum der Kirche ſchwelgten vornehme Müßiggänger und ein unzählbares Heer von Unberufenen, die in der Kirche nur ihre leibliche Verſorgung ſuchten. Daher die Klage über die

„faulen Bäuche," der Mißkredit, in den der Klerus zunächſt bei den gebildeten Claſſen kam. Wenn die irreligiöſe Philoſophie weniger von Deutſchland und England, als von Frankreich aus auch in Italien Anhänger fand, ſo darf man ſich darüber nicht wundern, da ſchon ſeit Jahrhunderten die Religionsſpötter wie Boccaccio, Aretin, oder ſatyriſche Spaßmacher wie Poggio, der verbuhlte Petrarca ꝛc. die höchſte Gunſt der Päpſte genoſſen hatten, und erſt im vorigen Jahrhundert Cardinäle wie Bembo, nicht zu gedenken der infamen Böſewichter, die ſich durch Hofgunſt in Frankreich den Cardinalshut erworben, die Fäulniß bezeichnet hatten, die nicht in der Kirche ſelbſt entſtanden, ſondern womit ſie von den weltlichen Höfen aus angeſteckt worden war.

Hätte das italieniſche Volk dieſe Thatſachen richtig gewürdigt, ſo würde es auch nicht das ganze ehrwürdige Gebäude der Kirche haben niederreißen und in der Perſon des h. Vaters die Einheit der Kirche zerſtören wollen, ſondern es würde in inniger und treuer Hingabe an den wahrhaft frommen und erleuchteten Papſt Pius IX. ihn unterſtützt haben, die Kirche von den weltlichen Einflüſſen und von den Auswüchſen eines bereits demoraliſirten oder faulen und nichtsnutzigen Klerus zu befreien. Statt deſſen erlebten wir, daß gerade die lüderlich gewordenen und unglaubigen Pfaffen geprieſen und mit offenen Armen von den Fortſchrittsmännern aufgenommen wurden, während man nur die frommen und geiſterfüllten verfolgte.

So hing der Schutz des Papſtes nur noch von der katholiſchen Welt außerhalb Italien und ſeit der Niederlage Oeſterreichs zunächſt vom franzöſiſchen Kaiſer ab, der ihn auch wirklich ſchützte, aber ein kaum zu rechtfertigendes Spiel mit ihm trieb.

Napoleon III. garantirte dem Papſt ſeine weltliche Herrſchaft nur in Rom und ſeiner nächſten Umgebung; den Reſt des Kirchen-

ſtaats mit der Hauptſtadt Bologna ließ er unter dem antiken Namen der Provinz Aemilia Victor Emanuel zufallen. Das Programm zu dieſer Maßregel enthielt die Flugſchrift: „Der Papſt und der Congreß," die am Schluß des Jahres 1859 erſchien. Am 5. Januar des folgenden Jahres trat der auswärtige Miniſter, Graf Walewski, aus und überließ die heiklen Verhandlungen mit dem h. Stuhle ſeinem Nachfolger v. Thouvenel. Papſt Pius IX. ſetzte dieſen Gewaltthätigkeiten und Zumuthungen unerſchütterlich ſein non possumus entgegen.

Mittlerweile hatten die dem Papſt von Cavour gemachten Zumuthungen die klerikale Partei in Frankreich heftig aufgeregt. Das würde vielleicht nicht der Fall geweſen ſeyn, wenn es Cavour allein geweſen wäre, der vom Papſte die Verzichtleiſtung auf ſeinen weltlichen Beſitz verlangt hätte. Aber Laguerronnière, die Feder Napoleons III., unterſtützte den Gedanken Cavours in der Brochure: La France, Rome et l'Italie. Das erregte einen Sturm in Frankreich. Dupanloup, Biſchof von Orleans, Graf Montalembert, Veuillot erhoben energiſch ihre Stimmen für den Papſt. Am kräftigſten der Biſchof von Poitiers, Louis Edouard, deſſen Hirtenbrief einem Bannſtrahl gegen Laguerronnière gleichkam. Napoleon III. wurde darin mit Pilatus verglichen, der ſich die Hände wuſch und neutral bleiben wollte zwiſchen Chriſtus und ſeinen Widerſachern. Dieſe würdigen Kleriker nahmen die Brochure des kaiſerlichen Libelliſten ernſthaft. Daſſelbe that der h. Vater in Rom, der in einer Allocution vom 9 Juni 1860 energiſch gegen die Vorausſetzung proteſtirte, ein unabhängiges Papſtthum könne beſtehen ohne einen weltlichen Beſitz. Faſt alle Biſchöfe des katholiſchen Europa haben dieſe Allocution unterzeichnet, dem Papſte zugeſtimmt und den Satz vertheidigt (den ſchon Napoleon I. einmal als ſelbſtverſtändlich ausgeſprochen hatte), daß ohne einen unabhängigen Länderbeſitz, ohne eine weltliche Souveränetät der Papſt nothwendig in die Gewalt des einen oder andern ſouveränen Herrn,

in deſſen Gebiet er ſich aufhalte, fallen müſſe, mithin auch ſeine geiſtliche Gewalt niemals frei ausüben könne. Eben deshalb aber, weil dies eine Binſenwahrheit iſt, durfte man die Flugſchrift von Laguerronnière nicht für ernſthaft gemeint halten. Sie war nur für den Augenblick berechnet, um einerſeits den Garibaldianern eine Hoffnung offen zu laſſen und dem Bundesgenoſſen in Turin eine moraliſche Unterſtützung zu gewähren, andererſeits aber auch die Engländer durch eine kleine Täuſchung zu beſchwichtigen, nachdem ſie bereits ihre Flotte vor Neapel entfaltet und Miene gemacht hatten, Garibaldis Dictatur dort gegen die ſardiniſche Politik aufrecht zu erhalten. Demgemäß durfte auch Prinz Napoleon am 2. März im franzöſiſchen Senat eine Rede nach dem Herzen der wüthendſten Kirchenfeinde halten, um die Biſchöfe ein wenig zu erſchrecken und den Liberalen die Verſicherung zu geben, die Aemilia werde vom Kirchenſtaat getrennt bleiben. Um aber auch den Sturm, den nach einem ſo hohen Vorgange die Preſſe jetzt auf die Kirche machte, wieder zu mäßigen und weil gerade damals in Italien ſelbſt Garibaldi gern Rom überfallen hätte, gab der Moniteur am 2. Juni 1861 der Preſſe ſchon wieder die Ordre, ſich der Angriffe auf den Klerus zu enthalten. Im Ganzen blieb es bei der Entſcheidung Napoleons. Der Papſt gab nicht nach, bekam aber auch die Aemilia nicht zurück.

Auch Spanien ließ ſeine Stimme vernehmen und der Miniſter Mon erklärte in einer Note an Thouvenel, den franzöſiſchen Miniſter: „Die Hauptſtadt der katholiſchen Welt gehört den katholiſchen Nationen; ſie iſt die Reſidenz des Papſtes, des Kirchenoberhaupts, und niemand hat das Recht, ihn daraus zu vertreiben oder ſich in deren Beſitz mit ihm zu theilen. Es iſt ein Thron, den die katholiſchen Nationen gegründet haben und den ſie vertheidigen. Die Regierung des Kaiſers, welche zu dieſem Zwecke ſchon ſo viele Anſtrengungen

festigen, indem er mehr des Landes Wohl als Napoleons Befehl beachtete. Endlich wurde dem russischen Kaiser das Continentalsystem lästig, und er gestattete wieder den englischen Handel. Auch erkannte dieser Fürst, daß es Napoleon mit seinen Freundschaftsversicherungen nicht Ernst sey, und sein Bund mit ihm zerriß.

Kapitel CCCCLXIX.

Der große russische Krieg.

Rußland hatte durch das Bündniß mit Napoleon Finnland von Schweden, Ostpreußen von Preußen und Ostgallizien von Oesterreich gewonnen, und durfte den Türken so viel abnehmen, als es nur erobern konnte. Diese Vortheile hatte Rußland dadurch errungen, daß Napoleon ihm den Osten Europa's überließ. Napoleon selbst aber hatte weit größere Vortheile davon getragen, indem er unterdeß willkührlich mit dem Westen schaltete. Ferner war Rußland im Nachtheil, indem es sich dem drückenden Continentalsystem unterworfen hatte und dadurch gewissermaßen schon eine Oberherrschaft Napoleons zugab. Endlich mußte Rußland jeden Augenblick fürchten, daß Napoleon das ganze alte Polen wiederherstellte, was die Polen sehnlichst wünschten, und daß Napoleon dann die Maske der Freundschaft abwerfen, und Rußland überfallen würde, um es zu behandeln, wie er nach einander Preußen und Oesterreich behandelt hatte. Rußland sah deutlich, daß Napoleon nicht ruhen und rasten könne, bis er ganz Europa beherrsche, daß ein Kampf früher oder später erfolgen müsse, und es war so klug, sich bei Zeiten vorzusehen und dem furchtbaren Gegner muthig die Stirn zu bieten. Es schaffte das Continentalsystem ab, verständigte sich mit England und machte mit den

gemacht hat, wird auf keine Weise eine Verwirklichung der vom Grafen Cavour ausgesprochenen Absichten zugeben."

Die Anerkennung des Königs von Italien erfolgte am 15. Juni durch Frankreich, im Juli durch Rußland, und die Gesandten beider Großstaaten kehrten nach Turin zurück. Diesem Beispiel folgte auch Preußen, dessen Minister, Graf Bernstorff, in seiner Note bemerkte, Preußen erkenne die Thatsache an, jedoch ohne Präjudiz in Bezug auf Dritte.

In Rom hegte man nun große Besorgnisse und da der Papst öfter kränkelte, hielt er es für angemessen, auf alle Fälle den berühmten englischen Cardinal Wiseman zu seinem Nachfolger zu ernennen, falls er plötzlich stürbe.

Die Hauptsache war und blieb immer, daß Napoleon III., obgleich er den König von Italien anerkannte, sich ausdrücklich die Fortdauer der Besetzung Roms durch eine französische Armee und die fernere Beschützung des Papstes vorbehielt. Was er seinen Laguerronnière sagen ließ, was er sonst that, um den Papst zu ärgern und zu kränken, diente nur, jene Hauptsache zu maskiren. Das kirchenfeindliche Publikum wurde gewissermaßen systematisch mit kleinen Concessionen abgespeist, die ihm glauben machen sollten, der Kaiser sey voll Haß gegen den obstinaten Papst. Zu diesen kleinen Mittelchen gehörten Anekdoten zur Verunglimpfung der nächsten Räthe des h. Stuhls. Cardinal Antonelli wurde abscheulich verleumdet. Eben so der päpstliche Kriegsminister Graf Merode (Schwager Montalemberts), von dem man im Juli 1861 erzählte, er sey so hitzig gegen den französischen General Goyon geworden, daß dieser ihm mit „moralischen Ohrfeigen" geantwortet habe, da er ihm seines geistlichen Gewandes wegen keine physischen geben könne.

Papst Pius IX., der vielgeprüfte, mußte immerfort in die Zähne des Drachen sehen, den nur Napoleon III. mit starker Hand

zurückhielt, und immer wieder hören, er, der Papſt ſey eigentlich überflüſſig und paſſe in die Zeit nicht mehr. Er hielt es nun für nöthig, der katholiſchen Welt überhaupt und dem Episcopat insbeſondere immer wieder eine Gelegenheit zu einer großartigen Demonſtration zu geben. Er berief alſo im Sommer 1862 die Biſchöfe wieder nach Rom, um die 27 japaniſchen Märtyrer heilig zu ſprechen. Ohne Zweifel eine zeitgemäße Wahl, denn jene japaniſchen Chriſten hatten bei der großen Verfolgung, welche ſie am Ende des 16. Jahrhunderts traf, in Ofengluth und ſiedendem Waſſer und unter den grauſamſten Marterwerkzeugen den Glauben ſtandhaft bekannt und ein Vertrauen zu Gott bewährt, woran in der gegenwärtigen Trübſal der Kirche und unter ſo grauſamen moraliſchen Henkern zu erinnern erfreulich war. Zum Zwecke jener Heiligſprechung nun verſammelten ſich aus allen Theilen der katholiſchen Welt in Rom (nur die von Portugal und viele aus Italien waren durch Zwang verhindert) 264 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, unter deren Aſſiſtenz am 9. Juli die Heiligſprechung erfolgte. Mit den Biſchöfen waren aus Frankreich tauſende von Prieſtern gekommen, ſo daß man es „eine zweite franzöſiſche Invaſion“ nannte. Der h. Vater ſprach zur Verſammlung von der argen Heuchelei der Kirchenfeinde, welche, indem ſie die Kirche beraubten und ihr Anſehen völlig vernichten wollten, ſich noch rühmten, ſie wollten ihr die Freiheit geben. Hierauf überreichten ihm ſämmtliche Erzbiſchöfe und Biſchöfe eine Adreſſe, worin ſie die weltliche Herrſchaft des h. Stuhles als ein der Idee der freien Kirche allein entſprechendes, uralt geheiligtes und unveräußerliches Gut vertheidigen zu wollen ſchwuren, dem h. Vater für ſeine bisherige Standhaftigkeit dankten und ihn dringend baten, in ſeinem Widerſtande zu beharren. „Wie ſollten wir uns noch hier in Rom um unſern Oberhirten ſchaaren können, wenn hier ein anderer regierte?“ Dupanloup, der berühmte Biſchof von Orleans, ſagte in

Rom: ici nous sommes chez nous! d. h. jeder Katholik iſt in Rom zu Hauſe und vertheidigt hier ſeine Heimath.

Im Jahr 1864 war in Rom eine koloſſale Statue des Herkules von Bronze, ſtark und noch wie neu vergoldet, von ſehr ſchöner Arbeit und gut erhalten ausgegraben worden. Righetti, der Eigenthümer des Grund und Bodens, wo ſie gefunden wurde, hätte ſie um einen ſehr hohen Preis nach Rußland verkaufen können, zog es aber vor, ſie um einen bedeutend geringern Preis dem Papſt für die Sammlungen im Vatikan zu überlaſſen, und ſetzte an Ort und Stelle einen Denkſtein mit einer Inſchrift, welche Pius IX. mit Herkules verglich als einen Helden voll göttlicher Stärke und einen Ueberwinder von Ungeheuern. Die Statue befindet ſich ſeit dem Jan. 1865 im Vatikan als maſtaiſcher Herkules, benannt nach dem Familiennamen des h. Vaters.

Als Napoleon III. es ſeiner Politik gemäß erachtete, am 15. September 1864 durch ſeinen neuen Vertrag mit Victor Emanuel den Abzug der franzöſiſchen Schutztruppen aus Rom binnen zwei Jahren zu verſprechen, mußte der päpſtliche Kriegsminiſter, der belgiſche Graf Merode, ſein Amt niederlegen, weil er an eine ſolche Möglichkeit nie geglaubt und deshalb mit dem Cardinal Antonelli Verdruß bekommen hatte. An ſeine Stelle trat der deutſche General Kanzler. Der h. Vater aber ſah, daß, wenn die Franzoſen abzögen, ſeine bisherige äußere Stütze breche, und er wandte ſich zu dem, der allein in allen Nöthen ſeiner Kirche helfen kann. Der Gedanke war würdevoll und großartig, im Moment der größten Gefahr der Welt noch einmal das Ideal der chriſtlichen Kirche vorzuhalten, von dem ſie in ſo erſchreckender Weiſe abgewichen war.

Pius IX. erließ nämlich am 8. Dezember 1864 eine Encyclica mit einem Syllabus (Zuſammenſtellung), worin er 80 Irrlehren der Neuzeit als der göttlichen Ordnung zuwider verdammte.

§. I.

Pantheismus, Naturalismus u. abſoluter Rationalismus.

1) Es gibt kein höchſtes, allweiſes und allvorſehendes von der Welt unterſchiedenes göttliches Weſen, und Gott iſt eins mit der Natur, daher dem Wechſel unterworfen und wird in der That nur Gott im Menſchen und der Welt, das All iſt Gott und beſitzt das eigentliche Weſen Gottes; Gott und die Welt ſind eins und daſſelbe, daher auch der Geiſt und die Materie, die Nothwendigkeit und die Freiheit, das Wahre und das Falſche, das Gute und das Böſe, das Gerechte und das Ungerechte.

2) Jedes Eingreifen Gottes in die Menſchheit und die Welt iſt zu leugnen.

3) Die menſchliche Vernunft iſt ohne Rückſicht auf Gott der einzige Schiedsrichter zwiſchen wahr und falſch, gut und böſe; ſie iſt ſich ſelbſt Geſetz und ihre natürlichen Kräfte reichen hin, das Wohl des Menſchen und der Völker zu begründen.

4) Alle Wahrheiten der Religion fließen aus der natürlichen Kraft der menſchlichen Vernunft; daher iſt die Vernunft die erſte und vorzüglichſte Norm, wonach der Menſch die Erkenntniß aller Wahrheiten jeglicher Art ſich erwerben kann und ſoll.

(Encycl. vom 9. Nov. 1846.)

5) Die göttliche Offenbarung iſt unvollkommen und daher einem fortwährenden und unendlichen Fortſchritt (progressui) unterworfen, der dem Fortſchreiten (progressioni) der menſchlichen Vernunft entſpricht.

6) Der chriſtliche Glaube widerſtrebt der menſchlichen Vernunft und die göttliche Offenbarung nützt nicht allein nichts, ſondern ſie ſchadet auch der Vervollkommnung des Menſchen.

7) Die in der heiligen Schrift dargeſtellten und erzählten Prophezeiungen und Wunder ſind Erfindungen der Dichter und die Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens ſind die Summe der philoſophiſchen

Forſchungen; in beiden Büchern des Teſtaments ſind mythiſche Erfindungen enthalten; und Jeſus Chriſtus ſelbſt iſt eine mythiſche Erdichtung. (Alloc. vom 9. Juni 1862.)

§. II.

Gemäßigter Rationalismus.

8) Da die menſchliche Vernunft der Religion gleichzuſtellen iſt, ſo ſind deswegen die theologiſchen Disciplinen ebenſo wie die philoſophiſchen zu behandeln.

9) Alle Dogmen der chriſtlichen Religion ſind ohne Unterſchied ein Gegenſtand der natürlichen Wiſſenſchaft oder der Philoſophie; und die bloße hiſtoriſch gebildete (historice exculta) menſchliche Vernunft kann aus ihren eigenen natürlichen Kräften und Prinzipien zu der wahren Erkenntniß in Betreff aller, auch der dunkleren (reconditioribus) Dogmen gelangen, wenn nur dieſe Dogmen der Vernunft ſelbſt gleichwie ein Object vorgelegt geweſen ſind.

10) Da etwas Anderes der Philoſoph und etwas Anderes die Philoſophie iſt, ſo hat jener das Recht und die Pflicht, ſich der Autorität, welche er für die wahre erkannt hat, zu unterwerfen; aber die Philoſophie kann und darf ſich nicht irgend einer Autorität unterwerfen.

11) Die Kirche darf ſich nicht allein gegen keine Philoſophie wenden (animadvertere), ſondern muß auch die Irrthümer dieſer Philoſophie dulden und es ihr überlaſſen, daß ſie dieſelben ſelbſt verbeſſert.

12) Die Dekrete des apoſtoliſchen Stuhls und der römiſchen Kongregationen hindern den freien Fortſchritt der Wiſſenſchaft.

13) Die Methode und die Prinzipien, nach welchen die alten ſcholaſtiſchen Doktoren die Theologie ausgebildet (excoluerunt) haben, ſtimmen mit den Bedürfniſſen unſerer Zeit und dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften durchaus nicht (minime) überein.

14) Die Philoſophie muß ohne Rückſicht auf die übernatürliche Offenbarung betrieben werden.

Mit dem Syſtem des Nationalismus hängen zum größten Theile die Irrthümer Anton Günthers zuſammen, welche verworfen werden in dem Brief an den Cardinal-Erzbiſchof von Köln 15. Juni 1847 und in dem Brief an den Biſchof von Breslau, 30. April 1860.

§. III.

Indifferentismus, Latitudinarismus.

15) Es ſteht jedem Menſchen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er, durch das Licht ſeiner Vernunft geführt, für die wahre hält.

16) Die Menſchen können bei der Uebung jedweder Religion den Weg des ewigen Heils finden und die ewige Seligkeit erlangen.

17) Wenigſtens darf wohl auf die ewige Seligkeit aller jener gehofft werden, welche in der wahren Kirche Chriſti keineswegs leben.

18) Der Proteſtantismus iſt nichts anderes, als eine verſchiedene Form derſelben chriſtlichen Religion, in welcher es möglich iſt, Gott ebenſo zu gefallen, als in der katholiſchen Kirche.

§. IV.

Irrthümer über die Kirche und ihre Rechte.

19) Die Kirche iſt nicht eine wahre und vollkommene, völlig freie Geſellſchaft und ſteht nicht auf ihrem eigenen und beſtändigen, von ihrem göttlichen Stifter ihr verliehenen Rechte, ſondern es iſt Sache der Staatsgewalt, zu beſtimmen, welches die Rechte der Kirche und welches die Schranken ſeyen, innerhalb der ſie dieſelben ausüben könne.

(Allec. vom 9. Dez. 1846, vom 17. Dezember 1860 und vom 9. Juni 1862.)

20) Die Kirchengewalt darf ihre Autorität nicht ohne Erlaubniß und Zustimmung der Staatsgewalt ausüben.

(Alloc. vom 30. Sept. 1861.)

21) Die Kirche hat nicht die Macht, dogmatisch zu entscheiden, daß die Religion der katholischen Kirche die einzig wahre Religion sey.

(Apostol. Schreiben vom 10. Juni 1851.)

22) Die Verpflichtung, welche katholische Lehrer und Schriftsteller überhaupt bindet, ist auf das beschränkt, was von dem unfehlbaren Ausspruche der Kirche als Glaubenssatz für alle aufgestellt wird.

(Schreiben an den Erzbischof von München-Freising vom 21. Dezember 1863.)

23) Die römischen Päpste und die allgemeinen Concilien haben die Grenzen ihrer Gewalt überschritten, Rechte der Fürsten usurpirt und auch in Festsetzung der Glaubens- und Sittenlehre geirrt.

(Apostol. Schreiben vom 10. Juni 1851.)

24) Die Kirche hat nicht die Macht, Gewaltmittel anzuwenden (vis inferendae potestatem non habet), noch irgend eine weltliche direkte oder indirekte Gewalt.

(Apostol. Schreiben vom 22. Aug. 1851.)

25) Außer der dem Episcopat inhärirenden Gewalt gibt es noch eine andere weltliche, welche vom Staat ausdrücklich oder stillschweigend verliehen ist, und daher von der Staatsregierung nach Belieben zurückgenommen werden kann. (L. c.)

26) Die Kirche hat kein angebornes und legitimes Recht auf Erwerb und Besitz.

(Alloc. vom 15. Dez. 1856 und Encycl. vom 17. Sept. 1863.)

27) Die Diener der Kirche und der Papst selbst sind von aller Leitung und Herrschaft über weltliche Dinge durchwegs auszuschließen.

(Alloc. vom 9. Juni 1862.)

28) Die Biſchöfe dürfen ohne Erlaubniß der Staatsregierung nicht einmal apoſtoliſche Schreiben veröffentlichen.

(Alloc. vom 15. Dezember 1856.)

29) Die vom Papſte verliehenen Gnaden (gratiae) müſſen für ungiltig angeſehen werden, wenn ſie nicht durch die Staatsregierung nachgeſucht worden ſind. (L. c.)

30) Die Immunität der Kirche und der kirchlichen Perſonen hatte ihren Urſprung im Civilrecht.

(Apoſtol. Schreiben vom 10. Juni 1851.)

31) Die geiſtliche Gerichtsbarkeit iſt für Civil-, wie für Kriminal-Angelegenheiten der Geiſtlichen durchaus abzuſchaffen, auch ohne Befragen und gegen den Einſpruch des apoſtoliſchen Stuhles.

(Alloc. vom 27. Sept. 1852 und 15. Dez. 1856.)

32) Ohne alle Verletzung des natürlichen Rechtes und der Billigkeit kann die perſönliche Befreiung der Kleriker vom Kriegsdienſt abgeſchafft werden, und dieſe Abſchaffung verlangt ſogar der ſtaatliche Fortſchritt namentlich in freiheitlich conſtituirten Staaten.

(Schreiben an den Biſchof von Mendevi vom 20. Sept. 1864.)

33) Es gehört nicht einzig zur kirchlichen Machtvollkommenheit, aus eigenem Rechte die theologiſchen Studien zu leiten.

(Schr. an den Erzbiſchof von München vom 31. Dez. 1863.)

34) Die Lehre, welche den römiſchen Papſt einem freien und in der ganzen Kirche ſeine Macht ausübenden Fürſten vergleicht, iſt eine ſolche, die im Mittelalter vorherrſchte.

(Apoſt. Schr. vom 22. Aug. 1851.)

35) Nichts verbietet, durch Beſchluß eines allgemeinen Concils oder durch die That aller Völker das Pontificat von dem Biſchof und der Stadt von Rom auf einen anderen Biſchof und eine andere Stadt zu übertragen. (L. c.)

36) Die Entſcheidung eines Nationalconcils läßt keine weitere

Erörterung zu und die Staatsregierung kann eine Sache bis zu dieſer Entſcheidung bringen (rem ad hosce terminos exigere potest).

(L. c.)

37) Es können Nationalkirchen errichtet werden, welche der Autorität des römiſchen Papſtes entzogen und von ihr völlig getrennt ſind.

(Alloc. vom 17. Dez. 1860 und 16. März 1861.)

38) Zur Scheidung der Kirche in eine morgenländiſche und abendländiſche haben die übergreifenden Schiedsſprüche (nimia arbitria) der römiſchen Päpſte beigetragen.

(Alloc. vom 18. Aug. 1851.)

§. V.

Irrthümer über die bürgerliche Geſellſchaft ſowohl an ſich, als in ihren Beziehungen zur Kirche.

39) Der Staat (reipublicae status) beſitzt als der Urſprung und die Quelle aller Rechte ein ſchrankenloſes Recht.

(Alloc. vom 9. Juni 1862.)

40) Die Lehre der katholiſchen Kirche iſt dem Wohl und Vortheil der menſchlichen Geſellſchaft zuwider.

(Encycl. vom 9. Nov. 1846 und Alloc. vom 20. April 1849.)

41) Der bürgerlichen Gewalt, ſelbſt von einem ungläubigen Herrſcher ausgeübt, ſteht die Macht über kirchliche Dinge und Angelegenheiten zu; ſie beſitzt nicht nur das Recht des Exequatur, ſondern auch das der Appellation.

42) Im Widerſtreite der Geſetze beider Gewalten geht das weltliche Recht vor.

(Apoſt. Schr. vom 23. Aug. 1851.)

43) Die weltliche Gewalt hat die Macht, feierliche Verträge (vulgo Concordate), die über die Ausübung der zur kirchlichen Im-

munität gehörigen Rechte mit dem h. Stuhle geſchloſſen wurden, ohne deſſen Einwilligung, ja ſogar gegen ſeinen Widerſpruch zu beſchränken und außer Kraft zu erklären und zu ſetzen.

(Alloc. vom 1. Nov. 1850 und 17. Dez. 1860.)

44) Die Staatsgewalt kann ſich in Sachen der Religion, der Sittenzucht und des geiſtlichen Regiments miſchen. Sie kann alſo über die Weiſungen urtheilen, welche die kirchlichen Oberhirten ihrem Amte gemäß für die Leitung der Gewiſſen erlaſſen und kann ſogar über die Verwaltung der heiligen Sakramente und die Dispoſitionen zu deren Empfang entſcheiden.

(Alloc. vom 1. Nov. 1850 und 9. Juni 1862.)

45) Die ganze Leitung der öffentlichen Schulen, in denen die Jugend eines chriſtlichen Staates erzogen wird, nur die biſchöflichen Seminarien in einiger Beziehung ausgenommen, kann und muß der Staatsgewalt zukommen, und zwar ſo, daß kein Recht irgend einer anderen Autorität ſich in die Schulzucht, in die Anordnung der Studien, in die Verleihung der Grade und die Wahl oder Approbation der Lehrer zu miſchen, anerkannt werde.

(Alloc. vom 1. Nov. 1850 und 5. September 1851.)

46) Selbſt in den Klerikalſeminarien unterliegt der Studienplan (der Genehmigung) der Staatsgewalt.

(Alloc. vom 15. Dez. 1856.

47) Die beſte Staatseinrichtung (optima civilis societatis ratio) erfordert, daß die Volksſchulen, die den Kindern aller Volksklaſſen zugänglich ſind, und überhaupt für den höheren wiſſenſchaftlichen Unterricht und die Erziehung der Jugend beſtimmt ſind, aller Autorität der Kirche enthoben und vollſtändig der Leitung der weltlichen und politiſchen Autorität unterworfen ſeien nach dem Belieben der Regierungen und nach Maßgabe der landläufigen Meinungen einer Zeit.

(Schreiben an den Erzbiſchof von Freiburg vom 14. Juli 1864.)

Türken Frieden, um seine ganze Macht gegen Napoleon richten zu können.

Der französische Kaiser wünschte den Krieg, der ihm Europa bis zum fernen Asien hin unterwerfen, der ihn mit unsterblichen Lorbeeren krönen sollte, denn er war weit entfernt, am Siege zu zweifeln. Im Frühjahr 1812 unternahm er diesen riesenhaften Krieg und führte die eine Hälfte Europa's gegen die andre. Er bot eine halbe Million Soldaten auf, die ihn nach Rußland begleiten sollten, und es blieben ihm außerdem noch genug übrig, um den Krieg in Spanien zu führen, und Frankreich, Italien und Deutschland zu bewachen. In Deutschland zog er seine Macht zusammen. Im May erschien er von seiner Gemahlin begleitet in Dresden, und alle deutschen Fürsten mußten sich zu seinem Hoflager einfinden, und sich vor seiner Größe beugen. Die Demüthigungen, denen er sie unterwarf, trugen nicht wenig bei, ihn verhaßt zu machen. Mit Schmerz und Zorn verließen viele den Uebermüthigen, der den Freund wie den Feind mißhandelte. Doch alle mußten sie seiner Allmacht sich fügen und ihm den Kern ihrer Heere mitgeben, vorzüglich die Rheinbundfürsten, von denen Bayern allein ihm 46000 Mann binnen einem Jahr stellte. Auch Preußen und Oesterreich mußten mit blutendem Herzen den besten Theil ihrer Truppen hergeben.

Am 23ten Juni 1812 überschritt Napoleon an der Spitze seines ungeheuren Heeres den Fluß Niemen und betrat das russische Reich. Die Russen hatten nicht gewagt, ihre Grenzen zu verlassen und den ersten Angriff zu thun, sie zogen sich vielmehr auch innerhalb ihres Reichs auf allen Punkten zurück und suchten Napoleon, wie einst die Skythen den Darius, oder wie ihre eigenen Vorfahren Karln XII, in die weiten öden Steppen ihres Landes zu locken. Napoleon folgte ihnen furchtlos nach

48) Katholiſche Männer können eine Art von Jugendbildung ſich gefallen laſſen, die von dem katholiſchen Glauben und der Autorität der Kirche ganz abſieht und welche die Kenntniß der Naturwiſſenſchaften und die Ziele des irdiſchen ſocialen Lebens ausſchließlich oder doch als Hauptziel im Auge hat.

49) Die Regierung kann einen unbeſchränkten Verkehr der Gläubigen mit dem Papſte verbieten.

50) Die weltliche Obrigkeit hat von ſich aus das Recht, Biſchöfe zu präſentiren und kann von ihnen verlangen, daß ſie die Verwaltung ihrer Diöceſen antreten, bevor ſie vom heiligen Stuhle die kanoniſche Einſetzung und das apoſtoliſche Schreiben haben.

(Alloc. vom 15. Dez. 1856.)

51) Die weltliche Regierung hat ſogar das Recht, die Biſchöfe der Ausübung ihres oberhirtlichen Amtes zu entheben und iſt nicht verpflichtet, ſich in dem was den Epiſkopat und die Einſegnung der Biſchöfe betrifft, nach dem römiſchen Papſte zu richten.

(Apoſt. Schreiben vom 10. Juli 1851. Alloc. vom 27. Sept. 1862.)

52) Eine Regierung kann aus eigenem Rechte das von der Kirche vorgeſchriebene Alter für die Ablegung von Gelübden ſowohl bei Männern als Frauen abändern und allen Ordensgenoſſenſchaften verbieten, ohne ihre Erlaubniß Jemanden zur Ablegung der Gelübde zuzulaſſen. (Alloc. vom 15. Dez. 1856.)

53) Die Geſetze ſind abzuſchaffen, welche den Schutz der religiöſen Orden, ihre Rechte und Verrichtungen betreffen, die ſtaatliche Regierung kann ſogar allen Unterſtützungen gewähren, welche den gewählten Ordensſtand verlaſſen und ihre Gelübde brechen wollen; ebenſo kann ſie Ordenshäuſer, Collegiatkirchen und einfache geiſtliche Pfründen, ſogar wenn ſie dem Patronatsrechte unterſtehen, aufheben und ihre Güter der ſtaatlichen Verwaltung und Verfügung überweiſen.

(Alloc. vom 27. Sept. 1852, 22. Jan. 1855, 26. Juli 1855.)

54) Könige und Fürſten ſind nicht nur von der Jurisdiktion der Kirche ausgenommen, ſondern ſtehen auch bei Entſcheidung von Jurisdiktionsfragen höher als die Kirche.

(Apoſtol. Schreiben vom 10. Juli 1851.)

55) Die Kirche iſt vom Staate, der Staat von der Kirche zu trennen.

(Alloc. vom 27. Sept. 1852.)

§. VI.

Irrthümer über das natürliche und das chriſtliche Sittengeſetz (Ethica).

56) Die Sittengeſetze bedürfen der göttlichen Sanktion nicht, und es iſt gar nicht nothwendig, daß ſie mit dem natürlichen Rechte in Uebereinſtimmung gebracht werden oder ihre verpflichtende Kraft von Gott erhalten.

(Alloc. vom 9. Juli 1862.)

57) Philoſophie und philoſophiſche Ethik, ſowie die bürgerlichen Geſetze können und ſollen von der göttlichen und kirchlichen Autorität abweichen. (L. c.)

58) Es ſind keine andern Kräfte anzuerkennen, als die im Stoffe ruhenden und alle Sitte und Ehrbarkeit iſt in die Aufhäufung und Vermehrung von Reichthümern auf jedwede Art und in den Genuß der Vergnügungen zu ſetzen.

(L. c. und Encyclica vom 16. Aug. 1863.)

59) Das Recht beſteht in der materiellen Thatſache; alle Pflichten der Menſchen ſind ein leerer Name und alle menſchlichen Thaten haben Rechtskraft.

(Alloc. vom 9. Juli 1862.)

60) Die Autorität iſt nichts anderes als die Zahl und die Summe der materiellen Kraft. (L. c.)

61) Die vom Glück begleitete Ungerechtigkeit der That bringt der Heiligkeit des Rechtes keinen Schaden.

(Alloc. vom 18. März 1861.)

62) Das ſogenannte Nichtinterventionsprinzip iſt zu verkünden und zu beobachten.

(Alloc. vom 28. Sept. 1860.)

63) Man darf den rechtmäßigen Fürſten den Gehorſam verſagen (detractare), ja ſogar gegen ſie aufſtehen.

(Encyclica vom 9. Nov. 1846, Alloc. vom 4. Oct. 1847, Encyclica vom 8. Dezbr. 1849, Apoſtol. Schreiben vom 26. März 1860.)

64) Der Bruch jedes noch ſo heiligen Eides und jede verbrecheriſche und ſchändliche, dem ewigen Geſetze zuwiderlaufende Handlung ſind nicht nur nicht verdammenswerth, ſondern durchwegs erlaubt und ſogar höchſt lobenswerth, wenn ſie aus Liebe zum Vaterland geſchehen.

(Alloc. vom 20. April 1849.)

§. VII.

Irrthümer, die chriſtliche Ehe betreffend.

65) Es iſt nicht zuläſſig, anzunehmen, Chriſtus habe die Ehe zur Würde eines Sakramentes erhoben.

66) Das Sakrament der Ehe iſt nichts anderes, als ein Acceſſorium des bürgerlichen Contracts, von dem es trennbar iſt.

67) Nach dem Naturgeſetz iſt das Band der Ehe nicht unlöslich und die Scheidung in manchen Fällen zuläſſig.

68) Die Kirche hat nicht das Recht, ſich über Ehehinderniſſe auszuſprechen; dies ſteht nur der bürgerlichen Gewalt zu.

69) Erſt in ſpäterer Zeit hat die Kirche angefangen, übertrennende Ehehinderniſſe ſich auszuſprechen, indem ſie nicht eigenes, ſondern ein von der bürgerlichen Obrigkeit entlehntes Recht gebrauchte.

70) Die Canones des Concils von Trient, welche das Anathema ausſprechen über jene, welche der Kirche das Recht, über die trennenden Hinderniſſe zu erkennen, abſprechen, ſind nicht dogmatiſch und ſind als von einer entlehnten Gewalt ſtammend zu betrachten.

71) Die vom nämlichen Concil bei Strafe der Nichtigkeit beſtimmte Form verpflichtet da nicht, wo das bürgerliche Geſetz eine andere Form gefunden hat, und wo es will, daß dieſe neue Form bei der Ehe Platz greife.

72) Bonifaz VIII. iſt der Erſte, welcher erklärt, daß das Gelübde der Keuſchheit, bei der Ordination abgelegt, die Ehe nichtig mache.

73) Ein Civilvertrag kann für Chriſten bindend genug ſeyn und macht die Weihe der Kirche entbehrlich.

74) Die Ehe-Angelegenheiten gehören in den Bereich der Civilgerichtsbarkeit.

NB. Zwei andere Irrthümer, die gang und gäbe ſind, über den Cölibat der Prieſter, und daß der eheliche Stand dem jungfräulichen vorzuziehen ſey, ſind ſchon in der Encyclica des Jahres 1846 und anderen Orts widerlegt worden.

§. VIII.

Irrthümer über die zeitliche Gewalt des Papſt-Königs.

75) Der Streit der Kinder der katholiſchen Kirche, ob die zeitliche und geiſtliche Gewalt vereinbar ſeyen.

76) Das Aufhören der zeitlichen Herrſchſchaft trägt zu dem Glück und der Freiheit der Kirche bei.

Irrthümer, die auf den modernen Liberalismus Bezug nehmen.

77) In unſerer Zeit iſt es nicht mehr nothwendig, die katholiſche Religion für die alleinige Staatsreligion zu halten.

78) Es iſt deßhalb ein weiſes Geſetz einiger katholiſcher Länder, welches den Einwanderern freie Uebung ihrer Religion geſtattet.

79) Die Meinung iſt falſch, die Freiheit des Glaubens leite zur Sittenverderbniß und nähre die Peſt der Lauheit im Glauben.

80) Der römiſche Papſt kann und ſoll ſich verſöhnen und tranſigniren mit dem Fortſchritt, dem Liberalismus und der modernen Civiliſation.

Das waren, die ungerechte Herbeiziehung des Proteſtantismus abgerechnet, die bekannten Irrlehren, die auch von gläubigen Proteſtanten ſchon oft verdammt worden waren, der Grundirrthum, daß der Menſch Gottes nicht bedürfe, daß er ſich allein ſelber helfen könne, daß alle Religion eine Täuſchung ſey, daß der Quell aller Wahrheit nur in der menſchlichen Vernunft liege, daß demnach die ſ. g. göttliche Autorität und jeglicher Einfluß der Kirche auf den Staat, auf die Schule, auf die Familie, Ehe ꝛc. wegfallen müſſe. Insbeſondere verwarf der Papſt das moderne Majoritätenprinzip, wonach durch Parteiumtriebe und Terrorismus erkünſtelte Majoritäten die höchſte Autorität ſollten anſprechen dürfen, wenn ſie nicht nur irreligiöſe, ſondern auch gegen alle menſchliche Vernunft ſtreitende Beſchlüſſe faſſen. Der Zeit einen ſolchen Spiegel der Thorheit vorzuhalten, war Papſt Pius IX. mehr als jeder andere Menſch in Europa befugt, denn auf auf ihm ruhte die Tradition des Oberhirten der Kirche, des Wächters am Grabe des Apoſtels. Er hätte aber nur den Unglauben verdammen, nicht auch den gläubigen Proteſtantismus ſo unliebſam mitverdammen ſollen.

Natürlicherweiſe bäumten ſich alle böſen Dämonen der Zeit in thieriſcher Wuth gegen die Encyclica auf, wie das wilde Roß, das den Saulus trug, vor dem Blitz aus dem Himmel. Ein ſolches vielſtimmiges Wuthgeheul hatte man in der Preſſe von einem Ende Europas zum andern kaum jemals gehört. Allgemein affectirte die

Preſſe und zwar nicht blos die demokratiſche, die atheiſtiſche, die jüdiſche, ſondern auch die des philiſterhaften Liberalismus und Rationalismus, desgleichen die des Imperialismus und der Bureaukratie, nachdem ſie ihre erſte Wuth ausgelaſſen, eine unſägliche Verachtung gegen den ohnmächtigen Greis in Rom, gegen den europäiſchen Bettelmann, den man im Begriff ſey zur Thür hinauszuwerfen und der noch ſo unverſchämt ſey, raiſonniren zu wollen. Der Zorn ſchloß mit Hohn und Gelächter.

Nur in Frankreich wurde die Encyclica mit mehr Ernſt gewürdigt, weil ihre Vorſchriften hier den Klerus in manche Colliſion mit den beſtehenden Geſetzen brachte. Die Regierungspreſſe wahrte ihrerſeits eben dieſe weltlichen Geſetze, an welche die Biſchöfe durch ihren Eid gebunden ſeyen, und behauptete im übrigen wieder Mäßigung. Indem aber der Kaiſer am Ende des Jahres ſeinen bisher immer kirchenfeindlichen Vetter, den Prinzen Napoleon, zum Vicepräſidenten ſeines geheimen Rathes ernannte, gab er dadurch zu verſtehen, daß, wenn die Biſchöfe in Folge der Encyclica gegen den Staat vorgehen wollten, Repreſſalien nicht würden auf ſich warten laſſen. Auch verbot er dem Klerus, die Encyclica zu verkündigen mit Ausnahme des letzten Theiles, der ein Jubiläum ausſchrieb. Dieſes Verbot wurde indeß von allen Erzbiſchöfen und Biſchöfen Frankreichs, zwölf ausgenommen, mit Proteſten erwidert. Dieſe Proteſte wurden veröffentlicht und wahrten mehr oder weniger ſcharf das Recht der Kirche. Auch wurde dem Verbote nicht gehorcht, ſondern mehrfach die Encyclica von den Kanzeln verkündigt. Gegen dieſes feurige Anſtürmen der Biſchöfe nahm die Regierungspreſſe einen ſtufenweiſe gemäßigteren Ton an. Kein Biſchof wurde geſtraft, nur gegen den Biſchof von Moulins und gegen den Cardinal-Erzbiſchof von Beſançon, welche zugleich Senatoren waren, wurde im Senat eine Anklage angebracht. Der Kaiſer blieb ſeinem alten Syſtem getreu, die Kirche zu ſchonen.

Seine Ruhe trug auch wirklich dazu bei, die kirchliche Aufregung zu dämpfen. Als Dupanloup, der genannte Bischof von Orleans, in einer feurigen Flugschrift für den Papst doch auch die Rücksicht auf den Staat nicht außer Acht ließ und der Papst dieser Flugschrift mit einer gewissen Ostentation seine Zustimmung gab, wiegte sich die inspirirte Presse gern in die Täuschung ein, der Papst habe damit gewissermaßen die Encyclica corrigirt und ihr die politisch gefährliche Spitze abgebrochen. Auch als der Nuntius Chigi in Paris in einem zustimmenden Briefe an den Erzbischof von Besançon im kirchlichen Eifer weiter gegangen war, als es seiner diplomatischen Stellung geziemte, und man deshalb schon seiner Abberufung entgegen sah, wurde das gute Einvernehmen zwischen dem römischen Hofe und den Tuilerien doch nicht gestört. Der Nuntius bat um eine Audienz beim Kaiser und entschuldigte sich, was der Kaiser äußerst günstig aufnahm und die ganze Sache auf sich beruhen ließ. Dennoch wollte der Kaiser mit dieser Nachgiebigkeit gegen die Kirche die Italiener nicht vor den Kopf stoßen, sondern blieb seinem Schaukelsystem getreu, indem er auch ihnen fortwährend Hoffnung machte.

Während der Kaiser in Algier war, kam sein Vetter, Prinz Napoleon, nach der Insel Corsica und hielt am 15. Mai 1865 zu Ajaccio eine politische Rede, welche die gleichzeitigen, auf Antrieb des Kaisers zwischen Victor Emanuel und Rom gepflogenen Verhandlungen paralysirte, in keiner andern Absicht, als um die Anhänger Mazzinis und Garibaldis zu beruhigen und in Bezug auf die napoleonischen Ideen und letzten Zwecke zu täuschen. Er erklärte sich nämlich auf das Bestimmteste gegen die weltliche Macht des Papstes und sagte wörtlich: Für alle Freunde der Freiheit und Bekenner des modernen Geistes handle es sich jetzt darum, Rom, die letzte Festung des Mittelalters, mit Sturm zu nehmen. Rom in den Händen des Papstes ist der Herd der Reaction gegen Frankreich, gegen Italien,

gegen die ganze moderne Geſellſchaft.“ Auch gegen Oeſterreich ſprach er ganz im Sinne der italieniſchen Fanatiker: „Oeſterreich war uns ſtets feindlich, der Allianz mit Oeſterreich widerſtrebt der Genius Frankreichs, niemals wird eine öſterreichiſche Allianz die Politik Frankreichs ſeyn.“ Der Prinzredner wurde von ſeinem kaiſerlichen Vetter in einem offenen Briefe ſcharf getadelt und legte wieder einmal ſeine Aemter nieder, wie das ſchon öfter geſchehen war.

Es war vielleicht nicht zufällig, daß die Rede des Prinzen in Ajaccio gerade mit dem großen Dantefeſt zuſammenfiel und die politiſchen Demonſtrationen, auf die es berechnet war, unterſtützte.

Am 14. Mai 1865 wurde in Florenz, der proviſoriſchen Hauptſtadt des neuen Königreichs Italien, das 500jährige Jubiläum des großen Dichters Dante begangen und eine moderne Statue deſſelben feierlich enthüllt. Weil Dante zu ſeiner Zeit als Ghibelline und warmer Anhänger des deutſchen Kaiſerthums den ganz von Frankreich abhängigen Papſt angefeindet hatte, glaubten die neuen Italiener berechtigt zu ſeyn, ihn als einen Feind des Papſtthums und der Kirche überhaupt auf den Schild erheben und ſeinen Namen mit dem von Garibaldi oder gar Cavour verflechten zu dürfen. Aber es gab keinen frömmeren Katholiken als Dante und keinen, der die Victor Emanuels und Deutſchenfreſſer ſeiner Zeit tiefer verachtet hätte, als Dante, keinen, der den damaligen Einfluß Frankreichs auf Italien tiefer verabſcheut hätte. Das Feſt in Florenz war daher nur eine politiſche Demonſtration voll Lüge und Gemeinheit, ein Frevel am Geiſt des großen Dichters. Wie Hunde kuſchend vor Napoleon III. und ganz nur Werkzeuge franzöſiſcher Politik ſchrieen dieſe einfältigen Italiener „Tod den Deutſchen!“ am Grabe Dantes, der vor ſeinen treuloſen Landsleuten nach Deutſchland hatte flüchten müſſen und das Heil für Italien von niemand in der Welt anders erwartet hatte, als vom deutſchen Kaiſer. Das neue Standbild Dantes in

Florenz entſprach auch den alten Bildern nicht, die uns von dem frommen Dichter erhalten ſind, ſondern ſollte nur die Affectation und Prahlerei der Partei ausdrücken, von denen alle Feſtreden und Feſtgedichte voll waren. Der Lügengeiſt und die Feigheit der Italiener bei dieſem Feſte verrieth ſich darin am ſtärkſten, daß zwar alles ſchrie: „Damit Italien ein Ganzes werde, müſſen wir Rom und Venedig haben!“ während es niemand wagte, Savoyen und Nizza von Frankreich zurückzuverlangen, obgleich dieſe Länder ſo gut italieniſch ſind wie Rom und Venedig.

Napoleon III. ſoll erklärt haben, die Franzoſen würden nicht aus Rom weichen, ſo lange ſich das neuitalieniſche Königreich nicht mit dem Papſt vereinbart und eine Grundlage dauerhaften Friedens zwiſchen Staat und Kirche erreicht habe. Eine ſolche Vereinbarung lag aber zunächſt nicht im Intereſſe Victor Emanuels, dieſer ſuchte daher die Unterhandlungen mit dem Papſte zu verſchleppen. Napoleon III. ließ ihm jedoch keine Ruhe und ſo mußte er im Frühjahr 1865 Vegezzi als ſeinen Unterhändler nach Rom ſchicken. Die langen Verhandlungen aber führten zu nichts, außer daß etliche vom König verbannte Biſchöfe zurückkehren durften. Der Eid, den der König den Biſchöfen vorſchrieb, war und blieb dem Papſte anſtößig. Er gab ihn nicht zu und der König beſtand darauf. So ging man unbefriedigt auseinander. Doch war der Papſt in der Abſchiedsaudienz am 23. Juni gegen Vegezzi ſehr freundlich.

Es handelte ſich hier viel weniger um italieniſches als um franzöſiſches Intereſſe. Napoleon III. wollte den Papſt in Rom ferner beſchützen, um ihn als ſein Werkzeug zu benutzen. Der Papſt ſollte im Kirchenſtaate und in hohem Anſehen bleiben zu einem doppelten Zwecke. Einmal, um die Macht Victor Emanuels zu ſchwächen, Italien nie zur politiſchen Einheit gelangen zu laſſen und es als Vaſallenſtaat für immer von Frankreich abhängig zu erhalten; ſodann

aber auch, um den Papſt mehr als bisher von Oeſterreich zu trennen und ihm fühlbar zu machen, daß die Intereſſen der Kirche und mithin des Papſtes wirkſam und auf die Dauer nur noch durch das mächtige Kaiſerthum in Frankreich geſchützt werden könnten, deſſen Einfluß ſich über Spanien, wie über Italien erſtrecke. Es darf nicht Wunder nehmen, daß der öſterreichiſche Geſandte in Rom, Baron Bach, beſchuldigt wurde, mehr an der Vereitelung der Unterhandlungen mit Vegezzi Schuld getragen zu haben, als Victor Emanuel und ſeine Miniſter. Dazu kam, daß der Papſt ſich im Auguſt weigerte, die Pathenſchaft des Prinzen Amadeus von Savoyen (als Sohn eines Excommunicirten) bei der Taufe eines portugieſiſchen Prinzen anzuerkennen.

Als Schachzug dagegen erfolgte im September eine Veröffentlichung Napoleons III., wonach der Abzug der Franzoſen aus Rom demnächſt beginnen ſollte, und wurde wirklich eine kleine Dislocation der franzöſiſchen Truppen vorgenommen. Da ſie aber in Civita Vecchia, deſſen Befeſtigungen nicht genügten, dieſelben ſtark vermehrten, erkannte man wohl, ſie würden Italien nicht ſo bald verlaſſen. Unterdeß erbot ſich Napoleon III. gegen den Papſt, ihm bei der Verſtärkung ſeines kleinen Heeres behülflich ſeyn zu wollen.

Die Anhänger Garibaldis und Mazzinis durften ſich inzwiſchen nicht ohne den geheimen Beifall der königlichen Behörden jede Ungezogenheit und Rohheit gegen die Kirche, ihre Heiligthümer und ihre Prieſter erlauben. Das italieniſche Parlament, wenigſtens das Abgeordnetenhaus theilte in ſeiner überwiegenden Mehrheit den Haß gegen alles Kirchliche und äffte der Fortſchrittspartei in den deutſchen Kammern nach. Um dem Papſt recht ins Geſicht zu trotzen, decretirten ſie am 29. März 1865 die Civilehe und glaubten, das Aeußerſte in Humanität zu leiſten, indem ſie auch auf Abſchaffung der Todesſtrafe antrugen, während in Unteritalien von den piemonteſiſchen Behörden

und beging dabei folgende Fehler. Er wagte ſich auf einer ungeheuer langen und ſchmalen Linie tief in ein unfruchtbares unbekanntes Land, ohne ſeine Flanken und den Rücken gehörig zu decken; denn er ließ zur Linken Schweden und Preußen, zur Rechten die Türkei und Oeſterreich liegen, und von beiden Seiten war man feindlich gegen ihn geſinnt. Er beging ferner die Unvorſichtigkeit, das preußiſche Hülfsheer unter York an den linken, das öſterreichiſche unter Schwarzenberg an den rechten Flügel ſeines Heeres zu ſtellen, ſtatt beide zu vertheilen und unter die Franzoſen zu miſchen, denn er durfte bei irgend einem Unfall von dieſen Hülfstruppen keine Treu erwarten, und dann waren ſeine Flanken verloren. Sodann trug er nicht hinlänglich Sorge für Lebensmittel, und ſeine Soldaten wurden häufig von Hunger oder ſchlechter Nahrung aufgerieben, ehe ſie noch einen Feind geſehen, denn die Ruſſen zerſtörten in ihrem ohnehin armen und öden Lande alles weit und breit, wohin die Franzoſen kamen. Auch war die Jahreszeit ſchon zu ſpät, Napoleon mußte ſich binnen wenig Monathen mitten im ruſſiſchen Winter befinden, deſſen Strenge ihm nicht unbekannt ſeyn konnte. Endlich verſchob er die Wiederherſtellung Polens ſelbſt da noch, als er ganz Polen ſchon im Beſitz hatte. Dadurch erkaltete der Muth und Feuereifer des polniſchen Volkes, deſſen Beiſtand ihm in dieſem Kriege von höchſter Wichtigkeit ſeyn mußte. Napoleon erwartete alles von einem Siege und glaubte irrig, wenn er nur erſt eine Hauptſchlacht gewonnen oder eine ruſſiſche Hauptſtadt, Moskau oder Petersburg erobert hätte, würde Kaiſer Alexander, den er für feig hielt, um Frieden bitten.

Die Ruſſen zogen ſich unter ihrem klugen Feldherrn Barklay de Tolly immerwährend zurück, und leiſteten erſt in der Stadt Smolensk einigen Widerſtand, am

und Truppen Hinrichtungen zu vielen tausenden verfügt wurden, um das empörte Landvolk zu bändigen.

Die Aufgeklärten vermißten schmerzlich bei den niedern Classen die Bildung. Die armen Leute konnten nicht einmal lesen und schreiben. Für das städtische Publikum bediente man sich daher des Anschauungsunterrichts und ließ Theaterstücke verfertigen, die den tiefsten Haß gegen die Kirche und ihre Diener nähren mußten. So schildert uns Gottschall in seinen Reisebildern von 1864 eine Aufführung in Bologna. Da wird eine edle Jüdin von der Inquisition verfolgt, aber durch einen Cavalier noch glücklich vor der Hinrichtung gerettet; man hört das gräßliche Geschrei der Gefolterten, sieht die Martern selbst auf der Bühne dargestellt und daneben Pfaffen voll Heimtücke, Gemeinheit, Freßgier ꝛc. Auch hier, wie in Wien, thun sich die Literaturjuden im Dienst des Börsenschwindels mit Beschönigungen und Idealisirungen des Judenthums hervor, als ob es keine besseren Menschen gäbe als die Juden und keine schlechteren als die Christen. — Für das gemeine Volk verfertigte man fabrikmäßig Spottbilder, worin die Priester, die kirchlichen Ceremonien, die h. Geschichte ꝛc. auf das unflätigste verhöhnt wurden. Aus den Klöstern waren die armen Mönche und Nonnen längst verjagt. Auch die Weltpriester hatten Noth und Verfolgung auszustehen. In Mailand wurde in einer Kirche während der Predigt eine Bombe nach der Kanzel geworfen. Auch anderwärts wiederholten sich solche Bombenwürfe in der Kirche und andere Mißhandlungen der Priester. Die Sakramente wurden so wenig mehr geachtet, daß Garibaldi auf seinen eitlen Triumphzügen durch das Land die Kinder, die man zu ihm brachte, auf seinen eigenen oder auf heidnische Namen taufte. Regierung und Kammern selbst erklärten durch ein Gesetz die Ehe für unabhängig von der kirchlichen Einsegnung, erklärten jede nur vor dem

Altar geſchloſſene Eheverbindung für ungültig und nur die Civilehe für gültig.

Die ſchwachen Verſuche des Prieſters Paſſaglia, eine liberale neue Kirche, etwa wie die ſ. g. deutſch-katholiſche in Italien zu gründen, blieben eben ſo fruchtlos wie die Bekehrungsverſuche der Engländer, die überall ihre proteſtantiſchen Traktätlein vertheilten. Der Italiener iſt für die proteſtantiſche Denkweiſe nicht gemacht, er glaubt entweder alles oder nichts. Das Landvolk blieb, beſonders im Süden, dem alten Glauben treu. Es kam ſogar noch vor, daß Proteſtanten, die zu Barletta ihren Gottesdienſt halten wollten, vom katholiſchen Volk überfallen wurden, wobei ſechs Perſonen umkamen.

Es muß auffallen, daß in Italien der Widerwille gegen den Proteſtantismus und die Unempfänglichkeit für ſeine Lehre gleichen Schritt hält mit der Auflehnung gegen die römiſche Kirche. Mazzini und Garibaldi, die populärſten Volksmänner Italiens, ſind zugleich die fanatiſcheſten Feinde des Papſtthums und verlangen ſchon ſeit vielen Jahren immer und immer wieder, der Papſt müſſe aus Rom vertrieben und der ganzen Statthalterſchaft Chriſti auf Erden ein Ende gemacht werden. Was ſie aber an die Stelle der Kirche und des chriſtlichen Glaubens ſetzen wollen, haben ſie niemals geſagt. Sie haben auch nichts im Sinne als die einfache Negation der Kirche und des Chriſtenthums. Wenn ſie nur die Kirche niedergeriſſen haben, genügt ihnen das. An eine neue reformirte Kirche denken ſie gar nicht. Die Sympathie Englands erſcheint ihnen ſehr annehmbar, weil ſie dadurch in ihren revolutionären Tendenzen eine moraliſche Unterſtützung von außen erhalten, was ihnen bisher immer gegenüber von Oeſterreich und Neapel und ſelbſt gegenüber von Frankreich von Nutzen geweſen iſt. Es iſt ihnen aber niemals eingefallen, die katholiſche Kirche in Italien durch Verſuche, wie ſie zu ſeiner Zeit Heinrich VIII. gemacht hat, in eine neue Kirche umzu-

ändern. Noch viel weniger haben ſie ſich auch nur einmal die Mühe gegeben, die Geſchichte der deutſchen Reformation zu ſtudiren und das große Beiſpiel, welches ihnen die Glaubensänderung der Deutſchen im Anfang des 15. Jahrhunderts gegeben hat, nachahmen oder auch nur intereſſant finden und mit den dermaligen Zuſtänden Italiens vergleichen zu wollen.

Dieſe großen Agitatoren Italiens haben in ihren Angriffen auf die römiſche Kirche nicht wenig Glück gehabt. Im Volk haben ſie einen unermeßlichen Anhang. Wäre dies nicht der Fall, ſo würden die öffentlichen Verhöhnungen der Prieſter, der kirchlichen Heiligthümer und Mirakel und die allgemeine Beraubung der Kirche nicht möglich ſeyn. König Victor Emanuel ſelbſt erfreut ſich dieſer Vorgänge, weil dieſelben ihm die Confiscation des reichen Kirchenguts erlauben und ſeinen Anſpruch auf den Beſitz der Stadt Rom unterſtützen. Ja in der Stadt Rom ſelbſt hat die Revolutionspartei zahlreiche Anhänger, die nur durch päpſtliche, größtentheils im Ausland geworbene Truppen und durch die Drohungen des franzöſiſchen Kaiſers noch in Schranken gehalten werden.

Unter dieſen Umſtänden ſollte man meinen, die beiden großen Agitatoren ſelbſt, oder die italieniſche Regierung müſſe darauf Bedacht nehmen, einen Widerſtand gegen das Papſtthum zu organiſiren, welcher daſſelbe nicht mehr blos mit Haß und Vertilgungsgier, ſondern mit Reformideen, mit einem neuen geläuterteren Glauben und einfacheren Formen des Gottesdienſtes bekämpfen würde. Wenn der italieniſche Geiſt nicht ernſthaft und productiv genug war, um mit dem deutſchen Geiſte, wie er ſich zur Zeit unſerer Reformation offenbarte, concurriren zu können, ſo hätte man doch erwarten dürfen, ſie würden wenigſtens eine Improviſirung in Scene ſetzen können, wie der Deutſchkatholicismus in den 40er Jahren geweſen iſt. Aber auch dazu reichten die Mittel italieniſchen Geiſtes und italieniſcher Ge-

ſinnung nicht hin. Der mißlungene Verſuch Paſſaglias bewies, daß es den Italienern oder wenigſtens der jetzt unter ihnen überwiegenden antikirchlichen Partei gänzlich an ſittlichem Ernſte fehlt und daß ihnen das Bedürfniß einer Religion gänzlich abhanden gekommen iſt. Sonſt könnten ſie unmöglich den römiſchen Glauben verlaſſen, ohne ihn durch einen nach ihrer Meinung beſſeren zu erſetzen, oder einen beſſeren zu ſuchen.

Es iſt gewiß von hohem welthiſtoriſchem Intereſſe, daß nicht blos die Italiener, ſondern überhaupt alle romaniſchen Nationen nur die beiden Extreme blinder Unterwürfigkeit unter die Kirche mit ſchwärmeriſcher Anhänglichkeit an alle ihre Mißbräuche auf der einen, und blinden Haſſes gegen die Kirche mit Verachtung und Verhöhnung auch ihrer heiligſten Wahrheiten auf der andern Seite darſtellen und keine rechte Mitte finden können. Alle Verſuche in Italien, Spanien und Frankreich ſchon im 16. Jahrhundert, eine damals als ſo dringend erkannte Reformation der Kirche durchzuſetzen wie in Deutſchland, England und Scandinavien, ſind mißlungen. Es war keine moraliſche Kraft dazu vorhanden, keine tiefe Ueberzeugung und Begeiſterung. Die romaniſchen Bevölkerungen blieben in ihrer Mehrheit eifrig katholiſch und hingen gerade am meiſten den Aeußerlichkeiten der Kirche, dem oft nur theatraliſchen Prunke, der Anbetung oft nur ſehr geſchmackloſer Bilder und einer Menge von Superſtitionen namentlich in Bezug auf kirchliche Heilungsmittel und auf Patronage ſündhafter und gemeinſchädlicher Induſtrien an. Denn auch die Diebe und Räuber hatten hier ihre Schutzpatrone und geweihten Amulette, wie die neugriechiſchen Seeräuber in einer Höhle die chriſtliche Madonna als Diebsgöttin anbeteten und derſelben von jedem Raube einen Theil zum Opfer brachten. Grobe Sinnlichkeit, grober Eigennutz waren und ſind heute noch weſentliche Stützen romaniſcher Bigotterie. Die gebildeten Stände dagegen haben ſich ſchon lange, ſchon ſeit den

Zeiten des Boccaccio und Aretine der Religionsspötterei zugewendet. Ihrem scharfen Verstande und guten Geschmack konnte nicht entgehen, welch arger Mißbrauch von der Klerisei mit eitlem Prunk und Ausbeutung der Wundersucht getrieben wurde. Daher die zahlreichen Satiren auf die Geistlichkeit, das Lächerlichmachen dummer, gefräßiger, grobsinnlicher, buhlerischer Pfaffen und zugleich die feinere Ironisirung christlicher Mysterien. Daher bei allen gebildeten Classen die Hintansetzung alles Christlichen und aller frommen mittelalterlichen Erinnerungen hinter das classische Heidenthum, hinter die Vergötterung der alten Griechen und Römer, die man in allen Wissenschaften und Künsten nachzuahmen anfing. Ja, die römische Kirche selbst fand es angemessen, um die gebildeten Classen nicht ganz aus der Hand zu lassen und insbesondere, um sich mit den weltlichen Höfen, von denen sie so vielfach abhing, zu conformiren, den classisch heidnischen Geschmack nicht nur zu dulden, sondern selber zu pflegen. Zu diesem Zweck füllte sich sogar der päpstliche Vatikan mit Statuen der alten Heidengötter an und setzte der überall in der katholischen Welt vorherrschend werdende Jesuitenorden an die Stelle der gothischen Kirchen überall neue Kirchen im halb heidnischen Renaissancestyl.

Diese Rückkehr zum heidnischen Geschmack und zur heidnischen Wissenschaft der alten Griechen und Römer machte den Italienern, wie auch den Franzosen und Spaniern eine Reformation der Kirche entbehrlich. In diese classischen Erinnerungen zog sich jeder zurück, der mit der christlichen Kirche nicht mehr zufrieden war. Hier fand er mit seinen Gesinnungsgenossen volle Befriedigung und die Kirche selbst war tolerant genug, sich den Spott von Seiten der modernen Heiden gefallen zu lassen, wenn nur jeglicher Ernst eines Reformverlangens dabei vermieden wurde. Ein ehrlicher Reformator wie Savonarola wurde zum Feuertode verdammt, Religionsspötter, cynische und frivole Dichter wie Aretino, Poggio, Boccaccio ꝛc. genossen große Ehre.

Dieſelbe Erſcheinung wiederholte ſich in Frankreich, eine Reformation der Kirche war dort ſo wenig durchführbar wie in Italien. Deutſchland konnte einen Luther hervorbringen, Frankreich nur einen Voltaire. Deutſchland konnte ſich reformiren, Frankreich nur revolutioniren. Voltaire, der eigentliche Vater der franzöſiſchen Revolution, prägte derſelben den tiefſten Haß gegen das Chriſtenthum, gegen die geoffenbarte Religion überhaupt ein und nicht blos gegen die zu ſeiner Zeit allerdings verderbte Kirche in Frankreich, deren höchſte Würdenträger, Cardinäle und Biſchöfe oft die verworfenſten Menſchen waren. Daher war auch die franzöſiſche Revolution nicht entfernt darauf bedacht, eine Kirchenverbeſſerung einzuleiten, ſondern ſie vernichtete die Kirche überhaupt, verbot bei Todesſtrafe den Gottesdienſt, decretirte förmlich, es gebe keinen Gott und eben ſo wenig eine Unſterblichkeit der Seele, und machte nur einen ſchwachen Verſuch, einen Cultus der Vernunft in halb antik heidniſchen, halb freimaureriſchen Formen zu organiſiren. Von einer Nachahmung der deutſchen und engliſchen Reformation wollte man in Frankreich eben ſo wenig etwas wiſſen, wie in Italien.

Bei den ungeheuern Dimenſionen, welche die antikirchliche Bewegung in Italien angenommen hat, darf man wißbegierig ſeyn, was wohl die ganze Sache für einen Ausgang nehmen werde. Sieht man ſich nach einem geſchichtlichen Beiſpiel um, ſo liegt das franzöſiſche am nächſten. Die Bewegung zur Zeit der franzöſiſchen Revolution wühlte noch tiefer in das Fundament der Kirche hinein, wie die gegenwärtige Aufregung in Italien, und doch vergingen nicht zehn Jahre und die katholiſche Kirche war in Frankreich wieder hergeſtellt, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Einen ähnlichen Ausgang dürfte der Kirchenſturm in Italien nehmen, denn die Vorbedingungen ſind hier die nämlichen. Das ſinnliche und unterrichtsloſe gemeine Volk hängt an den Nebendingen und Aeußerlichkeiten der alten Kirche noch viel

mehr, als an ihrem innerſten Weſen. Die italieniſche Fortſchrittspartei aber vermag, gleich den Jacobinern der franzöſiſchen Revolution, nur Altes zu zerſtören, nichts Neues zu gründen und zu bauen. Es iſt alſo auch in Italien möglich und wahrſcheinlich, daß die Bewegung aufhört und man zur alten Gewohnheit zurückkehrt. Eine Gewißheit aber hat man davon nicht. Die Wellenbewegung der neueſten Zeit iſt nicht ſo einfach, wie die der erſten franzöſiſchen Revolution war. Es drängen ſich mehr Factoren herbei, wie die große Bewegung in Spanien beweiſt. Wir kennen nur den Anfang des großen Schauſpiels, das Ende müſſen wir abwarten.

Sollte nicht das Grab des Cardinal Andrea ein Geheimniß decken? Man traute dieſem damals noch jungen Cardinal zu, er trachte, nächſter Nachfolger des Papſtes zu werden, und zwar im Einverſtändniß und mit Hülfe der Fortſchrittspartei und der italieniſchen Regierung, wie man ihn wenigſtens beſchuldigte, ſeſern er um die Zeit des Septembervertrags, ohne den Papſt um Erlaubniß zu fragen, nach Neapel ging und dort mit der ſardiniſchen Partei verkehrte und im nächſten Winter ſogar dem Prinzen Humbert ſeine Aufwartung machte. Man ſchloß daraus, er biete ſich den Contrahenten des Septembervertrages an oder ſey ſchon von ihnen gewonnen geweſen.

Am 25. September 1865 hielt der Papſt ein geheimes Conſiſtorium und verdammte darin die Freimaurerei. „Wir ſahen nicht ohne Schmerz, wie ſo heilſame katholiſche Geſellſchaften, die ſo wohl dazu geſchaffen waren, die Frömmigkeit anzuregen und den Armen zu Hülfe zu kommen, angegriffen und an manchen Orten ſelbſt vernichtet wurden, während dieſe finſtere Freimaurergeſellſchaft, die der Kirche und Gott ſo feindlich und ſelbſt der Sicherheit der Königreiche ſo gefährlich iſt, aufgemuntert oder doch wenigſtens geduldet wird.“ Damit ſein Stillſchweigen nicht für Zuſtimmung oder Gleichgültigkeit ausgegeben werde, wiederholt der Papſt das Ver-

dammungsurtheil, welches ſchon von früheren Päpſten gegen den Freimaurerbund ausgeſprochen worden iſt. Es war nur eine natürliche Conſequenz und Ergänzung der Encyclika. Verſchiedene Freimaurergeſellſchaften und die kirchenfeindliche Preſſe ergriffen dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, um den Papſt mit Schmähungen zu überhäufen.

Unter den vielen und mächtigen Feinden, die der abendländiſchen Kirche und dem Papſt den Untergang drohten, trat jetzt auch Rußland wieder in brusker Weiſe hervor. Beim üblichen Neujahrsempfang im Vatican im Jahr 1866 wartete der ruſſiſche Geſandte, Herr v. Meyendorff, die Antwort des Papſtes auf die Begrüßung nicht ab, ſondern fügte ſeiner Begrüßung ſogleich Klagen und Beſchwerden über den polniſchen Klerus an. Pius IX. erinnerte ihn, die Schuld der traurigen Zuſtände in Polen liege an Rußland, welches die katholiſche Kirche ſyſtematiſch unterdrücke, und verwies ihn deshalb auf den Wortlaut der kaiſerlichen Ukaſe. Meyendorff erklärte nun, ſein Kaiſer müſſe die Rebellen ſtrafen, und ſchloß mit den Worten: „Der Katholicismus iſt die Revolution!“ Nach einer andern Lesart ſoll er geſagt haben: „Polen, Katholicismus und Revolution ſind eine einzige und untheilbare Dreieinigkeit!“ Hierauf ſagte der Papſt: „Ich achte den Kaiſer als Monarchen, aber ſeinen Geſandten fordere ich auf, abzutreten.“

Als an demſelben Neujahr die franzöſiſchen Offiziere dem Papſt ihre Glückwünſche darbrachten, ſprach er zu ihnen: „Ich ertheile Ihnen meinen Segen zum letztenmal, denn Sie werden mich bald verlaſſen und ich bleibe hier allein. Gedenken Sie der Worte des h. Paulus: Wenn Ihr hinweggenommen ſeyn werdet, wird mein Haus von wilden Thieren überfallen werden. Ich bete aber zu Gott für Sie, die Sie mich ſo lange beſchützt haben, und für Frankreich und zuletzt auch für das unglückliche Italien.“ Seine Worte rührten viele Offiziere bis zu Thränen.

Im Gegenſatz gegen Rußland blieb Preußen in gutem Einvernehmen mit Rom. Preußen achtete das Recht der katholiſchen Kirche viel mehr als Oeſterreich und die deutſchen Mittelſtaaten. Das wurde in Rom nicht vergeſſen. Als Oeſterreich zu ſeinem eigenen Unheil den Gaſteiner Vertrag brach und die Mittelſtaaten zum Kriege gegen Preußen hetzte, machte es, nachdem ſchon das Schmerlingſche Miniſterium der Kirche verächtlich den Rücken gekehrt hatte, doch noch ganz unbefangen auf einen Magddienſt Anſpruch, den ihm die Kirche leiſten ſollte. Am 2. Juli 1866 wurde der päpſtliche Nuntius in Wien, Menſignore Falcinelli, aufgefordert, bei dem feierlichen Bittgang, durch welchen der Segen Gottes für den Sieg Oeſterreichs über Preußen erfleht werden ſollte, zu pontificiren. Der Nuntius lehnte jedoch die Einladung mit Hinweiſung auf die neutrale Stellung des h. Stuhles zu beiden kriegführenden Theilen ab und betheiligte ſich gar nicht an der Feier.

Zehntes Buch.

Der Imperator der Franzoſen.

Die Franzoſen hatten ſich ihren neuen Imperator gewählt, um zweierlei Uebeln zu entgehen. Das Landvolk nämlich und der Klerus, wie auch die unter der Tyrannei des Kapitals hartgedrückten Arbeiter, wollten das verlogene Kammergeſchwätz jener Liberalen los ſeyn, die immer die Freiheit und die Rechte des Volks im Munde führten, dabei aber nur ihren Beutel füllen und ihre Eitelkeit befriedigen wollten, alſo eigentlich nicht Liberale, ſondern Servile, beſtochene Werkzeuge der Kapitaliſten waren. Auf der andern Seite hatten wieder dieſe ſelben ſ. g. Liberalen, die großen Kapitaliſten und Staatsbetrüger, ſowie die mittelmäßig wohlhabende Bourgeoiſie, die ſich immer an ſie angehängt hatte, eine Todesangſt vor der rothen Republik, die von den Arbeitern während der Februarrevolution wirklich ſchon improviſirt werden war. Alſo wagten auch dieſe nicht, ſich einer militäriſchen Dictatur zu widerſetzen, durch welche ſie wenigſtens vor Anarchie und Plünderung geſchützt wurden. Die Regierung des Kapi-

18ten August, worauf ſie wieder entwichen. Napoleon zog ihnen unabläſſig nach, immer in der Hoffnung auf eine entſcheidende Hauptſchlacht oder auf die Eroberung Moskau's. Die Ruſſen flohen aber auf allen Punkten, und verbrannten alle Städte, verwüſteten alles Land hinter ſich her. Endlich nachdem ſie ihn bis in die Nähe von Moskau, in die Mitte ihres ungeheuren Steppenlandes, 800 Stunden von Frankreich hinweg gelockt hatten, hielten ſie zum erſtenmal Stand an der Moskwa, einem kleinen Fluß. Hier verſuchten ſie, wenn es möglich wäre, ihre alte heilige Hauptſtadt zu retten, und den Feind früher zu verderben, wo nicht, ihn deſto ſicherer ſpäter in ihr Netz zu ziehen. Ihr Held Kutuſow, ein Greis, führte ſie an, und am 7ten September wurde die mörderiſche Schlacht an der Moskwa geſchlagen, worin Napoleon Sieger blieb, aber 40.000 Mann an Todten und Verwundeten verlor. Die Ruſſen warfen ſich dann ſogleich ſeitwärts und ließen ihm den Weg nach Moskau offen. Er betrat die unermeßliche Stadt mit ihren 295 Kirchen und 1500 Palläſten, die aus einem Meer von niedern Wohnungen hervorragten, und nahm den alten Sitz der ruſſiſchen Czaare in Beſitz, am 14ten September. Doch die ganze Stadt war verlaſſen und kaum hatte ſie das franzöſiſche Heer in ſich aufgenommen, ſo brach verborgenes Feuer aus den öden verſchloſſenen Häuſern, und bald war die ungeheure Stadt eine einzige himmelhohe Flamme und lag vor Napoleons Augen in Aſche. Umſonſt ſuchten die Franzoſen zu löſchen. Der ruſſiſche Befehlshaber von Moskau, Roſtopſchin, hatte vor ſeinem Abzug alle Einwohner aus Moskau vertrieben und die Häuſer heimlich in Brand ſtecken laſſen.

tals hatte die Kirche verhöhnt und zu unterdrücken geſucht, die Bauern vernachläſſigt, den Klagen der verhungernden Fabrikarbeiter nur mit Kartätſchenſchüſſen geantwortet. Alſo war es natürlich, daß Louis Napoleon vom Klerus und von den Bauern eine ungeheure Mehrheit von Wahlſtimmen erhielt, während er als Neffe des großen Kaiſers auch die Truppen für ſich hatte. Die Kapitaliſten und Liberalen duckten ſich aus Ohnmacht und Feigheit. Nur ein Theil der Arbeiter hätte lieber einen Convent, als einen neuen Kaiſer gehabt. Aber auch nur ein Theil, der unterliegen mußte. Der größere Theil hoffte mit Recht, es werde im Intereſſe des neuen Kaiſers liegen, ihre Lage zu verbeſſern.

Aus dieſen Prämiſſen nun ergab ſich die innere Politik Napoleons III. von ſelbſt. Er durfte es niemals mit dem Klerus, mit den Bauern und mit den Soldaten verderben und er mußte das Loos der Arbeiter erleichtern. Auf der andern Seite aber mußte er mit dem Liberalismus vorſichtig umgehen, denn derſelbe war zwar durch ſeine eigene Verſchuldung vorderhand discreditirt, ſein lügenhafter Mund zum Schweigen gebracht, aber er exiſtirte noch und mit ihm waren noch immer das Kapital und die ungeheure Eitelkeit der in Rede und Schrift exercirenden Talente verbunden. Das Kapital trachtete die neue Regierung ganz im Stillen zu ſeiner Sclavin zu machen, wie die vorige. Die Talente wollten um jeden Preis ihre Eitelkeit befriedigen und da ſie der Kaiſer theils mit Recht verachtete, theils durch ihre Begünſtigung das unglückliche Beiſpiel Ludwig Philipps nicht nachahmen wollte, organiſirten ſie eine Oppoſition, die in der That allmälig gewachſen iſt. Geekelt an dem Kammergeſchwätz unter Ludwig Philipp bekam das immer nach Unterhaltung verlangende franzöſiſche Publikum doch wieder Sehnſucht nach den Declamationen und dramatiſchen Scenen eines Parlaments und brachten ſogar einige jüngere Talente noch einen ſpäten Nachſchimmer der Freiheitsbegeiſterung von

1789 zu Wege. Rein und jungfräulich konnte eine ſolche Begeiſterung bei einem politiſch ſo verlebten Volke natürlich nicht mehr ſeyn.

Napoleon III. war aber im Falle, nicht ganz mit dem Liberalismus zu brechen, weil ſeine eigene italieniſche Jugend tief darin verwickelt geweſen war, weil er überhaupt die große liberale Strömung, die durch England, Deutſchland, Italien und Spanien ging, aus dem Geſichtspunkt ſeiner auswärtigen Politik nicht unterſchätzen durfte, weil er den Liberalismus, wenn er ihn auch in Frankreich ſelbſt niederhielt, doch auswärts verwerthen konnte, wie unter ähnlichen Umſtänden einſt Ludwig XIV. den Proteſtantismus im Ausland zu ſeinem Werkzeug machte, während er ihn in Frankeich unterdrückte.

Dieſe Rückſichten erklären es, warum Napoleon III. bald eine conſervative, bald eine liberale Sprache führte. Zu einem ähnlichen Balanciren in der auswärtigen Politik nöthigte ihn auch die Lage Frankreichs zwiſchen den übrigen europäiſchen Großmächten. Dieſelben bildeten zwei Gegenſätze, England und Rußland, Preußen und Oeſterreich. Alle hatten Mißtrauen gegen ihn, beſorgten, er werde die Rolle ſeines Oheims wieder aufnehmen und erobern wollen. Hätte er das offen zu thun verſucht, ſo würden ſich alle Mächte gegen ihn verbunden haben. Daher gebot ihm die Klugheit, nicht aggreſſiv vorzugehen, ſondern die übrigen Großmächte mit ihrer Rivalität zu beſchäftigen, zur Vergrößerung ihrer gegenſeitigen Antipathien beizutragen, ſie mit einander in Conflict zu bringen und dann von den Umſtänden Vortheil zu ziehen, dann erſt zur Offenſive überzugehen.

Dadurch unterſchied ſich die Politik des Neffen von der durchaus und immer offenſiven Politik ſeines Oheims. Man hat viel von napoleoniſchen Ideen geſprochen und die des Neffen mit denen des Oheims möglichſt identificirt. Dabei iſt viel Täuſchung untergelaufen. Schon Napoleon I. hat gar nicht nach Ideen gehandelt, ſondern wie der Blitz, von dem erſt hinterdrein die wiſſenſchaftliche Welt die

Idee der Elektricität abstrahirt. Napoleon III. hat bevor er sein ersehntes Ziel, den Thron erreichen konnte, zum Abstrahiren Zeit gefunden und wirklich große Ideen ausgedacht, so daß er in der Ideenwelt dem Oheim weit voraus kam, doch gebrach es ihm an Macht, um seine Ideen zu verwirklichen.

Eine dieser Ideen war offenbar, dem französischen Kaiserthum, und zwar in Folge des von ihm so stark betonten Nationalitätenprincipes, die Hegemonie in der gesammten romanischen Welt zu verschaffen. Daher seine geschickten und glücklichen Operationen in Italien, daher seine verdeckten Intriguen auf der pyrenäischen Halbinsel; daher auch seine Bemühungen, die Rumänen an der untern Donau (als Nachkommen der alten Römer mit einer lateinischen Mundart) in einem einigen Reiche unter französischem Schutze zu vereinigen; daher endlich seine berühmte Expedition nach Mexiko in der Absicht, die romanische Race in Amerika zu heben, zu regeneriren und mit ihr gegen die germanische zu gravitiren. Combinirt man alle diese gelungenen und mißlungenen Versuche, so läßt sich nicht verkennen, daß ihnen eine Idee zu Grunde lag.

In Italien verfuhr Napoleon III. übrigens, wie überall, wo er sich entgegengesetzten Interessen und Parteien gegenüber befand, neutralisirend, um eine durch die andere im Schach zu halten, jeder seinen Schutz aufzudringen und sich abwechselnd der einen, dann wieder der andern in seinem eigenen Interesse zu bedienen. Italien fand er in drei Parteien gespalten und alle mußten ihm dienen, auch trotz ihrer Abneigung, weil sie ihn nicht entbehren konnten. Der Papst, wenn auch mit Napoleons Zulassung der schönsten Provinzen des Kirchenstaats beraubt und durch das französische Cabinet beständig mit Zumuthungen bedrängt, sah sich doch auch wieder nur durch Napoleon gegen die wüthende Revolutionspropaganda und gegen die Herrschsucht Victor Emanuels geschützt und mußte auch wegen des treuen katho-

liſchen Klerus und Volks in Frankreich auf den klugen Mann in den Tuilerien Rückſicht nehmen. Victor Emanuel hatte ſeine neue italieniſche Krone einzig der bewaffneten Hülfe Frankreichs zu verdanken und blieb der Vaſall Frankreichs, ſo lange das Bündniß mit einer ſtärkern Macht ihm nicht erlaubte, das italieniſche Nationalintereſſe wie gegen den öſterreichiſchen Feind, ſo auch einmal gegen den franzöſiſchen Freund zu verfechten. Mazzini und Garibaldi waren Napoleons Todfeinde: der erſte als Republikaner, der andere als italieniſcher Patriot, weil Nizza, wo er geboren war, Frankreich einverleibt wurde. Aber auch dieſe fanatiſche Partei mußte ihren Haß zurückhalten, weil Frankreich zu mächtig war und, wenn auch nur im eigenen Intereſſe, ſich doch um die Befreiung Italiens vom öſterreichiſchen Joche das größte Verdienſt erworben hatte. Auch bediente ſich Napoleon III. ſeines Vetters Plombplomb, der immer den Demokratenfreund ſpielen mußte, um in gelegentlichen Aeußerungen den italieniſchen Fanatikern, wenn ſie gar zu böſe wurden, wieder einiges Vertrauen zu Frankreich einzuflößen.

Sehr eigenthümlich war das Verhältniß Frankreichs zu England, d. h. Napoleons III. zu Lord Palmerſton. Mannigfaltige gemeinſame Intereſſen verbanden die beiden Weſtmächte. Im Orient hatten ſie beide das gleiche Intereſſe, die Eroberung der Türkei durch Rußland zu verhindern, damit der Handel der Levante in ihren Händen blieb und im Mittelmeer das Entſtehen einer großen ruſſiſchen Seemacht verhindert werde. Gleiches Intereſſe verband ſie gegenüber von Nordamerika, deſſen Seemacht und Handel ihnen eine furchtbare Concurrenz eröffnete und das ſich auch bereits mit Rußland in einer, den europäiſchen Weſtmächten nichts weniger als freundlichen Geſinnung verſtändigte. Aber bei alle dem dauerte die alte Eiferſucht und geheime Feindſchaft, mit der ſich Frankreich und England ſchon ſeit Jahrhunderten verfolgt hatten, immer noch fort. Am wenigſten gefiel es

den Engländern, daß Napoleon III. ſich die Hegemonie im romaniſchen Weſten und Süden des europäiſchen Feſtlands anzueignen ſuchte. Der alte ſchlaue Palmerſton ſteckte daher mit Mazzini und Garibaldi unter einer Decke, um den Einfluß Frankreichs auf Italien, beſonders im Süden, zu ſchwächen und dafür zu ſorgen, daß nicht ein Murat wieder in Neapel eingeſetzt werde. Auf dieſelbe Art trat England dem franzöſiſchen Einfluß in Rumänien und in Aegypten entgegen und vereitelte durch ſeinen Rücktritt auch die große franzöſiſche Expedition nach Mexiko. In dieſem Falle hatte England ſogar Spanien auf ſeiner Seite, denn die Mehrheit des ſpaniſchen Volks und Heeres war viel zu ſtolz, um ſich durch franzöſiſche Intriguen beherrſchen zu laſſen. Auch Portugal blieb wie bisher ganz unter engliſchem Einfluß.

Napoleon III. legte Werth darauf, im ſtillen Ocean die franzöſiſchen Flotten ſtets als ebenbürtig neben den engliſchen figuriren zu laſſen, ſo namentlich im Kriege mit China. Hier ließen die Engländer keine Eiferſucht blicken, denn ſie waren hinlänglich ihrer Ueberlegenheit ſich bewußt. Nur zwei Jahre lang wurden ſie durch den großen Aufruhr in Oſtindien geſtört und durften froh ſeyn, ſich mit Frankreich nicht im Kriege zu befinden.

In der Geſchichte der italieniſchen Wirren iſt ſchon ausführlich berichtet, auf welche Art Napoleon III. den Groll Palmerſtons über die Einverleibung von Savoyen und Nizza beſchwichtigte. Das bedeutendſte Bindemittel war der Handelsvertrag, den beide Staaten ſchon am 24. Juni 1860 ſchloſſen, beiden Theilen zuträglich, wie die Erfahrung bewies, obgleich im Anfang die Preſſe beider Länder dagegen tobte. Dennoch blieb England auf ſeiner Hut und ſchon im Jahr 1860 bildete ſich hier die Armee der Volunteers, eine große Nationalgarde zum Schutz der engliſchen Küſte, wenn der franzöſiſche Nachbar es jemals wagen ſollte, mit Heeresmacht herüberzukommen. So wies man ſich die Krallen, indem man ſich umarmte. Als Palmer-

ſton den Kaiſer der Franzoſen zur Expedition nach Mexiko verleiten half, um ihn nachher treulos im Stich zu laſſen, ſcheint er nicht wohl überlegt zu haben, daß ſich dieſe Heimtücke beſtrafen würde, denn obgleich es ihm gelang, dem franzöſiſchen Kaiſer in Mexiko die größten Verlegenheiten, der franzöſiſchen Politik eine ſchimpfliche Niederlage zu bereiten, ſo ſah er ſich doch, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika den glänzenden Sieg erfochten hatten, durch die drohende Haltung derſelben genöthigt, ſich wieder um die franzöſiſche Freundſchaft zu bewerben und dieſelbe zur Schau zu tragen. Frankreich ſelbſt hegte damals einige Beſorgniß vor den nordiſchen Mächten, namentlich vor der, freilich nur vorübergehenden Einigung Preußens mit Oeſterreich ſeit dem däniſchen Kriege, brauchte alſo England und lud am 14. Auguſt 1865 die engliſche Flotte zu einem großen Flottenfeſt in Cherbourg ein, wo ihr Lord Somerſet vom franzöſiſchen Marineminiſter Chaſſeloup-Laubat becomplimentirt wurde. Das Feſt wiederholte ſich in Breſt, worauf die franzöſiſche Flotte ihrerſeits den Gegenbeſuch in Portsmouth machte. Man aß und trank köſtlich und hielt ſchöne Reden, von einem Fraterniſiren der Matroſen und Soldaten aber hörte man nichts.

Frankreichs Verhältniß zu Rußland war ſehr geſpannt, da, wenn ſie ſich auch gegenüber von England oder den deutſchen Großmächten zu verſtändigen ſuchten, doch die orientaliſche und polniſche Frage immer wieder zwiſchen ſie trat, Fragen, in denen der Gegenſatz ihrer Intereſſen am ſtärkſten hervortrat. Die Vereinigung der Moldau und Wallachei zu einem rumäniſchen Reich unter Couza ging von Paris aus und war gegen Rußland gerichtet, an deſſen Grenze Frankreich ein ſtärkeres Bollwerk als bisher aufrichten wollte. Auch der unvernünftige polniſche Aufſtand von 1863 war von Paris aus geſchürt.

Napoleons III. Politik in der polniſchen Frage iſt des näheren in der Geſchichte Polens erörtert. Sie mußte ſich auf Mahnungen

an Rußland, die Polen zu ſchonen, beſchränken, da Frankreich gegen den Willen der deutſchen Großmächte dem entfernten Polen nicht wohl Hülfe leiſten konnte und es auch Englands nicht ſicher war. Deshalb legte der bisherige Miniſter des Auswärtigen in Paris, Graf Walewski (ein geborner Pole), ſein Portefeuille nieder und trat es an Drouyn de Lhuys ab. Daß Rußland alle Ermahnungen zurückwies, war ſehr demüthigend für Frankreich, deſſen Stimme man bisher mehr zu achten gewohnt war. Der Kaiſer der Franzoſen ſuchte daher eine Gelegenheit, ſein Anſehen in Europa wieder geltend zu machen, indem er am 3. November 1863 die Kammer mit einer feierlichen Rede eröffnete, worin er ſämmtliche großen Fragen der europäiſchen Politik auf eine impoſante und umfaſſende Weiſe löſen zu wollen verhieß und zwar durch einen Congreß in Paris, alſo unter ſeinem Vorſitz.

In Bezug auf den polniſchen Aufſtand erörterte der franzöſiſche Kaiſer: „Als der polniſche Aufſtand losbrach, ſtanden Rußland und Frankreich in den beſten Beziehungen zu einander. Seit dem Frieden hatten ſie ſtets in allen großen europäiſchen Fragen übereingeſtimmt, und ich ſtehe nicht an, es zu erklären: während des italieniſchen Krieges, wie während der Annexion der Grafſchaften Nizza und Savoyen hat mir Kaiſer Alexander die aufrichtigſte und loyalſte Unterſtützung gewährt. Dieſes gute Einverſtändniß erheiſchte gewiſſe Schonung, und es mußte die Sache Polens in Frankreich ſehr populär ſeyn, damit ich kein Bedenken trage, eine der erſten Allianzen des Kontinents auf das Spiel zu ſetzen, und meine Stimme zu Gunſten einer Nation zu erheben, die in den Augen Rußlands eine Rebellin, in den unſerigen die Erbin eines durch Geſchichte und Verträge verbrieften Rechtes iſt. Nichts deſtoweniger berührt dieſe Frage die wichtigſten Intereſſen Europas; ſie konnte nicht vereinzelt durch Frankreich behandelt werden. Eine Beleidigung gegen unſere Ehre oder

eine Drohung gegen unſere Grenzen legen allein uns die Verpflichtung auf, ohne vorhergehende Einigung zu handeln. Ich mußte demnach, gerade wie zur Zeit der Ereigniſſe im Orient und in Syrien, nothwendigerweiſe mich mit den Mächten benehmen, die ähnliche Gründe und Rechte wie wir hatten, ſich auszuſprechen. Der polniſche Aufſtand, dem ſeine Dauer einen nationalen Charakter verlieh, fachte überall die Sympathien wieder an, und es war der Zweck der Diplomatie, dieſer Sache ſo viel Zuſtimmung als nur möglich zu gewinnen, um mit dem vollen Gewicht der öffentlichen Meinung Europas auf Rußland einzuwirken. Dieſes beinahe ungetheilte Zuſammenwirken von Wünſchen ſchien uns das geeigneiſte Mittel zu ſeyn, um auf dem Wege der Ueberzeugung auf das Petersburger Cabinet einzuwirken. Unglücklicherweiſe wurden unſere uneigennützigen Rathſchläge als eine Einſchüchterung ausgelegt, und anſtatt dem Kampfe Einhalt zu thun, trugen die Schritte Englands, Oeſterreichs und Frankreichs nur dazu bei, ihn noch erbitterter zu geſtalten. Auf beiden Seiten werden Exceſſe begangen, die man im Namen der Menſchlichkeit gleich ſehr beklagen muß. Was bleibt jetzt zu thun übrig? Bleibt uns weiter keine andere Wahl mehr, als zwiſchen Krieg und Schweigen? Nein. Ohne weder zu den Waffen zu greifen, noch ohne auch ſtill zu ſchweigen, bleibt Ein Mittel uns übrig, das nämlich, die polniſche Sache vor ein europäiſches Tribunal zu bringen."

Ein ſolches Tribunal, meinte der Kaiſer, ſey überhaupt nothwendig auch in Bezug auf alle andern großen europäiſchen Fragen. Denn die im Jahr 1815 geſchaffene Grundlage exiſtire nicht mehr, es bedürfe daher einer neuen, wenn nicht alles in Willkür und Zerfall ſich auflöſen ſolle. Er ſprach: „Die Verträge von 1815 haben aufgehört zu ſeyn. Die Macht der Dinge hat ſie umgeſtürzt oder ſtrebt ſie beinahe überall umzuſtürzen. Sie wurden in Griechenland, Belgien, Frankreich, Italien und an der Donau gebrochen.

Deutſchland regt ſich, um ſie abzuändern. England hat ſie durch die Abtretung der joniſchen Inſeln und großmüthiger Weiſe modificirt, Rußland tritt ſie zu Warſchau mit Füßen. Inmitten dieſes allmäligen Zerreißens des europäiſchen Grundvertrages überreizen ſich die glühenden Leidenſchaften und mächtige Intereſſen fordern im Süden wie im Norden eine Löſung. Was iſt nun rechtmäßiger und verſtändiger, als die Mächte Europas zu einem Congreſſe einzuladen, wo die Eigenliebe und der Widerſtand der Einzelnen vor einem höchſten Schiedsrichterſpruche verſchwinden würden?" Das hieß ſo viel, als Rußland, nachdem es ſich in der polniſchen Frage den Rathſchlägen Frankreichs nicht gefügt hatte, für einen Schuldigen erklären, der vor ein europäiſches Gericht gehöre. Der kaiſerliche Redner ſuchte, wenn er auch die Zuſtimmung der großen Cabinette nicht hoffen konnte, doch die Stimmen der Völker, die öffentliche Meinung Europas zu gewinnen. Er ſprach: „Soll die neidiſche Eiferſucht der Großmächte unaufhörlich die Fortſchritte der Civiliſation hemmen? Sollen die koſtbarſten Hülfsquellen zur leeren Schauſtellung unſerer Kräfte erſchöpft werden? Legen wir den Umſturzgelüſten der extremen Parteien nicht länger mehr eine künſtliche Wichtigkeit bei, indem wir uns mit engherziger Berechnung den gerechten Beſtrebungen der Völker widerſetzen. Haben wir den Muth, eine dauerhafte, regelmäßige Situation, ſollte ſie auch Opfer erheiſchen, an die Stelle dieſes krankhaften, unſichern Zuſtandes zu ſetzen." Ohne Zweifel hat der Frankfurter Fürſtencongreß, welcher drei Monate früher eine Reorganiſation des deutſchen Bundes verſuchte, dem franzöſiſchen Kaiſer die nächſte Veranlaſſung zu ſeiner größeren europäiſchen Congreßidee gegeben.

Sie ließ ſich nicht ausführen. England erklärte, ein Congreß werde die alten Schwierigkeiten nicht löſen, ſondern nur neue hinzuſchaffen. Die übrigen Großmächte zeigten ſich zwar geneigt, einen

Congreß zu beſchicken, wollten ſich aber durch die Beſchlüſſe deſſelben nicht binden laſſen. Somit unterblieb er.

Da nun Napoleon III. durch ſeinen Druck auf Victor Emanuel das Unternehmen Garibaldis verhindert und auch den Polen nicht geholfen hatte, ſetzte er ſich zum zweitenmal der blutigen Rache der Revolutionspropaganda aus. Am 3. Januar 1864 wurden in Paris vier Italiener verhaftet, Greco, Trabucco, Imperatori und Saglio, überführt, Bomben in Bereitſchaft zu haben, um damit das Attentat vom 14. Januar 1858 zu wiederholen, und geſtändig, daß ſie das Complott gegen Napoleons Leben in Lugano, Kanton Teſſin, mit Mazzini verabredet und von demſelben Geld erhalten hätten. Bei der Unterſuchung wurden Spuren der genauen Verbindung Mazzinis mit Stanöfield, Lord der Admiralität und Mitglied der engliſchen Regierung, aufgefunden. Am 26. Februar wurden die Angeklagten verurtheilt, Greco und Trabucco zur Deportation, die beiden andern zu zwanzig Jahr Kerker.

Im Jahr 1860 erſchien in Paris eine Flugſchrift: „Die öſterreichiſche Allianz“ und wurde eine zweite: „Erzherzog Maximilian, Kaiſer von Deutſchland“ angekündigt. Damals kaum beachtet, ſcheinen dieſe Schriftſtücke doch zu beweiſen, daß man damals ſchon in Frankreich ſeine Augen auf den öſterreichiſchen Erzherzog Maximilian geworfen hat, welchen man ſpäter als Kaiſer nach Mexiko ſchickte. In jenen Flugſchriften wurde eine enge Allianz Frankreichs und Oeſterreichs gegen Preußen angerathen, um für Frankreich das linke Rheinufer, für den Erzherzog die deutſche Kaiſerwürde zu gewinnen. Ohne Zweifel war damit nur eine Drohung gegen Preußen beabſichtigt, welches ſich den franzöſiſchen Zumuthungen nicht fügſam genug gezeigt hatte.

Im engliſchen Parlament enthüllte Kinglake einen Vorgang, der ſich 1859 bei der Zuſammenkunft des öſterreichiſchen Kaiſers mit dem

Kapitel CCCCLXX.

Die Flucht aus Rußland.

Napoleon verweilte noch bis zum 19ten October auf den Trümmern von Moskau, in der Hoffnung, der ruſſiſche Kaiſer werde ſich ſchrecken laſſen und Friede machen. Doch dieſe Hoffnung betrog ihn, und in dem Augenblick, da er ſeinen ermatteten Soldaten Erholung und Frieden verſprach, erklärten die Ruſſen, daß ſie jetzt den Krieg erſt anfingen. Der Winter war im Anzug, in dem verwüſteten Moskau fand Napoleons Heer den gehofften Unterhalt nicht. Noch weiter nach Petersburg in den hohen Norden vorzudringen, war unmöglich, weil dieſer Weg durch Sümpfe verſperrt war, weil Napoleon das feindliche Heer im Rücken hätte laſſen müſſen, und weil ihn der Winter in ſeiner ganzen nordiſchen Strenge unterwegs überraſcht haben würde. Da er nun weder bleiben noch weiter vorwärts dringen konnte, ſo war nur ein Drittes möglich — der Rückzug. Wider Willen und mit ſchwerem Herzen entſchloß ſich Napoleon endlich zu dieſem ſchimpflichen, aber nothwendigen Schritt. Er mußte nach Litthauen und Polen zurück, um in dieſen beſſer angebauten und befreundeten Ländern ruhige Winterquartiere zu finden. Aber auch auf dieſem Rückzuge drohten ihm tauſend Gefahren. Der Schein der Flucht entmuthigte ſein Heer; er zog durch gänzlich verwüſtete Landſtriche denſelben Weg zurück, auf dem er gekommen war, und es gebrach an den nöthigſten Lebensmitteln für Menſchen und Pferde; der Weg war ſo lang, daß man kaum hoffen konnte, Litthauen vor dem Eintritt der ärgſten Kälte zu erreichen; endlich wurde das Heer auf ſeinem Rückzug von den zahlreich verſtärkten Ruſſen jetzt von allen Seiten angegriffen und verfolgt, und es ſtand ihm

franzöſiſchen zu Villafranca zugetragen haben ſoll. Napoleon III. ſoll dem Kaiſer damals eine Allianz gegen Preußen angetragen haben, die derſelbe aber ablehnte. Als der König von Preußen nachher im Herbſt 1861 in Erwiderung des Beſuchs in Baden den franzöſiſchen Kaiſer in Compiègne beſuchte, ſoll ihm Napoleon III. eine Allianz gegen Oeſterreich angetragen haben, eben ſo vergeblich. Aber es ſollte ja nur die Annectirung Savoyens und Nizzas durch dieſe franzöſiſchen Freundlichkeiten gegen Oeſterreich und Preußen maskirt und entſchuldigt werden. Sie verfehlten ihren Zweck und die Höfe waren in ziemlicher Aufregung, allein ſie konnten ſich doch nicht entſchließen, wegen jener Annectirung Krieg anzufangen. England wurde ſchon am 24. Jan. 1860 durch einen Handelsvertrag mit Frankreich beſchwichtigt und unmittelbar darauf durch die oben erwähnte Einrichtung der Volunteers, einer freiwilligen Miliz zum Schutz der Küſten im Fall eines feindlichen Angriffs. Schon am 23. Juni deſſelben Jahres hielt die Königin Victoria eine Revue über 20,000 Mann derſelben ab. Im folgenden Monat herrſchte in Belgien ernſte Beſorgniß vor einem franzöſiſchen Ueberfall. Am 26. Juni kam der Prinz-Regent von Preußen mit dem Kaiſer von Oeſterreich zu Töplitz und am 12. October mit der Königin Victoria in Coblenz zuſammen. Aber alle Gewitter verzogen ſich wieder.

In den erſten Wochen des April 1865 unterwarfen die Redner der Oppoſition im geſetzgebenden Körper die Politik des franzöſiſchen Kaiſers einer äußerſt ſcharfen Kritik, was viel Lärm in der Welt machte und womit die Zeitungen ſich lange beſchäftigten. Wie glänzend aber auch die Reden ausfielen und wie ſchwunghaft man ſich bei dieſer Gelegenheit wieder in Bewunderung der franzöſiſchen Beredſamkeit überbot, ſo war es doch nur wieder viel Geſchrei und wenig Wolle. Napoleon III. konnte wie Graf Bismarck den breiten Strom der Worte dem Publikum bis zur Ermüdung vorüberrauſchen laſſen,

ohne Gefahr zu laufen. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war ſeine Unthätigkeit. Er hätte den däniſchen Krieg, vor allem die Siege Preußens verhindern ſollen. Er hätte Oeſterreich abhalten ſollen, die Macht Preußens in Norddeutſchland auszudehnen. Durch Preußen werde die Einheit Deutſchlands, welche Frankreich ſo gefährlich ſey, unfehlbar zu Stande kommen, wenn Frankreich es nicht im Bunde mit Oeſterreich verhindere. Eine neue Allianz wie die zwiſchen Maria Thereſia und Ludwig XV. wurde empfohlen. Man darf aber nicht vergeſſen, daß es nicht jedem Redner Ernſt war; derjenige Theil der Oppoſition, welchen hauptſächlich der alte Thiers repräſentirte, trieb das zweite Kaiſerreich in den Krieg hinein, nur damit es darin umkommen ſollte, wie das erſte. Das waren die Leute, die das Haus Orleans wieder auf den franzöſiſchen Thron bringen und wieder, wie unter Ludwig Philipp, eine Parlamentsregierung mit hohlen liberalen Phraſen und reeller Geldmacherei etabliren wollten. Nur Wenigen war es wirklich um den Ruhm Frankreichs und deſſen Hegemonie in Europa zu thun. Es fehlte jedoch nicht an vernünftigen Männern, welche den Chauvinismus im Zaume hielten, Frankreich vor neuen Demüthigungen warnten und ihm eine weiſe Friedenspolitik empfahlen. Das geſchah ſelbſt von Männern, die im übrigen dem Kaiſer durchaus nicht ſchmeichelten. Die damals in der franzöſiſchen Kammer gehaltenen Reden ſind dadurch intereſſant, daß ſchon manches darin vorausgeſehen wurde, was die Zukunft wirklich mit ſich gebracht hat.

Jules Favre begann den Angriff auf die Regierung. „Die däniſche Frage, ſagte er, bietet das doppelte Intereſſe dar, daß einerſeits die Unterſchrift Frankreichs unter einem Vertrage ſteht, den das Schwert Preußens und Oeſterreichs zerriſſen hat, und daß andrerſeits die Frage, weit entfernt einer Löſung ſich zu nähern, gerade eben jetzt in eine neue, weit ſchlimmere Phaſe eingetreten iſt. Die Frage

iſt alſo, ob Frankreich nunmehr eine Entſcheidung treffen, oder ob es auch ferner noch in der ſeitherigen abwartenden Stellung verbleiben ſoll. Frankreich durfte nicht neutral bleiben. Es durfte nicht ſeinen moraliſchen Einfluß abſchwächen und den ſeiner Gegner zunehmen laſſen, namentlich derjenigen Gegner, mit denen es gewiß noch auf dem Schlachtfelde zuſammenſtoßen kann und muß. Welches Verhalten aber Frankreich in der däniſchen Frage beobachtet hat, iſt ſchwer zu ſagen. Auch wenn man alle Dokumente und Erklärungen noch ſo genau durchgeht, weiß man nicht, ob die Regierung die Verträge oder die Neutralität aufrecht erhalten wollte. Frankreichs Zurückhaltung ſey weder würdig noch klug geweſen. Was ſoll aber jetzt geſchehen in dieſer für Frankreich ſo beklemmenden Lage? Glauben Sie, meine Herren, daß dieſe Vergrößerung Preußens für Frankreich eine ſo unwichtige Sache iſt? O! ich kenne Politiker, die da antworten: ‚Frankreich wird ja Gewinn aus den Spaltungen ziehen, die jetzt ſchon zwiſchen Preußen und Oeſterreich einzutreten anfangen, und der in ſeinem Rechte verletzte deutſche Bund iſt bereit, den Kampf mit Preußen einzugehen.‘ Meine Herren, glauben Sie dies nur nicht. Die Geſchichte lehrt uns, daß das Glück demjenigen immer angehört, der es mit Gewalt zu ergreifen und zu beherrſchen vermag. Nun wurden die Wagniſſe Preußens aber bis jetzt mit ſtetem Erfolge gekrönt. Oeſterreich iſt aus dem Vordergrunde zurückgedrängt, und da der Mann, der an der Spitze der preußiſchen Politik ſteht, ein Mann iſt, über den ich, da unſere Discuſſionen von Perſönlichkeiten frei bleiben ſollen, weiter nichts ſagen will, dem man aber einen unternehmenden Charakter und eine große Liebe für den Ruhm ſeines Vaterlandes nicht abſprechen kann, da ferner dieſer Mann als Miniſter über den auswärtigen Eroberungen die Freiheitsverletzungen im Innern vergeſſen machen möchte, ſo ſage ich, daß darin eine große moraliſche und eine große materielle Gefahr für Frankreich liegt. Eine moraliſche

Gefahr gerade wegen unſerer jahrhundertealten Ueberlieferungen und unſeres nationalen Geiſtes, die nicht geſtatten, daß in Europa, gleichſam vor unſerer Thüre, große Ereigniſſe gegen Recht und Gerechtigkeit, gegen die Proteſtationen Frankreichs vor ſich gehen. Und Preußen berührt uns, ſtößt an unſere Grenzen. Man kann nicht wie bei Polen ſagen, daß es ſich um eine Frage handle, welche durch den wohlthätigen Einfluß der Geographie von uns ferngehalten wird. Wenn Preußen mit einer Hand an das Rheinufer, mit der andern an die Oſtſee reicht, ſo ſeyen Sie verſichert, daß es in Deutſchland und in der ganzen Welt einen großen militäriſchen und politiſchen Einfluß errungen haben wird (J. Favre glaubt wohl, Preußen werde erſt durch den Beſitz von Kiel an die Oſtſee gelangen!), der nicht zum Vortheil der Geſchicke Frankreichs ausfallen wird. Wohlan! Angeſichts einer ſolchen Sachlage erſuche ich inſtändigſt die Regierung, wohl mit ſich zu Rathe zu gehen und nachdrücklicher, als ſie es bis jetzt gethan, das Recht, welches ſie ſelbſt verkündigt, und die Gerechtigkeit, welche ſie durch ihre Protokolle gekräftigt, zu beſchützen. Ihre Politik muß entſchiedener vorgehen, als ſeither. Frankreich iſt auswärts nicht allein wegen der ungeſtümen Tapferkeit ſeiner Heere, ſondern auch darum gefürchtet, weil ſein Schwert in einer einzigen Hand ruht, weil dieſe Hand möglicherweiſe nach ihrem allmächtigen Willen es beliebig gegen dieſen oder jenen Theil Europas kehren kann. Allein gerade dieſer Umſtand, der Frankreich ſo furchtbar macht, kann auch bei denen, welche ſich fürchten, geheime Hoffnungen erwecken." Emil Ollivier: „Meine Herren, alle Worte, welche in dieſem Saale geſprochen werden, haben eine große Bedeutung und hallen weithin wieder, namentlich wenn ſie aus dem Munde des ausgezeichneten Redners kommen, welchem ich antworten will. Ich wäre im Intereſſe der allgemeinen Politik meines Landes untröſtlich, wenn man in Deutſchland glauben könnte, die Anſichten der fran-

zöſiſchen liberalen Partei ſeyen diejenigen, welche J. Favre in ſo beredter Weiſe kundgegeben hat. Nach ihm verdient die Regierung den lebhafteſten Tadel, da ſie fortwährend zwiſchen Ungewißheit und Widerſpruch geſchwankt. Meiner Anſicht nach verdient ſie für ihr logiſches und vernünftiges Verhalten unſeren Dank. (Sehr gut! Sehr gut!) Ohne mich in die dornenvollen Einzelnheiten einer deutſchen Diplomatiefrage einzulaſſen, glaube ich meine Meinung mit leichter Mühe rechtfertigen zu können. Zuerſt will ich unterſuchen, was das Kaiſerreich bis jetzt gethan hat, und dann, was es fernerhin thun ſoll. Was hat Frankreich in der deutſchen Frage gethan? Etwas ſehr Einfaches, was keiner weiteren Ausführung bedarf. Es ließ die Trennung der Herzogthümer von Dänemark vor ſich gehen, indem es ſich paſſiv verhielt, keine Hülfe, aber auch keinen Widerſtand leiſtete, und ich behaupte, daß es nicht anders handeln konnte. Zunächſt, meine Herren, war dieſe Trennung eine gerechtfertigte, der Gerechtigkeit und unſern Grundſätzen entſprechende. In der Herzogthümerfrage ſtanden ſich lange Macht und Schwäche gegenüber. Die Macht war Dänemark, die Schwäche die deutſche Bevölkerung der Herzogthümer, und letztere verwandelte ſich erſt nach ſchweren Prüfungsjahren in Macht, als Preußen und Oeſterreich aus Gründen, die ich nicht zu unterſuchen habe, das thaten, was ſie ſonſt nicht zu thun gewöhnt ſind, und die großen Heere in den Dienſt der Gerechtigkeit und der Volksrechte ſtellten. Seit 1815 ſpielte in den Herzogthümern ein Drama, ähnlich dem in der Lombardei. In beiden Ländern wurden die Bevölkerungen von Fremdherrſchern niedergetreten und erdrückt. Durch beide Länder ging eine tiefe Kluft zwiſchen Herrſchern und Unterthanen. (Der Redner führt dies noch des Nähern aus.) Dies iſt die Bewegung, die nicht verhindert zu haben, man Frankreich zum Vorwurf macht! Ja, meine Herren, in einer und derſelben Rede bedauert man, daß der Vertrag von Villafranca, der

doch auch von Frankreich unterzeichnet war, nicht genug zerriſſen worden ſey, und dann klagt man darüber, daß der Vertrag von London zu ſehr zerriſſen worden ſey! Seyen wir logiſch, meine Herren, und wechſeln wir die Politik nicht mit den Breitegraden. Nachdem wir unſere Intereſſen und Rechte energiſch gewahrt, dürfen wir auswärts uns weiter nichts zur Regel machen, als die allgemeine Bewegung zu fördern, in der die Völker überall nach dem Rechte der Selbſtbeſtimmung ihrer Geſchicke ſich fortgezogen fühlen. Wir haben darum weiſe gehandelt, den Italienern im Süden zu helfen, aber wir haben nicht Unrecht gethan, der Befreiung der Deutſchen im Norden kein Hinderniß in den Weg zu legen. J. Favre verlangt, man ſolle einen energiſchen Entſchluß ergreifen, und ſoweit ich es aus ſeinen Worten entnehmen konnte, ſoll dieſer energiſche Entſchluß eine diplomatiſche Intervention ſeyn, aus der man die Spitze des Schwertes herausblicken ließe. Und warum eine diplomatiſche Intervention? Weil, ſagt er, ein ſchweres Unrecht ſoll begangen werden, weil Preußen, nachdem es an der Befreiung der Herzogthümer mitgewirkt, das Volk, das es befreit zu haben vorgibt, annectiren will. J. Favre hat Recht. Herr v. Bismarck verfolgt den Plan, die Annexion der Herzogthümer vorzunehmen, was eine Ungerechtigkeit wäre, da dieſe Annexion nur gegen den tauſendfach kundgegebenen Willen der Bevölkerung vor ſich gehen könnte. Aber, wiſſen Sie, was ihm die Ausführung dieſes Planes erleichtert hätte? Gerade die ungeſchickte Intervention der franzöſiſchen Diplomatie. (Sehr gut.) Von dem Tage an, wo dies bekannt geworden wäre, würde das große Deutſchland, das ſo mißtrauiſch und argwöhniſch iſt, wenn es ſich um ſeine kriegeriſchen Nachbarn handelt, denen es Abſichten auf den Rhein zutraut, — würde das ganze Deutſchland in patriotiſcher Glut aufgelodert ſeyn."

Der alte Thiers hielt am 13. April eine dreiſtündige Rede,

worin er hervorhob: „Italiens Einheitsbeſtrebungen hätte man nie begünſtigen ſollen, denn Italien werde Frankreich nur ſo lange treu bleiben, als es noch ſchwach ſey und franzöſiſcher Hülfe bedürfe. Sey es einmal durch Einheit ſtark geworden, ſo werde es ſich gegen Frankreich kehren. Auch würde die italieniſche Einheit bald die Einheit Deutſchlands nach ſich ziehen und daraus würde Frankreich die größte Gefahr erwachſen. Das Nationalitätenprincip des Kaiſers ſey mithin verwerflich. Auf Italien insbeſondere ſey es nicht anwendbar. Die Einheit könne doch immer nur eine künſtliche und gewaltſame ſeyn, weil die verſchiedenen Bevölkerungen Italiens einander fremd ſind und einander haſſen. Um dieſer unnatürlichen italieniſchen Einheit willen den Papſt drangſaliren, ſey eine unkluge Politik. Wie Rußland die griechiſche, England und Preußen die proteſtantiſche, ſo müſſe Frankreich die katholiſche Kirche beſchützen. Seitdem Oeſterreich die deutſche Kaiſerkrone aufgegeben habe, ſey eigentlich Frankreich wieder ins Erbe Karls des Großen eingetreten und der vornehmſte Schutzherr des Papſtes geworden. Es allein, oder in Verbindung mit Oeſterreich zu bleiben, ſey die natürliche Politik für Frankreich nach Außen wie im Innern. Frankreich müſſe die katholiſchen Sympathieen überall pflegen. Wenn es den Papſt ſchütze, werde ſich auch der Episcopat beruhigen und gern vom Ultramontanismus zum Gallicanismus umlenken. Die Lehre von der freien Kirche im freien Staat ſey abſurd, dem Papſte müſſe ſtets eine angemeſſene weltliche Herrſchaft bleiben, weil ſeine äußere Unabhängigkeit ſonſt zur Unmöglichkeit werde.“

Ihm antwortete Ollivier und ſuchte insbeſondere die Angriffe auf die Einheit Italiens zu widerlegen. „Daß ein Fürſt Metternich, ‚der zur großen Partei der Ruhe‘ gehört, die italieniſche Einheit gehaßt habe, findet Ollivier ſehr begreiflich, allein wie kann das Thiers ſagen, der ſich zur großen Partei der Freiheit bekennt? wie kann

derſelbe für Italien die Freiheit wünſchen, und dabei Venedig zu ewiger Fremdherrſchaft verdammen? Die italieniſchen Fürſten ſind durch ihre Schuld, nachdem ſie ſo oft und eindringlich gewarnt worden, gefallen. Italien befand ſich vor dem Feldzug von 1859 keineswegs in der blühenden Lage, die Thiers ſo reizend ſchildert, ſondern in der kläglichſten Verfaſſung von der Welt, und einzig Frankreich hat es daraus errettet. Allerdings hätte nach dem urſprünglichen Plan des Kaiſers Italien mit Oeſterreich und dem Papſt vereint einen Staatenbund bilden ſollen, allein zum Glück für Italien und für Frankreich, das die Oeſterreicher ſtärker als vor Solferino jenſeits der Alpen zurückgelaſſen hätte, gingen die Italiener darauf nicht ein." Ollivier muß gewaltig darüber ſtaunen, wie Thiers in der Verſchiedenheit des Temperaments, der Sprache und Sitten der geographiſch auseinanderliegenden Völkerſtämme Italiens ein Hinderniß für deſſen Einigung ſehen wolle. Sie wurden einig durch den Haß gegen den Ausländer, durch die Verzweiflung über ihre eigene Zerriſſenheit, durch die Schrecken der Vergangenheit und die Hoffnung auf die Zukunft. Noch vor 50 Jahren hätte man die Einwendungen von Thiers gegen die italieniſche Einheit gerade ſo gut gegen die franzöſiſche Einheit anwenden können. Was hat der Elſäßer mit dem Provençalen gemein? wie kann ſich der Bretagner dem Bewohner des Languedoc verſtändlich machen? Haben ſich nicht die verſchiedenartigſten Racen auf franzöſiſchem Boden gekreuzt? Gerade ſo iſt es mit Italien. Mit großem Nachdruck tritt Ollivier ſodann der von Herrn Thiers anempfohlenen Allianz Frankreichs mit Oeſterreich entgegen. „Ich bin faſt beſchämt," ruft er aus, „meine junge Erfahrung der ſeinigen entgegenzuſtellen, aber er möge mir erlauben, ihm zu ſagen, daß mein ganzes Weſen ſich bei dieſer Theorie empört, welche die Geſchicke Frankreichs an die Oeſterreichs knüpft. Unſere größten Könige hatten als Politik die Vernichtung des öſterreichiſchen Einfluſſes in Italien.

Thiers: Ehemals! Ollivier: Alle Geſchichtſchreiber des ſiebenjährigen Kriegs haben die damalige Allianz zwiſchen Oeſterreich und Frankreich bedauert. Die Unglücksfälle des Kaiſerreichs datiren von dem Tage, wo es ſeine Hand in die Oeſterreichs legte. Ludwig XVIII. gab ſeinen Bevollmächtigten beim Wiener Congreß die Weiſung, den vorherrſchenden Einfluß Oeſterreichs in Italien zu verhindern, und die öſterreichiſche Allianz nach den ſpaniſchen Heirathen brachte Ludwig Philipp kein Glück. Kann denn nun heute Frankreich, deſſen Politik dahin geht, die Beſtrebungen der Nationalität zu unterſtützen, an Oeſterreich einen aufrichtigen Alliirten finden? Steht nicht zwiſchen beiden das leidende und proteſtirende Venetien, das proteſtirende und leidende Ungarn? Der andern Nationalitäten, die ſchweigend dulden, nicht zu gedenken, und denen wir wenigſtens den Troſt ſchulden, daß wir uns nicht mit ihren Bedrückern verbinden. Hr. Thiers hat ferner in der italieniſchen Einheit eine Drohung gegen Frankreich erblickt, deſſen wahre Politik darin beſtehe, dafür zu ſorgen, daß die Kleinen nicht groß werden und die Großen klein bleiben. Ich wiederhole das mit dem Zuſatz des Hrn. Thiers: Das iſt die Politik der alten Zeit. Frankreichs Größe beſteht nicht in der Schwäche der andern. Frankreich kann groß unter Großen ſeyn. (Sehr gut! Sehr gut.)"

Der Gaſteiner Vertrag regte die Kriegsluſtigen in Frankreich von neuem auf. Napoleon III. konnte jedoch nicht daran denken, der immer noch vereinigten Macht Oeſterreichs und Preußens drohen zu wollen. Er begnügte ſich daher mit einem diplomatiſchen Proteſte. Sein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Drouyn de l'Huys mußte am 29. Auguſt an alle franzöſiſche Geſandtſchaften folgendes Rundſchreiben erlaſſen: „Die Blätter haben uns den Text der Convention von Gaſtein gebracht. Ich beabſichtige nicht, die Stipulationen derſelben im Einzelnen zu prüfen. Dagegen iſt es nicht ohne Intereſſe nachzuforſchen, welches die Motive ſind, die in dieſen Unterhandlungen

die beiden deutſchen Großmächte geleitet haben. Waren ſie gemeint das alte Recht der Verträge zu beſtätigen? Offenbar nicht. Die Wiener Verträge hatten die Exiſtenzbedingungen der däniſchen Monarchie geregelt. Dieſe Bedingungen ſind über den Haufen geworfen. Der Londoner Vertrag war ein neues Pfand der Sorgfalt Europas für die Dauer der Integrität dieſer Monarchie; er iſt zerriſſen durch zwei Mächte, die ihn unterzeichnet hatten. Oder haben ſich Oeſterreich und Preußen verſtändigt zum Schutze eines mißachteten Erbfolgerechts? Statt dem meiſtberechtigten Prätendenten das ſtreitige Erbe zu überantworten, haben ſie es unter ſich getheilt. Befragen ſie vielleicht das Intereſſe Deutſchlands? Ihre Verbündeten haben ja die Abmachungen von Gaſtein erſt durch die Zeitungen erfahren. Deutſchland verlangte nach einem untheilbaren Staate Schleswig-Holſtein, getrennt von Dänemark und unter einem eigenen Fürſten, für den es Partei genommen hatte. Dieſer populäre Candidat iſt heute bei Seite geſetzt und die Herzogthümer, ſtatt vereinigt, vielmehr auseinander geriſſen, werden verſchiedenen Herrn unterſtellt. Iſt es das Intereſſe der Herzogthümer ſelbſt, welches die beiden Mächte ſichern wollten? Die unauflösliche Vereinigung derſelben war ja, wie geſagt wurde, die weſentliche Bedingung ihrer Proſperität. Hat die Theilung wenigſtens den Zweck, zwei rivaliſirende Nationalitäten auseinander zu halten und dem innern Hader ein Ende zu machen, indem jeder derſelben ein geſondertes Feld der Exiſtenz angewieſen wird? Auch das iſt nicht der Fall, denn wir ſehen, daß die Scheidungslinie ohne alle Rückſicht auf Nationalitäten Deutſche und Dänen unter einander gemiſcht läßt. Wollte man allein den Wünſchen der Bevölkerungen entſprechen? Sie wurden gar nicht gefragt und es iſt nicht einmal die Rede davon, die Stände von Schleswig-Holſtein einzuberufen. Auf welchem Principe beruht denn die öſterreichiſch-preußiſche Combination? Wir bedauern, in derſelben keine andere

das Schickſal bevor, das Darius unter den Skythen, Varus unter den Germanen gelitten hatte.

Schon in den erſten Tagen des Rückzugs erlitten die Franzoſen bedeutende Niederlagen durch den verfolgenden Feind, zuerſt bei Jaroslawetz am 24ten October, dann bei Wiasma am 3ten November. Am 6ten dieſes Monats ſtellte ſich plötzlich der ruſſiſche Froſt ein, die Pferde fielen zu tauſenden nieder und bald auch die Menſchen, die bei ſchlechter Nahrung und Kleidung und unter beſtändigen Märſchen und Gefechten der fürchterlichen Strenge des nordiſchen Winters erlagen. Am 17ten und 18ten November erlitt das Heer eine neue ſchreckliche Niederlage bei Krasnoy, und am 26ten und 28ten ward es an der Bereſina zwiſchen mehreren ruſſiſchen Armeen zuſammengedrängt. Hier hätte Napoleon mit dem ganzen Reſt ſeines Heeres leicht gefangen werden können, doch gelang es ihm, nach zwei ſchrecklichen Tagen, über den Fluß zu kommen, und die Ruſſen ließen ihm ungeſchickterweiſe den einzigen Rettungsweg offen. Er entkam, obwohl mit ungeheurem Verluſt. Sein Heer war ſo geſchlagen und zerrüttet, daß er ſich auch in Litthauen nicht mehr halten konnte. Er ſelbſt verließ das Heer am 4ten Dezember, und floh auf einem Schlitten voraus, um wenigſtens ſeine Perſon zu retten und zeitig genug in Frankreich zu ſeyn, wo er ſich aufs neue rüſten wollte. Die Trümmer der großen Armee flohen durch Polen, und wurden durch Froſt, Hunger und Feindesſchwert beinah vollends aufgerieben. Von denen, die Moskau geſehen hatten, kamen vielleicht nur 20,000 davon. Die Ruſſen ſammelten auf der langen Linie der Flucht 240,000 Leichen, die übrigen waren ſchon früher gefallen oder gefangen. Trotz dieſer unerhörten Niederlage und Vernichtung der größten und ſchönſten Armee, die man je geſehen, hatte dieſelbe doch den Ruhm und die Ehre zu behaupten gewußt.

Grundlage zu finden, als die Gewalt, keine andere Rechtfertigung als die gegenſeitige Convenienz der beiden Theilungsmächte. Es iſt das eine Praxis, der das heutige Europa entwöhnt war (?) und für welche man nur in den traurigſten Zeiten der Geſchichte Vorgänge findet. Gewaltthaten und Eroberungen verderben den Rechtsſinn und das Gewiſſen der Völker. An die Stelle der Grundſätze geſetzt, welche das Leben der modernen Staaten regeln, ſind ſie ein Element der Unordnung und der Auflöſung und nur geeignet, die alte Ordnung der Dinge umzuſtürzen, ohne eine neue Ordnung feſt zu begründen. Uebrigens iſt es nicht meine Abſicht, Sie aufzufordern, dieſe Bemerkungen an den Hof, bei dem Sie beglaubigt ſind, zu richten, ſondern ich will Ihnen nur die Sprache andeuten, die Sie einhalten mögen, wenn ſich eine Gelegenheit darbieten ſollte, Ihre Anſicht kund zu geben." Alſo eine bloße Strafpredigt, die ſich freilich in der Depeſche einer Regierung, welche kurz vorher Savoyen und Nizza an ſich geriſſen hatte, komiſch genug ausnahm. Ueberhaupt hatte der Kaiſer mit dem belehrenden Tone, den er gern annahm, nur ſelten Glück.

Als im folgenden Jahre der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen auszubrechen drohte, kam Thiers im geſetzgebenden Körper am 3. Mai auf ſeine frühere Rede zurück und verſchärfte ſie noch. Er ging vom Programm des Wiener Congreſſes aus „die in der deutſchen Nation ſchlummernde Kraft nicht erwachen zu laſſen, müſſen alle Cabinette verſchworen ſeyn." Frankreich hatte ſich auf Koſten des deutſchen Reichs vergrößert und zur erſten Macht in Europa aufgeſchwungen. So ſolle und müſſe es bleiben. Thiers ſagte: „Von jeher (?) war es das größte politiſche Princip Europas, daß Deutſchland aus unabhängigen durch ein einfaches Föderativband mit einander verbundenen Staaten beſtehe. Dieſes Princip verkündete Europa in dem weſtfäliſchen Frieden, zu dieſem Princip bekannte ſich Friedrich

der Große bei Unterzeichnung des Friedens von Teſchen, dieſem Princip ſtimmten alle Mächte des Wiener Congreſſes bei, nachdem man es ſchon im Pariſer Frieden im Jahr 1814 den Franzoſen als Garantie zugeſagt hatte. Die Deutſchen haben vollkommen Recht, ihren Bundestag mit den Ideen der Neuzeit in Einklang zu bringen und denſelben im Sinn der Einheit umzugeſtalten; allein ſie mögen ja nicht vergeſſen, daß ſie ſich gegen Europa und gegen die großen Principien des europäiſchen Gleichgewichts vergehen würden (sic), wenn ſie ein durchaus einiges Deutſchland bilden wollten, in dem die Einzelſtaaten als getrennte unabhängige Exiſtenzen aufgingen." Preußen iſt nun der Staat, der nach der Anſicht des Hrn. Thiers derartige Plane im Schilde führt. Es möchte durch einen glücklichen Krieg gerade noch nicht die 50 Millionen Deutſchen in ſeinen 14 Millionen aufgehen laſſen, das geht, ſo ſtürmiſch man auch zu Werke gehen mag, nicht auf einmal; aber es möchte ſich einiger nördlichen Staaten bemächtigen und die anderen in einem Bundestag unter irgend einem Einfluß unterbringen. Es wäre dann ein Theil Deutſchlands unter ſeiner directen, ein anderer unter ſeiner indirecten Autorität, und Oeſterreich würde alsdann als Schützling in dieſen neuen Verband aufgenommen. „Dann aber," fährt Thiers fort, „wird die große Erſcheinung eintreten, nach der man ſeit mehr als einem Jahrhundert ſtrebt. Man wird ein neues germaniſches Reich erſtehen ſehen, das Reich Karls V., das ehemals in Wien ſeinen Sitz hatte und ihn nun in Berlin haben würde. Es wäre unſrer Grenze ſehr nahe; es würde ſie drängen und einſchließen, und wie im 15. und 16. Jahrhundert auf Spanien, würde ſich heute das Reich Karls V. auf Italien ſtützen." (Deutliche Bewegung.) Die italieniſche Einheit muß, wie Thiers ſchon früher behauptet hat, unvermeidlich zur deutſchen Einheit führen. Sie müſſen ſich über die Alpen die Hand reichen, wie man jetzt ſchon wahrnehmen kann. „Kann es uns zukommen, in irgend welchem Grad

eine ſolche Politik zu begünſtigen? (Zahlreiche Stimmen: Nein, nein!) Trotz des Intereſſes, das Italien einigen Franzoſen einflößen kann, darf man durch ganz Frankreich gehen und in den kleinſten Dörfern nachfragen, und man wird dann ſehen, ob eine Politik, welche das alte germaniſche Reich mit Verlegung der Machtfülle Karls V. von dem Süden nach dem Norden wiederſchaffen will, ob ein ſolches Reich, das ſich auf Italien ſtützen würde, populär iſt. Nein, Frankreich hat zu viel geſunden Sinn, als daß eine ſolche Politik angenommen werden könnte, und ſelbſt wenn ſie uns eine Gebietsvergrößerung verſchaffen könnte, wäre ſie nur um ſo ſchimpflicher, denn man würde ſich einen Lohn bezahlen laſſen, um in einer nahen Zukunft die Größe Frankreichs in entwürdigende Gefahr zu bringen. (Sehr gut! Zahlreicher Beifall.) Dieſes gefährliche Beſtreben, dem ſich zu widerſetzen Sie im Namen der Deutſchen ſelber, die man darin, wie in der Herzogthümerfrage, hinters Licht führt, das Recht haben, dieſes Beſtreben iſt ein Attentat nicht allein gegen die Unabhängigkeit Deutſchlands und Europas, ſondern gegen die deutſche Freiheit ſelber .... Alſo im Namen der Unabhängigkeit der deutſchen Staaten, in dem der eigenen Unabhängigkeit und in dem des europäiſchen Gleichgewichts muß Frankreich ſich der Wiederherſtellung der Herrſchaft Karls V. in Berlin widerſetzen. Wie aber ſoll man dieß thun? Von Seite Oeſterreichs iſt der Krieg nicht zu befürchten, ſo wenig ſeine tapfern Heere den Krieg fürchten, wie ſie es ſelbſt in ihren Niederlagen glorreich bewährt haben. Preußen iſt es, das den europäiſchen Frieden bedroht, und es handelt ſich jetzt darum, das Mittel ausfindig zu machen, um es daran zu hindern."

Das iſt die alte freche Politik Richelieus und Ludwigs XIV. Es liegt aber ein welthiſtoriſches Princip darin. Es handelt ſich nicht blos um die Nationalitätenfrage, welche Nation, ob die Deutſchen oder Franzoſen Herren von Europa ſeyn ſollen, ſondern auch um die noch

wichtigere Frage, ob durch Wiederherſtellung des deutſchen Reichs wieder die chriſtlich-deutſche friedliche Organiſation in der abendländiſchen Menſchheit herrſchend werden, oder ob das ſeit der Renaiſſance in Frankreich adoptirte antik-heidniſche, nur mechaniſche, kriegeriſche, auf Raub und Ruin aller Nachbarn ausgehende Syſtem das herrſchende bleiben ſoll.

Im Grunde iſt doch Frankreich allein der unabläſſige Friedensſtörer in Europa. Alle andern Reiche verhalten ſich ruhig, paſſiv, friedlich und werden ſelbſt durch innere Aufregungen zu einem Angriff des Nachbars nicht fortgeriſſen, wenn man nur ſie nicht angreift. Rußland allein macht eine Ausnahme, ſofern es von Frankreich gelernt hat, die Trägheit und Uneigennützigkeit ſchwächerer Nachbarn auszubeuten. Aber die ruſſiſche Politik iſt ſeit Peter dem Großen eben nur in die Schuhe der franzöſiſchen getreten. Peter der Große nahm ſich Ludwig XIV. zum Muſter ſeiner auswärtigen Politik. Deswegen hat ſich Rußland durch geſchickte Benutzung der Rivalitäten zwiſchen Schweden und Polen, Preußen und Oeſterreich in fortſchreitender Eroberung gegen Mitteleuropa vorgeſchoben, wie es Frankreich ſchon früher durch geſchickte Benutzung der Rivalität zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Deutſchland ins Werk geſetzt hatte. Wie Frankreich bis an den Rhein, ſo drang Rußland erobernd bis an die Weichſel vor. Was Frankreich betrifft, ſo hat daſſelbe bis auf den heutigen Tag den Anſpruch nicht aufgegeben, vor allen Reichen Europas privilegirt ſeyn zu müſſen. In franzöſiſche Dinge ſoll ſich keine andere Macht einzumiſchen ein Recht haben. Daß ſich aber Frankreich in alle Angelegenheiten der Nachbarn einmiſchen dürfe, verſtehe ſich von ſelbſt. Die Einheit und Untheilbarkeit der franzöſiſchen Nation und des franzöſiſchen Reiches ſoll allen andern Nationen und Reichen Europas als unantaſtbares Dogma gelten. Eben ſo die Berechtigung Frankreichs, ſeine Grenzen auszu-

dehnen und Nachbarländer zu annectiren, auch ſolche, deren Bevölkerung der franzöſiſchen Nation nicht angehört. Das Recht zu ſolchen Beſitzergreifungen ſoll ſich für jeden Franzoſen von ſelbſt verſtehen; nur gegenüber den Opfern, auf die man es abgeſehen hat, werden Vorwände genommen. Da heißt es nach Umſtänden: Wir kommen zu euch im Namen der Religion, im Namen der Freiheit, im Namen der Civiliſation und machen euch frei und glücklich.

Wenn ſolche Vorwände nicht mehr ausreichen oder paſſen, wird die Fiktion des europäiſchen Gleichgewichtes vorgeſchoben, eine Erfindung der franzöſiſchen Staatskunſt, und zwar ausdrücklich zu dem Zweck erfunden, um Frankreich einen entſprechenden Gewinn zu verbürgen, ſobald ein anderer europäiſcher Großſtaat an Umfang zunimmt, gleichviel, was dabei natürlich iſt, was unnatürlich. Gleichviel, was die Bevölkerungen dazu ſagen. Das von Frankreich erkünſtelte europäiſche Gleichgewichtsſyſtem iſt eine ungeheure Unnatur und indem Napoleon III. demſelben das Nationalitätenprincip entgegenſetzt, würde er ſich ein großes Verdienſt erworben haben, wenn er ſich conſequent bliebe und nicht auch vom Gleichgewichtsſyſtem immer Nutzen ziehen wollte, wie er mit Savoyen und Nizza bewieſen hat. Das Gleichgewichtsſyſtem berechtigt die jeweiligen Großmächte, die europäiſche Karte zu ändern, wie es ihnen beliebt, mit ihren Grenzen mitten durch die Nationen hindurchzufahren und die europäiſche Menſchheit als einen Ballen Tuch zu betrachten, aus dem ſich jede ihre Uniform zuſchneidet nur nach ihren dynaſtiſchen Intereſſen, ohne alle Rückſicht auf die Intereſſen der Völker.

Das Grunddogma der europäiſchen Gleichgewichtslehre war ſchon längſt, wie es Thiers auch jetzt wieder des breiteren auseinandergeſetzt hat, die fingirte Nothwendigkeit, Deutſchland müſſe durch innere Theilung geſchwächt, durch Wegreißung der Grenzprovinzen verkleinert und ſtets als eine bloß paſſive Conföderation, als ein lockres Conglo-

merat erhalten werden, in welches die Nachbarn nur immer ihre Schaufeln hinein zu ſtecken hätten, um darin herumzuwühlen. Das Recht, welches die Franzoſen anſprachen, eine einige, ſelbſtändige Nation zu ſeyn, ſprechen ſie uns Deutſchen ab. Wir ſollten uns nicht einigen dürfen, wir ſollten niemals ſtark genug werden, um uns aus der Paſſivität und Defenſive herausarbeiten zu können. Das Gleichgewicht, heißt es, würde zu ſehr geſtört werden, wenn Deutſchland einig wäre, denn es würde dann zu ſtark werden. Die Wahrheit iſt im Gegentheil, daß das europäiſche Gleichgewicht, welches durch die Anmaßungen Frankreichs und hinterdrein auch des mit ihm wetteifernden Rußland beſtändig gefährdet iſt, erſt dann hergeſtellt und der europäiſche Frieden geſichert werden würde, wenn die germaniſche Race in der Mitte Europas einig und ſtark genug wäre, um links die romaniſche, rechts die ſlaviſche Race an ferneren Uebergriffen in die germaniſche Mitte zu hindern. Das iſt ſo klar und wahr wie das Einmaleins. Aber freilich würde dann der unvernünftige Anſpruch, den der Chauvinismus auf den Beſitz des linken, ausſchließlich von Deutſchen bewohnten Rheinufers macht, für immer zum Schweigen gebracht werden. Das wahre und natürliche Gleichgewicht der großen europäiſchen Racen würde der Lüge und Unnatur des bisher immer von Frankreich gepredigten europäiſchen Gleichgewichts ein Ende bereiten und jede durch dieſe Lüge bemäntelte Gier, die ſchnöde Art, in welcher der Chauvinismus beſtändig den friedlichen Nachbar beunruhigt und bedroht, würde nicht mehr geduldet werden. Daraus allein erklärt ſich die Beſorgniß, die Hr. Thiers in ſeiner langen Rede heuchleriſch für Europa zu hegen vorgibt, während es nur die Beſorgniß des Diebes iſt, der Angſt bekommt, er werde künftig nicht mehr ſtehlen dürfen.

Das Recht, welches die Franzoſen für ſich ſelbſt anſprechen, iſt das

Recht jeder großen Nation. Sind ſie eine Nation, ſind ſie es ganz, wie wollen ſie es uns verwehren, es ebenfalls zu ſeyn?

Man kann dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Thiers mit ſeinen übermüthigen Anſprüchen in das Jahrhundert Ludwig XIV. zurückgreift, ſo daß man denken muß, wenn es der Oppoſition in Frankreich gelänge, das zweite Kaiſerreich zu ſtürzen und die Familie Orleans wieder auf den franzöſiſchen Thron zu bringen, dieß durchaus kein Gewinn für Deutſchland ſeyn würde, weil der Chauvinismus älter iſt als das Kaiſerthum und es auch überleben wird. Wenigſtens kann Thiers ſich nicht einbilden, durch ſeine Rede dazu beigetragen zu haben, daß etwa eine künftige Coalition ſich ſehr geneigt zeigen würde, das in Frankreich reſtaurirte Königthum für einen friedlicher geſinnten Nachbar zu halten, als das Kaiſerthum.

In der That hat Napoleon III., das muß man zu ſeiner Ehre ſagen, die Vorwürfe des Hrn. Thiers verdient, indem er nicht ſo ungerecht und unvorſichtig geweſen iſt, den ſchlechten Rathſchlägen deſſelben zu folgen. Die Politik des franzöſiſchen Kaiſers iſt nicht ſo gewaltthätig und energiſch, wie die ſeines Oheims, aber auch nicht ſo abenteuerlich, nicht ſo tollkühn. Sie iſt mehr darauf gerichtet, das Gewonnene zu erhalten, als mehr und immer mehr an ſich zu reißen. Er wünſcht ſeiner Dynaſtie Dauer zu geben, mag daher nicht leichtfertig alles aufs Spiel ſetzen.

Bekanntlich hat Napoleon III. der Rede des Hrn. Thiers keine Folge gegeben und ſich im Verlauf des Jahres 1866 an dem deutſchen Kriege nicht betheiligt.

Im Anfang des Jahres 1865 gab Napoleon III. ein von ihm ſelbſt geſchriebenes Buch „Das Leben Cäſars“ heraus, worin er ſeinen großen Oheim mit Cäſar, ſich ſelbſt mit Octavianus Auguſtus verglich und prophezeite, der neue Imperialismus in Frankreich ſey für die Völker ſo nothwendig und heilſam und werde daher auch ſo lange

dauern, wie das altrömiſche Kaiſerthum, welches Cäſar und Auguſtus nach den großen Bürgerkriegen gründeten. Je mehr Anſpruch in dieſem Buche lag, umſomehr fand es Zweifler und Spötter, wurde aber vom Publikum verſchlungen, in alle Sprachen überſetzt und weithin verbreitet. Unter den Gegenſchriften wurden die Briefe des Labienus von A. Regeard am berühmteſten, weil darin im Porträt des Auguſtus Napoleon III. witzig karrikirt war. Gerade weil der Napoleonide ſeiner Dynaſtie eine lange Zukunft verſprach, machte ſein Buch den Eindruck, er ſey derſelben keineswegs ſicher und man erinnerte ſich, daß Ludwig Philipp eben ſo voreilig die Zukunft für ſeine Dynaſtie in Anſpruch genommen habe, indem er die unpopuläre ältere Linie der Bourbons mit den zweimal aus England vertriebenen Stuarts und die Linie Orleans mit dem Hauſe Hannover verglich, welches im Einklang mit dem Parlamente heute noch immer in England in vollkommener Sicherheit regiere. — Regeard floh nach Brüſſel, ſchrieb dort noch eine bittere Satire la pauvre France, und beleidigte den Kaiſer dergeſtalt, daß das belgiſche Fremdengeſetz auf ihn angewendet und er über die deutſche Grenze ſpedirt wurde, im September 1865.

Im Jahr 1861 verlor der arme Patterſon (Sohn Jeromes aus deſſen erſter Ehe mit einer Miß Patterſon in Nordamerika) den Proceß, den er eingeleitet hatte, um ſein Erbrecht geltend zu machen. Die Ehe war vom Papſt ſelbſt als gültig anerkannt, aber von Napoleon I. verworfen worden. Der berühmte Berryer plaidirte für Patterſon, aber vergebens.

Von der vertriebenen bourboniſchen Familie erfuhr man nicht viel. Die ältere Linie gerieth ſehr in Armuth. Der Graf von Chambord, Chef der älteren Linie, mußte 1864 die Güter ſeiner Mutter, der Herzogin von Berry, verkaufen. Der Graf von Paris, Chef der jüngeren Linie, vermählte ſich in demſelben Jahre mit ſeiner Couſine,

der Prinzessin Marie Isabella, Tochter des Herzogs von Montpensier in Sevilla.

Seitdem Napoleon III. in Frankreich regierte, geschah nicht mehr viel für Algerien. Es war keine napoleonische, sondern eine bourbonische Eroberung und schon deswegen that er nicht mehr für sie, als nöthig war, sie gerade zu behaupten.

Im Frühjahr 1864 begann eine neue Erhebung fanatischer Araber gegen die Herrschaft der Franzosen in Algier. Man sagte, wegen des Steuerediks. Indeß hing die Erhebung mit einer andern im benachbarten Tunis zusammen und scheint von englischen Agenten geschürt worden zu seyn. Urheber des Aufstandes war Si Sliman, Sohn des Sidi Chigr ben Abu Bekr, des Hauptes einer mächtigen Familie, die vom Chalifen Abu Bekr abzustammen sich rühmte und die wichtigsten Gebirgspässe beherrschte. Der Sohn sah sich nach des Vaters Tode wegen seiner Jugend von den andern Familiengliedern zurückgesetzt, floh zu seinem Oheim Si El Tajab und unternahm mit ihm den Religionskrieg gegen die Franzosen, um sich unter seinen Landsleuten das Ansehen zu verschaffen, welches man ihm bisher verweigert hatte. Der Krieg begann, indem die Araber auf dem am weitesten vorgeschobenen französischen Posten Geryville am 7. April 1864 den Oberst Beauprêtre überfielen und mit 40 Franzosen und 60 Turkos ermordeten. Die ganze französische Armee in Algier wurde nun allarmirt und die Generale Martineau und Deligny schlugen die Araber, obgleich sie auf das verzweifeltste kämpften, am 26. April bei Ain Lakta und am 13. Mai bei Kenek el Saut und zerstörten ihnen viele Dörfer. General Jussuf reizte die treuen Araberstämme gegen die Empörer auf. Doch entkam Oberst Lapasset nur mit genauer Noth einem arabischen Ueberfall. Am 31. Mai gewann General Rose wieder einen Sieg und in diesem Kampfe fiel der Marabut Sidi el Azeray, der in diesem neuen Glaubenskriege den Propheten spielte. Im October

verfolgte General Jolivet den Marabut Si Lala und mußte die ſchwerſten Kämpfe mit einer überlegenen Macht des Feindes beſtehen.

Der Kaiſer ernannte an die Stelle des verſtorbenen Peliſſier den berühmten Marſchall Mac Mahon zum Gouverneur in Algier (8. Septbr. 1864) und reiste im Frühling 1865 ſelbſt dahin. In ſeiner Proklamation an das arabiſche Volk vom 6. Mai mahnte er dieſes Volk, daß zwei Millionen Araber gegen vierzig Millionen Franzoſen doch nichts ausrichten könnten, daß Gott allein Macht und Sieg verleihe, daß er es mit ſeinen afrikaniſchen Unterthanen wohl meine, ihren Stand erhöhen und nicht erniedrigen wolle und daß ſie mithin ihm vertrauen und gehorchen ſollten. Er machte eine Rundreiſe durch die vornehmſten Städte der Provinz, wurde überall gut empfangen und war am 10. Juni wieder in Paris.

Nach ſeiner Rückkehr gab er in ſehr freimüthiger Weiſe kund, was Algier fehle. Er veröffentlichte darüber eine eigene Broſchüre, worin es hieß: Die Regierung ſteht zwiſchen zwei Extremen, nämlich dem einer durchgreifenden Europäiſirung und dem einer Aufrechterhaltung der alten afrikaniſchen Einrichtungen. Die Provinz zählt nahe an 3 Millionen Muhamedaner, nahe an 2 Millionen Europäer und eine Armee von 76,000 Mann, iſt alſo zugleich ein arabiſches Königreich, eine europäiſche Colonie und ein franzöſiſches Lager. Die Lage der Araber, eines tapfern und intelligenten Volkes, iſt zu bedauern. Hinter ihnen ſtehen noch 15 Millionen ihrer Stammgenoſſen, die Frankreich nicht unterworfen ſind. Alſo verlangt ſchon die Klugheit, wenn nicht das ſtets von uns bevorzugte Nationalitätenprincip, daß Frankreich dieſes Volk für ſich gewinne durch Weisheit und Milde und durch Gewährung nationaler Rechte, auf die ſie natürlichen Anſpruch haben. Vor allem ſoll man die Eingebornen vor der franzöſiſchen Raubgier ſchützen, man ſoll ihnen nicht mehr ſo drückende Steuern auflegen, nicht ihren Grund und Boden confiſciren, ſie nicht zwingen,

Mit bewunderungswürdiger Treue, Klugheit und Standhaftigkeit hatten dieſe tapfern Soldaten das Unerträgliche geduldet und den Rettungsweg durch Wunder des Muthes ſich gebahnt. Beſonders heldenmüthig bewies ſich der Marſchall Ney, der den Nachtrapp der flüchtigen Armee führte, und unter den mehr als hunderttauſend Deutſchen, die im Gefolge Napoleons geſtritten und auf dieſer ſchrecklichen Flucht vernichtet wurden, zeichneten ſich vor allem die Bayern und die Schweizer durch ihr tapferes Beiſpiel, durch ihre Siege mitten in den Niederlagen aus.

Kapitel CCCCLXXI.

Preußens Erwachen.

Während Napoleon mit dem großen Centrum ſeines Heeres nach Moskau und von da zurück zog, waren auch die Flügel desſelben, doch minder eifrig, thätig geweſen. Die Oeſterreicher unter Schwarzenberg hatten in Volhynien einen langſamen und erfolgloſen Feldzug geführt, die Preußen unter York an der Oſtſee die Feſtung Riga belagert. Als Napoleons Flucht offenkundig geworden, zog ſich Schwarzenberg ins Oeſterreichiſche zurück und nahm eine neutrale Stellung ein, York aber capitulirte, oder vielmehr er ging im eigentlichen Verſtande zu den Ruſſen über. Die Franzoſen, die ſich noch in Polen und Preußen befanden, warfen ſich theils nach Danzig, theils nach den übrigen preußiſchen Feſtungen, die ſie noch vertragsmäßig beſetzt hielten. Mit ihnen flohen die Sachſen und Polen, ſobald die Ruſſen im Großherzogthum Warſchau einrückten, wurden aber von dieſen am 13ten Februar 1813 noch bei Kaliſch an der ſchleſiſchen Grenze eingeholt und geſchlagen.

lich gemeint war und daß Napoleon III. die Provinz nur behauptet, um ſich ſeinen Einfluß auf Nordafrika überhaupt zu erhalten und um ſeine Armee aus den braunen Wüſtenſöhnen zu rekrutiren.

Beachtenswerth iſt eine Aeußerung des berühmten Afrikareiſenden Rohlfs, der in ſeiner „Reiſe nach Marokko," welche 1868 erſchien, die Zuſtände im nordweſtlichen Afrika ſehr genau ſchildert. „Ich glaube, die Franzoſen können ſich nicht genug in Acht nehmen, wollen ſie nicht einen Tag erleben, wie ihn die Engländer in Indien gehabt haben. Bei einer Nation wie die Araber, deren ganzes Weſen, Leben und Treiben ſich auf die intoleranteſte Religion gründet, die exiſtirt, ſind Civiliſationsverſuche vergeblich. Wie ſind die Araber heutzutage nach mehr als 30jährigem Beſitze von Algerien? Die in den Städten haben alle ſchlechten Sitten der Franzoſen angenommen und helfen dem franzöſiſchen Pöbel im Abſinthtrinken, daß ſie aber dafür auch nur im geringſten chriſtlich-religiöſe Grundſätze angenommen hätten, daran iſt nicht zu denken. Forſcht man tiefer nach, ſo findet man, ſo geſchmeidig und umgänglich ſie äußerlich geworden ſind, daß ſie innerlich allen Haß und alle Verachtung gegen die Bekenner einer andern Religion bewahrt haben. Entfernt man ſich nun gar einige Stunden weit von der Stadt, ſo findet man, daß die Civiliſation dahin noch ganz und gar nicht gedrungen iſt. Der Araber unter ſeinem Zelte lebt nach wie vor und haßt die Chriſten eben ſo wie früher, und wenn er ſich enthält, einen Ungläubigen zu tödten, um dafür das Paradies zu erlangen, ſo geſchieht es nur aus Furcht vor dem ſtrengen Geſetze. Die Franzoſen hätten längſt wie die Engländer in Nordamerika mit den Eingebornen verfahren ſollen, nämlich dieſelben zurückdrängen, dann wäre Algerien heutzutage ein ruhiges, nur von Europäern bewohntes und cultivirtes Land. Man wird dies vielleicht hart finden und barbariſch und mit den civiliſirten Grundſätzen unſerer Epoche nicht übereinſtimmend. Vom Zimmer aus und

von Weitem ſind die Dinge jedoch ganz anders anzuſchauen als in der Nähe, und nothwendigerweiſe wird es bis zum letzten Tage immer Völker geben, die zum Beſten der allgemeinen Menſchheit den andern Platz machen müſſen. Vor allen Dingen ſollten die Franzoſen bis an den l'Ued Ssaura vorrücken und ihn mit allen ſeinen Nebenflüſſen nehmen, was auch die Unterwerfung Tuats zur Folge haben würde. Denn von hier aus werden ihnen die meiſten Ränke und Umtriebe geſchmiedet, und ſo lange ſie nicht dieſe natürliche Grenze innehaben, iſt im Süden der Provinz Oran an keinen dauerhaften Frieden zu denken."

Dieſer von Rohlfs (S. 85) ausgeſprochene Gedanke, nur ein gänzliches Ausrottungsſyſtem könne in Nordafrika helfen, verdient Beachtung. Man hat ſich aus dem Geſichtspunkt der Humanität über die ſchreckliche Wahrheit getäuſcht, daß es in der That unverbeſſerliche Beſtandtheile der Menſchheit gibt, welche auszurotten das einzig Zweckmäßige iſt. Kann man es den Yankees verdenken, daß ſie dieſes grauſame Syſtem auf die Rothhäute anwenden, wenn dieſe Jahr aus Jahr ein in die Dörfer der Weißen fallen und alles grauſam ermorden? Mit einem einzigen, wenn auch immerhin grauſamen Völkermorde wird auf einmal eine Unnatur abgeſchnitten, die ſich ſonſt Jahrhunderte fortpflanzen und immer neue Gewaltthaten, immer neues Elend gebären würde. Unſere Vorfahren haben einſt in den Grenzprovinzen des römiſchen Reichs die gänzlich verdorbene Römerrace ausgetilgt und haben wohl daran gethan. Wenn ſie es nicht gethan hätten, würde ganz Süddeutſchland von der Donau bis zu den Alpen heute nicht von Deutſchen bewohnt ſeyn, würde hier die deutſche Sprache nicht herrſchen, ſondern hätten wir hier ein halbromaniſches Miſchlingsvolk. Unſere Vorfahren waren unendlich praktiſcher, als wir es ſind. Sie hielten auf ihre Race und dachten, unſere Kinder zu verſorgen iſt beſſer, als Großmuth üben gegen eine

fremde verderbene Race. So lange man noch Platz neben einander hat, ſchadet die Humanität nichts; wenn aber die bisher herrſchende edlere Race durch eine ſchlechtere, nichtswürdige in ihrem Fortkommen beengt und genirt wird, dann müßte ſie jeglicher Energie, jeglichem Racestolz und jeglichen Pflichtgefühls für ihre Kinder entbehren, wenn ſie ſich nicht Platz machte.

Der dermalige Kaiſer der Franzoſen war indeß nicht geſonnen, die Coloniſation Algeriens ernſthaft und energiſch in die Hand zu nehmen.

Napoleon III. reiste viel im Jahre 1865. Nachdem er von Algier zurückgekehrt war, begab er ſich mit ſeiner Gemahlin nach Arenenberg, um ihr die Stätte zu zeigen, wo er ſeine Jugend verlebt hatte. Die Schweizer wetteiferten, ihn willkommen zu heißen (17. Auguſt) und er unterhielt ſich mit ihnen auf die liebenswürdigſte Weiſe. Auf dem Rückwege gingen in Neuſchatel die Pferde an einem Wagen des Gefolges durch und die Prinzeß Murat erhielt eine Verletzung, weshalb die Kaiſerin einige Tage zurückblieb, um ſie zu pflegen.

Im folgenden Monat reiste der Kaiſer nach Spanien und beſuchte das ſpaniſche Königspaar, welches ihm zu dieſem Zwecke entgegengeeilt war, am 9. in S. Sebaſtian, worauf ihm der ſpaniſche Hof am 11. den Gegenbeſuch in Biarritz machte. Dahin kam am 10. October auch das portugieſiſche Königspaar.

Elftes Buch.

Frankreichs innere Zuſtände.

Im Innern neutraliſirte Napoleon III. die Parteien ganz eben ſo, wie er in ſeiner äußern Politik die Großmächte gegen einander gravitiren ließ.

Am meiſten Rückſicht nahm er auf die klerikale Partei und das dem Klerus anhängende Landvolk und auf der andern Seite auf die arbeitende Claſſe. Das Landvolk und die ſtädtiſchen Arbeiter bildeten den Kern des Volks. Ihnen alſo ſuchte er vorzugsweiſe zu genügen. Auf die Bourgeoiſie, die ſ. g. gebildeten Claſſen, welche mit dem vulgären Liberalismus unter Ludwig Philipp die Herrſchaft behauptet hatten, nahm er am wenigſten Rückſicht und trieb mit ihnen eigentlich ein übermüthiges Spiel, indem ſeine Thronreden und öffentlichen Kundgebungen es nie an liberalen Phraſen fehlen ließen, während er die Freiheit in Frankreich doch gerade am engſten und unnachſichtlichſten beſchränkte.

Der Senat und der geſetzgebende Körper hingen ganz von ihm

ab, wie einſt unter ſeinem Oheim und aus demſelben Grunde. Der Senat wurde von ihm ernannt, das Wahlrecht zum geſetzgebenden Körper war beſchränkt und wurde von einer Mehrheit ausgeübt, die der kaiſerlichen Regierung aus Nützlichkeitsgründen und großentheils auch aus Ueberzeugung ergeben war. Frankreich genoß Ruhe und Ordnung, die Arbeiter waren beſchäftigt; Frankreich hatte Erwerbungen von außen gemacht und nahm unter den Großmächten Europas beinahe wieder den erſten Rang ein. Das war viel. Die Partei, welche noch mehr, nämlich die ſ. g. Freiheit forderte, bedachte nicht, daß die Freiheit in Frankreich von jeher nur das Aushängeſchild war für Leidenſchaften, welche die Nation in ihrer ganzen Tiefe aufwühlten. Auch waren die Motive, von welchen ſich die allmälig erſtarkende Oppoſition in der Preſſe und in dem geſetzgebenden Körper leiten ließ, keineswegs das Bedürfniß politiſcher Freiheit oder edle Entrüſtung über Tyrannei. Man muß eine relative und wechſelnde Oppoſition von der dauernden und ſyſtematiſchen in Frankreich unterſcheiden. Nur zeitweiſe machten hier die Klerikalen, dort die wahrhaft Freiſinnigen Oppoſition gegen die Regierung, wenn die letztere ſich, namentlich veranlaßt durch ihre auswärtige Politik, bald den kirchlichen Forderungen eine Grenze zu ſetzen, bald die Revolutionspropaganda zu zügeln genöthigt ſah. Es iſt notoriſch, daß Napoleon III. nur dann ſchroffer gegen den Episcopat auftrat, wenn dieſer eine gewiſſe Grenze der kaiſerlichen Autorität überſchreiten wollte, und daß er auch eine ſtrengere Polizei nur handhaben ließ, wenn ihn neue Verſchwörungen dazu nöthigten, daß er aber im Allgemeinen die Kirche ſchützte und mit den Biſchöfen in gutem Einvernehmen zu bleiben ſuchte, wie er auch andererſeits für die arbeitende Claſſe große Sorgfalt hegte und ihr ſomit keinen Anlaß mehr gab, in Emeuten auszubrechen. Von ganz anderer Art war die ſyſtematiſche Oppoſition, welche die Bourgeoiſie, die unter Ludwig Philipp geherrſcht

hatte und jetzt gestürzt war, der kaiserlichen Regierung zwar unter liberalem Aushängeschild, doch wirklich nur zu dem Zwecke machte, einen Regierungswechsel herbeizuführen und das Haus Orleans wieder auf den Thron zu bringen. Mit diesem Hause hoffte die Bourgeoisie auch wieder ihre alte Macht zu erlangen, die Macht des Kapitals und der Freigeisterei, die Macht, zum Besten der reichen Unternehmer die Arbeiter wieder zu Sclaven zu machen, oder sie, wie unter Casimir Perier, niederschießen zu lassen, und die Macht, Gott zu lästern im Geist Voltaires und Renans, die Kirche zu plündern, die christliche Religion auszurotten und die Zukunft zwischen Heidenthum und Judenthum zu theilen. Aber der Imperialismus des 2. Dezember hatte der Bourgeoisie eine lange und wohlthätige Furcht eingejagt.

In dieser Furcht war noch immer Witz, denn die Franzosen können über alles lachen. Beim Napoleonsfest am 15. August 1864 hörte man auf den elysäischen Feldern einen lauten Ruf: où est Lambert? und wie ein Lauffeuer pflanzte sich dieser Ruf durch ganz Paris fort und ein unbedeutender Zufall*) wurde von der politischen Langeweile zu einer Demonstration benutzt, so daß die Polizei den Ruf verbieten mußte.

Die Vorgänge in Italien übten eine starke Rückwirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich. Je nachdem Napoleon III. durch seinen Einfluß auf Victor Emanuel und durch die französische Besatzung in Rom bald den Papst schützte, bald ihn wieder in seinen Rechten beschränkte, erregte er dadurch auch bei der kirchenfreundlichen und kirchenfeindlichen Partei in Frankreich abwechselnd Sympathieen und Antipathieen. Allein die letztern waren ihm nicht ge-

*) Eine im Gedränge von ihrem Mann getrennte Frau soll nach ihm gerufen haben.

fährlich. Im geſetzgebenden Körper verſtand es ſein Sprechminiſter Billault, durch überlegene Rednergabe der ſchwachen Oppoſition jederzeit zu beweiſen, daß ſie Unrecht habe, und daß ihre Beſorgniß unbegründet ſey. Und wirklich konnte nicht einmal die Preſſe gegen den Imperator aufkommen. Denn wenn er auch einmal genöthigt war, allzu kühnen Biſchöfen zu drohen, ſo vollzog er doch die Drohung nicht und zeigte ſich den Kirchenmännern wieder mild und gnädig, und wenn er auch einmal ſeine Polizei gegen Unruhſtifter und Verdächtige einſchreiten ließ, ſo überfloſſen doch ſeine und ſeiner Miniſter Lippen von liberalen Betheuerungen und von dem civiliſatoriſchen Berufe Frankreichs, welchen die Regierung nie aus den Augen verliere. Die Phraſe: „das Kaiſerreich iſt der Frieden," galt dem Ausland; die andere Phraſe: „das Kaiſerreich iſt die Freiheit," war auf das Inland berechnet und beide Phraſen wurden in unendlichen Variationen in einem eigenthümlich belehrenden, orakelnden, die Kammern und die Nation mit tiefer Ironie hofmeiſternden Tone vorgetragen.

Vom conſtitutionellen Standpunkt aus kann man ſich in der That keine ärgere Spötterei denken, als die, welche Napoleon III. mit den Kammern trieb, indem er am 25. November 1860 im Moniteur verkündete: „Indem wir den großen Staatskörpern eine direktere Theilnahme an der allgemeinen Politik und einen eklatanten Beweis unſeres Vertrauens geben wollen, beſchließen wir: Der Senat und der geſetzgebende Körper werden alljährlich in Erwiderung auf unſere Thronrede eine Adreſſe votiren und die Adreſſe in Gegenwart von Regierungscommiſſären berathen, welche Aufklärung über die innere und äußere Politik des Kaiſerreichs geben werden."

Niemand erbitterte ſich darüber mehr als Favre, der 1861 im geſetzgebenden Körper den kaiſerlichen Liberalismus nur als eine grobe Täuſchung bezeichnete, denn wer im Jahre 1858 Frankreich (nach dem

Orſini'ſchen Attentat) unter das Ausnahmegeſetz geſtellt habe, dürfe mit den Prinzipien von 1789 nicht prahlen.

Ein Hirtenbrief des Biſchof von Orleans, deſſen wir ſchon in der italieniſchen Geſchichte gedacht haben, veranlaßte den Kaiſer, noch ſchärfer gegen den Klerus vorzugehen, und ſein Juſtizminiſter Delangle mußte denſelben an die Geſetze erinnern, wonach Prieſtern, welche Regierungshandlungen tadeln, Strafen angedroht werden.

Im Mai 1861 brach ein merkwürdiger Conflict unter den franzöſiſchen Freimaurern aus; — der bisherige Großmeiſter derſelben, Prinz Murat, hatte ſich nämlich als Candidat für den neapolitaniſchen Thron auf alle Fälle den Papſt zu befreunden geſucht. Da nun die Maurerei Erbfeindin der Kirche iſt, wurde dem Prinzen ſein Schönthun mit Rom höchlich übel genommen und die Mehrheit der Maurer wählte den Prinzen Napoleon zu ihrem Großmeiſter, der ſich ſchon ſattſam als Feind der Kirche kund gegeben hatte. Der Kaiſer ließ jedoch dieſe Wahl nicht gelten, annullirte ſie am 22. Mai und hielt den Prinzen Murat aufrecht, ſey es, daß er die demokratiſchen Elemente in den Logen nicht wollte zur Herrſchaft kommen laſſen, oder daß er in dieſer Frage, wie in jeder, nur einfach beweiſen wollte: Ich allein habe zu befehlen. Später hat er dem Orden ſeinen Marſchall Magnan zum Großmeiſter octroyirt.

Im Juni hielt der Abgeordnete Keller aus dem Elſaß im geſetzgebenden Körper eine Rede, worin er ſeinerſeits beweiſen wollte, daß, wenn der Kaiſer auch allein befehle, es doch nur durch Mittel geſchehe, die Frankreich beſchämen müßten. Er nannte den in dieſen Mitteln waltenden Organismus geradezu ein teufliſches Syſtem und verbreitete ſich insbeſondere über die ganz von der Regierung abhängige Preſſe, deren zahlloſe Organe nur das Echo befohlener Lügen ſeyen. Die Biſchöfe ließen ſich inzwiſchen durch die Maßregelungen des Juſtizminiſters nicht einſchüchtern. Der Erzbiſchof von Rennes,

der im Auguſt aus Rom zurückkam, hielt vor Tauſenden von Wallfahrern eine flammende Rede, worin er das Volk beſchwor, am Felſen Petri feſtzuhalten, und mit den Worten ſchloß: Les Empereurs passent, les Papes restent!

Prinz Napoleon, den man anfangs wegen ſeiner Dicke plonplon, ſeit dem Krimkriege aber craint plomb (der ſich vor Blei fürchtet) nannte, vermochte ſich nicht populär zu machen und kam wieder einmal in eine ſchlimme Situation. Als nämlich die Herzogin von Kent, die Mutter der Königin von England, geſtorben war, wohnten deren Leichenbegängniß auch die Prinzen von Orleans bei, worüber ſich die franzöſiſche Preſſe ſehr erbittert äußerte, in der Vorausſetzung, der engliſche Alliirte hätte mehr Rückſicht für den gegenwärtigen Beherrſcher Frankreichs nehmen und den Prinzen des abgeſetzten Hauſes keine Ehre erweiſen ſollen. In Folge dieſer Schmähungen forderte einer der gedachten Prinzen, Heinrich Herzog von Aumale, den Prinzen Napoleon zum Zweikampf heraus. Dieſer lehnte es ab und nun erſt, im April 1861, ließ Aumale eine geiſtvolle Brochure drucken, worin er auf die Rede des Prinzen Napoleon im Senate Bezug nahm und ihm nicht nur einen Spiegel vorhielt, ſondern auch die ganze damalige Lage Frankreichs als eine unglückliche beklagte, da die Regierung der gewaltthätigſte Despotismus ſey, welcher ſich dadurch noch verhaßter mache, daß er die Doppelmaske bald der Prinzipe von 1789, bald eines Gläubigen und Beſchützers der Kirche vornehme. Unter andern appellirte er an das Nationalgefühl und an die franzöſiſchen Soldatenherzen, indem er hervorhob, wie ſchändlich man die franzöſiſche Jugend und den hochherzigen Grafen Pimodan bei Caſtel Fidardo verrathen und aufgeopfert hat. Natürlicherweiſe hatte die Flugſchrift den Zweck, den Franzoſen zu ſagen, Napoleon III. hat eure Wunden nicht geheilt, ſondern euch nur noch ſchwerere geſchlagen, welche wirklich zu heilen, wie er zu verſtehen gab, vielleicht

Der König von Preußen hatte sich von Berlin, das noch in den Händen der Franzosen war, schleunig nach Breslau begeben, und erklärte von hier aus Krieg gegen Frankreich. Er ging dem russischen Kaiser entgegen, und schloß mit ihm zu Kalisch am 28ten Februar ein festes Schutz- und Trutzbündniß. Die Zeit der Rache war gekommen. Alle Preußen brannten vor Begierde, das verhaßte Joch abzuwerfen, die Schmach von 1806 zu sühnen und die alte Ehre wieder zu gewinnen. Freudig eilten sie zu den Fahnen, freudig brachten sie jedes Opfer, die tief verarmte Regierung zu unterstützen. Die ganze männliche Bevölkerung trat unter die Waffen. Man verstärkte das stehende Heer; man bildete bei jedem Regiment Schaaren von freiwilligen Jägern, den Söhnen der höhern Stände, die sich selbst ausrüsteten; man errichtete wie in Oesterreich neben dem stehenden Heer eine zahlreiche Landwehr, und traf sogar Anstalt, auch die zurückbleibenden Hausväter und Alten unter dem Namen des Landsturms für den Nothfall zu bewaffnen. Zu den ungeheuren Kosten dieser Ausrüstung trug das begeisterte Volk neben den Lieferungen und Steuern durch freiwillige Beiträge so viel und reichlich bei, als nur in seinen Kräften stand. Zwischen dem Volk und der Regierung herrschte das innigste Vertrauen, ein stolzes herrliches Gefühl beseelte alle. Man war entschlossen, auf Tod und Leben zu kämpfen, und da die Preußen die gerechteste Ursache zu diesem Kriege hatten, und ihr Alles dran setzten, so zweifelten sie auch nicht am Siege. Das Recht, die Ehre, die Freiheit, das Vaterland setzten sie in jene wundervolle Begeisterung, die von jeher die Mutter unsterblicher Thaten gewesen ist.

Für Rußland war der Beitritt Preußens von wesentlicher Wichtigkeit, denn schon sammelte Napoleon eine neue furchtbare Macht; der Rheinbund blieb ihm treu,

das Haus Orleans berufen ſeyn würde. Dieſe Flugſchrift war ſchon überall verbreitet, ehe ſie confiscirt werden konnte. Der Herausgeber Dummerey wurde mit einem Jahr Gefängniß und einer Geldbuße geſtraft. Prinz Napoleon trug indeſſen aus dieſem ganzen Handel wenig Ehre davon.

Trotz aller böſen Reden, die der Kaiſer von der klerikalen und demokratiſchen Oppoſition und nun auch von Aumale zu hören bekam, durfte doch niemand in Frankreich wagen, ihm mit einer That entgegen zu treten, und er blieb vollſtändig Herr der Situation im Innern.

Da der äußere Friede erhalten blieb, ſorgte der Kaiſer dafür, daß ſeine neugierigen Pariſer immer von etwas Neuem zu reden hatten, wie man dem Hund einen Knochen hinwirft, um daran zu nagen. Die Gegenſtände des Tagesgeſprächs mußten aber beſtändig wechſeln, damit keine Partei übermüthig werde oder die andere beneide. Inmitten dieſer Comödie ſaß der Director mit ſouveräner Verachtung aller der Puppen, die er ſpielen und zuſchauen ließ. Im Dezember 1860 ließ er zwei Spektakelſtücke auf der Pariſer Bühne in die Mode bringen, le massacre de la Syrie, worin dem kriegeriſchen Sinn der Franzoſen geſchmeichelt, ihm ſelbſt aber Körbe voll Weihrauch geſtreut wurden, und Mortara, die famoſe Geſchichte des Judenjungen, welche die Engländer und die deutſchen Philiſter ſchon längſt bis zum Ekel ausgebeutet hatten, die aber von dem Privatſecretär des Kaiſers neu in die Scene geſetzt werden mußte, um die klerikale Partei zu ärgern.

Im Januar 1361 erprobte Ollivier, der liberalſte Sprecher im geſetzgebenden Körper, und Veuillot, der beredte Publiciſt der klerikalen Partei, die Tragweite der kaiſerlichen Conceſſionen, und ſuchten um die Erlaubniß nach, ein Parteiblatt herausgeben zu dürfen, es wurde ihnen jedoch abgeſchlagen. Der berühmte Prediger Lacordaire,

welcher damals gerade an Tocqueville's Stelle in die Akademie gewählt wurde, pries in ſeiner Antrittsrede die Freiheit gegenüber dem Despotismus, und Guizot übertraf noch in der nachfolgenden Rede die vorhergehenden. Daran reihten ſich Verfügungen, welche dem geſetzgebenden Körper mehr Freiheit und Oeffentlichkeit der Debatte ſicherten. Kurz vorher hatte der Conſtitutionel mit großer Oſtentation das neue franzöſiſche Staatsrecht verkündet, welches dem Königthum von Gottesgnaden, dem Erbrecht und der Perſonalunion das allgemeine Stimmrecht und das Nationalitätenprinzip entgegenſetzt. Dieſe Demonſtration wurde indeß nicht anders aufgenommen, als ſie gemeint war. Kein Menſch ließ ſich dadurch täuſchen. Das Regime blieb ſo deſpotiſch, der geſetzgebende Körper ſo ohnmächtig, wie vorher.

Am 6. April 1862 wollte der Erzbiſchof von Toulouſe eine große kirchliche Feier zu Ehren der Pariſer Bluthochzeit veranſtalten, was ihm jedoch von der kaiſerlichen Regierung unterſagt wurde. Das Militär blieb dem Kaiſer ergeben, wenn es auch hin und wieder nicht ganz mit ſeinem Verfahren zufrieden war. Marſchall Vosquet, der Liebling der Armee, ſtarb 1861. Daß die mit ſeinem Waffengefährten, dem gleichfalls ſehr beliebten Lamoricière, kämpfenden tapfern Franzoſen bei Caſtel Fidardo dem italieniſchen Verrath unterlegen waren, machte viel böſes Blut in den franzöſiſchen Lagern, und dieſem Grell machte Marſchall Peliſſier Luft in dem offenen Briefe, in welchem er dem General Cialdini mit dem Abſatz ſeines Stiefels drohte. Auch damit war man unzufrieden, daß der Kaiſer die mit wenig Anſtrengung errungenen Erfolge franzöſiſcher Waffen in China wichtig genug nahm, um den General Montauban, der dort commandirt hatte, mit einer reichen Dotation zum Grafen von Palincao zu erheben, wobei die Begünſtigung einer Dame mit ins Spiel kam. Am meiſten Unzufriedenheit regte ſich im Militär aus Anlaß der mexikaniſchen Expedition. Sie war nicht populär. Die Soldaten gingen ungern in

ein ſo entferntes Land, wo Verrath ſie empfing, Verrath ihnen folgte und Verrath ſogar ſie commandirte. Ein gewiſſer heldenmüthiger Inſtinct ſagte ihnen bald, daß dort keine Ehre zu holen ſey. Daher wie in der Geſchichte der Expedition berichtet iſt, ein Zuavenregiment ſich unterwegs empörte. Andere weigerten ſich, überhaupt abzugehen. Als im October 1863 das 18. und 38. Linieninfanterieregiment in der Garniſon Paris den Befehl erhielten, zur Verſtärkung der franzöſiſchen Armee nach Mexiko abzugehen, und der Oberſt des 18. Regiments ſeine Offiziere verſammelte, um ihnen den Befehl mitzutheilen, antwortete ihm ein tiefes Schweigen. Der Oberſt wiederholte das Geſagte, aber die Offiziere verharrten ſämmtlich in ihrem Schweigen und er entließ ſie. Gleich darauf entwarfen ſie ein gemeinſchaftliches Schreiben an den Oberſten, worin ſie ihn ihrer vollen Achtung verſicherten und ihr ungewöhnliches Benehmen einzig mit dem Umſtande entſchuldigten, daß ſie den Marſchbefehl nach jedem andern Lande als Mexiko mit dem größten Enthuſiasmus würden aufgenommen haben. Die Regimenter blieben in Paris. So meldeten die Zeitungen.

In der Preſſe fand der napoleoniſche Imperialismus geiſtreiche, aber ohnmächtige Gegner. Graf Montalembert pries in einem Buch über England die freie Verfaſſung dieſes Landes im Vergleich mit dem in Frankreich herrſchenden Despotismus und beſeufzte in einem andern Buche „Die Nation in Trauer" das Unglück der Polen und ihrer Kirche. Odilon Barrot ſchrieb ein ſehr intereſſantes Werk über die Decentraliſation Frankreichs. Dieſer alte Liberale bekannte, ſeine Partei habe ſich ſeit der Reſtauration einem groben Irrthum hingegeben, ſofern ſie die Centraliſation gut geheißen habe, welche von den frühern franzöſiſchen Königen unter Annullirung der provinziellen und corporativen Rechte durchgeſetzt worden ſey, um alle Gewalt in der Regierung allein zu vereinigen. Der Convent habe dieſe Centraliſirung beibehalten, ja noch verſchärft, um unter den damaligen Wirren

und Kriegen die nationale Einheit feſtzuhalten, und Napoleon I. habe ſich wohl gehütet, von ſeiner Allgewalt auch nur den kleinſten Titel an eine Vertretung des Volks, der Provinzen, Corporationen und Communen abzutreten. Aber durch dieſe Einheit ſey die Freiheit unterdrückt worden. Die franzöſiſche Nation habe ein natürliches und ein hiſtoriſches Recht auf Freiheit und daſſelbe könne nur geſichert werden durch Decentraliſation. Frankreich ſolle wieder ein lebendiger Organismus in geſunder Gliederung werden. Jede ſeiner Provinzen und Communen ſolle wie in England und Deutſchland das verhältnißmäßige Recht der Selbſtverwaltung wieder erlangen und nicht mehr in Bezug auf jede Kleinigkeit alleinige Befehle von Paris her einholen und empfangen müſſen.

Im geſetzgebenden Körper wurde am 6. April 1865 ein Antrag auf Decentraliſation geſtellt, fiel aber durch. In den Provinzen wünſchte man ſehr, eine freiere Bewegung der Gemeinden zu erlangen, und am 20. Juli beſchloß eine Verſammlung zu Nancy, die Regierung darum anzugehen, daß der Maire künftig nur aus dem Gemeinderath gewählt würde und daß die Adminiſtrativ-Juſtiz eingeſchränkt werden möchte. Alles ohne Erfolg. Ein Rundſchreiben Lavalettes, Miniſters des Innern, vom 20. September ſchärfte den Präfecten ein, nicht zu dulden, daß gemeinderäthliche Beſchlüſſe zur Oeffentlichkeit gelangten, noch daß in den Gemeinderäthen Dinge berathen würden, die außerhalb der Grenzen der Gemeindeverwaltung lägen.

Odilon Barrot erfuhr die Genugthuung, daß Napoleon III. ſelbſt den Gedanken der Decentraliſation guthieß und in einem öffentlichen Schreiben Reformen in dieſem Sinne ankündigte, im Juni 1863. Allein man zweifelte an einer ernſtgemeinten Durchführung. Napoleon III. erweiterte auch die Befugniſſe des geſetzgebenden Körpers und drückte ſelbſt den Wunſch aus, es möchte mehr Leben in die parlamentariſchen Verhandlungen kommen. Allein man ſah darin

nur eine Vorſpiegelung, eine Koketterie mit dem Liberalismus, um der großen liberalen Partei in Europa Sand in die Augen zu ſtreuen und hauptſächlich um die Sympathien der engliſchen Nation nicht zu verſcherzen. Als die Wähler Frankreichs die neuen Conceſſionen ausbeuten wollten und alle altberühmten Namen der legitimen, orleaniſtiſchen und republikaniſchen Parteien in den Candidatenliſten wieder auftauchten, ſorgte die Regierung nicht nur durch ihre Beamten mittelſt der Wahlbeherrſchung für die energiſche Zurückweiſung der meiſten Oppoſitionscandidaten, ſondern erklärte ſich auch öffentlich in der Preſſe. Herr von Perſigny, des Kaiſers älteſter Vertrauter, erließ am 28. Mai 1863 ein Rundſchreiben in alle Departements und ließ es zugleich in allen Straßen von Paris anſchlagen. Darin hieß es, zum erſtenmale wagten die Parteien gegen das Kaiſerreich aufzutreten, indem ſie Feinde deſſelben in die Kammer wählen wollten, mißkennend die Wohlthaten und die Größe, welche Frankreich dem Kaiſerreiche verdankt. Da ſie dieſes Große nicht leugnen könnten, verdächtigten ſie die Mittel, durch die es erreicht worden, und verbreiteten lügenhafte Gerüchte über die Finanzverwaltung. Das war hauptſächlich gegen Thiers gerichtet, von dem man fürchtete, er werde in der Finanzfrage die ſchwächſte Seite des Kaiſerthums angreifen. Die Sprache der Regierung war beſtimmt und furchtlos. Auch wurden die Erwartungen der Oppoſition durch die Wahlen getäuſcht. Sowohl Odilon Barrot, als Graf Montalembert fielen durch. Im Ganzen wurden nur etliche und zwanzig Männer der Oppoſition gewählt und darunter außer den bisherigen von den alten parlamentariſchen Berühmtheiten nur Berryer und Thiers.

Thiers war immer noch der alte, daher von Napoleon mehr verachtet als gefürchtet und tief darüber erbost. Er konnte weder ein Portefeuille erlangen, noch dem Kaiſer gefährlich werden, denn wäre das letztere der Fall geweſen, ſo wäre er verbannt geblieben

und nicht begnadigt worden. Daß er wieder im geſetzgebenden Körper an die Spitze der Oppoſition trat, war dem Kaiſer vielleicht lieb. Nur ein neuer Lafayette, ein Mann von Ehre und edler Schwärmerei hätte ihm gefährlich werden können, nicht aber ein ſo eitler, charakterloſer und längſt verrufener Intrigant. Nur die Anhänger des Hauſes Orleans lobprieſen dieſen kleinen Thiers und hofften, er werde wenigſtens zum Sturz des Napoleoniden mitwirken. Man widmete dem nichtswürdigen Helden der parlamentariſchen Corruption daher Huldigungen, die er nicht verdiente. Er fing aber, boshaft genug, ſeine Oppoſition mit einem Angriff auf die Finanzverwaltung des Kaiſerthums an, die allerdings deſſen ſchwächſte Seite war.

Zugleich wurden in verſchwenderiſcher Weiſe Conceſſionen zu Eiſenbahnunternehmungen ertheilt. Man wollte möglichſt ſchnell ein vollſtändiges Eiſenbahnſyſtem haben und das Publikum betheiligte ſich dabei in Maſſen. Aber das Börſenſpiel, die Agiotage gerieth dabei in einen früher nie gekannten Flor, und Spielwuth und Sucht, ohne Mühe zu gewinnen, verbreiteten ſich bis in die unterſten Claſſen. Bei dieſen Operationen bediente ſich der Kaiſer, um nicht von dem großen europäiſchen Gläubiger Rothſchild abhängig zu werden, des Juden Mirès (Meier). Dieſer hatte als Verwalter der Eiſenbahnkaſſe das ihm anvertraute Geld zu den tollſten Spekulationen verwendet. Um die öffentliche Meinung zu beherrſchen, hatte er zwei große Journale (Conſtitutionel und Pays) angekauft, aber in kurzer Zeit ſeine Kaſſe und ſeinen Kredit dermaßen angeſtrengt, daß er am 18. Februar 1861 plötzlich verhaftet wurde. Man erfuhr, der crédit mobilier allein verliere an ihm 8 Millionen und das geſammte Publikum 4—500 Millionen Franken. Die Anklage lautete, er habe ihm anvertraute Actien unterſchlagen und das Inventar gefälſcht. Mit ihm wurden auch die Mitglieder des Eiſenbahnverwaltungsraths angeklagt. Der Adminiſtrator der Kaſſe, Vicomte de Richemont, ſchoß ſich todt. Trotz

der auffallendſten Schuld kam Miré mit einem blauen Auge davon und wurde nach einiger Zeit wieder frei, weil er einem höhern Plane gedient hatte. Wie er es trieb, davon nur ein Beiſpiel. Er gab 100,000 Franken aus blos für Zeitungsartikel, durch welche er Aktien zu einem türkiſchen Anlehen in die Höhe treiben wollte. Er negociirte auch eine große ſpaniſche Anleihe und beſaß Grund und Boden im Werth von 9 Millionen. Ein Prinz von Polignac nahm keinen Anſtand, ſein Schwiegerſohn zu werden.

Ein zweiter, von Rothſchild unabhängiger Jude war Pereire. Ein Pariſer Correſpondent der Augsb. Allg. Zeitung ſtellte über beide folgende Betrachtungen an (1861 Nr. 59): „Die Theorie, großes Vermögen ohne Arbeit durch künſtliche Steigerung der Titel zu erkünſteln, beginnt ſich zu rächen. Die Actionäre vieler glänzenden Unternehmungen, welche während mehrerer Jahre große Dividenden zahlten und deren Actien in Folge deſſen aufs doppelte und dreifache geſtiegen waren, beginnen einzuſehen, daß ſie von ihrem Capital gelebt haben. Vor acht Tagen verſicherte Hr. Doubroux, der Director ‚der kaiſerlichen Compagnie der Wagen,‘ die Angelegenheiten der Geſellſchaft ſeyen in ſchönſter Ordnung, und er im Begriff einen ſehr günſtigen Contract mit der Stadt Paris abzuſchließen; jetzt iſt für die nächſten Tage eine Generalverſammlung der Actionäre ausgeſchrieben, und es ſcheint, daß die Zuſtände der Geſellſchaft ſehr gefährdet, ihre Verhältniſſe äußerſt zerrüttet ſind. Das Comptoir Bonnard ſoll nicht minder gefährdet ſeyn und bekanntlich fürchtet man ſogar, daß der Credit mobilier nur noch auf Wochen ſich halten kann. Hr. Iſaac Pereire, die Seele deſſelben, ſteht bekanntlich gleichzeitig an der Spitze ‚der großen Geſellſchaft der ruſſiſchen Bahnen.‘ Dieſe Geſellſchaft hat bis jetzt faktiſch 380 Millionen Franken verbaut, wofür ſich die Titel faſt ganz in franzöſiſchen Händen befinden ſollen, und zwar in dem Verhältniß, daß das Haus Stieglitz, welches von der

ersten Actienemission von 600,000 Stück 225,000 genommen, als es liquidirte nur 1000 besaß. Fast alle in Rußland gezeichneten Actien sind längst nach Frankreich zurückgeflossen. Die große russische Eisenbahngesellschaft will jetzt abermals in Paris ein Anlehen von 75 Mill. und zwar in 4procent. Actien zu 500 Fr., deren Emissionspreis 365 Fr. Die Vermittlung hat der Credit mobilier übernommen. Hr. Isaac Pereire als Chef des Pariser Credit mobilier leiht also dem Hrn. J. Pereire, dem Chef der großen russischen Eisenbahngesellschaft. Es ist also die Frage: bei welcher von beiden Unternehmungen ist Hr. J. Pereire am meisten engagirt? Die Gesellschaft hat sich verpflichtet 4162 Kilometer zu bauen, sie wird bis Ende 1862 davon 1700 beendigt haben, zunächst sind aber nur 530 Kilometer in Betrieb. Das ganze System umfaßt vier Linien, aber in Angriff ist nur die von St. Petersburg nach Warschau und die von Moskau nach Nischnei-Nowgorod genommen. Nach der Veranschlagung soll die erstere 36,000 Fr. per Kilometer einbringen, die letztere 30,000 Fr. In der That hat bis jetzt die Warschau-Petersburger Linie nur 14,000 Fr. per Kilometer ergeben. Das ist eine trostlose Aussicht für die Actionäre. Was die Verhältnisse so außerordentlich verwickelt macht und jedes Vertrauen eigentlich vernichten muß, ist, daß die Leiter von französischen Gesellschaften, deren Interessen nicht blos verschieden, sondern entgegengesetzt sind, dieselben Personen, und daß die höchsten Beamten der französischen Regierung, die eigentlichen Stützen des zweiten Dezember aufs tiefste bei Gesellschaften betheiligt sind, deren Geschäfte sie direct oder indirect von Amtswegen zu controliren berufen sind. Eine solche Verwaltung muß zu den unlösbarsten Widersprüchen, und bei nicht ganz lautern Charakteren zur Corruption führen. Die Corruption liegt, wie in dem ganzen Regime des zweiten Dezember, nicht blos in den Personen, sie liegt im System, und weil eben das System durchaus wieder persönlicher Natur ist, so kann das Kaiserreich

ſich weder von dem Syſtem noch von den Perſonen befreien. Es iſt viel Verwandtes zwiſchen dieſem finanziellen Getriebe und dem politiſchen. Durch die Accumulirung der Aemter hat man im letzteren Gebiet alle Controle, alle Sicherheit, welche die perſönlichen Intereſſen der Individuen bietet, illuſoriſch gemacht, wie in dem erſteren. Man gab am 24. November der Deputirtenkammer neue Rechte, welche derſelben wenigſtens einen Einfluß, und ſomit dem Volk einigen Theil an der Regierung ſichern ſollten, aber die Regierung wählt dieſe Deputirten durch die bureaukratiſche Maſchine und verbindet ſie ſich durch feſten hohen Jahresgehalt."

Im September 1861 traf Napoleon III. ernſte Maßregeln, um die Finanzen des Reichs in beſſere Ordnung zu bringen, nachdem den leicht verführbaren Franzoſen durch ſo vielerlei Finanzkünſte ſo viel Geld abgeſchwindelt worden, aber auch großentheils unter den Händen wieder verſchwunden war. Ein dritter Jude, Fould, wurde zum Finanzminiſter ernannt, um alle Wunden zu heilen. Alle dieſe dem Kaiſer dienſtbaren Juden nannte Rothſchild verächtlich nur „das kleine Judenthum."

Die conſolidirte Staatsſchuld betrug bei Napoleons I. Sturz nur 727 Millionen Franken. Der Finanzſchwindel unter Louis Philipp brachte ſie bis 1848 auf die Höhe von 5000 Millionen, ohne die ſehr bedeutende ſchwebende Schuld, welche nebenher lief. Unter Napoleon III. war die conſolidirte und die ſchwebende Schuld zuſammen im Jahr 1861 bereits auf mehr als 12,000 Millionen angeſchwollen. Die conſolidirte Schuld iſt durch Anleihen gedeckt, die ins große Schuldbuch (grand livre) aufgenommen ſind. Formen der ſchwebenden Schuld ſind die Schatzſcheine (bons du trésor) des Finanzminiſters, Sparcaſſengelder, hinterlaſſene Cautionen und Vorſchüſſe (receveurs généraux). Zur ſchwebenden Schuld gehören die Zahlungsrückſtände (découverts). Dazu kommt noch eine verdeckte Schuld in den obliga-

tions trentenairos, die Verzettelung einer augenblicklichen Schuld auf einen längeren Zeitraum. Außerdem iſt das Staatsvermögen beträchtlich vermindert worden durch Verkauf der Eiſenbahnen, großer Domänen des Staats und der Familie Orleans, großer Holzſchläge ꝛc. Kurz es iſt eine koloſſale Verſchleuderung und Schuldenmacherei. Da man nun nicht gut ſo fortwirthſchaften konnte, ohne den Credit zu verlieren, ſo unternahm der von Napoleon III. neu ernannte Finanzminiſter Fould, durch eine Denkſchrift vom 29. September 1861 eine großartige Reform in der Art vorzuſchlagen, daß der Credit durch eine dem Liberalismus gemachte Scheinconceſſion aufrecht erhalten, erhöht, ja ins Endloſe ausgedehnt werden ſollte. Der Miniſter rieth nämlich dem Kaiſer, „auf die Befugniß zu verzichten, ohne vorhergängiges Votum des geſetzgebenden Körpers über die Hülfsquellen des Staates zu verfügen.“ Das ſchien die ſtrengſte Controle und ſogar das Steuerverweigerungsrecht in ſich zu ſchließen, war aber nur eine Täuſchung, nur eine Lockſpeiſe, da der geſetzgebende Körper ſelbſt in ſeiner Zuſammenſetzung immer nur ein Werkzeug der Krone ſeyn konnte. Der Kaiſer folgte dem Rath ſeines Miniſters und machte dem geſetzgebenden Körper die gedachte Conceſſion, wobei er nicht verfehlte, dem europäiſchen Liberalismus ganz ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen. Denn mit dem finanziellen Zwecke in Bezug auf die innere Lage wurde hier ein politiſcher Bezug auf die äußere verbunden.

Die Tragweite der Fould'ſchen Reform wurde von einem Sachkundigen in der A. Allg. Zeitung (1861 Nr. 326) alſo bemeſſen: „Der geſetzgebende Körper ſoll das Budget nicht mehr blos miniſteriumweiſe votiren; die außerbudgetmäßigen Ausgabe-Anweiſungen (außerordentliche und Ergänzungscredite) ſollen unterbleiben; der Kaiſer bringt dieſes Opfer für ſich und ſeinen Sohn, im affectirten Ton des großgewordenen Parvenu. Die Danaer ſind aber zu fürchten, auch wenn ſie Geſchenke bringen. Herrn Foulds Reformplan iſt

Oeſterreich verhielt ſich neutral, die Polen waren ſchwierig und jeden Augenblick bereit, die Ruſſen wieder hinaus zu werfen, ſobald Napoleon erſchiene. Noch war Danzig, noch waren die Oderfeſtungen in der Gewalt der Franzoſen. Die Ruſſen ſelbſt waren durch den Winterfeldzug erſchöpft, und kaum 80,000 Mann hatten die Oder überſchritten. Wäre Preußen nicht mit ſeiner ganzen Macht aufgeſtanden, ſo hätte Napoleon die Ruſſen ohnfehlbar wieder zurückgetrieben.

Die Ruſſen und Preußen vereinigt aber durften es wagen, mitten in Deutſchland vorzudringen und den letzten entſcheidenden Kampf zu eröffnen. Sie erließen einen Aufruf an alle Deutſchen und rückten mit kaum 200,000 Mann, die ſie in der Eil zuſammenbrachten, in Sachſen ein, während die übrigen Truppen ſich erſt noch rüſteten und einübten. Aber Napoleon hatte die Gefahr eingeſehen, die ihm drohte, wenn er zauderte. Raſch, bevor noch die Preußen ihre Rüſtungen vollenden konnten, warf er ſich ihnen mit überlegener Macht entgegen. Er hatte, ſobald er nach Paris gekommen war, neue 300,000 Mann in Frankreich ausheben laſſen, einen großen Theil von alten Truppen in Spanien an ſich gezogen und auch die Rheinbundfürſten zu neuer Truppenſtellung gezwungen. So war er den Ruſſen und Preußen anfangs noch weit überlegen.

Kapitel CCCCLXXII.

Das Frühjahr 1813.

Ein fliegendes ruſſiſches Corps unter dem General Tettenborn war allen andern vorangeeilt und hatte ſich unbemerkt an der Oſtſeeküſte hingeſchlichen. Schon am 24ten März 1813 erſchien es in Hamburg und trieb die

in den Motiven und im Entwurf ſehr hohl, wenn man ihm den Speer der Kritik in die Weiche wirft. Es ſoll von jetzt ab nach großen Capiteln von der Kammer votirt werden, innerhalb dieſer aber die Regierung von nun an durch ‚Uebertragungen' der Specialpoſten zu einander gegen außerordentliche Bedürfniſſe ſich helfen, das Budget ſelbſt aber ſoll voller bemeſſen ſeyn. Das Princip der Specialität der Etatverwilligung iſt alſo für Herrn Fould im Jahr 1861 noch derſelbe Gräuel wie im Jahr 1851; er ſieht darin einen Uebergriff der geſetzgebenden Gewalt in den Bereich der Verwaltung: Alſo ſtatt der Supplementarcredite fortan Uebertragungen innerhalb der großen Capitel eines ‚wohlbotirten Budgets.' Damit iſt die offene Andeutung verbunden, daß man in Nothfällen das ganz ſtattliche Budget des Miniſteriums des Innern, des Handels und der öffentlichen Arbeiten übertragen wird; dieſes ‚Uebertragen' wird ſehr ergiebig ſeyn, zumal da im Nothfall in kürzeſter Zeit das Votum einer dienſtergebenen Kammer für außerordentlichen Mehrbedarf eingeholt werden kann. Die franzöſiſche Finanzperiode iſt einjährig. Die finanzielle Verwirrung wird nur andere Formen haben, vielleicht aber ſtörender wirken, da nun die wenigen productiven zu dem großen Heer der unproductiven Ausgaben werden ‚übertragen,' der ordentliche Dienſt in Handel, Polizei, öffentlichen Arbeiten leicht angegriffen werden wird. Wenn eventuell unnöthige und unproductive Ausgaben ſtatt durch außerordentliche Einnahmen mittelſt Schmälerung der productiven Ausgaben gedeckt werden, ſo iſt dieſer neue leitende Wirthſchaftsgrundſatz an ſich eher ſchlimmer als das bisherige Schuldenmachen."

Im Anfang des Jahres 1862 ſetzte Fould eine Rentenconverſion durch, wogegen Königswarter im geſetzgebenden Körper vergebens proteſtirte, obgleich er klar auseinanderſetzte, welche Mittel immer noch wie unter Miré und Pereire angewendet würden, um neu ausgege-

bene Papiere zu empfehlen und die Courſe in die Höhe zu treiben, wodurch das Publikum immer zuletzt betrogen würde, weil die Courſe nothwendig wieder fallen müßten. Erſt am Schluſſe des Jahres erfuhr man, die Regierungsjuden ſeyen vom Kaiſer alle nur in der löblichen Abſicht gebraucht worden, die Finanzen des Reiches wenigſtens vom Juden Rothſchild unabhängig zu machen, ſich wenigſtens gegen den Druck dieſes Hauſes zu wehren. Einem ungeheuern langfüßigen Kraken gleich, der auf dem Meere die Schiffe der verſchiedenſten Herren zugleich umſchlingt, haftet der Jude an den Finanzminiſterien und Staatscaſſen aller Staaten Europas und läßt ſie nicht mehr los, weil ſie nicht mehr im Stande ſind, gegen ſeinen Willen anders woher als durch ſeine Vermittlung Geld zu bekommen.

Noch läßt ſich nicht abſehen, wenn der große Bankerot aller Staaten der Judenherrſchaft ein Ende bereiten wird. Mit dem Sturz der Throne wäre es nicht gethan, denn wir ſehen in der reinen Demokratie Amerikas den nämlichen Börſenſchwindel, das nämliche Raffinement, wodurch die dummen Maſſen ſich ausbeuten laſſen. Es bedarf einer ſocialen und ſittlichen Revolution. Der Verſtand und die moraliſche Kraft des 19. Jahrhunderts ſcheint nicht auszureichen, um das Grundübel zu heilen.

Napoleons III. Operationen ſind aber inſofern von hohem Intereſſe, als in ihnen der Beweis liegt, der Knoten laſſe ſich nicht mehr löſen, ſondern nur noch zerhauen. Der Kaiſer verſuchte, finanziell auf eigenen Füßen zu ſtehen, erſt durch die große Nationalanleihe, dann durch die Nachahmung der Rothſchild'ſchen Praxis mit Hülfe anderer, von Rothſchild unabhängiger Juden die Börſe zu beherrſchen und die ungeheuren Gewinne, welche durch die künſtliche Hauſſe erzielt werden, für ſich zu behalten und nicht dem Hauſe Rothſchild zu überlaſſen. Der Verſuch mißlang. Gegen Ende des Jahres ſah ſich Napoleon III. genöthigt, ſich vor Rothſchild zu demüthigen, eine Ein-

ladung von demſelben anzunehmen, um eine Jagdpartie mit ihm zu machen.

Ein Pariſer Correſpondent der Augsburger Allg. Zeitung ſchrieb damals: „Rothſchild drückt vielleicht nicht gerade auf die Plane der Pereire-Fould'ſchen Hauſſe, aber er hilft auch nicht die Bewegung pouſſiren. Nichts aber iſt wichtiger für das jetzige Regiment als ein hoher Stand der Rente; ein Cours von 75 für die dreiprocentige iſt das Ideal des Bonapartismus, und der Tag, wo das erreicht würde, wäre ein zweiter Tag von Solferino für L. Napoleon. Es lohnt alſo der Mühe, die Großmacht Rothſchild mehr als gut zu behandeln und durch allerhöchſteigene Anerkennung dieſes realen Machtverhältniſſes das wieder gut zu machen, was der Miniſter durch einſeitige Bevorzugung der Pereire'ſchen Scheinmacht geſündigt hat. Ich ſage in dieſer Beziehung alles, wenn ich verſichere, daß nach allgemeiner Annahme die heutige Börſendepeſche nach Ferrières den beiden Potentaten die angenehme Nachricht einer Hauſſe bringt. Zu gleicher Zeit hat Rothſchild gerade jetzt noch in anderer Beziehung ſeine große Wichtigkeit für die kaiſerliche Politik. Das neue Miniſterium in Italien wird bald genug einer Anleihe bedürfen. Dafür iſt Rothſchild der gegebene Vermittler, der Freund in der Noth — gegen die nöthigen Procente. Es gilt nun dieſe Quelle für Italien zu verſtopfen, mindeſtens einigermaßen ſchwer zugänglich zu machen. Um ſolcher Zwecke willen bringt die kaiſerliche ‚Realpolitik' ſchon ein Opfer, und um ſolchen Beſuchs willen und für die darin liegende Anerkennung bringt auch Rothſchild ſein Opfer. Denn theuer genug kommt ihm allerdings die Ehre des heutigen Tages zu ſtehen; doch ſind es vielleicht nur Auslagen, nur Geſchäftsunkoſten, die ſich indirect wieder reichlich einbringen, wenn man, wie hier, mit ziemlicher Gewißheit wochenlang vorher weiß: am 16. Dez. geht die Rente in die Höhe. Wie geſagt, die Koſten dieſes Beſuches ſind enorm. Seit Wochen iſt das Inten-

banturperſonal des Hauſes Rothſchild in voller Thätigkeit für die Vorbereitungen geweſen: eine neue Auffahrt nach dem Schloſſe Ferrières iſt angelegt; für Kunſtwerke, Silber, Porcellan ſind bedeutende Summen verwandt; der chef de cuisine hat für Recherchen und Entdeckungen mehr verausgabt als bei uns ein Lieutenant Gage hat; der Kellermeiſter hat alle Tiefen ſeiner unterirdiſchen Räume erſchloſſen, wo die edelſten Weingeſchlechter ſeit Jahrzehnten der Ruhe pflegen; das Frühſtück ſoll die Kleinigkeit von etwa dreißig Gängen haben; während des Mahles wird das Perſonal der großen Oper ein eigens von Roſſini componirtes Geſangſtück (Ode oder Jägerchor) vortragen, und für die Jagd ſind die ſchon zahlreichen Piqueurs des Hauſes Rothſchild auf ungefähr hundert vermehrt und ſämmtlich neu eingekleidet. Man meint, daß Rothſchild mit einer Million nicht reicht, um die Koſten zu decken für dieſen Beſuch von wenigen Stunden und wenigen Perſonen."

Daß ſich der Napoleonismus oder der Heldengeiſt des Jahrhunderts vor dem Schachergeiſt beugen mußte, hätte eigentlich jedermann empören ſollen. Der practiſche Engländer aber meinte, Napoleon III. bemüthige ſich nicht umſonſt und der eigentlich Beſiegte und Betrogene werde zuletzt der Jude ſeyn, wie Shylok in Venedig. „Der Haß der Rothſchilds gegen Napoleon und umgekehrt war äußerſt heftig, daher die Pereires, Solars, Mirés und Comp.; die Verachtung James Rothſchilds gegen das, was er die ‚kleine Judenſchaft' nennt, war koloſſal. Man verwünſchte ſich gegenſeitig. Das Kaiſerreich ſchwur, Rothſchild zu beſiegen; der ‚große Baron' ſchwur, an dem Kaiſerreiche ‚vorüberzugehen.' Beide Parteien fügten ſich gegenſeitig alles Ueble zu, bis ſie ſich endlich verſöhnten. Wäre nicht Mexiko ſammt einigen andern Thorheiten in den Weg gekommen, ſo hätte das Kaiſerreich Rothſchild völlig beſiegt, aber Fould weiß nicht mehr, woher er Geld nehmen ſoll. Auf der andern Seite wurden

dem großen Baron alle fetten Geſchäfte aus der Hand gewunden, und er ſah bereits den Sturz ſeiner Weltmacht voraus. Daher die ſchließliche Verſöhnung, welche nicht verhindert, daß die Suprematie des Hauſes Rothſchild vorüber iſt. Der Großmogul der hauto finance iſt nicht mehr ſouverän; er iſt ein kleiner Fürſt geworden, der mit der ‚kleinen Judenſchaft' unterhandeln mußte. Dies betrachtet man hier als ein Ereigniß, das die allgemeinſte Aufmerkſamkeit verdient."

In demſelben Jahr, am 10. März 1865, ſtarb der Herzog v. Morny, Napoleons III. Halbbruder, Freund und Miniſter, der übrigens auch viel in Geldgeſchäften machte. Creizenach gab eine gute Schilderung von ihm: „Im Jahre 1793 machte der ſchreckliche Joſeph Leben als Commiſſär des Konvents ſeine Blutreiſe durch das nördliche Frankreich. Zu den Opfern, die er ſich in der Vaterſtadt Robespierre's, in Arras, auserſah, gehörte auch der Graf Flahault, der im Heere für einen verdienten Offizier galt. Die Wittwe des Hingerichteten entfloh mit ihrem zehnjährigen Sohne nach England. Hier völlig mittellos, theilte ſie das Schickſal der Ausgewanderten, die man im allgemeinen bemitleidete und einzeln von ſich wies. In die Nothwendigkeit verſetzt, für ſich und den Knaben zu ſorgen, wurde Adele v. Flahault Schriftſtellerin. Auf den Ertrag ihrer Werke angewieſen, fand Adele das Leben in England zu theuer und begab ſich 1796 nach Hamburg. Bald nach dem Frieden von Campo Formio begab ſie ſich nach Paris zurück. Der von ſolcher Mutterſorge gepflegte Knabe trat ſehr früh als Reiter in die Armee ein.

Die Gräfin Flahault gewann in Paris durch ihren feinen Geiſt und ihr talentvolles Benehmen — Eigenſchaften, die beim Herannahen des Kaiſerreiches doppelten Werth hatten — ein großes Anſehen. Sie gehörte zu den Damen, welche die alte franzöſiſche Anmuth aus dem Revolutionsſturm in die neue Zeit hinüber zu retten

wußten. In den Kreiſen, wo Eliſa Bonaparte waltete, wo Chateaubriands Ruhm auftauchte, galt literariſche Auszeichnung nicht gering. Ein großer Kenner der portugieſiſchen Literatur, José Maria de Souza-Bothela, lebte damals als Geſandter in Paris; er hat ſich durch Forſchungen über Camoëns einen Namen gemacht. Die Gräfin Adele vermählte ſich mit ihm und wurde Marquiſe de Souza, neun Jahre nach der Hinrichtung ihres erſten Gemahls.

Der junge Flahault that ſich im Dienſte ſo rüſtig hervor, daß Murat ihn unter ſeine Adjutanten wählte. Er ſtieg in Kriegsehren immer höher; den verlorenen Adel nahm er aus den Händen des Kaiſerreiches zurück, indem Napoleon I. ihn nach der Schlacht bei Wagram zum Baron ernannte. Den Grafentitel erhielt er vier Jahre ſpäter, 1813. Er widmete der neuen Dynaſtie ſeine ganze Ergebenheit und ſchloß ſich beſonders an die Königin von Holland an.

Ludwig Napoleon legte 1810 die Regierung von Holland nieder. Seine Gemahlin, Hortenſe, begab ſich nach Paris, wo ſie als Gräfin v. St. Leu ein Hotel in der Rue d'Anjou St. Honoré bezog. Der Baron Flahault gehörte als grand écuyer zu ihrem Hofſtaat und wurde bald ihr vertrauteſter Freund. Der Exkönig Ludwig lebte unterdeſſen in Graz als Privatmann den Wiſſenſchaften und arbeitete an einem dreibändigen Roman ‚Marie, oder die Qualen der Liebe.'

Am 23. October 1811 wurde in einem Gartenhauſe des genannten Pariſer Hotels der (vor einigen Tagen verſtorbene) Sohn des Barons Flahault und der Königin Hortenſe, der Halbbruder Napoleons III., geboren.

Unter den ehemaligen Emigranten, die noch immer als Bittſteller die Tuilerien umſchwärmten, machte ſich zu jener Zeit ein Graf Morny mit ſeiner Gemahlin bemerklich. Er hatte erſt durch die neue Geſetzgebung ſein Vermögen verloren, ſodann in Port Louis auf Mauritius daſſelbe durch Spekulationen wieder zu erlangen ſich bemüht.

Mauritius aber kam an die Engländer und das Ehepaar Morny ſpazierte nun ziemlich hoffnungslos in Paris umher.

Unvermuthet wurde der Graf, der kinderlos war, eines Morgens zu Flahault beſchieden und ihm der Vorſchlag gemacht, er möge den neugeborenen Sohn der Gräfin von St. Leu durch Adoption als den ſeinigen anerkennen. Er ging darauf ein und erhielt für dieſen Dienſt die Summe von achtmal hunderttauſend Francs, deren Renten er in Verſailles verzehrte.

Das Kind, der ſpätere Herzog v. Morny, erhielt ſeine erſte äußerſt ſorgfältige Erziehung hauptſächlich von ſeiner Großmutter, der Marquiſe de Souza, bis er in das College Bourbon eintreten konnte.

Auch die Geſchichte des Hauſes, dem die nun verwittwete Herzogin angehört, iſt ſchickſalsſchwer. Ihr Ahnherr war Dmitri Trubetzkoi, der an der Seite jenes allbekannten falſchen Demetrius tapfer für den polniſchen Einfluß in Rußland kämpfte. Ehe Michail Romanow den Thron beſtieg (1613), war es eben dieſer Trubetzkoi, den eine mächtige Partei zum Thron beſtimmte. Ein näherer Verwandter derſelben Dame war Sergei Trubetzkoi; er ſtand mit an der Spitze der Militärverſchwörung, durch welche (1825) Czar Nikolaus geſtürzt werden ſollte, und für den Fall des Gelingens war er zu hohen Dingen beſtimmt.

Den Stammbaum des Hauſes Morny umſchlingen glänzende Symbole, ſelbſt Kaiſerkronen. Freilich aber iſt der Glanz dunkel und verhängnißvoll umſchleiert; ein Eindruck, deſſen man ſich auch bei der neulich eingetroffenen Todeskunde nicht erwehren kann.

Die Times ſagt u. a. über den Herzog Morny: ‚Das Beiſpiel des Herzogs von Morny iſt nicht geeignet, der franzöſiſchen Jugend ein hohes Ideal der politiſchen Kunſt darzubieten. Er gehörte zu einer Claſſe von Menſchen, die man nicht eigentlich unmoraliſch

nennen kann, die aber als nicht moraliſch gelten können; denn ihre Beweggründe und Handlungen haben mit keinem der anerkannten Moralſyſteme etwas gemein. Der erſte Napoleon ſprach mit Billigung von Leuten, die ihr Herz im Kopfe tragen, und dieſe napoleoniſche Idee iſt nicht auf dürren Boden gefallen. Die franzöſiſchen Politiker verſtehen meiſtentheils ihr Gewiſſen und ihren Verſtand in verſchiedenen Gefächern zu haben, und die Leute aus der Schule des Herzogs Morny würden lächeln über den Gedanken, in Staatsangelegenheiten das erſtere zu Rathe zu ziehen. Das Leben war ihm ein langes Glücksſpiel; er machte ſtets Pläne zur Bildung neuer Aktiengeſellſchaften mit ungeheurem Kapital, und er trug das Temperament, wenn nicht die Grundſätze eines Spielers, in die Politik über. Manchmal ſtellte er ſeinen kaiſerlichen Herrn bloß durch gewiſſenloſe Benutzung geheimer Nachrichten; aber der Skandal wehte vorüber und das Glück war zuletzt immer zu ſeinen Gunſten. Seine gewinnende Art eroberte ihm die freundliche Geſinnung derer, die ihn am wenigſten bewunderten. Der Glanz ſeiner ruſſiſchen Geſandtſchaft verſchaffte ihm die Hand einer ruſſiſchen Erbin und trug dazu bei, eine freundliche Verbindung zwiſchen Frankreich und Rußland wieder herzuſtellen. So leiſtete er dem napoleoniſchen Hauſe außerordentliche Dienſte, erreichte jedes Ziel ſeines Ehrgeizes und verſchwand dann plötzlich von der politiſchen Schaubühne, wenige Freunde hinterlaſſend, aber ſicher auch wenige Feinde. Er wird nicht zu denen gezählt werden, deren Patriotismus keinen Beiſatz von Eigennutz hatte und die in Erfüllung ihrer Pflicht zum Ruhme gelangt ſind; aber er hat ſich mit Recht einen Platz an der Seite des Kaiſers erworben, mit dem er in Zügen und Haltung eine ſo wunderbare Aehnlichkeit beſaß, und deſſen wunderbare Erfolge allen denen, die zu ihnen beigetragen haben, jedenfalls die Unſterblichkeit, gleichviel ob zum Guten oder zum Böſen, verleihen werden.'"

Der Kaiser, wie auch die Kaiserin ergriffen gern die Gelegenheit, sich beim Volke beliebt zu machen. Als im Jahre 1865 die Cholera wieder ziemlich heftig in Paris ausgebrochen war, besuchte Napoleon III. unerschrocken die Cholerakranken im Hotel Dieu; seine Gemahlin Eugenie folgte seinem Beispiel und besuchte auch noch mehrere andere Spitäler.

Napoleon III. wird sein bleibendes Andenken in Frankreich hinterlassen, sofern er aus der Stadt Paris etwas ganz anderes gemacht hat, als was sie früher war. Die engen und winkeligen Gassen, ganze Quartiere der alten Stadt wurden demolirt und nach einem neuen Plan breite Straßen mit neuen großen und eleganten Häusern angelegt, so daß die Physiognomie der Stadt sich von Jahr zu Jahr änderte. Der Zweck von alledem war erstens, alle jene Schlupfwinkel auszutilgen, aus welchen alle früheren Revolutionen von Paris regelmäßig hervorgebrochen waren und in welche sie sich wieder zurückgezogen hatten, besonders in den Vorstädten St. Antoine und St. Martin. Bei jedem großen Aufstande in Paris und namentlich noch bei dem im Juni 1848 hatte es dem Militär unendliche Mühe gekostet, in jene alten, enggebauten und winkeligen Stadttheile einzudringen. Jetzt verschwanden dieselben und von einem Ende von Paris zum andern kann das Militär sich frei bewegen und von den Hauptstraßen aus leicht die ganze Bevölkerung beherrschen.

Der Umbau von Paris hatte aber zweitens noch den Zweck, die arbeitende Classe beim Bauen zu beschäftigen und durch den guten Lohn zufrieden zu stellen.

Mit dem Umbau erlitt aber auch der Charakter der Bevölkerung und das Leben in Paris eine Aenderung. Das Kleinbürgerthum verschwand je mehr und mehr aus der Hauptstadt und zog in die Landstädte zurück. Dafür breitete sich die Hotelwirthschaft, das System der Schaufenster, der kolossalen und überfüllten Kaufläden,

der großen Etabliſſements, mit einem Wort die Tyrannei des Kapitals über ganz Paris aus. Ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung machte darüber (1861 Nr. 158) eine gute Bemerkung. „Dieſe Wunder, welche ein Werk des kaiſerlichen Staatsplanes ſind, haben einen Hebel: die rieſigen Capitalien der finanziellen Compagnien. Was die großen Latifundien zur römiſchen Kaiſerzeit waren, die großen Feudalgebiete in den ſpäteren Jahren der Karolinger und der Frühzeit der Capetinger, das ſchicken ſich die finanziellen Compagnien an für die nahe Zukunft in Frankreich zu werden, freilich auf eine befruchtendere Weiſe. Das Reſultat iſt aber immer folgendes. Wie durch ihre gewaltigen Bauten in den Städten, beſonders in Paris, und wie durch ihre dort gegründeten Hotels für Fremde, deren Capitaliſten ſie ſind, durch ihre Waarenlager und Modehandlungen, deren Capitaliſten ſie ſind, durch ihre Unternehmungen aller Eiſenbahnen und aller Canäle, aller Entwäſſerung der Sümpfe, aller Bewäſſerung der Oeden, aller Revolutionen in der Agricultur und der Einführung gewaltiger Maſchinen in den Ackerboden ſie allgemach factiſch den independenten Beſitz des kleinen Bürgers der Städte, den independenten und höchſt prekären Beſitz (eine Folge der Zerſtückelung alles Erbes) des kleinen Bauern auf dem Land und die independente Induſtrie des kleinen Fabrikanten je mehr und mehr gänzlich aufheben, ſo daß alles zum Geldcapital wird, Stadt und Land, alles zur rieſigen Waare, ſo fällt nothgezwungen der Rentier, der Fabrikant, der Handwerker, der Bauer in ihre Clientel."

Man hat auch bemerkt, daß der Zudrang der Fremden, und beſonders der reichen Fremden, des Adels aus dem öſtlichen Europa und der Millionäre aus Nord- und Südamerika zu den Genüſſen von Paris größer geworden ſey als je früher, und daß um ihretwillen der Luxus in Paris noch viel höher geſchraubt werde, als es

französischen Behörden aus der Stadt. Die hartgedrückten, ihres Handels durch das Continentalsystem gänzlich beraubten Hamburger gaben sich dem Rausch der Freude hin, empfingen ihre Retter mit offnen Armen, stellten ihre alte Freiheit her und bildeten sogleich eine hanseatische Schaar, die mit den Alliirten gegen Napoleon kämpfen sollte.

Unterdeß rückte die Hauptmacht der Russen unter Wittgenstein, und die Preußen unter dem alten General Blücher in Sachsen ein, und besetzten Dresden am 27ten März. Blücher wurde der Oberfeldherr der Preußen, ihn verehrte, ihn liebte alles wegen seines tapfern Muthes in den frühern Kriegen und wegen seiner väterlichen Liebe zum gemeinen Mann. Er war der Held des Volks, der Abgott der Soldaten. Das Heer rückte bis in die schlachtenberühmte Ebene von Leipzig vor und hier stieß es zuerst wieder auf den Feind. Die erste Schlacht wurde bei Lützen und dem Dorf Groß-Görschen am 2ten May geschlagen, aber trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der jungen preußischen Krieger trug Napoleon durch seine große Uebermacht den Sieg davon. Die Alliirten zogen sich indeß in guter Ordnung über die Elbe zurück und hielten in der Gegend von Bautzen wieder Stand, nachdem sie einige Verstärkungen an sich gezogen. Aber auch zu Napoleon waren wieder frische Rheinbundstruppen gestoßen, und er siegte zum zweitenmal in der großen Schlacht bei Bautzen, am 19ten, 20sten und 21sten May. Diese Siege waren aber nicht von der Art, wie sie Napoleon früher erfochten. Die Alliirten wurden nur nach der tapfersten Gegenwehr zurückgedrängt, sie flohen nicht, zerstreuten sich nicht, sondern zogen sich in geschlossenen Colonnen und unter beständigen Gefechten zurück. Der französische Vortrapp unter Maison, der den Alliirten auf dem Fuße folgte, wurde von der preußischen Reite-

ſonſt der Fall ſeyn würde. London iſt größer, ſein Reichthum ſolider, doch man lebt raſcher und genußreicher in Paris.

Aber die Sitten ſollen noch mehr verdorben worden ſeyn, als je zuvor. Hier eine kleine Scene aus der vornehmen Welt in Paris. Madame Julia Verucci gab Geſellſchaften, in denen hoch geſpielt wurde. Ein Herzog von Gramont-Caderouſe, ein Marquis Miramon waren gewöhnliche Gäſte. Die Herren Garcia und Calzado hielten Bank, betrogen aber entſetzlich. Als man dahinter kam, fielen die andern Spieler im Salon der Dame über beide her und nahmen ihnen alles ab, was ſie in ihren Kleidern verborgen hatten, die falſchen Karten und das ſchon zuſammengeraubte Gold. Miramon hatte an dieſem Abend allein 60,000 Francs an ſie verloren. Garcia wurde zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt, jedoch nur in contumaciam, Calzado zu 15 Monaten, im März 1863.

In dem Pariſer Blatte „Gironde“ erſchienen im Herbſt 1861 Briefe eines Provinzialen aus Paris, worin es heißt: „Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich weiß nicht, in welchem Dunſtkreiſe man hier lebt, aber ich fühle etwas Unehrenhaftes um mich herum, ich athme nicht mehr, ich erſticke. Ich kehre deshalb ſchnell zur freien geſunden Luft meines Dorfes zurück, um meine Seele wieder rein zu waſchen. Was iſt aus dem Paris von ehedem geworden! Aus jenem Paris, welches dachte, welches ſprach, welches weit in die Ferne ſtrahlte und jeden Tag der Welt ein Werk, eine Wahrheit, eine Freiheit, eine Entdeckung zuwarf? Ach, es denkt nicht mehr, es will ſich nur noch vergnügen. Suchen Sie, in welcher Richtung Sie wollen, nirgends werden Sie am Horizont irgend ein Talent auftauchen, irgend eine Idee erſcheinen ſehen. Treten wir in einen Buchhändlerladen, was finden Sie ausgeſtellt? Eine Schandliteratur, von einem Alkovenduft durchzogen, auf ſatinirtes Papier gedruckt in glacirtem Roſa-Einband: die Geſchichte der Pompadour, der Dubarry,

die Courtiſane auf dem Thron, das Königthum der Courtiſane. Fräulein Mogador benutzt die Muße des Eheſtandes, um uns ihr öffentliches Leben zu erzählen, und Fräulein Rigolboche überliefert uns die Geheimniſſe ihrer Perſönlichkeit mit obligater Photographie als Belegſtück. Nur eine ſolche Hautgoutliteratur hat noch Erfolg. Ein Schmutzroman hat es binnen einem Jahr bis zur 14. Auflage gebracht. Wie die Literatur, ſo iſt auch das Theater der Demi-Monde verfallen. Die Scene zeigt uns nur noch die Geheimniſſe der unterhaltenden Frau. Das Herz iſt bereits für die Bühne überflüſſig geworden. Man ſchreibt nur noch Stücke für die Waden ꝛc. Die Malerei zieht an demſelben Strange, wird aber noch von der Photographie und vom Stereoskop übertroffen. Die immer wachſende Entſittlichung dieſer Zeit des Schlaraffenthums hängt mit der Häuslichkeits- und Familienflucht der Pariſer zuſammen. Es ſcheint, die Hälfte der Bevölkerung hat keinen Herd und kennt keine Pflicht der Familie mehr, ſondern lebt nur noch im Caffeehaus oder in der Tabagie."

Ueber die damalige Modeliteratur wurde aus Paris geſchrieben: „Man pflegt den Montépin'ſchen Produkten gegenüber jetzt die Zeit der Balzac, Soulié, Sue u. ſ. w. als die ‚gute' Zeit des Franzöſiſchen Romans zu bezeichnen.

Aber auch Montépin ſieht ſich bereits durch eine Reihe von Publikationen verdrängt, welche die kunſtvolle oder umſchreibende Verhüllung gewiſſer unausſprechlicher Dinge gänzlich bei Seite ſchieben und in der brüsken Darſtellung der traurigſten ſozialen Thatſachen ihren Erfolg ſuchen und finden. Die früheren Erzeugniſſe dieſer Literatur-Branche ſuchten eine gewiſſe Eleganz in der Form zu wahren und gaben ihr Gift in zierlicher Schale. Das iſt jetzt anders geworden. Man hat den Muth, ſich über die Konvenienzen hinwegzuſetzen und alles trocken und dürr beim Namen zu nennen. Die

Romane ‚Auguste' von Méry und ‚Les talons noirs' von Jaime ſind hiervon abſchreckende Beiſpiele. und die ſchon in fünfter Auflage erſchienenen Memoiren der Rigolboche haben die rohe Demi-Monde ſelbſt in die Arena der Literatur geführt. Dieſe Demi-Monde verdankt ihre literariſchen Erfolge einfach der Stirn, mit der ſie auftritt und ihre Abenteuer und Spekulationen der Leſewelt ohne Geiſt, ohne Witz und Bildung erzählt. Die Damen und Herren gerathen in eine förmliche Wuth, die Angelegenheiten ihres Herzens und ihrer Berechnung auf offenem Markt mit einem eigenthümlichen naiven chic zu erzählen, und eine Perſönlichkeit verdrängt die andere. Auf Rigolboche folgte ‚Ces dames,' ein Buch, das drei der Rigolboche ähnliche Damen behandelt und gleich deren photographiſche Porträts bringt. Später kam ‚Ces Messieurs,' und ſo wird es fortgehen, bis wahrſcheinlich einmal dieſer literariſche Induſtriezweig bei dem Zucht-Polizeigericht mit einem argen Skandal ſeinen Abſchluß findet."

Im Sommer 1865 klagte der General-Prokurator Dupin in einer geheimen Sitzung des Senats über die immer zunehmende Corruption und conſtatirte, ſie gehe von oben aus und die untern Claſſen ahmen die höhern nur nach. Wenn gemeine Courtiſanen mit den vornehmſten Damen im Putze wetteiferten, ſo ſtünden dieſe nicht an, jene zu bewundern, mit aufmerkſamen Blicken zu verfolgen, ja zum Muſter zu nehmen. Der Luxus iſt ſo groß, daß die Moderechnungen ſelbſt die beträchtlichſten Vermögen verſchlingen. „Man hat Ihnen von Photographien zu fünf Sous geſprochen. Gehen Sie in die Theater. Es gibt Stücke, die nur eine lebende Ausſtellung von Anfang bis zu Ende ſind und welche die Typen von 200 Photographien darbieten, die alles überſteigen, worüber Sie ſich beklagen."

Man muß übrigens ſo billig ſeyn, ſich zu erinnern, daß die

hier charakteriſirte Immoralität in Frankreich ſchon ſehr alt iſt. Deutſche Leſer ſollte es intereſſiren, zu wiſſen, um wie viel ſittenreiner ſich, ſeitdem das Reich Karls des Großen in ein Deutſchland und Frankreich getheilt wurde, der deutſche Theil erhalten hat, als der franzöſiſche. Die germaniſchen Franken, Burgunder, Gothen und Normannen, die das alte Gallien eroberten und ſich dort niederließen, fanden eine unter der Römerherrſchaft gänzlich verdorbene, furchtbar lüderliche gallo-romaniſche Race vor. Was nun heute noch ritterliche, ehrenhafte und reſpectable Elemente im franzöſiſchen Nationalcharakter ſind, das kommt von den Deutſchen her, ſtammt, wie ſchon Montesquieu geſagt hat, aus den deutſchen Wäldern. Was aber Schlechtes und Thieriſches darin enthalten iſt, das kommt von der alten gallo-romaniſchen Bevölkerung her. Deren greuliche Entſittlichung iſt am Ende der Römerzeit documentirt durch das claſſiſche Werk des Biſchof Salvianus von Marſeille und durch die übereinſtimmenden Schriften aller damaligen Geiſtlichen, wie auch durch die Einleitung in das burgundiſche Geſetz, worin den germaniſchen Burgundern vorgehalten wird, ſie ſollen die Ehre und Tüchtigkeit ihrer Race wahren und vor der Verunreinigung durch die gallo-romaniſchen Laſter behüten. Dennoch ließen ſich mit der Zeit die in Gallien eingewanderten Deutſchen allmälig mehr oder weniger von der Sinnenluſt anſtecken und miſchte ſich das kühlere deutſche Blut mit dem heißern der Romanen. So kam zuerſt in der Provence eine Galanterie auf, wie ſie weder früher den Germanen des Nordens noch auch den alten Römern bekannt geweſen war. Die deutſche Gemüthlichkeit nahm gleichſam noch ſchüchtern die ſinnliche Leidenſchaft des Südens an und ſo entſtand jener wunderbare Cultus der Damen, der die provençaliſche Poeſie der Troubadours auszeichnete. Das deutſche Element verrieth ſich darin noch in einer außerordentlichen Zartheit der Empfindung und platoniſchen Auffaſſung der Liebe, das

romaniſche Element aber in dem auffallenden Umſtande, daß die Sängerliebe ſich immer nur an verheirathete Frauen adreſſirte.

Auf dieſe Lyriker folgten epiſche Dichter in zweierlei Richtungen. In den Heldengedichten, deren Mittelpunkt Karl der Große iſt, herrſcht durchaus das deutſche Element vor, Großherzigkeit, Ehrlichkeit, Gemüthlichkeit der Männer, Keuſchheit und Treue der Frauen. Das Gegentheil davon unter ganz überwiegend romaniſchem Einfluß tritt uns in den Heldengedichten entgegen, in deren Mitte wir Artus mit ſeiner Tafelrunde finden. Hier iſt das Heldenthum nur noch Randverzierung in arabeskenartiger Uebertreibung der Abenteuer. Das Hauptintereſſe der Mitte aber dreht ſich einzig um die Ehebrüche der Damen, um die lüderlichen Ausſchweifungen der Liebhaber und die Lächerlichkeiten der gekrönten Ehemänner. König Artus ſelbſt iſt das Urbild eines Hahnrei, ſeine Gemahlin Ginevra das Urbild aller ſpätern galanten Damen in Paris, denen eheliche Treue lächerlich und Männerwechſel nur wie Kleiderwechſel vorkommt. Gawin und Lancelot ſind die Urbilder aller lüderlichen Prinzen und Don Juans und ſelbſt der ſentimentale Triſtan bemäntelt den gemeinſten Ehebruch nur mit affectirten Rührungen als Vorbild der empfindſamen Don-Juanerie, die ſeit Rouſſeau mehr noch in Deutſchland als Frankreich Mode wurde.

An dieſe galanten Heldengedichte reihten ſich ſodann ein unzählbares Heer von Fabliaux und Contes, die allerdings mitunter ſehr witzig ſind und eine Menge menſchlicher Schwächen mit gutem Humor enthüllen, ſich aber alle nur mit Ehebruch, Verführung, Uebertölpelung, mit Weiber- und Buhlerliſten beſchäftigen und ihr Wohlgefallen darüber kund geben, ohne je die betrogene Unſchuld zu bemitleiden oder ſich über das triumphirende Laſter zu entrüſten. Dieſe Literatur ſtand in Frankreich in der höchſten Blüthe, als der Geſchmack der Renaiſſance aus Italien herüber drang und vom franzöſiſchen Hofe

eifrig gepflegt wurde. Da wurde die ganze Pandorabüchſe der claſſiſchen Unzucht aufgethan, um die Phantaſie der franzöſiſchen Dichter und Künſtler noch ſchlimmer zu erhitzen. Selbſt die blutigen Religionskriege hemmten dieſe unreine Strömung nicht. Mitten im Kampfe feierte Katharina von Medicis ihre Orgien und im Lager der Hugenotten war Heinrich IV. und ein großer Theil des Adels nicht weniger frivol. Marot, der berühmteſte der damaligen Dichter, ſprang aus einem Lager ins andere über, ſchrieb hier die leichtfertigſten Unanſtändigkeiten und überſetzte dort die Pſalmen für den Gottesdienſt der Hugenotten, wurde dann aber bald wieder katholiſch, wie Heinrich IV. ſelbſt. Es war kein Krieg zwiſchen Katholiken und Proteſtanten wie in Deutſchland, denn die Häupter der einen wie der andern Partei waren eigentlich keine Chriſten, ſondern Heiden. Am beſten charakteriſiren ſie die Memoiren des Brantome, die voll Geiſt und Menſchenkenntniß, doch nur eine lange Skandalchronik ſind. Eben ſo wühlen die contes des berühmten Lafontaine nur in Verführungen und Ehebrüchen.

Unter Ludwig XIV. wurde eine ehrbare, prüde und bigotte Maske vorgenommen, weil dieſer König, als noch ſeine öſterreichiſche Mutter regierte, an ſpaniſche Grandezza und durch die Cardinalsregierungen Richelieus und Mazarins, ſowie durch ſeine jeſuitiſchen Beichtväter an feierliche Formen gewöhnt worden war. Zugleich trachtete er nach der Hegemonie im katholiſchen Europa, die den ſowohl in Wien als Madrid erſchlafften Habsburgern entſchlüpfen zu wollen ſchien. Daher ſein katholiſcher Fanatismus, die Andachtskoketterie ſeiner Maintenon, die Aufhebung des Edicts von Nantes, die Dragonaden, die Hinrichtung oder Vertreibung aller Reformirten. Daher auch das hochtrabende Pathos der Tragödien von Corneille und Racine, die langweilig prüden Romane der Scuderi. Daher die ſteife Würde der franzöſiſchen Cavaliere in ungeheuern Alonge-

perücken und überlangen Degen. Allein das war nur eine Maskirung, im Innern blieb das franzöſiſche Herz ſo frivol wie vorher. Der König ſelbſt wechſelte eine Maitreſſe mit der andern und gab ſeinem üppigen Hofe halb den Charakter des heidniſchen Kaiſerhofes im alten Rom, halb den eines Sultans. Er liebte, ſich mit Auguſtus zu vergleichen und ſich gleich dieſem vergöttern zu laſſen. Alle Götter und Göttinen des claſſiſchen Heidenthums umgaben ihn als Statuen oder Bilder in ſeinen Prachtſälen und Gärten. In ſeinem Schlafzimmer war Jupiter mit ſeinen Blitzen in der Hand gemalt. Alle ſchönen Damen des Hofes und des Reiches ſtanden ihm wie einem Sultan zu Gebote. Deshalb hinderte ihn die bigotte Maske nicht im geringſten, ſich auch an den Luſtſpielen Molières zu ergötzen. Er liebte dieſen Dichter und ließ ſogar deſſen Tartüffe aufführen, der die Frömmelei als Heuchelei meiſterhaft verſpottete. Die Jeſuiten ärgerten ſich ſehr, aber Molière gab vor, er habe nicht ſie und ihren Anhang am Hofe gemeint, ſondern die Janſeniſten, eine kleine Partei, welche wirklich fromm und deswegen den Jeſuiten ein Greuel war.

Unter dem Nachfolger des majeſtätiſchen Ludwig brach die alte Frivolität wieder durch alle Dämme. Die Maitreſſenwirthſchaft entſagte dem vornehmen Schein; eine gemeine Gaſſendirne, die berüchtigte Dubarry, wurde die eigentliche Königin von Frankreich. Anſtatt Anſtoß an dieſem Treiben des Hofes zu nehmen und die Ehre der Nation zu wahren, gab ſich damals der erſte Geiſt Frankreichs, der eigentliche Genius der Nation, Voltaire, zur Rolle des Ceremonienmeiſters oder Oberprieſters der Unzucht her. Abſichtlich wählte er la pucelle zum Gegenſtande des Gedichtes, welches ihn am populärſten in Frankreich gemacht hat, von den Zeitgenoſſen im In- und Auslande verſchlungen und auch ſpäter noch in zahlloſen großen und kleinen Ausgaben und Ueberſetzungen, mit obſcönen Kupfern verſehen,

gedruckt wurde. Die Jungfrau von Orleans, die Retterin Frankreichs, die reinste und edelste Gestalt der französischen Geschichte wurde von Voltaire nicht nur lächerlich gemacht, sondern als die gemeinste und abscheulichste Dirne weniger mit Farben, als mit Koth gemalt. An der Unzucht genügte es aber dem großen Dichter nicht, er mußte in jenem Nationalepos auch seinem diabolischen Religionshaß Ausdruck geben und faßte deshalb die christliche Religion, von welcher die Jungfrau von Orleans inspirirt war, als einen lächerlichen Pegasus mit langen Ohren, als einen geflügelten Esel auf, in den sich die Jungfrau verliebt und dem sie sich preisgibt. Eine solche Selbstschändung der Nation durch ihren größten Dichter läßt sich von keiner andern Nation nachweisen, und doch wird Voltaire heute noch in Frankreich bewundert und würdigte man ihn der Ehre des Pantheons.

Ihm zunächst an Ruhm stand sein Zeitgenosse Rousseau, der zwar viel delikater war, aber doch auch in seinem besten Roman, der neuen Heloise, mit aller Sentimentalität nur den Ehebruch entschuldigte und poetisch rechtfertigte. Die übrigen berühmten französischen Dichter des vorigen Jahrhunderts waren fast ohne Ausnahme Religionsspötter, Verächter der Sitte und poetische Beschönniger und Vertheidiger des Lasters. Nichts Schmutzigeres und das weibliche Geschlecht tiefer Herabwürdigendes als les bijoux indiscrets des berühmten Diderot, die schändlichen Romane Crebillons, die Erzählungen Grécourts, Cazottes verliebter Teufel, les liaisons dangereuses, Faublas ꝛc. Der Pucelle am nächsten kam Parny mit seinem „Götterkrieg." In diesem Gedicht nämlich werden die Götter Griechenlands nicht nur als Ideale den lächerlich gemachten Personen und Heiligen der Christenheit als Karikaturen gegenübergestellt, sondern jene heidnischen Götter dringen auch siegreich in den christlichen Himmel ein und ihre Ueberlegenheit gibt sich noch vornämlich dadurch kund, daß

ſich die chriſtliche Madonna vom ſchönen Apollo verführen läßt. Wie die Heiligen, ſo werden auch die chriſtlichen Prieſter verhöhnt und der Urſprung der Klöſter auf den Priapus als ihren erſten Stifter zurückgeführt. Auch dieſes ruchloſe Buch wurde in eleganten Ausgaben weit verbreitet. Das waren die Labſale der Jakobiner. Doch erreichte kein Buch die Popularität der Pucelle von Voltaire, deren Duodezausgabe mit den ſchändlichſten Kupfern in den Torniſtern der franzöſiſchen Soldaten einheimiſch war, wie einſt die kleinen Ausgaben einer engliſchen Ueberſetzung des neuen Teſtaments in den Degenkörben der Puritaner.

Nachdem die Stürme der Revolution und des erſten Kaiſerreichs vorübergebraust waren und die Ruhe der Reſtauration eintrat, brachten die alten Majeſtäten der Bourbons eine Langeweile und Prüderie mit, welche die der Scuderi noch übertraf, und eine Bigotterie, welche viel ernſter gemeint war, als die unter Ludwig XIV., denn die greiſen Emigrirten hatten die Schule des Unglücks durchgemacht. Das war nun den Franzoſen unerträglich, welche nicht vergeſſen konnten, wie noch kurz vorher die ſiegesſtolzen Männer und die luſtgebrungnen Frauen Frankreichs unter dem Kaiſerreich ſich ihres Lebens gefreut hatten. Wie widerwärtig kamen ihnen der dicke von der Gicht geplagte König, die altmodiſchen alten Weiber mit grüner Brille und die ſchmächtigen Jeſuiten mit Gebetfalten im Geſichte vor! Aber nach ſo ſchrecklichen Niederlagen, wie die von 1812 bis 1815 geweſen waren, mußten ſie das Unvermeidliche einſtweilen dulden. Doch die Leidenſchaft kochte in ihren Herzen und brach in Ausſchweifungen der ſinnlichen Phantaſie aus, die alles übertraf, was die ſchöne Literatur Frankreichs in dieſem Gebiete bisher geleiſtet hatte. Die neue ſ. g. romantiſche Dichterſchule in Frankreich malte nämlich eben ſo freche und gottloſe Gemälde der Unzucht aus, wie früher, gab ihnen aber noch einen pikanteren Reiz, indem ſie Gemälde des gräßlichſten menſch-

lichen Elends und der ſchaudervollſten Verbrechen unmittelbar damit verband. Der anerkannt größte Dichter dieſer Periode war der noch lebende Victor Hugo, deſſen Ruhm jeden andern überſtrahlte und den Ludwig Philipp zum Pair von Frankreich machte, deſſen vernehmſtes Dichterwerk aber, die allbekannte Tragödie Lucretia Borgia, alles Intereſſe auf ein Weib hinlenkt, welches an Scham- und Gottloſigkeit alle ihres Geſchlechts in der Weltgeſchichte übertroffen hat, indem ſie mit Männern aller Art, ja mit dem eignen Vater, dem eignen Bruder Buhlerei trieb und eben ſo als Giftmiſcherin mit dem Leben ihrer Angehörigen und Buhler ſpielte, wie mit deren Ehre. Aber wie einſt die Pucelle den Voltaire, ſo machte dieſe Lucretia den Victor Hugo in den Augen der Franzoſen groß. In den übrigen Werken Hugos herrſcht derſelbe unſittliche Grundton vor. Seine Marion rühmt ſich der Befleckung. In ſeiner Notre Dame wird einem Prieſter ein Uebermaß von Laſterhaftigkeit aufgebürdet und wird die ehrwürdige Kirche von Paris zum Schauplatz eben ſo gräßlicher als lächerlicher, durchaus karikirter Unthaten gemacht.

Neben dieſem großen Victor Hugo wurde Eugen Sue am meiſten gefeiert und nur Napoleons III. richtiger Takt verhinderte, daß dieſer Name die franzöſiſche Akademie entehrte. Die Romane von Sue ſind durchaus nur Ausbrüche des giftigſten Haſſes gegen das Chriſtenthum und gegen das Moralgeſetz. Sein ewiger Jude iſt eine Schmähung des Chriſtenthums, auf deſſen Koſten der Jude gelobt wird, ſein Martin eine Schule der Unzucht. In ſeinen Geheimniſſen von Paris predigt er die ſociale Revolution, während er in fürſtlichem Reichthum ſchwelgte. — Die geiſtvolle Madame Dudevant, die unter dem Namen George Sand ſchrieb, mißbrauchte ihr ſchönes Talent zu Dichtungen, welche die Ehe ſchmähen und verdammen und der freien Unzucht das Wort reden, feile Dirnen zu Heiligen erheben. Und an welchen von den vielen andern gefeierten Dichternamen Dumas,

rei bei Heinau durch plötzlichen Ueberfall beinah vernichtet. Die Hauptmacht der Russen und Preußen zog sich aber, sobald sie Schlesien wieder betreten hatte, seitwärts ans Riesengebirge und hinter die Festung Schweidnitz zurück. In dieser starken Stellung war sie nicht leicht anzugreifen, und zugleich war sie an der böhmischen Grenze den Oesterreichern nahe, um mit ihnen unterhandeln und sich mit ihnen verbinden zu können. Die ganze Ebne von Schlesien stand den Franzosen offen und wirklich rückten sie schon am 1sten Juni in Breslau ein. Auch Berlin war nur durch ein verhältnißmäßig schwaches Heer unter General Bülow gedeckt, der zwar den französischen Marschall Oudinot in den Gefechten von Hoyerswerda und Luckau in Schranken gehalten hatte, aber nicht im Stande gewesen wäre, Napoleons Hauptmacht zu widerstehn, wenn es diesem eingefallen wäre, über Berlin nach Polen zu gehen. Napoleon wagte jedoch nicht, von diesen Vortheilen Gebrauch zu machen. Um Preußen und Polen wegzunehmen, wozu ihm der Weg offen stand, hätte er die Hauptmacht der Alliirten und die Oesterreicher, die sich noch immer nicht entschieden hatten, in seiner linken Flanke zurücklassen müssen, und sie hätten ihm leicht den Rückweg abschneiden können. Auch waren seine größtentheils jungen Truppen erschöpft und er hatte noch nicht alle Verstärkungen an sich gezogen. In seinem Rücken schwärmten kühne Partheigänger, Tettenborn, die hanseatische Legion, Czernitschef, der bei Halberstadt ein glückliches Gefecht bestand, und die schwarze Schaar der Preußen unter Lützow. Napoleon drang also nicht vor, er blieb stehn und wünschte einen Waffenstillstand, sich in die gehörige Verfassung zu setzen und besonders um die Entscheidung Oesterreichs abzuwarten, bevor er sich zu weitern Unternehmungen entschlösse. Die Alliirten hatten gleiche Ursache, den Waffenstillstand zu wünschen, da

Paul de Kock, Soulié, Janin, Alfred de Vigny, Merimée, Balzac ꝛc. knüpften ſich nicht Unſittlichkeiten und Grauſamkeiten aller Art, wie ſie noch nie vorher in poetiſchen Darſtellungen vorgekommen ſind. Da ſtrangulirt einer die Geliebte mitten in der feurigſten Umarmung, ein anderer ſtopft das Leck eines Schiffs mit dem Leibe ſeiner Geliebten; ein dritter verführt eine Blinde, ein vierter eine Blödſinnige, ein fünfter eine Wahnſinnige; ein ſechster ſchildert die Seelenqualen einer ſchwangeren Frau, die gleich nach der Geburt hingerichtet werden ſoll; ein ſiebenter iſt ein Zwitter und buhlt als Mann und Weib zugleich; ein achter verliebt ſich in zwei zuſammengewachſene Mädchen, und was dergleichen Ungeheuerlichkeiten noch mehr ſind.*)

Das Greuelhafte ging allmälig in einen Grundzug von Gemeinheit über. Die Liebe, die ſich dem Henker verkuppelt hatte, verließ ihn, um ſich Jedermann feil zu bieten. Die Prieſterin dieſes neuen Venustempels, worin nur noch gekauft und verkauft wird, war eine gewiſſe Rigolboche. Das Bordell wurde zur Börſe.

Genug, um zu beweiſen, daß, worüber man in Frankreich ſelbſt erſtaunte, doch eigentlich nur eine alte Gewohnheit in neuer Façon war.

Ungeheures Aufſehen machte ſeit 1863 das „Leben Jeſu“ von Renan. Daſſelbe erklärt die Evangelien nicht für Mythen, wie es das berüchtigte Buch von Strauß gethan hatte, wohl aber den Heiland für einen wohlwollenden, ein wenig beſchränkten und ein wenig in die Charlatanerie hineinſpielenden Schwärmer, wie das früher ſchon von den deutſchen Rationaliſten geſchehen war, nur mit mehr Frivolität, um die Leſer zu reizen. Das unwürdige Machwerk wurde von der kirchenfeindlichen Partei hochgeprieſen und in unzähligen Exemplaren

*) Noch mehr über dieſe Literatur habe ich in meinem Werk: „Die letzten 120 Jahre der Weltgeſchichte,“ Band V. S. 177 f. geſagt.

französisch, deutsch, italienisch ꝛc. über die Welt ausgestreut. Renan wurde von dem College de France, an dem er Lehrer war, an die kaiserliche Bibliothek versetzt, aber im Juni 1863 wieder entlassen.

Erst im Frühjahr 1864 meldeten Pariser Blätter, die Särge von Voltaire und Rousseau im Pantheon seyen leer, weil die Gebeine schon 1814 im Beginn der Restauration durch Royalisten bei Nacht daraus entfernt und in eine Grube bei Vercy geworfen worden wären, deren Lage nicht mehr angegeben werden könne.

Im Laufe des Jahres 1863 ereignete sich ein merkwürdiger Fall in Montpellier. Ein gewisser Roux, katholischer Kutscher des reichen und reformirten Herrn Armand, wurde in einem Winkel mit zusammen gebundenen Händen und Füßen und einem Strick um den Hals gefunden und behauptete, sein Herr habe ihn umbringen wollen. Obgleich nun die Umstände, namentlich die sehr lockere Verstrickung des Roux darauf hindeuteten, daß er sich selbst in diese Lage gebracht hatte, um seinen Herrn anklagen und eine große Entschädigung von ihm fordern zu können, und überhaupt sein sittliches Prädicat kein günstiges war, wurde dennoch das katholische Volk gegen Armand erhitzt, und das Gericht verurtheilte den letztern, nachdem er acht Monate lang in Untersuchungshaft gesessen, dem Kutscher 20,000 Franken Schadenersatz zu zahlen. Das Obergericht sprach ihn von allen Anklagen frei, was jedoch das Volk in Montpellier nicht abhielt, Tumult gegen ihn zu erheben und einige Personen seines Anhangs zu mißhandeln. Doch gelang es, die Ruhe herzustellen. Der berühmte Abgeordnete Jules Favre war Armands Vertheidiger.

Zwölftes Buch.

Die pyrenäiſche Halbinſel.

I.

Spanien.

Das ſchöne Spanien wurde von innen und außen bedrängt durch Feinde, die dem eigentlichen Geiſt und Charakter ſeiner Bevölkerung fremd und zuwider waren. Nämlich im Innern durch die Progreſſiſten, d. h. Fortſchrittsmänner, welche jeder Autorität wie kirchlicher, ſo auch monarchiſcher oder ariſtokratiſcher Art widerſtrebten und eine demokratiſche, wenigſtens eine Parlamentsregierung verlangten, die, aus den Wahlen des Volks hervorgegangen, jeden Augenblick der Laune und wechſelnden Meinung deſſelben gehorchen ſollte. Sofern nur dieſe Partei im Innern bereits mehrmals ins Miniſterium gelangt war, die Kirche geplündert und zur Magd der Staatsgewalt erniedrigt und zugleich das Königthum aufs äußerſte geſchwächt hatte, kam ihr von außen her die Politik Napoleons III. zu Hülfe, welcher gern die Bourbons ebenſo aus Spanien, wie aus Italien vertrieben geſehen hätte. Die ſchwache Königin Iſabella war nicht im Stande, dieſe

doppelte Gewaltſtrömung, die ihren Thron bedrohte, ſiegreich aufzuhalten.

Von der Königin Iſabella, ihrem Gemahl und ihren Miniſtern gab der nordamerikaniſche Geſandte in Madrid (1862—1864), Guſtav Körner, folgende Schilderung: „Die Königin iſt eine ſehr corpulente Dame und über Mittelgröße. Sie hat einen runden, nicht großen Kopf, ein Stumpfnäschen und ein bourboniſches Doppelkinn. Ihre Bruſt und Arme ſind zwar ſehr ſtark, doch ſchön geformt. Ihre Augen ſind klein und lichtblau, ihr Haar dunkelblond. Sie hat einen ſehr freundlichen Blick, und wenn ſie ſpaniſch ſpricht, wird er auch ſehr lebhaft. In ihren Manieren iſt ſie mehr freundlich als graciös, ſie iſt, man kann faſt ſagen, zutraulich. Der König iſt ein ſehr ſchlankes feingeſchnitztes Männchen, von dunkelm Teint, großen dunkeln Augen. Geſicht ſcharf geſchnitten und länglich, Schnurr- und Knebelbart ſehr zierlich. Er ſieht geſcheidt aus, ſpricht ſehr im Discant, und etwas ſchneidend. Er iſt gekleidet in die reiche Uniform eines Generaliſſimus, mit Orden behangen, um den Hals das goldene Vließ. Ihm zur Linken ſitzt zunächſt das älteſte Kind, Maria Iſabella, 13 Jahre alt, iſt in den letzten Jahren ſehr gereift. Faſt ſo groß wie ihr Vater, iſt ſie von hübſchem weißen Teint, hat unbeſtimmte dunkle Augen, Naſe von der Mutter, iſt was wir „délicate“ nennen. Dann kommt der kleine Prinz, Alphonſo, ein kleines ſchwaches Kerlchen, bleich, etwa 6 Jahre alt. Er trägt Corporalsuniform, neigt das Köpfchen auf eine Seite, und wird ſehr bald vom Handküſſen müde.“

Der bewährteſte Freund der Königin war Narvaez, der aber als Miniſterpräſident dem ehrgeizigen O'Donnel weichen mußte. Körner entwirft von dieſem folgendes Bild: „Kopf und Schultern hoch über die Menge hervorragend, wandelte die männliche und martialiſche Geſtalt Leopold O'Donnels, Herzogs von Tetuan, einher. Sein röthliches,

jetzt ſchon ziemlich, ergrautes Haar, ſeine geſunde Geſichtsfarbe, breites Geſicht und große Augen verrathen auf der Stelle ſeine nordiſche Abkunft. Er iſt ſehr ſtark gebaut, mit breiter Bruſt, aber man ſieht ihm ſchon das Alter an; ſeit meinem Aufenthalt hier habe ich ſtets eine Abnahme der Kräfte an ihm wahrgenommen; er geht zuweilen ſehr gebückt. Er hat kühne Geſichtszüge, jedoch nicht ohne einen wohlwollenden Ausdruck, und in der Unterhaltung ſpielt auf ſeinen Lippen ein gutmüthiges Lächeln. Durch irgend einen Zufall iſt ſeine Naſe etwas plattgedrückt und ſchief geworden; doch iſt dies nur in unmittelbarer Nähe bemerkbar. Er macht den Eindruck eines ſelbſtbewußten Mannes, der ſtets weiß, was er will; er iſt eine Art von Eisberg unter dieſen leidenſchaftlichen und für jeden Eindruck empfänglichen Spaniern, die, wie wir in den Vereinigten Staaten ſagen würden, im Stande ſind, jeden Augenblick in einer Tangenten-Richtung loszurennen. Seine kühle, nordiſche Natur gibt ihm einen mächtigen Vortheil über dieſe ſüdlichen Geiſter und erklärt mehr als irgend welche große Talente die unbeſtrittene Superiorität, welche er ſeit mehr als zehn Jahren in den Angelegenheiten des Landes ausgeübt hat und welche er, obſchon gegenwärtig außer Amt, jeden Augenblick, wie ich glaube, wieder erwerben kann."

Von O'Donnels Politik heißt es: „Nachdem er 1854 mit oder vielmehr durch Eſpartero zur Macht gelangt war, gelang es ihm, dieſen zu verdrängen, um aber bald darauf Narvaez Platz zu machen. Er ſah ein, daß weder die Moderados, die Progreſſiſten noch die kleriſale Partei allein ſtark genug ſey, um ſich behaupten zu können, und bildete deshalb aus den ſogenannten Gemäßigten aller Parteien eine neue, deren Glieder hauptſächlich durch die Ausſicht auf Beute zuſammengehalten wurden. Als ein Schreiber dieſer Partei einſt bemerkte, daß ſie alle liberalen Elemente jeder Partei in ſich vereinige, und daß ſie den Titel Pan-Liberal (All-Liberal) verdiene, bemerkte

ein oppoſitioneller Gegner witzig genug, daß die Union-Liberal allerdings den Namen verdiene, indem ſie durchaus Pan-(Brod)-liberal ſey. Von 1858 hielt ſich dieſe Union-Liberal im Miniſterium, bis ins Jahr 1863 hinein, mehr als 4 Jahre, eine faſt unerhörte Regierungsdauer in Spanien. Die Spitze dieſer Partei waren außer O'Donnel hauptſächlich die beiden Conchas, Manuel und José, Alexandro Mon, Serrano, Dulce Calderon Collantes und ganz beſonders der ſehr geſcheidte Potada Herera, Miniſter des Innern."

Wie O'Donnel, ſo hatte es auch Bonaparte als erſter Conſul gemacht und aus allen ſchwachen Parteien eine ſtärkſte für ſich ſelbſt zuſammen geſchmiedet. O'Donnel war nun freilich kein Bonaparte. Den erſten Krieg begann er 1859 mit Marocco, deſſen räuberiſche Stämme die kleine ſpaniſche Beſitzung, die an der Küſte Afrikas gegenüber von Gibraltar lag, überfallen hatten, ohne Genugthuung zu geben. O'Donnel befehligte in Perſon, ſchlug im Winter auf 1860 die Marocanaer ohne viele Mühe zurück und eroberte Tetuan, worauf der Sultan von Marocco um Frieden bat, an Spanien einen kleinen Platz bis zur Bucht von Anghera abtrat und 20 Mill. Piaſter Kriegsſteuer bezahlte. Während die ſpaniſchen Truppen in Afrika waren, wagte General Ortega, Militärchef auf den baleariſchen Inſeln, einen carliſtiſchen Empörungsverſuch, indem er den Grafen von Montemolin, Carlos, und deſſen jüngeren Bruder Juan, Söhne des verſtorbenen Prätendenten Don Carlos, an die ſpaniſche Küſte hinüberführte. Allein er wurde bald übermannt und erſchoſſen. Die Prinzen wurden gefangen und nicht eher losgelaſſen, bis Carlos förmlich dem ſpaniſchen Thron entſagt hatte, deſſen rechtmäßiger Erbe er war, denn die Thronfolge des Mannſtamms in Spanien umzuſtoßen zu Gunſten ſeiner Tochter, hatte Ferdinand VII. niemals ein Recht gehabt. Kaum aber waren ſie frei, ſo erklärte der jüngere Bruder Juan, er nehme das Erbrecht für ſich in Anſpruch.

Die verzeihliche Eitelkeit der damaligen ſpaniſchen Regierung im Rückblick auf ihre jüngſten Siege wollte Napoleon III. benutzen, um Spanien, wie Italien, in ſein Netz zu verſtricken. Er wünſchte nämlich, Spanien möchte ſich in die Reihe der europäiſchen Großmächte aufnehmen laſſen. Spanien folgte dieſer Sirenenſtimme nicht; O'Donnel aber ſuchte ſich mit Frankreich gut zu ſtellen. Ein Antrag des Abgeordneten Aparizi in der Cortes, welcher Mißtrauen gegen Napoleon III. ausdrückte, wurde aus Rückſicht auf O'Donnel zurückgezogen. Am 5. April 1861 bewirkte er durch Kauf und Vertrag, daß ſich die kleine Republik St. Domingo auf der Inſel gleichen Namens, die durch die Nachbarſchaft der ſchwarzen Republik Hayti immer bedroht war, mit Spanien vereinigte und ſomit die ſpaniſche Colonialmacht in Cuba verſtärkte.

Am 14. Januar 1861 ſtarb in Trieſt der ſpaniſche Kronprätendent, Don Carlos, Graf von Montemolin, mit ſeiner Gemahlin Carlotta, Schweſter König Ferdinands II. von Neapel, am Scharlachfieber. Schon am 2. Januar war ſein Bruder Don Fernando an derſelben Krankheit geſtorben und es blieb nur noch der dritte Bruder Don Juan, der mit zwei Söhnen in England lebt, als Kronprätendent übrig.

In Mexiko war der ſpaniſche, wie der engliſche und franzöſiſche Handel unter der Regierung des Juarez beeinträchtigt und beraubt worden. O'Donnel ſchloß ſich daher gern der franzöſiſch-engliſchen Expedition an und ſchickte den progreſſiſtiſchen General Prim mit Truppen nach Mexiko ab, kam jedoch in ſtarke Verlegenheit, als Prim mit lauter Zuſtimmung der ſpaniſchen Nation ſich von Juarez Genugthuung verſchaffte und Mexiko wieder verließ, um ſich nicht von den verhaßten Franzoſen ans Schlepptau nehmen zu laſſen. O'Donnel konnte nun Prims Verhalten, welches in Spanien ſehr populär war, nicht mißbilligen und durfte auch gegen den mächtigen franzöſiſchen

Nachbar nicht feindlich auftreten. Napoleon III. war ſehr im Zorn, daß Spanien ihn in Mexiko im Stiche ließ und dem perfiden Beiſpiel Englands folgte, und machte dieſem Zorn beim Empfang José Conchas, des neuen ſpaniſchen Geſandten, in derber Weiſe Luft. Da nun O'Donnel ſich zu ohnmächtig fühlte, Satisfaction dafür zu fordern, und das ſchwache Spanien nicht daran denken konnte, einen Krieg mit Frankreich zu führen, mußte O'Donnel zurücktreten und einem Miniſterium der Moderados unter dem Marquis de Miraflores Platz machen, welches ſich jedoch nicht lange hielt, ſo daß im Herbſt 1864 die Königin das Staatsruder wieder in die Hände ihres alten Freundes Narvaez legen konnte.

Dies hing mit den Höflichkeiten zuſammen, die zwiſchen Madrid und Paris gewechſelt wurden. Nachdem bereits der Beſitz von St. Domingo als zu unſicher und koſtſpielig aufgegeben worden war, machte die Kaiſerin Eugenie einen Beſuch am Hofe zu Madrid. Nun vermählte aber die Königin Iſabella ihre Tochter mit dem Grafen von Paris, was wieder in den Tuilerien ſo viel Unzufriedenheit erregte, daß der König von Spanien eilig nach Paris reiſen mußte, um zu verſöhnen, im Auguſt 1864. Dies hatte nun zur Folge, daß am 18. September Narvaez Miniſterpräſident wurde, und auch die alte Königin-Mutter Chriſtine nach Spanien zurückkehren durfte.

Ein neuer Krieg war mit Peru ausgebrochen. Es handelte ſich um den Beſitz der einträglichen Guanoinſeln, welche Spanien für ſich in Anſpruch nahm. Narvaez beeilte ſich, den Streit friedlich zu ſchlichten, der jedoch nur in eine neue Phaſe trat, indem die benachbarte Republik Chile ſich einmiſchte, worauf die ſpaniſche Flotte im Frühjahr 1866 genöthigt wurde, Valparaiſo und Callao zu beſchießen. Damals aber regierte Narvaez nicht mehr, denn er wurde ſchon in der Mitte des Jahres 1865 wieder geſtürzt. Er ſchien nämlich den Progreſſiſten viel zu conſervativ zu ſeyn, daher ſchon im Herbſt

1864 eine progressistische Verschwörung entdeckt wurde, bei welcher Prim compromittirt war, so daß er Madrid verlassen mußte. Die schwächste Seite der Regierung war die finanzielle. Dahin wurden nun alle Angriffe gerichtet. Nach langer Mißregierung, Bürgerkriegen und unendlichen Verschwendungen der alten Königin war das Staatsvermögen elend zerrüttet. Das sollte nun die arme Isabella büßen. Man scheint ihr bedeutend Angst gemacht zu haben, denn sie sah sich genöthigt, von allen ihren Krongütern nur ein Viertel zu behalten und drei Viertel dem Staatsschatz zu überweisen.

Die Königin war der Lage nicht gewachsen. Die Liberalen beschwerten sich, daß unter der Hand durch die Nachgiebigkeit der Königin gegen den Klerus wieder Klöster hergestellt worden waren. Man schrieb es den Einflüsterungen ihres Beichtvaters, des Jesuiten Claret, zu. Zur Mißachtung der zum Regieren unfähigen Isabella trug vornehmlich bei, daß sie um ihre weibliche und königliche Würde nicht recht Sorge trug, sondern das sträfliche Beispiel ihrer Mutter nachahmte, die mit dem gemeinen Gardisten Munnoz gebuhlt, ihn zum Herzog erhoben und zur Ausstattung der Kinder, die sie von ihm hatte, ungeheure Summen ins Ausland geschafft hatte. Isabella wählte sich ebenfalls, nachdem sie schon viele Liebhaber (der erste war Serrano) gewechselt hatte, einen Domestiken aus, den schönen Marfori, und lebte mit ihm in einer skandalösen Vertraulichkeit, indem er sie überall begleiten mußte und von dem rechtmäßigen Gemahl gar keine Notiz nahm. Es lag nahe, sie zu beschuldigen, sie habe auch wie ihre Mutter und zu gleichem Zweck, große Summen ins Ausland geschafft.

In den Cortes wurde die heftigste Sprache gegen die Königin geführt. Am 10. April 1865 erhoben die Studenten in Madrid groben Tumult, weil der liberale Rector der Universität, Montalvan, von der Regierung abgesetzt worden war. Das Militär mußte einschreiten

und es gab ſieben Todte und viele Verwundete. Das Feldgeſchrei der Studenten war: Hoch Prim, nieder Narvaez! Am 11. Juni ſollte eine Militärverſchwörung in Valencia ausbrechen, welcher die Regierung zwar zuvorkam, unterdeß aber war der Königin dermaßen zugeſetzt worden, daß ſie bereits am 23. Juni das Miniſterium Narvaez entließ und O'Donnell wieder an die Spitze der Regierung ſtellte. Dieſer ſtützte ſich auf die Progreſſiſten und ſchmeichelte ihnen durch Erweiterung der Wahlrechte, während er andererſeits die Gunſt Napoleons III. zu gewinnen ſuchte und der napoleoniſchen Idee, nach welcher Spanien und Italien unter Frankreichs Schutz regenerirt werden ſollten, zum Werkzeuge diente. Schon am 26. Juni verkündigte er durch Rundſchreiben, Spanien erkenne das neue Königreich Italien an. Der ſpaniſche Geſandte am Hofe Franz II. zu Rom wurde abberufen und ein anderer am Hofe Victor Emanuels zu Florenz accreditirt. Darin lag zugleich eine Mißachtung des Papſtes.

Im ſpaniſchen Klerus zeigte ſich zwar eine ſchwache Bewegung zu Gunſten des Papſtes, den die Anerkennung des Königreichs Italien von ſpaniſcher Seite eben ſo ſehr kränkte als gefährdete. Man nannte Claret, Beichtvater der Königin, und den Erzbiſchof von Toledo als diejenigen, welche ſich am feurigſten des Papſtes annahmen. Allein O'Donnel achtete nicht darauf. In Valencia brach eine neue progreſſiſtiſche Verſchwörung aus und im Juli 1865 kehrte General Prim ungefährdet zurück. Die Königin wurde im Herbſt veranlaßt, eine Zuſammenkunft mit Napoleon III. zu halten. Vielleicht hoffte ſie von ihm einen beſſern Schutz, als ihn ihr die Progreſſiſten gewährten. Jedenfalls wurde ſie ganz in ſein Netz gezogen, als er ſie am 9. Auguſt auf ſpaniſchem Boden in San Sebaſtian beſuchte und ſie wenige Tage ſpäter ihren Gegenbeſuch in Biarritz auf franzöſiſchem Boden machte.

Die unglückliche Iſabella durfte ihren Sympathien für den

auch ſie noch nicht vollſtändig gerüſtet waren, und da ihnen Oeſterreichs Entſcheidung eben ſo wichtig war.

Kapitel · CCCCLXXIII.

Der Waffenſtillſtand.

In dieſem berühmten Waffenſtillſtand, der am 4ten Juni in dem Dorfe Poiſchwitz geſchloſſen wurde, ſollte das Schickſal Europa's entſchieden werden. Wer die ſtärkſte Rüſtung machen konnte, wem Oeſterreich beitrat, deſſen Parthei mußte durch die Uebermacht und durch den größern Muth den Sieg davon tragen.

Napoleon beſaß noch eine furchtbare Macht, er hatte von neuem geſiegt, die Schmach der ruſſiſchen Flucht ſchon wieder ausgeſühnt, er ſtand wieder als der unüberwindliche Feldherr auf demſelben deutſchen Boden, der erſt einmal, bei Aſpern, ſeine Niederlage geſehn. Die Franzoſen ſchöpften neuen Muth und waren ihrem Herrn blind ergeben. Italien und Dänemark gehorchten ihm. Auch der Rheinbund blieb ihm treu und gab ihm einen neuen glänzenden Beweis davon. Das Lützow'ſche Freikorps wurde mitten im Waffenſtillſtand von den Würtembergern unter Norrmann bei Kitzen an der Elbe mit großer Uebermacht überfallen und niedergehauen. Damals hieben Deutſche noch auf Deutſche ohne alle Idee des gemeinſamen Vaterlandes ein. Auch der König von Sachſen hielt treu zu Napoleon, und die Polen ſtrengten ihre letzte Kraft an, ihm zu helfen. Poniatowsky zog mit einem polniſchen Heer, das außerdem abgeſchnitten geweſen wäre, durch Böhmen zu Napoleon, was Oeſterreich geſtattete. Man zweifelte daher zu Anfang des Waffenſtillſtandes nicht, daß der Kaiſer von Oeſterreich ſich zuletzt doch für ſeinen Schwiegerſohn Napoleon

h. Stuhl ſo wenig mehr nachgeben, wie denen für ihre bourboniſchen Vettern. Das Miniſterium preßte ihr alles ab, was es wollte, unter fürchterlichen Drohungen der Preſſe, welche behaglich in den alten Sünden des Hofes wühlte, um die Dynaſtie anzuſchwärzen. Dieſe Dynaſtie ſollte vertrieben werden, wie die andern Bourbons. Man kann ſich denken, wie ſchlimm es mit der Königin ſtand, wenn man erwägt, daß ihr beſtändig mit naher Abſetzung gedroht wurde. Don Luis, König von Portugal, heirathete Pia, die Tochter Victor Emanuels und Schwägerin des Prinzen Napoleon, und nun hieß es, er ſey auserſehen, durch die Progreſſiſten und mit Hülfe Frankreichs und Italiens, nach Vertreibung der Königin Iſabella, zum Alleinherrn der pyrenäiſchen Halbinſel, des für immer mit Portugal vereinigten Spaniens erhoben zu werden.

Man nannte dieſe Partei die iberiſche. Die iberiſche Halbinſel (Spanien und Portugal) ſollte gleich der italieniſchen unter dem Protektorate Frankreichs ſtehen. Das gäbe eine große romaniſche Conföderation in der alten Welt, entſprechend derjenigen, welche Napoleon III. auch in der neuen Welt von Mexiko aus zu gründen gehofft hatte. Indeſſen ſtehen ſich der ſpaniſche und portugieſiſche Volkscharakter zu ſchroff gegenüber, als daß der Plan ſo leicht ausführbar wäre. Der ſtolze Caſtilianer unterwirft ſich keinem Portugieſen und der Portugieſe hat von jeher getrachtet, ſeine Eigenheiten dem Spanier gegenüber zu behaupten. Der König von Portugal ſelbſt nahm nicht die Miene an, als wiſſe er um den iberiſchen Plan. Indem er mit ſeiner Gemahlin aus Italien und Frankreich zurückkehrte, reiste er über Madrid und ſtattete der Königin von Spanien am 28. Dez. 1865 einen freundlichen Beſuch ab.

Unmittelbar darauf, am 3. Jan. 1866, brach in den ſpaniſchen Garniſonen Aranjuez, Ocana und Avila eine Revolution aus, angeregt von dem unruhigen General Prim. Da dieſelbe ausſchließ-

lich die Erhebung Prims zum Zwecke hatte, der ſich zum Dictator aufwerfen wollte, wurde ſie nur von einer Minderheit des Militärs und der Progreſſiſten unterſtützt und konnte nicht gelingen. Denn nicht nur die conſervative und klerikale Partei, ſondern auch die iberiſche war gegen ihn. Prim hatte den franzöſiſchen Kaiſer im Beginn der mexikaniſchen Expedition vor den Kopf geſtoßen. Endlich war O'Donnell nicht geneigt, die Regierungsgewalt, in deren vollem Beſitz er damals war, dem Nebenbuhler abzutreten, ſchickte alſo gleich Truppen unter General Zabala und bald darauf unter dem Marſchall Serrano gegen die Aufrührer ab, welch letztere keinen Anhang fanden, überall geſchlagen wurden und ſich eilig über die portugieſiſche Grenze flüchteten. Ein gleichzeitiger Aufſtandsverſuch in Barcelona wurde eben ſo leicht unterdrückt. Da zufällig am 8. Januar die Kammern in Liſſabon eröffnet wurden, ergriffen die Portugieſen dieſen Anlaß, um zu conſtatiren, daß ſie weder von Prim, noch von dem iberiſchen Plane etwas wiſſen wollten. Der Juſtizminiſter erklärte, er werde die bei Aufruhr im Nachbarlande üblichen Maßregeln treffen, und in der Kammer wurde die Selbſtändigkeit Portugals betont. Eben ſo loyal handelte Portugal, indem es den dahin geflüchteten General Prim auswies.

Sofern ſich O'Donnell gezwungen ſah, gegen Prim aufzutreten, wurde der Riß in den Fortſchrittsparteien offenbar und die conſervative Partei ermannte ſich, ſo daß es die Königin wagen konnte, am 11. Juni 1866 O'Donnell zu entlaſſen und das Staatsruder wieder in die Hände des General Narvaez zu legen. Dieſer beſeitigte augenblicklich die liberalen Geſetze ſeines Vorgängers, ſiſtirte den Verkauf der Kirchengüter, verwarf das liberale Unterrichtsſyſtem und verband die Schule ausdrücklich wieder mit der Kirche, unterſtützt von dem Miniſter Bravo, der es zum erſtenmal offen ausſprach, im ſpaniſchen Volk ſey die Mehrheit religiös, monarchiſch, ehrſam und

friedliebend und halte ſich eben deshalb von den Agitationen der Minderheit fern, welche die neuen liberalen Geſetze mißbrauche, zum Verderben des Volks, verführt durch eine fremde Doctrin, die für das Volk der Spanier nicht paſſe. Natürlicherweiſe geriethen die Progreſſiſten in die äußerſte Wuth. Aber auch Narvaez ſelbſt fürchtete, Bravo und die extremen Klerikalen könnten ihm über den Kopf wachſen. Er verlangte daher im Winter von der Königin, ſie ſolle die Cortes auflöſen, und als 123 Cortesmitglieder dagegen Proteſt erhoben, wagte er einen Staatsſtreich und ließ in der Nacht auf den 30. Dezember 1866 alle jene Herren plötzlich verhaften und den Präſidenten Rios Roſas mit 35 Andern deportiren. Auch Marſchall Serrano, der nachträglich proteſtirte, wurde verhaftet, die Cortes wurden aufgelöst.

Narvaez lebte indeß nicht mehr lange und eine neue große Revolution brach aus, welche zwar außerhalb der Periode liegt, die wir in dieſem Buche zu ſchildern haben, aber doch innerhalb derſelben vorbereitet wurde. Narvaez deckte noch die Schwäche der Königin und den Skandal ihres Hofes zu. Mit ihm fiel der Schleier. Die Bourbons ſtanden in einer Blöße da, welche den Stolz der Spanier unverſichtig beleidigte. Da nun auch unter den Agnaten Iſabellas kein tüchtiger Mann bekannt war, der für ſie hätte eintreten können, wurde Spanien mehr als je der Tummelplatz, auf dem der Ehrgeiz der Generale mit den Parteien ſpielte.

Unter dieſen Generalen machte ſich damals ſchon Prim beſonders bemerklich, nicht blos durch militäriſches Talent, den Zauber ſeiner Perſönlichkeit und große Popularität bei den Soldaten, ſondern auch durch die chevalereske Leichtigkeit, mit der er von einer politiſchen Partei zur andern überſprang, um eine nach der andern zu ſeinem Emporkommen zu benützen. In Catalonien geboren, diente er in den dreißiger Jahren als Freiwilliger unter den Chriſtinos gegen die

Karliſten, zeichnete ſich aus und wurde in die Cortes gewählt. Als Eſpartero mit den Progreſſiſten ans Ruder kam, ſchloß er ſich dieſem an; als die Moderados überwogen, auch wieder dieſen, die ihn zum General und Graf von Reus erhoben. Von ihnen aber fiel er wieder zu den Progreſſiſten ab und nahm an einer Verſchwörung gegen Narvaez Theil, der ihm großmüthig verzieh. Als O'Donnell den Narvaez verdrängte, hielt ſich Prim gleich wieder an dieſen. Gewiß ein ſeltener Glücksritter, dem alle ſolche Wechſel und Treuloſigkeiten nicht einmal etwas ſchadeten. Jeder Regent Spaniens brauchte ihn ſeiner Fähigkeiten wegen und verzieh ihm ſeinen Leichtſinn. Die Truppen aber vergötterten ihn, weil er verſchwenderiſch ſeinen Reichthum unter ſie austheilte.

Die fortgeſetzten Bemühungen der Engländer, unter den ſpaniſchen Liberalen proteſtantiſche Propaganda zu machen, führten wie bisher zu nichts, weil ſie in Spanien gar zu unvolksthümlich waren. Im Jahr 1860 wurde ein Offizier Namens Matamoros verhaftet, weil er heimlich Proteſtant geworden war und man Briefe von ihm auffand, in denen er vertraute Freunde aufgefordert hatte, bei den Cortes eine Petition um Religionsfreiheit einzugeben. Im proteſtantiſchen Norden ſchlug ſogleich die Preſſe Alarm, doch gelang es erſt, nachdem Matamoros und 14 Mitſchuldige 1862 zur Galeere verurtheilt worden waren, dieſelben durch Fürſprache der Königin von England wieder frei zu machen.

II.

Portugal.

Die Geſchichte von Portugal iſt ſeit mehr als vierzig Jahren in Deutſchland faſt ausſchließlich nur aus franzöſiſchen und engliſchen Quellen geſchöpft worden. Da nun das arme Land in dieſer langen Zeit immer nur von den Intriguen des engliſchen und franzöſiſchen

Cabinets beherrſcht war, haben dieſe Cabinete auch dafür geſorgt, daß die Geſchichte des Landes nur von ihren Agenten, die Zeitungscorreſpondenzen aus Liſſaben nur in ihrem Sinne geſchrieben wurden. Brach durch dieſes Lügenſyſtem je ein Strahl der Wahrheit hindurch, ſo wurde ein Zetergeſchrei durch ganz Europa intonirt: die widerſprechende Nachricht ſey erlogen und gehe nur vom finſtern Pfaffenthum und von dem abſcheulichen Tyrannen Dom Miguel aus. Auch wir haben uns in frühern hiſtoriſchen Darſtellungen durch engliſch-franzöſiſche Quellen täuſchen laſſen, denn es war erſt in den letzten Jahren möglich, endlich durch conſervative engliſche Blätter und durch die Mittheilung echter Urkunden aus Portugal hinter die Wahrheit zu kommen. Doch iſt es heute noch ſchwer, ja beinahe gefährlich, mit der Wahrheit durchdringen zu wollen, da die ſchlaueſte und gewaltthätigſte Cabinetspolitik durch den unermeßlichen Einfluß des Liberalismus in der Preſſe immer unterſtützt wird.

Die Wahrheit iſt, daß Portugal in Folge der großen napoleoniſchen Kriege im Anfang des Jahrhunderts eine engliſche Provinz wurde, während das regierende Haus Braganza nach Braſilien geflüchtet war. Nach dem Sturz Napoleons geſellte ſich zum engliſch-proteſtantiſchen Einfluſſe auch noch der franzöſiſch-liberale, um die gebildeten Klaſſen in Portugal zu beherrſchen und die Freimaurerei einzuführen, während das Landvolk noch treu an der alten Kirche hing. Der ſchwache König Johann VI. kehrte zwar aus Braſilien, wo er ſeinen jungen Sohn Dom Pedro als Kaiſer ließ, nach Liſſaben zurück, blieb aber unter der Vormundſchaft Englands und Frankreichs, welche damals als Vorkämpfer des Liberalismus gegen die drei nordiſchen Mächte zuſammenhielten und daher in Portugal ſo wenig als in Spanien die Herrſchaft einer klerikalen und conſervativen Partei dulden wollten, damit die ganze pyrenäiſche Halbinſel auf ihrer Seite bleibe.

Da Dom Pedro in Braſilien zurückgeblieben war und aus-

drücklich ſeinem Erbrecht in Portugal hatte entſagen müſſen, wurde ſein jüngerer Bruder Dom Miguel zum Thronfolger in Portugal beſtimmt. Da dieſer Jüngling aber gewiſſenhaft genug war und ſeinem Volke ſo viel Treue bewahrte, daß er es von der engliſch-franzöſiſchen Bevormundung frei machen wollte, wofür auch das Landvolk mit unverbrüchlicher Treue an ihm hing, erhielt die ganze liberale Preſſe Europas die Ordre, den Prinzen zu verleumden und als ein moraliſches Scheuſal darzuſtellen. Es iſt jetzt erwieſen, daß alles, was die Zeitungen von ſeiner Grauſamkeit, von ſeiner Impietät gegen den Vater ꝛc. erzählt haben, erlogen war und daß er in vollem Maße die Liebe und Anhänglichkeit des portugieſiſchen Volkes verdient hat. Auch hätte ihn die engliſch-franzöſiſche Cabinetsperfidie ohne einen blutigen Krieg nicht von ſeinem angeſtammten Throne entfernen können. Da ſie aber der nordiſchen Mächte wegen es doch nicht wagen durfte, Portugal mit engliſch-franzöſiſchen Truppen zu überſchwemmen, ſo bediente ſie ſich des charakterſchwachen Dom Pedro, um ihren Plan durchzuführen. Dieſer armſelige Kaiſer war von den Braſilianern fortgejagt worden und nur ſeinen gleichnamigen kleinen Sohn hatten ſie auf dem Thron zurückbehalten, um in ſeinem Namen ſich ſelbſt zu regieren. Der Vater nun, in der neuen Welt durch ſeinen Sohn, in der alten durch ſeinen Bruder vom Thron ausgeſchloſſen, ließ ſich von der engliſch-franzöſiſchen Argliſt überreden, auf das Erbrecht, dem er in Portugal längſt entſagt hatte, doch wieder Anſpruch zu machen und mittelſt einer Flotte und Landarmee, die ihm England und Frankreich verſchafften, den Bruder aus Portugal zu vertreiben, 1831. Vergebens kämpfte das treue Volk für Dom Miguel, da auch im benachbarten Spanien der an England und Frankreich verkaufte Liberalismus geſiegt hatte und die nordiſchen Mächte den Weſtmächten nicht entgegenzutreten wagten. Dom Miguel floh nach Oeſterreich, Dom Pedro wurde König von Portugal, ſtarb 1834 und ernannte

ſeine noch unmündige Tochter Maria da Gloria zu ſeiner Nachfolgerin in Portugal. Eine Quadrupelallianz zwiſchen England, Frankreich, Spanien und Portugal ſollte jeden Verſuch der conſervativen Partei in Portugal und Spanien, wieder aufzukommen, verhindern. Für die junge Königin regierten in Portugal die von England und Frankreich inſpirirten Freimaurer Cabral und Villaflor und der Liberalismus mußte zum Aushängeſchild dienen, um dieſer Regierung bei der ganzen liberalen Preſſe Europas Credit zu verſchaffen.

Die junge Königin wurde 1835 mit dem liebenswürdigen Prinzen Auguſt von Leuchtenberg vermählt, der aber ſchon nach zwei Monaten ſtarb. Im Jahr 1836 vermählte ſich die junge Königin ſchon wieder mit dem Prinzen Ferdinand von Coburg. Die Coburger waren es ſchon gewohnt, der engliſchen Politik auszuhelfen, wie in England ſelbſt, ſo in Belgien, ſo wieder in Portugal. Es lag im Intereſſe der weſtmächtlichen Politik, daß die Königin von Portugal bald möglichſt Mutter würde, um ihren Kindern eine Thronfolge zu ſichern, welche, wenn die Königin kinderlos geblieben wäre, Dom Miguel abermals hätte anſprechen können. Der letztere hatte noch vielen Anhang im Lande, der ſich auch 1846 empörte. Der Aufſtand wurde unterdrückt, aber Cabral mußte weichen und die Regierungsgewalt dem Marſchall Saldanha überlaſſen. Nicht lange nachher ſtarb die Königin im Jahr 1853, mit Hinterlaſſung von fünf Prinzen, von denen der älteſte, 16 Jahr alt, als Pedro V. den Thron beſtieg. Bis zu ſeiner Großjährigkeit übernahm für ihn ſein Vater Ferdinand von Coburg, der als Dom Fernando nur den Königstitel führte, die Regentſchaft. Da Pedro noch als Jüngling bald nach dem Tode ſeiner Mutter die europäiſchen Höfe bereiſte, zeigte er überall ſo viel perſönliche Liebenswürdigkeit, Beſcheidenheit und Intelligenz, daß er alle Herzen gewann, zumal in Berlin, wo ihm König

Friedrich Wilhelm IV. mit wahrhaft väterlicher Liebe zugethan war, und von wo er auch bald nachher ſeine liebenswürdige Braut empfing, die Prinzeſſin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen.

So lachte dem jungen König von allen Seiten her das Glück, aber wenn man ſein Portrait betrachtete, bemerkte man darin einen leiſen Zug von Schwermuth. Während der junge König ſein baldiges Ende ahnte, erſah ihn die ausländiſche Intrigue zum Werkzeug für die Ausführung weittragender Entwürfe. Nämlich damals ſchon tauchte der iberiſche Gedanke auf. In Spanien wankte unter der bourboniſchen Dynaſtie der Thron, den ein ſchwaches Weib zwiſchen gewaltthätigen Parteien einnahm. Schon war der Plan gefaßt, die Bourbons aus Italien zu vertreiben. Der Plan, ſie auch aus Spanien zu jagen, hing damit zuſammen. Die Rolle, die man nicht lange nachher den König von Sardinien in Italien ſpielen ließ, dachte man damals ſchon dem Dom Pedro zu, der ſie aber nicht ſpielen wollte. Im Jahr 1855 trat Dom Pedro die Regierung an, entfernte Saldanha und machte Loulé zum erſten Miniſter. Schon zwei Jahr ſpäter entſtand daher ein Conflict zwiſchen dem jungen König von Portugal und Frankreich, und die letztere Macht benahm ſich dabei ſo, daß man daraus erkennen konnte, ſie werde eine unabhängige Politik des ſchwachen Portugal nicht dulden. Sobald das kleine Land nicht mehr unbedingt gehorchte, reckte die diplomatiſche Sammetpfote ſchreckliche Krallen hervor. Frankreich, das ſeine civiliſatoriſche Miſſion ſtets im Munde führte, trieb gleichwohl noch Sclavenhandel und holte die Sclaven aus den afrikaniſchen Colonien Portugals. Die mit Gewalt fortgeſchleppten Neger wurden fälſchlich für frei angeworbene Arbeiter ausgegeben. Wie wir aus Livingſtones Bericht erſehen, blüht dieſer Sclavenhandel in den portugieſiſchen Colonien heute noch und kümmert man ſich dort wenig um etwaige humane Vorſchriften der Regierung in Liſſabon. Der junge König

von Portugal war so human, so edel gesinnt und so seines Rechtes wie seiner Pflicht sich bewußt, daß er ein französisches Sclavenschiff mit Beschlag belegen ließ, das Schiff Charles-Georges, im Jahr 1857. Aber Frankreich schreckte ihn mit solchen Drohungen, daß er das Schiff wieder freigeben mußte. Rechtschaffenheit und Pflichtgefühl für die ihm anvertraute eigene Nation war es nicht, was die westmächtliche Politik einem Könige verzieh, der nur ihr Werkzeug seyn sollte und der überhaupt, wenn dieselbe Politik seinen Vater nicht protegirt hätte, gar nicht auf den Thron in Lissabon gelangt wäre.

Hier waltete zwischen der Tugend des jungen Königs und den fremden Zwecken, denen er dienen sollte, ein so großes Mißverhältniß, daß man sich nicht wundern darf, wenn Dom Pedros trübe Ahnungen in Erfüllung gingen. Im Sommer 1859 starb die junge Königin Stephanie. „Am 12. October 1861 kam Dom Pedro von einem Ausflug in Santarem an, und traf da seinen Vater, den König Ferdinand, welcher ihm mit zwei Brüdern von Lissabon hieher entgegengekommen war. Nach einem von der spanischen Eisenbahn-Verwaltung ihnen zu Ehren gegebenen Diner kehrten sie zusammen nach der Hauptstadt zurück. — — Es war des Königs letzte Reise gewesen. Nicht lange nach der Rückkehr klagten alle drei Brüder über Mattigkeit und allgemeines Uebelbefinden. Die Leibärzte schrieben dasselbe den Beschwerden der Reise, auch der Feuchtigkeit zu, welcher die Reisenden öftermals ausgesetzt gewesen waren, und erklärten das Ganze für eine rheumatische Affection ohne tiefere Bedeutung. Bald aber stellten sich heftige Fiebersymptome ein, so daß die Vermuthung nahe lag, der König und die Prinzen hätten sich ein tüchtiges Wechselfieber zugezogen. Als sich jedoch zu den Fiebererscheinungen auch noch nervöse Schmerzen gesellten, fingen die Aerzte an, beim Könige und dem Infanten Dom Fernando die Krankheit bedenklicher zu finden."

Der letztere ſtarb zuerſt, der junge König folgte ihm ſchon am 11. November im Tode nach und nur der jüngſte Bruder Dom Auguſto blieb leben. Darauf wurde der nächſtälteſte Bruder Dom Luiz König. Ein jüngerer Bruder Dom Joao war ebenfalls geſtorben.

Die Cortes erklärten am 30. Dezember in der allgemeinen Beſtürzung, daß wenn auch Auguſto durch einen ſchnellen Tod hingerafft würde, nicht der Kronprätendent Dom Miguel, ſondern die Schweſtern des Dom Luiz den Thron erben ſollten. Luiz ließ ſich von den Liberalen leiten, weil Dom Miguel noch immer den meiſten Anhang unter den Klerikalen hatte. Er heirathete deshalb 1862 eine Tochter des Victor Emanuel, die Prinzeſſin Pia, und weil auch der Adel ſich den Klerikalen anſchloß, ſorgte er 1863 dafür, daß die Majorate und die erbliche Pairswürde aufgehoben wurden. Der Papſt war äußerſt unzufrieden mit den Vorgängen in Portugal und als die junge Königin den erſten Sohn gebar, duldete er nicht, daß ihr im Banne befindlicher Vater Victor Emanuel bei der Taufe am 26. September 1865 Pathe ſeyn durfte, ſeine Stelle mußte Napoleon III. verſehen.

In der Nacht auf den 15. November 1866 ſtarb zu Braubach bei Wertheim am Main der viel verleumdete Exkönig Dom Miguel im Ruf eines menſchenfreundlichen und wohlthätigen Fürſten. Seine Anſprüche auf die Krone von Portugal gehen auf ſeinen 1853 geborenen Sohn Dom Miguel über, deſſen Mutter Adelheid eine Prinzeſſin von Löwenſtein-Wertheim iſt. Es wäre nicht unmöglich, daß in Portugal wie in Spanien das fromme und ritterliche Volk ſich ſelbſt wiederfände und die Stricke zerriſſe, mit denen es durch engliſche und franzöſiſche Intriguen wie in einem Netze gefangen liegt. Die liberale Partei auf der ganzen pyrenäiſchen Halbinſel

erklären würde, besonders da dieser ihm große Versprechungen machte und ihm unter andern Schlesien anbot.

Die Alliirten gewannen indeß durch den Waffenstillstand noch mehr. Die Russen hatten Zeit, ihre entfernten Truppen an sich zu ziehn, die Preußen rüsteten vollends ihre zahlreichen Landwehren aus, und auch die Schweden zogen zu ihrem Beistand herbei. Bernadotte, der neue schwedische Kronprinz, landete schon am 18ten May in Pommern und rückte mit seinem Heer ins Brandenburgische, um in Verein mit Bülow Berlin zu decken. An der Ostsee aber wurde unter Wallmoden in englischem Solde ein deutsches Hülfsheer gebildet. Hamburg war indeß nicht zu retten. Tettenborn war mit seiner flüchtigen Schaar nicht im Stande, diese Stadt zu decken, sie wurde von den Franzosen unter Davoust und von den Dänen besetzt, und nun traf die arme Stadt die schrecklichste Rache. Davoust forderte 48 Millionen Franken Contribution, plünderte die Stadt systematisch aus und schuf sie in eine Festung um, wobei die angesehensten Einwohner persönlich unter harten Mißhandlungen graben und schanzen mußten.

Oesterreich bemühte sich voll redlichen Eifers, ferneres Blutvergießen zu verhindern, und eröffnete einen Friedenscongreß zu Prag, um die Ruhe Europa's auf dem Wege der Unterhandlungen herzustellen. Aber Napoleon wollte durchaus auch der billigsten Forderung nicht nachgeben. Er fühlte, daß er alles erhalten oder alles verlieren müsse. Noch behielt er den ganzen Stolz und die Sprache des Weltbeherrschers bei und erklärte, daß er von seinem Reich auch nicht ein Dorf abtreten würde. Da nun Oesterreich sah, daß der Frieden in Europa nie hergestellt werden könne, so lange Napoleon noch mächtig genug sey, das Feld zu halten, so entschloß es sich, den Alliirten beizustehn, um mit vereinigten

war und iſt das Werkzeug fremder, dem ſpaniſchen wie dem portugieſiſchen Volke gleich verderblicher Politik.

Im Hinblick auf die neueſten Vorgänge in Spanien, in welchen die oben ſchon beſprochene Idee einer Vereinigung beider Staaten oder der ganzen pyrenäiſchen Halbinſel zu einem Reiche eine Rolle ſpielt, dürfte es nicht unzeitgemäß erſcheinen, am Schluß dieſes Bandes die Aufmerkſamkeit noch auf das verwickelte Terrain der pyrenäiſchen Halbinſel zu lenken. Geſetzt auch der iberiſche Plan wäre für die nächſte Zeit unausführbar, — und allerdings kämpfen dagegen vielerlei und ſtarke Intereſſen, — ſo entſpricht doch dieſer Plan der geographiſchen Lage eines ringsum vom Meer und von den zuſammenhängenden Gebirgsmauern der Pyrenäen umſchloſſenen Landes. Die Natur ſelbſt ſcheint dieſe große Halbinſel zur Einigung ihrer Bewohner beſtimmt zu haben. Wenn überall in Europa das Nationalitätenprinzip über das partikulariſtiſche die Oberhand gewinnt, warum ſollte nicht auch Spanien dieſem Zuge der Zeit folgen müſſen? Trotz der vielfachen partikulariſtiſchen Intereſſen, die hier noch mit einander im Streite liegen, läßt ſich doch nicht leugnen, daß es der gemeinſame Vortheil aller Bewohner der Halbinſel ſeyn würde, wenn ſie ein einiges Reich bildeten. Welchem Deutſchen hätte nicht endlich klar werden müſſen, daß die großen Intereſſen der deutſchen Nation durch die Vielſtaaterei und die partikulariſtiſchen Intereſſen Noth gelitten haben, daß Deutſchland dadurch in große Gefahren und Unehren geſtürzt worden iſt. Wir erleben jetzt den Zeitpunkt, in welchem die deutſche Nation ſich ihres Rechts und ihrer Pflicht, als ein Ganzes zuſammenzuhalten, bewußt wird. In dieſem Zeitpunkt liegt es uns nahe, den Bevölkerungen der pyrenäiſchen Halbinſel dieſelbe Erkenntniß in Bezug auf ihre Intereſſen zuzutrauen.

Beide große Nationen, die iberiſche wie die deutſche, befinden

ſich nicht nur in einem ähnlichen Falle, ſondern haben auch ein gemeinſames Intereſſe. Die Schwächung Deutſchlands war ein Unglück für die pyrenäiſche Halbinſel, weil ſie allein, ohne den Beiſtand Deutſchlands, ſich des franzöſiſchen Einfluſſes nicht erwehren konnte. Nur aus dieſem Grunde wurde Spanien ſeit dem ſpaniſchen Erbfolgekriege eine Secundogenitur des in Frankreich herrſchenden Hauſes Bourbon und kam unter der Vormundſchaft Frankreichs um ſeine alte Macht, ſeinen alten Ruhm. Auf der andern Seite würde auch das deutſche Reich von Frankreich her nicht ſo tief haben erſchüttert werden können, wenn Spanien immer den Franzoſen eine Diverſion im Rücken gemacht hätte. Frankreich allein hatte den Vortheil davon.

Spanien iſt gegenwärtig an einem Wendepunkt ſeiner Geſchichte angelangt. Die Spanier haben endlich eingeſehen, wie tief ſie durch ihre Bourbons erniedrigt und mißregiert worden ſind. Von der Höhe einer europäiſchen Großmacht, ja der erſten unter allen in der Mitte des 16. Jahrhunderts, iſt Spanien tief herabgeſunken. Aber es ſcheint, die Nation hegt noch Vertrauen zu ihrer eigenen Kraft und zu einem Berufe, der ihr ebenſo Macht und Wohlſtand und Ehre bringen ſoll, als ſie bisher in Ohnmacht, Armuth und Zurückſetzung hat zubringen müſſen. In Portugal wird dieſes ehrenwerthe Gefühl der Spanier dermalen noch nicht getheilt, obgleich auch dieſes kleine Land einmal groß in der Geſchichte der ſeefahrenden Staaten daſtand. Allein Spanien gibt den Ausſchlag.

Der Kern der Bevölkerung auf der pyrenäiſchen Halbinſel iſt uns Deutſchen ſtammverwandt. Noch jetzt trägt Katalonien ſeinen Namen von dort eingewanderten deutſchen Gothen und Alanen, Andaluſien von den deutſchen Vandalen. Auch die Sueven (Schwaben) gründeten ſich im Weſten Spaniens ein eigenes Reich. Alle ſchmolzen zuſammen in das große Königreich der Weſtgothen. Heute noch rühmen ſich alle adeligen und freien Spanier der gothiſchen Na-

tionalität. Erſt im Anfang des 8. Jahrhunderts drangen die Araber von Afrika her in Spanien ein, in ungeheurer Menge und noch in der erſten Furie ihres Heldenthums, während den letzten König der Weſtgothen Verrath umgab. So fiel Spanien in die Gewalt des Islam. Die Araber überwältigten auch den weſtlichen Theil Frankreichs, wurden aber vom Heerbann der deutſchen Franken, Alemannen, Bayern und Thüringer unter Karl Martell aufs Haupt geſchlagen. Karl der Große nahm ihnen auch noch das Land zwiſchen den Pyrenäen und dem Ebro ab, und ſo konnte ſich der in den Gebirgen des nordweſtlichen Spanien frei gebliebene Reſt der Gothen allmälig wieder erholen und ausbreiten. Der Heldenmuth und die zähe Ausdauer dieſer chriſtlichen Gothen, welche von den Bergen Aſturiens aus dem Islam immer mehr Terrain abgewannen, iſt über jedes Lob erhaben. Achthundert Jahre haben ſie ſo fortgekämpft, bis endlich der letzte Muhamedaner wieder über das Meer flüchten mußte, von wo er hergekommen, und ganz Spanien frei war. Die ganze Weltgeſchichte kennt keinen ähnlichen Kampf und Sieg. Wenn aber in dieſen Spaniern des Mittelalters die ganze altgothiſche Kraft und Tugend ſich bewahrte und im Cid ein Heldenideal ſchuf, dem nur das des deutſchen Siegfried vergleichbar iſt, machte ſich doch auch bei ihnen wieder die alte deutſche Untugend des Partikulariſirens geltend, denn ſie ſchloſſen ſich nicht zu einem Staate zuſammen, ſondern gründeten mit der Zeit, indem ſie den Arabern ein Terrain nach dem andern abgewannen, eine Menge kleinere Königreiche mit beſondern Geſetzen, Verfaſſungen und Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie ſich größtentheils heute noch von einander unterſcheiden. Denn obgleich ſie am Ende des 15. Jahrhunderts zuſammenſchmolzen in zwei Hauptſtaaten, das größere Spanien und das kleinere Portugal, behauptete doch die Bevölkerung eines jeden der ehemaligen kleinen

Königreiche ihre beſonders verfaſſungsmäßigen Rechte und Freiheiten (fueros), ihre beſondere Sitte und Tracht.

Spanien hielt den chriſtlich-germaniſchen Grundcharakter länger feſt als Frankreich und ließ ſich auch von der heidniſchen Renaiſſance von Italien her nicht ſo leicht anſtecken, ſo daß es noch einen chriſtlichen Dichter wie Calderon hervorbringen konnte, während in Italien und Frankreich die ganze Bildung ſchon in heidniſcher Mythologie und Unzucht verſunken und Religionsſpötterei der gute Ton war. Was hätte nicht aus dem ſpaniſchen Volke werden können, wenn ihm nicht ein unheilvolles Verhängniß fremde Dynaſtien, eine nach der andern, aufgedrängt hätte! Unter Ferdinand und Iſabella wurde von Spanien aus Amerika entdeckt und begann die große ſpaniſche Eroberung dieſes Welttheils. Aber ſowohl ſeine Landmacht, die nach Vertreibung der letzten Muhamedaner in der höchſten Blüthe ſtand, wie auch ſeine, gerade jetzt ſich ſo hoffnungsreich entfaltende Seemacht wurden von der fremden Dynaſtie mißbraucht, die das Erbrecht ins Land einführte. Die Habsburger haben Spanien wie Deutſchland einer antinationalen Politik geopfert und dadurch beiden Ländern unermeßlichen Schaden zugefügt. Spaniens tapfere Armeen fochten nicht mehr für die Intereſſen der ſpaniſchen Nation, ſondern nur noch für das ihnen ganz fremde und verderbliche Intereſſe der Habsburger. Für dieſe floß das edle Blut der Spanier in Italien, den Niederlanden und Deutſchland, ohne allen Werth für Spanien und nur zum Unheil Italiens, der Niederlande und Deutſchlands. Die edlen freien Spanier mußten unter Habsburgs Fahnen die Henker anderer Völker werden, die ihnen nie etwas zu Leide gethan hatten. Auch das viele Gold und Silber Amerikas kam nicht Spanien zu Gute, ſondern wurde von der habsburgiſchen Politik verſchlungen und diente überall nur, den an freien Völkern begangenen Verrath und Mord mit baarem Gelde zu bezahlen.

Philipp II. vollendete das Gebäude des berüchtigten dominatus absolutus, eines durch und durch heidnischen Despotismus, wie ihn später Ludwig XIV. von Frankreich wieder adoptirte, und zwar einer wie der andere unter christlicher Maske. Der katholische Fanatismus, die Inquisition, die Ketzerverfolgungen waren ihnen nicht Glaubenssache, sondern nur Mittel für den Zweck ihres persönlichen Despotismus. Wie die Völker vor ihnen zittern mußten, wenn sie vergebens nach Freiheit lechzten, so auch der Papst in Rom, den Philipp II. unter seiner Gewalt beugte und zum Werkzeug seiner habsburgischen Politik machte, wie später Ludwig XIV. ganz eben so gebieterisch mit dem Papst umsprang. Philipp II. schickte denselben Herzog von Alba nach den Niederlanden, um dort 18,000 Ketzer hinrichten zu lassen, und nach Rom, um den Papst, der ihm nicht gehorchen wollte, zum Gehorsam zu zwingen. Die Schuld der Greuel, die damals von Spaniern begangen wurden, fällt nicht auf den spanischen Volkscharakter und auch nicht auf die römische Kirche, sondern nur auf den Despotismus der Habsburger. Sowohl das spanische Volk als die Kirche sind von den Habsburgern nur verdorben worden.

Die Nachfolger Philipps II. setzten sein despotisches System fort, aber nur als Gewohnheitssache, ohne Leidenschaft, schläfrige und pedantische Naturen. Die ganze Energie der Diplomatie, des Heeres, der Marine, des Adels und des Volks erschlaffte, so daß im Anfang des vorigen Jahrhunderts, als der letzte Habsburger in Spanien starb, die spanische Nation nicht mehr im Stande war, aus der langen Lethargie zu erwachen und ihre Selbständigkeit zu wahren. Sie mußte sich von England, dem sie schon vorher die Hegemonie auf dem Meere hat überlassen müssen, helfen lassen, konnte aber der Uebermacht des ungleich energischeren französischen Nachbars nicht widerstehen und bekam einen französischen Prinzen zum König, einen Bourbon, der gleich allen seinen Nachfolgern nur dem Interesse der Bourbons in Frankreich

diente, alſo wieder einem fremden Intereſſe, wofür Spanien ſich opfern mußte. Aus dem Verfall, in welchem es die Habsburger hinterlaſſen hatten, konnte es ſich unter den Bourbons nicht wieder erheben. Es ſank vielmehr immer tiefer und wurde immer ſchwächer. Auf den elenden fünften Philipp, die Kreatur Ludwigs XIV., folgte der blödſinnige Ferdinand VI., dieſem Karl III., der ſich blind an Frankreich anklammerte, in unſinnigen Kriegen für Frankreich die ſchwerſten Opfer brachte, dann Karl IV., ein roher Jäger und einfältiger Menſch, der ſein buhleriſches Weib und deren Liebhaber Godoy für ſich regieren ließ. Alle dieſe Könige waren mehr Franzoſen als Spanier, ſeit 1761 durch einen förmlichen Familientraktat an Frankreich gebunden und Frankreichs gehorſame Werkzeuge, namentlich in den Kriegen mit England, durch welche die ſpaniſche Marine immer mehr herunterkam.

Die Welt war daher nicht wenig überraſcht, als im Jahr 1808 die ſpaniſche Nation plötzlich wieder ein Zeichen des Lebens gab und eine Energie entwickelte, ihres uralten Ruhmes würdig. In nichtswürdigem Hader zwiſchen Vater und Sohn war das regierende Haus Bourbon in Spanien ſo tief demoraliſirt, daß beide, Vater und Sohn, Karl IV. und Ferdinand VII., wetteifernd um die Gunſt des franzöſiſchen Kaiſers buhlten, nachdem ihre bourboniſchen Vettern in Folge ihrer unerträglich gewordenen Mißregierung endlich durch die Revolution aus Frankreich waren vertrieben worden und Napoleon I. ſich zum Kaiſer aufgeſchwungen hatte. Höhniſch zwang Napoleon die ſpaniſchen Bourbons, Vater und Sohn, ihm ganz einfach Spanien abzutreten, und ſandte ſeine bisher überall ſiegreichen Armeen, um es in Beſitz zu nehmen.

Daſſelbe Schickſal hatte er auch Portugal zugedacht. Hier regierte das Haus Braganza, welches ſo hinlänglich populär war, daß die Portugieſen ſich den wiederholten Verſuchen der ſpaniſchen Habsburger und

Bourbons, Portugal zu annektiren, entschieden und kraftvoll widersetzten. Diese Versuche trugen nur dazu bei, eine Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier zu nähren, die nicht nothwendig und natürlich und an der auch nicht das spanische Volk, sondern nur die spanische Dynastie schuld war. Wie schon Philipp II. den vergeblichen Versuch gemacht hatte, Portugal zu erobern, so ließ sich Karl IV. wieder von Napoleon verleiten, es ebenfalls zu versuchen, und unter dem Vorwand, ihm Hülfe zu leisten, rückte ein französisches Heer in Portugal ein. Da floh König Johann VI. mit seiner ganzen Familie davon nach der großen portugiesischen Colonie Brasilien und überließ es den Engländern, sein Stammland Portugal den Franzosen streitig zu machen.

Also wurde jetzt die ganze pyrenäische Halbinsel von französischen Truppen überschwemmt, während die spanische Armee kaum mehr als 30,000 Mann zählte, wovon die eine Hälfte noch mit den Franzosen verbunden in Portugal stand, die andere Hälfte aber durch Verrath des Königs und Godoy's dem Kaiser Napoleon zur Verfügung gestellt worden war, der sie weit weg an die Ostsee schickte. Die spanische Königsfamilie wurde von Napoleon zurückgehalten und so befand sich die ganze pyrenäische Halbinsel ohne Regierung und ohne Truppen, Spanien und Portugal sogar noch in gegenseitigem Kriegszustand, und diese unglücklichen Länder sahen sich plötzlich von mehr als 300,000 französischen Soldaten, den trefflichsten der Welt unter den berühmtesten Führern überfallen. Und dennoch unterwarfen sich weder die Spanier, noch die Portugiesen, sondern trotzten den für unüberwindlich gehaltenen Armeen und dem größten Manne des Jahrhunderts, vor dem das ganze übrige Europa bebte. Bauern, Bürger, Adel, Priester, alles griff zu den Waffen, um die übermüthigen Franzosen aus Spanien und Portugal wieder hinauszuwerfen, und wie viele tausende auch der Uebermacht des Feindes unterlagen, immer

und auf allen Punkten erneuerten die Spanier den Aufſtand und erlangten endlich mit Hülfe einer regelmäßigen engliſchen Armee den Sieg.

Es war daſſelbe Feuer der Begeiſterung, derſelbe Todesmuth, dieſelbe zähe Ausdauer, mit der einſt ihre Vorfahren nach und nach die ungeheure Uebermacht der Muhamedaner niedergekämpft hatten. Die Spanier bewieſen dadurch, daß ſie immer noch die alten ſeyen, daß der Boden der Nation durch die lange Mißregierung, wie von einem böſen Winde doch nur auf der Oberfläche ausgedörrt ſey, während dem Innern noch fruchtbare Kraft inwohne. Leider aber ging die große nationale Erhebung ohne eine andere Frucht vorüber, als die in dem thatſächlichen Beweiſe lag, ſie ſey durch das geiſttödtende Syſtem der Habsburger und der Bourbons doch im Geiſt noch nicht getödtet worden. Aber der hohe nationale Wogenſchlag legte ſich und die aus der Napoleoniſchen Gefangenſchaft heimgekehrte Dynaſtie brachte die alte Miſere zurück. Nichts bewies ſo klar, wie der ganze auf Spanien laſtende Fluch nur von der Dynaſtie ausging und wie ſehr die Nation berechtigt geweſen iſt, ſich endlich einmal dieſes auf ihr laſtenden böſen und unreinen Alps zu entledigen.

Von der Höhe frommer Begeiſterung und ritterlichen Heldenruhms, den ſie im Kampf gegen Napoleon bewährt hatte, ſank die ſpaniſche Nation in einen Sumpf hinunter, in dem alle alten Uebel mit neuen ſich miſchten, daß man an der Nation hätte verzweifeln können, die zwiſchen ſolchen Extremen ſchwankte. Nie wurde die Loyalität eines edlen Volkes von einem Könige mit ſchmählicherem Undank belohnt als die ſpaniſche nach der Rückkehr Ferdinands VII. Nie wurde die Frömmigkeit eines katholiſchen Volks gröblicher mißbraucht als von eben dieſem König. Die Kirche wurde wieder die Magd des Staates und mußte ſich mit allem Schmutz, den der

damalige Hof von Madrid von ſich gab, beſubeln laſſen. Der ſpaniſche Adel war verkommen. Die ſtolzen Granden von ehemals waren auffallend degenerirt, in langem Hofdienſt entnervt, zum Theil verarmt durch zu übertriebene Vergabungen an die Kirche. Eine Minderheit des Adels war demoraliſirt, ſofern ſie die Sache der Nation verlaſſen und der Napoleoniſchen Politik gedient hatte.

Daraus nun erklärt ſich, warum in ſo auffallender Weiſe der antikirchliche Liberalismus auch bei den ſo frommen Spaniern allmälig immer mehr Eingang finden konnte. Zwar bürdete derſelbe irrthümlich der Kirche auf, was nur das verrottete Königthum geſündigt hatte, der Klerus ſelbſt aber rechtfertigte die Liberalen, indem er ſich an die Dynaſtie anſchloß. Gegenüber dem König, wie nie eine Nation einen ſchlechteren beſeſſen hat, gegenüber von Ferdinand VII., wie auch ſeiner lüderlichen und verſchwenderiſchen Nachfolgerin Chriſtine war die liberale Oppoſition vollkommen in ihrem Rechte. Es war die Nothwehr einer mißhandelten Nation, die endlich einſah, daß in ganz Spanien keine ſchlechtere Familie exiſtirte als die der Bourbons im Königsſchloſſe zu Madrid und daß, ſich von einer ſolchen Familie regieren zu laſſen, die größte Schmach für eine Nation und unerträglich iſt. Die Oppoſition ging aber von den bürgerlichen Claſſen aus, weil der Adel herabgekommen war und die Bauern noch meiſt am Klerus hingen. Die bürgerlichen Claſſen waren durch Handelsverkehr und Lectüre mit den in Frankreich und England vorherrſchenden liberalen Ideen erfüllt worden. Mit Napoleon war der Haß der Spanier gegen die Napoleoniſchen Franzoſen begraben worden. Mit Recht erbittert gegen die ſpaniſchen Bourbons konnten die Liberalen in Spanien nur mit den Liberalen in Frankreich ſympathiſiren, denn auch dieſe lagen im Kampf mit den Bourbons.

Bei den intelligenten Bürgern Spaniens kamen auf ſehr natürliche Weiſe auch mancher perſönliche Ehrgeiz mit ins Spiel. Schon

während des Kampfes gegen Napoleon hatten ſich bürgerliche Talente im Kriegsdienſt hervorgethan, andere glänzten als Redner und politiſche Parteihäupter. Bahnen des Ruhms thaten ſich vor ihnen auf, als ſeit der Julirevolution der Liberalismus in Frankreich geſiegt hatte und auch in Spanien die Königin Chriſtine für nöthig fand, ſich an das liberale Syſtem Ludwig Philipps anzuſchließen. Durch dieſes ganz veränderte Regierungsſyſtem friſtete ſich die bourboniſche Dynaſtie noch eine Zeit lang, beſchwichtigte die Oppoſition und trachtete ſo viel als möglich deren Häupter zu corrumpiren.

Auch das konnte der Dynaſtie nicht mehr aufhelfen, allein der Sieg des Liberalismus über die Dynaſtie ſichert Spanien eine große und glückliche Zukunft noch nicht, ſo lange die innern Gegenſätze in der Nation ſelbſt nicht ausgeglichen ſind. War das vielverſchriene Pfaffenthum in den Zeiten der Inquiſition ein Extrem, ſo iſt es der vielgeprieſene Liberalismus mit ſeinem Kirchenhaß und ſeiner religiöſen Gleichgültigkeit nicht weniger. Beide Extreme ſtehen ſich aber in Spanien noch unvermittelt gegenüber. Im ſpaniſchen Volk hat ſich noch ſo viele achtungswürdige Frömmigkeit erhalten, daß die Progreſſiſten und Republikaner ein Verbrechen an der Nation begehen, indem ſie dieſe Frömmigkeit, die neben dem Heldenmuth der Spanier älteſte und edelſte Nationaltugend iſt, verhöhnen und anfeinden, Kirchen und Klöſter niederreißen und dafür Logen und Synagogen bauen. Fahren die Liberalen fort, die chriſtliche Religion ſelbſt entgelten zu laſſen, was bisher die Pfaffen als Werkzeuge des weltlichen Deſpotismus geſündigt haben, ſo arbeiten ſie nur einer Corruption und Anarchie in die Hände, wie ſie die franzöſiſche Revolution charakteriſirt hat. Das iſt gewiß nicht die Beſtimmung des edlen ſpaniſchen Volks; es wird dem chriſtlichen Glauben nicht entſagen, man ſollte ihn ihm alſo auch nicht nehmen wollen.

Eine zweite Gefahr für die Zukunft Spaniens liegt in dem

Kräften den allgemeinen Friedensstörer zu bekämpfen. Am 10ten August ging der Waffenstillstand zu Ende, und zwei Tage später erklärte Oesterreich an Napoleon den Krieg. Hätte der französische Kaiser zu Prag nachgegeben, so würde der Friede für ihn noch immer sehr vortheilhaft und ehrenvoll gewesen seyn. Aber er wollte sich lieber mit Gewalt von seiner ganzen Höhe herabstürzen lassen, als freiwillig nur einen Schritt zurück thun. Dieser große Mann ließ nicht mit sich handeln, sein Spiel war immer: Alles oder Nichts. Ein König unter den Königen zu seyn, war ihm zu alltäglich, seinem Genie zu gering; nur der Könige König zu seyn stand ihm an.

Kapitel CCCCLXXIV.

Der Entscheidungskampf.

Nach Beendigung des Waffenstillstandes waren die feindlichen Heere folgendergestalt gegen einander aufgestellt. Napoleons Hauptmacht von ungefähr 350,000 Mann war in der Gegend von Dresden concentrirt, und er theilte dieselbe in drei Theile, mit dem stärksten drang er selbst in Schlesien vor, den zweiten führte Oudinot gegen Berlin und der dritte blieb in Dresden zurück, die österreichische Grenze zu hüten. Außerdem drang Davoust mit seinem Heer von Hamburg gegen Mecklenburg vor, ein starkes bayrisches Heer unter Wrede schickte sich an, in Oesterreich einzufallen, der Vicekönig Eugen deckte mit bedeutender Macht Italien und eine ansehnliche französische Armee stand noch in Spanien. Außerdem hatte Napoleon noch Danzig und fast alle Festungen an der Oder und Elbe. Die Alliirten dagegen zogen ihre Hauptmacht zu Prag zusammen. Hier vereinigten sich die Kaiser von Oesterreich und

Particularismus der Provinzen, der immer in die Parteistellungen eingreift, wenn nicht alle Provinzen von einer und derselben übermächtigen Idee begeistert sind. Und eine dritte Gefahr liegt in dem Ehrgeiz der Generale. In dieser Beziehung haben die spanischen Colonieen in Amerika, nachdem sie sich vom Mutterlande losgerissen und Freistaaten gegründet, ein böses Beispiel gegeben. Dort haben in den letzten sechzig Jahren der Particularismus der Provinzen und der Ehrgeiz der Generale die Revolution permanent gemacht und der Geschichtschreiber ist kaum im Stande, den immerwährenden Wechsel von Theilungen und Einigungen und wieder Theilungen der Provinzen, die Zahl der Revolutionen und die Namen der in jedem Einzelstaat einander verdrängenden Präsidenten alle in seine Register einzutragen. Möge das spanische Mutterland von diesem neuen Fluche frei bleiben, wie es sich glücklich von dem alten erlöst hat!

Berichtigungen.

Seite 16 Zeile 13 von unten lies 20. Dezember und Zeile 1 von unten lies 29. März.
— 17 Z. 7 v. u. l. 1862.
— 26 Z. 15 v. u. l. 2. September.
— 27 Z. 10 v. u. l. Nürnberg ſtatt München.
— 33 Z. 8 v. o. l. 21. December.
— 57 Z. 5 v. u. l. 6. April.
— 58 Z. 10 v. u. l. Forgach.
— 96 Z. 4 v. u. l. 1. Juli.
— 99 Z. 12 v. u. l. 22. Januar (mit 275 gegen 51 Stimmen).
— 105 Z. 2 v. o. l. 29. October.
— 111 Z. 4 v. u. l. wenn er die Rechte des Augußenburgers.
— 121 Z. 3 v. u. l. 31. December.
— 127 Z. 8 v. u. l. Olmehorn.
— 128 Z. 11 v. o. ſtatt 8. Januar 1861 l. 31. Dezember 1863.
— 129 Z. 6 v. u. ſtatt zwei l. drei.
— 130 Z. 12 v. o. l. 21. Januar.
— 131 Z. 6 v. o. l. 18. Januar.
— 133 Z. 2 v. u. del. noch vor den Preußen.
— 138 Z. 4 v. o. l. Fehmarn.
— 148 Z. 5 v. o. l. 25. Februar.
— 150 Z. 5 v. u. ſtatt Oſterfeiertagen l. Pfingſtfeiertagen.
— 165 Z. 7 v. o. l. Blubme. Zeile 5 v. u. ſtatt Vermählung l. Verlobung.
— 169 Z. 8 v. u. l. 8. Dezember.
— 175 Z. 9 v. o. l. 1861. Z. 6 v. u. l. 14. Juli.
— 178 Z. 4 v. o. l. Wiener Frieden, und Z. 10 v. o. ſt. unmittelbar darauf l. kurz vorher.
— 180 Z. 10 v. u. l. 5. März.
— 182 Z. 9 v. o. ſtatt 13. Juli l. 12. October.
— 192 Z. 15 v. o. l. Wiener Frieden.
— 199 Z. 5 v. o. ſtatt Dezember l. November.
— 203 Z. 14 v. o. l. 14. November.
— 205 Z. 5 v. o. l. 6. Juni.
— 208 Z. 2 v. o. ſtatt Peſth l. Ofen.
— 212 Z. 5 v. u. l. 3. März.
— 230 Z. 1 v. o. l. Januar des Jahres 1858.
— 234 Z. 2 v. o. l. die badiſchen Schützen. Z. 12 v. u. del. Miniſter ſchien. Man fand
— 237 Z. 15 v. o. l. 24. März 1866.
— 239 Z. 9 v. o. l. 11. Mai. Z. 9 v. u. l. Reihfelſer. Z. 3 v. u. ſtatt am 1. Dezember l. im Juni.
— 247 Z. 5 v. o. l. Zernerode. Z. 9 v. o. l. Fernay.
— 265 Z. 5 v. o. lies Vereine nicht.
— 275 Z. 11 v. u. l. Barbier de Tinan.

Die

Wichtigsten Weltbegebenheiten.

II.

Die wichtigſten

Weltbegebenheiten

vom

Ende des lombardiſchen Kriegs bis zum Anfang des deutſchen Kriegs

(1860—1866).

Dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck der Brodhag'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Rußlands innere Reformen 1

Rückblick auf Rußlands Politik unter Kaiſer Nikolaus I. S. 1. Alexander II. 2. Deſſen großer Plan die Leibeigenſchaft aufzuheben 3. Bewegung unter dem ruſſiſchen Adel 6. Große Feuersbrünſte 7. Reformen in Finnland 9. Adelsverſammlung in Moskau 10. Dolgorukow über Rußland 12. Sibirien 14. Die deutſchen Oſtſeeprovinzen 15. Bedrängung der Lutheraner in Livland 16. Riga 17. Graf Bobrinskis Bericht 19. Erzbiſchof Platons Bericht 20. Tod des Großfürſten Thronfolgers Nicolaus 22.

Zweites Buch. Die polniſche Revolution von 1863 23

Das Unglück der Verbindung Polens mit Rußland S. 23. Mieroslawskis Umtriebe im Ausland 26. Wohlwollende Abſichten Alexanders II. 26. Fürſt Gortſchakof 27. Graf Zamoiski 28. Großfürſt Conſtantin und Wielopolski 29. Beginn der Unruhen in Warſchau 31. Adelsadreſſen aus Podolien und Volhynien 38. Die Rekrutirung in Polen 41. Die geheime Stadtregierung in Warſchau 41. Verzweifelte Einzelkämpfe im Lande, Treffen bei Wengerow 43. General Langiewicz 43. Mieroslawskis eiferſüchtige Einmiſchung 44. Preußens Convention mit Rußland 45. Wielopolskis Memoire 46. Englands Unthätigkeit 49. Frankreichs Unthätigkeit 50. Langiewicz' Niederlage 52. Fürſt Gortſchakofs beruhigendes Umlaufſchreiben 53. Ruſſiſches Amneſtiedekret 54. General Berg 59. Fürſt Czartoryski 61. Die Studenten von Kiew 64 und Kaſan 65. Murawiews Tyrannei in Litthauen 65. Allocution des Papſtes für Polen 75. Dombrowskis Flucht 77. Neue Brandlegungen in Polen u. Rußland 78. Gen. Kaufmann 78.

Drittes Buch. Rußlands Eroberungen in Aſien 80

Ende des kaukaſiſchen Krieges S. 81. Perſien unter vorwiegend ruſſiſchem Einfluß 84. Vorgehen der Ruſſen in der Turkomannenſteppe, Krieg mit Bochara 90. Schilderung der Turkomannen-

Seite

ſtaaten 91. Wirren in Afghaniſtan 95. Die Gefahr Britiſch-Oſtindiens durch die Ruſſen 98. Ruſſiſche Eroberung des Amurlandes 102.

Viertes Buch. Die Türkei 105

Hinfälligkeit der Türkei S. 106. Sultan Abdul Aziz 109. Vereinigung Rumäniens unter dem Fürſten Couza 111. Deſſen Kampf mit der Bojarenpartei 113. Couzas Abſetzung und Erwählung des Fürſten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen 115. Serbien 120. Montenegro 123. Bosnien 129. Bulgarien 129. Katholiſche Bewegung daſelbſt 131. Project einer Eiſenbahn nach Salonic 135. Kleinaſien 139. Syrien 141. Griechenland 143. Sturz des König Otto 145. Wahl des Prinzen Wilhelm von Dänemark unter dem Namen Georgios zum König von Griechenland 148. England tritt die joniſchen Inſeln an Griechenland ab 150. Aegypten und der Suezkanal 151. Ismael Paſcha 153. Tunis 154.

Fünftes Buch. England 155

Der alte Palmerſton S. 155. Tod des Prinzen Albert 156. Sein eheliches Glück mit der Königin Viktoria 157. Der Prinz von Wales 159. Verlegenheiten Palmerſtons wegen Dänemark 163. Garibaldi in London 165. Palmerſtons Tod und Ernennung eines Toryminiſteriums unter Lord Derby 169. Der überſeeiſche Telegraph 170. Unglück von Sheffield 175. Englands Reichthum 177 und Fabrikelend 179. Irland 183. Die Fenier 184. Der Negerprozeß auf Jamaika 186.

Sechstes Buch. Indien, China und Japan 189

Das indobrittiſche Reich S. 189. Krieg mit Bhutan 193. Die engliſche Armee 194. Afghaniſtan 201. Cochinchina 202. Fortſetzung des Kriegs in China. Engländer und Franzoſen in Peking 203. Friedensſchluß 207. Prinz Kong 208. Die Taiping 209, verlieren Nanking 211. Das engliſche Miſſionsweſen 215. Schlappe der Franzoſen auf Korea 218. Preußiſcher Handelsvertrag mit Japan 221. Die unruhigen Daimios 222.

Siebentes Buch. Die Vorgänge in Abeſſinien, Afrika und Neuholland 229

Zuſtände Abeſſiniens unter König Theodor S. 229. Die Miſſionäre 235. Bürgerkrieg und Wütherei Theodors 238. Madagascar. König Radama und die Miſſionäre 242. Königin Rabodo 244. Der Albertſee, eine Quelle des Nil 245. Entdeckungen der Brüder Livingſtone 246. Der Berg Kilmandſcharo 250. Neuholland 251. Goldgräbereien und Chineſen daſelbſt 252. Raſche Entfaltung der

Seite

engliſchen Colonie auf Neuſeeland 245. Naher Untergang der einheimiſchen Maoris 251.

Achtes Buch. Der Bürgerkrieg in Nordamerika 261

Wachsthum der Vereinigten Staaten 261. Die Negerfrage, Abolitioniſten 263. Politiſches Uebergewicht der Südſtaaten 265. Nordſtaatliche Oppoſition 269. Wendepunkt in der Machtſtellung der Parteien. Wahl Lincolns zum Präſidenten der Union 269. Convent zu Charleston 270. Union und Unabhängigkeitserklärung der Südſtaaten unter dem Präſidenten Jefferſon Davis 271. Lincoln erklärt die Union für untheilbar und rüſtet zum Krieg 274. Erſte Niederlage der Unioniſten bei Bull Run 278. General Fremont in St. Louis 279. Maſon und Slydell 280. Die Panzerſchiffe Merrimac u. Monitor 282. Mac Clellan gegen Richmond 284. Butler u. Ferragut blokiren die Oſtküſte der Südſtaaten und Butler nimmt New-Orleans 285. Burnſide bei Fredericsburg geſchlagen 286. Erſte Freierklärung eines Theils der Neger 287. Ungeheuere Kriegskoſten 287. Hooker bei Chancellorsville geſchlagen 290. Meade ſiegt zum erſtenmal bei Gettysburg 290. Grant erobert Vikeburg und Port Hudſon und ſiegt bei Chatanooga 292. Pöbelunfug in New-York 293. Ueppigkeit und Verſchwendung mitten im Kriege 294. Grant wird Obergeneral und entwirft den Plan, die ſüdſtaatliche Hauptſtadt Richmond, welche Lee auf das geſchickteſte vertheidigt, allmälig einzuſchließen 298. Schlacht in der Wilderneß 300. Kämpfe im Shenandoathal 302, bei Cold Harbor und an der Weldonbahn 303. Mißlungener Angriff Grants auf Petersburg 305. Mißlungener Einfall in Canada und das Caperſchiff Alabama 307. Sherman große Diverſion um Richmond zu iſoliren 308, nimmt Atlanta 312, und Savannah 314. Nun muß Beauregard Charleston aufgeben 316. Lincoln wird abermals zum Präſidenten gewählt 318. Letzte verzweifelte Kämpfe um Richmond 322. Lee gibt Richmond und Petersburg preis und verſucht zu entfliehen, muß aber bei Burkersville kapituliren 334. Daſſelbe thun die übrigen Generale der Südſtaaten und der Krieg hat ein Ende 326.

Neuntes Buch. Die Union nach dem Siege 327

Lincolns Ermordung 327. Präſident Johnſon 328. Davis Verhaftung 330. Wirtz hingerichtet 332. Kleinlaute Aeußerungen Lord Palmerſtons 335. Kleine Demonſtration der engliſchen und franzöſiſchen Flotten, um den Rückzug der Kabinette zu verſchleiern 339.

Rußland und der König von Preußen in Person. Hier stand das große Heer der Oesterreicher unter Schwarzenberg, der Russen unter Barklay de Tolly und Wittgenstein, und ein Theil der Preußen unter Kleist. Auch der berühmte General Moreau war aus Nordamerika herbeigeeilt, wo er bisher verborgen gelebt, und wollte den Tyrannen Frankreichs bekämpfen helfen. Dieses große Heer sollte Dresden angreifen. Ein zweites Heer, das größtentheils aus Preußen und namentlich aus schlesischen Landwehren bestand, drang unter dem alten Blücher aus Schlesien selbst vor. Das dritte Heer unter dem Kronprinzen von Schweden und Bülow, bei welchem sich die tapfern pommerschen und märkischen Landwehren befanden, sollte Berlin gegen Oudinot decken. Gegen Davoust stand Wallmoden, gegen Wrede ein österreichisches Korps. In Italien standen ebenfalls Oesterreicher unter Hiller dem Vicekönig gegenüber, und in Spanien drängte Wellington an der Spitze der Engländer und Spanier die Franzosen überall zurück. Man hat ausgerechnet, daß die gesammte Macht der Alliirten beinah eine Million Krieger betrug, Napoleon hatte die Hälfte weniger, doch seine Macht war concentrirt und sein überlegnes Feldherrntalent schien die Uebermacht seiner zahlreichen, aber minder geschickten Gegner aufzuwiegen.

Im Monat August brach das Ungewitter des Krieges auf allen Punkten los und die beiden Hälften Europa's maßen sich noch einmal im furchtbaren Entscheidungskampfe. Um diese Zeit wurde ganz Norddeutschland von wochenlangem Regen und heftigen Stürmen heimgesucht, wie bei der Niederlage des Varus im Teutoburger Walde. Die Elemente selbst schienen sich gegen Napoleon aufzuregen, wie früher schon in Rußland. Dort starben seine Helden im Schnee, hier blieben sie im feuchten Boden stecken und ertranken in den ange-

Seite

Verlegenheit in der Union, was mit den Negern anzufangen ſey 341. Beginn des Conflikts zwiſchen Johnſon und dem Congreß 342. Wendell Philipps, 349. Noth im Süden 358. Zunehmende Rohheit der Yankees 360. Kirchliche Extravaganzen 360. Spiritualiſten 366. Mormonen 373. Die freie Liebe 376.

Zehntes Buch. Die Franzoſen in Mexiko 385

Veranlaſſung der franzöſiſchen Expedition S. 385. Jecker 386. Verhalten Spaniens 387. Juarez, Präſident der Republik Mexiko 388. Vertrag von Soledad, Rückzug der engliſchen und ſpaniſchen Verbündeten 389. Lorencez vor Puebla 392. General Forey kommt mit franzöſiſchen Verſtärkungen, nimmt Puebla 393, und die Hauptſtadt Mexiko 395. Erzherzog Maximilian empfängt zu Miramar die Kaiſerkrone 398. Maximilian und ſeine Gemahlin Charlotte landen in Veracruz 399. Ihr feierlicher Einzug in der Hauptſtadt Mexiko 400. Maximilian wendet ſich von der klerikalen zur liberalen Partei 403. General Bazaine übernimmt ſtatt Forey das Commando der franzöſiſchen Expedition 406, und beſetzt Mexiko bis zum Rio Grande an der Nordgrenze 411. Das Dekret vom 5. October 1865 417.

Elftes Buch. Maximilians tragiſches Ende 422

Präſident Johnſon droht Napoleon III., wenn er ſeine Truppen nicht ſofort zurückziehe, und Napoleon III. fügt ſich S. 424. Mit Bazaine überworfen und von den Liberalen verlaſſen, will Maximilian nach Europa zurückkehren, Charlotte reist ihm voran, um noch einmal Hilfe von Frankreich und vom Papſt zu erflehen 426. Ihre Bemühungen ſcheitern. Sie fällt in Wahnſinn 428. Maximilian folgt dem Rufe der klerikalen Partei 437. General Caſtelnau, 441. Maximilian in Queretaro 445. Verrath des Lopez und Gefangennehmung Maximilians 446. Hinrichtung Maximilians und der Generale Mejia und Miramon 451.

Zwölftes Buch. Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten und Braſilien . 458

Die Zuſtände Südamerikas im Allgemeinen S. 458. Centralamerika 462. Peru 463. Der Guanokrieg 465. Chile 465. Großer Brand in San Jago 467. Braſilien 468. Brutalität der Engländer gegen Braſilien 469. Wirren in Uruguay 469. Paraguay unter Solano Lopez 470. Krieg zwiſchen ihm und Braſilien 472. Rückblick auf die Stellung Amerikas zu Europa und Aſien 473.

Erſtes Buch.

Rußlands innere Reformen.

Der energiſche Kaiſer Nicolaus I. hatte Preußen in einer Art Vormundſchaft gehalten, Oeſterreich im Jahre 1849 gerettet, alſo ebenfalls ſich unterwürfig gemacht, ſo daß es 1852 ihm in der Unterdrückung der deutſchen Nationalintereſſen in den Elbherzogthümern behülflich war, und glaubte nunmehr ſtark genug zu ſeyn, die Eroberung der Türkei unternehmen zu dürfen. Allein er hatte ſeine Kräfte doch nicht richtig bemeſſen, denn die Türkei wurde von den Weſtmächten kräftig unterſtützt und auch Oeſterreich bedrohte ihn, da es unmöglich, indem es Rußland noch mächtiger machte, ſein eigenes Todesurtheil unterſchreiben konnte. Alſo war der ſtolze Ruſſe gezwungen, ſeine Heere über den Pruth zurückzuziehen, unterlag auch in dem langen Kampfe in der Krim und mußte im Frieden zu Paris 1856 die Donaumündungen wieder herausgeben. Eine ſchreckliche Demüthigung des Czaaren, nachdem die Petersburger Regierungsblätter dem ganzen übrigen Europa vorher eine unſägliche Verachtung

ins Geſicht geſchleudert hatten. Nicolaus ertrug den Schlag des Schickſals nicht, er ſtarb und überließ ſeinem Nachfolger, den ſchimpflichen Frieden zu ſchließen.

An ſeinem Unglück war großentheils die liederliche Staatshaushaltung, die koloſſale Veruntreuung des Staatsvermögens durch betrügeriſche Beamte, namentlich auch der höheren Militärbeamten, ſchuld, hier wie in Oeſterreich.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. erkannte mit Recht, daß er vor allem die dem Reich durch innere wie durch äußere Feinde geſchlagenen Wunden heilen, das ruſſiſche Reich reorganiſiren und Krieg mit den ebenbürtigen Mächten des Weſtens vermeiden müſſe, das letztere um ſo mehr, als Preußen ſich allmälig von der ruſſiſchen Vormundſchaft losgewickelt und ſelbſt der ſanfte König Friedrich Wilhelm IV. den abſcheulichen Undank der ruſſiſchen Politik in den Warſchauer und Olmützer Tagen nicht ganz hatte verſchmerzen können. Nie iſt ein Bundesgenoſſe ſchändlicher verrathen und mißhandelt worden, als Preußen, das alles geopfert, ſein eigenes Intereſſe hingegeben hatte, durch Rußland zu Olmütz verrathen wurde. Indeß blieb der nie ruhenden Eroberungsluſt der Ruſſen noch immer ein weites Feld in Aſien übrig, wo es im Stillen wie bisher eine Völkerſchaft nach der andern unterjochte, ohne daß die zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigten europäiſchen Mächte es beachteten.

Aus dem eben Geſagten erklärt ſich, warum Rußland während des Dänenkriegs im Jahr 1864 ſich paſſiv verhielt. Preußen und Oeſterreich verfolgten hier einig eine ſelbſtändige Politik. Auch die Annäherungsverſuche Rußlands an Frankreich blieben erfolglos, weil der polniſche Aufſtand im Jahr 1863 dazwiſchen geworfen ward. Rußland konnte damals froh ſeyn, daß die Weſtmächte dieſen Aufſtand nicht unterſtützten. Es gereichte ihm zum großen Vortheil, daß, wenn auch für den Augenblick Preußen und Oeſterreich einig han-

delten, doch der Gegenſatz zwiſchen den deutſchen und den Weſtmächten fortbeſtand.

Die erſte große Maßregel in der innern Politik von Seiten des ruſſiſchen Kaiſers war die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die, ſchon 1857 eingeleitet, doch erſt vier Jahre ſpäter zum Abſchluß kommen konnte, weil ſie mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. Sie hatte zweierlei Zwecke, einmal das ruſſiſche Landvolk, das bisher unmittelbar den güterbeſitzenden Bojaren unterthan geweſen war, dem mächtigen Einfluß dieſes Adels zu entziehen und unmittelbar dem Kaiſer zur Verfügung zu ſtellen, und zweitens das ruſſiſche Volk allmälig auf die Höhe der übrigen europäiſchen Nationen zu erheben, den Makel der Sklaverei von ihm zu tilgen, wie es gleichzeitig auch in der neuen Welt durch die Emancipation der Neger geſchah. Die kaiſerliche Politik hat dabei wohl auch die große aſiatiſche Eroberung im Auge gehabt. Es durfte hoffen, mit einem verhältnißmäßig freien Volke den Aſiaten mehr zu imponiren.

Die Hauptgegner der Bauernemancipation waren natürlicherweiſe die ruſſiſchen Bojaren, der güterbeſitzende Adel. Vor Peter dem Großen hatten die Bojaren und die aus ihnen hervorgegangenen Strelitzen oder Prätorianer in der Hauptſtadt Moskau die Czaaren in Vormundſchaft gehalten und als ihr Werkzeug gebraucht. Peter zuerſt überwältigte ſie, zog gebildete Deutſche, Holländer, Franzoſen und Engländer an ſich und unternahm, das barbariſche Volk der Ruſſen wenigſtens ſo weit zu civiliſiren, daß ſie militäriſch gehörig gedrillt und in ſchlagfertige taktiſche Körper vereinigt, auch als Handlanger der Induſtrie und techniſchen Unternehmungen gebraucht werden konnten und nicht mehr blos in ſtruppigen Haaren und unreinlichen Pelzen den fetten Acker für den reichen Adel pflügten. Noch immer blieben ſie Sklaven; nur die im Kriege gedient, wurden frei. Jetzt erſt, unter Alexander II., ſollten die Bauern allmälig ihrer Leib-

eigenſchaftspflichten enthoben werden und Grund und Boden eigen beſitzen, mit möglichſter Schonung des Adels, der ſich lange, aber ohnmächtig dagegen ſträubte.

Erſt am 3. März 1861 wurde die Aufhebung der Leibeigenſchaft in einem großen kaiſerlichen Manifeſt von allen Kanzeln verkündet. „Nachdem wir den göttlichen Beiſtand angerufen, haben wir uns entſchloſſen, dieſes Werk zur Ausführung zu bringen. Kraft der neuen Dispoſitionen werden die an die Scholle gebundenen Bauern in einer geſetzlich beſtimmten Friſt alle Rechte freier Ackerbauer erhalten. Die Grundbeſitzer, welche ihre Eigenthumsrechte auf alles Land, das ihnen gehört, behalten, bewilligen den Bauern gegen reglementsmäßige Abgaben die Nutznießung ihrer Gehöfte und außerdem, um ihre Exiſtenz zu ſichern und die Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen die Regierung zu gewährleiſten, ſo viel beſtellbares Land, als durch die erwähnten Dispoſitionen beſtimmt iſt, ſowie andere Landpertinentien. Die Bauern ſind, nachdem ſie in den Genuß dieſer Landbewilligungen geſetzt worden, ihrerſeits verpflichtet, die durch dieſelben Beſtimmungen feſtgeſetzten Gegenleiſtungen abzutragen. In dieſer Stellung, die nur vorübergehend iſt, werden die Bauern als zeitweilig Verpflichtete bezeichnet. Zugleich iſt denſelben das Recht bewilligt, ihre Gehöfte abzulöſen, und mit Zuſtimmung der Grundbeſitzer können ſie auch als freies Eigenthum Ackerländereien und andere Liegenſchaften, die ihnen zu fortwährender Nutznießung bewilligt wurden, erwerben. Durch Erwerbung des ganzen Beſtandes des feſtgeſetzten Landes zu freiem Eigenthum ſind die Bauern von ihren Verpflichtungen gegen den Gutsherrn für das ſo erworbene Land befreit und treten endgültig in die Stellung der Bauern ein, welche freie Eigenthümer ſind. Durch beſondere Anordnung iſt den leibeigenen Dienſtleuten ein ihren Beſchäftigungen und den Erforderniſſen ihrer Lage angemeſſener Uebergangszuſtand anberaumt worden. Nach

Ablauf von zwei Jahren erhalten ſie ihre vollkommene Freilaſſung und eine zeitweilige Befreiung von Laſten."

Es handelte ſich bei der Befreiung der Leibeigenen in Rußland nicht blos um eine Aenderung des Verhältniſſes, in welchem bisher die Gehorchenden zu ihren Herren, den Bojaren, geſtanden hatten, ſondern um eine durchgreifende Aenderung der nationalen Gewohnheit, Sitte und Neigung. Der Ruſſe hat nie Privateigenthum beſeſſen. Familien, die ſich zu Horden erweiterten, behielten immer nur ein gemeinſchaftliches Eigenthum. Als Ackerbauern an die Scholle gebunden, vertheilten ſie den Boden unter ſich, um ihn zu bearbeiten, aber weder der Acker, den er bebaute, noch das Haus, das er bewohnte, blieb in der Familie des Bauern. Nach ſeinem Tode fiel es der Gemeinde wieder anheim; ſeine Kinder wurden, ſchon während er noch lebte, von der Gemeinde mit andern Gütern und Hütten verſorgt. Dieſes uralte Verhältniß erklärt und entſchuldigt zugleich die geringe Achtung des Mein und Dein bei den Ruſſen. Gewohnt, alles als Gemeingut zu betrachten, nehmen ſie unbedenklich zu ihrem Gebrauch, was ſie finden, und ſind ſich keineswegs immer bewußt, daß man das anderwärts ſtehlen nennt und für eine Sünde hält. Das neue Geſetz verlangte nun auf einmal, die ruſſiſchen Bauern ſollten ihre ſklaviſchen Gewohnheiten ablegen und ſich, gleich den deutſchen Bauern, an den Beſitz eines Erb und Eigen gewöhnen und ſich ein Familienvermögen ſammeln. Bisher hatten ſie ſorglos in den Tag hinein gelebt, ſehr geringe Bedürfniſſe gehabt, die ihnen der Gutsherr befriedigen mußte, alles aber, was ſie etwa mehr erwarben, gleich wieder vertrunken. Jetzt ſollten dieſe leichtſinnigen Naturkinder auf einmal ſolid werden, ſparen, ſich anſtrengen, ſammeln. Man bürdete ihnen eine Sorge auf, die ſie früher nicht gekannt hatten.

Die deutſche Partei am ruſſiſchen Hofe war es vorzüglich, von der die Maßregel betrieben wurde. Die altruſſiſche (eigentlich fran-

zöſiſche) Partei war dagegen und legte ungleich mehr Werth darauf, Rußland eine Conſtitution und parlamentariſches Leben aufzunöthigen. Das charakteriſirt in merkwürdiger Weiſe die verſchiedenartigen Einwirkungen des Germanismus und Romanismus auf die Slaven. Die Bojaren hatten gewiß nicht Unrecht, wenn ſie beſorgten, die emancipirten Bauern würden ſich nicht ſo leicht in die germaniſche Weiſe finden, ſondern, wenigſtens in der erſten Zeit, nicht mehr arbeiten wollen und die neue Freiheit mißverſtehen.

Dies geſchah nun auch. Im Sommer 1861 erhielt man Nachricht von einer Menge von Bauernaufſtänden in 22 ruſſiſchen Gouvernements, beſonders in denen von Kaſan und Penſa. In den letzteren zogen 10,000 Bauern mit dem Geſchrei „Freiheit, Freiheit!“ umher, behaupteten, der Kaiſer habe ihnen völlige Freiheit bewilligt, aber man wolle ſie darum betrügen, erſchlugen Edelleute und Beamte und ſelbſt Geiſtliche und konnten erſt durch Militär überwältigt werden.

In demſelben Jahr zeigte ſich eine auffallende Bewegung unter dem jungen ruſſiſchen Adel in den höheren Lehranſtalten. Man entdeckte eine geheime Druckerei in Moskau, in welcher die „Glocke“, eine auf die Revolutionirung Rußlands berechnete, von dem Flüchtling Herzen in London herausgegebene Zeitung, in einer großen Menge von Exemplaren nachgedruckt wurde. Wie ſchon früher, wurde auch jetzt wieder der junge ruſſiſche Adel durch den Nimbus verführt, in dem man ihm Freiheit, Verfaſſung, parlamentariſchen Ruhm ꝛc. zeigte, womit ſich auch wohl panſlaviſtiſche Ideen verbanden. Alle ruſſiſchen Univerſitäten waren von der Verführung ergriffen worden, und die hitzigen jungen Leute hatten blindlings losgeſchlagen. In Kaſan demolirten ſie das Haus des Rectors, in Moskau konnten die tumultuirenden Studenten nur durch Militär überwunden werden. Ebenſo in St. Petersburg ſelbſt. Das alles trug ſich im November 1861 zu.

Nun regten ſich auch die Väter. Im März 1862 forderte die Adelsverſammlung von Twer für Rußland eine Conſtitution. Eine Adreſſe, von 112 Edelleuten unterzeichnet, erklärte dem Kaiſer, ſie wollen auf alle ihre Privilegien gegenüber dem gemeinen Volk gerne verzichten, auch ihrer Steuerfreiheit entſagen, nur verlangen ſie ein ruſſiſches Parlament, berufen aus allen Ständen. Das war ungefähr der Standpunkt, auf welchen ſich Lafayette und ſeine Partei im Jahr 1789 ſtellte. In Rußland war es aber gewiß nicht ſowohl weltbürgerliche Sentimentalität, die den Adel von Twer ſo großmüthig ſtimmte, ſondern vielmehr das Bedürfniß, nachdem ihm durch die Bauernemancipation der Grund und Boden, der bisher ihm gehörte, unter den Füßen weggezogen war, ſich einen neuen Rechtsboden in einer Verfaſſung zu ſchaffen, in welcher er die erſte Stimme zu führen und ſowohl dem Czaaren nach oben, als dem gemeinen Volk nach unten überlegen zu ſeyn hoffen durfte. Dreizehn vom Adel Twers wurden verhaftet, doch bald wieder freigelaſſen.

Man erfuhr nichts Beſtimmtes über die Lenker und die näheren Umſtände dieſer Adelsagitation. Im Juni aber hörte man von zahlreichen Verhaftungen in der Armee. Faſt täglich wurden Offiziere in Unterſuchung gezogen als Theilnehmer eines weitverzweigten Complotts. Sogar unter der Garde in St. Petersburg und in der nächſten Umgebung des Kaiſers wurden Offiziere vom angeſehenſten Adel, zwei Adjutanten des Kaiſers, Grafen Roſtovzow, verhaftet. Zugleich brachen in allen größeren Städten des Reiches große Feuersbrünſte aus, alle während der Pfingſtzeit. In Petersburg ſelbſt brannte es vom 3. bis 10. Juni und an 10,000 Menſchen wurden obdachlos. Das Volk war in ungeheurem Schrecken und warf ſich dem Kaiſer zu Füßen, ihn um Hülfe bittend. Dieſe ſcheußlichen Brände, die ſich durch das ganze Reich hinzogen, waren von dem ſ. g. jungen Rußland oder von der ruſſiſchen Emigration in London und deren Häuptern, Herzen und

Bakunin, veranlaßt und hatten den Zweck, das gemeine Volk in Wuth zu bringen. Der Brand der Städte ſollte den politiſchen Brand hervorrufen, in welchem der Thron ſelbſt verbrennen ſollte. Man hörte, in den Petersburger Sonntagsſchulen ſey Communismus gepredigt worden, weshalb ſie geſchloſſen wurden. Plötzlich aber hörten die Feuersbrünſte wieder auf, ohne daß irgend eine revolutionäre Demonſtration gegen den Thron gewagt wurde. Dieſes barbariſche Vorgehen und wieder Zurückhalten erklärt ſich wohl am einfachſten aus den Undulationen im großen europäiſchen Revolutionscomité, in welchem Herzen und Bakunin für die ruſſiſche, Mieroslawski für die polniſche, Koſſuth und Klapka für die ungariſche, Mazzini für die italieniſche Revolution wirkten, der spiritus familiaris Lord Palmerſtons aber und die Rückſichten, die man auf Paris und Turin nehmen mußte, die wilden Roſſe bald losließen, bald aber wieder hart in die Zügel nahmen. Wir haben erkannt, wie die Revolution in Italien unvollendet blieb, die in Ungarn und an der untern Donau gehemmt wurde. Auch die Revolution in Rußland durfte noch nicht zum Ausbruch kommen, weil die Umſtände noch nicht günſtig genug waren.

Kaiſer Alexander II. ſuchte inzwiſchen, wie die Bauern, ſo auch den Adel durch Conceſſionen zu befriedigen, überall ſeinen guten Willen, ſeine Gerechtigkeitsliebe, ſeine väterliche Fürſorge für das Volk kundzugeben und dadurch die Mehrheit des Volks in loyaler Treue zu erhalten, wenn die revolutionäre Minderheit auch unverſöhnlich blieb. In dieſer Geſinnung nun gab der Kaiſer am 29. September eine Menge wichtiger Geſetze, wodurch die bisherige Verwaltung und Geſetzgebung umfaſſend reformirt wurde. Er verfügte nämlich Provinzial-, Kreis- und Gemeindevertretungen, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Geſchwornengerichte, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Doch zweifelte man mit Recht, ob Rußland dafür reif ſey. Das Wichtigſte blieb immer die Bauernfrage. Die Bauern verſtanden

unter ihrer neuen Freiheit viel mehr, als ihnen gewährt wurde. Sie begriffen nicht, warum sie, die ohnehin kein Geld hatten, den Grund und Boden, auf dem sie geboren waren und auf dem ihr Leibherr sie bisher ernähren mußte, erst kaufen sollten. Der Kaiser sah sich genöthigt, $^4/_5$ der Ablösungssumme auf den Staat zu übernehmen. Dennoch fürchtete man, die Bauern würden den Gutsherren nicht mehr arbeiten wollen und somit die Bewirthschaftung größerer Güter unmöglich werden. Ebenso wurde besorgt, sie würden unter der Aufhebung der Leibeigenschaft auch die der Rekrutirung verstehen wollen.

Kaiser Alexander II. dehnte sein Reformsystem auch auf Finnland aus und gab diesem Lande am 10. April 1861 eine neue Verfassung nach dem Muster der schwedischen. Es sollte nämlich ein Ausschuß aus den vier finnischen Ständen, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern am 20. Januar 1862 zu Helsingfors zusammentreten. Man erfuhr aber, die Finnen hätten dagegen protestirt, daß dem ständischen Ausschuß zu viel Rechte eingeräumt seyen, wodurch die Landesvertretung illusorisch werde. Am 2. März 1862 reclamirte auch eine Adelsversammlung zu Grodno die alte litthauische Gesetzgebung und die Wiederherstellung der Universität Wilna.

Zur Feier des tausendjährigen Bestandes des russischen Czaarenreichs ließ der Kaiser am 20. August 1862 zu Nowgorod ein großartiges Denkmal errichten.

Am 21. Juli 1864 stürzte zu St. Petersburg die Kuppel der neugebauten Verklärungskirche ein und begrub Hunderte von Neugierigen, die herbeigeströmt waren.

In demselben Sommer wiederholten sich die Brandstiftungen. Eine Menge russischer Städte wurden in Asche gelegt, schon im April Ochansk, dann Serapul, Serdobsk, Wologda, Nischni-Nowgorod, Patoros, Baku, Simbirsk, Jaroslawj, Orenburg, wo 600 Häuser verbrannten. Auch die Pulvermagazine in Kasan und Ochta wurden in

ſchwollnen Flüſſen. Mitten im Toben der Elemente wurden auf allen Punkten mörderiſche Schlachten geliefert, wobei das Bajonet und die Kolbe das meiſte thun mußten, weil der Regen häufig die Gewehre naß machte und am Schießen hinderte. Das erſte rühmliche Gefecht beſtand Wallmoden am 21ſten Auguſt bei Bellahn gegen Davouſt, worauf dieſer ſich zurückzog. Am 23ſten griff Oudinot die Schweden und Preußen in der Nähe von Berlin bei Groß-Beeren, auf dem alten ſchwediſchen Schlachtfelde von Wittſtock an. Aber ſchon die Tapferkeit der preußiſchen Landwehren, die mit dem Bajonet angriffen, reichte hin, ihn zu werfen, ohne daß die Schweden thätig ins Gefecht kamen. Oudinot floh und ließ 18,000 Gefangne zurück. Zu derſelben Zeit war Napoleon mit ſeiner Hauptmacht nach Schleſien aufgebrochen, aber Blücher zog ſich ſchlau zurück, um ihn von Dresden wegzulocken, was unterdeß von der Hauptmacht der Alliirten genommen werden ſollte. Sobald Napoleon dieſe Liſt merkte und zugleich erfuhr, daß die Alliirten ſchon aus dem Erzgebirge gegen Dresden vorrückten, ging er ſo raſch als möglich mit dem größten Theil ſeines Heeres dahin zurück und ließ den Marſchall Macdonald gegen Blücher ſtehn. Unterdeß hätten die Alliirten ſich vielleicht Dresdens ſchon bemächtigen können, wenn ſie mehr geeilt wären, doch Napoleon kam ihnen zuvor und ſchlug ſie in einer zweitägigen Schlacht unter den Mauern von Dresden am 26ſten und 27ſten Auguſt zurück. Bei dieſer Gelegenheit fiel der unglückliche Moreau. Die Alliirten mußten ſich bei ſchrecklichem Wetter und grundloſen Wegen in die böhmiſchen Gebirge zurückziehn. Aber zu der gleichen Zeit am 26ſten erfocht Blücher in Schleſien den glänzendſten Sieg. Nachdem er Macdonald über die Katzbach und wüthende Neiſſe gelockt, warf er ihn in einer der blutigſten Schlachten

die Luft geſprengt. Im Auguſt brannte ein großer Theil der Stadt Jekaterinoſlaw ab. Diesmal wurden die gefangenen Polen beſchuldigt, das Feuer angelegt zu haben.

Im Januar 1865 nahm der Adel noch einmal einen Anlauf, ſich Erſatz für ſeine Verluſte aus Anlaß der Bauernemancipation mittelſt einer Verfaſſung zu verſchaffen. Eine Adelsverſammlung in Moskau berieth desfalls eine Eingabe an den Kaiſer. Beſobraſow verlangte eine Conſtitution des Adels allein, Graf Orlof Dawidof verlangte aber eine Vertretung des geſammten ruſſiſchen Volkes. Die Herren erließen nun wirklich folgende Adreſſe an den Kaiſer: „Allergnädigſter Herr! Der Moskauer Adel kann Ihnen, jetzt wo er hier verſammelt iſt, nur die Gefühle tiefer Ergebenheit und Dankbarkeit ausdrücken für Ihre weiſen Maßnahmen, die ſtets das Wohl unſeres Vaterlandes im Auge haben. Wir ſind bereit, Sire, Ihnen mit Wort und That beizuſtehen auf dem ſchwierigen, aber glorreichen Weg, den Sie eingeſchlagen haben. Wir ſind überzeugt, Sire, daß Sie auf dieſem Weg nicht inne halten, ſondern noch weiter gehen werden, geſtützt auf Ihren treuen Adel und auf die ganze ruſſiſche Nation. Die Einigung aller Kräfte iſt die Stärke unſeres Vaterlandes. Indem Sie aus Ihrem Rußland, das bisher getheilt war, ein feſtes Ganzes machen, alle ſeine Theile ſtark an einander ſchließen, und ſtatt der Einzelgerechtſame dieſer Theile ein dem ganzen Reich gemeinſames Recht einführen, werden Sie für immer Empörung und Bürgerkrieg unmöglich machen. Der Grundbeſitz (remstvo), dem Sie neues Leben geben, muß, wenn er vollkommen befreit ſeyn wird, die Macht und den Ruhm Rußlands befeſtigen. Krönen Sie nun, Sire, das begonnene Werk dadurch, daß Sie eine Generalverſammlung von Erwählten Rußlands zur Prüfung der dem ganzen Reich gemeinſamen Bedürfniſſe einberufen! Gebieten Sie Ihrem treuen Adel, dieſe Deputation aus ſeiner Mitte zu wählen! Der Adel iſt immerdar die beſte und

ſicherſte Stütze des ruſſiſchen Thrones geweſen. Ohne im Staatsdienſt zu ſtehen, ohne die damit verknüpften Vorrechte zu genießen, mögen dieſe Erwählten, die ohne irgendwelche Belohnung ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen, berufen ſeyn, die politiſchen und ſittlichen Rechte zu wahren, welche dem Staatsgebäude zur Grundlage dienen, Rechte, die dem Volk heilig und einem wohleingerichteten Land nothwendig ſind. Auf dieſem Weg, Sire, werden Sie die Bedürfniſſe unſeres Vaterlandes in ihrem wahrhaften Licht kennen lernen. Sie werden das Vertrauen zur Executivgewalt wieder herſtellen. Sie werden eine ſtrenge Beobachtung der Geſetze erzielen und dieſe Geſetze mit den Bedürfniſſen des Landes in Einklang bringen. Die Wahrheit wird unbehindert an die Stufen des Thrones gelangen; die auswärtigen und inneren Feinde werden ſchweigen müſſen, wenn ſie ſehen, daß das Volk in der Perſon ſeiner Vertreter mit Liebe den Thron umgibt und ſich beeifert, von keiner Seite Verrath aufkommen zu laſſen. Allergnädigſter Herr! Der Moskauer Adel hat Ihnen hiermit ſein Herz und ſeine Wünſche eröffnet. Nur der heiligen Pflicht treuer Unterthanen gehorcht er dabei, und hat nichts dabei im Auge, als das Wohl des Reichs. Wir haben geſprochen, Sire, weil wir überzeugt ſind, daß unſere Worte Ihrem Herrſchergedanken und dem Geiſt der von Ihnen unternommenen großen Reformen vollkommen entſprechen."

Zugleich hatte der ruſſiſche Adel in Paris eine Flugſchrift drucken laſſen, worin er auseinanderſetzte, daß ſeine Exiſtenz untergraben ſey, wenn ſie nicht durch eine Verfaſſung eine neue und feſte Grundlage erhielte. Der Kaiſer nahm jedoch dieſe Vorſtellung ſehr ungnädig entgegen und löste die Adelsverſammlung ſogleich auf. Inzwiſchen ſind die ſchlimmen Ahnungen des ruſſiſchen Adels nicht unbegründet. Früher oder ſpäter werden die emancipirten Leibeigenen in Rußland eben ſolche liberale, auf ihre Rechte eiferſüchtige Staatsbürger, active und paſſive

Wähler werden, wie es die Bevölkerungen im mittlern und weſtlichen Europa bereits ſind, und ihr Druck wird dann nicht mehr blos der Ariſtokratie, ſondern auch der Monarchie läſtig werden.

So weit iſt es nun allerdings noch lange nicht gekommen. Man hört im Gegentheil, die Bauern ſeyen ſeit ihrer Emancipation weder moraliſch beſſer, noch geſcheidter geworden. Die Trunkſucht ſoll furchtbar bei ihnen überhand genommen haben, welcher früher die Gutsherren doch einigermaßen noch Einhalt thaten, um die phyſiſche Kraft der Race zu erhalten. Auch iſt der ruſſiſche Bauer immer noch an die Scholle gebunden, denn wenn er auch nicht mehr dem Gutsherrn angehört, ſo doch der Gemeinde, deren Verwaltung ihn noch weniger ſchont, als es früher der Gutsherr gethan hat. Seine Unwiſſenheit iſt, wie Doctor Mardner erzählt, ſo groß, daß es einem ehemaligen Gutsherrn gelang, den Bauern als Feldarbeitern um den für ein Stück Land von acht Klafter Länge und vier Klafter Breite bedungenen Lohn ein Stück von ſechs Klaftern im Quadrat aufzureden; daß das eine Stück 32, das andere 36 Quadratklafter habe, war ihnen nicht klar zu machen. Sie erwiderten, 6 und 6 ſey 12 und 4 und 8 ſey auch 12.

Was Mardner erzählt, wird vollkommen beſtätigt durch das Werk „Wahrheit über Rußland," welches Fürſt Peter Dolgorukow herausgab und Wachler 1862 ins Deutſche übertrug. Dieſer Fürſt (Bojar) altruſſiſchen Namens äußert ſich ſo ungünſtig über ſeine Standesgenoſſen, die Bojaren, daß man ihn keiner Einſeitigkeit und Parteilichkeit beſchuldigen kann, wenn er auch die ruſſiſche Bureaukratie, die bekanntlich eine Feindin jenes Landadels iſt, ſcharf tadelt. Er ſagt geradezu, der Bauer ſey die Beute, um welche ſich Adel und Bureaukratie reißen, und die kaiſerlichen Beamten bis zu den unterſten Dienern herab hätten nur deßhalb die Aufhebung der Leibeigenſchaft der Bauern freudig begrüßt und unterſtützt, um dieſe Schafheerden

jetzt noch schärfer zu scheeren, als sie vorher vom Adel geschoren worden seyen. Es handle sich nur darum, wer vom Fleiße der Bauern den Gewinn ziehen solle, ob der Adel oder die Bureaukratie. Exploitirt werde der Bauer so wie so und nach Aufhebung der Leibeigenschaft von den Beamten noch mehr, als zur Zeit der Leibeigenschaft vom Adel. Denn der dumme Bauer lebte mit dem adeligen Grund- und Leibherrn wenigstens in einem einfachen und klaren Verhältnisse, welches er verstand und worin er sich zurecht fand. Jetzt bekommt er es mit Beamten zu thun, welche schlecht besoldet und an Betrügereien aller Art gewöhnt sind und die mit vexatorischen Gesetzen und Verordnungen seine Einfalt ausbeuten.

Die Unwissenheit der russischen Bauern erstreckt sich auch auf das religiöse Gebiet. Natürlich, denn der gemeine verheirathete Pope ist ebenso unwissend wie sie selbst und ebenso betrunken. Bischöfe werden nur aus den Klöstern genommen. Aber auch die Mönche sind gänzlich unwissend und verstehen keine andere Sprache als die russische. Gepredigt wird ohnehin in der russischen Kirche nie. Vom Worte Gottes hört der Russe nichts, hat daher auch noch viel altheidnischen Aberglauben beibehalten. Im Jahresbericht der transbaikalischen Mission für 1866 gesteht die russische Mission selber ein, daß die gemeinen Russen in Sibirien bei den Schamanen und Lamas, den Heidenpriestern der Tunguſen und Burāten, sich Raths erholen, wie die gemeinen Heiden, an ihre Vorhersagungen glauben und den größten Respect vor ihnen haben.

Es ist gewiß auffallend, daß die russische Kirche im Westen Eroberungen macht und die viel höher gebildeten Katholiken in Polen und Lutheraner in Livland mit eiserner Gewalt dem stupiden Popenthum unterwirft, anstatt vom Westen her religiösen Geist und Bildung zu empfangen. Allein es ist erklärlich. Rußland würde von der europäischen Civilisation und vom überlegenen Geist der abend-

ländiſchen Kirchen, oder auch vom abendländiſchen Unglauben und Revolutionsgeiſt überwältigt werden, wenn es ſich nicht durch eine undurchdringliche und immerwährend keck vorgeſchobene Mauer der nichts wiſſen und nichts hören wollenden Gewalt ſchützte. Der ſtupide Gehorſam iſt in der That das beſte Gegenmittel gegen das Revolutionsfieber des Weſtens. Nur paßt zu jener wohlberechneten Stupidität die Emancipation der Bauern nicht, denn früher oder ſpäter muß die Zeit kommen, wo ſie ſich für mündig proclamiren werden, wie dumm ſie jetzt auch noch ſind.

Der transbaikaliſche Miſſionsbericht klagt darüber, daß das ruſſiſche Gouvernement in Sibirien die Miſſion nicht unterſtütze, ſie nicht einmal Grundeigenthum erwerben laſſe, während ſie doch die heidniſchen Lamatempel reich dotire. Aber auch das iſt erklärlich. Die Kaiſerin ſoll ſich für die Miſſion in Sibirien intereſſirt haben und ſie erfolgte ihr zu Gefallen und um Europa glauben zu machen, der Glaubenseifer, mit dem Rußland ſeine Glaubensgenoſſen in der Türkei und Oeſterreich protegirt, erſtrecke ſich auch auf einen Bekehrungseifer unter den Heiden im Oſten. Rußland denkt aber im Ernſt nicht daran, die zahlloſen Anhänger Buddhas an den chineſiſchen Grenzen zum Chriſtenthum bekehren zu wollen. Es kann die Lamas, die beim Volk ſo viel Einfluß haben, durch Schonung und Beſtechung viel leichter auf ſeine Seite bringen, als wenn es ſie durch fanatiſche Miſſionäre bekämpfen ließe. Es folgt in dieſer Beziehung ganz genau der klugen Politik der Engländer, welche den Heiden in Oſtindien ebenfalls Tempel bauen und ihre eigenen Miſſionäre Schande halber zwar nicht vertreiben, was die öffentliche Meinung in England zu ſehr aufregen würde, ſie aber doch ſtreng im Zaume halten.

Eine andere Maßregel des ruſſiſchen Kaiſers ſetzte nur das Syſtem ſeines Vaters fort, das Syſtem des nationalen und kirchlichen Nivellements. Wie er in Polen die polniſche Sprache, das polniſche

Recht und die katholiſche Kirche ſtufenmäßig beſeitigte, ſo auch in den deutſchen Oſtſeeprovinzen die deutſche Sprache, das deutſche Recht und die lutheriſche Kirche. Man konnte ſich eine Zeit lang einbilden, der Kaiſer werde hier von der Strenge ſeines Vaters nachlaſſen und die guten Dienſte, welche die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen der Regierung in St. Petersburg ſchon ſo lange geleiſtet hatten, mit der Schonung ihrer Nationalität und ihrer Kirche belohnen. Allein gerade im Punkt der Nationalität und Kirche glaubte Kaiſer Alexander II. jenes Syſtem des Vaters, das ganze große ruſſiſche Reich möglichſt zu uniformiren, wieder aufnehmen zu müſſen. Ohne Zweifel hat ihn die Erfahrung, die er mit den Polen machte, darin beſtärkt. Als Polen und Katholiken wollten ſie Rußland nicht gehorchen, alſo mußten ſie mit Gewalt zu Ruſſen und griechiſchen Chriſten gemacht werden. Zugleich ſah die ruſſiſche Regierung, welcher nationale Geiſt ſich in Deutſchland regte. Fürſt Gortſchakof, der Chef des Miniſteriums, hatte lange genug in Deutſchland gelebt, um zu wiſſen, welchem Ziele die 1848 wiederaufgenommene Bewegung von 1813 zuſtrebte. Die Unterdrückung des deutſchen Elementes in den Oſtſeeprovinzen war alſo wohl auch darauf berechnet, noch rechtzeitig dieſe Elemente zu beſeitigen, ehe ſich etwa die nationalen und confeſſionellen Sympathien für ſie in Deutſchland regen und aus ihnen minder zuverläſſige Werkzeuge der ruſſiſchen Politik machen würden, als ſie es bisher geweſen waren.

Der kaiſerlichen Politik war auch der Umſtand günſtig, daß ſeit Friedrich Wilhelm III. eine ſtarke Vorliebe für Rußland in den höheren Kreiſen und beim Adel in Preußen vorherrſchte. Die Verfolgung der deutſchen Proteſtanten in Rußland kam gar nicht zur Kenntniß der Proteſtanten in Deutſchland. Sie wurde gefliſſentlich vertuſcht, die Preſſe ſchwieg. Das hatte zum Theil ſeinen Grund aber nicht blos in dem ſträflichen Serviliſmus, mit dem die frommen Proteſtanten in Berlin, den Profeſſor Stahl an der Spitze, damals dem ruſſiſchen Intereſſe

dienten, ſondern auch in der gänzlichen Gleichgültigkeit, ja Verachtung, mit welcher die liberale Preſſe alle Glaubensſachen zu behandeln pflegte.

Hier ein kurzer Ueberblick über die beklagenswerthen Vorgänge in Livland. Als dieſes deutſche und lutheriſche Land 1721 von Schweden an Rußland abgetreten wurde, verbürgte ſich Rußland im Frieden von Nyſtädt Art. 10: „Es ſoll auch in ſolchen cedirten Ländern kein Gewiſſenszwang eingeführt, ſondern vielmehr die Evangeliſche Religion, auch Kirchen- und Schulweſen und was dem anhängig iſt, auf dem Fuß, wie es unter der letzten ſchwediſchen (lutheriſchen) Regierung geweſen, gelaſſen und beibehalten werden.“ Alle Kaiſer hielten dieſen Vertrag. Derſelbe Vertrag band auch noch den Kaiſer Nicolaus, der gleichwohl zum erſtenmal im Jahr 1832 eigenmächtig der evangeliſchen Kirche in Livland ihre Selbſtändigkeit nahm, indem er ſie einem neuerrichteten Generalconſiſtorium in St. Petersburg unterordnete. Dieſes Generalconſiſtorium bekam die proteſtantiſchen Angelegenheiten des ganzen Reichs unter ſich, konnte von allen proteſtantiſchen Unterthanen und Behörden des Reichs gleichen Gehorſam fordern, alſo auch nach Umſtänden und Belieben in die beſonderen Privilegien der livländiſchen Kirche eingreifen.

Dieſes Generalconſiſtorium that übrigens Livland nichts zu leide. Der Angriff ſollte von einer ganz andern Seite herkommen. Der unveränderliche Gedanke des Kaiſers Nicolaus war, ſein Reich, wenn auch nur allmälig, doch gänzlich zu uniformiren, daher alle anderen Nationalitäten in die ruſſiſche, alle anderen Bekenntniſſe in das griechiſch-ruſſiſche aufgehen zu laſſen. Dem entſprach eine Aeußerung, welche Uwarof, Miniſter der ſ. g. Volksaufklärung in Rußland, im Jahr 1838 that: Zu Uebelſtänden in Rußland gehören die deutſche Sprache und die lutheriſche Kirche.*) Im folgenden Jahr ließ Kaiſer Nico-

*) Livländiſche Beiträge I. 75.

laus durch eine ſervile Synode in Polocʒk die unirte Kirche der vormals polniſchen Provinzen Rußlands vernichten und zwang deren Biſchöfe, ſowie das gemeine Volk zum „Glauben des Kaiſers," zur ruſſiſch-griechiſchen Staatskirche, deren Patriarch der Czaar ſelbſt iſt, überzutreten. Nach einer ſo ſchrecklichen Gewaltthat ließ ſich vorausſetzen, daß es auch den Katholiken in Polen, den Proteſtanten in den Oſtſeeprovinzen nicht beſſer ergehen, daß auch ihnen das Joch des Popenthums werde über den Nacken geworfen werden, wenn auch nur nach und nach, doch unvermeidlich. Die ſchlaue Berechnung läßt ſich in dem Umſtande erkennen, daß anfangs nur Livland allein angefochten wurde, während man Kurland und Eſthland noch in Ruhe ließ. Eine Bedrückung aller Deutſchen und Proteſtanten hätte eine gemeinſchaftliche Gegenwehr derſelben wahrſcheinlich und viel mehr Aufſehen gemacht. Man bohrte alſo zuerſt nur Livland an.

In die Vorſtädte der Stadt Riga hatten ſich allmälig viele ruſſiſche Obrog-Leibeigene angeſiedelt und trachteten, das Bürgerrecht in der deutſchen Stadt zu erringen. Für ſie wurde nun ein eigenes ruſſiſch-griechiſches Bisthum errichtet; da die Zahl der eigentlichen Ruſſen aber noch immer klein war, ſo wurde alsbald dafür geſorgt, dem Biſchof eine anſehnlichere Heerde zu werben. Nach einem Fehljahr und während einer harten Nothzeit verbreiteten ſich eine Menge ruſſiſcher Agenten unter dem Landvolk Livlands und redeten ihm ein, an ihrem Unglück ſeyen allein die deutſchen Grundherren ſchuld; dieſer aber könnten ſie ſich leicht entledigen, wenn ſie „die Religion ihres Kaiſers" annähmen, dann würden ſie aller Laſten und Leiſtungen gegen die deutſchen Herren enthoben und vom Kaiſer in „ein warmes Land" verſetzt werden, wo jeder einen reichen eigenen Grundbeſitz erhalten werde.*) Dadurch ließen ſich nun wirklich Tauſende von

*) Livländiſche Beiträge I. 77.

armen Bauern bethören und nahmen den griechiſchen Glauben an. Das Verſprechen wurde ihnen aber nicht gehalten. Die Regierung erkannte die Agenten, die bei den Bauern herumgeſchlichen waren, nicht an und hielt ſich an deren Zuſagen nicht gebunden. Nun entſtand gewaltige Gährung unter den Betrogenen. Sie wollten wieder in die lutheriſche Kirche zurücktreten, was jedoch die ſtrengen Geſetze der griechiſchen Kirche nicht mehr erlaubten. Mittlerweile war im Jahr 1842 zu Pleskow ein Seminar für junge Popen eröffnet worden, welche hier die lettiſche und eſthniſche Bauernſprache lernen mußten, um künftige Seelſorger der Bekehrten werden und in den neugegründeten griechiſchen Kirchen dienen zu können.

Das Jahr 1844 gab wieder eine ſchlechte Ernte und abermals trat große Noth ein. Da erneuerte ſich auch die Verführung. Diesmal hieß es nicht mehr, der Kaiſer wird euch in das warme Land ſchicken, man ſagte vielmehr: ihr werdet, wenn ihr euch zur griechiſchen Kirche bekehrt, den Grund und Boden, auf dem ihr lebt, zu eigen bekommen, die großen Güter des deutſchen Adels werden zerſchlagen werden und jeder von euch, der ſich bekehrt, wird einen Antheil unter dem Namen des „Seelenlands" bekommen, weil er ihn mit ſeiner Seele erkauft hat.*) Diesmal folgten den Bauernverführern bereits herumziehende Popen, eine „ambulante Kirche." Da die bekehrten Bauern von den nächſten griechiſchen Kirchen zu weit weg wohnten, mußten vorerſt die Popen zu ihnen kommen, um ſie in den Schooß ihrer Kirche aufzunehmen. Es waren frembartige, wenig Vertrauen erweckende Geſtalten. „In ihrem halbaſiatiſchen Habitus, mit ewig flatternden grünen und braunen Talaren, mit langem Bart und Haar können ſie dem Volk weder imponiren, noch durch ihr Beiſpiel voranleuchten. Mit ſeltenen Ausnahmen zeichnen ſie ſich durch nichts aus,

*) Livländiſche Beiträge I. 82.

als durch Unwiſſenheit, Rohheit, Habſucht und Trunkenheit.“ Da ſie nur Ceremonien machen und ein wenig ſingen, aber nicht predigen dürfen, brauchen ſie auch nicht zu ſtudiren. Im folgenden Jahr 1846 wurden die Bauern, die ſich hatten bekehren laſſen, erſtmals von allen Laſten und Zinſen, welche ſie als Pächter eines der evangeliſchen Kirche gehörigen Guts zu entrichten hatten, freigeſprochen, dieſe Kirche alſo eines bedeutenden Theils ihrer Einkünfte beraubt. Das alles geſchah, ſo lange Golowin Gouverneur in Livland war, 1845—48. Ihm folgte der wohlwollende Suworow bis 1861.

Allein die Hauptſache ließ ſich nicht mehr rückgängig machen; es wurde nämlich den 140,000 Bauern, die nach und nach zur griechiſchen Kirche übergetreten waren, der von ihnen ſehnlich gewünſchte und erflehte Rücktritt zum Lutherthum unter keiner Bedingung geſtattet. Die Klagen darüber drangen endlich zum Ohr des Kaiſers, der vielleicht auch freundſchaftliche Vorſtellungen von Deutſchland aus erhielt. Genug, er ſchickte ſeinen Flügeladjutanten, Grafen Bobrinsky, im Frühjahr 1864 nach Livland, um ſich perſönlich von der Sachlage zu überzeugen und ihm Bericht zu erſtatten. Der menſchenfreundliche Graf war von dem, was er ſah und hörte, tief ergriffen und meldete dem Kaiſer ohne Furcht den wahren Sachverhalt in ſeinem Bericht vom 18. April 1864, der gedruckt worden iſt. Darin heißt es: „Eine Zuſammenfaſſung dieſer Thatſachen bringt mich zu der poſitiven Ueberzeugung, daß von der Zahl der 140,000 Rechtgläubigen, welche nach den officiellen Daten in Livland gezählt werden, vielleicht kaum ein Zehntheil ſich wirklich zur Rechtgläubigkeit bekennt. Die übrigen ſind nicht nur nie von Herzen Rechtgläubige geweſen, ſondern auch hinſichtlich der Erfüllung ihrer äußern religiöſen Pflichten behalten ſie auch jetzt noch, nach Maßgabe der Möglichkeit, die Gebräuche und Ordnungen der lutheriſchen Kirche bei. Ueberall baten mich die Bauern inſtändigſt und unter Thränen, Ew. kaiſerliche Majeſtät ihre

dieſes Krieges in die vom Regen hochgeſchwollnen Flüſſe zurück. Viele tauſend Franzoſen ertranken oder fielen unter den Bajonetten und Kolben der ſchleſiſchen Landwehr. Das Schlachtfeld war daſſelbe, wo einſt die Schleſier über die Tataren geſiegt hatten, und noch ſtand das Kloſter Wahlſtadt, das zum Andenken jener Heldentage geſtiftet worden. Blücher wurde daher von ſeinem König zu einem Fürſten von der Wahlſtatt erhoben, ſeine Soldaten aber nannten ihn den Marſchall Vorwärts, weil er ſie mit dieſem Ruf unwiderſtehlich zum Siege geführt. Macdonald floh nach dieſer ſchrecklichen Niederlage mit den wenigen Reſten ſeines Heeres nach Dresden. Zwei Tage ſpäter erlitt Napoleon einen neuen nicht minder großen Verluſt. Er hatte den General Vandamme mit 20 — 30,000 Mann in die Engpäſſe des böhmiſchen Gebirges ausgeſchickt, die fliehenden Alliirten zu umgehen, aber dieſer General fiel ſelbſt in den Hinterhalt. Der tapfre Ruſſe Oſtermann widerſtand ihm mit 8000 Mann einen ganzen Tag lang, den 28ſten Auguſt, bis die Ruſſen und Oeſterreicher vom Hauptheer herbei kamen und die Franzoſen im Thale von Kulm einſchloſſen. Vandamme hatte nur noch einen Weg der Rettung offen, über eine noch unbeſetzte Höhe, zufällig aber erſchienen in dem Augenblick, da er fliehen wollte, die Preußen unter Kleiſt auf derſelben Anhöhe. Nur ein kleiner Theil der Franzoſen ſchlug ſich tapfer durch, die Mehrzahl und Vandamme ſelbſt wurde gefangen, am 29ſten Auguſt. Mittlerweile war auch der Kronprinz von Schweden und Bülow hinter dem fliehenden Oudinot weiter gegen die Elbe vorgedrungen. Napoleon ſchickte ihnen den tapfern Ney mit einem friſchen Heer entgegen, aber ſie ſchlugen ihn, wie ſeinen Vorgänger, bei Dennewitz aufs Haupt, am 6ten September. Auch hier thaten wieder die Preußen das meiſte, Bülow und

Bitte vorzutragen, dahin gehend, daß ihnen ſelbſt, oder doch wenigſtens ihren Kindern geſtattet werden möchte, den lutheriſchen Glauben zu bekennen.“ Ueber die Mittel, die man angewendet, um die Bauern zum Uebertritt zu bewegen, ſagt Graf Bobrinsky: „Ew. Majeſtät, es iſt mir ſowohl als Rechtgläubigen, wie auch als Ruſſen peinlich geweſen, mit eigenen Augen die Erniedrigung der ruſſiſchen Rechtgläubigkeit durch die offenkundige Enthüllung dieſes officiellen Betruges zu ſehen. Nicht die freimüthigen Worte dieſer unglücklichen Familien, welche ſich an Ew. Majeſtät wenden mit der zwar demüthigen, doch feurigen Bitte, ihnen das Recht zu gewähren, die Religion zu bekennen nach dem Zuge ihres Gewiſſens, nicht dieſe offenherzigen und rührenden Aeußerungen ihrer Gefühle ſind es, welche auf mich einen ſo peinlichen Eindruck gemacht haben, ſondern dies namentlich, daß dieſer Gewiſſenszwang und dieſer Allen bekannte officielle Betrug unzertrennlich verknüpft ſind mit dem Gedanken an Rußland und an die Rechtgläubigkeit.“

Der wohlwollende Bericht des Grafen ſcheint kein geneigtes Gehör beim Kaiſer gefunden zu haben, denn unmittelbar nach ſeiner Rückkehr erhielt der griechiſche Erzbiſchof Platon den Auftrag oder die Erlaubniß, auch ſeinerſeits eine Rundreiſe durch Livland zu machen und ſich die Dinge vom griechiſchen Standpunkt aus anzuſehen. „Die Convertiten, welche ihren Wunſch, zum Lutherthum zurückzukehren, dem Erzbiſchof eröffnen wollten. wurden entweder durch Drohungen eingeſchüchtert, oder, wenn ſie ſich nicht einſchüchtern ließen, ſogar in der Kirche mit der roheſten Schmähungen überſchüttet. Alles das war jedoch dem Erzbiſchof Nebenſache. Ueber die geiſtlichen Anliegen der Bauern eilte er ſchnell hinweg zu der Frage, ob ihre ökonomiſche und ſonſtige weltliche Lage nicht manches zu wünſchen übrig laſſe? und dieſes Thema hat er mit ſo vollendeter Kunſt zu variiren verſtanden, daß auf ſeinen Spuren eine tiefe, weſentlich communiſtiſch

gefärbte Aufregung zurückblieb. Unmittelbar an die erzbischöfliche Rundreise knüpfte sich eine von Wühlern methodisch und monatelang getriebene Aufhetzung des Landvolks gegen die Autorität der Gutsherren, Polizeibeamten und Richter, sogar des Civilgouverneurs, während schablonenmäßig abgefaßte Petitionen von einer nächtlichen Volksversammlung zur andern colportirt und demnächst von willkürlich designirten Deputationen nach St. Petersburg gebracht wurden. Der stereotype Inhalt dieser Bittschriften war: Schlechtmachung der Landesjustiz, Verdrängung des deutschen Elements und Vertheilung der herrschaftlichen Ländereien unter die Bauern." Zu solchen Gewaltthätigkeiten ließ sich die Regierung nun freilich nicht herbei. Doch mußte man den Bauern, nachdem man sie einmal aufgeregt hatte, auch materielle Vortheile gewähren. Das geschah im Anfang des Jahres 1866 durch Vertheilung von Krongütern ausschließlich an solche Bauernknechte, die sich zur griechischen Kirche hatten bekehren lassen. Zugleich fuhr man fort, das Ansehen der deutschen Landesbehörden zu erschüttern, Urtheilssprüche des Landesgerichtshofes zu paralysiren und in der Presse die Deutschen aufs heftigste anzugreifen und zu verleumden. Man wandte gegen die deutschen Behörden, den ständischen Adel, die Städteverfassungen mitten im despotischen Rußland die in Deutschland herkömmlichen liberalen Phrasen an, schimpfte und spottete über Junkerthum und alten Zopf und suchte die Deutschen in Rußland mit ihren altverbrieften Rechten und mit ihrer Nationalität verächtlich und lächerlich zu machen, als sey das Russenthum etwas unendlich viel Besseres als das Deutschthum. Man konnte gedruckt lesen, der h. Georg im russischen Reichswappen, der den Lindwurm mit seiner Lanze durchbohrt, sey das Russenthum und der Drache das Deutschthum. *)

*) Livländische Beiträge Seite 19—25.

Im Jahr 1865 hatte der Kaiſer den Schmerz, ſeinen älteſten hoffnungsvollen Sohn, den Großfürſten Thronfolger Nicolaus, nachdem er ſich eben erſt mit der däniſchen Prinzeſſin Dagmar verlobt hatte, erkranken zu ſehen. Man brachte ihn nach Nizza, wo er den 24. April in den Armen der Eltern und Braut verſchied. Der Kaiſer beſuchte bei dieſem traurigen Anlaß den franzöſiſchen Kaiſer in Paris und empfing auf der Rückreiſe deſſen Gegenbeſuch in Lyon.

Zweites Buch.

Die polniſche Revolution von 1863.

Das unglückliche Volk der Polen glich einem tapfern Krieger, der, auf den Tod verwundet, ſich doch immer und immer wieder aufrafft, um, von noch ſchwereren Schlägen getroffen, wieder hinzuſinken.

Die Polen können zum Maaßſtabe dienen, in wie weit das berühmte Nationalitätenprinzip zur Natur der Dinge paßt oder nicht. Die Panſlaviſten ſagen, die Polen ſind ein Zweig des großen ſlaviſchen Stammes, deshalb gehören ſie zu den Ruſſen. Die Polen aber wollen keine Ruſſen werden, und mit vollem Recht. Wenn es wahr iſt, daß die Slaven überhaupt entweder nur Herren oder Sklaven ſeyn können, ſo hat die Natur den Polen offenbar die Signatur des Herrn, den Ruſſen die des Sklaven aufgeprägt. Der Pole, wie der Ungar, wie der Tſcherkeſſe, iſt ein geborner Ritter. Er hat nicht Jahrhunderte lang die Peitſche des Mongolen auf ſeinem Rücken tanzen laſſen, um zum muſtergültigen Sklaven geprügelt zu werden.

Unter allen ſlaviſchen Stämmen behielten die Polen allein ihre einheimiſchen Könige noch bis ins vorige Jahrhundert. Zudem empfingen ſie mit dem katholiſchen Glauben und durch den Einfluß des deutſchen Ritterthums einen höhern Geiſt, einen moraliſchen Schwung, der dem dumpfen Popen- und Bojarenthum der Moskowiter ewig fremd iſt.

Seit vielen Jahrhunderten ſind die Polen eine den ruſſiſchen Nachbarn überlegene Race. Sie herrſchten über die ruſſiſchen Stämme bis nach Smolensk und ſind heute noch dort der güterbeſitzende Adel, ſo lange ſie nicht durch Ukaſe ausgerottet werden.

Will man ein anſchauliches Bild von dem Contraſt der Polen und Ruſſen erhalten, ſo folge man dem trefflichen Blaſius auf ſeiner Reiſe aus Rußland heraus nach Polen. „Je mehr man ſich Smolensk nähert, deſto mehr ſcheinen die Bewohner europäiſirt oder auch poloniſirt. Die Frauen ſchnüren ſich nicht mehr über, ſondern unterhalb der Bruſt, und man ſieht immer häufiger Männer, die ſich ſtellenweiſe raſiren. Aber noch immer, wie in den meiſten ſlawiſchen Ländern, kann man aus einiger Entfernung geſehen, die Weiber in der gewöhnlichen Tracht faſt nur am Kopfputz von den Männern unterſcheiden. Der polniſche Einfluß wird in jeder Richtung ſichtbar. Endlich findet man, wonach ſich jeder Fremde in Rußland ſehnt, eßbare oder ſogenannte polniſche Butter. Dieſe polniſche Butter wird, wie in Deutſchland, aus der Sahne durch Umrühren, Schlagen und dergleichen durch Bewegung abgeſondert. Das iſt den Ruſſen zu mühſam; ſie ſetzen den ſauer gewordenen Rahm in einen heißen Ofen und ſchmelzen die Butter heraus. So findet man faſt in ganz Rußland unter den Ruſſen nur ſogenannte ruſſiſche oder geſchmolzene Butter, die für einen Weſteuropäer höchſt ungenießbar iſt. Die Ruſſen wiſſen im Ganzen aus ihrem Rindvieh nur Talg und Juchten zu bereiten. So ſieht man auch nach Polen hin die erſten Elementar-

verſuche, Käſe zu bereiten, eine Erfindung, die den Ruſſen noch fremd iſt. Sie nähern ſich in der Benutzung der Milch den Kalmücken, die höchſtens ihre Milch in Kumis umwandeln. Die mannigfachen fremdartigen Einflüſſe der Polenherrſchaft ſind den hieſigen eingeborenen Ruſſen bis auf dieſen Augenblick unvergeßlich geblieben. Sie halten die eigentlichen Ruſſen oder Moskowiter für Menſchen, die in Bildung und Sitten tief unter ihnen ſtehen. Ihnen iſt das Land uraltes Polenland, und ſie nehmen es nicht für ehrenhaft, wenn ſie Ruſſen oder Moskowiter genannt werden. Kaum iſt ein altes Weib hier zu finden, die ſich nicht auf gut Ruſſiſch für eine Polin erklärte, und jeder gebraucht die polniſchen Ausdrücke, die ſich hier in die ruſſiſche Sprache eingebürgert haben, lieber als die der Mutterſprache. Die Polenherrſchaft, deren Andenken ſich hier nur als Sage im Volke erhalten haben kann, hat in den Bewohnern einen romantiſchen Sinn zurückgelaſſen, der ſich jetzt feindlich gegen den eigenen, näher verwandten Volksſtamm kehrt. Es ſcheint leichter geweſen zu ſeyn, vor zwei Jahrhunderten die Ruſſen zu poloniſiren, als es jetzt iſt, die Polen zu ruſſificiren, obwohl die Idee einer gemeinſamen Abſtammung, die allen ſlawiſchen Völkern faſt fanatiſch eingeprägt wird, ein ſtarker Bundesgenoſſe für die Ruſſen ſeyn könnte. Polen muß, außer der ſeines ſpätern Unglücks, noch andere Sympathien für ſich gehabt haben, als jetzt Rußland. Und wenn auch der romantiſche Heiligenſchein einer blühenden, freien Kunſtentwicklung in Polen an und für ſich wenig auf den an der Scholle klebenden Bauer einwirken konnte, ſo ſcheint doch das damit verbundene allgemeine Volksgefühl im Gegenſatz zu dem der ruſſiſchen Barbarei und Deſpotenherrſchaft ſich dauernd der Gemüther bemächtigt zu haben."

Daß feingebildete Polen, die zugleich gute Katholiken ſind, das auf ihnen laſtende Joch der ruſſiſchen Beamtenpreſſe, Beamtengaunerei, Beamtenwillkür und das immer wie ein Ungeheuer mit offenem

Rachen hinter ihnen ſtehende Popenthum unerträglich finden, iſt ihnen nicht zu verdenken. Geht es doch den Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen nicht beſſer, ſeitdem auch ihnen die Vernichtung ihrer Nationalität und ihres Glaubens bevorſteht. Aber die Ungeduld des Schmerzes und der Scham riß die armen Polen fort, zur unrechten Zeit und ohne hinreichende Kraft und äußere Hülfe ihre Befreiung zu verſuchen. Viele Schuld daran trugen die Hitzköpfe der ſ. g. polniſchen Emigration, die ſich der europäiſchen Revolutionspropaganda in London unter dem geheimen Schutz des Lord Palmerſton angeſchloſſen hatte. Mieroslawski ging an der Spitze der polniſchen Demokraten Hand in Hand mit Mazzini und Koſſuth. Außer dieſer demokratiſchen Emigration gab es noch eine ariſtokratiſche, die ihren Sitz in Paris hatte und deren Chef, der alte Fürſt Czartoriſky, damals eben geſtorben war. Dieſe Herren waren viel gemäßigter und würden, wenn nur Rußland die Nationalität und Kirche Polens hätte ſchonen wollen, ſich ihm gern unterworfen haben.

In Polen ſelbſt würde die Ruhe wohl erhalten worden ſeyn, wenn nicht die Reformen, welche Kaiſer Alexander II. in Rußland ſelbſt vornahm, auch die Hoffnung polniſcher Reformen wieder geweckt hätte. Zugleich hatte das in Genua tagende europäiſche Revolutionscomité, wie oben ſchon erzählt iſt, einen Angriff Garibaldi's auf Dalmatien vorbereitet, dem die Inſurrektion Ungarns und der untern Donauländer folgen ſollte. Da mußte denn auch in Polen geheime Vorkehr getroffen werden, um auch von dort aus thätig in die allgemeine Revolution einzugreifen. Garibaldis Marſch unterblieb aber und ſo wurde auch die polniſche, wie die ungariſche Inſurrektion ſiſtirt. Das geheime Comité der polniſchen Revolution blieb aber in Wirkſamkeit, ſparte ſeine Kräfte auf eine ſpätere Zeit, und organiſirte eine geheime Verbindung durch das ganze Land.

Unabhängig von dieſer geheimen Agitation hoffte eine loyale

Adelspartei wohlthätige Nationalreformen vom Kaiſer ſelbſt. Bei einer Verſammlung des landwirthſchaftlichen Vereins, der faſt ausſchließlich aus dem Landadel beſtand, hielt Graf Zamoyski in Warſchau eine durchaus loyale Rede, worin er aber die Hoffnung ausſprach, der Kaiſer werde die wünſchenswerthen Reformen für Polen gewähren. Nun miſchte ſich aber die revolutionäre Partei ein und lenkte das Volk dahin, daß es am 25. Februar 1861 den Jahrestag der Schlacht von Grochow zu feiern beſchloß. In dieſer Schlacht hatten 1831 die Polen über die Ruſſen geſiegt. Einen ſolchen Sieg jetzt unter den Augen des Statthalters und Feldmarſchalls Fürſten Gortſchakof zu feiern, war eine allzu kecke Herausforderung der Ruſſen, als daß die gemäßigte Partei dieſelbe hätte dulden ſollen. Die Gemäßigten ſcheinen aber nicht organiſirt geweſen zu ſeyn, während das ruſſiſche Gouvernement in Warſchau damals noch nicht Truppen genug beiſammen hatte, um einer ernſten Revolution begegnen zu können, bloße Demonſtrationen aber vielleicht gern ſah, weil ſie dadurch berechtigt wurde, ſtrengere Maßregeln zu treffen. Genug, die Prozeſſion, die aus Warſchau hinauszog, um in dem nahen Grochow das Siegesfeſt zu feiern, entfaltete die Fahne des weißen Adlers und die polniſchen Farben. Fürſt Gortſchakof hätte vorher davon können unterrichtet ſeyn, ließ aber den Zug zu Stande kommen und dann erſt Gensdarmerie einſchreiten, wobei zwei Perſonen ums Leben kamen. Als dieſe nun zwei Tage ſpäter beerdigt werden ſollten, gab es aufs neue Tumult und diesmal wurden ſechs Perſonen getödtet. Auch ſollen katholiſche Prieſter, welche mit einem Sarge aus der Bernhardinerkirche heraustraten, von den Koſacken Peitſchenhiebe erhalten haben. Fürſt Gortſchakof beſchwor das Volk in einer gutmüthigen und väterlichen Anſprache, ſich doch nicht aufhetzen zu laſſen und Ruhe zu halten. Am 2. März fand nun die

Beerdigung der Gebliebenen, wenn auch mit großer Feierlichkeit, doch in Ruhe ſtatt.

Die Bürgerſchaft von Warſchau wandte ſich ſchon am 28. Febr. mit einer Adreſſe an den Kaiſer. Aus dem Tone dieſer Adreſſe erkennt man, daß die Aufregung in Warſchau ſchon ſehr groß geweſen ſeyn muß, wenn ſelbſt loyale und bisher gemäßigte Polen eine ſolche Sprache führen konnten. Noch wahrſcheinlicher aber iſt, daß ſie auf die Geneigtheit des Kaiſers rechneten, ihren Wünſchen entgegen zu kommen, und ihm dieſelben, durch die Ereigniſſe gedrängt, nur deſto lebhafter ans Herz legten. Graf Zamoyski und Erzbiſchof Fijalkowsky unterzeichneten die Adreſſe mit noch 40,000 Andern. Sie ſagten darin: „In die Seele eines jeden Bewohners dieſes Landes iſt tief eingeprägt das mächtige, heiße Gefühl ſeiner ſelbſtändigen, von der europäiſchen Völkerfamilie abgeſonderten Nationalität. Dies Gefühl wird weder die Zeit, noch der Einfluß der mannigfachſten Verhältniſſe zu vernichten oder nur zu ſchwächen vermögen. So lange es nicht befriedigt iſt, kann das Vertrauen zwiſchen den Regierenden und Regierten nicht wiederkehren.“ Der Kaiſer ließ den Grafen Zamoyski nach Petersburg holen und erlaubte ihm, freimüthig zu ihm zu reden. Zamoyski legte ihm die Sehnſucht der Polen ans Herz und erinnerte ihn an die Verſprechungen Alexanders I. Der Kaiſer aber antwortete ihm, er begriffe die Unzufriedenheit der Polen und beklage ihr Mißgeſchick, und dennoch könne man Polen nicht regieren außer mit dem Schrecken. Dann ſagte er: Ich halte Sie nicht feſt, nicht in Petersburg, nicht in einem Gefängniß. Ich will aus Ihnen keinen Märtyrer machen. Sie werden ins Ausland gehen und ich hoffe, Sie werden mich nicht als einen Feind behandeln. Sire, entgegnete der Graf, ich nehme Ihr Verſprechen mit, daß Sie Gott bitten werden, Sie zu erleuchten. — So die Erzählung, die nichts Unglaubwürdiges hat.

Die nächſten Maßregeln, welche von ruſſiſcher Seite in Polen getroffen wurden, ſchienen verſöhnender Natur zu ſeyn. Des Kaiſers Bruder, Großfürſt Conſtantin, nahm ſeine Reſidenz in Warſchau. Der Marquis von Wielopolski, der ehemalige Freund Zamoyskis, trat an die Spitze des polniſchen Staatsraths. Dieſer talentvolle Mann hatte ſich, gewarnt durch das Mißlingen aller früheren Revolutionen, das Syſtem ausgedacht, Polen durch Rußland glücklich zu machen, indem er die Intereſſen beider Völker in einem gemeinſamen panſlaviſtiſchen Intereſſe verſöhnen und verſchmelzen wollte. Wenn alle Polen ſo gedacht hätten, wie er, ſo wäre das für Wahrung unſerer deutſchen Intereſſen ſehr gefährlich geweſen. Wir dürfen daher wohl Act davon nehmen, daß ſich das polniſche Nationalgefühl gegen dieſe Verquickung mit den Ruſſen geſträubt hat, und ſollen es ihnen Dank wiſſen. — Der Kaiſer verſprach den Polen wohlthätige Reformen, warnte ſie aber vor jeder Widerſetzlichkeit, da das Vertrauen ein gegenſeitiges ſeyn müſſe. Der Anfang mit den Reformen wurde am 19. Februar gemacht und ein diplomatiſches Rundſchreiben vom 20. März 1861 erklärte die Abſicht des Kaiſers: „Der durch das Manifeſt vom 19. Februar inaugurirte feierliche Act der Emancipation bezeugt die hohe Sorgfalt, die unſer erhabener Herr dem Wohl der Völker widmet, welche die Vorſehung ihm anvertraut hat. Rußland und Europa haben darin einen Beweis geſehen, daß Se. Majeſtät, weit entfernt den von dem Fortſchritt der Ideen und Intereſſen geforderten Intereſſen auszuweichen oder ſie zu verſchieben, die Initiative derſelben ergreift und ſie mit Ausdauer verfolgt. Unſer erhabener Herr dehnt dieſelbe Sorgfalt auf ſeine Unterthanen im Königreich Polen aus und hat nicht gewollt, daß ein ſchmerzlicher Eindruck den Lauf ſeiner wohlwollenden Intentionen hemme. Der Ukas, von dem Sie ein Exemplar empfangen, ſetzt Sie in den Stand, die Tragweite der Inſtitutionen zu beurtheilen, welche der Wille des

Thanenzien hielten mit 20,000 Mann das ganze Heer der Franzoſen von 70,000 Mann viele Stunden lang auf, bis die Schweden und Ruſſen herbeikamen und den Sieg vollendeten. Am 16ten September ſchlug auch Wallmoden einen Theil des Heeres von Davouſt an der Görde und am 30ſten drang Czernitſchef in Caſſel ein und jagte den König Hieronymus davon.

Kapitel CCCCLXXV.

Die Völkerſchlacht bei Leipzig.

Von allen Seiten waren Napoleons Generale mit ungeheuerm Verluſt nach Dresden zurückgeworfen worden, und von allen Seiten zogen jetzt die Alliirten heran, dieſen feſten Punkt einzuſchließen. Napoleon manövrirte bis zu Anfang des Octobers mit raſtloſer Thätigkeit, um gegen Schwarzenberg und Blücher noch einen glücklichen Handſtreich auszuführen, doch die Alliirten waren auf ihrer Hurh, und er mußte die ausgeſchickten Truppen immer wieder nach Dresden zurückziehn. Endlich blieb ihm nichts anders übrig, als der Rückzug, da der Kronprinz von Schweden und Blücher ſchon Miene machten, ſeine Stellung zu umgehen und ihn vom Rhein abzuſchneiden. Er verließ Dresden am 7ten October und ſammelte ſeine noch übrigen Streitkräfte in der großen Ebne von Leipzig, um hier noch eine Hauptſchlacht zu liefern. Schon aber hatte ſein Unglück ſeine bisherigen Freunde wankend gemacht. Der König von Bayern erklärte ſich am 8ten October gegen ihn, und das bayriſche Heer unter Wrede wurde mit dem öſterreichiſchen, das es bekämpfen ſollte, vereinigt und an den Main geſchickt, um Napoleon den Rückweg abzuſchneiden. Dieſer Abfall wurde noch vor der Schlacht im

Kaiſers in Polen einführt. Die erſte iſt die eines Staatsraths, in dem ſich das eingeborene Element reichlich zugelaſſen findet, durch die Hinzufügung von Notabilitäten, welche ſelbſt außerhalb der officiellen Hierarchie geſtellt oder mit Electivfunctionen bekleidet ſind. Sie gibt dem Lande die Mittel, bei der Verwaltung nach Maßgabe ſeiner Intereſſen mitzuwirken. Die Schöpfung der Gouvernements- und Diſtrictsräthe und der Municipalräthe ſichert, auf das Wahlprincip gegründet, den localen Intereſſen die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu verwalten. Endlich ſind die kirchlichen Angelegenheiten und der öffentliche Unterricht einer ſpeciellen Verwaltungscommiſſion anvertraut, die fortan von der Commiſſion für die innern Angelegenheiten getrennt iſt. Sie wird in der Lage ſeyn, der Regierung die für die Entwicklung des öffentlichen Unterrichts nothwendigen Maßregeln vorzuſchlagen. Durch dieſe verſchiedenen Inſtitutionen empfangen die materiellen und moraliſchen Intereſſen des Landes neue Garantien, ein legaler Ausdruck iſt ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen geſichert, endlich iſt ein Platz für die Verbeſſerungen gelaſſen, welche die Erfahrung fordern wird, deren Lehren in den Grenzen des Möglichen und Gerechten immer werden gehört werden. Die praktiſchen Reſultate dieſer Maßregeln hängen fortan von der Art ab, wie die Unterthanen Sr. Majeſtät im Königreich das Vertrauen rechtfertigen werden, das ihnen Se. Majeſtät beweist.“

Der ruſſiſche Staatsrath Muchanoff, der den Unterricht bisher ſchlecht geleitet hatte, wurde entlaſſen und Wielopolski trat für ihn ein. Dem General Abramowitſch wurden die Fenſter eingeworfen. Eine ſ. g. Bürgerdelegation, welche die Ruhe in Warſchau ohne Einſchreiten des Militärs mit Hülfe einer etwa 12,000 Mann ſtarken Bürgerwehr erhalten wollte, wurde einſtweilen geduldet. Nun wurden aber die Polen in ihrem Leichtſinn gleich übermüthig, oder ließen ſich von dem geheimen Revolutionscomité verleiten, das kaiſerliche

Vertrauen zu täuſchen. Obgleich das Begräbniß lange vorüber und von den ruſſiſchen Behörden nicht gehindert worden war, ſah man doch die Hauptſtadt und bald alle andern Städte des Landes voll von Trauernden. Es galt nicht mehr den paar in Warſchau Gefallenen, man trauerte um Polen überhaupt. Die ganze Nation ſollte in Trauer erſcheinen, bis ſie das ihr gebührende Recht unter den Nationen Europas würde wiedergefunden haben.

Man hat behauptet, die ruſſiſchen Behörden hätten dieſem Treiben ausdrücklich eine zeitlang ruhig zugeſehen, bis ſie hinreichende Truppenverſtärkungen nach Warſchau gezogen hatten, und das milde Verfahren ſey nur Schein geweſen. Dieſe gehäſſige Vorausſetzung iſt aber ſchon deswegen irrig, weil es unmöglich im Intereſſe des mit andern Sorgen viel beſchäftigten Kaiſers von Rußland liegen konnte, in Polen einen neuen Sturm herauf zu beſchwören. Daß er aber, ſobald er die Polen ſo einſtimmig renitent fand, ſein Anſehen als Landesherr nicht länger verkannt wiſſen wollte, war natürlich. Am 7. April begab ſich eine große Menſchenmenge in eine Vorſtadt Warſchaus zu dem Kirchhofe, wo die am 27. Februar Gefallenen begraben lagen. Ein Kreuz war aufgerichtet, vor dem man betete, und alles trug Zweige und Kränze auf die Gräber. Dann zog man vor das Haus des Grafen Zamoyski, der eine Rede vom Balkon herab hielt, das Volk aber bat, ruhig auseinander zu gehen. Das geſchah nicht. Die Maſſe zog zu dem Marienbilde an der Bernhardinerkirche hin und betete vor demſelben um die Wiederherſtellung Polens. Unterdeß ſammelten ſich die Truppen am königlichen Schloſſe und dorthin wälzte ſich nun auch trotzig das Volk, laut ſingend: „Polen iſt noch nicht verloren.“ Der Statthalter, Fürſt Gortſchakof, ritt vor und bat das Volk freundlich, heimzugehen. Aber das Volk ſchrie, zuerſt ſolle das Militär fort, und man hörte gellende Pfeifentöne. General Kotzebue redete zum Volk von den Reformen, bekam aber die ſchimpflichſten

Gegenreden. Der Polizeiminiſter flüſterte ihm etwas ins Ohr und hierauf ließ er die Truppen abziehen. Das geſchah unter dem höhnenden Gelächter der Menge und man kann ſich denken, wie ſehr dadurch das ruſſiſche Militär erbittert wurde.

Am 8. April wiederholten ſich dieſelben Scenen. Der ruſſiſche General Chrulef zeigte diesmal Ernſt. Die Volksmenge umdrängte wieder das Schloß. Eine Proceſſion mit einem Crucifix und Capuzinern an der Spitze kam aus der Capuzinerkirche und die Volksmenge kniete nieder. Vergebens befahl man ihr, auseinander zu gehen. Sie blieb und wich auch dann noch nicht, als die Aufruhracte verleſen war. Endlich feuerten die Soldaten, doch nur in die Luft. Da ſollen Schüſſe aus den Häuſern gefallen und mehrere Soldaten verwundet worden ſeyn. Die Soldaten verloren nun die Geduld und ſtürmten auf die Menge ein, ſo daß 15, nach andern etliche 60 Todte blieben. Man bemerkte, daß ſich den Soldaten Prieſter im Ornat oder Männer, welche Heiligenbilder oder Kreuze trugen, entgegendrängten, um ſie zurückzuſchrecken, oder, wenn die Soldaten ſich nicht darum kümmerten, über Profanation des Heiligen zu klagen. Das Militär duldete diesmal nicht, daß das Volk mit den Leichen Oſtentation trieb, ſondern behielt ſich deren Beerdigung vor und machte der Stadt dafür die Rechnung. Die Bürgerdelegation und Bürgerwehr wurden aufgelöst, die allgemeine Trauertracht verboten. Auch in Krakau wurde ein Trauerfeſt gehalten und in Kaliſch war große Aufregung.

Der Gedanke, den Graf Montalembert in Paris ſo ſehr bewunderte, „eine Nation in Trauer," durchzuckte die ganze polniſche Nation, wenigſtens den Adel und den gebildeten Bürgerſtand. Trotz aller Verbote kleidete man ſich ſchwarz, betete für die Todten und ſang in den Kirchen patriotiſche Lieder. Die Scenen von Warſchau wiederholten ſich in Wilna und Kiew, und auch hier floß Blut.

Trotz allem wiederholte der Kaiſer und auch ſein Bruder in

Warſchau, die Reformen ſollten durchgeführt werden. Am 20. Mai wurde in Warſchau das am 16. aus St. Petersburg datirte neue Geſetz publicirt, welches Ablöſung der Frohnen befahl. Aber weil die ruſſiſche Regierung dadurch die polniſchen Bauern auf ihre Seite zu ziehen ſuchte, fand die Maßregel kein Vertrauen bei dem polniſchen Adel. Damit das Vertrauen ja nicht wiederhergeſtellt werde, hielt das Revolutionscomité das Volk beſtändig in Athem, daß es in ſeinem paſſiven Widerſtand verharre. Dieſes Comité befand ſich in Warſchau ſelbſt, aber jedermann unbekannt. Es ertheilte Befehle, denen das Volk blind gehorchte, ohne zu wiſſen, von wem der Befehl ausging. Die ruſſiſchen Behörden verfügten zwar Verhaftungen über Verhaftungen, kamen aber nie hinter das Geheimniß. Auch im Lande dauerte die Gährung fort. In Mlawa drängte ſich das Volk, ſonderlich das andere Geſchlecht, täglich in die Kirche, um ein Marienbild und ſang religiöſe, aber auch politiſche Klagelieder, bis es am 25. Juli von ruſſiſchen Soldaten hinausgetrieben wurde. Dieſe Brutalität der Ruſſen gegen Frauen wurde nun wieder ein weiterer Beſchwerdegrund.

Ende Mai war der wohlwollende alte Fürſt Gortſchakof geſtorben und interimiſtiſch durch General Suchozanet erſetzt worden. Im Auguſt ſchickte der Kaiſer den General Lambert als neuen Statthalter nach Warſchau mit einem offenen Schreiben, worin er ihm anbefahl, die Polen doch zur Vernunft zu bringen, damit ſie einſähen, wie gut er es mit ihnen meine, und wie nur ſie ſelbſt Schuld ſeyen, daß die Reformen noch nicht durchgeführt, das Land noch nicht beruhigt ſey. Aber das half alles nichts. Am Napoleonstage (15. Auguſt) ſammelte ſich eine große Volksmenge vor dem Hotel des franzöſiſchen Conſuls, um dem Staat zu huldigen, „der ſich die Stütze und Aegide der unterdrückten Nationen nenne," worauf ihnen der Conſul antwortete, er danke zwar, die Herren Arbeiter aber

möchten doch heimgehen und arbeiten, „damit ſie der Hülfe des Auslands nicht bedürften.“ Damals ſammelten ſich auch etwa 30,000 Menſchen an beiden Ufern des Niemen und feierten ein Verbrüderungsfeſt der Polen und Litthauer. Als der Erzbiſchof von Warſchau ſtarb, gab deſſen Begräbniß am 10. October ſchon wieder Gelegenheit zu einer nationalen Demonſtration. Lambert benahm ſich, wie früher Fürſt Gortſchakof, mild und nachgiebig und erlaubte, daß die Polizei dem Leichenzug fern bleiben ſollte, da die Bürger ſelbſt die Ordnung ſichern wollten. Nun wallten aber über allen einzelnen Abtheilungen des großen Zuges Fahnen mit dem weißen Adler Polens und dem geharniſchten Reiter Litthauens und obgleich an dieſem Tage kein Tumult Statt fand, ſo wurde die Nachgiebigkeit des Statthalters doch auch diesmal wieder nur ausgebeutet, um aufs muthwilligſte die Ruſſen zu reizen.

Unter andern gab der Adel den zum Begräbniß gekommenen Bauern und Bäuerinnen ein glänzendes Feſtmahl, Adel und Bauern gingen Arm in Arm und ſangen nationale Lieder. Dazu kamen gewaltſame Angriffe auf Ruſſenfreunde und deutſche Einwohner.

Am 14. Oct. mußte daher Lambert das ganze Königreich Polen in Kriegszuſtand erklären, wovon er die Gründe in einer Proklamation folgendergeſtalt klar und bündig auseinanderſetzte: „Die Feinde der öffentlichen Ordnung ſchrieben das gemäßigte Verfahren der Regierung nicht den guten Abſichten, ſondern gewiß der Ohnmacht derſelben zu, und traten mit jedem Tage verwegener auf. Maſſen von Straßenvolk drängten ſich mit Gewalt in die Wohnungen friedlicher Bürger, zerſchlugen und beraubten Läden und Werkſtätten, namentlich der hier angeſiedelten Ausländer, und in dem Beſtreben, unter dem Einfluſſe des Terrorismus dem Willen von Leuten aller Stände Gewalt anzuthun, trieben ſie es bis zur Beleidigung der bei der Nation geheiligt daſtehenden biſchöflichen Würde. Die Polizei genießt nicht nur

keine Achtung, ſondern unterliegt alltäglich Beſchimpfungen. So oft das Militär zur Wiederherſtellung der Ordnung aufgefordert wird, erfährt es Beleidigungen. Allüberall begegnet man aufs gröbſte aufreizenden Bekanntmachungen und Aufrufen an die Nation. Unter dem Vorwande von religiöſen Feierlichkeiten werden politiſche Manifeſtationen vollzogen, und ſo hat man bei Exportation der Leiche des verſtorbenen Erzbiſchof von Warſchau verſchiedene aufreizende und die Vereinigung Polens mit Litthauen bezeichnende Bilder und Wahlſprüche in Proceſſion einhergetragen. Durch die Nachſicht und unter verbrecheriſcher Mitwirkung mancher Geiſtlichen der römiſch-katholiſchen Confeſſion wurden die katholiſchen Gotteshäuſer zur Stätte feindſeliger Manifeſtationen gegen die Regierung. Prieſter verkündigen von der Kanzel herab Haß und Mißachtung gegen die allerhöchſte Behörde. In den Kirchen und außer derſelben ſingt man die von der Regierung verbotenen Hymnen, ſammelt man Geld und andere Opfer zu revolutionären Zwecken, und endlich wurden an manchen Orten die an den Galatagen für Se. Majeſtät den Kaiſer und König gehaltenen Gebete durch das Abſingen dieſer verbotenen Lieder übertäubt. Alles das bildet eine Reihe von Uebertretungen, welche nicht länger gebuldet werden konnten. Die in der Ausführung begriffenen Wahlen zu den Kreis- und Stadträthen jedoch waren die Veranlaſſung, daß ich mich noch der Anwendung verſchiedener Mittel enthielt, um die Ausführung der dem Lande verliehenen Inſtitutionen nicht zu verhindern. Der Verlauf der Wahlen hat meine Erwartungen nicht gerechtfertigt. An vielen Orten wurden dieſelben unter dem Einfluſſe eines moraliſchen Druckes und unter den gleichen der Regierung feindſeligen Manifeſtationen vollzogen. Die Wähler, vergeſſend, daß die ihnen übertragenen Rechte ſich auf die Wahl von Mitgliedern und Kandidaten zu den Kreis- und Stadträthen beſchränken, unterzeichneten Bittſchriften und Adreſſen, welche durch das Geſetz verboten

ſind. Solche Handlungen, welche der rechtmäßigen Behörde den Umſturz drohen, und in Folge davon im Lande die Anarchie begonnen hat, nöthigen die Regierung zur Anwendung entſchiedener Maßregeln, und aus dieſem Grunde wird, um den Einwohnern des Landes Ruhe zu ſichern und die allgemeine Ordnung wieder herzuſtellen, das Königreich Polen Kraft allerhöchſten Befehls Sr. Kaiſerl. Königl. Majeſtät als in Kriegszuſtand befindlich erklärt."

Man erkennt aus dieſen Vorgängen, daß die polniſche Emigration, welche in dem geheimen Revolutionscomité in Warſchau befahl, eine Verſöhnung mit Rußland im Sinne Wielopolski's und der kaiſerlichen Erklärungen um jeden Preis verhindern wollte und daß ſie glaubte, die Zeit ſey gekommen, um eine Revolution in Polen zu wagen oder um durch den Verſuch einer ſolchen die Revolution auch in Ungarn und an der untern Donau zu entzünden, oder wenigſtens Europa wieder an ſeine alte Schuld zu erinnern, daß es ſeine dem Königreich Polen 1815 gewährten Bürgſchaften wieder in Kraft treten laſſe.

Kaum war Lamberts Proklamation erlaſſen, ſo verdoppelte ſich der Trotz der Polen, denn unter den ruſſiſchen Kanonen forderten ſie durch Anſchlagzettel auf, die Todesfeier ihres Nationalhelden Kosciusko's zu begehen. Auch wurden in allen Kirchen Warſchaus laut die Nationallieder geſungen. Da wurden die Kirchen vom ruſſiſchen Militär beſetzt und die Austretenden gefangen. Im Dom aber und in der Bernhardinerkirche blieben die Gemeinden, Männer und Weiber, die ganze Nacht bis 5 Uhr Morgens eingeſperrt und dann erſt wurden ſie von den Soldaten unter Kantſchuhieben und Kolbenſtößen hinausgetrieben und alle Männer darunter verhaftet und in die Citadelle geſchleppt. Man provocirte alſo die ruſſiſche Barbarei, um ſie hinterdrein vor ganz Europa anklagen zu können. Die Polen hatten kein Mittel, ſich der Uebermacht der Ruſſen zu erwehren, aber ſie rächten ſich, indem ſie dieſelben in die Lage brachten, ſich als Unter-

drücker eines ſchuldloſen Volks im häßlichſten Lichte zu zeigen. Das muß das Herz des wohlwollenden Kaiſer Alexanders II. tief gekränkt haben. Allein der Haß der Polen war durch die lange rückſichtsloſe Tyrannei ſeines Vaters gerechtfertigt. Rußland hatte Zeit genug gehabt, ſich durch Erfüllung des Tractats von 1815 die Liebe der Polen zu erwerben und hatte es nicht gethan. Der junge Fürſt Czartoriſky ſelbſt warnte von Paris aus, der ruſſiſchen Großmuth niemals zu vertrauen, weil dieſes Vertrauen ſchon zu oft betrogen worden ſey, und wies mit einer Miene voll Schmerz und Verachtung die Tröſtungen zurück, die, vom Tuileriencabinet ausgehend, Polen wieder an die Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers verwieſen.

Da Lamberts friedliche Miſſion geſcheitert war, ſandte der Kaiſer ſeinen Adjutanten, General Suchozanet, noch einmal nach Warſchau, um wieder mit Strenge zu verfahren. Aber ſchon am 2. Nov. wurde General Lüders Statthalter. Nun herrſchte wieder äußere Ruhe. Am 13. Februar 1862 wurden die Kirchen in Warſchau, welche wegen der Profanation im October vom Klerus (um die Aufregung noch zu vermehren) geſchloſſen worden waren, durch den neuen Erzbiſchof Felinski wieder geöffnet. Dagegen erfuhr man, der Adel gebe ſich viel Mühe, den Bauernſtand durch Verſprechungen aufzureizen. Erſt am 27. Juni wurde Polen wieder alarmirt durch einen Mordverſuch. General Lüders wurde am ſächſiſchen Garten in den Kopf geſchoſſen, doch war die Wunde nicht tödlich. Nun trat Wielopolski wieder in den Vordergrund, durch deſſen Mund der Kaiſer die Polen zu beruhigen ſuchte. Aber der Vortrag deſſelben, betreffend die Befriedigung des katholiſchen Klerus, genügte nicht. Der Verkehr mit Rom wurde demſelben zwar wieder geſtattet, jedoch nur, ſofern die Correſpondenz der weltlichen Behörde vorgelegt worden, und wichtige Punkte ausſchließlich dem Verkehr des Kaiſers ſelbſt mit Rom vorbehalten blieben. Großfürſt Conſtantin erklärte, der Kaiſer werde ſich durch alle Vor-

heiten der Revolutionspartei nicht abhalten laſſen, Polen wohlzuwollen wie bisher. Aber einige Tage nachher, am 3. Juli, empfing er die Antwort darauf, indem ihn beim Ausgang aus dem Theater ein Piſtolenſchuß leicht verwundete. Wielopolski beſchwor die Polen, dem Wohlwollen des Kaiſers zu vertrauen, den Großfürſten, der mit ſeiner Gemahlin voll Liebe nach Polen gekommen ſey, zu ehren und ſich der Mordanſchläge zu enthalten, durch die ſie die Nation ſchänden, aber zwei Tage nach ſeiner Rede, am 7. Auguſt, wurde, als er im Wagen durch die Straßen fuhr, auch auf ihn geſchoſſen und noch einmal am 15.

Im Anfang des Octobers richtete der Adel Podoliens (einer früher zu Polen gehörigen, aber ſchon ſeit 1772 mit Rußland vereinigten Provinz) eine Adreſſe an den Kaiſer, worin er die Vereinigung aller altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich Polen und Herſtellung ihrer nationalen Gerechtſame verlangte. Er appellirte dabei an den laut kundgegebenen Freiſinn des Kaiſers. Die Adreſſe ſprach klarer und würdiger als jede andere die Berechtigung der polniſchen Nationalität aus. „Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts hat die mit dem Geiſte der Geſellſchaft in Widerſpruch ſtehende Politik der Regierung eine unaufhörliche Oppoſition hervorgerufen, und dadurch einen Zuſtand herbeigeführt, der jeden wahren Bürger mit Schrecken erfüllt. Der Adel Podoliens bittet Ew. Majeſtät, dieſem Zuſtand durch Ihren fürſtlichen Willen ein Ende zu machen. Als einziges Mittel zu dieſem Zweck erachten die Bürger Podoliens die Wiederherſtellung der adminiſtrativen Einheit für Polen und die Vereinigung der weſtlichen Provinzen mit demſelben ohne Verletzung der Rechte der in letzter Zeit auf das Feld bürgerlicher Thätigkeit berufenen ländlichen Bevölkerung. In der aufrichtigen Mitwirkung des polniſchen Adels zu definitiver Regulirung der bäuerlichen Angelegenheit — einer Mitwirkung, die der Ausfluß des alten Strebens Polens

iſt, die Bürgerwürde und die bürgerlichen Freiheiten auf alle Stände auszudehnen, liegt die Bürgſchaft der Rechtlichkeit des heutigen Verfahrens des polniſchen Adels. Indem die Bürger Podoliens jeden Gedanken des Uebergewichts eines Volksſtammes oder Standes verwarfen, blieben ſie treu der prinzipiellen polniſchen Idee der Gleichberechtigung aller Stände und Claſſen der Geſellſchaft. Die Vereinigung mit Polen fordern ſie aber deshalb, weil ſie in ihr die Grundlage der freien Entwickelung für alle den polniſchen Staatskörper bildenden Stämme erblicken. Majeſtät! Die Lage unſeres Landes iſt eine überaus traurige: das Volk ohne Bildung; die Volksſchulen der Zahl wie der Unterrichtsmethode nach unzureichend; die Induſtrie ohne Kapitalien und rettungslos dem Wucher preisgegeben: der Getreidehandel wegen mangelnder Verkehrsſtraßen vom Abſatz nach dem Auslande abgeſchnitten, der ländliche Grundbeſitz in Folge der Siſtirung der Darlehen aus den Kreditinſtituten des Staates und der mangelnden Hypothekenordnung kreditlos; die Geſetze im Widerſpruch mit den Sitten, der Tradition und der Entwicklung der ſocialen Begriffe; die Handhabung der Geſetze durch ein dem Lande fremdes Beamtenthum gelähmt; die Verwaltung außerhalb der Bedürfniſſe und Intereſſen des Landes concentrirt; endlich die Geſellſchaft ohne aus ihrem Schooße und durch ſie gewählte Organe zur Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten. Ein ſolcher Zuſtand, der die Folge unſerer Trennung vom Königreich Polen iſt, erſchwert die Löſung der bäuerlichen Angelegenheit, und bedroht die Provinz mit gänzlichem Ruin, wenn nicht die Wiederherſtellung der adminiſtrativen Einheit mit dem Lande erfolgt, mit dem wir uns durch dieſelben Traditionen und Bedürfniſſe, durch dieſelben Begriffe von bürgerlicher und religiöſer Freiheit und durch dieſelben Wege des Fortſchritts in der Zukunft vereinigt fühlen.“ — Im Gouvernement Minsk wurde das podoliſche Beiſpiel

französischen Heer bekannt und machte nun auch die Treue der übrigen Rheinbundstruppen wankend.

Napoleon stellte sein Heer in einem weiten Umkreis um die Stadt Leipzig auf, die er in eine Festung umgewandelt hatte. Am 16ten October rückten die Alliirten in einem großen Halbmond heran, worin sich jedoch noch bedeutende Lücken befanden, da der Kronprinz von Schweden, und zwei frische Heere, ein russisches unter Benningsen, ein österreichisches unter Colloredo, noch entfernt waren. Doch begann die Schlacht schon an diesem Tage. Auf dem linken Flügel behauptete Napoleon siegreich das Feld gegen Schwarzenberg, auf dem rechten aber siegte Blücher bei Möckern mit seiner gewohnten Tapferkeit. Am 17ten standen die Heere sich ruhig gegenüber, und an diesem Tage rückten die fehlenden Heeresmassen, der Kronprinz, Benningsen und Colloredo sämmtlich zu guter Stunde in die Lücken des alliirten Heeres ein, das nun beinah doppelt so zahlreich war, als das französische, welches nur noch 150,000 Mann zählte. Am 18ten begann von allen Seiten der wüthendste Kampf. Napoleon zeigte sich seiner Feldherrngröße würdig und hielt den schrecklichen Andrang der an Zahl weit überlegnen und begeisterten Alliirten lange mit der größten Geschicklichkeit auf, doch zuletzt erlag er ihrem Heldenmuth und ihrer Uebermacht und dem Abfall in seinem eignen Heere. Mitten in der Schlacht gingen die Sachsen, trotz dem Befehl ihres Königs, zu den Alliirten über und kehrten die Waffen sogleich gegen die Franzosen. Diesem Beispiel folgten auch die Würtemberger unter Normann. Am Abend dieses furchtbaren Schlachttages wurden die Franzosen bis dicht unter die Mauern von Leipzig zurückgedrängt, und Napoleon befahl noch vor Nacht den Rückzug. Um diesen aber zu decken, begann er am 19ten des Morgens die Schlacht von neuem,

vom Adel befolgt und dem Adelsmarschall Lappo, weil er sich dagegen erklärte, die Fenster eingeworfen.

Von Volhynien gingen ähnliche Wünsche ein. Die Adelsmarschälle beider Provinzen wurden verhaftet.

Inzwischen dauerten die Mordanfälle in Warschau fort. Am 9. Nov. wurde Falkner, das Haupt der russischen Spione, mit abgeschnittenen Ohren und erdolcht gefunden.

Nun griff die russische Regierung zu energischen Maßregeln, um die Opposition in Polen, die ihr gerade jetzt so ungelegen kam, mit Gewalt zu unterdrücken. Es war nämlich gerade damals für das Jahr 1863 in den christlichen Provinzen der europäischen Türkei eine neue Erhebung vorbereitet und aus Rußland wurden eine Menge Waffen in die Moldau und Wallachei und nach Serbien geschafft, während die Herzegowina schon in offenem Aufstand war, Montenegro einen neuen blutigen Kampf wider die Türken begann und auch in Griechenland die Revolution vorbereitet wurde, die den König Otto vom Throne stürzen sollte. Bei alledem hatte Rußland die Hände im Spiel und handelte nur seiner alten Politik gemäß, welche den Tod und die Beerbung des „kranken Mannes" immer im Auge behalten hat.

Um freie Hand zu haben, wenn je die Zerwühlung der untern Donauländer eine russische Intervention begünstigen sollte, durfte die russische Regierung durch keine Revolution in Polen bedroht seyn. Daher die große Nachgiebigkeit des Kaisers, bis dieselbe von den Polen dergestalt mißbraucht wurde, daß er zur Gewalt schreiten mußte.

Man glaubt, die altrussische Partei in St. Petersburg sey geneigt gewesen, den Polen Concessionen zu machen, um für sich in Rußland gleiche Concessionen zu erringen, aber die deutschrussische Partei sey hauptsächlich durch Preußen (in Folge einer Sendung des Generals von Alvensleben nach St. Petersburg) in dem System

äußerſter Strenge gegen Polen beſtärkt worden. Fürſt Gortſchakof ſelbſt habe mehr der altruſſiſchen Anſchauung zugeneigt und Polen befriedigen wollen, um es ferner als Vormauer gegen den Weſten zu benutzen, aber die deutſchruſſiſche Partei habe die Oberhand behalten.

Die Gewaltmaßregel, zu welcher Kaiſer Alexander II. ſchritt, war eine Rekrutirung in Polen, um die waffenfähige Jugend in Beſchlag zu nehmen, daß ſie nicht dem Aufruhr diene, und zwar hob man nur die Söhne des Adels und der Städter aus, die ruhigen und loyalen Bauern blieben verſchont.

Die Sache wurde ſehr geheim betrieben und um Mitternacht am 15. Januar 1863 holten ruſſiſche Soldaten überall die jungen Leute aus den Betten und ſchleppten ſie mit brutaler Gewalt fort, doch ein großer Theil fand Gelegenheit zu entkommen und ſchaarte ſich zuſammen, um Widerſtand zu leiſten. Dies geſchah zuerſt in Plozk, wo es ſchon am 18. Jan. zu einem blutigen Kampf kam. Das geheime Revolutionscomité ſah ſich nun genöthigt, am 22. Jan. die allgemeine Erhebung der polniſchen Nation anzubefehlen, da die jungen Rekruten, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wären, von den Ruſſen unfehlbar alle wären aus dem Lande fortgeſchleppt worden. Gleichviel, ob die europäiſche Conſtellation ein längeres Zuwarten empfahl oder nicht, die polniſche Jugend wollte und ſollte lieber ihr Blut für das Vaterland im Kampfe gegen die Ruſſen vergießen, als fern von Polen im Dienſte der Ruſſen. Komme, was da wolle, hieß es, beſſer todt als ruſſiſch! Von welchem Muth die polniſche Jugend beſeelt war, erhellt daraus, daß ſie auf dem Wege zur Warſchauer Citadelle, in die man ſie ſchleppte, ſtolz das berühmte Lied ſang: „Noch iſt Polen nicht verloren.“

Dem geheimen Centralcomité in Warſchau wurde von Seiten der Polen blinder Gehorſam geleiſtet. Ein unbekannter Stabsoberſt ertheilte gedruckte Befehle, welche pünktlich vollzogen wurden, und organiſirte eine geheime Poſt, alles unter den Augen der Ruſſen, ohne

daß es diesen je verrathen wurde. Die Polen durften sich nicht einmal eigenmächtig bewaffnen, sondern nur auf Befehl des geheimen Comité. Ohne Zweifel war das geheime Comité in Warschau ursprünglich nur ein Organ des großen europäischen Revolutionsausschusses in London, sowie es aber zum offenen Kampfe kam, machte sich London gegenüber, welches die Polen nur als Mittel für die allgemeine Revolutionirung Europa's brauchen wollte, eine national-polnische Partei geltend, die nur den polnischen Zweck allein verfolgen wollte. In London hatte man ganz unvernünftigerweise denselben Mieroslawsky, der in Polen, wie in Sicilien und in Baden seine Unfähigkeit documentirt, überall nur Unglück gehabt und die Sache, die er vertheidigte, verdorben hatte, gleichwohl wieder den Polen zum Dictator empfohlen, wodurch Zerwürfniß in die geheime Lenkung der Insurrection kam.

Die Insurrection begann auf dem Lande und in den kleinen Städten mit dem Charakter eines Guerillakrieges. Die jungen Leute, die sich der Rekrutirung entzogen hatten, sammelten sich unter der Führung vormaliger Offiziere in den Wäldern, hoben kleine Besatzungen der Russen auf, bemächtigten sich der Kassen, zerstörten Telegraphen und Eisenbahnen und lieferten den Russen, die gegen sie entsendet wurden, glückliche Gefechte, oder ließen sich von der Uebermacht nur zersprengen, um sich bald wieder anderswo zu sammeln. In der Hauptstadt, die von der Citadelle beherrscht und von 40,000 Russen bewacht war, blieb alles ruhig, doch durfte der Großfürst Constantin die starke Besatzung der Stadt nicht schwächen, konnte daher nicht viele fliegende Corps ins Land hinausschicken und auch nur mühsam Verstärkungen aus Rußland an sich ziehen, weil die Eisenbahnen zum Theil zerstört waren und auch in den altpolnischen Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien Aufstände versucht und überall Truppen gebraucht wurden, um die Ordnung in Rußland selbst zu erhalten.

Vom Beginn des Februar an wurden im Königreich Polen faſt täglich Gefechte geliefert, darüber aber von polniſcher und ruſſiſcher Seite gewöhnlich im entgegengeſetzten Sinne berichtet. Aus der Menge dieſer Zuſammenſtöße machen ſich nur einige beſonders bemerklich, am 6. Februar ein Treffen bei Wengrow, wo ſich 200 junge Polen von Adel mit Todesverachtung auf die ruſſiſchen Kanonen ſtürzten und alle umkamen, dadurch aber dem polniſchen Hauptcorps einen ſicheren Rückzug ermöglichten, am 9. Februar ein Treffen bei Sandomirz, wo der polniſche Führer Frankowski verwundet und gefangen wurde, ein Treffen bei Miechow, wo die Polen unter Kurowski geſchlagen wurden und die Ruſſen unerhörte Greuel an den wehrloſen Einwohnern begingen. Ueberhaupt erfuhr man, daß die Ruſſen, beſonders die Koſacken ganz barbariſch verfuhren. Um zu beweiſen, daß ſie nicht dazu commandirt ſeyen, erließ der Großfürſt mehrmals ausdrückliche Armeebefehle, worin er zuletzt bei Todesſtrafe das Niederbrennen der Dörfer, das Rauben und die grauſame Mißhandlung der Wehrloſen, Tödtung der Verwundeten und Gefangenen, Brutaliſirung der Weiber, Mord von Kindern ꝛc. verbot. Aber dieſe Verbote bewieſen gerade, daß alle ſolche Schändlichkeiten wirklich vorgekommen waren. Andererſeits muß man bedenken, daß der ruſſiſche Soldat 25 Jahre lang unter der Fahne gehalten, wie ein Sklave behandelt, unmenſchlich geprügelt, durch die Habgier ſeiner Vorgeſetzten um den kargen Lohn noch verkürzt wird und Hunger leiden muß. Wie ſollte er nun inmitten einer großen Inſurrection auf kothigen Straßen und in Wäldern unter ungeheuren Strapazen täglich vom Tode umlauert, nicht ein Recht haben, toll zu werden?

Unter den polniſchen Führern begann Marian Langiewicz ſich auszuzeichnen, der ſchon am 1. Februar ein Gefecht bei Wonchow leitete. Er hatte früher mit Auszeichnung unter Garibaldi gedient, doch war er es, der den Londoner Plan nicht billigte. Als daher

Mieroslawski heimlich über Paris durch Deutſchland kam, aber am 22. Febr. bei Krzywoſonecz geſchlagen und über die preußiſche Grenze zurückgejagt wurde, unterlag auch deſſen Partei im polniſchen Nationalcomité und legte dieſes Comité ſeine ganze bisherige Macht in die Hände des zum Dictator ernannten Langiewicz nieder, nachdem es noch vorher, um die Bauern zu gewinnen, deren Erbpacht in freies Eigenthum verwandelt hatte.

Mieroslawski ſelbſt beſchwerte ſich bitter über ſeinen Empfang in Polen. In ſeinem Schreiben an den demokratiſchen Centralausſchuß der Emigration in Paris vom 31. März ſagt er, das Warſchauer Comité habe ihm zwar den Oberbefehl auf dem linken Ufer der Wartha übertragen, ſtatt 15,000 Mann habe er aber nur 1500 angetroffen, die ihm nicht einmal zu einem Angriff auf Kaliſch hätten folgen wollen, ohne einen Befehl des Warſchauer Comité's. Dieſe Herren, welche Polen mit Kirchenliedern und Weihwaſſer befreien und den Aufſtand auf das Königreich beſchränken und nicht auch die alten Provinzen, noch Galizien und Poſen befreien wollten, hätten ſich durch eine nach der Herrſchaft ſtrebende Familie (Czartoryski) verführen laſſen und Langiewicz zum Dictator gemacht. Er will von dieſer monarchiſchen Partei und von dieſer halben Revolution nichts wiſſen und ſchließt ſeinen Brief mit den Worten: „Es lebe die demokratiſche Republik.“

Mittlerweile hatte ſich wie natürlich auch die europäiſche Diplomatie in die polniſche Frage eingemiſcht. Oeſterreich hatte die wenigſte Beſorgniß vor den Polen, weil in ſeinem Galizien nur der Adel und Krakau polniſch geſinnt waren, die große Mehrzahl der ruthenischen Bauern wie früher 1846 der Regierung anhing. Es hatte daher auch keinen Grund, den Ruſſen helfen zu wollen, um ſo weniger, als Gortſchakofs Feindſchaft gegen das Wiener Cabinet immer noch fortdauerte und der ruſſiſche Plan, die Chriſten in der Türkei aufzuregen,

Oeſterreichs Intereſſen im Orient bedrohte. Oeſterreich ließ ſich damals in der Preſſe rühmen, daß es mild gegen Polen geſinnt ſey und daß es die polniſche Nationalität nie beeinträchtigt habe. Der polniſche Dictator Langiewicz hielt ſich im Gouvernement Radom auf, um hier von der nahen öſterreichiſchen Grenze her Waffen und Freiſchaaren aus öſterreichiſch Polen an ſich zu ziehen und im ſchlimmſten Fall dorthin flüchten zu können.

Preußen nahm keine ſo neutrale Stellung wie Oeſterreich ein, ſondern rüſtete ſogleich, beſetzte die Grenzen und ſchloß ſchon am 8. Februar mit Rußland eine Convention ab, deren Wortlaut noch nicht vorliegt, von der aber Lord Ruſſel im engliſchen Parlament erklärte, ſie geſtatte den Ruſſen, polniſche Inſurgenten bis auf das preußiſche Gebiet zu verfolgen und dort gefangen zu nehmen. Kurz ſie wurde allgemein als eine Ausdehnung des früheren Cartels von 1857 betrachtet, in welchem beide Nachbarſtaaten ſich gegenſeitig die Auslieferung von Verbrechern garantirt hatten, und man ſchloß daraus auf eine förmliche Cooperation der preußiſchen mit den ruſſiſchen Truppen. Man beſchuldigte das Miniſterium Bismarck, es ergreife die Gelegenheit nur, um durch eine große Truppenaufſtellung, welcher der polniſche Aufſtand zum Vorwand dienen ſollte, die preußiſche Oppoſitionspartei zu ſchrecken und die Nothwendigkeit der vermehrten Heeresmacht zu beweiſen. Die zweite Kammer in Berlin verlangte daher Aufſchluß über die geheim gehaltene Convention und proteſtirte dagegen. Herr von Bismarck machte ihr aber Gegenvorwürfe, ſie ſympathiſire mit den Polen, die doch ſo feindlich gegen alle Deutſchen geſinnt und als Nachbarn Preußen gefährlich genug ſeyen. Vier junge Polen waren in Thorn von den preußiſchen Behörden verhaftet und an die ruſſiſchen ausgeliefert worden. Auf eine Anfrage desfalls im Abgeordnetenhauſe antwortete der preußiſche Miniſter des Innern, Graf Eulenburg, ſie ſeyen nicht ausgeliefert, ſondern ausgewieſen worden.

Im Uebrigen erklärte Herr von Bismarck in derſelben Sitzung vom 26. Februar, die Convention geſtatte eine Grenzüberſchreitung der Truppen nur nach vorangegangener beſonderer Erlaubniß der jenſeitigen Regierung. Die polniſchen Inſurgenten fingen einen Brief auf, welchen Tengoborski, Chef der großfürſtlichen Kanzlei in Warſchau, an Herrn von Oubril, ruſſiſchen Geſandten in Berlin, geſchrieben hatte und worin geſagt wurde, Rußland brauche gar keine auswärtige Hülfe. Man beſchuldigte nun das Miniſterium Bismarck, es habe die preußiſche Hülfe den Ruſſen aufgedrungen, die nicht einmal damit zufrieden ſeyen. Das alles waren gehäſſige Ausſtreuungen. Es handelte ſich einfach um eine Sicherung der preußiſchen Grenze, die auch Rußland ſehr willkommen ſeyn mußte; die grundloſen Befürchtungen und Verdächtigungen dienten nur der demokratiſchen Partei in der preußiſchen Kammer zum Vorwand, das ihr verhaßte Miniſterium zu ſchwächen.

In Bezug auf die Frage, welches Intereſſe die deutſche Nation an dem polniſchen Aufſtande zu nehmen hatte, iſt die Anſicht Wielopolskis maßgebend. Derſelbe ſoll 1860 dem Kaiſer Alexander II. ein Memoire vorgelegt haben, worin der Grundgedanke ausgeſprochen iſt, daß Polen und Ruſſen Brudervölker ſeyen, einander alſo nicht haſſen und bekämpfen, ſondern Hand in Hand gehen ſollten, um große panſlaviſche Politik zu treiben. Das Memoire fährt fort: „Durch ſeine geographiſche Lage und ſomit durch den Willen Gottes ſind Rußland und Polen auf eine gewiſſe Gemeinſamkeit hingewieſen. Beide haben dieſelbe hiſtoriſche Aufgabe, denſelben gemeinſamen wirklichen Feind, daß wir ihnen nur mit vereinten Kräften Widerſtand leiſten können. Getrennt und in gegenſeitiger Feindſchaft müſſen wir ihnen unterliegen. Schwächen wir uns gegenſeitig, ſo verlieren nur wir und die Deutſchen gewinnen. Die Deutſchen ſind die ewige und einzige Urſache aller Zwietracht, und ihre Politik gegen uns iſt ſtets

dieſelbe und bringt ſtets ihnen allein Vortheil. Das Reſultat dieſer Politik iſt die fortſchreitende Eroberung ſlaviſcher Länder. Auch die Theilung Polens war ihr Werk. Nur durch die Deutſchen wurde Rußland dazu aufgeſtachelt (?), und nur die Deutſchen gewannen dabei. Sie gewannen dabei ein Stück ſlaviſchen Landes zu ihrer Anſiedlung, und ſie vollziehen dieſelbe auf ſo erſchreckende Weiſe, daß, wenn die polniſchen Provinzen noch 15 bis 20 Jahre unter preußiſcher Herrſchaft verblieben, ſie vollſtändig germaniſirt werden würden. Die polniſche Bevölkerung würde, gleich der ſchleſiſchen, auf die arbeitende Claſſe reduzirt werden. Dann wäre das Werk der Germaniſirung vollbracht, und die Deutſchen müſſen weiter nach Oſten vorrücken und neue polniſche Landestheile in Beſitz nehmen, um neuen Boden für die Germaniſirung zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe würde auch bald Rußland durch die deutſche Koloniſirung bedroht ſeyn und durch ſie eine Provinz nach der anderen verlieren. Eine Theilung Polens war der größte Fehler der ruſſiſchen Politik. Das dringendſte Intereſſe Rußlands verlangte vielmehr, ſich aufrichtig mit Polen zu verbinden und die Theilung deſſelben mit allen Mitteln zu verhindern. Rußland hat bei dieſer Theilung nichts gewonnen, der ganze Gewinn kam den Deutſchen zu Gute. Den begangenen Fehler unſchädlich zu machen, iſt heute die erſte Aufgabe Rußlands, ſogar eine Lebensfrage für daſſelbe, denn nur dadurch kann es vor dem Schickſale der deutſchen Eroberung und Koloniſirung bewahrt werden. Im andern Falle würden die Deutſchen erſt uns verſchlingen und dann die Ruſſen. Wie viele ſlaviſche Länder ſind der deutſchen Habgier ſchon zum Opfer gefallen und deutſche Provinzen geworden! Daſſelbe Schickſal möchten die Deutſchen auch uns bereiten, in der vorgeblichen edlen Abſicht, die Civiliſation nach Oſten zu tragen. Dieſe Civiliſation wirkt wie ein wahres Gift auf uns, und deßwegen wünſche ich ein treues Bündniß mit Rußland und halte mich überzeugt, daß der Selbſterhaltungs-

trieb, den Gott jedem Geſchöpfe eingepflanzt hat, Rußland und Polen zu dieſem Bündniſſe zwingen wird. Die Feindſchaft beider Nationen gereicht beiden zum Verderben."

Man hat widerſprochen, daß Wielopolski dieſes Memoire verfaßt habe. Gleichviel, es enthält eine große Wahrheit, welche beſonders wir Deutſche in Acht zu nehmen haben. Oeſterreich und Preußen ſollten dem öſtlichen Slaventhum unter allen Umſtänden einen gemeinſchaftlichen Widerſtand leiſten. Es iſt nicht gut, daß die Wiener Preſſe rühmt, Oeſterreich habe in Polen nie germaniſirt. Es iſt auch nicht gut, daß im Abgeordnetenhauſe zu Berlin Sympathien für Polen laut wurden. Beides läuft dem deutſchen Nationalintereſſe zuwider.

Um die Stellung Englands zu Polen richtig zu würdigen, darf man nicht vergeſſen, daß England nie etwas für Polen gethan hat. Als Polen zum erſtenmal getheilt wurde, theilte England den Haß der ruſſiſchen Kaiſerin gegen das katholiſche Polen und belog ſich, die Vernichtung Polens ſey ein Gewinn für Proteſtantismus und Aufklärung. Später fanden die Engländer im Kampf gegen den großen Napoleon auf den Schlachtfeldern von Spanien und Süditalien immer Polen als ihre tapferſten Gegner. Auf dem Wiener Congreß begnügte ſich England, den armen Polen den Troſt einer Verfaſſung zu gewähren, die auf dem Papiere ſtand, aber niemals verwirklicht wurde. Als die polniſche Revolution im Jahr 1831 ausbrach, ſchrie man wohl in England gegen Rußland, Lord Durham aber machte in St. Petersburg ein gutes Geſchäft, indem er Polen der ruſſiſchen Rache preisgab, wogegen Rußland ſich den engliſchen Candidaten in Belgien gefallen ließ. Alſo iſt Polen von England immer nur mißachtet, verrathen und verkauft worden. Gleichwohl lärmte man wieder nirgends ſo laut, als in London, gegen die neue ruſſiſche Rekrutirung in Polen. Lord Palmerſton ſprach ſich im Parlament am 27. Februar möglichſt

grob gegen Rußland aus, forderte für Polen die ihm auf dem Wiener Congreß zugeſicherte Verfaſſung und eine allgemeine Amneſtie. Auch Lord Ruſſel ſagte im Parlament: „Die Rekrutirung in Polen ſey die unklügſte und ungerechteſte Maßregel, welche Rußland jemals getroffen habe, und die preußiſche Regierung ſey durch ihre Theilnahme für die Unterdrückung der polniſchen Inſurrection thatſächlich mit verantwortlich geworden für jene ruſſiſche Maßregel.“ Auch wurden Meetings abgehalten und die Preſſe gegen Rußland gehetzt. Daſſelbe England, welches mit ehernem Fuße auf den Nacken der ihm unterworfenen Völker, die armen Irländer, Inder ꝛc. trat, leg ſich in eine Schwärmerei für das Menſchen- und Völkerrecht der unterdrückten Polen hinein.

Das Motiv für Palmerſton lag in ſeinen engen Beziehungen zu dem europäiſchen Revolutionscomité in London. Hier wurden alle künftigen Revolutionen ausgebrütet. Hier hielt Palmerſton den dreiköpfigen Höllenhund an der Kette, um ihn bald gegen Rußland, bald gegen Oeſterreich, bald gegen Frankreich loszulaſſen. Schon lange war es Englands Politik, jede europäiſche Revolution zu unterſtützen, um die continentalen Großmächte ſtets in Furcht zu erhalten und ihnen Conceſſionen abzudringen. Diesmal galt es, den ruſſiſchen Plan, nach welchem die Donau- und Balkanländer inſurgirt werden ſollten, durch die polniſche Erhebung zu vereiteln. Falls Rußland etwa die polniſche Revolution nicht bemeiſtern und die letztere ſich über Ungarn ausdehnen und Italien Luft machen ſollte, deſto beſſer für England. Wenn das aber auch nicht gelang, ſo erreichte England wenigſtens, daß Frankreich ſich wegen Polen mit Rußland überwerfen mußte, alſo die von England ſo ſehr gefürchtete ruſſiſch-franzöſiſche Allianz wieder weit hinaus geſchoben wurde. Weil das franzöſiſche Volk immer Sympathien für Polen hegte, konnte Napoleon III. dieſelben nicht verleugnen, England ſuchte ihn alſo gegen Rußland zu

und opferte einige seiner Armeekorps im ungleichen Kampf auf, um die Uebrigen zu retten. Allein er hatte den Fehler begangen, nur eine Brücke über die Elster offen zu lassen, so daß die Flucht auf derselben nicht schnell genug vor sich ging. Leipzig wurde von den Preußen gestürmt und während der Nachtrapp der Franzosen noch diesseits der Brücke kämpfte, zündete ein französischer Unteroffizier diese einzige Brücke aus Mißverstand an. Jetzt fiel alles, was sich nicht durch Schwimmen retten konnte, den Alliirten in die Hände. Der tapfre Poniatowsky ertrank in der Elster. Unter den vielen Gefangnen befand sich auch der König von Sachsen, der Napoleon bis zum letzten Augenblick treu geblieben war. Der Verlust in dieser viertägigen Schlacht, in welcher beinahe alle Völker Europa's gegen einander kämpften, war von beiden Seiten ungeheuer; Napoleon ließ hier die Hälfte seiner Armee zurück und floh mit dem Ueberrest in wilder Hast dem Rheine zu. Aber Wrede war mit seinem Heer bereits am Main und vertrat ihm bei Hanau den Weg. In einer neuen blutigen Schlacht, in welcher Wrede selbst verwundet wurde, schlug Napoleon sich glücklich durch, am 20sten October, und brachte noch 70,000 Mann über den Rhein. Am 9ten November wurden die letzten Franzosen bei Hochheim geschlagen und nach Mainz zurückgeworfen.

So war im November dieses denkwürdigen Jahres ganz Deutschland bis an den Rhein von den Franzosen gesäubert. Nur in den Festungen hielten sie sich noch. Hier waren noch über 100,000 Mann eingesperrt, die jetzt von Frankreich abgeschnitten waren und nach und nach fallen mußten, da sie keine Hoffnung auf Entsatz hatten. Schon im October nahmen die Alliirten Bremen weg, im November Stettin, Zamosk, Modlin und die beiden wichtigen Punkte Dresden und Danzig. Im De-

hetzen, wie es überhaupt die ganze Welt gegen Rußland aufhetzte, während es Palmerſton nicht einfiel, für die polniſche Sache das Schwert zu ziehen oder nur einen Tropfen engliſchen Blutes vergießen zu laſſen.

Frankreich war, wie immer, für Polen intereſſirt, aber auch, wie immer, außer Stande, den Polen unmittelbar beizuſtehen, weil Deutſchland wie eine Mauer zwiſchen ihnen lag. Es fiel Napoleon III. nicht ein, wegen der Polen einen Krieg mit Deutſchland zu wagen, und noch weniger wollte er ſich zum Werkzeuge Palmerſtons und der europäiſchen Revolutionspropaganda in London hergeben. Was er zu Gunſten Polens zu erreichen wünſchte, ſollte im Sinne der gemäßigten Adelspartei unter Czartoryski, die ſich in Paris unter ſeinen Schutz geſtellt hatte, geſchehen. Auch ließ er ſich durch keine Verlockung und Drohung irre machen. Die Preſſe ließ es nicht an Verdächtigungen der franzöſiſchen Politik fehlen. Man ſagte, dieſe Politik benutze das Nationalitätenprincip, um Deutſchland mit immer mächtiger anſchwellenden Inſurrectionen zu umringen und im Rücken zu faſſen, damit der zweite Napoleon es deſto bequemer von vorn angreifen könne. Italien ſey ſchon unabhängig, Polen ſolle es ebenfalls werden, dann werde man auch Ungarn und Rumänien emancipiren. Zugleich werde der däniſche Uebermuth genährt und auch Schweden ſolle eine Maſche des Netzes bilden, in welchem man Deutſchland einſchließen wolle. Durch die von Frankreich unterſtützte Erhebung Italiens habe Frankreich Savoyen und Nizza gewonnen, der polniſchen Erhebung letztes Ziel ſey, das linke Rheinufer an Frankreich zu bringen. Preußen ſey dadurch eben ſo bedroht, wie es 1859 Oeſterreich war. So urtheilte ein Theil der Preſſe. Ein anderer Theil ſah in den Erfolgen der das Nationalitätenprincip zur Schau tragenden Politik nicht vorzugsweiſe franzöſiſches, ſondern auch engliſches Einwirken und Intereſſe. Es ſey die natürliche Politik der Weſtmächte, die alte Coalition der drei nordiſchen Staaten (Rußland, Oeſterreich

und Preußen) mittelſt des Nationalitätenprincips durch Inſurgirung der dieſen Staaten unterworfenen Nationen zu zerſprengen.

Bei ſo ſehr entgegengeſetzten Intereſſen dauerte es lange, bis die continentalen Großmächte ſich darüber einigten, was ſie von Rußland in Bezug auf Polen fordern ſollten. Unterdeß nahm die Revolution ihren Lauf. Der Dictator Langiewicz wurde geſchildert als eine kleine gedrungene Geſtalt mit ſonnverbranntem Geſicht und markirten Zügen. Er trug gewöhnliches polniſches Koſtüm und eine blaue pelzverbrämte polniſche Mütze. Seine unzertrennliche Begleiterin in Männertracht war ſein weiblicher Adjutant, Fräulein Henriette Puſtowojtow, Tochter eines ruſſiſchen Offiziers. Langiewicz erließ am 10. März ein Manifeſt an alle Kinder Polens gegen die moskowitiſche Fremdherrſchaft und Barbarei. Nach dieſem Manifeſt konnte wenigſtens ihn der in Mieroslawski's Schreiben enthaltene Vorwurf der Halbheit nicht treffen, denn Langiewicz rief nicht nur die Völker von Kronpolen, ſondern auch von Litthauen und Kleinrußland in die Waffen. Man ſetzte große Hoffnungen auf ihn und er täuſchte auch die gegen ihn entſendeten ruſſiſchen Truppen mehrmals durch geniale Manöver, führte hier einen glücklichen Schlag aus, entwich ein andermal der Uebermacht wie durch Zauber und erſchien, nachdem die Ruſſen ihn heute geſchlagen zu haben verkündeten, morgen ſchon wieder ſiegreich auf einem andern Punkte. So bei Malogocz am 24. Februar. Allein er beging den Fehler, vom Syſteme des kleinen Krieges abzuweichen und ein größeres Heer zu ſammeln, welches er doch weder in gehöriger Zahl, noch mit gehöriger Artillerie zuſammenbringen konnte, um der ruſſiſchen Uebermacht damit trotzen zu können, während der kleine Krieg, die Ermüdung der Ruſſen durch überall im Lande zerſtreute Guerillas die Revolution viel wirkſamer unterhielt, die Ruſſen nöthigte, ſich zu vertheilen und ihre Kräfte zu zerſplittern und ihnen dadurch ungeheuren Abbruch that. Zudem führte die Einſammlung größerer Streit-

kräfte für Langiewicz den Uebelſtand herbei, daß ſich unter den um ihn ſich verſammelnden Inſurgentenführern auch ſolche von der Partei Mieroslawski befanden, die ihm im Kriegsrath widerſprachen und ſeine Plane durchkreuzten. Ja Mieroslawski ſelber kam herbei, ihm zu ſchaden. Der Schweizer von Erlach, der den Feldzug mitgemacht und beſchrieben hat, ſpricht „von einem unendlichen Gefolge von jungen Krakauern und ſonſtigen polniſchen Stutzern mit Offiziersrang umgeben, welche von ihren Pflichten wenig kannten, als ſich goldbeſetzte Uniformen bei den Schneidern franzöſiſcher Schule in Krakau zu beſtellen, im Hôtel de Saxe und bei Heurteux herumzuliegen, ihre Photographien in kühnen Gruppen neben denen ihres Chefs aushängen zu laſſen und etwa im Gefecht tapfer dreinzuſchlagen und zu ſchießen, doch letzteres nicht einmal alle. Gerade damals war Mieroslawski, welcher nach ſeinen Niederlagen bisher unthätig geblieben war, aufgebracht über Langiewicz Ernennung zum Dictator in deſſen Lager geeilt, und — ſo erzählten mir die zuverläſſigſten Gewährsmänner — vor und während des Vormarſches gegen die Ruſſen und während des Gefechts ſelbſt — durchflog er die verſchiedenen Truppentheile mit dem Ruf: ‚Langiewicz iſt ein Verräther! Gehorcht nicht dem Verräther!‘ u. ſ. w. Die Wirkung blieb nicht aus. So machte die Reiterei unter Czapki (?), als ſie angreifen ſollte, Kehrt und löste ſich auf. Einzelne Gelbſchnäbel (wie mir ein ſolcher ſelbſt im Gefängniß vorprahlte) warfen ſich an der Spitze kleiner Trupps, welche gutmüthig genug waren, ihnen zu folgen, zu ‚Generals‘ auf, bis nach einigen Tagen Herumſchwärmens der Hunger ſie nach Galizien und theilweiſe in öſterreichiſche Gefangenſchaft führte. — Langiewicz, um dem alten Vorwurf polniſcher Zwietracht ſo wenig als möglich Nahrung zu geben, beſchloß, dem Nebenbuhler das Feld zu räumen.“

Langiewicz gerieth zwiſchen mehrere ruſſiſche Corps unter den Generalen Uszakow, Fürſt Czachowskoi ꝛc., die ſich gegen ihn ver-

einigen konnten, nachdem er ſelbſt die zerſtreuten Inſurgentenbanden an ſich gezogen hatte. Zwar gelang es ihm am 17. März, die Ruſſen bei Zagocz zu durchbrechen und zu ſchlagen und auch am 18. errang er noch einmal bei Grachowiska einen Vortheil. Nun aber ſammelten ſich in der Nacht ruſſiſche Corps in ſolcher Uebermacht, daß Langiewicz im Lager zu Welce einen großen Kriegsrath hielt, in welchem eine Theilung der Inſurgentenarmee beſchloſſen wurde. Und zwar nicht blos wegen der Ruſſen, ſondern auch aus Mangel an Lebensmitteln. Man hätte von Anfang an bei der zerſtreuten Fechtart bleiben ſollen. Jetzt war es zu ſpät. Kaum hatte ſich die polniſche Armee, die etwa 12,000 Mann zählen mochte, getheilt, ſo wurden die 6000 Mann, die bei Langiewicz blieben, von den Ruſſen angegriffen und über die öſterreichiſche Grenze getrieben, am 19. März. Der andere Theil des polniſchen Heers unter Czachowski erlitt unmittelbar darauf gleichfalls eine Niederlage durch die Ruſſen bei Lezaisk und auch von dieſem Corps retteten ſich viele über die öſterreichiſche Grenze. Somit war nun wohl der erſte Verſuch einer größern Armeebildung in Polen geſcheitert, allein die Revolution damit keineswegs beendigt, denn man kehrte einfach zum Syſtem des kleinen Krieges zurück, nachdem das Revolutionscomité in Warſchau die Dictatur für erloſchen erklärt und die höchſte Gewalt wieder an ſich genommen hatte.

Langiewicz wurde auf öſterreichiſchem Boden ſehr anſtändig behandelt und nach Wiſchnowiz, einem angenehmen Landſtädtchen, confinirt, ſeine junge Begleiterin aber begab ſich nach Prag. Wegen eines Fluchtverſuchs wurde Langiewicz ſpäter nach der Feſtung Joſephſtadt gebracht.

Man erfuhr, daß von ruſſiſcher Seite in der Mitte des März Fürſt Gortſchakof in einer Note den auswärtigen Mächten erklärt habe: „Die Erfahrungen, welche Rußland in Polen gemacht habe, geſtatten ihm nicht die Verfaſſung, wie ſie Kaiſer Alexander I. octroyirt habe, wieder herzuſtellen. Es könne die Ausdehnung nicht gutheißen,

welche gewöhnlich dem Ausdruck ‚nationale Inſtitution' gegeben werde, wenn man denſelben ſich auch auf die Armee und auf geſonderte Finanzen erſtrecken läßt. Uebrigens beſteht für Rußland keine Verpflichtung mehr, auf jene Charte zurückzukommen, denn ſie iſt 1831 von den Polen ſelbſt zerriſſen worden. Der polniſche Adel hat offene revolutionäre Tendenzen bekundet und der podoliſche Adel die Wiedervereinigung der altpolniſchen Provinzen mit dem Königreich verlangt. Hätte das Königreich nun eine eigene Armee und eigene Finanzen, ſo würde es ſich mit Umtrieben und Adreſſen nicht begnügen, ſondern geradezu mit Rußland Krieg anfangen." Dies iſt in der That von Seite Rußlands eine richtige Argumentation und die auswärtigen Mächte durften entweder nicht zuviel von Rußland verlangen, oder mußten es mit Gewalt durchſetzen und anſtatt Noten zu ſchreiben, für Polen Krieg führen.

Das Amneſtiedecret, womit Kaiſer Alexander II. die auswärtigen Mächte beſchwichtigen und jeden Vorwurf entwaffnen wollte, war vom 31. März alten, 12. April neuen Styles datirt und beſagte: „Wir folgen dem Antrieb unſeres Herzens, indem wir die polniſche Nation nicht für die Agitation verantwortlich machen wollen, welche vom Ausland ausgegangen iſt. Die gegenwärtige Generation muß es ſich zur Aufgabe machen, das Wohlſeyn des Landes nicht durch Ströme von Blut, ſondern auf dem Wege des ruhigen Fortſchritts zu begründen. In unſerer Fürſorge für die Zukunft des Landes wollen wir alle vergangenen Acte der Empörung der Vergeſſenheit übergeben und bewilligen allen unſern Unterthanen im Königreiche, welche ſich bei den letzten Unruhen betheiligt haben, vollſtändige Verzeihung, wenn ihnen für andere Verbrechen oder für in den Reihen unſerer Armee verübte Vergehen keine Verantwortlichkeit zur Laſt fällt und wenn ſie bis zum 1. (13.) Mai zum Gehorſam zurückkehren. Uns liegt die Verpflichtung ob, das Land vor der Wiederkehr jener ordnungswidrigen

Agitationen zu bewahren und ſeinem politiſchen Leben eine neue Aera zu eröffnen. Dieſe kann nur durch eine rationelle Organiſation der Autonomie in der Localverwaltung, als Grundſtein des ganzen Gebäudes, eingeführt werden. Wir haben in den, dem Königreiche durch uns verliehenen Inſtitutionen die Grundlagen dazu gegeben und behalten uns vor, mit deren weiterer Entwicklung nach den Bedürfniſſen der Zeit und des Landes vorzugehen. Nur allein durch das Vertrauen, welches das Land in unſere Abſichten ſetzen wird, laſſen ſich die Spuren des gegenwärtigen Unglücks verwiſchen."

Damit kam die ruſſiſche Regierung den am 17. April an ſie gerichteten Noten von Frankreich, England und Oeſterreich zuvor, denn mehr konnten ſie von Rußland nicht verlangen, wenn ſie dem letzteren nicht überhaupt jedes Recht an Polen abſprechen wollten. Im Wiener Congreß war in Bezug auf Polen beſchloſſen worden: „Das Herzogthum Warſchau iſt mit Ausnahme der Provinzen und Bezirke, über welche in den folgenden Artikeln anders verfügt worden iſt, mit dem Kaiſerthum Rußland vereinigt. Es ſoll mit ihm durch ſeine Verfaſſung unwiderruflich verbunden und für alle Zukunft ein Beſitzthum Sr. Majeſtät des Kaiſers aller Reuſſen, ſeiner Erben und Nachfolger ſeyn. Die Polen, als reſpective Unterthanen von Rußland, Oeſterreich und Preußen, werden eine Repräſentation (Vertretung) und nationale Einrichtungen erhalten, angemeſſen derjenigen Weiſe politiſcher Exiſtenz, welche ihnen jede Regierung, welcher ſie als Unterthanen angehören, als zuträglich und zweckmäßig zu ertheilen für nützlich finden wird." Die polniſche Verfaſſung vom 27. Nov. 1815 garantirte den Polen § 11 volle Religionsfreiheit; § 16 Preßfreiheit; § 17 Gleichheit vor dem Geſetz; § 24 freies Auswanderungsrecht; § 25 das Recht jedes verurtheilten Polen, ſeine Strafe nur im Königreich ſelbſt erdulden zu dürfen (und nicht nach Sibirien geſchickt zu werden); § 28 den ausſchließlichen Gebrauch der polniſchen Sprache

in allen öffentlichen Geſchäften; § 29 die Beſetzung der öffentlichen bürgerlichen und militäriſchen Aemter ausſchließlich durch Polen; § 31 eine Nationalrepräſentation in zwei Kammern. Durch die Revolution von 1831 gingen indeß alle dieſe Bürgſchaften wieder verloren und es frug ſich nur, ob daran mehr die Nichterfüllung der ruſſiſchen Verſprechungen oder der unverſöhnliche Haß der Polen ſchuld war.

Die Appellation der Mächte an die Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers wurde mit Recht in einem Schreiben des Fürſten Czartoryski an das Journal des Debats ſchon im Februar als unzureichend und als eine Täuſchung Europas bezeichnet. Er ſagt darin: „Die jetzt ausgebrochene Bewegung ging aus der unerträglichen Lage hervor, in die man uns verſetzt hat, namentlich zuletzt durch die Rekrutirung. Man ſucht unſere einfache Verzweiflung für Intrigue und Verbrechen auszugeben. Wir bitten die, die uns doch nicht helfen werden, wenigſtens um Wahrheit und daß man die Rollen nicht ſo weit umkehre, die Mißhandelten und Sterbenden als Ruheſtörer und Verbrecher, die Mißhandelnden aber als edle und hochherzige Menſchen zu bezeichnen. Wir bitten, daß man uns nicht unaufhörlich auf die Seelengröße und Liberalität Rußlands verweiſe. Die Großmuth Rußlands, wir kennen ſie ſeit 30 Jahren. Uns an ſie zu weiſen, iſt bittere Ironie.“

Sofern die drei Mächte in ihren Staaten nur die Garantien von 1815 verlangt hatten, antwortete ihnen Fürſt Gortſchakof im Namen des ruſſiſchen Kaiſers am 26. April höflich und zuvorkommend, Rußland ſtimme ganz mit ihnen überein und hege in Bezug auf Polen die wohlwollendſten und liberalſten Abſichten, welche leider nur — dies wurde vorzüglich in der Antwort an Frankreich betont — durch die Umtriebe des europäiſchen Revolutionscomité durchkreuzt und vereitelt würden. Darin lag die Aufforderung an die Weſtmächte, jene Umtriebe, die überall auf Paris und London zurückführten, zu verhüten. In der Antwort an Oeſterreich ſagte Fürſt Gortſchakof,

die Rückkehr eines dauerhaften Friedens hänge nicht bloß von den innern Maßregeln ab, welche die ruſſiſche Regierung in Polen treffe; die Hauptquelle der Beunruhigung liege in der permanenten Verſchwörung, die von der europäiſchen Revolutionspartei im Auslande organiſirt werde.

Am 27. Juni vereinigten ſich Frankreich, England und Oeſterreich abermals zur Ueberreichung von wenn auch nicht gleichlautenden, doch in der Hauptſache übereinſtimmenden Noten an Rußland, worin ſie auf Grund der Verträge von 1815 ihre Forderungen für die Zukunft Polens wiederholten und in ſechs Punkten formulirten. Fürſt Gortſchakof antwortete am 13. Juli wiederholt, daß ſein Kaiſer längſt mit Conceſſionen vorangegangen ſey und daß es nur an den Polen ſelbſt liege, wenn ſie, anſtatt davon Gebrauch zu machen, zugleich mit Verachtung der ihnen angebotenen Amneſtie den blutigen Kampf fortſetzten; von einem Waffenſtillſtand, den die Noten verlangten, könne unter dieſen Umſtänden nicht die Rede ſeyn. Auch konnte Fürſt Gortſchakof nicht umhin, in ſeiner vortrefflich geſchriebenen Depeſche an England hervorzuheben, daß der Aufſtand in Polen ſelbſt keineswegs ſo populär ſey, als man vorgebe, am wenigſten bei den Bauern, und daß er nur vom Auslande her durch die wohlbekannte Revolutionspropaganda genährt und durch einen beiſpielloſen Terrorismus aufrecht erhalten werde. „Das Actionsprincip der leitenden Comités von außerhalb iſt, die Agitation um jeden Preis aufrecht zu erhalten, um der Preſſe fortwährend Stoff zu Berichten zu liefern, die öffentliche Meinung zu täuſchen und zur Plage der Regierung eine Gelegenheit oder einen Vorwand zu einer diplomatiſchen Intervention zu geben, welche zur militäriſchen Action führen ſoll.“ Auch Frankreich wurde in der ruſſiſchen Antwortnote darauf hingewieſen, daß die eigentlichen Urheber der polniſchen Inſurrection außerhalb Polens und im Bereiche derſelben beiden Weſtmächte zu ſuchen ſeyen, welche jetzt die Schuld allein auf Rußland ſchieben möchten. In der ruſſiſchen Antworts-

note an Oeſterreich wurde beſonders hervorgehoben, daß die von den drei Mächten vorgeſchlagene Conferenz aller fünf Großmächte eine Löſung nicht herbeiführen würde, es dagegen viel angemeſſener ſey, daß Oeſterreich mit Preußen und Rußland allein, als den drei bei der polniſchen Theilung allein betheiligten Mächten, mit Ausſchluß der beiden Weſtmächte, conferirte.

Dieſe nach Gedanken und Form meiſterhaften Antwortsnoten Gortſchakofs bewieſen, wie klar Rußland ſeiner Stellung ſich bewußt war, während die andern Mächte noch ſchwankten oder ihren letzten Gedanken verhüllten. Lord Napier, der engliſche, und der Herzog von Montebello, der franzöſiſche Geſandte in St. Petersburg, ſprachen ſogleich gegen den Fürſten Gortſchakof die Befürchtung aus, ſeine Antworten würden zu ernſten Conflicten führen. Oeſterreich aber ließ in Paris und London erklären, ſeine Stellung bleibe die nämliche und es werde ſich durch Rußlands Lockungen von ſeiner Verbindung mit den Weſtmächten in Bezug auf die polniſche Sache nicht abbringen laſſen.

Am 3. Auguſt wiederholten England, Frankreich und Oeſterreich nochmals ihre Mahnungen an Rußland, da nun aber das alles nur leere Worte waren, die durch keine Waffen unterſtützt wurden, antwortete Rußland am 7. September, es erkläre die Diskuſſion für geſchloſſen und nehme jede Verantwortung auf ſich.

Da der diplomatiſche Notenwechſel zu keiner Entſcheidung führte und das geheime Nationalcomité ſchon deshalb den Widerſtand gegen Rußland fortſetzen mußte, um den Weſtmächten fortwährend den Vorwand zu einer energiſcheren Intervention zu leihen, dauerte der blutige Krieg den ganzen Sommer hindurch fort. Man bemerkte von Seiten der Ruſſen nicht die erforderliche Kraft und Machtentfaltung, um den polniſchen Aufſtand niederzuſchlagen. Das war nun freilich auch ſchwer, weil die Inſurgenten ſich zerſtreuten und überall

und nirgends zu finden waren. Um ſie aufzuſuchen, mußten ſich die ruſſiſchen Truppen ebenfalls zerſtreuen, wurden oft in die Irre geführt, abgehetzt und geſchlagen, oder konnten, auch wenn ſie ſiegten, nur ſchwache Erfolge erringen. Durch die Grauſamkeit, mit der ſie die Gefangenen und Wehrloſen mordeten und die Dörfer in Brand ſteckten, machten ſich die Ruſſen immer mehr verhaßt. Die Inſurgenten ließen es ihrerſeits an Repreſſalien nicht fehlen und das arme Land litt darunter unſäglich. Der Statthalter Großfürſt Conſtantin machte ſich in Warſchau wenig bemerklich, weniger als man von ſeiner bekannten Energie hätte erwarten ſollen. Großen Nachdruck legte man eine Zeit lang darauf, daß der Kaiſer den Befehl über das Heer in die Hände des General Berg gelegt habe, der für einen rechten Eiſenfreſſer galt; indeß geſchah von dieſem nichts Außerordentliches. Man ſprach von einem großen Zwieſpalt der ruſſiſchen Militär- und Civilverwaltung. Wielopolski hielt noch immer ſeine Idee einer friedlichen Verſchmelzung polniſcher und ruſſiſcher Intereſſen im panſlaviſtiſchen Sinne feſt, und Erzbiſchof Felinski hörte nicht auf, die Rechte der katholiſchen Kirche und der polniſchen Nation zu vertreten, wollte deshalb, als er ſein Bemühen vereitelt ſah, aus dem Staatsrath austreten und proteſtirte, als die ruſſiſchen Soldaten einen Kapuziner Namens Knarski gehängt hatten, gegen dieſes Verfahren, worauf er nach St. Petersburg citirt wurde (14. Juni). Man erfuhr, er ſey nach einem längeren Geſpräche mit dem Kaiſer nach Jaroslaw abgeführt worden. Die polniſche Geiſtlichkeit ordnete für ihn allgemeine Kirchentrauer an.

Das geheime Revolutionscomité in Warſchau nahm am 10. Mai den Namen der polniſchen Nationalregierung an, proclamirte die Emancipation der Bauern, um das Landvolk zu gewinnen, um welches ſich auch der ruſſiſche Kaiſer damals ſo viele Mühe gab, und verfügte zugleich die Wiedervereinigung Litthauens und Rothrußlands

cember fielen Lübek und Torgau, im Anfang des Jahres 1814 bis zum April auch Wittenberg, Cüstrin und Glogau. Doch waren damals immer noch die wichtigen Festungen Magdeburg, Erfurt und Würzburg in den Händen der Franzosen und auch in Hamburg herrschte Davouſt noch.

Kapitel CCCCLXXVI.

Napoleons Sturz.

Nachdem Napoleon über den Rhein gejagt war, fiel nicht nur der ganze Rheinbund von ihm ab, sondern auch Holland, die Schweiz und Italien. Die deutschen Rheinbundfürsten folgten alle dem Beispiel Bayerns und vereinigten ihre Truppen mit denen der Alliirten. Hieronymus war geflohn, das Königreich Westphalen aufgelöſ't und die vertriebenen Fürsten von Hessen, Braunschweig, Oldenburg kehrten in ihre Länder zurück. Die Holländer benutzten den glücklichen Augenblick und empörten sich unter dem Beistand der preußischen Nordarmee, die Bülow befehligte, schon am 15ten November 1813. Der Kronprinz von Schweden ging von dieser Armee ab, um die Dänen anzugreifen und ihnen Norwegen zu entreißen, womit er für den Verlust von Finnland entschädigt wurde. Die Schweizer hätten gern ihre Neutralität gerettet, aber die Hauptarmee der Alliirten unter Schwarzenberg stand drohend an ihren Grenzen und sie mußten derselben den Durchzug nach dem südlichen Frankreich gestatten. Endlich schloß sich auch der König von Neapel, Mürat, an die Alliirten an, weil er sonst sein Land zu verlieren fürchtete. Nur der Vicekönig Eugen hielt in Oberitalien noch die goldnen Adler Napoleons aufrecht, mühsam gegen Hiller sich wehrend.

Als die Alliirten im Begriff waren, das französische

mit Polen. Die neue Regierung proteſtirte feierlich gegen die ruſſiſche Amneſtie, Polen fordere ſein Recht und verlange keine Gnade. Die geheime Regierung befahl, an Rußland keine Steuern mehr zu entrichten, ſchrieb dagegen ſelbſt Steuern aus und forderte und erhielt unbedingten Gehorſam. Der Nationalkrieg gegen Rußland ſollte energiſch, wenn auch nur als Guerillakrieg fortgeführt werden und man ſpottete über das ruſſiſche Amneſtiedekret, weil es den Polen förmlich erlaubte, ihre Inſurrektion wenigſtens bis zum 1. Mai ungeſtraft fortzuſetzen, denn erſt nach dieſem Termine ſollte die Strafe eintreten.

Das geheime Nationalcomité war in Warſchau ſelbſt verſteckt und regierte von hier aus die polniſche Nation mit unumſchränkter Gewalt, obgleich Warſchau von ruſſiſchen Soldaten wimmelte. Es war den Ruſſen nicht möglich, den Perſonen oder auch nur Namen der geheimen Regierungsmitglieder und den verborgenen Druckereien auf die Spur zu kommen, in denen nicht nur die Befehle der Regierung, ſondern auch mehrere revolutionäre Zeitungen gedruckt wurden, welche täglich in Warſchau erſchienen und über ganz Polen verbreitet wurden. Alle Polen gehorchten ihrer geheimen Regierung blindlings, nicht blos aus Patriotismus, ſondern auch aus Furcht, denn ſie hatten Urſache, die Rache der Nationalpartei mehr fürchten zu müſſen, als die der Ruſſen. Die geheime Regierung herrſchte durch den Schrecken. Welcher Pole es mit den Ruſſen hielt und ihnen diente, war ſicher verloren, denn das Comité ſchickte ihm das Todesurtheil ins Haus und der Verurtheilte wurde bald darauf ermordet gefunden. So fand man einen Spion todt mit abgeſchnittenen Ohren. Ein Journaliſt wurde in ſeinem eigenen Hauſe erdolcht. Ein Bäcker, der das Todesurtheil empfing und ſich der Vollziehung deſſelben durch die Flucht über die preußiſche Grenze entziehen wollte, wurde bald darauf auf preußiſchem Boden erhängt gefunden. Worte, die im

Cabinet des Großfürſten unter vier Augen geſprochen waren, erfuhr das Comité. Ein reicher Kaufmann in Warſchau, den das Comité mit 6000 Rubel beſteuerte, begab ſich zum Großfürſten und frug ihn, was er thun ſolle. Der Großfürſt überließ es ihm, zu thun, was er wolle. Auch das erfuhr das Comité und ſtrafte den Kaufmann mit der doppelten Summe. Hätte er ſie nicht bezahlt, ſo hätte es ihn das Leben gekoſtet. Der Großfürſt wäre in der That nicht im Stande geweſen, ihn zu ſchützen. Am 9. Juni wurden aus der Hauptkaſſe in Warſchau 5 Millionen Silberrubel in ruſſiſchen Bankbillets entwendet. Später machte die geheime Nationalregierung bekannt: „Die Fonds des Landes dürfen nur dem Lande und ſeiner Befreiung dienen. Aus dieſen Beweggründen haben die Beamten der Finanzcommiſſion, Stanislaus Janowski und Stanislaus Hebda, auf Befehl der Nationalregierung die Summe von 24,012,992 Gulden und 20 Groſchen polniſch von der Hauptkaſſe an die Nationalregierungskaſſen abgeliefert. Indem die Nationalregierung dies zur öffentlichen Kenntniß bringt, erklärt ſie, daß ſich die Beamten Janowski und Hebda um das Land wohlverdient gemacht haben und auf Befehl der Nationalregierung mit einer beſondern Miſſion nach dem Ausland betraut werden ſind.“

Man erfuhr, die beiden genannten polniſchen Beamten, welche dieſen großen Kaſſendiebſtahl begingen, hätten der Partei des Fürſten Czartoryski angehört und die Auslieferung des Geldes an die geheime Nationalregierung Anfangs verweigert, weil die Mehrheit ihrer Mitglieder der demokratiſchen Partei angehörte. Man habe ſich jedoch, wie nach dem Conflicte zwiſchen Langiewicz und Mieroslawski, wieder verſtändigt. Der junge Fürſt Czartoryski begab ſich nach Stockholm, wo er enthuſiaſtiſch empfangen wurde. Ein Theil der polniſchen Emigration ſah ihn ſchon als den künftigen König von Polen an und die Reiſe nach Schweden ſollte wahrſcheinlich dazu

dienen, ſeinen Namen und ſeine Anſprüche Polen und Europa in Erinnerung zu bringen. Die Erhebung der Polen gegen Rußland mußte natürlicherweiſe auch bei den Schweden die Hoffnung erwecken, ſich einmal vom ruſſiſchen Druck befreien zu können und das ihnen ſo ſchmählich geraubte Finnland wiederzugewinnen. So lange aber die Weſtmächte nicht gegen Rußland vorſchritten, mußte das ſchwache Schweden an ſich halten.

Im Anfang des Juni gelang es der ruſſiſchen Regierung in Warſchau, endlich einmal ein Mitglied der geheimen Nationalregierung zu entdecken und zu verhaften, den Senator, wirklichen Staatsrath und Dekan der juriſtiſchen Facultät Wolowski. Doch erfuhr man weiter nichts, als daß er verhaftet ſey, und von weitern Entdeckungen hörte man nichts. Einmal wurde der ruſſiſchen Regierung das Zimmer verrathen, in welchem die geheime polniſche Regierung ihre Proklamationen drucken laſſe. Das Haus wurde überfallen und in dem bezeichneten Zimmer wurden wirklich die Preſſe und einige friſch gedruckte Proklamationen, aber kein Menſch gefunden, bis man einen Kaſten aufmachte, in welchem die Leiche des Verräthers lag.

Das Gemälde des kleinen Kriegs in Polen zu detailliren, iſt unmöglich, weil es an beglaubigten Nachrichten fehlt. Beinahe jeden Tag enthielten die Zeitungen von der polniſchen Grenze Nachrichten über einzelne, immer nur unbedeutende Gefechte, in welchen nach polniſchen Berichten meiſt die Polen, nach ruſſiſchen meiſt die Ruſſen geſiegt haben ſollten. Schon am 31. März wurde ein ruſſiſcher Armeebefehl veröffentlicht, welcher den ruſſiſchen Soldaten „das Morden, Rauben, Brandlegen, das Erſchlagen Verwundeter und das Mißhandeln von Leichen“ bei Todesſtrafe verbietet. Man ſchloß daraus, daß in der That viel unnütze Grauſamkeit müſſe verübt worden ſeyn. Der polniſche Czas meldete, ruſſiſche Offiziere ſuchten die polniſchen Bauern gegen die, meiſt dem Adel angehörigen In-

ſurgenten aufzureizen, verſprächen denen Belohnungen, welche die Edelleute erſchlügen, und redeten ihnen vor, der Kaiſer wünſche die Vertilgung der Edelleute. Man darf nicht zweifeln, daß ſolche Aufreizungen der Bauern wirklich ſtattgefunden haben, da es ſchien, ſie müßten zu denſelben Ergebniſſen führen, wie 1846 in Galizien. Auch erließ das geheime Nationalcomité vorſorglich ſchon im Februar einen Befehl, wonach den polniſchen Bauern die Güter, auf denen ſie nur bisher in Erbpacht gelebt, zum Eigenthum gegeben werden ſollen. Daſſelbe wurde den Bauern in Volhynien, Podolien und der Ukraine in einem ſ. g. „goldenen Briefe“ zugeſichert. Aber hier ohne Erfolg, weil hier nur der Adel polniſch und katholiſch, die Bauern aber ruthenisch und Anhänger der griechiſchen Kirche und des Kaiſers waren. Im Königreich Polen nahmen die Bauern zwar wenig lebhaften Antheil an der Inſurrektion, traten ihr aber auch nicht entgegen. Man hörte zuweilen in ruſſiſchen Berichten, Bauern hätten hie und da Inſurgenten gefangen eingebracht und an die ruſſiſchen Behörden abgeliefert. Das blieben aber vereinzelte Fälle. An die Deutſchen und Juden in Polen erließ das Nationalcomité beſondere Erlaſſe, worin es ihnen Schutz verſprach, wenn ſie ſich ruhig verhielten und die Inſurrektion nicht ſtörten.

Der kleine Krieg war den Polen durch die vielen Wälder, in die ſie ſich immer ſchnell zurückziehen konnten, und durch die warme Jahreszeit ſehr erleichtert. Sie griffen immer nur kleinere ruſſiſche Truppentheile an, nahmen Kaſſen weg, fingen die Bahnzüge auf und nöthigten dadurch die Ruſſen, an die bedrohten Punkte Truppen zu ſchicken, die ſich ſomit durch ihre Vertheilung ſchwächten. Waren die Inſurgenten ſtärker, ſo vernichteten oder zerſprengten ſie den Feind. Wo nicht, ſo liefen ſie raſch auseinander, um ſich in den Wäldern wieder zu vereinigen. Gewarnt durch das Mißgeſchick des Langiewicz bildeten ſie nie mehr eine große Maſſe, ſondern zertheilten ſich in

kleine Corps, die nur ſelten mehr als tauſend Mann zählten. Unter ihren Führern wurden vorzüglich genannt Taczanowski, Jezioranski, Lelewel, Dzialinski, Niegolewski, Oborski, Dobrowolski, Waligorski, Zappalowicz, Wißniowski, Raczkowski, Ragulski, Zanowski, Krycinski, Miniewski, Chmielienski.

Der Aufſtand verbreitete ſich zwar über die Grenzen des Königreich Polen in die altpolniſchen Provinzen Rußlands, aber ohne Erfolg. Was die altpolniſchen Provinzen Oeſterreichs und Preußens anbelangt, ſo mußte die geheime Nationalregierung, wenn auch ihr letzter Gedanke die Wiedervereinigung und volle Herſtellung von Altpolen war, doch auf Oeſterreich und Preußen Rückſicht nehmen, welche Mächte ſie gegen ſich bewaffnet haben würde, wenn ſie gewagt hätte, auch Galizien, Poſen und Weſtpreußen zu inſurgiren. Nur unter der Hand liefen viele Polen aus Galizien und Poſen zu den Inſurgenten im Königreich hinüber oder unterſtützten ſie mit Geld und Waffen. Daſſelbe geſchah auch in den altpolniſchen Provinzen Rußlands; die förmliche Inſurrection aber machte dort keine Fortſchritte, weil, wie ſchon bemerkt, die eigentlichen Polen hier nur als Adel die Minderzahl, der Reſt des Volks aber eine mehr den Ruſſen als den Polen verwandte und mehr der griechiſchen als der römiſchen Kirche angehörige Mehrheit bildete. Die polniſche Preſſe verfehlte zwar nicht, ſchon vom Frühjahr an allwöchentlich dem erwartungsvollen Weſten Europas Aufſtände in Litthauen, Volhynien und Podolien zu verkünden, allein es wurde nie damit Ernſt. Erſt im Mai zogen etwa 1000 Studenten von Kiew aus und bildeten den Kern eines Inſurgentenheeres, welches ſich um ſie ſammeln ſollte, aber ſie wurden von überlegenen ruſſiſchen Streitkräften bald überwältigt und zerſprengt. Daſſelbe Loos erlitt ein Inſurgentenhaufen unter dem Grafen Dunin in Volhynien. Aus den Gouvernements Mohilew und Witebsk erfuhr man, hier hätten Studenten von Moskau, alſo

Nationalruſſen, ein Inſurgentenheer gebildet, um den polniſchen Aufſtand zu unterſtützen, es ſey aber den Regierungsbeamten leicht geworden, ſie zu überwältigen, indem man die Bauern überredet habe, die polniſchen Inſurgenten wollten die vom Kaiſer von Rußland bereits aufgehobene Leibeigenſchaft wieder einführen. Nun ſeyen die Bauern über die Inſurgenten und über den Adel hergefallen und hätten ſie zum Theil aufs grauſamſte ermordet und mißhandelt, zum Theil gefangen eingeliefert.

Auch auf der Univerſität Kaſan entſpann ſich eine Verſchwörung ruſſiſcher Studenten und Offiziere, die auch in andern ruſſiſchen Städten Verbindungen hatte. Sie ſoll von dort internirten Polen ausgegangen ſeyn. Man verbreitete ein falſches kaiſerliches Manifeſt, worin den Bauern volle Freiheit und Grundeigenthum, und allen ruſſiſchen Soldaten Rückkehr in die Heimath und Grundeigenthum und allen insgemein Befreiung von fernerem Soldatendienſt oder neuer Rekrutirung verſprochen war. Die Verſchwörung wurde jedoch 1862 entdeckt und vereitelt.

In Litthauen, welches früher in der engſten Verbindung mit Polen (der litthauiſche Reiter mit dem polniſchen Adler im Wappen des Reichs) vereinigt geweſen war, bildete ſich ſchon ſehr frühe eine geheime Nationalregierung, wie in Polen, und erklärte ſchon am 31. März von Wilna aus die Wiedervereinigung Litthauens mit Polen. Zu einer großen bewaffneten Volkserhebung kam es aber hier nicht, und man ſchien nur auf eine Landung eines Hülfscorps und auf eine große Waffenſendung aus England zu warten, die von der Oſtſeeküſte aus nach Litthauen kommen ſollten. Rußland traf hier ſeine Gegenmaßregeln. Am 15. Mai wurde ſtatt des bisherigen General Naczimow der energiſche General Murawiew zum Gouverneur in Wilna ernannt und derſelbe griff mit eiſerner Conſequenz durch, emancipirte die Bauern, vertheilte unter ſie einen Theil der Güter,

die er dem rebelliſchen Adel entriß, hetzte die Bauern gegen ihre Edelleute und ließ eine Menge Verdächtige verhaften und fortſchleppen, jeden erſchießen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, Spione hängen. Aufs härteſte verfuhr er auch mit dem Klerus, dem er, wie dem Adel, alle Schuld der Revolution beimaß. Da er nun die Sammlung bewaffneter Banden in Litthauen verhinderte, konnte auch die in London ausgerüſtete Expedition an der Oſtſeeküſte nicht landen. Es war eine Freiſchaar edler Polen, geführt von Lapinski, die in Schweden anlegen mußten und, als ſie die Unmöglichkeit eines Erfolges in Polen erkannten, wieder umkehrten. — Schweden hätte gerne den Polen geholfen, um Rußland zu ſchwächen, das wie ein Alp auf ihm drückt. Aber Kaiſer Alexander II. deckte ſich auf dieſer Seite, indem er den Finnen ſchmeichelte, ihren Landtag zu Helſingfors am 18. September in eigener Perſon eröffnete und ihnen Verbeſſerungen und liberale Reformen verſprach, zugleich aber auch in Finnland große Rüſtungen vornahm.

Eine zweite Expedition ſollte von der Wallachei aus den Polen zu Hülfe kommen, wofür General Türr eifrige Umtriebe machte. Fürſt Couza änderte jedoch ſeine Politik zu Gunſten der Großmächte und ließ die polniſche Freiſchaar an der Grenze entwaffnen.

Das Beiſpiel, das Murawiew in Wilna gegeben, wurde bald in Warſchau nachgeahmt. Am 7. Juli ſah ſich Wielopolski, der Ruſſen und Polen immer noch hatte verſöhnen wollen, veranlaßt, Polen zu verlaſſen, und am 25. Auguſt folgte ihm auch Großfürſt Conſtantin. Statt ihrer blieb nur General Berg mit dictatoriſcher Gewalt und einer ruſſiſchen Armee zurück, welche von Woche zu Woche mehr Verſtärkungen erhielt. Die geheime Regierung verdoppelte dieſem General gegenüber ihre Kühnheit und übte einen ſchrecklichen Terrorismus aus. Welcher Pole ihr nicht blind gehorchte, ihr die Steuern nicht zahlte oder verdächtig war, den Ruſſen irgendwie zu dienen, wurde durch

die geheime Gensdarmerie ſchonungslos umgebracht. Am 21. Juni verbot die geheime Regierung die Benutzung der Eiſenbahnen auf den beiden Hauptbahnſtrecken, um mit ihrer Macht über die Bevölkerung zu imponiren. Doch verrieth ſie ihre Ohnmacht, indem ſie in der Hauptſtadt ſelbſt keine Volkserhebung wagte. Am 10. September ließ General Berg Warſchau hermetiſch abſchließen und jedes Haus vom Keller bis zum Boden durchſuchen, um das Archiv und die Druckereien der geheimen Regierung, geheime Waffenvorräthe ꝛc. zu entdecken, aber er fand nichts. Er ſollte dafür mit dem Leben büßen. Am 19. September wurde aus dem Palaſt Zamoyski auf ihn geſchoſſen, allein er entging dem Attentat, ließ den Palaſt plündern, alle Bewohner deſſelben verhaften und in Warſchau zur Strafe ſtarke Contributionen ausſchreiben. Am 18. October ging das Rathhaus in Warſchau plötzlich in Flammen auf, weil die Polen die darin verwahrten Polizeiacten verbrennen wollten. Am Ende deſſelben Monats entdeckten die Ruſſen endlich die erſte geheime Druckerei der polniſchen Nationalregierung, aber die andern nicht, und fortwährend wurden die Erlaſſe der Regierung und geheime Zeitungen gedruckt.

Die geheime Nationalregierung in Warſchau hatte im Frühjahr und Sommer keine einheitliche Spitze, ſondern wurde von einem geheimen Comité geleitet. Daſſelbe gab ſeine Befehle an Sekretäre, die ſich täglich unbemerkt in einem Hörſaal der Univerſität, welchen ihnen Profeſſor Dybovski eingeräumt hatte, einfanden. Durch die Sekretäre wurden die Befehle und Mittheilungen aller Art den Comités überwieſen, die in den einzelnen Woiwodſchaften das Centralorgan der Revolution waren und welche wieder in jedem Kreiſe und jeder Gemeinde ihre Unterbeamten hatten. Die Regierung hatte ſechs Abtheilungen: des Innern, der Finanzen, des Kriegs, des Auswärtigen, der Preſſe und der Polizei. Sie correſpondirte mit dem Ausland, ſorgte für Waffen, ſchrieb Steuern aus, hatte eine wohlorganiſirte geheime Poſt

und übte mittelſt der ſ. g. Hängegensdarmen eine ſtrenge Polizei. Wer ihren Befehlen nicht gehorchte oder ihr ſonſt gefährlich ſchien, wurde von unbekannten Mördern erhängt oder erdolcht gefunden. Geheime Druckereien druckten Befehle, Manifeſte, Zeitungen. Erſt am 10. October 1863 erhielt die geheime Regierung einen unumſchränkten Chef in der Perſon des polniſchen Gutsbeſitzers Romuald Traugutt, geweſenen Oberſt-Lieutenant, nachher Anführer eines Inſurgentencorps in Litthauen. Derſelbe wohnte zu Warſchau bei einer gewiſſen Helene Kirker in der Smolnaſtraße, wohin die Sekretäre zu kommen pflegten. Allein gerade von dieſer Zeit an gelang es den Ruſſen, etwas mehr Spuren der geheimen Verbindung zu entdecken. In fieberhafter Gier, hinter das Geheimniß zu kommen, erlaubten ſich die Ruſſen jede Brutalität, packten und unterſuchten auf offener Straße jede männliche und weibliche Perſon, die ihnen irgend Verdacht einflößte, wobei ſich namentlich der Gensdarmerieoffizier Kobielski einen ſchlimmen Ruf erwarb. Doch gelang es ihm, durch ſchamloſe Entblößung junger Damen die ſ. g. Krinolinencouriere zu entdecken, Damen zum Theil aus den beſten polniſchen Familien, welche Briefe, Zeitungen und Pakete für die geheime Regierung unter ihre Krinolinen verſteckten und von Straße zu Straße förderten. Dieſe patriotiſchen Damen wurden ſogleich alle ohne Gnade nach Sibirien geſchickt. Am 28. Januar 1864 erfuhr man, der geheime Stadtchef, aber nicht Traugutt, ſondern ein gewiſſer Dawski, ſey von den Ruſſen ergriffen und auch viele Acten der geheimen Regierung ſeyen aufgefunden worden; 134 Perſonen wurden verhaftet. Im Anfang Februar ſoll ein junger Menſch, Boguslawski, nachdem ihn die Ruſſen gefangen hatten, große Enthüllungen gemacht haben, in deren Folge an tauſend Perſonen verhaftet wurden.

Den Winter über ſtockte der kleine Krieg. Man hörte nur noch ſelten von Ueberfällen und Gefechten. Im Februar wurde der In-

ſurgentenchef Jankowski gehenkt, nachdem er dreimal verurtheilt, die Vollziehung des Urtheils aber zweimal verſchoben worden war. Am 21. Februar beſtand eine Inſurgentenſchaar unter Koroffski ein Gefecht bei Opatow.

Den meiſten Zuzug hatten die Inſurgenten bisher aus dem öſterreichiſchen Galizien erhalten. Hier hatte ſich eine geheime polniſche Regierung gebildet, wie in Warſchau. Man rüſtete, junge Polen gingen über die Grenze, um gegen die Ruſſen zu fechten. Man ſchrieb geheime Steuern aus, man erließ geheime Todesurtheile. So wurde am 18. October 1863 der k. k. Landesgerichtsrath von Kuczynski, den der Kaiſer zum Unterſuchungsrichter beſtellt hatte, in Lemberg erdolcht. Der polniſche Adel mißbrauchte die bisherige Nachſicht Oeſterreichs, welches ſich eine polniſche Nebenregierung in ſeiner Provinz Galizien nicht länger gefallen laſſen durfte. Doch wurde erſt am 29. Februar 1864 der Belagerungszuſtand über Galizien verhängt und dem revolutionären Treiben daſelbſt ein Ende gemacht.

Auch von der preußiſchen Provinz Poſen aus erhielten die Polen Geld, Waffen und Freiſchaaren, doch wurde die Grenze von den preußiſchen Truppen ſtrenger gehütet. Es kamen einige kleinere Grenzüberſchreitungen vor und zwar von beiden Seiten, die mehr Aufſehen machten, als ſie es verdienten. In den erſten Tagen des Mai 1864 gerieth ein preußiſcher Offizier mit ſeiner Abtheilung, ohne es zu wollen, aus Irrthum auf ruſſiſches Gebiet und wurde von den Ruſſen feſtgenommen, wobei der ruſſiſche Oberſt Nelidoff gegen allen Kriegsgebrauch und trotz der Zuneigung Preußens zu Rußland, als ein echter altruſſiſcher Barbar den preußiſchen Offizier und ſeine Leute tödlich mißhandelte. Der preußiſche Kriegsherr ließ ſich jedoch eine ſolche Brutalität nicht gefallen und der Kaiſer von Rußland beeilte ſich, den Oberſt Nelidoff in die preußiſche Grenzgarniſon zu ſchicken,

Gebiet zu betreten, erklärten ſie feierlich, ſie hätten keine Feindſchaft mit der franzöſiſchen Nation, ſondern nur mit Napoleon. Durch dieſe Großmuth hofften ſie ihr Wohlwollen gegen die Völker zu erkennen zu geben, und insbeſondere die Franzoſen ſelbſt gegen ihren Tyrannen einzunehmen und der vertriebnen Familie der Bourbone, die ſich ſchon zur Rückkehr anſchickte, eine gute Stätte zu bereiten. Aber die Franzoſen hielten auch nach ſo großem Unglück immer noch treu zu Napoleon und opferten alles einem Manne, der ſie zur erſten Nation in der Welt gemacht hatte. Sie ſtrömten von neuem ſcharenweis zu ſeinen Adlern, ihren Liebling und den vaterländiſchen Boden zu vertheidigen.

Die Alliirten drangen von vier Seiten zugleich in Frankreich ein, von Holland her Bülow, von Koblenz her Blücher und von der Schweiz her die Hauptmacht unter Schwarzenberg, bei welcher ſich auch wieder die Monarchen befanden. Dieſe drei Heere hatten die Abſicht, in der Ebne zwiſchen der Seine, Oiſe, Aube und Marne ſich zu vereinigen und von da mit geſammter Macht nach Paris vordringen. Ein viertes Heer von Engländern und Spaniern hatte bereits die Pyrenäen überſchritten und drangen von dort aus immer weiter auf franzöſiſchem Boden vorwärts. Mitten im Kampfe ſetzte man einen neuen Congreß zu Chatillon nieder, um wo möglich noch ferneres Blutvergießen zu vermeiden. Man bot Napoleon jetzt noch das ganze alte Frankreich an, wenn er ſich damit begnügen und Frieden halten wolle. Aber er wollte keinen Fuß breit Landes opfern und in edlem Stolze alles oder nichts verlieren. Alſo konnte nur noch der Krieg entſcheiden, und ſobald Napoleon in demſelben unterlag, ſollte der Bruder des unglücklichen Ludwigs, Ludwig XVIII, der in

wo er den Preußen Abbitte leiſten mußte, und ihn dann zum Gemeinen zu degradiren.

Sobald der Schnee in den polniſchen Wäldern ſchmolz, zeigten ſich wieder Inſurgentenbanden unter Rudowski, Sierko, Malinowski, aber ſie wurden alle zerſprengt und die Kraft des Aufſtandes war ſichtlich erlahmt. Am 23. März entdeckte man in Krakau bei einer Gräfin Oſtrowska die Kanzlei der geheimen Regierung und das führte zu einer ähnlichen Entdeckung in Warſchau, wo man am 30. März in der Wohnung der drei Fräulein Zuſowska Archive und Siegel der Nationalregierung auffand. Am 25. April erfolgte durch den Kaiſer von Rußland die Freierklärung der Bauern in Polen, um dieſen Stand gegen den Adel aufzureizen. Obgleich hier nicht ruthenische Bauern einem polniſchen Adel gegenüber ſtanden, ſondern Bauern und Adel der gleichen polniſchen Nationalität angehörten, lag es doch im Intereſſe der Bauern, ſich auf Koſten des Adels nicht nur frei zu machen, ſondern auch zu bereichern. „Vom 2. März 1864 an werden die Bauern Eigenthümer aller Ländereien, die ſie jetzt inne haben, und ſind von allen bisherigen Leiſtungen an die Gutsbeſitzer entbunden. Mit dem Eigenthum an Boden erhalten ſie auch das an Gebäuden, Vieh, Werkzeugen, Ausſaat ꝛc. Sie haben auch das Eigenthum an den unterirdiſchen Produkten. Jagd und Fiſcherei gehören den Gemeinden, ebenſo die Schankgerechtigkeit. An die Stelle aller Abgaben der Bauern an den Edelmann tritt eine Abgabe an den Staat, die nur zwei Drittel der bisherigen Laſten betragen darf. Die Gutsbeſitzer werden in der Art entſchädigt, daß ihre bisherigen Einnahmen aus Frohndienſt und Abgaben geſchätzt werden. Von den erſtern wird ein Drittel, von den andern ein Fünftel abgeſtrichen, dann das Ganze mit 16⅔ multiplicirt in Verſchreibungen, die ihnen übergeben, aber nur mit vier Procent verzinst und mit ein Procent amortiſirt werden.“ Man nannte dieſes kaiſerliche Edict, wodurch der Adel geplündert und

ſeiner alten Rechte beraubt wurde, das wahre finis Poloniae, weil der Adel bisher allein die Nation geweſen war. Der polniſche Adel verlor überdies, ſofern er ſich bei dem Aufſtande betheiligt hatte, getödtet, gefangen oder geflohen war, alle ſeine Güter. Die Confiscationen nahm General Murawiew in Litthauen im koloſſalſten Maßſtabe vor. Hier befanden ſich noch ganze Diſtrikte angefüllt mit einem zahlreichen Adel, der aber nur kleine Güter hatte und nach bäuerlicher Art lebte, aber mit dem reicheren Adel den Nationalſtolz und den Haß gegen die Ruſſen theilte. Dieſen Adel ließ Murawiew maſſenweiſe verhaften und ins Innere Rußlands ſchleppen, ſo daß ganze Dörfer entleert wurden, die nunmehr mit Ruſſen bevölkert werden ſollten. Nachdem der polniſche Adel ſchon ſo oft gegen die ruſſiſche Herrſchaft Aufruhr erhoben hatte, ſchien es die Abſicht Rußlands zu ſeyn, ihn ſoviel als möglich auszurotten oder aus dem Lande wegzuführen und den Reſt, der im Lande zurückblieb, durch die Emancipation der Bauern in Armuth und Unbedeutenheit herabzudrücken. 25 polniſche Bauern im Nationalkoſtüm wurden als angeblich freiwillige Deputation des geſammten polniſchen Bauernſtandes nach St. Petersburg geſchickt, um dem Kaiſer für ſeine Gnade zu danken, und ſie empfingen dort viele Liebkoſungen. Indeſſen frägt es ſich immer noch, ob die ruſſiſche Politik ſich nicht dennoch täuſcht und ob nicht der energiſche Nationalgeiſt des polniſchen Volksſtammes aus der verblutenden Leiche des Adels in den noch geſunden Körper des durch die Emancipation zum Wohlſtand und durch den Wohlſtand zur Bildung berufenen Bauernſtandes übergehen wird.

Rußland hoffte immer noch, alle ſlaviſchen Elemente verſchmelzen zu können. Charakteriſtiſch ſind in dieſer Beziehung die Erlaſſe des General Berg in Warſchau und des General Murawiew in Wilna, beide vom Juli 1864. Berg ſchreibt, die polniſche Nationalität habe keinen andern Schutz, als in Rußland. Wenn Rußland nicht geweſen

wäre, würde Polen jetzt ſchon germaniſirt ſeyn. Ruſſen und Polen ſeyen Brüder, welche zuſammenhalten ſollten gegen die Deutſchen. Murawiew erklärte ganz einfach jeden Litthauer oder Polen, der nicht ganz und gar Ruſſe würde, für einen Fremdling und Eindringling, den man ausſtoßen müſſe.

Der polniſche Aufſtand hatte ſeine letzten Kräfte erſchöpft. Vom Ausland war ihm keine Hülfe zu Theil geworden. Der Terrorismus der demokratiſchen Partei hatte viele Freunde der polniſchen Sache verſcheucht und erbittert. Fürſt Czartoryski trat aus dem Pariſer Polencomité aus und Fürſt Sapieha, der eben aus Oeſterreich entflohen war, in daſſelbe ein. Sie konnten nichts mehr ausrichten. Ebenſo wenig die Revolutionspropaganda in London, obgleich Garibaldi den Engländern zurief: Verlaßt Polen nicht! In Galizien wurde die polniſche Erhebung ernſtlich unterdrückt, wenn auch gegen Einzelne Nachſicht geübt. In Poſen wurden 250 Polen wegen Betheiligung am Aufſtand im Laufe des Sommers vor preußiſche Gerichte geſtellt. In Warſchau ſelbſt wurde vom General Berg am 5. Auguſt das Blutgericht über die geheime Nationalregierung gefällt, deren letzte Mitglieder mit ihrem Chef entdeckt und in die Hände der Ruſſen gefallen waren. Der geheime Dictator, Oberſt-Lieutenant Traugutt, der Baumeiſter Krajeſki, der Buchhalter Tocyzki, der Profeſſor Zulynski und der Reviſor Jezioranski wurden gehängt, 16 andere, darunter 4 Frauenzimmer, zu ſchwerer Arbeit in den Bergwerken von Sibirien verurtheilt.

Schon im Juli 1864 berechneten ruſſiſche und polniſche Blätter den Verluſt der Polen ſeit dem Beginn des Aufſtandes zu 30,000 Inſurgenten, die im offenen Kampfe fielen, zu 85,000, die ins Innere Rußlands oder nach Sibirien geſchleppt wurden, zu 361 Perſonen, die auf ruſſiſchen Befehl hingerichtet, und zu 945 Perſonen, die als Ruſſenfreunde durch polniſche Hängegensdarmen ermordet wurden.

War auch alles mißlungen, ſo gaben doch wenigſtens die Polinnen die Hoffnung nicht auf. Der oben erwähnte Schweizer v. Erlach ſagt: „Die Frauen ſind die wahre Seele des Aufſtandes. Jeder Stand und jede Farbe unter den Männern haben ihre Gegner. Vor den Frauen beugt ſich alles! ‚Wir ſind von unſern Müttern aus den dreißiger Jahren zehnmal entſchiedener erzogen worden, als ſie waren. Sie waren zehnmal entſchiedener als ihre Mütter in den neunziger Jahren, und wir werden unſere Töchter zehnmal entſchiedener erziehen, als wir ſelbſt ſind; die Moskowiten mögen uns nach Sibirien führen, uns an Fremde verheirathen, — mit der Muttermilch werden wir unſern Kindern die Liebe zum Mutterlande Polen, den Haß gegen ſeine Bedrücker einflößen. Um vor ſtets erneuerten Kämpfen ſicher zu ſeyn, bleibt ihnen nichts, als uns alle zu tödten.‘“

Unmittelbar nach dem Ausbruch der polniſchen Inſurrektion ließ der ruſſiſche Kaiſer durch den Grafen Sacken in Rom den Papſt erſuchen, die Polen im Namen der Kirche zur Ruhe zu ermahnen, indem er ihm bemerkte, jene Inſurrektion ſey von derſelben revolutionären Propaganda angeſchürt, die auch den päpſtlichen Thron umſtürzen wolle. Der h. Vater nahm indeß dieſe Auffaſſung nicht an. In ſeiner Antwort lag, wenn man zwiſchen den Zeilen las, eine Hindeutung darauf, daß Rußland das neue Königreich Italien, ein Werk jener Propaganda, ſelbſt anerkannt habe. Der Sinn der Antwort war, die katholiſche Kirche ſey durch die ſardiniſche und mazziniſtiſche Politik in Italien nicht ſchwerer bedroht, als durch die ruſſiſche in Polen. Solle der weltliche Gehorſam in Polen hergeſtellt werden, ſo müſſe vor allem der Kirche ihr Recht werden. Nur wenn der Kaiſer die katholiſche Kirche ſchütze, würden Treue und Gehorſam zurückkehren. Genug, der h. Vater in Rom wollte ſich nicht zu der Rolle erniedrigen, die einſt auch Kaiſer Nikolaus ſeinem Vorgänger, Gregor XVI., zugemuthet hatte.

Murawiew war es nun, der in ſeiner rückſichtsloſen Art dem katholiſchen Klerus dieſelbe Schuld beimaß, wie dem polniſchen Adel, beide als Todfeinde des ruſſiſchen Czarenthums angeſehen wiſſen wollte und daher unabläſſig darauf drang, ihn wenn nicht zu vertilgen, doch ganz unſchädlich zu machen. In der That betheiligte ſich der katholiſche Klerus bei der Inſurrektion. Schon am 12. Juni 1863 war deshalb ein Kapuziner, Konaceki, in Warſchau gehenkt worden, und binnen einem Jahre wurden nicht weniger als 183 polniſche Geiſtliche, als welche die Inſurrektion befördert hatten, oder wenigſtens verdächtig waren, verhaftet. Es wäre auch zu verwundern geweſen, wenn ſich die polniſchen Kleriker ganz paſſiv hätten verhalten ſollen, da ſie oft genug erfahren hatten, wie feindlich die ruſſiſche Politik nicht nur gegen ihre polniſche Nationalität, ſondern auch gegen ihre heilige Kirche geſinnt ſey. Weil nun dieſer polniſche Klerus großen Einfluß auf das Volk hatte, hätte die ruſſiſche Politik, jetzt wieder, wie ſchon früher, den Papſt gern zum Werkzeug auserſehen, dem polniſchen Klerus die geiſtigen Waffen zu entwinden, denen phyſiſche Gewalt allein nicht gewachſen war.

Weil nun ein Theil des polniſchen Klerus auch bei dieſer letzten Inſurrektion compromittirt war, oder man ihm wenigſtens eine zu große Vorliebe für die polniſche Sache zuſchrieb, wurde der geſammte polniſche Klerus in Polen und Litthauen mit ſchweren Contributionen belaſtet, durch Verhaftungen decimirt und auf alle Art drangſalirt. Am grauſamſten wüthete Murawiew gegen den Klerus, indem er zur Gewaltthat noch Hohn fügte. Unter andern verbot derſelbe, neue katholiſche Kirchen zu bauen, ja auch nur neue Capellen oder Altäre zu errichten oder zu reſtauriren. Am 24. April erließ der gefangene Felinski aus Rußland einen Befehl an den Klerus in Warſchau, wonach die bisherige Kirchentrauer um ihn aufhören ſollte. Der von ſeiner Heerde entfernte Hirt wollte auch jetzt noch verſöhnen.

Pius IX. in Rom konnte ſich aber nicht enthalten, in einer Allocution am 24. April 1864 alle Gläubigen aufzufordern, für das unglückliche Polen zu beten: „Das Blut der Schwachen und Unſchuldigen ſchreit um Rache zum Throne des Ewigen gegen jene, die es vergießen. Ich fürchte, wenn ich ſchweigen würde, auf mich die Strafe des Himmels herabzurufen. Das Gewiſſen zwingt mich, meine Stimme gegen jenen mächtigen Fürſten zu erheben, deſſen Staaten ſich bis zum Pol erſtrecken. Dieſer Monarch verfolgt die polniſche Nation mit wilder Grauſamkeit und hat das ruchloſe Werk unternommen, die katholiſche Religion in Polen auszurotten. Die Prieſter werden gewaltſam ihrer Heerde entriſſen, oder zu entehrenden Strafen verurtheilt. Jener Potentat hat ſich eine Gewalt angemaßt, die der Statthalter Chriſti ſelbſt nicht beſitzt, indem er den Erzbiſchof von Warſchau nicht nur gefangen nahm, ſondern auch des Amts entſetzte. Indem wir gegen ſolche Acte unſern Tadel ſchleudern, wollen wir damit die europäiſche Revolution nicht ermuthigen, denn wir unterſcheiden zwiſchen dem ſocialen Umſturz und dem legitimen Recht der Nationen, welche für ihre Unabhängigkeit und ihre Religion kämpfen. Wir erklären daher, daß wir allen denen, welche am heutigen Tage für Polen beten, unſern apoſtoliſchen Segen geben. Beten wir!“ In demſelben Augenblicke ſanken alle Anweſenden auf die Knie. Die Stimme des Papſtes, ſagt die „Gazette du Midi,“ klang wie Donner und ſeine Stirn war vom heiligen Zorn geröthet. Man ſuchte dieſen ungewöhnlichen Zorn dadurch zu erklären, daß der Papſt Grund hatte, in dieſem Falle auf die Zuſtimmung des Kaiſers der Franzoſen zu zählen. Allein der h. Vater bedurfte von dieſer Seite her keine Aufmunterung. Er hatte Muth genug gehabt, ſich auch dem Kaiſer der Franzoſen zu widerſetzen. In einer neuen Encyclica vom 30. Juli wurden die Klagen gegen Rußland aufs neue laut erhoben.

Der Papſt kündigte an, er werde den Joſuphat Kuncewicz, unirten

Erzbiſchof von Polozk, der 1623 von den Ruſſen erſchlagen worden war, canoniſiren. Dagegen enthielt der Petersburger „Invalide“ im Dezember einen wuthſchnaubenden Artikel.

Zur Antwort diente die Aufhebung von allen katholiſchen Klöſtern in Polen bis auf 39, die man beſtehen ließ. Auch verſprach General Murawiew dem Kaiſer, wenn er ihn machen laſſen wolle, in kurzer Zeit ganz Litthauen zu dekatholiſiren und für die ruſſiſche Kirche zu gewinnen. Der Kaiſer ging zwar nicht darauf ein, aber der General that doch alles, um ſeinen Plan durchzuſetzen. Er entvölkerte Litthauen, ſchickte ganze Dorfgemeinden ins Innere Rußlands und erſetzte ſie durch Ruſſen. Er rottete den Adel aus oder verjagte ihn und confiscirte ſeine Güter. Er kerkerte alle verdächtigen katholiſchen Prieſter ein. Indem er aber die Bauern emancipirte, konnte der Adel die katholiſche Kirche nicht mehr unterhalten und wollten die Bauern die Verpflichtung dazu nicht übernehmen, ſo daß ſich viele Pfarrer in der größten Noth ſahen. Was die Drohung mit der Knute und Sibirien dazu gethan, mag man ſich denken. Im März 1865 erfuhr man, bereits 24 katholiſche Pfarrer in Litthauen hätten dem eiſernen General ihren Uebertritt zur ruſſiſchen Kirche angezeigt.

Der Bevölkerungswechſel, den Murawiew beliebte, erinnerte an die großartigen Proceduren des Nebukadnezar, der ganze Völker ihre Sitze vertauſchen ließ. Man berechnete ſchon im Mai 1864, daß er damals bereits 250,000 Litthauer heerdenweiſe habe wegtreiben laſſen nach den weiten Steppen des Gouvernement Orenburg. Zwar wurde Murawiew Anfang Mai 1865 entlaſſen und durch den General Kaufmann erſetzt, allein Briefe aus Wilna, die im September in die öffentlichen Blätter kamen, meldeten eine neue ruſſiſche Barbarei. Aus dem hiſtoriſch-archäologiſchen Muſeum ſeyen plötzlich durch ruſſiſche Soldaten alle Schätze und ehrenvollen Denkmäler der Litthauer und Polen weggenommen und vernichtet worden, unter anderem das Fernrohr Kos-

ciuszkos, die Guitarre des Dichters Karpinski, das Kleid Skaryos' und vieles andere, woran die Litthauer und Polen mit Pietät hingen.

Im September 1864 ſah ſich die ſächſiſche Regierung in Folge einer ruſſiſchen Beſchwerde veranlaßt, die in Dresden ſich anhäufenden polniſchen Flüchtlinge auszuweiſen. Auch in Bayern konnten ſie nicht geduldet werden. Viele von ihnen kamen in der Schweiz in großer Noth an.*) In dieſelbe Schweiz wurde im März 1865 Langiewicz aus Oeſterreich frei entlaſſen.

Im October 1864 war dem Prinzen Napoleon in ſeinem Organ Opinion nationale geſtattet, dem Mitleid der Franzoſen mit den grauſam unterdrückten Polen folgenden ſarkaſtiſchen Ausdruck zu geben: „Kaiſer Alexander iſt in der ganzen Welt wegen ſeiner Herzensgüte und Sanftmuth bekannt. Der Herrſcher, der ſo viele Frauen zu Witwen gemacht und ihnen verboten hat, für ihre auf ſeinen Befehl gehenkten oder deportirten Gatten Trauer zu tragen, iſt der zärtlichſte Ehemann. Der Herrſcher, der ſo viele Kinder zu Waiſen gemacht, iſt ein guter Familienvater. Der Staatsmann, unter deſſen Regierung vor den Augen des entſetzten Europa mehr Verbrechen als ſeit dreißig Jahren in den fünf Welttheilen begangen worden ſind, der ſolche erſinnt und vollbringt, iſt ein vollendeter Gentleman, dem das Herz bluten muß, wenn politiſche Gründe ihm gebieten, das blutdürſtige Ungeheuer Murawiew mit dem Andreaskreuz zu dekoriren."

*) Unter den 1862 in Warſchau verhafteten Polen befand ſich auch der Generalſtabscapitän Jaroslaw Dombrowski, welcher zwei Jahre ſpäter zu ſchwerer Arbeit nach Sibirien verurtheilt wurde, aber auf dem Transport entſprang und in Frauenkleidern allen Verfolgungen der Polizei entging und über St. Petersburg und Finnland nach Stockholm entkam. Seine junge Frau, mit der er ſich im Gefängniß zu Warſchau hatte trauen laſſen, war in der Stadt Ordatof internirt worden, war aber gleichfalls entflohen und hatte ſich unterwegs mit ihrem Gatten vereinigt. Sehr leſenswerth iſt auch v. Falken, aus dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten, 1869.

Inzwiſchen dauerten die Hinrichtungen in Polen fort, da immer noch verſteckte Theilnehmer an der Revolution entdeckt wurden. Am 17. Februar ſtarb der vormalige geheime Stadtchef Waſzkowski und mit ihm Szafarczyk am Galgen. Um das ohnehin durch Mord, Fortſchleppung und Flucht decimirte Polen vollends männerlos zu machen, hob Rußland in Polen wieder Rekruten aus, 6½ pro mille. Auch wurden alle polniſchen Beamten, die nicht ruſſiſch verſtanden, entlaſſen, die ruſſiſche Sprache in der Verwaltung und in der Schule eingeführt.

Die unterdrückte Partei rächte ſich durch zahlreiche Brandlegungen, die im Frühjahr und Sommer 1865 fortdauerten. Sie begannen im Mai in den altpolniſchen Provinzen, wo die Städte Kolomna, Horodenka, Bels, Kulikow, Roſatyn, Tarnopol in Aſche gelegt wurden. Die Brände wiederholten ſich in Moskau ſelbſt; in Simbirsk (mehrmals), Kozlow. Im Juli im Königreich Polen. Kowno, Roſſiny, Pilica gingen in Rauch auf. Man zählte im Juni und Juli 120 große Brände in Alt- und Neupolen.

Daraus, daß am 17. Mai 1865 für Murawiew General Kaufmann als Gouverneur in Litthauen eintrat, folgte nicht, daß er das Syſtem gemildert hätte. Am 22. Dez. wurde allen Polen in den weſtlichen Gouvernements des ruſſiſchen Reichs verboten, Güter zu kaufen. In Litthauen und Volhynien, hieß es in den Zeitungen, würden die Kinder der Armen gewaltſam von ruſſiſchen Popen getauft und werde dagegen die katholiſche Taufe beſteuert, der Knabe mit 10, das Mädchen mit 5 Rubel; wenn die Eltern die Kinder griechiſch taufen laſſen wollen, bekommen ſie 25 Rubel. Aus den Schulen iſt die polniſche Sprache verbannt, aus den Kirchen ſind es die alten religiöſen Geſänge. In Volhynien wird nur eine katholiſche Kirche in jedem Kreiſe geduldet. Wenn ein Katholik ſtirbt, drängt ſich der Pope an ſein Bette und ertheilt ihm wider Willen das Sakrament. Fortan

gehört ſeine ganze Familie der griechiſchen Kirche an. Während die katholiſchen Kirchen zerfallen oder verſchloſſen ſind, werden griechiſche gebaut. Rubel und Schnaps locken zur griechiſchen, Bajonnette und Knute ſchrecken von der katholiſchen Kirche zurück.

Auch im Königreich Polen wurden die Bauern zur griechiſchen Kirche hinüber gelockt. Von roher Natur und gegen alles geiſtige Leben gleichgültig, ließen ſie ſich durch materielle Vortheile leicht bewegen, das religiöſe Ceremoniell zu ändern, ſo daß am Ende des Jahres 1865 ſchon in einer großen Anzahl von polniſchen Gemeinden die Mehrheit zur griechiſchen Kirche übergetreten war.*)

Nachdem am 27. September der Verweſer des Erzbisthums, Erzewuski, nebſt zwei Biſchöfen verhaftet und nach Rußland abgeführt worden war, wurde zwar vom Kaiſer an ſeine Stelle Zwolinski zum Adminiſtrator ernannt, aber die katholiſche Kirche in Polen immer härter bedrängt, alles katholiſche Kirchengut confiscirt und der Klerus auf ruſſiſchen Sold geſetzt. In den Schulen und allen öffentlichen Etabliſſements wurde nur noch die ruſſiſche Sprache geduldet. Auch wurde den Polen in Polen ſelbſt nicht mehr erlaubt, Grund und Boden zu erwerben, außer durch Erbſchaft.

General Kaufmann, obgleich ſelbſt ein Deutſcher, gerieth in den heftigſten Zorn, als ihn die Deutſchen in Wilna mit einer Inſchrift in deutſcher Sprache „Willkommen“ hießen, und befahl aufs ſchärfſte, ihn nur in ruſſiſcher Sprache anzureden.

---

*) Augsb. Allg. Zeitung 1866, Nr. 9.

Furcht und Hoffnung das Ende der Dinge abwartete, auf den Thron ſeiner Väter niedergeſetzt werden.

Die Armeen drangen vor und Blücher beſtand den erſten Kampf bei Rothière und Brienne, am 29ſten Januar und 1ſten Februar. Er behielt den Sieg und rückte voll Eifer etwas zu ſchnell und unvorſichtig an der Marne vorwärts, während die große Armee an der Seine hinzog. Da warf ſich Napoleon in ihre Mitte und fiel zuerſt über Blücher her, der ſchon bis Montmirail vorgedrungen war, jetzt aber mit anſehnlichem Verluſt zurückgeſchlagen wurde, ſeit dem 14ten Februar. Als Napoleon das ſchleſiſche Heer zurückgeworfen, fiel er ſogleich mit ſeiner ganzen Macht auch über Schwarzenberg her und trieb die Hauptmacht der Alliirten gleichfalls zurück. Den Rückzug derſelben deckte der Kronprinz von Würtemberg, der am 18ten Februar bei Montereau mit großer Tapferkeit den nachdringenden Feind aufhielt. Unterdeß aber vereinigte ſich Blücher mit der Nordarmee unter Bülow, und wurde dadurch ſtark genug, um Napoleon in einer zweitägigen Schlacht bei Laon, am 9ten und 10ten März, zu ſchlagen. Nach dieſem glänzenden Siege vereinigte er ſich nun auch mit der Hauptarmee, und in einer neuen großen Schlacht bei Arcis ſur Aube am 20ſten März wurde Napoleon nochmals mit vereinigten Kräften glücklich bekämpft. Darauf entſchloß ſich Napoleon zu einer kühnen Kriegsliſt. Er warf ſich in den Rücken der verbündeten Armeen bei Troyes und hoffte ſie dadurch abzuſchneiden und wo möglich gänzlich zu vernichten. Die Alliirten aber waren noch klüger, denn ohne ſich um Napoleon weiter zu bekümmern, ließen ſie ihn hinter ſich und eilten mit fliegenden Fahnen nach Paris, überzeugt, daß der Beſitz dieſer Stadt den ganzen Krieg entſcheiden müſſe. Sie fanden auf ihrem Wege nur die Marſchälle Marmont und Mortier, ſchlu-

Drittes Buch.

Rußlands Eroberungen in Aſien.

Während Rußland ſeit dem Krimkrieg nach der europäiſchen Seite hin Frieden hielt, die Türkei nicht mehr beunruhigte, ſich auch in den däniſchen Krieg nicht thätig einmiſchte und nur die Revolution in Polen mit eiſerner Gewalt unterdrückte, ſetzte es, wie hinter einem Vorhang und von den europäiſchen Mächten wenig beachtet, ſeine Eroberungen in Aſien fort.

Das geſchah ohne Zweifel nach einem großartigen Plane, ohne alle Uebereilung und mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln, denn es bedurfte keiner großen Armeen, um mit den ewig uneinigen tatariſchen Horden, mit den kleinen muhamedaniſchen Höfen, welche ſittlich verkommen und gleichfalls immer uneinig waren, und mit den feigen Chineſen fertig zu werden. Man darf nicht zweifeln, daß es im Plane der ruſſiſchen Politik lag, alle Länder im Norden von Perſien und Indien und im Weſten Chinas dem ruſſiſchen Reich einzuverleiben, ſoweit dies nicht ſchon geſchehen war. Weiter bezweckte Rußs

land die Unterwerfung auch des ganzen muhamedaniſchen und engliſchen Südens von Aſien, ſowie ein immer weiteres Vorrücken ins chineſiſche Reich, mit einem Wort die Eroberung von ganz Aſien. Es handelt ſich hier um ein Welteroberungsſyſtem wie in den alten Weltmonarchien von Babylon, Aſſyrien, Perſien, Makedonien und Rom. Wie nach der europäiſchen Seite hin Rußland unaufhörlich erobert, die deutſchen Oſtſeeküſten, Finnland, Litthauen und Polen, die Ukraine, Beſſarabien, die Krim ſich einverleibt hat, ſo hat es auch ſeine Eroberungen auf der aſiatiſchen Seite nach allen Richtungen ausgedehnt, den ganzen Kaukaſus und das dahinter liegende Transkaukaſien den Türken, Armenien den Perſern, Chiwa und Kokhand den freien Turkomannen und das große Amurland den Chineſen entriſſen, nachdem der ganze ungeheure Norden Aſiens unter dem Namen Sibirien ſchon längſt in ſeine Gewalt gekommen iſt.

Nach der Gefangennehmung Schamyls im J. 1859 ging das Trauerſpiel im Kaukaſus raſch zu Ende. Die tapfern, aber zu ſehr durch ihre Thäler iſolirten und oft ſogar einander feindlichen Gebirgsſtämme fanden keinen Führer mehr, der ſie wieder vereinigt und neu begeiſtert hätte. Viele der kleinern Häuptlinge ließen ſich durch ruſſiſches Gold verführen, von der Sache des Vaterlands abzufallen. Die Uebrigen wurden immer mehr durch die Ruſſen bedrängt. Die Ruſſen bahnten ſich Wege in die bisher unzugänglichſten Gebirgsthäler, ſchlugen ganze Wälder nieder und ſchoben ihre Blockhäuſer und Befeſtigungen immer weiter vor, wie einſt die alten Römer in den Alpen. Den Eingeborenen blieb nur die Wahl, ſich unbedingt zu unterwerfen, bis auf den Tod zu kämpfen oder zu flüchten. Als Kaiſer Alexander II. im J. 1862 den Kaukaſus beſuchte, empfing er eine Deputation der Ubykhs, eines beſonders energiſchen Tſcherkeſſenſtammes. Dieſes Volk bat ihn, er möge ſie in ihren uralten Sitzen

belaſſen, wogegen ſie gelobten, die ruſſiſche Grenze nicht beunruhigen zu wollen. Der Kaiſer aber ſchlug es ihnen ab und verlangte unbedingte Unterwerfung, angeblich weil er ihnen wegen ihrer Raubſucht nicht trauen konnte, in Wahrheit, weil es gegen Rußlands Syſtem wäre, innerhalb des Czarenreichs ein freies Volk zu dulden. Der Kaiſer ließ ihnen, ſofern ſie nicht ſeine Unterthanen werden wollten, keine andere Wahl, als Krieg auf Leben und Tod, oder Auswanderung nach der Türkei. Sie wählten den Krieg, allein ſie unterlagen der ruſſiſchen Uebermacht und als ſie erkannten, ſie könnten nicht länger widerſtehen, brachen ſie im Frühjahr 1864 plötzlich alle auf und flohen nach der türkiſchen Grenze. So berichtete Lord Napier in einer Depeſche vom 23. Mai 1864 an Lord Ruſſel.

Aus Conſtantinopel erfuhr man, es ſeyen plötzlich 60—70,000 Ubykhs in Trapezunt und 110—120,000 in Samſum an der Südküſte des ſchwarzen Meeres angekommen, aber in grenzenloſem Elend. Sie waren mit Weibern und Kindern auf den wenigen Schiffen, die ihnen an der Weſtküſte von den Ruſſen bewilligt worden waren, ſo zuſammengedrängt, daß auf der Ueberfahrt 134 Menſchen erſtickten. Die Uebrigen kamen faſt verhungert an und erkrankten, da von türkiſcher Seite keine Hülfe für ſie vorausgeſehen war. Man mußte erſt in Conſtantinopel für ſie ſammeln und Befehle ertheilen, um ſie irgendwie unterzubringen. Bei alledem wurde in ruſſiſchen Zeitungen gerühmt, Großfürſt Michael ſey perſönlich an die Oſtküſte des ſchwarzen Meeres geeilt, um die von den Bergen herabſteigenden Auswanderer großmüthig mit Schiffen und Proviant zu verſehen. In der Mitte des Juni hielt der Großfürſt als Pacificator des Kaukaſus einen Triumpheinzug in Tiflis und in St. Petersburg feierte man ein großes Dankfeſt. Schon Tacitus hat einmal geſagt: ubi solitudinem faciunt, pacem appellant.

Im Frühjahr 1864 wanderten abermals 300,000 Tſcherkeſſen

den andern nach und verließen ihre geliebte Heimath, um nicht den Ruſſen unterthan zu werden. Es bezeichnet die moraliſche Herabgekommenheit der muhamedaniſchen Welt, daß dieſe fromme, tapfere und ſchöne Menſchenrace bei ihren Glaubensgenoſſen im türkiſchen Kleinaſien nur eine ſchlechte Aufnahme fand. Die Tſcherkeſſen gingen größtentheils in Hunger und Elend zu Grunde. Ein Theil ſiedelte in die europäiſche Türkei über und ſuchte vergebens über die Donau ins ruſſiſche Reich zurückzukehren.

Die europäiſchen Mächte werden es einſt ſchwer bereuen, daß ſie im Jahr 1854, in welchem Schampl mit dem Heldenvolk der Tſcherkeſſen noch ungeſchwächt daſtand, den Kaukaſus nicht durch Hülfstruppen, die vom ſchwarzen Meere her leicht landen konnten, geſchützt haben.

Freiherr von Warsberg lernte die geflüchteten Tſcherkeſſen in Conſtantinopel kennen und ſchildert ſie in ſeinem Buch „ein Sommer im Orient“ als das ſchönſte Volk der Welt. „Es ſind große ſtolze Männer, die dort hinter ihren Waſſerpfeifen auf den Strohſchemeln ſitzen, ausgeſtreckt auf dem Boden liegen, oder mit gekreuzten Armen an der Gartenmauer lehnen. So ruhig ihre Blicke, keiner iſt geiſtlos; Alle, der ärmlichſt wie der reich Gekleidete, haben, wie ſie ſchmächtig und in die Höhe gezogen ſind, auch etwas Aufrechtes und Gerades in ihrer Haltung und in ihrem Gange, wie das bei uns nur den Männern eigenthümlich iſt, welche gewohnt ſind, auf den Höhen des Lebens zu ſtehen. Keinen ſah ich, der den Kopf mit dem adelig langen Oval des Geſichtes anders als hoch erhoben mit frei in die Welt hinausſchauendem Blicke auf dem länglichen Halſe getragen hätte. Die Schultern fallen ſtark abwärts, ganz das, was man in Frankreich une belle chute d'épaule nennt. Stierköpfig und breitſchulterig habe ich keinen Tſcherkeſſen geſehen. Es wird ihre Körperbildung überhaupt von einem das Coloſſale Liebenden getadelt

werden. Svolto iſt das einzige Wort, das ihre Erſcheinung und ihre Bewegung wiedergibt; ihre Knöchel ſind es und ihr Gang iſt es. Es iſt ein Volk, als ob es von Göttern abſtamme.“ Dieſe Tſcherkeſſen gereichen der europäiſchen Staatsweisheit zu tiefer Beſchämung. Wie leicht wäre es geweſen, die edlen Völker des Kaukaſus vor der ruſſiſchen Verknechtung, Verknutung, Verſchnapſung ſammt allen andern ruſſiſchen Corruptionen, die man dort Civiliſation nennt, zu retten, wenn die Mächte des mittlern und weſtlichen Europa es mit vereinter Kraft hätten durchſetzen wollen. Das heldenmüthigſte und ſchönſte Volk der Erde muß jetzt in der Fremde elend verkommen, als ob die heutige Menſchheit eine edle Race gar nicht mehr vertragen könnte und ſie lieber zu Grunde gehen ließe, als ſich vor ihr ſchämen zu müſſen.

In Perſien waltete ſchon längſt ruſſiſcher Einfluß vor und zwar hauptſächlich wegen des tiefen Haſſes, der zwiſchen Perſern und Türken beſteht. Wenn dieſe beiden Völker zuſammenhielten, hätten ſie die Eroberung des Kaukaſus durch die Ruſſen und das weitere Umſichgreifen der letztern im mittlern Aſien verhindern können. Aber ſie ſind einander ſpinnefeind. Obgleich beide Muhamedaner, gehören doch die Perſer der ſchiitiſchen, die Türken der ſunnitiſchen Sekte an, die gegen einander noch viel feindſeliger geſtimmt ſind, als irgend Katholiken und Proteſtanten unter den Chriſten. Die Perſer ſind ein altes Culturvolk, daher gebildeter, aber auch verweichlichter und verdorbener als die Türken. Sie umgehen die ſtrengen Geſetze des Islam.

Der gegenwärtige Schah Naſr-ed-din (gewöhnlich Naſureddin genannt) wird von Brugſch, welcher 1860 die erſte preußiſche Geſandtſchaft begleitete, deren Chef Herr v. Minutoli war, folgendermaßen geſchildert: „Wir befanden uns vor dem Schah. Ein ſchöner Mann, anfangender Dreißiger, mit klugen durchdringenden Zügen und großem ſchwarzem Schnurrbart. Er trug einen hellleuchtenden goldbrokatenen

Kaftan, den auf der Bruſt eine Agraffe von echten Perlen und blauen Edelſteinen zuſammenhielt. Sein Haupt bedeckte die perſiſche hohe ſchwarze Pelzmütze, welche ein Büſchel von Glasfedern und eine koſtbare Diamantagraffe zierte. Im Uebrigen war der Schah europäiſch gekleidet, in weißen Strümpfen vor ſeinem von Diamanten und Steinen blitzenden Thron ſtehend.“ Er empfing das Bild Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, die Inſignien des ſchwarzen Adler-Ordens und andere Geſchenke, und äußerte ſeine Freude über die Ankunft einer preußiſchen Geſandtſchaft in Perſien, wohin noch nie eine gekommen war.

Der Charakter der Perſer wird von Brugſch nicht gerühmt. Mit dem barbariſchen Elemente roher Grauſamkeit verbindet ſich bei ihnen eine erſtaunliche Verſchmitztheit, wovon uns eine Menge Beiſpiele erzählt werden. Damit verbinden ſie eine ganz außerordentliche Höflichkeit mit devoten und blumenreichen Redensarten. Von den perſiſchen Frauen, obgleich ſie ihm nicht zugänglich waren, hat doch Brugſch erkundet, daß man unter ihnen weit mehr edle und feingebildete, mit Literatur und Poeſie ſich beſchäftigende Damen findet, als unter den Türkinnen. Gleichwohl iſt das Familienleben in Perſien häufig gar ſehr zerrüttet und wird namentlich geklagt, daß die Kinder ſchon von früher Jugend an verdorben werden. Es geſchieht etwas für Kunſt in Perſien. Der gegenwärtige Schah iſt ein großer Freund der Malerei und insbeſondere der Photographie, die er viel benutzt. Auch hat der Schah einen perſiſchen Künſtler nach Rom geſchickt, um ſich in der Malerei auszubilden.

Die berühmte perſiſche Stadt Schiraz fand der nämliche Autor ſehr reizend liegen, auch das Volk war hier auffallend ſchön. Doch fehlt es auch hier nicht an ſchlimmen Seiten. Der berühmte Wein iſt für eine europäiſche Zunge viel zu feurig und ſcharf, als ob er gepfeffert wäre. Die berühmten Roſen von Schiraz exiſtiren gar

nicht, das hier beliebte Roſenöl kommt aus Indien. Den Charakter der Einwohner bezeichnet Herr Brugſch als Treuloſigkeit, Doppelzüngigkeit und Unverſchämtheit. Schiraz war die Heimath des berühmten Dichters Hafis, welchen Hammer überſetzt, Göthe und Bodenſtedt nachgeahmt haben und deſſen Ruhm daher auch bei uns ſehr verbreitet iſt. Auch Herr Brugſch preist ihn und ſagt von ihm: „Hafis war ein fröhlicher Derwiſch, der in ſeine Welt mit lauter Stimme hineinſang, was das glühende Herz empfand, und der bei der aufrichtigſten Verehrung des Göttlichen dem rein Menſchlichen ſeine Huldigung nicht verſagt.“ Das iſt unwahr, obgleich beinahe alle Literargeſchichten dem perſiſchen Dichter ein ähnliches Lob ſpenden. Hafis war der frechſte Religionsſpötter, in dem nicht ein Funken von Gottesfurcht wiederzuerkennen iſt. Wiſſentlich und mit äußerſter Keckheit trat er den Geboten Allahs und ſeines Propheten entgegen und rühmte ſich mitten unter Muhamedanern, denen der Wein verboten iſt, einer ewigen Trunkenheit. Im chriſtlichen Europa wird freilich niemand etwas gegen ſeine Weinlieder einwenden und man am Ende auch ſeine üppigſten Liebeslieder paſſiren laſſen. Das aber iſt nicht wohl zu verantworten, daß deutſche Literarhiſtoriker die Hauptſache verſchweigen, nämlich die tiefe Verſunkenheit des Hafis in das griechiſche Laſter. Bei weitem die meiſten ſeiner Liebeslieder ſind an Knaben und nicht an Mädchen gerichtet. Er fordert in ſeinen unverſchämten Liedern jedermann zur Knabenſchänderei auf. Das ſey das höchſte Gut auf Erden. Man lebe nur einmal und ſey ein Thor, wenn man nicht genieße. Was man von Gott, von der Vergeltung, überhaupt von der andern Welt nach dem Tode ſage, ſey alles Lüge. Frech ſagt er, er bedürfe des Paradieſes nicht, denn erſtens gebe es keines und zweitens ſey ihm die Schenke ſchon Paradies genug. Einmal ſagt er, die Mitte des Leibes ſey das Centrum der Welt. Zur koloſſalſten Frechheit aber ſteigert er ſich, indem er

einmal den Frommen zuruft, wenn es wirklich einen Himmel gebe, ſo wolle er, Hafis, machen, daß in demſelben Anachid (Anaitis), die alte heidniſche Liebesgöttin, die Zither zu ſeinem Liede ſpiele und Hafreddi Iſſia (Jeſus) dazu tanzen ſolle. Jedoch hat man, um die in den Liedern des Hafis liegende Lehre des Laſters zu maskiren, ſchon zu ſeiner Zeit eine Fiction angenommen und verbreitet, wonach in ſeinen gemeinſten Schelmenliedern ein tiefer myſtiſcher Sinn verborgen liegen ſoll. Sogar Männer des Geſetzes haben dieſe Vorausſetzung gutgeheißen, um den Mächtigen zu ſchmeicheln, welche ſich an den Frechheiten des Dichters labten, und um den Widerſpruch der Strenggläubigen zu beſchwichtigen. Es iſt nun der Wahrheitsliebe, der wiſſenſchaftlichen Treue und des ſittlichen Gefühls unſeres erleuchteten Jahrhunderts in keiner Weiſe würdig, auch jetzt noch immer einen ſo laſterhaften Dichter zu entſchuldigen und dem deutſchen Publikum anzupreiſen.

Auch Vambery bemerkt in ſeinen „Wanderungen," nichts charakteriſire die neuen Perſer beſſer, als das Doppelgeſicht, welches ſie dem Hafis zukehren. „Denn während Einige ſeine Lieder bei fröhlichen Zechgelagen ſingen, pflegen Andere wieder das Buch als eine heilige Schrift zu betrachten, um aus demſelben gleich einem Orakel ihre Zukunft zu erfahren. Nach dem Koran kennen Letztere das Buch Hafis' als das größte, man öffnet es aufs Gerathewohl und will aus dem aufgeſchlagenen Blatte ſein Glück oder Unglück erfahren." Schon in frühern Jahrhunderten wurde dieſe Zweideutigkeit in ein Syſtem gebracht. Muhamedaniſche Gelehrte gaben ſich dazu her, myſtiſche Commentare zu den Gedichten des Hafis zu ſchreiben, worin ſie ſeine grobſinnliche Liebe als geheimnißvollen Zug der Seele zu Gott auffaßten, wie auch chriſtliche Schwärmer die Seele als Braut Chriſti halb im Sinne des Hohenliedes, halb nach dem Roman des Apulejus wie Pſyche und Amor auffaßten. Jene

muhamedaniſchen Myſtiker waren aber keine Schwärmer, ſondern ſtanden nur im Dienſt jener üppigen Herrſcher und Vornehmen, welche ihre Vorliebe für Hafis vor dem Volk entſchuldigt wiſſen wollten. Es war die gottloſeſte Heuchelei und läßt ſich mit nichts beſſerem vergleichen, als mit den Drehorgeln in London, die man an Sonntagen hinter feſtverſchloſſenen Fenſtern geiſtliche Melodien ſpielen läßt, damit die Vorübergehenden auf der Straße glauben ſollen, man ſey im Innern des Hauſes mit frommer Andacht beſchäftigt, während man die unſittlichſten Orgien feiert.

Die lange Gewohnheit der äußern religiöſen Heuchelei und geheimen Freigeiſterei hat Erſcheinungen in Perſien hervorgebracht, die den Fremden als koloſſaler Widerſpruch überraſchen. Auf der einen Seite nämlich ſind die Perſer fanatiſche Schiiten, d. h. Anhänger des Ali, der als Schwiegerſohn des Propheten Muhamed durch Mord vom Kalifat verdrängt wurde, und als ſolche Todfeinde der Sunniten, d. h. der Anhänger der damals ſiegreichen, zwar gleichfalls mit dem Propheten verwandten, doch nicht ſo nahe verwandten Kalifenpartei. Da ſich nun zu der letztern auch die Türken bekennen, ſo beſteht zwiſchen Perſern und Türken eine glühende Feindſchaft, noch genährt durch die große Verſchiedenheit der beiden Racen. Da Vambery als Sunnite reiste, hatte er Gelegenheit, oft genug die Abneigung der Perſer zu erproben. Dieſelbe wird auch von der Regierung auf alle Weiſe genährt, da der Türke der alte Nationalfeind der Perſer iſt. Die letztern führen ſ. g. Tazies auf, ungefähr daſſelbe, was die autos sacramentales der Spanier ſind, geiſtliche Schauſpiele, halb allegoriſch, halb hiſtoriſch. Man könnte ſogar fragen, ob die Spanier, die ſo vieles von den Muhamedanern gelernt haben, nicht vielleicht auch die Idee zu ihren autos von ihnen überkommen haben. Vambery beſchreibt ein ſolches Schauſpiel, welches er in der beſonders für heilig gehaltenen Stadt Zendſchans aufführen ſah. „Bevor das

eigentliche Stück beginnen ſollte, ſtellte ſich ein Derwiſch von verwirrtem Ausſehen, welches wahrſcheinlich dem unmäßigen Genuſſe von Opium zuzuſchreiben iſt, auf die Bühne mit einem gewaltigen Rufe: Ja Mu menin! (oh, ihr Rechtgläubigen) und es war augenblicklich ſtille. Er fing ein langes Gebet zu recitiren an, in welchem er die Tugenden, Heldenthaten der ſchiitiſchen Großen hervorhob und in eben ſolch hyperboliſchen Ausdrücken die Laſter und die Bosheit der ſunnitiſchen Welt ſchilderte. Als er zu den hervorragendſten Männern der letztern Secte kam, rief er: ‚Brüder, dieſen wolltet ihr nicht fluchen, dieſe nicht verdammen? Ich ſage Fluch den drei Hunden, den Uſurpatoren Abu Bekr, Omar und Osman!‘ Er blieb ſtehen und die ganze Verſammlung hob an einſtimmig mit biſchbad, biſchbad (noch mehr ſey es, noch mehr ſey es) ſeine Flüche und Verwünſchungen zu betheuern. Er ging weiter, er fluchte Ajeſchah, der Frau des Propheten, er fluchte Moavie, deſſen Nachfolger Jezid, Schamr und allen notoriſchen Feinden des Schiismus. Bei jedem Namen blieb er ſtehen und bei jedem Namen donnerte von der Menge ein gewaltiges biſchbad entgegen.“ Das Stück ſelbſt hatte den jammervollen Untergang des Sohnes und der Enkel Alis zum Gegenſtande und wurde auf das ergreifendſte und rührendſte dargeſtellt, ſo daß alles weinen mußte. Am Hofe zu Teheran ſollen dieſe Stücke noch ſchöner aufgeführt werden.

Wenn man nun dieſes Perſervolk betrachtet mit dieſem öffentlichen Fanatismus und mit der oben geſchilderten Lüderlichkeit, ſo muß man billig fragen, was vermögen engliſche und nordamerikaniſche Miſſionäre hier auszurichten? Hier eine Anekdote. „Ein amerikaniſcher Miſſionär hatte nicht ſo ſehr durch die Kraft ſeiner Ueberredung, als durch 25 Dukaten Spende einen Jſahaner in die Zahl ſeiner Bekehrten aufgenommen. Der Perſer ſetzte eine Kappe auf, trug europäiſche Kleider und war ein ganzer Frengi, natürlich ſo

gen ſie aber bei la Fere Champenoiſe zurück, dann nochmals unter den Mauern von Paris, erſtürmten am 30ſten März den Montmartre und zogen ſchon am 31ſten als Sieger in Paris ein. Napoleon erfuhr mit Schrecken den Zug der Verbündeten nach dieſer Stadt, da er gehofft hatte, ſie würden es nicht wagen, ihn im Rücken zu laſſen. Er eilte ihnen nach, kam aber zu ſpät. Paris, ſein eigner Staatsrath, ja ſelbſt ein Theil des Heeres fiel von ihm ab. Er ſah ſich gezwungen, am 10ten April zu Fontainebleau die franzöſiſche Kaiſerkrone niederzulegen, worauf er ſich nach der Inſel Elba an der italieniſchen Küſte begab, die ihm zum Eigenthum und Aufenthaltsort angewieſen wurde. Das alte franzöſiſche Königreich wurde wieder hergeſtellt und Ludwig XVIII zog am 4ten Mai in Paris als König ein.

Kapitel CCCCLXXVII.

Der Wiener Congreß.

Am 30ſten Mai 1814 wurde zu Paris der Frieden geſchloſſen. Die Alliirten hätten jetzt den Franzoſen alles Geraubte wieder entreißen und furchtbar ſich rächen können, aber ſie thaten es nicht. Dem gebildeten Geiſt dieſer Nation huldigend lebten ſie nur als höfliche Gäſte zu Paris, und ſchonten der Ueberwundenen auf eine ſo großmüthige Weiſe, daß es die Nachwelt billig in Erſtaunen ſetzen wird. Man ließ Frankreich alles, was es am 1ſten Januar 1792 beſeſſen hatte, alſo auch Straßburg und das ganze Elſaß. Die aus Deutſchland geraubten Kunſtwerke blieben in Paris, ja man forderte nicht einmal Contributionen zur Entſchädigung der Kriegskoſten und der früher erlittenen Plünderungen. Indeß hatten die Deutſchen auch nicht allein geſiegt und konnten alſo auch nicht allein über die Beute verfügen.

lange der gute Miſſionär in Iſfahan war. Dieſer reiſte nach Schiraz und als er nach einigen Wochen wieder hieher zurückkam, fand er ſeinen Chriſten wieder als wilden Perſer und Schiiten. Er war höchſt aufgebracht, citirte ihn vors Gericht und wollte wenigſtens ſeine 25 Dukaten zurück haben. Die Richter waren ſchon verlegen in Hinſicht des Urtheils, als der Perſer ganz naiv bemerkte: ‚Mein lieber Sahib (Herr), du haſt mir 25 Dukaten gegeben, ich war dafür drei Wochen lange Chriſt. Ich gebe dir nun wieder 25 Dukaten, ſey du drei Wochen lang Muhamedaner.‘“

Genug, um die heutigen Perſer einigermaßen zu charakteriſiren. Der Schah iſt ſchwach, die Armee, die Verwaltung, die Finanzen ſind im diſſoluteſten Zuſtande. Nicht einmal der barbariſchen Turkomannen können die Perſer Meiſter werden, die ungeſtraft an ihren Grenzen plündern und die friedlichen Einwohner als Sklaven wegſchleppen. Bei dem fanatiſchen Türkenhaß dieſer Perſer, der jedes energiſche Zuſammenſtehen der Muhamedaner hindert, begreift man leicht, welches bequeme Feld von Intrigue hier der ruſſiſchen Diplomatie geöffnet iſt, und die engliſche Diplomatie iſt zu träge geworden, um ihr kräftig genug entgegenzuwirken.

Alſo konnte Rußland, unbekümmert um Perſien, im Rücken dieſes Landes vorgehen und ſeinen Keil zwiſchen die zahlreichen und tapfern, aber immer uneinigen und unter ſich im Krieg befindlichen Turkomannen und Usbeken hineintreiben, auf dem kürzeſten Wege nach Britiſch-Indien. Unter dem Vorwand, das ruſſiſche Gebiet gegen die turkomanniſchen Räuber ſchützen zu müſſen, wie Fürſt Gortſchakof die europäiſchen Großmächte tröſtend und beruhigend verſicherte, wurde ruſſiſcherſeits immerfort erobert. Am 9. Mai 1865 erfocht der ruſſiſche General Tſchernajef einen Sieg über die Turkomannen von Kokhand unter ihrem Chan Sabik Keniſſarim unfern von der Hauptſtadt Taſchkund und eroberte dieſe Stadt. Nun brach

zwar Mozaffar, der Chan von Bochara, mit 40,000 Mann gegen die Ruſſen auf, wurde aber am 20. Mai 1866 bei Irdſchar durch deren Artilleriefeuer in wilde Flucht gejagt. Die Ruſſen haben hierauf auch die berühmte alte Hauptſtadt Samarkand beſetzt und Perſien den Beſitz von Herat abkaufen wollen. Somit ſtehen ſie den Grenzen von Engliſch-Oſtindien ſchon ganz nahe.

Die kleinen Turkomannenſtaaten am Jaxartes, jeder einzelne ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und von Eiferſucht und Neid gegen einander verzehrt, verhalten ſich ganz ſo, wie ſich bisher unſere deutſchen Mittelſtaaten verhalten haben. Die Vergleichung iſt für uns nicht ſchmeichelhaft, trifft aber zu. Der Schwäbiſche Merkur vom 22. Auguſt 1867 ſagte ſehr richtig: „Ein Czaar könnte einmal ſeine ungeheuern Mittel benutzen, um den czechiſchen Keil gegen Deutſchland anzutreiben. Solchen Maſſenbildungen gegenüber iſt es äußerſte Pflicht für Deutſchland, auch ſeine Kraft durch Einigung zu ſtärken, um nicht zwiſchen den Großmächten zerrieben zu werden, wie die ſ. g. unabhängigen Staatlein am Jaxartes.“

Die Ruſſen halten ihre Eroberungen in Centralaſien geheim. Nur ſelten gelangen vereinzelte Nachrichten davon nach Europa. Daß ſie niemand beunruhigen dürfen, hat Fürſt Gortſchakof in einem Umlaufſchreiben an die Großmächte ausdrücklich erklärt. Rußland, behauptet er, habe eine rein defenſive Stellung in jenen fernen Regionen, es wolle nur ſeinen Handel gegen die Räubereien der Turkomannen beſchützen und Taſchkund ſey die letzte Station, deren es zu dieſem Behufe bedürfe. Nun verhält es ſich aber, wie ſich von der unabläſſigen Eroberungsluſt Rußlands erwarten läßt, in der Wirklichkeit ganz anders, als in den beſchönigenden Umlaufſchreiben der ruſſiſchen Diplomatie. Aufſchluß darüber verdanken wir dem bekannten Reiſenden Vambery, der, wie er in ſeinen Skizzen aus Mittelaſien 1865 erzählt, als Derwiſch verkleidet von Perſien aus die ganze turkoman-

niſche Steppe durchwanderte. Im Jahr 1862 fand er die Bevölkerung daſelbſt, wie ſie in folgender Skizze geſchildert iſt.

„Die unabhängigen Turkomannen ſind gleich den arabiſchen Beduinen, von denen ſie ihre feurigen Pferde entlehnt haben, nur räuberiſche Nomaden. Pflege ihrer Roſſe und Raub ſind ihr einziges Tagewerk. Jeder würde ſich entehrt achten, wenn er irgend eine andere Arbeit verrichtete. Die Arbeit überlaſſen ſie ihren Weibern und Sklaven. Sie rauben Sklaven von allen ihren Nachbarn und brauchen ſie entweder zur Arbeit, oder geben ſie gegen ein bedeutendes Löſegeld wieder frei, oder verkaufen ſie nach China. Die meiſten Sklaven holen ſie aus Perſien. Die Perſer ſind feig.“ Vambery erzählt ein Beiſpiel, wie ein einziger Turkomanne fünf bewaffnete Perſer gefangen nahm, ohne daß ſie ſich nur wehrten. Sie baten nur um einen Strick und banden ſich ſelber die Hände. So ungeheuer iſt das moraliſche Uebergewicht des heroiſchen Barbaren über die Memmen der Civiliſation. Alle Vorzüge der Tapferkeit, Ehrlichkeit und Gaſtlichkeit der Barbaren ſind aber leider mit Unbarmherzigkeit gepaart. Der Verfaſſer ſah haarſträubende Scenen, wie perſiſche Gefangene mißhandelt wurden, wie ganze Säcke voll abgeſchnittener Köpfe als Trophäen eingebracht wurden. Am grauſamſten benehmen ſie ſich in ihren Stammfehden. Sie ſind nämlich in viele unabhängige Stämme getheilt, unter denen die Blutrache gilt, wie in einzelnen Familien.

Nach einer ſehr mühevollen Wanderung durch eine übrigens majeſtätiſche Wüſte kam Vambery nach Chiwa, deſſen grauſamer Chan beſonders gegen Fremde argwöhniſch war. Ein boshafter Afghane, der mit der Karawane gereist war und deſſen Scharfblick in unſerem Reiſenden den Europäer erkannt hatte, wollte ihn jetzt denunciren, aber der Anſchlag ging fehl, da ein ehemaliger Geſandter des Chans in Conſtantinopel, der Vambery dort kennen gelernt hatte, ſich

für ſeinen Derwiſchſtand und ſeine Abſicht, heilige Gräber zu beſuchen, verbürgte. Der Chan ſelbſt ließ ſich von dem reiſenden Derwiſch ſegnen und wollte ihm Reiſegeld geben, was jener aber nicht annahm, um nicht aus ſeiner geiſtlichen Bettlerrolle zu fallen. Die Bewohner Chiwas gehören dem Stamme der Usbeken an, die Vambery immer Oesbegen nennt. Er erklärt ſie für das ehrlichſte und tüchtigſte Volk, das er in Mittelaſien kennen gelernt habe.

Dennoch ſah er in Chiwa 300 Kriegsgefangene vom Stamm der Tſchaudors niedermetzeln. „Während man mehrere zum Galgen oder Block fortführte, ſah ich ganz dicht neben mir, wie acht Greiſe auf einen Wink des Henkers ſich mit dem Rücken auf die Erde niederlegten. Man band ihnen Hände und Füße, und der Henker ſtach ihnen der Reihe nach beide Augen aus, indem er, auf die Bruſt eines jeden niederknieend, nach jeder Operation das von Blut triefende Meſſer an dem weißen Barte des geblendeten Greiſes abwiſchte. Grauenvoll war die Scene, als nach dem ſchrecklichen Acte die Opfer, von ihren Stricken befreit, mit den Händen herumtappend aufſtehen wollten! Manche ſchlugen mit den Köpfen an einander, viele ſanken kraftlos zu Boden und ſtießen ein dumpfes Geſtöhn aus; die Erinnerung daran wird, ſo lange ich lebe, mich zittern machen.“

Die Reiſe wurde in der Richtung von Bochara fortgeſetzt. Am Oxus traf man zum erſtenmal auf Kirgiſen, mit denen ein lebhafter Austauſch von Waaren ſtattfand, wobei Käufer und Verkäufer zu Pferde ſaßen, ein berittener Jahrmarkt. Als unſer Ungar ein Kirgiſenweib frug, wie ſie es aushalten könne, ihr Leben lang ohne Heimath umherzureiten, gab ſie ihm zur Antwort: Sonne, Mond, Sterne, Waſſer, Wolken und Wind und alle Thiere bewegen ſich, nur die Erde und die Todten bleiben liegen! Der Oxus iſt ſehr ſandig, daher ſchwer zu beſchiffen, und die Rectificirung ſeines Bettes dürfte den Ruſſen, wenn ſie einmal dort Herren würden, große Mühe

machen. Chiwa iſt eine Oaſe in der Wüſte, die Vambery daher auch auf ſeiner Weiterreiſe abermals durchmeſſen mußte. Ein heißer Sandſturm überfiel die Karawane und augenblicklich legten ſich Kameele und Menſchen dicht auf den Boden nieder. Der Durſt war unerträglich und der Reiſende wäre umgekommen, wenn er nicht in der Nähe von Bochara ein paar perſiſche Sklaven gefunden hätte, die ihm mitleidig Waſſer gaben. In Bochara hatte er wieder vielem Mißtrauen zu begegnen, benahm ſich aber immer mit Ruhe und Zuverſicht und log ſich wieder glücklich durch. Die Stadt iſt bedeutend für den Handel und zugleich eine hohe Schule des Islam, die Metropole der Sunniten jenſeits von Perſien, daher voll Fanatismus. Der jetzige Emir Mozaffar ed-din Chan wird als gutmüthig geſchildert und als Volksfreund bei großer Strenge gegen die höheren Claſſen. Da er aber das Herkommen erhalten will, ſind keinerlei Reformen von ihm zu erwarten. Er war damals auf einem ſiegreichen Feldzug in Khokand und Vambery ſah ihn erſt in Samarkand.

„Der ganze Strich Landes dieſſeits des Oxus bis zum Hindukuſch und Herat war von jeher das Feld fortwährender Zänkereien und Kriege, ſowohl der darauf befindlichen kleinen Raubſtaaten, von denen wir nur Kunduz, Chulum, Belch, Aktſche, Serepul, Schiborgan, Andchuy und Maymene anführen wollen, als auch der benachbarten Emire von Bochara und Kabul, die, um ihre Eroberungspläne zu fördern, entweder die Flamme der Zwietracht anfachten, oder ſich einmiſchend eine oder die andere Stadt an ſich riſſen, in ein Abhängigkeitsverhältniß brachten und zu ihren Zwecken brauchten. Die letztgenannten Fürſten waren die Hauptrivalen auf dieſem Felde. Bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts hatte Bochara mit geringen Ausnahmen überwiegenden Einfluß ausgeübt, in neuerer Zeit wurde es aber von den Afghanenſtämmen der Durani, Sabdufi und Barekſi

verdrängt, und Doſt Mohammed Chan gelang es theils durch Gewalt, theils durch Liſt, ſämmtliche kleine Staaten mit Ausnahme Bedachſchans und Maymenes unter ſein Scepter zu bringen. Er ſchuf die Provinz Turkeſtan und ernannte zu deren Hauptſtadt Belch, welches der Sitz eines Serdars mit 10,000 Mann theils Paltan (regulären Truppen), theils eingeborener Miliz und drei Batterien Feldgeſchütz wurde. An dem Beſitz des gebirgigen Bedachſchan war dem energiſchen Doſt Mohammed Chan nicht viel gelegen, der eingeborene Fürſt erklärte ſich zu ſeinem Vaſallen, und der Afghane war für den Augenblick befriedigt. Anders verhielt es ſich mit Maymene, das auf der Hälfte des Weges nach Bochara liegt und ſowohl von Jar Mohammed Chan als von Doſt Mohammed Chan mehrmals vergebens belagert wurde. 1862, als der alte Barekſi-Fürſt gegen das ungetreue Herat zum letzten Mal ſein Schwert zog, zitterte ganz Mittelaſien, doch Maymene widerſtand auch diesmal, die Tapferkeit der dortigen Oesbegen wurde ſprüchwörtlich, und man kann ſich denken, wie ſtolz die Stadt war, als ſie beim Tode Doſt Mohammed Chans ausrufen konnte, daß unter allen Nachbarſtädten nur ſie allein den afghaniſchen Fahnen nicht gehuldigt hätte. Der Tod Doſt Mohammed Chans, eines der wichtigſten Ereigniſſe in der Geſchichte Mittelaſiens, wurde gleich als Vorabend großer Veränderungen und politiſcher Wirren angeſehen. Der Emir von Bochara wollte zuerſt die Gelegenheit benutzen; trotz ſeines berüchtigten Geizes ſchickte er dem kleinen Maymene 10,000 Tilla als Unterſtützung, und es wurde verabredet, daß der Emir bald den Oxus überſchreiten ſollte und man ſo viribus unitis die Afghanen, den gemeinſchaftlichen Feind, angreifen wollte. Doch iſt der jetzige Herrſcher Maymenes ein 22jähriger feuriger junger Mann, der, zu ungeduldig, um ſeinen Alliirten zu erwarten, auf eigene Fauſt den Kampf begann, und nachdem er den Afghanen einige kleine Orte abgenommen hatte, ſein Burgthor mit

300 langbehaarten Schädeln ſchmückte. Während unſeres Aufenthalts in der Stadt wurden gerade Vorbereitungen zu andern großartigen Kämpfen getroffen."

Weiter noch handelt Vambery von den Völkern, die er kennen lernte, und nennt alle Namen ihrer Stämme, wie auch der kleineren Clane oder Horden, in die ſie zerfallen. Ihr Unabhängigkeitsſinn iſt ſo groß, daß der Reiſende ſagen zu müſſen glaubt, es ſey eigentlich niemand unter ihnen, der befehle, und niemand, der gehorche. Von der Tapferkeit und Ehrlichkeit der ganzen turkomanniſchen Race, der alten Turanier, war oben ſchon die Rede. Vambery rühmt die Schärfe und Kühnheit ihres Blicks. Es iſt gewiß ſchade, daß dieſe ritterliche Race, weil ſie niemals einig iſt, früher oder ſpäter das Loos der Kaukaſier erleiden muß, nämlich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen zu werden. Hier ſtehen ſich die beiden Extreme nobler Barbarei und unnobler Beamtencorruption des modernen Polizeiſtaats in grellſter Art gegenüber.

Durch die Hadſchis, mit denen Vambery reiste, erfuhr er auch viel über die chineſiſche Tatarei, deren Verwaltung ihm als ſehr milde und befriedigend geſchildert wurde.

Am Schluß werden die großen Plane Rußlands in jenen Regionen beſprochen. „Die Frage, ob Rußland ſich mit Bochara begnügen, ob es den Oxus als Grenze ſeines Einfluſſes und ſeiner Plane bezeichnen wird, iſt ſchwer zu beantworten. Ohne uns in beſonders tiefe Combinationen einzulaſſen, können wir es als ſehr wahrſcheinlich ausſprechen, daß der Hof von St. Petersburg für ſeine jahrelang durch die große Wüſte mit Mühe und Koſten verfolgte Politik eine reichere Belohnung ſuchen wird, als die Oaſenländer Turkeſtans. Wenigſtens möchte ich den Politiker ſehen, der behaupten wird, daß das in den Beſitz Turkeſtans gekommene Rußland wird unterlaſſen können, in Afghaniſtan und im nördlichen Indien, wo

politiſche Manöver immer einen fruchtbaren Boden finden, mittelbar oder unmittelbar aufzutreten."

„Rußland hat Taſchkund eingenommen, weil es als ſtarke Baſis ſeiner ferneren Operationen ihm unentbehrlich ſchien, nicht aber darum, um hiermit eine Schutzmauer gegen die ſchon erlangten Beſitzungen aufzurichten. Durch Taſchkund jedoch hatte ſich der Hof von Petersburg auch mit dem Chanat von Bochara in Feindſeligkeiten verwickelt. Wie bekannt, hatte der Emir durch ſeinen Feldzug 1863 das nominelle Recht der Suzeränetät über die weſtlichen Theile Turkeſtans ſich erworben, und wenngleich nach ſeinem Abzuge alles wieder ins frühere Geleis kiptſchakiſcher Willkür und Parteikämpfe zurückkehrte, ſo glaubte er dennoch ſein Recht über ganz Khokand geltend machen zu können. Er ſchrieb daher an den Commandanten der neueroberten Stadt einen drohenden Brief, in welchem er ihn zur Räumung der Feſtung aufforderte." Der ruſſiſche General Tſchernajef rückte gegen Bochara, aber zu übereilt und mußte umkehren. An ſeine Stelle trat General Romanowsky, welcher glücklicher operirte, bei Irdſchar einen Sieg erfocht und die Stadt Chodſchend eroberte. „Die kriegeriſchen, mächtigen und einflußreichen Kiptſchaken haben als alte Feinde der ſo oft eindringenden Bocharioten, die ihnen den verhaßten Chudajar-Chan aufdringen wollten, ſich gleich zu den Ruſſen geſchlagen. So viel iſt auf der Hauptoperationslinie im Chanat von Khokand geſchehen. Auch an den angrenzenden Punkten, öſtlich ſowohl als weſtlich, hat man im ſtillen das Werk der Umgeſtaltungen begonnen. Von der chineſiſchen Tatarei hören wir, daß dort ſeit 1864 die chineſiſchen Beſatzungen verdrängt und von einer nationalen Regierung erſetzt wurden. Erſt waren es die Wirren der Tunganis, ſpäter erfolgte die Befreiung von Choten, Jarkend, Akſu und Kaſchgar, und wenngleich dieſen Wirren die traditionelle Luſt der Freibeuterei der khokander Chodſchas zu Grunde

liegen mag, ſo wollen doch viele mit Beſtimmtheit wiſſen, daß der Hof von Petersburg dieſe revolutionären Auftritte begünſtigt, ja, daß die Kiptſchaks, die heute im Beſitze von Kaſchgar ſind, mit ruſſiſchen Waffen dahin gelangten. Das iſt das gewöhnliche Vorſpiel der ruſſiſchen Intervention."

Bochara iſt für die Ruſſen zu wichtig, als daß ſie ſich nicht darin feſtſetzen ſollten. „Daß dieſe Kataſtrophe, die letzte Stunde der Selbſtändigkeit Transoxaniens nicht mit ſolcher Leichtigkeit herbeigeführt werden wird, wie die bisherigen Waffenthaten in Mittelaſien, iſt wohl einleuchtend. Schon ſehe ich mit des Geiſtes Augen die wahnſinnige Schaar der Mollahs, Iſchane, die Tauſende der Studenten, wie ſie, um den Dſchihad (Religionskampf) zu predigen, in den Chanaten unter Afghanen, Turkomannen, Karakalpaks mit heiliger Wuth umherwandern, wie ſie, um Gottes Fluch auf den eindringenden Fremdling herabzuflehen, Scenen der tiefſten, andächtigſten Zerknirſchung aufführen. Der Todeskampf wird ein gewaltiger, doch nutzloſer ſeyn. Soweit ich Chiwaer und Afghanen kenne, halte ich die Idee einer gemeinſchaftlichen Allianz mit Bochara für ganz unmöglich. Wie die meiſt kriegeriſchen Afghanen ſich mit einer gutgeordneten Hülfstruppe betheiligen könnten, ſo wäre es auch dem Chan von Chiwa möglich, mit 20—30,000 Reitern der Armee des Emirs ſich anzuſchließen. Doch werden dieſes weder die einen noch der andere thun. So ſind auch die Hunderttauſende wohlberittener Turkomannen, die jenſeit des Oxus bis zur perſiſchen Grenze auf den großen Steppen wohnen, zur Rettung der heiligen Stadt von gar keinem Nutzen. Ihre Iſchane werden wohl, von ihren Ordensbrüdern im edeln Bochara und vom Emir aufgefordert, alles Mögliche thun, um die wilden Söhne der Wüſte zum heiligen Kampf zu bewegen; doch kenne ich die Turkomannen zu ſehr, um nicht zu wiſſen, daß ſie am Dſchihad ſich nur ſo lange betheiligen werden,

als ihnen der Emir einen guten Sold und Ausſicht auf eine noch beſſere Beute gibt, und ſo wie ſie zeitweiſe in afghaniſch-perſiſchen Dienſten geſtanden, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die ruſſiſchen Imperials ſie bald zu den beſten Waffengefährten der Koſacken machen werden."

Vambery fährt fort vorauszuverkündigen, daß die ruſſiſche Eroberung immer weiter nach Süden vorrücken wird. Mit bewaffneter Hand iſt es nicht nöthig, es genügt hier an Beſtechung und Nährung der innern Zwietracht. „Daſſelbe Verhältniß iſt auch in Perſien zu bezwecken. Auch hier hat der Hof von Peterſburg in den letzten Decennien eine ſehr glückliche Karte geſpielt."

Die Betrachtung ſchließt: „Dieſe weitreichenden Plane ſind vielleicht noch nicht das Werk der nächſten Jahrzehnte, beſonders nicht das der Regierung des friedfertigen und gutmüthigen Alexander; doch wer kann uns verſichern, daß nach letzterem kein Nicolaus oder ein noch ſchärferer Typus als dieſer auf dem Throne folgt, der dem Gelüſte eines Timur und Nadir, ſich als vollkommener aſiatiſcher Welteroberer zu zeigen, widerſtehen wird? Man tröſtet ſich mit der großen Entfernung, glaubt man aber, daß Rußland das Invaſionscorps erſt direct von Peterſburg, Moskau oder Archangel auf den Weg dahin ſchicken würde? Wozu dienen die ſüdſibiriſchen Forts, wozu Taſchkund, Chodſchend und ſpäter gewiß auch Bochara und Samarkand, wozu die perſiſch-afghaniſche Allianz?"

Die Engländer werden ſehr getadelt, daß ſie nicht rühriger den Umtrieben Rußlands in Aſien entgegenwirken. Aber auch ganz Europa wird gewarnt. „Die napoleoniſche Prophezeihung in Betreff einer Koſackenherrſchaft in Europa will die heutige Diplomatie, die oft mehr der Mode als dem bon sens huldigt, ſehr lächerlich machen. Doch vergißt man dabei, was eine Macht, die von Kamtſchatka bis zur Donau oder vielleicht bis an die Ufer des adriatiſchen Meeres,

Ihren gerechten Wünſchen einer beſſern Entſchädigung wurden durch die Großmuth des ruſſiſchen Kaiſers und durch die Eiferſucht und ſchlaue Politik der übrigen Mächte, namentlich der Franzoſen ſelbſt, Schranken geſetzt. Man ließ Frankreich groß und mächtig, damit das deutſche Reich es nicht werden möchte, deſſen Wiederherſtellung auf jede Weiſe verhindert wurde. Der letzte Grund jener Großmuth aber war Rückſicht für die Bourbons. Man ſchonte die Franzoſen unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß ſie die legitime Familie wieder freundlich bei ſich aufnähmen. Ludwig XVIII ſollte ihnen die Gnade der Sieger als ſein erſtes Königsgeſchenk darbringen und ſie ſollten ihm dafür zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet ſeyn. Durch Gnade und Großmuth hofften ſie den Abgrund der Revolution zu ſchließen, die alte Wunde zu heilen und alles wieder auf den vorigen Fuß zu ſetzen.

Von Paris begaben ſich die gekrönten Häupter und die ſiegreichen Feldherrn im Juni nach London, um einen Beſuch bei den Engländern, ihren älteſten und treueſten Bundesgenoſſen abzuſtatten. Gegen den Herbſt aber vereinigten ſie ſich alle zu einem großen europäiſchen Congreß in Wien, auf welchem alle noch ſtreitigen Punkte beſeitigt und eine neue Ordnung in ganz Europa hergeſtellt werden ſollte. Bei dieſem Congreß, der im November zu Wien eröffnet wurde, waren perſönlich gegenwärtig die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern, Würtemberg, und die meiſten kleinen deutſchen Fürſten, von allen übrigen Mächten aber außerordentliche Geſandte. Die größten Staatsmänner der damaligen Zeit waren hier beiſammen, darunter der öſterreichiſche Miniſter Metternich, die preußiſchen Hardenberg und Humboldt, die engliſchen Caſtlereagh und Wellington, der ruſſiſche Neſſelrode, die fran-

von den eiſigen Zonen der Nordſee bis zu den heißen Geſtaden des Iravaddis ſich erſtrecken wird, bei unſern heutigen Communicationsmitteln vermag."

Seit 1864 hat Rußland am Jaxartes ungeheure Fortſchritte gemacht. Taſchkund liegt nicht am Ende der ruſſiſchen Truppenbewegungen, ſondern öffnet ihnen im Gegentheil erſt den Weg, den ihnen die ruſſiſche Eroberungspolitik vorgezeichnet hat. Schon haben ſie die bisher immer widerſpenſtigen Kirgiſen überflügelt und zum Gehorſam gebracht und ſich dadurch die Heerſtraße geſichert, die ſie bereits nach Bochara und Samarkand geführt hat. Dies iſt der Weg, auf welchem ſie gegen das engliſche Oſtindien vorbringen ſollen. Es eilt nicht und läßt ſich auch nicht ſchnell bewerkſtelligen, ruſſiſche Truppen bis nach Oſtindien zu führen; allein Rußland bereitet ſich darauf vor. Es ſichert ſich vor allem die Heerſtraße durch Unterwerfung der unter ſich ſtets uneinigen tatariſchen Nomadenſtämme, durch Eroberung und ſtarke Befeſtigung der wichtigſten Stationen, durch kleinere Befeſtigungen auf der ganzen Operationslinie (wie im Kaukaſus), namentlich in der Wüſte durch Befeſtigung und Ueberwachung der Brunnen. Trotz tapferer Gegenwehr ſind die Nomaden überall von den Ruſſen geſchlagen worden, da ſie nicht zuſammenhalten, ſondern Kirgiſen und Turkomannen einander ſelbſt bekämpfen. Die Chane ſind brutal und rennen ſelbſt in ihr Unglück, der von Bochara gab den Ruſſen durch ſeine Anforderungen, indem er ſich als Oberherr von Turkeſtan geberdete, erwünſchten Vorwand, ihn anzugreifen und Bchara zu erobern. So rückten die Ruſſen immer weiter vor.

Vambery hält es für unmöglich, daß die Ruſſen ſo tief in Aſien vorgedrungen ſeyn ſollten, um wieder zurückzugehen. Nein, ſie werden Samarkand beſetzen, dem Chanat von Bochara, wie dem von Chiwa ein Ende machen und das ganze mittlere Aſien nördlich von Perſien

und Afghaniſtan erobern. Dann ſind ſie nur noch durch Afghaniſtan vom brittiſchen Reich in Oſtindien getrennt; aber die Afghanen ſind Feinde der Engländer und zu ſtupide, um zu begreifen, daß ihnen die Ruſſen noch viel gefährlicher werden würden. Daher hat die ruſſiſche Intrigue leichtes Spiel in Afghaniſtan und nicht minder in Perſien. Die ruſſiſche Regierung verſteht den alten Haß der muhamedaniſchen Reiche gegen die Engländer ebenſo liſtig und rührig auszubeuten, wie die ewigen Zwiſtigkeiten unter den Muhamedanern ſelbſt. Während die engliſche Regierung hochmüthig auf die Aſiaten herab ſieht und ſich keinerlei Mühe gibt, ſie zu gewinnen, läßt ſich der Ruſſe herab, ihnen zu ſchmeicheln. Ueberall hat Rußland ſeine Agenten, beſticht die Häuptlinge, reizt die muhamedaniſchen Kaufleute gegen die Engländer auf, kennt alle Verhältniſſe und Perſonen, bezahlt ſeine Agenten gut, gewährt ihnen Anſtellungen in den eroberten Ländern und thut das alles im Stillen, ohne damit zu prahlen. Gute Dienſte leiſten ihm beſonders die armeniſchen Kaufleute, die überall in Aſien herumkommen. Zu alledem kommt noch, daß der Ruſſe vermöge ſeiner ſklaviſchen Natur und geringen Bildung den ritterlichen Muhamedanern nicht imponirt und daß ſeine Gutmüthigkeit gefällt, während die kalte Hoffahrt der Engländer ihnen zwar imponirt, ſie aber abſtößt.

Man hat früher geglaubt, Rußland werde vom Süden des kaſpiſchen Meeres aus, auf einem mehr weſtlichen Wege dem Oxus entlang vordringen; allein dieſer Fluß leidet keine Dampfſchiffe und durchfließt zu öde Wüſten. Deshalb ſind die Ruſſen vom Aralſee aus auf einem viel weiter öſtlichen Wege am Fluß Jaxartes hinaufgezogen in ſüdlicher Richtung, die ſie gerade nach Afghaniſtan und in die Nähe Oſtindiens führt, wobei ſie Perſien im Weſten liegen laſſen. Sie werden ſich nicht übereilen, ſondern ſich erſt an den Grenzen Afghaniſtans feſtſetzen, bis ihre Operationsbaſis ſtark oder ſicher genug

iſt, um ihnen zu erlauben, mit einer hinlänglichen Streitmacht das engliſch-oſtindiſche Reich zu erſchüttern. Vambery hat daher die ſäumigen Engländer zu beſſerem Aufmerken ermahnt und räth ihnen, alle Mittel anzuwenden, um Afghaniſtan und Perſien zu neutraliſiren, damit dieſe Länder es vor der unmittelbaren ruſſiſchen Annäherung ſchützen. Er macht ſchließlich noch auf die Neigung der Nordamerikaner aufmerkſam, mit ihrer Seemacht in den chineſiſchen und oſtindiſchen Gewäſſern die Landmacht der Ruſſen zu unterſtützen.

Die Eroberung Indiens würde für Rußland nicht blos ein reicher Gewinn und großer Ruhm an ſich ſeyn, ſondern ihm auch als Mittel dienen, die Engländer aus der Levante zu vertreiben. Es ſtrebt nach dem Beſitz aller muhamedaniſchen Länder, auch der türkiſchen, um die ganze Oſtſeite des Mittelmeers den europäiſchen Weſtmächten zu verſchließen. Es ſchöpft aus ſeinem unermeßlichen Reiche, nachdem es jetzt auch die kriegeriſchen Völker des Kaukaſus, der Turkomannen- und Kirgiſenſteppe unter ſeine Botmäßigkeit gebracht hat, eine ungeheure Waffenmacht, groß genug, um nach Eroberung der Türkei und bei fortgeſetzter ſchlauer Benutzung unſerer Uneinigkeit und Verblendung dereinſt unter einem kühnen Kaiſer auch das ganze germaniſche und romaniſche, proteſtantiſche und katholiſche Europa zu überwältigen.

Auch in Hinteraſien machte Rußland große Eroberungen. In demſelben Jahr, in welchem die Ruſſen im Krimkriege unterlagen und ihre Poſition an den Donaumündungen verloren, nahmen ſie das große Flußgebiet des Amur in Beſitz, freilich weit hinten in Aſien, ſo daß man es in Europa kaum merkte. Das Land iſt wenig bevölkert, wenig cultivirt, aber eine unſchätzbare Erwerbung, indem der Fluß dem ruſſiſchen Sibirien den bequemſten Weg zum ſtillen Ocean öffnet. „Im Jahr 1854 ging die erſte große militäriſche Expedition unter Murawiews perſönlicher Leitung den Amur hinab.

Damals, als der orientaliſche Krieg ausbrach, kam es darauf an, die ruſſiſchen Kriegsſchiffe im ſtillen Ocean ſchnell mit den nöthigen Lebensmitteln und Schießbedarf zu verſehen. Keine Zeit war zu verlieren, und Murawiew ruderte mit einer kleinen Flotte und Armee in das Gebiet eines benachbarten Staates, mit dem Rußland im Frieden lebte. Ein Dampfer, fünfzig große Barken und zahlreiche Flöße, beladen mit Geſchütz und 1000 Koſacken, gingen den Amur hinab und legten ſich ruhig vor der mandſchuriſchen Stadt Aigun vor Anker, wo die ſchlecht bewaffneten chineſiſchen Soldaten aufgeſtellt waren. Die Ruſſen ſchauten mitleidig auf ſie herab und ſetzten ihre Reiſe ruhig bis zur Amurmündung fort. Während des orientaliſchen Krieges begann eine engliſch-franzöſiſche Flotte ihre Operationen gegen die ruſſiſchen Küſten am Ochotskiſchen Meere, doch ohne große Erfolge. Murawiew, der die Schwäche der Chineſen und die Trefflichkeit des Amur als Waſſerſtraße kennen gelernt hatte, benutzte letzteren in den folgenden Jahren ganz ungehindert, legte Stationen an und ſetzte ſich auf dieſe Weiſe feſt. Chineſiſche Mandarinen, die mit Vorſtellungen ſich nahten, wurden ungehört fortgeſchickt; man gebrauchte das Recht des Stärkeren und kümmerte ſich wenig um die ‚Himmliſchen'. Von Petersburg aus, wo man das rückſichtsloſe und kühne Vorgehen Murawiew's durchaus billigte, erhielt er fortwährend Unterſtützungen, und in der That war, wenn auch nicht dem Namen nach, im Jahr 1858 alles nördlich vom Amur liegende Land im Beſitze Rußlands. Durch den am 28. Mai 1858 zu Aigun geſchloſſenen und nach dieſer Stadt benannten Vertrag ward Rußlands Eroberung von Seiten Chinas beſtätigt. Was die Landſchaften zwiſchen dem Fluſſe Uſſuri und der mandſchuriſchen Küſte betraf, in denen Rußland auch ſchon feſten Fuß gefaßt hatte, ſo wurde beſtimmt, daß ſie beiden Reichen gemeinſchaftlich gehören ſollten. Dieſes Verhältniß dauerte jedoch nur zwei Jahre, denn bereits am 14. Nov. 1860

trat China, gedrängt durch den ruſſiſchen Geſandten Graf Ignatiew, auch dieſe Länder an Rußland ab, deſſen Grenze bis nach Korea hin vorgeſchoben wurde. Am Amur entwickelte ſich nun ein reges Leben. Schon am 21. Mai 1858 hatte Murawiew die neue Stadt Blagowjestſchensk gegründet; darauf legte er Chabarowka an der Uſſuri-Mündung an und erhob Sofiewsk am untern Amur zu einem Hauptorte, da Mariinsk an einem nicht ſehr praktiſchen Platze lag und der dort vorüberfließende Amurarm nicht das ganze Jahr hindurch ſchiffbar war. Koloniſten wurden herbeigezogen und längs der ganzen Grenze Koſackenſtationen errichtet. Was Rußland früher widerrechtlich beſaß, iſt ihm durch die Verträge von Aigun und Peking nun für alle Zeiten zugeſprochen worden. Auf den erſten Blick aber muß es klar werden, daß die Grenze, wie ſie heute beſteht, immer noch eine proviſoriſche iſt. Rußland beſitzt nur eine Uferſeite des Amur und Uſſuri, und es wird ſicher nicht ruhen, bis es auch die andere erlangt hat. Wenn dann die Zeit kommt, in der das ungeheure chineſiſche Reich in Stücke zerfällt, dann wird auch die ganze Mandſchurei und der herrliche Stromlauf des Sungari an Rußland fallen, das jetzt ſchon die Macht beſitzt, die bezopften Himmliſchen jede Minute in den Golf von Petſchili zu jagen." Aus Andrées Buch „das Amurgebiet" von 1867.

Viertes Buch.

Die Türkei.

Am ſchlimmſten erging es im Verlauf des Jahrhunderts denjenigen Reichen, die aus vielen und verſchiedenen Völkern unnatürlich zuſammengeflickt waren. Solche Staatenungeheuer hatten ſich früher lange behaupten können, theils durch die eiſerne Gewalt des Despotismus, theils durch die Macht der Religion. Seitdem aber dem Despotismus ſo viel Abbruch geſchehen iſt durch die liberalen Forderungen und Volksvertretungen und ſeitdem durch die Schuld der Regierungen ſelbſt die Kirche von der Schule, der fromme Glaube von der Anmaßung und Eitelkeit des Wiſſens unterdrückt worden iſt, ſind die frühern Bande der Einigung gelockert worden und hat ſich das Nationalitätenprincip mit unwiderſtehlicher Gewalt Bahn gebrochen.

Ein trauriges Beiſpiel gab Oeſterreich, welches auseinander zu fallen drohte und durch ein künſtliches Netz nur noch ſehr locker zuſammengehalten wird. Rußland hat zwar auch vielerlei Völker unter

ſich gebracht, doch überwiegt in dieſem Reich der moskowitiſche Kern und trachtet die Regierung unabläſſig, alle Unterthanen zu ruſſificiren, ſtaatlich und kirchlich zu uniformiren.

Mehr als alle andern Reiche leidet die Türkei an der Unvereinbarkeit der Völker, die nominell noch zu ihren Unterthanen gehören. Stück für Stück ſind ihr die Grenzländer durch Rußland abgeriſſen worden, oder haben ſich mehr oder weniger emancipirt, wie Egypten, Tripolis, Tunis, Griechenland, Rumänien, Serbien, Montenegro. Der Reſt der noch unmittelbar dem Sultan gehorchenden Völkerſchaften hat keinen rechten innern Zuſammenhang. Die Alttürken, immer noch der tüchtigſte, ehrlichſte und ritterlichſte Volksſtamm unter allen, ſind doch zu wenig zahlreich, um auf die Dauer die überwiegende Menge der Slaven, Albaneſen, Griechen und der verſchiedenen Völkerſchaften und Sekten in Syrien im Zaum zu halten. Um ſo weniger, als auch die reichen und vornehmen Türken ſchon vielfach von der abendländiſchen Mode, Genußſucht und Glaubensloſigkeit angeſteckt ſind. Um nicht zu ſehr hinter dem Abendlande zurückzubleiben, hat man in der Türkei Reformen vornehmen müſſen, die ſich aber mehr auf Aeußerlichkeiten, Armeeweſen, Finanzſchwindeleien, einige Verbeſſerungen in der Verwaltung und Induſtrie beſchränken, denen aber keine geiſtige und ſittliche Kräftigung zu Hülfe kommt. Die muhamedaniſche Energie verſchwindet und wird durch keine chriſtliche erſetzt. Das griechiſche und ſlaviſche Chriſtenthum hat den Türken niemals imponiren können, und von Wien und Paris, ſelbſt von London brachten ihnen Diplomaten, Glücksritter und Handelsleute auch eher alles, als den Geiſt, der einſt die Kreuzfahrer zum Orient trieb.

An den Türken rächen ſich jetzt die politiſchen Fehler ihrer früheren Sultane. Dieſe Sultane wichen nämlich vom Geſetz des Propheten ab, und anſtatt alles mit Feuer und Schwert auszurotten, was ſich

nicht zum Koran bekannte, übten ſie Toleranz gegen die unterworfenen Chriſten. Aus einem politiſchen Nützlichkeitsgrunde auf Koſten des muhamedaniſchen Princips, alſo jedenfalls ein politiſcher Fehler, weil, was ihnen augenblicklich vortheilhaft war, ihren Nachkommen nothwendig zum Unheil gereichen mußte. Die Sultane fanden nämlich, das niederträchtige Volk der Griechen ſey ihnen, wenn ſie es beim Chriſtenthum ließen, nützlicher, als wenn ſie es zum Islam bekehren würden. Gerade ihre feige Niederträchtigkeit qualificirte ſie zu brauchbaren Sklaven. Auch wurden ihnen die chriſtlichen Griechen als verſchmitzte Werkzeuge außerordentlich nützlich. Der Patriarch der griechiſchen Kirche wurde und blieb der getreueſte Sklave des Sultans, und genoß alle möglichen Privilegien unter türkiſcher Herrſchaft einzig zu dem Zweck, daß neben der römiſchen Kirche noch eine derſelben feindliche griechiſche Kirche beſtehen ſollte. Durch dieſes Schisma brachte der Sultan eine Spaltung unter die Chriſten, die ihm nützlicher war, als wenn er die griechiſche Kirche vernichtet hätte und die ganze Chriſtenheit unter Rom vereinigt worden wäre. Die ihm ſervil gehorchende griechiſche Kirche diente ihm als Barrière gegen Papſtthum und Kaiſerthum des Abendlandes. Ueber dieſer Politik aber haben die Sultane verſäumt, die europäiſche Türkei mit einer compacten muhamedaniſchen Bevölkerung anzufüllen. Die Türken ſind hier als eine ariſtokratiſche Minderheit iſolirt geblieben und das gereicht ihnen jetzt zum Verderben, denn die chriſtlichen Volkselemente wachſen ihnen über den Kopf, und wenn ihnen die Politik des Schisma's auch früher von Nutzen geweſen iſt, ſo wird ſie ihnen jetzt vollkommen von Rußland abgewonnen und zu ihrem Schaden verwendet.

Dieſe Hinfälligkeit der Türkei mußte Rußland nothwendig reizen, ſeine Hände raubgierig darnach auszuſtrecken. Wenn ihm auch das übrige Europa die ſchöne Beute nicht gönnte, ſo waren die europäiſchen

Mächte doch immer viel zu uneinig, um mit gesammter Macht ein für allemal den Russen einen Riegel vorzuschieben und für die Zukunft der Türkei nach einem vernünftigen Plane zu sorgen. Mit Recht spottet Rüffer in seiner Flugschrift über die Balkaninsel der Gesandtschaften in Pera. „Jene europäischen Diplomaten, die sich, so lange der Halbmond sich im Bosporus abspiegelt, in ihren Palästen zu Bujuk-dere auf orientalischen Divans wiegen, dort mit einander in den paradiesischen Strandgärten Blindekuh spielen und sich ab und zu auf Haider-Pascha vom ‚Beherrscher aller Gläubigen' en masse abfüttern lassen, wollen freilich vom Untergang der türkischen Heidenwirthschaft nichts wissen und möchten gleich der edlen Pompadour ‚die Sache nur noch so lange halten, als ich eben lebe.' Es träumt sich gar schön im musikalischen, geheimnißvollen Rauschen der vom Nordostwinde sommerlich heiter durch das Bosporusthor getriebenen Pontuswelle. Es träumt sich dort gar fein und lieblich von dem großen europäischen Concert, in dem der Türke als possierlicher Kerl und nur nebenbei Gurgelabschneider allezeit aus besonderer Gefälligkeit die Schenellen oder die Triangel rührt. Ach, es ist gar hübsch, schlau zu seyn, wenn man seinen Kopf dabei nicht anzustrengen braucht. Aber die Wirklichkeit, ma foi, die böse Wirklichkeit! Schon haben sich die Türken selbst zweimal mit allem Glanze aufgegeben, und wer sich selbst zweimal als ‚kranken Mann' geberdet, darf sich nicht eben wundern, wenn er dann endlich beim drittenmale als völlig ‚todter Mann' zum Tempel hinausgetragen wird. Und daher wird auch der Tag kommen, wo die lustigen Lebemänner von Bujuk-dere im Unisono mit ihren occidentalischen Standesgenossen gleich Kapodistrias ausrufen werden: ‚Nous voilà à bout de notre latin!'"

England und Frankreich, welche sich in die Herrschaft über das Mittelmeer getheilt haben, werden niemals zugeben, daß durch Eroberung Constantinopels Rußland in der Levante Herr werde. Darin

lag die Bedeutung des Krimkriegs. Da unterdeß aber der Verfall der Türkei und die geheimen Umtriebe Rußlands, durch welche die christlichen Unterthanen des Sultans zur Empörung gereizt werden, immer fortdauern, versucht die Regierung des Sultans nach dem Vorgang der egyptischen, durch Reformen im Innern die alttürkische Barbarei und muhamedanische Ausschließlichkeit immer mehr zu beseitigen und den türkischen Staat den christlichen Nachbarstaaten immer ähnlicher zu machen.

Das geschah freilich nur allmälig, und anfangs nur in einer plumpen und oberflächlichen Weise. Man steckte z. B. die türkischen Soldaten in die Uniformen der christlichen Heere, so widernatürlich und geschmacklos, daß sie wie geputzte Affen aussahen und alles Ehrwürdige, wie auch die kriegerische Grazie des Orientalismus dabei verloren ging. Dabei dauerte unter dem gutmüthigen und schwachen Sultan Abdul-Medschid die echt orientalische Serailwirthschaft fort. Seine Damen verschwendeten ungeheure Summen, die der Staatsverwaltung und der Armee entzogen wurden. Im Jahr 1860 starb im Serail eine alte Sklavin, die nach und nach zur Schatzmeisterin aufgestiegen war, den Schönen des Harems alles, was sie nur wünschten, verschafft, sich selbst aber dabei ein Privatvermögen von 150 Millionen Piastern erspart hatte, welches sie doch ehrlich genug war, dem Sultan, ihrem Herrn, zu vermachen.

Der Sultan starb am 25. Juli 1861 an Erschöpfung in noch nicht vorgerücktem Alter. Da im Hause Osman das Seniorat gesetzlich ist, wurde des Sultans Bruder Abdul Aziz, geb. 1830, sein Nachfolger und der älteste Sohn des Sultans, Mehemed Murad, geb. 1840, übergangen. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Sultan war, die häßliche Uniformirung der Armee wieder abzuschaffen und dafür die bequeme und kleidsame Tracht einzuführen, welche die französischen Zuaven in Algerien angenommen hatten.

zösischen Talleyrand und Dalberg, der holländische Gagern, der dänische Bernstorf, der bayrische Wrede ꝛc. Die Unterhandlungen waren von der größten Wichtigkeit, denn obgleich einer der schwierigsten Punkte, die neue Anordnung in Frankreich, schon erledigt war, so blieben doch noch sehr verwickelte Fälle zu entscheiden übrig. In der Hauptsache waren die Monarchen einig. Sie wollten einen allgemeinen Frieden in ganz Europa herstellen und den Völkern auf lange Jahre Ruhe und Wohlstand sichern. Ein schöner großmüthiger Eifer beseelte sie alle. Aber die Ausführung war unendlich schwierig. Hier widersprachen sich zu viele alte und neue Rechte und Interessen, und man konnte nicht allen zugleich genügen. Alle, die seit der Revolution verloren hatten, wünschten eine völlige Herstellung des Alten. Alle, die seitdem gewonnen hatten, wollten es behalten. Diese letztern bildeten jetzt die besiegte schwächere Parthei, die erstern aber waren die Sieger. Dennoch hatte die Revolutionszeit lange genug gedauert, um vieles von dem Alten gänzlich auszurotten, so daß es nicht einmal Vertheidiger mehr fand, und wie billig sahen die Monarchen bei dem, was sie zum Heil der Völker thun wollten, weniger auf die Vergangenheit, als auf die Zukunft. Sie stellten daher keineswegs alles Alte wieder her, und zerstörten keineswegs alles Neue der Revolution, sondern suchten von beiden das zu behalten, was entweder wahrhaft heilsam war, oder was sich wenigstens ohne große Gewalt und Ungerechtigkeit nicht ändern ließ. Die Entscheidung war aber nicht leicht. In sehr vielen Fällen widersprachen sich die Rechte und Ansprüche dergestalt, daß eine Parthei nothwendig leiden mußte. So wurde denn viel gestritten.

Das ſchwerſte Hinderniß für eine durchgreifende Reform der Türkei war der muſelmänniſche Fanatismus der alttürkiſchen Volkspartei unter dem Einfluß der Ulemas. Die Großen des Reichs hegten dieſen Fanatismus nicht mehr, ſondern ahmten gern europäiſche Sitten nach und tranken bei Feſtlichkeiten mit den Chriſten um die Wette, wenn gleich der Koran den Wein verbietet. Die chriſtlichen Miſſionäre genoſſen Duldung, ohne Fortſchritte zu machen, denn der gebildete Türke wollte mit dem Chriſten lieber trinken, als beten. Am wenigſten paßte die evangeliſche Miſſion hierher in den Süden, wie ſie auch in Italien und Spanien niemals Fortſchritte gemacht hatte.

In den erſten Tagen des Auguſt 1864 geriethen die Alttürken in Grimm gegen die proteſtantiſchen Miſſionäre in Conſtantinopel und einige der letztern wurden in Verhaft genommen, weil ſie in der türkiſchen Hauptſtadt gewagt hatten, dem Islam allzukühn zu trotzen. Man hatte ihnen erlaubt, proteſtantiſchen Gottesdienſt zu halten, Schulen zu errichten, Bibeln und Tractätlein zu drucken, und frug auch nichts darnach, wenn ſie unter der Hand einige Proſelyten machten. Als aber ein von ihnen bekehrter angeſehener Türke öffentlich und mit Oſtentation den Islam abſchwur, ein anderer eine den Islam ſchmähende Schrift drucken ließ und viele eine Petition an den Sultan vorbereiteten, worin ſie baten, eine Moſchee der Hauptſtadt in eine proteſtantiſche Kirche umwandeln zu dürfen, ſchritt der Sultan zu Gunſten des Islam ein und zog den Miſſionären eine beſtimmte Grenze. Sie ſollten ferner geduldet werden, ſich aber aller Angriffe auf den Islam enthalten. Auch in Smyrna zeigte ſich damals große Aufregung unter den Türken und die Chriſten daſelbſt kamen in Beſorgniß. Um die Miſſionäre zu entſchuldigen, verbreitete man die etwas unwahrſcheinliche Meinung, die alttürkiſche Partei ſelbſt habe jene Angriffe auf den Islam machen laſſen, um nicht

ſowohl die Miſſionäre ſelbſt, als vielmehr Fuad Paſcha zu verdächtigen, den ſie als Reformer und Chriſtenfreund haßten.

Ein erſter wichtiger Schritt zur Reformirung des Islams war am 4. Oct. 1865 der in einer türkiſchen Miniſterconferenz gefaßte Beſchluß, das Grundeigenthum der Moſcheen, wenn es auch von den Ulemas fort verwaltet wurde, doch einer Staatsſteuer zu unterwerfen. Es war durch Schenkungen ungeheuer angewachſen.

Unter den türkiſchen Vaſallenſtaaten, die ſchon faſt ganz unabhängig waren, nimmt zunächſt Rumänien oder die vereinigte Wallachei und Moldau unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Das gemeine Volk ſpricht hier noch eine romaniſche Mundart, weil das Land zu den Zeiten der Römer eine römiſche Provinz war. Der Adel der ſ. g. Bojaren iſt theils ſlaviſcher, theils griechiſcher Abſtammung, ſofern die vormaligen Hoſpodare ſich gern verſchmitzter Griechen bedienten, die dann im Lande die erſte Rangſtufe einnahmen. Dieſe Bojaren ſind in noch höherem Grade als die ruſſiſchen „Tataren in Glacehandſchuhen," die brutale Roheit verſteckend in eleganter europäiſcher Modetracht. Bisher hatte Rußland lange Zeit hindurch ſeine ſchwere Hand auf die beiden Donaufürſtenthümer Wallachei und Moldau gelegt, nach dem Krimkrieg wurden ſie durch den Pariſer Frieden von 1856 frei und unter franzöſiſchem Einfluß ſogar in ein Fürſtenthum Rumänien geeinigt 1859. Der erſte Fürſt dieſes neuen Reiches war der von Frankreich begünſtigte Alexander Couza, der wohl den guten Willen hatte, das arme Volk aus ſeiner tiefen Barbarei herauszureißen, aber zu übereilt mit Reformen vorſchritt und die Achtung dadurch einbüßte, daß er und ſeine mitgebrachten Handlanger ſich perſönlich zu bereichern trachteten. Mit dem gemeinen Volke ſelbſt verdarb er es, indem er deſſen griechiſche Kirche zu ſchwächen und zu berauben verſuchte. Am 26. Auguſt hob er in ganz Rumänien die Frohnden auf und erlaubte den Bauern, Grundeigenthum zu beſitzen,

was vorher nur den Bojaren zustand. Als er aber am 12. Jan. 1865 den julianischen Kalender der griechischen Kirche abschaffte und dafür den gregorianischen des Abendlandes einführte, als er die griechische Synode in Rumänien für selbständig und unabhängig vom Patronat in Constantinopel erklärte und sogar die Civilehe einführte, entstand der Verdacht, er wolle Rumänien überhaupt von der griechischen Kirche abwendig machen.

Wenn die Slaven in der Bulgarei ihre nationale Sprache auch im Cultus gebrauchen wollten und sich von der griechischen zur lateinischen Kirche hinneigten, um wie viel näher lag es noch den Rumänen, deren Sprache noch auf lateinischer Grundlage ruht, gleichfalls die griechische Kirchensprache zu verdrängen. Couza verfuhr sehr summarisch, zog die griechischen Klostergüter ein, mißhandelte den griechischen Klerus und setzte den Metropolitan Milesko gefangen, unter dem Vorwand der Sittlichkeit. In einem Rescript vom 7. Nov. 1860 heißt es: „Was soll man von den Frauen sagen, die Morgens geschieden, Abends schon wieder verheirathet sind?“ Und wird dem Metropolitan vorgeworfen, so lüderliche Ehen geduldet und eingesegnet zu haben. Um Aufklärung zu verbreiten, gründete Couza zu Jassy eine Universität, natürlich nur das Aushängeschild davon, denn in einem Lande, das keine Schulen, nicht einmal Straßen hatte, kam eine Universität zu früh. Weil die Bojaren eine Hauptstütze des griechischen Kirchenthums, wie auch der alten Barbarei und Sclaverei im Volke waren, suchte Couza auch ihre alte Macht zu brechen und seinen neuen Thron auf breitester demokratischer Grundlage aufzubauen. Zu diesem Behuf bereitete er eine Emancipation der Bauern vor. Die Bojaren waren darüber sehr unzufrieden, aber ihr Vorkämpfer Kartarzi wurde im Sommer 1862 meuchlings erschossen.

Um diese innere Reform von außen zu unterstützen und zugleich womöglich den insurgirten Polen zu helfen, trat Couza in Verbindung

mit der europäiſchen Revolutionspropaganda in London, welche den intriganten General Türr abſchickte, um die untern Donauländer heimlich zu bewaffnen. Zugleich ſollte Klapka von Italien her unterſtützt werden, um Ungarn zu inſurgiren. Eine bedeutende Waffenſendung, 110 franzöſiſche Kanonen, wurden an der Donaumündung von den türkiſchen Behörden aufgehalten, aber das franzöſiſche Schiff weigerte ſich ſie auszuliefern. Da inzwiſchen die Weſtmächte Polen nicht direct zu unterſtützen wagten und Rußland die polniſche Inſurrektion überwältigte, gerieth auch die Agitation in den untern Donauländern wieder ins Stocken.

Nun erfolgte auch in Rumänien ein Rückſchlag. Die Partei der griechiſchen Kirche und der Bojaren, d. h. die ruſſiſche Partei wurde wieder trotzig. Weil Couza im November 1862 die griechiſche Kirchenſprache abſchaffte, im J. 1864 alles Kirchengut einzog und den vom griechiſchen Patriarchen in Conſtantinopel zum Biſchof von Bukareſt ernannten Biſchof polizeilich ausweiſen ließ und im April desſelben Jahres der Bojarenverſammlung zumuthete, den Bauern einen Theil ihres Grundbeſitzes abzutreten, erhob ſich der ſtolze Adel zu lebhaftem Widerſtande, richtete aber ſeine Angriffe zunächſt nur gegen den Miniſter Cogalnitſcheano. Der Fürſt aber machte kurzen Proceß, ließ am 13. Mai 1864 die Verſammlung durch Bajonnette auseinanderjagen und den Fürſten Sutzos, Sohn des früheren Hoſpodars, verhaften. Dieſer Staatsſtreich entſprach ſo vollkommen dem 2. Dezember, daß auch ein Plebiscit nicht ausblieb. Couza forderte alle Rumänen auf, darüber abzuſtimmen, ob das Volk ihm ſein Vertrauen ſchenke, ihn zum Vollſtrecker ſeines Willens erwähle und eine neue Verfaſſung, ein Zweikammerſyſtem mit überwiegender monarchiſcher Gewalt, genehmige. Die Volksabſtimmung war am 2. Juni vollendet und ergab 713,000 Ja gegen 57,000 Nein. Die rohen Bauern ſtimmten natürlicherweiſe im eigenen Intereſſe für einen Fürſten, der ſie von der

Adelsherrſchaft befreite. Die neue Verfaſſung war der franzöſiſchen nachgebildet und legte alle Gewalt in die Hände des Souveräns, dem ein gänzlich abhängiger Senat und ein timides Abgeordnetenhaus an die Seite geſetzt wurde. Dem letztern war jede Initiative, jedes Amendement, jede Interpellation, jede Adreßdebatte und überdies die Oeffentlichkeit unterſagt. Gründlicher konnte der Fürſt mit der Revolutionspartei nicht brechen. Daher wurde er, als er ſchon am 5. Juni nach Conſtantinopel abreiste, vom Sultan gnädig empfangen und dekorirt und erhielt die Beſtätigung ſeiner neuen Verfaſſung.

Gleichwohl ſchrieb man dem Fürſten Couza große Pläne zu, die mit dem Beſtande der Türkei nicht vereinbar waren. Indem er mit der Revolutionspartei brach, ahmte er nur das Beiſpiel Victor Emanuels nach und hoffte, als Werkzeug und Vaſall des klugen und mächtigen Kaiſers der Franzoſen mehr zu gewinnen, als durch revolutionäre Mittel. Er trat in enge Verbindung mit ſeinen ſüdlichen und weſtlichen Nachbarn und verſtändigte ſich mit denſelben im Voraus, falls im Laufe der Dinge die Herrſchaft der Osmanen in Europa ihr unvermeidliches Ende erreichen würde. Man hat ihm ſogar zugeſchrieben, er denke an eine Vergrößerung ſeines rumäniſchen Reiches, wenn einſt die Türkei auseinanderfalle, und der Zufall ſchien dieſe Ausſichten ſogar zu begünſtigen, da weder der Fürſt Michael von Serbien, noch der Fürſt Danilo von Montenegro Kinder hatten, er alſo bei einer großen Erhebung gegen die Pforte ihre Länder noch erben konnte. Auch die Bulgarei, in welcher Frankreich eine großartige Lostrennung von der griechiſchen Kirche betreibt, konnte ihm als Nachbarland zufallen.

Was auch an dieſen Plänen Wahres geweſen ſeyn mag, ſie wurden vereitelt und Couza durch eine Revolution geſtürzt. Hat Rußland insgeheim zu dieſem Sturze mitgewirkt, ſo muß man doch unterſcheiden. Rußland ſah nur in der Perſon Couzas ein Hinderniß ſeiner

eignen Politik, nicht aber in der Bildung eines rumäniſchen Reichs. Darüber bemerkt der bekannte Militärſchriftſteller Pz in ſeinen „kriegeriſchen Träumereien“ 1857, Rußland ſelbſt habe die Vereinigung der Wallachei und Moldau bevorwortet und ſich darüber mit Frankreich trotz der Abneigung Oeſterreichs und Englands verſtändigt. „Was Rußland mit dieſem Vereinigungsplane bezweckt, liegt auf der Hand. Es wünſcht zwiſchen ſich und der Pforte (und beziehentlich Oeſterreich) ein neues Rumänenreich zu haben, das zwar äußerlich ſtärker, innerlich aber viel ſchwächer ſeyn würde, als die bisherigen beiden Fürſtenthümer in ihrer getrennten Verfaſſung, mithin auch viel leichter bearbeitet und nach ſeinem Willen gelenkt werden kann. Wenn Frankreich denſelben Plan unterſtützt, ſo kann dies nur im Hinblick auf ein künftiges engeres Bündniß mit Rußland einen praktiſchen Sinn haben.“ Jedenfalls war auch das vereinigte Rumänien ein Zwerg neben dem ruſſiſchen Rieſen und Rußland konnte mit ihm ſpielen trotz des fernen Frankreich.

Nachdem Couza es mit allen Parteien verdorben hatte und auch dem Ausland nicht mehr gerecht war, wurde er in der Nacht auf den 23. Februar 1866 vom General Golesko und deſſen Mitverſchwornen bei ſeiner Maitreſſe, der Frau Obrenowitſch, im Bette überfallen, ohne Widerſtand gefangen und zur Abdankung gezwungen, Niemand ſtand ihm bei. Eine proviſoriſche Regierung wurde ſogleich ernannt und die Ruhe blieb ungeſtört. Alles war vorher beſonnen verabredet worden, und um Couzas frühere Gönner zu ſchonen, ließ man ihn frei und erlaubte ihm, ſich mit ſeinen Schätzen nach Paris zurückzuziehen. Dieſelbe Gunſt widerfuhr ſeinem bisherigen Liebling, dem Poſtdirector Liebrecht, der ſich eine große Menge Geld zuſammengerafft hatte. Im Pariſer Frieden von 1856 waren ſämmtliche Großmächte zur Ueberwachung der beiden Donaufürſtenthümer ermächtigt worden, nachdem früher Rußland allein ſich angemaßt hatte, ſeinen

Einfluß dort an die Stelle des türkiſchen zu ſetzen. Schon vor Couzas Sturz hatte Rußland denſelben vorausgeſehen und wahrſcheinlich auch einleiten helfen, denn bereits ſtanden 50,000 Ruſſen gerüſtet am Pruth. Einſeitig vorzugehen durfte jedoch Rußland noch nicht wagen, ſo lange Oeſterreich noch nicht mit Preußen und Italien im Kriege begriffen und ſo beſchäftigt war, daß es ſeine Aufmerkſamkeit vom Orient ablenken mußte. Die proviſoriſche Regierung in Bukareſt, an deren Spitze Golesko und Citawogi ſtanden, holte ſich zunächſt bei Frankreich Rath und ſuchte einen europäiſchen Prinzen zum regierenden Erbfürſten zu erhalten wie das kleine Königreich Griechenland. Aber gerade das Beiſpiel Griechenlands war wenig lockend. Die erſte Wahl der Rumänen fiel auf den Grafen Philipp von Flandern, Bruder des Königs der Belgier, aber er lehnte ab, die zweite auf den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen. Unterdeß verſuchte eine demokratiſche Partei in Bukareſt aufzukommen und mußte in Jaſſy eine Partei, welche die Moldau von der Wallachei wieder trennen wollte, durch Militärgewalt unterdrückt werden.

Prinz Karl erſchien plötzlich am 22. Mai 1866 in Bukareſt, wurde mit lautem Jubel aufgenommen und auch vom Sultan, zu dem er reiste, anerkannt.

Natürlicherweiſe war in Europa alles überraſcht und man ſuchte ſich die Sache auf die verſchiedenſte Art zu erklären. Ein preußiſcher Prinz war ohne Zweifel am beſten geeignet, Bürgſchaft dafür zu leiſten, daß Rumänien kein Herd der europäiſchen Revolutionspropaganda werde, noch einer neuen Inſurrection in Polen Vorſchub leiſte. Zugleich ſchien aber auch in der Befeſtigung eines neuen Reichs an der untern Donau eine Bürgſchaft dafür zu liegen, daß Rußland ſeine Abſicht auf Eroberung des untern Donaugebiets, wenn nicht aufgegeben, doch auf lange vertagt habe. Rüſſer in ſeiner intereſſanten Flugſchrift über die Balkanhalbinſel behauptet, daß ſich Rußz-

land begnügen würde, nach Vertreibung der Türken aus Europa das bisherige Gebiet der europäiſchen Türkei an unabhängige Staaten vertheilt zu ſehen, ohne ſie ſelbſt erobern zu wollen. Das ſey auch die Bedingung der freundlichen Beziehungen Preußens zu Rußland. „Der ‚alte Fritz‘ ſoll einmal den Ausſpruch gethan haben, und möglich iſt es ſchon, daß er ihn wirklich gethan: ‚Wenn die Ruſſen erſt in Conſtantinopel ſtehen, ziehen ſie andern Tages in Königsberg und am dritten Tage in Wien und Berlin ein.‘ Sonderbar, im Orient beſteht die größte Freundſchaft zwiſchen Rußland und — Preußen. Das heißt, dies iſt eigentlich gar nicht ſonderbar, ſondern ſehr natürlich, denn die preußiſche Politik im Oriente iſt zwar noch ſehr jung, aber wahrhaft genial. Preußen weiß, daß Rußland die Balkanhalbinſel vom Türken ſäubern, nicht aber für ſich erobern will. Voilà tout! Es war ein meiſterhafter Schachzug der preußiſchen Politik, als ſie, kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 einen Prinzen von Hohenzollern auf den Thron Rumäniens ſteigen ließ. Das bis dahin der Balkanhalbinſel ſo ferne Preußen ſtand ſo auf einmal mit einem Fuße in der Türkei, Oeſterreich bedrohend, Rußland ſich verbindend und eine Fülle von Garantien für die Zukunft gewinnend. Die Occupirung des moldo-wallachiſchen Throns durch einen intelligenten preußiſchen Prinzen kam aller Welt ſo unerwartet, ſo wie aus der Piſtole geſchoſſen, daß man für den erſten Augenblick und im Donner der gleich nachfolgenden Ereigniſſe die ganze ungeheure Bedeutung dieſes Schrittes gar nicht zu ermeſſen im Stande war. Die politiſche Strategie des Grafen von Bismarck iſt nicht blos kühn, ſie iſt mitunter nahezu providentiell und war bisher immer glücklich.“ Die Vorausſetzung, daß Rußland den Südſlaven ihre Selbſtändigkeit gönnen werde, unterſtützt Rüſſer durch eine Erinnerung an den Feldzug des General Diebitſch. Als dieſer nämlich über den Balkan ging und die Bulgaren von ihm verlangten, er möge ſie für unab-

hängig erklären, fuhr er ſie zornig an und verſcherzte dadurch ſo ſehr alle Sympathien der Südſlaven, daß er von ihnen nicht unterſtützt wurde und in eine gefährliche Lage kam, aus welcher ihn nur der ſchnell geſchloſſene Friede von Adrianopel rettete. Endlich wird darauf aufmerkſam gemacht, daß Rußland eine Menge Bulgaren zur Auswanderung nach der Krim veranlaßt habe. „Möchte wohl Rußland, wenn es wirklich das Gelüſte verſpürte, die Balkanhalbinſel zu erobern, ſo handeln? Möchte es die dortigen ſlaviſchen Bevölkerungen dann abſichtlich zu ſchwächen verſuchen?“

Wir trauen den Verſicherungen nicht, die uns Herr Rüſſer gibt. Für den Augenblick glauben wir gern, wird Rußland ſich mäßigen, denn es iſt nicht ſo unklug, eine neue europäiſche Coalition gegen ſich heraufbeſchwören zu wollen, und leidet auch in ſeinen Finanzen. Allein der Grundgedanke der ruſſiſchen Politik bleibt doch immer derſelbe, der Gedanke der alten alles erobernden, alles unterwerfenden, alles uniformirenden Weltreiche. Während es Europa in Ruhe läßt und nur innerhalb ſeines Reichs zum Trotz des übrigen Europa und zum Zeichen, wie wenig es die Nachbarn reſpectirt, an ſeinen Grenzen die katholiſchen Polen und die lutheriſchen Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen ruſſificirt und gräciſirt, macht es ungeheure Eroberungen an den Grenzen Indiens und Chinas. Das Wachsthum der ruſſiſchen Macht iſt kein Geſpenſt, womit man politiſche Kinder ſchreckt, ſondern eine Realität, die nicht beachten zu wollen wenig Klugheit und Vorausſicht verrathen würde.

Die Vorausſetzung, Rußland ſtrebe nicht nach dem Beſitz der Türkei, ſtimmt nicht mit dem überein, was ſeit Katharina II. die eingeſtandene Abſicht Rußlands geweſen iſt. Und wie ſollte auch Rußland ohne jedes Hinderniß die Dardanellen paſſiren können, was Herr Rüſſer ſelbſt verlangt, wenn Byzanz nicht ruſſiſch würde? Auch die Vorausſetzung, der Sultan ſtöre die große Miſſion Rußlands in

Aſien, iſt irrthümlich, denn der Sultan übt nur Einfluß auf Kleinaſien und iſt durch die Eiferſucht Perſiens gehemmt. Mit den den Türken ſtammverwandten Turkomannen jenſeits des kaspiſchen Meeres iſt Rußland ſchon fertig geworden, ohne daß der Sultan es zu hindern vermocht oder auch nur zu wollen die Miene angenommen hätte. Wenn Rußland jetzt wirklich keinen Anſpruch mehr auf die künftige Annectirung der Balkanhalbinſel machen ſollte, ſo gibt es dafür keine andere Vorausſetzung als die, daß nach Auflöſung des türkiſchen Reiches in Europa eine lockere Föderation unabhängiger Staaten und heterogener Nationalitäten Rußland ganz erwünſcht ſeyn könnte, um ſie trotz ihrer Unabhängigkeit factiſch zu Vaſallen machen zu können, wodurch es ſich weniger Verantwortung ausſetzen und die Eiferſucht der europäiſchen Mächte weniger reizen würde.

Der öſterreichiſchen Politik darf man mit Recht Vorwürfe machen, ſofern ſie ſchon lange vor Rußland Zeit gehabt hätte, die Donauvölker zu beeinfluſſen, die civiliſatoriſche Miſſion an der untern Donau zu übernehmen und Oeſterreichs Macht dort ſo zu befeſtigen, daß Rußland niemals an die Donaumündungen hätte gelangen können. Im Uebrigen müßte, da es nun einmal verſäumt iſt, Oeſterreich daran liegen, die Unabhängigkeit der Rumänen, Südſlaven, Albaneſen und Griechen und deren Föderation zu Stande kommen zu laſſen, denn es würde als nächſter Nachbar, wenn es nur die civiliſatoriſchen Mittel, deren es mehr als Rußland beſitzt, mit Energie gebrauchen wollte, ſich dieſelben mehr befreunden, als Rußland vermöchte.

Was wir hier von Oeſterreich ſagen, gilt auch ſpeciell von Ungarn. Der Zwiſt zwiſchen Rumänien und Ungarn wegen der beiderſeitigen Anſprüche auf Siebenbürgen iſt rein unvernünftig, denn ſowohl Magyaren als Rumänen haben das natürliche Intereſſe, einander zu ſchonen und ſich mit einander zu verbinden, um nicht bloße Werkzeuge und Opfer der Wiener und Petersburger Politik zu werden

Kapitel CCCCLXXVIII.

Napoleons Wiederkehr und Ende.

Dieſe Streitigkeiten auf dem Congreß verleiteten Napoleon zu dem Irrthum, die Einigkeit unter den Alliirten werde bald in Zwietracht und offnen Kampf ausgehn. Aber grade, daß ſie mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt alle Rechte, Wünſche und Rückſichten abwogen, hätte ihn überzeugen ſollen, wie ſehr es ihnen Ernſt ſei, ſich zu vereinigen und das große Friedenswerk zu Stande zu bringen. Napoleon gab ſich jedoch der ausſchweifenden Hoffnung hin, wie ehemals, ſo auch jetzt wieder die Coalition zu trennen und ſeine alte Größe wieder zu gewinnen. Er beſaß in Frankreich noch einen ungeheuern Anhang, beinahe das ganze Volk war ihm noch blind ergeben, und eine weit umfaſſende Verſchwörung arbeitete im Verborgenen, ihn auf den Kaiſerthron zurückzuführen. Die großen Wohlthaten, welche ihnen die Bourbons zum Geſchenk gebracht hatten, indem ſie die Rache der Sieger von ihrem Haupt abwandten, wurden über dem Andenken an den größten aller Volkshelden vergeſſen. Bei dieſer Stimmung der Franzoſen und bei den Händeln auf dem Congreß, hoffte Napoleon des Sieges gewiß zu ſeyn, verließ ſein einſames Eiland und landete am 1ſten März 1815 wieder an der franzöſiſchen Küſte. Er hatte nur 1500 Mann bei ſich, aber alle Truppen, die ihm Ludwig XVIII entgegenſchickte, gingen zu ihm über. Wie im Triumph durchzog er ſein altes Reich. Alles fiel ihm jauchzend zu. Kein einziger Franzoſe vergoß auch nur einen Blutstropfen für die Bourbons, die eilig fliehen mußten, und Napoleon zog ſchon am 20ſten März ohne Schwertſtreich in Paris ein. Zugleich empörte ſich auch ſein Schwager Mürat in Neapel und drang nach Oberitalien gegen die Oeſterreicher vor.

und um ſich als nichtſlaviſche Inſeln mitten in einem Meere von Slaven auf die Dauer behaupten zu können. Der natürliche Rückhalt für beide iſt das ſich einigende Deutſchland. Ungarn, als nächſter Nachbar der untern Donauländer, hätte viel mehr zu hoffen, wenn es ſich dieſelben befreundete, ſie wie der älteſte und ſtärkſte Bruder die jüngern und ſchwächern behandelte, nicht aber feindſelig.

Unter den ſüdſlaviſchen Staaten, die zur europäiſchen Türkei gehören, nimmt Serbien den erſten Rang ein, obgleich es nicht ſo viele Seelen zählt, wie Bulgarien. Es iſt nämlich ſchon ſeit längerer Zeit ſo gut wie ſelbſtändig, nur durch ein lockeres Band noch an die Pforte gebunden und das ſerbiſche Volk iſt überaus energiſch. Guſtav Raſch (die Völker der untern Donau 1867) zieht ſie den Rumänen und Griechen vor. „Bei den Südſlaven ſind die Fehler der Griechen und Wallachen nicht zu finden; ſie ſind weit weniger demoraliſirt, wie die letzteren. Bei allen von den Türken unterjochten ſüdſlaviſchen Stämmen, ſogar bei den Bosniaken, welche ſich zum Islam bekehrt haben, hat das demokratiſche Element immer vorgeherrſcht, ſie haben immer in einer freien Gemeindeverfaſſung gelebt. Darin iſt auch der Grund zu ſuchen, daß ſie ſich ihre Nationalität weit treuer bewahrt haben, wie die Griechen und die Rumänen. In Bulgarien ſowohl wie in Serbien glaubt jeder Bauer ſich berechtigt, gleichen Theil an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten nehmen zu dürfen. Major Miſcha war nichts anderes als ein Bauer, ſowie Miloſch ein Bauer war. In allen auf der rechten Seite der untern Donau belegenen Ländern exiſtirt kein Adel, wie in den Ländern an der linken Seite der Donau. In Bosnien, in Serbien, in Bulgarien iſt das demokratiſche Bewußtſeyn der allgemeinen Gleichheit zur andern Natur geworden. Verleitet durch die Aufſchrift des mir in Peſth mitgegebenen Empfehlungsbriefes, nannte ich den Oberhofmeiſter des Fürſten von Serbien einmal in der Anrede ‚Herr Baron'. — ‚Sie ſind im

Irrthum,' erwiderte er mir, ‚ich bin nicht Baron. Auf dem rechten Ufer der untern Donau gibt es keinen Adel. Auch der Fürſt von Serbien iſt nicht adelig; er heißt wie jeder Serbe ‚Herr', ‚Herr Michael Obrenovits.' Er iſt der einzige Mann in Serbien, der einen Titel führt, indem er ſo lange er Fürſt iſt, ‚Durchlaucht' angeredet wird. Er verliert ihn, ſobald er nicht mehr Fürſt iſt.' Der reiche Slave lebt in der europäiſchen Türkei, wie die Türken ſelbſt, mit und unter dem Volke; er trägt ſeine Nationalkleidung und hat dieſelben Sitten. Der reiche Slave in der Türkei denkt nicht, wie der wallachiſche Bojar, daß er ſchon deshalb Europäer iſt, weil er Glacehandſchuhe trägt, weil er galonirte Bedienten hat und in einer prächtigen Equipage fährt; er läßt ſich von dieſem Schimmer oberflächlicher Civiliſation nicht blenden, ſondern er ſucht ſich, wenn er auch noch in ſeinen Kleidern dem Orientalen gleicht, innerlich heranzubilden und ſich die Kenntniſſe zu erwerben, welche der gebildete Europäer ſich erworben hat. Ich habe in Belgrad und in Ruſtſchuck weit mehr gebildete Männer angetroffen, als in Bukareſt, wenn ſie auch in ihrem Aeußern den Orientalen glichen. Es finden ſich auch in Bulgarien und in Serbien weit mehr Volksſchulen, wie in der Moldau und in der Wallachei."

Der alte Fürſt von Serbien, Miloſch Obrenowitſch, ſtarb am 26. Septbr. 1860. Er war durch ruſſiſchen Einfluß auf ſeinen Poſten gekommen, nachdem ſein Vorgänger Alexander, Sohn des berühmten Helden Kara Georg, vertrieben worden war. Sein Sohn Michael hielt noch die Verbindung mit Rußland feſt, hegte aber auch Pläne der Selbſtändigkeit und der Hegemonie unter den Südſlaven. Er wollte den Montenegrinern, als ſie im Sommer 1862 von Omer Paſcha gedrängt wurden, Luft machen und hoffte vielleicht, ſich durch einen Handſtreich in den Beſitz der wichtigen Grenzfeſtung Belgrad zu ſetzen. In dieſer Stadt nämlich fielen am 15. Juni 1862 die

bewaffneten Serben, weil ein ſerbiſcher Knabe wegen Unarten an einem Brunnen von einem Türken (mit Recht) gezüchtigt worden war, plötzlich über die türkiſche Beſatzung her, belagerten dieſelbe in der Feſtung und ſtürmten ſie in der Nacht auf den 17., wurden aber abgeſchlagen und die rebelliſche Stadt ein paar Stunden lang von der Feſtung aus bombardirt, wozu der engliſche Conſul gerathen haben ſoll, der natürlicherweiſe nicht wünſchen konnte, daß ein ſo wichtiges Bollwerk der Türken den Ruſſen in die Hände geſpielt werden ſollte. Viel Landvolk ſtrömte in die Stadt, ein türkiſcher Courier wurde unterwegs ermordet; Garaſchanin, das Haupt der Fortſchrittspartei, hätte gern alles in Brand geſteckt, aber Fürſt Michael und die Furcht vor den nahen Oeſterreichern geboten Mäßigung. Im Winter desſelben Jahres wurden 700 Wagen voll ruſſiſcher, mit dem Stempel des kaiſerlichen Arſenals von Tula verſehener Waffen nach Serbien eingeſchmuggelt, was in der engliſchen Preſſe großen Lärm machte. Doch kam es zu keinem ernſten Kampf mit der Pforte.

Von Seite aller Großmächte wurde ſchon am 25. Mai das Geſuch der Pforte, Rumänien mit türkiſchen Truppen beſetzen zu dürfen, abgelehnt und der neue Fürſt anerkannt. Am 12. Juli leiſtete Karl als Fürſt von Rumänien den Eid auf die neue Verfaſſung und nachdem auch die Pforte beruhigt war und ihn am 21. Oct. anerkannt hatte, ging er ſelbſt nach Conſtantinopel und wurde vom Sultan aufs ehrenvollſte empfangen. In der Moldau gab es anfangs einige Gährung, doch wurde der Fürſt auch hier anerkannt und hielt in Jaſſy einen feierlichen Einzug. Der Sultan hatte ihm geſtattet, daß die Erbfolge in ſeiner Familie bleiben, er eine Armee von 30,000 Mann halten und noch andere Rechte eines ſelbſtändigen Regenten ausüben dürfe.

Die Bildung erſtarkender Staaten an der untern Donau diente ohne Zweifel dem Sultan zum Schutz gegen Rußland, ſo lange ſie nicht ausſchließlich unter ruſſiſchem Einfluß ſtanden, und das war in

Rumänien nicht in dem Maaße der Fall, wie man glauben machen wollte. Es gab allerdings eine ruſſiſche Partei in Bukareſt, neben ihr aber eine noch ſtärkere nationale oder großrumäniſche Partei, die eine Wiedervereinigung aller Rumänen, alſo auch derer, die in Siebenbürgen öſterreichiſche, in Beſſarabien ruſſiſche Unterthanen waren, mit denen in der Moldau und Wallachei zu einem großen Reiche erſtrebten.

Rußland ſteckte ſich geſchickt hinter dieſe Partei, um durch ſie ſeine ſpecifiſch ruſſiſchen Zwecke zu erreichen, d. h. Umtriebe in Bulgarien anzetteln und die Türkei in immerwährender Sorge ſchweben zu laſſen, bis die wachſende Inſurrection einen Einmarſch ruſſiſcher Truppen rechtfertigen würde. Oeſterreich ſah das Erſtarken neuer Staaten, wie die des rumäniſchen und ſerbiſchen, nicht gerne, weil ſie ſeinem Einfluß in dem Maaße mehr entgegenwirkten, als ſie gleich den Ungarn nach nationaler Selbſtändigkeit trachteten. Frankreich hatte ſeinen Couza nicht ſchützen können, übte aber immer noch Einfluß auf die nationale Partei, was mit dem von Frankreich proclamirten Nationalitätenprinzipe übereinſtimmte, und hielt der ruſſiſchen Agitation die Waage. Es gab ziemlich viele ruſſiſche Unterthanen in der Moldau und Wallachei, die vieles thun durften, was andere nicht gewagt hätten.

Die Montenegriner fuhren in ihrem Uebermuthe fort, unterſtützten den chriſtlichen Aufſtand in der benachbarten Herzegowina und benutzten jede Gelegenheit, ein türkiſches Dorf zu plündern. Aber am 12. Auguſt 1860 wurde Danilo Petrowich, Fürſt von Montenegro, im Seebade von Perzagno im Canal von Cattaro meuchleriſch erſchoſſen und zwar von einem Montenegriner, Namens Cadich, deſſen Schweſter der Fürſt gegen ihren Willen verheirathet hatte. Ihm folgte Nikizza (Nicolaus) Petrowich, Sohn des Mirko. Der letztere leitete die Regierung und war ein Todfeind der Türken, ſein eifriger Bundes-

genoß aber der Herzegowiner Luka Vukalowich. Beide gemeinſam begannen nun die frechſten und unbarmherzigſten Razzias auf dem türkiſchen Gebiete, raubten die Heerden, mordeten die Menſchen und verbrannten die Dörfer. Dabei war das Naſen-, Ohren- und Köpfeabſchneiden, das Aufpflanzen der Köpfe als Trophäen noch immer an der Tagesordnung. Die Montenegriner ſind ſeit einem Jahrtauſend um keinen Schritt weiter in der Cultur vorgerückt, nur daß die Politik ihrer Führer durch das ruſſiſche Beſtechungsſyſtem immer raffinirter geworden iſt. Man darf dieſes Naturvolk nicht zu ſtreng beurtheilen. Auf ſeinen unfruchtbaren Bergen findet es keine Lebensmittel und muß ſich dieſelben rauben, denn ſein Raceſtolz hat ſich noch nicht zur Fabrikarbeit erniedrigt.

Nachdem die Montenegriner im März 1862 in der Gegend von Kremnitze die unerhörteſten Greuel begangen hatten, erhielt endlich am 9. April Omer Paſcha vom Sultan den Befehl, mit türkiſchen Truppen einzuſchreiten. Omer war kränklich oder zauberte noch aus diplomatiſchen Gründen. Wenigſtens richtete Derwiſch Paſcha, den er vorausſchickte, nicht viel aus. Man hörte wiederholt von deſſen blutigen Gefechten am Dugapaſſe, von Angriffen Vukalowichs auf türkiſche Forts. Im Allgemeinen blieben die Türken im Nachtheil und Omer Paſcha rührte ſich nicht. Das kam daher, weil de Mouſtier, der franzöſiſche, und Labanoff, der ruſſiſche Geſandte, Montenegro in Schutz nahmen. Rußland betrachtete dieſes Gebirgsland ſchon längſt als ſeinen Vorpoſten, wollte demſelben daher um jeden Preis ſeine bisherige Unabhängigkeit und Angriffsfähigkeit erhalten. Allein vermochte es weniger durchzuſetzen, legte daher großen Werth darauf, in dieſer Frage von Frankreich unterſtützt zu werden. Man glaubt, daß es hauptſächlich aus dieſem Grunde und lediglich als ein Compliment für Frankreich, ſich ſo ſchnell bereit erklärt habe, das Königreich Italien anzuerkennen. Indem Preußen dem ruſſiſchen Beiſpiele

folgte, durfte ſich Napoleon III. allerdings ſchmeicheln, noch immer ſein Uebergewicht im Rath Europas zu beſitzen. Durch dieſe Rückſichten wurde nun Omer Paſcha verhindert, nachdrücklich gegen Montenegro vorzugehen, bis die Contreminen Englands und Oeſterreichs dem armen Sultan wieder etwas Luft machten. So erhielt denn Omer Paſcha in der Mitte des Auguſt Erlaubniß, Ernſt zu machen. Daß am 18. Auguſt auf den Fürſten Nicolaus geſchoſſen wurde, ſcheint nicht von den Türken ausgegangen zu ſeyn. Der Mörder Radowich, der übrigens fehlſchoß, ſuchte nur die Blutrache wegen der Hinrichtung ſeines Vaters. Das türkiſche Heer drang in die ſchwarzen Berge ein, erfocht diesmal am 23. Auguſt bei Rieka einen entſcheidenden Sieg und rückte bis vor die montenegriniſche Hauptſtadt Cetinje. Nun wurde unterhandelt. Omer Paſcha forderte im Namen des Sultans, die Montenegriner ſollten ſich verpflichten, nie mehr ihre Grenze zu überſchreiten, weder um den Aufſtand in der Herzegowina zu unterſtützen, noch um zu rauben und zu plündern. Sie ſollten ſich gefallen laſſen, daß eine große Heerſtraße, durch mit Türken beſetzte Blockhäuſer geſchützt, von Scutari an mitten durch ihr Land in die Herzegowina geführt werde. Mirko ſollte verbannt werden. Damit aber die Montenegriner ſich bequem von außen her verſchaffen könnten, was ſie bedurften, ſollte ihnen der Verkehr zum Meere her freiſtehen und Antivari (ausgenommen in Kriegszeiten) zu einem Freihafen erklärt werden. Merkwürdigerweiſe war in dieſen Forderungen nicht die Rede von einer Unterwerfung der Montenegriner unter den Sultan, als von empörten Unterthanen unter ihren rechtmäßigen Herrn. Inſofern nahm der Sultan Rückſicht auf die Großmächte, welche die Autonomie des ſchwarzen Gebirges gewahrt wiſſen wollten. Rußland wurde offenbar durch die andern Mächte genöthigt, diesmal nachzugeben, that es aber mit ſichtbarem Unwillen, denn man las am 17. September im Petersburger Journal, die Errichtung von

türkiſchen Blockhäuſern auf dem Gebiet von Montenegro laufe den frühern Verträgen zuwider. Auch wurde in Petersburg mit vieler Oſtentation eine Geldſammlung für die armen Montenegriner veranſtaltet, als ob es ſich hier von bedrängten und verfolgten Chriſten handelte.

Die Montenegriner fügten ſich, weil ſie ſonſt der türkiſchen Uebermacht, die mitten in ihrem Lande ſtand, gänzlich hätten erliegen müſſen. Ueberdieß konnten ſie darauf rechnen, daß ihre guten Freunde in der europäiſchen Diplomatie ihnen bald wieder helfen würden, und ſie ſelbſt wußten aus alter Erfahrung, daß man Verträge nicht ſchließt, um ſie zu halten, ſondern nur um ſich damit aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu ziehen. Am 21. September wurde zu Cetinje der Frieden gefeiert, der ſich auch auf die Herzegowina erſtrecken ſollte, denn auch Vukalowich unterwarf ſich und wurde von Omer Paſcha zum Bimbaſcha ernannt, um mit 500 Panduren, die er ſich aus ſeinen Geſellen ausleſen ſollte, die Ordnung zu überwachen. In der Hauptſache, die Errichtung türkiſcher Blockhäuſer auf Montenegriner Boden, mußte nachträglich der Sultan dem ruſſiſch-franzöſiſchen Andrängen nachgeben und unter dem Schein der Großmuth erlauben, daß dieſelben nicht errichtet würden. Uebrigens ſollen die Montenegriner über Vukalowich und auch über die Serben ſehr erbittert geweſen ſeyn, weil ſie von dieſen im Stich gelaſſen wurden.

Montenegro iſt faſt lächerlich klein, aber ſein Völkchen iſt höchſt energiſch. Die Staatseinkünfte des kleinen Berglandes belaufen ſich nicht über 40,000 fl., nahezu ebenſoviel betragen die Ausgaben. Außerdem erhält jedoch der Fürſt jährlich von Rußland 2000 Ducaten und ebenſo von Frankreich eine Unterſtützung von 50,000 Francs. Und dennoch beſitzt dieſer kleine Staat eine verhältnißmäßig beträchtliche Kriegsmacht.

Roß hat in ſeinen „neuen Studien aus den Alpen“ eine lebendige

Schilderung des Ländchens und Völkchens gegeben. „Es erzeugt keine Bäume, aus denen man Bretter ſchneiden kann. Nun läßt aber der Fürſt ein Kaffeehaus bauen, welches zugleich als Herberge für die Fremden dienen ſoll, welche vorläufig, wie wir ſogleich ſehen werden, in ſeiner Hauptſtadt noch nicht wiſſen, wohin ſie ihr Haupt legen ſollten, dazu braucht er Holz. Das wird zur See herbeigeführt und in Cattaro auf dem montenegriniſchen Bazar abgelagert. Diejenigen ſeiner Unterthanen, welche ihre Steuern nicht bezahlen können, müſſen ſie in der Weiſe ‚abtragen‘, daß ſie Bretter vom Hafen herauf auf den Schultern nach dem Bauplatz befördern. Es ſind bis Cetinje ſieben Gehſtunden, darunter vier ununterbrochenen Steigens, denn die Gefilde des Schwarzen Berges erheben ſich in doppelter Höhe des Brocken über die ſalzige Adria. — Vor uns liegt auf dem Boden ein großer Haufen graubraunes Stroh. Eine Rolle deſſelben bewegt ſich, es erſcheint zwiſchen den mobrichen Halmen ein ſtruppiger Menſchenkopf, der uns anſtarrt: ‚Dobra ti srec!‘ (Gut ſey dir das Glück!) erſchallt die Stimme. Der Mann ſteht bis zum Halſe in ſeiner Wohnung, einem Erdloch; der Kopf beglückwünſcht uns von ober aus dem Dache. Montenegro kann hinter den aufgeklärten Staaten der Chriſtenheit unmöglich zurückbleiben: hier ſteht ſein Dogma (Mauth) und in dem Interpellanten begrüßen wir die erſte officielle Perſon. — Nur mit eingeſenktem Kopfe, wie ein fliehender Gemsbock, können wir gegen dieſe Luftbewegung vorſchreiten, mit welcher verglichen der Tauernwind bei Schneewetter ohne Uebertreibung ein behagliches Lüftchen genannt werden muß. Die wenigen Hütten aus Stroh und Lehm, welche das Steinfeld unterbrechen, ſchützen ſie durch eine kreisrunde Mauer von zuſammengeleſenen Blöcken gegen die Zubringlichkeit der heimathlichen Luft.“

„Die Hauptſtadt Cetinje gleicht mit ihrer einen langen Gaſſe einſtöckiger gemauerter Häuſer beinahe einem böhmiſchen Dorf. Es

fällt uns nicht ein, der Armuth der ‚Bergmäuſe', wie Türkenſtolz dieſes Volk nennt, zu ſpotten, aber die Aufgeblaſenheit und barbariſche Prunkſucht ſeiner großthueriſchen Häupter, und der unſinnige Lärm, mit welchem dieſe Handvoll Menſchen in der Welt von ſich reden macht, müſſen im trockenſten Beſucher eine gelinde Regung zur Komik anfachen. Einige Weiber kehrten von der Thätigkeit heim, welche man auf dieſem Steingeröll ſeltſamer Weiſe Feldarbeit nennt. Bewaffnete Männer ſaßen, Papier-Cigaretten rauchend, auf der Schwelle ihrer Thüren und ſchauten lungernd in den Platzregen. Die ſchlanken, von ſchwerer Arbeit etwas gekrümmten Geſtalten der Weiber mit edlen Geſichtszügen und pflaumengroßen, ſchwarzen Augen waren der erſte Gegenſtand, der mir eigentlich Ver- oder beſſer Bewunderung abnöthigte. Das montenegriniſche Sprichwort: ‚Schaue ein Weib der Cerna Gora nicht an, wenn du nicht willſt, daß deine Haut an der Sonne trocknet!' hielt mich nicht im geringſten ab, deren herabgewürdigtes Aeußere mit objectivem Eifer und ohne die geringſte Scheu vor ihrem tabakqualmenden Tyrannen zu ſtudiren."

Der Fürſt von Montenegro hat ſich ein Muſeum angelegt. Darin befindet ſich unter anderem die Haut des Ismael Aga, eines Hauptfeindes der Montenegriner. „Seine gegerbte und mit Heu angefüllte Haut ſtellte einen Körper dar, der mit allem Schmuck eines muſelmänniſchen Kriegers angethan war. Er befand ſich einem Crucifix gegenüber in einer ſolchen Stellung angebracht, daß er bei der geringſten Erſchütterung ſich gegen das Kreuz verneigen mußte. Nie trat ein Montenegriner in dieſes Gemach, ohne mit ſeinem Fuß jenen Körpertheil des ausgeſtopften Agas zu berühren, in welchem das Gleichgewicht des Sitzenden ruht. Jetzt ſind der Aga, ſowie die abgeſchnittenen Türkenköpfe, die man ſonſt auf der rothen Umfaſſungsmauer der Fürſtenwohnung aufzuſtecken pflegte, verſchwunden. Dutzende

von Kanonen, Hunderte von prachtvollen Säbeln und Flinten, dann eine große Anzahl von Medſchidieh- und Niſam-Orden, die von der Bruſt des Paſchas heruntergeriſſen worden ſind, an denen zum Theil noch Fetzen der Uniformen hängen, ſind noch immer die Glanzpunkte jenes ſeltſamen Muſeums." Auch war hier alles enthuſiasmirt für Rußland, nicht für Oeſterreich.

Bosnien und die Herzegowina ſind zwar auch von Slaven bewohnt, die ſich aber ihre Freiheit nicht zu bewahren verſtanden haben. Ihr Adel nämlich wurde nach der türkiſchen Eroberung muhamedaniſch und hilft ſeitdem den Türken das chriſtlich gebliebene Bauernvolk unterdrücken. Das jüngſt über Bosnien geſchriebene Werk von Roskiewicz ſchildert die Lage dieſer Bauern als höchſt kläglich. Sie heißen, wie alle den Türken gehorſamen Chriſten „Rajahs". „Das Wort Rajah iſt arabiſchen Urſprungs und bedeutet eigentlich Heerde. Schon der Sinn dieſes Worts läßt das Abhängigkeitsverhältniß errathen, in welchem der Rajah als Pachter oder Tagelöhner zum Muſelmann ſtand und theilweiſe noch immer ſteht. Abgeſehen von den drückenden Steuern, die ihn belaſten, und die er je nach dem Gefallen des Mudirs oder Bezirksleiters oft auch zweimal erlegen mußte (da er keine Quittung hierüber erhielt), fand derſelbe z. B. als Kläger wegen unbilliger Anforderungen bei Behörden ehemals gar kein Gehör. Geradezu als entwürdigend muß die Forderung bezeichnet werden, welche gebietet, daß der Rajah jedem Muhamedaner, auch dem in Lumpen gehüllten, auf der Gaſſe auszuweichen, wenn er ihm zu Pferde begegnet, zu halten, von dem ſeinigen abzuſteigen, und erſt nachdem der Türke vorübergeritten iſt, das Pferd wieder zu beſteigen und ſeinen Weg fortzuſetzen habe."

Die Bulgaren lebten bisher unter dem doppelten Druck ihrer türkiſchen Herrn und ihrer griechiſchen Biſchöfe. Da aber die Türken das bureaukratiſche Syſtem noch nicht eingeführt haben, behielten zum

Die alliirten Monarchen waren noch alle in Wien verſammelt und ließen ſchnell allen Streit ruhen, um ſich aufs neue innig an einander zu ſchließen. Sie erklärten Napoleon außer dem Geſetz, als einen Räuber, einen von ganz Europa Geächteten, und verpflichteten ſich, eine Macht gegen ihn zuſammen zu bringen, die mehr als eine Million Soldaten umfaſſen ſollte. Alle liſtigen Vorſchläge, durch welche Napoleon ſie beſtechen und trennen wollte, wurden abgewieſen. Er ſollte vernichtet werden und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich zum letztenmal aufs äußerſte zur Wehr zu ſetzen. Die Franzoſen waren ihm treu, und um ſie in die begeiſterte Wuth zu verſetzen, durch welche ſie in den erſten Tagen der Republik unüberwindlich geworden waren, rief er die alten Republikaner auf, gab ihnen die erſten Stellen, führte viele republikaniſche Formen wieder ein und gab den Franzoſen am 1ſten Juni das glänzende Schauſpiel eines Maifeldes, wie es ehedem Karl der Große zu halten pflegte, und wie es im Anfang der Revolution gehalten worden war. Dann zog er an der Spitze einer zahlreichen und begeiſterten Armee an die niederländiſchen Grenzen gegen den Feind.

Hier ſtand ein preußiſches Heer unter Blücher und ein engliſches unter Wellington. Sie waren Paris am nächſten und ihm an gefährlichſten. Die Hauptarmee unter Schwarzenberg, die vom Süden heranzog, war noch entfernt. Am 15ten Juni griff Napoleon die Preußen und ſein Marſchall Ney die Engländer an. In beiden Schlachten ſiegten die Franzoſen. Blücher wurde bei Ligny zurückgeworfen, er ſelbſt ſtürzte unter ſein erſchoßnes Pferd und ein feindliches Regiment jagte über ihn hinweg. Doch blieb er unerkannt und entkam glücklich. Wellington wurde bei Quatrebras geſchlagen und bei dieſer Gelegenheit fiel der tapfre Herzog Wilhelm

Glück die bulgariſchen Gemeinden, wenn ſie nur den Türken und den Biſchöfen zahlten, außerdem ihre altherkömmliche Autonomie. Ihre Biſchöfe erhielten ſie ausſchließlich aus dem Phanar. Der Sultan überließ dem griechiſchen Patriarchen in Conſtantinopel, die Biſchöfe zu ernennen und dieſer ernannte dazu immer nur Phanarioten, d. h. Glieder der neugriechiſchen Ariſtokratie in der Hauptſtadt, jener alten, in allen Ränken geübten und ſittlich verpeſteten Ariſtokratie, welche ſeit 400 Jahren zugleich kriechende Sclavin des muhamedaniſchen Herrn und Tyrannin der chriſtlichen Bevölkerung iſt. Der Phanariot, welcher Biſchof werden will, muß dem Patriarchen dafür eine große Summe bezahlen. Darauf allein kommt es an, nach ſeiner Befähigung wird nicht gefragt. Iſt er nun Biſchof geworden, ſo preßt er dem niedern Klerus und dem Volke nach und nach die Summe wieder aus, die ihn ſein Stuhl gekoſtet hat. Außerdem war Rußland ſchon ſeit lange bemüht, die griechiſchen Chriſten in der Türkei zu Empörungen aufzureizen und dadurch ſeinem Eroberungsplane vorzuarbeiten. Weil aber der Patriarch und die Biſchöfe ſich als Günſtlinge des Sultans in einer hinreichend angenehmen Lage befanden, wollten ſie nicht immer der ruſſiſchen Politik dienen, ja haben ſich öfter ausdrücklich gegen dieſelbe verwahrt. Leichter gelang es den ruſſiſchen Agenten, den niedern Klerus zu gewinnen, der die Vortheile der Biſchöfe nicht theilt, vielmehr unter deren Druck leidet und der ſlaviſchen Nationalität, nicht der griechiſchen, angehört. Kaiſer Nicolaus I. ließ es ſich viel koſten, wie in der Moldau und Wallachei, ſo auch in der Bulgarei die Kirchen zu beſchenken, Glocken, Bilder, Altarſchmuck, Gewänder ꝛc. dahin zu ſtiften. Auch nahm er unentgeltlich junge Bulgaren in Rußland auf und ließ ſie in Kiew, Moskau und St. Petersburg auf den dortigen Univerſitäten ausbilden, jedoch nicht mit dem erwünſchten Erfolge.

Ein als Arzt in Moskau lebender geborener Bulgare Youri

Veneline ſchrieb 1830 ein Werk, worin er ſeine Landsleute zum erſtenmal an ihren alten Ruhm, an ihr altes ſelbſtändiges Königthum und an das Verdienſt erinnerte, welches ſich unter ihnen die erſten ſlaviſchen Apoſtel, Cyrillus und Methodius, erworben haben. Damit ſtellte er ein ſowohl in nationaler und ſtaatlicher als kirchlicher Beziehung eigenthümliches und ſelbſtändiges Intereſſe feſt, welches ſich eben ſo ſcharf vom Intereſſe der griechiſchen Kirche in Conſtantinopel, als von dem des ruſſiſchen Kaiſers unterſchied. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß er kein ruſſiſcher Agent war, wie er denn auch arm geſtorben iſt. Die jungen Bulgaren nun, die in der Heimat nur in den niedern Klerus einrücken und ſich aus dem höhern immer von Neugriechen zurückgeſtoßen ſehen, wurden empfänglich für die nationale Idee und fingen an ihren Biſchöfen zu opponiren. Die andern jungen Bulgaren, die in Rußland ſtudirten, empfingen dort, wenn auch immer gegen Willen und Abſicht des Kaiſers, die Eindrücke abendländiſcher Civiliſation und namentlich den Impuls franzöſiſcher Ideen. Empfing denſelben doch die ruſſiſche Jugend ſelbſt von der polniſchen.

Hieraus nun erklärt ſich, warum ſich in den letzten Jahren in der Bulgarei eine Partei bilden konnte, die das Heil der Zukunft im Anſchluß an die katholiſche Kirche des Weſtens erkannte, eine Partei, der es eben ſo ſehr vor der ruſſiſchen Knute wie vor dem tief corrumpirten Griechenthum graute.*)

Am 30. Dezember 1860 erſchienen zwei bulgariſche Archimandriten mit drei Prieſtern und 200 Häuptlingen in Conſtantinopel vor dem Erzbiſchof der katholiſchen Armenier und dem päpſtlichen Vicar, Erzbiſchof Monſignor Brunoni, und übergaben ihm eine Adreſſe an den Papſt mit zweitauſend Unterſchriften. Schon in einer bulgariſchen

*) Vergl. den Pariſer Correspondant 1860, Novemberheft.

Erklärung vom 23. Oct. war geltend gemacht, die lateinische Kirche habe das Dogma reiner bewahrt als die griechische, und war daran erinnert worden, daß die bulgarischen Apostel, der h. Cyrillus und Methodius, sich zu Rom aufgehalten hätten. Auch nahm die Bittschrift an den Papst auf die frühere Vereinbarung der morgen- und abendländischen Kirche zu Florenz Rücksicht. „Gestützt auf die Dekrete der heiligen römischen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen Kirche, und in der Erwartung, daß diese Riten unverletzt erhalten werden, wie es auf dem Florentiner Concil beschlossen worden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch die Unterzeichneten: Se. Heil. Papst Pius IX. möge unsere bulgarische Kirche in den Schooß der katholischen aufnehmen, und unsere getrennte und nationale Hierarchie als kanonisch anerkennen." Die Bittschrift schloß: „Wir bitten endlich Seine Heiligkeit demüthig, Seine Majestät den Kaiser der Franzosen als ältesten Sohn der Kirche ersuchen zu wollen, sich bei Seiner Majestät dem Sultan dafür zu verwenden, daß unsere Hierarchie von ihm als eine unabhängige anerkannt werde." Diese auffallende Rücksichtsnahme auf Frankreich war gegen die russische Politik gerichtet und sollte darthun, daß Rußland nicht allein über die Sympathien der unter türkischer Herrschaft stehenden Christen zu gebieten habe. Die Sache wird noch erklärlicher, wenn man erwägt, daß Frankreich damals aus Syrien, wo es kaum festen Fuß gefaßt hatte, wieder hinausmanövrirt wurde, also auf einem andern Punkte sein Ansehen wieder geltend zu machen, alle Ursache hatte.

Doch kam die Sache nicht in Gang. Am 24. März forderte Bischof Parisios die Unabhängigkeit der bulgarischen Kirche vom Patriarchat in Constantinopel; das letztere behauptete indeß die Obergewalt unter Billigung des Sultans und im October 1864 wurden die bereits katholisch gewordenen Bischöfe und Priester vertrieben.

Die Bulgarei, von welcher man bisher viel weniger hörte, als

von Serbien und Rumänien, iſt gleichwohl einer der wichtigſten Beſtandtheile der Balkanhalbinſel, wegen ihrer politiſch wichtigen Lage einerſeits an der untern Donau, andererſeits nahe bei Conſtantinopel. Auch das gibt ihr eine große Bedeutung, daß ſie von den zahlreichſten unter den ſüdſlaviſchen Stämmen bewohnt iſt. Die Bulgaren zählen nämlich 4½ Millionen Seelen, die Serben nur 1,660,000, die Bosnier und Herzegowiner nur 1,450,000. Dazu kommen noch Montenegriner, Kroaten, einige ruſſiſche und polniſche Anſiedler, zuſammen 350,000. Demnach ſind die Bulgaren allein zahlreicher als alle übrigen Slaven im türkiſchen Reich, was bei einer künftigen Umgeſtaltung der Balkanhalbinſel ſehr ins Gewicht fallen dürfte. Blanqui berechnet die Bulgaren ſogar zu 7 Millionen, was aber übertrieben iſt. Jedenfalls bleibt unter den Slaven der bulgariſche Stamm derjenige, dem die Hegemonie gebührte, wie wenig er auch bis jetzt noch darauf Anſpruch gemacht hat. Im Inſtinkt des Volks ſcheint mehr zu liegen, als ſeine namenloſen Häupter bis jetzt kundgegeben haben. Ein bulgariſches Volkslied ſingt davon, daß den Adlern des Balkangebirges die Schnäbel wachſen und daß ſie ſich dann ſehnen, hinunter zu fliegen zum goldnen Horn (Conſtantinopel), wo es ſo viele blutige Beute gibt. — Neben den 8 Millionen Slaven leben in der europäiſchen Türkei, außer den 4 Millionen Rumänen und etwas über 1 Million Albaneſen, nur 1 Million Türken und 1 Million Griechen. Wenn alſo die Türken ſchon wegen ihrer Minderzahl auf einen langen Fortbeſitz der Herrſchaft nicht mehr rechnen können, ſo dürften ſich noch viel weniger die verdorbenen Griechen auf die Herſtellung ihres byzantiniſchen Reiches Hoffnung machen. Das natürliche Uebergewicht iſt bei den Südſlaven, und wenn ſie einig wären oder würden, wäre es nicht zu kühn von ihnen, wenn ſie völlig ſelbſtändig werden und nicht etwa blos Rußland zum Schemel dienen wollten. Aber es iſt ſchwer, ſie zu einigen.

Wer immer in der Balkanhalbinsel Meister werden würde, hätte doch einen schweren Stand, da es nicht möglich ist, so gänzlich verschiedene Nationen anders als durch das eiserne Band der Gewalt zu vereinigen. Nun sind aber schon im Alterthum nicht einmal die Macedonier, nicht einmal die Römer und später weder die griechischen Kaiser, noch die türkischen Sultane mit den wilden Gebirgsvölkern fertig geworden. Es liegt wohl im Charakter dieser Gebirge, daß die späteren slavischen Einwanderer die Wildheit der älteren illyrischen und thrakischen Bevölkerung angenommen haben. Die slavischen Montenegriner sind kaum weniger barbarisch, wie die Albanesen, welche muthmaßlich noch den letzten Rest der vorrömischen Bevölkerung darstellen. Die Albanesen sind die wildesten von allen. Den Namen haben sie von ihren Bergen (Alpen) erhalten, sie selbst nennen sich Stepetaren. Als Söldner in den türkischen Heeren heißen sie gewöhnlich Arnauten. Obgleich sie sich alle an barbarischen Sitten gleichen, ist doch keine Einigkeit unter ihnen. Der eine Theil hat die griechische Religion und Schrift, der andere die lateinische angenommen. Jene heißen die Tosken, diese die Ghegen. Aber auch diese beiden Hauptheile des Volks zerfallen wieder in vielerlei kleine unabhängige Stämme. Wegen ihrer großen Tapferkeit werden sie von den Türken als Soldaten geschätzt und dienen selber gern der Beute wegen. Deshalb und um sich die christliche Kopfsteuer zu ersparen, geben sich viele von ihnen für Muhamedaner aus, ohne es zu seyn. Diese Menschen würden sich bei einer großen politischen Reform der Balkanhalbinsel wohl am heftigsten und längsten der Civilisation widersetzen.

Nichts würde die Civilisation, möchte sie noch von den Türken selbst beschleunigt werden oder von den Donauländern ausgehen, sicherer fördern, als Errichtung von Straßen, ein durchgreifendes Verkehrssystem. In dieser Beziehung verdient große Beachtung, was

Herr von Hahn, ein ausgezeichneter Oeſterreicher, im Jahr 1864 zur Anregung gebracht und ſpäter in einem eigenen Werke (Reiſe nach Salonik, Wien 1868) genauer motivirt hat. Er bevorwortet nämlich damit einen für ganz Europa höchſt wichtigen Plan, die Eiſenbahn, welche bereits durch Ungarn führt, von Belgrad aus ſüdwärts nach Salonik weiter zu führen, d. h. nach demjenigen europäiſchen Hafen, von welchem aus man auf dem kürzeſten Wege über das mittelländiſche Meer nach Alexandria und Suez gelangt. Es iſt dies mithin die kürzeſte Linie zwiſchen Wien und Bombay. Da Eiſenbahnen die Dampfſchifffahrten 2½mal an Schnelligkeit übertreffen, würde man auf dieſem Wege auch von England aus ungleich ſchneller nach Oſtindien gelangen, als über Trieſt oder Marſeille.

Man hat bisher an dieſen ſo nutzbaren Weg nicht gedacht, weil man allgemein das Vorurtheil hegte, ſüdwärts des Balkan laufe noch eine unüberſteigliche Gebirgskette durch die ganze europäiſche Türkei. Es half nichts, daß ſchon 1840 Boué den Irrthum aufklärte und kurz nach ihm auch Griſebach, die Karten wurden dennoch immer wieder mit dem fabelhaften Gebirge ausgeſtattet, bis erſt vor fünf Jahren Kiepert ein treues Bild der europäiſchen Türkei gegeben hat. Die Kiepert'ſche Karte veranlaßte Herrn von Hahn, ſich ſelbſt auf den Weg zu machen, um mit eigenen Augen das Terrain und vorzugsweiſe die Lücke zu unterſuchen, welche jene Karte noch im Süden von Serbien übrig ließ. Sobald er einmal wußte, anſtatt des fabelhaften Quergebirges, welches Theſſalien von Serbien abſperre, laufe vielmehr eine Rinne von Belgrad bis Salonik, längs der in die Donau fließenden Morawa und ſodann längs der in das Mittelmeer fließenden Warbar hin, ſchöpfte er die Hoffnung, die Natur ſelbſt möchte dieſe Rinne für eine Eiſenbahn offen gelaſſen haben, und es kam ihm nur noch darauf an, die Waſſerſcheide zwiſchen den beiden Flüſſen näher kennen zu lernen. Der Weg, den Herr von Hahn von

Belgrad bis Salonik genommen hat, ist auf einer von ihm beigegebenen Karte sehr genau verzeichnet und läuft fast schnurgerade südlich. Da er zwei Flüssen entlang läuft, steigt er nie hoch in die Höhe und bietet keine Schwierigkeiten dar, welche nicht durch die Mittel der heutigen Eisenbahnbaukunst überwunden werden könnten. Der von Herrn v. Hahn in Vorschlag gebrachte Weg würde von demjenigen Punkt am rechten Donauufer ausgehen, welcher südwärts von Weißkirchen der Ortschaft Bazirsch gegenüberliegt, bis wohin auf dem linken Donauufer die ungarische Eisenbahn gezogen ist. Von hier aus würde die vorgeschlagene Bahn durch Serbien an der Morawa hin über die Städte Pozarewatz, Swilaiwatz, Tjuprija, Alexiwatz, Nisch, Zesdowatz und Wranja führen, von hier, unfern von der Quelle der Morawa, südwärts durch Macedonien nach Komanowa zu einem Nebenfluß der Wardar ablenken, über Stiplje bei Ulanza unmittelbar der Wardar entlang über Kumlikoi und andere kleinere Ortschaften bis nach Salonik führen.

Diese Bahn würde Oesterreich das bisher verschlossene Innere der Balkaninsel öffnen. Kein Culturstaat liegt ihr näher. Von Wien und Ofen würde ein unberechenbarer merkantilischer, moralischer und politischer Impuls ausgehen. Herr von Hahn hat sehr Recht, wenn er Oesterreich ermahnt, seine Mission im Orient zu suchen. Er findet die frühere commercielle Abgeschlossenheit des österreichischen Kaiserstaats durchaus unnatürlich. Ebenso unnatürlich aber auch den gegenwärtigen Dualismus des Kaiserstaats. Nicht zuschließen und nicht theilen, sondern öffnen und erweitern ist die Losung. Die projectirte Eisenbahn würde mitten durch die Balkanhalbinsel führen, wie die große Wasserstraße der Donau ins schwarze Meer. Es handelt sich um mehr als Handelsverkehr. Auf den bezeichneten Wegen soll auch Civilisation nach dem Osten getragen werden. Oesterreich hat in dieser Beziehung bisher alles versäumt. Während Rußland, welches

kaum ſeit anderthalb Jahrhunderten aus der ärgſten Barbarei herausgeriſſen worden iſt, an ſeinen perſiſchen und türkiſchen Grenzen große und wichtige Eroberungen gemacht, Armenien, Transkaukaſien, den ganzen Kaukaſus, den ganzen Norden des ſchwarzen Meeres mit der Krim und Beſſarabien erworben und dort ſein Syſtem eingeführt, Feſtungen und den großen Handelsplatz Odeſſa angelegt hat, iſt von Seiten Oeſterreichs nicht das mindeſte geſchehen, um gleiche Erwerbungen innerhalb ſeiner nächſten türkiſchen Grenzen und an der untern Donau zu machen. Wien liegt ungleich näher an den Mündungen der Donau, als St. Petersburg und ſelbſt als Moskau von Odeſſa. Oeſterreich iſt ein älterer Culturſtaat als Rußland. Oeſterreich hätte mithin ſchon ſeit viel längerer Zeit eine viel bequemere Gelegenheit gehabt, ans ſchwarze Meer vorzudringen, als Rußland. Oeſterreich hatte zudem durch die Entwicklung ſeiner Geſchichte und durch ſeine geographiſche Lage die Aufgabe erhalten, die abendländiſche Civiliſation und Kirche gegen Oſten auszubreiten, mit der überlegenen germaniſchen Kraft und mit dem überlegenen Geiſte, welcher der abendländiſchen Kirche innewohnt, die Völker des Oſtens von der geiſtloſen Tyrannei zu befreien, welche dem ruſſiſchen Cäſaropapismus kaum weniger innewohnt, wie dem Islam der Osmanen. Aber anſtatt dieſe Miſſion, dieſe Pflicht des europäiſchen Oeſterreichs zu begreifen, haben die Habsburger im Orient die Ruſſen allein wirthſchaften laſſen und in dieſer Beziehung ſchienen ſie auf ihrem ſchönen Throne immer nur zu ſchlafen. Wenn man eine lebhafte Thätigkeit bei ihnen wahrnahm, ſo richtete ſich dieſelbe immer nur gegen den Weſten. Gegen den Oſten verhielten ſie ſich höchſtens defenſiv, gerade da, wo ſie offenſiv hätten verfahren und der Cultur und Freiheit hätten Bahn brechen ſollen. Nach dem Weſten hin brachten ſie, wo vorher Licht war, Finſterniß, — wo vorher Freiheit war, Knechtſchaft. Betraut mit der höchſten Würde auf Erden, dem deutſchen Kaiſerthum, machten

ſie ſich ſo hohen Ranges unwürdig, indem ſie ſich mit dem Romanismus in Italien und Spanien gegen den Germanismus, gegen die heiligſten Rechte der deutſchen Nation verbanden. Noch zuletzt mißkannten ſie den ſichtbaren Willen Gottes nach der Ueberwältigung Napoleons in dem Grade, daß ihr Spiritus familiaris, Fürſt Metternich, die deutſche Nation kunſtreicher feſſeln und ſchmachvoller um Einheit und Freiheit betrügen durfte, als es je vorher geſchehen war. Zum zweitenmal können ſie jetzt den Willen Gottes in den Sternen leſen, die am deutſchen Himmel endlich aus der tiefen Nacht der Metternich'ſchen Zeit aufgeſtiegen ſind. Die alten Feſſeln ſind zerbrochen, die öſterreichiſchen wie die franzöſiſchen. Im dringendſten und natürlichſten Intereſſe der deutſchen Nation hat Preußen, wie es 1813 am Zerbrechen des franzöſiſchen Jochs das meiſte mitgewirkt, ſo auch 1866 wieder das Joch zerbrochen, welches Metternich auf dem Wiener Congreß der deutſchen Nation über den Nacken geworfen hatte. Wenn die Habsburger jetzt noch nicht einſehen, daß ihre nach Weſten gerichtete Politik eine ſchlechte und undankbare geweſen iſt, wenn ſie auch jetzt noch nicht einſehen, daß ihre Wirkungsſphäre nicht mehr im Weſten, ſondern im Oſten liegt, ſo iſt ihnen nicht mehr zu helfen.

Noch iſt es Zeit. Noch hat Rußland die Donau nicht abgeſperrt, noch ſeine eiſerne Mauer nicht bis ans adriatiſche Meer vorgerückt. Noch kann Oeſterreich ſeinen vollen Einfluß als nächſter Nachbar üben, wenn es nicht fortfährt, ſich zur ruſſiſchen und franzöſiſchen Agitation in Serbien, Bosnien, Bulgarien paſſiv zu verhalten. Die Türken aus Belgrad zu entfernen, hat Oeſterreich ſogar mitgewirkt, während es erſtes Gebot ſeiner Politik ſeyn ſollte, hier keinerlei fremde Einmiſchung zu dulden und die Türken ſo lange zu laſſen, wo ſie ſind, bis es ſelbſt ſeine Garniſonen an die Stelle der türkiſchen ſetzen kann. Nur die fabelhafte Paſſivität Oeſterreichs hat

es verſchuldet, daß ferner liegende Staaten in den Donauländern mehr gelten, als das nahe Oeſterreich, daß dort Dinge geſchehen, als ob Oeſterreich gar nicht vorhanden wäre.

Und doch kann Oeſterreich, wenn es will, mit Sicherheit der Donau entlang und im Balkan operiren, weil es ganz Europa hinter ſich hat. Wie 1854 würden auch in jedem kommenden Conflict mit Rußland die Weſtmächte auf öſterreichiſcher Seite ſtehen und jetzt auch Preußen, deſſen natürliche Politik es iſt, ſobald es von Oeſterreich nicht mehr in ſeiner deutſchen Politik geſtört wird, es aufs kräftigſte gegen Rußland zu unterſtützen.

Mit dieſer großen Frage der auswärtigen Politik ſollten ſich auch die Delegationen mehr und einläßlicher beſchäftigen, als mit dem kleinlichen Abtheilen und Abmarken im Innern und mit dem Concordatſtreite. Sie zwingen dadurch Herrn von Beuſt, ängſtlich auf Socken zu gehen und ſeine auswärtige Politik durch die innere zu lähmen. Wie ſinnlos iſt vollends das liberale Anſtürmen gegen die Kirche! Oeſterreich könnte ſeine Kirche nicht genug ehren und pflegen, um ihr das Anſehen zu geben, das ihr zukommt, und dem Popenthum entgegenzuwirken, das immer mehr Eroberungen in den Gebieten der abendländiſchen Kirche macht und in dieſem Augenblick Polen gänzlich zu dekatholiſiren im Begriff iſt. Dorthin, woher die Gefahr kommt, ſollten die katholiſchen Oeſterreicher ihre Blicke richten, und nicht zum Vergnügen des Czaaren den armen h. Vater in Rom ängſtigen helfen.

Aus der aſiatiſchen Türkei iſt wenig zu berichten, doch hat auch dahin die ruſſiſche Fühlung ſich erſtreckt. Darüber gibt das Buch von Noroff, „die ſieben Kirchen der Offenbarung Johannis," vom Jahr 1860 Auskunft. Noroff, der vormalige ruſſiſche Miniſter der Volksaufklärung, bereiste Kleinaſien, um jene ſieben älteſten Kirchen in Kleinaſien aufzuſuchen und einſtweilen moraliſch für die ruſſiſche

von Braunſchweig an der Spitze ſeiner Schwarzen. Die Preußen zogen ſich nach Wavres, die Engländer nach Waterloo zurück. Napoleon ſchickte den erſtern nur zum Schein einen Theil ſeines Heeres nach und warf ſich mit ſeiner Hauptmacht auf Wellington. Dieſer widerſtand ihm am 18ten Juni bei Waterloo mit unbeugſamem Heldenmuth. Bis zum Abend hielten die Engländer gegen die große Uebermacht und die wüthendſten Stürme der Franzoſen aus, doch ſchon waren ſie beinah erſchöpft. Da erſchienen plötzlich gegen Abend die Preußen auf den Höhen zur Seite und im Rücken Napoleons. Blücher hatte die Liſt Napoleons gemerkt, ließ den Franzoſen, die ihn unterdeß beſchäftigen ſollten, nur einen kleinen Theil ſeines Heeres gegenüber ſtehn, und eilte mit dem größten Theil ſo raſch als möglich den Engländern zu Hülfe. Seine Ankunft entſchied die Schlacht. Nach einer letzten furchtbaren Anſtrengung flohen die Franzoſen in der wildeſten Verwirrung. Die Preußen, obgleich ſehr ermüdet, jagten ihnen die ganze Nacht bei hellem Mondſchein nach und ließen ſie nicht mehr zum Stehn kommen. Napoleon ſelbſt war nahe daran, von ihnen eingeholt zu werden. Sein Wagen fiel den Preußen in die Hände, er ſelbſt entfloh auf einem ſchnellen Roß, mit Zurücklaſſung ſeines Huts und Degens. Nur ſeine tapfre Garde hielt unterwegs noch ehrenvollen Stand und ließ ſich lieber niederſchießen, als gefangen nehmen. Vor Paris wollten noch einige Generale ſich vertheidigen, doch Napoleon gab ſelbſt alles auf, entſagte zu Gunſten ſeines Sohnes dem Throne und floh, um wo möglich nach Amerika zu entkommen. Am 7ten Juli zogen die Preußen und Ruſſen wieder in Paris ein, und am 17ten ergab ſich Napoleon im Hafen von Rochefort an die Engländer, da ſie mit ihren Schiffen ihm den Weg verſperrten und er lieber in ihre Hände fallen wollte, als in

Kirche in Anſpruch zu nehmen (Laodicea, Philadelphia, Sardes, Thyatira, Smyrna, Pergamus und Epheſus). Er ſagt: „Alle Hoffnung der hieſigen Chriſten iſt auf den Norden gerichtet," d. h. auf Rußland.

Vor drei bis vier Jahrzehnten war es unter den ruſſiſchen Geſchichtſchreibern, Karamſin, Bulgarin, denen ſich auch der Pole Lelewel anſchloß, zur Mode geworden, panſlaviſtiſche Anſprüche auf halb Europa zu machen, ſofern ſie Venedig, Vindelicien, die Vendée ꝛc. für urſprünglich wendiſche, d. h. ſlaviſche Länder erklärten und für das neu zu gründende große Slavenreich reclamirten. In jüngſter Zeit haben ruſſiſche Reiſende angefangen, ähnliche Anſprüche in kirchlicher Beziehung zu machen und das Gebiet der griechiſchen Kirche im Süden als zum großen Reich der ruſſiſchen Kirche gehörig, zu inſpiciren. Die griechiſche Kirche, ſagen ſie, iſt die älteſte, allein echte und orthodoxe. Ihr gebührt alſo von Rechtswegen die Herrſchaft über die ganze Erde. Die katholiſche Kirche hat ſich, nach dem Dafürhalten des Herrn Noroff, nur böswillig von ihr abgeriſſen. „Die Veränderungen, welche die Lateiner an dem Glaubensſymbol gemacht hatten, gründeten ſich nicht auf Ueberzeugung, ſondern waren nur der Feindſchaft gegen die rechtgläubige Kirche entſproſſen. Auf Wunſch des Kaiſers nahmen die griechiſchen Biſchöfe an den Verſammlungen zu Ferrara und Florenz theil, um ſich mit den Lateinern wegen einer möglichen Einigung der beiden Kirchen zu berathen. Als nach der erſten Sitzung des Concils Marcus Eugenicus von Epheſus den Vorſchlag vernahm, den Papſt als Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit anzuerkennen und die Veränderung des Glaubensſymbols — ganz den Beſchlüſſen des nicäiſchen Concils zuwider — zu beſtätigen, entbrannte er im heiligen Zorn und Eifer für den wahren Glauben, überführte die Lateiner des Irrthums und zeigte ihnen an ſeiner Perſon die Stärke des Glaubens, der auf den Ueberreſten des Reichs noch feſt und unerſchüttert blieb. Geſegnet ſey ſein Andenken

in unſerer heiligen Kirche, die er vor dem Peſthauche des Weſtens beſchützt hat!“ Das heißt mit andern Worten: „Der Wunſch des Kaiſers iſt der wahre Glauben.“ Herr Noroff hätte doch, wenn er die griechiſche Kirche der lateiniſchen ſo ſchroff gegenüberſtellt, den Hauptunterſchied beider Kirchen hervorheben und herausſtellen ſollen, welcher darin beſteht, daß die abendländiſche Kirche eine wirkliche Kirche, die morgenländiſche aber nur eine Staatskirche, d. h. ein Departement der Staatsverwaltung iſt.

Die Proteſtanten kommen bei Herrn Noroff natürlicherweiſe eben ſo übel weg, wie die Katholiken. „Als im Jahre 1836 die Sendlinge einer proteſtantiſchen Bibelgeſellſchaft nach Philadelphia kamen, boten ſie den griechiſchen Prieſtern eine für ihre Armuth ziemlich bedeutende Summe, wenn ſie die Chriſten in Philadelphia nicht vor ihnen warnen wollten. Das Geld wurde zurückgewieſen, und die Verbreiter des Proteſtantismus fanden in Philadelphia nicht Einen, der ihre Lehre annahm; ‚denn du haſt eine kleine Kraft, und haſt mein Wort behalten, und haſt meinen Namen nicht verleugnet.‘“

In Syrien hatte ſich der alte Nachbarkampf zwiſchen den chriſtlichen Maroniten und der Sekte der Druſen im Gebirge Libanon erneuert. Ein landeskundiger Correſpondent der Kreuzzeitung von 1860 Nr. 168—202 behauptet, die friedlichen und ſchwächern Maroniten würden nie gewagt haben, die heldenkräftigen Druſen anzugreifen, und nicht franzöſiſche Agenten hätten ſie aufgereizt, ſondern die türkiſchen Behörden hätten den alten Nachbarhaß geſchürt. Die Maroniten ſtünden, wie alle Chriſten im Orient, phyſiſch und moraliſch tiefer als die Muhamedaner. Im Hauptkloſter der Maroniten hatten ſich Stadtmönche eingeniſtet, die erſt nach blutigem Kampfe von den Landmönchen vertrieben werden konnten.

Die franzöſiſche Expedition zum Schutze der Chriſten in Syrien unter dem Grafen Beaufort d'Hautpoul ſetzte ſich im September 1860

mit Fuad Paſcha in Verbindung, um die Druſen zu bewältigen und die allgemeine Entwaffnung derſelben zu vollziehen. Allein er kannte das Terrain nicht und kam den Türken überhaupt ungelegen, da dieſe den Druſen geneigter waren, als den chriſtlichen Maroniten, und da noch insbeſondere der Sultan ſich die franzöſiſche Hülfe verbeten und verſichert hatte, er werde allein mit den Druſen fertig werden. Deshalb half den Franzoſen ihr guter Wille und Eifer in Verfolgung der Druſen nichts, denn Fuad Paſcha ließ die letzteren mit dem ganzen Raube der zerſtörten Chriſtendörfer in die Berge von Hauran entſchlüpfen. Die Anweſenheit der Franzoſen in Syrien war natürlicherweiſe den andern Großmächten nicht erfreulich, obgleich ſie dieſelbe zugegeben hatten. Nachdem aber die Maroniten hinlänglich geſichert waren, erklärte ſich zuerſt Lord Ruſſel am 28. Februar 1861 im engliſchen Parlament dahin, die franzöſiſche Expedition habe ihren Zweck erreicht und die Conferenz der Großmächte in Paris geſtatte die Anweſenheit der franzöſiſchen Waffen in Syrien nur noch bis zum 1. Mai. Dieſer Termin wurde ſpäter bis zum 5. Juni verlängert, dann aber zogen die Franzoſen wirklich ab.

Im Jahr 1864 empörte ſich das Gebirgsvolk im Taurus gegen den Sultan wegen harter Bedrückung und Rekrutirung.

Im October 1865 brach in Jeruſalem die Cholera mit ſolcher Heftigkeit aus, daß bei einer Bevölkerung von 53,000 Seelen die Zahl der Todten täglich bis auf 100 ſtieg. Der Tod erfolgte meiſt in wenigen Stunden, und da die Türken und Juden die Leichen reinlich waſchen, wurden ſie von dieſen deſto leichter angeſteckt, ſo daß zuweilen, wer Vormittags Einen begraben hatte, Nachmittags ſelbſt begraben wurde. Der Paſcha ſammt allen Soldaten, alle Beamten, alle Reichen flohen davon. Nur der lateiniſche Patriarch blieb und errichtete eine Ambulance nicht nur für Katholiſche, ſondern für alle Confeſſionen.

Die tapfern Tſcherkeſſen, die in ihrem langen heldenmüthigen Kampfe gegen Rußland von der Türkei nicht unterſtützt worden waren, fanden auch, wie ſchon oben bemerkt, als ſie mit ihren Familien und ihrer geretteten Habe von ihren Heimathsbergen in die Niederungen der Türkei auswanderten, um dem ruſſiſchen Despotismus zu entrinnen, durchaus die Aufnahme nicht, die ſie verdienten. Man wünſchte ſie, als eine Laſt, wieder los zu werden, wies ihnen ungenügende Wohnplätze an, unterſtützte ſie nicht, zerſtreute ſie, um ihren etwaigen Widerſtand zu ſchwächen, und ließ einen großen Theil von ihnen durch Krankheiten umkommen oder verhungern. Eine Abtheilung Tſcherkeſſen wurde am weiteſten vorgeſchoben bis nach Serbien hinein und ſollte ſich auf dem berühmten Amſelfelde anſiedeln. Aber müde der herzloſen Mißhandlung, entſchloſſen ſich dieſe Helden des Kaukaſus, nach Rußland zurückzukehren, vielleicht daß der grimmige Czaar doch mehr Mitleid mit ihnen haben würde, als der ſtumpfſinnige Türke. Sie verbrannten daher plötzlich ihre Hütten, ließen ihre Saaten durch die Roſſe zerſtampfen und zogen mit Weibern und Kindern von dannen, der ruſſiſchen Grenze zu, unterwegs raubend, was ſie brauchten. Da wurden Truppen gegen ſie aufgeboten. Auch von andern Abtheilungen, die weiter hinten in der Türkei zurückgeblieben waren, hörte man ähnliche Dinge. Sie hätten es nirgends in der Türkei aushalten können und überall eine gewaltſame Rückkehr, aber vergeblich verſucht. Von ihrer urſprünglich großen Anzahl, die ſeit drei Jahren eingewandert, ſey kaum mehr die Hälfte am Leben.

Griechenland war während des Krimkrieges von den Weſtmächten gemaßregelt worden, weil es einen Kampf gegen die Türken zu Gunſten Rußlands begonnen hatte. Rußland behauptete ſeinen Einfluß nur im Norden des türkiſchen Reichs, in den Donaufürſtenthümern, Serbien, Montenegro. England befeſtigte den ſeinigen um

ſo mehr in Griechenland. Frankreich ſuchte ſich beider für ſeine Zwecke zu bedienen, und die europäiſche Revolutionspropaganda trat als vierter Factor hinzu, um die Völker der europäiſchen Türkei zu inſurgiren und dadurch die künftigen Revolutionen in Ungarn und Polen zu unterſtützen. Die Fäden der Intrigue liefen hier ſo ineinander, daß ſogar Rußland in den Donaufürſtenthümern dieſelbe Revolutionspartei begünſtigte und mit Waffen verſah, die es in Polen bekämpfte. Unter dieſen Umſtänden hingen auch alle Bewegungen an der Süd- wie an der Nordgrenze der europäiſchen Türkei zuſammen, und unter dieſen Geſichtspunkt fällt auch alles, was in Griechenland geſchah.

Dieſelbe Partei, welche früher ſchon gegen den Willen des König Otto Krieg mit den Türken angefangen hatte, fuhr immer noch fort, byzantiniſche Anſprüche zu erheben, als ſey es die natürliche Beſtimmung der Neugriechen, das alte griechiſche Kaiſerthum in ſeinem ganzen Umfang wiederherzuſtellen. Das war jedoch nur eine Fiction, als Aushängeſchild gebraucht von den ruſſiſchen und weſtmächtlichen Agenten und von den griechiſchen Häuptlingen, die von jenen erkauft waren. Die Zahl der Neugriechen iſt viel zu klein und ihre Race viel zu verdorben, als daß ſie jemals hoffen könnten, ſich die tapfern Albaneſen, Montenegriner, Bosnier, Serben, Bulgaren und Rumänen zu unterwerfen, ſelbſt wenn ſie jemals mit den Türken fertig würden. Die kriegs- und eroberungsſüchtige Partei der Heterochthonen (die noch andere Erde wollen) beſteht aus keinen edlen Schwärmern für eine große Sache, ſondern aus fremden Agenten, bezahlten Lärmern und Klephthen, die jede Störung der öffentlichen Ruhe gern ſehen, um rauben und plündern zu können.

Die loyale Partei der Autochthonen (der auf ihrer Erde Zufriedenen) verhielt ſich nur paſſiv und unterſtützte den König nicht kräftig genug. Die Wühler aber ließen ihm keine Ruhe. Im Jahr

1861 ſchoß ein Student in Athen, ohne jedoch zu treffen. Am 13. Februar 1862 riefen Botzaris, Neffe des Kriegsminiſters, und Grivas die Beſatzung von Nauplia zur Empörung auf und ſetzten eine proviſoriſche Regierung ein, an deren Spitze Patros ſtand. Es geſchah im Einverſtändniß mit Couza, Serbien, Montenegro und Mazzini; der letztere ſoll Geld geſchickt haben. Allein der Aufſtand war verfrüht und die Rebellen in Nauplia capitulirten. Gleichwohl dauerte die geheime Agitation fort und der Sturz des König Otto wurde ſo geſchickt vorbereitet, daß er noch in demſelben Jahre gelang. Als nämlich der König mit ſeiner Gemahlin zu Schiffe gegangen war, um die Küſten des Peloponnes zu bereiſen, brach in ſeiner Abweſenheit am 22. October 1862 die Revolution in der Hauptſtadt Athen und zugleich im ganzen Lande aus. Schon am folgenden Tage wurde eine proviſoriſche Regierung ernannt mit Bulgaris und Kanaris an der Spitze. Alles war längſt vorbereitet. Als der König die erſte Nachricht erhielt, war ihm der Rückweg ſchon verſperrt. Alles fiel von ihm ab. Die fremden Geſandten eilten zu ihm, als er auf der Fregatte Amalia in den Piräus einlaufen wollte, und überzeugten ihn, daß ſeine Rückkehr nach Athen unmöglich geworden ſey. Sogar die Mannſchaft ſeines Schiffes gehörte zu den Verſchworenen und er würde vielleicht gefangen worden ſeyn, wenn ſich nicht ein engliſches und franzöſiſches Schiff ſchützend an die Seite der Fregatte gelegt hätten. Es blieb dem König und der Königin lediglich nichts übrig, als auf einem engliſchen Schiffe nach Trieſt zu flüchten und von da in die bayriſche Heimath zurückzukehren. Unterdeß war ſein Schloß in Athen geplündert, alles was zum Hofe gehörte, ſchwer bedroht und zur Flucht genöthigt worden. Viele deutſche Familien retteten mit ihren Kindern nur das nackte Leben auf die Schiffe. Der Hafencommandant im Piräus wurde, weil er Briefe der Königin beſorgen wollte, niedergeſchoſſen.

Man legte dieſe Revolution ſo aus, als habe König Otto den Neugriechen nicht genügt, weil er ſich nicht energiſch genug erwieſen habe, um das neugriechiſche Reich zu erweitern und das alte byzantiniſche Reich herzuſtellen. Man log den Griechen wieder einmal erhabene patriotiſche Gefühle an. Die betheiligten Häupter des Aufſtandes waren durchaus nur, wie alle früheren Chefs, beſtochene Creaturen der ruſſiſchen oder engliſchen Politik. Kaum war die Rebellion in Athen ausgebrochen, als auch ſchon der alte Räuberhauptmann Grivas mit ſeiner Bande einzog, das Plündern und die allgemeine Anarchie noch vermehren half und dabei offen verkündete, Griechenland müſſe ſich eng an Rußland anſchließen und nur den auf den griechiſchen Thron ſetzen, den Rußland empfehlen würde. Grivas aber ſtarb bald darauf und die ruſſiſche Partei wurde von der engliſchen überholt. Lord Palmerſtons Politik war damals in Griechenland trefflich bedient, weit beſſer als die ruſſiſche und franzöſiſche, denn aller Contreminen ungeachtet erklärte ſich in dem Plebiscit, welches die proviſoriſche Regierung ausſchrieb, die ungeheure Mehrheit der Griechen für den engliſchen Thronkandidaten, Prinzen Alfred.

Die europäiſche Diplomatie war in großer Thätigkeit. König Otto gab den Thatſachen nach, behielt ſich aber ſeine Rechte vor. Die Leichtigkeit, mit welcher ſich die Großmächte über ſein Recht hinwegſetzten, war nicht nur eine Kränkung für Bayern, ſondern verrieth auch auf eine bedenkliche Weiſe, wie wenig überhaupt in Europa das Recht noch gelten ſollte, wenn ihm nicht die Macht zur Seite ſtand. Der Kaiſer von Rußland wünſchte den griechiſchen Thron ſeinem Neffen, dem jungen Herzog von Leuchtenberg, zuzuwenden, der auch franzöſiſche Sympathien hatte, England aber ſeinem Prinzen Alfred, dem jüngern Bruder des Thronfolgers. Da nun aber in den Verträgen von 1832 die Großmächte, welche damals den griechiſchen

Thron aufrichteten, ſich gegenſeitig verpflichtet hatten, keinen Angehörigen ihrer Dynaſtien den griechiſchen Thron beſteigen zu laſſen, waren jene beiden Candidaten, einer wie der andere, vertragswidrig. Dies wurde geltend gemacht, und um einen allgemeinen Krieg zu vermeiden, mußten beide verzichten. Man bewunderte in dieſem diplomatiſchen Kampfe wieder die große Ueberlegenheit des Lord Palmerſton in Argliſten. Als nämlich Rußland und Frankreich ſich über den Herzog von Leuchtenberg geeinigt hatten, ſpielte ihnen Palmerſton den Streich, ſeinen Alfred als Candidaten aufzuſtellen und deſſen Wahl in Athen wirklich durchzuſetzen. Er bediente ſich dabei nicht nur der gewöhnlichen Mittel der Beſtechung, ſondern verſprach auch, die zu England gehörenden ioniſchen Inſeln ſofort an das griechiſche Reich abtreten zu wollen. Soviel konnten die andern nicht bieten, die Wahlen in Griechenland wurden alſo auf den Prinzen Alfred gelenkt, und Rußland und Frankreich hätten zu den Waffen greifen müſſen, um den Herzog von Leuchtenberg in Athen einzuführen. Unter dieſen Umſtänden erfolgte ein Compromiß. Rußland und Frankreich verzichteten im Sinn der Verträge von 1832 auf ihren Candidaten und Palmerſton zog nun auch den ſeinigen, aber auch ſeine Verſprechungen hinſichtlich der ioniſchen Inſeln zurück. Man ſuchte ſich ſodann über einen anderweitigen Candidaten für den griechiſchen Thron zu verſtändigen, aber niemand hatte Luſt, auf einen Thron niederzuſitzen, von dem ein guter und unſchuldiger Fürſt ſo eben erſt ſchmählich verjagt worden war. Ferdinand, der König-Vater von Portugal, Herzog Ernſt von Koburg ꝛc. ſchlugen die Wahl aus. Man frug ſich damals mit Recht, welcher deutſche Prinz wird ſich noch dazu hergeben wollen, ſich auf einem Throne niederzulaſſen, der einem andern deutſchen Prinzen ſchändlich geſtohlen wurde. Der Undank gegen Bayern ging ſo weit, daß engliſche Blätter den König Otto verleumdeten, er habe auf Koſten der griechiſchen Nation unnütze Bauten

aufgeführt und einen üppigen Hof gehalten, während bekanntlich alle Bauten in Athen nur auf bayrische Kosten aufgeführt und der gewiß sparsame Hofstaat nur aus der bayrischen Apanage bestritten wurde. Bayern hatte Griechenland Millionen zum Opfer gebracht und erntete dafür nur Hohn und den schmählichsten Undank. Doch lag darin eine nicht ganz ungerechte Bestrafung des lächerlichen Wahnes, welcher in einer durch und durch corrumpirten, die Laster der Barbarei mit denen der Civilisation monströs verflechtenden Klephtenrace von vorzugsweise slavischem Blute noch alte Hellenen, edle Nachkommen der Perikles, Miltiades, Leonidas und Epaminondas hatte sehen wollen.

Endlich erklärte sich Deutschlands schlechtester Freund, der Dänenkönig, bereit, den noch unmündigen Prinzen Wilhelm, Sohn des Prinzen Christian von Glücksburg, zum König von Griechenland machen zu lassen, und die Westmächte stimmten zu, da der englische Thronfolger soeben die Schwester jenes Prinzen Wilhelm geheirathet hatte, Frankreich aber Dänemark zu einem Werkzeuge seiner eventuellen Politik in Bezug auf Preußen, Polen und Rußland ausersah. Nachdem sich Dänemark bereit erklärt hatte, bekamen die Griechen alsbald geheimen Befehl, eine Deputation nach Kopenhagen zu schicken und sich den neuen König allerunterthänigst auszubitten. In Athen hatte inzwischen große Anarchie geherrscht. Zwar der alte Räuber Grivas war zum Glück gestorben, aber unter den übrigen Chefs Bulgaris, Kanaris ꝛc. herrschte wie immer Uneinigkeit, während das Volk that, was es wollte, und noch sein Müthchen an den zuletzt abziehenden Deutschen kühlte. Räuberei erfüllte das ganze Land. Präsident der provisorischen Regierung, der aber jeder nur nach Belieben gehorchte oder nicht, war Bulgaris. Um Europa durch das Gaukelspiel einer s. g. Nationalversammlung zu täuschen, trieb man eine solche Versammlung aus den verwegensten Räubern und pfiffigsten Intriganten des Landes zusammen, die am 3. Februar in lächerlicher

Nachahmung der franzöſiſchen und ſardiſchen Plebiscite den Namen des engliſchen Prinzen Alfred aus den Wahlurnen zog und denſelben unter erkünſteltem Jubel zum König ausrief. Bald darauf kam Gegenbefehl von Paris, mußte die Begeiſterung für Alfred ſich wieder abkühlen und eine neue für den däniſchen Prinzen erlogen werden, von deſſen Exiſtenz man bis dahin in Griechenland noch weniger als im übrigen Europa etwas gewußt hatte.

Prinz Chriſtian, der Vater des neuen Griechenkönigs, verlangte, daß derſelbe lutheriſch und bis zu ſeiner Großjährigkeit in Dänemark bleiben dürfe und eine Civilliſte von 50,000 Pfund Sterling erhalten ſolle. Auch legte er England ans Herz, die ioniſchen Inſeln an Griechenland abzutreten. Eine griechiſche Deputation begab ſich nach Kopenhagen und erhielt die Zuſage des Prinzen unter den Auſpicien des Dänenkönigs, der in einem offenen Brief die Bedingungen des Prinzen Chriſtian guthieß, am 10. Juni. Am 28. Juni proclamirte die Nationalverſammlung in Athen den neuen König unter dem neuen Namen Georgios. Ein Glück für den letztern, daß er noch zu jung war, um ſchon in die Falle gehen zu müſſen. In Athen ſtand ihm nichts anderes bevor, als der engliſchen Politik zum blinden Werkzeug dienen zu müſſen, denn er wie ſein Vater waren ganz mittellos.

In Athen ſelbſt brachen ſchon am 30. Juni Unruhen aus. Botzaris, ein Anhänger des Bulgaris, mußte dem Koronäus im Kriegsminiſterium weichen. Darüber kam es zu einer Straßenſchlacht. Die Parteien bekämpften ſich fortwährend, während die größte Anarchie im Lande herrſchte. Die Truppen ſchlugen ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite oder zerſtreuten ſich im Lande, um zu plündern. Wer ans Ruder kam, ſtahl, ſo daß die Staatskaſſe immer leer blieb. In Athen behauptete Bulgaris den Platz und Miaulis und alle, die man für Anhänger des König Otto ausgab, wurden geächtet.

Am 30. October 1863 kam der Sohn des Protokollprinzen,

die der Preußen. Ganz Frankreich unterwarf ſich den Siegern und Ludwig XVIII kehrte zurück.

Zu gleicher Zeit war auch Murat in Italien von den Oeſterreichern unter Bianchi beſiegt worden, worauf Ferdinand IV in Neapel wieder hergeſtellt wurde. Murat floh nach Corſica, der Weg nach Frankreich war ihm aber durch die Siege der Alliirten verſperrt; er entſchloß ſich alſo aus Verzweiflung und angeborner Tollkühnheit, zum Theil auch von geheimen Unterhändlern verführt, nochmals nach Italien zurückzukehren und das Volk zu empören, ward aber bei ſeiner Landung ergriffen und am 13ten October erſchoſſen.

Kapitel CCCCLXXIX.

Der zweite Pariſer Friede.

Am 20ſten November 1814 ſchloſſen die Alliirten zum zweitenmal in Paris Frieden mit Frankreich. Jetzt wurde dieſes Land ſtrenger behandelt, doch immer noch ſehr großmüthig. Blücher war geneigt, ſeinem gerechten Zorn den Zügel ſchießen zu laſſen, aber Kaiſer Alexander verhinderte jede Gewaltthat. Die Franzoſen wurden genöthigt, die Feſtungen Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau gänzlich abzutreten, Hüningen zu ſchleifen und noch achtzehn Feſtungen an den deutſchen Grenzen von den Alliirten ſo lange beſetzt zu laſſen, bis die neue Ordnung in Frankreich befeſtigt wäre. Bis dahin ſollten auch 150,000 Mann von den Alliirten in Frankreich ſtehn bleiben und auf deſſen Koſten unterhalten werden. Außerdem mußte Frankreich 700 Millionen Franken Kriegskoſten zahlen, und alle geraubten Kunſtwerke ausliefern. Die Gegenwart der fremden Truppen bewirkte nunmehr, daß die Franzoſen ihrem König gehorſam wurden, und da Napoleon als Gefangener gänz-

ſelber ein Protokollprinz, als neuer König in Athen an. Da er noch nicht 18 Jahr alt war, ſcheint er über dem Glanz einer Königskrone vergeſſen zu haben, daß es einem deutſchen Fürſten nicht gezieme, ſich auf Befehl eines engliſchen Miniſters auf den Thron zu ſetzen, von dem durch die Ränke deſſelben Miniſters ſoeben erſt ein anderer deutſcher Fürſt vertrieben worden war. Deutſche Prinzen können höchſtens durch Unreife des Verſtandes entſchuldigt werden, wenn ſie im Dienſt engliſcher Politik eine ſo ſchimpfliche Rolle ſpielen. Der junge König wurde von Graf Sponek geleitet, welcher ſich bald mit Bulgaris überwarf, ſo daß dieſer weichen mußte und Kanaris und Zainis ins Miniſterium traten. Weil die Miniſter über Kaſſen verfügten, war das Gedränge nach ihren Poſten ſo groß geweſen, daß man nachrechnete, vom Dezember 1862 bis zum Mai 1864 ſetzen in Athen nach einander 69 Miniſter ernannt worden.

England mußte ein kleines Opfer bringen, um ſeinen Candidaten dem griechiſchen Volke angenehm zu machen. Es erkaufte die Wahl des Georgios mit der Abtretung der ioniſchen Inſeln an das Königreich Griechenland, ließ aber zuvor die Feſtungswerke in Corfu ſchleifen. Die Abtretung erfolgte am 15. Nov. 1863.

Der arme neue König wurde von den Parteien in Athen hin- und hergeſtoßen, wie ſein Vorgänger. Graf Sponek, den er als Rathgeber mitgebracht, wurde durch Intriguen ebenſo wie früher der bayriſche Graf Armansberg vertrieben, im Dezember 1864.

Die griechiſche Nationalverſammlung blieb ſich gleich. Als im Anfang des Auguſt 1864 der Abgeordnete Kalos ſich mit größter Unverſchämtheit rühmte, durch ihn allein ſey die Vereinigung der ioniſchen Inſeln mit dem Königreich Griechenland zu Stande gebracht worden, und ihn Saripulos zurecht wies und bei dieſem Anlaß überhaupt die revolutionäre Frechheit mißbilligte, der es Zeit ſey, ein Ende zu machen, ließ Bulgaris die Soldaten, mit denen er die Tri-

büne beſetzt hatte, einen Höllenlärm machen und der Präſident Deligeorgi billigte und beförderte den Scandal, ſo daß Saripulos die Tribüne und das Haus verlaſſen mußte und noch auf der Straße geohrfeigt wurde. Am 26. Auguſt entſtand eine große Prügelei in der Nationalverſammlung ſelbſt, weil ein Abgeordneter gedroht hatte, man werde den König Georgios fortjagen, wie den König Otto. Am 18. October ermuthigte man den jungen König ſo weit, daß er in einem Reſcript an die Nationalverſammlung derſelben ihre Ungebühr vorwarf und Beſchleunigung ihrer Arbeiten forderte, widrigenfalls er ſelbſt thun werde, was die Verſammlung bisher verſäumt habe.

Sein Oheim, der Prinz Julius von Glücksburg, rief am Ende Januar 1865 eigenmächtig die Miniſter zuſammen, um Aufſchlüſſe über den Jammer des Landes zu erhalten, wurde aber wegen dieſes Eingriffs ins königliche Recht ſogleich von ſeinem Neffen aus dem Reiche verbannt.

Im Winter auf 1866 entfaltete ſich in den griechiſchen Gewäſſern ein wunderbares Schauſpiel. Aus dem Sumpfe Vulkano erhob ſich eine Inſel, vereinigte ſich mit der Inſel Nea Kaiméni, bildete ein Vorgebirge derſelben und erhielt von den Bewohnern der nahen Inſel Santorin dem jungen König von Griechenland zu Ehren den Namen Georgios. Bald aber fing dieſer neue Inſelberg an, Feuer auszuwerfen und vergrößerte ſich fortwährend. Nur wenige Tage ſpäter als dieſer Vulcan erhob ſich aus der Tiefe des Meeres, nur 600 Meter davon entfernt, eine zweite Inſel, welche man Aphroëſſa genannt hat, und die gleichfalls Feuer auswarf. Beide Vulcane waren noch im April in voller Thätigkeit, beruhigten ſich nachher und die Inſel Aphroëſſa erſtarrte und erkaltete. Im September aber flog die kegelförmige Spitze der Inſel Georgios in Folge einer neuen unterſeeiſchen Exploſion unter fürchterlichem Krachen hoch in die Luft.

Wir gehen nun zu Egypten über, welches, obgleich noch von

einem Türken regiert, doch faſt ebenſo unabhängig vom Sultan war, wie Griechenland. Hier in Egypten aber rivaliſirten England und Frankreich ausſchließlich, denn Rußland war zu fern. England braucht Egypten als Hauptſtation auf dem kürzeſten Wege nach Oſtindien, Frankreich braucht es, um das Mittelmeer zu beherrſchen und England zu überwachen.

Said Paſcha, der von 1854 an über Egypten regierte, gab ſich ganz dem franzöſiſchen Einfluß hin und überließ den Bau des Suezkanals einer Pariſer Aktiengeſellſchaft, der er außerordentliche Privilegien verlieh. Der zum Kanalbau nöthige Landſtrich wurde ihr geſchenkt, ein großer Landſtrich einer franzöſiſchen Colonie eingeräumt, die das Recht haben ſollte, etwaige Störungen des Baues durch arabiſche Horden mit den Waffen in der Hand abzuwehren, und die egyptiſche Bevölkerung wurde gezwungen, beim Kanalbau zu frohnden. Endlich ſollte die Geſellſchaft 99 Jahre im Beſitz der Kanalverwaltung und der Zölle bleiben. Der Vicekönig ſelbſt nahm 85 Procente Aktien auf ſich. Said Paſcha trat an Frankreich auch ein Negerregiment zur Expedition nach Mexiko ab, welches aber im Hafen von Veracruz tödtlichen Fiebern erlag. Eben als dieſe Hingebung des Vicekönigs an Frankreich böſes Aufſehen bei den andern Mächten erregte, ſtarb derſelbe, im Januar 1863, und ſein Nachfolger Ismael Paſcha befolgte ſogleich ein anderes Syſtem. Wenn der Kanal unter obigen Bedingungen zu Stande gekommen wäre, hätte ihn Frankreich den Engländern verſchließen und ihnen ſomit den nächſten Weg nach Oſtindien abſperren können; deshalb ſtrengte ſich England an, dem franzöſiſchen Monopol entgegenzuwirken, wozu ihm auch der Sultan, als Oberherr Egyptens, die Hand bot. Derſelbe erklärte am 6. März 1863, der Kanal müſſe völlig neutral bleiben, Frohnden dürften nicht mehr erzwungen werden und die Geſellſchaft müſſe auf Landbeſitz am Kanal verzichten. Hierauf übernahm Ismael Paſcha den Bau des

Kanals auf ſeine eigene Rechnung. Prinz Napoleon reiſte zwar nach Kairo, um ihn bei Frankreich feſtzuhalten, aber vergebens. Die engliſche Politik feierte hier einen glänzenden Triumph über die franzöſiſche und die Türken handelten ihrem eigenen Intereſſe gemäß, denn England würde ſich niemals ungeſtraft den Weg nach Oſtindien haben verſperren laſſen. Der Kanalbau wurde in zwei Jahren fertig und die neue Waſſerſtraße am 15. Juli 1865 eröffnet. Ein öſterreichiſches Schiff war das erſte, das durch den Kanal fuhr.

In demſelben Jahre 1865 mußte Ismael Paſcha einen Aufſtand in Oberegypten unterdrücken. Der Vorgang blieb dunkel, doch erfuhr man, ein Scheich, Chan el Kebir habe Chriſt werden und ſich unabhängig machen wollen. Im nächſten Jahre gab Ismael Paſcha dem egyptiſchen Volk eine Verfaſſung und berief am 27. November 1866 ein Parlament ein, was freilich nur eine lächerliche Schauſtellung war. Im Sommer 1867 beſuchte er die Induſtrieausſtellung in Paris, wie auch London, gleichzeitig mit dem Sultan. Die moderne Civiliſation in Egypten paßt zum Islam nicht, iſt nur auf die Europäer berechnet, von denen man Nutzen ziehen will, und geiſt- und ſeelenloſe Nachäfferei der Form, wodurch die Race noch mehr corrumpirt wird. Bogumil Goltz nennt Egypten „das Land der wirklichen Unmöglichkeit und der unmöglichen Wirklichkeit, der älteſten Weltwunder und des neuen Weltſkandals, der alten Heiligthümer und der neuen Affenſchande. Langt man um jetzige Jahreszeit in dieſem Lande der Pharaonen, des Staubes, des Ungeziefers, des Schmutzes, Lärmens, der Spitzbüberei und des allgemeinen Bakſchiſch-Geſchreies an, ſo erſcheinen einem die oben angeführten Paradoxen durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Man kann geographiſchen, atmoſphäriſchen, politiſchen, ſocialen und localen Einflüſſen und Zuſtänden manches zugute halten, allein eine ſolche künſtlich erzeugte Miſere, eine ſolche ſyſtematiſche, grundloſe Prellerei, Schinderei und Schufterei, eine ſolche endloſe

Reihe grenzenloſer Ungeheuerlichkeiten gehen über den Siedepunkt des Geduld-Thermometers eines empfindſamen Reiſenden."

Zwiſchen Egypten und dem franzöſiſchen Algerien ſpielten die beiden türkiſchen Raubſtaaten Tripolis und Tunis keine bedeutende Rolle mehr, ſeitdem die Eroberung Algiers der Seeräuberei ein Ende gemacht hatte. In Tripolis hatten die türkiſchen Herren 1853 mit den empörten Kabylen (einheimiſchen Berbern) zu kämpfen. In Tunis war ſchon der frühere Bey, Sidi Huſſain, ſeit 1824 zu Reformen und Frieden mit den Chriſten geneigt geweſen, ſein Nachfolger Achmed Paſcha reiste 18[illegible] nach Paris und wurde von Frankreich ſehr beſchmeichelt. Ihm folgte Sidi Muhamed Bey, der mit Reformen noch weiter voranging und 1857 ſogar eine Verfaſſung promulgirte. Weil er aber alles auf europäiſchen Fuß ſetzte und dabei großen Luxus trieb, mußte er die Steuern erhöhen, was die Araberſtämme nicht dulden wollten. Sie empörten ſich alſo, während gleichzeitig auch in Algerien eine neue Waffenerhebung ſtattfand, wie man glaubte, von engliſchen Agenten angeregt. Der tuneſiſche General, welcher Ordnung ſtiften ſollte, wurde erſchoſſen und im April 1864 erſchien ein großes Heer von Inſurgenten unter Mondhy, dem Sheriff von Kef, vor der Hauptſtadt und verlangte die Abſchaffung aller Neuerungen. Der engliſche Conſul Wood unterſtützte die Aufrührer; aber eine franzöſiſche Flotte unterſtützte den Bey und trieb auch die türkiſchen Schiffe zurück, die der Sultan geſchickt hatte, um bei dieſem Anlaß ſeine Autorität in Tunis herzuſtellen. Da nun die Franzoſen in Algerien den Aufſtand unterdrückt hatten, konnte auch Mondhy nichts weiter ausrichten, als daß er am 27. Juli einen Vertrag mit dem Bey abſchloß, der die Perſonenſteuer auf ein Drittel herabſetzte.

Fünftes Buch.

England.

In England regierte noch immer der alte Lord Palmerſton, Chef des Whigminiſteriums, in ſeiner bequemen und alle Welt eigentlich nur verhöhnenden Weiſe fort. Am frivolſten ging er mit Frankreich um. Obgleich England und Frankreich als Alliirte den Krimkrieg glücklich zu Ende gebracht hatten, blieben ſie doch immer noch argwöhniſch und gegen einander wachſam. Auch in Italien ging ihre Politik Hand in Hand, ſofern ſie Oeſterreichs Einfluß aus dieſem Lande entfernen wollten; England aber gönnte auch Frankreich ſeinen überwiegenden Einfluß auf der apenniniſchen Halbinſel nicht und wollte am wenigſten Neapel etwa in die Hände eines franzöſiſchen Murat fallen laſſen. Daher die Contrecoups des von Palmerſton inſpirirten Garibaldi gegen die franzöſiſch-ſardiniſche Politik, die wir ſchon kennen gelernt haben. Als Napoleon III. ſich vollends Savoyen und Nizza aneignete, war man darüber in London ſehr böſe und die Errichtung der volunteers, deren Zahl bald zu 150,000 anwuchs,

kennzeichnete den Groll und die Vorsicht des englischen Cabinets. Diese Freiwilligen nämlich waren dazu bestimmt, die Küsten Großbritanniens zu schützen, wenn etwa der zweite Dezember den Einfall bekommen sollte, plötzlich einen Angriff auf dieselben und einen Landungsversuch zu wagen.

Die Gegenüberstellung Englands und Frankreichs wurde immer schroffer. England durchkreuzte oder vereitelte alle Unternehmungen Frankreichs. Es betrieb die Expedition nach Mexiko nur, um Frankreich nachher dort im Stich zu lassen und in große Verlegenheit zu bringen. Es hätte beim Ausbruch der polnischen Insurrektion Frankreich auch gerne wieder in einen gefährlichen Krieg hineingelockt und dann selber doch nicht mitgewirkt. Es intriguirte gegen Frankreich im Orient, in Tunis und Egypten, um dort den französischen Einfluß zu lähmen. Es setzte in Griechenland den englischen Einfluß durch, vertrieb durch seine Intriguen den armen König Otto, ließ erst den englischen Prinzen Alfred und dann den dänischen Prinzen Wilhelm, nachdem dessen Schwester den englischen Thronfolger geheirathet hatte, zum Könige von Griechenland wählen.

Am 16. März 1861 starb Victoria, die Herzogin von Kent, Mutter der Königin, geborene Prinzessin von Coburg-Gotha. Mehrere Prinzen des Hauses Orleans wohnten dem Begräbniß bei, woraus die schon erwähnten Händel des Herzogs von Aumale mit dem Prinzen Napoleon hervorgingen. Man erkennt auch hieraus, wie wenig sich England genirte, seinen Alliirten in Paris zu ärgern.

Am 14. Dezember 1861 starb Prinz Albert, der Gemahl der Königin. So lange er lebte, durfte er kaum eine politische Meinung äußern, ohne daß die eifersüchtigen Lords und die Presse ihm zu fühlen gaben, er habe in englischen Staatsangelegenheiten nicht mitzureden. Nach seinem Tode aber wurde er mit Anerkennung, Lob und Ruhm überschüttet. Sein Tod änderte im großen Gange

der Dinge gar nichts. Die Königin liebte ihn ſo ſehr, daß ſie an den verſchiedenſten Orten ſeine Statue aufrichten ließ. Auch gab ſie ſpäter ihr Tagebuch in Druck, worin ſie die glücklichen Tage ſchildert, die ſie mit ihrem Gemahl insbeſondere in Schottland verlebt hatte. In jenen ſchönen Tagen auf Schloß Balmoral hatte die Königin ihre jungen Kinder bei ſich und erzählt unter anderm, wie ſie Morgens „ihre Kinder einige deutſche Gedichte überhört“ hatte. Sie war auch fromm. „Wie gewöhnlich, gingen wir um 12 Uhr zur Kirche. Der Gottesdienſt wurde von dem Reverend Norman Mac Leod aus Glasgow, Sohn des Dr. Mac Leod, abgehalten, und etwas Schöneres habe ich nie gehört. Die Predigt, ganz aus dem Stegreif gehalten, war bewunderungswürdig; ſo einfach und doch ſo beredt, und ſo ſchön disponirt und ausgeführt. Der Text war aus der Erzählung genommen, wie Nicodemus in der Nacht zu Chriſto kommt, Johannes Capitel 3. Herr Mac Leod zeigte in der Predigt, daß wir Alle verſuchten, uns ſelbſt zu gefallen, und dafür lebten, und deshalb keine Ruhe fänden. Chriſtus wäre nicht allein gekommen, für uns zu ſterben, ſondern auch uns zu lehren, wie wir leben ſollten. Das zweite Gebet war ſehr rührend; ſeine Beziehungen auf uns waren ſo einfach, denn nachdem er Unſerer erwähnt, ſagte er nur: ‚ſegne ihre Kinder.‘ Das gefiel mir ſo recht, ebenſo, wenn er für ‚die Sterbenden, Verwundeten, Wittwen und Waiſen‘ betete. Jeder kehrte entzückt nach Hauſe zurück; und wie befriedigend iſt es, mit ſolchen Gefühlen aus der Kirche zu kommen! Die Dienerſchaft und die Hochländer — Alle — waren gleich entzückt.“

Im Jahr 1855 war die älteſte Tochter der Königin ſchon herangewachſen. Die Königin ſchreibt: „Unſere liebe Victoria wurde heute mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der ſeit dem 14. zum Beſuche bei uns war, verlobt. Er hatte ſchon am 19. von ſeinen Wünſchen mit uns geſprochen; aber wegen ihrer außerordent-

lichen Jugend waren wir unſchlüſſig, ob er ſelbſt mit ihr ſprechen oder warten ſollte, bis er wieder hieher käme. Indeſſen, wir hielten es für beſſer, daß er es jetzt thue; als wir nun heute Nachmittag auf den Craig-na-Ban hinaufritten, pflückte er ein Stück weißes Heidekraut (das Sinnbild des ‚Glücks') und gab es ihr; dies gab ihm Gelegenheit, als ſie den Girnoch herunter ritten, eine Andeutung ſeiner Hoffnungen und Wünſche zu machen, was denn zu dieſem glücklichen Ende führte."

Noch im Jahr 1859 begleiten wir die Königin mit ihrem Gemahl auf einen hohen Berg. „Grade als wir uns niederſetzten, kam ein Windſtoß, der den Nebel zerſtreute, was einen wundervollen Anblick gewährte, grade wie die künſtlich nachgeahmten Nebelbilder — es enthüllte die großartigſte, wildeſte Landſchaft, die man ſich denken kann! Wir ſaßen oben auf dem Steinhaufen, um unſer Veſper einzunehmen, — unſere guten Leute mit den Ponies hatten ſich in unſerer Nähe verſammelt. Nach dem Veſper lief Albert mit Alice nach dem Bergrücken, um die prächtige Ausſicht zu ſehen, und ließ mich nachkommen. Ich folgte; aber nicht ohne Grants Hülfe, denn es waren Mengen von großen, loſen Steinen auf Haufen zuſammengelegt, über die man gehen mußte. Der Wind war fürchterlich ſtark ꝛc."

Der engliſche Thronfolger, Albert Eduard, Prinz von Wales, erbte nicht die hohe Geſtalt ſeines Vaters und auch nicht deſſen edles Weſen. Man ließ ihn Bildungsreiſen nach Amerika und dem Orient machen und vermählte ihn 1863 mit der Prinzeſſin Alexandra von Glücksburg, Tochter des Protokollprinzen Chriſtian, welcher Dänemark erben ſollte. Lord Palmerſton hatte dieſe politiſche Ehe zu Stande gebracht und wollte den Protokollprinzen in Dänemark, wie deſſen Sohn in Griechenland nur als Werkzeuge der engliſchen Politik brauchen. Die engliſche Preſſe wurde daher inſpirirt, für die däniſche Braut und überhaupt für die Dänen zu ſchwärmen. Die Königin

Victoria hegte dieſe däniſchen Sympathien nicht, ſondern war in dem Conflict mit Dänemark von der Gerechtigkeit der deutſchen Sache überzeugt. Der Sohn trat im Gegenſatz zur Mutter auf Palmerſtons Seite. Die Sitten des Prinzen von Wales wurden nicht gelobt. Er ſchlug nicht ſeinem ſoliden Vater, ſondern ſeinem Großoheim Georg IV. nach und war daher auch ein Herz und eine Seele mit Palmerſton, während ſeine königliche Mutter von dieſem launiſchen Alten, den ſie ſelber nur den „böſen Menſchen“ nannte, auf alle Art geplagt war. Aus dieſer Quelle kamen fortwährend boshafte Verdächtigungen, als ſey die Königin ſchwachſinnig geworden*) und wäre es Zeit, dieſelbe in Ruheſtand zu ſetzen. Doch widmete ſich der Prinz

*) „Je mehr ſich die Königin von den Menſchen zurückzieht, deſto eifriger wendet ſie ſich dem Himmel zu. Wandlungen dieſer Art gehören zu den Gewöhnlichkeiten. Bei der Königin Victoria mag überdies noch ein krankhaftes Familienerbtheil potenziren. Und ſo iſt es gerade nicht zu verwundern, daß ſie, mit ihren Gedanken im Jenſeits lebend, wirre Schatten in das wirkliche Leben eingreifen ſieht. Wer mit Geiſtern verkehren will, wird nur zu bald Geiſterſeher und wittert Ueberſinnliches in den natürlichen Dingen. Dieſem Seelenzuſtande der Königin ſcheint ein gewiſſer Brown, dem niedrigen Haushalte von Balmoral angehörend, die Ehre zu verdanken zu haben, daß ihn ſeine königliche Herrin ſtets in ihrer Nähe haben will. Er folgt ihr überall wie ihr Schatten, und ſie will ihn nicht miſſen, gleichviel, ob ſie in Balmoral, Windſor oder Osborne weilt. Der Mann hat nämlich eine entfernte Aehnlichkeit mit dem ſeligen Prinzen Albert, und da mag wohl die Königin ſich in eine transſubſtantielle Phantaſie hineingelebt haben. Dieſer Mr. Brown iſt dem Haushalte wahrhaft fatal, und hat ſchon zu den boshafteſten Bemerkungen Anlaß gegeben, ſo erhaben auch der Charakter der Königin über jede Anzüglichkeit ſteht. Mancherlei Künſte wurden verſucht, ihn vom Hofe zu entfernen; bisher vergebens; Schatten Brown iſt unentbehrlich, die Herrin will nicht von ihm laſſen, und dem guten Mann iſt ohne Zweifel zu wohl am Hofe, als daß er freiwillig verſchwinden ſollte.“

lich unſchädlich gemacht war, ſo konnten ſie von ihm nichts mehr hoffen. Veränderlich, wie ſie ſind, gewöhnten ſie ſich bald an die neue Herrſchaft und wurden ſo zahm, daß ſchon im Herbſt 1818 die alliirten Monarchen auf einem Congreß zu Aachen die Zurücknahme ihrer Truppen beſchließen konnten. Seitdem ſind die Deutſchen von Frankreich her nicht mehr beunruhigt worden.

Napoleon wurde, dem Beſchluß ſämmtlicher Monarchen zufolge, nach der Inſel St. Helena jenſeits des Aequators auf die andre Halbkugel der Erde gebracht, wo er mitten im Ocean und viele hundert Meilen von jedem bewohnten Land entfernt, von den Engländern mit ebe. ſo grauſamer als lächerlicher Strenge bewacht, kein Mittel mehr finden konnte, Europa's Ruhe zu ſtören. Die Unthätigkeit, die ſchlechte Behandlung ſeines Kerkermeiſters, Hudſon Lowe, und das ungeſunde Clima zerſtörten bald die irdiſche Hülle dieſes Rieſengeiſtes. Er ſtarb am 5ten Mai 1821. Seine Gemahlin, Marie Louiſe, wurde Herzogin von Parma, und ſein Sohn lebt jetzt bei ſeinem kaiſerlichen Großvater in Wien.

So endeten die ungeheuern Stürme, die über Europa gegangen. Die Erſchütterung war wohlthätig. Jede Art von politiſcher Schlechtigkeit war ſchrecklich gerächt, jeder Uebermuth gebüßt worden, unverkennbar hatte die Hand der Vorſehung gewaltet. Von dieſer Ueberzeugung waren die Völker durchdrungen, und ein ſchöner freudiger Glaube an die führende Gottheit heiligte jene Jahre der Begeiſterung. Auch die Fürſten beugten ſich vor der höhern Macht, die ſichtbar ihr Schickſal gewogen. In jener feierlichen Zeit ſchloſſen daher die Monarchen von Rußland, Oeſterreich und Preußen einen Bund zur Ehre Gottes und zum Segen der Völker, darin ſie ſich verpflichteten, fern von jener alten verderblichen Politik, fortan nur den klaren Wil-

von Wales nicht den Geſchäften, ſondern nur dem Vergnügen und ſolchen Ausſchweifungen, daß ſeine junge Gemahlin ſich keines großen Glückes zu erfreuen hatte.*) Sie gebar am 10. März 1864 ihren erſten Sohn, Albert Victor.

Aus London brachte im Januar 1868 die N. Fr. Pr. einen

---

*) London, 30. Mai. Der N. fr. Pr. wird geſchrieben: „Am hieſigen Hofe hat das toll-luſtige Gebahren des Prinzen von Wales mancherlei Betrübniß erregt. Die ‚däniſche Roſe' liegt fortwährend auf dem Schmerzenslager, wahrſcheinlich für immer gelähmt; der Prinz aber treibt es mittlerweile wie einſt ‚der erſte Gentleman in Europa.' Den Ausbruch der Krankheit der Prinzeſſin ſchreibt man einer Erkältung zu, die ſie während ihrer Schwangerſchaft durch die Rückſichtsloſigkeit des Prinzen ſich zuzog. Er ließ ſie nämlich, ſo wird erzählt, mit auf die Entenjagd gehen, und dann den Wagen, in welchem ſie ſaß, längere Zeit in einem Teiche ſtehen, wo das Waſſer bis über den Kutſchentritt reichte. Von jenem Tage an kränkelte die Prinzeſſin Alexandra, und es bildete ſich allmälig die Entzündung am Knie aus, an welcher ſie nun ohne Hoffnung auf gänzliche Wiedererlangung der Geſundheit darniederliegt. Die Art und Weiſe, wie der Prinz ſich mittlerweile amüſirt, gibt vielfach Anlaß zu Aergerniß. Sein Geſchmack, heißt es, iſt zugleich fein und grob, und es wird z. B. über ſeine Tanzbeluſtigungen, denen er ſich gelegentlich nach dem Beſuche des Theaters hingibt, Vieles berichtet, was ich nicht wieder erzählen oder verbürgen will. Anders ſein Bruder der Herzog von Edinburgh. Dieſer hat, wie von glaubwürdigſter Seite aus perſönlichem Verkehr mitgetheilt wird, bei weitem mehr geiſtiges Streben, als der vermuthliche Thronfolger. Bei Prinzen bedarf es zwar nur einer geringen Gabe von Geiſt oder von Streben, um ihnen einen Ruf der Auszeichnung zu verſchaffen, und ſo mag es auch bei dem genannten Sohne der Königin Victoria ſeyn. Immerhin zeichnet er ſich vortheilhaft vor ſeinem Bruder aus. Das weiß der Letztere, wie er auch weiß, daß man in manchen Kreiſen darüber ſpricht; darum gibt ſich unter dem näheren Anhang der beiden Prinzen gelegentlich eine Eiferſucht kund, die ſich in der Umhertragung biſſiger Anekdötchen verräth, wie die neulich über das Pariſer Ballfeſt in Umlauf geſetzten."

Brief über die Spannung zwiſchen der Königin Victoria und ihrem Sohne, dem Thronfolger Prinzen von Wales. Seit Jahr und Tag iſt der Prinz ein einzigesmal — auf eine halbe Stunde! — mit ſeiner Gemahlin nach Schloß Windſor gekommen, um daſelbſt, wie es im Court Circular hieß, ein Gabelfrühſtück einzunehmen. Die Königin ihrerſeits hat ſich in Sandringham, dem Wohnorte ihres Sohnes, ſeit vier Jahren gar nicht blicken laſſen; die beiden königlichen Haushaltungen ſtehen ſomit eigentlich auf keinem Fuße zu einander. Die Urſache liegt in der eigenthümlichen Führung des Prinzen und in ſeiner ſchlecht verhüllten Sucht, die Souveränin zur Abdankung zu bringen. In Geſellſchaftskreiſen, die dem Prinzen naheſtehen und ihm wohlwollen, kann man über den erſterwähnten Punkt ſonderbares hören, was für die öffentliche Mittheilung ſich kaum ſchickt. Das Geſpräch darüber iſt jedoch in England ſo häufig, hie und da in tadelnder, häufiger in ſcherzender Weiſe, daß eine Andeutung wohl gemacht werden mußte. Daß der Prinz verſchuldet iſt, weiß man allgemein. Mit den 100,000 Pfd. St., die er ſelbſt, und den weiteren 10,000 Pfd., die ſeine Gemahlin aus dem Staatsbeutel bezieht, kann der Arme nicht auskommen!

Im Anfang des Jahres 1864 machte ein gewiſſer O'Kane einen Prozeß gegen Lord Palmerſton anhängig, der ihm ſeine Frau verführt haben ſollte, und forderte von demſelben eine große Geldbuße. Der Fall erregte vielen Scandal, doch entſchuldigte den Beklagten ſein hohes Alter und die ganze Sache wurde als eine Spekulation auf ſeinen Geldbeutel angeſehen. Da der Lord übrigens ſtets ein Roué geweſen war, entſchuldigten ihn nur ſeine Jahre, nicht ſein Charakter, und halb England fing doch an, ſich zu wundern, daß es ſeit ſo langen Jahren in ſeiner Regierung ein ſo unſittliches und frivoles Element vorwalten laſſe.

Als Napoleon III. einen großen europäiſchen Congreß vorſchlug,

auf welchen die Großmächte die brennenden Fragen friedlich lösen ſollten, war es wieder Palmerſton, der ihm in den Weg trat und ſeinen Vorſchlag ſogar mit der Miene der Geringſchätzung zurückwies, denn die engliſche Antwort lautete, ein europäiſcher Congreß werde die Verwicklungen nicht löſen, ſondern nur vermehren. Im Anfang des Jahres 1864 hatte Greco mit einigen andern Italienern wieder einen Anſchlag auf das Leben Napoleons III. gemacht und bei der Unterſuchung ergaben ſich Indicien, wonach Greco nicht nur in naher Beziehung zu Mazzini geſtanden, ſondern auch der engliſche Admiralitätslord Stansfield als alter Freund Mazzinis um den Anſchlag gewußt haben ſollte. Da die franzöſiſchen Staatsanwälte dieſe Beſchuldigung im öffentlichen Gericht vortrugen, ſah ſich Stansfield gezwungen, am 29. Februar vor dem Unterhauſe ſich zu rechtfertigen. Er leugnete die Thatſache nicht nur in ſeinem, ſondern auch in Mazzinis Namen, den er ſeit 18 Jahren kenne und ehre und den er eines Mordanſchlags, als einer ſchändlichen Handlung, nicht für fähig halte. Nun wußte man aber, daß Mazzini jenen Greco recht wohl gekannt und ausdrücklich als einen „enthuſiaſtiſchen Patrioten“ gelobt hatte. Auch wußte man, daß Stansfield in engſter Verbindung mit Mazzini Gelder für deſſen Zwecke geſammelt und aufbewahrt habe. Das Parlament begnügte ſich alſo mit ſeiner ſtolzen Entſchuldigung nicht, ſondern in der Unterhausſitzung vom 17. März trat ihm Stracey mit der Bemerkung entgegen: „Die Antecedenzien Stansfields, der 1857 und 58 in einiger Beziehung zu den Planen Tibaldis und Orſinis geſtanden habe, geben demſelben kein Recht, der Behauptung des franzöſiſchen Staatsprokurators im Tone gekränkter Unſchuld entgegen zu treten“ und ſtellte den Antrag, die Sache ernſtlich zu unterſuchen. Palmerſton ſelbſt vertheidigte Stansfield und doch wurde Straceys Antrag nur mit einer Minderheit von 10 Stimmen verworfen. Mazzini ſelbſt trat für Stansfield auf und erklärte öffentlich,

Stansfield habe nie mit Greco, ſo wenig wie früher mit Tibaldi in Verbindung geſtanden; auch ſey das Geld nur geſammelt worden, um armen verbannten Italienern Lebensunterhalt zu verſchaffen. Indeſſen fand es Stansfield doch gerathen, von ſeinem Amte zurückzutreten, und obgleich Palmerſton ihm eine Ehrenrede hielt und ſehr bedauerte, daß die Regierung ein verdientes Mitglied verliere, ſo war und blieb die Verabſchiedung Stansfields doch das Eingeſtändniß, dieſer Lord der Admiralität habe eine unreine Sache nicht wieder rein machen können, und eine erſtaunliche Blamage für das Miniſterium Palmerſton. Die noch am günſtigſten darüber urtheilten, ſahen in dem Rücktritt Stansfields eine Conceſſion Englands an Frankreich, darauf berechnet, die Weſtmächte nicht noch weiter auseinander zu reißen.

Unterdeß war der däniſche Conflict weiter gediehen, Holſtein war von Bundestruppen beſetzt, Schleswig von den Truppen der deutſchen Großmächte angegriffen. Palmerſton war ganz auf däniſcher Seite und inſpirirte die Preſſe, das engliſche Volk in einen wüthenden Deutſchenhaß hinein zu hetzen. Mancher mochte dabei wohl an die däniſchen Sympathien des Thronfolgers denken, welche die Zukunft der engliſchen Politik Dänemark ſo günſtig erſcheinen ließen, wie die gegenwärtige. Doch kam auch der Hochmuth des engliſchen Volks den Dänenfreunden inſofern zu gute, als die Engländer, die auf die Deutſchen bisher immer nur wie auf dumme und gehorſame Heloten herunter geſehen hatten, ſich jetzt ärgerten, die Deutſchen ſo einig und entſchieden gegen Dänemark auftreten und alle engliſchen Drohungen verachten zu ſehen. England ſchrieb Noten über Noten an die deutſchen Mächte, aber man achtete ihrer nicht oder wies grobe Drohungen ſehr energiſch zurück. England beeinflußte Dänemark, aber unentſchieden und treulos. Denn in der Hoffnung, es werde Frankreich, Rußland und Schweden noch gegen Deutſchland hetzen oder die deutſchen

Mittelſtaaten gegen Preußen und Oeſterreich benutzen und die deutſchen Waffen lähmen können, machte es den Dänen Muth und ließ ſie auf engliſche Unterſtützung nicht nur bei den Unterhandlungen, ſondern auch im Kriege, insbeſondere auf das Erſcheinen einer großen engliſchen Flotte in der Oſtſee hoffen. In der Beſorgniß aber, es könne doch iſolirt werden, und da es für Dänemark kein Opfer bringen wollte, gab es auch den Dänen keine beſtimmten Verſprechungen.

Im Anfang des April, als der däniſche Krieg vor der Erſtürmung der Düppeler Schanzen einige Wochen lang ins Stocken gerieth, kam der alte Palmerſton auf den tollen Einfall, mit Garibaldi Humbug zu treiben, und ließ dieſen berühmten Volkshelden von der Inſel Caprera, wo er noch verweilte, nach England kommen, oder erlaubte ihm wenigſtens auf ſeine Bitte zu kommen. Man glaubt nämlich, Garibaldi habe in dem reichen und für ihn ſchwärmenden England Geldmittel für ein neues revolutionäres Unternehmen ſammeln, Palmerſton aber deſſen Erſcheinen in England als eine große politiſche Demonſtration benutzen wollen. Garibaldi hatte früher ſchon an die dalmatiſche Küſte überſetzen und Ungarn allarmiren, die polniſche Inſurrektion unterſtützen wollen. Damit hing die Agitation bei den Rumänen, Südſlaven und Griechen zuſammen. Schon lange hatte die europäiſche Revolutionspropaganda eine furchtbare Erhebung jener Völker im Oſten gegen Oeſterreich und Rußland in Ausſicht genommen. Mit dem Geſpenſte dieſer Revolution ſollte nun Garibaldi den nordiſchen Mächten drohen. Sofern aber auch Frankreich ſich von England nicht ins Schlepptau nehmen ließ und England ſomit von allen Großmächten iſolirt war, ſchien ſich dieſes England mit allen unterdrückten Völkern gegen deren Beherrſcher zu alliiren, indem es Garibaldi auf den Schild hob. Es durfte hoffen, ſich in demſelben Maße die Sympathien aller Umſturzparteien in Europa zu erkaufen, in welchem die Großmächte ſich von ihm abwandten.

Garibaldi kam am 11. April 1864 in England an und wurde mit unermeßlichem Jubel empfangen. Sein Einzug in London war ein Triumphzug. Eine unermeßliche Volksmenge erwartete und begleitete ihn, zahlreiche Corporationen und Vereine mit italieniſchen Farben und Schärpen, die Damen in ſ. g. Garibaldijacken und Garibaldihemden, zahlreiche Deputationen, Parlamentsmitglieder und Magiſtrate. Die Jubelrufe wurden nur von Reden und Gegenreden unterbrochen. Garibaldi nahm ſeine Wohnung beim Herzog von Sutherland und empfing die Beſuche nicht nur der meiſten Miniſter und Parlamentsmitglieder, ſondern auch des Prinzen von Wales. Der letztere ſoll jedoch in nicht ganz nüchternem Zuſtand geweſen ſeyn, als er dem großen Agitator die Hand drückte. Marquis de Boiſſy im franzöſiſchen Senate bemerkte nicht mit Unrecht, wenn der Kronprinz von England dem Flibuſtier die Hand drücke, ſo heiße das muthwillig die Revolution heraufbeſchwören, die ihm ſelbſt über den Kopf wachſen werde. Garibaldi wurde in London von einem ſchwelgeriſchen Bankett zum anderen geſchleppt. In dem großen Glaspalaſt, wo eine ungeheure Menſchenmenge ſich ſeines Anblicks erfreuen konnte, ſollte er feierlich Adreſſen und einen Ehrendegen empfangen. Mächtige Anſchlagzettel luden das Publikum ein: „Große Attraction! nächſten Montag, Schlag 3 Uhr, beſucht der berühmte General Garibaldi den Kryſtallpalaſt, wo er aus den Händen des italieniſchen Comité einen Ehrendegen erhalten wird. Es wird Muſik gemacht. Preis der Plätze bis Samſtag 2 Sch. 6 D., ſpäter 5 Sch. Extraplätze, in welchen man den Helden reden hört, bezahlen 10 Schilling. NB. Der General wird auf eine Eſtrade geſtellt, ſo daß man ihn von allen Plätzen aus ſehen kann.“ Zu dieſer Comödie gab ſich Garibaldi her, kam jedoch in einige Verlegenheit, was er alles den vielen Deputationen antworten ſollte, die ihn anredeten. Als die Polen zu ihm kamen, rief er aus: „Großmüthiges engliſches Volk,

verlaſſe Polen nicht!“ Den Dänen ſagte er, er hege die lebhafteſten Sympathien für den edlen kleinen Volksſtamm, der mit ſo coloſſalen Mächten im Kampfe liege, und er möchte wohl gern, wenn es ſeine Dienſte annähme, für Dänemark Blut und Leben laſſen. Einer Deputation von Deutſchen mußte er, um ſie nicht zu beleidigen, wieder andere Phraſen ſagen, und er endete ſeine Gegenrede mit den Worten: „Ihre Nation wird ſchließlich das Schickſal Europas entſcheiden.“ Die City gab ihm das Ehrenbürgerrecht und ein großer Garibaldifond wurde geſammelt. Von 30 engliſchen Städten erhielt er Einladungen, auch ſie zu beſuchen, und war unklug genug, zuzuſagen.

Der Beſuch ſollte nicht ſtattfinden. Garibaldi war gar zu naiv in ſeinen Aeußerungen. Bei einem Bankett brachte Mazzini einen feurigen Toaſt auf Garibaldi aus und dieſer erwiderte ihn mit einem glänzenden Lobſpruch auf Mazzini. Mazzini ſey der Führer und Rathgeber ſeiner Jugend geweſen. Mazzini allein habe gewacht, als alle ſchliefen, er allein habe das heilige Feuer der Revolution unterhalten ꝛc. Das war denn doch zu viel für ein Miniſterium, welches erſt kurz vorher Stansfield hatte entlaſſen müſſen. Noch taktloſer verfuhr Garibaldi, indem er öffentlich im Glaspalaſt dem engliſchen Miniſterium dankte, daß es ihm durch ſeine Unterſtützung die Landung in Sicilien und die Eroberung Neapels möglich gemacht habe. Da er nun eben wieder viel Geld zu einer neuen Unternehmung ſammelte und eine triumphirende Rundreiſe durch ganz England vorhatte, fürchtete ſein Gönner Palmerſton von dieſem Scandale mehr Nachtheil als Vortheil für England und — gab dem Helden von Caprera einen Fußtritt, wie man ihn einem Hunde gibt, den man eben erſt an ſich geleckt hat. Das Nähere über die moraliſche Mißhandlung des allzu offenherzigen Italieners erfuhr man aus den Verhandlungen des Unterhauſes vom 21. April. Hier ſagte Gladſtone: „Am vergangnen

Sonntag theilte mir der Herzog von Sutherland mit, daß General Garibaldis Freunde wegen der Wirkung ſeines hieſigen aufregenden und anſtrengenden Lebens für ſeine Geſundheit beſorgt zu werden anfingen, und erſuchte mich, mit ihm die Frage zu beſprechen, ob dem General darüber ein Rath ertheilt werden ſollte. Ich beſuchte den Herzog und ſowohl er, als der Graf von Shaftesbury (Palmerſtons Stiefſohn) und einige andere Herrn, erkannten es als unſere Pflicht, dem General zu rathen, daß er den Kreis ſeiner Beſuche in der Provinz möglichſt einſchränken möge. Ich ſtellte ihm vor, daß ſeine Geſundheit nach der Meinung des engliſchen Volks nicht nur für Italien, ſondern für die Welt einen hohen Werth habe. Auch ſey einige Gefahr vorhanden, daß der großartige nationale Empfang, der ihm in London zu Theil geworden durch häufige Wiederholung auf dem Lande etwas von ſeiner Würde verlieren könnte.“ Man erzählt, daß ſich Garibaldi tief verletzt gefühlt und beſchloſſen habe, England augenblicklich zu verlaſſen. Das geſchah am 22. April. Londoner Blätter berichteten, Garibaldi ſey ganz geſund geweſen. Ein Meeting in London erklärte mit Entrüſtung, ſeine plötzliche Abreiſe ſey die Folge, nicht einer Beſorgniß für ſeine Geſundheit, ſondern eines Drucks, den die Regierung auf ihn geübt habe. Man war geneigt, dieſes Verfahren Palmerſtons als eine Conceſſion an Frankreich, als einen Verſuch zu erklären, Napoleon III. zu verſöhnen. Palmerſton handelte aber an Garibaldi nicht edler, als es Victor Emanuel gethan hatte. Deshalb nannte man auch Garibaldis Behandlung in England ſein zweites Aspromonte.

Zu derſelben Zeit wurde Palmerſton auch durch die Oppoſition im Parlamente hart angegangen. Osborne warf der Regierung vor, ſie habe das einſt ſo mächtige und geachtete England in die ſchwächſte Stellung gebracht, gänzlich iſolirt und dem Spott und der Verachtung des Auslands bloßgeſtellt. Seine natürlichſten Alliirten, die Deutſchen,

habe ſich England zu Gegnern gemacht. England habe ungeheuer geprahlt und nichts geleiſtet, immer gedroht und nichts gethan, immer gehetzt und dann die bethörten Freunde im Stich gelaſſen. England habe früher den Ruhm genoſſen, ein Schutz und Hort des Rechts zu ſeyn. Die gegenwärtige engliſche Regierung trete das Recht der Völker mit Füßen. So ſtehe es gegenwärtig auf Seite des Unrechts in der däniſchen Frage. Es ſey Unrecht geweſen, die Erbfolge in den Elbherzogthümern willkürlich abzuändern. Man ſpreche vom Verzicht des Auguſtenburgers. „Doch was würde man im Parlamente davon denken, wenn der Prinz von Wales und alle männlichen Kinder der Königin auf ihr Thronfolgerecht in England zu Gunſten der Prinzeß Royal Verzicht leiſteten und wenn die Prinzeß Royal wieder zu Gunſten des Prinzen von Preußen verzichtete?“ Der Fall ſey analog. Die Dänen hätten, allem Recht und allen Verträgen zum Trotze, die deutſche Bevölkerung in den Herzogthümern mißhandelt. Und all dieſes Unrecht dulde, vertheidige und ſchütze England. In ähnlicher Weiſe ſprach ſich auch Kinglake wiederholt gegen das Miniſterium aus und d'Israeli, das Haupt der Tories, griff ebenfalls die Miniſter an, doch nicht aus Rückſichten des Rechts und der Humanität, ſondern nur der miniſteriellen Rivalität. Die Tories bemühten ſich, das bisherige Whigminiſterium zu ſtürzen, würden aber, wenn ſie am Ruder geweſen wären, eine unmittelbare Theilnahme am Kriege eben ſo wenig gewagt haben. Da keine große Entſcheidung erfolgte, blieb alles beim Alten. Das Miniſterium behauptete ſich und auch das Parlament wurde nicht aufgelöst, ſondern am 29. Juli nur vertagt.

Der unnatürliche und nur künſtlich durch die Preſſe hervorgerufene Grimm gegen Deutſchland beruhigte ſich bald, die Engländer ſchienen ſich der verkehrten, ſtets drohenden und dann doch

unthätigen Politik Palmerſtons endlich zu ſchämen. Da ſtarb dieſer berühmte Greis, am 18. October 1865.

Das bisherige Whigminiſterium fiel, als Gladſtone ſeine am 12. März 1866 eingebrachte neue Reformbill nicht durchſetzen konnte. Sie wollte mehrere kleine Städte, die zwei Parlamentsglieder wählten, auf eines reduciren. Die Miniſter traten nun ab und ein neues Toryminiſterium unter Graf Derby an ſeine Stelle. Stanley wurde Miniſter des Auswärtigen. Mittlerweile brach der deutſche Krieg aus, in welchem England ſtrenge Neutralität einhielt, die Sympathien der Königin Victoria aber mehr Preußen als Oeſterreich zugewendet waren.

Am 23. April 1864 ſollte der 300jährige Geburtstag Shakeſpeares in England gefeiert werden. Die Zeit war aber ſchlecht dafür geſtimmt. Ganz England war damals vom Garibaldiſchwindel ergriffen und dachte an ſeinen großen Dichter nicht. Zwar wurde ein achttägiges Feſt zu Stratford veranſtaltet, wobei es an Humbug nicht fehlte. Aber wie in Deutſchland bei ähnlichen Anläſſen, hatten ſich auch in England nur untergeordnete Geiſter, Zweckeſſer und Schreier der Leitung des Feſtes bemeiſtert, ſo daß ſich gerade die höhern Geiſter, die dem Geiſte Shakeſpeares näher ſtanden, lieber von dem Spectakel fern hielten. Engliſche Blätter ſelbſt geſtanden, es gebe nur wenige Engländer, welche Shakeſpeare recht verſtünden und zu würdigen wüßten.*) In Paris wurde eine beabſichtigte

*) Nach der Times war die Shakeſpeare-Feier „eine geſchäftliche Profanation, ein complicirter Humbug, der die roheſten Mittel anwendet, um aus dem Andenken des großen Dichters und aus der wahren oder erheuchelten Verehrung, die jeder reſpektable und ſolvente Engländer dem Namen Shakeſpeares zollen muß, Capital zu ſchlagen, um neuerfundene Shakeſpeare-Promenaden, Shakeſpeare-Photographien und Shakeſpeare-Literatur an den Mann zu bringen, um den Vergnügungsunternehmern,

len des höchsten Herrn aller Herren zu erfüllen und an Gottes Statt auf Erden zu walten für Frieden, Tugend und Gerechtigkeit, wie es einem rechten Könige geziemt, und sie nannten darum diese Verbindung den heiligen Bund. Er wurde geschlossen am 26sten September 1815. Ihm verdankt Europa seitdem den langen, nur im Süden kurze Zeit unterbrochnen Frieden. Die Monarchen sind von ihrem Grundsatz, den Frieden zu erhalten, nicht abgewichen, und besitzen in ihrer starken Vereinigung auch die Macht, diesen Zustand des Friedens zu sichern. Die Fürsten Europa's bildeten seitdem beinah nur eine einzige große Familie, und kaum thut ein Glied derselben etwas, ohne die Zustimmung der übrigen eingeholt zu haben. Die gemeinsamen Angelegenheiten Europa's werden auf allgemeinen Congressen berathen und entschieden. Der alte Eigennutz einzelner Mächte tritt gänzlich zurück, es gilt nur noch die Sorge für das Ganze, der selbst Privatvortheile willig aufgeopfert werden. Auf der andern Seite bilden aber auch die Völker Europa's eine große Familie. In den Revolutionskriegen sind sie alle zu einander geführt, mit einander vertraut worden, und die Literatur, besonders die Zeitungen unterhalten diese Bekanntschaft und wechselseitige Theilnahme.

Kapitel CCCCLXXX.

Der deutsche Bund.

Der Wiener Congreß gab Europa die Gestalt, die es noch jetzt hat. Noch immer bildet Europa eine Republik von unabhängigen Staaten, die aber nicht mehr wie früher schwankend und feindselig ein Uebergewicht und in der Gegenwirkung ein Gleichgewicht suchen, sondern sich jetzt innig mit einander verbunden haben und

Shakespeareseier ausdrücklich vom Kaiser untersagt, weil sie dem Nationalgefühl der Franzosen widersprach.

Die wichtigste Erfindung der Neuzeit, der elektro-magnetische Telegraph, wurde zuerst von den praktischen Engländern für den

---

Hotelbesitzern, Buchhändlern, Literaten, Vorlesern u. s. w. ein anziehendes Aushängeschild für ihr Geschäft zu liefern. So wurde die von namenlosen Literaten in London und spekulativen Hausbesitzern in Stratford vor das Publikum gebrachte Idee von Anfang an betrachtet und ausgebeutet. Die Spekulation bemächtigte sich ihrer so vollständig, daß der wirklich gebildete Theil der Nation, welcher Shakespeare liest und versteht, sich mit Ekel von dem Humbug zurückzog und alle die großartigen Plane, die mit pompösen Reclamen in der Presse verherrlicht wurden, einer nach dem andern scheiterte, bis nichts mehr übrig blieb, als was wir heute sehen: 1) gemischte Unterhaltung mit Bankett, das heute unter Lords Carlisles Vorsitz Geld einbringen soll, Concerten, Maskenball, Vorlesungen, Aufführungen von grobkomischen Farcen der neuesten Fabrik und Shakespeare's ‚Romeo und Julie', zu deren Besetzung man sich eine Schauspielerin von Paris verschreiben mußte, und eine Reihe von ‚Popular Entertainments', bei denen die wirksamste Verherrlichung des ‚Schwans von Avon' singenden Negern und genialen Luftspringern anvertraut seyn wird, in Stratford; 2) eine Fülle von Shakespeare-Annoncen auf allen Industriefeldern, namentlich auf dem literarischen, Shakespeare-Feier zum Vortheil der Actionäre im Krystallpalast mit einem ganz gewöhnlichen Concert, das nach dem Programm durch ‚eine kleine Shakespear'sche Ueberraschung' gewürzt werden soll; ‚vermischte Unterhaltung in der landwirthschaftlichen Halle', die zu diesem Zweck nach der Entfernung des Kunstreitercirkus mit, bei N. N. sehr billig zu habenden und empfehlenswerthen, Shakespeare-Büsten dekorirt ist, und für nächsten Freitag in einen Tanzsaal für einen Shakespear'schen ‚Charakterball' verwandelt werden, aber am folgenden Montag schon wieder für die ‚internationale Hundeschau' bereit seyn wird; Shakespear'sche Stücke in zwei Theatern und eine trotz alledem unüberwindliche Gleichgültigkeit des Publikums in London. Das dem Namen nach noch bestehende Comité gibt zu verstehen, daß die Idee einer Statue noch nicht aufgegeben sey, und verlangt vergeblich Geld dazu."

großen Verkehr nutzbar gemacht, obgleich die Erfindung und erste Anwendung einem Deutschen angehört. Wir entnehmen Petermanns geographischen Mittheilungen die kurze Geschichte der Erfindung. „Xerxes stellte auf seinem Zuge nach Griechenland von Strecke zu Strecke Männer auf, die sich die Botschaft zuzurufen hatten; er erreichte dadurch eine 30mal größere Geschwindigkeit als die eines Reisenden. Das träumerische Mittelalter vertraute seine Geheimnisse dem Flug der Tauben an. Unter Napoleon I. ward die Erfindung der Gebrüder Chappe in den Jahren 1792—94 berühmt und erfolgreich. Es zeigt sich in diesen Semaphoren, die mittelst Stangen auf Thürmen und Bergen nicht blos Zeichen, sondern auch durch besondere Zusammenstellungen Worte signalisirten, der Beginn der modernen Mechanik. Ein Befehl von Paris nach Calais brauchte 3, von Paris nach Straßburg 6½, nach Toulon 20 Minuten. Diese Vorrichtungen auf das Gehör und Gesicht berechnet, können kaum als Vorboten des Telegraphen gelten, sie sind zu unvollkommen. Der Gedanke verlangte für seinen Flug eine Kraft, die selbst nicht an die Schranken von Zeit und Raum gebunden ist. Diese ist die Elektrizität. Wirklich geistreich sind die Versuche, welche das vorige Jahrhundert machte, die Reibungselektrizität, den elektrischen Funken, für die Fernschrift zu benützen. Lesage in Genf hüllte 24 Drähte in eine isolirende Substanz, verband je einen mit einem Elektrometer, an dem ein Zeiger befestigt oder eine Markkugel aufgehängt war. Jeder Zeiger bedeutete einen Buchstaben, und indem man daher am Aufgabeort der Depesche dem betreffenden Drahte die Elektrizität mittheilte, bewegte sich an der Empfangsstation der entsprechende Zeiger. Ein solcher Telegraph verband Madrid und Aranjuez. Eine einfache Elektrisirmaschine genügte als Quelle des elektrischen Fluidums. Die Vortheile, welche der konstante Strom der galvanischen Elektrizität darbot, brachten jene Versuche zum Stillstand. Der erste,

der ihn benützte, und zwar schon 1811, war Sömmering in München. Die einzelnen Drähte des Lesage'schen Bündels endigten je in einem mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichneten Wassergefässe, und ließen, sobald der Strom einen der Drähte durchlief, an der Zersetzung des Wassers erkennen, welchen Buchstaben der Empfänger in seiner Depesche zu setzen hatte. Die Entdeckung des Elektromagnetismus durch Oerstedt aber, 1819, gab den Geistern sofort die Richtung, auf welcher das eigenthümliche Problem des Telegraphen zu lösen war. Der Amerikaner Morse will seinen Telegraphen auf der Fahrt von Havre nach New-York 1832 erdacht haben, veröffentlichte aber seine Versuche erst 1837. Die ersten, welche denselben anwandten, und zwar schon 1833—34, waren Gauß und Weber in Göttingen, indem sie die Sternwarte mit dem 3000′ entfernten physikalischen Kabinet über die Häuser hinweg durch Drähte in Verbindung setzten. Sofort stellte sich auch 1837 Steinheil in München eine Leitung von der K. Akademie nach der ¾ Meilen entfernten Sternwarte Bogenhausen her, und in demselben Jahre verpflanzte Cooke die Erfindung, die er in Heidelberg kennen gelernt hatte, nach England über, wo Wheatstone seit einigen Jahren mit einschlagenden Versuchen beschäftigt gewesen war, und betrieb mit diesem gemeinschaftlich nun die weitere Vervollkommnung und praktische Anwendung. Für die Eisenbahnen machten daher zuerst die Engländer den Telegraphen dienstbar, und zwar 1840 an der Blackwallbahn, während in Deutschland die Direktion der Rheinischen Eisenbahn bei Aachen 1843 die erste Leitung ausführte. 1844 verschaffte sich das neue Kommunikationsmittel Eingang in Amerika, 1845 in Frankreich, 1847 in Holland, 1849 in Belgien, 1851 in Rußland, 1852 in der Schweiz, 1855 in Norwegen, 1857 in Portugal ꝛc.

Diese großen Erfolge ermunterten die praktischen Engländer, einen Versuch zu machen, auch einen Telegraphen unter dem Meere

fortzuleiten. Wheatſtone gebührt jedenfalls das Verdienſt, unterſeeiſche Telegraphen in Anregung gebracht zu haben. Schon 1840 wollte er Dover mit Calais verbinden. Noch 1844 lachte man darüber. Der Mann, der Wheatſtone's Gedanken aufnahm, aber von einem Hofe nach dem andern, von England 1845, von Frankreich 1847 abgewieſen wurde, weil ſein Plan für unausführbar galt, war J. W. Brett; 1850 wandte er ſich an Napoleon III., und man muß es ihm nachrühmen dem Manne, der ſo feine Fühlung mit der Zeit und ihren ſchlummernden Gedanken zu nehmen verſtand, daß er ihn unterſtützte. Am 28. Auguſt 1850 gingen die erſten Depeſchen von Frankreich nach England. Haltbar war das Tau allerdings nicht; am 29. Auguſt wurde es todt, aber im September 1851 lag ein haltbares auf dem Meeresgrunde. 1853 legte Brett ein Tau von Dover nach Oſtende, und ſchon 1854 ging er daran, wenn auch bei den erſten Verſuchen ohne Erfolg, das mittelländiſche Meer zu durchſchneiden. Das endliche Gelingen dieſer und ähnlicher Unternehmungen ermuthigte zu immer weiteren Planen."

Die Engländer dachten nun darauf, ein Kabel (Drahtſeil) auch auf der kürzeſten Linie zwiſchen der Weſtküſte Irlands und der Nordoſtküſte Nordamerikas zu legen, um beide Welttheile zu verbinden. Die Idee gewann allgemach Boden und im Jahre 1857 wurde zum erſten Verſuch geſchritten. 2500 Meilen Kabel wurden auf den Kriegsſchiffen „Agamemnon" und „Niagara" eingeſchifft und eine ganze Operationsflottille ſetzte ſich in Bewegung; aber ſchon nach einigen Meilen Fahrt verwickelte ſich das ausgeſponnene Kabel in die komplicirte Maſchinerie und das Kabel riß ab. Die Expedition kehrte zurück, ging aber bald darauf wieder in See. Bei dieſem zweiten Verſuch ſcheiterte das Unternehmen an dem Mangel an Erfahrungen, denn das plötzlich abfallende unterſeeiſche Terrain vermehrte den Zug des ausgeſponnenen Kabels. Der Abwicklungsapparat konnte dieſem

vermehrten Zug nicht nachgeben und das Kabel, welches diesmal ſchon einige hundert Meilen verſenkt war, riß neuerdings ab. Erſt im nächſten Jahre (1858) wurde der Verſuch erneuert. Ein fürchterlicher Sturm, welcher das überlaſtete Schiff „Agamemnon“ zu verſchlingen drohte, zwang die Kabelflottille zur Rückkehr. Nach einigen Tagen lief das Kabelgeſchwader neuerdings aus und diesmal mit glücklichem Erfolge, wenigſtens für den Anfang, denn am 5. Aug. 1858 wurde die erſte telegraphiſche Depeſche über den Ocean geſendet. Die Königin correſpondirte wirklich mit dem damaligen Präſidenten Buchanan auf telegraphiſchem Wege. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Die Zeichen wurden immer undeutlicher. Die Leute in Trinity Bay ſendeten zwar fort und fort telegraphiſche Zeichen über den Ocean, aber was ſie ſagen wollten, konnten die Ingenieure in Valentia nicht verſtehen. Die Zeichen wurden immer ſchwächer und hörten zuletzt ganz auf. Es war klar, daß die Iſolirung des Kabels unterbrochen, daß das Kabel ſo gut wie todt war. Durch ſieben Jahre ruhte nun das Werk, wenigſtens dem Anſcheine nach. In der That aber wurden die Vorbereitungen zu einer neuen Expedition eifrig betrieben und alle Vorſichtsmaßregeln zur Sicherung des Erfolges getroffen.

„Man weiß nicht, was bewundernswürdiger iſt, die Ausdauer der Ingenieure oder das Vertrauen der Kapitaliſten oder endlich der Muth der Wiſſenſchaften, denen es, nach dem vergeblichen Verſuch vom Jahre 1857, das unterſeeiſche Tau von Europa nach Amerika zu legen, nach dem ungeheuren Fall der Erwartungen, die durch das eintägige Arbeiten des Taus vom Jahre 1858 wach gerufen worden waren, nach dem furchtbaren Riß, mit dem am 2. Auguſt 1865 1186 engliſche Meilen Tau in der Meerestiefe von 11,400′ verſunken waren, doch noch gelang, am 27. Juli 1866 das Drahtſeil an die Küſte von Neufundland anzulegen. Wie durch höhere

Fügung waren zwei unentbehrliche Hülfsmittel dazu, die Guttapercha und das Riesenschiff Great Eastern, das zuvor ein höchst unnützes Daseyn auf der Welt gefristet hatte, dem großen Gedanken zur Verfügung gestellt worden. Auch das Tau von 1865 wurde am 2. September aus der Tiefe von 10,800′ heraufgeholt, und arbeitet seither mit dem andern. Die Zeit, die der Strom braucht, den 454 deutsche Meilen langen Draht zu durchlaufen, beträgt $^{21}/_{100}$ Sekunden."

Das größte Schiff der Welt, der „Great Eastern," wurde zur Aufnahme des Kabels hergerichtet und gelangte 1866 glücklich zum Ziel, so daß von da an eine regelmäßige Telegraphenverbindung zwischen beiden Welttheilen gesichert ist. Dieses wichtige Ereigniß fällt in dieselbe Zeit, in welcher Deutschland durch die Siege der Preußen in Böhmen dem Ziele seiner Einheit entgegengeführt wurde.

Aus der Neigung der reichen Engländer, alles im kolossalen Maßstabe zu bauen, ging ein großes Unglück hervor. In der Nacht auf den 12. März 1864 brach der Damm eines ungeheuern Wasserreservoirs im Thale des Don, und die gewaltige Wassermasse ergoß sich über die Dörfer und einen Theil der Stadt Sheffield, zerstörte 798 Häuser und ersäufte 241 Menschen, die letztern durchgängig in ihren Betten und im Schlafe. Die englischen Blätter berichteten das Nähere. „Die, besonders durch ihre Stahlwaaren berühmte Fabrikstadt Sheffield liegt im Westriding (westlichen Bezirk) der nordenglischen Grafschaft York, an den Flüssen Don (Dun) und Sheave. Das große Reservoir der ‚Sheffield Water Company' (Broadford-Reservoir), welches die Stadt und Umgegend mit Trinkwasser versorgt, liegt in beträchtlicher Höhe über derselben bei dem Dorfe Matlock, 5—6 englische Meilen von Sheffield in dem von den Hügeln Loxlei und Stannington gebildeten Winkel, von welchem zwischen diesen Hügeln ein steil abfallendes Thal ausläuft. Das Reservoir bedeckt, beträchtlich länger als breit, einen Flächenraum von

70—80 Hufen (acres) und faßt, wenn es ganz gefüllt ist — was aber in den letzten Tagen nicht der Fall gewesen seyn soll — über 110 Millionen Kubikfuß Wasser. Die Eindeichung derselben gegen das Thal hin war ein kolossaler Bau, von 40 Fuß Dicke, einer durchschnittlichen Höhe von 85 Fuß und 300 Ellen lang. Der Behälter schien gegen jeden Unfall gesichert, war es aber leider nicht, und wirklich sollen schon seit einiger Zeit ominöse Gerüchte über dessen Zustand in Umlauf gewesen seyn. Indessen die das Werk beaufsichtigenden Ingenieurs hatten es am 11. März Abends, wie gewöhnlich, besichtigt und es, ohne etwas verdächtiges bemerkt zu haben, um 9 Uhr verlassen, da kam ihnen ein Feldarbeiter nachgerannt mit der Anzeige: er habe einen Bruch im Damm bemerkt. Sie kehrten um und fanden den Bruch unerheblich; bald aber stellten sich schlimmere Zeichen ein und man versuchte nun durch Sprengung ein Wehr zu öffnen, um dem Wasser einen unschädlichen Abfluß zu verschaffen. Es war zu spät: bald vor Mitternacht barst der Damm in einer Weite von 110 Ellen und in einer Höhe von 70 Fuß, und mit dem furchtbarsten Donnergetöse stürzte sich die ganze Wassermasse ins Thal, zunächst die meistens von Fabrikarbeitern bewohnten Dörfchen Hillsborough-Bridge und Malin-Bridge überfluthend, und ihre Häuschen mit den im Schlaf überraschten Bewohnern wegschwemmend. Aber nicht blos diese leichtgebauten Cottages stürzten vor dem Andrang der 16 bis 18′ tief daherwogenden Wassermasse, sondern auch massiv gebaute Brücken, Schmieden und Wirthschaftsgebäude. Von da wälzte sich der Strom, auf welchem Leichen und Trümmer aller Art trieben, in die Stadt und richtete auch hier entsetzlichen Schaden an, doch mehr an Eigenthum als unter der Bevölkerung, welche sich meistentheils retten konnte. Der Schrecken und die Größe des Unglücks wurden durch das Dunkel der Nacht begreiflicherweise noch bedeutend vermehrt. Wie die ganze von der Ueberschwemmung Shef-

fields aus gartenähnlicher Kultur in eine wüste Schlammfläche verwandelt iſt, ſo hat das ganze Thal des Don, bis über Doncaſter hinab, mitgelitten. Ganze Dörfer ſind weggeſchwemmt, und in Sheffield waren noch am Sonntag durch die angetriebenen Trümmer viele Straßen geſperrt, in denen Menſchenleichen, todtes Vieh, Möbel und Gebälke durch einander lagen. Unter anderem wurde die ſchöne Kettenbrücke in der Stadt fortgeriſſen."

Auch in der Verbeſſerung der Schiffe und des ſchweren Geſchützes machten die Engländer immer noch Fortſchritte. Ihre Erfindung der Schraubendampfer datirt ſchon von 1853. Im Jahr 1862 wurde in London wieder eine große Weltinduſtrie-Ausſtellung eröffnet. In der That war und blieb England die erſte Weltmacht, ſein Volk das reichſte auf dem ganzen Planeten.

Von der Rohheit und dem engherzigen Nationalegoismus der Engländer gab das Jahr 1863 ein merkwürdiges Beiſpiel. Bei dem großen Wettrennen zu Epſon gewann die franzöſiſche Stute fille de l'air, Eigenthum des Grafen Lagrange, den erſten Preis, indem ſie alle Wettrenner engliſcher Race überflog. Ueber dieſe Niederlage ihrer Pferde, auf die ſie immer ſo ſtolz geweſen, ärgerten ſich nun die engliſchen Zuſchauer, daß ſie mit Steinwürfen, Fäuſten und Stöcken über das ſchöne franzöſiſche Pferd und ſeinen Reiter herfielen und beide würden in Stücke geriſſen haben, wenn ſich nicht die policemen mit aller Macht dazwiſchen geworfen hätten. Kurz vorher hatte in Frankreich bei einem Wettrennen ein engliſches Pferd den Sieg errungen und die franzöſiſchen Zuſchauer hatten ihm neidlos lauten Beifall geklatſcht.

Der ungeheure Reichthum Englands hat zwar viele Quellen, geht aber doch hauptſächlich aus ſeiner Induſtrie hervor, aus der ſoliden Arbeit, welche alle engliſchen Fabrikate ſo berühmt und geſucht macht. Die Baumwolleninduſtrie hat aber wieder alle andern

Industrien überflügelt. Dem Werke von Watts über die Baumwollennoth zufolge hat sich die Zahl der Spindeln in England von 1850 bis 1865 fast verdoppelt, von 17 bis auf 30 Millionen. Baumwollenzeuge, von denen noch 1830 keine Million Yards producirt wurden, beliefen sich 1860 schon auf 4½ Millionen. Der Werth der Ausfuhr baumwollener Garne und Fabrikate aus England betrug 1838 erst 24½ Millionen, dagegen 1860 schon 53 Mill. Pfund Sterling. In diesem letzteren Jahre waren in England 775,534 Arbeiter in 6,378 Baumwollenmanufakturen beschäftigt. Während des nordamerikanischen Bürgerkrieges trat eine Stockung ein, weil viele Baumwolle aus Amerika wegblieb, doch hob sich diese Krisis wieder. Der Reichthum an Steinkohlen erleichtert England den Gebrauch zahlloser Dampfmaschinen. Nächst der Baumwolle sind seine Eisenwaaren und mittelst des Handels Kaffee, Zucker und Thee seine einträglichsten Artikel.

Aber der Reichthum befindet sich nur in den Händen theils der alten Landesaristokratie, welche den ganzen Boden Englands in Besitz hat, theils der großen Kaufleute und Fabrikanten und dehnt sich nur auf die Mittelclassen aus, nicht aber auf die Pächter der adeligen Felder und noch weniger auf die zahllosen Fabrikarbeiter. Die Noth der letzteren hat in dem Maaße zugenommen, in welchem ihre Zahl anwuchs, also in dem Maaße, in welchem die Industrie zunahm und die Arbeitgeber bereicherte. Die Habgier der Fabrikbesitzer suchte den Preis der Waaren zu erhöhen, den Lohn der Arbeiter aber herabzudrücken. Es kamen arge Dinge vor, die sich nur aus der Härte des englischen Charakters (wie die Behandlung der Sclaven durch die Anglo-Amerikaner) erklären lassen. Das Aergste war das s. g. Truksystem, welches den unglücklichen Arbeiter verpflichtete, wenn er überhaupt Arbeit erhalten wollte, als Lohn statt des baaren Geldes verlegene Waare in Empfang zu nehmen. Das mußten sich die Aermsten

gefallen laſſen, um wenigſtens Etwas zu verdienen und nicht Hungers zu ſterben. Daran ſchloß ſich das ſ. g. Gangſyſtem, welches bei der Feldarbeit auf dem Lande ebenſo angewendet wurde, wie in den Fabriken. In Careys „Wirthſchaftspolitiſchen Rückblicken“ (München 1868) wird das letztere Syſtem beſchrieben, wie es noch jetzt in England auf dem Lande vorkommt. „Das ‚Gang‘-Syſtem, wie es neulich im Parlament dargeſtellt wurde, beſteht in kurzen Worten in Folgendem: In den ‚Fen‘-Diſtrikten, die faſt eine Million Morgen des reichſten Landes in England bedecken, in Huntingdonſhire, Cambridgeſhire, Nottinghamſhire, Norfolk, Suffolk und in Theilen der Grafſchaften Northampton, Bedford und Rutland werden gegen 7000 Kinder von 5 Jahren aufwärts, neben Perſonen beiderlei Geſchlechts von 15—18 Jahren in ‚Gangs‘ verwendet, die je zwiſchen 15 und 20 Arbeiter unter einem Meiſter umfaſſen, und zwar in einem Zuſtande, der von Sclaverei einzig dadurch unterſchieden iſt, daß er unendlich ſchlechter noch als dieſe. Der ‚Gang‘-Meiſter iſt faſt regelmäßig ein lüderlicher Menſch, der als Arbeiter keine ſtändige Beſchäftigung bei irgend einem anſtändigen Pächter erhalten kann. In den meiſten Fällen kauft er thatſächlich die Arbeit der Kinder von armen Eltern, verkauft dieſe Arbeit wieder an Pächter, zahlt dem ‚Gang‘ ſo viel ihm beliebt, und ſteckt den Nutzen in die Taſche. Sieben oder acht Monate im Jahr werden dieſe ‚Gangs‘ oft 7 oder 8 Meilen täglich zu Pächtereien getrieben, wo ſie mit Pflanzenſetzen, Ausjäten von Unkraut, Aufſammeln und Wegbringen von Steinen und dergleichen Arbeit von ½6 Uhr des Morgens bis 7 oder 8 Uhr des Abends beſchäftigt ſind. Der ‚Gang‘-Meiſter wird pr. Tag oder pr. Morgen bezahlt und er ſeinerſeits zahlt wieder den Kindern 4 bis 6 Pence täglich, während die ältern Burſchen und Mädchen von 9 bis 15 Pence erhalten. Der Meiſter verſchafft ſich damit, daß er ſeine Mannſchaft aufs Feld treibt, ſie bei der Arbeit hält und zwar

eine große Familie ausmachen. In dieſer Familie haben, wie natürlich, die Stärkſten das Uebergewicht, alſo der heilige Bund, und England, das die Grundſätze deſſelben billigt, ohne dazu zu ſchwören. Die europäiſche Republik iſt alſo von einer Ariſtokratie der größern Mächte beherrſcht.

Die Eintheilung des neuen Europa wurde zu Wien folgendermaßen feſtgeſetzt. England erhielt Hannover zurück, vermehrt durch Oſtfriesland und allen ſeither zugeworbnen ſekulariſirten und mediatiſirten Beſitzungen, und zwar unter dem neuen Namen eines Königreichs Hannover. Außerdem erhielt es wichtige Inſeln und Häfen im Mittelmeer. Die Könige von Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien erhielten das ihrige zurück. Schweden bekam für Finnland Norwegen und Bernadotte erhielt ſich auf dem Thron. Rußland erhielt Polen unter dem Namen eines Königreichs. Holland wurde mit den ehemaligen Niederlanden wieder vereinigt und der ehemalige Statthalter von Holland, der Prinz von Oranien, erhielt dieſes ſchöne Reich als König. Die Schweiz blieb unabhängig, wie ſie es ehemals geweſen war, erhielt aber eine neue Verfaſſung und die jetzt beſtehende Eintheilung in 22 Cantone, die nach innen völlig ſelbſtändig, nach außen aber von der Tagſatzung, einem aus den Geſandten ſämmtlicher Cantone beſtehenden höchſten Rath, abhängig ſind.

Die noch zu Deutſchland gerechneten Staaten theilten ſich folgendermaßen ein. Oeſterreich erhielt Mailand und Venedig unter dem Titel eines lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, die illyriſchen Provinzen ebenfalls als ein Königreich, das venetianiſche Dalmatien, Tyrol, Vorarlberg, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel, und den Theil von Gallizien wieder, den es früher abgetreten. Außerdem kamen das Großherzogthum Tos-

mit dem Stocke, einen Gewinnſt, der auf ohngefähr 1 Pfd. Sterling wöchentlich geſchätzt wird. Es iſt Zeugniß dafür vorhanden, daß Hunderte von den jüngern Kindern auf den Armen der ältern Burſche jede Nacht nach Hauſe getragen werden. Bis an die Bruſt in naſſem Getreide arbeitend, werden viele der Kinder für ihr ganzes Leben gelähmt durch rheumatiſche Leiden, während andere die Anlage zu Fieber, Rückenlähmung und Auszehrung ſich holen. Es ſind Fälle bekannt, wo kleine Mädchen von 4 Jahren dieſe langen ſchrecklichen Tage hindurch zur Arbeit angetrieben wurden. Die ſchwungvollſten Gemälde, die Wilberforce von dem Weſen der Sclaventreiber, wie es vor 40 Jahren in den Colonien herrſchte, uns entwarf, laſſen das britiſche Weſtindien, im Vergleich mit den heutigen ‚Fen'-Diſtrikten in England ſelbſt doch noch als ein wahres Arkadien erſcheinen. Dieſe Darſtellung des ‚Gang'-Syſtems, ſo ſehr wir uns an ihr entſetzen, bietet doch noch keineswegs die ſchrecklichſte Phaſe des ‚Gang'-Syſtems. Die Gangs ſtehen unter keiner ſittlichen Beſchränkung irgend einer Art. Oft ſind bei Nacht beide Geſchlechter in Scheunen zuſammengeſteckt, wo unter den ältern Knaben und Mädchen die ſchamloſeſten Dinge natürlicherweiſe vorkommen, und Geiſtliche und andere achtbare Gewährsmänner bezeugten der Unterſuchungscommiſſion, daß die ‚Gang'-Arbeiter ‚unter aller Moral' ſtänden. Sie haben keinen Begriff von Keuſchheit und kennen die Bedeutung des Wortes gar nicht. Aerztliche Vorſteher von Krankenhäuſern ſagen aus, daß ‚Gang'-Mädchen, nicht älter als 13 Jahre, in ſchwangerem Zuſtande zu ihnen gebracht worden ſeyen. Ihre Sprache und ihr Betragen ſind ſo verworfen, daß Dutzende von Gemeindegeiſtlichen, von Chirurgen und anſtändigen Arbeitsleuten der Commiſſion erklärten, daß die Einführung von ‚Gang'-Arbeitern in ein Dorf jedesmal die Sittlichkeit untergrabe. Evening Poſt."

Solche Mißſtände führten zu einer Reaktion der mißhandelten

Menſchennatur gegen die Brutalität des Reichthums und gegen die parteiiſche Geſetzgebung, die dergleichen duldete. Zu derſelben Zeit, noch während der Regierung Ludwig Philipps war auch in Frankreich der Arbeiterſtand ſchwer gedrückt und machte ſich hier in Revolten und communiſtiſchen Träumereien Luft. Das veranlaßte nun auch in England die bekannte große Bewegung des Chartismus.*) Das geſchah im Jahr 1839, ging aber bei dem größeren Ordnungsſinn der Engländer gelinder aus als in Frankreich. Regierung und Parlament verfügten auf dem Wege des Geſetzes einige Verbeſſerungen im Verhältniß der Arbeiter zu den Arbeitgebern. Ein kleines Geſetz folgte dem andern nach, immerwährend, aber immer kleinlich, zurückhaltend, karg. Man fing mit ſehr kleinen Conceſſionen an und beſchränkte ſie auf eine gewiſſe einzelne Arbeiterclaſſe, ehe man auch eine zweite und dritte Claſſe bedachte. Man empfahl Sparkaſſen und Mäßigkeitsvereine, was an ſich löblich war, jedoch zu ſehr die Abſicht verrieth, die Reformen ſollten den Arbeitgebern nichts oder ſo wenig als möglich koſten. Am zäheſten wichen Regierung und Parlament der Forderung aus, den Kindern der Fabrikbevölkerung Unterricht ertheilen zu laſſen. Sogar in dem Werke von Ludlow und Lloyd Jones, welches in ſehr conſervativem Sinne die Arbeiterfrage erörtert, wird S. 46 der deutſchen Ueberſetzung von v. Holtzendorff zugegeben, daß ein gehäſſiger Einfluß vorhanden ſey, welcher die niedern Claſſen nicht wolle aufkommen laſſen. Daher konnten im Jahr 1845 in Mancheſter und Salford von 164,000 Kindern nur 55,000 eine Schule beſuchen und in Birmingham von 34,495 Kindern nur 9226 (S. 107 des oben genannten Werkes).

Am 12. Mai 1865 richtete Lord Shaftesbury im Oberhauſe eine Bitte an die Krone, das traurige Loos der Kinder zu erleichtern,

*) Vergl. meine Geſchichte der letzten 40 Jahre. Dritte Auflage. II. 15.

die vom fünften Lebensjahr an ſchon in den Fabriken und Bergwerken arbeiten müſſen und nach dem Gangſyſteme, getrennt von ihren Eltern den Mißhandlungen der rohen Aufſeher ausgeſetzt ſeyen. Aber er hat im Weſentlichſten nichts ausgerichtet. Wie man ſelbſt die kleinſten, vier bis fünfjährigen Kinder in den Bergwerken benutzt, zeigt der Gebrauch, ein ſolches Kind den ganzen Tag über in ein feuchtes Seitenloch eines unterirdiſchen Schachtes einzuſperren, wo es nichts anderes zu thun hat, als eine Thür zu öffnen und wieder zu ſchließen. Die Sterblichkeit unter den Kindern iſt daher ungeheuer. Und ſie ſind glücklich, dem Elend des Lebens und der Corruption, die ſie erwartet, frühe entriſſen zu werden.

Im Jahr 1863 erfolgten in England 207 Erkenntniſſe auf Mord, 203 auf Todtſchlag, 1385 auf Selbſtmord und wurde in 140 Fällen Hunger als Urſache des Todes erkannt. In demſelben Jahr ſammelte der Biſchof von London 3 Millionen Pfd. Sterl. ein, um davon neue Kirchen in London zu bauen und neue Prediger anzuſtellen. Da die Sitze in der Kirche zum Beſten des Geiſtlichen vermiethet werden und hohe Miethpreiſe bezahlen müſſen, iſt den Armen der Kirchenbeſuch verwehrt. Bibeln und Traktätlein werden in ungeheurer Anzahl mittelſt Dampf fabricirt und verbreitet, damit aber war dem fürchterlichen Elend der armen Volksclaſſen nicht abgeholfen.

Als Curioſum ſey erwähnt, daß 1866 der letzte Sprößling des königlichen Hauſes Plantagenet in England geſtorben iſt. Sein Name war Stephen Penny, früher Todtengräber am Kirchhofe zu St. Georges, Hannover Square, in London. Schon Sir Bernard Burke wies in ſeinem Buche „Vicissitudes of Families“ nach, daß die Familie Penny vom ächten alten Blute der Plantagenets wäre, und in einem neuen Buche von Towle „the History of Henry V.“ werden Beweiſe dafür geliefert. Uebrigens war dieſe Thatſache in London längſt bekannt,

ebenſo, daß ein anderer Zweig derſelben alten Königsfamille in Wales in einem Keſſelmacher erloſch.

Irland litt noch immer unter dem alten Druck.*) Hier bildete ſich nun eine geheime Geſellſchaft E. M. A. oder Emmet Monument Association, Geſellſchaft für das Emmet-Denkmal. Ein gewiſſer Robert Emmet, wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, hatte vor ſeinem Ende den Wunſch ausgeſprochen, man möge ihm erſt ein Denkmal ſetzen, wenn Irland vom Joche der Engländer befreit ſeyn würde. Unter dem Schein nun, ein Denkmal errichten zu wollen, trachtete eine geheime Geſellſchaft dahin, Irland zu befreien. Ihr Stifter war O'Mahony, ſie machte ſich aber wenig bemerklich. Erſt im Herbſt 1865, nach Beendigung des großen Bürgerkrieges in Nordamerika, erhielt der geheime Bund der Iren eine weit größere Ausdehnung und einen neuen Namen. Millionen Irländer waren nach Nordamerika ausgewandert und Tauſende hatten dort im Bürgerkriege mitgefochten. Indem ſie plötzlich nach wiederhergeſtelltem Frieden abgedankt wurden, wandelte ſie die Luſt an, ſtatt in Amerika wieder gewöhnlicher Tagesarbeit obzuliegen, lieber nach Irland zurückzukehren und ihr altes, noch unvergeſſenes Vaterland von den Engländern zu befreien. Die tapfern iriſchen Regimenter, die bisher der Union gedient hatten, ſchienen allerdings geeignet, den Kern einer großen Volksbewaffnung in Irland zu bilden. Aber der Plan mußte ſehr geheim gehalten werden, die Soldaten konnten nur einzeln und geheim dafür gewonnen werden und auch nur einzeln und nach und nach aus Nordamerika herüber kommen. Ein geheimer Chef leitete das Ganze, den aber nur die ihm zunächſt untergebenen Unterchefs in Irland, in

*) Am 21. Nov. 1860 ließ Plunkett, proteſtantiſcher Biſchof zu Tuam in Irland, alle ſeine iriſchen Pächter, weil ſie ihm nicht ſo viel Pacht geben konnten, als er verlangte, durch zwanzig berittene Conſtabler und hundert Soldaten mit Weibern und Kindern von Haus und Hof jagen.

der Union und in Canada kannten. Jeden von dieſen kannte wieder nur einer der Verſchwornen und auch jedes Mitglied kannte nur den, von dem es angeworben worden war. So bildete die Geſellſchaft eine lange Kette, die von einem Gedanken gelenkt wurde, in der aber jedes Glied nur das nächſte Glied kannte. Weil aber nach iriſcher Ueberlieferung Irland zuerſt von den Phöniciern bevölkert und angebaut worden ſeyn ſoll, erhielten die Verſchwornen den Namen Fenians. Von ihnen ſollte Irland von Amerika aus aufs Neue bevölkert und verjüngt werden. Inzwiſchen kamen die Engländer der Verſchwörung auf die Spur und nahmen während des Septembers in Irland zahlreiche Verhaftungen vor.

Der Haß der Irländer wurde geſteigert durch engliſche Inſolenz. In Dublin hatte eine O'Connel-Feier ſtattgefunden. Da fiel es den Proteſtanten oder Oranienmännern in der benachbarten Fabrikſtadt Belfaſt ein, jenes Dubliner Feſt zu verhöhnen. Sie ſchleppten eine Spottfigur O'Connels unter lautem Lärmen durch die Straßen, um ſie zuletzt zu verbrennen, begnügten ſich aber nicht mit dieſem plumpen Spaße, ſondern fielen auch über die katholiſchen Irländer her, um ſie zu morden und auf das greulichſte zu mißhandeln, wobei 400 Häuſer derſelben gänzlich demolirt wurden. Die Proteſtanten ſuchten ſich zu entſchuldigen, ſie hätten geglaubt, ein großes Heer katholiſcher Arbeiter werde mit der Eiſenbahn kommen, um ſie anzugreifen. Aber dieſes vage Gerücht diente ihnen nur, ſie in ihrer Brutalität noch zu ſteigern, denn nun ſtürzten ſie ſich auf den Bahnhof und mißhandelten ohne Unterſchied der Perſon alle Reiſende, die von Dublin kamen. Dieſe Greuel währten vom 15. Auguſt ab eine ganze Woche lang, ohne daß die Regierung wirkſam einſchritt.

Unterdeß leitete ein gewiſſer Stephens, ähnlich wie der ehemalige Stadtmeiſter in Warſchau, die Fenier in Irland und bereitete eine Volkserhebung vor, während in Nordamerika ein großer Feniercongreß

abgehalten wurde, der einen Angriff auf das englische Kanada zu machen drohte, am 20. October. Der Congreß nahm die Würde eines Parlaments an unter dem Vorsitz des John Mahyney. Die Fenier wurden aber durch die Regierung in Washington zurückgehalten und waren überhaupt nicht stark genug. In Irland selbst wurde Stephens schon im November entdeckt und verhaftet, entkam jedoch mit großer Schlauigkeit und Kühnheit. Im Frühjahr 1866 brach ein ganz kleiner Fenieraufstand wirklich aus und ein etwas größerer wieder im Frühjahr 1867, wieder ohne allen Erfolg. Man zählte überhaupt nur 800 bewaffnete Fenier, und 4000 Verdächtige wurden rechtzeitig von der Polizei ergriffen.

Die Fenier in Nordamerika wagten einen kleinen Einfall in Kanada, der jedoch mißlang. Von der Union erhielten sie keine Unterstützung. Auch beeilte sich England, nachdem die Südstaaten im großen Bürgerkriege unterlegen waren, den letztern „die Rechte von Kriegführenden“ wieder zu entziehen, um die siegreiche Union zu versöhnen. Die letztere forderte Entschädigung für nordstaatliche Schiffe, die von südstaatlichen Capern unter englischer Flagge genommen worden waren, und insbesondere die Auslieferung des Caperschiffs Alabama, welches in einem englischen Hafen Schutz gefunden hatte. Doch wußte England die Entscheidung in die Länge zu ziehen. Sehr groß waren die Verluste englischer Capitalisten, die den Südstaaten Geld geliehen hatten, das sie nun nicht wieder bekamen, denn die Staatsschuld des Südens wurde vom Norden nicht anerkannt. — Um Kanada zufrieden zu stellen, daß es nicht etwa zur Union abfalle, überließ ihm der Mutterstaat durch das Colonialpatent vom 19. Januar 1865 die Autonomie eines Staatenbundes mit eignem Parlament.

Obgleich im Herbst 1865 die Emancipation der Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nicht vollständig gesichert

war, wurden doch durch deren Hoffnungen die freien Neger auf der britiſchen Inſel Jamaika elektriſirt. Die engliſche Regierung hatte hier die Negerſclaven längſt emancipirt und ihre weißen Herrn mit einer großen Summe dafür entſchädigt. Aber die frei gewordenen Neger wollten nicht mehr arbeiten und verſanken hier in dieſelbe Apathie und Armuth, wie auf Hayti. Sie verſtanden die Freiheit nur als ein Recht zum Müßiggang. Von einem edlen Aufſchwung der Geiſter, von einem Trachten nach Bildung und Geſittung, ja nur nach Eigenthum und Wohlſtand war hier ſo wenig die Rede, als irgend ſonſt wo unter emancipirten Schwarzen. Weil die Plantagen nur noch ſchlecht oder gar nicht mehr angebaut wurden, zogen ſich die reichen Pflanzer zurück und es blieb nur ein ſchlechtes Geſindel von Weißen, aus denen natürlich auch ſchlechte Beamte hervorgingen. Man zählte auf Jamaika 360,000 Schwarze und nur 10,000 Weiße. Das engliſche Gouvernement unterhielt 2000 Mann Soldaten, worunter 500 Mulatten. Ein Neger war, wie es hieß mit Unrecht, verhaftet worden. Dies erregte die Wuth des ſchwarzen Volkes. Zu Kingston war am 16. October 1865 gerade eine Sitzung des Gerichtshofs, bei der ſich die Mehrheit der achtbarſten weißen Einwohner verſammelt hatten. Da fiel plötzlich der ſchwarze Pöbel über ſie her, legte Feuer an das Gerichtsgebäude und mordete 15 von den herausfliehenden Weißen, einige unter grauſamen Martern. Allein dieſer Exceß blieb vereinzelt. Das Gouvernement ſchritt raſch ein und ſeine kleine Truppenzahl reichte hin, den Aufruhr zu dämpfen und ſeine Weiterverbreitung zu verhindern. Die Soldateska verfuhr dabei ungeheuer brutal, peitſchte die Neger zu Tauſenden und es ſollen 2000 Schwarze hingerichtet worden ſeyn. Darunter der Rädelsführer Paul Bogle und ein baptiſtiſcher Geiſtlicher, der angeblich die Neger aufgehetzt hatte. Man wollte auch Neger aus Hayti darunter gefunden haben. Indeß ſchien die Verdächtigung der armen Neger und

namentlich des rechtſchaffenen Gordon unwahr. Wäre der Aufſtand vorbereitet geweſen, ſo würden die Neger bei ihrer ungeheuren Mehrheit ſich von den wenigen Regierungstruppen nicht wehrlos haben abſchlachten laſſen. Empörend war die Härte des Gouvernements. Daher ſich ſogleich viele Stimmen in England gegen den Gouverneur Eyre erhoben und die Regierung ſich veranlaßt ſah, eine Commiſſion zur Unterſuchung nach Jamaika zu ſchicken.

Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Es iſt doch nicht unwahrſcheinlich, daß durch Agenten unter den Schwarzen wenigſtens Hoffnungen genährt worden ſind, was nach erfolgter Emancipation der Sclaven in den Vereinigten Staaten nur natürlich erſcheinen kann. Und es iſt eben ſo wahrſcheinlich, daß die große Furcht davor die Weißen zu extremen Vorausſetzungen und Maaßregeln getrieben hat.

Eyre wurde nach England zurückberufen und vor Gericht geſtellt. Ein Theil der Preſſe war gegen ihn, der andere für ihn. Seine Partei machte ihm große Ovationen. Das Ende war ſeine Freiſprechung.

In Südafrika wurde der holländiſche Orange-Freiſtaat von ſeinen ſchwarzen Nachbarn überfallen und von der gleichfalls holländiſchen Republik Transvaal unterſtützt, nicht aber von den Engländern am Cap, die ſich vielmehr nur darüber freuten, daß die holländiſchen Boers, die ſich von der engliſchen Colonialtyrannei losgeriſſen hatten, in Noth kamen, 1865.

Im October 1865 langten in Europa Nachrichten aus Nordamerika an, wonach Kapitän Hall, ein nordamerikaniſcher Wallfiſchjäger, mit ſeinem Schiff im höchſten Norden Amerikas im vorigen Jahre (1864) von freundſchaftlich geſinnten Eskimos erfahren habe, von den Gefährten des in der Eiszone umgekommenen Sir John Franklin ſeyen im Jahre 1854 noch drei am Leben geweſen, nämlich ſein Nachfolger im Commando Kapitän Crocier und zwei von der Mannſchaft.

Crocier ſey furchtbar abgemagert geweſen, weil er nicht gleich den anderen die Leichen ſeiner verſchmachteten Unglücksgefährten habe verzehren wollen. Doch ſey er durch die Eskimos gerettet worden und lebe vielleicht noch. Der Ort, wo ſie ihn fanden, war die Pelly-Bucht. Er war noch reichlich mit Flinten und Pulver verſehen.

Sechstes Buch.

Indien, China und Japan.

Nachdem England die Revolution in Oſtindien im Jahr 1857 glücklich unterdrückt hatte, litt das große Land noch eine Zeit lang an den Nachwehen, England aber blieb im Vollbeſitz deſſelben. Man bemerkte, daß nach dem Aufhören der oſtindiſchen Compagnie die unmittelbar von der Regierung in London aus eingeſetzte Verwaltung im Geiſte der Compagnie fortfuhr, die Handelsintereſſen Englands gierig und rückſichtslos zu verfolgen, den reichſten Gewinn in China ſuchte und fand, aber darüber ſeine Nordgrenzen vielleicht zu wenig beachtete, ſofern die Ruſſen von Norden her in die turkomanniſche Steppe einbrangen und überwiegenden Einfluß in Perſien erlangten.

Eine gute Charakteriſtik der Engländer enthielt das Halleſche Volksblatt. Hier wird geſagt, „daß ſie zum Beſten ihrer civiliſatoriſch genannten Fabrik- und Handelsintereſſen und oft ſogar auf dem Wege der chriſtlichen Miſſion einen wahren Strom der Entnationaliſirung,

kana und die Herzogthümer Modena, Parma und Piacenza an die Seitenlinien des habsburgiſchen Hauſes. Preußen erhielt die Hälfte von Sachſen, das Großherzogthum Poſen, Schwediſch-Pommern, einen großen Theil Weſtphalens und beinahe den ganzen Niederrhein von Mainz bis Aachen. Preußen hat ſeitdem unter allen Staaten die meiſten deutſchen Unterthanen, denn obgleich Oeſterreich größer iſt, ſind deſſen Völker doch größtentheils Nichtdeutſche. Bayern erhielt zur Entſchädigung für die an Oeſterreich wieder abgetretnen Provinzen das Würzburgiſche mit Aſchaffenburg und die überrheiniſche Pfalz unter dem Namen Rheinbayern. Die übrigen Staaten blieben beinah völlig in dem frühern Zuſtande.

Man ſtellte das alte Reich nicht wieder her, an deſſen Stelle aber den ſogenannten deutſchen Bund, am 8ten Juni 1815. In dieſem Bunde vereinigten ſich 38 deutſche Staaten, wie ſie aus der allgemeinen Zertrümmerung des Reiches ſich gerettet hatten. Dieſe Staaten ſind: 1) Oeſterreich, 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachſen, 5) Hannover, 6) Würtemberg, 7) Baden, 8) Churheſſen, 9) Darmſtadt, 10) Dännemark wegen Holſtein, 11) Niederlande wegen Luxemburg, 12) Braunſchweig, 13) Mecklenburg-Schwerin, 14) Sachſen-Weimar, 15) Sachſen-Gotha, 16) Sachſen-Coburg, 17) Sachſen-Meiningen, 18) Sachſen-Hildburghauſen, 19) Mecklenburg-Strelitz, 20) Holſtein-Oldenburg, 21) Anhalt-Deſſau, 22) Anhalt-Bernburg, 23) Anhalt-Köthen, 24) Schwarzburg-Sondershauſen, 25) Schwarzburg-Rudolſtadt, 26) Hohenzollern-Hechingen, 27) Lichtenſtein, 28) Hohenzollern-Sigmaringen, 29) Waldeck, 30) Reuß, die ältere, 31) Reuß, die jüngere Linie, 32) Schaumburg-Lippe, 33) Lippe-Detmold, 34) Heſſen-Homburg; endlich die freien Städte 35) Lübeck, 36) Frankfurt am Main,

der Zerſtörung aller angeſtammten Sitte bis in den tiefſten Winkel der Häuslichkeit und der häuslichen Arbeit hinein und einen Kosmopolitismus von ertödtender Langweiligkeit und Häßlichkeit über alle Völker des Erdenrundes verbreiten. Es würde ein umfangreiches ſtaatswiſſenſchaftliches Werk nöthig ſeyn, um die hier in aller Kürze angedeuteten zerfreſſenden Einflüſſe Englands, vielleicht unter einer Parallele mit denen der andern Weſt- und Culturmacht Frankreich, vollſtändig darzulegen, und zugleich gegen den Vorwurf der Paradoxie oder des allzu harten Urtheils ſich zu ſchützen. Will man aber das Weſen der heutigen Engländer mit kurzen ſcharfen Zügen ſchildern, ſo muß geſagt werden, daß ſie mit eben ſo viel Civiliſationsfanatismus, wie kühler, ſelbſtſüchtiger Berechnung Chriſtenthum und Opium importirten, Bibeln und Branntwein, Tractate und Revolvers, compendiöſen Comfort aller Art und fertige Baumwollenhemden, auch wo es angeht conſtitutionelle Könige; und wenn die Hausgeräthe eines bisher für wild gehaltenen Volkes die Fabrikſtempel von Sheffield oder Birmingham tragen, ſo gilt es ihnen für ‚civiliſirt.‘“

Wir werfen zuerſt den Blick auf Oſtindien. In Bezug auf die große Revolution des Jahres 1857 muß noch nachgeholt werden, daß ſie mit dem ihr unmittelbar voran gegangenen Krimkrieg in Beziehung ſtand. Rußland regte die Perſer auf, die Engländer in Oſtindien zu bedrohen. Es galt wieder der Grenzſtadt Herat, deren ſich hier die Perſer, dort die Afghanen unter Doſt Muhamed, der diesmal zu England hielt, zu bemächtigen ſuchten. Doſt gewann die Stadt, verlor ſie aber wieder an die Perſer, am 29. Auguſt 1856. Obgleich nun um dieſe Zeit der Krimkrieg bereits zu Ende war, ſo ſetzte doch Perſien, heimlich von Rußland aufgereizt, ſeine Feindſeligkeit gegen England fort. Der engliſche Geſandte wurde vom perſiſchen Schah Naſureddin ausgewieſen. Nun entwickelten aber die Engländer in Oſtindien eine große Energie, ein engliſches Heer unter General

Outram drang vom perſiſchen Golf aus vor und ſchlug die Perſer in einer großen Schlacht bei Khuſchab. Nun vermittelte Frankreich und am 4. März 1857 ſchloß Perſien Frieden und verzichtete auf Herat.

Der Krimkrieg ſtand auch mit einer revolutionären Bewegung im indo-britiſchen Reiche ſelbſt in einem kaum zu verkennenden Zuſammenhange, wenn man jene Bewegung auch vorzugsweiſe aus dem Fanatismus der Muhamedaner in Indien hergeleitet hat. Das innere Aſien war überhaupt damals ſehr aufgeregt, theils durch den Krimkrieg, theils durch den chineſiſchen Krieg, hier durch ruſſiſche Agenten, dort durch kühne Aſiaten, die im Zwieſpalt der europäiſchen Mächte, hauptſächlich Rußlands und Englands, eine Möglichkeit erſahen, ſich von der engliſchen Colonialtyrannei loszureißen. Ohne Zweifel hätte die große indiſche Revolution ſchon einige Jahre früher ausbrechen und die Macht Englands ſchwächen und im Krimkriege lahm legen ſollen. In Aſien geht aber alles langſamer von ſtatten als in Europa, und der Krimkrieg war ſchon zu Ende, als an der allzu langſam entzündeten Lunte die Mine am Ganges erſt explodirte.

Man hat allgemein angenommen, der Ingrimm der indiſchen Muhamedaner, der die Revolution zunächſt veranlaßte, ſey in Mecca erweckt worden, wohin jene Muhamedaner jährlich in großer Zahl zu pilgern pflegten; hier wurzelte alter Haß gegen die Engländer, welche den perſiſchen Golf und das rothe Meer beherrſchten, die Seeräuberei der Araber unterdrückt hatten. Hier wirkten auch ruſſiſche und franzöſiſche Agenten den Engländern entgegen, die Ruſſen, die den Einfluß der Engländer in Aſien ſyſtematiſch durch den ihrigen zu verdrängen trachteten, und die Franzoſen hauptſächlich aus Eiferſucht auf den Einfluß, den die Engländer in Egypten zu erringen ſuchten, um ſich die Verbindung mit ihrem indo-britiſchen Reiche durch Egypten und das rothe Meer offen zu halten. Es iſt wenigſtens wahrſchein-

lich, daß die zur Empörung geneigten Inder auf den großen Pilgerfahrten nach Mecca über die Eifersucht der europäischen Großmächte näher orientirt wurden und darnach geheime Instructionen erhielten. Die Revolution in Indien sollte zunächst den Persern Luft machen.

Am 4. October 1864 wurde die Hauptstadt Calcutta und Umgegend von einer furchtbaren Sturmfluth überfallen. Das Meer trat ins Land hinein und bedeckte es 20 Fuß hoch, plötzlich in der Nacht, so daß sich niemand vorsehen konnte. Im Hafen wurden 120 Schiffe zertrümmert und 20,000 Menschen kamen um. Die Hütten der Vorstädte wurden weggeschwemmt, in der Stadt selbst blieb fast kein Haus unbeschädigt. Diese Sturmfluth richtete auch an andern weit entfernten Orten Verheerungen an, in Rio de Janeiro, Florenz und sogar in der Ostsee. Das Meer war in ungewöhnlicher Aufregung.

Im Jahr 1864 hielt die englische Regierung für nöthig, an der Nordwestgränze ihres indischen Reichs einen Feldzug gegen den Staat Bhutan zu unternehmen, um dem Beherrscher desselben einen wichtigen Gebirgspaß zu entreißen, der ursprünglich zum Königreich Assam gehört hatte, aber nicht mit den andern Theilen dieses Reichs ausgeliefert worden war, als England Assam sich annectirte. Ein englischer Gesandter, der den Paß reclamirte, war in Bhutan verhöhnt und am halben Kopf und Bart geschoren worden. Sir John Lawrence erklärte nun den Krieg an Bhutan. Dieser berühmte General war im November 1863 dem Lord Elgin in der Verwaltung des indobritischen Reichs gefolgt. Man hörte, derselbe habe im Frühjahr 1865 viele Verhaftungen in der Armee müssen vornehmen lassen, weil schon wieder ein einheimischer Offizier bei der Parade in Serur den englischen Major Westropp mit dem Degen angefallen habe. Ueberhaupt war seit der Revolution die Ergebenheit und Zuverlässigkeit der Sepois noch nicht vollkommen wieder hergestellt und es wurde über Mangel an landeskundigen Offizieren geklagt, die den Sepois

einen beſſern Geiſt hätten beibringen können. Um das Land im Zaum zu halten, zählte das Heer in Oſtindien 70,000 europäiſche Soldaten. Da blieben nicht genug Offiziere übrig, um die 115,000 Sepois perſönlich zu haranguiren. Weitere Eingeborene waren 150,000 Gensdarmen oder Polizeiſoldaten.

Der Krieg gegen Bhutan nahm den gewöhnlichen Verlauf der indiſchen Kriege. Die Bhutaner leiſteten zwar in den unwegſamen Gebirgen hartnäckigen Widerſtand, mußten aber zuletzt doch der europäiſchen Taktik weichen, da ſie von außen keine Hülfe erhielten. Die Engländer nahmen im Dezember 1864 die Feſtung Damliket. Im folgenden Januar aber wurde das einheimiſche Regiment unter Oberſt Campbell bei Dewagauri von vielen tauſend heulenden Barbaren umringt, floh davon und plünderte noch das eigene Gepäck auf der Flucht. Eine wenn auch nur kleine, doch ſchimpfliche Niederlage, da ſie den ſchlechten Geiſt der Sepois beurkundete. Als die Regenzeit vorüber war, erhielten die Engländer Verſtärkung, rückten wieder vor und drohten dem Dongſu Penlon, Uſurpator von Bhutan, ſeine Hauptſtadt Punaka der Erde gleich zu machen. Da gab er nach und trat im Frieden zu Buxa am 11. November 1865 die ſtrittigen Bezirke (Duars) zwiſchen Aſſam und Bhutan an die engliſche Regierung ab, die ihm dafür einen jährlichen Tribut zuſicherte. Man tadelte dieſen Frieden, aber Lawrence hatte gute Gründe, die Mäßigung und Friedensliebe immer neuen Gewaltthaten vorzuziehen.

Wir werfen hier einen Blick auf die engliſche Armee-Organiſation. Nur die Energie des engliſchen Volksſtammes überhaupt macht es erklärlich, wie trotz dieſer nicht preiswürdigen Organiſation es doch möglich war, daß England der großen indiſchen Revolution im Jahr 1857 Meiſter wurde. Wir folgen Dwyers „militäriſchen Federzeichnungen“ vom Jahr 1868. Die Offiziersſtellen werden in England verkauft. „Es beſteht, wie bekannt, ein reglementariſcher Preis für

jede Charge, z. B. Ensign (d. h. Unterlieutenant der Infanterie) 450 Pfund, Lieutenant (dem deutſchen Oberlieutenant äquivalent) 700 Pfund, Captain d. h. Hauptmann 1800 Pfund u. ſ. w. Wenn nun ein Unterlieutenant in ſeinem Rang der älteſte wird und ein Hauptmann austreten will, ſo ſollte geſetzlich folgendermaßen verfahren werden: Der älteſte Oberlieutenant wird aufgefordert, ſich zu erklären, ob er die 1100 Pfund Differenz zwiſchen dem Preiſe ſeiner Charge und jener des Hauptmanns zahlen will oder nicht. Um zur Beförderung befähigt zu ſeyn, muß er 2 Jahre gedient haben. Es kommt nun häufig vor, daß dieſer Offizier, wenn er auch bemittelt iſt und die nöthigen Summen zur Diſpoſition hat, dennoch nicht kaufen will, weil er auf einen Sterbefall zu warten gedenkt, denn ſolche werden ohne Kauf erſetzt; oder der Betreffende kann nicht zahlen. In beiden Fällen geht nun die Wahl auf den zweitälteſten über, u. ſ. f., auf den dritten, vierten, bis einer oder der andere ſich zu kaufen entſchließt. Auf gleiche Weiſe wird mit dem älteſten Unterlieutenant (Ensign) verfahren, der aber nur die Differenz zwiſchen 450 Pfund und 700 Pfund, d. h. 250 Pfund zu zahlen hat. Hiermit ſind nun 1350 Pfund von dem reglementsmäßigen Preiſe der Hauptmannscharge für den austretenden Hauptmann zuſammengebracht; die noch fehlenden 450 Pfund werden von dem neu eintretenden Unterlieutenant erlegt, und hiermit iſt das Geſchäft beendigt. Sobald es ſich aber um die Beſetzung einer höhern Charge handelt, z. B. eines Oberſtlieutenants, wird die Sache complicirter. Wie in allen anderen Armeen, ſo iſt auch in der engliſchen die Majors- oder erſte Stabsoffiziersecke am ſchwierigſten zu umſchiffen, deshalb fängt hier ſchon ein Syſtem der Verſteigerung an. Der Oberſtlieutenant und Regimentscommandant geht nicht gern ab, ohne eine bedeutende Summe über den reglementariſchen Preis ſeiner Charge zu erhalten; ſomit müſſen geheime oder wenigſtens vertrauliche Verhandlungen unter den andern Offizieren

ſtattfinden, um zu ermitteln, wer in die Charge avanciren ſoll, und weil die Aufzahlung eines höhern Betrags als des reglementaren eigentlich ungeſetzlich iſt, ſo bietet dieſes Verfahren manche Schwierigkeiten; dennoch werden ſolche Geſchäfte häufig gemacht, und die Behörde drückt ein Auge zu, weil das Avancement dadurch beſchleunigt wird."

„Trotz — oder vielleicht auch wegen — des Kariſſyſtems iſt das Avancement in dieſer Armee ſehr langſam, war es auch von jeher. Um dieſem Uebelſtande zu begegnen, hat man mittelſt Brevet du Roi (denn daher kommt augenſcheinlich dieſer Ausdruck) Offizieren einen höhern Rang geben können, ohne Rückſicht auf ihre Charge, ſelbſt wenn ſie auf halbem Solde ſtanden und keine Charge bekleideten. Von Zeit zu Zeit bei beſondern Gelegenheiten, wie z. B. Krönungen, Geburten von Thronerben u. dgl., hat man ſämmtliche Generale bis zu einem gewiſſen Rangalter und die verſchiedenen Stabsoffiziere und Hauptleute in jedem Grade ebenfalls nach einem gewiſſen Rangalter um eine Rangſtufe höher geſtellt, ohne ihre ſonſtige Lage zu verändern. So könnte z. B. ein Hauptmann auf Halbſold zu Hauſe vegetiren und nach und nach Major, Oberſtlieutenant, Oberſt und General werden. Auch die activen Offiziere rücken im Rang auf dieſelbe Weiſe vor, und wenn ein Regiments-Oberſtlieutenant, der auf dieſe Weiſe Oberſtenrang bekommen hatte, hoch oben ſtand und daher mit der Brevetbeförderung zum Generalmajor bedroht war, ſo ſputete er ſich, ſeine Charge gänzlich oder halb zu verkaufen, weil ein General nicht verkaufen kann. Vor einigen Jahren hat man dieſes abſurde Syſtem dahin abgeändert, daß niemand General werden konnte, ohne zwei Jahre hindurch eine Majors- oder Oberſtlieutenantscharge wirklich bekleidet zu haben; dann gab man jedem General, der nicht Oberſt eines Regiments war, einen fixen Gehalt von 450—600 Pfund jährlich. Mit dieſer Oberſtſtelle hatte es aber folgende Bewandtniß. In

frühern Zeiten beſtand in England wie faſt überall das Regimentsinhaberſyſtem. Dieſe Inhaber verkauften die Chargen ihrer Regimenter und bekamen eine Pauſchalſumme, um die Mannſchaft zu bekleiden. Als nun der Staat ſich für den halben Sold der Offiziere verantwortlich machte, übernahm er auch von den Inhabern das Recht, die Offiziere zu ernennen, reſp. den Chargenverkauf zu handhaben, und es blieb dem Oberſtinhaber nur das Recht, ſein Regiment zu bekleiden. Dieſes that er natürlich nicht ſelbſt, ſondern durch die Vermittelung eines ſogenannten Armeebekleiders, d. h. eines Lieferanten, und das Pauſchale war ſo bemeſſen, daß für ein Infanterieregiment ungefähr 1000 Pfund jährlich als Ueberſchuß blieben. Bei der Cavallerie war die Summe für den Inhaber etwas höher, etwa 1300 Pfund. Dieſer Scandal iſt aber jetzt endlich beſeitigt worden; man zahlt dem Inhaber direct 1000 Pfund jährlich und läßt die Bekleidung durch eigene Anſtalten fabriciren."

„Der ganze Stab iſt ſomit eigentlich eine große Belohnungs- und Verſorgungsanſtalt; will man einen weitern Beweis hierfür, ſo findet man ihn in der Vorſchrift, daß eine Stabsanſtellung nur für eine gewiſſe Zeit — nämlich 3 Jahre — von einem Individuum beſetzt werden kann. Iſt dieſe ſogenannte Dienſtperiode abgelaufen, ſo muß ſich der betreffende Offizier auf ſeinen halben Sold zurückziehen, und ein anderer erhält das Amt u. ſ. w. Dieſe Vorſchrift wird zwar manchmal im Intereſſe des Dienſtes oder vielleicht auch nur aus individuellen Rückſichten dadurch umgangen, daß ein Offizier, der heute ſeine Periode in der Adjutantur vollendet, morgen auf halben Sold geſetzt wird und dann nach einigen Wochen irgendwo anders eine General-Quartiermeiſtersſtelle bekommt. Aber weil eine Maſſe Aſpiranten immer das Obercommando und das Kriegsamt belagern, und dieſe zwei Behörden ſich auch noch dazu über jede einzelne Stelle verſtändigen müſſen, ſo geht das eben nicht ſo leicht, wenigſtens nicht

ohne manche Reclamationen in den Zeitungen, beſonders den Militär-wochenblättern, oder gar Interpellationen im Parlament. In der Sandhurſter Militärakademie beſteht eine höhere Schule mit einem Curſus für angehende-Generalſtabsoffiziere (es ſind gegenwärtig 33 Hauptleute und Lieutenants), die eine Eintritts- und eine Austritts-prüfung zu beſtehen haben. Es ſollen in der Folge nur die hier erzogenen Offiziere Generalſtabsanſtellungen erhalten, auch will das Obercommando dieſes durchſetzen, aber ſo lange das Kaufſyſtem fort-beſteht, wird es ſehr ſchwer ſeyn, irgend etwas Vernünftiges in dieſer Richtung zu erzielen. Alles in Allem genommen, iſt das Syſtem, nach welchem die engliſchen Offiziere urſprünglich ernannt und be-fördert werden, viel zu künſtlich und complicirt, das Geld und die Protection zuſammen ſpielen die Hauptrolle, und wenn hier und da ein unbemittelter Offizier ſich ohne Freunde emporarbeitet, wie z. B. der verſtorbene Lord Clyde, ſo iſt das ganz zufällig."

Nur „die Artillerie- und Ingenieurcorps haben wiſſenſchaftliche Corps-Inſtitute beim Hauptquartier in Woolwich und geben von Zeit zu Zeit Hefte von Aufſätzen wiſſenſchaftlichen Inhalts heraus, die manchmal ſehr intereſſant ſind. Es beſteht auch in London ein ſ. g. United Service Institut, welches ein ſchönes Muſeum beſitzt, ſowie eine Bibliothek und einen Hörſaal, in welchem Vorleſungen über militäriſche Gegenſtände gehalten werden."

Bei alledem iſt die engliſche Armee reſpectabel, äußerſt tapfer und zähe. Das liegt in der Race. Der Pedantismus erklärt ſich nur aus der Ariſtokratie des Reichthums und ſeiner Tyrannei. Auch iſt die Begünſtigung und der Stellenverkauf einer-, das verwickelte Anſtellungs- und Avancementſyſtem andrerſeits und endlich die Drillerei und die ſtudirte Verachtung des Soldatenſtandes als ſolches ein Regie-rungsmittel, wie es ſchon Phöniker und Karthager, Venetianer und Holländer, kurz alle Geldariſtokratien und reichen Handelsſtaaten an-

gewendet haben, damit nie der Soldatengeiſt Herr werde über den Kaufmannsgeiſt und nie ein glücklicher General die Adelskette ſprenge.

Im Krimkrieg ließ auch die engliſche Armeeverwaltung viel zu wünſchen übrig. Wir haben es in der Geſchichte dieſes Kriegs (Geſchichte der letzten 40 Jahre, 3. Auflage, II, 464) dargelegt.

Nachdem nun durch die außerordentliche Energie der Engländer der gefährliche Aufſtand überwältigt war, dauerten zwar die Empörungen noch eine Weile fort, aber nur in kleinem Maßſtab und erfolglos. Im Jahr 1860 wurde in der Provinz Bombay die verhaßte Einkommenſteuer verweigert und erlitten die Engländer unter Campbell durch das tapfere Gebirgsvolk von Sikkim in der Nähe von Nepal eine Schlappe. In demſelben Jahre empörten ſich auch einige europäiſche Regimenter in Bombay und Dinapore gegen die verhaßte European forces bill, welche die europäiſchen Truppen mit denen der vormaligen indiſchen Compagnie verſchmolz. Im Jahr 1861 dehnte ſich die in Perſien herrſchende Hungersnoth auch über Indien aus. Im folgenden Jahr wurde Rao Sahib, der ſich beim Morde der engliſchen Weiber und Kinder in Khanpur betheiligt hatte, aus ſeinem Verſteck in Kaſchmir durch Verrath hervorgezogen, nach Khanpur geſchleppt und hier am 21. Auguſt gehenkt. Gleich dem berühmten Nana Sahib war er ein Adoptivſohn des alten penſionirten Mahrattenfürſten Peſchwa. Nana ſelbſt blieb ſicher in Nepal verborgen, in den hohen Gebirgen, die an Tibet grenzen.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob England nicht beſſer thäte, wenn es ſeine oſtindiſchen Unterthanen zum Chriſtenthum bekehrte. Ohne Zweifel iſt das ſeine Miſſion. Gelänge es, ſo würde es ſich ſchwere Sorgen um die Colonien erſparen und auch wirkſamer dem Plan Rußlands, ganz Aſien zu erobern, entgegenarbeiten. Allein es war von Anfang an und iſt ſeine Politik geblieben, die Muhame-

baner und Heiden in Oſtindien gewähren zu laſſen, um eine Religionspartei durch die andere im Schach zu halten.

Wenn man nicht ſchon längſt wüßte, wie es die engliſchen Machthaber in Oſtindien treiben, würde man ſich in der That wundern müſſen, warum ihre ſchon ſo lange dauernde Herrſchaft der chriſtlichen Bekehrung nicht förderlicher geweſen iſt. Nur Schande halber, um die Frommen im Mutterlande Englands nicht vor den Kopf zu ſtoßen, duldet das engliſche Gouvernement die Miſſionäre in Oſtindien, läßt ſie aber dort nicht gedeihen. In den „Erinnerungen eines oſtindiſchen Miſſionärs," die 1865 in Halle erſchienen, leſen wir, wie viele Engländer ſich bei den heidniſchen Feſten betheiligen und wie einer ſogar öffentlich zu Ehren der Götzen mitgetanzt habe. Vor noch nicht langer Zeit theilten die Zeitungen mit, ein reicher Engländer in Calcutta habe auf dem Grabe ſeiner Maitreſſe, eines ſchönen Hindumädchens, einen heidniſchen Tempel erbauen laſſen, und als zwei Miſſionäre das öffentlich zu tadeln gewagt hätten, ſeyen ſie zu 300 Pfund Sterling Strafe verurtheilt worden. Es iſt viel vortheilhafter für die engliſche Regierung, die ohnehin unter ſich in feindliche Sekten geſpaltenen Eingeborenen Oſtindiens bei ihrem alten Aberglauben zu laſſen, als ſie zum Chriſtenthum zu bekehren. Getrennte Religionsparteien und Kaſten laſſen ſich leichter beherrſchen. Ein ernſter Bekehrungsverſuch würde die Parteien erſt einigen und einen gefährlichen Widerſtand hervorrufen. An der Verbreitung des Chriſtenthums liegt der engliſchen Politik gar nichts, alles aber am Verſchluß des Opiums, der Baumwolle ꝛc. und an der ſyſtematiſchen Ausplünderung des reichen Landes Oſtindien.

Da die Regierung nun lediglich nichts thut, um die Bekehrung im Großen zu fördern, können die einzelnen Miſſionen nichts ausrichten. Schon Millionen ſind von den Miſſionsgeſellſchaften für Oſtindien verausgabt worden, und doch haben ſich immer noch nur

37) Bremen, 38) Hamburg. Alle dieſe Staaten ſchickten ihre Geſandten zu einem immerwährenden Bundestag nach Frankfurt am Main, ähnlich der Tagſatzung der Schweizer. Der öſterreichiſche Geſandte führte dabei den Vorſitz für immer, übrigens aber erhielt jeder Staat eine Stimme, die Stadt Frankfurt ſo gut, als der mächtige Kaiſer von Oeſterreich. Nur in gewiſſen wichtigen Fällen ſollte eine andre Stimmenzählung, das ſogenannte plenum eintreten, nach welchem 69 Stimmen dergeſtalt unter jene 38 vertheilt wurden, daß die größern Mächte deren verhältnißmäßig die meiſten erhielten.

Der Zweck dieſes Bundes iſt, die Eintracht unter den deutſchen Staaten zu erhalten. Es ſoll kein deutſcher Staat mehr gegen den andern kämpfen, wird aber einer von Außen angegriffen, ſo ſollen alle ihm zu Schutz und Trutz verbunden ſeyn. Ferner ſollen ſie in gewiſſen innern Angelegenheiten, die alle zugleich angehn, z. B. in Sachen des Handels, der Religionsduldung, der Erziehung und des Bücherweſens, der Preßfreiheit ꝛc. immer gemeinſame Maßregeln treffen, die daher vom Bundestag ausgehen ſollen. Uebrigens aber iſt jeder Staat vollkommen ſouverain und unabhängig.

Die wichtigſte Handlung des Bundes war die Erklärung im 13ten Artikel der Bundesacte, daß ſämmtliche deutſche Staaten eine Repräſentativ-Verfaſſung erhalten ſollten. Die Fürſten wollten ihren Völkern wieder eine Stimme geben, wie bei den alten Landſtänden, und ſeitdem ſind auch die meiſten Staaten jener Erklärung nachgekommen und haben neue Landſtände gebildet.

Kapitel CCCCLXXXI.

Die jüngſte Zeit.

Deutſchland hat ſich nunmehr ſeit 1815 einer zwölfjährigen Ruhe erfreut, und es ſcheint, als ob dieſelbe

ganz wenige Heiden bekehren laſſen. Raſſen die Miſſionäre auch Findlinge und verwahrloſte Kinder auf und locken andere durch unentgeldlichen Unterricht in ihre Schulen, ſo treten dieſelben doch faſt durchgängig wieder in die überwältigende Maſſe der Heiden zurück. Denn wer nicht eine ſolche Anſtellung erhalten kann, die ihn vor jedem Mangel und vor dem Unwillen des heidniſchen Volkes ſchützt, kann aus ſeiner Kaſte nicht austreten, von allen ſeinen früheren Verbindungen ſich nicht gänzlich losreißen. Das iſt der Hauptpunkt und deshalb hat auch die Leipziger Miſſionsgeſellſchaft, um die Bekehrung zu erleichtern, ihren Miſſionären in Oſtindien erlaubt, den von ihnen bekehrten Indern das Verbleiben in ihrer bisherigen Kaſte zuzugeſtehen. Das hat dahin geführt, daß der Neubekehrte im alten Verbande mit den Heiden ſeiner Kaſte bleibt, aber bei keinem ſitzen, mit keinem beten und das Abendmahl genießen will, der nicht zu ſeiner Kaſte gehört. Dieſes Kaſtenweſen der Hindu iſt aber der Bekehrung noch kaum ſo hinderlich, als der tiefe und unbezwingliche Haß der Muhamedaner. Sodann ſind die Inder nicht ſo ganz ohne geſundes Urtheil, daß ſie die ſchwache Seite der Miſſion nicht hätten erkennen ſollen. „Ein Hindu auf unſerer Station, der innerlich von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugt war und Luſt hatte Chriſt zu werden, zögerte deshalb mit dem Uebertritt zum Chriſtenthum, weil er gefunden hatte, daß unter den Chriſten (die Hindu machen anfänglich keinen Unterſchied zwiſchen wahren und falſchen Chriſten, zwiſchen Gläubigen und Ungläubigen) wenig Liebe zu finden ſey. Wenn er Chriſt würde, meinte er, würden ihn die Heiden hinausſtoßen, und die Chriſten würden ſich ſeiner vielleicht auch nicht annehmen, dann ſey er ganz verlaſſen.“ Ungefähr daſſelbe warfen die Taiping den Engländern in China vor. Ihr wollt Chriſten ſeyn, ſagten ſie, und lebt doch nicht nach Chriſti Geboten, ſondern ſeyd lieblos und hö-

artig. Deswegen werden die armen Taiping auch aufs ſchnödeſte in den engliſchen Berichten verleumdet.

Endlich ſind auch die vielen verſchiedenen, zum Theil einander haſſenden Confeſſionen, welche feindſelig concurrirende Miſſionäre nach Oſtindien ſenden, nicht geeignet, dem Eingebornen eine herzerhebende Vorſtellung vom Reiche Chriſti auf Erden zu machen. Alle nennen ſich Chriſten und alle ſchimpfen zugleich aufeinander. Das iſt eben nicht chriſtlich. Die Apoſtel haben es nicht ſo gemacht und wenn ſie es ſo gemacht hätten, würde die Welt nicht bekehrt worden ſeyn. Ferner iſt noch zu bemerken, daß die Miſſionäre auf engliſche Art leben, alſo in der kalten Zeit wenigſtens 8—9, in der heißen Zeit wenigſtens 10—11 Diener um ſich haben müſſen, was auch nicht apoſtoliſch iſt.

Wir kehren zu den äußeren Verhältniſſen des britiſchen Reichs in Indien zurück. Der Norden deſſelben, Afghaniſtan, war durch Bürgerkrieg zerrüttet, was Rußland ermuntern zu müſſen ſchien, ſeine Eroberungen bis zur Grenze Afghaniſtans vorzuſchieben. Der bisherige Beherrſcher dieſes Landes, Doſt Muhamed, erreichte 1862 ein Alter von 80 Jahren, aber ſeine Söhne und Enkel lebten in Hader. Da glaubte ſein Neffe und Eidam Achmed in Herat, die Gelegenheit ſey günſtig, ſich ſelbſt ein Stück von Afghaniſtan wegzureißen. Auch nahm er Ferrah ein, welches ihm jedoch der alte Doſt wieder entriß. In dem heftigen Kampf, der unter Doſts Söhnen ausbrach, ſiegte 1864 Ali Chan über die beiden andern Auſum-Chan und Afful-Chan.

In Hinterindien fuhren Engländer und Franzoſen fort, wetteifernd ihren Einfluß zu üben. Ziemlich viel Aufſehen erregte 1861 eine Geſandtſchaft des Königs von Siam, die nach Paris und London kam, um Frieden und Handelsverkehr zu fördern und Europa ein wenig zu ſondiren. In halb chineſiſcher, halb indiſcher Tracht warfen ſich die Geſandten vor den europäiſchen Majeſtäten auf

ihr Angeſicht nieder und rutſchten auf den Knieen zum Throne heran.

In Cochinchina behaupteten ſich die Franzoſen an der Küſte und trachteten, hier eine blühende Station zu gründen. Im Jahr 1861 erfochten die Franzoſen und Spanier vereinigt wieder einen kleinen Vortheil, aber der Landesherr Tuduk verfolgte die Chriſten wieder aufs neue und ließ 21 katholiſche Prieſter hinrichten. Inzwiſchen brach im Lande ſelbſt eine Empörung zu Gunſten der frühern Herrſcherfamilie Lee in Tunking aus und dem aus China zurückgekehrten Grafen Montauban gelang es, 1862 dem Tuduk einen Friedensvertrag abzuzwingen, worauf ſich auch eine anamitiſche Geſandtſchaft nach Paris begab.*) Man war in England unzufrieden damit, daß die Franzoſen ſich im Combotſchathale feſtſetzen und hier eine wichtige Station für ihre Seemacht gründen zu wollen ſchienen, und wirklich erfuhr man im Jahr 1867, daß ſich die Franzoſen unter ihrem Admirale de la Grandière am 25. Juni dieſes Jahres in den Beſitz von drei Provinzen Nieder-Cochinchinas geſetzt hätten.

In China hatten die Engländer ſich die Handelsvortheile, namentlich den freien Opiumhandel, mittelſt deſſen ſie das chineſiſche Volk phyſiſch und moraliſch vergifteten, im blutigen Kriege erkämpft. Ihr Uebermuth wurde aber einigermaßen wieder gedämpft, indem ihr Geſandter Bruce, den der franzöſiſche Geſandte Bourboulon begleitete, vor Peking auf dem Fluſſe Peiho, als ſie die Durchfahrt in brutaler Weiſe erzwingen wollten, von den Forts der Chineſen aus angegriffen und in die Flucht geſchlagen wurde, am 25. Juni 1859.

England und Frankreich mußten nothwendig die Scharte am Peiho auswetzen und an den Chineſen furchtbare Rache nehmen, wenn ſie nicht ihr ganzes Anſehen in Hinterafien einbüßen wollten.

---

*) Correspondant 1861 Févr. 1865 Janv.

Sie rüſteten daher eine Flotte mit 10,000 Mann Landungstruppen aus, die Engländer unter Lord Elgin, die Franzoſen unter Baron Groß. Die Flotte fuhr wieder durch die Mündung des Peiho und beſchoß zuerſt die Paitang-Forts. Als man zum Sturm ſchritt, machten ſich die Chineſen davon und die Forts wurden leer gefunden. Hierauf begann das Bombardement der Taku-Forts, die am 21. Auguſt durch die Franzoſen unter General Montauban erſtürmt wurden. Das Terrain war ſehr ſchwierig, ringsum Waſſer und Sumpf, ſo daß die Kulis bis an den Hals im Waſſer ſtanden, indem ſie die Leitern hielten, auf denen die Stürmenden herankrochen. Engländer und Franzoſen verloren hier 3—400 Mann, erſtürmten aber die Forts und erzwangen ſich ſomit die freie Einfahrt. Man muß ſich wundern, daß die Chineſen nicht weiter oben am Fluſſe Peiho noch mehr Forts oder Strandbatterien angelegt hatten, um die feindliche Flotte aufzuhalten, und daß ſie die große Hauptſtadt Peking, auf welche die Flotte zuſteuerte, nicht gehörig befeſtigt hatten. Eine Hauptſtadt von mehr als 2 Millionen Einwohnern in einem ſo großen und bevölkerten Reiche, dem es auch an Artillerie nicht fehlte, hätte doch wohl 10,000 Europäer zurückſchlagen können. Aber das chineſiſche Volk verhielt ſich völlig paſſiv und neutral, und die ganze Streitmacht, die der Kaiſer den Fremden entgegenſtellte, beſtand aus 20,000 tartariſchen Reitern vom Stamme der Mantſchu, dem auch die Dynaſtie angehörte. Die Engländer und Franzoſen konnten ungehindert landen und in Palicaho, nahe bei Peking, ein Lager beziehen, während Kong, der Bruder des Kaiſers, in Tien-ſtien mit den engliſchen und franzöſiſchen Kommiſſären um den Frieden unterhandelte. Am 21. September griffen die Tartaren plötzlich das Lager an, wurden aber mit blutigen Köpfen zurückgeſchlagen. Dagegen wurden einige Engländer, die von den Chineſen widerrechtlich gefangen worden waren, von denſelben grauſam ermordet.

Dieſe Vorgänge bewogen die Befehlshaber der Expedition, ein Exempel zu ſtatuiren und den immer zum Zögern und zur Verrätherei geneigten Chineſen einen Schrecken einzujagen. Sie befahlen nämlich die Plünderung und Zerſtörung des außerhalb der Hauptſtadt liegenden kaiſerlichen Sommerpalaſtes, in welchem die größten und ſeltenſten Koſtbarkeiten des chineſiſchen Reichs zuſammengehäuft waren. Die Plünderung und Zerſtörung war hier nicht improviſirt, wie früher während des Krimkrieges in Kertſch, ſondern vorbedacht und zu einem politiſchen Zweck ausgeführt. Doch machte die Art und Weiſe der Ausführung den Truppen civiliſirter Nationen nicht viele Ehre und wurde auch im engliſchen Parlamente getadelt; aber der Miniſter Lord John Ruſſel entſchuldigte die Plünderung des Sommerpalaſtes. Sie ſey nothwendig geweſen, um den Chineſen Furcht und Reſpect einzuflößen, nachdem ſie engliſche Gefangene ermordet hatten. Der Sommerpalaſt, Yuen-Ming-Yuen genannt, war gar nicht vertheidigt, noch hatten die Chineſen die Reichthümer deſſelben weggeſchafft, was doch ſo leicht hätte geſchehen können. Welchen Stumpfſinn, welche Confuſion oder welchen Verrath ſetzt das voraus!

In der Times wird die Verheerung des Palaſtes folgendermaaßen geſchildert. „Am 18. October marſchirte Sir John Mitchells Diviſion nach dem etwa 7 Meilen vor der Hauptſtadt gelegenen Yuen-Ming-Yuen, um die beſchloſſene Zerſtörung ins Werk zu ſetzen. Er ſtieß nicht auf den geringſten Widerſtand. Der Palaſt liegt am Fuße der erſten Hügelreihe, von der die Pekinger Ebene gegen Norden abgegrenzt wird, inmitten von ausgedehnten Parkanlagen, Pagoden, Seitengebäuden und künſtlichen, mitunter 300 bis 400 Fuß hohen Hügeln. In den Anlagen befinden ſich unter Anderem ein großer Teich mit Inſeln, auf denen wieder kaiſerliche Bauten ſtehen, und die vermittelſt Steinbrücken unter einander und mit dem Feſtlande in Verbindung ſtehen. Ringsherum ſchattige Haine, Blumengänge

und herrliche Steinterraſſen längs der Teichufer, während der Hintergrund von den tartariſchen Berghöhen maleriſch abgeſchloſſen iſt — in der That, es iſt einer der herrlichſten Punkte, die man ſehen kann! In zwei Tagen waren alle Gebäude ſammt den Gängen und Terraſſen zerſtört. Dabei ging auch Vieles, was nicht gerettet werden konnte,. mit zu Grunde. Man ſchätzt den Schaden auf 2 Millionen Pfund Sterling, ganz abgerechnet vom Werthe der Gebäude (und von dem, was früher verſchleppt worden war)." — Ueber daſſelbe Ereigniß ſpricht ſich der officielle Bericht des franzöſiſchen Generals Montauban folgendermaßen aus: „Ich hielt darauf, daß unſere Alliirten bei dem erſten Beſuche dieſes Palaſtes zugegen ſeyen, da ich mehrere Zimmer von unbeſchreiblicher Pracht darin geſehen hatte und deshalb vermuthete, daß er große Reichthümer enthalten müſſe. Ich ließ überall Poſten aufſtellen, und beorderte zwei Artillerieoffiziere, darüber zu wachen, daß Niemand in den Palaſt eindringe, und daß Alles bis zur Ankunft des Generals Grant unberührt bleibe. Nachdem die Chefs der engliſchen Armee angelangt waren, kamen wir überein, wegen der vielen Reichthümer drei Commiſſäre von jeder Nation zu ernennen, welche beauftragt waren, die koſtbarſten Gegenſtände bei Seite zu thun, um damit eine gleiche Theilung vernehmen zu können; es wäre unmöglich geweſen, daran zu denken, all das fortſchaffen zu können, was da war, da unſere Transportmittel zu beſchränkt waren. Ein wenig ſpäter entdeckte man bei neuen Nachſuchungen eine Summe von ungefähr 800,000 Frcs. in kleinen Gold- und Silberbarren. Obige Commiſſion ſchritt ſogleich zur Vertheilung derſelben unter die beiden Armeen, und kamen auf jeden Soldaten ungefähr 80 Frcs. Die Commiſſion wurde von General Jamin präſidirt. Dieſelbe erklärte im Namen der ganzen Armee, daß letztere wünſche, S. M. dem Kaiſer, ſowie J. M. der Kaiſerin und dem Kaiſerl. Prinzen ein Geſchenk zu überreichen, zum Andenken an die

Masse wunderbarer Gegenstände, welche im Sommerpalaste aufgefunden worden waren. Im Augenblick der Theilung zwischen den beiden Armeen bestand ich im Namen des Kaisers darauf, daß Lord Elgin die erste Wahl für J. M. die Königin von England thue. Lord Elgin wählte einen Commandostab des Kaisers von China, aus grünem Nephrit von unschätzbarem Werthe und mit Gold verziert. Da sich noch ein zweiter Stab, dem vorhergehenden in Allem ganz ähnlich, vorfand, so wollte Lord Elgin s. S., daß er für S. M. den Kaiser bestimmt würde; es war demnach bei der ersten Wahl vollkommene Gleichheit. Es ist mir unmöglich, all die Pracht der Gebäude zu schildern, welche sich auf einem Raume von vier Stunden befinden, und welche man den Sommerpalast des Kaisers nennt. Hierauf folgen Pagoden, welche Götter von riesenhafter Dimension aus Gold, Silber und Bronce enthalten. So hat ein einziger Gott aus Bronce (ein Bouddah) eine Höhe von ungefähr 70 Fuß und alles Uebrige ist im Verhältniß. Gärten, Seen und merkwürdige Gegenstände seit Jahrhunderten in Gebäuden von weißem Marmor mit blendenden Ziegeln von allen Farben bedeckt, angehäuft. Hierzu noch die Aussicht auf eine bewundernswerthe Landschaft, und man wird sich eine schwache Idee von dem machen, was wir gesehen haben. In jeder der Pagoden befinden sich nicht nur viele Gegenstände, sondern außerdem noch ganze Magazine voll Gegenstände jeder Art. Um nur ein Beispiel zu geben, bemerke ich, daß so viele Seidenstoffe vom feinsten Gewebe vorhanden sind, daß wir alle Gegenstände, welche ich an Se. Majestät sende, mit Seide emballiren."

In einem anderen Berichte heißt es: „Keine Beschreibung läßt sich von dem Glanz des kaiserlichen Aufenthaltes machen. Der Eingang zur Empfangshalle ist mit Marmor gepflastert, Wände und Decken sind mit Gold, himmelblau und scharlachroth prachtvoll gemalt. Der Thron des Kaisers ist aus dem schönsten dunklen Holz

geschnitzt, die Polster sind mit goldenen Drachen bestickt und zogen die allgemeine Bewunderung auf sich. Eine goldene Krücke, deren sich der Kaiser bedient zu haben scheint, fand sich gleichfalls vor. Die inneren Zimmer und Salons waren prachtvoll ausgestattet. Rollen von Seidenzeug, Satin und Krepp, alle von glänzender Arbeit, waren von den französischen Soldaten bereits wüst durcheinander geworfen worden. Geschirr aus Jaspis und Porzellan von großem Werth fand man vor und darunter auch manches Sèvresgeschirr aus Ludwig XIV. Zeit, das die Augen von Kuriositätensammlern höchlich erfreut hätte."

Bereits am 22. October rückten die Alliirten in der Hauptstadt Peking selber ein, ohne den mindesten Widerstand zu finden, wie wenn sie in London oder Paris eingezogen wären. Der Kaiser war entflohen.

Die Drohung, daß man auch seinen Winterpalast in der Stadt zerstören werde, machte ihn nachgiebig und am 25. October wurde der Friede unter folgenden Bedingungen geschlossen. Der Kaiser bedauert den vorjährigen Vorfall am Peiho. Ein englischer Gesandter soll seinen Sitz in Peking nehmen. China zahlt 60 Millionen Franken Kriegskosten. Der Hafen von Tien-stien bleibt offen. Das Kuli-Auswanderungsverbot ist aufgehoben. Die Christen erhalten ihre Kirchen zurück. — Die Times gab folgende Schilderung der Ratification des Friedensvertrages. Sie ist sehr charakteristisch. „Endlich, am 24. früh, ging der große Einzug vor sich. Voran der Commandirende, Sir Hugh Grant, mit seinem Stab zu Pferde; dann Lord Elgin in einem von 16 scharlachbekleideten Chinesen getragenen Staatspalankin, zu beiden Seiten die Mitglieder der Gesandtschaft, dahinter Lord Elgins Pferd gesattelt, und als Escorte 600 Mann mit etwa 100 Offizieren aller Waffengattungen. Die zweite Division unter Sir Robert Napier machte in den Straßen Spalier, und faßte,

als der Zug ſich nach dem Innern der Stadt weiter bewegte, an beſtimmten Punkten Poſto, um auf etwaigen Verrath gefaßt zu ſeyn. Von der Stadtbevölkerung hatten ſich große Maſſen eingefunden, um das Schauſpiel mitanzuſehen; ſie benahmen ſich ſehr ordentlich und waren vor allem begierig, einen Blick in die Staatsſänfte zu thun, in welcher der große „Barbar" ſaß. So ging es vom Atingsthor etwa 3½ Meilen fort bis zum Miniſterium der Ceremonien. Dort angekommen, wurde Lord Elgin von einer engliſchen Ehrengarde und der Nationalhymne begrüßt, und in ſeiner Sänfte bis in den Saal getragen, wo die Zeichnung geſchehen ſollte, und wo ihm der Prinz Kong mit allen Mandarinen entgegenkam. Lord Elgin erwiderte deren Begrüßung mit einer kalten Kopfverneigung, ſchritt ſofort zu ſeinem auf der Eſtrade ſtehenden Stuhl, und gab dem Prinzen ein Zeichen ſich zu ſeiner Rechten niederzulaſſen, was in China nicht der Ehrenplatz iſt. Vor ihnen ſtand ein Tiſch mit den Friedensinſtrumenten, Vollmachten u. ſ. w. Die Ceremonie war bald vorüber; es wurden die Documente unterzeichnet, geſiegelt, ausgewechſelt, dann einige höfliche Worte gewechſelt, worauf ſich Lord Elgin, ſtolz und kalt, wie er eingetreten war, wieder entfernte. Der Prinz gab ihm zögernd und verlegen einige Schritte das Geleite. Der Prinz iſt ungefähr 28 Jahre alt, ſieht aber älter aus. Seine Phyſiognomie iſt nicht ohne Intelligenz, aber er ſah ängſtlich und unbeholfen aus, was ſich ſehr leicht erklären läßt, da ſeine Stellung ſehr verſchieden war von der, die er bisher am Hof eingenommen hatte. Auch die Mandarinen waren von der ſchroffen Haltung Lord Elgins ſichtlich betroffen." Man ſieht, die Engländer verſtehen es, zu imponiren.

Der chineſiſche Kaiſer war nach dem Norden geflohen. Was im Gemüthe dieſes noch jungen Monarchen vorgegangen ſeyn muß, als er vor einer Handvoll Europäer flüchtete und ſeinen herrlichen Sommerpalaſt, ſeinen Lieblingsſitz, den fremden Räubern überließ, iſt nicht

bekannt geworden. Wenn er nicht ſelbſt ſtumpfſinnig war, muß ihn die charakterloſe Schwäche, die Unfähigkeit oder der böſe Wille und Verrath ſeiner Umgebungen zur Verzweiflung gebracht haben. Man iſt nicht im Stande, ſich einen Begriff von der Ohnmacht und Rathloſigkeit eines Hofes zu machen, der über ſo viele Millionen Unterthanen gebot und kaum Verſuche einer Gegenwehr gegen den Feind machte. Man erfuhr nur, der Kaiſer ſey wenige Wochen nach dem Friedensſchluſſe geſtorben. Er hieß Hienfong und war erſt dreißig Jahr alt. Ihm folgte ſein erſt ſechsjähriger Sohn Kiſiang unter der Leitung ſeiner Mutter und ſeines Oheims, des obengenannten Kong. Dieſer letztere mußte aber erſt ſeine Gegner am Hofe durch eine blutige Palaſtrevolution beſeitigen. Sutſchun, der bisherige erſte Miniſter und vertrauteſte Rath des Kaiſers, ein Todfeind der Engländer und aller Fremden, wollte ſelbſt für den jungen Kaiſer regieren, wurde aber ergriffen und enthauptet, zwei ſeiner vornehmſten Anhänger eingekerkert. Kong ſelbſt war den Fremden günſtig, weil er einſah, daß er ſie doch nicht loswerden könne, und weil ſie ihm gegen die Taiping helfen könnten.

Im Innern Chinas machten die Taiping Fortſchritte. Der Miſſionär Muirhead wohnte zu Nanking am 7. Februar 1862 einer Neujahrsfeier der Taiping bei, und zwar am Hofe des Taipingkaiſers oder Tiente (auch Tienwong genannt), den ſeine Unterkönige umgaben. Er beſchreibt dieſe Ceremonie folgendermaßen: „Am genannten Tage begaben ſich die Könige, die Hauptleute und Offiziere zum Kaiſer. Die Verſammlung war ſehr groß. Die Könige kamen in gelben Sänften, getragen von 16 Männern, die Hauptleute in Sänften von verſchiedenen Farben, getragen von 8 Leuten. Vor ihnen und hinter ihnen zog eine zahlloſe Menge mit den bunteſten Fahnen. Die Könige und Hauptleute traten in den inneren Hof des Palaſtes, wo der Tienwong auf ſeinem Throne ſaß. Ich blieb mit den andern

noch lange dauern werde. Das wenige, was seitdem in Deutschland geschehen ist, soll hier nur aufs kürzeste erwähnt werden. Spätere Geschichtschreiber werden im Stande seyn, theils überhaupt darüber heller und freier zu urtheilen, was Zeitgenossen selten vermögen, theils es mit der, uns jetzt noch verborgnen Zukunft im Zusammenhange darzustellen. Wir befinden uns in einem Zustande der Entwicklungen und Anfänge, über deren Lösung und Ende der undurchdringliche Schleier der Zukunft liegt.

Einiges Geräusch in der schlummerähnlichen Ruhe haben die neuen deutschen Verfassungen gemacht, besonders die würtembergische, über welche das Volk heftig mit seinem König stritt. Die Würtemberger wollten ihre alten Landstände und keine neue Verfassung wie sie der König gab, obgleich diese sehr freisinnig war. Der Streit endete mit dem Tode des Königs Friedrichs, worauf der neue König Wilhelm eine den Wünschen der Stände entsprechende Verfassung ertheilte, 1816. In den übrigen Staaten ging die Einführung der Verfassungen sehr still vor sich und nirgend haben die Landstände weder großes Aufsehn erregt, noch wesentliche Veränderungen herbeigeführt.

Viel Aufsehn erregten dagegen die s. g. demagogischen Umtriebe, obgleich sie eben nicht sehr wichtig waren. Die Studenten auf den Universitäten, in einer Zeit des Sturms und Kampfs geboren, konnten sich mit der plötzlich eingetretnen Ruhe, welche die ältern Männer so lange vergeblich ersehnt hatten, nicht zufrieden geben. Sie kannten nur die schöne Seite jener Kämpfe, den Sieg und den Ruhm, nicht das Unglück und die Leiden. Da sie ihre Kräfte noch nicht versucht hatten, war ihnen die Ruhe auch keine Erholung, wie jenen Alten, sondern eine lästige Fessel. Sie wollten auch etwas Großes

draußen. Auf ein gegebenes Zeichen fiel alles Volk auf sein Angesicht, dem Kaiser zugekehrt. Dann sang man ein Loblied auf ihn. Hierauf wandten sich alle nach der entgegengesetzten Seite, warfen sich wieder auf das Angesicht und beteten, wie es hieß, den himmlischen Vater an. Vor einem Tisch, auf welchem Schüsseln mit Nahrungsmitteln und brennende Lampen aufgestellt waren, stand ein Mann, der von einem Papiere Gebete ablas und dann das Papier verbrannte. Endlich wandten sich alle wieder um, fielen noch einmal vor dem Kaiser (als dem Sohn Gottes) auf ihr Angesicht nieder und verharrten in dieser Lage ziemlich lange. Damit schloß dieser seltsame Gottesdienst."

Als die kaiserlich chinesische Regierung hinlänglich gedemüthigt und geschwächt war, begannen die Engländer die Taiping, zu denen sie sich bisher freundlich gestellt hatten, zu vernachlässigen, ja geradezu feindlich zu behandeln und sich mit den Kaiserlichen gegen sie zu verbinden. Den nächsten Anlaß gab die Absicht der Taiping, sich in den Besitz von Schangay zu setzen, die bedeutende Handelsstadt, welche die Engländer allein unter ihrer Botmäßigkeit haben wollten. Ueberhaupt aber fiel es den Engländern nicht ein, eine neue elastische Macht in China aufkommen zu lassen, die ihnen leicht mit mehr Energie hatte entgegenwirken können, als es die bisherige kaiserliche Regierung gethan hatte. Der englische General Staveley erhielt daher Befehl, im Bunde mit einer kaiserlichen Armee die Taiping von Schangay und der Umgebung zu vertreiben, was ihm auch mit seiner überlegenen Artillerie ohne Mühe gelang, 1862. Die Taiping wehrten sich verzweifelt in Ningpo und Kahding, wurden aber unbarmherzig niedergemetzelt. General Burgewine, der unter Staveley diente, ließ die gefangenen Taiping vor die Kanonen binden und „wegblasen", nach der grausamen in Ostindien aufgekommenen Sitte. Im Winter auf 1864 wurde Gordon abgeschickt, um den Sieg über die Taiping

zu verfolgen, ſein Nebenbuhler Burgewine ging jetzt zu den Taiping über, fiel aber den Kaiſerlichen in die Hände und verſchwand, indem man vorgab, er ſey ertrunken. Gordon marſchirte grabezu gegen Nanking, die Hauptſtadt der Taiping und erfocht unterwegs einen glänzenden Sieg vor Tſchangchow-fuh. Nun aber erhielt er von der engliſchen Regierung gemeſſenen Befehl, nicht weiter vorzugehen. Auch die franzöſiſche Regierung ſchloß ſich dieſer Maßregel an und allen Engländern und Franzoſen wurde befohlen, ſich von den Kaiſerlichen zu trennen und zurückzukehren. Man wollte wahrſcheinlich die Kaiſerlichen nicht wieder zu mächtig werden laſſen. Aber auch die Taiping nicht und da dieſe damals im Vortheil waren, durften viele europäiſche Abenteurer beim kaiſerlichen Heere zurückbleiben, welches unter dem Befehl des Tſang-koue-fan Nanking belagerte und am 19. Juli 1864 eroberte. Damit ſchien dem Reiche der Taiping ein Ende gemacht. Tiente war verſchwunden. Indeſſen ruhte die Rebellion noch nicht.

Die Taiping ſind von England ſyſtematiſch verleumdet worden, weil England nicht will, daß China durch ſie regenerirt und wieder einig und mächtig werde. Unparteiſche Berichte*) ſchilbern den Tiente als einen ſchönen, begeiſterten und würdevollen Mann. Weit entfernt, ein Charlatan zu ſeyn, verſtehe er auch ſeine Bruderſchaft mit Chriſto nur in dem Sinne, in welchem alle Menſchen Chriſti Brüder ſeyen. Er habe ſich den Engländern aufs wohlwollendſte genähert, ſey aber von ihnen nur verleumdet und angefeindet worden und habe auch in Leuten, die das arme chineſiſche Volk mit Opium zu vergiften kamen, keine guten Chriſten zu erkennen vermocht. Auch Kreyher in ſeiner Schilderung der preußiſchen Expedition nach Japan beſtätigt das vollkommen. Die Taiping oder die Chriſten in China waren nahe daran, wie ſie ſchon den Süden und die Mitte Chinas inne hatten,

*) Im Correspondant, 1863, Juin.

auch noch den Norden einzunehmen und der Mandschu-Dynastie ein Ende zu machen. Seit dem Opiumkriege von den Engländern hart bedrängt, besiegt und beraubt, konnte sich der chinesische Kaiser der Macht der Taiping kaum mehr erwehren. Nun hätte England sich eigentlich freuen sollen, daß das Christenthum in China seinem endlichen Siege so nahe sey und es hätte die Taiping unterstützen sollen. Das that aber England nicht. Es besorgte, wenn die Christen unter ihrem Kaiser Tiente zu mächtig würden, so würde ganz China unter ihnen einig werden und die bisherige Zerrüttung aufhören, bei der die Engländer so bequem im Trüben fischen konnten. Dem Engländer, wie fromm er auch thut, steht das Geldinteresse immer höher als das Christenthum und ihm gilt das Herz gar nichts, der Beutel alles. Deshalb unterstützt nun die englische Politik die alte Dynastie und das alte Heidenthum in China, damit es der christlichen Partei noch fernerhin die Waage halte und den Bürgerkrieg dort verewige. Diese englische Politik besoldet sogar Missionäre, um die Taiping zu verleumden und Europa zu überreden, dieselben seyen gar keine rechten Christen. Kreyher weist sehr bündig nach, daß die englischen Auslassungen darüber erlogen sind und daß der wahre Sachverhalt ein anderer ist. Tiente oder Tienwong gibt sich zwar für einen jüngeren Bruder Christi aus, ist aber weit entfernt, sich demselben gleich stellen zu wollen, wie das seiner Zeit Muhamed gethan hat. Die Taiping erklären: „Die heil. Schrift unterscheide Kinder Gottes, Kinder der Welt und Kinder des Teufels. Alle Frommen und Gläubigen seyen Kinder Gottes. Nur in diesem ethischen, nicht etwa in einem natürlichen Sinne sey auch der himmlische König Sohn Gottes. Doch unterscheide er sich allerdings von andern Frommen und Gotteskindern so, wie der Mittelfinger von den andern Fingern. Er sey nämlich durch die Sendung ausgezeichnet, China zur Erkenntniß des wahren Gottes zu bringen und für dasselbige jetzt

dasjenige geltend zu machen, was Gott durch Christum einst der Welt überhaupt übermacht habe. Darum sey er der jüngere Bruder Christi. Denn Christus selbst sey in keinem andern als ethischen Sinne Sohn Gottes. Gott, To dürfe er nicht genannt werden, das sey der himmlische Vater allein. Jedoch sey Christus allerdings in einem ganz außerordentlichen Sinne Gottes Sohn, da ihm die Erlösung der gesammten Menschheit für alle Zeiten übergeben sey, weshalb er der älteste Sohn Gottes, der himmlische, älteste Bruder der Menschheit sey, welcher angebetet werden müsse und mit welchem Tienwong sich nicht messen dürfe. Um dies Verhältniß klar zu machen, beruft er sich auf die Analogie der verschiedenen Autorität der einzelnen Glieder in der chinesischen Familie: der Vater müsse größer seyn als der Sohn und der erstgeborne Bruder viel größer als der jüngere. In Folge dieser Erklärungen ließen die Missionare dem Rebellenchef sagen, daß seine Lehre von Christo sich von derjenigen der ganzen Christenheit unterscheide, denn diese nenne den Erlöser allerdings Gott und schreibe ihm gleiches göttliches Wesen zu. Tienwong antwortete darauf: Dies sey ihm nicht unbekannt, er habe indessen in einer von den Missionaren selbst verfaßten Schrift gelesen, daß die ersten Christen (Ebioniten) dieselbe Lehre von Christo gehabt hätten, wie er selbst. Auch verwahrte er sich auf das Entschiedenste gegen die Meinung, als ob er sich eine göttliche Würde zuschreibe. Auch wollen die Taiping nur einfache Christen und nichts neues oder besonderes seyn und sie haben keine andere heilige Urkunde als unsere Bibel alten und neuen Testaments nach der Uebersetzung von Gützlaff. Was die Taiping am meisten von den echten Christen unterscheidet, ist die Vielweiberei, welche sie aber mit Salomon und den Patriarchen des alten Testaments entschuldigen." Im Großen und Ganzen ist Kreyher überzeugt, das echt Christliche überwiege bei den Taiping und sie würden sich mit der Zeit den Christen Europas

immer mehr nähern, weshalb es ziemlich unverantwortlich von der engliſchen Politik ſey, dieſelben ſo grauſam anzufeinden. Jetzt hilft England den Heiden. „Hätte man die Hälfte dieſer Anſtrengungen zu Gunſten der Taiping gemacht, ſo wäre zweifellos die Herrſchaft derſelben und damit die des Chriſtenthums über China geſichert geweſen.“ Kong, der gegenwärtige Prinz-Regent von China, iſt nur durch Unterſtützung Englands (und Frankreichs) zu ſeinem Poſten gelangt und wird auf demſelben dadurch erhalten, daß engliſche und franzöſiſche Truppen, beſonders Artillerie, ihm die Taiping zuſammenſchießen helfen. Frankreich ſpielt dabei nur eine Nebenrolle, hängt ſich aber an Englands Arm, um es zu überwachen. Im engliſchen Parlament erhoben ſich einige Stimmen, denen Lord Palmerſtons Politik in China doch verwerflich oder wenigſtens bedenklich vorkam, aber er antwortete mit gewohnter Dreiſtigkeit, die Regierung der Taiping ſey nicht ſtark und einheitlich genug, um dem engliſchen Handel dieſelbe Sicherheit zu gewähren, wie das heidniſche Kaiſerthum. Das ſagte Palmerſton, während er gerade nur deshalb die Heiden in China unterſtützte, um es zu der ſtarken und einheitlichen Regierung nicht kommen zu laſſen, welche die Taiping ohne Zweifel aufgerichtet haben würden.

Im Jahr 1865 erfuhr man, die Taiping halten noch immer das Feld und ihr General Lee-ſchai-Yin habe von Tſchang-tſchau aus, welches er erobert, ein Schreiben an die Engländer, Franzoſen und Nordamerikaner erlaſſen, worin er ſie als Chriſten zu einem Bündniß und zum Sturz des Heidenthums in China aufforderte. Dagegen habe auch der kaiſerliche General die Fremden zu einem Bündniß mit dem Kaiſer eingeladen und ihnen die Hälfte der Beute verſprochen. Der arme Kaiſer hatte damals gegen vier Rebellionen zu kämpfen, gegen die der Taiping, der Waſſerlilienſekte im Norden, der muhamedaniſchen Tatarn im Weſten und des Tſeng-kwo-fan, Vicekönigs

der zwei Kiangprovinzen, eines Tyrannen, der ſich gegen den Kaiſer empörte, als er abgeſetzt werden ſollte. Man erfuhr, in Peking ſelbſt habe eine Palaſtrevolution am 31. März 1865 den bisherigen Regenten Kong, Oheim des Kaiſers, geſtürzt unter dem Einfluß der kaiſerlichen Mutter, der neue Miniſter Wan-ſiong ſey aber den Europäern geneigt.

Die große Verwirrung des Reichs wurde demnach noch von andern Parteien, als den Taiping, zu Aufſtänden und Raubzügen benutzt. Im Norden tauchte die alte Verbindung der weißen Seeroſe wieder auf, bemächtigte ſich der Stadt Kuĕn-Schien und plünderte von hier aus das Land. Andrerſeits erhoben ſich die muhamedaniſchen Unterthanen in Schen-Si und bildeten kleine unabhängige Genoſſenſchaften. Doch hält man dieſe beiden Aufſtände nicht für ſehr gefährlich. Die Secte der Nien-fu ſoll den meiſten Anhang unter den Muhamedanern gefunden haben.

Man muß es ſehr bedauern, daß die Engländer es vorgezogen haben, ihren Einfluß in China auf die Schwäche des heidniſchen Kaiſerthums zu ſtützen, anſtatt auf die chriſtliche Brüderlichkeit der Taiping. Ein Verſtändniß mit dieſen wäre doch wohl möglich geweſen.

Wir müſſen hier noch einmal auf das engliſche Miſſionsweſen zurückkommen, dem das deutſche bisher eben immer nur in die Schuhe zu treten gezwungen war. Der Engländer Marſhall hat in einem ſehr ausführlichen Werke, welches 1862 zu Mainz ins Deutſche übertragen wurde, alle Mängel deſſelben zuſammengefaßt. Hier nur einige Bemerkungen daraus. Die evangeliſchen Miſſionen machen der Weiber und Kinder wegen ungeheure Koſten. Die Geſellſchaft muß nicht nur die Miſſionäre, ſondern auch deren Familien erhalten. Das alles erſparen ſich die katholiſchen Miſſionen. Rechnet man zu der Familienverpflegung noch die Koſten der zahlreichen Bibelüberſetzungen, ſo darf man ſich nicht wundern, daß nachgerechnet worden iſt, in Eng-

land und Amerika allein (ungerechnet Deutſchland, Scandinavien und die Schweiz) ſeyen ſeit Anfang unſeres Jahrhunderts bereits 40 Millionen Pfd. Sterling für die evangeliſche Miſſion verausgabt worden.

In Indien hat der Katholik dem Proteſtanten nichts vorzuwerfen. Sie ſind beide nicht durchgedrungen. Was die Inſel Ceylon anbelangt, ſo hätte Marſhall aus dem deutſchen Buche Grauls noch mehr Waffen entlehnen können, denn Graul geſteht grabezu, die von engliſchen Miſſionären bekehrten Ceyloneſen ſeyen größtentheils zu den katholiſchen Miſſionären übergelaufen, die ihnen beſſer zugeſagt hätten.

In Neuholland ſind die Eingebornen ſo wild, daß hier gar keine Bekehrung gemacht wird. Auf Neuſeeland ſind die bekehrten Einwohner entſittlichter, als die noch übrigen Heiden. Daran ſind freilich nicht die Miſſionen, ſondern die Matroſen und Speculanten Schuld. Auch in Afrika ſind die Bekehrungen kaum nennenswerth. In Dahomey werden noch unter den Augen der Engländer die greulichſten Menſchenopfer in Maſſe dargebracht. Vom Kap aus ſind die Kaffern nicht bekehrt, ſondern nur zum wüthendſten, leider nur zu wohl berechtigten Haſſe gegen die Engländer gereizt worden.

Am meiſten ſind die proteſtantiſchen Bekehrungsverſuche bei Muhamedanern mißlungen. Es iſt auch wohl unmöglich, daß Miſſionäre, welche von den verſchiedenen Standpunkten, vom calviniſchen, lutheriſchen, herrnhutiſchen, methodiſtiſchen, baptiſtiſchen, quäkeriſchen ꝛc. ausgehen und ſich unter einander ſelber ſtreiten, auf den ernſten Muſelmann Eindruck machen können. Eben ſo wenig Erfolg hatte die Miſſion unter den Juden. Am wenigſten unter den Katholiken, zu denen im Ganzen mehr Proteſtanten (beſonders in England) übertraten als umgekehrt. In Bogota wurden die von den Engländern eingeſchmuggelten Bibeln öffentlich verbrannt und zwar mit Zuſtimmung des nordamerikaniſchen Geſandten, der die Einmiſchung der

Engländer in der neuen Welt mißbilligte. In Spanien machte der Engländer Barrow mit seiner Bekehrungsreise schlechte Geschäfte. In Italien wäre jetzt der Boden gehörig aufgewühlt und doch gedeiht dort nur der Same des Unglaubens, nicht aber der Same irgend welcher unter den verschiedenen sich evangelisch nennenden positiven Glaubensformen.

Die Missionäre, deren Predigten keinen Eindruck machen, helfen sich, verwahrloste Kinder zu erziehen, die elendesten Individuen der niedrigsten Classe durch kleine weltliche Vortheile an sich zu locken und Bibeln in der Landessprache zu verbreiten. Aber diese Bibeln entsprechen dem Zwecke nicht, sie sind unkritisch übersetzt.

Einsichtsvolle Heiden mögen nun solche Bücher nicht lesen oder benutzen deren Fehler, um die christliche Religion überhaupt zu verunglimpfen. Unzählige können gar nicht einmal lesen. Die gratis vertheilten Bibeln werden also zu ganz anderen Zwecken verbraucht, als zu denen sie bestimmt waren. Marshall erzählt: „In Singapore sah ich die Mauern von zwei Häusern über und über mit Blättern der Bibel bedeckt; diese Profanation ist jedoch nicht größer, als wenn sie zur Verpackung von Tabak oder Speck verwendet werden. Ein anderer Augenzeuge erzählt uns, daß in den Grenzstädten Chinas fortwährend ganze Kisten voll Bibeln auf Auctionsweg verkauft und namentlich von Schuhmachern, Krämern und Spezereihändlern zum Preis von altem Papier erhandelt werden. Pecot, der sowohl mit Hindostan als China genau bekannt war, bemerkt, indem er die Ruhmredigkeit der Bibelgesellschaften, ‚ihre Uebersetzungen seyen in alle Theile der bekannten Welt gedrungen,' erwähnt, daß dies, soweit seine Beobachtung reiche, vollkommen wahr sey; aber er setzt hinzu: ‚die Krämer aller dieser Länder können dasselbe Factum bestätigen, da sie zu jeder Stunde des Tages diese Uebersetzungen Bogen für Bogen vertheilen.' Auch Marchini berichtet, indem er nach eigener

Beobachtung ſpricht, ‚daß ſie von Schuhmachern nach dem Gewicht gekauft werden, um chineſiſche Pantoffeln daraus zu fertigen;‘ und dieſer gelehrte Mann drückt ſein Erſtaunen darüber aus, daß ‚die Engländer, welche ſo viel Schärfe und Beſtimmtheit des Urtheils in anderen Dingen an den Tag legen,‘ ſich von bezahlten Speculanten oder phantaſtiſchen Enthuſiaſten ſo düpiren ließen.“

Wir müſſen an ein Buch erinnern, welches ſchon vor vierzig Jahren erſchienen iſt und ganz daſſelbe ſagt, was Marſhall, die lettres on the state of Christianity von Abbé Dubois. Derſelbe ſagt von den Bibelüberſetzungen ins Indiſche das nämliche, wie Marſhall. Wie die von Canada, ſo ſind auch die in Tamul und Telinga höchſt ungenau, ſelbſt unrichtig, fehlerhaft und verwerflich. Gewiß, wenn das Anſehen der heiligen Schriften größtentheils auf ihrem innern Werthe beruht, und zunächſt auf ihrer erhabenen und unnachahmlichen Einfachheit, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß die Hindus ſich in dieſer Hinſicht nicht einen geradezu entgegengeſetzten Begriff bilden, wenn ſie ſehen, auf welch eine ungereimte, gemeine und oft ganz unverſtändliche Weiſe der heilige Text in den Ueberſetzungen, welche man unter ihnen in Umlauf ſetzt, verunſtaltet iſt. Die einſichtigern Indier können nicht glauben, daß in dieſem Styl ein göttliches Buch geſchrieben ſeyn konne, ſie ſchreiben es daher einem unwiſſenden Betrüger zu.

In dem Königreich Korea, einer Halbinſel, welche zwiſchen China und Japan in der Mitte liegt und beiden tributbar iſt, ſind ſchon längere Zeit franzöſiſche Miſſionäre thätig und geduldet. Im Anfang des Jahres 1866 kamen ruſſiſche Schiffe an die Nordküſte Koreas und wollten Land abgetreten haben, um ein Comptoir zu errichten. Der König erſchrak deshalb und ließ die franzöſiſchen Miſſionäre kommen, um ſich bei ihnen Raths zu erholen, wie er am beſten jene Schiffe abfertigen könne, ohne mit Rußland in Krieg zu ge-

rathen. Zufällig aber kam grade der Gesandte zurück, der den jährlichen Tribut Koreas nach Peking gebracht hatte und erzählte, dort seyen alle Christen ermordet worden. Wahrscheinlich wurde diese Lüge am Hofe des Königs selbst ausgeheckt, um ihm einen Vorwand zu leihen, die Missionäre loszuwerden, denn er ließ sie augenblicklich, wie auch alle Eingebornen, die sich zum Christenthum hatten bekehren lassen, enthaupten. Es befanden sich darunter zwei französische Bischöfe, Berneux und Daveloy. Frankreich beauftragte den Admiral Roze nach Korea zu segeln. Derselbe langte mit einer kleinen französischen Flotte am 11. October 1866 an der Mündung des Flusses Kanghoa an, fuhr denselben hinauf, landete vor der Stadt Kanghoa und forderte Genugthuung für den Mord der Missionäre. Die koreanische Regierung schickte einen Mandarin, der sich sehr stolz benahm und die Genugthuung verweigerte. Hierauf griff der Admiral die Stadt an und nahm sie nach einem schwachen Widerstande ein, am 16. October. Nach einigen Tagen erbot sich die Regierung zu Unterhandlungen, schickte aber zugleich eine Armee nach Kanghoa. Die Mannschaft der Flotte war zu schwach und mußte sich zurückziehen. Napoleon III. hatte andere Sorgen und konnte zunächst nicht daran denken, sich durch eine Kraftanstrengung in diesem abgelegenen Welttheile Genugthuung zu verschaffen.

Erst nach zwei Jahren brachte der französische „Monde" aus den missions catholiques nähere Nachrichten. „Ein Schreiben der Directoren des Seminars für auswärtige Missionen läßt keinen Zweifel mehr über die Verfolgungen, die im März 1866 durch die Hinrichtung von 9 Missionären eröffnet und mit gesteigerter Grausamkeit fortgesetzt wurden, so daß es sich nicht mehr um einzelne Fälle, sondern um massenhafte Einkerkerungen zur gänzlichen Ausrottung des Missionswesens auf der Halbinsel handelt. Das Missionsblatt hebt aus einem Berichte vom 18. Sept. 1868 das heraus, ‚was ihm die Klugheit

thun, und fanden, daß noch viel zu thun übrig sei. Die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes begeisterte sie, und sie vermischten damit dunkle Begriffe vom ehemaligen alten Reich und von einem republikanischen und tugendhaften, kurz ganz idealen Zustande. Anfangs redeten sie laut davon; da man es ihnen verbot, stifteten sie heimliche Verbindungen und äußerten gegen ihre Verfolger allen Haß und Eifer der Jugend. Dieser Haß entladete sich endlich in einer blutigen That. Sand, ein edler, aber bis zum Fanatismus schwärmender Jüngling, erstach den durch undeutsche Handlungen und Schriften berüchtigten Kotzebue. Sofort ergriff man die strengsten Maßregeln auf einem Congreß zu Karlsbad 1819. Man verfügte Verhaftungen und kerkerte die Verdächtigen ein. Ein eignes Gericht wurde vom Bundestag aus in Mainz unter dem Namen der Central-Untersuchungs-Commission niedergesetzt, um über die geheimen Verbindungen und demagogischen Umtriebe in ganz Deutschland zu richten. Außerdem wurden sämmtliche Schulen und Universitäten unter polizeiliche Aufsicht gestellt, und die Lehrer, die man der Jugendverführung für verdächtig hielt, oder die sich gegen den herrschenden Zustand ausgesprochen hatten, entsetzt und zum Theil verjagt, so Jahn und Dewette in Berlin, Fries und Oken in Jena, Görres in Coblenz. Endlich hob man in ganz Deutschland die Preßfreiheit auf und nahm alle Bücher und Zeitschriften unter die strengste Censur.

Von den großen Revolutionen im Süden seit 1820 wurde Deutschland kaum berührt. Die Spanier empörten sich gegen ihren König Ferdinand VII, der ihre heldenmüthige Aufopferung mit einer finstern Despotie gleich Philipp II belohnt. Darauf empörten sich auch die Neapolitaner und Piemonteser in Italien, gegen die zurückgekehrten alten Könige. Sie wurden aber beinah

zu veröffentlichen gestattet.' Darnach schätzt man die Zahl der Märtyrer auf ‚mehr als 2000, von denen über 500 allein auf die Hauptstadt kommen; während in den Provinzen die Christen in Verhör genommen werden, erdrosselt man in der Hauptstadt alle diejenigen, die als ehemalige Christen erkannt werden, ohne Procedur auf der Stelle im Gefängnisse; alle Christen sind verjagt und viele der Getreuen kommen elend um, während die Heiden die Verfolgung benutzen, um ihnen alles, was ihnen etwa noch blieb, wegzunehmen.' Ein neues Gesetz befiehlt allen Einwanderern, sich bei den Bezirksbeamten zu melden, sobald sie angekommen sind, um sich auszuweisen, ob sie Christen sind oder nicht. Der König von Korea hat gesagt: ‚Binnen sechs Jahren will ich diese Religion mit der Wurzel vertilgen.' Drei Christen der Hauptstadt sind Apostaten geworden und haben viele ihrer früheren Mitchristen angezeigt. In dem Missionsberichte wird der koreanische Nero auch sonst als blutgieriger, verhaßter Tyrann geschildert, der eine werthlose Münze schlagen ließ, welche Zwangscurs erhielt, die er aber selbst wieder anzunehmen sich weigere; mehrere Leute, welche die Annahme dieser Münze verweigerten, seyen hingerichtet worden; sein Bruder, der ihm Vorstellungen machte, mußte entfliehen und sich versteckt halten. Es werden Beispiele muthiger Bekennerschaft von Christenfamilien angeführt, die den Missionären, die noch auf Korea blieben, eine Zufluchtsstätte bieten. Der Versuch der Franzosen, durch eine Schiffsdemonstration dem Tyrannen Schrecken einzujagen, lief bekanntlich schlecht aus; die Franzosen zogen von Kiou-ke mit blutigen Köpfen ab. Die Verhältnisse liegen, wie man sieht, auf Korea ähnlich wie in Anam vor dem letzten Kriege, die zu der Losreißung der Südprovinzen führte, aus denen die Franzosen sich eine einträgliche Besitzung in der Hauptstadt Saigun geschaffen haben. Der König von Korea ist unumschränkter Gebieter und Herr des ganzen Grundes und Bodens im Reiche; zum

Pekinger Hofe, dem er jährlich zweimal Geſchenke zu ſchicken hat, ſteht er in einem ähnlichen Verbande, wie der Vicekönig von Egypten zur Pforte. Zwiſchen China und Korea wird, um Grenzſtreitigkeiten zu meiden, ein breiter Gürtel Landes gelaſſen, der nicht bebaut werden darf. Die Hauptſtadt Han-tſching, auch Han-jao oder chineſiſch King-ki tao genannt, iſt ſtark bevölkert, mit Mauern nach chineſiſcher Art umgeben und liegt zwiſchen Bergen in der Mitte der Halbinſel."

In Japan waren endlich ſeit dem Vorgang der Nordamerikaner, die ſich 1854 einen Handelsvertrag erzwangen, ähnliche Verträge auch mit den europäiſchen Handelsſtaaten geſchloſſen und denſelben mehrere Häfen geöffnet worden. Doch gab es immer noch Streitigkeiten. Im Jahre 1861 wurde das engliſche Conſulat geſtürmt, die Herren Morriſon und Oliphant ſchwer verwundet. Der Taikun (Seogun) zahlte eine große Entſchädigungsſumme und entſchuldigte ſich, die Morde ſeyen von der rebelliſchen Partei der Daimios (Fürſten, Feudalherren) ausgegangen. Auch ſchloß derſelbe einen Handelsvertrag mit Preußen ab, nachdem eine preußiſche Flotille unter Graf Eulenburg 1860 gelandet war, und ſchickte eine Geſandtſchaft, um die Handelswelt zu beruhigen, über Nordamerika nach Europa. Sie wurde in Waſhington vom Präſidenten Buchanan und von den europäiſchen Höfen ehrenvoll empfangen. Franzöſiſche Blätter gaben von ihnen folgende Schilderung: „In dem Gefolge befindet ſich auch ein japaniſcher Bonze, ein ehrwürdig ausſehender Greis, der beſtändig eine wie einen Biſchofsſtab zugekrümmte Weinrebe in den Händen hat. Die ganze Geſellſchaft beſteht aus fünf Geſandten, zwölf Offizieren und verſchiedenen Dienern. Das Haupt der Geſandtſchaft, Take-No-Utſchi-Schimodue-Kuno-Kami, iſt ein Mann von etwa 50 Jahren. Ihre Phyſiognomie iſt ausdrucksvoll und intelligent, obgleich ihr Geſichtstypus für das europäiſche Auge wenig Verführeriſches darbietet. Ihre ſchwarzen Haare ſind oben auf dem Scheitel zuſammengebunden; mehrere haben raſirte

Köpfe, bei keinem aber findet ſich eine Spur von Barthaar. Sie ſind durchgängig einfach gekleidet: ſie tragen dunkelfarbige, wenig verzierte gewebte Röcke, darüber einen ſeidenen Ueberwurf, Beinkleider von weißem Mouſſelin und Sandalen von gelbem Leder. Im Gürtel haben ſie ciſelirte Dolche und auf dem Kopfe eine Art chineſiſchen Strohhuts, der bei den Geſandten auf der Rückſeite vergoldet iſt. Sie leben mäßig, eſſen an Tiſchen und bedienen ſich der Meſſer und Gabeln." Sie benahmen ſich beſcheiden und zeigten ſich ſehr intelligent und eifrig, die erſtaunenswürdigen Fortſchritte der europäiſchen Mechanik und Induſtrie zu ſtudiren. Sie bereisten Paris, London, Berlin, St. Petersburg und wurden überall ſehr artig empfangen.

Inzwiſchen ruhten die Daimios nicht. Der neue Taikun ſoll noch ſehr jung ſeyn und ſucht wie ſein Vorgänger die Freundſchaft der mächtigen Fremden, während der Dairi oder Mikado von den Daimios angetrieben wird, Japan den Fremden zu verſchließen, es aber officiell zu thun doch nicht wagt. Der Taikun zahlt den Engländern, was ſie zur Sühne der Morde fordern, und läßt ſich von ihnen zugleich beſcheinigen, er habe ihnen den Befehl des Mikado, nicht zu zahlen, zugeſtellt. Nach einem Bericht des Schweizer Conſuls. Man erſieht daraus, wie anarchiſch die Zuſtände in Japan ſind. Nach der engliſchen China-mail ſollen ſich die Engländer, wie überall, wo ſie im fremden Lande Meiſter zu ſeyn glauben, brutal benommen und die gerechte Wuth der Japaneſen herausgefordert haben, indem im Sommer 1860 ein engliſcher Conſul einen japaniſchen Beamten mit der Reitpeitſche ſchlug und ein Mädchen mißhandelte.

Am 14. Sept. 1862 wurde wieder ein Herr Richardſon mit zwei andern Engländern und einer Dame auf einem Spazierritt, weil ſie einem vornehmen Eingebornen nicht auswichen, angegriffen, er ſelbſt erſchlagen, die beiden andern ſchwer verwundet. Die Dame entkam. Ein amerikaniſches, zwei engliſche und ein franzöſiſches Schiff

wurden gleichfalls angegriffen, ſchoſſen aber ein japaniſches Fort in Trümmer.

Im Frühjahr 1863 forderte England durch Oberſt Neale, nachdem es ſeine Flotte vor Yeddo verſtärkt hatte, auf eine drohende Weiſe Genugthuung, aber der Taikun erklärte, er ſey beim beſten Willen zu ſchwach, um den Daimios Schimad, der den Mord der Engländer veranlaßt hatte, zu beſtrafen. Zugleich erfuhr man, die meiſten Daimios und ihre zahlreichen Clientel, ein großer Theil des gemeinen Volks, habe Yeddo verlaſſen und ſey nach Miako, der Reſidenz des Mikado oder geiſtlichen Kaiſers gezogen, deſſen Macht dadurch ſo verſtärkt worden ſey, daß er dem Taikun habe den Befehl können zukommen laſſen, er ſolle die Fremden aus Japan vertreiben. Hierauf ſey im Mai 1863 der japaniſche Kriegsminiſter (man weiß nicht, ob auf Befehl oder trotz des Taikun) mit 18,000 Mann ausgerückt und habe die Engländer und Franzoſen bedroht, welche, 2000 Mann ſtark, ſich in guten Vertheidigungsſtand geſetzt hätten. Doch lief es ohne Krieg ab, die von England geforderte Sühnungsſumme wurde geleiſtet.

Im Spätſommer 1863 ſperrte der Fürſt Satſuma von Nagato, einer der mächtigſten Daimios aus dem uralten Geſchlecht der Mori, den Europäern den Canal Simonoſaki, um die Ausfuhr von Seide zu verhindern, ſo daß der engliſche Admiral Kuper ſich bewogen fand, unterſtützt von den franzöſiſchen und holländiſchen Schiffen, die Sperre gewaltſam zu durchbrechen, des Fürſten Hauptſtadt Kagoſima in Brand zu ſtecken, 1000—1500 Ballen Seide wegzuführen (am 15. und 16. Auguſt). Kuper wurde im engliſchen Parlament ſtreng getadelt, daß er die Einwohner der großen Stadt, die an der Politik ihres Fürſten vollkommen unſchuldig waren, ſo barbariſch behandelt hatte.

Am 25. Dez. wurde der Palaſt des Taikun in Yeddo durch

ſeine Gegner in Brand geſteckt und ſoll ein großer Theil der Stadt mit abgebrannt ſeyn. Der Taikun blieb aber ſtandhaft und ſchickte im Winter eine neue friedliche Geſandtſchaft nach Europa, die am 3. Mai 1864 in Paris Audienz hatte. Man hörte von einer Ausſöhnung des Taikun und Mikado, dem andere Nachrichten widerſprachen. Was die Daimios anlangt, ſo wurde geſagt, ſie ſeyen keineswegs fanatiſche Feinde aller Fremden, ſondern handelten nur aus Gewinnſucht, weil durch die Ausfuhr die inländiſchen Waaren vertheuert würden und ſie ſeitdem nicht mehr ſo viele Diener halten und Aufwand machen könnten, wie bisher.

Im Jahr 1867 kam der jüngere Bruder des Taikun zur Ausſtellung nach Paris und man erfuhr, der Taikun ſelbſt, Stotsbaſchi, ſey ſehr intelligent und zu Reformen geneigt.

Endlich brachte das Journal des Debats und aus ihm die Augsb. Allg. Zeitung (1868, Nr. 358) eine ſehr intereſſante Darlegung der politiſchen Verhältniſſe in Japan und der Urſachen, welche den in jenem Lande herrſchenden Bürgerkrieg veranlaßt haben. Der eigentliche Grund der Kriſis iſt bekanntlich die Eiferſucht unter den großen Vaſallen des Reiches. Die Gelegenheit und der Vorwand wurden von den Verträgen hergenommen, welche der Taikun — der in Yeddo regierende Fürſt — ohne Ermächtigung ſeitens des wahren Herrſchers, des Mikado, mit den Fremden abgeſchloſſen hatte. Dieß iſt aber, wie geſagt, nur der Vorwand geweſen, denn ſonſt müßte ſeit der im Jahre 1864 erfolgten Ratification der Verträge der Friede in Japan herrſchen. Augenblicklich ſteht dort noch die Organiſation des europäiſchen Mittelalters in voller Blüthe. Die Eiferſucht der Nebenbuhler wagt ſich indeſſen nicht bis zum Mikado heran: vor dieſem Kaiſer-Papſt, der mit der vollen Autorität der geiſtlichen und weltlichen Macht ausgerüſtet iſt, der dem nationalen Glauben nach der directe Nachkomme der göttlichen Geiſter iſt, die das Reich ge-

gründet haben, der Enkel der Sonne, ihres gemeinſamen Stammvaters — vor ihm beugen ſich alle in tiefer Ehrfurcht. Gegen den in Yeddo thronenden Taikun, den reichſten und mächtigſten der Vaſallen, den Befehlshaber der Armeen, den Imperator im antiken Sinne des Worts, richten ſich die Anſchläge der großen Vaſallen. Die Macht des Taikun, deſſen Familie während faſt drei Jahrhunderten durch ausgezeichnete Dienſte ſich den Titel und Rang eines Vicekönigs verſchafft hat, obgleich ſie ſich vorzugsweiſe den Fremden gegenüber bethätigt, ärgert die andern Fürſten, denen ſie ſich durch verſchiedene Zeichen der Abhängigkeit aufdrängt. So z. B. ſind dieſelben verpflichtet, in Yeddo einen Palaſt zu beſitzen, wo ſie während eines Theils des Jahres wohnen müſſen; wenn ſie ſich in ihre betreffenden Fürſtenthümer begeben, müſſen ſie ihre Familien als Geiſeln in Yeddo zurücklaſſen. Um die Lage noch verwickelter zu machen, gehört der Archipel der Lieu-Kieu-Inſeln ſüdlich von Japan, man weiß nicht recht, unter welchem Titel und in welcher Form, dem mächtigſten der Fürſten, dem Prinzen von Satſuma an, der ſich in Europa bei Gelegenheit der vorjährigen allgemeinen Ausſtellung den Titel eines Königs von Lieu-Kieu beilegen ließ. Der erſte Schritt nun, welchen die Daimios gegen die Uebermacht des Taikun thaten, beſtand darin, daß ſie durch eine Unterhandlung mit dem Mikado ſich die Erlaubniß verſchafften, mit ihren Familien die Stadt Yeddo zu verlaſſen, indem ſie die Nothwendigkeit vorſchützten, ihre von den Fremden bedrohten Fürſtenthümer zu ſchützen, als dieſe ihre Macht gegen den Fürſten von Nagato ſammelten, welcher ihnen die Meerenge von Simonoſaki und das innere Meer ſchließen wollte. Von dem Augenblick an organiſirten die Vaſallen ein Schutz- und Trutzbündniß im Süden des Reichs, wo ihre Fürſtenthümer gelegen ſind.

Angeſichts dieſer feindlichen Haltung begriff der Taikun ſehr wohl, daß ein Kampf gegen ſeine Autorität ſich vorbereite, welcher ihn nöthige,

alle ſeine Macht zu entfalten und vielleicht ſich auf ſeine neuen Freunde, die Vertreter der fremden Mächte, zu ſtützen. Er organiſirt ſein Heer und ſeine Flotte, er errichtet in Yeddo ein Collegium, in welchem europäiſche Lehrer die Wiſſenſchaft lehren; er ſchickt junge Japaneſen nach Europa, um ſich in directen Verkehr mit der dortigen Civiliſation zu ſetzen. Inmitten dieſer Vorbereitungen trifft im Jahr 1866 der Tod den Taikun und ſeine Stelle ward von einem Mitgliede ſeiner Familie, vom Fürſten Stotsbaſchi, beſetzt. Dieſer begreift vollſtändig, daß die alte Verfaſſung des Reichs und ſein eigenes Anſehen durch die Umtriebe im Süden gefährdet werden. Nach einigem Zaudern wendet er ſich mit ſeinen Befürchtungen an den Hof des Mikado, der ihm dieſelbe Macht verſpricht, welche ſeine Vorfahren beſaßen. Seine Gegner verfolgen ihren Plan mit großer Geſchicklichkeit. In Erwartung der günſtigen Umſtände zu einem offenen Kampf ziehen ſie mit gaſtfreundlicher Höflichkeit die Befehlshaber der engliſchen Schiffe in ihre Häfen; ſie öffnen ihre Städte der Neugierde der Reiſenden und Handeltreibenden, ſie ſuchen ſich Freunde in Europa zu verſchaffen. Alle dieſe Thatſachen, die in Europa kaum bemerkt werden, machen in Japan einen tiefen Eindruck. Der franzöſiſche Geſandte beſtrebt ſich, ihnen jeden dem Taikun feindlichen Charakter zu benehmen. Aber der Taikun ſelbſt findet ſich eines Tags in großer Verlegenheit zwiſchen ſeiner Neigung für die Franzoſen und ſeiner Pflicht als japaniſcher Fürſt. Da geſchieht es, daß eine gewiſſe Anzahl einheimiſcher Katholiken mit einem mehr frommen als klugen Eifer von den Miſſionären dazu gereizt werden, einen faſt öffentlichen Cultus ihrer Religion auszuüben. Der Taikun, ungeachtet ſeiner guten Abſichten und ſeiner perſönlichen Toleranz, kann nicht umhin, das Geſetz des Reichs zur Geltung zu bringen, welches die Ausübung der chriſtlichen Religion verbietet. Die Sache wird beigelegt, aber der Taikun ſieht ein, daß ihm eine neue Quelle der

Beunruhigung aus dieſer Religionsangelegenheit erwachſen wird. Alle die Schwierigkeiten, welche ſich immer mehr und mehr vor ihm häufen, beſtimmen ihn dazu, abzudanken. Im Jahr 1867 legt er vor den Füßen des Mikado ſeine Regierungsgewalt nieder. Er legt ſeinem Souverän in einem Manifeſt dar, daß der Fortſchritt der Civiliſation und die nunmehr unvermeidlich gewordenen Beziehungen mit dem Auslande die Lebensbedingungen der Staaten verändert haben, unter welchen Japan von ſeinem Range herabſtiege, wenn die Geſetze und die Verfaſſung nicht verändert würden. Er rieth dem Mikado, in Kioto, ſeiner Hauptſtadt, unter ſeiner göttlichen Autorität eine Verſammlung aller großen Daimios behufs einer Reviſion der Verfaſſung zuſammenzuberufen. Ehe er dieſen heldenmüthigen Entſchluß faßt, verſäumt er nicht mit den Großwürdenträgern des Hofes des Mikado und mit den Daimios im Norden, ſeinen Freunden und Vaſallen, ſich zu verſtändigen. Die Daimios des Südens ihrerſeits ſind nicht ohne Beſorgniß und fürchten, der Taikun werde aus dieſer Prüfung mächtiger hervorgehen, da ſeine Gewalt durch die nationale Beiſtimmung geſtählt wäre. Sie geben ſich den Anſchein, als bewundern ſie das Verfahren des Fürſten von Yeddo, und die Mehrzahl begibt ſich nach Kioto. Dem herrſchenden Gebrauch gemäß hatten ſie ihr zahlreiches Gefolge mitgebracht, welches zuſammen ein wirkliches Heer ausmachte. Anſcheinend war alles ruhig, als während einer Nacht die Fürſten von Satſuma, von Nagato und von Toſa heimlich in den Palaſt des Mikado einbrangen, die Hüter der Thüren niederſtießen, die Hofbeamten, welche der Ergebenheit für den Taikun verdächtig ſind, ins Gefängniß warfen, und ihren Freunden, die im voraus gewählt waren, die Bewachung des Mikado, eines ſchwächlichen Knaben von fünfzehn Jahren, übertrugen. Auf dieſen kühnen Handſtreich antwortete der Taikun mit einer Proclamation, in welcher er die Verfaſſung für verletzt und die geheiligte Perſon des Mikado,

als von den rebelliſchen Daimios unterdrückt, erklärte, und ſagte: er werde an der Spitze ſeines Heeres die eine ſowohl als die andere zu rächen wiſſen. In der That ging er mit ſeinem Heer gegen Kioto vor, und in einem erſten Zuſammenſtoß mit den Truppen Satſumas und Nagatos trug er den Sieg davon. Den nächſten Tag aber änderte eine Kriegsliſt ſeiner Feinde die Lage. Seine Feinde nämlich ließen vor ſich her die Fahne des Mikado tragen, und als ſeine Truppen dieſe heiligen Inſignien erblickten, ſank ihr Muth, und ſie wagten es nicht, gegen dieſelben zu kämpfen. Der Taikun ſelbſt wagte nicht gegen dieſe heiligen Zeichen zu ſtreiten, trotz der Ermunterung mancher ſeiner wärmſten Anhänger. Er eilte ſchnell nach Yeddo zurück und erneuerte dort feierlich ſeine Abdankung und ſeine Betheuerung der Treue für den Souverän, und um ſeine Aufrichtigkeit zu zeigen, zog er ſich nach der Stadt Mito, ſeiner Privatreſidenz, zurück. Aber eine Palaſt-Revolution konnte der Sache nicht ein Ende machen. Die Bande des Bluts und der Intereſſen machten dem Taikun eine Partei, die ihn als ihr Oberhaupt anerkannte. Die Vaſallen der nördlichen Provinzen ſchloſſen ſich der Sache Stotsbaſchis an, und unter ſeiner Leitung bildete ſich ein Nordbund, befehligt von einem der erſten Fürſten, welcher ſeine Plane und ſeine Waffen denen des Südbundes entgegenſetzt. Das iſt die geſchichtliche Erklärung des jetzt in Japan herrſchenden Bürgerkriegs.

Durch dieſe Darlegung kommt erſt in die vereinzelten Nachrichten, die uns die Zeitungen bisher brachten, ein gehöriger Zuſammenhang.

Siebenies Buch.

Die Vorgänge in Abeſſinien. Afrika und Neuholland.

Unter den Conflicten des meerbeherrſchenden England und des ihm immer über Meer nachfolgenden Frankreich mit der ſchwarzen Race an den Küſten des ſtillen Oceans zeichneten ſich in der Periode, von der wir hier handeln, die mit Abeſſinien und Madagaskar aus.

In Abeſſinien (Habeſch) hatte ſich von den älteſten Zeiten der egyptiſchen (koptiſchen) Kirche an das Chriſtenthum erhalten, aber in großer Entartung, denn die Race dort iſt ſchwarz gleich den Negern, wenn auch viel ſtolzer, anmaßender und verſchmitzter. Das Land iſt ſehr gebirgig. Die Herrſchaft war getheilt. Im Süden war das Reich Schoa unabhängig, im Norden herrſchte ein ſ. g. Negus, angeblich noch aus ſalomoniſchem Geſchlecht, gegen den ſich aber längſt Theilfürſten empört hatten. Im Jahr 1858 war es dem König Theodoros gelungen, den letzten Negus zu beſeitigen und ſich zum Herrn des Nordens zu machen und auch Schoa zu unterwerfen, obgleich immer noch gegen ihn rebellirt wurde. Dieſer energiſche und

ohne Schwertſtreich durch die Oeſterreicher wieder unterworfen, 1821. Daſſelbe Schickſal erlitten die empörten Spanier durch die Franzoſen 1823. Zu gleicher Zeit hatten ſich auch die unglücklichen Griechen gegen die Türken empört, und ein leiſes Nachgefühl jener Begeiſterung, welche die Kreuzzüge herbeigeführt, regte ſich in ganz Europa und beſonders auch in Deutſchland. Es bildeten ſich Griechenvereine, welche die verfolgten Chriſten gegen die Muſelmänner mit Geld, Waffen und Lebensmitteln unterſtützten, und etliche hundert Deutſche zogen einzeln nach Griechenland, um mit gegen die Türken zu fechten, unter andern der würtembergiſche General Normann, der dort geſtorben iſt. Dieſe Theilnahme blieb aber bisher unbedeutend, da die heilige Allianz und ſämmtliche Europäiſche Mächte den Frieden aufrecht erhalten und deshalb auch die Griechen nicht mit gewaffneter Macht unterſtützen wollten.

Bei der allgemeinen politiſchen Ruhe iſt auch neuerdings der Religionsſtreit wieder ein wenig angeregt worden, beſonders ſeitdem im Jahr 1814 der Jeſuitenorden wieder hergeſtellt worden, und man vor dieſem eine übertriebne Beſorgniß hegt. Auch verſchiedne Criſen im Handel haben die Zeitgenoſſen beſchäftigt, wie ſie theils durch die ungeheuren Speculationen mit Papiergeld, theils durch die Handelsſperren der Staaten gegen einander und namentlich durch die noch immer nicht erfolgte Befreiung der Rheinſchiffahrt veranlaßt worden ſind. Sonſt leben die Deutſchen jetzt gänzlich ihrer innern Entwicklung und Bildung, mit deren Betrachtung wir uns ſchließlich beſchäftigen wollen.

ſchlaue Fürſt brauchte beſſere europäiſche Waffen, um die rohen Stämme überwältigen zu können, ſchmeichelte daher den europäiſchen Miſſionären, die zu ihm kamen, um durch ſie mit Waffen und geſchickten Arbeitern verſehen zu werden, und täuſchte ſie dermaßen, daß ſie ſeinen Ruhm in ganz Europa verkündeten und ein großes Heil für die Bekehrung Afrikas erwarteten, obgleich er ſie heimlich auslachte und gleich ſeinen Geiſtlichen viel zu ſtolz und eingebildet war, um nicht das alte in Abeſſinien einheimiſche Chriſtenthum für etwas viel beſſeres zu halten als das, was ihm die Miſſionäre, noch dazu der eine in der katholiſchen, der andere in der lutheriſchen, der dritte in der calviniſchen, der vierte in der methodiſtiſchen ꝛc. Façon zubrachten.

In dem Werke Abels „Drei Monate in Abeſſinien," welches 1866 erſchien, wird die Geſchichte des Theodoros ergänzt. „Einer alten Prophezeihung zufolge ſollte ein König Theodoros einſt das heilige Grabmal den Händen der Ungläubigen entreißen, die Türken aus Europa in ihre urſprüngliche aſiatiſche Wildniß zurücktreiben und die ganze muhamedaniſche Religion von der Erde vertilgen. Auch ſollte der betreffende König die heilige Stadt Jeruſalem unter ſeinen Schutz nehmen und zum Hauptſitze der abeſſiniſchen Kirche erheben, welche ſich dann zu Glanz und einer kaum erhörten Blüthe entfalten ſollte." Der junge Kaſſa bezog das auf ſich und rüſtete ſich, eine große Rolle zu ſpielen. „Mit einem Haufen Abenteurer führte er eine Zeit lang ein Banditenleben, bis er ſich mächtig genug fühlte, die Provinz Dembea anzugreifen, welche von der Menene, Mutter des Ras Ali, regiert wurde. Menene, die Tochter eines reichen Moslems, trieb der Ehrgeiz, ſich mit dem regierenden Negus zu vermählen. Sie ſpielte eine bedeutende Rolle in den Angelegenheiten des Staates. Ihre eigene Provinz hielt ſie in ſtrenger Ordnung, und, als ſie vom Einfalle des Kaſſa benachrichtigt worden, ſtellte ſie ſich an die Spitze

ihrer Truppen, um den Verwegenen in Perſon zu züchtigen. Bei dem erſten Zuſammenſtoße jedoch zerſtreute ſich ihre Mannſchaft bei dem wilden Angriff des jungen Kriegers, und die Königin wußte nichts Beſſeres zu thun, als dem Kaſſa die Provinz Dembea als ihrem Vaſall zu überlaſſen und ihm die Hand ihrer jungen Enkelin Tſoobedje anzubieten. Glücklich im Krieg, glücklich in der Minne, ſchwamm ihm nun der Kopf vor großartigen Plänen, und nichts weniger als ein Zug gegen die Egypter konnte nun ſeinen Ehrgeiz befriedigen. Dieſe Letzteren hatten die Provinz Gallabat während der Unruhen in Abeſſinien erobert, und gegen die Hauptſtadt dieſer Provinz richtete er nun ſeinen erſten Angriff. Es war gerade Markttag in Matamma, als er mit ſeinen wilden Gefährten die Stadt überfiel, ausplünderte und mit einer ungeheuren Beute ſich zurückzog. Bei dieſem glücklichen Streiche verdoppelte ſich ſeine Mannſchaft, alle die Taugenichtſe Abeſſiniens, welche lieber eine Lanze ſchwingen als arbeiten wollten, geſellten ſich zu ihm."

Er ſetzte nun ſeine Eroberungen fort, bemeiſterte ſich, trotz einiger Niederlagen, einzelner Theile Abeſſiniens und beſiegte endlich auch den Negus (Kaiſer) Ras Ali, den bisherigen Oberherrn des Reichs. Ein einziger Häuptling hielt ihm noch Stand, wurde aber ebenfalls durch Verrath beſeitigt. Im Jahr 1855 war er Herr von ganz Abeſſinien und ließ ſich zum Kaiſer krönen.

Munzinger in Petermanns Mittheilungen 1867, XI. berichtet weiter, wie ſich dem Theodor der Beherrſcher von Tigre, Neguſſin, entgegengeſetzt und fünf Jahre lang behauptet habe, bis auch er im Jahr 1861 von Theodor beſiegt worden ſey und einen ſchmählichen Tod gefunden habe. Dieſer Neguſſin war ein Freund der franzöſiſchen Miſſionäre, die ihn aber durch falſche Verſprechungen von Hülfe, die er aus Frankreich bekommen ſollte, nur täuſchten. Der engliſche Conſul ſchürte ſchadenfroh den Haß gegen die Franzoſen, ohne es zu

merken, daß ſeine Landsleute noch verhaßter ſeyen. Die franzöſiſchen Miſſionäre, unter denen der 1860 verſtorbene Biſchof Juſtin de Jakobis gerühmt wird, achteten wenigſtens den Mariencultus der abeſſiniſchen Chriſten, den die engliſchen Miſſionäre verwarfen. Die Miſſionäre verſündigten ſich, indem ſie in Europa verkündeten, Theodor ſey ein großer Reformator und werde das abeſſiniſche Chriſtenthum aus ſeiner bisherigen Verwilderung herausreißen. Er ſtand im Gegentheil mit dem Abuna, dem koptiſchen Oberprieſter oder Papſt, im innigſten Bunde und auch das ganze abeſſiniſche Volk, ſoweit es chriſtlich war, hielt an der koptiſchen Kirche feſt, mit ebenſo viel Hochmuth, als Aberglauben. Dieſe ſchwarzen Abeſſinier halten ſich nämlich für die erſten und vorzüglichſten Menſchen der Welt. Neben ihnen gibt es viele Muhamedaner voll Haß gegen die Europäer, ungerechnet die heidniſchen Neger. Gleichwohl duldete Theodor eine Zeit lang die engliſchen Miſſionäre, an die ſich auch deutſche anſchloßen, aber nur als Techniker und Handwerker, deren Kenntniſſe ihm ſeine Kriegsrüſtungen fördern halfen, und um einen Verſuch zu machen, ob ihm vielleicht England zur Eroberung Egyptens behülflich ſeyn würde.

Aus dem Abel'ſchen Werk erfahren wir weiter über Theodor. Schon 1854 hatte ſich der Irländer Bell, der ein Jägerleben am blauen Nil führte, ihm angeſchloſſen und war ſein Liebling geworden. „Die Gnade, welcher dieſer Irländer ſich bei dem Könige erfreute, ſchien ohne Zweifel dem Biſchof Gobat eine gute Gelegenheit zu ſeyn, eine Miſſion in Abeſſinien zu begründen; denn im Jahre 1838 hatte er das ganze Land ſchon durchreist und drei Jahre lang das Wort Gottes dort gepredigt. Nur ſchade, daß ein Mann, welcher ſonſt im perſönlichen Lebenswandel untadelhaft und in ſeinem Eifer für das heilige Werk unermüdet daſteht, das abeſſiniſche Volk in ſo falſchem Lichte geſehen hat. Leichtgläubig und mit einer gewiſſen Eitelkeit

behaftet, war er durchaus nicht geeignet, ſich mit dem ſchlaueſten und ſophiſtiſcheſten Volke des ganzen Orients zu meſſen.“ Die Miſſionäre kamen als Techniker ins Land und erhielten vom Könige gleich anfangs nur die Erlaubniß, Juden zu bekehren, wenn ſie Luſt hatten; er verbot ihnen aber aufs ſtrengſte, unter ſeinen chriſtlichen Abeſſiniern Proſelyten zu machen oder Bibeln unter ihnen auszutheilen. Gobat ſelbſt kam nicht wieder ins Land, aber die von ihm abgeſchickten Miſſionäre übertraten das Gebot des Königs.

Die Kirchenverfaſſung Abeſſiniens iſt eigenthümlich. Der Abuna (wörtlich: unſer Vater) wird formell vom koptiſchen Patriarchen ernannt, weil das Chriſtenthum aus Egypten nach Abeſſinien gekommen iſt. Im übrigen iſt der Abuna unabhängig, ernennt die ihm untergebenen Prieſter und regiert die Kirche allein, nur mit Zuziehung des Etſchege, welches der Obergeneral aller Mönche iſt. Die Prieſter dürfen heirathen, aber nur vor der Ordination und nachher nicht wieder. Der Abuna ordinirt ſie mit Anblaſen, Handauflegen, Bekreuzigen und Darreichen von zwei Salzſtücken. Jeder Prieſter muß leſen können, hat aber bloß lange Litaneien zu leſen, zu taufen und das Abendmahl auszutheilen. Das letztere geſchieht mit einem Stück Brod und einem Löffel voll Waſſer, welches über Roſinen gegoſſen wird. Predigen gehört nicht nothwendig zum Amte. (Nach Krapfs Reiſen I. 65.) Der Gottesdienſt beſteht aus lauter Ceremoniell. Jeder Tag hat ſeinen Heiligen, ebenſo jede Kirche. Jeglichem Bedürfniß oder Leiden hilft ein beſtimmter Heiliger ab. Der eine heilt dieſe, der andere jene Krankheit. Der eine ſteht dem Feuer, der andere dem Waſſer ꝛc., der eine einer Gattung von Vieh, der andere einer andern vor. Ueberall ſieht man Lichter vor den Heiligenbildern brennen und wird von ihnen Hülfe verlangt, ſo daß der Heiligencultus hier in noch viel vollerer Blüthe ſteht, als in griechiſchen oder katholiſchen Ländern (Krapf II. 384).

Es gibt auch Sekten. „Vor etwa 70 Jahren alarmirte die Abeſſinier die Lehre von den drei Geburten Chriſti, ein Dogma, das von einem Mönche in Gondar aufgebracht wurde. Hiernach war Chriſtus vor allem Weltanfang ſchon aus dem Vater hervorgegangen (erſte Geburt), dann Menſch aus der Jungfrau Maria geworden (zweite Geburt) und durch die Taufe im Jordan durch den heiligen Geiſt zum dritten Male geboren. Nach einem langen Kampfe mit der Gegenpartei, die nur zwei Geburten annahm, wurde 1840 durch Befehl Sahela Selaſſies, des Königs von Schoa, der Glaube an die drei Geburten als allein rechtgläubig durchgeſetzt und die Anhänger der zwei Geburten mußten das Feld räumen. Sie flohen zum Abuna in Gondar, der ſie in ſeinen Schutz nahm und vom Könige verlangte, daß er die Vertriebenen wieder aufnehme, da ihr Glaube, als mit demjenigen des heiligen Markus übereinſtimmend, der einzig rechte ſey. Als Sahela Selaſſie ſich nicht fügen wollte, bedrohte ihn der Abuna mit Krieg, der jedoch erſt 1856 unter König Theodoros gegen Sahelas Sohn zur Ausführung kam. Dieſer unterwarf Schoa und führte die Lehre von den zwei Geburten wieder ein, die nun allein herrſchend iſt, nichtsdeſtoweniger aber als ‚Karra-Haimanot', d. h. Meſſer-Glauben bezeichnet wird, da ſie die dritte Geburt Chriſti gleichſam abſchnitt." (Nach Andrées Werk über Abeſſinien 1869.)

Merkwürdiger Weiſe wird die Ehe in Abeſſinien nichts weniger als heilig gehalten. Die Civilehe iſt dort herkömmlich und kirchliche Trauungen ſind zwar nicht ausgeſchloſſen, kommen aber nur ſelten vor und beſtehen einfach darin, daß das Brautpaar gemeinſchaftlich das Abendmahl einnimmt. Wollen ſie ſich trennen, ſo hindert ſie niemand und ſie können gleich wieder eine neue Ehe ſchließen. Rüppel ſah, wie ein erſt ſiebzehnjähriges Frauenzimmer ſich bereits zum achten Mal verheirathete. Der Miſſionär Iſenberg, der lange im Lande lebte, kannte nicht ein einziges Paar, das einander treu geblieben wäre.

Der deutſche Miſſionär Krapf brachte dem Kaiſer tüchtige Arbeiter aus der Basler Miſſionsgeſellſchaft, welche ihm Straßen bauten und Artillerie errichteten. Im Jahr 1862 aber, in demſelben Jahre, in welchem der engliſche Conſul Cameron ſich einfand, kamen auch zwei zur engliſchen Kirche übergetretene Juden, Stern und Roſenthal mit, wodurch das bisherige gute Einvernehmen in trauriger Weiſe geſtört wurde. Der frühere engliſche Conſul Plowden war der beſte Freund des Kaiſers geweſen, hatte ihn überall begleitet und den günſtigſten Einfluß auf ihn geübt, ſo daß derſelbe viele nützliche Reformen vornahm und namentlich den Sklavenhandel und die Vielweiberei abſchaffte, was er nachher widerrief. Als Plowden von einem rebelliſchen Häuptling erſchlagen wurde, rottete der Kaiſer, ihn zu rächen, den ganzen Stamm des Mörders aus. Der neue Conſul, Cameron, der mit ſeinem Sekretär, einem intriganten Franzoſen Namens Bardel ankam, ging auf Theodors Wunſch einer Allianz mit England und Frankreich ein und Theodor ſchenkte ihm 1000 Thaler, um einen eigenhändig von ihm geſchriebenen Brief an die Königin von England perſönlich zu überbringen und dem Bardel 500 Thaler, um einen ähnlichen Brief dem Kaiſer Napoleon zu überreichen. Cameron beging die Untreue und Taktloſigkeit, das Geld zu nehmen, den Brief aber nur auf die Poſt zu geben und ſich unterdeß in Egypten zu amuſiren. Der Brief kam in London an, wurde aber dort nicht beachtet und nicht beantwortet. Bardel reiste wirklich nach Paris, richtete aber wenig aus, denn Kaiſer Napoleon III. war unzufrieden, daß die katholiſchen Miſſionäre in Abeſſinien keine ſo gute Aufnahme gefunden hatten, als die proteſtantiſchen, und ließ zwar ſeinen auswärtigen Miniſter Drouyn de l'Huys an König Theodor eine höfliche Antwort ſchreiben, aber ihm Toleranz empfehlen. Von einer Allianz war nicht die Rede. Als nun von England gar keine Antwort und von Frankreich nur ein Miniſterialſchreiben in Abeſſinien

anlangte, ſah ſich Theodor bitter getäuſcht und ärgerte ſich nicht mit Unrecht. In ſeinem Briefe an die Königin Victoria hatte er einen ſtolzen Ton angeſchlagen. Er hatte ſich gerühmt, Alleinherr Abeſſiniens geworden zu ſeyn, die kriegeriſchen Gallaneger überwunden und den Türken gebroht zu haben, er werde ſie aus Sudan verjagen. Als ihm nun auf ſeinen warmen Antrag England nicht einmal eine Antwort gab, mußte er daraus ſchließen, daß Palmerſton ein gutes Einvernehmen mit den Türken dem mit Abeſſinien vorziehe.

Während Bardels Abweſenheit in Paris hatte ſich ein anderer Franzoſe Namens Lejean bei König Theodor eingefunden, aber durch unbeſonnenes Intriguiren deſſen Ungnade auf ſich gezogen, war verhaftet und fortgejagt worden, rächte ſich, als er über der Grenze war, durch einen dummen Drohbrief, erzürnte dadurch den König Theodor noch mehr und flößte ihm Argwohn gegen alle Europäer überhaupt ein.

Zugleich erfuhr er, der Miſſionär Stern habe ein Buch über Abeſſinien geſchrieben und ihn und ſeine Mutter darin lächerlich gemacht. Stern mußte ſeine Vorwürfe anhören und fuhr dabei mit ſeiner Hand an die Lippen. Nun iſt aber das Beißen in den Daumen bei den Abeſſiniern das Zeichen der Verachtung. Der König glaubte, Stern wolle ihm Verachtung bezeigen, ließ ihn auf der Stelle tüchtig durchprügeln und in den Kerker werfen*). Auch Roſenthal wurde gefangen geſetzt. In einem einläßlichen Aufſatz der Augsb.

*) Nach dem Bericht des Miſſionär Flad war Stern, gegen die Hofſitte, unangemeldet mit zwei Dienern zu Theodor gegangen. Dieſer ſchalt ihn tüchtig aus und ließ die beiden Diener, auf welche Stern die Schuld ſchob, todtprügeln. Als aber Stern bei dem gräßlichen Anblick ſich umwandte und in den Finger biß, wurde der König noch wüthender und ließ ihn ſelber blutig ſchlagen. Stern hatte nämlich nicht gewußt, daß ſich in die Finger beißen in Abeſſinien „Rache“ bedeutet.

Allg. Zeitung von 1867, Beilage Nr. 278 heißt es, dieſe beiden Miſſionäre jüdiſcher Abſtammung ſcheinen ſich in einer durchaus nicht ihrer Würde und der chriſtlichen Demuth entſprechenden Weiſe gegen den König, deſſen Gaſtfreundſchaft ſie genoßen, betragen zu haben *). Ihr Benehmen wird ſogar von ihren Collegen in hohem Grade mißbilligt. Nun kam auch noch im Spätherbſt 1863 eine Depeſche aus England an, worin Cameron, der unterdeß zu Theodor zurückgekehrt war, getadelt wurde, zu freundſchaftlich gegen Theodor geweſen zu ſeyn, und den Befehl zur Rückkehr erhielt. Da riß dem König die Geduld und er ließ nun auch Cameron und alle noch übrigen Engländer und Miſſionäre in Abeſſinien gefangen ſetzen.

Die engliſche Regierung ſchickte den Armenier Raſtam, einen gewandten und jenes Landes kundigen Mann nach Abeſſinien, und ihm gelang es, den König wieder zu beruhigen. Er ließ am 14. Februar 1866 die Gefangenen los. Schon waren ſie unterwegs

*) Abel erzählt unter Anderem: „Bei einer Gelegenheit, als Herr Roſenthal dem Könige ein Geſchenk machen wollte, iſt es jenem ſehr ſchlecht gegangen. Von Khartum aus hatte er einen ſechs Fuß langen Teppich erhalten, worauf der berühmte Jäger Jules Gérard, im Begriff einen Löwen zu erlegen, abgebildet war. Mit dieſem Teppiche glaubte Herr Roſenthal dem König ein Vergnügen zu machen, erſuchte um eine Audienz und brachte ihm ſeine Gabe dar. Anſtatt aber daß der König das Geſchenk gnadenvoll annahm, gerieth er in die größte Wuth und ſchrie, ſeinen Höflingen zugewandt: ‚Seht mir dieſen frechen Buben an! Die Unverſchämtheit hat er, mir zu ſagen, daß ich von den Türken fortgejagt und erſchoſſen werde!‘ Jules Gérard war im türkiſchen Fez abgebildet, und der Löwe iſt auch das Bild der abeſſiniſchen Nation. Umſonſt ſuchte ihn Herr Roſenthal zu beſänftigen und ihm die wahre Bedeutung des Bildes zu erklären. Er wurde ſtraks in das Gimp eingeführt, und erſt nach drei Wochen langer ſchlechter Behandlung iſt es ſeiner Frau gelungen, ihm Pardon bei dem Könige zu erwirken.“

nach Egypten und freuten ſich, ihre Heimath bald wieder zu ſehen, als ſie plötzlich wieder verhaftet und gefeſſelt zum König zurückgebracht wurden. Indeſſen erklärte ſich Theodor bereit, ſie frei zu laſſen, wenn ihm die engliſche Regierung eine Genugthuung gebe. Dieſelbe ſolle darin beſtehen, daß man ihm geſchickte Mechaniker und Handwerker ſchicke, um ſeinem Volke den Straßen- und Brückenbau, Kanonengießen, Büchſenmachen ꝛc. zu lehren. Der Miſſionar Flad wurde beauftragt, desfalls nach London zu gehen, mußte aber Frau und Kinder als Pfand zurücklaſſen. Dagegen nahm er einen jungen Abeſſinier, ſeinen Schüler, mit. Er wurde in England gütig von der Königin und Lord Stanley empfangen und erhielt die Erlaubniß, Handwerker für Abeſſinien zu werben. Die Sache zerſchlug ſich aber, da neuere Nachrichten aus Abeſſinien von einem neuen friedlichen Verſuche abriethen. Am 26. Juli berieth das Unterhaus in London eine Adreſſe Seymours, der eine bewaffnete Expedition verlangte, um die Auslieferung der in Abeſſinien gefangenen Engländer zu erzwingen. Die Mehrheit fand jedoch die Ausführung ſo ſchwierig, für das Leben der Gefangenen ſelbſt ſo bedrohlich, und unter Umſtänden, denen analog, welche die franzöſiſche Expedition in Mexiko hatten mißlingen laſſen, ſo bedenklich, daß Seymour ſeinen Antrag zurückzog.

Unterdeß hatten ſich in Abeſſinien verſchiedene Häuptlinge gegen Theodor empört, und er mußte gegen ſie zu Felde ziehen. Zwar blieb er überall Sieger, allein der Geiſt des Aufruhrs nahm immermehr überhand, und ſeine Macht wurde dadurch geſchwächt, daß die Deſertionen in ſeiner Armee nicht aufhörten. Dieſe hatten verſchiedene Gründe. Wie tapfer auch die Soldaten unter ihrem ſiegreichen König noch immer zu fechten gewohnt waren, auch bezahlt wurden und Beute machten, ſo litten ſie doch in dem verheerten Lande oft Mangel an Lebensmitteln, auch unter ſeinen deſpotiſchen Launen, und waren keinen Augenblick ihres Lebens ſicher, weil er beim geringſten Verdacht die

fürchterlichſten Todesſtrafen verhängte. Durch ſolche Schreckmittel ſuchte er insbeſondere den Deſertionen vorzubeugen. Unnachſichtlich wurde nicht nur jeder Deſerteur, oder den er nur im Verdacht hatte, er wolle deſertiren, lebendig verbrannt, ſondern daſſelbe Schickſal traf auch ſeine ganze Familie. Es kam daher ſo weit, daß die Weiber oft, nur um ſich ſelbſt und ihre Kinder zu retten, ihren Mann fälſchlich anzeigten, als wolle er deſertiren. Dann wurde doch wenigſtens nur der Mann allein verbrannt. Dieſe gräßlichen Hinrichtungen folgten ſich maſſenhaft. Aller Augenblicke leſen wir in dem Tagebuch der Frau Flad, daß achtzig, hundert und noch mehr Soldaten mit den Ihrigen verbrannt worden ſeyen. Es gab auch andere Hinrichtungsarten. Einem Vater und ſeinem Sohn wurden Hände und Füße abgehauen. „Sie lebten noch mehrere Tage, bis ſie der Brand verzehrte. Herzzerreißend waren die Berichte unſerer Leute, wie die Verſtümmelten ſo flehentlich um einen Trunk Waſſer gebeten hatten; aber niemand durfte es wagen, ihren brennenden Durſt zu löſchen, ſonſt hätte er ihr Schickſal theilen müſſen. Wer ſollte es glauben?! 293 Soldaten mit ihren Frauen wurden, weil ſie entfliehen wollten, mit den Hälſen in hölzerne Gabeln geſpannt, zum Hungertod verurtheilt. Manche lebten 10, 12 und noch mehr Tage.“ Ein andermal ließ der König gegen 200 Soldaten mit der „großen Peitſche“ durchhauen. Wie dieſe Peitſche beſchaffen war, wird nicht geſagt, wohl aber, daß viele unter der Peitſche todt weggetragen wurden, und daß die Peitſche die Körper zerfleiſchte, wie wenn ſie mit Meſſern wären zerſchnitten worden.

Die Unzufriedenheit unter den Soldaten wuchs immer mehr. Nicht wenig trug dazu bei, daß ſie dem König auf ſeinen Eilmärſchen gegen die Rebellen über die unwegſamſten Gebirge ſeine ſchweren Kanonen ohne Zugvieh mit Menſchenhänden nachſchleppen mußten, und weil dieſe ſchweren Geſchütze erſt durch die Europäer eingeführt

Ein und zwanzigſtes Buch.

Die neue Bildung.

Kapitel CCCCLXXXII.

Ueberblick.

Nach außen ſahen wir Deutſchland in der letzten Periode beinah immer nur leidend ſich verhalten; deſto größer war ſeine innere geiſtige Thätigkeit. Seine Verluſte, ſein Elend und ſeine Schande waren nur von politiſcher Art und inſofern auch nur etwas vorübergehendes; was es dagegen an geiſtiger Entwicklung gewann, dieſe herrlichen Güter ſind von unvergänglicher Dauer. Wie wir früher in der höchſten Blüthe des Mittelalters den Keim des künftigen, ſchon darin ſchlummernden Verderbens erkannten, ſo trug auch wieder dieſes Verderben in ſeiner tiefſten Verſunkenheit am Schluß des ſiebzehnten Jahrhunderts den Keim zur Wiedergeburt des deutſchen Geiſtes. Seitdem gewahren wir von neuem ein Aufſteigen, Fortſchreiten, ein zunehmendes Entwickeln. Die kalte, finſtre Nacht entflieht allmählich und ein neuer Tag beginnt. Nachdem in den Reformationskriegen die Leidenſchaften ausgetobt und in der darauf folgenden todtenähnlichen Ruhe ſich völlig in Schlaf gewiegt hatten, gewann der Verſtand wieder Zeit, ſeine Herrſchaft ruhig und ſicher auszubreiten. Bei ſeinem erſten Erwa-

worden waren, wurden dieſe letztern wegen der Kanonen von den Eingebornen furchtbar gehaßt, was ihre Lage begreiflicherweiſe noch verſchlimmerte.

Gegen die Rebellen verfuhr Theodor mit furchtbarer Grauſamkeit, ließ alle niedermachen mit Weibern und Kindern, alle ihre Städte und Dörfer ausplündern und dann niederbrennen. Aber dieſe Schreckmittel halfen nichts, der Aufruhr entbrannte immer von Neuem. Ein Brief meldet: „Vor einigen Wochen hat er Gondar mit all ſeinen Kirchen zerſtört, d. h. ausgeraubt und dann dem Boden gleichgemacht. Die Leute brachte er hieher, ſowie auch die Tabote und alle Kirchengeräthſchaften, darunter eine große Menge Kronen, theils goldene, theils ſilberne und meſſingene. Letztere wurden in den Flammofen geworfen, um Kanonenmetall davon zu machen. Die ſilbernen erhielten die Silberſchmiede, um Schildbeſchläge davon zu machen. Dieſe Sache hat ihm in den Augen ſeines Volkes einen großen Schlag verſetzt. Die Unzufriedenheit unter dem Militär iſt außerordentlich. Die Revolution in den Provinzen macht gewaltige Fortſchritte. In dieſer Woche hat er Antabiet und Goma plündern laſſen. — Die Dörfer wurden wiederholt ausgeplündert, und die Landleute ſammt ihren Häuſern verbrannt. Weder die Kindheit, noch das Alter, noch Kranke und Krüppel wurden verſchont. Entlaufene Soldaten wurden über ein Tauſend aufgefangen und ihnen die Hälſe abgeſchnitten; Frauen, Dienſtboten und Kinder Entronnener wurden auf die grauſamſte Weiſe hingemordet, ein Knabe von 4 Jahren erſchoſſen. Ueber eine Million geraubtes Rindvieh mußte innerhalb drei Tagen bei Todesſtrafe geſchlachtet werden und wurde zum Futter der Hyänen und Raubvögel weggeworfen. Als er dieſe That verübt, ſagte er zu ſeinen Soldaten: ‚Grade ſo viele Menſchen müſſen dieſes Jahr noch ſterben.‘ Auf das arme unſchuldige Landvolk wurde nun Jagd gemacht und wer aufgefangen werden konnte, wurde verbrannt.

Die bevölkerten Städte Madracha und Mahedar Mariam wurden mit ihren Einwohnern verbrannt."

Der Miſſionär Flad wurde bei ſeiner Rückkehr zu Theodor von dieſem nicht gut aufgenommen, denn er brachte zwar ein Schreiben der Königin Victoria mit, in welchem wieder Handwerker zugeſagt waren, dagegen die Auslieferung aller Engländer gefordert wurde. Ein Fluchtverſuch der letzteren erbitterte den König noch mehr und er ließ ſie nicht los. Die Gefangenen waren außer Raſtam der Conſul Cameron, deſſen Sekretär Kerans mit drei Dienern, der Maler Barbel, die deutſchen Naturforſcher Schiller und Eßler, die Miſſionäre Stern, Staiger, Branders, Flad, Roſenthal nebſt den Frauen der beiden letztern mit ihren Kindern.

Die engliſche Regierung ſah ſich endlich genöthigt, eine Flotte mit einer Landungsarmee nach Abeſſinien zu ſchicken, um die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, oder wenigſtens das Anſehen Englands in Oſtafrika und den arabiſchen Gewäſſern ſo zu befeſtigen, daß Gewaltthätigkeiten und Unverſchämtheiten wie die des Königs Theodor nicht mehr vorkommen könnten und die wilden Häuptlinge Afrikas und Arabiens im Reſpect gehalten würden. Die Expedition ging unter General Robert Napier von Oſtindien aus, 4000 Engländer und 8000 Sepoys. Am 16. October 1867 ſegelten ſie von Aden ab.

Wir gehen zum zweiten Conflict über, der mehr die Franzoſen als Engländer in Anſpruch nahm. Auf der großen Inſel Madagaskar, öſtlich von Afrika, hatten ſchon öfter Franzoſen den Anfang mit Niederlaſſungen gemacht, um eine Station weiter im ſtillen Meere zu beſitzen, waren aber immer wieder von den heidniſchen Schwarzen der Inſel vertrieben worden, ſammt ihren katholiſchen Miſſionären, zuletzt im Jahr 1857.

Das Volk der Inſel beſteht, wie Frau Ida Pfeiffer, welche dort war, berichtet, „aus vier verſchiedenen Racen; auf der Südſeite leben

die Kaffern, auf der Weſtſeite die Neger, während auf der Nordſeite die arabiſche Race und auf der Oſtſeite und im Innern die malaiſche vorherrſchend iſt. Dieſe Hauptracen zerfallen in viele Stämme, von welchen gegenwärtig jener der Hovas, zur malaiſchen Race gehörend, der zahlreichſte und civiliſirteſte auf der ganzen Inſel iſt. Die Hovas bevölkern den größten Theil des Innern und bildeten ſchon zur Zeit der Entdeckung Madagaskars ein mächtiges Reich, deſſen Hauptſtadt ‚Tananariva', in der Mitte einer großen Hochebene in dem Bezirke Emir gelegen, aus einer Vereinigung vieler Dörfer beſteht. Am wenigſten bekannt, oder beſſer geſagt, gänzlich unbekannt iſt die Südweſtküſte, deren Bewohner für die ungaſtlichſten und für die erklärteſten Feinde der Europäer gelten."

Der König der Hovas, Radama, der den Chriſten ſehr geneigt war, ſtarb 1828. Seitdem regiert ſeine energiſche Wittwe Ranavela in einem entgegengeſetzten Syſtem, indem ſie ſchon mehrmals alle Weißen von der Inſel verjagt und die Chriſten grauſam verfolgt hat. Auch in Bezug auf ihre heidniſchen Unterthanen ſcheint ſie kein anderes Syſtem zu verfolgen, als ſo viele Menſchen als möglich auszurotten, die Bevölkerung der Inſel zu verdünnen. Unter den nichtigſten Vorwänden werden ganze Diſtricte durch Mord menſchenleer gemacht. In gleichem Verhältniß ſteht die Sittlichkeit. „Meine Feder erlaubt mir nicht, eine Beſchreibung zu geben von den vielen unſittlichen Gebräuchen, die nicht blos unter dem Volke, ſondern in den höchſten Familien des Landes üblich ſind, und welche den Leuten ganz natürlich erſcheinen; ich kann nur ſagen, daß die Keuſchheit einer Frau hier nicht den geringſten Werth hat, und daß, was Ehen und Nachkommenſchaft anbelangt, ſo ſonderbare Geſetze herrſchen, wie gewiß nirgends in der Welt. So kann ſich z. B. der Mann von ſeinem Weibe ſcheiden laſſen und ein anderes nehmen, ſo oft er will. Die Frau kann zwar auch mit einem anderen Manne leben, darf ſich

jedoch nicht wieder verheirathen; alle Kinder aber, die ſie gebiert, nachdem ſie von ihrem erſten Manne geſchieden iſt, werden deſſenungeachtet als dieſem angehörig betrachtet. Der eigentliche Vater hat nicht das geringſte Recht auf ſie, und die Mutter muß ſie ihrem erſten Gatten auf deſſen Verlangen augenblicklich ausliefern. Auch wenn der Mann ſtirbt, werden alle Kinder, die ſeine Wittwe in der Folge gebiert, dem Verſtorbenen zuerkannt. Dieſem Geſetze zufolge kommt es, daß der Prinz Rakoto, Sohn der Königin Ranavola, obwohl erſt lange Zeit nach König Radama's Tode geboren, dennoch als deſſen Sohn gilt."

Die Königin ließ im Jahr 1857 alle ihre Unterthanen, die ſich von den Miſſionären hatten bekehren laſſen, hinrichten. Nun war aber der Franzoſe Lambert mit ihrem Sohn Rakoto befreundet worden und intrigirte mit ihm gegen dieſe ſchon 75 Jahr alte Mutter. Lambert ging 1856 nach Paris, um Frankreich für ſeine Plane zu gewinnen, Napoleon III. wies ihn aber ab, weil er wegen Madagaskar nicht mit England in Streit gerathen wollte. In der That waren auch die Engländer ſehr wachſam, und ihr Miſſionär Ellis verfehlte nicht, Lambert bei der Königin zu denunciiren. Gerade damals war Ida Pfeiffer am Hofe der Königin, welche jedoch auf die Anzeige der Engländer nicht ſo viel Werth legte, als dieſe ſchadenfroh gewünſcht hatten, denn Lambert wurde frei entlaſſen und auch der Prinz blieb verſchont.

Die alte Königin ſtarb am 10. Auguſt 1861, und die Engländer verſuchten gegen deren Verfügung den Prinzen Ramboaſalam auf den Thron zu bringen, derſelbe wurde aber im Kampfe getödtet und Rakoto behauptete den Platz, vom franzöſiſchen Schiffskapitän Duprè energiſch unterſtützt. Er wurde unter dem Namen Radama II. König und ließ ſich mit ſeiner Gemahlin Rabodo feierlich krönen. Die Engländer verſuchten ſogleich, den franzöſiſchen Einfluß an ſeinem

Hofe zu durchkreuzen und ſchickten eine große Geſandtſchaft, an deren Spitze General Johnſtone und Dr. Ryan, Biſchof von Mauritius, ſtanden, nach Tananariva, der Hauptſtadt des Reichs Madagaskar, welche 120,000 Einwohner zählen ſoll. Dieſe engliſche Geſandtſchaft wurde zwar ſehr ehrenvoll empfangen, aber der ſchlaue Franzoſe Lambert wußte ſich vom Könige ein ergiebiges Küſtenland zu erkaufen, um darauf Holzhandel zu treiben und Bergwerke anzulegen. Das wollten die Engländer nicht leiden. Sie verlangten vom Könige ähnliche Conceſſionen, aber die Zudringlichkeit ihres Miſſionärs Mr. Ellis verdarb alles. Er wagte nämlich, in dem Dorfe predigen zu laſſen, in welchem die alte Königin begraben lag, worin das Volk eine große Entweihung ſah. Nun ſcheint die Uneinigkeit zwiſchen Franzoſen und Engländern der ſchwarzen Nationalpartei (den Hovas oder Garden), welche bisher zurückgeſetzt war, Muth gemacht zu haben, dem Einfluß der verhaßten Weißen einen Damm zu ſetzen. Der junge König, meinte man, habe dieſen Fremden ſchon viel zu viel nachgegeben. Man zog die junge Königin ins Intereſſe und in Folge einer großen Verſchwörung wurden zuerſt die 27 vertrauteſten Räthe und Freunde des Königs, die ſ. g. Menamoſo (Xyugen), aufgehängt und dann er ſelbſt, da er die Forderungen der Verſchworenen hartnäckig zurückwies, erdroſſelt, am 12. Mai 1863. Seine Wittwe Rabodo übernahm nun allein die Regierung und vernichtete den mit Lambert eingegangenen Vertrag. Sie erhielt den Namen Raſſahery-Manjaka (ſtark gemacht). Sie ſoll bereits 50 Jahre und 15 Jahre älter als ihr ermordeter Gemahl und eine Vertraute der alten Königin geweſen ſeyn, deren Energie ſie zu theilen ſcheint. Obgleich ſie den Europäern Sicherheit verſprach, zogen es doch die Conſuln von Frankreich und England vor, ſich zu entfernen. Doch kehrten ſie zurück und man erfuhr, daß noch im Beginn des Jahres 1865 Ellis und

Lambert auf der Inſel waren und im engliſchen und franzöſiſchen Intereſſe gegen einander intriguirten.

Der Zuſammenſtoß zwiſchen den europäiſchen Weſtmächten und der ſchwarzen Race erfolgte nur an der Oſtküſte Afrikas in Abeſſinien und in Madagaskar, der großen Inſel im Oſten dieſes Welttheils. Das Innere Afrikas blieb von der europäiſchen Politik unberührt. Nur kühne Reiſende durchſtreiften es fort und fort.

Im Jahr 1861 entdeckte der Engländer Baker die großen Seen, in denen die obern Quellen des Nil ihre Gewäſſer ſammeln und aus denen er dann majeſtätiſch dem Mittelmeer zuſtrömt. Schon vor ihm hatte der Engländer Speke einen dieſer Seen entdeckt. Baker aber gab beiden die Namen der Königin Victoria und ihres Gemahls Albert. „Der Albertſee oder N'yanza war eine ungeheure Einſenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Weſten und Südweſten von großen Bergketten begrenzt, die ſich 5—7000 Fuß über den Stand ſeiner Waſſer erhoben — er war daher der eine große Behälter, in welchen alles Waſſer abfließen mußte, und aus dieſer ungeheuren Felſencisterne nahm der Nil ſeinen Ausgang, ein Rieſe ſchon bei ſeiner Geburt. Für die Geburt eines ſo gewaltigen und wichtigen Stroms wie der Nil hatte die Natur eine großartige Einrichtung getroffen. Spekes Victoria N'yanza bildete einen Waſſerbehälter in bedeutender Höhe, welcher durch den Kitangulé-ſtrom den Abfluß von Weſten aufnahm, und Speke hatte in großer Entfernung den M'Fumbiro-Berg als eine Spitze zwiſchen andern Bergen geſehen, von denen die Flüſſe herabkamen, welche durch ihre Vereinigung den Hauptſtrom Kitangulé, den vorzüglichſten Speiſekanal des Victoria-Sees von Weſten her, unter etwa 2° ſüdlicher Breite bildeten; dieſelbe Bergkette, welche den Victoria-See im Oſten ſpeiſte, mußte daher auch eine Waſſerſcheide nach Weſten und Norden haben, die in den Albert-See floß. Da

der allgemeine Abfluß des Nilbeckens von Süden nach Norden gerichtet iſt und der Albert ſich viel weiter nach Norden erſtreckt als der Victoria-See, ſo nimmt er den Fluß aus dem letztern auf und reißt alſo die ganzen Quellwaſſer des Nil allein an ſich. Der Albert iſt der große Behälter, während die Victoria die öſtliche Quelle iſt."

Von großer Wichtigkeit war ferner die Reiſe der beiden engliſchen Brüder, David und Charles Livingſtone, in den Jahren 1858 bis 1864 zum Flußgebiet des Zambeſi in der portugieſiſchen Colonie im ſüdöſtlichen Afrika, eine Strecke weiter ſüdlich als Zanzibar. Portugal beſitzt dieſe Landſtrecken nur dem Namen nach. Der Reiſebericht der Brüder ſagt: „Wenden wir uns einmal von Süden nach Norden und werfen wir einen Blick auf die ungeheuere Meeresküſte, von welcher die Portugieſen in Europa ſich bemühen uns glauben zu machen, daß ſie ihnen gehöre. Delagoa Bai hat ein kleines Fort, Lorenzo Marques genannt, aber jenſeits der Mauern nichts. In Inhambane haben ſie mit Zulaſſung der Eingebornen einen ſchmalen Streifen Landes inne. Sofala liegt in Trümmern, und von Quillimane nordwärts haben ſie 690 Meilen weit nur eine einzige kleine Schanze, die durch eine bewaffnete Barkaſſe in der Mündung des Fluſſes Angoxa geſchützt wird, um ausländiſche Fahrzeuge zu hindern, dort Handel zu treiben. Dann haben ſie in Moſambik die kleine Inſel, auf welcher das Fort ſteht, und einen ungefähr drei Meilen langen Streifen auf dem Feſtlande, auf welchem ſie einige Landgüter haben, die nur dadurch vor Feindſeligkeit geſchützt werden, daß ſie den Eingebornen einen jährlichen Tribut entrichten, was ſie ‚die Schwarzen in ihrem Sold haben' nennen. Die Niederlaſſung iſt in Handel und Wichtigkeit lange im Sinken geweſen. Sie hat als Beſatzung wenige Hundert kränkliche Soldaten, die ins Fort eingeſperrt ſind, und kann eben ſo wie eine kleine Koralleninſel in der Nähe kaum ſicher genannt werden. Auf der Inſel Oibo oder

Iboe werden eine unermeßliche Anzahl Sclaven zuſammengebracht, aber es gibt wenig Handel irgend einer Art. In Pomba Bai wurde ein kleines Fort hergeſtellt, aber es iſt ſehr zu bezweifeln, ob es noch beſteht, da der Verſuch, dort eine Niederlaſſung zu bilden, gänzlich fehlgeſchlagen iſt. Für die Ländereien, welche ſie auf dem rechten Ufer des Zambeſi bebauen, entrichten ſie den Zulus Tribut, und die allgemeine Wirkung des Anſpruchs auf Macht und der Hinderung des Handels iſt die, daß ſie die unabhängigen eingebornen Häuptlinge dem Sclavenhandel der arabiſchen Dhows zutreiben, als dem einzigen Handel, der ihnen offen ſteht. Es iſt der engliſchen Regierung aus zuverläßlichen Documenten, die bei der Admiralität und dem auswärtigen Amte liegen, wohl bekannt, daß erſt im November 1864, zwei Monate ſpäter, als meine Rede in Bath gehalten wurde, als von Ihrer Majeſtät Schiff ‚Wasp' in Moſambik die Beſtrafung derer verlangt wurde, die an der Mannſchaft des Kutters von Ihrer Majeſtät Schiff ‚Lyra' in der Nähe eines 45 Meilen ſüdweſtlich von Moſambik gelegenen Fluſſes eine Gewaltthätigkeit verübt hatten, der gegenwärtige Generalgouverneur erklärte, daß er über die dortigen Eingebornen keine Gewalt habe. Dieſer portugieſiſche Anſpruch auf Herrſchaft iſt der Fluch der Negerrace auf der Oſtküſte Afrikas, und er würde bald zu Boden fallen, wenn er nicht die moraliſche Unterſtützung hätte, welche er aus der Achtung herleitet, die ihm von unſerer eigenen Flagge erwieſen wird. Der König von Portugal hat ein neues Geſetz zur Abſchaffung der Sclaverei vorgeſchlagen; da aber nie Anſtalt gemacht worden iſt, um ähnliche bereits erlaſſene Verfügungen zur Ausführung zu bringen, ſo flößt es mir kein Vertrauen ein, und wir können daſſelbe nur als eine neue Bitte um noch weitere Fügung in ein Syſtem betrachten, welches die Barbarei forterhält."

Die engliſche Regierung ſchickte, angeregt durch die früheren

Berichte, eine neue größere Expedition nach Oſtafrika, an deren Spitze der Biſchof Mackenzie zu gleicher Zeit eine großartige Miſſionsanſtalt unter den Negern gründen und Baumwollenpflanzungen anlegen laſſen ſollte. Ausbreitung des Chriſtenthums und Sicherung eines friedlichen Anbaues unter engliſchem Schutz ſchien allerdings das geeignetſte Mittel zu ſeyn, um dem heilloſen Sclavenhandel ein Ende zu machen. Natürlicherweiſe gehörte dazu auch eine ausreichende Militärmacht und da der Biſchof ohne dieſe ankam, konnte er freilich nichts ausrichten. England hätte förmlich Portugal bekriegen und die Colonie in eigenen Beſitz nehmen müſſen, um zum Zwecke zu kommen. Da es ſo weit nicht gehen wollte, hatte die Expedition das Schickſal aller halben Maßregeln. Der Biſchof befreite in ſeinem erſten Eifer einige hundert Sclaven, machte ſich dadurch aber nicht nur die Portugieſen, ſondern auch die einheimiſchen Häuptlinge zu Feinden, wagte ſich zu tief ins Land, fiel ins Waſſer, bekam das Fieber und ſtarb, von den Eingebornen geflohen, in der Hut einiger treuen Diener. Er erhielt zwar einen andern Biſchof zum Nachfolger, dieſer jedoch mißfiel ſich in Afrika und kehrte unverrichteter Dinge zurück. Man kann kaum zweifeln, daß dieſer zweite Biſchof, Herr Tozer, das richtige Gefühl gehabt hat, ohne Soldaten und ohne geradezu den Portugieſen die Anerkennung ihrer Herrſchaft im Lande zu verweigern, laſſe ſich hier nichts machen. Livingſtone gibt darüber die beſte Auskunft. Frankreich hat eben ſo wie England den Sclavenhandel aufs ſtrengſte unterſagt, und dennoch wird dem Befehl [illegible]ge geleiſtet. „Der Commandant in Tette, der erfahren hatte, [illegible]ne Frau von ſchlechtem Charakter eine Schiffsladung Sclaven mit den Fluß hinabgenommen habe, ſchickte ihr der Form halber einen Offizier nach. Er verfolgte ſie, holte ſie ein, kehrte aber ohne ſie zurück. Als wir mit dem Commandanten darüber ſprachen, ſagte er mit Siegesmiene: ‚Jetzt, wo uns die franzöſiſche Flagge ſchützt, können uns die Eng-

länder nichts anhaben. Und dieſe Flagge ſchützte den Sclavenhandel bis zum Mai 1864.“ Alle Reclamationen in Liſſabon halfen nichts. Man ſchickte von dort zwar Inſtructionen in die Colonie, die aber wie alle früheren unbeachtet blieben.

Die Baumwolle, auf welche Livingſtone mehrmals zurückkommt, ſoll am Fluß Zambeſi ſehr gut gedeihen und von der beſten Qualität ſeyn, viel beſſer, als die oſtindiſche. Ohne Zweifel haben die Brüder Recht, wenn ſie dringend empfehlen, das reiche Flußgebiet des Zambeſi auf andere Art zu coloniſiren, als es die Portugieſen gethan haben, und ſie machen darauf aufmerkſam, daß ſich mittelſt dieſes Fluſſes das Innere Afrikas den Europäern öffnen würde.

Hier öffnet ſich insbeſondere einer deutſchen Coloniſation für die Zukunft ein großes Feld. Denn nirgends herrſcht eine Uebervölkerung und Auswanderungsluſt wie in Deutſchland. Denken wir uns einmal die Intereſſen Hollands mit denen Deutſchlands ausgeglichen und im großen Intereſſe der germaniſchen Geſammtheit vereinigt, ſo iſt der Umſtand von Wichtigkeit, daß die Republiken der Boers, d. h. der holländiſchen Bauern, die ſich, als das Caplaud von den Engländern erobert wurde, England nicht unterwarfen, ſondern in nordöſtlicher Richtung auswanderten, jenem portugieſiſchen Colonialgebiet nahe liegen. Da iſt ſchon ein germaniſcher Kern vorhanden, an den ſich die deutſche Auswanderung nur anſchließen dürfte. Auch liegt die Mündung des Zambeſi am ſtillen Ocean den holländiſchen Colonien auf Sumatra und Java in Oſtindien, wenn auch nicht nahe, doch gerade gegenüber, ſo daß ſich die Colonien hier gegenſeitig unterſtützen können. Ohne eine ſolche kräftige Unterſtützung germaniſcher Bevölkerungen würde ſich auch die Herrſchaft der Engländer in Oſtindien auf die Dauer nicht behaupten laſſen, ſowie auch dem Uebergewicht der Ruſſen und Nordamerikaner in den chineſiſchen Gewäſſern nicht immer durch engliſch-franzöſiſche Flotten, die unmittelbar von Europa

chen war dieſer Verſtand, der neuen Zeit Regent, unter die Gewalt der Leidenſchaften gefallen, endlich im dritten Jahrhundert fielen dieſe Feſſeln von ihm und er gelangte zu einer ſelbſtändigen Herrſchaft. Der religiöſe Fanatismus war erſtorben, die Verſtandesbildung, die darunter beinah erdrückt worden, erholte ſich wieder und nahm nun ungehindert ihren Gang.

Noch am Ende des ſiebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts traten beinah in allen Wiſſenſchaften und Künſten Männer auf, die dem finſtern Aberglauben, dem blutgierigen Religionshaß, der Unwiſſenheit, dem Ungeſchmack und zum Theil ſogar der eingeriſſnen Unſittlichkeit ein Ende bereiteten, und am geiſtigen Himmel der Deutſchen einen neuen heitern Tag heraufriefen. Ihnen folgten ſtufenweiſe immer größere Männer in ſolcher Anzahl und mit ſolchem Geiſt begabt, daß es ihnen möglich wurde, die ganze Maſſe der Nation mit ſich fortzureißen und emporzuheben. Ein geiſtiger Aufſchwung dieſer Art iſt unerhört in der Weltgeſchichte, und um ſo wunderbarer, als er nicht aus der erſten natürlichen Kraft eines rohen Volkes, ſondern aus der tiefſten Verdorbenheit eines geſunkenen Volkes hervorging.

Das Charakteriſtiſche dieſer ganzen neuen Bildung iſt, daß ſie nur dem Verſtand angehört, ſich ganz in Gedanken aufgelöſ't hat und darüber den Körper und das Gefühl bis zur Ungebühr vernachläßt. Daraus entſpringen alle ihre Vorzüge und Mängel. Alle Wiſſenſchaften und Künſte des Verſtandes ſind unendlich im Umfang und in der Tiefe erweitert und verfeinert worden, alle vergangenen Jahrtauſende übertreffen wir an Kenntniſſen jeder Art; aber in vielen Gebieten, wo dem Herzen eine Stimme zukommt, namentlich in der Religion und in der ſchönen Kunſt, hat der Verſtand eine

herkämen, würde entgegengewirkt werden können. Starke Zwiſchenſtationen, deren es bisher nur eine und auch dazu weit entfernte in Neuholland gab, wären ſehr nöthig, um die maritime Hegemonie zwiſchen Afrika und Aſien aufrecht zu erhalten.

Gleichzeitig machte ein Deutſcher, Klaus v. d. Decken, eine äußerſt intereſſante Reiſe von Zanzibar an der Oſtküſte Afrikas aus ins Innere und beſchrieb den wunderſchönen Berg Kilimandſcharo. „Aus einer 10 deutſche Meilen breiten Grundfläche erhebt ſich der ‚Berg der Größe' 16,500' hoch über die Ebene, oder 18,700' über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Weſten ein prachtvoller, mit blendend weißer Schneekuppe bedeckter Dom; im Oſten eine 2500' niedrigere ſchroffe Maſſe jäh abfallender Rieſenpfeiler und -ſäulen, beide durch einen langgeſchweiften Sattel verbunden, das Zackig-Rauhe nebſt dem Sanft-Schönen." Dieſen Berg hatte ſchon der Miſſionär Rebmann kennen gelernt, deſſen Nachrichten darüber in Krapfs Reiſen in Oſtafrika II. 49. 73. 160. mitgetheilt ſind. Der Name ſoll Berg der Größe oder auch Berg der Karawanen bedeuten, weil ihn die Karawanen als Markzeichen des Landes ſchon aus weiter Ferne ſehen. Zu ſeinen Schönheiten gehört, daß ſich faſt jeden Mittag um ſeinen Gipfel ein Gewitter ſammelt und eine kurze Zeit lang in die Ebene hinunter blitzt und donnert. Er liegt im Lande der Dſchagganeger, denen es aber nicht einfällt, hinaufzuſteigen. Sie wiſſen daher nicht einmal, was der Schnee iſt und halten den weißen Glanz des Gipfels für Silber. Ein Negerkönig wagte es einmal, Leute hinaufzuſchicken, um nach dem Silber zu ſehen, aber nur ein einziger kehrte mit erfrornen Händen zurück, die anderen waren alle vor Kälte umgekommen.

Rebmann erfuhr, daß weiter nordöſtlich ein zweiter noch höherer Berg, Namens Kemia, liege. Das ſind die Vorſprünge, die erſten in die weiten Ebenen vorgeſchobenen Poſten des berühmten Mond-

gebirges in Centralafrika. Von dieſem noch nicht erforſchten Gebirge aus laufen alle großen Ströme Afrikas nach allen Himmelsgegenden dem Meere zu. Der Miſſionär Krapf glaubt, auf dieſen natürlichen Waſſerſtraßen werde das Chriſtenthum ins Innere des Welttheils eindringen. Der Niger wird die Friedensboten zu den verſchiedenen Ländern von Nigritien führen, während ſein großer Zufluß, der Tſchadda, zuſammen mit dem Congo die Miſſionäre nach dem weſtlichen Mittelpunkt von Afrika, nämlich nach Uniameſi bringen wird. Die verſchiedenen Zweige des Nil werden von Norden her das Evangelium nach den Aequatorgegenden tragen, während der Dſchub und Dana einen Waſſerweg ins öſtliche Central-Afrika abgeben werden, und der Kilimani oder Sambeſi endlich wird von Südoſten her ins Innere eine Heerſtraße bilden. Die Quellen aller dieſer großen Flüſſe liegen nicht ſo weit von einander entfernt, als unſere jetzige geographiſche Kenntniß uns möchte glauben laſſen. Alle dieſe Quellen ſcheinen ſich um den Aequator und das große Binnenland Uniameſi herum zu concentriren; daher man ſich nicht wundern darf, wenn die Araber alle dieſe Flüſſe aus Einer Quelle entſpringen laſſen, was nur richtig verſtanden werden muß, nämlich ſo, daß um den Aequator herum ſich die Waſſerſcheiden bilden, aus denen jene Flüſſe aus Norden, Oſten, Weſten und Südoſten ihre Richtung nehmen. Von Uniameſi (Beſitz oder Land des Mondes), ſagen die Suahilis, könne man nach vier Enden der Erde gelangen.

Die große engliſche Colonie in Neuholland, oder wie es die Engländer lieber nennen Neu-Süd-Wales, gedieh zwar vortrefflich und wuchs durch immer neue Einwanderungen aus England und Deutſchland an, hatte aber doch immer nur erſt noch einen kleinen Theil des großen Welttheils angebaut, der in weiter Erſtreckung immer noch eine nur ſpärlich von den roheſten Wilden bewohnte Wildniß blieb. Colonialprodukte baute man hier nicht. Der Hauptreichthum

der Bevölkerung beſteht in Viehzucht, beſonders in ungeheuern Heerden von Schafen. Mundy rühmt den Ertrag aus der Wolle. Ein einziger Beſitzer Namens Clark gewann jährlich an ſeiner Wolle 30 bis 40,000 Pfd. Sterling. Seit man die reichen Goldlager entdeckt hat, wimmelt es hier wie in Californien von Goldgräbern, die aus allen Nationen zuſammenſtrömen, um ſchnell durch Goldklumpen reich zu werden. Je mehr ſie verdienen, deſto mehr ſchwelgen ſie, ſo daß die Sitten hier nicht weniger verdorben ſind wie in Californien.

Intereſſant iſt, daß auch viele Chineſen in die Goldgräbereien kommen, fleißig und nüchtern arbeiten und mit ihrem Gewinne wieder davon gehen, daher ſie von den übrigen Goldgräbern beneidet, gehaßt und ſogar mißhandelt werden. Rictman ſagt in ſeinen 1868 erſchienenen Wanderungen in Auſtralien: „Die letzte Regierung ging ſogar ſo weit, von jedem Chineſen bei ſeiner Ankunft in der Colonie eine Kopfſteuer von 250 Franken zu verlangen, ſo daß eine Zeit lang die Gefängniſſe vollgepfropft waren von armen Burſchen, welche die verlangte Summe nicht beſaßen. In einem ähnlichen Mißcredite befanden ſich in frühern Jahren die deutſchen Einwanderer, welche auch von den Engländern keineswegs liebevoll aufgenommen wurden. Als es aber auch dem Kurzſichtigſten klar wurde, daß die Deutſchen ein höchſt werthvolles Element der auſtraliſchen Bevölkerung zu bilden anfingen, legte ſich die Abneigung, und jetzt nehmen die Deutſchen den ihnen gebührenden Rang in der Colonie ein. Anders verhält es ſich freilich mit den Chineſen. Dieſe beſuchen Auſtralien nicht, um ſich hier eine Heimath zu gründen. Ihr einziger Zweck iſt, Gold zu graben und dann mit den Erſparniſſen in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie leben daher äußerſt eingezogen und ſparſam, ſcheuen den Verkehr mit Weißen ſo viel wie möglich und beziehen ihre wenigen Bedürfniſſe von den chineſiſchen Kaufleuten, die ſich in Auſtralien niedergelaſſen haben. Während daher der europäiſche Goldgräber,

Dank ſeinem Mangel an ökonomiſchen Talenten, mit wenigen Ausnahmen, kaum auf einen grünen Zweig kömmt, gelingt es den meiſten Chineſen, bald ein Erkleckliches zuſammenzuſparen. Da ihr Aufenthalt in Auſtralien nur temporär iſt, ſo bringen ſie auch ihre Familien nie hieher. Ich kann mich wirklich nicht entſinnen, unter den Tauſenden von Chineſen eine einzige Frau geſehen zu haben. Auch Knaben machen erſt dann die Reiſe mit, wenn ſie bereits im Stande ſind, bei der Arbeit behülflich ſeyn zu können. Der Haß der Kaukaſier gegen die Mongolen beruht alſo lediglich auf Brodneid; denn alle Laſter, deren man ſonſt die Letztern beſchuldigt, exiſtiren meiſt nur in der Einbildungskraft ihrer Gegner, welche den Splitter in dem Auge des Nächſten, nicht aber den Balken in ihrem eigenen Auge ſehen. Die Befürchtung, welche ſchon im Parlamente von Neu-Süd-Wales ausgeſprochen worden iſt, daß durch die maſſenhafte Einwanderung der Chineſen Auſtralien nach und nach eine mongoliſche Colonie werde, iſt zu lächerlich, um einer Widerlegung zu bedürfen. Keineswegs lächerlich aber iſt es, wenn die Spannung zwiſchen den zwei Nationalitäten in rohe Gewaltacte ausbricht; wenn, wie dies in den berüchtigten Aufläufen von Lambing Flat geſchah, europäiſche Diggers in Maſſe das chineſiſche Lager überfallen, Zelte, Häuſer und Werkzeug zerſtören und deren Beſitzer mit Waffengewalt ihres Eigenthums berauben. Das waren freilich nur ungebildete Diggers, die, durch einige Führer verlockt, zu Gewaltthätigkeiten ſchritten. Aber ſogar Leute, welche den ſogenannten höhern Ständen angehören, theilen das Vorurtheil gegen die mongoliſche Race. Haben ja ſelbſt Parlamentsmitglieder, um Popularität zu erlangen, als Deviſe den Ruf: ‚No Chinese‘ angenommen. Und dies alles geſchieht zu derſelben Zeit, da die Engländer, vereint mit den Franzoſen, die Hauptſtadt Chinas ſtürmen und den kaiſerlichen Palaſt plündern, um die Chineſen zu zwingen, ihr Land dem allgemeinen Weltverkehr zu er-

öffnen. Dem Chineſen ſoll alſo engliſches Gebiet verſchloſſen werden, während die Engländer durch das Recht des Stärkern in China einfallen. Freilich ſtimmen nicht alle Coloniſten in das Geſchrei gegen die Chineſen ein. Grade der Gutsbeſitzer, mit welchem ich mich, während wir auf dem Verdecke auf und ab ſchritten, über den Gegenſtand unterhielt, nahm lebhaft die Partei der Chineſen und beklagte die Schwäche oder Parteilichkeit der colonialen Regierung, welche nicht im Stande iſt, den Mongolen im Lande vor Plünderung und Mißhandlung zu ſchützen, während das geringſte Unrecht, das einem Engländer in China angethan wird, alsbald von den Behörden begierig aufgefaßt und gerächt wird."

Die Goldgräbereien ſollen in der letzten Zeit nicht mehr ſo ergiebig geweſen ſeyn, als anfangs. Im J. 1859 wurden 12 Mill. Pfund Sterling gewonnen, 1860 deren nur 9, obgleich die Zahl der Goldgräber ſich auf 139,000 vermehrt hatte. Daher Verarmung, Lüderlichkeit, Betrug in allen Stadien.

Im Frühjahr 1860 unternahm W. Stuart eine Reiſe ins Innere des Welttheils und fand in der Mitte desſelben einen großen Salzſee, neben einer 60 Meilen langen waſſerloſen Wüſte, aber auch fruchtbares Gras- und Waideland. Im J. 1862 zogen Burke und Wills von Melbourne im Süden mitten durch den Welttheil bis nach dem großen Carpentariagolf im Norden, beide aber wurden das Opfer ihres Forſchergeiſtes, indem ſie der Erſchöpfung durch Hunger und Durſt erlagen.

Im Allgemeinen tritt das ältere Element der Bevölkerung, die der engliſchen nach Botany-Bay verbannten Verbrecher, welches Element noch zu Anfang des Jahrhunderts ſich ſehr bemerklich machte, allmälig immer mehr zurück, da die Einwanderung freier und unbeſcholtener Menſchen und mit ihr auch der Nachwuchs der im Lande unbeſcholtenen Gebornen beſtändig zugenommen hat. Doch hat die Gold-

gräberei wieder allerlei loſes Geſindel dem neuen Welttheil zugeführt und die Sorge um Erwerb und materiellen Genuß hält die höhere geiſtige, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung noch ziemlich zurück.

Auch die engliſche Colonie Neuſeeland gedieh zuſehends, ſeitdem die Einwanderung aus England immer mehr zugenommen hatte. Profeſſor Hochſtetter, welcher mit der öſterreichiſchen Fregatte Novara auf ſeiner Reiſe um die Welt auch Neuſeeland beſuchte, hat ein eignes vortreffliches Werk über ſie herausgegeben, aus welchen man die Reichthümer und Schönheiten derſelben erſt genauer kennen lernt. Man darf nicht zweifeln, daß die weiße Bevölkerung durch immer neue Einwanderer aus Europa vermehrt, die eingebornen wilden Maoris immer mehr zurückdrängen und bis auf einen Reſt, der ſich vielleicht mit ihr aſſimilirt, vernichten wird. Dieſe am ganzen Leibe tätowirten Maoris waren immer ſehr wild und Menſchenfreſſer, die Engländer ſind aber auch ſchlecht mit ihnen umgegangen.

Neuſeeland, eine große und ſchöne Inſel, eine der reichſten und ſchönſten der Welt, wo nur Glück wohnen ſollte, iſt doch, ſeit man ſie kennt, der Schauplatz ununterbrochenen Blutvergießens geweſen und iſt es noch. Der berühmte Weltumſegler Cook, der zuerſt mit einem engliſchen Schiffe hier landete, bewies den wilden Einwohnern Zutrauen, welches ſie erwiderten, indem ſie die Weißen für eine Art höherer Weſen hielten. Dieſer gute Glaube aber wurde bald darauf durch die Mannſchaft eines franzöſiſchen Schiffes, welches 1769 hier landete, wieder zerſtört. Denn wegen eines kleinen Diebſtahls richteten die Franzoſen ein furchtbares Blutbad unter den Eingebornen an. Dafür rächten ſich die letztern nun bei der Ankunft jeden neuen Schiffes, bis allmälig gegen Ende des Jahrhunderts durch die vielen Wallfiſchfänger, welche hier auf dem Wege zum ſüdlichen Polarmeer landeten, ein friedlicher Tauſchverkehr angebahnt wurde. Nach und nach ließen ſich auch entlaufene Matroſen förmlich

hier nieder, heiratheten einheimiſche Weiber, nutzten den Eingebornen durch die Kenntniſſe, die ſie aus Europa mitbrachten, und vertrugen ſich mit ihnen um ſo beſſer, als ſie ihnen an Rohheit der Sitten nichts nachgaben. Sie verſchafften ihnen Waffen, Tabak und Rum. Mittelſt der Eiſenwaffen und des Schießgewehrs rotteten die Stämme, die ewig mit einander im Krieg lebten, einander gegenſeitig immer mehr aus, ſo daß die Einwohnerzahl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſichtlich abnahm. Dabei blieben ſie Menſchenfreſſer und verwilderten durch den Branntwein in immer höherem Grade. Die Verworfenheit, in welcher die europäiſchen Abenteurer niedrigſter Bildungsſtufe mit den einheimiſchen Kanibalen wetteiferten, wird als greulich geſchildert. Da kam 1814 der erſte engliſche Miſſionär auf die Inſel, Samuel Marsden, dem andere folgten, und dieſe edlen Männer, einzeln und wehrlos, imponirten den Maoris, und flößten ihnen Ehrfurcht und freiwilligen Gehorſam ein. Zum Beweiſe, daß die urſprüngliche Natur dieſes auch durch ſeine todverachtende Tapferkeit ausgezeichneten Volkes eine gute und durch die ſchlechten Angewöhnungen noch nicht ganz verdorben war. Die Miſſionäre lernten die Landesſprache und fanden Vertrauen, die Religion der chriſtlichen Liebe fand unter dem Volk zahlreiche Anhänger und bald bildeten ſich um die Miſſionäre her anſehnliche Chriſtengemeinden.

Nun erfolgte leider eine gewaltſame Reaktion durch den einheimiſchen König Hongi, der anfangs die Europäer gern ſah und ſogar ſelbſt nach Europa reiste, wo er im Jahre 1820 am engliſchen Hofe durch ſeine körperliche Schönheit und durch ſeinen feurigen Geiſt Bewunderung erregte. Es war ihm aber nur darum zu thun, europäiſche Waffen in großer Menge zu erhalten, um ein zahlreiches Heer auszurüſten, alle feindlichen Stämme auszurotten und ſich zum Alleinherrn von ganz Neuſeeland zu machen. Weil er ſo viel von Napoleon gehört hatte, träumte er ſich in deſſen Rolle hinein. Als

ihm aber König Georg IV. von England die Waffenlieferung abſchlug, geriëth er in Zorn und wußte ſich auf anderen Wegen wenigſtens Waffen für 3000 Mann zu verſchaffen, mit denen er wirklich den ganzen Norden der Inſel eroberte und in Blut badete. Er hätte wahrſcheinlich auch den Süden erobert, aber von einer Kugel getroffen, ſtarb er 1828. Nach dieſer Schreckenszeit trat wieder Ruhe ein und die geängſtigten Eingebornen ſchloſſen ſich mit doppelter Liebe wieder an die Miſſionäre an. Man ſah neue Gemeinden entſtehen, neue Kapellen, Kirchen und Schulen. Die Maoris widmeten ſich freudig dem Ackerbau, der Viehzucht und nützlichen Gewerben. 13 Häuptlinge vereinigten ſich im Jahr 1833 mit den Miſſionären, den König von England zu bitten, er möge Neuſeeland als einen unabhängigen Staat anerkennen und einen Conſul daſelbſt beglaubigen, was zwei Jahr ſpäter geſchah.

Da nun aber einmal die Aufmerkſamkeit auf Neuſeeland gelenkt war und durch den nicht genug zu rühmenden Eifer der Miſſionäre geordnete Zuſtände dort eingetreten waren, fehlte es bald nicht an Auswanderungsluſtigen, die den ergiebigen Boden der Inſel ausbeuten wollten, aber auch nicht an Abenteurern und Spekulanten, die dort im Trüben zu fiſchen hofften. Im J. 1836 gründete in London ein gewiſſer Wakefield eine New-Zealand-Aſſociation im wohlwollendſten Sinne, um eine Menge weiße Familien dort anzuſiedeln und die Civiliſation auf der Inſel noch weiter auszubreiten. Das ſahen nun die Miſſionäre, welche bisher mit den ihnen ergebenen Häuptlingen allein auf der Inſel geherrſcht hatten, nicht gern und ſie begingen den Fehler, ſich der Aſſociation zu widerſetzen. Sie hätten begreifen ſollen, daß ſie durchaus nicht im Stande waren, eine namhafte Auswanderung aus England zu verhindern, nachdem die Luſt dazu einmal erwacht war und die engliſche Regierung ſelbſt einen großen Zuwachs der engliſchen Colonialbevölkerung wünſchen

mußte, um die Inſel dem britiſchen Reiche zu annektiren, den Naturreichthum derſelben der engliſchen Nation anzueignen und eine zweite wichtige Station, neben der neuholländiſchen, in der Südſee zu gewinnen. Die Renitenz der Miſſionäre war inſofern unklug. Sie hätten alles thun müſſen, ſich die Aſſociation zu befreunden. Sie begingen nun aber den noch weit größeren Fehler, ſich mit den ſ. g. Landhaifiſchen gegen die Aſſociation in ein Bündniß einzulaſſen. Dieſe übelberüchtigten Landhaifiſche (land-sharks) waren Spekulanten, die auf eigene Fauſt mit den Maoris Handel trieben und denſelben für geringe Waaren, namentlich Tabak und Rum, ganze Landſtrecken abkauften. Die engliſche Regierung wollte die Miſſionäre nicht ganz im Stich laſſen, unterſtützte alſo die Aſſociation nicht, die aber als Privatverein Mittel genug beſaß, um die Anſiedlung durchzuſetzen, und unter dem neuen Namen einer Neu-Seeland-Compagnie ihre erſte Niederlaſſung Wellington gründete in der Mitte der Inſel an dem Canal, der dieſelbe in eine nördliche und ſüdliche Hälfte trennt. Der Zudrang der Einwanderer war außerordentlich und 1840 erhielt die Compagnie auch die Sanktion der engliſchen Regierung, welche Neuſeeland für eine Colonie der britiſchen Krone erklärte und Hobſon zum erſten Gouverneur ernannte. Derſelbe nahm ſeinen Sitz zu Auckland, was damals noch ein ſehr kleiner Ort war.

Nun brach aber bitterer Hader zwiſchen den drei Faktoren, der alten Miſſion, der neuen Compagnie und der neuen Regierung aus, wodurch Unordnung in die Verwaltung kam, welche nicht nur untreuen Beamten und Spekulanten, ſondern noch einem verwilderten Theile der Maoris erwünſchten Anlaß zu Betrug und Raub gab. Erſt 1847 brachte der neue Gouverneur George Grey wieder Ordnung und Strenge in die Verwaltung und unterwarf die Maoris, welche rebellirt hatten. Die Einwanderung aus Europa mehrte ſich unter dieſen Umſtänden und Grey ſetzte die wichtigſte Maßregel durch,

welche den Landhaifiſchen gegenüber getroffen werden konnte und mußte, nämlich das Verbot, daß Privatperſonen von den Eingebornen fernerhin Land kaufen durften, weil die einfältigen und rohen Maoris dabei gewöhnlich ſchändlich betrogen und mit Recht zu neuem Haß gegen die Coloniſten aufgereizt worden waren. Greys Verwaltung war ſo vortrefflich und die Colonie wuchs durch Einwanderungen in dem Grade, daß er im J. 1853 bereits eine Verfaſſung für Neuſeeland verkündigen konnte mit einem Oberhaus und Unterhaus, nach welchem Muſter auch in jeder der neuen Provinzen eine Provinzialverfaſſung und Provinzialregierung gegründet wurde.

Im J. 1861 wurde im Süden der Inſel ein reiches Goldlager entdeckt und nachher noch mehrere andere. Auch Steinkohlen fanden ſich in reicher Menge. Die Anweſenheit Hochſtetters, eines ausgezeichneten Naturforſchers, trug ganz beſonders dazu bei, den Naturreichthum der ſchönen Inſel zu conſtatiren.

Leider trug das Verfahren der Landhaifiſche noch ſchlimme Früchte. Der Häuptling Wirimu wollte mit Recht nicht leiden, daß die Weißen einen Diſtrict beſetzten, der ihnen verrätheriſch von einem ſeiner Untergebenen ohne Auftrag verkauft worden war. Er verjagte die engliſchen Feldmeſſer, ſogleich aber wurden Truppen gegen ihn geſchickt, die den erſten Angriff machten. Er proteſtirte dagegen und verwahrte ſich, daß er nicht angegriffen habe, ſchlug aber nachher die Engländer zurück, am 6. November 1860. Man hörte nachher, General Cameron habe ſich verſtärkt, um den Krieg mit mehr Nachdruck fortzuſetzen. Aber noch im Sommer 1863 berichteten engliſche Zeitungen, die Unruhen, welche die in ihrem Recht ſo ſchwer gekränkten Eingebornen erregten, ſeyen immer noch nicht geſtillt. Wie es ſcheint, nimmt es hier ſeinen Verlauf, wie in den engliſchen Colonien von Nordamerika. Die Eingebornen werden allmälig immer mehr verdrängt, zuſammengedrängt, und wenn ſie ſich empören, ausgerottet. Im Parlament zu

unnatürliche Oberherrschaft sich angemaßt, und andre, dem Menschen beinah unentbehrliche Dinge sind über der einseitigen Verstandesbildung gänzlich vernachläßigt worden, namentlich die Bildung und Uebung der körperlichen Kraft und Schönheit. Die körperliche Bildung war dem heidnischen Alterthum eigen, die des Herzens und Gemüthes dem Mittelalter. Wie nun jene Zeit am fernsten steht, ist auch ihre Bildung der unsrigen am fremdesten worden, die des Mittelalters steht uns noch um ein weniges näher. Man erkennt in unsrer Zeit der Verstandesbildung die alleinige Oberherrschaft zu, und läßt die Bildung des Herzens wenigstens gelten, sofern sie durch den Verstand erreicht werden kann, die Bildung des Körpers aber, die mit dem Verstande gar nichts zu thun hat, ist eben deshalb auch völlig verachtet.

Noch ein zweites charakterisirt unsre jetzige Bildung, nämlich der Meinungsstreit, die Trennung in Partheien. Im Mittelalter herrschte durchgängig nur eine Lebensansicht, ein Glaube. Jetzt sind alle Geister in tausendfach verschiedene Meinungen getrennt. Der Grund dieser Partheiung liegt in der einseitigen Herrschaft, welche der Verstand ausübt. Er maßt sich an, alles zu ergründen, zu erklären, muß aber doch in vielen und den wichtigsten Fällen sich begnügen, nur zu errathen, weil gerade das Wichtigste unerklärbar ist. Daraus entstehen Vermuthungen, Vorurtheile, Irrthümer, Lügen. Der Verstand folgt in den ungewissen Fällen einem dunkeln Gefühl oder der Neigung und dem Interesse des Denkenden. Daher gibt es so zahllose widersprechende und täuschende Lebensansichten und Lehren in dieser Zeit. Jeder bedient sich des Verstandes, die ihm vortheilhafteste Lehre als die allein gültige zu erweisen. Der Irrthum oder Eigennutz des Einzelnen tritt herrschend her-

London erklärte Roebuk zu Anfang des Juli 1863 geradezu: die Ausrottung des braunen Mannes ſey ein Naturgeſetz und es ſey nur Englands Pflicht, das Elend dieſes Naturproceſſes ſcharf und kurz zu machen. Die Maoris wehren ſich aber immer noch als Verzweifelte, und nach den letzten Nachrichten iſt der Reſt der Maoris noch immer nicht ganz weder befriedigt, noch unterworfen oder ausgerottet.

Achtes Buch.

Der Bürgerkrieg in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten ſich über Texas bis an den Rio Grande und im Weſten bis zum goldreichen Californien ausgedehnt, durch die jährlichen Einwanderungen aus Europa immer mehr bevölkert und erfreuten ſich eines außerordentlich großen Wohlſtandes, als ſie plötzlich durch einen blutigen, vier Jahre lang dauernden Bürgerkrieg erſchüttert wurden. Veranlaſſung dazu gab die Sclavenfrage, welche ſich, weil die Intereſſen dabei gar zu entgegengeſetzte waren, nicht mehr friedlich löſen ließ.

In Europa ſah und ſieht man dieſe Frage vorzugsweiſe gern aus dem Geſichtspunkt der chriſtlichen Bruderliebe oder der Humanität und des Liberalismus an und fordert die Abſchaffung der Sclaverei als einer Verſündigung an der Würde und dem Recht des Menſchen. Nur in England hatte man ganz andere Gedanken und Abſichten, als man in den Colonien die Negerſclaverei abſchaffte und mit größter Oſtentation im Namen des Chriſtenthums und der Civiliſation die

Abſchaffung derſelben auch in allen andern Staaten verlangte. Dieſe frommen Engländer wollten ſich nur eine Concurrenz vom Halſe ſchaffen. Durch die Arbeit von vielen Millionen ſchwarzen Sclaven in den Vereinigten Staaten wurden dort ſo viele Colonialwaaren, namentlich Baumwolle producirt, daß die amerikaniſchen Handelshäuſer den Markt beherrſchten und die in den engliſchen Colonien Oſtindiens erzeugte Baumwolle gegen die nordamerikaniſche nicht aufkam. Nun gab es kein beſſeres Mittel, die Baumwollenproduction in den Vereinigten Staaten zu zerſtören oder wenigſtens ſehr zu verkleinern, als die Befreiung der Sclaven, welche bekanntlich, ſobald ſie frei ſind, nicht mehr arbeiten wollen. Die europäiſchen Großſtaaten, welche von der Sclaverei keinen Nutzen hatten und die auch bei ihren theils frommen, theils liberalen Bevölkerungen ſich durch ihren Eifer gegen die Sclaverei gern populär machten, ſchloßen ſeit 1831 (Frankreich) und ſeit 1841 (Rußland, Oeſterreich und Preußen) mit England Verträge, worin ſie ſich verpflichteten, in ihrem Gebiet keine Sclaverei mehr zu dulden, und 1845 vereinigten ſich England und Frankreich noch insbeſondere zu einer Ueberwachung der Küſten Afrikas, um die Sclavenausfuhr von da zu verhindern.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ſelbſt hatte ſeit der Einwanderung der Puritaner, Quäker, Herrnhuter, Methodiſten, der wegen ihres Glaubens verfolgten Pfälzer, Salzburger ꝛc. mehr Frömmigkeit geherrſcht, als in Europa, wo die Maitreſſenwirthſchaft an den Höfen und die Freigeiſterei Glauben und Sitte verdarben, und doch hatte man in Amerika die Sclaverei mit dem Chriſtenthum verträglich gefunden. Als die Union ſich vom engliſchen Mutterlande losriß und unter den nordamerikaniſchen Bürgern republikaniſcher Rechtsſinn in muſterhafter Reinheit waltete, von ganz Europa bewundert, fiel es doch niemand im Congreß zu Waſhington ein, die ſchwarze Race mit denſelben bürgerlichen Rechten beſchenken zu wollen,

wie die weiße. Auch trugen die ſchwarzen Menſchen kein Verlangen darnach. Man folgte noch dem natürlichen Gefühl, noch keiner Abſtraction und künſtlichen Schablone. Erſt ſehr allmälig kam hier die Partei der Abolitioniſten auf, welche ſich die Aufhebung der Sclaverei zum Ziele ſetzten. Anfänglich waren es edle Schwärmer, die entweder von der chriſtlichen Bruderliebe oder von den ſ. g. Menſchenrechten ausgingen und den Negern die gleiche Befähigung zutrauten, wie den Weißen, oder ſich wenigſtens einbildeten, wenn man den Schwarzen nur gleiche Rechte gewähre, wie den Weißen, würden ſie auch bald zu gleicher ſittlicher und intellectueller Befähigung gelangen. Es waren edle und uneigennützige Männer, die dem Geſetz zuwider in die Sclavenſtaaten gingen, um den Negern Freiheit zu predigen und ihre Kinder zu unterrichten. Sie thaten es mit Gefahr ihres Lebens. Sie muß man daher auch unterſcheiden von den erſt in neuerer Zeit aufgetauchten Spekulanten, welche die Schwärmerei für die Neger zur Modeſache machten und auf Koſten der Wahrheit die Grauſamkeit der Sclavenbeſitzer und die rührende Unſchuld und Tugend der Sclaven übertrieben. Im Jahr 1852 ſchilderte eine Dame, Harriet Beecher Stowe, in dem Romane „Onkel Toms Hütte" die Leiden der Negerſclaven in den Vereinigten Staaten und erntete davon unermeßlichen Ruhm, denn ihr Buch wurde in alle Sprachen überſetzt. Und doch enthielt es nichts, als eine große ſentimentale Lüge, denn gibt es auch harte Herren, ſo ſind ſie doch nur Ausnahmen, da es im Intereſſe der Herren liegt, ihre Arbeiter geſund, wohlgenährt und bei guter Laune zu erhalten, und gibt es auch viele gutmüthige und treue Neger, ſo bleibt doch die Regel dieſer Race das Kindiſche und Halbthieriſche. Miſtreß Stowe macht aus den Weißen Karricaturen, Henker und Teufel, aus den Schwarzen Ideale, unſchuldige Opfer und Engel. Das iſt einfach gelogen.

Allein in den Vereinigten Staaten ſelbſt fand dieſe Uebertreibung

Beifall, wie auch die anfangs ſehr gering geachteten Abolitioniſten immer mehr Terrain gewannen. Das verdankten ſie nicht irgend einem edlen chriſtlichen oder menſchlichen Gefühl, ſondern nur dem Neide, mit welchem die Staaten des Nordens und insbeſondere des Weſtens nach den reichen Sclavenſtaaten im Süden hinüberſchielten.

Graf Reichenbach „Kriſis in Nordamerika 1863“ ſagt ſehr wahr: „Während unter Menſchen deſſelben Stammes das Unterthanenverhältniß mehr auf poſitiver Rechtsbeſtimmung beruht, hat unter Menſchen verſchiedener Racen die Natur ſelbſt dem Herrn wie dem Knechte ihren unauslöſchlichen Stempel aufgedrückt. Sociale Gleichſtellung, wohl gar Familienverbindung mit dem Schwarzen will daher auch der Abolitioniſt ſo wenig wie der Mann des Südens. Hiergegen empfinden vielmehr beide die tiefſte Antipathie, wie denn ſchon die eigenthümliche Ausdünſtung, welche den Vollblutneger verräth, abſtoßend wirkt. Gerade je weniger daher die Geſetze Schranken ziehen, deſto mehr thut dies die Sitte. De Tocqueville und Julius bemerken aus eigener Anſchauung, daß der Inſtinkt gegen den Neger in den ſclavenloſen Staaten noch größer iſt, als in den ſclavenhaltenden. In Kirchen, Schulen, Taubſtummenanſtalten, ja ſogar in Rettungshäuſern für jugendliche Verbrecher wird der Schwarze im freien Norden vom Weißen getrennt gehalten. In Philadelphia, im freien Staate Pennſylvanien und Boſton, im freien Staate Maſſachuſetts ſtehen die *Namen der Farbigen im Wohnungsanzeiger abgeſondert hinter* denen der Weißen, oder ſind durch einen Stern bezeichnet. In New-York — im freien Staate gleiches Namens — wird keinem Farbigen geſtattet, einen Erlaubnißſchein zur Haltung eines von einem Pferde gezogenen Karrens zu löſen; er muß ſelbſt die Rolle des Pferdes übernehmen. In dem für die Befreiung des Negers geführten Kriege ward ein Negeroffizier, weil er ausnahmsweiſe einmal ein weißes Regiment aus dem freien Staate Maine zu befehligen beſtimmt

wurde, ſofort von dieſen weißen Freiheitsſchwärmern mit dem Tode bedroht, wenn er ſich ein Commandowort erlauben würde. Auf dem Kirchhofe zu Cincinnati endlich — im freien Staate Ohio — liegen die weißen Leichen von Norden nach Süden, die ſchwarzen von Oſten nach Weſten; alſo Ungleichheit und Abſonderung bis auf den Gottesacker! So macht die Natur der Dinge ſich geltend da, wo das Geſetz ſie ignorirt. Und daß ſie ſich deſſenungeachtet geltend macht, iſt nicht Fluch, ſondern Segen. Auf der Antipathie des Weißen Nordamerikas gegen Familienverbindung und ſociale Gleichſtellung mit Menſchen anderen Stammes überhaupt, vor allem aber mit dem Neger, beruht die Reinheit der Race; gerade dieſe aber iſt, bei aller Demokratie der Staatseinrichtungen, das germaniſch-ariſtokratiſche Moment, welches die Bevölkerung der früher vereinigten Staaten noch heute ſo hoch über die romaniſchen Miſchlingsgenerationen Mexikos und Südamerikas ſtellt."

Es liegt in der That ein ungeheurer Widerſpruch in dem Drängen nach Abſchaffung der Sclaverei und in dem gleichzeitigen und von den Abolitioniſten ſelbſt am unbarmherzigſten kundgegebenen Haſſe gegen die ſchwarze Race. Man will die Schwarzen befreien und doch nicht unter ſich dulden. Mit Recht bemerkt Reichenbach, die Behandlung der Schwarzen im Süden ſey nur hie und da in neuerer Zeit härter geworden, weil die Abolitioniſten die Sclaven ſyſtematiſch zu verführen und zur Flucht oder Rebellion aufzureizen trachteten. Onkel Toms Hütte ſey ein Parteiroman voll Uebertreibung und Unwahrheit, wie ſich jeder überzeugen könne, der die Neger in den Südſtaaten ſelbſt in ihrer harmloſen Fröhlichkeit beobachte.

Die Südländer waren ſchon ſeit geraumer Zeit die herrſchende Partei in der Union. Dieſe Partei hieß ſehr unpaſſend die demokratiſche, man hätte ſie vielmehr die ariſtokratiſche nennen ſollen. Denn ihren Kern bildeten die reichen Sclavenbeſitzer, die großen

Producenten der Baumwolle, zum Theil die Nachkommen der aus England ausgewanderten Cavaliere und des franzöſiſchen Adels in Louiſiana. Durch ariſtokratiſche Geburt, durch Reichthum, ſociale und politiſche Bildung fühlten ſie ſich erhaben über die bürgerlich ſteifen Puritaner und Quäker, ſowie über die hungerleidenden Glücksritter aus Deutſchland und Irland im Norden der Vereinigten Staaten. Alle Präſidenten der Union und alle übrigen bedeutenden Staatsmänner und Generale, alle irgend einflußreichen Beamten waren bisher aus der demokratiſchen Partei des Südens hervorgegangen. Die Partei war im Vollbeſitz der Macht, wurde daher von den Yankees im Norden beneidet.

Nun waren aber auch viele der alten bürgerlichen Puritaner und Quäker und rührige Einwanderer im Norden durch den Handel reich geworden und ihre Rivalität mit den reichen Grundbeſitzern im Süden war für die Entwicklung des Haders noch wichtiger, als der Groll der Armen gegen die Reichen. Die Kaufleute in New-York rechneten. Die Bilanz zwiſchen Süd und Nord ſtand ungünſtig für den letztern. Der Norden führte jährlich nur für 91 Millionen Dollars Waaren aus und dagegen für 350 Millionen Waaren ein und die letztere Summe kam größtentheils in den Süden für Baumwolle und andere Rohprodukte. Dagegen führte der Süden jährlich nur für 32 Millionen Waaren ein. Folglich mußte der Norden darauf denken, erſtens womöglich wohlfeilere Rohprodukte aus dem Süden zu beziehen und zweitens im Süden einen einträglicheren Markt für ſeine Ausfuhrartikel zu gewinnen, als bisher. Beide Zwecke konnten nur erreicht werden, wenn man die bisherige Ariſtokratie als ſolche ausrottete und an ihre Stelle eine ganz andere Bevölkerung im Süden conſolidirte. Wurden die großen Güter im Süden in viele kleine zerſchlagen, die ſchwarzen Sclaven frei gemacht und zerſtreut und überall im Süden Yankeefamilien angeſiedelt, ſo ließ ſich erwarten, daß einerſeits weiße

Arbeiter die Rohprodukte billiger liefern würden, als die bisherigen Sclavenbeſitzer, und daß andererſeits dieſe vielen weißen Familien dem Norden mehr Induſtrieartikel abkaufen würden, als es die bisherige Ariſtokratie gethan hatte. Daß ſolche Erwägungen im Norden gepflogen wurden, wenn man ſie auch nicht zur Schau trug, erhellt aus vielen Thatſachen und auch aus einzelnen Aeußerungen.*)

Norden und Süden begannen in der Gründung neuer Bundesſtaaten und Territorien zu concurriren. Im Weſten der Union nahm die Bevölkerung, beſonders durch die vielen Einwanderer aus Deutſchland und Irland, außerordentlich zu und wurden von dem unermeßlich ausgedehnten Unionsgebiete, welches bisher nur von wilden Indianern und großen Büffelheerden durchſtreift worden war, immer neue Gebiete coloniſirt und zunächſt als Territorien unter die Aufſicht der Union genommen, dann wenn die Bevölkerung zahlreich genug geworden war, als ſelbſtändige Staaten den andern Bundesſtaaten angereiht und im Congreß vertreten. Die Bevölkerung der weſtlichen Staaten beſtand größtentheils aus Farmers (Bauern) und Kleinbürgern der Städte, die von eigener Arbeit lebten, ohne Sclaven; ſie

*) Ein amerikaniſcher Correſpondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1864, Nr. 100 ſagt: „Es mag für den Norden zweckmäßig ſeyn, wenn Sclavenhalter und Neger zugleich ausgerottet werden.“ Daſſelbe Blatt 1864, Nr. 225 theilt aus dem Basler Miſſionsmagazin folgende charakteriſtiſche Aeußerung mit: „Jeder Neger, der im Kampfe fällt, erleichtert den Ueberlebenden die endliche Löſung der Frage, indem er die Zahl der Schwarzen vermindert.“ Damit ſtimmt die grauſame Art der Kriegführung überein. Man verbrennt in Virginien Städte und Dörfer, vernichtet das Eigenthum, ſchleppt die emancipirten Sclaven auf die Schlachtfelder und läßt ihre Weiber und Kinder maſſenhaft verhungern. Der Prediger Fiſk in Memphis begrub allein in drei Monaten 1200 Schwarze, die man zwar von der Sclaverei befreit, aber in Hunger und Krankheit hatte verſchmachten laſſen. Nach dem erſtgenannten Correſpondenten der Allgem. Zeitung.

hielten alſo mit den übrigen Nordſtaaten zuſammen und brachten ſogar ein neues Leben in dieſelben, inſofern ſie den ſtolzen Baumwollenbaronen im Süden mit ihren ſchwarzen Sclaven noch abholder waren, als die reichen Kaufleute in den großen Handelsſtädten im Oſten, die den Baumwollenhandel des Südens mehr oder weniger vermittelten. Die weſtlichen Staaten vereinigten nun im Congreß ihre Stimmen mit denen der bisherigen Nordſtaaten, die ſich bis dahin noch in der Minderheit befanden. Um ihnen nun die Möglichkeit, daß ſie einmal die Mehrheit erlangen könnten, zu nehmen, verſtärkten ſich die Südſtaaten durch die neuen, ſeit dem ſiegreichen Kriege mit Mexiko eroberten Staaten, die gleich ihnen Sclaven hielten und deren Vertreter im Congreß mit ihnen ſtimmten. Es handelte ſich nun noch um die bisher unbewohnten weiten Gebiete im Südweſten der Union. Wurden dieſe vom ſclavenhaltenden Süden aus coloniſirt, ſo gewann der Süden durch ſie neue Stimmen, wenn vom Norden aus, der Norden. Die Südſtaaten hatten bisher die Mehrheit im Congreß und aus ihnen ging auch regelmäßig der Präſident der Union mit den höchſten Beamten hervor. Sie ſuchten ſich nun auch der Zukunft zu verſichern und ſetzten 1850 den ſ. g. Clay'ſchen Compromiß durch, demzufolge die Sclaverei nicht nur als zurechtbeſtehend anerkannt, ſondern auch die Nordſtaaten verpflichtet wurden, Neger, die aus dem Süden zu ihnen flüchteten, wegzufangen und auszuliefern. In der That eine grobe Zumuthung und Beleidigung der Nordſtaaten, die auch als ſolche empfunden wurde. Die Abolitioniſten gewannen von dieſer Zeit an mehr Anhang. Seit 1854 haderte man im Congreß, welcher Partei die weiten ſüdweſtlichen Gebiete Nebraska und Kanſas zufallen ſollten. Die Sclavenhalter im Süden ſuchten ſich zunächſt darin feſtzuſetzen, um neue Sclavenſtaaten zu bilden. Die weißen Bauern und Kleinbürger im Norden wanderten aber von der andern Seite ebenfalls zahlreich ein und beide rangen um das Uebergewicht,

wobei es zu blutigen Exceſſen kam. Die Südſtaaten ſetzten durch, daß Kanſas ein Sclavenſtaat hätte werden müſſen, wenn ihre Partei der Gegenpartei in der Zahl überlegen geweſen wäre. Durch eine außerordentliche Anſtrengung der Abolitioniſten gelang es aber, den Farmern des Nordens, indem ſie maſſenhaft einwanderten, das Uebergewicht zu verſchaffen, und ſo wurde Kanſas als ein ſclavenfreier Staat in die Union aufgenommen.

Dieſer erſte Sieg des Nordens hatte große Folgen. Die bisher einigen Südſtaaten ſpalteten ſich in zwei Parteien, eine gemäßigte unter Douglas, der die Sclaverei nur in den Staaten behaupten wollte, wo die demokratiſche Partei durch Mehrheit der Stimmen es verlangen würde, und eine Ultrapartei unter Breckenridge, der das Recht, Sclaven zu halten, allen andern Rechten voranſtellte. Dieſe Spaltung der Demokraten kam dem Norden zu gute, der von nun an alle Gegner des Südens, die es aus verſchiedenen Gründen geweſen waren, in einer großen Partei vereinigte. Dieſe Partei nannte ſich die republikaniſche, nicht ohne Rückſicht auf die zahlreichen deutſchen Einwanderer, unter denen gar viele für die Republik ſchwärmten. Die Abolitioniſten würden mit ihrem chriſtlichen Eifer nicht durchgedrungen ſeyn, wenn man nicht den vielen religiös indifferenten Freiheitsfreunden und kleinen Beſitzern und Arbeitern Haß und Neid gegen die reiche Ariſtokratie des Südens eingeflößt und in ihnen die Hoffnung erweckt hätte, ſie würden einſt den Süden erobern und die reichen Güter der Ariſtokratie unter ſich theilen. Genug, die republikaniſche Partei hatte ſich unter der Hand mächtig verſtärkt und als die vierjährige Regierungsperiode des damaligen Präſidenten Buchanan aus den Südſtaaten zu Ende ging, fielen am 4. Nov. 1860 die meiſten Stimmen bei der Präſidentenwahl auf Abraham Lincoln aus Kentucky, und zum Vicepräſidenten wurde Johnſon aus Teneſſee gewählt. Beide waren Männer des Weſtens und aus niederem

vor und kämpft mit dem Entgegengesetzten. Der alte sichre Glauben aber und die Hingebung an eine höhre Macht tritt zurück, und die Vereinigung Aller in einen Glauben ist aufgelöst. Es gibt nicht mehr eine Weisheit für alle, sondern nur noch eine Klugheit der Einzelnen, die sich auf tausendfache Weise widerspricht; jeder will allein Recht haben. Aus demselben Grunde wechseln auch die Meinungen beständig. Mit der einen Generation sterben ihre Ansichten, ihre Irrthümer und Streitigkeiten und mit dem neuen Geschlecht wachsen wieder neue heran. Mitten in dem Wechsel und Kampfe schreitet aber die rechte Bildung immer weiter fort; auch die Irrthümer schärfen den Geist und führen indirekt zur Wahrheit, das Falsche fällt von selber ab, die einmal erkannte Täuschung wird künftig vermieden, doch was sich als wahr und gut ausgewiesen, geht nicht mehr verloren und bildet eine feste Grundlage, auf welcher die Folgezeit segensreich immer weiter baut.

Kapitel CCCCLXXXIII.

Der religiöse Zustand.

Der Verstand will seiner Natur nach herrschen, kann sich daher mit der Demuth, welche die Religion verlangt, nicht gut vertragen. Der Verstand will alles aufklären, und jedes Wunderbare und Geheimnißvolle ist sein natürlicher Feind, darum kann er sich auch mit dem Mystischen, das den innersten Grund aller Religion ausmacht, nicht vertragen. Man darf sich daher nicht wundern, daß in einer so durchaus verständigen Zeit die Religion nicht mehr so hoch geachtet wird, als in der frühern Zeit, da noch das Herz allein regierte. Im allgemeinen herrscht in der neuesten Zeit jenes religiöse Interesse nicht mehr, wovon das ganze Mittelalter erfüllt war. Die

Stande. Lincoln ein ehemaliger Holzfäller und Schiffer, Johnson ein Schneider.

Diese Wahl war ein Donnerschlag für die Südstaaten, die sich nicht darüber täuschten, daß es sich nicht blos um ihre Herrschaft im Congreß, sondern auch um ihren Besitz handle. Man schätzte den Werth ihrer Sclaven allein zu zwanzig Milliarden Franken. Aber die Männer des Südens waren voll Energie und zur kühnsten Offensive entschlossen.

Schon am 20. December 1860, während Buchanan noch Präsident war, proklamirte der Convent von Südcarolina in Charleston, der Hauptstadt dieses Staates, dessen Trennung von der Union, sofern jeder Staat, wie er frei in die Union eingetreten sey, auch wieder aus derselben austreten könne: „Wir Volk des Staates von Südcarolina, als Convention versammelt, erklären durch Gegenwärtiges, daß die von uns in der Convention von 1788 angenommene Erklärung, durch welche die Verfassung der vereinigten Staaten ratificirt wird, so wie alle daraus folgenden Acte zurückgenommen sind." Das Eigenthum der Union innerhalb des Staates Südcarolina wurde sofort als Eigenthum des genannten Theilstaates angesehen. Der wichtige Hafen von Charleston hatte drei Forts, worin Unionstruppen lagen. Diese Forts sprach nun der Staat Südcarolina ebenfalls für sich an, weshalb die schwache Besatzung sogleich Verstärkungen verlangte, aber Präsident Buchanan lehnte das unter nichtigen Vorwänden ab. Major Anderson, der die Besatzung commandirte, gab am Weihnachtsabend das Fort Moultrie freiwillig auf und concentrirte die Unionstruppen in dem Fort Sumter, welches sich am besten vertheidigen ließ. Er hätte durch die rebellischen Einwohner gehindert werden können, diese Concentrirung vorzunehmen, allein er täuschte sie vollständig durch seine eigene Theilnahme an einem Festgelage

und ließ in der Nacht, während faſt alles trunken war, die Truppen raſch überſetzen.

Schon im Anfang Januar 1861 ſchloßen ſich die Staaten Miſſiſippi, Alabama, Florida, nachher auch Nordcarolina, Georgien und Louiſiana dem Convent von Charleston an und bildeten eine neue Union der Südſtaaten, die ihre Deputirten ſchon am 4. Februar in Milletgeville im Staate Georgien verſammelte und Jefferſon Davis zu ihrem Präſidenten, Stevens zu ihrem Vicepräſidenten wählte. Die neue Union behielt das Sternenbanner bei, aber in 13 horizontalen Streifen, abwechſelnd blau, roth und weiß. Das alles geſchah noch, ehe Buchanan ſein Amt niedergelegt hatte, was immer erſt vier Monate nach der Neuwahl, alſo am 4. März geſchehen durfte. Buchanan ſpielte den Neutralen, ließ aber ſeine Beamten alles vorkehren, was die Mittel der Union ausſchließlich den Südſtaaten in die Hände ſpielen mußte. Der Kriegsminiſter Floyd vernachläſſigte abſichtlich die von Unionstruppen beſetzten Forts im Süden, ſo daß ſie den Rebellen in die Hände fallen mußten. Auch die active Armee von 14,000 Mann, die man unter dem Vorwand, die Indianer überwachen zu müſſen, im Süden zurückgehalten hatte, gingen der Union verloren und 770,000 Gewehre und 200,000 Revolver wurden noch in der Geſchwindigkeit aus dem Norden in den Süden ſpedirt, ſo daß für Lincoln von der aktiven Armee nur 6 bis 700 Mann als nothdürftige Garniſonen in Waſhington zurückblieben. Auch der Marineſekretär Toucey ſorgte dafür, daß die Schiffe der Union nach allen Richtungen hin in die Ferne geſchickt und mehrere noch ganz brauchbare abgetakelt wurden, damit der neue Präſident auch keine Flotte finden könne.

Im Norden ſelbſt war die demokratiſche Partei, die es mit dem Süden hielt, noch ſehr zahlreich. Als Lincoln ſeine Heimath verließ, um ſein neues Amt in Waſhington anzutreten, mußte er ſich ver-

kleiden, um ungekränkt durch Baltimore passiren zu können. In Washington selbst, wo er am 4. März 1861 die Regierung übernahm, war nichts für ihn vorgekehrt, die Kassen, die Arsenale waren leer.

Man muß sich wundern, daß die Südstaaten, die schon im April 150,000 Mann unter den besten Offizieren und Generalen beisammen hatten, nicht rasch gegen Washington vorgedrungen sind, denn die Hauptstadt der Union war damals noch wehrlos. Davis verlegte den Congreß der Südstaaten, zu denen noch Virginien, Texas, Tennessee und Arkansas hinzutraten, nach Montgomery im Staat Alabama, und eröffnete ihn am 29. April. Damals wäre es Zeit gewesen, seinen Rivalen Lincoln in Washington überfallen und vertreiben zu lassen. Aber er ließ ihm unklugerweise Zeit, sich zur Vertheidigung zu rüsten.

Lincoln vertrat die ganze Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit und Besonnenheit der anglo-germanischen Race, obgleich von geringer Geburt und ohne Erziehung und Schule, doch voll Verstand, zum Beweise, daß ungeschulte Leute durch Genie und Takt oft mehr ausrichten können, als Beamte, die alle Schulen und Examina durchgemacht haben. Abraham Lincoln war 1809 in Kentucky geboren, Sohn eines armen Farmers, hatte eine rauhe Jugend, war Bauer, Holzhauer, Schiffmann, machte als Freiwilliger einen Feldzug gegen die Indianer in Florida mit, eröffnete einen kleinen Laden, wurde von seinem Associé betrogen, gab sich nachher mit Feldmessen ab, wurde in die Gesetzgebung von Illinois gewählt, machte dann als Advocat gute Geschäfte und wurde 1846 erstmals in den Congreß zu Washington gewählt, wo er sich als eifriger Republikaner, Feind der Sclaverei und guter Redner auszeichnete. Von seiner Persönlichkeit erhalten wir im Tagebuch des später von Lincoln aus Amerika verwiesenen Timescorrespondenten ein sehr lebendiges und charakteristisches, wenn auch ein wenig karrikirtes Bild: „Bald darauf trat daselbst, mit einem

ſchlenkernden, loſen, unregelmäßigen, faſt ſchwankenden Gange, ein ſchlanker, magerer, weit über 6 Fuß hoher Mann ein, mit niederhängenden Schultern, langen pendelartigen Armen, die in Händen von außerordentlichen Dimenſionen endigten, welche indeß von Proportion von ſeinen Füßen weit übertroffen wurden. Er war in ein ſchlecht anliegendes, runzeliges, ſchwarzes Gewand gekleidet, das einen an die Uniform eines Leichenbegängnißunternehmers gemahnte, um ſeinen Hals war ein ſchwarz ſeidenes, in einem großen Knoten endigendes ſchmales Tuch gebunden, mit fliegenden über ſeinen Rockkragen hervorragenden Zipfeln: ſein hinabgebogener Hemdkragen enthüllte einen ſehnigen und muskulöſen gelben Hals, und über dieſem erhob ſich, unter einer großen ſchwarzen Maſſe Haars, das borſtenartig und dicht in die Höhe ſtand, in eigenthümlicher Form Geſicht und Kopf des Präſidenten Lincoln. Der Eindruck, welchen die Länge ſeiner Arme und Beine und ſeine ſchlappenden und weit vorragenden Ohren hervorbrachten, mag ſich verwiſchen durch den Anſchein von Freundlichkeit und Scharfſinn und durch die linkiſche Bonhomie ſeines im ganzen übrigens nicht unangenehmen Geſichts; der Mund iſt wahrhaft ungeheuer, die Lippen hervorſtehend und ſich faſt von der einen Linie ſeines ſchwarzen Barts zur andern erſtreckend, werden in Ordnung gehalten durch zwei von den Naſenlöchern bis zum Kinn herablaufende tiefe Furchen; die Naſe ſelbſt — hervorragendes Organ — ſteht aus dem Geſicht heraus, mit einer forſchenden, ängſtlichen Miene, als ob ſie nach irgend etwas Gutem im Winde ſchnüffle; die Augen, dunkel, voll und tiefliegend, ſind durchdringend und haben einen Ausdruck, der faſt an Zärtlichkeit grenzt, und über ihnen ragen ſtruppige Brauen hervor, die ſich in den kleinen harten Stirnraum verlaufen, deſſen Entwicklung, wegen der unregelmäßigen Flocken dichten ſorglos darüber gebürſteten Haars, kaum beſtimmt genug geſchätzt werden kann."

Lincoln machte den energiſchen Seward zum Staatsſekretär und wahrte einſtweilen nur das Recht, die Untrennbarkeit der Union, ohne noch die Sclavenfrage zu berühren. Sodann ließ er 75,000 Milizen einberufen, nur um Waſhington einſtweilen zu ſchützen und bald ſollte ihre Zahl verzehnfacht werden.

Die nördlichen und weſtlichen ſclavenfreien Staaten hatten zwar eine ſehr überlegene Bevölkerung von 19 Millionen Weißen, während die Südſtaaten nur 8 Millionen und darunter die Hälfte Schwarze zählten; aber im Süden herrſchte viel mehr ritterlicher Geiſt und die Sclaven blieben ihren Herren treu und haben ſich nirgends gegen ſie empört. Ueberdem wurde die Herſtellung einer tüchtigen Armee der Union außerordentlich erſchwert durch die nun einmal ſchon herkömmlichen Betrügereien und Speculationen auf die Staatskaſſen. Bei den ausgeſchriebenen Lieferungen wurde fabelhaft betrogen und geſtohlen. Man kaufte um hohen Preis geſchwind durch Betrüger aus Europa beſtellte Gewehre an, von denen nicht der zehnte Theil brauchbar war. Juden erſchlichen ſich große Lieferungen von Schuhwerk für die Truppen und nachher fand ſich, daß die Schuhe nur Sohlen von Pappdeckel hatten. Pferde wurden gekauft, als unbrauchbar ausrangirt und doch für andere Regimenter wieder zu hohem Preiſe gekauft. Ebenſo Waffen aller Art zwei- und dreimal bezahlt. Auch die Anwerbung von Truppen kam in die Hände der Schwindler. In Sanders Geſchichte des Kriegs leſen wir: „Der Polizeichef Oberſt Baker war mit großer Umſicht und ſeltener Ausdauer nach und nach ganzen Geſellſchaften und Rekrutenmäklern, Schreibern der offiziellen Werbebureaus und Sergeanten der Rekrutendepots auf die Spur gekommen, welche ſich beim Rekrutirungsſchwindel gegenſeitig halfen und ſich in den dabei erzielten Gewinn theilten. Es gab Leute, die ſich mit Hülfe dieſer Gauner 20 Mal hatten anwerben laſſen, immer das Handgeld bezogen und nie länger als 24 Stunden im Rekruten-

depot verweilt hatten. Ganze Gemeinden und Counties ſahen plötzlich, daß ſie auf dieſe Weiſe ihr Contingent nicht durch wirkliche Rekruten geſtellt, ſondern ihm nur durch gefälſchte Anwerbungspapiere Genüge geleiſtet hatten. Einer der Angeſtellten im Rekrutendepot zu New-York, Sergeant Mulhorn, welcher den Rekruten gegen den feſten Preis von 50 Dollars die Entweichung aus dem Depot geſtattete, gab ſelbſt an, daß von 10 Angeworbenen in der Regel nur 1 wirklich zur Armee gelangt ſey; früher ohne alle Mittel, hatten ihm ſeine Betrügereien bereits ſo viel eingetragen, daß er eine Farm für 14,000 Dollars kaufen und baar bezahlen konnte. Ein College von ihm, ein unwiſſender, bisher armer Matroſe, hatte zur Zeit der Aufdeckung des Schwindels 400,000 Dollars in der Bank deponirt. Wie groß die Gewinne der Rekrutenmäkler waren, geht daraus hervor, daß im Jahr 1864 zwei New-Yorker Mäkler 250,000 Dollars Nettogewinn zurücklegen konnten."

Auch die Angeworbenen ſtahlen, nahmen das hohe Angeld, liefen davon und ließen ſich anderswo noch einmal um daſſelbe Geld anwerben, oder ſie faullenzten, blieben zurück, liefen vor der Gefahr davon, bis die drei Monate verfloſſen waren, für welche ſie ſich zum Dienſt verpflichtet hatten. Alles Maaß aber überſtiegen die Begünſtigungen und Beſtechungen bei den Anſtellungen der Offiziere, Oberſten und Generale. Man zählte zuletzt in der Unionsarmee 43,000 Offiziere und 250 Generale, die ohne alle Vorbildung und Talent um hohen Sold Führer der Truppen wurden und größtentheils nie Pulver gerochen hatten.

Die Union war bisher der reichſte Staat in der Welt geweſen, bei einer wohlfeilen Regierung und einträglichen Zöllen ohne Staatsſchuld. Jetzt auf einmal mußten die beiden getrennten Unionen binnen Jahresfriſt ungeheure Schulden machen. Den Südſtaaten fehlte das Geld noch mehr als den Nordſtaaten, dennoch machten ſie die

größten Anſtrengungen. Dabei hatten ſie die traurige Ausſicht, ihre Produkte nicht mehr abſetzen, durch den Handel nichts mehr gewinnen zu können, denn die Nordſtaaten rüſteten Schiffe aus, um alle ſüdlichen Häfen zu blokiren und die Ausfuhr der Baumwolle und anderer Colonialwaaren zu verhüten. Damit aber die im Süden erzeugte Baumwolle den Nordſtaatlichen nicht in die Hände falle, wurde ſie, wenn von den letztern Gefahr drohete, im Süden ſogleich maſſenhaft verbrannt. Dadurch wurde nun auch Europa in nicht geringen Schrecken und Nachtheil verſetzt, weil die Baumwolle zu fehlen anfing und immer theurer wurde, namentlich in England große Baumwollenfabriken ſtilleſtehen mußten und tauſende von Arbeitern brodlos wurden. Es fehlte daher nicht an Wünſchen, daß die europäiſchen Großmächte die Vermittlung übernehmen möchten. Allein Lincoln und Seward hielten feſt an der Monroe-Doctrin, die keine europäiſche Intervention auf amerikaniſchem Boden duldete, und erklärten es für einen casus belli, wenn England oder Frankreich die Unabhängigkeit der Südſtaaten anerkennen wollten. Sie wollten aber nicht. Im Hintergrunde lag die Beſorgniß, die Südſtaaten würden in nicht langer Zeit ihre neue Union über Mexiko und Cuba ausdehnen wollen. Daraus erklärt ſich zum Theil die mexikaniſche Politik Napoleons III. Zweitens beſorgte man, wenn die Trennung des Nordens vom Süden entſchieden ſey, werde ſich die nördliche Union für den Verluſt des Südens durch Eroberung des weitausgedehnten Canada zu entſchädigen ſuchen. Daraus erklärt ſich, warum England ſich die Freundſchaft der nördlichen Union zu erhalten ſuchte und ſehr vorſichtig war, um den Yankees keinen Vorwand zu einem Angriff auf Canada zu geben.

Am 3. Juli 1861 trat der Congreß wieder zuſammen und beſchloß, die Südſtaaten um jeden Preis zur Unterwerfung zu bringen und den Krieg im größten Maßſtabe zu führen, decretirte alſo eine Armee von einer halben Million Soldaten und 500 Millionen Dollars

zur Beſtreitung der Ausrüſtung und Kriegführung. Das hätte Lincoln allein nicht zu verfügen gewagt, aber es bewies, wie feſt entſchloſſen die republikaniſche Partei war, Lincoln zu unterſtützen und ihm zu noch mehr Energie Muth zu machen. Zugleich aber blickte ſchon durch, daß ſich eine extreme Partei im Congreß bilde, die viel weiter gehen wollte als Lincoln. Der Kriegsplan der Unionsregierung war von Anfang an derſelbe, der nach vier Jahren glücklich durchgeführt wurde. Richmond, die Hauptſtadt von Virginien und der Hauptſitz der ſüdſtaatlichen Inſurrection, lag nicht ſehr weit entfernt von Waſhington. Von dort aus war die Unionsregierung am meiſten und nächſten bedroht. Es mußte ihr alſo daran liegen, hier nicht nur den Feind abzuhalten, ſondern womöglich auch bis Richmond vorzudringen und dieſe wichtige Stadt wegzunehmen. Auch entbrannte der Hauptkampf während des ganzen Krieges auf dieſer kurzen Linie zwiſchen Waſhington und Richmond, ein blutiger Kampf, der unſäglich viele Opfer forderte, aber Jahre lang erfolglos blieb, weil die Terrainhinderniſſe zwiſchen den beiden Städten ſehr bedeutend und die Armeen ſich an Stärke ziemlich gleich waren. Außer dem breiten Potomacfluß, der zwiſchen den beiden Städten liegt, gab es noch andere Poſitionen, die ſich hier gut zur Vertheidigung eigneten. Während nun die Union, den Hauptſtoß gegen Richmond zu führen, nie aus den Augen ließ, lag es in ihrem Plan, zweitens von dem gebirgigen Tenneſſee theils Richmond in den Rücken zu kommen, theils ſich mit den Streitkräften der Union in Verbindung zu ſetzen, welche drittens das ganze lange Flußgebiet des Miſſiſippi bis New-Orleans hinab beſetzen und die Rebellion in den ſüdöſtlichen Staaten iſoliren ſollten.

Die Rebellen, auch Seceſſioniſten genannt, die ſich ſelbſt Conföderirte nannten, hatten ausgezeichnete Generale, unter denen Beauregard den erſten Rang einnahm. Auch zählten ſie unter ſich die

frühere reguläre Unionsarmee und vortreffliche Reiter und Jäger, wie es der ritterlichen Ariſtokratie des Südens und ihren Gefolgſchaften entſprach. Die Unionsarmee wurde dagegen nur von dem alten kaum mehr brauchbaren General Scott befehligt, unter welchem andere mittelmäßige Generale dienten. Offiziere waren in großer Zahl vorhanden, aber nicht dienſtgeübt. Truppen hatte man in Menge, aber um hohes Handgeld geworben, ungeübt, viele unzuverläſſig. Während es an aller Kriegsübung fehlte, fröhnte man einer lächerlichen Eitelkeit in der Nachäffung europäiſcher Uniformen. Da ſah man z. B. Zuaven in afrikaniſcher Tracht, Garibaldigarden in rothen Hemden und andere Soldatenſpielerei und Narrethei.

Als es daher am 21. Juli zwiſchen Waſhington und Richmond am Flüßchen Bull Run zur erſten ernſtlichen Schlacht kam, mußten die Unioniſten unterliegen. Ihr General Mac Dowell wurde, als ihn Beauregard angriff, vom alten General Patterſon, der die andere Hälfte der unioniſtiſchen Armee führte, nicht unterſtützt. Man warf dem letzteren vor, er hätte den ſüdſtaatlichen General Johnſton aufhalten ſollen, als derſelbe die Truppen Mac Dowells im Rücken angriff. Zwiſchen zwei Feuer gebracht, wurden ſofort die Truppen Mac Dowells von paniſchem Schrecken ergriffen und liefen davon. Eine ſo wilde und ſchmähliche Flucht, wie ſie noch ſelten geſehen worden war. Die Unionsarmee ließ faſt alle ihre Kanonen und ihr Gepäck im Stich und gerieth in völlige Auflöſung. Die meiſten Milizen kehrten heim, weil ihre dreimonatliche Dienſtzeit bald zu Ende war. Viele hatten dafür geſorgt, gar nicht ins Feuer zu kommen. Alles ſchimpfte über die Offiziere, die ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten, und über die betrügeriſche Armeeverwaltung, und die Gemeinen entſchuldigten damit die Feigheit ihrer Flucht. Man war damals in Waſhington ſehr beſorgt, und es iſt auch kaum zu begreifen, warum Beauregard ſeinen glänzenden Sieg nicht verfolgte und nach

Washington vordrang, was ihm in der damaligen Verwirrung nicht hätte widerstehen können. Wie es scheint, wurde er von Davis zurückgehalten, der durch die Einnahme Washingtons nicht noch mehr erbittern und zu größeren Kraftanstrengungen aufreizen wollte, sondern es für zuträglicher hielt, nur das südstaatliche Gebiet zu behaupten, während seine Truppen bei jedem Zusammenstoß siegten und ihre Ueberlegenheit bewährten, im Uebrigen aber geheime Unterhandlungen theils mit Frankreich und England, theils mit den Führern der alten demokratischen Partei in den Nordstaaten selbst zu einem ehrenvollen Ausgleich und zur baldigen Anerkennung der südstaatlichen Union führen sollten. Solche Umtriebe wurden wirklich gemacht und daraus erklärt sich der Haß und die Energie, mit der andererseits die extreme Partei unter den Republikanern trotz aller Niederlagen den Krieg fortzusetzen fest entschlossen war.

Mittlerweile war der Unionsgeneral Fremont, ein Liebling der Deutschen, nach dem Westen entsendet worden, um hier die Autorität der Union zu befestigen. Er behauptete die wichtige Stadt St. Louis, handelte aber eigenmächtig, indem er am 30. August proclamirte, er werde überall, wohin er komme, die Sclaven frei machen. Das war ganz im Sinne der extremen republikanischen Partei und sonderlich der Deutschen, aber es war noch nicht zum Unionsgesetz erhoben worden, eine bloße willkürliche Parteihandlung, durch welche sich Lincoln weder imponiren noch compromittiren lassen wollte, weshalb er Fremont sogleich seines Commandos enthob. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß der ehrliche Lincoln den Rebellen irgend nachgeben wollte, so lag es doch in derselben ehrlichen Art eines erfahrenen amerikanischen Bürgers, so lange als möglich dem Wahnsinn entgegenzutreten, welcher die schwarze Race auf einmal aller Zügel ledig erklären wollte. Nirgends wird der heilige Name der Freiheit ärger mißbraucht, als wenn man Unmündige und Halbwilde frei

Menſchen denken nicht mehr ſo ſehr an Gott, als an ihre weltlichen Vortheile, Genüſſe und Händel. Eine unzählbare Menſchenmenge befindet ſich in dem Zuſtande des Indifferentismus oder der religiöſen Gleichgültigkeit, und dieſe iſt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſogar in die ſ. g. Freigeiſterei, Religionsverachtung und Religionsſpötterei ausgeartet. Nur zu häufig iſt die rechte Andacht verſchwunden, nur zu viele Menſchen beſuchen die Kirchen blos aus Gewohnheit, ohne innern Drang, und nur zu viele verſäumen den öffentlichen wie den häuslichen Gottesdienſt gänzlich.

Damit hängt auch der äußre Verfall der Kirche zuſammen. Die katholiſche Hierarchie hat ſich allmählich unter dieſelbe weltliche Herrſchaft der Laienfürſten beugen müſſen, deren Dienerin die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſchon von Anfang an geweſen iſt. Alle kirchlichen Angelegenheiten werden durch die weltlichen Miniſterien verwaltet, und auch in katholiſchen Ländern hängen die Befehle des Papſtes von der Beſtätigung der weltlichen Landesregierung ab.

Bei den Katholiken hat ſich zwar die neue Verſtandesbildung nie ſo weit eingedrängt, daß ihr durch ſo viele geiſtliche Anſtalten, Ceremonien und heilige Gebräuche ſtets wachſam erhaltener religiöſer Sinn erkaltet wäre, doch hat ſich dieſer Sinn ſeit der Jeſuitenherrſchaft in zu viele Aeußerlichkeiten zerſtreut. Man darf behaupten, daß die Katholiken von unten her, vom Volk aus, immer dieſelben geblieben ſind, immer die gleiche fromme Andacht zu ihrer Kirche mitgebracht haben; aber dieſe Kirche iſt von oben her anfangs durch die Fehler ihrer Häupter, zuletzt durch das Uebergewicht der weltlichen Macht zerrüttet worden. Ihr gegenwärtiger Zuſtand ſieht dem großen Bilde der mittelalterlichen Hierarchie nicht mehr ähnlich. Der Papſt verlor in der

macht und die mit den höchſten politiſchen und Ehrenrechten ausſtattet, die noch mehr Thiere als gebildete Menſchen ſind.

Obgleich es der Union an Schiffen fehlte, wurden doch in kurzer Zeit durch die den Nordamerikanern im Seeweſen eigene Energie und Praxis ſchnell eine Anzahl Schiffe hergeſtellt, namentlich durch Umwandlung von Kauffahrern in Kriegsſchiffe, daß der Unionsgeneral Butler mit denſelben an der Oſtküſte der Südſtaaten hinſegeln, die wenigen der Union noch erhaltenen Forts verſtärken und die Häfen der Südſtaaten blokiren konnte; dieſe Maßregel war von der größten Wichtigkeit, weil dadurch den Südſtaaten ihr einträglicher Baumwollenhandel unterbrochen wurde.

Beachtung verdient, daß die Führer der Südſtaaten ſich auch einer großen ſittlichen Ueberlegenheit über die Nordſtaaten rühmten. Die undisciplinirten Truppen des Nordens ſcheinen mit den wehrloſen Einwohnern in Virginien eben nicht zart umgegangen zu ſeyn. General Beauregard ſagte in einem Aufruf vom 1. Juni den Virginiern: „Ein frecher gewiſſenloſer Tyrann iſt in euer Gebiet eingebrochen. Die abolitioniſtiſchen Schaaren morden eure Brüder, rauben euer Eigenthum und üben andere Handlungen der Gewalt, zu ſcheußlich und empörend, um ſie nur zu nennen. Ihre Loſung iſt Beauty and booty (Weiber und Beute)." Auch Präſident Davis entrüſtete ſich in ſeiner Botſchaft vom 20. Juli über die Mißhandlungen wehrloſer Frauen. Der Yankee war ja in Feindes Land und hatte nicht gelernt, ſich irgend etwas zu verſagen. Ritterliche Sitte und Yankeethum ſind unvereinbar.

Davis ſchickte im Dezember die Herren Maſon und Slidell als ſeine diplomatiſchen Unterhändler nach Europa, um die Anerkennung der ſüdlichen Conföderation zu erwirken. Sie fuhren auf dem Trent, einem engliſchen Schiffe, welches aber von einem Dampfſchiff der Union unter Commodore Wilkes angehalten wurde, und worauf ſie

beide als Gefangene der Union nach dem amerikaniſchen Feſtlande zurückgebracht wurden. Wie ſehr nun aber auch die engliſche Regierung auf Nordamerika Rückſicht nahm, ſo war die an einem engliſchen Schiff begangene Gewaltthätigkeit doch zu grob, als daß Palmerſton dem engliſchen Nationalſtolze nicht hätte Genugthuung verſchaffen müſſen. Er forderte die beiden Gefangenen kategoriſch zurück und Lincoln, ſchon mit dem Süden genug beſchäftigt, wollte nicht auch noch mit England Krieg bekommen, vielmehr Anerkennung der ſüdlichen Union durch das erzürnte England verhindern, gab alſo nach und ließ Maſon und Slidell frei. Dieſe reiſten ſofort nach Europa, konnten aber hier die Anerkennung der ſüdlichen Union noch nicht durchſetzen.

In demſelben Winter auf 1862 ſuchte Lincoln die zerrüttete Nordarmee zu reorganiſiren, allein es hielt noch ſchwer, den großen Uebelſtänden derſelben abzuhelfen. Die Truppen waren theils von vornherein, theils durch die Niederlage von Bull Run demoraliſirt. Man konnte ihnen keine lange Capitulation aufdringen, und wenn die drei Monate der üblichen Dienſtzeit vorüber waren, liefen die meiſten wieder fort. Auch Offiziere liefen fort, um ſich in der damaligen Confuſion beim Wechſel zweier Regierungen und faſt aller ihrer Beamten um einträgliche Stellen zu bewerben. Die neuen Lieferungen waren ſo betrügeriſch wie die alten und die Lüderlichkeit in der Armee koloſſal. Maſſen von Juden begleiteten die Truppen überall und zogen ihnen nach mit Branntwein und Dirnen, um ihnen das Handgeld und den reichen Sold möglichſt bald wieder abzunehmen. Am meiſten aber wurde wiederholt über die Armeeverwaltung geklagt, die eine vollkommene Diebsbande war. Corvinus, der im badiſchen Feldzuge von 1849 Raſtadt hatte vertheidigen helfen und voll Begeiſterung für Völkerfreiheit nach Amerika gegangen war, ſchrieb damals: „Das hehre Götterbild der Freiheit, für welches ſich unſere

Jünglinge begeiſtert in den Tod ſtürzten, iſt hier zur gemeinen, käuflichen Straßendirne herabgewürdigt."

Für den Feldzug von 1862 ordnete Lincoln an, daß General Mac-Clellan den Oberbefehl über die Haupt- oder Potomacarmee erhielt. Nach dem Plane dieſes Generals ſollte nicht mehr auf dem graden und kürzeſten Wege nach Richmond vorgegangen, ſondern auf dem Seewege, welchen Butler im vorigen Jahr eingeſchlagen hatte, von Oſten her der Angriff auf Richmond gemacht werden. Wirklich ſchiffte ſich Mac-Clellan mit einer großen Landungsarmee nach dem Fort Monroe ein, welches am atlantiſchen Meere auf einer Halbinſel im Südoſten von Richmond liegt, im Anfang April. Allein Beauregard, dem der ganze Plan verrathen war, hatte rechtzeitig ſeine Maßregeln getroffen und ſah dem Angriff der Unioniſten in den feſteſten Stellungen entgegen. Nach der Landung der Unioniſten kam es in dieſen Gewäſſern zu einem außerordentlich intereſſanten Kampfe zwiſchen zwei Panzerſchiffen. Das eine, der Merrimac, gehörte den Rebellen, das andere, der Monitor, den Unioniſten. Es waren die erſten Panzerſchiffe in der Welt, welche überhaupt die neue Erfindung und das Genie der nordamerikaniſchen Erfinder erprobten. Wenn längſt der Bürgerkrieg vergeſſen iſt, werden dieſe ſeine eiſernen Kinder noch fortleben. Als die hölzerne Unionsflotte am 8. März in der Nähe von Norfolk erſchien, fuhr ihnen der Merrimac allein entgegen und richtete eine furchtbare Verheerung unter ihr an, weil die hölzernen Schiffe das Feuer, welches ſie aus nächſter Nähe von ihm empfingen, nicht aushielten, während ihn ſelbſt ſeine eiſerne Umpanzerung gegen jeden Schuß ſicherte. Es ſoll ein furchtbarer Anblick geweſen ſeyn, als der Merrimac auf der Rhede von Hampton bei Norfolk die dort liegenden Unionsſchiffe angriff und eins nach dem andern zertrümmerte und verſenkte oder in die Luft ſprengte, bis der Monitor ankam. Beide Schiffe werden folgendermaßen beſchrieben:

„Der Rumpf des Merrimac wurde drei Fuß über den Waſſerlinien raſirt mit dreizölligen Platten von Schmiedeeiſen gepanzert, und zwar ſo, daß der Deckpanzer eine Wölbung bildete, um das Abgleiten von Kanonenkugeln zu befördern. An dem Bug iſt, 6 Fuß unter Waſſer, eine ſtählerne Ramme zum Einſtoßen feindlicher Fahrzeuge angebracht. Der Monitor ſieht aus wie ein dickes Floß, auf dem ſich ein runder eiſerner Thurm befindet. Der Rumpf des Fahrzeugs beſteht aus zwei beſonderen Körpern. Der untere davon, etwa 7 Fuß hoch, iſt das eigentliche Boot, enthält die Maſchine, die Steuervorrichtung u. ſ. w. und liegt tief unter Waſſer. Es wird auf allen Seiten von dem oberen ſchußfeſt gepanzerten Körper ſo weit überragt, daß eine Kanonenkugel es erſt, nachdem ſie eine Entfernung von 25 Fuß im Waſſer zurückgelegt hat, treffen könnte. In dieſem Falle würde ſie natürlich ganz harmlos ſeyn. Der obere 5 Fuß hohe Theil ragt nur 22 Zoll aus dem Waſſer hervor, ſo daß der untere erſt 3 Fuß unter dem Waſſer ſich daran anfügt. Der eiſerne Thurm auf dem Oberdecke iſt abſolut bombenfeſt. Er dreht ſich mit derſelben Leichtigkeit um ſeine Achſe, wie eine Thür an der Angel. In ihm befindet ſich die Armirung des Fahrzeuges, die zwar nur aus zwei Kanonen beſteht, aber mit der Leichtigkeit, womit der Thurm gedreht werden kann, ohne daß man das Schiff ſelbſt zu wenden braucht, einer viel ſtärkeren an Wirkung gleich kommt. — So waren die beiden Panzerſchiffe beſchaffen, als ſie einander angriffen. Anfangs beſchoſſen ſich beide aus einer Entfernung von einer engliſchen Meile, dann rückten ſie näher und näher an einander, bis ſie ſich ſchließlich ſo nahe kamen, daß man von einem bis auf das andere hätte ſpringen können. Vier Stunden lang hagelten die Kugeln des Merrimac auf den unſcheinbaren Monitor, ohne daß ſich an dieſem auch nur eine Niete verſchoben hätte. Endlich fuhr der Monitor bedächtig rings um ſeinen geharniſchten Gegner und richtete ſeine Kanonen mit derſelben Sicher-

heit, mit der ein Schütze auf dem Schießſtande zielt, auf die Panzergefüge, und ſo gelang es ihm, drei große Löcher hart an der Waſſerlinie in den Rumpf des Merrimac zu ſchießen, der ſodann ſeinen Rückzug nach Norfolk antrat."

Der merkwürdige Kampf machte ungeheure Senſation in Europa. Die Seeſtaaten beeilten ſich, nun gleichfalls Panzerſchiffe zu bauen. Inzwiſchen gingen die beiden ſo berühmt gewordenen Schiffe zu Grunde, den Merrimac ſprengten die Conföderirten ſelbſt in die Luft, weil er zu ſchwer war, um flußaufwärts gebracht werden zu können, alſo den Unioniſten, welche die See beherrſchten, hätte in die Hände fallen müſſen. Der Monitor ſchöpfte bei ruhiger See Waſſer und verſank unverſehens.

Mac-Clellan lagerte in einer ſumpfigen Gegend und kam nicht vorwärts, da ihm der Gegner mehr als gewachſen war. Man kämpfte bei Richmond am 31. Mai und 1. Juni. Hier ließen die Unioniſten einen Luftballon ſteigen, um den Feind von oben zu beobachten. Beauregard aber widerſtand dem Angriff ſo kräftig, daß es den Unioniſten unmöglich war, bis an die Stadt Richmond vorzudringen. Einen Monat ſpäter griff Mac-Clellan noch einmal an, der Kampf dauerte diesmal ſechs Tage lang und wüthete am heftigſten am 1. Juli, aber Beauregard hielt Stand und Mac-Clellan mußte ſeinen Plan aufgeben und ſich aus der ungeſunden Luft der ſumpfigen Gegend nach Waſhington zurückziehen.

Von hier aus verſuchte er nun wieder auf dem geraden Wege nach Richmond vorzudringen, aber hier ſtanden ihm die Conföderirten unter dem General Lee entgegen, der zur Zeit Buchanans Chef des Generalſtabs der Union geweſen und eben ſo ausgezeichnet war wie Beauregard. In einer zweiten blutigen Schlacht bei Bull Run vom 28. bis 30. Auguſt und noch in einer folgenden Schlacht bei Sharpsburg am 17. September maßen ſich beide Armeen ohne entſcheiden-

den Erfolg. Nach der ersten Schlacht mußte Mac-Clellan, nach der zweiten Lee etwas zurückweichen. Nun ruhte der Kampf wieder und Mac-Clellan trat vom Schauplatz ab, weil er der demokratischen Partei zuneigte und die neuen Maßregeln zu Gunsten der Schwarzen, welche der Congreß um diese Zeit verfügte, mißbilligte.

Schon im Frühling des Jahres 1862 hatte General Butler mit einer Flotte unter Admiral Ferragut und mit einer kleinen Landungsarmee seinen Weg an der Ostküste der Südstaaten fortgesetzt und war in den mexikanischen Golf hineingesegelt, um die große Handelsstadt New-Orleans an der Mündung des Mississippi zu besetzen, während der Unionsgeneral Grant von Norden her die wichtigsten Stationen an dem großen Mississippistrome einzunehmen beauftragt war. In New-Orleans commandirte der südstaatliche General Bragg 15,000 Mann. Der Zugang zur Stadt vom Meere her war durch zwei starke Forts gedeckt, welche an beiden Ufern des Flusses sich gegenüberlagen, und durch eine starke Kette gesperrt, die man zwischen den beiden Forts ausgespannt hatte. Ferragut aber fuhr am 26. April mit voller Dampfkraft seiner Schiffe so rasch und gewaltig gegen die Kette, daß sie zerriß, schlug und zerstreute die dahinter aufgestellten Schiffe der Rebellen und zwang die beiden Forts, zu capituliren. Unterdeß hatte Butler mit seinen Landungstruppen auf einem Landwege die Stadt umgangen und nun zog es auch Bragg vor, zu capituliren und ohne Schwertstreich mit seinen Truppen abzuziehen. Auf diese Weise fiel die wichtige Stadt New-Orleans den Unionisten in die Hände. Weil aber Butler, wie früher Fremont auf eigne Hand die Sclaven befreite, sogar schwarze Regimenter aus ihnen bildete und die weißen Einwohner der Stadt als Anhänger der Südstaaten aufs Härteste behandelte, strafte Lincoln seine Eigenmächtigkeit durch augenblickliche Zurückberufung und ersetzte ihn durch General Banks. Unterdeß operirte General Grant am obern Mississippi und in Tennessee,

um ſich von hier aus allmälig mit den Unionstruppen in New-Orleans in Verbindung ſetzen zu können. Obgleich aber Beauregard ſelbſt ihn bekämpfte, wurde er doch ſeiner nicht Meiſter, hielt dieſen entfernten Kampfplatz, nachdem New-Orleans gefallen war, auch nicht mehr für haltbar, ſparte ſeine Kräfte für den Hauptkampf bei Richmond und zog ſich nach wiederholten vergeblichen Kämpfen um die Stadt Corinth freiwillig zurück. Man warf übrigens den Unionstruppen Rohheiten der ärgſten Art vor. Aus dem Staat Alabama erfuhr man, Unionstruppen unter dem Oberſt Turdſchin hätten in dem Städtchen Athen und namentlich in einem dort befindlichen berühmten Mädcheninſtitut die gröbſten Schändlichkeiten verübt.

In Waſhington ernannte Lincoln nach Mac-Clellans Abgang den General Burnſide zum Obergeneral der Potomacarmee und ſcheint ſehr gewünſcht zu haben, die Union möchte in dieſem Jahre noch einen großen Erfolg davon tragen. Mac-Clellan wurde verleumdet, als habe er ſeine Pflicht nicht gethan, abſichtlich den Krieg in die Länge gezogen und den Sieg der Union ſelber nicht gewollt. Burnſide ſollte nun leiſten, was ſein Vorgänger verſäumt hatte, übernahm aber das Commando ſehr ungern und verwahrte ſich von vorn herein gegen Tadel, wenn auch er nichts ausrichten ſollte, denn er täuſchte ſich nicht über den ſchlechten Zuſtand der Truppen. Weil man aber eine Schlacht von ihm verlangte, ſo führte er die Armee dem Feind entgegen und lieferte ihm am 13. Dezember eine große Schlacht bei Fredericsburg, die unglücklich für ihn ablief, wie er vorausgeſehen hatte. Aber auch Lee fühlte ſich nicht ſtark genug, den errungenen Vortheil zu verfolgen, und ſo blieb es beim Alten. Auch in dieſem Jahre war auf dem vornehmſten Schauplatz des Krieges zwiſchen Waſhington und Richmond keine Entſcheidung erfolgt. Ob in der Aufzählung der Todten und Verwundeten, deren Zahl in einer ein-

zigen Schlacht nicht ſelten 20,000 überſteigt, nicht übertrieben worden iſt, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Im Winter auf 1863 drang die extreme Partei im Congreß zu Waſhington ungeſtümer als je auf die Emancipation der Schwarzen. Die Abolitioniſten benutzten die Mißerfolge im Kriege, um größere Energie und unnachſichtliches Vorgehen gegen die ſüdſtaatliche Ariſtokratie als unumgängliche Nothwendigkeit zu empfehlen und als Nothwehr zu rechtfertigen. Die Weißen ſollten ſich nicht allein für die Schwarzen hinopfern, man ſolle die Schwarzen ſelber bewaffnen und gegen ihre ehemaligen Herrn führen. Dieſem Geſchrei hatte ſchon Mac-Clellan weichen müſſen. Jetzt ſah ſich auch Lincoln gezwungen, der Mehrheit des Congreſſes nachzugeben, und erließ eine Proclamation, wonach vom 1. Januar 1863 an ſämmtliche Sclaven eines Staatentheils, deſſen Einwohner ſich zu dieſer Zeit im Aufſtand gegen die Unionsregierung befänden, von da an für alle Zeiten frei ſeyn ſollten. Aber es zeigte ſich jetzt, daß der Eifer für die Emancipation der Neger von Seiten der Weißen unklug, übereilt und affectirt geweſen war, denn die Sclaven ſelbſt beeilten ſich keineswegs, dem Rufe des Nordens zu folgen. Davis drohte in einer Gegenproclamation gegen die Emancipationserklärung Lincolns, alle weißen Offiziere, die bewaffnete Sclaven gegen die Südſtaaten führen würden, ſollten erſchoſſen werden.

Geld aber wurde in Strömen verſchleudert. Man rechnete am Ende des Jahres 1862 nicht mehr 500 Millionen, ſondern ſchon 2000 Mill. Dollars, die von der Union für den erſt zweijährigen Krieg verausgabt waren. Um dieſes Geld zu beſchaffen, wurde theils Papiergeld gemacht, theils durch die Taxbill eine bisher unerhörte Cumulation von Steuern ausgeſchrieben, theils durch die Wollbill der Einfuhrzoll erhöht, ſo daß man bereits in England klagte, der Abſatz nach der Union habe im J. 1862 9 Mill. Pfund weniger betragen als früher, ſey jedoch durch 12 Mill. Pfund gedeckt worden, welche

in Folge des Handelsvertrags mit Frankreich mehr als früher dorthin ausgeführt wurden.

Dennoch verlor England ungeheuer dadurch, daß die Baumwolle aus den Südstaaten ausblieb. Im Anfang des Jahres 1863 rechnete man schon 400,000 brodlos gewordener Baumwollenarbeiter in den englischen Fabrikbezirken, die durch öffentliches Almosen unterstützt werden mußten. Die südstaatliche Baumwolle ist die beste und könnte durch chinesische und indische nicht ersetzt werden, auch wenn in Hinterasien jetzt schon Baumwollpflanzungen in so großer Menge bestünden oder so schnell errichtet werden könnten, um in der Masse den amerikanischen Ausfall zu decken. Dazu kommt, daß England bisher die südstaatliche Baumwolle durch Vermittlung der nordstaatlichen Kaufleute aus den nördlichen Häfen, hauptsächlich aus New-York, bezog und die Baumwolle von dort nicht mit baarem Gelde, sondern mit Erzeugnissen der englischen Industrie bezahlte. Dieser unermeßliche Vortheil, von dem ein großer Theil des fabelhaften englischen Reichthums abhing, ging nun verloren.

Frankreich, welches überallhin sein Netz auswarf, suchte auch in Amerika eine Schiedsrichterrolle zu übernehmen und bot seine Vermittlung an, aber England und die übrigen europäischen Mächte traten nicht bei und Lincoln ließ durch seinen Minister Seward im Anfang des Jahres 1863 sich jede europäische Einmischung verbitten.

In Nordamerika selbst zeigte sich trotz des wachsenden durch den Krieg veranlaßten Elends noch lediglich keine Neigung zum Frieden. Der Süden hatte die ungeheuersten Anstrengungen gemacht und da aller Handel stockte, besonders die Colonialwaaren nicht mehr verwerthet werden konnten, die zahlreichen Neger zum großen Theil nur noch als müßige Fresser dem Lande zur Last fielen, alle Arbeitskräfte der Weißen aber dem Lande durch den Militärdienst entzogen waren, entstand Mangel an Lebensmitteln und eine unglaubliche Theurung.

Dazu mußte die ſeceſſioniſtiſche Regierung ein Schreckensſyſtem einführen, um die große Armee, mit welcher ſie fortwährend Siege erfocht, rekrutiren, ausrüſten und ernähren zu können. Niemand durfte klagen, wenn er auch den Druck noch ſo ſchwer empfand. Nur heimlich gelangten die bitterſten Klagen darüber ins Ausland. Die Nordſtaaten hatten große Schulden gemacht, aber ihre Hülfsquellen ſchienen unerſchöpflich zu ſeyn. Die erbärmlichen Leiſtungen ihrer Armee ſtanden in gar keinem Vergleich zu den fabelhaften Koſten. Wenn das Volk wenig Eifer zeigte und ſich der Rekrutirung widerſetzte, ſo geſchah es nicht aus Sympathie für den Süden, ſondern aus einem gewiſſen Uebermuth und Sicherheitsgefühl, weil der an ſich viel ſtärkere Norden doch zuletzt die Oberhand behalten müſſe. Wie es ſcheint, herrſchte im Norden auch eine große Abneigung gegen die Generale, von denen man fürchten mußte, daß ſie etwaige glänzende Siege auf Koſten der Freiheit und Gleichheit des eigentlichen Yankeethums mißbrauchen würden, oder die für edle Schwärmer galten und das gemeine Intereſſe unter ein höheres Princip beugen zu wollen ſchienen. So namentlich der republikaniſche General Fremont und der deutſche Sigel, die daher immer zurückgeſetzt wurden. Die entſchiedenſten Feinde des Südens waren die Abolitioniſten oder Negerfreunde, die man deshalb auch ſpöttiſch Wollköpfe nannte. Sie ſchwärmten für die Menſchenrechte der Neger, bildeten aber eben deshalb keine Mehrheit. Eine andere gerade entgegengeſetzte Minderheit bildeten die ſ. g. Butternüſſe, die mehr oder weniger mit den Südſtaaten ſympathiſirten und daher den Frieden wünſchten. Weil die Hautfarbe im Süden gebräunter iſt, nannte man dieſe Partei nach einer eigenthümlich braun gefärbten Wallnußart. Präſident Lincoln hatte zwar endlich in der Noth nach vielen Niederlagen den Abolitioniſten nachgegeben und Negerregimenter errichten laſſen; auch hörte

Reformation allen Einfluß auf die abtrünnigen Völker und in der Periode des europäiſchen Gleichgewichts und den nachfolgenden Revolutionen auch die hierarchiſche Gewalt in den katholiſchen Staaten ſelbſt. Die Fürſten nöthigten ihn, beſondere Concordate mit ihnen abzuſchließen, nach welchen ſeine geiſtlichen Verordnungen in ihren Ländern nicht eher Gültigkeit haben ſollten, bis ſie ſelbſt ihre Einwilligung dazu ertheilt. Dadurch ſank das Anſehn des Papſtes zu einem Schatten herab, und wie wenig es noch galt, ſehen wir aus der Gleichgültigkeit, mit welcher die katholiſchen Völker die Einkerkerung des unglücklichen Pius VII unter Napoleon anſahen. Außerdem verlor die katholiſche Kirche durch die Sekulariſationen ihren unermeßlichen Reichthum und ihre Möuche. In allen deutſchen Ländern, mit Ausnahme der Schweiz, ging die Kloſtergeiſtlichkeit beinah gänzlich aus, und nur der Klerus blieb in ſtrenger Abhängigkeit von den weltlichen Regierungen übrig. Die Aufhebung des Jeſuitenordens war der empfindlichſte Schlag für die Hierarchie. Zwar wurde dieſer Orden 1814 wieder hergeſtellt, aber er hat ſeitdem in Deutſchland noch keine Fortſchritte machen können.

Unter den Männern, die durch Schrift und Lehre für den Katholicismus gewirkt haben, ſind in der neuern Zeit Sailer in Landshut, und Weſſenberg in Conſtanz die vortrefflichſten und berühmteſten. Sie haben vorzüglich wohlthätig auf die Sittenlehre gewirkt. Die frühern gelehrten Jeſuiten haben ſich in Deutſchland äußerſt wenig ausgezeichnet, deſto mehr in Frankreich und Italien. In der neueſten Zeit hat die katholiſche Lehre auch außerhalb des Klerus unter den Laien, ſelbſt unter den Proteſtanten rüſtige Vertheidiger gefunden. Man würdigte geraume Zeit den Katholicismus allzu tief herab, als daß ſich nicht eine Rückwirkung hätte erzeugen ſollen.

man, daß dieſe letztern ſich ordentlich gehalten hätten. Allein die ganze Maaßregel entbehrte der Großartigkeit und es zeigte ſich durchaus kein bedeutender Zudrang der Neger zur Freiheit. Nirgends im Süden erhoben ſie ſich gegen ihre Herren. Nur da, wo die nordſtaatlichen Truppen hinkamen, wie in New-Orleans, Weſtvirginien wurden ſie aufgeboten oder geworben.

Der Feldzug des Jahres 1863 war den Nordſtaaten nicht günſtiger als die beiden frühern. Die große Hauptarmee der Union, diesmal unter General Hooker, ging am 27. April über den Fluß Rappahannock, um abermals gegen Richmond vorzudringen. Die Hauptarmee der Südſtaaten aber, unter Lee, griff jene ſchon am 2. Mai unverſehens an, bei Chancellorsville, unfern von Fredericsburg, wo man früher gekämpft hatte, und nöthigte nach einem lebhaften Kampfe Hooker ſchon wieder zum Rückzuge. Die Sieger verloren bei dieſer Gelegenheit ihren hochgefeierten General Stonewall Jackſon. Lee verfolgte den Feind, ging ſeinerſeits über den Rappahannock und detachirte ein Corps nach Pennſylvanien, welches nicht wenig Schrecken in Philadelphia verurſachte, jedoch zunächſt nur die Beſtimmung hatte, die Armee der Sieger zu verproviantiren, da die Südſtaaten ſelbſt bereits äußerſt erſchöpft waren.

Hooker wurde abgeſetzt und Meade trat an ſeine Stelle. Das war ſchon zur Gewohnheit geworden, daß ein General nach dem andern ernannt, in der erſten Hauptſchlacht geſchlagen und dann durch einen andern erſetzt wurde. Meade beeilte ſich, dem bereits ins Cumberlandthal vorgerückten Lee in den Rücken zu kommen, um ihn am weiteren Vorrücken zu hindern und zu einer Schlacht zu zwingen. Am 1. Juli trafen ſie ſich bei Gettysburg und auch noch an den beiden folgenden Tagen wurde hier lebhaft, ja wüthend gekämpft, bis Lee, nachdem er noch einmal das Centrum Meades vergebens zu ſprengen geſucht hatte, ſich zurückziehen mußte.

Dieſe Schlacht bei Gettysburg iſt in Bezug auf die Kriegführung der Nordamerikaner charakteriſtiſch. Die Armee hatte ſich an beiden Seiten hinter Erdaufwürfen gedeckt, Fußvolk und Reiterei, ſo daß eigentlich nur die Artillerie im Kampf war. Meade hatte im Centrum ſeiner Aufſtellung einen Kirchhof mit zahlreichen Kanonen beſetzt und Lee ließ ſeinerſeits 150 ſchwere Geſchütze einzig auf dieſen Kirchhof richten und drei Stunden lang auf denſelben feuern. Die Nordſtaatlichen erwiderten das Feuer mit derſelben Energie, obgleich ihnen viele Geſchütze zerſtört, Pferde und Mannſchaften erſchoſſen wurden. Der ganze Kirchhof war von den ſchweren Kugeln des Feindes zerwühlt und wie zermalmt, alle Grabſteine in Stücken umhergeworfen. Endlich ließ Lee die Sturmcolonnen vorrücken, um den Kirchhof zu nehmen, aber ſie wurden mit einem ſolchen Kartätſchenhagel empfangen, daß ſie trotz der verwegenſten Tapferkeit zurückgeſchlagen wurden. Lee verlor 3500 Todte und 25,000 Verwundete und Gefangne, der Verluſt der Unionstruppen war um ein Drittel geringer.

Lee mußte ſich zurückziehen. In ihrer erſten Siegesfreude träumte die unioniſtiſche Preſſe ſchon, Lee werde den reißend angeſchwollenen Potomac nicht überſchreiten können und mit ſeinem ganzen Heere gefangen werden; er verſtand es jedoch, ehe er verfolgt wurde, glücklich über den Fluß zu entkommen, und war nur in die Defenſive zurückverſetzt, immer noch bereit, Richmond tapfer zu vertheidigen.

Admiral Dupont mit einer Flotille der Nordſtaaten ſollte im Frühjahr 1863 Charleston einnehmen. Er drang mit neuen Panzerſchiffen in den Hafen ein, welche Parotkanonen führten und Kugeln von 3—4 Centnern ſchoßen. Auch gelang es ihnen, das berühmte Fort Sumter gänzlich in Trümmer zu ſchießen, doch konnten ſie es nicht beſetzen, weil es unter den Batterien der Stadt lag. Auch konnten ſie nicht weiter im Hafen vordringen, weil ihnen der Weg

durch unterſeeiſche Barrikaden und durch ſ. g. Torpedos *) verſperrt war. Beauregard leitete die Vertheidigung.

Im Sommer gelang es dem General Grant, am Miſſiſippi die wichtigſte der ſüdſtaatlichen Feſtungen, Viksburg, nach langer Belagerung zu erobern. Der daſelbſt commandirende General Pemberton capitulirte mit 12,000 Mann am 4. Juli. Bald darauf fiel auch Port Hudſon mit 7000 Mann und das ganze Miſſiſippithal war nun in der Gewalt der Union. — Uebrigens benutzten die Wilden in den weiten Steppen des Oſtens den Bürgerkrieg der Weißen, um am Kanſasfluſſe große Raubzüge zu unternehmen. Ein kleineres unioniſtiſches Heer unter General Roſenkranz drang wieder in Tenneſſee ein und ſiegte bei Murfreesboro, wurde bei Chicamanga zum Rückzug gezwungen, aber von Grant unterſtützt, der am 22. bis 25. November bei Chattanooga ſiegte und 6000 Gefangene machte. — Von New-Orleans aus drang Banks in Texas vor und unterwarf auch dieſen Staat wieder der Union.

Unterdeß brach am 13. Juli in New-York eine blutige Empörung

---

*) Unter einem Torpedo iſt daſſelbe verſtanden, was man ehemals eine Höllenmaſchine nannte, nämlich ein mit Pulver gefüllter Kaſten, eine bewegliche Mine, die man an den Ort eingräbt oder unter Waſſer anbringt und die ſich in dem Augenblick entzünden muß, in welchem die darüber marſchirenden oder fahrenden Feinde daran ſtoßen. Die Conföderirten legten im amerikaniſchen Kriege ſolche Torpedos in großer Zahl und mit vieler Kunſt an, hauptſächlich im Waſſer, gewöhnlich einen Fuß unter der Oberfläche. Wenn ein Schiff daran ſtieß, ſo wurde dadurch ein an dem Kaſten befeſtigter Pflock weggeſtoßen und die Einrichtung im Innern des Kaſtens war ſo, daß, wenn der Pflock weggebogen war, ein Hammer auf ein Zündhölzchen ſchlug und den ganzen Inhalt, zuweilen von 4000 Pfd. Pulver explodiren machte. Trotz aller Vorſicht der unioniſtiſchen Schiffer wurden ihnen in dieſem Kriege doch häufig durch die unbemerkten Torpedos Schiffe in die Luft geſprengt.

aus. Präſident Lincoln wollte hier ſein neues Rekrutirungsgeſetz durchführen, aber weder die demokratiſche und Friedenspartei wollte zu einem ihr verhaßten Kriege neue Streitkräfte herleihen, noch hatte überhaupt der echte Yankee, der nur nach Geldgewinn trachtet, Luſt zu Strapazen und Gefahren. Dieſe Stimmung benutzte nun der eigentliche Pöbel, um unter dem Vorwande einer politiſchen Oppoſition die reiche Stadt New-York zu plündern. Derſelbe ſtürmte das Bureau der Conſcription und ſteckte das Gebäude in Brand, wobei noch mehr Häuſer mitverbrannten und viele Perſonen getödtet wurden. Man verfolgte namentlich die armen Neger, weil ihretwegen doch eigentlich der ganze Krieg angefangen hatte. An 300 derſelben wurden am 13. und 14. Juli in New-York erſchlagen. Einen Oberſt O'Brian hingen die Empörer an einem Laternenpfahle auf. Die Hauptſache aber war dem Geſindel, welches ein gewiſſer Andrews anführte, die Plünderung der reichen Läden und Wohnungen. Am 15. kündigte der Gouverneur Seymour an, die Conſcription ſey vertagt und der Stadtrath votirte 2½ Millionen Dollars für die Armen, die ſich damit von der Rekrutirung loskaufen ſollten. Wirkſamer war die raſche Bildung einer Nationalgarde, aus Angehörigen der beſitzenden Claſſe, die jedem weitern Unfug ſteuerte. Hätte Lee bei Gettysburg geſiegt, ſo wäre die demokratiſche Partei in New-York mit Hülfe des Pöbels Meiſter der Stadt geworden, wie denn auch demokratiſche Agenten den Pöbel gehetzt hatten.

Im Winter ruhte der Kampf, aber noch war vom Frieden keine Rede. Seitdem Lincoln die Sclaverei geſetzlich aufgehoben hatte, waren die Südſtaaten noch unverſöhnlicher geworden. Lincoln bildete Negerregimenter, die aber von den Truppen der Südſtaaten nur als Räuberbanden angeſehen wurden und keinen Pardon erhielten. Die große Maßregel Lincolns wurde von den Negerſclaven in den Südſtaaten ſelbſt, wie ſchon oben erörtert iſt, gegen alle Erwartung der

Abolitioniſten, nicht benutzt, ja kaum gern geſehen. Wenn Lincoln einige Negerregimenter errichten konnte, nahm er dazu doch nur freie Neger der Nordſtaaten oder ſchwarze Sclaven, die von den in die Südſtaaten vordringenden Unionstruppen ihren bisherigen Herren weggenommen wurden. In der Unionsarmee ſelbſt wurden die Negerregimenter ſchlecht behandelt. Der Neger bekam viel geringeren Sold als der Weiße und wurde bei jeder Gelegenheit betrogen, verkürzt und zurückgeſetzt.

In den Nordſtaaten wurde für den Krieg immer mehr Geld aufgenommen und verſchleudert. Wenn auch den ehrlichen Lincoln ſelbſt keine Schuld trifft, ſo iſt doch gewiß, daß es in ſeinem Anhang und in ſeiner nächſten Umgebung Finanzkünſtler gab, die in der Verlängerung des Kriegs ihren Privatvortheil ſahen, weil ein großer Theil der Geldſummen, die für den Krieg ausgegeben werden ſollten, auf dem Verwaltungswege in ihre Taſchen fiel. Man beſchuldigte in dieſer Beziehung insbeſondere den Kriegsminiſter Cameron. „Je gigantiſcher der Krieg, deſto gigantiſcher die Corruption, deſto furchtbarer die Macht der Verwaltung, die den Krieg für ſich ausbeutet und ihn verlängert, um ihre eigene Herrſchaft zu verlängern.“ Ein ganzes Heer von Harpyen folgte den Unionstruppen als Armeecommiſſäre, Lieferanten ꝛc., ließ ſich enorm von der Regierung bezahlen und verſorgte die Truppen deſto ſchlechter, mit noch weit größerer Frechheit als es bisher in der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Armeeverwaltung vorgekommen war. Mit dem beſten Willen konnte Lincoln dieſes Geſindels, mit dem die Generale meiſt unter einer Decke ſteckten, nicht Meiſter werden. Auch durfte er nicht ſtreng verfahren, weil die zahlreiche und mächtige Diebsbande ihn ſonſt bei der nächſten Präſidentenwahl im Stich gelaſſen hätte. Die immer wiederholten Niederlagen der großen Unionsarmeen kamen nicht immer blos von der Unfähigkeit der Generale her. Aber auch die Unfähigkeit erklärt

ſich nicht immer durch Mangel an Talent, ſondern dadurch, daß auch dem beſten General die Organe verſagten, oder daß man gegen ihn intriguirte. Die Offiziere wurden nicht nach Verdienſt und Talent, ſondern nach Gunſt gewählt. Während man tapfere und kriegserfahrene Deutſche, unter andern einmal mehrere preußiſche Offiziere, die ausdrücklich gekommen waren, um den Krieg mitzumachen, zurückwies, wurden Angloamerikaner in Menge befördert, die nie Pulver gerochen hatten und es auch gar nicht riechen wollten, ſondern nur, als Angehörige der großen Diebsbande, ſich bereicherten und jeder Gefahr auswichen. Auch unter den gemeinen Soldaten gab es nur zu viele, die nur Sold nahmen und wieder davon liefen. So wurde Betrug und Humbug aller Art getrieben und trotz ihrer großen Uebermacht konnten die Nordſtaaten den Süden nicht überwältigen.

Dabei bemerkte man in den großen Städten Nordamerikas, welche der Kriegsgefahr ferne lagen, namentlich in New-York, eine Sorgloſigkeit und Genußſucht, einen Uebermuth und Luxus, als ob man im tiefſten Frieden lebe. Eine New-Yorker Zeitung ſchrieb am 24. Mai 1864: „Während des Winters hatten wir viele glänzende Maskenbälle. Die Damen trugen Anzüge zu ſo fabelhaft hohen Preiſen, daß es unglaublich ſcheinen würde, wenn man nicht wüßte, wie unſere durch den Krieg reich gewordenen Spekulanten das Geld wieder verſchleudern. Eine Dame trug ein prächtiges mit echten Perlen geſticktes Kleid aus Roſe de Chine Satin; von ihrem Haupte wallte ein Schleier aus echten Spitzen, mit Perlen geſtickt, über ihre ganze Perſon. Die Göttin Diana wurde von einer jungen Dame repräſentirt, welche ein ponceaurothes Kleid, auf dem goldene Bogen eingeſtickt waren, und Stiefelchen aus rothem Satin mit goldenen Abſätzen und Beſätzen trug. Eine Andere trug ein Kleid aus grünem Atlas mit Silbergarnirungen und grüne Schuhe, mit Silberſpitzen beſetzt und ſilbernen Abſätzen; ihr Haar war mit Silberſtaub ge-

pudert. Auch die Herren gaben dieſem ausſchweifenden Luxus der Damen wenig nach.“

In den Südſtaaten herrſchte eine weit größere Noth. Sie beſaßen lange nicht ſo viel Mittel, wie die Nordſtaaten, mußten verhältnißmäßig weit größere Anſtrengungen machen und konnten ihre Armeen nur vollzählig erhalten durch den unbarmherzigſten Terrorismus in der Rekrutirung, Beſteuerung und Contribuirung. Die fünf oder ſechs Staaten, auf welche ſie reducirt waren, konnten ſich kaum noch der von Norden, Weſten und Süden vordringenden Unionstruppen erwehren und waren an Geld und Lebensmitteln ſchon faſt erſchöpft. In Virginien, Tenneſſee, Miſſiſippi, Alabama und Florida waren ſchon Unionstruppen eingedrungen. Nur Nord- und Südcarolina blieben noch unberührt, mit Ausnahme der Seeküſte, die von der Unionsflotte blokirt war. Nur weil es die ganze Zukunft galt und weil überhaupt in den Südſtaaten ein ritterlicheres Geſchlecht weißer Männer zu Hauſe war, als in den Nordſtaaten, wehrten ſie ſich ſo ausdauernd und mit ſo vielem Glück, oder wenigſtens mit ſo großem Ruhme, denn obgleich immer zurückgedrängt, ſiegten ſie doch beinahe in jeder Schlacht. Aber hinter der freudigen Kriegsluſt ihrer Lager verbarg ſich bitteres Elend der erſchöpften Städte und Dörfer. Man las fürchterliche Schilderungen dieſes Elends. Am meiſten, hieß es, litten die gefangenen Unionstruppen, von denen viele verhungern mußten, weil den Siegern ſelbſt die Lebensmittel ausgingen. Nach vielen Berichten ſollen nordſtaatliche Gefangene in Richmond verhungert ſeyn.

Die Kriegführung wurde von beiden Parteien grauſam genannt. Obgleich die Parteigerüchte zu übertreiben pflegen, durfte man doch Bevölkerungen, unter denen ſchon ſo lange her die Rowdies verrufen waren, nichts Feines zutrauen. In den Südſtaaten wurde die Härte, mit der man die Gefangenen behandelte, zum großen Theil nur durch

Noth veranlaßt. Nun waren aber in Richmond ungeheure Truppenmaſſen über ein Jahr lang zuſammengedrängt und fehlten die Lebensmittel. Die meiſten Gefangenen waren ſüdwärts nach Georgia gebracht worden. Im Sommer 1864 meldete eine Correſpondenz der Augsb. Allg. Zeitung: „Bei Andersonville liegen ſeit Monaten über 30,000 Gefangene auf einem engen ſumpfigen Raum unter freiem Himmel. Die Lumpen, die man ihnen gelaſſen hat, bilden ihren einzigen Schutz gegen Sonne und Regen. Jeder bekommt täglich ein halb Pfund Maisbrod und zwei Unzen verdorbenes Pöckelfleiſch.“ Wir werden auf dieſen Gegenſtand, der ſpäter zu einem merkwürdigen Proceß führte, ausführlich zurückkommen.

Im Jahr 1864 wurde Grant, der Eroberer von Vikſburg und Sieger von Chattanooga, zum Obergeneral der Unionsarmee ernannt, konnte ſich aber erſt am 3. Mai in Bewegung ſetzen, um über den Fluß Rapidan zu gehen und den Angriff auf die Hauptſtellung des Feindes in Richmond zu erneuern. Die Südſtaaten hatten hier ihre Hauptmacht unter General Lee concentrirt und ein Labyrinth von Verſchanzungen angelegt, um der Unionsarmee jedes Vordringen unmöglich zu machen. Grant mußte dieſe Vertheidigungslinien alſo zu umgehen oder den Feind zu täuſchen trachten, um an einem ſchwachen Punkte einzudringen. Lee aber war vorſichtig und hatte den Vortheil der kürzeren Linien, in denen er ſich nach jedem bedrängten Punkte bewegen konnte. Daher beſtand der Kampf zwiſchen Grant und Lee in langwierigen Manövern und Frontveränderungen, nur zuweilen unterbrochen durch Angriffsverſuche, womit Grant aber nicht durchdrang.

Man bemerkte übrigens damals zuerſt eine beſſere Haltung unter den Unionstruppen, als bisher. Grant hatte ſich bei dem abgeſonderten Corps, das er geführt, großes Vertrauen erworben. Durch die lange dauernde Kriegführung war der beſſere Theil des

Heeres geübter und abgehärteter geworden, hatte Luſt am Kriege gewonnen, die Nothwendigkeit und die großen Vortheile der Disciplin begriffen und gelernt, einen Stolz in das echt ſoldatiſche Weſen zu ſetzen, während die ſchlechten, unzuverläſſigen, feigen Elemente allmälig ausgeſchieden waren. Man hatte ganz dieſelbe Erfahrung in der franzöſiſchen Revolution gemacht, wo ebenfalls das erſte Maſſenaufgebot nichts getaugt hatte und faſt überall davongelaufen war, bis der echte Soldatengeiſt ſich ausbildete, der unter Napoleon ſo große Wunder vollbrachte.

Die Einſchließung der ſüdſtaatlichen Hauptſtadt Richmond, welche General Lee vertheidigte, durch die nordſtaatliche Armee, welche Grant befehligte, gehört zu den wichtigſten Vorkommniſſen der Kriegsgeſchichte überhaupt und war das großartigſte Kriegsereigniß, was noch je in der neuen Welt erlebt worden war. Einzig in ſeiner Art hauptſächlich weil es die außerordentliche Befähigung der germaniſchen Race zur Kriegskunſt aufs neue glänzend beſtätigte, ſofern hier binnen wenigen Jahren aus ganz rohen und ungeübten, an langen Frieden gewöhnten Volkselementen vortreffliche Truppen und geniale Feldherrn hervorgingen. Merkwürdig ſodann auch durch die große Menge von Opfern, welche dieſer Krieg forderte, durch die Menge von blutigen Schlachten, die raſch aufeinander folgten, ja wochenlang ſich faſt täglich wiederholten. Merkwürdig endlich durch das zerriſſene, dem Angriff höchſt ungünſtige Terrain. Denn eine Menge breite und ſchmale Gewäſſer, Sümpfe und Wälder zerſchneiden das Land zwiſchen Richmond und Waſhington. Ein Terrain, wie es ſonſt nur für Kriege der Wilden, für Guerillas oder Räuber geeignet iſt, wurde hier der Schauplatz großer Hauptarmeen. Das Intereſſe an dem Kampfe um Richmond gewinnt ſehr, wenn man ihn mit der Landkarte in der Hand verfolgt.

Die Energie der Nordamerikaner hat zwar dieſes durchſchnittene

Terrain durch Eiſenbahnen einem raſchen und ausgebreiteten Verkehr geöffnet, denn ſolche Bahnen gehen von Richmond nach allen Hauptrichtungen aus und gabeln ſich in nicht weit von der Stadt entfernten Stationen, ſo daß Lees in Richmond concentrirte zahlreiche Armee auf den verſchiedenen Wegen von Süden her immer Zufuhr genug erhielt. General Grant mußte deshalb bei ſeinem Angriff auf die Eiſenbahnen und namentlich auf deren Knotenpunkte ſein Augenmerk richten, um die Wege abzuſchneiden und weitere Zufuhren nach Richmond zu verhindern. Das nöthigte Grant, nach und nach beinahe einen förmlichen Kreis um Richmond zu ziehen, um ſich allmälig in den Beſitz der Eiſenbahnen zu ſetzen, oder dieſelben zu zerſtören. Auch das Klima muß bei dieſem Kampfe in Betrachtung gezogen werden. Bei großer Hitze iſt den Truppen Ruhe nöthig, bei Regenwetter werden wegen des hier durchgängig vorherrſchenden Lehmbodens die Straßen faſt unpaſſirbar.

Während nun Grant, als der angreifende Theil, raſtlos darauf bedacht war, theils eine Lücke des Gegners zu erſpähen und durch eine raſche Ueberrumpelung des Feindes zu erreichen, wozu ihn die Einſchließung Richmonds nur auf einem viel langſameren Wege führen konnte, theils, wenn ihm ſolche raſchen Schläge nicht gelangen, dem Feinde nacheinander alle Zufuhren abzuſchneiden, trachtete dagegen Lee in concentrirter Aufſtellung, beim Vortheil der inneren Linien, der auf ſeiner Seite war, und geſchützt durch ſtarke Schanzen, Verhaue und Gräben, wobei ihm die Beſchaffenheit des Landes trefflich zu Statten kam, ſchnell überall dahin, wo der Feind angriff, hinreichende Streitkräfte zu werfen, um ihn abzuſchlagen, ſodann, wenn er von Richmond etwas entfernt ſtand, nicht von dieſer Stadt abgeſchnitten zu werden, drittens die Eiſenbahnknoten aufs zäheſte zu vertheidigen, und viertens, wenn es irgend möglich war, Demonſtrationen im Rücken des Feindes machen zu laſſen, um deſſen

Unter diesen weltlichen Vertheidigern steht der tiefsinnige Görres oben an. Außerdem sind verschiedne zum Katholicismus übergetretne Protestanten für denselben sehr thätig gewesen, vorzüglich der Graf Stolberg, der Schweizer Haller, und mehrere Dichter, hauptsächlich Werner.

Die Protestanten sind äußerlich in demselben Verhältniß geblieben, in welches sie gleich anfangs gestellt worden waren. Ihre Priester sind immer nur Staatsdiener gewesen, und haben sich niemals zu einer selbständigen hierarchischen Gewalt erhoben. Einige ihrer Fürsten sind wieder katholisch geworden, wie der ehemalige Churfürst von der Pfalz, der Churfürst von Sachsen und neuerdings noch ein Fürst von Anhalt. Auch erlitten die Protestanten in der Pfalz und im Salzburgischen, so wie in den österreichischen Landen noch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts harte Verfolgungen; durch die Freisinnigkeit Joseph II aber und durch die Aufklärung der spätern Zeit erhielten sie wieder ein großes Uebergewicht.

Kapitel CCCCLXXXIV.

Rationalismus.

Wir haben früher gesehen, wie ein finstrer blinder Geist der protestantischen Theologen sich bemächtigt hatte, jener Geist der Orthodoxie, des todten Buchstabenglaubens. Dieser Zustand ging aus der Leidenschaftlichkeit, Rohheit und Unwissenheit hervor, die im Gefolge des wüthenden Religionskampfes sich nothwendig hatten erzeugen müssen. Sobald indeß ein Zustand der Ruhe eintrat, mußte der richtige Verstand der Deutschen sich auch bald eines bessern besinnen. Man sah allmählich die Thorheit jenes Hasses zwischen Lutheranern und Refor-

Aufmerksamkeit von Richmond abzulenken, um der Stadt Washington einen Schrecken einzujagen und auch um Zufuhren abzufangen und Proviant nach Richmond zu bringen.

Das Hauptinteresse des Kampfes drängte sich um Richmond und dessen nächste Umgebung, insbesondere um Fredericsburg und Falmouth am Rappahannok, Orange-Court-House an der Virginia-Centralbahn, um Spottsylvania zwischen jenen beiden, City-Point an der Mündung des Appomatox in den James und endlich die Stadt Petersburg, das Hauptbollwerk Richmonds im Süden. Seitwärts von diesem Kriegsschauplatz, aber in nächster Nähe, war das Shenandoahthal, welches sich gegen Norden öffnet in der Richtung von Washington, und das rechte Ufer des James-Flusses im Osten von besonderer Wichtigkeit, weil das eine die Verbindung mit den Nordstaaten beherrschte, von dem andern aus Petersburg am leichtesten angegriffen werden konnte. Im ersteren ließ Grant ein Armeecorps unter General Sigel zurück, am James-Fluß aber ließ er den General Butler gegen Petersburg operiren.

Grant selbst ging mit der Hauptarmee in den ersten Tagen des Mai 1864 über den Fluß Rapidan in die s. g. Wilderneß hinein, eine große Waldung, nur um den wachsamen Feind zu täuschen. Denn in so eine Wildniß pflegt man mit einer großen Armee nicht hineinzumarschiren. Grant rechnete also darauf, Lee werde ihn von einer ganz andern Seite her erwarten und es werde ihm gelingen, denselben, der ihm entgegengerückt war, von Richmond abzuschneiden. Allein er täuschte sich. Lee hatte zwar nichts gemerkt und seinen Uebergang über den Fluß nicht verhindert, war aber schon am Tage nach Grants Uebergange, am 5. Mai, im Anmarsch und griff seine vorgeschobenen Colonnen mit solcher Heftigkeit an, daß sie zurückgeworfen wurden. Aber auch Grant verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, ordnete in dem schwierigen Waldrevier seine Truppen

aufs zweckmäßigſte und wies den kühnen Angriff in einem blutigen Kampf zurück, dem erſt die Nacht ein Ende machte. Am andern Morgen begann der Kampf von neuem, Grant griff zuerſt an, erzürnt darüber, daß ihm ſein erſter Plan, den Feind zu hintergehen, nicht gelungen war. Lee aber hatte Verſtärkungen erhalten und am Nachmittag neigte ſich der Sieg auf ſeine Seite, als Grant noch zur rechten Zeit eine friſche Diviſion an ſich zog und ihn energiſch zurückwarf. In den folgenden Tagen machte Lee eine Schwenkung und nahm eine ſtarke Stellung am Fluſſe Po, wodurch er Grant am Vorrücken gegen Richmond hinderte. Am 9. Mai war Grant ſchon wieder an ihm, doch wegen Ermüdung der Truppen blieb der Kampf ohne Entſcheidung. Am folgenden Tage wurde mit Erbitterung gekämpft, am 11. nur gepländelt. Am 12. ließ ſich eine ſüdſtaatliche Brigade vom nordſtaatlichen General Hancock beim Frühſtück überraſchen. General Burnſide unterſtützte Hancock. Nun kam aber Lee und ſchlug ſie wieder zurück. Man kämpfte ſo hitzig, daß ein heftiger Platzregen und Sturm gar nicht beachtet wurde. Der Wald ging hier in offenes Land über, ſo daß die Kanonen freien Spielraum hatten und ihr Donner alles übertäubte. Die Schlacht wüthete 14 Stunden lang fort bis in die Nacht und kein Theil hatte geſiegt. Doch war der Vortheil inſofern auf Grants Seite, als hauptſächlich durch Hancocks glücklichen Ueberfall 8000 Gefangene und 18 feindliche Geſchütze in ſeine Hände gefallen waren.

Die Truppen waren ſehr erſchöpft. In einer einzigen Woche hatten ſie faſt täglich gekämpft, Grant hatte nicht weniger als 25,000 Mann und 16 Generale, Lee 18,000 Mann und 13 Generale verloren. Das waren die denkwürdigen Schlachten in der Wilderneß, die noch nichts entſchieden.

Lee war noch ſo zuverſichtlich, daß er am 19. Mai eine Diverſion in Grants Rücken machen ließ, um deſſen Train wegzufangen. Aber

dieſer Verſuch mißlang, weil ſich der Train nicht mehr da befand, wo man ihn ſuchte. Dagegen umging jetzt Grant Lees eigene Stellung auf ſeiner rechten Flanke und drohte ihn aufs neue von Richmond abzuſchneiden. Lee aber paßte auf und ſchob ſich Grant mittelſt eines Gewaltmarſches abermals vor. Da es Grant bisher nicht gelungen war, den Feind durch einen Angriff Stirn gegen Stirn zu überwältigen, mußte er es wieder mit einer Umgehung verſuchen, und that es in ſüdlicher Richtung. So umſchlichen ſich beide Feldherrn wie zwei Ringer, die nicht wieder angreifen wollen, ehe ſie einer am andern die ſchwache Seite gefunden haben.

Unterdeß ließ der umſichtige Lee den General Sigel durch den General Early aus dem Shenandoahthal hinauswerfen. Der arme Sigel, unſer deutſcher Landsmann, derſelbe badiſche Lieutenant, der 1849 die rebelliſche Armee in Baden befehligt, aber auch hier keine Lorbeern geſammelt hatte, war zwar, weil Grant und Lincoln es mit den zahlreichen Deutſchen in der Union nicht verderben wollten, zum Chef eines Armeecorps von 20,000 Mann ernannt worden; aber man ſcheint wenig Werth darauf gelegt zu haben, daß er etwas Großes leiſten ſolle. Ohne Zweifel war bei der engliſchen Vollblutrace, die noch keinen ernſten Krieg durchgemacht hatte, einige Eiferſucht gegen deutſche Offiziere im Spiel, die ſchon mehr Pulver gerochen hatten. Doch der Grund, warum Sigel gegen die ihn anfallende Uebermacht im Shenandoahthal nicht unterſtützt wurde, war wohl ein anderer. Grant war im Süden vorgerückt, um Richmond von hinten zu faſſen, denn das war ſein Hauptaugenmerk. Er wollte ſich nicht von Lee wieder rückwärts nach dem Norden manövriren laſſen und achtete auch einen kleinen Verluſt im Norden nicht, weil er wohl wußte, Lee müſſe, um ſich ſeiner zu erwehren und Richmond zu decken, in der Nähe bleiben und habe nicht Truppen genug übrig, um den allerdings offenen Weg nach Waſhington einzuſchlagen und

ieſe Stadt ernſtlich zu bedrohen. Alſo wurde Sigel bei New-Market ermaßen geſchlagen, daß ſeine Truppen in Unordnung davonflohen. Die ungeheueren Vorwürfe aber, mit denen man grade ihn überhäufte, während anglo-amerikaniſche Generale, die auch Niederlagen litten hatten, viel glimpflicher weggekommen waren, ſcheinen zu beweiſen, daß ſich wirklich nationale Eiferſüchtelei an ihm hat reiben wollen.

Auf der Oſtſeite des Kriegsſchauplatzes war General Butler am James-Fluß vorgegangen und hatte keinen Widerſtand gefunden, außer daß ſeine Schiffe auf dem Fluß durch Torpedos incommodirt waren. Erſt vor City-Point warfen ſich ihm die von Beauregard geführten Südſtaatlichen Truppen entgegen und ſchlugen ihn am 16. Mai zurück. Butler verlor hier 2000 Mann.*) Doch behauptete er ſich in einer guten Poſition gegen alle weiteren Angriffe bei Bermuda-Hundred.

Das alles geſchah noch im Mai. Aber am 2. Juni maßen ſich die Hauptarmeen von Grant und Lee ſchon wieder in einer Hauptſchlacht bei Cold-Harbor, indem ſie nach den bisherigen wechſelſeitigen Umgehungen wieder einmal Stirn gegen Stirn rannten. Dieſe Schlacht fiel nicht glücklich für Grant aus. Seine Angriffe wurden abgeſchlagen und er verlor 7000 Mann, während Lees Verluſt nur 2—3000 betrug. Dennoch ließ Grant ſich nicht ſchrecken, ſondern ſetzte über den James-Fluß, um Richmond um jeden Preis im Süden her anzugreifen und ſich zu dieſem Zweck mit Butler zu vereinigen. In Waſhington war man ſehr unzufrieden damit, denn man fürchtete, Lee werde auf dem offen gelaſſenen Wege einen Stoß

*) Es klingt etwas fabelhaft, wenn berichtet wird, ſeine Truppen hätten in der Dämmerung vor der Verfolgung des Feindes dadurch geſchützt, daß ſie die Bäume des Waldes in der Kniehöhe mit Drähten verbunden hätten, über welche die Verfolger gefallen ſeyen, was ſie ſtürzen gemacht und aufgehalten habe.

gegen die Hauptſtadt der Union unternehmen laſſen, was jedoch, wie Grant richtig vorausgeſehen hatte, nicht geſchah und nicht geſchehen konnte, denn Grants Truppen waren von Süden her der Stadt Petersburg ſchon ſo nahe gekommen, daß Lee ſie zu entſetzen eilen mußte. Der nordſtaatliche General Kautz drang am 9. Juni wirklich ſchon mit ſeiner Reiterei in die Straßen des ſchwach beſetzten Petersburg ein, mußte es aber wieder verlaſſen, weil er vom Fußvolk keine Unterſtützung erhielt. Die Vorwürfe, die ihn trafen, wurden glücklich von ihm widerlegt und er für ſchuldlos erklärt. Inzwiſchen konnte Butler, da die ihm gegenüberſtehenden ſüdſtaatlichen Truppen abziehen mußten, um Petersburg ſchützen zu helfen, am 16. Juni wieder vordringen.

Nachdem Grant ſich überzeugt hatte, daß er Richmonds nicht eher Meiſter werden würde, ehe er daſſelbe von ſeinen Zufuhren abgeſchnitten hätte, ließ er am 21. Juni die Weldon-Bahn angreifen, eine ſeiner allzu unvorſichtig vorgehenden Brigaden ſah ſich aber plötzlich umringt und gefangen und auch die nachkommenden Corps wurden in den folgenden Tagen zurückgedrückt. Ebenſo unglücklich kämpften die nordſtaatlichen Truppen im Shenandoahthal. Hier wurde ihr General Hunter ebenſo geſchlagen wie früher Sigel, am 28. Juni. Diesmal gingen die ſüdſtaatlichen Truppen unter General Early wirklich im Shenandoahthal vor und machten einen Einfall in Maryland, wo ſie viel raubten, ohne jedoch nach Waſhington vorzudringen. Dieſe Demonſtration änderte durchaus nichts an Grants feſtem und klugem Plane, Richmond von allen ſeinen Verbindungen abzuſchneiden. Während er ſelbſt in der Nähe von Richmond blieb und Lee hier feſſelte, ſo daß derſelbe nicht daran denken konnte, Truppen genug zu entſenden, um Waſhington ernſtlich zu bedrohen, entſandte Grant den energiſchen General Sherman, um das ganze Terrain, aus welchem Richmond bisher ſeine Verſtärkungen und Zufuhren erhalten hatte,

durch einen kühnen Zug mitten durch die Südstaaten bis an das atlantiſche Meer zu jeder weiteren Unterſtützung Richmonds unfähig zu machen. Erſt am 26. Juli fing Grant ſeine Operationen vor Richmond von neuem an und hoffte, Lee werde, um dieſe Hauptſtadt zu decken, Petersburg entblößen, auf welches er jetzt einen Gewaltangriff machen ließ, der jedoch am 30. Juli kläglich mißlang. Durch das Sprengen einer Mine zertrümmerte er das Hauptfort von Petersburg, ließ 120 ſchwere Geſchütze gegen die Stadt ſpielen und den erſten Schrecken benutzen, um die Diviſion Burnſides ſchnell in die Stadt zu werfen. Sie drang auch ein, ſtieß aber unerwartet auf neu aufgeworfene Erdwerke und in ein ſolches mörderiſches Feuer, daß ſie in der trichterförmigen Breſche ſtecken blieb und ſich nach ſchrecklichen Verluſten gefangen geben mußte. Damit war das ganze Unternehmen mißlungen; Lee behauptete Petersburg und Grant mußte ſich mit einem Verluſt von 6000 Mann zurückziehen. Die Schuld wurde auf einige Negerregimenter geworfen, die im entſcheidenden Augenblick nicht tapfer genug ausgehalten hätten. Lee benutzte ſeinen Sieg ſogleich, um, was ihm die ſüdliche Stellung Grants geſtattete, wieder durch ſeine ſchnelle Reiterei einen Einfall in Maryland machen und aus dieſer reichen Gegend Beute und Vorräthe nach ſeinem Lager ſchleppen zu laſſen. Die Stadt Waſhington ſah ſich dadurch wieder nahe bedroht und war in großer Aufregung. Doch zogen ſich die Feinde wieder zurück.

Erſt am 14. Auguſt bei großer Hitze machte Grant wieder einen Angriff auf das Fort Darling am James-Fluß, konnte es aber nach einem mehrtägigen Kampfe nicht einnehmen. Am 25. griff er abermals die Weldon-Bahn an, aber eben ſo vergebens. Nun hielt er ſich wieder ruhig, um den Erfolg von Shermans Expedition abzuwarten, denn wenn dieſe gelang, brauchte er ſich nicht mehr in vergeblichen Angriffen gegen allzu feſte Poſitionen zu erſchöpfen. Auf

Richmond beſchränkt und ohne fernere Unterſtützung vom Süden her mußte Lee trotz ſeines Feldherrntalents und trotz der Tapferkeit ſeiner Armee aus Mangel an Lebensmitteln unterliegen. Schon jetzt im September waren die Lebensmittel in Richmond und Petersburg verringert und beſonders das Fleiſch ſehr ſelten geworden, weshalb der ſüdſtaatliche General Hampton mit ungeheurem Jubel empfangen wurde, als es ihm durch einen kecken Handſtreich gelungen war, den Unionstruppen unverſehens 25,000 Ochſen aus ihrem Depot wegzufangen und glücklich nach Petersburg zu bringen, am 15. September. Dagegen wurde Early wenige Tage ſpäter durch den von Grant abgeſchickten General Sheridan im Shenandoahthal zurückgeſchlagen, am Fluſſe Opequoin. Early wagte am 19. October noch einmal einen Angriff, wurde aber nochmals geſchlagen, indem Sheridan, welcher anfangs noch fern war, in größter Schnelligkeit herbeieilte und grade zur rechten Zeit kam, um die Niederlage ſeiner Truppen in einen glänzenden Sieg zu verwandeln.

Da der Süden ſich ſo mannhaft vertheidigte, machte die demokratiſche Partei im Norden und Weſten eine neue Anſtrengung. Die Zeit, in der ein neuer Präſident der Union gewählt werden ſollte, rückte nahe und die demokratiſchen Stimmen erklärten ſich für Mac-Clellan, ohne Zweifel eine unglückliche Wahl, da dieſer General ſeinen übeln Ruf als Feldherr nur noch mehr verdunkelte, wenn er als Werkzeug einer Partei erſchien, der ſeine Niederlagen erwünſcht geweſen waren. Eine kleine, ſittlich edlere Partei ſuchte Fremont an die Spitze der Union zu bringen, war aber ſo wenig zahlreich, daß Fremont ſelbſt zurücktrat, um die Stimmen nicht zu zerſplittern. Am 10. Auguſt wurde zu New-York ein Rieſenmeeting abgehalten für Mac-Clellan unter Hohn und Verwünſchungen für Lincoln. Zu derſelben Zeit verſammelte ſich ein großer Demokratencongreß im Weſten zu Chicago in demſelben Sinne und für Mac-Clellan. Ihr Pro-

gramm war, man ſolle zwar die Südſtaaten nöthigen, wieder in die Union einzutreten, aber die Sclaverei nicht aufheben. Dagegen hielt Seward eine gewaltige Rede, worin er entſchieden für Lincoln Partei nahm und die Rettung der Union allein vom Feſthalten an Lincolns Politik und Präſidentſchaft erwartete.

Alle dieſe Parteidemonſtrationen würden noch kaum etwas entſchieden haben, wenn ſich nicht das Waffenglück dem Norden zugewendet hätte. Zwar wurde noch am 19. October ein kleiner Einfall von Anhängern des Südens von Canada aus in die Vereinigten Staaten gemacht, bei St. Albans, um Lincolns Partei im Rücken anzugreifen, allein ohne andern Erfolg, als daß dadurch die Canadier und die engliſche Regierung ein wenig compromittirt wurden. Vor Richmond hielt die große Potomacarmee unter Grant nicht nur ihre Poſitionen feſt, ſondern errang auch neue Vortheile. Mit welchem Geſchick ſich auch Lee vertheidigte und überall hin, wo er einen Angriff erwartete, neue Verſchanzungen aufwarf, Grant war ihm doch an Truppenzahl überlegen und erhielt immer neue Verſtärkungen. Im Verlauf des Jahres wurde auch in entfernten Gegenden, wenn auch nur mit kleinern Mitteln gekämpft. Banks, der von New-Orleans aus die ſüdlichſten Staaten ſäubern wollte, erlitt im April eine kleine Niederlage. In Tenneſſee griffen die Conföderirten unter General Foreſt in demſelben Monat das Fort Pillow am Miſſiſippi an. Daſſelbe capitulirte, die Belagerer brachen aber die Capitulation und mordeten 400 Negerſoldaten, die zur Beſatzung gehört hatten, auf die grauſamſte Weiſe. Die unioniſtiſche Flotte unter Farragut belagerte das Fort Mobile vergebens, ebenſo Porter das feſte Willmington. Dagegen gelang es einem Kriegsſchiff der Union, dem Kerſeage, an der Nordküſte Frankreichs nahe vor dem Hafen von Cherbourg das berüchtigtſte Caperſchiff der Südſtaaten, den Alabama, den es lange vergeblich geſucht hatte, endlich zu ertappen und auf der Stelle in

den Grund zu bohren. Semmes, der Capitän des Caperſchiffs, konnte ſich mit ſeinen Leuten retten und wurde in England wie ein großer Held gefeiert, obgleich er als gemeiner Seeräuber ſeine Brutalitäten immer nur an wehrloſen Kauffahrteifahrern ausgeübt hatte und jedem ernſten Kampf feige ausgewichen war.

Die wichtigſte Unternehmung, welche die Streitkräfte der Union auf einem andern Kriegsſchauplatz als am Potomac ausführten, war die große Diverſion, welche General Sherman nach Grants großartigem Plane den Conföderirten im Rücken machte. Es kam nämlich Grant nicht blos darauf an, Richmond in nächſter Nähe zu cerniren, ſondern auch zu verhüten, daß ihm neue bedeutende Streitkräfte aus den ſüdlich gelegenen Staaten zu Hülfe kommen konnten. Alſo wurde Sherman auserſehen, in Georgien einzufallen, dort alles zu alarmiren, alles, was dort von conföderirten Truppen vorhanden war, einzeln zu ſchlagen, oder wenigſtens von Richmond abzuziehen, alle Vorräthe, die nicht mitgenommen werden konnten, zu zerſtören und womöglich quer durch die Südſtaaten bis zum atlantiſchen Meere vorzudringen und ſich hier mit der unioniſtiſchen Flotte in Verbindung zu ſetzen.

Sherman war als junger Menſch ein bei den Damen ſehr beliebter Lieutenant in Charleston geweſen. Dann wurde er Ingenieurhauptmann, zog aber plötzlich die Uniform aus und fing ein Banquiergeſchäft im goldreichen Californien an, hatte jedoch kein Glück und trieb ſich mehrere Jahre an verſchiedenen Orten als Advokat herum, bis ihm ſeine alten Freunde in der Armee die Stelle eines Präſidenten der Militärakademie in Louiſiana verſchafften. Als der Bürgerkrieg ausbrach, erklärte er, keine menſchliche Rückſicht werde ihn jemals bewegen, gegen den Süden zu kämpfen. Und doch war es ihm beſchieden, nicht nur in die Nordarmee einzutreten, ſondern auch der ſüdſtaatlichen Union den Todesſtoß zu verſetzen. Man erklärt das

einfach aus ſeinem Ehrgeiz. Dieſer Sherman hatte ſich früher ſchon bei der Potomacarmee ausgezeichnet, weshalb er mit der wichtigen Operation im Süden beauftragt wurde. Er durfte 40,000 ausgeſuchte Veteranen und viele Pferde mitnehmen, um ſich raſch bewegen zu können, und hatte den Auftrag, während Grant mit der Potomacarmee die Hauptarmee der Südſtaaten bei Richmond im Schach hielt, die wichtigſten Hülfsquellen der letztern im Süden zu zerſtören. Er ſollte zunächſt durch Georgien bis an die Meeresküſte vordringen, ſich dort des Seeplatzes Savannah bemeiſtern und mit der Unionsflotte in Verbindung ſetzen, dann in Carolina eindringen, das ſchon ſo lange von der Seeſeite vergeblich belagerte Charleston von der Landſeite her einnehmen und dann gegen Richmond ziehen, auf dieſem weiten Halbkreiſe aber alle Eiſenbahnen zerſtören, alle Vorräthe wegnehmen oder vertilgen, die ſüdſtaatliche Rekrutirung hemmen, die Neger befreien, aber auch zugleich durch ſtrenge Disciplin und wohlwollendes Benehmen gegen die friedliche Bevölkerung dieſelbe für die Union zu ſtimmen und zum Abfall von Davis zu bewegen ſuchen. Der Zweck von Shermans Expedition wurde ſo geheim gehalten, daß ſeine eigenen Truppen nichts davon erfuhren, und daß er durch geſchickte Manöver den Feind täuſchen konnte. Zum erſtenmal in dieſem Kriege ſtanden im Hauptquartier der Union tüchtige Männer an der Spitze, wurde ein genialer Feldzugsplan gefaßt und eben ſo genial ausgeführt.

Auch die Armee war tüchtiger geworden. Binnen vier Jahren, berichtet Sonder, bildete ſich ein Kern von ſ. g. Veteranen, die freiwillig ihre Dienſtzeit verlängerten, beiſammen blieben und tüchtige Soldaten wurden. „Die geſammte Infanterie trug am Leibkoppel Haubajonnet und Patrontaſche; das Lederzeug war ſchwarz; jeder Mann führte ſein auf dem Torniſter aufgeſchnalltes Kochgeſchirr bei ſich. Die Uniform beſtand aus einem blautuchenen, ziemlich langen

mirten ein, und legte sie ab. Man sah auch das Verderbliche eines bloßen Wortglaubens ein, und erschütterte die Orthodoxie, indem man sich darauf berief, daß der Protestantismus die Freiheit des Denkens geheiligt habe, und indem man nun wirklich dachte, forschte und das eigentlich Wahre der Religion von allen Irrthümern der Menschensatzung zu reinigen strebte.

Wie das Gefühl immer dem Nachdenken vorhergeht, so auch hier. Es waren zuerst fromme, gotttrunkene Gemüther, die sich mit Abscheu von der kalten, trocknen, häßlichen Pedanterei der gallsüchtigen Rechtgläubigkeit abwandten und den wahren Glauben nicht im Buchstaben der Bibel oder der Augsburgischen Confession, sondern in dem innigen Gefühl eines frommen Herzens suchten. So Arndt und vor allen der sanfte Philipp Spener, der im Jahr 1672 eine Versammlung der echten Frommen, Collegium pietatis, stiftete, von welcher der Pietismus seinen Ursprung nahm. Diese auserwählten Frommen aber, die Stillen im Lande, die in ihrem eignen Herzen und in häuslichen Versammlungen die wahre Erweckung zur Gottseligkeit suchten, wurden von den Orthodoxen als Abtrünnige grimmig verfolgt. Sie fanden auf der neu errichteten Universität Halle einen Zufluchtsort, und hier war es, wo, durch ein sichres Gefühl zuerst geleitet, auch der Verstand mit seinen glänzenden und siegreichen Waffen der Orthodoxie sich widersetzte. Hier traten kurz nach einander zwei Männer auf, deren Wirken von unermeßlichen Folgen war. Der große Thomasius, ein Jurist, machte zuerst die Rechte der gesunden Vernunft gegen den Teufelswahn und gegen die Hexenprozesse geltend, und diese furchtbaren Greuel nahmen trotz der orthodoxen Geistlichkeit, die sie beschützte, ein Ende. Darauf erschien Wolf mit einer neuen Philosophie, worin ein mathematisch klarer Verstand vorherrschte. Jetzt

Rock und blauen Pantalons, welche von Offizieren und Leuten in die langgeſchäfteten Stiefeln geſteckt wurden. Der Mantel war von ſtarkem Tuch und hatte einen ziemlich langen Kragen, der den Torniſter bedeckte und vor dem Naßwerden ſchützte. Das Casquet, eine blautuchene Mütze mit großem horizontal ſtehendem Schirm war nicht ſehr kleidſam, aber bequem und praktiſch; an dem Casquet waren die von den commandirenden Generalen, nach völlig freier Wahl angenommenen und eingeführten, aus farbigem Tuch oder Metall geſchlagenen Corps- und Diviſionsabzeichen, in Geſtalt eines Adlers, eines Sternes, einer Eichel ꝛc. befeſtigt. — Die von den Staaten New-York und Pennſylvanien geſtellten Regimenter wichen mitunter von der allgemeinen Uniformirung ab und waren nicht ſelten ſehr phantaſtiſch in Roth, Blau, Grün oder Grau gekleidet. Solche Regimenter führten auch beſondere Bezeichnungen wie z. B. Feuer-, Zuaven-, Lafayette-Garde, Steuben-Regiment ꝛc. Die Infanterie der Unirten beſaß Ende 1862 ſehr verſchiedene Güte; die meiſten Regimenter, namentlich die der Freiwilligen, ließen in Betreff ihrer taktiſchen Ausbildung, ihres Reſpectes vor den Vorgeſetzten, ihrer Disciplin und der innern Ordnung Manches zu wünſchen übrig; dagegen beſaßen alle eine außerordentlich große Marſchfähigkeit, viel Geduld und Ausdauer in Widerwärtigkeiten, ſtarke Willenskraft und große Praxis im Lager- und Bivouakleben, Wege- und Brückenbau; der amerikaniſche Soldat iſt im Allgemeinen ſchweigſam und ernſt, beſchäftigt ſich aber lebhaft mit Politik und iſt den geiſtigen Getränken ſo ſehr ergeben, daß der Verkauf derſelben in den Lagern und auf den Märſchen gänzlich unterſagt werden mußte."

Die Reiterei der Union war anfangs am übelſten beſtellt, während die der Südſtaaten vortrefflich war. Die reichen Plantagenbeſitzer und ihre Angehörigen waren geborene Reiter und brachten die berittenen Hirten der Weideländer aus Texas mit. Das Krämer-

volk im Norden wußte dagegen nicht mit Pferden umzugehen. Hier kosteten die Pferde ein ungeheures Geld und ein guter Theil davon ging an schlechter Pflege zu Grunde. Es dauerte lange bis man hier eine Besserung erreichte. Die Nordstaaten erfanden sogar nach und nach eine neue, ihnen sehr nützliche Truppe, nämlich eine auf Maulthieren beritten gemachte Infanterie mit viel rascherer Bewegung als das gewöhnliche Fußvolk.

In Bezug auf Artillerie und Marine erlangten die Nordstaaten eine große Ueberlegenheit über die Südstaaten. Hierbei offenbarte sich der überschwängliche Sinn der Yankees. Nicht nur in den Panzerschiffen, sondern auch in den riesenhaften Parrotgeschützen lag etwas Phantastisches. Von den letztern bemerkte man übrigens, daß sie häufig zerplatzten.

Die Südstaaten hatten an Beauregard und Lee schon längst ausgezeichnete Generale, doch war ihnen bisher die Unfähigkeit oder der Verrath im Lager der Nordarmee zu statten gekommen, auf welche sie jetzt nicht mehr rechnen konnten. Auch hatten sich die Südstaaten durch übermäßige Anstrengung schon bedeutend erschöpft. Von Anfang an schwächer als die Nordstaaten reichte die Zahl ihrer waffenfähigen Mannschaften nicht mehr aus, um den unaufhörlich wachsenden Streitmassen des Nordens überall, wo es nöthig war, hinlänglichen Widerstand zu leisten. Um Richmond zu halten, mußten dort fast alle ihre Truppen concentrirt werden. Auf Nebenpunkte legten sie weniger Gewicht. Sie ließen daher nur Johnston, den nachher Hood ersetzte, in einer nicht ausreichenden Stärke gegen Sherman operiren.

Gleichwohl war Shermans Aufgabe immerhin schwierig, denn er kannte die innern Zustände der Südstaaten nicht, auch nicht die Stärke der gegen ihn zu verwendenden Truppen. Er mußte in zum Theil unwegsamen Gegenden vorsichtig eindringen auf einer langen Operationslinie, fern von aller Verbindung mit dem Norden und

ſeinen natürlichen Hülfsquellen. Er mußte Menſchen und Pferde verproviantiren in zum Theil nur ſparſam bewohnten Landſchaften. Nachdem er ſeine Truppen am Ende des April in Chattanooga concentrirt hatte, nämlich die kleinen Heertheile, die bisher einzeln in Tenneſſee, Kentucky und am Ohio geſtanden und die, weil ſie dort nicht mehr nöthig waren, durch Milizen erſetzt werden konnten, brachte Sherman im Ganzen 98,000 Mann mit 254 Geſchützen zuſammen, und zwar gute, ſchon in längerm Krieg erprobte Soldaten. Johnſton, der ihn aufhalten ſollte, konnte nur 71,000 Mann zuſammenbringen. Sherman hatte jedoch mit viel Terrainhinderniſſen zu kämpfen und Johnſton verfehlte nicht, alle wichtigen Päſſe, wo er durchkommen mußte, zu beſetzen und die Wege ungangbar zu machen. Sherman aber befolgte Grants Syſtem, durch Umgehung der gefährlichen Punkte dem Gegner zuvorzukommen, oder ihn wenigſtens zu zwingen, daß er die eingenommene feſte Stellung wieder verlaſſen mußte. So umging er Johnſtons feſte Stellung bei Dalton und griff ihn dann am 14. Mai bei Reſaca mit ſolcher Gewalt an, daß Johnſton nach zweitägigem heftigem Widerſtand weichen mußte. Durch dieſen Sieg öffnete ſich Sherman den offenen und am meiſten cultivirten Theil Georgiens, wo er mehr Lebensmittel und bequemere Wege fand. Am 28. Mai griff ihn Johnſton am Allatoona-Paſſe heftig an, jedoch ohne Erfolg. Aber auch Sherman wurde am 27. Juni, als er Johnſton am Keneſawgebirge angriff, von demſelben zurückgeworfen.

Trotz dieſer Aufhaltungen konnte doch Sherman, weil er die überlegenere Truppenzahl hatte, allmälig immer weiter vorrücken und bedrohte ſchon die wichtige, ſtark befeſtigte und reich mit Vorräthen verſehene Stadt Atlanta. Weil nun Johnſton nicht ſo glücklich geweſen war, die gefährliche Diverſion Shermans zu vereiteln, wurde er abberufen und an ſeiner Stelle erhielt der feurige General Hood

das Commando. Dieſer energiſche Mann machte nun mit ſeinen geringen Mitteln in der That dem Feinde viel zu ſchaffen. Der Muth der Conföderirten iſt grade in dieſen letzten Stadien des Bürgerkriegs noch mehr zu bewundern, als er es im Anfang und in den Tagen des Sieges war. Hood hatte nur noch 49,000 Mann, mit denen er Atlanta vertheidigen ſollte, aber er erſetzte die Zahl durch Kühnheit. Am 20. Juli überfiel er einen Theil der feindlichen Armee plötzlich im Walde und nur die Geiſtesgegenwart ihrer Artillerie ſchützte die Unionstruppen vor einer ſchmählichen Niederlage. Sherman war ſeitdem ſehr vorſichtig, um ſeinem Gegner keine neue Blöße zu geben, und da er ſich überzeugte, Atlanta ſey zu feſt, als daß er es leicht einnehmen könnte, hoffte er einen glücklichen Coup ausführen zu können, indem er plötzlich ſeine Reiterei ſüdwärts nach Maçon eilen ließ, um die dort befindlichen zahlreichen Gefangenen von der Unionsarmee zu befreien und zugleich die Eiſenbahn daſelbſt zu zerſtören, und jede Zufuhr vom Süden aus nach Atlanta abzuſchneiden. Aber ſeine Reiter kamen zu ſpät, die Gefangenen waren ſchon entfernt worden, ja ein Theil der unioniſtiſchen Reiterei gerieth auf dem Rückwege in einen Hinterhalt und verlor 3000 Mann. Weil aber Sherman fortfuhr, Atlanta von ſeinen Verbindungen abzuſchneiden, glaubte Hood, ſich daſelbſt nicht mehr länger halten zu können, und räumte die Stadt unverſehens in der Nacht auf den zweiten September, nachdem er das ſämmtliche Pulver, ſämmtliche Lokomotiven und Waggons der Eiſenbahn, 1000 Ballen Baumwolle und alle Vorräthe hatte in die Luft ſprengen oder verbrennen laſſen.

Sherman ſollte durch kleine Truppenbewegungen in ſeinem Rücken verlockt werden, ſich zurückzuziehen, was die Conföderirten umſomehr hofften, als der Winter im Anzug war und die Unionstruppen nicht genug Lebensmittel auftreiben konnten. Aber Sherman ging von

ſeinem Plane nicht ab und ließ ſich nur Zeit, um durch Fouragierungen und Razzias den Proviant aufzubringen, den er brauchte. Den größten Vorrath davon hatte er in Allatoona zuſammenbringen laſſen, weshalb Hood dieſen Ort unverſehens überfiel. Aber der unioniſtiſche Commandant, General Corſe, der etwa 2000 Mann bei ſich hatte, vertheidigte ſich am 5. October aufs ritterlichſte, bis Sherman ihm zu Hülfe kam. Nun wich dem letztern Hood wieder aus und um ſich von ihm nicht in der Irre herumführen zu laſſen, überließ Sherman dem General Thomas den kleinern Theil ſeines Heeres, um ihn zu verfolgen, und brach ſelbſt mit dem größern Theile, der noch 50,000 Streiter zählte, gegen Oſten auf, um die wichtige Stadt Savannah am atlantiſchen Meere zu erreichen.

General Thomas vollzog ſeinen Auftrag mit vielem Geſchick. Hood hatte, indem er ſich an die Grenze von Tenneſſee zurückzog, ſich bis auf 36,000 Mann verſtärkt und griff den von Thomas voran geſchickten General Shofield am 30. November bei Franklin mit großer Uebermacht an, allein Shofield hielt mit der äußerſten Tapferkeit aus, ſchlug alle Stürme zurück und wurde nach wenigen Tagen von Thomas unterſtützt, der nun ſeinerſeits Hood in Naſhville angriff, am 15. und 16. Dezember. Hier wurde Hood trotz der hartnäckigſten Gegenwehr total geſchlagen und konnte nichts Ernſtes mehr unternehmen.

Nachdem Hood nicht mehr im Stande geweſen war, Sherman von ſeinem Marſch zum Meere nach dem Weſten zurückzumanövriren, machte Lee doch noch einen Verſuch, durch Alarmirung des Weſtens Grants Aufmerkſamkeit von Richmond auf einen andern Punkt hinzulenken und ſeine Streitkräfte zu theilen. Die Umſtände waren für Lee nicht ganz ungünſtig. Im Staate Miſſouri, wie auch in Kanſas, hatten die Conföderirten zahlreiche Anhänger; wenn man ihnen einen militäriſchen Kern gab, konnten ſie zur Lawine anwachſen. Lee ſchickte

alſo den General Price, der etwa 20,000 Mann zuſammengebracht hatte, im September nach Miſſouri, wo ihm der unioniſtiſche General Roſenkranz anfangs nur geringe Streitkräfte entgegenſtellen konnte. Nun bildeten ſich auch gleich conföderiſtiſche Freiſchaaren und plünderten unioniſtiſch geſinnte Städte, namentlich Glasgow und Sedalia, wobei ſich ein gewiſſer Anderſen als Anführer durch die größte Frechheit hervorthat. Allein Price beſaß keine rechte Energie, wurde von Roſenkranz, als derſelbe mehr Truppen um ſich geſammelt hatte, am 22. October bei Independence aufs Haupt geſchlagen und mußte auf der Flucht ſeine reiche Beute zurücklaſſen.

Unter ſo günſtigen Umſtänden ſetzte nun Sherman ſeinen kühnen Marſch zum atlantiſchen Meere fort, ohne ferner auf irgend einen erheblichen Widerſtand zu ſtoßen. Nachdem er am 22. November Milledgeville beſetzt hatte, von wo der Gouverneur und der geſetzgebende Körper Georgiens geflüchtet waren, ließ er wieder alles von Lebensmitteln zuſammenraffen, was nur gefunden werden konnte, und auf Packthieren fortbringen, um den Winter über mit ſeiner Armee nicht Hunger zu leiden, und zerſtörte fortwährend Eiſenbahnen und Brücken, um jeden ferneren Zuzug nach Richmond zu verhindern. Schon am 10. Dezember ſtand er vor der Stadt Savannah. Hier befanden ſich 7000 Mann und noch mehrere Tauſend ſchnell zuſammengeraffte Milizen unter dem conföderirten General Hardee, der eine gänzliche Einſchließung der Stadt nicht abwartete, weil er ſie gegen Shermans Uebermacht auf die Dauer doch nicht hätte vertheidigen können. Er verfuhr alſo hier, wie Hood in Atlanta und räumte die Stadt auf dem einzig noch offenen Wege, welcher durch Moräſte führte, in der Nacht auf den 22. Dezember, hatte aber keine Zeit mehr, um die reichen Vorräthe daſelbſt zu zerſtören, oder er that es aus Schonung für die Einwohner nicht. Somit blieben hier nicht nur 150 Geſchütze, ſondern auch zahlloſe Eiſenbahnwägen und Locomotiven und nicht

weniger als 30,000 Ballen Baumwolle zurück, die in Shermans Hände fielen. Dieſer glückliche General zog nun auch hier Verſtärkungen an ſich, während ihm faſt gar kein Feind mehr gegenüberſtand. Er hatte jetzt wieder 70,000 Mann beiſammen.

In Richmond erregten die Fortſchritte Shermans keinen geringen Schrecken, denn wenn es ihm gelang, gegen Richmond vorzurücken und ſich mit Grants Hauptarmee zu vereinigen, ſo waren die Südſtaaten verloren. Lee wollte wenigſtens die Kataſtrophe noch ſo lange als möglich aufhalten und da er aus ſeiner centralen Stellung bei Richmond unmöglich mehr Truppen abgeben konnte, um ſie Sherman entgegenzuwerfen, entſandte er den trefflichen Beauregard, um alle Garniſonen, die man irgend entbehren konnte, zuſammenzuraffen und einen neuen Streithaufen zu bilden, der das Vordringen Shermans wenigſtens noch eine Zeit lang aufhalten ſollte. So wurden alſo die Städte Charleston, Georgetown, Kingston ꝛc. von ihren Beſatzungen freiwillig geräumt. Beauregard, welcher Charleston, wo vor vier Jahren die Rebellion ihren Anfang genommen, bisher aufs zäheſte vertheidigt hatte, war nicht mehr ſtark genug, den wichtigen Poſten am Meere gegen den Angriff von der See und vom Lande her zugleich zu vertheidigen, kam daher dem Angriff Shermans zuvor, verbrannte die Stadt mit ihren Vorräthen und zog ab, am 17. Februar 1865. Daſſelbe Glück hatte Sherman im Innern von Südcarolina, deſſen Hauptſtadt Columbia er einnahm, nachdem der ſüdſtaatliche General Wade Hampton ſie in Brand geſteckt hatte und geflohen war. Derſelbe hatte ungeheure Maſſen von Baumwolle auf die Straßen ſchütten und anzünden laſſen und vom Winde getrieben hatte die Baumwolle die ganze Umgebung der Stadt wie mit Schnee bedeckt. An 3000 Häuſer verbrannten. Unterdeß wurde auch der wichtige Hafen von Willmington an der Südoſtſpitze Carolinas von den Unioniſten unter General Butler zu Lande und unter Admiral Porter

zur See angegriffen und zwar lange tapfer vertheidigt, mußte aber endlich unterliegen, als Sherman Raum gewann, den General Shofield auch noch gegen Willmington zu entſenden. Die Beſatzung von Willmington entwich in der Nacht auf den 22. Februar, nachdem ſie noch die Eiſenbahnbrücke, 1000 Ballen Baumwolle und andere Vorräthe verbrannt hatte. Das Heer, womit Beauregard gegen Sherman operiren ſollte, war nach ſo großen Verluſten zu ſchwach, um ſeiner Aufgabe zu genügen. Beauregard, der bisher nie den Muth verloren hatte, gab nun doch das Commando an Johnſton ab, der noch weniger ausrichten konnte.

Sherman rückte am 17. März nach Goldsboro vor und warf Johnſton nach ſchwacher Gegenwehr zurück. Da er zunächſt keinen ernſten Angriff mehr zu beſorgen hatte, verließ er ſeine Armee auf kurze Zeit und eilte von Beaufort aus zu Schiffe nach City-Point, um hier am 27. März unter Lincolns eignem Vorſitz einem großen Kriegsrath anzuwohnen.

Die Südſtaaten hätte Sherman nicht überwältigen können, wenn es ihnen möglich geweſen wäre, ihre Hauptſtellung in Richmond und Petersburg von Truppen zu entblößen. Richmond war in immer größerer Noth, Lebensmittel waren nur noch zu enormen Preiſen zu bekommen. Zufuhren und Verſtärkungen wurden immer ſeltener. Als letzten Verſuch, die, wenn auch überaus tapfere, jedoch gelichtete Armee zu ergänzen, ſchlug man Bewaffnung der Neger vor. Aber das natürliche Gefühl ſträubte ſich gegen einen ſo groben Abfall vom Prinzip der Südſtaaten und man hatte auch nicht mehr Zeit und beſaß nicht mehr Terrain genug, um die Maßregel in großartiger Weiſe durchzuführen. Manche Stadt und Provinz, die bisher die Union der Südſtaaten unterſtützt hatte, wurde jetzt renitent, um nicht ihre Kinder in einem nutzloſen Kampf zu opfern, und klagte den Terrorismus der Regierung in Richmond an, welche die Rekrutirung unter der

weißen Bevölkerung in der Noth bereits vom Knaben- bis zum Greisenalter ausdehnte. Die Bänke des Congresses in Richmond begannen sich zu leeren, viele Deputirte entfernten sich in aller Stille. Zu Weihnachten wagte es der Senator Forte zum erstenmal, gegen Davis und seine Partei die Stimme zu erheben und den bisherigen „Militärdespotismus" als unerträglich und was noch mehr sagen wollte, als unnütz anzuklagen, da die Südstaaten ohne fremde Hülfe sich doch nicht retten könnten.

Unterdeß wurde der neue Präsident der Union gewählt und hauptsächlich den Siegen der Generale verdankt Lincoln seine Wiederwahl. Er hatte zwar auch andere Mittel gebraucht, um zum Ziele zu kommen, unter andern so schnell als möglich den neuen Staat im Westen, Nevada, anerkannt, um sich diese Stimme bei der Wahl zu sichern (dieser neue Staat zeichnet sich durch seinen Reichthum an Silber aus). Auch übte die herrschende republikanische Partei durch ihre Civil- und Militärbeamten und durch ihre Geldmittel, indem sie immer neue Millionen Papier verausgabte, einen Terrorismus, der dem der herrschenden Partei in den Südstaaten wenig nachgab. Zu Lincolns Wiederwahl trug aber das Uebergewicht Grants und Shermans über Lee und Beauregard das meiste bei, denn man konnte jetzt kaum mehr am Sieg der Union zweifeln, und Furcht und Friedenssehnsucht wurden Lincolns Alliirte.

Genug, Abraham Lincoln, der Starrkopf, wurde am 4. November 1864 mit großer Mehrheit zum Präsidenten der Union gewählt, und am 31. Januar 1865 hob der Senat in Washington durch förmlichen Beschluß (119 gegen 56 Stimmen) die Sclaverei auf. Die Einsetzung ins neue Amt erfolgte erst am 4. März 1865 und Lincoln sagte in seiner Antrittsrede in biblischem Prophetenton die denkwürdigen und seiner Stellung zur Weltgeschichte würdigen Worte: „Ein Achtel der ganzen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten waren

farbige Sclaven, nicht allgemein über die Union vertheilt, ſondern im ſüdlichen Theile wohnhaft. Dieſe Sclaven waren der Grund eines eigenthümlichen und mächtigen Intereſſes, welches zu ſtärken, fortzupflanzen und auszubreiten die Rebellen ſich zum Zweck ſetzten und um deſſentwillen ſie die Union zuletzt durch Krieg zerreißen wollten, während die Regierung kein weiteres Recht in Anſpruch nahm, als die territoriale Ausbreitung jenes Intereſſes zu beſchränken. Keine der Parteien verſah ſich der Größe und Dauer, welche der Krieg ſchon erreicht hat. Keine erwartete, daß die Urſache des Conflictes ſchon aufhören könnte, ehe der Krieg ſelbſt zu Ende gehen würde. Jede glaubte an einen leichteren Triumph und an ein weniger erſtaunliches und fundamentales Reſultat. Beide leſen dieſelbe Bibel und beten zu demſelben Gott. Jede ruft des Allmächtigen Hülfe gegen den andern an. Es mag ſeltſam ſcheinen, daß ein Menſch ſich vermeſſe, eines gerechten Gottes Hülfe zu erbitten, um Brod zu preſſen aus dem Schweiße anderer; aber richten wir nicht, damit wir nicht gerichtet werden. Beider Gebete können nicht erhört werden, keins von beiden iſt vollſtändig erhört worden, denn der Allmächtige hat ſeine eigenen Ziele. ‚Wehe über die Welt, um der Aergerniſſe willen, denn es kann nicht anders ſeyn, als das Aergerniß komme, aber wehe über den, durch den das Aergerniß kommt.‘ Wenn wir die amerikaniſche Sclaverei als eines der Aergerniſſe anſehen, die nach Gottes Vorſehung kommen müſſen, das er aber, nachdem es ſeine Zeit gedauert hat, nun beſeitigen will, und wenn wir annehmen, daß er beiden, dem Norden und dem Süden, dieſen furchtbaren Krieg geſchickt hat, wie es jenen gebührte, durch die das Aergerniß gekommen iſt, ſollen wir dann glauben können, daß irgend eine Abweichung von jenen göttlichen Attributen eingetreten ſey, welche die Gläubigen dem lebendigen Gotte von jeher zugeſchrieben haben? Sehnſüchtig hoffen wir und flehentlich beten wir, daß dieſe ſchreckliche Kriegsgeißel bald

iſt ſie beinah vergeſſen und man lächelt über ihre Mängel, aber damals war ſie von hoher Wichtigkeit für die Nation. Aufgeklärte Theologen, wie Baumgarten, Carpzow, Semler und andre, fanden darin eine Stütze, die damals herrſchende Rechtgläubigkeit philoſophiſch und nach Vernunftgründen zu prüfen, und bald die ganze Religion auf Vernunftſchlüſſe, auf den ſ. g. Rationalismus, die Religion der geſunden Vernunft, zurückzuführen. Anfangs ſetzten ſich die Orthodoxen gegen die Einmiſchung der Philoſophie aufs äußerſte zur Gegenwehr und verfolgten die Häupter des Rationalismus mit wüthendem Ketzerhaß, ſo vor allen den Publiciſten Bahrdt, den großen Wolf und ſpäter noch die unſterblichen Männer, die jeder kennt, Leſſing und Fichte. Doch in dem aufgeklärten Preußen fanden ſie Schutz und hier griff der Rationalismus reißend um ſich.

Die Anhänger deſſelben gingen wieder in zwei Partheien auseinander. Die einen begnügten ſich, den Bibelglauben beſtehn zu laſſen und erklärten nur alles Geheimnißvolle des Chriſtenthums auf eine natürliche Weiſe. Ihre Theologie wurde zu einer Critik der Bibel. Sie nahmen zwar nicht an, was nicht in der Bibel enthalten war, aber ſie erklärten alles Wunderbare darin als etwas Natürliches; ſie wollten keinen blinden Glauben mehr dulden, ſondern nur ein klares verſtändiges Wiſſen um die göttlichen Dinge. Was man ſich nicht denken konnte, das ſollte auch nicht geglaubt werden, und man ſprach demzufolge dem Gefühl des Herzens allen nähern Antheil am Glauben ab. Man wollte nicht fühlen, ſchwärmen, ſondern nur denken. Der Verſtand allein ſollte alles ausmachen, und der ausgezeichnetſte unter den Predigern dieſer Lehre, Paulus in Heidelberg, gab dem Rationalismus daher den Namen Denkglauben.

von uns genommen werde; wenn es aber dennoch Gottes Wille wäre, daß sie fortdaure, bis der Reichthum, welcher durch die Arbeit der Sclaven in 250 Jahren unvergoltener Mühsal und Knechtschaft angehäuft wurde, wieder verschwunden ist, und bis jeder Tropfen Blutes, den die Peitsche eingesogen hat, durch einen anderen, den das Schwert herausgeschlagen, aufgewogen seyn wird, so muß doch ohne Uebelwollen gegen irgend jemand, mit christlicher Liebe gegen alle und mit festem Beharren auf dem Rechte gesagt werden, daß die Rathschlüsse des Herrn durchaus gerecht sind." Lincoln fügte noch hinzu: „Lasset uns ringen, das Werk zu vollenden!" Aber das Werk wird, so glauben wir hinzufügen zu müssen, durch den letzten Sieg des Nordens über den Süden, durch die gänzliche Freigebung der Sclaven, durch die Sorge für die Wittwen und Waisen der Gefangenen, wovon Lincoln allein noch redet, noch nicht vollendet seyn, sondern es würde erst vollendet werden können, wenn, wovon Lincoln kein Wort redet, nach der Befreiung der Sclaven auch für deren gedeihliches Fortkommen, für ihre sittliche und intellektuelle Erziehung gesorgt würde. Sie ganz sich selbst überlassen, heißt sie der schrecklichen Noth und Corruption überliefern.

Lincoln hätte also seiner Rede eine ernste Mahnung an die Weißen hinzufügen sollen, den schwarzen Brüdern künftig liebreiche Vormünder zu seyn, denn mit der Freiheit hätten sie von Seiten der Weißen keine Liebe, sondern nur einen verstärkten Haß gewonnen, und die Weißen würden sich der Pflicht, für sie zu sorgen, jetzt erst recht überheben. Eine elende Vergangenheit hat für die Schwarzen aufgehört, sagt Lincoln, aber er wagte nicht zu sagen: eine bessere Zukunft erwartet sie!

An demselben Tage (4. März), an welchem Lincoln sein Amt wieder antrat, trat es auch der Vicepräsident Johnson wieder an, hielt aber seine feierliche Rede vor dem Senat, den fremden Gesandten

und einem zahlreichen Publikum, worunter über tauſend Damen, in trunkenem Zuſtande und erniedrigte ſo die neuen Senatoren zum allgemeinen Scandal. Er hatte ſich in der Freude übernommen. Später hat er viel Beſonnenheit und Verſtand gezeigt. — Während der Wahl brachen in New-York in einer Nacht 17 Brände aus, von der unterliegenden Partei angeſtiftet, aber bald gelöſcht.

Das Ergebniß der Wahl ſchlug vollends die Hoffnung in Richmond nieder. Noch eine letzte Hoffnung ſetzten die Südſtaaten in eine Verſöhnung mit dem Norden auf Grund der Monroe-Doctrin. Davis ließ Lincoln Frieden anbieten, Süden und Norden ſollten zwar getrennt bleiben, ſich aber alliiren, um hier Mexiko, dort Canada zu erobern und keiner europäiſchen Macht mehr in der neuen Welt irgend ein Beſitzthum zu laſſen. Er ſandte zu dieſem Behufe den Vicepräſidenten der Südſtaaten Stephens und die Herren Campbell und Hunter nach der Rhede von Hampton Roads, wohin ihnen Lincoln ſelbſt mit Seward entgegenkam. Sie verhandelten am 2. Februar 1865 auf einem Schiffe. Aber die Beſprechung führte zu keiner Einigung, weil Lincoln unerbittlich die Rückkehr der Südſtaaten in die Union verlangte, welche Stephens ebenſo hartnäckig verweigerte. Zum Verderben des Südens, denn Sherman rückte immer näher, die Seeplätze gingen verloren, Richmond wurde immer unhaltbarer. Ein Pfd. Fleiſch koſtete hier im März ſchon 20, ein Faß Mehl 200 Dollars. Die Banken brachten ihre Kaſſen auf die Seite; Vorräthe auf dem Lande, die der Hungersnoth in der Stadt abhelfen ſollten, wurden verheimlicht und fielen nachher den feindlichen Truppen in die Hände. Nur der Terrorismus der Generale und des Präſidenten Davis hielt noch einen Kern des Widerſtandes beiſammen, der ſich aber von Tag zu Tag verkleinerte.

Alle Verſuche, die Diverſion Shermans im Rücken von Richmond aufzuhalten, wurden verhindert durch den Truppenmangel der

Südſtaaten. Lee konnte ſeine feſte Stellung bei Petersburg und Richmond Grants Uebermacht gegenüber nicht von Truppen entblößen und Johnſton, der noch zuletzt Sherman aufhalten ſollte, war nicht ſtark genug und wurde von ſeinem Gegner bei Taylorsville und noch einmal bei Bentonville (am 28. März) zurückgeſchlagen. Unterdeß behauptete Lee immer noch die Hauptſtadt, konnte aber nicht hindern, daß der Unionsgeneral Sheridan ringsumher vollends die Eiſenbahnen zerſtörte und die Zufuhren nach Richmond hemmte, indem er auch alle Lebensmittel wegnahm. Die Angſt in Richmond nahm zu, alle Reichen ſchlichen ſich vollends aus der Stadt. Nur mit Mühe konnten die Congreßmitglieder noch zurückgehalten werden. Die Soldaten folgten aber immer noch gleich ausdauernd und tapfer ihrem Führer. Lee begriff, daß er, wenn erſt Sherman vom Süden heranrücke, Richmond und Petersburg doch nicht länger werde behaupten können, wollte ſich aber weder ergeben noch fliehen. Müßte er Richmond verlaſſen, ſo ſollte es doch auf eine ehrenvolle Art geſchehen. Es war deshalb ſeine Abſicht, die Unionsarmee, welche Richmond umſchloß, an dem Punkt zu durchbrechen, an welchem der rechte Flügel ſich dem Centrum anſchloß, und die Erſchütterung und Verwirrung des Feindes zu benutzen, um ſchnell mit allen ſeinen Truppen nach Lynchburg abzuziehen und ſich mit Johnſtons Truppen zu vereinigen. Er machte den Angriff wirklich am 25. März, drang aber nicht damit durch. Seine Soldaten ſtrengten ſich mit altgewohnter Tapferkeit an, als ſie aber ihre Bemühungen von keinem Erfolge gekrönt ſahen, verloren ſie die letzte Hoffnung, wichen zurück und ließen ſich ſogar ohne fernern Widerſtand gefangen nehmen.

Drei Tage ſpäter befahl Grant einen allgemeinen Angriff, der am 29. März aber noch auf allen Punkten von Lee abgeſchlagen wurde. Am 30. trat Regenwetter ein, am 31. wurde eine unioniſtiſche Diviſion von den Conföderirten beim Frühſtück überraſcht und übel

mitgenommen. Die verſchiedenen Corps der Unionsarmee operirten diesmal ohne den gehörigen Zuſammenhang, worüber Sheridan, der mit ſeiner Reiterei das beſte geleiſtet hatte, ſehr unwillig war. Am folgenden Tage überritt Sheridans treffliche Cavallerie ein Regiment conföderirter Infanterie gleichſam zur Genugthuung. Am 2. April folgte noch ein letzter blutiger Kampf um Petersburg, nun aber gab Lee, um nicht gänzlich eingeſchloſſen zu werden, die bisher ſo energiſch von ihm behauptete feſte Stellung bei Petersburg und Richmond freiwillig auf und ſuchte einen Vorſprung zu gewinnen, um nach Lynchburg zu entkommen. In der Nacht auf den 3. April bemerkte zuerſt der deutſche General Weitzel an der Spitze der nordſtaatlichen Negerregimenter, daß Richmond verlaſſen ſey, und zog am Morgen ohne allen Widerſtand in die Stadt ein. Die verhungerte Bevölkerung empfing ihn mit Jubel und ſonderlich Neger und Negerinnen waren ganz ausgelaſſen in ihrer Freude. Der General benahm ſich menſchlich und mild, verbot jeden Exceß und ließ den armen Einwohnern Lebensmittel austheilen. Weil er aber, ohne dazu beauftragt zu ſeyn, eine Verſammlung der virginiſchen Legislatur zugab, nahm die Unionsregierung das zum Vorwand, ihn augenblicklich zu entlaſſen, denn die Angloamerikaner gönnten in dieſem Kriege keinem Deutſchen eine Ehre und lohnten jedem deutſchen Verdienſte mit Undank.

Auch Petersburg wurde am gleichen Tage leer gefunden und beſetzt. Grant aber ließ ſich keinen Augenblick Ruhe, ſondern folgte der zerrütteten Hauptarmee der Südſtaaten auf dem Fuße. Flucht und Verfolgung waren ſo raſch, daß Lees immer noch bedeutende Armee ſich bis auf einen Kern von etwa 20,000 Mann unterwegs auflöste. Tauſende warfen ihre Waffen weg und ſuchten einzeln in ihre Heimath zu entkommen. Am 5. April wurde Lee bei Jettersville von Sheridans Reitern eingeholt und wieder am 6. bei Warnville. Am gleichen Tage wurde eine andere Maſſe der Fliehenden

von Meade erreicht. Auch in dieſen Schlachten kämpften die Südlichen noch mit wüthender Tapferkeit. Erſt am 9. April, als Lee keinen Ausweg mehr ſah, bot er bei Burkersville (am Appomator) Grant eine Capitulation an. Grant antwortete in ritterlicher und großherziger Weiſe und die Capitulation wurde in der Weiſe abgeſchloſſen, daß Lees Armee nur ihre Waffen, Pferde und Artillerie und alles öffentliche Eigenthum abliefern mußte, die Gemeinen und Unteroffiziere unter Bürgſchaft der Offiziere, daß ſie nicht mehr gegen die Union dienen wollten, frei in ihre Heimath entlaſſen wurden, die Offiziere aber unter der gleichen Bedingung ihre Degen, Pferde und Gepäck behielten.

Lees Abſchied von ſeinen Truppen am 10. April lautete: „Nach vier Jahren mühſamen Kriegsdienſtes, die ſich durch Tapferkeit und Muth ohne Gleichen kennzeichneten, ſieht ſich das Heer von Nordvirginien gezwungen, der Zahl und den überwältigenden Hülfsmitteln zu weichen. Ich brauche denen, die ſo viel ſchreckliche Schlachten überlebt und bis zum Ende feſt geblieben, nicht zu ſagen, daß ich in dieſe Uebergabe keineswegs aus Mißtrauen gegen ſie gewilligt, ſondern aus der Ueberzeugung, daß Tapferkeit und Opferwilligkeit durchaus nichts hätten erreichen können, was den Verluſten bei Fortführung des Kriegs gleich kommen könnte. Mit grenzenloſer Bewunderung eurer Beharrlichkeit und eurer Hingebung fürs Vaterland und mit dankbarer Erinnerung an eure wohlwollende und großherzige Rückſicht für mich nehme ich von euch hiermit einen freundſchaftlichen Abſchied.“

Der Jubel in Waſhington und allen Städten des Nordens war ungeheuer. In Waſhington beeilten ſich alle fremden Geſandten Lincoln Glück zu wünſchen. Man bemerkte, der öſterreichiſche Geſandte ſey der erſte geweſen. Der Staatsſekretär Seward hielt eine ſarkaſtiſche Rede, worin er ſagte: „Ich will eben meine Depeſchen für das Aus-

land ſchreiben. Was ſoll ich dem Kaiſer von China ſagen? Ich werde ihm danken, daß er niemals einer Piratenflagge erlaubte, in die Häfen ſeines Reiches einzulaufen. Was ſoll ich dem Kaiſer der Franzoſen ſagen? (Eine Stimme: Er ſoll ſich aus Mexiko fortpacken!) Ich werde ihm ſagen, daß er morgen nach Richmond gehen und ſeinen Tabak holen kann, der dort ſo lange blokirt war, vorausgeſetzt, daß die Rebellen ihn nicht aufgeraucht haben. Lord John Ruſſel werde ich ſagen, die britiſchen Kaufleute werden finden, daß die unter Verträgen mit den Vereinigten Staaten aus unſern Häfen exportirte Baumwolle viel billiger ſey, als die ſie durch Blokadebruch erlangen. Was den Grafen Ruſſel ſelbſt betrifft, ſo brauche ich ihm nicht zu ſagen, daß dies ein Krieg für Freiheit, nationale Unabhängigkeit und Menſchenrechte und nicht ein Eroberungskrieg iſt und daß, wenn Großbritannien nur gerecht gegen die Vereinigten Staaten ſeyn will, Canada von uns unbehelligt gelaſſen werden ſoll, ſo lange dieſes die Autorität der edlen Königin freiwilliger Einverleibung in die Vereinigten Staaten vorzieht. Was ſoll ich dem König von Preußen ſagen? Ich will ihm ſagen, daß die Deutſchen der Fahne der Union treu waren, wie ſein ausgezeichneter Geſandter Baron Gerolt während ſeines langen Aufenthalts in dieſem Lande und ſeiner Freundſchaft für die Vereinigten Staaten geſtändig war. Dem Kaiſer von Oeſterreich werde ich ſagen, daß er ſich als ein ſehr weiſer Mann gezeigt, indem er uns von Anfang an verſichert, daß er nirgends Sympathien für Rebellion habe.“ Die Rede wurde vom verſammelten Volk mit unermeßlichem Beifall und Gelächter angehört.

Am 12. April fiel Mobile in die Hände der Unioniſten, nachdem es die Rebellen freiwillig verlaſſen hatten. Wenige Tage ſpäter fiel auch die Stadt Raleigh in die Gewalt Shermans, indem Johnſton ſich dort nicht mehr halten konnte und entwich, um bald darauf, am 26., ſich unter denſelben Bedingungen zu ergeben, wie Lee. Sher-

man hatte ihm an 18. beſſere Bedingungen geſtellt, die einer förmlichen Anerkennung der Südſtaaten gleichkamen, daher zurückgenommen werden mußten. Auch Dick-Taylor ergab ſich mit einem kleinen Corps. Zuletzt Kirby Smith, der für ſeine Truppen capitulirte, für ſeine Perſon aber nach Texas ging, 26. Mai.

Aus einer officiellen Liſte aller Verluſte der Union im Bürgerkriege ſeit 1863 belief ſich die Zahl der Todten auf 5221 in der Schlacht gefallene oder an ihren Wunden geſtorbene und 2321 durch Krankheiten oder ſonſtige Unglücksfälle umgekommene Offiziere. Von den Mannſchaften geringern Grades kamen 30,885 in Schlachten und durch Wunden und mehr als noch einmal ſo viel durch Strapazen und Krankheiten um. Die durch die Kriegskoſten nothwendig gewordene Staatsſchuld der Union belief ſich zuletzt auf 2800 Millionen Dollars, die des Südens wurde nicht ermittelt, war aber wohl nicht viel geringer!

Neuntes Buch.

Die Union nach dem Siege.

Aber mitten in die Freude fiel wie ein furchtbarer Donnerſchlag die Nachricht, Lincoln ſey ermordet. Am Charfreitage, der ſonderbarer Weiſe in den Vereinigten Staaten nicht geheiligt iſt, war Feſttheater in Waſhington, wozu ſich Lincoln und Gemahlin in Fords Theater einfanden, am 14. April Abends. Im dritten Akt trat ein Unbekannter in ihre Loge, feuerte von hinten eine Piſtole auf den Präſidenten ab, verwundete den Major Rathbronn, der ihn aufhalten wollte, ſprang zwölf Fuß tief ſchräg herab auf die Bühne mit dem lauten Rufe: Sic semper tyrannis! (ſo ſoll es den Tyrannen immer ergehen) entwiſchte durch eine Seitenthür, ſchwang ſich auf ein bereit gehaltenes Pferd und verſchwand ſpurlos. Der Präſident von hinten mitten durch den Kopf geſchoſſen, war beſinnungslos hingeſtürzt und athmete nur noch ſchwach bis zum Morgen, als der Tod eintrat. In derſelben Abendſtunde hatte ſich ein anderer Mörder bei Seward, welcher unwohl geworden war und im Bette lag, eingedrängt, mit

einem großen Dolch den abwehrenden Sohn Sewards, Friedrich, niedergestoßen, mehrere andere Personen verwundet und Seward selbst in Brust, Hals und Gesicht Stiche versetzt, worauf auch er unaufgehalten entfloh. Das Gerücht ging, auch General Grant und der Vicepräsident Johnson hätten ermordet werden sollen. Grant war durch Geschäfte verhindert, ins Theater zu kommen, Johnsons Wohnung wurde sogleich durch Militär besetzt. Lincolns Mörder war als der Schauspieler Wilkins Booth aus Baltimore erkannt worden, der oft im Theater gespielt hatte und alle Treppen und Thüren darin wohl kannte.

Nach dem gesetzlichen Herkommen trat Andrew Johnson, Vicepräsident der Union an die Stelle des ermordeten Präsidenten und wurde als solcher beeidigt. Der üble Eindruck, den seine Betrunkenheit bei seiner früheren Einsetzung ins Amt des Vicepräsidenten gemacht hatte, war noch in frischem Andenken, wie auch die wilde und fanatische Rede, worin er allen Rebellen mit Hängen gedroht hatte. Inzwischen beeilten sich die Zeitungen, ihn in einem bessern Lichte zu zeigen. Wenn Johnson nur ein gemeiner Trunkenbold und radikaler Prahlhans gewesen wäre, hieß es, würde er doch wohl nicht zu so hohen Ehrenstellen gelangt seyn. Er war in Raleigh in Nordcarolina 1808 geboren, ein armer Waisenknabe, der das Schneiderhandwerk erlernte. Er ging nie in eine Schule, wodurch seine Geisteskräfte stramm und frisch erhalten wurden, da sie gewöhnlich in den Schulen erschlaffen. Aus Wißbegierde lernte er nach und nach von seinen Gesellen das Buchstabiren und Lesen und seine erste Lectüre waren politische Reden. Im Jahr 1826, also erst 18 Jahre alt, ließ er sich in Tennessee nieder und heirathete eine junge Frau, von der er Schreiben und Rechnen lernte. Dabei wußte er sich so in Achtung zu setzen, daß ihn die Stadt Greenville schon 1828 zum Alderman wählte; 1835 kam er in die Gesetzgebung, 1841 in den

Senat von Tenneſſee und 1843 in den Congreß von Waſhington, in dem er blieb; 1853 wurde er Gouverneur von Tenneſſee und 1857 Mitglied des Senats in Waſhington. Unter allen Senatoren aus dem Süden blieb er allein der Union treu. Auch war er ſtets ein Gegner der Sclaverei, der Ariſtokratie und der nativen Ausſchließlichkeit. Er hatte daher die deutſchen Einwanderer gegen die Know-nothings geſchützt und die Freigebung des Bodens an die Einwanderer, ſowie ihre Gleichberechtigung mit der ältern einheimiſchen Bevölkerung verfochten. Daß er in der letzten Zeit ſich dem Trunk ergeben habe, geſtand er ſelbſt reumüthig ein, ſoll aber gelobt haben, nie mehr einen Tropfen geiſtiges Getränk über ſeine Lippen kommen zu laſſen.

Der Mörder Booth entkam nach Maryland. Da man ſeine Spur hatte, verfolgten ihn 1600 Reiter und 500 Mann von der geheimen Polizei und durchſtöberten alles, bis Oberſt Baker mit 28 Mann ihn am 26. April jenſeits des Rappahannock bei Port Royal in einer Scheune überraſchte. Booth verſchloß die Scheune und erklärte, ſich bis auf das Aeußerſte vertheidigen zu wollen. Als man die Scheune in Brand ſteckte, ſprang ſein einziger Gefährte Harrold heraus und ließ ſich gefangen nehmen. Booth aber blieb mitten im Feuer ſtehen, bis einer von Bakers Leuten ihn niederſchoß. Vierzehn Perſonen, die ihm bei ſeiner Flucht geholfen oder ihn wenigſtens nicht verrathen hatten, wurden ergriffen und vor Gericht geſtellt.

Präſident Johnſon erklärte wiederholt in öffentlichen Reden, die Häupter der Rebellion müßten ſtreng beſtraft werden. Das fordere die Gerechtigkeit und das ſey die Union ſich ſelbſt ſchuldig, denn ihre Autorität dürfe nicht ungeſtraft verachtet werden. Das ließ ſich nicht beſtreiten. Dagegen erregte es Staunen und Unwillen, als er öffentlich zu behaupten wagte, Booth habe ſein Verbrechen nicht aus perſönlichem Fanatismus und eigener Bewegung begangen, ſondern im

Eine andere Parthei ging indeß noch weiter, verließ die Bibel und das Christenthum gänzlich und ließ nur noch eine s. g. natürliche Religion gelten. Die Anhänger derselben nannten sich Kosmopoliten oder Weltbürger. Sie behaupteten, vor Gott gelte Christ, Muselmann, Heide und Jude gleich, das Christenthum sei nicht besser als jede andre Religion; alle göttlichen Offenbarungen in den verschiedenen Religionen seyen zumal falsch, schon deswegen, weil sie sich widersprächen; es gäbe nur eine einzige wahre Religion, die natürliche, die jeder Mensch aus seiner eignen Vernunft, nicht aus alterthümlichen Satzungen schöpfe. Diese Parthei wurde zur Zeit der französischen Revolution sehr laut, und ergoß sich in Hohn und Spott gegen die heiligsten Lehren des Christenthums; jetzt ist sie aber wieder verstummt. Uebrigens aber war der Indifferentismus der allgemeine Deckmantel für die Partheien. Ohne eine neue Kirche zu stiften oder sich von der alten zu trennen, glaubten die Leute was sie wollten. Im bürgerlichen Leben behielten sie die Formen der Confession bei, zu der sie gehörten, und ihre ganze Wirksamkeit äußerte sich in Worten und Schriften.

Kapitel CCCCLXXXV.

Pietismus.

Bei der Richtung, welche der Protestantismus früher in der Orthodoxie oder dem Buchstabenglauben, später in dem Rationalismus oder dem Verstandesglauben genommen hatte, und bei der nicht seltnen Entartung desselben in Unglauben oder Indifferentismus konnten sich fromme Gemüther nicht befriedigen. Sie fanden den Buchstaben todt, den Verstand kalt, den Unglauben gottlos, die religiöse Gleichgültigkeit thierisch. Sie hielten

Complott, nach Verabredung mit Davis, dem Präſidenten der Südſtaaten, und mehreren andern Häuptern der Rebellen. In ſeiner Proclamation vom 5. Mai berief er ſich auf „Beweisſtücke, welche dem Kriegsminiſterium vorliegen," und woraus hervorgehe, der Mordplan ſey von Flüchtlingen in Canada entworfen und in Richmond gebilligt worden. Darauf fußend verſprach Johnſon 100,000 Dollars für die Beibringung Davis, ebenſoviel für Clearys Beiſahung und je 25,000 Dollars für Tompſon, Clay, Tucker und Saunders. Man zweifelte, daß wirklich ein Complott ſtattgefunden habe, und glaubte, Johnſon habe nur um jenen Preis ſchnell ſeinen Racheplan durchführen wollen. Die Angeklagten, vor allem Clay, Tucker und Saunders erklärten die Behauptung Johnſons für eine ſchändliche Verleumdung und erboten ſich, jedem unparteiiſchen Gerichte Rede zu ſtehen.

Die Aufforderung des Präſidenten that ihre Wirkung. Der unglückliche Präſident der Südſtaaten, Jefferſon Davis, war von Richmond mit ſeiner Familie und 13 Millionen Dollars (wie es hieß) unter militäriſcher Begleitung geflüchtet und hoffte, über den Miſſiſippi zu entkommen. Da er einen weiten Vorſprung hatte, würde er ſeine Perſon haben retten können, wenn er ſich nicht mit ſo vielem Gepäck und Gefolge beſchleppt hätte. Gereizt durch die Ehre und das Verdienſt, ihn zu fangen, und durch die 100,000 Dollars, die auf ſeinen Kopf geſetzt waren, jagten ihm die Reiter der Union mit Blitzesſchnelle nach und holten ihn wirklich unter den Oberſtlieutenants Garden und Pritchard am 13. Mai noch vor Sonnenaufgang bei Irswinsville, 75 engliſche Meilen von Maçon, in einem Walde ein. Er hatte die Kleider ſeiner Frau angezogen und hoffte bei Nacht und im Walde unentdeckt zu bleiben, aber man hatte ſeine Spur und von Fackeln umringt und auf allen Seiten mit Revolvern bedroht, gab er ſich unter Verwünſchungen gefangen. So berichteten die

Zeitungen der Sieger. Die Verkleidung wurde nachher von den dem Süden freundlichen Zeitungen geleugnet. Auch seine Familie, drei Obersten und mehrere Beamte der Südstaaten wurden verhaftet. Wo das viele Geld hingekommen sey, wurde nicht gemeldet. Man brachte Davis nach Washington, wo er angeklagt wurde, mit den Mördern Lincolns im Complott gehandelt zu haben, obgleich kein Beweis aufgetrieben werden konnte. Es kam der herrschenden Partei nur darauf an, ihn als das bisherige Haupt des Südens zu entehren und moralisch zu vernichten. May legte ihm deshalb auch schwere Fesseln an, weil er angeblich einen Gefängnißdiener mißhandelt habe.

Der Proceß der Mörder Lincolns wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit entschieden und die vier Hauptangeklagten, die dem eigentlichen Mörder Booth bei der Flucht geholfen hatten, Payne, Harrold, Atzerot und Frau Surrat, starben am Galgen, am 8. Juli.

Was Davis betrifft, so wurde er von einem virginischen Bezirksgericht angeklagt „als Jefferson Davis, der, ein Bewohner der Vereinigten Staaten und als solcher diesen Treue schuldend ... die Furcht Gottes aus den Augen verloren und die Pflichten seines Bürgereides nicht gehörig abgewogen habe, sich vielmehr habe verleiten und verführen lassen durch den Teufel, und sündhafter Weise beabsichtigt und geplant habe, zu stören die Ruhe und den Frieden der besagten Vereinigten Staaten, und umzustürzen deren Regierung, und anzustiften und anzuregen und anzufachen Aufruhr und Aufstand und Krieg gegen benannte Vereinigte Staaten, am 15. Juni im Jahre unseres Herrn 1864 in der Stadt Richmond ... woselbst er 500 Personen und darüber bewaffnet und angeordnet habe in kriegerischer Weise, d. h. mit Kanonen, Musketen, Pistolen, Schwertern, Dolchen und anderen Angriffs- und Vertheidigungswaffen ... um Krieg zu führen dergestalt gegen die Vereinigten Staaten, im Widerspruch mit der schuldigen Bürgertreue des besagten Jefferson Davis

gegen die Verfaſſung, die Regierung, den Frieden und die Würde beſagter Vereinigten Staaten von Amerika . . ."

Man beeilte ſich durchaus nicht, ihn zu verurtheilen, ſondern ließ ihn im Kerker ſchmachten. Bei ſeiner leidenſchaftlichen Natur konnte er die ſtrenge Bewachung, die Mißachtung, die harten Feſſeln, die man ihm wenigſtens eine Zeit lang anlegte, nicht ohne furchtbare Aufregung ertragen, und es ſchien erwünſcht, daß er ſich in Wuth und Angſt ſelber aufreibe, damit man ſich eine öffentliche Hinrichtung erſparen könne, die dem Präſidenten gewiß eine große Partei im Lande zu Feinden gemacht haben würde und die auch das Ausland mißbilligen mußte, weil es die ſüdliche Conföderation als im Kriege gleichberechtigte Macht anerkannt hatte, ſo lange der Krieg dauerte.

Um nun aber der Rachbegier der Yankees doch ein Opfer hinzuwerfen, wurde dazu der Hauptmann Wirtz auserſehen, der während des Krieges die Aufſicht über die in Andersonville aufbewahrten nordſtaatlichen Gefangenen geführt hatte. Schon lange hatte man von dem grenzenloſen Elend dieſer Gefangenen hin und wieder etwas gehört. Sie waren in einen Pferch zuſammengedrängt, welcher nur 800 Fuß im Quadrat hatte. Mittendurch floß ein kleiner Bach. Von außen wurde der hohe Verſchlag ſcharf bewacht. Anfangs wurden die Gefangenen noch leidlich beköſtigt. Als ihre Zahl aber nach den von den Unionsgeneralen verlorenen Schlachten immer mehr anwuchs, fehlte der Raum. Um ſich gegen Regen und Schnee zu ſchützen, rißen die Gefangenen das Holz der anfangs reinlich aufgerichteten Abtritte weg und bei der ungeheuern Anhäufung von Menſchen wurde der ganze Raum ein Kloak und das Waſſer des Bachs untrinkbar. Ein großer Theil der Gefangenen brachte ſchon aus den bisherigen Kriegslagern Erſchöpfung und Krankheiten mit. An Lebensmitteln litt die ſüdſtaatliche Armee bereits ſelber Noth, es konnten alſo für die Gefangenen nur ſpärliche Portionen übrig bleiben. Nun bildeten

ſich innerhalb des Pferchs kleine Räuberbanden. Die noch geſündern und ſtärkern Gefangenen nahmen den Schwachen und Kranken das letzte Labſal, die letzte Kleidung weg. Die Wachen und Wirtz ſelbſt ſchritten gegen dieſe Gewaltthaten ein, konnten aber das Elend nicht lindern. Wirtz hatte zwar die unmittelbare Aufſicht, ſtand aber unter der Oberaufſicht des Oberſt Gibbs und des General Winter. An den letzteren wandte ſich Wirtz um Abhülfe. Winter ſagte auch zu, er wolle den Pferch erweitern laſſen, that es aber nicht. Da dieſer General noch während des Krieges ſtarb, bleibt es ungewiß, ob er die Hauptſchuld trug, oder ob er nicht heimlich von noch höher Stehenden angewieſen war, mit guter Manier und unvermerkt einen großen Theil der nordſtaatlichen Gefangenen wegſterben zu laſſen, da man ſo viele Leute weder hinreichend beköſtigen konnte, noch auch freilaſſen wollte. Actenmäßig iſt ermittelt, daß zu Anderſonville im Pferch in dem einzigen Monat Auguſt 1864 aus der Geſammtzahl der Gefangenen von nahezu 35,000 Mann 2993 Mann geſtorben ſind. Im ganzen Jahre ſollen 13,500 Mann daſelbſt umgekommen ſeyn.

Die Klagen der Gefangenen, die jene ſchreckliche Zeit überlebten, und der Familien, die ihre Angehörigen in jenem Pferche verloren hatten, erweckten allgemeinen Abſcheu in der neuen und alten Welt. In den Schilderungen des ausgeſtandenen Elends kamen aber bald arge Uebertreibungen vor und wurde von gewiſſen Seiten ohne Zweifel abſichtlich dahin gearbeitet, alle Schuld von der ſüdſtaatlichen Regierung und Generalität auf den untergeordneten Beamten umſomehr abzulenken, als derſelbe kein Yankee, ſondern nur ein Deutſcher war. Der, mochten die Yankees denken, ſey gut genug, um zum Opfer zu fallen. Wirtz war ein deutſcher Schweizer und Arzt, hatte im Kriege den Südſtaaten gedient, war ſchwer verwundet worden und hatte nach ſeiner Geneſung mit lahmem Arme als Arzt mit Hauptmannscharakter

die Aufsicht über das Gefängniß erhalten. Unter höherem Befehl stehend, hatte er durchaus keine unumschränkte Vollmacht. Gleichwohl begann die Presse nach Beendigung des Krieges alle Klagen auf ihn zu häufen, ihn als den alleinigen Urheber der Greuel von Andersonville zu bezeichnen und von entsetzlichen Verbrechen zu faseln, die er persönlich sollte begangen haben. Da hieß es, er habe 300 Gefangene erschießen und 50 von großen Bluthunden zerreißen lassen, 200 durch zwangsweise Vaccinirung vergiftet, mehrere Gefangene mit eigener Hand getödtet, andere grausam mißhandelt, einem Sterbenden das Bild seiner Gattin vom Munde weggerissen und zertreten, Kisten voll Nahrungsmittel den Augen der Gefangenen blosgestellt, ohne ihnen etwas daraus mitzutheilen, nur um sich an ihrer Tantalusqual zu weiden.

Das alles aber erwies sich als unwahr vor Gericht. Obgleich Wirtz in der Capitulation des General Sherman mitbegriffen war, wurde er dennoch verhaftet, und obgleich er nach Beendigung des Krieges gesetzlich nur vor ein Civilgericht hätte gestellt werden können, zog man ihn doch vor ein Kriegsgericht. Sein Proceß begann zu Washington am 24. August. Dieses Militärgericht benahm sich offenbar parteiisch und doch ergab sich aus den Verhandlungen und Zeugenaussagen, daß nicht eine einzige der vielen Personen, welche Wirtz mißhandelt oder getödtet haben sollte, mit Namen genannt werden konnte, daß in Andersonville gar keine großen Bluthunde, sondern nur sechs oder sieben gewöhnliche Hunde gehalten worden waren, daß viele Gefangene selbst dem Hauptmann Wirtz ein günstiges Zeugniß ausstellten.

Mag dieser Mann nun auch von etwas roher Art gewesen seyn, — einen allzu feinen würde man gar nicht angestellt haben, — so lag doch die Hauptschuld gewiß an der Oberbehörde, welche für die vielen Gefangenen keine größere Räumlichkeit, keine bessere Beköstigung

und Behandlung vorgesorgt hatte und während der langen Dauer des Krieges das Uebel, welches ihr doch nicht unbekannt bleiben konnte, fortdauern ließ. Hätte die Schuld allein an Wirth gelegen, so hatte die Armeeverwaltung, hatte der Obergeneral und Davis selbst Zeit genug, ihn zu entfernen und einen humaneren Mann an seine Stelle zu setzen. Aber er war einmal zum Sündenbock ausersehen, wurde verurtheilt und am 10. November gehenkt. Das New-York-Journal schrieb darüber: „Es ist kein Justizmord, denn von Justiz ist überhaupt hier nie die Rede gewesen. Eine Anzahl Offiziere, die bestellt waren, ihn zu ermorden, haben sich zwar den Titel Gerichtshof beigelegt, aber sie haben sich nicht die Mühe gegeben, auch nur den Schein eines gerichtlichen Verfahrens zu bewahren."

Der Sieg der Union erschreckte England. England hatte viel zu sehr mit den Südstaaten kokettirt, als daß es die Nordstaaten nicht geärgert hätte; Lord Palmerston hatte auf den Sieg der Südstaaten spekulirt und sah sich jetzt betrogen. Stärker und stolzer als je aus dem Kriege hervorgehend, konnte die Union sich nun rächen, das englische Canada wegnehmen und durch einen Krieg mit England diesem Reiche, welches immer vor Frankreich bangte, Indien zu hüten hatte und in der orientalischen Frage mit Rußland collidirte, schwere Sorgen bereiten und ungeheuern Schaden zufügen. Deshalb wurde der edle Lord ganz kleinlaut und äußerte sich im Parlament am 14. März 1865: „Ich bin überzeugt, daß wenn auch in den Vereinigten Staaten einige Gereiztheit gegen England herrscht, doch in der großen Masse der angloamerikanischen Bevölkerung tiefer gehende Gefühle vorwalten, Gefühle der Anhänglichkeit und des Wohlwollens für ihr europäisches Mutterland. Auch hat England den Vereinigten Staaten keinen Grund zu gerechten Klagen gegeben und wird ihn nicht geben, und auch wir haben keine Klage gegen die Regierung der Vereinigten Staaten zu führen." Jedermann sah hinter diesen

ſüßen Reden nur die bleiche Furcht hervorblicken. Schon im Juni zog England in Gemeinſchaft mit Frankreich die Anerkennung zurück, die es bisher den Südſtaaten als kriegführender Macht hatte angedeihen laſſen, und ließ den Schiffen der Südſtaaten nur 24 Stunden Zeit, wenn ſie in engliſchen Häfen landeten, um ſich mit Lebensmitteln und Waſſer zu verſehen. Nur aus Menſchlichkeit, damit ſie nicht auf der hohen See umkämen und nur für einmal.

Gleich nach der Kataſtrophe in Richmond und nach Lincolns Ermordung wurde die Erinnerung an die Monroe-Doctrin ins Volk geworfen und errichtete man in den großen Städten der Union Werbebureaus, um auf Actien und durch eine bloße Privatgeſellſchaft einen koloſſalen Freiſchaarenzug nach Mexiko zu unternehmen und den Kaiſer Max ſammt den Franzoſen von dort zu vertreiben. Das Gerücht verbreitete ſich, jeder Angeworbene ſolle tauſend Dollars und hundert Acres Land erhalten und vorerſt ſollten 25,000 Mann unter General Roſenkranz abmarſchiren. Auch Fremont ſollte an der Spitze ſtehen. Dagegen hieß es wieder, der Gedanke ſey von der beſiegten, ſüdſtaatlichen Partei ausgegangen und eine neue Eroberung im Süden bezwecke nur, dem gedemüthigten Süden ein neues Anſehen und Gewicht zu geben. Die demokratiſche Partei im Weſten und Norden ſympathiſirte ohnehin mit den Beſiegten. Johnſon mußte den haufenweiſe nach Waſhington ſtrömenden ſüdſtaatlichen Offizieren, die capitulirt hatten, das Tragen ihrer Uniform unterſagen. Von Seiten der Regierung erfuhr man nur, daß Seward am 25. Februar aus den Händen des von Juarez geſandten Romero den Proteſt des erſtern gegen irgend welche Abtretung eines mexikaniſchen Gebiets an Frankreich mit großer Befriedigung entgegen genommen und daß Präſident Johnſon in den erſten Tagen des Mai allen fremden Kriegsſchiffen, deren Regierungen den Kriegsſchiffen der Südſtaaten noch Gaſtrecht gewähren, die Häfen der Union verſchloſſen habe.

Auf der andern Seite hörte man von Plänen, wonach England und Frankreich gemeinſchaftlich die Uebergriffe der Union abwehren und eine große Vereinigung der ſpaniſchen Republiken Südamerikas zum Schutz der romaniſchen Race in der neuen Welt gegen die Yankees anſtreben ſollten. Man träumte ſchon, der junge Gemahl der braſilianiſchen Kronerbin, Graf D'Eu, werde dabei eine große Rolle ſpielen.

Harlan, der unioniſtiſche Miniſter des Innern, bedauerte in einer Rede, daß Frankreich Mexiko bedrängt, und äußerte ſich wörtlich: es iſt vielleicht von der Vorſehung beſtimmt, daß unſere große Republik die kleine Schweſter beſchütze. Das war jedoch nicht die Meinung des Chefs der Regierung. Als der franzöſiſche Geſandte Graf Montholon im Mai 1865 beim Präſidenten Johnſon ſeine Aufwartung machte, empfing ihn dieſer aufs freundlichſte und hob hervor, daß zwiſchen den vereinigten Staaten und Frankreich traditionelle Sympathien beſtehen. Man hatte eine ganz andere Sprache erwartet und ſich eingebildet, die vielen nach Beendigung des Bürgerkrieges unbeſchäftigt bleibenden Soldaten der Union würden mit denen der Südſtaaten, welche capitulirt hatten, gemeinſchaftlich nach Mexiko ziehen, um die Franzoſen von dort zu vertreiben. Allein Johnſon war zu klug, um nicht zu begreifen, daß er dadurch dem kaum beſiegten Süden nur eine neue Wichtigkeit und Macht verleihen würde, daß ein ſiegreicher General in einem mexikaniſchen Kriege, indem er ſich auf den Süden ſtützen würde, der Union noch weit gefährlicher werden könnte, als Davis, und endlich daß es gerathen ſey, Frankreich von England zu trennen und eine Vereinigung dieſer beiden Seemächte nicht muthwillig zu provociren.

Zwar hielt General Grant in Illinois eine feurige Rede im Sinn der Monroe-Doctrin, allein anſtatt daß Johnſon die bereits an der mexikaniſchen Grenze am nördlichen Ufer des Rio Grande

den auf dem ſüdlichen Ufer aufgeſtellten franzöſiſchen und kaiſerlich-mexikaniſchen Truppen gegenüber lagernden Unionstruppen verſtärkt hätte, reducirte er dieſelben im Auguſt und gab ſomit den thatſächlichen Beweis ſeiner Friedensliebe. Doch inſinuirte er dem Cabinet der Tuilerien, daß er eine große Aufregung in der Union kaum würde hemmen können, wenn Frankreich neue Verſtärkungen nach Mexiko ſchicke.

Minder freundlich war das Verhältniß zu England, denn die Engländer hatten den Südſtaatlichen erlaubt, in engliſchen Häfen Lagerſchiffe auszurüſten, die dem Handel der Union großen Schaden zufügten. Sie hatten den Südſtaaten auch große Geldſummen geliehen und ſie heimlich ſo viel als möglich unterſtützt, immer in der Hoffnung, ſie würden ſiegen und den Norden demüthigen. Obgleich nun England ſich beeilte, den gerechten Unwillen des ſiegreichen Norden zu beſchwichtigen, bald nach dem Falle von Richmond die Südſtaaten nicht mehr als kriegführende Macht anerkannte, und auch die Union England immer noch als einen befreundeten Staat mit rückſichtsvoller Höflichkeit behandelte, ſo verſetzte doch Johnſon England ein paar empfindliche Schläge. Erſtens erkannte er die geſammte Staatsſchuld der ſüdlichen Union nicht an, ſo daß die reichen Engländer die vielen Millionen, die ſie darin ſtecken hatten, mit einem Federſtrich verloren. Es war eine wohlverdiente und ſehr gemäßigte Demüthigung, die dem heimtückiſchen England widerfuhr, als der Staatsſekretär Seward die Namen der vornehmen Engländer, die den Südſtaaten ſo vieles Geld vorgeſchoſſen hatten, öffentlich bekannt machte.

Zweitens verlangte Seward von England Entſchädigung für die Verluſte, die dem Handel der Union durch die in England für die Südſtaaten gebauten Caper zugefügt worden waren, und behielt ſich das Recht vor, engliſche Schiffe auf dem Meere durchſuchen zu laſſen,

ob es nicht noch immer Rebellenſchiffe ſeyen, die nur unter engliſcher Flagge führen.

Dieſes Vorgehen der Union veranlaßte England, Frankreich zu ſchmeicheln und es zu einer Demonſtration zu veranlaſſen, die den Nordamerikanern beweiſen ſollte, Frankreich und England dürften ſich doch gegen die Union zu gemeinſchaftlichem Handeln vereinigen. Zunächſt war nur England bedroht, aber die Kriegsluſt der Nordamerikaner gegen die Franzoſen in Mexiko war nur vertagt und Napoleon III. durfte auf der Hut ſeyn, es nicht mit England zu verderben, da beide europäiſche Weſtmächte ein dringendes Intereſſe hatten, gegen mögliche Angriffe von Nordamerika her zuſammenzuhalten. Dieſe Erwägungen führten zu der ſ. g. Flottendemonſtration. Am 14. Auguſt 1865 machte die engliſche Kriegsflotte der franzöſiſchen einen feierlichen Beſuch in Cherbourg und Breſt, den dieſe dann in Portsmouth erwiderte.

Inzwiſchen beharrte das Cabinet von Waſhington auf ſeinen Forderungen, Lord Ruſſel erwiderte aber, England verweigere jede Entſchädigung und wolle ſich auch keinem Schiedsgericht unterwerfen. Dieſe heiklichen Handlungen wurden übrigens von beiden Seiten in der höflichſten Form gepflogen.

Die beiden ſüdſtaatlichen Caper, welche die meiſten unioniſtiſchen Handelsſchiffe beraubt und zerſtört hatten, waren beide in England gebaut und bemannt worden. Der Alabama ſtand ſo ſehr unter engliſcher Protection, daß die Lords Palmerſton und Ruſſel das Auslaufen deſſelben aus Liverpool am 29. Juni 1862 nicht verhinderten, obgleich ſie durch den amerikaniſchen Geſandten in London von der Beſtimmung des Schiffs officiell unterrichtet waren. Die edlen Lords ſtellten ſich, als wüßten ſie von nichts, aber das ganze Publikum wußte es und unter ſchallendem Gelächter des zahlreich am Ufer verſammelten Volks ſtach der Caper in die See. Als derſelbe ſpäter

das Herz, das warme Gefühl der Liebe, Andacht und Demuth für die wahre Quelle des Glaubens. Sie glaubten, das entartete Christenthum nur dadurch in seiner Reinheit herzustellen, daß sie ganz der Liebe lebten, die Christus geboten hatte. Die Liebe zu Gott schien ihnen die erste und heiligste Pflicht und sie versenkten sich in das Gefühl dieser Liebe mit glühender Leidenschaft, indem sie täglich und stündlich sich die Herrlichkeit und Gnade Gottes vor Augen stellten. Die Liebe zu den Menschen galt ihnen als die zweite Pflicht. Daher hielten sie mit allen Menschen Frieden, verabscheuten jede Art von Gewalt, Beleidigung und Krieg, und lebten nur den Werken des Mitleids und der Wohlthätigkeit. Dabei schien es ihnen aber vorzüglich nöthig, das Seelenheil ihrer Mitmenschen zu befördern, und sie suchten sie daher zu ihrem frommen friedfertigen Glauben der Liebe zu bekehren.

Dies waren oder sind die Pietisten oder Stillen im Lande, die im Schooße der protestantischen Kirche hervorgingen, sobald der Glaube vom warmen Herzen hinweg sich zu weit in den todten Buchstaben und in das bloße Denken verirrte. Sie halten den Rationalisten die Waage und beide Partheien bilden auf gesonderten Wegen den Protestantismus aus, hier von Seiten des Verstandes in der Denkfreiheit, dort von Seiten des Gefühls in der Liebe. Beide vertheidigen eine gute und heilige Sache, nur ihre Trennung ist zu bedauern. Indem sie sich zu weit von einander entfernen, schweifen beide aus, die Rationalisten in ein bloßes philosophisches Denken oder in den Unglauben, die Pietisten in ein dumpfes Hinbrüten in bloßen Gefühlen und in ein weichliches und schwächliches Entsagen der Welt, nicht selten auch in wahnsinnigen Hochmuth und Fanatismus, besonders wenn sie verfolgt werden und als Martyrer ihrer

durch ein unioniſtiſches Kriegsſchiff aufgebracht wurde, waren es wieder die Engländer, die den Kapitän deſſelben jubelnd bei ſich aufnahmen. Das zweite Schiff, der Shenandoah, war erſt 1864 in London ausgerüſtet worden und hatte ſchon in kurzer Zeit 37 unioniſtiſche Schiffe, namentlich Wallfiſchfänger im Norden des atlantiſchen Meeres zerſtört. Erſt am 6. November 1865 kam es nach England zurück, lief in den Merſey ein und ergab ſich an einen engliſchen Kriegsdampfer. Die engliſche Regierung erklärte nun zwar das Schiff für ein nordamerikaniſches und ſtellte es der Union zur Verfügung, ließ aber ſowohl den Kapitän deſſelben, Waddell, als die geſammte Mannſchaft, 133 Leute, frei. Nur oberflächlich wurde jeder gefragt, ob er etwa ein Engländer ſey? und jeder verneinte es. Beweiſe wurden nicht verlangt, und da ſie ihre Beute bereits zu Gelde gemacht hatten, zogen ſie jeder mit einer ſchweren Laſt Geldes luſtig davon. Man hatte unter ihnen beſonders Schotten bemerkt.

Als die Unionsarmee nach Beendigung des Krieges entlaſſen wurde, kehrten die Generale zu ihren bürgerlichen Geſchäften zurück. Burnſide als Eiſenbahnagent, Butler als Fabrikant, Franklin als Inſpektor eines Waffendepots, der Reitergeneral Smith als Krämer, Patrick als Pächter, Percy Wyndham als Fechtmeiſter, Ferrero als Tanzmeiſter, die deutſchen Generale (Sigel und Schurz) natürlicherweiſe nur als Zeitungsſchreiber.

Die Abolitioniſten triumphirten. Man höre eine ihrer Stimmen aus New-York: „Lincoln war der Heiland, Johnſon iſt Petrus mit dem Schwert, der die Kirche der Freiheit auferbauen wird, nachdem Lincoln mit ſeinem Blut ihren Grund geweiht hat.“ Indeſſen wurde man bald gewahr, daß die Neger von ihrer neuen Freiheit, wenigſtens für den Anfang, ungleich mehr Schaden als Nutzen hatten. Eine Correſpondenz aus New-York bemerkte: „Die armen Teufel, die ihre früheren Herrn verlaſſen oder von ihnen fortgetrieben werden,

haben kein Brod, keine Kleider, kein Obdach, kein Geld, keine Arbeit, um welches zu erwerben, und zum Ersatz für alles das bieten ihnen die Abolitionisten — einen Wahlzettel! So wird die sich überstürzende Freiheit zum Blödsinn und die verschrobene Humanität zur Grausamkeit." Noch hat man von keiner großartigen Maßregel der Abolitionisten gehört, die darauf berechnet wäre, den armen Negern vor allen Dingen Brod zu gewähren. Immer wiederholte Nachrichten melden von dem entsetzlichen Elend der schwarzen Bevölkerung im Süden. Die kräftigen Männer und Jünglinge sind unter die Soldaten gesteckt und großentheils wieder entlassen worden; andere sind davon gelaufen, um nicht mehr zu arbeiten, vagabondiren und rauben. Die zurückgebliebenen Greise, Weiber und Kinder werden von ihren ehemaligen Herren, denen sie nichts mehr nützen und die, durch den Krieg ausgesogen, selber nichts mehr haben, nicht mehr ernährt und fortgeschickt, weshalb unter ihnen der Hunger und Krankheiten wüthen, welche Tausende hinraffen. Im Staat Georgien wurden die Neger von den Weißen massenhaft verjagt, denn man hatte sie nur als Sclaven brauchen können; sobald sie frei waren, wurden sie den Weißen eine Last. Im Staat Kentucky vereinigten sich die Weißen, den Schwarzen keine Arbeit zu geben, auch wenn sie arbeiten wollten. Auch in den nördlichen Staaten wurde die neue Freiheit der Schwarzen den Weißen bald unbequem. Die Freiheit gewährte den Schwarzen auch die Gleichheit mit den Weißen, so daß jene sich fortan mit diesen sollten zu Tische setzen und in demselben Wagen fahren dürfen. Aber die stolze germanische Race litt eine so niedrige Berührung nicht. Man warf die Schwarzen zur Thür oder zum Wagen hinaus. Die gemeinen Neger mußten sich das gefallen lassen, aber die Negersoldaten, die noch in Waffen standen, wehrten sich und in Washington und New-York wiederholten sich blutige Schlägereien zwischen den unvereinbaren Racen. „Die Erbitterung gegen die Schwarzen stieg so hoch,

daß bei der großen Siegesparade zu Waſhington am 23. Mai Präſident Johnſon es für räthlich hielt, die Negerregimenter, obgleich ſie ſich im Kriege gut gehalten und zum Siege beigetragen hatten, dennoch von der ganzen Feierlichkeit auszuſchließen. Auch wagte er nicht, die ſchwarze Race durch Ertheilung von Wahlrechten der weißen gleichzuſtellen. Ob die Neger Wahlrechte erhalten ſollten oder nicht, wurde jedem einzelnen Staat anheimgeſtellt.

Man beſchuldigte die Abolitioniſten, ihr Fanatismus für die Neger ſey nur eine Heuchelei und ihr einziger Zweck ſey, ſich mittelſt der Wahlſtimmen der Neger die höchſte Gewalt in der Union zu erringen. Man hörte auch wohl, dieſe ächteſten aller Yankees, die alten Puritaner, gingen darauf aus, ihre Secte zur alleinherrſchenden zu machen, ſpotteten der einfältigen Deutſchen, die im Abolitionismus nur die uneigennützigſte Humanität erkannt und ihm daher alle ihre liberalen Sympathien zugewendet hätten, und bereiteten eine Verfolgung der Katholiken vor.

Aber im Laufe des Sommers von 1865 trat eine merkliche Wendung in dem Benehmen des Präſidenten Johnſon gegen die Partei ein, der er, wie es ſchien, bis jetzt mit dem größten Eifer gedient hatte. Der Mann, der ſich früher in den Ruf eines gemeinen Säufers und leidenſchaftlichen Fanatikers gegen die Südſtaaten gebracht hatte, zeigte eine auffallende Mäßigung und löste ſich mit großer Klugheit erſt ganz allmälig von der Partei der nordſtaatlichen Yankees ab, deren Werkzeug zu ſeyn er früher nicht in Abrede geſtellt hat. Aber ſeine neue Politik der Mäßigung ging von einem richtigen Urtheil aus. Lincoln war ihm ſchon in dieſem Maßhalten vorangegangen.

Der Abfall der Südſtaaten war begreiflicherweiſe Waſſer auf die Mühle der Abolitioniſten geweſen. Brachte der Krieg Gefahr für die Nordſtaaten, ſo blieb ein großer Aufſtand der Neger in den Süd-

ſtaaten immerhin das beſte Mittel, den letztern eine Diverſion im Rücken zu machen. Auch bedurfte die Regierung der Union des Eifers und der Begeiſterung, die unter den Abolitioniſten angefacht waren. Gleichwohl war für alle Zukunft die Emancipation der Neger etwas äußerſt Bedenkliches. Die Vereinigten Staaten dienten damit eigentlich nur dem engliſchen Intereſſe. Wie höhniſch mußte der alte Palmerſton lachen und ſich vergnügt die Hände reiben, wenn er ſah, wie gut berechnet, wenn auch koſtſpielig, die Emancipation der Neger auf Jamaika geweſen war, da ſie weſentlich mitgewirkt hatte, den Abolitionismus in Amerika zu nähren und es endlich dahin zu bringen, daß die Vereinigten Staaten den unermeßlichen Vortheil der Sclavenarbeit verlieren mußten. Die ſchlaue Handelspolitik Englands, die ſich für Humanität ausgab, erfreute ſich eines glänzenden Erfolges, denn ſie hatte mit einem kleinen Opfer den Rivalen das größte Opfer zu bringen genöthigt.

Lincoln hatte daher den Abolitioniſten nur gezwungen nachgegeben, nur langſam und ungern, und wie er, ſo dachten Millionen ſeiner Mitbürger im Norden. Es handelte ſich nicht blos darum, die Früchte der Sclavenarbeit einzubüßen, welche der Norden mitgenoß, weil er die Produkte des Südens durch ſeine Schifffahrt den europäiſchen Conſumenten zubrachte. Man ging auch der Gefahr entgegen, in der großen Maſſe befreiter Neger nicht mehr willige Werkzeuge, ſondern natürliche und incorrigible Feinde vor ſich zu haben. Indeſſen mußte man ſich der empörten Südſtaaten erwehren. Man that es anfangs noch mit großer Schonung der Sclavenbeſitzer. Noch im Jahr 1862 ſollten die Neger, deren Herren man als Feinde behandelte, doch noch nicht frei werden dürfen, ſondern als Sclaven der Union paſſend coloniſirt werden, wie Lincoln in ſeiner Botſchaft am 6. März empfahl. Im Mai wurde noch General Hunter, als er die Sclaven in Südcarolina, Florida und Georgien für frei erklärte,

vom Präſidenten desavouirt. Im Juli bat der Präſident dringend die Grenzſclavenſtaaten, die Emancipation ſelbſt in die Hand zu nehmen, in ihrem eigenen Intereſſe und um den extremen Forderungen der Abolitioniſten zuvorzukommen. Da ſie ſo thöricht waren, nicht darauf einzugehen, ſah ſich Lincoln unter dem Druck der Kriegsereigniſſe genöthigt, am 22. September allen kriegführenden Sclavenſtaaten zu drohen, daß vom 1. Januar 1863 an alle Sclaven in den Staaten, die ſich bis dahin von der Rebellion nicht losgeſagt haben würden, ſollten von da an für frei erklärt werden. Noch am 2. Dezember ſagte er den Staaten, welche ſich freiwillig fügen würden, günſtige Bedingungen zu. Da ſie ſich aber nicht fügten, wurde am 1. Januar 1863 die Emancipation der Sclaven wirklich proklamirt.

Man erkennt hieraus, wie äußerſt vorſichtig Lincoln zu Werke ging und wie es ihm Gewiſſensſache war, die völlige Freilaſſung der Schwarzen nicht zu überſtürzen, da aus derſelben für die Schwarzen ſelbſt, wie für die Weißen, unberechenbare Gefahren erwachſen mußten. Nicht er allein nahm dieſe Rückſichten. Man muß ſich erinnern, wie ſtark die demokratiſche Partei auch in den nördlichen und weſtlichen Staaten geweſen war, ehe der Uebermuth der Parteigenoſſen in den Südſtaaten den Krieg vom Zaune brach. Lincoln wurde im Herbſt 1864 wieder zum Präſidenten gewählt, aber nur mit 2,185,502 republikaniſchen gegen 1,778,200 demokratiſchen Stimmen, ausſchließlich aus den nördlichen und weſtlichen Staaten. Addirt man zu den letztern die fehlenden Stimmen aus den Südſtaaten, ſo iſt die Mehrheit nicht mehr eine republikaniſche, ſondern eine demokratiſche, und es liegt klar vor Augen, daß unter der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten die unbedingte Freilaſſung der Sclaven nur unter beſonderen Umſtänden von einer fanatiſchen Minderheit hatte durchgeſetzt werden können. Die Zahlen ſprechen dafür, daß Lincolns Bedenken im natürlichen Gefühl der weißen Race vollkommen begründet

war. Noch immer war die große Frage nicht völlig entſchieden, noch ſträubte ſich das Repräſentantenhaus in Waſhington gegen die völlige Befreiung der Schwarzen. Aber wie durch ein heftiges Gewitter die natürliche Luftſtrömung unterbrochen und in eine conträre verwandelt wird, ſo riß die Kriegsfurie den Congreß von Waſhington aus der ruhigen Beſonnenheit hinaus und führte zum Geſetz vom 31. Januar 1865, welches die Befreiung der Schwarzen für immer ſanctionirte.

Daran ſchloß ſich das Dekret, welches den Rebellen mit der Confiscation aller ihrer übrigen Güter drohte, und endlich das merkwürdige Dekret, welches geſtattete oder befahl, daß in jedem ſüdlichen Staate eine Regierung, die nur von einem Zehntel der Bevölkerung gewählt wäre, ſich aber der Union unterwerfe, auch von der Union als einzig rechtmäßige Regierung anerkannt werden ſolle. Man rechnete dabei auf das weiße Proletariat im Süden, auf die ärmeren Klaſſen, die bisher den Reichen hatten dienen müſſen, oder zurückgeſetzt worden waren. Dieſe Minderheit ſollte unter dem Schutz unioniſtiſcher Bajonette die künftige Mehrheit in den Südſtaaten bilden, und unmittelbar nach der Kataſtrophe bei Richmond und Lincolns Ermordung genirte ſich der neue Präſident Johnſon auch gar nicht mehr, den letzten Gedanken auszuſprechen, indem er einer Deputation aus dem Süden, die ihn beglückwünſchte, zur Antwort gab: „Die Führer der Rebellion müſſen geſtraft und von ihrer ſocialen Stellung herabgedrückt werden. Die loyal gebliebenen Einwohner in den Südſtaaten verdienen auf Koſten derjenigen, welche ſo unſägliche Leiden über das Land gebracht haben, entſchädigt zu werden.“ Das deutete darauf hin, daß der den Reichen im Süden geraubte Grund und Boden an die ärmere Klaſſe vertheilt werden ſollte. Dieſer Plan hatte ſich ſchon während der ganzen Kriegführung verrathen, indem weder aus Noth, noch aus Muthwillen, ſondern nur,

um die vorher reichen Südländer arm zu machen, von den Truppen der Union unzähliges Privateigenthum im Süden zerstört und ungeheure Massen Baumwolle confiscirt worden waren.

Wir haben aber schon bemerkt, daß die humane Schwärmerei für die Befreiung der Neger nur wenigen besonders frommen und gutmüthigen Leuten Ernst war. Für die weit überwiegende Mehrheit der egoistischen und herzlosen Yankees war der Abolitionismus nur ein Aushängeschild und Vorwand, um über den Süden herfallen zu können. Man wollte damit auch keineswegs in den Ruf der Frömmigkeit kommen, sondern nur bei den Liberalen in der ganzen Welt Sympathien gewinnen und durch den Aufruf zur Freiheit eine blutige Empörung der schwarzen Sclaven gegen ihre weißen Herren in den Südstaaten hervorrufen. Wäre dies gelungen, so hätten sie sich die ungeheuren Kriegskosten, die sie im Kampf mit dem Süden aufwenden mußten, erspart. Dann würden sie die Beute mit den Schwarzen getheilt und die großen Plantagen der südlichen Aristokratie zerstückelt und an kleine weiße und schwarze Eigenthümer gebracht haben. Dann wäre die reine Demokratie auf breitester Grundlage etablirt gewesen und mit der Aristokratie und ihrem bevorzugten Besitze wäre auch die Souveränetät der einzelnen Staaten verschwunden.

Die Neger empörten sich aber nicht gegen ihre Herren und der Norden mußte ungeheure Anstrengungen machen, um mit seiner Uebermacht endlich die südliche Aristokratie zu überwältigen. Als sie aber überwältigt war, wollte die siegreiche Partei der Yankees den ursprünglichen Plan doch noch durchführen, die großen Plantagen confisciren, den Schwarzen Parcellen davon als Eigenthum, Wahlrechte und vollkommene Gleichheit mit den Weißen gewähren, auch die Selbständigkeit der Einzelstaaten für immer aufheben und ganz in derselben Weise eine einige und untheilbare Republik gründen,

wie es die Sansculotten in Frankreich im J. 1793 gethan hatten. Dem Princip der allgemeinen Gleichheit gemäß ſollte die ſchwarze mit der weißen Race ſich vollkommen verbrüdern.

Dieſer Plan paßte nicht für die faſt rein germaniſche Bevölkerung der Union. In Frankreich, wo das galliſche Blut ſich leichter berauſcht und man ſich, wenn auch immer nur auf kurze Zeit, leicht einer Illuſion hingibt, konnte man für eine Verbrüderung mit den Schwarzen ſchwärmen, um ſo eher, als man ſie nicht in der Nähe hatte. Aber bei einer echtgermaniſchen Race, die ſchon lange mit der Negerrace verkehrt, iſt eine ſolche Verbrüderung rein unmöglich. Der Racenſtolz leidet ſie nicht. Auch war es der Mehrheit der Yankees mit der Gleichſtellung der Neger gar nicht Ernſt, auch wenn ſie dieſelbe noch forderten, nur um die alte Ariſtokratie nicht wieder aufkommen zu laſſen.

Präſident Johnſon kannte dieſe Stimmung ſehr genau, ließ ſich alſo weder durch die wirklich fanatiſchen Abolitioniſten, noch durch die Centraliſten, die das Negerwohl nur zum Vorwand nahmen, zu der Thorheit verleiten, den Schwarzen ausgedehnte politiſche Rechte zu bewilligen, oder gar ſie in Beſitz der Ländereien zu ſetzen, welche bisher der Ariſtokratie gehört hatten. Hätte er mehr für die Neger gethan auf Koſten der Weißen, ſo würde er das bleibende Intereſſe der weißen Race verletzt und gegen die natürliche Antipathie angeſtoßen haben, welche nun einmal die weiße Bevölkerung gegen die Schwarzen hegt. Er würde ſich unnütz gemacht und ſeine Rolle bald ausgeſpielt haben. Nach ihm würden Andere gekommen ſeyn, die das Intereſſe der weißen Race beſſer würden gewahrt haben. Die Schwarzen wären unter allen Umſtänden zu kurz gekommen. Deswegen befolgte Johnſon einen Plan, der den der Yankees des Nordens oder der ſ. g. Republikaner durchkreuzte. Erſtens verwarf er die Maßregel, den Schwarzen Wahlrechte und politiſche Gleichſtellung mit den

Weißen zu bewilligen, und überließ die Entſcheidung darüber den einzelnen Staaten. Einer Negerdeputation ſagte er freimüthig, ihre neue Freiheit beſchränke ſich auf das Recht, zu arbeiten, wo und was ſie wollten; aber erſt durch ihre Arbeit könnten ſie ſich einen Beſitz und die davon abhängigen Genüſſe verſchaffen. Um die Entſcheidung in der Negerfrage den einzelnen Staaten überlaſſen zu können, mußte deren Selbſtändigkeit neu garantirt werden. Die Union mußte wie vor dem Kriege ein Staatenbund bleiben, durfte nicht ein Einheitſtaat mit unumſchränkter Centralgewalt werden.

Nachdem Johnſon ſich einmal von der Einſeitigkeit ſeiner bisherigen Parteigenoſſen emancipirt hatte, konnte er natürlicherweiſe nur noch auf die Sympathie der frühern, der republikaniſchen entgegengeſetzten demokratiſchen Partei in den Nordſtaaten rechnen und wenn er das Ruder in der Hand behalten, eine Mehrheit im Congreß gewinnen und bei der nächſten Präſidentenwahl wieder gewählt werden wollte, mußte er ſich beeilen, nicht nur den beſiegten Südſtaaten ihre nach dem Kriege ſuspendirte Selbſtändigkeit zurückzugeben, ſondern auch die beſiegte, doch immer noch vorhandene Ariſtokratie daſelbſt durch Schonung zu gewinnen. Daher er den Abolitioniſten gegenüber unzweideutig ausſprach, der Boden der Union gehöre den Weißen und wie der Beſitz, ſo ſey auch die Regierung allein bei den Weißen. Die Aufhebung der Sclaverei komme den Schwarzen nur zu gute, wenn ſie ſich beſcheiden und fügſam in ihre neue Lage ſchicken, dürfe aber den Beſitz und die Macht der Weißen nicht gefährden. Vorausſichtig bemerkte er, wenn das Zuſammenleben der freien Schwarzen mit den Weißen beiden Theilen nicht convenire, ſo bleibe nichts übrig, als daß die Erſtern ſich in ein noch unbewohntes Territorium, dergleichen die Union noch genug übrig hat, zurückziehen und iſoliren.

Schon gleich nach Beendigung des Krieges beſchämte Präſident Johnſon alle die, welche ſchreckliche Maaßregeln der Rache von ihm

erwartet hatten, durch große Mäßigung. Nur an den Mördern Lincolns wurde die Todesstrafe vollzogen. Alle Häupter der Rebellion, die man gefangen bekam, wurden geschont und fast alle wieder frei gelassen. Selbst der südstaatliche Präsident Davis wurde nur der Pein einer langen Untersuchung unterworfen. Die Generale der Südstaaten, die sich ergeben hatten, blieben frei. Der ganzen südstaatlichen Aristokratie wurde eine Amnestie bewilligt und sie behielten ihre Wahlstimmen, wenn man sie auch durch das Zwanzigtausend-Dollargesetz ein wenig ängstigte. Sogar der Vicepräsident Stephens, das zweite Haupt der südlichen Union neben Davis, der Finanzminister jener Union, Tornholm, ihr Generalpostmeister Reagan, der Richter Campbell, der Gouverneur Clark wurden im Herbst 1865 amnestirt und nur, um den Zorn der Yankees einigermaßen zu beschwichtigen, wurde ein oben schon genannter Fremder, ein untergeordnetes Werkzeug der südstaatlichen Armeeverwaltung, der Schweizer Wirtz, gehenkt.

Gegen dieses Verhalten des Präsidenten Johnson erhob sich der angesehenste der Abolitionisten, Wendell Phillips, in einer Rede zu Boston und machte ihm die schwersten Vorwürfe, daß er die Aristokratie im Süden, die zu vernichten man im Kriege so ungeheure Opfer gebracht, doch nicht vernichtet habe, daß er dieselben Häupter der Rebellion, gegen die man so lange und siegreich gekämpft habe, jetzt wieder aufkommen, fast dieselbe Stellung wieder einnehmen lasse, wie vor dem Kriege, daß er die Neger, obgleich sie zu Tausenden für die Sache der Union geblutet hätten, dennoch nicht würdigen wolle, als Landsleute und Mitbürger der Weißen gelten zu dürfen. Schließlich verkündete Philipps, wenn man den Schwarzen im Süden das ihnen verheißene Recht verweigere, würden sie thun, was sie in Hayti gethan haben.

Als im Spätherbst 1865 die Wahlen zum Congreß erfolgten,

Sache leiden müſſen. Dazu kommt noch, daß die Pietiſten größtentheils den niedern und ungebildeten Ständen angehören, bei denen das Gefühl beinah allein vorherrſcht und leicht auf Abwege geleitet wird.

Seit Philipp Spener hat ſich unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten immer eine anſehnliche Parthei erhalten, die den Gefühlsglauben vertheidigt haben, ohne darum den Denkglauben zu verwerfen, und ohne ſich von der äußern Kirche zu trennen. Unter den Neueren glänzt in dieſer Weiſe vor allen der treffliche Schleyermacher in Berlin. Andre dagegen haben ſich ſchon frühe von der Kirche losgeriſſen und neue Sekten gebildet. Unter den vielen kleinen, immer bald wieder unterdrückten Sekten hat nur eine ſich in großer Ausdehnung zu behaupten gewußt, die der Herrnhuter. Im Jahr 1722 ſtiftete der fromme Graf Zinzendorf Herrnhut in der Lauſitz, wo er die durch die Jeſuiten vertriebenen letzten Anhänger der Huſſiten, die ſogenannten mähriſchen und böhmiſchen Brüder verſammelte und eine neue chriſtliche Gemeinde gründete. Ihre Lehre war die Liebe und der Frieden. Die Glieder der Gemeinde nannten ſich Brüder und Schweſtern und lebten völlig gleich. Sie breiteten ſich nach und nach über das ganze proteſtantiſche Deutſchland und nach den entfernteſten Welttheilen aus, indem ſie überallhin Colonien ausſendeten, deren frommer Zweck es war, die chriſtliche Liebe zu predigen und beſonders die Heiden zu bekehren. Die Geſellſchaft der Herrnhuter iſt für den Proteſtantismus das, was die der Jeſuiten für den Katholicismus ſeyn ſollte. Als eine abgeſonderte Geſellſchaft, mit einer Verfaſſung und Gebräuchen, die der neuen Bildung und Sitte der übrigen Welt nicht anpaſſen und bei ihren allzueinſeitigen Zwecken wird ſie ſo wenig, wie die Geſellſchaft Jeſu, zur Alleinherrſchaft gelangen. Es iſt nur eine Farbe in

wurde eine Mehrheit von Republikanern gewählt, ſo daß vorauszuſehen war, dieſer Congreß würde die Abgeordneten der Südſtaaten nicht zulaſſen, ihre Wiederherſtellung als gleichberechtigte Staaten der Union verſchieben und dieſelben einſtweilen nur als Territorien behandeln, er würde ferner den Negern das Stimmrecht ertheilen wollen und endlich die Monroe-Doctrin geltend machen, um die Franzoſen und den öſterreichiſchen Erzherzog aus Mexiko zu vertreiben. Schon wurden viele drohende Stimmen laut, die des Präſidenten bisherige Friedenspolitik verwarfen. Wendell Phillipps ging ſo weit, ihn in Anklageſtand verſetzen zu wollen. Johnſon ſah nun wohl ein, daß er in mehreren Punkten werde nachgeben müſſen, und man hörte, er habe bereits einige ſeiner Anſchauungen modificirt, er wolle wenigſtens einem Theil befähigter Neger das Wahlrecht gewähren und der Monroe-Doctrin Achtung verſchaffen. Um aber den Krieg mit Mexiko womöglich zu vermeiden, der die Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung in der Union ſehr verzögern mußte, ſchickte Johnſon den General Shofield, der als Privatmann reiste, mit dem geheimen Auftrage nach Paris, dem Kaiſer die Lage der Dinge und die Stimmung in der Union klar zu machen, damit er noch rechtzeitig ſeine Truppen aus Mexiko zurückziehen könne. Etwas Zuverläſſiges iſt über dieſe Miſſion nicht bekannt geworden, doch wurde ſie allgemein geglaubt und entſprach den Verhältniſſen.

Am 5. Dezember 1865 wurde der Congreß in Waſhington eröffnet und zwar nur von den Gewählten der Nordſtaaten, diejenigen der 11 ſüdlichen oder Rebellenſtaaten wurden nicht zugelaſſen. In ſeiner Botſchaft ſprach der Präſident Johnſon vor allem aus, daß die Sclaverei in der Union nunmehr unwiderruflich abgeſchafft ſey, daß den Südſtaaten die Bedingungen, unter denen ſie wieder gleichberechtigt in die Union eintreten könnten, ſcharf formulirt werden würden, daß er das ungeheure Kriegsbudget von 516 auf 33 Mill.

Dollars reducirt habe, daß die Regelung der Finanzen überhaupt keine unüberwindliche Schwierigkeit darbieten werde und daß die Union nach außen mit allen Mächten im Frieden sey. Nur in Bezug auf England und Frankreich machte er ein Paar inhaltsschwere Bemerkungen. Von England hieß es, es habe den Südstaaten Kriegsmaterial geliefert und Caperschiffe, die mit englischen Unterthanen bemannt gewesen seyen, und habe diesen Caperschiffen auch später noch in britischen Häfen Zuflucht gewährt. Genugthuung dafür und eine friedliche Vermittlung sey noch nicht erfolgt. Ueber Frankreich führte die Botschaft keine Beschwerde, hob aber mit auffallender Ruhmredigkeit die Vortrefflichkeit der republikanischen Verfassung hervor, wodurch indirekt über das neue Kaiserthum in Mexiko der Stab gebrochen wurde.

Weit bestimmter drückten sich die von den Republikanern in beiden Häusern eingebrachten Resolutionen aus: „Nachdem der Kaiser der Franzosen in seinem Brief an General Forey vom 3. Juni 1862 erklärt hat, er wolle in Mexiko eine Monarchie errichten, welche der lateinischen Race auf dem amerikanischen Continent wieder zu Kraft verhelfen und die Union verhindern solle, vom Meerbusen von Mexiko Besitz zu nehmen; nachdem der Versuch zur Errichtung einer Monarchie in Mexiko wirklich gemacht worden ist, soll der Präsident ersucht werden, dies als eine Beleidigung des Volks der Union anzusehen und die erforderlichen Schritte zu thun, um Ehre und Würde seiner Regierung zu schützen."

Der Präsident beantragte in Bezug auf die Neger, man solle, wenn auch die Sclaverei unwiderruflich abgeschafft sey, doch der ursprünglichen Verfassung in der Art treu bleiben, daß es den Einzelstaaten überlassen bliebe, innerhalb ihres Gebiets die Wahlbefähigung der zum Genuß voller Bürgerfreiheit noch unreifen Neger einzuschränken, und daß man den Einzelstaaten nur vorschreiben dürfe, den

Negern Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, das Recht der Arbeit und für ihre Arbeit Lohn zu gewähren.

Auch in Bezug auf dieſe Frage hielt der Congreß bei weitem das beſonnene Maaß nicht ein, wie der Präſident. Die republikaniſche Mehrheit im Congreß würde ſich zu einem, nur England zu Gute kommenden Kriege mit Frankreich und zu einer noch weit übereilteren plötzlichen und gänzlichen Gleichſtellung der Schwarzen mit den Weißen haben hinreißen laſſen, wenn der Präſident es nicht verhindert hätte. Der Führer der republikaniſchen Partei im Senate war Sumner, im Abgeordnetenhauſe Thaddäus Stevens. Mittelſt der Mehrheit in beiden Häuſern brachten ſie die Freedmen's Bureau Bill zu Stande, welche bezweckte, auf noch lange hin die Südſtaaten vom Congreß auszuſchließen und als eroberte Provinzen zu behandeln, und zweitens die bisherigen ſchwarzen Sclaven den freien Weißen in jeder Beziehung gleichzuſtellen.

Durch Congreßakte war nämlich ſchon am 3. März 1865 ein ſ. g. Freedmen-Bureau, d. h. ein Bureau für Flüchtlinge, Freigewordene und verlaſſene Ländereien errichtet worden, hauptſächlich zum Schutz und zugleich zur Ueberwachung der im Kriege frei gewordenen Neger und mit der Befugniß, verlaſſene oder confiscirte Ländereien an ſolche Neger zu vertheilen. Dieſes Bureau hatte bereits 113 Millionen Dollars ausgegeben und jetzt verlangte die Mehrheit des Congreſſes, ſeine Befugniſſe ſollten noch weiter ausgedehnt werden. Namentlich ſollte der ganze Süden in Diſtrikte eingetheilt werden, in welchen nordſtaatliche Offiziere als Commiſſäre unumſchränkte Gewalt haben ſollten, für die Neger auf Koſten ihrer bisherigen Herren zu ſorgen. Vorerſt ſollten drei Millionen Acker Landes im Süden expropriirt und in Looſen von höchſtens 40 Acker unentgeldlich an die Neger vertheilt werden. Welcher Weiße dem Farbigen irgend ein bürgerliches Recht verweigere, ſolle mit 1000 Dollars Geldbuße und

Gefängniß bis zu Einem Jahre beſtraft werden. Jeder männliche Neger ſolle von ſeinem 20. Jahre an Stimmrecht haben. Ueber alle die bezeichneten Fälle ſollten nur die Offiziere jedes Diſtrikts zu entſcheiden haben ohne alle Rückſicht auf die gewöhnlichen Gerichte. Mit einem Wort, die Südſtaaten ſollten als erobertes Land fortwährend unter dem Kriegsgeſetz ſtehen, die ſchwarze Race ſollte dort das Uebergewicht über die weiße erhalten. Das war aber noch nicht alles, denn das Bureau ſtellte ſich auch außerhalb der Staatsgewalt und über dieſelbe. Die vollziehende Gewalt mußte, wenigſtens in Bezug auf die Negerfrage und auf die Behandlung der Südſtaaten aus den Händen des Präſidenten in die des Bureaus übergehen, wenn der Präſident es dazu kommen ließ.

Die Bill ging in beiden Häuſern mit ⅔ Stimmenmehr durch und die republikaniſche Partei that ſich weder in Reden, noch in der Preſſe einen Zwang an, ſondern ſchmähte die Politik des Präſidenten und ſelbſt deſſen Perſon in der wildeſten und roheſten Weiſe. Es fielen Aeußerungen, wie ſie früher von den Demokraten gegen Lincoln gefallen waren. Präſident Johnſon ließ ſich jedoch nicht ſchrecken, ſondern legte am 19. Januar 1866 ſein verfaſſungsmäßiges Veto gegen die Bill ein. Die Aufregung war groß, aber die größere Menge des Volks in Waſhington und in der Nähe war für den Präſidenten und auch von fern her, von allen Seiten erhielt er zuſtimmende Adreſſen. Als nun am 22. Februar der Geburtstag des großen Waſhington gefeiert wurde, verſammelte ſich vor dem Hauſe des Präſidenten eine unermeßliche Volksmenge und verlangte von ihm, er ſolle reden. Da ſprach er anderthalb Stunden lang mit feuriger Begeiſterung zum Volk. Vor allem hielt er feſt, daß die von dem großen Waſhington ſiegreich befeſtigte Union nie mehr dürfe aus den Fugen gehen. Zwei Parteien aber thäten ihr Möglichſtes, ſie aus den Fugen zu reißen, und deshalb müſſe er die eine wie die andere

bekämpfen. Die demokratiſche Partei in den Südſtaaten habe ſich vor vier Jahren empört und würde die Union für immer geſpalten haben, wenn es ihr gelungen wäre, ihre verrätheriſchen Plane durchzuſetzen. Kaum aber ſey dieſe Partei beſiegt und der Union wieder unterworfen worden, ſo erhebe ſich die republikaniſche Partei ganz ebenſo verrätheriſch, um die Union abermals zu ſpalten, weil ſie den Südſtaaten den Wiedereintritt in die Union verwehren wolle. Vier Jahre lang habe man Krieg geführt, um die Union herzuſtellen, um die eigenmächtig und rebelliſch ausgeſchiedenen Südſtaaten zum Wiedereintritt in die Union zu zwingen. Und nun wolle eine andere Partei, ſie ſollten und dürften nicht wieder eintreten. An der Spitze des Verraths im Süden ſtanden Davis und Slidell. An der Spitze des Verraths im Norden ſtehen nun ſchon wieder Andere da. — Aufgefordert von der Menge, ſie zu nennen, rief Johnſon: „Wohlan, ich nenne Stevens, Sumner und Wendell Philipps. Mögen ſie mich angreifen, ich werde mich nicht fürchten. Man hat geſagt, ich verdiene geköpft zu werden. Man hat geſagt, dieſes präſidentſchaftliche Hinderniß muß aus dem Wege geräumt werden, und ich zweifle nicht, es war auf meine Ermordung abgeſehen. Aber ich habe nie etwas anderes gewollt, als die Erhaltung der Union, und ich hoffe, ſie wird feſt ſtehen und wachſen, wenn auch mein Blut ihr Kitt und Siegel werden ſollte!“

Das Volk hörte dieſe Rede mit derſelben Begeiſterung an, mit der ſie geſprochen war, und immer neue Volksverſammlungen ſtimmten der Politik des Präſidenten zu. Auch der Staatsſekretär Seward und die Generale Grant und Sherman hielten Reden zu ſeinen Gunſten. Man tadelte zwar hin und wieder, daß er ſeinen Gegnern die Abſicht des Meuchelmords vorgeworfen habe. Allein er befand ſich nicht in einem europäiſchen Parlamente, ſondern vor einer großen Yankeeverſammlung, auf die man draſtiſch wirken muß, und der

ſchwerbedrohte Präſident hatte wohl Recht, an Lincolns Mord zu erinnern.

Am Rio grande herrſchte unter den unioniſtiſchen Grenztruppen eine übermüthige Luſt, eigenmächtig ins mexikaniſche Gebiet einzufallen, und im Anfang des Jahres 1866 führte wirklich ein Oberſt Reed einige hundert Soldaten, meiſt Neger, über den Fluß hinüber und bemächtigte ſich räuberiſch der Stadt Bagdad. Aber Präſident Johnſon ſteuerte dieſem Unfug augenblicklich und ließ nicht nur den Oberſt Reed verhaften, ſondern entzog auch dem General Weitzel das Commando an der Grenze und erſetzte ihn durch General Stoneman. Somit hatte der Vorgang keine ernſten Folgen. Die republikaniſche Mehrheit des Congreſſes berathſchlagte eine neue ſ. g. Bürgerrechtsbill und unterbreitete ſie dem Präſidenten zur Beſtätigung. Dadurch ſollte zum Geſetz erhoben werden, erſtens die fortdauernde Ausſchließung der elf Südſtaaten aus dem Congreß und zweitens die Aufnahme aller Neger ins Bürgerrecht. Präſident Johnſon legte jedoch am 27. März 1866 auch gegen dieſe Bill ſein Veto ein und erließ eine ſ. g. Friedensproclamation, worin er die Rebellion für geſchloſſen und die elf Südſtaaten als mit den übrigen Staaten gleichberechtigt zur Beſchickung des Congreſſes erklärte. Der bisherige Congreß ſey, ſo lange die Vertreter jener elf Südſtaaten ihren Sitz darin nicht wieder einnähmen, nur ein Rumpfparlament und mithin nicht competent. Der Krieg ſey geführt worden, um die Union ihrem äußern Umfang nach, wie ihrer innern Verfaſſung nach zu erhalten. Man habe die Südſtaaten mit Gewalt gezwungen, im Verbande der Union zu bleiben und ſich der alten Verfaſſung wieder zu unterwerfen, alſo müßten ſie auch wieder die Rechte ausüben dürfen, die ihnen jene Verfaſſung gewähre. In Bezug auf das den Negern ſogleich und ohne Bedingung zu gewährende Bürgerrecht machte er darauf aufmerkſam, daß es doch unvernünftig ſey, einer inferioren, eben erſt von der Sclaverei be-

freiten, unwiſſenden, halbwilden und unzuverläſſigen Race auf der Stelle alle die Rechte zu gewähren, welche der gebildete Engländer und Deutſche, wenn er nach Amerika auswandere, dort erſt nach fünf Jahren erlangen könne.

Es ſpricht für Johnſon, daß die ehrenwertheſten Männer der Union ſeine Politik billigten. So namentlich der Staatsſekretär Seward und General Grant. Seward hielt zu Gunſten Johnſons vor ſeinen Wählern eine Rede, im October 1865. Darin ſagte er: „Einige von Ihnen fürchten, der Präſident könne zu milde gegen die Führer ſeyn, die das Land in den unheilvollen Bürgerkrieg geſtürzt haben. Nun, niemand hat eine ſchmählichere, rohere Behandlung von ihnen erlitten, als er. Kann Johnſon vergeſſen, warum nicht auch wir? Und ſind ſeine Amneſtiebedingungen nicht ſtrenger als die Abraham Lincolns? Wer hat die Majeſtät des Geſetzes feſter gewahrt als er? Man iſt jetzt auf jener Seite voll der wärmſten Betheuerungen gegen den Präſidenten. Das ſcheint einige von Ihnen irre zu machen und Sie fragen, ob am Ende der Präſident nicht doch noch treulos gegen die Unionspartei werden könnte. Ich für meinen Theil habe die Parteiſchaft beiſeite gelegt von dem Augenblicke an, wo die Rettung des Landes dieſes Opfer forderte. Und daſſelbe, deſſen bin ich ſicher, hat auch Andrew Johnſon gethan. Dieſe Pflicht verbietet, wie früher mit Gegnern der Union, ſo jetzt mit Gegnern der Reconciliation zuſammenzugehen; ſie erheiſcht unbedingte Unterſtützung der Verſöhnungspolitik, welches auch immer die Partei ſey. Andrew Johnſon hat ſeine Treue mit dem Opfer ſeines Vermögens, der Gefährdung ſeiner Freiheit, ja ſeines Lebens bezeugt, und dieſelbe Treue iſt jetzt mit ſeiner hochherzigen Politik identificirt. Warum ſollte er dieſe jetzt aufgeben, wo der Erfolg ſeine früheren Gegner gezwungen hat, ſie zu acceptiren? Patriotismus und Loyalität aber erfordern, daß die Treue gegenſeitig ſey. Seyen Sie treu; der Prä-

ſident wird es bleiben. Wäre die Bürgſchaft nicht ganz überflüſſig, ich würde ſie Ihnen bieten."

General Grant, welchen der Präſident im Spätjahr 1865 nach dem Süden geſchickt hatte, um ſich von den Zuſtänden daſelbſt genau zu unterrichten, berichtete nun, daß Johnſons Verſöhnungspolitik ſich ſchon jetzt als die zweckmäßigſte bewähre und daß der Präſident ganz Recht habe, wenn er die ſchwarze Bevölkerung nicht ſogleich in alle politiſchen Rechte einſetze. Er bemerkte: „Die Weißen ſowohl als die Neger verlangen den Schutz der Centralregierung. In den von mir beſuchten Staaten hat ſich die Bevölkerung ſo rückhaltslos der Bundesregierung angeſchloſſen, daß die bloße Gegenwart einer auch noch ſo kleinen Militärmacht von Bundestruppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung genügen wird. Im wohlverſtandnen Intereſſe des Landes müſſen Truppen in den Diſtrikten des Innern ſtehen, wo die Zahl der Freedmen eine große iſt. Ueberall ſonſt, mit Ausnahme der Seeplätze im Süden, iſt die Anweſenheit der Truppen überflüſſig. Es wäre gut, daß die Truppen lediglich aus Weißen beſtänden. Dafür ſprechen viele Gründe. Ohne ſie alle hier anführen zu wollen, will ich nur erwähnen, daß Garniſonen aus freigelaſſenen Negern die Arbeit demoraliſiren und daß dieſe Truppen in ihren Lagern zu leicht den Freedmen der benachbarten Gegenden Aufnahme gewähren. Die weißen Truppen erregen andererſeits kein Mißvergnügen und zur Aufrechthaltung der Ordnung ſind weniger nöthig. Negertruppen müßten ziemlich zahlreich ſeyn, um ſich im Falle eines Angriffs vertheidigen zu können. Es werden nicht die Wohlmeinenden ſeyn, die ſich an der Bundesmacht, welcher Farbe ſie ſeyn möchte, vergreifen werden, aber der Pöbel könnte es thun. Der Freedman ſeinerſeits könnte glauben, daß das Eigenthum ſeines Herrn ihm gehören müſſe, oder daß der Pflanzer zum wenigſten keinen Anſpruch auf Schutz durch farbige Soldaten hat. Bei den Maßregeln, welche ich vor-

ſchlage, iſt keine Gefahr eines Conflikts vorhanden. Meine Beobachtungen haben mich zu dem Schluſſe geführt, daß die Bürger in den Südſtaaten dringend die baldige Wiederherſtellung der Regierung, ſo wie ſie im Schooße der amerikaniſchen Union exiſtirte, wünſchen. Ich glaube auch, daß die Weißen in Folge der Reorganiſation des Schutzes von Seiten der Regierung bedürfen, den ſie von derſelben zu fordern ein Recht zu haben glauben. Es iſt bedauerlich, daß in dieſem Augenblick zwiſchen den beiden Theilen des Landes keine innigeren Beziehungen ſtattfinden können, und beſonders zwiſchen denen, welchen die geſetzgeberiſche Gewalt anvertraut iſt."

Beide Parteien, hier der Präſident, dort der Congreß, hielten ihren Standpunkt feſt und der Streit dauerte noch in den nächſten Jahren fort, ohne zu einer ernſten Entſcheidung zu führen, da man die neue Präſidentenwahl, welche verfaſſungsmäßig am 4. November 1868 erfolgen mußte, abwarten wollte. Wir brechen daher hier die Geſchichte der Verhandlungen ab und ſprechen nur noch über die innern Zuſtände der Union.

Aus einer Zeitung der Südſtaaten entnahmen die europäiſchen Blätter im Spätherbſt 1865 eine ergreifende Schilderung der Zuſtände, wie ſie nach Beendigung des Krieges im Süden eintraten. Schon während des Krieges hatten Handel und Verkehr geſtockt, weil die Häfen blokirt waren, fehlte es an Lebensmitteln, weil die Armee dieſelben in Anſpruch nahm, die Soldaten des Südens ſelbſt wegnahmen, was ſie fanden, noch ehe die Feinde ins Land einfielen. Die weißen Männer waren alle bei der Armee, die Plantagen alſo ſchutzlos, wenn Marodeurs und Vagabunden zu rauben kamen. Ein Wunder, daß ſich die vielen Neger nicht empörten. Wenn ſie aber ihrer Faulheit fröhnten, fehlte es an Mitteln, Strenge gegen ſie zu üben. Viele traten in die Unionsarmee ein und bildeten bald zahlreiche Regimenter. Der Reſt blieb auch nicht zu Hauſe, denn ſobald

ihnen die Freiheit verkündet war, ließen sie die Ernte auf dem Felde stehen und liefen mit Weibern und Kindern in die Städte, nicht um sich zur Arbeit zu verdingen oder ein ordentliches Geschäft anzufangen, sondern um müßig zu gehen, dem Trunk und der Wollust zu pflegen und wenn sie nichts mehr hatten, zu stehlen. „Während der Mais auf den Feldern verfaulte, schwelgten die trunkenen Neger in einer Reihe von Walpurgisnächten voll von Hunger, Diebstahl, Unzucht und Barbarei. Während des Sommers lebten Myriaden derselben von der Plünderung der Obstgärten und Vorrathshäuser, wie auch der Hühner- und Schweineställe. Die Bundessoldaten hielten sich von ihnen fern; auch diejenigen freien Schwarzen, die ein geordnetes Leben führten, stießen sie von sich, und als die weißen Einwohner zusammenhielten und mit Gewalt der Waffen die lästigen schwarzen Eindringlinge aus den Städten wieder hinausjagten, ging erst das Elend unter diesen unglücklichen Kindern Afrikas an. Die Abolitionisten des Nordens, die Reiseprediger, die ihnen goldene Berge versprochen hatten, ließen sich nicht mehr blicken. Man hatte ihnen eine zügellose Freiheit gewährt, ihnen aber weder Brod gegeben, noch eine Anleitung, es zu verdienen. Nun lagen sie zu Tausenden in allen Winkeln herum, suchten sich in verfallenen Schuppen Schutz gegen Regen und Kälte, starben aber haufenweise aus Hunger, in Folge der Ausschweifungen und an Fiebern."

Wie konnte man aber auch von den Yankees Humanität erwarten, wenn sie auch noch so sehr für Freiheit und Gleichheit zu schwärmen schienen?

Es gereichte der Union sehr zum Nachtheil, daß sie ihre höchsten Beamten aus immer tieferen Schichten der bürgerlichen Stellung, Gesittung und Bildung wählen mußte, weil eine ungeheure Mehrheit von Wählern in den Staatsmännern der Union nur Ihresgleichen, nur plebejische Mittelmäßigkeiten sehen wollte und eine instinktartige

dem vielfarbigen Regenbogen aller unſerer religiöſen Meinungen.

Kapitel CCCCLXXXVI.

Der politiſche Zuſtand.

Aeußerlich iſt Deutſchland nun wieder, wie vor Karl dem Großen, in einzelne unabhängige Staaten getrennt, unter denen die ſtärkſten ein natürliches Uebergewicht behaupten. Der Grund zu dieſer Trennung war, wie wir geſehen haben, ſchon vor der Reformation gelegt. Schon längſt hatten die mächtigſten Fürſten ſich unabhängig gemacht und in der letzten Zeit war die Reichsverbindung ſogar weniger feſt, als die neueſte des deutſchen Bundes. Die Deutſchen ſind ſeit 1813 weit einiger, als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten, und eben darum auch weit ſtärker. In den letzten Kämpfen ſind ſie die Sieger geblieben, und der Frieden, deſſen ſie jetzt genießen, iſt ehrenvoll. Mit allen auswärtigen Mächtigen ſtehen ſie in freundſchaftlichem Verhältniß und für den Nothfall ſind ſie ſtärker als je gerüſtet.

Im Innern iſt die Regierungsform aller Staaten des deutſchen Bundes, mit Ausnahme der vier alten freien Städte, die monarchiſche, doch iſt die frühere Willkühr theils durch die Wiederkehr der Landſtände, theils beſonders durch die weiſe Mäßigung, die an allen Höfen herrſchend geworden iſt, verdrängt worden. Eine Menge Vorrechte der höhern Stände, wodurch die niedern gedrückt waren, ſind aufgehoben, und auch im Rechtsverfahren iſt man bei weitem menſchlicher, milder und gerechter geworden. Der gegenwärtige politiſche Zuſtand iſt, was er auch noch für Mängel haben mag, ohne Vergleich freier, milder, glücklicher, als der frühere.

Scheu vor jeder geiſtigen Vornehmigkeit hegte. Ein Unheil, in welches zuletzt alle Republiken fallen, in welches ſogar das hochgebildete Athen gefallen iſt. Die frechgewordene Gemeinheit beſauft ſich ſo leicht im Machtbewußtſeyn ihrer Mehrheit wie im Branntwein und wird dann ekelig. Der Ekel, den ſie einflößt, iſt aber nicht blos naive Proſtitution, ſondern auch Berechnung, um edlere Naturen von jeder Concurrenz bei den Wahlen abzuſchrecken. Die Rohheit, welche z. B. die Volksvertreter im Repräſentantenhauſe zur Schau tragen, iſt nicht immer angeboren oder anerzogen, ſondern hat auch zum Zweck, honette Männer vom Hauſe fern zu halten. Wer möchte auch in einem Hauſe ſitzen, in welchem die Volksvertreter einander ſchimpfen und prügeln, ſich Hufeiſen an den Kopf werfen und Revolver auf einander abfeuern. Wer möchte ſich zu der Ehre drängen, im Marmorpalaſt zu reſidiren, wenn man dem roheſten und frechſten Pöbel Audienz ertheilen und dulden muß, daß derſelbe den gekauten Tabak hoch an die Spiegelfenſter hinaufſpritzt und Teppiche und Möbeln verunreinigt. Honette Leute wegzudrängen, um die einträglichſten Aemter ſich ſelbſt vorzubehalten, iſt dem engverbundenen Geſindel in Waſhington unumgänglich nöthig, um ungeſtraft, ja ununterſucht in allen Aemtern den Staat beſtehlen zu können. Honetten Leuten ſoll es niemals einfallen dürfen, jene Diebſtähle am Staat enthüllen zu wollen. Alſo müſſen ſie entweder von den Wahlen fern bleiben und aller Theilnahme an der Politik entſagen oder ſie müſſen, wenn ſie in den höchſten Aemtern das Staatsruder lenken, zu den Betrügereien der Collegen und Unterbeamten die Augen zudrücken. Eine Ariſtokratie würde der Union wohlthun, aber eine ſolche wird nicht geduldet. An ihre Stelle iſt eine Bande von Spekulanten auf einträgliche Aemter getreten, die in Waſhington die Regierung und den Congreß gleichſam in ihrer Gewalt hat, ſich niemals ausrotten, noch genug befriedigen läßt.

In den conſtitutionellen Staaten Europas iſt die Volksvertretung verhältnißmäßig weniger corrumpirt, weil Königthum und Herrenhaus den Anſtand ſichern und eine zu große Pöbelhaftigkeit des Abgeordnetenhauſes doch nicht aufkommen laſſen. Auch wird es den Volksvertretern hier nicht ſo leicht, in die Verwaltung einzutreten, um ihre etwaige Habgierde zu befriedigen, und doch wird auch hier ſchon das Gewähltwerden und Sitzen im Parlament von Spekulanten, die unter ſich zuſammenhalten, als Lebensberuf getrieben.

Das größte Beförderungsmittel der Corruption iſt die Preſſe. Sie verdirbt die öffentliche Meinung gründlich, denn im Dienſt der Parteien iſt ſie ſchamlos und voller Lüge. Die Bürger aber leſen eifrig und ſchon unreife Knaben verſchlingen die Tagesblätter und debattiren mit über die öffentlichen Angelegenheiten.

Dabei behauptet ſich aber das Anſehen der Kirche, oder vielmehr der Kirchen, denn die Vereinigten Staaten ſind in unzählige Secten zerſpalten, ſo zwar, daß auch unter den großen Confeſſionen der anglikaniſchen, der methodiſtiſchen, der baptiſtiſchen Richtung eine Menge Unterabtheilungen entſtanden ſind, die ſich von den andern ausſondern. Uneins im Innern, entwickeln dieſe Secten doch eine große Thätigkeit nach außen. Es iſt etwas Außerordentliches um die nordamerikaniſche Miſſion. „Man kann nicht ohne Bewunderung und Staunen das bibelhouse in New-York anſehen, dieſes ungeheure Gebäude von nahezu 500 Kreuzſtöcken, das ſich palaſtartig erhebt zum Ruhme des Buches Gottes. Nach dem Princip der amerikaniſchen Bibelverbreitungsgeſellſchaften bringt man dort das Papier in Blättern herbei, übergibt es ſodann einer ungeheuern Dampfmaſchine, welche die verſchiedenſten Aufgaben löst, und, nachdem ſie die Bibeln gedruckt, geheftet und gebunden hat, ſie auch noch verpacken hilft zur Verſendung in die ganze Welt.“ Aber man kann ſich nicht enthalten, dieſe Dampf-

fabrication für etwas Unheiliges anzuſehen. Die Apoſtel haben das Wort Gottes auch ohne Dampf verbreitet.

Schon vor den Mormonen, die als chriſtliche Secte die muhamedaniſche Vielweiberei eingeführt und ſchon vor den Shakers, die umgekehrt wie die indiſchen Yogis im Cölibat leben, und lange vor der Gründung eines großen Buddhatempels in San Francisco hatte das nordamerikaniſche Chriſtenthum etwas von der aſiatiſchen Ueberſchwenglichkeit angenommen. Der Gottesdienſt vieler Methodiſten geſtaltete ſich wie eine Art Krampf der Seele und des Leibes. Ein Reiſender wohnte einem Meeting derſelben in der Nähe von Cincinnati bei, auf einem freien Waldplatze. Es war Nacht, die ſchönen Bäume umher mit Laternen erleuchtet. Die vielen ſchönen Damen und dieſe Beleuchtung gewährten einen feenhaften Anblick. Als aber bei einer dieſer vielen Damen die Gnade zum Durchbruch kam, fing ſie an zu ächzen, zu winſeln, zu ſeufzen, zu ſchreien und mit dem Kopfe, mit Händen und Füßen um ſich zu ſchlagen. Nun malt euch aus, „wie die Umſtehenden zu gleicher Zeit ſchreien und ſingen und beten, dann auf die Kniee ſich werfen auf einem Flächenraume, wo für dieſelbe Perſonenzahl kaum Platz zum Stehen geweſen, und dann im eigentlichen Sinne wie Kraut und Rüben untereinanderfallen, wie einige wieder aufſpringen und zahnbrecheriſch plärren, andere ‚Troſt' in's Ohr der ‚Begnadigten' flüſtern, und wieder Alle auf einmal: ‚Glory, Amen, — Amen, — Glory, Glory' ohne Unterlaß aus den Hälſen herauszurgeln, und wie dieſe Raſerei gegen alle Regeln der Phyſik im höchſten Grade am längſten dauert. Mehrere Prediger ſtanden auf den Bänken und trugen in marktſchreieriſchem Tone ihre geiſtlichen Ermahnungen und Zuſprüche vor, dann wurde wieder geſungen und geſchrieen und der ‚Herr' um Bekehrung beſchworen. Zu den bereits auf dem ‚Angſtſitze' oder der Armenſünderbank Knieenden und mit geſenkten Häuptern zur Reue ſich Anſchickenden, geſellten ſich

noch Andere hinzu, und daſſelbe Manöver, welches ich gerade in der Bretterhütte geſehen, wurde neuerdings wiederholt. Einige ſprangen in die Höhe, und wurden dabei von ihren zwei nächſten Nachbarn auf beiden Seiten unterſtützt, um die Luftſprünge noch höher zu treiben, was dieſem Aktus das Anſehen einer in Gang geſetzten Stampfmühle verſchaffte. Den Damen, welche allenfalls nicht ſchon früher ihre Köpfe entblößt hatten, wurden ihre Hüte abgebunden, wenn ſie von religiöſer Begeiſterung ergriffen wurden, bei deren Ausbruch ſie wüthenden Bacchantinnen grauſenhaft ähnelten, und die zarten, vor kurzem liebreizenden Geſichtszüge auf eine Weiſe verzerrten, wie ich es früher nur bei einer kranken Perſon bemerkt hatte, die am Bandwurm und Mutterkrebſe litt. Während der ruhigern Pauſen dieſer Begnadigten wiſperte ihnen ein ‚Bruder'-Prediger oder ein einfacher Bruder oder eine Schweſter ‚Tröſtungen' ins Ohr, oder nahm heimliche Beichtliſpelungen auf. Neben ſolchen Individuen aus dem ‚ſchwächeren' Geſchlecht ſtellten auch Männer mit fettem John Bullfleiſche oder kräftigem Bruder Jonathan-Knochenbaue, blühende Jünglinge und alte zu Kindern gewordene Greiſe mit Geſtöhn und Geächze, Ringen und Klatſchen mit den Händen dieſelbe Tollhäuslerei offen zur Schau. Auch ſie glotzten die Bretterwand vor oder neben ihnen, oder den ‚offenen' Himmel über ihnen bewegungslos — wie im Starrkrampfe — an; beteten ſtille oder laut, langſam und dann ſtärker und ſchneller, und gebärdeten ſich wie Verzweifelnde. Sie ſchlugen mit geballter Fauſt auf die vor ihnen ſtehende Bank, verſchoben die Geſichtsmuskeln, verdrehten beinahe alle Leibesglieder, und brüllten wie Raſende um ‚den ſüßen Jeſus.' Oefters ſchwätzten ſie ſolch verworrenes Zeug, daß ſie und ihre gläubigen Gefährten meinten, ſie müßten erſt mit dem Teufel kämpfen, ehe der Geiſt Gottes käme. Sie ſtürzten wie Fallſüchtige zur Erde, ſtießen, ſchlugen, ſtrampelten mit allen Vieren, und lagen dann wie ein um-

gehauener Baumklotz mitten unter Männern, Weibern und Jungfrauen in Ohnmacht! Dann erhuben die Anderen ein widriges, frohlockendes Gekreisch, patschten in die Hände, sangen ‚Glory — Alleluja, — Alleluja!' und waren vor Narrheit ganz außer sich."

Solche krampfhafte Uebertreibungen werden in Nordamerika auch im profanen Schauspiel geliebt. Moritz Busch gab in seinen „Wanderungen" von 1854 eine Schilderung des Kirby, des damals berühmtesten Schauspielers in den Vereinigten Staaten, „der sich durch die gräßlichen Zuckungen, mit denen er als Rolla in dem Trauerspiel Pizarro den Geist aufgab, beim Publikum ungemein beliebt gemacht hatte. Nie hatte man lauter applaudirt. Seine vielen Gönner verlangten aber auch für ihr Geld das vollste Maaß von Gestöhn, Gezappel, Zähneknirschen und Augenverdrehen und ließ er ein Ach weg, winselte er um ein paar Töne zu wenig, ließ sich ein allgemeines Geheul der Mißbilligung hören und er mußte die Marterscene noch einmal, bisweilen zweimal wiederholen, bis sie den Erwartungen entsprach."

An den merkwürdigen Phantastereien und Extasen der Nordamerikaner wird man erst inne, welchen Einfluß große geschichtliche Erinnerungen oder deren Mangel auf die Menschen üben. Die Nordamerikaner sind ein neues Volk auf neuem Boden, haben hier erst eine sehr kurze Geschichte erlebt und die, welche die Einwanderer aus Europa mitbringen, werden bald vergessen, oder erleiden eine starke Umbildung. Die Einbildungskraft alter Völker inmitten der großen Denkmäler ihrer Vorzeit wird gleichsam am Spalier aufgezogen und hält Maaß, die des neuen Volkes hat so feste Anhaltspunkte nicht und schweift mehr aus. Da sie nicht viel Altes findet, sucht sie viel Neues; bei der Einförmigkeit des nordamerikanischen Lebens sucht sie Außergewöhnliches und starke Effecte. Sofern das Denken des neuen Volkes endlich keine geschichtliche Grundlage hat,

übt es auch eine weniger ſtrenge Kritik, ja ſtürzt ſich ſogar mit Behagen in den Wunderglauben hinein. Daher die extravaganten Secten, die Convulſionen der Methodiſten, die manichäiſche Enthaltſamkeit der Shakers und im Gegenſatz dazu Vielweiberei der Mormonen ꝛc., der Spiritualismus, die Klopfgeiſter ꝛc.

Wenn die Leichtgläubigkeit und Wunderſucht der Nordamerikaner in betrügeriſcher oder wenigſtens humoriſtiſcher Abſicht ausgebeutet und getäuſcht wird, nennt man es Humbug. Der Humbug iſt zum Gewerbe geworden. Abenteurer aller Art treiben ihn. Hier nur ein paar Beiſpiele: Ein hübſcher junger Mann ſorgt, daß er die Krähe bekommt, reiſt dann von Städtchen zu Städtchen, macht Bekanntſchaften, iſt ſehr unterhaltend, drückt Jedermann die Hände und verſchwindet. Kurze Zeit nachher kommt ſein ernſthafter Camerad ihm nach, gibt ſich für einen Arzt aus, der die Krähe auf's ſicherſte und ſchnellſte heilen könne, und macht glänzende Geſchäfte. Schließlich theilen die beiden Gauner den Gewinn. Ein Paar andere ſammelten Wirbelknochen von verſchiedenen urweltlichen Rieſenthieren und flickten daraus einen künſtlichen ungeheuer langen Rückgrat zuſammen, an den ſie vorn einen großen Saurierkopf anſetzten und zeigten ihr Machwerk unter dem Namen Hydrarchos (Schlangenkönig) als das angeblich größte Thier, welches je exiſtirt habe, für Geld vor. In allen Städten Nordamerikas fanden ſie Glauben und nahmen viel Geld ein. Erſt als ſie auch in Europa ihr Glück verſuchen wollten und in Marſeille landeten, entdeckte ein Schüler Cuviers ſogleich, daß das Unthier aus verſchiedenartigen Knochen zuſammengeſtoppelt war. Der größte Humbugtreiber in Amerika war Barnum in New-York, deſſen Muſeum voller Seltenheiten zu den ſieben Wunderwerken der alten Welt das achte der neuen hinzufügte. Der naturhiſtoriſche Theil des Muſeums wimmelte von ächten und unächten Mißgeburten und Raritäten. Ein vielbewundertes ſchwarz-

wolliges Pferd erwies ſich ſchließlich als ein gemeines Pferd, das nur in Schaafpelze eingenäht war. Unter den lebenden Exemplaren bemerkte man den dickſten und den magerſten Menſchen, eine alte Negerin, die angeblich die Amme des großen Waſhington geweſen ſeyn und ein Alter von faſt 200 Jahren erreicht haben ſollte, auch den kleinſten Menſchen, den berühmt gewordenen Zwerg Tom Thumb. In Barnums hiſtoriſchem Muſeum wurde ein Bein Santa Annas in Spiritus vorgezeigt, welches er angeblich in einer Schlacht verloren haben ſollte, obgleich es der General ſchon zwei Jahre vorher ganz anderswo verloren und begraben hatte. Alles Fremde von Auszeichnung, was ſich in Amerika ſehen oder hören laſſen wollte, fiel in die Hände des allmächtigen Schwindlers. Die berühmte Sängerin Jenny Lind wurde von ihm gepachtet und ſein dazu beſtellter Schwager ſteigerte durch Ueberbietungen der ſich herbeidrängenden Kunſtenthuſiaſten die einzelnen Concertbillets zu Preiſen von mehreren Hundert ja bis zu 780 Dollars.

Die Wunderſucht verſtieg ſich aus dem Natur- und Kunſtgebiet in die Geiſterwelt und ſeit ungefähr 20 Jahren ſind es die ſ. g. Spiritualiſten, welche den meiſten Humbug in den Vereinigten Staaten treiben. Dieſe berühmte Geiſterſeherſecte entſtand nämlich im Jahre 1849 zu Rocheſter im Staate New-York durch drei Schweſtern Miſſes Fox, von denen die beiden jüngſten erſt fünfzehn und dreizehn Jahre alt waren, die aber ungeheures Aufſehen erregten, weil ſich ihnen angeblich das Geiſterreich aufthat. Sie reiſten im Lande umher, um überall auf Verlangen die Geiſter zu fragen und den Wißbegierigen die Antwort zu vermitteln. Die Geiſter kündigten ſich durch klopfen an. Es hieß, man habe die Mädchen entkleidet, ſie völlig iſolirt und alles von ihnen entfernt, was einen Betrug begünſtigen konnte, und dennoch hätten die Geiſter geklopft. Später citirte man die Klopfgeiſter durch das berühmte Tiſchrücken und zwar

bildeten die Gläubigen in den Vereinigten Staaten anfangs eine doppelte Reihe um den Tiſch, eine äußere von Weißen, eine innere von Schwarzen, weil ſich dieſe durch ihren Aberglauben am beſten eigneten, die Geiſter zu vernehmen. Als der Wahn als Modeſache auch nach Europa kam, erfand eine Engländerin, Miſtreß Hayden, ein Alphabet, um das Klopfen der Geiſter je nach der Zahl und Stärke der Schläge leichter in Worte zu überſetzen.

Neben der Uebertreibung im chriſtlichen Eifer, in den Verzückungen der methodiſtiſchen Meetings ꝛc. zeigt ſich aber auch eine unchriſtliche Rohheit und Verwilderung in erſchreckenden Symptomen. In der Hauptſtadt ſowohl als auf dem Lande und an den Grenzen. Ein deutſcher Correſpondent, Friedrich Breinig, giebt aus New-York folgende kleine Schilderung der dortigen „guten Geſellſchaft“. „Die meiſten der hieſigen ‚uppertons‘ (ſo heißt es da) ſind nämlich Parvenüs der ſchlimmſten Sorte: ungebildete, rohe, zu allem Schlechten fähige Menſchen, welche ſich während des Krieges auf Koſten der Regierung durch die gröbſten Betrügereien bereichert haben und nun mit unbeſchreiblicher Inſolenz ihren Reichthum zur Schau tragen. Es iſt in dieſer Beziehung intereſſant, an einem Samſtag Nachmittag, an welchem die vornehme Welt New-Yorks per Wagen oder Schlitten in den Centralpark eilt, durch die fünfte Avenue zu ſpazieren und die Geſichter der Menſchen zu ſtudiren, die mit vornehmthuender Nachläſſigkeit in den prachtvollſten, koſtbarſten Geſpannen vorübereilen. Da fährt z. B. in einer glänzenden Equipage ein alter, ehrwürdig ausſehender, feingekleideter Herr mit grauen Haaren und freundlichen Mienen; das ganze Ausſehen dieſes Herrn iſt ſolid und reſpektabel, daß ein Fremder ſchwerlich auf die Vermuthung gerathen würde, daß dies einer der (berüchtigten) Direktoren der Erie-Eiſenbahn und einer der größten Schwindler iſt; der Mann ſteht mit ſeinen Genoſſen des gröbſten Betruges angeklagt ſo eben vor Ge-

richt; das hindert den Mann nicht, ſelbſtvergnügt in ſich hineinzulächeln, er hat ja bei der Affaire 2 Millionen verdient, kann mit ſeinem Geſde ſämmtliche Richter erkaufen, und ſchließlich ſchadet ihm ſeine Transaktion in der ‚guten Geſellſchaft' gar nicht; im Gegentheil, während er dahinfährt, wird er überall freundlich begrüßt. Spitzbuben ſind ja unter ſich immer freundlich. In einer anderen offenen Barouche fahren zwei äußerſt elegant gekleidete Herren von vierſchrötigem muskulöſem Körperbau und rohen gemeinen Geſichtern mit pechſchwarz gefärbten Schnurrbärten; das ſind zwei der hervorragendſten Fauſtkämpfer Amerikas; ſie werden überall mit vertraulichem Kopfnicken, namentlich von den Damen begrüßt, beſonders der eine, welcher Mitglied des Repräſentantenhauſes in Waſhington iſt und deßhalb auch die Buchſtaben Hon. (honorablo, achtbar) vor ſeinen Namen ſetzen darf. Kaum iſt dieſer achtbare Gentleman an uns vorübergefahren, ſo kommt ein bis zur lächerlichen Uebertreibung koſtbarer Schlitten mit den ſchönſten Pferden beſpannt, mit den theuerſten Pelzen bedeckt und mit zwei mit den ſchwerſten Seiden- und Sammtſtoffen behangenen Ladies beſetzt, deren unförmliche Geſtalt dicke aufgeſtülpte Stumpnaſen und vom Branntweingenuß aufgedunſene blaurothe Geſichter ſie ſofort als Irländerinnen aus der unterſten Klaſſe kennzeichnen. Der allen gewöhnlichen Irländerinnen eigenthümliche Zug brutaler Rohheit und Verſchmitztheit disharmonirt in ſchreiender Weiſe mit der koſtbaren Außenſeite, und die plumpen Verſuche, ſich ein vornehm-nachläſſiges Aeußeres zu geben, ſind geradezu widerlich. Dieſe beiden Ladies haben vielleicht vor drei Jahren noch den Kehrbeſen in der Hand gehabt und ſind die Gattinnen von Armeelieferanten, die ſich durch den unverſchämteſten, offenſten Betrug, wie er im amerikaniſchen Krieg blühte, bereichert haben. Zuletzt ſehen wir noch eine elegante Equipage mit obligatem Negerkutſcher und Bedienten und einem ovalen Schnörkel auf dem Kutſchenſchlag, der

wohl die Stelle eines Wappens vertreten ſoll. In dem Wagen ſitzt in vornehmer Affektation eine einzelne ältliche Dame in großer Toilette und einem verbindlichen faſt herablaſſenden Lächeln auf den Lippen. Die Art und Weiſe, wie die Dame von den meiſten der vorübergehenden Amerikanerinnen begrüßt wird, und die vertrauliche Weiſe, in welcher der Gruß erwidert wird, läßt vermuthen, daß die ältliche Dame eine hervorragende Rolle in der ſogenannten guten Geſellſchaft einnimmt. Und ſo iſt es; es iſt nämlich niemand anders, als die berühmte Madame Reſtell, die größte Abortioniſtin der Vereinigten Staaten. Trotzdem dieſes weibliche Scheuſal ſchon Tauſende von Kindern im Mutterleibe ermordet hat, trotzdem ſie ſchon Dutzende von Malen unter den empörendſten Anklagen vor Gericht ſtand, genießt dieſes Weib, eine geborene Deutſche, großes Anſehen in der Geſellſchaft. Es iſt dies kein Wunder, wenn man berückſichtigt, daß die Amerikanerinnen über dieſen Punkt kaum anders denken, als etwa über das Zahnausziehen. — Glücklicherweiſe iſt die verdorbene Geldariſtokratie New-Yorks nicht der Kern des amerikaniſchen Volkes."

Aus dem Weſten wurden arge Rohheiten beſonders von deutſchen Einwanderern gemeldet. Während des amerikaniſchen Bürgerkrieges wurde die Stadt Neu-Ulm im Staate Minneſota von den Sioux-Indianern überfallen, die Bevölkerung faſt gänzlich umgebracht, alle Wohnungen in Schutt und Aſche verwandelt. Die Frommen erkannten darin ein Gottesgericht, denn die Gemeinde Neu-Ulm beſtand aus lauter Deutſchen, hauptſächlich Badenern und Pfälzern, welche die berüchtigte Schulmeiſterbildung aus ihrer Heimath in die neue Welt mitgebracht hatten, nämlich Verachtung der Kirche und tiefſten Haß gegen die chriſtliche Religion. Sie hatten beſchloſſen, daß in der Stadt niemals eine Kirche gebaut und nie ein Prieſter daſelbſt geduldet werden ſolle. Die Wirthe mußten ſich verpflichten, nie einen Geiſtlichen über Nacht zu behalten, und in den Trinkſtuben verſchwor man ſich, jeden Pfaffen

An der Spitze der Staaten steht der Monarch und sein Cabinet, mit den fremden Mächten beständig in Verbindung durch deren Gesandte. Dem Monarchen zur Seite stehn die Landstände, um die Gesetze zu geben und zu bewachen und um Steuern zu bewilligen. Sie sind in zwei Kammern getheilt, in die obere der Standesherren oder des hohen Adels, und in die untere der Gemeinen, die aus dem übrigen Volk gewählt werden, und von denen auch die Bauern nicht ausgeschlossen sind. Indessen befinden sich überall unter den Landständen Staatsdiener, die als solche nicht unabhängig sind. Das Regierungsgeschäft ist unter die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, des Kriegs, der Justiz, des Cultus, der Finanzen, der Polizei ꝛc. vertheilt, und von diesen abwärts dienen in den verschiedenen Fächern eine ungeheure Menge Staatsdiener, durch welche das ganze Volk in Aufsicht gehalten und regiert wird.

Das übrige Volk bildet die Unterthanen, und diese werden sich mehr und mehr an Pflichten und Rechten gleich. Die Geistlichkeit ist beschränkt, der Adel hat besonders im westlichen Deutschland ungemein verloren, der Zunftzwang der Bürger ist aufgehoben und die Bauern sind völlig von der Leibeigenschaft befreit. Jedermann kann zu den höchsten Staatsämtern gelangen; man sieht nur noch auf das Verdienst, nicht mehr auf die Geburt. Alle sind vor dem Gesetze gleich, dem gleichen Richter und der gleichen Strafe unterworfen, und alle müssen zu den Steuern und andern Lasten des Staates auf gleiche Weise beitragen. Die alten Standesunterschiede schwinden immer mehr. Ein Amt im Staate, großer Reichthum oder ausgezeichnete Talente gelten mehr als der alte Adel. Wer nur dem Staat das nöthige leistet, ist durchaus ein freier Mann und auf keine

zu hängen, der auf dem Stadtgebiet angetroffen wird. Am Charfreitag ſetzten ſie eine Spottfigur auf einen Gaul und verhöhnten in ihr den Heiland. Man weiß nicht, wer verwilderter geweſen iſt, die Bürger von Neu-Ulm oder die Sioux-Indianer. Genug, die Stadt ward ausgemordet und niedergebrannt. Es bildete ſich eine neue Gemeinde, die ſich von dem verderbten Reſte jener älteren nicht mehr anſtecken ließ und eine Kirche baute. Und doch, als dieſelbe am 3. September 1865 eingeweiht wurde, hielten eine Anzahl deutſcher Turner dicht daneben ein Saufgelage und ſtörten die fromme Feier durch ihr viehiſches Gebrülle. Nach dem Basler Volksboten. Die Deutſchen in den Vereinigten Staaten waren im Allgemeinen, namentlich im Verhältniß ihrer großen Zahl und der Schulbildung, die ſie doch aus ihrer Heimath mitbrachten, von den Anglo-Amerikanern wenig geachtet. Das hatte ſeinen Grund in der Uneinigkeit, in der ſie in der neuen Welt fortlebten, wie in der alten, und in der Selbſtvergeſſenheit, in jeglichem Mangel an Nationalſtolz, den ſie aus den particulariſtiſchen Mittel- und Kleinſtaaten Deutſchlands mitbrachten. Die meiſten deutſchen Einwanderer in den Vereinigten Staaten ſchämten ſich ihrer deutſchen Geburt und radebrechten engliſch, um ſo ſchnell als möglich für echte Yankees gehalten zu werden.

Graf Vaudiſſin ſagt in ſeinem Werk „Peter Tütt“ von 1861: „ſie reden mit ihren eigenen Kindern engliſch, werden aber von ihren Kindern, welche die Sprache leichter lernen, Dutchmen genannt, was in Amerika ein Schimpfwort iſt. Ein deutſcher Vater begegnete ſeiner Tochter auf der Straße und redete ſie an. Weil ſie aber in Geſellſchaft einiger junger Amerikanerinnen war, antwortete ſie, I do not know you, Sir (Ich kenne ſie nicht, Herr). Der wüthendſte Know-nothing in St. Louis, der ein eigenes Blatt herausgab und darin predigte, man müſſe die Deutſchen todtſchlagen, war ſelbſt der Sohn eines Deutſchen.“

Allerdings wurde den Deutſchen zuweilen von den Anglo-Amerikanern geſchmeichelt, wenn es galt, für irgend einen Parteizweck ihre Wahlſtimmen zu gewinnen. Hatten die Deutſchen aber dieſen Dienſt geleiſtet, ſo wurden ſie nach wie vor verachtet. Im Bürgerkriege ſchaarten ſie ſich zahlreich zur Armee und zeichneten ſich durch ihre Ausdauer und Tapferkeit aus. Aber nur wenige Deutſche, wie Sigel und Roſenkranz, ſtiegen zu einem höheren Militärgrade auf, und auch dieſe wurden bald wieder bei Seite geſetzt, um echten Yankees Platz zu machen. Bei der ungeheuern Zahl von Deutſchen, die dort ſchon angeſiedelt ſind und jährlich noch immer in die Vereinigten Staaten auswandern, iſt es freilich für unſere Nation beſchämend, daß ſie ſich ſo wegwerfen, nicht beſſer zuſammenhalten und nicht mehr ausrichten.

Merkwürdigerweiſe hat ein Herr Douai, Direktor der Hoboken-Akademie im Staat New-Jerſey in einem (1864 in Berlin gedruckten) Buche über Land und Leute in der Union geſagt, die Zukunft der Union gehöre den Deutſchen, weil ſie die meiſten Kinder hätten und in hundert Jahren die Mehrzahl der Bevölkerung bilden würden und weil ſie mehr auf dem Lande lebten, die Yankees dagegen ſich mehr in die Städte zögen und verweichlichten. Auch glaubt Douai an eine Degeneration der weißen Race durch das Klima. Er ſagt vom Klima: „Wir können ſeine Wirkungen am Verſtändlichſten bezeichnen, wenn wir ſagen, daß es den Menſchen vor der Zeit reife und altere. Es greift überhaupt die Körperverfaſſung an. Wie bei den Indianern dehnt es den Körper in die Länge, hält die Muskel- und Knochenentwicklung des Oberkörpers zurück, drückt den Schädel in eine länglich-ovale Form, die vorderſten und hinterſten Gehirntheile auf Koſten der mittleren begünſtigend und die Stärke des Verſtandes- und Willensvermögens auf Koſten der Breite und Allſeitigkeit der Geiſtesausbildung. Die Naſe tritt mehr und mehr, ſcharf geſchnitten und fein

gebildet, vor die ſenkrechte Linie, welche Stirn und Kinn verbindet, hervor, und die Stirn bleibt breit blos unmittelbar über den Augen, während das Geſicht ſchmäler und ſchmäler wird. Der Hinterkopf thürmt ſich empor, ſo daß er die höchſte Stelle des Schädels wird und überhaupt ſeine breiteſten Durchſchnitte zeigt. Zugleich zieht ſich, bei der energiſchen Kopfarbeit des Amerikaners, welche ihm zu wenig Zeit zum, und zu wenig Genuß am Eſſen läßt, die untere Kinnlade ſammt allen Eßwerkzeugen in immer kleinere Verhältniſſe zurück. Es fehlt bald den Zähnen an Raum — woher die häufigeren Zahnkrankheiten (und die größere Kunſtfertigkeit der Zahnärzte) — und mit dieſen Hauptbedingungen thieriſcher Geſundheit muß allmälig die Zeugungskraft der Race erlöſchen."

Im Herbſt 1865 überraſchte der vormalige Deutſchkatholik Doviat, der ſich auf deutſchem Boden 20 Jahre früher ſo unnütz gemacht hat, die Welt mit einer öffentlichen Erklärung in amerikaniſchen Blättern. Er habe ſich mit tiefer Reue, ſchrieb er, zur allein ſeligmachenden katholiſchen Kirche zurückgewendet und bitte alle edle Herzen, denen er früher Aergerniß gegeben, um Verzeihung. Als Motiv ſeiner Bekehrung aber gab er an: „Nachdem ich die Schweiz aus politiſchen Gründen verlaſſen mußte, lebte ich im Weſten Amerikas. Ich hatte dort das Unglück, die bodenloſe Verſunkenheit und Gemeinheit des ‚aufgeklärten' weſtlichen Bauern kennen zu lernen. Die deutſche Sprache iſt zu arm, um den Standpunkt dieſer Thiermenſchen genügend zu kennzeichnen. Ein Geſchlecht ohne Gott und ohne Teufel, ohne Himmel und ohne Hölle; ein Geſchlecht, das weder Treue noch Glauben, weder Prieſter noch Lehrer kennt. Es iſt mehr als Redensart, wenn ich ſage, der aufgeklärte weſtliche Bauer könne dahin kommen, daß er ſeine neugebornen Kinder ſeinen Schweinen vorwirft, des Stoffwechſels und Profits halber." Schließlich prophezeit Doviat, es ſtehe der katholiſchen Kirche in Amerika eine ſchwere Verfolgung

bevor, und wenn er unter derſelben kämpfen und leiden ſollte, würde er damit wenigſtens Einiges wieder gut machen von dem, was 'er als Jüngling geſündigt habe.

Le courier des Etats Unis vom 13. Dezember 1865 meldete aus dem Mormonenreich am Salzſee: Das Haupt der Republik, Brigham Young, hat 185 Weiber und 213 noch lebende, 32 geſtorbene Kinder. Mehrere andere angeſehene Männer daſelbſt haben ebenfalls mehr als 100 Frauen, andere mehr als 90 u. ſ. f. Es wird dabei bemerkt, die Mormonen gehören der germaniſchen Race an und kommen aus den Vereinigten Staaten, Schottland, Scandinavien und Deutſchland. Es gibt nur drei Italiener, zwei Franzoſen und einen Spanier unter ihnen.

Am merkwürdigſten iſt das Theaterweſen der Mormonen. In Petermanns Mittheilungen von 1867 VI. leſen wir: „Das Theater hat eine höhere Beſtimmung und Aufgabe in der Mormonenſtadt, als die Kirchen in London, Paris und New-York erlauben würden. Brigham Young iſt ein Original in vieler Hinſicht, er iſt der Hoheprieſter einer angeblich neuen Religion, aber er hat ſein Theater vollſtändig eingerichtet, ehe er die Grundlagen ſeines Tempels über den Boden erhoben hat. Jedermann weiß, daß das Schauſpiel religiöſen Urſprungs iſt und daß das Theater eine Schule der Sitten genannt wurde. Young iſt geneigt, überall auf die erſten Anfänge zurückzugehen, im Familienleben auf die von Abraham, im geſellſchaftlichen Leben auf die von Thespis; Prieſter erfanden ſowohl die alten als neuen Schauſpielhäuſer und wenn die Erfahrung ſowohl in der Stadt am Salzſee als in New-York gleich ſtark zeigt, daß die Leute an beiden Orten gern fröhlich und luſtig ſind, lachen und ſich begeiſtern, warum ſollten ihre Lehrer die tauſend durch ein Schauſpiel ihnen gebotenen Gelegenheiten verſäumen, ſie zur rechten Zeit zum Lachen zu bringen und ſich für paſſende Gegenſtände zu begeiſtern?

Warum ſollte Young nicht moraliſche Lehren auf dem Theater predigen, warum ſollte er nicht ſeine Schauſpieler und Schauſpielerinnen erziehen, um Vorbilder von gutem Betragen, richtiger Ausſprache und von gutem Geſchmack in der Kleidung zu ſeyn?

„Die Außenſeite des Theaters iſt die eines plumpen doriſchen Gebäudes, in welchem der Baumeiſter durch ſehr einfache Mittel eine gewiſſe Wirkung hervorzubringen gewußt hat; im Inneren iſt es hell und luſtig, da es keine Vorhänge und Logen hat, ausgenommen zwei durch leichte Säulen von einander getrennte Proſceniums-Logen, und ohne andere Verzierung als reines Weiß und Gold. Das Parterre, welches ſteil vom Orcheſter emporſteigt, ſo daß Jedermann vortheilhaft ſehen und hören kann, iſt der vorzüglichſte Theil des Hauſes; alle Bänke werden an Familien vermiethet und hier kann man jeden Abend, an dem geſpielt wird, die ausgezeichnetſten Aelteſten und Biſchöfe von ihren Frauen und Kindern umringt ſehen, wie ſie lachen und wie Knaben eine Pantomime beklatſchen. Jener Schaukelſtuhl in der Mitte des Parterre iſt Youngs eigener Sitz, ſein Vergnügungsplatz in der Mitte ſeiner Heiligen. Wenn er es vorzieht, ſich ſeiner Privatloge zu bedienen, ſo ſchaukelt ſich vielleicht eine ſeiner Frauen, Eliſe die Dichterin, die blaſſe Henriette oder die prächtige Amalie in ſeinem Stuhl, während ſie über das Spiel lachen. Rings um dieſen Stuhl, als den Ehrenplatz, ſind die Bänke dicht gedrängt voll von denen, welche ſo nahe als möglich bei ihrem Propheten zu ſtehen wünſchen.“ Das Gebäude hat weiten Raum, volles Licht; überall herrſcht die größte Reinlichkeit, jede Schauſpielerin hat ihr beſonderes Ankleidezimmer.

Young hat drei ſeiner eigenen Töchter dem Schauſpiel gewidmet, um ſie der weiblichen Jugend als Muſter aufzuſtellen und um zu beweiſen, daß es ſich hier um eine theatraliſche Prieſterſchaft handelt, welche die Gemeinde belehren, erbauen und ihr zum Beiſpiel dienen

ſoll. Doch iſt dabei die Luſtigkeit und der Spott nicht ausgeſchloſſen. „Das erſte Schauſpiel, das wir ſahen, war ‚Karl der Zwölfte‘, wo Adam Brock ſeine Tochter Eudiga vor militäriſchen Stutzern warnt, während die jungen Damen im ganzen Parterre in kindiſches Gelächter ausbrachen, da man es auf das Lager von Douglas bezog, ſowie auf die dort befindlichen Offiziere der Vereinigten Staaten, von denen verſchiedene in dem Hauſe waren und ſich herzlich an dem Spaß ergötzten. Dieſes Schauſpiel iſt voller Anſpielungen auf Soldaten und deren Liebſchaften und jede dieſer Anſpielungen wurde von den Heiligen auf ihre örtliche Politik bezogen und ihr angepaßt. Der Umgang dieſer Offiziere und Soldaten mit den Frauen der Mormonen iſt ein ſehr wunder Fleck bei den Heiligen, da mehrere ihrer Frauen, wie man ſagt, verführt und entführt worden ſind. Young ſprach mit Unwillen gegen mich über dieſes Verfahren, obgleich er nicht die, welche ſich ſo vergangen hatten, als zum Lager gehörig bezeichnete. ‚Sie verurſachen uns Unruhe,‘ ſagte er, ‚ſie drängen ſich gewaltſam in unſere Angelegenheiten ein, ja ſogar in unſere Familien, wir können dergleichen Dinge nicht ertragen und wenn ſie ſchuldig ſind, ſo machen wir, daß ſie ins Gras beißen.‘ Ich dachte an alles, was ich jemals von Porter Rockwell und ſeiner Schaar von Daniten gehört hatte, aber ich lächelte blos und wartete darauf, daß der Präſident fortfahren würde. Er ſetzte ſchnell hinzu: ‚Ich hatte nie eine ähnliche Unordnung in meiner eigenen Familie.‘ Als Karl der Zwölfte ſich auf die Liebſchaften ſeiner Offiziere bezog, war es ein rechter Spaß, den Propheten zu ſehen, wie er ſich in ſeinem Stuhl zurücklehnte und faſt vor Lachen erſtickte, während die ernſtere Amalie die Verſammlung durch ihren Operngucker betrachtete.“ Der Artikel iſt von Dixon.

In neuerer Zeit hat man Nachricht erhalten, es ſey eine große Zwietracht unter den Mormonen ausgebrochen und Joſeph Smith,

Sohn des erſten Patriarchen der Sekte, habe ſich gegen Young und zugleich gegen das Syſtem der Vielweiberei erhoben.

Ueberhaupt iſt in das Chriſtenthum und in die europäiſchen Gewohnheiten in der neuen Welt hauptſächlich in Bezug auf das Verhältniß der Geſchlechter eine Breche gelegt worden. Zwar iſt das einzige Romantiſche, was den Yankees geblieben iſt, die unbedingte Achtung der Frauen, die aber hier übertrieben wird, ſo daß ſich das ſchöne Geſchlecht hier alles erlauben darf. Schon vor Jahrzehnten kleideten ſich hier emancipirte Frauen und Mädchen in Männerkleider mit weiten Hoſen, die ſ. g. Bloomertracht. Eine gewiſſe Franziska Wright reiſte in der Union umher, hielt Vorleſungen und ſchrieb Bücher, einzig um die Ehe als ein unvernünftiges und tyranniſches Inſtitut zu bekämpfen.

Seit 1865 beſteht zu Poughkeepſie am Hudſon im Staat New York ein Female College, d. h. eine Damenuniverſität. Sie zählte 1867 400 weibliche Studenten, 8 männliche und 21 weibliche Lehrer, einen weiblichen Arzt. Der Zweck iſt, das weibliche Geſchlecht zu derſelben Geiſteshöhe zu erheben und zu denſelben Aemtern zu befähigen, wie das männliche. Doch werden noch nicht Theologie, Jurisprudenz und Medicin gelehrt, ſondern erſt vorbereitend die Fächer der philoſophiſchen Fakultät, alte und neue Sprachen und Literatur, Philoſophie, Geſchichte, Naturwiſſenſchaften, Moral, Nationalökonomie, Mathematik, Phyſik, Chemie.

Die Emancipation des weiblichen Geſchlechts iſt nun ſo weit vorgeſchritten, daß ein nicht geringer Theil deſſelben ſich eben ſo ſelbſtändig Männer ſucht, wie es bisher die Gewohnheit der Männer war, unter den Weibern zu wählen. Und zwar hat man bereits angefangen, dabei die Ehe zu umgehen und paart ſich nach dem Syſtem der „freien Liebe," was man in Oſtindien die Gandarvaehe nennt. Vorzugsweiſe iſt es die große Sekte der Spiritualiſten, aus

denen ſich die Geſellſchaften der freien Liebe rekrutiren, wenn auch nicht alle Spiritualiſten der freien Liebe huldigen. Man hat im J. 1868 die Zahl der Spiritualiſten in den Vereinigten Staaten ſchon zu 4 Mill. berechnet, die jedoch aus verſchiedenen Geſellſchaften erſt allmälig zuſammengefloſſen ſind.

Ein Beſtandtheil leitet ſich her von den franzöſiſchen Communiſten. Als der bekannte Fourier, ein junger franzöſiſcher Kaufmann, der Bankerott gemacht hatte, ſich an der Geſellſchaft, die ſo ungleich die Güter theilt, durch Aufſtellung des communiſtiſchen Syſtems der Gütergemeinſchaft rächte, begriff er in der letztern auch die Gemeinſchaft der Weiber. Sein Syſtem fand vielen Anhang unter den Arbeitern der alten Welt, drang aber auch in die neue hinüber. Von einer andern Seite her wurde die Lehre Swedenborgs in der Union verbreitet und ſeine Viſionen übten einen großen Reiz der Neuheit. Damit verband ſich denn auch die Einführung des animaliſchen Magnetismus und der Humbug der Magnetiſeure mit den Somnambülen und Seherinnen. In einem Bericht aus Amerika im Halle'ſchen Volksblatt 1869 Nr. 4 ſind nähere Ausführungen gegeben, von denen wir einige mittheilen. „Die Magnetiſeure oder Mesmeriſten, auch Elektro-Biologen genannt, fanden Eingang in der materialiſtiſchen Muſtercolonie des engliſchen Socialiſten Robert Owen, Neu-Harmonie im Staat Indiana. Es iſt, als ob eben Materialismus und Spiritualismus, Unglaube und Aberglaube, einander nothwendig ſuchen. Beſonderen Erfolg hatte ein Taſchenſpieler dieſer Sorte Dr. Buchanan dadurch, daß er ſich unter die Flügel von jenes Robert Owens geſchickterem Sohne Dale Owen begab, welcher bei den Yankees eine ſehr einflußreiche Rolle ſpielte und ſpielt (u. a. auch als Apoſtel der Gleichheit von Schwarzen und Weißen). Profeſſor Buſh gab 1847 ein Buch heraus, worin er Mesmerismus und Swedenbergianismus in eins brachte, und das die Hauptquelle des ‚Spiritualismus' geblieben

iſt. In einem Anhange dieſes Buches hatte er einen 20jährigen Schuſter Andreas Jackſon Davis als neueſten höchſt begabten Seher dem Publikum vorgeſtellt. Später erkannte er ſelbſt denſelben als einen ziemlichen Schuft und wandte ſich von ihm. Aber der Schuſter ſeinerſeits ſchrieb nun ein vierbändiges Buch ‚Die große Harmonie', worin er die Sache erſt recht Yankee-populär und echt nativ-amerikaniſch, d. h. beſonders dick genug aufgetragen machte, dabei auch alles Bibliſche beſeitigte. Hauptpropheten wurden neben ihm ein gewiſſer Home und Chace, und Hand in Hand mit dieſer ‚Harmonie'-Philoſophie entwickelte ſich auch die Praxis der natürlichen ‚Wahlverwandtſchaften' zwiſchen Männern und Frauen — übrigens ein auch Fourier ſchon, wie oben angedeutet, nicht unbekannter Begriff. Prophet Davis ſelbſt ging mit gutem Beiſpiele voran, indem er ſich von ſeinen Engeln eine bereits verheirathete Frau als Wahlverwandtin zuführen ließ, und nach deren Tode eine zweite, die ihrem Manne, als er ſie nicht gutwillig abtreten wollte, entlief und ins Hauptquartier der ‚freien Scheidung' nach Indiana kam.

‚Die Mehrzahl der Spiritualiſten (ſo berichtet ein Herr Carpenter, der längere Zeit die Sache mitgemacht, ſogar ſelbſt eine Zeit lang ‚Medium' geweſen) bekennt ſich zu der Swedenborgiſchen Lehre von der einzigen Verwandtſchaft, welche die Vorſehung für alle Ewigkeit beſtimmt hat. Aber ſie tadeln auch niemand, der ‚ſich paart' (d. h. ſich eine Lebens-Partnerin nimmt — man darf ſich an dieſem techniſchen Ausdruck nicht ſtoßen), wenn er ſich gerade hingezogen fühlt; denn wie ſoll ſich die Verwandtſchaft ſonſt finden?' Nur darf man ſich nicht mit Pflichtgefühlen oder äußeren Rückſichten aufhalten, wenn man ſie dann nicht findet, und das Verhältniß ‚unharmoniſch' wird. ‚Die Harmonie-Philoſophie behauptet in der That, daß Leute, die nicht wahlverwandt ſind, Ehebruch begehen, wenn ſie als Mann und Frau zuſammenleben.' ‚In St. Paul in Minneſota,

wohin ich in Geſchäften mußte (berichtet derſelbe Carpenter) machte ich die Bekanntſchaft einiger Mediums, von denen die einen ihre Seelenverwandten hatten, die andern aber in Miß-Paarung lebten und ihre Verwandtſchaft noch ſuchten. In ganz St. Paul waren nur zwei oder drei Spiritualiſten-Familien von richtiger Paarung. Von allen Mediums, die ich je kannte, waren $^{9}/_{10}$ in dieſen ungeordneten Verhältniſſen, entweder getrennt oder mit einer Verwandtſchaft auf Zeit gepaart, oder noch beim Suchen."

Die Anhänger Fouriers fanden einen Propheten in dem Amerikaner Brisbane, der eine Phalanſtère (Gemeinde mit Güter- und Weibergemeinſchaft) nach Fouriers Syſtem gründete. „Es klingt ziemlich unglaublich, zu ſagen, daß eine Anzahl New-Yorker Banquiers eine bedeutende Summe Geld dazu zuſammenſchoſſen, ja einer von ihnen ſelbſt mit eintrat. In einem Dorfe Red Bank, im nahen New-Jerſey-Staate, ſo nahe, daß täglicher Verkehr mit New-York war, wurden 600 Morgen Land angekauft und ein Wohnhaus für 150 Socialiſten erbaut, unter denen ſich auch ein Prediger der Unitarier (Socinianer, welche die Dreieinigkeit verwerfen), ja ſogar auch einer der biſchöflich-anglicaniſchen Kirche befand. Die Damen trugen die anderweit ſchon bekannte ſ. g. Bloomertracht, kurzen Waffenrock und weite türkiſche Hoſen. Uebrigens ſollten ſtatt der Fourierſchen freien ‚Reihenfolge der Neigungen' Ehe und Familienleben aufrecht erhalten werden. Es genügt hier zu ſagen, was ſich übrigens von ſelbſt verſtand, daß die ganze Colonie ökonomiſch und pſychologiſch verunglückte.

Ein noch berühmterer Verſuch von brüderlichem Leben war das poetiſche Picknick, welches auf Anregung des Rovd. Georg Ripley unternommen wurde — ein Picknick von Dichtern und hübſchen Frauen. — Außer jenem an der Spitze ſtehenden Geiſtlichen, ‚einem

Weiſe mehr durch Standesvorurtheile beſchränkt oder gedrückt, wie im Mittelalter, und eben ſo wenig durch Willkühr der Regenten, wie dies ſeit dem dreißigjährigen Kriege öfters der Fall war. Der Zuſtand iſt durchaus geſetzlicher und freier geworden.

Dem Staat muß aber auch viel geleiſtet werden und es erſcheint den Unterthanen noch oft drückend, da ſich der Wohlſtand noch nicht durchgängig wieder gehoben hat. Die Steuern und Abgaben fallen dem Landmann, als dem ärmſten, und das ſtrenge Militairſyſtem, nach welchem jetzt beinah ohne Ausnahme jeder Mann eine Zeitlang als Soldat dienen muß, fällt den Städtern, als den weichlichſten, am meiſten zur Laſt. Indeß iſt es eine beſtändige Sorge der Regierungen und Landſtände, das Steuerſyſtem ſo wenig als möglich drückend zu machen, und das Militärſyſtem, wenn es, wie man glücklich angefangen hat, immer mehr vereinfacht und minder koſtſpielig gemacht wird, iſt für die Nation von dem größten Nutzen. Es macht uns wieder kriegeriſch und zu Männern. Der Mangel deſſelben hat uns zu Memmen werden laſſen, man denke nur an die alte Reichsarmee im ſiebenjährigen Kriege. Bei einem ſo ſehr gebeſſerten politiſchen Zuſtande vermiſſen wir indeß ein Gut, das wir früher hatten, die Preßfreiheit. Uebrigens iſt das ganze Regierungsſyſtem in allen ſeinen Zweigen in einer immerwährenden Entwicklung und Verbeſſerung begriffen, in dem einen Staate mehr, in dem andern weniger. Man ändert und beſſert überall, und ſucht das unpaſſende Alte durch etwas Neues zu erſetzen und das Widerſtreitende zu vereinigen. Während die Regierungsform und die Geſetze in allen deutſchen Staaten mit geringen Unterſchieden dieſelben ſind und ſich immer ähnlicher werden, bildet nur das franzöſiſche Rechtsverfahren, das die Rheinlande ſeit Napoleons Zeiten

Manne von feinſter Bildung und verwegenſter Kühnheit' betheiligten ſich dabei ‚nämlich mehr oder weniger' eine Anzahl hervorragender Poeten und Schriftſteller, ein Hawthorne (der die Geſchichte dann in ſeinem Roman ‚Blüthenthal' angebracht hat), Emerſon, Parker, eine Margaretha Fuller u. a. Der Schauplatz war Brook Farm bei Boſton. Dieſe jungen ſocialiſtiſchen Schwärmer hatten faſt alle in Cambridge (der älteſten und reichſten amerikaniſchen Univerſität ganz nahe bei Boſton) ſtudirt und gehörten der unitariſchen Kirche an. Die Bewegung hatte einen religiöſen, pädagogiſchen, künſtleriſchen und ſocialen Inhalt. Die Männer und Frauen, welche ſich ihr anſchloſſen, hofften auf ein beſſeres und reineres Leben, als ſie es in der großen Stadt geführt hatten. Ihr Streben war, die Sitten zu verfeinern, die Handarbeit zu adeln. In die Ehe wollten ſie ſich nicht miſchen, ja ſie betrachteten den heiligen Eheſtand mit Ehrfurcht, aber der Geiſt der Verbrüderung verwob ſich doch in unendlicher Feinheit in das zarteſte Verhältniß zwiſchen Männern und Frauen. Nähere Nachrichten über den Verlauf und die Auflöſung fehlen.

Zu den merkwürdigſten ſocialen Auswüchſen in Nordamerika gehört der ſ. g. Orden der Ritter und Nymphen von der Roſe. Sie verſammeln ſich, die Ritter mit Myrthen-, die Nymphen mit Roſenkränzen im Tempel der Liebe. Ein Myrthenkranz, in dem zwei Tauben ſich ſchnäbeln, iſt das Wappen des Ordens. Der Neuling wird mit Ketten beladen zu dem Altar der Liebe geführt, wo man ihm die Ketten abnimmt und Roſenguirlanden dafür anlegt. Dann bringt er ein Weih-auchopfer dar am Altar des Geheimniſſes, auf welchem Venus und Amor thronen. Dabei fungiren der Prieſter Sentiment und die Prieſterin Discretion. Freie Liebe allein iſt der Zweck dieſer ‚androgynalen Logen', im Gegenſatze gegen die geſetzliche Polygamie der Mormonen."

Im oben genannten Halleſchen Bericht leſen wir weiter: „Vor 15 Jahren (ſo ſchreibt Towler) wurde ich Spiritualiſt und kann beiſpielsweiſe von mir ſagen, daß der Spiritualismus meine Achtung vor der Ehe untergrub und zerſtörte. Unter ſeinem Einfluß lernte ich das Inſtitut der Ehe als Seelenverwandtſchaft auffaſſen, d. h. als ein Verhältniß, welches die Betreffenden ſchließen, löſen und erneuern können, wie es ihrem Intereſſe und ihrer Bequemlichkeit zuſagt. Das war die theoretiſche Seite der Sache. Mit der Zeit wurde ich ein Anhänger der ſ. g. Freien Liebe, oder mit andern Worten der Lehre, wonach jeder Menſch, Mann ſo gut wie Frau, eine Ehe nach der andern eingehen kann, ohne ſich um eine kirchliche, geſetzliche oder geſellſchaftliche Autorität zu kümmern. Das und nichts anderes iſt es, worauf in meinen Augen die ganze Lehre von der Souveränität des Individuums, welche der Spiritualismus unzweifelhaft aufſtellt, ſchließlich hinauskömmt. — Bis vor fünf oder ſechs Jahren war meine Bekanntſchaft unter den Spiritualiſten ſehr ausgedehnt und bei allen meinen Bekannten fand ich die gleiche Anſicht von der Ehe. Daß alle Spiritualiſten Anhänger der Freien Liebe ſeyen, läßt ſich nicht behaupten, wohl aber ſind alle Anhänger der Freien Liebe mit ſeltenen Ausnahmen Spiritualiſten. Niemand, der hinter die Couliſſen geſehen hat, kann bezweifeln, daß unter den Spiritualiſten viele praktiſche Anhänger der Freien Liebe ſind, die durchaus nicht dafür bekannt ſeyn wollen. In den letzten Jahren freilich haben die Spiritualiſten ihr Syſtem von dem Makel zu reinigen geſucht, als lehrten ſie die Freie Liebe, aber es iſt notoriſch, wenigſtens unter ihnen ſelbſt, daß viele von denen, die ſich am lauteſten gegen die Lehre der Freien Liebe erklären, genau das betreiben, was ſie öffentlich verleugnen. Wie ich oben den Begriff der Freien Liebe erklärt habe, ſo iſt zu ſagen: unter den Spiritualiſten

finden ſich Anhänger der Freien Liebe in Ueberfluß. Unter den Predigern und Führern der ſpiritualiſtiſchen Bewegung, die ich kennen gelernt habe, waren, glaube ich, die meiſten entweder geſetzlich geſchieden oder ſie fanden, ſie ſeyen nicht verwandtſchaftlich gepaart, und in dieſem Fall hielten ſie ſich für frei, außer der Ehe die Liebe zu ſuchen, die ſie in der Ehe nicht finden konnten."

So weit Towler. Unſer liberaler Engländer fügt hinzu: „So hat denn der Yankee-Prophet die Schaar ſeiner Spiritualiſten und Harmoniſten (4 Millionen, wie wir zu Eingang hörten) durch Lehre und Beiſpiel gelehrt, was er unter Freiheit des Geiſtes, Seelenfreiheit verſteht. Das praktiſche Ergebniß dieſer ſeiner Lehre drückt man in der derben Sprache von New-York ſo aus: ‚Jedermann hat das Recht zu thun was ihm (God dam!)' gefällt."

„Statt allgemein verdammt zu werden, hat die Freie Liebe in Amerika ihre Dichter, Redner und Prediger, ihre Zeitungen, Vorleſungen, gemeinſame Ausflüge, Picknicks und Gemeinden." Vor allem Dichterinnen zu einem „ganzen Hundert," worunter Lizzie Doten die bedeutendſte ſcheint. Zur Probe nur der Schlußvers eines Gedichtes „Freie Ehe" (das übrigens, mit Ausnahme dieſes abſtracten Schlußverſes, wirklich in ſeiner Art hochpoetiſch iſt):

Ich will dich lieben, wie die Götter lieben,
Die, innerlich verwebt,
Gott Vater und Gott Mutter, Daſeyn geben,
Jedwedem was da lebt;
Eins, doch in Zweiheit erſt vollendet,
Die allgemeine Kraft,
Bräutliche Liebe, die ohn' Ende
In Erd' und Himmel ſchafft;
Es ſoll dies unlösbare Einſeyn
All unſerm Weſen ſtets gemein ſeyn,
Bis wir zu höherm Seyn uns aufgerafft.

„Die Anhänger der Freien Liebe, deren Hauptquartier New-York iſt, haben durchs ganze Land verſchiedene Anſiedelungen, in denen ihre Grundſätze unbedingt anerkannt ſind. Wohl die bedeutendſten dieſer Niederlaſſungen ſind die Dörfer, welche Berlin Heights (Berliner Höhen — eine ſehr ehrenvolle Anſpielung) und Modern Times (die neue Zeit) heißen. Berlin Heights iſt ein Dorf im Staate Ohio, wo ganze Schaaren von Anhängern der Freien Liebe zu gegenſeitigem Troſt und Schutz ſich niedergelaſſen haben; auch finden dort unglückliche Paare einen reichen Vorrath, aus dem ſie ſich neu aſſortiren können. Die Bevölkerung kommt und geht und iſt in ſtetem Wechſel. Niemand bleibt gern lange dort; der Ort hat einen üblen Geruch, ſelbſt für die Naſe einer emancipirten Amerikanerin. Bedeutſamer iſt die Vereinigung von Anhängern der Freien Liebe, die ſich auf Long Island, nahe bei New-York, unter dem ſeltſamen (?) Namen ‚Neue Zeit' niedergelaſſen haben. Dies Dorf wurde von einem Reformer Namens Pearl gegründet und gilt für das Hauptquartier der amerikaniſchen Comtiſten, einer Secte Reformer, welche Owens und Fouriers Werk fortſetzen. Die Einwohner von Neuzeit machen ein förmliches Gewerbe aus neuen Wahrheiten. Die Vergangenheit iſt für ſie ganz abgethan. Die zehn Gebote, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, alle Regeln und Beſchlüſſe der Kirche, alle Glaubensartikel, kurz alles und jedes haben ſie abgeſchafft als Lumpen und Fetzen des Aberglaubens. Niemand hat in ſeines Nächſten Hauſe was zu ſuchen, denn bei dieſen fortgeſchrittenen Geiſtern hat das Thun daſſelbe Recht auf Freiheit, wie das Denken. Was gehe ich und mein Thun dich an? Hinter meiner Thür bin ich Herr und König. Warum ſoll ich nicht ein Dutzend Weiber halten? Wie dieſe Damen ihr Leben auffaſſen und einrichten, das iſt ihre Sache, nicht deine. Was brauchſt du dich daran zu ſtoßen,

daß ſie nicht nach deinem Geſetz leben? In der Neuen Zeit iſt auf ſolche Fragen die Antwort: Schweigen.“

Es iſt nicht zu verkennen, daß alle dieſe Erſcheinungen die nothwendige Folge des modernen Freiheitsſchwindels ſind. Von Pflichten iſt nicht mehr die Rede, nur von Rechten, und jeder ſoll ſich alles erlauben dürfen.

Zehntes Buch.

Die Franzoſen in Mexiko.

Kaiſer Napoleon III. wurde zu der Expedition nach Mexiko durch ein Zuſammentreffen ſehr verſchiedener Umſtände veranlaßt. Vor allem muß ins Auge gefaßt werden, daß ihm der Bürgerkrieg in Nordamerika eine Einmiſchung in Mexiko möglich machte, die er ſicher nicht gewagt haben würde, wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht in innere Streitigkeiten verwickelt geweſen wären, weil ſonſt ihre Eiferſucht nimmermehr eine Intervention geduldet hätte. Zweitens gab ihm die Republik Mexiko durch ihre Beraubung franzöſiſcher Bürger einen legalen Grund, ſich mit bewaffneter Hand dort Genugthuung zu verſchaffen. Drittens war es ſein Syſtem, die romaniſche Race unter ſeinem Protektorat möglichſt zu einigen und gegenüber der germaniſchen Race zu ſtärken. Viertens war die romaniſche oder ſpaniſche Race in Amerika einer ſolchen Aushülfe von Europa aus in hohem Grade bedürftig, ſchien ſie wünſchen zu müſſen, oder war wenigſtens durch lange revolutionäre Zerrüttung und ſitt-

liche Erſchlaffung unfähig, einem impoſanten Stoß von Europa her zu widerſtehen. Fünftens wirkten ganz zufällige und perſönliche Impulſe auf die Entſchließungen des Kaiſers ein. Die Flüchtlinge aus Mexiko, die ſich in Paris befanden, Erzbiſchof Labaſtida, General Almonte ꝛc., welche in ihrem eigenen Intereſſe eine ausreichende Hülfe aus Europa gegen die republikaniſche Verwilderung zu erlangen ſuchten, der klerikalen und ariſtokratiſchen Partei angehörten und ihre Stellung und ihre Güter in Mexiko nur wieder zu erringen hoffen durften, wenn das Land eine Monarchie würde, dieſe Männer ſcheinen es zuerſt geweſen zu ſeyn, welche den franzöſiſchen Kaiſer auf den öſterreichiſchen Erzherzog Maximilian aufmerkſam machten und ihm vorſchlugen, demſelben in Mexiko ein Kaiſerthum zu gründen. Maximilian war als ein edler romantiſcher Schwärmer bekannt, ein Nachkomme Kaiſer Karls V., des erſten chriſtlichen Herrſchers in Mexiko, und indem Frankreich ihm ein ſo ſchönes Reich erwarb, bewies es damit ſeine eigene Uneigennützigkeit, hatte von der Eiferſucht der übrigen Großmächte nichts mehr zu fürchten und hielt immerhin den künftigen Kaiſer von Mexiko durch die Pflicht der Dankbarkeit gebunden und in Abhängigkeit.

Endlich ſpielte eine ſehr ſchmutzige Intrigue in die Berathungen ein, die im kaiſerlichen Kabinet der Tuilerien über die mexikaniſche Frage gepflogen wurden. Jecker, ein gemeiner Schwindler aus der Schweiz, hatte dem mexikaniſchen General Miramon, während derſelbe Präſident der Republik war, 3 Mill. Franken baar und noch 4 Mill. in ſchlechten Werthen geliehen und ſich dafür nicht weniger als 75 Mill. zu gute ſchreiben laſſen, welche der Republik Mexiko nunmehr als Staatsſchuld aufgebürdet wurden. Der Wucherer durfte niemals hoffen, daß ihm die Republik jene Schuld bezahlen würde, wußte aber Rath und machte ein gutes Geſchäft, indem er die Verſchreibung in andere Hände ſpielte, welche ſtark genug ſchienen, um

die Republik Mexiko zur Anerkennung und Auszahlung ſo großer Summen zu zwingen. Es gelang ihm, ſeine Forderungen ſchließlich an den Herzog von Morny zu verkaufen, der als Miniſter und Halbbruder des Kaiſers die franzöſiſche Intervention in Mexiko aufs eifrigſte bevorwortete, um durch eine große Anleihe für Mexiko die Summen zu decken, die er als Jeckers Nachfolger zu fordern hatte. Daher die ungeheure Uebertreibung, mit der man den Erfolg der Expedition und die reichen Hülfsmittel Mexikos dem Publikum im Voraus verkündete und wirklich eine Menge Leute in Frankreich verlockte, ſich bei der Anleihe zu betheiligen, während in der Republik Mexiko ſelbſt auch nicht eine Obligation untergebracht werden konnte. Der mexikaniſche Präſident Juarez erklärte ſich dahin, ſeine Regierung ſey bereit, dem Schweizer oder ſeinem Rechtsnachfolger genau ſo viel zurückzuzahlen, als Miramon wirklich von ihm empfangen habe, aber nicht mehr. Damit war die Gaunerbande nicht zufrieden.

Sehr intereſſant iſt das Verhalten Spaniens. O'Donnel, der damals Spanien regierte, war immer kriegsluſtig und auf Spaniens Ruhm bedacht geweſen. Zugleich waren eine Menge wohlhabender Altſpanier Grundbeſitzer in Mexiko und in ihrem Vermögen bedroht, wenn ihnen nicht geholfen wurde. Endlich wollte ſich die ſpaniſche Regierung bei ihrem mächtigen Nachbar Napoleon III. beliebt machen. Der ſchlaue General Prim wußte ſich an die Spitze der 7000 Spanier zu bringen, welche die franzöſiſche Expedition nach Mexiko begleiten ſollte. Napoleon III. nannte ihn „mein lieber Freund!“ Aber Prim hatte ganz andere Pläne im Kopf, die er für ſich behielt. O'Donnel konnte nicht ſelbſt mit nach Mexiko gehen, vertraute alſo die Truppen am liebſten einem General an, von dem er wußte, er habe bloß militäriſchen Ehrgeiz, aber kein politiſches Princip.

Wir gehen nun zu den mexikaniſchen Zuſtänden über. Die unglückliche Republik befand ſich ſchon ſeit geraumer Zeit in großer Zer-

rüttung, die äußern Provinzen hatten ſich ganz oder wenigſtens halb ſelbſtändig gemacht. In der Hauptſtadt wechſelten die Präſidenten, je nachdem ſich die klerikale oder liberale Partei am meiſten verhaßt machte und das Feld wieder auf einige Zeit der andern räumen mußte. Im J. 1858 behauptete noch Zuluaga die Präſidentſchaft der Republik, während die Indianer plünderten und der Papſt gegen die von der Staatsgewalt verfügte Beraubung der geiſtlichen Güter energiſch, obgleich vergeblich proteſtirte. Gegen Zuluaga erhob ſich Juarez und gründete zu Veracruz eine eigene Regierung. Darauf wurde Zuluaga in der Hauptſtadt Mexiko ſelbſt durch einen Soldatenaufſtand geſtürzt und der junge Miramon zum Präſidenten erhoben, aber im J. 1860 durch den von Juarez gegen ihn ausgeſchickten General Ortega beſiegt und beſeitigt. Juarez wurde nun Alleinherr der Republik. Miramon ließ in der letzten Noth noch in der Hauptſtadt das Hotel des engliſchen Geſandten erbrechen und 100,000 Dollars daraus wegnehmen. Ein General Doblado raubte einen dem Ausland gehörigen Silbertransport von 1,200 000 Dollar Werth und Juarez ſelbſt hob durch Dekret vom 1. Juli 1862 alle Verbindlichkeiten gegen Ausländer auf zwei Jahre auf.

Juarez war ein Indianer, einigermaßen intelligent, aber verſchloſſen und düſter, wie alle Indianer. Man erhielt folgende Schilderung von ihm: „Ehe er Präſident des oberſten Gerichtshofes wurde, hatte er ſeine Laufbahn als Advokat begonnen, und zwar zuerſt in Dienſten eines Advokaten in Oaxaca, ſeinem Heimathsorte. Dieſer Advokat, welcher in ihm ein jugendliches Talent erkannte, verbunden mit einer gewiſſen Reife des Urtheils und untadelhaften Sitten, ließ ihn unterrichten und unterrichtete ihn ſelbſt. So war ſeine Erziehung, deren unverwiſchbaren Stempel er bewahrt hat, ohne jemals aus dem Kreiſe, welchen ſie ihm vorſchrieb, herauszutreten; denn weit davon, die Feder mit dem Degen zu vertauſchen, wie der Advokat

Ortega, der ihn an dem oberſten Gerichtshof erſetzte, oder wie Doblado und viele Andere, iſt Juarez Juriſt geblieben, ein Mann des Geſetzes, wie er ſich nennt, und weiter nichts. Als man ſich in Mexiko für und gegen ihn ſchlug, ſagte ihm einer ſeiner Anhänger: ‚Aber, Präſident, ſteigen Sie doch zu Pferde!‘ ‚Ich kann nicht reiten,‘ antwortete Juarez und rauchte ſeine Cigarette ruhig weiter. ‚Ei,‘ murrte der Andere, ‚ſo ſteigen ſie auf einen Eſel!‘ Juarez iſt etwas mehr als ſechzig Jahre alt; ſein Ausſehen iſt düſter und melancholiſch; er ſpricht wenig und lakoniſch, wie es einem Manne anſteht, der unaufhörlich ernſthaft beſchäftigt iſt. Er ſpricht Spaniſch, welches er zuweilen mit Lateiniſch miſcht, wo er es für nöthig hält. Viele Leute halten ſeine Schweigſamkeit für ein Zeichen von Tiefe, während andere darin nur eine Armuth an Gedanken ſehen wollen.“

Frankreich, England und Spanien vereinigten ſich am 31. Oct. 1861 zu einer Expedition nach Mexiko, um Erſatz für die ihren Bürgern daſelbſt geraubten Werthe und Bürgſchaften und einen künftig beſſern Schutz derſelben zu erzwingen. Den Oberbefehl über die Expedition erhielt der franzöſiſche Admiral Jurien de la Gravière, den der franzöſiſche Miniſter Thouvenel ausdrücklich dahin inſtruirte: „Die verbündeten Mächte unterlaſſen es, ſich in die innern Angelegenheiten des Landes zu miſchen, namentlich einen Druck auf den Willen der Bevölkerung in Bezug auf die Wahl ihrer Regierung auszuüben.“ Die Landungsarmee ſtand unter dem Oberbefehl des ſpaniſchen General Prim und beſtand aus 7000 Spaniern und anfangs nur 3000 Franzoſen. England ſchickte nur Seetruppen ans Land. Am 8. Dezember kamen die erſten Schiffe der Expedition nach Veracruz, dem erſten Hafen der mexikaniſchen Republik, von wo die Hauptſtraße über das terraſſenförmig erhöhte Land zur Hauptſtadt führt. Juarez zeigte ſich einem friedlichen Abkommen geneigt und ſchon am 19. Februar 1862 wurde zu Soledad von den Be-

ſich erhalten haben, einen merklichen Unterſchied. Es iſt das altgermaniſche Inſtitut des öffentlichen und mündlichen Gerichts aus dem Volk gewählter und geſchworner Richter, und daher echtdeutſch, obgleich es erſt wieder mit mancherlei Abänderungen aus Frankreich gekommen iſt.

Kapitel CCCCLXXXVII.

Die politiſchen Meinungen.

Sobald der Verſtand zur Herrſchaft gelangte, unternahm er eine philoſophiſche Prüfung aller menſchlichen Dinge und ſo auch der Staaten. Es fiel ihm nicht ſchwer, viele Mängel in den beſtehenden Stgaten zu entdecken, wie denn der Menſchen Werk von Anbeginn nie fehlerfrei geweſen iſt. Nun wollte der Verſtand aber in haſtigem Uebermuth alles Alte ſofort umſtoßen und etwas Neues, ganz Vollkommnes und Ideales an die Stelle ſetzen. Dies war der Urſprung der großen Meinungsverſchiedenheit in der neuen Zeit. Die einen dachten nicht viel nach und begnügten ſich beim Alten, die andern hatten alle Gedanken auf etwas Neues gerichtet und ſtritten ſich darüber. Zum Zwieſpalt der Philoſophie trat der des perſönlichen Vortheils. Den einen war es wohl beim Alten, die andern hofften erſt durch Neuerungen zu gewinnen, und wieder der eine auf dieſe, der andre auf jene Weiſe. So entſtanden eine Menge widerſprechende politiſche Meinungen. In Frankreich kam es zwiſchen den Partheien, wie wir geſehen haben, zum offnen Kampfe; in Deutſchland theilte man zwar alle dieſe Meinungen, ſtritt ſich aber nur mit der Feder.

Das Daſeyn einer ſolchen Meinungstrennung überhaupt iſt von großer Bedeutung für unſre Zeit. Sie geht durch alles, was den menſchlichen Geiſt betrifft,

ſehlshabern aller drei alliirten Mächte, auch vom franzöſiſchen Admiral ein Vertrag abgeſchloſſen und unterzeichnet. Der erſte Artikel dieſes Vertrags anerkannte die Autorität des Präſidenten Juarez. Dagegen verpflichtet ſich der letztere, die geforderten Entſchädigungen zu leiſten.

In der Wiener „Neuen Freien Preſſe“ wird des nähern erzählt, daß General Doblado von der juariſtiſchen Armee in vollem Vertrauen auf den Vertrag den Franzoſen die Stellung von Chiquehuita überlaſſen habe, von wo ſie ſich dem Vertrag zufolge nach Veracruz zurückziehen ſollten, wenn der Vertrag in Europa nicht ratificirt würde. Doblado hätte die geringe Macht der Franzoſen von dieſer feſten Stellung aus abwehren und in die heiße und ungeſunde Ebene von Veracruz zurückwerfen können, nur aus Großmuth räumte er ihnen einen Aufenthaltsort mit geſünderer Luft auf den Höhen ein. Als nun eine Verſtärkung von 3500 Franzoſen unter General Lorencez anlangte und dieſer aus Paris den Beſcheid mitbrachte, Napoleon III. genehmige den Vertrag von Soledad nicht, verlangte der Admiral, daß nach dem von ihm abgeſchloſſenen Vertrage, da derſelbe nicht ratificirt worden ſey, die franzöſiſchen Truppen ſich nach Veracruz zurückziehen ſollten. Dagegen proteſtirte aber Lorencez und während die Engländer und Franzoſen ſich aus Mexiko entfernten, verlegte Lorencez, ohne auf den Admiral zu achten, in Folge der von ihm mitgebrachten neuen Vollmachten, das franzöſiſche Hauptquartier nach Orizaba. Um auf den Admiral einen Druck zu üben, brauchte man eine Kriegsliſt. Einige Soldaten mußten mit beſtürzten Mienen melden, die Mexikaner ſeyen im Begriff, die zu Orizaba zurückgebliebenen franzöſiſchen Verwundeten zu maſſakriren. Nun eilte man dahin, angeblich um die Verwundeten zu retten oder zu rächen. Schon unterwegs fielen ſie über eine mexikaniſche Abtheilung her und drangen dann voll Wuth in Orizaba ein, das keines Angriffs gewärtig war.

Die Engländer zogen, nachdem die Bedingungen des Vertrags erfüllt waren, ruhig ab und warteten der Dinge, die da kommen ſollten, nicht ohne Schadenfreude. Auch die Spanier kehrten heim. General Prim konnte neben den Franzoſen in Mexiko keine Lorbeern zu erringen hoffen, wußte aber wohl, daß ihn ſein Verrath an den Franzoſen in Spanien populär machen würde. Er kehrte alſo trotzig zurück. In Spanien beſchwerte ſich Serrano über ſein Benehmen, aber er ging gerechtfertigt aus den Debatten der Cortes hervor. Napoleon III. verbiß ſeinen Zorn. Prim prophezeite ihm in einem offenen Briefe, ſein Unternehmen werde mißlingen, denn der romaniſche Süden Amerikas ſey ſo republikaniſch, wie der germaniſche Norden, und werde keinen Monarchen zulaſſen.

Das Geld, womit Juarez England und Spanien entſchädigte, wurde ihm vom Cabinet von Waſhington geliefert, kraft eines Vertrages, den er am 28. April mit dem Präſidenten Lincoln abſchloß. Juarez verpflichtete ſich darin, wenn er das Geld binnen zwei Jahren nicht zurückzahlen könne, die Union durch Abtretung eines mexikaniſchen Gebiets zu entſchädigen.

Unterdeß ließ ſich General Lorencez in Orizaba verleiten, kühn gegen die Stadt Puebla vorzurücken. Er wollte ſich auszeichnen und verachtete die juariſtiſchen Banden, oder gab, wie es hieß, falſchen Einflüſterungen Gehör, als werde man ihn in Puebla, wo Juarez verhaßt ſey, als Befreier empfangen. Als er aber vor der Stadt ankam, wurde er mit einem mörderiſchen Kartätſchenfeuer begrüßt, empfing ſelbſt eine Wunde und mußte ſich, da er zu wenig Truppen hatte, gleich wieder nach Orizaba zurückziehen, am 5. Mai 1862. Der mexikaniſche General Saragoſſa war es, der ihm dieſen tapfern Widerſtand geleiſtet hatte und auf den das Volk noch große Hoffnungen ſetzte, die aber nicht erfüllt wurden, weil er ſtarb. Nach Garibos „heutigem Spanien“ wären 600 oder 1000 Altſpanier als

Ueberläufer aus Prims kleiner Armee bei der Artillerie in Puebla beſonders thätig geweſen.

Nachdem Napoleon III. aber einmal den Plan gefaßt hatte, Mexiko zu erobern und durch die Niederlage von Puebla eine Wiederherſtellung der franzöſiſchen Waffenehre unumgänglich nothwendig geworden war, ſchickte er den General Forey mit 30,000 Mann dem General Lorencez zu Hülfe und enthüllte jetzt erſt, am 3. Juli, ſeinen großen Plan in der Inſtruktion, die er Forey mitgab und die er veröffentlichen ließ. Darin hieß es: „Bei dem jetzigen Stand der Civiliſation in der Welt iſt die Prosperität Amerikas für Europa nicht gleichgültig, denn Amerika nährt unſere Fabriken und unterhält unſern Handel. Wir haben ein Intereſſe daran, daß die Republik der Vereinigten Staaten mächtig und blühend ſey, aber wir haben gar kein Intereſſe, daß ſie ſich des ganzen Golfs von Mexiko bemächtigt, von dort aus die Antillen und Südamerika beherrſcht und über die Producte der neuen Welt die alleinige Verfügung in die Hände bekommt. Eine traurige Erfahrung belehrt uns heute, wie prekär das Loos unſerer Induſtrie iſt, ſo lange ſie gezwungen iſt, ihren Rohſtoff von einem einzigen Markt, deſſen Wechſelfällen ſie unterworfen bleibt, zu beziehen. Wenn aber Mexiko ſeine Unabhängigkeit beibehält und die Integrität ſeines Gebietes bewahrt, wenn dort mit Hülfe Frankreichs eine ſtabile Regierung errichtet wird, ſo werden wir der lateiniſchen Race jenſeits des Oceans ihre Stärke und ihr Preſtige wiedergeben, ſo werden wir unſern und den ſpaniſchen Colonien in den Antillen ihre Sicherheit wiedergeben, ſo werden wir unſern wohlthätigen Einfluß in Centralamerika feſtgeſetzt haben, und dieſer Einfluß wird uns, indem er unſerm Handel unermeßliche Abſatzquellen eröffnet, die für unſere Induſtrie unerläßlichen Stoffe verſchaffen. Das ſo regenerirte Mexiko wird uns ſtets günſtig bleiben, nicht nur aus Dankbarkeit, ſondern auch weil ſeine

Intereſſen mit den unſrigen übereinſtimmen werden, und weil es in den guten Beziehungen mit den europäiſchen Regierungen einen Stützpunkt finden wird."

Nachdem die Verſtärkungen der franzöſiſchen Expeditionsarmee in Veracruz angelangt waren, übernahm General Forey daſelbſt den Oberbefehl, übereilte ſich aber mit der Offenſive nicht. Nachdem er vor Puebla gerückt war, das er vielleicht im erſten kühnen Angriff mit ſeiner Uebermacht erobert haben würde, begann er eine langſame und ſyſtematiſche Belagerung dieſes Platzes. Man hat ihm ſeine Langſamkeit zum Vorwurf gemacht, allein er handelte wohl nur ſeiner Inſtruktion gemäß. Mit 30,000 Mann war es immerhin ein Wagſtück, das weit ausgedehnte Reich von Mexiko mit einer Bevölkerung von 8 Millionen (1 Mill. Weiße, 2 Mill. Miſchlinge und 5 Mill. Indianer) erobern zu wollen. Napoleon III. hat ſeinem General wahrſcheinlich Vorſicht anbefohlen. Erſt ſollte ſich in Mexiko ſelbſt unter Almonte eine große Partei gegen Juarez bilden, um den Franzoſen zu helfen. Außerdem hoffte Napoleon III. noch, die Südſtaaten von Nordamerika würden die Unionspartei unterdrücken, da ſie immer noch im Siegen begriffen waren.

Dies erklärt einigermaßen das langſame Verfahren des General Forey. Derſelbe eröffnete die Belagerung von Puebla erſt am 18. März 1863. Die Stadt war ſehr feſt, weil die auf verſchiedenen Hügeln liegenden ſtark gemauerten Klöſter und Paläſte natürliche Citadellen bildeten, deren Kreuzfeuer den Belagerern überaus gefährlich war. Die Mexikaner hatten überdies Zeit gehabt, die Befeſtigungen zu verſtärken. Die Beſatzung wurde zu 18,000 Mann geſchätzt und von dem tapfern General Ortega commandirt. Ein mexikaniſches Entſatzheer unter dem General Comonfort ſollte das Belagerungsheer der Franzoſen angreifen, zauderte aber zu lange und ließ ſich endlich durch die überlegene franzöſiſche Taktik zurückſchlagen, was den end-

lichen Fall Pueblas unvermeidlich machte. Ortega widerſtand zwar mit dem größten Heldenmuthe und Truppen und Bürger vertheidigten Haus für Haus, wie einſt in Saragoſſa. Die heftigſten Stürme der Franzoſen wurden wiederholt abgeſchlagen. Erſt als Munition und Lebensmittel ausgingen und Comonforts Entſatzverſuch ſcheiterte, konnte ſich Ortega nicht länger halten und mußte am 17. April capituliren. Forey nöthigte ihn und die ſehr geſchmolzene Beſatzung, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Nachricht davon wurde am 11. Juni in Paris mit umſomehr Jubel verkündigt, als diesmal der Erfolg hatte ſo lange auf ſich warten laſſen und man bereits angefangen hatte, Mißtrauen in das Glück und in die Berechnungen Napoleons III. zu ſetzen.

Unter den Franzoſen ſelbſt war die Meinung vorherrſchend, ſie würden ſich in Mexiko nicht behaupten, für Napoleon III. ſelbſt ſey die mexikaniſche Diverſion nicht Zweck, ſondern nur ein Mittel. Die Soldaten gaben ſich nicht gern dazu her, der mexikaniſche Krieg war bei ihnen ſelbſt, wie überall in Frankreich, unpopulär. Daher die auffallende Erſcheinung, daß es unter Foreys Truppen ſo viele Deſerteure gab. Man zählte deren ſchon im Frühjahr 6—800, hauptſächlich Zuaven und Jäger von Vincennes, alſo von den beſten Waffen, die ſich von ſchönen Mexikanerinnen hatten verführen laſſen und keck genug waren, ſogar in Gemeinſchaft aufzutreten und Juarez in einer Adreſſe zu begrüßen.

Lincoln und ſein Secretär des Auswärtigen, Seward, begnügten ſich, gegen das Vorgehen Frankreichs nur zu proteſtiren und es gleichſam mitleidig zu warnen, denn es werde ſchließlich ſeine Abſicht nicht erreichen. Es wäre aber dem Kabinet von Waſhington doch ſehr unangenehm geweſen, wenn 30,000 Franzoſen ſchnell über den Rio Grande gezogen wären und den General Lee verſtärkt hätten.

Erſt nach der Eroberung von Puebla rückte Forey gegen Mexiko

vor und die ſchwachen und wenig disciplinirten Banden des Juarez konnten ihm im offenen Felde nicht widerſtehen. Juarez gab ſogar die Hauptſtadt Preis, weil in ihr die meiſten Weißen wohnten, von denen ein großer Theil dem Erzbiſchof anhing, ihn alſo mit Verrath bedrohte. Deswegen wartete er die Ankunft der Franzoſen nicht ab, ſondern ſuchte eine geſicherte Stellung im Gebirge bei San Luis de Potoſi zu gewinnen. In dem Augenblicke, in welchem die Franzoſen wieder ſiegreich vordrangen, kam natürlicherweiſe auch die klerikale Partei und Almonte wieder zur Geltung. Am 10. Juni hielt Forey, der unterdeß zum Marſchall ernannt worden war, ſeinen Einzug in Mexiko und ſchildert denſelben als überaus glänzend. Seine Soldaten ſeyen buchſtäblich von Kränzen und Blumenſträußen erdrückt worden. Die Bevölkerung habe nach Ordnung geſchmachtet und ihn als Befreier aufgenommen. Man darf nicht zweifeln, daß dies von dem bisher unterdrückten Theil der Bevölkerung wirklich geſchehen iſt. Nach andern Berichten ſoll die Maſſe des Volks in Mexiko beim Einzuge der Franzoſen keineswegs freudig geſtimmt geweſen ſeyn.

Auffallend erſcheint, daß bei ihrem Einmarſch in der Hauptſtadt die franzöſiſchen Truppen ſelbſt nicht blos den Kaiſer, ſondern auch die Kaiſerin leben ließen. Das wird ſo erklärt. Die Kaiſerin iſt eine Montijo. „Die Grafen von Montijo ſtammen von weiblicher Seite aus dem uralten Hauſe Guzmann und ein Guzmann hat einmal eine Abkömmlingin des Montezuma geheirathet. Alſo ſtammt Kaiſerin Eugenie von jenem unglücklichen mexikaniſchen Kaiſer ab und hat vielleicht gar Erbrechte auf das alte Anahuac (der aztekiſche Name für das Reich Mexiko) geltend zu machen.“ So räſonnirte ein belgiſches Blatt.

Forey ſetzte in Mexiko eine Regierung ein, an deren Spitze ein Triumvirat ſtand, nämlich General Almonte, der Erzbiſchof Labaſtida von Mexiko und General Sales, alſo die Häupter der bisher unter-

drückten creoliſchen und klerikalen Partei. Zugleich befahl Forey, die Güter aller erklärten Franzoſenfeinde zu confiſciren. Man mißbilligte in Europa dieſe Maßregel, allein ſie ſcheint als Reciprocität durch die Beraubungen hervorgerufen worden zu ſeyn, deren ſich Juarez ſchuldig gemacht hatte.

Wir haben die franzöſiſche Expedition bis zu dieſem Punkte begleitet und langen nun bei dem Zeitpunkt an, an welchem die bisher geheim gehaltenen Verhandlungen zwiſchen der klerikalen Partei in Mexiko, dem Papſt, Napoleon III. und Erzherzog Maximilian waren gepflogen worden. Mexiko war eingenommen und der Erzherzog mußte ſich nun als das auserkorene Werkzeug der franzöſiſch-römiſchen Politik dort blicken laſſen. Das Geheimniß war bisher ſo ſtreng gewahrt worden, daß Thouvenel, der franzöſiſche Geſandte in London wiederholt hatte verſichern müſſen, Frankreich wolle Mexiko nur zwingen, Frankreich für ſeine Verluſte zu entſchädigen, aber ihm keine neue Regierung aufdringen. Auch dann noch, als Maximilians Wahl bekannt wurde, verſicherte Thouvenel, Frankreich habe nichts davon gewußt, nur die Mexikaner allein hätten dem Erzherzog Anträge gemacht, Frankreich verhalte ſich dabei paſſiv.

Doch war es Forey, welcher auf Napoleons Befehl eine geſchmeidige Notabelnverſammlung von 135 Mitgliedern in der Hauptſtadt Mexiko einberief, ſämmtlich Anhänger der klerikalen Partei, welche am 10. Juli den Erzherzog Maximilian zum Kaiſer ausrief. Man betonte dabei ſeine Abſtammung von Karl V., welcher der erſte chriſtliche Kaiſer in Mexiko geweſen war. Das ſtimmte nun freilich wieder nicht mit den Anſprüchen der Erbin Montezumas.

Maximilian ſelbſt erzählt in der Schrift „Aus meinem Leben“ II. 164, er habe einmal im Dom von Granada die Gräber Ferdinands und Iſabellas beſucht, unter deren glorreicher Regierung Amerika zuerſt entdeckt wurde. „Stolz, lüſtern und doch wehmüthig griff ich

nach dem goldenen Reif und nach dem einſt ſo mächtigen Schwert. Ein ſchöner, glänzender Traum wäre es für den Neffen der ſpaniſchen Habsburger, letzteres zu ſchwingen, um erſteren zu erringen.“ Maximilian machte früher einmal eine Reiſe nach Braſilien und es wäre nicht unmöglich, daß er am Hofe zu Rio de Janeiro etwas von den Plänen der braſilianiſchen Regierung und des Prinzen von Joinville in Bezug auf die Argentiniſchen Republiken erkundet hätte. Die klerikalen Mexikaner haben wenigſtens gewiß nicht verfehlt, den Erzherzog glauben zu machen, die ſpaniſchen Bevölkerungen Süd- und Mittelamerikas würden, der ewigen Revolutionen müde, ſich gern einem weiſen und wohlwollenden Monarchen unterwerfen. Zudem mußte ihn die paradieſiſche Natur dieſer ſchönen Länder reizen. Hier auch die Menſchen glücklich zu machen, war ein ſchöner Gedanke. Dafür war auch insbeſondere ſeine junge Gemahlin Charlotte begeiſtert, die Tochter des Königs Leopold von Belgien, mit der er ſich 1857 vermählt und die ihn auf der Reiſe nach Braſilien begleitet hatte.

Mit ihr bewohnte er das ſchöne Schloß Miramar bei Trieſt, von wo aus er als Chef der öſterreichiſchen Marine mehrfach zur See ging, auch einmal nach der Levante. Außerdem beſchäftigte er ſich angelegentlich mit Wiſſenſchaften und Künſten und ſchrieb unter andern ſeine eigene Lebensgeſchichte.

Im Feuilleton der Elberfelder Zeitung erſchien in der erſten Hälfte des Jahres 1867 eine ſehr ausführliche Schilderung des Erzherzogs. Ferdinand Max war 1832 geboren, der jüngere Bruder des Kaiſers Franz Joſeph, ein wenig größer als dieſer. Der Kaiſer iſt brünett und von geſundem Teint. Max dagegen war als Knabe weißblond und ehe er einen blonden Bart bekam, konnte man ihn für eine verkleidete Lady halten. Seine Augen waren blau, ſein Teint wachsartig.

Die Verständigung Maximilians mit den klerikalen Flüchtlingen aus Mexiko, die in Paris lebten, erfolgte wohl nicht unmittelbar, sondern erst unter dem Einfluß Napoleons III., der in dem Erzherzog ein brauchbares Werkzeug erkannte, seine Pläne in Mexiko durchzusetzen, ohne sich zu compromittiren, denn wenn er Mexiko nicht für sich behielt, erschien er ganz uneigennützig. Nachdem alles eingeleitet war, erschien die von der Notabelnversammlung in Mexiko gewählte Deputation in Miramar, um ihm die schöne Krone von Mexiko anzutragen, am 3. Oktober 1863. Er willigte ein unter der Bedingung, daß erst seine Wahl durch eine allgemeine Volksabstimmung in Mexiko bestätigt werden müßte. Daß eine solche wenigstens scheinbar zu Stande komme, war nun die klerikale Partei eifrig beflissen und man ließ die unter dem Schutz französischer Bayonnette erfolgten Abstimmungen getrost als ein allgemeines Plebiscit gelten. Maximilian empfing in Miramar das Ergebniß, begnügte sich damit und nahm am 10. April 1864 aus den Händen des Gutierrez d'Estrada, welcher der mexikanischen Deputation vorstand, die gefährliche Krone an.

Maximilian mußte einen Vertrag unterzeichnen, der ihn verpflichtete, im Namen Mexikos ein Anlehen von zunächst 300 Millionen zu kontrahiren, wovon 105 sogleich an Frankreich ausbezahlt werden sollten. Weiter mußte er sich verpflichten, den Sold für die französischen Hülfstruppen in Mexiko zu bezahlen, denen er noch ein eigenes Truppencorps von 6—7000 Oesterreichern und Belgiern zugesellen sollte. Sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich, entließ ihn nicht eher, bis er auf seine Erbrechte im Kaiserthum Oesterreich verzichtet hatte. Jetzt erst verließ er mit seiner Gemahlin Charlotte sein schönes Lustschloß Miramar bei Triest. Sie reisten über Rom, wo sie am 19. April 1864 den Segen des h. Vaters empfingen. Von hier fuhren sie direkt durch die Meerenge von Gibraltar auf dem berühmten Schiff Novara nach der neuen Welt, begleitet von französischen

Schiffen. Als der Novara zufällig die Kohlen ausgingen, mußte ſie ſich von einer franzöſiſchen Fregatte ins Schlepptau nehmen laſſen, was den reiſenden Majeſtäten nicht ſonderlich gefiel. Inzwiſchen beſchäftigten ſich beide in der Cajüte eifrig mit Vorbereitungen für den Regierungsantritt, Geſetzesentwürfen, Anordnungen aller Art.

Am 28. Mai landeten ſie in Veracruz, dem großen Hafen des mexikaniſchen Reichs. Welcher niederſchlagende Empfang ihnen hier und auf der Weiterreiſe bereitet war, erzählt die Gräfin Kolonitz, die ſich im Gefolge der Kaiſerin befand. „Kaum iſt es möglich in der neuen Welt an einem Orte zu landen, deſſen Anblick ſo wenig geeignet iſt, die ungeduldige Erwartung zu befriedigen, mit welcher man dem fremden Welttheil naht, als dies in Veracruz der Fall iſt. Die Küſte iſt flach, ſandig, ohne jegliche Vegetation. Die dächerloſen weißen Häuſer der Stadt, die in geraden Linien gebaut ſind und regelmäßige, breite Straßen bilden, geben dem Ganzen den Anſtrich eines großen Kirchhofes und leider nicht mit Unrecht. Um den Stempel der Melancholie noch tiefer einzudrücken, lag an einem Korallenriff das Wrack eines franzöſiſchen Schiffes, das hier geſtrandet war.“ Veracruz war der neuen Geſtaltung in Mexiko nicht günſtig und der Kaiſer wurde von niemand empfangen, denn General Almonte, der ihm von Mexiko aus entgegengereist war, hatte ſich vor der Fieberluft an der Küſte gefürchtet und in der geſünderen Luft von Orizaba erſt die Nachricht von ſeiner Ankunft erwartet. Die ſtädtiſchen Beamten in Veracruz waren aber gänzlich rathlos nach Orizaba gefahren, um dem General des Kaiſers Ankunft zu melden. So war niemand in der Stadt, der den Kaiſer begrüßt hätte. Da er es überdies für angemeſſen erachtet hatte, allein ans Land zu gehen und ſich nicht inmitten der franzöſiſchen Schiffe wie eine Puppe Frankreichs aufführen zu laſſen, hatte er den franzöſiſchen Contreadmiral Boſſe geärgert, der endlich kam, aber nur, um ſeine üble Laune auszulaſſen.

durch Religion, Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie ſteht mit dem einfachen, ſichern, ungetheilten Glauben des Mittelalters im grellſten Gegenſatz und zeigt am deutlichſten, wie außerordentlich die Zeiten geändert haben. Was noch daraus werden ſoll, wie der ungeheure Widerſpruch, die unendliche Verwicklung der Meinungen ſich löſen wird, das kann jetzt kein Menſchengeiſt errathen. Ohne Zweifel aber wird dereinſt alles Getrennte ſich wieder vereinigen. Allen menſchlichen Gedanken und Kräften liegt eine unſichtbare Einheit zu Grunde. Sie entfernen ſich von einander, kehren ſich einander feindſelig entgegen, doch wenn ſie am weiteſten ausgeſchweift ſind, werden ſie in ihre natürliche Stellung zurückgedrängt und vereinigen ſich wieder.

Unter den politiſchen Meinungen unſrer Zeit, die ſo hundertfältig ſind, als die philoſophiſchen Ueberzeugungen und als die Privatintereſſen, herrſchen doch zwei Hauptmeinungen vor, die der Alterthümler und die der Neuerer. Jene wollen nicht nur das Gegenwärtige beſtehn laſſen, ſondern auch vieles Alte wieder einführen, und ſie berufen ſich auf die Erfahrung der Vergangenheit und auf das alte Recht. Dieſe wollen etwas Neues und berufen ſich auf die Theorie, auf das bloße Urtheil des Verſtandes, auf das Bedürfniß und auf das allgemeine Menſchenrecht. Jene ſetzen ſich der fortſchreitenden Entwicklung der Zeit entgegen, dieſe verkennen das Gute der Vergangenheit und die Lehren der Erfahrung. Jene ſind dem Katholicismus und der Monarchie, dieſe dem Proteſtantismus und der Republik zugethan. Jene halten alle Menſchen für unmündige Kinder, die man bevormunden müſſe; dieſe halten alle Menſchen für fähig, weiſe und kräftig ſich ſelbſt regieren zu können. Beide irren und beide haben Recht. Nie iſt das Alte ganz geblieben, wie es war, und nie iſt etwas Neues ganz

Beſonders legte er es darauf an, dem kaiſerlichen Paare vor den Guerillabanden bange zu machen, die in der Nähe herumſchweifen ſollten, um ihre hohen öſterreichiſchen Gäſte abzufangen. Erſt Almontes Ankunft befreite ſie von dieſen Impertinenzen. Man eilte aus der Fieberluft der Küſte in die höheren Gegenden des Landes zu kommen, aber es fehlte an Fuhrwerk. Das Reiſeperſonal belief ſich auf 85 Köpfe, gewiß nicht viel für einen Kaiſer und eine Kaiſerin. Aber man mußte die Geſellſchaft trennen und in Gruppen fortſchaffen. In den elenden kleinen Neſtern unterwegs fehlte es an Räumlichkeiten, an Betten ꝛc. Die Gräfin Kolonitz reiste voraus.

Das Kaiſerpaar ſchlug den Landweg über Orizaba und Puebla ein. Unterwegs empfingen ſie viele Huldigungen, hauptſächlich von der indianiſchen Bevölkerung, die noch an den Prieſtern hing und in denen die alten kaiſerlichen Erinnerungen wieder auflebten. Am 12. Juni erfolgte der feierliche Einzug des kaiſerlichen Paares in Mexiko mit einem Gefolge von 150 Wagen durch 700 Ehrenpforten. Der ganze Weg war mit Blumen beſtreut und der Jubel und Zulauf des Volks ungeheuer.

Die Hauptſtadt Mexiko iſt nicht mehr die alte aztekiſche Stadt des Montezuma, denn dieſe wurde gänzlich niedergebrannt, ſondern eine neue, erſt ſeit Cortes von den Spaniern erbaute Stadt. Sie liegt ſehr reizend in einem weiten Thale zwiſchen maleriſchen Gebirgen und iſt groß und weitläufig gebaut. Die Straßen ſind außerordentlich breit und regelmäßig, die Häuſer gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch mit plattem Dache, in Geſtalt eines ſehr einförmigen Quadrats. Das gibt nun der ganzen Stadt ein niedriges und gedrücktes Anſehen, aber die Breite der Straßen hat überall die Anpflanzung von Bäumen erlaubt, ſo daß man überall in Alleen zu gehen glaubt, und wo ſich zwei Straßen kreuzen, ſprudelt in der Mitte ein Springbrunnen. Wenn man ſich von außen der Stadt nähert, fällt am meiſten das

impoſante Militärinſtitut Chapoltepec in die Augen, das an die Stelle des alten Kaiſerpalaſtes gebaut worden iſt. Ueber die Stadt ragen vierzehn Kirchen hervor, alle in geſchmackloſem Renaiſſanceſtyl, der ſich unter ſüdlicher Vegetation noch häßlicher als überall ſonſt ausnimmt. Am größten iſt die Kathedrale mit obligater Kuppel und inwendig freiſtehendem Altar, der römiſchen Peterskirche nachgeahmt, aber nach altaztekiſcher Gewohnheit zum Erdrücken überfüllt mit häßlichen Holzſtatuen von heiligen Perſonen. Dann folgt das große Franziskanerkloſter, welches allein ſieben große kirchenartige Kapellen enthält; der ehemalige Palaſt des Virey (Vicekönig), wo der Präſident der Republik wohnt und der Congreß ſeine Sitzungen hat; das ehemalige Inquiſitionsgebäude, welches jetzt als Kaſerne dient, und Iturbides ehemaliger, mit Schnörkeleien lächerlich überladener Palaſt.

Die Bevölkerung iſt ſehr gemiſcht; die zahlreichen Farbigen aller Gattungen machen einen lauten Marktlärmen. Doch herrſcht während der Mittagshitze tiefe Stille in der Stadt und die Damenwelt läßt ſich erſt gegen Abend öffentlich ſehen. Alle Stände hängen trotz der Republik und trotz der Anfeindung und Beraubung des Klerus durch die Staatsgewalt, mit großer Vorliebe an den Feſten und Ceremonien der katholiſchen Kirche. Auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe iſt der heiligſte Tag im Jahre hier nicht der Chriſttag, ſondern der Tag Allerheiligen, als ob die Geſammtheit der Heiligen ſchwerer wiege als Chriſtus allein. Die große Vorliebe für dieſen Tag ſchreibt ſich aber davon her, daß die Spanier alle ihre Vornamen aus dem Heiligenkalender entlehnen, am Tag Allerheiligen alſo auch alle zugleich ihren Namenstag feiern. Auch werden an dieſem Tage in Mexiko alle Kinder beſchenkt, wie bei uns am Chriſttage. — Oſtern wird eine ganze Woche hindurch gefeiert, wozu ſchon am Palmſonntage das Landvolk ſchaarenweiſe mit Palmen durch alle Thore in die Stadt einzieht, und die Straßen füllt, durch welche die

„heilige Prozeſſion“ wandelt, d. h. ausſchließlich die geſammte weltliche und Kloſtergeiſtlichkeit. Im Angeſicht dieſer Prozeſſion werden die Palmzweige ſelbſt geheiligt und vom Landvolk ſorgfältig als Schutz- und Heilmittel aufbewahrt. Am Gründonnerstag wird von allen Ständen der größte Reichthum der Toilette und des Schmucks entfaltet, um mit dem nachfolgenden Charfreitag zu contraſtiren, denn an dieſem Tage geht alles einfach ſchwarz gekleidet, darf kein Wagen fahren, kein Wort auf der Straße geſprochen werden, und in der tiefſten Stille ſchreiten erſt um Mitternacht ſämmtliche Frauen, jede eine brennende Kerze in der Hand, ſchweigend durch die Stadt, um der Mutter Gottes ihr Mitleid zu bezeugen. Am Sonnabend vor Oſtern wird ein großer Scheiterhaufen errichtet und auf ihm eine Puppe des Judas Iſcharioth verbrannt, die inwendig mit Pulver gefüllt iſt und mit einem lauten Knall zerſpringt. Der h. Oſtertag ſelbſt beginnt mit einer großen Meſſe und Prozeſſion, von Mittag aber bis in die Nacht herrſcht wilde Luſt in Spiel und Tanz.

Das war die weltberühmte Stadt Mexiko, die jetzt ihren alten Kaiſer wieder haben ſollte, wie man ſich einbildete oder zu glauben ſich wenigſtens anſtellte. Der Taumel der Luſt bei der erſten Begrüßung hielt nicht lange nach. In der neuen Regierung war kein feſter Gedanke und keine eiſerne Conſequenz. Sie beging Fehler über Fehler. Der unglückliche Kaiſer überwarf ſich aus unbeſonnenem Ehrgeiz und falſcher Berechnung mit ſeinen einzigen Freunden, den Klerikalen und den Franzoſen zugleich. Sein Ehrgeiz litt nicht, daß er unſelbſtändig als ein bloßes Werkzeug franzöſiſcher Politik erſcheine, und doch war er zu ohnmächtig, um ſich von den Franzoſen ganz unabhängig machen zu können. Was aber die klerikale Partei betrifft, ſo hatte ſchon Forey die Maaßregel des Juarez ſeinerſeits gebilligt und die Confiscation der geiſtlichen Güter aufrecht erhalten, um die Mexikaner zu gewinnen, welche ſchon ſolche Güter gekauft

hatten. Ein auffallender, ein verhängnißvoller Schritt, der dem romaniſchen Programm Napoleons III. geradezu widerſprach, wenn man nicht etwa annehmen will, der Beherrſcher Frankreichs habe dem Klerus, wie in Europa, ſo auch in Amerika, nur eine bedingte Freiheit laſſen wollen, um ihn zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen, nicht ſich von ihm gebrauchen zu laſſen.

Nun folgte aber Maximilian dem franzöſiſchen Beiſpiel, annullirte den Raub der Kirchengüter nicht, ſondern beſtätigte denſelben, machte ſich dadurch die Klerikalen, denen er doch die Krone verdankte, zu Feinden, entließ das klerikale Miniſterium und wählte ein liberales. Die Liberalen, ſeine bisherigen Feinde, ſtaunten zwar über dieſe wetterwendiſche Politik des Kaiſers, boten ihm aber den Beiſtand an, nicht um ihm treu zu dienen, ſondern nur um unter ſeiner Autorität die Klerikalen zu unterdrücken. Auch gab es unter ihnen kluge Köpfe, die wohl voraus berechneten, daß die neue kaiſerliche Regierung durch ihre eignen Fehler fallen müſſe und daß die republikaniſche Partei ſich des Kaiſers gegen die Franzoſen bedienen müſſe, um dieſe und dann ihn ſelber los zu werden. Wie es ſcheint, ließ ſich Maximilian überreden, die liberale Partei ſey viel ſtärker als die klerikale. Alſo handle er klug, wenn er ſich an ſie anſchließe, und er hoffte in ihrem mexikaniſchen Patriotismus eine Stütze gegen die Franzoſen zu finden, deren Bevormundung und anmaßender Ton ihm unerträglich war.

Aber nach allem was vorgegangen war, nachdem er ſich gegen Frankreich, Rom und die klerikale Partei in Mexiko verpflichtet hatte, konnte er unmöglich glauben, daß die liberale Partei ſich ihm aufrichtig hingeben würde. Sowohl ſeine Ehre als ſein Intereſſe verlangte, daß Erzherzog Maximilian, als er nach Mexiko kam, ſich unabänderlich an die klerikale und conſervative Partei hätte halten und daß er auch von den Franzoſen, deren Hülfe er nun einmal nicht entbehren konnte, unentwegt und ohne ſich gekränkt zu fühlen, ſich

alles hätte gefallen laſſen müſſen, bis der Zweck erreicht war, bis er feſt und ſicher auf dem mexikaniſchen Throne ſaß. Das war die Linie, die er nothwendig einhalten mußte, wenn es ihn auch einige Opfer des Stolzes und Eigenwillens koſten mochte. Nun ſehen wir aber, wie er einzig von der klerikalen Partei nach Mexiko gerufen, völlig eingehend in den romaniſchen Plan des franzöſiſchen Kaiſers, den auch der alte verſtändige König der Belgier, Maximilians Schwiegervater, billigte, und in Rom vom Papſt perſönlich eingeſegnet, allen dieſen Verbindungen und dem urſprünglichen Plan untreu wurde, ſobald er den Boden von Mexiko betreten hatte. Darin wurzelte ſein ganzes Unglück.

Es mag ſeyn, daß die Wiedereinſetzung der Kirche in ihr früheres Beſitzthum große Schwierigkeiten darbot. Sie hätten ſich aber vielleicht vermindern laſſen, wenn man nur einen Theil der Kirchengüter zurückgefordert hätte. Jedenfalls mußte Maximilian, wenn er das Programm, wie es in Rom und Paris verabredet war, nicht ausführen konnte, von vorn herein ſeine Miſſion aufgeben und nach Europa zurückkehren. Nie und unter keinen Umſtänden durfte er ſich auf die liberale Partei ſtützen wollen. Er dachte ohne Zweifel, die Conſervativen ſind mir ſicher, wenn ich nun die Liberalen gewinne, ſo muß mein Werk gelingen.*) Aber wie mochte er den letztern trauen? Von den Liberalen, von den Republikanern, von denen, welche die ſchlechteſten Impulſe von den Yankees empfingen und denen es weder um Freiheit, noch um Bildung, ſondern lediglich um Gewinn, einflußreiche Stellen und Plünderung der Gegner zu

*) Les conservateurs sont nécessairement à moi, puisqu'ils sont compromis pour moi, négligeons-les et rallions les révolutionnaires en leur donnant le gouvernement. Le Correspondant, Juillet 1868, p. 339.

thun war, ging ſchon ſeit fünfzig Jahren alles Unheil im ſpaniſchen Amerika, alle Verwilderung und Entſittlichung der romaniſchen Race aus. Mit ihnen durfte der Geſegnete des Papſtes und der Schützling Napoleons niemals Frieden ſchließen, niemals den unnatürlichen Bund eingehen.

Eben ſo wenig durfte er ſich mit den franzöſiſchen Hülfstruppen überwerfen. Mochte Forey und ſein Nachfolger Bazaine anmaßend und übermüthig verfahren, wie er wollte, Maximilian durfte ſich nie von ihm beleidigt fühlen, ihm nie trotzen, denn er war der Schwächere. Genug, wenn ihm die Franzoſen nur halfen, die Juariſten zu unterwerfen, die Republik aufzulöſen und das Kaiſerreich zu befeſtigen. Wenn nur dieſer große Zweck erreicht wurde, konnte der neue Kaiſer die Eigenmächtigkeiten und Unarten Bazaines leicht verſchmerzen. Indem er ſich aber mit ſeinen einzigen Freunden, der klerikalen und conſervativen Partei in Mexiko, dem Papſte und den Franzoſen überwarf, ſie am liebſten alle mit einander los zu ſeyn wünſchte und ſich ſeinen bisherigen ſchlimmſten Gegnern, den mexikaniſchen Liberalen, in die Arme warf, that er es in der thörichten Hoffnung, ſie, als die ſtärkere Partei in Mexiko, würden ihn allein tragen und ſchützen können, würden ſich von Juarez alle zu ihm wenden und ihn ſo mächtig machen, daß er die Franzoſen und den Klerus entbehren könne, und ſah ſich natürlicherweiſe betrogen. Seine bisherigen Stützen von ſich werfend, ſuchte er nach einer andern, die ihm in den Händen zerbrach.

Noch iſt nicht ermittelt, wie Napoleon III. dieſe Frontveränderung Maximilians aufgenommen hat, obgleich die Nichtzurückgabe der Kirchengüter ſchon von ſeinem eigenen General Forey beſchloſſen worden war. Sollte das Zaudern der Franzoſen, welches Graf Keratry in ſeinem Werk über Mexiko beklagt, in einem Mißtrauen der Tuilerien gegen die Maßnahmen Maximilians begründet geweſen ſeyn? Keratry glaubt,

man habe keinen größern Fehler begehen können, als den man wirklich beging, indem man zauderte, den Südſtaaten gegen die Union in Nordamerika beizuſtehen. Die juariſtiſchen Banden wären für ein wohldisciplinirtes franzöſiſches Heer durchaus kein Hinderniß geweſen. Forey hätte noch in der erſten Sommerzeit den Rio Grande paſſiren und den Südſtaaten ihren damaligen Sieg über die Nordſtaaten vollenden helfen können. Nach dieſem Siege im Norden würde Juarez im Süden völlig ohnmächtig geblieben ſeyn, dann hätte Maximilian nicht mehr allein an den franzöſiſchen Hülfstruppen, ſondern auch an den Südſtaaten eine Stütze gehabt. Später noch hatte Bazaine, Foreys Nachfolger, die Verbindung mit den Südſtaaten ernſtlich im Sinn. Wenn Forey ſchon damit beauftragt geweſen wäre, als die Waagſchale des Bürgerkriegs ſich noch auf die Seite der Südſtaaten neigte, hätte alles gewonnen werden können. Die Südſtaaten drangen in die franzöſiſche Regierung, einen Schritt zu ihren Gunſten vorwärts zu thun. Dieſe Regierung hatte den Süden gegen den Norden aufreizen helfen, glaubte aber, der Süden ſey ſtark genug, allein zu ſiegen, und wollte ihm kein Opfer bringen. Somit wurde die koſtbarſte Zeit verſäumt.

Im October 1863 wurde Forey abberufen und durch General **Bazaine** erſetzt, der den Auftrag erhielt, die Provinzen zu beſetzen und dort alles für das neue Kaiſerreich zu ſtimmen. Der Erzbiſchof von Mexiko verlangte von ihm die Zurückgabe alles Kirchenguts; Bazaine aber erkannte, daß die zahlreichen Käufer dieſer Güter, wenn man ihnen dieſelben wieder nehme, überall in den Provinzen gegen die neue Regierung würden erbittert werden, ließ ſich alſo auf des Erzbiſchofs Forderung nicht ein und verdrängte ihn aus der Junta oder proviſoriſchen Regierung. Damit verlor er die klerikalen Sympathien, ohne die liberalen zu gewinnen. Wenn nun auch ſeine tapfern und behenden Truppen überall, wo ſie hinkamen, die Juariſten

in den Provinzen verſprengten und Juarez ſelbſt vor ihnen bis an den Rio Grande flüchten mußte, war damit doch nichts gewonnen. Denn welche Stadt in den Provinzen von den franzöſiſchen Streifkolonnen wieder verlaſſen wurde, nahm gleich die Anhänger des Juarez wieder bei ſich auf. Nur wenige beſonders wichtige Städte konnten eine franzöſiſche Garniſon erhalten. Das franzöſiſche Heer überall hin zu zerſplittern, wäre unſinnig geweſen. Der Erzbiſchof La Baſtida ging in ſeinem wüthenden Haſſe gegen Bazaine ſo weit, daß er ihn und die ganze franzöſiſche Armee excommunicirte. Bazaine, der gerade in den Provinzen abweſend war, mußte eilig nach der Hauptſtadt zurückkehren, um den kleinen Papſt zu demüthigen. Er hielt eine Parade ab und zwang den Erzbiſchof, ſeine Truppen öffentlich zu ſegnen. Das geſchah im Februar 1864.

Keratry wirft dem Kaiſer Maximilian eine nicht minder große Verſäumniß vor, als es die franzöſiſche war. Er hätte nämlich die Indianer vielmehr benutzen ſollen, als er gethan hat. Sie eilten ihm bei ſeiner Ankunft entgegen. „Auf den Ruf der Geiſtlichkeit, die ſich ſchmeichelte, die Reiſe Maximilians nach Rom habe ihre ungerechten Anſprüche geſichert, hatten ſich die Indianer, die bereits ergeben waren, in Maſſe erhoben, um von den kaiſerlichen Lippen eine Verheißung ihrer Freiheit und der Rehabilitation zu erwarten; ſie mußten enttäuſcht und verzweifelnd in ihre ärmlichen Ranchos zurückkehren. Gleich nach der Ankunft Maximilians bildete ſich von freien Stücken eine aufrichtig begeiſterte kaiſerliche Partei, beſtochen durch den perſönlichen Reiz der Majeſtäten. Es gab eine Zeit, in der das Kaiſerreich wirklich Ausſicht auf Erfolg hatte, wenn ſich die Aufgabe auch ernſt und ſchwierig darſtellte. Es war eine unverhoffte Zeit für Mexiko; aber weder der Prinz noch die Unterthanen verſtanden ſie zu nützen.“ Graf Keratry kommt noch einigemal auf die Indianer zurück und iſt überzeugt, es ſey Maximilians größte Unterlaſſungs-

ſünde geweſen, daß er die ihm ſo günſtige Stimmung der Indianer nicht beſſer benutzt habe. Dieſe Ureinwohner Mexikos waren als ſ. g. Peonen in eine klägliche Leibeigenſchaft hinabgedrückt worden. Ausgeſchloſſen von jedem Bodenbeſitz, mußten ſie für die ſpaniſchen Beſitzer des Bodens arbeiten, erhielten von dieſen in Nothfällen kleine Vorſchüſſe und wurden ſo deren Schuldner und Leibeigene, wie ſo viele Fabrikarbeiter in Europa. „Sie verdienten ein beſſeres Los als das iſt, welches ſie an die Scholle feſſelt und ſie zum Laſtthier herabwürdigt. Sie bildeten das glänzende Gefolge des Kaiſers Maximilian und der Kaiſerin Charlotte auf dem Wege von Orizaba nach Mexiko; ſie hatten alle ihren alten Schmuck, die Reſte eines hingeſchwundenen Glanzes hervorgeſucht, um den Nachkommen Karls V., Maximilian, zu ehren, welchem ſich Gelegenheit bot, die Schuld ſeines königlichen Ahnen zu ſühnen, der aber den Fehler beging, die Beſiegten des 16. Jahrhunderts nicht als Freie heimzuſenden, als er dieſelben in ſeiner Hauptſtadt verabſchiedete. Das wäre ein königlicher Beginn ſeiner Regierung geweſen. Erſt Ende September 1865 beſann er ſich, aber ſchon zu ſpät, eines andern, und erließ das Dekret, welches die Emancipation der Peon-Indianer und die Ungültigkeit ihrer frühern Schulden ausſprach, jener oft infamen und wucheriſchen Schulden, welche ſchon das Kind im Mutterleibe zur Leibeigenſchaft verurtheilten. Dieſe liberale und humane Maaßregel wird Maximilian ſtets zur Ehre gereichen, und ſie allein ſchon hätte ſeine Richter in Queretaro entwaffnen ſollen. Leider blieb ſie unvollſtändig, eine nur halbe Maßregel; eine Folge der Lage, die ſich der Souverän geſchaffen hatte, indem er die beiden extremen Parteien ſchonen wollte. Die Leibeigenen (Peons) wurden durch jenes Emancipationsdekret nicht auch Eigenthümer des Bodens. Und doch, in welch beſſere Hände als in die der freigelaſſenen Peons konnte der Staat jene unbenutzten Ländereien geben, von welchen das kaiſerliche

Manifeſt an den Miniſter Velasquez geſprochen hatte? Die mexikaniſche Commiſſion, die vergebens ſeit einem Jahre beſtand, hatte alſo nicht eingeſehen, daß man ein ganzes Arbeitervolk nicht freigeben konnte, ohne ihm zugleich auch die Grundelemente der Arbeit zu gewähren. Die Haciendabeſitzer aber, die durch jenes Dekret ihre Arbeitskräfte verloren, wurden unzufrieden und wieſen die Dienſte der Indianer zurück, die von ihrer geſetzlichen Freilaſſung Gebrauch machen wollten. So ſtellte ſich die alte Sclaverei der Peons wieder her, welche ihre Ketten von Neuem aufnahmen, um ihre Familien nicht verhungern zu ſehen. Auf der andern Seite war die Geiſtlichkeit der Krone feindlich geworden und konnte alſo die Unzufriedenheit der Hacienderos nur begünſtigen, weil ſie ihren verderblichen Einfluß auf die Peons wieder zu erlangen wünſchte, deren Emancipation den Fanatismus und die Opfergaben mindern mußte."

Somit hatte der junge Kaiſer die indianiſche Bevölkerung, die ihm hunderttauſend kräftige Arme hätte leihen können, nicht für ſich gewonnen und die Sympathien der klerikalen Partei ſchon wieder verloren. Vor ſeiner Abreiſe aus Europa hatte er Rom beſucht und den päpſtlichen Segen empfangen. La Baſtida hoffte nun, ihn ganz auf ſeine Seite und von dem ihm tief verhaßten Bazaine abzuziehen. Maximilian erkannte aber bald, es ſey dieſem Erzbiſchof nicht um die monarchiſche Verfaſſung, ſondern nur um das reiche Kirchengut zu thun, und aus denſelben Gründen, wie bisher Bazaine, wagte auch der junge Kaiſer nicht, die Zurückgabe des Kirchenguts zu dekretiren. Indem ſich nun die klerikale Partei von ihm wandte, näherten ſich ihm Liberale und um deren Partei zu gewinnen, wählte er aus ihr ſeine Räthe. Es war die Partei, die den Klerikalen und den Franzoſen am feindſeligſten gegenüberſtand, die im Lande die zahlreichſte zu ſeyn ſchien und die er durch liberale Inſtitutionen wohl gewinnen zu können hoffte, da ihr bisheriger Chef Juarez auf

ohne Beimiſchung des Alten eingeführt worden. Nie ſind alle Menſchen willenloſe Sklaven geweſen, aber auch nie ſind ſie alle fähig geweſen, des Herrn und des Führers zu entbehren. Die Geſchichte lehrt, wie beide Meinungen zu vereinigen ſind.

Kapitel CCCCLXXXVIII.

Der ökonomiſche Zuſtand.

Im Staate wie im Privatleben beruht jetzt alles hauptſächlich auf Geld. Ohne Geld kann kein Staat mehr beſtehen, kein Menſch mehr leben. Mit Geld aber kann man alles ausrichten, denn alles iſt käuflich. Das ganze Dichten und Trachten dieſer Zeit geht alſo hauptſächlich auf Gelderwerb, von den Regierungen herab bis zum gemeinſten Bauer. Bei den Regierungen kommt es vorzüglich darauf an, ob ſie reich ſind, ob ſie die Mittel haben, ihr Kriegs- und Friedensheer zu ernähren, und auch jeder Privatmann muß nothwendig Geld zu erwerben ſuchen, weil er ſich ohne das die gemeinſten Bedürfniſſe des Lebens nicht anſchaffen könnte. Die Sorge der Eltern für ihre Kinder geht nicht mehr dahin, ſie für Thaten, oder für Wiſſenſchaft und Kunſt, oder für die Religion zu erziehn, ſondern nur für den Gelderwerb. Selbſt die ſich dem Staatsdienſt widmen, ſehn dabei vorzüglich auf die Beſoldung, und Wiſſenſchaft und Künſte ſelbſt gehn mehrentheils nach Brod.

Das Geld iſt das bequemſte Mittel, alles Vermögen beweglich zu machen. Jedes Ding hat einen Geldwerth und kann ſogleich in Geld verwandelt werden. Dadurch iſt das unbewegliche Vermögen, der Landbeſitz, auf welchen aller Reichthum und alle Macht des Mittelalters und das ganze Syſtem des Feudalismus gegründet war, aufgehoben, und dadurch ſind zugleich alle Stände ver-

flüchtigem Fuße war und in ſeiner eigenen Partei Nebenbuhler hatte. Um ſich ganz in Mexiko zu naturaliſiren, wollte er ſich auf die grade bisher nationalſte Partei ſtützen und den Schein vermeiden, als ſey er nur das Werkzeug der Franzoſen. Natürlicherweiſe wurde dieſe unkluge und ſogar undankbare Scheu des kaiſerlichen Hofes in Mexiko vor den Franzoſen von den liberalen, in ihren Herzen treuloſen Rathgebern des Kaiſers ſchlau benutzt, um die Kluft zwiſchen dem Hof und dem franzöſiſchen Hauptquartier durch Verleumdungen und Geklatſch zu erweitern. Graf Keratry beſchuldigt auch den Herrn Eloin, „einen dem Dienſt der Kaiſerin Charlotte beigegebenen Belgier,“ am Hofe gegen die Franzoſen gehetzt zu haben.

Unterdeß war Bazaine eifrig beſchäftigt, die Provinzen zu unterwerfen. Das Vorrücken der Franzoſen gab dem mexikaniſchen Reiche allerdings einen gewaltigen Stoß, der aber in den entfernteren Provinzen kaum empfunden wurde. Das Reich war ſo weit ausgedehnt, und durch die vielen vorangegangenen Revolutionen ſo aufgelockert; es fehlte überall ſo ſehr an Straßen und Verkehrsmitteln, daß große Provinzen faſt völlig iſolirt blieben. Der große Staat Yukatan erklärte ſich für Maximilian bloß aus Eiferſucht gegen Juarez, leiſtete aber dem neuen Kaiſer keine Hülfe. Auch der Beſuch, den die Kaiſerin Charlotte auf kurze Zeit daſelbſt machte (im November 1865) fruchtete nichts. Im Staate Guerero hatte ſich der faſt neunzig Jahre alte Indianer Alvarez, der Panther des Südens genannt, nachdem er den Diktator Santa Anna zurückgeſchlagen, in ſeinen unwegſamen Gebirgen faſt ganz unabhängig gemacht. Seine Indianer, genannt Pintos, d. h. die Scheckigen, weil ihnen von einer Hautkrankheit Flecken zurückbleiben, behaupteten ſich auch gegen die Franzoſen, als dieſe den Verſuch machten, von der See her im Weſten Mexikos feſten Fuß zu faſſen, und mit ihren Schiffen unter dem Admiral Bouet den berühmten Hafen von Acapulco einnahmen, am 3. Juni 1864. Die

ungeſunde Küſte, die rauhen Gebirge, die Wildheit der Indianer hielten jeden weiteren Fortſchritt der Franzoſen auf und es war ihnen unmöglich, von hier aus die weite Strecke bis zur Hauptſtadt Mexiko zurückzulegen und eine Verbindung mit derſelben zu eröffnen. Auch die Blokade und Belagerung von drei andern weſtlichen Hafenplätzen half ihnen nichts. Sie konnten nur noch San Blas beſetzen, etwas ſpäter auch Mazatlan.

In einigen andern Staaten der großen Republik Mexiko ließen ſich die dort commandirenden juariſtiſchen Generale zur kaiſerlichen Partei herüberlocken, theils aus Eiferſucht gegen Juarez, theils aus Furcht vor der franzöſiſchen Uebermacht und um Profit zu machen, denn die Charakterloſigkeit dieſer Herrn war groß. Je nach ihrem perſönlichen Vortheil ergriffen ſie bald dieſe, bald jene Partei und das war ſchon lange ſo geweſen. Wenn zwei Uſurpatoren oder Präſidenten rivaliſirten und einer wurde der Stärkere, ſo war dem Schwächeren gewiß, daß frühere Anhänger oder Untergebene von ihm abfielen. So fiel im Juli 1864 General Uraga von Juarez ab, als ihn die Franzoſen unter General Douay von Quadalaxara aus angriffen. So auch General Vidaurri zu Monterey im Staate Nuevo Leon, dem aber ſeine Truppen davon liefen.

Im Allgemeinen waren die franzöſiſchen Truppen nicht zahlreich genug, um das weite Reich umſpannen und beherrſchen zu können. Auch an der Süd- und Oſtküſte beſetzten ſie nur wenige Häfen, ohne Werth, da ihnen die dort herrſchenden Fieber weder einen längeren Aufenthalt, noch die allgemeine Wegloſigkeit eine Verbindung zwiſchen der Küſte und der Hauptſtadt ermöglichten. Nur von Veracruz aus beſtand eine ſolche Verbindung. Bazaine verfolgte die juariſtiſchen Banden überall und beſetzte ſo viel Terrain als möglich. Sie wichen ihm immer aus und wütheten nur gegen Wehrloſe. Chavez, einer ihrer Führer, hatte zwei Orte, die ſich für den Kaiſer erklärt hatten,

gänzlich ausgemordet, wurde aber gefangen und kriegsrechtlich erſchoſſen. Bazaine befahl, jede ähnliche Barbarei künftig ebenſo zu beſtrafen. Da ſich indeß die Banden ſehr zerſtreuten, mußten ſich auch die Franzoſen bei deren Verfolgung zerſtreuen und konnten nur hier und da einen kleinen Sieg erfechten, obgleich ſie immerwährend vordrangen und Juarez ſich immer weiter nach dem Norden zurückziehen mußte. Das Land war nun ſoweit geſäubert, daß Maximilian im Auguſt 1864 von der Hauptſtadt aus eine kleine Rundreiſe durch daſſelbe wagen konnte. Um dieſe Zeit fiel auch noch General Quiroga von Juarez ab und Bazaine beſchloß nunmehr, den Juarez bis zur Grenze der Vereinigten Staaten zu verfolgen, um ſeine Autorität im Mexikaniſchen Gebiet gänzlich zu vernichten.

In vier parallelen Colonnen zogen die Franzoſen von Süden nach Norden, von Durango aus nordöſtlich General L'Hérillier, von Aguas Calientes aus nordweſtlich General de Caſtagny. Im Centrum marſchirte der kaiſerliche General Mejia von San Luis Potoſi aus gegen Matamoros, dem wichtigen Hafenplatz des Rio Grande del Norte, des Grenzfluſſes zwiſchen Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eben dahin bewegte ſich auch die vierte Colonne unter Oberſt Dupin. Nachdem Mejia die Stadt Vittoria eingenommen, von wo die Juariſten geflohen waren, rückte er vor Matamoros. Hier hauste der juariſtiſche General Cortina abſcheulich, brandſchatzte die fremden Kaufleute und verſuchte, die nordſtaatlichen Truppen in der Union zu einem Angriff auf die Franzoſen und Kaiſerlichen zu verlocken. Die ſüdſtaatlichen Truppen aber unter General Slaughter ſchlugen ihn zuvor zurück, und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich an Mejia zu ergeben, am 20. September 1864. Zum Dank dafür durfte Cortina jetzt kaiſerlicher Commandant in Matamoros bleiben. Ein großer Mißgriff des Kaiſers oder ſeiner Rathgeber, denn Cortina,

ein ehemaliger Viehtreiber, konnte weder leſen noch ſchreiben und war ein ganz gemeiner Räuber.

Im Herbſt 1864 verfolgten die Franzoſen ihre kleinen Siege und trachteten Juarez aus Monterey zu vertreiben, wohin er ſich damals zurückgezogen hatte. Als Caſtagny dieſer Stadt nahe kam, entfloh Juarez und die Franzoſen zogen am 26. Auguſt daſelbſt ein. Ebenſo glücklich war die Expedition des franzöſiſchen Oberſtlieutenant Martin, der die Juariſten am 21. September im Staate Durango ſchlug, dabei aber den Tod fand. Durch alle dieſe kleinen Siege jedoch wurde nichts entſchieden, denn wo die Franzoſen nicht hinkamen, oder von wo ſie wieder weggingen, gehorchte ihnen niemand und fanden die kleinen juariſtiſchen Banden bald wieder Eingang. Juarez zog ſich für ſeine Perſon im Winter nach Chihuahua zurück und wartete die wenigſtens diplomatiſche Unterſtützung ab, die ihm das ſiegreiche Cabinet von Waſhington gemäß der Monroedoctrin wohl bald gewähren würde. Unterdeß behielten die Juariſten noch im Weſten und Süden die Oberhand. In der Provinz Querero wurde der kaiſerliche General Vicario vom jungen Alvarez, Sohn des Panthers, am 10. November geſchlagen. Die Franzoſen unter Douay ſiegten dagegen im Oktober bei Uquilpan über die Juariſten unter Arteaga und nochmals im November bei Tiquilpan. Für Arteaga traten aber die Guerillaführer Rojas und Romero ein, die wie Räuber auf das grauſamſte hauſten, bis der erſtere im Kampf umkam, der andere gefangen und erſchoſſen wurde. Ebenſo grauſam hauſte der juariſtiſche General Corona in der weſtlichen Provinz Sinaloa, wo er Städte und Dörfer niederbrannte. In der Hauptſtadt der Provinz, Culiacan, erklärte ſich de la Vega, genannt El Chico, für den Kaiſer, wurde aber von den Juariſten gefangen und am Schweif eines Pferdes zu Tode geſchleift. Dagegen wurde Mazatlan am 13. November von den Franzoſen eingenommen, und im December

brach General Castagny auf, um den scheußlichen Corona zu vertreiben. Zu Repressalien genöthigt, ließ er die Chefs der gefangenen Juaristen erschießen und Städte und Dörfer, die sich ihm feindselig erwiesen, niederbrennen. Im Süden wurde Oaxaca noch von den Juaristen unter Porfirio Diaz vertheidigt und erst im Februar 1865, nachdem die Franzosen im Norden aufgeräumt hatten, von Bazaine belagert und eingenommen.

Unterdeß waren 7000 in Oesterreich geworbene Freiwillige unter dem Grafen von Thun-Hohenstein aus Europa angekommen und lieferten schon im Januar 1865 den Juaristen die ersten Gefechte. Auch in Belgien wurde ein Regiment für die Kaiserin Charlotte geworben, wogegen aber in der Kammer sich eine so heftige Opposition erhob, daß es zwischen dem Deputirten de Laet und dem Kriegsminister Chazal zu einem Duell kam. Das Regiment ging ab, aber die Oesterreicher und Belgier wurden ebenso übel angesehen, wie die Franzosen, und überall schrie man auch ihnen entgegen: Muerto á los estranjeros! Bis dicht vor Veracruz streiften die Guerillas und bekämpften die österreichischen und belgischen Truppen, nachdem sie kaum ans Land gestiegen waren. Die Guerillas wagten sich sogar bis ganz in die Nähe von Mexiko. Ein kleines Corps französischer Truppen wurde im Anfang des Jahres 1865 bei Culiacan durch Verrath der mitziehenden mexikanischen Truppen von den Guerillas überfallen und verlor 13 Offiziere und 50 Mann. Am 11. April wurde ein belgisches Freicorps bei Tacamburo von einer überlegenen Macht der Juaristen und der Regules nach blutigem Kampf zusammengehauen. Hier starb auch Hauptmann Chazal, Sohn des belgischen Kriegsministers. Doch rächte Oberst Potier diese kleine Niederlage durch einen Sieg über die Juaristen bei Yanijuco am 24. April.

Kaiser Maximilian war unterdeß im unbestrittenen Besitze der Hauptstadt Mexiko und durfte sich, so lange der Bürgerkrieg in Nord-

amerika dauerte, noch der Hoffnung hingeben, die franzöſiſchen Hülfstruppen würden ihm ſein Reich vollends erobern. Er ſuchte aber auch aus Oeſterreichern, Belgiern und loyalen Mexikanern ſich ſo bald als möglich eine eigene Heeresmacht heranzubilden, um der Franzoſen ferner nicht mehr zu bedürfen. Jedoch dieſe ſeine eigene Heeresmacht blieb ſchwach und wurde im Lande mit Haß, von den Franzoſen mit Geringſchätzung angeſehen. In Puebla geriethen Oeſterreicher und Franzoſen in blutigen Streit.

Am gefährlichſten für Maximilian war ſein Zerwürfniß mit der klerikalen Partei. Der Papſt rief ſeinen Nuntius zurück. Man verbreitete durch ganz Mexiko die Fabel, der neue Kaiſer wolle Gott und die h. Jungfrau abſchaffen. Die Frauen beſtürmten ihn mit frommen Bittſchriften. Die indianiſche Bevölkerung, als die bigotteſte im Lande, die ihm anfangs zutraulich entgegengekommen war, wurde jetzt gegen ihn aufgehetzt. Auf der andern Seite gewann der Kaiſer unter den Liberalen keinen ausreichenden Anhang, und ſeine joſephiniſchen Decrete, ſein Verſuch, durch ein organiſches Reichsſtatut ſeiner Monarchie die conſtitutionelle Weihe zu geben und die gemäßigten Republikaner dafür zu gewinnen, fruchteten nichts, da er es mit einer halbwilden Bevölkerung zu thun hatte. Die Juariſten ſchöpften neuen Muth, da ſich der Kaiſer ſo viele Feinde auf den Hals lud und die Union in Nordamerika endlich den Sieg errang. Doch ſchwächte ſich ihre Partei durch Theilungen, indem General Ortega dem Juarez die rechtmäßige Fortdauer ſeiner Präſidentſchaft beſtritt und ſich für unabhängig erklärte und auch der alte Santa Anna, der auf den Antillen in der Verbannung gelebt hatte, wieder zum Vorſchein kam und die Präſidentſchaft für ſich in Anſpruch nahm. Beide blieben aber in der Minderheit.

Die erſten glücklichen Erfolge des Kaiſers und ſeiner franzöſiſchen Hülfstruppen und, wie es ſcheint, der feſte Glaube an das Gelingen

ſeiner Miſſion, womit er und ſeine Gemahlin aus Europa gekommen waren, gaben ihm noch im Jahr 1865 ein ſolches Sicherheitsgefühl, daß er an ſeinem Geburtstage, dem 6. Juli, in der Hauptſtadt eine Akademie der Wiſſenſchaften gründete, freilich nur einen Rahmen, deſſen leere Mitte erſt eine glücklichere Zukunft hätte ausfüllen können. Als ob das Kaiſerthum in Mexiko ſchon conſolidirt ſey, ſuchte er alle Anhänger der ältern Monarchie an ſein Intereſſe zu binden, indem er den Nachkommen des erſchoſſenen Kaiſers Iturbide das Prädikat „kaiſerliche Hoheit“ zurückgab und durchſchimmern ließ, ſie ſollten ſeine Nachfolger werden, wenn er ſelbſt keine Kinder bekäme. Das waren nur Nebenſachen. Der Kaiſer hoffte auch wichtigere Dinge durchzuſetzen, indem er überall Schulen zu errichten befahl, in denen die Kinder ſchon vom fünften Lebensjahr an durch vom Staat angeſtellte Lehrer Realunterricht, beſonders in Naturwiſſenſchaften, genießen ſollten, eine Maßregel, die den Klerus nur noch mehr gegen ihn erbitterte und die er nicht einmal durchführen konnte, weil es keine paſſenden Lehrer gab und weil er auch nur im kleinſten Theil des Landes Herr war. Auch für Straßenbau und Eiſenbahnen wollte er ſorgen, aber es fehlte an Geld und die Arbeiter wurden bald von Räubern vertrieben. Man konnte übrigens Soldaten und Räuber kaum unterſcheiden, denn die Soldaten raubten und die Räuber gaben ſich für Vertheidiger des Vaterlandes aus. General Comonfort wurde ſchon 1863 von einer Guerilla gänzlich ausgeplündert und ermordet. Es kam öfter vor, daß Offiziere, wenn ſie recht viel Geld zuſammengeſtohlen hatten, wieder von ihren eigenen Soldaten beraubt und getödtet wurden.

Auch in der Hauptſtadt war Treuloſigkeit und wechſelſeitiger Verrath an der Tagesordnung. Die Gräfin Kolonitz, welche die Kaiſerin begleitete, ſagt darüber in ihrem Reiſewerk: „Als Kaiſer Maximilian die erſte Hand legte an das Rieſenwerk der Reorgani-

ſation des Staates und ſich im Lande nach tüchtigen Kräften umſah, die ſeiner raſtloſen Thätigkeit zu Hülfe kommen ſollten, hatte keiner von jenen, die dem Ruf des Kaiſers folgten, einen Begriff von wahrer und opferwilliger Anſtrengung. An Betheuerungen fehlte es nicht; der Mexikaner verſpricht immer, aber das Wort einzulöſen ſcheint ihm keine Nothwendigkeit. — Unverläßlichkeit in kleinen und großen Dingen iſt leider ein Grundzug ſeines Charakters, dabei iſt er weichlich und die Begriffe ſtrenger Ehrenhaftigkeit ſind längſt verloren gegangen. Wenn ich die Mexikaner über ihre Nation das Urtheil fällen hörte, ſtieg mir die Schamröthe ins Geſicht; dieſe Selbſtbeſchimpfung war mir äußerſt peinlich."

Die Juariſten begingen im Kriege große Grauſamkeiten. Am 18. Juni 1865 griff Arteaga Uruapan an. Er nahm die Stadt nach 30ſtündigem Kampf, doch weit entfernt, die Tapferkeit der Vertheidiger zu ehren, erſchießt er unerbittlich den Commandanten Lemus, den Unterpräfekten Iſidro Paz und einen der Notabeln des Ortes, welcher die Waffen für die Sache der Ordnung ergriffen hatte. Am 17. Juli ermordet Antonio Perez eigenhändig den Rittmeiſter Graf Kurzrok, als er nach dem Kampfe von Ahuacatan von ſeinen Ulanen, ſchwer verwundet, getragen wird. Am 1. September läßt Ulgalde die Offiziere der Munizipalgarde von Mexiko erſchießen, welche er bei San Felipe el Obraje überfallen hatte. Endlich greifen die in der Terra Caliente von Veracruz vereinigten Banden am 7. October den Eiſenbahnzug bei Arroga de Piedra an. Sie nehmen den Colonial-Genie-Lieutenant Triquet, den Garde d'Artillerie Loubet und noch 7 weitere Soldaten gefangen. Man hat die 9 Leichname am nächſten Tage auf das Schauderhafteſte verſtümmelt wiedergefunden.

Am 3. October 1865 wurde daher ein Decret Maximilians bekannt gemacht, welches die Juariſten als Räuber zu behandeln und ihre Offiziere, wenn ſie gefangen würden, zu erſchießen befahl. Ein

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21474 / 093

ſolches Decret entſprach dem edlen und ſanften Charakter des Kaiſers nicht. Später beſchuldigte ein mit Bazaine aus Mexiko zurückgekehrter franzöſiſcher General den Marſchall, das berüchtigte Decret dem Kaiſer Maximilian durch Drohungen abgezwungen zu haben, und wies ein Schreiben von Bazaine vor, worin derſelbe das Blutdecret allen Corpscommandanten mittheilt mit dem ausdrücklichen Bemerken: „Endlich iſt es mir gelungen, dem Kaiſer Maximilian trotz ſeines Widerſtrebens den Erlaß zu entreißen, den ich hier beifüge.“ Das böſe Gerücht fügte noch hinzu, Bazaine habe ſich, nachdem er eine reiche Dame geheirathet, ſelber in Mexiko zum Herrn aufwerfen wollen, habe es deshalb auf das Verderben des armen Maximilian abgeſehen und auch den Kaiſer Napoleon III. getäuſcht. Allein Maximilian hat das ganze Decret ſelbſt geſchrieben und konnte ſich wohl der Einbildung hingeben, die Strenge werde der Rebellion ein ſchnelles Ende bereiten. Bazaine hat ſchwerlich mehr gethan, als ihm von Paris aus befohlen war, und ſich gewiß nicht eingebildet, ſeine Franzoſen zum Abfall vom Kaiſer und zur ewigen Entfernung vom franzöſiſchen Mutterlande bewegen zu können. Auch hat ihm Napoleon III. ſein Vertrauen nie entzogen. Das Decret vom 3. October wurde vollſtreckt, die republikaniſchen Generale Arteaga, Salazar, Villagomez, welche gefangen wurden, auf Befehl des kaiſerlichen General Mendez erſchoſſen, den Escobedo dafür nachher ſelbſt wieder erſchießen ließ. Man motivirte die Rechtmäßigkeit des unglücklichen Decrets damit, daß Juarez, deſſen Wahlperiode ſchon 1864 abgelaufen war, kein Recht mehr habe, in Mexiko zu befehlen und Truppen zu unterhalten. Auch iſt wohl zu beachten, daß die Juariſten ſelbſt mit der grauſamen Behandlung der Gefangenen angefangen hatten.

Als die Expedition erſt begann, durfte Napoleon III. noch hoffen, die nordamerikaniſchen Südſtaaten würden über die Nordſtaaten ſiegen, mit der neuen Monarchie in Mexiko ins beſte Vernehmen treten und

miſcht worden. Der Landadel hat den unbeweglichen Beſitz häufig mit dem beweglichen vertauſcht und lebt in den Städten nicht mehr von ſeinen Landgütern, ſondern von ſeinem Gelde. Umgekehrt haben Bürgerliche, ſogar Juden, die adeligen Landgüter gekauft.

Das Bedürfniß des Gelderwerbs hat den Gewerbsfleiß aller Art ungemein befördert. Man ſucht aus allem ſo viel als möglich Geld zu ziehn, iſt alſo emſig beſchäftigt, ſtets neue Quellen des Erwerbs zu eröffnen, oder die alten zu vervollkommnen. Dieſe Quellen ſind der Landbau, oder die Erzeugung natürlicher Producte, die Fabrication oder die Erzeugung künſtlicher Producte und der Handel oder der Gewinn, der aus dem Austauſch der Producte hervorgeht, und außerdem der Dienſt um Lohn, ſei es der Staats- oder Privatdienſt. In dieſe vier Claſſen des Erwerbs theilt ſich die ganze Bevölkerung.

Ackerbau und Viehzucht und was ſonſt zur Erzeugung der Naturproducte gehört, bleiben immer die ſicherſten Quellen des Erwerbs, zumal da ſie in der jüngſten Zeit ſo ſehr verbeſſert worden ſind. Doch klagt der Landmann. Auf ihm laſten die Steuern, ſeine Producte behalten beinah immer verhältnißmäßig den gleichen Werth, während der Preis der Kunſtproducte, die er in den Städten kauft, beſtändig ſteigt. Endlich ſind viele Landgüter durch Speculationen ruinirt worden, indem die Städter, beſonders Juden, ſie in geldarmen oder Kriegszeiten ſchnell aufgekauft, ausgeſogen und dann wieder verkauft haben. In vielen Gegenden haben die Landleute auch ihre Güter, ja ſelbſt ihr Vieh nur von den Städtern und Juden zur Pacht, oder doch von dieſen Geld geliehen, und müſſen nun den größten Theil ihres mühſamen Erwerbs als Zinſen in die Städte tragen. Auf der andern Seite

ſich künftig auf dieſelbe ſtützen, um die republikaniſche Verwilderung des Yankeethums nicht mehr aufkommen zu laſſen. Um ſich die Südſtaaten noch enger zu verbinden, ſorgte Napoleon III. dafür, daß ſich Frankreich bei den Anlehen der Südſtaaten betheiligte und ſie mit Geld unterſtützte. Auch für die neue Monarchie in Mexiko ſorgte Napoleon III. durch Anleihen. Die 300 Mill. Franken, die er dem Kaiſer Maximilian vorſchoß, glaubte man reichlich gedeckt durch die mexikaniſche Provinz Sonora, deren Ueberfluß an edlen Metallen noch nicht ausgebeutet war und von der es anfangs hieß, ſie ſolle förmlich an Frankreich abgetreten, oder ihm wenigſtens verpfändet werden. Später ließ Napoleon III. dieſes Project wieder fallen, weil durch eine unmittelbare Beſitzergreifung Sonoras durch die Franzoſen die nordamerikaniſche Union, indem ſie allmälig der rebelliſchen Südſtaaten Meiſter wurde, zu ſehr beleidigt und herausgefordert werden mußte, einen casus belli daraus zu machen. Indem nun das reiche Pfand für Frankreich verloren ging, kamen auch die Finanzen des neuen mexikaniſchen Kaiſerreichs in eine mißliche Lage. Nach Abzug aller Laſten bekam die Regierung des Kaiſer Maximilian von der ganzen Anleihe kaum 133 Millionen und die Anleihe ſank auf 45 herunter. Aber ſchon 1865 hieß es, die Expedition habe Frankreich bereits 700 Millionen gekoſtet. Im geſetzgebenden Körper zu Paris wurden Jahr aus Jahr ein die lebhafteſten Beſorgniſſe angeregt und der Regierung die bitterſten Vorwürfe gemacht, aber der Sprechminiſter Rouher hielt im Namen des Kaiſers die große Idee und die Ehre der Expedition aufrecht, ſchilderte die Dinge in Mexiko im günſtigſten Lichte, ſchlug jeden Zweifel am Gelingen der Expedition nieder und bewog dadurch wirklich einen großen Theil des Publikums, der Expedition noch ferner Kredit zu geben.

Unter der Hand gingen franzöſiſche Verſtärkungen nach Mexiko

ab. Die Welt erfuhr es erſt durch einen für den Kaiſer der Franzoſen ſehr unangenehmen Scandal. Am 27. October 1865 nämlich landete ein aus Frankreich kommendes Schiff mit etwas über 1000 Zuaven, die ſich auf dem Wege nach Mexiko befanden, auf der franzöſiſchen Inſel Martinique. Die Zuaven wollten ſich in der Stadt gütlich thun, fanden aber den Wein ſchlecht und theuer, wurden wild, gehorchten keinem Befehl mehr, öffneten ſich ſelbſt die Keller und vertheidigten ſich gegen die Garniſonstruppen, welche Ruhe ſtiften wollten, ſo daß 30 Zuaven todt blieben und viele verwundet wurden. Da ſie endlich total betrunken einſchliefen, wurde die Garniſon ihrer Meiſter und man brachte ſie wieder aufs Schiff, mit dem ſie abfuhren. Dieſe bei franzöſiſchen Truppen ſo ganz ungewöhnliche Meuterei wurde hauptſächlich der Unzufriedenheit zugeſchrieben, mit welcher die Zuaven nach Mexiko gingen.

So lange noch die nordamerikaniſchen Südſtaaten ihre Truppen am Rio Grande ſtehen hatten, nahmen dieſelben Partei für die Franzoſen und für die kaiſerlich mexikaniſchen Truppen gegen die Juariſten, ohne ſich jedoch unmittelbar am Kriege zu betheiligen. General Mejia, der in der mexikaniſchen Grenzſtadt Matamoros für den Kaiſer commandirte, ſtand mit den ſüdſtaatlichen Truppen im beſten Einvernehmen und es fanden gegenſeitige Begrüßungen und Beſuche ſtatt, bis die ſüdſtaatlichen Truppen durch die nordſtaatlichen unter General Sheridan vertrieben wurden. Sheridan ließ den General Weitzel in Brownsville gegenüber von Matamoros zurück und ſeitdem fehlte es nicht an Reibungen von beiden Seiten. Weitzel zeigte ſich den Franzoſen ſehr gehäſſig und duldete Werbungen für die Juariſten. Im Dezember 1865 nahm Mejia eine Anzahl ſolcher Angeworbenen gefangen und ließ ſie erſchießen, worauf Weitzel dem Werber, General Crawford, erlaubte, auf das mexikaniſche Gebiet überzugehen und die Stadt Bagdad zu über-

rumpeln. Weitzel beſorgte, er ſey zu weit gegangen, und ließ Crawford verhaften, hielt jedoch einſtweilen noch Bagdad beſetzt, bis ſein Obergeneral Sheridan ihn ſelbſt von ſeinem Poſten entfernte und die Unionstruppen über den Rio Grande zurückrief. Denn da der Rückzug der Franzoſen aus Mexiko in Folge geheimer Unterhandlungen mit dem Kabinet von Waſhington bereits eingeleitet war, lag ein casus belli nicht mehr vor.

Elftes Buch.

Maximilians tragiſches Ende.

Sofern der Kaiſer Maximilian nun doch die Franzoſen nicht entbehren konnte, hätte er ihren Stolz nicht verletzen ſollen. Er mußte ſich zwar gefallen laſſen, daß Bazaine, indem er die Provinzen durch fliegende Colonnen im Zaum hielt, das ganze Reich in neun Militärdiſtricte eintheilte, verfügte aber mancherlei, was die Franzoſen kränken mußte. Den von den Franzoſen gefangenen, ihm höchſt gefährlichen juariſtiſchen General Porfirio Diaz, entließ er frei. Napoleon III. hatte Finanzbeamte aus Frankreich geſchickt, um die Zoll- und Steuererhebung in Fluß zu bringen, aber ſie wurden in den Provinzen nicht anerkannt und Maximilian that nichts, ihnen Autorität zu verſchaffen.

Das Allergefährlichſte für Maximilian war, daß er hinter dem Rücken Bazaines geheime Unterhandlungen mit dem Cabinet von Waſhington pflog. Er ſchickte einen gewiſſen Herrn Arroyo dahin ab, um von der Union Neutralität zu erwirken, natürlich vergebens.

Noch mehr! der juariſtiſche General Cortina war in der wichtigen Grenzſtadt Matamoros durch die Anſtrengungen der Franzoſen gefangen worden und Maximilian ließ ihn nicht nur frei, ſondern vertraute ihm auch die Stadt wieder an, in der Meinung, durch ſolche Gnadenakte werde er die Juariſten auf ſeine Seite bringen. Er warb ſich damit jedoch nur Verräther und verletzte die Franzoſen. Das Unglaublichſte von allem aber war, daß er es ablehnte, 25,000 tapfere Soldaten der Südſtaaten, die ſich unter ihrem General Slaughter vor den ſiegreich vordringenden Truppen der Nordſtaaten zurückzogen, in Mexiko aufzunehmen, als ſie übertreten wollten. Vergebens drang Bazaine in ihn, eine ſo bedeutende Verſtärkung ſeiner Armee mit offenen Armen aufzunehmen. Maximilian „ſchlug eine halbe Maaßregel vor: man wollte die 25,000 Conföderirten anfangs als Gefangene behandeln. Das erregte eine tiefe Unzufriedenheit und die Unterhandlungen wurden durch die Gefangennehmung von Jefferſon Davis plötzlich unterbrochen.“ Nun gaben die Generale der Südſtaaten jede Hoffnung auf einen neuen Erfolg auf, unterhandelten mit den Siegern des Nordens, welche ſich auch beeilten, ihnen eine annehmliche Capitulation zu gewähren, ja ſie waren bereit, im Namen der Regierung von Waſhington jetzt über Mexiko herzufallen und die Franzoſen zu vertreiben, aus Rache, weil die Südſtaaten vom Hofe der Tuilerien aus zum Kriege gegen die Nordſtaaten aufgereizt und dann nicht unterſtützt worden waren. Die Regierung von Waſhington hielt ſie jedoch zurück, weil ſie eine neue Stärkung der Südſtaaten durch die Eroberung von Mexiko nicht für zuträglich hielt und überzeugt war, daß eine ernſte diplomatiſche Drohung allein ſchon hinreichen würde, um die Franzoſen zu einem freiwilligen Rückzuge aus Mexiko zu bewegen.

Die Haltung der Nordamerikaner und die Unpopularität des fremden Kaiſers in Mexiko machte es dem Kaiſer der Franzoſen

unmöglich, den genialen Plan durchzuführen, welcher der romaniſchen Race in Amerika hatte aufhelfen und den Einfluß Europas auf Amerika, der alten Welt auf die neue, hatte erneuern und befeſtigen ſollen. Verlaſſen von allen übrigen europäiſchen Mächten, ſogar verſpottet, weil die kleinen Geiſter Europas ſeinen großen Gedanken nicht faſſen konnten, erwog er, daß Frankreich zu große Opfer auferlegt würden, wenn die franzöſiſche Beſatzung länger in Mexiko bliebe, oder wenn er gar in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt würde. Das letztere hatte er zunächſt nicht zu befürchten, weil die Vereinigten Staaten dem ſchadenfrohen England nicht gern das Vergnügen verſchaffen wollten, einem Kriege zwiſchen Frankreich und Amerika zuzuſehen.

Präſident Johnſohn deutete dem Kaiſer der Franzoſen nur an, er würde am beſten thun, wenn er ſeine Truppen freiwillig aus Mexiko zurückzöge, ehe die Mehrheit des Congreſſes ſich für eine gewaltſame Durchführung der Mouroedoctrin erkläre. Der Präſident zeigte in dieſer Frage große Mäßigung, um einen unnützen Krieg mit Frankreich zu vermeiden, an dem nur England Freude gehabt hätte. Man glaubte, General Shoffield, der im Winter nach Europa kam, habe dem franzöſiſchen Kaiſer eine goldne Brücke bauen ſollen. Napoleon III. kam in große Verlegenheit, obgleich er es ſich nicht merken ließ. Er mußte ſeine Truppen zurückziehen, weil ein ernſter Kampf ihm zu viele Opfer gekoſtet haben würde, welche Frankreich nicht bringen wollte. Denn in Frankreich war die Expedition nach Mexiko in hohem Grade unpopulär, ſelbſt in der Armee. Aber Napoleon III. zögerte. Zwar gab er das Programm auf, mit dem er den General Forey nach Mexiko geſchickt hatte, und machte nur noch das Prinzip der Nichtintervention geltend, indem er ſeine Truppen zurückziehen wollte, wenn die Union den Kaiſer Maximilian anerkennen würde. Deſſen weigerte ſich aber die Regierung in Waſhing-

ton in einer Depeſche Sewards vom 16. Dezember 1865. Napoleon III. ließ durch Drouyn de Lhuys am 25. Januar 1866 antworten, die Union ſey von Mexiko aus nicht beleidigt worden, Mexiko ſey thatſächlich und mit Zuſtimmung der Nation ein Kaiſerthum, die frühere republikaniſche Regierung exiſtire nicht mehr, folglich ſey kein Grund vorhanden, warum Maximilian nicht ſollte von der Union anerkannt werden. Das waren indeß nur ſchöne Redensarten. Man verſtändigte ſich. Im Anfang des Februar 1866 wurde bekannt, Napoleon III. habe in Waſhington den Rückzug der franzöſiſchen Truppen angezeigt, und bald darauf erfuhr man, Marſchall Bazaine werde das erſte Drittel derſelben im November 1866, das zweite im März 1867, das dritte im November 1867 aus Mexiko heimführen.

Kaiſer Maximilian konnte die in Oeſterreich und Belgien geworbenen Truppen nicht mehr bezahlen. Sie waren ſchon ſehr gelichtet. Die Belgier, denen man Ländereien in dem paradieſiſchen Lande verſprochen hatte und die nur Elend fanden, waren ſchwierig, auch neue Werbungen in Oeſterreich halfen nichts. Als einige Tauſend Mann im Mai 1866 nach Mexiko eingeſchifft werden ſollten, wurden ſie von Oeſterreich zurückgehalten, weil die Vereinigten Staaten gegen ihre Ankunft auf mexikaniſchem Boden proteſtirt hatten, und weil Oeſterreich grade damals den Krieg mit Preußen anfing.

Von nun an befolgte Bazaine ſeine Inſtructionen aus Paris, den jetzt überflüſſig gewordenen Kaiſer von Mexiko mit guter Manier wegzudrücken. Zunächſt ſollte Maximilian, der eben erſt von den Franzoſen Geld geborgt hatte, plötzlich an Frankreich auszahlen, wozu er ſich bei Uebernahme des Kaiſerthums verpflichtet hatte. Da erkannte Maximilian, Frankreich laſſe ihn im Stich. „Er ſah ein, daß ihm nur Eines übrig blieb — die Abdankung. Am 7. Juli ergriff er in der That die Feder, um den Fall der Monarchie zu unterzeichnen, aber die Kaiſerin von Mexiko hielt ſeine Hand zurück

und in einem edlen, aber unbedachten Gefühle unterzog ſie ſich den großen Anſtrengungen einer langen Reiſe über das Meer und ſetzte ſich den Fiebern der heißen Länder aus. Sie hoffte ihre Sache in Paris und Rom noch zu gewinnen, d. h. die drei Fragen günſtig zu löſen, von denen das Schickſal der Monarchie abhängen mußte: die Aufrechterhaltung und Vermehrung des Occupationsheeres, eine Geldbeihülfe und die Erlangung eines Concordates mit dem Klerus. Würde ihr Unternehmen nicht gelingen, ſo ſollte der Kaiſer die Gewalt in die Hände der Nation zurückgeben, und ſeiner muthigen und würdigen Gemahlin nach Europa folgen."

Charlotte konnte begreiflicherweiſe an der franzöſiſchen Politik, für welche das Aufgeben Mexikos eine Nothwendigkeit geworden war, nichts mehr ändern. Noch weniger konnte das ſchwache Belgien (ſie war eine belgiſche Prinzeſſin) und das aus tauſend Wunden blutende Oeſterreich ihr helfen. England ohnehin nicht, theils aus Eiferſucht gegen Frankreich, theils um nicht in einen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt zu werden. Nicht einmal Geld konnte die unglückliche Kaiſerin auftreiben. Dazu mußte ſie den Schmerz erleben, daß ihre Verwandten von mütterlicher Seite, die Orleaniden, ihr aus ihrer Hingebung an Napoleon III. eine Art Verbrechen machten.

Die Kaiſerin Charlotte nahm nur wenige Begleiter mit, Caſtillo, den Grafen von Bomballes und einige Offiziere. In ihrem Geſicht malten ſich quälende Sorgen, ihre Augen glühten von einem fieberhaften Feuer. Sie brachte auf dem Schiffe ſchlafloſe Nächte zu und war außerordentlich angegriffen, als ſie wieder in Europa landete, doch ließ es ſie nicht ruhen und ſchon am anderen Tage war ſie in Paris. Napoleon III. war abweſend in St. Cloud, ließ ihr durch ſeinen Miniſter Drouyn de Lhuys ſagen, er ſey unwohl und könne ſie nicht empfangen. Sie eilte aber dennoch zu ihm und forderte im Namen ihres Gatten Hülfe von ihm, Truppen und Geld. Na-

poleon III., der ſeinen Entſchluß längſt gefaßt hatte, war gewiß in peinlicher Verlegenheit und je ungeſtümer ſie in ihn drang, um ſo weniger vermochte er zuletzt ſeinen Unwillen zu bemeiſtern, da ſie nicht ging und ihn nicht los ließ. Er machte ihrem Gatten Vorwürfe, ſofern derſelbe ſeine Erwartungen getäuſcht und eine verkehrte, ihrer gegenſeitigen Bundesgenoſſenſchaft nicht entſprechende Politik eingeſchlagen habe. Sie blieb ihm aber keinen Vorwurf ſchuldig und das Geſpräch ſoll immer heftiger geworden ſeyn. Nach einer anderen Angabe ſoll Napoleon III. ruhig geblieben und die unglückliche Dame nur durch eine gewiſſe Ironie zur Verzweiflung gebracht haben. Man erzählte, er habe ſie beim Abſchied im Vorzimmer auf eine ſchöne Statue aufmerkſam gemacht, ſie aber habe geantwortet: „Sire, Sie zeigen mir eine ſolche Nichtigkeit, während ich um eine Lebensfrage mit Ihnen verhandle.“ Noch hatte ſie die Tuilerien nicht verlaſſen, als ſie erſchöpft in einen Fauteuil ſank und nach Waſſer rief. Man reichte es ihr, aber plötzlich fuhr ſie davor zurück und rief: „Man will mich vergiften!“ Nach einer ſpäteren Enthüllung durch den Grafen Keratry, erinnerte Charlotte den Kaiſer an ſeine Verſprechungen und beſtürmte ihn mit großer Heftigkeit, was auch ihn aus ſeiner kalten Ruhe herausriß, und die Aufregung dieſer Scene erſchütterte ihren Geiſt. Doch iſt nicht wahrſcheinlich, daß der eigentliche Irrſinn damals ſchon ausbrach, ſonſt würde ſie wohl nicht nach Rom haben reiſen können. Hier aber wurde ihre Hoffnung eben ſo getäuſcht wie in Paris. Hülfe von dem ohnmächtigen Papſte konnte ſie ohnehin nicht erwarten, als er ihr aber auch die Vorwürfe, die er ihrem Gemahl wegen ſeines kirchenfeindlichen Verfahrens in Mexiko mit Recht zu machen hatte, anzuhören nicht erſparte, brach ihr ſonſt ſo heroiſcher Muth gänzlich zuſammen. Sie konnte es in ihrer Wohnung nicht mehr aushalten, immer zog es ihre fromme Seele zu dem Papſte hin, wenn er ihr auch gezürnt hatte. Am 1. October warf ſie ſich

dem Papſt zu Füßen und flehte ihn an, ſie vor den Mördern zu ſchützen, von denen ſie überall verfolgt werde, und ihr ein Aſyl im Vatikan zu gewähren. Der Papſt und der Kardinal Antonelli bemühten ſich aufs ſorglichſte, ſie zu beruhigen, und ſie kehrte wirklich um 7 Uhr Abends in ihr Hotel zurück. Aber um 11 Uhr in der Nacht riß ſie die Verzweiflung wieder empor, begab ſich mit ihrem geängſtigten Gefolge noch einmal in den Vatican und wollte nicht von dort weichen, wo allein ſie ihres Lebens ſicher zu ſeyn behauptete. Sogar vor ihren Hofdamen ſcheute ſie zurück und der Papſt mußte ihr andere Damen kommen laſſen. Erſt am andern Mittag konnte man ſie wieder zurückbringen und ihr Zuſtand beſſerte ſich allmälig. Napoleon III. war lebhaft von dem Verfall ergriffen und bezeigte der Kaiſerin Charlotte die wärmſte Theilnahme. Ihr Bruder, der Graf von Flandern, reiste zu ihr und brachte ſie nach einigen Tagen von Rom nach Miramare.

Inzwiſchen gingen ſchlimme Dinge in Mexiko vor. Indem die franzöſiſchen Truppen ſich zurückzuziehen anfingen und zuerſt den Norden des mexikaniſchen Reiches preisgaben, blieben die einheimiſchen Truppen Maximilians und die Fremdenlegion zu ſchwach, um dem Andrang der Juariſten widerſtehen zu können, welche jetzt mit friſchem Muthe auf ſie eindrangen und ſich durch eine Menge raubgierigen Geſindels verſtärkten. Da ging Matamoros, der wichtigſte Punkt im Norden, verloren. Die einheimiſchen Truppen des Kaiſers ſelber übten Verrath, als ſie mit den franzöſiſchen Hülfstruppen den Glücksſtern des Kaiſers entweichen ſahen. Herr v. Montlong, Maximilians Adjutant, erzählt Thatſachen, die uns in den Abgrund von Immoralität in Mexiko hineinſehen laſſen. „Der mexikaniſche General Olvera erhielt vom Obergeneral Don Thomas Mejia den Befehl, einen Waarentransport im Werthe von 1½ Millionen Piaſter (1 Piaſter à 5 Francs 80 Cent.) von Matamoros zu Land nach Monterey zu

aber treiben die großen Grundbeſitzer und Pächter argen Wucher, indem ſie in wohlfeilen Zeiten große Vorräthe zuſammenſcharren und in theuren Zeiten, die ſie nicht ſelten künſtlich erzeugen, um ungeheure Summen wieder verkaufen.

Die Fabrication erſtreckt ſich auf alle mögliche Producte für das Bedürfniß oder für das Vergnügen, den Luxus und die Moden. Man iſt durch Erfindungen aller Art in dieſer Production ſehr weit gekommen, doch ſchadet dem Erwerb die große Concurrenz, die ſeit der Aufhebung des Zunftzwanges eingetreten iſt. Wenn eine Waare guten Abſatz findet, ſo drängen ſich gleich Tauſende wetteifernd zur Fabrication derſelben. Auch die Handelsſperren ſind derſelben ſchädlich. Nicht nur das Ausland verbietet die Einfuhr einer Menge unſrer Erzeugniſſe, ſondern auch die deutſchen Staaten ſelbſt ſperren ſich einander zu, und ſind zum Theil dazu gezwungen, weil ſonſt der Abſatz der inländiſchen Fabricate durch die Einfuhr der ausländiſchen allzu ſehr leiden würde.

Der Handel leidet vorzüglich unter dieſen Beſchränkungen und liegt daher ſehr darnieder. Nur eine Waare fliegt leicht über alle Mauthen und Zölle weg, dieſe iſt daher auch der Hauptartikel des neuen Handels, nämlich das Geld ſelbſt, oder deſſen Stellvertreter, das Papiergeld. In dieſem werden jetzt die ungeheuerſten Geſchäfte gemacht, beſonders von den Juden, die ſich immer auf das bewegliche Vermögen am beſten verſtanden haben, weil ſie ſelbſt die beweglichſte Nation in der Welt ſind. Durch Papier hat man dem Vermögen die größte künſtliche Ausdehnung und Beweglichkeit gegeben. Statt der wirklichen Zahlung gibt man ein Papier, und was noch mehr iſt, auch ſtatt der künftigen Zahlung. Anfangs bedienten ſich nur die Kaufleute dieſes auf wechſelſeitiges Ver-

eskortiren. Die Colonne, beſtehend aus 2000 Mann aller drei Waffengattungen, worunter 300 Oeſterreicher mit einer halben Gebirgsbatterie, marſchirte am 14. Juni 1866 von Matamoros ab. Ohne Unfall langte ſie bis auf kurze Diſtanz von Camargo, am 16. ſelb. Mon. in Santa Gertrudis an, als plötzlich der Feind, der in doppelter Stärke, von amerikaniſchen Negerregimentern unterſtützt, hier im Hinterhalt lag, von allen Seiten angriff. Der erſte Stoß erfolgte im Rücken der Colonne auf ein Bataillon der Contraguerilla; es war jedoch nur ein Scheinangriff der Banden des Canales. Die Oeſterreicher ſchlugen den Angriff der ganzen feindlichen Cavallerie ab, und ſchon war es ihnen gelungen, die feindlichen Reihen in Unordnung zu bringen, als dieſe mit Verſtärkung neuerdings anrückten und noch heftiger angriffen. Die in dem ebenen Terrain in ganzer Front unter Trevinno's Anführung angreifende Cavallerie wurde von den zwei gezogenen Geſchützen der Oeſterreicher mit Büchſenkartätſchen und aufgeſetzten Shrapnels wiederum zum Weichen gebracht (aus beiden Geſchützen gaben ſie auf Entfernungen von 30, 40, 50 Schritten über 40 Schüſſe). Beim dritten Angriff endlich ertönte auch von den kaiſerlichen Mexikanern plötzlich der Ruf ‚viva la libertad' und Freund wie Feind richteten nun in vollſter Wuth ihre Waffen nur gegen die Oeſterreicher. 6—700 Todte blieben auf dem Kampfplatze; von den Oeſterreichern, welche wie die Löwen kämpften, wurden 148 Mann zu Gefangenen gemacht und nach Camargo transportirt, ja! eine große Anzahl dieſer Gefangenen wurde ſogar noch nach dem Kampfe, während des Transports, niedergemetzelt. Auf Escobedos Befehl wurden ſpäter noch mehrere erſchoſſen. Die nächſte Folge war, daß der brave General Mejia, der in Matamoros commandirte und durch 20 Monate dieſe wichtige Stadt dem Kaiſerreich zu erhalten gewußt, ſie nun nicht mehr behaupten konnte." Dazu kam noch, daß die Franzoſen unter Oberſt Touſſis, welche den Convoi hätten retten

können, abſichtlich einen andern Weg einſchlugen, um die tapfern Oeſterreicher, wie in ſo manchen andern Gefechten, elend im Stich zu laſſen.

Nach dem Fall von Matamoros riß ſich der liberale General Canales von Juarez los, regierte für ſich und drangſalirte die Stadt aufs äußerſte. Ein anderer General Ortega, wollte nicht leiden, daß Juarez Präſident der Republik bleibe, weil ſeine Wahlperiode abgelaufen ſey. Auch der alte Santa Anna, der anfangs ſich an Maximilian angeſchloſſen hatte, erhob ſich jetzt gegen Maximilian und Juarez zugleich. Nun thaten die übrigen Bandenführer, was ſie wollten.

Maximilian kam im Herbſt 1866 in die äußerſte Noth. Noch einmal glaubte er ſich ganz den Franzoſen in die Arme werfen zu müſſen, damit ſie ihm entweder noch hülfen, oder wenigſtens die Verantwortung theilen müßten, wenn es ein ſchlimmes Ende nähme. Er ernannte alſo am 26. Juli zwei franzöſiſche Generale zu ſeinen Miniſtern. Das paßte aber nicht zu den geheimen Verabredungen Frankreichs mit dem Kabinet von Waſhington und Napoleon III. verbot jenen Generalen, in Maximilians Dienſten zu bleiben. Zugleich drang Marſchall Bazaine auf die Auszahlung der Summen, die Maximilian Frankreich ſchuldig geworden war, und hielt das letzte Geld der Anleihe, ſowie die einheimiſchen Zolleinnahmen und Vorräthe zurück.

Den Verpflichtungen gemäß, welche Napoleon III. gegenüber den Vereinigten Staaten eingegangen war, hätte das erſte Drittel der franzöſiſchen Armee ſchon im November Mexiko verlaſſen ſollen. Da es nicht geſchah, weil Napoleon III. ſo lange ſeine Franzoſen in Mexiko ſeyn würden, ihre Zahl nicht verkleinern, alſo ſämmtliche Truppen, aber erſt im April 1867, abziehen laſſen wollte, kamen drohende Noten aus Waſhington und der nordamerikaniſche Geſandte

Campbell kam zu Juarez, um ihm 20,000 Mann Hülfstruppen unter General Sherman anzubieten. Indeß hielten die Nordamerikaner in ihrer drohenden Bewegung inne, da ſie über die Abſichten Frankreichs ausreichend beruhigt wurden. — Napoleon III. ſandte den General Caſtelnau nach Mexiko mit neuen Inſtructionen ab, denen zufolge er Maximilian zu freiwilliger Abdankung bewegen ſollte.

Nachdem Maximilian den gegen den Papſt eingegangenen Verbindlichkeiten untreu geworden war und auch die Franzoſen bei jeder Gelegenheit hatte fühlen laſſen, er wolle allein Herr in Mexiko ſeyn, konnte er ſich auch nur auf eine Partei in Mexiko ſelber ſtützen. Aber die liberale Partei, welcher er ſich bisher anvertraut hatte, verließ ihn in dem Maaße, in welchem ſeine Kriegsmacht durch den Abzug der Franzoſen geſchwächt wurde. Sie berechnete, daß, wenn erſt alle franzöſiſchen Truppen fort wären, Juarez allein mit Hülfe der Nordamerikaner das Feld behaupten werde. Wozu alſo noch ſich um den Fremdling bemühen, der ihnen nicht einmal mehr einen perſönlichen Vortheil gewähren konnte? Er konnte ſich alſo nur auf die klerikale Partei ſtützen. Er hätte das gleich anfangs thun und nie davon abweichen ſollen.

Die Frage, ob es noch Zeit war, ſich dieſer Partei wieder anzuſchließen, nachdem er ſie ſo hart vor den Kopf geſtoßen hatte, nachdem er die franzöſiſche Hülfe verſcherzt hatte, iſt in der Preſſe faſt einſtimmig verneint worden und man hat desfalls dem ſ. g. Pater Fiſcher, der den Kaiſer Maximilian der klerikalen Partei wieder zuführte, ſchwere Vorwürfe gemacht. Auguſtin Fiſcher, aus Württemberg gebürtig und Proteſtant, kam 1845 mit deutſchen Auswanderern nach Texas, ſpäter nach Californien und Mexiko, wurde katholiſch, Prieſter und Sekretär des Biſchofs von Durando, aber wie Keratry wiſſen will, wegen anſtößigen Lebenswandels verſtoßen. Als ein großer, ſchöner, gewandter und beredter Mann fand er aber immer

neue Gönner und wurde mit einer Miſſion nach Rom betraut. Nach ſeiner Rückkehr gefiel er dem neuen Kaiſer Maximilian, der ihn zu ſeinem Sekretär machte und in ſein engſtes Vertrauen zog. Daß Fiſcher ihm rieth, er ſolle ſeinem urſprünglichen Programm treu bleiben und ſich wieder auf die ſtreng katholiſche Partei ſtützen, war ſehr vernünftig und es wäre für den Kaiſer beſſer geweſen, er hätte einen ſolchen Rath ſchon früher gehört und befolgt. Genug, auch jetzt noch hoffte er und ſchien wieder die rechte Faſſung gewonnen zu haben, denn ohne Zweifel war er im Herzen eifrig katholiſch und die liberale Rolle war ihm fremd und er für dieſelbe ungeſchickt geweſen. Und dennoch konnte er, nachdem er ſich einmal mit den Liberalen eingelaſſen und ihre Macht im Lande anerkannt hatte, nur wieder eine halbe Maßregel ergreifen, wenn er dieſe Partei nicht tödtlich erbittern wollte. Er bereitete ein neues Concordat mit Rom vor, verſicherte aber, daſſelbe werde die Freiheit und das Recht der mexikaniſchen Nation nicht verletzen. Das ärgerte wieder die klerikale Partei. Dieſe war nicht ſo ohnmächtig, als wofür man ſie ausgab, aber ſie traute dem Kaiſer nicht und hielt deshalb zurück. Was hätte ſich nicht thun laſſen, wenn man gleich anfangs den naiven Enthuſiasmus der Indianer benutzt hätte, der nur zurückgehalten wurde, als der Kaiſer ſo unbeſonnen war, ſich auf die liberale Seite zu ſtellen. Wenn Maximilian einſah, daß dieſe ſeine Hingebung an die Liberalen ein politiſcher Fehler geweſen war, ſo durfte er ihn nicht zum zweitenmal begehen, indem er der klerikalen Partei Conceſſionen wieder nur mit liberalen Vorbehalten machte.

Maximilian ſchwankte noch, als die Trauerbotſchaft von der Erkrankung ſeiner Gemahlin aus Europa anlangte. In ſeiner tiefen Niedergeſchlagenheit dachte er an die Niederlegung ſeiner Krone und an ſeine Rückkehr nach Europa. Welchen Entſchluß er auch noch faſſen mochte, ſo ſchien es ihm doch räthlich, die Hauptſtadt zu ver-

laſſen und ſich Veracruz zu nähern, von wo aus er, wenn er wirklich abdanken wollte, ſich am ſchnellſten den mexikaniſchen Wirren entziehen und frei nach Europa zurückkehren konnte. Das war nun wieder eine Halbheit. Er ließ das Miniſterium in der Hauptſtadt zurück und wollte ſchon unterwegs auf einer kleinen Station ſeine Abdankung erklären, eine Handlungsweiſe, von der ihm nicht blos Fiſcher, ſondern auch der Leibarzt dringend abrieth. Maximilian ließ ſich nun bis Orizaba bringen, blieb aber immer noch unentſchloſſen. Man mag ſich denken, was in ſeiner Seele vorging, indem der warme und begeiſterte Empfang, den er überall auf ſeinem Wege fand, ihn mahnte, im Lande zu bleiben, eine bange Sehnſucht ihn aber über Meer nach Miramare zog.

Den General Caſtelnau zu ſehen, vermied der Kaiſer unterwegs, unterſagte ihm ſogar einmal bei einer Begegnung die Audienz. Dadurch wurde aber die Spannung zwiſchen ihm und den Franzoſen immer größer. Im September veröffentlichte die Cölner Zeitung eine Correſpondenz aus Veracruz, wonach Bazaine hinter Maximilians Rücken mit den Juariſten unterhandelt, ihnen Pferde, Waffen, Kriegsbedarf hinterlaſſen und die öſterreichiſche Legion in Oajaca abſichtlich nicht unterſtützt habe, ſo daß ſie von den Juariſten überwältigt wurde.

Die Nachricht, Maximilian ſey von den Franzoſen gewaltſam in Orizaba zurückgehalten worden, wurde voreilig ausgeſtreut. Die Franzoſen legten den größten Werth darauf, daß er freiwillig abdanke, und thaten ihm in ſofern keinen Zwang an.

Unter den Gründen, welche den Kaiſer Maximilian ſollen bewogen haben, in Mexiko zu bleiben, wird hauptſächlich ein Brief geltend gemacht, welcher Eloin, der belgiſche Secretär ſeiner Gemahlin Charlotte, geſchrieben haben ſoll. Eloin rieth ihm, ſich der franzöſiſchen Forderung, abzudanken, ehe er abreiſe, nicht zu fügen und in Mexiko zu bleiben. „Es iſt indeß meine innerſte Ueberzeugung, daß

es für einen Act der Schwäche angeſehen werden würde, die Parthie vor Rückkehr der franzöſiſchen Armee aufzugeben, und da der Kaiſer ſeine Vollmacht von einer Volksabſtimmung erhalten hat, ſo hat er an das mexikaniſche vom Druck fremder Intervention erlöste Volk von Neuem Berufung einzulegen und von ihm die zum Beſtehen und Gedeihen unerläßlichen materiellen und finanziellen Mittel zu fordern. Bleibt dieſer Aufruf ungehört, ſo wird Ew. Majeſtät, nachdem Sie Ihre erhabene Sendung bis zum Ende erfüllt, nach Europa mit demſelben Glanze zurückkehren, der Sie bei der Abreiſe umgab, und, inmitten der wichtigen Ereigniſſe, welche ſicher nicht ausbleiben werden, wird Ew. Majeſtät die Stelle einnehmen können, welche Ihnen in jeder Hinſicht zukommt. Bei der Durchreiſe durch Oeſterreich hatte ich Grund, das allgemein dort herrſchende Mißvergnügen zu bemerken. Der Kaiſer iſt entmuthigt; das Volk wird ungeduldig und fordert öffentlich ſeine Abdankung. Die Zuneigung zu Ew. Majeſtät breitet ſich ſichtbar über das ganze Ländergebiet Oeſterreichs aus. In Venedig iſt eine ganze Parthie bereit, ihren früheren Landeschef mit Zuruf zu empfangen; wenn aber eine Regierung über die Wahlen unter der Herrſchaft des allgemeinen Wahlrechts verfügt, ſo iſt das Ergebniß leicht vorauszuſehen.“ Graf Kératry fügt hinzu: „Iſt es glaublich, daß ein Rath der Krone eine ſolche Sprache habe führen können, ohne dazu durch die geheimen Wünſche und vertraulichen Eröffnungen ſeines Fürſten autoriſirt zu ſeyn? So träumte denn Maximilian von neuen Abenteuern und ſein ehrgeiziger Blick war ſchon von der Krone Mexikos abgelenkt auf diejenige Oeſterreichs und des wieder zur italieniſchen Provinz gewordenen Venetien; wenn er nicht gar, nach dem Vorbilde ſeines Ahnen, Karls V., den er den kaiſerlichen Dichter zu nennen pflegte und dem er nachzuahmen ſtrebte, die Vereinigung beider Scepter in der Zukunft in ſeiner Hand zu erblicken geglaubt hatte. Bei jedem Schritt, den man durch das

Labyrinth dieſer beklagenswerthen, aus einer zweideutigen Politik hervorgegangenen Geſchichte macht, ſtößt der Fuß auf Intriguen und Verſchwörungen. Angeſichts dieſer dunkeln Ränke, die mit Sadowa wieder aufgelebt waren, darf man nicht mehr erſtaunen, wenn der öſterreichiſche Hof ſogar gegen den vom Bruder Franz Joſephs getragenen Titel Mißtrauen hegte und an ſeinen Geſandten in Mexiko, den Baron Lago, eine Depeſche richtete, welche dem Erzherzog verbot den öſterreichiſchen Boden zu betreten, wenn er mit dem Titel eines Kaiſers nach Europa zurückkehren wolle."

Baſch, der Leibarzt Maximilians, erklärte es mit großer Entrüſtung für eine Lüge, daß Maximilian jenen Ehrgeiz, deſſen er angeſchuldigt wird, gehegt habe.

Mit mehr Grund wird der ſogenannte „Pater Fiſcher" als derjenige genannt, der in Orizaba am meiſten Einfluß auf Maximilian geübt und denſelben zum Verbleiben in Mexiko veranlaßt habe. Fiſcher, ein württembergiſcher Proteſtant von bedeutendem Talent, war convertirt und nach mancherlei Lebensabenteuern Prieſter in Mexiko geworden. (Nicht Ordensgeiſtlicher, weßhalb er beſſer Abbé als Pater titulirt wird.) Er wurde Maximilians Vertrauter und folgte ihm nach Orizaba, nachdem er eben von einer Sendung nach Rom zurückgekehrt war. Maximilians Leibarzt Dr. Baſch, der auch in Orizaba war, ſagt, in der Zeit, in welcher Maximilian noch lebhaft an dem Gedanken hing, nach Europa zu fliehen, ſoll ihm Fiſcher einmal gerathen haben, er möge zu Gunſten Napoleons III. abdanken. Für dieſen Rath verdient Fiſcher keinen Vorwurf. Vielmehr war es, wenn Maximilian wirklich abdanken wollte, der klügſte Rath, dem die Geſchicke Mexikos wieder in die Hände zu legen, der ihn zu einer kurzen Uebernahme derſelben verleitet hatte, und ihm die Verantwortung zu überlaſſen.

Maximilian würde auch wohl abgedankt haben, wenn nicht die

klerikale und conſervative Partei die größten Anſtrengungen gemacht hätten. Die Generale Marquez und Miramon eilten nach Orizaba und zeigten ein ſolches Vertrauen auf ihre Streitkräfte und auf den Zulauf, den ſie noch finden würden, daß Maximilian vorzüglich durch ſie bewogen wurde, in Mexiko zu bleiben. Jetzt erſt gewann auch Fiſcher freies Spiel. „Fiſchers Endziel war das Concordat, den Conſervativen war das vorderhand Nebenſache; für ſie handelte es ſich nur um die Reſtitution des Beſitzes. Beide konnten die Realiſirung ihrer Pläne nur im Kaiſerreich finden und es war ſomit natürlich, daß die Conſervativen den Pater Fiſcher, welcher jetzt dem Kaiſer nahe ſtand, ſolange als Werkzeug zu benutzen ſuchten, bis ſie auf eigenen Füßen ſtehen würden. Ich muß Fiſcher die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er es immer ehrlich mit den Conſervativen meinte und ihre Intereſſen fortdauernd auf das Wärmſte vertrat; dieſe vergalten ihm jedoch mit wenig Dank. Ich werde ſpäter Gelegenheit haben zu erzählen, wie die Miniſter, welche Fiſcher in Orizaba hüteten und hätſchelten wie ein Kind, ihn vernachläſſigten und bei Seite ſchoben, als der Kaiſer nicht mehr in Mexiko war. Für ſeinen eigentlichen Plan, — das Concordat — konnte Fiſcher natürlicherweiſe in Orizaba nichts thun. ‚Der Kaiſer geht wieder nach Mexiko,‘ ſagte er eines Abends freudeſtrahlend, als die Rückkehr des Kaiſers nach der Hauptſtadt an Wahrſcheinlichkeit gewann. ‚Nun werde ich an meine eigentliche Arbeit gehen, an das Concordat.‘“ Auf der folgenden Seite ſagt der Leibarzt, Maximilian habe ſpäter im Gefängniß geäußert: „Fiſcher hat mich mit dem Concordat betrogen und belogen.“ Damit kann doch aber nichts anderes gemeint ſeyn, als daß Fiſcher beim beſten Willen und indem er dabei ſelbſt ſeine Perſon großer Gefahr ausſetzte, nicht im Stande geweſen iſt, durch das erſt angebotene, aber noch nicht abgeſchloſſene Concordat dem Kaiſer Maximilian in ſeiner Noth und beim Drängen der Zeit

eine Hülfe zu gewähren. Von einem abſichtlichen Betruge kann nicht die Rede ſeyn, denn Fiſcher hätte davon weder für ſich, noch für den h. Stuhl den geringſten Vortheil erlangen können. Er blieb einfach dem urſprünglichen Plane der klerikalen Partei in Mexiko und des heil. Stuhles treu. Entweder dieſe Partei drang durch und führte auch ohne die Franzoſen mit ihrem neuen Kaiſer allein das romaniſche Programm Napoleons III. durch, oder ſie ging einem Martyrium entgegen. Weder das eine noch das andere kann dem zum Vorwurf gereichen, der dieſe feſte und gefährliche Bahn betrat und ſeinem Principe treu blieb.

Es waren indeß nicht blos die Ueberredungen Fiſchers und der oben genannten Generale allein, die Maximilian zum Dableiben beſtimmten. Er wurde nämlich grade damals von Frankreich auf eine Weiſe maltraitirt, daß er ſich um keinen Preis ferner als die verachtete Puppe dieſer Macht anſehen laſſen wollte. Er hatte nämlich ſeine Abdankung gegen ſichere Garantien angeboten. „Als Antwort kam eine Erklärung vom 16. November, unterzeichnet vom Marſchall Bazaine, dem franzöſiſchen Geſandten Dano und dem General Caſtelnau, worin im Weſentlichen der Forderung des Kaiſers zugeſtimmt, gleichzeitig aber von den Bevollmächtigten Napoleons, in der freudigen Aufregung, daß der Kaiſer freiwillig das Feld räumen werde, die Unvorſichtigkeit begangen wird, am Schluſſe des Actenſtückes aus der Schule zu ſchwatzen und von Verhandlungen mit einem ‚nouveau gouvernement du Mexique' zu ſprechen. Dieſe offene Erklärung der bisher geheim betriebenen franzöſiſchen Transaction mit den Nordſtaaten, machte auf den Kaiſer einen mächtigen Eindruck. Mehr denn je fühlte er jetzt die tiefe Verletzung, und ſein Stolz mußte ſich gegen eine ſolche Beerbung bei lebendigem Leibe, gegen ein Hinwegſetzen über die erſten Regeln des diplomatiſchen Anſtandes erheben. Es war klar, Napoleon wollte die Scharte ſeines Vertragsbruches

auswetzen. Er hatte der Welt, da er ſein gegebenes Wort nicht einlöſen konnte, ſeine Ohnmacht zeigen müſſen, es galt ihr nun Sand in die Augen zu ſtreuen und einen Schritt weiter zu gehen. Die Abdankung des Kaiſers ſollte nichts ſeyn, als die Abberufung eines Statthalters, mit deſſen Verwaltung er nicht zufrieden war. Groß-müthig ſollte nun der Schmerzensſchrei Mexikos erhört werden, und Europa Gelegenheit haben die Vielſeitigkeit Napoleons zu bewundern, indem er zur Abwechslung die Geſellſchaft auch einmal mit einer Republik beglückte."

Maximilian warf ſich nun ganz den Klerikalen in die Arme und wollte Kaiſer bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß er durch einen mexikaniſchen Nationalcongreß beſtätigt werde und daß man ihn mit Geld und Mannſchaften ausreichend unterſtütze. „Hätten die Conſervativen und ihre dermaligen Verbündeten, die Gemäßigten, nur einen Funken von Ehrlichkeit beſeſſen, ſo mußten ſie und mit ihnen Pater Fiſcher ſich dahin ausſprechen, daß auf die Bedingungen des Kaiſers einzugehen unmöglich ſey, weil keine Ausſicht vorhanden war, dieſelben zu erfüllen." Dieſer Vorwurf erſcheint nicht unbegründet, allein die Conſervativen ſind dadurch entſchuldigt, daß ſie ſich ſelbſt in einer Täuſchung befanden. Sie logen dem Kaiſer nicht vor, daß ſie viel ſtärker ſeyen, als ſie es waren, ſondern ſie glaubten damals noch ſelbſt, ſie ſeyen ſtark genug, um der juariſtiſchen Banden Meiſter zu werden. Wenn ſie den Kaiſer betrogen hätten, hätten ſie ſich ja ſelbſt betrogen, denn ſie ſetzten ſich der ſchrecklichſten Rache der Juariſten aus. Ein gerechtes Urtheil nach geſunder Logik kann ihnen daher nur Selbſttäuſchung vorwerfen, aber nicht Betrug.

Die Schuld, daß alles mißlang, lag weſentlich an einigen Generalen und zweideutigen Charakteren im Miniſterium, die nicht einig handelten und nicht Farbe hielten. General Marquez z. B. war eigenmächtig, diente nur ſeinem Ehrgeiz. Andere hatten Angſt

trauen begründeten und äußerſt bequemen Mittels. Nachher griffen auch die Regierungen aus Noth dazu. Sie borgten für ihre Kriege und andere Bedürfniſſe, wozu die Steuern nicht ausreichten, große Summen und ſtellten Scheine darüber aus, die ſogenannten Staatspapiere. Dieſe gingen nun als wirkliches Geld von Hand zu Hand und man trieb förmlichen Handel damit. Der Staat zahlte dem Beſitzer eines ſolchen Papiers die Zinſen des Capitals, das darauf verzeichnet war. Aber je nachdem der Staat in Noth war, wurden theils die Intereſſen verringert, theils erhielt das Capital einen geringern Werth, weil an deſſen baare Zurückzahlung nicht gedacht werden konnte. Man borgte indeß dem Staate gern, weil die Zinſen von ihm immer ſichrer eingingen, als von einem Privatmanne, und die Staaten entlehnten nach und nach, beſonders in den letzten Kriegsjahren ſo viel, daß beinah keiner in ganz Europa mehr im Stande iſt, die ungeheuern Schulden zu bezahlen, und daß die Zinſen allein einen großen Theil der jährlichen Steuern wegnehmen. Dieſe Zinſen zahlt man indeß pünktlich, um den Credit der Staaten, wie es ſich geziemt, aufrecht zu erhalten. Der Handel mit Staatspapieren hat viele unermeßlich reich gemacht, oder zu Grunde gerichtet. Das jüdiſche Haus Rothſchild in Frankfurt iſt dadurch ſo reich geworden, daß es ein Königreich aufkaufen könnte. Andre ſind an den Bettelſtab gekommen. So fielen erſt vor kurzem, als die Staatspapiere während den ſpaniſchen und griechiſchen Unruhen im Preiſe ſanken, mehrere große Handelshäuſer in ganz Europa, darunter auch ein deutſches, welches 40,000 Gulden reines Vermögen hatte, auf Credit aber für 4 Millionen Staatspapiere kaufte, deren Zinſen um ein Procent herunter gingen, welches grade 40,000 Gulden ausmachte, ſo daß jenes Haus in einem

vor Nordamerika, ließen ſich von den Franzoſen beſchwatzen, trachteten, wenn alles ſchlimm ginge, Verrath zu üben oder wenigſtens noch günſtig zu capituliren, und hielten vor allem das wenige noch vorhandene Geld zurück, anſtatt es dem Kaiſer zu geben. Am beſten gelang es den Franzoſen, die Oeſterreicher und Belgier, die dem Kaiſer bisher ſo treu geweſen, einzuſchüchtern. Bazaine hatte ſie in iſolirter Stellung den Angriffen der Juariſten preisgegeben und ſie hatten großen Verluſt erlitten. Man hatte ihnen Niederlaſſungen in dem paradieſiſchen Lande verſprochen. Jetzt ſahen ſie nur Noth und Elend vor ſich und die Franzoſen verfehlten nicht, indem ſie ſelber abzogen, ſie vor dem Dableiben dringend zu warnen. Maximilian glaubte dieſe deutſchen Hülfstruppen als ſolche auflöſen zu müſſen, erlaubte jedem die Heimkehr, lud aber alle, die ihm treu bleiben wollten ein, in die mexikaniſche Nationalarmee einzutreten. Er hoffte, daß es die meiſten thun würden, aber nur eine Minderheit war großherzig genug, ihn nicht zu verlaſſen. „Der Grund, weshalb die Mehrzahl der Oeſterreicher dem ausgeſprochenen Wunſche des Kaiſers nicht nachkam, war ein doppelter. Vor allem machte ſich auch hier franzöſiſcher Einfluß geltend, von dem ſogar hochgeſtellte Offiziere ſich leiten ließen und infolge deſſen ihre Autorität benutzten, die Mannſchaft zur Heimkehr zu überreden. Den größern Theil der Schuld trug jedoch das Verhalten des öſterreichiſchen und belgiſchen Geſchäftsträgers. Ich erzähle durchaus nichts Neues, und nur ein Allen, die gleichzeitig mit mir in Mexiko waren, bekanntes Factum, wenn ich berichte, daß ſowohl Baron Lago als Hoorinks all ihren Einfluß aufboten, die Oeſterreicher und Belgier aus dem Lande zu bringen. Mit dem entmuthigenden Nachweis von der Hoffnungsloſigkeit des Unternehmens erreichten ſie ihren Zweck nahezu vollſtändig. Daſſelbe geſchah begreiflicherweiſe auch von franzöſiſcher Seite rückſichtlich derjenigen franzöſiſchen Offiziere und Soldaten,

die ſchon Dienſte in der mexikaniſchen Nationalarmee angenommen hatten. Es waren nämlich einige Monate vorher unter franzöſiſchen Auſpicien einige Regimenter von Cazadores (Jäger) errichtet worden. Dieſe Truppen waren Beſtandtheile der Nationalarmee, aber Commandanten und Offiziere waren zum großen Theile Franzoſen; die Mannſchaft ſelbſt beſtand aus gemiſchten, vorwiegend franzöſiſchen Elementen. Ich muß hier um einige Wochen vorgreifend, des Befehles erwähnen, durch welchen Marſchall Bazaine, nachdem der Abzug der Franzoſen fixirt war, alle franzöſiſchen Offiziere und Soldaten, welche in der mexikaniſchen Armee dienten, kurzweg zurückberief und diejenigen als Deſerteure erklärte, welche dieſer Aufforderung nicht Folge leiſten, mit der rückkehrenden franzöſiſchen Interventionsarmee das Land verlaſſen würden. Was die Deſertion anbelangt, ſo möchte ich, um die Handlungsweiſe Bazaines ins rechte Licht zu ſetzen, darauf hinweiſen, wie der Vorwurf der Protection dieſes Vergehens gradezu auf ihn zurückfällt. Die in die Cazadores-Bataillone eingetretenen Franzoſen hatten ihre urſprüngliche Stellung in der franzöſiſchen Armee mit ausdrücklicher Bewilligung des Marſchalls aufgegeben. Marſchall Bazaine war es ſomit, der die Franzoſen zur Deſertion verleitet hat. Doch der Marſchall hatte durch dieſen Erlaß alle Franzoſen, welche ihrem dem Kaiſer geſchwornen Fahneneid treu blieben, für vogelfrei erklärt, und dieſe Diſſidenten übernahmen ſpäter das ruchloſe Geſchäft ‚die Deſerteure‘ zu füſiliren. So ließ Es-obedo anfangs Februar, nach der Niederlage Miramons bei San Jacinto, 109 gefangengenommene Franzoſen niederſchießen. Dieſe Greuelthat rief allgemeines Entſetzen hervor und zehn franzöſiſche Offiziere veröffentlichten im ‚Courrier‘ — der in Mexiko erſchien — einen Proteſt, welchen Herr Kératry ſeinem Buche nicht einverleibt hat.“

Der Proteſt iſt in Montlongs Werk enthalten, die dem Kaiſer

treu gebliebenen Oeſterreicher machen darin dem franzöſiſchen Marſchall die ſchwerſten und gerechteſten Vorwürfe. Maximilian ſelbſt gab endlich dem General Caſtelnau, den Napoleon III. an ihn geſandt hatte, eine Audienz, aber eine ſehr ungnädige. Obgleich er nicht mehr hoffen konnte, Mexiko je in Ruhe zu beherrſchen, ſo reifte doch der Entſchluß in ihm, in keinem Fall ruhmlos, „in einem franzöſiſchen Gepäckwagen“ nach Europa zurückzukehren, ſondern in Mexiko als ritterlicher Held noch einmal das Schwert zu ziehen, um als ſelbſtſtändiger und tapfrer Fürſt die Achtung der Welt zu erwerben und, wenn ihm noch eine Rolle in Europa zu ſpielen vorbehalten ſeyn ſollte, derſelben würdig zu ſeyn oder — mit Ehren unterzugehen.

So kehrte er denn am 5. Januar 1867 nach der Hauptſtadt Mexiko zurück, wo er abermals eine Nationalverſammlung zuſammenzubringen verſuchte, die ihn im Beſitze des Throns beſtätigen ſollte, die aber im Gedränge der Zeit und Umſtände nicht zuſtande kam. Die Franzoſen zogen wie der Teufel mit Geſtank ab. Bazaine war ſo kleinlich boshaft, die Kriegsvorräthe zu vernichten, die dem Kaiſer noch ſehr von Nutzen hätten ſeyn können, und ſeine Truppen von den Wällen der Hauptſtadt abzuberufen, ohne es den Kaiſerlichen vorher angezeigt zu haben, ſo daß die Wälle vier Stunden lang unbeſetzt waren.

Die Klerikalen ſtrengten ſich möglichſt an, dem Kaiſer noch eine einheimiſche Armee zu werben, wobei ſie durch den Muth und Ehrgeiz einiger Generale unterſtützt wurden. Man traf aber die ſchlechteſten Dispoſitionen, indem man dieſe Truppen nicht concentrirte, ſondern auf der Straße zwiſchen Veracruz und der Hauptſtadt vertheilte. Maximilian mochte wohl darauf denken, ſich durch dieſe Maßregel im ſchlimmſten Falle den Rückzug znm Meere offen zu halten. Mit ſeiner Hauptmacht, die er in der Hauptſtadt vereinigt

hatte, hoffte er, einen Sieg über den juariſtiſchen General Escobedo zu erfechten und zog ihm mit 16000 Mann nordwärts nach Queretaro entgegen. Aber General Marquez, den er auf der Straße nach Veracruz in Puebla zurückgelaſſen hatte, war zu ſchwach, ſich lange gegen den juariſtiſchen General Porfirio Diaz zu vertheidigen. Puebla mußte ſich ergeben und Marquez zog ſich nach der Hauptſtadt zurück, um dieſe in Abweſenheit des Kaiſers zu ſchützen. Die hier gefangenen 600 Ausländer wurden frei gelaſſen und Porfirio Diaz veröffentlichte ein Schreiben des Marſchall Bazaine, worin dieſer ihm die Auslieferung des Kaiſers, ſowie auch feſter Plätze und Waffen angeboten haben ſoll. Ob der franzöſiſche Marſchall ſich dieſer Verrätherei wirklich ſchuldig gemacht hat, iſt nicht conſtatirt. Gewiß aber iſt, daß Bazaine eine Nichte des mexikaniſchen General Lopez geheirathet und demſelben das Offizierskreuz der Ehrenlegion verſchafft hat, demſelben Manne, der nachher den Kaiſer Maximilian in Queretaro auf das ſchändlichſte verrieth.

Ein kleiner Sieg Miramons machte unterdeß dem Kaiſer Maximilian in der Hauptſtadt Muth, zum erſtenmal ohne die Hülfe der Franzoſen die Offenſive zu ergreifen. Er hoffte den juariſtiſchen General Escobedo im Norden ſchlagen zu können und begab ſich an der Spitze ſeiner Truppen nach Queretaro. Dieſe verhängnißvolle Reiſe des Kaiſers nach Queretaro iſt ſo aufgefaßt worden, als ſey er von falſchen Freunden verlockt worden. Der Leibarzt widerlegt dieſe verleumderiſchen Gerüchte. „Mit einem energiſchen Kriege gegen die Diſſidenten war Pater Fiſcher vollkommen einverſtanden, aber es iſt unwahr, daß er den Kaiſer bewogen habe, nach Queretaro zu gehen. Ebenſo muß ich den preußiſchen Geſandten Baron Magnus gegen die Beſchuldigung, daß er durch ſeinen Rath den Kaiſer beſtimmt habe, ſich zur Armee zu begeben, rechtfertigen. Wenngleich in einem diplomatiſchen Berichte an die öſterreichiſche Regierung die

Thätigkeit Beider in dieſem Sinne dargeſtellt wird, ſo iſt dem in Wirklichkeit doch nicht ſo. Baron Magnus ſprach ſich weit mehr gegen jeden Krieg aus, der nur den Zweck haben ſollte, Unterhandlungen herbeizuführen. Für die Anſicht, die Baron Magnus von der Situation hatte, iſt ſeine Aeußerung gegen Pater Fiſcher bezeichnend genug: ‚Ich habe oft gehört, daß man verhandle, um in den Krieg zu ziehen; ich habe aber nie gehört, daß man Krieg führe, um zu verhandeln. Es iſt ein gefährliches Spiel, das der Kaiſer ſpielt, wenn er mit den Waffen in der Hand friedliche Unterhandlungen einleiten will.‘ Doch alle Gegenvorſtellungen fruchteten nichts, der Kaiſer hatte bereits Marquez zugeſagt, nach Queretaro zu gehen.“ Leider ließ Maximilian auch ſeine treuen Oeſterreicher bei Marquez zurück, da er, das erſtemal ins Feld ziehend, des nationalen Princips halber nur von Mexikanern umgeben ſeyn wollte.

Auch Fiſcher blieb in der Hauptſtadt zurück, um das Miniſterium zu überwachen. Das hatte keine guten Folgen, denn Marquez allein ſpielte den Meiſter in der Hauptſtadt. Auf ihn allein wälzt der Leibarzt die Schuld des Unglücks, das den armen Kaiſer traf. „Zunächſt iſt es ſicher, daß Marquez zum größten Theile die Schuld daran trägt, daß der Kaiſer Mexiko verlaſſen und ſich nach Queretaro begeben hat. Man ſagt, Marquez habe dies mit der ernſteſten Abſicht gethan, den Kaiſer zu verderben, und in der That, wenn er wirklich dieſen Plan gehabt, er hätte ihn nicht teufliſcher erſinnen und nicht beſſer durchführen können. Es iſt ferner kein Zweifel, daß Marquez den Kaiſer beſtimmt hat, Mexiko ohne Truppen, ohne Geld und ohne Munition zu verlaſſen. Hat er dies mit Abſicht gethan, ſo iſt der Vorwurf gemeinen Verrathes vollkommen begründet; liegen keine derartigen Abſichten ſeiner Handlungsweiſe zu Grunde, ſo muß man ihn doch, indem er den Kaiſer durch falſche Vorſpiegelungen zu einem ſolchen Schritt bewog, einer Gewiſſenloſigkeit zeihen,

von hinten erſchießen und verkünden, er werde alle Ausländer, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, auf dieſe Art behandeln. Man erfuhr wochenlang nichts Näheres vom Kaiſer, bis engliſche Blätter eine Correſpondenz zwiſchen der öſterreichiſchen Geſandtſchaft in Waſhington und Herrn Seward mittheilten. Der Kaiſer von Oeſterreich ließ durch Herrn von Wydenbruck die Regierung der Vereinigten Staaten erſuchen, etwas zu Gunſten des Kaiſers Maximilian zu thun, falls derſelbe etwa von den Juariſten gefangen genommen würde, und Herr Seward verfehlte nicht, am 6. April dem mexikaniſchen Geſandten, Campbell, zu notificiren: „Die Gefangennehmung des Prinzen Maximilian in Queretaro durch die republikaniſchen Armeen ſcheint wahrſcheinlich. Das ſtrenge Verfahren, welches, wie es heißt, gegen die in Zacatecas gemachten Gefangenen beobachtet worden iſt, läßt dieſelbe Behandlung bezüglich des Prinzen und ſeiner Truppen befürchten. Eine ſolche Strenge würde der nationalen Sache Mexikos und dem republikaniſchen Regierungsſyſtem in der ganzen Welt zum Schaden gereichen. Sie wollen ſchleunigſt dem Präſidenten Juarez den Wunſch mittheilen, den die diesſeitige Regierung hegt, daß der Fürſt und ſeine Anhänger, falls ſie gefangen genommen würden, mit derjenigen Humanität behandelt würden, welche civiliſirte Nationen Kriegsgefangenen zugeſtehen.“

Das Trauerſpiel in Mexiko neigte ſeinem Ende zu. Maximilian ſah ſich bald in die Defenſive zurückgedrängt und wurde in der Stadt Queretaro von Escobedo eingeſchloſſen. Hier hielt er ſich mit den Generalen Miramon, Mejia ꝛc. ſehr tapfer, obgleich die Lebensmittel ausgingen und Krankheiten in der Stadt ausbrachen. Schon war ein Ausfall verabredet, der dem Kaiſer Gelegenheit zur Flucht verſchaffen ſollte, aber die Vorbereitungen verſpäteten ſich um einen Tag und gerade in dieſem kritiſchen Momente wurde Oberſt Lopez am Kaiſer zum Verräther und ließ die Feinde durch das große Kloſter

La Cruz in die Stadt herein. Es war in der Nacht auf den 15. Mai und alles geſchah ſo heimlich, daß der Kaiſer nicht einmal aufwachte. Der juariſtiſche Oberſt Rincon Gallardo beſetzte das Gebäude und der Kaiſer ſammt ſeinem Gefolge war gefangen. Rincon aber ließ ihn frei, indem er zu ihm ſagte: Sie ſind kein Soldat, Sie ſind ein Bürger, wir brauchen Sie daher nicht! Staunend entfloh der Kaiſer in die obere Stadt zum General Miramon, welcher hier den Widerſtand organiſirte. Allein die Juariſten hatten die Uebermacht und ihrem Kanonenfeuer ließ ſich nicht lange widerſtehen. Miramon fiel im Kampfe, der Kaiſer mußte ſich gefangen geben.

Ueber ſein ferneres Schickſal ſchwebte man in Europa lange in Ungewißheit. Bald hieß es, er ſey zum Tode verurtheilt, bald wieder, er ſey frei gelaſſen und ſchon auf der Heimkehr begriffen oder es werde um ein Löſegeld noch unterhandelt. Man glaubte, um die bei der Pariſer Ausſtellung vereinigten Monarchen und die Krönungsfeier in Peſth nicht zu ſtören, würden ſchlimme Nachrichten aus Mexiko abſichtlich zurückgehalten.

Unterdeß forderte der Kaiſer von Oeſterreich, Maximilians Bruder, das Cabinet von Waſhington dringend auf, bei Juarez zu vermitteln, und in der That forderte Seward im Namen der Unionsregierung den Juarez auf, mit dem gefangenen Kaiſer umzugehen, wie es unter humanen Völkern ſich gezieme, aber ohne Erfolg, ſey es daß Juarez zeigen wollte, er ſey ein unabhängiger Herr und kein Vaſall der Vereinigten Staaten; ſey es, daß er ſich einbildete, die amerikaniſchen Politiker, welche die Monroedoctrin erfunden hätten, würden nicht ernſtlich darüber böſe werden, wenn er ſie im ſtrengſten Maße auf den fremden Eindringling anwende. Unter dem Gefolge des Kaiſers befand ſich ein deutſcher Prinz Salm-Salm, deſſen Gemahlin mit fünfzig andern Damen zu Juarez hinging und ihn flehentlich um das Leben des Kaiſers bat. Aber Juarez gab ihnen die ſchreckliche

Antwort: Warum ſeyd ihr nicht zu Maximilian gegangen, ihn um Gnade für die republikaniſen Gefangenen zu bitten, die er hat niederſchießen laſſen? In der That gereichte das Decret vom 3. October 1865, worin Maximilian, damals noch im Siegestaumel, um dem Widerſtand der Juariſten ſchnell ein Ende zu machen, die gefangenen Rebellen als Räuber behandeln und erſchießen zu laſſen befahl, ihm jetzt zum eigenen Verderben. Die Entſcheidung über ſein Schickſal ſchob ſich mehrere Wochen hinaus, in Folge welcher geheimen Unterhandlungen, iſt noch nicht bekannt. Um Löſegeld ſoll nicht gehandelt worden ſeyn. Man erfuhr, alle Mächte hätten ſich für Maximilian verwendet, beſonders dringend die Königin Victoria von England. Um ihm den vollen Verzicht auf Mexiko und die Rückkehr nach Oeſterreich zu erleichtern, hob Franz Joſeph den Vertrag von Miramare auf, in welchem Max der Nachfolge in Oeſterreich entſagt hatte.

Kaiſer Maximilian war im Kloſter Los Capuniſinas untergebracht worden, einem ſehr düſteren Gebäude, wo er einen Monat lang eingeſperrt war ohne freie Luft und Bewegung, weshalb er an der Ruhr erkrankte. Die treue Princeſſin Salm-Salm hatte die Erlaubniß ihn täglich zu beſuchen. Dieſe junge Dame war eine Amerikanerin und täuſchte ſich von Anfang an nicht darüber, daß das Leben des Kaiſers verloren ſey, wenn ihm nicht noch ein Fluchtverſuch gelänge. In den ſpäter gedruckten Memoiren dieſer Dame beklagt ſie ſich bitter über die fremden Geſandten, insbeſondere über den öſterreichiſchen und belgiſchen, die den Fluchtverſuch noch rechtzeitig hätten unterſtützen können, aber kein Geld zur Beſtechung der Wachen hergeben wollten. Die Meinung dieſer Herrn ſey geweſen, ſein Rang, ſeine Geburt ſchütze den Kaiſer hinlänglich, niemals werde man ihm an's Leben gehen, da ſie doch hätten wiſſen können, daß die trotzigen Republiken der neuen Welt jenen Rang nicht achteten und die Gelegenheit gewiß nicht auslaſſen würden, ein Exem-

pel zu ſtatuiren, um es für alle Zukunft jedem europäiſchen Prinzen zu verleiden, in Amerika eine Krone zu ſuchen. So wurde die koſtbare Zeit mit unnützen Vertröſtungen vergeudet. Schon waren Juariſten der Bewachung durch Beſtechung gewonnen. Hätte man tiefer in den Beutel gegriffen, ſo wäre es noch möglich geweſen, den Kaiſer durch eine heimliche Flucht zu retten. Aber es war jetzt zu ſpät. Denn endlich, nach langer peinlicher Ungewißheit erhielt Escobedo den Befehl von Juarez, ein Kriegsgericht in Queretaro niederzuſetzen und erſt die Generale Mejia und Miramon, dann Maximilian ſelbſt aburtheilen zu laſſen. Warum Juarez ſo lange zögerte, iſt nicht bekannt. Wahrſcheinlich hat er ſich erſt in Waſhington Rath geholt, wo man eben ſo wahrſcheinlich eine ſtrenge Durchführung der Monroedoctrin durch eine fremde Hand, wofür man ſelber nicht verantwortlich war, nicht ungern ſah, wenn man auch äußerlich den Anſtand wahrte und die Inhumanität in Queretaro höchlich mißbilligte.

Als Seward ſich zum letztenmale im Namen des Cabinets von Waſhington für Maximilian verwendete, war des Juarez Geſandter Romero zwar ſogleich bereit, an Juarez zu telegraphiren, erhielt jedoch als Antwort ein Decret, welches aus dem Kriegsminiſterium des Juarez am 21. Mai aus San Louis Potoſi an Escobedo abgegangen war und worin die politiſche Nothwendigkeit, den Exkaiſer hinzurichten, demonſtrirt wurde. „Maximilian habe ſich nicht nur zum Werkzeug ausländiſcher Einmiſchung hergegeben, ſondern auch auf eigene Rechnung einen Freibeuterkrieg in Mexiko geführt, mit Oeſterreichern und Belgiern, Unterthanen zweier Staaten, die mit der Republik Mexiko nicht im Kriege begriffen ſeyen. Maximilian habe über das Leben, die Rechte und Intereſſen von Mexikanern verfügt, ohne dazu berechtigt geweſen zu ſeyn, nur mit Gewalt und auf eine barbariſche Weiſe.“ Nun wird hauptſächlich Bezug genommen auf ſein berüchtigtes Decret vom 3. October und Escobedo

Tage ſein ganzes Vermögen einbüßte. Wären die Zinſen um ein Procent in die Höhe gegangen, ſo hätte es in demſelben Tage ſein Vermögen verdoppelt. Natürlich ſuchen die großen Papierhändler, je nachdem es ihr Vortheil erheiſcht, den Werth der Staatspapiere künſtlich ſteigen und fallen zu machen.

Kapitel CCCCLXXXIX.

Der ſittliche Zuſtand.

In ſittlicher und geſelliger Beziehung hat ſich in Deutſchland wie im übrigen Europa die ganze Bevölkerung in zwei große Claſſen getheilt, in die ſogenannten Gebildeten oder Honoratioren und in das niedre Volk. Zu den erſtern rechnet man die höhern Stände, Adel, Staatsdiener, Gelehrte, Reiche. Der Unterſchied dieſer Stände iſt äußerlich beinah ganz verſchwunden. Selbſt in der Kleidung unterſcheiden ſich nur noch die Staatsdiener und Soldaten, wenn ſie im Dienſt ſind. Die Fürſten ſelbſt, der Adel, die Geiſtlichkeit gehn in der franzöſiſchen oder engliſchen Modetracht, die allen wohlhabenden Bürgerlichen gemein iſt. Man kann auf der Straße keinen vom andern mehr unterſcheiden. Auch in der Geſellſchaft ſind ſie gemiſcht. Der Staatsdienſt, Reichthum oder Talente führen den Bürgerlichen mit dem Adligen zuſammen, und die ſogenannte Convenienz, eine anſtändige Kleidung und ein feines Betragen verwiſchen alle Unterſchiede.

Zum niedern Volk rechnet man die niedern Staatsdiener, die Krämer und Handwerker, die Bauern, die verſchiedenen Arten von Bedienten und Taglöhnern. Indeß halten ſich auch die Wohlhabendern unter dieſen immer mehr zu den Honoratioren, und äffen aus Eitelkeit die höhern Stände im Luxus und in der Tracht nach.

wird von Juarez beauftragt, einfach das Kriegsrecht walten zu laſſen, und Ferdinand Maximilian von Habsburg und ſeine ſ. g. Generale Miramon und Mejia vor Gericht zu ſtellen.

Maximilian ſchrieb aus ſeinem Kerker dem Papſte, deſſen der Papſt in einer Allocution Erwähnung that. Die Gazette du Midi ſagt darüber: „Dieſes vom 18. Juni aus dem Gefängniß von Queretaro datirte Schreiben erhielt der Papſt erſt 3 Tage vor dem Konſiſtorium. Der unglückliche Monarch bittet darin den Papſt demüthig um Verzeihung für alles, was er den Geſetzen der Kirche Entgegengeſetztes gethan; er fleht den Statthalter Chriſti an, ihn zu abſolviren, und bietet ſein Leben als Sühne für ſeine Fehler; er drückt ſeine Reue darüber aus, den Rathſchlägen Pius IX. nicht gefolgt zu ſeyn, der ihn gegen die ihm gelegten Schlingen warnte, und endlich bittet er ihn um den apoſtoliſchen Segen in articulo mortis. Die Allocution erwähnt dieſes Schreibens ‚neben andern Schriftſtücken;‘ was dieſe Schriftſtücke betrifft, ſo haben wir Grund zu glauben, daß ſie ein fruchtbares Heft bilden und daß Pius IX. rechtfertigende Schriftſtücke über Mexiko und Maximilian beſitzt, welche niemand in ſeinen Händen vermuthete. Die Reiſe der unglücklichen Kaiſerin Charlotte hatte hauptſächlich zum Zweck, ihm dieſe koſtbare Hinterlegung zu machen.“ In einer geheimen Urkunde ſoll Maximilian, der ſelbſt keine Kinder hatte, den Prinzen Iturbide zum Erben ſeiner Rechte eingeſetzt haben.

Am 13. Juni 1867 begann das Kriegsgericht ſeine Thätigkeit und Freiherr von Lago berichtete darüber nach Wien unter dem 25. Juni, man habe zum Gerichtsſaal das ſtädtiſche Theater ausgewählt, Richter und Angeklagte hätten bei ſpärlicher Beleuchtung auf der Bühne agirt, während Logen und Sperrſitze von Zuhörern angefüllt geweſen ſeyen. Der Kaiſer habe ſich entſchieden geweigert, ein ſolches Lokal zu betreten, und ſo ſey das Verfahren gegen ihn ſiſtirt worden. Mejia

und Miramon dagegen wurden verurtheilt. Erſt am folgenden Tage wurde auch Kaiſer Maximilian vor ſeine Richter geſtellt und gleich jenen zum Tode verurtheilt. Alle ſollten erſchoſſen werden, die beiden Generale von hinten, der Kaiſer von vorn. Der Anwalt Ortega vertheidigte den Kaiſer mit furchtloſer, aber auch fruchtloſer Beredſamkeit. Das Urtheil wurde begründet durch die Uſurpation der höchſten Gewalt überhaupt, deren ſich Maximilian in Mexiko ſchuldig gemacht hatte und durch das Decret vom 3. October 1865 insbeſondere.

Unter den fremden Geſandten nahm ſich der preußiſche, von Magnus, des unglücklichen Kaiſers am lebhafteſten an.*) Nachdem er früher ſchon deſſen Verurtheilung durch die beredteſten Gründe zu verhindern geſucht hatte, ſchrieb er noch am Tage vor der Hinrichtung des Kaiſers einen dringenden Brief an den Kriegsminiſter Verdo de Tejada: „Heute in Queretaro eingetroffen, erfahre ich, daß die am 14. verurtheilten Gefangenen am letzten Sonntag einen wahrhaft moraliſchen Tod erlitten haben. So wird jedermann die Sache betrachten, denn nachdem ſie ſich an jenem Tage vollſtändig zum Sterben bereit gehalten hatten, erwarteten ſie während einer ganzen Stunde, daß man ſie abholen werde, um ſie nach dem Orte hinzuführen, wo ſie den Tod empfangen ſollten, als endlich auf telegraphiſchem Wege der Befehl eingetroffen iſt, die Vollſtreckung des Urtheils aufzuſchieben. Die Sitten unſeres Zeitalters ſind zu human, um zuzugeben, daß, nachdem ſie dieſen ſchrecklichen Todeskampf erduldet haben, ſie am morgenden Tage nochmals zum zweitenmale zum Tode geführt werden ſollten. Im Namen der Menſchlichkeit und der Ehre

*) Ich lernte Herrn von Magnus vor etwa vierzehn Jahren, als er Geſandtſchaftsſekretär in Stuttgart war, von der achtungswürdigſten Seite kennen, indem er, ein junger Cavalier voll Lebensluſt, doch auch Armen und Leidenden reiche Wohlthaten erwies und mir, als er zu einem andern Poſten abgerufen wurde, noch eine Sorge für einen derſelben anvertraute.

beſchwöre ich Sie, Befehle zu geben, um ihres Lebens zu ſchonen. Ich wiederhole nochmals, daß ich gewiß bin, Se. Majeſtät der König von Preußen, mein Herr, und alle gekrönten Häupter Europas, die durch die Bande des Bluts mit dem gefangenen Prinzen verbunden ſind, ſein Bruder, der Kaiſer von Oeſterreich, ſeine Couſine, die Königin von England, ſein Schwager, der König der Belgier, und ſeine andern Verwandten, wie die Königin von Spanien, der König von Italien und der König von Schweden, Sr. Excellenz dem Senor de Benito Juarez alle möglichen Garantien geben werden, daß keiner von den Gefangenen je wieder ſeinen Fuß auf mexikaniſchen Boden ſetzen werde." Dieſe warme Verwendung kam zu ſpät. Auch Lago war ſchon früher von Escobedo fortgewieſen worden. Es blieb bei dem Todesurtheil, welches am 19. Juni früh am Morgen vollzogen wurde. Ueber dieſe tragiſche Scene erſchienen verſchiedene falſche Berichte. Den glaubwürdigſten eines Augenzeugen brachte Ende Auguſt die Wiener Zeitung. Es war der heiterſte Sommermorgen und Maximilian rief aus: „Welch ſchöner Himmel, ſo hab ich ihn für den Tag meines Todes gewünſcht." Die Verurtheilten waren ſchwarz gekleidet und jeder beſtieg mit einem Geiſtlichen den Wagen. Am Platze der Hinrichtung angekommen, ſchritt der Kaiſer mit erhobenem Kopfe voran, ließ ſich die Soldaten vorſtellen, die ihn erſchießen ſollten, bat ſie, auf ſeine Bruſt zu zielen, und ſchenkte jedem eine Unze Gold. Der junge Offizier, der die Soldaten befehligte, bat ihn um Verzeihung, der Kaiſer aber ermunterte ihn, ſeine Pflicht zu thun. Dann umarmte der Kaiſer die Generale Miramon und Mejia auf baldiges Wiederſehen, Mejia allein war traurig, weil er wenige Minuten vorher ſeine geliebte Gattin mit dem Säugling an entblößter Bruſt wahnſinnig durch die Straßen hatte rennen ſehen. Der Kaiſer hielt noch eine kurze Rede: Mexikaner! Männer meines Ranges und meiner Geburt und von meinen Gefühlen beſeelt,

ſind durch die Vorſehung beſtimmt, entweder Beglücker ihrer Völker, oder Martyrer zu werden. Ich wollte euch Gutes thun und habe es gethan, ſo viel in meinen Kräften ſteht. Das und die Treue meiner Generale, die mit mir ſterben, iſt mein Troſt!“ Sein Wunſch, ſein Blut möge das letzte ſeyn, was für Mexiko vergoſſen werde, war natürlicherweiſe illuſoriſch. Indem er vortrat, erhob er den Blick zum Himmel, zeigte mit der Hand auf ſeine Bruſt, um den Soldaten das Zeichen zu geben, und war in wenig Augenblicken eine Leiche.

Daß die Leiche mishandelt und der Haare beraubt worden ſey, daß der Arzt, der ſie einbalſamirte, Reliquien von ihr verkauft habe, war nur eine von den vielen Lügen, welche man ausſprengte. Augenzeugen haben dem widerſprochen.

Der Prinz von Salm beurkundete in einer öffentlichen Erklärung den ſchändlichen Verrath des undankbaren Lopez. Ueber den Abbé Fiſcher wurde viel räſonnirt; ihm gab man alle Schuld, was die klerikale Partei gefehlt hatte. Nach allem, was wir oben ſchon erörtert haben, finden wir ſowohl ihn als die klerikale Partei keineswegs ſo ſchuldig und die Verdächtigung hat ihren Hauptgrund nur in dem Haß, mit welchem die liberale Preſſe überhaupt alles Klerikale verfolgt.

Sobald die Hinrichtung des Kaiſer Maximilian in der Hauptſtadt Mexiko bekannt wurde, hielt es General Marquez für räthlich, die Stadt zu verlaſſen und ſich ins Gebirge zurückzuziehen. Weil er aber kurz vorher noch, wie es hieß, 20 oder 30 der angeſehnſten Liberalen hatte hinrichten laſſen, brach nach ſeinem Abzug ein großer Tumult in der Stadt aus und nahmen die Liberalen blutige Rache an den Klerikalen, am 20. Juni. Doch wurde die Ruhe bald hergeſtellt und nachdem Juarez am 15. Juli im Triumph wieder in die Hauptſtadt eingezogen war, hielt er am 21. bei einem großen

Bankett eine Verſöhnungsrede und ermahnte das mexikaniſche Volk, großmüthig zu handeln, wie das nordamerikaniſche, und den beſiegten Gegnern eine Amneſtie zu gewähren. Nur die klerikale Partei ließ er nicht mehr aufkommen und leerte alle Klöſter aus. Am 25. October 1867 wurde er wieder zum Präſidenten gewählt. Um dieſe Zeit kam der berühmte öſterreichiſche Admiral Tegethoff zu ihm und bat im Namen ſeines Kaiſers um die Leiche Maximilians. Juarez nahm Anſtand, ſie ihm auszuliefern, weil Tegethoff keine ſchriftliche Vollmacht mitbrachte. Eine ſolche auszuſtellen, hatte aber Kaiſer Franz Joſeph vermieden, weil damit eine Anerkennung des Juarez ausgeſprochen worden wäre. Hierauf ſtellte Herr von Beuſt am 27. September im Namen der kaiſerlichen Familie eine dringende Bitte an das Staatsoberhaupt in Mexiko,*) und nun erſt wurde der kaiſerliche Leichnam am 26. November, nachdem man ihn unter militäriſcher Escorte nach Veracruz gebracht hatte, daſelbſt dem Admiral Tegethoff feierlich übergeben. Die Leiche lag wohlerhalten und ſchwarz gekleidet auf Sammetkiſſen in einem Sarg von Roſenholz mit goldnen Beſchlägen. Auch der Schlüſſel dazu war von Gold. Den Sarg umſchloß noch ein

*) „Der Kaiſer, mein erhabener Herr, hat das Vertrauen, daß die mexikaniſche Regierung die Stimme der Menſchlichkeit hören, ſich nicht weigern werde, den gerechten Schmerz Seiner Majeſtät zu erleichtern und ſich der Erfüllung Ihres Wunſches nicht widerſetzen werde. Zu dieſem Ende iſt der Viceadmiral von Tegethoff mit dem Befehl nach Mexiko geſchickt worden, dem Präſidenten ein Geſuch zu überreichen, um die Uebertragung der Reſte des ſehr geliebten Bruders Seiner Kaiſerlichen Majeſtät nach Europa zu erwirken. Als Miniſter des kaiſerlichen Hauſes bin ich beauftragt, Ew. Excellenz zu bitten, dem Viceadmiral die erforderliche Ermächtigung verſchaffen zu wollen. Ich habe die Ehre, Excellenz, Sie zu bitten, dem Staatsoberhaupt im Voraus die Dankbarkeit der kaiſerlichen Familie auszudrücken ꝛc.“

zweiter von Zinn und ein dritter von Holz. Der Admiral brachte ihn sogleich auf die Novara, dasselbe Schiff, auf dem der Kaiser nach Mexiko gekommen war.

Als die französischen Truppen aus Mexiko nach Frankreich zurückgekehrt waren, befahl Napoleon III. sogleich, einen großen Theil derselben nach ihrer Heimath zu beurlauben, um sich bequemer ausruhen zu können. Damit wurde jedoch nur bezweckt, die geringe Zahl der Zurückgekehrten nicht übersehen zu lassen. Gegen den Marschall Bazaine erhoben mehrere seiner untergeordneten Generale bittere Klagen, so daß er nicht einmal nach Paris kommen durfte. Die Gerüchte von seinem Ehrgeiz, demzufolge er sich selbst in Mexiko habe zum Herrn aufwerfen wollen, waren wohl übertrieben und gehässig, aber schwer lastete auf ihm der Vorwurf, daß er sich in Mexiko bereichert und daß gerade sein Schwiegervater Lopez den unglücklichen Kaiser Maximilian verrathen hatte. Bazaine hatte diesem Elenden das Offizierskreuz der Ehrenlegion verschafft; jetzt aber wurde Lopez aus der Liste des Ordens gestrichen.

Marschall Bazaine wurde nach seiner Rückkehr nach Frankreich von seinen eigenen Offizieren angeklagt, er habe den Verträgen zuwider, als er aus der Hauptstadt Mexiko abzog, alle Munitionsvorräthe, anstatt sie dem Kaiser Maximilian zurückzulassen, in den Sequiasluß und in den See Texcoco versenken, alle in der Citadelle der Hauptstadt befindlichen Geschütze zerstören und das Material als altes Eisen verkaufen lassen. Dabei sey „aus Versehen" auch kaiserliches Material mitverkauft worden. Maximilian habe es erfahren und zum Rechten sehen wollen, sey aber in die Citadelle nicht eingelassen worden. Alle Pulvervorräthe habe Bazaine mit nach Veracruz genommen und den Kaiserlichen nichts gelassen. Allein Graf Keratry hat in einem eigenen Werke den General glänzend vertheidigt und die Beschuldigungen zurückgewiesen. Die letzterwähnte Maaßregel sey

von Caſtelnau ausgegangen, der zuletzt allein bevollmächtigt war. Inzwiſchen beſchuldigt Prinz Salm in ſeinem 1868 veröffentlichten Tagebuch aus Mexiko Bazaine, er habe ſich durch ſeine Habgier im Lande tödtlich verhaßt gemacht und „die franzöſiſchen Offiziere ahmten ihn in allem nach und ihre Arroganz und Habgier übertrifft alle Begriffe.“

Die Reiſe, welche die Kaiſerin Eugenie im Juli 1867 nach England machte, ſoll zum Hauptzweck gehabt haben, den Papieren des Kaiſer Maximilian von Mexiko, die auf geheimnißvolle Weiſe nach England in Sicherheit gebracht worden waren, nachzuforſchen, um ſie auf irgend welche Weiſe für das franzöſiſche Intereſſe unſchädlich zu machen. Man glaubte, die Papiere ſeyen der Königin Victoria ſelbſt übergeben worden und dieſe hohe Dame werde ſich bewegen laſſen, ſie auszuliefern oder wenigſtens deren Veröffentlichung zu verhindern. Es wurde dabei angedeutet, daß, wie auch ſchon aus den dunklen Andeutungen in den Eloin'ſchen Berichten zu erkennen geweſen ſey, es ſich in jenen Papieren nicht mehr von mexikaniſchen Dingen, ſondern von einer bedeutenden Rolle gehandelt habe, die man dem Erzherzog in ſeiner Heimath zugedacht habe. Die Bemühungen der Kaiſerin Eugenie ſollen erfolglos geblieben ſeyn.

In der Mitte des Juli erfuhr man aus Miramare, die unglückliche Kaiſerin Charlotte habe den Tod ihres Gemahls noch nicht erfahren, und als die Königin der Belgier, Marie, ihre Schwägerin, zu ihr kam, um ſie nach ihrer belgiſchen Heimath abzuholen, habe ſie ſich entſchieden geweigert, Miramare zu verlaſſen. „Hier,“ rief ſie, „erwarte ich meinen Max, und wenn ich noch vierzig Jahre warten müßte.“ Die öſterreichiſchen Aerzte ſollen abgerathen haben, ſie mit Gewalt zu entfernen, während die belgiſchen es ohne Gefahr thun zu können glaubten. Am 31. Juli 1867 verließ ſie Miramare und reiste mit ihrer Schwägerin über Wien nach der Heimath.

Das Schickſal der Kaiſerin Charlotte gewinnt einen noch tragiſcheren Reiz, wenn man von Perſonen, die ihr nahe geſtanden, vernimmt, daß die ſehr allgemeine Vorausſetzung, ſie ſey energiſcher geweſen als ihr Gemahl und habe ihn eigentlich geleitet, eine irrige war. Während ſie ihn ſchwärmeriſch liebte und alles für ihn that, ſoll er ihr nicht die gleiche feurige Neigung zugewandt haben. Im Jahr 1868 erfuhr man, ſie habe aus Belgien einen rührenden Brief an den Papſt geſchrieben und ihres geliebten Gatten Seele ſeinem Gebet empfohlen.

Maximilians Leiche kam am 15. Januar 1868 in Trieſt an, wurde hier von den Erzherzögen empfangen und drei Tage ſpäter, nachdem ſie auf der Eiſenbahn fortgeſchafft worden war, in Wien in feierlicher und düſterer Trauer in der Kaiſergruft beſtattet. Seine Gemahlin ſoll durch das Königspaar in Brüſſel endlich von ſeinem Tode unterrichtet worden ſeyn und bitterlich geweint haben.

Seine in Mexiko gefangenen Anhänger wurden von Juarez freigelaſſen, mußten aber ſämmtlich, auch die geborenen Mexikaner, das Reich verlaſſen. In der europäiſchen Preſſe fehlte es nicht an Vorwürfen, welche ſich die bei der letzten Kataſtrophe in Mexiko betheiligten Perſonen gegenſeitig machten. Bazaines Adjutant, Graf Keratry, vertheidigte denſelben in einer glänzenden Schrift und die Gegenſchriften, namentlich die des mexikaniſchen Major von Montlong, vermochten nur zu beweiſen, daß Bazaine den unglücklichen Maximilian grauſam im Stich gelaſſen habe, gingen aber ohne Zweifel zu weit, wenn ſie behaupteten, er ſey auch gegen ſeinen Kaiſer, Napoleon III., ungehorſam und untreu geweſen. Eine ſolche Untreue würde Napoleon III. beſtraft haben und das iſt nicht geſchehen. Die Verpflichtungen, welche Frankreich gegenüber dem Kabinet von Waſhington übernommen hatte, erklären alles.

Unter den aus Mexiko Verbannten befand ſich auch Prinz Iturbide, den Maximilian adoptirt und der Kaiſer von Oeſterreich eine Penſion von 50,000 Franken ausgeſetzt hatte. Dieſer zwanzigjährige, als ſchön und liebenswürdig geſchilderte Jüngling trat in die Armee des Papſtes ein.

Zwölftes Buch.

Die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten und Braſilien.

Nachdem die große Expedition nach Mexiko mißlungen iſt, haben alle die, welche ſie ſchon im Beginn mißbilligten, ſcheinbar Recht erhalten. Sämmtliche germaniſche Staaten in der alten und neuen Welt mögen auch frohlocken, daß es dem franzöſiſchen Kaiſer nicht gelungen iſt, die romaniſche Race in Mittel- und Südamerika aus ihrer tiefen Verſunkenheit emporzuheben. Gleichwohl wird die parteiloſe Weltgeſchichte den romaniſchen Plan des Napoleoniden billigen, einen großen Gedanken darin erkennen und bedauern, daß er nicht hat durchgeführt werden können. Um in dieſer Frage den vielgeſchmähten Napoleoniden gerechter zu beurtheilen, als es bis jetzt faſt überall geſchehen iſt, darf man nur orientirt ſeyn in den Zuſtänden der ſpaniſchen Staaten in den ſchönen großen Ländern, die ſich vom Rio Grande bis zu den Patagonen hin erſtrecken. Hier hätte wahrlich Beſſerung und Hülfe von außen noth gethan, um die ſpaniſche Race zum Adel ihres Urſprungs zurückzuführen. Die Verkommenheit dieſer

Der gebildete Handwerker wird wie billig ſeinem perſönlichen Werthe nach geſchätzt, ſehr viele ungebildete rohe Menſchen geben ſich aber ein vornehmes Anſehn durch reiche Kleider, und man kann ſie nur an ihrem plumpen Betragen noch erkennen. In den Städten will jeder gern einen Herrn oder eine Dame vorſtellen. Nur auf dem Lande herrſcht noch die alte Einfachheit vor, weil hier die Eitelkeit weniger Nahrung findet.

Die äußere Roheit iſt beinah gänzlich verſchwunden. An ihre Stelle iſt die Convenienz und Schicklichkeit getreten. Nicht daß nicht noch eine große Roheit und Unſittlichkeit vorhanden wäre, aber ſie verſteckt ſich unter den äußern Schein eines höflichen und ſittſamen Anſtandes. Da indeß der Menſch gern das iſt, was er ſcheinen muß, ſo hat wirklich der äußere Anſtand auch auf die Geſinnungen gewirkt, und da nicht mehr ſo viele öffentliche Beiſpiele der Unſittlichkeit gegeben werden, wie früher, ſo ſtecken ſie auch nicht mehr ſo ſehr an. Von jener offnen Völlerei und Unzucht, wie ſie im 16ten und 17ten Jahrhundert geherrſcht, iſt nichts mehr zu ſehn. Ein ſittenverpeſtender Dichter, wie Hoffmannswaldau, der zu ſeiner Zeit von ganz Deutſchland geleſen und geprieſen wurde, würde jetzt mit Schande gebrandmarkt werden.

Die Schwelgerei herrſcht jetzt weniger als der Luxus. Früher verwandte man mehr auf die körperlichen Genüſſe und ſchweifte darin aus; jetzt verwendet man mehr auf die Kleider und ſchweift nur hierin vorzüglich aus. Am meiſten leiden darunter die ärmern Claſſen, die ſich durch den Luxus nicht nur ökonomiſch zu Grunde richten, ſondern ſich auch von ihrem natürlichen Standpunkt entfernen, eitel, hochmüthig und oft unmoraliſch werden. Außer der Eitelkeit und Sucht nach Vornehmigkeit iſt es vorzüglich die Mode, welche zu Ausſchwei-

Race in Mexiko haben wir ſchon kennen gelernt. In allen andern von den Spaniern gegründeten Colonien im Süden Mexikos herrſchte dieſelbe Verdorbenheit und politiſche Ohnmacht in Folge der endloſen Parteiungen. Die großen Vicekönigreiche, welche einſt die ſpaniſche Regierung von Madrid aus hier errichtet hatte und die ſich bis zum Abfall vom Mutterlande im Jahr 1808 in innerm Frieden und blühendem Wohlſtand erhalten hatten, ſind, ſeitdem die Franzoſen und Engländer dem Volk den Taumelkelch der Freiheit gereicht haben, in eine lächerliche Menge von kleinen Republiken zerriſſen und in eine Revolution nach der andern geſtürzt worden, die zu regiſtriren kaum möglich iſt. Kaum hat ſich eine größere Republik gebildet, ſo zerfällt ſie ſchon wieder in kleine. Kaum iſt ein Präſident anerkannt worden, ſo wirft ſich der erſte beſte Offizier oder Advokat in einem Städtchen als Gegenkandidat auf, ſammelt eine Räuberbande, verſpricht ihr Plünderungen und reiche Beute, verſtärkt dadurch ſeine Truppenzahl und jagt den früheren Präſidenten fort oder läßt ihn erſchießen, bis ihn ſelbſt in wenigen Jahren wieder ein anderer abſetzt. Zwar herrſcht noch viele Frömmigkeit unter dem gemeinen Volke, beſonders bei den Indianern, aber mit heidniſchem Aberglauben vermiſcht und der Klerus iſt in Geſittung und Bildung, ſeitdem er ſich nicht mehr aus dem Mutterlande in Europa ergänzen kann, tief geſunken, während die höhern und reichern Klaſſen, beſonders in den Seeplätzen, zur Freimaurerei und Freigeiſterei neigen.

Die ſpaniſche Bevölkerung von Südamerika hätte eben ſo zu großer Macht gedeihen können, wie die engliſch-deutſche in Nordamerika, ja ſie hatte ſchon viel früher und in ausgedehnterem Maße den Boden der neuen Welt beſetzt. Die ſpaniſchen Colonien waren ſchon reich bevölkert, als die engliſchen erſt begannen. Aber der romaniſchen Race, zu welcher die Spanier gehören, wohnt nicht ſo viel Energie und Beſonnenheit inne, wie der germaniſchen. Auch

bedingt das wärmere Klima Südamerikas einen Unterſchied. Der Spanier iſt in Amerika erſchlafft und hat viele ſeiner Tugenden im europäiſchen Mutterland zurückgelaſſen, vor allem den Racenſtolz, denn er vermiſchte ſich in der neuen Welt mit den eingebornen Indianern, ja ſogar mit den eingeſchleppten Negerſclaven, und der reine weiße Stamm befindet ſich jetzt in einer ſchwachen Minderheit gegenüber der indiſchen und ſchwarzen Race und ihren mannigfaltigen Miſchungen. Gleichwohl war die Bevölkerung des ſpaniſchen Amerika beinahe drei Jahrhunderte lang unter der Herrſchaft des Mutterlandes in Glück und Wohlſtand und erfreute ſich des Friedens, den nur der Seekrieg mit Engländern und Holländern hin und wieder an den Küſten ſtörte. In einem ſo warmen Klima hatte ſie weniger Bedürfniſſe und die Natur bot ihr einen unerſchöpflichen Reichthum. Dieſer Umſtand und der lange Frieden machte ſie träge und ſo vegetirte ſie, ſinnlich befriedigt und ohne geiſtige Anſtrengung oder auch nur Sehnſucht nach geiſtiger Thätigkeit durch die letzten Jahrhunderte fort, bis ſie vom Revolutionsfieber angeſteckt wurde. Bekanntlich riß ſich das ganze ſpaniſche Amerika mit einziger Ausnahme der großen Inſel Cuba vom Mutterlande los, als das letztere von Napoleons Armeen überſchwemmt und die bisherige Königsfamilie gefangen fortgeſchleppt wurde. Der Trieb zur Losreißung lag nur in einer kleinen Minderheit der ſüdamerikaniſchen Spanier, nur in denen nämlich, welche von England aus durch große Handelsvortheile beſtochen waren, die ihnen bisher durch die reichen Kaufleute des Mutterlandes entzogen worden waren, und die ihnen ſelbſt zufallen mußten, ſowie ſie ſich vom Mutterland unabhängig machen wollten, und in denen, welchen von den vereinigten Staaten aus die Vortheile der Republiken waren vorgeſpiegelt worden. Als vermittelndes Glied zwiſchen den Verführern und Verführten diente die Freimaurerei und die Einſchwärzung europäiſcher Bücher.

Trotzdem vermochte die Verführung in den eigentlichen Kern der ſpaniſchen Bevölkerung nicht einzudringen, d. h. an der Trägheit und dem katholiſchen Köhlerglauben nichts zu ändern. Es gelang zwar den Kaufleuten, den in fremde Bildung eingeweihten Bürgern der Seeplätze und ehrgeizigen Generalen, das große Colonialreich, welches bisher ein einiges Ganze gebildet hatte, in viele Republiken zu zerſtückeln, allein die ſüdamerikaniſchen Spanier nahmen von den Verführern doch nur das Schlimme und nicht das Gute an, nämlich nicht das Unionsprincip, vermöge deſſen ſie ein impoſantes großes Ganze gebildet haben würden, gleich der nordamerikaniſchen Union, und auch nicht das Arbeitsprincip, den Fleiß und den raſtloſen Fortſchritt in gewinnreichen und ruhmvollen Unternehmungen. Dagegen theilten ſie mit den Yankees den individuellen Freiheitsdrang und Dünkel des von Gott und Welt unabhängigen republikaniſchen Bürgers und fielen, weil ihnen das unioniſtiſche Gegengewicht fehlte, nicht nur in eine innerliche Zerſpaltung in viele vollkommen von einander unabhängige Freiſtaaten, ſondern auch in einen unaufhörlichen Wechſel neuer Vereinigungen und abermaliger Spaltungen, d. h. in eine permanente Anarchie.

Daß nun hier ein verwüſtetes Feld offen liegt, um beſſer bebaut zu werden, läßt ſich nicht mißkennen. Es wäre eine der ſchönſten Aufgaben der Menſchenliebe, der chriſtlichen und der civiliſatoriſchen Miſſion, den Bevölkerungen jener ſchönen Länder wieder aufzuhelfen. Zugleich ſteht hier dem Ehrgeiz, dem Ruhme ein großes Feld offen, und wem das Werk gelänge, er würde zu einer unberechenbaren Macht gelangen. Deshalb iſt nicht erſt Napoleon III. auf den Gedanken gefallen, ſchon lange vor ihm hat das Kaiſerthum in Braſilien darnach getrachtet, wenn auch nicht, der ſpaniſchen Race aufzuhelfen, doch die kaiſerliche Gewalt über die durch Revolutionen zerrütteten ſpaniſchen Republiken auszudehnen. Zumal ſeitdem der in Braſilien

regierende Zweig des alten Hauses Braganza sich mit der Familie Orleans verschwägert hat, scheint ein Plan ausgedacht worden zu seyn, in der argentinischen Conföderation einem Orleaniden ein Kaiserthum gründen zu wollen, wie später versucht wurde, ein solches dem österreichischen Erzherzog in Mexiko zu gründen. Ein Anlaß mehr für Napoleon III., die Expedition nach Mexiko zu unternehmen.

In den vielen Republiken Mittelamerikas oder Centralamerikas hörten die Revolutionen niemals auf.*) In Guatemala wüthete der Dictator Carrera, ein alter Indianer, gegen die Liberalen. In Honduras wurde der Präsident Guardiola 1862 ermordet. Ebenso Warrios, Präsident von San Salvador 1865. In demselben Jahr verfügte ein Doctor Moreno in Ecuador massenhafte Hinrichtungen. In Neu-Granada besiegte der Föderalist Mosquera 1861 die Centralisten, deren Haupt Arboleda im folgenden Jahre ermordet wurde. Noch einmal schlug Mosquera die Centralisten unter Flores 1863. In Bolivia wurde General Yanez grausam umgebracht ꝛc.

Noch muß erwähnt werden, daß der berüchtigte Freischaarenführer Walker, der von Nordamerika aus mehrmals Versuche machte, sich mit seinen Freischaaren in der Republik Honduras festzusetzen, und der schließlich gefangen und am 12. September 1860 zu Truxillo hingerichtet worden war, vor seinem Tode (nach New-Yorker Blättern) merkwürdige Enthüllungen machte, denen zufolge damals schon Napoleon III. den Plan gehegt haben soll, die romanische Race in Amerika von Europa aus zu unterstützen, es damals aber noch

*) Ein angesehener Südamerikaner verglich überhaupt das vom Mutterland Spanien emancipirte Südamerika mit seinen endlosen Bürgerkriegen und Usurpationen einem einzigen ungeheuren toll gewordenen Hundestall, weil nirgends ein Princip, eine Moral, ein edles Motiv, ein edles Ziel, eine große oder edle Persönlichkeit daraus hervorblickte.

nicht auf Mexiko, ſondern auf Centralamerika abgeſehen habe, um die Landenge von Panama, die Eiſenbahn und den wenigſtens projectirten Kanal, welcher den atlantiſchen mit dem ſtillen Ocean verbinden ſoll, in ſeine Gewalt zu bekommen. Walker bekannte, dieſer Politik zum Werkzeuge gedient zu haben.

Dieſes Centralamerika oder der Weſtrand des mexikaniſchen Golfs, die ſchmale Landzunge, welche die beiden großen Continente von Nord- und Südamerika verbindet, liegt zwar in der tropiſchen Zone, hat aber ſeiner Gebirge wegen ein ſo gemäßigtes Klima, daß die weiße Race hier gut fortkommt, ohne zu entnerven und ohne unumgänglich der Negerarbeit zu bedürfen. Zugleich iſt es das wichtigſte Paſſageland der ganzen Erdoberfläche, indem es das atlantiſche mit dem ſtillen Meere jetzt zwar nur erſt durch eine Eiſenbahn mittelbar verbindet, früher oder ſpäter aber durch einen Canal auch unmittelbar verbinden wird. Land und Klima ſind paradieſiſch. Dieſe ſchönen Uferländer würden ſich demnach zu einer germaniſchen Einwanderung in vorzüglichem Grade eignen. Dermalen ſind ſie in fünf Republiken getheilt: Guatemala, Nicaragua, Coſta-Rica, San Salvador und Honduras. Die ſpaniſchen Bewohner ſind nicht zahlreich und bei wenig Energie doch immer in Parteien geſpalten. Die Vernünftigeren unter ihnen erwarten auch Verbeſſerungen, Straßenbau, Unterrichtsanſtalten und eine umſichtige und einige Verwaltung nur von einer Einwanderung.

An Centralamerika ſchließt ſich auf dem großen Continent Südamerikas zunächſt die Republik Peru an. Dieſes Peru war vor Ankunft der Spanier, gleich dem alten Mexiko, ein Kaiſerthum mit einer ſchon weit vorgeſchrittenen Civiliſation und außerordentlich reich bevölkert. Die Spanier haben dieſem ſchönen Lande kein Glück gebracht. Die Bevölkerung iſt auf 1,400,000 Seelen herabgeſunken und corrumpirt, der Staat ohnmächtig. Wenn Peru ehemals das

vorherrſchende Reich, das eigentliche Centrum Südamerikas war, ſo iſt es jetzt von allen Uebeln heimgeſucht, als ob Pizarros Fluch auf dem Lande ruhte, deſſen alte Bevölkerung und Cultur er mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit vernichtete. Wenn der Fluch der Eroberung auf der ganzen ſpaniſchen Race laſtet, ſo doch am meiſten auf den Spaniern in Peru.

Das ſchöne Land zwiſchen dem Stillen Ocean und den himmelhohen Cordilleren wird fortwährend durch periodiſch wiederkehrende Erdbeben, durch Seuchen und durch Bürgerkrieg verheert. Die Einwohnerzahl kann ſich alſo nicht vermehren und hat auch nicht ſittliche Energie genug, um ſich zu einigen und dem unſeligen Parteiweſen ein für allemal ein Ende zu machen. Den achtbarſten Theil der Einwohner bilden die europäiſchen Kaufleute, die ſich des Handels wegen hier aufhalten, denn hier iſt die Heimath des Silbers und des Guano. Am meiſten Anſehen und Vertrauen genießen die Deutſchen. Die Eingeborenen ſpaniſcher Race aber, die weißen Creolen, ſind bei viel altem Stolz und Hochmuth doch verweichlicht, corrumpirt und unfähig. Sie ſind auffallend bleich bei deſto ſchwärzerem Haare. Die Männer haben häufig ſchöne Züge, aber durch Sinnlichkeit und Schlafheit entſtellt. Sie ſind ſchwächlich und weichlich, ſcheuen jede Anſtrengung, naſchen den ganzen Tag Süßigkeiten oder rauchen Cigarren und ſind leidenſchaftlich dem Spiel ergeben, einem Laſter, von dem auch die Geiſtlichen angeſteckt ſind. Im Uebrigen iſt ihre Faulheit und Wolluſt mit Bigotterie gepaart. Man findet hier ganz ähnliche Zuſtände wie in Mexiko. Alle Reiſenden ſind in dieſer Schilderung der Peruaner einverſtanden. Das beſte Werk über Peru iſt das des Schweizer v. Tſchudi. An die weiße Bevölkerung, die ſo herabgekommen iſt, ſchließen ſich nun noch die Farbigen an, die rothen Indianer, die ſchwarzen Neger und alle möglichen Miſchungen

der drei Racen, in denen aber nicht die Tugenden, ſondern die Mängel und Laſter der drei Urſprungsracen zuſammenſchmelzen.

Die Präſidenten der Republik Peru wechſeln mit den Revolutionen. Im Jahr 1860 ſchlug Präſident Caſtilla eine Empörung nieder, man klagte aber über ſeine Willkürherrſchaft. Im Jahr 1864 beſtritt Peru den Spaniern das Recht, die ungeheuern Guanovorräthe auf den Cinchasinſeln auszubeuten. Man ſchätzte dieſelben 600 Millionen Piaſter werth, nichts als Vögelkoth. Eine ſpaniſche Flotte unter Admiral Pinzon bemächtigte ſich der Inſeln am 14. April mit Gewalt. Ein blutiger Krieg drohte, denn alle Nachbarrepubliken, Bolivia, Venezuela, Columbia und beſonders eifrig Chile, verſprachen Peru Hülfe gegen die Spanier und verlangten, es ſolle ſich nichts von dieſen gefallen laſſen. Aber der neue peruaniſche Präſident, General Perez, war zum Frieden geneigt, da unterdeß auch in Madrid der gemäßigte Narvaez die Kriegsluſt dämpfte.

Nachdem am 24. Januar 1865 die Republik Peru ſich den ſpaniſchen Forderungen gefügt und Spanien die Guanoinſeln überlaſſen hatte, brach in Peru ſelbſt eine Empörung aus, weil man dem Präſidenten, General Perez, ſeine allzugroße Nachgiebigkeit gegen Spanien vorwarf. Die Rebellen wurden jedoch vor Lima geſchlagen. Aber auch die Nachbarſtaaten waren mit dem Frieden ſehr unzufrieden, weil ſie nicht wollten, daß ſich die Spanier auf's neue irgendwie in Südamerika feſtſetzen ſollten. Beſonders in Chile erklärte ſich die Preſſe leidenſchaftlich gegen Spanien und in chileniſchen Häfen verweigerte man den ſpaniſchen Kriegsſchiffen Kohlen und was ſie ſonſt bedurften. Darauf erſchien am 13. Mai Tavira als ſpaniſcher Geſandter in Chile, um Beſchwerde zu führen, und wurde ſo befriedigt, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Madrid den beſten Eindruck von Chile mitbrachte. Unterdeß aber hatte das beſonnene Miniſterium

Narvaez O'Donnel weichen müſſen und dieſer ergriff mit Freude die Gelegenheit, wieder renommiren zu können. Der ſpaniſche Admiral Pareja erhielt den Befehl, mit Gewalt vorzugehn, erſchien am 17. September vor Valparaiſo und verlangte unter beleidigenden Drohungen Genugthuung. Obgleich das ganze in der Hauptſtadt Chiles verſammelte diplomatiſche Corps gegen ein ſo brutales Verfahren proteſtirte, erklärte doch der Admiral ſchon am 24. die ganze Küſte Chiles in Blokadezuſtand und geſtattete neutralen Schiffen nur 10 Tage Zeit, um auszulaufen. Man erwartete jeden Augenblick das Bombardement der Hauptſtadt. Als die Nachricht davon nach London kam, gerieth die Kaufmannswelt in große Aufregung, weil dieſer neue Krieg an den Ufern des ſtillen Oceans dem ſehr ergiebigen Handel mit Chile großen Nachtheil brachte, und Lord Ruſſel ſchickte eine drohende Depeſche nach Madrid. Zufällig nahmen die Chilenen ein ſpaniſches Schiff weg, und Pareja, durch widerſprechenden Befehl ohnehin geärgert, ſchoß ſich eine Kugel vor den Kopf, 1. Dezember 1865.

Mittlerweile hatten ſich die Aufſtändiſchen in Peru unter Creſco wieder geſammelt, ſchlugen den General Perez am 6. November 1865, nöthigten ihn, das Land zu verlaſſen, und eroberten Lima und Callao. Soldaten und Pöbel plünderten in der letzteren Stadt, insbeſondere die dort wohnenden Deutſchen, weil keine Kriegsſchiffe zu ihrem Schutz von Seite irgend einer deutſchen Macht vorhanden waren, während Engländer und Franzoſen den Schutz ihrer Schiffe genoßen. Creſco ſelbſt mußte ſich vor dem brutalen Meſtizen Caſtillo beugen, weil derſelbe des Pöbels Liebling war.

Chile wurde 1860 durch den tapfern Indianerſtamm der Araucaner beunruhigt, unter denen ſich ein franzöſiſcher Abenteurer, Tomence, zum König aufgeſchwungen haben, 1862 aber wahnſinnig geworden ſeyn ſoll.

Am 3. Dezember 1863 ereignete ſich ein fürchterliches Unglück zu St. Jago in Chile. Man feierte daſelbſt in der Jeſuitenkirche das Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariä, und zwar in der Nacht. Die Kirche war von 20,000 Gasflammen erhellt und nach der Sitte des Landes überreich ausgeſchmückt mit Bildern, Draperien und Verzierungen der mannigfachſten Art und überfüllt mit Menſchen, beſonders mit Weibern und Kindern. Als der Sacriſtan am Hochaltar vor dem großen Bilde der Gottesmutter eine Gasflamme unvorſichtig anzündete, ſtieg die Flamme raſch ſo hoch, daß ſie die Draperie des Altars erreichte, und augenblicklich verbreitete ſie ſich, durch die brennbaren Stoffe der Ueberkleidungen genährt, an der Decke und im ganzen Umfang der Kirche. Die Decke war unglücklicher Weiſe von Holz, die dürren Bretter entzündeten ſich und ein Feuerregen ſtürzte auf die Volksmenge nieder. Zwar ſuchte alles zu entfliehen, aber im Gedränge ſtopfte ſich die Maſſe der Menſchen an den Thüren, viele ſtürzten nieder, andere über ſie hin, bis der zertretenen Menſchen ſo viele todt lagen, daß ſie an allen Ausgängen Barrikaden bildeten, über die niemand mehr hinüber konnte. Ein Indianer warf ſeinen Laſſo (eine Schlinge, womit man wilde Rinder fängt) in die Kirche hinein und zog damit wirklich einige Perſonen heraus, bis der Strick riß. Es war unmöglich, die noch in der Kirche zurückgebliebene Menge zu retten, da das Feuer allzuſchnell um ſich griff. Man ſah, wie das Feuer, ſobald es einmal den üppigen Haarwuchs der Chileninnen ergriffen hatte, weil ſie Kopf an Kopf gedrängt ſtanden, ſich raſch über alle Köpfe verbreitete. Man hörte das Jammergeſchrei der Verbrennenden. Dann war alles verſtummt. Denn das ganze Unglück begann und endete mit unglaublicher Schnelligkeit. Die meiſten Menſchen waren erſtickt und erſt die Leichen nachher durch das herabſtürzende glühende Gebälk verbrannt. Man zählte über 1800 Todte.

Die radicale Preſſe beutete dieſen Unglücksfall aus, um wieder

einmal ihr Müthchen an den Jesuiten zu kühlen. Er hatte sich in einer Jesuitenkirche zugetragen, also log man sogleich, die Jesuiten seyen Schuld gewesen. Obgleich das Feuer nur zufällig durch eine zu hoch aufsteigende Gasflamme (wie beim Theaterbrand in Karlsruhe) entstanden war, log man, die Jesuiten, unter denen ein gewisser Ugarte ganz besonders gravirt wurde, hätten Briefe, zum Theil mit Geld beschwerte Briefe bigotter Damen an die Gottesmutter, vor deren Altar verbrannt. Ferner log man, die Jesuiten hätten sich in die Sakristei gerettet, aber deren Thüre verschlossen, um ungestörter ihre Schätze in Sicherheit zu bringen. Diese Beschuldigungen hat ein Professor Ballacey aus St. Jago widerlegt: die Thüre zur Sakristei, ohnehin eine der engern und zur Flucht weniger geeignet als die Hauptthüren, sey gar nicht verschlossen gewesen. Kirchenschätze seyen gar nicht in Sicherheit gebracht worden.

Die Portugiesen, obgleich eine viel kleinere Nation als die Spanier, haben doch in Südamerika besser zusammengehalten, weshalb ihre Colonie, das Kaiserreich Brasilien, größer und einiger ist, als irgend einer der vielen spanischen Freistaaten. Daraus erklärt sich die Neigung der brasilianischen Regierung, sich die Hegemonie auf dem südamerikanischen Continent durch Annectirung seiner spanischen Nachbarn zu verschaffen.

Wie wenig übrigens die Macht Brasiliens in Europa geachtet war, bewies ein Beispiel englischer Brutalität, welches 1862 in Brasilien vorkam. Ein paar englische Seeoffiziere und ein englischer Capitain in Civil insultirten in betrunkenem Zustande auf einer Landparthie vor Rio de Janeiro die Vorübergehenden und wurden arretirt. Darüber schlug der englische Gesandte einen Lärm auf, als ob die Krone von England umgestoßen worden wäre. Brasilien gab die verlangte Entschädigung, bewilligte aber die verlangte Bestrafung der Wache nicht und alles in Brasilien war empört über so rohe An-

fangen im Luxus führt. Man will nicht nur äußerlich glänzen, sondern dieser Glanz soll auch immer wechseln, jede neue Mode soll mitgemacht werden, und die Moden wechseln oft in einem Jahre mehreremal. Natürlich ist dieser Wechsel sehr kostspielig. Merkwürdig bleibt es dabei immer, daß wir Deutsche selbst keine eignen Moden erfinden, sondern uns darin immer nach den Franzosen und Engländern, neuerdings auch nach den Russen richten. Diese vielen fremden Moden sind sogar selten schön, und stehn uns nicht.

Als einen großen Verlust für das gesellige Leben dürfen wir auch den Untergang der meisten Volksfeste und Volksgebräuche betrachten, durch welche das Leben im Mittelalter so sehr verschönert wurde. Die höhern Stände vergnügen sich nur noch mit Essen, Kartenspiel und Tanz in ihren Salons, die niedern eben so in den dumpfen Wirthshäusern und Schenken. Selbst bei den wenigen öffentlichen Festen, die noch bestehn, sieht man nur noch das Volk neugierig durcheinander laufen und endlich in die Wirthshäuser sich verlieren. Der Sinn für öffentliche Lust ist fast ganz abgestorben. Um in verschloßnen Räumen Schauspiele zu sehn, muß man bezahlen, und sie ersetzen dem Volk seine alten Feste keineswegs.

Kapitel CCCCXC.

Die Erziehung.

Für die Erziehung und den Unterricht der Jugend ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich viel geschehn. Früher waren nur die gelehrten Schulen im Flor, der übrige Volksunterricht aber, besonders auf den Dörfern, äußerst vernachläßigt. Aber auch auf den gelehrten Schulen herrschte nur der sogenannte alte

maßung. Bald darauf ſcheiterte das engliſche Schiff „der Prinz von Wales“ an der braſilianiſchen Küſte und die ganze Mannſchaft ging zu Grunde. Die Engländer behaupteten, das Schiff ſey von den Braſilianern geplündert worden, und erzwangen die geforderte Entſchädigung, indem ſie braſilianiſche Schiffe wegnahmen. Die gerechten Klagen der braſilianiſchen Regierung wurden in London mißachtet. Die tiefſte Entrüſtung gab ſich darüber in ganz Braſilien kund. Alles feuerte den Kaiſer an, die Schmach nicht zu dulden, und im Mai 1860 mußte der engliſche Geſandte Rio de Janeiro verlaſſen. Der zum Schiedsrichter aufgerufene König der Belgier erklärte ſich zu Gunſten Braſiliens. Im engliſchen Oberhauſe ſelbſt wurde ſeine Anſicht getheilt, aber Lord Ruſſel machte Ausflüchte und ſtellte in dem jungen König von Portugal einen neuen Schiedsrichter auf.

Inzwiſchen ſuchte ſich Braſilien auf Koſten ſeiner ſpaniſchen Nachbarn allmälig zu vergrößern. Schon bald nach der Unabhängigkeitserklärung der ſpaniſchen Colonien annectirte ſich Braſilien die in ſeinem Süden gelegene Provinz **Uruguay** oder Banda Oriental mit der Hauptſtadt Montevideo, indem es ſie gegen die Altſpanier ſchützen half, allein ſchon 1827 machte ſich Uruguay mit Hülfe von Buenos-Ayres wieder frei und trat zur Conföderation der ſpaniſchen Laplatafreiſtaaten. Weil nun aber viele in Uruguay bereits angeſiedelte Portugieſen von Montevideo aus durch die Spanier aus Nationalhaß ſchwer bedrückt wurden, benutzten die Farbigen die thörichte Zerwürfniß unter den Weißen, um ſich zwiſchen ihnen einzudrängen. An der Spitze dieſer Partei der ſ. g. Colorados wurde General **Florez** Präſident der Republik Uruguay, aber durch die ſpaniſche Partei der Weißen oder Blancos vertrieben. Er floh nach Buenos-Ayres, deſſen Präſident Mitre ſich neutral verhielt, aber geſtattete, daß Florez einen Einfall in Uruguay machte und die an den Nordgrenzen daſelbſt wohnenden Braſilianer an ſich zog, 1863. Braſilien ergriff dieſe Ge-

legenheit, um Florez beizustehen und seinen alten Einfluß in der Provinz wieder zu gewinnen. Seine Truppen überschritten am 12. Oktober 1864 die Grenze und eroberten die feste Stadt Paysandu. Der vereinigten Uebermacht der Colorados und Brasilianer konnten nun die Blancos nicht widerstehen und ihr Präsident Aiguirre mußte sein Amt an Villalba abtreten, der unter Vermittlung der europäischen Consuln und Schiffskapitäne die Stadt Montevideo am 21. Februar 1865 an Florez unter der Bedingung übergab, daß die Stadt geschont und kein Eigenthum verletzt würde. Auch jetzt noch blieb Buenos-Ayres neutral, dagegen waffnete Paraguay.

In Paraguay herrschte noch die alte Ordnung der Dinge wie unter dem früheren musterhaften Jesuitenregiment. Das reiche Land bot der gut disciplinirten indianischen Bevölkerung, was sie bedurfte. Zwischen zwei großen Flüssen und Urwäldern eingeengt, blieb das Land von ausländischer Sittenverpestung unangesteckt. Wie früher die Jesuiten, so sperrte auch Doktor Franzia, der ihre Regierungsweise fortsetzte, den Verkehr von außen ab. Nach seinem Tode 1841 erbte sein Neffe Lopez dieselbe unumschränkte Gewalt, begann jedoch das Land dem auswärtigen Handel auf der großen Wasserstraße zu öffnen. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Solano Lopez, ein Mann von großer Energie, der die wichtige Rolle übernahm, das spanische Element in den südamerikanischen Republiken gegen das portugiesische im Kaiserthum Brasilien zu vertheidigen. Brasilien suchte die ewige Uneinigkeit jener spanischen Republiken auszunutzen und sich auf ihre Kosten zu vergrößern. So wollte es die nördlichen und östlichen Theile der Republik Paraguay an sich reißen. Es würde die Nachbarn wohl haben in Ruhe lassen müssen, wenn nicht Präsident Mitre in Buenos-Ayres aus seiner zweideutigen Neutralität heraus und offen auf die Seite Brasiliens getreten wäre. Derselbe hoffte nämlich, alle kleinen Republiken, in welche das weite Gebiet des

Laplataſtromes getheilt war, alle nach einander unter die Alleinherrſchaft von Buenos-Ayres zu bringen und dazu ſollte ihm Braſilien behülflich ſeyn. Zugleich trachteten die beiden verbündeten Regierungen von Braſilien und Buenos-Ayres, die Binnenländer des Feſtlands von Südamerika in Bezug auf Handel und Verkehr von ſich abhängig zu machen durch Zölle und Monopole. Lopez nun warf ſich zum Vertheidiger ſowohl der Unabhängigkeit als des freien Handels auf und fand die wärmſte Unterſtützung in Paraguay, nicht in den andern ſpaniſchen Republiken, in denen Trägheit und Intrigue jeden patriotiſchen Aufſchwung hemmten. Als die Braſilianer trotz der Warnung des Lopez in Uruguay einrückten, erklärte ihnen Lopez den Krieg, fiel ſogleich in die braſilianiſche Grenzprovinz Matto Groſſo ein und fand keinen Widerſtand, denn hier wohnen viele deutſche Coloniſten, die mit den freien Spaniern mehr ſympathiſiren als mit den kaiſerlichen und Sclaven haltenden Braſilianern. Hierauf fiel Lopez auch in der ſpaniſchen Republik Corientes ein, um ſie gegen Braſilien zu ſchützen, und noch einmal in der braſilianiſchen Provinz Rio Grande del Sul, im Frühjahr 1865.

Mittlerweile ging der Bürgerkrieg in Nordamerika zu Ende, die Nordſtaaten ſiegten und die Vereinigten Staaten ſtanden mächtiger da als je vorher. Die nächſte Folge davon war, daß Präſident Johnſon ſich in die mexikaniſche Angelegenheit einmiſchte und den Kaiſer der Franzoſen veranlaßte, ſeine Truppen vom amerikaniſchen Feſtland zurückzuziehen. Hierauf richtete Johnſon ſein Augenmerk auch auf Braſilien und traf auch hier Vorkehrungen, dem monarchiſchen Annectirungsgelüſte einen Zügel anzulegen und die Selbſtändigkeit der Republik Paraguay zu retten. Sein Abgeſandter Waſhburne begab ſich auf den Kriegsſchauplatz und der braſilianiſche Feldherr wagte nicht, die Strenge der Blokade auf ihn anzuwenden, ſo daß er ſich nach Paraguay zu Lopez begeben konnte. Zugleich mußte der

nordamerikanische Gesandte Asboth in Buenos-Ayres offizielle Vermittlungsvorschläge machen, zu nicht geringer Freude der hier und in Uruguay angesiedelten oder Geschäfte treibenden Europäer, denen der Kriegszustand sehr lästig wurde. Brasilien erkannte die Gefahr und suchte ihr dadurch zuvorzukommen, daß es freiwillig und ohne dazu aufgefordert werden zu seyn, die Schifffahrt auf dem großen Amazonenstrom freigab, eine außerordentliche Concession für den Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch verband sich mit diesem scheinbaren Opfer auch wieder ein der Union schädliches Interesse, denn viele reiche Anglo-Amerikaner aus den Südstaaten, die es dort unter dem harten Druck der Sieger nicht mehr aushalten konnten, hatten sich bereits am Amazonenstrom angesiedelt und wenn diese Colonien durch Freigebung der Stromschifffahrt, wie zu erwarten war, sich bald vergrößern sollten, mußte daraus eine wesentliche Machtvermehrung Brasiliens entstehen.

Auch ließ Brasilien vom Kriege nicht ab, obgleich sich derselbe nur erfolglos hinschleppte. Die brasilianische Armee unter General Porto Alegre, verbunden mit den argentinischen Truppen unter Mitre standen am großen Flusse Purana und am andern Ufer stand Lopez mit den ihm feurig ergebenen Paraguaiten. Ringsum waren Wald, Sümpfe und Höhenzüge, nirgends offenes und fruchtbares Land. Die Alliirten mußten ihren Proviant auf dem großen Flusse nachschleppen. Sie hatten die Ueberlegenheit der Zahl, aber die Spanier unter Mitre waren den Brasilianern abhold und schlugen sich schlecht. Die brasilianische Flotte hatte starke Panzerschiffe und gegen sie konnten die Schiffe von Paraguay nicht aufkommen, aber es gab nur einen Uebergang über den großen Fluß, bei Passo da Patria, und dieser war von Lopez stark befestigt. Der brasilianische Feldherr machte daher zweimal Diversionen, um dem Feind womöglich in die Flanke zu kommen. Da zog sich Lopez freiwillig von Passo da Patria zu-

rück nach der Feſtung Humaita im Innern des ſumpfigen Waldlandes, wo ihn die braſilianiſche Flotte nicht mehr beläſtigen konnte, und legte auf dem einzig paſſirbaren Wege, der zu dieſer Feſtung führte, bei Roja ſo ſtarke Verſchanzungen an, daß es den Braſilianern unmöglich war, ſie trotz allen Anſtrengungen zu erſtürmen. Der braſilianiſche General ſchickte nun die Flotte den Fluß Paraguay hinauf, um die Feſtung Curupaiti zu nehmen. Aber bei der Palmarinſel fand die Flotte heftigen Widerſtand von einem dort angelegten Fort aus. Ihr größtes Panzerſchiff wurde durch einen Torpedo in Stücke geriſſen. Das Uferfort wurde zwar erſtürmt, wobei alle Paraguaiten umkamen, weil ſie ſich bis auf den letzten Mann vertheidigten (im September 1866); als aber die Alliirten hierauf vor Curupaiti rückten, wurden ſie von hier nach blutigem Kampfe zurückgeſchlagen, weil Mitres Truppen ſich wieder nicht anſtrengen wollten. Doch blieben die Alliirten immer noch am Grenzfluß ſtehen.

Dom Pedro II., der Kaiſer von Braſilien, hatte nur zwei Töchter, von denen die älteſte, Donna Iſabel ſich 1864 mit Louis, Grafen D'Eu, Sohn des Herzogs von Nemours, und die jüngere Leopoldine mit dem Herzog Auguſt von Coburg, Neffen des Königs von Portugal, vermählte.

Bevor wir die neue Welt verlaſſen, ziemt uns noch ein Rückblick auf die Stellung, welche ſie zur alten Welt einnimmt. Zwei Momente ſind dabei für Europa von beſonderer Bedeutung, einmal die energiſche Durchführung der Monroedoctrin, durch welche die Franzoſen gezwungen wurden, ſich aus Mexiko zurückzuziehen, und zweitens die wechſelſeitige Bekomplimentirung der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Rußland, durch welche eine künftige Allianz Amerikas mit Aſien gegen Europa vorbereitet wird.

Schon der große Napoleon faßte den Weltkampf ſummariſch auf und prophezeite aus ſeinem Aſyl auf der Inſel St. Helena, Europa

werde republikaniſch oder koſackiſch werden. Das hieß ſoviel als, Europa iſt nicht mehr ſelbſtändig, empfängt ſeinen Impuls entweder von der Demokratie in Amerika herüber, oder vom tatariſchen Deſpotismus Aſiens her. Auch deutſche Geſchichtſchreiber und Publiciſten, namentlich auch Reiſende, wie z. B. Fröbel und Moritz Wagner, haben die Frage erörtert, ob jene Prophezeihung des großen Napoleon nicht ſehr berechtigt geweſen ſey? Der letztere erkennt nur noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland die Fähigkeit und den Beruf, auswärtige Eroberungen zu machen. Spanien habe die ſeinigen verloren, ebenſo Frankreich, welches überhaupt nicht zu coloniſiren verſtehe, und auch England habe den Culminationspunkt ſeiner überſeeiſchen Erwerbungen längſt hinter ſich. In Europa ſeyen alle Staaten alt geworden, im Abwelken und Untergehen begriffen, zehren nur von ihrer Vergangenheit, wie der Bär im Winterſchlaf vom eigenen Fett. Jung dagegen und zukunftreich ſey nur die Union und Rußland.

Auch Napoleon III. hat die Frage tief erfaßt und nur politiſche Kleinkrämer und Philiſter können an ſeiner mexikaniſchen Expedition nichts wahrnehmen, als deren Mißlingen. Daß ſie unter beſondern Umſtänden und hauptſächlich durch den Verrath Englands und Spaniens mißlang, iſt kein Grund, den großen Gedanken, der da zu Grunde lag, zu mißkennen oder zu beſpötteln. Es war möglich, der romaniſchen Race in Amerika aufzuhelfen und den Einfluß Europas auf die neue Welt wieder herzuſtellen, wenn Frankreich dabei vom übrigen Europa unterſtützt worden wäre.

Alle die umſichtigen Männer, welche die Vorgänge auf der Oberfläche der Erde im Großen und Ganzen überſchauen und beurtheilen, haben bei ihren Berechnungen nur einen europäiſchen Factor überſehen und das iſt Deutſchland. Zwar ſteckt es noch tief in particulariſtiſchen Gewohnheiten, allein es hat doch angefangen, ſich zur Einheit aufzu-

raſſen. Im übrigen Europa hat ein oberflächlicher Liberalismus faſt alles Intereſſe verſchlungen und die Demokratie rechnet immer noch auf allgemeinen Umſturz der Dinge, während die conſervativen Parteien ſich an vermeintliche Rechte klammern, etwas erhalten wollen, was der Erhaltung nicht mehr werth iſt, und ſich auf Gegenwart und Zukunft nicht verſtehen.

Es iſt ſchade, daß Europa in ſeinen revolutionären Zuckungen zwiſchen Deſpotie und Anarchie und bei den unfruchtbaren Verfaſſungskämpfen ſeine Weltſtellung, ſeinen Beruf zur Weltbeherrſchung und Weltbeglückung vergeſſen hat. Europa ſchien allerdings zu einer größern und edlern Rolle beſtimmt zu ſeyn, als hier vom demokratiſchen Yankeethum überfluthet und dort vom deſpotiſchen Rußland bedroht zu werden. Durch ſeine inhaltreiche Vergangenheit ſchien es berufen zu ſeyn, dauerhaftere Formen des ſocialen, politiſchen und kirchlichen Lebens auszubilden. Es nahm den Anlauf zu höhern organiſchen Bildungen, die etwas unendlich Vollkommeneres ſind, als die anorganiſchen Gebilde des maſſenhaft erſtarrten Ruſſenthums und des durch Freiheit und Gleichheit Aller in Sandkörner aufgelöſten Yankeethums. Allein es iſt ſehr die Frage, ob im alten Europa noch ſoviel organiſche Reproduktionskraft übrig iſt, als nöthig wäre, um uns gleich ſehr vor dem Yankeethum wie vor dem Ruſſenthum ſchützen zu können.

Blickt man auf den heutigen Zuſtand der europäiſchen Preſſe und alles deſſen, was ſich als vorherrſchende öffentliche Meinung auch in den parlamentariſchen Wahlen kundgibt, ſo vermißt man darin faſt jegliches Verſtändniß der großen welthiſtoriſchen Aufgabe Europas und der bedenklichen Kriſis, in welcher ſich dieſer Welttheil gegenwärtig befindet. Die wenigen Wahrheitsſtimmen werden in der Regel überhört. Vor allen Dingen will man nicht conſervativ heißen, ſelbſt wenn man es iſt. Der oberflächliche Liberalismus übt eine ungeheure

Tyrannei. Doch bleibt immer noch einige Hoffnung, daß ein richtigeres Verſtändniß zunächſt deutſcher, dann auch europäiſcher Dinge, der verblendeten Menge wieder aufdämmern könne.

Wie in ſo vielen andern Dingen, ſo wird auch hier auf die Neugeſtaltung Mitteleuropas, d. h. Deutſchlands, das Meiſte ankommen. Ueberaus viel wird ſich in den Meinungen, wie in den Verhältniſſen ſelbſt ändern, wenn die Einheitsbeſtrebungen der deutſchen Nation ferneren Erfolg haben. Denn die Verblendung iſt nicht älter als die Kleinſtaaterei, ſie hängt auf das engſte mit ihr zuſammen. Der Particularismus ließ keine großartige Auffaſſung, kein richtiges Verſtändniß der größten ſocialen, nationalen und kirchlichen Fragen mehr aufkommen. Ueberall ſchob er kleine Intereſſen vor die großen, täuſchte durch läppiſche Vielwiſſerei über den Mangel an geſunder Vernunft und ſpiegelte auf Schulen und Univerſitäten der unwiderſtehlich erwachenden Sehnſucht nach größern Dingen nur falſche Ideale vor, die von da abführten, wohin man hätte ſehen und trachten ſollen. Wird nun nach und nach der particulariſtiſche Eifer gegenſtandlos, indem die Kleinſtaaterei aufhört, ſo muß ſich der Horizont der Menſchen auch wieder erweitern, und es wäre inſofern nicht unmöglich, daß die großen conſervativen Intereſſen der Nation in dem Maaße wieder zur Geltung kommen könnten, in welchem die liberale Afterweisheit, die hauptſächlich von der Kleinſtaaterei genährt wurde, in ihrer Unnatürlichkeit und in ihrem ganzen Unwerth erkannt wird.

Das deutſche Volk hat eine ſehr glückliche geographiſche Lage in der Mitte Europas und iſt überdies ſo zahlreich, daß es, wenn erſt alle ſeine Stämme ſich wieder vereinigt haben, ſowohl nach der romaniſchen als nach der ſlaviſchen Seite hin, das alles in Atome auflöſende demokratiſche Syſtem, wie den alles verſteinernden Deſpotismus von ſich abhalten und in Zukunft eben ſo viel Einfluß auf die Nachbarn üben kann, als es ſich bisher bei ſeiner Kleinſtaaterei fremden Einfluß

hat müſſen gefallen laſſen. Iſt Deutſchland einmal ganz geeinigt, ſo wird es wieder in einer Kraft und Friſche in die Weltgeſchichte eintreten, wie es weder der weſtlichen Demokratie noch dem öſtlichen Czaaren- und Popenthum möglich iſt. Das Beiſpiel Deutſchlands wird wohlthätig auf die Nachbarn wirken und ſie von manchem Irrthum zurückbringen, dem ſie ſich jetzt noch hingeben. Es wird ihnen helfen, wo ſie brutaler Gewalt zu unterliegen fürchten müſſen. Was Oeſterreich und Preußen früher allein nicht vermochten noch wollten, wird das geeinigte Deutſchland vermögen. Es wird die kleinen Völker im Oſten ſchützen, daß ſie nicht alle vollends von Rußland verſchlungen und uniformirt werden. Es wird ſich in der orientaliſchen Frage mit den Weſtmächten vereinigen, das ehemalige byzantiniſche Reich vor Ruſſificirung zu ſchützen und dafür zu ſorgen, daß daſſelbe der mitteleuropäiſchen Machtſphäre einverleibt werde.

Endlich — und damit wollen wir ſchließen — ſteht dem bisher ſo mächtigen England eine Kriſis bevor. Die fortſchreitende Emancipation Irlands wird den alten Streit nicht ſchlichten. Irland wird ganz ſelbſtändig zu werden ſuchen und dabei von den Vereinigten Staaten Nordamerikas aus unterſtützt werden. Auch im Innern droht die äußerſt klug ausgedachte Organiſation der Arbeiter einen Sturm zu erregen. Auf der andern Seite ſind die ſcandinaviſchen Staaten fortwährend von Rußland bedroht. Rußland will durch den Belt die ganze Oſtſee beherrſchen. Schon hat es Schweden Livland, Eſthland und Finnland entriſſen und die däniſche Königsfamilie ganz in ſein Netz gezogen. Es wird wie bisher jede Gelegenheit benützen, um ſeinen Plan auf die Eroberung aller Oſtſeeländer auszuführen, um ſo mehr, wenn es der Eroberung Conſtantinopels entſagen müßte. Wie man die Eroberungspolitik in Waſhington und in St. Petersburg einmal kennt, ſcheint es keine bloße abenteuerliche Vermuthung zu ſeyn, daß in nicht zu langer Zeit England und Scandinavien von

dieſen beiden Seiten her einen ſtarken und fortgeſetzten Druck empfinden werden. In dieſem Falle aber würde ihnen die Hülfe des großen deutſchen Reichs in Mitteleuropa vom höchſten Werthe ſeyn. Die Möglichkeit liegt gar nicht ſo fern, daß ſich einmal alle germaniſchen Stämme, wie ſie bisher die geographiſche Mitte Europas eingenommen haben, ohne leider unter ſich einig zu ſeyn, doch endlich einmal zu gemeinſamer Abwehr gegen außen vereinigen werden. Soll Europa je noch ſein altes moraliſches und intellectuelles Uebergewicht über Amerika und Aſien noch ferner behaupten können, ſo wird es nur von Deutſchland aus geſchehen können, welches jetzt im Begriff iſt, mit einer großen Vergangenheit eine große Zukunft zu verbinden. Die Erde dreht ſich noch für uns.

Schlendrian, das mechaniſche Einüben der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, und beinah alles andre Wiſſenswürdige, ſo wie die Bildung des Herzens und des Körpers wurde vernachläßigt. Der Umſchwung der Geiſter im vorigen Jahrhundert wirkte jedoch bald auch auf die Erziehung wohlthätig. Es traten Männer auf, welche vermittelſt der Erziehung die künftigen Geſchlechter auf einmal beſſern und vervollkommnen wollten. Aus den Kindern, die von den Laſtern der Alten noch nicht angeſteckt ſeyen, glaubten ſie ideale und durchaus vortreffliche Menſchen bilden zu können. Dieſer übertriebnen Hoffnung gab ſich zuerſt vorzüglich der ſchwärmeriſche Baſedow in Deſſau hin. Später verſuchte der berühmte Peſtalozzi in der Schweiz wenigſtens an einer Muſterſchule zu zeigen, wie man die Fähigkeiten der Jugend auf die natürlichſte Weiſe entwickeln und ausbilden könne. Die allzuausſchweifenden Erwartungen wurden betrogen, doch im Allgemeinen hatte die pädagogiſche Wuth recht gute Folgen. Sie machte auf die wirklich herrſchenden Schulgebrechen aufmerkſam und leitete das Beſſere allmählich ein.

Seitdem haben ſowohl Eltern und Jugendfreunde, als auch die Regierungen den größten Fleiß auf die Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten gewendet. Ueberall iſt der erſte Volksunterricht in den Dorfſchulen erweitert und verbeſſert worden, während früher der Bauer oft nicht einmal leſen und ſchreiben lernte. Für das bürgerliche Leben ſind im Allgemeinen ſogenannte Realſchulen, und im beſondern für einzelne Gewerbe und Stände Unterrichtsanſtalten aller Art, Handlungs- Landwirthſchafts- Jagd- Militairſchulen ꝛc. errichtet worden. Die gelehrten Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten ſind vermehrt, ihr Plan erweitert, der Unterricht bereichert und verbeſſert worden. Endlich hat man

Sach- und Perſonenregiſter

zu beiden Bänden.

A.

Abdel Kader 380.
Abdul Aziz II. 109.
Abgeordnetenhaus in Berlin 70. 77. 86. 129. 181.
Abgeordnetentag in Weimar 30.
— — in Frankfurt 33.
Abolitioniſten II. 263.
Abuna II. 233.
Abeſſinien II. 229 f.
Aegypten II. 151.
Aera, die neue in Preußen 66
Afghaniſtan II. 95. 201.
Ajaccio 336.
Alabama II. 307. 339.
Albert, Prinz II. 156.
Albertſee in Afrika II. 245.
Alexander II. Kaiſer von Rußland 68. 154. II. 2 f. 66.
Alfred, Prinz von England II. 147.
Algier 379.
Almonte, General II. 395.
Alſen, Inſel 156.
Amur, der Fluß II. 102.
Andersonville II. 332.
Andrea, Cardinal 346.
Anker, Lieutenant 129.
Antonelli, Cardinal 270.
Arbeitervereine 39.
Arbeiterelend in England II. 178.
Armeereorganiſation in Preußen 66.
Aspromonte 292.
Athen II. 149.
Atlanta II. 312.
Auguſt v. Koburg II. 473.
Auguſtenburg, Prinz Friedrich v. 110. 127. 133. 145. 174. 191. 196.
Aumale, Herzog v. II. 156.
Ausſchuß, der Sechsunddreißiger 33. 121. 130. 146. 152. 197.

B.

Baden, Großherzogthum 15. 25. 229.
Baker, Reiſender in Afrika II. 245.
Banks, General II. 285. 292.
Baumwollenkriſis II. 288.
Bayern, Königreich 222.
Bazaine, General II. 406. 417.
Beauregard, General II. 277. 317.
Beckers Mordverſuch 72.
Belcredi, Miniſter 205. 213.
Belgien, Königreich 260.
Belgrad II. 121.
Belluno 308.
Benedek, Feldzeugmeiſter 48. 54.
Benedetti, franz. Geſandter 177.
v. Bennigſen 29.
Berg, General II. 59. 66.
Beſeler 105.
v. Beuſt 123. 146. 149. 150.
Bhutan, Krieg in II. 192.
Biarriz 177.
Bismarck, Graf 81. 97. 117. 129. 175. 177. 182. 198.

Birio 285.
Bobrinski, General II. 19.
Bochara II. 91.
Bockum-Dolffs 94.
Böhmen 213.
Booth, Mörder Lincolns II. 328.
Borries, Graf 29.
Bosnien II. 129.
Bozaris II, 145.
Brände in Polen II. 78.
— in Rußland II. 9.
Braſilien II. 468 f.
Bremen, Schützenfeſt in 33.
Briganti 281.
Buchanan II. 269.
Buenos Ayres II. 469.
Bukareſt II. 115. 116.
Bulgarien II, 112. 129.
Bull Run, Schlacht bei II. 278. 284.
Bund, deutſcher 1. 216.
Bundesbeſchluß gegen Dänemark 105.
Bundesfeſtungen 11.
Bundesverfaſſungsreform 14. 20.
Burkerville II. 324.
Burnſide, General II. 286.
Butler, General II. 285. 303. 316.

C.

Calkutta II. 192.
Cameron II. 259.
Canada II. 307.
Caprera 285.
Carouge 244.
Carlos, Don 425. 426.
Caſtelfidardo 269.
Caſtelnau, General II. 433. 441.
Cavour, Graf 273. 284.
Centralamerika II. 462.
Chamberd, Graf v. 377.
Chancellorsville II. 290.
Charles Georges, das Schiff 438.
Charleston II, 271. 291. 316.
Charlotte, Kaiſerin II. 397 f. 426.
Chaſidaer 255.
Chatanooga II, 293. 312.
Chenevieres 247.
Chiavone 281.
Chigi, Nuntius 336.
Chile II. 465.
China II. 203 f.
Chiva 92.
Cholera 408. II. 142.
Chriſtian IX. König von Dänemark 97. 110. 121.
Chruleſ II. 32.
Cialdini, General 269. 282.
Claret 429.
Claſſen-Kappelmann 187.
Cochinchina II. 202.
Cold Harbor II. 303.
Columbia II. 216.
Comorra 314.
Congreßidee, die Napoleons 358.
Congreß in Waſhington, deſſen Conflikt mit dem Präſidenten II. 358 f.
Conſtantin, Großfürſt II. 29. 38.
Convention Preußens m. Rußland 90.
Corfu II. 150.
Cortina II. 412.
Couza II. 111.
Croatien 59.
Czachowski II. 53.
Czartoryski II. 26. 56.

D.

Dänemark 98. 102. 108. 121.
Dagmar, Prinzeſſin 136. 165.
Dalmatien 63. II. 26.
Dalwigk, Miniſter v. 146. 237.
Danewirk 132.

Danilo Petrowich II. 123.
Danner, Gräfin 109.
Dante 337.
Davidow II. 10.
Davis, Präſ. d. Südſtaaten II. 271. 330.
Deak 205.
Dehn-Rothfelden 239.
Dekret, das berüchtigte Kaiſer Maximilians II. 417.
Deliberier 246.
Derby, Lord II. 169.
v. Döllinger 223.
Dolgorucków II. 12.
S. Domingo 426.
Doſt Muhamed II. 95.
Doviat II. 372.
Druſen II. 142.
Dualismus in Oeſterreich 207 f.
Düppel, Erſtürmung von 137.
Dupanloup 318.
Durando, General 295.

E.

Early, General II. 302. 306.
Elgin, Lord II. 202.
Elvin II. 433.
Encyclica 323.
Englands Stell. zu Dänem. 106. 122.
— — zu Frankreich 124. 353.
— — zu Nordamerika II. 335.
— — zu Rußland II. 48.
Ernſt II. v. Coburg 25. 29. 34. 121.
Escobedo, General II. 444. 445.
Eu, Ludw. Graf v. II. 473.
Eugenie, Kaiſerin 408. II. 455.
Eulenburg, Graf 72. 82. 183.
Eyre, Gouverneur v. Jamaika II. 187.

F.

Falkenſtein, Vogel v., General 164.
Farini, Miniſter 301.
Favre, Abgeordneter 361. 386.
Fazy 245.
Februarforderungen, die preuß. 179.
Feldjäger, der in Heſſen 240.
Felinski, Erzbiſchof II. 74.
Fenier, die II. 184.
Fernando v. Portugal II. 147.
Ferrault II. 307.
Finnland II. 9. 66.
Fiſcher, Pater II. 431.
Flad, Miſſionär II. 236.
Flensburg 133. 137. 157.
Florenz 305.
Florez, General II. 469.
Foreſt II. 307.
Forey, Marſchall II. 309. 406.
Foulb, Miniſter 399.
Frankfurt a. M. 19. 35. 119. 196. 236.
Franz Joſeph, Kaiſer 57. 63. 208. 213.
Franz II. v. Neapel 268. 275. 296.
Franz v. Aſſiſi, König v. Spanien 423.
Frederiksburg II. 286.
Freedmen-Bureau II. 352.
Freimaurer 173. 263. 347. 388.
Fremont II. 279.
Freſe 192.
Friedrich Wilhelm IV. 65.
—, Kronprinz v. Preußen 93.
— Karl, Prinz v. Preußen 131. 135.
— VII. König v. Dänemark 106.
—, Großherzog v. Baden 229.
Fürſtentag in Frankfurt 19.

G.

Gablenz, F.-M.-L. v. 131.
Gaëta, Belagerung von 272. 275.
Gagern, Heinrich v. 237.
Galizien 53. II. 69.
Gangſyſtem II. 179.

Garibaldi 268. 271. 274. 285. 289. II. 165.
Gaſteiner Vertrag 193.
Genf 244.
Genua 288. 289.
Georgien II. 312.
Georgios, König v. Griechenl. II. 149.
Gettysburg, Schlacht bei II. 290.
Glogau 172.
Glücksburg, Prinz v. II. 151.
Goldsboro II. 317.
Golesco II. 115.
Golowin II. 19.
Gondrecourt, Graf 48. 127.
Gortſchakof, Miniſter II. 53. 58.
—, Feldmarſchall II. 27. 31. 33.
Gottorp'ſches Erbe 155.
Goyon 271.
Grabow 77. 86. 182. 210.
Grant, General II. 285. 292. 297. 356.
Graudenz 84.
Greco II. 162.
Griechenland II. 143.
Großdeutſche 30.
Grünne, Graf 46.
Guanokrieg, der II. 465.

H.

v. Hahn II. 135.
v. Hake 128. 167.
v. Halbhuber 192.
Hall, Miniſter 121.
Hamburg 127. 144.
Hammer 136.
Hanſen 134.
Handelsvertrag zwiſchen England und Frankreich 354.
— zwiſch. Frankr. u. Preußen 17. 235.
Handwerkertag, deutſcher 42.
Hannover 29. 126. 149. 241.
v. Haynau 240.
Helgoland 144.
Hengſtenberg II. 7. 67.
Herad II. 191.
Herrenhaus, das preuß. 70.
Herwarth v. Bittenfeld, General 157.
Heſſen-Darmſtadt 237.
Heſſen-Homburg 237.
v. d. Heydt, Miniſter 79. 186.
Hien-fong, Kaiſer v. China II. 209.
Hohenlohe-Ingelfingen, Fürſt v. 79.
Holland 258.
Holſtein 102. 126.
Hood, General II. 315.
Hooker II. 290.
Humaita II. 473.
Humbert, Prinz 302.

J.

Jachmann 144.
Jamaika II. 186.
Japan II. 221.
Iberiſche Plan, der 490.
Jecker II. 386.
Independence II. 315.
Indianer in Mexiko II. 407.
Joniſche Inſel II. 150.
Johnſon, Präſident II. 320. 387. 424.
Johnſton, General II. 312. 325.
Irland II. 183.
Iſabella, Königin 423. 428.
Ismael Paſcha v. Aegypten II. 153.
Italien, d. Königr. anerk. 80. 267. 283.
Itzenplitz, Graf 79.
Juarez II. 388. 448.
Judenthum 248.
Judenwirthſchaft in Wien 47.
Jütland 164.
Jurien de la Graviere II. 389.

K.

Kabel, das atlantiſche II. 170.

Kagoſima in Japan II. 233.
Kanaris II. 145.
Karl I., König v. Württemberg 229.
Karl v. Hohenzollern, Fürſt v. Rumänien II. 116.
Karolyi, Graf 215.
Kaſan II. 6. 65.
Kaufmann, General II. 78.
Kaukaſus II. 81.
Keller 388.
v. Ketteler, Biſchof 237.
Kiew II. 64.
Kirby Smith II. 326.
Ki-ſiang II. 209.
Kiſſingen 155.
Klinke 139.
Knies 230.
Köln 187.
Königsberg, die Krönung in 73.
v. Könneritz 127.
Kokhand II. 90.
Konarski II. 74.
Kong II. 203. 208. 214.
Kopenhagen 136.
Korea II. 218.
Koſſuth 54. 63. 273.
Krapf, Miſſionär II. 235.
Küſtenbefeſtigung, deutſche 75. 221.
Kurheſſen 239.

L.

Labaſtida II. 395.
La Chaux de Fonds 37.
Laguerronière 318.
Lambert, General II. 33.
Lamey 230. 232.
Lamoricière 269.
Langiewicz II. 43.
Laſalle 41. 247.
Lauenburg, Herzogthum 178. 200.
Lawrence II. 192.
Lee, General II. 284. 290.
Leibeigenſchaft in Rußland II. 3.
Leopold I. König v. Belgien 265.
— II. 266.
Lerchenfeld, Graf 119.
Lincoln, Präſ. II. 272. 318. 321. 327.
Lippe, Graf 79.
Livland II. 16.
Livingſtone II. 246.
Löwe, der Jdſteiner 135.
Löwen, Univerſität 262.
London, Konferenz zu 145. 149.
Lopez II. 445.
— Solano II. 470.
Lorencez II. 390.
Lorenzen 135.
Ludwig II. König v. Bayern 224.
Lüders, General II. 37.
Lüttich 263.
Luis, König v. Portugal 312.

M.

Mac Clellan II. 282. 306.
Mac Donald 72.
Mac Dowell II. 278.
Mac Mahon 380.
Madagascar II. 241.
Mähren 62.
Märtyrer, Japaniſche 321.
v. Magnus II. 450.
Mailath, Graf 205.
Mainz 237.
Mannheim 38. 234.
Manteuffel, General 191.
Maoris II. 239.
Marſori 428.
Marie, Königin v. Neapel 277. 300.
Marine, die junge preußiſche 144.
Maroniten II, 142.

Marokko 425.
Marquez, General II. 438. 442. 453.
Martinique II. 420.
Maryland II. 304.
Maſon u. Slydell II. 280.
Matamoros II. 412. 420. 429.
Maximilian II. K. v. Bayern 111. 228.
— Erzherzog, Kaiſer v. Mexiko 359. II. 396 f.
May 192.
Mazzini 271. 291. 307. 310.
Meade, General II. 290.
Mecklenburg, Großherzogthum 242.
Mejia II. 412. 420. 429, 451.
Mensdorff-Pouilly 178.
Merrimac und Monitor II. 282.
Merode 312. 320.
Methodiſten II. 262.
Methud 62.
Metz 36.
Mexiko, das Reich II. 385 f.
— die Stadt II. 395. 400. 441. 452.
Meyendorff 347.
de Meza 126. 132. 135.
Michael Obrenowitz II. 121.
Mieroslawski II. 26. 44. 52.
Miguel, Dom 439.
Mikado, der II. 224.
Minghetti 301.
Miramare II. 397. 455.
Miramon II. 386. 442. 451.
Miré 395.
Miſſionsweſen II. 110. 215.
Miſſiſippi II. 285. 292.
Miſſunde 133.
Mitre, Präſident II. 469.
Mobile II. 307. 327.
Moltke, Graf 165. 221.
Monrad, Miniſter 121.
Montalembert 392.
Montauban 391. II. 202.
Montemolin 426.
Montenegro II. 128.
Montevideo II. 469.
Montlong II. 337.
Montpellier 421.
Mormonen II. 373.
Morny 404. II. 387.
Moskau II. 6.
München 222.
Murat 272.
Murawiew im Amurland II. 103.
— in Litthauen II. 65. 76.

N.

Nanking II. 211.
Napier II. 241.
Napoleon III. 125. 150. 176. 177. 272. 302. 350. 383. 384. 408. II. 50. 385 f. 427.
—, Prinz 288. 319. 336. 389. II. 153.
Narvaez 423. 427. 431.
Naſureddin, Schah v. Perſien II. 84.
Nationalverein 29. 92. 112. 119.
Neapel 268. 297.
Negerſclaverei II. 287. 341. 345.
Neuholland II. 251.
Neuſeeland II. 255.
Neu-Ulm II. 369.
New-Orleans II. 285.
New-York II. 293. 306.
Nicolaus, Großfürſt 165. II. 22.
Niederlande 258.
Nigra 303.
Nikizza II. 123.
Nord-Amerika II. 261 f.
Nowgorod II. 9.
Nürnberg 34. 119.

O.

Obilon Barrot 392.

O'Donell 423.
Oeſterreich 8. 32. 45. 115. 206. 216.
Oeverſen 133.
Oldenburg 155.
Ollivier 363.
Omer Paſcha II. 124.
Orizaba II. 390. 433.
Ortega 425. 429.
—, General II. 430. 444.
Oſtindien II. 189 f.
Oſtſeeprovinzen, deutſche II. 15.
Otto, König v. Griechenland II. 145.

P.

Palermo 280.
Palffy, Graf 205.
Palicao II. 203.
Palmerſton 253. II. 48. 147. 154.
Pantheon 421.
Paraguay II. 470.
Pareja, Admiral II. 466.
Paris, Graf v. 377.
—, Sittenverderbniß in 410.
Pariſios II. 132.
Paſſaglia 341.
Patterſon 377. II. 278.
Pedro II., Kaiſer v. Braſilien II. 473.
Pedro V., König v. Portugal 336.
Peking II. 205. 207.
Pereire 396.
Perez, General II. 465.
Perſano 275.
Perſien II. 84.
Peru 427. II. 463.
Peſth 208.
St. Petersburg II. 7.
— in Virginien II. 305.
Pfiſtermeiſter 224.
v. d. Pfordten 146.
Pimodan 269.
Pius IX. 308. 317. 320. II. 75.
Platen, Graf 149.
Platon, Erzbiſchof II. 20.
Pleskow II. 18.
Podolien II. 38.
Poitiers, Biſchof v. 318.
Polen 356. II. 23 f.
Porfirio Diaz II. 422. 442.
Port Hudſon II. 292.
Porto Allegri II. 472.
Portugal 333.
Preußen 8. 65. 115.
Price, General II. 315.
Prim, General 426. 430. 432. II. 387.
Proteſtantenverein 236.
Puebla II. 391. 442.
Puſtowoitow II. 51.

Q.

v. Quaade 155.
Queretaro II. 442 f.

R.

Rabado II. 245.
Radama II. 242.
Ratazzi, Miniſter 287. 295.
Rechberg, Graf 14. 32. 203.
Rekrutirung in Polen II. 41.
Reformverein 31. 119.
Reichstag in Wien 50. 204.
Renan 420.
Rendsburg 136. 166.
Republikaner in Nordamerika II. 269.
Ricaſoli, Miniſter 286.
Richmond II. 278. 293. 317.
Riga II. 17.
Rolf Krake 138.
Rogeard 377.
Roggenbach, Miniſter 15.
Romanowski II. 97.

v. Roon, Kriegsminiſter 79. 94. 183.
Roſenkranz, General II. 292.
Rothſchild 11. 313. 401.
Roze, Admiral II. 219.
Rumänien II. 111.
Ruſſel, Lord 122. 183.
Rußland II. 1 f.
—, das junge II. 7.

S.

Sachſen 26. 126. 242. II. 77.
Sängerbund, deutſcher 33.
Said Paſcha v. Aegypten II. 152.
Salm-Salm, Prinzeſſin v. II. 446.
Salonio II. 135.
Salzburg 95.
Samarkand II. 91.
San Jago II. 467.
Santa-Anna II. 430.
Savannah II. 315.
Savoyen u. Nizza 354.
Sazuma II. 322.
v. Scheel-Pleſſen 164. 179.
Schenkel 233.
v. Schleinitz, Miniſter 71.
Schleswig 102. 128. 133.
Schleswig-Holſteinverein 34.
v. Schmerling 50. 206.
Schönbrunn 176.
v. Schrenk 111.
Schützenfeſte 35.
Schulgeſetz in Baden 231.
Schulze-Delitzſch 41. 99. 129.
Schweden 126. 169. II. 61.
Schweiz 243.
Sella 311.
Septembervertrag 302.
Serbien II. 120.
Serrano 432.
Seward II. 288.
Shakeſpeareſeier II. 169.
Sharpsburg II. 284.
Sheffield II. 175.
Shenandoathal II. 302. 306.
Sheridan II. 306.
Sherman II. 308 f.
Shofield II. 424.
Siam II. 201.
Sibirien II. 14.
Sicilien 268. 281. 290.
Siebenbürgen 52.
Sigel, General II. 302.
Siſtirung der Reichsverfaſſung in Oeſterreich 206.
Soledad, Vertrag von II. 389.
Sonora II. 419.
Spanien 429. 441.
Spiritualiſten II. 366.
Spenek, Graf II. 150.
Stahel, Miniſter 230.
Stahl 67. 70.
Stevens II. 271. 321. 324. 327. 338.
Stipendiengeſetz in Belgien 263.
Suchozanet II. 33.
Südamerika II. 458 f.
Südcarolina II. 270.
Südſtaaten der Union II. 265. 345.
Südtirol 53.
Suezkanal II. 152.
Sumter, Fort II. 270.
Suwarow II. 19.
Syllabus 323.
Sylt 163.
Syrien II. 141.

T.

Taikun II. 224.
Taiping II. 209.
Taſchkund II. 90. 97.
Tegethof, Admiral 145. II. 453.

Telecky 56.
Tenneſſee II. 285. 292. 307.
Teras II. 292. 326.
Theodor, König II. 239 f.
Thiers 365.
Thomas, General II. 314.
Thouvenel 318.
Tiente II. 211.
Torpedo II. 292.
Trauer in Polen II. 32.
Traugutt II. 73.
v. Treitſchke 198.
Triasidee 146. 221.
Tſcherkeſſen II. 81. 148.
Tſchernajew II. 90.
Türkei II. 106 f.
Türr 290. II. 66. 113.
Tunis II. 154.
Turin 304.
Turkomannen II. 91.
Twer II. 7.
Tweſten 111.

U.

Ungarn 53. 205.
Uruguay II. 469.

V.

Valparaiſo II. 466.
Vambery II. 92.
v. Varnbüler 229.
Vegezzi 338.
Venetien 213.
v. Vicari, Erzbiſchof 232.
Victor Eman. 267. 274. 283. 302. 307.
Victoria, Königin v. England 68. 360. II. 157.
Vikeburg II. 292.
Virchow 87. 185. 200.
Visconti Venoſta 301.
Volhynien II. 40.
Volunteers 360.

W.

Wagner, Richard 224.
Wales, Prinz v. 107. II. 158.
Wandercaſinos 233.
Warſchau II. 27. 41.
Waſhburne II. 71.
Weizel, General II. 355. 420.
Weldonbahn II. 304.
Wendell Philips II. 349.
Wengrow II. 43.
Wielopolski II. 29. 66.
Wiener Frieden 176. 178.
Wildauer 36.
Wilderneß II. 300.
Wilhelm I. König v. Preußen 19. 66. 69. 90. 99. 182.
Wilhelm I. König v. Württemberg 228.
Wilhelm II. König d. Niederlande 260.
Williſen, General 239.
Wilmington II. 316.
Wilna II. 65.
Wirimu II. 259.
Wirtz II. 332.
Wrangel, Feldmarſchall 131.
Württemberg 228.
Würzburg 146. 253.

Y.

Yeddo II. 223.
Yukatan II. 410.

Z.

Zambeſi II. 246.
Zamoiski II. 27.
v. Zedlitz 192.

Berichtigungen zum zweiten Bande.

Seite 22 Zeile 6 von oben lies: Der Kaiser empfing auf der Rückreise den Besuch Napoleons III. in Lyon.
— 30 Z. 6 v. u. l. Abrahamowitsch.
— 48 Z. 1 v. u. l. 20. Februar.
— 55 Z. 10 v. o. l. den am 17. April ihr überreichten Noten.
— 57 Z. 5 v. o. l. 17. Juni.
— 58 Z. 13. v. u. l. am 3., 11., 12. August wiederholten Frankreich, England und Oesterreich.
— 66 Z. 7 v. u. l. 8. September.
— 69 Z. 15 v. o. l. 27. Februar. Z. 3 v. u. l. thatlich statt tödtlich.
— 74 Z. 7 v. o. l. Konarski.
— 79 Z. 12 v. o. l. Rzewuski.
— 109 Z. 8 v. u. l. 25. Juni.
— 116 Z. 8 v. o. l. Latargé statt Citavegi.
— 122 Z. 10 v. u. del. am 21. Oktober. Z. 9 v. u. hinter Sultan l. am 24. October.
— 125 Z. 11 v. o. l. 25. August.
— 142 Z. 13 v. u. l. 9. Juni.
— 150 Z. 9 v. o. und Z. 10 v. u. l. Sponneck.
— 153 Z. 13 v. o. l. 25. November.
— 160 Z. 8 v. o. l. 9. Januar.
— 165 Z. 1 v. o. l. 3. April.
— 177 Z. 16 v. o. l. Epiem.
— 185 Z. 3 v. o. l. Mahoney.
— 186 Z. 13. v. u. l. 12. October.
— 190 Z. 6 v. u. l. 24. October.
— 202 Z. 13 v. o. l. Cambodschathal.
— 203 Z. 6 v. u. und S. 207 Z. 11 v. u. l. Tienthien.
— 210 Z. 14 v. u. l. Schanghai.
— 243 Z. 7 v. u. l. 18. August.
— 244 Z. 9 v. u. l. 10. Mai.
— 271 Z. 7 v. o. l. Montgomery im Staate Alabama.
— 276 Z. 4 v. u. l. 4. Juli.
— 284 Z. 11 v. u. l. 30. Juni.
— 285 Z. 7 v. o. und 14 v. u. l. Farragut.
— 304 Z. 15 v. o. l. 22. Juni.
— 355 Z. 5 u. 9 v. o. l. Rice.
— 372 Z. 14 v. o. und Z. 2 v. u. l. Dowlat.
— 388 Z. 5, 8, 9 v. o. l. Zuloaga.
— 389 Z. 4 v. u. l. Zaragoza.
— 390 Z. 13, 17 v. o. l. Graf Stahremk.

eine große Menge von Privatschulen errichtet, worin einzelne philosophische Erzieher die Kinder auf ihre besondre Weise heranbilden.

Die Erziehung steht übrigens im Einklange mit allen andern Erscheinungen der Zeit. Es herrscht daher auch in ihr einseitig der Verstand vor. Nur den Geist will man bilden, Herz und Körper werden kaum beachtet. Vergebens suchte vor einigen Jahren Jahn in Berlin die körperlichen Uebungen unter dem Namen Turnkunst bei der Jugend wieder einzuführen. Seine Kunst wurde vom Volk verlacht, und da sie mit den demagogischen Umtrieben verwickelt wurde, von den Regierungen verboten. Die Verstandesbildung ist und bleibt dermalen die allein herrschende, um so mehr, da man mit dieser selbst kaum fertig werden kann, und zu etwas anderm keine Zeit übrig behält. Alle Verhältnisse des Lebens haben sich verwickelt, alle Wissenschaften und Künste sind unendlich weit ausgebildet und bereichert worden. Es bedarf einer unermeßlichen Menge von Kenntnissen, um in den Staatsämtern, Wissenschaften, Künsten und Gewerben sich auszuzeichnen. Die Jugend ist daher auch zu den mannigfaltigsten und angestrengtesten Studien genöthigt. Dazu kommt, daß häufig der Unterricht noch nicht gehörig vereinfacht ist, wodurch das Lernen erschwert wird, und daß nicht selten die Eitelkeit der Eltern von den Kindern mehr als billig verlangt. Indeß ist man rastlos bemüht, auch hierin das rechte Maß zu finden, und die Zwecke der Erziehung durch Vereinfachung der Mittel sichrer und ohne Nachtheil für die Jugend zu erreichen.

Elſaß und Lothringen

ſind und bleiben unſer.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1870.

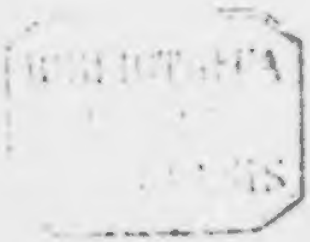

Druck von Gebrüder Mänler in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

I. Unſer Recht an Elſaß und Lothringen 5

II. Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unſer deutſches Elſaß und Lothringen von den Franzoſen erlitten haben 13

III. Wie ging uns Straßburg verloren. (Eine rührende, nur zu wenig bekannte Geſchichte.) 24

IV. Wie betrog man uns um Lothringen? 36

V. Ein Blick auf Mühlhauſen 42

VI. Wir haben mit dem franzöſiſchen Volk abzurechnen, nicht blos mit Napoleon III. 51

VII. Keine fremde Einmiſchung 62

VIII. Nur keine Vermehrung der deutſchen Vielſtaaterei durch das Elſaß 73

IX. Unſere Pflicht gegen die Elſäßer und Lothringer 84

X. Zum Schluß noch eine praktiſche Frage 92

I.

Unſer Recht an Elſaß und Lothringen.

Was ſich eigentlich von ſelbſt verſtünde, muß doch manchen Leuten erſt bewieſen werden, deren böſer Wille auch das offenbarſte Recht beſtreitet, oder deren Unverſtand ſich bethören läßt, Recht für Unrecht zu halten.

Wir Deutſchen nehmen Elſaß und Lothringen mit Recht wieder in Beſitz und behalten ſie. Nach dem Recht des Stärkern, nach dem Eroberungsrecht, nach dem Wiedervergeltungsrecht, nach dem natürlichen Recht der Stammgenoſſen einer und derſelben Nation, endlich nach dem Recht der Selbſterhaltung, nach dem Recht, ſich beſſer als bisher gegen einen böſen Nachbar zu ſchützen.

Die Franzoſen raubten uns einſt Elſaß und Lothringen auf die ungerechteſte Weiſe von der Welt. Sie waren nicht von uns Deutſchen beleidigt, nicht von uns bedroht, nicht herausgefordert. Sie lauerten heimtückiſch auf unſer Verderben, überfielen uns unverſehens, und konnten das Recht des Stärkern nur deßhalb üben, weil wir unglücklicherweiſe unter uns ſelbſt uneinig waren und es ſogar Deutſche gab, welche mit den

Franzoſen verrätheriſch gegen ihre eigenen Stammgenoſſen kämpften und alſo die franzöſiſche Macht ſtärkten, die deutſche ſchwächten. Nun wir aber die Stärkern geworden ſind, hätten wir ohne Zweifel daſſelbe Recht, wie es die Franzoſen ſich anmaßten, ſie, die uns beraubten, wieder zu berauben, und ihnen nicht etwa blos das deutſche Elſaß und Lothringen wieder abzunehmen, ſondern ihnen auch echt franzöſiſche Provinzen zu rauben und aus allem natürlichen Verbande mit der franzöſiſchen Nation herauszureißen, nicht anders, als wie ſie unſer Elſaß und Lothringen aus ihrem natürlichen Verbande mit der deutſchen Nation herausriſſen. Wir brauchten nur zu ſagen: Wie du mir, ſo ich dir! Aber wir Deutſchen ſind eine edle und großherzige Nation und hoch erhaben über die rückſichtsloſe Gemeinheit und Habgier der galloromaniſchen Race. Wir wollen alſo das Recht des Stärkern an den Franzoſen nur ſo weit ausüben, als es nothwendig iſt, den Schaden wieder gut zu machen, den ſie uns zugefügt haben, zurückzunehmen, was unſer iſt, und ſie dermaßen zu ſchwächen, daß ſie ſich ferner nicht mehr unterſtehen können, neue Bubereien an unſerer edlen Nation auszuüben.

Wir haben ein beſſeres Recht, als nur das des Stärkern. Wir haben ein wirkliches Recht, was die Franzoſen nie hatten, indem ſie immer nur mit Gewalt und Argliſt in unſer Recht eingriffen. Die Elſäßer und Lothringer ſind echte Deutſche, Stammgenoſſen ihrer alemanniſchen und rheinfränkiſchen Nachbarn, ſprechen heute noch deutſch und ſind wie in der Sprache ſo in ihrem ganzen Weſen als echte Deutſche von den Wälſchen drüben verſchieden. Mit Recht bemerkte unlängſt die „Schwäbiſche Volkszeitung“, wer mit dem elſäßiſchen Volke etwas vertrauter werde, bemerke bald den nationalen Gegenſatz und natürlichen Antagonismus. „Die Wälſchen“ — das iſt heute noch in elſäßiſchem Munde der Ausdruck für die „Franzoſen“; und

dieſen Wälſchen werden allerhand unangenehme Charakterzüge, z. B. Geiz, Falſchheit u. ſ. w. zugeſchrieben. Der Franzoſe gibt ſeinerſeits den Elſäßern dieſe Complimente zurück, behandelt ſie gelegentlich als „têtes-carrées“ u. dgl. und läßt ſie häufig fühlen, daß ſie nur Halb- oder Viertelsfranzoſen ſind. Bezeichnend iſt, daß das niedere franzöſiſche Volk an den Grenzbezirken des Elſaßes noch heute, wenn es in ein benachbartes elſäßiſches Dorf geht, ſich des Ausdruckes bedient: ‚Ich gehe nach Deutſchland!‘ Mit einem Worte: trotz der äußeren politiſchen Vereinigung iſt die tiefere nationale Scheidung noch ſtark vorhanden.“ Ich kann das aus eigener Erfahrung beſtätigen. Ganz ebenſo wie in der Schweiz, habe ich auch im Elſaß öfter die deutſchen Einwohner beiderlei Geſchlechts über die Wälſchen, ja ſogar über die „verfluchten Wälſchen“ ſchimpfen hören.

Welches Recht wäre natürlicher, als das des Stammes, der Nation, der Race, nur ſich ſelbſt anzugehören, nur in Verbindung mit ihren Stammgenoſſen ihre angeborene Gemüthsart, ihre ureigenen nationalen Gefühle, Neigungen und Gaben frei zu entwickeln, ohne unter dem herrſchenden Einfluß, unter dem Befehl einer fremden Nation und Race, unter dem Zwang einer fremden Mode zu ſtehen? Eine ſyſtematiſche Entnationaliſirung gereicht jedem Volke zur Schande, denn ſie macht es zum Knecht eines andern Volks, von dem es nur verachtet wird. Es verliert ſeinen angeborenen Adel, um einem ſchlechtern Volke dienen und hofiren zu müſſen. Es verliert ſein eigenthümliches Gepräge und muß ſich beſtempeln laſſen, wie es dem fremden Gebieter gefällt. Iſt es nicht eine Schande und ein Spott, daß der Deutſche in Straßburg Schildwacht ſtehen mußte gegen Deutſchland? daß ſich Deutſche dazu hergaben, den ſittlich tief unter ihnen ſtehenden Wälſchen Helotendienſte zu leiſten? daß ſie ihnen behülflich waren, ihre wackern deutſchen Stammgenoſſen auszuplündern und zu morden, unter franzöſiſchen Generalen

Reiterdienſte gegen ihr deutſches Vaterland zu thun, der franzöſiſchen Armee die tüchtigſten Soldaten zu liefern und zum Ruhm der franzöſiſchen Waffen beizutragen? Wenn Franzoſen berechtigt waren, ſtolz auf ihr „ſchönes Frankreich“ zu ſeyn, und der galliſche Hahn immerhin überlaut ma patrie! krähen durfte, ſo war es doch unnatürlich und eine Schmach, die ſich die Elſäßer ſelber anthaten, wenn ſie als Deutſche ſich auch für Wälſche anſehen laſſen und unter ihrem Vaterlande Frankreich ſtatt Deutſchland verſtehen wollten. Haben viele unter ihnen ihre deutſche Abſtammung vergeſſen, ſo haben wir das Recht und iſt es Zeit, ſie daran wieder zu erinnern. Nimmermehr werden wir länger dulden, daß ſie mit ihren ehrlichen deutſchen Geſichtern und mit ihrer echt deutſchen naiven Mundart ſich länger für Franzoſen halten und eine Narrheit und Schande fortſetzen, mit der ſie nie hätten anfangen ſollen. Sie ſind unſer, eine Zeitlang verlorene und vergeſſene, doch echte Kinder Deutſchlands. Wir nehmen ſie in unſere Arme wieder auf und laſſen ſie nicht mehr von uns.

Wir verbinden damit das Recht, unſere natürlichen Grenzen zu ſichern, unſere große Nation gegen neue muthwillige und freche Uebergriffe unſeres wälſchen Nachbars für immer beſtens zu wahren, indem wir ihm die Bollwerke wieder entreißen, die immer nur gegen Frankreich hätten gerichtet ſeyn ſollen, und die er gegen uns richtete, Straßburg und Metz.

Frankreich, ſeit Jahrhunderten unſer böſeſter Nachbar, daher mit Recht unſer Erbfeind genannt, hat unſerer großen Nation ein Stück aus dem Leibe geriſſen, den ganzen rechten Arm mit einem Stück Rippe (denn ſoviel bedeutet Lothringen und Elſaß mit ſeinen beiden Feſtungen), uraltes deutſches Land mit einer deutſchen Bevölkerung und nun wollen noch franzöſiſche Gewalthaber und Diplomaten, franzöſiſche Abgeordnete und Zeitungsſchreiber von natürlichen Grenzen reden und behaupten, alle

Kapitel CCCCXCI.

Die Literatur.

Indem alle Wiſſenſchaften und Künſte im vorigen Jahrhundert theils verjüngt, verbeſſert, erweitert und vermehrt, theils unter allen Ständen mehr verbreitet wurden, nahmen auch die Bücher immer mehr überhand. Beſonders war die lange Friedenszeit nach dem ſiebenjährigen Kriege dem literariſchen Treiben günſtig. Es geſchah äußerlich wenig, man hatte alſo Zeit, ſich den Wiſſenſchaften und Künſten hinzugeben, und die Deutſchen, die nichts thaten, ſchrieben und laſen deſto mehr. Die Gelehrten und Dichter waren raſtlos beſchäftigt, ihre geiſtigen Schätze mitzutheilen, und das Publikum verlangte immer neue Belehrung und Unterhaltung. Die Buchhändler machten ſich die allgemeine Leſeluſt zu Nutze, und ließen zum Ueberfluß eine Menge Bücher drucken, die der jedesmaligen Mode zuſagten, wenn ſie auch ſonſt keinen Werth hatten. So entſtand jene ungeheure Anzahl von Büchern, von denen wir jetzt überſchwemmt ſind. Leipzig iſt der große Büchermarkt für ganz Deutſchland. Hier erſcheinen in zwei Meſſen jährlich 4 — 5000 neue Werke.

Man theilt die Literatur in die gelehrte und in die belletriſtiſche oder ſchöne. Jene iſt der Wiſſenſchaft, dieſe der Dichtkunſt gewidmet. Alles was große, und oft auch kleine Geiſter denken und erfinden, alles, was man in der Natur wahrnimmt, und alles, was geſchieht, wird in der Literatur wie in einem großen Spiegel wiederholt. Die Mitwelt ſoll ſich darin ſelbſt erkennen und die Nachwelt ein Bild unſrer Zeit übrig behalten, wenn wir längſt nicht mehr ſind. Die Literatur iſt das Werkzeug, durch welches die Zeitgenoſſen unter einander, und eine Zeit der andern ſich mittheilt. Ohne ſie würden

dieſe deutſch redenden Länder am linken Rheinufer gehören zu Frankreich, weil der Rhein die natürliche Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſey. Genau mit demſelben Recht könnten wir Deutſchen aus bloßer Habgier und blos zu unſerm Nutzen in's franzöſiſche Sprachgebiet hinübergreifen und den erſten beſten Fluß für die natürliche Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich ausgeben, etwa die Rhone oder die Seine. Schon unſer unvergeßlicher Ernſt Moritz Arndt hat den Franzoſen im Jahr 1814 in einer damals berühmten Schrift gründlich nachgewieſen, der Rhein ſey Deutſchlands Fluß und nicht Deutſchlands Grenze. Denn er fließt ganz und ausſchließlich durch deutſches Land, hat zur Rechten und Linken nur deutſche Bewohner und ſein ganzes weites Flußgebiet gehörte über tauſend Jahre lang zum deutſchen Reiche, ehe es einem franzöſiſchen Könige nur einfallen durfte, auch nur ein Dorf davon wegzureißen. Im Wasgau *) jagten die alten Helden unſeres urdeutſchen Nibelungenliedes und wurde Sifrid meuchleriſch erſchlagen, als er an einem friſchen Quell ſich laben wollte, gleichſam zum Vorbild, wie lange nachher ein edler ehrenwerther und unſchuldiger deutſcher Volksſtamm durch den franzöſiſchen Nachbar heimtückiſch überfallen und berückt worden iſt. Zu Weiſſenburg im Elſaß lebte der berühmte Otfried, deſſen noch erhaltene deutſche Evangelienharmonie das älteſte Denkmal deutſcher Reimpoeſie iſt. Zu Hagenau im Elſaß war unſeres großen Kaiſers, des weltberühmten Friedrich Barbaroſſa, prächtige Hofhaltung. Hier oder nirgends iſt **Deutſchland!**

Jeder Vernünftige weiß, daß es außer der Sprache, welche

*) Man pflegt jetzt Vogeſen zu ſagen, aber der älteſte Name des waldigen Gebirgslandes im Weſten des Rheinthals war Vosagus, woraus die Deutſchen ohne Zwang Wasgau und die Franzoſen Vosges gemacht haben. Das wurde nun erſt ſpäter ſehr ungeſchickterweiſe in den Namen Vogeſen umgeſetzt.

die Völker ſcheidet, keine natürliche Grenze gibt, außer dem Gebirge. Nur Längenzüge des Gebirges trennen gewöhnlich wie die Sprachen, ſo die Völker. Das trifft nun auch in Bezug auf Elſaß und Lothringen zu, denn hier bildet das Wasgau oder das gebirgige Land, deſſen Namen man in den der Vogeſen verwälſcht hat, die natürliche Grenze zwiſchen den Deutſchen und Wälſchen. Der Beſitz dieſes Gebirges iſt dem eines natürlichen Feſtungswalles gleichzuachten, welcher deutſches Land vor den wälſchen Räubern ſchützt. Das Gebirge gehört uns und wir müſſen es um jeden Preis behalten. Es gehört uns ſo gut wie das gegenüber liegende Gebirgsland des Schwarzwalds und des Odenwalds. Rechts und links umſchließen dieſe deutſchen Gebirge das ebenfalls durchaus deutſche Rheinthal. Kann es eine größere Lüge und Unverſchämtheit geben, als wenn man behaupten will, dieſer ganze große Flußbezirk mit den ihn einſchließenden Gebirgen gehöre einem andern Volk an als dem deutſchen?

Vor drei Jahren renommirten die Pariſer bei ihrer großen ſ. g. Welt-Induſtrie-Ausſtellung mit der Anweſenheit ſchön aufgeputzter ſ. g. Vogeſenjäger (frontireurs) und zeigten ſtolz auf ſie, als ſeyen das gleichſam die franzöſiſchen Tiroler, treffliche Schützen und glühend von franzöſiſchem Patriotismus. Deutſchen Gäſten, welche damals Paris beſuchten, fiel dabei nichts ſo ſehr auf als die gute deutſche Phyſiognomie jener Wasgauer, die man als echte Deutſche die lächerliche Rolle von echten Wälſchen ſpielen laſſen wollte. Wären das wirklich franzöſiſche Tiroler geweſen, ebenbürtig den deutſchen Tirolern, ſo würden ſie im Auguſt 1870 gethan haben, was jene wahren Tiroler im Jahr 1809 thaten. Sie würden den feindlichen Einfall mit Heldenmuth zurückgeſchlagen haben. Aber von jenen geputzten Comödianten, die man 1867 in Paris den fremden Gäſten zur Schau ſtellte, war 1870 im Wasgau, als die deutſchen Heere

hier einrückten, kein Mann zu erblicken. Wie hätten ſie auch den Haß gegen ihre deutſchen Brüder im Herzen tragen können, welchen einſt die Tiroler gegen die „verfluchten Wälſchen“ trugen, als dieſe, ein fremdes Volk, räuberiſch in ihre Gebirge hereinbrachen! Die Preußen, die Bayern, die Schwaben, die vor wenigen Wochen durch das Wasgau nach Lothringen zogen, waren ja kein fremdes Volk, keine Feinde, ſondern Deutſche wie die Wasgauer ſelbſt, ihre Stammgenoſſen, ihre Brüder.

Nachdem die Franzoſen ſich der Gebirgsgrenze widerrechtlich bemächtigt hatten und in das ſchöne weite Rheinthal vorgedrungen waren, um ſich hier zu fernerem Verderben des deutſchen Reichs feſtzuſetzen, vergrößerten ſie die bereits vorhandenen Feſtungen des Landes, zerſtörten andere und erbauten neue. Die wichtigſten von allen dieſen Feſtungen wurden Metz in Lothringen und Straßburg im Elſaß. Mit dieſen deckten ſie nicht nur ihr eigenes Land, ſondern brauchten ſie auch ſtets als Operationsbaſis bei ihren immer wiederholten räuberiſchen Einfällen in's deutſche Reich. Sie waren ein Pfahl im Fleiſch für uns, ein Dorn im Auge, ein ewig blutender Angelhaken. So lange die Franzoſen Metz und Straßburg behaupteten, hatte Deutſchland vor ihnen keine Ruhe. Denn von hier aus konnten ſie uns beſtändig bedrohen, konnten ſie beſtändig Armeen denjenigen deutſchen Fürſten zu Hülfe ſchicken, welche ſich in einen Bund mit ihnen einließen, um mit ihrer Hülfe und zum Verderben der deutſchen Nation und auf Koſten des deutſchen Reichs ihre Territorien zu erweitern, ihre Winkelſouveränetät und ihre deſpotiſche Willkür in der Ausſaugung und Mißhandlung ihrer armen deutſchen Unterthanen auszudehnen. Schon zweimal, unter Ludwig XIV. und unter Napoleon, haben deutſche Fürſten als ſchändliche Verräther an ihrem deutſchen Vaterlande mit Frankreich einen ſ. g. Rheinbund geſchloſſen, die Franzoſen nach Deutſchland herübergelaſſen, ja herübergerufen, und um ſchnöden

franzöſiſchen Lohn und Sold Deutſchland plündern und verheeren helfen. Das konnten ſie aber immer nur, weil und ſo lange Metz und Straßburg franzöſiſche Feſtungen waren, unter deren Schutz ſich immer jene Räuberheere ſammeln konnten, welche beſtimmt waren, unſere Pfalz mit Mordbrand zu erfüllen, Schwaben und die Rheinlande wiederholt auszuplündern und zu verſengen.

Kein Rheinbund ohne daß Straßburg und Metz franzöſiſch waren! Sobald ſie es nicht mehr ſind, droht uns auch kein Rheinbund mehr. Unſere Uneinigkeit war ſchuld, daß wir Metz und Straßburg an die Franzoſen verloren. Sie war die erſte Urſache einer ſo ſchlimmen Wirkung. Aber dieſe Wirkung wurde ſelbſt wieder Urſache neuer und immer wieder neuer Uneinigkeit in Deutſchland, denn die beſtändige Nähe franzöſiſcher Hülfe verlockte deutſche Fürſten, ſich der franzöſiſchen Verführung immer von neuem hinzugeben.

II.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unſer deutſches Elſaß und Lothringen von den Franzoſen erlitten haben.

Die ganze Geſchichte des Elſaßes und Lothringens, wie überhaupt aller unſerer Rheinlande iſt ſeit dem Untergang des großen ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes nur eine lange Geſchichte franzöſiſcher Mißhandlungen. Sind ſie jetzt überſtanden, ſo müſſen wir uns doch erinnern, wie lange wir ſie zu unſerem Unglück und unſerer Schmach geduldet haben, und müſſen daraus die Lehre ſchöpfen, wie nothwendig und unerläßlich für eine große Nation (und das iſt die deutſche) ihre Einheit, das feſte Zuſammenhalten ihrer Stämme iſt, wenn ſie nicht einer kleineren und ſchlechtern Nation (und das iſt die franzöſiſche) zum Raube werden oder zum verächtlichen Spielzeug dienen ſoll.

Unſer nationales Unglück ſchreibt ſich vom Untergange des edlen ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes her, ſeit einem halben Jahrtauſend. Es war dem römiſchen Papſte damals gelungen, im engen Bunde mit Frankreich das mächtige deutſche Reich zu zerrütten, indem man das gutmüthige deutſche Volk übertölpelte

und ihm den Glauben beibrachte, die römiſchen Pfaffen, die alles deutſche Weſen auf's tiefſte haßten, meinten es beſſer mit ihm, als der deutſche Kaiſer. Die Uebertölpelung wäre vielleicht nicht gelungen, wenn ſich nicht unter den deutſchen Fürſten Verräther gefunden hätten, die es mit dem Papſt und den Franzoſen hielten und den guten Deutſchen die Augen verkleiſterten. Unter dieſen verrätheriſchen Fürſten ragten zuerſt die Welfen hervor, deren Nachkommen in Hannover noch vor vier Jahren gegen das große deutſche Nationalintereſſe verſchworen waren und eine Legion in Frankreich beſoldeten, um ſie gegen Deutſchland zu führen. So undeutſch dachten die Welfen ſchon im 12. Jahrhundert und kämpften für den römiſchen Papſt gegen den deutſchen Kaiſer. Das war der weltberühmte große Kampf zwiſchen Guelfen und Ghibellinen.

Als das welfiſche Fürſtenhaus ſich durch Theilungen ſchwächte, übernahm das Haus Habsburg ſeine Rolle. Rudolf von Habsburg erkaufte ſich die deutſche Kaiſerkrone vom Papſt und vom König von Frankreich nur durch die demüthigſte Kriecherei und durch das Verſprechen, ſtets nur dem päpſtlichen und dem franzöſiſchen Intereſſe dienen zu wollen. Dieſes Verſprechen hat er und haben ſeine Nachfolger erfüllt, denn er gab ſeine Tochter dem Sohn des franzöſiſchen Prinzen, der den letzten Hohenſtaufen, den ſchönen jungen Conradin, auf dem Markte zu Neapel hatte enthaupten laſſen, und er und ſeine Nachfolger ließen nicht nur Unteritalien, ſondern auch Ungarn in franzöſiſche Hände fallen. Nur auf Vermehrung ihrer Hausmacht bedacht, wurden ſie auch von den übrigen deutſchen Kurfürſten und Fürſten nur unter der Bedingung zugelaſſen, daß jeder dieſer Fürſten vom Reichsgut, von den Regalien und insbeſondere von den großen Gütern der Hohenſtaufen ſo viel zuſammenraffte und ſich aneignete, als er vermochte. Anſtatt dieſer allgemeinen Plünderung zu wehren, halfen die Habsburger nur

mit plündern und eigneten ſich unter anderem die Landvogtei im Elſaß zu.

Ohne uns hier weiter auf die unglückſelige und Deutſchland ſo verderbliche Politik der Habsburger in andern Beziehungen einzulaſſen, halten wir uns hier nur an die habsburgiſche Landvogtei im Elſaß. Sie charakteriſirt ſich hauptſächlich durch die volksfeindliche Politik, welche die Habsburger gleichen Schrittes mit den franzöſiſchen Herzogen von Burgund einhielten. Es war nämlich den Habsburgern nicht genug, in der auswärtigen Politik undeutſch zu ſeyn und Italiener und Franzoſen (bald nachher auch Spanier, Ungarn und Slaven) vor den Deutſchen und gegen die Deutſchen zu begünſtigen, ſondern ſie gaben auch in der innern Politik einen eingewurzelten tiefen Haß gegen die altgermaniſchen Volksrechte wie gegen die neue bürgerliche Freiheit der Städte zu erkennen. Daher ihr Jahrhunderte langes Bemühen, die alte alemanniſche Volksfreiheit in der Schweiz zu unterdrücken. Daher auch ihr deſpotiſches Verfahren gegenüber den Reichsſtädten und dem Bürgerthum in den Niederlanden. Sie lebten und webten nur in ihrem Hofzirkel, umgeben vom Adel, den ſie allein gegen Bürger und Bauer begünſtigten, unter Feſten und prächtigen Turnieren, wie auch geliebkost von den Pfaffen, deren Ueppigkeit ſie gern ſahen und denen ſie verſchwenderiſch neue Herrenrechte über die armen Bauern verliehen.

Aus dieſer innigen deſpotiſchen und hochadeligen Seelenbrüderſchaft der beiden Häuſer Habsburg und Burgund ging ſchon zur Zeit des Conſtanzer Concils der Bund hervor, welchen ſie ſchloſſen, um das Concil mit Gewalt zu ſprengen und den großen Reformationsplan, welchen damals Kaiſer Sigismund mit Hülfe der deutſchen und engliſchen Biſchöfe durchzuſetzen hoffte, zu durchkreuzen und das römiſche Papſtthum bei allen ſeinen gräulichen Mißbräuchen zu erhalten. Die tapfern Schweizer retteten damals das Concil. Nach wenigen Jahrzehnten indeß gelang

es den Habsburgern, nachdem ihr elender fauler Friedrich III. Kaiſer geworden war, dennoch im Einverſtändniß mit Frankreich, das Papſtthum mit allen ſeinen Mißbräuchen wiederherzuſtellen und dem Romanismus neue Gewalt über den Germanismus zu verleihen. In dieſer Periode entblödeten ſich die Habsburger nicht, ihre Landvogtei im Elſaß dem Herzog Karl von Burgund zu verkaufen, einem Nationalfranzoſen, einem Wälſchen, einem Tyrannen, der ſich vor Uebermuth und Willkür nicht zu laſſen wußte, bis ihn die Schweizer in einer ſiegreichen Schlacht bei Nanzig todtſchlugen. Kaum hatte dieſer Karl die Landvogtei von den Habsburgern erſchachert, als er die ehrlichen Elſäßer wie Hunde zu behandeln anfing und ihnen den Peter v. Hagenbach, einen ſcheußlichen Geſellen, zum Vogt ſetzte, der in Breiſach, von wälſchen Söldnern umgeben, alle alten Freiheiten der Bürger vernichtete, die Widerſtrebenden hinrichten ließ, ſie ausplünderte, neue unerhörte Steuern (den ſogen. böſen Pfennig) ausſchrieb, Weiber und Mädchen entehrte und allen guten Sitten Hohn ſprach. Gewaltthätigkeit und Unzucht waren von jeher die Hauptcharakterzüge unſerer wälſchen Nachbarn. Von unſerer Ehrlichkeit, unſerem bürgerlichen Rechts- und Freiheitsſinn und unſerer Frauenſittſamkeit konnten ſie ſich niemals einen Begriff machen. Natürlicherweiſe empörten ſich die deutſchen Elſäßer gegen die franzöſiſchen Lotterbuben in Breiſach. Die Schweizer halfen. Hagenbach wurde hingerichtet. Sein Herzog Karl fiel in der Schlacht und die Landvogtei im Elſaß kam wieder an die Habsburger.

Das ſchöne Elſaß war aber ſchon ſeit dem Untergang der Hohenſtaufen, ſeit der traurigen Zerſtückelung des alemanniſchen Herzogthums die Beute adeliger und geiſtlicher Herren geworden, denen ſowohl das habsburgiſche als das burgundiſche Haus bei ihren Uebergriffen in die alten Volksrechte, bei der Mißhandlung der Bürger und Knechtung der Bauern ſtets Vorſchub geleiſtet

hatten. Somit war das gemeine Volk im Elſaß auf eine klägliche Weiſe von Adel, Biſchöfen und Aebten gedrückt. Auch die kleinen Reichsſtädte litten vielerlei Noth unter der habsburgiſchen Vogtei, beſonders ſeitdem ſie ſich der Reformation Luthers zugewendet hatten. Nur Straßburg, damals ſchon eine große und feſte Stadt mit reichen und ſtolzen Bürgern, wurde auffallend geſchont. Das kam aber daher, weil der König von Frankreich damals ſchon ein Auge auf dieſe Stadt geworfen hatte und ihr auf alle Weiſe ſchmeichelte, um ſie für ſich zu gewinnen und vom Kaiſer abzuziehen. Man lieſt heute noch mit Erſtaunen die geheime Correſpondenz König Franz I. mit dem Rathe der Stadt Straßburg. Der letztere wird wie eine ſouveraine Macht behandelt. In einem Schreiben vom 14. Juni 1521 bittet der König die Stadt, ſich bei ſeinem bevorſtehenden Kriege mit dem Kaiſer nur als eine neutrale Macht zu betrachten, ja er beklagt ſich und ruft gleichſam den Magiſtrat von Straßburg zum Schiedsrichter auf, ſofern ihm der Kaiſer angeblich mit Unrecht Mailand weggenommen habe, was er jedoch nur als Reichslehen habe verwalten wollen.

Des franzöſiſchen Königs Abſicht bei dieſer Beſchmeichelung der Stadt Straßburg war zugleich, die Elſäßer unter einander zu ſpalten, um es überall nur mit kleinen Herrſchaften und Städten zu thun zu haben. Als aber die Ideen der Reformation auch in das Elſäßer Landvolk eindrangen, was ſchon ſo lange von ſeinen vielen Herrn unerträglich gedrückt war, empörte es ſich endlich und nahm im Jahr 1525 an dem ſchrecklichen Bauernkriege des ſüdweſtlichen Deutſchland Theil. Man iſt berechtigt anzunehmen, daß die Bauern alle Urſache zu klagen hatten. Es liegt eine gewiſſe Wehmuth in dem Sprüchlein, mit dem ſie die reichen Mühlhäuſer Bürger um Beiſtand angingen: „Steuert an's Fähnlein der Gerechtigkeit, uns armen Bauern zur Seligkeit!“ Unter dieſem Geſichtspunkte war auch wohl eine Aeuße-

rung der Elsäßer Bauern nicht so ganz albern, als wofür sie gehalten worden ist. Sie sahen nämlich, als gerade der Herzog von Lothringen ihnen wohlgerüstet mit seiner Kriegsmacht entgegenzog, die Sonne am Himmel in einem Nebelringe, freuten sich darüber und sagten: „so wie der Ring jetzt die Sonne verdunkelt, so werden auch wir unsere bisherigen Herrn umzingeln und austilgen.“ Aber die armen Leute unterlagen und wurden zu Tausenden unbarmherzig niedergemetzelt.

Nicht lange nachher, im Jahr 1552, beging das damalige Haupt der Protestanten in Deutschland, Kurfürst Moritz von Sachsen, den bekannten Verrath am Kaiser und verkaufte dem französischen König Heinrich II. die Lothringer Bisthümer, Metz, Toul und Verdun, damit er ihm gegen den Kaiser helfe. Ein schändlicher Verrath an Deutschland, der sich mit nichts beschönigen, wohl aber auf die natürlichste Weise so erklären läßt, daß den Kurfürsten nicht allein die Schuld trifft. Er wurde durch den damaligen Kaiser Karl V. provocirt. Am Hofe dieses Kaisers selbst und als dessen Liebling war er in die ganze machiavellistische Politik der Habsburger eingeweiht worden und hatte hier gelernt, daß man mit wälscher Arglist und Gewalt leichter zum Zweck kommt, als mit Rechtssinn und deutscher Treue. Die Sache der deutschen Reformation war auf's Aeußerste gefährdet. Der Kaiser hatte im schmalkaldischen Kriege mit Hülfe seiner spanischen und italienischen Truppen gesiegt und die Reformation Luthers wäre gänzlich unterdrückt worden, wenn Moritz nicht den Verzweiflungsstreich gewagt und sich plötzlich unter Herbeirufung der Franzosen gegen den Kaiser gewandt hätte. Er dachte wohl: Hat der Kaiser die Italiener und Spanier in's deutsche Reich gerufen, so darf ich auch die Franzosen herbeirufen. Er durfte es nicht, er hatte Unrecht, denn kein Verrath eines Andern berechtigt, einen gleichen Verrath an der Nation zu begehen. Aber wenn wir den protestantischen Fürsten ver-

nur die nächsten Nachbarn sich kennen, und die Enkel nur aus dunkeln Traditionen etwas von den Ahnen wissen. Ohne sie würden die herrlichsten Schöpfungen der Denker und Dichter nur ihren nächsten Umgebungen bekannt werden. Ohne sie würde die Wissenschaft niemals einen großen Umfang erreichen können, weil kein menschliches Gedächtniß im Stande ist, die Kenntnisse aufzubewahren und fortzupflanzen, die man in die Bücher niederlegt. Somit ist die Literatur ein Segen für die Mit- und Nachwelt. Indeß ist auch sie von den Uebeln der Zeit angesteckt. Sie wird häufig ein Mittel, Irrthümer zu verbreiten; die Partheien bedienen sich der Bücher, ihre einseitigen, falschen und feindseligen Grundsätze anzupreisen, das Bessere zu verunglimpfen und zu verdammen. Sodann verführt die Eitelkeit oder die Gewinnsucht viele Menschen, ohne allen Beruf schlechte oder unnütze Bücher zu schreiben, die irgend einer schlechten oder schwachen Seite des Publikums schmeicheln und dasselbe verderben. So ist namentlich in der jüngsten Zeit eine wahre Sündfluth sogenannter populärer Bücher und Zeitschriften über Deutschland ausgegossen worden, worin man Wissenschaft und Poesie zum rohen Sinn des ungebildeten Publikums hinabzieht, statt diesen zu erheben. Allerdings hat die frühere Abgeschlossenheit des gelehrten und schreibenden Standes bis auf unsre Zeiten die nachtheiligen Folgen gehabt, daß ihre zu fremde und geschraubte Sprache dem übrigen Volk schwer verständlich ist. Die neuern Freunde der Popularität sind aber wieder in den entgegengesetzten Fehler gefallen und haben die Wissenschaft und Poesie häufig ihrer angebornen Würde beraubt und sie so gemein als möglich gemacht, um sich dadurch beim gemeinen Haufen einzuschmeicheln. Zuletzt erliegt unsre Literatur auch noch dem Uebel des Preßzwanges. Man darf nicht alles

dammen, der damals die lothringiſchen Biſthümer an Frankreich verhandelte, ſo müſſen wir noch viel mehr den undeutſchen Kaiſer des deutſchen Reichs verdammen, welcher das Wohl und die Ehre der deutſchen Nation ſeinem dynaſtiſchen Intereſſe aufopferte, abſichtlich und gegen ſein beſſeres Wiſſen alle Mißbräuche des römiſchen Papſtthums aufrecht erhielt, Italiener und Spanier den Deutſchen vorzog, die ſchönen deutſchen Niederlande an Spanien abtrat und keinen anderen Lebenszweck zu haben ſchien, als die deutſche Race der romaniſchen preiszugeben, deutſche Wahrheitsliebe, deutſches Recht, deutſche Tugend von römiſchen Ränken, wälſcher Argliſt unterdrücken zu laſſen.

Wie ſchmerzlich wir nun auch die Verſchacherung der drei Lothringer Biſthümer empfinden, ſo doch noch viel mehr den Verluſt der deutſchen Niederlande, der viel größer und wichtiger war. Wie viel tiefgreifender die Verſchuldung Karls V., als die des ſächſiſchen Moritz war, erleben wir heute. Denn die Zurückbringung der lothringer Biſthümer an das deutſche Reich iſt uns verhältnißmäßig leicht geworden, während die Wiedervereinigung des heutigen Belgien und Holland, als des ehemaligen burgundiſchen Kreiſes unſeres alten Reichs, mit dem neugeſtalteten Deutſchland großen Schwierigkeiten unterliegt.

Im dreißigjährigen Kriege verlor unſer unglückliches Deutſchland auch noch das Elſaß an Frankreich, mit Ausnahme der Städte Straßburg und Mühlhauſen. Dieſen Verluſt erlitten wir in Folge der fortdauernden Glaubenskriege, welche jedoch eigentlich nur dynaſtiſche Kriege waren, weil die Religion den rivaliſirenden Dynaſtien nur zum Vorwand diente. O wie jämmerlich ließ ſich damals das arme deutſche Volk von ſeinen Fürſten belügen und betrügen! Statt des deutſchen Rechts bekam man römiſches Recht. Die deutſche Sprache wurde durch die lateiniſche Schul- und franzöſiſche Hofſprache erſetzt. Die chriſtliche Wahrheit wurde durch theologiſchen Dogmenſtreit verfinſtert.

Der hohe ſittliche Adel des Chriſtenthums wurde zur gemeinſten Geſinnung erniedrigt. Hofpfaffen aller Confeſſionen ſchmeichelten nur noch den Fürſten und ertheilten ihnen für alle Gottloſigkeiten, welche ſie vom römiſchen und franzöſiſchen Hofe lernten, leichten Ablaß. Die verſchiedenen deutſchen Stämme aber wurden von den Theologen und Juriſten künſtlich in das Gegentheil der Bruderliebe, nämlich in fanatiſchen Glaubenshaß hineingehetzt und mordeten einander, Deutſche ihre deutſchen Brüder unter fremden ſpaniſchen, franzöſiſchen und ſchwediſchen Fahnen.

Der Papſt gab ſich nicht zufrieden, die Jeſuiten wollten den ganzen Norden Europa's wieder katholiſch machen. Haus Habsburg half eifrig dazu. Da wehrten ſich die Proteſtanten und ſuchten wieder Hülfe bei Frankreich und bei Schweden, während dem Kaiſer wieder Italiener und Spanier, Ungarn und Polen halfen. Kaiſer Ferdinand II., der bigotte, ganz unmenſchliche Jeſuitenzögling, ging auf den Plan, den Proteſtantismus auszurotten, mit der Freßbegier eines wilden Thieres ein. Wie er nun ſeine öſterreichiſchen Erblande Böhmen und die Pfalz auf's entſetzlichſte verheeren ließ, um alle ſeine Unterthanen entweder katholiſch zu machen oder auszurotten, ſo verfuhr er auch mit den zehn Reichsſtädten im Elſaß, die ſeiner reichsvogteilichen Aufſicht unterſtellt, aber ſchon lange proteſtantiſch geworden waren. Nachdem er ſpaniſche Truppen aus den Niederlanden in die Pfalz hatte einrücken laſſen, konnten auch die Proteſtanten im Elſaß (außer in dem feſten Straßburg) ſeiner Wüthere nicht mehr widerſtehen, die insbeſondere die Städte Hagenau und Colmar fühlen mußten, im Jahre 1623. Auch der damalige Herzog von Lothringen war den armen Proteſtanten überaus feindlich geſinnt. Nun kam aber den letzteren eine ausgiebige Hülfe durch die Schweden zu, d. h. durch die berühmten Weimaraner oder deutſchen Truppen, welche damals unter dem Herzog Bernhard von Weimar fochten und nachher franzöſiſchen

Sold und Befehl annahmen. Dieſe Wüthriche verheerten nun die katholiſchen Theile des Elſaßes, wogegen die katholiſchen Bauern im Suntgau ſich empörten. In Pfirt umringten ſie ein ſchwediſches Corps, zwangen es zur Uebergabe, brachen aber die Capitulation und ſchlugen alle todt. Einen Oberſtlieutenant Gaumare, der ſchon ſchwer verwundet war, ſetzten ſie nackt in den Schnee und mißhandelten ihn noch ſechs Stunden lang, bis er den Geiſt aufgab. Nicht minder grauſam hauſten die katholiſchen Lothringer, aber die ſ. g. Schweden im franzöſiſchen Sold machten es nicht beſſer. In einem Dorf erſchlugen ſie 2000, in einem andern Dorf 1500 Bauern. Die Verheerung des unglücklichen Landes endete im weſtphäliſchen Frieden damit, daß der Kaiſer faſt ganz Elſaß (wieder mit Ausnahme Straßburgs und Mühlhauſens) an Frankreich abtreten mußte. Geſchah es auch unter Bedingungen, welche den verſchiedenen Theilen des Elſaßes ihre verſchiedenen Privilegien garantirten, ſo kümmerte ſich doch die franzöſiſche Regierung nachher um dieſe Garantien nicht mehr, ſondern fuhr willkürlich drein.

Ludwig XIV., der in Frankreich zur Regierung kam, war nicht der Mann, irgend eine Rückſicht auf Schwächere zu nehmen, irgend ein älteres Recht zu achten, die deutſche Nationalität irgend wie zu ſchonen. Auch den Proteſtanten, obgleich er ihren Fürſten gern gegen den Kaiſer beiſtand, gewährte er in den, unmittelbar ſeinem Scepter unterworfenen Ländern keinerlei Duldung, ſondern verfolgte ſie. Obgleich er an ſeinem Hofe mit Maitreſſen jeden Unfug trieb, den heidniſchen Geſchmack der Renaiſſance pflegte, ſeine Schlöſſer und Gärten mit nackten Statuen der altrömiſchen Götter ſchmückte und deſpotiſch wie ein Sultan regierte, auch die Türken gegen den deutſchen Kaiſer reizte, daß ſie Ungarn eroberten und Wien belagerten, ließ ſich dieſer Ludwig doch „den allerchriſtlichſten“ König nennen und war von Jeſuiten umgeben, die ihn ſelbſt und ſeine Maitreſſen beſtändig

zu Verfolgungen, endlich zur gänzlichen Austreibung der Proteſtanten aus Frankreich anfeuerten. Dieſer fluchwürdige König achtete kein göttliches und menſchliches Geſetz, ſondern ſagte l'état c'est moi, hielt ſich für einen Gott auf Erden und ſah verachtend auf die ganze übrige Welt hinunter. Die Franzoſen aber ſpiegelten ſich in ſeiner Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung und gewöhnten ſich unter ihm, ſich für die erſte Nation der Welt zu halten.

Der König ſelbſt wurde das Muſter aller übrigen Fürſten in Europa. Faſt alle wollten ſo willkürlich und unumſchränkt gebieten wie er, ſchwelgeriſch leben und eine Pracht entfalten wie er. Die Jeſuiten, welche bis dahin ſeit der Reformation mehr den Habsburgern in Spanien und Oeſterreich gedient hatten, als den Königen von Frankreich, dienten, ſeitdem Ludwig XIV. Spanien und Neapel den Habsburgern entriſſen hatte, nur noch der franzöſiſchen Politik und übten zwar noch ihren alten Einfluß in Wien, aber nur um das kaiſerliche Anſehen zu ſchwächen, überhaupt Deutſchland, wie bisher dem ſpaniſch-italieniſchen, ſo jetzt wieder dem franzöſiſchen Uebergewicht zu unterwerfen, d. h. den Germanismus durch den Romanismus zu unterdrücken. Kaiſer Leopold mit der dicken Lippe repräſentirte unter ſeinen jeſuitiſchen Beichtvätern und unter ſeinen von Frankreich beſtochenen Miniſtern den ganzen Blödſinn der heruntergekommenen Habsburger. Das katholiſche Bayern aber ging damals mit Ludwig XIV. durch Dick und Dünn, um ſich mit deſſen Hülfe zu vergrößern und zu bereichern. Sogar die geiſtlichen Kurfürſten und Erzbiſchöfe in Deutſchland ahmten die Frivolität des franzöſiſchen Hofes nach, bauten ſich Luſtſchlöſſer mit heidniſchen Statuen und Bildern, hielten ſich Theater, Maitreſſen, Kammerherrn, Jagdgenoſſen und ahmten an ihren Höfen wie die Sprache, ſo auch die lüderlichen Sitten des franzöſiſchen Hofes nach.

Daſſelbe thaten aber auch die proteſtantiſchen Höfe. Mit wenigen Ausnahmen, unter denen beſonders der kurbrandenburgiſche ſich hervorthat, führten auch ſie die franzöſiſche Hofſitte, franzöſiſche Sprache und Mode ein. Der geſammte Adel, die höhere Bürgerklaſſe, der Gelehrten- und Beamtenſtand, ſoweit er nicht noch in der lateiniſchen Pedanterei befangen war, folgte der franzöſiſchen Mode. Auch in der deutſchen Literatur wurde alles möglichſt franzöſiſch gemodelt. Herrn und Damen legten die ältere deutſche Kleidertracht ab und ließen Ströme von Geld nach Paris fließen, um ſich von dort die neuen Moden zu holen. Dieſer Unfug, der leider heute noch fortdauert, begann ſchon vor zweihundert Jahren unter dem damals allmächtigen Ludwig XIV., deſſen Gottheit in Deutſchland nicht weniger Anbeter fand als in Frankreich ſelbſt.

III.

Wie ging uns Straßburg verloren.

Eine rührende, nur zu wenig bekannte Geſchichte.

Unter ſolchen Umſtänden, wie ich ſie hier geſchildert habe, konnte die biedere, damals noch echt deutſche Stadt Straßburg der Ueberſchwemmung durch die franzöſiſche Sündfluth nicht mehr widerſtehen, wie lange und wacker ſie auch ihre Deutſchheit behauptete. Man verſetze ſich in ihre damalige Lage. Rings um die Stadt her war das Elſaß ſchon in der Gewalt der Franzoſen, und über den Rhein herüber gewährte ihr das deutſche Reich in ſeiner politiſchen und confeſſionellen Zerrüttung bei der Jeſuitenherrſchaft in Wien, bei der franzoſenfreundlichen Stimmung ſo vieler deutſchen Fürſten, welche damals ſchon mit Frankreich einen förmlichen Rheinbund ſchloßen, keinerlei Schutz mehr, und ganz nur auf ſich ſelber angewieſen, verſäumten die muthigen Bürger nichts, um ſich beim deutſchen Reiche zu erhalten. Aber ſie konnten zuletzt den Andrang des Erbfeindes von Außen nicht mehr bemeiſtern, weil Verrath im Innern ihm die Thore öffnete.

Hören wir, was Johannes Frieſe, der treffliche Geſchicht-

ſchreiber Straßburgs, im 3. Bande ſeines ſchönen, in Deutſchland nur wenig bekannt gewordenen Werks über den Muth der Straßburger Bürger, über die lange Ausdauer, mit der ſie Franzoſen zu werden verſchmähten, geſchrieben hat. „Die Bürgerſchaft arbeitete wechſelsweiſe beſtändig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verſchloſſen; an den andern war eine doppelte Wache und eine Magiſtratsperſon, welche die Aufſicht hatte. Und ob man wohl beſtändig eine ſtarke Garniſon Soldaten unterhielt, ſo mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eiferſüchtig auf ihre Freiheit und überzeugt von der großen Gefahr, welche ſie bedrohte, ſtrengte der Magiſtrat und die Bürgerſchaft, welche damals in gutem Einverſtändniß mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieſer Zuſtand der äußerſten Anſtrengung dauerte ſchon über ſechzig Jahre; die beſtändige Kriegsrüſtung verſchlang ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder; das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte waren verſtopft; eine ungeheure Schuldenlaſt, von welcher man die Zinſen nicht bezahlen konnte, raubte unſerer ſonſt ſo reichen und blühenden Vaterſtadt vollends alle innere Kraft, und ihre Nachbarn fingen ſchon an, verachtende Blicke auf ſie zu werfen, welche unſere Väter um ſo weniger verdienten, da eben die, welche uns jetzt verächtlich behandelten, ſelbſt zu unſerem Verfall mit beigetragen hatten.

Der Biſchof von Speier ließ die Straßburgiſchen Schiffe, welche auf die Frankfurter Meſſe fahren wollten, zu Lauterburg und Philippsburg anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die ſchuldigen Zinſen mußte man für jedes Schiff wegen gerichtlichen Koſten noch hundert Gulden bezahlen. Gerade ſo machte es auch der Kurfürſt von Mainz; andere Schuldner verklagten die Stadt bei dem Kammergericht zu Speier.

In dieſer Verlegenheit verkaufte die Stadt das Schloß und Amt Herrenſtein an den General-Lieutenant von Roſa um 20,000 Gulden; nebſt dieſem zwei Maierhöfe, etliche Häuſer, Gärten und Metzgerbänke; löſte damit die beſchwerlichſten Kapitalien ab, und rettete ſich alſo für diesmal aus der größten Noth. Um aber die Einnahme und Ausgabe in's Gleiche zu bringen, wurden alle Auflagen auf Lebensmittel, im Ohmgeld, im Kaufhaus und an den Thoren merklich erhöht; auch durften die Bürger nicht mehr ſelbſt an den Befeſtigungswerken arbeiten, ſondern ſie mußten für die Frohn ein halbes Stallgeld bezahlen. Dieſe fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerſchaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beſtändigen Reſidenten in Straßburg unterhielt, gleichwie auch wir bei Hof einen unterhalten mußten, ſah unſere Schwachheit und den ſinkenden Kredit Straßburgs mit ſchalkhafter Freude. Lange ſchon lauerte das herrſchſüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter ſein Joch zu bringen, und unter dieſen Umſtänden ſahe es das Ziel ſeiner Wünſche ſich täglich nähern; Ludwig XIV. verſäumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Gerade ſo ging es auch den übrigen unmittelbaren Reichsſtädten und Städten im Elſaß. Ludwig machte ihnen ihre Reichsfreiheit ſo ſauer, that ſolche Eingriffe in ihre Rechte, daß ihnen zuletzt nichts mehr übrig blieb, als ſich ſammt und ſonders gänzlich an Frankreich zu ergeben und deſſen Oberherrſchaft anzuerkennen; welches auch in dem Jahr 1680 wirklich geſchehen iſt."

In Straßburg, auf deſſen Beſitz es dem König hauptſächlich ankam, zettelte er Verrätherei an. Der Stadtrath, welcher bisher immer gegen Kaiſer und Reich ſeine Pflicht redlich erfüllt hatte, ſollte der gemeinen Bürgerſchaft verdächtig werden. Ein Dr. Georg Obrecht gab ſich dazu her, den edeln Ammeiſter

(Bürgermeiſter) Dominikus Dietrich in anonymen Schriften zu verleumden, als ſey er ein Verräther und unterhandle heimlich mit Frankreich, um ihm die Stadt auszuliefern. Dieſe Bosheit wurde erſonnen, um Zwietracht in der Stadt zu ſtiften und um die Häupter der Stadt, welche den Kern der deutſchen Partei darſtellten, alles Vertrauens zu berauben und zu beſeitigen. Allein es kam anders. Obrecht wurde durch einen franzöſiſchen Brief, den er geſchrieben und zufällig verloren hatte, ſeines ſchändlichen Verfahrens überwieſen, vor Gericht gezogen und enthauptet.

Zum Beweiſe, wie ſehr das die Franzoſen geärgert haben muß, kam noch in demſelben Jahr (1672) ein Haufen von ihnen von Breiſach den Rhein herabgefahren. „Sie hielten mitten unter der Rheinbrücke, und befeſtigten einige Brandſchiffe, welche mit dürrem Holz, Stroh und Wellen, Pech und Harz angefüllt waren, und zündeten alſo die Brücke an, wodurch acht Joche abbrannten. Die Soldaten fuhren den Rhein hinunter bis in die Wanzenau, hier ſtiegen ſie an das Land mit lautem Trommelſchlag; zechten ruhig, rühmten ſich ihrer Heldenthat und gingen zu Fuß auf Breiſach zurück.“ Die Straßburger mußten ſich dieſen Frevel gefallen laſſen, denn ſie durften dem mächtigen König keine Veranlaſſung zu einer offenen Kriegserklärung geben und fanden im ganzen deutſchen Reiche keine Hülfe. Man kann die Geduld, die Klugheit, das treue Aushalten dieſer wackern deutſchen Männer nicht genug bewundern.

Der König aber fuhr in ſeinem Uebermuthe fort und ließ im folgenden Jahr 1673 die Reichſtadt Colmar, deren Privilegien er bis jetzt noch geſchont hatte, plötzlich mit 5000 Mann überfallen. „Nun wurden alle Bürger entwaffnet, die Poſten an den Thoren und auf den Wällen mit Franzoſen beſetzt; alles Geſchütz, Kriegs-Munition und Mundvorrath der Stadt inventirt und nach Breiſach gebracht. Die Bürger aber mußten ihre Räuber beherbergen; ſechs bis zehn Mann über Tiſch in allem freihalten,

und ſich glücklich ſchätzen, daß ſie nur einer allgemeinen Plünderung entgingen. Neunzig Kanonen, eine Menge kleiner Gewehre, viele tauſend Fürtel Früchte und ſehr viel Wein führte man aus der Stadt. Nachdem dieſes geſchehen, fingen die Franzoſen an, die Thore und Thüren zu ſprengen, die Wälle nieder zu reißen und die Gräben auszufüllen; kaum zwei Wochen waren vorbei, ſo war das blühende Colmar ein offener, wehrloſer Ort — war in ein Dorf verwandelt! Gerade ſo ging es auch den Städten Schlettſtadt, Kaiſersberg, Oberehnheim, Hagenau, Weiſſenburg, Landau, überhaupt allen zehn Reichsſtädten im Elſaß. Straßburg würde ein ähnliches Schickſal erfahren haben, wenn es weniger feſt und nicht ſo mächtig und wachſam geweſen wäre.

Die allgemeine Noth des ganzen Landes und das traurige Beiſpiel der zehn Reichsſtädte öffnete nun den Bürgern Straßburgs die Augen, und vermehrte ihren Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Es war nun nicht mehr zweideutig, was auch ihnen bevorſtünde, wenn ſie durch Liſt oder Gewalt den Franzoſen in die Hände fielen; Obrigkeit und Bürgerſchaft ſtrengten daher alle Kräfte an, die Stadt in die beſtmöglichſte Verfaſſung zu ſetzen. Das Bollwerk neben dem Weiſſenthurmthor, Lug in's Land genannt, war ſehr beſchädigt, und die Stadt auf dieſer Seite faſt offen. Einige Kaufleute bemerkten dieſes, gingen zu dem regierenden Ammeiſter und baten um Erlaubniß, mit ihren Leuten und andern Bürgern, welche ſich etwa freiwillig einfinden würden, an dieſem Bollwerk arbeiten zu dürfen, damit es noch vor Winter in wehrhaften Stand geſetzt würde. Ein ſo edles Begehren wurde nun ſehr gerne bewilligt und den 24. Auguſt wirklich der Anfang gemacht. Die Bürger drängten ſich in ſo großer Anzahl zu dieſer Arbeit, daß man ſich gleich anfangs genöthiget ſahe, eine gewiſſe Ordnung einzuführen, und man fand für gut, jeden Tag eine ganze Zunft zur Arbeit aufzufordern. Es war eine Freude, zu ſehen, wie willig

ſchreiben, was man denkt. Es wird dadurch allerdings einer Menge ſchädlicher Schriften vorgebeugt, aber auch beſſern mangelt die gehörige Freiheit ſich zu äußern.

Kapitel CCCCXCII.

Die Wiſſenſchaften.

Der in der Reformation frei gewordene Verſtand gründete ſein Reich in den Wiſſenſchaften. Wie die Kraft des Körpers zu Thaten und die Kraft des Gemüthes zur Religion drängt, ſo die Kraft des Verſtandes zur Wiſſenſchaft. Thaten waren in der Germanenzeit, Frömmigkeit war im Mittelalter, Wiſſenſchaft iſt jetzt das Ausgezeichnetſte und Hervorſtechendſte der Deutſchen. Unſre wiſſenſchaftliche Bildung iſt das einzige, worin wir groß ſind, worin wir unſre Vorfahren weit übertreffen, was unſere Zeit unſterblich machen wird. Und wie die Deutſchen in der älteſten Zeit alle Völker an Körperkraft, im Mittelalter an Innigkeit und Tiefe des Gemüths übertrafen, ſo übertreffen ſie ſie auch jetzt an Kraft, Umfang und Tiefe des Verſtandes. Nur in den Künſten des Lebens weichen wir andern Nationen, an philoſophiſchem Tiefſinn, ſcharfer Urtheilskraft und umfaſſenden Kenntniſſen kommt uns keine gleich.

Nachdem die furchtbaren Religionskriege und in ihrem Gefolge die finſtere Pfaffenherrſchaft bei den Proteſtanten ſowohl als Katholiken alle Blüthen der frühern Bildung zerknickt hatten, begann zuerſt wieder im proteſtantiſchen Norddeutſchland und namentlich in Halle ein freierer wiſſenſchaftlicher Geiſt ſich zu regen. Hier ſtürzten Thomaſius und Wolf die Orthodoxie und bereiteten der Philoſophie eine Stätte, während der große Leibnitz unter dem Schutz des Königs von England und Churfürſten von Hannover durch ſein allumfaſſendes Genie

und freudig die Bürger arbeiteten, und man ſtaunte über den glücklichen Fortgang des Werkes. Wie es aber gemeiniglich zu geſchehen pflegt, daß bei großen Geſellſchaften auch große Unordnungen entſtehen, ſo ging es auch bei dieſer freiwilligen Frohn. Weiber, Töchter und Kinder fanden ſich zu Tauſenden bei den Arbeitenden ein; da waren Marquetender, Muſikanten; man zechte, tanzte, ſchrie und lärmte, daß es mehr einem Jahrmarkte als einem Arbeitsplatze gleich ſahe; und dieſes geſchahe in einer ſo trübſeligen und gefahrvollen Zeit.

Den 23. September näherten ſich die franzöſiſchen Völker der Stadt und plünderten die Dörfer bis auf Eckboltsheim. Auf dem Lande war ein großer Jammer allenthalben; die armen Landleute flohen, wo ſie konnten, und flüchteten ihre Habe und Güter in das feſte Straßburg: unſere Stadt war daher mit Menſchen, Vieh, Früchten und Wein ſo vollgeſtopft, daß man nicht alles unter Dach bringen konnte. Und da die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, erging den 30. September der Befehl von dem Magiſtrat, daß alle Gärten, Häuſer, Bäume und Reben auf 60 rheinländiſche Ruthen von den Feſtungswerken der Stadt weggeſchafft werden ſollten, damit man eine freie Ausſicht haben möchte; es wurden alle Wachen verdoppelt, und dieſes dauerte den ganzen Winter über, weil ein großer Theil der Armee unter dem Marſchall von Türenne in unſerm Elſaß die Winterquartiere bezog.

Die Franzoſen gaben Deutſchland keine Ruhe. Der ſchwächliche Verſuch des Kaiſers, im Bunde mit Spanien und Holland ihren Räubereien zu trotzen, half nichts. Zum Jahr 1677 ſchreibt unſer guter Frieſe ſchon wieder, wie die franzöſiſchen Mordbrenner unter einem gewiſſen Labroſſe in Weiſſenburg gehauſt haben, in derſelben Stadt, die im Jahr 1870 Zeugin unſrer Siege wurde. Der Unmenſch ließ damals Alles hier ausplündern und unter erbärmlichem Geſchrei der Einwohner

die Stadt an allen Ecken zugleich anzünden. Den folgenden Tag erſchien er in Hagenau, die Mordfackel in der Hand, und wies den Soldaten die Plätze an, wo ſie das Feuer anlegen ſollten, und Hagenau war noch denſelben Tag ein Aſchenhaufen: doch verſchonte er ſorgfältig die Häuſer etlicher Juden und Chriſten, welche den Brand von ihm abgekauft hatten. Eben dieſer Wütherich hat auch auf dem Selzer-Wörth den armen Bauersleuten ihre wenige noch gerettete Habe vollends geraubt, viele derſelben niedergehauen und ihre elenden Hütten in Rauch aufgehen laſſen, auch nicht einmal zulaſſen wollen, daß ſie ihre unſchuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieſes Ungeheuers ſelbſt hat man es gehört, daß er ſagte: Es könnte ihm nichts ſo großes Vergnügen machen, als das Praſſeln der Flammen und das Geraſſel einſtürzender Häuſer und Gebäude. Zum Glück für die Menſchheit wurde dieſer Unmenſch im Junius dieſes Jahres bei St. Leonhard mit fünf Schüſſen getödtet."

Nun endlich kam auch Straßburg an die Reihe. Man erſtaunt, wenn man lieſt, wie viele Vorſicht der übermüthige König der Franzoſen doch gebrauchte, ehe er dieſe, vom deutſchen Reich nicht im geringſten unterſtützte, einzige Stadt angriff. Sie war eben ſehr feſt und hatte tapfere und deutſch geſinnte Bürger. Der König mußte Verrätherei zu Hülfe nehmen. Ulrich Obrecht, der Sohn des hingerichteten Obrecht, wollte ſeinen Vater rächen und nahm Geld von Frankreich, um ſeine Vaterſtadt mit Liſt dem König zu überliefern. Ihm half der Stadtſchreiber Günzer, und mit dreimalhunderttauſend Thalern, die ihnen der König gab, warben ſie eine Anzahl ſchlechter Bürger, um die Franzoſen heimlich herbeikommen zu laſſen. Man wählte die Zeit des September 1680, in welchem viele Straßburger Bürger die Frankfurter Meſſe beſuchten. Die Franzoſen rückten heran und zwangen unter fürchterlichen Drohungen die Stadt

zu kapituliren. Ludwig XIV. gelobte, die Stadt bei allen ihren alten Rechten und namentlich auch bei ihrer Religionsfreiheit zu ſchützen, und hielt einen prächtigen Einzug in Straßburg, legte aber ſogleich eine ſtarke Beſatzung hinein und ließ die Feſtungswerke noch ſehr verſtärken, um ein Hauptbollwerk auf deutſchem Boden ſelbſt zu gründen. Trotz ſeines Gelöbniſſes, die Religionsfreiheit zu achten, ließ er ſogleich den Proteſtanten die berühmte Münſterkirche wieder wegnehmen, ſie dem Biſchof übergeben und Meſſe darin leſen. „Hierauf ließ er (ſo ſchreibt das Theatrum Europaeum XII. 272) einen Befehl ergehen, „daß kein Straßburger Burger oder Einwohner, bey fünff Francken Straff, ſich hinfüro ſollte gelüſten laſſen, in's Münſter zu gehen. Ingleichen ward ihnen auch alle Correſpondentz mit andern Orten, und kein Paquet oder Brieff zu verſchicken, ernſtlich und bey Straff hundert Reichsthaler verbotten: demjenigen aber, welcher die angeſetzte 100 Rthlr. nicht würde erlegen können, ſollte eine Lilie auff die Stirn gebrannt und der Stadt verwieſen werden.“

In des Latomi Frankfurter Relationen zum Jahr 1685 Seite 49 leſen wir noch Folgendes: „Den 4ten Juni wurde im gantzen Elſaß vom Königl. Staatsrath ein Mandat publicirt, vermög deſſen der König allen von der Augſpurgiſchen Confeſſion und Reformirten zu der Katholiſchen Religion Trettenden, eine Friſt in 3 Jahren keine Schulden oder Capitale zu bezahlen, und daß ſie nirgends deßwegen belanget werden können, vergönnet. Obwolen zu Straßburg die alte Kleidertracht, bey dem Weibsvolck, ohnerachtet faſt gantz Teutſchland den Frantzoſen mit ſchweren Koſten nachäffen, durch fleiſſige Aufſicht der Obrigkeit, bißhero noch immer erhalten, ſo muſten anjetzo auff Befehl des Königs alle junge Weibs-Perſonen nach Frantzöſ. mode gekleidet werden, weßhalben auch der Rath daſelbſten den 23. Junii eine Kleider-Ordnung publiciren laſſen, und ſolche

Tracht oder Franzoſ. mode bey Straf anbefohlen, auch denen Manns-Perſonen die hohe und ſpitze Hüt unter gleicher Straf zu tragen verbotten."

Der Verräther Ulrich Obrecht wurde vom König von Frankreich mit Gnade überhäuft und zum königlichen Prätor ernannt, und der edle Ammeiſter Dominikus Dietrich plötzlich auf Befehl des Königs nach Paris berufen, damit die proteſtantiſchen Bürger der Stadt ihren hochgeachteten Führer verlören. Unterdeß ſollte Obrecht ſich bemühen, den ganzen Magiſtrat von Straßburg katholiſch zu machen. Offene Gewalt wollte man nicht brauchen, um die proteſtantiſchen Mächte nicht zu ſehr aufzureizen. Der arme Dietrich kam nun nach Paris und „man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung. Täglich mußte er bei Hof aufwarten und zwar allemal in ſeinen Amtskleidern, in denen er ſonſt im Rath zu ſitzen pflegte, aber nie ſagte man ihm ein Wort, warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Einmal wagte er es, ſich Erläuterung hierüber auszubitten, erhielt aber von dem Miniſter die Antwort: Man würde es ihm ſagen, wenn es Zeit wäre. Endlich, als er wie gewöhnlich bei einer Audienz des erſten Miniſters, Louvois, erſchien, kam dieſer, von andern vornehmen Herrn begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand und ſagte zu Dominikus Dietrich: Leſet hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1. Makk. 2, 17, da es heißt: „Die Hauptleute Antiochi ſprachen zu Mattathias: Du biſt der Vornehmſte und Gewaltigſt. in dieſer Stadt und haſt viele Söhne und eine große Freundſchaft, darum reitt zuerſt dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, die noch zu Jeruſalem ſind: So wirſt du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." Dominikus Dietrich, der ſchon lange eine ſolche Zumuthung erwartet hatte und außerordentlich

bibelfeſt war, kehrte die Bibel herum und ſagte: „Die Fortſetzung enthält meine Antwort V. 19, 20, 21. Da ſprach Mattathias frei heraus: Wenn ſchon alle Länder Antiocho gehorſam wären, und jedermann abfiele von ſeiner Väter Geſetz, und willigten in des Königs Gebot: ſo wollen doch ich, meine Söhne, und meine Brüder nicht vom Geſetz unſrer Väter abfallen. Da ſeye Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Geſetz abfielen.“

Gleich den andern Tag erhielt Dominikus Dietrich ſeinen Verweiſungsbrief (Lettre d'Exil): er wurde in allen Gnaden von ſeinem Vaterlande verbannt, und nach Gueret, im mitteln Frankreich (Départ. de la Cruse) verwieſen. In Straßburg wußte man inzwiſchen von allem was vorgegangen war, keine Silbe, ohne daß den 20. Juli ein Königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, beſetzen ſollte, indem der König geſonnen wäre, ihn bei ſich zu behalten; die wahre Urſache ſeiner Verweiſung hingegen wußte niemand als der, der ſie im Finſtern ſelbſt bewirkt hatte.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch deſſen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jeſuiten und anderen Perſonen an ihn geſchrieben worden ſind, erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in ſeinem Exilio von allen Seiten her hart zuſetzte, ſeinen Glauben zu verändern. Der berühmte Boſſuet, Biſchof von Meaux, wurde ſelbſt vom Hof beordert an ſeiner Bekehrung zu arbeiten, nach ihm bekam ein anderer Pfarrer in der Nähe den nämlichen Auftrag; Jeſuiten und Mönche beſtürmten ſeine Standhaftigkeit faſt täglich: aber Dietrich blieb unbewegt.

Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hauſe des Dominikus Dietrich beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687 den 19. Dezember ſeine Frei-

heit wieder, doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erſcheinen, ehe er nach Straßburg abreiſe; dieſes that aber unſer Dietrich nicht. Darüber fiel er neuerdings in Ungnade, und mußte nach Veſoul in's Exilium wandern. Hier blieb er bis den 30. April 1690, da er, wegen überhandnehmender Altersgebrechen abermals Erlaubniß erhielt, in den Schooß ſeiner Familie zu kehren, doch daß er nicht aus ſeinem Hauſe gehen *) und mit Niemand, als mit ſeinen Verwandten, reden ſollte. Während ſeinem hieſigen Aufenthalt ließ er ſich in einer Sanfte, welche er ſein Haus nannte, öfters in die St. Nikolaus-Kirche tragen, und vor den Altar hinſtellen, um in derſelben die Predigt anzuhören. Dieſer Urſachen wegen wurde er von den Vornehmſten der Stadt, die alle ſeine Schritte und Tritte beobachteten, abermals vor Hof verklagt, und man fürchtete eine nochmalige Verweiſung. Es ſcheint aber, der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun alles galt, nicht zu ſehr entrüſten, da ohnehin ſein Ende nicht mehr ferne ſchien. Im Jahr 1692 erhielt er die Erlaubniß auszugehen, auch wenn es ſeine Geſundheit erfordere, außerhalb der Stadt; nur ſolle er ſich der Regierungsgeſchäfte nicht mehr annehmen, und das Rathhaus nicht betreten.

Seine volle Freiheit erhielt er erſt im Jahr 1694 den 9. März, da er dieſe Welt verließ, um in eine beſſere überzugehen. Er ſtarb in den Armen ſeiner Gattin und Kinder, ſeines Alters 74 Jahr 11 Tage; ſeine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben."

Man pflegt in Straßburg das berühmte Denkmal des Marſchall von Sachſen den Fremden als die größte Merkwürdigkeit zu zeigen, ſo daß man über dieſer plaſtiſchen Arbeit im echt franzöſiſchen Geſchmack der Renaiſſance das Meiſterwerk der

*) Er wohnte am Niklausſtaden, am Kämpferiſchen Hauſe.

deutſchen Baukunſt, das Münſter, die Schöpfung unſeres Erwin, vergeſſen ſollte. Der Marſchall von Sachſen, ein Baſtard des grenzenlos lüderlichen Auguſt II. von Polen-Sachſen, führte ehrvergeſſen als Deutſcher die franzöſiſchen Heere gegen Deutſchland an. Wäre es nicht ſchicklicher, wenn man das Denkmal dieſes Marſchalls auf Wagen verpackte und nach Paris verſetzte, in Straßburg aber dem unvergeßlichen Patrioten Dominikus Dietrich ein Denkmal ſetzte?

IV.

Wie betrog man uns um Lothringen?

Das Herzogthum Lothringen iſt der letzte Reſt des alten Lotharingien, des größeren und mittleren Drittels des unter Ludwigs des Frommen Söhnen dreigetheilten Reiches, den der älteſte Sohn des Kaiſers, Lothar, verwaltete. Dieſer große Reichstheil ſchrumpfte nach und nach bis auf das kleine Herzogthum zuſammen, welches noch jetzt ſeinen Namen trägt. Bei der Haupttheilung zwiſchen dem deutſchen Kaiſerreich und dem franzöſiſchen Königreich blieb es integrirender Theil des erſteren, deutſches Grenzland gegen Frankreich. Das Land iſt heute noch deutſch mit Ausnahme einiger weſtlicher Gegenden, in denen die franzöſiſche Sprache vorherrſcht. Bis an die Moſel iſt alles deutſch, von da bis zur Meurthe miſcht ſich ſchon die franzöſiſche oder wälſche Sprache ein. Rechts und links von der Moſel bis Diedenhofen (Thionville) und von da bis in's Luxemburgiſche kommen auffallend viele Orte mit der Endung ange vor, während die meiſten Orte an der Saar noch mit ing und ingen endigen. Beides bedeutet daſſelbe, nämlich den Stammſitz einer deutſchen Familie. An der Werra in Thüringen verwandelt

die Mundart das ingen in ungen, z. B. Meinungen, Waſungen. Die lothringiſchen Orte Amelange, Bertrange, Budange, Eblange, Entrange, Guntrange, Hagondange, Imeldange, Ridange, Schifflange, Tuſſange, Volmerange, würden ſchwäbiſch lauten Amelingen, Bertringen, Budingen, Eblingen, Entringen, Guntringen, Hagendingen, Imeldingen, Ridingen, Schifflingen, Tuſſingen, Volmeringen. Lauter gute deutſche Namen nach der Analogie von Gerlingen (wo die Nachkommen Geros), Gomaringen (wo die Gomars), Beroldingen (wo die Berolds wohnen) ꝛc.

Lothringen blieb in der Reformation katholiſch, neigte aber nicht Frankreich zu. Vielmehr zeichneten ſich ſeine Herzoge durch treues Feſthalten an Kaiſer und Reich aus, beſonders im dreißigjährigen Kriege. Damals verdienten ſie den Ruhm, „die Wacht am Rhein“ gehalten zu haben. Auch Mercy, der größte Feldherr der Bayern und ohne Zweifel einer der größten des dreißigjährigen Krieges, der die Franzoſen unter Turenne und dem großen Condé in glänzenden Schlachten auf's Haupt ſchlug, war ein Lothringer.

Aber die alte tapfere treubewährte Wacht am Rhein wurde abgedankt durch die Habsburger. Von Anfang an hatte dieſes Kaiſergeſchlecht Deutſchland unſägliches Wehe gethan, immer im Bunde mit Rom und Frankreich, hatte uns durch ſeine Tyrannei die Schweiz und die Niederlande entfremdet, immer Italiener und Spanier, ſowie Ungarn und Slaven den Deutſchen vorgezogen, der gerechten Forderung der deutſchen Nation, die unerhörten Mißbräuche des römiſchen Papſtthums nicht länger zu dulden, der Ausplünderung der Deutſchen durch den Ablaßkram ein Ende zu machen, überhaupt die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, niemals nachgegeben, das Papſtthum, die Jeſuiten, den Romanismus in allen Beziehungen ſtets beſchützt und gepflegt, den Germanismus unterdrückt, daher die deutſche Reformation in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt

und die confeſſionelle Spaltung der Nation verſchuldet. Der letzte männliche Sprößling des Habsburgiſchen Geſchlechts handelte nun ganz in der antideutſchen Tradition deſſelben, indem er das deutſche Lothringen ſchnöderweiſe zum größten Nachtheil der deutſchen Nation und trotz der deutſchen Reichsverfaſſung an Frankreich verſchacherte, um dafür Toscana und Parma einzutauſchen, italieniſche Landſchaften mit wälſcher Bevölkerung. Er ſetzte alſo dem ganzen langen deutſchfeindlichen Treiben der Habsburger ſchließlich noch die Krone auf durch Wegreißung eines echten deutſchen Reichslandes vom Reich, deſſen Mehrer zu ſeyn er als Kaiſer geſchworen hatte, durch gewiſſenloſe Hingabe dieſes edlen deutſchen Landes an die Franzoſen, an die Erbfeinde Deutſchlands.

Bekanntlich wurde Herzog Franz von Lothringen im Jahr 1736 für Lothringen in Italien entſchadigt, um des Kaiſers einziges Kind, die reiche habsburgiſche Erbtochter Maria Thereſia, heirathen zu dürfen. Alſo um das Familiengut der Habsburger forterben zu laſſen und zugleich abzurunden, mußte das deutſche Reich eine ſeiner wichtigſten Provinzen verlieren. Das charakteriſirt die ganze habsburgiſche Politik. Sie war von Anfang an nie auf etwas anderes gerichtet, als auf die Erwerbung und Vermehrung eines großen und immer größern Haus- und Familienbeſitzes. Dieſe Hausmacht, ein ungeheurer, unnatürlicher, ungeſunder Paraſit oder Schwamm aus der Fäulniß geraubter und widernatürlich zuſammengepferchter Nationen emporgewachſen, ſollte nach Karls V. Traum eine Weltmonarchie werden, gleich der altperſiſchen oder altrömiſchen oder gleich dem Caliſat der Muhamedaner. Wie dieſem der Islam, ſo ſollte der habsburgiſchen Weltmacht ausſchließlich die römiſche Kirche und der Jeſuitenorden die innere Einheit und Uniformität garantiren helfen. Ein anderes Recht ſollte es nicht mehr geben dürfen als das des Dominatus Abſolutus, der unumſchränkten Will-

beinah in alle Wissenschaften einen neuen Schwung brachte, ohne wie jene angefeindet zu werden. Nachher nahm sich der große Friedrich der verfolgten Gelehrten an und machte Preußen zu einer Freistätte der Philosophie und aller weltlichen Wissenschaften. Seitdem haben sich diese nach allen Seiten hin in bewundernswürdigem Wachsthum entwickelt.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte noch die Schulgelehrsamkeit vor. Alle wissenschaftliche Bildung war gewissermaßen das erbliche Eigenthum der theologischen, juridischen und mediciniſchen Fakultät auf den Universitäten, neben denen sich die philosophische erst allmählich geltend machen konnte. Man richtete auf den Universitäten die Jugend zu den Kirchen- und Staatsämtern in den hergebrachten Formen geistlos und mechanisch ab und verachtete und verfolgte jede Neuerung und jede freiere Bildung, als unnütz oder schädlich. Durch die Philosophen wurden aber nach und nach neben den für den Kirchen- und Staatsdienst erforderlichen Wissenschaften, alle menschlichen Dinge untersucht und eine allgemeinere Bildung eingeleitet. Die Facultäten selbst mußten sich den großen Fortschritten, die der menschliche Geist nach allen Richtungen machte, anschließen; ihre engen Schranken wurden niedergerissen und wie in die Theologie der Rationalismus, so kam in die Rechts- und Arzneiwissenschaft philosophischer Geist und eine stets weiter schreitende Entwicklung. Zugleich verbreitete sich aber die Bildung auch über den Kreis des gelehrten Standes in das ganze Volk. Man schrieb nicht mehr lateinisch wie die frühern Gelehrten, sondern deutsch, und bemühte sich, alle wissenswürdigen Dinge auch jedermann verständlich zu machen.

Wie früher der lange Frieden, so ist auch der letzte Umsturz der alten Reichsverfassung der Wissenschaft gün-

für in der Perſon des Oberhaupts einer einzigen herrſchenden, legitimen Familie. Eiſerne Gewalt ſollte die Völker gegen ihren Willen, gegen ihr eigenſtes Naturell, gegen ihr dringendſtes Bedürfniß, gegen ihr angeborenes Recht zuſammenzwingen, wie Negerſclaven an langer Kette an einander gereiht werden. Kein Völkerrecht, kein natürliches und göttliches Geſetz wurde geachtet, Deutſche, Romanen, Slaven, Indianer alle an die gleiche Kette geſpannt und wer ſich dem unvernünftigen Zwange nicht fügen wollte, ſchonungslos gemartert, gemordet. Kaiſer Ferdinand II. wollte ſeine ſchönen Erbländer lieber voll Blut und Trümmer, ja lieber ganz menſchenleer ſehen, als daß noch ſog. Ketzer darin exiſtiren dürften. Die Verſchiedenheit der Nationen wurde vom Haus Habsburg nur benutzt, um eine durch die andere zu feſſeln und zu plagen, nöthigenfalls, wenn widerſtrebt wurde, zu morden. Keine einzige durfte ſeyn, was ſie ihrer Natur nach hätte ſeyn ſollen. Dem Deutſch-Oeſterreicher wurden alle natürlichen Vortheile ſeiner Nationalität, alle natürliche Entwicklung des Geiſtes geraubt durch die lateiniſche Jeſuitenerziehung, durch abſichtliche und ſyſtematiſche Verdummung, durch die Tyrannei wälſcher und ſlaviſcher Magnaten und Generale. Ungarn und Böhmen klagten im Gegentheil über die Willkür und den Pedantismus der deutſchen Beamten. Noch mehr die Italiener, deren heißes Blut ſich am wildeſten gegen das habsburgiſche Syſtem empörte und in den Ruf morte ai Tedeschi zuſpitzte, obgleich umgekehrt daſſelbe habsburgiſche Regiment wieder die Deutſchen gerade durch ſeine wälſche Praktik, ausſchließliche Begünſtigung der römiſchen Kirche und Bevorzugung italieniſcher Diplomaten, Generale, Glücksritter und Komödianten unterdrückte, quälte und ärgerte. Die geſunde Blüthe aller Nationalitäten wurde in der Habsburger Monarchie zerknickt, oder der Blüthenſtaub auf ein fremdes Piſtill übertragen und eine Baſtardbrut erzeugt, die den Zwecken der Zwingherrſchaft diente, aber

keiner Nation mehr angehörte, allen zum Schaden aufwuchs, kleine Paraſite, die wieder auf dem großen wuchſen.

Noch kennt die Weltgeſchichte keinen Staat von ſo widernatürlicher Zuſammenſetzung, der nicht zuletzt hätte untergehen müſſen, gleich dem aſſyriſchen, gleich dem perſiſchen, dem makedoniſchen, dem römiſchen Weltreich, dieſen Rieſenſchwämmen, die ſich vom Mark überwundener Völker mäſteten, bis ſie ſelbſt abfaulten und unter den Reſten ihres Wuſtes das friſche junge Leben geſunder Völker wieder aufgrünte. So ſehen wir auch die große habsburgiſche Monarchie ſeit dem Tode ihres letzten unwürdigen Sprößlings, der unſer deutſches Lothringen an die Franzoſen verkaufte, in den längſt verdienten Verfall gerathen und naturgemäß abſterben, während die deutſche, die italieniſche, die ungariſche und ſlaviſche Nation immer freier geworden ſind und ſich verjüngen. Jener ungeſunden Souveränetät, welche die Nationen theils von einander ſchneidet, theils wieder mit andern zuſammenſchmiedet, die nicht zu ihnen gehören, tritt mit der ganzen Macht des Zeitgeiſts und der von langem Zwang und Irthum wieder geneſenden Menſchheit die geſunde und allein natürliche Souveränetät der Nationen gegenüber, jener großen Nationen, die nach Gottes unabänderlichem Willen nun einmal verſchieden ſind, jede mit ihrer eigenen Sprache, mit ihren eigenen Anlagen und Gaben, mit ihrem eigenen Recht. Nur derjenige iſt wahrer Souverän, der in ſeiner Perſon das Recht einer ganzen großen Nation vertritt, ihr Wohl, ihre freie Entwicklung fördert und hütet. Nur derjenige Herrſcher iſt von Gottes Gnaden, der alle Pflichten gegen ſein Volk, nach Gottes Einrichtung und Geboten erfüllt. Und nur ſeine Familie iſt legitim und auch nur auf ſo lange, als ſie durch treue Pflichterfüllung den Genuß ihres Vorrechts verdient.

Zu dieſen allgemeinen Betrachtungen veranlaßte uns der beſondere Lothringen betreffende Fall. An ihm nämlich erkennt

man am deutlichſten die Unnatur des von uns verdammten Syſtems, welches den Nationen ihr heiligſtes Recht raubt, einer Nation ihre natürlichen Glieder abſchneidet oder ihr fremde anſetzt. Die Wiedereroberung des uns geraubten Lothringen aber mahne uns, daß wir es uns nie wieder entreißen laſſen, daß wir nie mehr auf deutſchem Boden einen Willen und eine Macht dulden, welche deutſche Länder zu ihrem Privatvergnügen verkaufen möchten.

Spät, aber unvermeidlich ſtraft ſich jeder an Deutſchland begangene Frevel. Wie zappelt es in der Reichskanzlei des Herrn von Beuſt in allen Fingern und Federn vor Angſt, das einſt durch einen ſeiner Vorgänger an Frankreich verkaufte Lothringen könne nun doch wieder deutſch werden müſſen. Da werden Noten und Inſtruktionen geſchrieben und die zitternde Hand wagt ſogar, auf dem Papiere zu drohen. Das iſt das Herzpochen, das hier durch alle Beuſtiſchen Phraſen durchſchlägt. Man fühlt es mit bitterem Schmerze, es geht mit dem alten Syſtem der Völkerknechtung, des Völkertauſches, der Völkerverſchacherung nicht mehr, die Diplomaten können die Völker nicht mehr wie weiße und ſchwarze Sclaven auf dem Bazar nackt ausziehen, prügeln laſſen, ſortiren und verkaufen. Die großen Nationen verlangen jetzt ihr Recht und laſſen es ſich nicht mehr vorenthalten, es ſich nicht mehr mit Gewalt rauben oder mit Liſt ſtehlen und darum betrügen. Dagegen hilft kein eleganter Kanzleiſtyl und kein Notenſchreiben mehr.

V.

Ein Blick auf Mühlhausen.

Die gewerbreiche Stadt Mühlhausen im Suntgau zieht unser besonderes Interesse auf sich. Man sagt, sie sey durch ihre Industrie auf's engste an Frankreich gebunden und würde daher in ihrem Wohlstand außerordentlich leiden, wenn sie zu Deutschland kommen müßte. Thörichte Furcht, böswillige Lüge. Wo Geldkräfte, Wasserkräfte, Brennmaterial, Arbeitskräfte zusammenwirken, können sie im deutschen Staatsgebiet so gut wie im französischen die nöthigen Handelsverbindungen und den großen Markt und die Mittel des Imports und Exports finden, welche das Gedeihen der Industrie bedingen. Der Zollverein, der deutsche Seehandel stehen ihnen offen. Selbst die Beziehungen der Mühlhäuser Industrie zu Frankreich werden nicht nothwendiger Weise durch die politische Grenze durchschnitten. Deutschland besitzt ohne Zweifel die Macht und auch den guten Willen, der Industrie in Mühlhausen gerecht zu werden, und würde es sich zur besondern Ehre schätzen, dem echt deutschen Fleiß und Geschäftssinn der deutschen Bewohner von Mühlhausen die Anerkennung zu widmen, welche sie verdienen, und ihnen auf alle

Weiſe zu ihrem ferneren Gedeihen behülflich zu ſeyn. Die Induſtrie am Ober-Rhein wird unter der Fürſorge der deutſchen Centralgewalt ſo ſicher blühen, wie am Nieder-Rhein. Was war Köln unter franzöſiſcher Herrſchaft, und was iſt es jetzt? Im Wohlſtand und in der echt deutſchen Geſinnung der Rheinpreußen mögen die Elſäßer ſich ihre Zukunft abſpiegeln.

Mühlhauſen im Elſaß gehörte zu den alten freien deutſchen Reichsſtädten und hat unter allen ihresgleichen am längſten beim deutſchen Reiche ausgehalten, iſt am ſpäteſten zu Frankreich gekommen. Das hat ſie zum Theil der Verbindung mit der Schweiz verdankt, von der ſie als zugewandter Ort aus der Nähe beſchützt wurde. Erſt als die franzöſiſche Revolution ausbrach, das deutſche Reich und endlich auch die Schweiz der Ueberwältigung durch die franzöſiſchen Raubhorden unterlag, konnte auch Mühlhauſen ſeine alte Freiheit nicht mehr behaupten und entſagte ihr freiwillig in einer ſehr originellen Weiſe. Es wird gewiß viele Leſer intereſſiren, aus Graf's Geſchichte von Mühlhauſen I. 374 folgende Schilderung des merkwürdigen politiſchen Selbſtmords einer Stadt zu leſen.

„In der Verſammlung des großen Raths und Vierziger vom 1. März ward angezeigt, daß, laut der franzöſiſchen Konſtitution, zu befürchten wäre, die Stephans-Hauptkirche würde vielleicht als Nationalgut angeſehen und verkauft werden müſſen. Dieſem auszuweichen, wurde ſolche pro forma an einige bemittelte und angeſehene Bürger kaufsweiſe verſchrieben, jedoch ohne weitere Folgen oder daß ſelbige ein wahres Recht darauf haben ſollten, ſolches auch folgenden Tags der Bürgerſchaft auf den Zünften bekannt gemacht; der gültige Verkauf aber der Stadtgüter geſchah im Chor der ehemaligen Barfüßerkirche (jetzt dem katholiſchen Gottesdienſte gewidmet) und beſtunden ſolche, außer den Kapitalien, welche die Stadt und die ſechs Zünfte vorgeſpart hatten, in fünf Mühlen, einigen Walken, ſechs Zunft-

gebäuden, einigen Pfarrhäuſern, nebſt Rohr- und Armbruſt-Schützenhaus. Die Gebäude und Gärten des Deutſch- und Johanniter-Ordens, der Lützel- und Dornacher-Hof, die Wälle oder Stadtgräben und das Bollwerk, die Aecker, Matten und Reben, theils der Stadt, theils dem Spithal zugehörend; die Waldungen in fremdem Bann, das Iſenholz und der Bärenfels genannt (das Urhau nächſt der Doller und der Tannenwald ob dem Rebberg, welche auch auf der fatalen Liſte waren, ſind aber dennoch beybehalten worden). Der ſämmtliche Verkaufsbetrag obenerwähnter Güter belief ſich auf ungefähr zwey Millionen Livres.

Der Austheiler ward berechnet auf die Köpfe ſämmtlicher Bürger, Bürgerinnen und deren Kinder, und da belief ſich ein einfacher Theil auf ungefähr 250 Livres. Väter und Mütter aber erhielten jedes zwey Antheile. Die Zahlung geſchah in Billets zu fünf Jahres-Terminen mit fünf Prozent jährlichem Zins, auf die Verkaufsgüter hypothezirt.

Es erfolgte ſodann am 10. März die letzte Sitzung des kleinen und großen Raths, wo auch die H.H. Vierziger zugegen waren, in der großen Rathsſtube. Da wurde angezeigt, daß das Reunionsfeſt den 15. gleichen Monats gehalten werden ſoll, und zugleich das Verzeichniß der bey demſelben vorkommenden Zeremonien vorgeleſen, mit dem Anhang, daß wer etwas daran zu tadeln fände, es ſagen möchte. Allein da die Unabhängigkeit des Staats nun einmal in Trümmern gegangen war, ſo mochte es ſich der ohnehin vergebenen Mühe nicht lohnen, einige theils alberne, theils die alte Mühlhauſer-Konſtitution beleidigenden Punkte ſtreitig zu machen; ſtillſchweigend ließ man alſo den Plan mit allen ſeinen Gaukeleyen gelten, welche die Zeremonienmeiſter und der franzöſiſche Kommiſſär erſonnen hatten. Uebrigens war es damals im Schwunge, das Volk in Frankreich durch allerhand Komödien und Blendwerke in einer Art Entzückung zu erhalten.

Als nun bei dieſer Verſammlung keine weitern Vorträge zu machen waren, ſo erſchien der Moment, wo die Mitglieder der Regierung ihre Stellen niederzulegen hatten. Dies konnte nicht mit ungerührtem Herzen geſchehen (gleichſam als ob das Trauerglöckchen ſeine erſten Töne zu einer Begräbniß hören ließ). Einige Minuten verfloſſen noch in ſtillem Nachdenken, bis alsdann ein brüderlicher Abſchied erfolgte und Jeder mit der innern Ueberzeugung hinwegging, ſein Amt nach Pflicht und Schuldigkeit verwaltet zu haben.

Der 15. März rückte heran unter günſtiger Witterung; da ward das große Feſt, Morgens um ſechs Uhr, Himmel und Erde durch fünfzehn Kanonenſchüſſe angekündet. Bald nachher ſtellte ſich das Freykorps, 230 Mann ſtark, unter's Gewehr. Die fremden eingeladenen Gäſte waren Tags zuvor (etwa 120) angekommen und bei den Bürgern einquartirt worden. Darunter befand ſich Herr Adelagio, Ambaſſador der italieniſchen Republik in der Schweiz. Um 8 Uhr begaben ſich die ehemaligen Mitglieder des kleinen und großen Raths, nebſt den H.H. Viergigern auf das Rathhaus; erſtere in ſchwarzer Kleidung, jedoch ohne Mantel und Kabutz. Der Sammelplatz war im Vorhaus, und nicht wie gewöhnlich in der großen Rathsſtube, da ſelbige bereits zu einem Gaſtmahl eingerichtet war. In dieſem Vorhauſe ſtellte man ſich in einen Kreis. Zwey der Herren Bürgermeiſter waren wegen Unpäßlichkeit nicht erſchienen, der dritte aber (Herr Bürgermeiſter Joh. Hofer) hielt eine auf den Umſtand ſich beziehende kurze Rede, nach welcher eine Deputation abgeſandt wurde, dem franzöſiſchen Kommiſſär, Hrn. Metzger, welcher ſich vor dem Baſelthor mit den andern Herren verſammelt hatte, die Schlüſſel der Stadt auf einer ſilbernen Platte zu überreichen, und dann ging der Zug gegen 9 Uhr nach dem Gänsplatz (vor Altem Roßmarkt, jetzt Place des victoires). Auf dieſem Gänſeplatz mußten ſich die Magiſtratsglieder in eine

Linie ſtellen und allda abwarten, bis die vornehmen und andern Herren der umliegenden Gegenden zum Baſelthor hineinſpazirt kamen. Da dieſe aber eine halbe Stunde verweilten und man ſich auf dem Gänsplatz an die Schattenſeite geſtellt hatte, wo es ein bischen kalt machte, ſo ward die Linie gebrochen, um ſich einſtweilen an der Sonne zu wärmen und keine Gänſehaut zu kriegen. Endlich erſchien der Vortrapp mit fünf auf hübſchen Wagen geladenen (ſchreckenvollen) Freyheitsbäumen, es waren Linden, 20—30 Schuh lang, mit Wurzeln, wovon ſodann die eine auf dem Stephanusplatze, wo vorher der Stock- oder Laufbrunnen geweſen, die andern aber bey den vier Stadtthoren aufgepflanzt wurden, aber kein hohes Alter erreicht haben.

Die Ordnung dieſes Einzugs war genau folgende: 1° der franzöſiſche Herold zu Pferde; 2° einige Detachemente franzöſiſches und Mühlhäuſer Militär; 3° die Freiheitsbäume; 4° ein Frauenzimmer in Schweizertracht, die Schlüſſel der Stadt tragend; 5° vier Frauenzimmer auf einem Kiſſen von weißem Atlas die franzöſiſche Conſtitution tragend; 6° vier Frauenzimmer, in einem Korb und Portefeuille den Reunionstraktat tragend; 7° ein junges Mädchen, den panaſchirten Hut des Präſidenten der neuangehenden Munizipalität tragend; 8° zwey junge Mädchen, zwey Schärpen der franzöſiſchen Nationalfarbe tragend; 9° ein junges Mädchen, den panaſchirten Hut des franzöſiſchen Commiſſärs tragend; 10° drey junge Mädchen, Echarpes tragend; 11° junge Mädchen, die Stempel der Municipalität und des Friedensrichters tragend; 12° der franzöſiſche Commiſſär und der italieniſche Ambaſſadeur; 13° die andern fremden Herren; 14° ein Detachement franzöſiſcher Gensd'armes.

Als nun die Feſtgäſte den Gänsplatz betraten, war angeordnet, daß jeder Herr des Raths und der Vierziger einen davon zum Zeichen der Vereinigung an den Arm nehme; dieſes ward von vielen befolget, von andern aber als eine überflüſſige

Ceremonie bei Seite gelaſſen (was nicht von Herzen gehet, hat keine Art noch Gattung; ſo ſahe auch manches Paar komiſch aus). Von dem berühmten Gänsplatz ging nun der Zug langſam und majeſtätiſch zwiſchen einer Menge umſtehenden Volkes hindurch und alle Fenſter waren mit Spektatoren und Spektatorinnen beſetzt; durch die Kramgaſſe über den Stephanusplatz, die Bäckergaſſe, die Spiegelthorgaſſe, bei dem Spithal vorbey, die Barfußgaſſe, die Schmidt- und Wagnergaſſe und dann zu dem Rathhauſe. (Während dieſem Zuge, welcher anderthalb Stunden dauerte, wurde alle zwey Minuten ein Kanonenſchuß gethan.) Auf dem Stephanusplatze wurde die Ordnung des Zuges folgendermaßen abgeändert: 1° der Herold von Mühlhauſen, geharniſcht auf einem Schimmel; 2° einige Detachemente Mühlhauſer- und franzöſiſches Militär; 3° acht geharniſchte Bürger, davon trugen vier die Zunft-Fahnen, die Statuten der Stadt, die Siegel der Stadt, das Stadt-Wappen und das Juſtiz-Schwerdt; 4° eine Deputation von Illzach; 5° der franzöſiſche Herold; 6° die Freyheitsbäume mit Bändern von franzöſiſcher Nationalfarbe gezieret, von zwey Pferden, ebenfalls ſo gezieret, gezogen; 7° zwanzig junge Knaben mit Nationalbändern gezieret, Schaufeln und Pickel tragend; 8° franzöſiſche Muſik; 9° die Schweizerin mit den Stadtſchlüſſeln; 10° vier Mädchen mit dem Reunionstraktat; 11° vier Mädchen mit der franzöſiſchen Konſtitution; 12° ein Mädchen mit dem Hute des Präſidenten; drey Mädchen mit National-Echarpen, ein Mädchen mit dem Hute des Kommiſſärs; zwei Mädchen mit den Stempeln der Munizipalität und des Friedensrichters; 13° vierzehn keuſche Jungfrauen, in Körben National-Kokarden tragend; 14° zehn Jungfrauen, Blumen in Körben tragend; 15° zehn Jungfrauen, grüne Zweige in Körben tragend; 16° achtzehn Jungfrauen, zu Geſängen; 17° eine Gruppe Jungfrauen (zum heyrathen parat); 18° eine Gruppe junger Knaben (auf Mädchen lauſchend). In

allem waren der mannbaren Jungfrauen 110, und der jungen Mädchen 120, sämmtlich weiß gekleidet und in Nationalbändern. Der Knaben waren 180, dann kam der Zug der fremden Herren und Magistratsglieder.

Bei dem Rathhause waren, längst der großen Treppe, zwey Gerüste aufgeschlagen. Das eine bestiegen die ehemaligen Rathsglieder, das andere aber die fremden Gäste. Die zwey Herolde paradirten da zu Pferde. Derjenige, welcher die sinkende Republick Mühlhausens vorstellte, war in glänzendem Harnisch und großem Federbusche auf dem Helm, die alte Stadtfahne (roth und weiß) vor sich haltend. Er saß auf einem hübschen weißen Pferde, und hieß Johannes Zürcher. Der französische Herold, Wälterle, von Heimsbrunn, erschien mit Panzer und Schärpe, in Nationalfarbe (roth, weiß und blau); beide waren große starke Männer.

Als nun der Zug wieder bei dem Rathhause anlangte, so ward erstlich den Deputirten von Illzach durch den Herrn Bürgermeister und nachher auch durch den Mühlhauser Herold angekündet, daß sie jetzt ihrer Verpflichtungen gegen die Stadt Mühlhausen entledigt wären, und zugleich ihnen einen Freyheits-Brief zugestellt. Nach dieser Zeremonie ward die Vereinigungs-Akte Mühlhausens an Frankreich abgelesen, dem Stadtherold der roth und weiße Federbusch abgenommen, und einer von National-Farbe aufgesteckt. Der Stockbrunnen auf dem Stephanusplatze war, wie schon bemerkt, abgebrochen (weil der Unterhalt zu kostspielig erfunden wurde), die Brunnenschaalen aber blieben stehen und deren Mitte tief ausgegraben, um einen der Freyheitsbäume dahin zu pflanzen. Bevor aber dieses geschah, wurden durch sechs geharnischte Männer die Stadt- und Zunftfahnen, soviel man deren bekommen mochte, zerrißen, mit Schwerdtern zerschlagen und in die Grube geschmissen.

Ferner wurden hineingeschleudert die Gesetzbücher oder Sta-

ſtig geweſen. Einzelne Staaten ſind mächtig genug geworden, um große wiſſenſchaftliche Unternehmungen begünſtigen zu können, Akademien, Sammlungen, Bibliotheken zu gründen, gelehrte Geſellſchaften zu unterſtützen, wiſſenſchaftliche Reiſen zu veranſtalten, Entdeckungen zu belohnen, Verſuche ausführen zu laſſen ꝛc. Auch ſind durch die Auflöſung der kleinen Staaten und durch die Seculariſationen die früher in Klöſtern und Reichsſtädten ſo ſehr zerſtreuten Bibliotheken und Kunſtſchätze in den Hauptſtädten der größern Staaten vereinigt worden, wo ſie jedermann aufs freieſte benutzen darf.

Kapitel CCCCXCIII.

Die Philoſophie.

Aller Wiſſenſchaften höchſte iſt die Philoſophie. Sie ſucht das Weſen aller Dinge, die Urſache, die Ordnung und den Zweck der ganzen Welt zu erkennen. In der Religion gibt ſich nur das Herz dem gläubigen Gefühl einer höhern Weltordnung hin, in der Philoſophie ſtrebt der Verſtand, dieſelbe klar zu erkennen. Des Herzens Ahnung und Andacht trügt nie, aber die vermeßne Eitelkeit des Verſtandes faſt immer. Daher iſt es dem Menſchen noch nie gelungen, den Zweck der Philoſophie vollkommen zu erreichen, ja ſie haben ſich noch lange nicht einmal über die Mittel verſtändigt. Dennoch bleibt es immerdar die höchſte und würdigſte Aufgabe des Verſtandes, den Glauben des Herzens in ein helles Wiſſen zu verwandeln, und alle Räthſel des Göttlichen und Irdiſchen zu löſen. Sollte der Verſtand auch nie zu ſeinem Ziele gelangen, ſo muß er nichts deſto weniger ſeinen kühnen Weg verfolgen. Hier ruft beſtändig eine innre Stimme in uns: vorwärts und aufwärts! ob auch das Ziel uns fern und dunkel ſei. Die höchſten Gegenſtände

tuten der Stadt Mühlhausen, ingleichem einige Stadtwappen und ein großes Schwerdt aus dem Zeughause. Nachdem nun diese unschuldigen Märtyrer mit etwas Schutt bedeckt worden, wurde der alberne Freyheitsbaum hineingestellt und die Grube vollends mit Grund aufgefüllt. (Der Baum kam fataler Weise etwas schief zu stehen, dieß galt aber gleich; er war so schief, als die andeutende Freyheit.) Neben dieser Brunnenschaale gegen dem Rathhaus zu wurde noch ein zweiter Baum aufgerichtet, nämlich eine sehr hohe Tanne mit grünem Gipfel aber ohne Wurzel.

Zwey Jahre nachher fiel solcher von selbst um, und zwar am gleichen Tage, wo man den Hinscheid des Herrn Johannes Dollfuß, gewesenen wohlverdienten Bürgermeisters, zu betrauern hatte.

Sobald nun diese Gespenster aufrecht stunden, ward eine Prozession zu ihnen veranstaltet. Die Magistratspersonen und fremden Gäste stiegen von dem Gerüste herunter; erstere empfingen Nationalkokarden aus den reinen Händen zwölf schneeweiß gekleideter Vestalinnen, und der Zug zu dem Freyheitsbaum begann in Begleitung dieser Göttinnen, welche zugleich herzerquickende Freiheitslieder sangen, wobey sich militärische Musik hören ließ; dann stund, nebst dem Mühlhauser-Freycorps, auch eine Kompagnie französischer Soldaten allda unterm Gewehr. Die roth und weiße Fahne des Mühlhauser Freycorps wurde zusammengerollt und in ein Futteral von Nationalfarbe gesteckt, mit der Ueberschrift: La République de Mulhausen repose dans le xin de la République française. Dagegen verehrte der französische Kommandant der Stadt eine schöne Nationalfahne, auf welcher der erste Artikel des Traktates in Gold geschrieben stand. Gegen zwey Uhr war der Hauptakt dieses Schauspiels vollendet und jetzt wollten Magen und Kehlen auch eine Erlabung haben. Mancher war auf die Gastereyen vortrefflich ausgerüstet.

Es wurde also manche kostbare Platte aufgestellt, alles im

Ueberfluſſe, und an gutem Wein war auch kein Mangel. Neunzig Ohmen wurden durch die Kommiſſäre in Rechnung gebracht, dann vielerlei Geſundheiten getrunken, und zwar unter dem Donner der vor dem Baſelthore aufgepflanzten Kanonen, welche ſich ſchon den ganzen Morgen hindurch wacker hatten hören laſſen, und oft den Kopf geſchüttelt, warum man ſie ſo fürchterlich tourmentire. (Sie ahndeten auch ihren nahen Hinſcheid.)

In wie weit Herzensfröhlichkeit bei dieſen Gaſtmählern obgewaltet, iſt leicht zu errathen. Es war keine die Freiheit und Unabhängigkeit befördernde Bundesbeſchwörung, ſondern die Ankündigung einer angewohnten Oberherrſchaft. Vergebens ſuchten da einige überſpannte Köpfe durch franzöſiſche Lieblingsgeſänge die Gemüther zu erheben, und noch mehr verdarben ſie die Sache durch Ableſung ſogenannter patriotiſcher Reden, über welche ſich ernſthafte Männer unter die Tiſche hätten verkriechen mögen.

Als die Nacht hereinbrach, wurde das Rathhaus und die Schneiderzunft prächtig illuminirt, auch ſtellte jeder Bürger brennende Lampen vor ſeine Fenſter und einige zeichneten ſich aus mit Tranſparenten. Vor den Thoren flogen Raketen und andere Feuerwerke gen Himmel, den Engeln Freude anzukünden. Sodann wurde auch ſowohl auf dem Rathhauſe als den ſechs Zünften getanzt und geſprungen, wobei ein ſtarkes Gedränge und Gewimmel war, und ſich beſonders die fremden Einwohner, Handwerksgeſellen, Knechte und Mägde ſehr beluſtigten."

So wurde die alte deutſche Reichsſtadt Mühlhauſen im Jahr 1798 eine franzöſiſche Provinzialſtadt. In demſelben Jahr wurde auch die Schweiz von franzöſiſchen Heeren überfluthet und auf's ſchamloſeſte von Rapinat und ſeinen Geſellen ausgeplündert. Daß ſolche böſe Zeiten niemals wiederkehren, dafür iſt hoffentlich jetzt geſorgt. Alles Unglück aller Beſtandtheile deutſcher Nation wurde durch ihre Uneinigkeit verſchuldet, ſicheres, dauerndes Glück kann ihnen nur die Einigkeit wieder bringen.

VI.

Wir haben mit dem franzöſiſchen Volk abzurechnen, nicht blos mit Napoleon III.

Man ſucht uns Deutſche heute wieder zu bethören, wie im Jahr 1814, indem man uns einreden will, wir führten nur Krieg mit dem böſen Napoleon, nicht aber mit dem guten Frankreich, nicht mit dem liebenswürdigen franzöſiſchen Volke, welches an der Spitze der Civiliſation ſtehe, dem wir ja ſo viel verdanken, dem wir in den Kleidertrachten, im Geſchmack für Oper und Romane nicht nur, ſondern auch in allen Schablonen des modernen Liberalismus und Parlamentarismus wie Schüler dem Meiſter nacheifern. Hauptſächlich war die Reſtauration, der Ekel vor der ruſſiſchen Vormundſchaft und vor der Metternich'ſchen Bundeswirthſchaft Schuld, daß in unſerer Zeitungspreſſe eine undeutſche, allmählig ganz in franzöſiſcher Frivolität untergegangene Geſinnung überhand nahm. Das war der Grund, warum in der langen Periode nach dem Wiener Congreß die patriotiſche Geſinnung in Deutſchland nicht blos von der ruſſiſch-öſterreichiſchen Polizei, welche Deutſchland überwachte, verboten und mit Kerker und Ver-

bannung beſtraft, ſondern auch von gewerbsmäßigen Witzmachern verhöhnt wurde. Statt des deutſchen Patriotismus von 1813 griff eine neue Vergötterung der Franzoſen um ſich, eine Vergötterung ihrer Revolution und ihres Napoleon, eine Nachäffung ihres Liberalismus, ihrer ſyſtematiſchen Kammeroppoſition, ein ſclaviſches Adoptiren ihrer Charte und ihrer doctrinären Schablone. In dieſen Flitterwochen der Julirevolution umarmte man Neugriechen, Neapolitaner, Spanier, Polen und ſchwärmte für die Freiheit aller Völker, vor allem für die Emancipation der Juden, nur an das Recht, die Größe, die Ehre Deutſchlands dachte man nicht. Weil die Klein- und Vielſtaaterei in Deutſchland den liberalen Kammerſchwätzern mehr Gelegenheit bot, ihre Eitelkeit zu befriedigen, hegte und pflegte man im Namen der Freiheit die alte Uneinigkeit und wollte von der deutſchen Einheit nichts wiſſen. Noch im Jahr 1848 ſchob man die Einheit weit hinter die Freiheit zurück und verlegte der Einheit den Weg ſo lange mit Grundrechten und Verfaſſungsparagraphen, bis ſie nicht mehr erreicht werden konnte. Ja ſogar noch der Nationalverein, der ſich als die höchſte nationale Autorität angeſehen wiſſen wollte, hatte allen Sinn für die Größe und Macht der deutſchen Geſammtnation ſo ſehr verloren, daß er für den Auguſtenburger gegen das Miniſterium Bismarck kämpfte, die heilloſe Vielſtaaterei in Deutſchland durch einen neuen Kleinſtaat vermehren wollte und ſich Arm in Arm mit Oeſterreich, dem Particularismus, den Ultramontanen und Demokraten dem König Wilhelm von Preußen entgegenſtemmte, als derſelbe großherzig und in ſtrengſter Folgerichtigkeit die preußiſche Politik in eine deutſche verwandelte.

Nichts hat dem Einigungswerk der Deutſchen unter Preußen ſo ſehr geſchadet, als die Befangenheit der deutſchen Liberalen in dem beſchränkten Ideenkreiſe des franzöſiſchen Parlamentarismus. Wenn man etwas von den Franzoſen hätte nachahmen

wollen, ſo hätte es das tiefe Nationalgefühl, der Nationalſtolz der Franzoſen, das Bewußtſeyn ihres einheitlichen Zuſammenhaltens nach außen ſeyn ſollen und nicht jene liberale Schablone, nicht jenes Modell eines allervollkommenſten verfaſſungsmäßigen Zuſtandes, von dem die wirklichen Intereſſen der Völker und der natürliche Lauf der Dinge doch beſtändig abweichen. Was hat denn den Franzoſen ſelber ihr conſtitutioneller Fanatismus genutzt? Die Eitelkeit der Redner iſt ſo lange befriedigt worden, bis die hungernden Arbeiter Brod und die Republik verlangten und Anarchie eintrat, der nur ein neuer Imperialismus mit ſeiner Säbelherrſchaft ein Ende machen konnte. Von den Franzoſen, dem unzuverläſſigſten, unſtäteſten, immer nach Neuem begierigſten Volke der Welt ein politiſches Ideal entlehnen zu wollen, war die ungeheuerſte Dummheit, die den Deutſchen jemals einfallen konnte. Der vielgeprieſene Parlamentarismus in Frankreich war ja dort ſelbſt gar nicht ernſt gemeint, nur eine neue Mode, nur eine Abwechslung, nur eine Befriedigung der Eitelkeit und ſteten Neuerungsſucht, zugleich auch ein Humbug, ein Mittel der Täuſchung, von denen angewendet, die ſich bereichern wollten. Und die ehrliche Einfalt der deutſchen Liberalen bildete ſich ein, in dem Sündenpfuhl an der Seine blühe die keuſche Lilie eines ewigen Rechts.

Alle Deutſchen ſollten daran erinnert werden, was Tocqueville, einer der edelſten und vorurtheilsloſeſten Franzoſen, von ſeinen Landsleuten geſagt hat: „Sah man je auf Erden ein Volk ſo reich an Contraſten, ſo leicht von einem Extrem zum andern getrieben, ſo oft durch augenblickliche Eindrücke, ſo ſelten durch feſte Grundſätze geleitet, ſo daß es bei allen ſeinen Handlungen ſtets ſich ſchlimmer oder beſſer bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menſchheit, dann wieder hoch über demſelben ſtehend; ein Volk das in ſeinen Grundzügen ſo unveränderlich blieb, daß man es noch aus

Schilderungen wiedererkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtauſenden von ihm gemacht hat, und zugleich ſo beweglich in ſeinen täglichen Geſinnungen und Gedanken, daß es manchmal ſich ſelbſt zu einem unerwarteten Schauſpiel wird, und oft das, was es eben vollbracht hat, mit eben ſo großem Erſtaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an ſeinem Herde und ſeinen Gewohnheiten mehr als alle andern hängt, ſo lange man es ſich ſelbſt überläßt, und das, ſobald man es ſeiner Heimath und dieſen Gewohnheiten unfreiwillig entriſſen hat, bis an's Ende der Welt vorzudringen und alles zu wagen vermag; ſeinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und ſogar tyranniſchen Herrſchaft eines Fürſten ſich lieber fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung ſeiner angeſehenſten Bürger, heute ein geſchworner Feind alles Gehorſams, morgen entflammt von einer Art von Leidenſchaft zu dienen, die auch von den für die Knechtſchaft begabteſten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, ſo lange Niemand widerſtrebt, unregierbar, ſobald das Beiſpiel des Widerſtands irgendwo gegeben iſt; ſeine Herren auf ſolche Weiſe immer täuſchend, die es entweder zu ſehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man aufgeben mußte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht ſeine Feſſeln noch ſprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräuſch mehr, als dem wahren Ruhme leidenſchaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit geſundem Menſchenverſtande begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendſte und gefährlichſte Nation in Europa, beſtimmt, allen übrigen abwechſelnd ein Gegenſtand der Bewunderung, des Haſſes, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Aus dieſer ſehr richtigen, wenn auch immer noch etwas zu ſchmeichelhaften Schilderung der Franzoſen ſollen wir Deutſche vor allem zweierlei entnehmen. Einmal, daß wir ein durch und durch anders beſchaffenes Volk ſind, als ſie, alſo auch wir ſelber bleiben und ſie nicht ſo viel nachäffen ſollen. Zweitens, daß wir ſie in ihrer politiſchen Routine, in der ihnen angeborenen welſchen Praktik, in ihrem weltklugen aber unſittlichen Macchiavellismus doch niemals erreichen werden, weil wir zu unſchuldig und ehrlich dazu ſind, und daß wir umgekehrt auch ihnen niemals unſere eigene Gewiſſenhaftigkeit zutrauen ſollen. Bei ihnen kommt alles auf das Haben an, ſie ſind geborene Egoiſten, drängen ſich unverſchämt überall vor, behaupten keck, das Dein ſey Mein, und geben niemals nach, bis man ſie vor den Kopf ſchlägt. Bei uns kommt im Gegentheil alles auf das Seyn an. Man ſieht daher unter den Deutſchen dem beſcheidenen Mann ſeinen inneren Werth gar oft nicht an, während ein franzöſiſcher Windbeutel, hinter dem gar nichts iſt, lauten Lärm und Ruhm von ſich macht. Der Franzoſe iſt mehr eitel, der Deutſche mehr ſtolz. Jener gleicht gern dem Tiger im Sprunge, dieſer dem ruhenden Löwen. Dem Franzoſen gilt und imponirt nur der Erfolg, der äußere Schein, Glanz und Ruhm. Der Deutſche hält mehr auf wahre innere Ehre. Deßhalb gelingt es auch dem franzöſiſchen Ehrgeiz, hohen Rang einzunehmen ohne innern Werth, ohne wahres Talent und Verdienſt. Wir ſehen das gegenwärtig in Paris, wo faſt lauter Komödianten des Ruhms die Stellen einnehmen, die einem reellen Verdienſt und Verſtand gebührten, der allein das verführte und proſtituirte Frankreich retten könnte.

Man wird nicht irren, wenn man annimmt, das franzöſiſche Volk, zumal die Armee und das Pariſer Volk habe eine unverhältnißmäßig große Abnahme ſeiner ohnehin ſchwachen Moralität, vollends ſeit einem halben Jahrhundert durch die

Beſitznahme von Algerien erlitten. In dieſer afrikaniſchen Kolonie lernten die franzöſiſchen Soldaten von den einheimiſchen ſchwarzbraunen Barbaren eine fabelhafte Grauſamkeit mit einer obligaten Unzucht üben, die nur bei jenen Kindern der Wüſte und des heißeſten Südens zu Hauſe iſt, für die aber in dem galloromaniſchen Blute der Franzoſen eine gewiſſe Empfänglichkeit vorhanden war. Sie würden ſonſt, nachdem ſie bereits fünfzig Jahre lang Algier inne haben, europäiſche Bildung und Geſetz, Chriſtenthum und Humanität dahin haben übertragen können. Statt deſſen ließen ſie ihre Soldaten in Afrika verwildern, an den Kabylen und Arabern gleiche Grauſamkeit üben, wie dieſe an ihnen verübten, und nahmen auch von ihnen in geſchlechtlicher Beziehung eine unverkennbare Verthierung an.

Dieſe Verwilderung gab ſich ſchon unter Ludwig Philipp nicht nur in den Schamloſigkeiten der öffentlichen Vergnügungsorte in Paris und in den Prozeſſen der gazette des tribunaux zu erkennen, ſondern auch in der ſ. g. romantiſchen Dichterſchule, in den Greueltragödien und Greuelromanen Victor Hugos, Eugene Sues ꝛc. die von ganz Frankreich begierig geleſen und geprieſen wurden. Der Charivari, eines der beliebteſten illuſtrirten Blätter in Paris, variirte ſchon ſeit Jahren das Pariſer Leben nach dem Muſter des in Offenbachs gleichnamiger Oper vorliegenden Themas. Keine Liebe, keine Grazie mehr in Frankreich, nur käufliche Luſt, nur Ausplünderung des ſcheinbar geliebten Gegenſtandes, nur ſchamloſe Frechheit! Die Illuſtrationen des gedachten Journals boten und bieten heute noch vorzugsweiſe Nuditäten mit phantaſtiſchen und raffinirten Motiven dar und wir ſehen hier die Damen des Demimonde häufig mit zuchtloſen Individuen der afrikaniſchen Armee geſellt. Welches gänzlichen Mangels an ſittlichem Gefühl dieſes Journal beim franzöſiſchen Publikum verſichert iſt, beweiſen vollends ſeine Illuſtrationen ſeit dem Beginne des gegenwärtigen Krieges. Da

ſieht man einen Turco, der zu einem an den Augen verwundeten Preußen ſagt: Excusez si je vous les ai pochés tous les deux. L'un c'est pour Leipsick, l'autre pour Waterloo!

Die Franzoſen waren als Galloromanen mit ihrer aus der verdorbenen Bevölkerung des römiſchen Gallien herſtammenden Sprache und Gemüthsart uns Deutſchen immer fremd und feind. Sie haßten uns, weil wir ihr Land eroberten und ihre Herren wurden. Sie verſtanden unſere Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Treue und beſonders unſere Keuſchheit nicht, weil ſie es nicht vermochten, weil ſie anders geartet, heißblütiger, leichtſinniger und eigentlich thieriſcher waren, als wir. Sie haßten uns aber doppelt wegen unſerer ſittlichen Vorzüge, die ihnen imponirten, ohne daß ſie ſich einen gleichen Vorzug anzueignen wußten. Als es ihnen aber, hauptſächlich mit Hülfe des römiſchen Papſtthums, allmälig gelang, unſer großes Kaiſerreich zu ſchwächen, unſere Fürſten zu verführen, uns ihre Moden aufzudrängen und mit ihrer Argliſt und weltklugen Routine uns unſere ſchwache Seite abzugewinnen, fingen ſie an, uns rückſichtslos zu tyranniſiren und zugleich zu verachten. Sie brachten uns alle ihre Schlechtigkeiten und nahmen nie etwas von unſeren Tugenden an. Achten und lieben können ſie uns nie, ſondern ſie fürchten ſich entweder vor uns, wenn ſie unſerer Ueberlegenheit inne werden, oder ſie verhöhnen uns, wenn wir uns ſchwach zeigen. Selbſt unſere Tugend halten ſie nur für Dummheit, weil ſie nicht begreifen können, daß man uneigennützig und redlich ſeyn könne, daß man irgend etwas thun und leiſten könne, was uns nicht unmittelbar einen Vortheil gewährt, unſerem Egoismus oder wenigſtens unſerer Eitelkeit dient.

Wir dürfen alſo von dieſem unſerem Nachbarvolk auch in der Zukunft nie eine Beſſerung erwarten. Die Franzoſen werden uns immer fremd und feindſelig bleiben, uns gegenüber immer nur übermüthige Egoiſten ſeyn, uns rückſichtslos wie bisher

immer von Neuem ſchädigen, uns ſtets von Neuem auch von andern Seiten her Feinde erwecken, unter uns ſelbſt ſtets von Neuem Verrath anzuſpinnen und uns durch ihre ſinnlichen Verführungskünſte und durch ihren Modetand zu berücken und moraliſch zu beherrſchen trachten. Sie werden nach wie vor unſere böſeſten Nachbarn bleiben und jede Gelegenheit ergreifen, uns ihren Haß, ihre Rachſucht empfinden zu laſſen. Sie ſind viel zu unſittlich und viel zu grob egoiſtiſch, als daß ſie auch nur überlegen und einſehen könnten, daß wir ſie niemals angefochten, niemals beleidigt haben, daß wir immer ihre gutmüthigſten Nachbarn geweſen ſind und daß ſie ſelbſt nur immer allein die Schuld trugen, wenn ſie uns nicht in Ruhe ließen, uns überfielen, ihre frechen Razzias über den Rhein herüber machten, bis wir endlich die Geduld verloren und wir ſie todt ſchlugen oder wie böſe Wölfe in ihren Wald zurückjagten. Sie aber denken nur an die Schläge, die ſie von uns erhielten, und halten ſich für berechtigt, Rache dafür zu nehmen. Wenn ein gemeiner Dieb und Räuber es zu einer Ehrenſache machen wollte, von dem Reiſenden, den er hat ausplündern wollen und der ihn mit Stockſchlägen von ſich getrieben hat, Genugthuung zu verlangen, ſo würde man ihn für verrückt halten. An der franzöſiſchen Nation aber findet man dieſelbe Verrücktheit natürlich, erlaubt und heroiſch. Das iſt die Logik des Chauvinismus.

Dieſer Chauvinismus iſt ſo alt wie die franzöſiſche Geſchichte. Er iſt der angeborne unvernünftige und inhumane Egoismus und Uebermuth der Nation und nicht eine Ausnahme, die etwa ein Napoleon machte, ſondern die Regel ſelbſt. Die Franzoſen finden nur deßwegen immer wieder einen vierzehnten Ludwig oder Napoleon, weil in ſolchen Perſönlichkeiten ihr nationaler Chauvinismus ſeinen prägnanteſten Ausdruck findet. Wie das Volk, ſo ſeine Führer. Es war eine ungeheure Lüge, als der Wiener Congreß ausklügelte, das franzöſiſche Volk habe

ſind am würdigſten, erforſcht zu werden, und nur an ihnen ſchärft und entwickelt ſich die wunderbare Denkkraft, des Menſchen höchſtes Gut, neben einem tugendhaften Willen und ſeligen Herzen. Alſo darf es als ein Ruhm der deutſchen Nation geachtet werden, daß ſie die Philoſophie bei ſich gepflegt und groß gezogen, und daß kein andres altes oder neues Volk ſie an erhabnen, tiefen und viel umfaſſenden Ideen hierin übertroffen hat. Für das gemeine Leben hat die Philoſophie freilich keinen großen Werth, denn die Geſchäfte des täglichen Bedürfniſſes gehn wie bei den Thieren ſo auch bei den Menſchen auch ohne alle höhere Weisheit ihren Weg. Doch jedem muß ſie heilig ſeyn, der über das Gemeine ſich zu erheben weiß.

Nachdem der düſtre Wahnglaube an Hexen, Zauberei, Geiſter und Teufel durch den gewaltigen und ritterlichen Geiſt des edlen Thomaſius bezwungen worden, traten Leibnitz und Wolf auf und legten den erſten Grund zu der neuern Schulphiloſophie. Dieſelbe knüpft ſich noch immer an die alte Scholaſtik an, ſo wie ſie auch wie die Scholaſtik ſelbſt mit der noch ältern griechiſchen und römiſchen Philoſophie zuſammenhängt. Mit Recht behielten die neuern Philoſophen das Beſte vom Alten bei und ſpannen den Faden, den die Griechen angelegt, nur immer weiter aus. Wie gewiſſe mathematiſche Wahrheiten immer dieſelben bleiben und nie wieder aufgegeben werden können, ſo auch gewiſſe philoſophiſche Wahrheiten. Auf der einmal gewonnenen Grundlage wird immer weiter gebaut, und ſo bildet ſich eine Schule der Philoſophie, in der dieſelbe Lehre nur immer weiter ausgeführt wird. Leibnitz und Wolf ſetzten gewiſſe unbeſtreitbare Wahrheiten feſt und brachten ſie gleich mathematiſchen Lehrſätzen in ein Syſtem. An dieſem Syſtem wurde von Baumgarten und vielen An-

keinen Theil an den Sünden des erſten Napoleon. Es hatte den größten Theil daran, rühmte ſich deſſen auch nachher noch und ruhte nicht, bis es einen neuen Napoleon auf den Thron geſetzt hatte. Dieſer neue Napoleon hat nicht das Ei des Chauvinismus gelegt, ſondern iſt aus dieſem alten Ei ausgeſchlupft. Und ſo gewiß, wie dieſer Chauvinismus im Jahr 1870 für Leipzig und Waterloo an Deutſchland hat Rache nehmen wollen, ſo wird er künftig wieder ähnliche Rache für Wörth und Metz nehmen wollen.

Deßwegen gibt es kein anderes Mittel, Deutſchland vor dieſem böſen Nachbar zu ſchützen, als ihn gänzlich zu entkräften, ihm das Inſtrument, womit er ſündigt, vom Leibe zu ſchneiden. Frankreich muß verkleinert werden. Man muß ihm die Grenzländer nehmen, die es widerrechtlich an ſich geriſſen hat. Man muß die Kanonen von Metz und Straßburg gegen Paris kehren. Man muß endlich thun, was die deutſchen Patrioten ſchon 1814 ſo eindringlich verlangten. Man darf und wird jetzt nicht mehr dulden, was man ſich zur Zeit des Wiener Congreſſes gefallen laſſen mußte. Die Sachlage iſt eine ganz andere geworden. Preußen iſt nicht mehr gehemmt, die Sache Deutſchlands zu vertreten, die Federn können nicht mehr verloren geben, was die Schwerdter gewonnen haben. Es gibt kein Miniſterium Hardenberg mehr, ſondern ein Miniſterium Bismarck. Die Deutſchen haben allein gekämpft und geſiegt und ſie allein werden in Paris den Frieden dictiren. Man wird dem greiſen Helden, der bei Königgrätz und Metz das Schickſal Deutſchlands entſchied, den Arm nicht aufhalten und die Hand nicht zurückziehen, wenn er das Machtwort niederſchreiben wird: Elſaß und Lothringen bleiben deutſch!

Da kann alles nichts helfen. Frankreich wird und muß dahin gebracht werden, wieder nur ein Neuſtrien zu ſeyn gegenüber dem ſtärkeren Auſtraſien. Wenn die Franzoſen nicht ganz

in alte galloromaniſche Corruption und Nichtigkeit zurückfallen wollen, können ſie nichts Beſſeres thun, als ſich mit uns Deutſchen ehrlich verſöhnen und einmal etwas von uns zu lernen, nachdem wir lange genug ſo viele ihrer Narrheiten nachgemacht haben. Ein wenig mehr Sinn für Sittlichkeit, Recht und wahre Ehre würde ihnen ſehr zu Gute kommen und ſie von der Prahlerei, Unzucht und Lüge heilen, durch die ſie in ſo großes Unglück gerathen ſind. Es gibt noch viele edle Elemente unter ihnen, die alle mehr oder weniger aus dem noch in ihnen fließenden germaniſchen, altfränkiſchen, burgundiſchen und weſtgothiſchen Blute ſtammen. Schon Montesquieu ſagte, alles was wir Franzoſen von Recht, Ehre, Freiheit und edler Geſinnung beſitzen, ſtammt aus den deutſchen Wäldern. Auch Graf Montalembert, mit dem ich, wie mit einigen andern hochachtungswürdigen Franzoſen, Jahrzehnte hindurch in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, verfolgte immer den Grundgedanken, den franzöſiſchen Geiſt von den galloromaniſchen Giften zu reinigen und das geſündere germaniſche Element in ihm emporzubringen. Deßwegen liebte er die Gothik, deßwegen empfahl er den Franzoſen das engliſche, uralt germaniſche Verfaſſungsweſen. Deßwegen vertheidigte er noch kurz vor ſeinem Tode in echt germaniſchem Sinn, gleich den deutſchen Biſchöfen auf dem Concil, den nationalen Episcopat gegen die Infallibilität als gegen das Extrem romaniſcher Anmaßung und deſpotiſcher Willkür.

Auch Ollivier, der jetzt ſo viel geſchmähte, hatte noch vor drei Jahren eine ganz geſunde Anſicht von den franzöſiſchen Dingen und es iſt Schade, daß er ſich durch ſeinen Meinungswechſel moraliſch ruinirt hat. Er ſagte einſt im geſetzgebenden Körper zwei gleich gute Wahrheiten. Einmal, die Deutſchen ſeyen berechtigt zur nationalen Einheit, ebenſogut wie die Franzoſen, und Frankreich geſchähe damit kein Unrecht und gereiche ihm auch nicht zum Schaden. Zweitens ſollten die Franzoſen und die

Deutſchen, als die beiden gebildetſten Nationen und zugleich als Vorkämpfer der romaniſchen und germaniſchen Racen, ſich freundſchaftlich zu einander ſtellen, ſich nicht gegenſeitig ſchmähen und ſchwächen, ſondern vielmehr zuſammenhalten gegen das übermächtige Slavenreich, was von Oſten her Europa bedrohe.

Leider iſt zunächſt nicht zu hoffen, daß ſolche vernünftige Anſichten unter den Franzoſen Platz greifen. Sie werden als Beſiegte wieder nur Rache brüten, obgleich ſie geſcheidter daran thun würden, den Inſtinkt und die Leidenſchaftlichkeit zu zügeln und der Vernunft Gehör zu geben.

Wir dürfen nicht unbeachtet laſſen, wie ſich ein Mitglied der Familie Orleans in jüngſter Zeit ausgelaſſen hat. Die franzöſiſchen Blätter theilten ein Schreiben des Herzog von Joinville mit, worin derſelbe offen dem Chauvinismus huldigt und ſich ſogar nicht ſchämt, den franzöſiſchen Bauern, die heimtückiſch aus Verſtecken auf deutſche Soldaten ſchießen, Beifall und Aufmunterung angedeihen zu laſſen. Er beweist damit nur, daß die Orleans eben ſo unverbeſſerliche Feinde Deutſchlands ſind, wie die Bonaparte.

VII.

Keine fremde Einmiſchung.

Bekanntlich haben ſich ſchon gleich nach den erſten großen Siegen der ſüddeutſchen Armee im Elſaß in den erſten Tagen des Auguſt 1870 die alten diplomatiſchen Spinnen geregt, um darüber zu wachen, daß das häßliche Netz, welches ſie ſeit Jahrhunderten dicht um Deutſchland geſponnen haben, ja nicht Schaden leide, ja nicht durchlöchert oder ſoweit es ſchon durchlöchert iſt, ſorgfältig wieder zuſammengeflickt werde. Wir ſollen, da es nun doch einmal Krieg iſt, Elſaß und Lothringen wohl militäriſch beſetzen, aber bei Leibe nicht nach dem Kriege behalten dürfen, denn das europäiſche Gleichgewicht würde dadurch geſtört werden.

So ſagte man uns auch im Jahr 1814 und beim Wiener Congreß, unſere ſiegreichen Armeen hätten wohl vorübergehend Frank.eich beſetzen, aber ja nichts davon behalten dürfen, denn das europäiſche Gleichgewicht würde dadurch geſtört werden. Frankreich müßte nothwendig Elſaß und Lothringen behalten. Man habe ja überhaupt nicht gegen Frankreich, ſondern nur gegen Napoleon Krieg geführt. Als die preußiſchen Patrioten, auch der hochſelige König Wilhelm von Württemberg und vor allem der feurige Patriot Görres in ſeinem Rheiniſchen Merkur,

nach den großen Siegen in den Befreiungskriegen die deutſchen Grenzländer zurückverlangten, die uns die Franzoſen ſo ſchnöde geraubt hatten, mußte Gentz, von Metternich inſpirirt, ſeine ganze Sophiſtik erſchöpfen, um glauben zu machen, Elſaß und Lothringen gehörten mit Recht zu Frankreich, ſeyen längſt anerkanntes Beſitzthum der legitimen Königsfamilie der Bourbons, die deutſchen Patrioten aber, welche dieſe Legitimität nicht anerkennen wollten, ſeyen Revolutionäre und gegen die Ruhe Europas verſchworen. Das europäiſche Gleichgewicht verlange ganz das nämliche, was mit dem Prinzip der Legitimität vorausgeſetzt werde, Frankreich müſſe ein mächtiger Staat in Europa bleiben, weil ſonſt die andern Staaten ein zu großes Uebergewicht erhalten würden.

Das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht iſt eine Erfindung der franzöſiſchen Politiker und ſchon eine ziemlich alte. Als nämlich das Haus Habsburg den burgundiſchen Kreis, Spanien, Neapel und Ungarn erbte und dadurch ſo übermächtig wurde, daß ihm Frankreich nicht mehr die Waage halten konnte, erfand Frankreich jene Lehre vom europäiſchen Gleichgewicht lediglich zum eigenen Nutzen, um Bundesgenoſſen zu gewinnen, die ihm helfen ſollten, die allzu mächtigen Habsburger wieder zu ſchwächen. Es nahm das natürliche Recht und Bedürfniß unabhängiger Staaten und Völker zum Vorwand, um gegen das habgierige Umſichgreifen der Habsburger zu eifern. Es war ihm aber durchaus nicht um die Unabhängigkeit anderer Staaten zu thun. Es dachte nur an ſich und ſeine eigene Vergrößerung. Sobald es daher ſeinen Ränken gelungen war, die Macht der Habsburger zu ſchwächen, ahmte es deren Beiſpiel nach, wurde ſelbſt eine um ſich greifende Macht, ſchonte nirgends mehr die Unabhängigkeit anderer Staaten und Völker und ſtörte ſelber mit übermüthiger Luſt jenes europäiſche Gleichgewicht, welches es vorher mit ſo ſcheinheiliger Miene gepredigt hatte.

Die Lehre vom Gleichgewicht der Staaten war alſo nur eine Lüge, eine falſche Lehre, die ein offenbares Unrecht, welches Deſpoten an den Völkern begingen, als ein Recht darzuſtellen verſuchte. Das wirkliche Recht war auf Seite der Völker, nur das Scheinrecht auf Seite jener Dynaſtien, welche ſich mit Gewalt oder Liſt Völker unterwarfen, die nichts von ihnen wollten.

Das ewige Recht jeder Nation iſt ihre Selbſterhaltung, ihre Unabhängigkeit. Jede Nation ſoll ſich nur ſelbſt angehören, ſich nur ſelbſt Geſetze geben. Jede hat das natürliche Recht, nicht nur äußere Feinde, die mit Waffen kommen, ſondern auch argliſtige Zumuthungen und Beeinfluſſungen von außen abzuwehren, das was ihr gehört, wenn es ihr geraubt worden iſt, zurückzunehmen und Verräther im Innern zu beſtrafen und auszurotten. Dieſem ewigen und natürlichen Recht der Nationen gegenüber hat ſich nun das Scheinrecht des europäiſchen Gleichgewichts als offenbares Unrecht ausgebildet. Die Nationen ſind etwas Gegebenes und Dauerndes, während die Dynaſtien, welche durch das Recht der Nation hindurchfahren, um entweder eine Nation zu zerſtückeln oder mehrere zu einem Reich zuſammenzuzwingen, immer nur etwas Zufälliges ſind. Damit nun ſolche zufällige Familien ſich eines ungeheuren Länderraubs erfreuen können, ſollen alſo die Nationen ihr natürliches Recht verlieren, in ihrer Exiſtenz gefährdet, zerriſſen werden, zum Vortheil einer zufälligen Familie ſollen die Nationen widernatürlich ſich vermiſchen, ihr Charakter verfälſcht werden?

Im Namen des europäiſchen Gleichgewichts trachteten die Könige von Frankreich die Macht des Hauſes Habsburg zu ſchwächen, um nicht länger deſſen Uebergewicht zu fühlen. Das lag im Intereſſe einer zufälligen Dynaſtie gegenüber der andern, aber es lag nicht im Intereſſe der Nationen. Es war z. B. für die edle Nation der Spanier, welche ſtets unabhängig für ſich hätte bleiben ſollen, ein großes Unglück, einer fremden

Dynaſtie anheimzufallen, und ihr Unglück war das nämliche unter der ſpätern bourboniſchen, wie unter der früheren habsburgiſchen Dynaſtie. Eben ſo unnatürlich gequält war die italieniſche Nation durch die abwechſelnde Herrſchaft jener Dynaſtien. Am unnatürlichſten aber erſcheint, was die deutſche Nation von jenen Dynaſtien zu leiden hatte, denn ſie war unter allen europäiſchen Nationen die ſtärkſte und mächtigſte geweſen und hätte ſich nimmermehr die Mißhandlungen, hier von Seite Frankreichs, dort von Seite der Habsburger gefallen zu laſſen brauchen, wenn ſie mehr von einem geſunden Nationalverſtande geleitet geweſen wäre und ſich nicht ohne alle Noth und gegen alle Vernunft in die politiſche und confeſſionelle Uneinigkeit hätte hinein hetzen laſſen.

Was die beiden genannten Dynaſtien nun ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten in immer neuen Abwechslungen im Namen des europäiſchen Gleichgewichts aus Deutſchland gemacht haben, war von beiden Seiten nur willkürlicher Eingriff in das natürliche Recht der Deutſchen, eine Mißhandlung, ein Hin- und Herzerren, ein Zerreißen Deutſchlands, je nachdem die eine oder andere Dynaſtie vorübergehend einen größeren Erfolg errang. Es war im Ganzen eine Jahrhundertlange Verſchwörung gegen Deutſchland. Die deutſche Nation ſollte nie mehr zu Athem kommen, nie mehr ihr eigenes Intereſſe berathen, nie mehr einig werden dürfen, nur damit jene beiden Dynaſtien ſie beliebig ausbeuten und die Landkarte von Deutſchland wie ein Stück Tuch je zu ihrem Nutzen anders zuſchneiden konnten. So iſt die Landkarte von Deutſchland ſchon ſeit der Reformationszeit nach jedem großen Kriege der beiden Dynaſtien auf jedem neuen Friedenscongreß wieder neu zugeſchnitten und iſt uns zuletzt durch das Uebergewicht Frankreichs immer mehr deutſches Land weggeſchnitten worden. Unterdeß bildete ſich unvermerkt auch Rußland zu einer Großmacht aus und ſchnitt ſich zu

gleicher Zeit und im gleichen Verhältniß, wie Frankreich im Weſten, ſo im Oſten Stücke des deutſchen Sprachgebietes ab, während ſogar das kleine Dänemark und eine Zeitlang auch Schweden und England norddeutſche Provinzen beſitzen und dem deutſchen Nationalintereſſe entfremden durften.

Als nun endlich im unvergeßlichen Jahre 1813 die deutſche Nation wie aus tiefem Schlaf erwachte, ſich auf einmal in ihrer ganzen alten Kraft emporraffte und dem unnatürlichen Deſpotenreiche Napoleons I. ein Ende machte, wollte ſie unter Preußens Führung ſich auch ihr altes Recht, ihren alten Beſitz vollſtändig wiedererobern und hätte es auch vermocht, wenn die damalige Hardenbergiſche Politik in Berlin nicht der Verführung des Auslands nachgegeben hätte. Damals auf dem Wiener Congreß offenbarte ſich, daß die Lehre vom europäiſchen Gleichgewicht nur erfunden worden war, um die deutſche Nation in der Mitte Europas niemals mehr zu ihrem natürlichen Recht und zu der ihr gebührenden Weltſtellung und Macht gelangen zu laſſen. Alle Mächte Europas verſchworen ſich damals, „den Keim der Kraft, der im deutſchen Volke lag, nicht zur Entwicklung kommen zu laſſen.“ Anſtatt unſer großes einiges Reich wie zur alten Kaiſerzeit herzuſtellen, octroyirten uns die europäiſchen Diplomaten den deutſchen Bund. Von geringerem Umfang als es das deutſche Reich noch vor der franzöſiſchen Revolution geweſen war und uneiniger als je, unter fremder Vormundſchaft, von fremdem Einfluß abhängiger als je. Nach Blücher's berühmtem Ausſpruch verdarben die Federn wieder, was die Schwerdter gut gemacht.

Die Folge war, daß das von uns beſiegte Frankreich nach kaum fünfzig Jahren ſich ſchon wieder konnte gelüſten laſſen, abermals räuberiſch über uns herzufallen und, da ihm ja der Wiener Congreß Elſaß und Lothringen gelaſſen hatte, auch noch das ganze linke Rheinufer zu reclamiren. Denn es iſt notoriſch,

daß Napoleon III. nur deßhalb den Krieg von 1870 improviſirt hat, um das linke Rheinufer zu erobern und dadurch ſeine Dynaſtie in Frankreich zu befeſtigen. Würde er das haben wagen können, wenn Deutſchland ſchon nach den großen Befreiungskriegen auf dem Wiener Congreß eine ſeiner würdigere Geſtaltung, weitere Ausrundung und innere Einigung und Kräftigung gewonnen hätte, wenn man ſchon damals Straßburg und Metz, die uns gehörten, zu Bollwerken gegen Frankreich gemacht hätte? Welche Ströme des edelſten Blutes ſind in den Jahren 1813 bis 15 gefloſſen, um unſere Waffen bis Paris zu tragen und vollſtändig über Frankreich zu ſiegen! Und all dies Blut ſchien vorerſt umſonſt vergoſſen zu ſeyn, denn Frankreich blieb ſo ſtark wie zuvor. Kein Dank lohnte den tapfern Deutſchen, die ihr Leben geopfert. Kein beſſeres Heil wurde dem Vaterlande. Der alte Unfug innerer Zerriſſenheit und Kleinſtaaterei dauerte fort und wurde womöglich noch ärger. Neue blutige Opfer mußten in den Jahren 1866 und 1870 gebracht werden. Sollten ſie diesmal wieder umſonſt gebracht ſeyn? Nein, der ſchwere Alp undeutſcher Geſinnung und undeutſchen Einfluſſes von außen muß endlich von der Bruſt der deutſchen Nation ganz hinweggenommen werden. Eine neue Ordnung der Dinge muß dem Keim der Kraft, der in unſerer Nation ſchlummert, freie und volle Entwicklung gewähren. Alle Stricke die uns feſſelten, die Unterbindung aller unſerer Adern und vor allem die Ueberkleiſterung unſerer Augen mit den eklen Spinnegeweben antideutſcher Diplomatie und Publiciſtik müſſen zerreißen. Wir müſſen als Nation wieder voll und ganz frei athmen und klar um uns ſehen.

Wer ſoll uns daran hindern? Schon gleich nach den erſten Erfolgen der deutſchen Südarmee im Elſaß munkelte man in Wien, London und Florenz von diplomatiſchen Verabredungen zu dem Zwecke, den Frieden zu vermitteln und zwar auf Grund-

lage des bisherigen Beſitzſtandes beider kriegführenden Mächte. Mit andern Worten, die alten geſchworenen Feinde Deutſchlands wünſchten ſich in's Mittel zu legen, daß Elſaß und Lothringen bei Frankreich bleiben ſollen. Auch nach St. Petersburg wurden in gleicher Abſicht ſchmachtende Blicke hinüber geworfen. Wer ſollte am böſen Willen dieſer alten Diplomaten zweifeln? Aber mag er ſo giftig als möglich ſeyn, er iſt ohnmächtig.

Die Zeitungsnachrichten ſtimmen damit überein, daß der öſterreichiſche Reichskanzler, der unermüdliche Beuſt, die Initiative einer Friedensvermittlung ergriffen und ſich in London, Florenz und Petersburg außerordentliche Mühe gegeben und lockende Vorſchläge aller Art gemacht habe, um die neutralen Mächte dahin zu vermögen, daß ſie diplomatiſch interveniren, Preußen Halt gebieten, Frankreich retten und jedenfalls die Wiedervereinigung des Elſaßes und Lothringens mit Deutſchland als eine Störung des europäiſchen Gleichgewichts nicht zulaſſen ſollten. Das von Beuſt inſpirirte Wiener Fremdenblatt äußerte ſich am 17. Auguſt: „Man darf erwarten, daß Preußen nichts fordern wird, was kein Franzoſe bewilligen könnte. Kein Fußbreit fremden Landes, das muß der Wahlſpruch des deutſchen Volkes ſeyn. Deutſchland iſt groß genug. Eine Intervention zu Gunſten Napoleons würde Preußen erbittern, eine Intervention zu Gunſten Frankreichs aber wird auch von Preußen geachtet werden müſſen.“ Welche Unverſchämtheit, zu ſagen, Deutſchland ſey groß genug, wenn uns deutſche Länder geraubt ſind. Keinen Fußbreit deutſchen Landes den Franzoſen laſſen, das iſt der rechte Wahlſpruch. Man ſieht wieder, wie gleichgültig der öſterreichiſchen Politik die deutſche Nationalität iſt, daß ſie mir nichts dir nichts auch heute noch das deutſche Lothringen zum zweitenmal an Frankreich hingeben möchte.

Aber es iſt diesmal nicht Uebermuth in der Wiener Reichs-

dern im Anfang des vorigen Jahrhunderts fortgebaut. Man hatte zuerst hauptsächlich nur moralische Wahrheiten oder unbestreitbare Tugendgesetze zu Grunde gelegt, weil diese in der damaligen theologischen Zeit die geläufigsten waren. Man fühlte nun aber bald das Bedürfniß, sich auch in andern Zweigen der menschlichen Erkenntniß gehörig umzusehn, um an das moralische Lehrgebäude auch noch mehr anzubauen. Mendelssohn, Reimarus, Lessing, Platner, Garve ꝛc. untersuchten das ganze innere Wesen des menschlichen Geistes und unterschieden die Eigenschaften desselben. Das gesammte Wirken dieser Männer übertraf aber der große Kant in Königsberg, der die Lehre vom menschlichen Geist unter dem Namen der Kritik der Vernunft zuerst in ein zusammenhängendes System brachte, und die höchste Aufgabe der Philosophie zunächst nur in die Selbsterkenntniß setzte. Seine Lehre wurde weiter ausgebildet von Reinhold, Fries, Kiesewetter, Krug ꝛc.

Fern von der Schulphilosophie und ohne alle gelehrte Bildung hatten aber auch einige Männer aus eigner innerer Tiefe der Seele Offenbarungen über die göttlichen und irdischen Dinge geschöpft, vor allen der Schuster aus Görlitz, Jakob Böhme, und der niederländische Jude Spinoza. Sie wurden als Schwärmer verschrien und verfolgt, doch nach Kant kam eine Zeit, wo man ihre geläutertsten Ideen in die Schulphilosophie selbst einführte. Der große Schelling baute an das Kantische System der Geisteserkenntniß sein eignes System der Naturerkenntniß an, und stellte die Lehre von der Einheit des Geistigen und Körperlichen auf, wobei er die tiefsinnigen Ideen jener verachteten Schwärmer benutzte. Seitdem trennten sich die Denker in Geistes- und Naturphilosophen. Die einen hängen an Kant, die andern an Schelling. Unter den Schülern des letztern

kanzlei, der ſo mit deutſchen Ländern umzuſpringen ſich erdreiſtet, ſondern es iſt Gewiſſensangſt. Nachdem man Jahrhundertelang zu Gunſten anderer Nationen die deutſche mißhandelt hat, zittert man jetzt, daß der deutſche Name wieder zu Ehren, die deutſche Nation überhaupt wieder als ſolche zu einer nie geahnten Macht und Größe gelangt. Da ſollen die deutſchen Oeſterreicher vergeſſen, daß ſie Deutſche ſind. Grade jetzt vergeſſen, wo ſie am lebhafteſten daran erinnert werden? Eine ſolche Zumuthung iſt nicht nur ſchlecht, ſondern auch dumm, weil ganz unnütz. Wer ſähe das nicht ein, wenn er in der Reichenberger Zeitung, welche gewöhnlich von Beuſt inſpirirt iſt, leſen muß: „Die neueſten Ereigniſſe machen es uns zur Pflicht, unſere Landsleute zu mahnen, ſich nur als Oeſterreicher zu fühlen und bereit zu ſeyn zur Vertheidigung des Vaterlandes; denn trügen nicht alle Anzeichen, ſo hat man über uns ſchon verfügt, und an uns iſt es, zu ſorgen, daß wir nicht wirklich zerſtückelt werden. Der deutſche Kaiſer, welcher Elſaß und Lothringen wieder mit dem deutſchen Reich vereinigt, wird auch Deutſchöſterreich demſelben wieder einverleiben wollen, und Theile unſeres Kaiſerſtaates werden jetzt ſchon genannt, die den von ſouveränen Bundesfürſten zu Vaſallen degradirten Königen und Herzogen Deutſchlands als Entſchädigung dienen ſollen.“ Schließlich werden die Deutſchöſterreicher aufgefordert, nicht düſterem Peſſimismus ſich hinzugeben, ſondern für die Rettung des habsburg-lothringiſchen Kaiſerthums „wie Spartaner zu kämpfen“.

In dieſer Mahnung iſt vergeſſen: 1) Daß von Seite des Norddeutſchen Bundes noch nie der geringſte Gedanke gehegt worden iſt, die öſterreichiſche Monarchie anzugreifen, um ſie ihrer deutſchen Provinzen zu berauben. 2) Daß das bisherige Verfahren des Norddeutſchen Bundesraths auch den durch die Schutz- und Trutzverträge mit ihm verbundenen ſüddeutſchen Staaten gegenüber ſtets ein durchaus loyales geweſen iſt, und

man ihnen lediglich ſelbſt überlaſſen hat, ob, wann und wie weit ſie ſich enger an den Norddeutſchen Bund anſchließen wollen. 3) Daß der Norddeutſche Bund auch gegenüber von Oeſterreich ſtets dieſelbe Loyalität beobachtet hat, daß es alſo eine übertriebene Angſt oder eine böswillige Erfindung iſt, wenn die Beuſt'ſchen Organe von Angriffen träumen, welche Oeſterreich bedrohen ſollen. 4) Daß aber auch den Deutſchen in Oeſterreich, trotz des Herrn v. Beuſt, eine nähere Verbindung mit ihren deutſchen Stammgenoſſen im Norddeutſchen Bunde offen bleibt, ſobald ſie eine ſolche aus freiem Willen und recht von Herzen wünſchen würden. Niemand wird ſie dazu nöthigen, aber auch niemand daran hindern, ſobald ſie wollen, oder ſobald Mißhandlungen von Seite der nichtdeutſchen Beſtandtheile der öſterreichiſchen Monarchie ſie dazu drängen.

Schließlich finden wir die Zumuthung, die heutigen Wiener ſollten auf einmal Spartaner, Republikaner von äußerſter Sittenſtrenge nach der Disciplin des Lykurg werden, geſchmacklos.

Die Unterſtellung, daß man in Berlin beabſichtige, Oeſterreich zu zerſtückeln und Stücke davon an die aus ſouveränen Fürſten zu Vaſallen erniedrigten Bundesgenoſſen Preußens zu vertheilen, iſt unbegründet, eine böswillige Erfindung und auch an und für ſich ſchon abgeſchmackt. Denn wenn Deutſchland mächtig und weiſe genug iſt, ſich auf eine ganz ſeiner Würde angemeſſene Weiſe neu zu geſtalten, ſo ſind davon zwei Dinge ganz gewiß ausgeſchloſſen, nämlich Oeſterreichs Einfluß auf Deutſchland einerſeits und die Viel- und Kleinſtaaterei andererſeits. Alſo wird Oeſterreich weder nach dem alten Plan der ſich lächerlicherweiſe großdeutſch nennenden Partei die ſüddeutſchen Staaten dieſſeits der Mainlinie annectiren, noch braucht die Reichenberger Zeitung Angſt davor zu bekommen, daß Oeſterreich zu Gunſten der Mittelſtaaten werde dismembrirt werden. Weder das eine noch das andere würde dem Bedürfniß, dem

Recht und der Macht der großen deutſchen Nation entſprechen. Die Deutſch-Oeſterreicher wiſſen beſſer, als Graf Beuſt, was ſie ſind und was ſie wollen. Sie haben freilich etwas von ihm gelernt, aber nur, wie man die in der öſterreichiſchen Monarchie zuſammengeſchmiedeten Völker nicht regieren ſoll und nicht länger regieren kann, und wie wenig er ſich um ſie, grade die Deutſchen in Oeſterreich, verdient gemacht hat, ſofern er den Schwerpunkt der Monarchie nach Transleithanien verlegt und doch Cisleithanien 70 Prozent der öſterreichiſchen Schuldenlaſt aufgebürdet hat.

Bisher ſind alle Fäden, womit der geſchickteſte europäiſche Schneider den zerriſſenen Kaiſermantel der Habsburger zuſammenzuflicken geſucht hat, regelmäßig zerriſſen, denn ein Schneider kann mit diplomatiſchem Garne oder Federfuchſereien unmöglich zuſammenhalten, was nur ein großer Feldherr mit dem eiſernen Reif einer unüberwindlichen Armee zuſammenhalten kann. Aber auch die Fäden, mit denen der ſächſiſche Kleiderkünſtler aus Rußland, England, Italien und Oeſterreich, Dänemark und Holland die Harlekinsjacke einer europäiſchen Coalition zuſammenflicken möchte, zerreißen ihm unter den Fingern. Rußland hat keine Urſache, mit Oeſterreich gegen Preußen zu marſchiren, und ohne marſchiren zu müſſen, könnte es doch wohl nicht abgehen, wenn man dem Norddeutſchen Bund vorſchreiben wollte, was er thun dürfe oder nicht. Rußland wird weder Oeſterreich, das ihm an der untern Donau im Wege iſt und heimlich für die Polen intriguirt, noch auch Frankreich, welches ebenfalls im Orient die ruſſiſche Politik bekämpft und gern Polen wiederherſtellen möchte, gegen Deutſchland unterſtützen. Was Italien betrifft, ſo liegt es auf der Hand, daß es viel mehr Sympathien für Deutſchland hat und haben muß, als für Frankreich. Nur ein gutes Einvernehmen mit dem mächtigen Deutſchland verbürgt ihm den Wiederbeſitz von Savoyen und Nizza und die Dauer

ſeiner nationalen Einheit. Frankreich dagegen würde es ſtets nur als Vaſallen gebrauchen und erniedrigen, und was könnte ihm das Wohlwollen des Herrn v. Beuſt helfen?

Da iſt noch England übrig. England iſt grämlich und kann ſich ſeit dem däniſchen Kriege noch immer nicht recht dreinfinden, die Deutſchen mit der Achtung zu behandeln, welche ſie fordern dürfen. Es trutzt immer noch, daß die preußiſche Polizei einmal gewagt hat, einen Engländer, der ſich wie ein ungeſchliffener Bube benahm, auch als ſolchen einzuſperren. Es fällt dieſen hochmüthigen John Bulls ſchwer, auch andern Nationen Ehrenrechte, ja nur Menſchenrechte zuzugeſtehen. Auch ſind ſie wenig unterrichtet und halten es kaum der Mühe werth, ſich um die Leiſtungsfähigkeit anderer Nationen zu bekümmern. Noch vor ſechs Jahren hetzte die Mehrheit der engliſchen Tagblätter das ſchwache Dänemark gegen das ſtarke Deutſchland, und bildete ſich wirklich ein und behauptete Monatelang, der große Löwe werde ſich vor dem kleinen belfernden Hündchen fürchten.

VIII.

Nur keine Vermehrung der deutſchen Vielſtaaterei durch das Elſaß.

Das iſt die Hauptſache. Durch den Fluch der Viel- und Kleinſtaaterei, d. h. durch die deutſche Uneinigkeit ſind uns die ſchönen Gelände zwiſchen dem obern Rhein und der obern Moſel verloren gegangen. Es wäre ein Uebermaß von Blödſinn, wenn wir nach ſo herben Erfahrungen ſelbſtverſchuldeten nationalen Unglücks immer noch nicht zur Beſinnung hätten kommen können, wenn wir auch jetzt noch immer die alte unvernünftige Viel- und Kleinſtaaterei fortſetzen und gar noch durch zwei neue Kleinſtaaten, Elſaß und Lothringen, vermehren wollten. Ich habe gegen die Vermehrung derſelben durch die vor 6 Jahren vorgeſchlagene und ſo zähe vertheidigte Kandidatur des Prinzen von Auguſtenburg in den Elbherzogthümern geſchrieben, weil die wichtigſten Häfen an der Nord- und Oſtſee, die Verbindung dieſer beiden deutſchen Seen einer ſicherern und ſtärkern Macht anvertraut werden müſſen, als der eines Kleinſtaats, wenn Deutſchland wirkſam ſeine Küſten ſchützen und eine Marine haben will. Ich ſchreibe ebenſo jetzt gegen die Vermehrung der Kleinſtaaterei durch Elſaß und Lothringen. Hier ſind unſere

Grenzen faſt noch mehr gefährdet, als in den Elbherzogthümern. Auf dieſer Seite muß Deutſchland am ſtärkſten ſeyn, um den Franzoſen, die uns nun einmal in jedem Jahrhundert immer von Neuem überfallen und nie ungeſchoren laſſen, den feſteſten Widerſtand leiſten zu können. Man ſingt immer von der Wacht am Rhein, aber nur die Macht iſt die Wacht!

Es kommt, Gott ſey Dank! ſeit der Schlacht von Königgrätz nicht mehr auf weitere Dismembrirung Deutſchlands an. Mit der Viviſektion des lebendigen deutſchen Leibes durch die vielerlei Secirmeſſer kleiner dynaſtiſcher Intereſſen nimmt es ein Ende. Jetzt handelt es ſich um Verjüngung und Wiederbelebung des zerſchnittenen deutſchen Reichs, um Wiedervereinigung und feſtes Zuſammenhalten aller Beſtandtheile der Nation unter einer kraftvollen und einzig vom nationalen Grundgedanken erfüllten Oberleitung. Unſer Kaiſerreich ging auseinander, weil ſeine letzten Inhaber, die Habsburger, das deutſche Nationalintereſſe vernachläſſigten, ja abſichtlich ſchädigten, und ihr dynaſtiſches Intereſſe mehr mit dem römiſchen und ſlaviſchen identifizirten. Das deutſche Reich kann nur wieder hergeſtellt werden durch eine Dynaſtie, die ſich ausſchließlich mit dem deutſchen Nationalgefühl identifizirt, tief durchdrungen iſt vom Pflichtgefühl gegen Deutſchland. Nur eine ſolche iſt der ſchönſten Krone im Herzen Europa's würdig.

Der ſelige Görres — an ihn will ich beſonders die deutſchen Katholiken erinnern — der edle, große Patriot von 1813, der tief verkannte und tief gekränkte, der am franzöſiſch gewordenen Niederrhein die deutſche Fahne erhob und mit unübertrefflicher Kraft des Gedankens und der Sprache allen Gauen Deutſchlands die Einheit unſeres alten Reichs in's Gedächtniß rief, und dieſe Einheit wieder forderte als Tilgung einer Jahrhundert langen Verſchuldung, — dieſer ſcharfblickende alte Görres faßte in ſeinem rheiniſchen Merkur auch das Elſaß be-

ſonders in's Auge und forderte deſſen Zurückgabe an Deutſchland. Oeſterreich begünſtigte Frankreich, daſſelbe that Rußland, nur damit Deutſchland, trotz ſeiner Siege, nicht aufkommen ſollte, und Preußen war damals übel berathen und was Blücher errungen, gab Hardenberg wieder her. Aber nicht nur das von jeher gegen die deutſche Einheit verſchworene Ausland vorenthielt uns das ſchon eroberte Elſaß. Auch die von Oeſterreich begünſtigten Rheinbundſtaaten, der egoiſtiſche Partikularismus, die Viel- und Kleinſtaaterei halfen mit, den Elſäßern die Wiedervereinigung mit Deutſchland zu verleiden.

Hören wir, was Görres in ſeinem berühmten Blatte 1814 am 6. Auguſt (dem Siegestage von Wörth) über das Elſaß ſagte:

„Ueber die Stimmung der Bewohner des Elſaßes ſind in den letzten Zeiten des Krieges viele Klagen laut geworden. Wir hatten immer mit Mißtrauen auf dieſe Anſchuldigung gehört; erſtens weil bei dem Verhältniß dieſes Landes zu Frankreich es nicht wohl zu einer öffentlichen Vertheidigung der Angegriffenen kommen konnte; und dann weil wir den unverſtändigen Geiſt des Haſſes und der Feindſchaft ſattſam kannten, der die teutſchen Stämme in ſich entzweyt, und diejenigen, die ſich am nächſten ſind, gerade am fernſten auseinander hält. Darum haben wir lange Anſtand genommen, darüber in dieſem Fall ein Wort zu reden; als aber endlich des Redens allzuviel geworden, haben wir doch zuletzt geglaubt, es möge einige Wahrheit dabei zu Grunde liegen, und darüber etliche vielleicht zu harte Aeußerungen uns erlaubt. Genauere Berichte aus den dortigen Gegenden ſetzen uns in den Stand, gegenwärtig ein Urtheil zu berichtigen, deſſen wir uns nicht mehr genau entſinnen, das wir aber mit Unmuth und innerem Widerſtreben gefällt.

Am lauteſten läßt die Anklage aus dem Badenſerlande ſich vernehmen. Ihnen wird, ſo lange die blühenden Tage Napo-

leons gedauert, Aufgeblasenheit und Insolenz vorgeworfen, und wie sie bei jeder Gelegenheit ihre teutschen Brüder auf der andern Rheinseite die Erniedrigung fühlen lassen, die sie zur Zeit der großen Tyranney erdulden müssen. Leute aus allen Ständen und darunter sonst sehr Achtungswerthe hätten ihren Stolz darein gesetzt, die Teutschen dortiger Gegend recht drückend und kränkend bei jeder Gelegenheit an das politische Uebergewicht ihres Kaisers zu erinnern und über Land, Sprache, Sitten, ihre Schmähungen zu ergießen. Dabei hätten die Geschmähten sich in die Unmöglichkeit versetzt gefunden, diesen Angriffen auf irgend eine Weise zu begegnen, weil die Aufpasser der geheimen Polizei aller Orte ihre Netze aufgestellt und häufig warnende Beispiele ihrer Wachsamkeit erwiesen hätten. Im Gefühle eigener Schuld und im Bewußtseyn durch ihr Betragen den gerechten Haß der Jenseitigen auf sich geladen zu haben, seyen darauf beim Einrücken die Sieger mit entfremdeten Herzen aufgenommen worden und man habe unter einer barschen Außenseite das drückende Bewußtseyn zu verbergen gesucht. Nachdem kaum die ersten Teutschen in diesem Lande vorgerückt, seyen über die Verpflegung derselben die lautesten Klagen schon erschollen und schnell sey vergessen worden, wie man selbst vorher schon 20 Jahre immer im teutschen Grenzlande gelegen und sich gütlich gethan. Ihr Vorwand sey immer der gewesen, an manchen Orten wären Leute geschlagen worden, und Schläge seyen bekanntlich einem Franzosen das Aergste, was ihm widerfahren könne. Dabei hatten sie sich nicht mehr erinnert, wie höhere Offiziere der Kaisergarde in Teutschland alte, kraftlose Männer mit Füßen getreten und selbst französische Generäle wie losgelassene Bestien gewüthet. Nach dem Rückzug der Verbündeten hinter Troyes, habe man daher auch überall die laute Aeußerung vernommen, wie nun bald ihr Kaiser wiederkehre, und wie sie alsdann der Teutschen sich entledigen würden.

Leicht mag der erſte Theil dieſer Anklage nicht grundlos ſein, der Elſaßer überhaupt iſt zur Großſprecherei und zu einiger Brutalität geneigt, und es iſt ſehr glaublich, und oft von uns ſelbſt erfahren worden, wie ſie als Sieger ſich übernommen, und die Franzoſen, zu denen ſie ſich gehalten, in jeder Inſolenz und Grobheit übertroffen haben. Was aber den andern Theil betrifft, wo die Teutſchen ſiegend zu ihnen herübergekommen, muß man bedenken, daß ſie dort die Unterdrückten waren, und daß Haß als die natürliche Rückwirkung jedem Druck begegnet. Man ſchreibt uns darüber aus einem andern Grenzlande Folgendes: In der erſten Zeit des Uebergangs waren die Elſaßer keineswegs ſo ſehr gegen die Teutſchen geſtimmt. Nur ſpäter, als man ihnen deutlich merken ließ, ſie ſollten im Frieden an kleinere dieſſeitige Fürſten fallen, wurden ſie wild und widerſpenſtig, ſandten Abgeordnete nach Paris und baten, daß man ſie nicht abtreten möge. Wie ſollten auch dieſe kräftigen Menſchen Freude daran finden, Unterthanen von dieſſeitigen Souveränen zu werden, aus deren Länder alle Bewohner, die zu ihnen herüberkamen, nicht ſatt werden konnten, zu klagen und zu jammern über den unerträglichen Druck aller Art, den ſie erdulden mußten, und unerſchöpflich nur immer erzählten von den ungeheuerſten Abgaben, Frohnen, Jagden und allen den endloſen Verſchleuderungen und Verprunkungen bei gänzlicher Nahrungsloſigkeit des Volkes. Sollten ſie ſich darüber freuen, als die Sage ging, wie ſie nun bald auch Theil nehmen ſollten an dieſſeitiger Erbärmlichkeit, die ſie bisher mit Recht verlacht hatten; und an der Verarmung, die ſie täglich vor ihren Augen größere Fortſchritte machen ſahen. Man kündigte ihnen Freiheit und Wiedervereinigung mit Deutſchland an, ſowie freiern Verkehr mit uns. Als ſie nun aber mit einigen kleinen Erzeugniſſen, Butter, Eyern und dergl. freudig an's Ufer und zu Markte kamen, wurden ſie viſitirt und mußten ſo viel Zoll und Acciſe zahlen,

daß ſie ſich entſchloſſen, lieber zurückzubleiben. Auch konnte ſie nicht anlocken, daß ſie dieſſeits Regien und dergleichen ſchöne Inſtitute blühend fortbeſtehen ſahen, welche die Verbündeten bei ihnen aufgehoben hatten. Noch weniger konnte das ſie reizen, wenn ſie wahrnahmen, wie eine teutſche Provinz, Behälter für Leibeigene, die nicht auswandern dürfen, die Andere als Ausland erklärt und fortdauernd als ſolches behandelt, und noch dergleichen Aberwitz mehr, der nirgend als in Teutſchland beſtehen kann.

So hin und zurück gehört, gleicht ſich das Urtheil aus nach Recht und Billigkeit und wir finden, daß eben dort wie überall innen und außerhalb der Mauern geſündigt wird und daß auch dieſen Stamm nur die wechſelſeitige Thorheit entfremdet hat. Darum fügen wir noch das Gutachten eines dritten Beobachters bei, der als Augenzeuge auf Ort und Stelle den innern Zuſtand des Landes ſelbſt beobachtet, und wie uns ſcheint, die Sache gerade aus dem rechten Geſichtspunkt genommen hat:

Es iſt ſo grundfalſch zu behaupten, der Elſaß und ſein Volk ſey unteutſch geworden, und gar franzöſiſch, daß wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reiſt, nicht in Frankreich einzutreten, ſondern aus der Fremde in eine recht teutſche heimathliche Stadt zu kommen meint, ſo vertraut ſehen einen Menſchen und Häuſer an, trotz allen angeklebten franzöſiſchen Affiſchen und der umlaufenden Garniſon. Jeder der ſich im tiefern Teutſchland aus einer Fürſten- in eine freie Reichsſtadt verſetzt, aus Hannover nach Bremen, aus Caſſel nach Frankfurt, wird das verſtehen, weil er dabei etwas Aehnliches, wenn auch Schwächeres gefühlt hat. Die Maſſe iſt in den Reichsſtädten reiner, freier und ſich treuer geblieben. Ebenſo iſt ein teutſcher Volksſtamm vor dem andern ſtärker, härter und ungetrübter; denn zuſammenhängt am feſteſten, was ſchon lange

zeichnen sich vorzüglich Oken, Görres, Steffens, Eschenmayer, Wagner aus.

Von der Kantischen Parthei hat sich der unsterbliche Fichte, von der Schellingschen Hegel wieder entfernt. Fichte trieb die Geistesphilosophie auf die Spitze, indem er alle Materie vergeisterte, die ganze Welt zu einer bloß innerlichen des Menschen, zu seinem Ich machte. Hegel trieb die Naturphilosophie auf die Spitze, indem er allen Geist materialisirte, die Denkbegriffe des Menschen zu äußern Wesen, zur Welt machte.

Das wissenschaftliche Feld, von welchem jeder dieser großen Denker ausging, ist auch von jedem besonders ausgebildet worden, von Kant die Psychologie oder Seelenlehre, von Fichte die Moral und Politik, oder die Lehre von Tugend und Freiheit, von Schelling die Naturwissenschaft, von Hegel die Logik oder die eigentliche Denklehre.

Kapitel CCCCXCIV.

Die historischen Wissenschaften.

Auch die Geschichte wurde zu einer Wissenschaft erhoben, und systematisch behandelt, da sie bisher nur aus Erzählungen und Sammlungen alter Nachrichten und Urkunden bestanden hatte. Der Zweck der Geschichtforschung wurde eine umfassende Uebersicht alles Geschehenen und die philosophische Einsicht in die Ursachen und in den Gang desselben; die Mittel dazu ein allseitiges Studium aller Geschichtsquellen und die historische Kritik, welche darin das Echte und Wichtige vom Falschen und Unbedeutenden unterschied. Die allgemeine oder Weltgeschichte wurde als die Hauptsache, die Spezialgeschichte oder die besondere Geschichte einzelner Völker und Zeiten als Nebensache und Mittel behandelt. Daher

zuſammen gehangen und miteinander eine Geſchichte gehabt hat. Darum ſind uralte und faſt heilige Namen in Teutſchland, wie Sachſen, Thüringer, Heſſen, Franken, Bayern ein voller Laut, wobei ſich mehr im Herzen regt, als wenn man von Württembergern, Badnern, Darmſtädtern hört, denen etwas Volksmäßiges, Sittliches gebricht, was ſie ſich mit dem beſten Willen nicht einmal ſelber geben könnten. Ein ſolcher geſunder, haltfeſter Schlag Menſchen ſind auch die Elſäßer; ſeit er vor mehr als hundert Jahren ſchmählich von Kaiſer und Reich im Stich gelaſſen war, hat er ſich ſelbſt beigeſtanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beſchrieben, ſondern nur mit Augen angeſchaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgeräth und Einrichtung der Stuben geht. Fragt man nach der Sprache, die teutſche iſt überall die vorherrſchende, ſelbſt unter den Vornehmen die häusliche, trauliche: daß mehr franzöſiſch als vor fünfzig Jahren geſprochen wird, folgt unvermeidlich, beſonders aus der alles miſchenden, mengenden Revolution; leicht aber iſt verhältnißmäßig mehr franzöſiſch in Mainz oder Coblenz im Verlauf von zwanzig Jahren eingedrungen, als in Straßburg ſeit der erſten Beſitznahme. Wir alle nennen das Franzöſiſche nur franzöſiſch, der Elſaßer nennt es immerfort lieber welſch, und welſch und fremd, unheimlich und unvereinlich iſt es ihm, Gott ſey Dank bisher geblieben. *)

*) Man wiſſe zu unterſcheiden dieſes Benehmen zum Franzöſiſchen aus Zwang und Noth von der Luſt dazu aus Albernheit und Verkennung des Vaterlandes an teutſchen Höfen und unter dem Adel. Jetzt wird bald immer mehr die Volksmeinung einen Makel ſetzen auf alles franzöſiſche Kauderwelſchen, auch iſt es heilſamer aus allgemeinem Widerwillen gegen alles, was aus dieſem Lande kommt, und der ſich vorerſt lange gar keine Gründe ſchuldig iſt, im Einzelnen ungerecht zu ſeyn, als es dem großen Unheil zu überlaſſen, ob es einzelnes Gutes ſtiften möge.

Stumpfen und Verkehrten ſollte wenigſtens durch eine hohe Beſteurung franzöſiſcher Sprach- und Tanzmeiſter, Bonnen und Acteurs die Luſt

Was von der Hauptſtadt gilt, gilt auch von dem mit Unrecht verläumdeten Colmar, worin bloß ſo viel Beamtenvolk aus Frankreich niſten ſoll; und nun gar vom Land und dem herrlichen Gebirgsſtrich, wo man die ganze gründliche teutſche Art und unſer ſtilles, dauerndes Weſen wiederfindet. Es iſt ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergeſſen: was unſere Sprache redet, iſt unſres Leibs und Bluts und kann unteutſch heißen, allein nicht unteutſch werden, ſolange ihm dieſer Lebensathem aus- und eingeht.

Was ſchlägt es nun aus, daß ein Paar gereizte Bauern und meinetwegen Dorfſchaften, gedrangſalt von Krieg und Kriegsnoth und vielleicht behandelt, wie nur die verdient haben, zu welchen man ſie jetzt auch innerlich geſellen will, geſagt haben ſollen, ſie begehrten keine Rückkehr zu uns, ſondern lieber wie bisher zu bleiben? Dergleichen alles kann ein elſaßer Bauersmann, und nicht bloß ein Elſaßer, ſondern ein pfälziſcher, trieriſcher geredet und geglaubt haben, ohne daß er im geringſten franzöſiſch wäre, und man brauchte nur aus andern öffentlichen Aeußerungen dem Einzelnen andres Einzelnes entgegen zu ſtellen. Mit dem wahren teutſchen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein, iſt es ſo beſchaffen, daß ſie von ſelbſt und verborgen in der Bruſt wächst, und da iſt ſie an ihrer Stelle, wenn ſie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt. Dem Landmann liegt zunächſt, was ſeinen Hausſtand und ſeine Perſönlichkeit anrührt, am Herzen; über alles Weiter-

benommen werden; und unſere Diplomaten ſollten auch endlich einmal lernen einſehen, abgeſehen von ihrem Unſtolz, welches Uebergewicht der Feind durch ſeine abgeſchliffene Sprache behauptet und was er damit erſchleicht. Es iſt natürlich, mehrere Sprachen zu verſtehen, aber ſtets gefährlich und unnatürlich, eine fremde eben ſo gut ſprechen zu wollen, wie die mütterliche; weßwegen es den Teutſchen, daß ihnen mehr als andere das Geſchick dazu fehlt, zu einem innern Lobe gereicht.

gehende, Oeffentliche iſt ſeine Meinung ſeltener, und darum unverdorben und gut; aber ſobald der rechte Punkt getroffen wird, bricht ſie aus und es gibt Teutſchgeſinnte in großer Menge, die es nie gewußt oder überlegt haben, daß, noch warum ſie es ſind. Bei dem elſaßiſchen Volk kommt hinzu, daß es vor der Revolution in vielem Aeußeren gelind und mild regiert, und bei manchen ſeiner Eigenthümlichkeiten und Rechte gelaſſen worden war, wie nicht andere Länder mitten in Teutſchland. Das Andenken hieran, neben dem Bewußtſeyn der langen, äußerlich gewohnten und geſetzlich anerkannten franzöſiſchen Oberherrſchaft, hat eine nicht ſo wegzuleugnende Rechtlichkeit, und darf dem gemeinen Manne, wenn ihm etwa Rheinbündner hoch und zierlich von Teutſchland redeten, nicht vorgeworfen werden, der gebildete Elſaßer ſieht freilich weiter und darüber hinaus.

Nur in einem Gefühl waren Vornehme, Bürger und Bauern einig, in der entſchiedenen Abneigung vor dem badiſchen und württembergiſchen Unweſen, das ſie tagtäglich vor Augen ſahen, und woran bald näher Theil nehmen zu müſſen, man ihnen Ausſicht machte. Für eine freie, eigene Verfaſſung ſtimmen ſie Alle, die faſt nichts mehr von Adel (abgetragenem und abgeſtandenem) wiſſen, wie er im nördlichen Teutſchland wieder ſpucken will, und welche die Revolution ſelbſt darin beſtärkt hat, den offenen Blick auf ihre innere Einrichtung zu erhalten.

Das Andere, daß Straßburger Bürger nicht mehr zum Brunnen nach Baden herüber wollen, iſt nun gar ein Spaß, wenn es etwas mehr bedeuten ſoll, als ganz perſönlich liegende Erwiederungen von Unnachbarlichkeiten. So hörte ich in Straßburg erzählen, daß, ich weiß nicht mehr ob das württembergiſche oder badiſche Officier-Corps unter anzüglichen Ausdrücken für die Elſaßer öffentliche Weiſung empfangen hätte, dieſe Stadt zu vermeiden.

Die Elſaßer ſind und gehören uns von Gott und Rechts-

wegen, darum ſollen wir nicht gegen unſer eigen Fleiſch ſprechen, ſondern warten bis ein gutes Schickſal uns mit Ehren zu ihnen und ſie ohne Sünde zu uns führe. Die Geſchichte hat nicht vergeſſen, aber ihre Herzen längſt (wie Kinder auch ſollen gegen ihre Mutter), daß die vom Feind geängſtigte, Kaiſer und Reich um Hilfe flehende Stadt, ohne Erbarmen gelaſſen wurde; wohl aber wiſſen noch die Straßburger, wie der höhniſche Louvois, aus Verachtung ihrer angeſtammten Reichsfreiheit, nicht einmal Bedingungen abſchließen wollte, endlich ein Blatt aus einem alten Buche riß, etwas darauf kritzelte, darauf durch das kleine Pförtchen ſeinen erſten Einzug hielt."

Es ſcheint mir ſehr am Platze, dieſe vor 56 Jahren niedergeſchriebenen Worte heute in Erinnerung zu bringen. Zwar iſt ſeit Gründung des Zollvereins der durch Mauthen, Zoll- und Paßquälerei bewirkten Abſperrung aller deutſchen Kleinſtaaten von einander ein erfreuliches Ende gemacht worden. Das war der erſte ſcharfe Durchſtrich jener Politik, durch welche Oeſterreich die deutſchen Kleinſtaatler in ſteter Aufſicht und Zucht wie in einem Zellengefängniß hielt. Aber die Krähwinkelei, von Ultramontanen und Demokraten ſchadenfroh genährt, hat in anderer Beziehung noch lange nicht aufgehört und heute noch haben die Elſäßer vollkommen Recht, wenn ſie noch wie 1814 denken und um keinen Preis zu einem deutſchen Kleinſtaat gemacht, ſondern einem großen Reiche einverleibt bleiben wollen, welches allein ihnen die Vortheile gewähren kann, deren ſie im großen franzöſiſchen Reiche genießen.

Noch ſey bemerkt, daß Görres auch den Straßburger Münſter in ſeiner architektoniſchen Schönheit und tiefen ſymboliſchen Bedeutung meiſterhaft geſchildert hat in den Heidelberger Jahrbüchern. Dieſer herrliche Münſter, die Schöpfung deutſcher Frömmigkeit und deutſcher Kunſt, hätte niemals den Wälſchen in die Hände fallen ſollen. Gedenken wir hier auch des liebens-

würdigen Auguſt Stöber, des edlen Elſäßers, der in ſeinen Alſabildern 1835 vom Straßburger Münſter ſang:

Ich ſteh ſo gern auf deinen Zinnen,
Du hohes deutſches Tempelhaus!
Es geht mein ſtilles, tiefes Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt, mit ſeinen Wunderſagen,
Der alte, thatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen ſchlagen
Hoch auf, im gold'nen Sonnenſchein.

Der Wasgau ſchüttelt ſeine Eichen,
Der Schwarzwald rauſcht im Tannenkleid.
Seyd euch ſo fern, doch nimmer ſchweigen
Will eurer Sehnſucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich ſchlägt von Lieb' die Bruſt,
Könnt' euch durch flinke Vöglein ſchicken
Gruß, Minnewort, und Leid und Luſt.

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie ſoll durch Fels und Haide weh'n;
Soll ſchweben friſch aus deutſchem Munde
Und tief in Aller Herzen geh'n.

Der graue Wächter hört ſie gerne,
Das Münſter an der Alſa Strand;
Es ſchaut umher nach blauer Ferne,
Und ſteht verklärt im Steingewand.

Die jungen, bunten, flücht'gen Bilder,
Die kennt der graue Wächter nicht:
D'rum wird ſein Blick ſtets freier, milder,
Wenn altes Lied durch's Rheinthal bricht.

Feſt wurzelt er in deutſchem Grunde,
Dem deutſchen Geiſt und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alſaten Munde
Auf ewig deutſchen Wortes Laut.

IX.

Unſere Pflicht gegen die Elſäßer und Lothringer.

Wir müſſen uns mit unſern lieben Verwandten im Elſaß und Lothringen gütlich auseinander ſetzen. Was ſind ſie uns ſchuldig und was wir ihnen? Seyen wir ganz aufrichtig. Wenn wir uns heute über die Sünden beklagen, die ſie an uns, ihren deutſchen Brüdern begehen, indem hin und wieder ihre dummen und verführten Bauern auf unſere Soldaten ſchießen, ſo ſollen wir nicht vergeſſen, daß auch wir Sünden gegen ſie begingen, indem wir ſie, als ſie ſich vor zweihundert Jahren noch ehrlich der Franzoſen erwehrten, damals im Stiche ließen. Wenn die ſ. g. Deutſch-Franzoſen, nicht Fiſch noch Fleiſch, Franzoſen nur Verachtung, Deutſchen nur Ekel einflößen, können ſie die große deutſche Nation mit Recht fragen: Warum habt ihr uns nicht geholfen, Deutſche zu bleiben? Wenn wir unnatürliche Zwitter ſind, ſo ſeyd ihr es, die uns dazu machten. Wir hüben hätten nicht gefehlt, wenn ihr drüben nicht gefehlt hättet.

Wenn wir die Elſäßer und Lothringer nun wieder haben wollen und ſie wirklich wieder gute Deutſche ſeyn wollen, ſo haben ſie ein Recht zu verlangen, wir ſollen es auch ſeyn. Wir dürfen ſie daher mit unſern alten Verkehrtheiten, Engherzigkeiten

und Pedantereien nicht quälen. Es muß ein neues Deutſchland ſeyn, in das wir ſie einziehen laſſen, in dem ſie an unſerer Seite wieder Platz nehmen. Alles Unglück, alle Schmach Deutſchlands wuchs aus dem grünen Tiſch der Diplomatie, der Congreſſe. Alles Glück, alle Ehre des künftigen Deutſchlands wächst aus dem Grün des Waldes, aus den mit unſerem Blut getränkten Wäldern Lothringens. Das iſt ein anderer Kitt als die Tinte am grünen Tiſch! Niemals dürfen die Zeiten wiederkehren, in welchen fremde Diplomaten uns die Zeche ſchreiben, unſere Landkarte bald ſo, bald anders durchſchneiden, alleweg aber Stücke davon abſchneiden. Nie ſollen ſich wieder ſ. g. deutſche Souveräne von fremden Diplomaten die Hand führen laſſen, herriſch gegen ihre deutſchen Unterthanen und knechtiſch gegen den Vormund und gnädigen Gönner im Ausland. Sollten etwa Straßburg und Metz ein neues Caſſel oder Hannover werden? Sollten wir die Zahl unſerer überflüſſigen Souveränetäten wieder auf mehr als dreißig bringen müſſen?

Doch nein! Von England aus will man uns ja nicht einmal erlauben, Elſaß und Lothringen auch nur in eine deutſche Föderation' aufzunehmen. Von dort iſt der Vorſchlag ausgegangen, Elſaß und Lothringen zwar den Franzoſen abzunehmen, aber einen ſelbſtändigen und neutralen Staat aus ihnen zu formiren, ein oberländiſches Belgien. Man kann die Anmaßung nur lächerlich finden, welche dem ſiegreichen Oberhaupt des norddeutſchen Bundes Rath ertheilen will. Wo das blutige Schwert ſchon entſchieden hat, ſteckt eure ſchmutzige Feder hinter die Ohren! Was iſt aus allen euren Congreſſen geworden? Die europäiſche Coalitionsdiplomatie gebar immer nur Mißgeburten, die bald nach der Geburt an Lebensunfähigkeit in Folge der Unnatur ihrer Zeugung hinſtarben. Faſt regelmäßig, inſtinktartig verfochten die Diplomaten am grünen Tiſch nur was unnatürlich, was Unrecht, was den Völkern abſolut ſchädlich und unerträg-

lich war. Das achteten ſie für ihre höchſte Weisheit, die Völker in ihrem heiligſten Recht, in ihrem tiefſten nationalen Gefühl, in ihren dringendſten Bedürfniſſen zu kränken und immer zu lügen, Europa immer in dem Zuſtand zu erhalten, in welchem, wie Hamlet ſagt, die Tugend muß Verzeihung flehn vom Laſter. Welchen Menſchen vertraute man die Hut der Völker an! Noch vor zwanzig Jahren dictirten die großen Staatsmänner in Olmütz, die däniſche Mißregierung in den deutſchen Elbherzogthümern und die kurfürſtliche in Heſſen müßten fortdauern und Preußen dürfe ſich nicht unterſtehen, etwas daran beſſern zu wollen. Man verachtete und verhöhnte das nationale Recht, die Freiheit, die Wahrheit und kehrte die Natur ſelbſt in Unnatur um. Und dieſe ſelbige durch und durch ſchlechte Diplomatie, welche die Fabel des europäiſchen Gleichgewichts und die Fabel, blödſinnige Tyrannei ſey legitim, und Völkerrecht, Völkerfreiheit ein Verbrechen, will heute noch Europa allein regieren und dem ſiegreichen deutſchen Volke mit dem alten Notenkram in den Weg treten und mit den alten Spinneweben, wenn nicht den Arm zurückhalten, doch die geſunden Augen verkleben. Sie iſt aber ohnmächtig, ſie kann ihren böſen Willen durch keine Heeresmacht mehr unterſtützen.

In England ſiegt je mehr und mehr der geſunde Menſchenverſtand, die richtige Beurtheilung der Sachlage und die germaniſche Sympathie. Sollte ſich auch das gegenwärtige Miniſterium behaupten können, ſo fehlt ihm doch eine Landarmee, welche der Lächerlichkeit, jetzt noch den Franzoſen helfen zu wollen, eine reelle Bedeutung geben könnte. Auch ſeine Flotten würden die Nordamerikaner nur reizen, uns Deutſchen zu helfen, und keinerlei kriegeriſche Demonſtration überhaupt kann nur entfernt den Engländern ſo nützlich ſeyn, als Herſtellung des Friedens und der ergiebige Handel mit Deutſchland.

Rußland muß aus mehr als einem Grunde mit Preußen

auf gutem Fuß bleiben und ſelbſt im Kriegsfall würden ſeine Armeen den preußiſchen keineswegs gewachſen ſeyn. Sich mit Oeſterreich gegen Preußen zu alliiren, kann man doch dem alten Gortſchakoff ſo wenig wie dem Herrn Katkow und denen, die das Teſtament Peters des Großen vollziehen wollen, zumuthen.

Italien muß ſich ruhig verhalten, weil es zu ſchwach iſt. Plon-Plon iſt gewiß nicht nach Florenz geflüchtet, um von dort die 100,000 Italiener zu holen, von denen man gefabelt hat, ſie würden den Franzoſen zu Hülfe kommen. Es fehlt in Florenz ebenſo an feſten Charakteren und ehrlichen Männern, wie in Paris. Begehen ſie Fehler dort wie hier, ſo werden ſie der Strafe nicht entrinnen. Es gibt nur eine einzige geſunde Politik für Italien, das iſt die der Allianz mit Deutſchland. Durch die allein kann Italiens Zukunft geſichert, kann Savoyen und Nizza wieder mit Italien vereinigt werden. Dieſe Wiedervereinigung ſollte der italieniſchen Regierung von ungleich größerem Werthe ſeyn, als der Erwerb von Südtirol, womit man ſie zu ködern verſucht.

Oeſterreich allein kann man zutrauen, es ſey ihm wirklich ernſt, den Franzoſen zu helfen und Preußen in den Rücken zu fallen. Aber es kann nicht. Es fehlt ihm die Waffenmacht. Es iſt gefeſſelt durch die Rückſicht auf Ungarn und Rußland.

Wie ſollte nun aber am grünen Tiſche des Herrn Gladſtone, unter den, wie es heißt, viele Diplomaten jetzt ihre Beine ſtrecken, dem deutſchen Sieger Halt geboten und ihm die Trophäen ſeines Sieges wieder abgenommen werden, wenn keine öſterreichiſchen, keine ruſſiſchen, keine engliſchen Armeen da ſind wie 1814?

Das Schickſal von Elſaß und Lothringen liegt demnach für jetzt ausſchließlich in den Händen des ſiegreichen Deutſchland und keine Macht der Welt wird verhindern, daß wir über Elſaß und Lothringen verfügen. Das führt unſere Betrachtung auf

das Thema zurück, von dem wir ausgingen. Nur wenn wir unſere nationale Pflicht gegen die Deutſchen in dieſen beiden Ländern erfüllen, werden ſie auch die ihrige gegen uns erfüllen.

Unſere Pflicht iſt erſtens, keine Kleinſtaaten aus ihnen zu machen, noch auch ſie an den einen oder andern ſchon vorhandenen Kleinſtaat zu vertheilen. Es genügt für den nationalen Zweck und für ihr eigenes Wohl, ſie für das künftige deutſche Reich zu Handen zu nehmen und unter preußiſche Verwaltung zu ſtellen, bis eine deutſche Reichsverfaſſung fertig iſt, in welcher es hoffentlich möglich ſeyn wird, der berechtigten Sonderthümlichkeit der einzelnen Stämme und Stände gerecht zu werden, ohne die unumgänglich nothwendige Einheit der militäriſchen und diplomatiſchen Oberleitung zu gefährden.

Zweitens iſt unſere Pflicht, dafür zu ſorgen, daß den Elſäßern und Lothringern das Recht der Selbſtbeſtimmung und Vertretung in demſelben Maße zuerkannt werde, wie den übrigen deutſchen Stämmen, nach dem Grundſatz: Wer mitthatet, ſoll auch mitrathen! Und nach der vernünftigen Regel gegenſeitiger Unterſtützung zum Wohle des Ganzen. Denn nur der Theil, der dem Ganzen Opfer bringt, kann ſich auch wieder der Vortheile erfreuen, die ihm von der Macht und dem Reichthum des Ganzen zufließen.

Drittens ſind wir verpflichtet, für das materielle Wohl der zu Deutſchland zurückgenommenen Länder auf jede mögliche Weiſe beſorgt zu ſeyn. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ihnen das weite Zollvereinsgebiet Vortheile öffnen wird, die ihnen bisher unzugänglich waren und die ſie für andere entſchädigen werden, welche ſie verlieren.

Viertens iſt unſre Pflicht — und eine der weſentlichſten — ihrem geiſtigen Wohl und Gedeihen zu Hülfe zu kommen. Sie haben ſich nicht ganz der deutſchen Bildung entſchlagen und entfremdet. Wir zählen unter ihnen noch treffliche Dichter und

wurde auch von uns Deutschen die vaterländische Geschichte über der Weltgeschichte und über der Specialgeschichte anderer Völker häufig vernachläßigt. Der philosophische Deutsche wollte nicht das Ganze in sich, sondern sich im Ganzen finden, darum bekümmerte er sich um alles Vergangne und Fremde mehr als um das Gegenwärtige und Eigne, weil jenes ihm oft wichtiger schien.

Schon die alten Chroniken hatten Erzählungen von allen Weltbegebenheiten seit Adam und Eva versucht, aber ohne historische Kritik. Eine kritische Weltgeschichte begründete zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerst Gatterer. Schröckh schrieb die erste allgemein faßliche Weltgeschichte für den Schulgebrauch. Seitdem haben sich unzählige Gelehrte damit befaßt. Herder gab einen philosophischen Ueberblick der Weltgeschichte, Johannes Müller, Beck, Heeren, Luden, Wachler, Bredow, Schlosser, Remer ꝛc. haben sich in Anordnung, Ausfüllung und Kritik des welthistorischen Systems am meisten ausgezeichnet.

Die Geschichte des deutschen Volks wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts in schwerfälligen Reichshistorien abgehandelt, woran nur die fleißige Sammlung der Thatsachen zu loben war, von Häberlin, Pütter ꝛc. Die erste fließend und lesbar geschriebne Geschichte der Deutschen war von Schmidt. Seitdem haben wir eine Menge längere und kürzere, bald mehr kritische, bald bloß erzählende erhalten, doch keine einzige von wahrem unsterblichen Werthe. Dagegen besitzen wir einen großen Reichthum an den vortrefflichsten Werken, welche nur einzelne Theile der deutschen Geschichte behandeln, die Geschichte der alten Germanen von Mascou, Barth, Gagern ꝛc., des Mittelalters von Rühs, Remer, Luden ꝛc. der Hohenstauffen von Raumer, der Schweiz von Johannes Müller, Osnabrück's von Justus

Gelehrte, deren Werke in deutſcher Sprache geſchrieben ſind. Auch Geiſt und Gemüth, wie ſie einmal den Deutſchen angeboren ſind, ließen ſich niemals ganz verwälſchen. Doch drückte der wälſche Geiſt auf den deutſchen und in der wälſchen Schule unter der Tyrannei der wälſchen Mode wurde manches Deutſche verlernt oder verſäumt. Ich erinnere mich noch, wie ſich vor Jahren einmal ein Profeſſor aus Weiſſenburg entrüſtet gegen mich beklagte, daß ihm und allen ſeinen Collegen die deutſchen Lehrbücher verboten und den Schülern weggenommen worden ſeyen, weil ſie ſich nur franzöſiſcher bedienen ſollten. Ein ſchönes Feld geiſtiger Thätigkeit und verdienſtvoller Leiſtungen iſt den Elſäßern und Lothringern nunmehr eröffnet.

Fünftens iſt es unſre Pflicht, den patriotiſchen Elſäßern ihre confeſſionellen Rechte zu gewährleiſten. In dieſer Beziehung haben ſie keinerlei Beſorgniß zu hegen. Wenn unter der bisherigen franzöſiſchen Regierung der Unſinn ſo in die Blüthe kam, daß, wie wir in den neueſten Zeitungen leſen, nicht nur bigotte katholiſche Bauern, angeblich von Pfaffen aufgehetzt, auf die deutſchen Soldaten als auf verfluchte Ketzer ſchoſſen, die den katholiſchen Glauben ausrotten wollten, ſondern auch lutheriſchen Elſäßern weiß gemacht wurde, die Deutſchen kämen, um ſie mit Gewalt katholiſch zu machen, ſo wird es wohl keiner langen Zeit bedürfen, bis das Unſinnige ſolcher Vorſpiegelungen und Volksbethörungen im Elſaß ſelber klar erkannt wird. Iſt ja doch das ganze übrige Deutſchland noch confeſſionell getrennt und doch in keiner Confeſſion gefährdet, ſondern Glaubensfreiheit und volle Parität geſichert. Auch dürfen wir hoffen, ja ſicher erwarten, daß die Uebertreibungen auf dem letzten römiſchen Concil nicht zum Siege einer extremen Partei, ſondern im Gegentheil zu einer vernünftigen Ueberlegung und Ausgleichung führen werden.

Schließlich iſt zu hoffen, das ſo ſtark erwachte nationale

Bewußtſeyn der Deutſchen, die klare Erkenntniß deſſen, was an uns geſündigt worden iſt und was wir ſelbſt verſchuldet haben, verbunden mit der erfreulichen Gewißheit, daß wir jetzt ſtark und einig genug ſind, um uns ohne fernere fremde Bevormundung und Verführung als eine einige große Nation im Herzen Europas zu conſtituiren, werde alle unſere Stammgenoſſen elektriſiren, alle mit dem gleichen Pflichtgefühl durchdringen, einander zur Vollendung des großen Werkes beizuſtehen.

Unſere tapfern Krieger haben der ganzen Nation ein großes Beiſpiel gegeben. Sie opferten Leib und Leben für die äußere Unabhängigkeit des Vaterlandes. Sie haben ihre Pflicht gegen Deutſchland erfüllt bis zum Tode. Wie erbärmlich wären die Nichtcombattanten, die große Mehrheit des daheimgebliebenen deutſchen Volkes, wenn ſie ſich an dieſem heroiſchen Beiſpiel nicht ſpiegelten, wenn ſie abermals in einem langen Frieden durch ihre Fahrläſſigkeit den beſiegten Feind wieder zu Kräften kommen ließen, wenn ihre tonangebenden Claſſen fortführen, mit Frankreich zu kokettiren, ſich der Tyrannei der franzöſiſchen Moden, der Verführung durch die franzöſiſche Literatur und ſociale Corruption blindlings wie bisher zu fügen, jährlich Millionen nach Paris zu ſchicken, um von dort koſtſpieligen, die Wohlgeſtalt unſerer Frauen entſtellenden, ja oft ſchändenden Kleiderland zu kaufen, und alle Unſittlichkeiten der franzöſiſchen Modeliteratur in's Deutſche zu überſetzen! Den äußeren Feind haben unſere tapferen Krieger niedergeſchmettert, aber er hat ſeinen mächtigen Bundesgenoſſen noch im innern Feinde, in der zahlloſen Claſſe des ſ. g. gebildeten und insbeſondere induſtriellen Publikums, dem immer noch, wie dem franzöſiſchen Kaiſer ſelbſt, Paris als das Centrum gilt, von dem alle Civiliſation ausgeht. In dieſer Geſinnung und Gewohnheit unſerer Modephiliſter liegt eine Macht, die wir nicht unterſchätzen dürfen. Sie gibt ſich bei jeder Gelegenheit zu erkennen, ſogar mitten im Freudentaumel

beim Empfange der Siegesnachrichten, bei Ankunft der langen Züge franzöſiſcher Trophäen und Gefangener. Wie viele deutſche Frauen und Jungfrauen der höheren und gebildeten Stände, die freilich nicht Frauen oder Jungfrauen, ſondern nur auf franzöſiſch Damen genannt werden wollen, laufen da auf die Bahnhöfe, drängen ſich zu den Waggons, laſſen die verwundeten deutſchen Krieger unbeachtet liegen und ſuchen ſich franzöſiſche Offiziere aus, um mit ihnen franzöſiſch zu ſchnattern und ſie mit Leckerbiſſen zu füttern. Wenn es auch wirklich nur gutmüthige Dummheit und Eitelkeit iſt, ſo ſpricht ſich darin doch ein tiefer Charakterzug deutſcher Schwäche aus, der in wichtigeren Fällen verderblich wirkt. Die Vergötterung alles Fremden, die Nachäffung fremder Moden wird von der Induſtrie ausgebeutet. Man gewöhnt ſich daran und wenn ſich die Nation dann einmal im Spiegel beſieht, erblickt ſie keinen deutſchen Menſchen mehr, ſondern einen franzöſiſchen Affen. Daran ſollten wir nun doch einmal denken und uns ſchämen.

Unſere trefflichen Soldaten, welche nicht nur todesmuthig den franzöſiſchen Batterien entgegenſtürzen, ſondern auch eine ſtrenge, von aller Welt bewunderte Mannszucht halten, finden leider ihren Gegenſatz in einer Menge von Civiliſten in Deutſchland, welche nichts als franzöſiſchen Tand, franzöſiſche Frivolitäten, franzöſiſche Laſter feil bieten und damit Geſchäfte machen. Auch ſie ſollten Zucht unter ſich üben. Sollte nicht z. B. einmal die Buchhändlerbörſe ihr Gewicht in die Wagſchale des Patriotismus legen, um den Druck und die Verbreitung ſo vieler nichtswürdiger Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen zu verhindern? Es gibt noch viele franzöſiſche Gifte, die man dem deutſchen Blute auf allen möglichen friedlichen Wegen der ſocialen und literariſchen Unterhaltung einimpft, und welche ſchlimmer ſind als Chaſſepots und Mitrailleuſen.

X.

Zum Schluß noch eine praktiſche Frage.

Wir wiſſen, mit wem wir Krieg führen, aber nicht, mit wem wir Frieden ſchließen ſollen? Man kann nur mit einer von Frankreich ſelbſt anerkannten Regierung Frieden ſchließen, aber die Verwirrung in Paris iſt ſo groß, daß man nicht mehr weiß, wer eigentlich dort noch regiert. Der Kaiſer hat ſich aus Metz von der Hauptarmee geflüchtet und iſt noch nicht nach Paris zurückgekehrt. Die Kaiſerin Regentin betet, wie man ſagt, ſtundenlang vor einem Marienbilde, ſchreibt flehentliche Briefe an die Königin von England, läßt ihre Koſtbarkeiten zuſammenpacken und heimlich über Meer ſchicken, frägt, ob ſie durch Belgien flüchten könne ꝛc. Die Hauptarmee der Franzoſen, deren Commando der Kaiſer an Bazaine abgeben mußte, iſt in Metz eingeſchloſſen. In Paris regiert nur noch der Kriegsminiſter Palikao dem Namen nach, während Trochu die Vertheidigung der Hauptſtadt organiſirt, im geſetzgebenden Körper die Republikaner und Orleaniſten einander gegenſeitig nicht recht aufkommen laſſen und der Senat ganz verſtummt.

Wenn nun die Deutſchen vor Paris rücken, werden ſie ſich der Stadt zu bemeiſtern ſuchen und auch wohl bemeiſtern. Das

iſt aber dann nur ein militäriſcher Akt. Bis jetzt hat ſich noch keine Regierungsgewalt in der Hauptſtadt conſolidirt, mit der man einen politiſchen Akt abſchließen könnte. Und geſetzt auch, es bildete ſich dort eine proviſoriſche Regierung, ſey es eine republikaniſche oder orleaniſtiſche, oder ein Dictator riſſe in der letzten Stunde die Gewalt an ſich, der Sieger würde, mit wem er auch in Paris einen Frieden ſchlöße, jeder Bürgſchaft entbehren, ob das franzöſiſche Volk und irgend welche neue Regierung deſſelben ſich verpflichtet erachten würde, den Frieden anzuerkennen und die Bedingungen deſſelben zu erfüllen. Abgeſehen davon, ob nicht auch die übrigen europäiſchen Mächte ſich weigern würden, einen Frieden anzuerkennen, den ſie nicht ſelbſt unterſchrieben und deſſen Bedingungen ſie nicht mit berathen hätten.

Dem Sieger bliebe alſo nur die Wahl, ſich entweder die Anerkennung des Friedens ausdrücklich durch die übrigen europäiſchen Mächte garantiren, ſich alſo wieder die Entſcheidung eines europäiſchen Congreſſes gefallen zu laſſen, deſſen Mehrheit auch dießmal wieder nicht auf deutſcher Seite ſtehen, ſondern, wenn der Sieger Schwäche zeigt, mit der Feder wieder würde nehmen wollen, was Deutſchland mit dem Schwert errungen hätte. Oder der Sieger müßte, ohne ſich um die auswärtigen Mächte zu kümmern, allein den Frieden dictiren und, auch ohne Dritte um Erlaubniß zu bitten, es auf ſich nehmen, den Beſiegten zur Erfüllung der Friedensbedingungen zu zwingen.

In dem einen, wie in dem andern Falle muß der Sieger ſtark gerüſtet ſeyn, darf alſo einen reichlichen Nachſchub von Erſatzmannſchaften in's feindliche Land und von Ausbildung von Freiwilligen nicht verſäumen. Er braucht ſo viele Truppen, theils um den Beſiegten bis zur gänzlichen Ohnmacht zu ſchwächen und niederzuhalten, theils um jeder bewaffneten Einmiſchung des Auslands zu begegnen. Die letztere iſt aus den ſchon ange-

gebenen Gründen nicht wahrſcheinlich. Dagegen iſt eine ſtarke Beſetzung Frankreichs auf Jahre hinaus, bis es die Kriegskoſten bezahlt hat, unumgänglich nöthig, um die Franzoſen gründlich für den frevelhaften Uebermuth zu beſtrafen, mit dem ſie auch diesmal wieder, ohne im mindeſten von uns beleidigt worden zu ſeyn, uns den Krieg erklärt und uns gezwungen haben, ſchwere Opfer zu bringen. Wenn wir uns diesmal wieder allzu gutmüthig zeigten, den Franzoſen wieder zu viele Schonung angedeihen ließen, ſo würden nicht fünfzig Jahre vergehen und ſie würden wiederkommen und uns mit dem nämlichen Uebermuth anfallen. Wir aber müßten uns vor unſern Enkeln ſchämen, wieder ſo dumm gehandelt zu haben wie 1814. Wir würden es vor dem Gericht der Weltgeſchichte, ja vor Gott nicht verantworten können, wenn wir unſer biederes und allen Nachbarn wohlgeſinntes Volk noch einmal aus Fahrläſſigkeit oder Nachgiebigkeit gegen das Ausland dem muthwilligen Angriff eines unverbeſſerlich böſen Nachbars und ſeinen ſchamloſen Räubereien ausſetzen wollten. Gott hat uns Muth und Waffen genug gegeben, um uns ſelber zu helfen, und ſein Wille kann es nicht ſeyn, daß das offenbare Unrecht, ja die Beſtialität über das Recht eines gutgearteten, ja man darf ſagen des ſittlichſten und civiliſirteſten unter allen Völkern ſiegen ſollte. Wir Deutſchen ſind beſſer als die Franzoſen, wir ſind auch ſtärker. Wir könnten es vor Gott und Welt nicht verantworten, wenn wir dieſe ewigen Störenfriede ihrer Nachbarn nicht endlich demüthigten, daß ſie ſich nicht mehr vor uns rühren können.

Wollen wir ſie aber ſchwächen, ſo genügt eine vorübergehende Entwaffnung nicht. Man muß ihnen alles wieder nehmen, was ſie uns genommen haben. Moltke's Genie muß die militäriſch wichtige Vertheidigungslinie auf der franzöſiſchen Landkarte ziehen, hinter der wir uns künftig vor den Razzias der Franzoſen ſichern können. Auch Savoyen und Nizza müſſen wir Italien wieder-

geben und ſehr zweckmäßig wäre, wenn man auch den wichtigen Hafen des echt niederdeutſchen Dünkerken und die ſtarke Feſtung Lille mit dem Theil von Flandern, den Frankreich an ſich geriſſen hat, dem übrigen Flandern wieder zurückgäbe und dadurch Belgien ſtärkte, welches ſo nahe von Frankreich bedroht iſt und das Napoleon III. ſchon durch alle möglichen Intriguen Frankreich zu annektiren geſucht hat.

Schmieden wir das Eiſen, ſo lange es warm iſt. Nehmen wir ohne Gnade alles, was uns gehört. Niemand wird uns daran hindern, wenn wir einig bleiben!

Ankündigung.

Von demſelben Verfaſſer wird in der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung eine

Geſchichte des großen Kriegs von 1870

herausgegeben werden, in demſelben Geiſte geſchrieben, wie deſſen Krieg von 1866.

Stuttgart, 1. September 1870.

Die Verlagsbuchhandlung von

A. Kröner.

Möſer, Heſſen's von Wenk, Friesland's von Wiarda, Schwaben's von Pfiſter, Bayern's von Mannert, Preußen's von Manſo, Tyrol's von Hormayr ꝛc., die neue Geſchichte von Schloſſer, Heeren, Poſſelt, Buchholz, die Reformation von Woltmann, den dreißigjährigen Krieg von Schiller, den ſiebenjährigen Krieg von Archenholz, von Friedrich dem Großen ſelbſt, Anſichten der gegenwärtigen Zeit von Friedrich Schlegel, Görres, Steffens, Arndt ꝛc., ferner in Bezug auf innere Verhältniſſe das älteſte Heidenthum von Mone, die Kirchengeſchichte von Spittler, germaniſche Alterthümer von Keißler, Cluver, Barth ꝛc., Rechtsgeſchichte von Heineccius, Moſer, Savigny, Eichhorn, Mittermaier und vorzüglich auch von Juſtus Möſer in ſeiner osnabrückiſchen Geſchichte, Städteverhältniſſe von Hüllmann, Kortüm, Handelsgeſchichte von Fiſcher, Oekonomie von Anton ꝛc.

Wie für die allgemeine Weltgeſchichte ſo auch für die Specialgeſchichte andrer Völker ſind die Deutſchen beinah noch thätiger geweſen, als für ihre eigne Geſchichte. Beſonders hat man den alten Griechen und Römern einen unſäglichen Fleiß gewidmet, und die vorzüglichſten Alterthumsforſcher waren desfalls Heyne, Voß, Heeren, Creuzer, Niebuhr, Böckh, Manſo, Böttiger, Otfried Müller ꝛc. Für die Kenntniß des Morgenlandes leiſteten Görres und Hammer das meiſte. Auch die Geſchichte der neuen Völker iſt von Deutſchen aufs mannigfachſte behandelt worden.

Kapitel CCCCXCV.

Die politiſchen Wiſſenſchaften.

Die Politik hat ſich, ſofern ſie als eine Wiſſenſchaft behandelt worden iſt, entweder an die Philoſophie oder

Die

vorchristliche Unsterblichkeitslehre

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erster Band.

LEIPZIG.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Der Verfasser behält sich das Uebersetzungsrecht vor.

Vorwort.

„Je tiefer die Forschung in dunkle Zeiten hinabsteigt, je näher sie den ersten Schöpfungen des menschlichen Geistes tritt, um die Ausbildung des Menschengeschlechts aus ihren Gründen geschichtlich zu verstehen, um so stärker fühlt sie das Bedürfniss durch Vergleichung analoger Verhältnisse Licht zu gewinnen. Daher hat die über die meisten Völker des Abend- und Morgenlandes ausgebreitete historische Forschung von allen Seiten her besonders die Anfänge der Cultur der verschiedenen Völker zu beleuchten gesucht, sey es dass man eine ursprüngliche Verwandtschaft derselben oder eine Uebertragung fremder Elemente annahm. Wie sich eine vergleichende Sprachforschung entwickelt hat, so strebt man einer vergleichenden Mythologie, einer vergleichenden Kunstgeschichte, einer vergleichenden Culturgeschichte entgegen.“ Otto Jahn, „Aus der Alterthumswissenschaft“ S. 49.

Anknüpfend an diese verständigen Worte bemerke ich, dass das Buch, was ich hiermit der wissenschaftlichen Welt vorlege, aus dem Gefühl desselben Bedürfnisses hervorgegangen, schon vor mehr als dreissig Jahren von

mir in Angriff genommen und, wenn meine übrigen Geschäfte mir Zeit dazu liessen, immer wiederholt fortgesetzt, ergänzt und berichtigt worden ist. Man kann solche Studien nicht über das Knie brechen, sie erfordern weite Umsicht und lange Zeit.

Die heidnischen Unsterblichkeitslehren sind nicht aus einer Uroffenbarung an die Heiden hervorgegangen, noch haben sie nach einem angeblichen Plane Gottes die christliche Lehre vorbereitet, als sey durch beide ein Faden hindurch gelaufen wie nach der bekannten Darwinschen Theorie durch die Thier- und Menschenwelt. Sie sind vielmehr etwas vollkommen Selbständiges für sich, durchaus naiv, naturwüchsig und verschiedenartig hervorgegangen aus der Gefühls- und Denkweise sehr verschiedenartiger Völker.

Wenn auch die Einseitigkeit, die alle Culte möglichst localisirt und zu Autochthonen macht, durch die vielen Beispiele von Adoptionen und Mischungen widerlegt ist, so haben sich doch gewisse Grundstimmungen in den Charakteren der weltgeschichtlich bedeutendsten Völker durch alle Mischungen durchgetragen oder in neuen Combinationen auf eine überraschende Weise wieder geltend gemacht. Die Forschung muss sich daher vor Schablonen, z. B. vor der Voraussetzung einer ägyptischen oder hellenischen oder indischen Hegemonie im allgemeinen Mythen- und Mysteriengebiete, wie vor einseitig euhemeristischen und pantheistischen Maasstäben, vor allzu nüchternen oder allzu wundertrunkenen Anschauungen hüten.

Als etwas unzweifelhaft Gemeinsames, was allen heidnischen Unsterblichkeitslehren, wie überhaupt der Weiterentwickelung aller Religionsbegriffe, Culte und Mythen als Unterlage gedient hat, betrachte ich die Ausrechnung und Feststellung des Sonnenjahrs. An den Kalender desselben haben sich die Grundanschauungen von Erde und Himmel im Raum wie vom Naturleben und Weltschicksal in der Zeit geknüpft, wie die Festtage und Mythen der höchsten Götter. Das ist bisher noch nicht genug in Erwägung gezogen worden und ich konnte desfalls manches Neue zur Untersuchung bringen.

Auch für die Auseinanderhaltung der Nationalcharaktere in den Vorstellungskreisen der heidnischen Vorwelt blieb manches zu thun übrig.

In Bezug auf die Griechen, unstreitig das geistreichste Volk der alten Welt, war ich bemüht, ohne Misskennung der Einflüsse, welche dasselbe vom Orient und auch wohl vom Norden her empfangen hat, doch in den verschiedenen Studien seiner geistigen Entwickelung seine Originalität sicher zu stellen. Es ist mir dabei mehr und mehr aufgefallen, dass der demokratische Geist in Athen einen nicht geringen Einfluss auf die eigenthümliche Ausbildung hellenischer Mythen und Mysterien geübt hat, was bisher noch zu wenig berücksichtigt worden ist.

Neu sind in vorliegendem Werke vorzugsweise auch die Forschungen über die altdeutsche Unsterblichkeitslehre. Hier war am meisten aufzuräumen. Ich glaube endlich einmal die Verwirrung der Begriffe beseitigt zu haben, in welcher man sich bisher herumgetrieben hat,

ohne Weg und Ziel zu finden. In allem aber, was ich über die altdeutsche Unsterblichkeitslehre ermittelt habe, liegt zugleich der Beweis, dass unsere Vorfahren wie in der Welt der Thaten, so in der Welt der Gedanken originell und den bedeutendsten Völkern des Alterthums ebenbürtig waren. Man wolle also mein Buch den patriotischen Bestrebungen einreihen, die mein ganzes Leben ausgefüllt haben.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort . . . . . III—VI.

Erste Abtheilung.

Die Symbolik des Sonnenjahrs als Unterlage der heidnischen Unsterblichkeitslehren.

Erstes Buch. Die Zeit und ihre Eintheilung.

1. Orientirung. . . . . 3—11
2. Beginn und Verlauf des Sonnenjahrs . . . . . 11—15
3. Die Lichtseite des Jahrs . . . . . 15—21
4. Die Nachtseite des Jahrs . . . . . 21—24
5. Der sterbende Gott . . . . . 25—33
6. Einfluss der menschlichen Sehnsucht nach Unsterblichkeit 33—35

Zweites Buch. Der Raum und das Naturcentrum.

1. Das Weltei . . . . . 36—40
2. Die Himmelberge . . . . . 40—43
3. Das Bärengestirn . . . . . 43—47
4. Die Sphärenharmonie . . . . . 47—52
5. Die Himmelsleiter . . . . . 53—57
6. Die Milchstrasse . . . . . 57—63
7. Nysa . . . . . 64—67
8. Der Glasberg . . . . . 67—69
9. Der Weltbaum . . . . . 70—73

Drittes Buch. Die Beziehungen der Sonne zum Naturcentrum.

1. Parallelismus von Zeit und Raum und Identificirung ihrer Centralpunkte . . . . . 74—78
2. Die Waberlohe . . . . . 78—82
3. Der Phönix . . . . . 82—87
4. Der Sonnengarten am Nordpol . . . . . 87—93
5. Die Insel des Chronos . . . . . 93—97
6. Der Garten der Hesperiden . . . . . 97—103

Viertes Buch. Der Gegensatz von Zeit und Ewigkeit.

1. Das Verschwinden der Zeit in der Ewigkeit . . . . 104—109
2. Der schlafende Gott . . . . . 109—111
3. Das goldne Zeitalter . . . . . 112—116
4. Die übrigen Zeitalter . . . . . 116—122
5. Der Ring der Zeit . . . . . 122—126
6. Hilde . . . . . 126—129

Seite
7. Die Zauberringe . . . . . 130—133
8. Der Regenbogen . . . . . 134—136
9. Die Zauberin Circe . . . . . 136—138
10. Vom Ende der Zeitlichkeit überhaupt . . . . . 138—142

Fünftes Buch. Hereinragen der Ewigkeit in die Zeit.

1. Die h. Stunden der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche . . . . . 143—147
2. Wiederkehr alles Vergangenen in den Sonnenwenden . 147—152
3. Voraussicht alles Zukünftigen in den Sonnenwenden . 153—156
4. Die Heimchen . . . . . 156—162
5. Vorschau des Bräutigams und der künftigen Todten . 162—165
6. Die wilde Jagd . . . . . 165—168

Sechstes Buch. Die Saturnalien.

1. Freiheit und Gleichheit aller Menschen in den Sonnenwenden . . . . . 169—172
2. Verwandlung der Elemente in den Sonnenwenden . . 173—176
3. Vermenschlichung der Thiere und Verthierung der Menschen . . . . . 176—181
4. Verkehr der Menschen mit den Zwergen und Elben . 182—186
5. Eindringen von Unberufenen in das Naturcentrum . . 187—190
6. Besuch der Menschen bei den Göttern . . . . . 190—193
7. Besuch der Götter bei den Menschen . . . . . 194—197
8. Vom Glücksrade . . . . . 197—200
9. Vom Blühen der Schätze . . . . . 200—204
10. Die Gütertheilung in der Sonnenwende . . . . . 205—210

Zweite Abtheilung.

Die orientalischen Unsterblichkeitslehren.

Erstes Buch. Vorderasiatische und ägyptische Unsterblichkeitslehren.

1. Ein Blick auf Babylon . . . . . 213—222
2. Die ägyptische Unsterblichkeitslehre . . . . . 223—238
3. Ein Blick auf die jüdische und persische Unsterblichkeitslehre . . . . . 238—244
4. Ein Blick auf die phönikischen, syrischen, etruskischen und keltischen Unsterblichkeitslehren . . . . . 244—248

Zweites Buch. Indische Unsterblichkeitslehre.

1. Der Grundgedanke der indischen Unsterblichkeitslehre 249—257
2. Der Schleier der Maya . . . . . 257—263
3. Der indische Mythus von Rama . . . . . 263—266
4. Bhawani . . . . . 266—270
5. Sansara . . . . . 270—275
6. Die buddhistischen Himmel . . . . . 275—277

Erste Abtheilung.

Die Symbolik des Sonnenjahrs als Unterlage der heidnischen Unsterblichkeitslehre.

an die Geſchichte angeſchloſſen. Man ſetzte entweder philoſophiſch feſt, was der Menſch urſprünglich für Rechte und Pflichten habe, was die Völker und Staaten unter einander zu beobachten hätten, und wie jeder Staat innerlich beſchaffen ſeyn ſolle, und ſo entſtand die Wiſſenſchaft vom Menſchenrecht, Völkerrecht und Staatsrecht; oder man frug die Geſchichte und lernte, was bisher wirklich als Recht und Geſetz gegolten hatte. Unter den Philoſophen war unſer ausgezeichnetſter Politiker Fichte, unter den Geſchichtſchreibern Luden. Selbſtändige Politiker, Geſetzgeber, politiſche Redner wie bei den alten Griechen oder wie jetzt in England und Frankreich fehlen uns, doch wird uns jede politiſche Anſicht der Fremden durch Ueberſetzungen immer ſogleich bekannt. Anſichten und Meinungen ſind das einzige, was wir auf dieſem Felde aufzuweiſen haben. Der Wiſſenſchaft iſt es noch nicht gelungen, darüber ins Klare zu kommen. Jede Meinung wird durch einen philoſophiſchen Grundſatz oder durch ein geſchichtliches Beiſpiel beſtätigt, aber dieſe ſind ſo mannigfach und verſchieden, daß ſie ſich noch nicht haben vereinigen laſſen.

Wichtiger als die wiſſenſchaftliche Politik iſt dem deutſchen Publikum die ſogenannte Tagespolitik, oder das, was in politiſcher Hinſicht fortlaufend wirklich ſich ereignet. Broſchuren, Journale und Zeitungen ſind die Mittel, durch welche man ſich die Kenntniß der Tagesbegebenheiten verſchafft. Jeder nur irgend bedeutende Ort in Deutſchland hat eine oder mehrere Zeitungen, und über jeden nur einigermaßen wichtigen Gegenſtand der neueſten Politik werden ſogleich kleine Bücher geſchrieben. Hier ſucht jeder ſeine Stimme ungefragt geltend zu machen, und dieſe Eintagsliteratur entartet leicht. Als nach den letzten Kriegen die Preſſe eine Zeit lang ziemlich frei war, ſah man Deutſchland ſo-

Erstes Buch.

Die Zeit und ihre Eintheilung.

1.

Orientirung.

In den ältesten und rohesten Zeiten des Heidenthums machten Sommer und Winter den augenfälligsten Unterschied in der Zeit. Man begann jedes Jahr nicht schon, wie wir jetzt, in der Wintermitte, sondern erst im Frühling mit dem Wiedererwachen der Natur, mit dem Grünen der Saaten und des Laubes, mit der Rückkehr der Zugvögel und mit den langen Tagen, hinter denen die immer kürzer werdenden Nächte sich gleichsam verstecken mussten. Die zweite Jahreshälfte begann man auch wieder erst im Spätherbst, wenn das muntere Leben der Natur wieder stirbt, die Blätter fallen, die Zugvögel wieder fliehen und die langen Nächte des Winters kommen.

Diese Eintheilung des Jahres konnte aber unmöglich bei allen alten Völkern dieselbe seyn, denn im Süden beginnt der Frühling eher als im Norden. In den frühesten Zeiten war der Kalender noch nicht nach dem Sonnenjahr gerichtet und man hielt sich an die augenfälligsten Wechsel der Jahreszeiten, wie sie jedem Klima eigenthümlich sind. Ueberhaupt blickte und dachte man über das Nächste nicht hinaus. Als die weltbeherrschenden Mächte vergötterte man zunächst nur die am meisten in die Sinne fallenden, schrecken- oder staunenerregenden Naturerscheinungen und die grossen elementaren

Massen. Den gewaltigsten Eindruck auf die Menschen machte das Gewitter, daher in der frühesten Zeit der Donnergott für den mächtigsten Gott und für den Herrscher der Welt gehalten wurde. So Indras in der ältesten Vedasreligion der Inder, so bei den alten Griechen Zeus, bei den Römern Jupiter, bei den Deutschen Thunar oder Thor, bei den alten Slaven Perun, bei den alten Preussen und Litthauern Perkunos etc. Ausserdem machte man die mütterliche und fruchtbare Erde, das grosse Meer, die Winde etc. zu Göttern. Die Gottheiten der reinen Elemente, des Feuers und Wassers, waren schon Abstraktionen. Was die Gestirne betrifft, so hatten sie in der ältesten Zeit noch bei weitem nicht den Vorrang wie später. Der Sonnengott galt noch nicht soviel wie der Donnergott und jenachdem die Sonne in den heissen Ländern zwar alles fruchtbar macht, aber auch alles wieder versengt und durch ihre Hitze verderblich wirkt, schrieb man ihrer Gottheit auch nicht blos gute Eigenschaften zu. Das galt noch mehr vom Monde, den man zwar wegen seiner Beziehungen zum weiblichen Geschlecht verehrte, aber auch wegen des Gespenstigen und Dämonischen der ihn umgebenden Nacht fürchtete. Bis man die kleineren Gestirne würdigen lernte, brauchte es noch Zeit.

In jedem Fall muss man den Ursprung der Religion in der Tiefe der Menschenseele suchen, im Quell der Gefühle und nicht in der Einbildungskraft, oder im Verstande. Nur was die Seele im Innersten bewegt, erschüttert oder hinreisst, konnte die Vorstellung von einer übermenschlichen, göttlichen Macht, die auf uns einwirkt, erzeugen. Der Furcht vor schrecklichen Mächten musste aber das Vertrauen zu guten, segensreichen Mächten folgen, und hatte man sich einmal in dieses Vertrauen vertieft, musste es auch über die Grenze des Lebens hinausgehen, wie andererseits im Gewissen die Angst aufstieg, den diesseits unbestraft gebliebenen Frevel erst nach dem Tode büssen zu müssen. Mit diesem tiefen Ernst der erschreckten und der hoffenden Menschenseele beginnt und endet jede Religion, und daraus allein erklärt sich die den Priestern zuerkannte Heiligkeit und deren Macht über die Seelen. Im Priester erkannte man den Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen. Aus demselben Bedürfniss, um der Gottheit nahe zu seyn, heiligte man ihr auch gewisse

Stätten und baute ihr Tempel. Erst nachdem dies festgestellt war, konnte die schaffende Einbildungskraft Göttermythen bilden und der abstrahirende Verstand die Religion in ein System zu bringen suchen.

Gleichwohl liegt der Mythenbildung immer noch eine religiöse Stimmung zu Grunde, jedoch unterscheiden sich die Heidenreligionen in den naturwüchsigen Hauptstämmen des Morgen- und Abendlandes. Dort lag mehr Demuth, hier mehr Vertrauen und sogar Troz in der Grundstimmung der Seelen, wie denn auch dort die Priester das höchste Ansehen genossen, hier die weltlichen Könige und Helden. Weitere Unterschiede waren bedingt durch das Klima, durch die Spezialität der Race, durch die geographische Lage und örtliche Eigenthümlichkeit.

Alle alten Völker stimmen darin überein, dass sie eine höhere Macht über sich erkannten, und auch darin, dass sie dieselbe zunächst den am meisten in die Sinne fallenden Naturerscheinungen, Naturkräften und Elementen zuschrieben, bis sie Erfahrung genug gewonnen hatten, eine gewisse Einheit im Weltgebäude, in der Harmonie des Raumes und der Zeitmessung zu erkennen.

Endlich musste man dahin gelangen, den überwiegenden Einfluss zu begreifen, welchen der Lauf der Gestirne auf die ganze Oekonomie der Erdoberfläche und das Menschenleben übt. Nur nach dem Lauf der Gestirne liess sich genau die Zeit eintheilen und wie die Sonne alles erleuchtet und alle Fruchtbarkeit auf der Erde bewirkt, so schrieb man auch den andern Himmelskörpern, sonderlich dem Mond und den Planeten, gleichfalls einen Antheil an der Herrschaft zu, welche dem Himmel über die Erde verliehen ist. War die Erkenntniss so weit gediehen, so konnte der Donnerer seinen Vorrang vor allen andern Göttern nicht mehr behaupten oder die Ehrfurcht vor ihm wurde doch sehr abgeschwächt. Ueberhaupt traten alle alten Elementargottheiten, wenn sich auch ihr herkömmlicher Cultus erhielt, doch hinter die astralischen Mächte zurück. Die Götterwohnungen, die man bisher auf den Gipfeln der Berge gedacht hatte, stiegen jetzt höher in die Sternenhöhen hinauf. Die Berechnung des Sonnenjahrs, die Erforschung der Planetenbahnen, die Feststellung des

Kalenders war die grösste Revolution, die im alten Heidenthum vor sich ging. Die Ueberordnung der Sternengötter über die Elementargötter, die Erkenntniss einer unabänderlichen Gesetzmässigkeit in Raum und Zeit, wodurch mancher frühern Willkür und Verschiedenheit phantastischer Meinungen und Voraussetzungen gesteuert wurde, das alles musste den Völkern mächtig imponiren und die Autorität der gelehrten Priesterschaften, von denen alle diese neuen Entdeckungen und Erkenntnisse ausgingen, ausserordentlich verstärken.

Die wichtigste Veränderung, welche die Feststellung des Sonnenjahrs im Glauben der alten Völker hervorrief, war die Ahnung einer andern höhern Welt über der irdischen. Man konnte sich nicht in den Anblick der Sterne vertiefen, sich nicht von der Macht und dem Einfluss der Gestirne überzeugen, ohne an eine hinter den sichtbaren Gestirnen wirkende unsichtbare Macht und Weisheit zu glauben, an etwas Heiliges und Göttliches in jenen obern Regionen. Der Horizont des Menschen erweiterte sich nicht blos über den engen Umkreis der Erde hinaus ins sichtbare Universum, sondern auch in eine unsichtbare Welt des Jenseits. Das geheimnissvolle Wirken, welches von den Gestirnen aus sich über die Oberfläche der Erde ausgiesst, was nicht so lärmend wie der Donner und doch in seiner Stille und Ruhe so mächtig, unwiderstehlich und unabänderlich ist, musste die Menschen einen allmächtigen Geist da oben ahnen lassen, der über alles herrscht und da ist, wenn man ihn auch nicht sehen und mit Händen greifen kann.

Sobald aber die alten Völker zu dieser Stufe theils der Erkenntniss, theils der Ahnung gelangt waren, gingen ihre Anschauungen weit auseinander, denn jenachdem der in den Völkern wohnende Geist verschieden geartet war, worauf auch Klima, Lebensweise, bequemes oder arbeitsvolles und kampfreiches Leben einwirkte, machten sie sich von der unsichtbaren Welt über den Sternen verschiedenartige Begriffe.

Die beiden ältesten Culturvölker, Babylonier und Aegypter, bekümmerten sich noch wenig um Jenseits und Ewigkeit und konnten sich von der sie umgebenden materiellen Welt noch nicht losreissen, fassten dieselbe aber schon in einem

ganz entgegengesetzten Geiste auf. Die Babylonier nämlich heiter und freudig. Man merkt ihnen an, wie das stolze Bewusstseyn höherer Wissenschaft, eines erweiterten Gedankenkreises, eines geordneten Staatswesens in einem reichen Lande und unter einem schönen Himmel ihre Lebenslust gesteigert hat. Nur gaben sie sich derselben in allzu leichtsinniger Sicherheit hin und vergeudeten ihren Reichthum in sorgloser Ueppigkeit.

Anders die Aegypter, die sich ängstlich abschlossen und sparsam ihren Reichthum zu hüten und auf ewige Zeit zu conserviren suchten. Das entsprach der Lage ihres zwischen dem Meer und Wüsten eingeschlossenen Landes. Welche hohe Cultur sie auch in den Grenzen desselben pflegten, so war doch alles bei ihnen nur auf Abwehr nach aussen berechnet und sie waren so in ihre Sonderthümlichkeit verliebt, dass selbst der Tod für sie keine Schranke war, welche die Fortsetzung und Verewigung derselben hätte hindern sollen.

Wieder in ganz anderer Weise folgten die Perser einem sittlichen Impulse und sezten ihren ganzen Stolz darein, das physische Glück des Daseyns durch Tugend zu verdienen, und ein angeborener ritterlicher Sinn trieb sie in immerwährenden Kampf gegen das böse Princip. Aber auch sie dachten sich das Jenseits doch nur als eine Fortsetzung des Diesseits, ohne noch den tiefen Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit erkannt zu haben.

Diese Erkenntniss ging zuerst den Indern auf und überwältigte sie völlig. Sie vertieften sich nämlich, nachdem man vorher von diesem Tiefsinn nichts an ihnen bemerkt hatte, dermassen in den Geist, dass sie die materielle Wirklichkeit zu ihren Füssen beinahe vergassen und es wenigstens für das höchste Verdienst erklärten, sich über dieselbe hinwegzusetzen. In der alten Zeit der Vedas hatten die Inder einfach, wie andere ältere Völker, die Elemente, vor allem die im Gewitter donnernde Gottheit verehrt und sich selbst als Hirten, Ackerbauer, Krieger dem praktischen Leben gewidmet. Jezt auf einmal verehrten sie in Brahma den absoluten Geist, sahen die Wirklichkeit nur für ein Scheindaseyn, für einen Traum an, beschäftigten sich viel weniger mit diesem Daseyn als mit dem künftigen und prägten sich unvertilgbar den Wahn ein,

sie hätten schon früher einmal existirt und würden auch nach dem irdischen Tode noch in unzähligen Verwandlungen fortexistiren, bis ihre Seele von allem Irdischen und Sinnlichen frei werden und sich mit dem absoluten Geist vereinigen würde.

Die Völker des Abendlandes gingen von einer ganz andern Gemüthsstimmung aus, kümmerten sich nicht um das Jenseits, suchten sich aber im vollen Besitz des Diesseits wohlseyn zu lassen, die Gegenwart, die Wirklichkeit mit Verstand zu beherrschen, mit Geschmack zu geniessen. Von einem Jenseits machten sie sich lange Zeit nur nebelhafte Vorstellungen; als aber auch bei ihnen der Glauben an die Unsterblichkeit tiefer in den Seelen zu wurzeln anfing, trugen sie einfach alles, was ihnen in der irdischen Wirklichkeit am liebsten gewesen, in ihre Vorstellungen vom ewigen Leben über. Und das nur in den Mysterien, der öffentliche Cultus blieb noch ausschliesslich den Naturgöttern gewidmet, die aber aus elementaren Gewalten nach und nach mehr zu astralischen wurden und deren höchste Bedeutung für die lebenden Geschlechter immer nur darin bestand, dass sie die Natur zum Besten der Menschen in Ordnung hielten und den Menschen gewährten, was sie zur Nahrung und sonst wie brauchten. An das göttliche Richteramt, an Belohnungen und Strafen nach dem Tode wurde auffallend wenig gedacht. Die alten Griechen waren für diese realistische Auffassung des Weltganzen besonders massgebend. Sie blieben immer nur bei sich selbst und ihrer nächsten Umgebung stehen, beurtheilten alles andere nur nach ihrem eigenen Bedürfniss und Geschmack, konnten sich also auch die hohen Götter als Ordner der Natur und Lenker der Geschicke weder als reine Geister, noch als symbolische Gestalten denken, sondern gaben ihnen unwillkürlich ihre eigene menschliche Gestalt mit menschlichen Neigungen und Leidenschaften.

Im germanischen Norden hielt das vorzugsweise kriegerische Volk sich von dem indischen Extrem, alles nur geistig aufzufassen, wie vom realistischen Extrem der Griechen, die selbst den Geist verkörperten, gleich weit entfernt und fasste den Gegensatz zwischen Leib und Geist, Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits in seiner ganzen Schärfe auf, ohne das eine über dem andern zu vergessen oder

zu vernachlässigen. Man darf annehmen, dass der germanische Völkerstrom frühzeitig in manche Beziehung zu den alten Persern gekommen ist, die ebensowenig einseitig waren, deren Dualismus aber hauptsächlich den sittlichen Gegensatz zwischen Gut und Böse, Tugend und Sünde betonte.

Die Inder dachten sich die Zeit ganz verschlungen in der Ewigkeit, es gab für sie nur ein einziges ewiges Daseyn im Wechsel zeitlicher Formen. Die Griechen und Römer dagegen kamen aus der Zeit gar nicht heraus und für sie war die Ewigkeit nur ein nebelhafter Begriff. Ehe sie durch die Mysterien in die Unsterblichkeitslehre eingeweiht wurden, verwechselten sie sogar Zeit und Ewigkeit, so dass sie in ihrem Zeitgott Chronos-Saturn zugleich eine Personification der Zeit überhaupt und auch wieder eine Personification des längst vergangenen sog. goldnen Zeitalters erkannten, in welches letztere sie das Wohlseyn und die Freuden der Menschen versezten, welche nach der Mysterienlehre erst künftig nach dem Tode, in der seligen Ewigkeit erwartet wurden. Sei es nun, dass die Griechen und Römer den alten Gott des goldenen Zeitalters vom Beherrscher der gegenwärtigen Zeit unterscheiden wollten, oder dass ihnen die Zeit an sich nur als ein abstrakter Begriff indifferent, wie ein blosser Rahmen erschien, dessen Bild erst von einem andern Künstler ausgefüllt werden muss, genug, sie versezten ihren Chronos an das westliche Ende der Welt, auf eine einsame Insel, wo er immerfort schlafen sollte, während sein gewaltiger Sohn, der Donnerer Zeus, die Welt regierte. Es ist gewiss sehr charakteristisch, dass nach Feststellung des Sonnenjahrs die Inder ihren bisherigen höchsten Gott, den Donnerer, degradirten und die Weltherrschaft einzig dem ewigen Geist in Brahma zusprachen, während die Griechen und Römer im Abendlande ihren alten Donnerer als Weltbeherrscher beibehielten und nicht daran dachten, ihn einem ewigen Princip unterzuordnen. Wenn sie auch gefühlt zu haben scheinen, dass der alte Donnerer doch zu nahe an der Erde klebe, um mit den hohen Astralgewalten concurriren zu können, so wussten sie sich doch dadurch zu helfen, dass sie den Blitz, weil er bei Nacht oft breite Flächen röthet, wie auch die oft den halben Himmel bedeckenden Morgen- und Abendröthen, das Nordlicht etc.

sich als den höchsten Feueräther dachten, der immer vorhanden sey, uns aber nur ausnahmsweise sichtbar werde. In diesen nun versezten sie den Zeus als Herrscher hinein. Dann scheinen sie wieder gefühlt zu haben, es sey doch ein Unterschied zu machen, und deshalb liessen sie aus dem Haupte des Zeus die Göttin Pallas Athene geboren werden, welche seitdem als das Princip des reinsten physischen und geistigen Lichtes über ihm schwebt. Ich vermuthe, Idee und Name der Athene sind von der nordischen Iduna entlehnt und nur willkürlich, um sie dem griechischen Vorstellungskreise anzupassen, ist die ewig jungfräuliche Göttin zur Tochter des Zeus gemacht worden. Aber auch in dieser ihrer Tochterschaft bleibt Athene hoch erhaben über Zeus und durchgängig von ihm unabhängig.

Die Germanen zeichneten sich durch eine originelle Auffassung des Verhältnisses zwischen Zeit und Ewigkeit aus. Sie glaubten wie die Inder an ein ewiges Princip im Allvater, liessen diesen aber im Verborgenen bleiben und nahmen an, die Welt werde während der ganzen Zeitlichkeit von Odin regiert, einer Personification des absoluten freien Willens, der mit Allmacht begabten Willkür, der absoluten Praxis, ohne irgend eine sittliche Schranke oder Bedingung, nicht gut und nicht böse, abwechselnd und nach Laune das eine oder andere, nur immer böse, ja heimtückisch, wo ihm irgend eine sittliche Pflicht als Beschränkung seiner Willkür zugemuthet wurde. So und nicht anders ist sein wahres Charakterbild in der alten Edda. Weil er nun aber während der ganzen Zeitlichkeit so viel Unrecht thut und zulässt, ist das Leben in dieser Zeitlichkeit auch nichts Vollkommenes und eben deshalb muss die Zeit einmal aufhören und Odin samt der ganzen gegenwärtigen Welt untergehen. Alsdann erst wird Allvater eine neue bessere Welt schaffen und dieselbe durch den guten Gott Baldur regieren lassen. Dadurch nun unterscheidet sich die nordisch germanische Auffassung wesentlich von der orientalisch indischen und von der classischen oder griechisch römischen. Wie der indische Brahma erst zum Hauptgott erhoben werden konnte, nachdem das Sonnenjahr festgestellt und der Cultus der Elemente in den der astralischen Mächte übergegangen war, so auch Odin bei den Germanen, und wie

sofort der alte indische Donnerer dem Brahma untergeordnet wurde, so auch der alte nordische Donnerer Thor dem Odin. Nur die classischen Völker im Süden Europas behielten den alten Donnerer als Hauptgott bei.

Um wenigstens der Willkür des Donnerers eine Schranke zu setzen, erfanden die Griechen und Römer abstrakte Gottheiten der Nothwendigkeit, des Schicksals, des Rechts, um die sich jedoch Zeus nicht viel bekümmerte und die nur für die einzelnen Menschen Bedeutung hatten. Das war die Ananke, Göttin der Nothwendigkeit, mit ihren drei Töchtern, den Moiren oder Parzen, welche die Lebensfäden anspinnen, das Leben weben und den Faden wieder abschneiden. Die Germanen glaubten an die nämlichen drei Schicksalsschwestern, welche sie Nornen nannten, um die sich aber Odin so wenig bekümmerte, als Zeus um die Moiren, und die nur für die einzelnen Menschen Bedeutung hatten. Die alten Litthauer glaubten an sieben Schicksalsschwestern. Die erste spann, die zweite drehte den Faden, die dritte wob, die vierte suchte die Leinwand zu verderben, die fünfte zu erhalten, die sechste schnitt die Leinwand ab, die siebente wusch sie und machte daraus das Todtenhemd des Menschen. Ausland 1839 Nr. 279.

2.

Beginn und Verlauf des Sonnenjahrs.

Das Sonnenjahr beginnt in dem Augenblick, in welchem die Sonne, nachdem sie im Winter immer tiefer gesunken ist und die Tage immer kürzer geworden sind, auf einmal wieder höher zu steigen anfängt und die Tage wieder länger werden, also in der Mitternachtsstunde der längsten Nacht. Man glaubte früher, dieser Schlusspunkt des alten und Anfangspunkt des neuen Jahres falle auf den 24. December anstatt auf den 21. Daher die Heiligkeit jenes Tages als des Geburtstages der Sonne, des *dies natalis Solis invicti* bei den Römern, welche Heiligkeit auch noch der christlichen Weihnacht innewohnt, sofern man die Geburt des physischen Lichts in die des grossen Lichtes der Geister veredelte.

Die alten Griechen personificirten die längste und dunkelste aller Nächte in der Göttin Leto (die Verborgene, die Dunkelheit) und dichteten von ihr, sie sey von jenseits des Nordwindes, vom Nordpol her in Gestalt einer Wölfin geflüchtet, um im Osten die ersten Lichter des Himmels, Sonne und Mond (Apollo und Artemis) zu gebären. Aristoteles, Thiergeschichte VI. 36. Die alten Deutschen nannten die längste und dunkelste Winternacht die Mutternacht, modranaht. Haltaus, Jahrzeitbuch 161.

In ihrem Aufgang wird die Sonne mit einem goldenen Ei verglichen und in ihrem Untergang mit einem Apfel. Mit Bezugnahme auf diese Symbolik haben die alten Römer ihre Mahlzeiten immer mit einem Ei angefangen und mit einem Apfel beschlossen, *ab ovo ad malum*. In einem altgriechischen Mythus wird Leto unter dem neuen Namen Leda von Zeus, dem Beherrscher der Zeitlichkeit, in Gestalt eines Schwanes berückt und legt in zwei Eiern Sonne und Mond. Nach altdeutschem Volksglauben wird die Sonne als goldenes Ei von der Mutter Gans oder von der Mutter Bertha mit dem Gansfuss gelegt. Die weisse Gans bedeutet den Winterschnee, unter dessen warmer Decke die gute Wintergöttin mütterlich die Saaten in der Erde pflegt. Weil aber die Sonne erst zur Osterzeit zur rechten Kraft kommt, erhält auch das Sinnbild des Eies erst in den Ostereiern seine rechte Bedeutung.

Der Apfel bedeutet die am Abend erst gleichsam reif gewordene, die untergehende Sonne. Nach dem altgriechischen Mythus wuchs auf der fernsten Insel im westlichen Meere, wo die Sonne untergeht, ein Baum mit goldnen Aepfeln, welche von den Hesperiden, den jungfräulichen Töchtern des Hesperus (Abends) und von dem Drachen Ladon (der Nacht, soviel als Leto) gehütet wurden, die aber Herakles zurückholte. Diese Aepfel sind die Sonnen, welche, obgleich sie täglich im Westen untersinken, am nächsten Morgen immer wieder im Osten aufgehen.

Der schnelle Lauf der Sonne hatte fast bei allen alten Völkern das Pferd zum Sinnbild und zwar das weisse Pferd, so lange die Sonne aufstieg, und das schwarze in der zweiten Jahreshälfte, wenn sie wieder sank. Vom Sonnenpferde erzählen uns schon die altpersischen Heldenlieder im Schahnameh,

gleich mit einer ungeheuren Menge von Schriften und Blättern überschwemmt, worin neben den geläutertsten Ansichten auch jede Art von politischer Unerfahrenheit, frecher Sinnesweise und philosophischer Abentheuerlichkeit sich geltend zu machen suchte. Wenn hundert verschiedene Menschen durcheinander schreien: dies soll seyn und jenes soll seyn! und in roher Hast gleich ans Werk gehn wollen, so kann nie etwas Gutes herauskommen. Jene politische Verbesserungswuth ist eine schlimme Krankheit unsrer Zeit. Sie ist zwar aus dem sehr natürlichen und richtigen Gefühl hervorgegangen, daß alles in der Welt immer besser werden soll, aber sie ist zu einer leichtsinnigen Wegwerfung des guten Alten, zu einer eiteln Ruhmsucht und zu frechem Egoismus ausgeartet. Das sind die Folgen der einseitigen Verstandesrichtung. Indeß haben die Deutschen seit jenen Verirrungen Zeit bekommen, ruhig nachzudenken, ihre Hitze zu mäßigen, und sich in der Geschiche umzusehn, deren Lehren den philosophischen Schwindel abkühlen. Der politische Sinn und die wahre Theilnahme an den Angelegenheiten des Staats wird dadurch nicht erstickt, sondern nur geläutert. Jährlich erscheinen zahlreiche neue Werke, welche das Publikum allseitig von den politischen und rechtlichen Verhältnissen genauer unterrichten. Ruhe, Kenntniß und Erfahrung muß man zur Politik mitbringen, ein unruhiger und unerfahrner Kopf taugt nicht in dieses Feld. Sie ist Sache der Männer, nicht der Knaben.

Kapitel CCCCXCVI.

Die Naturwissenschaften.

Obgleich die Deutschen nicht so viel Gelegenheit hatten, wie Engländer, Franzosen und Spanier, über Meer

wie das altdeutsche Gedicht von den vier Haymonskindern, dass solche edle Rosse immer in der tiefsten Finsterniss hätten aufwachsen müssen, ehe sie ihren Lauf begannen und den Sonnenheros trugen. Denn die Sonne des Jahres geht aus der tiefsten Mitternacht hervor.

Als zweites Sinnbild für den Sonnenlauf diente der Hirsch. Derselbe ist das Attribut der indischen Göttin Sarasvati, welche die Zeit und zugleich die Wissenschaft der Geschichte bedeutet und Gemahlin des höchsten Gottes Brahma ist. Paullinus, Indische Götterlehre 113. Auch Nemesis, die griechische Göttin der Vergeltung, des Weltschicksals, hat Hirsche an ihrer Krone. Pausanius I. 33. 3. Der Hirsch ist vorzugsweise Sinnbild des Jahres, weil man die zwölf Zacken seines Geweihes mit den Monaten verglich und weil er es jährlich abwirft und erneuert. Das nämliche Sinnbild ist die Palme, welche zwölf Blätter hat und jeden Monat eins abwirft und erneuert, nach altägyptischer Vorstellung bei Horapollo I. 3. In überaus vielen Sagen und Legenden des Mittelalters kommt der Hirsch als Wegweiser und Führer vor, die Hirschkuh ohne Horn und mütterlich als die Amme verlassener Kinder. Auch das scheint ursprünglich von der Pflege der neugeborenen Sonne entlehnt zu seyn.

Sonne, Mond und Planeten laufen alle in derselben Richtung am Himmel hin und der Bogen, den sie beschreiben, wird in zwölf Theile abgetheilt, nach zwölf verschiedenen meist durch Thiersymbole bezeichneten Sternbildern, heisst daher der Thierkreis. Die berühmten zwölf Arbeiten des Herakles wurden schon im Alterthum als das Durcharbeiten der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises angesehen. Vergl. die orphische Hymne auf ihn 12. 12. Clemens von Alexandrien, strom. V. 256. Eusebius, de praep. Evang. III. 11.

Das Jahr zerfällt in zwei Hälften, denn vom kürzesten Tage in der Wintermitte an steigt die Sonne auf bis zum längsten Tage in der Sommermitte, für welchen man früher statt des 21. Juni den 24. hielt, weshalb der Johannistag so heilig ist; von diesem Tage an sinkt dann die Sonne wieder bis zum kürzesten Tag am Jahresschluss. Also sind Weihnachten und Johanni die beiden wichtigsten Tage im Jahr, die Tage der Sonnenwenden, die man auch Solstitien oder Sonnen-

stillstände genannt hat, weil an ihnen die Sonne gleichsam auf einen Augenblick ausruht, um dann ihre Bewegung in einer neuen Steigung oder Senkung fortzusetzen. Durch diese beiden Tage wird zugleich das Jahr genau in zwei Hälften getrennt.

Die erste Jahreshälfte, in welcher die Sonne steigt, galt als die Lichtseite des Jahres; die andere, in welcher sie sinkt, als die Nachtseite. In jener, glaubte man, herrsche mehr die Sonne, in dieser der Mond. Jene galt als männlich, glücklich und nützlich, diese als weiblich, unglücklich und schädlich. Die Römer vereinigten beide im Symbol des Januskopfes, eines Kopfes mit zwei Gesichtern, einem jungen und einem alten, einem weiblichen und einem männlichen. Man verglich auch die beiden Jahreshälften mit den zwei Schlangen, die sich am Caduceus, dem berühmten Stabe des Merkur, hinaufringeln. Der griechische Gott Hermes, welchen die Römer Mercurius nannten, galt als Bote und Herold der Götter, trug deshalb jenen, ausser mit den Schlangen auch noch mit zwei kleinen Flügeln geschmückten Stab als Wander- und Heroldstab, dazu auch einen geflügelten Reisehut und geflügelte Sandalen, und durchschritt Raum und Zeit ohne Hinderniss, führte aus dem Winter in den Sommer und wie aus einer Jahreshälfte in die andere, so auch aus der Oberwelt in die Unterwelt.

Hier erkennen wir den Parallelismus zwischen dem Sonnenjahr in seinen engen Grenzen und der Zeit und Ewigkeit in der weitesten Ausdehnung. Die Nacht- oder Winterseite des Jahres galt nämlich bei den Griechen und Römern gleich der Unterwelt, die Licht- und Sommerseite des Jahres gleich der Oberwelt und die Vergleichung wurde noch weiter fortgesetzt, indem man mit der Lichtseite auch den Begriff des Ewigen und des Jenseits, der bessern Welt, mit der Nachtseite dagegen den Begriff der Zeitlichkeit, des Irdischen und eines Nothstandes verband.

Die beiden Schlangen am Caduceus bedeuteten die beiden Hälften der Ekliptik oder auch den Lauf der Sonne bei Tage über der Erde und bei Nacht unter der Erde. Die Theilung des Sonnenlaufs in zwei Schlangenlinien entsprach den beiden Jahreshälften, dagegen war eine kreis-

förmige sich selbst in den Schwanz beissende Schlange Sinnbild des ganzen Jahresringes, welchen die Sonne beschreibt, indem sie mit der Wintersonnenwende das Jahr beginnt und mit der Rückkehr zu derselben wieder beschliesst.

3.

Die Lichtseite des Jahrs.

Alle alten Völker feierten in der Wintersonnenwende den Wiederbeginn der Lichtzeit, der längeren Tage, also den Sieg des Lichtes über die Nacht, oder die Erzeugung des neuen Jahres, des neuen Naturlebens. Die Tödtung eines grimmigen Feindes oder eine bräutliche Umarmung der Natur waren die Hauptsymbole und das Motiv aller in diesen Kreis gehörenden Mythen.

Die besiegte Nacht galt zugleich als das besiegte böse Princip überhaupt, der siegende Sonnenheld zugleich als das gute Princip überhaupt. Für das erste war die Schlange das Hauptsinnbild, weil sie im Dunkeln unter der Erde wohnt, bösartig und voll Gift ist. Sofern sie zugleich eine Zeit bedeutete, gab man ihr Flügel, hässliche nächtliche Fledermausflügel, und so entstand das Bild des Drachen. So besiegte nach indischer Lehre Gott Wischnu, das erhaltende Weltprincip, die hundertköpfige Schlange, auf welcher die Erde ruhen soll, indem er zum erstenmal seinen Fuss auf die Erde sezte und dadurch das Ungeheuer in die Tiefe hinabdrückte. Maghas Tod von Cicupala, deutsch von Schütz 34. So besiegte der altpersische Lichtgott Ormuzd den schlangenförmigen bösen Gott Ahriman. So die altgriechische Lichtgöttin Athene die scheussliche Aegis, Diodor III. 70. So der Sonnengott Apollo den Drachen Python. Die Sonnenheroen Herakles, Kadmos, Jason jeder einen Drachen. Ebenso die nordischen Helden Sigurd, Frodi, Beowulf, die altdeutschen Otnit, Dietrich, Wolfdietrich etc. Nach der nordischen Edda sizt das gute Lichtprincip als Adler auf dem Gipfel der Weltesche und nagt das böse Princip als Wurm an ihren Wurzeln.

Die Zeugungsmythen hatten ursprünglich einen unschuldigen, ernsten, hieratischen Sinn, wurden aber von den grie-

chischen Dichtern und Sängern, welche meist an den Königshöfen lebten, den üppigen Fürsten schmeichelten und die Autorität der Priester verachteten, absichtlich ins Komische gezogen und in frivoler Weise umgedichtet. So war der alte Mythus von der Nacht (Leto), welche Sonne und Mond gebiert, noch ganz ehrwürdig und priesterlich gedacht, die Poeten machten aber daraus eine schöne Leda, die sich im Bade von einem Schwane berücken lässt, das heisst von Zeus, der sich zu diesem Behuf in den Vogel verwandelt. Auf ähnliche frivole Weise liessen die Poeten das Sternbild des grossen Bären, welches die Winternacht beherrscht und in nordischen Mythen als männlicher Bär zum Vater des neuen Jahres gemacht wird, als grosse Bärin von eben jenem Zeus berückt werden. Wie die Sonne im Thierkreis vorrückt, so wurden auch dessen Sternbilder als Lichtgötter in Thiergestalt von den Dichtern in ähnlicher Weise wie Zeus als Erzeuger verwerthet. So das Zeichen des Steinbocks als der Gott Pan. So das Zeichen des Widders, des Stieres. Indem Zeus als weisser Stier die Jungfrau Europa entführt, ist damit ursprünglich nur der Sieg des lichten Frühlings über die dunkle Winternacht gemeint, denn Europa bedeutet in der semitischen Sprache (erep) die Finsterniss. In unsern Nordseesagen wird der Licht und Sommer bringende Schwan sinnig und zart durch den Schwanritter vertreten.

Der Sieg des lichten Frühlings über die dunkle Winternacht und des frischen Grüns über die Erstarrung und den Schnee des Winters wurde auch als Sieg eines Feldherrn gedacht, der mit seinem Heere das feindliche Heer vertreibt und die Burg des Winters erobert. Der römische Kriegsgott Mars war gleichbedeutend mit dem Monat März, weil in diesem Monat die Spitzen der Saaten und des Grases aus der Erde, die Spitzen der Knospen aus den Zweigen des Waldes hervorbrechen. Man dachte sich diese Spitzen der Vegetation als die Schwerter und Lanzen eines Kriegsheeres. Dieselbe Symbolik kehrt überall in den deutschen Sagen wieder. König Grunewald rückt mit seinem Heere, welches sich ganz mit grünen Zweigen bedeckt hat und einem wandelnden Walde gleicht, gegen die feindliche Burg heran und erobert sie. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 91. Das ist derselbe wandelnde

Wald, der in Shakespeares Macbeth auf Schloss Dunsinan heranrückt und der auch noch oft in andern Sagen wiederkehrt.

Derselbe Held ist der nordische Frühlingsheld Vali in der Edda, der in der dänischen Chronik des Saxo Bous, d. h. Boie, Bube, der Junge heisst. Er ist der nachgeborene Bruder des guten Gottes Baldur, welcher von Hödur erschlagen wurde und mit dem das goldene Zeitalter aufhörte, d. h. die ewige Gegenwart des Glücks und Friedens, und wofür die Zeitlichkeit mit ihrer Unruhe, mit ihrem Hinsterben in Vergangenheit und ihrer ungewissen, oder immer nur Schlimmeres bringenden Zukunft eintrat. Vali nun bedeutete Baldurs Bruder, weil auch in ihm das gute Princip herrschte, und er rächte den Bruder an seinem Mörder Hödur. Weil das aber schon innerhalb der verderbten Zeitlichkeit geschah, konnte er das goldene Zeitalter nicht mehr herstellen und zu einigem Ersatz desselben nur in jedem neuen Jahr den Frühling bringen. In den altdeutschen Dichtungen von Waltharius und vom h. Oswald und in der heiteren Feier des Valentinstages lebt die Erinnerung an den heidnischen Frühlingsgott fort.

In diesen Kreis gehören auch die fast unzähligen Mythen und Märchen, in denen eine Königstochter durch einen kühnen Helden befreit wird. Am häufigsten sind es die oben schon genannten Drachen, aus deren Gewalt sie befreit wird, oder Ungeheuer, welche sie hatten verschlingen sollen, wie die Andromeda und Hesione. Oder die Jungfrau ist tief unter der Erde eingesperrt, wie Danaë, oder in einem Thurme, wie in sehr vielen Märchen. Oder sie schläft und wird durch den jungen Helden geweckt, wie Dornröschen und Schneewittchen. Oder der junge Held muss sie vom Glasberge, der goldnen Burg oder Stadt in den höchsten Lüften, oder aus dem Flammenkreis der Sonnenwende erlösen. Derselbe Grundgedanke ist in unzähligen Mythen und Märchen variirt. Am häufigsten bedeutet die königliche Jungfrau die in der Winternacht gefangene Sonne und ihr junger Retter den Frühlingsgott, zuweilen auch den Donnergott im ersten Frühlingsgewitter. So durchgängig in den nordeuropäischen Märchen, weil man hier die Sonne weiblich auffasst. In den alten Mythen des Südens, wie auch in den südlichen Märchen ist das Verhältniss umgekehrt und bedeutet die Jungfrau die im Winter gleichsam gefan-

gene und begrabene oder wenigstens schlafende Vegetation und ihr Befreier den Sonnengott. In den nordeuropäischen Märchen tritt die Sonne selbst häufig als die allein handelnde Befreierin auf und befreit den im Winter gefangenen Sommer als ihren Geliebten oder als ihren Bruder. Das ist das Verhältniss der energischen Göttin Freiya in der nordischen Edda zu ihrem mehr weichen und passiven Bruder Freyr. In vielen Märchen erscheint die im Winter gefangene oder begrabene Vegetation auch als eine unschuldig duldende Mutter, die von ihrem Kinderpaar befreit oder wieder erweckt wird. Das ist das Verhältniss von Sonne und Mond zur Leto oder der beiden Dioskuren.

Sehr oft wird die Befreiung als eine Entzauberung aufgefasst, als ein Erwecken eines mit seinem ganzen Hofstaat und Volk versteinerten Königs oder als Entzauberung aus einem Verwünschungszustand. Wie viele Märchen handeln nicht von einem Königssohne oder von einer Königstochter, die in irgend eine hässliche Thiergestalt, in die eines Bären, Wolfes, einer Schlange, sogar einer Kröte etc. verwandelt sind, plötzlich aber die Missgestalt wieder verlieren und engelschön werden. Das ist die im Winter in den Schneepelz oder in grauen Schmutz gehüllte Erde, die den Winter über in Nacht und Wolken verhüllte Sonne. Am deutlichsten erkennt man diese Symbolik in dem altdeutschen Gedicht vom Wolf-Dietrich, in welchem die rauhe Else als eine schreckliche Riesin auftritt, indem sie aber im Jungbrunnen badet, sich in die wunderschöne Sigeminne verwandelt.

Hier muss auf einen zarten Zug der deutschen Volkssage aufmerksam gemacht werden. Bei allen Völkern galten die Amphibien für böse und dämonische Thiere und wurden grausam verfolgt. Die Deutschen allein empfahlen schon den Kindern Mitleid mit denselben, weil man nicht wissen könne, ob in einem so hässlichen Thiere nicht ein himmlisches Wesen verborgen seyn könne, das sich nur unschuldig in einem Verwünschungszustand befindet. So wissen nicht nur viele Märchen von einer schönen Königstochter zu erzählen, die in eine Kröte verwünscht worden sey und die als Weberin kostbarer Webereien verrieth, dass unter ihr die im Winter gefangene und doch im Voraus schon den Frühlingsteppich der

Natur webende Sonne gemeint sey, (in Grimms Märchen Nr. 63 und vielen andern), sondern es war auch ein weitverbreiteter Volksglaube, der Kopf der Kröte verberge einen unschätzbaren Edelstein, was Shakespeare in „Wie es euch gefällt“ I. 2. erwähnt. Vergl. Conrad von Megenberg, Buch der Natur, s. v.; Rollenhagen, Wunderb. Reisen 196. Der Edelstein bedeutet hier wieder die Sonne in der Winternacht.

Noch zahlreicher sind die Mythen und Märchen, in welchen die duldende Jungfrau entweder unschuldig, wie Bertha, die sagenberühmte Mutter Karls des Grossen, oder das bekannte Aschenbrödel, Schweres ertragen und niedere Magddienste verrichten muss, bis sie im Sonnenkleide aus dem Aschenkleide hervorgeht, oder aber wegen einer Schuld eine Zeitlang büssen muss, die Busse geduldig übernimmt und dann erlöst wird, wie Psyche im berühmten Märchen des Appulejus, das Marienkind im deutschen Märchen etc.

Bertha hat in unserer Sagenwelt den Beinamen „mit dem Gansfuss“, was wohl aus der Bedeutung der in französischen Märchen berühmten Mutter Gans zu erklären ist, welche die gute Naturmutter im winterlichen Schneegewande bedeutet. In dem rothen oder gelben Fuss erkennt man die Sonne, die im Winter nahe am Horizont die Erde berührt und am ersten Tage des Jahres gleichsam Besitz ergreift von der Erde. Ebenso bedeutsam wie der Gänsefuss der Bertha ist in dem Märchen von der Aschenbrödel der Schuh, an den sich ihr Schicksal knüpft, indem sie ihn in ihrem Nothstande verliert und im Stande der Herrlichkeit wiederfindet. Der Schuh war das Sinnbild der Besitzergreifung. Ueber Edom strecke ich meinen Schuh, heisst es im Psalm 60, 10. Sobald die Braut die Schuhe anzog, die ihr der Bräutigam gab, stand sie unter seiner Gewalt. Der Sohn, der den Vater beerbte, musste in dessen Schuhe treten, daher man noch jetzt sagt: „Eine Erbschaft antreten.“ Vergleiche über die Rechtssymbolik Grimm, Deutsche Rechtsalterth. I. 155. Der Gansfuss hiess auch Alpfuss und Drudenfuss, weil ihn die Elben und Hexen entlehnten. Er ist dasselbe, was das Pentagramm, und galt noch tief im Mittelalter als ein Zaubermittel, welches alle bösen Dämonen der Nacht vertrieb. Der Zauber des Sonnenlichts, der die Nacht vertreibt, lag in ihm. Es ist noch nicht

lange her, dass dieses Zeichen vom Landvolk über die Ställe und an die Wiegen gemalt wurde. Prätorius, Bloxberg 438, dessen Weltbeschreibung S. 5. Grimm, Aberglauben Nr. 812. Schmeller, bayr. Wörterbuch S. 477. Wolf, Zeitschr. S. 289. v. Leoprechting, Lechrain 26. Meier S. 177. Jetzt findet man es meist nur als Wirthshausschild. Der zauberische Fuss, der die Nacht vertreibt und das Licht bringt, vertreibt auch Eis und Schnee und weckt den grünen Frühling. Daher die Sage, dass die Elben, wenn sie auf den Bergen tanzen, den Schnee wegschmelzen und das Gras wecken. Kuhn, Nordd. Sagen 376. Derselbe Glaube herrscht auch in der Provence. Ausland 1849. Nr. 160.

Mit der Symbolik des Schuhes hängt auch die der Spinnerin zusammen, deren Fuss das Spinnrad der Zeit tritt, oder die auf der Linde sizt und den Teppich des Sommers webt. Wie die Sonne am Neujahrsmorgen die Erde berührt, oder im Frühling den Fuss auf sie sezt, dass unter ihm Gras und Blumen wachsen, so glaubte man, sie nehme auch am Schluss des Sommers von ihr Abschied und lasse dann ihre Fussspur zurück. In unserem berühmten Märchen von der Aschenbrödel ist deren Schicksal an den Verlust und das Wiederbekommen eines Schuhes gebunden. In ihrer Armuth bedeutet sie die im Winter leidende Sonne. In Pröhles Kindermärchen Nr. 90 holt ein kühner Jüngling vom Glasberg herab den Schuh einer Jungfrau, d. h. der Frühlingsgott erlöst die im Winter festgehaltene Sonne.

In der christlichen Zeit wurde häufig auf Unsere Liebe Frau übertragen, was früher von der Sonnengöttin gegolten hatte. So zeigt man die Fussspuren Unserer Lieben Frau zu Würzburg. Mone, Anzeiger VIII. 62. Würzburg hat den Namen von der Wurzweihe oder Kräuterweihe, einem uralten heidnischen Feste, welches der Mutter der Vegetation geweiht gewesen zu seyn scheint, mit deren blumenreichen Attributen man später die christliche Madonna schmückte. Das Fest der Wurzweihe ist Mariä Himmelfahrt am 15. August. Indem sie gen Himmel fuhr, zerrissen Winde ihren Schleier in die Spinnenfäden, die im Spätsommer herumfliegen. Unserer Lieben Frauen Tritt findet sich auch auf Felsen eingeprägt bei Wirflach und bei Warta. Kaltenbaek,

Mariensagen Nr. 14. 15. Merkwürdig ist der s. g. Marienschuh auf der höchsten Spitze gothischer Kirchenthürme. Kreuser, Kirchenbau I. 174. 355. 564. Es ist eine Steinblume, der gleichnamigen Pflanze nachgebildet, die einem Schuh ähnlich ist. Hier bedeutet aber der Marienschuh etwas mehr und will vielleicht sagen: die Kirche ist entstanden unter dem Tritt der zum Himmel fahrenden, oder der um die Erde wandernden Jungfrau.

4.

Die Nachtseite des Jahrs.

Man dachte sich die Sonne, indem sie nicht mehr höher am Himmel emporstieg, sondern von Johanni an täglich einen tiefern Stand hatte und die Tage immer kürzer wurden, als rückläufig. Das ging aus der Vorstellung hervor, dass die Sonne im Kreise von einem kürzesten Tage aus zum andern zurücklaufe. Weil nun der Krebs rückwärts lauft, musste das Sternbild, in welchem die Sonne im hohen Sommer wendet, ein Krebs seyn. Auch die umgekehrte Fackel diente zum Sinnbild der absteigenden Sonne. In deutschen Volkssagen werden einem dämonischen Pferde häufig die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen. Damit war ursprünglich das Sonnenpferd gemeint. Gemäss der Vorstellung, die erste Jahreshälfte sey männlich, die zweite weiblich, entstanden eine Menge Mythen, in denen der Sonnengott zu Johanni nicht sowohl stirbt, als in ein Weib verwandelt wird. So wurde Adonis zwitterhaft gedacht, so bedeutete auch die Geschlechtverwandlung des Tiresias nur den Uebergang aus einer Jahreshälfte in die andere. Dieser berühmte Seher erblickte einmal zwei Schlangen, die sich paarten, und war augenblicklich ein Weib; später erblickte er ein zweites Paar und war gleich wieder ein Mann. Apollodor, III. 6. 7. Dahin gehört auch das Kahlscheeren der Sonnenheroen. Die Haare bedeuten die Sonnenstrahlen. In vielen Mythen und Märchen ist der Uebergang in die Nachtseite des Jahres als ein Erblinden aufgefasst; so in zahllosen nordeuropäischen Märchen. Wenn nach griechischem Mythus dem blinden König Phineus die scheusslichen

Harpyen alle Speisen vor dem Munde wegfressen und nur ihren Schmutz zurücklassen, so bedeutet das zugleich die Verwüstung der Vegetation durch die Herbststürme, die Vernichtung des bisherigen Schmucks der Erde, den Schmutz und die Unfruchtbarkeit des nahenden Winters.

Bis zum Hochsommer herrscht mehr die Sonne, von da an mehr der Mond, den sich die Alten immer weiblich dachten. Der Mond hat nun gegenüber der Sonne eine böse Bedeutung, sofern die Nacht den Tag vertreibt, aber auch wieder eine gute, sofern im Winter die Saaten der kommenden Sommerzeit gepflegt werden. Deshalb war die Mondgöttin einerseits eine spröde und unbarmherzige Jägerin (Artemis), eine unheimliche Zauberin und Königin der Nachtgespenster (Hekate), theils auch Vorsteherin der Geburten (Luna, Lucina). Unter den Sinnbildern der Nacht nahm die Maus die erste Stelle ein. Wegen ihrer Kleinheit bedeutet sie überall und immer die kürzeste Nacht. Jede andere Erklärung ist ungenügend, wie viele es deren auch gibt. Die Maus hat allerdings auch die Nebenbedeutung des Todes. Die Seelen schlüpfen als Mäuse aus dem todten oder nur schlafenden Leibe heraus, wovon es eine Menge Sagen gibt, unter denen die vom Mäusethurm am bekanntesten ist. Aber die kürzeste Nacht ist eben die, welche in die Nachtseite des Jahres und in den winterlichen Tod der Natur hineinführt. Wenn der Sonnengott Apollo in antiken Bildwerken mit dem Fuss auf eine Maus tritt, so ist das eine ironische Auffassung des Sinnbilds, bedeutet aber eigentlich das nämliche, was der Sieg desselben Gottes über den schrecklichen Drachen Python, nämlich die Nacht, die Finsterniss, die in der Sommermitte lächerlich klein, in der Wintermitte aber furchtbar gross wird. Dieselbe Ironie erkennen wir in dem hübschen Märchen wieder, in welchem das hochmüthige kleine Mäuschen sich mit der Sonne vermählen will. Dieser Vorstellung liegt lediglich die Verbindung der kürzesten Nacht mit dem längsten Tage in der Sommersonnenwende zu Grunde. Die nämliche ironische Bedeutung hat die Maus auf dem Brustharnisch oder auf der Schulter der Göttin Athene, wie man sie auf Gemmen sieht, Tassie Nr. 1585.

Der Affe ist ebenfalls ein Sinnbild der Sommersonnenwende, denn Thaut, der ägyptische Hermes, hat einen

in fremde Welttheile zu reisen und die Natur unter allen Zonen kennen zu lernen, so sind sie doch für die Naturwissenschaften unermüdet thätig gewesen, und haben in Entdeckungen mit allen Nationen gewetteifert. Am meisten zeichnet uns Deutsche unsre Naturphilosophie aus. Kein andres Volk hat einen Schelling, Oken, Steffens aufzuweisen. Nur dem deutschen Tiefsinn gelang es, die Natur im ganzen Umfang ihrer Erscheinungen als ein einziges Ganze aufzufassen und darzustellen, die unermeßliche Mannigfaltigkeit derselben in eine klare und bündige Einheit zu bringen. Hierin hat uns kein andres Volk weder ein Vorbild gegeben, noch mit uns gewetteifert. In allen einzelnen Naturwissenschaften dagegen sind die deutschen Forscher mit den ausländischen fast beständig einen Schritt gegangen. Abgesehn von der Philosophie bezweckt man mit den einzelnen Forschungen im Naturgebiet vorzüglich Vortheile für das praktische Leben, nützliche Entdeckungen und Vereinfachungen in der Medicin, Oekonomie und Fabrikation. Diese Vortheile sind allen Völkern und Staaten gleich wichtig, darum theilen sie sich dieselben wechselseitig mit, und die Naturforscher in ganz Europa sind in beständigem Verkehr mit einander, wie keine andre Art von Gelehrten. Die Regierungen selbst begünstigen diesen nützlichen Verkehr und Wetteifer auf alle Weise, schicken Reisende aus und lassen fremde Entdeckungen mit großen Kosten bei uns einführen.

Im Einzelnen haben folgende Deutsche seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts sich durch neue Methoden und Entdeckungen in den Naturwissenschaften vorzüglich ausgezeichnet: in der Naturgeschichte Blumenbach und Oken; in der Astronomie der große Herschel, der 1781 den Planeten Uranus entdeckte, Olbers, der zwei Planeten, 1802 die Pallas, 1807 die Vesta entdeckte,

Affenkopf, weil er auf den Süden hinweist, wo die Affen wohnen und wohin die Sonne in ihrem Rücklauf sich wendet. Auch im indischen Gedicht von Rama helfen diesem Lichtgott die Bären und die Affen als Vertreter des Nordens und Südens oder der beiden Sonnenwenden gegen die bösen Dämonen der Nacht. Affen erscheinen auf ägyptischen Grabbildern als Diener des unterirdischen Gottes Atmu, führen die Todten auf Kähnen in die Unterwelt und peinigen sie auch zuweilen ganz so, wie die christlichen Teufel den Verdammten thun. Auf einer Gemme bei Tassie Nr. 51 hält ein Affe eine ruhende Sphinx beim Löwenschwanz und flüstert ihr etwas ins Ohr. Vielleicht will er ihr das Zeichen zur Nilüberschwemmung geben, die in der Sommersonnenwende eintritt. Die Auffassung ist aber offenbar ironisch, wie bei Apollo, wenn er das Mäuschen tritt. Dieselbe Ironie waltet im Mythus von den affenartigen Kerkopen, die den schlafenden Herakles hohnnecken.

An das Sinnbild des Affen reiht sich das des Hundes an. Der grosse Stern Sirius, der von der Sommersonnenwende an am Himmel aufgeht, heisst der Hundsstern, nach dem heute noch die heissen Hundstage benannt werden. Weil er in die Nachtseite des Jahres einführt, hat der ägyptische Hermes unter dem bekannten Namen Anubis einen Hundekopf. Bei den alten Persern galt der nämliche Stern für den Hund, welcher die Brücke bewachte, über welche die Todten gehen mussten. Bundehesch 14. Derselbe Hund, Sura genannt, tröstet auf den berühmten Mithrasbildern den geopferten Stier im Tode. Deshalb liessen sich die Perser auf das Sterbebette einen Hund bringen, um ihn unmittelbar vor dem Tode anzusehen, weil sie sich durch diesen Trost der Unsterblichkeit sicher wussten. Vergl. Creuzer, Symbolik I. 251. Dem Sirius verwandt waren die griechischen Sirenen als Verkünderinnen des Todes und Verführerinnen zum Tode.

Ein interessantes Sinnbild der Sommersonnenwende war der Basilisk, von dem man glaubte, sein Blick sey tödtlich. Man dachte sich ihn vorn als Hahn, hinten als Schlange. Plinius, Naturgeschichte VIII. 21. 33. Aelian, Thiergeschichte II. 5. 7. Der Hahn Lichtsymbol, die Schlange Nachtsymbol. In der Sommersonnenwende paart sich gleichsam die Licht- und Nachtseite des Jahres. Des Thieres Blick ist aber tödtlich,

weil die Sonne in ihrem höchsten Stande am heissesten brennt, von da an aber die Vegetation hinwelkt und stirbt. Man glaubte, man könne ihn nicht bewältigen, ausser wenn man ihm einen Spiegel vorhalte, dann tödte ihn der Blick seines eigenen Spiegelbildes. Gesta Rom. 139. Diese seltsame Symbolik erklärt sich, wenn man erwägt, dass der Tod des Jahres zugleich immer sich selbst tödtet, weil in der nächsten Sonnenwende das Jahr schon wieder geboren wird. Es ist dasselbe Negiren des Todes, wie beim leichenfressenden Raben. Den Spiegel aber werden wir in den Mysterien des Dionysos wiederfinden, als Sinnbild der Geburt und Wiedergeburt.

Der Hahn als Sinnbild des Sonnenfeuers pflegte zu Johanni geopfert zu werden, wie an demselben Tage die Sonne selbst gleichsam starb. Dieses Opfer entsprach dem Opfer des Schweins, welches zu Weihnachten geopfert wurde, weil es Nacht und Winter bedeutete.

Das wichtigste Johannisopfer war das des Stieres. Man dachte dabei wohl weniger an die Sonne, die im Zeichen des Stiers ihre volle Sommerkraft gewinnt und im Zeichen des Krebses wieder verliert, sondern vielmehr an die Erde, deren Fruchtbarkeit von Johanni an abstirbt. So fassten die alten Perser den göttlichen Urstier auf, den der böse Gott Ahriman umbrachte, aus dessen Leichnam aber eine neue Vegetation hervorwuchs. Aus seinem Rücken die Bäume, aus seiner Brust die Kräuter, aus seinem Blute der Wein, aus seinem Schwanze die Aehren aller Getreidearten, nach dem Bundehesch. In den spätern Mithrasmysterien war es der Sonnengott Mithra selbst, welcher jährlich den frommen Stier schlachtete, damit im nächsten Jahr aus ihm die neue Vegetation hervorwachse. Das Opfer dieses Stiers sieht man auf allen Mithrabildern. Auch der griechische Gott Dionysos wurde in Stiergestalt zerrissen, was dieselbe Bedeutung hatte, nur mit dem Unterschiede, dass es sich hier nicht blos um das jährliche Absterben der Natur handelte, sondern um einen freiwilligen Tod des Gottes in der Zeitlichkeit, zum Heile der Menschen, denn wie der unsterbliche Gott sich in den Tod gegeben, wollte er durch dieses Opfer dem sterblichen Menschengeschlecht die Fortdauer in der Ewigkeit erkaufen.

5.

Der sterbende Gott.

Der ägyptische Gott Osiris war das gute oder Lichtprincip überhaupt, Urheber der Fruchtbarkeit, daher nicht blos in der Sonne und ihrem Lauf durch den Thierkreis, sondern auch im Flusse Nil und seinem Lauf ins Meer personificirt. Sein Bruder Typhon ist die Finsterniss, das böse Princip und insbesondere der Vertilger und der Zerstörer der fruchtbaren Natur und alles Lebens. Osiris wird nun von diesem Typhon umgebracht im höchsten Sonnenstande, von dem es nur noch ein Herabsinken gibt. Aber der böse Typhon bemächtigt sich auch noch seiner Leiche und zerreist sie in Stücke. Das bedeutet nicht blos, sofern der Gott den Nil personificirt, das Zertheilen dieses Stroms vor seinem Ausfluss in viele Mündungen, sondern auch das Zerreissen und Entblättern der Vegetation durch die Herbststürme. Die Naturgöttin Isis, Gattin des Osiris, sammelt die Stücke und kann nur das Zeugungsorgan nicht wiederfinden, weil eben das alte Jahr abläuft und die Sonnenkraft in ihm nichts mehr hervorbringen kann. Sie ersetzt es aber durch einen Phallus von Feigenholz, was die zeugende Kraft des nächsten Jahres vorbedeutet. Nach Plutarchs ausführlicher Beschreibung in seiner Isis. Die Feige ist Sinnbild des Weiblichen in der Natur, das männliche Princip kann im Winter nicht mehr hervortreten, verbirgt sich aber im Weiblichen, wird durch dasselbe erhalten. Dieser Symbolik gehören auch die Feigenphallen an, die man in weiblichen Mumien der altägyptischen Gräber stecken gefunden hat, was so viel sagen will als: wie Isis im Winter das Wiederbelebungsprincip des Jahres in sich birgt, so soll die Leiche im Grabe dasselbe Princip als Gewissheit der Auferstehung des Leibes bewahren.

In Kleinasien, sonderlich Phrygien, trat Attis an die Stelle des Osiris. Dieser Atys oder Attis, der Liebling der Naturmutter Kybele, wird wie Osiris ermordet, oder zunächst nur entmannt und stirbt an dieser Verstümmelung. Kybele verwandelt ihn in eine Fichte, deren Zapfen den Phallus und somit die Verjüngung im folgenden Jahr bedeutet. Arnobius adv. gentes V. 5. Diodor III. 58. Servius zur Aeneis IX. 116. Nach Pausanias

VII. 17. 5. war es ein Eber (der Winter), der den Attis entmannte. Nach Lucian, de dea Syr. 51 und Eusebius, praep. Evang. VI. 279 mussten sich die Priester des Attis selbst entmannen, nach des Kallimachos Hymne auf die keusche Artemis 241 tanzten dagegen Amazonen an demselben Fest des Attis einen Waffentanz, also dass beide Geschlechter ihre Rolle tauschten.

Dem Attis ist der Zwitter Agdistis verwandt. Auch ihn liebte Kybele. Vgl. Pausanias und Arnobius a. a. O. Er bedeutet das doppelte Geschlecht des Jahrs, dessen Lichtseite bei aufsteigender Sonne immer männlich, dessen Nachtseite bei absteigender Sonne weiblich gedacht wurde.

Jemehr der Mythus in den Kreis altgriechischen Geistes eintritt, um so mehr verliert er von der grobsinnlichen Auffassung und veredelt sich. So erhebt sich Adonis über Attis. Der schöne Jäger Adonis war Liebling der Liebesgöttin Aphrodite, wurde aber auf der Jagd von einem Eber getödtet. Aus seinem Blut sprosste die erste Rose. Auch Persephone, die Göttin der Unterwelt, liebte ihn, musste sich aber gefallen lassen, ihn in den Sommermonaten der Aphrodite abzutreten. Hygin, Fab. 251. Also gehört Adonis halb der Ober-, halb der Unterwelt an. Seine unterweltliche Bedeutung wurde so wichtig genommen, dass man sogar in seinem Namen geradezu den Aidoneus oder Hades, den Gott der Unterwelt, erkennen wollte. Auch der keltische Sonnengott Hu hiess nach seinem jährlichen Tode Aeddon. Eckermann, Myth. III. 163.

Man feierte zwei grosse Jahresfeste des Gottes, nämlich das Trauerfest zur Erinnerung seines Todes in der Sommermitte und das Freudenfest zur Erinnerung seiner Rückkehr aus der Unterwelt in der Wintermitte. Das Fest des Thammuz zu Babylon ist erwähnt beim Propheten Baruch, 6. 30. In Palästina bei Ezechiel, 8. 14., in Antiochia bei Ammianus Marc. XXII. 9., in Aegypten bei Theokrit III. 28., auf Cypern bei Pausanias IX. 41. In Byblos fiel die Todtenfeier des Adonis mit der des Osiris zusammen. Strabo XVI. 755. Lucian, d. dea Syr. 6. Die Weiber schoren sich das Haar oder gaben sich preis, der Fluss Adonis färbte sich roth.

In den antiken Bildwerken hat Adonis etwas Zartes und Wehmüthiges. So in einer schönen Statue im Vatikan.

Mus. Pio-Clem. II. 31. Obgleich Jäger, neigt er doch zur bachischen Weichheit, ja bei Hephästion V. erscheint er sogar als Zwitter und verhält sich zur Venus als Mann, zu Apollo als Weib. Das ist nun lediglich ein kalendarisches Sinnbild, bezüglich auf die beiden Jahreshälften, schliesst jedoch noch ein zweites Sinnbild ein, wie das Doppelgeschlecht des Dionysos, dem Adonis so verwandt ist, dass er im 56. orphischen Hymnus κοῦρος und κόρη, Jüngling und Mädchen zugleich genannt wird, weil er die Blüthe der ganzen Pflanzenwelt repräsentirt, in der beide Geschlechter innerhalb derselben Blumenkrone vereinigt sind. Oben schon lernten wir den Umtausch des Geschlechts im Mythus vom Tiresias erkennen, wodurch die Abwechslung der männlichen Licht- und der weiblichen Nachtseite des Jahres bezeichnet wurde. Obgleich nun im Doppelgeschlecht des Adonis die nämliche Symbolik wiederkehrt, so steht doch Adonis zugleich in nächster Beziehung zur Vegetation, und seine Theilung zwischen der Aphrodite und Persephone bedeutet nicht nur den Lauf der Sonne theils über, theils unter der Erde, sondern auch die von der Sonne hervorgerufene und gepflegte Vegetation, die im Winter unter der Erde im Samen sich verbirgt und erst im Sommer ans Licht tritt. Wegen dieser Beziehungen hat man der Mutter des Adonis die Baumgestalt gegeben und schmückte man an seinem winterlichen Feste die s. g. Adonisgärtchen, ähnlich unsern Weihnachtskrippen, indem man frisches Grün darin wachsen liess. Theokrit, Idyllen 19. 112.

Auch Herakles kam als Sonnenheros, indem er sich durch den Thierkreis hindurcharbeitete, im Zeichen des Krebses an die gefährliche Stelle, an welcher die Kraft der Sonne abnimmt, in der Sommersonnenwende. Das charakterisirt nun der griechische Mythus als eine Verweichlichung und als ein Weibischwerden des Helden. In dieser Periode seines Lebens macht ihn der Mythus zum Sclaven der Omphale, die sich sein Löwenfell überhängt und seine schwere Keule an sich nimmt, während er wie ein Weib dasitzen und spinnen muss. Ovid, Fasti II. 315 f. Omphale heisst der Nabel, bedeutet also den Mittelpunkt des Sonnenjahrs oder den Punkt der Sommersonnenwende. Vergl. Diodor IV. 31. Am Feste des Herakles tauschten Männer und Weiber alle ihre Kleider zur Erinnerung

an jenen Mythus. Joh. Lydus, de mens. 93. Sofern in Herakles kein ewiges Princip der Sonne, sondern nur das vergängliche ihres Jahreslaufs personificirt wurde, konnte nur seine Schwächung in die Sommermitte, sein Tod aber erst in die folgende Wintermitte fallen, mit welcher jedes Jahr abschliesst. Deswegen bedeutet der Scheiterhaufen, auf welchem er sich freiwillig verbrennen liess, das Nordlicht oder das Flammennest des Phönix.

Auch bei den Indern findet sich eine verwandte Symbolik. Im s. g. Gauriwalde, glauben sie, werde jedes männliche Wesen, wenn es hineinkomme, in ein weibliches verwandelt und umgekehrt jedes weibliche in ein männliches. Asiat. Originalschriften I. 141. As. res. III. 311. Dieser Wald hat dieselbe Bedeutung des Wendepunkts wie die Omphale. Die Inder aber haben die Vorstellung hauptsächlich deshalb ausgebildet, um dadurch das Verhältniss des Mondes zur Sonne in seinen Wechseln zu kennzeichnen, sofern sie glauben, beide Gestirne wechseln in ihren Beziehungen zu einander das Geschlecht, so dass einmal die Sonne, ein andermal der Mond männlich ist.

Die Symbolik des Ebers, von dem Adonis getödtet wird, führt uns in den Norden und dessen reiche Sagenwelt. Nach altschwedischem Volksglauben verkriecht sich die Sonne in den zwölf Nächten in eine Höhle, ruht darin von ihrem beschwerlichen Jahreslauf aus und lässt derweil ihre Pferde weiden. Nun sey einmal ein Eber in die Höhle gekommen und habe die ruhende Sonne verwundet. Darum schlachten die Schweden zu Ehren der Sonne um diese Zeit allemal einen Eber, backen Kuchen und streuen davon unter das Saatkorn, um eine fruchtbare Erndte zu erlangen. Rudbeck, Atlantica. Tentzel, Unterredungen 1690 p. 458. Männling, abergl. Albertäten 205.

Dieser alte Volksglaube hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem bei Herodot aufbewahrten Mythus von der Schlangenjungfrau, die des Herakles Pferde geraubt hat und ihm dieselben nicht eher zurückgibt, bis er ihr seine Liebe schenkt und mit ihr den Stammvater der Scythen zeugt. Obgleich das Verhältniss hier umgekehrt ist, dürfen doch auch hier die Pferde als Sonnenrosse genommen werden, weil sie dem Sonnenheros Herakles gehören.

Ich schliesse hier noch den merkwürdigen Volksglauben an, demzufolge der Jäger, der am Johannistage einen Schuss in die Sonne thut, dadurch ein Freischütz wird, d. h. der fortan nie mehr fehlschiesst. Mone, Anz. 1838. S. 224, Wolf, Hessische Sagen Nr. 124, Harrys, Niedersächsische S. II. 16. und viele andere. Auch glaubt das Volk, ein Jüger, der den frevelnden Schuss in die Sonne gethan, sey dafür verdammt worden, ewig jagen zu müssen. Müllenhoff, Nr. 493. Meier, Schwäb. Sagen Nr. 126. Bader, S. 358. Der ewige Jäger ist Odin, der Führer der wilden Jagd oder des wilden Heeres. Die Sage verbirgt daher einen tiefen Sinn. Odin, scheint der Mythus zu besagen, hält als Gott der Zeitlichkeit die Sonne gewaltsam in ihrem Laufe zurück, weil sie sonst immer höher hinaufsteigen und in den Himmel zurückkehren würde, so dass die Zeit aufhören müsste. Er zwingt sie also umzukehren, um jedes Jahr von neuem denselben Lauf zu wiederholen. Im Harz singen die jungen Mädchen zu Johanni ein Lied, worin deutlich eine Erinnerung an den alten deutschen Mythus enthalten ist. In dem Liede heisst es nämlich: Jungfer Lieschen hat sich umgedreht und hat den schönen Kranz verloren. Ein junger Waidmann hat es gethan, der Schuss der kam von ihm, nun muss er das Wild besehen! Dabei wird das Mädchen, welches Jungfer Lieschen vorstellt, von einem Knaben geküsst. — In andern Volkssagen wird zu Johanni eine schöne nackte Frau vom wilden Jäger verfolgt.

Dass der Sonnengott jährlich sterben muss, ist in mancherlei Mythen durch Enthauptung ausgedrückt worden.

Der indische Brahma wurde als Sonnengott jährlich durch Shiva, das schöpferische Weltprincip durch das zerstörende enthauptet und Shiva wird daher abgebildet mit einer langen Kette um den Hals, deren Kugeln lauter abgeschlagene Brahmaköpfe sind. Baldäus, Malabar 438. v. Bohlen, das alte Indien I. 139. Auch dem Adonis wurde der Kopf abgeschlagen und schwamm nach Byblos, wo man ihn feierlich empfing. Engel, Kypros II. 541.

Ich glaube, hierher auch das abgeschlagene Haupt des Orpheus beziehen zu müssen. Obgleich dieser berühmte thrakische Sänger nur als Diener und Priester des Sonnengottes Apollo aufgefasst wurde, traten solche Diener doch oft

stellvertretend für den Gott selbst ein. Schon der Umstand, dass Orpheus mit seinem Lyraspiel zaubern konnte, wie der finnische Wäimämöinen, indem alle Thiere, selbst die Bäume herbeiliefen und die Flüsse ihren Lauf hemmten, um ihm zu lauschen, charakterisirt ihn als ein göttliches Wesen. Apollonius Rhod. S. 573. Tzetzes, Chil. S. 310. Orpheus gerieth unter die trunkenen Mänaden des Dionysos, die ihn zerrissen. Eratosthenes, Kat. 24. Hygin, poeta astr. II. 7. Konon 45 bei Photius. Sein abgerissenes Haupt wurde von Hebrus, einem Bruder des Boreas, nach der Insel Lesbos gebracht. Servius zu Virgils Landbau IV. 525. Oder die Wellen trugen es an die Küste von Smyrna, wo später der Sänger Homer geboren wurde, und eine Nachtigall nistete auf seinem Grabe. Pausanias IX. 30. 3. Das alles mahnt nun einigermaassen an die Zerreissung des Zagreus Dionysos.

Die Vorstellung einer Enthauptung des Sonnengotts in der Sommersonnenwende ist wohl sehr alt, sonst würde die Sonnenwende nicht den Namen Johannis des Täufers erhalten haben und heute noch am Tage seiner Enthauptung gefeiert werden. Diesem christlichen Fest lag ein altheidnisches zu Grunde, wie dem Christfest in der Wintersonnenwende der *dies natalis Solis invicti*. Beide Wenden bedeuteten die Geburt und den Tod der Sonne. Schon zur Heidenzeit die beiden grössten Feste des Jahres.

In einem merkwürdigen altenglischen Roman kommt der altgriechische Mythus von Orpheus in die engste Verbindung mit der deutschen Sage von Johannes dem Täufer. Heurodis nämlich, die Gattin des Orfeo, wird von einem Elbenkönig geraubt und in sein unterirdisches Reich entführt, demselben aber durch Orfeos Harfenspiel wieder abgewonnen. Keightley, Feen I. 94.

Heurodis ist nun keine andere als die Herodias der deutschen Sage und die Namensähnlichkeit ist so auffallend auch in Euridike, dass man wohl an eine uralte Verwandtschaft der Namen und Begriffe glauben darf, umsomehr als Orpheus eine Gestalt ist, die den Griechen von Norden her bekannt wurde.

Die schöne Sage von der Herodias bildet eine Episode des lat. Reinardus, Vers 1130 – 1164. Hier heisst es: Herodias,

die Tochter des König Herodes, habe Johannes den Täufer geliebt, er habe jedoch ihre Liebe nicht erwidert. Als sie nun sein blutendes Haupt auf der Schüssel getragen, mit Thränen benetzt und geküsst habe, sey sie plötzlich aus seinem Munde wie von einem Sturmwind angeblasen und so weit hinweggestossen worden, dass sie noch jetzt in der Luft schwebe und nirgends Ruhe finde, ausser je zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnkrähen. Um diese Zeit, wird weiter berichtet, sitze sie auf Eichen und Haselsträuchern und die Verehrung, die man ihr zolle, sey ihr ein Trost in ihrem Leide. Der dritte Theil der Menschen diene der betrübten Herrin. Sie heisse aber seitdem nicht mehr Herodias, sondern Pharaildis.

Grimm d. M. 262 hält Pharaildis mit gutem Grund für eine Namenentstellung aus Frau Hilde oder Frau Holle und bemerkt dazu, dass im Mittelhochdeutschen der Name Vroneldenstraet (Frau Hildens Strasse) für Milchstrasse vorkomme. Ist die Milchstrasse nun, wie viele andere Zeugnisse bewähren, die Strasse der Seelen, so wäre Pharaildis oder Herodias gleichsam die Seelenführerin. Damit stimmt auch zusammen, dass ihr der dritte Theil der Menschen gehören soll. In den beiden Sonnenwenden ziehen aber jährlich die Seelen einmal ein und einmal aus.

Dass unter der Herodias oder Pharaildis die Sonne zu verstehen sey, erhellt aus dem Zusatz des Reinardus, wonach sie nur bei Tage von dem wehenden Johannishaupt zurückgeblasen wird und in der Luft schweben muss, bei Nacht aber ausruhen darf. Die Liebesgluth und der Liebeskampf in dieser Sage mahnen lebhaft an die alten Mythen vom heissen Kampf zwischen Sonne und Mond.

In der deutschen Volkssage kehrt überaus oft die Vorstellung eines kopflosen Schimmelreiters wieder, der in der Johannisnacht, aber auch in andern h. Nächten gespenstisch umreitet. Man stösst auf ihn in allen Sagensammlungen, aber nirgends knüpft sich an ihn ein bedeutungsvoller Mythus.

Eine sehr schöne Ergänzung zu der Sage bei Reinardus findet man bei de Spina, quäst. de strigibus c. 30. p. 250. vergl. Görres, Geschichte der Mystik IV. 95. Hier heisst es, die Herodias, die man im Venetianischen Radodese und in Ferrara Sibylla nenne, ziehe jede Woche zweimal mit ihrem Gefolge

zum h. Lande, um den Fluss Jordan zu berühren. Wenn ihr das gelänge, würde sie das ganze Erdenrund und nicht blos den dritten Theil davon beherrschen, aber der Strom weiche vor ihr zurück und lasse sich nie von ihr berühren. In Rousseau's Purpurviolen V. 98 finde ich eine Stelle aus Nicephorus citirt, wornach die Tochter des Herodes (hier wie gewöhnlich Salome genannt) zur Strafe für die Enthauptung des Johannes mit dem Eise einbrach und sich am scharfen Rande desselben den Kopf abschnitt, welcher auf dem Eise liegen blieb, während der Leib untersank. Diese ihre Enthauptung in der Wintermitte stünde also geradezu der Enthauptung des Johannes in der Sommermitte, wie die Weihnacht dem Johannistag gegenüber.

Eine Spur der Pharaildis finde ich auch in der Prophea, einem bösen Weibe, welche nach Happel, rel. cur. IV. 175. den dämonischen Veitstanz eingeführt haben soll. Ihr guter Mann nämlich konnte das Tanzen nicht leiden und grade, um ihn damit zu ärgern, tanzte sie immerfort. Die Beziehung auf Pharaildis wird näher bestätigt dadurch, dass sich die Veitstänzer im 14. Jahrhundert ausdrücklich Johannestänzer nannten und dass der h. Vitus einer der Patrone der Johannisnacht in Altbayern ist. Schmeller, bayrisches Wörterbuch III. 263. In der vor ihrem Manne tanzenden Prophea könnte die vom wehenden Johannishaupt unaufhörlich zurückgestossene Pharaildis verborgen seyn.

Ich beziehe hierher auch noch eine Tirolersage. Bei St. Katharina in der Schaart, „wo einst die Sonne verehrt wurde", sieht man eine Jungfrau mit wüthendem Gesichte nach der Burg ihres treulosen Geliebten hinstarren und in der Luft fortschweben, leicht hinfliegend über die Berge. Der Wind spielt in ihrem Kleide. Wenn sie sich auf der Inlinger-Spitze niederlässt, gibt es Ungewitter. Weber, Tirol II. 408.

Während die profane Menge an der drastischen Vorstellung festhielt, der Sonnengott sterbe wirklich in jedem Jahr und lebe im nächsten wieder auf, bildete sich allmälig eine Priesterlehre aus, welche dem sterbenden Gott eine viel höhere Bedeutung verlieh. Im Brahmaismus der Inder erkennen wir am deutlichsten die Uebergänge in diesen Vorstellungsweisen. Die natürliche Sonne wurde zuerst als ein abstractes Lichtwesen, endlich als rein geistiges Urwesen aufgefasst, und um

Schröter, Bode, Harding, welcher 1804 den Planeten Juno entdeckte, Brandes, Bohnenberger ꝛc.; in der Physik und Chemie Euler, Lichtenberg, Stahl, Hahnemann, Oersted, Chladny ꝛc.; in der Mineralogie Werner, in der Botanik Haller, Forster, Humboldt ꝛc.; in der Zoologie und Anatomie Sömmering, Gall, Oken ꝛc. Unter den berühmtesten und für die Verbesserung der Wissenschaft wichtigsten Aerzte zählen wir Haller, Zimmermann, Platner, Stoll, Plank, Reil, Hahnemann, Hufeland ꝛc.

Sogar durch sehr wichtige und erfolgreiche naturwissenschaftliche Reisen in entlegne Weltgegenden haben sich einzelne Deutsche ausgezeichnet, Reinhold und Georg Forster, Alexander von Humboldt, der Prinz von Neuwied ꝛc. Auch die Geographie wird schon seit mehr als hundert Jahren von den Deutschen sehr fleißig getrieben. Die gelehrten Cluver legten den ersten Grund dazu, nachher bildeten Gatterer, Fabri, Gaspari ꝛc. sie weiter aus. Man behandelte die Erdkunde aber mehr aus dem Standpunct der Geschichte, als aus dem natürlichen der physischen Beschaffenheit. Auch die Landcharten waren noch sehr unvollkommen, weil sie hauptsächlich nur politische Grenzen und historische Ortsnamen verzeichneten, nicht die genaue physische Bildung des Terrains. In der neuern Zeit ist die physische Geographie neben der historischen zu dem ihr gebührenden Rang erhoben worden, und man hat bereits viel genaue Lehrbücher und Charten. Der größte deutsche Geograph ist gegenwärtig Ritter, und die vortrefflichsten Charten, die selbst die besten englischen weit übertreffen, hat in der jüngsten Zeit Berghaus geliefert.

Auch die mathematischen Wissenschaften sind von den Deutschen, vorzüglich seit Wolf und Euler, in allen Richtungen entwickelt und verbessert worden, weniger die

diesen von aller Materie abgezogenen Geist wieder mit der Materie zu verbinden, kam man auf die Lehre, nach welcher der Urgeist durch seine eigene Einbildungskraft verlockt sich in das Vorbild der materiellen Schöpfung verliebte und sich selbst in diese seine Schöpfung versenkte. Er verschwand als Gott und lebte wieder auf als Welt, aber nach der Vorstellung der Inder nur in Folge eines sündhaften Triebes. In Vorderasien, Aegypten und Griechenland wurde dagegen der sterbende Gott als unschuldig gedacht. Der göttliche Urgeist musste sich in die Materie vertheilen, um innerhalb der rohen Elementarwelt die lebendige Welt der Organismen und hauptsächlich der Menschen zu ermöglichen und sie zu ernähren. Das ist der Sinn des Osiris, wie des Tammuz-Adonis-Mythus und nur deshalb bezieht sich der Tod dieser Götter auf den Ackerbau und die Nahrung der Menschen. Auch Adonis ist ein Gott der organischen Fruchtbarkeit, denn darauf weisen die berühmten Adonisgärten hin, die kleinen Gärtchen, in welche man an seinem Feste Lattich säete, der durch künstliche Erhitzung von unten rasch aufgrünte. Das Opfer des persischen Mithrastieres, aus dessen Schwanz die Getreidearten wuchsen, gehört auch hierher.

6.

Einfluss der menschlichen Sehnsucht nach Unsterblichkeit.

Nicht die Betrachtung der äussern Natur, sondern ein inneres Gefühl leitete die Menschen weiter zu der Ausbildung der Unsterblichkeitslehre, in welcher alle Mysterien der alten Völker wurzeln und übereinstimmen.

Wie hätten die Menschen, indem sie so tiefes Leid empfanden, beim Scheiden des Sommers, beim Hinsterben der Natur im Herbst und indem sie damit die Vorstellung eines sterbenden Gottes verbanden, nicht an den eigenen Tod denken sollen? Und wie hätte die freudige Wahrnehmung, dass die Sonne nach finstrer Nacht an jedem Morgen wieder aufgeht, und nachdem sie in der Finsterniss, dem Frost und Tode des Winters zu verschwinden schien, doch wieder emporsteigt und den schönen warmen Frühling bringt, den Menschen nicht die Hoffnung erwecken sollen, dass auch sie, wie sie täglich vom

Schlaf erwachen, so auch dereinst vom Tode erwachen würden. In jedes Menschen Brust liegt die Sehnsucht nach der Auferstehung vom Tode, nach der Unsterblichkeit. Daher die uralte Symbolik des Saatkorns in den Mysterien. Wie dieses ins Grab der Erde versinkt und doch wieder emporgrünt und lebt unter der neuen Sonne, so, lehrten die Mysterien von Eleusis, werde auch der Mensch wieder auferstehen aus dem Grabe.

Aus diesem Grunde konnte man auch schon im Frühling, beim Aufgehen der Saaten, an den Tod denken, weshalb die Adonisfeier zu Athen im Frühling begangen wurde und die alten Aegypter bei ihren fröhlichen Gelagen eine Mumie aufstellten, als Erinnerung an den unvermeidlichen Tod, der ihnen aber nicht bitter seyn sollte, weil sie unmittelbar damit die Idee der Wiedergeburt verbanden. Es erscheint auffallend, wie grob diese sinnigen Vorstellungen in späterer Zeit missverstanden werden konnten, oder wie die Eingeweihten der Mysterien ihr Geheimniss bewahrten. Denn Julius Firmicus spottet darüber, dass die Heiden Götter anbeten, über die sie zugleich weinen müssen, die also nur ohnmächtige und mitleidwürdige Wesen seyn könnten. Ja der Heide Plutarch selber spottet in seiner Isis 20. über den Unsinn, sich Götter zu denken, welche sterben und solche Misshandlungen erdulden könnten wie Osiris.

Nichts konnte natürlicher seyn und näher liegen, als dass die Menschen mit ihrer Hoffnung auf Unsterblichkeit sich an denselben Gott wandten, der alles Leben auf der Erde hervorrief und immer neu erweckte, trotz Nacht, Winter und Tod, und um dessen jährlichen Tod man weinte, dessen Wiederfindung und Auferstehung man mit Jubel feierte! Wenn die Sonne im engen Ringe des Tages auf- und niedergeht, dann in einem weitern Ringe des Jahres steigt und sinkt, so werden diese Ringe von einem noch weitern Ringe der gesammten Zeitlichkeit umschlossen, vom Schöpfungsmorgen bis zum Abend des Weltunterganges. Aus der Hoffnung der Unsterblichkeit ging nun mit Nothwendigkeit auch die Vorstellung eines ewigen Daseyns hervor, welches ausserhalb des Zeitenringes liegen sollte, und wie in der Zeitlichkeit hier auf Erden Sünde und Leiden das Leben trüben und verbittern, dachte man sich im Jenseits Frieden und Seligkeit. So verband sich

mit der Trennung des Diesseits und Jenseits oder Zeit und Ewigkeit auch die Vorstellung, nach welcher Zeit und Ewigkeit sich wie Nacht und Tag, oder Winter und Sommer verhalten sollten.

Die Vorstellungen von der Ewigkeit im Jenseits knüpften sich vorzugsweise an den Anfang und das Ende der Zeitlichkeit an, so dass häufig, was man von dem s. g. goldnen Zeitalter im Anfang der Dinge träumte, in die Vorstellungen von der künftigen Seligkeit nach dem Weltende hinüber spielte. Wir kennen schon die Mythen vom goldnen Zeitalter des Saturn und des nordischen Baldur. Beide, der griechische und nordische Gott sollen, so lange die Zeit dauert, abwesend seyn oder schlafen und erst mit dem neuen Himmel und der neuen Erde erwachen. Nach den Vorstellungen anderer Völker soll nicht der älteste Gott wieder auferstehen, sondern am Ende der Zeit ein ganz neuer Gott in das Jenseits hinüberführen, Sosiosch der alten Perser, der Messias der Juden etc.

In den Mysterienlehren verband sich die Hoffnung der Unsterblichkeit aufs innigste mit der Klage um den sterbenden und mit dem Jubel über den wiedergefundenen Gott. Wie er selbst vom Tode auferstand, so sollte er auch alle in die Mysterien Eingeweihten mit sich aus den Gräbern wieder erwecken. Man dachte sich ihn als den Prototyp aller Sterbenden und Wiedergeborenen und als den natürlichen Erlöser vom Tode, als den Erwecker und Beschützer der Seelen, die im irdischen Leib und in der Zeit befangen sich nach Befreiung sehnen. Auf die natürlichste Weise von der Welt verband sich damit auch der Glaube, jener Gott bringe den Menschen, indem er sich zu ihnen in die Zeit und irdische Natur herablasse und gleich ihnen sogar in den Tod eingehe, das grossmüthigste Opfer. Durch diesen Glauben erhielt das grosse Todtenfest und die Wehklage um den sterbenden Gott in der Sommersonnenwende erst den rechten tiefen Ernst. Sonst würde man sich die Inbrünstigkeit der Andacht und den schmerzvollen Jammer bei jenem Todtenfeste, den die Alten einstimmig constatiren, kaum zu erklären wissen.

Nirgends ist die Sehnsucht nach der Auferstehung rührender ausgedrückt, als in einer Hymne auf die Sonne (Osiris), aus einer altägyptischen Grabinschrift erhalten bei Brugsch, ägyptische Gräberwelt S. 35.

Zweites Buch.

Der Raum und das Naturcentrum.

1.

Das Weltei.

Die Erde war jedenfalls das, was den Menschen anfangs am meisten imponiren musste, das Grossartigste, was sie umgab, das Feste, das sie trug, während der Himmel ihnen nur wie die Decke der Erde oder wie das Zelt über ihr vorkam. In der ältesten Zeit herrschte daher der Glaube vor, die Erde sey die Hauptsache in der Welt, alles übrige nur Zubehör und Randverzierung derselben. Wie man das Meer nur für eine Schlange hielt, die einen schmalen Ring um die Erde bilde, so den Himmel nur für ein Gewölbe, welches der Erde aufsitze wie ein fester Hut. Erst allmälig erweiterte sich der Gesichtskreis der Menschen, man ahnte die Tiefe des Himmels und die ungeheure Entfernung der Gestirne und man maass den Lauf der letztern. Aus diesem Uebergang entstand nun nach einander eine dreifache Auffassung der Kosmogonie. In der ersten wurde die Erde noch weit dem Himmel übergeordnet, in der zweiten wurden Erde und Himmel einander nebengeordnet und in der dritten wurde die Erde dem Himmel untergeordnet.

Die berühmte Theogonie des Hesiod verräth ihr Alter schon dadurch, dass in ihr die Erde (Gäa) als die allgebärende Mutter für das erste, älteste und mächtigste Wesen gilt. Vor ihr war kein Himmel (Uranos), sie gebar ihn erst, machte dann erst aus diesem ihrem Sohne ihren Gemahl und gebar ihm nun immerfort alles, was in der Natur existirt, und sogar noch mehr, nämlich Ungeheuer, die wieder verschwinden mussten. Chronos (die Zeit), der Sohn, den sie von Uranos hatte, musste den

eigenen Vater entmannen, um es der Mutter unmöglich zu machen, noch ferner solche Ungeheuer zu gebären. In diesem rohen Mythus ist ausgedrückt, dass der Raum der Zeit bedurft habe, ehe Ordnung in die materielle Natur kommen konnte, oder dass dem unmässigen Schöpfungsdrange in der Materie ein Maass und Ziel gesetzt werden musste, welches die Körperwelt nicht mehr überschreiten konnte. Aber auch die Zeit, die nach der Hesiodischen Ansicht gegen den Raum reagirte, würde denselben ausgeleert und vernichtet haben, wenn nicht auch gegen sie wieder von Seiten des Raums eine Reaction erfolgt wäre. Wie nun der allzeugende Uranos durch den Chronos entmannt wurde, so wurde der allfressende Chronos selbst wieder durch seinen Sohn Zeus gefesselt, in Schlaf versenkt und auf eine ferne Insel gebannt. Nun erst kamen Raum und Zeit ins Gleichgewicht, war Maass und Ziel beiden festgestellt und waltete fortan eine schöne Harmonie in der Natur unter der Herrschaft des Zeus. Dieser Zeus aber blieb nun nicht mehr blos der aus der Wolke blitzende und donnernde Gott, sondern stieg höher hinauf in die höchste Region des Himmels, von wo aus er die ganze Welt regierte. Man nannte diese Region den Aether und hielt sie für feurig, weil die vier Elemente nach oben vier Stufen bildeten, das Wasser über der Erde, die Luft über dem Wasser, das Feuer über der Luft.

Es ist auffallend, wie diese alte Hesiodische Theogonie an die indische Trimurtilehre mahnt. Brahma, das schaffende Weltprincip, würde, wie Uranos, immerfort geschaffen haben, wenn Shivas, das zerstörende Princip, ihm nicht Einhalt gethan hätte, wie Chronos. Aber auch Shivas würde die ganze Welt vernichtet haben, wenn nicht Wischnu, das erhaltende Princip, es verhindert hätte, wie Zeus.

Sobald man den Himmel nicht mehr der Erde unter-, sondern nebenordnete, konnte man sich vom Weltganzen kaum eine andere Vorstellung machen, als von einer in zwei Hälften getheilten runden Kugel. Es war gewiss eine sehr alte Vorstellung der Babylonier, nach welcher die Urriesin Omorka (die Materie) durch Belus (den Geist) mitten von einander gespalten wurde, so dass aus der einen Hälfte unten die Erde, aus der andern oben der Himmel wurde. Nach den Fragmenten des Berosus, in der Ausgabe von Richter p. 47. Etwas später

scheint sich die Vorstellung des Welteis ausgebildet zu haben. Die alten Aegypter glaubten, der Urgeist Kneph bringe als Schlange ein Ei hervor, welches die ganze Welt enthalte. Eusebius, de praep. evangel. III. 4. Ganz ebenso bringt der indische Urgeist Brahma das Weltei Brahmanda hervor. Menu, Gesetzbuch I. 13. Dasselbe Weltei wiederholt sich in mehreren Schöpfungslehren der Griechen, der s. g. Orphiker. Erst existirt nur ein Urgeist oder auch eine blosse Urmaterie (Chaos) und daraus wird ein grosses Ei, dessen untere Hälfte die Erde, dessen obere der Himmel ist. Lobeck, Aglaoph. I. 475. Hug, 180. Creuzer, Symb. IV. 79.

Die Hauptsache bei dieser Vorstellungsweise blieb immer der Dualismus von unten und oben, Erde und Himmel. Diodor I. 7. gibt eine ganz einfache Beschreibung davon, wie in der Weltkugel oder dem Weltei alle Bestandtheile chaotisch durcheinander gemischt gewesen seyen, sich aber auf natürliche Weise geschieden hätten, indem die leichten Elemente in der Höhe geblieben, die schweren sich in die Tiefe gesenkt hätten. So seyen Erde und Wasser untenhin, Luft und Feuer obenhin gekommen. Demnach sey die untere Welthälfte durch Finsterniss, Kälte, Schwere und Feuchtigkeit, die obere durch Licht, Wärme, Bewegung und Trockenheit charakterisirt worden. Damit stimmt ganz die Schöpfungslehre der nordischen Edda überein, nach welcher unten das eiskalte und feuchte Niflheim, oben das feurige Muspheim war, durch das Herabfallen der Feuerfunken in das Eis aber die Mischung entstand, aus welcher sich die Elemente gebildet haben. — In den griechischen und den orientalischen Vorstellungen erhielt der Himmel oben immer männliche, die Erde unten immer weibliche Bedeutung. Diese Vorstellung blieb aber allen germanischen Stämmen fremd.

Der Dualismus im Raume ging dem in der Zeit parallel. Der untern oder Nachtseite des Raumes entsprach die Nacht und der Winter in der Zeit, der Lichtseite des Raumes oben der Tag und der Sommer.

Eine begreiflicherweise erst spätere Spekulation der Griechen fixirte innerhalb des räumlichen Dualismus einen höchsten Lichtpunkt oben und einen tiefsten Nachtpunkt unten, das abstrakte Licht und Leben, Geist und Wirken gegenüber der

abstrakten Finsterniss, dem abstrakten Tode. Beide als reine Abstrakta jungfräulich gedacht. Das ewig reine Licht, zugleich als der edelste Geist gedacht, erhaben über alle Götter, selbst über ihren eigenen Vater, den weltbeherrschenden Zeus, die jungfräuliche Pallas Athene, und in der untersten Tiefe die gleichfalls jungfräuliche, aber so schreckliche Gorgo, dass ihr blosser Anblick alles versteinert, alles Leben tödtet. Da diese beiden Begriffe dem sittlichen Gegensatz noch mehr angehören als dem physischen, können wir sie erst später genauer erörtern.

Jemehr die Erkenntniss der Dinge fortschritt, um so mehr musste endlich der Dualismus zwischen Erde und Himmel verlassen und musste dem letztern allein die Herrschaft zuerkannt werden. Dies geschah in der Zeit, in welcher das Sonnenjahr bereits festgestellt und der Lauf der Planeten entdeckt und berechnet, desgleichen der Nordpol als das Centrum des beweglichen Himmelsgewölbes erkannt war. In jener Zeit, in welcher man zuerst die Parallele zog zwischen den sieben Planeten und den sieben Sternen am Nordpol. In jener Zeit, in welcher die Wohnung der Götter von den Gipfeln der Berge höher hinauf versetzt wurde und Zeus, der Weltherrscher selbst aus den Donnerwolken am Berge seine Residenz in den höchsten Feueräther hinauf verlegen musste.

Die Ueberordnung des sichtbaren Himmels über die Erde drängte sich den Menschen unwiderstehlich auf, sobald sie sich überzeugt hatten, in welcher Regelmässigkeit durch die leuchtenden Himmelskörper die Zeit in Tage und Nächte, Monate und Jahre eingetheilt, die Vegetation und alle Fruchtbarkeit in der Folge der Jahreszeiten geweckt wird und die Erde sich doch zu alledem nur passiv verhält. Hatte man aber einmal die Herrschaft der astralischen Mächte anerkannt, so ging man noch weiter und schrieb ihnen auch noch eine Herrschaft unter der Erde zu. Man sah ja die Sonne und den Mond unter die Erde versinken, wie hätten sie nicht auch unter der Erde mächtig wirken sollen? Vor allem verrieth sich diese Wirkung im Keimen der Saaten. Ja man rechnete dazu auch die edlen Metalle, insbesondere das sonnenhafte Gold, das mondhafte Silber. Es war ein allgemeiner Glaube, dass sämmtliche sieben Planeten in sieben Hauptmetallen ihre Energie niederlegten. So wurde Pluto, Gott der Unterwelt, zu Plutus,

dem Gotte des Reichthums, und wurde derselbe Pluto nicht nur als Bruder des Zeus, sondern auch als chthonischer Zeus selbst gedacht. Man begreift leicht, welchen grossen Einfluss diese Vorstellungen auf die später erst ausgebildete Unsterblichkeitslehre haben mussten, als man anfing, die in der Erde begrabenen Todten mit dem in der Erde schlafenden Saatkorn zu vergleichen, welches wieder aufwacht und zum Licht emporwächst.

Unter diesen Voraussetzungen wurde nun auch aus der Erdmutter, welche sich die Griechen anfangs als die Gäa, ein rein materielles und ungeheuerliches Wesen gedacht hatten, ein unendlich zarteres, gebildeteres Wesen, nicht mehr von unten nach oben wirkend, sondern umgekehrt die Keime des Himmels übertragend in die Erde.

2.

Die Himmelberge.

In den ältesten Zeiten galt der Donnergott für den mächtigsten und man dachte sich seine Wohnung auf dem höchsten Berge, weil die Gewitterwolken sich an den Bergen zusammenziehen. Selbst die Juden, deren Religion doch von den ältesten Zeiten an viel geläuterter war als die der Heiden, konnten sich ihren Jehovah in seiner Machtfülle nicht anders denken als blitzend und donnernd auf dem Berge Sinai. Die Inder dachten sich ihren Indra thronend auf dem Meru, dem höchsten Gipfel, der vom Himalayagebirge auf ihre weiten Lande hinabschaut. Das Gebirge hat seinen Namen von dem Himmel erhalten, den es tragen sollte, denn immer noch blieb Meru die Wohnung aller Götter in den spätern Zeiten, in denen Indra nicht mehr für den höchsten galt. Zum höchsten wurde Brahma, der Urgeist, erhoben und es ist bedeutsam, dass die Inder, dem angeborenen menschlichen Zug zur Höhe folgend, sich den Himmel Brahmas zwar noch auf demselben Meru, doch über den Himmel Indras erhoben dachten, mit der grossen Himmelsstadt Brahmapatnam, glänzend wie Gold mit vier Thoren, aus denen die vier grossen Ströme des Himmels herabfliessen, und von wo aus täglich die Sonne ausfährt, um dahin

zurückzukehren. Asiat. Originalschriften I. 93. 98. Harivansa, von Langlois III. 246. Derselbe Berg heisst bei den Mongolen und Chinesen Summeru (der schöne Meru). In einer grossen Stadt auf seinem Gipfel wohnen alle Seligen. Die Sonne kreist um ihn. Am Morgen bescheint sie seine silberne, am Mittag seine blaue, am Abend seine rothe, in der Nacht aber seine goldne Nordseite. Man kann sie in der Nacht zwar nicht sehen, weil der Berg dazwischen liegt, aber gerade dahinten soll alles Gold und viel schöner als vorn seyn. Pallas, Histor. Nachrichten II. 22. Bergmann, Streifereien III. 29.

Hier verhält sich im Volksglauben die Nordseite zu den andern im Raum, wie sich nach der am weitesten verbreiteten Vorstellung des Alterthums das goldne Zeitalter zu den andern, immer schlechter werdenden in der Zeit verhält.

Die alten Perser dachten sich den im Norden ihres Reichs aufsteigenden höchsten Gipfel des Kaukasusgebirges, Albordj (heute noch Elborough genannt) als den Urberg, der in der Mitte der Welt bis zum Himmel emporwachse, wo ihr höchster Gott Ormuzd im ewigen Licht wohne, von wo Sonne, Mond und Sterne ausgehen und wohin sie wieder zurückkehren. Schwenk, Pers. Myth. 293. Ritter, Erdkunde VIII. 44.

Bei den alten Griechen war der hohe Berg Olymp in Thessalien Ursitz des Donnerers und die Wohnung aller Götter. Nachher auch der Berg Ida. In Deutschland gibt es noch jetzt mehrere Donnersberge. In der nordischen Edda heisst es, die Götter (Asen) wohnen in Asgard auf einem himmelhohen Berge, wie in einer Burg befestigt und mit vielen prachtvollen Hallen.

Es könnte zufällig scheinen, dass den Indern, Persern, Griechen ihre heiligen Himmelberge gerade im Norden lagen; wenn das aber auch nicht der Fall gewesen wäre, würde der magnetische Zug nach Norden, dem die Menschengeister folgen müssen, weil die Augen sie dahin ziehen, immerhin auch über die Berge hinüber den Mittelpunkt des Weltraums in der nördlichen Richtung des Horizontes und Himmels gesucht haben. Denn es konnte den alten Völkern nicht entgehen, dass der ganze Himmel mit seinen unzähligen Sternen sich um einen Mittelpunkt im Norden im Kreise bewegt.

Schon in Menus altem Gesetzbuch der Inder I. 97. heisst

es: „Ein Jahr der Sterblichen ist ein Tag der Götter oder der Regierer des Weltalls, die um den Nordpol sitzen.“ Und in demselben Gesetzbuch VI. 31. heisst es weiter, wenn ein Brahmane unheilbar krank werde, so solle er geradeaus „nach dem unüberwindlichen Punkt im Nordosten“ wandern, bis er hinfällt und stirbt. Auch die alten Etrusker glaubten an die Wohnung der Götter im Norden. Varro 81. Mart. Capella, de nupt. phil. I. 15. Otfried Müller, Etrusker II. 129. Die Esthen glauben heute noch, am jüngsten Tage werde alles gegen Norden fallen. Diesem Glauben kann nicht wohl eine andere Vorstellung zu Grunde liegen, als die, dass am Nordpol alles begonnen habe und dort auch alles endigen müsse.

Im indischen *Oupnakhat* III. 67. IV. 80. spinnt Gott als Spinne alles aus sich heraus. Noch Erigena, de div. nat. 3. theilt diese Vorstellung und glaubt, wie Gott alles aus sich habe hervorgehen lassen, so werde er auch alles wieder in sich hineinziehen.

Dass der Nordwind, den die Griechen Boreas nannten, erfrischt, der Südwind dagegen ermattet und oft Krankheiten herbeiführt, weiss jeder. Boreas galt deshalb als der Lebenswind, der vom Nordpol her Leben bringt, der Südwind dagegen galt als Hauch des Todes. Porphyrius, de antro nymph. 21. Er sowohl als Macrobius, somn. Scip. I. 12. lehren, mit dem Nordwinde kommen alle Keime und Seelen der noch Ungeborenen durch die Milchstrasse herab auf die Erde. Und natürlicherweise aus dem Nordpol. Die Griechen nannten auch den heiligen Albordj der Perser im Kaukasus Elleboros, als den Berg, von dem Boreas herweht und auf dem er gleichsam auf seinem Wege vom Nordpol her ausruht, *Βορέου κοίτη*, das Lager der Boreas. Vergl. Ritter, Vorhalle S. 463.

Jenseits der Gebirge, von denen Boreas herweht, dachten sich die alten Griechen das selige Volk der Hyperboreer. Dieser Name heisst wörtlich: die über den Boreas hinaus Wohnenden. Die Griechen nennen sie durchgängig die Seligen, die Langlebenden. Strabo XV. 711. Die orphische Argonautenfahrt 1105. Josephus, Arch. I. 4. Clemens von Alexandrien, strom. 1. Noch Adam von Bremen IV. 37. kennt Halagland, das heilige Land, ein fabelhaftes im höchsten Norden

mechaniſchen, worin wir den Engländern noch weit nachſtehn; obgleich wir aufs fleißigſte von ihnen lernen. Für Gewerbe aller Art wird geſorgt, ſogar jedes Handwerk hat eine eigne Literatur, und immer wird neu entdeckt und von den Fremden gelernt, im Landbau, in der Viehzucht, in allen Gattungen der Fabrikation, im Handel und in der Kriegswiſſenſchaft. Die letztere iſt vorzüglich von Bülow ausgebildet worden.

Kapitel CCCCXCVII.

Die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte.

Man hat auch alles Schöne in ein Syſtem zu bringen geſucht und daraus iſt die Wiſſenſchaft der Aeſthetik entſtanden, die bald mehr philoſophiſch, bald mehr techniſch, bald mehr hiſtoriſch behandelt wird, je nachdem man mehr auf den Geiſt, oder auf die Formen der Kunſt im Allgemeinen, oder auf die vorhandenen Kunſtwerke ſieht. Da der Geſchmack bekanntlich verſchieden iſt, ſo hat man ſich nie in den äſthetiſchen Grundſätzen vereinigen können. Die eigentlichen Syſteme und Lehrbücher ſind immer dürftig geblieben, nur im Einzelnen haben Männer, deren ganze Seele von Schönheit erfüllt war, auch die tiefſten Ideen darüber ausgeſprochen, Leſſing, Herder, Göthe, Schiller, Novalis, die Brüder Schlegel, Jean Paul ꝛc.

In einer Zeit, in welcher der Verſtand vorherrſcht, herrſcht auch die Sprache, alſo unter den Künſten auch die Dichtkunſt vor. Die bildenden Künſte ſind zwar nicht ganz vernachläßigt worden, ſtehn aber doch weit hinter der Dichtkunſt zurück; nur die Muſik iſt auf gleicher Höhe ausgebildet worden.

Baukunſt und Bildhauerei liegen noch immer darnieder. Schon der Augenſchein lehrt jeden, daß unſre

liegendes Land voll Wonne. Das ist das Goldland auf der Nordseite des Summeru, dessen wir vorhin gedacht haben.

Darf man vielleicht im Titanen Hyperion, Sohn des Uranos (des Himmels), Vater des Helios, der Selene und der Eos (Sonne, Mond und Morgenröthe) den Erstgebornen des Himmels, den über allem stehenden Nordpol erkennen, die erste Quelle des Lichts? Hesiod, 134.

Im altpersischen Zendavesta ist Ver die himmlische Burg des Urkönig Dschemschid, worin er die Keime aller Pflanzen, Thiere und Menschen bewahrt. Vendidad, Farg. II. Jez. 9. und Anhang bei Kleuker III. 7. 85. Creuzer, Symb. II. 212. 635. Schwenk, Myth. der Perser S. 14. Dieses Urreich der Schöpfung, von dem alles herkommt, ist zugleich das Todtenreich, wohin alles zurückkehrt, weshalb Roth in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft IV. 420. den persischen Dschemschid mit dem indischen Jama identificirt.

Dasselbe scheint die Stadt Beroë zu seyn, welche nach des Nonnus reizender Schilderung (Dionysiaka 41—43) von lieblichen Gärten und Inseln umgeben mitten im Ocean liegen soll. Hier landete zum erstenmal Aphrodite und als sie den Boden betrat, blühte ein Paradies vor ihren Schritten auf und hier gebar sie den Eros. Das ist Eros Protogonos, der Erstgeborene der Schöpfung, die Liebe als das weltbewegende Princip. Wir dürfen sowohl dieses Beroë als jenes Ver auf das Land der seligen Hyperboreer und auf den Anfang aller Dinge im Nordpol beziehen.

3.

Das Bärengestirn.

Der dem eigentlichen Pol am nächsten stehende s. g. Polarstern am nördlichen Himmel ist zu unmerklich klein, als dass er eine reiche Mythologie tragen könnte. Das Auge haftet nicht einmal auf dem nächsten Sternbild des kleinen Bären, sondern erst auf dem zweitnächsten glänzenden Siebengestirn oder grossen Bären. Es besteht aus sieben Sternen zweiter Grösse, die hell am Himmel glänzen und so gegen einander gestellt sind, dass viere den Leib, die drei andern

den Hals und Kopf eines Bären zu bilden scheinen. Man hat die vier auch mit einem Wagen und die drei mit seiner Deichsel verglichen. Die grosse Bedeutung dieses Sternbildes liegt aber nur in dem Umstande, dass es dem Pol am nächsten steht und sich unmittelbar um denselben herum bewegt.

Manilius, Astron. V. 277. gibt eine schöne Schilderung des Bärengestirns, der Höhe der Welt, von der man auf alle andern Gestirne hinabsieht und um die alle sich bewegen. Hier oben in eiskalter Luft steht die Achse des Weltalls unbeweglich und dringt von oben herab in das tiefste Innere der Erde, aber unsichtbar.

Bei den Indern galten die sieben Sterne für Rishis, fromme Büsser, die um den Mittelpunkt des Himmels wohnend beständig in die Betrachtung Gottes versunken sind. In der Mitte aber thronte Indra.

Auch die Chinesen kennen das Naturcentrum. Sie nennen den Pol Abgrund der Tiefe. Windischmann, die Philosophie im Fortschritt der Weltgeschichte I. 185. Im grossen Bärengestirn sehen sie den Palast des höchsten Gottes und Herrn, des Urgeists *Tai-kie*, der hier mit seinen himmlischen Mandarinen hohen Rath hält und von wo alles Maass und Ziel, alles Glück und Unglück in der Welt ausgeht. Der Polarstern heisst auch Palast der Mitte. Nach derselben Quelle S. 193. strömt aus diesem Mittelpunkt des Himmels unaufhörlich ein zauberischer und schöpferischer Einfluss auf die ganze Erde aus, wie bei den Griechen Uranos, der Himmel, die Gäa oder Erde umfasst.

Als das Thor, durch welches alles Leben in die Welt herabgekommen seyn und wieder von da in den Himmel zurückkehren soll, wird das Sternbild des grossen Bären ausdrücklich in Thomassons finnischer Mythologie bezeichnet. Hier heisst es nämlich Seite 38, der Gott Otho habe sich aus dem Bärengestirn in einer goldnen Wiege an silbernem Bande auf die Erde niedergelassen, und Seite 57 heisst es von der Biene, sie soll über Mond, Sonne und Sterne hinaus bis zur Achse des Wagens in den Mittelpunkt des Himmels eilen und Honig aus der Vorrathskammer des Allmächtigen holen. Die Biene aber ist ein bekanntes Sinnbild eines Seligen, einer im Himmel wiedergeborenen Seele. Auch steigen die Finnen nach dem

Tode auf den Schultern des Bären in den Himmel hinauf. Mone, Heidenthum I. 62.

Nach dem Glauben der alten Babylonier thronte „der bärtige Blitzgott" unter dem Siebengestirn. Grotefend, Erläuterung der Keilinschriften 1852. S. 21. Man erkennt daraus sehr deutlich, wie die Donnersberge bis zu den Sternen empor gestiegen sind, indem allmälig der Donnerer, als der älteste Gott, in einen höheren Begriff des allgemeinen Weltgottes überging. So wurde auch der germanische Donnergott von den irdischen Bergen empor zu den Sternen erhoben. Bevor der Odinscultus im Norden herrschend wurde, scheint Thor als ältester Volksgott verehrt worden zu seyn. Zu Upsala in Schweden sah man sein kolossales Holzbild auf einem Throne sitzen, das Haupt geschmückt mit einer Krone, an der linken Hand sieben Sterne. Ericus, hist. Sue. Goth. I. 1. Fant, script. rer. Suec. I. 252. *Björn* (Bär) war ein Beiname des Thor, auch *veor*. Nach der Hymsquida 11. 17. 22. Voluspa 56. Das mahnt deutlich an das persische Ver und Beroë. Der deutsche Sagenheld Dietrich mit rothem Haar und Flammenathem, in welchem schon Grimm und Uhland den nordischen Thor wiedererkannt haben, wird immer Dietrich von Bern genannt, worunter man insgemein die Stadt Verona verstanden hat, dessen Name und Begriff aber ohne Zweifel viel älter und von mythischem Ursprung ist. Es muss hier auch noch an Boer und Buri, die Väter Odins erinnert werden. Ob sie aber mit Boreas und dem Bärengestirn irgend zusammenhängen, lässt sich bei der Armuth an Quellen nicht beantworten. Bemerkenswerth ist, dass in Norddeutschland das Bärengestirn auf die Neujahrsfeier, d. h. das Centrum im Raum auf das Centrum in der Zeit bezogen wurde. Im Oldenburgischen stellt nämlich bei den Neujahrsumzügen eine Maske das Siebengestirn vor. Strackerjan, Aberglauben in Oldenburg II. 63.

Die Abiponer in Südamerika sehen im Siebengestirn ihren göttlichen Grossvater. Weil es in jenen Breiten einige Monate unter dem Horizont verschwindet, halten sie ihn für krank und trauern um ihn; wenn es dann wieder emporsteigt, feiern sie ein Freudenfest. Dobrizhofer II. 87. Die Wilden in Brasilien verehren das Siebengestirn als ihren höchsten Gott, unter welchem sie ehemals wie im Paradiese ohne Arbeit ge-

lebt hätten, bis ein Fuchs sie bei ihm verleumdete. Barlaei, res gestae in Brasilia 421. Roger, Offene Thür des Heidenthums 983.

Ἄρκτος, der griechische Name des Bärengestirns, ist zugleich der Name des altbrittischen König Artus oder Arthur, vom britischen *arth*, Bär. An des Artus berühmter Tafelrunde sitzen zwölf Helden, hier geht also die Siebenzahl der Sterne in die Zwölfzahl der Zeichen im Thierkreise über. Daher finden wir auch den nordischen Thor, als ältesten Hauptgott der Scandinavier vor Odin, einmal mit zwölf, anstatt mit sieben Sternen abgebildet. Olaus Magnus, III. 3. Sofern die zwölf Thierzeichen im Raume den zwölf Monaten in der Zeit entsprechen, gehörte auch der erste Monat Januar dem höchsten Gott im Naturcentrum an und hiess deshalb Thormonat.

Die Inder lehren: Im Kampfe mit den Asuren (bösen Dämonen) liess Brahma aus seinem Munde den Dschambuwan als grossen Bären hervorgehen, zu dem einmal Krischna flüchtete, um ein verlorenes Kleinod zu suchen. Polier I. 579. Von dort her kamen auch die Bären als Bundesgenossen des Rama gegen die Dämonen und, wie es im Ramayana weiter heisst, gesellten sich diesen Bären von der andern Seite Affen zu, um ebenfalls dem guten Gott zu helfen. Die Affen sind daher Sinnbilder des Südpols, die Bären des Nordpols. Auch Apulejus, myth. XI. 260. bringt in einem Aufzug der phrygischen Göttermutter eine Bärin in Verbindung mit einem Affen. Beide finden sich auch auf einer Terracotta aus Salzburger Gräbern. Bachofen, Der Bär S. 12.

Im Gedicht Waltharius erscheint der grosse Bär weiblich als Attilas Gemahlin unter dem Namen Ospirn. Vergl. Grimm, D. Myth. 119. Bei den Finnen hat der grosse Bär Otho eine Gattin Otawatar, die man anruft, Verlorenes oder Gestohlenes wieder zu bringen. Thomasson, Finnische Myth. 39. Auch die Griechen dachten sich das Siebengestirn als grosse Bärin und verbanden damit den Begriff einer Mutter und Amme des Weltalls. Beide Sternbilder des grossen und kleinen Bären galten als Ammen des höchsten Gottes Zeus. Porphyrius, Leben des Pythagoras 4. Die berühmte Sitte des Einbärens der Jungfrauen oder der Einweihung zu Bärinnen wird zwar von Suidas s. v. Arktos als Sühne wegen der Tödtung einer

der Artemis geheiligten Jungfrau erklärt, bedeutet aber nur den Eintritt in die Mannbarkeit und zugleich die Sühne, welche alle irdischen Mütter der Göttin ewiger Keuschheit schuldig sind. Ueber die Beziehung der Bärin auf das gern und leicht Gebären vergl. Plinius, Naturgeschichte VIII. 6. Aelian, Thiergesch. XI. 19. Oppian, von der Jagd III. 196. Auch noch in unserer Sprache begegnen sich Bärin und Gebären und klingt die Mutter Perchta an die indische Pravati, wie denn auch die indische Yoni und die lateinische *porta* zusammenfallen. Ganz in demselben Sinne ist Beroë, das persische Ver, das deutsche Bern, als der sich öffnende Mittelpunkt des Himmels zu verstehen, aus dem die ganze Welt hervorgegangen ist, der Born oder Brunnen des Alls.

3.

Die Sphärenharmonie.

Nach Lukian, Astrologie 219. horchen die Sternbilder des Thierkreises umher dem Orpheus, der die Lyra spielt und singt. Er muss also im Mittelpunkt des Sternenhimmels gedacht werden und das Siebengestirn hat sieben Sterne wie die Lyra sieben Saiten. Nun stehen zwar diese Sterne nicht wie Saiten parallel, aber auch die sieben Planeten stehen nicht parallel und bilden doch die Harmonie der Sphären. Das Bild der Lyra und ihrer sieben Saiten ist von den Alten sowohl auf die Planetenscala, als auf das Siebengestirn angewendet worden und zum Ueberfluss ist die Leyer des Orpheus auch noch in ein besonderes Sternbild an den Himmel versetzt worden. Hygin, poeta astron. II. 7. Orpheus ist Priester des Apollo und dieser Gott der Sonne und der Harmonie steht, wie noch später ausgeführt werden wird, in der genauesten Beziehung zu den Hyperboreern und zum Nordpol. Der Mythus, wonach alle Zeichen des Thierkreises dem Orpheus lauschen, wiederholt sich in dem noch allgemeiner bekannten, dass alle Thierarten sich um ihn schaaren, um ihm zuzuhören, auch sogar die Bäume und die Flüsse herbeikommen. Wir können uns ihn also nur im Centrum der Natur denken.

Ganz in gleicher Weise lehrt das grosse Epos der nordischen Finnen, Kalewala, ihr höchster Gott Wäinämöinen werde, wenn er seine Kandele (Telyn, Harfe) spiele, von allen Thieren der Erde, des Meeres und der Luft umringt, die seinen Tönen lauschen. Die Verhandlungen der esthnischen Gesellschaft in Dorpat I. 1. enthalten noch eine esthnische Sage, wonach alle Töne der sichtbaren Welt dem Gotte abgelauscht sind, das Rauschen der Bäume, das Rauschen der Wellen, das Sausen und Pfeifen des Windes, der Gesang der Vögel. Die Misstöne der Thiere werden von denen hergeleitet, welche entstanden, wenn Wäinämöinen die Saiten aufzog und die Wirbel drehte. Die Fische mussten stumm bleiben, weil sie nur die Augen aus dem Wasser hervorstreckten, die Ohren aber darin liessen. Der Mensch aber allein fasste die Stimme des Gottes in den Tiefen des Herzens auf, dass nun auch seine Stimme bis zum höchsten Wohnsitz der Götter hinaufdringt.

Wenn die Griechen vom Sänger Amphion erzählen, er habe die Stadt Theben erbaut, indem er die Lyra spielte und nach seinen Tönen die Steine sich von selbst harmonisch zusammenfügten (Apollodor III. 5. Pausanias IX. 5. 4. Philostratos, Gemälde I. 10), so ist das nur auf einen kleinen Punkt der Erde angewandt, was vom ältesten und höchsten Gotte gilt. Die Griechen selbst haben das wohl gewusst, denn sie machen den Amphion zum Bruder des Asterios (des Sternenhimmels) und zum Gatten sowohl der Persephone, als der Niobe. Das sind Anklänge an die tiefsinnigsten Mythen. Persephone bedeutet nicht blos die Unterwelt unter der Erde, sondern auch die irdische Oberwelt unter dem Himmel, die Natur im Raum und ihren Wechsel in der Zeit, im Gegensatz gegen den Götterhimmel und die Ewigkeit. Niobe bedeutet den Tod in der Natur, der mit jedem Jahreswechsel eintritt. Ihre zwölf sterbenden Kinder sind die Monate; indem der Schmerz sie versteinert, wird damit die Härte des Winters ausgedrückt. Dem Tode folgt aber die Wiedergeburt in jedem Frühjahr, das bedeutet die aus der Unterwelt zur Oberwelt der Erde zurückkehrende Persephone.

Vom göttlichen Sänger, dem die Thiere lauschen, kehrt auch eine Spur in Indien wieder. Hier ist es der Sänger Gunadhya. Somadeva, indische Märchen S. 30.

An die Stelle der siebensaitigen Lyra tritt in einem andern Mythenkreise die siebenröhrige Pansflöte. Pan hat eine doppelte Bedeutung. Das griechische Wort *Hân* bedeutet „Alles". Er ist also der Allgott, das Universum, Gott und Welt zugleich. Andererseits gilt er nur als Hirtengott und sinkt als Halbthier, indem ihn die Griechen halb Mensch, halb Ziegenbock seyn liessen, in die niedrigste Sphäre des Landlebens hinab. Das erklärt sich einzig durch seine Beziehung zur Zeit. Die Lyra klingt in alle Ewigkeit fort, die Pansflöte pfeift nur das irdische vergängliche Jahr ein. Indem der Gott des Alls und der Ewigkeit sich in die Zeit herablässt, wird er zum Zeichen des Steinbocks im Thierkreise, womit jedes neue Jahr anfängt.

Die Sphärenharmonie, die Musik der Sterne hat sich ohne Zweifel zuerst an die Planeten angeknüpft. Deren harmonische Bewegung um die Erde musste erst erkannt seyn, ehe man das Sinnbild der siebensaitigen Lyra auch auf das Siebengestirn am Nordpol übertragen konnte.

Die Entdeckung der Planeten und ihrer Bahnen hat in der Vorstellungsweise der alten Völker eine kaum geringere Revolution hervorgerufen als die der Solstitien. Die Alten kannten nur die fünf untern Planeten, rechneten aber Sonne und Mond dazu, weil auch diese sich in derselben Richtung am Himmel fortbewegen, und so bildete sich der Glaube an die sieben Wandelsterne aus oder an das dritte Siebengestirn. Das erste verehrte man im Sternbild des grossen Bären am Nordpol, das zweite in den Plejaden, das dritte in den sieben Planeten, und da diese letzteren der Erde am nächsten sind, schrieb man ihnen auch den grössten Einfluss auf die Erde und ihre Bewohner zu. Man identificirte sie mit den höchsten Göttern selbst und liess sie von ihrer Höhe herab die Welt regieren.

Darin beruht auch die Heiligkeit der Siebenzahl. Sie kehrt bei allen Völkern wieder. Bei den Indern bedeuten die sieben Säulen des in der Yoni stehendem Lingam die sieben Planeten. Dasselbe bedeuten in Indien die sieben Pferde am Wagen der Sonne. Die Sonne ist nun zwar selbst ein Planet, was jedoch die alten Völker nicht hinderte, sie andererseits wieder über alle Planeten zu stellen. Auf indischen Bildwerken findet man die Planeten auch als ein geflügeltes Pferd

mit sieben Köpfen abgebildet. Endlich dachten sich die Inder die Planeten auch als die sieben Windungen des Ganges, gleich diesem als Segensausflüsse der höchsten Gottheit.

Die alten Perser setzten die sieben Planeten als gute Geister den Kometen entgegen, die als böse Geister die Weltharmonie zu stören suchten. Rhode, die h. Sage S. 294. 366. Der gute Gott Ormuzd segnete die Welt von oben herab, der böse Gott Ahriman wollte sie von unten her zerstören oder wenigstens in Verwirrung bringen. Anquetil du Perron, der zuerst den Avesta nach Europa brachte, scheint eine Stelle desselben missverstanden zu haben, indem er auch die Planeten für böse Dämonen ausgab. Vullers Fragmente zu Zoroaster S. 51. lassen die Planeten Geschöpfe Ahrimans, aber durch Ormuzd gefesselt und veredelt seyn. Das Natürlichste ist wohl, in den Planeten eine gute und böse Seite gelten zu lassen, wie denn fast bei allen Völkern Sonne, Venus und Jupiter für segensreich, Mond, Mars, Saturn für verderblich galten.

Die Muhamedaner nahmen wie so vieles andere, so auch die Planetenlehre von ihren heidnischen Vorgängern in Persien an, leiteten sie aber in die üppigen Vorstellungen ihres Propheten ein. Muhameds Himmel war eine Welt der Wollust und so musste denn auch der Planetenhimmel ein solcher werden. In einer persischen Dichtung Nisamis wird das Verhältniss der Gottheit zu den sieben Planeten wie das eines irdischen Königs zu den Schönen seines Harems aufgefasst. Behram, so heisst der Glückliche, besucht am Sonnabend den schwarzen Palast des Saturn und findet darin eine dunkelfarbige Inderin, am Sonntag besucht er den goldnen Palast der Sonne und findet darin eine Griechin. Am Montag besucht er den grünen Palast des Mondes und findet darin eine Tatarin. Diese scheint sehr begünstigt, denn der Dichter bemerkt, das Frühlingskleid der Erde sey grün, die Flügel der Engel seyen grün und das Kleid des Propheten sey es auch. Benachtheiligt erscheint dagegen die Griechin, vielleicht weil die Muhamedaner die Griechen nicht leiden konnten, oder weil sie als Christen den Sonntag feierten. Am Dienstage ging der Fürst in den rothen Palast des Mars zu einer Russin, worin ebenfalls keine Schmeichelei liegt, weil der Mars für einen bösen Stern galt. Am Mittwoch galt der Besuch einer schönen Chorassanerin im blauen

Palaste des Merkur, am Donnerstage einer Chinesin im braunen Palast der Erde, und am Freitag, dem heiligsten Tage der Muhamedaner, einer Perserin im weissen Palaste der Venus. v. Hammer, Persische Redekünste 115. — In einem andern muhamedanischen Bilde thront die Sonne als stolzer König, ruht der Mond als schöner Jüngling auf blaue Polster hingestreckt. Dabei Merkur als Schreiber, Venus als Lautenspielerin und Tänzerin, Mars als Krieger, Jupiter als Richter, Saturn als Schelm und Geizhals, der seine Schätze in einem festen Schlosse birgt. v. Hammer, Rosenöl I. 4. Die Tänzerin und Lautenspielerin ist die chaldäische Liebesgöttin Anahid, die als „Bajadere des Himmels" den Reigen der Gestirne führt. Baur, Symbolik II. 1. 313. Derselbe Stern heisst bei den Arabern Zoharah und führt mit der Lyra den Reigen der Sterne. Einmal aber hielt er inne, um einer Schlacht auf der Erde zuzusehen. Herbelot s. v. Zoharah.

Bei der Zahl und Bewegung der Planeten lag es nahe, das Sinnbild der siebensaitigen Lyra auf sie anzuwenden. Die planetarische Sphärenharmonie soll von Pythagoras erfunden worden seyn. Er lehrte, jeder Planet bewege sich in einer besondern Sphäre um die Erde, einer hinter dem andern in gewissen Abständen und harmonisch klingend wie Saiten. Den tiefsten Ton habe der Saturn, den höchsten der Mond. Er allein konnte sie hören, sonst kein Mensch. Jamblichus, Leben des Pythagoras XV. 66. Aristoteles, de coelo 19. Plinius, Naturgesch. II. 3. Pythagoras lehrte aber auch, der Mensch könne die himmlische Musik nur deshalb nicht mehr hören, weil er ein gefallener Geist, seiner himmlischen Heimat entrückt und in den groben irdischen Leib gebannt sey. Macrobius aber in Somn. Scip. II. 3. fügt hinzu, der Mensch würde gar keinen Sinn für Musik haben können, wenn er sie nicht in seinem frühern Daseyn gekannt hätte. Die Musik ist Heimweh zum Himmel.

Auch noch der christliche Clemens von Alexandrien strom. V. 563. glaubte, die Sonne theile den Planeten das Licht zu nach einer göttlichen Musik. Man bezog auf die Sphärenharmonie auch Stellen aus der h. Schrift. Im Hohenliede 6. 10. tönt die Sonne. Im Psalm 19. 1—5. heisst es: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, durch alle Lande gehet ihr Klang".

Die Planeten ordnen sich in ihrer Harmonie der höchsten Gottheit unter, wie die Rishis am Nordpol. Sie galten daher für Diener der Gottheit. Servius zur Aeneis X. 272. Insofern sind sie die Kureten, die den neugebornen Zeus hüten und mit ihrem lärmenden Waffentanz das Kindesgeschrei übertönen, dass es der mordgierige Vater Chronos nicht hört. Apollodor I. 1. 3. Und auch die Korybanten, das lärmende Gefolge der Erdgöttin Kybele, wobei schon die Beziehung der Planeten auf die Metalle im Schoose der Erde in Frage kommt. Auch der Sonne dienen die übrigen sechs Planeten, wobei man sich dieselbe in der Mitte zwischen den drei obern und den drei untern denkt. Lydus, de menss. ed. Roether p. 10.

Der Sonnengott Appollo ist wohl nicht blos deswegen Gott des Gesanges geworden, weil geistiges Licht die Sänger erleuchtet, sondern auch wegen der Beziehung der Sonne zu den Planeten, in deren Kreise sie vorherrscht und mit deren Beistand sie die Sphärenmusik intonirt. Das ist Apollo mit der Leier unter den Musen. In Plutarchs Gastmahl IX. 14. finden wir die Musen an die Planetensphären vertheilt. Noch ausführlicher bei Martianus Capella, de nupt. philos. I. 27.

Pythagoras soll zu den sieben Tönen der Lyra zuerst den achten, einfach durch Wiederholung des ersten hinzugefügt und somit die Octave erfunden haben. Nocomach. enchirid. harmon. I. 5. Vergl. über die Sphärenmusik überhaupt die hübsche Monographie derselben von Piper. Zu Pythagoras möchte ich noch bemerken, dass derselbe durch seine Bedeutung für die Musik in nächster Beziehung zum apollinischen Kreise, zu Orpheus und den Orphikern steht, gewiss in einer näheren Beziehung als zur ägyptischen Lehre. Das musikalische Element finden wir nun auch im nördlichen Europa vorherrschen, bei den Finnen, von denen oben die Rede war, und in den Harfen und Geigen der germanischen und slavischen Völker. Die Nachricht bei Diodor V. 28., dass er mit den Celten in engerer Verbindung gestanden, ja dass sie ihre Unsterblichkeitslehre ausdrücklich von ihm gelernt hätten, scheint mir wichtiger zu seyn, als wofür man sie bisher genommen hat.

modernen Gebäude nicht den entfernteſten Vergleich mit den bewundernswürdigen Ueberreſten der gothiſchen Baukunſt zulaſſen. Indeß iſt man eifrig bemüht, dieſe ältere Kunſt wieder zu verjüngen, wenigſtens ſie in ihrer ganzen Tiefe zu erkennen. Den wichtigſten Aufſchluß darüber hat neuerdings Boiſſerée's Werk über den Kölner Dom gegeben. In der Bildhauerei hat man ſich natürlicherweiſe an die ſ. g. Antiken, die vortrefflichen Muſter Griechenlands und Roms gewendet. Zuerſt machte der große Deutſche, Winkelmann, uns dieſe Muſter verſtändlich, nach ihm Fernow. In Italien aber wurde die Bildhauerei ſelbſt in neuer Herrlichkeit durch Canova und Thorwaldſen hergeſtellt. Doch hat dieſe Kunſt in Deutſchland nie große Theilnahme finden können, weil ihr ein rauher Himmelſtrich, verſchloßne Gebäude und Mangel an öffentlichem Volksleben nicht günſtig ſind.

Die Mahlerei iſt, ſeitdem ſie aus den Kirchen der Proteſtanten verſchwand, an den Höfen gepflegt worden. Die frühere deutſche Schule ging aus. Zwiſchen die italieniſche Kirchenmalerei und die niederländiſche Naturmalerei ſtellte ſich die franzöſiſche Hofmalerei, welche vorzüglich Gegenſtände aus der griechiſchen Götterwelt in ſchmeichleriſche Anwendung auf den Hof Ludwigs XIV darſtellte. In dieſe Manier verfielen auch die Deutſchen und ihr größter Maler war im Anfang des vorigen Jahrhunderts Mengs, ferner zeichnete ſich aus Angelika Kaufmann, Tiſchbein, und als Landſchaftsmaler vorzüglich Hackert. Der Schriftſteller der franzöſiſchen Schule war Hagedorn. Später ſuchte Heinſe in äſthetiſchen Schriften die italieniſche Schule, und noch ſpäter Tieck und Wackenroder die ältere deutſche Schule zu empfehlen. Die letztere iſt auch wirklich in neuer höherer Blüthe verjüngt worden, vorzüglich durch unſern großen Cornelius. Außerdem hat man die ältern

5.

Die Himmelsleiter.

Die alten Völker haben bekanntlich sieben Planeten angenommen und zu denselben irrthümlich auch Sonne und Mond gezählt. Weil die Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn denselben Lauf am Himmel nehmen, wie Sonne und Mond, während alle andern Sterne am Himmel theils kleiner sind und alle unbeweglich bleiben, glaubten die Alten neben den grossen Himmelslichtern der Sonne und des Mondes auch jenen fünf Planeten einen Antheil an der Zeitbestimmung und Lenkung des Weltschicksals gönnen zu müssen. Man sah diese beweglichen Gestirne als die Hausherrn der Welt, als die im Universum herrschende Götterfamilie an und vertheilte an sie gleichsam die Aemter des Weltreichs, die besondere Verwaltung der einzelnen Departements, der Elemente, Metalle, Pflanzen und Thiere und endlich der Menschen. Da der Mensch aber die kleine Welt in der grossen, den Mikrokosmos im Makrokosmos darstellt, machte man jeden Planeten wieder zum Patron eines besondern Organs und Gliedes des Menschen. Am wichtigsten aber erschien jenen alten Sterndeutern die Constellation der Planeten bei der Geburt eines Menschen, woraus sie auf dessen Zukunft schliessen zu dürfen glaubten.

Nach ihrem Abstande von der Erde bilden die Planeten gleichsam eine Leiter von sieben Stufen, und alle alten Völker, die an Seelenwanderung glaubten, dachten sich, die Seelen kommen oben vom Himmel herab entweder auf der Milchstrasse, oder auf der Stufenleiter der Planeten, oder auf beiden, gehen auf der Erde in irdische Leiber über und kehren nach dem Tode, wenn sie nicht in neue Leiber eingehen müssen, auf demselben Wege wieder zurück in die himmlische Heimat. Macrobius, somn. Scipionis I. 12. Porphyrius, de antro nymph. p. 106. de abstin. 14. 16. Celsus bei Origenes VI. 22. Die Juden glauben, das Paradies sey oben im Himmel gewesen und Adam auf der Stufenleiter der Planeten herabgestiegen. Eisenmenger, Entd. Judenthum I. 370. In der berühmten Himmelsleiter, welche Jakob im Traume sah, liesse sich eine Hindeutung auf die Planetenleiter finden. Ebenso in der goldnen Kette, welche

Zeus aus dem Himmel herabliess und an welcher alle andern Götter ziehen mussten, ohne ihn herab ziehen zu können. Ilias VIII. 5. Das bezeichnet den Gott des hohen Aethers, der die untern Sphären alle beherrscht.

Wenn die Seelen auf der Planetenleiter herabkommen, ist ihre letzte Station der Mond, von wo aus sie unmittelbar zur Erde gelangen. Daher galt der Halbmond für das Seelenschiff. Die Manichäer nannten den Halbmond *naris vitalium aquarum*, das Schiff der lebendigen Wasser, d. h. der Seelen, die das Mondschiff abwechselnd empfängt und mit denen es sich füllt und die es wieder ausleert. Baur, Manichäer S. 226. 292. Die Inder glauben, der Mond empfange aus der Sonne den Unsterblichkeitstrank und leere ihn wieder aus. Nach dem Vaya-Purana bei Wilson, Theater der Hindu I. 96. Auch in China glaubt man, die Seelen gehen in den Mond ein. Mendez Pinto, Reise S. 215. Die Juden nennen die Sphäre des Mondes den Aufenthalt der Geister. Beer, Sekten der Juden II. 119. Eine Spur des Glaubens findet sich auch in Deutschland. Unfruchtbare Frauen trinken aus einer mondbeschienenen Quelle, um Kinder zu bekommen. Wolf, Hess. Sagen Nr. 16. Schönwerth, Oberpfalz II. 63.

Eine merkwürdige Erinnerung an die Planetenleiter finden wir in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 91. Hier klettert der junge Held an einer Eiche mit sieben Löchern oder Staffeln zum Himmel empor.

Nach Macrobius a. a. O. glaubten die Alten, die vom Aether zur Erde hinabsteigende Seele empfange unterwegs auf der Planetenleiter von jedem Planeten eine besondere Gabe des Geistes und der Seele. Nach Plutarch, vom Mondgesicht 28 bekommt er den νοῦς (Geist, Verstand) von der Sonne, die ψυχή (Seele, Gemüth) vom Monde. Die Vorstellungen der Alten weichen in Nebendingen ab, am künstlichsten ausgedacht waren die ägyptischen, denn hier kommen noch weitere Unterscheidungen neben Geist und Seele und sogar die Voraussetzung von Genien und Schutzgeistern vor, die den Menschen überall gleichsam als Theile seines Selbst begleiten. Vergl. Röth, die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre, Anmerkungen 261. 262. Weil nun die Planeten vor der irdischen Geburt des Menschen auf seine vom Himmel herabkommende

Seele diesen Einfluss übten, war das s. g. Horoskop oder die Ermittelung, unter welcher Planetenconstellation jeder Mensch geboren sey, eine wichtige Angelegenheit.

Nach Plotemäus I. 19. beherrschen die Planeten Saturn den Osten, Jupiter den Norden, Mars den Westen, Venus den Süden.

Ueberall galten Sonne, Venus und Jupiter als glückbringend, Mond, Mars und Saturn als unglückbringend. Merkur blieb neutral. Stuhr, asiat. Religionssystem 406. Am meisten galt der Glaube, die Sonne beherrsche den Geist (die schaffende Geisteskraft), der Mond den Leib, Mars das Blut, Merkur das Ingenium (den alles berechnenden Verstand), Jupiter die Ehre, Venus die Liebe, Saturn den Humor. Servius zu Virgils Aeneis XI. 51. Mythrogr. Vat. III. 9. 7. Am Leibe regiert jeder Planet ein Glied oder Organ, worüber aber die Ansichten verschieden sind. Der Sonne theilt man das Gehirn, das rechte Auge und den Mund zu; dem Monde das linke Auge, Magen und Bauch, dem Merkur Herz, Zunge und Hände, der Venus die Nieren und Genitalien, dem Mars Galle und Leber, dem Jupiter Lunge und Adern, dem Saturn Ohren und Milz. Ferner dem Monde das Kindesalter, dem Merkur die Knabenzeit, der Venus und dem Mars die Jünglingszeit, der Sonne und dem Jupiter das Mannesalter, dem Saturn das Greisenalter. Unter den Zahlen gehört 1 und 4 der Sonne, 2 und 7 dem Monde, 3 dem Jupiter, 5 dem Merkur, 6 der Venus, 8 dem Saturn, 9 dem Mars. Unter den Farben gehört gelb der Sonne zu, weiss dem Monde, grün der Venus, blau dem Jupiter, roth dem Mars, grau dem Saturn, Merkur ist schwarz und weiss. Unter den Metallen wird das Gold von der Sonne beherrscht, das Silber vom Monde, das Quecksilber vom Merkur, das Kupfer von der Venus, das Eisen vom Mars, das Zinn vom Jupiter, das Blei vom Saturn. Auch die sieben Kasten der Inder werden von den Planeten hergeleitet. Aus der Sonne kamen die Brahmanen, aus den andern Planeten die niedern Kasten. Bailly, Gesch. der Sternkunde II. 99.

Wie bekannt ist auch jeder der sieben Wochentage ursprünglich nach einem Planeten genannt. Die Einflüsse der Planeten auf die Natur und den Menschen wurden als bleibende gedacht, jedoch modificirt durch die Veränderungen in

der Zeit. Die Wirkung des Planeten stärkte und schwächte sich in der Zeit, je nachdem der Planet in seinem Laufe durch den Thierkreis einen andern Standpunkt erreichte. Jedem Planeten waren ein oder zwei Zeichen des Thierkreises als die ihm zugehörigen Wohnungen oder Häuser (*domus*) zugewiesen und zwar der Sonne das Zeichen des Löwen, dem Monde das Zeichen des Krebses; den fünf andern Planeten gehörten je zwei Häuser, dem Merkur das Zeichen der Zwillinge und der Jungfrau, der Venus das des Stiers und der Wage, dem Mars das des Widders und Scorpions, dem Jupiter das des Schützen und der Fische, dem Saturn das des Steinbocks und des Wassermanns. Sextus Empiricus V. 34. Ptolemäus, tetra bibl. I. 439.

Durch sein Haus beherrschte der Planet nicht nur den Zeitraum des dem Thierzeichen entsprechenden Monats, sondern auch irgend ein Land, einen Stand, eine Lebensverrichtung etc. Sofern aber jeder Planet alle Thierzeichen oder Häuser nacheinander passirt, befindet er sich in seiner vollen Kraft (*dignitas*) nur wenn er in seinem eigenen Hause ist, dagegen in seiner Schwäche (*debilitas*) wenn er in dem gerade gegenüberstehenden Hause ist, welches man seine Verbannung (*exilium*) nennt. Der Planet wird um so stärker, je höher er am Himmel steht (*exaltatio*), und schwächer, je tiefer er steht (*casus*). Endlich übertrug man die Zwölfzahl der Monate je auf die zwölf Stunden des Tages und der Nacht und gab jeder Stunde ein Haus zwischen den zwölf durch die Zeichen des Thierkreises nach der solaren und lunaren Hemisphäre hingezogenen Meridianen und jede dieser Stunden hatte wieder ihren gebietenden Planeten.

Nun verstärkte oder schwächte sich aber jedes Planeten Wirkung wieder durch die Nähe eines andern, was man den Aspect (*adspectus*) nannte. Freundlich waren sie sich in der Nähe (*conjunctio*), feindlich in der Gegenüberstellung auf zwei Seiten des Himmels (*oppositio*). Die Conjunction war aber nur dann eine glückliche, wenn zwei gute Planeten zusammentrafen (Jupiter und Venus), um so unglücklicher aber, wenn es zwei böse waren. In der Conjunction mussten sich die beiden Planeten wenigstens um 30 Grade nahe stehen, in der Opposition um 180. Die Entfernung um 60 Grade hiess der Sechstelschein (*sextilis*), um 72 Grade der Fünftelschein (*quintilis*), um

90 der Geviertschein (*quadratus*), um 120 der Gedrittschein (*trinus*). Je näher, desto günstiger war der Aspekt.

Kam ein dritter Planet hinzu, so wurde dadurch die Wirkung des Aspekts verstärkt. Am günstigsten war es, wenn drei Planeten ein regelmässiges Dreieck bildeten (*trigonus*). Natürlicherweise konnten sich nur die uns nahen Planeten öfter conjungiren, die fernen, Jupiter und Saturn, nur einmal in 800 Jahren. Eine Conjunction aller Planeten setzte man voraus bei der Schöpfung und zwar im Sternbild der Fische; dieselbe soll aber erst wiederkehren am Weltende.

Die astrologische Medicin scheint schon sehr frühe ausgebildet gewesen zu seyn und pflanzte sich noch in der Schule unseres Theophrastus Paracelsus fort. Am eigenthümlichsten war die Astrologie der Pythagoräer, welche in den sieben Planeten die sieben Grundtöne der Weltharmonie erkannten und demnach die Krankheiten durch Musik heilten. Joh. Lydus, de mens. 38. In der astrologischen Medicin kam es darauf an, dass das kranke Organ und das Arzneimittel und die Stunde der Anwendung unter der Herrschaft desselben Planeten standen. An diese Astrologie knüpfte man auch die Magie, mittelst welcher man die Kräfte der Planeten sich dienstbar machen wollte, indem man deren Geister oder die astralischen Mächte mit Zauberformeln beschwor. Solche Beschwörungen kann man im Buch Zohar finden.

6.

Die Milchstrasse.

Die Milchstrasse wurde als ein unendliches Gewimmel von kleinen Lichtchen, Funken angesehen, in welcher Gestalt die Seelen vom Himmel oben aus dem höchsten Jenseits zur Erde kommen sollten.

Am klarsten und bestimmtesten ist der Grundgedanke niedergelegt in den Schriften der Neuplatoniker, die aus ältern pythagoräischen Lehren schöpften. Die Hauptstellen findet man bei Porphyrius, de antro nympharum, cap. 16—18. Hier heisst es: Die reinen Geister im Himmel gelüsten nach dem Fleisch und stürzen zur Erde hinab, um in Leiber einzugehen.

Nachdem sie aber ihre Lust gebüsst und zugleich den Schmerz der Erde kennen gelernt, kehren sie gereinigt wieder zum Aether zurück. Beides, der Aus- und Einzug, geschieht in der Milchstrasse und zwar treten die noch körperlichen Seelen aus dem höchsten Aether in die Milchstrasse und aus dieser in die Planetenleiter ein durch die Pforte des Mondes im Zeichen des Krebses, die vom Leibe wieder scheidenden Seelen aber kehren durch die Pforte des Saturn im Zeichen des Steinbocks zurück. Unterwegs auf der Leiter der Planeten gibt jeder Planet der Seele irgend etwas ab. Mit dieser Lehre stimmt Macrobius, somnium Scipionis I. 12. genau überein. Auch Manilius, astron. I. 9. lässt die Seelen auf der Milchstrasse zum Himmel aufsteigen. Porphyrius lässt die Seelen zugleich durch einen Wind in die Körperwelt hinein- und wieder hinauswehen, nämlich hinein durch den bösen Südwind Auster und hinaus durch den guten Nordwind Boreas.

Aus diesen Vorstellungen ergibt sich, dass man das irdische Daseyn überhaupt für die Folge eines Sündenfalls und für ein Unglück und nur die Wiedergeburt nach dem Tode für ein Glück hielt, sonst würde man nicht das ganze irdische Daseyn mit der Nachtseite des Jahres verglichen haben, die im Zeichen des Krebses mit dem Rücklauf der Sonne und der Abnahme ihres Lichts beginnt. Macrobius a. a. O. leitet die Thorheit der Seelen, aus der ewigen Seligkeit im Himmel in das zeitliche Elend des Erdenlebens hinunterzusteigen, aus der Trunkenheit her. Die Seelen hätten aus dem Becher des Dionysos getrunken, der sich als Sternbild zwischen dem Zeichen des Krebses und des Löwen befindet. Vergl. Clemens von Alexandrien strom. V. 675. und Arnobius deutsch von Besnard S. 356. Dass die Aegypter dieselbe Lehre hatten, s. Röth, abendl. Philos. I. 176.

Das Gelüsten wird von Porphyrius a. a. O. symbolisch bezeichnet durch den Honig, die Süssigkeit des leiblichen Daseyns, worin aber der Tod lauert, während in der bittern Galle das irdische Leiden versinnbildet ist, das zum Himmel zurückführt. Nach Porphyrius, de antro nymph. 18. heisst der Mond (Selene) auch Biene (Melissa), weil von ihm aus die Seelen zur Erde kommen, um Leiber anzunehmen. Auch werden diese Seelen selber Bienen genannt. Weil, sagt Porphyrius, der

Mond im Zeichen des Stiers culminirt, heisse es, die Bienen kommen aus dem Leichnam des Stiers. Vergl. Ovid Met. IV. 366. und Virgil, vom Landbau IV. 149. Der Stier ist der von den Titanen zerrissene Dionysos, der sich zur Sinnlichkeit verlocken liess, deshalb als Gott starb und in der gesammten Menschheit wieder geboren wurde. Man wählte das Sinnbild der Biene wegen der Süssigkeit des Honigs. Der Honig bedeutet die Verlockung in die Sinnlichkeit und ihm steht die Galle gegenüber als Bitterkeit des irdischen Lebens, die man erst kennen lernen muss, um durch Busse die Rückkehr zum Himmel zu verdienen. Die zahllosen Lichtfunken, welche die Milchstrasse bilden, nennt Pythagoras bei Porphyrius, de antro nymph. c. 28. ein Volk von Träumen (*δῆμος δὲ ὀνείρων αἱ ψυχαὶ, ὡς ἀνείρεσθαί φησιν τὸν γαλαξίαν*), weil die Seele, indem sie das himmlische Bewusstseyn verliert und in den irdischen Leib eingeht, gleichsam nur schläft und träumt; weshalb auch von Saturn, dem Repräsentanten aller Seelen, gesagt wird, er sitze in einer tiefen Höhle und schlafe und warte auf den jüngsten Tag, an dem er wieder erwachen soll (Plutarch, Abhandlung vom Mondgesicht).

Den Namen der Milchstrasse erklärt Porphyrius als Sinnbild der Säugung Neugeborener: *τὸν (γαλαξίαν) οὕτω προσαγορευόμενον, ἀπὸ τῶν γάλακτι τροφίμων, ὅταν εἰς γένεσιν πέσωσιν.* Und Macrobius, der sonst fast ganz mit Porphyrius übereinstimmt, sagt (somnium Scipionis 1, 12): *Ideo primam nascentibus offeri ait (Pythagoras) lactis alimoniam, quia primus eis motus a lacteo incipit in corpora terrena labentibus.* Damit wird auch die bekannte Mythe der Alten (Manilii astr. 1, 9) erklärt, nach welcher die Milchstrasse der Milchausfluss der Göttin Juno ist, mag auch die Uebereinstimmung auf den ersten Blick nicht einleuchten. Bei Hygin (poëta Astron. 2, 43) findet man die verschiedenen Recensionen dieser Mythe kurz zusammengestellt. Nach Eratosthenes catast. 44 nahm Juno unwissend den neugeborenen Herkules (das Sonnenkind), den Sohn ihrer verhassten Nebenbuhlerin, an die Brust, warf ihn aber sogleich wieder von sich, als sie erfuhr, wer er sey, und dabei floss ihr die Milch aus, die seitdem die Milchstrasse bildet. Nach Andern wurde Herkules nicht weggeworfen, sog aber so heftig, dass ihm die Milch wieder aus dem Munde lief. Noch Andere

sagen, die Göttermutter Ops habe, als sie dem Kinderfresser Saturn statt eines Kindes einen Stein zur Speise dargereicht, ihm auch Milch dazu geben sollen und zu diesem Behuf sich selbst gemolken und ihre Brust so stark gedrückt, dass die Milchstrasse davon ausgeflossen sey. Vergl. Diodor 4, 9. Pausanias 9, 25.

In dieser Mythe ist im Grunde nichts anderes gesagt, als was die Pythagoräer sagen, denn Juno und Ops sind Mondgöttinnen, sind eben der Mond, aus dem im Zeichen des Krebses die Seelen in die Milchstrasse ausfliessen, um auf die Erde und dadurch zur Geburt zu gelangen. Juno hat dem Monat Juni, in welchem nach der Ansicht der Aegypter und Pythagoräer die Seelen in die Geburt eingehen sollen, den Namen gegeben, sie ist die eine janua (Thür, Pforte des Himmels), deren es nach Porphyrius zwei gibt (die andere ist Saturn als Janusarius). Wenn nach Apulejus (Metam. 11. vgl. St. Croix über die Mysterien S. 315) bei der Feier der Isismysterien im alten Aegypten eine Brust, aus welcher Milch floss, herumgetragen wurde, so scheint auch hier der Mond als erste Ernährerin der Seelen gemeint gewesen zu seyn; denn jene Mysterien hatten durchgängig über die Physik hinausliegende psychische Beziehungen.

Der Weg durch die sieben Planeten wurde nach Celsus bei Origines VI. 22. in den Mithrasmysterien die Leiter des Mithras genannt, was wieder auf den Zusammenhang dieser occidentalen Lehre mit einer frühern orientalischen hinweist und nicht ganz unwichtig ist, weil bekanntlich zwischen den Persern und Deutschen eine sprachliche und sittliche Verwandtschaft Statt fand.

Der Mond ist der letzte der sieben Planeten, die letzte Stufe, aus der die Seelen zur Erde herabsteigen. Vom Monde aus kommen sie unmittelbar zur Erde und in den Mond kehren sie auch wieder zunächst zurück, wenn sie aus dem Leben scheiden und den Rückweg zum himmlischen Aether antreten. Der Mond ist also der wichtigste Vermittler zwischen der Milchstrasse und der Erde. Ist nun unser Irinc, Heimdall, Tuisko Herr der Milchstrasse, so kann auch sein Sohn Mannus folgerecht als der Mond aufgefasst werden. Nach einer dänischen Sage in von der Hagens Jahrbuch der deutschen Sprache

und Alterthümer S. 360 erscheint der Mond als ein Käse, der aus der Milch der Milchstrasse zusammengeronnen ist.

Verfolgen wir die Abstammung jener deutschen Götter weiter zurück, so wäre Tyr, Ir oder Zio der ewige Lichtäther oben am Himmel, dasselbe war der griechische Zeus, sein Sohn Irine, Tuisko, Heimdall wäre die Milchstrasse, die aus jenem Aether fliesst, und dessen Sohn Mannus erst der Mond. Den nordischen Rigr aber dürften wir eher mit Mannus, als mit Tuisko identificiren, weil von ihm unmittelbar die Abstammung des Volks auf Erden ausging.

Nach einer bei Wittekind enthaltenen, freilich schon ganz historisch gefassten Sage, bricht sich Iring, nachdem er seinen König Hermanfried verrathen hat, mit dem Schwerte Bahn durch die Verfolger und diese Bahn soll nun die Milchstrasse seyn. Offenbar hat man also hier ein mythisches Wesen nur in die thüringische Geschichte übergetragen. Der Gedanke aber, dass Iring sich mit dem Schwerte die Bahn bricht, stimmt trefflich mit dem letzten Schwertkampf der Götter in der Edda überein. Denken wir uns Irings Zug als den Einzug der Seelen auf der Milchstrasse in die Welt, so ist derselbe schon eben so kriegerisch, als es später das Weltende ist. Sollte nicht mit diesem martialischen Grundgedanken auch die Sitte des Nordens übereinstimmen, derzufolge sich Sterbende mit Eisen verwundeten, weil nur der nach dem seligen Walhalla kommen konnte, der im Kampfe gefallen oder gewaltsam durch Schwert oder Lanze getödtet war?

Die für uns wichtigste Stelle ist aber Porphyrius de antro 29: *καὶ τῶν θεολόγων πύλας ψυχῶν ἥλιον τίθέντων καὶ σελήνην καὶ διὰ μὲν ἡλίου ἀνίεναι, διὰ δὲ σελήνης καταίναι.* Hier ist deutlich ausgesprochen, die Seelen steigen aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit hinab unter der Vermittlung des Mondes und dagegen wieder zurück unter Vermittlung der Sonne, vom Monde also geht die Schuld, von der Sonne die Erlösung aus. Wenn die Vermuthung richtig ist, dass die alten Deutschen unter ihrem Stammvater Mannus den Mond (mâne) verstanden haben, so würde dies mit der pythagoräischen Lehre, nach welcher zunächst alle Seelen der Menschen aus dem Monde herkommen, übereinstimmen. Auch würde damit der Gedanke ausgedrückt seyn, dass eine Schuld allein durch das menschliche Geschlecht

in die Welt gekommen sey. Zugleich aber würde die pythagoräische Lehre mit dem Grundgedanken der deutschen Sage auch darin zusammentreffen, dass der Sonne, als der Erlöserin, der schönste mütterliche Beruf zuerkannt wäre.

Nach Nonnus 35. 310. reichte Here dem Dionysos die Brust, um ihn mit ihrer Milch vom Wahnsinn zu heilen. Die Milch floss ihr aus und daraus entstand die Milchstrasse. Der Wahnsinn des Dionysos bestand darin, dass er aus dem Himmel, aus dem Reiche der reinen Geister in die Körperwelt, aus der seligen Ewigkeit in die vergängliche Zeit überzugehn trachtete, durch den Reiz der schönen Sinnlichkeit verführt. Wie der indische Brahma im Schleier der Maya (seiner eignen Einbildungskraft) die schöne Körperwelt erblickte und dadurch verführt, dieselbe schuf, so erblickt auch Dionysos in seinem goldnen Becher die schöne Sinnenwelt und geht in sie ein. Insofern ist er der menschgewordne Gott und muss eben deshalb sterben, um aus der groben Sinnenwelt in die selige Ewigkeit zurückzukehren. Dass er sich in die Sinnenwelt verliebte, ist sein Wahnsinn, der nicht eher geheilt werden kann, als bis alle Seelen, die als Emanationen oder Theile von ihm in die Sinnen- und Körperwelt herabgekommen sind, nach dem irdischen Tode wieder zum Himmel zurückkehren. Dieser Strom der herab- und hinaufsteigenden Seelen ist die Milchstrasse.

Nach Aldrovandi, ornith. I. 22. heisst der 13. Januar der Adlertag und tritt an diesem Tage die Milchstrasse über, um ihre Milch über die ganze Erde zu verbreiten. Das entspricht dem Umzug der Mutter Perchta mit den Heimchen oder Seelen, die im nächsten Jahre auf Erden leiblich geboren werden sollen, am 6. Januar. Wenn die neuplatonische Mysterienlehre den Einzug der Seelen in die Sommersonnenwende und erst den Auszug in die Wintersonnenwende setzte, so hatte sie dafür zwar wohl erwogene Gründe, da sie das irdische Leben als eine Verfinsterung der Seelen ansah, also auch mit dem Beginn der Verfinsterung der Natur nach Johanni identificiren musste. Doch konnte diese schon etwas künstliche Reflection die ältere und einfachere Vorstellung, nach welcher das Jahr in der Wintermitte beginnt, nicht verdrängen.

Sehr merkwürdig ist eine Ueberlieferung der Kalmucken bei Bergmann, Streifereien III. 162. Sie glauben nämlich,

Denkmäler der deutschen Malerei fleißig gesammelt, und die berühmteste Sammlung ist die der Brüder Boisserée. In den meisten großen Hauptstädten Deutschlands gibt es aber große Gemäldegallerien aus allen Zeiten, und Kunstschulen, worin die jungen Maler sich bilden, vorzüglich in München, Dresden und Berlin. Viele deutsche Maler wandern auch jährlich nach Rom, um dort im Mittelpunkt der Kunst ihre Bildung zu vollenden. Ein Nebenzweig der Malerei ist die Kupferstecherkunst, zu der sich auch neuerdings der von einem Deutschen erfundene Steindruck gesellt hat. Ausgezeichnete Kupferstecher sind: Chodowiecky, Morghen, Ramberg, H. Lips, Amsler ꝛc.

Die Musik erreichte im vorigen Jahrhundert eine Ausbildung, die sie früher nie gehabt hatte, und die Deutschen ragten auch hier wieder unter allen andern Nationen vor. Nur die Italiener dürfen sich mit ihnen vergleichen. Der Schöpfer der neuern Musik war Sebastian Bach, und ihre Vervollkommnung beruhte vorzüglich auf der Erweiterung der Instrumente. Indem aber die menschliche Stimme mit diesen wetteifern mußte, erlangte auch der Gesang eine höhere Ausbildung. Beide Gattungen der Musik, Instrumental- und Vocalmusik, wurden jede besonders und wieder beide im Verein von unsterblichen Meistern der Kunst in einem unendlichen Umfang erweitert, verfeinert, zur höchsten Wirkung gesteigert. Die Kirchen- und Kammermusik, die man die epische und lyrische nennen kann, ward in Oratorien, Cantaten, Symphonien, Sonaten, Liedern ꝛc. von Sebastian und Emanuel Bach, Händel, Haydn, Graun, Benda, Vogler, Reinhardt, Beethoven; die dramatische oder Opernmusik von Mozart, Gluk, Hummel, Winter, Weber, Spohr ꝛc. zur höchsten Vollendung gebracht. In der jüngsten Zeit ist die Opernmusik zugleich mit der Instrumentalmusik und Harmonie über die Kirchenmusik,

der Burchan (Gott) Sunkuba sey zu Johanni zur Erde herabgekommen und zu Weihnachten wieder zum Himmel emporgestiegen. Ihm zu Ehren feiern sie zu Weihnachten das Sullafest (Lampenfest). Es ist auffallend, dass hier mit den beiden Sonnenwenden der südliche und nördliche Sonnennamen in Verbindung kommen. Im Sullafest klingt Sol, in Sunkuba Sonne an.

In der Nähe des Delphins finden wir auch das Sternbild der Leier. Diese mit ihren sieben Saiten bedeutet die Harmonie der Planeten und zugleich der Planetenleiter, sofern die Seelen, wenn sie vom Himmel herabkommen, aus der Milchstrasse auf diese Leiter vom Saturn bis zum Monde herab übergehen. Die Lyra wurde nach griechischer Mythe vom jungen Gott Hermes aus einer Schildkröte verfertigt und auch die Araber denken sich das Sternbild als eine geflügelte Schildkröte. Vergl. v. Bohlen, das alte Indien I. 223. Creuzer, Symbolik 2. Ausg. tab. XLIX. 2. und Inghirami VI. F. 2. Diese Schildkröte finden wir im Thierkreise zwischen den Zwillingen und dem Krebs, also in dem Knotenpunkt, in welchem die Milchstrasse den Thierkreis im Zeichen des Krebses durchschneidet. Merkwürdig stimmen damit einige nordamerikanische Sagen überein. Man hält die Milchstrasse dort für einen Schaum des Aethers, aufgewühlt durch eine oben am Himmel schwimmende Schildkröte. Tanner, Denkwürdigkeiten 321. Vergl. Prinz zu Wied, Reise in Nordamerika II. 152.

Da die siebensaitige Lyra der siebenröhrigen Pansflöte entspricht, so dürfte auch der Pan, der auf dem Deckel eines antiken Gefässes bei Licetus; luzern. 1170. eine Schildkröte tritt, hierher zu beziehen seyn. Die Schildkröte war dem Pan heilig, Pausanias VIII. 54. 5. Es wäre nun vielleicht die Frage, ob nicht auch die Liebesgöttin, welche die Herabkunft der Seelen in den irdischen Leib vermittelt, gerade in diesem Sinne die Schildkröte zum Attribut habe. Nach Pausanias VI. 25. stand die Göttin zu Elis auf einer Schildkröte. Man bezieht das Sinnbild gewöhnlich auf die häusliche Einschränkung der Frauen, weil die Schildkröte in ihrer Schaale, wie in ihrem Hause bleibt. Diese Erklärung ist aber doch etwas zu trivial.

7.

Nysa.

Die Alten konnten nicht umhin, neben dem Bärengestirn doch auch im leeren Himmelsraum den mathematisch richtigen Mittelpunkt des Nordpols zu finden. Der kleine Polarstern genügte ihnen nicht, weil er nicht ganz in der richtigen Mitte steht und zu unbedeutend ins Auge fällt. Deswegen findet man bei den gebildeten Völkern kaum eine Mythe von ihm. Doch ladet der gute Gott Wischnu die frommen Inder zum Polarsterne ein, wo sein Paradies sey. Asiat. Originalschriften I. 76. Auch die finnische Mythe von der Jungfrau Kyllikki scheint sich auf den Polarstern zu beziehen. Es heisst von ihr, Sonne, Mond und Sterne hätten sich um sie beworben, sie habe aber die Sonne zu heiss, den Mond zu veränderlich gefunden und den kleinen Stern gewählt, der immer zu Hause bleibt, da wo er ist, über dem Siebengestirn. Castren, Finnische Mythol. S. 53. In Thomassons Finn. Myth. und bei Neus, Esthnische Volkslieder, wo S. 10 f. mehrere Varianten vorkommen, heisst die Jungfrau Salme. Auf Neuseeland heisst der Polarstern Taki, sitzt als Spinne in der Mitte ihres Gewebes und gilt als Bruder des höchsten Gottes Mawe, dem er bei allen seinen Schöpfungswerken geholfen haben soll. Klemm, Culturgeschichte IV. 350.

Da die Chaldäer oder Magier in Babylon am frühesten die Sternkunde ausbildeten, ist es nicht unwichtig, aus einer Stelle des Jesaias XIV. 13. zu erfahren, welchen Rang sie dem Nordpol einräumten. Dort heisst es nämlich vom übermüthigen König von Babylon, er wolle seinen Thron über die Sterne erhöhen und sich niedersetzen neben den Nordstern.

Nysa, hebräisch נִצָּה, heisst Blume, Blüthe, die aus den Urkeimen hervorsprossende Welt. Vgl. Sichler zum Homer, Hymnus auf Demeter S. 93. Da nun nach der griechischen Anthologie VIII. 11. Apollo die Mauern von Nisaia bauen half und ein Stein, auf den er seine Lyra legte, davon fortklang, ist die siebensaitige Lyra und das Bärengestirn in direkte Verbindung gebracht mit Nysa. Es ist das Naturcentrum, in welchem der ganze Weltbau begonnen hat.

Wir sind nicht befugt, den Polarstern in Nysa zu erkennen, weil von einem Sterne nirgends dabei die Rede ist. Wir müssen zunächst nur an den mathematischen Punkt denken. Schon in der Odyssee X. 83 f. wird ziemlich deutlich am äussersten Ende der Welt der Punkt bezeichnet, von wo alles ausgeht und wohin alles zurückkehrt, wo der Hirt, der die Tage austreibt, dem Hirten, der die Nächte austreibt, so nahe ist, dass sie einander zurufen können. Nysa nun wird in vielen griechischen Mythen als ein Centralpunkt bezeichnet, von wo das Weltleben ausgeht und wohin es zurückkehrt. Zu Nysa wurde Dionysos in seiner frühesten Jugend erzogen, jener höchste Gott der Mysterien, der im feurigen Aether unter Blitzen geboren sich in die niedere Welt herabliess und selbst dem Tode sich hingab, um durch seine Wiedergeburt auch der Menschheit die Wiedergeburt zu gewähren. Die Menschheit, die er erlöst und mit der er zum Himmel zurückkehrt, ist unter dem Bilde der verlassenen Ariadne verstanden, die er mit der bräutlichen Krone schmückt und zwar auf der Insel Naxos. Es ist erlaubt, Nysa und Naxos als identisch zu denken. Wenn Stephanus nicht weniger als neun verschiedene Nysas aufzählt, die auf der Erde liegen, so sind darunter nur verschiedene Cultusstätten des Dionysos gemeint. Das ideale Nysa können wir nirgend anders, als im Ausgangspunkt der Welt, im Nordpol suchen. Creuzer, Symbolik IV. 23. leitet den Namen von *νύσσω*, *pungere* ab, Nysa wäre demnach der Punkt schlechthin. Creuzer bezeichnet ihn als den Wendepunkt im Circus, wo die Wagenlenker umlenken. Demselben Bilde gehören auch die berühmten nysäischen Pferde an, die, wenn man sie auch auf die Erde versetzt glaubte, ursprünglich doch nichts anderes bedeuteten, als die den Pol umkreisenden Sternbilder. Vergl. über sie Ritter, Erdkunde VIII. 56. IX. 359. 363.

Dionysos selbst heisst nach Diodor IV. 2. wörtlich nur der Gott von Nysa. Auch Persephone befand sich zu Nysa, als der Gott der Unterwelt sie raubte. Dieser Umstand allein genügt, um zu beweisen, dass der Mythus von der Persephone, wenn er auch das Einsenken und Wiederaufgehen der Saat in der Erde bezeichnen will, doch zugleich auch einen tieferen Mysteriensinn hat, wonach er das Herabsinken aus einem höhern himmlischen Daseyn in die irdische Zeitlichkeit bedeutet.

Wir kommen auf Nysa zurück, wenn wir die Mysterien des Dionysos entschleiern werden.

In der arabischen Astronomie heisst der Punkt des Nordpols *Elfas*, das Loch. Darunter wird zunächst das Loch verstanden für den Mühlzapfen, um welchen der Mühlstein läuft. Man dachte sich den ganzen Himmel, wie er sich um den Pol dreht, wie einen rotirenden Mühlstein. Jene Oeffnung im Centrum der Natur wurde aber auch als *rima, scissura* bezeichnet, was an die indische Vorstellung einer Weltyoni erinnert. Ideler, Sternnamen S. 4. 17.

In der Nähe des Pols gilt der Stern γ im Cepheus den Arabern für einen Hirten (Elrai) mit einer Heerde Schafe. Im Umkreis aber werden andere Sternbilder für Wölfe (Schakals) gehalten, die auf die Schafe lauern.

Am einfachsten dachte sich der grosse Pythagoras das Naturcentrum als einen einzigen kleinen Feuerfunken, der sich nach und nach in die Nacht umher ausgebreitet und Licht in die Welt ergossen habe. Bailly, Gesch. d. Sternkunde I. 258.

Indem die alten Völker auf die bezeichnete Weise den Raum eintheilten und das Centrum desselben feststellten, haben sie sich freilich getäuscht, denn der Polarstern ist nicht der wahre Mittelpunkt der Sternenwelt, sondern er ist es nur relativ für unsere Erde. Je nach seiner Achsenstellung hat jeder andere Himmelskörper einen andern Polarstern oder ist sein Nordpol einem andern Punkt des Himmels zugekehrt. Indessen war auch diese relative Zurechtfindung im Raum die Befriedigung eines unumgänglichen Bedürfnisses und es kam auch gar nicht darauf an, wie sich die Sterne in dem, nicht einmal von uns ganz zu übersehenden Raum zu einander und zu einem absoluten Mittelpunkt verhielten, sondern nur darauf, wie sie sich zu uns verhielten, wie sie sich uns in dem uns sichtbaren Raume darstellen. Insofern aber gab es in der That keine klarere Vorstellung vom Verhältniss der Erde zu dem sie umgebenden Himmelsraum, als in der Contrastirung der Erdachse mit dem Erdäquator. Die Erdachse verlängert sich zur Weltachse bis zum Polarstern hin und gibt somit dem ganzen Raum eine feste Lage. Um den Erdäquator her aber schlängelt sich mit geringer Abweichung die Ekliptik oder der jährliche Lauf der Sonne und in ihrem Gefolge der Planeten. Das ist

der grosse Gegensatz zwischen der ewigen Ruhe und der vergänglichen Bewegung in der Natur.

Immerhin bleibt es interessant, dass um unsern Nordpol her auf der Oberfläche der Erde das meiste Festland sich zusammenhäuft und dass auch gegenüber am Nordpol des Himmels die grösste Menge von Sternen wahrgenommen wird, während der Südpol der Erde von Land und der Südpol des Himmels weit mehr von Sternen entblösst sind.

8.

Der Glasberg.

Die Lücke zwischen dem nördlichen Theil unserer Erde und dem hohen Bärengestirn und Nordpol am Himmel wird in unzähligen Märchen der europäischen und zum Theil auch der orientalischen Völker mittelst des sogenannten Glasbergs ausgefüllt. Die Beziehung dieses märchenhaften Berges auf den Nordpol ist nicht zu verkennen und darin liegt der Beweis (neben vielen andern, auf die wir im Verfolg unserer Untersuchung kommen werden), dass die Literatur der Volksmärchen und Volkssagen Erinnerungen altheidnischer Religion, altheidnischer Mythen enthält, die man bisher zu wenig geschätzt hat, weil man sich noch nicht die Mühe gab, sie zu ordnen, zu vergleichen und ihrem Sinne nachzuspüren.

Der Glasberg der Märchen ist für die Erinnerung an das alte Heidenthum maassgebend. Das Glas bedeutet hier zunächst die durchsichtige Luft. *Glasburg* heisst die gläserne in der Luft schwebende Burg des britischen Arthur. Eckermann, Kelten I. 38. *Glasir* heisst der goldne Wall um die Götterburg der nordischen Asen. Skaldskaparmal 34. *Glaesis vallir* der Palast des Riesenkönigs in der Urwelt, ehe die Menschen da waren, Hervararsaga 1. *Glerhiminn (coelum vitreum)* heisst das Paradies, zu dem die Helden reiten, Jarl Magnussaga 320. Grimm, D. Myth. 780. Auf merkwürdige Weise fällt auch das persische Ver (Beroë) und das lateinische *ver* (der Frühling) mit dem französischen *verre* (Glas) zusammen.

In den meisten Märchen sucht man den Glasberg in der Himmelshöhe. Der Weg zum Glasberg führt über Sonne,

Mond und Morgenstern nach Grimms Märchen Nr. 25. Wind, Sonne und Mond zeigen den Weg zu ihm bei Müllenhof S. 385. bei Haltrich, Märchen aus Siebenbürgen Nr. 13 und bei Wenzig, Westslav. Märchenschatz S. 112. Mondschein, Sonnenschein und Wind bei Waldau, Böhmische Märchen S. 116. Den Glasberg bedeutet auch „das schöne Schloss östlich von der Sonne und nördlich von der Erde" bei Cavallius, Schwed. Märchen Nr. 8. oder „östlich von der Sonne und westlich vom Monde" in einem norwegischen Märchen bei Asbjörnsen II. 11. So fern, so hoch über Sonne und Mond und in so nördlicher Richtung kann der Gipfel des Glasbergs nur mit dem Gipfel der als Berg gedachten Welt überhaupt, also mit dem Nordpol, zusammen fallen.

Der Glasberg entspricht aber auch dem Nordlicht am Nordpol der Erde. In einem böhmischen Märchen bei Waldau S. 540. gelangt der Held über drei Gebirge und neun Meere zum Feuerberge, aus dem furchtbare Feuergarben aufsteigen, was ganz den Strahlen des Nordlichts entspricht. Da nun im Nordlicht die bei Nacht hinter der Erde wieder von Westen nach Osten zurücklaufende Sonne widerscheinen soll, hat der Glasberg auch Sonnenbedeutung. Daher wird er der goldne Berg genannt bei Grimm, Märchen Nr. 92., oder das Schloss der goldnen Sonne bei Grimm Nr. 196, das Schloss auf Goldpfeilern bei Cavallius Nr. 12, die goldne Stadt am Schluss der indischen Märchensammlung des Somadeva; die in der Luft hängende goldne Stadt in Grässes Märchenstrauss Nr. 160. Auch in Wuks serb. Märchen 2.

Statt des Glasbergs oder goldnen Bergs kommt in den Märchen als Ziel der Heldenfahrt auch das Land der Jugend vor bei Cavallius Nr. 9, weil vom Naturcentrum alle Verjüngung ausgeht. In den böhmischen Märchen von Waldau S. 160. thront auf dem Glasberge ein weisser Bär, in dem aber ein schöner König verborgen ist. Die irdische Jungfrau, die er heirathet, soll niemand verrathen, dass er bei Tage ein Bär und nur bei Nacht ein Mensch ist, plaudert es aber doch einmal ihrer Mutter aus und er verschwindet. Erst auf dem Glasberg soll sie ihn wiederfinden und nun ruht sie nicht und bringt jedes Opfer der Geduld, um den Glasberg endlich zu erreichen, wozu ihr des Bären Bruder, der Sonnenschein, den Weg zeigt.

In diesem an Amor und Psyche erinnernden Märchen ist ohne Zweifel uralte Natursymbolik enthalten.

Zum Glasberg müssen die Todten hinaufklimmen, Grimm, Märchen III. 47. Woycicki, Poln. Sagen 385. Die alten Lithauer glaubten, nach dem Tode müssten die Seelen den ungeheuer hohen Berg Anafielas hinaufklimmen, um zum Throne Gottes und zur Wohnung der Seligen zu gelangen. Die Tugendhaften steigen leicht empor, die Lasterhaften kommen nur mit unsäglicher Mühe hinauf, um wieder hinab gestürzt zu werden. Die alten Lithauer gaben ihren Todten Werkzeuge mit ins Grab, die zum Bergsteigen dienen. Hanusch, Slav. Mythus S. 415. Auch die Wilden im höchsten Norden von Amerika glauben, nach dem Tode müssten die Menschen einen glatten Berg zum Himmel emporklettern, nur die Guten kämen hinauf, die Bösen stürzten hinab. Franklin, Reise I. 84. Unter den Muggendorfer Kalkbergen kommt auch ein Glasenberg voll Petrefakten vor. Walther, Topogr. von Bayern, 201. Vielleicht dachte man sich unter den Versteinerungen die Knochen der vom Berge Gefallenen. Im foyer Breton von Souvestre p. 192. reitet der blöde Peronnik zum Glasberge und holt von dort den diamantnen Speer und die goldne Schaale, zwei kostbare Talismane. In den alten Gedichten vom h. Graal befindet sich auf der Burg Montsalvaz neben dem Graal, d. h. der Abendmahlsschüssel des Heilandes, eine ewig blutende Lanze. Der Graal enthält wahrscheinlich die Erinnerung an ein älteres Symbol des Heidenthums, nämlich an das in den bretonischen Mysterien so berühmte Waschbecken, den Zauberkessel der Göttin Ceridwen, dasselbe was der Becher in den dionysischen Mysterien bedeutet. In der blutenden Lanze mag man sonach auch die dionysische Schlange oder den Thyrsusstab wiedererkennen. Es ist die uralte Symbolik des indischen Lingam und der indischen Yoni, der männlichen und weiblichen Urkraft, und wenn wir diese beiden Zeichen auf dem Urberg oder im Naturcentrum vereinigt finden, so will das nur sagen, von hier aus ist die ganze Schöpfung ausgegangen.

9.

Der Weltbaum.

Nach Plato, Republik X. 617. wird die Achse der Welt von einer Lichtsäule in Gestalt einer Spindel gebildet. Dieselbe dreht sich „im Schooße der Nothwendigkeit" und mit ihr drehen sich ihre acht Wirtel, die Planetenkreise.

Als Weltachse wurde auch der Berg Atlas angesehen. In der Odyssee I. 50. heisst es, er halte die Säule zwischen Himmel und Erde und kenne die ganze Tiefe des Meeres. Man dachte sich ihn also als einen Stift vom Zenith bis zum Nadir. Ein Begriff, der weit über das Gebirge Atlas im nordwestlichen Afrika hinausgeht, jedoch auf dasselbe übertragen wurde. Nach Hesiod, Theogonie 510. war er ein Titane, der mit den andern den Himmel stürmen wollte, den aber Zeus besiegte und verurtheilte, fortan den Himmel zu tragen.

Nach mongolischer Lehre war die Weltachse ein Pfeil, welchen der älteste Gott der unruhigen Riesenschildkröte (der untern Welt) mitten durch den Leib schoss, um sie festzubannen. Pallas, hist. Nachrichten II. 21. 228. Daselbst 26. wird der Pfeil zu einem ungeheuren Baum, der im Mittelpunkt der Erde steht.

Die Inder machten aus der Weltachse einen Lingam und aus der Runde der Welt umher eine Yoni, die beiden Geschlechtszeichen. Das einfachste Sinnbild dafür war die Lotosblume, die ihre runden Blätter um den starken Griffel her ausbreitet.

In der nordischen Edda kommt ein Weltbaum vor, die Esche Yggdrasill, die aus der tiefsten Unterwelt, in welcher ein Drache an ihren Wurzeln nagt, bis zum Himmel emporwächst, wo auf ihrem Gipfel ein Adler sitzt. Zwischen beiden läuft ein Eichhörnchen hin und her und sucht sie gegen einander zu reizen. Obgleich dieser Baum ein Sinnbild des Weltganzen überhaupt zu seyn scheint, oder der Menschheit, die im ewigen Gegensatz zwischen Gut und Böse ihr Wachsthum vollzieht, so entsteht dieses Sinnbild doch ursprünglich aus der Vorstellung der Weltachse. Die berühmte Irminsul, das Heiligthum der Sachsen, welches Karl der Grosse zerstörte, wird

als ein Holzklotz beschrieben, von dem das Volk glaubte, er trage die Welt *). Wahrscheinlich gehört auch dieser Glaube der Vorstellung einer Weltachse an.

Franklin erzählt in seiner zweiten Reise zum Polarmeer eine interessante Sage der Wilden Nordamerikas. Chapewee, der atlantische Noah, steckte, als er die Arche verliess, seinen Stab in die Erde und sogleich wuchs daraus eine ungeheure Tanne, bis in den Himmel hinauf. Ein Eichhorn lief an derselben empor, Chapewee wollte es jagen, konnte es nicht einholen, kam aber bei dieser Gelegenheit unvermuthet in den Himmel. Sonderbarer Weise findet sich auch im deutschen Aberglauben eine hohe Bedeutung des Tannenwipfels und eine Beziehung des Eichhorns auf denselben. In dem sympathetischen Mischmasch 1715. S. 82. und in den 138 Geheimnissen (Frankfurt und Leipzig 1726. 8.) heisst es, der höchste Tannenzapfen am Baum mache schussfrei und wenn ein Eichhörnchen davon esse, könne es vom Jäger auf keine Weise getroffen werden. Daher trage man auch solche Zapfen im Kriege bei sich, um schussfest zu werden.

Die Weltesche Yggdrasill hat drei Wurzeln, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, an denen die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen sitzen. Auch schon das Alterthum kannte einen heiligen Lorbeerbaum des Apollo mit drei Wurzeln, welche gleichfalls Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuteten. Fulgentius, Myth. I. 16. Daraus erklärt sich wohl auch der Dreifuss des Apollo. Als weissagender Gott musste er, wie Vergangenheit und Gegenwart, so auch die Zukunft kennen. Wie unter der Esche der grosse Wurm nagt, so windet sich die Schlange durch den Dreifuss, Winckelmann IX. 454. Auf einer Münze des Trajan trägt der Dreifuss den Thierkreis. Mauroceni thes. num. 40.

Auf den Urbergen in Asien wachsen ebenfalls riesenhafte Bäume, aber nicht als Weltachsen, sondern nur wie gewöhnliche Bäume in einem Garten. Im persischen Paradiese auf

---

*) Truncum quoque ligni non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria cum lingua Irminsul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia. Rudolf von Fulda bei Pertz II. 676.

dem Berg Albordj hat der Riesenbaum Hom die Bedeutung des Menschengeschlechtes, denn der erste Mensch führt denselben Namen. Auf dem mongolischen Uriberg Summeru wächst ein Baum der Unsterblichkeit. Paullinus, Brahm. Götterlehre S. 251. Bei den Indern kommt die seltsame Vorstellung eines riesenhaften Feigenbaumes vor, der oben im Himmel wurzelt und die Zweige mit den Blättern zur Erde herabhängen lässt. Seine Blätter sind die Verse der Vedas, er bedeutet also den Glauben, der von Oben kommt. Ritter, Erdkunde VI. 665.

In Aegypten glaubt man, an einem ungeheuren Baume wüchsen so viel Blätter, als Menschen existiren, und der Engel Osrain breche, wenn ein Mensch stirbt, sein Blatt ab. Lepsius, Briefe 214. Die Danaras in Afrika glauben, alle Völker und Thierarten seyen aus einem ungeheuren Baume entstanden. Nach Galtons Bericht aus Südafrika.

Eine der merkwürdigsten Vorstellungen vom Weltbaum ist die muhamedanische. Gott schuf einen Baum mit vier Aesten und nannte ihn Baum der Wahrheit. Dann schuf er die Seele Muhameds in Gestalt eines Pfauen unter einem Schleier von weissen Perlen. Vom Baume herab sang der Pfau 70,000 Jahre lang das Lob Gottes. Dann schuf Gott den Spiegel der Ehrfurcht und stellte ihn vor den Pfau hin. Als Gott auf den Pfau blickte, floh derselbe aus Ehrfurcht. Gott aber schuf aus seinem Kopfe die Engel, aus seinem Gesicht das Paradies und die Sternenwelt, aus der Brust die Propheten und Gerechten, aus dem Rücken die h. Orte und Moscheen, aus den Füssen die Erde. Lüken, Traditionen Seite 41.

In einem merkwürdigen Märchen aus Siebenbürgen bei Haltrich Nr. 15. erblickt ein Hirtenknabe einen ungeheuer hohen Baum, fängt an hinaufzuklettern und gelangt zu dem ersten breiten Stockwerk von Aesten, das einen grossen Wald von Kupfer darstellte. Von da klettert er zum zweiten Stockwerk, welches von Silber, und zum dritten, welches von Gold ist, hinauf. Oben erfährt er in einem Königspalast, die schöne Königstochter sey von einem Adler auf den Glasberg entführt worden. Mittelst des Kupferzweigs aber, den er mitgenommen,

den Geſang und die Melodie herrſchend geworden. Stücke aus Opern dringen in die häusliche Muſikunterhaltung und ſelbſt in die Kirchen. Die Stimme wird als ein Inſtrument häufig mißbraucht, mit den übrigen Inſtrumenten in unnatürlicher Uebertreibung zu wetteifern, und alle einfachen, herzergreifenden Melodien ſind unter dem Lärm und künſtlichen Geſchnörkel der Harmonie erſtickt. Die einfache Schönheit leidet unter allzu großer Künſtlichkeit. Daher ſtrebt eine muſikaliſche Parthei, den Geſang und die Melodie in der alten Reinheit wieder herzuſtellen und den zahlreichen Opernhäuſern und Capellen werden Singvereine entgegengeſetzt.

Kapitel CCCCXCVIII.

Die Dichtkunſt.

Ueber alle Künſte herrſcht jetzt die Dichtkunſt. Sie iſt ſeit hundert Jahren auf eine erſtaunenswürdige Weiſe unter uns verjüngt worden. Auf den tiefſten Verfall folgte die höchſte Verherrlichung. Zuerſt wirkte das Sprachſtudium günſtig auf die Poeſie. Die Philologen lehrten auf Schulen und Univerſitäten in den Geiſt der griechiſchen und römiſchen Sprache eingehn, ſo vorzüglich Erneſti, Ruhnken, Reiske, Heyne, Wolf, Hermann, Jakobs ꝛc. Nach dieſen Sprachen ſuchte man nun auch die deutſche umzubilden und zu verfeinern. Sodann eröffneten Leſſing und Herder, ſpäter die Brüder Schlegel den unermeßlichen Schatz der engliſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, nordiſchen, orientaliſchen und altdeutſchen Poeſie, und an ſo großen Muſtern verlernte man endlich den franzöſiſchen Aftergeſchmack und die alte Sprachbarbarei. Am Studium der alten und ausländiſchen Poeſie reifte die neue deutſche Dichtkunſt, doch mußte ſie natürlich durch eingebornes Genie, urſprüng-

vermag er den glatten Berg hinaufzusteigen und die Königstochter zu erlösen. Noch in einem andern siebenbürgischen Märchen im Ausland von 1857, Seite 288. befindet sich die Königstochter nicht auf dem Glasberg, sondern unmittelbar auf dem Gipfel des ungeheuren Baumes, zu welchem niemand hinaufzugelangen vermag, ausser ein Jüngling, der sich dazu des schnellsten Pferdes in der Welt bedient.

Drittes Buch.

Die Beziehungen der Sonne zum Naturcentrum.

1.

Parallelismus von Zeit und Raum und Identificirung ihrer Centralpunkte.

Das Centrum des Raumes ist unabänderlich und unverrückbar im Nordpol, ganz unbekümmert um die Zeit und ihre Wechsel. Ganz ebenso ist die Zeit mit ihren Wechseln concentrirt in der Sonne, die ihrerseits unbekümmert um den Raum denselben in beständiger Bewegung frei durchschreitet. Feste Punkte des Anfangs und Endes der Zeit waren an jedem Tage die Momente des Sonnenaufgangs und Untergangs und für jedes Jahr die Wintersonnenwende, zu welcher nach Vollendung eines Jahres die Sonne immer wieder zurückkehrt. Es kam nun den Astrologen der heidnischen Vorzeit darauf an, das nur periodische Centrum der Zeit in der Wintersonnenwende mit dem Centrum des Raums im Nordpol in Beziehung zu bringen, beide für das Glaubenssystem zu parallelisiren. Zur Vermittlung beider bot sich auf die natürlichste Weise das Nordlicht dar, ein Phänomen, in welchem sich einfach die Morgen- und Abendröthe zu wiederholen scheint, welches aber ausschliesslich an den Nordpol der Erde gebunden ist, über welchem der Nordpol des Himmels senkrecht steht. Man dachte sich nun, wenn die Sonne im Westen untergegangen sey, laufe sie hinter den nördlichen Gebirgen der Erde herum, zum Osten hin, wo sie wieder aufgehe; unterwegs aber in der Mitternachtsstunde ruhe sie ein wenig aus, also gerade am Nordpol, und von ihrem Mitternachtsscheine komme das Nordlicht her. Das Nordlicht in der Wintersonnenwende musste sonach mit dem brennenden Nest des Vogel Phönix verglichen werden, in welchem die Zeit sich immer neu verjüngt, und so hatte man auch für die Zeit einen Mittelpunkt gefunden, wel-

cher dem Mittelpunkt des Raumes, dem Nordpole des Himmels entsprach.

Aus dieser Symbolik folgte ferner die Vorstellung, dass in dem Moment der Sonnenwende, in dem die Sonne von ihrem immerwährenden Lauf ein wenig ausruht, die Zeit die Eigenschaft des Raumes, nämlich Stätigkeit, d. h. die Eigenschaft der unveränderlichen Gegenwart, also der Ewigkeit annimmt, wogegen alles im Raume die Eigenschaft der Zeit, nämlich deren Beweglichkeit aus der Gegenwart hinaus in Vergangenheit und Zukunft sich aneignet. Auf dieser Vorstellung beruht alle Magie der Sonnenwenden, das Versetzen aus der Zeit in die Ewigkeit, die Vergegenwärtigung des Vergangenen und Zukünftigen und eine Menge von Magien und Verwandlungen.

Hier die Nachrichten der Alten über das Nordlicht. Aristoteles, Meteor. I. 1. glaubte, die Sonne gehe über Nacht vom Punkt ihres Untergangs im Westen aus am nördlichen Rande der Erde hinter hohen Gebirgen herum bis zu dem Punkt ihres Aufgangs im Osten. Die Livländer glauben heute noch, die Sonne fahre am Erdrande Schlitten, werfe zuweilen um und wirble dadurch den Schnee auf, worauf Nebel folge. Kohl, Ostseeprovinzen II. 137. Die alten Perser glaubten, die Sonne gehe täglich vom Urberg Albordj im Osten aus, durchlaufe Süden und Westen und kehre über den Norden wieder auf den Berg zurück. Kleuker, Zendavesta III. 67. 73. Das nämliche glaubten die Mongolen vom Laufe der Sonne hinter dem Berge Summeru herum.

Kosmas Ikonopleustes lehrte noch im sechsten Jahrhundert nach Christo, im Norden stehe ein hoher Berg, um den die Sonne bei Nacht herum gehe, so dass wir sie nicht sehen können und es bei uns finster ist. Er fügt hinzu, jenseits des Berges liege ein Meer und jenseits dessen erst das Paradies. Collectio nova Patrum 2, 188. Vergl. Bailly, Geschichte der Astronomie, Leipzig 1777. 1, 228. Auch Avienus, ora maritima 648. sagt, die am Nordrand fortlaufende Sonne leuchte den seligen Hyperboreern.

Plutarch, vom Verfall der Orakel Kap. 18. beschreibt eine h. Insel in der Nähe von Britannien, von wo die Stürme kommen, wo man leuchtende Lufterscheinungen (ohne Zweifel das Nordlicht) erblickt und wo auch die Dämonen und die

Seelen der Helden wohnen. Humboldt, krit. Untersuchungen der Kenntnisse von der neuen Welt, bezieht darauf auch die Stelle der Germania von Tacitus Cap. 45, wo vom unbeweglichen Eismeer jenseits der Suionen (Schweden) die Rede ist. Hier, heisst es, ist der Erdkreis beschlossen und dauert der letzte Glanz der untergehenden Sonne bis zur aufgehenden fort, so hell, dass die Sterne ermatten. Auch hört man von dort einen Ton und sieht die Gestalten der Götter und die Strahlen des Hauptes, was alles Humboldt mit Recht auf die Nordlichtstrahlen bezieht. In dieser Stelle ist das Nordlicht aufs deutlichste als Götterhimmel und zugleich als nächtliche Sonne bezeichnet. Tacitus konnte aber die Nachricht nur aus Deutschland oder Britannien erhalten haben.

Pytheas von Massilia, der sich bekanntlich im hohen Norden aufhielt, berichtet, die Barbaren hätten ihm die Stelle gezeigt, wo die Sonne ihr Nachtlager habe. Die Stelle bei Geminus *εἰσαγώγη*, Antorph. 1590. p. 83. Nilsson in seinem Buch über die Ureinwohner des scandinavischen Norden, zweite Ausgabe S. 117. gibt die richtige Erklärung, dass man ihm von einem Berge aus die Mitternachtssonne gezeigt habe, wie es noch jetzt Sitte ist, in der Nacht der Sommersonnenwende bei Torneo am Ende des baltischen Meeres die Sonne zu beobachten. Jedenfalls war den Alten die Vorstellung einer Nachtruhe der Sonne im Norden geläufig und da sie in ihrem Süden nur das Nordlicht sehen konnten, war es natürlich, dass sie dasselbe mit der Mitternachtssonne verwechselten.

Die Wenden kennen eine Göttin im Nordlicht, nennen sie Milina und sagen, sie spiele, wenn das Nordlicht Strahlen schiesst. Haupt und Schmaler, Wendische Volkslieder II. 271. In einem Volksliedchen bei Strackerjan, Aberglauben in Oldenburg II. 63. erscheint das Nordlicht als ein Tempel mit prachtvollen Thoren.

Haben wir nun im Nordlicht den Mittelpunkt erkannt, zu dem die Sonne von ihrem täglichen Laufe zurückkehrt und von dem aus am Morgen sie wieder ihren Lauf beginnt, so gilt insbesondere das Nordlicht in der Wintersonnenwende als Anfangs- und Endpunkt des Jahres und folgerecht musste man auf den Gedanken kommen, die Zeit überhaupt oder die Sonne, welche durch die Zeit läuft, sey hier zuerst geboren.

Die Mutter der Sonne, Leto oder Latona, war nach Diodor II. 47. „auf der Insel, die den Kelten gegenüber liegt, gegen den Nordpol zu im Lande der Hyperboreer geboren", d. h. dort in der mütterlichen Urnacht ist die Sonne empfangen, wenn sie auch erst im Osten geboren wird, d. h. aufgeht. Desshalb fingen die Alten den Tag nicht vom Aufgang der Sonne, sondern schon von Mitternacht an, wie auch wir heute noch thun. Vergl. Plutarch quäst. Rom. 84. Daselbst 19. heisst es in Bezug auf den Jahresanfang: „Den besten Anfang nimmt man im Wintersolstitium, wenn die Sonne nicht mehr weiter hinunter kann, sondern wieder aufsteigt. Denn dabei geht in der ganzen Natur eine Veränderung vor, das Licht nimmt zu, das Dunkel nimmt ab und der Herr alles Lebens tritt uns wieder näher."

An diesem wichtigen Wendepunkte ruht nach der Vorstellung der Alten die Sonne von ihrem sonst ununterbrochnen Laufe ein wenig aus. Daher der Ausdruck *solstitium*, Stillstand der Sonne. Es ist bei uns ein alter Volksglaube, dass die Sonne in dieser heiligen Zeit, wenn sie ausruhen darf, drei Freudensprünge mache, am Morgen des Weihnachts- und Johannistages, in die man ehemals die Solstitien des Winters und Sommers verlegte. Zingerle, Sitten des Tiroler Volks, 129. Meier, Sagen aus Schwaben I. 236. Mémoires de l'acad. Celtique III. 447.

In deutschen Kinderliedern wird jetzt noch England, welches im Volksglauben oft mit dem Engellande verwechselt wird und in der Richtung des Nordpols liegt, als die eigentliche Geburtsstätte und Heimath der Sonne angesehen. So heisst es in einem Kinderlied bei Simrock 36. und bei Firmenich I. 425:

Die Himmelsthür wird aufgehn,
Maria Gottes Amme
Kommt mit dem weissen Lamme,
Weist die Wolken über Land
Von Brabant nach Engelland.

Dieses Engelland galt als das Paradies der Seligen. Daher das Sprüchwort „nach England fahren", wenn eine Gesellschaft ungeheuer lustig seyn wollte. Uhland, Volkslieder 589. In einem holsteinischen Segensspruche bei Müllenhoff S. 517.

heisst es noch insbesondere, die Sonne bescheine Engelland. Weil sie dort untergeht und ausruht, also gleichsam dort wohnt, dachte man sich auch, dass aller Segen der Fruchtbarkeit von dort komme. Daher das hübsche Räthsel, von dem Mannhardt, germ. Mythen S. 415. mehrere Varianten gesammelt hat:

Es kommt ein Schiff aus Engelland,
Hat kein Bügel und kein Band
Und doch zweierlei Bier.

Das ist das Ei mit seinem Dotter und Eiweiss. Hier erscheint es als Sinnbild aller organischen Fruchtbarkeit, wie das Osterei.

2.

Die Waberlohe.

Die berühmte Waberlohe, *vafrlogi*, weberndes oder zitterndes Feuer, kommt dreimal in den Liedern der alten Edda vor und zwar jedesmal als ein unnahbarer Flammenkreis, in welchem eine Jungfrau auf ihren Befreier harrt, der mit göttlicher Kühnheit durch die Flammen reitet.

Im Eddaliede von Skyrnirs Fahrt erblickt Freyr, der Gott des Sommers und der Fruchtbarkeit, von fern die schöne Gerda, deren weisse Arme weithin leuchten, ist aber zu schwach und weichlich, um sie selber sich zu holen. Dagegen reitet sein starker Freund und Diener Skyrnir durch die Waberlohe, von der sie umgeben ist, und entführt sie. Schon Magnusen in seinem Lexikon s. v. *vafrlogi* hat unter der Waberlohe und unter den ausgestreckten weissen Armen Gerdas das feurige Nordlicht verstanden, welches häufig weisse Strahlen am Himmel ausstreckt. Unter Gerda müssen wir uns die im Winter gleichsam gefangene Natur denken, die für den Sommergott etwa durch den Eisbrecher und Donnergott befreit wird. Schon Simrock hat die Identität Gerdas und Nannas nachgewiesen, welche letztere unverkennbar die Göttin bezeichnet, welche die bunte Vegetation des Sommers bewirkt, also die Sonne. Simrock hat dann wieder beide mit der Iduna identificirt. *Id* heisst wieder, Iduna hütet die unsterblich machenden Aepfel. Sie bedeutet im Werden und Vergehen das ewig Bleibende. Sie ist das reine jungfräuliche Princip des Ewigen, welches sich ins Zeitliche oder ins Werden und Vergehen ent-

äussert, sich aber in seinem innersten Wesen niemals ändert, noch vergeht. Sie ist also, worauf auch schon ihr Name hindeutet, wesentlich dasselbe, was die ewig jungfräuliche Athene im Glauben der Griechen war, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Heiligung dieser Athene den Griechen nicht aus dem verderbten Süden, nicht aus Syrien oder Aegypten, sondern aus dem keuschen Norden zugekommen ist.

Im Eddalied von der Brynhilldur schläft diese geharnischte Walkyrie in der Waberlohe. Sie hat sich gegen den Willen des höchsten Gottes Odin eines Kriegers angenommen. Odin sticht sie zur Strafe mit dem Schlafdorn und so muss sie in ihrem Harnisch von Flammen umgeben schlafen, bis der junge Held Sigurd durch das Feuer reitet und sie weckt. Sie lieben einander. Weil aber die Walkyrie dem Helden Runen singt, worin sie ihm die Geheimnisse des reinsten Seelenadels und der edelsten Heldentugend enthüllt, im Gegensatz gegen die alles Schlechte und Gemeine beschönigenden Runen, welche Odin, der Herrscher im Zeitlichen, singt, bewirkt der einäugige Schelm von Gott mit raffinirter Bosheit, dass die Liebenden von einander gerissen werden und tragisch untergehen. In dieser tiefsinnigen Dichtung ist ausgedrückt, dass innerhalb der Zeitlichkeit die Unschuld, Reinheit und Tugend, die im Princip des Ewigen liegt, nothwendig unterdrückt wird. Die Dichtung hat eine ausschliesslich sittliche Bedeutung. Durch die flammende Pforte des Nordlichts geht das Ewige in die Zeitlichkeit ein und was rein geblieben ist, muss im Unreinen untergehen.

Der Sieg des Ewigen über das Zeitliche ist durch das alte Eddalied Fiölvinsmal bezeichnet. Hier wohnt Menglöd (die des Schmuckes Frohe) in einem Glutsaal, der sich um sich selbst dreht wie auf einer Lanzenspitze rasch umgeschwungen, bewacht von zwei Wölfen (die vor der Sonne und hinter ihr jagenden Thiere, Sinnbilder der fressenden Zeit selbst), in langer banger Sehnsucht treu harrend des verlorenen Geliebten, aber während ihrer Gefangenschaft und ihres schmerzlichen Harrens wohlthätig, eine Heilgöttin mit neun heilkundigen Jungfrauen. Endlich kommt der Geliebte und sie empfängt ihn mit unendlicher Lust. Ohne Zweifel ist damit die letzte Erlösung aus den Banden der Zeitlichkeit überhaupt gemeint.

Die Welt soll nach der nordischen Vorstellung untergehen, Odin selbst, d. h. die personificirte Zeit, vom allfressenden Wolfe verschlungen werden, der bisher verborgene oder schlafende Allvater wird dann erwachen und eine neue bessere Welt schaffen und der weisse Baldur wird sie regieren. Dieser Baldur, der unter den Göttern dasselbe Princip reiner Sittlichkeit bezeichnet, wie Sigurd unter den Helden, musste eben deshalb sterben. Aber am Ende der Zeit wird er wieder erwachen und die Herrschaft der bessern Welt übernehmen. Das ist nun wieder derselbe lang entbehrte Geliebte, der die schöne Menglöd endlich befreit, und Menglöd ist wieder nichts anderes als Nanna, die Wittwe des gestorbenen Baldur.

Alle diese nordischen Göttinnen bedeuten die Sonne in ihren verschiedenen Beziehungen zur Zeitlichkeit und zum Raume. Das Ewige, Reine, Jungfräuliche in der Sonne ist Iduna; das Heilende, Segnende, Wohlthuende in der Sonne ist Menglöd. Ihr Freiwerden aus der Gefangenschaft des Winters in jedem Frühling ist durch Gerda bezeichnet; das Unrecht und das Leiden aber, das ihr in der Zeitlichkeit widerfährt, durch Brynhilldur.

Haben wir im Nordlicht den Ausgangspunkt erkannt, von wo aus die Sonne in Raum und Zeit eintritt und wohin sie immer wieder zurückkehrt, wo sie also gewissermaassen vom Anfang bis zum Ende der Zeitlichkeit gebannt ist, so können wir auch die Waberlohe nur mit dem Nordlicht in den h. Nächten der Sonnenwende identificiren.

Man hat einige andere Erklärungen versucht, die den tiefen Sinn nicht erfassen. Jakob Grimm in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1849 hist. phil. Klasse 242. erklärt die Waberlohe für die Glut des Scheiterhaufens. Auch Wilhelm Müller, Altdeutsche Religion S. 392. denkt an „Feuer um die Gräber". Mannhardt in seinen germanischen Mythen 334. an eine „blitzumloderte Wolke".

Das sind viel zu kleinliche Vorstellungen. Die Waberlohe ist jenes Urelement des Feuers, in welches nach javanischer Ueberlieferung die Sonne allabendlich zurückkehrt und aus dem sie allmorgentlich wieder hervorkommt. Wilhelm von Humboldt, Kavi-Sprache S. 201.

Der Mythus von Skyrnirs Fahrt oder von der Befreiung

der schönen Natur aus der Gefangenschaft des Winters wiederholt sich öfter in unsern Volksmärchen. In Wucks serbischen Märchen Nr. 29. kommt ein hoher Berg vor, der ganz in Flammen zu stehen scheint und auf welchem ein Bruder mit einem ganzen Volk versteinert schläft, bis der andere Bruder ihn erlöst und wieder belebt. Das ist die im Wintereise erstarrte Natur, die durch die Sonnenwende wieder verjüngt wird. In Waldau's böhmischen Märchen S. 537. erlöst eine Schwester ihre Brüder aus dem schwarzen Wald zwischen Feuersäulen, wohin sie durch das Feuermeer führt. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 27. rettet ein Bruder die andern aus dem feurigen Schloss mit Hülfe eines Vogels (des Phönix). Bei Afzelius, schwedische Volkssagen I. 72. holt ein Bruder seine Schwestern aus einer feurigen Lohe heraus, die wie Gold glänzte. Bei Cavallius, schwedische Märchen Nr. 8. trägt der Vogel Phönix selbst den jungen Helden zum „schönen Schloss östlich von der Sonne und nördlich von der Erde". In Schotts wallach. Märchen Nr. 16. frisst ein Zauberpferd das Feuer auf, in welchem eine Königstochter verbrannt werden soll, nimmt sie auf seinen Rücken und trägt sie fort. Aehnlich in einem ungarischen Märchen bei Mailath. Bei Haltrich, Volkssagen aus Siebenbürgen Nr. 21. ist es ein Stier, der den jungen Helden trägt und in der Flammenburg alles Feuer löscht. Vergl. auch Nr. 74.

Die Flammen des Phönix oder die Waberlohe wiederholen sich noch gar oft in unsern Märchen. In einer Höhle auf der Insel Rügen sitzt eine schwarz verschleierte Jungfrau in Flammen mitten unter Schätzen und hat vor sich einen Becher. Wer diesen ergreift, kann sie erlösen. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 212. Auch bei Haltrich, Volkssagen aus Siebenbürgen Nr. 74. kommt ein Flammenschloss vor, aus dem eine Jungfrau erlöst werden soll. Ein flammender Thurm mit gespenstischen Frauengestalten im Wadtlande, nach den schweizer Blättern 1833, S. 231. Grimm, Märchen Nr. 93. Ein flammendes Schloss in Baden erwähnt Mone, Anzeiger VIII. 311. Ein „weberndes Flammenschloss" kommt in Tirol vor. Grimm, deutsche Sagen Nr. 281. Zingerle, Tiroler Sagen Nr. 366. Ein Feuerberg in Tirol und ein anderer bei Halberstadt werden auf das Höllenfeuer bezogen. Grimm, deutsche Sagen Nr. 281. und 282.

In Grösses Märchenstrauss Nr. 17. wird ein gefeites Schloss nicht durch einen Flammenkreis, sondern durch einen Kreis von wilden Thieren gehütet. Das deutet vielleicht auf den in den Thierkreis gebannten Lauf der Sonne. In russischen Märchen (Wladimir und dessen Tafelrunde, Leipzig 1819. Mone, Heidenthum I. 130. und Dietrich, russ. Märchen I.) läuft um die Mauer eine Schnur mit Glöckchen oder eine Reihe von Saiten, die bei der leisesten Berührung klingen. Das erinnert an die Harmonie der Sphären um das Naturcentrum her.

3.

Der Phönix.

Der berühmte Feuervogel Phönix war bei den alten Griechen das Sinnbild der Sonne, sofern dieselbe verschwindet und doch immer wiederkommt, sich immer wieder ergänzt. Man stellte sich das als freiwillige Selbstverbrennung des Vogels vor, der aus den Flammen immer neu und schön hervorgehen sollte. Aehnlich dem Bild der Schlange, die jährlich ihre Haut ablegt und mit einer neuen hervorkommt.

Natürlicherweise brachte man den Vogel Phönix in die engste Verbindung mit dem Nordlicht. Er wird in der Regel mit einem Nimbus oder mit Flammen um den Kopf abgebildet. Oefter hat er einen Stern über sich. Das ist der Polarstern, unter dem das Nordlicht brennt. Bei Eratosthenes, cat. 2. heisst der kleine Bär, das nächste Sternbild am Polarstern, Phönix. Auf einer altrömischen Münze steht der Phönix auf der Sternkugel. Oisel, thes. num. 58, 5. 6. In dieser seiner centralen Stellung wurde er auch als Prototyp des Weltganzen gedacht. Davon hat sich eine Erinnerung in Rollenhagens Wunderb. Reisen S. 218. erhalten, die schwerlich von ihm erfunden ist, sondern auf alter Tradition beruht. Der Phönix, sagt er, stellt in seinem goldnen Kopf den Himmel, in seiner blauen Brust die Luft, in seinem bunten Leibe die Erde und in seinem blauen Schwanze das Meer dar. Auf einer antiken Münze bei Sponheim S. 245. sitzt er auf einem Berge mit dem Sonnennimbus.

lich aus der eignen verjüngten Kraft erzeugt werden. Dieſe Kraft fand ſich mit dem beſſern Geſchmack von ſelbſt ein.

Die Schule des franzöſiſchen Ungeſchmacks fand in Deutſchland ihren letzten Zufluchtsort bei Gotſched in Leipzig. Der erſte, der ihr ſiegreich entgegentrat, war der ſchweizeriſche Naturforſcher und Dichter Haller. Von den Bergen her, wohin die falſche Kultur nicht gedrungen, und aus dem friſchen Quell der Natur mußte die deutſche Dichtkunſt verjüngt werden. Die Norddeutſchen, damals als Proteſtanten die gebildetſten, ſtimmten in den neuen Ton ein, vorzüglich Hagedorn, Gellert, Gleim, Kleiſt ꝛc. Unter den Schweizern folgte Geßner. Sie alle zeichneten ſich meiſt durch ſanfte Gedichte der Liebe und Natur, Unſchuld und Tugend aus. Darauf begann Klopſtock in Hamburg eine neue Bahn zu brechen, indem er die deutſche Poeſie ſtreng nach dem Muſter der griechiſchen behandelt wiſſen wollte und ſtatt des bisher üblichen deutſchen Reimes die griechiſchen Versmaße einführte. Ihm folgten Voß, der dieſe einſeitige Nachahmung der Griechen bis ins Lächerliche trieb, ferner Stollberg, Salis, Matthiſſon und andre mehr. Im Gegenſatz gegen dieſe Schule verfolgten andre weit überlegne Genies eigne und natürlichere Wege. Der große Leſſing klärte durch ſeine kritiſchen Schriften das ganze Gebiet der ſchönen Künſte auf und gab ſelbſt die erſten vortrefflichen Muſter in Trauer- und Luſtſpielen. Wieland aber ſchrieb die erſten guten Romane, worin die deutſche Dichtkunſt an Anmuth mit der griechiſchen und franzöſiſchen wetteiferte. Zugleich traten Thümmel und Hippel als Humoriſten auf. Was Leſſing begonnen, vollendete der unſterbliche Herder, der das Schöne aller Nationen den Deutſchen bekannt machte, und dadurch unermeßliche Wirkungen hervorbrachte. Ihm zunächſt

Seiner centralen Stellung im Raume entspricht sodann der in ihm liegende Begriff des Stetigen und Ewigen in allem Wechsel der Zeit. Er stirbt nur periodisch und verjüngt sich immer wieder. Sein Sterben hat nur die Bedeutung des Uebergangs aus einem Weltalter ins andere. Nach Aelian VI. 58., Ovid, Met. XV. 392. erscheint er alle 500, nach Plinius, Naturg. X. 1. alle 660 Jahre. Bei Plinius X. 2. heisst es, er verbrenne sich selbst in einem eigens dazu von Zimmet und andern Wohlgerüchen zubereiteten Neste. Bei Ovid, er sterbe nur am Wohlgeruch des Nestes. Obgleich der Phönix an den Pol gehört, steht er doch auch in inniger Beziehung zur Sonne. Nach Herodot II. 73. ist er ein Sohn des Helios oder der Sonne und wird, so oft er stirbt, im Heiligthum seines Vaters begraben. Vergl. auch Tacitus Ann. VI. 28. Das erklärt sich einfach aus dem Sonnengarten am Nordpol. Der Phönix beginnt und endet im Nordpol, weil er nur die Perioden des Sonnenlaufs bezeichnet.

Nach dem altdeutschen Physiologus in Massmanns Gedichten des 12. Jahrhunderts II. 324. lebt der Phönix hundert Jahr, dann steigt er zur Sonne auf, verbrennt sich an ihr die Flügel, fällt ins Nest zurück und wird zu Asche. In dieser aber entsteht ein Wurm, der zu einem neuen Vogel wird.

Im Leben des Apollonius von Philostratus III. 49. heisst es, der Phönix baue sein Nest an den geheimnissvollen Nilquellen und singe sich selbst das Sterbelied. Nilquellen = Oben. Norden!

Nach dem Physiologus Syrus ed. Tychsen 16. lebt der Phönix auf dem Gebirge Lybanon, fliegt alle 500 Jahre einmal zum Tempel von Hierapolis, verbrennt sich dort auf dem Altar und wird wieder verjüngt. Nach Horapollo II. 57. fällt er sich zu Tode und aus seinem Blut entsteht ein neuer. Die Araber fabeln, es gäbe ein Phönixpärchen, Männchen und Weibchen, die sich so feurig schnäbelten, dass sie darüber in Brand aufgingen, aus der Asche aber entstünde der neue Vogel. Bocharti hieroz. II. 849. Noch seltsamer ist die mittelalterliche Vorstellung, wonach der Phönix ein Weibchen ist, drei eiskalte Eier legt, aus dem Thale Hebron den glühenden Stein Pierasiste in ihr Nest holt und daran verbrennt. Hierauf kommen aus den Eiern zwei Männchen und ein Weibchen hervor; die beiden ersten kämpfen um das Weibchen und bringen sich

gegenseitig um, das Weibchen allein bleibt übrig und legt wieder drei kalte Eier. Büsching, Erzählungen I. 422.

Man gibt dem Vogel in der Regel die Gestalt eines Adlers, nur äusserst bunte und glänzende Farben dazu. Der Adler bezeichnet die Höhe, deswegen trägt er den Blitz des Zeus und sitzt nach der Edda auf dem Gipfel der Weltesche Yggdrasill, an deren Wurzeln der Drache nagt, der Adler als Sinnbild des Lichts und des Guten oben, der Drache als Sinnbild der Finsterniss und des Bösen unten.

In den Fundgruben des Orients I. 199. wird der Phönix mit dem berühmten Vogel Simurgh identificirt, der ebenfalls alle Weltalter überdauert, aber nicht stirbt und wiedergeboren wird, sondern immer als derselbe über alle Sündfluten und Weltbrände hinwegfliegt. Dieselbe Bedeutung hat der Vogel Chol im jüdischen Talmud. Bochart, hier. II. 818. Eisenmenger I. 371. 829. Hier heisst es, alle Thiere hätten vom Apfel der Eva gegessen, nur Chol nicht, und deshalb sey er unsterblich.

Auch die Chinesen kennen einen Phönix oder Sonnenvogel. Er heisst Fong-Whang, soll immer in die Sonne sehn, sich nie setzen, auch nichts essen, dagegen herrlich singen und doppelten Geschlechtes seyn. Er lässt sich nur selten und nur bei grossen Ereignissen sehn. Allg. Historie der Reisen VI. 543. Er bewirkt durch das Schlagen seiner Flügel den befruchtenden Thau, indem er auf dem allüberschattenden Baum sitzt. Schi-king, von Rückert S. 299.

Die Perser kannten einen Sonnentempel auf dem Diamantberge. Darin thronte ein Gott mit schneeweissem Haar und Bart, der nur von Weihrauch und Balsam lebte, zu dem aber Iskander (Alexander der Grosse) gekommen seyn soll. Görres, Iran II. 388. Hier scheint der schlafende Chronos mit dem Vogel Phönix verschmolzen zu seyn.

In Indien soll sich der Vogel Semenda wie der Phönix verbrennen und vor seinem Tode singen wie ein Schwan. Aus der Asche entsteht ein Wurm und aus diesen der neue Vogel. Cardanus de subt. 30. Das schon von Philostratos erwähnte Singen wiederholt sich oft in abendländischen Märchen, wo der kranke König (die Natur im Winter) nur geheilt werden

kann durch den Gesang des Phönix (in der Wiedergeburt des Jahres).

Im Morgen- und Abendlande gibt es eine grosse Menge von Märchen, in denen ein Wundervogel von einem kühnen Jüngling aufgesucht werden muss und zwar aus sehr verschiedenartigen Gründen. Bald erscheint der Vogel feindselig und hat Aepfel geraubt, die der Held unter grossen Gefahren wieder holen muss, Grimm, Märchen Nr. 57. Bald ist er reich und besitzt einen kostbaren Schmuck, den ein König haben will, nach 1001 Nacht (die 483te), oder es fallen ihm kostbare Perlen aus dem Schnabel. Haltrich, Märchen aus Siebenbürgen Nr. 7. Bald besitzt er Heilmittel, die man von ihm erlangen muss. Sein Vogelkraut macht gesund, 1001 Nacht (die 517te). Der Vogel Phönix heilt durch seinen Gesang, Zingerle, Volksmärchen aus Tirol 1854, S. 146. Heilung gewährt er auch bei Wolf, deutsche Hausmärchen S. 230. Der Phönix muss geholt werden bei Zingerle S. 137, der Feuervogel bei Waldau, böhm. Märchen S. 131.

Der sprechende Vogel weiss Alles, ist also ursprünglich nichts anderes, als der weltalte Vogel Simurgh. In überaus vielen Märchen erscheint er als der kluge Vogel, dem man die schwierigsten Fragen vorlegt, den man um Auskunft in den schwierigsten Fällen bittet und der allein helfen kann. Insgemein aber beantwortet er die Fragen gegen seinen Willen, indem sie ihm durch sein schlaues Weib im Halbschlaf abgelockt werden. Sie oder der muthige, den Glasberg erreichende Jüngling reissen dem schlafenden Vogel drei Federn aus, die der Jüngling als Siegeszeichen heimbringen soll. Der Vogel wird dadurch im Schlafe gestört, wacht aber doch nicht völlig auf und beantwortet in diesem Zustand die ihm vorgelegten Fragen. Die Märchen geben dem Vogel verschiedene Namen. Greif heisst er bei Grimm, Märchen Nr. 165., bei Wolf, deutsche Hausmärchen S. 312., bei Zingerle, Volksmärchen aus Tirol 1854, S. 69. Strauss heisst er bei Meier, schwäbische Märchen Nr. 79. Pfau bei Curtze, Volksüberl. aus Waldeck Nr. 14. Hahn bei Meier Nr. 75. Vogel Fabian bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 8. Wenn er auch bei Büsching, Volkssagen Nr. 95. Popanz, bei Meier Nr. 73., bei Schambach und Müller S. 257. und bei Wolf, Zeitschrift II. 384. Drache,

in Wolfs deutschen Märchen Nr. 28. sogar Teufel heisst, so werden doch auch diesen je drei Federn ausgerissen, so dass die ursprüngliche Vorstellung, die man von ihnen hatte, immerhin der Vogel bleibt.

In vielen anderen Märchen werden einem bösen Riesen oder Drachen oder auch einem im Berge schlafenden Kaiser drei Haare ausgerissen, ohne dass dabei von einem Vogel und dessen Klugheit die Rede ist. Die Uebereinstimmung liegt nur in dem kühnen Muthe des Knaben oder Jünglings, der vor den Geheimnissen und Schreckbildern jenes Naturcentrums nicht zurückbebt, aus dem alles Leben kommt und wohin es zurückkehrt, wo der alte Gott schläft, der nie sterbende Vogel die Zeit misst.

Auch in den Alexandersagen des Mittelalters ist die Erinnerung an das Naturcentrum im Nordpol erhalten und zwar in merkwürdiger Uebereinstimmung der morgen- und abendländischen Dichter. In dem altenglischen Gedicht von Alisaunder bei Jakobs und Uckert S. 461. findet Alexander der Grosse auf dem höchsten Gipfel des Taurus eine schattenlose Lanze, von welcher geweissagt war, wer sie aus dem Boden reissen könne, werde Herr der Welt werden. Alexander aber riss sie heraus. Die Lanze ist ein Sinnbild der Weltachse. Sie weist vom höchsten Berge auf den Nordpol hin und ist schattenlos, weil von dort ursprünglich alles Licht ausging. Im altfranzösischen Alexanderliede des Lambert Li-tors heisst Alexander ebenfalls Herr der ganzen Welt, *sire de tot le monde*, und steigt ebenfalls auf hohe Gebirge, wo der Schnee wie Feuer brennt und fast sein ganzes Heer zu Grunde geht. Er aber kommt durch den Zauberwald zum Jungbrunnen und zu den redenden Bäumen und will auf einem von Greifen gezogenen Wagen noch zum höchsten Himmel hinaufliegen, findet es aber doch gerathen, wieder umzukehren. Nach der altfranzösischen Dichtung von Vangualin gelangt Alexander zum Palast der Sonne und zum Vogel Phönix, was wieder ganz in den Kreis der Symbolik gehört, welcher die Beziehungen der Sonne zum Nordpol kennzeichnet.

In dem persischen Schahnameh des Firdusi kommt Alexander der Grosse zu den weissagenden Bäumen der Sonne und des Mondes und zum Vogel Phönix, wie auch zur Quelle

des Lebens und fliegt so hoch zum Himmel auf, dass er unter sich das ganze Erdenrund übersieht, wie es von der Weltschlange umflochten ist. Aber nicht zufrieden damit will er auch noch durch das Erdenrund hindurch zu den Antipoden vordringen, versenkt sich in einer Glastonne unter das Meer und beherrscht nun das Meer, wie er schon Erde und Himmel beherrscht, aber die Hölle wird gegen ihn aufgerufen. Ganz dieselbe Meerfahrt schildert auch das altspanische Alexanderlied des Segura. Hier ruft die Natur selbst die Hölle zu Hülfe, um den Weltüberwinder zurückzutreiben.

4.

Der Sonnengarten am Nordpol.

Ewige Lust herrscht in Avalon, der Apfelinsel in England mit dem Glaspalaste Arthurs, wo Jünglinge und Mädchen ewige Reigen tanzen, niemand altert und jeder Alte wieder jung wird. Eckermann, Kelten I. 38. Dort im Norden ist auch nach griechischem Mythus der Sonnengott Apollo geboren.

In einem Hymnos von Alkäos bei Himerius, or. XIV. 10. wird die Geburt Apollos reizend geschildert. Sein Vater Zeus schmückt ihn mit goldner Mitra und Lyra und schickt ihn auf einem von Schwänen gezogenen Wagen nach Delphi, um dort den Menschen zu orakeln. Aber die Schwäne tragen Heimweh nach ihrer nordischen Heimat, zu den Hyperboreern, und dorthin bringen sie den jungen Gott, bis die Delphier ihn herbeiflehen. Da befiehlt Apollo den Schwänen, ihn nach Delphi zu tragen, und das wiederholt er alle Jahre, wenn die Sonne am höchsten steht, die Früchte reifen, und indem seine Leyer ertönt, singen alle Vögel der Erde mit, nicht ihre gewohnten eigenen Lieder, sondern das Lied des Gottes. Selbst die Flüsse empfinden seine Nähe und Kastalia kräuselt sich silbern und der Kephissos rauscht in höhern Wellen.

Wie im Wintersolstitium das Jahr sich erneuert und diese Verjüngung als ein grosses Fest gefeiert wurde, so erhöhte sich die Feier noch im Beginn des grössern neunzehnjährigen Cyclus. Davon berichtet Diodor II. 47. „Auf jener Insel der

Hyperboreer wird Apollo unaufhörlich gefeiert in einem grossen runden Tempel in einer Stadt, deren Einwohner alle beständig zu seinem Preise die Lyra spielen und singen. Alle neunzehn Jahre aber, wenn der Kreislauf sämmtlicher Gestirne zu Ende geht, kommt Apollo selbst dahin und spielt und tanzt die ganze Nacht vom Frühlingsäquinoctium bis zum Aufgang des Siebengestirns. Ueber die Stadt und den Tempel aber sind die Boreaden gesetzt, Nachkommen des Boreas." Die Erinnerung an den Tanz Apollos ist im Volksglauben an die Freudensprünge der Sonne in der h. Zeit der Solstitien erhalten.

Aus dem Sonnengarten am Nordpol kommt der Bernstein her. Wie nach der oben angeführten Anschauung der Alten die Sonne über Nacht von Westen nach Osten zurückläuft und am Nordpol als an ihrer eigentlichen Heimat unterwegs verweilt, so dachten sich die Alten auch, der Bernstein träufle von den Bäumen im Sonnengarten am Nordpol ab, falle ins Wasser und schwimme nach Osten. Nach des Plinius Naturgeschichte XXXVII. 3. sollten die Hesperiden den Bernstein sammeln, der von den Bäumen ihres Gartens in die See hinabträufelt. Nach Ktesias aber, den Plinius citirt, rinnt der Bernstein aus Bäumen, die auf waldigen Bergen im Norden wachsen, und wird mit dem Meere nach Osten geschwemmt, da wo ihn die Anwohner der Ostseeküste finden. Nicetas aber, den Plinius an demselben Orte citirt, hält den Bernstein für den Schweiss der Sonne, den sie bei ihrem Untergang im Westen vergiesst, wobei wir sie uns von ihrer Arbeit sehr ermüdet denken müssen. Nach Olaus Magnus XII. 8. schwitzt die Sonne den Bernstein auf Inseln aus Bäumen aus. Nach Apollonius Rhod. Argon. IV. 625. sind es die Töchter des Helios (des Sonnengottes), die um ihren Bruder Phaethon weinend und in Pappeln verwandelt, den Bernstein als Thränen ausschwitzen.

Einer alten Nachricht des Timäus bei Plinius (Naturgeschichte IV. 13.) zufolge findet man nun aber den Bernstein eine Tagfahrt von Abalus entfernt, in Bannomana. Diese Namen scheinen mythisch. In dem letztern erkennen wir den Wäinämöinen der Finnen und Esthen wieder, der insgemein Wannemunne genannt wird und der die Harfe spielt und um den sich, seinen Tönen lauschend, alle Thiere versammeln. Das stimmt also ganz mit dem Sonnengarten im Norden über-

ein, in welchem Apollo spielt und tanzt. Der erstere Name Abalus weist eben so deutlich auf Avalon hin. Obgleich der Bernstein seinen Namen von seiner Verbrennlichkeit erhalten haben soll, mahnt der Name doch auch an Ver und Beroë. Hierbei ist noch der Bariwald zu erwähnen, in welchem nach der Edda Freyr und Gerda neun Nächte lang ihre Vermählung feierten.

Nach Hekatäos bei Diodor II. 47. ist Leto, die Mutter des Apollo und der Artemis, auf einer Insel im nördlichen Ocean geboren, gegenüber dem Lande der Kelten gegen den Nordpol zu gelegen, bewohnt von Hyperboreern noch hinter dem Nordwinde. Diese Hyperboreer sind sämmtlich Sänger und spielen unaufhörlich die Lyra. Darin liegt der Beweis, dass man sich vorstellte, Sonne und Mond seyen in der Urnacht *am Nordpol entstanden, hier von der Leto (der Urnacht)* geboren, oder wenigstens seyen sie in ihrem Mutterleibe gewesen, ehe sie nach Delos wanderte. Der Sinn ist ganz klar. Wenn die Sonne auch im Osten auf- und im Westen niedergeht, so bleibt ihre eigentliche Heimat doch der Nordpol, von wo sie in jeder Mitternacht nach Osten läuft, um Morgens aufzugehen und wohin sie jeden Abend von Westen zurückkehrt. Auch Strabo VII. 341. kennt den Garten des Phoibos am Quell der Nacht, da wo Boreas die Orithyia entführte.

Eine recht gute Vorstellung vom Sonnengarten im Norden hat sich in der Vision des Ritter Oenus erhalten, wie sie aus dem 12. Jahrhundert in Massinghams Purgatorium S. Patricii cap. 4. aufbewahrt ist. Oenus kam an eine hohe Mauer und athmete durch das Thor derselben eine liebliche und würzreiche Luft. Als er aber durch dasselbe Thor einging, strahlte es ihm mit einem Glanz entgegen, heller als die Sonne, und er trat in einen Garten, wo unzählbare Blumen von der herrlichsten Art blühten und selige Menschen wandelten. Noch ergötzte er sich daran, als er gemahnt wurde, schnell heimzukehren, denn das Morgenroth breche an; worauf er in das Kloster zurückversetzt wurde, in das er als büssender Ritter eingezogen war. Man sollte meinen, er habe den nächtlichen Weg der Sonne hinter der Gebirgsmauer verfolgt und sey am Morgen mit der Sonne selbst wieder zur gemeinen Ordnung der Natur zurückgekehrt.

In Beziehung zum Sonnengarten steht auch der weissa-

gende kleine Käfer, welchen man das Herrgottskäferchen, das Herrgottsvögelchen, Herrgottspferdchen, den Marienkäfer, das Marienhähnchen, Frauenhähnchen, Goldhähnchen, das Himmelsstierchen, Sonnenvögelchen, Sonnenhähnchen, Sonnenkind, Sonnenscheinchen und Sonnchen selbst nennt; vergleiche über die vielen Namen die fleissige Arbeit von Mannhardt in dessen germ. Mythen S. 243 f. Bekanntlich bedeutet das Käferchen, dessen rundgewölbte Flügeldecken artig punktirt sind, dem Glück, dem es im ersten Frühjahr auf die Hand oder auf das Kleid fliegt. Kinder fragen es aus und rufen ihm, indem sie es fliegen lassen, Reime nach. Die Reime, welche Mannhardt in grosser Menge gesammelt hat, verlangen von dem Käferchen durchgängig, es soll gut Wetter geben und die Sonne scheinen lassen. So rufen schwedische Kinder:

Gullhene, gullhena,
lat solen skina!

und schweizer Kinder:

Flüg über de hoh berg,
dat morn gut Wetter gäb!

und bayrische Kinder:

Flieg hinter de tannebaum
und mach mer ain schön warme sunneschein!

Das Käferchen wird auch um Fruchtbarkeit angerufen:

Sonnevögele flieg aus,
Flieg in meines Vaters Haus,
Komm bald wieder
Bring mir Aepfel und Bire!

Dass wir dabei an den Apfelgarten denken müssen, erhellt auch aus dem Brunnen, der häufig in den Kinderreimen vorkommt:

Käferl, Käferl,
flieg nach Mariabrunn
und bring uns ä schone sunn!

Der Garten und Brunnen passt auch auf Frau Holle. In Arndts Märchen 1818, S. 357. kommt eine merkwürdige Sage vor von einem grossen Goldkäfer, der während eines langen und blutigen Krieges ein kleines unschuldiges Mädchen, das schon immer gern im Walde mit Käfern und Schmetterlingen gespielt hatte, rettete und in Sicherheit brachte, indem er es

durch die Luft zu der guten Holde trug, einem alten Mütterchen am Spinnrad, von dem sie bestens gepflegt wurde. Diese mütterliche Güte, welche sich derer annimmt, die keine irdische Mutter mehr haben, wurde also der Sonnengöttin zugeschrieben, deren Bote das Sonnenkäferchen ist. Welchem Wesen in der sichtbaren Natur hätte aber diese Mutterliebe mit mehr Recht können zugeschrieben werden, als der Sonne, die alles sieht, das Elend im Verborgenen wahrnimmt und allliebend über Gerechte und Ungerechte scheint?

Die mütterliche Liebe verbindet sich aber mit der Geschlechterliebe und Frau Holle und Mutter Perchta gehen desfalls in die Freyja über. Deshalb führt auch das Sonnenkäferchen im Norden den Namen Freyjuhoena, Frauenhenne, Grimm, d. M. 658. und die kleinen Mädchen fragen ihn, wenn er auf ihrer Fingerspitze sitzt, in Westphalen:

Sunnenschineken,
riägenschineken,
wanner sall ek brüt sin?
en jar, twe jar u. s. w.

In Upland rufen die Mädchen dem Käfer nach:

Jungfrau Marias
Schlüsselmagd,
Flieg nach Osten,
Flieg nach Westen,
Flieg dahin wo mein Liebster wohnt.

Man glaubte, aus der Gegend, wohin der Käfer fliege, werde der Freier kommen.

Sehr merkwürdig sind die viel verbreiteten Kinderreime, die das Käferchen vor einem grossen Unglück in seiner Heimat warnen. Ich stelle hier nach Mannhardt S. 347. nur die bedeutsamsten dieser Reime zusammen.

Marienwörmken flig furt,
Flig furt nach Engelland!
Engelland ist zugeschlossen,
Schlüssel davon abgebrochen.

Herrgottspferdchen fliege,
Vater ist im Kriege,
Mutter ist in Engelland,
Engelland ist abgebrannt,
Herrgottspferdchen fliege.

Himmel-küchelchen flieg aus!
Dein Haus brennt,
Deine Kinder weinen alle miteinander.

Maikäfer fliege!
Dein Häuschen brennt,
Dein Löffelchen schmilzt,
Deine Kinder schreien nach Brod!

Herrgottsschäfchen, Fliegewäppchen.
Dein Töpfchen kocht, Dein Kindchen kreischt,
Da kommen ihr sieben mit Spiessen.
Wollen Dich erschiessen!
Has! has! bu!

Himmelsthierchen flieg hoch in die Luft,
Flieg ins Herrgottsgärtchen,
Flieg, sonst kommen die Leut mit den Spiessen
Und wollen (mich und) Dich erschiessen.

Goldhähnchen flieg hinweg,
Dein Häuschen brennt,
Dein Süppchen siedt.
Die Bauern kommen mit Spiessen,
Wollen Dein Kindlein tod schiessen.
Puh! ti poh! ti puh!

Tipesken, Tipesken (Maikäfer),
fleg af de birrebum (Birnbaum),
säch, wun de Tattre (Zigeuner) kun.
de Tattre ku' mät stangen.
der teiwel huot sich erhangen.
der bäsch braed (der Busch brennt) um äinjs
der fuss (Fuchs) huot sich den schwanz versänjt.

Aus diesen Reimen erkennen wir erstens, dass es sich um Frau Hollens Garten handelt, in welchem die ungeborenen Kinder um sie versammelt sind. Unter den Tartaren, welche feindlich einfallen, können nur die Riesen, die am Weltende über die Regenbogenbrücke in den Himmel stürmen oder Surtur mit seinen feurigen Schaaren, und unter dem Brande des friedlichen Mutterhauses kann nur Ragnarok, der grosse Weltbrand am Ende der Zeiten, in dem alles untergeht, also auch das stille Volk der Frau Holle im paradiesischen Frieden ihres Gartens verstanden seyn. Der Birnbaum ist der auf dem

trat Göthe mit einer unendlichen Menge der verschiedensten Schöpfungen auf, in denen der Geist aller Nationen sich in dem deutschen, der Geist aller vergangenen Zeiten sich in der gegenwärtigen zu spiegeln schien. Während Göthe die deutsche Poesie in der buntesten Mannigfaltigkeit bis zum Kleinlichen glänzen und spielen ließ, sammelte Schiller ihre ganze erhabne Kraft in seine von heiligem Feuer durchdrungnen Trauerspiele. Den deutschen Humor aber erhob gleichzeitig Jean Paul Friedrich Richter auf den höchsten Gipfel. Sobald die deutsche Poesie solche Wunder vollbracht hatte, begann man auch wieder vor dem deutschen Geist überhaupt eine heilige Achtung zu empfinden und suchte die bisher ganz vergeßne Poesie des Mittelalters wieder aus dem Staube der Bibliotheken hervor. Dann aber knüpften neue große Dichter ihre Schöpfungen unmittelbar an jene alten an, vor allen Tieck, der die innerste geheimste Tiefe wie die reichste Fülle des deutschen Lebens in seinen zauberhaften Dichtungen entfaltete. An ihn schloß sich eine zahlreiche Schule der ausgezeichnetsten Männer, Novalis, die Brüder Schlegel, Görres, Arnim, Brentano, Grimm, von der Hagen, welche die mittelalterliche oder romantische Poesie und die alten Denkmäler der deutschen Sprache retteten und herstellten. Auf der andern Seite knüpfte sich aber an Göthe eine moderne Dichterschule an, die viel Verderbliches erzeugt hat. Göthe hatte bei seiner Vielseitigkeit auch das gemeine gegenwärtige Leben mit allen seinen Schwächen und Verirrungen als etwas Schönes und Reizendes darzustellen gesucht. Darin fand er denn zahllose Nachahmer, die es sich zum Geschäft machten, die nüchterne Spießbürgerei, die ganze Alltäglichkeit und Prosa und alle Modethorheiten, Eitelkeiten, ja auch Unsittlichkeiten der neuern Zeit anzupreisen, den Schwächen und Gelüsten der

Walserfelde, auf dem der im Berge schlafende Kaiser nach seinem Erwachen den grossen Sieg erfechten und die goldne Zeit zurückbringen wird. Vergl. m. Odin S. 337. Die Kindereime liefern den Beweis, dass man den Weltuntergang wohl erwog und dass die Furcht davor weit verbreitet war. Im übrigen glaubt Mannhardt S. 354. die Erinnerung an den Weltbrand könne durch die Abendröthe hervorgerufen seyn und man habe dem Käferchen, wenn es noch Abends herumgeflogen sey, zugerufen, es solle fliehen, denn sein Haus brenne. Der äusserste Westen und im Sommer Nordwesten, wo die Sonne untergeht, galt natürlicherweise als die Heimat der Sonne.

5.

Die Insel des Chronos.

Auch den ältesten Gott der Griechen, Chronos, müssen wir uns als im Nordpol thronend denken. Bei den Römern hiess er Saturnus, *satur*, der Säer, der Allerzeuger. Von ihm sagt Lactantius de justitia 5. und Tertullian apol. 10., er sey einmal der einzige Gott gewesen, vor allen andern. Lactantius nennt ihn, de falsa rel. 23., den Vater aller Götter und Virgil in der Aeneis VII. 49. ruft ihm zu: *tu sanguinis ultimus auctor*. Er ist Vater der Planetengötter und ihm gehört die oberste Sphäre über den Sphären der übrigen Planeten. Als der unterste Planet galt der Mond, der mit seiner Sphäre unsere Erde zunächst umgibt, als der oberste, von uns am weitesten entfernte, der Saturn. Joh. Lydus, de mens. ed. Roether p. 74. Dass wir den Sitz dieses Urgotts im höchsten Aether am Nordpole suchen müssen, erhellt aus Strabo VII. 143., welcher das Ruhebett des Chronos in die Heimat des Boreas und an die Quelle des Lichts versetzt. In des Statius Thebais IV. 516. erscheint er phantastisch als der Alte der Tage, ein Greis aus dem Chaos geboren. Von Schlamm und Moos formt er eine Kugel, mit der er sich in die Höhe erhebt und deren beide Hälften Himmel und Erde sind.

Man dachte sich den Chronos, wie den Boreas, über den

nördlichen Gebirgen, daher, wie schon bemerkt ist, der Kaukasus das Lager des Boreas hiess. Daraus erklärt sich, warum der vergötterte König der im Norden Griechenlands wohnenden Geten, Zamolxis, auch Chronos genannt und mit dem alten Gott identificirt wurde, nach Diogenes Laertius VIII. 1. Griechische Eitelkeit hat jenen Zamolxis zu einem Diener und Schüler des weisen Pythagoras gemacht, allein schon Herodot IV. 96. hielt den Zamolxis für älter als den Pythagoras, und Clemens von Alexandrien, strom. I. 305. wie auch Suidas s. v. *Ζάμολξις* nennt den Pythagoras einen Hyperboreer. Schon Barth, Teutschlands Urgeschichte I. 168. bemerkte mit Recht, die Griechen hätten wohl das Verhältniss umgekehrt und Pythagoras sey ein Schüler des Zamolxis gewesen, d. h. der Grieche habe seine geheime Weisheit erst aus dem Norden empfangen. Vergl. Hesychius S. V. Jamblichus sect. 173. nennt ihn den höchsten Gott der Geten und Origenes philos. 25. den Stifter der Druiden.

Erst später wird Chronos auf eine Insel im äussersten Westen des Meeres versetzt, dorthin verlegten die alten Aegypter den Himmel ihres Sonnengottes Osiris, wo die Sonne untergeht. Brugsch, die ägyptische Gräberwelt 34. Ich vermuthe, der Glaube an das Naturcentrum im Nordpol ist im alten Babylon entstanden und blieb den Völkern des asiatischen und europäischen Nordens treu, indess der Glaube an die seligen Inseln im Westen ursprünglich wahrscheinlich den Aegyptern, den seefahrenden Phönikern und den meeranwohnenden Völkern im Westen Europas angehört.

Was in Aegypten vom Osiris galt, wurde in Griechenland auf den Chronos übertragen. Schon bei Hesiod, Tage und Werke 170. heisst es, Chronos beherrsche tief im westlichen Ocean die Inseln der Seligen. Auch Pindar, Olymp. II. 127. erwähnt diese paradiesischen Inseln. Plutarch in der Abhandlung vom Mondgesicht 26. zählt drei Inseln nordwestlich von Britannien. Auf der einen Ortygia schläft Chronos in einer tiefen Höhle, umschwärmt von Vögeln, die ihm Ambrosia bringen, wovon sich umher ein herrlicher Wohlgeruch verbreitet. Auch umgeben ihn seine alten Diener, welche die Zukunft vorhersagen und dabei des Chronos Träume zu Rathe

ziehen. Er wird einst erwachen und das goldene Zeitalter zurückbringen. Vergl. auch Plutarch, Vom Verfall der Orakel 18. Diodor V. 66. Strabo III. 150. Cicero, de nat. deor. 3. 17.

Die seligen Inseln wurden in den Nordwesten von Europa verlegt. Procop, Goth. Krieg IV. 20. Tzetzes zu Lycophron 1204. Vergl. dazu Welcker im rhein. Museum I. 234. und Humboldts Untersuchungen über die Entwicklung unserer Kenntnisse von der neuen Welt I. 175. 403.

Nach der englischen Ueberlieferung schläft der mythische König Arthur auf der Insel Avalon und wird einst erwachen, um sein Volk zu erlösen. Eckermann, Kelten II. 150. *Arturum expectare* heisst es sprichwörtlich in einem glossar. manuale, Halae 1774. I. 401. Vergl. Gilbert. Tilbur. bei Leibnitz, scr. rer. Brunsv. I. 921. und bei Liebrecht S. 150. Gottfried von Monmouth p. 428. Im Volksglauben der Normandie ist Avalon die Heimat aller Feen, Bosquet p. 96. Aber auch der Seligen. Keller, Bretagnesche Volkslieder 235. Im Apfelgarten quillt der Jungbrunnen, aus dem die Seelen der Verstorbenen trinken und sich neu beleben. Niemand altert hier mehr, und ewige Reigen tanzen Jünglinge und Mädchen. Avalon gilt als eine Insel, zu welcher die Todten überschiffen müssen, aber auch zugleich als hohe Himmelsburg im Aether, denn über der Insel soll des Artus gläserner Palast frei in der Luft schweben. Eckermann a. a. O. In dem bretagneschen Gedicht Ar vreur mager bei Villemarqué kehrt der todte Bräutigam zurück, um die lebende Braut nach Avalon abzuholen. Da finden sie die Insel voll schöner Apfelbäume, unter denen die seligen Paare tanzen und singen.

Ebenso ruht nach der nordischen Edda Allvater in der Ewigkeit, während Odin die ganze böse Zeitlichkeit beherrscht, und erst wenn Odin mit der ganzen bisherigen Welt wird untergegangen seyn, wird Allvater einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen und der gute Gott Baldur soll sie regieren. Derselbe Baldur hatte, eben weil er die reinste Unschuld und das Recht vertrat, aus Odins böser Welt weichen und sterben müssen. Baldurs Leiche wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt, er selbst in die Unterwelt versetzt, so wurde auch Chronos in den finstern Tartarus, ins Innere der Erde

eingekerkert. Aeschylos, Gefesselter Prometheus 220. Auch auf der seligen Insel schläft Chronos wenigstens in einer Höhle. Nach Damascius bei Photius p. 1049. hiess Saturn bei den Phönikern Bel, daraus erkennt man deutlich die Beziehung des nordischen Baldur auf die südlichen Vorstellungen.

Sofern Chronos auf einer Insel im Westen schläft, müssen die Seelen der Verstorbenen, die in sein Reich gelangen wollen, über Meer fahren. Dieser Glaube fand sich bei allen bekannten Völkern am Mittelmeer und am atlantischen Meer. Ein Todtenschiff kannten die Aegypter, wie auch die Griechen, und in der Gräbersymbolik trat an die Stelle des Schiffes der Delphin, dem wir später noch ein eigenes Capitel widmen werden. In den nordischen Sagen kehrt das Todtenschiff ebenfalls wieder. Es war sogar Sitte, die Leichen von Königen und Helden auf Schiffe zu setzen und dem Spiel der Wellen zu überlassen. Man findet darüber genügende Citate in Grimms deutscher Myth. S. 790. f. Der Glaube überdauerte noch die Bekehrung zum Christenthum. Die Seele des Frankenkönig Dagobert soll vom h. Dionysius auf einem Schiff über Meer geführt und am andern Ufer von Engeln empfangen worden seyn. Dagegen heisst es von Ebroin und einem Herrn von Falkenberg, sie seyen nach ihrem Tode auf Schiffen in die Hölle gefahren. Wolf, Niederländ. Sagen Nr. 130. Liebrecht zu Gervasius S. 150.

Merkwürdig ist, dass auf dem europäischen Festland an der Nordsee das gegenüberliegende England für die selige Insel gehalten wurde, wohin die Todten führen. Der Glaube ist älter als die Ankunft der Angeln in England. Der Name der letztern hat aber ohne Zweifel viel dazu beigetragen, dass England im norddeutschen Volksglauben auch noch bis in die neuere Zeit für das Land der Engel und der Seligen gehalten wurde. Schon Procop erzählt im gothischen Kriege IV. 20. die Todten würden nach Brittia hinüber gefahren. Vergl. Claudian, in Rufinum I. 123. Tzetzes zu Lykophron 1204. Villemarque I. 136. In deutschen Volks- und Kinderliedern, welche noch heute gäng und gebe sind, kommt sehr häufig England als das Land der Engel vor, worüber Mannhardts germanische Mythen S. 326. f., der jene Liederverse aufs fleissigste gesammelt hat, nachzulesen ist. Am merkwürdigsten

ist die von ihm Seite 376. citirte, von Müllenhoff zuerst mitgetheilte Anrufung der Sonne aus einem niederdeutschen Segensspruch. „Komm wieder, o Sonne, mit deinen beiden Töchtern Goldfaden und Goldstrahl, bescheine uns allzumal, durchleuchte den ganzen Himmelsraum, das Land der Engel, wo eine hohe Frau mit dem Kinde auf dem Arme (Holda mit den Kinderseelen?) sitzt."

Clement erzählt in seiner Reise nach Irland, die Bevölkerung von Aran Mor glaube, im äussersten Westen liege Hy Brasail, die Insel unter Zaubermacht, das Paradies der irischen Heiden. Es wäre nicht unmöglich, dass dieser alte mythische Name auf das später entdeckte Brasilien übertragen worden wäre, obgleich man den Namen Brasilien auch anders erklärt.

6.

Der Garten der Hesperiden.

Die Griechen glaubten, im äusserten Westen, wo die Sonne im Ocean untergeht, liege die Insel der Hesperiden. Das sind die Töchter des Hesperus (Abend) und dieser ist ein Bruder des Atlas, der im äussersten Westen (im Atlasgebirge) den Himmel auf den Schultern trägt. Hesiod, Theog. 212. Diodor IV. 26. Auf der Insel wuchs ein Baum mit goldnen Aepfeln, deren Pflege den Hesperiden anvertraut war, während der Drache Ladon den Baum bewachte. Nun kam aber Herakles, erschlug den Drachen und raubte die Aepfel. Bei diesem Anlass schlug er mit der Ferse eine Quelle aus der Erde hervor. Die Hesperiden aber mussten ihm die Aepfel in das hohle Horn füllen, welches er einmal einem Stier abgebrochen hatte. Das ist das berühmte Füllhorn, das Sinnbild der Erdfruchtbarkeit und alles Ueberflusses. Apollonius von Rhodus 1433. f. Hygin, Fab. 31.

Man hat längst erkannt, dass unter den goldnen Aepfeln die Sonnen gemeint sind, die jeden Abend im Jahre im äussersten Westen verschwinden, um am andern Morgen im Osten wieder sichtbar zu werden. Die Vorstellung, dass sie jemand zurückhole, lag nahe. Weil man aber unter den zwölf Arbeiten

des Herakles, wie oben schon bemerkt wurde, das Durcharbeiten der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises verstand, so bezog sich der Mythus nicht auf die Sonne eines Tages, sondern auf die Sonne des Jahres, auf die Vollendung ihres jährlichen Kreislaufes und dessen Wiederbeginn. Auf antiken Bildwerken hat Herakles gewöhnlich drei Aepfel in der Hand, was man auf die drei älteren Jahreszeiten bezog. Joh. Lydus, de mensss. ed. Röther 220.

Auf eine Insel im äussersten Westen versetzten die Griechen, wie im Eingang dieses Werkes schon gesagt ist, auch den Chronos, den alten Gott der Zeit, der dort schläft, während sein Sohn Zeus die Welt regiert. Sie versetzten ihn dahin, um damit zu sagen, seine Herrschaft sey eine vergangene, wie die Sonne vergeht, die Abends im Westen untersinkt. Wie aber die Sonne wiederkehrt, so glaubte man auch an ein Wiedererwachen des Chronos und an eine Rückkehr der ersten goldnen Zeit, die er beherrsche, wenn auch erst spät, sehr spät am Ende der bösen Zeit.

Es könnte auffallen, dass Apollodor II. 5. 11. den Garten der Hesperiden sammt dem himmeltragenden Atlas nicht in den Westen, sondern in den äussersten Norden zu den Hyperboreern verlegt, aber sie gehören dahin, Atlas, weil es schicklicher ist, den Träger des Himmels mit dem Glasberg, mit der Weltachse und dem Weltcentrum in Verbindung zu bringen, und der Hesperidengarten, weil die Sonne, wenn sie im Westen untergegangen ist, nach der Vorstellung der Griechen am Nordrand der Erde hinläuft und am Nordpol der Erde genau unter dem Nordpol des Himmels ein wenig ausruht, ehe sie nach Osten zurückkehrt. Es lag also nahe, den Hesperidengarten vom Sonnenuntergang im Westen hinweg auch in das Nordlicht zu verlegen.

Nach dem in der Edda niedergelegten Glauben des nordischen Heidenthums besass die Göttin Iduna Aepfel der Unsterblichkeit, von deren Genuss das ewige Leben aller Götter abhing. In der jüngern Edda 80. f. heisst es, die Götter Odin, Locki und Hönir hätten auf einer Wanderung einen Ochsen geraubt, wollten ihn kochen, konnten aber nicht, weil ein Adler auf dem Baume es durch Zauber verhinderte. Locki stiess dem Adler eine Stange in den Leib, blieb aber durch

Zauber daran kleben, indem der Adler aufflog, und konnte sich nur dadurch erlösen, dass er dem Adler, welches der mächtige Riese Thiassi war, die schöne Iduna mit ihren unsterblich machenden Aepfeln zu überliefern versprach. Locki lockte nachher die arme Iduna in einen Wald, wo sie von dem Riesen ergriffen wurde. Als sie nun verschwunden war und den Göttern ihre Aepfel nicht mehr geben konnte, fingen die Götter sämmtlich zu altern an und zwangen den Locki, um jeden Preis die Iduna mit ihren Aepfeln zurückzubringen. Er unternahm es, aber Freyja musste ihm ihre Falkenhaut leihen. Als Falke flog er nun in Thiassis Wohnung, verwandelte die Iduna in eine Nuss und trug sie in seinen Klauen fort. Der grimmige Adler verfolgte ihn zwar, die Götter hielten ihn aber durch ein Feuer auf, worin er verbrannte. Uhland hat in s. Sagenforschungen S. 122. den Sinn dieses Märchens richtig gedeutet, indem er unter Thiassi, der alles kleben, d. h. gefrieren macht, den Winter, unter Iduna und ihren Aepfeln die Vegetationskraft, das Naturleben versteht, welches im Winter verschwindet, und unter dem Falken den heiteren Frühlingshimmel, unter der Nuss den Keim der wieder verjüngten Pflanzenwelt.

Iduna bedeutet die immer wiederkehrende, von dem nordischen *id* = wieder, und zwar zunächst die Sonne, weil diese täglich wiederkehrt. Auch ihre Aepfel bedeuten nur diese täglich wiederkehrenden runden und goldnen Sonnen.

Die Nuss kommt in vielen Märchen vor als Sinnbild des noch verschlossenen, noch nicht geborenen Sommers. In v. Hahns griechischen Märchen Nr. 70. gewinnt ein Held die Königstochter durch drei Nüsse, von denen die eine die Erde mit ihren Blumen, die zweite das Meer mit seinen Schiffen, die dritte den Himmel mit seinen Sternen darstellt.

Iduna ist das ewige, reine jungfräuliche Licht in der Sonne. Wenn nun nach Apollodor II. 5. 11. die Göttin Athene die von Herakles den Hesperiden geraubten Aepfel wieder in den Garten derselben zurückversetzte, so bietet uns diese Nachricht einen Leitfaden dar, der uns in den innern Zusammenhang zwischen der griechischen und nordischen Lichtlehre hineinführt. Auch die Göttin Athene bedeutet das ewig reine jungfräuliche Licht, wie die nordische Iduna, und sogar beide Namen stimmen überein.

Sowohl der Apfelbaum und die Quelle, als auch der Drache des Hesperidengartens werden in den Mythen und Märchen der meisten Völker in das Centrum der Natur, auf den Gipfel des Weltberges und an den Nordpol verlegt.

Bei Cavallius Nr. 9. ist es ein Wallfisch, der den Helden über Meer ins Land der Jugend trägt. — Die drei Wälder sind in mehreren Märchen von Metall, ebenso auch die drei Berge und die Pferde, auf denen der Held zum Glasberg emporreitet. Drei Wälder von Kupfer, Silber und Gold führen zum Königsschloss, Asbjörnsen Nr. 19. Ueber einen Kupfer- und Silberberg kommt der Held zum Goldberg. Müllenhoff Nr. 15. Hier greifen also die Märchen von der über Meer zu erreichenden Insel in die vom Weltbaum am Nordpol über.

Der Weltbaum kommt auch in Müllenhoffs Märchen Nr. 2. vor. Eine Königstochter wünscht sich einen goldnen Klingelklangel, der oben auf einem hohen Waldbaum wächst und von einem Bären bewacht wird; der Bär aber ist nur verzaubert, es steckt in ihm ein schöner Königssohn, der das Bärenfell von sich wirft, ihr den Klingelklangel schenkt und sie heirathet. Das deutet auf das Bärengestirn am Nordpol und auf dessen Beziehung zur Sonne.

Auch auf dem indischen Urberg Meru wird der Baum der Unsterblichkeit von einem Drachen gehütet. Asiat. Originalschriften I. 7. Den grossen Wurm unter dem Apfelbaum kennt auch die polnische Sage bei Woycicki 122. und eine Tiroler Sage bei Mone, Anzeiger von 1838. S. 585. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 21. erschlägt der Held einen Drachen an einer Linde und Quelle und gewinnt dadurch das schöne Fräulein von Appelltau. In einem Märchen bei Grimm Nr. 121. gewinnt der Held die Aepfel einem Riesen ab und wird zwar von ihm geblendet, aber durch das Lebenswasser wieder sehend gemacht.

Der Drache Ladon, welchen Herakles besiegt, bedeutet die Verborgenheit, Dunkelheit, und ist dasselbe Wort wie Leto oder Latona, die bekannte Mutter des Sonnengottes und der Mondgöttin. In beiden Fällen ist die längste Nacht des Jahres gemeint, aus welcher die neue Jahressonne hervorgeht. Diese Nacht erscheint feindselig als Drache, dem Herakles den goldnen Apfel der Sonne mit Gewalt entreissen muss, und

auch wieder freundlich als Mutter, von der die Sonne geboren wird. Nach dem griechischen Mythus kam Leto aus dem Lande der Hyperboreer hoch vom Norden herab, um erst im Süden auf der Insel Delos den jungen Sonnengott Apollo und die junge Mondgöttin Artemis zu gebären. Aristoteles, Thiergeschichte VI. 29. Hygin, Fab. 53. Also kam sie vom Nordpol her, der Drache Ladon dagegen gehört der Insel im äussersten Westen an. Das Uebereinstimmende in diesen beiden Vorstellungen ist aber die Nacht, die bei Sonnenuntergang anfängt und am Nordpol culminirt, ehe sie im Osten mit dem Wiederaufgang der Sonne endet. Die Insel im Westen und der Nordpol werden aus diesem Grunde von den Alten sehr häufig verwechselt oder identificirt.

Auch der Glasberg wird in den Märchen oft mit Attributen der seligen Inseln geschmückt. Da finden wir die goldnen Aepfel der Hesperiden und den Jungbrunnen, die Quelle der Wiedergeburt. Auf jene Inseln weist in vielen Märchen auch der Weg hin, der nicht durch die Luft und in die Höhe, sondern über Meer fährt. Gewöhnlich führt er über drei Meere und durch drei Wälder. Ueber ein rothes, weisses und schwarzes Meer bei Schambach und Müller Nr. 1. Ueber drei Gebirge und neun Meere bei Waldau S. 539. Ueber den feurigen Bach in Schotts wallach. Märchen Nr. 19. Ueber das „allerschlimmste Wasser", wo dem Fährmann Hände und Füsse geopfert werden müssen, in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 49. In vielen Märchen spielt der Fährmann, der endlich abgelöst werden soll, eine Rolle.

Schon Wolf hat in seinen Beiträgen II. 71. mehrere merkwürdige Märchen verglichen, in denen der Weg durch einen dreifachen Gürtel von Wäldern und Meeren führt. In Wolfs deutschen Hausmärchen 189. findet der junge Held in einem grossen Walde einen Einsiedler, der weist ihn über Meer zu einem zweiten in einem zweiten Walde und dieser wieder über Meer zu einem dritten in einem dritten Walde. Der dritte Einsiedler weist ihn an die Vögel, die vielleicht wüssten, wohin er weiter gehen müsse, um zum Ziel zu gelangen. Die Vögel wissen es nicht, weil ihr König Greif ausgeflogen ist. Dieser aber kommt wieder, nimmt den jungen Helden auf den Rücken und trägt ihn in den Himmel; in einem niederländischen Mär-

chen treten an die Stelle der drei Einsiedler drei Thierköniginnen und die Königin der Vögel lässt ihn durch einen Storch in den Himmel tragen.

Die goldnen Aepfel Idunas auf dem Gipfel des nordischen Weltbaums, die goldnen Aepfel der Hesperiden, das goldne Klingelklangel auf dem Weltbaum sind dasselbe Sinnbild wie das berühmte goldne Vliess der griechischen Argonautensage. Ihrzufolge nahm Chrysomallos, der goldne Widder, ein Geschwisterpaar, Phrixos und Helle, auf seinen Rücken, um sie durch die Flucht zu retten. Unterwegs fiel Helle in die Meerenge hinab, die seitdem der Hellespont heisst, der Bruder aber gelangte glücklich nach der fruchtbaren Gegend von Kolchis am schwarzen Meere, wo er den Widder opferte und das Fell, das berühmte goldne Vliess, an einen Baum hing, den ein Drache hütete. Apollodor I. 9. 1. 21. Dieser Mythus hat mancherlei ungenügende Erklärungen gefunden. Die von Forchhammer, Helenika 197. f., womit auch Preller, Griech. Myth. II. 211. übereinstimmt, will im Widder die Wolke und in der Helle den herabfallenden Regen erkennen. Richtiger hat Schwenk in den Anmerkungen zu seiner slav. Mythologie S. 242. f. in dem goldnen Vliess ein Gegenbild zu den Aepfeln der Hesperiden gesehen, ohne jedoch das Geschwisterpaar zu erklären. Seine Deutung, wonach die Argonautenfahrt nach dem goldnen Vliesse die nächtliche Rückkehr der Sonne von Westen nach Osten vorstellen soll, im Gegensatz gegen die Fahrt des Herakles zu den Hesperidenäpfeln, die dem Tageslauf der Sonne von Osten nach Westen folgt, ist wohl zu gekünstelt. Es dürfte sich hier überhaupt weder um eine Tag- noch um eine Nachtfahrt handeln, sondern um eine Reise durch den Thierkreis. Sonne und Mond besteigen den Widder als das erste Zeichen im Thierkreis und treten mit ihm die Luftfahrt am Himmel hin an, Sonne und Mond können aber nicht gleichen Schritt halten, der Mond hat einen kürzern Lauf, folglich muss Helle (denn das ist die Mondgöttin schon dem Namen nach) herunter fallen. Damit stimmt zusammen, dass der Hellespont der südliche Theil derselben Meerenge ist, deren nördlicher Theil Bosporus heisst. Der letztere hat den Namen von der gehörnten Mondgöttin Io, beide stehen also in derselben Beziehung zum Monde, wenn wir auch nicht wissen,

Zeitgenossen zu schmeicheln. In der Darstellung des Schwächlichen und Gewöhnlichen waren Iffland und Lafontaine, in der Darstellung des Unsittlichen Kotzebue, neuerdings auch Clauren die berühmtesten. Als die letzte deutsche Dichterschule muß man die der Schicksalstragödien betrachten, worin Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach, Houwald glänzen. Ihre Poesie ist eine unnatürliche, ja wahnsinnige Uebertreibung des Schrecklichen. In der That ist die deutsche Poesie in den letzten Jahren wieder herabgesunken. Man ahmt die frühern großen Dichter nach oder sucht durch Uebertreibungen Aufmerksamkeit zu erregen und eine Zeitlang in die Mode zu kommen. Jetzt folgt der große Schwarm der Alltagsdichter dem Engländer Walter Scott, der eine zeitgemäße Manier, die Geschichte auf eine schöne und romantische Weise darzustellen, mit Glück eingeführt hat.

Kapitel CCCCXCIX.

Die Theaterwelt.

Man unterscheidet die lyrische, epische und dramatische Dichtkunst. Die erstere oder Liederpoesie wird noch immer, wie in der Zeit der Minnesänger bei uns gepflegt. Die größten Lyriker sind Klopstok, Göthe, Schiller, Stolberg, Salis, Tieck, Novalis, neuerdings vorzüglich Uhland, Rückert. Die epische oder erzählende Poesie ist beinah ganz in die Romane aufgegangen. Die berühmtesten Romane sind von Wieland, Göthe, Thümmel, Jean Paul, Lafontaine, neuerdings von Fouqué, Hoffmann ꝛc. In der dramatischen Dichtkunst zeichneten sich durch Trauerspiele Lessing, Göthe, Schiller, Tieck, Werner und die Schicksalstragöden, im Lustspiel Lessing, Göthe, Tieck, Kotzebue, Iffland, Jünger ꝛc. aus.

Die dramatische Poesie erhielt eine vorzügliche Wich-

warum gerade diese Meerengen in so auffallender Weise in den Mondcultus hineingezogen worden sind.

Das goldne Vliess auf dem Baum, den der Drache bewacht, hat die auffallendste Aehnlichkeit mit den goldnen Aepfeln der Hesperiden, sogar im Namen, da in der griechischen Sprache Aepfel und Schafe durch dasselbe Wort (μῆλα) bezeichnet werden. Nach Diodor IV. 26. und dem Mythog. Vatic. I. 39. raubte Herakles den Hesperiden keine Aepfel, sondern Schafe.

Auf den Sundainseln in der Südsee waltet der schöne Glaube, dass die Sonne allabendlich in Haupokann, der Unterwelt, ausruhe und dort durch einen Trunk aus der Lebensquelle unter dem ewigen Baum Ipa sich verjünge, um, wenn sie morgens wieder aufgeht, die ganze Natur zu verjüngen. Jener Baum wurzelt in der tiefsten Nacht und trägt auf seiner Höhe leuchtende Früchte, nämlich die Gestirne. Die Sonne selbst ist als seine sich nächtlich verjüngende Frucht zu betrachten. Schirren, Wandersagen der Neuseeländer S. 150.

Viertes Buch.

Der Gegensatz von Zeit und Ewigkeit.

1.

Das Verschwinden der Zeit in der Ewigkeit.

Wie räumlich der Himmel ringsum die Erde wie das Dotter im Ei umschliesst, so auch die allumfassende Ewigkeit den engern Ring der Zeit. So dachten sich die alten Völker die Ewigkeit als das allgemeine, die Zeit als das besondere. Wie aber in der Zeit alles nur gegliedert auf einander folgt und indem aus dem Heute das Morgen wird, dasselbige Heute auch zu Gestern werden muss, so schloss der Begriff des Ewigen jede solche Aufeinanderfolge aus und liess sich nur als eine ewige Gegenwart denken.

Die alten Völker fassten den Gegensatz nicht in seiner ganzen Schärfe auf, sondern begnügten sich, das Ewige nur als ein rasches Zusammendrängen langsam verlaufender Zeiträume zu denken. So heisst es in der Bibel, vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Auch die Inder sagen, ein Tag des Brahma sey gleich viel tausend Jahren der Menschen. Als einmal ein frommer König zu Brahma kam und ihn um einen passenden Mann für seine Tochter bat, lächelte Brahma und sagte: Während du hier in meinem Himmel die wenigen Worte gesprochen hast, sind 324,000 Erdenjahre vergangen und deine Tochter ist längst todt. Nach einer andern Fassung des Märchens bei Polier II. 593. und v. Schack, Stimmen vom Ganges Nr. 7. antwortet Brahma dem König, Wischnu halte sich gegenwärtig auf der Erde auf, wo er als Königssohn wieder geboren sey; diesen solle seine gute Tochter zum Manne bekommen. Im höchsten Grade entzückt, dankten Vater und Tochter dem Herrn des Paradieses und kehrten zur Erde zurück.

Aber da war alles anders geworden, die Hauptstadt des Königs Raiwata längst zerstört, denn es waren Jahrhunderte vergangen, während sie nur kurze Stunden in Brahmas Himmel zugebracht zu haben glaubten. Doch fanden sie den Mann, der ihnen verheissen war, und die fromme Tochter wurde Wischnus königliche Gemahlin. In noch einer Variante des indischen Märchens, mitgetheilt in Grimms altdeutschen Wäldern I. 165. sucht der Vater in Brahmas Himmel das Buch des Schicksals auf, um darin zu lesen, wer seine Tochter heirathen werde, und fand, sie werde erst im dritten Weltalter einen Bruder des Gottes Krischna (Wischnu) heirathen. Der König erschrak, da er noch im ersten Weltalter lebte. Als er aber Brahmas Himmel verliess, war längst das dritte Weltalter eingetreten, die Menschen waren zwerghaft klein geworden, nur er und seine Tochter waren noch Riesen der alten Zeit; der göttliche Freier aber fand sich ein.

Ganz ähnliche Vorstellungen kehren auch in der Sagenwelt Europas wieder. In den h. Stunden der Sonnenwende öffnet sich die vorher unsichtbare Welt des Jenseits, ein unschuldiger Hirt oder eine Jungfrau gerathen durch eine vorher verborgene Thür hinein, weilen eine Stunde unter den herrlichsten Schätzen, kehren um und finden alles verändert, denn es sind viele viele Jahre vergangen. Davon gibt es zahllose Volkssagen, auf die wir zurückkommen werden.

Der Britenkönig Herla sass einmal allein in seinem Zimmer, als ein winzig kleiner und hässlicher Zwerg zu ihm herein trat, sich ihm als eine kleine Majestät, so gut wie er, nämlich als König eines unzählbaren Zwergenvolks vorstellte und ihm verkündete, bald würden Gesandte des Frankenkönigs eintreffen, um ihm die Tochter dieses Königs zur Gemahlin anzubieten. Er, der Zwerg, wünsche nun, wenn Herla sie heirathe, zur Hochzeit eingeladen zu seyn, wogegen er auch wieder ihn zu seiner Hochzeit ins Zwergenreich einladen werde. Herla ging darauf ein und alles kam, wie der Zwerg gesagt hatte. Als Herla seine Hochzeit beging, erschien der Zwergkönig nicht nur mit glänzendem Gefolge, sondern liess auch durch dasselbe köstliche Speisen auftragen und den Saal durch blitzende Edelsteine erleuchten, welche seine Zwerge wie Fackeln trugen. Schliesslich lud der Zwergkönig nach Jahres-

frist den König Herla auch zu seiner Hochzeit ein. Dieselbe sollte im Innern eines Berges stattfinden, wohin von aussen eine Höhle führte. Als nun das Jahr vorüber war, begab sich König Herla mit seinem Gefolge in die Höhle, kam erst in tiefes Dunkel, dann aber in eine glänzende Halle, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Die Gäste wurden herrlich bewirthet und reich beschenkt mit Pferden, Hunden, Falken und Jagdgeräth. Zuletzt gab der Zwergkönig seinem Gast noch einen trefflichen Schweisshund und empfahl dem Abschied nehmenden König, diesen Hund einem seiner Diener mit aufs Ross zu geben, und keiner von ihnen allen solle eher vom Pferde steigen, bis dieser Hund freiwillig würde herabgesprungen seyn. Der Zug der Gäste verliess nun die Höhle und kam wieder ans Tageslicht. Ein alter Hirte stand am Wege und der König frug ihn, was die Königin mache? Der Hirt erwiderte, er verstehe seine Sprache nicht recht, denn er sey kein Brite, sondern ein Sachse, auch habe er den Namen der Königin, die er meine, nie gehört, ausser dass man ihm erzählt habe, vor alten Zeiten habe einmal die Gemahlin des Königs Herla so geheissen, der dort in jenem Berge verschwunden und nicht wiedergekommen sey. Da wandelte den König Herla ein Grausen an, denn er meinte, nur drei Tage im Berge gewesen zu seyn. Nun aber erfuhr er von dem alten Hirten, dass schon 200 Jahre vergangen, das Land von den Sachsen erobert und die Briten vertrieben seyen. Einige von Herlas Leuten stiegen ungeduldig von den Pferden, fielen aber augenblicklich in Staub zusammen. Da befahl der König bei Todesstrafe, keiner solle mehr absteigen, bis der Schweisshund herabspringen würde. Und so ritten sie fort und reiten immer noch, denn der Hund ist noch nicht herabgesprungen. Und das ist die wilde Jagd in England. Nach Walter Map, von Philipps S. 56.

Ganz ähnlich eine schöne deutsche Sage. Zwei Ritter verabredeten, wenn Einer von ihnen Hochzeit feire, solle der Andere sein Gast seyn und ihm bei Tische dienen. Einer starb und sein Geist erschien, als der Andere Hochzeit machte, seinem Worte getreu und erfüllte seine Pflicht bei der Tafel, lud aber, als er wieder Abschied nahm, seinen Freund nunmehr auch zu sich zur Hochzeit ein, wozu er ihm den Tag bestimmte, und verschwand. Am gedachten Tage nun erschien ein weisses

Pferd mit zwei grossen Hunden vor dem Schlosse des noch lebenden Ritters, um ihn zu dem todten zu bringen. Muthig bestieg er das Pferd und gelangte pfeilschnell durch einen Wald zum Hause eines Priesters, wo er abstieg und beichtete. Von hier ritt er sodann ins Todtenreich zu einer herrlichen Burg, in der „die hübschesten Menschen" vereinigt waren und eine „Freude ohne Ende" herrschte. Hier von seinem Freunde aufs liebreichste empfangen, ergötzte er sich ein paar Stunden und nahm dann wieder Abschied. Als er aber aus der Burg heraustrat, waren die Wälder rings umher verschwunden und war alles angebautes Land, aus dessen Mitte eine prächtige Abtei hervorragte. Indem er nun hier Erkundigungen einzog, erfuhr er, es seyen 200 Jahre vergangen, seitdem er ausgeritten war zu seines Freundes Hochzeit. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 535. nach der Ausgabe von 1535.

Die uralte heidnische Erinnerung ist auf die christliche Legende übergegangen oder hat sich in der Legende mit dem Bibelglauben vermischt. Am berühmtesten ist die Legende vom Mönch Felix. Der las einmal im 89. Psalm „tausend Jahre sind vor Gottes Augen wie ein Tag" und als er zweifelte, hörte er draussen einen Vogel so lieblich und wunderbar singen, dass er ihm nachging in den Wald und die ganze Nacht zuhörte. Erst als die Morgenglocke läutete, ging er ins Kloster zurück, erkannte aber niemand wieder und wurde von niemand erkannt, denn es waren hundert Jahre vergangen. Altdeutsches Gedicht in Grimms Altd. Wäldern II. 70. Im Coloczaer Codex Nr. 10. v. d. Hagen, Gesammtabent. Nr. 90. Pauli, Schimpf und Ernst, Nr. 536. Dasselbe wird vom Mönch Erpho im Kloster Siegburg erzählt. Montanus, Vorzeit von Cleve II. 257. Vom h. Amarus bei v. Schack, Dramt. Lit. der Spanier II. 510., von einem Mönch des Klosters Affligen in Wolfs Niederländ. Sagen Nr. 148. Vergl. auch das Predigermärlein in Pfeiffers Germania III. 431.

Loringus, der junge Graf von Bonemont, sollte eben zu seinem Hochzeitsschmause niedersitzen, als ihm einfiel, er habe heute noch keine Messe gehört. Sogleich eilte er in die Kirche, hörte die Messe und fand einen wunderschönen Greis, den er zur Hochzeit einlud und mitnahm. Beim Abschied lud der Greis ihn zu sich ein und führte ihn ins Paradies, wo der

Jüngling im höchsten Entzücken verweilte, bis es ihm schicklich schien, zu seiner Braut zurückzukehren, aber er fand sie nicht mehr, alles hatte sich verändert, niemand erkannte ihn und erst aus alten Büchern wurde ihm kund, dass vor 346 Jahren ein junger Graf Loringus an seinem Hochzeittage verschwunden sey. Als Loringus die erste Speise zu sich nahm, schrumpfte seine jugendliche Gestalt in die eines uralten Greises zusammen und sank todt nieder. Corneri, Chron. ad. anum. 834. Eccard, script. rer. germ. II. 153. Dasselbe geschah einem Bräutigam zu Mühlhausen, Stöber, Elsäss Sagen Nr. 16.

Die schöne Legende erscheint ein wenig persiflirt bei Crocker, legends of the lakes. Hier nämlich wird von Cudy, dem fetten Mönch von Inisfallen, erzählt, er habe sich einmal im Mondschein in einer warmen Sommernacht verirrt und allerlei weltliche Gedanken, besonders aber grossen Durst gehegt. Da sey ein schönes Mädchen vor ihm hergelaufen und habe ihn mit einer vollen Weinflasche weiter und immer weiter gelockt, bis er, ohne sie einholen zu können, vor Müdigkeit entschlafen sey. Am Morgen aber habe er tief im Schnee gelegen, sich erschrocken aufgerafft und Menschen aufgesucht, aber niemand mehr erkannt, denn es waren hundert Jahre vergangen.

Der Commandant von Grosswardein hatte ein Töchterlein, Therese, die stand früh auf und pflückte Blumen in ihres Vaters Garten. Da sie die Blumen so schön im Thau glänzen sah, gedachte sie: „Wer mag wohl der Blumen Meister seyn, der sie so schön hat aus der Erde wachsen lassen? ich hab' ihn so lieb, dürft' ich ihn einmal schauen!“ Ihr Vater aber verlobte sie an einen vornehmen Edelmann, worüber sie sehr betrübt war. Da kam, als sie wieder im Garten war, Jesus zu ihr und steckte einen Ring an ihre Hand und sagte: „Du sollst meine Braut seyn.“ Die Jungfrau wurde roth vor Freude, brach eine Rose ab und gab sie ihrem himmlischen Bräutigam. Er aber führte sie an der Hand und sprach: „Ich will Dir nun auch meines Vaters Garten zeigen.“ Und er führte sie ins Paradies und zeigte ihr, wie viele tausend schönere Blumen dort blühten und die Vögel lieblich von den Bäumen sangen. Voller Freude ging sie von Blume zu Blume und die Zeit

wurde ihr nicht lang. Da sagte Jesus zu ihr: „Komm jetzt, denn ich will dich wieder heimführen.“ Er begleitete sie bis vor die Stadt und schied von ihr. Als sie ans Thor gekommen war, hielten sie die Wächter auf und frugen, wer sie wäre? Sie sagte, sie sey des Commandanten Tochter, aber die Wächter sagten, der Commandant habe gar keine Tochter. Sie blieb dabei, sie sey erst vor zwei Stunden aus der Stadt hinaus gegangen. Niemand begriff es, bis man in einer alten Schrift las, vor 120 Jahren sey eine Braut, des damaligen Commandanten Tochter, verloren gegangen. Als die Jungfrau dies hörte, ward sie bleich, wollte nicht Speise noch Trank mehr nehmen, als allein das Sakrament, und als ihr der Priester dasselbe gereicht hatte, verschied sie. Büsching, Volkssagen S. 163. Des Knaben Wunderhorn I. 64. Bechstein erzählt im Sagenschatz des Thüringerlandes III. 184. dieselbe Sage von einer Braut zu Benzhausen.

Nahe verwandt damit ist das schöne Volkslied von „des Sultans Töchterlein“ im Wunderhorn I. 15., etwas ausgedehnter bei Docen, Miscell I. 267. Des Sultans Tochter bewundert die Blumen im Garten und möchte gern den Meister der Blumen kennen lernen. Da kommt Jesus zu ihr, ladet sie in seinen himmlischen Garten ein und wirbt sie zur Braut. Das Lied kommt auch in Hofmanns horae belg. II. Nr. 26., bei Weyden, Kölns Vorzeit S. 272. und in Mohnikes Altschwed. Volksliedern S. 205. vor. Auch noch in einer thüringischen Volkssage bei Bechstein IV. S. 187., ohne den Namen Jesu. Ein Mädchen findet in der Waldschlucht bei Schweina einen hell strahlenden Jüngling, der sie in seinen Garten führt und ihr einen Strauss von Blumen pflückt. Als sie heimkehrt, kennt sie niemand, denn es sind lange, lange Jahre vergangen und müde schläft sie auf einem Stein für immer ein, am Busen noch den Blumenstrauss von funkelnden Edelsteinen.

2.

Der schlafende Gott.

Nach einer Vorstellung der Inder ist die ganze Schöpfung und der ganze Verlauf der Weltgeschichte nur ein Traum und zwar ein sündiger Traum Brahmas. Aber auch nach der allge-

meinern, minder schroffen Auffassung sowohl der Brahmanen als der Buddhisten ist immerhin die Schöpfung nur ein Kerker der gefallenen Geisterwelt, wie der Leib Kerker jedes einzelnen Geistes ist, und hinter der ganzen bösen Zeitlichkeit, in welcher jenes Geschaffene dauert, ruht die selige Ewigkeit als ein Zustand ursprünglicher göttlicher Vollkommenheit, in welche die gefallenen Geister dereinst zurückkehren und in Gott übergehen sollen.

Auch der griechische Chronos (Saturn) enthält noch eine Spur dieser Vorstellungsweise. Irgend einmal hatte die Welt angefangen und Chronos, mit dem die Zeit anfing, weil er selbst die Zeit bedeutet, galt als der älteste Gott. Aber dieser älteste Gott sollte weder allein regieren, noch der vornehmste der Götter bleiben. Er beherrschte nur das erste goldne Zeitalter, wurde aber nachher von seinem übermüthigen Sohne Zeus vertrieben. Hesiod, Theogonie 729. f. Apollodor I. 2. 1. Seitdem wurde die Welt schlechter und folgte einem bösen Zeitalter immer ein noch böseres. Ovid, Met. I. 113. Das erste goldne Zeitalter der Unschuld wurde von den Römern noch mehr gepriesen, als von den Griechen, und es knüpften sich daran Vorstellungen des ewigen Friedens, der vollkommenen Harmonie der Dinge, wie sie überhaupt nicht in die Zeit, also auch nicht in den Anfang der Zeit, sondern nur für die Ewigkeit passt. Macrobius hat dieser Idee in seinen Saturnalien (I. 7.) die grösste Aufmerksamkeit gewidmet. Die Saturnalien waren das grösste Fest der Römer und wurden zu Ehren des ältesten, abgesetzten und auf einer seligen Insel im Westen schlafenden Gottes in der Wintersonnenwende oder zu Weihnachten gefeiert. Der Sinn dieser Feier war: Alles, was der böse Zeitverlauf mit sich gebracht habe, solle an diesem Feste verschwinden und eine Harmonie und Glückseligkeit zurückkehren, wie damals, als Saturnus noch regierte. Deshalb herrschte während der Saturnalien allgemeine Freiheit und Gleichheit.

Bei Lactantius Placidus 4. ist uns die wichtige Notiz erhalten, dass mit dem vom Himmel herabgerissenen Saturn auch das erste Paradies verschwunden und zum erstenmale Nacht und Winter über die Erde gekommen seyen, dass aber wenigstens der schöne Frühling noch einen Abglanz des ver-

lorenen Paradieses zeige. Damit stimmt auch Ovid, Met. I. 113. überein, sofern er sagt, Saturn habe den ursprünglichen ewigen Frühling abkürzen müssen, so dass jetzt nur noch wenige Monate lang der Frühling an das verlorene goldne Zeitalter erinnere.

Die Gebundenheit durch den Schlaf wurde auch als eine wirkliche Fesselung aufgefasst. Saturn soll von seinem Sohne Zeus gefesselt worden seyn, um die vorher ungebundene Zeit in ein strenges Maass zu bannen. Cicero, de nat. deor. II. 25. Macrobius, Sat. I. 8.

Die Griechen legten indess in den Saturn, während er einerseits den ewigen Frieden des goldnen Zeitalters bedeuten sollte, andererseits auch wieder den Begriff des Zeitwechsels hinein und zwar in böser Bedeutung. Er frisst seine eigenen Kinder, d. h. die Zeit verschlingt alles wieder, was sie hervorgebracht hat. Fulgentius, Myth. I. Er führt die Sichel, um alles in der Zeit Gewordene wieder wegzumähen. Auch als Planet charakterisirt er sich durch Kälte und schädliche Wirkung und hat in der Astrologie, besonders bei den Arabern, eine lediglich böse Bedeutung, v. Hammer, Rosenöl I. 5. Deshalb hat man ihn auch mit dem Winter personificirt. Allerdings ist der Winter das zerstörende Princip im Zeitenwechsel, weil er den schönen Sommer verschlingt; zugleich ist er aber auch die Geburtsstätte jedes neuen Sommers.

Das Andenken an den schlafenden Gott hat sich auch in zahlreichen deutschen Volkssagen erhalten, die ich in meinem Odin S. 328. f, bereits mitgetheilt habe. Ich füge hier nur einiges zur Ergänzung hinzu.

Wie Chronos schlafen auch die deutschen Kaiser und Helden in einer Höhle im Innern eines Berges. Wahrscheinlich wollte das Volk den Gegenstand seiner Liebe und Hoffnung in der Nähe haben und versetzte ihn aus dem Naturcentrum im Norden oder von der seligen Insel im Westen in das geheimnissvolle Innere eines nahen Berges.

3.

Das goldne Zeitalter.

Alle gebildeten Völker des Alterthums glaubten an ein erstes goldnes Zeitalter der Unschuld und des Friedens. Dem lag wohl zunächst zu Grunde, dass jeder Mensch in seiner Kindheit ein solches Unschuldsalter erlebt, und ferner die Thatsache, dass beinah jeder Greis über die neue Generation klagt und meint, in seiner Jugendzeit seyen die Menschen besser gewesen. Allein in den schon ausgebildeteren Religionssystemen der Heiden trat der Gedanke hinzu, es sey überhaupt einmal eine bessere Welt dagewesen, ein Ideal des Daseyns, welches durch die Sünde verloren gegangen sey, gleichviel, ob dieses bessere Daseyn noch in die Anfänge unserer Zeitrechnung falle, oder ob es in eine selige Ewigkeit im Himmel ausserhalb der Erde und in die Ewigkeit ausserhalb der Zeit verlegt werden müsse. Deshalb sind auch die Vorstellungen der alten Völker vom goldnen Zeitalter ziemlich schwankend und die Grenzen zwischen der Ewigkeit im Himmel und der ersten goldnen Zeit auf Erden nicht immer klar und fest gezogen.

Nach dem altpersischen Avesta, Vendidad 2., verlangte der gute Gott, Ahura-Mazda, den wir gewöhnlich Ormuzd nennen, von Yima (Dschemschid), er solle sein heiliges Wort verkünden, und als dieser sich zu schwach dazu fühlte, befahl er ihm, zunächst nur die Erde zu bevölkern und zu bebauen, letzteres mittelst eines goldnen Dolches (einer Pflugschaar), den er ihm mitgab. Yima erfüllte nun die Erde mit Menschen und Thieren und legte Ackerland an und zweimal, als das Erdenrund schon ganz voll war, durfte er es noch immer weiter ausdehnen, um Raum für die Bevölkerung zu gewinnen. Aber nach dem Bericht der Zemyadyascht in Webers Studien III. 411. endete dieses lange goldne Zeitalter der Einigkeit und des Friedens damit, dass Yima selbst zuerst sündigte, indem er Lügen erdachte. Da entfloh das Glück. Mithra, die Sonne, fing es auf und brachte es zurück. Yima sündigte fort und das Glück entfloh abermals. Der Lufthimmel brachte es wieder zurück, aber da Yima fortsündigte, floh es zum dritten Mal. Nun fing

tigkeit und beinah die Oberherrschaft durch das Theater. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kamen die Theater in Deutschland zuerst in Aufnahme, vorzüglich in Hamburg, wo Lessing als Schriftsteller und Schröder als guter Schauspieler wirkten. Außerdem gab es herumziehende Schauspielertruppen, die sich durch desto größere Talente auszeichnen mußten, je weniger sie noch Anhang und Beifall fanden. Man war damals noch so fromm, daß man die Theater für eine Art Sünde hielt. Unter jenen ersten Schauspielern glänzten Eckhof und Fleck, welche die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen. Nach Göthe und Schiller kamen die Theater in ganz Deutschland in Flor, ja sie nahmen so sehr überhand, daß jetzt jede nur irgend bedeutende Stadt damit versehn ist. Der sogenannten gebildeten Stände hat sich eine Leidenschaft für die Bühne bemächtigt, die man allgemein die Theaterwuth nennt. Sie hat einen guten Grund. Die Bühne ist ein Spiegel des Welttheaters und in vieler Hinsicht die höchste, ergreifendste und wichtigste Kunst, wenn man sie nicht zu einem Spiegel der Gemeinheit, nicht zu einem bloßen Kitzel der Schau- und Sinnenlust herabwürdigt.

Die Theater dienen dreierlei Künsten, der Poesie im eigentlichen Schau- Trauer- und Lustspiel, der Musik in der Oper, der Tanzkunst im Ballet. Alle drei herrschen jetzt auf der deutschen Bühne. In allen aber herrscht auch die Sinnenlust über den geistigen Genuß vor, die Künstlichkeit über die wahre Schönheit, die wechselnde Mode über das allein Gute. Das Theater ist kein Bildungs- Veredlungs- und Erhebungsmittel, sondern nur ein Reizmittel der Genußsucht und Eitelkeit. Unter Schiller und Göthe stand es auf einer reinen Höhe. Unter Kotzebue und Iffland sank es ins Gemeine herab, und jetzt ist es ganz grobsinnlich geworden. Die

er „den männlichen Muth“ auf, der jedoch nur in schwerem Kampfe den Menschen einen Theil ihres ursprünglichen Glückes rettete. Endlich sandte Ormuzd den Zoroaster mit seinem göttlichen Wort, um die Menschen aufs Neue zu heiligen.

Yima ist der indische Yama, Gott des Todes und der Unterwelt. Eine sonderbare Verwechslung, die sich aber erklärt, wenn man bedenkt, dass sich die Inder ein goldnes Zeitalter nur im Jenseits und nicht auf Erden denken konnten, und dass bei ihnen die persische Vorstellungsweise eine untergeordnete Stellung einnehmen musste.

In der spätern persischen Dichtung des Firdusi wird Yima unter dem Namen Dschemschid zu einer historischen Person gemacht. Hier heisst es, der Perserkönig Dschemschid bewohnte 50 Jahre lang eine paradiesische Residenz und herrschte nicht nur über die Menschen, sondern auch über die Vögel und über die Peris (elfenähnliche Wesen) und über die Dews (Teufel). Von den letztern liess er sich eine feste Burg bauen, wo er vor jeder Gefahr sicher zu seyn glaubte. Auch liess er sich, wenn die Sonne am höchsten stand, von einem Dew in die Höhe tragen, auf einem Throne sitzend, und alles betete ihn an. Da schwoll sein Herz in Uebermuth und den Weinbecher in der Hand bildete er sich ein, Gott selbst zu seyn.

Da gestattete Gott, dass ein Dew ihn verdürbe. Vom Teufel verlockt stürzte Zohak, des reichen Thasi Sohn, erst diesen seinen Vater, um ihn schnell zu beerben, in eine Grube und benutzte sodann die Unzufriedenheit des Volks mit Dschemschid, um auch diesen vom Throne zu stossen. Zwar entfloh Dschemschid, wurde aber eingefangen und auf Befehl des Zohak zersägt. Nach dem Schachnameh des Firdusi.

Auch die Griechen und Römer glaubten, das erste Zeitalter sey das goldne gewesen. Da habe Chronos oder Saturn in Frieden und Reichthum geherrscht. Hesiod, Tagwerke 969. Ovid I, 113. Bei der ausserordentlichen Vielgestaltigkeit der griechischen Mythen darf es nicht Wunder nehmen, dass wir diesen Gott erstens mit den Titanen in den finstern Tartarus unter der Erde gestürzt werden, zweitens auf einer seligen Insel im äussersten Westen, wo die Sonne untergeht, in einer Höhle ruhig bis zum Weltende schlafen, und drittens mitten

auf unserer civilisirten Erde, als Mitkönig des Janus Italien beherrschen und mit dem goldnen Zeitalter beglücken sehen. Die Römer nämlich erzählten, Saturnus sey, als er vor seinem Sohne fliehen musste, nach Italien gekommen, dessen König Janus die Krone mit ihm getheilt habe, und ihre Regierung sey so vortrefflich gewesen, dass man sie noch das goldne Zeitalter nenne. Alles habe in Wohlstand und seligem Frieden gelebt. Ops (*opes*, Reichthümer) sey des Saturnus Gemahlin gewesen. Das Glück habe zugleich auf voller Freiheit beruht, denn es habe unter den Menschen weder Herren noch Knechte gegeben. Dionysius von Harlikarnass I. 36. Justinus XLIII. 1. Virgil, Aeneis VIII. 314. f. Dessen Eklogen IV. 6. Ovid, fasti I. 193. 235. Macrobius, sat. I. 12.

Zur Erinnerung der goldnen Zeit beging man an jedem Neujahr die s. g. Saturnalien, ein Fest, bei welchem die Sclaven von den Herren bedient wurden, die Weiber den Männern, die Kinder den Erwachsenen gleich waren. Justinus a. a. O. Porphyrius, de antro nymph. 24. Macrobius a. a. O. Nach Athenäus XIV. gab es ein ähnliches Fest schon im alten Babylon und eine ähnliche Feier reicht bis tief in die christliche Zeit hinein in den Narrenfesten und Maskeraden des Neujahrs. Der Name und die Bedeutung des Janus beweisen, dass man sich das goldne Zeitalter als das Jugendalter der Menschheit dachte und mit der Jugend des neuen Jahres parallelisirte.

In der nordischen Voluspa 7. heisst es, die Asen hätten im goldnen Zeitalter in vollkommenem Frieden gelebt, sich Höfe gebaut, Gold geschmiedet, mit Würfeln gespielt, bis Gullweig (Goldkraft) gekommen sey, da hätte der Frieden aufgehört. Sie, die Wonne böser Weiber, war eine arge Zauberin. Obgleich dreimal verbrannt, wurde sie dreimal wiedergeboren und veranlasste durch ihre Tücke den Krieg der Asen mit den Vanen. Dieser Mythus ist sehr dunkel, doch hat man wohl nicht mit Unrecht die Friede störende Zauberin mit der griechischen Pandora verglichen und vermuthet, es handle sich auch hier um den Grundgedanken, alles Uebel in der Welt kommt vom Weibe her.

Der Norden hatte noch eine andere Vorstellung vom goldnen Zeitalter. Man gab hier jedem Naturreich für sich ein eigenes goldnes Zeitalter. Ein solches hatte das nordische

Riesenreich unter dem friedlichen König Gudmund, nach der Hervararsaga 1.; ebenso hatten die Wassergeister oder Nixen ihr ursprüngliches Friedensreich, welches erst durch die Menschen gestört wurde, desgleichen auch die Elben und Zwerge, deren Erinnerung in so vielen Volkssagen und Märchen erhalten ist. Auch die Thiere hatten ihr besonderes Paradies hoch in den Schweizer Alpen und in den Tiefen des lithauischen Urwalds. Freyr, der Gott des Sommers und der Fruchtbarkeit in der ganzen organischen Natur, erhielt Alfheim zur Wohnung, Grimmismal 5. Das ist das Elfenreich, welches schon vor den Menschen da war. Ist Freyr auch später euhemeristisch als König von Schweden aufgefasst worden, so hat sich doch die Erinnerung an den ursprünglichen Frieden der Elfen insofern erhalten, als zu dieses Königs Zeiten, wie in Saturns goldner Zeit, ungestörter Frieden geherrscht habe, Ynglingasaga 12. Das ist „Frodis Frieden", im Norden so berühmt wie die saturninische Zeit im Süden. In der jüngern Edda 43. wird erzählt, zu König Frodis Zeiten haben solche Ehrlichkeit und Treue geherrscht, dass ein schwerer Goldring, auf freier Haide liegend, doch von niemand gestohlen worden sey. Bei Saxo 27. lässt König Frotho gemahlenes Gold auf die Speisen streuen, was gleichfalls auf das goldne Zeitalter hinweist.

In Ipolyis magyarischer Mythologie, vergl. Wolf, Zeitschrift III. 313. findet sich ein sehr eigenthümliches Märchen. Im Anfang wurde die Erde von göttlichen Wesen, s. g. Tünders, bewohnt, die aber den bösen Menschen weichen mussten. Die Menschen schnitten nämlich einmal einer Tünderin, als sie ihr langes goldnes Haar auskämmte, dasselbe muthwillig ab. Da verliessen alle Tünder die Erde. Das Land wurde unfruchtbar und die Menschen starben dort aus. Die Tünder aber sind in die Gestirne übergegangen und werden erst spät wiederkehren, um das goldne Zeitalter auf die Erde zurückzubringen.

Die alten Mexikaner glaubten, das Paradies liege auf dem höchsten Berge, wo die Wolken sich versammeln, von wo sie Regen bringen und von wo auch die Flüsse herabkommen. Der erste Mensch Quetzalcoatl, unter welchem Mexiko sein goldnes Zeitalter erlebte, stieg einmal auf den Berg, um von dort den Trank der Unsterblichkeit zu holen. Allein er kam

nicht wieder und man glaubt, er werde erst am Ende der Zeiten wiederkommen und das goldne Zeitalter zurückbringen. Clavigero I. 13. Humboldt, Cordilleren I. 42. Nach einer andern Ueberlieferung gab ihm Tezcatlipoca (der grosse Geist) den Trank, der ihn zwar unsterblich machte, ihn aber unwiderstehlich antrieb, immerfort zu wandern. Mit ihm zogen die Singvögel. Das goldne Zeitalter hörte auf. Er selbst zerstörte seinen Palast und das vorher fruchtbare Land wurde zur Wüste. Clavigero II. 11. Prichard S. 384.

4.

Die übrigen Zeitalter.

Es ist allgemein bekannt, dass nach dem herkömmlichen Glauben des classischen Alterthums auf das goldne Zeitalter zuerst das silberne, dann das eherne und endlich das eiserne folgte. Ueber diese vier sind die alten Griechen und Römer nicht hinausgegangen. Auch die Inder nehmen vier Zeitalter an, das erste von 4800, das zweite von 3600, das dritte von 2400 und das vierte von 1200, das ganze also von 12000 Jahren. Auch hier drückt die immer geringer werdende Zahl der Jahre ein allmäliges Herunterkommen aus. So glauben die Inder auch, im ersten Zeitalter seyen die Menschen 400 Jahr alt geworden, im zweiten 300, im dritten 200 und jetzt im vierten würden sie höchstens noch 100 Jahr alt. Vergl. v. Bohlen, das alte Indien II. 293. Die Buddhisten fügen noch ein Kleinerwerden der Menschen hinzu, anfangs seyen sie Riesen gewesen, zuletzt werden sie nur noch Zwerge seyn.

Die Aegypter, Juden, Perser, Etrusker glaubten an eine Zeitdauer von 6000 Jahren. Die Inder begnügten sich auch mit ihren 12,000 noch nicht, sondern phantasirten sich, namentlich die Buddhisten, in einen Luxus von immer neuen Zeitaltern oder Weltperioden hinein und trieben, wie in Bezug auf die Zeit, so auch in Bezug auf den Raum denselben Luxus und schachtelten unzählige Himmel übereinander und Höllen untereinander, so dass ihre Kosmogonien den chinesischen Thürmen gleichen, die aus lauter übereinanderstehenden Dächern bestehen.

Gemeinsam ist allen diesen Vorstellungen die Verschlimmerung mit der Zeit. Alle Völker glaubten, der Anfang sey gut gewesen und die Welt sey erst nach und nach schlechter geworden. Was eigentlich schlechter wird, sind nur die Menschen und das Böse liegt im sittlichen Verhalten der Menschen. Oft aber begegnet uns bei den alten Völkern der Glaube, die Materie müsse dem Zuge der Geister folgen, im goldnen Zeitalter, im Paradiese habe es noch keinen Winter, keine Stürme, kein Gewitter, keine Ueberschwemmungen, keine Dürre gegeben, hätten die Thiere noch zahm und friedlich miteinander gelebt und hässliches Ungeziefer sey noch gar nicht dagewesen; das alles sey erst gekommen, als die Menschen gesündigt hätten. In China herrscht noch bis auf unsere Zeit der Glaube, wenn Misswachs eintrete, sey der Kaiser schuld, weil er schlecht regiere, ja wenn ein Komet die gewöhnliche Ordnung am Himmel störe, so komme das von einer Unordnung am kaiserlichen Hofe her.

Vom Uebergang aus einem Zeitalter in das andere machte man sich in Indien eine anmuthige Vorstellung. Wenn ein Zeitalter verschwunden ist, schwimmt Wischnu, das erhaltende Weltprincip, in Gestalt eines kleines Kindes, welches an der grossen Zehe seines rechten Fusses saugt, auf einem Blatte im neuen Urmeere herum, bis aus seinem Nabel ein Lotosstengel emporwächst, aus dessen Blume der neue Brahma hervorgeht, der eine neue Welt für das neue Zeitalter schafft. Sonnerat I. 247. Nach Baldäus 434. wurde die Welt immer kleiner, zuletzt nur ein Thautröpfchen, dehnte sich dann aber wieder weit aus. Sehr lieblich war die Vorstellung der Manichäer, wonach, so oft ein Weltalter endet, der Aeon desselben dem ewigen König einen Blumenkranz aufsetzt.

Dachte man sich einmal mehrere Zeitalter hintereinander, so lag es ziemlich nahe, sich auch irgend ein Wesen zu denken, was ausnahmsweise ihren Wechsel überdauerte. So glaubten die Inder von dem frommen Büsser Makandaya, er habe schon ein Zeitalter überlebt und es sey ihm verheissen worden, dass er auch die andern überleben werde. Harivansa II. 296 f. Asiat. Originalschriften I. 211. Auch in Irland hat sich die Sage erhalten, ein gewisser Ruan sey allein aus der Sündfluth übrig geblieben und habe noch zur Zeit des h. Patrik gelebt

und demselben seine wunderbaren Schicksale erzählt. Er habe aber nicht immer dieselbe menschliche Gestalt behalten, sondern habe in der Seelenwanderung auch Thiergestalten angenommen. Moore, Geschichte von Irland I. 61.

Nach muhamedanischer Vorstellung hat es schon vor Adam Menschen und eine Weltgeschichte gegeben und haben Jahrtausende hindurch vor Adam 40, nach andern 72 Solimane oder weise Könige Salomo regiert, welche alle der Vogel Simurgh überlebte, der auch noch in unser Zeitalter hineinreichte und den altpersischen Königen weisen Rath ertheilte, wie früher den Solimanen. Ausserdem besassen die Solimane einen heiligen Schild, der sie in ihren häufigen Kriegen gegen die bösen Dews schützte und der ebenfalls noch in unser Zeitalter herüberkam. Jeder dieser Solimane beherrschte ein besonderes Zeitalter mit ganz besondern, von andern verschiedenen Geschöpfen. Alle diese sollen sammt den 72 Solimanen im Gebirge Kaf abgebildet gewesen seyn. Die einen hatten gleich den indischen Götzen viel mehr Glieder, als die jetzigen Menschen und Thiere. Die andern waren gleich den ägyptischen Götzen aus Gliedern zusammen gesetzt, welche verschiedenen Thierarten angehörten. Von irgend einer höhern sittlichen Bedeutung jener langen Vorzeit für unser Zeitalter ist nicht die Rede. Herbelot. s. v.

Eorosch, der gute Genius des Vogelgeschlechts bei den alten Persern, ging in den Vogel Simurgh der spätern muhamedanischen Märchen über. Im Schachnameh des Firdusi erscheint Simurgh als König der Vögel, nistend auf dem Gebirge Kaf, welches rings um die Erde läuft, und zugleich als Schutzgeist und Retter edler Könige und junger Helden und endlich als weiser Vezier der Beherrscher von Iran. Er überdauerte alle Weltalter und diente allen Solimanen als Vezier. Herbelot. s. v. Rosenöl I. 13. Indem die persischen Könige Federn von ihm aufsteckten, entstand der Gebrauch der Federbüsche, Rosenöl I. 153. Einer Pilgerfahrt der Vögel zu ihrem König auf dem Gebirge Kaf gedenkt v. Hammer in den pers. Redekünsten S. 144.

Die Denker und Dichter des hohen Alterthums, welche, was sie vom Weltganzen und von der Natur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen urtheilten, in der Hieroglyphik ihrer

Mythen niederlegten, waren in der Regel geistreicher, als ihre modernen Erklärer, die noch sehr weit davon entfernt sind, den innern Zusammenhang der alten Natursymbolik zu begreifen und darnach auch den einzelnen Symbolen ihre rechte Stelle anzuweisen und ihren tiefen Sinn zu ergründen.

Unter die wenig verstandenen Hieroglyphen gehört auch der Rabe.

Der Rabe ist schwarz wie die Nacht, in ewiger Trauer, hält sich bei Leichen und Rabensteinen auf, hat eine heisere hässliche Stimme, gilt also für einen Todtenvogel, der Tod oder Unheil verkündet. Die üble Meinung, die man von ihm hat, erzeugte auch abergläubische Vorstellungen von ihm, die ihm allerlei Unnatürliches und Böses andichteten und nicht nur den Tod, sondern auch den Teufel mit ihm in Verbindung brachten. Die Denker des ältesten Heidenthums fassten jedoch seinen Begriff tiefer. Die Griechen heiligten den schwarzen Vogel als den weissagenden Diener des Lichtgottes Apollo. Warum thaten sie das? Was die Alten selbst von diesem Raben des Apollo erzählen, erklärt freilich nichts, z. B. Aelian, Thiergeschichte I. 47. 48. und Apollodor III. 10. 3. Die natürliche Erklärung ist, dass das Licht die Finsterniss voraussetzt, zur Ergänzung oder als Folie braucht. Dem Licht folgt der Schatten. Der Rabe frisst Leichen, insofern verzehrt er das Todte, negirt gleichsam den Tod selber und vertritt damit eine Potenz des Ewigen. Damit tritt er ganz auf die Seite des Lichtgottes, welcher selbst den Winter, den Tod der Natur, tödtet. Nur so kann man einen Sinn in einer Behauptung des Albertus Magnus, hist. anim. 23. finden, wenn er sagt, der Rabe sey ein Feind des Esels und hacke ihm die Augen aus. Der Esel ist das bekannte Sinnbild des Winters und insofern dem Lichtgott feind. Der Rabe kommt sogar selbst als Lichtträger vor, sofern er glühende Kohlen im Schnabel tragen soll. Lyrer, Chronik zum Jahr 1191. Diese Vorstellung scheint zunächst abgeleitet vom blitztragenden Adler des Jupiter. Allein sie hat noch andere Analogien für sich. Der glühende Karfunkel im Schnabel des Todtenvogels entspricht dem strahlenden Edelstein im Kopfe der Kröte. Die Kröte bedeutet den Winter als hässliche schmucklose Erde, die aber in ihrem Innern den kostbaren Schatz der Saat des künftigen

Sommers verbirgt. Der Rabe bedeutet die Nacht, aus der das neue Licht hervorbricht.

Wie aus der Nacht alles Licht und Leben hervorgeht, so wird es auch wieder in ihr verschlungen. Daher dem Raben das höchste Alter, eine Dauer über alle Zeit hinaus zugeschrieben wird. Die alte Symbolik kennt noch einen andern Vogel, dem auch diese ewige Dauer zukommt. Das ist der Vogel Simurgh des persischen, der Vogel Phönix des griechischen Mythus. Sie aber sind etwas viel Edleres als der Rabe, viel heroischer und schöner, mit einem Wort, in ihnen ist das ewige Princip des Lichts personificirt, wie im Raben das der Nacht. Beide ergänzen sich. Simurgh, der göttliche Adler, der Schutzgeist des Lichtreichs von Iran, war von Anfang und wird immer seyn, hat den Untergang eines Weltalters nach dem andern überlebt, weiss alles, was jemals geschehen ist und was die viel jüngern Menschen nicht mehr wissen. Ganz dasselbe erzählen uns die alten Mythen von einem weltalten Raben, der zuweilen auch eine Krähe heisst und immer leben blieb und aus einer untergegangenen Welt in die neue hinüber siedelte.

In der Mythologie der Inder kommen zwei Vorstellungen von einer weltalten, alles wissenden Krähe vor. Die eine bei den besondern Verehrern des Brahma, die andere bei denen des Wischnu. Nach dem ersten Mythus hätte der ewige Geist Brahma in der Ewigkeit verharren und nie in die veränderliche, ewig wechselnde und der Zerstörung verfallene Zeitlichkeit heraustreten, die körperliche Welt gar niemals schaffen sollen. Indem es ihn aber gelüstete, verführt durch die Maya, seine Einbildungskraft, die Welt zu schaffen, that er damit etwas Sündhaftes und wurde zur Strafe in die Krähe Kagbossum verwandelt, die im ersten Zeitalter überall umherflog, in den folgenden Zeitaltern aber jedesmal in den berühmtesten Dichter desselben verwandelt wurde. Polier, myth. des Indous I. 198 f. Anders lautet der Mythus der Wischnuiten in dem berühmten indischen Epos Ramayana. Hier heisst die Krähe Bhusanda und war ursprünglich ein Mensch, der, weil er den Wischnu verachtete, zur Strafe in eine Krähe verwandelt wurde und den Wischnu hinfort als sein Diener in allen seinen Incarnationen durch alle Weltalter hindurch begleiten musste,

um die Fülle seiner Gottheit zu erkennen und den Menschen davon zu erzählen. Rhode, Rel. der Hindus II. 78.

Merkwürdigerweise gibt es auch einen keltischen Mythus im äussersten Nordwesten Europas, der jenem indischen auffallend ähnlich ist. Der göttliche König Arthur nämlich, der zugleich als das Bärengestirn im Mittelpunkt des Sternenhimmels und als irdischer König aufgefasst wird, soll nach der einen Meinung auf einer seligen Insel schlafen, um erst am Weltende zu erwachen, nach der andern Meinung aber in Rabengestalt bis zum Weltende umherfliegen, weshalb man die Raben in Ehren halten und keinen tödten solle. Eckermann, Kelten II. 151. Grässe, Sagenkreise 162.

Nach der nordischen Edda hatte Gott Odin zwei Raben, Huginn (Verstand) und Muninn (Gedächtniss), die auf seinen Achseln sitzend ihm alles sagten, was in der Welt vorging. Der eine flog durch die Vergangenheit, der andere in die Zukunft. Im Eddalied von Odins Rabenzauber 3. erkennen die Asen (Götter) das Nahen des Weltendes daraus, dass der Rabe Huginn zum Himmel geflogen ist und nicht wiederkehrt. Unter dem Himmel ist die Ewigkeit verstanden, in der Allvater herrscht, im Gegensatz gegen die böse Zeitlichkeit, in welcher Odin herrscht. Die Zeit geht nun zu Ende und der Rabe hat Ruhe.

Auch die Slaven kennen einen allwissenden Raben. Hanusch, Slav. Mythologie S. 319. Auch die Iren kennen einen Raben voll Weisheit, weil er frass, was Finn von der Forelle der Weisheit übrig gelassen hatte. K. v. K. Erin III. 57. Auch auf Island glaubt man, der Rabe wisse alles Vergangene und Künftige, weshalb man ihn nicht tödten darf. Olaffsen, Reise I. 33. Auch in Deutschland war der allwissende Rabe bekannt. Ein Erfurter Bürger unterhielt einen Raben und als er denselben einmal so ernsthaft dasitzen sah, frug er ihn: Was sinnst Du? Da antwortete der Rabe: Ich denke der alten und der ewigen Dinge. Magica, Isleb. 1597. p. 84.

In Deutschland lebt auch noch die Erinnerung an den im Berge schlafenden Kaiser, der da erwacht und frägt: Fliegen die Raben noch um den Berg? Man bejaht es, er legt sich wieder nieder und seufzt, seine Zeit sey noch nicht gekommen. So die Sage von Friedrich Barbarossa, der im Kyffhäuserberge

schläft und von dem es heisst, wenn er erwache, werde er die goldne alte Zeit des Reiches wiederherstellen. Dem liegt aber der noch ältere Begriff Allvaters zu Grunde, der in seliger Ewigkeit herrschen wird, wenn erst die böse Zeitlichkeit zu Ende seyn wird. Dasselbe ist Chronos der Griechen, der auf einer fernen Insel in einer Höhle schläft und dem Vögel die Götterspeise bringen. Plutarch, vom Mondgesicht 26.

In der nordischen Huldasaga heisst es, Odin habe die beiden Raben von Hulda zum Geschenk erhalten. Diese Notiz ist wichtig, weil sie beweist, dass Hulda (dasselbe Wesen, was Frau Holle im nördlichen und Mutter Perchta im südlichen Deutschland) ein dem Odin übergeordnetes Wesen ist, das sich zu ihm verhält wie Ewigkeit zu Zeitlichkeit. Die Göttin steht der Geburt und Wiedergeburt vor. Wie nun aus der Nacht immer neu das Licht geboren wird, so trägt auch der Rabe ein Kleinod in sich, welches alles öffnet, belebt und verjüngt, den s. g. Rabenstein. Derselbe heisst noch jetzt auf der Insel Island Oskastein oder Wunschstein und wird im Nest des Raben gefunden. Man nimmt ein Rabenei aus dem Neste, kocht es und legt es wieder hinein. Wenn dann der Rabe die Eier ausgebrütet hat und die Jungen ausgeflogen sind, bleibt das gekochte Ei zurück und man findet darin einen Stein, mit dem man herbeiwünschen kann, was man will. Maurer, Isländ. Volkssagen S. 182. Deutlicher ist der deutsche Volksglaube. Darnach soll der Rabe, wenn man alle seine Eier kocht, einen Stein herbeiholen, welcher bewirkt, dass die gekochten Eier dennoch lebendige Junge hervorbringen. Wer den Stein nachher nimmt, kann damit alle Thüren öffnen; wenn er ihn unter die Zunge legt, versteht er alle Sprachen. Albertus Magnus, von den Geheimnissen. Nürnberg 1755. S. 184. Der Rabenstein macht unsichtbar. Geheime Unterredungen 1702. S. 113. Sympath. Mischmasch 1715. S. 81. Mit dem Stein verschafft man sich alle Glücksgüter. Arndts Märchen II. S. 348.

5.

Der Ring der Zeit.

Die Zeit im engern Sinn oder der Verlauf der Zeitlichkeit von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende wurde als ein engerer

wenigen beſſern Ausnahmen und das gute Alte ſteht hinter den glänzenden Modeerſcheinungen zurück.

Die den Menſchen eigenthümliche Schauluſt und Neugier, die im Mittelalter durch religiöſe und Volksfeſte befriedigt wurde, mußte ſich ſpäter mit den Theatern begnügen. Da jedoch dieſe nur in größern Städten erreicht werden konnten, ſo mußte das Landvolk mit einer ſchlechtern Gattung von Schauſpielen vorlieb nehmen. Dergleichen waren noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Marktſchreier, und ſind noch jetzt Puppenſpieler, Seiltänzer, Guckkaſten ꝛc. Hier iſt die Kunſt allerdings zur tiefſten Pöbelhaftigkeit herabgeſunken; indeſſen hat ſich in den Puppenſpielen hin und wieder ein ſehr geſunder und treffender Volkswitz hervorgethan. In einigen katholiſchen Gegenden führen auch die Bauern ſelbſt noch Poſſen und Maskeraden auf, zumal in der Faſtenzeit.

Kapitel D.

Der Kunſtſtreit.

Wie in der Religion, Politik und Wiſſenſchaft, ſo herrſchen auch in der Kunſt verſchiedene Meinungen und Partheien. Der Geſchmack iſt überhaupt bei den Menſchen verſchieden und jeder Künſtler läßt gern ſeine Kunſt für die höchſte, ſeine Manier für die beſte gelten. Dazu kommt noch, daß die neuere Kunſt, beſonders die Poeſie der Deutſchen an verſchiednen Punkten von unten her aus dem Volk hervorgegangen iſt. Weder ein vorherrſchender Stand, noch die Höfe haben dem deutſchen Kunſtleben eine ſolche feſte Regel und Einheit gegeben, wie dies früher im Mittelalter und nachher in Frankreich unter Ludwig XIV der Fall war. Die verſchiedenartigſten Kunſtgenies erhoben ſich hier und dort aus

Kreis innerhalb des grösseren der Ewigkeit gedacht, in sich geschlossen als ein Ring, unter dem bekannten Sinnbild der Schlange, die sich selber in den Schwanz beisst. Horapollo I. 2. Wie ausserhalb des Zeitrings überhaupt noch der weitere Kreis der Ewigkeit liegt, so wieder innerhalb des Zeitrings der Jahresring.

Der lateinische Name des Jahres ist *annus*, des Jahresrings *annulus*. Das Jahr wurde auch weiblich gedacht unter dem Namen Anna Perenna. Man verstand darunter auch ein altes Weib, welches einmal dem römischen Volke Lebensmittel ausgetheilt habe. Damit hängt der Name *annona*, Kornertrag, zusammen. Man dachte sich die Ceres hier als die Nahrungsspenderin des Jahres und machte aus ihr einen Zeitbegriff, da sie sonst als Erdgöttin mehr ein Raumbegriff war. Vergl. Hartung, Religion der Römer II. 229. Nur ein Mythus von ihr ist interessant. Mars nämlich soll sie einmal feurig umarmt haben in der Meinung, es sey die Minerva, und die Täuschung soll ihn nachher sehr geärgert haben. Ovid, fasti III. 524. f. Darin liegt ein tiefer Sinn. Mars ist der Kriegsgott, aber zugleich auch der Monat März, der ewige Frühlingsheld, der jeden Winter besiegt. Sich für würdig haltend, mit der Göttin Athene, die über der Zeit in der Ewigkeit thront, verbunden zu werden, wird ihm doch nur immer das vergängliche Jahr untergeschoben.

Der Ring der Zeitlichkeit überhaupt hatte bei den Alten das berühmte Halsband der Harmonia zum Sinnbilde, worin der Begriff der harmonischen Anordnung, aber auch der Begriff von etwas Unheilvollem lag, ganz entsprechend der schönen Ordnung in Zeit und Raum, während sie doch im Vergleich mit der seligen Ewigkeit voller Uebel sind.

Hier muss noch der Mythus von Kadmos herbeigezogen werden, wie ihn Nonnus im Eingang seiner Dionysiaka mittheilt. Dem Zeus, heisst es hier, waren, während er einem Liebesabenteuer nachging, seine Blitze von dem schrecklichen Typhon geraubt worden. Dieses Ungethüm der Tiefe schreckte alle Götter dermaassen, dass sie sich in die verschiedensten Thiergestalten verwandelten, um ihm sicherer entfliehen zu können. Auch sah Zeus keine Möglichkeit, seine Blitze wieder zu gewinnen, und war ohne sie waffenlos. Da half ihm Pan, der den

Kadmos als Hirten verkleidete und ihm die schöne Harmonia zur Gattin versprach, wenn er thun wolle, was er ihm aufgeben würde. Kadmos versprach es und nun lieh ihm Pan die siebenröhrige Flöte, auf welcher er dem schrecklichen Typhon vorspielen musste. Dieser wurde durch die Töne so entzückt, dass er auf nichts anderes mehr Acht gab, und nun konnte Zeus sich in die Höhle desselben hineinschleichen und seine Blitze wieder holen. Mit Hülfe derselben wird er dann des Ungeheuers Meister und schleudert es in die Unterwelt hinab. Kadmos aber empfängt zum Lohn die schöne Harmonia. Pan bedeutet das All, Kadmos, der auch Kadmilos genannt wird, fällt mit Hermes zusammen, dem personificirten Verstande. Hermes ist aber als Mann nur die Ergänzung der Harmonia, d. h. der Harmonie, der schönen Uebereinstimmung und Ordnung in der Welt. Der ganze Mythus bezeichnet nur den Sieg der Weltharmonie über das Chaos, über die wilden und unbändigen Elementargewalten, die sich keiner Ordnung und schönen Gesetzmässigkeit fügen wollten. Pans Flöte hat hier ganz dieselbe Bedeutung wie die Lyra des Apollo. Indem Nonnus das schöne Halsband beschreibt, welches Hephästos der Harmonia zum Brautgeschenk machte, schildert er es als einen Schlangenreifen mit sieben bunten Edelsteinen. Das ist ein Sinnbild der Zeit, die durch den harmonischen Umlauf der sieben Planeten bedingt ist.

Nach einem andern griechischen Mythus bei Apollodor III. 3. 4. musste Kadmos, als er seine von Zeus geraubte Schwester Europa suchte, nachdem er einen Sohn des Ares, der eine heilige Quelle bewachte, erschlagen hatte, zur Sühne dem Ares dienen, wurde aber nachher mit der Tochter desselben, der Harmonia oder Hermione, vermählt. Diese letztere hatte Ares mit der Aphrodite ehebrecherisch erzeugt in der tragikomischen Scene, in welcher er mit ihr, von ihrem beleidigten Gatten Hephästos überrascht, in einem goldnen Netze gefangen und dem Gelächter aller Götter blosgestellt wurde. Ares, der Kriegsgott, bedeutet allen Streit und alle Zerstörung in der Welt, die Liebesgöttin Aphrodite dagegen das erhaltende Princip der Welt. Wenn dieser Gegensatz ausgesühnt werden kann, entsteht aus der Verbindung beider die Harmonie. Hesiod, Theog. 933. Apollodor III. 4. 2. Hygin,

Fab. 148. Nun erklärt sich, warum der Hochzeit des Kadmos und der Harmonia alle Götter beiwohnten. Es galt ja die Feier der innerhalb der Zeitlichkeit aus immerwiederkehrendem Kampf und Versöhnung hervorgehenden Harmonie, der zeitlichen Weltordnung überhaupt.

Ueber die Hochzeit vergleiche Apollodor a. a. O. und Pindar, Pyth. Oden III. 160. Am ausführlichsten hat sie Nonnus geschildert im dritten bis fünften Buch seiner Dionysiaka. Nicht nur alle Götter wohnen hier der Hochzeit bei, sondern auch alle Thiere, ja selbst die Bäume und Felsen, wodurch ausgedrückt ist, dass die Harmonie der Natur in Zeit und Raum gefeiert werden soll. Im 41. Buche des Nonnus heisst deshalb Harmonia auch *Παμμήτωρ*, Allmutter, wohnt in einem Palast mit den vier Thoren der Winde und webt einen Schleier, auf dem die ganze Welt abgebildet ist.

Die Harmonie innerhalb der Zeitlichkeit ist nicht zu verwechseln mit dem Frieden in der Ewigkeit, denn in der Zeitlichkeit hört der Streit nicht auf, wenn er auch ausgeglichen wird. Deswegen, fährt der Mythus fort, schenkten Hephästos, der beleidigte Gatte, und die jungfräuliche Athene, der Sittlichkeit reinstes Ideal, der im Ehebruch geborenen Harmonia zur Hochzeit gemeinschaftlich ein Kleid, das in Laster getaucht oder von Verbrechen gefärbt *(vestem sceleribus tinctam)* gewesen sey. Der Ausdruck ist nicht klar, doch scheint dieses Gewebe der Schande und des Bösen dem ebenerwähnten Gewebe der Harmonie selbst entgegengesetzt werden zu müssen. In diesem letztern zeigte sich die Welt in Harmonie, das Hochzeitsgeschenk aber enthielt die Gegenseite, ein Panorama alles Bösen in der Welt. Dieses Hochzeitskleid kennt nur Hygin, Fab. 148., so wie auch er allein die Göttin Athene zur Mitgeberin des Geschenkes macht. In den andern Quellen ist es kein Kleid, sondern nur ein Halsband, und wird auch nur von Hephästos allein geschenkt. An dem Halsband aber haftet der Fluch, dass es jeder Besitzerin Verderben bringt. Apollodor III. 4. 2. Das Halsband wurde nun zunächst der Harmonia und ihrem Gatten Kadmos selber verderblich, denn beide wurden in Drachen verwandelt. Ovid, Met. 585. Als Grund gibt der Dichter die Verzweiflung der Eltern über das Unglück ihrer Kinder und Kindeskinder an. Kadmos habe selbst die

Götter angefleht, ihn und seine Gattin in Schlangen zu verwandeln, und aus Mitleid hätten es die Götter gethan, aber beide in den Himmel aufgenommen. Apollodor III. 5. 4. Des Kadmos Töchter Ino, Semele, Agave endeten alle unglücklich. Später kam das Halsband in den Besitz der Eriphyle, die ihren Gatten Amphiaraos in den verderblichen Bruderkrieg von Theben trieb und deren Sohn Alkmäon in Wahnsinn fiel und ermordet wurde, nachdem seine Gattin Kallirhoe durchaus das Halsband hatte haben wollen. Erst die Söhne der letztern hätten das verderbliche Halsband als Weihgeschenk in Delphi niedergelegt. Apollodor III. 7. 5. Zuletzt soll das Halsband im Tempel der Venus aufgehoben worden seyn. Pausanias IX. 41. 2.

Man hat die beiden Schlangen, in welche das unglückliche Paar verwandelt wurde, mit den zwei Schlangen am Stabe des Hermes verglichen, welche die beiden Jahreshälften oder die Hälften der Ekliptik bedeuten und die zusammen den Ring des Jahres bilden. Derselbe Schlangenring umschreibt aber auch die Zeitlichkeit im Ganzen, wie das Jahr im Besondern. Man hat ferner in der Harmonia deren Mutter Aphrodite selbst erkennen wollen, da beide im Begriff zusammenfallen, in Kadmos aber den Hermes, der sich auch im Wort Hermione nur wiederholt. Hermes hiess nach dem Etymolog. Gudianum bei den Tyrrhenern Kadmos, und nach Tzetzes zu Lykophron 162. und 219. und nach dem Scholiasten zu den Vögeln des Aristophanes 852. bei den Böotiern Kadmilos. Vergl. Engel, Kypros II. 50. f.

6.

Hilde.

In der nordischen Mythologie und Poesie ist Hilde eine Personification des Heldenthums. In der Sprache der Skalden tragen die Waffen ihren Namen. Hildar hyr, Flamme der Hilde, und Hildar regg, Sturmwind der Hilde, sind Beinamen des Schwertes, Hildbarde, Bart der Hilde, die Hellebarde, Hildar leikr, Spiel der Hilde, bedeutet die Schlacht; Hildimeither, Baum der Hilde, ein stämmiger Held. Das Wort Held selbst kommt daher. Vergl. Beowulf 561, Frauer, Valkyrien S. 19.

In der jüngern Edda 65. ist Hildr die Tochter des Högni, der sie ihrem Geliebten Hedhin nicht abtreten will. Beide kämpfen und Högni braucht das Schwert Dainsleif, welches nie gezogen wird, ohne jemand zu tödten. Hildr aber weckt den gefallenen Geliebten wieder auf, dass er die Waffen wieder ergreifen kann, und so kämpfen sie heute noch fort bis ans Ende der Welt. In Fornaldar sögur I. 391. wird derselbe Mythus wiederholt, statt der Hildr aber ist es die Valkyrie Göndul, die alle Todten wieder weckt, bis Iwar, der Christ, den Zauber vernichtet. Bei Saxo Grammatikus V. 90., der bekanntlich lateinisch schrieb, heisst Hedhin Hitinus und Hildr, welche die Todten aufweckt, Hildar. Dieser kurze und unscheinbare Mythus enthält einen Grundgedanken der nordischen Heidenreligion. Högni nämlich, der einäugige, schlaue und hartherzige Vater, der in den deutschen Heldenliedern als der grimmige Hagen vorkommt, ist Odin, der höchste Gott des Nordens. Hier tritt sein innerstes Wesen hervor, welches nichts anderes ist, als Tod und Zerstörung. Er will daher auch nicht, dass seine Tochter sich vermähle. In ihr aber liegt das Princip des Lebens und der Liebe, deshalb lässt sie ihren Geliebten, wenn noch so oft von ihrem Vater getödtet, doch immer wieder aufleben, und so wird sie, wenn auch ursprünglich liebevoll, doch zu einer Personification des unaufhörlichen Streites und Wechsels von Leben und Tod in der Welt.

Im Gudrunliede wird Hilda von ihrem Vater Hagen eingesperrt gehalten, aber durch den verführerischen Sänger Horant befreit und dem tapfern König Hetel in die Arme geliefert, mit dem Hagen später kämpft, sich aber versöhnen lässt. Eine spätere abgeschwächte Form, in der das Verständniss des Grundgedankens schon verloren ist. Doch könnte die Verlockung durch den Sänger ein Zug des ursprünglichen Mythus seyn.

Der stete Wechsel innerhalb der Zeitlichkeit, also zunächst der Jahreswechsel, ist Grundgedanke des Mythus. Wir müssen uns unter Högni den harten und sterilen Winter denken und unter Hedhin, der ihm die schöne Tochter raubt, den Frühling. Als Moment des Raubes kann nur die Wintersonnenwende gemeint seyn, weshalb auch die süddeutsche Volkssage noch die Erinnerung der Winterburg bewahrt, die in der Neujahrs-

nacht erstiegen wird. Sagen von bösen Vätern, deren Burg durch den Liebhaber der Tochter erobert wird, kehren sehr häufig wieder.

Wir schicken hier eine der merkwürdigsten Sagen aus Norddeutschland voraus, die bisher noch niemals erklärt, ja kaum beachtet worden ist. Man findet sie in Curickens Beschreibung von Danzig 1688. S. 39. und auch bei v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 208. 209. Sie lautet: Auf dem Hagelsberge, der jetzt noch so heisst, hatte der böse König Hagel eine Burg erbaut, von wo aus er die Fischer an der Weichselmündung brandschatzte und ihre Weiber und Töchter entehrte, bis sie sich ermannten und an einem Abend, an welchem der Sitte gemäss ein grosses Feuer auf dem Berge angezündet wurde, den üblichen Reigentanz um dieses Feuer als unschuldigen Vorwand benutzten, sich der Burg zu nähern und dieselbe plötzlich zu überfallen. König Hagel, der ihrem Tanz mit Vergnügen zugesehen hatte, wurde jetzt ermordet und rief sterbend: O Tanz, o Tanz, wie hast du mich verrathen! Davon soll die nachher am Fuss des Berges erbaute Stadt Danzig ihren Namen erhalten haben. Derselbe Hagel hatte aber eine Tochter, Namens Prechta, (nach Curicken), Pechta, Perchta (nach v. Tettau und Temme), welche Hagel dem Sohn des Schultheissen versprochen hatte, die er ihm aber nachher nicht geben wollte, und dieser ihr Geliebter soll es gewesen seyn, der jenen Tanz benutzte, um im Verein mit andern Jünglingen in die Burg einzudringen. Er wird seltsamerweise Hulda genannt. — Es liegt nahe, in Hagel den Högni zu erkennen und in Perchta die bekannte deutsche Sonnengöttin desselben Namens. Diese Göttin heisst auch Hulda und fällt im Begriff mit der Hilde zusammen, denn die Sonnengöttin ist vorzugsweise dem Jahreswechsel unterworfen. Wenn die Sage den Jüngling Hulda nennt, so dürfte er wohl Holdr heissen und es wäre nicht unmöglich, dass hier eine Erinnerung an den mythischen Olger Danske vorliegen könnte.

Im altdeutschen Gedicht Waltarius ist die Entführte zwar nicht Hagens Tochter, aber der Name Hilde ist in ihrem Namen Hildegunde enthalten und von Walter entführt wird sie gleich der von Hedhin entführten Hilde vom bösen Hagen verfolgt.

Der Danziger Sage entspricht die von Erstürmung und Verbrennung von Rotzberg und Sarnen in der Schweiz durch das Volk, welches in der Neujahrsnacht mit Geschenken nach der Burg ging. Etterlin, Chron. Blatt 16ᵇ. Versuch einer Geschichte von Unterwalden. 1787. I. 258. Aehnlich die Verbrennung von Bringhausen, von wo eine Schlüsseljungfrau aus dem Brand entkam. Firmenich II. 117. Hinter diesen angeblich historischen Sagen verbirgt sich Naturmythus. Es sind Frühlingssagen, wie aus Mayer von Knonau, Erdkunde der Eidgenossenschaft I. 361. erhellt, denn hier verknüpft die Volkssage mit der Befreiung in der Neujahrsnacht die Liebe eines Jünglings zu einer Jungfrau. Auch den Rheinstein im Harz erstürmten die Bauerweiber, vertrieben den bösen Ritter und retteten die Jungfrau. Thüringen und der Harz VIII. 71. Leibrock, Sagen des Harzes S. 191.

Sagen von untergegangenen Burgen, in denen ein böser Vater mit einer guten Tochter gehaust haben, kehren sehr oft wieder. So von der Seehuseburg im Braunschweigischen, Steinau, Volkssagen S. 194. Von Falkenstein, Kaisersagen S. 194. Von Schaumburg, Erzählungen und Sagen aus dem Erzherzogthum Ob der Enns I. 58. Vom Falkenstein bei Trier, Ziehnert, preussische Sagen Nr. 8. Von Dinkelsbühl, wo die Tochter des bösen Vaters im untergegangenen Schlosse bald als Jungfrau, bald als Schlange erscheint, Panzer, 138. Schöppner I. 381. Von der Eselsburg bei Augsburg, Schöppner Nr. 503. Von Steinsberg, Schreiber, Sagen I. 153. Von der Günthersburg, Leibrock, Sagen des Harzes II. 210. Vom Tirlersee im Canton Zürich, Alpenrosen 1852. S. 273. Aus dem Prätigau, Sprecher-Bernegg, Phönix 1851. S. 271. Vom Ochsenberge bei Alvensleben, Prätorius, Weltbeschreibung I. 96. Von der Bayerburg, v. Tettau und Temme Nr. 161., von der Insterburg, das. Nr. 165. Von Malchern, Menk, Sagen des Moselthals 148. Die Burg Schratenstein mit ihrem bösen Ritter ging unter, aber die Burgfrau entkam durch den Schratengraben, ein enges Thal, dessen schmalste Stelle noch Unserer Frauen Tritt heisst. Tritt man da heraus, so öffnet sich das weite Rosenthal. Schaubach, Alpen III. 257.

7.

Die Zauberringe.

Der Ring der Zeit wurde von den Alten auch im kleinsten Maasstab als Fingerring und Amulet verwerthet. In diesem symbolischen Ringe nämlich, glaubte man, sey die ganze innerhalb der Zeit wirksame Macht der Sonne und der Planeten concentrirt. Solche Ringe kamen besonders häufig in Aegypten zur alexandrinischen Zeit vor, in der Periode, in welcher griechische, ägyptische und orientalische Religionslehren und Symbole sich vermischten. Auf diesen s. g. Abraxas, Ringen und Siegeln mit geheimnissvollen Zeichen, findet man die Schlange mit dem Sonnennimbus oder dem Löwenkopfe, den Hahn als Lichtsymbol, Pan im Thierkreise etc.

Unendlich wichtiger als diese Spielereien erscheinen die Zauberringe in den Mythen. Wenn der ägyptische Horapollo I. 2. vergl. Macrobius Sat. I. 12. in der Schlange, welche sich selbst in den Schwanz beisst, den Ring der Zeit von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende bedeutet, so ist dabei nicht gesagt, wo sie anfängt und aufhört. Das erfahren wir aber aus andern Quellen. Sowohl die Inder als die alten Griechen glaubten, die Zeit habe einmal begonnen, als alle Planeten im Zeichen des Steinbocks im Thierkreise beisammen waren, und sie werde so lange dauern, bis diese Constellation aller Planeten in demselben Zeichen des Steinbocks einmal wiederkehren werde. Asiat. Originalschriften 206. Görres, Asiat. Mythengeschichte I. 271. Seneca, quaest. III. 29. Bailly, Gesch. d. Astronomie I. 301. Da nun auch jedes Sonnenjahr im Zeichen des Steinbocks in der Wintermitte beginnt und so lange dauert, bis die Sonne sich wieder in demselben Zeichen befindet, so liegt der Parallelismus zwischen dem Sonnenjahr und der ganzen Zeitlichkeit, oder zwischen dem Jahresring und dem Ringe der Zeit überhaupt deutlich vor Augen.

Nun ist aber das Sinnbild des Jahresanfangs in der Weihnacht ein Feuer, das flammende Nest, in welchem der Phönix oder das Jahr sich selbst verbrennt und wieder gebiert; denn obgleich der Vogel Phönix auch ganze Zeitalter bedeutet, welche vergehen und neu entstehen, so hat er doch ursprüng-

lich nur die Bedeutung eines Jahres, denn sein Name ist identisch mit dem der Palme, welche das Sinnbild des Jahres ist, weil sie in jedem Monat eins ihrer zwölf Blätter abwirft, wofür ihr ein neues wächst. Für das Phönixfeuer in der Wintermitte beim Anfang und Schluss jedes Jahres bot sich als das natürlichste Sinnbild von der Welt das Nordlicht dar, welches in der nordischen und deutschen Mythen- und Sagenwelt unter dem Namen der Waberlohe, des webernden Feuers bekannt ist. In diesem Feuer darf man den Scheiterhaufen wiedererkennen, in welchem nach dem tiefsinnigen Mythus der nordischen Edda der gute Gott Baldur verbrannt wurde, welcher erst wiederaufleben soll, wenn die ganze böse Zeitlichkeit und die gegenwärtige irdische Natur vernichtet seyn wird, weil er zu gut für diese Welt war und erst künftig eine neue bessere beherrschen soll. Er bedeutet das gute Princip in der Ewigkeit. Mit ihm also, glaubte man, höre alles Gute auf, trete die glückselige Ewigkeit in den Hintergrund, komme das böse Princip zur Herrschaft, oder mit andern Worten, jetzt fange die Zeitlichkeit an. Aus dem Scheiterhaufen des Baldur geht also die Zeit hervor. Das wird im Mythus der jüngern Edda 66. dadurch ausgedrückt, dass Odin, der Gott der Zeitlichkeit, aus dem Scheiterhaufen Baldurs den Ring Draupnir (den Tropfner) hinwegnimmt, welcher die Eigenschaft hat, in jeder neunten Nacht acht andere, ihm völlig gleiche Ringe von sich abtropfen zu machen. Das bedeutet, dass ein Tag den andern erzeugt, so lange die Zeit dauert. Der Ring selbst aber ist im kleinsten Maasstab das Sinnbild des grossen Ringes der Zeit überhaupt. Er greift also, vom Feuer im Anfang ausgehend, zum Feuer am Ende zurück. Dass Baldurs Scheiterhaufen die Waberlohe ist, kann nicht mehr bezweifelt werden, wenn man erwägt, dass die auf die Wiederkehr ihres verlorenen Geliebten harrende Menglöd, einem andern tiefsinnigen Mythus der Edda zufolge, endlich durch den wiederkehrenden Geliebten im Flammenkreise der Waberlohe überrascht und erlöst wird. Das ist Baldurs Wiedererwachen am Ende der Zeit. Gemäss dem Parallelismus zwischen dem Jahr und der Zeit überhaupt gilt auch jeder Jahreswechsel in der Wintermitte für eine Erlösung der gleichsam im Winter gefangenen Sonne und auch davon handelt ein Mythus der Edda im Liede von Skirnirs Fahrt.

Skirnir nämlich reitet vermöge der Zauberkraft, welche ihm der Ring Draupnir verleiht, durch die Waberlohe und befreit hier die schöne Gerda, um sie seinem Herrn, dem Gott Freyr zu bringen. Der letztere bedeutet den Sommergott.

Man darf den Ring Draupnir noch mit einem andern Zauberringe der Edda identificiren, nämlich mit dem Andvaranaut, d. h. dem Zauberringe, womit der Zwerg Andvari den Nibelungenhort feite, von dem dieser Schatz unzertrennlich ist und der grade an den Schatz den Fluch knüpft. In dem Ringe wohnte die Kraft, den verlorenen Schatz wieder zu erzeugen, die Kraft des Wunsches, und dennoch bringt er Unheil. Sein Fluch geht in Erfüllung an Hreidmar, Fafnir, Sigurd, Brynhilldur, Gudrun, Högni und an Odin selbst, denn er ist nur Gott der Zeitlichkeit und muss sterben, enden wie die Zeit selbst, deren Schlangenring alle irdischen Schätze birgt. Dieser Zauberring der alten Edda kehrt im deutschen Heldenbuch wieder, als der unschätzbare, mit übernatürlichen Kräften begabte Ring Otnits. Vergl. Wilh. Grimm, Die deutsche Heldensage S. 385.

Nach einem Horoskop, welches die alten Aegypter der Erde selbst stellten und Julius Firmicus III. 3., Manilius I. 122., wie auch Paul von Alexandrien am Schluss mitgetheilt haben, beherrschte der Planet Saturn das erste goldne Zeitalter, dann folgten sich in der Herrschaft Jupiter, Mars, Venus und endlich Merkur, unter welchem die Menschen am tiefsten entarten und alle untergehen sollten. Merkur wurde von den Alten als höchster Gott der Germanen bezeichnet und ist gleich diesem Beherrscher der Zeit und muss mit der Zeit selbst untergehen. Das sind gewiss uralte Priesterlehren, den Völkern des Südens und Nordens gemeinsam.

Die nordische Edda enthält auch einen Mythus, welcher dem griechischen der Harmonia ganz ähnlich ist, nämlich von einem Halsschmuck, an den der Fluch geknüpft ist. Das ist Brisingamen, das berühmte Halsband der Liebesgöttin Freyja. Odin schickte den bösen Gott Locki ab, um ihr den Schmuck zu stehlen. In Gestalt einer Fliege schlüpfte Locki durch das Schlüsselloch in ihr Schlafzimmer und raubte den Schmuck. Odin gab ihn aber der Freyja unter der Bedingung zurück, dass sie bewirken müsse, zwei Könige mit ihren Heeren

dem Volke, durch Geburt, Erziehung, Religion, Stand mannichfach getrennt. Wenn auch die edle Herzogin Amalie von Weimar die hervorragendsten Männer, wie Herder, Wieland, Göthe, Schiller, in einen schönen Kreis vereinigte, und anderwärts sich ästhetische Verbindungen bildeten, wie die von Voß und die der Brüder Schlegel, so wurde dadurch nur das Verwandte sich nahe gebracht, das ursprünglich Verschiedene aber nur in einen desto härtern Gegensatz von einander gewiesen. Jede Schule wurde durch die Vereinigung auch zu einer Parthei und feindete die andre an. Endlich bewirkte Modelust nicht minder heftige Spaltungen. Man verliebte sich in alles Neue und verspottete sofort das Alte, oft nur, weil jenes neu, dieses alt war.

Im Allgemeinen gibt es wie in der Religion, Politik und Wissenschaft, so auch in der Kunst nur zwei wesentliche Hauptpartheien. Die eine sieht mehr auf die Form, die andre mehr auf die Wirkung der Kunst. Jene will die gewandteste Kunstfertigkeit, diese den tiefsten Kunsteindruck. Jene sucht ferner das Höchste in der treuen Nachahmung der Natur, diese sucht es in dem Ideal, dem Uebernatürlichen und Wunderbaren, was die menschliche Seele am tiefsten ergreift und erhebt. Weil nun das erstere sich vorzugsweise in der antiken oder griechisch-römischen Kunst, das letztere hauptsächlich in der romantischen oder christlich-mittelalterlichen Kunst findet, so unterscheiden sich auch die beiden jetzt herrschenden Partheien in Anhänger des Antiken und in Romantiker. Jenes sind die Naturalisten, dieses die Idealisten. Mit den Nachahmern der Griechen, Klopstok, Voß ꝛc. haben sich die modernen Dichter, welche das gegenwärtige Leben, die jetzt alltägliche Natur in ihren Dichtungen spiegeln, Göthe, Jean Paul, Iffland, Kotzebue ꝛc. natürlicherweise verbunden. Mit den Nach-

müssten unaufhörlich mit einander kämpfen und sie alle Todten immer wieder lebendig machen, damit sie fortkämpfen könnten, bis ein Christ kommen würde, der den Zauber wieder löse und bewirke, dass kein Todter mehr erwache. Olaf Tryggvasons Saga 17. Der Schluss ist sicher nur späterer christlicher Zusatz. Der Kampf der beiden Könige sollte nach der ursprünglichen Fassung erst mit dem Ragnarok, dem Weltuntergang endigen und überhaupt nur den immerwährenden Kampf und Wechsel von Leben und Tod innerhalb der Zeitlichkeit bedeuten. Hier wird das Halsband der Freyja zum Sinnbild des Zeitenrings, wie das Halsband der Harmonia. Nach einem Bruchstück aus des Skalden Ulfs Gesang kämpfte Heimdallr mit dem Locki um Freyjas Halsschmuck und zwar beide im Meere in Robbengestalt. Bleibt auch diese Robbensymbolik unverständlich, so weist doch der Gegensatz zwischen dem Himmelswächter Heimdallr und dem teuflischen Allverschlinger Locki darauf hin, dass der eine den Ring der Zeit festhalten, der andere ihn zerreissen will.

Nach v. Reinsberg, das festliche Jahr 193. heisst in Norwegen das Johannesfeuer Brising. Die Sonnenwendfeuer sind aber identisch mit der Waberlohe.

Die bisherigen Erklärungen des Brisingamen sind ungenügend und meist aus der Luft gegriffen. Uhland, Sagenforschungen 100. hält ihn für den Morgenstern, Mannhard, Götterwelt I. 309. für das Morgenroth, Magnusen, Lexikon s. v. und W. Müller, Altd. Religion 284. für den Mond, Zeuss, Die Deutschen 29. für die Milchstrasse. Grimm, D. Myth. 283. begnügte sich, den Schmuck für das Werk von Zwergen zu halten, welche Brisinger hiessen. Weinhold in Haupts Zeitschrift VII. 51. wollte in dem Schmuck Sterne sehen, welche der Meergott gleichsam raubt, indem sie ins Meer sinken. Unter dem Meergott versteht er aber den Feuergott Locki, dem Wortlaut der alten Edda gegenüber die unerlaubteste Willkür.

8.

Der Regenbogen.

Uralt ist die Symbolik, wonach der Regenbogen als Brücke zwischen Himmel und Erde dient. Die Mysterienlehre bleibt aber nicht beim räumlichen Gegensatze stehen, sondern macht den Regenbogen auch zum Vermittler zwischen Zeit und Ewigkeit. Die mosaische Ueberlieferung selbst fasst ihn so auf. Als nach der Sündflut Gott den ersten Regenbogen zwischen Himmel und Erde ausspannte, knüpfte er daran die Verheissung, so lange die Menschen dieses Zeichen sehen würden, sollten sie keine zweite Sündflut zu fürchten haben. Der Regenbogen wurde als ein Unterpfand angesehen, dass Gott den Menschen nicht mehr zürne. Zwar muss zuletzt das ganze Menschengeschlecht untergehen, das ist die unabänderliche apokalyptische Verheissung, aber innerhalb des Zeitverlaufs versichert uns der Regenbogen, dass das Ende der Dinge noch nicht gekommen ist.

Im nordischen Heidenglauben kehrt die nämliche Vorstellung wieder. Der Regenbogen ist die Brücke zwischen Himmel und Erde, und erst wenn sie einbricht, kommt das Weltende. Deshalb sitzt oben auf dem Regenbogen der himmlische Wächter Heimdallr und hütet die Brücke, dass die bösen Riesen von der Erde aus nicht hinaufsteigen, um den Himmel zu stürmen. Die gelehrten Forscher haben das eigentliche Wesen dieses Heimdallr nicht verstanden noch verstehen können, weil sie den Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit nicht scharf genug auffassten, sich nicht klar genug machten. Im Namen Heimdallr bedeutet die erste Silbe die Welt (wie in Heimskringla, dem Weltkreise), die zweite den Theiler (wie in Dellinger, der nach der j. Edda 10. mit der Not oder Nacht den Tag zeugt). Er theilt zwischen Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits, Ewigkeit und Zeit. Nur Uhland, Sagenforschungen 20. 103. hat das Richtige wenigstens geahnt, indem er im bösen Locki das Ende, im Heimdallr den Anfang zu erkennen glaubte. Das ist richtig in Bezug auf den Kampf beider Gottheiten um das Halsband, dessen Bedeutung wir eben erörtert haben. Locki will dem Zeitverlauf ein baldiges Ende bereiten, Heimdallr die Zeit

zum natürlichen Ende kommen lassen, und deshalb reissen sie sich um den Ring. Aber dieser Ring der Zeit ist verschieden vom Regenbogen und erst in letzterm liegt der Schlüssel des Heimdallr-Mythus. Heimdallr ist das erhaltende Princip, wie Locki das zerstörende, beide in Bezug auf die Zeitlichkeit; aber Heimdallr vertritt innerhalb der Zeitlichkeit die Beziehung zur Ewigkeit, die Fortdauer, das Leben der Menschheit überhaupt. Deshalb wird er auch unter dem Namen Rigr als Stammvater des Menschengeschlechts gedacht. Deshalb trägt er auch (im Eddalied von Odins Rabenzauber) Sorge für die vom Himmel gefallene Iduna, die in die Zeitlichkeit verbannt doch die Erinnerung und Hoffnung der Ewigkeit mitbringt und unter den Menschen erhält. Wahrscheinlich dasselbe Wesen wie Heimdallr ist Heimer, der im Liede von Sigurd, dem Fafnirstödter, für die edle Brynhilldur Sorge trägt.

Als Brücke zum Himmel galt der Regenbogen noch spät und gilt er noch heute. Bei Hans Sachs (Werke II. 278.) wird einer, der in den Himmel will und dessen nicht würdig ist, vom Regenbogen hinuntergestossen. In Ziskas österr. Volksmärchen 49. 100. heisst es, die Seelen der Guten werden von Engeln auf dem Regenbogen in den Himmel geführt. Auch bei Oberndorf im Schwarzwald ist es noch Volksglaube, die Todten steigen auf dem Regenbogen zum Himmel empor, aber unter jedem Sünder breche er ein.

Deswegen ist der Regenbogen geheiligt. Wasser, das im Regenbogen fällt, hilft gegen alle Krankheiten. Buch vom Aberglauben, Hannover 1793. II. 377. Wo der Regenbogen aufsteht, liegt ein Schatz. Das. II. 69. Wer den Hut über den Regenbogen werfen kann, sagt man zum Scherz, der bekommt ihn voll Gold zurück. Wolf, Zeitschrift III. 29. Man findet, wo der Regenbogen aufgestanden ist, ein goldnes Schüsselchen, welches Glück bringt, so lange man es behält, und nur Unglück, wenn man es verkauft. Buch vom Aberglauben 377. Diese s. g. Regenbogenschüsseln sind dicke und hohle keltische Goldmünzen, die vom Regen aus der Erde ausgewaschen werden. Vergl. über sie Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 256. Sie heissen *asterici, guttae Apollinis, patella Iridis, flores Iridis.* Grab des Aberglaubens IV. 100.

Sie sind Producte des Himmels, die zur Erde herabfallen, um Zeugniss zu geben von dem Reichthum und der Herrlichkeit des wahren Himmels. In Bayern heissen sie Himmelsschüsseln und man glaubt, sie seyen aus allen Farben des Regenbogens zusammengeschmolzen. Reisen durch den bayrischen Kreis, Salzburg 1784. S. 198. Im Schwarzwald werden sie als Heiligthümer der Familien aufbewahrt und geheim gehalten (nach einer mündlichen Mittheilung). Wer eine solche Regenbogenschüssel findet, dem geht das Geld nicht mehr aus. Baader Nr. 259. Wer eine verkauft, über den kommt Unglück. Meier, Schwäb. Sagen Nr. 256.

9.

Die Zauberin Circe.

Wenn Dio Chrysostomus in der 36. Rede ed. Morelli p. 447. von den Mythendichtern sagt, sie hätten sich zu den Mysterienlehren verhalten, wie Thürsteher vor dem Tempel, in den selbst sie nicht hinein durften, so passt das in vorzüglichem Grade auf die mythischen Dichtungen von der Circe, die in ihrem anmuthigen Reize den ernsten Sinn des Mysteriums kaum errathen lassen.

Im Namen der Circe, Kirke, liegt der Begriff des Zirkels, des Zeitenringes. Deswegen kommt ihr dieselbe schlimme Bedeutung zu, welche wir schon im Halsband der Harmonia erkannt haben. Verführung lockt aus dem ewigen Himmel die Seelen in diesen Zeitenring hinein, Sinnlichkeit, der Trieb, den Brahma schon empfand, aus Geist Körper zu werden. Diese Verführung wurde nun von den Griechen in der Zauberin Circe personificirt. Nach der Odyssee X. 135 f. werden die Geführten des Odysseus, indem sie auf der Insel der Circe landen, von dieser verführt und aus Muthwillen in Schweine verwandelt.

Wir müssen auch die Verführung des Lucius im 11. Buch der Metamorphosen des Apulejus hierherziehen, obgleich die Zauberin hier nicht Circe heisst. Lucius wird durch eine Zauberin in einen Esel verwandelt, nachdem er sich allerdings zu niedern Vergnügungen hatte verführen lassen. In seinem

thierischen Zustand widerfuhr ihm nun allerlei Uebel und Beschimpfung, wodurch er schmerzlich erinnert wurde, dass eine edlere Natur in ihm verkommen sey. Da träumte ihm einmal, es erscheine ihm eine Göttin von unbeschreiblicher Hoheit und Schönheit. Sie selbst sagte ihm, sie sey das ewig Weibliche, die Natur der Dinge selbst, der Gipfel der Gottheit, das Antlitz aller Götter und Göttinnen, die Herrin aller Elemente, der Ober- und Unterwelt, verschieden genannt bei den Völkern, die Göttermutter in Phrygien, Athene bei den Athenern, Aphrodite in Paphos, Artemis in Kreta, Persephone in Sicilien, Demeter, Here, Hekate, Isis etc. Diese Allgöttin sagte dem Lucius nun, wo er einen Priester finden könne, der ihm einen Kranz von Rosen reichen werde, diese solle er fressen und dadurch werde er aus einem Esel wieder ein Mensch werden. Er fand den Priester, welcher Mithras hiess, frass die Rosen und wurde wieder ein Mensch. Der Priester aber befahl ihm, sich einer Schaar von Menschen anzuschliessen, die eben in die Mysterien der grossen Göttin eingeweiht werden sollten. Zu den Weihen gehörte vornehmlich ein freiwilliger (natürlich nur symbolischer) Tod, Eingehen in die Unterwelt und Schreiten über die Schwelle der Persephone *(Accessi confinium mortis et calcato Proserpinae limine)*. Lucius erzählt, wie er in den Finsternissen der Unterwelt, mitten in der Nacht, die Sonne im reinsten Licht habe glänzen sehen *(nocte media vidi Solem candido coruscantem lumine)*. Wenn das wirklich nicht blos Dichtung des Appulejus, sondern aus der Kenntniss der Mysterien geschöpft war, so ist die Mitternachtssonne gewiss ein sehr bedeutungsvolles Sinnbild und bestätigt, was im vorliegenden Werk über den Sonnengarten am Nordpol und über die Waberlohe gesagt ist. — Als er durch jene Nacht geschritten, fand Lucius die hehre Göttin wieder, die er im Traum gesehen, die hier wieder als Pantheon aufgefasst wird, als Inbegriff alles Göttlichen.

Die Zauberin Circe aber gilt für eine Tochter des Helios (der Sonne) und wohnt auf einer Insel im äussersten Westen. Hesiod, Theog. 950. Apollonius Rhod. III. 310. Nach andern war sie eine Tochter der Hekate (der Unterwelt) und lernte von ihr die Kräuterkunde. Odyssee X. 348. Ovid, Met. XIV. 264. Im äussersten Westen geht die Sonne unter. Hier

ruht Helios von seinem Laufe aus. Es ist der Punkt, an welchem die Schlange, die den Sonnen- oder Zeitlauf bedeutet, sich selber in den Schwanz beisst und ihren Ring schliesst. Circe galt bei den Alten für eine grosse Buhlerin, welche die vorbeischiffenden Männer auf ihre Insel lockte, sie verführte und dann aus Muthwillen in allerlei Thiere verwandelte. Virgil, Aeneis VII. 10. lässt sie unter diesen Thieren sitzen und spinnen. Nach dem Scholiasten zu Apollonius Rhod. III. 200. hiess der Vater der Circe Aietes und nach Hesiod. 956. 292. hiess dessen Gemahlin Idyia, was an den Götterberg Ida und an die nordische Iduna mahnt. Lauter bedeutungsvolle Sinnbilder und Namen.

Merkwürdiger Weise erhielten die in die Mysterien des Mithras Eingeweihten die Namen verschiedener Thiere mit bestimmter Beziehung auf die Seelenwanderung. Porphyrius de abstinentia IV. 16.

Noch ist zu bemerken, dass Circe trotz ihres Muthwillens auch viele gute Seiten hat. Sie ist kräuterkundig, heilkundig, hilft den Argonauten, macht den Odysseus, den sein eigener, mit ihr erzeugter Sohn unwissend tödtet, wieder lebendig (Tzetzes zu Lycophron 805.), und wird nach ihrem eigenen Tode vergöttert. Servius zur Aeneis VII. 47. Lactantius, de falsa rel. I. 21. Ihrem Zirkel entspricht der kreisende Glutsaal der nordischen Menglöd, welche gleichfalls heilkundig ist. Man wird versucht, ihr Verhältniss zur Menglöd sich so zu denken, wie das der Freyja zur Iduna, der Aphrodite zur Athene. Wie dieselbe Göttin des Lichts und der Sonne nach ihrer himmlischen Seite hin jungfräulich, von fleckenloser Reinheit und sittlichem Adel, der Erde zugewendet aber theils verführerisch, theils mütterlich erscheint, haben wir schon oft erprobt.

10.

Vom Ende der Zeitlichkeit überhaupt.

Wenn einige alte Völker auch viele Zeitalter hinter einander abwechseln liessen, so mussten sie doch zuletzt ein Ende der Zeitlichkeit überhaupt voraussetzen, denn was ein-

mal angefangen hat, muss auch einmal enden. Nur die Ewigkeit hat weder Anfang noch Ende, sondern ist stetige Gegenwart. Je nachdem sich die Inder vorstellten, die ganze materielle Welt nach Raum und Zeit sey nur ein Traum des ewig schlafenden Gottes, oder wenn auch alle seine Geschöpfe reell geworden seyen, so hätten sie doch nur die Bestimmung, ebenso wieder in ihm zu verschwinden, wie sie aus ihm hervorgegangen seyen, mussten sie auch glauben, mit der Zeit sey alles zu Ende und bleibe nur das göttliche Urwesen oder eigentlich das Nichts übrig, denn wenn er nichts mehr schaffe, sey auch seine Existenz nicht mehr wahrzunehmen. Die übrigen Völker aber, die sich vom materiellen Daseyn und seinen mannigfaltigen Formen nicht losreissen konnten, mussten, wenn ihnen auch die Zeit zu Ende ging, eine ähnliche reiche Welt, ja eine noch vollkommnere in der Ewigkeit wiederzufinden hoffen. Die Ewigkeit musste in ihrer Vorstellung nur ein Ideal dessen seyn, was sie in ihrem irdischen und zeitlichen Daseyn gefunden hatten. Diesem Ideal musste aber bei den Völkern von strengerer Sittlichkeit und melancholischerem Temperamente auch eine Karikatur des irdischen Lebens in Höllenbildern zur Seite stehen.

Die Inder glaubten an völlige Vernichtung aller Dinge am Ende der Zeit, wenn auch in verschiedenartiger Vorstellungsweise. Nach der Alleinslehre des anfangs reinen Brahmaismus mussten alle Menschengeister zuletzt im göttlichen Geist verschwinden. Derselbe Grundgedanke kehrte auch im spätern Buddhismus wieder, der überhaupt nur eine Rückkehr aus den Verirrungen der Trimurtilehre zum einfachen Brahmaismus war. Die Trimurtilehre zerlegte den alleinigen Gott Brahma in die drei Personen einer schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Person und überordnete ihnen ihre gemeinschaftliche Mutter, die unter dem Namen Bhavani alle Dinge aus sich gebar und unter dem Namen Kali in denselben Abgrund des Nichts verschlang. Aus diesem Grunde war es in Indien Sitte, sich der Göttin dadurch zu weihen, dass man durch eine kolossal geformte Yoni hindurch ging, wodurch man sich wenigstens innerhalb der Zeit eine immer neue Wiedergeburt zu erkaufen glaubte, ehe das Ende der Welt gekommen war. Papi, Briefe 314. Wo bleibt die Göttin selbst, wenn sie alles

verschlungen hat? Antwort: sie verschlingt sich selbst. v. Bohlen, Das alte Indien I. 265.

Die Buddhisten lassen die Welt auch im Nichts verschwinden, aber sie haben eine viel poetischere Vorstellung davon. Nachdem sie in der ausschweifendsten Weise dreiundsechzig Zeitalter oder verschwindende und immer neu entstehende Welten angenommen haben, wovon sechsundfünfzig durch Feuer und sieben durch Wasser zerstört werden sollen, wird die letzte Zerstörung durch die Luft erfolgen. Alles wird einfach in Luft zerfliessen, zuletzt wird nur noch der Himmel mit den vollendetsten Geistern wie ein Regenbogen gesehen werden, aber auch dieser wird zerfliessen. Bergmann, Streifereien III. 229.

Die übrigen alten Völker liessen die Welt meist durch Feuer zerstört werden. Von den Babyloniern sagte es Seneca, nat. quaest. III. 29. Von den Aegyptern Lactantius, instit. VII. 18. Celsus contra Orig. I. 20. Nach dem altpersischen Avesta wird die Welt durch einen Kometen angezündet werden. Die Zerstörung durch Wasser oder durch eine Sündflut kommt nur bei Zeitaltern vor, auf die ein neues folgt. Das letzte Zeitalter wird dagegen von Feuer verzehrt. So kannten auch die Griechen und Römer eine Sündflut, das letzte Zeitalter aber sollte im allgemeinen Weltbrand enden. Cicero, de nat. deor. II. 46. Ovid, Met. I. 256. Lukan, Pharsal. VI. 812. Josephus, Alterthümer I. 2. 3.

Auch unsere heidnischen Vorfahren glaubten an den letzten Weltbrand, genannt Ragnarok (Rauch der Recken, Verbrennung der Helden). Die alten Deutschen meinten nämlich nicht, sie würden wie Schafe im Stalle verbrennen, sondern mitten im Brande wollten sie noch kämpfen. Die Schilderung dieses Kampfs nach der Voluspa, der jüngern Edda 51. und dem Wafthrudnismal ist erhaben. Der Anfang des Endes wird der Fimbulwinter seyn, welcher drei Jahre hinter einander dauern wird mit entsetzlicher Kälte. Dann folgen drei Jahre voll Krieg, die Menschen bringen sich unter einander um und der Bruder schont des Bruders, der Vater des Sohnes nicht. Dann verbrennt die Weltesche Yggdrasill, die grosse Achse, die Erde und Himmel zusammenhielt, und verschwindet das Licht, denn ein Wolf frisst die Sonne, ein anderer den

Mond und die Sterne fallen vom Himmel. Die Erde bebt, die Berge stürzen zusammen, die Tiefen öffnen sich, das Meer überflutet die Erde und das Todtenschiff Naglfar (zusammengesetzt aus den Fingernägeln der Todten) wird flott. Die Midgardschlange, die bisher das Meer umgürtet, reisst sich los und speit Gift gegen den Himmel. Auch der Fenriswolf, bisher unter der Erde gefesselt, wird frei, speit Feuer aus Augen und Nase und sperrt den Rachen so weit auf, dass sein Oberkiefer den Himmel berührt. Da bricht der Himmel ein und Surtur mit flammendem Schwerte an der Spitze der feurigen Muspelsöhne stürzt herunter und unter den Hufen seiner Rosse zerbricht die Regenbogenbrücke. Indem sie gegen die Schlange und den Wolf kämpfen, bricht auch der böse Locki seine Fesseln und kommt mit Hels ganzem Gefolge aus der finstern Tiefe. Noch ist der Himmel der Asen in Ruhe. Da bläst sein Wächter Heimdallr ins Giallarhorn und ruft die Götter alle zusammen und die in der Walhalla schmausenden Einheriar, die todten Helden. Alle waffnen sich, um an dem grossen Kampfe Surturs mit den Mächten der Tiefe theilzunehmen und zwar beide zugleich zu bekämpfen, weil sie allein bisher die Welt beherrscht haben und diese Herrschaft nicht verlieren wollen. Aber sie haben nur die Zeitlichkeit beherrscht und die Zeit muss enden. Odin selbst, der höchste Gott im Zeitlichen, d. h. die Zeit selbst, wird vom Wolfe verschlungen. Der liebenswürdige Gott Freyr wird von Surtur erschlagen. Thor, der gewaltige Donnerer, tödtet zwar die Schlange, stirbt aber selbst an ihrem Gifte. Tyr tödtet den Höllenhund Garmr, stirbt aber selbst. Heimdallr erschlägt den Locki und wird von ihm erschlagen. Endlich reisst der gewaltige Widar des Wolfes Rachen auseinander und bringt ihn um, d. h. Allvater hat die Macht, den Allverschlinger Tod selbst zu tödten und die Welt zu verjüngen.

Das geschieht nun auch, denn nachdem die bisherige Welt in Surturs Feuer verbrannt und vernichtet ist, erhebt sich eine neue Erde mit einem neuen Himmel. Widar, der alles wiederbringt (als Mann dasselbe, was Iduna als Weib), lebt allein noch von den Wesen der frühern Welt und hat neben sich nur den Vali gerettet, d. h. den Frühling. Aus dem Todtenreiche kehrt Baldur zurück, der reinste aller

Götter, und ihm, der für die frühere böse Welt zu gut war, ist jetzt beschieden, die bessere Welt zu regieren. Auch zwei Söhne Thors bringen seinen Hammer zurück und zwei Menschen, die sich während des grossen Surturbrandes in Hoddmimirs Holz verbargen, Lif und Lifthrasir, gründen ein neues Menschengeschlecht.

Gimil heisst die neue Welt, identisch mit *himil*, Himmel, nach Grimm, D. Myth. 783. Die jüngere Edda 53. sagt: Die Erde taucht wieder aus dem Meere auf und das Korn wächst darauf ohne Saat. In der Voluspa 62. heisst es, auch der Ase Hönir werde wiederkehren und „sich von nun an sein Loos selber wählen". Dieser Ase bildet eine Art von Trimurti mit Odin und Locki. Oefters wandern diese drei Götter mit einander. Nach dem Kriege zwischen den Asen und Vanen wurde Hönir den Vanen zur Geissel gegeben. Mehr weiss man nicht von ihm, allein er bedeutet wahrscheinlich, wie es schon in seinem Namen liegt, die Schönheit. — Ganz zuletzt kommt, der jüngern Edda zufolge, in der neuen Welt die Tochter der alten Sonne zum Vorschein, welche, schön wie die Mutter, fortan in deren Bahn wandeln wird. Es ist gewiss bedeutsam, dass die Sonne den Schlussstein des neuen Weltgebäudes bildet.

Der Untergang der Burgunder in der brennenden Königsburg, während sie bis auf den letzten Mann kämpften, wie es unser Nibelungenlied schildert, ist nur das Nachbild des Ragnarok.

ahmern des mittelalterlichen Tons, Tieck, Fouqué ꝛc. ſtehn dagegen die modernen Idealiſten, die eine höhere himmliſche Phantaſienwelt abſpiegeln, wie Schiller, in näherem Zuſammenhange. Derſelbe Unterſchied geht auch durch alle andern Künſte, bald mehr theoretiſch, bald mehr hiſtoriſch. So ſtehn ſich in der Malerei die Naturnachahmer und die Schöpfer idealer Bildungen, in der Muſik die kunſtfertigen Harmoniſten und Inſtrumentiſten und die mehr innerliche Eindrücke und magiſche Rührungen bezweckenden Melodiſten und Sänger theoretiſch, und in allen bildenden Künſten die Freunde des Antiken und die des Mittelalters hiſtoriſch entgegen.

Wie alle noch ſo mannigfaltigen Erſcheinungen der Zeit doch in einem tiefen innern Zuſammenhange ſtehn, ſo iſt auch der Gegenſatz in der Kunſt nur in jenem allgemeinen großen Gegenſatze, den wir in allen andern Gebieten des Lebens erkannt haben, eingeſchloſſen. Natur und Ideal, das gemeine Alltägliche und das Wunderbare, das Aeußere und das Innerliche, das Wirkliche und die Ahnung des Höhern, das Wiſſen und Glauben, das Irdiſche und das Himmliſche ſind in einem großen, alles Leben durchdringenden Kampfe begriffen. Dem herrſchenden Verſtande, der alles ſehen und begreifen will, ſteht noch immer ein geheimnißreiches Gefühl des Unſichtbaren und Unbegreiflichen gegenüber, das von höherer Abkunft iſt und einem höhern, unbekannten, aber heiligen Ziel unaufhaltſam entgegenſtrebt.

Fünftes Buch.

Hereinragen der Ewigkeit in die Zeit.

1.

Die heiligen Stunden der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche.

Die Bedeutung der vier Knotenpunkte des Sonnenlaufs haben wir schon im ersten Buch erörtert, soweit es sich dabei nur um Beziehungen auf das Jahr handelte. Jene vier Knotenpunkte haben aber auch noch eine höhere Bedeutung, sofern sie in der heidnischen Vorzeit als die vier Pforten betrachtet wurden, durch welche man aus der Ewigkeit in die Zeit, aus dem Himmel zur Erde gelangt und umgekehrt. Die Möglichkeit, dass solche Pforten in der Zeit sich der Ewigkeit öffnen können, motivirte man durch die Doppelnatur der Sonne, welche einerseits die Zeit misst und regiert und ganz in die Zeit gebannt zu seyn scheint, andererseits aber für ein ewiges Wesen gehalten wurde, welches aus einer andern Welt stammend das Heil derselben uns in ihrem segensreichen Lichte zubringe. Nach einem sehr allgemein verbreiteten Volksglauben ruht die Sonne auf ihrem immerwährenden Laufe nur in den heiligen Stunden der beiden Sonnenwenden und der beiden Tag- und Nachtgleichen aus, und weil es keine Zeit gibt, ausser im Fortrücken der Sonne am Himmel, so glaubte man, in jenen heiligen Stunden müsse die Zeit aufhören und statt ihrer die Ewigkeit eintreten.

In den sehr alten orphischen, pythagoräischen und neuplatonischen Mysterien der Griechen galten zunächst die beiden Sonnenwenden als die Pforten aus der Zeit in die Ewigkeit. Man glaubte, die Menschenseelen, wie überhaupt alle Keime des Lebendigen, der ganzen organischen Natur kämen aus dem höchsten Himmel oder Aether durch die Milchstrasse

herab bis zum Planeten Saturn und von hier stiegen sie die Planetenleiter hinunter bis zur Erde und zwar in der Sommersonnenwende, um in irdische Leiber einzugehen. Nach dem Tode des irdischen Leibes aber kehrten die Seelen in der Wintersonnenwende auf demselben Wege wieder zum Himmel zurück. Porphyrius, Grotte der Nymphen 16 f. Macrobius, Traum des Scipio I. 12. Es wäre möglich, dass diese Vorstellung schon von den Magiern in Babylon ausgegangen wäre. Sie ist nicht nothwendig an die orientalische Vorstellung wiederholter Seelenwanderungen gebunden. Wir werden später auf sie zurückkommen, da wir hier zunächst noch nicht von den Seelen, sondern nur von den Solstitien handeln.

Das Verschwinden der Zeit in der Wintersonnenwende oder Weihnacht, oder in den Rauhnächten überhaupt kommt am häufigsten in den Sagen vom wilden Jäger vor. Da wird z. B. ein neugieriger Bauer von einem der vorüberjagenden Nachtreiter mit einem Beile gehauen, das in ihm stecken bleibt und wovon er einen Buckel bekommt; genau nach einem Jahr in derselben Stunde aber reitet die wilde Jagd wieder vorbei und wird das Beil ihm aus dem Buckel gezogen. Was für den Bauer ein Jahr lang dauerte, war für den Nachtreiter nur ein Moment, denn jener lebte in der Zeit, dieser in der Ewigkeit. Kuhn, norddeutsche Sagen S. 65. Sommer, sächsische Sagen I. 56.

Aus derselben Symbolik erklären sich die s. g. Veitstänze. Man versteht darunter eine Bezauberung, in welcher die Menschen gezwungen werden, immerfort zu tanzen. Nach der ältesten Sage entstand diese Bezauberung unter Kaiser Heinrich II., als einmal der Priester Rupprecht zu Weihnachten die Messe las und dabei vom Pöbel, der umhertanzte, verhöhnt wurde. Zur Strafe legte er den Fluch auf sie, dass sie forttanzen mussten, bis zur nächsten Weihnacht. Altd. Handschrift in Haupts altd. Blättern I. 54. Bange, Thüring. Chronik 39. Trithem. chron. Hirs. 47. Pauli, Schimpf und Ernst 1535. Nr. 368. Berkenmeier, Cur. Antiquar. S. 698. Beckmann, Anhalt. Chronik III. 4. 4. Gottschalk, Sagen S. 337. Büsching, Volkssagen S. 383. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 231. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 187. Stahl, Westphäl. Sagen S. 103. Der Name Rupprecht weist auf einen ältern

heidnischen Gott hin, dessen Andenken in dem zur Weihnachtszeit umgehenden, gute Kinder belohnenden und böse bestrafenden Knecht Rupprecht erhalten ist. Uebrigens weisen auch andere Sagen von gespenstischen Tänzen auf die Heidenzeit zurück. In Grimms irischen Elfenmärchen XXIII. wird von einem Wanderer erzählt, der unter die tanzenden Elfen gerieth und ein ganzes Jahr mit ihnen forttanzte, worauf er glaubte nur eine Stunde getanzt zu haben.

Im Namen des christlichen Heiligen Sankt Vitus hat man aber den altslavischen Sonnengott Swantewit wiedererkennen wollen. Hanusch, Slavische Mythologie 203. Auch im Orient ahmen wirbelnde Kreistänze der Derwische das Sonnenrad nach. Vergl. über diese Wirbel Görres, Mystik IV. 2. 348. Sehr bezeichnend ist die Aussage eines Mädchens in Leipzig, die in der Mittagstunde sich im Kreise drehte und dann behauptete, sie sey im Paradiese gewesen. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 62.

Kreuzwege hatten die gleiche Bedeutung wie die Knotenpunkte des Sonnenlaufs. Die s. g. Johanneskrone, die man am Niederrhein zur Feier des Johannestages aus zwei mit Blumen, Eierschalen und Fähnchen geschmückten Reifen zusammenfügt und unter der man eine Kerze anzündet, erklärt das Symbol. Montanus, Volksfeste I. 35. Um den alten Aberglauben zu verstehen, nach welchem auf Kreuzwegen allerlei Zauber getrieben werden konnte, braucht man nicht an die Macht des h. Kreuzes Christi zu denken, der Aberglaube schreibt sich vielmehr aus der Heidenzeit her und die Zauberei auf Kreuzwegen wurzelt in der Macht der Sonnenwenden. Deshalb wird auch der Zauber auf Kreuzwegen meist in den Nächten der Sonnenwende geübt. In der Christnacht zieht das wilde Heer aus, um es aber in den Lüften zu hören, muss man auf einem Kreuzwege stehen. Panzer. I. 260. Auf einem Kreuzweg und zwar auf einer Kuhhaut sitzend erfährt man in der Christnacht, was im künftigen Jahre geschehen wird. Burchard, Worm. decret. 194ᵃ. Görres, Mystik III. 87. Reynitzsch, von Truhten 182. Pachelbl, Fichtelgebirge 155. Schmid, Reichenfels 122. Arndt, Reise nach Schweden III. 74. 86. Grimm, Aberglauben Nr. 854. Afzelius II. 295. Mone II. 137.

Gottfried, zum fröhlichen Dorfleben 17. Zingerle, Sitten aus Tirol 126. v. Alpenburg, Mythen 313. Birlinger I. 168.

Es gibt viele rührende Sagen von einem Kinde, welches mit seiner Mutter in den Berg gerathen und zufällig von derselben zurückgelassen wurde, worauf der Berg sich wieder schloss, weil er nur in der h. Stunde offen gestanden hatte. Die Mutter grämte sich um das verlorene Kind, nach Jahr und Tag aber in derselben Stunde fand sie den Berg wieder offen und darin sass das Kind frisch und gesund und meinte, es sey erst ein Tag vergangen. Ein Beispiel aus der Christnacht bei Krebs, Sudetenführer S. 163. vom Johannistage bei Gottschalk, Ritterburgen IX. 94. Die Quästenburg im Harz hat ihren Namen von den Quästen (Blumensträussen), mit denen das Kind spielte, als man es nach einem Jahre wiederfand. Gottschalk II. 39. Ein anderes fand man mit Johannisbeeren in der Hand, Thüringen und der Harz II. 47. Eines im Fichtelgebirge mit rothen Aepfeln, Schöppner Nr. 1065. Sieben Jahre lang blieb ein Kind im Odenberge, Lyncker S. 9. Zehn Jahre eines in der Oberpfalz, Schönwerth I. 277. Viele andere Beispiele noch bei v. Herrlein, Spessart 42. Gödsche, schlesischer Sagenschatz 219. Kastner, einiges über Sagen 18. Von Hormayr, Taschenbuch 1825. S. 52. Panzer, 100. Jahn, Canton Bern 78. Elsässer Neujahrsblätter 1843. S. 165. Rheinischer Antiquarius II. 3. 256. Preusker, Blicke I. 79. II. 233. Schönwerth II. 241. Vernaleken, Mythen 192. f. Müllenhoff Nr. 472. Wolf, hessische Sagen Nr. 2.

In Washington Irvings Schriften, deutsch von Adrian I. 41. wird als angeblich wahre Geschichte von einem gewissen Rip erzählt, er sey einmal auf den Kaatskillberg gekommen und habe dort eine Gesellschaft kegelnder Herren gefunden, mit der er zechte; als er aber wieder heraus kam, waren 20 Jahre vergangen. Im s. g. Rosengarten des Zwergkönig Laurin auf dem Berge Schlern wollte einmal ein junger Bauer für seine Braut eine Rose holen, schlief aber ein und kam erst nach 20 Jahren wieder. Zingerle, Sagen aus Tirol 308. In Hans Heilings Höhle übernachtete einmal eine arme Frau und als sie am andern Morgen heraus kam, waren 100 Jahre vergangen. Spiess, Hans Heiling in der Vorrede.

Eigenthümlich tritt in diesem Sagenkreise ein Name her-

vor. Auf dem Löbauer Berge blüht in der Johannisnacht eine Wunderblume, die sich auch im Dunkeln durch ihren Geruch verräth. Gräve, Sagen der Lausitz 43. Auch bei Hohen Leipe nach Hormayrs Taschenbuch 1825. S. 52. Dieser Name erinnert an Hohen Lauben, welches nach dem Schweizer Volksglauben ein im Eis der Alpen verborgenes Paradies ist. Im s. g. Goldkeller des Löbauer Berges, dessen schon gedacht ist, blieb am Charfreitag ein Kind zurück und wurde erst am nächsten Charfreitag wiedergefunden, es starb aber am Licht. In demselben Berge musste einmal ein Hirt sieben Jahre verweilen. Büsching, wöchentl. Nachr. II. 105. III. 337. Preusker, Blicke I. 79. 80. Auch ein Bauer von einem Johannistag zum andern, Gräve 108. Im Labóerberge liess eine Mutter zu Ostern ihr Kind zurück und fand es nächste Ostern wieder, Müllenhoff Nr. 472. Die Namen Leipe, Löbau, Labó stimmen auffallend überein.

Der Glaube, dass in der Johannisnacht die Thüre zum Geisterreich sich öffnet, findet sich auch in Persien. In der Nähe von Van liegt ein Berg, Namens Akkirpi (der weisse Igel), auf dem sich eine grosse Steintafel mit altassyrischen Charakteren befindet. Darunter sollen die bösen Dews in einer unterirdischen Stadt eingeschlossen seyn und von einem Hahn bewacht werden. In der Johannisnacht aber öffnet sich die Thür zum Innern des Berges unter jenem Stein. Noch keiner, glaubt das Volk, der hinein ging, sey wieder zurückgekommen. Ritter, Erdkunde X. 315.

Auch in der Nacht von Allerseelen wurde einmal ein Amtmann von Stolzenfels am Rhein durch die Luft hinweggeführt und kam erst nach einem Jahre genau in der nämlichen Nacht wieder zurück. Rheinischer Antiquarius 1854. II. 4. 225.

3.

Wiederkehr alles Vergangenen in den Sonnenwenden.

Es ist ein allgemein unter den germanischen Stämmen verbreiteter Volksglaube, dass in den h. Stunden der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen längst untergegangene

Städte, Dörfer, Kirchen, Schlösser wieder sichtbar werden, belebt von Menschen, wie ehedem. Alle unsere Sagensammlungen wimmeln von solchen Vorstellungen.

In der Christnacht erblickt man eine untergegangene Stadt im s. g. Veen. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 306. So auch das Schloss Althornberg. Baader Nr. 86. Die Burg Steineck. Bechstein, Fränkische Sagen I. 248. Unter der Arnsburg soll ein ganzes Königreich begraben liegen. Bechstein, Thüringische Sagen IV. 67. Auch unter der hohen Warte, wo man viel Geschrei und Gehämmer hört. Münsterische Sagen 1825. S. 177. Am Johannistage soll eine Frau von Thyrenberg Menschen in ihr unterirdisches Reich hinabziehen. In Graubündten sieht man die Kirche der längst untergegangenen Stadt Plurs. Steub, Drei Sommer S. 109. Vergl. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 194. Müllenhoff Nr. 461. Bechstein, Thüring. Sagen VI. 198. Insbrucker Phönix 1851. S. 263.

Im europäischen Süden sind bekanntlich viele alte Römerstädte von den deutschen Eroberern zerstört worden. Nach v. Muchar, Römisches Norikum I. 253. glaubt das Volk an eine unter der Erde verborgene Stadt der Zwerge, da, wo ehemals eine römische Villa stand. Auch unter der Mamoualpe soll eine Zwergenstadt versunken seyn. Zisku, Oesterr. Volksmärchen 57.

Ausserordentlich häufig kommen in unsern Volkssagen versunkene Schlösser vor, die in gewissen Tagen wieder sichtbar werden. Um nur einige Beispiele anzuführen vergl. Panzer, Beitrag 43. 46. 47. 49. 62. 65. 72. 77. 78. 155. 160. 163. 188. 190. allein aus Bayern und E. Meier Nr. 27. 28. 29. 81. 334. allein aus Schwaben. Man findet sie in allen Sammlungen. Aus den versunkenen Schlössern und Dörfern hört man, wenn man sie auch nicht sieht, an gewissen Tagen die Hähne krähen. Beispiele bei Panzer 11. 17. 18. 62. 66. 72. 77. 105. 135. 155.

In fast eben so vielen Sagen sind es versunkene Klöster, besonders Nonnenklöster, die an h. Tagen sichtbar werden, oder aus denen wenigstens Gesang und Glockengeläut vernommen wird. Man sieht die Nonnen in Procession. Wolf, Deutsche Märchen Nr. 47. Gottschalk, Sagen S. 122. Schnezler, Badische Sagen II. 422. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I. 336. Thüringen und der Harz II. 31. So noch in

vielen andern Sagen, die ich hier nicht aufzeichnen will. Glockengeläut hört man am Johannistage aus dem Leichensee, wie auch aus dem Maduesee und vielen andern in Pommern. Temme, Sagen aus Pommern Nr. 136. 160. 163. 166—171. 236. 267. und 282. Auch aus einem versunkenen Schloss Nr. 159. Andere Beispiele bei Müllenhoff, Holsteinische Sagen Nr. 278. 456. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 66. 131. 156. 160. 186. Montanus, Vorzeit von Cleve I. 274. Bechstein, Thüringische Sagen III. 226. Zwei Glocken hört man in der Christnacht tief unter der Erde läuten bei Jemappes. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 532. Solche Christnachtglocken kommen noch öfter in den Niederlanden vor. Das. Nr. 307. Auch in der Normandie, Bosquet 496. An vielen Orten in Deutschland. Schreibers Sagen I. Nr. 57. Schnezler, Badische Sagen I. 314. Kuhn, Norddeutsche Sagen Nr. 355. Zu Ostern tönen die unterirdischen Glocken bei Müllenhoff Nr. 149. Auch in Kärnthen, Noreja S. 142.

Am berühmtesten in der Sagenwelt ist die bei der Insel Usedom versunkene grosse Handelsstadt Vineta, die man am Ostertage noch immer unter dem Meere ganz deutlich mit allen ihren durch die Gassen gehenden und fahrenden Einwohnern sehen und deren Glockengeläut man hören soll. Kantzow, Pommerania I. 40. 51. Mikrälius, Pommerland I. 97. Barthold, Gesch. v. Pommern I. 419. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 14. Man hat lange geglaubt, es habe an den Ausflüssen der Oder in die Ostsee wirklich einmal eine grosse Handelsstadt gegeben, was aber durch neuere Forschungen gründlich widerlegt wird. Dagegen liesse sich die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht beim Namen Vineta an ganz etwas anderes zu denken wäre, als an die alten Wenden, nämlich an Vanaheim, den Himmel der Vanen. Diese Vanen erscheinen in der alten Edda als Götter der Liebe, der Fruchtbarkeit, des Sommers, zum Unterschiede von den Asen, welche mehr Götter der grossen und schrecklichen Naturkräfte und der sittlichen Gewalten sind. Der freudenvolle Himmel dieser Vanen nun ist vielleicht auf jene fabelhafte Stadt an der Ostsee gedeutet worden, wie wir ihn andererseits in einer Menge vorherrschend süddeutscher Sagen auf Venedig gedeutet finden. Wir werden darauf zurückkommen.

Dass in der h. Stunde der Sonnenwenden die Verstorbenen wiedergesehen werden, ist uralter weit verbreiteter Glaube. Nach dem altpersischen Zendavesta haben die Geister in den letzten zehn Tagen des Jahres das Recht, mit ihren Hinterbliebenen und Freunden auf Erden zu verkehren, und zwar in den ersten fünf Tagen die seligen, in den andern fünf die unseligen Geister. Kaiser Karl der Dicke sah in der Christnacht Himmel und Hölle offen und erblickte darin seine Vorfahren. Bouquet VII. 148. In der Christnacht hört man die verdammten Seelen in dem davon genannten Hörselberge bei Eisenach. Prätorius, Blocksberg 13. In der Christnacht sangen die um das Schloss zu Stargard aufgepflanzten Todtenköpfe das Gloria in excelsis. Mikrälius, Pommerland II. 409. Um den todten Verwandten einen Liebesdienst zu thun, trug man in der Christnacht Speisen und Getränke mit Lichtern auf die Gräber. Burchard, Wormat. decr. col. 1548. 193c. Dieser alte Gebrauch herrscht sogar jetzt noch an vielen Orten, jedoch mehr am Allerseelentage, der ausdrücklich den Todten geweiht ist, entsprechend der Finsterniss des Winters, dem man von diesem Tage an entgegensieht.

Der nordische Gott Odin hiess *draugadrottinn*, Herr der Gespenster, und führte das wilde Heer der Todten an, den Abzug der im letzten Jahre Verstorbenen. In Norwegen sieht man in der Christnacht ein Heer der Todten durch die Luft ziehen. Grimm, D. M. 897. Bei Vertingen hörte man das wilde Heer von fern mit lieblicher Musik in der Luft und athmete Wohlgeruch, wie es aber näher kam, hörte man nur Misstöne und athmete Leichengeruch, ein wilder Flug von Raben wurde sichtbar und schrecklicher Sturm durchbebte die Luft. Sagenbuch von Burgau 1851. S. 160.

Oft sah man die Todten zu Pferde, denn nach der jüngern Edda 49. reiten sie über neun Ströme ins Reich der Hel (Hölle). Oefters kommt im Zuge der Todten ein leeres Pferd vor, welches bestimmt ist, einen, der bald sterben soll, zu tragen. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer vorbeireiten, setzte sich auf das Pferd, welches leer hinterdrein lief, und kam nicht wieder. E. Meier Nr. 166. Ein Ritter, der kühn genug war, dem Geisterheere, welches nach Jerusalem zog, zu Ross zu folgen, kam glücklich zurück und brachte als Ehren-

geschenk der Geister zwei Talismane mit, ein Tischtuch, das sich im Feuer reinigte, und ein Messer, dessen Wunden immer tödtlich waren. Nideri formicarius in fine. Der normannische Priester Walchhelm sah im Jahr 1091 in den ersten Tagen des Januar, also noch in der Wintermitte, als er Nachts zu einem Kranken ging, das Geisterheer vorüberbrausen. Voran ritt ein riesenhafter Mann mit einem Streitkolben. Im Zuge waren viele Geistliche und Weiber, alle beritten. Die Weiber hatten glühende Stacheln auf den Sätteln, in die sie beim Reiten immer wieder zurückfielen. Ein schönes schwarzes Ross war ledig. Walchhelm fühlte unwiderstehliche Lust, sich darauf zu setzen, und wäre mit in die Hölle geritten, wenn ihn der Geist seines Bruders nicht wieder von dem Pferde erlöst hätte. Oderici Vitalis, hist. 8. Bosquet, la Normandie Nr. 72. Görres, Mystik III. 91.

Noch mehr übereinstimmende Citate s. in meinem Odin Seite 217. f.

In den Kreis dieser sagenhaften Vorstellungen gehören ferner die s. g. Geisterkirchen. Ein Schlafender erwacht, sieht Licht in der Kirche und geht hinein, weil er glaubt, es sey schon die Zeit der Frühmesse, aber es ist Mitternacht und er findet die Kirche voll von Verstorbenen. Das älteste Beispiel erwähnt der sächsische Annalist zum Jahr 929 aus Magdeburg, bei Eccard, script. I. 151. Dann auch Thomas Cantipr. de apibus II. 50. 34. Vergl. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 175. Am Neujahrstage hört man den Chorgesang aus einer verschwundenen Kirche. Temme, Sagen der Altmark Nr. 65. Am Christtage ist Gottesdienst der Geister in einer Kirche zu Stolberg, Pröhle, Unterharz. Sagen S. 163. Desgl. zu Rottenburg, Bensen, Alterthümer S. 57. In der Johannisnacht halten die alten Meister Gottesdienst im Strassburger Münster, Stöber Nr. 256. Am Allerseelentage im Lautergrund bei Coburg, Bechstein, Fränk. Sagen Nr. 84. Und zu Frauenrode. Das. I. 124. Verwandte Sagen in den Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 153. 555. Forbes, Reisen in die savoyischen Alpen S. 200. Valvasor, Krain II. 557. Harrys, Nieders. Sagen II. 7. 8. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 251. 252. 254. 271. Kuhn, Nordd. Sagen S. 5. Müllenhoff Nr. 233. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 581. Dessen hessische Sagen Nr.

149. Höllischer Morpheus S. 357. f. Horst, Zauberbibliothek III. S. 280. Bechstein, Thüring. Sagen III. 134.

Daran reihen sich endlich die Sagen von den Geistermahlzeiten. Im Schlosse Bodenstein sieht man in der Christnacht die Ahnen des Hauses. v. Falkenstein, Kaisersagen 165.; im Stromberg die Ahnen der Grafen von Zimmern, Crusius, annales Suev. II. 361. Schreiber, Sagen I. 49. Hier sind ganz bestimmt Verstorbene gemeint. In sehr vielen andern Sagen ist es dagegen zweifelhaft, was für dämonische Mahlzeiten gemeint sind, da in den h. Stunden die ganze Götterwelt, wie auch die Zwerge und Elbenwelt sich den Menschen öffnet. In den meisten Sagen scheinen unter den Geistermahlzeiten die der Helden in Walhalla und die der Elben gemeint zu seyn.

Sehr beliebt und verbreitet sind die Sagen von einem Spielmann, der zu den Todten, Hexen oder Elben geräth und ihnen zum Tanze geigen muss. So geigten einmal einige Spielleute im Kyffhäuserberge vor Kaiser Friedrich und erhielten zum Lohn nur Pferdeknochen, die aber zu Golde wurden. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 247. 5. Im Elsass bekam der Spielmann einen Becher, der aber zum Pferdehufe wurde. Stöber, Sagenb. Nr. 224. Das erinnert an die heidnischen Pferdemahlzeiten. Der berühmte Spielmann Vollare musste eine ganze Nacht in einem Schlosse spielen und empfing viel Gold dafür, das aber am Morgen zu Spinneweben wurde, weil es geraubtes Kirchengut gewesen war. Pez, thes. III. 2. 609. In ziemlich vielen Sagen befindet sich der Geiger, welcher des Nachts unwissend den Geistern gespielt hat, des Morgens auf dem Galgen. Ein Geiger geigt bis in den Tag hinein fort und glaubt, immer noch vor einer glänzenden Gesellschaft zu spielen, während er auf dem Galgen über den Gehenkten sitzt. Wenzig, westslav. Märchenschatz S. 15. Zuweilen tröstet ihn, dass er noch den goldnen Becher in der Hand hat. Narrenkurzweil S. 75. Philo, Magiologia S. 647. Müllenhoff Nr. 294. Melissantes, orogr. 679. Wolf, D. Märchen Nr. 155. Dessen Niederl. Sagen Nr. 384. Mone, Anz. VII. 370. etc. In andern Fällen hält er statt des mitgenommenen Bechers einen Ross- oder Kuhhuf in der Hand. Alsatia 1856. S. 138. Schweizer Blätter I. 21. Einen Todtenknochen, Wolf, Niederl. Sagen Nr. 189.

Druckfehler im dritten Bande.

Seite 2	Zeile 12	von	oben,	lies	heimgewiesen statt hingewiesen
— 16	— 14	—	unten	—	nachher statt daher
— 17	— 9	—	oben	—	hinter völlig l. blind
— 31	— 9	—	—	—	plagten statt pflegten
— 32	— 6	—	unten	—	Georg statt Gregor
— 33	— 16	—	oben	—	Dennoch statt demnach
— 50	— 1	—	—	—	schnell statt selbst
— 52	— 15	—	—	—	Söldnern statt Söhnen.
— 53	— 11	—	—	—	als Mitgift statt durch M.
— —	— 6	—	unten	—	Neuburg statt Neuenburg
— 81	— 13	—	oben	—	Madrid statt Mailand
— 102	— 12	—	unten	—	feindliche statt friedliche
— —	— 17	—	—	—	Verkeherungen statt Werkzeugen
— 144	— 16	—	—	—	beherrschte statt beherrschten
— 164	— —	—	oben	—	hatte statt hatten
— 170	— 2	—	—	—	Herrschsucht statt Herrschaft
— 216	— 18	—	—	—	protestantische statt katholische
— 218	— 17	—	—	—	politischen statt protestantischen
— —	— 19	—	—	—	Flazius statt Flagius
— 244	— 9	—	—	—	hinter starben, lies in Würtemberg
— 256	— 2	—	—	—	Gryphius statt Gryphus
— 271	— 13	—	—	—	Wohlau statt Mohlau
— 290	— 14	—	—	—	Leuthen statt Leuthra
— 293	— 14	—	unten	—	hinter überfallen l. wurde
— 296	— 2	—	—	—	Wohlwollen statt Wohlleben
— 315	— 8	—	oben	—	diese besaßen statt dieser besaß
— 317	— 5	—	—	—	hinter erregte l. die
— 319	— 5	—	—	—	Argonner statt Ardenner
— 398	— 13	—	unten	—	vorzudringen statt vordringen
— —	— 11	—	—	—	drang statt drangen

Nachtrag zu den Druckfehlern im zweiten Bande.

Seite 32	Zeile 4	von	unten,	lies	hinter Sohn Bernhard
— 441	— 8	—	—	—	noch statt nach
— 442	— 9	—	oben	—	erneuten statt neuten
— 450	— 5	—	—	—	des alten statt alter

Bayerische Staatsbibliothek München

3.

Voraussicht alles Zukünftigen in den Sonnenwenden.

Was an jedem der zwölf Tage zwischen Weihnachten und dem Perchtentage geschah, sollte sich in jedem diesem Tage entsprechenden Monate des Jahres wiederholen. Buch vom Aberglauben 1790. S. 351. Was man in einer dieser Nächte träumt, wird in dem entsprechenden Monat erfüllt. Kuhn, Nordd. Sagen S. 411. Wie an jedem dieser Tage das Wetter ist, so wird es nacheinander in den zwölf Monaten seyn. Franck, Weltbuch 50. Breslauer Sammlungen 1722, Februar. Panzer I. 16. Wer in den Rauhnächten Geld zählt, dem geht es im ganzen Jahr nicht aus. Man schneidet zu Weihnachten eine Zwiebel in zwölf Theile, nummerirt sie und legt sie ins Wasser, welche Nummern am ehesten vom Wasser durchdrungen werden, bedeuten nasse Monate, die trocken bleibenden trockne. Reynitzsch, über Truhten 182. Buch vom Aberglauben 1790. I. 348. Keller, Grab des Aberglaubens I. 161. Alsatia 1851. 105. Vulliemin, Waat II. 149. Meier, Sagen aus Schwaben 469. 473. Kuhn, Nordd. Sagen S. 404. Der Zwiebelkalender findet sich auch in den Breslauer Sammlungen 1719. Januar 62. Hier heisst es, man streue Salz auf die zwölf Zwiebelschalen und lasse sie trocknen. Salz in zwölf Nussschalen erwähnt auch Waitzenegger, Vorarlberg I. 36. Wegen der Zukunft, die man in den Rauhnächten erkennt, werden dieselben Loostage genannt. Am Niederrhein nach Montanus, Volksfeste I. 18., werden die zwölf Apostel durch das Loos an die zwölf Tage vertheilt und dadurch an die zwölf Monate, so dass jeder Monat einen Apostel zum Schutzpatron bekommt. Loostage heissen die zwölf Nächte auch in den Alpen. Vernaleken, Alpensagen 346.

Einzelne Tage sind besonders prophetisch. Morgenroth am Neujahrsmorgen bedeutet Blut und Krieg im nächsten Jahre. Sartori, Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums I. 245. In der Baar sieht man, was für Getreide in der Christnacht von der Scheuer herunterfällt, und erkennt daraus, welche Gattung im nächsten Jahr am besten gerathen wird. Birlinger S. 465. Auch in der Eifel. Schmitz, Sitten des Eifler Volks S. 4. In der Christnacht giesst man Wasser aus einem grossen Gefäss

in mehrere kleine und wieder zurück; findet sich nachher mehr Wasser im grossen Gefäss, als vorher, so bedeutet es ein fruchtbares Jahr. Prätorius, Weihnachtsfratzen 61. Aus Eiern, die man ins Wasser zerlässt, schliesst man auf Krankheiten. Männling, Albertäten 196. So oft in den zwölf Rauhnächten ein Tisch gerückt wird, so oft soll es im neuen Jahre donnern, und wenn man die Thür zuschlägt, soll der Blitz einschlagen. Volksglauben in Steyermark. Weinhold, Weihnachtsspiele S. 12.

Daher auch der liebliche Volksglaube an ein geisterhaftes Erwachen der tief unter dem Winterschnee schlafenden Pflanzenwelt in der heiligen Weihnacht. In der Schweiz glaubt man, in der Christnacht blühen alle Bäume und höre man den Gesang der Vögel. v. Alpenburg, Alpensagen S. 153. Bei Wertheim grünt es mitten im Schnee. Mone, Anzeiger VIII. 181. In den Pyrenäen glaubt man, dass in der Neujahrsnacht die sogenannten Blanquettes, weisse Frauen oder Feen umgehen, unter deren Tritten Blumen wachsen. de Nore, Coutumes 125. Wer in Schweden in der Christnacht nüchtern und schweigend in den Wald geht und bei Sonnenaufgang wieder hinaustritt, erblickt mitten im Schnee den Stand der künftigen Saaten im schönsten Grün. Arndt, Reise nach Schweden III. 86. Oder er sieht auch Zwerge mit Garben und Sicheln in voller Erntearbeit. Dybek, Runa IV. 82. Vergl. Eibofolke II. 100. Im Pinzgau sprossen mitten im Schnee drei Aehren hervor. Panzer II. 10. In Tirol wird das Korn „aufgeweckt", indem man brennende Strohbündel über die Aecker rollt. Weber, Meran 309. Zu Minden grünt in der Christnacht der Hopfen. Kuhn, Nordd. Sagen 405. Auch im Elsass, Wolf, Zeitschrift I. 403. In einem hessischen Hexenprozess vom Jahr 1629, mitgetheilt in Wolfs Zeitschrift I. 275., sagt einer aus, er sey in den Venusberg gefahren zur Frau Holt und habe hier schon mitten im Winter den Stand aller Früchte des nächsten Jahres vorausgesehen.

In Fragant räuchert man am Perchtentage der umziehenden Perchtel Wohlgerüche. Als einer es versäumte, fand man ihn am Morgen todt, zwischen seinen Fingern und Zehen aber Blumen, die niemand kannte. Weinhold, Weihnachtsspiele S. 21. Ein Knabe in Tirol sah mitten im Winter einen Kirsch-

baum blühen, brach einen Zweig ab und fand daheim statt der Blüthen daran lauter Silberthaler. Blühende Kirschen und Fliederzweige kommen auch in Sommers sächsischen Sagen 162. vor. Hopfen und Flieder in der Christnacht. Pröhle, Harzbilder S. 51.

Das Kloster Rosenthal in der Pfalz erhielt seinen Namen von Rosen, die mitten im Winter blühten. Geib, Reisehandbuch 177. Am Marienstein im Elsass blüht nur in der Christnacht ein Rosenstock, an dem einst Maria auf der Flucht nach Aegypten ihre Windeln soll aufgehangen haben. Wolf, Zeitschrift I. 402. Heute noch pflegt man in der Christnacht die berühmte Rose von Jericho blühen zu lassen. Pilger bringen diese holzartige Wüstenblume aus dem h. Lande mit. Wenn man sie ins Wasser stellt, so öffnen sich ihre harten Blätter.

In Sommers sächs. Sagen I. 9. findet man die liebliche Schilderung einer weissen Taube, die in den zwölf Nächten mit einem Stühlchen herumfährt. Wo sie ausruht und das Stühlchen eine Weile steht, da soll im nächsten Jahre die Natur am schönsten grünen und blühen. Hört man ihren Flug, so bedeutet es ein gutes Jahr. Im Heiligenkalender fällt der Tod einer S. Columba auf den 31. Dezember.

Ueber den weit verbreiteten Glauben von den Aepfelgärten zu Weihnachten s. Wolfs Zeitschrift I. 106. Ephemer. acad. nat. cur. II. I. 372. In der Christnacht blühen alle Aepfelbäume bei Rotenburg am Neckar, E. Meier Nr. 256. So auch im Spessart, Schoeppner Nr. 969. Einzelne Aepfelbäume sind dadurch berühmt worden, dass man als geschichtliche Thatsache anführt, es seyen wirklich alle Jahre in der Christnacht reife Aepfel von ihnen gebrochen und dem Landesfürsten zugeschickt worden. So einer bei Tribur am Rhein. Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 49. Happel, rel. cur. I. 60. Mone, Anz. VIII. 180. Zwei andere im Stift Würzburg, Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 533. Happel I. 223. Einer bei Gera etc. Berckenmeyer, cur. Ant. I. 513. 554. 627.

Man klopft in der Christnacht an die Bäume, damit sie im nächsten Jahre gute Früchte tragen. In Thüringen ruft man ihnen dabei zu: Bäumchen, schlaf' nicht, Frau Holle kommt! Grimm, Abergl. L. Wolf, Beitrag 126. Kuhn, märkische Sagen 378. E. Meier 461. In Tirol muss die Magd mit ihren

Armen, die sie eben aus dem Backtroge gezogen hat und an denen noch der Teig klebt, die Obstbäume umarmen. Zingerle, Sitten des Tiroler Volks S. 123. Man band die Bäume in der Christnacht mit Stroh. Seb. Frank, Weltbuch 133. Wenn der Weihnachtswind die Bäume recht bewegt, so gibt es ein fruchtbares Jahr, und man sagt, „die Bäume rammeln", d. h. sie paaren sich. E. Meier, Nr. 288. In England tanzt man in der Christnacht um die Aepfelbäume. v. Reinsberg, festlich. Jahr S. 18. Ebenso bei Hildesheim. Seifert, Hildesh. II. 182.

4.

Die Heimchen.

Wurden die unzähligen kleinen Sterne der Milchstrasse als Seelen gedacht, die vom Himmel herabkommen, um hier unten irdische Leiber anzunehmen, so muss man sie auch als Kinder einer gemeinschaftlichen Mutter ansehen. Daher der niederländische Name der Milchstrasse Vroneldenstraet, Strasse der Frau Hilde. Grimm, D. Myth. 262. Das ist nun die uns schon bekannte Frau Holle oder Hulda, im nördlichen Deutschland die nämliche Göttin, die das südliche Frau Bertha nennt. Nun ist es weit verbreiteter Volksglauben, dass in der Perchtennacht (6. Januar) die Mutter Perchta mit einem unzählbaren Heere von Heimchen umherzieht.

Grimm, D. M. 415. bezieht die Heimchen auf den Tod (Freund Hein), will sie Heinchen geschrieben wissen und bezeichnet sie ausdrücklich als „abgeschiedene Geister". Es handelt sich hier im Gegentheil um Ungeborene, die erst in die Welt kommen. Indessen scheint der Grundbegriff des Heimchens der einer vom Körper getrennten Seele zu seyn, gleichviel ob vor oder nach ihrer Vereinigung mit dem Körper, und insofern konnte man sich auch die im Herbst unter den Stoppeln zirpenden Grillen, welche das Volk Heimchen nennt, als die zurückgebliebenen und klagenden Seelen der abgeschnittenen Ernte denken. Jedenfalls sind unter Heimchen nicht bloss die Seelen von Menschen, sondern auch die von Thieren und Pflanzen, kurz alles organischen Lebens zu denken. Von dieser Art sind die sogenannten Heinichen, welche

sich am Allerheiligentag (1. November) Abends auf dem Oybin versammeln und in feierlicher Procession in ihre unterirdischen Behälter zurückziehen. Gräve, Sagen aus der Lausitz S. 108. Sie bezeichnen das im Herbst absterbende Leben und bedeuten die Seelen der Pflanzen, die in ihre Heimat zurückkehren, wenn der Leib, die Ernte, von den Menschen in die Scheuern gebracht wird. Auch die vom Feld in die Häuser kommenden Grillen nennt man Heimchen als Hausgeister (Chim, Chimgen nach Prätorius Anthropodemus 314. oder Chimmeke, Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 241). Allein wenn diese Heimchen Genien der erstorbenen Vegetation sind, so hindert das nicht, dass andere als Seelen der noch im Keim verschlossenen Vegetation müssen angesehen werden.

Das sind ohne Zweifel die Heimchen, welche nach Börners Sagen aus dem Orlagau S. 113. 126. 133. 153. 159. 167. 173. 182. in der Perchtennacht der Mutter Perchta folgen, die mit einem goldenen Pfluge oder auch in einem Wagen durch die Länder zieht.

Dasselbe Heimchenvolk ist ohne Zweifel gemeint, wenn es im Namenbuch des Konrad von Dankrozheim heisst:

Dar nach so komt die milte Behte,
Die noch hat gar ein gross geslehte.

In v. Alpenburgs Mythen aus Tirol S. 64. folgen der Perchtel eine Menge Kinder in weissen Hemden. Einem Kinde, dessen Hemd zu lang war, so dass es darüber fiel und nicht mit fort konnte, sagte ein Bauernknecht scherzend: „Huderwachl hintennach!“ band ihm aber mitleidig das Hemdchen los. Das Kind dankte und verschwand, die Perchta aber sagte zu dem Knecht, er habe das Kind erlöst, indem er ihm einen Namen gegeben habe, und sie verleihe ihm dafür Glück und Segen. Dem liegt wohl die Vorstellung zu Grunde, dass das Kind eine aus dem Himmel verbannte Seele, sofern es aber schon vor der Taufe einen Namen erhielt, erlöst war und in den Himmel zurückkehren konnte. Das. S. 65. kommt vor, dass die Perchtel in der kurzen Zeit, in der sie zwei Worte spricht, mit ihrem ganzen Kinderheer schon drei Stunden weit fort ist. Das charakterisirt die Grossartigkeit ihres Umzugs um die ganze Erde. Ein mitleidiger Bauer band einmal einem

Kinde in ihrem Umzuge das Hemdchen fest, wofür ihm die Göttin die Gabe verlieh, er und seine Nachkommen sollten niemals Mangel leiden. Mittheilung des Herrn Moser in Botzen. Ein anderer Bauer belauschte den Zug der Heimchen aus Vorwitz unter einer Brücke. Die Perchtel schlug ihn aber mit der Hacke ins Knie und zog sie ihm erst im nächsten Jahre in derselben Nacht wieder heraus. Gute Menschen stellen den Heimchen Essen hinaus ins Freie. v. Alpenburg, Mythen S. 63.

In Tirol glaubt das Volk, die Kinder werden vom Himmel herabgeworfen, und man sagt sprichwörtlich „als ich noch den Mücken nachflog", d. h. ehe ich geboren war. Zingerle, Sitten S. 3. In der Oberpfalz glaubt man, die Heimchen seyen gefallene Engel, die jüngsten, die nur unwissend dem Lucifer folgten. Nun müssen sie von Morgen bis Abend „mit der Sonne" ziehen und von ihren Thränen kommt der Thau her. Schönwerth II. 133. Nach Börner 116, 133. sind die Heimchen „ungetaufte Kinder" und man hört ihr kindisches Weinen. S. 142 sieht eine Mutter ihr eben gestorbenes Kind ganz zuletzt im Zuge der Heimchen. Nach Keller, Grab des Aberglaubens I. 185. VI. 389. besteht das zu Weihnachten durch die Luft ziehende Mutisheer aus neugeborenen Kindern, die ungetauft begraben worden sind, und man hört aus dem Zuge heraus ihre klagenden Stimmchen. Dasselbe wird von der wilden Jagd erzählt. Bosquet, la Normandie 61. Ungetaufte Kinder kommen ins wilde Heer, Aberglauben Nr. 1660. in Grimms D. Myth.; oder schweben zwischen Himmel und Erde. Das. Nr. 936.

Der Name Mutisheer kommt sehr häufig in Schwaben vor. Schwab, Rauhe Alb 312. Man erklärt ihn gewöhnlich als muthiges Heer, so wie auch wüthendes Heer. Allein es liegt in ihm offenbar ein Gegensatz gegen das wüthende oder wilde Heer der Todten. Aus einer schätzbaren Mittheilung des Herrn Schullehrer Günzlen in Kaih ersehe ich, dass man sich im Schwarzwalde die wilde Jagd als einen stürmischen Zug, angeführt von einem kopflosen Reiter auf einem Schimmel mit vielen lärmenden Hunden, das Mutisheer aber als einen unsichtbaren, nur mit einer höchst lieblichen Musik in der Luft vorüberziehenden Zug denkt. Nichts ist an diesem

Zuge furchtbar, sondern alles reizend und anziehend; nur muss man sich hüten, dass man nicht gerade unter ihn zu stehen kommt, sonst wird man in die Luft erhoben und verschwindet mit dem Zuge. So heisst es auch von den Berchten in der Mehrzahl, sie ziehen in der Perchtennacht durch Tirol, aber „mehr hör- als anschaubar durch trügerische Laute lockend". Weber, Tirol 1, 630. Man kann hier an das weibliche Gefolge der Diana oder an Elben denken. Doch entspricht der Gegensatz gegen den wilden Jäger und Todtenanführer mehr der Mutter Bertha, welche die Ungeborenen ins Leben bringt. Sollte im Mutisheer nicht der im Kindermunde entstellte Name Mutter liegen? Das wäre wenigstens für Schwaben und Baiern, wo man Muete für Mutter sagt (Schmeller b. W. 2, 653. 658.), natürlicher als die Erklärung aus *muot = ira*, Grimm, D. Myth. 883. oder aus *motte des fées = tumuli*, Grabhügel, Bosquet, la Norm. 177. oder aus *muote* = Matte, fruchtbare Alpe, Schaubach 4, 8. Der Name kommt übrigens häufig als Ortsname in den Alpen vor und nicht selten mit der mütterlichen Bedeutung. Die Mythe oder der Mythenstein, hoch ragend über den Vierwaldstädter See mit Felsen, die den Namen Rokenstock und die Spinnerin führen. Meyer von Knonau, Schwyz 57.; dazu das Flüsschen Muota und das Muottathal, in dem ein Kindlibach fliesst, das. 60., Motten und die Mottener Haube, ein Berg in der Rhön, Schneider, Rhön 34. E. Meier, Sagen aus Schwaben, berichtet viel über das Mutis-, Muotis-, Mutes-, Modes-, Modisheer (Nr. 140—158). Es besteht aus kleinen Kindern mit feinen Stimmen, von einem Mann angeführt Nr. 157., das. Nr. 158. von einer verwünschten Frau geführt. Mit lieblicher Musik Nr. 141. 155. — Rochholz theilt in Wolfs Zeitschrift 1, 147. ein Räthsel aus dem Argau mit:

de mueth
Mit de breit huet
hat mich gast
weder der wald tannest,

was den Sternenhimmel bedeuten soll. Ich glaube, es wird besonders die Milchstrasse darunter verstanden und unter der Mutter mit den vielen Gästen die oben genannte milte Behte mit ihrem grossen Geschlechte. In Sommers sächs. Sagen

1, 12. wird eine Frau Motte genannt, in der nämlichen Bedeutung von Bertha, indem sie in den zwölf Nächten umherzieht und denen, welche in dieser Zeit spinnen, das Garn verdirbt.

Ein Muotisheer dürfte auch wohl das Volk der *witte wyven* (weissen Weiber) gewesen seyn, von denen Corn. Kempensis de orig. Frisiae III. 31. erzählt, sie liessen aus einer Höhle bald Musik und frohes Lachen, bald Weinen und Klagen, besonders auch von kleinen Kindern hören und man hütete in dieser Gegend die kreissenden Frauen und neugeborenen Kinder, damit sie nicht von den weissen Frauen geraubt würden. Von einem Zug der Zwerge durch die Luft mit schöner Musik, die man bei Stolberg hört, berichtet Pröhle in den Unterharzischen Sagen S. 46. In Wolfs Zeitschrift I. 18. wird die schöne Musik aus den vielen Glöckchen am Geschirr eines schönen weissen Pferdes erklärt, auf welchem Frau Hulda reitet. Es ist jetzt nicht mehr möglich zu errathen, ob unter dem Muotisheer der Einzug der Mutter Perchta mit den Heimchen, oder ein anderer Umzug der s. g. Diana oder Herodias, einer Liebesgöttin oder Elbenkönigin zu verstehen ist.

Bedeutungsvoll ist, dass Perchta auf einem Wagen fährt. Börner 182. Das Siebengestirn am Nordpol wird auch als Wagen gedacht und sofern Mutter Perchta die neuen Seelen und Keime des Lebens vom Himmel zur Erde herabbringt, so liegt es nahe zu glauben, sie sey die Milchstrasse herabgefahren. In der Milchstrasse nämlich wurde sichtbar jene Strömung der Lebenskeime von oben herab erkannt, deren sanfte Lichtfunken ein Nachbild des ursprünglichen Feuerregens aus Muspheim darstellten, entsprechend dem zarten Begriff des noch ungeborenen und geisterhaften Lebens.

Die Milchstrasse hiess bei den Angelsachsen Vaetlingastraet. Grimm, D. M. 330. Vaetling ist soviel als Wicht, Wichtel von *wihan*, wehen, wecken, wachsen, womit sich auch der Begriff des Weissen und des Wissens, des Lichts und Geistes verbindet. Es sind Hauche, Genien, Seelen, das erste Offenbaren des Lebens. Ich beziehe hierher auch Vedavece, das Geisterheer, welches sich beim Schlosse Postranitz in Krain blicken lässt. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 503.

Bekanntlich leiteten die Römer den Namen der Milchstrasse von der Milch her, welche das starke Kind Herakles aus der Brust der Here sog. Das Sinnbild der Milch findet sich aber auch im deutschen Volksglauben, denn in den niederösterreichischen Gebirgen wird in der dreizehnten Nacht nach Weihnachten die s. g. Perchtenmilch gekocht, und zwar für Mutter Perchte, die man in dieser Nacht auf ihrem Umzuge erwartet. Kerschbaumer, Eligius 1860. Auch „in der Schweiz gibt es einen Kindlibrunnen auf dem Homberg mit milchweissem Wasser als Nahrungsmittel der kleinen, noch nicht erwachsenen Kinderseelen", wie uns Bircher in seinem Frickthal 1859 erzählt.

Der Umzug der Zwerge in den h. Nächten muss wohl häufig als ein solcher Einzug der Ungeborenen betrachtet werden. Den Zug der Zwerge am Neujahr in Johannaei hist. eccl. Island. 2. 369. erklärt W. Müller, Altd. Rel. 343. zu vage als einen Wechsel des Wohnsitzes überhaupt. Im Innsbrucker Phönix 1851. S. 128. ist die seltsame Vision einer ledig gebliebenen Person erwähnt, die ein grosses Volk sah, bestehend aus lauter Kindern, die sie gehabt hätte, wenn sie geheirathet hätte.

Wenn noch bis tief in die christliche Zeit auf altdeutschen Bildern alle Seelen der Verstorbenen in der Gestalt kleiner Kinder vorkommen, so beweist dies, wie geläufig die Vorstellung gewesen seyn muss, Seelen als kleine Kinder zu denken, und offenbar passt diese Vorstellung besser noch auf die Ungeborenen als auf die schon Verstorbenen. Vergl. über die Kindergestalt der Seelen, Mone, Anz. S. 621. Auch die berühmte Sage von den Kindern von Hameln, die im Berge verschwinden, scheint hieher zu gehören, wie auch der Name Hameln zu Heimchen stimmt. Merkwürdig sind die Namen zweier neben einander liegender, aber untergegangener Dörfer im Nassauischen, Haynhusen und Seelbach. Vogel, Topogr. 250.

Im Namen Heimchen liegt aber nicht blos der Begriff des Namens Keim oder Embryo, sondern auch der des Himmels und der Heimath, aus der die Seelen kommen. Der Himmel ist die Heimath aller Seelen. Das liegt im Begriff des Asen Heimdallr und unseres deutschen Namens Heinrich (entsprechend Dietrich, dem volkreichen). Unter der Hinnemutter,

die in einer Höhle bei Westerhausen wohnen und Kinder holen soll, ist wohl die Mutter der Heimchen zu verstehen. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 190.

5.

Vorschau des Bräutigams und der künftigen Todten.

In den h. Stunden sehen die Mädchen ihren künftigen Freier. Meist zu Weihnachten und Johanni, was auf die Andreasnacht im Beginn des langen Winters übertragen wurde, um, wie es scheint, die Mädchen ein wenig zu trösten.

Am häufigsten wird der künftige Geliebte in einem Brunnen, überhaupt im Wasser erblickt. In der Weihnacht in einem Brunnen. Keller, Grab des Aberglaubens VI. 307. Grimm, Abergl. CXIX. Vonbun 63. Panzer II. 298. Auch in der Johannisnacht, Austria 1845. S. 46. Daran knüpft sich ein oft wiederholter Schwank. Ein Knecht belauscht von einem Baum herab die Mädchen am Brunnen, so dass sie sein Bild im Wasser sehen müssen, aber der Ast bricht. P. Abraham, Judas III. 71. Franciscі, Höll. Proteus. 823. Valvasor, Krain II. 476. Panzer I. Nr. 150. Nimmt das Mädchen am Andreasabend ein Fussbad, so setzt sich ihr der künftige Freier gegenüber. Rhein. Antiquarius I. 2. 795.

Besonders heilig war das Ofenwasser, weil darin zwei Elemente, Wasser und Feuer, zusammenwirken. In der Christnacht sehen die Mädchen ihren künftigen Freier im Ofenwasser. Wolf, Zeitschrift IV. 48. Birlinger I. 468. Oder sie erkennen aus dem Zischen des Ofenwassers sein Handwerk, Kuhn, Nordd. Sagen 404. Desgleichen aus der Figur geschmolzener Bleitropfen im Wasser, Rockenphilosophie I. 100. Buch vom Aberglauben 1790. I. 347. Schöppner Nr. 18. Das Blei war dem Planeten Saturn, also auch dem Gott Saturn oder Chronos heilig. Wenn ein Mädchen mit brennendem Holz aus dem Weihnachtsfeuer in die Nacht hinaus leuchtet, erblickt sie den Zukünftigen. Wolf, Zeitschrift I. 88. Innsbrucker Phönix 1852. Nr. 44. Oder Mädchen decken den Tisch und er muss kommen und sich hinsetzen. Ist er ein Bauer, so nimmt er nur ein Glas Wasser, ein Bürger, so nimmt

er ein Glas Bier, ein Edelmann, so nimmt er ein Glas Wein. Breuner, Curiositäten 39. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 273. Birlinger I. 342. Vergl. noch Wiener Jahrbücher XXXII. 225. Valvasor, Krain II. 479. Francisci, Höll. Proteus 811. Bechstein, Fränk. Sagen I. 213. Mädchen stecken sich am Johannistage einen Strauss von Frikraut (Erdrauch) an den Busen und glauben, alsdann werde ihnen ihr künftiger Freier begegnen. Engelien und Lahn, der Volksmund in Brandenburg S. 230. Ein gewiss heidnischer Gebrauch, Frikraut nach der Liebesgöttin Freyja genannt.

Eine andere Art des Zaubers ist, wenn das Mädchen in den h. Stunden sich gänzlich entkleidet und mit dem Besen hinter sich fegt, dann muss der Zukünftige kommen. Reinitzsch, Ueber Truhten 182. Bauer Nr. 416. Oder sie wirft das Hemd, das sie eben ausgezogen hat, zur Thür hinaus und der Zukünftige muss es ihr wieder bringen. Grimm, Anhang vom Aberglauben CLI. Bechstein, Fränkische Sagen I. 214. Wenn ein Mädchen in der Christnacht den Hahn krähen oder den Hengst wiehern hört, bekommt sie bald einen Mann. Rockenphilosophie II. 10. Grimm, D. Myth. 1039. Am Johannistage winden die Mädchen einen Kranz von neunerlei Blumen und werfen ihn schweigend auf einen Baum; so oft er herunterfällt, so viele Jahre müssen sie noch auf den Mann warten. Schmidt, Reichenfels 119. Compte rendu, Bruxelles 1843. VII. 1. 90. Die Mädchen in Schweden und in Esthland legen einen Kranz von neunerlei Blumen unter ihr Kopfkissen und sehen dann ihren Künftigen im Traume. Arndt, Reise in Schweden III. 75. Possart, Esthland 172. Diese Orakel kommen auch noch in andern Formen vor; es ist jedoch nicht nöthig, sie hier alle aufzuzeichnen, wenn nur der darin liegende Grundgedanke der Vergegenwärtigung des Zukünftigen in den Sonnenwenden nachgewiesen ist. Nur eines besonders bezeichnenden Gebrauchs wollen wir noch gedenken. In Strackerjans Aberglauben aus Oldenburg I. 89. heisst es, die Mädchen schnellen in der Neujahrsnacht einen Apfelkern ins Weite und wohin er fällt, von daher werde ihr künftiger Freier kommen. Der Apfel ist Sinnbild der Liebe, wie der Sonne.

In der Christnacht kann man, wenn man sich auf einen Kreuzweg stellt, alle die vorübergehen sehen, die im nächsten

Jahre sterben werden. Burchardi decret. 193c. Pachelbl, Fichtelgebirge 155. Schmidt, Reichenfels 122. Panzer 270. Arndt, Reise nach Schweden III. 74. 86. Einer, der die künftigen Todten vorübergehen sah, sah mit Schrecken sich selber darunter und starb auch wirklich bald darauf. Schweizerblätter 1832. S. 15. Ebenso ein Mädchen in Schwaben. Meier Nr. 356. Ein anderes sah ihren Geliebten. Francisci, Höllischer Proteus 809. Im Elsass sieht man die künftigen Todten, wenn man in der Sylvesternacht durch das Schlüsselloch in die Kirche sieht. Alsatia, 1851. 178. Dasselbe geschieht in Oesterreich in der Christnacht. Gebhart, das christliche Jahr S. 32. Wer im nächsten Jahr sterben soll, dessen Schatten an der Wand hat am Christabend keinen Kopf. Rockenphilosophie I. 56.

Wenn in der Christnacht ein Reif am Fasse springt, muss jemand im Hause sterben. Rockenphilosophie II. 57. Oder man bäckt am Neujahr für jeden im Hause einen Kuchen mit einem Loch und wessen Loch zugebacken ist, der muss sterben. Das. III. 84.

Merkwürdig ist ein Tiroler Volksglaube. Wer beim Schloss Eschenloh in sternheller Nacht auf eine Fichte steigt, kann in der Sternenschrift die Zukunft lesen. Weber, Meran 298.

Ein in der Mitternachtstunde der Christnacht 1730 geborener Knabe war schon im vierten Jahre als Geisterseher berühmt, weil aus der ganzen Umgegend jeder, welcher sterben sollte, ihm vorher erscheinen musste. Kieser, Archiv für Magnetismus VIII. 46.

In England glaubt man, wenn man sich am Abend vor Johanni vor die Kirchthür setze, sehe man alle, die im nächsten Jahre sterben werden, vorbeikommen. v. d. Hagen, Germania VII. 436. In Tirol sieht man sie in der Johannisnacht im Brunnen. Zingerle, Sagen und Gebräuche in Tirol S. 463.

In der Lausitz erblickt man die künftigen Todten auch am Fastnachtsabend. Gräve 183. In der Schweiz zu Frohnfasten. Heer, Glarus 319. Im Voigtlande in der Walpurgisnacht. Schmidt, Reichenfels 122. Bei Sargans sieht man, wenn jemand bald sterben soll, einen geisterhaften Leichen-

zug zum Kirchhof schreiten, und zwar immer in der Mittagsstunde, und der Leichenwagen wird von Ochsen gezogen. Breuner, Curiositäten S. 374.

6.

Die wilde Jagd.

Wie nach altdeutschem Volksglauben der Einzug der neuen Lebenskeime (Heimchen) unter der Mutter Perchta vor sich ging, so der Auszug der Todten theils unter Odin, theils wieder unter einer Göttin. Die Helden nämlich, die Herren und freien Männer, welche Waffenehre genossen, sollten im künftigen Leben in der grossen Walhalla am Tische Odins schmausen und zechen dürfen, weshalb er *drauga drottin*, Herr der Todten, hiess und alljährlich die im letzten Jahr Verstorbenen als das s. g. wilde Heer gleich einer grossen berittenen Kriegsschaar von der Erde hinwegführte. Ich habe alles, was dieses wilde Heer betrifft, bereits in meinem Odin S. 199 f. zusammengestellt und verweise darauf, indem ich hier nur noch einige Hauptpunkte hervorhebe. Das wilde Heer muss von der s. g. wilden Jagd insofern unterschieden werden, als das erste immer nur den Abzug der Todten von der Erde bedeutet, die zweite aber nur als der Herbststurm, als die Verfolgung und Vernichtung der Vegetation, zum Theil auch als Verfolgung der Sonne aufzufassen ist. Dass die todten Helden immer zu Pferde erscheinen, folgte aus ihrem Ritterrecht. Mit ihnen wurde jedesmal ein Pferd verbrannt, auf welchem sie sich dem wilden Heere einreihen sollten. Davon schreibt sich der Gebrauch her, der heute noch besteht, hinter dem Sarge eines angesehenen Kriegers sein Pferd nachzuführen; ein Gebrauch, der gar keinen Sinn hätte, wenn er sich nicht noch aus jener uralten heidnischen Gewohnheit herschriebe. Unsere Volksagen wimmeln noch von Erinnerungen an das alte Geisterheer, welches durch die Luft braust. Von Dietrich v. Bern, dem Ostgothenkönig Theodorich, ging die Sage, er sey in seinem Alter plötzlich auf einem schwarzen Rosse verschwunden. Ein Junker von Rechberg sah einmal das wilde Heer vorbeireiten, setzte sich auf das hinterdrein laufende

leere Pferd und kam nicht wieder. Auch in dem berühmten Liede von der Lenore holt deren in der Schlacht gefallener Geliebter sie auf einem schwarzen Rosse ab, um sie ins Todtenreich zu entführen. Darin verräth sich indess schon eine moderne Abweichung vom alten Heidenglauben, denn Weiber kamen nicht nach der Walhalla, sondern kamen in Freyjas Himmel.

Insofern erscheint nun auch Freyja in unsern Volkserinnerungen als eine wilde Jägerin und zieht mit ihrem Todtenheere ebenso durch die Luft, wie Odin mit dem seinigen. Die Volkssagen davon sind übrigens nicht immer ganz deutlich. In Würzburg, wo sich noch so viele lebendige Erinnerungen an den Cultus einer grossen heidnischen Göttin erhalten haben, wird die Göttin von den alten Chronisten Diana genannt und werden lärmende Umzüge ihres Gefolges durch die Luft erwähnt. Da Würzburg eine Zeitlang römisch war, dürfte sich die wilde Jägerin der Germanen in die römische Jagdgöttin übersetzt haben. Aber auch in den echt deutschen Volkssagen erscheint der Name der Göttin sehr verschieden. Darin liegt nun grade der Beweis, dass wenn unter so verschiedenen Namen doch unverkennbar nur ein und derselbe Begriff ausgedrückt ist, die Mythologen nicht so ängstlich für jeden Namen auch einen besondern Begriff in Anspruch nehmen sollten. Als Anführerin des wilden Heeres der Todten finden wir sowohl die nordische Frigg als Freyja, wie auch die deutsche Frau Holle. Der Freyja gehören die Todten, die nicht zu Odin kommen, nach dem ausdrücklichen Wortlaut der jüngern Edda 24. Die Frik aber führt das wilde Heer in Kuhns Nordd. Sagen Nr. 70. Ueber das Kloster Frekenthal fährt die Jungfer Eli im grünen Hut brausend mit ihrem Heere durch die Luft. Freiligrath, das malerische Westfalen 147. Also erscheint hier Frik wenigstens als Todtenführerin identisch mit Freyja. Dass aber wirklich Frigg, die Gemahlin Odins, gemeint ist, geht aus den norddeutschen Sagen hervor, in welchen die wilde Jägerin gradezu unter dem Namen Frau Gaude (Wodana, der weibliche Odin) vorkommt. Einem, der ihr, als sie durch die Luft zog, zurief, warf sie ein Menschenbein herunter. Lisch, Mecklenb. Jahrb. VIII. 202. Grimm, D. Myth. 877. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 2. Das Menschenbein

wird zwar so gedeutet, als habe die wilde Jägerin auf Menschen Jagd gemacht, wie auf Wildpret, allein hier ist nicht an todte Körper zu denken, sondern die Göttin entführt die Todten durch die Luft, und nur im Allgemeinen durfte man sie eine Menschenjägerin nennen, sofern sie die Menschen aus der Welt wie das Wild aus dem Walde hinwegnimmt.

Frau Holle heisst die wilde Jägerin, die mit Hunden und grossem Geschrei durch die Luft zieht, in Thüringen. v. Falkenstein, Nordg. Alterth. 1. 16. Hulda heisst sie als Führerin des Geisterheers bei Burkhard v. Worms 19. 5. Grimm, Anhang vom Aberglauben XXXVI. Auch die würzburgische Diana ist kaum eine andere als die deutsche Hulda oder Hilde. Sie heisst nämlich bald Diana, bald Herodias, Pharaildis, Habonde, Habundia. Nach glaubwürdigen Nachrichten war der Cultus der altrömischen Diana vorzugsweise in der Gegend von Würzburg heimisch, wo ihn der h. Kilian noch vorfand. Acta S. S. zum 8. Juli. Surius IV. 133. Der Name Herodias ist offenbar in den Aufzeichnungen der christlichen Mönche von der Tochter des Herodes entlehnt worden, war aber ursprünglich der Name einer deutschen Göttin. Sie wird übrigens gleich gestellt mit Pharaildis und neben ihr genannt. Der Name der letzteren ist von den Mönchen vom ägyptischen Pharao entlehnt worden, bedeutet aber ohne Zweifel, wie Grimm, D. Myth. 262. richtig vermuthet, Frau Hilde, die bekannte Frau Holle oder Hulda. Von ihr heisst es bei Ratherius und im lat. Reinardus (Grimm S. 201.), der dritte Theil der Menschen habe ihr gehört.

In französischen Quellen kommt dieselbe Göttin unter dem Namen *domina Habonde* oder Abundia vor. Vergl. Grimm, D. Myth. 263. Gleich der Diana führt sie bei Nacht ein Gefolge von Frauen mit sich, aber sie jagen nicht, sondern verzehren die ihnen vorgesetzten Speisen und segnen das Land mit Fruchtbarkeit, so dass man den Namen der Göttin mit *abundantia*, d. h. Ueberfluss, erklärt hat. Der Name dürfte jedoch wohl deutsch seyn und die abendliche oder Nachtseite derselben guten Göttin bedeuten, deren morgentliche oder Lichtseite in der berühmten Fee Morgana hervortritt. Sie ist der Abend, jene der Morgen. In einem Liedchen bei Firmenich I. 231. ruft ein Mädchen den Abend als Gottheit

an und bittet ihn um einen Mann. Nach dem französischen Roman von der Rose 18628. bei Méon gehört der Habonde der dritte Theil der Menschen, wie der Pharaildis. Auf deutschem Boden kommt eine Fee Haband vor, die im Felsen Schlüsselstein wohnt und von da mit ihren weissen Frauen auszieht; nach dem wenig bekannt gewordenen Epos „Rapoldstein" von Dürrbach, und Stöber, elsäss. Sagenbuch S. 95. Hieher gehört auch wohl das phantastische Nachtvolk im Montafun, das Gefolge einer weissen Frau mit schöner Musik und phantastischen Gestalten, zuletzt eine mit einer Kochkelle im Hintern. Vonbun, Beiträge S. 8.

Eine nächtliche Jägerin zu Pferde mit grossem Gefolge kommt auch in Perigord vor, de Nore p. 157. Eine Namens Nieneven in der Perchtennacht. Walter Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I. 188. Die wilde Jägerin Guerorysse mit dem Schlangenschwanz. San-Marte, Walter 152. Vergl. noch die Stellen aus den Predigten des h. Eligius und des h. Pirmin bei Alcuin II. 463. Bei Burkhard v. Worms, decr. 10. 1. Gratiani, decr. II. 26. V. 12. Schreiber, Taschenbuch von 1846. 126. 140. Grimm, D. Myth. 263. 872.

Sechstes Buch.

Die Saturnalien.

I.

Freiheit und Gleichheit aller Menschen in den Sonnenwenden.

Wer kennt nicht die berühmten Saturnalien der Römer, an denen alle Unterschiede der Stände wegfielen, die Sclaven von ihren Herren bedient wurden, alles sich bewirthete und beschenkte, alle Geschäfte aufhörten, kein Streit herrschen durfte, sogar die Gefangenen freigelassen wurden? Vergl. Macrobius, Saturnalia I. 8. Hartung, Religion d. Römer II. 125. f. Dieses Hauptfest feierten die Römer in der Wintermitte beim Jahresanfang, zur Erinnerung an den alten schlafengegangenen Gott Saturnus und sein goldnes Zeitalter, welches wenigstens für einen Tag wiederkehren sollte. Porphyrius, de antro nymph. c. 23. sagt, das Freiwerden der Sclaven in der Wintersonnenwende habe daran mahnen sollen, dass in diesem Zeitpunkt die Sterblichen vom irdischen Leben erlöst und wieder geboren werden, indem sie zur Quelle aller Geburt zurückkehren. Diese römische Feier stimmt vollkommen mit dem nordischen Heidenglauben überein, nach welchem in der h. Weihnacht die Zeit verschwindet und an ihre Stelle die Ewigkeit tritt. Herr v. Haxthausen fand die saturninische Friedensfeier in ihrer ganzen Naivetät noch bei den Osseten im Kaukasus wieder. Vergl. dessen Transkaukasia II. 53. Auch in Holland erhielt sich die Sitte sehr lange. Herren und Frauen putzten ihre Dienerschaft prächtig heraus und bedienten sie alle bei der Tafel, was man Jokmaalen nennt. Beaumarchais, le Hollandois II. 211. In Schwaben durften am Stephanstage die Knechte statt der Herren reiten. Birlinger II. 12.

Weihnachten ist das grösste Kinderfest, wo man ihnen gleichsam den Himmel öffnet und sie mit Geschenken überschüttet. Am 28. Dezember, dem Tage der unschuldigen Kinder, erhalten die Kinder sogar noch ein Vorrecht vor den Erwachsenen, indem sie dieselben mit Wachholderzweigen schlagen dürfen. Haltaus, Jahrzeitbuch 166. Büsching, Wöchentl. Nachrichten III. 387. Zingerle, Sagen S. 466. Birlinger II. 12. Dieser Gebrauch herrscht noch jetzt in Schwaben. In diese Symbolik gehört auch der Niclastag, der drei Wochen früher gefeiert wird und an welchem ehemals die Schulknaben von der Aufsicht der Lehrer frei waren und sich aus ihrer Mitte einen eigenen Schulbischof wählen konnten. Haltaus a. a. O. Büsching a. a. O.

Wie die Kinder, so hatten auch die Weiber ihre Narrenfreiheit. Am Sylvestertage, dem letzten im Jahre, waren sie die Herren und die Männer mussten ihnen gehorchen. Daraus erklären sich die Mummereien in den zwölf Rauhnächten, in denen sich Männer in Weiber verkleideten. Burchard Worm. decr. X. 39. Kuhn, Märk. Sagen S. 346. Auch am grossen Fest des Herakles wechselten bei den Griechen beide Geschlechter ihre Kleider. Creuzer, Symbolik II. 362. 492. Im alten Rom gab es ein Fest der Sclavinnen, an welchem diese von ihren Herrinnen bedient wurden. Man erklärte diesen ursprünglich der Naturreligion angehörigen Gebrauch wahrscheinlich erst später aus einem geschichtlichen Vorgang, nämlich aus einer Heldenthat der Sclavinnen, die einmal Rom retteten, indem sie die dasselbe belagernden Fidenaten trunken machten.

Der Neujahrstag hatte ehemals mancherlei alte deutsche Namen, welche Haltaus in seinem Jahrzeitbuch S. 68. aufgezeichnet hat, die aber noch niemals richtig erklärt worden sind. Man nannte ihn den achten Tag und Neuere haben sich darüber den Kopf zerbrochen, warum? da er keineswegs der achte unter den zwölf heiligen Tagen zwischen Weihnachten und Epiphania ist. Seltsamer Weise hat man sogar an die h. Agatha und Agnes gedacht. Der Sinn ist „echter Tag". So hiess der Tag, als der alles Unrecht im Recht, alles Unechte in Echt herstellt. Noch bedeutsamer ist der Name, den er in vielen alten Urkunden führte: „Ewigtag, Oewichtag", damit

hat man ohne Zweifel schon zur Heidenzeit die eigentliche Bedeutung des Tages aufs allerdeutlichste ausgedrückt. Der Tag tritt nämlich gleichsam aus der Zeit hinaus und zur Ewigkeit zurück. Damit stimmt auch ein dritter Name überein, den der Tag in alten Zeiten führte, „Ebenweihtag". Haltaus vermuthet, der Sinn dieses Namens sey, der Tag sey eben so geweiht oder heilig, wie der Weihnachtstag. Doch diese Erklärung ist willkürlich und aus der ganzen Eigenthümlichkeit der Neujahrsfeier geht vielmehr hervor, dass unter dem „Eben" nichts anderes, als die Gleichmachung, die Ausgleichung aller Gegensätze in jenen geweihten Stunden gemeint war, in welcher die Zeit zur Ewigkeit wurde. Damit stimmt noch ein vierter alter Name „der gute Wunschtag" überein. Unter Wunsch ist nicht blos das Wünschen, sondern auch die Verwirklichung des Gewünschten, die Urzauberei gemeint, aus der die Schöpfung aller Dinge hervorging und durch die auch wieder alle Gegensätze des Geschaffenen können ausgeglichen werden. In der h. Stunde wurden alle Wünsche gewährt.

Die Narrenfreiheit hat sich unter dem Namen der *liberté de Décembre* am schärfsten in Frankreich ausgeprägt. Schayes, essai historique sur les usages etc. des Belges (Louvain 1834.) gibt davon p. 135. f. merkwürdige Belege. Am Tage der unschuldigen Kindlein war nicht nur der Unterschied des Alters aufgehoben und durften sich die Kinder gegen Erwachsene und Eltern alles erlauben, sondern es wurde namentlich auch der Gegensatz zwischen Laien und Priestern an diesem Tage als nicht mehr vorhanden angesehen. Die Laien kleideten und gebärdeten sich als Priester, während umgekehrt die Priester tanzten und tolle Narrenspossen trieben. Zu Tournai wählten sich die Narren einen Bischof. Zu Antibes setzten sich die Laienbrüder, Köche, Gärtner und andre Diener in die Chorstühle der Mönche. In mehreren belgischen Kirchen durften an diesem Tage die Kinder theils in den Kleidern ihrer Eltern denselben Unfug treiben.

An demselben Tage scheint auch die Ehe als solche nichts mehr gegolten zu haben. Es war erlaubt, namentlich junge Ehepaare des Morgens früh mit Ruthen aus dem Bette zu jagen, und dieser Belustigung durften sich insbesondere die im Cölibat lebenden Priester hingeben. Der Scandal wurde so arg, dass

im Jahr 1431 das Concil von Nantes den Priestern ausdrücklich untersagte, „am Tage der unschuldigen Kindlein in die Häuser einzudringen, Personen aus dem Bette zu reissen, sie nackt durch die Strassen in die Kirche zu führen, auf den Altar zu setzen und hier mit Wasser zu begiessen.“

Der Hauptspass bei den alten Narrenfesten war der Geschlechtertausch, die Verkleidung der Männer in Weiber und umgekehrt. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 70. Panzer II. 267. Es sollte in der Heidenzeit nicht blos Scherz seyn, sondern es wurde damit auch der Wechsel der beiden Jahreshälften, der männlichen und weiblichen versinnbildet. Die Verkleidung in Thiere entsprach der Ausgleichung aller Gegensätze, hatte jedoch auch im einzelnen noch eine sinnbildliche Bedeutung. Häute und Hörner der Kuh (zuweilen noch mit Aepfeln behangen), wiesen auf die Fruchtbarkeit des neuen Jahres hin, Hirschfelle mit Hirschhörnern auf den schnellen Lauf der Zeit. Die Maskenbälle der vornehmen Welt enthalten immer noch die Erinnerung an die altheidnischen Maskeraden. Beim gemeinen Volk findet man sie noch am häufigsten in den deutschen Alpen. Hier nennt man den wilden Umzug der Vermummten das Berchtenlaufen zu Ehren der heidnischen Naturmutter Bertha. Schmeller, Bayr. Wörterbuch I. 195. Weber, Tirol II. 174. Zingerle, Sitten S. 88. Meier v. Knonau, Canton Schwyz S. 289. Sartori, Neueste Reisen II. 91. Runge, Berchtoldstag S. 17. f.

Zerrissene Kleider gehörten zu den tollen Umzügen, theils um die Ausgleichung der Armen und Reichen, theils um anzudeuten, das alte Jahr sey zerrissen und zerfetzt. Wenn im alten indiculus p. 24. eine Ueberschrift *de cursu, quem Trias nominant, scissis pannis vel calceis* lautet, so gehört auch dieser Umzug mit zerrissenen Kleidern und Schuhen, womit wohl das abgelaufene Jahr versinnbildet werden sollte, zur Neujahrsfeier. Das ist das „Schuhteufellaufen“, welches vormals im Januar stattfand, wie Binterim in s. Denkwürdigkeiten II. 2. 573. berichtet. Die alten Schuhe bedeuten das abgelaufene Jahr. Vergl. auch Falkenstein, nordgauische Alterth. I. 291.

PRINCE DE POLIGNAC.

2.

Verwandlung der Elemente in den Sonnenwenden.

Dem Volksglauben liegen in dieser Beziehung zwei verschiedene Gedanken zu Grunde. Einmal galt es eine Veredlung des niedern Elementes in den heiligen Stunden, namentlich die Verwandlung des Wassers in Wein. Zweitens machte sich aber auch ein communistischer Gedanke geltend. Wie nämlich die rohen Elemente in den heiligen Stunden eine höhere Belebung empfingen, so musste andererseits auch der höher organisirte lebendige Mensch, wenn er es durch seine Sünden verdient hatte, in die niedere Elementarwelt zurückfallen und namentlich versteinern.

Die Verwandlung des Wassers in Wein begegnet uns schon in den Mythen und Mysterien des Dionysos und hatte dort bereits eine sakramentale Bedeutung, die wir jedoch erst später näher erörtern werden, wenn wir das ganze System der Dionysien auseinandersetzen werden, deren einfacher Grundgedanke ist: Gott erniedrigt sich zur Menschheit, um diese zur Gottheit zu erheben. Das Symbol der Erhebung aber war die Verwandlung des Wassers in Wein; ohne Zweifel ist das die älteste Form der Transsubstantiation in den vorchristlichen Mysterien und weil sich daran die grösste Hoffnung des Menschen knüpfte, ist der Glaube daran auch überaus weit verbreitet gewesen. So finden wir ihn noch überall im deutschen Volksglauben.

Ich stelle hier eine Anzahl Beispiele zusammen. Man glaubte, in der Christnacht verwandele sich alles Wasser in Wein, wenn auch nur auf eine Stunde lang. Frank, Weltbuch 130. Prätorius, Weihnachtsfratzen 49. Rockenphilosophie I. 55. Grimm, D. Myth. 551. Mone, Anz. 1839. S. 108. Wolf, Beitrag II. 125. Dessen Zeitschrift I. 243. Weber, Tirol II. 176. Baader Nr. 418. Schmetzler II. 458. Stöber, Elsäss. Sagen 226. Rochholz I. 141. Birlinger I. 466. Da der Wein eigentlich nur Wasser ist, welches die Sonne mit ihrer feurigen Kraft durchdrungen hat, so bezieht sich auch diese symbolische Weinverwandlung auf das Geburtsfest der Sonne.

Wenn auch der Volksglaube den Wein auslässt, so schreibt

er doch dem in der Christnacht geschöpften Wasser überhaupt Heilkräfte und glückbringende Eigenschaften zu. Im Albthale schöpft der Hausvater in der Mitternachtsstunde der Weihnacht Wasser und ruft dabei

Heili Wag, Heili Wag
Glück ins Haus, Unglück draus.

Im Kaiserstuhl schöpft man das Wasser um die gleiche Stunde aus einem Springbrunnen. Schreiber, Taschenbuch 1839. Montanus, Volksfeste I. 12. Wasser in der Christnacht geschöpft, ist zu allen Dingen gut. Compte rendu, Bruxelles p. 100. Auch glaubt man, in dieser heiligen Nacht steige der Saft zum erstenmal wieder in den Bäumen auf. Prätorius, Weihnachtsfratzen S. 413.

Sehr seltsam, aber durch viele Beispiele beglaubigt ist die Vorstellung einer Umkehrung der Pole in der anorganischen und organischen Natur, zunächst vom Lebendigwerden der Steine in den h. Stunden, Die Vorstellung ist übrigens richtig aus dem Princip abgeleitet, demzufolge vor der Ewigkeit alle Unterschiede in Zeit und Raum verschwinden und alle irdischen Gegensätze sich ausgleichen.

Von einem Steine bei Blois heisst es, er bewege sich freiwillig in der Christnacht. Schreiber, Feen S. 16. Auch der Riesenstein zu Lübbow kehrt sich in der Christnacht um. Harrys, Nieders. Sagen I. 34. Ebenso der *pierre de minuit*. Maury, les fées p. 47. In der Medardusnacht, am 8. Juni, also nahe der Sommersonnenwende, sollen im Königshain bei Görlitz Steinmänner zusammenkommen und tanzen. Gräve, Sagen der Lausitz S. 100.

Sehr interessant ist folgende englische Sage. Andfind, ein mächtiger Riese in Norwegen, warb um die schöne Riesentochter Guru, die schon 300 Jahr alt, aber erst eine aufblühende Jungfrau war, besiegte alle ihre Freier und erhielt ihre Hand. Da kam Odin mit den Asen ins Land und vertrieb die Riesen. Andfind und Guru flohen auf eine Insel, wo sie glücklich lebten, bis wieder eine neue Religion nach Norwegen kam und Olaf der Heilige die Insel besuchte. Andfind blies mit Macht in die Welle des Meeres, damit Olaf's Schiff nicht lande, aber der Heilige fluchte ihm und verwandelte ihn in Stein. Seitdem erwacht er nicht mehr, ausser zu Weihnachten. Dann erscheint

Guru in blauem Gewande, umarmt ihn, macht ihn dadurch wieder lebendig und feiert mit ihm und zahllosen Geistern die ganze Christnacht hindurch ein Fest. Einmal flohen Orm und Aslog, ein liebendes Paar, weil der harte Vater der letztern ihre Liebe missbilligte, auf die Insel, wo Guru ihnen ein bequemes Häuschen gab und mütterlich für sie sorgte unter der einzigen Bedingung, dass sie ihr Kind nicht taufen lassen und keine christliche Ceremonie mit ihm vornehmen sollten. Als nun aber wieder einmal zu Weihnachten die Geister ihr grosses Fest feierten, und Aslog staunend dem Erwachen des Steinriesen zusah, beschwichtigte sie das Kind in ihren Armen unwillkürlich mit dem Zeichen des Kreuzes und augenblicklich war der Riese wieder Stein und die ganze Geisterwelt verschwunden. Von ihrem Fest aber blieb ein kostbares Trinkhorn zurück, das Orm später nach Norwegen brachte. Keightley, Feen, übersetzt von Wolf, I. 217. f.

Andfind ist wohl kein Riese, sondern ein vorodinischer Gott, und verhält sich zu Odin etwa wie Saturn zu Zeus.

Dem Lebendigwerden der Steine entspricht das Versteinern lebendiger Menschen in denselben h. Stunden. In unsern Volkssagen sind es aber vorzugsweise Bräute und Hochzeitsgesellschaften, zuweilen auch schwangere Personen, welche versteinern und darin liegt wieder ein tiefer Sinn und spricht sich folgerichtig das Princip aus, denn die organische Natur erscheint durch Hochzeit und Schwangerschaft am energischesten charakterisirt gegenüber der leblosen und unfruchtbaren Steinwelt. Versteinerte Bräute und Hochzeiten kommen so häufig unter den Volkssagen vor, dass mehrere erratische Blöcke in der norddeutschen Ebene davon den Namen Brautstein erhalten haben. Es sollen Bräute in ihnen versteinert seyn. Ein solcher steht bei Wernitz. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 15. Bei Lüchow, dessen nordd. Sagen Nr. 301. Harrys, Niedersächs. Sagen Nr. 31. Anderswo versanken die Bräute in Seen. Davon hat eine Brautsee in Schleswig den Namen, Müllenhoff Nr. 131. 132. 226. Eine Brautlache, Panzer I. 98. Ein Brutkolk. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 146. — Beispiele von ganzen Hochzeitsgesellschaften, die in Stein verwandelt wurden, weil sie die heilige Zeit durch Tanz entweihten, oder während eines Gewitters tanzten, oder wegen der Untreue der

Braut etc., kommen überaus oft in den Volkssagen vor. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 32. 151. 328. Ida Frick, „Der Frauen Sclaventhum" von 1845. Thüringen und der Harz VI. 192. Sartory, Burgfesten von Oesterreich I. 231. Wildeshausen von Greverus S. 21. Tkany, Mythen der Deutschen und Slaven S. 191. Viele andere Beispiele von im Wasser versunkenen Hochzeiten will ich hier übergehen.

Sehr merkwürdig ist ein Volksglaube bei Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 14. Hier heisst es von dem Granitblock bei Gristow, in demselben sey eine Jungfrau versteinert, und aus demselben hole der Storch alle Kinder.

3.

Vermenschlichung der Thiere und Verthierung der Menschen.

In den Rauhnächten wird auch der Unterschied zwischen Thier und Mensch ausgeglichen. Der letztere geht des Vorzugs verlustig, dessen er sich das ganze Jahr über erfreut hat, und die Thiere werden auf die Stufe des Menschlichen erhoben.

Aus dieser Vorstellungsweise erklären sich zunächst die Thiermäsken bei den Narrenfesten am Neujahr und beim Perchtenlaufen. Am häufigsten hing man sich Rinder- und Hirschfelle über. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 70. berichtet, dass sich ehemals in Paris beim Narrenfest die Priester in Rindshäute eingehüllt und die tollsten Possen getrieben hätten. Aber man glaubte auch an wirkliche Verwandlungen der Männer in Wölfe, der Weiber meistentheils in Katzen.

Ueber die Werwölfe sind in neuerer Zeit einige ziemlich ausführliche Monographien von Leubuscher und Hertz geschrieben worden, auf die ich nur verweisen will. Es ist richtig, dass die s. g. Lykanthropie, der Wahnsinn derer, die sich einbilden Wölfe zu seyn, sehr alt ist und schon bei den Griechen vorkam. Er kann, wie die Hundswuth, als Krankheit erklärt werden. Das alles aber hindert nicht, dass die vielen deutschen Sagen von Werwölfen im Heidenglauben wurzeln. Der Mensch kann sich diesem Glauben zufolge nur in den zwölf Rauhnächten, also in der Wintersonnenwende, und ausserdem nur

zu Johanni, also in der Sommersonnenwende, in einen Wolf verwandeln. Vergl. Leubuscher, Werwölfe S. 6. 8. Prätorius, Blocksberg S. 514. Von einer Zusammenkunft zahlreicher Werwölfe bei Greifswalde meldet Temme, Volkssagen von Pommern Nr. 259. In Lithauen schwimmen in der Christnacht Männer über einen Fluss, verwandeln sich in Wölfe und schwärmen zwölf Nächte lang umher. Bodini, dämonom. II. 260. Olaus Magnus XVIII. 54. Francisci, höllischer Proteus 340. Grohmann, böhm. Sagen S. 120. Prätorius, Blocksberg 266. Der Name Werwolf kommt her von Wer, Mann und bedeutet einen Mannwolf. Im Engadin kommen auch Verwandlungen in Füchse vor. Schreiber, Taschenbuch 1844. S. 309. Und Verwandlungen in Löwen bei den Negern. Richardson, Centralafrika 1853. S. 171.

Ganz dasselbe sind die Weiber, die sich in den h. Nächten in Katzen verwandeln und nach ihrer Art herumtoben. Dies ist die Thiergattung, unter welche sich die Hexen am liebsten mischen, wobei man nicht vergessen darf, dass die Katze das Lieblingsthier der Liebesgöttin Freyja ist.

Die Sagen kennen jedoch noch eine andere Verwandlung der Hexen, nämlich die in Pferde. Der Teufel oder der wilde Jäger reitet die Hexen als Pferde, nachdem er ihnen Hände und Füsse mit Hufeisen hat beschlagen lassen.

Zum Beweis für unsern Satz, dass Thierheit und Menschheit in den h. Stunden den Charakter vertauschen, dient ferner der sehr verbreitete Aberglaube, dass die Thiere in dieser Zeit zu Menschen werden. Man ass daher in den zwölf Nächten kein Fleisch. Rockenphilosophie I. 57. Keller, Grab des Aberglaubens I. 178. Panzer 264. Man scheute sich vor den Thieren, wagte nicht mehr, sie bei ihrem gewöhnlichen Namen zu nennen, sondern bediente sich anderer, liebkosender und ehrender Ausdrücke. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 411. Auch wilden Thieren stellte man Futter ins Freie hinaus. Das. S. 404.

Die Thiere reden in der Christnacht. Zunächst stehen sie alle in ihren Ställen auf, um dem Christkind ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und legen sich wieder nieder. So in Belgien, nach dem compte rendu, Bruxelles I. 100. Oder sie knien alle nieder und beten an. Mone, Anzeiger VIII. 180. Dann reden sie, gewöhnlich nur in der Mitternachtsstunde der Weihnacht.

Prätorius, Weihnachtsfratzen 316. Reynitzsch, von Truhten 182. Bosquet, la Normandie 221. Schönwerth, Oberpfalz I. 326. v. Leoprechting, Lechrain 208. Vonbun 65. In Lothringen reden sie die ganze Christnacht hindurch und beklagen sich über ihre Herren. Mémoires de l'académie Celtique IV. 94. Auch in der Sologne, das. 93. Dem Wolfbauer sagten seine eignen Ochsen in der Christnacht, sie würden ihn bald auf den Kirchhof fahren, Panzer 224. Aehnliche Beispiele bei Müllenhoff Nr. 238. Baader Nr. 57. Schnetzler II. 635. Einem groben Bauer sagten seine Ochsen in der Christnacht, morgen werde er begraben. Da schlug er wüthend mit dem Beile auf sie los, verwundete sich aber tödtlich selbst. Elsässer Neujahrsblätter 1845. S. 139.

Der arme Berend liebte das schöne Röschen, die ihm aber ihr reicher Bruder nicht geben wollte. Einmal beherbergte er gutmüthig einen Bettler. Es war die Sylvesternacht, und in der Mitternachtsstunde redeten die Thiere im Stalle und der Bettler hörte, wie Ochs und Pferd von den Steinen redeten, die in der Dreikönigsnacht ihren Platz verliessen, um aus dem Meere zu trinken, so dass in der Zwischenzeit, bis sie wieder an ihren Platz zurückkämen, alle unter den Steinen verborgenen Schätze offen lägen. Doch müsse man, um die Schätze zu heben, ein Kleeblatt haben, weil man sonst von den zurückkehrenden Steinen zerschmettert würde. Der Bettler wollte sich das zu nutze machen, und da ihm Berend von dem schönen Röschen erzählt hatte, wollte er, wenn er erst die Schätze hätte, selber um sie freien. Der gute unwissende Berend aber sollte ihm noch dazu die Schätze forttragen helfen und ihn wollte er zurücklassen, damit ihn die Steine zerschmetterten, während er selbst mittelst des Kleeblatts entkommen und die Schätze in Sicherheit bringen wollte. Der gute Berend gab sich auch dazu her. Als aber der Dreikönigsabend gekommen war, raffte der Bettler mit solcher Hast die Schätze zusammen, dass er das Kleeblatt fallen liess, welches nun Berend aufnahm, und so wurde nicht dieser, sondern der Bettler von den zurückkehrenden Steinen erschlagen und Berend gewann die Schätze und Röschens Hand. Souvestre, foyer Breton, deutsch von Bode, Volksmärchen aus der Bretagne S. 84.

Es soll aber gefährlich seyn, dem Vieh in der h. Nacht

zuzuhören. Man werde davon blind oder taub, oder müsse sterben. Grimm, Anhang vom Aberglauben Nr. 792.

In Tirol reden die Thiere nicht in der Christ-, sondern in der Perchtennacht. Zingerle, Sitten S. 80. 120. Doch heisst es wieder bei Weber, Tirol II. 176., die Kühe verkünden in der Christnacht den Mägden, ob sie bald heirathen werden. Das Prophezeihen der Thiere in den h. Nächten heisst in Tirol „Viehlosen". Innsbrucker Phönix 1852. Nr. 44.

Als Volksglauben in Tirol erwähnt v. Alpenburg, Mythen S. 384., dass in der h. Nacht alle Murmelthiere auf den Alpen aus ihrem tiefen Winterschlaf erwachen, aber wenn die Mitternachtsstunde vorüber ist, wieder einschlafen.

Schon bei den Alten, wie in unserm Volksglauben, finden wir die sehr verbreitete Vorstellung, wenn man von einer Schlange im Ohre beleckt werde oder Schlangenfleisch esse, empfange man dadurch Allwissenheit und lerne namentlich die Sprache aller Thiere verstehen. Hier bedeutet die Schlange den Schlangenlauf und Ring der Zeit, den Lauf der allsehenden, allwissenden Sonne. Unter den Thieren sind vielleicht zunächst die des Thierkreises gemeint. Allein der ganze Zauber des Sprachverstehens erklärt sich einfach aus dem Glauben, dass in den h. Stunden der Sonnenwenden und Aequinoctien die Zeit Ewigkeit wird und alle natürlichen Schranken fallen. Es versteht sich von selbst, dass bei Ausgleichung aller zeitlichen Unterschiede auch der zwischen Thieren und Menschen wegfallen musste.

Beispiele von Schlangen, welche die Gabe mittheilen, die Sprache der Thiere zu verstehen: Der Drache, den Herakles im Garten der Hesperiden überwand, konnte seine Stimme beständig verändern, Apollodor II. 5. 11. Wenn unter der Wanderung des Herakles nach dem äussersten Westen eine Allegorie des Sonnenlaufes zu verstehen ist, so fällt auch der Schluss seiner Wanderung mit der Sonnenwende zusammen. In einem russischen Märchen kann sich Woleh, der Schlangensohn, in alle Thiere verwandeln. Conversationsblatt 1831. Nr. 100.

In Schweden glaubt man, wenn man an einer Schlangenhaut lecke, lerne man dadurch alle geheimen Kräfte der Kräuter und Steine kennen, Afzelius II. 365. Roller wurde aller Weis-

heit voll, nachdem er Krakas Schlangengericht gegessen hatte, Saxo Gram. V. 106. Der Venediger isst Schlangenfleisch und vermag dann alle Schätze im Innern der Berge zu erkennen. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes II. 148. Pröhle, Aus dem Harz 106.

Melampus wurde ein Seher und verstand die Sprache aller Thiere, als Schlangen sein Ohr beleckten, Apollodor I. 9. 11. Der berühmten Seherin Kassandra leckten, als sie noch Kind war, Schlangen die Ohren aus und seitdem verstand sie die Vogelsprache. Tzetzes, proleg. zu Lykophron. Scholien zur Ilias VII. 44. Zur Hekuba des Euripides 86. In gleicher Weise empfing der blinde Tiresias durch Athene die Gabe, der Vögel Sprache zu verstehen und damit überhaupt die Gabe der Weissagung, während seine Verwandlung in ein Weib und wieder in einen Mann durch eine Schlangenpaarung, die er störte, bedingt war, Apollodor III. 6, 6. 7.

Dass das Erlernen der Thiersprache mit den Sonnenwenden zusammenhängt, erhellt aus Harrys niedersächs. Sagen II. 9. Hier findet ein Unschuldiger in der Johannisnacht die Wunderblume, welche unsichtbar macht und in deren Besitz man die Sprache aller Thiere versteht.

In der nordischen Ueberlieferung ist Sigurd am berühmtesten, der den Drachen Fafnir erlegt und, sobald er von dessen Fett geleckt hat, die Sprache der Thiere versteht. Nach dem Fafnirsmal der alten Edda. Ebenso Erich bei Saxo V. 72. Ein auf den Mund gelegtes Kraut bewirkt, dass man die Sprache der Hunde und Hähne versteht. Elegast 763. Wahrscheinlich ist das Schlangenkraut gemeint. Wer auf Goldkraut schläft, versteht die Sprache der Thiere, Villemarqué I. 62. Grimm, D. Myth. 1166. Doch in den meisten Märchen handelt es sich nur um das Verstehen der Thiersprache, nachdem man Schlangenfleisch gegessen hat. Ein Herr bestellte sich einen Aal, bekam aber eine Schlange zu essen und hörte plötzlich die Hähne krähen: flieht! Er floh und hinter ihm sank sein Schloss in Trümmer. Grimm Nr. 131. Harrys, Niedersächs. Sagen Nr. 1. Aehnlich auch bei Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 178. Ein König pflegte Schlangenfleisch zu essen, doch nur im tiefsten Geheimniss. Einer seiner Diener aber kostete einmal, verstand nun alles, was die Thiere bellten, brummten, krähten, zwit-

scherten etc., erfuhr durch sie, was er sonst nie erfahren hätte, machte dadurch sein Glück und bekam eine Königstochter zur Gemahlin. Grimm Nr. 17. In einem griechischen Märchen bei v. Hahn Nr. 37. erlernt der junge Held die Thiersprache dadurch, dass er einmal von einem Drachen verschlungen wird und lebendig wieder herauskommt.

Wenn in einigen Sagen der Aal für die Schlange eintritt, so kommt das nur daher, weil man ihn unter die gutgearteten Schlangen rechnete. So erzählt Gilbert bei Leibnitz script. rer. Brunsw. I. 987., ein Frauenzimmer, welches Aal gegessen, habe plötzlich Alles sehen können, was unter Wasser war. Im ersten Bande des Cabinet des fées kommt eine Fee Aiguillette vor, die in Gestalt eines Aals gefangen wird. Merkwürdig ist ein Schwank bei Hans Sachs, Nürnberger Ausgabe von 1560. II. 4. 96. Eine Frau und Magd essen den für den Herrn bestimmten Aal, eine Elster schwatzt es aus; um sich zu rächen, rupfen die Weiber ihr den Kopf kahl. Daher man sprichwörtlich von einem kahlen Mönche sagt: der hat gewiss vom Aale ausgeschwatzt.

Vom Essen eines Lachses wurde ein Dummkopf plötzlich weise. K. v. K. Erin III. 62. Auch vom Essen einer Forelle, daselbst 57. In einigen Märchen ist das Sinnbild ganz verwischt. So heisst es bei Grimm Nr. 33., ein dummer Schüler habe in der Stadt die Thiersprache gelernt und es dadurch so weit gebracht, dass er Papst geworden sey. In einem wallachischen Märchen von Schott (Hausblätter 1858. IV. 367.) trinkt ein Apothekerlehrling aus einer Flasche, versteht dadurch plötzlich die Sprache der Thiere und wird als Mathias Corvinus König von Ungarn.

Unsere Forschung rundet sich noch durch weitere Ueberlieferungen ab. Wie der Mensch in der Sonnenwende die Sprache der Thiere versteht, so auch das Thier die Sprache der Menschen. Auf der pyrenäischen Halbinsel lebt die Kunde dieses alten Glaubens noch in Volksliedern. Am Johannismorgen singt ein Schiffer so schön, dass die Fische horchend ihn umringen und die Vögel vom Ufer auf das Schiff fliegen, um ihm zuzuhören. Wolf, Rosa di Romances p. 120. Der gefangene König Fernando singt in der Johannisnacht so schön, dass man glaubt Engel zu hören, p. 56. 78. Wolf, Zeitschrift IV, 190.

1.

Verkehr der Menschen mit den Zwergen und Elben in den Sonnenwenden.

Wie die Riesen des altheidnischen Volksglaubens Personificationen der rohen elementarischen Massen, der Berge, des Meeres und der Flüsse, des Windes und Feuers sind, so werden in den Zwergen die unterirdischen Kräfte der Metalle und in den Elben die Genien der gesammten organischen Natur, der Pflanzen- und Thierwelt personificirt. Diese stehen in einer gewissen Wahlverwandtschaft mit den Menschen, denn Wachsthum und Sterben, Geburt, Hochzeit und Tod sind ihr gemeinschaftliches Loos. Andererseits aber stehen sie in einem unvereinbaren Gegensatze zu den Menschen, denn es fehlt ihnen die Seele.

Man dachte sich, die Zwerge und Elben bewohnen ein Reich unter der Erde, die Zwerge in den Metallgängen und Bergwerken, die Elben in den geheimnissvollen Geburtstätten der Saaten und der im Winter gewöhnlich verborgenen Thierwelt. Indem man ihnen aber einen König und eine Königin gab, die mit den Vanen, den Gottheiten der Fruchtbarkeit und des Sommers identisch erscheinen, kam man auf die Vorstellung eines Elbenreichs, worin ewiger Sommer ist und aus dem im Frühling die Elben herauskommen, um auch unsere Erde zu einem Paradiese auszuschmücken, worauf sie im Herbst wieder in ihr wunderbares Reich zurückkehren.

Dieses unsichtbare Reich nun musste folgerichtig, wie es der Glauben an die Magie der Sonnenwenden mit sich brachte, in den h. Stunden sichtbar werden und es war ein lieblicher Gedanke, dass gerade die Hochzeit des Elbenkönigs und der Elbenkönigin in diese heilige Zeit fallen sollte. Im Haslithal wird erzählt, der Zwergkönig habe mitten im Winter auf dem Eise der höchsten Berge Hochzeit gehalten. Da sey drei Tage lang Eis und Schnee verschwunden und das ganze Gebirge sey bedeckt gewesen mit üppigen Kornfeldern und grünen Wäldern, dann aber sey alles plötzlich wieder zur alten Eiswüste geworden. Otte, Schweizer Sagen S. 54.

Nach Thiele's dänischen Sagen I. 196. hält zu Weihnachten

Taſchenbuch
der
neueſten Geſchichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Erſter Jahrgang.
Geſchichte des Jahres 1829.

Mit 24 Portraits.

BIBL. UNIV. LIPS.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

der Grön Jette (grüne Riese) seinen Umzug mit einem zahlreichen gleichfalls grün gekleideten Gefolge. Das ist der König Mai, der Elfenkönig in der Pflanzenwelt, der in der dunkelsten Winternacht durch sein geisterhaftes Erscheinen das künftige Frühjahr und die Wiederbelaubung des Waldes verkündet, wie Frau Perchta in derselben Zeit durch ihren Umzug mit ihren Heimchen und dem Pfluge die neuen Saaten verkündet. Ebenso zieht aber auch nach dem keltischen Glauben „der grüne König des stillen Volkes" mit einem lärmenden Gefolge von grünen Männlein in Irland um. K. v. K. Erin VI. 162.

In Schonen hörte einmal zu Weihnachten ein Knecht einen wilden Tanz, ritt hinaus und sah, dass es Berggeister waren. Ein schönes Bergfräulein trat heraus und bot ihm ein Trinkhorn, um auf das Wohl des Bergkönigs zu trinken, und eine Pfeife, um ihnen zum Tanze aufzuspielen. Er nahm beides, ritt aber eilends davon, verfolgt von den Geistern, und starb nach drei Tagen. Afzelius, Schwed. Volkss. II. 334. Daselbst wird von einem Pfarrer erzählt, der gleichfalls am Weihnachtstage die Geister am Berge habe tanzen sehen und gleichfalls ein in der Kirche noch aufbewahrtes Horn davongetragen habe. Ferner fügt Afzelius hinzu, man glaube, wer am Weihnachtsabend aus einem solchen Horn des Bergvolks trinke, vergesse alles und bleibe im Berge. Von einem Elbentanz zu Weihnachten auf dem Maglesten berichtet Wedderkop, Bilder aus dem Norden I. 324. Von einem Sichtbarwerden der Zwerge in der Christnacht weiss auch Vuillemin, Waat II. 31. In der Sylvesternacht wurde eine Elbenhochzeit durch neugierige Mädchen gestört, wodurch des Hauses Glück verloren ging. Wolf, Zeitschrift IV. 55.

Wichtig für unsere Betrachtung sind die Gelage und Tänze der Elben insofern, als sich dabei eine communistische Vermischung des Menschlichen mit dem Elbischen verräth, nach dem Gesetz, nach welchem in den h. Stunden der Sonnenwende alle Unterschiede aufhören. Es ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt, dass in dem berüchtigten Hexensabbath die Erinnerung an eine heidnische Naturfeier, an das grosse Hochzeitsfest des Elbenkönigs und der Elbenkönigin in der schönsten Blütezeit der Blumen und Bäume und in der Brutzeit der

Vögel erhalten ist und dass auf diese Naturfeier etwas von der Heiligkeit der Sonnenwenden und ihrer Symbolik übergegangen ist. In dem Zulauf menschlicher Weiber und ihrer Buhlerei mit dem Teufel auf dem Bloxberg liegt nur eine ins Christenthum mit hinüber genommene Erinnerung an den ältern heidnischen Glauben einer innigen Verbindung zwischen Menschen und Elben. Diese Verbindung heisst Hexerei.

Jakob Grimm hat in seiner berühmten deutschen Mythologie, die S. 992 f. sehr ausführlich von den Hexen handelt, zweierlei Erklärungen des Hexenwesens gegeben. Einmal erinnert er S. 898. an die nächtliche Salzbereitung, die von Frauen oder, weil es eine heilige Sache war, von Priesterinnen besorgt wurde. In der That spielt bei den nächtlichen Tänzen und Mahlzeiten der Hexen der Hexenkessel eine bedeutende Rolle. Doch wurden in diesem Hexenkessel, wie uns die meisten Sagen und Märchen berichten, Kräuter, hässliche Thiere etc. zu einem Zaubersaft gekocht. Schon Circe und Medea, wie auch die altbritische Ceridwen kochten Kräuter in ihren Zauberkesseln. Aus den zahlreichen Hexensagen und Hexenprozessen geht hervor, dass Salz, weit entfernt, von Hexen bereitet zu werden, denselben im Gegentheil feindlich war. Wenn einer zu einer Hexenmahlzeit kam, die Gerichte nicht schmackhaft fand und Salz forderte, war augenblicklich der ganze Hexenspuk verschwunden, denn Salz ist etwas Heiliges, vor dem alle Dämonen fliehen. Prätorius, Bloxberg 204.

Besser ist die Erklärung, welche Grimm S. 1003. gibt, indem er aus dem Umstande, dass die Hexen sich regelmässig in der ersten Mainacht versammeln, den Schluss zieht, diese Versammlungen bewahrten noch die Erinnerung eines alten heidnischen Frühlingsfestes, welches man auf Bergen feierte. Das ist ohne Zweifel richtig. Doch ist noch nicht Alles damit erklärt. In Mones Anzeiger von 1839. S. 450. wird versucht, den Hexensabbath auf dem Bloxberg in der Walpurgisnacht (1. Mai) direct aus den Orgien der altrömischen Bachanale und sogar den Bock, den die Hexen anbeten und mit dem sie buhlen, aus dem Namen Bachus zu erklären. Gewiss eine irrige Vermuthung, da erst im Zeitalter der Reformation und seit dem Aufkommen classischer Studien durch die Gelehrten Vorstellungen von antikem Cultus, Zauber und Dämonenwesen,

in die beim Landvolk herkömmlichen einheimischen Vorstellungen eingemischt wurden. Auf diese antiken Vorstellungen hat Soldan in seinem schätzbaren Werke über die Hexenprozesse zu viel Rücksicht genommen, sie wenigstens nicht genug von den altgermanischen Vorstellungen unterschieden.

Die Hexerei ist ursprünglich nur aus der Vermischung der Menschen- und Elbennatur zu erklären. Die Hexen sind demnach menschliche Weiber, die vorübergehend elbischen Charakter annehmen, zu Elbinnen werden und da die Elben Genien der organischen Natur, theils der Pflanzen, theils der Thiere sind, auch Thiergestalten annehmen können. Sie verwandeln sich meist in Katzen, während die Männer sich in Wölfe verwandeln und s. g. Werwölfe werden. In alten Urkunden werden die Hexen ganz ebenso wie böse Zwerge und Elben, Unholde genannt und in unzähligen Hexenprozessen heisst es, die Hexen hätten von ihrem Umgang mit dem Teufel „böse Elben" gewöhnlich in Gestalt von Würmern und Ungeziefer geboren. Büsching, wöchentl. Nachrichten II. 358 f. Grimm, D. Myth. 1027. Aus diesen Namen schon ergibt sich deutlich der elbische Charakter der Hexen. In der Frühlingsfeier mussten natürlicherweise die Elben als Genien der wiedererwachenden Natur die Hauptrolle spielen und da hier das ewig Weibliche auch im menschlichen Gebiet zur Mitleidenschaft kam, erklärt sich daraus sehr einfach die neugierige Theilnahme der Weiber bei jener geheimnissvollen Naturfeier oder waren es überhaupt, wie bei den eleusinischen Geheimnissen, nur Weiber, die das Fest begingen.

Ueberall wiederholt sich in den Volkssagen von den Hexen der Grundgedanke, der den Solstitial- und Aequinoctialfesten zu Grunde liegt. Alles wird darin verkehrt. Bei der Hexenmahlzeit glauben die Hexen, die köstlichsten Gerichte vor sich zu haben; so wie aber der Zauber schwindet, sind es die ekelhaftesten Dinge, Aas und Knochen. Die höchste Delicatesse ist Menschenfleisch von Leichen. Görres, Mystik IV. 2. 216. Der köstlichste Trank ist der Urin eines Bocks. P. Abraham, Judas II. 171. Beim Hexentanz geschieht ebenfalls alles verkehrt. Die Tanzenden kehren einander den Rücken zu oder tanzen auf dem Kopfe, statt auf den Beinen. Del Rio II. 16. Bodin, Dämonom. von Fischart S. 104.

Prätorius, Bloxberg 332. Görres, Mystik IV. 269. Die Hexen zaubern und dabei treten wieder die seltsamsten Gegensätze hervor. Die Hexen zaubern das Inwendige heraus, sie zaubern z. B. den Leuten das Herz aus dem Leibe, und dann zaubern sie wieder das Ungehörigste, z. B. Nägel, Krankheiten etc. den Leuten in den Leib hinein. Geyler von Kaisersberg, Emeis, 1. Stöber S. 64. Sie melken Milch aus einem dürren Stabe und bringen, wo nichts ist, alles Mögliche hervor und dann verhindern sie wieder, dass Etwas hervorkomme oder sich rege, wo es ist, durch zauberisches Verschliessen, Lähmen und Bannen.

Wie sehr sich die heimlichen Heiden auch noch nach der christlichen Bekehrung jenes saturnalischen Rechtes, wodurch Alles in sein Gegentheil verkehrt werden kann, bewusst geblieben sind, erhellt aus der Art und Weise, wie sie ihren Hexensabbath offenbar absichtlich zu einer höhnischen Parodie des christlichen Abendmahles machten. Beim Hexensabbath beteten die Hexen einen Bock an, der sich zuletzt selber verbrannte und dessen Asche an alle Hexen ausgetheilt wurde. Prätorius, Bloxberg S. 205. Statt des Bockes erscheint nach Bodinus l. 1. zuweilen ein schwarzer Mann von 30 Jahren, welcher angebetet wird. Das ist, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Messe celebrirt. Calmeil, Wahnsinn, von Leubuscher S. 148. Während dieser Messe streckt man die Zunge heraus, entblösst sich unanständig, geht rückwärts zum Altare und macht alles verkehrt und zum Hohne. Görres, Mystik IV. 2. 239. Eine schwarze Hostie wird erhoben, wie in der christlichen Kirche eine weisse. Das. IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Die Hexen beichten dem Teufel ihre Sünden, aber nicht reuig, sondern mit Stolz und Lust. Der Teufel feuert sie dabei zu neuen Uebelthaten an und straft die Trägen, die nicht genug Schaden gestiftet haben. Bodinus II. 4. Del Rio 173. Als Weihwasser dient der Urin des Bocks, mit dem alle Hexen besprengt werden. De Lancre 457.

5.

Eindringen von Unberufenen in das Naturcentrum.

Die Menge der Volksmärchen und Volkssagen, die vom vorwitzigen Eindringen in ein verbotenes Gemach handeln, ist bei allen europäischen Völkern so gross, dass man auf einen wichtigen heidnischen Mythus schliessen darf, dessen mehr oder weniger dunkle Erinnerung sich in ihnen erhalten hat. Sie sind auch in die christliche Legende übergegangen. Wer kennt nicht das artige Märchen vom Schneider im Himmel bei Grimm Nr. 35., in welchem der vorwitzige Schneider in den Himmel geräth, den Stuhl Gottes leer findet und sich auf denselben setzt, um einmal zu probiren, wie man die Welt regiere? Man hat darin den Stuhl Odins wieder erkennen wollen, namentlich Grimm, D. Myth. 124. Das ist auch wohl richtig. In vielen andern Märchen und Sagen darf aber nicht an den Himmel des vergänglichen Zeitgotts in der vergänglichen Zeit gedacht werden, sondern es handelt sich bei der verbotenen Thüre um die Pforte der Ewigkeit, die sich nur in den Solstitien öffnet, oder um das geheimnissvolle Naturcentrum im Nordpol.

In diesem Centrum drängt sich, wie wir gesehen haben, vielerlei zusammen. In demselben schläft Chronos oder der alte Kaiser. In demselben hat der Phönix sein Nest. In demselben fliesst die Lebensquelle unter den unsterblich machenden Aepfeln. Hier harrt die Jungfrau auf ihren Erlöser und hier herrscht auch wieder eine hohe, die höchste Göttin, das ewig Weibliche. Alle diese Beziehungen finden wir nun in den Märchen wieder, die von dem Vorwitz und der Neugier oder auch von der seltenen Kühnheit eines Eindringlings in das Geheimniss handeln. Die grösste Menge von Märchen kennt eine verbotene Thür; Neugier öffnet sie und wird durch eine schwere Busse dafür bestraft. Hierher gehören die vielen Märchen vom Marienkind, die Blaubartmärchen, die vielen andern, welche dem von Amor und Psyche verwandt sind, wie auch die Melusinen- und Schwanrittermärchen. Eine andere grosse Menge von Märchen gedenkt eines furchtlosen Jünglings, der aus eigenem Antriebe oder aus fremdem Auftrage,

um eine schwere Aufgabe zu lösen, wie Herakles (der in die Unterwelt und bis ans Ende der Welt, bis zu den Hesperiden vordringt) die sonst unnahbare Stelle betritt. Dahin gehören die Märchen von dem jungen Helden, der dem schlafenden Kaiser drei Haare aus dem Barte, oder dem Phönix in seinem Nest drei Federn ausreisst, oder das Lebenswasser, die unsterblich machenden Aepfel raubt, oder die gefangene Jungfrau erlöst, oder der durch die Waberlohe reitet. Ein grosser Theil dieser Märchen sind heidnischen Frühlingsmythen entlehnt und beziehen sich nur auf den jährlichen Sieg über den Winter; aber auch sie klopfen an die Pforte des Ewigen, denn die Verjüngung der Zeit in jedem Jahre geht von der Waberlohe in der Wintermitte am Nordpol aus, und wird im flammenden Nest des Phönix gleichsam als neues Ei ausgebrütet. Hierher gehört der bekannte Eddamythus von Skirnirs Fahrt oder vom Ritt in die Waberlohe, um dem Freyr seine Geliebte herauszuholen. Dahin gehört auch der Eddamythus von Locki.

Locki, das urböse Princip, wurde von Odin, welcher nur das Böse in der vorübergehenden Zeit bedeutet, aufgefordert, ihm das Brisingamen, das kostbare Halsband der Göttin Freyja zu stehlen. Dasselbe war im geheimsten Schlafgemach der Göttin verborgen, aber Locki stahl sich als Fliege durch das Schlüsselloch hinein und raubte den Schmuck. Wir lernten diesen Mythus schon im vierten Buche unseres Werkes im achten Kapitel von den Zauberringen kennen und haben dort schon nachgewiesen, dass unter Brisingamen der Ring des Sonnenjahres zu verstehen ist, welchen Odin, damit die Zeit, die er beherrscht, länger dauere, besitzen muss und sich nicht entreissen lassen darf, den er aber nur in beständigem Kampfe behaupten kann. Die zwei Könige, die während der ganzen Zeitlichkeit mit einander kämpfen und deren Todte Freyja immer wieder aufweckt, weil sie nur durch Uebernahme dieser Verpflichtung sich den Besitz des Brisingamen wieder verschaffen kann, sind nicht blos als Tag und Nacht, oder als Sommer und Winter zu denken, sondern hinter ihnen verbirgt sich der grosse Gegensatz von Ewigkeit und Zeit überhaupt. Der Wille des Ewigen ist, dass die Zeit ende, der Gott der Zeit aber will sie mit jedem Jahre fortsetzen, und vermag das auch, aber nicht für immer, denn er muss zuletzt doch mit der ganzen Zeitlich-

keit untergehen. Er setzt seine Herrschaft daher auch nicht mit Recht, sondern nur mit Unrecht fort und muss sich dabei der Hilfe des Urbösen bedienen. Aus eigener Macht kann er die Zeit nicht erhalten, weil sie eben das Vergängliche schlechthin ist. Will er ihr Dauer geben, so muss er die Macht dazu dem Princip des Ewigen ablisten. Zu diesem Zweck dient Locki dem Odin durch den Raub des Brisingamen und erschleicht sich dadurch einen Vertrag mit der Göttin Freyja, der ihm bis zu einem unbestimmten Zeitpunkte hin die Herrschaft sichert, aber keine ruhige und dauernde Herrschaft, sondern nur eine vergängliche, die in stetem Kampfe verlauft.

Wie in dem Mythus von Lockis Diebstahl Odin sich einer fremden Hilfe bedient, so verrichtet er in einem andern Mythus den Diebstahl selbst. Das ist der Mythus vom Raube des Odhrörir, den wir im nächsten Buch ausführlicher erörtern werden. Odhrörir ist das Gefäss, in welchem das Blut eines Gottes mit Honig gemischt ist, Honig aber vertritt als ein Erzeugniss der von Blumen lebenden Biene die ganze organische Natur oder Pflanzen- und Thiernahrung zugleich. Der Trank enthält also die dem Irdischen einverleibte göttliche Macht, den Zauber, der alles in Raum und Zeit in der materiellen Welt beherrscht. Dieses Zaubers muss nun Odin sich bemeistern, wenn er das zeitliche Princip anstatt des ewigen beherrschen will. Der Trank wird im tiefsten Berge von der jungfräulichen Gunnlöd gehütet. Zu ihr nun schleicht sich Odin selbst in Schlangengestalt durch einen engen Felsenritz hinein, raubt den Trank mit schnödem Unrecht und triumphirt dann, dass ihm seine Arglist so gut gelungen ist.

Beide Mythen, die vom Brisingamen und die vom Odhrörir, sind unverkennbar einander ähnlich, und lassen sich beide einzig aus dem usurpatorischen Charakter des Zeitgottes im Gegensatz gegen den schlafenden Gott der Ewigkeit und gegen die ihn in der Zeit vertretende Sonne erklären. Nur weil Allvater schläft, darf Odin so viel wagen und muss die weibliche Gottheit, welcher der Mann fehlt, ihm nachgeben.

In einem dritten Mythus wiederholt sich derselbe Grundgedanke. Es ist der vom Ringe Draupnir, den wir in der Symbolik der Zeitringe bereits kennen gelernt. Er war das Eigenthum des guten Baldur und als dieser starb, nahm Thor den

Ring aus dem Scheiterhaufen heraus. Und dieser Ring, von dem alle neun Tage ein neuer abtropfte, wurde dem Odin übergeben. Der tropfende Ring bedeutet dasselbe, wie die Halskette Brisingamen, an welcher Ring an Ring sich reiht. Es ist der grosse Ring der Zeit, an welchem Tage, Wochen, Monate, Jahre sich aneinanderreihen. Der Ring Draupnir wird aber von Baldurs Scheiterhaufen weggenommen und dieser brennende Scheiterhaufen ist die Waberlohe oder das flammende Nest des Phönix, mit einem Wort das Naturcentrum, dasselbe, was in anderer poetischer Auffassungsweise als das geheime Schlafzimmer der Göttin Freyja, oder als die tief im Berge verschlossene Kammer Gunnlöds angesehen wurde.

Wir sind befugt, der eigenthümlichen Vorstellung vom neugierigen Oeffnen einer verbotenen Thür oder vom arglistigen Einschleichen, oder kühnen Einbrechen in eine geheimnissvolle Kammer eine nicht geringe Wichtigkeit beizulegen, weil sie sich in so vielen Mythen und in noch ungleich mehr Volksmärchen erhalten hat. Poetische Motive solcher Art, die sich in unzähligen Volksmärchen ganz Europas abspiegeln, können nur Mythen entlehnt seyn, welche sich an die bedeutendsten Glaubenssätze der alten Heidenreligion angeknüpft haben.

5.

Besuch der Menschen bei den Göttern in den Sonnenwenden.

Unsere Volkssagen wimmeln von Wundergeschichten, wie sich in der Christnacht oder zu Johanni das Geisterreich aufgethan habe und unbefangene Menschen plötzlich in die Götterwohnungen, in prachtvolle Paläste und an vornehme Tafeln versetzt wurden. Zuweilen heisst es in der Volkssage ausdrücklich, der alte Kaiser habe in der prachtvollen und mit Schätzen angefüllten Halle geschlafen, zuweilen wird in einem Flammenschlosse getafelt, was an die Waberlohe mahnt. Am häufigsten stimmen die geisterhaften Schmausereien und Gelage, wie auch die Waffenspiele, Kegel- und Kartenspiele mit den Belustigungen der Helden in Odins Walhalla überein. Da man in meinem Odin Seite 245. f. eine grosse Menge hierher

gehöriger örtlicher Volkssagen verzeichnet findet, die sich noch aus allen später erschienenen Sagensammlungen ergänzen lassen, hebe ich hier nur wenige besonders bedeutsame Züge aus. Zu Hauenstein tafeln die Geister in einem webernden Flammenschloss. Zingerle, Sagen aus Tirol S. 317. Damit ist wohl eher die heidnische Waberlohe, als das christliche Höllenfeuer gemeint. Zwölf Zecher an goldner Kanne mahnen an die zwölf Asen. Baader, Bad. Sagen Nr. 67. Vergl. Schöppner Nr. 1163. 1168. Grimm, deutsche Sagen Nr. 278. Unterredungen aus dem Reich der Geister II. 502. Ziehnert, sächs. Volkssagen III. 212. Stahl, westphäl. Sagen 53.

In vielen Sagen darf der dazu kommende Mensch am Gastmahl theilnehmen, wenn er aber den Namen Gottes nennt, verschwindet alles. Wolf, D. Märchen. Nr. 155. Panzer 37. Baader Nr. 168. Ebenso, wenn er Salz verlangt, was jedoch auf die Hexenmahlzeiten beschränkt erscheint.

Der deutschen Sage vom schlafenden Kaiser liegt die altgriechische vom schlafenden Saturn zu Grunde. Auch zu diesem göttlichen Schläfer, dem Kaiser Friedrich im Kyffhäuserberge, gelangt man zuweilen in den h. Stunden. Einmal kamen Spielleute dahin, die dem Kaiser aufspielen mussten und dafür belohnt wurden. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 247. 5. In eben diesem Berge, in welchem der alte Kaiser mit seinen Helden schläft, ist auch ein geheimer Keller, aus dem zuweilen Begünstigte köstlichen Wein empfingen. Ottmars Sagen Nr. 134. Büsching, Volkssagen 320. Dasselbe wird vom Karlsberg erzählt. Mone, Anz. V. 174. Vom Kaiserstuhl. Schnezler, Bad. Sagenb. I. 275. Vom Untersberg, in dem Kaiser Karl mit seinen Helden schläft, Schöppner I. Nr. 6. Von vielen alten Burgen heisst es, es liege darin noch köstlicher Wein in uralten Fässern, deren Holz zwar verfault, aber durch eine dicke Kruste von Weinstein ersetzt sey. Am berühmtesten ist der Keller von Salurn in Tirol. Unterredungen aus dem Reiche der Geister II. 581. Eine grosse Menge andere habe ich in meinem Odin verzeichnet. S. 259. f.

Darin liegt nun ohne Zweifel die Erinnerung an Walhalla, wo die Helden zechen. Dahin gehören auch die goldnen Kegel. Vom Kyffhäuserberge heisst es, wenn der schlafende Kaiser erwacht, spielt er zuweilen mit seinen Rittern Kegel. Ein Hirt

kam einmal in der Johannisnacht dazu und gewann einen silbernen Kegel. Harrys, Niedersächs. Sagen Nr. 1. In andern Sagen sind die Kegel meistens von Gold. So kegeln die alten Herzoge von Zähringen in der Ruine Kyburg mit goldnen Kegeln. Schnezler I. 367. Ein Hirt gerieth in einen Berg, wo Ritter Kegel spielten und musste ihnen die Kegel aufsetzen. Als er wieder herauskam, waren 20 Jahre vergangen. Büsching, Volkssagen I. 329. In den Münster'schen Sagen 1825. S. 214. kommt ein hübsches Volkslied vor, worin es heisst: im Himmel wird Kegel geschoben, Engel setzen auf, Magdalena deckt den Tisch, Anna Maria bakt den Fisch, David spielt die Harfe. In diesem christlichen Scherzliede scheint eine Erinnerung an die alte Walhalla enthalten zu seyn.

Die eisernen Karten, mit denen die gespenstischen Ritter zuweilen spielen, erhalten wohl die Erinnerung an die goldnen Tafeln, mit denen nach der Voluspa 6. die Asen spielten. Schöppner Nr. 1027. 1291. Sommer, sächsische Sagen I. 56. Ruinen im Fichtelgebirge 1795. S. 125.

So dürften auch die Fechtspiele der gespenstischen Ritter, die häufig in Sagen vorkommen, an die Lustkämpfe der Walhallagenossen auf der Ebene Ida erinnern.

In den zahllosen Volkssagen von den vornehmen Trinkgelagen, zu denen der Unbefangene plötzlich in den h. Stunden gelangt, drängt sich uns überall ein Sinnbild auf, welches man wohl nicht richtig versteht, wenn man es blos als die natürliche Zubehör zu jedem Trinkgelage auffasst. Wer plötzlich in die Geisterwelt versetzt und zu Mahl und Gelage, Tanz und Spiel eingeladen wird, behält ein Trinkhorn oder einen kostbaren Becher. In vielen Fällen raubt er ihn heimlich, in andern bekommt er ihn zum Geschenk oder er wird ihm aufgedrungen. In der ältern Fassung kommt insgemein statt des Bechers ein Trinkhorn vor, wobei man an das Horn denken kann, welches nach Odins Rabenzauber 19. unter Walhallas Tischgenossen kreist. Ein Trinkhorn der Geister aus dem Hörselberge wurde bei den Landgrafen von Thüringen aufbewahrt. v. Steinau, Volkssagen S. 131. Ein Becher wurde aus dem Kyffhäuserberge von der Tafel des Kaiser Friedrich Barbarossa geraubt. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 23. Grossen Ruhm genoss das goldne Trinkhorn, welches lange

im Hause Oldenburg aufbewahrt wurde. Als ein Graf dieses Hauses von der Jagd erschöpft am Ochsenberge ankam, trat aus dem Berge eine prächtig gekleidete und bekränzte Jungfrau und reichte ihm ein goldnes Trinkhorn aufs Pferd. Es dürstete ihn sehr, aber er traute nicht und goss den Wein aus, dessen Tropfen das Pferd wie Feuer brannten. Da jagte er davon und behielt das Horn. Hamelmann, Oldenb. Chronik I. 10. In ähnlicher Weise raubte der Däne Swend Felding den Elben ein Trinkhorn und gab es ihnen nur zurück, weil sie ihm dafür die Stärke von zwölf Männern verliehen. Dän. Kämpewiser I. 150. Ein anderer Däne behielt von einem Geistermahl einen silbernen Becher zurück. Francisci, Proteus 426. In der Kirche von Vexie wird ein Trinkhorn aufbewahrt, welches Ritter Ulf zu Weihnachten einem Bergfräulein entriss. Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 354. Auch im schottischen Kronschatze wurde ein Becher gezeigt, der von einem Geistermahle herrührte. Guillem. Neubrigensis rer. Anglic. I. 38.

Noch ist zu bemerken, dass die Volkssage zwar den Raub des Trinkhorns oder Bechers wegen seiner Kostbarkeit arglos für erlaubt hält, nicht aber Essen und Trinken an der Geistermahlzeit. Denn wie nach griechischer Sage Persephone in der Unterwelt bleiben musste, sobald sie dort nur ein wenig Speise (Granatkörner) gekostet hatte, so weiss auch die deutsche und nordische Sage, dass wer bei der Geistermahlzeit mitgetrunken, nicht wiederkehren kann, sondern sterben muss. Schöppner Nr. 1064. Wolf, Zeitschrift I. 32. Kuhn, Märk. Sagen 305. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 146. Cavallius, Schwed. Märchen 265. 282. Auch Thorkill darf im Reiche der Riesen nichts essen.

In einer grossen Menge von Sagen heisst es, zu Johanni in der Sommersonnenwende finde man die Glücksblume oder Schlüsselblume, die den Berg öffne, und darin finde man alles voll Schätze und eine verwünschte Jungfrau, die erlöst seyn wolle. Das ist die Göttin des ewigen Rechts und der ewigen Liebe, welche verwünscht ist, in der Zeitlichkeit unter der Tyrannei Odins zu leben und die erst am Ende der Zeiten erlöst werden kann. Ich werde darauf zurückkommen.

7.

Besuch der Götter bei den Menschen.

Natürlicherweise glaubte man, dass in den h. Stunden die Götter auch zu den Menschen herabkämen. Am allgemeinsten war der Glaube verbreitet, in der Christnacht kämen die Götter vermummt in die Häuser, um gute Kinder zu belohnen und böse zu bestrafen. Noch zur Zeit meiner Jugend war es in Schlesien allgemeine Sitte, dass vermummte Männer, ein s. g. Knecht Ruprecht und ein h. Nicolaus, begleitet von der heiligen Jungfrau zu diesem Zweck in die Häuser kamen. Darin lag die Erinnerung an den Besuch altheidnischer Gottheiten. Unter Ruprecht ist wahrscheinlich Odin gemeint und unter der h. Jungfrau die Göttin Bertha. Ein drittes Wesen dieser Art, der s. g. Pelzmärten, bedeutete ohne Zweifel den Donnergott Thor, von dem vieles auf die Legende des h. Martin übertragen worden ist. In Norddeutschland stattet die Frau Holle und in Süddeutschland die Frau Perchta in der Wintersonnenwende gleichfalls Besuche in den Häusern ab, um nachzusehen, ob die Mägde fleissig gewesen sind und ob alles in Ordnung ist. Vergl. Grimm, Deutsche Myth. 242. Panzer 84. Grimm 482. glaubte, die hässliche Gestalt und Vermummung der Götter zu Weihnachten aus der Verachtung erklären zu sollen, in welche sie seit der Bekehrung gerathen seyen. Allein ihre Vermummung bedeutet blos den Winterpelz, unter dem sie ihren göttlichen Glanz absichtlich verbergen.

Wenn sich jetzt noch die Bauern in den bayrischen und österreichischen Alpen bei dem berüchtigten Haberfeldtreiben für das Gefolge des im Untersberge bei Salzburg schlafenden Kaiser Karl ausgeben und ein nächtliches Sittengericht halten, so ist kein Zweifel, dass diese alte Sitte genau mit dem Glauben zusammenhängt, nach welchem der alte Kaiser in den h. Stunden der Sonnenwende sichtbar wird. Das Haberfeldtreiben ist lediglich ein Vorbild des Gerichts, welches am Ende der Zeit der wiederauferstandene Baldur halten soll. Im Innviertel pflegen die jungen Burschen in der Nacht vom Charsamstag auf den Ostersonntag mit Musik und Gesang die Flur zu umreiten, was man Haberfeldreiten nennt. Damit ist in Bayern

ein Sittengericht verbunden. Man treibt dort die Buben oder Mädchen ins Haberfeld oder auf die Haberwaide, d. h. die vermummten jungen Burschen holen bei Nacht den oder die, welche sich gegen die Sitten verfehlt haben, aus dem Dorfe heraus, bilden einen Kreis um den armen Sünder oder die arme Sünderin und halten ihnen eine derbe Strafpredigt, thun ihnen übrigens aber nichts zu leide. Leider ist diese schöne Sitte, durch welche das Landvolk unter sich selbst gute Zucht hält, erst in neuerer Zeit polizeilich verboten worden. Ein Haberfeldmeister leitete das Ganze, alle waren wie in der heiligen Vehme verhüllt oder die Gesichter geschwärzt und alles verlief in guter Ordnung, dem Zweck der Sittenzucht entsprechend. Zu Ebrach unfern von Bamberg wurde in einem Walde jährlich am Aschermittwoch ein solches Sittengericht von zwölf Jungfrauen abgehalten, die man allein zu Richterinnen ausersah. Man stellte ihnen jedoch nicht die schuldigen Personen selber vor, sondern eine ausgestopfte Figur, die als Sündenbock dienen musste und auf die man alle im Jahr vorgekommenen Vergehen gegen die Sitte übertrug. Vergl. über das Haberfeld Panzer, Beitrag II. 506. f. und Schmeller, Bayr. Wörterbuch II. 136. IV. 25. Vergl. auch m. Odin S. 240.

Milder als das Haberfeld ist der s. g. Hirschmontagsbote am letzten Montag der Fastnacht im Entlibuch. Ein festlich geschmückter Reiter liest unter einer uralten Linde, als käme er aus einer höhern Welt, einen grossen Brief vor, worin alle im letzten Jahr begangenen unsittlichen und unehrlichen Handlungen gerügt werden. Nach Osenbrüggens Wanderstudien 1867.

In der Sommersonnenwende kommt der s. g. Venediger zu den Menschen, den ich für einen alten heidnischen Gott halte. Es heisst, er suche nach Erzstufen, in denen grosser Goldreichthum verborgen sey und die er dann in Venedig verarbeite. Schönwerth, Oberpfalz II. 238. Schambach und Müller 241. Allerdings mögen aus Venedig, wo sich die Reste altrömischer Civilisation am längsten erhielten, viel in Metall und Glas gearbeitet und Handel getrieben wurde, zuweilen Erzkundige als Handlungsreisende nach Deutschland gekommen seyn. Allein in den weitverbreiteten Venedigersagen, deren viele man in Kaufmanns Quellenangaben S. 185. citirt

findet, verrathen sich mythische Erinnerungen aus der Heidenzeit. Immer kehrt der Gedanke wieder, dass der Venediger einen armen Hirten oder Knecht aus Deutschland blitzschnell in weite Ferne nach Venedig entführt und ihn dort unermessliche Schätze und Wunderdinge sehen lässt.

Ein Müllerssohn in Flersheim wünschte einmal das schöne Venedig zu sehen, Der Venediger führte ihn auf einen Kreuzweg und im Nu befanden sie sich in Venedig. Hier machte der Venediger dem Knaben reiche Geschenke und entliess ihn. Der Knabe glaubte, es sey nur kurze Zeit vergangen, aber er war vier Monate in Venedig gewesen. Wolf, Hessische Sagen Nr. 191. Bei Vernaleken, Alpensagen S. 158. sind viele Volkssagen der Schweiz von Venedigern gesammelt, deren Spuren folgend Hirten und Jäger zu verborgenen Schätzen gelangen. Ein hoher Berg im Salzburgischen heisst der Venediger, weil man angeblich von seinem Gipfel aus in weiter Ferne die Stadt Venedig sehen soll. Schaubach, Alpen III. 12. Vergl. auch v. Alpenburg, Mythen S. 272. 319. 320. Hier erscheint der Venediger unter andern auf dem Sonnenwendjoch, einem hohen Berge, der auf alten Sonnencultus hindeutet. Im Venthal soll unter Gletschern ein herrlicher Palast verborgen seyn, worin die seligen Fräulein hausen. Eine von ihnen liebte einen Gemsenjäger und nahm ihn mit in den Palast, als er aber sein Glück ausplauderte, fand er den Palast nicht wieder und stürzte sich todt. Weber, Tirol III. 275.

Dass der Venediger in den Kreis der Sonnenwendmythen gehöre, ist um so weniger zweifelhaft, als er gewöhnlich zu Johanni sichtbar wird. So auf dem Berge Bayer. Bechstein, Fränk. Sagenschatz I. 62. Auch auf dem berühmten Kyffhäuserberge, wo der alte Kaiser schläft. Bechstein, Thüring. Sagenschatz IV. 42. 164. 167. Auch anderwärts wird er nur zu Johanni gesehen und kommt in Verbindung mit der Glücksblume vor, die ansichtbare Schätze sichtbar macht. Pröhle, Unterharz. Sagen S. 125. Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 108. f Ey, Harzsagenbuch S. 40. Bei Scharzfeld wurde ein Jäger im Traum nach Venedig versetzt. Thüringen und der Harz II. 111.

Der oft wiederkehrende Name ist demnach wohl mythischen Ursprungs, wenn er auch auf das historische Venedig bezogen wurde. Man kann sich darunter Vanaheim, die himm-

lische Wohnung der Vanengötter denken, oder erinnert der Name an Vaen — *venustus*, Venus, Venusberg, finnisch waino, Wunsch, Wahn und Wonne.

In einem einäugigen Venediger, der einen Hirten durch die Luft entführt, bei Schoeppner Nr. 1066., liesse sich der einäugige Odin mit seinem Wunschmantel wiedererkennen.

Auch mit der Schlangensymbolik, die den Solstitien angehört, hat der Venediger zu thun. Er lockt die Schlangen mit einer Flöte. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 221. Er gewinnt der Schlangenkönigin die Krone ab. Bechstein, Thüring. Sagenschatz II. 150. Er besiegt einen Drachen. Vonbun, Vorarlb. Sagen S. 19.

8.

Vom Glücksrad.

Es war durchaus folgerichtig, dass man den heiligen Stunden der Sonnenwende, in welchen, wie man glaubte, die Sonne stille stehe und in welchen, wie wir nachgewiesen haben, alle irdischen und zeitlichen Unterschiede ausgeglichen seyn sollten, auch eine ganz besondere Bedeutung in Bezug auf das Glück zuschrieb. Wenn im gewöhnlichen Verlauf der Zeit jeder Glück oder Unglück annehmen musste, wie es ihm eben zugetheilt wurde, so durfte er in diesen heiligen Stunden glauben, das Glück beschwören zu können. Ebenso folgerecht, jedenfalls naiv und natürlich war es, zu glauben, man könne das durch eine einfache Umkehr der Situation bewirken, in der Art nämlich, dass man, während die Sonne vermeintlich stille stand, sie in einer symbolischen und magischen Weise nach dem eigenen Wunsch in Bewegung setzte. Dazu bediente man sich des s. g. Glücksrads, welches die Sonne bedeutete, die man aber nur in der einzigen Stunde, in der sie nicht rotirte, nach dem eigenen Wunsche rotiren liess. Es gab viele verschiedene Arten dieser Magie. Viele Gebräuche beim Sonnenwendfeuer lassen sich nur aus dem angegebenen Grunde erklären. Wenn man feurige Räder über die Saatfelder laufen liess, so wollte man damit symbolisch die Sonne gleichsam zwingen, die Saa-

ten zu segnen. Wenn die jungen Burschen vom Sonnenwendfeuer hölzerne Scheiben am Rande anzündeten, dass sie einen glühenden Reif bildeten, sie dann hoch in die Luft schleuderten und dabei den Namen des Mädchens ausriefen, welches sie zur Gattin wünschten, so bedeutete das, die Sonne solle ihnen im nächsten Jahre zu ihrem Glücke helfen. Ich habe von diesen Gebräuchen in einer Abhandlung „über das Sonnenlehen der alten Deutschen" in Pfeifers Germania I. 1. Heft ausführlich gehandelt und begnüge mich hier, darauf hinzuweisen. Von den feurigen Rädern, die man aus dem Sonnenwendfeuer laufen liess, sagt Sebastian Frank in seinem Weltbuch 51: „Das gleich anzusehen ist, als ob die Sunn von dem Himmel lieff." Man kann über diese in Deutschland und Frankreich weit verbreitete Sitte noch nachlesen Grimm, Deutsche Myth. 1223. Zingerle, Sitten aus Tirol 125. Haupt, Panorama von Trier 245. Schaubach, Alpen IV. 88. Mémoires des antiquaires de France V. 583. Wolf, Zeitschrift I. 88.

Was die eigentlichen Glücksräder betrifft, welche ehemals bei den Volksfesten am Johannistage sehr beliebt waren, sich von da später auch an die gewöhnlichen Jahrmärkte verloren und aus denen sogar das beliebte Roulettespiel der vornehmen Welt hervorgegangen ist, so waren dieselben ursprünglich gewiss nicht blos so zu verstehen, als wollte man daraus überhaupt die Zukunft erfahren, ob man im nächsten Jahre Glück oder Unglück haben werde, sondern man wollte damit das Glück herbeizaubern, sich activ dabei verhalten und nicht blos passiv, wie das überall bei der Zauberei oder der Anwendung magischer Mittel der Fall war. Man bediente sich z. B. des s. g. Steins der Weisen, in welchem vermeintlich die Kräfte aller Metalle und dadurch auch aller Planeten concentrirt seyn sollten, keineswegs, um daraus etwa wie beim Horoskop in passiver Geduld nur zu erfahren, was einem bevorstehe, sondern man hegte die Absicht, die Astralgeister seinem Willen und Wunsche dienstbar zu machen, und war überzeugt, man vermöge das auch durch das magische Mittel. Sonst hätte die Magie überhaupt gar keinen Sinn gehabt.

So sah man nun auch im Gebrauch des Glücksrades in den heiligen Stunden der Sonnenwende das magische Mittel, die Macht der Sonne seinem Wunsche dienstbar zu machen.

Der Glaube an das Glücksrad, durch welches man gewinnen müsse, hängt genau mit dem Glauben an das Blühen der Schätze in den heiligen Stunden der Sonnenwende zusammen. Alle in der Erde verborgenen Schätze werden dann nicht nur sichtbar, sondern, wer sie sieht, kann sich auch von ihnen nehmen, so viel er will.

W. Wackernagel hat in Haupts Zeitschr. VI. 134. f. alles gesammelt, was über die Glücksräder geschrieben ist und was sich davon auf altdeutschen Bildwerken findet. Ueber die Bilder vergl. auch Waagen, Paris S. 322. Vergl. auch Grimm, Deutsche Myth. 825.

Das Rad, durch das die Sonne läuft, ist der Thierkreis, eingetheilt in zwölf Zeichen; in jedem weilt die Sonne einen Monat. Dieses Zahlenverhältniss finden wir in eine bedeutsame Sage aufgenommen. Zwölf Johansen, Schüler, fuhren auf der runden Glücksscheibe sitzend, durch die ganze Welt und erzählten dann einem fränkischen Könige alles, was sie gesehen hatten. Der Teufel aber liess jährlich einen herunterfallen und den letzten auf den Petersberg bei Erfurt, wo der König ihm zum Andenken eine Kirche bauen liess. Falkenberg, Thüring. Chronik I. 218. Dieselbe Sage in offenbar späterer Entstellung bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 209. Denkt man sich unter dem Glücksrade den Thierkreis, so erscheint das „Alles sehen" um so poetischer. Die Schüler fahren mit der Sonne um die Erde.

Mit dem Glücksrade steht ohne Zweifel auch die märchenhafte Wunschmühle in Verbindung. Durch die Rotation der Mühlsteine soll nämlich eine Verjüngung bewirkt werden. Daher der vielbekannte Volkswitz von der Altweibermühle in Nürnberg, in der alte Weiber oben hineingeworfen werden und als hübsche junge Mädchen unten wieder herauskommen. Eben so bekannt ist die Pelzmühle zu Tripstrill in Schwaben, wo gleichfalls alte Weiber jung gemahlen werden. Klunzinger, Zabergau I. 94. Das erinnert ganz an die rauhe Else, die im Jungbrunnen badend zur schönen Sigeminne wird, offenbar der rauhe Winter, der zum lieblichen Frühling wird. Nach der jüngern Edda von Simrock 308. besass der Dänenkönig Frodi (ursprünglich wohl der Gott Freyr) eine Mühle, auf der ihm Gold, Freude und Glück gemahlen wurde. Als aber Mysingr

den Frodi getödtet hatte, die Mühle als gute Beute zu Schiffe mitnahm und die beiden Mühlmägde Menja und Fenja Salz mahlen liess, drehten sie so gewaltig, dass das Schiff zu Grunde ging, daher seitdem das Meer gesalzen ist. — Derselben Symbolik gehören die Alfquarear (Mühlen der Elben) an, Steine, die im Zirkel ausgehöhlt sind. Arndt, Reise in Schweden III. 17. Vielleicht Ammoniten. — Auch die Heiligkeit des Wassers ward erhöht, wenn es in den heiligen Nächten von Mühlrädern abgesprungen war, Grimm, Deutsche Myth. 559. und dess. Anh. v. Aberglauben. LXI. Der Mühle Zauberkraft bewährte sich auch durch Sympathie. Wenn ein Mädchen ihren untreuen Liebhaber zurück haben wollte, legte sie einen Pfennig ins Mühlpfännlein, wodurch der Liebhaber so geängstigt wurde, dass er umkehrte. Grimm, Aberglauben CLII.

9.

Vom Blühen der Schätze.

Auch die in der Erde verborgenen Schätze thun sich auf oder blühen in den heiligen Stunden und zwar vorzugsweise am Johannistage, wenn die Sonne am höchsten steht. So durchgängig in der Uckermark. Kuhn, Nordd. Sagen S. 392. Im Fichtelgebirge, Pachelbl S. 295. Helfrecht S. 79. Auf dem Sündelgebirge, Falkenstein, Kaisersagen S. 247. In Tirol, v. Steinau S. 338. Zingerle, Sitten S. 102.

Was eigentlich unter den goldnen Schätzen verstanden seyn soll, lässt verschiedene Deutungen zu. Man hat dabei nicht blos an wirklich vergrabene Schätze gedacht, wie an die untergegangenen Städte und Schlösser. In vielen Volkssagen haben die Schätze die Form von goldnen Getraidekörnern. Panzer S. 183. Schnezler II. 648. Lyncker, Hessische Sagen Nr. 147. Schambach und Müller Nr. 261. Diefenbach, Urgeschichte der Wetterau 277. In andern Sagen sind es Erbsen, Bohnen etc. Kurz das Gold bedeutet hier den in der Erde verborgenen Reichthum der künftigen Ernte. In sehr vielen Volkssagen kommen die goldnen Schätze in Form von glühen-

den Kohlen, von Hobelspänen, Stroh, sogar Auskehricht vor, so dass man darunter nothwendig Sinnbilder der menschlichen Arbeit verstehen muss. Darin liegt der schöne Sinn, dass der Mensch seinen Reichthum sich durch Hausarbeit, Feldarbeit und Handwerk erringen soll. Diese in die Sage hineingelegte gute Moral ist aber wohl nicht die ursprüngliche Auffassung gewesen. In den meisten Sagen finden sich die Schätze in grossen Hallen und Sälen, worin der alte Kaiser schläft oder Frau Holle haushält, oder eine verwünschte Jungfrau auf Erlösung harrt. Hier nun weisen die Schätze ohne Zweifel auf das verlorene goldne Zeitalter hin, wo nach der Edda die Asen einst mit Golde spielten und nach Saxo Frodes Frieden herrschte und das Gold frei auf offener Strasse lag, ohne dass es jemand raubte. Dieses Gold, in der Zeitlichkeit unsichtbar, wird nur wiedergesehen in den heiligen Stunden.

Nach einer Angabe in Mone's Anz. VII. 425. aus einer Wiener Handschrift verlieren die Berggeister ihre Herrschaft über die Metalle und werden dadurch alle Schätze der Erde den Menschen zugänglich: 1) zu Johanni, 2) am nächsten Tage nach Jakobi, 3) am dritten Tage nach Weihnachten. Diese Termine dürften sich wohl einfach auf die beiden Solstitien zurückführen lassen. Sehr beachtenswerth ist der hier ausgesprochene Gedanke, dass die Elementargeister, die fast alleinige Herren der unterirdischen Schätze sind, in den Solstitien, als den beiden Angelpunkten des Jahres, ihre Privilegien verlieren. Das stimmt mit der von mir oben geltend gemachten Grundansicht überein, wonach in der Weihnacht die Zeit Ewigkeit, die Gebundenheit absolute Freiheit wird und allgemeiner Communismus eintritt.

In der Christnacht öffnet sich die Erde und man sieht alle ihre Schätze. Volksglaube in Lothringen nach den Mémoires de l'Acad. Celtique IV. 244. In Schwaben, E. Meier Nr. 62. Schmitz, Sitten des Eifler Volks II. 60. Auch in Schlesien stehn in dieser Nacht die Schätze in der Rabendocke und im Hausberg bei Hirschberg offen, Gödsche 187. 242. Desgleichen im Feensberge bei Ostritz. Preusker I. 42. Am Perchtentage auf der Luchsburg und im Schlosse Stein. Ruinen im Fichtelgebirge 1795. S. 46. 138. In der Neujahrsnacht, Wolf, Hess. Sagen Nr. 176.

In auffallender Uebereinstimmung beziehen unsere Volkssagen das Gold unter der Erde auf die Sonne am Himmel. Das erklärt sich aus dem Mythus der alten Edda, nach welchem die sonnenhafte Liebesgöttin Freyja den Verlust ihres Geliebten Odur beweint und ihre in die Erde rinnenden Thränen zu Golde werden. Seitdem stehen Gold und Sonne in Wahlverwandtschaft. In dem Buch von den 130 Geheimnissen, 1730. S. 119., heisst es, die Schätze unter der Erde steigen mit der Sonne empor und sinken mit der Sonne wieder nieder. Daher kommt es, dass sie in der Mittagsstunde herauf kommen, um sich zu sonnen, und dann wieder versinken. Immer heisst es in den Sagen, der Schatz sonnt sich, häufig auch, er blüht. Vergl. über diese Redensarten Simplicissimus II. 194. Keyssler, antiqu. sept. 176. Grimm, Deutsche Myth. 922. Beispiele von Schätzen, die sich des Mittags sonnen, bei Panzer I. 28. 29. 294. Mone, Anz. VIII. 313. Schnezler II. 366. Rocholtz I. 248. Birlinger I. 81. 100. Jahn, Canton Bern 78. 135. 253. 418. 424. Lütolf, Sagen aus Luzern S. 65. v. Alpenburg, Mythen aus Tirol S. 330. Steub, drei Sommer 93. Vonbun 63. Schönwerth II. 259. Wolf, Hessische Sagen S. 116. Wolf, Zeitschrift I. 141. Pröhle, Unterharz. Sagen 96. Kohlrausch, Schweizersagen I. 63. Vernaleken, Alpensagen S. 58. 95.

Nicht selten reden die deutschen Sagen von unterirdischen Schätzen, die in einer goldnen Wiege enthalten seyen und nur in der Johannisnacht sichtbar werden sollen. Harrys, Niedersächsische Sagen I. 7. v. Steinau, Volkssagen S. 263. v. Falkenstein, Kaisersagen S. 263. Kuhn, Märkische Sagen Nr. 32. 33. 90. Wolf, Zeitschrift II. 89. 109. Dessen Niederländische Sagen Nr. 296. Dessen deutsche Märchen Nr. 429. Müllenhoff Nr. 470. v. Tettau, Ostpreussische Sagen Nr. 250. Panzer I. 363. Schönwerth II. 415. Bei dem Sinnbild der Wiege kann man sich denken, dass unter dem Schatze der neue Jahressegen, gleichsam als das neugeborene Kind der Sonne zu verstehen sey. Doch liegt der Sinn vielleicht tiefer, wenn man an die vielen Sagen denkt, in denen vom künftigen Erlöser der verwünschten Jungfrau die Rede ist. Wir werden darauf zurückkommen. Es heisst da immer, der Baum sey noch nicht gewachsen, aus dem die Wiege des allerreinsten

Inhalt.

A. Die Geſchichte des Jahres 1829.

Seite.

Einleitung 1
I. Rußland und der Orient 10
1) Die türkiſch-griechiſche Frage 10
2) Der Balkankrieg 33
3) Der kaukaſiſche Krieg 66
4) Der Friede von Adrianopel 105
5) Der griechiſche Krieg 115
6) Zuſtand der Türkei 131
7) Rußland 142
II. England 152
1) Die Emancipation der Katholiken 152
2) Zuſtand Englands 173
III. Frankreich 187
1) Die Lage Frankreichs vor Eröffnung der Kammern des Jahres 1829 187
2) Die franzöſiſchen Kammern im Jahre 1829 vom 27 Januar bis zum 31 Julius 192
3) Das Miniſterium Polignac 205
4) Andere Angelegenheiten Frankreichs 219
IV. Portugal und Braſilien 223
1) Die Sache der Donna Maria da Gloria, legitimer Königin von Portugal 223
2) Portugal 240
3) Braſilien 254
V. Spanien und die ſüdamericaniſchen Freiſtaaten 263
1) Spanien 263

und unschuldigsten Jünglings werde gezimmert werden, dem beschieden sey, die Jungfrau zu erlösen. Das bezieht sich auf das Ende der Zeitlichkeit und auf die Wiedergeburt in der Ewigkeit.

Uralt ist der Glauben an die magische Macht der Haselruthe. Noch heute nennt man sie die Wünschelruthe und die s. g. Wasserfinder bedienen sich ihrer, um in wasserarmen Gegenden verborgene Quellen aufzuspüren. Auch wo Metalle unter der Erde liegen, soll sie es durch eine freiwillige Bewegung und Neigung in der Hand des Finders anzeigen. Schon im alten Gesetzbuch der ripuarischen Franken 69. 4. wird der Zauber mit der Haselgerte als heidnischer Aberglauben verboten. Er lässt sich zurückführen auf den Zauberstab Odins, die s. g. Wunschgerte, mit der er alles zaubern konnte. Wunschgerte heisst auch der königliche Zepter, Mone, Anz. VIII. 136. Bekanntlich wurde unser Odin oder Wodan von den alten Römern mit ihrem Gott Mercurius identificirt, dessen Schlangenstab (Caduceus) heute noch das Symbol der Reisenden und der Kaufleute ist, weil er die Wege öffnen und Glück bringen soll. Der römische Mercur oder griechische Hermes öffnete sich mit diesem Stabe Unterwelt und Oberwelt. Die beiden Schlangen an seinem Stabe bedeuteten die beiden Hälften des Jahresringes oder des Sonnenlaufes, der Gott selbst den Herrscher in der Zeit.

Die Haselruthe hatte aber auch eine vom Gott der Zeitlichkeit unabhängige, ja sogar eine demselben feindliche Bedeutung, gerade weil ihr die Macht zugeschrieben wurde, das Zeitliche zu überwinden. Allgemein glaubte man, mittelst einer Haselruthe könne man die Schlangen besiegen. Bock, Kräuterbuch s. v.; Kräutermann, Zauberarzt 301. Vergl. meinen Odin S. 156., wo noch mehr von der Hasel gehandelt ist. Die Schlange ist zugleich das böse in der Zeitlichkeit herrschende Princip, mithin die Hasel das von ihr unabhängige und ihr überlegene höhere Princip des Ewigen. Weil nun, wie wir schon erkannt haben, in den heiligen Stunden der Sonnenwenden das Ewige in die Zeitlichkeit eintritt, erhält die Haselgerte ihre Weihe und Zaubergewalt auch nur, wenn man sie in der Johannisnacht schneidet. Prätorius, Glückstopf 21. Strackerjan, Aberglauben in Oldenburg I. 89. Der letztere

fügt hinzu, das Volk glaube, mit einer in der Johannisnacht geschnittenen Haselgerte könne man unsichtbare Schätze aus der Erde heben. Der Zusammenhang der Hasel mit der Sonnenwende erhellt auch daraus, dass die auf dem Haselstrauch wachsende Mistel von besonderer Heiligkeit ist. Die immergrüne Mistel aber gilt als Sinnbild des Naturlebens, welches jeden Wintertod überdauert. Wenn in der Wintersonnenwende auf dem Wipfel kahler Gesträuche oder Bäume die Mistel hellgrün wie im Frühling grünt, verehrt man sie als Zeichen des wiederkehrenden Frühlings. Im heidnischen Gallien, wie Plinius erzählt, schnitt sie der Oberdruide dann mit goldner Sichel feierlich vom Baum. Unter dem Haselstrauch, auf dem die Mistel wächst, wohnt nach altem Aberglauben der Haselwurm, mit dem man gleichfalls grosse Schätze erwerben soll, der aber nur in den heiligen Stunden erblickt und gefangen werden kann, wenn man die Mistel vom Hasel herabschiesst. Tharsander, Schauplatz II. 871. Vergl. meinen Odin S. 156.

Es handelt sich aber hier nicht blos um irdische Schätze. Sofern die Haselgerte gleich dem Caduceus Unterwelt und Oberwelt, Zeitlichkeit und Ewigkeit vermittelt, hebt sie nicht blos das vergrabene Gold ans Tageslicht, sondern auch die Todten aus den Gräbern und führt sie ins unsterbliche Leben ein. Als ich im Jahr 1846 unter dem Berge Lupfen zwei Stunden von Tuttlingen unfern von der Donau ein grosses alemannisches Todtenfeld ausgrub (welches ich im folgenden Jahr in den Heften des würtembergischen Alterthumvereins beschrieben habe), fand ich die Gerippe mit allerlei Geräthschaften, Waffen und Schmuck, 6—12 Fuss unter der Erde in ausgehöhlten Eichenstämmen (Todtenbäumen). Viele der letztern lagen auf einer oder mehreren Haselgerten, was sich nur aus der Symbolik der Hasel erklärt, sofern des Wunsches Gerte auch die Todten wieder lebendig macht und, wenn auch nicht in dieser, doch in einer andern Welt erwachen lässt.

10.

Die Gütertheilung in den Sonnenwenden.

Auch Armuth und Reichthum werden in jenen Stunden ausgeglichen, in denen die Ewigkeit in die Zeit eintritt. Daher die vielen Volkssagen von armen Hirten und Bauern, welche in jenen heiligen Stunden grosse Schätze finden, oder von gutherzigen Elben und Berggeistern oder wandernden Göttern reiche Gabe empfangen. Zur Feier der Sonnenwende gehörten die Speisung der Armen, die Spendung reicher Almosen, wohlthätige Stiftungen etc. Am Perchtentage wurden an sehr vielen Orten die Armen öffentlich gespeist. Zu Ehren der weissen Frau, welches die gute Naturmutter selber ist, wurde der süsse Brei gestiftet, zu dem alle Armen der Umgegend eingeladen wurden. Die Erinnerung davon ist noch jetzt in den Weihnachts- und Neujahrsgeschenken und in gewissen Speisen und Getränken enthalten, die ausschliesslich in den Sonnenwenden bereitet und vertheilt werden.

Da der Reichthum nun einmal ungleich vertheilt ist und wechselt, sah man in den Sonnenwenden eine Möglichkeit der Ausgleichung. Der Arme wartete nicht immer ab, ob überirdische Wesen ihn in den heiligen Stunden beschenken würden, sondern er bediente sich auch des Sonnenwendzaubers, um sich anzueignen, was ihm fehlte, ganz so, wie es die Freischützen zu thun pflegten. Dieser Aberglauben hat sich bis in sehr späte Zeit erhalten. Noch immer kommen die im achten Cap. besprochenen Glücksräder vor, welche vorzugsweise am Johannistage Glück bringen sollen. Die Radform ist ausdrücklich von der Sonne, ihrer Rotation und ihrem scheinbaren Umlauf um die Erde entlehnt. Auch in der heiligen Christnacht wird Geld durch Zauber gewonnen. Man zählt in dieser Nacht auf einem Kreuzwege dreissig Geldstücke vorwärts und rückwärts, dann liegt ein einunddreissigstes daneben und das nennt man den Hecke- oder Brutpfennig. Sowie man denselben in die Tasche steckt, sind es ihrer zwei. Happel, rel. cur. I. 522. In Steiermark glaubt man, man werde reich, wenn man in der Christnacht mit einer Todtenbahre dreimal um die Kirche fahre. Es hält aber schwer, weil sich die armen

Seelen, oder gar der Teufel auf die Bahre setzen; und man kann diese nur vertreiben mittelst einer Ruthe von Ebereesche, an der drei Knospen sitzen. Weinhold, Weihnachtsspiele S. 28. Dort kann man in der Christnacht auf Kreuzwegen den Teufel zwingen, Geld zu bringen, daselbst S. 30.

Den Glauben an die Zaubermacht der heiligen Stunden kannte schon Burchard von Worms und eiferte gegen diesen heidnischen Irrwahn: *Si quis in calendis Januarii horarum effectiva potentia aliquid sperat in melius aut in deterius verti, anathema sit.* Decret. 1560. X. 17.

Der Ausgleichung der Glücksgüter in den heiligen Stunden dienten vorzugsweise die s. g. fliegenden Drachen oder Feuerkugeln. Man rechnete sie zu den Elben. Gleich diesen sollen sie nur von vorn sichtbar und gestaltet, von hinten aber hohl seyn. Schönwerth, aus der Oberpfalz II. 91. Auch sind sie ganz so neckisch und muthwillig wie die Elben. Sie machen es sich zum Geschäft, in der Christnacht Korn, Milch, Geld etc. den reichen Leuten zu entführen und armen Leuten zu bringen. Burchard von Worms 1548. 19. 5 p. 195 d. Grimm, Anhang vom Aberglauben XXXVII. In der Lausitz unterscheidet man den Korn-, Milch- und Gelddrachen, der feurige Streifen am Himmel nachziehend, in die Schornsteine fährt und seinen Reichthum auf den Herd ausschüttet. Grimm, Deutsche Myth. 971. Müllenhoff Nr. 280. Haupt und Schmaler, Wend. Volksl. II. 266. Grässe, sächs. Sagen Nr. 668. Alsatia 1850. S. 53. Schambach und Müller Nr. 182. Wolf, Hessische Sagen Nr. 115. Birlinger II. 13. In der Mark Brandenburg unterscheidet man die rothe Feuerkugel als den geldbringenden, die blaue als den kornbringenden Drachen. Kuhn, Märk. Sagen 373. Curtze, Waldeck S. 190. Wenzig, Westslav. Märchenschatz S. 191. Geld bringt er auch im Osnabrückischen. Firmenich, Völkerstimmen I. 246. Auch Speck, Fleisch, Lebensmittel aller Art holt der Drache aus den Häusern, um sie Andern zu bringen. Naturgeschichte zur Dämpfung des Aberglaubens, Hamburg 1773. S. 337. Schmidt, Reichenfels 126. Nach obiger Naturgeschichte S. 337., nach dem Buch vom Aberglauben 1790. I. 81., Hellmuths Volksnaturlehre 1810. S. 311., Wolf, Hessische Sagen Nr. 116. und Kuhns Nordd. Sagen 420. muss man dem Drachen zurufen „Halbpart“,

dann ist er genöthigt, die Hälfte seines Raubes fallen zu lassen. Das ist sehr charakteristisch und drückt die communistische Idee auf's glücklichste aus. Keiner hat mehr ein Vorrecht vor dem andern und der Dieb muss sich das Theilen gefallen lassen, wie der rechtmässige Besitzer. Nach der Rockenphilosophie I. 6. soll jedoch Brod und Salz das Eigenthum vor Raub schützen. Vor Brod und Salz weicht überhaupt aller teuflische Zauber, aber erst nach christlichen Begriffen. Auch der Humor findet seine Rechnung im Aberglauben vom fliegenden Drachen. Nach Müllenhoff Nr. 280. braucht man nur ein Messer in den Drachen zu werfen, oder auch nur ihm den Hintern zu zeigen, so muss er platzen und seinen Raub fallen lassen. Nach Kuhns Nordd. Sagen Nr. 4. zwang Einer durch das letztgenannte Mittel einen Drachen, der Erbsen gestohlen hatte, dieselben fallen zu lassen. Es waren ihrer so viele, dass sie einen ganzen Brunnen ausfüllten. Nach Panzer, Beitrag 261. schützt man in Bayern den Acker vor den Drachen, indem man in dessen vier Ecken die Garben kreuzweise legt. Ein Pfarrer bannte den fliegenden Drachen, da fielen Säcke voll Gerste und Roggen herab. Russwurm, Eibofolke II. 245.

Ohne Zweifel haben sich die Menschen bemüht, sich die reichen Drachen dienstbar zu machen. Damit dürfte ein alter Milchsegen in Mone's Anz. VI. 468. zusammenhängen. Man wirft ein wenig Milch in die Luft, oder auch ein wenig Käse, in der Hoffnung, es werde desto mehr davon aus der Luft zurück kommen:

Ich werfe dich gegen die Wolken,
Dass mir der heilge Christ gebe Käs' und Molken.

Statt des heilgen Christs mag wohl früher der heidnische Drache angerufen worden seyn.

Wie in guter Absicht das Eigenthum vertauscht werden kann, zeigt ein Beispiel in Wolfs Niederländ. Sagen Nr. 364. Die Wittwe zu Gorichom in Holland gebot ihrer Magd, das letzte Korn vom Boden herzugeben, um ein armes Weib zu nähren, die von einem reichen Manne abgewiesen worden war. Da strömte dem Mädchen das Korn schon auf der Treppe entgegen und der ganze Boden war voll, während dem reichen Mann all sein Korn verfaulte.

Es giebt noch andere Formen des Raubes. In der Charante glaubt man, wer in der Johannisnacht Hanf von fremdem Felde ausrupft, bekommt in seinem Stalle soviel Kälber als Kühe, der Besitzer des Feldes aber nicht. Wer zwischen Johanni und St. Peter eine Hand voll Mist vom fremden Felde nimmt, verdoppelt seine eigene Ernte und beraubt das fremde Feld. De Nore, Coutumes p. 151. In Deutschland gilt derselbe Gebrauch von den zwölf Nächten. Wer in der Christnacht fremdes Heu stiehlt, dem gedeiht das Vieh und der wird im nächsten Jahre niemals ertappt, er mag stehlen, was er will. Rockenphilosophie IV. 100. Wer in der Christnacht Kohl aus dem Garten des dritten Nachbars stiehlt und seinen Pferden davon zu fressen giebt, der macht sie gedeihen. Kuhn, Märk. Sagen 379. Wolf, Beitrag I. 120.

Wer der Kuh des Nachbars drei Kröten zu fressen giebt, der bekommt alle ihre Milch. Desgleichen wer nackt um Mitternacht zur Hausthür des Nachbars kriecht und indem er die Füsse an derselben anlehnt, kopfüber einen Span aus der Thür schneidet. Grimm, Anhang vom Aberglauben XLVIII. Vom Wegzaubern des Weins aus fremden Kellern das. LVII. In Walter Scotts Dämonologie II. 134. wird erwähnt, wenn man eine Kröte an einen kleinen Pflug spanne und mit ihr im fremden Acker fahre, so bekomme man die künftige Ernte. — Wenn man in der Walpurgisnacht das Schloss der eigenen leeren Scheuer vor eine volle Scheuer legt, soll sich diese in jene ausleeren. Buch vom Aberglauben, Hannover 1794. S. 233. Wenn man dem Vieh der Nachbarn „falsches Futter" gibt, worin Zauberkräuter enthalten sind, so kann man ihm dadurch noch bis zu einer Entfernung von neun Häusern die Milch dergestalt abzaubern, dass sie aus einem hölzernen Tische fliesst. Geiler von Kaisersberg, Emeis, Ausgabe von Stöber S. 65.

Sehr berühmt war der Bilwisschnitt. Unter einem Bilwis oder Pilwis versteht man einen bösen Geist, der am Johannistage unsichtbar durch die Kornfelder geht und das Korn abschneidet, um es zu stehlen, und jemand zu bringen, dem es nicht gehört. Grimm, Deutsche Myth. 443. Bil, slavisch biala bedeutet weiss und das deutsche wis ebenfalls, doch ist wohl ursprünglich Wicht oder Elbe gemeint.

An die Stelle des diebischen Elben tritt im deutschen Volksglauben gewöhnlich ein Mensch, der s. g. Bilverschnitter, der sich gewisser Zaubermittel bedient, um das reifende Korn vom Feld eines andern heimlich wegzustehlen und in seine eigne Scheuer zu bringen. Und zwar kann dieses Bubenstück nur am Johannistage gelingen, in der heiligen Mittagstunde der Sonnenwende, in der alles Eigenthum aufhört und alle Güter gemein sind. Der diebische Schnitter kleidet sich nackt aus, setzt sich einen kleinen dreieckigen Hut auf, bindet Sicheln an seine grossen Zehen und schreitet so durch das fremde Kornfeld, worauf alles, was er abmäht, unsichtbar in seine eigne Scheuer fliegt. Schmidt, Reichenfels S. 119. In Bayern glaubt man, ein auf einem Bocke reitender Geist mähe das Getreide ab. Schmeller, bayr. Wörterbuch I. 151. Deshalb glaubt man auch, der Dieb müsse sich verkehrt auf einen schwarzen Bock setzen, wodurch er unsichtbar werde, Sicheln an die Zehen binden und so durch das Korn reiten. v. Leoprechting, Lechrain S. 20. 184. Will man den diebischen Schnitter entdecken, so muss man auf einen Hollunderbusch steigen und einen Spiegel mitnehmen, in welchem man dann den sonst unsichtbaren Dieb sieht. Grimm a. a. O. 444. Panzer 240.

Nach Schönwerth (aus der Oberpfalz) geht der Dieb durch das Korn auf Stelzen, an die er eine Sichel oder eine Scheere bindet. Del Rio, disquis. mag. 400. meldet, die Zauberin gehe durch fremde Aecker und spreche einen Vers, dann gehe sie auf ihren Boden, nehme eine Röhre in die Hand und spreche denselben Vers, worauf alles Korn aus dem fremden Acker auf ihren Boden laufe.

Zuweilen misslingt der Diebstahl. Ein blinder Bauer wollte auch einmal den Zauber anwenden, verfehlte aber das Kornfeld und gerieth in einen Wald. Nachher füllte sich seine Scheuer mit Tannennadeln anstatt mit Korn. Panzer II. 211. In einer andern Sage mit Eichenlaub. Hartmann, vom Segensprechen 341.

König Halfdan feierte das Julfest mit zahlreichen Gästen. Da verschwanden plötzlich alle Speisen. Der König war sehr bestürzt und liess einen finnischen Zauberer kommen und peinigen, er solle ihm die Ursache sagen. Aber Harald, des Königs Sohn, erbarmte sich des Finnen, liess ihn heimlich los

und folgte ihm. Da kamen sie zu einem fremden Häuptling, der eben ein grosses Fest feierte und Harald zu sich einlud. Dieser blieb bis zum Frühling bei ihm. Da sagte ihm der Häuptling: Dein Vater war böse auf mich, weil ich ihm am Julfest alle seine Speisen entführt habe; nun aber ist Dein Vater todt, kehre also heim und regiere an seiner Statt über Norwegen, Nach der Sage Halfdan's des Schwarzen. Kap. 8. in der Heimskringlasaga.

Zweite Abtheilung.

Die orientalische Unsterblichkeitslehre.

Seite.

2) Das ſpaniſche America 279
a. Mexico 282
b. Guatemala 303
c. Columbia, Peru, Bolivia 305
d. Chili 314
e. Das Staatenſyſtem am Rio de la Plata . . . 315
f. Paraguai 321
g. Montevideo 322

VI. Die Vereinigten Staaten von Nordamerica 323

VII. Die Niederlande 335

VIII. Scandinavien 344
1) Schweden 344
2) Dänemark 348

IX. Italien 349

X. Die Schweiz 359

XI. Deutſchland 364
1) Allgemeine Angelegenheiten 364
2) Oeſterreich 370
3) Preußen 373
4) Die kleinern deutſchen Staaten 376

B. Kleine Chronik 382

Naturmerkwürdigkeiten 385
Reiſen 389
Kunſt und Alterthümer 391
Miscellen 394
Regenten-Tafel 402
Nekrolog des Jahrs 1829 405
Chronologiſche Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1829 413

Erstes Buch.

Vorderasiatische und ägyptische Unsterblichkeitslehren.

1.

Ein Blick auf Babylon.

Diodor II. 31. sagt von den Chaldäern in Babylon, sie seyen unter allen Menschen die besten, und Berosus bei Eusebius IX. 60. sagt, sie seyen die ältesten Sternkundigen gewesen. Auch war die Lage des alten Babylon in weiter fruchtbarer Ebene unter heiterm südlichen Himmel der Beobachtung der Sterne sehr günstig und hier herrschte ohne Zweifel überhaupt die früheste Cultur, eher als in Aegypten, weil das Euphratthal der Heimat des Menschengeschlechtes näher lag als das Nilthal. Ackerbau, kunstreiche Bewässerungen, Prachtbauten, ein geordnetes Staatswesen, Wissenschaft und Kunst zeichneten Babylon schon vor allen Hauptstädten der spätern Weltreiche aus. Die Klasse der Priester oder Gelehrten, der s. g. Magier, war schon im höchsten Alterthum weltberühmt.

Leider sind uns nur zu wenige Nachrichten von diesen interessanten Magiern und ihrer Glaubenslehre erhalten und zwar am wenigsten von ihrer Unsterblichkeitslehre. Von dieser erfahren wir gar nichts, ausser was Diodor a. a. O. erzählt. Er sagt nämlich, die Todten, welche (auf der untern Seite der Erde) die den obern Zeichen des Thierkreises gegenüberstehenden Zeichen sehen, betrachten von dort aus die Weltrichter. Das ist alles, was wir vom Jenseits der alten Babylonier erfahren.

Indessen lassen sich einige Schlüsse aus der Thatsache ziehen, dass die Magier das Sonnenjahr, den Thierkreis, den Planetenlauf auf das sorgfältigste berechnet, den Kalender und dadurch auch Anhaltspunkte festgestellt haben, an welche sich die Symbolik und die Mythologie aller Völker, welche den Kalender annahmen, mehr oder weniger anknüpfen mussten. Das gilt besonders vom Einfluss der babylonischen Astronomie auf die Völker des Nordens und Westens, den ich bei weitem höher anschlage, als den Einfluss der ägyptischen Weisheit. In der noch viel zu wenig von der Wissenschaft beachteten und untersuchten Märchenwelt des skythischen, slavischen, germanischen Nordens und des keltischen Westens haben sich überreiche Erinnerungen an eine Symbolik und Mythologie des Sonnenjahrs erhalten, die zwar in einigen Beziehungen auch den ägyptischen Vorstellungen verwandt sind, weil alles Kalendarische zusammenhing, die jedoch ausserordentlich viel enthalten, was der ägyptischen Vorstellungsweise fern liegt, sich aber wohl auf einen babylonischen Einfluss zurückführen liesse.

Es ist naturgemäss, dass Wollust die Männer verweichlicht und die Weiber frech macht, woher die Weiberherrschaft ihren Ursprung genommen hat. Dieselbe Erfahrung macht man im Grossen und Kleinen heute noch. Deshalb herrschte im alten Babylon der üppige Cultus der Göttin Mylitta an Popularität über den des nominellen Hauptgottes Baal oder Belus vor. Der Cultus dieser Göttin bestand aus allgemeiner Prostitution des andern Geschlechts. Damit hängt auf das genauste auch die politische Weiberherrschaft zusammen, die wir in der Weltgeschichte zum erstenmal in Babylon antreffen, wo die berühmte Königin Semiramis die höchste Gewalt übte und wie an Macht so an Geist allen Männern überlegen war.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das lustige Leben in Babylon auf den Ernst der Inder einen nachtheiligen Einfluss geübt hat. Zwar fehlt es uns an einem historischen Faden, aber die Sache spricht für sich selbst. Nachdem die ältesten Inder in den Gebirgen nur Naturgötter verehrt hatten, dann übergegangen waren zum Brahmaismus, der Vertiefung in den ewigen Geist, womit ausdrückliche Verachtung der Materie und Sinnlichkeit verbunden war, stiegen sie allmälig ins

Gangesthal hinab und gelangten zum Meere, wo sie nicht nur mit ganz neuen Genüssen des überschwänglich reichen Landes, sondern auch mit fremden Ideen bekannt wurden, und namentlich mit der babylonischen Lustigkeit, welche Seefahrt und Handel aus dem nahen persischen Meerbusen an die Küste von Malabar brachten. Da nun gerade in dieser Periode der indischen Eroberungen im Süden der sittlich reine und ascetische Brahmaismus dem auffallend sinnlichen Cultus der Trimurti weichen musste, so darf man wohl voraussetzen, dass der ewig verliebte Wischnu, dessen Cultus im Süden den des Brahma überholte, einige Momente des Baalsdienstes in sich aufgenommen hat. Brahma galt nicht mehr als der alleinige Gott. Man liess ihn auseinander treten in die Dreieinigkeit Brahma, Wischnu und Shiva (schaffendes, erhaltendes und zerstörendes Weltprincip) und ordnete ihn der Göttin Bhavani unter, von der die Inder vorher nichts gewusst hatten, die sie aber jetzt als Mutter jener Dreieinigkeit anzubeten anfingen. Eine Weiberherrschaft, die wohl kaum anders als von Babylon adoptirt seyn konnte.

Der Einfluss der babylonischen Religion auf Vorderasien, Syrien und Kleinasien war natürlich, weil diese Länder die nächsten Nachbarn Babylons waren. Obgleich ägyptischer Einfluss vom Nil aus nach Syrien gedrungen war und der Todtencultus des Adonis noch das meiste mit dem des Osiris gemein hatte, so machte sich doch auch hier der Dienst der Liebesgöttin und die Lebenslust schon in einer auffallenden Weise geltend, und noch mehr in Phrygien, wo der Todtencultus des Attis schon ganz in Wollustraserei überging. Ein wenigstens indirekter Einfluss der babylonischen Lüderlichkeit auf die Griechen gibt sich in der Frivolität zu erkennen, mit welcher seit den aus Kleinasien stammenden Homeriden die vormals ehrwürdigen Symbole und Mythen der Landesreligion von den Dichtern behandelt wurden. Aus einem unschuldigen Sinnbild der Naturreligion machten die Dichter einen lustigen Schwank. Den tiefen Ernst, mit dem einst aus der Urnacht Sonne und Mond hervortraten, oder Leto den Apollo und die Artemis gebar, verwandelten die Dichter in die muthwillige Erzählung von der Leda, welche Zeus in Schwangestalt verführt. Die Homeriden waren eine Dichterschule, die sich in

den griechischen Colonien an den Küsten von Kleinasien ausbildete, also von dem wollüstigen Lydien und Phrygien her babylonische Eindrücke empfing. Die berühmten milesischen Märchen weisen auf denselben Einfluss hin. Die früher heilig geachteten Traditionen der Tempel wurden der Willkür der Dichter preisgegeben und in lachenerregende Erzählungen umgewandelt.

Am Meeresufer erhielt der Cultus der Liebesgöttin neue Nahrung und die babylonische Mylitta, die ursprünglich in Babylon selbst, des dort herrschenden Sternendienstes wegen, noch als Venus Urania aufgefasst worden war, verwandelte sich in den reichen, handeltreibenden Küstenstädten in die Venus Marina. Es lag im Interesse der Handelsstaaten, namentlich Phönikiens, dem Dienstpersonal ihrer Marine auf weiten und beschwerlichen Reisen Erholungen und Lebensfreuden zu gestatten. Daher in allen Hafenstädten im Mittelmeer die Liebesgöttin Tempel mit zahlreichen Hierodulen hatte, ausschliesslich zur Unterhaltung und zum Amusement der Fremden.

Der Sinnencultus, der sich von Babylon her so weit ausbreitete, war eine zu einseitige Uebertreibung, als dass ein Extrem nicht das andere hätte hervorrufen müssen. Hatte vielleicht die allzu harte Ascese der Brahmanen die sinnliche Reaction des Wischnuismus herbeigeführt, so reagirte umgekehrt gegen Babylon der sittliche Rigorismus der Perser.

Trotz aller Corruption aber, die notorisch in Babylon herrschend wurde, darf man immerhin annehmen, sie habe hier nicht von Anfang an geherrscht, sondern ihr sey eine Periode der Unschuld und Reinheit vorangegangen, in welcher das Volk lebenslustig, frisch und geistreich, aber noch nicht verdorben war. Man darf nicht vergessen, dass Babylon der ursprünglichen Heimat der Menschen in den nordwestlichen Bergen Indiens näher lag und dass es den elastischeren, körper- und geisteskräftigeren Völkern näher war als Aegypten. Man soll ferner nicht vergessen, dass die Ausrechnung des Sonnenjahrs und die Feststellung des Kalenders mit grösserer Wahrscheinlichkeit den Magiern in Babylon als den ägyptischen Priestern zuzuschreiben ist, und dass sich hier wie überall und wahrscheinlich früher als anderswo an die Vertiefung über

die Bedeutung des Sonnenjahrs die Unsterblichkeitslehre angeknüpft hat.

Wenn wir den schwachen Spuren derselben nachgehen, stossen wir auf einen merkwürdigen Mythus, der von einem Opfer und einer Sühne handelt, ein Glaube, der zwar noch keine Unsterblichkeitslehre enthält, aber doch den zu ihr hinleitenden sittlichen Begriff in sich schliesst.

Berosus hat uns ein höchst merkwürdiges Bruchstück aus dem Glauben der alten Babylonier erhalten. Darin heisst es, im Anfang war nur die Finsterniss und das Wasser. Im Wasser aber entstanden Ungeheuer, von menschlicher und thierischer Art, die immer einzelne Glieder zu viel oder zu wenig hatten, oder Gliedmassen, die andern Geschöpfen angehörten. Ueber alle diese Ungeheuer herrschte das Weib Omorka. Da kam Belos (Baal, der Sonnengott) und hieb das Weib mitten von einander, dass ihr Obertheil der Himmel, ihr Untertheil die Erde wurde, und die Ungeheuer brachte er alle um. Um aber die Welt mit neuen und besseren Wesen zu erfüllen, schnitt sich Belos das eigene Haupt ab und aus der Vermischung seines göttlichen Blutes mit der Erde entstanden die Menschen. — Es lässt sich kaum verkennen, dass es sich hier um eine Sühne handelt. Die Vernichtung der ersten noch unvollkommenen Welt und ihrer niedrig gearteten, aber unschuldigen Beherrscherin durch ein höheres Wesen, oder noch kürzer der Materie durch den Geist, erforderte eine Blutrache, ein blutiges Opfer zur Sühne, und dieses Opfer brachte jenes höhere Wesen freiwillig. Aus den Fragmenten des Berosus nach der Ausgabe von Richter p. 47.

Derselbe Gedanke und nahezu dieselben Namen kehren wieder in der nordischen Edda. Hier entsteht aus dem Kampfe der Kälte mit der Hitze der Riese Ymir, der Inbegriff der gesammten Materie. Ihn aber tödtet Odin, der Geist, und des todten Riesen Leib zerfällt. Ymirs Tod aber bleibt nicht ungerächt, denn zu seiner Sühne muss Baldur, Odins Sohn, sterben, als der reinste und unschuldigste aller Götter, als die edelste Emanation des göttlichen Geistes überhaupt. Baldurs Tod spiegelt sich jährlich in dem scheinbaren Dahinsterben der Sonne und des Sommerlebens, wenn die Winternacht kommt. Die rohe Urmaterie verschlingt alsdann gleichsam die höhern

organischen Bildungen, welche nicht hätten entstehen können, wenn Ymir nicht umgebracht worden wäre. Weil aber dieses jährlich sterbende Naturleben sich doch im nächsten Jahr wieder erneuert, konnte auch diese Sühne für Ymirs Tod nicht genügen. Daher der Glauben an den Weltuntergang, den s. g. Götterrauch, in dem die ganze von Odin geschaffene Welt untergehen muss.

Eigentlich gehört auch des Uranos Entmannung hierher. Der unbändige Zeugungs- und Schöpfungsdrang dieses Gottes würde die Welt nur mit Ungeheuern erfüllt haben, wenn sein Sohn Chronos ihn nicht entmannt und dadurch seine Superfötation gehemmt hätte. Indem aus den abgeschnittenen Zeugungstheilen des Uranos, die ins Meer fielen, ein Schaum entstand, aus welchem Aphrodite, die Göttin der Liebe hervorkam, bedeutet das einfach den Lehrsatz: erst musste die anorganische Natur in ihren rohen elementaren Massen gebändigt seyn, ehe die organische Natur mit ihrem reichen Leben sich entfalten konnte.

Ein Araber, Namens Abu-Bakr A'hmed Ibn-Wa'hschijjah, ein Nachkomme der alten Chaldäer, hatte im Jahr 904 das babylonische Original eines Buches übersetzt, welches ein gewisser Qut'ami im 14. Jahrhundert vor Christi Geburt in Babylon geschrieben haben soll. Die erste Kenntniss davon vermittelte Chwolson in einer Schrift über die Reste altbabylonischer Literatur in arabischen Uebersetzungen, womit eine andere Abhandlung desselben über Tammuz (Petersburg 1860) zu vergleichen ist. Darüber hat nun wieder Liebrecht in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XVII. 397. berichtet.

Der alte Babylonier erzählt nach der arabischen Uebersetzung, im Sonnentempel zu Babylon habe das Sonnenbild in der Mitte zwischen Himmel und Erde gehangen, umher die Sonnenbilder aller andern Länder, dann der übrigen Planetengötter, und alle hätten an einem gewissen Tage vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne den Tod des Tammuz beweint. Beim Anbruch der Nacht aber seyen alle Götterbilder in die Länder, aus denen sie gekommen, wieder zurückgeflogen. Der arabische Uebersetzer fügt hinzu, dass man sowohl in Babylon als auch im Harran noch zu seiner Zeit an einem ge-

wissen Jahresfest den Tod des Tammuz beweint hätte, besonders die Frauen. Weiter fügt er hinzu, in einem andern alten Buche eine Geschichte des Tammuz gelesen zu haben, wonach Tammuz einen bösen König zur Anbetung der Gestirne aufgefordert habe, auf Befehl desselben hingerichtet, und da er doch nicht starb, immer von neuem auf die verschiedenste Art hingerichtet worden sey, bis er endlich starb. Ein anderer arabischer Schriftsteller christlichen Bekenntnisses, der im 10. Jahrhundert lebte, enthält noch die Notiz, im Harran habe man jährlich einmal das Fest der weinenden Frauen begangen, zu Ehren des Gottes Ta-uz. Die Frauen aber hätten ihn beweint, weil sein Herr ihn grausam habe tödten, seine Knochen in einer Mühle zermalmen und in den Wind streuen lassen. Sie essen daher an diesem Tage auch nichts, was von Mehl bereitet sey, sondern nur Waizenkörner.

Dieser Tod ist der Zerreissung des Osiris, Zagreus und Dionysos zu ähnlich, als dass man den Tammuz nicht zu dieser Classe von Gottheiten zählen müsste. Von besonderm Interesse ist seine Beziehung zum Getreide. Hier verknüpft sich der dionysische Cultus eng mit dem cerealischen, wie denn auch schon in dem Mythus des Osiris die Beziehung auf den Ackerbau und die Fruchtbarkeit des ägyptischen Nillandes vorleuchtet. Mit gutem Grunde glaubt Liebrecht in der thränenreichen Todesfeier des Hussein, welche die heutigen Perser noch immer begehen, die Spuren des alten Tammuzfestes wiederzuerkennen. In Indien feiern die Muhamedaner Husseins Trauerfest unter dem Namen Taazia, nach Garcin de Tassy, nouv. Journal Asiat. VIII. 89. 164.

Schon im Alterthum selbst wurde der in Syrien verehrte Tammuz mit dem griechischen Adonis identificirt. In dem Namen Adonis ist aber nur das semitische Wort *adonai*, der Herr, verborgen; es ist ein Titel, kein Name. Adonis, der schöne Jäger, den Venus liebte und der von einem Eber (Sinnbild des Winters) getödtet wurde und von ganz Griechenland zur Zeit der Sommersonnenwende beweint wurde, ist längst als eine Personification der Sonne, als Sonnengott erkannt worden. Da nun aber Adonis mit Osiris und Dionysos zusammenfällt, die nicht blos sterbende Sonnengötter eines Jahres sind, sondern auch die Menschen zur Unsterblichkeit führen,

dürfte auch Tammuz schon im alten Babylon der Träger einer Unsterblichkeitslehre gewesen seyn.

Wenn in den dionysischen Mysterien der Griechen dieser Glauben uns in der vollendetsten Ausbildung entgegentritt, so sind der letztern doch ohne Zweifel Vorstufen im Orient vorangegangen und es ist kaum denkbar, dass die Spuren davon nicht bis in das alte hochgebildete Babylon zurückreichen sollten, wo der Sonnen- und Sternencultus seinen Ursprung nahm. Eine Spur finden wir im Schachnameh des Firdusi, der aus altmedischen Quellen schöpfte. Hier heisst es nach der Uebersetzung von Görres (das Heldenbuch von Iran Theil I. Kap. 3.), einer der ältesten Beherrscher von Iran, Themuresch, sey waffengerüstet in die Welt getreten, um sie vom Uebel zu reinigen. Zugleich habe er den Gesang erfunden und damit wie Orpheus zuerst alle wilden Thiere gezähmt, ehe er gegen die bösen Diws (Dämonen) in den Kampf gezogen sey. Nachdem er sie aber gebändigt, hätten sie ihm die Schrift und alle Wissenschaften lehren müssen, damit er sie zum Guten anwende, wie sie vorher zum Bösen gebraucht worden waren. Herbelot s. v. Thahamurath sagt, dieser göttliche Held sey „Herr der glücklichen Conjunction der Planeten", womit auf den Anfang der Zeit hingewiesen wird, in welchem die Planeten in voller Harmonie standen. Als Diener fand sich bei ihm der Vogel Simurgh ein, der alle Zeiten überdauert gleich dem Phönix, der sich immer wieder verjüngt. Von dem Helden Thahamurath heisst es nun bei Herbelot weiter, er habe Krieg mit den bösen Diws geführt, um die zarten Peris (weibliche gute Genien) aus deren Gewalt zu befreien und er habe glücklich die schöne Königin der Peri, Merdschane, aus der Höhle der Diws gerettet. Endlich wird er bei Herbelot auch Erfinder des Reisbaues genannt. Die letztere Notiz stellt ihn den Gottheiten des Ackerbaues und somit auch der Wiedergeburt, namentlich dem Osiris und Dionysos gleich. Die Rettung der Peri hat Aehnlichkeit mit der Erlösung der schönen Ariadne durch Dionysos. Im Namen Merdschane liesse sich sogar unsere nordische Feenkönigin Morgana wiedererkennen. Man vergleiche darüber meinen Odin Seite 304—318.

Wie sehr nun auch bei den spätern persischen Dichtern die ältere Vorstellungsweise der Völker am Euphrat und Tigris

märchenhaft gemodelt erscheint, so kann man sich doch kaum der Vermuthung erwehren, in Thahamurath dürfte eine Erinnerung an Thammuz und vielleicht trotz der Namensveränderung an den altbabylonischen Sonnengott selbst verborgen seyn.

In Borrows englischem Werk über die Zigeuner (the zingali) findet sich die merkwürdige Sage vom Ursprung der Zigeuner, die ganz in den Vorstellungskreis gehört, den wir hier besprechen. König Pharao von Aegypten nämlich soll alle Völker unterjocht und sogar den Himmel haben erobern wollen. Da zürnte Gott und warf auf ihn und sein Volk einen grossen Berg, der alle bis auf einen kleinen Rest begrub. Seitdem hört man sie noch in jeder Johannisnacht inwendig im Berge singen und lärmen. Der Rest der Aegypter aber konnte sich gegen die früher unterworfenen Völker, welche sich jetzt alle empörten, nicht mehr behaupten, musste aus dem Lande flüchten und sich in der ganzen Welt zerstreuen. Das sind die Zigeuner.

Sollte hier nicht an den Sieg des Themuresch über die Diws gedacht werden dürfen, und an die uralten Kriege der beiden ältesten Culturvölker in Babylon und Aegypten? Das persische Schachnameh bewahrt unter den Erinnerungen der vorpersischen Zeit der babylonisch-assyrisch-medischen Reiche noch den Kampf mit dem bösen Zohak auf, in welchem der ägyptische Seb kaum zu verkennen ist.

Im Gegensatz gegen die indische Weltanschauung, die alles in Geist auflöste, hielt sich die babylonische an die materielle Wirklichkeit und ihre Verehrung der Sonne als Baal sowie der Cultus des Sonnenjahrs war, wie schon bemerkt, hier wahrscheinlich noch älter als in Aegypten. Von einer Seelenwanderung auch nur in der Beschränkung wie in Aegypten findet sich in Babylon nichts vor. Man verbrannte die Todten nicht wie in Indien, sondern begrub sie wie in Aegypten, verwandte jedoch auf die Erhaltung der Leichen keine Sorgfalt und war weit entfernt, den warmen lebendigen Leib für weniger zu achten als die Mumie. Im Vergleich mit den Indern galt den Babyloniern nicht der Geist, sondern das Fleisch und im Vergleich mit den Aegyptern nicht der Tod, sondern das Leben. Das Charakteristische des Babylonier-

thums ist in der heiligen Schrift kurz und gut mit zwei Worten festgestellt. Wenn im alten Testament von Babylon die Rede ist, so wird es als die „babylonische Hure" bezeichnet. Auch alle andern Geschichtsquellen erwähnen und rügen die im alten Babylon vorherrschende Wollust. Dieselbe scheint aber einen ziemlich unschuldigen Anfang gehabt zu haben. Die Menschheit war noch jung, die Erde um die Stadt und der Himmel über ihr lachend, der Boden fruchtbar, das südliche Land voll Reiz. Durch das Zusammendrängen vieler Menschen an dieser glücklichen Stätte blühten aus dem Wohlstand ein geordnetes Staatswesen, wissenschaftliche und künstlerische Bildung empor. Alles jung und frisch, das erste Beispiel in der Welt. Die Vergleichung mit noch rohen, an den Grenzen des gesitteten Reichs wohnenden Barbaren musste das Selbstgefühl des glücklichen Volks erhöhen. Wie hätte diesen Menschen nicht wohl seyn, wie hätten sie sich des Lebens nicht freuen sollen! Denken wir uns dieses gebildete Volk mitten unter noch rohen und wilden Völkern, so begreift man, warum es auf seine Vermehrung einen Werth legen musste. Je zahlreicher das Volk, desto sicherer und mächtiger war es nach aussen. Man braucht also nicht an gemeine thierische Wollust zu denken, von der das Volk in Babylon von Anfang an besessen gewesen sey. Die Vermehrung der Bevölkerung war Staatszweck. Natürlicherweise konnte aber das Königthum und Priesterthum beim Volke diese Tendenz zur Sinnenlust nicht pflegen, ohne dass sie in Missbrauch ausartete. Im Stadium des Missbrauchs hat sie schon Herodot gefunden, der uns in seinem Geschichtswerk I. 105. den Cultus der Liebesgöttin in Babylon in auffallend grellen Zügen schildert.

Genug, wenn die weisesten Brahmanen Indiens dem Sinnenleben ganz entsagten, sich ganz in den Geist versenkten und in einer selbst den gebildetsten Völkern der Neuzeit kaum begreiflichen Ascese das Fleisch tödteten, und andererseits die Aegypter das Fleisch zwar vollkommen respectirten, ihm aber keine Freiheit gönnten, sondern es schon im Leben mit gesetzlichen Vorschriften wie nach dem Tode mit Linnen umwickelten und einschnürten, erfreute sich in Babylon das Fleisch der vollen Freiheit, und seine Pflege, ja selbst seine ausschweifendsten Genüsse galten hier für Religion.

A.

Geſchichte des Jahres 1829.

2.

Die ägyptische Unsterblichkeitslehre.

Wenn Diodor I. 10. die Aegypter für das älteste Volk der Welt erklärt, so hat er sich wahrscheinlich getäuscht, denn Aegypten liegt von der eigentlichen Heimat der Menschheit, welche zweifellos in den nordwestlichen Gebirgen Indiens zu suchen ist, zu weit entfernt. Ich beanstande auch die beliebte Ueberschätzung des altägyptischen Glaubens und seines Einflusses auf Vorderasien und Griechenland. Die Behauptung, in Aegypten allein sey die Quelle aller Götterculte des Alterthums zu suchen, greift zu weit. Ich gestehe Aegypten nur die consequenteste und minutiöseste Ausbildung eines auf das Sonnenjahr gebauten Systems in einer ganz eigenthümlichen, seiner geographischen Lage und Naturbeschaffenheit angemessenen Beschränkung zu, werde aber im vorliegenden Werke nachweisen, dass die altgriechische Religion, wie viel sie auch vom ägyptischen Cultus des Sonnenjahrs und von der ägyptischen Vielgötterei angenommen hat, doch wesentlich etwas Selbständiges war und im eigensten Charakter der griechischen Nationalität wurzelte. In gewissem Grade gilt dies sogar auch von der Religion der Phöniker, in welcher wenigstens die Einschränkung und der rein defensive Charakter nicht so einseitig vorherrscht, wie in der ägyptischen.

Der altägyptische Glauben hat mit dem altgriechischen nur insofern etwas Wesentliches gemein, als er ganz im Gegensatz gegen den Glauben der Inder, nicht monotheistisch alles in einen ewigen Geist concentrirt, sondern der sichtbaren materiellen Natur einen weit höheren Werth beilegt und polytheistisch eine Gruppe von personificirten Naturgewalten darin herrschen sieht, unter denen die astralischen nur insofern vorwalten, als das ganze Glaubenssystem auf das Sonnenjahr gebaut ist. Die ägyptische Mythologie ist ursprünglich nur eine Geschichte des Jahres oder des Sonnenlaufs durch das Jahr, der sich im Laufe des Niles durch das Land Aegypten abspiegelt, so dass Himmel und Erde sich hier in enger Abschliessung nach aussen, wie die obere und untere Hälfte eines Eies verhalten.

Zwar hat schon Herodot II. 145. mehrere Generationen ägyptischer Götter verzeichnet, die aufeinander gefolgt seyn sollen und die sich auch einigermaassen in der altgriechischen Theogonie wiederholen. Allein es ist über allen Zweifel erhaben, dass die ägyptischen Priester alles, was über das letzte Göttergeschlecht (Osiris, Isis, Horus, Thaut, Typhon etc.) hinausliegt und deren Eltern und Voreltern vorstellen soll, nur später calculirt und antedatirt haben. Diese Abstractionen von acht Urmächten oder Aeonen sind nur nebelhaft im Vergleich mit dem jüngsten Göttergeschlecht, in welchem die reellen Naturgewalten in ihrem lebendigen Ineinandergreifen im Jahresverlauf personificirt werden.

Das Merkwürdigste in diesen Abstractionen ist, dass dem Raume das gute Princip, der Zeit aber das böse zugewiesen wird, sofern, was der zerstörende Typhon in dem jüngsten Göttergeschlecht darstellt, in dem ältern Göttergeschlecht der böse Seb oder Sewek vertritt, der nichts anderes ist als die Zeit. Es war ein natürlicher Gedanke, im Anfang nur das Gute vorauszusetzen, so dass die Störung und Zerstörung desselben nothwendig erst der fortschreitenden Zeit zukommen konnte. Diese altägyptische Speculation motivirte nun durch die erste Bewegung der Zeit das Entstehen alles Bösen in der vorher ruhigen und glücklichen Welt und das Nothwendigwerden einer Umgestaltung der Welt in der Art, wie sie noch jetzt besteht, sofern in dieser jüngsten Weltgestaltung und Naturordnung der Kampf zwischen dem Guten und Bösen wenigstens an feste Regeln gebunden ist.

Nachdem Seb, so lautet der Mythus, mit grossen Schaaren der ihm untergebenen bösen Geister die Welt zu verderben getrachtet, aber vom guten Weltprinzip überwunden worden war, erhielten alle diese rebellischen Geister die Bestimmung, in irdische Leiber einzugehen und als Menschen ihre Schuld zu büssen, sich von derselben zu reinigen. Zu diesem Zweck wurde überhaupt erst die gegenwärtige materielle Welt sammt dem sie beherrschenden jüngsten Göttergeschlecht geschaffen. Der Gott Amun oder Ammon schuf diese Welt und liess sie im Zeichen des Widders, dessen Hörner sein eigenes Haupt zieren, beginnen und bildete die Leiber, welche die gefallenen Geister als Seelen aufnehmen sollten. Eusebius, praep. Evang.

III. 12. Stobäus ecl. phys. I. 2. 948. Vergl. Röth, die ägypt. und zoroastrische Glaubenslehre S. 155. Anmerkungen S. 182. Die Erde wurde demnach der Prüfungsort der gefallenen Geister.

Wieder anders und noch tiefsinniger ausgedacht erscheint der Mythus bei Stobäus II. 935. f. 950. f. (nach Poemander und Hermäus). Der Urgeist schuf den Himmel in verschiedenen Sphären, aber immateriell, eine blos geistige Welt. Diese genügte ihm aber noch nicht und weil aus den himmlischen Sphären schwere, ungeistige, leblose Stoffe in die Tiefe herabgesunken waren, wollte der Urgeist dieselben nicht in ihrem trostlosen Zustande lassen, sondern formte aus ihnen die materielle Natur so schön, dass die himmlischen Wesen sie bewunderten. Da schuf er Rangordnungen unter den Geistern. Die höchsten durften die himmlischen Sphären regieren, die des zweiten Ranges die Elemente. Sodann erlaubte er den letztern selber noch andere Wesen zu schaffen, die, wenn auch niedern Ranges, doch der Natur noch mehr Mannigfaltigkeit und Reiz geben sollten. Da schufen nun die Geister der Elemente alle Thierarten nach der Ordnung, wie sie sich an die Elemente vertheilen. Als ihnen aber das so gut gelungen war, wurden die Geister der Elemente übermüthig, wollten nicht mehr auf ihre Rangstufe beschränkt bleiben, sondern höher hinauf. Sie brachen also tumultuarisch in die himmlischen Sphären ein. Von hier oben aus aber zeigte sich ihnen die untere Natur in Gestalt eines Weibes so reizend und streckte so verlangend nach ihnen die Arme aus, dass sie in Lust entbrennend sie umarmten. Wie ein Blitz schlug diese erste Paarung des Geistes mit der Materie durch den Weltraum und die Zeugung war zugleich ein Tod. Denn der Urgeist verurtheilte sofort die rebellischen Geister, in menschliche Körper einzugehn, in denen sie büssen sollten, um nach erfolgter Reue und Besserung in die himmlische Geisterwelt zurückzukehren, und zwar sollte Ein- und Austritt erfolgen auf der Leiter der Planeten und von jedem Planeten sollte die in den Leib hinabsteigende Seele eine besondere Gabe empfangen.

Nun aber grollten die gefallenen Geister. Freiwillig hatten sie sich in die schöne Menschenform verliebt und ihre Lust an ihr gehabt; aber sie wollten nicht gezwungen, nicht in diese

Form gebannt seyn. Deswegen missachteten sie die Weisheit und Güte des Urgeists, der ihnen auch in der sterblichen Hülle so viel Gutes bescheert hatte. Zum zweitenmal rebellirten sie, und da sie sich in die höhern Regionen nicht mehr aufschwingen konnten, brachen sie wenigstens die göttlichen Gebote und stifteten so viel Schaden als möglich durch Befleckung und Schädigung der Natur und ihrer Mitgeschöpfe, durch Laster, Krieg und Mord. Da klagte die Natur beim Urgeist und derselbe versprach ihr Hülfe und sandte ihr eine Emanation aus sich selbst, den Gott Osiris, zum Mittler und Erlöser. Derselbe durchdrang die ganze Natur mit einem neuen Geiste, brachte aber ein freiwilliges Opfer, indem er in die Materie einging. Was die gefallenen Geister ursprünglich aus böser Lust gethan, that er aus Erbarmen, und wie sie in jener bösen Lust durch eine Hochzeit die Sünde in die Materie eingeführt, so befreite er die Materie von der Sünde durch den Tod. Als Sonne und als Nil ordnete und regierte er Zeit und Raum, als König von Aegypten ordnete er das Volk nach Rangstufen und Berufsarten und gab ihm weise Gesetze, damit es nicht sündige und sich auf ein besseres Daseyn vorbereite. Jährlich sterbend (durch die Sommersonnenwende) als Sonne und (durch die Ueberschwemmung) als Nil gab er den Menschen ein Beispiel, wie sie gerne sterben sollten, nachdem sie heilig gelebt, und auch noch nach dem Tode blieb er ihr gütiger Schutzherr und König und schlief mit ihnen in Erwartung der Auferstehung.

Es entsprach ganz dem ägyptischen Charakter, dass die väterliche Liebe der Gottheit doch den Menschen zugleich einen so grossen Zwang anthat, und es liegt ein gewisser Widerspruch darin, dass die ägyptische Lehre den freien Willen des Menschen, ohne welchen er für keine seiner Handlungen verantwortlich gemacht werden kann, in auffallender Weise einschränkt. Dieser Widerspruch besteht darin, dass die gefallenen Geister auf der Planetenleiter zur Erde herabkommen und auf jedem Planeten mit einer andern Eigenschaft für ihr irdisches Daseyn begabt werden sollen. Stobäus a. a. O. 203. Jamblichus, de myster. Aegypt. VIII. 6. Macrobius somn. Scip. I. 12. 68. Servius zur Aeneide VI. 714. Rechnet man nun noch dazu, dass nach ägyptischer Vorstellung jedes einzelne Glied und Organ des menschlichen Leibes unter dem

besondern Einfluss einer Gottheit stand, wie das in Turin aufbewahrte und von Lepsius herausgegebene altägyptische Todtenbuch Kap. 42. lehrt, so erscheint der Mensch in fast lächerlicher Weise von fremdem Einfluss abhängig, dass man ihn kaum noch für zurechnungsfähig halten kann. Man ist versucht, diesen Widerspruch dadurch zu erklären, dass die ursprüngliche Vorstellung vielleicht eine einfachere gewesen ist und dem Menschen mehr natürlichen freien Willen gelassen hat, und dass erst später das pedantische astrologische Einschachtelungssystem der Aegypter in seiner überkünstelten Ausbildung auf jene Vorstellungen von der Seele zurückgewirkt hat.

Die ägyptische Lehre verlangte, der Mensch solle sich einer Menge von Ceremonialgesetzen unterwerfen, die für jede Kaste oder Berufsklasse verschiedenartig abgefasst waren. Die vielen Reinigungen, Waschungen, die Verbote, von diesem oder jenem Thiere zu essen oder etwas, was für unrein oder dämonisch erklärt wurde, die sich heute noch im jüdischen und muhamedanischen Gesetz finden, stammen grossentheils von den alten Aegyptern her. Die ägyptischen Menschen, d. h. die in Menschenkörper übergegangenen gefallenen Geister, wurden durch eine Menge von Geboten und Verboten geschützt und zugleich eingeengt, dass sie sich kaum frei rühren konnten. Es ist bekannt, wie sogar den Königen ihr Verhalten zu jeder Stunde des Tages vorgeschrieben war. Das alles hatte den guten Zweck, Ausschreitungen des freien Willens zu verhüten. Das Vertheidigungssystem gegen das Böse war aber so engherzig, dass es eine freie Offensive zum Guten ausschloss. Der Mensch war kaum mehr eine Person, sondern von Geburt an eine Sache, in eine gewisse Schachtel eingesteckt, einer Kaste einverleibt, zu einer bestimmten täglichen Beschäftigung gezwungen ohne Freiheit.

Wenn auch eine gewisse Grundstimmung durch das ganze Aegypterthum hindurchgeht, so darf man doch manches, was sicher erst später ausgedacht worden ist, nicht als etwas schon Anfängliches ansehen. Ueberhaupt sind die Vorstellungen von einer schon vor viertausend Jahren fixirten und vollendeten ägyptischen Cultur ein wenig fabelhaft. Wenn Firmicus IV. 16. die Planetenleiter vom ersten König der zwanzigsten

ägyptischen Dynastie erfinden lässt, so heisst das wohl nur, die Aegypter haben die Lehre von den Sphärenharmonien erst in einer spätern Zeit überkommen, vielleicht von den Magiern in Babylon. In ihrer Legende des Osiris dürfte sich auch manches nur durch fremden Einfluss richtig erklären lassen. Osiris soll zu gleicher Zeit als Sonne leuchten und erwärmen und dann wieder als Mumie im Grabe liegen, während sein Sohn Horus ausersehen ist, seinen Tod zu rächen. In dieser Vorstellung ist Osiris die im vorigen Jahr gestorbene Sonne und Horus die neue Jahressonne. Dieser Horus scheint dem Begriff und Namen nach von dem persischen Kyros und griechischen Koros abzustammen und dem ägyptischen Ideenkreise ursprünglich fremd zu seyn, und eben desbalb eigentlich überflüssig. Denn weil er die Sonne ist, die jährlich stirbt, muss auch Horus sterben. Dies wird durch einen Mythus ausgedrückt, in welchem dem Horus durch den Bore-Seth dasselbe geschieht, wie seinem Vater Osiris durch den Typhon. Er wird nämlich von demselben umgebracht. Nun aber tritt seine Mutter Isis als Rächerin auf und tödtet den Bore-Seth, wovon sie den Namen Persephassa erhält. Plutarch, Isis 27. Wem könnte es entgehen, dass hier eine Vermengelung ägyptischer und griechischer Vorstellungen stattfindet, um die ägyptische Isis mit der griechischen Persephone zu identificiren? Diese Vermengelung geht noch weiter. Weil Persephone in der Unterwelt bei ihrem Gatten Pluto nur ein halbes Jahr zubringt und die andere Hälfte bei ihrer Mutter auf der Oberwelt, muss auch Isis je ein halbes Jahr beim Osiris in der Unterwelt zubringen, das andere halbe Jahr aber darf sie auf der Oberwelt herrschen.

Diese Göttin Isis, die nach der ursprünglichen ägyptischen Vorstellung dem Osiris als treue Gattin untergeordnet ist und deren ganzes Daseyn auch in ihrem Wittwenstande nur von der Liebe zu ihm und der Klage um ihn erfüllt ist, wird in einer spätern Vorstellung weit über ihn erhoben, ja ganz unabhängig von ihm zur höchsten und alleinigen Gottheit gemacht, etwa wie die ephesische Diana oder die syrische Göttermutter, ja eigentlich wie die indische Bhavani. Denn bei Appulejus, Metam. XI. 362. rühmt sie sich selbst: Ich die Mutter aller Dinge, die erste der Himmlischen, aller Götter und Göttinnen

Urbild *(facies uniformis)* etc. und die Inschrift am Tempel zu Sais, in welchem die Isis unter dem Namen Neith verehrt wurde, lautete: Ich bin alles, was da war, was ist und seyn wird und meinen Schleier hat noch nie ein Sterblicher aufgehoben. Plutarch, Isis XI. 354.

Eine allmälige Fortbildung der altägyptischen Speculation und wahrscheinlich unter fremdem Einfluss erkennt man auch in andern Anzeichen wieder, z. B. in den Spaltungen und Gabelungen des ursprünglich gewiss ganz einfachen Begriffs eines vom Himmel herab gefallenen Geistes, der zu seiner Busse in den irdischen Körper eingehen soll. Da wird nun in demselben Ich oder Individuum erstens der Geist vom Körper, dann wieder der Geist von der Seele unterschieden, und drittens werden auch noch himmlische Schutzgeister unzertrennlich mit dem Individuum verbunden, um ihn den rechten Weg durchs irdische Leben nicht verfehlen zu lassen. Vergl. Röth S. 230. Entspricht das nun auch ganz dem ängstlichen Einschachtelungssystem, welches den Aegyptern vor allen andern Völkern eigenthümlich war, und muss man sich vorstellen, sie wollten die geistige Substanz des Individuums ebenso sorgfältig schützen und einwickeln, wie die materielle in der Mumie, so hat doch ohne Zweifel auch die Bekanntschaft mit syrischen, babylonischen und griechischen Speculationen auf sie nicht weniger zurückgewirkt, als die ägyptische auf die pythagoräischen und orphischen Mysterienlehren. Vor allem aber dürfte die Lehre von den Planeten, ihrer Sphärenmusik und ihrer Leiter mehr dem babylonischen Sabäismus und dem apollinischen Sinn für Musik entstammt seyn, als dem alten Aegypterthum. Auch die Schutzgeister scheinen mehr persischen als ägyptischen Ursprungs zu seyn.

Das eigentlich Charakteristische, was die Aegypter von allen andern alten Völkern unterscheidet, war das conservative Princip in ihrer Sorge um den Leib, um die Nichtauflösung des Körpers, um dessen Erhaltung für immer und überhaupt um die Erhaltung der einmal wirklich gewordenen und von den Aegyptern selbst für vollkommen und unverbesserlich gehaltenen ägyptischen Zustände.

Die gefallenen und in den menschlichen Körper gebannten Geister mussten allerdings eine Prüfung bestehen und waren

der Strafe verfallen, wenn sie in der Prüfung nicht bestanden, allein es war von vornherein dafür gesorgt, dass ihnen die Prüfung erleichtert wurde, einmal durch die Gnadengaben, welche sie bei ihrer Herabkunft vom Himmel auf der Planetenleiter von jedem einzelnen Planeten erhielten, zweitens durch die ihnen mitgegebenen Schutzgeister, drittens durch das Erbarmen des Osiris, welcher mit seinem göttlichen Wesen die ganze Natur und also auch die Menschheit durchdrang und heiligte, viertens durch die eng umgrenzenden Rangordnungen, durch die vorgeschriebenen Reinigungen und äusserst detaillirten Gebote und Verbote. Nach dem Tode sollte jedes menschliche Individuum vor ein Todtengericht gezogen werden. Dasselbe bestand aus dem im Todtenreiche waltenden Osiris und 42 göttlichen Richtern. Der Werth oder Unwerth des Verstorbenen wurde auf einer grossen Waage abgewogen und sein Urtheil in einem grossen Buche niedergeschrieben. Man hat noch das oben erwähnte ägyptische Todtenbuch, auf einer Papyrusrolle niedergeschrieben, in einem ägyptischen Grabe aufgefunden und in Turin aufbewahrt, herausgegeben von Lepsius. Darin sind alle diese Dinge beschrieben. Vergl. dazu Röth, Aegyptische Glaubenslehre S. 178.

Welche Seele die Prüfung nicht bestand, sollte nach Herodot II. 123. dreitausend Jahre lang, was ganz der indischen Seelenwanderungslehre entsprach, durch allerlei Thierleiber wandern müssen. Man wollte nun das berühmte Labyrinth mit seinen dreitausend Kammern als eine sinnbildliche Darstellung dieser Seelenwanderungen betrachten, welcher Meinung auch noch Creuzer II. 13. anhing. Herodot aber, welcher selber das Labyrinth besuchte und (II. 148.) beschrieben hat, fand darin nur leere Wände, die gewiss mit warnenden Bildern gefüllt gewesen wären, wenn man hier überhaupt an Seelenwanderungen gedacht hätte. Auch Strabo 811. und Diodor I. 89. kennen das Labyrinth nur als Grabdenkmal eines Königs und seine Verbindung mit dem See Möris lässt sogar auf einen grossartigen Bau schliessen, welcher zum Zweck der Landesbewässerung in trockner Zeit errichtet war.

Jedenfalls muss man sich unter den Aegyptern, welche die Prüfung vor dem Todtengericht nicht bestanden, nur eine Menschenclasse denken, welche von der herrschenden Priester-

und Kriegerkaste absichtlich eines höhern Werthes nicht gewürdigt wurde, denn für die Könige, Priester, Krieger, Vornehme und Reiche war gesorgt. In dem Todtengebet, welches Porphyrius de abstin. IV. 10. aufbewahrt hat, wird der Sonnengott (Osiris) angerufen, den Verstorbenen zu den ewigen Göttern zu führen. Dabei wird der Verstorbene wegen seiner Tugenden gelobt und es heisst, wenn er gesündigt habe, so sey es nur mit dem Bauche geschehen. Der Bauch aber wurde mit dem Tode abgelegt. In der Mumie wurde der ganze Leichnam mit grösster Sorgfalt erhalten, nur der ganze Inhalt des Bauchs, die Eingeweide, wurden ausgenommen und weggeworfen. Dann war der übrige Leib für die Sünden des Bauchs nicht mehr verantwortlich.

Dass die Aegypter so zäh an ihrer Leiblichkeit und überhaupt an der Wirklichkeit der Dinge hingen und doch das gegenwärtige Leben gering schätzten, darin lag kein Widerspruch, denn was sie für das ewige Leben hielten, war eben doch nur wieder das diesseitige. Nach Diodor I. 51. glaubten die Aegypter, sie seyen nur zur Herberge in diesem Leben und erst im künftigen Leben sey ihre wahre und bleibende Heimat, weshalb sie auch nur in geringen Häusern wohnten, dagegen ihre Gräber als ihre künftigen Wohnungen auf das prachtvollste bauten und einrichteten. Man hätte glauben sollen, in der Verachtung des gegenwärtigen Daseyns kämen die Aegypter ganz mit den Indern überein, und doch waren ihre Glaubenslehren himmelweit von einander verschieden, denn während die Inder im materiellen Daseyn nur einen Schein, gleichsam einen Traum erkannten und sie alles vergeistigten, gruben sich im Gegentheil die Aegypter förmlich in die Materie ein und wollten nie mehr von ihr lassen. Der Inder glaubte sein individuelles Daseyn und seinen Körper nicht schnell genug verflüchtigen, vernichten und gleichsam im Meer der Gottheit untergehen lassen zu können, weshalb auch in Indien alle Leichen verbrannt und spurlos vertilgt wurden. Der Aegypter dagegen suchte seinen Körper in alle Ewigkeit zu erhalten durch Einbalsamirung und Einwickelung. Er wollte also doch sein gegenwärtiges Daseyn und die ganze materielle Welt umher nur beibehalten und fixiren, was mit

nichts so sehr im Widerspruche stand, als mit den Bedürfnissen und Wünschen der Inder.

Es ist kein Zweifel, dass die Aegypter an ein Jenseits, an einen von der Erde entfernten Himmel gar nicht dachten, sondern dass sie auch nach dem Tode auf der Erde fortzuleben hofften, wenn auch der einzelne warten musste, bis alle die Prüfungszeit überstanden hatten. Die Auferstehung sollte aber nicht anderswo stattfinden, als in Aegypten selbst. Die grossen Nekropolen oder Todtenstädte, die in Aegypten neben jeder grossen Stadt angelegt und für die Todten mit viel grösserer Pracht als für die Lebenden erbaut waren, sollten nicht blos provisorisch da seyn, sondern die Todten sollten einst darin erwachen und ewig darin wohnen bleiben. Nur deshalb bestanden die Gräber der Könige und Vornehmen aus einer Menge von Sälen und Gemächern. Nur deshalb hatten die Todtenstädte grössern Umfang als die Städte der Lebenden. Nur deshalb waren sie mit den schönsten grünen Auen und Wäldern, Blumen und Gewässern umgeben. Diodor I. 96. beschreibt die ungeheure Nekropole von Memphis, zu welcher man die Todten auf dem See Acherusia hinüberführte, als ein Paradies, gleichsam als das ägyptische neue Jerusalem. Er nennt sie mit dem griechischen Namen Heliopolis, das ist Sonnenstadt, weil die Todten hier in der Residenz des todten Sonnengott Osiris und unter dessen Schutze wohnten, um einst mit ihm zu erwachen. Osiris wurde nämlich immer als der Todte gedacht, weil er im Jahre immer sterben muss. Er ist zwar der höchste Gott, der die ganze Zeitlichkeit durch den regelmässigen Mechanismus des Sonnenjahrs regiert, aber sein ganzes Wirken ist eigentlich nur ein Leiden und Sterben; denn sein jährlicher Tod in der Sommersonnenwende ist die Bedingung der Wiederholung desselben Sonnenlaufs oder Jahres und er muss so lange den Lauf durch den Thierkreis wiederholen und immer von neuem sterben, als noch Menschen leben. Menschen leben aber so lange, als nicht sämmtliche gefallene Geister, die in ihnen verkörpert werden, entsühnt und erlöst sind. Röth 183. Dann erst hört die Leidens- und Sterbezeit für Osiris auf. Mit ihm erwachen alle todten Menschen und leben fortan selig unter seiner Herrschaft und zwar in Aegypten, wo sie alle begraben sind, und nirgend anderswo.

Das Mumisiren hatte nun einzig den Zweck, die Leichen unverletzt zu erhalten bis zu dem Moment, wo alle Menschen entsühnt sind und es keine neuen mehr gibt. Servius zur Aeneis III. 68. berichtet, die Aegypter hätten ihre Todten begraben und den Leichnam zu erhalten gesucht, weil die Seele so lange dauern solle wie der Körper; die Römer aber hätten ihre Leichen verbrannt, weil sie geglaubt hätten, die Seele gehe sogleich nach dem Tode in ein anderes Leben über. Herodot II. 86. beschreibt ferner, wie die Leichen in Aegypten, damit sie erhalten würden, mumisirt worden sind, nämlich wie neugeborene Kinder umwickelt und gegen jeden schädlichen Einfluss von aussen geschützt, alle so wie der todte Osiris selbst mumisirt worden sey, in dessen Nähe sie als bei dem Herrn der Todten wie der Lebenden, in seiner Todtenstadt als sein Volk schlafen sollten. Bei der Mumisirung der Könige wurde alles genau so gemacht, wie bei der des Osiris, was noch in Grabbildern dargestellt ist. Champollion, lettre à Mr. Browne p. 22.

Der grossen Todtenstädte gab es in Aegypten ausser Heliopolis noch sehr berühmte zu Abydos, auf einer Nilinsel und westlich von Theben gegen die Wüste hin, und in jeder dieser Nekropolen lag auch ein mumisirter Osiris, was uns nicht Wunder nehmen darf, da auch in katholischen Ländern derselbe Heilige oder wenigstens Gliedmaassen von ihm in mehrfachen Exemplaren an verschiedenen Orten verehrt werden. Creuzer, Symbolik II. 146. meinte, der Glaube der Alten an die seligen Inseln im Westen sey zuerst in Aegypten aufgekommen und beziehe sich auf die Todtenstadt westlich von Theben. Hier fehlt aber das Meer und jener schöne Glaube ist viel wahrscheinlicher am Mittelmeer oder am atlantischen Meere entstanden, von dessen Ufern aus man fern im Meere die Sonne untergehen sieht.

Ein schönes Sinnbild für die Mumie war die Knospe, deren viele Hüllen die schöne Blume gleichsam im Schlafe vor dem Erwachen schützen. In dem ältesten Märchen der Welt nämlich, welches in Hieroglyphenschrift auf einer Papyrusrolle in einem ägyptischen Mumiensarge gefunden wurde, von einer englischen Dame im Jahre 1852 gekauft und zuerst von Rougé in Paris ins Französische, vor einigen Jahren aber aufs neue von

Brugsch aus dem Original ins Deutsche übertragen wurde, heisst es von einem gewissen Batau, der von seinem Bruder erschlagen wurde, seine Seele sey in die Blüthe eines Cedernbaumes verschlossen worden und habe darin fortgelebt. Die Ceder gehört zu den immergrünen Coniferen, deren Grün den Winter überdauert, die daher im Süden wie im Norden Sinnbilder des Todes und der dennoch den Tod überdauernden Lebenskraft waren. Die Blüthe der Ceder ist mithin ein höchst passendes Sinnbild für die Seele nach dem Tode des Leibes oder vor der Wiedergeburt.

Die Ansicht, nach welcher die alten Aegypter in ihren Todtenstädten selbst leibhaftig wieder erwachen und hier in der Umgebung von paradiesischen Landschaften die ewige Seligkeit zu bringen sollen, lässt sich freilich bestreiten und zwar aus einem doppelten Grunde, weil nach der oben angeführten Lehre von der Planetenleiter die Seelen nicht nur auf dieser Leiter zur Erde herab, sondern auch als Gerechte und Selige wieder hinaufsteigen, und zweitens weil nach dem ebenfalls oben schon angeführten Gebet an die Sonne, welches uns Porphyrius aufbewahrt hat, der Verstorbene bittet, in die Versammlung der Götter eingeführt zu werden. Indessen frägt es sich, ob die Planetenleiter für eine ursprünglich ägyptische Vorstellung gelten darf, und ob ihr nicht die Thatsache widerspricht, dass die Aegypter ihre Gräber unzweifelhaft und ausdrücklich sich zu ihren Wohnungen in der seligen Ewigkeit hergerichtet haben. Endlich muss auch Gewicht darauf gelegt werden, dass unter den Göttern, zu welchen der Verstorbene gern versammelt seyn möchte, doch nur die jüngste Götterreihe, nämlich Osiris, Isis und Genossen, gemeint seyn können und dass diese nicht wie die ältern Götterreihen ausschliesslich dem obern Himmel oder Aether angehören, sondern ausdrücklich der Natur einverleibt, der Materie incarnirt sind, um dieselbe durch und durch zu heiligen. War dem aber so, so brauchten auch die Todten, um zu den Göttern zu gelangen, die Erde nicht zu verlassen.

Das schöne Lied an die Sonne, welches auf einem altägyptischen Steine (jetzt in Berlin) gefunden wurde und welches ganz dem entspricht, welches Porphyrius mitgetheilt hat, enthält nichts, was auf ein Emporschweben der Seligen zum

hohen Himmel deutete. Es preist nur das Hinüberschiffen zu den seligen Inseln, die noch der Erde angehören.

Ich preise dich am Abend meines Tages,
Wenn du versinkst und ich versink mit dir
Zu neuem Leben.
Die Sonnenbarken sind in lautrer Freude,
Wenn sie mit dir den Ocean durchschiffen
Und deine Diener schwelgen in Entzücken.
Geschlagen ist vom Glanze deines Auges
Des himmlischen, dein Widersacher,
Gehemmt ist der Apophis-Schlange Vorwärtsschreiten.
Schön ist dein Scheiden, Herz erweiternd,
Am Berg des Abendsonnenscheins.
Da leuchtest du dem guten Gotte,
Dem Herrn der Zeit, der Unterwelt Beherrscher;
Da strahlst du Licht den Schemen aller Todten
Es schaut ihr Auge deine Herrlichkeit; —
Die in der Tiefe ihres Grabes ruhn.
Ihr Arm erhebt sich, deine Macht zu preisen:
Und die im Westen weilen sind entzückt,
Wenn du Lichtstrahlend ihnen nah'st;
Und die im Hades wohnen sind voll Freude,
Wenn du erhellst des Westens dunkles Land.
Bei deinem Anblick öffnen sie die Augen;
Ihr Herz erbebt in freudevollem Zittern,
Wenn sie dich seh'n hoch über ihrem Haupt.
Nicht können Götter selber sich gebären,
Nur du allein gebärst sie allzumal.
Du steigst empor, da stillst du all ihr Leiden,
Du steigst hinab, um ihren Leib zu kosen.
Sie preisen dich, wenn du dich ihnen nahst
Und strecken aus die Hand nach deiner Barke.
Dein Untergang am Berg der Abendröthe
Wie schön ist er, o Sonne, immerdar!
Gib dass mein Geist bei ihnen weile,
Dass über mir das Licht erglänze,
Dass ich die Sonne schau' mit ihnen
Die in Verklärung und Vollendung
Im Westen sitzen vor dem Gott,
Der alles Edle, Gute schafft. —

Wie die Todten in der Zwischenzeit vom Tode bis zu der allgemeinen Auferstehung zubringen, haben sich die Aegypter verschieden gedacht. Herodot II. 123. berichtet, die Seele des Todten, dessen Leib verweset sey, hätte in dasjenige

Thier fahren müssen, welches im Augenblick seines Todes geboren worden sey, und habe, wenn auch dieses Thier gestorben, noch durch Leiber von allen andern Thiergattungen dreitausend Jahre lang wandern müssen. Wie es scheint, wurde dieser Glaube zum Nutzen der herrschenden Klassen ausgebeutet. Wessen Leichnam als Mumie erhalten blieb, dem war von vorn herein die Auferstehung und künftige Seligkeit gesichert, und Schwenk, ägypt. Mythologie S. 27. zieht daher in Zweifel, ob die Mumisirten überhaupt einem Todtengericht unterworfen wurden und vor demselben nicht blos die übrigen, nicht so glücklich privilegirten erscheinen mussten? Nach Diodor I. 92. wurde, wenn man die Leiche auf das Fahrzeug brachte, um in die Todtenstadt gefahren zu werden, von den Umstehenden jede Klage gegen den Todten angehört. Klagte niemand, so legten die Leidtragenden sogleich die Trauer ab. Also war wohl ein Todtengericht im Jenseits für solche Privilegirte unnöthig geworden und sie durften ruhig die Auferstehung abwarten. Ganz klar ist es nicht, denn man findet auf ägyptischen Grabbildern auch Darstellungen von friedlicher und behaglicher Feldarbeit, die eine Beschäftigung der Seligen zu seyn scheint. Das in Turin aufbewahrte Todtenbuch schildert solche Scenen und man könnte glauben, die Seligen würden bis zu ihrer Auferstehung, also vergleichungsweise innerhalb der dreitausend Jahre, provisorisch damit beschäftigt, wie die Unseligen mit ihrem qualvollen Leben in Thiergestalten. Doch ist es wahrscheinlicher, dass solche Scenen nur vorbildlich das selige Leben nach der Auferstehung in Heliopolis vorbilden sollten. Auf einem Grabbilde werden zwei Verdammte als Schwein und als Nilpferd vom Todtengericht fortgetrieben. Auf einem andern Bilde aber am Grabe des König Ramses erscheinen die Thiere als Sinnbilder menschlicher Laster. Demnach müsste jeder Verdammte in das Thier verwandelt worden seyn, welches seinem Laster entspricht. Damit stimmt aber wieder der Bericht des Herodot nicht überein, nach welchem die Seele des Verdammten in das erste beste Thier fahren musste, welches zufällig gerade geboren wurde.

Man sollte fast glauben, die ausschweifende Seelenwanderungslehre hätten die Aegypter absichtlich von Indien

herübergenommen, um sie ausschliesslich auf den bösen Theil der Menschheit anzuwenden, oder vielmehr auf die Rebellen und Ungehorsamen, die sich den Satzungen der einheimischen Priesterschaft nicht gehorsam genug unterwarfen; wogegen der gehorsamen Klasse, den mit der Priesterkaste eng verbundenen Königen und Vornehmen im Voraus die Auferstehung und der Fortbesitz aller ihrer Reichthümer und Ehren gesichert wurde.

Seltsam war es freilich, dass die von den Priestern gerechtfertigten Aegypter, die herrschende conservative Partei, es sich so ausserordentlich bequem machte, während nicht etwa blos das gemeine Volk der langen Pein der Seelenwanderung preisgegeben, sondern auch der arme Gott Osiris genöthigt wurde, fort und fort alle Jahre zu sterben. In diesem Osiris tritt keine rechte Freudigkeit, nicht einmal eine Widerstandskraft hervor. Er rächt sich nicht einmal selbst, sondern lässt sich durch seinen tapferen Sohn Horus, die neue Jahressonne, rächen. Er selbst bleibt immer der Leidende und Sterbende oder der Gestorbene. In jeder Todtenstadt befand sich sein Grab, als Residenz des Königs der Todten unter dem Volk der Todten. Auf der Nilinsel Philä hatte er das schönste und berühmteste Grab, die eigentlich selige Insel, Diodor I. 22. Seine Seele dachte man sich aber übergegangen in den Stier Apis, Diodor I. 83. Der bedeutet nun wie der persische Urstier die Erde, aus der alle Nahrung wächst. Der Sinn ist, wenn die Sonne in der Sommermitte gleichsam gestorben ist, lebt ihre Kraft doch während des Winters in den unterirdischen Saaten fort. Diesem Sinnbild entspricht auch die Kuh, in der nach Plutarchs Isis 39 Gott Osiris soll begraben worden seyn, und die noch heute herrschende Sitte in Indien, durch das Bild einer Kuh zu kriechen und sich dadurch zu entsühnen. Indess verknüpfen sich auch wieder so viele astralische Vorstellungen mit dem Apis, dass man kaum zweifeln kann, er habe wenigstens in einer spätern Ausbildung der ägyptischen Speculation die Bedeutung des conservativen Princips in der ganzen Natur überhaupt erhalten, welches fortbesteht, wie oft auch die Menschheit einerseits durch den Tod der einzelnen Menschen, andererseits durch den Tod des in der Menschheit und Natur zugleich incarnirten Osiris im Allgemeinen wechselt.

Das passive Verhalten des Osiris hat etwas Unerquickliches, was sogar langweilig wird, wenn man sich denkt, dass seine Passion sich alle Jahre immer auf die gleiche Weise wiederholt. Aber man gewinnt ihm ein neues Interesse ab, wenn man erwägt, dass er in wirklich himmlischer Geduld sich für die Menschen opfert und immer vergeblich darauf warten muss, dass sie endlich aussterben, denn eher kann er von seiner jährlichen Selbstaufopferung nicht erlöst werden. Erst durch den Hinblick auf dieses glückliche Ende, was so lange nicht kommen will, erhält die rührende Klage der Isis beim jährlich sich wiederholenden Tode des Osiris ihre wahre Bedeutung. Ihre beständige Wiederholung wäre langweilig, wenn man nicht denken müsste, sie wartet auf eine endliche Erlösung für ihn und sich selbst.

3.

Ein Blick auf die jüdische und persische Unsterblichkeitslehre.

Die jüdische Unsterblichkeitslehre ging bekanntlich von den einfachen und natürlichen Voraussetzungen aus, welche auch die aus ihrem Schooss hervorgegangene christliche Lehre beibehielt. Sie verwarf nämlich die phantastische Präexistenz der Aegypter und setzte voraus, der einige und allmächtige Gott Schöpfer schaffe jeden Menschen als ein ganz neues Wesen bei dessen Geburt, und der Mensch bestehe zwar auch hier eine Prüfungszeit, komme aber nach dem Tode, je nachdem er Gottes Geboten gehorcht und rechtschaffen gelebt hat oder nicht, einfach in den Himmel oder in die Hölle. So lehrt das alte Testament. In den spätern Fabeln der Talmudisten finden sich zwar mehrfache Spuren der Seelenwanderungslehre, aber sie sind aus dem Heidenthum entlehnt, dem Judenthum nur angeflogen.

Auch die alten Perser unterschieden sich durch eine einfachere und natürlichere Weltansicht von den überschwänglichen Phantasien der Inder und von dem Pedantismus der Aegypter. Von den Juden selbst aber unterschied sie der viel

ritterlichere Charakter, die Kampfbegeisterung für das Gute und gegen das Böse.

Nach altpersischer Lehre theilte sich das Urwesen in Ormuzd und Ahriman. Jener beherrschte die Welt zuerst, bis dieser sich störend und zerstörend eindrängte, worauf ihr Kampf eine Ausgleichung fand, die jedoch noch keine letzte Entscheidung herbeiführte. Das alles hat Aehnlichkeit mit der altägyptischen Lehre, nur dass der ursprüngliche Monotheismus sich in einen Dualismus spaltet und nicht in eine Vielgötterei. Im Uebrigen ist Ahriman dem ägyptischen Seb ganz ähnlich. Auch darin stimmt das persische Religionssystem mit dem ägyptischen überein, dass zum Behuf einer Ausgleichung des Streites überhaupt erst die gegenwärtige materielle Welt geschaffen worden ist.

Nun aber weicht die persische Lehre von der ägyptischen wieder ab. Die Menschen sind keine gefallenen Geister, sondern Geschöpfe des Ormuzd, ganz neue Wesen. Ormuzd ist kein Osiris, er geht nicht in die Sonne oder gar in den Nil über, um deren Lauf jährlich zu wiederholen, sondern er bleibt ein rein geistiges Wesen und lässt auch die Sonne nur von einem Geist oder Genius, dem Mithra, lenken. Dieser Mithra hat zwar Einiges mit dem Osiris gemein, nämlich den Sonnenlauf, aber er durchschreitet den Tag von Morgen zu Abend, wie das Jahr durch den Thierkreis, wie Herakles als ein Held, immer aktiv, nicht passiv, und das Absterben des Jahres leitet er selbst, indem er auf den Stier der Fruchtbarkeit tritt und denselben mit dem Schwert als Opfer tödtet. Deswegen bleibt er zuletzt im äussersten Westen, wo die Sonne untergegangen ist, und wartet hier als Wächter und Richter auf alle Menschen, welche sterben. Die Perser dachten sich nämlich, alle Todten müssten auf demselben Wege, den die Sonne als Mithra gewandelt, die andere Welt mit Himmel und Hölle im äussersten Westen suchen und könnten dazu nur auf der Brücke Tschinewad gelangen. Cin-vat heisst Vergeltungs- oder Zahlungsbrücke. Man dachte sich dieselbe als über das Meer geschlagen und es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Regenbogen Veranlassung zu dieser Vorstellung gegeben hat, wie derselbe auch im nordischen Heidenglauben für die Brücke zwischen Himmel und Erde gehalten wurde. Damit stimmt auch das luftige und

veränderliche Wesen der Brücke Tschinewad zusammen, die nur unter den Gerechten breit und fest blieb, unter den Sündern aber sich verdünnte und dieselben hinunterstürzen liess. Man darf hier auch an die Planetenleiter denken, von der die Seelen der Aegypter herabstürzten. Nach persischer Lehre kamen diese Gefallenen noch nicht in die eigentliche Hölle, sondern erst in ein Zwischenreich, wo sie sich noch läutern konnten. Die Gerechten kamen über die Brücke, wurden von Mithra aufgenommen und in ein Reich der Seligkeit gebracht.

Die Hauptsache war, dass die Menschen nach der persischen Lehre während ihres irdischen Lebens zwar auch eine Menge Vorschriften gleich den ägyptischen befolgen mussten, um dieselben als Schutzwaffen gegen Ahriman und seine boshaften Diener zu benutzen, dass sie aber nicht in der Defensive blieben, sondern angriffsweise zu Werke gingen und dass es eine Hauptpflicht für sie war, alles Ahrimanische in der Welt möglichst auszutilgen. Alle Geschöpfe waren nach persischer Lehre eingetheilt in gute und böse, eine Armee des Ormuzd und eine des Ahriman, und derselbe Krieg, den diese beiden göttlichen Principe schon vor der Schöpfung der gegenwärtigen Welt und der Menschen geführt hatten, wurde unablässig von den Menschen fortgesetzt. Und zwar beurkundete sich darin eine sittliche Energie, wie sie in dem altägyptischen Mechanismus keineswegs wiederzuerkennen ist. Die Sitten der Aegypter waren sehr verderbt, weil die Natur gegen den Zwang heimlich reagirte, den Persern wird dagegen eine freiwillige Begeisterung für die Wahrheit ihrer Lehre, ein sittliches Erzürnen gegen alles Böse und hauptsächlich gegen die Lüge nachgerühmt.

Nach altpersischer Ueberlieferung im Avesta opferte das Urwesen Zeruana Akarana, das Allumfassende, um einen Sohn zu bekommen, den er Ormuzd nennen wollte und der eine vollkommene Welt erschaffen sollte. Indem er aber opferte, kam ihm ein Zweifel an, ob das Opfer auch helfen werde. Und siehe, er bekam zwei Söhne, denn aus seiner Hoffnung entstand der gute Ormuzd, aus seinem Zweifel aber der böse Ahriman. Ahriman heisst wörtlich „der es arg meint", denn die altpersische Sprache hatte viele Aehnlichkeit mit der deutschen. Vergl. Röth, Gesch. d. abendl. Philosophie I. 398.

Als das Urwesen den zweiten Sohn erblickte, den es nicht verlangt hatte, schauderte es vor ihm, konnte ihn aber nicht mehr wegbringen. Nach der von Neumann im Ausland 1829 S. 792. mitgetheilten Legende.

Der gute Ormuzd wollte seines Vaters Wunsch erfüllen und eine vollkommene, gute und schöne Welt schaffen. Arglos bat er seinen Bruder, dabei mitzuwirken. Dieser aber wollte nichts mit ihm zu schaffen haben und nun verfügte der Vater oder das Verhängniss, dass im ersten Zeitalter von dreitausend Jahren Ormuzd allein die Welt regieren, in den beiden folgenden Zeitaltern von zusammen sechstausend beide um die Herrschaft streiten, im letzten Zeitalter von dreitausend Jahren aber Ahriman regieren solle. Da verbarg sich Ahriman in die Tiefe und liess den Ormuzd walten, der nun eine ganz vollkommene Welt schuf und ein goldnes Zeitalter der Unschuld und des Friedens erlebte. Aber im Beginn des zweiten Zeitalters erhob sich Ahriman und flog in Schlangengestalt als ungeheurer Komet zum Himmel hinauf, um die Gestirne zu verwirren und alles in Unordnung zu bringen und zu verderben, was Ormuzd geschaffen hatte. Ihm folgte brennendes Feuer und schwarzer Rauch und er steckte die ganze Welt in Brand. Ormuzd kämpfte gegen ihn neunzig Tage und Nächte lang unterstützt von seinen guten Geistern, während dem Ahriman seine bösen Dews (wovon das deutsche Wort Teufel herkommt) halfen. Endlich wurde Ahriman wieder in den Abgrund der Tiefe hinuntergestürzt. Aber die Verderbniss, die er in die Welt gebracht hatte, liess sich nicht mehr austilgen. Zwar löschte er den grossen Weltbrand durch eine Sündflut, aber er musste dulden, dass in allen Theilen der Welt neben dem Guten auch etwas Böses zurückblieb, denn Ahriman hatte nicht blos in Schlangengestalt die grossen Räume durchflogen, sondern war auch in Fliegengestalt in alle Winkel eingedrungen, um alles zu beschmutzen und zu vergiften. Durch ihn kam das Uebel in die Welt, wenn ihm gleich das von Ormuzd geschaffene Gute noch die Waage hielt. So blieben die sieben Erzengel oder Amschaspands als die sieben Planeten am Himmel und stellten sich ihnen sieben feindliche Kometen entgegen. Zwar blieb der Tag noch Licht, ihm aber setzte sich die schwarze Nacht entgegen. Es gab noch ein heiliges Feuer,

aber nicht mehr überall rein, sondern verdunkelt und verunreinigt durch den Rauch. Es gab noch Wesen, die sich des Lebens freuten, aber alle wurden nacheinander durch Ahriman zu Leichen. Es wuchsen noch Bäume, aber sie welkten im Herbst, es gab noch gute Saaten, aber auch Unkraut; Heilkräuter, aber auch Giftkräuter. Es gab noch gute Thiere, aber sie wurden von den bösen angegriffen und die ganze schöne Sommernatur durch die Kerfesters (das Ungeziefer) besudelt und verdorben. Dazu gesellten sich noch tausend neue Uebel, um die Geschöpfe zu plagen, Krankheiten, Hunger, Dürre, Stürme etc. Die ersten Menschen, die von Ormuzd gut geschaffen waren, verführte Ahriman, von der verbotenen Frucht zu essen, so dass sie die Unschuld verloren und in die Sünde fielen, woraus alle Begierden, Schwächen, Leiden und Thorheiten der Menschen hervorgingen. Ormuzd half zwar immer noch durch Heilmittel aller Art, durch weise Gesetze und Ermahnungen; allein die Menschen liessen sich fort und fort durch die Lust zum Bösen verführen, so dass im Beginn des vierten Zeitalters, in welchem wir jetzt leben, schon alles für Ahriman reif war und er seine Herrschaft mit aller Bequemlichkeit antreten konnte. Erst am Weltende wird der grosse Kampf noch einmal erneuert werden. Nach dem Zendavesta. Vergl. Röth a. a. O. Rhode, die h. Sage S. 363 f.

Auffallend bleibt es immerhin, dass die Perser, nachdem sie den tief verhassten Ahriman und sein scheussliches Volk so feurig und grimmig bekämpft haben, sich am Ende doch mit ihm versöhnen. Man sollte daher fast glauben, dass ihre Lehre im Verlauf der Zeiten eine Umänderung erfahren hat. Man würde sich nicht wundern, wenn Ormuzd zuletzt mit seinem Volk allein siegreich bliebe, Ahriman aber mit dem seinigen vernichtet oder auf immer in irgend einem Tartarus eingeschlossen würde. Allein Ormuzd tritt zuletzt ganz zurück und ein neuer Messias, Sosiosch, verkündet allgemeine Verzeihung. Derselbe weckt alle Todten auf, hält Gericht über sie und lässt die Verdammten in der Hölle drei Tage und drei Nächte lang in Feuer glühen, dass sie von allem Unreinen befreit werden. Ja Ahriman selbst wird geläutert und alle kommen in das Paradies, welches aber nur das ursprüngliche Reich des Ormuzd ist. Hier trinken sie vom Wasser des Lebens und

Die Geſchichte des Jahres 1829.

Einleitung.

Verſuchen wir, den Charakter der neueſten Weltbegebenheiten zu bezeichnen.

Noch zu keiner Zeit herrſchte ein ſo inniger Zuſammenhang, eine ſo allgemeine Wechſelwirkung zwiſchen allen Völkern und Staaten, als jetzt. Kaum in den entfernteſten Winkeln der Erde geſchieht etwas, das vereinzelt für ſich da ſteht. Wie Glieder eines Körpers theilen alle gebildeten und ſelbſt die ihnen benachbarten rohen Völker ein gemeinſames Leben. Jeder Pulsſchlag dieſes Lebens, jede Empfindung, jeder Gedanke pflanzt ſich von einem Ende der cultivirten Welt bis zum andern fort, und keines der einzelnen Glieder kann thätig ſeyn, ohne daß die übrigen mehr oder weniger mit thätig ſind. Da wo ſonſt die Communication durch Meere, Berge und Wüſten gehemmt war, fliegen jetzt Couriere und Dampfſchiffe mit Windeseile von Oſten nach Weſten, von Norden nach Süden, und wo ſonſt der Nationalhaß und der Eigenſinn barbariſcher Cabinette jede andere fremde Einmiſchung außer der der Waffen von ſich wies, breitet jetzt die Diplomatie und Journaliſtik ihr großes Neh über alle Staaten, und an jedem

essen die Frucht vom Baume Hom und dadurch gewinnen sie den ursprünglich guten Leib wieder. Wie aber die Menschen selbst jetzt für immer vollkommen seyn werden, so soll es auch in der ganzen Natur nichts Böses oder Ahrimanisches mehr geben.

Es könnte wohl seyn, dass indem die Perser ihre Macht über Babylon und Assyrien, Kleinasien, Syrien und Aegypten ausdehnten und, wie bekannt, in den Uebermuth der Macht und des Reichthums, daher auch in Ueppigkeit verfielen und viel von ihrer frühern Sittenstrenge verloren, auch ihre Lehre ein wenig babylonisirt oder ägyptisirt wurde. Gewiss ist nur, dass die Perserkönige zur Zeit ihrer höchsten Macht die üppige Hofhaltung und Serailwirthschaft des ältern assyrischen und babylonischen Hofes annahmen und dass sie sich zu Persepolis eine prachtvolle Todtenwohnung einrichteten, wie sie die ägyptischen Könige hatten.

Auch der berühmte Mithracultus, welcher sich einige Jahrhunderte später über das römische Reich ausbreitete, hat die sittliche Energie des alten Parsismus ganz hinter sich gelassen und es ist kein Zweifel, dass in ihm die Astrologie der babylonischen Magier weit mehr vorherrscht, als eine Tendenz, noch den Ahriman und seine böse Rotte zu bekämpfen. Die Mysterien in den Mithrahöhlen, in welchen der ganze Himmel mit dem Thierkreis und der Planetenleiter abgebildet war, haben viel mehr Verwandtschaft mit Babylon als mit Persien und die Höhle mahnt sogar an ägyptischen Cultus. Man darf dabei nicht unerwähnt lassen, dass die Reaction aller von den Persern unterworfenen Völker gegen den sittlichen Terrorismus im Parsenthum ausserordentlich mächtig gewesen oder bei der zunehmenden Erschlaffung der Perser immer mehr geworden seyn muss, weil Alexander der Grosse ausschliesslich hierauf seinen persischen Eroberungsplan gebaut hat. Die lustigen Babylonier, Syrier und Kleinasiaten und die stolzen Aegypter hatten sich bisher bei ihrer Vielgötterei wohl befunden. Die einen genossen das Leben und trieben die Wollust als Gottesdienst, die andern bewahrten den uralten Reichthum ihrer Tempel. Allen waren die Perser verhasst, die als Räuber und als Neuerer kamen, ihnen alles wegnahmen, was ihnen lieb war, und ihnen in Bezug auf ihr sittliches Verhalten ganz

ungewohnte und lästige Zumuthungen machten. Alexander der Grosse warf sich nun zum Beschützer des Götzenthums auf und erschien den Vorderasiaten, wie auch den Aegyptern als Befreier. Er durfte es aber nur deshalb wagen, das mächtige Perserreich anzugreifen, weil die sittliche Begeisterung der Parsen bereits erloschen und Ueppigkeit und Verweichlichung bei ihnen eingerissen war. Schon Herodot I. 135. tadelt die Perser, dass sie das medische Kleid angenommen hätten, und Strabo 15. berichtet, der wollüstige Cultus der Göttin Amaïtis sey bei ihnen eingerissen. Nach Berosus richtete Artaxerxes Mnemon Bilder dieser Göttin zu Ecbatana und Susa auf. Es ist demnach kein Zweifel, dass der Nerv der persischen Kraft erschlafft war, dass ein Theil der Perser sich selber den alten Götzen zugewandt hatte, so dass Alexander leichtes Spiel fand. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass die Gelehrten, die sich mit alter Geschichte beschäftigen, immer noch an dem classischen Vorurtheil hängen, Alexander der Grosse habe dem Orient den Segen einer höhern Gesittung gebracht. Sein Götzendienst stand um vieles niedriger, als der Parsismus des Avesta, der seinen Werth behielt, wenn auch die Perser selbst entartet waren.*)

4.

Ein Blick auf die phönikischen, syrischen, etruskischen und keltischen Unsterblichkeitslehren.

Zu dem, was bereits über die Phöniker gesagt ist, muss noch hinzugefügt werden, dass dieses Volk grade wegen seiner kühnen Seeunternehmungen unmöglich den ausschliesslichen Einfluss des in sich abgeschlossenen Aegyptens auf die Dauer ertragen konnte, wenn dieser Einfluss auch durch die Nachbarschaft und die überlegene Bildung der Aegypter erklärlich war. Ausser dem schon bezeichneten Einfluss, den die Phöniker

*) Vergl. meine Recensionen von Duncker's Geschichte des Alterthums und Spiegels Eran in meinem 'Litterarblatt von 1854. Nr. 80. u. von 1863. Nr. 102.

von Babylon her empfingen, unterscheidet sie von den Aegyptern der Cultus ihres Melkarth, der im wesentlichen dasselbe ist, was der griechische Herakles, nämlich die Personification des phönikischen Volkes als eines fahrenden, allezeit rüstigen und weithin wirkenden Handelsvolkes. Diese Göttergestalt unterscheidet sich durch ihren Heroismus und durch ihre freie Beweglichkeit von den steifen statuarischen Göttern Aegyptens.

Unter den übrigen kleinen Völkern Vorderasiens hat Phrygien am meisten Ruhm erlangt, weil hier der Sinnencultus der Babylonier in der höchsten Energie culminirte, denn die Wollust sprang hier unmittelbar in die Mordlust und Selbstmordlust über, wie das die Naturgesetze mit sich bringen und wie es sich in Wahnsinnsfällen heute noch wiederholt. Die Priester des phrygischen Attis entmannten sich, während die Göttin Kybele in Liebeswahnsinn herumraste. Hier ging alles menschliche Interesse in die Geschlechtslust auf.

Die alten Etrusker waren dadurch interessant, dass sie sich noch fester als selbst die Aegypter an das irdische Daseyn anklammerten. Sie glaubten zwar, wenn der Leib gestorben sey, könne die Seele noch fortdauern, aber nur als ein Gespenst, welches sich nicht einmal vom bisher gewohnten Kreise trenne, um in ein anderes Leben überzugehen, sondern unstät herumschweife, oder nicht einmal das Haus verlasse, sondern als Haus- und Schutzgeist in demselben zurückbleibe. Das erste glaubte man von den Geistern der bösen, das andere von denen der guten Menschen. Man nannte sie im Allgemeinen *manes, larves, lares.* Die letztern galten als Schutzgeister des Hauses. Noch jetzt brauchen wir das Wort Manen für Geister. Man widmet etwas den Manen eines verstorbenen Ehrenmannes. Ueberhaupt ist viel Etruskisches auf die Römer und durch die classische Bildung auch auf uns übergegangen. Das ganze Gespensterwesen des heutigen Europa hat immer noch die grösste Aehnlichkeit mit jenem altetruskischen. Die Gespenster bekümmern sich immer noch viel zu viel um das, was sie auf Erden hinterlassen haben. Sie sind noch an die Erdsphäre gebannt und an alle Formen ihres vergangenen Lebens. Man kann über die Laren und Manen Arnobius III. 41., Appulejus de deo Socratis 237., Martianus Capella, de nupt. II. 9. vergleichen. Merkwürdig war die Vorstellung des Todtenführers

oder Manenführers Manducus oder Mantus, welcher bei weitem nicht so anmuthig erschien als der griechische Hermes, sondern schrecklich anzusehen war und gewöhnlich einen gewaltigen Hammer schwang. Vergl. Festus s. v. Manducus. Inghirami, mon. Etrusc. I. 1. 7. Ottfried Müller, Etrusker II. 101. Dieser Wauwau war erfunden, um den Bösen einen Schrecken vor dem Tode einzujagen, aber er wies weder auf eine Hölle, noch auf einen Himmel, überhaupt auf kein Jenseits hin, sondern hielt sein fratzenhaftes Gesicht immer nur den lebenden Menschen zugekehrt, um ihnen Angst zu machen.

Die Etrusker stehen nun mit ihrem ganz auf das Irdische beschränkten Gesichtskreise den ausschweifenden Sphären des indischen Denkens noch weit ferner als die Aegypter. Uebrigens müssen wir uns bescheiden, im Ganzen weniger von ihnen zu wissen als von den Aegyptern.

Bekannter und doch in mancher Beziehung noch räthselhafter sind uns die alten Kelten oder Gallier. Diese glaubten an Unsterblichkeit. Sie gaben ihren Todten Briefe und Anweisungen auf künftige Bezahlung im Himmel mit. Diodor V. 28. Valerius Maximus II. 6. Sie begingen ein Freudenmahl bei Todesfällen. Ivo, decret. XI. 59. Sie opferten sich freiwillig dem Tode, Diodor V. 32. Sie gaben ihren Todten Schuhe mit für die Reise in die Unterwelt. Scott, minstrelsy II. 337. Grimm, Deutsche Myth. 795. Wir finden bei den Galliern sogar eine Kenntniss von der Seelenwanderung, die gar nicht in den europäischen Vorstellungskreis zu passen scheint. Wir lesen, was Taliesin von sich selbst erzählt, in Davies myth. 573. Eckermann, Myth. III. 25. Und das ist, seine Seele habe schon alle möglichen Körper durchwandert, er sey einmal ein Lachs, ein Hund, ein Hirsch, eine Axt, ein Spaten, ein Hahn, Hengst, Bock, endlich ein Korn gewesen; das letztere habe eine Henne verschluckt und in dieser habe er zugebracht, um endlich als Mensch wieder geboren zu werden. Das erinnert ganz an die indische Seelenwanderungslehre, passt aber gar nicht zu den übrigen Vorstellungen, die uns in den Denkmälern der alten Gallier und Britten erhalten sind. Diese nähern sich nämlich ungleich mehr den deutschen Vorstellungen, wie auch den griechischen. Ihr Arthur z. B., der in der Glasburg auf der seligen Insel bis ans Weltende schläft,

entspricht ganz dem schlafenden Kaiser der deutschen Sage oder dem nordischen Baldur, der am Weltende vom Todesschlaf wieder erwachen soll, um eine neue Welt zu regieren, oder dem griechischen Chronos, der auf der Insel im äussersten Westen schläft. Nun ist aber allen diesen Völkern, deren Gott schläft, die Seelenwanderungslehre fremd. Man muss also annehmen, die alten Gallier seyen verschiedenartigen Einflüssen fremder Völker unterworfen gewesen.

Von der slavischen und finnischen Unsterblichkeitslehre ist aus Mangel an Quellen und bei der verhältnissmässigen Roheit dieser Völker nicht viel zu sagen. Was die Slaven anlangt, so widersprechen sich die Nachrichten. Bischof Ditmar von Merseburg, welcher sie im 10. Jahrhundert noch in ihrer ganzen alten Barbarei kennen lernte, sagt von ihnen, sie hätten geglaubt, nach dem Tode sey alles aus. Dagegen schreibt ihnen Kadlubek IV. 19. den Glauben an eine Seelenwanderung, sogar durch Thierleiber, zu. Von diesem letztern Glauben finden sich weiter keine Spuren, aber auch Ditmars Nachricht ist zu rasch absprechend. Die Slaven setzten gleich den Germanen ihren Todten Speisen hin, nach Hanusch 408. Mone, Heidenthum I. 123. Die Seelen der Verstorbenen flogen als gespenstige Schatten umher, bis der Körper begraben war, nach Schwenck, Mythol. der Slaven 277. Von einem Himmel oder einer Hölle findet sich bei ihnen keine Ueberlieferung, daselbst 296. Es ist demnach wahrscheinlich, dass sie gleich den Etruskern und ältesten Griechen noch nicht weit über die Erde hinaus gedacht und noch gemeint haben, die Todten, anstatt in ein Jenseits überzugehen, kleben noch so lange als möglich an der Erde fest. So ist auch vielleicht das Aussetzen von Speisen nur so zu verstehen, dass die Gespenster noch nach irdischer Speise gelüsten, wie sie bei Homer nach Blut lechzen.

Noch verdunkelter sind uns die Vorstellungen der finnischen Völker, obgleich sie an eine Todtenwohnung unter der Erde, Tuonela genannt, geglaubt haben. Rühs 26. Die Esthen, Liven und Kuren verbrannten mit ihren Todten Ross und Waffen zum Gebrauch für die andere Welt. Mone, Heidenthum I. 78. Die Lappländer und Ostiaken begraben ihre Todten in kleinen Kähnen oder schiffförmigen Särgen. Scheffer 303.

Kaffka, Russland 39. Das deutet auf eine Ueberfahrt der Seelen hin. Ausser diesen wenigen Andeutungen ist aus den vielerlei Büchern, welche vom Alterthum jener Völker handeln, nichts zu schöpfen und es ist auch wohl zweifelhaft, ob noch irgend Quellen einer zusammenhängenden und irgendwie originellen Unsterblichkeitslehre dieser Völker werden aufgefunden werden.

Zweites Buch.

Indische Unsterblichkeitslehre.

1.

Der Grundgedanke der indischen Unsterblichkeitslehre.

In den ältesten Zeiten, von denen uns durch die grosse Gebetsammlung der Vedas eine Kunde erhalten ist, verehrten die Inder gleich andern alten Völkern nur Naturgötter, personificirte Naturerscheinungen und Naturkräfte und ganz so wie die andern alten Völker achteten sie den Donnergott, Indras genannt, auf dem Berge Meru thronend, für den höchsten, für den König aller übrigen Götter. Diese waren Personificationen des Meeres, der Winde, der Erde, der Sonne und des Mondes. Die grossen leuchtenden Himmelskörper galten aber noch nicht so viel wie der Donnergott. Dagegen machte sich schon einige Abstraction bemerklich, sofern Agni, der Feuergott, in der Eigenschaft des Opferfeuers schon einigermaassen vergeistigt wurde. Wir wissen nun freilich nicht mehr, ob die alten Vedas, die meist die einfachen Anschauungen frommer Hirten, Jäger und Krieger enthalten, nicht durch die Priesterkaste, als dieselbe sich später allen andern Bestandtheilen des indischen Volks überordnete, kleine Abänderungen und Zusätze erhalten haben. Gewiss aber ist, dass Opfer und Gebete, also Geschäfte, welche vorzugsweise Priestern zukommen, schon in den Vedas eine grosse Rolle spielen.

Das s. g. Gesetzbuch des Menu zeigt uns das indische Volk bereits in ganz andern Zuständen, als sie in den Vedas charakterisirt sind. Hier besteht schon die scharfe Absonderung des Volks in verschiedene höhere und niedere Kasten, unter denen die Priester oder Brahmanen den höchsten Rang einnehmen, noch über der Kriegerkaste, aus welcher die Könige

hervorgingen. Zugleich sind die alten Vedagötter hier schon einem höchsten alleinigen Gott, dem Brahma, untergeordnet, dessen Namen die Priester allein führen dürfen, und dieser Gott ist kein Naturkörper, keine Naturkraft oder Naturerscheinung mehr, sondern ein Geist, wenn man sich ihn gleich, um ihn sichtbar zu machen, als den in der Sonne wirkenden Geist dachte. Es wäre schon das Zeichen einer grossen Veränderung des indischen Glaubens gewesen, wenn man einfach einen Sonnengott dem bisherigen Götterkönig, dem Donnerer Indras, übergeordnet hätte; allein Brahma war schon mehr als der Sonnenkörper und mehr als das Licht, denn er wurde schon ganz als Geist gedacht. Obgleich uns die Quellen mangeln, aus denen man die allmäligen Uebergänge vom alten Naturcultus zum neuen Geistescultus genau zu erkennen vermöchte, lässt sich doch wohl voraussetzen, dass die Fortschritte in der Sternkunde und namentlich die Anordnung des Kalenders nach dem Sonnenjahr den Horizont der Inder erweitert und zu der Erkenntniss geführt hat, dass die Sonne, die aus einer höhern Region herabstrahlt und wie die Zeit, so die ganze Oberfläche der Erde beherrscht, den Vorrang haben müsse vor dem Donnergott, der in seinen Wolken doch immer nur nahe an die Erde gebannt erscheint. Wahrscheinlich hat auch die schon ältere Vergeistigung des Feuerelementes dazu beigetragen, dass man in der Sonne den Geist des Lichts verehrte und nicht mehr einen blossen Sonnenkörper. Man glaubte nämlich, die Flamme des Opferfeuers trage die Gebete zum Himmel empor und richte die Botschaft der Menschen bei den Göttern aus, welche dann durch deutliche Zeichen ihre Antwort ertheilten. So heisst es in Menus Gesetzbuch III. 76., wenn man gereinigte Butter ins Opferfeuer giesse und der Rauch zur Sonne emporsteige, bezeuge die Sonne ihr Wohlgefallen an diesem Opfer durch Regen vom Himmel herab, der die Kräuter wachsen mache, von welchen die Kuh sich nährt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der persische Licht- und Feuercultus einigen Einfluss auf Indien gehabt hat. Einige Gebete des persischen Avesta stimmen auffallend mit solchen der indischen Vedas überein. Auch bei den Persern hatte das Feuer als Sprache des Gebets eine geistige Bedeutung. Besonders fällt aber auf, dass der persische Dualismus von guten

und bösen Geistern auf einmal im indischen Göttermythus wiedererscheint. Bisher kannten die Inder in ihrem Götterhimmel eine allein herrschende göttliche Aristokratie unter dem Donnergott Indra auf dem Berge Meru, genau so wie die alten Griechen ihren Götterhimmel unter dem Donnerer Zeus auf den Berg Olymp versetzten. Nun auf einmal sehen wir diesen guten indischen Göttern (Suras) eine ganz neue Reihe böser Götter (Asuras) gegenübertreten und beide mit einander kämpfen, ganz so wie in der persischen Sage die Heerschaaren des Ormuzd mit denen des Ahriman Krieg führen. Und jetzt erst kommt Brahma als der höhere und alleinige Gott zum Vorschein und wird den alten Vedagöttern übergeordnet. In Menus Gesetzbuch II. 1. wird dieses Buch ein System aller Pflichten genannt, die in den Vedas gefordert werden, also ein systematischer Auszug der Vedas, was freilich den grossen Unterschied, der zwischen beiden Urkunden besteht, nicht aufhebt. Die Anhänger des neuen Gottes Brahma liessen die Vedas bei ihrer alten Autorität, legten aber in sie hinein, was früher nicht darin enthalten war. Aus einer indischen Urkunde, welche Windischmann, Philosophie I. 1659. mittheilt, siegten die Suras über die Asuras nur durch die Hilfe des unsichtbaren Brahma, spürten aber die fremde Hilfe und wollten ihren mächtigen Freund und Beschützer kennen lernen. Sie baten den Agni, den Unbekannten zu fragen, wer er sey. Er that es, Brahma aber frug ihn wieder, wer denn er sey? Ich bin das Feuer, erwiderte Agni, das alles verbrennt. Nun so verbrenne mir diesen Halm, sagte Brahma und reichte ihm einen schwachen Halm hin; aber Agni vermochte es nicht und ging zurück. Nun schickten die Götter den Windgott (Vaju) ab, den Unbekannten zu fragen. Brahma aber reichte auch diesem den Halm, den er fortblasen solle, wenn er der Wind sey, aber der Wind vermochte es nicht. Endlich stieg Indra zum höchsten Gebirge auf und frug Uma, die Tochter des Berges, ob sie nicht wisse, wer der Unbekannte sey. Da sagte sie: Es ist Brahma, und nun offenbarte sich ihnen der Unbekannte selbst.

Jetzt erst klärt sich auch der Dualismus der guten und bösen Götter auf. Im Urgeist nämlich, sagt die indische Urkunde bei Windischmann S. 1655., regte sich ursprünglich ein doppeltes Verlangen zum Guten und zum Bösen und daraus

gingen die guten und bösen Geister hervor. Das ist entschieden ein persischer und kein ursprünglich indischer Gedanke, wie er denn auch später wieder modificirt worden ist.

In jenen ältesten Anschauungsweisen, in denen Brahma den bisherigen Naturgöttern übergeordnet wird, ist immer noch viel Realismus enthalten. Wie die Naturgötter selbst ihm nur untergeordnet werden, doch noch fortbestehen, so wird auch die ganze materielle Natur aus Brahmas urgeistigem Wesen herausgesponnen. So heisst es in einer der indischen Urkunden bei Windischmann 1617: Im Anfang war Eins, das verlangte ein Zweites und das Verlangen war Feuer, also selber das Zweite. Das Zweite verlangte nun aber ein Drittes und dieses Verlangen war Wasser; das Dritte verlangte ein Viertes, die Erde, und so entstand die Welt. Dasselbe Verlangen wird aber wieder in einer andern Legende S. 1622. in einem neuen Bilde ausgedrückt. Im Anfang war Eins und bekam Furcht, weil es allein war. Da verlangte es nach einem Zweiten und es entstand. Da erhielt das Erste männlichen, das Zweite weiblichen Charakter. Das Weib aber erkannte im Mann ihren Vater, weil das Zweite vom Ersten erzeugt war, schämte sich daher und hielt es für Sünde, zugleich seine Gattin zu seyn, und floh ihn und da er sie verfolgte, verwandelte sie sich, um ihm zu entgehen, in eine Kuh, in eine Stute, Eselin, Ziege etc. kurz nach einander in alle Thiere und in die Gestalt aller Wesen, die hinfort nicht mehr untergingen.

Die Seelenwanderungslehre erscheint mit dem Brahmaismus innig verbunden und in Menus Gesetzbuch handelt das zwölfte Kapitel ausführlich von allen den verschiedenen Sünden, die der Mensch nach seinem Tode durch Verwandlung in verschiedene Thiere büssen soll. Beleidigungen der Brahmanen sollen am schwersten gebüsst werden. Es ist schwer zu ermitteln, ob die Seelenwanderungslehre ursprünglich aus der Vorstellung des Awatar entstand, d. h. der Incarnation oder Verwandlung des höchsten Geistes in eine ihm beliebige Gestalt und zu einem ihm beliebigen Zwecke, so dass die Verwandlung der Menschen in mannigfaltigere Formen nur den göttlichen Verwandlungen nachgebildet erscheinen würde, oder ob umgekehrt die Vorstellung von Verwandlungen der Menschen nach dem Tode erst die von den Götterverwandlungen veranlasst

Ort weiß man, was an jedem andern geſchieht, und kein Staat handelt mehr allein, kein Volk lebt mehr allein.

Dieſe wechſelſeitige Communication hat ihren Grund in dem gemeinſamen Bedürfniß. Das Bedürfniß aber iſt ein doppeltes. Wir erkennen in allen neueſten Weltbegebenheiten hauptſächlich zweierlei Triebfedern. Das menſchliche Geſchlecht im Allgemeinen, hat das Bedürfniß fortzuſchreiten zur Verbeſſerung; die beſtehenden Staaten im Einzelnen haben das Bedürfniß, theils ſich zu erhalten, theils über andre das Uebergewicht zu bekommen.

Was zuerſt den allgemeinen Culturzweck, den Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts zu allſeitiger Verbeſſerung ſeines Zuſtandes betrifft, ſo müſſen wir darin die Grundidee des neuen Zeitgeiſtes, die Grundkraft des öffentlichen Lebens, alſo auch den Grundzug der neuen Geſchichte und die Hauptrichtung erkennen, die der Strom der Zeit nimmt, und zu welcher alle andern trotz aller Krümmungen und Gegenläufe zuletzt einlenken müſſen.

Wird gefragt, von welcher Art die Verbeſſerungen ſind, die gegenwärtig allgemein erſtrebt werden und zum Theil ſchon erreicht ſind? ſo iſt die Antwort: Zunächſt materielle Verbeſſerungen! Bei Entſtehung des Chriſtenthums, zur Zeit der Reformation, ſelbſt noch zur Zeit der Revolution handelte es ſich mehr um Ideen, um Veredlung oder Aufklärung der Geiſter. Jetzt treten dieſe Fragen, von wie höherem Range ſie auch ſeyn mögen, mehr in den Hintergrund, und es handelt ſich hauptſächlich um die Verbeſſerung des materiellen Zuſtandes der Völker und Staaten.

Der ſcheinbare Rückſchritt von geiſtigen Beſtrebungen zu materiellen iſt in der That ein wahrer Fortſchritt. Wir ſind

hat. Das Charakteristische, worauf es allein ankommt, bleibt immer die Vorstellung der Verwandlung überhaupt. Die Neigung, den Körper zu verflüchtigen und nur als eine wechselnde Maske des Geistes anzusehen, erscheint spezifisch indisch. Dennoch lässt sich eine erst allmälig erfolgte Ausbildung der Lehre, welche alles Materielle nur zu einem Schein macht und gleichsam wie einen Traum im Geiste verschlingt, in einer deutlichen Stufenfolge wahrnehmen. In der ältern Zeit verbirgt sich der göttliche Geist immer noch im Hintergrunde der materiellen Natur. Der erste echte Brahmane, der den Weltgeist verkündete, das Alleins im Geiste, hatte damit allerdings schon den Grundgedanken aller indischen Spekulation ausgesprochen. Deswegen wurde er personificirt in Menu, *manus*, was Verstand oder den vernehmenden Geist bedeutet, d. h. den menschlichen Geist gegenüber vom göttlichen und doch zugleich identisch mit ihm. Die alleinige Vertiefung in den Geist und gänzliches Absehen von der Materie blieb fortan immer die Hauptaufgabe jedes Brahmanen, der diesen Namen mit voller Berechtigung als ein nur in Brahma existirender, schon als Mensch vergöttlichter Geist führen wollte. Das sind heute noch die heiligen Büsser und Waldeinsiedler, Yogi genannt, die der Welt gänzlich entsagen und unter denen wieder die Sannyasi die allerheiligsten sind. Für diese wunderbaren Menschen ist alles Körperliche gleichsam verschwunden. Sie unterwerfen sich freiwillig den härtesten Entbehrungen, ja qualvollen Martern und empfinden sie nicht. Vergl. über sie v. Bohlen, das alte Indien 1. 280. Bohlen war zu sehr Rationalist, um sich die Erscheinung dieser Wundermenschen erklären zu können. Tiefer eingehend und umfassender hat sie Windischmann in seiner Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte S. 1147. geschildert. Er geht nämlich davon aus, ihren Seelenzustand mit dem der Somnambulen zu vergleichen, und bezeichnet ihn als ekstatisch. Indem sich der Mensch mit allen seinen Gedanken und Trieben und Wahrnehmungen nach Innen kehrt und in den eigenen Geist versenkt, gehorchen diesem Zuge auch die Nerven und verschliessen sich vor der Aussenwelt, dass der Mensch Aeusserliches und Materielles nicht mehr wahrnimmt, noch empfindet, obgleich er innerlich

wacht. Das ist der in neuerer Zeit wissenschaftlich erforschte Zustand des magnetischen Hellsehens.

Windischmann a. a. O. contrastirt in geistreicher Weise die einander entgegengesetzten Tendenzen der Urvölker, den heroischen Charakter bei den „Japhetiten der griechischen und nordischen Vorwelt" und den contemplativen Charakter der Inder, den Geist, der „nicht in raschen Entschlüssen und Thaten seine Entladung, in irdischen Genüssen seine Befriedigung sucht, sondern sich anhaltend und ganz krampfhaft in sich selbst verschliesst". Wenn aber Windischmann weiterhin sagt, durch diese „tiefste Concentration habe der Inder mit voller Energie und im Lichtglanz des Geistes in die göttliche Herrlichkeit einkehren und mit unwiderstehlicher Macht über die Creaturen herrschen können", geht er zu weit. Die Inder sind mit ihrer Contemplation doch niemals aus ihrer Subjectivität herausgetreten und haben niemals nach aussen hin Wunder gethan. Dagegen hätte Windischmann mit den Indern nicht blos den Heroismus der nordischen Völker, sondern auch die einseitig bis zum Orgiasmus in Babylon und Kleinasien, ja selbst noch bei einem Theil der Griechen vorherrschende Sinnlichkeit und Wollust contrastiren sollen.

Uebrigens fand die einseitige Geistigkeit in Indien selber keineswegs allgemeine Theilnahme und ungehemmten Fortgang. Schon an das Institut der Brahmanen selbst hing sich ein sehr realistisches Bleigewicht. Eigentlich hätte jeder Brahmane ein Yogi, ein die Welt meidender Waldeinsiedler seyn sollen. Statt dessen sehen wir sie als eine erbliche Kaste den andern übergeordnet, als eine herrschende Aristokratie gleich jeder andern Aristokratie in der Welt darauf bedacht, ihren Besitz und ihre Macht zu erhalten und zu erweitern, daher auch ihre Race fortzupflanzen. Die Gesetze Menus gehen nicht darauf aus, lauter Einsiedler zu bilden, die sich in Gott versenken und von der Welt nichts mehr wissen wollen, sondern sie befestigen die Herrschaft der Brahmanenkaste. Sehr charakteristisch ist in Menus Gesetzbuch der Paragraph 98. des ersten Kapitels, welcher lautet: Schon die Geburt des Brahmanen ist eine Incarnation des Dherma, d. h. des Rechts, denn der Brahmane wird geboren, diesseits Gerechtigkeit zu fördern, jenseits aber Seligkeit! Es war nun ganz natürlich,

dass die Erbaristokratie hier wie überall in vielen ihrer Individuen entarten musste, dass an die Stelle wahrer Heiligkeit Heuchelei und Scheinheiligkeit, an die Stelle der Gerechtigkeit für alle das Vorrecht der Kaste trat. So finden wir schon bei alten indischen Dichtern Spott über unwürdige Brahmanen ausgegossen, wie in unserm Mittelalter über die verdorbenen Pfaffen der Christenheit.

Daher eine doppelte Reaction gegen den Brahmaismus eintreten musste, je nachdem die eine indische Partei zur strengsten Heiligkeit zurückkehren, die andere aber sich noch viel ungenirter als bisher dem materiellen Daseyn hingeben und sich des Sinnengenusses erfreuen wollte. Die erste Tendenz führte zum Buddhaismus, die zweite zum Wischnuismus. Doch erlangte der erstere seine überwältigende Macht erst im Gegensatz gegen die zweite, als der Sinnencultus in Indien allzugrob überhand nahm.

Wir müssen daher den Blick zuerst auf den Wischnuismus werfen. Die indische Spekulation liess den alleinigen Gott Brahma in drei Personen auseinander treten, indem sie ihn nur noch als die schaffende Kraft beibehielt, ihm aber den Wischnu als erhaltende, den Shiwa als zerstörende Kraft nebenordnete. Eigentlich wurde Wischnu in demselben Sinne den andern beiden übergeordnet, wie das Seyn dem Werden und Vergehen oder wie das Heute dem Gestern und Morgen. Damit huldigte man aber wieder der Gegenwart, dem Genuss des Augenblicks, dem Zeitlichen und Mannigfaltigen, und wendete sich von dem echten Brahmaismus ab, der nur Vertiefung in den alleinigen und ewigen Geist gefordert hatte. Mit dieser neuen Dreieinigkeit *(trimurti)* verband die indische Spekulation die Vorstellung, die drei Götter seyen nicht einmal die höchsten, sondern über ihnen stehe ihre gemeinschaftliche Mutter Bhawani. Auch wurde jeder männlichen Gottheit eine weibliche *(sakti)* unzertrennlich beigesellt. Wenn man nun versucht ist, den Uebergang des reinen contemplativen Brahmaismus der Yogi in das geschlossene Kastensystem einem ägyptischen Einfluss zuzuschreiben, so liegt es nahe, auch wieder bei dem Uebergang in den sehr sinnlichen Wischnuismus und in den Cultus der Bhawani, in die Adoption der Weiberherrschaft an babylonischen Einfluss zu denken. Das ist um so wahrscheinlicher,

als, wie wir oben schon bemerkt haben, der Wischnuismus mit den Eroberungen der Inder an der Küste Malabar zusammenhängt, welche vom persischen Golf, also auch von der Mündung des Euphrat, an welchem Babylon lag, nicht sehr weit entfernt ist. In Wischnu traten zwei Elemente hervor, die unter der Herrschaft des reinen Brahmaismus theils zurückgetreten, theils noch nicht entwickelt waren, nämlich das Heldenthum und die Wollust. Vom Heldenthum fanden sich schon Spuren in den ältern Vedas, es musste aber durch die grossen Eroberungen der von ihren Heimatsgebirgen ins breite Gangesthal und an die Meeresufer erobernd hinabsteigenden Inder in neue Blüthe kommen. Als Held erscheint nun Wischnu vorzugsweise unter dem Namen Rama. Das zweite Element, die Wollust, trat in das Hinduthum wahrscheinlich erst mit dem Uebermuth des Sieges, mit dem Reichthum der Beute im Süden, mit der Berührung seefahrender Fremden ein. Als Protector der Wollüste und verliebter Schäfer führt Wischnu den Namen Krischna und ist sein Cultus so orgiastisch, wie er irgend in Babylon und Phrygien war.

Dagegen nun trat eine neue, unwiderstehliche Reaction des alten echt brahmanischen Yogithums im Buddhismus ein. Der neue alleinige Gott Buddha war wesentlich wieder der alte alleinige Brahma, der absolute Geist, zu dem sich die materielle Wirklichkeit der Dinge nur wieder wie Schein und Traum verhalten sollte. Man erkennt daraus, wie tief die Contemplation in der indischen Nationalität wurzelte, dass sie sich durch nichts ersticken liess und immer wieder die Sinnlichkeit überwältigte. Der Buddhismus war eine grossartige Reformation, welche halb Indien sich aneignete und die grobsinnliche Trimurtilehre verbannte. Zugleich zerstörte er das Kastensystem und stellte alle Menschen einander gleich. Man kann ihn im eminenten Sinn als einen nationalen Act bezeichnen, durch welchen die Hindus sowohl den ägyptischen als den babylonischen Einfluss, die kastenmässige Einschachtelung und die grobe Sinnlichkeit, wieder von sich ausstiessen. Vom alten Brahmaismus aber unterscheidet sich der Buddhismus hauptsächlich dadurch, dass er nicht mehr die Welt aus Gott oder die unendliche Menge der Geister aus einem Urgeist hervorgehen lässt, sondern umgekehrt den alleinigen Gott, in

welchem alles concentrirt werden soll, erst zu einem gemeinschaftlichen Produkt aller individuellen Geister macht.

2.

Der Schleier der Maya.

Die Inder lehren, vor allem Seyenden war ein Urgeist, der Geist schlechthin, das neutrale Brahm, körperlos. Nun schied sich aber unmerklich in ihm ein männlicher und weiblicher Bestandtheil aus. Der männliche, Parabrahma, äusserte einen Trieb zum Schaffen und diesem Triebe kam etwas Weibliches, Maya, seine Einbildungskraft, entgegen. Nach dem Oupnekhat I. 305. 315. 395. II. 115. 213. 257. 351. Asiat. Res. VIII. 404. Paullinus 94. Rhode II. 334. v. Bohlen, das alte Indien I. 161. Indem Brahma sich durch Maya das Bild der künftigen Schöpfung vorspiegeln liess, fühlte er Liebe zu diesem schönen Bilde und so entstand Kama, der Liebesgott.

Dem Werke von Nicl. Müller, Glauben der Hindu, sind eine Menge Bilder angehängt, die in sinniger Weise den Mayabegriff entwickeln, ein illustrirtes Märchen. Taf. I. Fig. 5. sind Brahma und Maya, um die Einheit ihres Wesens auszudrücken, in Zwittergestalt verbunden. Maya zur Linken breitet den halbmondförmigen Schleier voll von Thieren und kleinen Gestalten aus, den Vorbildern künftig erst zu verwirklichender Kreaturen. Rechts wölbt Brahma eine Perlenschnur im Bogen, dem Mayaschleier symmetrisch. Diese Perlenschnur, die sich oft auf indischen Bildern wiederholt, ist die Wesenkette, die Einheit aller Kreaturen. Fig. 6. umarmt Brahma die Maya unter der Hülle des Schleiers, d. h. er versenkt sich liebend in seine eigene Betrachtung, Fig. 7. sitzt Maya mit dem Schleier und den jungen Liebesgott Kama an der Brust auf dem Papagei. So tritt in der griechischen Mysterienlehre der erstgeborene Eros als die Schöpferkraft der Liebe aus dem Nichts hervor. Weitere Bilder zeigen das Weltei von der Schlange umwunden, die Lotosblume, den Lingam, die Sonne, lauter bekannte Sinnbilder der Schöpfung. Endlich auch den Berg Meru, die Trimurti, die Scheidung von Feuer und Wasser etc. Wahrscheinlich um den Gott, der sich durch seine Einbildungskraft allein,

ohne dass sie von einer Vernunft gezügelt wird, zur Weltschöpfung verführen lässt, zu verspotten, haben die Inder ersonnen, Maya habe dem Brahma einmal in ihrem Schleier alle schönen Mädchen und Frauen gezeigt, die künftig auf der Welt leben würden, ein unermessliches, reizendes Gewimmel von Gestalten. Rhode II. 518.

Während Brahma alle die Gestalten, die ihm Maya in ihrem Schleier vormalte, verwirklichte, die ganze Schöpfung vollendet wurde und fortdauerte, blieb doch in der innersten Tiefe seines Wesens seine ursprüngliche Ruhe, sein Nichtsthun, sein Nichtsdenken, mit einem Wort das reine Nichts zurück und Brahma selbst wusste nichts mehr von seinem ursprünglichen Wesen, welches daher die Inder als das völlig neutrale Brahm von dem männlichen und thätigen Brahma unterscheiden. Daher im Mahabharata, dem grossen indischen Götterepos folgende phantastische Vorstellung. Die drei höchsten Götter der Trimurti besannen sich einmal, sie seyen doch eigentlich nicht die höchsten, sondern es sey noch ein Unsichtbarer über ihnen, von dem sie ihren Ursprung herleiteten. Sie beteten also den Unsichtbaren an und baten unterthänig um Erlaubniss, zu seiner allerhöchsten Gegenwart zugelassen zu werden. Es wurde jedoch dem Brahma und Shiwa in Gnaden abgeschlagen und nur Wischnu erhielt Zutritt, denn das absolute Nichts gibt sich so wenig mit dem Schaffen, als mit dem Zerstören ab, nur das Erhalten entspricht ihm, denn nichts in der Welt ist conservativer als das Nichts, das ewig gleiche. Nicht ohne Neid sahen Brahma und Shiwa, wie der glückliche Wischnu sich zur Audienz begab. Sie sahen aber nichts, als dass Wischnu plötzlich verschwand und nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kam. Er war nämlich Nichts geworden und als er aufhörte Nichts zu seyn, war er wieder der nämliche, der er vorher gewesen war. Rhode II. 214.

Die Inder cultiviren ein eigenes philosophisches System, welches im Gegentheil annimmt, Gott allein sey Etwas und das Nichts sey die von ihm geschaffene Welt, sie sey nämlich gar nicht wirklich geschaffen, sondern auch jetzt immer noch blosser Schein, existire nur als Bild auf dem Schleier der Maya, sey nur Vorspiegelung, nur Täuschung der Maya, nur die Einbildung, nur der Traum Gottes.

Die Sünde Brahmas wird am unheimlichsten aufgefasst in dem indischen Mythus von Hiranjagarbha. Unter diesem Namen nämlich ist Puruscha oder Pradschapati verstanden, der Urmensch, der aber nur der aus sich herausgetretene Urgeist Brahma selbst ist. H. war allein, in sich selbst vergafft und betete sich selber an. Nun wollte er auch vor sich opfern, aber dazu gehörte Wasser, also schuf er Wasser. Das Wasser aber machte ihm Vergnügen, er plätscherte darin, bis es Schaum gab und aus dem Schaum wurde die Erde. Er hatte sich dabei aber so angestrengt, dass ihm ganz heiss wurde und aus seiner Hitze kam das Feuer, dessen Lust verzehren ist. Das wurde ihm zur Last, er ging aus sich selbst heraus und wurde Sonne. Aber das zurückgebliebene Feuer war es immer noch selbst und wollte die Sonne fressen, da als Sonne fuhr er erschrocken zurück, als Feuer aber verfolgte er sie, bis er sich besann, er müsse etwas übrig lassen, um es verzehren zu können und überhaupt noch mehr Dinge schaffen, einzig um sie zu fressen. So fiel der Schöpfungstrieb des Brahma mit dem Zerstörungstrieb des Shiwa in einen Moment zusammen, wobei man übrigens an den griechischen Chronos erinnert wird, der auch seine Kinder nur zeugte, um sie zu fressen. H. liess also die Sonne einstweilen leben und mit ihrer Wärme auf die Erde wirken, wodurch alles mit Pflanzen und lebenden Wesen sich füllte, die er nachher sämmtlich mit Vergnügen wieder verspeiste. Nur die Sonne liess er leben, damit sie ihm neuen Frass bereite. Hier wird er ganz zum Winterdämon.

Nach einer andern Tradition war er allein, opferte vor sich selbst, wurde aus Hitze wieder zu Feuer und verwandelte sich in ein Pferd, da er aber auch noch das Feuer war, frass er in diesem Rosse sich selbst. Davon leiten die Inder das Verdienst des Pferdeopfers ab.

Der Gedanke, Gott habe sich für seine Geschöpfe geopfert, tritt erst später und sehr allmälig hervor. Ursprünglich dachten sich die Inder als das Motiv, aus welchem Brahma aus sich heraustrat, um zu schaffen, lediglich die Schöpfungslust, eigne Neugier, eignes Gelüsten, welches sogar sündhaft erschien. Kam dieses Schaffen nun auch uns Menschen zu statten, die dadurch überhaupt erst zu einer Existenz gelangten und aus dem Nichts in die schöne Welt versetzt wurden,

so entbehrte doch hier die Opferidee noch völlig einer sittlichen Grundlage. Von einer Erlösung vom Uebel und von der Erhebung aus der Sündensphäre in ein reines und völlig geläutertes Daseyn war nicht die Rede. Gott selber hatte ja gesündigt. Eine Verpflichtung gegen den Schöpfer hatten die Geschöpfe unter diesen Umständen nur insoweit, als sie sich zu einer Reciprocität bereit erklären mussten. Wie sich nämlich Brahma seiner ursprünglichen reinen Gottheit entäussert hatte, um Welt zu werden, so sollten auch die Menschen, sollte die ganze geschaffene Welt immer bereit seyn, wieder zu verschwinden und ihr Daseyn dem Brahma zu opfern.

Das grösste Opfer, welches überhaupt in Indien vorkommt, heisst Aswametha, das Rossopfer. Schon Windischmann (die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte I. 873.) vermuthete, es solle eine Art von Wiedervergeltung für das Opfer seyn, welches Brahma gebracht habe, indem er seinen Geist in die materielle Schöpfung ausgoss. Für diese Erklärung spricht, dass das Ross selbst für ein Sinnbild der Welt galt. Nach einem Upanischat bei Colebrooke (Vedas von Poley S. 132.) und nach dem Gesetzbuch der Gentoos S. 11. nämlich, bedeutet des Pferdes Kopf den Morgen, sein Augenpaar Sonne und Mond, sein Athem den Wind, sein Fleisch die Wolken, sein Haar die Pflanzen, seine Adern die Flüsse, sein Wiehern das Gewitter, seine Beine Tag und Nacht, seine Eingeweide die Gebirge, seine Knochen endlich die Ineinanderfügungen der Sternbilder. Das Pferd wird nicht getödtet, aber man glaubt, es stürze sich ins Meer und das bedeutet den Rücktritt der Materie in die Weltseele. Nur in seinen Fusstapfen zündet man Opferfeuer an. Moore, Hindupantheon p. 366. Beschreiburg der malabarischen Hindus S. 323.

Dasselbe Pferd finden wir in der schönen Mythe von der Herabkunft der Ganga wieder, in der bekannten Episode des Mahabharata. Es ist in der Unterwelt verborgen, bis die vom Himmel kommende Ganga zu ihm eindringt und es zur Wiedergeburt führt. Es ist hier nicht mehr Sinnbild der materiellen Welt im Gegensatz gegen den göttlichen Urgeist, sondern vielmehr Sinnbild der zur irdischen Busse verurtheilten gefallenen Engelwelt. Daher erscheint zum Unterschied von dem Schöpfer Brahma, der durch seine Schöpfung sündigte,

Gott Wischnu als das allerhaltende Weltprincip am Weltende in der Gestalt desselben Pferdes, nur nicht mehr im Stande der Gefangenschaft, sondern der Freiheit und Herrlichkeit. Deshalb ist das Ross auch schneeweiss, weil es die von ihrer Sünde befreite Menschheit bedeutet. Es führt hier den Namen Kalki. v. Bohlen, das alte Indien I. 134.

Der ältere Brahma tritt nirgends als Erlöser der Menschheit auf. Hat er sündige Menschen geschaffen, so ist es deren Sache allein, sich durch eigne Busse und Befolgung der Gesetze Menus von den Strafen zu befreien, denen sie sich in der Seelenwanderung aussetzen. Nur wenn sie diese Gebote halten und nicht sündigen, gehen ihre Seelen kurzweg wieder in die allgemeine Weltseele Brahma über.

Die Seelenwanderung ist in Indien zwar der gemeinschaftliche Glaube der Brahmanen und Buddhisten, erscheint aber doch in diesen Secten modificirt. Bei den Brahmanen ist die Scala kürzer und nur auf das Thierreich beschränkt. Rhode II. 378. Deswegen dürfen die Inder kein Fleisch essen und kein Thier tödten. Es könnte ja die Seele eines nahen Verwandten darin verborgen seyn. Doch war die Einbildungskraft der Brahmanen, wenn sie auch nicht über die Thierwelt hinausging, ausschweifend genug. So sagt Menus Gesetzbuch IV. 168.: Wer das Blut eines Thieres vergiesst, wird nach seinem Tode in derselben Thiergestalt auf dieselbe Weise verwundet oder umgebracht und zwar so oft, als von dem vergossenen Blute Kügelchen auf die Erde gerollt sind. Und V. 33. heisst es, von allen den Thieren, von denen ein Mensch jemals Fleisch gegessen hat, wird er nach dem Tode selbst gefressen werden. Diese Scheu vor den Thieren erklärt sich einigermaassen aus der Verwandtschaft des thierischen mit dem menschlichen Organismus, bleibt aber als religiöses Dogma doch immerhin ein grossartiger Wahnsinn der Völker. Zartes Mitleid kann auch nicht als vorherrschender Grund angenommen werden, da die Inder gegen Menschen der niedern Kasten hartherzig und grausam sind. Man hat vermuthet, die Seelenwanderungslehre habe den Brahmanen als Priestertrug gedient, um die niedern Kasten in Gehorsam und Demuth zu erhalten. Nach dieser Lehre konnte niemand einer höhern Kaste angehören, ausser in Folge der Tugenden und Verdienste seines frühern

Lebens, der Angehörige einer niedern Kaste aber befand sich in diesem niedern Stande nur zur Strafe für die Laster und Verbrechen seines frühern Lebens. Also musste der Paria und Sudra sich selbst verachten und jeden Brahmanen für einen Heiligen achten. Doch ist es ungerecht, überall Priestertrug wittern zu wollen. Der einfachste und natürlichste Grund, aus welchem die Tödtung eines Thieres verboten war, liegt schon im ausgesprochenen Zwecke der Seelenwanderung klar vor Augen. Wenn die Seele zu ihrer Busse durch thierische Körper wandern musste, so durfte man auch diese Busse nicht durch vorzeitige Tödtung stören.

Das Unnatürlichste in dieser, wie in jeder Seelenwanderungslehre ist die Gleichgültigkeit gegen Eltern, Gatten und Kinder, zu welcher nothwendig die Vorstellung führen muss, dass man schon hundert- und tausendmal andere Väter, Gatten und Kinder gehabt hat und noch künftig haben wird, als die man gegenwärtig hat. Vergl. Asiat. Originalschr. I. 108. In den Stimmen vom Ganges, einer Sammlung indischer Sagen von A. F. von Schack 1857. berührt die neunte Sage dieses Thema in einer abschreckenden Weise. Ein junger Knabe, der letzte Sprössling eines Königshauses, ist vergiftet worden und die Eltern stehen trostlos bei der Leiche. Da öffnet sich noch einmal der blasse Mund des Knaben und er spricht:

Auf welcher
Meiner Wanderungen durch die Welt der Körper
Hab ich diesen Mann zum Vater und zur
Mutter dieses Weib gehabt? Ich weiss es
Nicht zu sagen. Alle Seelen, wie sie
Von Geburt zu ferneren Geburten
Bald in dieses, bald in jenes Wesen
Niedersteigen, sehen zu einander
In die flücht'gen Bande der Verwandtschaft,
Freundschaft oder Feindschaft sich verwoben:
Doch im Glanze des Unendlichen schwinden
Solche Wahngebilde irdischer Täuschung.

Nach der Lehre Buddhas ist die Seelenwanderung noch viel ausschweifender und grausamer, wie wir oben schon erkannt haben, denn sie sperrt die armen Seelen nicht blos in Thiere, sondern auch in Gras und Stein ein, ja sie verteufelt

in dieſer Hinſicht binnen kurzer Zeit ſehr weit an politiſcher Weisheit vorgerückt. Nach mannichfachen Abirrungen ſind wir zu dem Erfahrungsſatz gelangt, daß das materielle Daſeyn die gebärende, nährende und erhaltende Mutter des geiſtigen iſt, und daß die Geſundheit der Seele ſtets abhängig iſt von der Geſundheit des Körpers. Man ſucht das politiſche Ideal in dem phyſiſchen Wohlſtand der Völker, im Privatglück. Dieß iſt die Grundbedingung aller andern Vortheile der Macht und Größe, wie der Cultur und Freiheit. Es fällt keiner gebildeten Nation mehr ein, ſich um religiöſer Anſichten willen ſelbſtmörderiſch zu zerfleiſchen, oder eine abſtracte Staatsform, der Theorie zu Liebe, unter Mord und Ruinen in's Leben zu rufen, oder in den weichlichen Muſenkünſten allein Entſchädigung für ein armſeliges Daſeyn zu ſuchen. Man hat wohl erfahren und eingeſehn, daß jene geiſtigen Beſtrebungen unfruchtbar bleiben, wenn ſie die materielle Baſis aushöhlen, und man weiß, wie oft einer ſiren Idee der Wohlſtand und das Blut ganzer Generationen aufgeopfert worden iſt. Man iſt umgekehrt überzeugt, daß Wohlſtand und ein heiteres geſundes Volksleben eine religiöſe und ſittliche Geſinnung, eine vernünftige, Alle gleich beſchränkende und Allen gleich nützliche Freiheit, und endlich Liebe zu den Künſten des Friedens nothwendig und ungerufen erzeugen müſſen. Daher accommodirt ſich jetzt Alles dem großen Zweck, den materiellen Wohlſtand zu befördern. Die religiöſen Fragen ſind durch die allgemeine Toleranz beantwortet oder einſtweilen beſeitigt. Die politiſchen Fragen haben ſich auf die einzige concentrirt: wie macht man es, daß der Privatmann, das Volk im Ganzen und dadurch auch der Staat und die Regierung wohlhäbig, reich und dadurch zu allem Andern mächtig werde? Selbſt die Wiſſenſchaf-

sie in die scheusslichsten Bewohner vielartiger Höllen. Auf der andern Seite gewährt sie aber auch viel mehr Freiheit als die Lehre der Brahminen. Vergl. Köppen, Religion des Buddha 265. Der Seele stehen alle möglichen Wege offen, mit grösster Toleranz ist dem Brahmanen, der etwa Buddhist geworden ist, immer noch der Himmel Brahmas oder Indras zugänglich. Noch bequemer aber ist es für die Seele, wenn sie sich nur in der Busse anstrengen will, die langweilige Seelenwanderung abzukürzen, oder ein- für allemal abzuschneiden, indem sie Buddha wird.

3.

Der indische Mythus von Rama.

Dieser wichtige dem Wischnuismus angehörige Mythus liefert den Beweis, dass äusserer, namentlich babylonischer Einfluss auf Indien stattgefunden hat. Er sinkt aus den geistigen Höhen Indiens zum Naturmythus herab, ist aber doch höchst geistvoll. Die berühmte altindische Dichtung von Rama hält gewissermaassen die Mitte zwischen den beiden griechischen Mythen von Persephone und Andromeda. Die Dichtung ist niedergelegt in dem altindischen Epos Ramayana, aber nachher noch oft variirt in andern epischen Dichtungen und Schauspielen der Inder, zum Beweise wie ausserordentlich populär der Stoff gewesen ist. Es wäre fehlerhaft, in einer grossartigen Dichtung dieser Art nur einen Mythus oder eine verkleidete Priesterlehre sehen zu wollen, denn sie hat einen hohen durchaus selbständigen Werth als Dichtung und bietet ein rein menschliches Interesse dar, das uns alles vergessen macht, was etwa Mythisches oder Lehrhaftes dahinter steckt. Es wäre jedoch eben so fehlerhaft, wenn der Mythenforscher, der ausdrücklich darauf angewiesen ist, uralte Religionslehren und Naturansichten aus ihrer poetischen Entschleierung zu enthüllen, einem Stoffe vorbeigehen wollte, wie er in Ramayana vorliegt. Diese Bemerkung passt auch auf viele andere schöne Dichtungen des Alterthums.

Das Gedicht handelt von der Befreiung der schönen Sita aus der Gewalt des bösen Riesenkönigs Ravana durch den

edlen Königssohn Rama, und dass hier die Befreiung der Vegetation und insbesondere der Saaten aus der schrecklichen Gewalt des Winters zu verstehen sey, leuchtet ein, wenn man erwägt, dass die frommen Inder das jährliche Fest der Befreiung Sitas im April feiern, in denselben Tagen, in denen im Kaukasus und in Europa später noch das Fest des h. Georg gefeiert wurde, dessen Legende dem Mythus von Rama ganz ähnlich ist. Vergl. Niebuhr, Reise II. 28. Jones, Asiat. Abhandlungen I. 220. Indem ich den Inhalt kurz überblicke, will ich sogleich damit die mythische Bedeutung verbinden. Ravana ist das böse Princip, welches in der untersten Tiefe des Raumes wurzelt, weshalb man auf der Insel Java heute noch glaubt, er hause tief im Innern eines feuerspeienden Berges. Wilhelm von Humboldt über die Kawisprache I. 71. Als nun Brahma hoch oben zunächst als Genius der Sonne, als Geist des Lichts und zum höchsten, ja alleinigen Gott der Welt erhoben worden war, versenkte sich derselbe so sehr in seine Geistigkeit, dass er sich um alles Materielle nicht mehr bekümmerte und dasselbe ganz unbefangen und arglos dem Ravana überliess, der ihn durch fromme Heuchelei täuschte. Da bemeisterte sich nun Ravana nicht nur der ganzen Erde, sondern auch des niederen sichtbaren Himmels, in welchem bisher die Naturgötter geherrscht hatten, jagte den Donnerer Indras und alle seine Mitgötter fort und baute sich sieben feste Burgen, jede von einem andern Metall. Darunter sind die sieben Planeten zu verstehen, von denen jeder ein Metallreich beherrscht. Ravana hatte also die ganze sichtbare Welt inne bis zu den Sphären der Planeten hinauf.

Nicht ohne eine gewisse Ironie fährt nun die Dichtung fort darzulegen, wie nothwendig es gewesen sey, den grossen Gott Brahma des Irrthums zu überführen und den daraus entstandenen Fehler wieder gut zu machen. Wischnu, die zweite Person in der Gottheit, das erhaltende Princip, erinnerte die erste Person in der Gottheit, den Brahma, als das schaffende Princip, es sey doch nicht recht, das, was Brahma einmal geschaffen habe, durch den nichtswürdigen Ravana wieder zu Grunde gehen zu lassen. Sie kamen daher überein, Wischnu selbst solle in die niedre Welt hinabsteigen, um dem Ravana die Herrschaft derselben wieder zu entreissen. Zu diesem

Zwecke musste Wischnu unter dem Namen Rama als Königssohn auf dem Festland von Indien geboren werden, während Brahma die alten von Ravana vertriebenen Naturgötter und Halbgötter mit Bären und Affen zwei grosse Armeen zeugen liess, die dem Rama, wenn er herangewachsen seyn würde, im Kampfe beistehen sollten. D. h. der Schöpfer fasste die beiden Angelpunkte der von ihm geschaffnen Welt, das Bärenland am Nordpol und das Affenland am Südpol*) zusammen, um die dazwischen liegende von Ravana verderbte Welt wieder von ihm zu reinigen.

Unterdess wurde dem Rama auch eine künftige Gattin geboren und zwar musste Ravana selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, dabei behülflich seyn. Indem nämlich Ravana den tyrannischen Einfall hatte, eine Blutsteuer von den Menschen zu fordern, und er lachend zusah, wie die Menschen ihr Blut in ein ungeheures Gefäss zusammengossen, wurde die Erde gänzlich steril. Ravana stutzte, dass etwas ohne sein Zuthun geschah, und liess das Blut in die Erde eingraben. Nachher wurde die Erde an dieser Stelle mit dem Pfluge befahren, der Pflug stiess an das Blutgefäss und aus dem Blute wuchs Sita empor, die schönste Jungfrau aus dem Blut des ganzen Menschengeschlechts entsprungen, und sie war es, welche Rama zur Gattin erhielt, weil er allein einen ungeheuren Bogen zu spannen vermochte. Man ist versucht, bei diesem Bogen an den Meridian zu denken, welcher Südpol und Nordpol verbindet.

Nachdem Rama und Sita vermählt sind, werden sie verbannt und in die Wildniss hinausgestossen. Da hört Ravana von Sitas Schönheit, schleicht sich in Gestalt eines Hirsches zu ihr in den Wald, nimmt dann die Gestalt eines Bettlers an, ergreift sie, wächst riesenhoch empor und entführt sie durch die Luft. Nun rüstet Rama zu dem grossen Entscheidungskampfe. Die Bären und Affen rücken heran und bauen durch das Meer eine Brücke hinüber nach Lanka, der Residenz des Ravana. Das soll die s. g. Adamsbrücke seyn, welche nach der Insel Ceylon hinüberführt. Indessen hat das Gedicht dem Grundgedanken nach einen viel weiteren Schauplatz. Ravana

*) Die nähere Erklärung siehe später im Kapitel von den Kerkopen.

kämpft mit der äussersten Anstrengung um die Weltherrschaft, wird aber endlich überwunden und mit seinem ganzen dämonischen Heere versteinert, Sita befreit.

Dieses höchst merkwürdige altindische Gedicht nun hat zweierlei Bedeutung. Einmal liegt darin die Lehre, dass die älteren Naturgötter nicht im Stande gewesen seyen, das böse Princip in der Welt zu überwinden, sondern dass es dazu der neueren höheren Götter des Brahmaismus oder der Alleinheits- und Dreieinigkeitslehre bedurft hätte. Zweitens hat das Gedicht zwar noch ganz den Charakter eines gewöhnlichen Frühlingsmythus vom Siege des Sonnengotts über den bösen Winter bewahrt, derselbe hat aber eine höhere Weihe und Bedeutung dadurch erhalten, dass Sita als Concentration alles menschlichen Geblütes, also der Menschheit selbst, durch Rama oder Wischnu zur Gottheit erhoben wurde, was ganz den griechischen Mysterien des Dionysos entspricht, welche wir später genauer erörtern werden. Auch liegt in dem Mythus von Sita offenbar eine Erinnerung an das Blut des Belus in dem oben erwähnten babylonischen Mythus.

Wenn in Ramayana das Ende der alleinigen Weltregierung Brahmas auf eine ganz anständige Art motivirt erscheint und man sogar eine Rückkehr zum Natürlichen darin erkennen darf, dass die einseitige Vertiefung in den Geist wieder einer Anerkennung der materiellen Welt gewichen ist, so hindert doch das nicht, dass dieses Sichabwenden von der Contemplation Brahmas zum Naturalismus Wischnus auch durch eine gewisse Verweichlichung und Hinneigung der Inder zur Wollust erklärt werden muss.

4.

Bhawani.

Die Gottheit ist geschlechtslos, erhaben über alle irdischen und menschlichen Gegensätze. Unwillkürlich jedoch dachten sich die alten Völker die mächtigsten Gottheiten männlich und übertrugen wenigstens das unter den Menschen übliche Uebergewicht des Mannes in die Vielgötterei, so dass die weiblichen

Gottheiten im Ganzen immer mehr oder weniger den männlichen untergeordnet blieben. Diese einfache und natürliche Auffassung wurde jedoch mit der Zeit von einigen Völkern aufgegeben und wir finden, wie sich eine weibliche Gottheit allen männlichen überordnet. Es ist kein Zweifel, dass die wachsende Corruption der Völker dahin führen musste. In den Weltreichen des Südens, wo in Hauptstädten und Handelsplätzen die Menschen in grosser Menge zusammengedrängt waren und sich an Reichthum, Lebensgenüssen aller Art und Luxus vergnügten, und wo üppige Regenten nur zu oft das Beispiel der Sittenlosigkeit gaben, zog es die Menge unwiderstehlich zur Wollust hin, zur Verweichlichung und zum Weibischwerden. Wie Herakles von der schönen Lyderin verführt, Weiberkleider anzog, so fielen ganze Völker in weibische Wollust. Waren die Geister einmal so ganz dem Weibischen hingegeben, so mussten sie auch dahin gelangen, sich die höchste Gottheit selbst nur noch als Weib zu denken.

Ein solcher Wendepunkt trat nun auch bei den Indern ein, als sie aus ihrer arischen Heimat immer weiter nach Süden vordrangen, wo sie in der üppigsten tropischen Natur zugleich in Seeverkehr mit dem verführerischen Babylon traten. Auch sie wurden nun von der Wollust angesteckt, von der sie sich bisher fern gehalten hatten. Brahma war ihnen jetzt schon zu ernsthaft, zu ehrwürdig, zu grossväterlich, zu geistig. Sie brauchten einen lustigern und sinnlichern Hauptgott, ersannen daher die Trimurti, und da die Erhaltung des Menschengeschlechts in der Fortzeugung beruht, knüpfte sich an den Cultus des Wischnu oder Krischna, wie er in einer seiner Lieblingsverwandlungen genannt wird, derselbe weichliche Sinnencultus, wie in Babylon. Man begnügte sich aber nicht mit dem neuen Obergott Wischnu, denn er war noch viel zu männlich; man wollte zur obersten Gottheit nur noch ein Weib haben. Also ersann man das Dogma von der Bhawani, der angeblichen Mutter der Trimurti, dem Urweibe, das vor allen andern Wesen existirt habe und aus dem Brahma, Wischnu und Shiwas erst hervorgegangen seyen. Sie, die Allgebärerin, ist zugleich die Allverschlingerin. Ihre Titel sind: Mutter des Weltalls, Allherrin, Welträgerin, die du die Erde bist, die du in allen Frauen fruchtbar bist, Allweib! und die du zugleich

der Weltgeist bist und in aller Menschen Gemüth. Du zugleich der Welt Schöpferin, Erhalterin und Zerstörerin! Du Schreckliche zugleich und du Liebliche, Umschwingerin des Weltalls, sey uns gnädig! Wiener Jahrbücher 1833. LXIV. 110. Vergl. v. Bohlen, das alte Indien I. 247.

Die Secte der Saktas verehrt allein die Bhawani als höchste Gottheit und glaubt, weil sie zugleich die Geburts- und Todesgöttin ist, ihr durch Ausübung der Wollust und Mordlust den wohlgefälligsten Dienst zu leisten. Stuhr, Religionssysteme S. 213. Der orgiastische Cultus findet sich in Indien ausserdem am meisten in der Secte des Krischna ausgebildet, dessen Feste denen im alten Babylon und Paphos heute noch nichts nachgeben. Dagegen hat sich die Secte der Thugs ausschliesslich dem Dienste der Kali gewidmet. So heisst nämlich die Bhawani als Todesgöttin. Um ihr gefällig zu seyn, bringen die Thugs so viele Menschen um's Leben, als ihnen möglich ist. Nur aus religiösem Wahnsinn, nicht um zu rauben. In den dreissiger Jahren war viel von ihnen die Rede, weil damals so viele heimliche Mordthaten in Indien vorkamen. Doch hatten sich die Thugs verabredet, nie einen Engländer umzubringen, weil sie sonst viel härter würden verfolgt worden seyn.

Als Todesgöttin heisst Bhawani bald Kali, bald Durga. Als schreckliche Zerstörerin werden wir sie in ihren Siegen über die böse Dämonenwelt kennen lernen, dem Motive zur ganzen Seelenwanderungslehre der Inder. Die übermächtige Göttin lässt sich indess auch herab in sehr niedrige irdische Sphären. In mehreren, zum Theil sehr schönen Mythen erscheint sie als ein irdisches Weib mit einem Manne niederer Kaste verbunden, um auch diese verachteten Menschenklassen, wenn nicht zu heiligen, doch zu trösten. Ihre Gottheit erscheint insofern schon so herablassend und erbarmend, wie erst später die des Buddha. Vergl. Baldäus, Malabar 456. Sonnerat I. 295.

Nach einer andern alten weitverbreiteten Lehre ging die indische Schöpfung nicht aus einer Täuschung oder Begierde der Gottheit selbst, sondern aus der Bosheit der Geschöpfe hervor. Nach dem von Hollwell englisch und darnach von Kleuker ins Deutsche übersetzten Schastra des Brahma (Hollwell, Hist. Nachrichten von Hindostan, deutsch von Kleuker,

Leipzig 1778.) gab es noch einen ältern Gott als Brahma und dieser schuf eine Geisterwelt. Ein Theil derselben, an deren Spitze die Trimurti stand, beugte sich in Demuth vor dem Ewigen, ein anderer Theil aber, an dessen Spitze Mahishasura stand, trotzte ihm und gehorchte ihm nicht. Ja es glückte diesem bösen Geiste, alle Geister zu verführen, dass sie ihn als den höchsten Gott anerkannten. Nur die Trimurti blieb Gott treu und nachdem alle Mahnungen derselben nichts gefruchtet hatten, befahl der Ewige dem Shiwas, den Mahishasura und seine ganze Geisterbrut in den tiefen Abgrund der Hölle zu stürzen. Nachher aber erbarmte er sich ihrer wieder und schuf die irdische Welt mit zahllosen Steinen, Pflanzen, Thieren und Menschen und bannte in deren Körper jene gefallenen Geister nach dem Maass ihrer grössern oder geringern Schuld hinein, um während der ganzen Zeitlichkeit durch Busse sich zu läutern und am Ende des letzten Weltalters in den Himmel zurückzukehren. Hollwell 209. f. Asiat. Originalschriften I. 423. Bhagavadgita par Perraud 1787. LXXIX.

Die gefallenen Geister heissen Asuren, ihr König Mahishasura, der grosse Asura. Der eben mitgetheilte Mythus ist nicht der einzige von ihm. Ein anderer sehr verbreiteter Mythus gibt ihm die Gestalt eines ungeheuer grossen und starken Büffels; derselbe griff zuerst den Indras und die niedern Götter an und diese suchten Schutz bei der Trimurti. Da trachteten die drei göttlichen Brüder Brahma, Wischnu und Shiwa eins zu werden, um mit vereinigter Kraft den höllischen Büffel zu besiegen. Indem sie aber Flammen ausathmeten, flossen diese Flammen in eine zusammen und daraus entstand die schreckliche Göttin Durga. Nach Wilkes in den Asiat. res. I. 279. Diese Durga oder Kali ist als Todesgöttin eins mit der Bhawani, der Geburtsgöttin. In der letztern Eigenschaft gilt sie als die Mutter der Trimurti, als Todesgöttin aber wird sie hier zur Tochter der Trimurti gemacht. Wieder nach einem andern Mythus waren die männlichen Götter gar nicht vorhanden, sondern die Welt war allein von den acht Weltmüttern oder Sakti (welche sonst als die Gattinnen der männlichen höchsten Götter gelten) beherrscht. Ihre Führerin aber war das Urweib Bhawani. Als nun der Büffeldämon sie angriff, erhoben sich die acht göttlichen Amazonen in furcht-

barer Gestalt wider ihn und Durga vernichtete ihn. Colebrooke in den Asiat. res. VIII. 82. Auf einem indischen Bilde sind die sämmtlichen Sakti in der achtleibigen Durga vereinigt, die in sechzehn Händen die Waffen aller Götter führt. Rhode I. 335. Auf andern indischen Bildern sitzt oder steht sie auf dem besiegten Büffel. So bei Coleman, myth. auf dem Titelkupfer und auch pl. 17. 4. Bei Niel. Müller tab. 2. fig. 59.

Die indische Vorstellung von den Asuren wiederholt sich auch in der mongolisch buddhistischen Vorstellung von den Tängäri; denn auch diese sollen ursprünglich himmlische Geister gewesen, aber in Folge ihrer Sünden zur Verbannung in die niedere Welt und zur Seelenwanderung verurtheilt worden seyn. Pallas, Hist. Nachrichten II. 44. Köppen, Religion des Buddha S. 246. f.

5.

Sansara.

Die Buddhisten haben ihre Seelenwanderungslehre einfach an die der Brahmanen angeschlossen und setzen dieselbe voraus, ohne sie durch einen besondern Mythus zu motiviren.

Sie nennen den Zustand höchster göttlicher Vollendung die Ruhe, vollkommene Bewegungs- ja sogar Bewusstlosigkeit, ohne Regung irgend eines Triebes oder Wunsches, *Nirvana*, von *ni-vana*. Aus dieser Ruhe, aus diesem Nichts, lehren sie, hätte der göttliche Geist niemals heraustreten sollen. Dass es geschehen sey, habe seinen Grund nur in einer schon an sich sündigen und sträflichen Bewegungslust und Begier. Wer denkt, sein Ich setzt, persönlich wird, Neugier zeigt, empfindet, etwas wünscht, überhaupt etwas seyn und haben will, ist damit schon aus der göttlichen Ruhe gefallen, aus der Gottheit verbannt und der Strafe anheimgefallen. Denn das Etwas, das Seyn, die Sinnenwelt ist das Böse und die Hölle, gut ist nur das Nichts. Auch ist es nur eine Täuschung, wenn man glaubt, es existire wirklich etwas; das vermeinte Etwas ist nur Schein. Dieser Zustand im Scheinleben heisst Sansara.

Sansara ist unser gesammtes Erdenleben, das ganze Weltdaseyn vom ersten Schöpfungstage an bis zum Weltende, alles aber nur Trug und Schein, nur eine Lüge, von der Sünde geboren, daher auch die Hölle, so dass, wenn überhaupt etwas existirt, alles Hölle ist. Und dieser schrecklichen Hölle kann niemand, selbst nicht durch den Tod entrinnen, denn Sansara ist ein ewiger Wechsel von Geburt und Tod, eine ewige Wanderung der Seelen durch die verschiedenartigsten Körper. Es gibt darin niedere und höhere Stufen, aber niemand ist sicher, dass er nicht beim geringsten Fehler wieder auf eine tiefere Stufe herabsinken muss. Nur ein einziges Mittel gibt es, der Sansara zu entrinnen, wenn man nämlich sein Ich gänzlich abtödtet, nichts mehr wünscht, nichts mehr empfindet, nichts mehr denkt, mit einem Wort sich selbst vernichtet und dadurch in den Zustand *Nirvana* übergeht. Köppen, Religion des Buddha S. 200. f.

Unter der Selbstvernichtung ist nicht der gemeine Selbstmord verstanden, wie man ein Unkraut nicht ausrottet, wenn man ihm blos den Stengel durchschneidet, sondern erst, wenn man die Wurzel mit dem letzten Fädchen auszieht. Ein hundertjähriger Greis, der schon zum Kinderspott geworden war, wünschte am Ende seiner Tage Gott allein zu dienen und in einem Kloster des Buddha Mönch zu werden, aber man verlachte ihn. Der Oberpriester sagte, so nahe vor dem Tode bedürfe ein Kranker keine Arznei mehr. Aber Buddha selbst nahm sich seiner an und befahl ihn ins Kloster aufzunehmen. Die andern Mönche verhöhnten ihn indess so arg, dass er sich ins Wasser stürzen wollte. Da hielt ihn Buddha zurück und sagte ihm: lerne erst die Schrecken des Todes und der Wiederbelebung kennen! Hierauf führte er ihn in die Hölle und liess ihn in alle Schrecken derselben hineinsehen. Von diesem Anblick im Innersten ergriffen, entsagte der Greis allem, was ihm noch von irdischem Interesse anklebte, und erkannte, dass nicht der Tod vom Uebel befreie, sondern nur die sittliche Erhebung über sich selbst, denn wer es noch nicht so weit gebracht hat, kann nacheinander tausendmal leben und tausendmal sterben und wird doch vom Uebel nicht frei. So geläutert kehrte der Greis ins Kloster zurück. Jede Empfindlichkeit war von ihm gewichen. Des Alters Bürde drückte, der Jugend

Spott verletzte ihn nicht mehr und seine Heiligkeit wirkte mit solcher Gewalt, dass alle Mönche ihm nachahmten. Buddhistische Legende, mitgetheilt von Bergmann im Morgenblatt 1824. Nr. 16–18.

Ein zum Buddhismus Bekehrter erfuhr, man könne bei gutem Verhalten nach dem Tode in eine höhere Rangklasse der Wesen übergehen, stürzte sich auf der Stelle ins Wasser, um in den höheren Rang, den er verdient zu haben glaubte, auch gleich eintreten zu können, aber Buddha zog ihn wieder heraus und belehrte ihn, niemand dürfe den Tod suchen, denn das sey ein Wunsch, häufig eine Sünde, die nach dem Tode nicht Verbesserung, sondern Verschlimmerung nach sich ziehe.

Was die Rangstufen der Körper betrifft, welche die Seele im Sansara zu durchwandern hat, so waren dieselben ursprünglich so einfach wie bei den Brahmanen; die buddhistische Dogmatik aber, die ins Endlose ausschweift, superfötirte diese Rangstufen, wie die Räume und Zeiten. Indem sie eine Hölle unter die andere, einen Himmel über den andern setzte, Zeitalter von Millionen Jahren wie Perlen an der Schnur aneinander reihte, lehrte sie, dass eine einzige Seele durch alle möglichen Leiber und Zustände gehen könne, beziehungsweise müsse. Sie könne also in alle möglichen Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen, dann auch in die Bewohner aller möglichen Höllen und Himmel übergehen, und zwar nicht blos einmal, sie könne auch tausendmal in demselben Körper dasselbe erleben. Auch könne sie die ganze Skala auf und ab durchmachen, je nach ihrem Verhalten aus der Hölle zum Himmel aufsteigen und auch wieder herunterfallen. Ja es habe sogar gar keinen Anstand, dass die Seele ausserhalb des buddhistischen Vorstellungskreises einmal hinüberspringen könne in die Gebiete der Brahmanengötter, dass sie z. B. einmal einen Besuch im Himmel Wischnus machen könne. Asiat. Originalschriften I. 76.

Dagegen macht Köppen S. 292. geltend, ursprünglich sey die Seelenwanderung auf Menschen und Thiere beschränkt, und der Durchgang durch mineralische und Pflanzenkörper, sowie auch die Versetzung in die verschiedenen Himmel und Höllen seyen nur ausnahmsweise offen gelassen für ausgezeichnet bessere oder ausgezeichnet böse Seelen.

Wie nun die ganze Welt aus Sünde hervorgegangen ist,

ten haben ſich von den leeren Abſtractionen, in welche ſie ſich früher zu verſenken pflegten, zum Praktiſchen gewendet und ſind mehr oder weniger in den Dienſt der Induſtrie getreten.

Was die Regierungen betrifft, ſo ſtrebt eine jede in Bezug auf die innern Verhältniſſe des Staats zunächſt, die alten Schulden abzutragen, das Staatseinkommen und zugleich auch das Einkommen der Unterthanen zu bereichern. Die cultivirteſten Staaten geben ſich alle erdenkliche Mühe, und wenden einen, früheren Zeiten unbekannten Scharfſinn auf, um Beides zu vereinigen, den größtmöglichen Reichthum des Staats und den mindeſtmöglichen Druck der Unterthanen. Das erſtere iſt nothwendig, weil jeder Staat kräftig nach Außen gerüſtet ſeyn, und zugleich in dem Maß auch für die innere Verwaltung mehr aufwenden muß, in welchem der Staat ausgebildeter und complicirter iſt. Das zweite iſt nothwendig, weil Druck und Armuth der Unterthanen theils die Finanzquellen des Staats verdünnt, theils zu Revolutionen geneigt macht, theils den Staat nach Außen hin ſchwächt, vorzüglich aber deßwegen, weil in gebildeten Staaten das Volk ſelbſt mächtig genug iſt, gegenüber der Regierung ſeine Privatbedürfniſſe geltend zu machen, und vermittelſt der Kammern die Regierung zu nöthigen, ihren eigenen Vortheil nur in dem Privatvortheil der Unterthanen zu finden.

Daß auch von Seiten der Völker ſelbſt die finanzielle Frage jetzt jeder andern untergeordnet wird, leidet wohl keinen Zweifel. Die Kammern, die Petitionen, die Journale, die Flugſchriften, ja ſelbſt die partiellen Aufſtände, in welchen die Völker ihre Sprache vernehmen laſſen, ſtimmen durchweg überein, mit Uebergehung aller alten theoretiſchen Schwärmereien, nur praktiſche Verbeſſerungen zu erlangen. Es kommt dabei wenig

kann es sich auch nur darum handeln, sie wieder zu vernichten. Das allein ist die Aufgabe der Menschheit. Um aber die Welt vernichten zu können, muss man die Sünde vernichten. Das hat zuerst Buddha erkannt. Dieser vortreffliche Mensch hätte, weil gar keine Sünde an ihm haftete, sogleich im Nirvana verschwinden können, allein die übrige schlechte Welt hätte dann doch fortgedauert. Er blieb also in der Welt, um durch seine Lehre und durch sein Beispiel auch die übrigen Menschen dahin zu bringen, den Sansara zu überwinden. Er opferte sich also gleichsam wie Christus auf, um die Menschen zu erlösen; um das Werk aber ganz gründlich durchführen zu können, machte er wiederholt alle denkbaren Seelenwanderungen durch und liess sich in die niedrigsten Körper herab, um bis in die dunkelsten Winkel des Daseyns das rettende Licht zu tragen. Schmidt, Forschungen S. 180. Schott, über den Buddhaismus S. 180. Auch wird Buddha in der Welt bleiben, bis alle Wesen ihm gleich oder Buddha geworden sind, denn dann erst wird keine Sünde mehr übrig seyn und dann erst kann Sansara aufhören und geht Buddha mit der ganzen Welt in Nirvana ein.

Wer dem Beispiel Buddhas folgt, wird selbst Buddha. Es gibt daher in der Tradition der Buddhisten ausserordentlich viele Buddhas, die in besondern Ländern auch besonders verehrt werden. So wird z. B. in Tibet Cio Concivao als berühmter Gesetzgeber verehrt, der seine Weisheit aus der Erfahrung schöpfte, indem er in tausend Körpern als Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Herr und Knecht etc. alle die Zustände durchgelebt hatte, die der Gesetzgeber kennen soll. Georgii, alphab. Tibet. 274.

Darin unterscheidet sich der Buddhismus sehr zu seinem Vortheil vom Brahmaismus, dass er nicht blos an das Wohl dessen allein denkt, der sich besonderer Heiligkeit befleissigt, sondern auch an das Wohl aller andern. Der brahmanische Ascet trachtet auch nach dem Nirvana, sitzt still und tödtet seine Sinne, thut es aber nur zu seinem eignen Besten und kümmert sich um andere nicht. Es fällt ihm nicht ein, sich eines Menschen der niedern Kaste zu erbarmen und ihm zu demselben Seelenheil helfen zu wollen. Er verbietet ihm vielmehr ausdrücklich den gleichen Rang und die gleiche Seligkeit. Indem der Buddhist allen Menschen das gleiche Recht

zuerkennt, legt er sich selbst auch die Pflicht auf, ihnen zur Erlangung desselben behülflich zu seyn. Er kommt in dieser Beziehung dem Christen nahe. Seine Aufopferungen für andere überbieten sogar alles, was der Christ sich deshalb vorschreibt. Aber die buddhistische Grossmuth gefällt sich in unnatürlichen Uebertreibungen. Buddha geht in alle Wesen ein, um sie alle der Erlösung fähig zu machen, sogar in die Kieselsteine, in scheusliches Gewürm, ja in die Teufelsfratzen der ruchlosesten Verdammten. Hier könnte doch wohl der Zweck erreicht werden, ohne den Welterlöser karikiren zu müssen.

Man findet in der buddhistischen Literatur in mannichfaltiger Abwechslung jene Selbstaufopferung als Lieblingsthema behandelt, daher in einer merkwürdigen Abstufung vom Zarten und Rührenden bis zum unsinnig Geschmacklosen.

Der mongolische Buddha Schakjamuni war in einer frühern Geburt der Königssohn Vessantara. Er besass einen weissen Elephanten, der Regen herbeiziehen konnte. Ein Nachbarvolk bat ihn um denselben und er gab ihn her. Dafür wurde er vom eignen Volke fortgejagt. Sein Vater gab ihm einen Wagen und viele Schätze und Diener mit. Er theilte aber alles den Armen aus und behielt nur den Wagen und die Pferde für seine Frau und seine Kinder. Da bat ihn ein Brahmane um ein Almosen. Er gab ihm die Pferde und zog den Wagen selbst. Ein zweiter kam, dem gab er auch den Wagen. Indem er nun mit Frau und Kindern zu Fusse ging, litten sie grosse Hitze und Hunger. Da schnitt er sich ein Stück Fleisch aus der Lende und kochte es für seine Familie. Später kam wieder ein Brahmane und verlangte seine Kinder. Er gab sie ihm. Die Kinder flohen zum Vater zurück, der Brahmane holte sie und trieb sie mit Peitschenhieben fort. Die Mutter hatte Beeren im Walde gepflückt und fand die Kinder nicht mehr. Aber der alte König liess seinen Sohn aufsuchen und die ganze Familie kam wieder zusammen und erholte sich von ihren Leiden in nie mehr getrübter Freude. Diese Legende ist in der ganzen buddhistischen Welt verbreitet Köppen S. 324. Bergmann, Streifereien III. 287. — Einmal ging der Gott einem armen Jäger entgegen, um sich ihm in Gestalt eines schönen Fuchses als Beute darzubieten, und rieth ihm noch dazu, damit er nicht die Sünde eines Todschlags auf sich lade,

ihm das Fell lebendig abzuziehen. Der Jäger that es, der geschundene Fuchs blieb liegen und litt gern, dass unzählige Fliegen, Ameisen und anderes Geschmeiss sich auf ihn setzten und von seinem göttlichen Fleische zehrten, wodurch sie auf einmal alle ihre peinlichen Seelenwanderungen beendigten und selig wurden. Schmidt, Forschungen S. 185.

6.

Die buddhistischen Himmel.

Der eigentliche Himmel der Buddhisten ist Nirvana, das Nichts. Sie haben aber von den Indern den Glauben an verschiedene Himmel adoptirt, wie auch Höllen, sofern es Interimswohnungen für die Seelen seyn sollen, die entweder sehr gut oder sehr böse sind und also mehr Lohn oder mehr Strafe verdienen, als die gemeinen Seelen, die durch Thier- und Menschenleiber wandern. Niemand aber kann in jenen Himmeln bleiben, wenn es ihm auch noch so sehr darin gefiele, denn alle müssen zuletzt in Nirvana verschwinden.

Die vielen Himmel der Buddhisten beginnen alle mit dem auf dem Berge Meru, den sie Summeru nennen. Hier ist alles voll Gold und Juwelen bis zum Ueberdruss. Die buddhistischen Mongolen glauben nach den hist. Nachrichten von Pallas II. 64., die Bäume im Paradiese seyen von Silber, die Aeste von Gold, die Früchte von Edelsteinen. Ebenso bestünden die Häuser der Gottesstadt aus lauter Gold und Edelsteinen. Sich so in einer Schatzkammer eingesperrt zu sehen, müsste doch auf die Dauer unerträglich seyn und würde man sich nach der gemeinen irdischen Natur mit ihrem Grün und ihren Felsen zurücksehnen. Das Paradies soll beständig von Wohlgeruch erfüllt seyn und auch das wäre auf die Dauer unerträglich. Nun soll vollends gar auf jedem Blatt im Paradiese ein Burchan sitzen, ein guter Dämon oder Ausfluss Buddhas. Unter den Augen dieser himmlischen Gensd'armerie muss nun der Mongole seine Seligkeit zubringen und kann sich nicht rühren, ohne von Millionen Augen bewacht zu seyn.

Unter dem Summeru liegt ein See, umringt von fünf Bergspitzen, jede von einem andern der edelsten Metalle. Daraus fliessen die vier Himmelsströme in die Welt aus, aus dem Kopf eines Löwen, eines Elephanten, eines Pferdes und einer Kuh. Rhode I. 396. In der Mitte des Himmels steht ein Baum, der ihn ganz überschattet, ein einziges Blatt desselben misst 5—6 geographische Meilen. Timkowski, Reise III. 367.

Mit einem Himmel nicht zufrieden, thürmten die Buddhisten über den ersten noch zwei höhere. Die Bewohner derselben hiessen Nats, Seelen, die es in der Seelenwanderung schon zu einer solchen Besserung gebracht haben, dass sie eines der Himmel würdig geworden sind. Sie werden als ungeheure Riesen geschildert, aber als ein durchaus fröhliches Volk, welches im untersten Himmel zunächst über der Erde sich auf Bergen, in Wäldern und Flüssen, oder in den Wolken tummelt, Regen macht, mit Blitz und Donner spielt, wie grosse Kinder. Die höhern Nats im zweiten Himmel brauchen die irdische Natur nicht mehr, auch nicht Sonne und Mond, denn sie selber geben Licht. Ihre Glückseligkeit soll viel grösser seyn, als die der ersten, und jeder soll 576 Mill. Jahre leben. Der dritte Himmel ist nun noch viel prächtiger und hier wohnen die Nats in der ungeheuren Stadt Maha-du-dassana voll prächtiger Paläste und Säulen aus keinem andern Stoff, als aus Gold, Silber und Juwelen. Umher der Garten Nandana mit Wunderbäumen, auf denen alles wächst, was man wünscht, und mit Blumen so gross wie Wageurüder. Hier ist die einzige Beschäftigung der Nats die Musik und der Tanz, doch laden auch reizende Seen sie zum Bade ein. Wenn sie am fröhlichsten sind, essen sie von einer gewissen Frucht und werden dadurch trunken, aber es ist der Wonnerausch der Seligen, nicht mehr die irdische Verführung ins Verderben. Rhode, Rel. Bildung der Hindus II. 423. f.

Wir haben hier ein ziemlich deutliches Bild vor uns, wie wir uns die dionysischen Himmelswonnen nach der griechischen Mysterienlehre vorstellen sollen. Der Taumel der Begeisterung, die Ekstase ist der höchste Moment der Glückseligkeit.

Uebrigens ist es den Buddhisten an drei Himmeln noch nicht genug. Sie gehen bis auf sieben, und einer ist immer sublimer als der andere, oder immer mehr vergeistigt. Im

untersten Himmel bewohnen die Seligen eine Stadt von Edelsteinen unter goldnen Bäumen voll Wohlgeruch und musicirenden Gewässern. Schott, Buddhaismus S. 52. Nach einer andern Nachricht ist die Stadt von Gold. Bergmann, Streifereien III. 61. In den höhern Himmeln verschwindet immer mehr das Sinnliche. Im ersten pflanzen sich die Seligen noch fort auf irdische Weise. Im zweiten durch blosse Umarmungen, im dritten nur durch Berührung der Hand, im vierten durch eine Unterredung, im fünften nur noch durch Blicke. Pallas, Hist. Nachrichten II. 79. Köppen, Rel. des Buddha 321. f.

Aber auch an sieben Himmeln genügt es den Buddhisten noch nicht. Sie haben deren zuletzt 26 wie die Stockwerke des Porzellanthurmes von Nanking über einander gestellt. Rhode I. 393. Buddha musste alle diese Himmel erst „erobern", ehe sie so wurden, wie er sie brauchte, nicht als Stätten definitiv vollendeter Seligkeit, sondern nur als provisorischer Aufenthalt der Besten. Das. 415. Damit ist deutlich gesagt, dass es die Himmel der Brahmanen oder anderer bekehrter Völker sind, die von der neuen Lehre nur umgestaltet wurden.

Register zum ersten Bande.

Anl. Seite 181.
Abendroth. 98.
Abraxas. 130.
Achse der Welt. 44. 66. 70. 87. 140.
Ackerbau. 33.
Adler. 15.
Adlertag. 62.
Adonis. 21. 26. 33. 219.
Adonisgarten. 27. 33.
Aeddon. 26.
Aegypter. 7. 223 f.
Aemen. 224.
Aether. 10. 37. 54. 58. 144. 247.
Affen. 22.
Agdistis. 26.
Agni. 249.
Ahriman. 15. 50. 239 f.
Aidoneus. 26.
Allsordj. 41. 72.
Alleinslehre, Indische. 253.
Allvater. 10. 122. 193.
Alpfuss. 19.
Altweibermühle. 199.
Amphibien. 19.
Amphion. 48.
Amun. 224.
Anaitelas. 69.
Anahid. 51. 244.
Ananke. 11.
Anánd. 174.
Andromeda. 17.
Andvari. 132.
Anfang der Zeit. 180.
Anna Perenna. 123.
Anubis. 28.
Apfel. 12. 155. 163.
Apfelgarten. 97. 100.
Apfelinsel. 87. 95.
Aphrodite. 26. 43. 63. 124. 219.
Apis. 237.
Apollo. 22. 52. 87. 119.
Arctur. 46.
Argonauten. 102.
Ariadne. 65.
Armensprache. 205.
Artemis. 22.
Artus. 46. 95. 121. 194.
Aschenbrödel. 19. 20.
Asgard. 41.
Aspect. 56.
Asteria. 48.
Astralgeister. 196.
Astrologie 57. 124.
Asuras. 251. 269.
Athene. 10. 30. 99. 123.
Atlas. 70. 98.
Attis. 25.
Auster. 58.
Avalon. 87. 95.
Avatar. 252.

Baal. 217. 221.
Babylon. 6. 213 f.
Bär. 16. 23. 43 f. 66. 100.
Baldur. 10. 17. 80. 95. 131. 199.
Basilisk. 23.
Baum. 11. 103. 70 f.
Becher. 69. 182. 193.

Behram. 50.
Belus. 37.
Bern. 25.
Berchtenlaufen. 172.
Berge. 5. 146.
Bern. 45.
Bernstein. 88.
Beroë. 43. 67.
Bertha. 19. siehe Perchta.
Bhawani. 139. 215. 255. 266 f.
Bhusanda. 120.
Bienen. 44. 58.
Bilwis. 208.
Birnbaum. 92. 195. 196.
Björn. 45.
Blei. 102.
Blind. 21. 27.
Blitz. 123.
Blocksberg. 185.
Blut. 190. 265. 266.
Bock. 186. 209.
Boer u. Buri. 45.
Bore Seth. 228.
Boreas. 42. 88.
Bous. 17.
Bräutigamsschau. 162 f.
Brahma. 29. 40. 104. 117. 120. 215. 250. 251. 257. 259.
Brahmanda. 88.
Brahmanen. 249 f. 254.
Brahmapodnam. 40.
Brasilien. 97.
Brautsee. 175.
Brisingamen. 132. 181.
Brücke. 240.
Brutpfennig. 205.
Buchhildur. 70.
Buddha. 255 f. 273 f.

Caduceus. 14.
Cederblüthe. 234.
Ceres. 123.
Ceridwen. 69.
Chol. 84.
Christnachtszauber. 147 f. s. Sonnenwenden.
Chronos. 9. 37. 93. 140. 141. 142. 194.
Chrysomallos. 102.
Circe. 136 f.
Conjunction der Planeten. 56.
Constellation. 130.

Dana. 17.
Danzig. 128.
Dews. 113. 241.
Diana. 166. 167. 228.
Dietrich v. Bern. 45.
Dionysos. 62. 65.
Donnergott. 4. 9.
Donnersberge. 40. 41.
Donnerseben. 17.
Drache. 15. 17.
— liegende. 207.
Drachentödter. 15. 97. 100. 180.
Draupnir. 131. 190.
Dreifuss. 71.
Drudenfuss. 19.
Dschemschid. 43. 112. 113.
Durga. 267. 269.

Eber. 26. 28.
Ei. 12. 38. 78.
Eichhörnchen. 70. 71.
Elben. 20. 115. 152. 182. 183.
Elemente. 3. 173.
Elsa. 18.
England. 77. 90.
Enthauptung. 29. 30.
Entzauberung. 19.
Eormoh. 118.
Erde. 36. 40.
Eros. 43.
Esche. 15. 140.
Esel. 119. 186.
Etrusker. 245.
Euridike. 30.
Europa. 16.
Ewigkeit. 9. 13. 14. 104. 171.

Fackel. 21.
Federn, drei. 86. 188.
Feige. 25.

Feuer. 250.
Feueräther. 10.
Feuerkugeln. 206.
Fichtenzapfen. 25.
Finnlulwinter. 140.
Finnen. 247.
Flammenkreis. 78.
Fliege. 188. 241.
Flöte. 49. 124.
Forseti. 202.
Frauenschuh. 21.
Freischütz. 17.
Freitag. 206.
Freyja. 18. 91. 132. 163. 166. 177. 188. 202. 204. 208.
Freyr. 18. 78. 115. 141.
Friedrich, Kaiser. 121. 191. 194.
Frigg. 166.
Frodis Frieden. 115. 200.
Frühling. 16. 17. 88.
Füllhorn. 97.

Gaia. 26.
Ganga. 260.
Gans. 12. 18.
Gauriwald. 28.
Geburten. 47.
Gefyon. 204.
Geister, rebellische. 57. 224. 225.
Geisterkirchen. 151.
Geistermahlzeiten. 152. 181.
Gerda. 78.
Germanen 8.
Geschlechtsverwandlung. 21. 172.
Gespenster. 245.
Gestirne. 5. 6.
Gimil. 142.
Glasberg. 67 f. 100. 101.
Glaspalast. 67.
Glocken, unterirdische. 149.
Glückshaube. 189. 196.
Glücksrad. 197 f.
Gluthsaal. 79.
Götter. 8.
Gold. 39. 41. 68. 114. 192. 201.
Gorgo. 39.
Gott, der schlafende. 110 f.
Gott, der sterbende. 25 f. 35.
Graal. 69.
Grabcultus. 231.
Griechen. 8.
Grunewald. 16.
Gütertheilung. 205 f.
Gullweich. 114.
Gunnlöd. 189.

Haar. 21.
Haare, drei. 96. 168.
Haberfeld. 194.
Habunde. 167.
Hagen. 127 f. 193.
Hahn. 24.
Hahnkrähen. 148.
Halbmond. 54.
Halsband. 123 f. 132.
Harpyen. 22.
Harmonia. 123 f.
Haus im Thierkreis. 56.
Herkoptionig. 205.
Heer, das wilde. 150. 165.
Heimchen. 156 f.
Heimdallr. 60. 133 f. 141. 161.
Hekate. 22. 137.
Heliopolis. 232.
Helios. 43. 83.
Helle. 103.
Hephästos. 124.
Herakles. 13. 15. 27. 28. 59. 97. 100.
Here. 60. 62.
Hevla. 105.
Hermes. 14. 63. 146.
Herodias. 30. 167.
Hesperiden. 97 f.
Hexe. 177. 184 f.
Hilde. 31. 126 f.
Himmel. 5. 9. 36. 40. 275 f.
Himmelsgegenden. 55.
Himmelsleiter. 53.
Hirsch. 18. 172.
Hochzeiten, versteinerte. 175.
Hödur. 195. 199. 200.
Hönir. 98. 142.

Holle, Frau. 31. 91. 154. 155. 167. 194.
Hollunder. 196. 197.
Horn. 72. 242.
Homeriden. 215.
Honig. 58.
Horoscop. 55.
Horos. 220.
Hu. 26.
Hufe, verkehrte. 21.
Huginn u. Muninn. 121.
Hulda. 122. 168.
Hund. 23.
Hure, Babylonische. 222.
Hyperboreer. 42. 87. 89.
Hyperion. 42.

Jäger, der wilde. 29. 144. 165. 193.
Jägerin. 166 f.
Jahr. 14. 130.
Janus. 14. 114.
Iduna. 16. 77. 98. 99. 185.
Inder. 7. 139. 249 f.
Indra. 4. 40, 44. 249.
Insel, selige. 93. 96. 137.
Johannes der Täufer. 30, 31.
Johanni. 21. 27. 30. s. Sonnenwenden.
Johanniskrone. 145.
Johannisopfer. 24.
Johanniszauber. 145. 172.
Johannsen, zwölf. 199.
Iring. 61.
Irmensul. 70.
Isis. 25. 228.
Junghrunnen. 10. 12. 95. 199.
Jungfrauen, dudeude. 17. 19.
Juno. 59. 60.
Jupiter. 4.

Kadmos. 123.
Kaf. 118.
Kagbossum. 120.
Kahlheit. 21.
Kaiser, der schlafende. 121. 193. 194.
Kali. 139. 268.
Kama. 257.
Karfunkel. 119.
Karl d. Grosse. 192. 194.
Katze. 177.
Kegel, goldne. 192.
Kelten. 246.
Kerfesters. 242.
Kerkopen. 23.
Kette. 29, 54.
Kind im Berge. 146.
Kinderfest. 170.
Kinder, unschuldige. 170.
Kleid, tödtliches. 125.
Kleider, zerrissene. 172.
Kleidertausch. 170. 172.
Könige, zwei immerfort kämpfende. 133. 189, 191.
Königstöchter, befreite. 17. 18.
Kometen. 50. 241. 242.
Kopf. 29.
Korn wecken. 154.
Koros u. Kore. 27.
Korybanten. 52.
Krähe. 120.
Kreis. 21. 27. 60.
Kreuzweg. 145. 163. 205.
Krischna. 256.
Kröte. 18. 208.
Krötenstein. 19.
Kuh. 237.
Kureten. 52.
Kybele. 25. 255.
Kyffhäuser. 121. 291.

Ladon. 97. 100.
Lanze, die blutende. 69.
Laurin. 146.
Lebenswasser. 100. 188.
Lesla. 16.
Leto. 12. 89.
Lingam. 69. 70. 257.
Löban. 146.
Locki. 132 f. 141. 188. 189 f.
Loringus. 197.
Lotos. 117. 257.
Lucius. 136.
Luna. 22.
Lyra. 47 f. 63.

mehr auf Staatsformen an. Ob Republik, ob Monarchie, gilt jezt ziemlich gleich, wenn nur die materiellen Interessen des Bürgers in dem einen wie in dem andern Falle gesichert sind.

Indeß stehen die Staaten noch auf sehr verschiedenen Stufen der Ausbildung, und der Norden und Süden bilden in dieser Beziehung noch einen auffallenden Contrast. Die nordischen Staaten sind am weitesten in der Cultur fortgeschritten, während die südlichen weit zurückgeblieben sind. Daher sehen wir in Portugal, Spanien, Italien und der Türkei in demselben Maß Armuth, Sclaverei und Rohheit, als dort noch der religiöse oder politische Haß die Geister zerrüttet und die materielle Wohlfahrt über dem Streit bigotter oder frivoler Vorurtheile vergessen wird. Die Ideen, welche einst den Norden bewegten, haben sich in den Süden zurückgezogen, und während der Norden bereits die Früchte des innern Friedens und der gereiften Erfahrung genießt, muß der Süden jetzt die Stürme der Reformation und Revolution zu gleicher Zeit durchmachen. Dort kämpfen noch die Rechtgläubigen und Ketzer, die Absolutisten und Republicaner, die im Norden längst, wenn nicht versöhnt, doch befriedigt und durch das gemeinsame materielle Interesse beherrscht sind.

Wenn nun aber wenigstens der Norden eifriger und glücklicher als je dem Culturzweck dient, so wird dieses allgemeine und humane Streben doch mannichfach durchkreuzt durch das Streben jedes einzelnen Staats, auf Kosten des andern sich zu erheben. War der allgemeine Culturzweck die eine große Triebfeder der Begebenheiten, so ist der politische Egoismus die andre.

Es ist Thatsache, daß die äußere Politik an Weisheit und Billigkeit der innern noch nachsteht. Dieselben Cabinette, die

Marz. 18.
Magddienst göttlicher Wesen. 19.
Magier. 216.
Mahishasura. 269.
Mai. 183.
Manducus. 246.
Manen. 245.
Manus. 68.
Mariä Himmelfahrt. 21.
Marienkäfer. 91.
Markandaya. 117.
Mars. 16. 123.
Maus. 22.
Maya. 257.
Melkarth. 245.
Menglöd. 79. 89. 138.
Menschheit. 116. 142.
Menu. 249.
Merkur. 14. 51. 132.
Merdchane. 220.
Meru. 40. 249.
Metalle. 39. 55. 198. 201.
Milchstrasse. 57 f. 144. 160.
Mistel. 204.
Mitgardschlange. 141.
Mithra. 23. 42. 60. 239. 243.
Mittagsstunde. 145. 202.
Mitternachtsonne. 76. 137.
Moiren. 11.
Mond. 14. 22. 39. 54. 60. 197.
Morgane. 167. 220.
Morgenroth. 153.
Mühle. 199. 200.
Mutter, dahlende. 18.
Mumie. 229. 231.
Musen. 52.
Muspelheim. 38.
Mutisheer. 158 f.
Mylitta. 214.
Mythenbildung. 5. 16. 202. 215.

Nacht, die erste. 110.
Nacht, die kürzeste. 22.
Nanna. 78. 80. 198. 200 f.
Narrenfeste. 172.
Naturcentrum. 187.
Naxos. 65.
Nekropolen. 232.
Nemesis. 13.
Neugier, bestrafte. 187.
Neujahrszauber. 76. 153.
Nibelungenhort. 132.
Nichts. 258.
Nifflheim. 38.
Nil. 25. 223.
Niobe. 48.
Nirvana. 370 f.
Nisaia. 64.
Njördr. 199.
Nordlicht. 28. 68. 74 f.
Nordpol. 42. 64. 67. 74 f.
Nornen. 11.
Nuss. 49.
Nysa. 64 f.

Odin. 10. 29. 79. 121. 141. 150. 165. 187. 188. 193. 204. 217.
Ogdroerir 189.
Ohlar. 202.
Oenus. 89.
Ofenwasser. 162.
Olymp. 41.
Onuorka. 37.
Onphale. 27.
Opferfeuer. 240.
Ops. 114.
Ormuzd. 15. 50. 112. 239 f.
Orpheus. 29. 47. 228.
Osiris. 25. 35. 94. 226. 238.
Ospirn. 46.
Oswald. 17.
Othe. 44.
Otnit. 132.

Palme. 13. 132.
Pallas, s. Athene.
Pan. 49. 63. 124.
Parabrahma. 257.
Paruscha. 259.
Parzen. 11.
Pentagramm. 19.
Perchta. 47. 122. 154. 156 f. 160. 194.
Péri. 220.

Perkunos. 4.
Perlenschnur. 257.
Persephone. 26. 27. 48. 65. 137. 228.
Perser. 7. 216. 239 f. 250.
Perun. 4.
Pfau. 72.
Pferd. 12. 198. 199. 260.
Pflanzenwelt, geisterhaftes Erwachen der. 154.
Pforten des Kreises u. Saturns. 58.
Phallus. 25.
Pharaildis. 31. 167.
Phineus. 21.
Phöniker. 223.
Phönix. 28. 81 f. 130.
Phryxos. 102.
Phrygier. 24[illegible]
Planeten. 38. 49. 50. 55. 130. 198. 218. 242. 264.
Planetenleiter. 47. 53 f. 144. 227. 234.
Pluto. 93.
Plutus. 93.
Polarstern. 64. 82.
Prophäa. 32.
Pythagoras. 51. 52. 94.
Python. 15. 22.

Quitzalcoatl. 115. 197.

Rabe. 119 f.
Rabenstein. 122.
Rad. 198.
Ragnarok. 92. 140.
Rama. 256. 263 f.
Rauhnächte. 144. 153.
Ravana. 263 f.
Regenbogen. 92. 134 f. 141.
Reiter, kopflose. 81.
Religion, Ursprung der. 4.
Riesen. 92. 115. 116. 182.
Ring der Zeit. 123. 130 f.
Rose in der Christnacht. 155.
Runen. 117.
Rupprecht. 145. 194.

Saatkorn. 34. 65.
Sakti. 255. 269.
Sanskrit. 270 f.
Sannyasi. 253.
Saraswati. 13.
Saturn. 9. 60. 93. 111. 113. 169.
Saturnalien. 114. 169 f.
Schätze. 280 f.
Schafe. 103.
Scheibenwerfen. 198.
Scheiterhaufen. 28. 131. 198.
Schicksal. 11.
Schildkröte. 63. 70.
Schlange. 14. 15. 23. 179. 203. 241.
Schlangenjungfrau. 28.
Schlangenlinie. 15.
Schlangenpeitsche. 21. 126. 180.
Schlangenring. 15. 36. 123.
Schlangenstab. 14. 203.
Schlösser, versunkene. 148.
Schüssel. 69.
Schuh. 19. 20. 173.
Schutzgeister. 54. 245.
Schwan. 16. 87.
Schwanritter. 16.
Sele. 228.
Seelen, Herabkunft der. 57. 58. 62. 144. 224.
Seelen in Kindergestalt. 156. 158. 161.
Seelenschiff. 54. 66.
Seelenwanderung. 230. 246. 247. 252. 262. 270.
Selige. 44. 77. 277.
Shiva. 29. 37.
Sieben, die h. Zahl. 49.
Sigurd. 79. 180.
Simurgh. 84. 118. 120. 220.
Sirenen. 23.
Sirius. 23.
Sita. 264 f.
Skirnir. 78.
Slaven. 247.
Solimane. 118.
Sonne. 32. 40. 76. 97. 143. 197. 202. 235.
Sonnengarten. 87 f.
Sonnenheld. 15.
Sonnenjahr. 5. 11.

Sonnenkäferchen. 261.
Sonne und Mond. 14. 18. 59. 61.
Sonnenpferde. 12. 40.
Sonnenrad. 199.
Sonnenring. 34.
Sonne, Schuss in die. 28.
Sonnentochter. 142.
Sonnenwenden. 11. 13. 74 f. 145.
Sonnwend. 35. 242.
Sphären, himmlische. 235.
Sphärenmusik. 47 f.
Spiegel. 24. 257.
Spinne. 42. 64.
Spinnenfüßchen. 21.
Spinnerin, die am Himmel. 20.
Sprachen verstehen. 179. 180.
Städte, untergegangene. 148.
Stein der Weisen. 199.
Steine in Bewegung. 16. 174.
Steinbock. 49. 58.
Sterne. 5.
Stier. 23. 24. 33. 58.
Südwind. 42. 58.
Sündenfall. 58.
Sündfluth. 117. 140. 241.
Sullafest. 65.
Summern. 41.
Surn. 23.
Surtur. 251.
Surtur. 141.
Swantewit. 145.
Sylvestertag. 170.

Tanguri. 270.
Taunus. 219.
Taune. 71.
Taube. 155.
Tell. 196.
Thahamurath. 220.
Thaut. 22.
Themurosch. 220.
Thiassi. 99.
Thiere, vermenschlichte. 176. 177. 261.
Thierkreis. 13. 16. 36. 110.
Thiersprache. 179.
Thor. 4. 45. 46. 141.
Thranen Freyjas. 202.
Thür zum Geisterreich. 147.
Thür, die verbotene. 197.
Tiresias. 21. 180.
Todtenbäume. 204.
Todtenfest, das grüne. 34. 35.
Todtengericht. 230. 231. 236.
Todtenheer. 150. 165.
Todtenpferd. 150. 165. 248.
Todtenschiff. 98. 208. 248.
Todtenstadte. 202. 237.
Todten, Verbrennung der. 208.
Todten, Vorrathe der künftigen. 164.
Todten, Wiederkehr der. 150.
Tochter, die gute eines bösen Vaters. 129.
Trimurti. 138. 255. 256. 267.
Trinkhorn. 152. 182. 196.
Tschinwad. 240.
Tuisko. 11[illegible]
Tuonela. 247.
Typhon. 25. 173. 224. 229.

Ungeheuer, die s. Heinchen.
Unsere Liebe Frau. 28.
Unsterblichkeit. 33.
Unterwelt. 14.
Uranus. 38. 218.

Valentin. 17.
Vali. 17. 202.
Vanen. 109. 197.
Vater, der kluge. 129.
Veitstanz. 32. 144.
Venedigar. 185 f.
Venus. 51. 197. 216.
Ver. 63. 67.
Verjüngung. 190.
Versteinerung. 61. 175.
Verwünschung. 18.
Vineta. 149.
Vitus. 32. 145.
Vlisse, das goldne. 102.
Vrouldenstein. 31. 156.

Walcherin. 79 f. 121. 202.
Wagen. 44.

Wäinämöinen. 30. 48. 88.
Wälder, drei. 100.
Watlinge. 160.
Wald, der wandelnde. 16.
Walhalla. 141. 165. 192.
Waltharius. 17. 128.
Wasser. 173.
Weiberherrschaft. 215.
Weiber- u. Mannertausch. 21. 170.
Weihnacht. 11. 170. s. Sonnenwenden.
Weltbaum. 70 f. 109.
Weltende. 92. 134 f. 140. 241.
Werwolf. 176 f.
Widar. 141.
Widder. 16. 102. 224.
Wiedergeburt. 34. 35.
Wiege, goldne. 202.
Winter. 33. 140.
Winterburg. 16.
Wischnu. 15. 29. 37. 117. 215.
Wolf. 140. 141.
Würzburg. 20. 166.
Wunsch. 171. 199. 203.
Wurzeln, drei 71.

Yggdrasill. 15. 70. 140.
Yima. 112. 113.
Ymir. 217.
Yogi. 253.
Yoni. 49. 66. 69. 139.

Zamolxis. 93. 94.
Zaruana Akarana. 239.
Zauberringe. 130.
Zeit. 10. 34. 37. 74. 104. 130. 138. 224.
Zeitalter. 116. 117. 140.
Zeitalter, das goldne. 41. 112. 114.
Zeugungsmythen. 15.
Zeus. 37. 54. 123.
Zigeuner. 221.
Zohak. 113. 138.
Zohorah. 51.
Zukunft, Vorschau der. 145. 153 f.
Zwerge. 182.
Zwiebel. 153.
Zwitter. 20. 27.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Berichtigungen zum ersten Bande.

Seite 29 Zeile 9 von oben bis 348 statt 358.
— 42 — 13 v. o. l. Oupnekhat.
— 43 — 11 v. u. l. 1 st. 7.
— 46 — 16 v. u. l. met. st. myth.
— 47 (Capitel) 4 st. 3.
— 48 Zeile 20 v. o. l. Philostrates.
— 52 ganz unten: Vergl. Sparschuh, kelt. Studien I. 169.
— 55 Zeile 4 v. o. l. Ptolemäus.
— 9 v. o. l. Religionssysteme.
— 14 v. o. l. Mythogr.
— 56 — 4 v. o. l. körperlosen.
— 63 — 17 v. o. l. Inghirami.
— 10 v. u. l. lucern.
— 64 — 7 v. u. l. Sickler.
— 69 — 12 v. o. l. Mythol. st. Mythus,
— 76 — 17 v. o. l. Altorph. st. Antorph.
— 84 — 4 v. u. l. diesem st. diesen.
— 107 — 19 v. o. l. 90 Psalm.
— 113 — 1 v. o. l. es „der männliche Muth" auf.
— 135 — 1 v. u. l. patellae.
— 147 (Capitel) 2 st. 3.
— 190 (Capitel) 6 st. 5.
— 190 Zeile 2 v. o. l. dem jede neunte Nacht acht andere abtropften.

Die

vorchristliche Unsterblichkeitslehre

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

LEIPZIG.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1870.

Der Verfasser behält sich das Uebersetzungsrecht vor.

Inhalt des zweiten Bandes.

Dritte Abtheilung.

Die altgriechische Unsterblichkeitslehre.

Erstes Buch. Die cerealischen Mysterien der alten Griechen.

Seite

1. Die ältesten Vorstellungen der Griechen von der Unterwelt . . . . . 3—7
2. Elysium . . . . . 7—12
3. Von den griechischen Mysterien überhaupt . . . . . 13—17
4. Die Eleusinien und Thesmosphorien . . . . . 17—24
5. Persephone . . . . . 24—31
6. Der Mythus von Perseus . . . . . 31—34
7. Orithyia . . . . . 34—36

Zweites Buch. Orphische und pythagoräische Unsterblichkeitslehre.

1. Uebergang des Pflichtbewusstseyns in die Bussfertigkeit 37—42
2. Der himmlische Eros . . . . . 42—46
3. Amor und Psyche . . . . . 46—53
4. Psyche . . . . . 53—56
5. Maneros . . . . . 56—59

Drittes Buch. Die dionysischen Mysterien.

1. Zusammenhang des dionysischen Cultus mit der Demokratie in Athen . . . . . 60—63
2. Spiegelbetrug des Dionysos . . . . . 63—69
3. Narcissos . . . . . 69—71
4. Phaëthon . . . . . 72—77
5. Aphrodite . . . . . 77—82
6. Der Gottmensch . . . . . 82—90
7. Die hohe Bedeutung des Weins in den dionysischen Mysterien . . . . . 90—96
8. Verhältniss der Dionysien zu den Eleusinien . . . . 96—100
9. Verhältniss der Dionysien zur Athene . . . . . 100—103
10. Ariadne . . . . . 103—112
11. Das plastische Dionysosideal . . . . . 112—117
12. Der bacchische Triumph . . . . . 117—122
13. Die Bienen . . . . . 122—129

Seite

Viertes Buch. Die Gräbersymbolik der alten Griechen.

1. Einige Vorbemerkungen über die Vasenkunde . . . 130—134
2. Die Symbole der Wiedergeburt auf den antiken Grabdenkmalen . . . . . 134—142
3. Der Schwan . . . . . 142—144
4. Der Delphin . . . . . 144—147
5. Pegasus . . . . . 147—152
6. Die Sirenen . . . . . 153—158
7. Die Sphinx . . . . . 158—163
8. Die Kentauren . . . . . 163—166
9. Die Amazonen . . . . . 167—173
10. Von der Illustrirung vielartiger Mythen in den Grabbildern . . . . . 173—179

Vierte Abtheilung.

Die altdeutsche Unsterblichkeitslehre.

Erstes Buch. Das Rechtsverhältniss zwischen Zeit und Ewigkeit.

1. Der Grundgedanke des deutschen Heidenthums . . . 183—190
2. Odins Pfand und Zaubertrank . . . . . 190—193
3. Der schlafende Kaiser der deutschen Volkssage . . . 193—197
4. Baldur . . . . . 197—204
5. Von der Sonnenanbetung der alten Deutschen . . . 204—209
6. Die Bedeutung der Sonne im deutschen Heidenglauben 209—214
7. Die göttliche Hausfrau und Mutter . . . . . 214—118
8. Die Spinnerin am Himmel . . . . . 218—222
9. Berthas Tisch . . . . . 222—227

Zweites Buch. Sehnen und Suchen des Ewigen in der Zeit.

1. Idunas Fall vom Himmel . . . . . 228—232
2. Lufthildis . . . . . 232—237
3. Perchta mit dem Pfluge . . . . . 238—240
4. Freyja . . . . . 240—245
5. Freyjas Wanderungen . . . . . 245—251
6. Die ruhelos wandernde Bertha . . . . . 251—253
7. Rückblick auf die Klage der Ceres, Isis und Venus . 253—258
8. Die Bedeutung einiger deutscher Pfingstlieder . . . 258—261

Drittes Buch. Die Erlösung am Ende der Zeit.

1. Die Hoffnung auf das Jenseits der Trost im Diesseits 262—263
2. Die verwünschte, auf ihren Erlöser harrende Jungfrau 264—269
3. Die harrende Spinnerin . . . . . 269—272
4. Wegwart . . . . . 272—273
5. Hildegard . . . . . 273—275
6. Die Legende von der h. Kümmerniss . . . . . 275—283
7. Von. Hülfenberge . . . . . 283—287
8. Die Glücksblume . . . . . 287—291

nach Innen die weiſeſten Maßregeln für das Wohl des Staats und das Glück des Volkes ergreifen, halten es nicht für unerlaubt, das Gedeihen fremder Völker und Staaten zu hemmen. Die liberalſten Vertheidiger der Volksrechte ſind unbedenklich geneigt, das Recht fremder Völker zu verletzen. So ſehen wir den Herzog von Wellington zu gleicher Zeit Irland emancipiren und doch gegen Portugal und Griechenland eine feindſelige Politik befolgen. So ſehen wir die franzöſiſchen Liberalen zu gleicher Zeit das Miniſterium wegen Verletzung der Volksrechte anklagen und Projecte machen, um Deutſchland ſeine Rheinlande wieder zu entreißen. Solche Beiſpiele aus der jüngſten Zeit beweiſen hinlänglich, daß die Moral der Staaten immer noch eine andre iſt, als die der Individuen, und welche andre glänzende Beiſpiele von Mäßigung, Billigkeit, Großmuth ſeit der Begründung der heiligen Allianz uns die Morgenröthe einer neuen politiſchen Moral zu verkündigen ſchienen, ſo mangelt es doch keineswegs an Gründen, aus welchen der wechſelſeitige Verdacht des Egoismus noch immer die Seele der diplomatiſchen Verhandlungen iſt.

Ein Staat iſt im Bewußtſeyn und Genuß ſeiner Macht großmüthig gegen die ſchwächeren, erhält ſie bei ihrem alten Glück, oder befreit ſie von einem Unglück und ſichert ihnen neue Vortheile. Ein anderer denkt aber minder großmüthig, berechnet nur ſeinen eigenen Vortheil und mißbraucht ſeine Stärke auf Koſten der ſchwächern. Wieder ein anderer kann unmöglich gedeihen, wenn er nicht auf Koſten der andern ſich vergrößert, ſeine politiſchen Gränzen bis zu den natürlichen des Landes ausdehnt, die Mündungen ſeiner Flüſſe gewinnt ꝛc. Ferner läßt ſich der perſönliche Ehrgeiz unternehmender Fürſten oder Miniſter nie berechnen, und die Erfahrung vieler Jahr-

Seite
9. Der Erlösungskuss . . . . . 291—296
10. Menglada . . . . . 297—301
11. Erinnerung an den Erlöser am Ende der Zeit in deutschen Volks- und Kinderliedern . . . . . 302—304

Viertes Buch. Altdeutsche Grübersymbolik.

1. Sinnbilder der Fortdauer auf Auferstehung . . . . 305—310
2. Mistel und Hasel . . . . . 310—315
3. De ligneis pedibus vel manibus . . . . . 315—318
4. Allerseelen . . . . . 318—322
5. Die Sagen von der Nachtigall . . . . . 322—324
6. Von der Gertrudenminne . . . . . 324—327

Fünfte Abtheilung.

Die Apotheose, ein ausschliesslich griechisch-germanischer Gedanke.

1. Prometheus . . . . . 331—337
2. Pygmalion 338
3. Pallas-Athene . . . . . 338—343
4. Gorgo-Medusa . . . . . 343—353
5. Das ewig jungfräuliche Recht . . . . . 353—355
6. Die Apotheose des Herakles . . . . . 355—360
7. Jason und Medea . . . . . 360—362
8. Der göttliche Achilleus . . . . . 362—367
9. Die schöne Helena . . . . . 367—371
10. Sigurd . . . . . 371—376
11. Die Fee Morgane . . . . . 376—385

Dritte Abtheilung.

Die altgriechische Unsterblichkeitslehre.

Erstes Buch.

Die cerealischen Mysterien der alten Griechen.

1.

Die ältesten Vorstellungen der Griechen von der Unterwelt.

Die alten Griechen zeigten im Kindesalter ihrer Entwicklung eine eben so dieser Stufe angemessene natürliche und unbefangene Naivetät, wie sie später bei reicherer Erfahrung und höherer Entwicklung feinere und genialere Gedanken fassten als die meisten andern Nationen auf derselben Stufe.

Ihre älteste Anschauungsweise war derjenigen der Etrusker verwandt. Sie hielten sich nämlich noch an das Nächste, an die Erde, und wussten sich noch nicht über dieselbe hinauszudenken. Glaubten sie auch, der Mensch gehe mit dem Tode noch nicht ganz zu Grunde, so wussten sie sich doch noch keine andere Vorstellung zu machen, als dass er in einer Schattenwelt unter der Erde fortdauern, oder ausnahmsweise auch noch auf der Oberfläche der Erde umherhuschen werde, ohne sich von ihr entfernen zu können oder zu wollen. Also wie die Manen der Etrusker. Die Unterwelt dachten sie sich als eine weite Höhle unter der Erde und nannten sie Hades (ἀιδής, unsichtbar), auch Erebos (Finsterniss). Den Gott der Unterwelt nannten sie ebenfalls Hades oder auch Pluto. Am Eingang der Höhle, glaubten sie, befinden sich die Wohnungen des Schlafes und der Träume, der Sorgen, der Krankheiten, des Hungers etc. Virgil, Aeneis VI. 272, f., d. h. derjenigen

Dinge, die entweder dem Tode ähnlich sind, oder zum Tode führen.

Waren die Todten in die Unterwelt eingetreten, so mussten sie über den Styx fahren, den schwarzen Todtenfluss, der den Griechen so heilig war, dass sie sagen, die Götter selbst hätten ihre wichtigsten Eide nur beim Wasser des Styx geschworen. Hesiod, Theog. 361. 383. 775; Odyssee V. 185. XV. 37; Apollodor I. 2. 5; Virgil, Aeneis IV. 324, XII. 816; Ovid, Met. III. 290. Ueber diesen Fluss müssen die Todten auf einem Kahne fahren, den der grobe Charon regiert, ein Greis so rauh, eigensinnig und abschreckend, wie es von einem weltalten Kerkerwächter zu erwarten ist, der jedes Mitleid längst vergessen hat, mit glühenden Augen und schmutzig vom Schlamme des Flusses und vom Moder der Gräber. Virgil, Aeneis VI. 295; Diodor I. 86; Seneca, Rasender Herakles 764. Man steckte den Todten einen Obolus in den Mund, den sie ihm als Fährgeld geben mussten. Da sich bei Homer und den ältern Griechen nichts von Charon findet, glaubt man, er sey aus den Vorstellungen der Etrusker entlehnt, denn auf etrurischen Vasen erscheint er als einheimisch, bärtig, mit einem schweren Hammer als Führer der Todten, ohne Kahn und Wasser. Zuweilen hat er auch satyreske Spitzohren. Vgl. Ambrosch, de Charonte, Breslau 1837. Mit Recht denkt Ambrosch an die hammerführenden Kyklopen. Es handelt sich hier von einer Unterwelt im Berge, ohne Wasser. Bei den Neugriechen lebt noch ein Charos in der Erinnerung fort, der aber mehr unserm wilden Jäger als dem griechischen Fährmann gleicht. Kind, Neugriech. Anthologie I. 39; Ellissen, Polyglotte I. 278.

Waren die Todten am andern Ufer des Styx ausgestiegen, so empfing sie der Höllenhund Kerberos. Dieses schreckliche Thier hatte drei Köpfe. Welker, Trilogie S. 130 leitet seinen Namen von ἐρεβος, Finsterniss, her und stellt ihn dem Argos, dessen Name Weiss bedeutet, als dem Hunde des Lichts oder des Himmels gegenüber. Der dritte vaticanische Mythograph VI. 22. sagt, eine Dreiheit komme jedem der drei höchsten Götter zu, dem Jupiter der dreizackige Blitz, dem Neptun der Dreizack (womit man Fische sticht) und dem Pluto in der Unterwelt der dreiköpfige Hund. Seine drei Köpfe be-

deuten aber die drei Welttheile, von denen jeder für sich seine Todten verschlinge. Macrobius, Sat. I. 20 gibt dem Hunde drei verschiedene Köpfe, den eines Löwen, Wolfs und Hundes, und sie sollen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeuten. Vergl. Joh. Lydus, de mens. ed. Roether 220. Auf Vasen kommt Kerberos auch mit einem Schlangenschwanze vor. Jahn, Vasen S. 138. 342. Die Schlange ist immer Erdsymbol. Hesiod, Theog. 306. macht den Hund zu einem Sohn des Typhaon und der Echidna und gibt ihm wie der Hydra fünfzig Köpfe. — Der böse Hund lässt jeden in die Unterwelt ein, aber niemanden hinaus. Das. 760. Nur Orpheus besänftigte ihn mit seinem Gesange. Horaz, Oden II. 13. Herakles packte ihn einmal, drückte ihm alle drei Köpfe zwischen die Beine und schleppte ihn aus der Unterwelt heraus. Das war die zwölfte der berühmten Arbeiten, welche Herakles zu verrichten hatte. Apollodor II. 5. 12. Am ausführlichsten wird die Scene in Seneca's Rasendem Herakles geschildert und hier hat der Höllenhund nicht blos einen Schlangenschwanz, sondern auch eine Schlangenmähne. Als der Held den Hund auf die Oberwelt bringt, schliesst derselbe alle seine Augen vor dem ungewohnten Licht. Aus dem auf die Erde gefallenen Schaum des wüthenden Hundes wuchs die giftige Wolfswurz (aconitum). Ovid, Met. VII. 410; Virgil, Landbau II. 152; Plinius, Naturg. XXVII. 12. Als Aeneas in die Unterwelt kommt, besänftigt vorher die Sybille den Hund mit Honigkuchen. Virgil, Aeneis VI. 416. Dasselbe thut Mercur bei Statius, Thebais II. 26.

Dreiköpfige Hunde, welche Verdammte zerreissen, kommen auch in der indischen Hölle vor. Papi, Briefe 142. Karwûra heisst der Hund des indischen Höllengottes Yama. Vgl. über ihn Nork, Syr. Götter S. XVI. Auch die nordische Hölle wird von dem riesenhaften Hunde Garmr bewacht.

Weiter steht am Eingang der griechischen Unterwelt ein Schattenbild des Herakles, als drohendes Gespenst auf die Eintretenden beständig mit einem Pfeile zielend, so dass die Todten vor ihm fliehen. Der wahre Herakles ist im Himmel, die Unterwelt erhielt zum Ersatz für ihn nur dieses Schattenbild. Odyssee XI. 501; Apollodor II. 5. 12. Man wird dabei an den treuen Ekhard vor dem Venusberge gemahnt.

Die Todten in der Unterwelt leben zwar fort, aber körperlos, nur Schattenbilder. Sie wandeln auf einer grossen Wiese, auf der die Asphodelosblumen wachsen, eine hohe Aehre mit kleinen röthlichen oder weissen Lilien und einer gelben sehr tief in die Erde eindringenden Wurzel. Schon Homer gedenkt ihrer, Odyssee XXIV. 13. Persephone trug einen Kranz davon. Nach Lukian war die Blume Speise der Todten. Auch pflanzte man sie auf Gräber. Plinius, Naturg. XXII. 32. Eustathius zur Odyssee XI. 538; Creuzer, meletemm. I. 30.

In der Unterwelt gab es ausser dem Styx noch drei Flüsse. Die Vierzahl entspricht derjenigen der vier Paradiesesflüsse. Jene drei Höllenflüsse waren Kokytos, der Fluss der Thränen, Acheron, der Fluss des Wehe, und Phlegeton, der Strom des Feuers, in welchem die Todten verzehrt werden. Myth. Vatic. III. 6. 4; Welker, Griech. Götterlehre I. 801. — Acheron heissen mehrere kleine Flüsse. Der in Epirus soll in die Unterwelt versetzt worden seyn, weil die Titanen sich aus seinem Wasser stärkten, als sie mit den Göttern kämpften. Natalis Comes III. 1. Noch kennen die Alten einen weitern Höllenfluss, Lethe, den der Vergessenheit. Es heisst von demselben, er solle zugleich mit dem Kokytos, Phlegeton und Acheron unter dem Throne des Pluto hervorfliessen. Albricus, deor. imag. Myth. Vatic. III. 6. 4.

Pluto trug (s. Ilias V. 845) einen unsichtbar machenden Helm, worunter die Decke der Erde selbst zu verstehen ist, weil unter derselben alles unsichtbar wird. Auch der nordische Gott Odin hatte einen unsichtbar machenden Hut und solche Hüte sind auch das Kennzeichen aller unterirdischen Zwerge und Elben im altdeutschen Volksglauben. Namen und Begriff des Hades gehört also wohl zu den nordischen Vorstellungen, welche die ältesten Griechen aus Thessalien mitbrachten, ehe sie in den Ideengang der vorderasiatischen Völker eingingen.

Der jetzt gebräuchlichere zweite Name des Gottes Pluto ist gleichbedeutend mit Plutus, dem Gotte des Reichthums, der unterirdischen Saaten und edlen Metalle. Das entspricht mehr den Vorstellungen der ackerbauenden und reichen Völker. Auch ist es nicht mehr der alte Hades, sondern als Bru-

der des Zeus der chthonische Zeus selbst, das himmlische Feuer, welches in die Erde einwirkt und sie zu Geburten und Wiedergeburten zwingt. Eben so ist Demeter nicht die einfache Mutter Erde geblieben, sondern zu einer von oben her wirkenden himmlischen Macht umgedichtet worden. Weil aber in den Mysterien das mütterliche und weibliche Element zur Herrschaft gelangt, spielt Pluto auch nur eine Nebenrolle neben der Persephone und Demeter.

Der griechische Geschmack hat nun auch das Schreckliche eines Gottes der Unterwelt sehr gemildert. Pluto ist nur der schwarzlockige Bruder des Zeus, in königlicher Pracht thronend wie dieser neben seiner schönen Gemahlin Persephone. Man vermisst an ihm sowohl den schrecklichen Ernst des Richters, als die Bosheit des Dämon. Auch wissen die Griechen wenig von ihm zu erzählen. Wenn jemand aus der Oberwelt zu ihm hinunterkommt, spielt er meist eine passive Rolle. Herakles verwundet ihn und schleppt ihm den Hund weg. Ilias V. 397. Orpheus holt sich von ihm seine Euridike zurück, indem er ihn und die ganze Unterwelt durch seinen Gesang bezaubert. Als Poseidon einmal droben im Meer gewaltig tobt, hört es unten Pluto und erschrickt mit seinem ganzen Volke. Ilias XX. 61.

2.

Elysium.

Die Griechen nannten den Aufenthalt der Seligen nach dem Tode Elysium, ἀπὸ τῆς λύσεως, den Ort, wo man von irdischen Leiden erlöst wird. Nach der einen Vorstellung liegt dasselbe in der Unterwelt, rechts von Pluto's Thron im Hades, und links davon kommt dann der Tartaros zu liegen. Virgil, Aeneis VI. 547. Virgil lässt den Aeneas hier liebliche Wiesen und Wälder sehen und die Seligen in ihrer Wonne bei Gesängen und Tänzen, Gelagen und Lustkämpfen, nachdem sie aus dem Flusse Lethe Vergessenheit alles Irdischen getrunken haben. Mitten durch Elysium fliesst der Eridanus in Lorbeerwäldern.

Wie aber nach einer spätern Vorstellungsweise der Tartarus nicht neben dem Hades, sondern tief unter ihm liegt, so wurde auch Elysium auf die Oberwelt und in den äussersten Westen der Erde, da wo die Sonne untergeht, versetzt. Schon bei Homer Odyssee IV. 561. Euripides, Helena 1676. Dieses Elysium im Westen heisst die Insel der Seligen, ein reizendes Land mit goldstrahlenden Blumen, auch schon bei Hesiod, Hauslehren 153.

Auf der Insel oder in dem Garten der Hesperiden wuchs ein Baum mit goldnen Aepfeln. Der hundertköpfige Drache Ladon hütete dieselben. Aber Herakles erschlug ihn und raubte die Aepfel, was Apollonius von Rhodus 1433 f. anmuthig beschreibt. Derselbe erwähnt auch, dass Herakles damals mit seiner Ferse eine Quelle aus der Erde herausgeschlagen habe. Schon oft hat man darauf aufmerksam gemacht, wie sehr der Apfelbaum, der Drache und die Quelle dem Apfelbaum, der Schlange und den vier Flüssen des Paradieses ähnlich sind.

Antike Bildwerke zeigen den Herakles in verschiedenen merkwürdigen Beziehungen zum Baum und zur Schlange, wodurch der Sinn deutlicher wird, als in den Dichtungen. Einmal pflückt er die Aepfel vom Baume, während sich die Schlange nur um den letztern ringelt und eine Hesperide ruhig darunter schläft, Thesaurus antiqu. Benevent. 72. Ein andermal umarmt unter dem von der Schlange umwundenen Baume ein Jüngling ein Mädchen, welches eine Schaale hält, und Herakles steht dabei mit dem bezwungenen Kerberos. Spon, miscell. 306. Das beweist deutlich, dass die Insel der Hesperiden, wie die Apfelinsel Avalon das Jenseits und die Wiedergeburt bedeutet. Kerberos bezeichnet den Tod, Herakles den Sieg des ewigen Lebens über den Tod, die Schaale den Trank der Reinigung. Eins der merkwürdigsten Vasenbilder beschreiben Gerhard und Panofka in Neapels antiken Bildwerken S. 353: Eine Hesperide tränkt die um den Baum gewundene Schlange aus einer Schaale, eine andere pflückt Aepfel, eine dritte will einen pflücken. Herakles hat schon einen in der Hand etc. Kurz wir haben eine ganz friedliche Apfelernte vor uns. Auch Pan ist dabei als Wintergott, Hermes als Seelenführer, ein Spiegel, eine Blume, ein Schwan als Symbole der Wiederge-

tausende bestätigt, daß die Gewalt dem Mißbrauch ausgesetzt ist. Daher ist der wechselseitige Verdacht eben so natürlich als klug.

Nachdem in Europa das einseitige Uebergewicht der Römer und später des deutschen Kaiserreichs aufgehört hatte, ist an dessen Stelle ein Gleichgewicht der verschiedenen neueuropäischen Staaten eingetreten. Es bestand darin, daß die Staaten wechselseitig einander ihr Bestehen garantirten, und sich wechselseitig gegen das einseitige Uebergewicht eines Einzelnen in Schutz nahmen, daß sich je die Schwächeren mit einander gegen den Stärkern verbanden, der nach Alleinherrschaft oder wenigstens nach dem Primat strebte. Der Egoismus und das Recht des Stärkern hat nicht selten dieses Gleichgewicht unterbrochen; dadurch sind auch einzelne Staaten untergegangen, andre entstanden, einzelne mächtiger, andre schwächer geworden; allein im Ganzen ist zuletzt immer wieder ein neues Gleichgewicht eingetreten.

Während in Bezug auf den allgemeinen Culturzweck der Norden und Süden einen Gegensatz bilden, bilden ihn in Beziehung auf das politische Gleichgewicht der Osten und Westen. Die eine große Wagschaale hängt über Rußland, die andre über England. Wie früher während der nordischen Reformationskriege der Süden das politische Uebergewicht behauptete, und hier westlich die Spanier, östlich die Türken um die Oberherrschaft stritten, so behauptet jetzt während der südlichen Reformationskriege der Norden das Uebergewicht, und im Westen streiten die Engländer, im Osten die Russen um das Primat.

In der großen Staatenelipse bilden jetzt Rußland und England die beiden Brennpunkte. Alle andern Punkte be-

burt, alles entsprechend der Idee der physischen Wiedergeburt des Jahres, wie der psychischen im Elysium. — Aber Apollodor II. 5. 11. versetzt den Hesperidengarten zu den Hyperboreern in den Norden.

Dasselbe ist die Insel Scheria oder Drepane. Odyssee VI. 12. 62. Apollonius Rhod. IV. 990. Das ist die selige Insel der Phäaken, eines Völkchens, dessen Name sprichwörtlich geworden ist, indem man darunter sorgenlose und lebenslustige Leute versteht, die gern essen und trinken und sich amüsiren ohne zu arbeiten. In ihren Genüssen benehmen sie sich wirklich so ganz gewöhnlich, wie Menschen, denen es sinnlich wohl ist, dass sie durchaus ihre Unsterblichkeit und ein höheres Geistesleben, das über das Irdische erhaben wäre, nicht verrathen. Homer nennt sie zwar selig wie die Götter. Auch werden sie nur von den Göttern besucht und unerhört ist, dass ein Mensch zu ihnen gelangt. Odyssee, VI. 203. Etwas Elbisches liegt in ihrem Wesen, sofern sie auf dem Meere mit Gedankenschnelle dahin fahren und den Odysseus in einer Nacht in seine Heimat bringen, das. VII. 32. 317. Allein für Elben sind sie nicht humoristisch genug. Sie spiegeln lediglich die heitern menschlichen Bewohner einer griechischen Insel unter einem liebenswürdigen Königspaare ab. Gleichwohl scheint ihre ganze Vorstellung aus unserm Norden entlehnt zu seyn. Ihr König Alkinous stimmt auffallend mit der Alkyone überein, nach welcher die halkyonischen Tage, die oben schon erwähnte Friedenszeit in der Wintermitte benannt ist. Der Name bezeichnet das Naturcentrum in der Zeit, dem auch das Naturcentrum im Raum, Helike, das Wagengestirn am Nordpol entspricht.

Nach dem Norden weisen uns auch andere Nachrichten. Wir haben vom paradiesischen Sonnengarten des Apollo am Nordpol der Erde oder im Nordlicht schon im Eingang dieses Werkes gehandelt. Ebenso von den Hyperboreern, dem lang lebenden und seligen Volk jenseits des Nordwindes. Bei ihnen wuchs auch der Baum der Vergessenheit. Wenn Greise die Frucht desselben assen, wurden sie allmälig wieder jünger und wenn sie so klein wie neugeborene Kinder geworden waren, lösten sie sich in Nichts auf. Aelian, Vermischte Nachr. III. 18. Wenn das nun auch nur als ein Scherz aufgefasst werden

muss, wie ihn etwa weit gereiste Männer den neugierigen Griechen vorerzählt haben, so liegt doch darin die Erinnerung an den Apfelbaum und Jungbrunnen des nordischen Volksglaubens.

Sehr merkwürdig ist, was Pindar, Olymp. II. 56 f. von den Seligen sagt. Wenn sie nämlich auf der Insel der Seligen sich befinden, steigen sie zum Thurme des Chronos empor. Dieser Höhentendenz entspricht nun die alte Vorstellung vom Naturcentrum am Nordpol und so führen uns denn auch die griechischen Dichter auf einem langen Umwege doch zuletzt nach Nysa, wo uns die griechischen Künstler alle Wonnen des dionysischen Himmels aufthun. Alle die blassen Vorstellungen von Elysium, die uns die spärlichen Nachrichten der Dichter geben, erhalten erst Farbe und Leben in den zahllosen Bildwerken der Sarkophage und Grabvasen aus dem dionysischen Mysterienkreise.

Auf der seligen Insel fehlt nie der Apfelbaum und die Quelle. Die Symbolik des Apfels kennen wir schon. Herakles holt aus dem Garten der Hesperiden im Westen, wo die Sonne untergeht, die Sonne als goldenen Apfel immer wieder zurück. Die Sonne ist also der unsterbliche Apfel, in der Sonne ist uns die Unsterblichkeit verheissen. Darum hütet auch nach der nordischen Sage Iduna die unsterblich machenden Aepfel. Das Paradies der alten Briten hiess Avalon, der Apfelgarten. Unzähligemal kommt auch in unsern Märchen der Apfelbaum neben der Quelle vor, aus welcher das sog. Lebenswasser geschöpft wird, welches Todte wieder lebendig macht. Auch unter dem Baum der Hesperiden schlägt Herakles mit dem Fusse eine Quelle hervor. Alexander der Grosse kam einmal in's Land der Unsterblichkeit und fand darin sowohl wahrsagende Bäume, als die Quelle der Unsterblichkeit. Nach dem Roman des Kallisthenes und Herbelot s. v. *Khedr*. Theopomp beschreibt ein Nebelland im höchsten Norden mit zwei Flüssen, einem der Trauer und einem der Freude. An jenem wächst ein Baum, dessen Früchte weinen machen, an diesem ein anderer, dessen Früchte lustig und Alte wieder jung machen.

Auch in dem Paradiese der alten Aegypter fehlt der Apfelgarten und Jungbrunnen nicht, denn in den Königsgräbern zu Theben fand Champollion Abbildungen der ägyptischen Hölle

und des ägyptischen Himmels und in dem letzteren waren die Seligen unter der besonderen Hut der Sonne beschäftigt, theils von himmlischen Bäumen Früchte zu pflücken, theils sich im himmlischen Wasser zu baden, darin fröhlich herumzuschwimmen und zu spielen. Vergleiche Schwenk, Myth. der Aegypter S. 141.

In den ältesten Erinnerungen aller Völker gesellt sich im Paradiese zu einem Baum eine Quelle. Den Baum des Lebens und den verbotenen Baum neben den vier Flüssen des Paradieses in unserer heil. Schrift finden wir mehr oder weniger ähnlich immer wieder. Nach jüdischer Vorstellung hatte der Baum des Lebens eine halbe Million verschiedenartige Geschmäcke und Gerüche und sieben Wolken der Herrlichkeit lagen über ihm. Zu seinen Füssen sassen die Erklärer des Gesetzes. Gfrörer, Jahrhundert des Heils II. 45. Bei den Muhamedanern kommen zweierlei Paradiesbäume vor, von denen der eine, Sidrat Almuntaha, soviele Blätter hat, als es Menschen gibt. So wie ein Mensch geboren wird, wächst ein Blatt hervor, auf dem sein Name steht, und wenn er stirbt, fällt es ab. Weill, Biblische Legenden S. 241. Der andere Baum, Tuba, überschattet die Wohnungen aller Seligen und trägt alle Arten nicht nur von Früchten, sondern auch von Fleischspeisen und Kleidungen, ist also ein vollkommener Wunschbaum. Wahl, Einleitung zum Koran S. 121. Rosenöl I. 328.

Aehnliche Vorstellungen finden wir bei den Indern. Auf dem Berge Meru steht neben den h. Gangesquellen der Baum des Lebens und der Unsterblichkeit neben dem Baum des Uebels. Paullinus, Brahmanische Götterlehre S. 251. Der Baum Al in Brahmas Paradies hat auf seinen Zweigen alle Früchte der Welt vereinigt. Er steht neben Behra, dem Meere der Vergessenheit, in welchem die Seelen nach dem Tode baden, um alle irdischen Erinnerungen auszulöschen. Ist dies geschehen, so kosten sie alle Früchte des Himmels. Rhode, Rel. Bildung der Hindus II. 518. Auch in Shivas Himmel auf dem Meru steht der Baum der Unsterblichkeit in einem Garten, von Drachen bewacht. Asiat. Originalschriften I. 92. 321. Auch die Chinesen kennen auf ihrem Urberge eine Quelle der Unsterblichkeit mit wunderbaren Bäumen, von deren Früchten

das Leben abhängt. Mémoires conc. l'histoire des Chinois I. 103. Vergl. Schmidt, Mongol. Forschungen 270. Vergl. auch Seite 274 und Klaproth, Asiat. Magazin II. 459.

In der deutschen Sage heisst jene himmlische Urquelle der Verjüngung immer der Jungbrunnen. Bei Hans Sachs (Kemptner Ausgabe I. 193) und Méon IV. 108 laufen im Schlaraffenlande die alten Leute zum Jungbrunnen, um sich wieder jung zu baden. Ein berühmtes Bild von Lucas Cranach in Berlin stellt den Jungbrunnen und darin die Verwandlung alter Weiber in junge Mädchen dar. Ein zweites Bild desselben Meisters erwähnt Mésangères, dict. des proverbes 323. Den gleichen Gegenstand behandelt ein alter Stich von Beham. Auf Nürnberger Holzschnitten ist er sehr populär geworden.

Im Liede vom Wolfdietrich verwandelt sich die rauhe Else durch das Bad im Jungbrunnen in die schöne Sigeminne. Man hat dies mit Recht auf die Verwandlung des hässlichen Winters in den Frühling gedeutet. Der Frühling wurde aber immer nur als Abbild des verlorenen Himmels gedacht und die jährliche Verjüngung der Natur hat daher auch die ewige Jugend im Himmel zum Urbild. Der Jungbrunnen liegt im Paradiese. Man suchte ihn daher noch in der christlichen Zeit im fernen Asien. Der Titurel, Vers 764, 4575, 6008, 6015 versetzt ihn nach Indien. Vgl. auch Görres, Iran II. 391. Von der Hagen und Büsching, Museum I. 260. Andrerseits verlegte man ihn nach den seligen Inseln im Westen, wo man auch das Todtenreich suchte, hinter der untergehenden Sonne. Noch im Jahr 1512 unternahm Ponce de Leon eine Fahrt nach den Bahamainseln, um daselbst den Jungbrunnen zu finden. Man glaubte nämlich damals, das neuentdeckte Amerika hänge mit Ostindien zusammen. Schomburgk, Reise nach Guyana 35. Nach Happel rel. cur. I. 790. soll der Jungbrunnen auf der Insel Bimini liegen, die zu den Antillen gehört. Das ist wohl entstellt aus Bahama.

3.

Von den griechischen Mysterien überhaupt.

Die Vorstellungen sowohl von Elysium als vom Hades waren bei den alten Griechen noch sehr naiv, noch wenig zu einer eigentlichen Unsterblichkeitslehre gereift, und klebten eigentlich noch fest am Diesseits, an der Mutter Erde. Auch war das griechische Volk viel weniger mit Gedanken an das Jenseits, als mit der irdischen Gegenwart beschäftigt und der religiöse Sinn durch eine ungeheure Menge und Mannigfaltigkeit von Tempelstätten, Gottheiten, Heroen, Orakeln in Anspruch genommen, das Gedächtniss mit unzähligen mehr oder weniger poetisch anziehenden Mythen angefüllt.

Am meisten trug zum Luxus der Mythenbildung die Lokalisirung der Mythen bei. Dieselben knüpften sich nämlich an die Tempel und Priesterschaften bestimmter Gottheiten. Es waren Erzählungen, in denen das Wesen der Gottheit den Andächtigen in scharfer Charakteristik klar gemacht werden sollte. Abweichungen davon, eine anderartige Redaction desselben Mythus, erklären sich zunächst aus der Mehrheit von Tempeln derselben Gottheit. Wenn mehrere Tempelorte sich rühmten, Geburtsstätten desselben Gottes oder Schauplätze seiner Wunder zu seyn, und jeder sich insofern vor den andern auszeichnen wollte, änderten sich auch die daran geknüpften Mythen ein wenig ab. Tempelstätten, zu denen das Volk wallfahrtete, denen es reiche Opfer brachte, concurrirten mit einander wie die Kirchen mit wunderthätigen Bildern und Reliquien im Mittelalter.

Mancherlei Uebertreibungen und Widersprüche, die eine so luxuriöse Mythenbildung mit sich führte, riefen dann wieder Missachtung und Spott hervor. Schon seit Homer bemerkte man, auf welche willkürliche und frivole Weise die weltlichen Sänger an den Höfen üppiger Könige die alten Tempellegenden umdichteten und den früher nur mit Ehrfurcht genannten Göttern und Göttinnen muthwillige Späße, unanständige Maskeraden (Verwandlungen) und frevelhafte Liebschaften andichteten. Diese homerische Schule ging von Vorderasien aus, wo die syrischen Culte mit den altgriechischen zusammen-

trafen, auch der Handel und Fremdenverkehr verderblich auf die Sitten einwirkte.

Das Missverhältniss einer so ausgearteten Mythologie zum ursprünglichen religiösen Bedürfniss war doch zu gross, als dass dadurch nicht eine Reaction hätte müssen hervorgerufen werden. Namentlich wurde eine ungeheure Leere bemerkbar da, wo der Mensch in der Religion am meisten Trost sucht. Der öffentliche Gottesdienst bezog sich nur auf Naturcultus oder auf die Verehrung personificirter Nationalitäten oder einzelner Nationaltugenden, deren man sich rühmte. Das alles hatte nur Werth für die Gegenwart innerhalb des irdischen Lebens. Vom Jenseits hatte man nur ganz verblasste und nebelige Vorstellungen. Nicht einmal himmlische Freuden malte man sich aus und das berühmte Elysium war nur etwas Oedes und Langweiliges.

Gegen alle Verkehrtheiten jener griechischen Mythologie reagirte nun naturgemäss ein immer mehr überhand nehmender Unglaube an den ganzen in eine Menagerie verwandelten Olymp. Dieser Unglaube aber wurde bei frivolen und sinnlichen Leuten Epikuräismus und bei ernstern und sittlich strengern Männern Stoicismus. Beide waren ganz im Diesseits befangen und kümmerten sich nicht um das Jenseits. Jene trachteten nur, durch Sinnengenuss aller Art den Reiz des Lebens zu erhöhen, denn man lebe nur einmal; diese trachteten nur ihre Ehre zu wahren, dem Schicksal zu trotzen, muthig zu dulden und zu sterben, um, da mit dem Tode doch alles vorüber sey, ein ruhmwürdiges Andenken zu hinterlassen. Damit konnte sich nun aber doch die Menschheit nicht ganz und nicht lange begnügen. Der Epikuräismus konnte die nicht trösten, derer statt irdischer Genüsse nur irdische Leiden warteten, und die stoische Charakterfestigkeit und Resignation konnte immer nur die Auszeichnung Weniger seyn. Das Bedürfniss nach einem Trost in irdischen Gefahren und Leiden liess sich nicht unterdrücken. Das Gewissen regte sich und wenn jener Trost nur durch die Verheissung der Seligkeit nach dem Tode gewährt werden konnte, und Gewissensangst vor der ewigen Vergeltung zittern machte und Hülfe in Reue und Busse suchte, so erwies sich die Heils- und Unsterblichkeitslehre der Mysterien als eine unumgänglich nothwendig ge-

wordene welthistorische Entwicklung. Sie stammte ohne Zweifel aus dem Orient, wo überhaupt die Gottesfurcht zu Hause war, nahm aber bei den Griechen eine ästhetische Verfeinerung an und unterschied sich hauptsächlich dadurch von den Unsterblichkeitslehren des Orients, dass sie den Menschen weniger demüthigte, den Unterschied zwischen ihm und der Gottheit weniger weit ausspannte, das Göttliche mehr vermenschlichte, um das Menschliche mehr vergöttlichen zu können.

Warum diese Heils- und Unsterblichkeitslehre der Mysterien geheim bleiben musste und nur in Geheimbünden fortgepflanzt werden konnte, begreift man leicht, wenn man bedenkt, dass der öffentliche Gottesdienst, das darin einmal Herkömmliche, das Interesse der lokalen Priesterschaften, wie das Staatsinteresse geschont werden mussten, und dass die Menge, sogar auch viele Gebildete und Reiche in ihrem gemeinen Sinnenleben, in ihren naiven Ansichten und ihrem trivialen Treiben sich für eine tiefere und ernstere Auffassung religiöser Dinge unfähig zeigten. Ueberdies musste ein grosser Reiz im Geheimniss liegen.

Indem die Mysterienlehre der Griechen theils von Kleinasien und Syrien her, aus Babylon und Aegypten, theils von Thrakien her, aus dem europäischen Norden entlehnt wurde, traten in ihr natürlicherweise die Gegensätze des Morgen- und Abendlandes, des Südens und Nordens hervor, suchten und fanden aber auch eine Vermittlung, die wohl das merkwürdigste ist, wodurch der altgriechische Geist sich ausgezeichnet hat. Es lag übrigens im Interesse der Mysten und entsprach der griechischen Eitelkeit, dass man Ideen, die von aussen kamen, für ursprünglich griechische ausgab und ihre Entstehung in eine uralte Vorzeit versetzte. So kamen fünferlei Kosmogonien auf, die alle vom altgriechischen Sänger Orpheus herstammen sollten.

Es war natürlich, dass sich die neuen, auf Unsterblichkeit bezüglichen Mysterienlehren zunächst da anknüpften, wo noch am meisten religiöser Ernst gefunden wurde, also an die grossen Jahresfeste, an welchen man die Götter um Schutz, um Abwendung des Uebels, um Pflege der Saaten etc. anflehte, um den sterbenden Sonnen- und Sommergott trauerte, oder

für die Wiederkehr des Frühlings und der Saaten dankte. Solche Feste gab es in Griechenland noch viele, altherkömmlich, durch Priesterschaften oder besonders nach der Tradition dem Gott geheiligte Familien mit dem Tempel und seinen Schätzen bewahrt. Hier waltete noch alte Frömmigkeit und Furcht vor den Göttern und war die Naturreligion noch nicht von den Dichtern durch üppige Mythen entweiht. Wenn auch die blutigen Menschenopfer nicht mehr stattfanden, so meinte man es doch noch ernst mit der Demuth und Gottesfurcht, sowohl in den Gebeten als in den Opfern, und eine Menge von Mythen pflanzten noch den Gedanken fort, dass der Mensch nicht blos von den Göttern zu empfangen, sondern ihnen auch sein Theuerstes, ja zuweilen das eigene Leben zu opfern habe.

Man darf nicht unbemerkt lassen, dass die Geheimbünde und ihre Mysterien vorzugsweise dem demokratischen Theil der griechischen Welt angehörten und nicht dem monarchischen oder aristokratischen. Nur in Athen konnten die Thesmophorien Staatsinstitut werden, und in Eleusis, nicht in Sparta. Man muss sogar vermuthen, dass im Ernst der Mysterien in der griechischen Demokratie ein Tadel der höfischen Sänger und ihrer muthwilligen Mythendichtungen enthalten war.

Wie von veränderten Standpunkten aus in die Mythologie hineingearbeitet, zuweilen eigentlich gepfuscht wurde, und welch weiches Wachs die Mythen waren, so dass man sie nach Umständen drehen und wenden konnte, davon will ich ein einfaches und schlagendes Beispiel aufstellen an dem Mythus von der Leto. Nach den ältesten Priesterlegenden war Leto die Urnacht, der schlafende Raum, und empfing von Zeus, dem Gott der Zeit oder Bewegung, die beiden Lichtkinder Sonne und Mond. Eine alterthümliche Sinnbildnerei ohne Frivolität. Daraus machten nun die Homeriden eine frivole Erzählung, der Götterkönig Zeus habe die Göttin Leda im Bade belauscht, sich in sie verliebt, sodann die Gestalt eines Schwans angenommen, sey zu ihr gekommen, habe ihr geschmeichelt, sie gestreichelt, sich von ihr füttern lassen und sie schliesslich entehrt. Demselben Mythus wurde aber wieder in der Mysterienlehre eine ernste und sinnige Bedeutung gegeben. Indem man den profanirten Mythus zwar mit in die Mysterien hinübernehme., musste, erhob man ihn doch für

die höhern Weihen aus dem Naturgebiet in eine neue und höhere sittliche Sphäre. Aus der Leto wurde die Nemesis, d. h. aus der Urnacht der Natur wurde die ewige Gerechtigkeit und aus Sonne und Mond wurden die Dioskuren, in denen auf merkwürdige Weise die Solstitial- und Aequinoctialsymbolik verschmolzen erscheint, wovon der eine noch Sonne- und Sommer-, der andere Mond- und Winterbedeutung hat, beide aber Attribute des Hermes annehmen, den Hut und den Wanderstab. Ihre Symbolik ist sehr geistreich, denn wie Leto nur die materielle Welt, Hermes nur den Uebergang aus dem physischen Winter in den physischen Sommer bezeichnet, so bedeutet dagegen Nemesis den Weltgeist, die Weltvernunft und das ewige Recht, und die Dioskuren führen nicht mehr aus einem Zeitabschnitt in den andern, sondern aus der Zeitlichkeit überhaupt heraus in die Ewigkeit. Diese mysteriöse Gräbersymbolik erkennt man am besten aus der berühmten Grabvase von Canosa, abgebildet bei Millin, tombeaux de Canosa pl. 2. und bei Gerhard, Archäol. Zeitung 1843. Tafel 12. p. 193. Vgl. Furtwengler, Idee des Todes S. 418.

4.

Die Eleusinien und Thesmophorien.

Als sich die Vorstellungen vom unsterblichen Leben nach dem Tode bei den alten Griechen allmälig mehr aufklärten, verfeinerten und veredelten, mussten sie natürlicherweise daran denken, dass ein rechtschaffenes Leben die beste Vorbereitung für das künftige Leben sey und dass man die Seligkeit in dem letztern verdienen müsse, ein Gedanke, der sich auf natürliche Weise an den agrarischen Cultus anknüpfte. Dieser begann mit einfachen Gebeten und Opfern, durch welche man die Gunst derjenigen Gottheiten erlangen wollte, welche den Ackerbau und die Saaten schützten, oder mit denen man den Gottheiten, wenn sie diese Gunst gewährt hatten, danken wollte. Die Wahrnehmung aber, dass das in die Erde gegrabene Korn als grüne Saat wieder ans Licht trat und zur vollen goldenen Aehre reifte, musste dahin führen, dass man sich träumte, der gestorbene und in die Erde begra-

bene Mensch könne wohl einmal in ähnlicher Weise zu neuem Leben erwachen.

Daran knüpfte sich noch ein weiterer Gedanke, der dem fleissigen Ackerbauer nahe lag. Wie er selbst nämlich die Saat pflegte und hütete, so, musste er denken, sorgt eine gütige Gottheit für die Menschen nach dem Tode. Wo der Mensch aber nicht für die nützliche Saat sorgt, da wächst nur Unkraut oder wird der Boden sumpfig, sandig und unfruchtbar. Daher der Werth der gesellschaftlichen Ordnung, des Eigenthums, des Rechts, dem eine Pflicht entsprach, und des Gesetzes. Daran knüpfte sich ferner die Achtung und Heiligung der Ehe. Das Ziel alles Ackerbaues war die Geburt der Saat, des Getraides, der Nahrung aus dem Mutterschooss der Erde. Wie nun der Boden, auf dem die Saat wachsen soll, das rechtmässige Eigenthum des Besitzers und sorglich von ihm gepflegt werden muss, wenn die Saat gedeihen soll, so konnte auch nur aus einer rechtmässigen und gesetzlichen Ehe der wahre Kindersegen hervorgehen. Daher zuerst bei den Ackerbauern die hohe Achtung der Ehe und die Heiligung der Mütterlichkeit. Daher auch in den Mysterien des agrarischen Cultus Demeter, d. h. die Mutter schlechthin, als die höchste Gottheit verehrt wurde. Der berühmte homerische Hymnus auf sie, der vielleicht bei ihren hohen Festen gesungen wurde, bezeugt ihre Heiligkeit.

Der herumschweifende Jäger und auch noch der Nomade mit seiner Viehheerde liebt die Freiheit und Einsamkeit, gewöhnt sich an keine Nachbarschaft, lernt die Rechte Anderer nicht würdigen, bleibt daher zu Raub und Mord geneigt. Anders der Ackerbauer, der an die Scholle gebunden ist und der Frieden mit seinem Nachbar halten muss, wenn er selber Frieden haben will. Der Ackerbau fesselte zuerst die Menschen an bleibende Wohnsitze, machte es den neben einander Wohnenden zum Bedürfniss, sich gegenseitig nicht zu schaden, über eine gesellschaftliche Ordnung zu vereinigen, Recht und Gesetz festzustellen. Damit begann die Civilisation und dadurch unterschieden sich die friedlichen, jedoch ihr Recht mit bewaffneter Hand gemeinschaftlich vertheidigenden Ackerbauer von den Barbaren umher. Sie hielten daher mit Recht den Ackerbau für heilig und ihre Saat- und Erntefeste im Frühe

ziehen sich entweder auf sie, oder wenn sie isolirt stehen, leuchten sie nicht so auffallend hervor, wie diese beiden.

Die Staaten der ersten Reihe drohen das Gleichgewicht durch ihr Uebergewicht zu stören, die Staaten der zweiten Reihe sind daher um so mehr darauf bedacht, es durch ihre imposante Vermittelung zu erhalten; doch sahen wir Frankreich im Jahre 1829 auf die Seite Englands, Preußen auf die Seite Rußlands sich neigen. Unter den Staaten der dritten und vierten Reihe sind die südlichen, die gegenwärtig durch innere Reformationskriege zerrüttet werden, dem Einfluß Englands oder Rußlands unterworfen, und dadurch auch deren Zankapfel, vor Allem die Türkei; während die kleineren nordischen Staaten, die sich der Ruhe und Kraft erfreuen, sich auch mehr diesem Einfluß zu entziehen wissen und den vermittelnden Staaten der zweiten Reihe sich anschließen.

Auf diese Weise spielen in der türkisch-griechischen Sache die beiden großen Triebfedern des Zeitalters, der allgemeine Culturzweck und der politische Egoismus in einander. Es handelt sich in dieser Sache eben so sehr um das Primat Rußlands oder Englands, als um den höchsten Zweck der Menschheit, die Civilisation. So ist die türkisch-griechische Sache der Centralpunkt der jüngsten Weltereignisse geworden.

Das Jahr 1829, welches diese Sache zur Entscheidung, wenigstens erster Instanz, gebracht hat, ist eben deßhalb in der Weltgeschichte von großer Bedeutung. Aber auch außer dem Frieden von Adrianopel zeichnen die Geschichte dieses Jahres Begebenheiten von hoher Wichtigkeit aus. Als die bedeutendsten dieser Begebenheiten nennen wir voraus: die Emancipation Irlands — den Ministerwechsel

ling und Herbst bezweckten nicht blos der Gottheit für den Feldsegen zu danken, sondern sich auch ihres friedlichen, gesetzmässigen und dadurch veredelten Daseyns zu freuen. Das war der Sinn der Eleusinien, des grossen Erntefestes zu Eleusis, in einer fruchtbaren Gegend unfern von Athen. Diese s. g. grossen Eleusinien wurden im October, die kleinen im Frühling begangen, zum Beweise, dass man mehr die Ernte als die Aussaat, mehr die Mutter und die Geburt, als die Erzeugung feiern wollte.

In Athen selbst beging man das Fest der s. g. Thesmophorien zur Ehre des Rechts und Gesetzes, wie denn Thesmos ausdrücklich eine Satzung bezeichnet. In den Thesmophorien wurde aber vornehmlich die Satzung der Ehe gefeiert. Die Vergleichung lag nahe. Die rechtmässige, gesetzliche Ehe verhielt sich zur wilden Ehe oder zum Concubinat, wie sich die geregelt auf dem Acker stehende goldne Saat zum wilden Unkraut der Steppe und des Waldes verhielt. Die edlere Gesittung, die aus der ehelichen Pflicht erwächst, wurde so hoch angeschlagen, als sie es verdient, und lange bevor Schiller sang „Ehret die Frauen!“ wurden sie in Hellas auf die würdigste Weise verehrt. Die Thesmophorien waren ein Frauenfest und es wurden dabei ausschliesslich nur verheirathete Bürgerinnen zugelassen. Das Sakrament der Ehe wurde dabei in den Vordergrund gestellt und als das Fundament aller gesetzlichen Ordnung und alles Staatslebens überhaupt gefeiert.*)

Ein kolossales Bild der Kteis (dasselbe was die indische Yoni) wurde bei den Thesmophorien in Prozession herumgetragen, jedoch nur von Frauen. Bei Todesstrafe durfte kein Mann zugegen seyn. Nach Athenäus 14. wiederholte sich dieselbe Ceremonie auch beim Demeterfest in Syrakus. Bei den Eleusinien wurde auch ein grosser Phallus in Prozession herumgetragen und war auch Scherz und Ausgelassenheit nicht ausgeschlossen, indem man den Spass wiederholte, mit

*) Theano, gefragt: wie viel Tage eine Frau, die ihren Mann umarmt habe, warten müsse, ehe sie dem Fest der Thesmophorien vorstehen dürfe, antwortete: keinen. Als man sie aber frug, an welchem Tage sie dem Feste beiwohnen dürfe, nachdem sie einen andern Mann umarmt hätte, antwortete sie: niemals. Clemens Alex. Strom. IV. p. 619.

welchem Baubo oder Jambe die um den Verlust ihrer Tochter Persephone trauernde Demeter aufzuheitern versucht hatte. Man mag darüber Creuzer, Symbolik 378. vergleichen. Hier muss bemerkt werden, dass die grobsinnlichen Schaustellungen ohne Zweifel dem ältern Ackerbaufest angehört haben und nur in die Mysterien herübergenommen worden sind, weil ihre Symbolik die Wiedergeburt verhiess, man also aus der Trauer um das Sterben sich fröhlich wieder aufrichten sollte durch die Hoffnung eines neuen Lebens. Auch der Mythus von Jasion, den Demeter im Walde umarmte, worauf der ganze Wald sich mit Aehren füllte, ist nur ein schönes Sinnbild für die Verwandlung des wilden Waldes in Ackerland und liegt darin nichts Frivoles. Durchaus rein erscheint in den Mythen das Verhältniss der Demeter zu ihrem Liebling Triptolemos, der nur als Genius des Ackerbaus sie begleitet.

Demeter war die weibliche Gottheit, um die sich bei jenen Festen alles Interesse drehte und zwar in einer doppelten Beziehung. Isokrates, Panegyr. 6. sagt, man habe der himmlischen Mutter doppelt gedankt, einmal für die Gabe der irdischen Nahrung, die allein von ihr komme, und zweitens für die Einführung in die Mysterien, welche zur künftigen Seligkeit führen. Man erkennt daraus deutlich, wie aus einem ältern einfachen Erntefeste, bei welchem man der nahrungspendenden Göttin dankte, eine Feier der Unsterblichkeit hervorgehen konnte. Wie und unter welchen Einflüssen dieser Uebergang stattgefunden hat, lässt sich nicht mehr klar ermitteln. Welcker in seiner hesiodischen Theogonie 87. macht es wahrscheinlich, dass die s. g. Orphiker und Pythagoräer die neuen Mysterien als etwas eingeführt haben, was eigentlich schon als uralt und einheimisch habe gelten sollen, weil die Neuerung auf grössere Schwierigkeiten gestossen wäre, wenn man hätte eingestehen müssen, dass sie von fremd her und von barbarischen Völkern entlehnt sey. In der That ist die Unsterblichkeitslehre nicht in Griechenland heimisch gewesen, sondern von fremd her und auf verschiedenen Wegen erst hinein gekommen. Eine der ältesten Formen ihrer Adoption scheinen aber die eleusinischen Mysterien deshalb gewesen zu seyn, weil in ihnen das Moment der Zerknirschung und Busse noch gänzlich fehlt. Dieses Moment passte nicht

zum griechischen Wesen und wenn es sich dennoch später geltend machte, so wurde es doch vom griechischen Geist in die anmuthigste Form verarbeitet und alles Widrigen und Abschreckenden entkleidet.

Die an die Ackerbaufeste (nicht blos in Eleusis, sondern auch in Syrakus und andern fruchtbaren Ackergegenden) geknüpften Mysterien der Griechen verlangten keine Ascese und keine Busse, wollten im gewöhnlichen Leben nichts ändern und verlangten nur ein rechtschaffenes Leben. Die Eleusinien wurden von einer Genossenschaft Eingeweihter (Mysten) gefeiert, die sich vom gemeinen Volk absonderte, jedoch jedem rechtschaffenen Bürger und seiner Familie die Aufnahme gestattete. Ihr Programm lautete: Nur die in die Mysterien Eingeweihten, die durch Reinigungen und Belehrungen sich der Erreichung höherer Erkenntnisstufen würdig gemacht haben, erfreuen sich schon in diesem Leben aller Vortheile der Gesetzlichkeit und Civilisation, und werden die Einzigen seyn, denen die Unsterblichkeit und die ewigen Freuden im Himmel zu theil werden. Aristophanes, Frösche 457. Die, welche den höchsten Grad der Weihen erlangten, hiessen die Glücklichen oder Epopten.

Pindar singt in den Bruchstücken, nach der Heyne'schen Ausgabe III. 128:

> Glücklich ist, wer der eleusinischen Wahrheiten Kenner
> In die Gruft des Todes hinabsteigt.
> Er kennt den Ausgang des Lebens,
> Kennt den gottverliehenen Anfang.

Uebrigens macht schon Aristoteles bei Synesius 18. darauf aufmerksam, die Eingeweihten hätten nicht den Verstand, sondern das Herz brauchen müssen, man habe sie nicht in einem Lehrsystem unterrichtet, sondern die symbolischen Handlungen verrichten, etwas erleben und empfinden lassen. Schon Otfried Müller, kleine Schriften Seite 59. hat sich darüber sehr vernünftig ausgesprochen. Nicht auf die mancherlei Systeme der s. g. Orphiker kam es an, sondern auf die fromme Feier und den Ernst in der Grundstimmung der Gemüther. Auch Clemens von Alexandrien, protr. 4. charakterisirt die Eleusinien nicht als ein Lehrsytem, sondern als ein „mystisches Drama".

Schon Hermann, der sich sonst in Mysterien nicht viel vertieft, hat in seinen Festen von Hellas I. 142. darauf aufmerksam gemacht, wie viele Jahrhunderte hindurch die Eleusinien im höchsten Ansehen standen. Sie waren im Allgemeinen ernster und nüchterner gehalten als die Dionysien. Das ewig Weibliche machte sich hier in einer heiligen Sittsamkeit geltend und die jungfräuliche Athene stand der treuen Mutter Demeter nicht zu fern, während in den Dionysien mehr ein ewig Männliches seine Energie austobte. Wenn auch im Grunde die Mysterienlehre nichts anderes enthielt, als was aus dem wohlorganisirten Staatsleben der Hellenen als folgerichtig sich von selbst hervorbilden musste, die hohe Selbstachtung, bedingt durch Erfüllung strenger Pflichten, so war es doch auch wieder natürlich, dass nicht das ganze Volk zum Bewusstseyn jenes staatlichen Kalokagathon gelangen konnte, wozu auch die Ausdehnung der politischen Sphäre beitragen mochte. Es wurde daher nöthig, durch den geheimen Bund der Eingeweihten die sittliche Idee in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren und zugleich die Unsterblichkeitshoffnung zu betonen, die man vor dem gemeinen Haufen um so lieber geheim hielt, als sie die gemeinen herkömmlichen Götterculte, die sie nicht mehr bedurfte, doch bestehen lassen musste, um gegen die Vorurtheile der Menge nicht anzustossen. Deshalb sagt Varro (bei Augustinus, de civitate Dei IV. 31.), man habe nicht gewagt, die Wahrheit in der Mysterienlehre offenkundig werden zu lassen, um der Staatsreligion keinen Abbruch zu thun. Auch Strabo X. 467. sagt, die eigentliche Lehre müsse geheim bleiben und nur den Geweihten zugänglich seyn, der innere Kern der Wahrheit gehöre nicht für das gemeine Volk, welches sich mit der Schaale, Sinnbildern und Mythen begnügen müsse. An einer andern Stelle fügt er hinzu, das Geheimniss mache die Sache heiliger und erwecke grössere Ehrfurcht. Deshalb wurde nun auch das Geheimniss der Mysterien streng bewahrt. Wenn die Eingeweihten zusammentraten, wurde laut gerufen, alle Profanen sollten fern bleiben. Wer die Mysterien verrieth, war des Todes schuldig. Angeklagt, Mysteriengeheimnisse auf die Bühne gebracht zu haben, entging der berühmte Trauerspieldichter Aeschylos dem Tode nur dadurch, dass er beweisen konnte, er gehöre gar nicht zu

den Eingeweihten. Aus gleichem Anlass wurde Alkibiades verbannt und ein Preis auf des Diagoras Kopf gesetzt.

Während man bei der Aufnahme zu den Weihen mit derselben Strenge verfuhr und niemand angenommen wurde, der nicht Staatsbürger und völlig unbescholten war, fällt es auf, dass schon junge Kinder aufgenommen und wenigstens zu den niedern Graden zugelassen wurden. Es erklärt sich aber, wenn man erwägt, dass die Eleusinien ein wesentlich aristokratisches Institut waren, darauf berechnet, die edle Race und ihre höhere sittliche Würde rein zu erhalten und von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Die Rücksicht auf das heranwachsende Geschlecht gibt sich deutlich zu erkennen in der schönen Sitte, die sich von der Zeit des Epimenides in der 46. Olympiade herschrieb. Athen sollte sich von Mord reinigen durch Menschenblut, und Kratinos, ein schöner junger Knabe, liess sich freiwillig opfern. Ihm zu Ehren wurde nun jedesmal am Fest der grossen Eleusinien der schönste und bravste Knabe aus den edelsten Geschlechtern zum Priester des Heiligthums gewählt und musste als solcher für sämmtliche versammelte Mysten oder Brüder des Geheimbundes opfern. Hermann, Feste von Hellas I. 477. Nur ein unschuldiges Kind wurde dieser Ehre gewürdigt, kein reifer Mann.

Als in einer ohne Zweifel erst spätern Zeit der ursprünglich grobsinnliche Bachuscultus aus Kleinasien in Griechenland Eingang fand, hier aber veredelt und mit dem Cultus der Demeter in Verbindung gebracht wurde, durfte der göttliche Dionysos doch nur unter dem Namen Jakchos in Knabengestalt in die Eleusinien eintreten und wurde als Koros (der Junge) mit der Persephone als Kore (der Jungen) innig verbunden, wodurch Persephone in die Ariadne überging.

Wer sich weihen liess, musste zuerst eine Reinigung (καθαρσις) mit sich vornehmen. Die Proben dabei waren in den verschiedenen Mysterien verschieden. Im 11. Buch des Appulejus kommt vor, dass der Novize in die Unterwelt gehen und die Schwelle der Persephone übertreten muss. Wie die Weihen mit der Reinigung begannen, so schlossen sie mit der Bekränzung oder Krönung. Vergl. Theon v. Smyrna, expositio Paris. 1644. p. 18. Auch bei Appulejus ist ein Kranz

von Rosen das Mittel der Entzauberung und Heiligung, was an den Brautkranz der Ariadne mahnt.

Das eigentliche Mysterium war die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und von der Seligkeit nach dem Tode, die ausschliesslich den Eingeweihten zu Gute kommen sollte, während die Uneingeweihten „im Kothe liegen bleiben mussten". Aristides in s. eleusinischen Rede bei Meursius p. 146. Schon im Alterthum gab es aber Spötter, die darüber lachten. Diogenes Laertius VI. 213. legt dem cynischen Philosophen Diogenes die Frage in den Mund, ob denn der gemeine Spiessburger, der sich einweihen lasse, ein besseres Loos nach dem Tode verdiene, als Agesilaos oder Epaminondas, die nicht eingeweiht gewesen seyen?

5.

Persephone.

Man hat in der Persephone mit Recht das personificirte Saatkorn erkannt, welches im Herbst in die Erde versenkt wird und im Frühling wieder zum Licht emporkeimt, daher auch der lateinische Name der Göttin Proserpina von *proserpere*, hervorkeimen. Indem dieses Saatkorn aber auch zum Sinnbild der Seele gewählt wurde, die nach dem irdischen Tode wieder aufersteht, dehnte man diese Symbolik im höheren Grade der Mysterien noch weiter aus auf alle Seelen, auf die ganze gefallene Geisterwelt, die, aus dem Himmel verbannt im irdischen Daseyn ihre Schuld büssen musste und durch die Einweihung in die Mysterien gereinigt zum Himmel zurückkehrte. Im Sprachgebrauch der Mysterien hiess nun das irdische Daseyn überhaupt die Unterwelt. Dieser Verwechslung haben wir früher schon gedacht. So weiss jedermann, dass Sisyphus, Tantalus etc. in der Unterwelt ihre Strafe leiden, unter dieser Unterwelt ist aber keineswegs die Hölle unter der Erde gemeint, sondern das gewöhnliche Leben und Treiben der Menschen auf der Oberwelt, die Vergeblichkeit alles menschlichen Strebens, so lange er lebt, so lange überhaupt die Menschheit dauert, die Nichtigkeit des ganzen irdischen Daseyns.

Insofern nun wird auch Persephone zu einer Personification der ganzen Geisterwelt, die in irdische Leiber gebannt als Menschheit auf Erden lebt. So sagt es ausdrücklich schon Sallust, *περὶ θεῶν* 4. (*ἡ τῆς Κόρης ἁρπαγὴ ὁ κάθοδός ἐστι τῶν ψυχῶν*), und deshalb sagt auch der homerische Hymnus 17, der Ort, wo Persephone von Pluto geraubt wurde, seyen die nysäischen Gefilde gewesen. Damit ist Nysa gemeint, das Naturcentrum im Nordpol am Himmel, da wo der unsichtbare Geisterhimmel und der sichtbare Raum sich berühren; der Punkt, von wo die ganze irdische Schöpfung ausging und wohin sie wieder verschlungen werden soll.

Nach der pythagoräischen und neuplatonischen Lehre kommen die Geister durch die Milchstrasse im Zeichen des Krebses zur Erde, also zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn der Sirius aufgeht. Daher die Verbindung der Persephone mit den Sirenen. Nach Ovid, Met. VI. 552 f. waren die Sirenen deren Gespielinnen, als Pluto sie beim Blumenlesen entführte. Um sie klagend suchten sie dieselbe überall, konnten sie aber nicht mehr finden. Als das Meer ihre Schritte hemmte, flehten sie die Götter an und diese gaben ihnen Vögelgestalt. Da sie aber die Persephone nirgends fanden, liessen sie sich (in der Nähe von Sicilien) auf den nach ihnen benannten Inseln nieder, von wo aus sie mit ihrem süssen lockenden Gesang die vorüberfahrenden Schiffer verführen und verderben. Nun muss man erwägen, dass die Sirenen gleich den Musen, mit denen sie wetteifern und von denen sie besiegt werden, ursprünglich der Sternenwelt angehören. Der Musengesang bedeutet ursprünglich den Sphärengesang, die Harmonie der Planetensphären, nach Plutarch, Symposion IX. 14. 6. Der Gesang der Sirenen bedeutet ganz das nämliche, denn nach Platos Republik X. 617. steht auf jedem Planeten eine singende Sirene. Der Gegensatz erklärt sich am einfachsten aus dem Umlauf der Planeten im Jahre. In der Wintersonnenwende singen die Musen im Sonnengarten des Apollo hoch im Norden und feiern die Wiedergeburt des Jahres, Diodor II. 47. Die Sirenen scheinen demnach in der Sommersonnenwende, wann der Sirius aufgeht, den Todesgesang des Jahres anzustimmen. Ihr Gesang ist lieblich, aber tödtlich. Wir dürfen nun annehmen, dass sie als Ge-

spielinnen der Persephone diese Jungfrau verlockt haben. Gerhard hat in seinen Vasenbildern I. 98. die Verwandtschaft der Sirenen mit den Iyngen nachgewiesen, die zur Hochzeit verlocken.

Bei Porphyrius, Leben des Pythagoras p. 41. heissen die Planeten Hunde der Persephone, was man noch niemals zu erklären verstanden hat. Da die Seelen aber nach der schon erörterten Geheimlehre der Orphiker, Pythagoräer und Neuplatoniker aus dem Centrum des Himmels in die Milchstrasse eintreten und aus ihr auf der Stufenleiter der Planeten zur Erde herabkommen und Persephone ein Inbegriff aller dieser Seelen ist, so ergibt sich daraus, warum die Planeten als treue Diener und Wächter der in die Zeitlichkeit gebannten Persephone deren Hunde genannt werden konnten. Das entspricht dem Sirius oder Hundstern, der den Himmel bewacht. Die Planeten laufen beständig um die Erde und bestimmen durch ihren wiederholten Umlauf das Mass der Zeit überhaupt. Es lag also nahe, sich dieselben als Wächter der in die Zeitlichkeit und das irdische Daseyn gebannten Seelen vorzustellen.

Denken wir uns nun die Persephone als die Tochter des Himmels, so erscheint ihr Raub als eine Folge der Verlockung zur Sinnenlust in der niedern Erdensphäre, ein Herabsinken aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit ganz analog den Mythen von Dionysos. Ohne Zweifel ging der Persephonemythus vom Begriff des Saatkorns aus, welches in die Erde versenkt wird, aber in der agrarischen Mysterienlehre wurde jener tiefere sittliche Sinn hineingelegt. Deswegen nun gedenkt der Mythus unter den Blumen, durch welche Persephone auf den Abweg verlockt wird, ausdrücklich der Narcisse, was auf den verwandten Mythus vom Narcissus hinweist und in der *praeparatio ad Plotin. de pulcrit.* p. 45. besonders betont wird. Die Bespiegelung des Narcissus entspricht dem Schleier der Maya, weshalb bei Porphyrius, de abstinentia IV. 16. die Persephone auch Maya genannt wird. Indess muss unterschieden und darf nicht vergessen werden, dass ursprünglich Persephone mit der Sünde und Busse doch nichts zu schaffen hatte und dass diese Begriffe erst später in die Mysterienlehre eingetragen wurden.

Begreiflicherweise kommt Persephone nun auch in Verbindung mit Dionysos, weil auch dieser von Nysa sich herab

lässt in die irdische Welt, nicht geraubt, sondern freiwillig, um die Menschen aus ihrem irdischen Kerker zu erlösen. Man hat daher die Persephone als Kore oder Libera dem Dionysos als Korus oder Liber zur Seite gestellt und mit der Ariadne identificirt. Andererseits hat man sie auch zur Mutter des Dionysos gemacht, wie denn die Mythendichtung scheinbar widersinnig und doch nicht unconsequent, mit den Begriffen spielt. Zeus soll als Schlange zu der unter einem Felsen verborgenen und von zwei Drachen bewachten eingeschlichen seyn und mit ihr den Zagreus gezeugt haben. Nonnus V. 570. VI. 114 f. Dieser Zagreus ist Dionysos selbst und wird in Stiergestalt zerrissen. Deshalb sagen andere Quellen auch, Persephone habe einen Stier geboren. Clemens von Alexandrien, admonitio p. 11. Arnobius V. 21. Hierbei muss wieder an die Symbolik der Sonnenwenden erinnert werden. Die Schlange zeugt den Stier, der Stier die Schlange. Der Stier ist die Jahreshälfte, in welcher die Sonne aufsteigt; die Schlange die andere, in welcher sie niedersteigt. Wie nun Persephone als die zur Menschheit erniedrigte Gottheit in der Sommersonnenwende zur Erde niederkommt, so steigt Dionysos als die wieder Gott gewordene Menschheit in der Wintersonnenwende wieder zum Himmel empor.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die uns nur unvollkommen erhaltene altpersische Mysterienlehre auch in die altpersische Symbolik zurückgreift. Dieser letztern zufolge gab sich der gute Stier Kajomorts wie Zagreus oder Dionysos zum Opfer hin, aus seinem Leichnam aber entfaltete sich die Pflanzenwelt und bewahrte die himmlischen Keime des Guten auf Erden. Insofern muss Persephone als die personificirte Pflanzenwelt zur Tochter des Stiers werden, wie sie andrerseits dessen Mutter ist. Daraus erklärt sich die spätere persische Lehre der Manichäer, welche glaubten, Christus habe sich für die Menschheit geopfert und sein Geist und Wesen lebe nur noch in den Pflanzen fort. Alles in dieser Welt sey teuflisch, nur die Pflanzenwelt bewahre die himmlischen Lichtkeime und nur durch die Pflanzenkost kämen diese Keime auch in die Menschen. Die ganze Pflanzenwelt galt als der latente Gottessohn, *Jesus patibilis*. In jedem Herbst dachten sich die Manichäer im Welken der Pflanzen den Tod

Jesu, in jedem Frühling im frischen Grün der Pflanzen seine Auferstehung wiederholt. Baur, Manichäer S. 71.

Sehr merkwürdig ist die Beziehung der Persephone auf die Sonne. Die Eingeweihten singen bei den Eleusinien: Uns allein bescheint die Sonne mit Güte! Aristophanes, Frösche 456. Fasst man Persephone auch nur in der Bedeutung der Saat, der in die Erde gelegten Pflanzenkeime auf, so muss, sofern dieselben unter der Sonnenwirkung allein gedeihen, etwas Sonnenhaftes in ihnen seyn. Bei Pausanias VIII. 21. erscheint Persephone als Weberin, was wohl nur auf das Weben des Naturkleids im Frühling und zugleich auf das Anspinnen der Seelen bezogen werden kann, wie bei der deutschen Mutter Bertha. Auch verdient Beachtung, dass auf den zahlreichen Bildwerken, welche den Raub der Persephone durch Pluto darstellen, fast immer eine Iris zugegen ist. Der Regenbogen vermittelt Himmel und Erde, wie die Sonne selbst, die ihm die Farben gibt. Als Spinnerin webt Persephone den Seelen, welche Dionysos zur Erde herabschickt, den Leib als ihr irdisches Kleid. Plato, Gorgias 523. Die Seele hängt sich gleichsam an den zuerst gesponnenen Lebensfaden, dann spinnt die Göttin weiter und webt das Kleid fertig. Das unfertige Gespinnst aber ist der blosse Schattenleib als Gespenst, das eben daher seinen Namen erhalten hat. Von Persephone kommt das Leiblichwerden der Seele, von Dionysos die Beseelung des Leibes. Diese Vorstellung erklärt, warum die Eleusinien in gewisser Beziehung mit den Dionysien zusammenwachsen konnten.

Uebrigens wollen wir nicht unbemerkt lassen, wie bedeutungsvoll es ist, dass grade der Raub der Persephone auf der Aussenseite der Sarkophage so ungewöhnlich oft vorkommt. Man muss daraus schliessen, wie weit die Mysterienlehre verbreitet war und wie der Trost, den sie den Eingeweihten gewährte, hauptsächlich die Verheissung der Auferstehung nach dem Tode war.

Nach Apollodor I. 5. 1. erhielt Persephone die Erlaubniss, nur ein Drittel (nach andern ein halbes) Jahr bei Pluto zu bleiben, das übrige Jahr aber zu ihrer Mutter in den Himmel zurückzukehren, und nach demselben Autor III. 14. 4. theilte sie die Liebe des Adonis mit der Aphrodite, so dass jede den

in Frankreich — die mißlungene Unternehmung Spaniens gegen Mexico — die Unternehmung des Don Miguel gegen Terceira — die Händel Frankreichs und Oesterreichs mit den Raubstaaten — die Reformationsversuche des Pascha's von Aegypten — die Kriege in Columbien und Buenos-Ayres — die Streitigkeiten Englands mit Brasilien — den Oppositionskampf in den Niederlanden — den Zollvertrag zwischen Preußen, Bayern und Würtemberg — die Wahl Jacksons zum Präsidenten der Vereinigten Staaten — die Wahl Papst Pius VIII und dessen Eifer für das Ansehen der Kirche — die Vermählungen des Königs von Spanien und des Kaisers von Brasilien — der Gesandtenmord in Teheran — die Unruhen unter den Truppen in Ostindien — das Erdbeben von Murcia.

Liebling ein halbes Jahr behielt. Auch das erklärt sich nur aus dem Verweilen der Sonne bald unter, bald über der Erde und hat auf die Gräbersymbolik nur Bezug wegen des bekannten Parallelismus zwischen Oberwelt und Ewigkeit, Unterwelt und Zeitlichkeit.

Persephone durfte die Unterwelt nicht verlassen, nachdem sie von einer Granate gegessen hatte, Apollodor I. 5. 3. Damit stimmen viele andere Mythen und Sagen vom Genuss verbotener Speisen überein. Auch der mongolische Mythus weiss davon und unsere mosaische Ueberlieferung sagt im Grunde nichts anderes, denn nachdem Adam und Eva vom verbotenen Apfel gegessen hatten, verloren sie das Paradies und wurden in die irdische Welt hinausgestossen. Das Essen der verbotenen Speise bezieht sich nur auf den Hunger oder die Genusssucht, in welche die himmlische Seele fällt, wenn sie in den niedern irdischen Leib eingeht und die Bedürfnisse des Fleisches fühlt. Es ist damit das volle Leben in unserer sichtbaren Natur gemeint und nichts weniger als eine unterirdische Existenz, denn unter der Erde ist das Fleisch todt und isst niemand mehr. Was der Mythus Unterwelt nennt, ist unsere sichtbare mit Menschen und andern Geschöpfen erfüllte Oberwelt und als untere nur deshalb bezeichnet, weil die himmlische Welt über ihr liegt. Das in die Erde begrabene Saatkorn, welches wieder zum Licht emporgrünt, ist nur ein Sinnbild der aus dem Himmel ins irdische Daseyn gefallenen, aber wieder zu ihm zurückkehrenden Seele. Das Bild ist nicht die Sache selbst. Persephone ist nicht das Saatkorn selbst, sondern eine Personification der Menschheit, die vom Himmel herabsank. Man ist soweit verirrt, der Persephone Mutter Demeter für die Erde zu halten. Wäre sie die Erde, so hätte sie die Tochter in sich selbst suchen müssen, sofern dieselbe unter die Erde entrückt war. Demeter ist nichts weniger als die Erde (wie noch E. Gerhard, Vasenbilder I. 158. glaubte, dazu Creuzer, Symb. IV. 4. 37), sondern die himmlische Mutter, welche über ihre in unsere irdische Natur verbannten Kinder wacht, ganz so wie die deutsche Göttin Bertha über ihre Heimchen. Die himmlische Mutter ist kein s. g. chthonisches Wesen, sondern eine von der Höhe des Himmels in die irdische Welt hineinwirkende Macht.

Selbst wenn man annehmen darf, sie sey ursprünglich nur als Ackergöttin verehrt worden, ehe man ihr in der Mysterienlehre eine höhere Bedeutung beilegte, bezeichnet auch die Ackergöttin nur den Segen von oben, der die unfruchtbare Erde fruchtbar macht, den Keim der Saat von oben in sie legt, und auch nur, um ihn wieder ans Licht zu ziehen.

Sito ist ein Beiname der Demeter bei Athenäus X. 416. Sita heist die Gattin des Orion, die in den Hades verbannt wurde, weil sie sich rühmte, so schön wie Hebe zu seyn. Apollodor I. 4. 3. Auch Sita, die Gattin des indischen Rama, wurde von bösen Dämonen in deren Reich entführt. Zwischen diesem altindischen und dem griechischen Mythus waltet ohne Zweifel ein Zusammenhang. Σῖτος ist der griechische Name des Waizens.

Die Mythe des Raubes wiederholt sich auch in einigen nordeuropäischen Märchen, unter andern in der schottischen Ballade von der schönen Margret, welche, Nüsse suchend, vom Hind Etin unter die Erde entführt wird. Sie bekommt sieben Söhne. Der älteste bringt ihr einmal von der Jagd eine Lerche und Ammer, (Frühlingsboten) mit und bewirkt, dass der Vater sie ihren Eltern zurückgibt. Uhland, Sagenforschungen S. 129. Der Mythus vom Raube ist auch in der Erzählung des Kaufmanns bei Chaucer, *Canterbury-tales* enthalten. Und in einem lithauischen Märchen, welches also lautete: Die Königin Krumine in Lithauen hatte eine liebliche Tochter, die einmal von ihrer Burg aus wunderschöne Blumen sah, dadurch ins Freie gelockt wurde und den Blumen nachging, die in einem Flusse zu blühen schienen. Sie legte nun ihr Purpurgewand ab und stieg in den Fluss hinein, um die Blumen zu pflücken. Da wurde sie in die Tiefe hinabgezogen und kam in die Unterwelt, deren König Pokole sie zur Gemahlin nahm. Ihre Mutter war trostlos, dass sie nicht wiederkam, und fuhr durch die ganze Welt, um sie zu suchen; sie fand sie nicht, brachte aber von ihren Reisen die Kunde des Ackerbaues mit, wodurch ihr Land gesegnet wurde. Da las sie einmal in einem Walde auf einem Steine, was ihrer Tochter widerfahren sey, und gelangte zu ihr in die Unterwelt. Hier fand sie die Tochter wieder, schon von Kindern umringt, und war um so glücklicher, als sie die Tochter auf einige Zeit

wieder auf die Oberwelt mitnehmen durfte. Als sie aber dahin zurückkehrte, war wegen ihrer Abwesenheit Misswachs und Hunger eingetreten und erst ihre Wiederkehr brachte den Feldern den Segen zurück. Narbutt I. 63. Hanusch, slaw. Myth. 244.

6.

Der Mythus von Perseus

ist bisher fast überall missverstanden worden. Nur Creuzer, Symbolik II. 343. deutet auf das Richtige hin, ohne den Gedanken durch den ganzen Mythenkreis des Perseus durchzuführen. In der Regel wirft man diesen interessanten Perseus mit einem Dutzend anderer s. g. Sonnenheroen zusammen, ohne die feinen Unterschiede zu beachten, welche die Natursymbolik der Alten machte. Perseus, glaubte man, bedeutete die Sonne, hatte den Winter überwunden in der Medusa und befreite die Frühlingsgöttin oder die Vegetation in der Andromeda. Das war die herkömmliche Ansicht.

Perseus aber steht, wenn auch in Beziehung zum Sonnenprincipe, doch in eben so inniger Beziehung zum Erdprincipe. Mit Recht nimmt ihn Creuzer a. a. O. identisch mit dem h. Georg der christlichen Legende, der eine Jungfrau vor dem Drachen schützt, wie Perseus die Andromeda vor dem Seeungeheuer. Georg, *Γεώργος*, Erdarbeiter, ist der Ackermann, der die Erde bebaut, Perseus aber ist nicht mit einem Schwert oder einer Lanze, sondern mit der Sichel bewaffnet, wie Demeter, welche der Fruchtbarkeit der Erde und dem Ackerbau vorsteht. Perseus heisst der Perser, wahrscheinlich nur, weil mit dem Ackerbau selbst der agrarische Cultus von Persien aus zu roheren Völkerstämmen im Westen gelangte, namentlich zu den Nomaden der syrischen Wüste, die sich nach und nach dem Ackerbau bequemten. Im Zendavesta der alten Perser wird das fruchtbare, mit Ackerbau gesegnete Iran dem unfruchtbaren, wüsten und nur von Nomaden bewohnten Turan genau so entgegen gesetzt, wie das Lichtreich des guten Gottes Ormuzd dem Nachtreich des bösen Gottes Ahriman. Der Ackerbau in Iran aber war das Werk des göttlichen König Dschemschid, einer Emanation des Ormuzd selbst.

Von diesem Dschemschid heisst es im Zendavesta, er habe mit goldnem Dolche die Erde gespalten. Vendidad I. Unter dem Dolche ist die Pflugschar des Landmanns gemeint. Der Ackerbau war so geheiligt, dass die Perserkönige täglich vor dem Mittagessen wenigstens eine kleine Handarbeit im Garten verrichten mussten. Xenophon, oeconom. IV. 24. Heute noch muss der chinesische Kaiser jährlich einmal eigenhändig den Pflug führen.

Bedeutet nun auch Perseus ursprünglich wie Dschemschid die Sonne, so doch nur in ihrer Eigenschaft, die Erde zu befruchten. Dieser Begriff ist dem Perseus angeboren nach dem bekannten Mythus, der ihn geboren werden lässt von der Danaë, nachdem zu ihr, die in einem finstern Gemach unter der Erde eingesperrt war, Zeus als goldner Regen eingedrungen war. Der Regen des Donnerers bedeutete das Frühlingsgewitter, welches die vorher starre Wintererde wieder fruchtbar macht und die Saat unter der Erde wachsen lässt. Perseus als Sohn der Danaë kann nun die Abstammung nicht verleugnen. Auch er fördert die Saaten. Andromeda, die er befreit, ist eine Aethiopierin und wurde zuweilen als eine Schwarze gedacht. Wenn auch Heliodor IV. 8. von der äthiopischen Königin Persina erzählt, dieselbe sey eine Negerin gewesen, habe aber durch den Anblick einer weissen Statue der Andromeda bewirkt, dass sie ein weisses Kind gebären konnte, so beweist diese Stelle doch grade, dass mit dem Begriff der Andromeda ein Farbenwechsel verbunden war und zwar derselbe Farbenwechsel von Schwarz und Weiss, der in der Symbolik des Frühlingsaequinoctiums eine so bedeutende Rolle spielt. Schwarz war die Winterseite des Jahres, Weiss die Lichtseite, die grade im Frühling wechseln. Man braucht indess diesen Zeitwechsel hier nicht zur Hauptsache zu machen. Die Schwärze der Andromeda und Persina (diese ist schon dem Namen nach die weibliche Ergänzung des Perseus) erklärt sich am einfachsten als dunkle Erde, schwarzes Ackerland, welches die Saat empfängt.

Perseus ist nun weder ganz ein solares, noch auch ein chthonisches Princip, sondern vermittelt beide und hat insofern eine gewisse Aehnlichkeit mit Hermes, denn gleich diesem trägt er Flügel am Hute und vermittelt Ober- und

Unterwelt. Diese Aehnlichkeit markirt sich noch, wenn man den Begriff des Perseus, indem man ihn überhaupt von den Sonnenbegriffen der alten Perser herleitet, nicht blos auf Dschemschid bezieht, sondern auch auf Mithras, der wie Hermes Ober- und Unterwelt, Leben und Tod vermittelt.

Noch bleibt übrig das Verhältniss des Perseus zur Gorgone Medusa zu erklären. Nach dem allbekannten Mythus schnitt Perseus dieser schlangenhaarigen Jungfrau mit seiner Sichel das Haupt ab und nahm es mit sich als Schutz und Waffe, weil sein Anblick jeden versteinerte, dem er es vorhielt. Man hat oft geglaubt, unter dem abgeschlagenen Haupte den Vollmond in der Wintermitte verstehen zu müssen. Allein der Name Gorgo ist dem des Georgios verwandt und man möchte daher eher an die winterliche Versteinerung des Ackerlandes denken.

Die oben erwähnte schwarze Persina, welche die weisse Tochter gebiert, entspricht dem Namen und Begriffe nach der in die Unterwelt entführten Persephone, von der anerkannt ist, dass sie die in die Nacht der Erde versunkene Saat bedeutet. Da sie Tochter der Demeter ist, gehört sie zu Perseus, dem Sohn der Danaë. Beides sind agrarische Gottheiten, Förderer der Saaten. Persephone und Andromeda ergänzen sich. Jene ist das in die Erde verschwindende Saatkorn oder die in der Winternacht begrabene Vegetation; Andromeda ist die wieder befreite, wieder zum Licht geweckte und entfesselte Saat und Vegetation.

Sofern die Wiedergeburt der Saat die Wiedergeburt des Menschen nach seinem irdischen Tode vorbedeutete, gehörten jene agrarischen Gottheiten auch dem Gräbercultus an. Hier berührt sich Perseus abermals mit Hermes, dem Seelenführer aus Nacht in Licht. Ebenso berührt sich Demeter, welche Melaina oder die Schwarze heisst und wie die Saaten so die Todten unter der Erde (ihre Tochter Persephone) hütet, mit der schwarzen Persina. Uebrigens muss bemerkt werden, dass der Raub der Persephone durch Pluto nicht ins Frühjahr, sondern in den Herbst fällt, wie schon die umgestürzten Obstkörbe in den vielen Bildern ihrer Entführung beweisen, die besonders häufig auf antiken Sarkophagen vorkommen. Im Allgemeinen be-

deutet Persephone den in die Erde gesenkten Pflanzensamen, der unter der Erde fortlebt, wenn die Pflanze oben auch abgestorben erscheint, und dieses natürliche Ausstreuen und Versenken des Samens gehört dem Herbst an, wie auch die Wintersaat. Ausschliesslich hier an Frühlingssaat denken zu wollen, wäre unpassend. Allerdings ist es dasselbe Samenkorn, welches eingesenkt wird und welches wieder aufgeht. Und so ist auch Persephone, die Hinabgesunkene, dasselbe Wesen wie Kore, die junge wieder aufsprossende Pflanze.

7.

Orithyia.

Das Gegenbild der Persephone ist die auf Grabvasen oft vorkommende Orithyia. Wie nämlich Persephone zur Unterwelt entführt wurde durch Pluto, ihren finstern Beherrscher, so wurde Orithyia durch Boreas, den Nordwind, aus der irdischen Welt in den Himmel zurückgeführt.

Der Mythus ist folgender. Boreas entführte die schöne Orithyia, Tochter des Erechtheus, als sie eben Blumen pflückte, und brachte sie nach dem Norden, seiner Heimat. Reizend erzählt von Apollonius Rhod. I. 212 f. Ovid, Met. VI. 683 f. Strabo 7. 341. Der Contrast des rauhen Normannen mit dem zarten Kind des Südens ist von Dichtern und Künstlern in ansprechender Weise ausgebeutet worden. Auf antiken Vasen sieht man ihn weit ausschreiten, mit einer Tunika oder langem Mantel bekleidet als weissbärtigen Alten, mit zwei grossen Flügeln an den Schultern und noch zwei kleinen an den Füssen, nach der Jungfrau greifen, welche Blumen in den Händen hält. Gerhard, Vasenbilder, Taf. 152. Dessen neu erworbene Denkmäler I. Nr. 26. R. Rochette, mon. 44. Tischbein, Vasen III. 31 f. Millin, Vasen II. 5.

Nach Apollodor III. 15. 2. erzeugte Boreas mit der Orithyia die Schneejungfrau Chione, was ganz seiner nordischen Heimat entspricht. Aber nach Aelian, Thiergesch. XI. 1. erzeugt er mit der Chione selbst die Boreaden, die Priester des Apollo, die wir früher schon im Lande der Hyperboreer,

im Sonnengarten Apollo's kennen lernten. Der Widerspruch ist mithin nur ein scheinbarer. Boreas kommt nicht blos von den Eisbergen her, sondern vom Naturcentrum am Nordpol.

Nach Porphyrius, de antro nymph. 25. kommt alles Leben in die Welt durch Boreas, den Nordwind, wie aller Tod durch Auster, den Südwind. Die Seelen, die irdischen Leib annehmen sollen, kommen aus dem Himmel im Norden in die Milchstrasse und dann auf der Leiter der Planeten durch die Pforte des Mondes im Zeichen des Krebses auf die Erde herab. Nachdem sie aber auf der Erde gelebt haben, kehren sie, den irdischen Leib verlassend, durch die Pforte des Saturn im Zeichen des Steinbocks auf demselben Wege wieder in den Himmel zurück. Es ist mithin anzunehmen, dass die von Boreas in den Norden entführte Orithyia eine Personification der zum Himmel zurückkehrenden Seelen seyn soll, wie Persephone die aus dem Himmel herabsinkenden Seelen personificirt.

Welker, Vasengemälde S. 157. hält die Orithyia für den im Morgenthau an der Burg von Athen wehenden sanften Wind, in den der Nordwind zuweilen hinein stürme. Auf einer Vase in München sind ihr nämlich die durch Inschriften bezeichneten drei Thauschwestern, Herse, Pandrosos und Aglauros zu Gespielinnen gegeben. Allein die Entführung eines Windes durch den andern scheint mir kein echter Mythengedanke zu seyn.

Die Voraussetzung Gerhard's (Vasenbilder III. 10, Archäolog. Zeitung 1845. S. 97), es handele sich hier nur um die Darstellung einer gewöhnlichen Brautwerbung, einer bei den Hochzeitgebräuchen üblichen Scheinverfolgung und Scheinflucht der Braut, und die Grabvasen, welche Orithyia's Raub darstellen, seyen eben nur Hochzeitgeschenke, welche man schliesslich den Frauen mit ins Grab gegeben, ist gewiss sehr willkürlich. Man darf nie vergessen, dass es sich bei Grabvasen immer zuerst um etwas sehr Ernstes, um Tod und Unsterblichkeit handelt und dass, wenn auch sinnlich üppige Darstellungen darunter vorkommen, diese sich doch immer nur im Kreise dionysischer Trunkenheit und hyperboreischer oder nysäischer Seligkeit bewegen. Boreas erscheint auf den hier in Rede stehenden Vasen meist schrecklich und

drückt den Todesschrecken aus, von dem auch die Jungfrau sichtbar erfüllt ist. Die grossen Flügel geben ihm etwas Schauerliches und die kleinen Flügel, die er mehrmals auf Vasenbildern an den Füssen trägt, identificiren ihn mit dem Todtenführer Hermes. Das beweist deutlich, dass es sich hier nicht von Hochzeit, sondern vom Tode handelt. Der Tod aber, der wirklich schrecklich ist, verliert wieder das Grauenhafte, indem das symbolische Bild darauf hinweist, dass der unvermeidliche Tod doch nur in die ewige Seligkeit einführt. Denn Boreas ist der Wind vom Nordpol her, der Lebenswind, der Vermittler der Geburt und Wiedergeburt im Gegensatz gegen den Südwind, welcher Tod bringt. Porphyrius, de antro nymph. 21. Macrobius, Traum des Scipio I. 12.

Orithyia gleicht der Persephone darin, dass sie beim Blumenpflücken überrascht worden seyn soll, nach dem Scholiasten des Apollonius I. 211. Eigentlich sind Kräuter, Heilkräuter gemeint, denn sie gehört dem Gebirge an. Sie opferte der jungfräulichen Lichtgöttin Athene auf der Akropolis, als sie entführt wurde. Sie gebar die Chione, welche den Schnee auf den Bergen bedeutet. Apollodor III. 15. 2. Ihre Gespielin, die beim Raube zugegen war, ist Pharmakaia, die kräuterkundige Heilkünstlerin. Das alles weist uns nach der Edda hin, wo Menglöd unter den kräuterkundigen Jungfrauen mit Heilkunde beschäftigt ist, und dabei des Geliebten harrt, der endlich zu ihr wiederkehren soll. Eine Grabvase von Nola, abgebildet bei R. Rochette, mon. ined. pl. 44., stellt auf einer Seite den Raub der Orithyia und auf der andern die Vereinigung des Dionysos mit der Ariadne dar, was ohne Zweifel die Orithyia gleich der Ariadne nach Ueberwindung alles Erdenwehs als glückliche Braut im Himmel bezeichnet. Es liegt ein schöner Sinn darin, dass Persephone durch die Narcisse sich thöricht wie Narcissus und der durch den Spiegel betrogene Dionysos verlocken lässt, während im Gegentheil Orithyia bei der Beschäftigung mit Heilkräutern und Krankenpflege dem Himmel zugeführt wird. Die Strafe der Eitelkeit und die Belohnung der Tugend contrastiren hier sehr gut.

Zweites Buch.

Orphische und pythagoräische Unsterblichkeitslehre.

1.

Uebergang des Pflichtbewusstseyns in die Bussfertigkeit.

Neben den cerealischen Mysterien kamen im alten Griechenland auch noch andere auf, die sich nicht mehr an die agrarischen Feste knüpften, sondern von Anfang an dem sittlichen Gebiet entstammten, namentlich dem apollinischen Kreise der Sänger und Seher. Wie schwer, ja unmöglich es auch ist, jetzt noch alle Spuren aufzufinden, die von Aegypten und Syrien her zu den samothrakischen Weihen führten, oder von den babylonischen Magiern her, oder von den Thrakern und Geten, vielleicht auch von Germanen und Kelten, so lässt sich doch im Allgemeinen ein mehr nordischer Einfluss von einem mehr südlichen und östlichen unterscheiden. Im nordischen herrscht der sittliche Ernst, im südöstlichen mehr die sinnliche Lust vor. Dem erstern stehen die Eleusinien und Thesmophorien nahe, wenn ihnen auch noch der Gedanke der Busse fern bleibt; dem andern stehen dagegen die Dionysien näher. Im nordischen Einfluss macht sich auf besonders charakteristische Weise ein musikalisches Moment bemerklich, was dem Süden und Osten fehlt oder nur durch die verführerischen oder halbthierischen Töne der Flöte und Pfeife vertreten ist. Wie man im Allgemeinen das Saitenspiel der Lyra im Cultus des Apollo dem Flöten- und Pfeifenspiel der Satyrn im Cultus des Dionysos gegenüberstellt, so greift dieser Unterschied auch in die Mysterien ein. Nur darf man die dionysischen Mysterien nicht mit dem gewöhnlichen grobsinnlichen Dionysoscultus verwechseln, denn dieser Cultus hat in den Mysterien das Sinnliche unendlich verfeinert und mit Seele durchdrungen.

Der nordische Einfluss knüpft sich an den Namen des Orpheus an. Orpheus, angeblich ein berühmter Sänger und Priester des Apollo, galt für einen Thrakier und Thrakien lag im Norden Griechenlands. Sein Name aber bedeutet, wie der Europas, die Nacht des Nordens (von *ereb*, finster). Der Sänger weist zu den Hyperboreern hin, wo auch die Heimat des Apollo ist. Orpheus spielt die Lyra des Apollo, gehört also dem Mythenkreise des Siebengestirns und der Sphärenmusik an. Seinen Tönen lauscht die ganze Natur, die Flüsse stehen dabei still, alle Thiere des Waldes, alle Vögel der Luft sammeln sich um ihn und horchen. Orpheus unter den Thieren kommt ausserordentlich oft auf antiken Bildwerken vor. In ihm spiegelt sich aber nur der bekannte Hauptgott der alten heidnischen Finnen, Wäinämöinen ab, dessen wir schon im Anfang dieses Werks im Capitel von der Sphärenmusik gedacht haben. Denn auch dem finnischen Gotte lauschen, wenn er die Harfe spielt, alle Thiere.

Sofern wir uns nun hier im Gebiete der Sphärenmusik befinden, dürfen wir uns auch nicht wundern, dass die Planetenleiter in den Kreis orphischer Vorstellungen hineinragt. Man weiss freilich nicht, inwieweit hier mehr an einen babylonischen und ägyptischen Einfluss gedacht werden muss, als an einen nordischen. Nach Firmicus II. 10. beherrschte jeder Planet, aber auch jedes Zeichen im Thierkreise ein anderes Glied oder Organ des Menschen. Nach Macrobius, Traum des Scipio I. 12. 68. empfing jede Seele, die aus dem Aether auf der Planetenleiter hinunterstieg, von jedem Planeten eine andere Gabe, vom Saturn Einsicht, vom Zeus Willen, vom Mars Leidenschaft, von der Venus Begierde, vom Merkur Urtheil und erst vom Monde den Leib. Nach Servius zur Aeneis VI. 714. kommt vom Merkur die Habgier, vom Zeus die Herrschsucht. Nach Plutarch, vom Mondgesicht 28. trennt sich, wenn der Mensch stirbt, schon auf der Erde der Leib von der Seele, aber erst im Monde trennt sich von der Seele wieder der Geist ab. Auf diesen Luxus von Unterschieden innerhalb eines einzigen Individuums lassen wir uns hier nicht weiter ein, sondern bleiben bei der Einfachheit eines aus dem Aether kommenden Geistes oder, wenn man lieber will, einer Seele, die erst auf der Erde in den Körper eingeht.

I.

Rußland und der Orient.

1.

Die türkisch-griechische Frage.

Die Türkei lebte mit dem christlichen Europa in Frieden, als im Jahre 1820 die Griechen das Joch der Sclaverei, das Jahrhunderte lang auf ihnen gelastet, mit kräftigem Nacken abschüttelten. Erstaunt sahen die christlichen Völker auf das kühne Unternehmen, mitfühlend den unendlichen Jammer der Tausende, die dem Racheschwerte der Barbaren dahinsanken, doch selber unthätig. Außer einigen hundert französischen, deutschen, italienischen, polnischen und scandinavischen Philhellenen, die zu dem neuen Kreuzzug nach Morea eilten, und außer den Geldsummen, welche namentlich aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz den Griechen als milde Gaben zuflossen, geschah nichts zu ihrer Hülfe; im Gegentheil sah man die Engländer und Oesterreicher den Griechen mancherlei Abbruch thun und ihre Unternehmungen gegen die Türken öfters hindern.

Die Frage, was mit den Griechen geschehen, ob man ihren Aufstand unterdrücken, ob man sie befreien helfen, oder

Die Seelenwanderung war den alten Griechen ursprünglich fremd. Doch war es natürlich, dass sie das Herabkommen gefallener Geister, die im irdischen Leibe büssen sollten, auf ähnliche Art erklärten, wie die Aegypter und zum Theil die Inder, nämlich aus einem vorweltlichen Kriege der guten Götter gegen die bösen. Wie also bei den Aegyptern die besiegten Schaaren des Seb und bei den Indern die des Mahishasura zur Strafe der Seelenwanderung verurtheilt wurden, so auch bei den Griechen die Titanen, nachdem sie von Zeus bezwungen worden waren. Dio Chrysostomus, orat. 30. 550.

Als einmal die Spekulation in Kosmogonien und Unsterblichkeitslehren von aussen her in Griechenland angeregt und Mode geworden war, trat eine merkwürdige Concurrenz von Systemen ein. So sehen wir fünf verschiedene orphische Kosmogonien neben einander, deren nur in Fragmenten erhaltene Darstellungen bei Creuzer, Symbolik IV. 80 f. zusammengestellt sind. Orphische Vorstellungen mischten sich auch in die eleusinische Mysterienlehre ein, d. h. es wurden solche dem angeblichen Orpheus zugeschrieben, und nach Apollodor I. 3. 2. sollte Orpheus sogar die dionysischen Mysterien erfunden haben. Andererseits war auch der Weise Pythagoras ein Collektivname, wie Orpheus. Dieser räthselhafte Pythagoras soll nämlich weit in der alten Welt herumgereist und von den Priestern in Aegypten, den Magiern in Babylon, von den Priesterschaften in Samos, Kreta, von dem weisen Zamolxis in Thrakien gelernt, zu Kroton in Grossgriechenland altitalische und keltische Weisheit vernommen und gesammelt haben. Zuletzt aber, und das wird von seinem Lebensbeschreiber Jamblichus besonders betont, lernte Pythagoras von dem weisen Abaris, dem Skythen, der vom fernen Norden hergeflogen kam, reitend auf einem Pfeile, dem Geschenk des hyperboreischen Apollo. Der Kern aller Weisheit, welche Pythagoras gesammelt, war nach Jamblichus 20. der Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, die er zuerst nach Griechenland gebracht haben soll, im innigen Zusammenhange mit der Lehre von der Einheit des Weltganzen (im Gegensatz gegen die Vielgötterei). Ganz besonders empfing er von dem nordischen Abaris die Kunde von der Harmonie der Gestirne (*ἁστέρων ἁρμονίας*).

Ist auch Pythagoras eine historische Person, so wurde doch ohne Zweifel aus ihr auch eine Personification der ganzen orientalischen und nordischen Weisheit gemacht, die Einfluss auf die Griechen gewann, und es ist gewiss bedeutungsvoll, dass dabei keineswegs die orientalische, sondern die nordische, keltische und germanische Weisheit die Hauptrolle spielt. Wir dürfen annehmen, dass der Glaube an Unsterblichkeit der Seele, der in den Mysterien der Griechen gepflegt wurde, mehr nach der edlern nordischen Vorstellungsweise, als nach der Seelenwanderungslehre des Orients gemodelt worden ist.

In der zweiten olympischen Ode des Pindar finden wir die Bestätigung dessen, was in der altgriechischen Mysterienlehre, die der Dichter kannte und hochgepriesen hat, von Elysium oder dem Aufenthalt der Seligen nach dem Tode geglaubt wurde. Aufs klarste geht daraus die Beziehung auf die Sonne hervor, doch bleibt noch manches darin räthselhaft, was wir aus den anderweitigen sparsamen Quellen nicht mehr erklären können. Es heisst darin, die Sonne werde jenseits ohne Unterschied von Tag und Nacht beständig leuchten, aber die höchste Seligkeit im Palast des Chronos könne man erst erlangen nach dreimaliger Seelenwanderung auf der Erde. Von dieser Bedingung ist nirgend anders wo bei den alten Griechen die Rede. Die classische Stelle umfasst die vierte Strophe und Gegenstrophe des zweiten olympischen Siegesgesangs, die ich hier nach Donners Uebersetzung wiedergebe.

Doch stets in Nacht gleiche Sonne,
Gleiche stets am Tag geniessend,
Pflücken, die edel hier gelebt,
Ein Leben, stets mühelos,
Nicht furchend das Gefilde
Mit kraftvollem Arm,
Noch der See dunkle Fluth,
Um kärglichen Erwerb: geehrt
Von den Unsterblichen,
Entflieht, weil sie fromm gelebt
Des Eidschwures treu,
Ihr Tag ohne Thränen,
Indess mit Augen nie gesehen,
Unheil die Frevler umfängt.

Doch wer beherzt, unten dreimal
Weilend, dreimal auf der Erde
Sich das Herz rein von Frevel hielt,
Der wandelte den Pfad des Zeus
Zu Chronos hoher Veste,
Wo lind athmend rings
Um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo
Duftig Goldblumen hier
Am Strand leuchten von den Höhn
Glänzender Bäume, dort
Des Quells Fluth entspriessen
Mit deren Kranzgewinde sie
Sich Arm' umflechten und Haupt.

Uebereinstimmend damit heisst es in Pindar's Bruchstücken (Heynesche Ausgabe III. 37), Persephone gewähre den Verstorbenen in der Unterwelt die Auferstehung,

Gibt ihnen im neunten Jahre
Die Seele von neuem
In der obern Sonne zu wallen.
Aus ihm erheben sich edle Fürsten,
Helden beflügelter Mannskraft,
Gewaltige Weise.
In den Tagen der Zukunft
Heissen sie heilige Heroen bei den Menschenkindern.

Das kann sich nur auf die oben erwähnte dreimalige Wiedergeburt auf Erden beziehen und noch nicht auf die letzte Verherrlichung in der hohen Burg des Chronos. Von dieser singt Pindar in den Bruchstücken Seite 31:

Den Seligen glänzen der Sonne Strahlen
Auch die Nächte hindurch.
Purpurrosige Auen
Sind ihr Eingang,
Schattig von Weihrauchgebüsch,
Rauschend von Goldfrucht tragenden Bäumen.
Der ergötzt sich wetteifernd mit Kampfwagen,
Der andere an Würfeln und tönenden Saiten.
Neben ihnen wuchert
Allblühender Segen in Fülle.
Düfte durchströmen
Ewig die lieblichen Auen.
Vielerlei Opferdampf steigt in dem
Weitflammenden Feuer auf dem
Altare vermischt empor.

In dieser Schilderung der Burg des Chronos, wo die Seligen sich ergötzen mit Kampfspiel, Würfeln und Gesang, lässt sich kaum die nordische Walhalla verkennen, während andererseits das weitflammende Feuer an die Waberlohe erinnert. Es ist schwer, aus diesen wenigen Bruchstücken das bestimmte Lehrgebäude zu erkennen, welches dem Dichter ohne Zweifel im Sinne lag, aber alle darin vorkommenden Symbole weisen auf die Uebertragung der seligen Insel des Chronos aus dem äussersten Westen in den Sonnengarten am Nordpol hin.

Alle übrigen, uns nur fragmentarisch erhaltenen Unsterblichkeitslehren der Griechen bieten wenig Interessantes dar. Die Grabschrift von Aix, welche bei Spon, miscell. 374. mitgetheilt wird, unterscheidet zwei Schaaren von Seelen, wovon die eine ruhelos und in Unordnung umherirren, die andere aber den Reigen mit den Gestirnen tanzen soll. Ein bestimmtes Motiv der Bestrafung tritt nicht hervor. Auch die oben erwähnte Nachricht, nach welcher die Seelenwanderung eine Folge des Titanensturzes gewesen seyn soll, scheint nicht ursprünglich griechisch zu seyn. Ungleich mehr Werth müssen wir auf die freiwillig übernommene Busse legen, welche den Mittelpunkt eines Ideenkreises bildet, welcher sich an die Mysterien des Eros knüpft und zunächst dem apollinischen Kreise verwandt ist. Wie dieser selbst ohne Zweifel dem Norden entstammt ist und in vieler Beziehung direkt dem von Süden her nach Griechenland eingedrungenen dionysischen Kreise entgegensteht, verrathen auch in den Mysterien des Eros der tiefe Rechtssinn und das Gewicht, welches auf die Treue gelegt wird, die nordische Abkunft.

2.

Der himmlische Eros.

Der griechische Eros lat. Amor war gleich dem indischen Kama der gemeine Gott aller Verliebten, hatte aber zugleich auch, wie jener Kama, die kosmische Bedeutung der ersten Sehnsucht, des ersten Schöpfungstriebes in der Welt. Brahma spiegelte sich in Maya, seiner Einbildungskraft. Da gebar

sie ihm den Kama, d. h. den Trieb, alle die schönen Dinge, die ihm seine Einbildungskraft vorgespiegelt hatte, nun auch wirklich zu schaffen. Ganz ebenso wird der griechische Eros zum Urtriebe der Schöpfung gemacht. Unter dem Namen Phanes tritt er zuerst aus der Urnacht hervor als Urlicht, nach des Pseudo-Orpheus Argonautenfahrt 12. Nach einem andern Mythus umarmte der Wind die schwarzgeflügelte Nacht, worauf sie ein Ei legte, aus welchem Eros hervorkam. Aristophanes, Vögel 695. Phanes heisst auch Protogonos, der Erstgeborene aus dem Ei der Nacht, der Götter und Menschen erweckte, König der Welt, nach dem orphischen Hymnus 6. Im 58. Hymnus heisst es weiter, Eros spiele mit Göttern und Menschen und beherrsche sie alle, führe den dreifachen Schlüssel zum Aether, zum Meer und zur Erde.

Der älteste Eros Phanes oder Protogonos wurde vornehmlich von Plato und später von den Neuplatonikern als das ordnende Weltprincip aufgefasst, Licht bringend in die Nacht des Chaos, Leben bringend in die Materie, Ordnung in die himmlischen Sphären und in die Reiche der irdischen Natur, Liebe, Sitte und Weisheit unter die Menschen. So denkt ihn Plato (im Symposion 188) als den Eros, welcher der uranischen Venus identisch ist, setzt demselben aber einen zweiten Eros entgegen, welcher der pandemischen Venus entspricht, und von dem alle Unordnung und Unsitte in die Welt kommt. Unter den Neuplatonikern hat Plotinus (*Enead.* III. im 5. Buch, Cap. 2.) jene Lehre Plato's commentirt.

Was Plato's bösen Eros anbelangt, so könnte man darunter einfach den Anteros verstehen; aber Anteros gehört überall, wo er vorkommt, dem engern Kreise zärtlicher Streitigkeiten, Nebenbuhlereien und Lästerungen an, und scheinen die Dichter und Künstler ihn nicht in Plato's grossartigem philosophischem Sinne aufgefasst zu haben. Plato selbst nähert sich hier auffallend der altpersischen Idee von einem guten und bösen Weltprincipe, von Ormuzd und Ahriman, und sagt von seinem bösen Eros Dinge aus, die eher dem Ahriman zugeschrieben werden müssen, als sie irgend einem der griechischen Eroten angedichtet werden können, die alles Böse, was sie thun, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder ver-

güten. Plato's böser Eros ist der Vater aller Krankheiten, alles Misswachses, alles Unglücks, aller Laster unter dem Monde, und stört, wo er kann, die Gestirne, verdirbt das Thier- und Pflanzenreich etc. In diesem Sinn scheint er mehr persisch, als griechisch, und gehört nur dem Plato an; während der gute Eros Protogonos, als Princip der Weltharmonie, allgemein in Hellas bekannt und anerkannt war.

Neben diesem platonischen Dualismus findet sich bei den Alexandrinern auch eine vielfach umgewandelte Dreieinigkeitslehre, in welcher der orphische Eros Phanes oder Protogonos die Hauptrolle spielt. Vergl. die treffliche Erörterung Zoëga's in dessen Abhandlungen S. 211.

In der orphischen Hymne an die Rhea wird sogar diese Göttermutter die Tochter des Protogonos genannt. Dieser heisst in derselben Hymne auch Polymorphos, der Verwandler, der die Vielgestaltigkeit der Natur verursacht. Nach einer andern Auffassung wird er zu einem Sohne des Chronos (der Zeit) und der Astarte gemacht, welche hier wohl den Raum oder die sichtbare Natur bedeutet. Eusebius, präp. evang. I. 10.

Die Vorstellung nach welcher der Wind als die bewegende Urkraft mit der Nacht den Eros gezeugt haben soll, kehrt wieder in dem Mythus, nach welchem Zephyr, der sanfte Westwind, sein Vater und Iris, der Regenbogen, seine Mutter seyn soll. Nach Plutarch, von der Liebe 20. Plutarch selbst glaubt, Iris bedeute hier die bunte Abwechslung, aber auch zugleich den leeren Schein und das Vergängliche in der Liebe, Ursprünglich dürfte jedoch dem Mythus der ältere kosmische Begriff zu Grunde liegen. In derselben Weise hat Plato in einer Erzählung der Diotima einen ältern kosmischen Begriff modernisirt, indem er den Eros zum Sohn des Poros (Reichthums) und der Penia (Armuth) macht. Nicht anders verhält es sich mit dem Mythus, nach welchem Hermes oder Ares Väter des Eros seyn sollen. Cicero, de nat. deor. III. 23. Hermes bedeutet den ewigen Wechsel der Tages- und Jahreszeiten und die Wechselbeziehung zwischen Ober- und Unterwelt, Ares oder Mars den Krieg oder unaufhörlichen Streit in der Welt. Das sind ursprünglich kosmische Begriffe, was man nicht übersehen darf, wenn auch allerdings die gewöhnliche irdische

Liebe viel mit dem Gott der Kaufleute und Spitzbuben, wie mit dem der tapfern Krieger zu thun hat.

Im Eros der irdischen Liebe verschwindet doch der himmlische nicht ganz. Wenn er auch in Schelmereien so weit geht, dass ein wahrer kleiner Teufel aus ihm wird, so bewahrt er doch auch jenen kosmischen Urtrieb der ewigen Sehnsucht, die nicht in der Gemeinheit des Lebens ersticken, noch mit dem irdischen Tode enden kann. Daher seine reizende Verbindung mit der Psyche und seine ernste Bedeutung im Todtencultus.

Dass Eros, der Erstgeborene der Schöpfung, ein Kind bleibt, ist eine Idee von hoher Genialität und zugleich natürlich. Denn die Liebe bleibt ewig ein Kind, denn das Leben in und mit ihr ist das zweite Paradies, das uns wieder zu Kindern macht. Des Eros Kindlichkeit contrastirt überdies wunderbar schön mit seiner Macht und seine Kleinheit und scheinbare Schwäche und Nacktheit erscheinen um so reizender, wenn wir seine Riesenstärke erkennen. Aus demselben Grunde ist in der romantischen Poesie der Elbenkönig Oberon eine so liebliche Gestalt. Nur in alten Tempelbildern und auf Vasen, wo Eros eine ernste und gleichsam heilige Bedeutung hat, kommt er nicht mehr als kleiner muthwilliger Knabe, sondern als ein schon heranwachsender Jüngling (*adolescens*, im Uebergang vom Knaben zum Jüngling) vor.

Wird er von dieser ernsten Seite aufgefasst, so steht er auch dem apollinischen Cultus nahe. Auf antiken Denkmälern spielt er die Lyra, Tassie 6887 f. Das kann sich einfach auf den Gesang beziehen, in dem die Liebe gern Lust und Leid austönt, aber auch auf die Harmonie der Sphären. Oefters sitzt der Lyra spielende Eros auf einem Delphin und dann bedeutet es das liebende Geleit der nach Elysium getragenen Seele. Eines Eros, der den Bogen wegwirft und die Lyra ergreift, gedenkt Pausanias IV. 25. Auf einem Löwen reitet er, indem er zugleich die Lyra spielt, bei Bracci 97. Den Apollo fleht er um die Lyra an auf einer Gemme bei Lippert I. 176. Ein andermal zürnt ihm Apollo und schlägt ihn mit seinem eigenen Bogen. Ovid, Met. I. 456. Auch mit den Musen verkehrt Eros in Ernst und Scherz. In einem Liedchen des Anakreon fesseln ihn die Musen mit Blumenguir-

landen. In einem andern von Bion will dieser Sänger den Eros singen lehren, Eros singt aber nichts als Liebeslieder und nun kann der beschämte Lehrer selber nur noch Liebeslieder singen.

Eros als der Erstgeborene der Schöpfung wohnt deshalb in der höchsten Region des Aethers und zündet an dessen Feuer seine Fackel an. Mit dieser Fackel belebt er dann die Seelen (Psychen). In dieser Handlung begriffen sieht man ihn auf dem berühmten Sarkophag von Puzzuoli, abgebildet bei Gerhard, Antike Bildw. Taf. 61. und Welcker, Denkmäler II. Taf. 14. Einen Commentar dazu hat man mit Recht in Virgil's Aeneis VI. 724 f. finden wollen. Hier nämlich lehrt der alte Anchises, alle Seelen kommen aus dem Aether und müssen im irdischen Daseyn einen Kreislauf von tausend Jahren durchwandern. Jenachdem sie sündigen, fallen sie der Gewalt der Elemente anheim. Die einen werden fest in die Erde eingegraben, andere als flüchtige Schatten vom Winde herumgepeitscht oder von den Wellen fortgeschwemmt, oder im Feuer ausgeglüht, bis aus diesen armen Seelen alle Unreinigkeit, die sie durch eigene Schuld im Verkehr mit der Körperwelt angenommen haben, wieder herausgeputzt ist. Dann erst kehren sie gereinigt wieder zum Aether zurück. Das stimmt nun allerdings mit der Belebung durch Amors Fackel im Aether. Wir besitzen aber noch einen sehr ausführlichen Mythus, in welchem das Verhältniss des Eros zur sündigen Seele aufs klarste dargelegt ist, und aus diesem Mythus lernen wir wieder eine ganz neue Auffassung der Unsterblichkeitslehre kennen. Man muss ihn mit dem Dionysosmythus vergleichen. Ganz anders verhält sich Eros zur Psyche, wie Dionysos zur Ariadne.

3.

Amor und Psyche.

Die Menschheit, welche durch die Herabkunft der Gottheit gerettet und dem Himmel zugeführt werden soll, wurde in der liebenswürdigsten Unschuld als Ariadne aufgefasst. Es war also unumgänglich, dass die altgriechische Mysterien-

lehre die Menschheit auch von ihrer sündigen Seite auffasste. Insofern nun wurde dieselbe personificirt in der berühmten Psyche, welche sich versündigt und erst durch Reue und lange Leiden, Geduld und Treue die Huld verdient, die ihr Eros, der Gott der Liebe, zuwendet. Wie Ariadne vom Dionysos, so wird Psyche vom Eros zuletzt in den Himmel eingeführt, um dort ewig mit ihm vereint zu leben. Sie bedeutet die Seele im irdischen Körper, er die himmlische Liebe.

Das ist der Inhalt des weltberühmten Märchens, welches Appulejus uns aufbewahrt hat, eines der reizendsten, was je gedichtet wurde.

Ein König hatte drei Töchter, von denen Psyche, die jüngste, so schön war, dass man sie als die Liebesgöttin anbetete und der Tempel der Göttin selber leer blieb. Erzürnt darüber bewirkte Aphrodite einen Zauber, dass Psyche trotz ihrer Schönheit keinen Freier finden, sich selber aber in ein hässliches Ungeheuer verlieben sollte. Zugleich befahl sie ihrem Sohn Eros, sie an Psyche zu rächen. Nun heiratheten Psyches Schwestern, sie aber blieb sitzen. Ihr bekümmerter Vater wandte sich an das Orakel des Apollo und dieses befahl ihm, seine Tochter bräutlich zu schmücken und auf einen hohen Felsen auszusetzen, um den Freier zu erwarten, der aber ein Ungeheuer seyn werde. Der jammernde Vater gehorchte und bald sass Psyche im Hochzeitsschmuck allein auf dem hohen Felsen und weinte bitterlich, bis ein Zephyr sie umwehte, sie sanft aufhob und fernhin durch die Lüfte trug. Endlich setzte er sie in einem fremden Palast nieder, wo unsichtbare Dienerinnen sie herrlich bewirtheten. Als sie eben entschlummern wollte, hörte sie neben sich ein leises Geräusch. Es war der Bräutigam. In der Dunkelheit der Nacht konnte sie ihn nicht sehen, aber sie empfand wohl, dass er jung, mild und zärtlich war. Am Morgen war er verschwunden, aber in der nächsten Nacht kam er wieder und so fortan jede Nacht. Sie waren glücklich und er beschwor sie nur, sie solle ihn niemals sehen wollen. Sie versprach es. Da erlaubte er ihr, dass sie von ihren Schwestern besucht wurde und denselben ihren schönen Palast zeigen durfte. Die Schwestern erstaunten über so viele Herrlichkeit, wurden aber neidisch und aus Neid boshaft und überredeten die

arme Schwester, ihr unsichtbarer Bräutigam sey ein scheusslicher Drache. Das beunruhigte, ärgerte und ängstigte sie so sehr, dass sie nicht mehr schlafen konnte und einmal in der Nacht, als der Unsichtbare bei ihr schlief, um jeden Preis Gewissheit haben wollte, uneingedenk ihres Gelöbnisses die Lampe anzündete und einen Dolch ergriff, um ihren Bettgenossen zu durchbohren, wenn es wirklich ein Drache wäre. Als aber das Licht der Lampe auf ihn fiel, war es der jüngste und schönste aller Götter, der Gott der Liebe selbst. Zitternd sank sie in die Kniee und verbarg den Dolch; indem sie aber zum erstenmal den Bogen und Köcher des Gottes sah, die am Fuss des Bettes lehnten, und sich an einem Pfeil ritzte, weil sie zu sehr zitterte, strömte der Pfeil süsses Feuer durch ihre Adern und alles vergessend neigte sie sich über den Schlummernden, um ihn leise zu küssen. Aber ein heisser Tropfen fiel aus der Lampe auf die Schulter des jungen Gottes und er erwachte. Erschrocken sprang er auf, sah voll Unwillen, dass sie ihm die Treue gebrochen habe, und flog auf und von dannen.

Die arme Psyche sank trostlos zu Boden, raffte sich dann aber plötzlich auf, rang die Hände und stürzte sich in den nächsten Fluss, denn sie wollte nicht länger leben. Aber die Welle trug sie sanft zum andern Ufer hinüber; da sass Pan, der Hirtengott, sprach ihr Trost zu und ermahnte sie zur Reue und Geduld. Hierauf gelangte sie zu einer Stadt, wo eine ihrer Schwestern wohnte, wurde aber von derselben höhnisch abgewiesen. Diese neidische Schwester bildete sich ein, Eros werde jetzt wohl sie zur Frau nehmen, putzte sich, setzte sich auf den Felsen und bat den Zephyr, sie zum Palast des Eros zu bringen. Aber Zephyr kam nicht; sie wollte nun selber hinabsteigen, stürzte und brach den Hals. Der zweiten Schwester ging es ganz ebenso, Psyche aber wanderte in die weite Welt hinaus, um ihren Eros zu suchen. Dieser lag mittlerweile im Bette seiner Mutter an der Brandwunde krank und wurde von seiner Mutter heftig ausgescholten. An allem sey Psyche schuld, sagte sie, und suchte die Frevlerin, um sie grausam zu bestrafen. Die Göttin Demeter, für welche Psyche unterwegs eben Aehren flocht, rieth dieser, schnell zu fliehen. Psyche floh. Die Göttin Here aber ermahnte sie, sich der

ob man ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſolle, wurde auf dem Congreß zu Verona von den großen Mächten Europa's berathen. Es galt damals, um jeden Preis den europäiſchen Frieden zu erhalten und die jüngſt erſt beſchwornen Leidenſchaften des Kriegs nicht aufs Neue ſich entflammen zu laſſen. Es galt damals, die Sache der Legitimität um jeden Preis zu beſchützen, und die Inſurrectionen der Völker in Spanien und Italien, die Verſchwörungen in Frankreich zu unterdrücken. Durfte man nun die griechiſchen Inſurgenten gegen den als legitim anerkannten Sultan beſchützen? Kaiſer Alexander I von Rußland ſoll zwar den Plan des griechiſchen Aufſtandes ſchon vor ſeiner Ausführung gekannt und gebilligt haben, allein er opferte das beſondere Intereſſe Rußlands dem allgemeinen Intereſſe der heiligen Allianz auf, und ließ die Griechen, die alle ihre Hoffnung auf ihn geſetzt hatten, im Stich. Es geſchah zu ihren Gunſten nur ſo viel, daß man nichts gegen ſie beſchloß, ſondern ſie ihrem Schickſal überließ.

In dieſer ſchwierigen Stellung, von der Uebermacht der Türken bedrängt und von ihren chriſtlichen Brüdern verſtoßen, zeigten die Griechen einen feſten und ſtarken Charakter. Hatte man gehofft, ihr Aufruhr würde gedämpft und der ganze unangenehme Vorfall vergeſſen werden, ſo täuſchten ſie dieſe Hoffnung. Sie wurden nicht überwunden. Mit einem ihrer großen Ahnen würdigen Muthe trotzten ſie dem Unglück und kämpften allein, nach acht blutigen Jahren noch unbeſiegt. Wenn nun dieſer Kampf, der bereits für die ganze Chriſtenheit zum Skandal geworden war, nicht noch länger fortdauern ſollte, ſo mußten die europäiſchen Mächte endlich vermittelnd eintreten. Dazu kam, daß die Beſorgniſſe vor Revolutionen durch die Niederlagen der Liberalen in Spanien und Italien

zürnenden Liebesgöttin freiwillig zu überliefern und sie durch Demuth zu versöhnen, da sie ihrer Gewalt doch nicht entrinnen könne.

Psyche gehorchte, wurde jedoch schlecht empfangen. Die Liebesgöttin übergab die Unglückliche ihren Dienerinnen, um sie ausgesucht zu quälen, ja sie zerrte sie selbst bei den Haaren herum und riss ihr die Gewande herunter. Hierauf schüttete sie die verschiedensten Arten von Getraidekörnern durcheinander und befahl ihr, jede Gattung besonders wieder auszulesen. Als Psyche nun nicht damit fertig werden konnte und bitterlich weinte, kamen hülfreiche Ameisen und verrichteten für sie die Arbeit. Die Liebesgöttin ärgerte sich darüber, sperrte die Psyche ein, riss aber auch ihrem Sohn Eros die Flügel aus und sperrte ihn ebenfalls ein, damit er nicht etwa aus Mitleid sich der Geliebten annähme. Darauf befahl sie der letztern, ihr Wolle von goldnen Schafen zu bringen. Das waren wilde und grausame Thiere, aber eine Stimme rief ihr zu, die goldne Wolle zu sammeln, die an den Hecken hängen geblieben war. Nun sollte das arme Mädchen Wasser aus einem schwarzen Quell vom Gipfel eines hohen Berges herabholen. Da verirrte Psyche und sah sich plötzlich von scheusslichen Drachen umringt, aber in ihrer höchsten Noth half ihr der Adler des Zeus, verscheuchte die Drachen und füllte ihren Krug aus der schwarzen Quelle. Gleichwohl liess sich Aphrodite noch nicht besänftigen, sondern befahl dem Mädchen, in die Unterwelt hinabzusteigen und ihr die Schminkbüchse der Persephone zu bringen, um ihre am Krankenbett des Eros eingebüsste Schönheit wieder herzustellen. Auch das noch vollbrachte die geduldige Psyche mit Hülfe wohlwollender Wesen, die ihr den Weg wiesen und den Höllenhund beschwichtigten.

Dem Eros wuchsen unterdess seine Flügel wieder und von Mitleid und Sehnsucht getrieben flog er fort, um Psychen zu suchen. Sie war auf dem Rückweg aus der Unterwelt eingeschlafen, er fand und weckte sie, um sie nie wieder zu verlassen. Zeus machte ihren Misshandlungen ein Ende, indem er alle Götter zusammenrief und als höchster Richter der Götter und Menschen dem Eros zur Strafe für seine vielen Liebessünden befahl, sich unter das Joch der Ehe zu beugen

und die Psyche zu heirathen. Damit aber seine Mutter sich der Schwiegertochter nicht zu schämen habe, wurde Psyche zum Range einer Göttin erhoben. Hermes führte die schüchterne Psyche in den Himmel ein und Zeus selbst reichte ihr die Schale der Unsterblichkeit. Alle Götter wohnten ihrer Hochzeit bei und das Brautpaar sass obenan. — Nach der berühmten Erzählung des Appulejus.

Der Reiz des Märchens liegt zunächst in einem naturalistischen Motive, in der naiven Wahrheit, mit der die Schwäche des Weibes aufgefasst ist. Dann aber auch in einem sittlich religiösen Motive, sofern unter der Psyche die menschliche Seele verstanden wird, die in Sünde fällt und durch Busse gereinigt und des Himmels würdig wird. Das alte Märchen ist daher sogar christianisirt worden und man hat an die Stelle des Amor den Heiland selbst treten lassen. Obgleich nun in diesen Beziehungen der Hauptreiz des Märchens liegt, so darf man doch nicht ganz dabei übersehen, dass es ursprünglich am wahrscheinlichsten in einem alten Naturmythus wurzelt.

Das Märchen nämlich, was sich im classischen Alterthum nur einmal bei Appulejus vorfindet, kommt in fast unzähligen Variationen bei andern Völkern und zumal in unserm Norden vor. Die Neugier ist das Motiv in der grossen Märchengruppe von den Blaubärten, in einer zweiten grossen Märchengruppe von den in wilde Thiere verzauberten Königssöhnen und in einer dritten grossen Märchengruppe von den Marienkindern. In allen diesen Gruppen aber ist immer nur das geheimnissvolle Naturcentrum der Gegenstand der Neugier und alle diese Märchen stammen ursprünglich aus Mythen der Wintermitte und Sonnenwende, in welcher das alte Jahr stirbt und das neue entsteht. Das neugierige Mädchen erblickt in dem verbotenen Zimmer die Leichen ihrer Vorgängerinnen, d. h. der verflossenen Jahre, oder sie beleuchtet mit der Lampe gegen das Verbot den schlummernden Bräutigam, in derselben Nacht aber ist sie Mutter geworden.

Die Blaubartmärchen erscheinen in einem neugriechischen Märchen bei v. Hahn Nr. 73. in auffallender Weise mit dem Märchen des Appulejus verschmolzen. Ein armes Mädchen

muss einen schwarzen Mohren heirathen, der sich aber in der Nacht in einen schönen Jüngling verwandelt. Ein goldnes Schloss auf seiner Brust erregt ihre Neugier, sie schliesst es auf und blickt in eine fremde Gegend, wo ein Schwein Weibern, die mit Waschen beschäftigt sind, ein Stück Wäsche rauben will; indem sie den Weibern laut zuruft, sie sollen das Schwein fortjagen, erwacht ihr schöner Gatte, verwünscht sie wegen ihrer Neugier und verlässt sie, indem er ihr sagt, sie solle nicht eher mit dem Kinde niederkommen, welches sie von ihm habe, bis sie ihn wiederfinden werde. Bis dahin aber müsse sie drei Paar Eisenschuhe durchlaufen. Er gab ihr aber drei goldne Aepfel, um sie einen nach dem andern vor sich herzurollen; die würden ihr den Weg zeigen. Sie liess sich nun die Eisenschuhe machen und wanderte. Als sie den ersten Apfel fortgerollt und die ersten Schuhe durchlaufen hatte, fand sie eine Frau, welche goldne Windeln wusch. Dann zum zweitenmal eine Frau, die ein goldnes Kinderkleid nähte. Endlich zum drittenmal eine Frau, die ein Bett für ein Kind zurecht machte, und in diesem Augenblicke, denn die drei Aepfel waren abgerollt und die drei Paar Schuhe durchlaufen, fand ihr schöner Gatte sich ein und gebar sie auch das Kind. In diesem sinnreichen Märchen ist alles Natursymbolik. Die Mohrenverkleidung bedeutet die Winternacht, auch das Schwein ist Wintersymbol. Die Wäsche bedeutet die Reinigung der Natur vom Winterschmutz, die Geburt den neuen Frühling, die drei Aepfel den Sonnenlauf. Nahe verwandt ist das neapolitanische Märchen bei Basile V. 4.

In einem norwegischen Märchen bei Asbjörnsen II. 11. ist der Bräutigam ein Bär, der bei Nacht zum schönen Jüngling wird, die Braut aber wegen ihrer Neugier verlässt und statt ihrer die langnasige Prinzessin heirathen soll. Mit Hülfe eines goldnen Apfels aber und eines Pferdes findet die erste Braut ihn wieder und die Langnasige wird fortgeschickt, weil sie die Oelflecken, welche die neugierige Braut, als sie den Bräutigam bei Nacht zum erstenmal beleuchtete, auf sein Hemd träufelte, nicht wegwaschen kann. Das vermag nur die erste Braut. In einem andern Märchen bei v. Hahn Nr. 100. ist der Bräutigam ein Schlangensohn und die neugierige Braut

wird wieder dadurch gestraft, dass sie nicht gebären kann. Sie kommt aber zum Ziele mittelst einer Nuss. Das ist wieder dasselbe Sinnbild, wie im Mythus von der Befreiung der Iduna. In einem dritten Märchen bei v. Hahn Nr. 70. und in einem serbischen bei Wuk Nr. 10. ist der Bräutigam eine Schlange und die wegen ihrer Neugier bestrafte Braut findet ihn wieder mittelst eines goldnen Spinnrockens. Aehnlich ein wallachisches Märchen bei Schott Nr. 23. Eigenthümlich ist ein indisches Märchen im Anhang zu Somadevas Märchensammlung von Brockhaus II. 189. Hier nämlich ist der Bräutigam Sohn der Schlangenkönigin, seine arme Braut Tulifa soll nie nach seinem Namen fragen; als sie es aber einmal thut, verlässt er sie. Ein dankbares Eichhörnchen jedoch, dem sie einmal das Leben gerettet, ertheilt ihr guten Rath und heisst sie ein Ei in den Busen nehmen, aus diesem aber kommt ein Vogel hervor, der die böse Schlangenkönigin tödtet, wodurch sie mit dem Gatten wieder vereinigt wird. Hier tritt wieder der uralte Gegensatz zwischen Adler und Schlange hervor. Auffallend aber ist, dass in diesem indischen Märchen, soweit vom europäischen Norden entfernt, doch deutlich die Symbolik der Edda wiederkehrt, denn nach der Edda sass oben auf der Weltesche der Adler und nagte unten an ihrer Wurzel die Schlange, das Eichhorn aber lief geschäftig zwischen beiden auf und nieder und stiftete Feindschaft zwischen ihnen.

Im persischen Schanameh von Görres II. 442. und Asres. IX. 149. kommt ein himmlischer Genius zur Erde und bestraft die vorwitzige Neugier seiner Braut einfach, indem er sie verlässt und nicht wiederkommt. In einem buddhistischen Märchen bei Pallas, Hist. Nachrichten II. 416. ist es der höchste Gott Buddha selber, der in der Verkleidung eines ausserordentlich hässlichen Menschen eine Braut gewinnt, ohne dass dieselbe ihn gesehen hat. Als sie ihn nun vorwitzig in der Nacht beleuchtet, erkennt sie seine Hässlichkeit und flieht davon. Der hässliche Bräutigam macht sich aber durch grosse Heldenthaten verdient um ihren Vater, verzeiht ihr und entpuppt sich zum schönsten Mann nicht nur, sondern auch zum höchsten Gotte. Ich glaube nicht, dass dieses Märchen ursprünglich buddhistisch ist, es scheint mir

vielmehr nur aus Persien oder Indien in die mongolische Sphäre hinüber gezogen zu seyn.

In der dritten Märchengruppe, welche sich durch Grimms Märchen Nr. 3. vom Marienkind charakterisirt, kommt ein junges Mädchen in die Dienste der Jungfrau Maria und darf sich an aller Herrlichkeit des Himmels erfreuen, nur eine Thür soll sie nicht öffnen. Als sie es dennoch thut, erblickt sie als im Allerheiligsten des Himmels die h. Dreieinigkeit und obgleich sie schnell zurückbebt, bleibt ihr doch ein Finger vom Glanze des Heiligthums vergoldet. Die Jungfrau Maria bemerkt es, das Mädchen leugnet trotzig und wird verstossen. Ein König findet sie im Walde und heirathet sie. Sie bekommt zwei Kinder, die ihr aber die h. Jungfrau wegnimmt, weil sie immer noch ihre Schuld nicht bekennen will. Ein drittes Kind wird ihr gleichfalls genommen. Man glaubt, sie habe die Kinder umgebracht und sie soll eben auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, als die h. Jungfrau wieder vor ihr steht. Nun erst bekennt sie, da führt ihr die h. Jungfrau die Kinder wieder zu. Das Märchen ist oft wiederholt, in Schönwerth's Oberpfalz III. 311. 317. In einem schwäbischen Märchen bei Meier Nr. 36., in einem böhmischen bei Waldau S. 160, in einem wallachischen bei Schott Nr. 2. In den wendischen Volksliedern von Haupt u. Schmaler II. 179. Bei v. Hahn Nr. 66. Colshorn Nr. 32. 44. Asbjörnsen Nr. 8. Zingerle 1854. S. 193.

4.

Psyche.

Psyche wurde von den Alten gewöhnlich als ein erst heranwachsendes Mädchen dargestellt, theils um sie dem kindlichen Eros zu nähern, theils auch um in ihr die junge noch unerfahrene Seele zu personificiren. Gewöhnlich hält sie das Gewand ein wenig vor sich hin und blickt in den eigenen Busen, d. h. erkenne dich selbst. Unter den von ihr erhaltenen Statuen ist am berühmtesten Psyche mit der Trinkschaale auf dem Capitol. Auch eine schöne Statue in Neapel. Gerhard, Antike Bildwerke 306. Eine der reizendsten Statuen-

gruppen in der Welt bilden Amor und Psyche, welche sich zart umfassen und küssen. Es sind zwei solche schöne Gruppen erhalten, die eine auf dem Capitol, die andere in Florenz. Ausserordentlich liebenswürdig ist auch die kleine als Braut tief verschleierte Psyche auf einer Gemme, Bracci 114. Häufig muss Psyche auf antiken Bildwerken leiden. Sie wird gefesselt. Tölken I. 692. Winckelmann zu Stosch Nr. 877. Zwei Eroten fesseln die Psyche und ein dritter brennt ihr die Brust mit der Fackel, auf einem Wandbilde aus Pompeji, Stosch Nr. 873. Häufig hilft Psyche dem Eros am Pfluge ziehen. Winkelmann IX. 106. sieht darin ein Sinnbild des Ackerbaues und Böttiger, kleine Schriften II. 319. ein Sinnbild der Ehe, weil Plutarch, Ehevorschriften 42. von den Athenern sagt, sie hätten drei Ackerfeste gefeiert, das heiligste aber in der Brautnacht. Auch Nonnus VII. im Eingang fasst den Amor als Ackersmann auf. Oft pflügt er auch allein ohne die Psyche, Bracci I. 33. Tassie Nr. 6996. Tölken III. 647. Man kann indess hier auch an die harte Arbeit der aus dem Paradiese Verstossenen denken, wie bei Adam und Eva. Eins der merkwürdigsten Bilder zeigt die Gemme bei Lippert I. Nr. 783. Hier nämlich wird eine Psyche von zwei Eroten zerrissen, während ein Dritter auf einem Delphin entflieht. Da der Delphin nun gewöhnlich nach Elysium führt, handelt es sich hier vielleicht um eine durch eine treulose Seele betrogene Liebe.

Auf vielen antiken Bildwerken hat Psyche Schmetterlingsflügel, denn der Schmetterling ist uraltes Sinnbild der Seele. Wie er geflügelt in bunter Farbenpracht die enge und hässliche Puppe aufbricht und frei emporschwebt so, dachte man sich, gehe die unsterbliche Seele aus dem sterblichen Leibe hervor. Vergl. Hirt, Bilderbuch 32. 2. Ein Schmetterling sitzt auf Psyches Busen, Tassie Nr. 7033 f. Der Schmetterling kommt auch allein auf Gräbern vor, ohne die Psyche; er bedeutet aber diese selbst. Am häufigsten sieht man, wie Eros den Schmetterling fängt, festhält, neckt, ihn mit einem Pfeil durchbohrt, ihm die Flügel ausreisst, ihn über seine brennende Fackel hält, mit zwei Schmetterlingen pflugt etc. Stosch Nr. 847 f. Lippert I. 823 f. Tassie Nr. 6826 f. 7060 f. Tölken 702 f. Reizend ist ein Bild des gefesselten Eros, auf

dessen zusammengebundenen Händen ein Schmetterling sitzt, sey es aus Mitleid, oder weil eine starke Seele die Liebe überwunden hat. Lippert, Supl. 445. Tassie Nr. 7096.

Der Schmetterling bedeutet vorzugsweise die vom Körper geschiedene Seele und insofern finden wir ihn als vom Körper noch getrennt vor der Geburt und als wieder von ihm getrennt nach dem Tode. In der erstern Beziehung wird er neben die Muschel und den Phallus gestellt. Lippert I. 825. Ein Schmetterling sitzt auf einem Phallus, der dem schiffenden Eros als Mast dient. (Tassie Nr. 5308.) Das scheint das Hineinschiffen der Seele ins Leben oder die Geburt zu bedeuten, im Gegensatz gegen die früher erwähnten Bilder, auf denen das Hinausschiffen der Seele aus dem Leben hinüber nach Elysium dargestellt ist. Ein Priap mit vier Schmetterlingsflügeln (Tassie Nr. 5314) scheint ebenfalls in den Kreis dieser Geburtssymbolik zu gehören.

Die Seele losgetrennt vom Körper nach dem Tode, kommt noch viel häufiger als Schmetterling vor. Auf einem altrömischen Denkmal schwebt ein Schmetterling über einem Todten. Spon, recherches diss. 5. Das. wird noch ein merkwürdiges Bild beschrieben, auf dem ein Vogel den Schmetterling im Schnabel einem Gerippe vorhält. Ein Schmetterling neben dem Gerippe. Borioni, collect. S. 56 und 57. Ueber einem Todtenkopf. Liceti, hierogl. S. 158. Ein Schmetterling kommt aus dem Munde eines Gerippes hervor auf einem antiken Marmorbild in Neapel. Gerhard und Panofka S. 61. Auf einem antiken Aschengefäss (Stephani, der ausruhende Herakles p. 110) versengt Eros einen Schmetterling über der Fackel; auf der andern Seite hält Eros den Schmetterling in der Hand und in der andern einen Krug. Das erste Bild bezeichnet das Leiden im irdischen Daseyn, das zweite den Genuss im Himmel. Dazwischen ein schlafender Eros und eine gesenkte Fackel, was den Todesschlaf oder Uebergang vom irdischen ins himmlische Leben bedeutet.

Oft sieht man den Schmetterling über einer Fackel. Das bedeutet den Tod. Auf einem Basrelief im Vatican halten zwei weinende Genien den Schmetterling über der Fackel. Zur Seite ein Kentaur, auf welchem Apollo reitet und die Lyra spielt, und ein zweiter Kentaur, auf dem wahrscheinlich

seine Schwester Diana sitzt. Visconti, Mus. Pio. Clem. IV. 25. Die Kentauren bedeuten auf Gräbern immer das Körperliche und Irdische. Nach dem für die Seele so prüfungs- und leidesvollen Leben und Tode geht die Seele in die Harmonie der himmlischen Sphären ein. Diesen Trostgedanken scheint das Grabbild ausdrücken zu wollen. Der Schmetterling auf der Lyra kommt öfter vor. Gorlaei dact. II. 196. Liceti hierogl. S. 208. In der griechischen Anthologie wird der Schmetterling auf den sieben Saiten der Lyra mit der Seele verglichen, welche die Welten durchspäht. Vergl. Herder's Werke X. 128.

Der Schmetterling auf einem Delphin bedeutet die Wanderung der Seele ins andere Leben, nach Elysium. Borioni, collect. 43. Winkelmann IX. 202.

Auf einer antiken Gemme in Liceti hierogl. 3. fährt ein Knabe mit Schmetterlingsflügeln auf einem Wagen, den zwei Eroten mit Lorbeerzweigen in den Händen ziehen. Die wunderliche Erklärung des Liceti gibt keinen guten Sinn. Er hält den Knaben mit Psycheflügeln für den *Amor rationalis*, und die beiden ihn ziehenden für den *Amor voluptuosus* und *heroicus*, deren niedere Natur von seiner höhern geleitet wird. Wäre diese Erklärung richtig, so müssten die vorgespannten Eroten wohl eher demüthig oder unwillig, als freudig und mit Siegeslorbeern geschmückt erscheinen. Vielleicht ist der psychische Knabe ein Hesperos; wenigstens kommt dieser Genius des Abendsterns öfter mit Schmetterlingsflügeln vor. Vergl. Panofka's Terracotten S. 71. Dann würde die Gemme des Liceti den Triumph des Abends, der für die Liebe glücklichsten Zeit, bedeuten.

5.

Maneros.

Maneros ist der Lieblingsgott der Manen, d. h. der Verstorbenen, die Liebe nach dem Tode. Daher bei Griechen und Römern die vielen Eroten an den Gräbern, Todesgenien mit gesenkter Fackel. Piper I. 347. Bei Bunsen, Beschr. von Rom II. 47. 100. 122. 253. kommen auf Sarkophagen

Eroten vor, in denen man die persönlichen Genien der Verstorbenen und nicht blosse Schutzgeister erkennen will. Gleichwohl ist Maneros ein ganz allgemeiner Begriff und gleichbedeutend mit Phanes, dem aus der Nacht geborenen Licht, den daher Diodor I. 11. dem sterbenden und wiedergeborenen Osiris gleichstellt. Plutarch in der Abhandlung von Isis und Osiris erklärt den Maneros als Liebe im Tode, weil der todte Osiris noch im Sarge mit der Isis den Harpokrates zeugte. Doch ist damit nur unvollkommen der Begriff der Wiedergeburt ausgedrückt. Phanes führt ins Leben ein, Maneros ins neue himmlische Leben, jener aus der Nacht, dieser aus dem Tode. Die beiden geflügelten Knaben, die bei Gerhard, Berlins antike Bildw. S. 54. in den Armen der Venus schlafen und als die Brüder Schlaf und Tod bezeichnet werden, drücken im Grunde denselben Gedanken aus, nur dass die Liebe hier als Mutter wacht, um die Geborenen wie auch die Wiedergeborenen zu wecken.

Sehr häufig sieht man auf Grabdenkmälern der Alten den Eros mit einem Korb, aus welchem Aepfel fallen. Das bedeutet immer den Herbst des Lebens, das Ende der irdischen Lust. Mohn in Verbindung mit dem Eros auf Sarkophagen soll andeuten, dass der Tod nur ein Schlaf ist. Der schlafende Eros kommt überaus oft vor und nicht selten wird ihm eine Eidechse zugesellt. Mon. Matth. I. 106. Zanetti II. 39. Mus. Pio-Clement. III. tab. 44. Die Eidechse liebt die Sonne, schlüpft aus der Erde an die Sonne heraus und bedeutet daher an Gräbern die Auferstehung. Auch die Muschel, die häufig an Gräbern vorkommt, scheint sich mehr auf die Wiedergeburt, zu beziehen wenn sie gleich ursprünglich nur Sinnbild der ersten Geburt ist. Auch der Phallus auf Gräbern hat denselben Sinn. Wenn Eros, in einer Muschel schlafend von einem oder zwei Delphinen durch das Wasser gezogen wird, so weist das sicher auf die Wiedergeburt in Elysium hin. Millin, Mon. ined. I. 18. Tassie Nr. 6830 f.

Eros auf dem Delphin reitend gehört zu den häufigsten Sinnbildern auf den Sarkophagen der Alten. Oft wird er von zwei Delphinen gezogen, wachend oder schlafend. Oft findet man dabei die Inschrift *vale*, d. h. Fahrewohl. Vergl. Creuzer, zur Gemmenkunde S. 54. Tassie Nr. 6814 f. Da

man dieses Sinnbild noch oft auf Gemmen findet, ist es wahrscheinlich, dass es als Amulet gebraucht wurde, von Liebenden, die auf Wiedersehen oder Nimmerwiedersehen von einander Abschied nahmen. Ein griechisches Epigramm gibt dem Eros in eine Hand Blumen, in die andere einen Delphin, als Herrn der Erde und des Meeres. Tzetzes, Chil. V. 500. Der Delphin weist auch auf das Meer, als Heimat der Aphrodite hin. Allein auf Gräbern hat er immer Beziehung zum Tode und zur Wiedergeburt. Eine seltsame Vorstellung ist der auf einem Delphin reitende Eros, der sich noch von zwei Krebsen ziehen lässt, Tassie Nr. 6837. Da die Reise über Meer nach Elysium oder den seligen Inseln nicht blos von Delphinen, sondern auch von allerlei andern Seethieren unterstützt wird, wie denn der Thetis ganzes Gefolge den Achilleus nach der seligen Insel Leuke begleitet, zeigen die Grabbilder den Eros auch reitend auf Seepferden, Seeböcken, Seelöwen, Seegreifen etc. Mon. Matth. III. 10. Auch der Schwan gehört in diese Symbolik als Sinnbild der himmlischen Wiedergeburt. Eros reitet einen Schwan und treibt mit dem Dreizack einen Delphin vor sich her. Gemme des Mus. Cortonense Nr. 29. Eros fährt mit Schwänen, liebkost einen Schwan etc. Philostratos, des ältern, Gemälde I. 9. Tassie Nr. 6767 f.

Sofern die in die dionysischen Mysterien Eingeweihten nach dem Tode in den Himmel ihres Gottes nach Nysa kommen sollten, gehört auch der Eros der Gräber dem bachischen Kreise an. Daher wir ihn so oft auf Sarkophagen Trauben lesen, keltern und den Becher führen sehen. Ein Eros schwimmend oder schlafend auf einem Kruge, kommt öfter auf Gräbern vor. Der Krug scheint hier weniger den auf der Erde zurückbleibenden Aschenkrug, als den im Himmel erst zu füllenden Weinkrug zu bedeuten.

Alle diese griechischen Vorstellungen haben ihre volle Berechtigung, ohne dass deshalb die Erklärung des Namens Maneros aus dem Aegyptischen für unrichtig erkannt werden dürfte. Man hat in einem ägyptischen Grabe eine Papyrusrolle gefunden und entziffert, worin ein Klagelied der Isis auf ihren verlorenen Osiris enthalten ist, übersetzt bei Brugsch, Adonisklage S. 22. Der Refrain des Liedes ist: Kehre wie-

und durch die feste Stellung des royalistischen Ministeriums Villele in Frankreich verschwunden waren und man anfing, die Sache der Griechen von der Sache der Revolutionäre zu trennen. Diese veränderte Stimmung der Cabinette trat ein, als in Rußland Nikolaus I seinem kaiserlichen Bruder auf den Thron gefolgt war (1825) und in England der liberale Minister Canning aus Staatsruder kam. Sobald man nun einmal den Gedanken einer Einmischung in die orientalische Angelegenheit gefaßt hatte, traten auch die besondern Interessen einer jeden europäischen Macht, die sich bisher hinter dem allgemeinen Interesse der heiligen Allianz, d. h. der Legitimität und des Friedens, verborgen hatten, mehr und mehr hervor, und aus dem Conflict dieser vielfach entgegengesetzten Interessen müssen alle die vielen Schwankungen und Verzögerungen erklärt werden, welche seitdem in der Verfolgung der Griechensache statt gefunden haben.

Rußland hatte das lebhafteste Interesse, die Griechen zu unterstützen: 1) weil die Türken durch Nichterfüllung der zu Akjerman stipulirten Verträge es zum Kriege reizten und gewissermaßen nöthigten; 2) weil die Russen, als Glaubensgenossen der Griechen, aus Religionseifer und altem Türkenhaß den Krieg mit heißer Ungeduld erwarteten; 3) weil es für die innere Politik Rußlands wichtig war, die Armee zu beschäftigen, da kurz vorher bei der Thronbesteigung des Kaisers erst ein militärischer Aufstand unterdrückt worden war; 4) weil Rußland unablässig nach freier Schifffahrt ins Mittelmeer, daher auch nach Unterjochung der Türken trachtet, die ihm dieselbe durch die Dardanellen versperren. Seit Peter dem Großen wandte sich Rußland beständig nach dem Süden, um zunächst die Mündungen seiner großen Ströme, dann das

der! kehre wieder! Das lautet im Aegyptischen *maaschra*. Wegen dieses immer wiederkehrenden Wortes soll nun, wie Brugsch glaubt, die Todtenklage überhaupt denselben Namen erhalten haben und so das Wort von den Griechen adoptirt und im Genius Maneros personificirt worden seyn. Ganz auf dieselbe Weise wie man in Griechenland aus dem Wehruf *ai linon* das Wort Linos bildete und die Todtenklage in einem angeblichen Sänger Linos personificirte, (Movers 246) und wie Adonis selbst, dem die Klagelieder gesungen wurden, seinen Namen vom syrischen Wort *adonai*, Herr, erhielt, weil in der Todtenklage dieses Wort so oft gerufen wurde.

Mit diesen Deutungen steht nun der Begriff des Maneros, als der den Tod überdauernden Liebe in keinem Widerspruch. Vielmehr stimmt hier alles zusammen. Nur die den Tod überdauernde Liebe war es, die dem geliebten Todten das schöne Klagelied der Isis in den Sarkophag legte. Der ganze Mythus von der Göttin, die den liebenswürdigen und gütigen Gott im Tode beklagt, hätte wohl die Aegypter, wie der Mythus von der, den Tod des Adonis beklagenden Aphrodite, gleichgültig gelassen, wenn sie denselben nicht auf ihre eigenen schmerzlichen Lebenserfahrungen bezogen hätten. So konnte die Liebe nach dem Tode als Maneros personificirt und doch zugleich auch als der Hauch, der Seufzer, die Klagestimme gedacht werden.

In Griechenland beweisen die vielen Grabbilder, auf denen Eros und Psyche vorkommen, wie nicht minder die Gemmen und Siegelringe mit denselben Darstellungen, dass der Grundgedanke der Mysterienlehre angehörte und den Eingeweihten zur Aufmunterung und Hoffnung dienen sollte. Denn es lag darin die Mahnung, im Leben Treue zu halten, und gab die Verheissung einer seligen Wiedergeburt.

Drittes Buch.

Die dionysischen Mysterien.

1.

Zusammenhang des dionysischen Cultus mit der Demokratie in Athen.

Die Stadt und Republik Athen kam durch ihren Handel und durch ihre Industrie im Mittelmeer in vielfache Berührung mit andern Völkern und also auch mit ihren religiösen Gebräuchen und Lehren. Je weniger in Athen altes Priesterthum, Königthum und Aristokratie galten, um so weniger verschloss sich auch Athen den fremden Ideen. Die Demokratie war zugänglich und empfänglich, ja sie hatte von dem genialen Demagogen Perikles eine geistige Vornehmigkeit und ein stolzes Bewusstseyn philosophischer und ästhetischer Bildung angenommen, so dass ihr Priesterthum, Königthum und Aristokratie schon als überwundene Standpunkte und als etwas einigermassen Barbarisches vorkamen. Dennoch behielt Athen die patriotische Eifersucht auf seinen alten Ruhm, und warf sich nicht an etwas Fremdes weg, sondern eignete sich an, was es davon brauchte, und machte es sich dienstbar. So wurde alles was die Athener von fremden Religionsgebräuchen und Glaubenslehren bei sich einführten, doch mit dem griechischen Stempel versehen. Entweder hatte es der weise Grieche Pythagoras wie ein reisender Botaniker auf weit auseinander liegenden Völkergebieten gesammelt, oder schrieb man es dem mythischen Sänger Orpheus zu und gab etwas Neues und Fremdes ungenirt für etwas Altgriechisches aus.

Als eine Hauptsache muss angesehen werden, dass die Göttin Pallas Athene als Schutzpatronin von Athen und zugleich als eine Personification des ganzen athenäischen

Geistes und Wesens erstens den sämmtlichen Göttern des Olymp übergeordnet wurde und zweitens eine mystische Vermählung mit dem Herakles einging, dem eigentlichen Vertreter des Volks, dem personificirten Demos, der da dient und arbeitet und doch allen Herren überlegen wird. Um die Göttin Athene ihrem Vater Zeus und seinem ganzen Olymp überordnen zu können, wurde die bekannte Fabel erfunden, Zeus habe sie aus seinem Kopfe herausgeboren und sie sey völlig gerüstet und gewaffnet aus seiner Stirn empor gestiegen und habe sich über ihn emporgehoben, als das eigentlich höchste Wesen. Noch weit interessanter und bedeutsamer ist aber, dass dieses höchste Wesen keinen Anstand nimmt, ihre Hand über alle Götter hinweg einem Sterblichen zu reichen. Ihre mystische Vermählung mit Herakles ist durch eine Menge von Vasenbildern bezeugt, worauf wir im letzten Buche dieses Werkes, welches ausschliesslich von der Apotheose handelt, noch näher eingehen werden. Hier mag es genügen, dass ich nur das politische Moment, welches in dieser mystischen Ehe liegt, hervorhebe. Es fällt auf, dass die Vasenbilder allein die Erinnerung jener mystischen Ehe bewahren, während in den schriftlichen Denkmälern, die uns die alten Griechen hinterlassen haben, nichts davon vorkommt. Wir schliessen daraus, dass es sich hier um ein wahres Mysterium handelt, um ein Geheimniss, welches nur den Wissenden vertraut war und mit ihnen ins Grab gesenkt wurde. Man wagte wahrscheinlich nicht, durch eine Ueberordnung neuer Gottheiten das herkömmliche Ansehen der alten herabzuwürdigen. Die Wissenden liessen dem Volke seinen Cultus, seine Orakel, seine olympischen Spiele und wollten wegen des Vorzugs, den sie einem ihrem spezifisch athenischen Patriotismus schmeichelnden Mysterium gaben, sich nicht mit den übrigen bei den olympischen Spielen sich zusammen findenden Griechen überwerfen. Das Geheimniss eines ausgedehnten Bundes von Wissenden war die geeignetste Form, einen abweichenden Cultus vor Profanation und orthodoxen Angriffen zu schützen, und die Verehrung der Athene und des Herakles konnte nirgends Anstoss geben, wenn man nur ihre mystische Ehe verschwieg.

Die Mysterien des Dionysos waren ungleich mehr ge-

eignet, populär werden zu können. Erstens knüpften sie sich an die alten heitern Winzerfeste an und zweitens entsprachen sie dem demokratischen Grundbegriff der Freiheit und Gleichheit. Die dionysischen Feste glichen den Saturnalien, sofern in der Lust des Weins nicht nur alle Rangstufen sich ausglichen, sondern auch der Himmel auf die Erde herabgezogen wurde. Auch der Grundgedanke der dionysischen Mysterienlehre war durch und durch demokratisch. Wenn nämlich in den Mysterien der Athene auch der niedere Sterbliche, der Knecht Herakles vergöttert wurde, so war das immerhin noch eine gleichsam aristokratische Auszeichnung eines Einzigen vor allen Andern. In Dionysos dagegen wurde die ganze Menschheit vergöttert, sofern er seinen göttlichen Geist selbst in die Menschheit incarnirt hatte.

Dionysos galt zwar ursprünglich für einen Gott, der sich aber doch ganz in die Menschheit emanirt hatte, um dieselbe in allen ihren Individuen zu erlösen. Ganz dieselbe Bedeutung hatte Buddha, wenn er gleich von der menschlichen Sphäre ausging, denn auch er versprach die ganze Menschheit in allen ihren Individuen zur Gottheit zu erheben, in der Gottheit zu verschlingen. Ich will damit nicht behaupten, dass die Mysterien des Dionysos aus dem Buddhismus entsprungen seyen, den ich im Gegentheil für jünger halte. Gewiss aber ist, dass beide Systeme einer Gesammterhebung der Menschheit zur Gottheit einem demokratischen Gefühl entstammt sind. In Indien war es die strenge Abgeschlossenheit der Kasten und die tyrannische Unterdrückung der niedern Kasten unter die höhern, was die merkwürdige Revolution des Buddhismus veranlasste. Es war ein Kampf der Humanität gegen Priester- und Kriegerkaste, des Liberalismus gegen die Vorrechte, des allgemeinen Stimmrechts gegen den Census. Wenn auch unter ganz andern Umständen nun war es eben so gewiss der demokratische Geist in Athen, der die gleichmässige Apotheose aller Menschen in der Geheimlehre des Dionysos motivirte. Diese Geheimlehre war schwerlich auf griechischem Boden entstanden und in Athen auch schwerlich vor der demokratischen Zeit bekannt. Sie wurde aber adoptirt und antedatirt, für griechisches Eigenthum ausgegeben und dem alten Orpheus zugeschrieben. Die Griechen

durften das thun, denn wenn sie auch den Grundgedanken vielleicht aus dem Orient entlehnten, so verarbeiteten sie ihn doch zu einem echten griechischen Werke, welches seinesgleichen nicht mehr gefunden hat.

Wir zogen vergleichungsweise den Buddhismus herbei. In den dionysischen Mysterien finden sich aber auch Anklänge, welche nach dem Norden und zunächst nach dem Kaukasus hinweisen. Der demokratische Gedanke liegt schon im Mythus von Prometheus, der das Feuer vom Himmel raubte, um damit die Menschen zu beseligen und in den Kampf gegen die alten Götter zu führen, die über die Menschen herrschen wollen, ohne dieser Herrschaft ganz würdig zu seyn.

Mit diesem Prometheustrotze steht die Demuth und Busse der Psyche in einem auffallenden Contraste, allein beide Mythenkreise, der von Prometheus und der von Amor und Psyche, gehören einer spätern höhern Entwicklung und feinern Ausbildung des attischen Geistes an und der Gegensatz, den sie gegen einander bilden, liegt in der menschlichen Natur selbst, in dem menschlichen Herzen, von dem auch die heilige Schrift sagt, es sey trutzig und verzagt zugleich.

2.

Der Spiegelbetrug des Dionysos.

In der griechischen Mythologie findet sich ein Anklang an die Urquelle Brahmas in der merkwürdigen Ueberlieferung, nach welcher Zeus den Phanes, der die Urbilder aller Dinge in sich trug, verschlungen haben soll, wodurch, weil er die Realität war, die Ideen reell, die blossen Spiegelbilder wirklich wurden. Vergl. Lobeck, Aglaoph. p. 519. Creuzer, Symbolik IV. 115. Hier fällt nun der griechische Phanes ganz mit der indischen Maya zusammen. Nur das Bild des Verschlingens erscheint eigenthümlich, erhält aber eine hohe Bedeutung durch das damit correspondirende Bild des gebärenden Gottes, des Zeus, wie die Göttin Athene aus seinem Haupte hervorgeht. Bei der Geburt dieser Athene half Prometheus, der Schutzherr des Menschengeschlechts, und in Athene selbst ist der Inbegriff aller höchsten geistigen und

sittlichen Vollkommenheiten personificirt, die irgend zu erkennen und zu erstreben der Menschheit möglich ist. Also liegt auch im griechischen Mythus von dem verschlingenden und wiedergebärenden Zeus das Dogma einer Erniedrigung und Wiedererhöhung.

Wenn nach Apollonius Rhod. IV. 425. die Grazien dem Gotte Dionysos einen Schleier weben, so darf man diesen Schleier wohl mit dem der Maya vergleichen, obgleich nach der gewöhnlichen Vorstellung der griechischen Mysterienlehre nicht die Phantasiegebilde in einem Schleier, sondern im Glanzspiegel eines Bechers die Sünde des Gottes veranlassen. Wie genau das Sinnbild des Schleiers mit dem des Bechers zusammenhängt, erhellt aus der reizenden Schilderung des Apollonius a. a. O., hier nach der Uebersetzung von Willmann:

Wer ihn betastet
Oder beschaut, nie stillet sich der die Sehnsucht des Herzens.
Er auch athmete Duft, ambrosischen, gleich von dem Tag an,
Dass der nysaische Gott auf dem zärtlichen Purpur geschlummert,
Leise von Wein und von Nektar beseliget, als er den schönen
Busen von Minus Tochter berührte.

Den Becherspiegel des Dionysos, welcher dasselbe bedeutet wie der Schleier der Maya, finden wir schon bei den alten Persern im Becher des Dschemschid. Im hell geschliffenen Boden dieses Bechers konnte Dschemschid alles sehen, was in der Welt vorging, und der Becher hatte sieben Gürtel, wie die Erde Zonen. Ja der Name selbst, Dschemschid oder Giamschid, bedeutet Glanzbecher. Herbelot s. v. Giamschid. Wahrscheinlich ist der Name identisch mit dem indischen Yama, dem Gott der Unterwelt. Unter dieser Unterwelt ist nicht die Hölle im Gegensatz gegen die Oberfläche der Erde, sondern die irdische Welt und Zeit, im Gegensatz gegen den Himmel und die Ewigkeit gemeint.

Nach dem zweiten Fargand des Vendidad im altpersischen Avesta gründet Yima (Dschemschid) das paradiesische Vara (Ver, Beroë), als die einzig fruchtbare und schöne Gegend unter der Sonne im Gegensatz gegen die rauhen Wüsten, Gebirge und Meere, oder als Frühling und Sommer im Gegensatz gegen den alles zerstörenden Winter, oder das classische

Reich Iran im Gegensatz gegen das barbarische Turan, den Staat der gebildeten Perser gegenüber den wilden barbarischen Steppenvölkern.

Im neupersischen Schachnameh des Firdusi kommt Dschemschid als einer der ältesten Könige von Iran vor. Nachdem sein Vater Thamureh die bösen Dews besiegt hat, kann Dschemschid sein schönes Friedensreich gründen. Die bezwungenen Dews müssen ihm Palast und Gärten bauen. Er ist der Erfinder des Ackerbaues, der Handwerke und Künste, Ordner der Zeiten, Erfinder des Kalenders, Gründer der verschiedenen Stände und des Staates. Täglich in der Mittagstunde, wenn die Sonne am höchsten steht, besteigt er seinen hohen Thron und hält in der Hand den Becher. Aus diesem aber trinkt er den Trank der Verführung, so dass er, obgleich er nur ein irdischer König ist, sich als der höchste Gott anbeten lässt. Zur Strafe dafür wird Zohak gegen ihn erweckt, der die von seinem Vater besiegten Dews an ihm rächt und ihm eine Grube gräbt, in welche der Hoffährtige hineinstürzt, den Rücken bricht und stirbt.

Weitere Ueberlieferungen von Dschemschid stellt Malcolm in seiner Geschichte Persiens I. 10 f. zusammen. Darnach war der König Gründer der Stadt Persepolis, hatte erstaunliches Glück und zwang aus Uebermuth das Volk seine Bildnisse als die des höchsten Gottes anzubeten. Das Volk aber rebellirte und folgte dem syrischen Fürsten Zohak, welcher ins Land einfiel, den Dschemschid verjagte, verfolgen und, und als er ihn gefangen bekam, zwischen zwei Bretter legen und zersägen liess. — Von Dschemschid's Becher erzählt Malcolm Folgendes: Der König liebte die Weintrauben und liess sie in einem grossen Gefäss aufbewahren. Später fand er, dass sie in diesem Gefäss gegohren hatten, der Saft aber war so herb, dass er ihn für giftig hielt und in Flaschen füllen liess, auf die er „Gift" schrieb. Eine Dame seines Harems hatte so unerträgliches Nervenkopfweh; dass sie sich den Tod geben wollte, von jenem vermeinten Gifte trank, aber nur in tiefen Schlaf verfiel und frisch und gesund aufwachte. Auf diese Weise hatte sie den Wein entdeckt, dessen Gebrauch nun Dschemschid einführte und der heute noch in Persien „das ergötzliche Gift" heisst. Es ist eine Allegorie,

die man erst verstehen lernt, wenn man die Mysterien des griechischen Dionysos kennt. Ariadne's seliges Erwachen bedeutet das nämliche.

Nach der griechischen Mysterienlehre zeugte Zeus als Schlange mit der Persephone den stiergestalteten Zagreus, den die eifersüchtige Here zu verderben trachtete, daher die Titanen aussandte, ihn umzubringen. Zagreus betrachtete sich gerade als Stier in einem Spiegel, als die Titanen kamen, und verwandelte sich vergebens in alle möglichen Gestalten, er wurde dennoch von den Titanen zerrissen. Nur sein Herz rettete Pallas Athene und brachte es dem Vater Zeus, der aus Zorn mit seinen Blitzen die ganze Erde verbrannte, so dass erst die Sündflut das Feuer wieder löschen konnte. Das Herz des Zagreus wurde in einen Becher gelegt und als Semele einmal daraus trank, wurde sie Mutter des Dionysos. Ausführlich bei Nonnus im 6. Buch. Tzetzes zu Lykophron 355. Clemens von Alexandrien, admon. 11. Creuzer, Symb. IV. 97.

Von Dionysos berichtet Proklus in Platons Timäus 163, dass er sich selbst in einem Spiegel angeschaut und darnach alle Dinge geschaffen habe. Ganz so wie Brahma die Bilder auf Maya's Schleier verwirklicht, so machen auch Artemidor II. 37. und Servius zu Virgil's Landbau II. 4. den Dionysos zum Schöpfer überhaupt und zum Schöpfer der Menschen insbesondere. Bei Nonnus XIX. 316. ist es die Liebesgöttin Aphrodite, die dem Dionysos den Becher reicht; ganz so wie im indischen Mythus bei der Selbstbespiegelung des Brahma, welche die Schöpfung motivirt, der Liebesgott Kama nicht fehlen darf. Der Becher ist der Spiegel selbst, wie in der Hand des Dschemschid. Die Alten haben ihn auch als Sternbild an den Himmel versetzt, nahe am Zeichen des Krebses, und einen zweiten Becher erkennen sie in der Urne des Wassermanns am Himmel. Von dem ersten Becher sagt Manilius, astron. V. 116., es sey der Becher der Geburt, aus dem alle Geschlechter hervorkommen. Macrobius, somn. Scip. I. 12. erklärt die beiden Becher näher. Nach ihm ist Dionysos der Inbegriff aller Seelen. Die ursprünglich reine, im Himmel zu ewiger Seligkeit bestimmte Seele trinkt aus dem Becher des *Liber pater*, verliert dadurch die himmlische Erinnerung und sinkt in die Zeitlichkeit hinab, indem sie in einen irdischen

Leib eingeschlossen wird. Somit wird jener Spiegelbecher zum Werkzeug der irdischen Geburt und fällt mit dem Sinnbild der indischen Yoni zusammen. Plotinus sagt in den Enneaden IV. 3. 12. ausdrücklich: Menschliche Seelen dürften sich vor ihrer Geburt im irdischen Leibe im Spiegel des Dionysos betrachten und dadurch das grosse Wunder der Schöpfung, welches Dionysos selbst durch Hineinschauen in den Spiegel vollbrachte, im Kleinen an ihrer Person wiederholen und sich durch Selbstbeschauung selber schaffen. Celsus bei Origenes VIII. 780. fügt hinzu, die himmlische Seele greife zu dem Becher aus Neugier.

Aus dem ersten Becher trinkt man im Himmel die Vergessenheit des Himmlischen und sinkt deshalb ins Irdische hinab. Aus dem zweiten Becher trinkt man die Vergessenheit des Irdischen und findet sich dadurch in der alten Heimath wieder. Plotinus IV. 9. 1. Philostratos, Leben des Apollonius VI. 11. Edlere Seelen nippen nur an dem Kelch der Sinnlichkeit und sinken daher nicht so tief in thierische Gemeinheit herab, wie die meisten andern Menschen. Proclus zu Platons Timäus 17. Auffallenderweise fügt der Grieche hinzu, die edlere Seele thue das nicht aus eigenem Antrieb, sondern werde dabei von einem guten Genius geleitet. Also machte sich schon auch unter den Griechen, die so vielen Sinn für das Natürliche hatten, jene widerwärtige, zunächst aus Aegypten entlehnte Scholastik geltend, die dem Menschen alle Freiheit nimmt, indem sie ihn nicht nur einschachtelt, sondern ihm auch noch rechts und links Wächter setzt.

Wenn die Seele im irdischen Leibe ihr Leben vollendet hat, trinkt sie aus dem zweiten Becher, dem Becher der Reinigung oder Wiedergeburt, von dem Servius zu Virgil's Landbau I. 166. sagt, er reinige die Seelen und befreie sie vom Leibe, woher auch *Liber* den Namen habe. Denn dieses lateinische Wort bezeichnet den Dionysos als Befreier oder Erlöser. Vergl. Macrobius a. a. O. und Philostratos, Leben des Apollonius VI. 11. 1. 8. Der Becher der Wiedergeburt ist als die Urne des Wassermanns an den Himmel versetzt. Wenn die Sonne in dieses Zeichen tritt, wird im Frühling die Natur wiedergeboren und damit wird zugleich die Wiedergeburt der verstorbenen Menschen im Himmel verglichen. Der Vor-

stellung von den beiden Bechern der Geburt und Wiedergeburt entspricht die Mysterienlehre, nach welcher die aus dem Himmel gefallenen Seelen durch die Milchstrasse im Zeichen des Krebses in der Sommersonnenwende zur Erde kommen und in den irdischen Leib eingehen, nach dem Tode aber durch dieselbe Milchstrasse im Zeichen des Steinbocks, dem das Zeichen des Wassermanns zunächst steht, wieder in den Himmel zurückkehren. Macrobius a. a. O.

Damit stimmt ein merkwürdiger Mythus bei Nonnus XXXV. 20. überein. Darnach soll Dionysos von seinem Siechthum einzig durch die Milch der Here geheilt worden seyn und bekanntlich ist diese Milch der Here nichts anderes als die Milchstrasse. Im Heiligthum von Samotrake führte Dionysos den Namen Hades, zum Beweise, dass unter diesem Namen nicht blos die unterirdische Tiefe, sondern die irdische und zeitliche Welt überhaupt im Gegensatz gegen die himmlische und ewige gemeint sey.

Das Symbol des Weltspiegels ist auch ins Christenthum übergegangen. Raymund von Sabunde vergleicht noch im 14. Jahrhundert die Contemplation Gottes mit einem Spiegel, worin er alle Dinge sieht. Gnostiker liessen den Adam in einen Spiegel schauen, in sich selbst verliebt werden und dadurch seine himmlische Natur verlieren. Vergl. meine mythol. Forschungen Seite 27.

Tezcatlipoca ist der mexikanische Dionysos und Apollo zugleich. Dem letztern gleicht er, sofern er den Gesang aus seinem himmlischen Sonnenhause, der Heimat der „Musik und des Gesangs" holen liess, um ihn den Menschen mitzutheilen. Sonst aber hat er mehr Aehnlichkeit mit Dionysos, erstens wegen seines berühmten Spiegels. In diesem Spiegel sieht er nämlich alle Dinge und obgleich die mexikanische Mythe nicht sagt, dass der Gott darin seine eigene Einbildungskraft und Begierde abgespiegelt habe, wie Brahma im Schleier der Maya oder Dionysos in seinem Becher, so dürfen wir ihm doch diesen Sinn unterlegen, sofern Tezcatlipoca gleich dem Dionysos der sterbende Gott der Mexikaner ist. Es ist wohl kein Zweifel, dass er den Naturtod im Sommer bedeutete, wobei es zweifelhaft ist, welchen Begriff die alten Mexikaner dabei am meisten dem Gotte beilegten, den des Gemordeten oder

Meer zu gewinnen, wodurch allein der Abſatz ſeiner Producte geſichert wurde. Es gewann nach einander das azowſche Meer und das ſchwarze Meer, aber die Herrſchaft der Türken an den Dardanellen verwehrte ihm noch das Mittelmeer und ſchob hier ſeinem Handel und ſeinen Kriegsflotten einen Riegel vor. Dieſen zu ſprengen, iſt einer der Hauptzwecke ſeiner Politik. Ob man 5) überhaupt die Tendenz Rußlands zur Eroberung in dieſem Falle als Reizmittel zum Türkenkriege anführen darf, iſt problematiſch, da wenigſtens der gegenwärtige Kaiſer dieſe Tendenz nicht hat vorherrſchen laſſen, vielmehr mit ſeltener Großmuth ſchon gemachte Eroberungen zurückgegeben hat. Indeß ſind die Vortheile, welche ſich Rußland von dem Türkenkriege verſprechen durfte und wirklich errang, den Vortheilen einer Eroberung ziemlich gleich zu ſchätzen, denn das türkiſche Reich erlitt dadurch einen ſo heftigen Stoß, und mußte ſich zu ſo großen Gefälligkeiten gegen Rußland bequemen, daß es einem künftigen ruſſiſchen Eroberer leicht fallen muß, es vollends zu zertrümmern.

Die Art, wie Rußland ſich in der orientaliſchen Angelegenheit benahm, gab ihm in der europäiſchen Wagſchaale ein enormes Uebergewicht. Es ergriff die Offenſive, während England nur die Defenſive behielt. Es blieb ſich conſequent, während Frankreich ungeſchickt ſchwankte und wechſelte. Es handelte, während die andern Mächte nur unterhandelten. Es errang alle Vortheile, die es wünſchte, während den andern nur das Zuſehen blieb. Es erhielt die öffentliche Meinung in ganz Europa für ſich, theils durch ſeine Unterſtützung der Griechen, theils durch ſeine Mäßigung im Siege, während England wegen ſeiner der ganzen Chriſtenheit gehäſſigen und doch am Ende unnützen Turkomanie die Meinung von ganz

den des Mörders. Denn sie nennen ihn Gott der Dürre und des Todes und verehren doch wieder den schönsten jungen Kriegsgefangenen oder Sclaven, den sie an seinem Fest opfern, ein ganzes Jahr lang vorher als den Gott selbst, geben ihm die schönsten Mädchen, bewirthen ihn mit den köstlichsten Mahlzeiten und behandeln ihn wie ihren Gott. Wenn der Unglückliche geschlachtet ist, wird fröhlich getanzt und werden alle Jünglinge und Mädchen noch an demselben Tage miteinander verheirathet. Dabei fleht man den Gott um seine fernere Gnade an und opfert ihm Blumen, Federn, Speisen, Gold und Edelsteine. Müller, Amerik. Urreligionen 613 f. Er ist Bruder des Huitzilopochtli, des kriegerischen und höchsten Gottes der Mexikaner, also der zweite unter ihren höchsten Gottheiten, aber er scheint die passive, nächtliche oder weibliche Seite seines activen, sonnenhaften und männlichen Bruders darzustellen. Er bezeichnet das Herabsinken ins Irdische, der Bruder das Emporsteigen zum Himmlischen. Sein Mythus ist ohne Zweifel der tiefsinnigste, der überhaupt unter den Völkern der neuen Welt vorkommt.

3.

Narcissus.

Die verderbliche Selbstbespiegelung Brahma's wiederholt sich in der griechischen Mythe vom Narcissus.

Als dieses schöne Kind geboren wurde, frug man den weisen Seher Tiresias, ob es lange leben werde? Dieser erwiderte, der Knabe werde lange leben, wenn er sich nicht kennen lerne. Der Knabe wuchs auf, wurde ein Jäger (nach andern ein Hirt) und so schön, dass alle Nymphen sich in ihn verliebten. Er aber blieb kalt und spröde. Als er aber einmal auf der Jagd dürstete und sich an eine Quelle niedersetzte, um zu trinken, erblickte er sein eignes Bild im Wasserspiegel und wurde von seiner eigenen Schönheit so bezaubert, dass er die Augen nicht mehr davon abwenden konnte, die Arme nach dem schönen Bilde ausstreckte und zu ihm niedersinkend im Wasser den Tod fand. Nach der reizenden

Schilderung bei Ovid, Met. III. 342. Schon verderbt ist die Erzählung bei Konon 24. Hier nämlich wird der schöne Knabe nicht von Nymphen, sondern nur von Jünglingen geliebt. Einer davon gibt sich, weil der Knabe ihn verschmäht, aus Verzweiflung den Tod, und um ihn an dem Knaben zu rächen, muss dieser sich in sich selbst verlieben. Nicht zu denken einer andern albernen Mythe, wonach er sich in seine ihm ganz ähnliche Schwester verliebt haben soll.

Der Sinn dieses Mythus ist genau derselbe wie in dem indischen, in welchem Brahma sich in die Vorspiegelung seiner eigenen Einbildungskraft (der Maya), also in sich selbst verliebt, denn er war allein, ausser ihm war gar nichts da. Das nämliche bedeutet der Spiegelbecher des Dionysos. Narcissus bedeutet aber nicht blos den Urgeist, sondern ist auch eine Personification der aus dem Himmel gebannten Menschheit, und das Wasser, in welchem er verschwindet, ist der Milchstrasse zu vergleichen.

Sein Name wird abgeleitet vom indischen Naraka, Finsterniss, Hölle, und vom griechischen *νάρκη*, Erstarrung, Betäubung, Schlaf. Vergl. Plutarch, Tischreden III. 1. Noch jetzt nennt man narkotisch, was betäubt. Die Narcisse ist nicht nur deshalb dem schönen Jüngling nachbenannt, weil sie nach Eustathius zur Ilias 168. nach seinem Tode am Ufer gewachsen seyn soll und immer noch, wie er selbst gethan, den gesenkten Kopf zum Wasser neigt, sondern auch, weil ihr Duft betäubt. Es ist die Todtenblume. Als Pluto die Persephone raubte und in die Unterwelt entführte, war ihm dies nur möglich, weil sich die Jungfrau durch den Anblick einer Narcisse verlocken liess, dieselbe zu pflücken. Nach dem homerischen Hymnos auf Demeter 8. und Pausanias IX. 31. Narcissenkränze wurden den Todesgöttern geweiht. Sophokles, Oedipus 683. Nun ist aber hier nicht der gemeine Tod und auch nicht die Unterwelt unter der Erde gemeint, sondern nur die irdische und zeitliche Welt im Gegentheil gegen den Himmel und die Ewigkeit. Der Mythus bezieht sich auf das Urdogma vom Sündenfall im Himmel.

Im Mythus vom Narcissus ist auf eine merkwürdige Weise die indische Voraussetzung festgehalten, dass das ganze irdische Daseyn nur Schein, nur eine Einbildung, gleichsam

ein Traum Brahmas sey. Nach Nonnus XLVIII. 637. waren Endymion und Selene die Eltern des Narcissus, jener schöne Endymion, den die keusche Mondgöttin in ewigen Schlaf versenkte, um ihn lieben zu können, ohne sich zu verrathen, und der all sein Glück in den Armen der Göttin ohne Bewusstseyn, nur im Traume genoss. Nach Ovid a. a. O. liebte die Nymphe Echo den schönen Narcissus in solchem Grade, dass sie nach seinem Tode aus Kummer dahin schwand und nichts von ihr übrig blieb als der Widerhall, der heute noch ihren Namen führt. Also wieder nur Schein. Der ganze Mythus ist eine geistreiche Einkleidung des Gedankens: Alles in dieser irdischen Welt ist nur Schein.

Man hat den schönen Mythus nicht immer glücklich erklärt, am besten Creuzer in seiner Symbolik. Wieseler in seinem Narkissos, Göttingen 1856. bildet sich ein, die Griechen hätten eine so geistvolle Dichtung nur ersonnen, um die Blume zu charakterisiren, die den Kopf gesenkt hält. Schwenck, Mythol. der Griechen 452. meint: „Narkissos kann nur sich lieben, eine Liebe, die ohne den Widerhall eines andern Wesens bleibt."

Die Alten haben wohl ohne Noth den Mythus noch weiter dahin ausgesponnen, dass Echo statt des Narcissus einen Satyr vergeblich liebte, dieser eben so vergebens die Lyda, die hinwiederum vergebens den Pan liebte, der seinerseits wieder die Echo vergebens liebte. Moschus 8. Photius 190.

Ist die Narcisse das Sinnbild der Verlockung in's irdische Leben, so wird dagegen das Veilchen Sinnbild der Wiedergeburt nach dem Tode. Die Narcisse hängt den Kopf, um sich im Wasserspiegel zu besehen, wie der nach ihr benannte Narcissus. Das Veilchen sprosst dagegen aus der finstern Erde schon im ersten Beginn des Frühlings hervor und kündigt, wenn man es noch nicht sehen kann, sein Daseyn durch den Wohlgeruch an, den es weithin verbreitet. Eine Höhle bei Enna in Sicilien wird für die Schlucht gehalten, durch welche Pluto die Persephone in die Erde hinunterführte und zur Erinnerung daran soll dort die ganze Gegend von Veilchen duften, sagt Aristoteles, Wundergeschichten 83. Es war damit wohl nicht die Erinnerung an das Verschwinden, sondern die Hoffnung auf die Wiedererscheinung gemeint.

4.

Phaethon.

Der griechische Mythus von Phaethon lässt nicht den hohen Gott des Himmels, wohl aber den Sohn desselben sündigen. Der Grundgedanke, dass es sich auch hier um einen ersten Sündenfall handle, durch den das Herabsinken ins irdische Daseyn bedingt ist, erscheint hier zwar ein wenig vertuscht, tritt aber doch aus der phantastischen Malerei der griechischen Dichtung deutlich genug hervor.

Wir dürfen den Mythus, wie er am ausführlichsten von Ovid in seinen Verwandlungen I. 755 f. erzählt wird, als bekannt voraussetzen. Der junge Phaethon bittet seinen Vater, den Sonnengott, einmal statt seiner auf dem Sonnenwagen durch den Himmel fahren zu dürfen. Durch eine voreilige Zusage gebunden, musste es der Vater erlauben. Der unerfahrene Jüngling verstand aber die feurigen Rosse nicht zu lenken und fuhr irre. Die Rosse erschracken und gingen durch. Nun überstürzte sich der Wagen, seine Flammen entzündeten die benachbarten Sternbilder und würden die ganze Welt verbrannt haben, wenn nicht Zeus den unbesonnenen Jüngling mit dem Blitze getroffen und in den Fluss Eridanus herabgestürzt hätte, wo singende Schwäne, die Vögel seines Vaters, ihn beklagten.

Nach der 152. Fabel des Hyginus musste eine grosse Sündfluth den Weltbrand löschen und aus dieser Sündfluth blieb Niemand übrig als ein einziges Menschenpaar, Deukalion und Pyrrha, welches die Erde neu bevölkerte *). Der durch Phaethons Sturz bezeichnete verbrannte Weg am Himmel soll aber die Milchstrasse seyn, wie Hygin in derselben Fabel und ausser ihm noch viele andere Alten behauptet haben. Plutarchs Mei-

*) Vom Po in Italien hat sich diese Mythe in der keltischen Welt bis nach Wales in England fortgepflanzt, denn nach den gälischen Triaden gab der keltische Gott Hu (Dionysus Hyes?), der auch den Namen Peryddon führt, diesen letzteren Namen dem Flusse Dee, der aus den beiden Quellen Dwyvan und Dwyvach floss. Diese beiden Quellen dachte sich die gälische Sage aber zugleich als einen Mann und ein Weib, die aus der grossen Sündfluth allein übrig blieben und die Welt neu bevölkerten. In Peryddon ist nun der Eridanus, und in Dwyan Deukalion sehr deutlich wiederzuerkennen. Unter dem Fluss aber ist nichts anderes als der Menschenstrom zu verstehen.

nungen der Philosophen III. 1. Manilius astr. I. 733. Achilles Tatius 24. Also sehen wir in dieser Mythe die Milchstrasse in Verbindung mit einer Verschuldung im Himmel und mit einer neuen Bevölkerung der Erde durch ein erstes Menschenpaar. Der Name des Flusses Eridanus muss uns aber hier von besonderer Wichtigkeit seyn, weil er an den deutschen Ir und Iring erinnert. Servius, der unerschöpflich reiche Scholiast des Virgil, sagt zu dessen Aeneide VI. 659, Phaethon selbst habe Eridanus geheissen und dem Flusse nur seinen Namen gegeben, und VIII. 77., Eridanus sey der Fluss aller Flüsse, was nur vom Himmelsfluss und mythisch zu verstehen ist, da Servius sehr wohl grössere Flüsse auf der Erde kannte. Eridanus kann dasselbe mythische Wesen seyn, was der deutsche Iring, und was der nordische Heimdall ist, als Wächter des gesammten Weltlebens und als Vater aller erschaffenen Wesen, wie ihn die Voluspa gleich im Eingang nennt, da sie alle magir Heimdallar heissen.

Um den Mythus richtig zu verstehen, muss man folgende Merkmale festhalten, einmal die Thatsache, dass die Alten den Weg, auf welchem Phaethon vom Himmel herabstürzte, als die Milchstrasse bezeichnen. Manilii astronomicon I, 733. Zweitens, dass der Fluss Eridanus nur willkürlich auf die Erde versetzt worden ist, da er an den Himmel gehört. Es gibt ein Sternbild Eridanus nach Aratus, phän. 359. Der ganze Mythus geht also nur die Milchstrasse an und bestätigt, was die Pythagoräer und Neuplatoniker von dieser Himmelsstrasse urtheilen. Auf ihr, sagten sie, kommen die Gefallenen, zur Einkerkerung in den irdischen Leib verurtheilten Geister zur Erde herab. Phaeton ist also nichts anders als eine Personification der Menschheit, sofern dieselbe die Warnung ihres himmlischen Vaters verachtet hat und daher aus dem Paradiese verstossen wurde. Es darf hierbei nicht unbeachtet bleiben, dass nach muhamedanischer Legende auch Adam nicht auf ebner Erde aus dem Paradiese fliehen musste, sondern vom Himmel auf die Erde herabstürzte.

Der Mythus vom Tantalus stimmt ganz damit überein. Die gemeine Vorstellung ist, dieser Tantalus steckt in der Unterwelt im Wasser und hat einen Baum voll Aepfel vor sich, muss aber doch ewig dursten und hungern, weil das Wasser, wenn

er sich bückt, und der Baum, wenn er darnach greift, sich zurückziehen. Man lernt aber die Bedeutung dieses Mythus erst verstehen, wenn man erfährt, dass er nach Pindar, Olymp 1. und Philostratos, Leben des Apollonius III. 25. im Flusse Eridanus steht und hier seine Qual leidet, und dass er nach Servius zur Aeneis VI. 603. zu dieser Strafe verdammt ist, weil er einmal im Himmel die Götterspeise, Nektar und Ambrosia gestohlen und den Menschen auf die Erde herab gebracht haben soll. Dieses verbotene Essen erinnert ganz wieder an Adams Fall.

Nahe damit verwandt ist auch der Mythus von Prometheus. Hygin, poet. astr. II. 42. erzählt, als Prometheus Menschen machte, machte er den Phaethon als den schönsten von allen, weshalb ihn Jupiter zum schönsten unter den Planeten machte, nämlich zum Jupiter. Die Hauptsache in diesen kurzen Notizen ist der Zusammenhang mit dem Menschenschöpfer Prometheus und bestätigt unsere Meinung von der Identität des Phaethon mit der Menschheit. Prometheus stahl das Feuer vom Himmel, um die Menschen damit zu beleben. Dieses herabgestohlene Feuer kommt dem herabgefallenen des Phaethon gleich. Auch stimmt dieser Diebstahl des himmlischen Feuers durch Prometheus ganz mit dem der himmlischen Speise durch Tantalus überein.

Der Vorwitz des Phaethon darf nicht blos als die kindische Lust, einmal in einem schönen Wagen zu fahren, aufgefasst werden. Manilius, astr. I. 737. gibt ein tieferes Motiv an, indem er das Erstaunen und die Wonne des Phaethon beim Anblick der ihm bisher unbekannten Welt hervorhebt. Das erinnert an die Lust Brahmas beim Anblick der Welt, die ihm Maya, seine eigene Einbildungskraft, vorspiegelte. Da nun schon der alte Hesiod, Theog. 988. den Fall des Phaethon als eine Entführung desselben durch Aphrodite, die Göttin der Liebe auffasst, so liegt dem Phaethonmythus ohne Zweifel eine alte tiefsinnige Mysterienlehre zu Grunde, die erst von den spätern Dichtern in ein Gebiet kindischer Vorstellungen herabgezogen wurde.

Nicht ohne Bedeutung ist, dass der Fall des Phaethon sich zugetragen haben soll im Hochsommer, beim Aufgange des Sternes Sirius, nach Plinius, Naturgesch. XXXVII. 11. und nach dem dritten vaticanischen Mythographen p. 208. Mit

dem Aufgang des Sirius in der Sommersonnenwende beginnt das Abnehmen der Tage, die Nachtseite des Jahres, wie mit der Wintersonnenwende die Wiedererhebung der Sonne und die Lichtseite des Jahres. Die Alten pflegten nun stets die lichte Oberwelt und den Himmel mit dem Sommer, die dunkle Unterwelt mit dem Winter zu vergleichen. Der Fall des Phaethon beim Aufgang des Sirius kam daher einem Herabsinken aus der Oberwelt in die Unterwelt gleich. Deshalb heisst auch seine Mutter Klymene, weiblich dasselbe, was der männliche Klymenos, ein Beiname des Hades oder Pluto, des Gottes der Unterwelt. Damit wird die Verwandtschaft der Grundbegriffe in den Mythen von Phaethon und Persephone gekennzeichnet.

Auch die klagenden Schwäne sind ein Merkmal. Das Sternbild des Schwanes steht oben an der Milchstrasse. Der Schwan ist Sinnbild der Geburt in's irdische Leben, aber auch der Wiedergeburt oder Rückkehr zum Himmel.

Die Heliaden, Töchter des Helios, Schwestern des Phaethon, die am Eridanus über den Bruder jammern, werden in Pappeln verwandelt. Das Blatt der Silberpappel, wenn es im Winde sich wendet, zeigt unten weisse, oben dunkle Färbung. Plinius II. 41. XVI. 23. sagt, in der Sonnenwende kehre die Pappel ihre Blätter um. Servius aber zur Aeneis VIII. 276. erzählt, als Herkules in die Unterwelt hinabgestiegen sey, habe ihn die Hitze darin so geplagt, dass er einen Pappelzweig abgebrochen, einen Kranz daraus geflochten und sich damit abgekühlt habe. Vom Russ der Hölle aber sey die Oberseite der Pappelblätter schwarz geworden und nur die untere Seite, die auf des Heros Stirn geruht, weiss geblieben. — Die Pappel wird somit zum Sinnbild des Herabsinkens aus der Ober- in die Unterwelt. So ist wohl auch die Pappel zu verstehen, welche zurückbleibt, als Dryope, welche Apollo in Schlangengestalt verführt hat, ihm von den Nymphen wieder entrissen wird, die dafür in Tannen verwandelt werden. Anton. Liberalis 32. Wie sehr die Symbolik der Pappel mit der Sommersonnenwende zusammenhängt, erhellt auch aus einem Gebrauche, der jetzt noch in den Pyrenäen besteht. Dort wird nämlich im Johannesfeuer eine Pappel verbrannt. Grimm, D. Myth. 354.

Dass man mit dem Fluss Eridanus nicht blos vom Himmel herabstürzt, sondern auch auf ihm zum Himmel hinaufführt,

lehrt uns Apollonius Rhodius IV. 627. Er erzählt nämlich, wie die Argonauten auf dem Fluss Eridanus zu den Sirenen, zur Insel der Kirke und zur seligen Insel der Phäaken gekommen seyen. In demselben Sinn heisst bei Servius zur Aeneis VIII. 77. der Fluss Eridanus *Hesperidum regnator aquarum*. Der Himmelsfluss scheint also aus der Quelle im Hesperidengarten, aus dem Jungbrunnen zu fliessen. Auch Herakles schifft in dem Sonnenbecher auf dem Eridanus zu den Hesperiden, wovon er nach Hesychius den Beinamen Eridanatas empfing.

Es darf nicht Wunder nehmen, dass auch der Gott Dionysos mit Phaethon und dem Eridanus in Verbindung kommt. In dem schönen Epos von Nonnus im 23. Buche liest man die reizende Schilderung, wie Dionysos mit seinem fröhlichen Gefolge im indischen Flusse Hydaspes badet, der Flussgott aber es nicht leiden und die ungebetenen Gäste ans Ufer werfen will. Da droht ihm Dionysos, ihn zu verbrennen „wie den Eridanus", und da der Fluss immer wilder tobt, verbrennt er ihn wirklich, indem er seine Fackel hineinsenkt und alles Wasser in Feuer verwandelt. In den Mysterien des Dionysos hat man längst ein Vorbild, wenn auch nur ein mattes, von der Erlösung der Menschen erkannt. Dionysos stirbt jährlich mit der Sonne und dem Sommer, opfert sich insofern freiwillig, wird aber im Frühling wieder verjüngt. Und so wird er einst am Ende der Zeit und alles irdischen Daseyns die erlöste Menschheit als Ariadne zum Himmel zurückführen.

Bei Plutarch in dem verwahrlosten Buch von den Flüssen wird erzählt: Der indische König Hydaspes buhlte unwissend mit seiner Tochter Chrysippe und stürzte sich, nachdem er sie hatte kreuzigen lassen, in den Fluss, der von ihr den Namen erhielt. Der Sinn ist kein anderer als: Der Himmel buhlt mit der Erde oder das Ewige mit dem Endlichen, woraus erst der Strom der Menschheit hervorgeht. Der von seiner Tochter verführte Hydaspes ist dasselbe, was der von Aphroditen entführte Phaethon.

Die gekreuzigte Chrysippe erinnert noch an eine andere ganz hierher gehörige Mythe. Nach Apollodor III. 14. 7. Hygins Fabeln 130. und dessen Astron. II. 4. 25. war Erigone die schöne Tochter des Ikarios. Dionysos verliebte sich in sie, verführte sie in Gestalt einer Traube und liess ihrem Vater ein

Fass Wein zurück. Als aber einmal Bauern hinter das Fass kamen, sich betranken und den Wein wegen seiner starken Wirkung für Gift hielten, erschlugen sie den Ikarius. Vom treuen Hunde Mera geleitet, fand Erigone ihres Vaters Leiche und erhing sich. Da wurde sie zum Sternbild der Jungfrau, ihr Hund der Sirius, ihr Vater das Bärengestirn. Sirius beginnt die Hundstage unmittelbar nach der Sommersonnenwende. Es ist die Zeit, in welcher die lichte Jahreshälfte in die dunkle übergeht. Derselbe Moment, in welchem das Ewige zeitlich wird und nach der neuplatonischen Lehre die gefallenen Geister aus dem Himmel durch die Milchstrasse zur Erde niedersteigen.

Nonnus selbst theilt im 26. Buch seiner Dionysien eine Genealogie des Hydaspes mit, die im Begriffe übereinstimmt. Hydaspes nämlich ist Bruder der Iris (des Regenbogens) und Sohn der Elektra (der Helle, des Glanzes, Aethers). Er kommt also wie die Iris vom Himmel herab und bezeichnet den Sündenfall, während seine Schwester den Himmel oben und die niedere Welt unten vermittelt. Da bekanntlich auch eine der Plejaden Elektra heisst, von der gesagt wird, dass sie aus Verzweiflung über den Brand von Troja sich von ihren Schwestern entfernt habe und als Komet umhergeschweift sey, ist es gewiss merkwürdig, dass auch hier bei Nonnus eine Elektra als Mutter über den verbrannten Sohn weint.

5.

Aphrodite.

Die Aphrodite der Griechen, die Venus der Römer, stand bekanntlich allen Liebeswerken vor, jedoch nicht in dem mütterlichen Sinn einer göttlichen Hausfrau der Natur, die für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts Sorge trägt, sondern nur im Sinn des Liebestriebes, der Begierde, die nach individueller Befriedigung strebt, ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl oder die Rechte anderer. Es war natürlich, dass Griechen und Römer diese Göttin bald edler, bald gemeiner und niedriger auffassten, je nachdem edlere Naturen die Liebe höher auffassten oder der gemeine Haufen nur thierische Lust suchte. Abgesehen vom gewöhnlichen Cultus der Göttin, gewann sie

Europa gegen ſich hatte. Klugheit, Kraft, Gerechtigkeit und Erfolg waren auf Seite Rußlands.

England verſtand ſich zwar unter Canning zu einer den Griechen günſtigen Vermittlung, allein theils war dieſelbe nur ſehr bedingt, da in England auch der menſchenfreundlichſte Miniſter die Humanität immer dem engliſchen Intereſſe nachſetzen muß, theils ſtarb er zu früh, und ſein Nachfolger, der Herzog von Wellington, war wieder ein entſchiedner Türkenfreund und that den Griechen ſo viel Abbruch, als es nach den von Canning begonnenen Unterhandlungen nur noch möglich war. Dieß iſt indeß weniger ihm vorzuwerfen, als überhaupt der alten eingefleiſchten engliſchen Politik, die immer nur vom Egoismus ausgegangen iſt, daher auch die Mehrheit der engliſchen Nation mit Wellington ganz übereinſtimmend dachte. England ſtrebt auf alle Weiſe, ſich die Herrſchaft der Meere zu ſichern, und es iſt ihm gelungen, dieſelbe ſeit geraumer Zeit im Mittelmeere zu erhalten. Hier gebieten ſeine Flotten, durch den Beſitz von Gibraltar, Malta und Corfu unterſtützt. In langen Kriegen hat es die ſpaniſche und franzöſiſche Seemacht ſo ſehr geſchwächt, daß ſie nicht entfernt mehr mit der engliſchen concurriren können, und die italieniſche und türkiſche Seemacht iſt durch den Verfall dieſer Länder zur gänzlichen Unmacht herabgeſunken. Nur das an Hülfsquellen unerſchöpfliche und mächtig aufſtrebende Rußland kann England im Mittelmeere gefährlich werden, wenn es durch die Eroberung von Conſtantinopel die Dardanellen gewinnt und ſeine Herrſchaft bis an die Küſten des Mittelmeeres ausdehnt. Eben ſo kann ihm Griechenland gefährlich werden, wenn es ein neuer mächtiger Staat werden und ſeine günſtige Lage für den Seehandel und die Errichtung einer Seemacht benützen ſollte. Aus dieſem

Göttin Ceridwen, und so vieler dämonischer Frauen in unserer reichen Märchenwelt.

Nicht ganz darf übersehen werden, dass die Geburt der Aphrodite auch mit einem Fall vom Himmel zusammenhängt. Es ist bekannt, dass ihr Name von ἀφρός, dem Schaum des Meeres, hergeleitet wird, aus welchem sie geboren wurde, nachdem Uranus durch seinen Sohn Chronos unfähig gemacht worden war, in seinem maasslosen Schöpfungsdrange fortzufahren. Das ihm abgeschnittene Zeugungsglied fiel vom Himmel in's Meer, so dass dieses schäumte und die Göttin der Liebe gebar. Hesiod, Theog. 190. In diesem merkwürdigen Schöpfungsmythus ist der Grundgedanke, es sey ursprünglich eine schöpferische Urkraft ohne Maass und ohne Vernunft thätig gewesen, bis ihr durch Chronos, d. h. die Zeit, die Zeitmessung, durch den geordneten Lauf der Gestirne, die Harmonie der Sphären, ein Ziel gesetzt worden sey. Damit wird die Entstehung der organischen Natur, der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt, in Verbindung gebracht, die nicht eher vor sich gehen konnte, als bis das Chaos geordnet, der Sturm der rohen Urelemente gebändigt, das Gebirge erstarrt, das Meer geebnet, das unterirdische Feuer gedämpft war. Die Schöpferkraft musste gehindert werden, ferner noch unorganische Massen hervorzubringen. Nur noch in der organischen Natur sollte künftighin fortgezeugt werden. Nun ist Aphrodite die Personification dieses Productionstriebes in der organischen Natur.

Sofern die organische Natur sich in unzählige Gattungen, Arten und Individuen vertheilt und nicht so ungeheure geschlossene Massen bildet, wie die unorganische, vertheilt sich auch jener Liebestrieb und deshalb ist Aphrodite die Allbuhlerin Pandemos, die sich allem Volk hingibt. Wenn man darunter im gemeinen Leben auch nur die göttliche Vorsteherin jener zahllosen Anstalten der Luderlichkeit verstand, die sich in Vorderasien und im Süden Europas von Babylon bis Gades fortpflanzten, so schliesst das doch nicht aus, dass die Allbuhlerei auch in einem mystischen Sinne verstanden wurde. Der Sinn geht noch deutlicher aus dem nordischen Mythus von der Liebesgöttin Freya hervor, von der nämlich ausgesagt wird, sie habe mit allen Alven gebuhlt. Die Alven oder Elben und Zwerge bedeuten nun im altgermanischen Volksglauben die

Genien der organischen Natur, und nur durch die Verbindung derselben mit der Liebesgöttin wird der Fortzeugungsprozess in der organischen Natur motivirt. Ein ähnlicher Gedanke spricht sich in einem indischen Mythus aus, welcher dem von der Verführung des Brahma durch die Maya parallel läuft. Brahma nämlich, so heisst es, theilte sich in zwei Hälften, eine männliche und weibliche. Da ergriff die männliche Hälfte Begierde nach der weiblichen. Die weibliche war schamhaft und suchte sich seinem Ungestüme zu entziehen, indem sie sich in eine Kuh verwandelte. Er aber wurde nun ein Stier. Sie nahm nacheinander die Gestalt aller Thiere an, bis zur kleinsten Ameise, er aber auch und so erzeugte er mit ihr alle Gattungen von Thieren auf der Welt. Asiat. researches VIII. 441. Im Grunde gehört die Zerstückelung des Osiris und Zagreus derselben Symbolik an. Denn auch sie drückt nur die Vertheilung des organischen Lebens an zahllose Individuen aus.

Man hat die Aphrodite unter dem Namen Urania veredelt und ihr den Charakter reiner und himmlischer Liebe neben dem der gemeinen sinnlichen Liebe beigelegt. Der letztere bleibt bei ihr aber immer der vorherrschende. Sie ist vom Himmel gefallen und gehört mit allem organischen Leben nur unserer irdischen Natur und der Zeitlichkeit an. Sie wirkt nur im Vergänglichen und steht daher der jungfräulichen Göttin Athene gegenüber, in der allein ein Princip des Ewigen liegt. Ein anmuthiger Mythus bei Nonnus XXIV. 237 f. erzählt, Aphrodite habe die Athene beneidet, weil die letztere die vollkommenste Weberin gewesen sey. Sie habe daher auch zu weben angefangen, um es ihr gleichzuthun, und sey dabei so eifrig gewesen, dass sie alles andere darüber vergessen habe. Da sey in der Welt keine Liebe mehr zu finden gewesen, die Fortpflanzung habe still gestanden und Hermes sey abgeschickt worden, die Verlorene zu suchen und dringend um Rückkehr zu bitten. Er habe sie gefunden, sie aber habe ihn nicht beachtet und fort und fort gewebt, bis es ihm gelungen sey, sie durch Spässe zum Lachen zu bringen. Da habe sie den Faden aus den Händen gleiten lassen und das Webegeschäft aufgegeben, um dem Hermes zu folgen. Der Sinn kann hier wohl kein anderer seyn, als dass Athene die ewigen Seelen webt, Aphrodite aber nur den vergänglichen Leib.

Man darf vielleicht die Aphrodite auf die Titanide Dione zurückführen, mit der sie auch identificirt wird, oder der man sie zur Tochter gibt. Indem diese Dione bald zur Gemahlin des Chronos (Eusebius, präp. Evang. I. 10), bald des Tantalus (Hygin, fab. 9) gemacht wird, gehört sie mit dem erstern der Zeitlichkeit an und ihre Verbindung mit dem letztern weist deutlich auf das Unbefriedigende in allem Zeitlichen hin. Wie Tantalus immer nach Genuss schmachtet und ihn doch nicht findet, so bleibt auch die irdische Liebe, die hier in der Dione personificirt erscheint, eben so ungenügend für das ewige Bedürfniss, wie die Weberei der Aphrodite.

Zur weitern Bestätigung unserer Voraussetzungen in Bezug auf die mystische Bedeutung der Aphrodite dient noch, dass sie auch in den Mythus von Phaethon eingreift. Nach Hesiod, Theogonie 975. wurde der junge Phaethon von Aphroditen entführt. Nach dem gewöhnlichen Mythus war es die eigene Eitelkeit, die ihn verlockte, den Sonnenwagen zu besteigen, mit dem er herabstürzte. Hier nun heisst es, die Liebesgöttin habe ihn entführt. Da jedoch diese Göttin die Täuscherin ist, so bleibt der Sinn der nämliche.

Bekanntlich führt der Planet, der in der Richtung zur Sonne uns am nächsten steht und den wir daher vorzugsweise in der Nähe der Sonne vor deren Auf- und nach deren Untergang als Morgen- und Abendstern sehen, den Namen Venus und wird mit der Liebesgöttin identificirt. Auch das hat einen mystischen Sinn. Jener Stern verbindet theils die Sonne mit der Erde, theils Tag und Nacht, an deren Grenze er gesehen wird. Bei den alten Persern heisst der Stern Anahid und nach ihrer im Avesta enthaltenen Lehre war es das Amt dieser Göttin Anahid, die himmlischen Seelen mit dem irdischen Leibe in der Geburtsstunde zu verbinden, in der Todesstunde wieder vom Leibe zu scheiden, dieselben aber in der Wiedergeburt nochmals zu vereinigen. Rhode, die h. Sage S. 276. Die Perser nannten die aus dem Himmel stammende Seele Ferver. Der Glaube an sie ist auch auf die alten Griechen übergegangen. Ihre Grabgenien scheinen darauf Bezug zu haben und nicht immer blos im Allgemeinen den Genius des Todes, dem die Fackel senkenden Hesperos nachgebildet, oder Maneros, die Liebe noch im Tode zu bedeuten, sondern oft

auch der Genius einer bestimmten Person zu seyn. So der Genius Amphidromius, dessen Fest die Griechen je am fünften Tage nach der Geburt eines Menschen feierten. Vergl. Creuzer, Symbolik IV. 449. Indessen haben die Griechen die Genien doch anders aufgefasst als die Perser. Wir finden nie, dass sie die Psyche doppelt gefasst hätten, als die den irdischen Leib belebende Seele und zugleich als den ausserhalb des Leibes fortexistirenden Genius. Die Genienlehre bildete sich erst bei den Römern auf eine luxuriöse Weise aus, aber nicht mehr im Sinn und Geist der alten Mysterien, sondern im Dienst des Despotismus. Die Genien der Kaiser und Kaiserinnen reihten sich unter die Götter ein.

6.

Der Gottmensch.

Nachdem wir die dem dionysischen Spiegelbetrug parallel laufenden Mythen verglichen haben, kehren wir zu Dionysos selbst zurück. Dieser Gott erschien in den Mysterien, die seinen Namen tragen, gereinigt von allem Makel der Sünde dadurch, dass seine Erniedrigung nicht nur als eine freiwillig übernommene Busse, sondern auch als das einzige Mittel gedacht wurde, durch welches er, selber in sie eingehend, die Menschheit erlösen sollte. Dionysos blieb der sündige Gott, wurde aber dadurch Mensch, um die Menschheit zu erlösen und zur Gottheit zu erheben. Der entscheidende Grundgedanke ist hierbei, dass Gott als solcher gar nicht vermocht hätte, was er erst als Mensch vermag, um wie viel höher auch immer die Gottheit steht als die Menschheit. Gott erniedrigt sich zum Menschen durch die Sünde, leidet insofern den Tod als Gott; aber seine Sünde wandelt sich im Leiden in ein Martyrium und heiliges Opfer um, wodurch allein es ihm erst möglich wird, die Menschheit zu erlösen, ja alles in der Sünde Geschaffene, die ganze Natur, jetzt erst ideal zu verklären. Schon in einer gewissen Annäherung an die Grundidee des Christenthums muss Dionysos durch seinen Tod der ewigen Gerechtigkeit Genüge leisten, bevor die ewige Liebe in ihm die freieste Wirksamkeit entfalten kann. Das spezifisch Heid-

nische, was in dieser Mysterienlehre noch zurückbleibt, ist die Sündhaftigkeit Gottes, der Spiegelbetrug des Dionysos.

Im 5. Buch der Dionysiaka des Nonnus heisst es, alle Götter hätten sich in die schöne Persephone verliebt und ihre Mutter Demeter habe sie vor ihren Nachstellungen in eine tiefe Höhle verborgen, Zeus aber sey in Schlangengestalt zu ihr geschlichen und habe mit ihr den Zagreus gezeugt. Dieser sey in der Höhle geblieben und während er sich einmal im Spiegel besah, von den Titanen zerrissen worden. Nur das noch lebendige Herz des Knaben habe Athene dem Zeus gebracht. Zeus, heisst es weiter, schmetterte seine Blitze so wüthend unter die Titanen, um sie für den Mord seines Kindes zu bestrafen, dass die ganze Erde in Brand gerieth. Der Meergott musste die Sündfluth schicken, um das Feuer zu löschen. Nur Deukalion blieb übrig und gründete ein neues Menschengeschlecht. Nach einer andern, aber ganz folgerichtigen Auffassung entstand überhaupt das Menschengeschlecht erst jetzt aus der Asche der verbrannten Titanen. Nach den orphischen Fragmenten.

Zeus gibt das Herz des Zagreus nach denselben Fragmenten (Lobek S. 561), was bei Nonnus fehlt, der schönen Semele zu essen und diese wird davon Mutter des Dionysos. Auf diese Weise erscheint Dionysos nur als der wiedergeborene Zagreus und darum heisst er der zweimal Geborene. Wenn ihm diese Doppelgeburt auch als Weingott zukommt, sofern der Wein einmal in der Traube und dann wieder unter der Kelter erzeugt wird, so ist doch der Wein hier nur symbolisch aufzufassen. Der erste Dionysos oder Zagreus muss sterben und den Titanen, d. h. den chaotischen Elementargewalten sich opfern, damit die neue höhere organische Welt erblühen könne, in der er als Dionysos wiedergeboren wird. In dieser zweiten Geburt heiligt er die Erde zur Fruchtbarkeit und nachdem sie im Wasser untergegangen ist, lebt sie wieder auf und trägt den Weinstock. Nach dem natürlichen Recht musste, nachdem die Titanen durch Zeus und die Götter getödtet waren, dieser Mord auch wieder durch den Tod eines Gottes gesühnt werden und das war Zagreus, nach einer ältern ägyptischen Vorstellung Osiris. Vergl. Creuzer, Symbolik IV. 116. Der Grundgedanke war, der Gott musste in Stücken gerissen und

selbst Materie werden, indem er zur organischen Natur wurde und doch das Wesen der Gottheit insofern behielt, als er in der Menschheit aus der Materie wieder zur Gottheit emporstieg.

Die Doppelseitigkeit des Gottmenschen ist mit bewunderungswürdiger Consequenz im Mythus vom Dionysos durchgeführt. Schon sein Beiname Dithyrambus (der durch zwei Thüren geht) beweist es und zwar in allen den verschiedenen Erklärungen zugleich. Man bezieht das Sinnbild theils auf seine Geburt, theils auf seine Doppelbeziehung zu Materie und Geist, wie zu Ober- und Unterwelt, wie auch zu den beiden Jahreshälften. In Bezug auf seine Geburt fasst man ihn zunächst in profaner Weise als Weingott auf und erklärt die Doppelgeburt aus dem Reifen des Safts in der Traube und dann wieder aus der Geburt des Weins aus dem Fasse, wenn nicht schon aus der Kelterung. In der Mysterienlehre hat die zwiefache Geburt des Gottes natürlicherweise einen viel tiefern Sinn.

Diesen tiefen Sinn versteht man erst, wenn man den Spiegelbetrug des Gottes mit dem Gelüsten seiner Mutter Semele vergleicht. Semele, die irdische Geliebte des höchsten Gottes Zeus, empfand ein unwiderstehliches Gelüsten, ihren Liebhaber einmal in der ganzen Macht und Fülle seiner Göttlichkeit zu sehen. Indem er aber ihren Wunsch erfüllte und im Feuer (als Gott des höchsten Feueräthers, hier nicht als blosser Gott im Donner und Blitz) sie umarmte, musste sie verbrennen und nur ihr erst in Flammen geborenes Kind, den jungen Dionysos, rettete Zeus, indem er es in seiner eignen Hüfte barg. Wie nun aber Semele sich gesehnt hatte die Gottheit zu sehen, so verliebte sich ihr göttlicher Sohn in die Schönheit der irdischen Welt. Sie strebte zum Himmel, der ihr unzugänglich war, wenn sie nicht selbst vernichtet werden sollte, und der göttliche Sohn strebte zum Irdischen und musste ebenfalls vernichtet, d. h. wie wir oben sahen, von den Titanen zerrissen werden.

Aber auch wieder dieser sein Tod wurde doppelseitig aufgefasst. Dionysos als Zagreus muss als ein Geist gedacht werden, der, weil er sich zur Materie herabliess, von der Materie verschlungen wurde. Das täuschende Bild einer idealen, organischen und in ihrer letzten Vollendung mensch-

lichen Natur verführte ihn; aber die wirkliche Natur entsprach diesem schönen Bilde noch nicht, sondern bestand nur aus rohen Massen und Gewalten der Elemente (Titanen) und erst musste er von diesen vernichtet seyn, ehe aus der Mischung des Geistigen oder Göttlichen mit der Materie eine neue höhere Natur, nämlich der Organismus und aus ihm der Mensch hervorgehen konnte.

Zagreus-Dionysos wurde von den Griechen als Stier aufgefasst. Dieses Sinnbild entspricht dem persischen Urstier, aus dessen Tode, wie früher schon gezeigt ist, die Vegetation und überhaupt die organische Natur hervorging. Allein dieser persische Stier ist doppelt und in entgegengesetztem Sinn aufgefasst worden. Im Avesta wird dieser gute und göttliche Stier vom bösen Ahriman umgebracht, wie Zagreus von den Titanen. In den spätern Mithras-Mysterien ist es dagegen der Gott Mithras und in römischer Fassung ein göttlicher geflügelter Genius, der den Stier schlachtet, wie Odin den Riesen, so dass der persische Stier im ersten Falle ein der Materie geopfertes geistiges Princip, im zweiten Falle die dem Geist zum Opfer gebrachte Materie bedeutet.

Damit hängt die zweifache Stierbildung in der griechischen Symbolik zusammen. Der Stier Hebon mit dem Menschengesicht bedeutet die Erhebung des Thierischen zum Menschlichen, der Mensch Minotauros mit dem Stiergesicht dagegen die Erniedrigung des Menschlichen zum Thiere.

Das Doppelwesen in Dionysos bezieht sich auch auf den Dualismus in der Zeit oder auf die beiden Jahreshälften, denn Tod und Wiedergeburt wiederholen sich in jedem Jahre als Vorbilder des künftigen grossen Welttodes und einer neuen Weltgeburt. Deshalb heisst es, Zeus habe in Schlangengestalt mit der Persephone den Stier Zagreus gezeugt. Das ist die bekannte Symbolik, nach welcher die Schlange des Winters den Stier des Sommers zeugt, und umgekehrt. Man verlegte die Geburt des Dionysos in die Wintermitte. Deshalb heisst es, das neugeborene Kind sey von der eifersüchtigen Here in immergrünen Epheu, das Sinnbild des Winters, versteckt worden. Scholiast zu Euripides, Phön. 651., oder das Kind sey in ein Böcklein verwandelt worden. Apollodor III. 4. 3.

Das weist auf das Zeichen des Steinbocks oder der Wintersonnenwende hin.

Es tritt jedoch noch ein neuer, ausschliesslich griechischer Gedanke in die Mysterienlehre ein, nämlich der ästhetische. Die Griechen allein hatten soviel Sinn für Schönheit, um einen so genialen Gedanken fassen zu können. Die Erlösung, die von Dionysos ausgeht, darf sich nach griechischer Ansicht nicht blos auf die Menschen beschränken, welche durch Einweihung in die Mysterien geläutert und nach ihrem Tode ewiger Seligkeit theilhaftig werden sollen, sondern sie erstreckt sich auf alles Geschaffene, über die ganze Natur. Die ganze Erde und alle auf ihr lebenden Kreaturen sollen in der Wiedergeburt verschönert und idealisirt werden. Das Verdienst, diesen Gedanken zuerst erkannt zu haben, gebührt Emil Braun in seiner griechischen Götterlehre S. 487. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird aber überall durch die ungeheure Masse antiker Grabdenkmäler, Basreliefs auf Sarkophagen und gemalten Bildern auf Grabvasen bestätigt, welche durchgängig dem dionysischen Mysterienkreise angehören und die bezeichneten Grundgedanken ausdrücken.

Die Griechen machten aus der Natur und auch aus dem Menschen freilich kein solches Ideal, wie es der moderne Geschmack, der sich mehr an romantische Traumbilder und an die Landschaft hängt, geschaffen haben würde. Sie hielten sich vielmehr an die plastische Form und fühlten ein ästhetisches Gesetz in allen Gestaltungen der organischen Natur mit einem feinen Sinne durch, der uns Neuern fast gänzlich abgegangen ist. Dieses Gesetz aber erkennen wir in der Art, wie überall in den Bildwerken des dionysischen Gräbercultus die Pflanzen- und Thierformen modificirt, veredelt und nicht selten auch scheinbar unnatürlich und doch mit vollkommen richtigem ästhetischen Gefühl componirt sind. Schon vor Braun hat Winckelmann einzelne Züge dieses idealen Organismus in den unvergleichlichen Kunstwerken der alten Hellenen erkannt, wenn auch nicht die strenge innere Consequenz in diesem ganzen Kunstgebiet.

Die griechische Kunst spiegelte genau die Mysterienlehre selbst ab. Pflanze, Thier, Mensch konnten nicht ins Göttliche idealisirt werden, ohne dass auch das Göttliche ins Menschliche,

das Menschliche ins Thierische und Pflanzliche hinabgezogen wurde, daher neben jenen wundervollen Arabesken von phantastischen Blumen und Thieren, aus denen uns ein höherer Genius wie aus einer andern Welt des Geistes entgegen lächelt, wieder die göttliche Gestalt des Dionysos mit thierischen Merkmalen oder pflanzlichen Zügen der Physiognomie, Liniamenten von Weinlaub am Körper oder selbst am Gesicht, ohne dass dadurch sein göttliches Wesen erniedrigt erscheine. Mit einem Wort, Natur und Geist durchdringen sich hier in einer vormals nie dagewesenen Gestaltenwelt.

Bewunderungswürdig ist eine Terracotte bei Braun, Griech. Myth. 482., auf welcher das Bacchuskind aus einem Arabeskenbusch hervorwächst, von knieenden Satyrn mit Jubel begrüsst. Es ist der personificirte Frühling und zugleich das Sinnbild jener geheimnissvollen Zauberei, die aus der anorganischen Natur, aus der finstern und todten Erde alle Wunder der organischen Natur erweckt und zum Himmel wie durch Heimweh emporwachsen lässt. In diese Symbolik gehört auch die reizende Schilderung der Insel, auf welcher schöne Mädchen im Boden wurzeln, aus deren Fingern traubenvolle Reben sprossen und deren Kuss trunken macht, bei Lucian, wahre Geschichten I. 8.

Auch der Missform, die nothwendig ist in der Natur, wird in jener idealen Gestaltenwelt Rechnung getragen und zwar immer unter der Bedingung eines geistreichen Humors. Das ist von der Schulpedanterei am wenigsten verstanden worden, weshalb sich noch bis auf die neueste Zeit der Wahn fortgepflanzt hat, die Silene und Satyrn sollten nur rohe spassmachende Bauern bedeuten, statt jenes seligen Volks von Nysa oder jener langlebenden Hyperboreer, welche sie wirklich darstellen.

Der eigentliche Grundbegriff des Dionysos ist das Wachsthum nicht blos im Sinn des Entstehens aus Nichts, oder der Wiedererneuerung, sondern auch im Sinn der Veredlung und Verschönerung, der Tendenz zum Idealen. Schon Winckelmann ahnte dieses ästhetische Geheimniss in der Plastik des dionysischen Kreises, indem er mit Vorliebe den Ausdruck Gewächs für Gestalt wählte. Die Vegetation bildet die Grundlage alles organischen Lebens, deshalb erscheint Dionysos ganz mit ihr verwachsen. Er heisst *Βίκχος*, der Kranz, *φιλοστέ-*

φαος, der Kränzeliebende, *ἀνθιος*, der Schönblühende, *δενδρίτης*, der Baumgott. Seine Hauptattribute umfassen die ganze Vegetation. Denn der Thyrsus ist die Knospe, vergrössert zum Pinienzapfen, der erste noch verschlossene Keim im Winter, daher auch vom immergrünen Epheu umrankt. Die Weintraube dagegen macht den Schluss der ganzen Vegetation als deren höchste und geistigste Vollendung im Herbste. Sofern auch Demeter und Persephone Gottheiten der Saaten sind, mussten sie dem Dionysos verwandt werden. Demeter galt nach Diodor III. 69. und Persephone nach demselben Autor III. 63. für seine Mutter. Weil ihm die aus der Erde wachsende Vegetation zukommt, zählte man ihn zu den chthonischen Gottheiten, Hesychius III. 1573. und man glaubte ihn als die in der Erde wirksame Sonnenkraft von dem Apollo, als der frei am Himmel schwebenden Sonne unterscheiden zu müssen, Macrobius, Sat. I. 18. Als Gott der Vegetation verlieh Dionysos den Töchtern des Anios, alles, was sie berührten, in Wein, Getreide und Oel zu verwandeln. Tzetzes zu Lykophron 540. Diodor V. 62. Ovid, Met. 13. 640. Nach einem Sohn desselben Anios heisst eine der griechischen Inseln Andros, auf welcher der Gott einen Fluss von lauter Wein entspringen liess. Derselbe quoll aus einer Fülle von Trauben und an seinen Ufern wuchsen statt des Schilfes Thyrsusstäbe. Philostratos, Gemälde I. 25. Ueber die mannigfachen Beziehungen des Gottes zur Pflanzenwelt vergl. noch Braun, Griech. Götterlehre 549 f.

Der Acker- und Gartenbau erhält die höchste Bedeutung in den dionysischen Mysterien auf doppelte Weise. Sofern das in die Erde gesenkte Saatkorn und das Aufsprossen der verjüngten Saat im Frühling den Tod des Leibes und die Wiedergeburt der Seele in einen neuen Leib bedeutete, hängen die Mysterien des Dionysos mit denen der Persephone und der Demeter zusammen. Einen ganz eigenthümlichen Charakter aber behaupten sie, sofern durch den künstlichen Anbau des Menschen wie durch eine göttliche Macht die blos natürliche Vegetation veredelt wird. Die Idealisirung der Natur geht augenscheinlich unter den Händen des Menschen vor sich, wenn durch geschickte Behandlung Blumen und Früchte, welche die Natur selbst nur einfach und roh erzeugt, in wunderbarer Weise vergrössert, verfeinert, verschönert

Grunde nun iſt England eben ſo ſehr gegen einen Krieg der Ruſſen mit den Türken, in welchem die letztern geſchlagen und unterjocht werden müſſen, als gegen die Emancipation der Griechen; es wünſcht vielmehr, daß hier Alles im alten Zuſtande bleibe, der ihm ſo bequem iſt.

Allein wie ſich in dieſer Sache Alles für Rußland günſtig geſtaltete, eben ſo ungünſtig für England. Gewalt konnte nichts helfen. Erſtens gab Rußland durch ſein Benehmen den Engländern auch nicht den mindeſten Grund zu einem Kriege, da es mit eben ſo viel Großmuth als Klugheit gegen England jede Rückſicht beobachtete. Sodann hätte England nichts weiter thun können, als die ruſſiſchen Flotten zerſtören; auf dem feſten Lande würde Rußland dennoch geſiegt und dann, ohne Zweifel mit Recht, Conſtantinopel erobert und behalten haben. Auf Oeſterreichs Mitwirkung konnte England nicht rechnen, da dieſer Staat ſtrenger als jeder andere den Grundſatz des europäiſchen Friedens feſthielt, und auch im entgegengeſetzten Falle durch Preußen und Frankreich paralyſirt worden wäre. England mußte ſomit jeden Gedanken an Gewalt bei Seite ſetzen und ſich darauf beſchränken, auf dem Wege der Unterhandlung die Erfolge der Ruſſen und Griechen zu hemmen. Auf dieſem Wege aber hatte es, zum großen Nachtheil ſeiner Politik, einige Fehltritte gethan. Es hatte in der voreiligen Schlacht bei Navarin ſeinen türkiſchen Freunden ſelbſt den empfindlichſten Streich verſetzt, und obgleich es dieſen Handſtreich desavouirte, ſo befand ſich England dennoch in der bedenklichen Lage, einerſeits die Türken mißtrauiſch gemacht, andrerſeits ſich mit den andern Mächten zur Pacification Griechenlands ſchon zu weit eingelaſſen zu haben, um mit Anſtand zurückzutreten. Die Folge davon war, daß die Pforte

und sogar vergeistigt werden. Denn was ist das höchste Produkt der Vegetation, die von menschlicher Kunst unterstützt wird, die eigentliche Quintessenz der Vegetation, was ist der Wein anderes als Geist?

Dionysos geht auch in die Thierwelt über, um sie zu veredeln. Die Extreme des Thierischen, die Beschränktheit, die gemeine Sinnlichkeit und die Wuth haben im dionysischen Kreise ihre Vertreter. Neben dem rein Thierischen, welches sogar in den Panen und Pappositenen noch karrikirt erscheint, macht sich überall die Tendenz geltend, das Thier zum Menschen zu erheben, z. B. in den edlern Formen der Satyrn, Silene und Kentaurn. Es kommt dies einer Erlösung der Thierwelt gleich, die sich zur Menschenwelt erhebt, vorbildend die Erlösung der Menschheit, die sich zur Gottheit erheben soll. Es handelt sich um eine Erlösung der ganzen Natur in der Form der Idealisirung. Darin unterscheidet sich das plastische Gefühl der Griechen von der mehr romantischen Gefühlsweise der christlichen Zeiten. Die letztere nämlich lässt gern den seligen Geist über dem todten Körper schweben. Jene vermag keins vom andern zu trennen, sondern lässt beide vereint dem höchsten Ziele zustreben.

Es war einer der sinnigsten Gedanken der Griechen, den Dionysos, nachdem er die ganze organische Natur, die in der schönen Ariadne personificirt ist, erlöst hat, noch einmal in den finstern Hades hinabsteigen zu lassen, um seine Mutter Semele herauszuholen und in den Himmel einzuführen. Pausanias II. 31. 2. Dargestellt auf einem schönen Vasenbilde bei Gerhard, Berlins antike Bildwerke S. 226. Vergl. Böttiger, Kleine Schriften II. 371. Das heisst die Wurzel des irdischen Baumes ausheben, um ihn in den Himmel zu verpflanzen.

Sehr merkwürdig ist auch, dass Dionysos den mürrischen Hephästos trunken macht und sich seiner in diesem Zustand bemächtigt, um ihn in den Himmel, aus dem ihn Here herabgeschleudert hat, wieder einzuführen. Eine Scene, die öfter auf Vasenbildern vorkommt, vergl. Braun, Griech. Myth. 531. Braun sieht darin die „Ausgleichung des grossen Zwiespalts, der die himmelanstrebenden Kräfte des Weltalls und das an die Materie gebannte, ihr mit Leidenschaft ergebene und in

selbstsüchtiger Abgeschiedenheit verharrende Erdenleben ewig auseinander hält.“ Man kann es auch als die endliche Versöhnung des prosaischen Philisterthums mit der Poesie bezeichnen, eine Versöhnung, die leider auf dieser Erde unmöglich ist.

7.

Die hohe Bedeutung des Weins in den dionysischen Mysterien.

Wie in den Eleusinien das Saatkorn die bedeutendste Rolle spielt, so in den Dionysien der Wein. Das ist das äussere Zeichen eines tiefgreifenden Unterschiedes in den Grundbedingungen, welche auf die Mysterien der Hellenen Einfluss übten.

An den Ackerbau knüpfte sich der Sinn für Ordnung und Gesetz, ohne welche die Feldwirthschaft nicht gedeihen kann. Zunächst der Familiensinn, weil er die Menschen an die Scholle bannt. Der herumziehende Nomade mag das Leben eines Don Juan dem geordneten Familienleben vorziehen, weil ihm bei häufiger Ortsveränderung die Familie zur Last fällt; der Ackerbauer schliesst sich gern in einer ihm treuen und hülfreichen Familie ab. Der Besitz des Bodens hat Grenzen, deren Ausmessung ein festes Recht begründet. So keimt aus dem Feldbau nicht nur die dem Menschen nothwendige Nahrung, sondern auch Recht und Gesetz, insbesondere das eheliche Recht- und Pflichtverhältniss, das Ehegesetz, daher in der altdeutschen Sprache Ehe und Gesetz ein Wort waren, zusammenfallend in Echt. In den Eleusinien nun wurde die Erfindung des Ackerbaues und die Heiligung der Ehe zugleich gefeiert, und die Hauptgottheit, der die Huldigungen galten, war Demeter, die Mutter schlechthin, welche erst die Römer einseitiger in der Bedeutung der Getreidegöttin aufgefasst haben. Bachofen hat in seiner schätzbaren Gräbersymbolik, wie auch in seinem noch grössern Werk über das Mutterrecht, den Gesichtspunkt klar bezeichnet, unter welchem man die Alterthümer der Agricultur zugleich als ältesten Rechtsboden zu betrachten hat, und er hebt dabei das Uebergewicht des Mütterlichen und überhaupt weiblichen Princips hervor. Der

Ackerbauer ist zunächst an die Erde gewiesen, als an die grosse Mutter, von deren Geburten seine Existenz abhängt.

Anders die Dionysien. In ihnen lebt der Gedanke der Saturnalien fort, welcher nicht aus der Àgricultur, sondern aus der Sternkunde hervorgegangen ist und sich nicht mit weiblicher Resignation an Einschränkung, Pflicht und Gesetz bindet, sondern mit männlicher Lust durch alle Schranken bricht und Freiheit und Gleichheit verkündet. Wir kennen bereits den Grundgedanken der Saturnalien, die zauberische Verwandlung zeitlicher Beschränkung in die ewige Freiheit, das Aufhören aller irdischen und zeitlichen Rangstufen, die Gleichheit aller Wesen. Dieselbe Freiheit und Gleichheit nun herrschte bei der Feier der Dionysien und wurde hauptsächlich durch den Wein vermittelt und versinnbildet. Die geistreichen Griechen gelangten von den rohesten Anfängen des Ackerbaus zur reichen Ideenfülle der Eleusinien, und ebenso von den rohesten Anfängen des Weinbaus zu den Idealen der dionysischen Seligkeit. Der Wein aber wurde hier der Vermittler und das Symbol. Denn der Wein macht selig und auch alle Menschen gleich. In der Trunkenheit wird der Mensch in eine andere Welt versetzt, erhebt er sich über seine gemeine Wirklichkeit, lebt wenigstens auf Augenblicke wieder im goldenen Zeitalter. Es ist freilich nur eine Täuschung, sagt Pindar (Bruchstücke nach Heynes Ausgabe III. 107.):

> Wenn die kummerbelastenden Sorgen
> Fliehen aus der Brust des Menschen,
> Schiffen sie im Meer der goldreichen Fülle
> All' hin zum Strande der Täuschung.
> Der Arme wird reich, der Reiche
> Durch neuen Reichthum bereichert,
> Das Herz von den Pfeilen des Weinstocks gebändigt.

Aber es ist eine erfreuliche, tröstende Täuschung im Gegensatz gegen die erste Täuschung, durch welche Dionysos zum Hinabsinken aus dem Geisterreich in die grobe Materie verführt wurde. Es ist der Becher der Wiedergeburt, aus dem man Vergessenheit der irdischen Wirklichkeit trinkt, um sich zum seligen Himmel zurückzuträumen. In diesem Sinn hatte der Wein bei den Dionysosfesten schon eine sakramentale

Bedeutung, den einer Transsubstantiation aus dem Zeitlichen ins Ewige, aus dem Irdischen ins Himmlische.

Die Dionysien hatten aber auch eine politische Bedeutung. Der Wein macht alles gleich und so war auch das Volk des Dionysos die reine Demokratie. Der Dionysoscultus und die dionysischen Mysterien kamen mit dem Sturz der alten griechischen Aristokratien durch die Tyrannis kühner und schlauer Demagogen in Aufnahme und wurden die Religion der Demokratie. Daraus erklärt sich einigermaassen die Beibehaltung des plebejischen Elementes im Gefolge und bei den Gelagen des Gottes, die bäurischen Satyrn und Silene, die halbthierischen Pane. Dieselben wurzeln allerdings zunächst in den bäurischen Weinlesen und in der Symbolik, die sich an den Gott Pan knüpft, allein ohne Zweifel spielt auch der demokratische Charakter der Dionysien dabei eine Rolle. Mit dem Sturz der althellenischen Aristokratien hing auch die Vernachlässigung der strengern Ehegesetze und das Aufkommen der Hetären zusammen. Dennoch herrschten die edlen Elemente im Dionysoscultus immer über die roheren vor, wie der Gott selbst über seine thierischen Begleiter, und so wurde auch die Heiligkeit der Ehe, nicht in Folge eines Zwangsgesetzes, sondern der freiesten Hingebung im berühmten Kranz der Ariadne gesichert.

Dionysos ist der Gott des Weines, denn wie er in der Rebe den wässrigen Saft in Wein verwandelt, so erhebt er die ganze Menschheit empor zur Gottheit. Er personificirt insofern die Weinseligkeit selbst und wurde auch so von der griechischen Kunst aufgefasst. Die echt dionysische Physiognomie ist die Miene innern Glücks, eine süsse Trunkenheit. Eine jugendliche, aber weniger kriegerische als weichliche und behagliche Gestalt ist er mit Weinlaub bekränzt und hält eine Traube oder einen Becher. Er theilt den Becher mit der schönen Ariadne, auch einmal mit dem vergötterten Herakles. Immer aber behält bei ihm das Göttliche, die Seele die Oberhand über den sinnlichen Trieb und die rohere, wildere Trunkenheit vertheilt sich an sein halbthierisches Gefolge.

Auf der Insel Naxos, wo Dionysos geboren wurde, soll eine ewige Weinquelle fliessen, Photius 72. Naxos ist aber

nur das irdische Nachbild des himmlischen Nysa. Das ist räumlich ungefähr dasselbe, was zeitlich aufgefasst die Verwandlung des Wassers in Wein in der Christnacht ist.

Im Wein ist Feuer, daher der reizende Mythus, wonach Dionysos vom Zeus mit der Semele unter Blitz und Donner gezeugt wurde. Die Blitze des Sommers concentriren sich gleichsam im Wein. Semele wollte mit keinem gemeinen Manne, nicht einmal mit einem gemeinen Gotte zu thun haben; sie verlangte, Zeus solle sich ihr als der Götter höchster in seiner ganzen Machtfülle und Schrecklichkeit offenbaren. Nonnus im 8. Buch schildert anmuthig, wie Semele, bevor sie noch das feurige Kind geboren, wie trunken im göttlichen Wahnsinn umhergetanzt sey.

Als Dionysos geboren war, wuchs Epheu aus dem Boden und verhüllte ihn, weshalb die griechischen Künstler den Gott, wie auch sein Gefolge mit Epheu zu bekränzen pflegen. Zum Weine hat der Epheu keine Beziehung, das Sinnbild des immergrünen Epheu kommt also dem Gotte nur zu, sofern er der Vegetation überhaupt vorsteht, welche trotz ihres scheinbaren Absterbens den Winter überdauert.

Eine merkwürdige Büste im Vatican stellt Bacchus zugleich als Triton dar. Er ist mit Rebenlaub und Trauben bekränzt, auch die Liniamente auf der Stirn und an den Kinnbacken laufen im Zickzack des Weinlaubs. Aus dem Haar quellen ihm satyreske Hörner. Im Bart aber sitzt ihm ein Delphin. Visconti, Mus. Pio. Clem. VI. 5. Man muss hiebei an den Gott der Wiedergeburt denken, der die Seelen über das Wasser nach Elysium führt.

Die verschiedenen Arten und Stadien der Trunkenheit sind von den griechischen Künstlern ungemein sinnreich personificirt worden. So bedeuten rasende Mänaden und Tiger die Wuth, in welche der Wein versetzen kann, Pane, Böcke und Esel die rohe Sinnlichkeit, altkluge Silene, komische Satyrn, muthwillige Faune die Lustigkeit und das Lächerliche in der Trunkenheit. Bachantinnen drücken hauptsächlich die vom Wein erzeugte Tanzlust aus, Najaden im Gefolge des Bacchus beziehen sich auf die Vermischung des Weines mit Wasser. Dagegen bedeutet Akratos (der Unvermischte) die

Glut und Stärke des reinen Weines, ein Genius, der sich zu Bacchus verhält wie Amor zur Venus.

Von der Entstehung der Weinrebe gibt es noch einige besondere Mythen. Bacchus hatte den schönen Jüngling Ampelos, den er einst baden sah, zu seinem Lieblinge gewählt. Derselbe war aber sehr übermüthig und stolz auf seine Reitkunst, dass er die Mondgöttin Selene an Schnelligkeit übertreffen wollte und sie spöttisch aufforderte, ihm ihre Hörner zu leihen. Aber die Göttin rächte sich. Sie liess den Jüngling durch die böse Ate verleiten, einen prächtig mit Blumen und Kräutern geschmückten Stier zu besteigen, um seine Reitkunst an ihm zu erproben. Der Stier warf ihn ab und stiess ihn mit seinen Hörnern todt, der trauernde Bacchus aber verwandelte ihn in eine Weinrebe. Nonnus im zehnten Buch. Derselbe theilt im 21. Buch noch eine andere Mythe vom Ursprung der Rebe mit. Lykurgos nämlich, der grosse Feind des Dionysos, verfolgte die Nymphe Ambrosia (Personification der Götterspeise), und warf sie mit einem Stein. Sie wurde aber von der Erde aufgenommen und in eine Rebe verwandelt, welche fest gewurzelt den Lykurgos mit ihren Ranken umschlang, dass die Bachantinnen herbeikommen und ihn geisseln konnten. Hierher gehören auch die Mythen von den Minyaden, die den Dionysos verschmähten und an seinem Fest arbeiteten, als plötzlich ihre Spindeln und Webestühle mit Reben umrankt waren und von Wein tropften und die Schlangen des Gottes aus allen Körben hervorblickten, wodurch die armen Mädchen bis zum Wahnsinn erschreckt wurden (Aelian, Vermischte Nachrichten III. 42. Anton, Liberalis 10), und von den Prötiden, die wegen Verachtung des Gottes in Kühe verwandelt wurden, Apollodor II. 4. 1. Diodor IV. 68.

Die berechtigte Rache des Gottes geht in sehr vielen Mythen in Muthwillen über, wobei man in Rechnung bringen muss, dass die griechischen Dichter überhaupt, wenigstens in späterer Zeit, die Götterwelt absichtlich profanirten. Wenn nach Nonnus Buch 15 u. 16. die spröde Nikäa, nachdem sie ihren treuen Liebhaber Hymnos herzlos getödtet hatte, unwissend Wein trinkt, berauscht und zur Strafe von Dionysos berückt wird, oder wenn nach demselben Dichter, Buch 48. die spröde Aura, welche sich keuscher zu seyn rühmt als Diana

selbst, durch den Dionysos gleiche Strafe leidet, so lässt das noch eine bessere Deutung zu. Dagegen herrscht in den Mythen von der Alphesibola, die vom Dionysos in Tiergestalt geschreckt und berückt, in der von der Pallene, mit welcher der Gott ringt und den Kampf, um sie desto mehr zu beschämen, absichtlich verlängert (bei Nonnus 18) nur sinnliches Raffinement vor. Ebenso im Mythus von der spröden Erigone, welche Dionysos in Gestalt einer Weintraube berückt. Ovid, Met. VII. 125. Hygin, fab. 130.

Ungleich edler und namentlich auf Grabdenkmälern dem Ernst der Mysterienlehre angemessener sind die auf antiken Sarkophagen häufig vorkommenden einfach kriegerischen Kämpfe des Dionysos mit den bewaffneten Amazonen. Vergl. Diodor III. 70. 73. Plutarch, griech. Gebräuche 56. Hier ist der Gegensatz des erhaltenden Princips in der Natur mit dem sterilen Tode ganz ohne trivole Nebenbeziehungen ausgedrückt.

In vielen alten Mythen spricht sich derselbe Uebermuth aus, wie noch immer in unsern Trinkliedern, nämlich Spott und Unwille über die Verächter des Weins. Dieselben werden wie Gottesleugner behandelt, sofern Bacchus ein Gott war. Als der schon genannte König Lykurgos in Thrakien den Bacchus nicht verehren wollte, wurden seine Augen zur Strafe so verblendet, dass er sein Weib, seine Kinder und seine eigenen Füsse für Weinreben ansah und mit dem Schwert auf sie einhieb. Servius, zur Aeneis III. 14. Hygin fab. 132. Agave in Theben wurde aus gleichem Grunde so verblendet, dass sie ihren eignen Sohn Pentheus für ein Schwein ansah und zerriss. Ovid, Met. III. 515.

Reizend schildert der homerische Hymnus auf Dionysos 8. (vergl. auch Ovid, Met. III. 660. Philostratos, Gemälde I. 19. Nonnus 45.) die Seefahrt des Gottes. Bacchus schlummert als ein schöner Jüngling auf dem Schiffe. Die Schiffer sind Seeräuber und wollen ihm Gewalt anthun. Da plötzlich lässt er Weinreben um Mast und Segel sich ranken und verwandelt sich selbst in einen grimmigen Löwen, so dass die erschrockenen Schiffer sich ins Meer stürzen und dort zu Delphinen werden. Delphine aber sind bestimmt, die Seele nach dem Tode nach Elysium zu tragen.

In diesen Mythen sollte der doppelte Contrast bezeichnet werden, einmal der bestialischen Wildheit mit der göttlichen Begeisterung und dann der gemeinen Lebens- und Arbeitsprosa mit der Lebenspoesie.

8.

Verhältniss der Dionysien zu den Eleusinien.

Die Geheimlehre der Dionysien wurde mit derjenigen der Eleusinien verbunden, in der Art, wie wir es schon in unsern Betrachtungen über die Persephone erörtert haben. In den Eleusinien wurde Dionysos theils als der Knabe Jakchos aufgefasst, theils als Koros mit der Persephone als Kore verbunden*). Ursprünglich aber war die Feier des Dionysos, wie sie mit dem Weinbau aus Kleinasien nach Griechenland übersiedelte, nur ein Winzerfest, wie die Eleusinien nur ein Ackerfest waren. Die Mysterien beider Gottheiten, des Ackerbaus und des Weinbaus, vermischten sich aber auch in ihrer höchsten Ausbildung nicht so innig, dass man nicht in beiden das Eigenthümliche noch immer hätte unterscheiden müssen.

Der Unterschied bestand in Folgendem. Die Eleusinien hielten Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit scharf auseinander. Sie hatten keinen andern Zweck, als den Eingeweihten die Hoffnung auf Wiedergeburt in einer bessern Welt zu erwecken. Die Welt diesseits, das Leben der Menschen innerhalb der Zeitlichkeit trat hier auffallend in den Schatten, so sehr, dass man sie geradezu als Unterwelt, als Strafort charakterisirte. In den Mysterien des Dionysos machte sich eine ganz andere und höhere Auffassung des irdischen Lebens geltend. Es galt nicht mehr, wie in den Eleusinien, die Seele aus ihrem irdischen Kerker zu befreien, den

*) Auch am Fest der Anthesterien feierte man eine mystische Vermählung zwischen Dionysos und einer nicht genannten Braut in Gegenwart von vierzehn Matronen und eines eleusinischen Mysterienheroldes. K. O. Müller, Kleine Schriften II. 68. vermuthet mit Recht, dass unter der Braut eine Kora oder Libera, nicht aber eine Ariadne gemeint sey, weil nur die erstere als eine Göttin der Vegetation gedacht werden kann, die zweite dagegen eine Personification der Menschheit ist.

Himmel zu erreichen und alles Irdische als abgethan hinter sich zu lassen. Es galt vielmehr, die irdische Welt durch die Menschwerdung Gottes zu verklären, zu idealisiren, mit dem Göttlichen zu durchdringen.

Die ältesten Dionysosfeste, die s. g. Sabazien, die aus Phrygien kamen, waren noch einfache Winzerfeste, die mit tollbustiger Trunkenheit gefeiert wurden, wie es die berauschende Wirkung des Weines mit sich brachte. Dass diese Feste im hochgebildeten Hellas einen edleren Charakter annahmen, und dass aus der Berauschung eine Begeisterung wurde, liess sich von den Griechen erwarten. Unzweifelhaft traten die Dionysien nicht nur mit den Eleusinien, sondern auch mit den apollinischen Culten und mit den Ideen der thrakischen Orphiker in Verbindung und wurden von diesen, von den Pythagoreern und Neuplatonikern geistig verfeinert. Vergl. Creuzer, Symbolik IX. 37. So war es möglich, dass Persephone in die Ariadne übergehen konnte. Im Mythus einer jeden von beiden wird der Unterschied klar. Persephone war ein göttliches Wesen, welches nur auf eine gewisse Zeit in die untere Welt entführt wurde, um vermöge ihrer göttlichen Herkunft wieder zum Himmel emporgehoben zu werden. Ariadne dagegen war menschlicher Natur und wurde erst durch die Gnade des Gottmenschen Dionysos zur Unsterblichkeit erhoben. In ihrem Verhältniss zu Theseus unterliegt sie dem Elend der gemeinen Menschlichkeit; in ihrem Verhältniss zu Dionysos wird sie selbst durch die Entdeckung überrascht, dass im Menschlichen ein höherer Werth liegt, dass unendlich mehr Anlage und Fähigkeit in ihr war, Höheres, ja das Höchste zu erreichen, als sie sich je in ihrer Unschuld und in ihrem Kummer geträumt hatte. Wer sollte nicht begreifen, dass die Auffassung der Menschennatur in Ariadne eine höhere ist, als in Persephone. Aber beide ergänzen sich.

Folgen wir der Schilderung, die uns Aristophanes in seinen Fröschen 151 f. und 326 f. gemacht hat, so waren die grossen Feste der in die Eleusinien Eingeweihten den Saturnalien ähnlich, nämlich ein Nachbild oder vielmehr Vorbild der himmlischen Freuden, an denen jedoch nicht wie bei den

Saturnalien jedermann, sondern nur die Mysten theilnehmen durften. Herakles beschreibt bei Aristophanes a. a. O. die Eleusinien:

Dann wird ein linder Flötenhauch dich sanft umwehn,
Dann schaust du, wie hier oben, Licht im schönsten Glanz
Und Myrtenhaine, wo mit Händeklatschen Frau
Und Männer sich im seligen Reigentanz ergehn.

Dann singt der Chor:

Jacchus, der du weilst hier
In dem stolz prangenden Wohnsitz,
O Heil, Heil, Jacchus!
Komm hierher auf die Bachwiese zum Reih'ntanz
In die Schaar deiner Geweihten,
Und im Schwunge walle duftig
Dir der Myrtenkranz voll Beeren
Um das lockige Haupt!
Und kühn stampfe den Takt uns
Mit dem Fusse zum muthig
Sich entfesselnden Lustreih'n,
Der in holdreizender Anmuth,
Der in Unschuld dich umhüpft,
Der Geweihten heil'gem Chortanz!
Ermuntere dich: naht doch,
In der Hand schwingend die Fackeln,
Er naht schon, Jacchus,
Stern des Lichtes, in Nacht leuchtend zum Feste!
Von der Flamme glüht die Wiese,
Ja, das Knie der Greise regt sich,
Und sie schütteln ab die Sorgen
Und die Bürde der Zeit,
Die Last bleichender Haare,
In der heiligen Festlust.
Du, Seliger, führe
Die zum Tanz rüstige Jugend
Zu des Quells blumigen Au'n
Mit vorausflammender Fackel!

Mit diesen fröhlichen Festreigen stehen die zahllosen bacchischen Tänze und Gelage auf Sarkophagen und Grabvasen im engsten Zusammenhange. Auch sie sind nur Vorbilder der himmlischen Freuden nach dem Tode. Man hat geglaubt, unter solchen Grabbildern seyen Leichenschmäuse und Leichenspiele der Alten zu verstehen. Die einzig richtige Ansicht

den Freundesrath Englands nicht mehr befolgte, und hartnäckig ihren eigenen Weg ging, während auch Rußland und selbst Frankreich sich durch das englische Interesse weniger binden ließen. Zu alledem kam noch, daß die englische Politik sich in der Meinung aufs äußerste verhaßt gemacht hatte, besonders durch die Art, wie sie die Fortschritte der heldenmüthigen Griechen hemmte. So war also Unklugheit, Schwäche, Ungerechtigkeit und schlechter Erfolg auf Seite Englands. — Wägt man alle Rücksichten gegen einander ab, so scheint es, daß England am klügsten gehandelt haben würde, wenn es gleich Anfangs die vollständige Emancipation Griechenlands begünstigt hätte. Es konnte dieß, und dann würde das neue Griechenland zwar einigermaßen die Seeherrschaft der Engländer im Mittelmeere beschränkt haben, aber auch ein Bollwerk gegen das weit mächtigere und furchtbarere Rußland geworden seyn. Da es aber die Türkei nicht ganz retten konnte und die Griechen nicht ganz emancipiren wollte, so schwächte es beide, Türken und Griechen, und machte es auf diese Weise den Russen leicht, beide früher oder später sich zu unterwerfen.

Frankreich konnte nur das Interesse haben, die Griechen zu unterstützen, da der Nachtheil, von den Griechen beim levantischen Handel beeinträchtigt zu werden, durch den großen Vortheil, den Engländern, so wie in entfernter Beziehung auch den Russen im Mittelmeer ein Gegengewicht zu geben, bei Weitem aufgewogen wurde. Und wie zur See den Engländern und Russen, so mußte auch noch zu Lande den Oesterreichern gegenüber ein neuaufblühender griechischer Staat, wie ehemals der türkische, ein natürlicher Bundesgenosse Frankreichs seyn. In diesem Sinne handelte auch das französische Cabinet, indem

es

ist aber ohne Zweifel die, welche Stephani in seinem ausruhenden Herakles p. 268. ff. ausgesprochen hat, die Ansicht nämlich, dass die Griechen eine sehr sinnliche Seligkeit verlangten, nicht viel anders, wie später die Muhamedaner, und dass wir nicht berechtigt sind, dem lebenslustigen und ästhetischen, in allen Sinnenreizen geübten Griechenvolk christliche Sittenbedenken oder moderne Anstandsbegriffe zuzumuthen. Bei Homer schmausen die Götter den ganzen Tag. Ilias I. 600. XIV. 3. Auch Hesiod, Hauslehren 115. lässt die Seligen im goldnen Zeitalter in nie alternder Jugend und nie ermüdend immerfort essen und trinken. Dasselbe thun die Seligen nach Aeschylos bei Stobäus 275. und bei Empedokles. Steph. Poet. Philos. p. 28. Indem Plutarch den Kimon und Lucullus vergleicht, schildert er den Zustand im Himmel als ein Leben in ewiger seliger Trunkenheit. Stephani p. 310. hat Stellen der alten Autoren wie auch Grabschriften in Menge gesammelt, welche beurkunden, wie völlig epicuräisch die Alten sich das himmlische Leben gedacht haben. Auch die Pferde, Kampfspiele, Jagden auf Grabbildern scheinen sich auf die noch im Himmel zu befriedigenden noblen Passionen zu beziehen.

Von vielen Grabbildern darf zugegeben werden, dass sie in den Mythen, welche sie darstellen, specielle Anspielungen auf Alter und Geschlecht, Stand und Charakter, Lebensschicksale und Thaten des Verstorbenen enthalten. In der weit überwiegenden Mehrzahl aber sind vorzugsweise Mythen dargestellt und Sinnbilder angebracht, die sich auf die Auferstehung, auf die Rettung der Seele aus den irdischen Banden und auf die Freuden des Himmels beziehen. Das ist von den neuern Gelehrten nur zu lange verkannt worden. Viele Hunderte, viele Tausende solcher Grabbilder wurden nach und nach wohlerhalten aus ihren alten Gräbern hervorgezogen und in grossen Sammlungen aufgestellt. Aber die Gelehrten waren blind für deren Verständniss. Man glaubte, die Wahl der Bilder sey eine zufällige gewesen. Man dachte, die schönen Vasen seyen Hochzeits- oder Geburtstagsgeschenke gewesen, die man etwa in den Wohnzimmern unter Glas zur Schau gestellt und dem Besitzer, wenn er starb, mit ins Grab gegeben habe. Ein Gelehrter kam gar auf den Gedanken, die Vasen-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21475 / 094

bilder seyen eine Art von *biblia pauperum* gewesen, ein mythologisches Lehrbuch in Bildern.

9.

Verhältniss der Dionysien zur Athene.

Wie weit auch der noch in seiner Verklärung sinnliche und materialistische Dionysos von der rein geistigen und ewig jungfräulichen Athene abzustehen scheint, so ist er doch in der orphischen Speculation mit ihr verbunden worden und das Bindeglied zwischen beiden war Nysa, das Naturcentrum im Nordpol, von wo alle Durchdringung des materiellen Raumes mit Geist und Segen ausgegangen ist.

Wenn der euhemeristische Diodor den Dionysos zum König der Nysäer macht, der sein Volk zum Kriege führt, so sind diese Nysäer nichts anderes, als die lang lebenden, weisen und seligen Hyperboreer, und auch wieder nichts anderes, als das streitbare Gefolge des Gottes, wie es die Dionysiaka des Nonnus ausführlich schildern, genau das nämliche Volk, wie wir es auf allen Grabvasen wiederfinden, das Volk der Silene, Satyrn, Pane, Bachanten und Bachantinnen, Nymphen etc. In ihnen spiegeln sich alle Stufen der Seligkeit ab, von den schönen dionysischen Kindern, Jünglingen und Greisen, den sinnigen Silenen, dem edlen, wenn auch kentaurischen Chiron, dem sokratischen Satyr, den grazienreichen Nymphen und neckenden Eroten bis zu den in der üppigsten Sinnenlust halb thierisch, ja ganz thierisch, oft überthierisch schwelgenden Panen, Panesken, Papposilenen, Hermaphroditen etc.

Das himmlische Nysa, die ursprüngliche Geburts- und Wohnstätte des Gottes, wird von Diodor III. 67. eine gesegnete und reizende Insel genannt, voll Quellen und Gärten, voll fruchtbarer Bäume und wildwachsendem Wein. Den Mittelpunkt bildet eine runde Höhle voll Wohlklang und Wohlgeruch und in allen Farben schimmernd. Hier wurde der junge Dionysos gepflegt. Diodor erwähnt auch daneben einer volkreichen Stadt und lässt (III. 70.) den Gott Dionysos, als er erwachsen ist, mit dem Volk der Nysäer ausziehen, um die

Libyer zu überwältigen. Von diesem interessanten Kriege nun haben unsere grossen Akademiker trotz ihrer weltberühmten Gelehrsamkeit niemals das geringste Verständniss gehabt, ja kaum davon Notiz genommen. Es handelt sich aber grade hier von einem hellen Licht, das in die Grundlehren des classischen Heidenthums fällt. Denn Diodor bringt in der geheimnissvollen Höhle zu Nysa den jungen Gott Dionysos in die engste Verbindung mit der jungfräulichen Pallas Athene (III. 69.), die seine Jugend pflegt und beschützt. Sie ist das ewig jungfräuliche Licht, die reinste und heiligste Auffassung des göttlichen Geistes der hellenischen Gedankenwelt. Sie muss den jungen Dionysos leiten und beschützen, weil er berufen ist, durch Selbstaufopferung dereinst die Menschheit zu erlösen. In demselben Sinne steht bekanntlich Pallas Athene auch dem Herakles und allen Heroen der Humanität bei. Bevor aber Dionysos seine Mission in der Menschheit beginnen kann, müssen erst die bösen Naturgewalten überwunden seyn, muss die Erde erst zur Wohnstätte der Menschen bereitet seyn. Dem sittlichen Kampfe muss ein Kampf mit den rohen Elementen vorangehen. Das ist nun nach Diodor a. a. O. der Kampf der Nysäer gegen die Libyer, dasselbe was der Titanen- und Gigantenkrieg. Libyer aber werden die feindlichen Mächte genannt, weil Libyen für das südlichste Land galt, alles Böse aber vom Südpol herkommen sollte, wie alles Gute vom Nordpol. Nach der pythagoräischen, orphischen und neuplatonischen Lehre brachte der Nordwind Leben, der Südwind Tod, wohnten hinter dem Nordwind die Seligen und die Götter als Schöpfer und Erhalter der Welt, hinter dem Südwind aber die Verdammten und alle bösen zerstörenden Urmächte. Desshalb lässt Diodor den Dionysos und die Nysäer mit Zeus und Pallas Athene zugleich wider die Libyer ausziehen und bei diesem Anlass tödtet Pallas Athene das Ungeheuer des Südens, die schreckliche Aegis, und trägt seitdem deren Schuppenfell als Brustharnisch. Damit ist der Urgegensatz des Guten gegen das Böse ausgedrückt. Leider hat Diodor den grossen Götterkrieg euemeristisch als einen gewöhnlichen Krieg irdischer Könige und Völker aufgefasst, doch lässt er uns im Volke der Nysäer aufs deutlichste das ganze gewöhnliche Gefolge des Bacchus wieder-

erkennen. So nennt er III. 71. die edelsten Nysäer ausdrücklich Silene und berichtet, Silen sey der erste Beherrscher von Nysa gewesen.

Der Kriegszug des Dionysos nach Indien, den der späte Dichter Nonnus am ausführlichsten beschrieben hat, spiegelt uns wahrscheinlich jenen ältesten Krieg der Nysäer wieder ab, zwar überaus zierlich ausgeschmückt, jedoch ohne den ursprünglichen Sinn wieder erkennen zu lassen. In dem Volk des Dionysos, wie es in Indien auftritt, herrscht das Bewusstseyn himmlischer Lust und Seligkeit im Sinnengenusse vor, wie auch in den meisten griechischen Grabbildern. Dennoch müssen wir auch alle diese trunkenen Silene, muthwilligen Satyrn und üppigen Pane auf das heilige Nysa am Nordpol zurückführen.

Die merkwürdige Wahlverwandtschaft der Dionysien und Saturnalien mit den Maskenzügen und dem Theater lässt sich auch jetzt noch in den Maskeraden, Spielen und Tänzen der Weihnachts- und Neujahrszeit wiedererkennen. Man begreift sie nur einseitig, wenn man sie immer blos aus der Weinlese und deren Lust erklären will. Diese Beziehung darf nicht ausgeschlossen werden, wegen der sakramentalen Bedeutung des Weines in den Dionysosmysterien, aber sie darf auch nicht allein gelten. Die Hauptsache bleibt immer die Vergegenwärtigung des himmlischen Lebens mitten im irdischen. Daher die durchgreifende Uebereinstimmung der altgriechischen Grabbilder mit dem altgriechischen Theater. Die Gelehrten haben sich gewundert, warum die Maler der Grabvasen ihre Satyrkostüme, wie ganz unverkennbar ist, so häufig aus den Satyrspielen der griechischen Bühne entlehnten. Aber nichts war natürlicher, da die Bühne ihre Stoffe ursprünglich aus der Mysterienlehre schöpfte, die den Dionysos- und Demeterfesten zu Grunde lag. Insofern musste das Theater mit dem Grabcultus übereinstimmen. Daher auch der Grundbegriff der Maske bei den Alten die Leiblichkeit, oder die irdische Hülle war, von welcher die Seele frei werden und mit welcher sie wechseln kann. Daher das reizende Spiel der Eroten mit der tragischen Maske, der lächelnde Liebesgott, der sich neckisch hinter der grässlichen Maske verbirgt. Diese Symbolik fand noch eine weitere Ergänzung

in den Miniaturbildern der Grazie, welche die Alten, wie bekannt, im hohlen Innern halbthierischer Satyrn versteckten. Nur so wurde die Bestialität der Panmaske und der ganze grobsinnliche Cultus auf den dionysischen Grabbildern, wie im dionysischen Himmelreich überhaupt, erklärlich und entschuldbar.

10.

Ariadne.

Die irdische Ergänzung des himmlischen Dionysos ist die berühmte Ariadne, die Personification der durch ihn von der Erde zum Himmel erhobenen Menschheit, so weit nämlich diese Menschheit in die Mysterienlehre eingeweiht war. Wer dieses Glückes nicht theilhaftig geworden war, auf den fand auch die Verheissung der Geheimlehre keine Anwendung. Nur wer die Pflichten der Eingeweihten kannte und übte, durfte auch ihre Rechte geniessen.

Die schöne Mythe von der Ariadne ist allgemein bekannt, wir brauchen daher nur das Wichtigste davon in Erinnerung zu bringen. König Minos auf der Insel Kreta liess sich von den Athenern jährlich einen Tribut von Jünglingen und Jungfrauen geben, sperrte dieselben im Labyrinth ein und liess sie hier von dem schrecklichen Minotauros, einem Stier mit Menschenkopf, fressen. Als aber ein edler Jüngling von Athen, Theseus, sich freiwillig unter die zum Tribut bestimmten Jünglinge mischte, um den Minotauros im Kampfe zu bestehen, verliebte sich Ariadne, des Minos schöne Tochter in ihn, gab ihm einen Zwirnknaul, an dessen abgewundenem Faden er den Rückweg aus dem Labyrinth finden konnte, und liess sich von ihm, nachdem er den Minotauros erschlagen hatte, entführen. Auf dem Rückweg aber schämte sich Theseus, ein landfremdes Weib nach seiner Heimat zu bringen, und als er auf der Insel Naxos gelandet war und Ariadne eben schlief, fuhr er davon und liess das arme Mädchen undankbar zurück. Sie schlief fort und wurde erst durch das lärmende Gefolge des Gottes Bacchus geweckt, der sie liebreich tröstete, als Gott ihr den Verlust des sterblichen Liebhabers reichlich

ersetzte und sie selbst zur Göttin erhob. Plutarch, Theseus 23. Hygin. fab. 42. Nonnus 47. 211. Philostratos, Gemälde I. 15.

Unter dem Labyrinth begreift man einen so ineinander verschlungenen Bau, dass niemand den Ausgang findet, dem er nicht besonders gezeigt wird. Vom Labyrinth auf der Insel Kreta glaubt man, es habe nur aus natürlichen Höhlen bestanden. Höck, Kreta I. 60. Von dem berühmten Labyrinth in Aegypten weiss man aber aus Herodot II. 148. Diodor I. 61. etc. und aus den wieder entdeckten Ruinen, dass es ein grosses Bauwerk gewesen ist. Herodot erzählt, es habe 1500 Gemächer über und eben so viele unter der Erde gezählt und sie seyen durch Schlangengänge verbunden gewesen. Sofern Herodot I. 123. erzählt, die Aegypter hätten geglaubt, die Seele des Menschen müsse nach seinem Tode 3000 Jahre lang durch die verschiedenartigsten Körper wandern, hat man die zweimal 1500 Gemächer des Labyrinths auf jene 3000 Wanderjahre bezogen. Plinius, Naturgeschichte XXXVI. 13. sagt dagegen, das ägyptische Labyrinth sey der Sonne heilig gewesen. Es hätte demnach wahrscheinlich den Aufenthalt des Sonnengotts (Adonis) über und unter der Erde bedeutet.

Der Name weist auf die Unterwelt, die Nachtseite der Natur, das Todtenreich hin, denn er kommt her von *λάϊγγος, λαγός* (fressend, Höhle, Grab) und hängt zusammen mit Laren, Larven. Sepp, Heidenthum I. 96. Die Larve oder Scheinleib würde am besten die Wanderung der Seele durch viele Leiber ausdrücken.

Man hat den Mythus historisch zu erklären gesucht. Minotauros sollte der phönikische Moloch seyn, dem Kinder geopfert wurden, bis sich Athen von der Herrschaft Kretas befreite. Damit wird aber die Hauptsache gänzlich unerklärt gelassen, nämlich das Verhältniss der Ariadne einerseits zu Theseus, andrerseits zu Dionysos.

Ariadne bedeutet die menschliche Seele im vergänglichen Leibe und innerhalb der Zeitlichkeit. Sie widmet sich hier einem irdischen Manne, aber das ist nicht ihre wahre Bestimmung und jener Mann verdient sie auch nicht. Ohne es in ihrer liebenswürdigen Unschuld selber zu ahnen, hat sie eine

weit höhere Bestimmung. Die Liebe und Treue, die sie dem Theseus widmet, ist der Faden im Labyrinthe des irdischen Daseyns. In dieser ihrer zärtlichen Hingebung und Aufopferung liegt etwas Göttliches, ohne dass sie es selber weiss. Theseus braucht diesen Faden zu seinem Vortheil, ohne den Werth desselben zu begreifen, und benimmt sich als ein gemeiner Gesell, indem er das holde Mädchen verlässt. Nun erst, indem sie sich tiefem Herzeleid hingibt, naht ihr der unsterbliche Gott und erhebt sie aus der niedern Region gemeinen Eigennutzes in den Himmel, wo Liebe allein verstanden und belohnt wird. Theseus ist eine Personification der Menschheit innerhalb der Zeitlichkeit, praktisch, thatkräftig, ein Held, aber ohne Ahnung irgend eines höhern und edlern Daseyns. Ein weisses Segel seines Schiffes sollte, als er nach Athen zurückkehrte, seinem Vater schon von fern seine glückliche Rückkehr verkünden; aus Versehen aber zog er das schwarze Segel nicht ein und sein Vater stürzte sich ins Meer. Das bezeichnet den Wechsel innerhalb der Zeitlichkeit.

Ungemein genial contrastirt der Mythus den reichsstädtischen Zopf des Theseus, jenen dummen Familienstolz, dem die Jungfrau aus der Fremde zu gering erscheint, um sie in die Sippschaft aufzunehmen, mit der reizenden Unschuld des verlassenen Mädchens und ihrer Erhebung zu den Göttern in eine Region, von der aus man auf atheniensische Standesrücksichten herabsieht wie der Adler auf die Kinderstuben der Mäuse. Der Gedanke ist ganz demokratisch.

Bildliche Darstellungen aus dem Mythus kommen ausserordentlich oft auf antiken Grabvasen vor, weil sie den in die dionysischen Mysterien Eingeweihten mit ins Grab gegeben wurden als Verheissung der künftigen Seligkeit. Gewiss trugen diese Weihen sehr viel zur Veredlung Derer bei, die ihrer gewürdigt wurden. In ihnen concentrirte sich alle Geistesfreiheit und aller Seelenadel des Hellenenthums im Gegensatz gegen die Barbarei anderer Völker und des gemeinen Haufens in Hellas selbst. Die Weihung gewährte den Eingeweihten keine äussere, aber eine innere Vornehmigkeit von unschätzbarem Werthe und machte ihnen den Tod leicht und freudenvoll. Denn jede durch die Weihen geläuterte Seele sollte nach dem Tode mit Ariadne selbst identificirt

werden, eine Braut des Dionysos, wie dieselbe Vorstellung sich später in den Bräuten Christi wiederholt hat. Den antiken Sarkophagen, welche den Einzug der Ariadne in den Himmel darstellen, entsprechen die Grabbilder in den Katakomben, auf denen der Einzug Christi in Jerusalem dargestellt ist. Aringhi I. 329. 31.

Ein merkwürdiges Seitenstück zum Mythus von der Ariadne ist der von der Amymone bei Apollodor II. 1. 4. und Hygin, fab. 169. Amymone, die Schwester der Danaiden, wurde von einem Satyr verfolgt, aber vom Meergott Poseidon gegen ihn geschüzt und dieser Gott selbst widmete ihr seine Liebe und zog sie zu seiner Gottheit empor. Denkt man sich den Satyr als Pan oder als den Wintergott im Zeichen des Steinbocks, so kann Poseidon als das Frühlingsgewässer gedacht werden, welches die Erde vom Schmutz des Winters reinigt und den schönen Frühling bringt. Der Mythus hängt aber auf das genaueste mit den dionysischen Mysterien zusammen. Der Ort, wo der Gott die Nymphe umarmte und den Dreizack in die Erde stiess, war Lerna, derselbe, wo Persephone von Pluto in die Unterwelt entführt wurde, und derselbe, wo Herakles die Hydra erschlug, mit einem Wort der Eingang aus der Oberwelt in die Unterwelt. Die Danaiden sündigten und fielen der Pein anheim, in der Unterwelt, d. h. im irdischen Daseyn überhaupt immerfort in ein bodenloses Fass Wasser zu schöpfen, d. h. nutzlos zu leben, während ihre demüthige Schwester Amymone sich der Gottheit hingab und dadurch selig wurde. Vergl. Creuzer, Symbolik III. 495. IV. 144. Amymone bedeutet die in die Mysterien eingeweihte Minderheit vernünftiger Menschen, ihre Schwestern dagegen die Mehrheit der unvernünftig in den Tag hinein lebenden Menschen. Deshalb war der Krug, womit Amymone Wasser schöpft, das Gegenbild des leeren Danaidenfasses und wurde die Nymphe mit dem Kruge ausserordentlich häufig auf Vasen abgebildet, die man als Weihgeschenke den Eingeweihten übergab. Ganz so verhalten sich im Evangelio die Lampen der klugen Jungfrauen zu denen der thörichten.

Nicht übersehen darf man ferner den Contrast, welcher darin liegt, dass die Danaiden, zur Ehe berechtigt, dieselbe durch Mord brechen, die äusserste Hoffart und Unnatur des

Weibes, während Amymone die Tugend der Keuschheit, mit der sie sich gegen den Satyr sträubt, und die der Demuth, mit der sie dem Willen des Gottes gehorcht, vereinigt.

Indem Dionysos die schöne Ariadne in den Himmel einführte, verlieh Zeus ihr ewige Jugend. Hesiod, Theogonie 940. Seitdem heisst sie Ἀόρη, die Junge, und Dionysos selbst Ἄριος, der Junge, beide ewig und unvergänglich. In ihrer unzertrennlichen Verbindung, er als der Mensch gewordene Gott, der sich opferte, um die Menschheit zu erlösen, und sie als die Gott gewordene Menschheit, heissen sie auf lateinisch *Liber* und *Libera*, was ziemlich auffallend an das nordische Vanenpaar Freyr und Freyja erinnert. Auf griechisch heisst Dionysos auch Λύσιος, der Lösende, Befreiende, was man gewöhnlich auf den Weingott bezieht, weil der Wein von Sorgen frei macht. Der Sinn liegt aber tiefer. Auch Servius zur Aeneis IV. 58. fasst die Sache nur gemein auf, wenn er sagt, Liber befreie vom ehelichen Zwange, indem er selbst mit dem Beispiel der Buhlerei vorangehe. Grade das Gegentheil ist das richtige. Ehe wir aber von der mystischen Ehe des Gottes mit der Menschheit, der heiligsten von allen, uns näher unterrichten und von der Krone der Ariadne reden, müssen wir erst ein anderes Attribut derselben, den Becher oder die Trinkschale, erörtern.

Krüge, Becher, Trinkschalen kommen zwar auf allen Bildwerken des dionysischen Kreises vor, weil hier der Wein die grösste Rolle spielt. Aber auch der Wein hat hier einen mystischen Sinn, denn er verhält sich zum Wasser, wie der Himmel zur Erde, wie das Ewige zum Zeitlichen. Dem Dionysos kommen zwei Becher zu, der eine, aus dem er sich berauscht und seiner Unsterblichkeit verlustig, in die irdische Welt hinabsinkt; der andere, aus dem er, zum Himmel zurückkehrend, wieder Unsterblichkeit trinkt. Zum letztern kann er nicht eher gelangen, als bis er, die Leiden der Menschen theilend, die Menschheit erlöst hat, also nur durch die Ariadne. Deshalb sehen wir auf dem merkwürdigen Sarkophag im Palast Casale die Ariadne mit dem Becher neben Dionysos, unter staunenden Satyrn und Bachantinen. Bunsen, Beschr. von Rom III. 1. Dieses Bild ist bedeutungsvoller, als die zahllosen andern, in denen Dionysos und Ariadne theils auf einem

es theils auf dem Wege der Unterhandlung mit Rußland vereinigt dem englischen Interesse entgegenarbeitete, theils an der Schlacht bei Navarin sehr thätigen Theil nahm und den General Maison mit einer Armee nach Morea schickte, wodurch dieses Land factisch von der Tyrannei der Türken befreit wurde. Allein nachdem auf diese Weise Frankreich sich in die größten Unkosten zu Gunsten der Griechen versetzt hatte, verdammte es sich selbst dazu, nicht den mindesten Nutzen davon zu ziehen. Man spricht von einem kühnen Plane des Ministeriums Martignac, nach welchem Rußland, Frankreich und Preußen vereinigt Griechenland hätten emancipiren, das türkische Reich stürzen, und Hannover mit Preußen einverleiben sollen, wofür dann Preußen seine Rheinprovinzen an Frankreich zurückgegeben haben würde. Ohne über die Aechtheit und Ausführbarkeit dieses Planes, oder was immer das liberale Ministerium Frankreichs in der Ferne für Plane gehabt haben mag, zu streiten, wissen wir so viel, daß der Fürst von Polignac, französischer Gesandter in London, noch ehe er Martignac stürzte, mit Wellington einverstanden handelte, und als er in Frankreich selbst an die Spitze des Ministeriums trat, sich ganz der englischen Politik hingab, daher die Expedition nach Morea gänzlich gelähmt und Maison mit der Armee, einige tausend Mann abgerechnet, zurückgerufen wurde. Dieses Schwanken und Wechseln machte die Stellung Frankreichs in den orientalischen Angelegenheiten zu einer untergeordneten und schwachen, obgleich die Griechen der französischen Expedition außerordentlich viel und mehr als den Russen verdanken. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die öffentliche Meinung in Frankreich ganz für die Griechen und gegen das Wellington-Polignac'sche System war.

Triumphwagen einherziehen, theils bachischen Gelagen vorsitzen.

Dass unter dem Becher ein Lebens- und Todessymbol verstanden wurde, geht auch aus dem Scholiasten der Ilias XX. 92. hervor, da derselbe bemerkt, Dionysos habe seinen Becher auf der Flucht vor dem Lykurgos verloren und später habe Thetis die Asche des Achilleus hineingethan. Nach Nonnus XIX. 516. gab Aphrodite dem Dionysos den von Hephästos gefertigten Becher. Das heisst, die Liebe gibt das Leben.

Die alten Griechen verbrannten ihre Todten und sammelten die Asche in Grabvasen, welche die Form von Weinkrügen hatten. Schon in dieser Form und nicht blos in den darauf gemalten Bildern, lag die Verheissung der Wiedergeburt.

Das wichtigste Attribut Ariadnens ist ihre Krone. Es ist darunter ein Blumenkranz und zwar als Brautkranz verstanden und derselbe ist das Vorbild aller Brautkränze auf Erden, denn nach Eratosthenes, Kat. 5. bezeichnet er die gesetzlich verlobte Braut und Ariadnens rechtmässiger Gatte Dionysos wird hier dem gesetzlosen Liebhaber Theseus entgegengesetzt. Die Mysterienlehre heiligte dadurch die Ehe im Gegensatz gegen die gemeine Buhlerei. Dadurch gewinnt der Dionysoscultus eine ganz neue edle und gleichsam heilige Seite, da man nur zu geneigt war, in diesem Cultus wegen der berauschten und bestialischen Pane und Mänaden, Böcke und Tiger den Triumph grober Sinnlichkeit zu sehen. Eine solche Auffassung verbot schon das Vorkommen der Bildwerke aus dem dionysischen Kreise an Sarkophagen und Grabvasen und vorzugsweise an diesen.

Bachofen in seiner schönen Abhandlung über die Gräbersymbolik der Alten S. 69 f. contrastirt die Krone der Ariadne mit dem Halsband der Harmonia. Dieses letztere ist Sinnbild der Zwietracht in der Zeit, jene Krone dagegen das Sinnbild der Eintracht in der Ewigkeit. Bachofen geht nicht zu weit, wenn er vermuthet, in den dionysischen Mysterien habe die Krone der Ariadne das Sakrament der Ehe bedeutet und dasselbe sey allen Eingeweihten zur Pflicht gemacht worden, als ausdrückliche Bedingung der künftigen Seligkeit, im Gegensatz

gegen die beiden Extreme, erstens des sterilen und lieblosen Amazonenthums und zweitens der sündhaften und bestialischen Buhlerei.

Unter den antiken Bildwerken nimmt eine der ersten Stellen die schöne Statue der schlafenden Ariadne im Vatican ein, die schon lange Zeit unter dem Namen einer Kleopatra berühmt war. Bunsen, Beschr. von Rom II. 175. Eine der schönsten Büsten der Ariadne von hoher Idealität und zartem Liebreiz befindet sich auf dem Capitol. Das. I. 288. III. 1. 255. Indem sie die vergötterte Menschheit in weiblicher Demuth und doch im Bewusstseyn des höchsten Glückes ausdrückt, nimmt sie unter den griechischen Idealen weiblicher Schönheit die richtige Mitte zwischen Athene und Aphrodite ein.

Ueber das junge Hirschkalb, welches Ariadne oder Libera häufig auf antiken Bildwerken trägt, habe ich mich schon in meinem Literaturblatt von 1845. Nr. 75. in einer Recension von Gerhards antiken Bildwerken ausgesprochen und ich setze die Stelle wörtlich hierher, um damit zugleich den Beweis zu führen, wie lange schon ich in diesen Gebieten der Forschung eingeweiht bin. Herr Gerhard sieht in dem Reh oder Hirschkalb, das sich häufig bei der Göttin Libera, aber auch bei Apollo findet, und dessen Fell die berühmte bacchische Nebris ist, ein Symbol des Sternenhimmels, weil das Thier mehrmals gefleckt vorkommt. Allein das junge Thier kommt noch viel häufiger ungefleckt vor, und da der bezeichnete Begriff auch durch das fleckige Pantherfell, so wie durch die Augen des Pfaus symbolisirt erscheint, so entsteht die Frage, wie unterscheiden sich diese Symbole untereinander? Am unwidersprechlichsten bedeutet der Pfau, dem Juno die Augen des Argus in den Schweif setzte, den nächtlichen Sternhimmel. Die beiden andern Symbole dürften daher, weil die antike Oekonomie jedem Symbol eine andere Bedeutung anweist, auch etwas anderes bedeuten.

Am Reh oder Hirschkalb sind zunächst nicht seine nur selten vorkommenden Flecke in Erwägung zu ziehen. Diese können nur eine Nebenbedeutung haben. Seine Hauptbedeutung liegt in der Hirschnatur. Es ist der junge Hirsch, dem noch keine Hörner gewachsen sind. Was bedeutet aber der

Hirsch? Ohne Zweifel nie etwas anderes als die Zeit, theils wegen seiner Flüchtigkeit, theils weil er alle Jahre seine Hörner abwirft. Diese Hörner verhalten sich genau so wie die Blätter der Palme, von denen Horapollo sagt, der Baum setze alle Jahr zwölf neue Blätter an und werfe zwölf alte ab, weshalb er bei den Aegyptern ein Sinnbild des Jahres sey. Die Palme aber bedeutet die Zeit in ihrer steten Fortdauer, weshalb sie auch mit dem Vogel Phönix sogar dem Namen nach identificirt wird; der Hirsch dagegen bedeutet die Zeit in ihrer Flucht. Der Hirsch mit vollem Geweih ist nun das vollendete Jahr, das Hirschkalb ohne Geweih aber ist das beginnende Jahr. Für die Richtigkeit dieser Erklärung sprechen eine Menge Mythen. Aktäon wird als Hirsch von seinen fünfzig Hunden zerrissen, das ist das Jahr, welches mit Vollendung seiner fünfzig Wochen stirbt. Die Mondgöttin Diana hat mit Hirschen aller Art zu thun, weil der Mond die Zeit bestimmt. Die merkwürdige mythische Hirschkuh Dianens aber, welche der Sonnenheros Herkules bezwingt, scheint ein vollkommenes Bild des ganzen Jahres zu seyn, weil sie eherne Füsse hat (was auf die Starrheit des Winters deutet, mit der das Jahr beginnt) und Hörner wie ein männlicher Hirsch. Hirschtödtungen durch Löwen und andere Sonnenthiere kommen häufig in derselben Bedeutung vor. Die Sonne, die das Jahr durchläuft, besiegt und verzehrt es gleichsam. Des Sonnengottes Liebling Cyparissus wird, weil er einen Hirsch getödtet, in eine Cypresse verwandelt, in den Baum, der die überwinternde Lebenskraft der Natur bedeutet und auf Gräber gepflanzt wurde. — Wenn nun andrerseits der Sonnengott Apollo ein junges Hirschkalb, oder die Mondheroin Atalante ein gleiches (auf dem Kasten des Kypselus) trägt, sollte darunter nicht das junge, neu beginnende Jahr zu verstehen seyn? das junge Thier, dem die Hörner erst noch wachsen sollten? Wenn das Herkuleskind Telephus von einer Hinde gesäugt wird (wie auch unser deutscher Sifrit), sollte das nicht die junge Jahressonne seyn, die von der Zeit gross gezogen wird? Wenn aber das Hirschkalb allein und fleckig erscheint, sollte es dann nicht die junge Frühlingszeit bedeuten können, welche die Erde mit einem Blumenteppich schmückt? Und sollte diesem Sinnbild nicht vielleicht das gefleckte Pantherfell in einer herbstlichen Bedeutung gegen-

überstehen? Wenigstens sind die vier Jahreszeiten auf dem nasonischen Grabmale durch eine Schweinsjagd (Winter), Hirschjagd (Frühling), Löwenjagd (Sommer) und Tigerjagd (Herbst) charakterisirt (Winckelmanns Versuch einer Allegorie §. 195.)

Die Hauptsache ist aber, dass das Hirschkalb nicht selten auf Grabdenkmälern von der Unsterblichkeitsgöttin Libera getragen wird. In dieser Verbindung nun kann es wohl nichts anderes bedeuten, als die junge Zeit nach dem Tode, die Zukunft der abgeschiedenen Seele, indem hier das aus dem gemeinen irdischen Jahresleben entlehnte Bild auf das höhere Leben übertragen wird, wie alle andern in den Mysterien der Unsterblichkeit vorkommenden Naturbilder?

In den Gestis Rom. c. 63. ist der Mythus von dem Faden der Ariadne ein wenig verändert. König Vespasian verspricht seine schöne Tochter Aglaë jedem, der sie haben will, aber wie viele junge Männer auch zu ihr in ihren Garten gehen, keiner kommt zurück. Endlich kommt einer, der ihr gefällt, und diesem sagt sie, es sey ein grimmiger Löwe im Garten, der alle ihre Freier fresse. Wenn er sich aber bewaffne und ihn aufsuche, werde er ihn tödten. Auch gab sie ihm einen Garnknaul mit, den er im Gehen abwickeln sollte, um an dem Faden den Rückweg zu finden. Er folgte ihrem Rath, tödtete den Löwen und bekam die Prinzessin zur Gemahlin. — In einem russischen Märchen gibt die dämonische Jaga-Baba dem Helden Tschurilo, indem er seine verlorene Geliebte sucht, einen Garnknaul mit, der von selbst vor ihm herrollt und dessen Faden ihm den rechten Weg weist. Mone, Heidenthum I. 130.

Noch gar nicht erklärt ist die merkwürdige Mythe von der Erdgöttin Kybele bei Diodor III. 57. 58. Hier wird die junge Kybele in Phrygien im Gebirg erzogen und zuerst mit dem Satyr Marsyas befreundet. Nachher als sie zur Jungfrau erwachsen war, verliebte sie sich in den schönen Jüngling Attis, verlor ihn aber bald durch den Tod und zog wehklagend durch das ganze Land, bis Marsyas sich wieder zu ihr gesellte und sie nach Nysa zum Gott Dionysos führte. Hier lernte sie den Apollo kennen, mit dem sich Marsyas in den bekannten Musikstreit einliess, aber besiegt und von Apollo lebendig

geschunden wurde. Nachher reuete den Apollo seine That und er zerriss seine Lyra, so dass jede Saite derselben von Linus, Orpheus, Thamyris und den Musen wieder hergestellt werden musste. Allein er vergass seinen Kummer, indem er sich in Kybele verliebte und mit ihr zu den Hyperboreern ging. Von da ist sie nicht wiedergekommen. In Phrygien brach unterdess eine Pest aus, die nicht eher endete, als bis nach einem Orakelspruch der Kybele Tempel und Altäre errichtet wurden.

In diesem Mythus, den Diodor nicht nur euhemeristisch auffasst, sondern auch wahrscheinlich nur sehr lückenhaft wiedergibt, lässt sich doch ein Grundgedanke erkennen, der interessant genug ist. Die Liebe der unter wilden Thieren auf den Bergen erzogenen Kybele steigert sich vom niedern Halbthiere Marsyas zum schönen menschlichen Jüngling Attis und von diesem zum hohen Gott des Lichtes und der Geistesschönheit. Oder in anderer Weise, sie steigt von der Erde zur Sonne auf, sofern Attis eine Personification der sterbenden Jahressonne ist, und immer mehr sich läuternd steigt sie noch höher empor zum ewigen Aether in die Heimat des reinsten Lichtes und Geistes, zum Urquell aller Dinge am Nordpol, wohin Nysa und die Hyperboreer weisen.

Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt man das Verständniss der auf Grabdenkmälern oft im höchsten Grade frivol und obscön aufgefassten Satyrn und Pane. Die schlummernde Bacchantin, die durch den frechen Pan geweckt wird, ist nur ein niederes Spiegelbild der vom Gott geweckten Ariadne.

II.

Das plastische Dionysosideal.

Wir haben erkannt, dass in Dionysos das Göttliche, Menschliche, Thierische und Pflanzliche eine mystische Verbindung eingeht. Daraus erklärt sich auch die grosse Mannigfaltigkeit seiner plastischen Ausgestaltungen in der griechischen Kunst. Da man das Göttliche nur in einer idealen Menschenform

finden konnte, herrscht in den antiken Dionysosbildern das Menschliche in idealer Schönheit vor, doch immer mit einem eigenthümlichen Zuge zur Natur und zum Sinnlichen hin. Was Geist in ihm ist, strebt nie von der Materie loszukommen, sondern ist liebend in die eigene Leiblichkeit versunken. Der süsseste Genuss des Lebens, des Athmens, der Sinne, mit einem Wort die Seligkeit eines schönen körperlichen Daseyns ist der Grundzug der Dionysosbilder. Auch umfassen diese Bilder, wie schon Macrobius, Sat. I. 18. erkennt, die ganze Sphäre des Menschlichen, die zarte Kindheit wie das bärtige Alter. Ja Dionysos ist nicht blos Mann, sondern auch Weib. Er ist jenes elastische Leben, das sich jedem Alter und Geschlecht anschmiegt.

Das schöne, nur zu Glück und Genuss bestimmte Bacchuskind war ein Lieblingsgegenstand für die griechische Kunst. Unzähligemal ist der kleine Gott dargestellt mit lachender Kindeslust, auf seiner heitern Stirn, um seine schwellenden Lippen schon die Ahnung künftiger höherer Genüsse. In der einen Bilderreihe erscheint er mit Epheu oder Weinlaub bekränzt, mit einer Weintraube oder Trinkschale, mit dem Thyrsus, auf dem Panther reitend, unter Nymphen, Bacchanten, Satyrn, Panen etc. In einer andern zeigt er einen mehr apollinischen Charakter. Der weise Kentaur Chiron lehrt ihn die Lyra spielen oder ein geistvoller Silen hebt ihn triumphirend in die Höhe. Man kann nicht immer deutlich unterscheiden, ob der junge Gott selbst, oder ob nur ein bacchischer Eros gemeint ist, oder ein Genius der Mysterien. Aber auch diese Eroten und Genien treten in zwei Richtungen auseinander. Die einen lachen und scherzen mit dem Gefolge des Weingotts und nehmen selbst satyreske Formen an, Spitzohren und Hörnchen; die andern haben mehr Weihe und Würde und gleichsam etwas Heiliges. Als Vorsteher der Mysterien und Genius der Wiedergeburt wird das Bacchuskind Jakchos genannt und bei den Eleusinien mit Myrthen bekränzt und angebetet. Strabo X. 3. Arnobius, deutsch von Besnard 434. Hermann, Feste von Hellas I. 494. Creuzer, Symb. IV. 396.

Dionysos als Jüngling hat immer etwas Weiches, fast Mädchenhaftes, seine Glieder sind gerundet, sein Haar hängt lang herab, ein Hauch der Wollust umgibt ihn. Auch ist eine

süsse Trunkenheit und seliges Sinnen das, was ihn in den Statuen vom jungen Apollo, der viel muthiger und klarer drein blickt, und vom schwermüthigen Antinous unterscheidet. Es sind uns noch sehr schöne Statuen des jugendlichen Gottes erhalten, in den Villen Ludovisi und Albani, in Dresden etc.

Am häufigsten sind die Statuen und Büsten, die den Gott im Uebergange zur reifen Männlichkeit, in der Vollkraft des Lebens zeigen, seltener die des ältern, stark bärtigen oder fälschlich s. g. indischen Bacchus. Im Alterthum war unter seinen Statuen die des Parrhasius am berühmtesten, von welcher das Sprichwort herkommt, „es geht nichts über den Bacchus." Suidas s. v. *ούδέν*. Der Gott wurde von den Alten immer blond gemalt, um ihn als Sonnengott zu bezeichnen. Euripides, Bacch. 216. 457. Kyklopen 75. Seneca, Oedipus 421.

Auch als Mann zeigt der Gott in den Bildwerken häufig noch so weibliche Züge, dass man ihn zuweilen sogar mit einer Bacchantin verwechselt hat. Braun, Ruinen Roms S. 205. Andrerseits erscheint er oft so sinnig und geistreich, dass man seine Büste mit der des Plato verwechselt hat. Kunstblatt 1828. S. 149. Eine wahrhaft majestätische Büste des bärtigen Bacchus befindet sich in Paris, Kollof S. 370. Eine andere in Neapel, Gerhard und Panofka S. 113. Eine Statue im Vatikan mit langem weiblichem von Trauben durchflochtenem Haare, geniesst grossen Ruhm. Mus. Pio-Clem. II. 28. Sehr schön ist auch die Doppelbüste des Gottes und der Ariadne im britischen Museum II. 17. Ueber zahlreiche andere, mehr oder minder schöne antike Bacchusbilder mag man die bekannten Lehrbücher von Winckelmann, Hirt, O. Müller, Braun etc. vergleichen.

An einem Bacchuskopf im Vatican besteht der Bart des Gottes nicht aus Haaren, sondern aus Weinlaub. Bunsen, Beschr. von Rom II. 84. An einer Statue, die man bei Aquila fand, sind alle Lineamente im Gesicht und am Körper nur Zikzaklinien des Weinlaubs. Specimens of ancient sculpt. London 1809. I. pl. 55. 56.

Die Attribute des Gottes sind Epheu, Weinlaub, Trauben, eine Trinkschale, der Thyrsus. Niedrig, sinnlich wird er nur sehr selten dargestellt. Creuzer, Symb. IV. 121. Gerhard, Ant. Bildw. 328. Zuweilen kommt er in der Stierform vor

oder hat auch nur Stierhörner, mehr jedoch in Dichtungen, als in Bildwerken. Athenäus XI. 7. Plutarch, Isis 35. und quäst. gr. 36. Euripides, Bacch. 918. Einmal führt er den Blitz, Nonnus X. 185. Winckelmann VII. 272.

Indem Dionysos die ganze Menschheit personificirt, muss er auch Mann und Weib zugleich seyn. Deswegen haben ihn die alten Griechen zuweilen in mannweiblicher Form dargestellt. Die Künstler bemühten sich, diesen Doppelcharakter in einer weichen und träumerischen Jünglingsgestalt auszudrücken, weil das eigentlich Zwitterhafte eine Missform ist. Noch sind Statuen des Gottes erhalten, worin er weibisch gekleidet und der Doppelreiz des Geschlechts verschmolzen erscheint. Museo Pio-Clem. VII. 2. und andere. Vergl. Gerhard und Panofka, Neapel S. 93. Welcker, Trilogie S. 321. Sehr anmuthig ist die Bildung eines wagenlenkenden Zwitters von vorherrschend weiblicher Form auf einer Vase bei Tischbein III. 22.

In Sikyon wurde Dionysos als Weib angebetet. Clemens von Alexandrien, admonit. p. 25. An den Dionysosfesten vertauschten Männer und Weiber ihre Kleider. Lukian, Verleumdung 16. Man kann diese Symbolik auch kalendarisch verstehen, als Wechsel der männlichen und weiblichen Jahreshälfte. Indess ist in Dionysos der Begriff des Jahres nicht der vorherrschende, wohl aber der Begriff der gesammten Menschheit. Wie unbekannt im Alterthum selbst berühmten Mythographen die Mysterienlehre geblieben ist, erhellt aus Eustathius, der zur Ilias VI. 130. die abgeschmackte Bemerkung macht, die Weiblichkeit des Gottes erkläre sich aus seiner weibischen Furcht vor dem Lykurgos.

Einige Mythen beziehen sich ausdrücklich auf die Weiblichkeit des Gottes. Als Mädchen verkleidet kam er zu den Minyaden, um sie, die ihn verachtet hatten, zu verderben. Da die Griechen, zumal in der spätern üppigen Zeit der Ptolemäer auch die erhabensten und zartesten Mysterienlehren zum Theil in naiver Weise, zum Theil auch absichtlich zu entweihen pflegten und den Olymp zuletzt geradezu in ein Bordell verwandelten, darf es nicht befremden, dass ihre schamlosen Dichter auch vom weiblich aufgefassten Dionysos die scandalösesten Mythen ersannen. Vergl. Servius zur Aeneis I. 67.

Hygin, poeta astr. II. 5. Clemens von Alexandrien, cohortatio ad gentes 22. Arnobius V. 28. Der Scholiast zu Lukians syrischer Göttin 16.

Ein Gegenstand der schwierigsten Untersuchung ist der hermaphroditische Eros oder Genius, der so häufig auf Vasen (Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildw. I. 118. 286.), in Büsten (Böttiger, Kleine Schriften I. 161.) und auf Gemmen (Tölken II. 110.) vorkommt und sich gewöhnlich durch reiferes Knabenalter, sehr lange und grosse Flügel und durch die Zeichen beider Geschlechter auszeichnet. Tölken hält ihn für den Pothos (das Begehren), einen Diener des Eros. Da er aber auch mit dem Thyrsus vorkommt (Daselbst III. 980. 981.) so gehört er offenbar dem bacchischen Kreise an und bedeutet den Genius der organischen Natur, sofern sie nur durch die Wechselwirkung der beiden Geschlechter bestehen kann.

Dem entsprechen zwei Hauptsymbole des dionysischen Kreises, die in allen Bacchanalien wiederkehren. Einmal der Thyrsusstab, die eigentlich dionysische Waffe, sodann die in mannigfaltiger Abwechslung theils zum Trinken, theils zur Musik dienenden Becken, Schalen und Becher. Jene haben männliche, diese weibliche Bedeutung. Beide vereint sind dasselbe, was die geheimnissvolle Schlange im Korbe, den die geweihten Jungfrauen bei der Mysterienfeier umhertrugen, und wieder dasselbe was die Schlange in der Heilschale der Hygieia. Das älteste Symbol des Weltganzen in seiner aktiven und passiven Bedeutung, die Harmonie von Kraft und Stoff; bei den Indern der Griffel in der Lotosblume, der Mast im Schiff; in der Märchenwelt die Lanze und der Becher auf dem Glasberge oder im Tempel auf Montsalvatsch.

Der Thyrsusstab ist mit Epheu umrankt und trägt an seiner Spitze den Pinienzapfen, die Frucht des auch im Winter grünen Nadelholzes, daher Sinnbild der jährlichen Wiedergeburt der Vegetation, der nie versiegenden Lebenskraft. Man setzte daher solche Pinienzapfen auf die Gräber als Verheissung, der Verstorbene werde wieder aufleben. Was bei den alten Griechen und Römern dieser Pinienzapfen, war bei den noch ältern Aegyptern die Cedernblüthe. In dem ältesten Märchen der Welt nämlich, welches in Hieroglyphenschrift auf einer Papyrusrolle in einem ägyptischen Mumiensarge gefunden

wurde, von einer englischen Dame im Jahre 1852 gekauft und zuerst von Rougé in Paris ins Französische, vor einigen Jahren aber aufs neue von Brugsch aus dem Original ins Deutsche übertragen wurde, heisst es von einem gewissen Batau, der von seinem Bruder erschlagen wurde, seine Seele sey in die Blüthe eines Cedernbaumes verschlossen worden und habe darin fortgelebt. Die Ceder gehört zu den immergrünen Coniferen, deren Grün den Winter überdauert, die daher im Süden wie im Norden Sinnbilder des Todes und der dennoch den Tod überdauernden Lebenskraft waren. Die Blüthe der Ceder ist mithin ein höchst passendes Sinnbild für die Seele nach dem Tode des Leibes oder vor der Wiedergeburt.

12.

Der bacchische Triumph.

Die zahlreichen auf Sarkophagen und Grabvasen enthaltenen bacchischen Scenerien culminiren in den Darstellungen des bacchischen Triumphzugs. An demselben unterscheiden wir aber mehrfache Momente.

Einmal den Sieg über die Inder. Man hat das historisch nehmen wollen, es ist aber durchaus nur eine mystische Vorstellung. Unter den Indern ist nur die profane Menschenmenge gemeint, die in die Mysterien nicht eingeweiht ist und denselben widerstrebt. Im weitern Sinne ist unter ihnen überhaupt die Natur zu verstehen, die durch den Messias Dionysos erst vergeistigt, veredelt, idealisirt werden muss. Das hat Nonnus vortrefflich ausgemalt. Im Buch 17. seiner Dionysiaka tritt Orontes an der Spitze der Inder gegen Dionysos auf und ermahnt sein Volk, niemals Wein zu trinken, preist das Wasser als den alleinigen Gott, stürzt sich hinein und wird in einen Fluss verwandelt. Im 22. und den folgenden Büchern kämpft der stolze Inderkönig Deriades gegen Dionysos auf Leben und Tod und will um keinen Preis diesen neuen Gott anerkennen. Dionysos mit seinem lachenden Gefolge von Bacchanten, Satyrn, Panen etc. treibt den prosaischen Feind bis zum grossen Flusse Hydaspes zurück und hier im Wasser entspinnt sich der wüthendste Kampf; der Flussgott selber kämpft mit für die Inder und ruft

Oeſterreich hatte aus Gründen der Legitimität gleich Anfangs eine große Abneigung gegen die griechiſchen Inſurgenten, und überdieß konnte es nicht in ſeinem Intereſſe liegen, weder ſeinen Handel im adriatiſchen Meer durch den griechiſchen ruiniren, noch ſeine Oſtgränzen durch ruſſiſche Eroberungen an der Donau gefährden zu laſſen. Es war alſo gegen den Türkenkrieg, behielt aber die kluge und überragende Stellung einer impoſanten bewaffneten Neutralität bei, um die Entzündung eines allgemeinen europäiſchen Kriegs zu verhindern, und ſich alle Vortheile zu bewahren, die man durch Warten zu rechter Zeit, wie anderwärts durch Handeln zu rechter Zeit, erwirbt. Wie 1813 zum Ausſchlag bereit und den letzten Ausſchlag gebend, iſt es eines großen Vortheils immer gewiß.

Preußen hatte ſich ganz dem ruſſiſchen Intereſſe ergeben, wie es die engere Verbindung der Herrſcherfamilien in beiden Staaten mit ſich bringt. Die Frage, ob die außerordentliche Vergrößerung Rußlands Preußen nicht gefährlich werden, daher ſeine Politik gegen daſſelbe bewaffnen müßte, iſt unter dieſen Umſtänden eine müßige Frage, mit der ſich nur engliſche Blätter in ihrem Groll gegen die ruſſiſchen Siege beſchäftigt haben.

Die übrigen Staaten kommen nicht in Betrachtung. So viel von den Intereſſen der an der orientaliſchen Sache theilnehmenden Mächte. Was nun die Unterhandlungen betrifft, ſo ſind dieſelben nirgends lichtvoller dargeſtellt worden, als im Foreign Quarterly Review, aus dem wir folgenden kurzen Ueberblick über ſie entlehnen: „Obgleich die Deputirten Griechenlands nicht nur kein Gehör auf dem Congreſſe von Verona, ſondern ſogar den Zutritt zur Stadt ver-

die Winde zu Hülfe, um seine Wellen noch höher gegen den Feind aufzuthürmen. Dionysos aber hält seine brennende Fackel in den Fluss und augenblicklich verwandelt sich alles Wasser in Feuer, verbrennt die Inder und flammt hinab zum Ocean, darauf verwandelt der Gott alles Wasser des Flusses in Wein. Ob Feuer, ob Wein, der Sinn ist der nämliche. Wenn wir nun auf Bildwerken den Dionysos auf einem Wagen, den eine Victoria lenkt, mit vielen Gefangenen, worunter auch die fremdartigen Elephanten erblicken, so ist damit immer des Gottes Triumph über die Inder gemeint. Bunsen, Beschr. von Rom II. 77. 150. 164. III. 184. Waagen, England II. 556. Zoëga, bass. 7. 8.

Ein zweites fruchtbares Motiv für die geistreichen Künstler des dionysischen Grabcultus war die Findung der Ariadne. Der Gott ist mit seinem zahlreichen Gefolge unterwegs. Da entdeckt ein Pan oder Silen die schlummernde Schöne und zeigt sie dem Gotte, der vom Wagen herabsteigt um sie zu wecken. Das ist das Erwachen der Seele im Himmel nach dem irdischen Tode. Theseus, der sie verlassen, war nur die Menschheit, Dionysos ist die Gottheit. Schon Philostratos der Aeltere beschreibt in seinen Gemälden I. 15. den der schlafenden Ariadne liebevoll nahenden Gott. „Ihre Brust ist entblöst, ihr Haupt ruht auf dem erhobenen Arm. Welch ein Athemzug und wie süss! Ob er nach Aepfeln oder Trauben duftet, o Bacchus, wirst du nach dem ersten Kusse wissen.“ Dass die Scene auch in lebenden Bildern pantomimisch dargestellt wurde, ersehen wir aus Xenophons Symposium IX. 9. 2. Wie beliebt der Gegenstand seyn musste, erhellt daher, dass unter den Wandbildern von Herkulanum und Pompeji fünfmal die von Theseus verlassene, zweimal die von Bacchus gefundene und noch öfter die im Schlaf von einem Pan belauschte Ariadne vorkommt (nach der Hamburger Ausgabe II. 32—35. 75. 106. 107.). Derselbe Gegenstand kehrt auch auf Basreliefs ausserordentlich oft wieder, die sich an Sarkophagen finden. Mus. Pio-Clem. IV. 29. V. 8. Beschr. von Rom II. 2. 137. d'Agincourt III. 1. Fig. 22. Mus. Worsley IV. 1.

Besonders von Interesse ist ein Vasenbild bei Gerhard, Berlins Antike Denkmäler S. 244., weil hier Dionysos die verschämte Ariadne zurückhält, während Pallas Athene den

Theseus vertreibt. Wenn auch die ewig jungfräuliche Athene nicht in den sinnlichen Cultus des Dionysos passt, so ist doch in dem letztern die Sinnlichkeit auch wieder so hoch geadelt, dass beide Gottheiten sich gemeinsam über die niedere Natur erheben. Deshalb scheint ihre Bundesgenossenschaft auf dem alten Vasenbilde der Mysterienlehre mehr getreu geblieben zu seyn, als die Auffassung des viel spätern Dichter Nonnus, der im 26. Buch seines grossen Gedichts die Pallas Athene zu einer Bundesgenossin der Inder gegen den Dionysos macht.

Den Höhenpunkt erreichen die in Rede stehenden Triumphzüge des Bacchus in der Rückkehr zum Himmel, in dem feierlichen Einzug des Dionysos mit der Ariadne in Nysa. Diese Scene kommt überaus oft auf Sarkophagen vor. Man hat häufig in der weiblichen Gefährtin des triumphirenden Gottes ein anderes Wesen als die Ariadne erkennen wollen und gemeint, Ariadne sey immer nur an ihrer Krone oder an ihrem Kranze bestimmt zu erkennen. Allerdings theilt die Mutter Semele die Ehre, von ihrem Sohn in den Himmel eingeführt zu werden; aber Kore, Persephone, Libera und selbst Aphrodite, wenn man lieber diese auf dem Triumphwagen hat sehen wollen, fallen doch mit der Ariadne in einen Grundbegriff zusammen. Man hat auch an die Amme Nysa und an die Methe und Mystis gedacht, doch sind diese dem Gott mehr untergeordnet und gehören nicht unmittelbar an seine Seite. Der Hauptbegriff bleibt immer die durch Liebe zur Gottheit erhobene Menschheit.*) Das ist Ariadne ausschliesslich. Zur Kore oder Libera wird sie erst durch ihre innige Verbindung mit dem Gotte. Den Triumphwagen ziehen am häufigsten Kentaurn, Sinnbilder der besiegten, gezähmten und veredelten Natur. Aber auch Löwen, als Sinnbilder der durch Liebe gezähmten Kraft, Tiger als Sinnbilder der besiegten Leidenschaft. Eine eigenthümliche Symbolik liegt in den trächtigen

*) Es lässt sich kaum leugnen, dass zwischen dieser alten heidnischen Mysterienlehre von der Hochzeit des Dionysos und der Ariadne im Himmel und der christlichen Vorstellung im 19. Capitel der Offenbarung Johannes von der Hochzeit des Lammes ein gewisser Ideenzusammenhang besteht. Die Braut des Lammes ist die Gemeinde der Heiligen, die zur Gottheit erhobene Menschheit.

Pantherinnen, die den Triumphwagen ziehen bei Gerhard, Berlins antike Denkmäler 95.

Eben so häufig, wie die Triumphzüge sind die bacchischen Gelage oder Conversationen. Hier macht es sich der Gott mit seiner himmlischen Geliebten und seinem fröhlichen Gefolge erst eigentlich bequem. Hier umarmt er die schöne Ariadne, setzt ihr den Kranz auf, reicht ihr den Becher. Hier finden wir auch schon in den Armen des glücklichen Paares ihr gemeinschaftliches Kind, den schönen Knaben Staphilos, der den Traubengeist bezeichnet. Braun, Griech. Myth. 554. In ihrer Umgebung finden wir dann zunächst die Grazien, den Eros, nicht selten auch den Herakles, den seine männliche Leibes- und Seelenstärke eben so zum Himmel erhoben hat, wie die Ariadne ihre Liebe. Die weitere Umgebung des göttlichen Paares bildet dann das schon geschilderte Gefolge, mit den dionysischen Thieren. Eins der schönsten Sinnbilder der durch himmlische Liebe gezähmten irdischen Triebe ist der die schöne Ariadne sanft und gehorsam auf seinem Rücken tragende Tiger. Eigenthümlich erscheint das junge Reh oder Hirschkalb, welches Aphrodite an sich drückt, oder auch auf der Schulter trägt. Gerhard, Antik. Bildw. I. 181. 185. Es bedeutet die ewige Jugend in Nysa. Der gehörnte Hirsch ist das Sinnbild der irdischen Zeit, die Hirschkuh mit ihrem Jungen das Sinnbild des neuen Jahres, das Junge allein bedeutet das Ewigneue der Zeit oder die unvergängliche Jugend in der Ewigkeit. Es scheint mir deswegen, die Nebris oder das Hirschfell, welches so oft im Gefolge des Bacchus wiederkehrt, bezeichne dieses Gefolge ausdrücklich als die lang lebenden Hyperboreer, als das eingeborene Volk von Nysa, die Ureinwohner des Himmels. Nach Diodor III. 71. Die Makrobier oder Langlebenden des Orpheus, Arg. 1105 f.

An die Gelage und Conversationen des dionysischen Götterpaares reihen sich nun noch eine Menge Scenerien, in welchen wir Bacchanten und Bacchantinnen, Silene, Satyrn und Pane ihre himmlische Lust geniessen sehen und zwar steigt der Genuss sichtbar vom höchsten Adel des Geistes im seligen Blick des Dionysos und der Ariadne bis zur thierischen Sinnenbefriedigung hinab, oder steigt aus der süssesten Tiefe des Herzens zu einer muthwilligen Efflorescenz

des Scherzes und Witzes empor, ein Urquell, der im schönen Springbrunnen aufjauchzend sich endlich in Schaum und Staub verliert. In den specifisch bacchischen Scenerien wird vorzugsweise der Geschmackssinn befriedigt. Es sind die fröhlichsten Gelage der himmlischen Weinlese und man trinkt in einer reizenden Stufenfolge des Genusses. Der Gott geniesst, indem er den Becher an die Lippen setzt, gleichsam sich selbst. Was Ariadne schlürft, ist der Trank der Unsterblichkeit; der durstige Silen spiegelt sich im Becher der Weisheit. Feuer trinkt die Tigerin und an der sanft entschlummerten Bacchantin trinkt ihr junges Kind mehr Seligkeit als alle andern.

Von den Gelagen unterscheiden sich dann wieder die erotischen Scenerien, in denen die ganze nysaische Gesellschaft sich nur der Liebe erfreut. Eine der reichsten finden wir auf einem Sarkophage im Vatikan. Satyrn werben um Bacchantinnen und fast alle Möglichkeiten der Sprödigkeit wie der Willigkeit sind dabei erschöpft in den mannigfaltigsten Gruppen. Bunsen, Beschreib. von Rom II. 133. Welcker, Zeitschrift I. 391.

Auf vielen antiken Grabdenkmälern machen Genuss und Scherz mehr einem sittlichen Ernste Platz in Darbringung von Opfern und Spenden für den unsterblich machenden Gott. Indessen mischt sich auch hier die liebe Natürlichkeit in einer für moderne Menschen etwas überraschenden Weise ein. Wir Neuern sind zu sehr geneigt, in solchen Darstellungen, z. B. in der Andacht vor dem Lingam, nur Ironie sehen zu wollen, die Alten haben es indess damit wohl ganz ernst gemeint. Ironie und absichtlicher Muthwille gehört einer letzten Gattung von bacchischen Gruppen an, in denen der überlegene Geist auf eine witzige Weise mit den körperlichen Neigungen und Trieben spielt

Es lässt sich wohl nicht leugnen, dass auf die Bildwerke, in denen die dionysische Trunkenheit und Lust allzusehr ausschweift, die Entartung der Dionysien schon im alten Athen (Euripides, bacch. 778.) und der berüchtigten Bacchanalien zu Rom, nicht wenig eingewirkt hat. Die Mysterien selbst konnten trotz ihres ursprünglichen Adels im Verlaufe der Zeit der nämlichen Gemeinmachung nicht entgehen, welche

auch schon die ursprünglich unschuldige Naturreligion entweiht und uralt heilige Symbole in Ovid's Metamorphosen entarten liess.

Nach indischem Mythus feierte Rama, als er seine Geliebte Sita aus der Gewalt der Dämonen befreit hatte, einen ähnlichen Triumph, wie Dionysos mit seiner Ariadne. Auf einem Bilde bei Coleman pl. 10. sieht man sie von den weisen alten Rishis, wie von Silenen, und von Affen wie von Satyrn umgeben. Ein Beweis mehr, dass wir keinen Anstand nehmen dürfen, das selige Volk der Hyperboreer und Makrobier mit dem halbthierischen Gefolge des Dionysos zu identificiren. Silen war nach Diodor III. 71. der erste König von Nysa und die mit Dionysos in Libyen kämpfenden Silene hiessen die edelsten der Nysäer. Das Halbthierische der Himmelsbewohner erklärt sich aus dem unabweislichen Bedürfniss des sinnlichen Griechenvolks, sich nicht mit geistigem Genuss zu begnügen, sondern mit dem feinsten Raffinement den geistigen Genuss zu verbinden.

13.

Die Bienen.

Das fromme Volk der Bienen mit seinem wohlgeordneten Staate und mit seinem süssen Honig bedeutet das Volk der Seligen im Himmel, die in vollkommener Unschuld und Eintracht ewig das süsseste Glück geniessen. So sagt ausdrücklich Porphyrius, de antro nymph. 19.

Die Griechen glaubten, die Bienen seyen aus einem todten Stiere hervorgekommen. Plinius Naturgeschichte XI. 20. Photius 1611. Wenn nun auch Ovid, fasti I. 375 f. vermuthet, die Seele des Stiers gehe, weil er so viele Pflanzen gefressen habe, zur Strafe in unzählige Bienenseelen über, welche die Pflanze nur liebkosen, ohne sie zu verletzen, so ist das doch nur ein guter Witz und die griechische Mysterienlehre nimmt das Sinnbild viel ernsthafter. Aristäus, so sagt die Mythe, der Erzieher des Dionysos, dem alle seine Bienen gestorben waren, begrub nach dem Rathe des Proteus (des Verwandlers) vier Stiere und vier Kühe und aus ihren Leichen flogen un-

zählige Bienen auf, die in reinster Unschuld leben, sich ohne Zeugung fortpflanzen, ihrem Könige wie liebende Kinder gehorchen, in denen ein Theil des göttlichen Geistes lebt und welche Zeugen der goldnen Zeit sind. Virgil, Landbau IV. 220. 550 f. Auffallend ist, dass der römische Name der Biene der des ägyptischen Stieres Apis ist. Dieser Stier bedeutet aber den Gott Osiris, dessen Seele nach seinem Tode in den Stier überging. Damit stimmt die altpersische Lehre, nach welcher am Weltende der Stier Hazaiosch erscheinen wird, der die Keime aller guten Dinge in sich trägt, welche zur Wiedergeburt in der neuen Welt bestimmt sind. Bundehesch 19. Kleuker, Zendavesta III. 92. Auch der persische Mithrasstier der spätern Mysterien starb als Opfer in der Zeitlichkeit, um die Wiedergeburt in der Ewigkeit zu sichern. Bekanntlich wurde der Mithrascultus durch die römischen Garnisonen auch in Gallien und selbst im südlichen Deutschland verbreitet. Dass zu solchen abendländischen Mithras-Mysterien auch die dreihundert goldenen Bienen, die man mit einem Stierkopf und Sonnenbilde im Grabe des Frankenkönigs Childerich zu Doornik (Tournay) aufgefunden, gehört haben mögen, haben schon Creuzer und Andere vermuthet. — Die Verbindung der Biene mit dem Stier kehrt auch in der abenteuerlichen, dem Albertus Magnus zugeschriebenen Pflanzenlehre wieder (Deutsch. Nürnberg 1755. S. 157). Da heisst es, wenn man Melissenkraut bei sich trage, könne man damit die Ochsen locken, wohin man wolle. Unter den geschnittenen Steinen des Gorläus (Gorlaei dactyliotheca, bekannter unter dem Namen cabinet de pierres II. N. 231) findet man die äusserst zierliche Darstellung einer Biene, die mit zwei andern vorgespannten Bienen pflügt. Hier vertritt die Biene vollkommen die Stelle des Stiers. Porphyrius, de antro nymph. 20. zählt auch das Sternbild des Stiers hierher und vergleicht die das Stierauge umgebenden Hyaden mit Bienen.

Natürlicherweise wurden die Bienen in der Mysterienlehre der Griechen nun auch von dem in Stierform zerrissenen Dionysos-Zagreus hergeleitet, wobei es einerlei ist, in welchem Volk und Cultus das Symbol zuerst auftauchte. Dionysos, der auch unter dem Namen Zagreus vorkommt, wurde als Stier von den Titanen zerrissen. Diodor III. 61. Mit dem Hervor-

kommen der Bienen aus dem todten Stiere ist ursprünglich nur gemeint, aus der von den anorganischen Elementen zerrissenen Materie geht die kleine, aber lebendige Welt der Organismen hervor; denn die Biene, die aus den Blüthen Honig saugt, ist ein Sinnbild sowohl der Pflanzen- als Thierwelt. Später erst legte man die höhere Bedeutung der wiedergeborenen Seelen in sie hinein.

Dionysos führte den Namen Brisäus von βρίττειν, Honig schneiden. Creuzer II. 487. Das bedeutet die Süssigkeit des himmlischen Lebens. Auch die Perser verglichen ihren Urkönig Dschemschid im goldenen Zeitalter mit dem Könige im Staate der Bienen. Herbelot s. v. Giamschid. Virgil, vom Landbau IV. 220. sagt, alle Thiere kommen von den vier Elementen, nur die Biene allein ist aus dem göttlichen Ingenium entsprungen. Es ist auch ein deutscher Volksglaube, unter allen Thieren stammen die Bienen allein aus dem Paradiese. v. Leoprechting, Lechrain Nr. 20. Nach Plutarch, Ehevorschriften p. 144. sind die Bienen so unschuldig und rein, dass sie, wenn sich Menschen dem Bienenstock nähern, sogleich erkennen, ob dieselben keusch sind oder nicht.

Man konnte in der That für den friedlichen Staat der Seligen im Himmel und für die Süssigkeit ihres Genusses kein passenderes Bild finden, als den Bienenstaat. Und da die Bienen in der Luft herumfliegen, konnte man sich leicht vorstellen, sie kämen vom Himmel. So nennt man den Honig Himmelschweiss. Helmuth, Volksnaturlehre 1812. S. 261. Stöber, Elsässer Sagen Nr. 13.

In den Mithrasmysterien wird die Biene auch mit einem Löwen verbunden. Der Löwe ist Mithras selbst, der starke Gott, der den Stier nur opfert als das irdische Leben, damit in der Wiedergeburt das himmlische Leben daraus entstehe. Dieses Wunder der Erlösung wird nun bezeichnet durch eine Biene im Munde des Löwen. Mus. Flor. II. tab. 78. Nr. 1. 2. Gorläi, dact. II. 228. Tassie Nr. 686 f. Das Sinnbild ist wohl sehr alt. Die Bienen im Rachen des todten Löwen des Simson erinnern daran.

Weil die Bienen dem Weltcentrum angehören, wurden sie auch als die Ammen des höchsten Naturgottes angesehen,

deshalb war Melissa (die Biene) Amme des Zeus. Lactantius de falsa rel. I. 22. Bienen nährten den jungen Zeus mit Nectar, herbeigelockt durch den Erzklang der Kureten, weshalb noch jetzt die Bienen gern dem Erzklange folgen. Virgil, Landbau IV. 151. Vielleicht ist unter dem Erzklang die Sphärenharmonie verstanden, die Harmonie der sieben Planeten, deren jeder einem Metall vorstand. Sofern überhaupt ein Naturgott als Kind aufgefasst werden konnte, gehört er schon ins Gebiet des Zeitenwechsels, die Bienen aber waren schon vor ihm da in der Ewigkeit.

Die Inder sehen in ihrem Gott Wischnu das erhaltende Weltprincip und vorzugsweise den guten, liebenden Gott, im Gegensatz gegen Brahma, die schaffende, aber auch zuweilen fehlgreifende Kraft, und gegen Shiwa, den Zerstörer. Die Inder dachten sich nun den Wischnu personificirt als Biene auf einer Lotosblume ruhend, abgebildet bei Niclas Müller, tab. II. fig. 70. So ruht der Himmel auf der Erde. Auch Krischna (eine Verkörperung Wischnu's) wird abgebildet mit einer blauen Biene über dem Haupte. Addison hat uns eine schöne indische Mythe von der Beziehung Krischna's zur Biene mitgetheilt (Indian reminiscences, im Auszug in Frorieps neuen Notizen I. S. 103). Krischna verwandelte eine seiner Geliebten in die Pflanze Toolsy (*ocymum nigrum*) und verordnete, man solle künftig seinen Gottesdienst nie ohne die Gegenwart dieser Pflanze feiern. Daher halten die Inder, wenn sie den Honig aus den Stöcken nehmen, stets diese Pflanze in der Hand, weil die Bienenzucht religiöser Cultus ist, weil der Gott selbst in den Bienen verborgen ist.

Auch die Griechen dachten sich wenigstens, die Biene sey aus einer Blume entstanden. Aristoteles, Thiergesch. V. 18. Zeus selbst kommt als Biene vor, die man aber häufig mit einer Fliege verwechselt hat. Creuzer, Symbolik, zweite Auflage II. 587., abgebildet auf Taf. 5. Nr. 3.

Eine Biene ist die Amme des Zeus, also Honig die erste Götterspeise. Wie Milch die erste Speise für die in den irdischen Leib hinabgesunkenen Seelen ist, so Honig die erste Speise der Wiedergeborenen im Himmel. In dieser Bedeutung der Seelenreinigung erscheint der Honig auch als Gabe der Weisheit und Dichtkunst, als Gabe des göttlichen Geistes

überhaupt, und die Bienen werden zu Musen. Apollo empfing je am 24. Juli als Bienengott ein Opfer, und zwar nicht blos, weil die Bienen gern in der Sonne ihren Honig sammeln. Musen in Gestalt von Bienen zeigten den Joniern den Weg nach Asien. Die Bienen werden Vögel der Musen genannt. Varro, de re rustic. III. 16. Bienen, geflügelte Melodien der Musen kennt Athenäus XIV. 8. Melodie heisst wörtlich „der honigsüsse Ton". Platon vergleicht im Jon den Dichter mit einer Biene, dem leichten, geflügelten und heiligen Wesen, der Gottheit voll. Von Platon selbst und von Pindar dichtete man, Bienen hätten sie in ihrer Kindheit mit Honig genährt und ihnen dadurch die Gabe der süssen Rede verliehen. Aelian, Vermischte Geschichten XII. 45. Jamos, ein Sohn des Apollo, wurde als Kind auf Veilchen ruhend von zwei Schlangen mit Honig genährt und später der Stammvater eines berühmten Sehergeschlechts. Pindar, Olymp VI. Zu Delphi, wo das grosse Orakel des Gottes war, bauten ihm die Bienen einen zierlichen kleinen Tempel aus Wachs. Pausanias X. 5. Auch seine berühmte Priesterin Pythia hiess die Biene von Delphi. Pindar, Pyth. 106.

Das Bienensymbol bezieht sich aber hauptsächlich auf die Wiedergeburt. Bellori hat unter den von ihm gesammelten Bienensymbolen tab. VII. aus der Barberinischen Daktyliothek eine Gemme abbilden lassen, welche den Eros auf einem Kruge über Wasser fahrend darstellt. Ein oft bei den Alten wiederkehrendes Bild. Hier aber ist auf dem Kruge noch eine Biene dargestellt, als Verkündigerin der Wiedergeburt, zu welcher die in dem Kruge bewahrte Asche bestimmt ist.

Der Honig, welcher nach der alten Edda mit Quasirs Blut in Odins Meth gemischt wird, bedeutet die reinste Unschuld, während das Blut, die Gabe des bösen Gottes Locki, die Schuld kennzeichnet. Honig kommt vom Himmel, das Blut gehört der Erde.

In der jüngern Edda geschieht des Honigthaues Erwähnung (in der Uebersetzung von Simrock S. 253), der von der Weltesche Yggdrasill auf die Erde herabfällt und von dem sich die Bienen nähren. Damit wird ausgedrückt, die Bienen können ohne diesen himmlischen Einfluss nicht leben, oder

mit andern Worten, die Bienen stammen selbst aus dem Himmel. Damit stimmt auch ihr Name Immen überein.

Die wunderbare Harmonie, in welcher die Bienen leben, und die Süssigkeit dessen, was sie bereiten, passt ganz zum Leben der Seligen im Himmel. Auch die alten Pythagoräer hielten die Bienen für die Seelen aus der Zeit der ersten Unschuld oder für selige Geister. Porphyrius, de antro nymph. 19.

In deutschen Volkssagen kommt zuweilen die Seele in Bienengestalt aus dem Körper eines Schlafenden heraus. Schreiber, Taschenbuch 1844. S. 308. Noch bestimmter sind dem Namen und dem Wesen nach mit den Bienen die Heimchen (Embryonen) des deutschen Volksglaubens zu vergleichen. Das sind nämlich die Seelen der noch ungeborenen Menschen, welche Mutter Perchta aus ihrer himmlischen Heimat in die irdische Körperwelt einführt und zwar in der Perchtennacht (6. Januar), in der Wintermitte, am Neujahr. Der Name Heimchen ist überhaupt ursprünglich nicht von den hässlichen Grillen, sondern von den Immen zu verstehen. In v. Leoprechtings Lechrain S. 80. heisst es von der Imb, dieses Thier sey das einzige, welches unverwandelt aus dem Paradiese in die irdische Welt herabgekommen sey, also noch seine ganze Unschuld und Heiligkeit bewahre. Das Volk am Lech sagt, alle Thiere crepiren, nur die Biene stirbt. In jedem Dorfe hat man einen Immenvater, der Bienen unterhält, weil die Nähe dieser Thiere dem Menschen heilsam ist.

In Thomassons finnischer Mythologie, deutsch von Petersen S. 56. sind finnische Volksliedchen mitgetheilt, worin die Bienen gebeten werden: „Biene, du Weltvöglein, flieg in die Weite über neun Seen, über den Mond, über die Sonne, hinter des Himmels Sterne, neben der Achse des Wagengestirns, flieg in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorrathskammer, bring Arznei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Schnabel für böse Eisenwunden und Feuerwunden.“ Vergl. auch Schröter, finnische Runen S. 25. 41. Man ersieht hieraus auf das allerdeutlichste, die Biene soll zum Siebengestirn am Nordpol fliegen, was auf das glänzendste unsere bisherige Auffassung bestätigt.

ſchloſſen fanden, und der Kaiſer Alexander jede Bitte derſelben ſcheinbar zurückwies, ſo war letzterem dennoch das Schickſal des Landes ſchon damals nichts weniger als gleichgültig. Indeſſen war der einzige Beſchluß zu welchem die alliirten Mächte in Verona ſich damals vereinigten: „daß die griechiſche Angelegenheit, zu welcher Zeit ſie auch verhandelt werden möge, als ein Gegenſtand der Allianz und nicht Rußlands allein zu betrachten ſey, und daß für die Griechen kein Zuſtand der Unabhängigkeit verlangt werden ſolle.“ Als die Inſurrection durch die Errichtung einer Regierung mehr Feſtigkeit gewann, drang der Kaiſer auf die Nothwendigkeit eines Vergleichs mit der Pforte, und machte im Winter 1823 ſpecielle Vorſchläge zu einer Dazwiſchenkunft. In der hierüber an die großen Mächte gerichteten Note drückt das ruſſiſche Cabinet ſich folgendermaßen aus: „Rußland kann bei einer Verlängerung des Zuſtandes der Dinge im Oſten, der ſeine Verhältniſſe mit der Levante unterbricht, ſeinen Handel vernichtet, und ſeine wichtigſten Intereſſen beeinträchtigt, nichts weniger als gleichgültig bleiben. Die andern alliirten Höfe haben allerdings nicht dieſelben Gründe zu einer Dazwiſchenkunft; könnte es aber wohl mit einer weiſen Politik und ihrem erſten Attribute, der Großmuth, vereinbar ſeyn, ſich der Unterdrückung von Uebeln enthalten zu wollen, die ſowohl Griechenland als die Türkei heimſuchen? Die Mächte ſehen die Vereinigung zur Erhaltung des allgemeinen Friedens als eine heilige Pflicht an, aber ſo lange der Kampf zwiſchen der Pforte und Griechenland fortdauert, ſo lange in jenen Gegenden Revolution und Anarchie herrſchen, kann dieſer Friede, der Gegenſtand ſo gerechter Wünſche, weder als beſtehend noch

Dass auch bei den keltischen Völkern dieselbe Vorstellung geherrscht habe, erhellt aus den wälischen Gesetzbüchern (Dull Gwent II. 27. § 1.). Da heisst es, wie Leo in der „Malbergischen Glosse 1842" I. 119. übersetzt: „Der Adel der Bienen ist vom Paradies entsprossen und wegen der Sünde des Menschen kamen sie von da heraus und Gott schenkte ihnen seinen Segen und deshalb ist die Messe nicht zu singen ohne Wachs."

In Virgils Landbau IV. 220. heisst es ausdrücklich, in den Bienen wohne ein Theil des göttlichen Geistes und Hauch des Aethers. Auch in der griechischen Anthologie, übersetzt von Herder, heisst es von den Bienen, aus ihren niedlichen Zellen strömt ein goldner Strom, eine Quelle aus längst vergangener Zeit, wo noch keine Hacke, kein Pflug die Erde verwundete, und der Sänger ruft ihnen zu.

„Fliegt, ihr Nectar bereitenden Bienen,
Zeugen der goldenen Zeit, die ihr geniesset und schafft."

In der Normandie, wo germanischer Einfluss vorherrscht, glaubt man von den Bienen, sie verstünden alles was man sagt, und rächten sich gelegentlich für Beleidigungen, brächten aber dem Hause Heil, wenn man sie gut behandle. De Nore, coutumes de France p. 285.

In einer merkwürdigen tscherkessischen Sage (bei Neumann) heisst es: Merime, die Mutter Gottes, konnte die Bienen, als der Gott des Donners ihnen zürnte, nicht schützen, und alle kamen um bis auf eine einzige, welche die Göttin unter ihrem Hemde verborgen hatte und von der ein neues Volk der Bienen abstammte. Vergleiche Dubois de Montpereux, Reise nach dem Kaukasus (deutsche Ausgabe I. 78).

Sofern die Biene die aus der irdischen Hülle befreite Seele bedeutet, erhielt der Honig eine symbolische, man könnte sagen sacramentale Bedeutung im Grabcultus und nicht weniger bei Hochzeiten und Geburten. Das Salben mit Honig, das Geniessen von Honig und endlich sogar das Begraben in Honig kam im irdischen Daseyn einer Anweisung auf den künftigen Himmel gleich. Nach Plinius, Naturg. XXII. 24. kann im Honig das Fleisch nicht verwesen. Da ich mich über diese Symbolik schon in meinen mythologischen Forschungen von 1842. S. 207 f. ausgesprochen habe, weise ich darauf hin und

erinnere nur an den berühmten Mythus vom Glaukos, der in einem Honigfasse sterbend durch eine Schlange mit einem Heilkraute wieder lebendig gemacht wurde. Apollodor III. 3. 1. Hygin, Fab. 251. Auch im alten Babylon wurden vornehme Leichen in Honig begraben. Herodot I. 198. Die Griechen brachten bei Leichenbegängnissen Honigopfer. Homer, Odyssee XI. 27. Noch jetzt wird in Russland neben den Sarg ein Teller mit Honig gesetzt. Kohl, Petersburg I. 198. Alexander der Grosse soll in einem goldenen mit Honig gefüllten Sarge beigesetzt worden seyn, nach einer muhamedanischen Sage des Ebn Batrik bei Herbelot. — Statt des Honig brauchte man auch Wachs. Nach Herodot I. 140. wurden die Leichen der alten Perser, nach demselben IV. 71. auch die Leichen der Skythenkönige mit Wachs überzogen. Die Assyrer begruben ihre Todten in Honig, nachdem sie sie erst mit Wachs überzogen hatten. Strabo XIV.

Sofern in der Wintersonnenwende jedes Jahr stirbt und wieder neu geboren wird, wandte man auch auf diese Geburt und diesen Tod die Bienensymbolik an. Daher der allgemeine Gebrauch der Polen, der auch noch in Schlesien herrscht, zu Weihnachten Honigkuchen, oder Karpfen in einer Honigkuchenbrühe zu essen. Paullini, Bauernphysik 85.

Merkwürdig ist ein noch jetzt bei den Abazas im Kaukasus vorkommender Gebrauch. Wenn ihr Bey stirbt, legen sie ihn in einen hölzernen Sarg, an dem eine Oeffnung ist und schieben ihn zwischen die Aeste eines Baumes hinein. Wenn nun die Fäulniss vorüber ist, nisten die Bienen hinein und überziehen den von der Luft ausgetrockneten Leichnam allmälig mit ihren Waben. Morgenblatt 1819. Nr. 299.

Auch der Gebrauch der Wachskerzen wurzelt in dem alten Glauben. In einem vlämischen Volksliede, Gent bei van Pemel Nr. 5. heisst es: die Biene, die angenehme Bestie, dem Menschen so getreu, vertreibt ihm auch noch (durch die von ihrem Wachs geformte Kerze), wenns bei ihm ans Sterben geht, die höllischen Geister.

Viertes Buch.

Die Gräbersymbolik der alten Griechen.

1.

Einige Vorbemerkungen über die Vasenkunde.

Die Vasen in gebranntem Thone, die man zu vielen tausenden in altgriechischen Gräbern gefunden hat und noch findet, sind durchgängig mit symbolischen Darstellungen aus den Mysterien und mit Scenen aus der griechischen Mythologie geschmückt. Man findet darunter vieles, worüber uns die hinterlassenen Schriften der Griechen keinen Aufschluss geben, sie dienen insofern denselben zur Ergänzung und sind für den Alterthumsforscher von der grössten Wichtigkeit. Jedoch ist das Studium derselben noch neu und man muss so billig seyn, über die hin und wieder sehr ungenügenden Deutungen der Vasenbilder und der Vasen überhaupt nach ihrer Bestimmung kein allzu hartes Urtheil zu fällen. Nur muss vor allzu voreiligen Erklärungen gewarnt werden, weil das Material noch lange nicht erschöpft ist, vielmehr fast jährlich in neu entdeckten Gräbern immer neue Funde gemacht werden.

Es war wohl natürlich, dass diejenigen Archäologen, welche sich einmal in die einseitige Ueberschätzung des Hellenenthums verrannt und gegen den Orientalismus verblendet hatten, daher von keinem Einfluss orientalischer, überhaupt barbarischer Ideen auf das in sich abgeschlossene und an sich vollkommene Volk der Hellenen etwas wissen wollten, einen wahren Abscheu gegen die Voraussetzung hegten, wie vieles andere in den classischen Denkmälern, so seyen namentlich auch die Symbole und bildlichen Darstellungen an Sar-

kophagen und Grabvasen aus den Mysterien oder Unsterblichkeitslehren zu erklären, in denen sich ägyptische, asiatische und nordische Ideen mit den griechischen vermischt hätten. Die natürliche Weiterentwickelung der Wissenschaft hat jene einseitige Auffassung überwunden. Doch herrschen noch von Seite bedeutender Alterthumsforscher Zweifel darüber, wie weit die Mysterienlehren berechtigt seyen, die Vasenbilder für sich in Anspruch zu nehmen, da in der ungeheuern Menge derselben so viele Scenen aus Mythen vorkommen, die mit der Mysterienlehre und mit Tod und Unsterblichkeit gar nichts zu schaffen haben, sich vielmehr darunter eine Menge kriegerische, gymnastische oder auch lebenslustige Darstellungen von Gastmälern, Spielen, Liebesscenen und sogar komische Sachen und Karikaturen befinden. Die angesehensten Gelehrten des Faches, wie Eduard Gerhard und Otto Jahn, glaubten daher voraussetzen zu müssen, die Vasen seyen ursprünglich nur zu Geschenken für Lebende bestimmt gewesen, als Geburtstags-, Hochzeits-, Gast-, Preis- und Ehrengeschenke, Schmuckvasen, welche die Tische und Zimmer der Lebenden geziert hätten und womit man dann auch das Grab dessen, dem sie im Leben angehörten, ausgeschmückt habe. Somit ist denn gerade in den vorzüglichsten Vasenwerken eine Erklärungsweise zur Herrschaft gelangt, die bei aller Vortrefflichkeit der Leistung doch die Hauptsache vermissen lässt. Dreierlei herrscht darin vor. Erstens das Studium der Fabriken, in denen die Vasen gebrannt worden sind, der dabei angewandten Technik und der nach lokalen Gruppen und einander folgenden Zeiten verschiedenen Style der Malerei. Zweitens die ästhetische Beurtheilung der einzelnen Malereien und Sculpturen. Drittens die Erforschung und Erklärung der einzelnen Bilder nach ihrem mythologischen oder sonstigen Inhalt. Alles ohne die geringste Beziehung auf den eigentlichen Zweck feierlicher Bestattungen, auf die Liebe und den Kummer der Hinterbliebenen, auf das Schauerliche des Todes und auf den Trost, der allein in der Unsterblichkeitslehre der Mysterien gefunden wurde.

Ich bin der Ansicht, dass eine grosse Anzahl Vasen, die sich in Gräbern finden, ursprünglich allerdings nicht für die Gräber bestimmt waren, denn man findet solche, welche

Spuren eines längeren Gebrauchs, den man ausserhalb des Grabes von ihnen gemacht hatte, an sich tragen, andere, deren Inschrift bezeugt, dass sie bei Lebzeiten gebraucht worden sind, noch andere, die ausdrücklich durch die Inschrift als Preisgeschenke für Wettkämpfer bezeichnet sind, und schon an und für sich kann man es nur natürlich finden, wenn dem Hingeschiedenen Gegenstände, die er im Leben am liebsten um sich gehabt hatte, auch mit ins Grab gegeben wurden. Damit werden aber die Beziehungen unzähliger anderer Vasenbilder auf Tod und Unsterblichkeit nicht ausgeschlossen, und dieselben ausschliessen zu wollen, wäre ebenso einseitig, als wollte man nur sie allein gelten lassen. Auch darf man wohl behaupten, dass die Mehrheit der Grabvasenbilder sich auf Tod und Unsterblichkeit überhaupt, oder auf eleusinische und dionysische Mysterien insbesondere beziehen. Die Inschriften, durch welche einige Vasen als Geschenke an Lebendige bezeugt werden, sind wenig zahlreich. Jahn in seinem neuesten Werke „Aus der Alterthumswissenschaft“ 1868. S. 312 f. hat deren nicht viele beibringen können und von mehreren ist es zweifelhaft, ob sie nicht dennoch der Gräbersymbolik angehören. Wenn z. B. S. 318. auf einem Vasenbilde die erste Schwalbe begrüsst wird, eine Person die Beischrift hat: „sieh da, die Schwalbe!“ und eine andere: „das ist sie, nun ist der Frühling da!“ so dürfte sich das in der That auf die Wiedergeburt nach dem Tode deuten lassen, welche so oft mit der Wiedergeburt im Frühling verglichen zu werden pflegte. Da die Vase in einem Grabe gefunden wurde, welche andere Deutung läge da wohl näher? Dasselbe gilt von dem auf derselben Seite erwähnten Vasenbilde. Es stellt einen Mann dar, welcher Oliven erntet, mit der Beischrift: „O Vater Zeus, lass mich doch reich werden!“ und denselben Mann noch einmal wie er Oel einmisst, mit der Beischrift: „Nun ist es ja voll, voll bis zum überlaufen!“ Das kann allerdings eine Gratulationsvase seyn, welche der Hingeschiedene einmal während seines Lebens erhielt; da jedoch die Vase in einem Grabe gefunden wurde, ist es doch wohl wahrscheinlicher, dass sie sich auf den Reichthum des Lohnes im Himmel beziehen soll, den er sich durch seinen Fleiss in guten Handlungen während seines Lebens verdient

hat. Wenn Jahn S. 320. die Vasen, auf denen die Inschriften vorkommen: „Schön ist N. N.!“ oder „Schön ist der Knabe!“ oder: „Schön ist das Mädchen“ nur auf Liebesgeschenke bezieht, die der Betreffende während seines Lebens erhalten hat, so bleibt es doch auch hier zweifelhaft, ob nicht, weil wir doch auch diese Vasen in den Gräbern finden, die hinterbliebenen Eltern oder Geliebten dem Todten solche Inschriften gewidmet haben, wie wir ja jetzt noch alle Tage in den in Zeitungen abgedruckten Trauerbriefen die Vorzüge des Verstorbenen übertreiben sehen. Jetzt hebt man eben sittliche Eigenschaften hervor, bei den alten Griechen pries man mehr die Schönheit. Jedenfalls herrscht in den sepulcralen Bildern die Beziehung auf Tod und Unsterblichkeit vor. Eine Menge Bilder, fast durchgängig aus der Mythologie geschöpft, spielen auf Leben und Tod dessen an, dem das Grab bestimmt ist. Bachofen hat in seiner Gräbersymbolik Seite 17. gewiss mit dem besten Recht behauptet, das spätere griechische, in die Mysterien eingeweihte Geschlecht habe den alten längst bekannten Mythen einen neuen Sinn untergelegt, indem es sie im Grabcultus verwendet habe. Im Privatleben finden sich je nach Charakter und Schicksal der Individuen überall Anklänge an verwandte Charaktere und Schicksale in der reichen griechischen Mythenwelt, deren Götter und Heroen ja doch eigentlich auch nur das Menschenleben abspiegeln.

Abgesehen von den Bildwerken, welche sich in der bezeichneten Weise auf die Privatstellung, den Privatcharakter, die Privatschicksale des Bestatteten beziehen mögen, enthalten die Bilder der in den Gräbern gefundenen Vasen und anderartigen Geräthe und Gefässe, wie auch der sehr oft kunstreichen Sarkophagdeckel noch eine ausserordentliche Menge Symbole und allegorische Darstellungen, welche sich auf Leben, Tod und Wiedergeburt im Allgemeinen beziehen. Das sind die schon der Zahl nach weit überwiegenden Darstellungen aus den mysteriösen Weihen und aus den Mythen- und Mysterienkreisen des Dionysos, der Demeter und Persephone, des Herakles, Eros, Apollo, Orpheus, Prometheus etc.

Noch ist zu bemerken, dass die Grabvasen in Griechenland und zwar vorzugsweise in Athen und unter dem Einfluss attischer Bildung und Kunstfertigkeit fabricirt und massen-

haft auf die Märkte der weit ausgebreiteten griechischen Welt, namentlich auch nach Grossgriechenland (Unteritalien) gebracht worden sind. Sie wurden wohl nur in seltenen Fällen bei bedeutenden Künstlern besonders bestellt, insgemein aber nach guten Mustern und nach dem Bedürfniss und Geschmack der Käufer fabrikmässig hergestellt und aus grossen Magazinen ausgewählt. Wahrscheinlich standen die Fabriken in enger Verbindung mit den Leitern und Lenkern der Geheimbünde, denn die ungeheure Menge von Grabvasen, die jetzt noch erhalten sind, liefern den augenscheinlichen Beweis, dass in jenen Fabriken nach einem bestimmten System, nach sehr guten und zweckdienlichen Mustern und mit grosser Routine gearbeitet worden ist. Man sieht wohl, aus der Ausstattung der Gräber mit Vasen, wie aus der Theilnahme an Mysterien überhaupt, ist allmälig eine Modesache geworden und wie überall, wo für die Mode fabricirt wird, fehlte es nicht an einer zuweilen stark ausgeprägten Manierirtheit. Aber es war eine Mode für Gräber, die Rücksicht auf Tod und Unsterblichkeit wurde keinen Augenblick vergessen. Wie man jetzt in s. g. Trauerhandlungen Stoffe zu Trauerkleidern und allerlei Schwarzes, was zur Trauer gehört, feilgeboten sieht und doch die Hinterbliebenen, welche dergleichen kaufen, es nur mit tiefem Schmerze thun, so war es sicher auch schon bei den Bestattungen der alten Griechen.

2.

Die Symbole der Wiedergeburt auf den antiken Grabdenkmalen.

Das vornehmste Sinnbild, welches auf Gräbern angebracht das Wiederauferstehen des Todten verbürgen sollte, war irgend eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung des Zeugungsorgans, der indische Lingam, der ägyptische Obelisk, die antike Herme, Grabsäule, Fackel, Schlange. Der indische Makandaya hält sich sterbend an einem Lingam bei Langlès I. 178. Sofern die Tanne oder Pinie, den Winter überdauernd mit ihrem Immergrün, die unzerstörliche Lebenskraft der Natur bedeutet, setzte man insbesondere auch ihren Zapfen in der Be-

deutung des Phallus auf Gräber. So ein colossaler Pinienzapfen prangte auf dem berühmten Grabmal des Hadrian (der Engelsburg in Rom) und ist heute noch das Wappen der Stadt Augsburg, weil man auf einem altrömischen Grabe daselbst einen solchen grossen Zapfen fand. Auch zu Bombay ragt auf einem Tempel des indischen Mahadewa ein riesenhafter Pinienapfel empor. Die ityphallischen Pane haben dieselbe Bedeutung, sofern das im Zeichen des Steinbocks wiedererzeugte Jahr der Wiedergeburt im Himmel zum Vorbild diente.

Sehr oft erscheint das männliche Organ mit dem weiblichen in derselben Bedeutung als Verheissung der Wiedergeburt verbunden, in sehr mannigfaltigen, mehr oder weniger deutlichen Vorstellungen. In Indien meist als ein säulenartiger, aber sehr verzierter Lingam in einer schüssel- oder becherartigen Yoni, ein Bild, dem man in Indien bis zum Eckel häufig begegnet. Bei den Battas auf Sumatra sieht man es auf jedem Grabe. Junghuhn, Battaländer II. 140. Etwas zarter und poetischer wird es aufgefasst als Lotosblume, deren emporstehender Griffel den Lingam, deren breit auseinander liegende Blätter die Yoni bedeuten. Dieses Sinnbild der Lotos war den Aegyptern eben so heilig, wie den Indern. Unter dem Namen Arghanata bedeutet der Mast im Schiff bei den Indern dasselbe. v. Bohlen, das alte Indien I. 109. Ritter, Asien II. 5. Das ist das Schiff Argo der Griechen mit dem sprechenden Kiele. Das nämliche Sinnbild ist die aus der Cista, in der sie verborgen ist, hervorblickende Schlange, die in den dionysischen Mysterien eine grosse Rolle spielt. Eben so der Docht in der Lampe. Dieses Lampensymbol verbürgt auf Gräbern die Wiedergeburt um so mehr, als es sich dabei nicht um eine gemeine Wiedererzeugung handelt, sondern um den Sieg eines höhern Elementes über das niedere, der Ewigkeit über die Zeit. Das drückt die Lampe aus, mit welcher Psyche den Eros beleuchtet, eine sündhafte Handlung, welche gleichwohl durch Abbüssung zur Seligkeit führt. Der brennende Docht ist hier das männliche und zugleich das ewige Princip, das Oel in der Lampe das weibliche und zugleich das zeitliche und irdische. Wenn das männliche Princip sich zu erniedrigen scheint, indem es in das weibliche,

oder das himmlische und ewige Princip sich versenkt, so bleibt ihm doch immer die höhere Natur getreu und diesem Gedanken der ewigen Herrschaft des Höhern über das Niedere dient die Fackel zum Sinnbild. Die mit Schwefel getränkte Fackel wird von den Bacchantinnen ins Wasser getaucht und kommt dennoch brennend wieder hervor, unauslöschlich. Ovid, fasti IV. 787. Livius XXXIX. 13.

Die einfachste Verbindung beider Geschlechtszeichen war das Kreuz, das Durchschneiden der wagerechten (weiblichen) Linie durch die senkrechte (männliche), was zuerst in der Symbolik der alten Aegypter und hier sehr häufig vorkommt. Man nennt es, wenn nicht irrig, doch einseitig den Nilschlüssel, sofern durch dieses zauberische Zeichen allerdings auch die Wiedergeburt oder Reinigung des Nil verkündet wird, aber diese nicht allein, sondern die allgemeine Wiedergeburt. Die Inder machen aus der wagerechten Linie ein mit der Spitze nach unten, aus der senkrechten ein mit der Spitze nach oben gekehrtes Dreieck. Aus ihrer Ineinanderschiebung entstand der sechseckige Stern, den man durch eine Verschlingung in den fünfeckigen oder das Pentagramm verwandelte, das s. g. heidnische Kreuz, mit dem man nach altem heidnischem Aberglauben alles physische Unheil abwenden zu können glaubte, wie mit dem christlichen Kreuz das sittlich Böse. Dass jenes Pentagramm im deutschen Aberglauben der s. g. Drudenfuss ist, haben wir oben schon bemerkt. Dasselbe Zeichen war auch den Druiden heilig. Eckermann, Kelten 12.

Auf vielen Grabvasen, besonders an Schaalen und Henkeln kommt ein grosses Auge als ein noch wenig oder gar nicht erklärtes Symbol vor. Es bedeutet wohl das Auge der Vorsehung, d. h. derjenigen Gottheit, die den Sterblichen auf seinem gefahrvollen Wege durchs Leben und auch noch nach dem Tode hütet. Gerhard, Neuerworbene antike Denkm. in Berlin S. 15 hat um ein solches Auge leichte Umrisse wahrgenommen, die er in einem Fall für die eines Tigerkopfes, in einem andern für die eines Delphins hält. Der Tiger hat wenig Sinn. Beim Delphin aber muss man an die Ueberfahrt zu den seligen Inseln denken, welche hauptsächlich dieser Fisch vermittelt. Ich beziehe hierauf auch das Auge am Vorder-

theil des Schiffes, welches den Odysseus und seine Gefährten durch alle möglichen Gefahren über Meer trägt, wie man es auf einer Vase in Berlin sieht. Gerhard, Berlins Vasen II. 20.

Ueberaus oft findet man auf Grabdenkmalen die Fackel, wenn sie gesenkt ist, als Sinnbild des Sterbens, wenn sie wieder erhoben wird, als Sinnbild des Wiederauflebens. Zwei Genien oder Eroten, der eine mit gesenkter, der andere mit erhobener Fackel, bilden gleichsam die Wappenhalter der antiken Gräber und man hat sie sogar auf unsern Kirchhöfen wiederholt. Sie sind aus der Symbolik des Abend- und Morgensterns entlehnt.

Auch der Schlaf als Vorbild und Bruder des Todes spielt auf Grabbildern eine grosse Rolle. Das Motiv dabei ist entweder die behagliche und wohlverdiente Ruhe nach schwerer Lebensarbeit oder die Vorbereitung einer lieblichen Ueberraschung beim Erwachen. Als lebensmüder Held, der endlich behaglich ausruht, oder schlummert, oder im bacchischen Kreise sich mit dem Becher labt, kommt auf Grabdenkmälern am häufigsten Herakles vor. Stephani hat darüber in den Memoiren der Petersburger Akademie von 1855 eine sehr gelehrte Abhandlung (der ausruhende Herakles) geschrieben. Die Seligkeit, die den Eingeweihten nach dem Tode erwartet und mit der er lieblich überrascht werden soll, wird auf den Grabbildern angedeutet, nicht bloss durch die schlummernde Ariadne, sondern auch durch den schlummernden Endymion.

Der Medusenkopf bezeichnet auf Gräbern wie überall das Schreckliche des Todes. Dagegen hat die Maske, die sich gleichfalls ausserordentlich oft auf Grabdenkmalen findet, nur die Bedeutung der weggeworfenen Hülle, des abgeschiedenen Lebens. Diese Symbolik wird oft sehr geistreich angewandt. Je nachdem das Leben glücklich oder unglücklich abgelaufen, ist die Maske der Komödie oder Tragödie entlehnt. Zuweilen erblickt man einen zartsinnigen Jüngling ins Anschauen einer grossen Maske vertieft. Man darf wohl Stephanis Vermuthung beipflichten, dass damit der Rückblick eines Seligen auf sein vergangenes Leben gemeint sey. Dagegen ist auf andern Grabbildern der

als gesichert angesehen werden — physisch nicht, weil der Kampf noch lange sein Ende nicht erreicht zu haben scheint; moralisch eben so wenig, weil dieser Kampf in die öffentliche Stimmung Europa's eine Unruhe wirft, deren Daseyn schon wirkliche Gefahr ist." Rußland forderte also seine Alliirten zur Intervention auf, auf dieselben Principien sich stützend, durch welche die verbündeten Mächte das Einmischen in die innern Angelegenheiten von Neapel, Piemont und Spanien gerechtfertigt hatten. Der Kaiser wies auf den Vorwurf hin, den ihnen ihre eigenen Völker machten, und der ihre eigene Ruhe gefährden würde, auf den Vorwurf, ein christliches Volk wieder unter das Joch barbarischer Mahomedaner zurückbringen zu wollen. In der Voraussetzung, daß der Sultan niemals die volle Unabhängigkeit der Griechen anerkennen, und die Griechen sich eben so wenig jemals wieder unter den frühern Despotismus der Türken beugen würden, schlug jene Note eine bereits im türkischen Reich bestehende Regierungsform, wie sie sich in der Moldau und Wallachei vorfand, für Griechenland vor. „Sollten die Griechen selbst Einwendungen dagegen machen, so würden doch die alliirten Höfe deren gänzliche Unabhängigkeit nicht anerkennen können, ohne von den Grundsätzen abzuweichen, welche die Sicherheit Europa's befestigt haben." Zwei Jahre seit der Ueberreichung dieser Acte gingen aus Mangel an Einigung ohne Resultat vorüber, bis endlich das Hinscheiden des Kaisers Alexander die Sache zu einer Krisis brachte. Canning, überzeugt daß Rußland die Ausgleichung der Angelegenheiten des Ostens von Europa nur allein übernehmen würde, schickte den Herzog von Wellington nach St. Petersburg, und der Erfolg dieser Mission war das

wiederholt vorkommende kleine Eros, den ein anderer mit einer grossen Maske neckt, wohl nur als die Ironie des Lebens zu verstehen.

Zum Beweise, dass sich bei den Mysterien vorzugsweise die Weiber betheiligten, denen in der heidnischen Zeit, wie später in der christlichen, ein Ueberschuss von Frömmigkeit inwohnte, dienen die unzähligen Bildwerke, in welchen den in die Mysterien eingeweihten Frauen ihr himmlisches Vorrecht gesichert wird im Gegensatz einestheils gegen die gattenlose Sterilität, anderntheils gegen die Profanation und Prostitution. Die Mysterien gebieten dem Weibe, sich in rechter Ehe einem Gatten zu unterwerfen und der Brautkranz, den er ihr auf das Haupt setzt, bedeutet zugleich die Krone der Ariadne, die jeder Braut, gleich dieser, den Himmel öffnet. Gattenlosigkeit galt als ein Unglück oder, wenn sie freiwillig war, als eine Sünde, die vom Himmel ausschloss. Darauf beziehen sich zahllose und mannigfaltige Amazonenbilder. Der andere Irrweg in die Prostitution war noch verächtlicher, wie auch die Sinnbilder des Sumpfs etc. in den Grabdenkmälern beweisen. Bachofen a. a. O. hat dieses Kapitel ausführlich erörtert, weshalb ich es nicht weiter verfolgen will. Auch in andern Beziehungen, die zugleich dem männlichen Geschlechte gelten, nimmt die strenge Sittlichkeit und tiefere Einsicht der Gräbersymbolik die mannigfachste Rücksicht auf das verfehlte, übel und unnütz angewandte zeitliche Leben, welches dem gut und nützlich angewandten zur Folie dient. Die Neuern haben diese interessante Symbolik durchgängig missverstanden. Sie identificirten die Leiden des Tantalus, Sisyphus, Ixion, Tityus, Oknos, der Danaiden etc. mit den Höllenstrafen nach christlicher Vorstellung. Die alten Griechen verstanden aber unter der Unterwelt nur unsere gewöhnliche irdische und zeitliche Welt. Also bedeutete Tantalus die in der Zeitlichkeit vergebens und durch eigene Schuld nach dem Ewigen hungernde Seele; Sisyphus den Thoren, der sich für nichtige irdische Dinge so gar viel Mühe giebt; Ixion den Thoren, der nur immer im Kreise seiner Einbildung sich herumdreht; Tityus das Nachbild des Prometheus, dem Leidenschaft und Sünde das Herz fressen; der greise Oknos den fleissigen, aber beschränkten Arbeiter, der nicht merkt, dass all sein Thun nichtig

ist; desgleichen die Danaiden, die ein durchlöchertes Fass füllen wollen. Dasselbe Sinnbild ist das Sieb, welches Plato, Gorgias p. 493, mit der Seele vergleicht, die nichts festhalten kann, wenn sie nicht der Unersättlichkeit und Ungebundenheit durch Besonnenheit und Genügsamkeit einen Zügel anlegt.

Einen grossen Werth legt die Grabsymbolik dem weiblichen Schmucke bei, denn die Geweihte, die ihre Pflichten erfüllt, die Abwege rechts und links vermieden hat, ahmt der seligen Ariadne nach, empfängt gleich ihr die Krone und erscheint als die gereinigte und vollendete Schönheit, als das Schönste, was das irdische Leben hervorbringen kann.

Ueber das Ei auf antiken Gräbern hat Bachofen in seiner „Gräbersymbolik" so viele Notizen gesammelt, dass sie mehr als die Hälfte eines Bandes anfüllen. Indem ich auf ihn hinweise, will ich nur bemerken, erstens dass das Ei häufig aus gebrannter Erde auf Gräbern und Grabsäulen angebracht ist, dass es häufig auch in Verbindung mit einer Schlange vorkommt und zuweilen auch doppelfarbig erscheint. Die Schlange ist hier nicht im gemeinen phallischen Sinne, sondern als Sinnbild der Wiedergeburt aufzufassen, wie überhaupt das Gräberei nie etwas anderes als die Wiedergeburt bedeuten kann. Wenn der ägyptische Urgeist Kneph sich als Schlange um das Weltei windet, so heisst das: Er beseelt, er belebt die Natur. Die Schlange am Grabei belebt den Todten. Wie noch jetzt bei uns das Osterei nur die Wiedergeburt der Natur im Frühling bedeutet, so hatte das Ei auch schon bei den Alten vorzugsweise die Bedeutung nicht sowohl der Geburt, als vielmehr der Wiedergeburt. Eigentlich bezeichnet es die immerwährende Fortdauer der Geburten, denn die Henne kommt aus dem Ei und das Ei wieder aus der Henne. Daher auf den Grabdenkmalen die Eierketten, die Linien von aneinander gereihten Eiern. Auch von den ausgestreckten Händen der ephesischen Diana laufen solche Ketten zu ihren Füssen hinab und auch an indischen Götterbildern wiederholt sich diese symbolische Zier. Das Ei des Vogels Phönix, aus dem der neue Phönix entsteht, entspricht demselben Grundgedanken.

In ägyptischen Gräbern kommen nicht selten grosse Straussencier vor, an welche sich noch eine andere Symbolik anknüpft. Man glaubte nämlich vom Vogel Strauss, er brüte

seine Eier nicht sitzend aus, sondern nur durch seinen Blick. So nun glaubte man, werde Osiris mit seinem Sonnenauge das Volk der Mumien wieder beleben.

Das Mondsymbol in antiken Gräbern bezeichnet die Doppelseitigkeit im zeitlichen Leben, den Wechsel von Nacht und Licht, drückt aber immer die Hoffnung aus, wie der Mond selbst nicht immer dunkel bleibt, sondern auch in den vollen Schein der Sonne tritt, so werde auch der Mensch nicht in der Nacht des Grabes bleiben. Der Halbmond aber bedeutet in der Gräbersymbolik entweder die Kuhhörner der Isis, der mütterlichen Göttin, die in der Nacht, im Winter und im Tode immer nur das nur scheinbar erstorbene Leben hütet, oder der Halbmond bedeutet das Seelenschiff, den Nachen, der die auf der Planetenleiter herunter- und hinaufsteigenden Seelen zur Erde hinab und von der Erde wieder hinauf trägt.

Die Schlange bedeutet in der Gräbersymbolik, weil sie unter der Erde lebt, die auch noch unter der Erde wirksame Lebenskraft, und weil sie jährlich ihre Haut ablegt, die Wiedergeburt aus dem Grabe. Als Sinnbild der fortschreitenden Zeit haben wir sie schon früher im Schlangenstabe des Hermes kennen gelernt. Dieser Gott führt nicht nur aus der Nacht in die Lichtseite des Jahres, sondern auch aus der Unterwelt in die Oberwelt, aus dem Tode ins neue Leben und heisst deshalb Psychopompos, der Seelenführer.

Der Hahn auf Gräbern ist ein Sinnbild und eine Verheissung der Wiedergeburt, weil er den Morgen verkündigt. Deshalb finden wir ihn auf antiken Grabbildern zugleich als Attribut der Göttin Athene, des ewigen Lichts. Gerhard, Antike Bildwerke I. 124. 138. Ebenso auf dem Schlangenstabe des Hermes, der aus der Unterwelt zur Oberwelt zurückführt. Tölken III. Nr. 911. 914. Auch als Attribut des Aesculap, des Heilgotts. Tassie Nr. 4113 f. Auch soll der Hahn der Leto beigestanden haben, als sie Sonne und Mond gebar, und daher immer noch vor Freude krähen, wenn diese Gestirne aufgehen. Ovid, fasti I. 454. Aelian, Thiergeschichte IV. 29. Auf Amuletten kommt der Hahn als Sieger über die Schlange vor. Tassie Nr. 2485. Das bedeutet wohl nicht den Sieg des Tages über die Nacht, sondern des Lebens über den Tod. In Persien wird bei Begräbnissen ein Hahn losgelassen. Berckenmeyer,

Cur. Antiqu. II. 125. Auf Banta wird ein weisser Hahn mit den Leichen begraben. Epp, Holländisch-Ostindien 185. Als Sinnbild der Auferweckung vom Tode kommt der Hahn auch noch auf christlichen Gräbern vor. Aringhi II. 329. Münter, Sinnbilder I. 55.

Als Sinnbild aller Zeugung war der Widder nicht bloss das Frühlingszeichen im Thierkreise, sondern auch auf Grabbildern die Verheissung der Wiedergeburt. Bunsen und Platner, Beschreib. von Rom I. 328. Odysseus opferte, ehe er in die Unterwelt hinab stieg, einen Widder. Auf einer antiken Gemme bei Agostini II. Nr. 16. reitet Venus auf einem Seewidder, den der kleine Eros mit der Peitsche antreibt. Der Seewidder trägt, gleich dem Delphin, die Todten über das Meer nach den seligen Inseln oder Elysium.

Die Tanne, wie die Fichte und italienische Pinie, alle unter dem lat. Namen Pinus begriffen, sind dasselbe Sinnbild. Der Baum mit seinen immergrünen Nadeln bedeutet die auch im Winter ausdauernde Vegetationskraft, das Unzerstörliche in der organischen Natur. Daher wurde bei den grossen Trauerfesten um den schönen Attis, d. h. um den jährlich sterbenden Sonnengott, eine Tanne feierlich in den Tempel der Naturmutter Kybele getragen, unter dem lauten Rufe *arbor intrat*. Plinius XVI. 10. Arnobius V. 72. Dasselbe ist heute noch unser Weihnachtsbaum, immer eine Tanne oder Fichte, die man mit Lichtern besteckt zu Ehren der wiedergeborenen Jahressonne und in dessen Schimmer man den Kindern Esswaaren und andere Geschenke austheilt zur Erinnerung an die Güte der Natur, die auch im neuen Jahr den Menschen ihre reichen Gaben spenden wird.

Die Fichte ist auch dem Dionysos geheiligt, in welchem die ganze organische Natur personificirt erscheint. Der Fichtenzapfen oder Pinienapfel bildet die Spitze des berühmten wein- oder epheuumlaubten Thyrsusstabes, den die Begleiter des Dionysos schwingen. Er hat phallische Bedeutung und bezieht sich wie auf die Geburt, so auch auf die Wiedergeburt, daher er wie zum Hochzeits- so auch zum Grabcultus gehört. Am Blumenfest des Dionysos hing man in Athen einen aus Blumen verfertigten riesenhaften Zapfen an einem Fichtenaste auf. Herrmann, Feste von Hellas I. 561. Mit welchen albernen

Erklärungen schon manche Gelehrte des Alterthums die sinnigsten Symbole und Mythen missdeuteten, beweist Plutarch, der in seinen Tischreden V. 3. die Beziehung der Fichte zum Dionysos-Bacchus nur in dem Fichtenharze finden will, womit man die Weinfässer auspicht.

3.

Der Schwan als Sinnbild der Wiedergeburt.

Brahma, der älteste und erste Gott der Inder, reitet auf einem weissen Schwane, weil er aus der Urnacht Licht und Leben in die Welt hereinbrechen liess. Der griechische Zeus zeugt mit der Leda (Leto, die Verborgene) in Schwanengestalt die Lichtgötter Sonne und Mond. Hier ist also der Schwan Sinnbild des neugeborenen Lichts.

Er drückt aber auch die Verheissung der Wiedergeburt aus. Der Sänger und Seher Orpheus wurde nach seinem Tode in das Sternbild des Schwans versetzt. Platons Republik 10. Theon zu Aratos 33. Dieses Sternbild steht oben an der Milchstrasse zum Zeichen, dass auf dieser Strasse die vom Himmel gefallenen Geister wieder zum Himmel zurückkehren werden. So wurde auch der um Phaethon trauernde Kyknos in einen Schwan verwandelt, und schwimmt auf dem Fluss Eridanos, durch welchen gleichfalls, wie oben gezeigt worden ist, der Strom der vom Himmel kommenden Seelen bezeichnet wird. Virgil, Aeneis X. 189. Ovid, Met. II. 267.

Auf einer schönen Vase bei Dubois II. pl. 54. fahren Aphrodite und Adonis auf einem von Schwänen gezogenen Wagen, d. h. die Liebe führt den todten Geliebten zur ewigen Seligkeit. Auch die s. g. Drachen am Wagen der Demeter sind vorn Schwäne, hinten Schlangen und bedeuten die Wiedergeburt der Saat aus der Erde. Auf Tischbeins Vasen II. 125. sieht man eine Sirene mit Schwanenleib, was wohl die Wiedergeburt nach dem grausamen Tode bezeichnet.

Auch die beiden Schwäne auf dem Urdarbrunnen an den Wurzeln der Weltesche in der alten Edda sind wohl auf Geburt und Wiedergeburt zu deuten.

Auf antiken Grabbildern, wie auch auf antiken Siegelringen und Amuletten bedeutet Eros, der auf einem Schwane reitet, die Liebe, die bis ins Jenseits dauern und sanft hinüberführen soll. Ein sehr beliebtes und oft wiederkehrendes Sinnbild. Plato im Phädon 544. sagt, der Schwanengesang verkünde die künftige Seligkeit. Wenn auf antiken Bildwerken Medusa und der Schwan sich gegenüberstehen, so bedeutet jene den Tod, dieser die Wiedergeburt, und Piper I. 375. hat Unrecht, wenn er dabei an Mond und Sonne denkt. Unter den antiken Bildwerken Neapels, beschrieben von Gerhard und Panofka S. 61. halten zwei Schwäne einen Medusenkopf und daneben sieht man einen Schmetterling und ein Skelett. Das bezieht sich ganz deutlich auf den Tod des Leibes und auf den Aufschwung der Seele zu neuem Leben. Bei Athenäus IX. 49. trägt der Schwan das Kraut Lygeia in sein Nest, ein Sinnbild der Unsterblichkeit. Diese Symbolik hat sich bis tief ins Mittelalter erhalten. Ihr gehört auch der Schwan an, der einen todten Ritter von Glammorgan hinwegführt. Nach der Arthursage von San-Marte.

In der abendländischen Sagenwelt, besonders am Niederrhein und an der Nordsee, spielen die Schwanritter eine bedeutende Rolle. Nach Vincenz von Beauvais, spec. hist. III. 27. schwamm einmal bei dem Palast Juvamen im Erzbisthum Köln ein Schwan heran, der an silberner Kette einen Kahn zog, in welchem ein unbekannter Kriegsmann sass, sich hier niederliess und heirathete, als aber einmal der Schwan mit dem Kahne zurückkehrte, setzte er sich hinein und verschwand für immer. Nach Gerhard van Schuiren landete ein anderer Ritter, vom Schwane gezogen, zu Cleve und heirathete hier die Tochter des Herzogs, als sie ihn aber gegen sein Verbot nach seiner Herkunft frug, verschwand er für immer. In dem Gedicht von Lohengrin, welches zu den Artusromanen gehört, wie auch im Gedicht vom Schwanritter des Conrad von Würzburg landet der Held auf gleiche Weise und verschwindet aus demselben Grunde.

Zusammenstellungen der zahlreichen Schwansagen überhaupt und insbesondere der Märchen vom Schwanritter findet man bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 533—539; bei Görres in der Vorrede zu Lohengrin LIX f.; in v. d. Hagens

Aufsatz über die Schwansage in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1846; in Grässes Sagenkreisen S. 221; in W. Müllers Aufsatz über den Schwanritter in Pfeiffers Germania I. 418. Cassel, der Schwan, Berlin 1861. Hocker, die Stammsagen der Zollern und Welfen S. 37 f.

Das sind alles Stammsagen edler fränkischer, vielleicht noch älterer keltischer Geschlechter, die sich jedoch auf eine mythische Grundlage zurückführen lassen. Schon der indische Brahma reitet als Lichtbringer auf einem Schwane. Zeus zeugte als Schwan mit der Leda den Sonnengott und die Mondgöttin und Schwäne sangen im Kreise, als der erstere geboren wurde. Es ist möglich, dass der Schwanritter an einen Fremdling edler Race erinnert, der einmal an der keltischen oder germanischen Küste landete und sein Geschlecht fortpflanzte. Wenn man aber erwägt, dass so viele nordische Königs- und Adelsgeschlechter den Bär oder Wolf zu ihrem Stammvater machten und damit ihren Ursprung bis zum Anfang aller Dinge zurückführten, so dürfte auch der Schwanritter auf das Urlicht und die Sonnengeburt zurückzuführen seyn. Jedenfalls sollte eine so glanzvolle Geburt dem Ruhme des Geschlechts angemessen seyn und Wilhelm Müller hat sicher nicht Recht, wenn er in seiner Abhandlung vom Schwanritter diesen Ritter auf einem Todtenschiffe aus dem Todtenreich kommen lässt. Allerdings kommen den Schwänen nicht blos Geburts-, sondern auch Sterbegesänge zu, weil die Sonne nicht nur auf-, sondern auch untergeht, und nach Arndts Märchen Nr. 7. lud man auf der Insel Rügen die Todten in schwanförmige Kähne; allein die Schwanform dieser Kähne bezog sich, wie der Schwan auf antiken Grabvasen auf die Wiedergeburt. Edle Geschlechter, die den Schwan zu ihrem Stammvater machten, wollten nicht aus dem Grabe, sondern aus der Quelle des Lichts herkommen.

4.

Der Delphin.

Wie der Löwe Herr der Landthiere, der Adler Herr der Luftthiere, so galt der Delphin bei den Alten als Herr der

Wasserthiere. Aelian, Thiergeschichten 15. 17. Weil das Wasser im Gegensatz gegen das Feuer weiblich gedacht, und wie alle Zeugung aus dem Feuer, so alle Geburt aus dem Wasser hergeleitet wurde, ist μήτρα (matrix) Symbol der Geburt und führt daher auch der Frühlingsmonat April (vom lat. *aperire*) den griechischen Namen Delphinion.

Nun steht aber der Delphin im genauesten Zusammenhange mit dem Gott Apollo, dessen berühmtestes Orakel Delphi war. Man ist also berechtigt, eine Beziehung zwischen diesem Delphi und dem Sonnengarten des Apollo am Nordpol oder der matrix des Lichts zu suchen. Damit stimmt auch überein, dass der Delphin die Musik lieben soll, dass Apollo selbst sich einmal in einen Delphin verwandelte und dass der Delphin den Sänger Arion trägt. Das deutet auf die Harmonie der Sphären hin. Ein sternbesäeter Delphin trägt in der Luft den Wagen des Sonnengotts und der Mondgöttin. Welcker, Vasenbilder Taf. X. 69.

Der Delphin ist auch Attribut der Aphrodite und des Eros. Die berühmte mediceische Venus hat ihn zu ihren Füssen und oft sieht man in antiken Bildwerken den Eros auf ihm reiten. Man hat an die buhlerischen Spiele der Delphine im Wasser gedacht, welche diese Symbolik veranlasst hätten. Allein es handelt sich hier nicht von sinnlicher Liebe, sondern von etwas Geistigem, von der Liebe, die über das Grab hinüberführt.

Der Delphin erscheint als Retter aus dem Meere. Sein Spiel in den Wellen kündigt den Schiffern den Sturm an und warnt sie. Deshalb erscheint er in vielen Mythen als Retter. Am berühmtesten ist die Mythe vom Sänger Arion, den habgierige Schiffer beraubten und der sich ins Meer stürzen musste, den aber ein Delphin auf seinen Rücken nahm und sicher an's Land trug. Ovid, fasti I. 117. Hierbei darf man nicht ausser Acht lassen, dass die griechische Mythologie unter demselben Namen Arion ein vom Meergott Poseidon erzeugtes Ross kennt, Pausanias VIII. 25. 4. Apollodor III. 6. 8. Diese Namensähnlichkeit fällt um so mehr auf, als das gleichfalls von Poseidon gezeugte Flügelpferd Pegasus eine dem Delphin verwandte Bedeutung hat als Sinnbild der Wiedergeburt.

Der hülfreiche Delphin war es, der dem Poseidon die Amphitrite zuführte, Eratosthenes, Cat. 31. Auch rettete er

den Knaben Melikertes, Pausanias II. 1. 3., den Knaben Jasos, Plinius IX. 8., den Enalos, Ikadios, Phalanthos, Telemach. Indessen bleibt es in den Mythen und Bildwerken immer die Hauptaufgabe des Delphin, die Todten über das Wasser nach Elysium zu tragen. Als Sinnbild der Wiedergeburt kommt er am häufigsten vor. Namentlich auf antiken Gräbern ein den Eros tragender Delphin. Delphine begleiteten die Leiche des göttlichen Achilleus nach der seligen Insel Leuke und trugen seine Waffen über das Meer. Philostratos, Heroiden 19. Plinius XXXVI. 4. 7. Delphine trugen auch die Leiche des Hesiod ans Land. Plutarch, Solert. Anim. 36. Vergl. Aelian, Thiergesch. XII. 6. Auf antiken Gemmen findet man öfter einen über dem Delphin schwebenden Schmetterling, der bekanntlich die Seele bedeutet und hier die aus dem irdischen Leben zur himmlischen Heimath zurückkehrende Seele. In einem reizenden Epigramm der griechischen Anthologie, in der Uebersetzung von Jakobs II. 167. trägt der Delphin eine müde Nachtigall. Man wird dabei an den Mythus vom Berge Helikon erinnert. Vergl. das nächste Capitel über Pegasus. Beide Sinnbilder der Wiedergeburt, der Delphin wie Pegasus, erkennen im Gesang das Heimweh nach dem Himmel.

Die Lehre von der Wiedergeburt, die in den Geheimbünden so weite Verbreitung fand, führt zunächst auf Pythagoras zurück. Das pythagoräische Gesetz machte das Glück der Schiffahrt von der Todtenbestattung abhängig, nach dem berühmten Epigramm des Simonides. Wer mitleidig einen unbekannten Leichnam ehrlich bestatten lässt, hat Glück auf Reisen. Vergl. Clausen, Aeneas I. 535. Dieser schöne Glaube kehrt in allen europäischen Märchen wieder, noch im Mittelalter. Gewöhnlich ist es ein fahrender Ritter oder ein Kaufmann, der unterwegs einen unbegrabenen Leichnam findet und auf seine Kosten ehrlich bestatten lässt, oder auch die grossen Schulden des Verstorbenen bezahlt und ihn dadurch nach dem Tode wieder ehrlich macht; oder es ist ein armer auswandernder Sohn, der seinen ganzen Reisepfennig hergibt, um den ihm unbekannten Todten ehrlich zu begraben. Indem nun diese gutherzigen Menschen später auf ihrer Seereise oder auch Landreise in Gefahr kommen, erscheint ihnen der dankbare Todte, rettet sie und führt sie einem nie geahnten Glück ent-

gegen. So in dem altfranzösischen Heldengedicht vom Herzog Herpin von Bourges. So in der Histoire de Jean de Calais, auch bei Souvestre, le foyer Breton II. 1. Bei Cenac Moncaut, Contes pop. de la Gasgogne p. 5 f. Straparola, Märchen XI. 2. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer Nr. 6. Wolf, Deutsche Hausmärchen S. 342. Meier, Schwäbische Volksmärchen Nr. 42. Pröhle, Kindermärchen S. 239. Simrock, Deutsche Märchen Nr. 11. Wolf, Zeitschrift II. 367. III. 46. Gaal, Ungarische Märchen, deutsch von Stier Nr. 15. Woycicki, Polnische Märchen S. 130. Benfey, Orient und Occident II. 174. Dietrich, Russische Märchen Nr. 16. Es gibt noch eine gute Zahl ähnlicher Märchen von dankbaren Todten, worin jedoch die Beziehung auf das Reiseglück fehlt.

Der Delphin, der, wie oben schon erwähnt ist, die Amphitrite zu Poseidon trug, wurde auch oben an den Himmel hoch unter die Sterne versetzt. Die Beziehung auf die Amphitrite galt wohl nur für das profane Publikum. Eine viel tiefere Bedeutung hatte das Sternbild für die, welche in die Mysterien eingeweiht waren, denn das Sternbild befindet sich neben Adler und Schwan hart an der Milchstrasse, die bekanntlich der Weg ist, auf dem die Seelen aus dem Himmel zur Erde niedersteigen zur irdischen Geburt, und auf der sie, wenn der Tod sie vom irdischen Leibe geschieden hat, wieder zum Himmel zurückkehren.

Darauf bezieht sich ohne Zweifel auch die seltsame Fabel, dass der Delphin auf dem Rücken liegend schlafe und langsam untersinkend erst, wenn sein Leib den Meeresboden berühre, wieder erwache und dann rasch sich wieder erhebe. Plinius, Naturgesch. IX. 7. Aelian, Thiergeschichte XI. 22.

5.

Pegasus.

Mit dem Delphin erscheint das Flügelpferd verbunden, als fischgeschwänzter Pegasus, oder als geflügelter Hippokamp. Er verbindet nämlich den Delphin mit dem Pegasus in jener vollendeten Mysterienlehre, welche die Vorstellung einer Ueberfahrt der Todten über Meer zu den seligen Inseln

bekannte Protokoll vom 4 April 1826. Schon vor dieſer Zeit hatte die brittiſche Regierung unter Canning ſich factiſch in die griechiſche Angelegenheit gemiſcht, indem ſie durch die am 18 Februar deſſelben Jahres an den brittiſchen Befehlshaber im mittelländiſchen Meere, Sir Harry Reale, ertheilten Inſtructionen letzterm die Weiſung gab, Ibrahim Paſcha zu erklären, daß England jede Abſicht einer Ausrottung der Einwohner von Morea mit Mißfallen betrachten, und ein ſolches Vorhaben ſogar durch die Gewalt der Waffen verhindern würde. Das Protokoll vom 4 April wurde vorläufig geheim gehalten. Erſt nachdem Herr Canning von ſeiner Reiſe nach Paris, wo er beim damaligen Miniſterium Villele nicht das gehoffte Zutrauen fand, zurückgekehrt war, wurde das Protokoll den Höfen von Oeſterreich und Preußen mit der wärmſten Einladung zur Mitwirkung und zum Zutritt zu dem vorgeſchlagenen Bündniſſe mitgetheilt. Die Antwort des öſterreichiſchen Hofs erfolgte am 29 und 30 December 1826, die des preußiſchen am 4 Januar 1827. „Se. kaiſerl. königl. Majeſtät dankten in der an die Botſchafter von Großbritannien und Rußland zu Wien überreichten Note den verbündeten Höfen für ihre vertrauliche Mittheilung, und ſchätzten den Geiſt, aus welchem deren humaner Entwurf gefloſſen war; ehe jedoch Allerhöchſtdieſelben einen thätigen Antheil an dem vorgeſchlagenen Vertrage nehmen können, ſey es Höchſtihr Wunſch, fernere Erläuterungen über die beabſichtigte Ausführungsweiſe deſſelben zu erhalten, und Se. Majeſtät nähme dieſe Gelegenheit wahr, ihre Anſichten zu erkennen zu geben, daß Allerhöchſtdieſelbe ſich ſtets jeder Dazwiſchenkunft durch Gewalt, jeder Verletzung der Rechte der Türkei, und ſogar jeder Drohung gegen dieſe

mit der Vorstellung eines Aufflugs der Seelen durch die Milchstrasse empor zum höchsten Aether, zum Centrum des Himmels im Nordpol, vereinigt. Die erstgenannte Vorstellung gehörte mehr den Küstenvölkern, die zweite mehr den Völkern des Binnenlandes an. Die seligen Inseln gehören dem Chronos, der Himmel im höchsten Aether dem Dionysos, aber die Mysterien beider wurden verschmolzen. Die saturninische Zeit, das goldene Zeitalter des Chronos ist nichts anderes, als das Reich Nysa, von welchem Dionysos den Namen trägt, das selige Reich der Nysäer oder Hyperboreer jenseits des Nordwindes, wovon uns Diodor die ausführlichsten Nachrichten gibt (III. 67. IV. 2.). Dionysos ist die Gottheit, die sich nach der Mysterienlehre in den Tod gibt und zur Menschheit herablässt, um die Menschheit zu erlösen. Naxos ist das irdische Gegenbild des himmlischen Nysa. Zu Naxos als Mensch geboren, erlöst er auch wieder zu Naxos die Menschheit in der Gestalt Ariadnens und führt sie zum Himmel empor.

Dieses Aufsteigen zum Himmel erscheint erhabener, als die Ueberfahrt der Seelen auf dem Rücken des Delphin über das Meer zu den seligen Inseln. Die Vorstellung ist auch wohl älter, denn schon den Indern und Persern waren die Himmelshöhen bekannt. Der Glasberg in unzähligen nordeuropäischen Märchen, zu dem beglückte Helden reiten oder fliegen, bedeutet nichts anderes. Auf den griechischen Grabdenkmälern wird aber das südliche Sinnbild des Delphin mit dem nordischen des Flügelpferdes verbunden, um die Himmelfahrt der Seelen zu bezeichnen.

Pegasus, das berühmte Flügelpferd, hat den Erklärern immer viel Mühe gemacht, da es so oft in den verschiedensten Verbindungen mit Licht- und Wassergöttern, mit Bergen und Musen, mit der Göttin Athene und mit dem Donnergott vorkommt. Als ein Sohn des Poseidon ist er vor den Wagen seines Vaters gespannt. Gerhard, Vasen I. 10. Aber auch vor den der Sonne, R. Rochette 73., oder der Eos, Gerhard, Trinkschalen S. 15, Panofka, Terracotten S. 24; oder vor den Donnerwagen des Zeus, Asklepiades, Schol. zur Ilias VI. 155. Oft springt das Flügelpferd am schönen Helm der Athene hervor, Lippert I. 112. Eros reitet auf ihm, Gerhard, Etrusk. Spiegel tab. 118. Er trinkt aus einer Quelle, R. Rochette

Nr. 10. Nymphen bedienen ihn, bei Bartoli, Pitture de Nasoni 20. Victoria führt ihn am Zügel, Tölken III. 1234. Im Thierkreis kommt er vor bei Tassie Nr. 9067. Mit einem Vogelschwanz das. Nro. 9081. Mit einem Fischschwanz auf Münzen von Syrakus und Tarent, Combe, tab. 54. 55.

Genug der Bildwerke, um zu zeigen, in wie vielerlei Beziehungen Pegasus kommt. Am allgemeinsten ist er bekannt als das Musenpferd, auf welchem die Dichter ihre kühnen Flüge machen. Wie er zu dieser Ehre kam, erzählt eine reizende Mythe bei Ovid Met. V. 256. f. Ant. Liberalis 9. Die Musen sangen einmal so wunderschön, dass der Himmel mit allen seinen Sternen stille stand, auch das Meer unbeweglich zuhörte und die Flüsse ihren Lauf hemmten. Da wuchs auch der Berg Helikon aus Entzücken, und um die himmlische Musik mehr aus der Nähe zu hören, höher und immer höher, bis Poseidon den Pegasus absandte, um ihn niederzuhalten. Pegasus schlug mit dem Hufe auf des Berges Spitze und augenblicklich stand er still. Unter dem Hufschlag aber entsprang die Musenquelle, Hippokrene genannt, die zum Gesang begeistert, wenn man daraus trinkt. Dieselbe Begeisterung soll den Dichter anwandeln, wenn er das Flügelross besteigt.

Diese Bedeutung des Rosses passt aber nicht zu den verschiedenartigen Bildwerken, die wir oben erwähnt haben. Man hat also nach andern Bedeutungen gesucht. Das Pferd kommt aus dem Wasser und fliegt, also wird es wohl, dachte man, der Wasserdunst, der Dampf, die Wolke seyn sollen. Als eine solche würde er auch vor den Wagen der Morgenröthe, der Sonne und des Donnerers passen. Aber was für Sinnbilder hat man nicht schon zu Wolken gemacht! Mit der Wolke lässt sich bei weitem nicht alles erklären, was den Pegasus betrifft. Völker glaubte in ihm ein Sinnbild der Schiffahrt zu finden; das Pferd sollte das schnelle Schiff und seine Flügel sollten die Segel bedeuten. Damit würde jedoch die Tendenz zum Hohen, die dem Pegasus eigen ist, nicht stimmen. Völker, Myth. des Japhet. Geschlechts S. 150.

Um die Bedeutung des Pegasus richtiger zu würdigen, muss man auf seine Geburt zurückgehen. Nach Hesiod, Theogonie 274. war er der Sohn des Poseidon und der Medusa, die ihn aber erst nach ihrem Tode gebar. Als nämlich Perseus

der Medusa das Haupt abgeschlagen hatte, wuchsen aus ihrem blutenden Halse Pegasus, das geflügelte Ross, und Chrysaor, das Goldschwert hervor. Den Letztern haben die Gelehrten in der Regel richtig für das goldene Saatkorn genommen, oder für Dschemschids goldnen Dolch (den Pflug, der die Erde aufritzt und insofern ebenfalls die Saat fördert). Dagegen bedeutet Pegasus ungleich mehr als eine Wolke, wofür man ihn am häufigsten zu halten pflegt. Man muss sich an den tiefen Sinn des Gorgonenmythus erinnern. In Gorgo Medusa liegt der Begriff des absoluten Todes, der Negation alles Geschaffenen. Es ist aber ein blosser Begriff, denn in der Wirklichkeit gibt es keinen absoluten Tod, sondern aus dem Tode geht immer wieder neues Leben hervor und zwar auf zweierlei Art, gleichsam in einem doppelten Rhythmus. Einmal stirbt die Natur jährlich im Winter ab, lebt aber im Frühling wieder auf. Das ist Chrysaor. Zweitens wird einmal die ganze Welt ein Ende nehmen, aber auch wieder nur, um in einer bessern verjüngt zu werden. Und in ihr sollen auch die Menschenseelen, nachdem sie der irdischen Verführung, Sünde und Qual entronnen sind, wieder erwachen, eine Hoffnung, ein Glaube der alten Mysterienlehre. Wenn Chrysaor das Sinnbild der Wiedergeburt nach jedem Wintertode war, so schwang sich dagegen der Glauben an die Unsterblichkeit oder an die Rückkehr der Seelen zur himmlischen Heimath mit den Flügeln des Pegasus auf. Er bedeutete keine Wolke, sondern die Wiedergeburt der Seelen, wie sein Bruder Chrysaor die Wiedergeburt der Leiber.

Nun erklärt sich auch leicht, warum er als Heros der Wiedergeburt den Wagen der Eos, des Helios und des die Erde im Frühlingsgewitter befruchtenden Zeus führt und warum er hoch oben im Aether triumphirend aus dem Helme der Göttin Athene hervorspringt.

Jetzt erst erhält auch der schöne Mythus vom Helikon seine Erklärung. Der Berg, der Sohn der Erde, noch befangen in dieser Zeitlichkeit, wagt es, zum Himmel hinauf wachsen zu wollen, ohne das Ende der Zeiten abzuwarten, eigenmächtig, ohne der Götter Geheiss und dem ewigen Schicksal zuwider. Deshalb wird er mit Gewalt zurückgehalten in der niedern Sphäre; weil es aber kein böser Wille, kein dummer Hochmuth

war, der ihn antrieb, sondern nur eine süsse Bezauberung durch himmlische Töne, so ward ihm vergönnt, dass seine Sehnsucht zum Himmel die Urquelle aller Begeisterung irdischer Dichter in der Musenquelle werden sollte.

Was der Berg Helikon in reiner Unschuld wagte, dasselbe zu thun fiel dem Bellerophon im sträflichen Uebermuth ein. Dieser griechische Heros wollte auf dem Pegasus zum Himmel empor fliegen, aber Zeus schickte eine Bremse ab, die das Flügelpferd plagen und stechen musste, bis es den Heros abwarf, der nun auf die Erde herunterstürzte. Pindar, Isthm. Od. VII. 44. Olymp. XIII. 122. Tarsos, wo er hinfiel und die Beine brach, hat davon den Namen. Stephan, Byz. s. v. ταρσός. Wer sollte nicht in diesem Bellerophon das Gegenbild zu Phaethon erkennen. Phaethon verlässt den Himmel aus Uebermuth, Bellerophon will hinauf zum Himmel aus Uebermuth. Im erstern haben wir die Verlockung zum Irdischen erkannt, der letztere strebt umgekehrt, aber eben so vorwitzig zum Himmel auf.

Das vergebliche Himmelanstreben, vor der Zeit und ohne Verdienst, steht in Verbindung mit allem andern vergeblichen Streben auf Erden, daher der Mythus, der Bellerophon zu einem Enkelsohn des Sisyphus macht, Herodot I. 147. Dieser Sisyphus ist bekanntlich verdammt, beständig einen Stein bergan zu wälzen, der ihm immer wieder herunter fällt.

In der Ilias VI. 155. ist vom Herabstürzen vom Pegasus nicht die Rede, sondern es heisst nur, Bellerophon sey nach dem Tode zweier Kinder den Göttern verhasst umhergeirrt. Euripides, der die Liebe der Königin Sthenoböa zu Bellerophon dramatisch behandelt hat, lässt dieselbe mit ihrem Geliebten zugleich den Pegasus besteigen, da aber sie nur ihn und nicht er sie liebt, wirft er sie unbarmherzig herunter. Diese willkürliche Erfindung des Dichters hat wohl schwerlich eine tiefere Bedeutung. Keine dieser Notizen aus dem Alterthum kann uns von der Erklärung abbringen, die wir gegeben haben. Preller in seinem sonst schätzbaren mythologischen Werke II. 54. 61. macht aus Bellerophon einen Sonnenheros, weil die Sonne aus dem Meere aufsteigt, und vergleicht seinen Fall mit scheinbaren Störungen der Sonnenbahn. Das genügt so wenig

zur Erklärung des Heros, als die Vergleichung seines Rosses mit der Wolke.

Ein zweiter Mythus von Bellerophon drückt denselben Grundgedanken aus. Er zieht einmal in Lykien das Meer hinter sich her, tief ins Land hinein, und würde alles überschwemmt haben, wenn ihn nicht die Weiber des Landes zurückgehalten hätten, indem sie ihm mit aufgehobenen Gewanden entgegen kamen, davor schämte er sich und wich zurück. Plutarch, von den Tugenden der Weiber im Abschnitt von den Lykierinnen. Dass er das Meer nach sich ziehen will, hat denselben Sinn, wie das Emporwachsen des Helikon. Was die Weiber betrifft, so scheint es, sie haben ihn daran erinnern wollen, dass es noch nicht Zeit sey, den Strom des Lebens zum Ziele zu führen, sondern dass es noch viel neuer irdischer Geburten bedürfe. Durch dieselbe Pantomime erinnerte bekanntlich Baubo die trauernde Ceres, sie solle der Fruchtbarkeit der Erde wieder vorstehen.

Das Flügelpferd kommt auch bei andern Nationen vor. Auf dem geflügelten Pferde Kalki wird am Ende der Zeiten der gute Gott Wischnu als Messias einreiten. Die vier Füsse dieses Pferdes bedeuten zugleich die Zeitalter. Drei stehn schon, nur der vierte schwebt noch in der Luft. Wenn auch er auftritt, ist die Zeit zu Ende. Abgebildet bei Coleman pl. 18. Vergl. Baldäus, Malabar S. 552. Auch die Chinesen haben einen Pegasus, den Dämon Yngtschao, ein getigertes Ross mit Flügeln und einem Menschenkopf. Journal Asiat. VIII. 346. Desgleichen die Muhamedaner den Alborak, ein geflügeltes Einhorn, auf dem Muhamed zum höchsten Himmel hinauf geflogen seyn soll. Von Hammer, Persiens schöne Redekünste, Seite 18.

In einem Siebenbürgischen Märchen bei Haltrich Nr. 43. suchte die Jungfrau, welche gleich der Psyche durch eigene Schuld den Geliebten verloren hat, diesen durch die ganze Welt mit ausdauernder Treue, bis ihr der Wind ein Flügelross gab, welches sie zum Monde, zur Sonne, zum Abendsterne und zuletzt zum Ende der Welt trug, wo sie den Geliebten wiederfand.

6.

Die Sirenen.

Die Alten wissen von einem Wettstreit zwischen den Sirenen und Musen zu erzählen. Beide zeichneten sich durch ihren Gesang aus, aber die Sirenen unterlagen und die Musen rupften ihnen Federn als Siegeszeichen aus. Pausanias IX. 2. 4. Eustathius zur Ilias I. 85. dargestellt auf einem Sarkophage im Palast Barberini. Winckelmann, Mon. Nr. 46. und in Florenz, Millingen, statues pl. 15. Millin XIX. 63. Mus. Worsley I. 7. Die Emathiden, die gleichfalls mit den Musen wettsangen, besiegt und in Vögel verwandelt wurden, wie Anton. Liberalis 9. erzählt, scheinen dasselbe zu bedeuten.

Der Wettstreit ist zunächst in hohe Regionen zu versetzen. Nach Plutarch Sympos. IX. 14. 6. singen die Musen am Himmel, indem jede eine Sphäre desselben einnimmt, und das ist die berühmte Sphärenmusik. Sie werden also mit den Planeten selbst identificirt, denn diese bilden vom Monde bis zum Saturn aufwärts die Sphären und die Sphärenmusik soll nichts anderes bezeichnen, als die ewige Harmonie der Planeten, die schöne unzerstörliche Ordnung unter den Himmelskörpern. Martianus Capella, de nupt. phil. et Merc. I. 27. sagt dasselbe. Dagegen sagt Plato in seiner Republik X. 617., die ganze Welt drehe sich um eine riesenhafte Spindel mit acht Wirteln. Diese seyen die Planetensphären. Auf jedem Wirtel aber stehe eine Sirene, die im Umdrehn des Wirtels jenen Ton erregt, aus dem, indem die andern damit harmoniren, die Sphärenmusik entsteht.

Hier wird also den Sirenen und Musen gleicher Einfluss auf die Sphärenmusik zugeschrieben. Das lässt sich aber wohl nur erklären, wenn man erwägt, dass durch den Umschwung der Planeten die Zeit bestimmt und gemessen, die Jahre und Jahreszeiten eingetheilt werden. Nun beginnt aber in ewigem Wechsel die frohe und freudige Lichtzeit mit der Wintersonnenwende, die traurige Nachtzeit des Jahres mit der Sommersonnenwende. Die Musen gehören der Lichtseite an. Im Lande der Hyperboreer am Nordpol feiert in der

Wintersonnenwende Apollo im Sonnengarten mit den Musen unter Gesang und Tanz die Wiedergeburt des Jahres. Diodor II. 47. Von den Sirenen dagegen wissen wir aus zahllosen Zeugnissen, dass sie selbst in verführerischen Gesängen doch nur Tod hauchen, dass sie wesentlich dem Gräbercultus angehören und dass sie sich dem Begriff und Namen nach auf den Hundsstern Sirius zurückführen lassen, dessen Herrschaft am Himmel mit der Sommersonnenwende beginnt.

Die Sirenen sterben nicht in Folge des Sieges der Musen, sondern erst, nachdem Orpheus sie im Wettgesange besiegt hat. Indem sie sich ins Meer stürzen, versteinern sie und werden zu den felsigen Inseln, welche jetzt noch die Sireneninseln heissen, am äussersten Ende des Vorgebirges von Sorrent. Orpheus, Argon. 1284. Sie liegen so, dass alle Sterne im Westen dahin zu fallen scheinen. Sie weisen also auf den Untergang der Sonne, auf den Tod, aber auch auf das Land der Verheissung hin.

Der Landesname Syrien hängt vielleicht mit dem grade hier vorherrschenden aphroditischen und Todtencultus zusammen. In Makedonien hiess die Aphrodite Zeirene. O. Müller, Wohnsitze der Makedonier. S. 57. Syr war auch ein Beiname der nordischen Liebesgöttin Freyja.

Die Sirenen kommen gewöhnlich in der Dreizahl vor. Ihre Namen werden sehr verschieden angegeben, Strabo p. 246. 252. und Servius zu Virgil's Landbau IV. 562. nennen Parthenope, Ligaia und Leukosia. Tzetzes, Lykophron 712. die Peisinoe, Aglaope, Thelxiepeia. Eustathius p. 179. 45. nennt noch die Aglaopheme. Als ihre Mutter bezeichnet Euripides, Helena 168. die Erde, Apollodor I. 3. 4. die Sterope (den Blitz) und auch die Muse Melpomene. Die Deutung ist nur klar bei Euripides, denn als Todesgenien gehören die Sirenen in der That der Erde an.

Die Musen mit der Lyra stehen auf der Lichtseite, die Sirenen mit der Pansflöte in der Nachtseite. Jene hat der apollinische, diese der dionysische Cult sich angeeignet. Wie die Musen in der Lyra, so sind die Sirenen in der Syrinx oder siebenröhrigen Flöte concentrirt. Syrinx war eine Nymphe am Flusse Ladon, wurde von Pan mit Liebe verfolgt, verbarg sich im Schilf und wurde durch die Mutter Erde, um ihm

zu entgehen, selber in Schilf verwandelt. Pan aber schnitt sich aus dem Schilf die siebenröhrige Flöte zu. Ovid, Met. I. 691 f. - Servius zu Virgil's Eklogen II. 31. Das ist das Gegenbild der von Apollo verfolgten Daphne die in den Lorbeer verwandelt wird. Pan ist hier in der Nachtseite des Jahres dasselbe, was Apollo in der Lichtseite. Das wird auch durch den Fluss Ladon angedeutet. Die Sirenen spielen gewöhnlich auf der einfachen, aber auch auf der siebenfachen Pansflöte. Vergl. Euripides a. a. O. und Liceti, hierogl. 291.

Es wäre nicht unmöglich, dass die Sirenen mit ihrem Sehnsuchtsgesange in der Sommersonnenwende im Angesicht des Naturtodes in einem bestimmten Gegensatze stünden zu der halkyonischen Sage in der Wintersonnenwende im Beginn des neuen Lichts und Lebens. Nach Eustathius zur Odyssee XII. 168. stillt der Sirenengesang die Winde, und ebenso herrscht, wenn Alkyone (der Eisvogel) brütet, tiefe Windstille. In beiden Fällen ist die heilige Stille in den Solstitien gemeint. Aber die Stille in der heissen Sonnenglut des Johannitages ist unheimlich. Es geht durch sie eine Todesahnung und sie befördert die Verwesung. Wie zu Weihnachten von Nysa der Lebenswind Boreas herweht, so zu Johanni von Lerna her der Todeswind Auster.

Sirenen waren die Dienerinnen der Persephone und liessen sie im Stich, als sie von Pluto in die Unterwelt entführt wurde. Zur Strafe bekamen sie Vogelgestalt. Hygin, Fab. 141. Ovid, Met. V. 552. Die Entführung der Persephone in die Unterwelt bedeutet zunächst allerdings die Einsenkung der Saat in die Erde, aber zugleich auch das Herabsinken der gefallenen Geister aus dem Himmel in die irdische Körperwelt. Diese Herabkunft der Seele zum Leibe erfolgt auf der Milchstrasse und Planetenleiter im Zeichen des Krebses und beim Aufgang des Hundsstern Sirius. Daraus erklärt sich, warum die Sirenen so verführerisch singen. Sie locken die Seele zur Sinnenwelt hinab und doch ist es nur ein Grabgesang, denn die Erniedrigung der himmlischen Seele, das Eingehen in den irdischen Leib ist doch nur ein Begrabenwerden der himmlischen Seele. Damit ist der scheinbare Widerspruch zwischen dem verführerischen Zaubergesange und dem Verwesungshauche der Sirenen auf das vollkommenste gelöst.

Die Sirenen kündigen aber auch dem menschlichen Leibe seinen Tod an und weisen dadurch auf die Wiedergeburt hin, auf die Rückkehr der Seele zum Himmel. Deshalb heissen sie Kentaurentödterinnen, weil die Kentaurn das niedere irdische Daseyn und den Leib im Gegensatz gegen die Seele bedeuten. Tzetzes zu Lykophron 670. Ptolemäus Hephästos 5. 6. Deswegen kommen die Sirenen auch so häufig auf antiken Grabdenkmälern vor. Ihre Beziehung auf den leiblichen Tod erhellt aus der Odyssee XII. 45., wo sie von den Knochen derer, die sie gefressen haben, umgeben sind und trotz ihrer süss verlockenden Stimmen Verwesungsgeruch verbreiten. So unter Knochen zeigt sie ein pompejanisches Wandbild, Laglandière I. 286. Oft sieht man sie bei Sterbenden oder Todten. So über der sterbenden Prokris, Millingen, ined. mon. pl. XIV. Bei der Leiche Achills, R. Rochette, mon. p. 283. 381. Vergl. Hamilton, Vases II. 126. Hancarville II. tab. 21. de Witte, Cab. Etr. Nr. 139. Caylus, réc. V. 36. Sirenen auf Grabdenkmälern s. Diodor XVII. 115. Auch Alexander der Grosse liess auf dem grossen Scheiterhaufen Hephästions Sirenenstatuen anbringen, worin Sänger versteckt waren, welche Klagelieder sangen. Besonders oft kommen die Sirenen auf Frauengräbern vor. Gerhard, Vasen I. 99. Vergl. Creuzer in den Wiener Jahrb. LXVII. 97.

Eine Grabsirene mit einem Myrthenkranz bei R. Rochette, mon. ined. 381. erinnert an die Myrthen auf den Sireneninseln von Sorrent und an die Myrthen, in denen Aphrodite sich aus Scham versteckte, als sie nackt aus dem Meere ans Ufer trat, die eben Geborene. Servius zur Aeneis V. 72. Man erkennt darin die Beziehung der Sirenen nicht blos auf den Tod, sondern auch auf die Wiedergeburt. Wie der bacchische Grabcult beweist, verband sich mit der Hoffnung der Wiedergeburt auch immer die Hoffnung auf eine neue Liebe im Jenseits und insofern haben Klausen (Aeneas I. 499.) und Gerhard (Vasenbilder I. 98.) nicht unrecht, wenn sie bei den wehmüthigen und doch süss verlockenden Tönen der Sirenen an die Sehnsucht nach der Liebe und Hochzeit im Himmel denken.

Doch geht Gerhard zu weit, wenn er Vasen, auf denen Sirenen vorkommen, nur für Hochzeitsgeschenke und in der

Sirene einen hochzeitlichen Genius sehen will. Allerdings wird die Sirene ebenso, wie der Kentaur und wie der Pan und sogar der grimmige Tiger dem lachenden Gefolge des Dionysos zugesellt, allein sie verliert dadurch keineswegs ihren tragischen Grundzug. Sie wird dadurch kein hochzeitlicher Genius, sondern bleibt ein Todesgenius. Die schöne Vase des Prinzen von Canino (bei Rapp, Volc. not. 608.) spricht keineswegs dagegen, denn indem sie die Hochzeit des Peleus und der Thetis darstellt, erklären sich die darauf befindlichen hühnerartigen Vögel mit einem weiblichen und einem männlichen Kopfe und einer Menge von Augen am Leibe doch wohl nicht als Personificationen von bräutlicher und Bräutigamssehnsucht, sondern vielmehr aus der Symbolik des Sirius und Argus. Ein Hahn mit dem Kopf eines Mannes und mit einer Lyra, über sich einen Stern, kommt auch vor bei Gorläi, Dact. II. Nr. 482. Liceti hierogl. 85. Das ist nun ohne Zweifel der Hundsstern Sirius, Wächter des Himmels, Hirt der Sterne, dasselbe was der hundertäugige Argos. Als Himmelswächter ist er auch der Himmelshahn. Wenn Gerhard sich auch noch auf eine Hochzeitsvase (vasi Feoli Nr. 5.) beruft, auf welcher eine Sirene dem Zeus, Hermes und der Aphrodite voranschreitet, so kann auch hier die Beziehung auf den Tod nicht ausgeschlossen werden, schon weil Hermes, der Todtenführer, dabei ist und Aphrodite durch Wollust in den Tod lockt.

Auf den antiken Bildwerken erkennt man im Vogelleib der Sirenen meist eine Henne, zuweilen aber auch eine Schwanin. Die Henne hat erotische Bedeutung oder bezieht sich auf den Sirius als Himmelshahn. Der Schwan wird wohl gebraucht, weil Schwanengesang den Tod verkündet. Bei Aeschylos, Prometheus 792. und auf einer Vase bei Tischbein hat die Sirene den Leib eines Strausses. Bei Liceius, hierogl. 907. hat eine Sirene Flügel, halb vom Schmetterling, halb von der Fledermaus, was sehr gut ihre doppelte Eigenschaft des verführerischen Reizes und der Todesahnung bezeichnet.

Als Attribut der Sirenen kommt ausser dem Stern die Fackel vor, die auf die Nacht hinweist. Christie, Vases p. 50. Millin, gal. myth. II. tab. 80. Nr. 312. Auch der

Macht widersetzt habe und noch widersetze." Preußischerseits lehnte Graf Bernstorff den Antrag aus dem Grunde ab, weil der preußische Hof in keiner so unmittelbaren Berührung mit der Türkei stehe, keine Flotte im mittelländischen Meere habe, und der preußische Gesandte bei der Pforte, im Falle die Botschafter der Verbündeten Constantinopel verlassen sollten, vermittelnd zur Erreichung des guten Zwecks auftreten könnte. Die eigentlichen Verhandlungen zwischen den drei verbündeten Höfen begannen hierauf im Jahre 1827. Sie endigten mit dem merkwürdigen Vertrage vom 6 Julius 1827, der von den Griechen freudig angenommen, von den Türken eben so entschieden verworfen wurde. Die Geschwader der verbündeten Mächte im mittelländischen Meere wurden sogleich verstärkt, und am 12 Julius erhielt Sir Edward Codrington geheime Instructionen (bis jetzt noch nicht bekannt) nebst einer Abschrift des Vertrages, den er vom 10 August an, in Vollziehung setzen sollte. Ungeachtet ihm aufgetragen worden war, das Aufhören der Feindseligkeiten zur See mit den kämpfenden Parteien zu erzwingen, und jede neue Landung türkischer oder ägyptischer Truppen von Asien, Afrika und den Dardanellen an den Küsten Griechenlands und den Inseln zu verhindern, so schwiegen doch die Instructionen an die Admirale über den Fall der Communicationen und Truppensendungen der Türken von einem Hafen Griechenlands nach dem andern, da wo beide Orte noch im Besitze der Muselmänner sich befanden, wie z. B. von Navarin nach Patras. In dieser Verlegenheit hielt Sir Edward Codrington bei der englischen Admiralität um neue Instructionen für einen solchen Fall an, so wie er sich auch an Herrn Stratfort-Canning in Constantinopel wandte, an welchen er zufolge seiner Originalinstruction bei jeder etwa

Spiegel und ein Halsband. Millin, XIII. 313. Wohl schwerlich blos Hetärenattribute, wofür man sie gehalten hat. Der Spiegel bedeutet die Verführung des Narcissus und das Halsband ist bekanntlich gleichfalls ein Sinnbild des Verderbens für den, der es trägt. Sehr merkwürdig ist ein Vogel mit dem Medusenkopf auf einer Vase bei Gerhard, Berlins antike Bildwerke Nr. 1585. Hier ist der Tod unmittelbar mit dem Sirenensymbol verbunden. Diesem Bilde stehen andere bei Gerhard, Vasenbilder Taf. 95. 96. gegenüber, auf denen die Sirene von Tigern, Schweinen, Widdern, Böcken und Eseln umgeben ist und über sich noch Satyrn hat, welche die unzüchtigsten Possen treiben. Das Hereinziehen des Todtenvogels in die bacchische Verwilderung hat nichts befremdendes, denn Wollust bringt den Tod.

7.

Die Sphinx.

Es ist möglich, dass, wie von Bohlen, das alte Indien II. 205. glaubt, der Name Sphinx vom indischen singha (Löwe) abstammt und aus Indien auf Aegypten übertragen wurde. Allein weder der indische Gott Wischnu als Mannlöwe, noch der männliche Sphinx der Aegypter haben die geringste Begriffsverwandtschaft mit der weiblichen Sphinx der Griechen.

Die Sphinx wurde gewöhnlich als ein ruhender Löwe dargestellt mit einem Menschenkopf, oder mit einem Widderkopf im alten Aegypten, dagegen mit einem Jungfrauenkopfe und mit Flügeln im alten Griechenland. Aus Aegypten ist ein Mythus von der Sphinx nicht bekannt, wohl aber aus Griechenland. Bei Diodor IV. 64. nämlich lesen wir, die Sphinx, ein zweigeflügeltes Ungeheuer, habe sich in der Nähe von Theben niedergelassen und, an einer Strasse lauernd, jedem Wanderer ein Räthsel vorgelegt. Konnte er es nicht errathen, so stürzte sie ihn von einem Felsen hinab. Auf diese Weise tödtete sie viele Menschen, bis einmal der junge Oedipus kam, der das Räthsel löste. Dieses nämlich lautete: Was ist zweifüssig, dreifüssig, vierfüssig und doch dasselbe?

Oedipus antwortete: der Mensch, denn gewöhnlich ist er zweifüssig, als Kind aber kriecht er auf allen vieren und als schwacher Greis stützt er sich ausser auf seine Beine, noch auf seinen Stock. Als Oedipus damit das Räthsel gelöst hatte, stürzte sich die Sphinx selber den Felsen hinab. Oedipus aber hatte von seiner Klugheit schlechten Lohn, denn unwissend heirathete er seine eigene Mutter und kam dadurch mit den Seinigen in grenzenloses Elend.

Schon mehrere altgriechische Schriftsteller selbst waren wie unsere modernen Rationalisten, durch Ueberschätzung ihres abderitischen Verstandes so vernagelt, dass sie den tiefen Sinn eines der am häufigsten vorkommenden religiösen Sinnbilder des Heidenthums nicht mehr begriffen oder — was uns wahrscheinlicher ist — sie wollten ihn nicht mehr begreifen, sie verleugneten ihn in demselben Hochmuth, in welchem unsere liberalen Philister die Mysterien unserer Religion verleugnen. Sogar Pausanias IX. 26. 2. nahm keinen Anstand andern nachzuerzählen, die Sphinx habe, als eine Art von Seeräuberkönigin in der Gegend von Theben geraubt, bis Oedipus sie mit Heeresmacht bezwungen habe. Paläphatus 7. adoptirt diese läppische Erklärung. Der Grammatiker Sokrates in den Scholien zu Euripides, Phön. 45. hält die Sphinx für eine Wahrsagerin, welche für die Thebaner verderblich wurde, weil sie deren Weissagungen nicht verstanden. Nach solchen Vorgängern scheint C. F. Hermann, quaest. Oedip. p. 112. sich für autorisirt gehalten zu haben, die Sphinx gleichfalls auf ein geschichtliches Factum zurückzuführen. Indem man erzähle, sie habe Menschen in den Abgrund gestürzt, seyen darunter nur Menschenopfer eines blutigen Cultus gemeint gewesen, den der menschenfreundliche Oedipus abgeschafft habe.

Johannes Diakonos bei Mätzel, de emend. Theog. Hesiod. p. 295. verliess die geschichtliche Erklärungsweise, nahm eine physikalische an und fand in der Sphinx ein Sinnbild der Kälte im Winter, welche die Menschen zusammenzupressen strebe. Dieser geistreichen Erklärung hat unter den Neuern hauptsächlich Forchhammer in seiner Schrift über die Sphinx beigestimmt und in der Sphinx den böotischen Nebel und Sumpf, aber nicht blos in seiner erkältenden Eigenschaft im

Winter, sondern auch in seiner pestartigen Ausdünstung erkannt. Das letztere nimmt auch Jaep in seiner Abhandlung über die griechische Sphinx, Göttingen 1854, als selbstverständlich an. Oedipus, meint er, habe jenen Sumpf ausgetrocknet. Weil die Sphinx in einer Höhle wohnt, zuweilen auch den Modius (das Gedreidemaass), auf dem Kopfe trägt, viele Brüste hat wie die ephesische Diana, und einen Löwenleib, der an die Löwen der Kybele erinnert, glaubte Panofka, Terracotten Taf. 6. Fig. 1. sie für ein Sinnbild der Erde halten zu müssen, weil sie aber auch Jünglinge (die jungen Thebaner) raubt, entschied sich derselbe Gelehrte in demselben Werke S. 22., sie für die Morgenröthe zu halten. Braun in den Annales de l'institut X. 266. erkannte in der Sphinx den Mond, weil sie auf einer Vase mit einem Strahlendiskus gegenüber der Sonne vorkommt. Dagegen hielt sie Welcker, Vasen S. 76. für die Sonne; Gerhard, Lichtgottheiten S. 4. für die Sonnenhöhe im Thierkreis, sofern er im Hinterleib des Löwen und Vorderleib der Jungfrau die gleichnamigen Himmelszeichen sah. Preller, Griechische Myth. II. 240. glaubte, die Sphinx bedeute die Sonne, aber nur in deren tödtlicher Eigenschaft. Welcker, Vasen S. 87. gedenkt noch eines gelehrten Freundes, der die Sphinx für den Hundstern Sirius hält. Winckelmann, Werke IX. 298. dachte sich unter der Sphinx den Nil, weil sie auf einer Glaspaste zwei Mäuse im Munde hat, Mäuse aber nach der jährlichen Nilüberschwemmung in Menge sichtbar werden. Auf einer Gemme bei Tassie Nr. 51. hält ein Affe die Sphinx beim Schwanze und beugt sich über sie, als wolle er ihr etwas sagen oder etwas von ihr hören. In dem Affen will nun Tassie einen Priester sehen, der sich die Nilüberschwemmung voraussagen lässt. Böttiger, Vasen III. 98. hielt die Sphinx für einen liegenden Kentaur.

Clemens von Alexandrien, Strom. V. 8. 47. war der erste Erklärer, der etwas Allgemeineres, wenn auch nur im Raum, im Begriff der Sphinx durchfühlte. Er sah in ihr das Bindende, Allumfassende. Unter den Neuern fasste Creuzer, Symbolik II. 220. zuerst die mannigfaltigen Attribute der Sphinx ins Auge und glaubte daher, ein Pantheon in ihr erkennen zu müssen, eine Vereinigung „der verschiedensten

Eigenschaften der Gottheit, die der Stärke und Weisheit, die des verborgenen Waltens, die Idee der Ewigkeit und die des wohlthätigen Genius. Die Einheit aber, wodurch dieses Verschiedene zu einer Vorstellung zusammenschmelze, dürfte ohne bestimmte Data wohl nicht gefunden werden.“ Grund, Malerei der Griechen I. 57. liess alle Naturbeziehungen fallen und wollte in der Sphinx nur ein Sinnbild des auf sich selbst ruhenden göttlichen Verstandes sehen. Schöll in seinen Mittheilungen aus Griechenland I. 111. meinte gar, die Sphinx sey ein Sinnbild der dramatischen Poesie.

Welche Widersprüche! welcher Unsinn! und das sollte die Ausbeute des archäologischen Studiums seyn? Wahrlich eine Wissenschaft ist noch nicht weit gekommen, die noch so hin- und herrathen und faseln kann.

Bei alledem war die Symbolik der Sphinx nur das Ei des Columbus. Die Sphinx ist nämlich — ihr Räthsel selbst, das ewige Räthsel vom Leben und Sterben des Menschen, vom Entstehen und Vergehen in der Natur und Geschichte, das Räthsel des Weltschicksals. Daher steht die Sphinx vor den Tempeln, vor den Thronen der höchsten Götter und vor den Gräbern. Daher kommen ihr auch die Attribute aller grossen Wechsel in Raum und Zeit zu.

Ich habe schon in einer grossen Recension von Prellers griechischer Mythologie in meinem Literaturblatt von 1854. Nr. 90. gesagt: „Zwischen diesem Räthsel und dem nachherigen Unglück des Oedipus ist ein nothwendiger Zusammenhang. Die Sphinx bedeutet das Räthselhafte und Geheimnissvolle der Natur überhaupt, wie es sich in der schrecklichen und phantastischen Kluft, in der die Sphinx hauste, dem Gemüth des Menschen besonders unheimlich aufdrängen musste. Nun warf aber der Naturdämon dem Neugierigen die Frage ins eigene Herz zurück. Der du die Tiefen der Natur ergründen willst, schien Sphinx zu sagen, kennst du die Tiefe des Menschlichen, deines eigenen Wesens, die Räthsel deiner Gattung? Oedipus löst das Räthsel und löst es doch nicht. Er tödtet die Sphinx und wird doch von ihr besiegt. Er nimmt das Menschliche normal und erklärt es insofern ganz wahr und richtig, in der Lösung seines Räthsels spiegelt sich das Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe rein

ab. Aber an sich selbst und seiner Familie muss er, unschuldig und unwissend, die Möglichkeit einer gänzlichen Verkehrung menschlicher Dinge erleben. Der Sinn ist: Menschenwitz ergründet nie den Abgrund der Natur."

Apollodor III. 5. 8. beschreibt die Sphinx, vor welcher Oedipus steht, als geflügelte Löwin mit einem Jungfrauenkopfe. Dieser Jungfrauenkopf bezeichnet wahrscheinlich die Göttin Pallas Athene, das ewig jungfräuliche Licht, welches die Nacht des Todes überwindet und alles Leben bedingt. Den gleichen Sinn hat wahrscheinlich auch der Sperberkopf, den zuweilen die ägyptische Sphinx trägt. Champollion, Panth. 39. A. Der Sperber ist der Vogel des höchsten Lichtäthers und bedeutet zugleich das geistige Wesen des Lichts. Der Widderkopf der ägyptischen Sphinx bedeutet ohne Zweifel das Widderzeichen im Frühling, den Anfang des Jahres als Sinnbild für den Anfang aller Dinge. Der Löwenleib bedeutet am wahrscheinlichsten die Materie im Raum, den Naturkörper und seine Dauerhaftigkeit, die Flügel aber die Zeit und ihren Wechsel.

Ueberall finden wir die Sphinx als Sinnbild des grossen Welträthsels, welches im ewigen Wechsel von Werden und Untergehen liegt, theils vor den Tempeln der höchsten weltlenkenden Götter, theils in Verbindung mit dem, was man die dunkeln Mächte nennt. Nach Plutarchs Isis p. 354. bedeuten die Sphinggen vor alten ägyptischen Tempeln das Geheimnissvolle der Mysterienräthsel, die dort bewahrt werden. Auf Münzen von Chios hütet die Sphinx eine Lyra, welche hier die Harmonie der Sphären bedeutet. Begeri, thes. I. 419. Drei Sphinggen bilden bei Winckelmann IX. 455. den Dreifuss des Apollo oder das geheimnissvolle Orakel der Pythia. Eine Sphinx findet sich auch bei der Leda (Tassie Nr. 1195.), der Urnacht, welche Sonne und Mond gebar. Auf mehrfachen Bildwerken legt die Sphinx ihre Löwentatze auf das Rad der Nemesis (Tassie Nr. 111.), welches die umrollende Zeit und Sonne und zugleich das rächende Verhängniss bedeutet. Ihr Attribut ist auch der Schlangenstab des Hermes (Tassie Nr. 63. 94.), welcher die Ekliptik oder den Sonnenlauf durch Sommer und Winter, Leben und Tod bedeutet. Die Sphinx wird auch mit allen Attributen des Herakles um-

kleidet (Lippert I. 614., Tassie Nr. 5958 f.), der sich als Sonnenheros durch den Thierkreis kämpft und zugleich die ganze Menschheit in ihrem Ringen und in ihrer Arbeit vorbedeutet.

Daher auch die Verbindung der Sphinx mit der Psyche (Tassie Nr. 7171.). Die Seele steht hier vor dem Geheimniss des Menschenlebens. Damit verwandt ist das Vorkommen des weisen Silen und eines wahrscheinlich weissagenden Vogels neben der Sphinx (Gerhard und Panofka, Neapel S. 267.).

Natürlicherweise kommt die Sphinx überaus häufig auf Grabdenkmälern vor, denn ihr Räthsel weist nicht nur auf Geburt und Tod im Diesseits hin, sondern auch auf die Wiedergeburt. Unter den Vasen Berlins bei Gerhard II. 28. kommen zwei ruhende Sphinggen vor, zwischen denen eine Schlange von zwei Adlern gepackt wird. Der Sieg des Lichts und des Guten über die Nacht und das Böse diesseits und jenseits.

8.

Die Kentauren.

Diese berühmten Pferdemenschen des classischen Alterthums sind bekanntlich sehr verschieden gedeutet worden. Der Schlüssel zu ihrem Verständniss liegt aber ganz allein in der dionysischen Mysterienlehre.

Die Kentauren mit menschlichem Oberleib am Körper eines Pferdes bedeuten die Leiblichkeit des Menschen im Gegensatz gegen sein seelisches Element, dann aber auch die wilde Wald- und Bergnatur im Gegensatz gegen die Cultur im Acker- und Gartenlande. Die einseitigen Erklärungen des Kentaurensymbols, die man früher beliebt hat, rechtfertigen sich zum Theil aus seiner verhältnissmässigen Vielseitigkeit. Wenn man z. B. die Kentauren (weil Kentaur wörtlich ein Stierstecher heisst) für berittene Rinderhirten hielt, so war das ein Irrthum, doch lag ohne Zweifel in ihrem Begriffe das Barbarische, was solchen Hirten und überhaupt Naturmenschen eigen zu seyn pflegt. Wenn andere geglaubt haben, weil Ixion die Kentauren mit einer Wolke erzeugt haben soll,

müssten sie wilde Gebirgsbäche bedeuten, die von den Bergen niederstürzen, so ist das ebenfalls irrig, konnte aber einigermaassen aus dem Begriff ihrer Wildheit abgeleitet werden.

Die Kentauren kommen vorzugsweise im dionysischen und herakleischen Mythenkreise und unzähligemal bildlich auf Sarkophagen und Grabvasen vor, welche in diese Kreise gehören. Dionysos, im himmlischen Feuer geboren, gottentstammt, ja Gott selbst, der sich in die niedere Natur herablässt, um sie mit Geist zu durchdringen, zu veredeln und zu verklären, findet hier eine wilde, ganz uncultivirte, daher zum Theil grausame, zum Theil aber auch gutmüthige Naturwüchsigkeit vor und das ist das Wesen der Kentauren. Daraus erklärt sich zunächst, warum die harttrabenden Wilden so oft roh in die edle und feine Gesellschaft der Helden und Nymphen hineintölpeln, leicht sich betrinken, Händel anfangen und unbarmherzig drein schlagen und doch auch wieder mit ihren Kentauriden und Kindlein ganz idyllische Scenen darstellen, endlich in der Person des weisen Kentaure Chiron sogar einen hohen Rang einnehmen und bei Göttern und Menschen geehrt werden. Der Arzt Chiron nämlich bedeutet die Heilkraft der wilden Waldnatur, das Heilige ihrer Unschuld, den Zauber ihrer noch unverdorbenen Frische. Er kommt bei Catullus, Hochzeit des Peleus 278. vor mit Geschenken des wilden Waldes. Wie nun insofern die Kentauren vor der Cultur da sind und dieselbe theils widerstrebend, theils gutmüthig empfangen, das junge Dionysoskind pflegen, so spielen sie auch eine nicht geringe Rolle beim Tode der schönen Sommernatur und daher auch im Gräbercultus. Aber auch in diesem letztern bedeuten sie niemals den Leichnam, dessen Sinnbild vielmehr die Maske ist, sondern nur die Sinnlichkeit, die Lebenslust im irdischen Körper, den die Seele verlässt, um jenseits eine verklärte Leiblichkeit wiederzufinden.

Dass die Kentauren von Ixion, der sich einbildete die Göttin Here zu umarmen, mit einer Wolke oder einem täuschenden Nebel erzeugt wurden, deutete Eusthatius zur Ilias I. 199. in einem schlechten Witz auf den Namen der Kentauren, der nicht blos Stierstecher, sondern auch Nebelstecher, κεντήσας αἰφαν, bedeuten kann. Durch den Nebel aber wird die rauhe Jahreszeit des Herbstes bezeichnet, weshalb man

auch dem Schützen im Thierkreise, in dessen Zeichen die Sonne im Spätherbst tritt, die Kentaurengestalt gab. Hygin, poeta astr. II. s. v. Sagittarius. Den rauhen Herbstcharakter, den Herbstwald und die winterliche Erstarrung verrathen auch die ausgerissenen Bäume und Felsstücke, womit die Kentauren gewöhnlich bewaffnet sind. Herbstlich ist auch die Weinlese, daher die Kentauren sich gern betrinken. Bei der Hochzeit des Pirithoos werden sie in der Trunkenheit grob und ersticken den unverwundbaren Lapithen Käneus unter ihren Baumstämmen. Ovid, Met. XII. 459. Apollonius, Rhod. I. 57 f. Die Lapithen scheinen nicht, wie Buttmann glaubte, Städtebewohner im Gegensatz gegen die bäurischen Kentauren, sondern Personificationen des Sommers zu bedeuten, im Gegensatz gegen die der rauhen Jahreszeit. Auch der Name Stierstecher deutet nur an, dass der Stier im Thierkreise als Sommerzeichen dem Schützen als dem Herbstzeichen erliegen muss. Ebenso besiegt der Schütze das Löwenzeichen. Daher sieht man häufig auf antiken Bildwerken Kentauren mit Löwen kämpfen und Löwenfelle als Siegeszeichen tragen. Daraus erklärt sich ferner auch ihr Kampf mit den Sonnenheroen Herakles und Theseus.

Besonders sinnig sind die Mythen von Herakles. Nach Apollodor II. 4. 4. fand dieser Sonnenheros auf dem Wege zum Eber (Winter) den Kentaur Pholus, der ihm Wein vorsetzte (also im Herbst). Als die andern Kentauren den Wein rochen, trabten sie alle herbei und bald gab es Streit. Sie schlugen mit ihren Baumstämmen auf Herakles los, der aber Feuerbrände vom Herdfeuer nahm und sie verjagte. Das Herdfeuer bedeutet den Winter, in welchem die Sonne angefochten wird und doch nicht unterliegt. Nach demselben Apollodor II. 7. 6. entführte der Kentaur Nessos dem Herakles die schöne Dejanira, wurde aber durch einen nachgesandten Pfeil desselben getödtet und rieth sterbend der Jungfrau, mit seinem Blut des Herakles Kleid zu färben, dann werde ihr der Held immer treu bleiben. Sie that es, aber Herakles starb an dem vergifteten Kleide, denn von dem Pfeil, mit dem Herakles einst die giftigen Stymphaliden getödtet, war auch des Kentauren Blut vergiftet worden. Das bezieht sich wohl auf den abwechselnden Tod hier des Winters, dort des Sommers.

Das Kleid ist das sommerliche Gewand der Natur, aber vergiftet, weil es in jedem Herbst wieder abwelkt.

Weil die Kentauren dem Herbst angehören und die Nachtseite des Jahres eröffnen, sind sie auch zu Hütern der Unterwelt gemacht worden. Virgil, Aeneis VI. 285. Das Herbstzeichen des Schützen, das wir schon als den Kentaure Chiron erkannt haben, steht im Thierkreis dem Frühlingszeichen der Zwillinge gerade gegenüber. In beide fällt die Tag- und Nachtgleiche. Nun hat auf dem berühmten ägyptischen Bilde des Thierkreises zu Tentyra der Kentaur zwei Köpfe und auf einem antiken Bildwerke im Museum Odescalcum I. 25. Inghirami tab. 25. hat ein Kentaur auf der Schulter zwei Körbe hängen, die sich die Wage halten. Die indischen Zwillinge aber, die Aswini, waren von einer Stute geboren, halb Mensch, halb Pferd und zugleich so berühmte Aerzte wie Chiron. Man erkennt daraus, welche weite Verbreitung die Kenntniss des Thierkreises, wie überhaupt des Sonnenjahrs gefunden hat.

Wenn die gewöhnlichen Kentauren mit ihren Weibern und Kindern hauptsächlich auf Bildern des dionysischen Kreises vorkommen, so finden wir dagegen Chiron mehr mit dem apollinischen verbunden. Chiron erscheint als der Pflegevater fast aller Sonnenheroen und edlen Helden, des Achilleus, Odysseus, Theseus, Peleus, Jason, Diomedes, Aeneas etc., d. h. als das gute Princip im rauhen Winter, welches die Sonne in ihrer ersten Kindheit behütet, dass sie im Frühling gleichsam als Jüngling zu voller Kraft heranreift. Die Kunst der Alten machte den reizenden Contrast des zarten Götterknaben mit dem bärtigen Halbthier zu einem ihrer Lieblingsgegenstände. So schildert Philostratus, Gemälde II. 2., wie Chiron den jungen Achilleus im Lyraspiel und im Pfeilschiessen unterrichtet. Vergl. auch Apollonius Rhod. I. 554. Pindar, Pyth. IV. Museum Florent. II. 25. Mus. Capitolinum IV. 17.

Tiefsinnig ist der Mythus, nach welchem Chiron dem Prometheus seine Unsterblichkeit abtritt und freiwillig das Loos der Sterblichen übernimmt. Schon Welcker, Trilogie 266. hat darunter mit Recht die Aufopferung des physischen Daseyns verstanden, welches man dem höheren Daseyn zum Opfer bringen soll.

9.

Die Amazonen.

Die weltberühmten Amazonen gehen in der Mysterienlehre der alten Griechen den Kentauren parallel. Auch sie haben eine doppelte Auslegung erfahren, sofern man glaubte, sie gehörten der Geschichte, oder nur einer priesterlichen Symbolik an. Beides ist richtig. Wie die Vorstellung von den Kentauren einerseits von wirklichen Reitervölkern entlehnt war und andererseits doch nur der religiösen Symbolik angehörte, so ragt auch die Vorstellung von den Amazonen zugleich in das Geschichtliche und in das mysteriöse Gebiet hinein.

Noch jetzt sind die Weiber der nomadisirenden Steppenvölker in Mittelasien kriegerisch, weil sie mit ihren Männern alle Gefahren der Wanderung theilen. Noch jetzt giebt es im afrikanischen Königreich Dahomey eine Garde von mehr als tausend bewaffneten Weibern. Und grade in jene Steppenländer am Thermodon und Thanais und in dieses Afrika haben schon die alten Griechen das kriegerische Weibervolk der Amazonen verlegt. Orosius I. 14. erzählt von den Amazonen am Thermodon, ihre Männer seyen im Kriege erschlagen worden, sie aber hätten an den Feinden blutige Rache genommen und einen reinen Weiberstaat ohne Männer unter einer Königin gegründet. Diodor II. 45. bemerkt, sie hätten alle Knaben verstümmelt, damit die Weiber die Herrschaft behalten sollten, und den Mädchen die rechte Brust weggebrannt, damit sie im Bogenschiessen nicht gehindert wären. Strabo XI. 5. fügt hinzu, sie hätten um Kinder zu bekommen und dadurch dem Staate Dauer zu geben, jährlich zwei Monate im Gebirge Kaukasus mit den Gargareern gelebt. Lactantius, orat. fun. im Eingang will wissen, die Amazonen hätten zuerst eiserne Waffen gebraucht und auch zuerst Pferde geritten. Auf den Bildwerken sehen wir sie sehr häufig zu Pferde und ganz nach Art der Skythen in bunten Hosen, mit langen Lanzen, sogar in Pelzen. Herkulanum und Pompeji, Hamburg I. tab. 46. 47.

Minder berühmt sind die Amazonen am Thanais, von

vorfallenden Erläuterung verwieſen war. Dieſer überſendete ihm hierauf das Protokoll der Conferenzen der drei Botſchafter zu Conſtantinopel vom 4 September, welche die verbündeten Flotten ermächtigten, nicht bloß jene offenſiven Küſtenexpeditionen von einem Puncte zum andern zu verhindern, ſondern auch jegliche Abtheilung der ägyptiſchen und türkiſchen Flotte, welche Griechenland verlaſſen wollte, zu escortiren. Somit war der Zweck, den Krieg auf dem feſten Lande zu einem baldigen Ende zu bringen, durch den erzwungenen Waffenſtillſtand zur See erreicht. Jenes Protokoll vom 4 September, das ſpäter zu Poros beſtätigt und in ſeinen Folgen ſo wichtig wurde, enthält ſieben Artikel: 1) daß der von den Türken verweigerte Waffenſtillſtand von den verbündeten Flotten bewirkt werden müſſe, die weder den Truppen noch der Munition oder den Kriegsſchiffen der Pforte das Landen in Griechenland erlauben dürften. 2) Die Griechen könnten eingeladen werden, die verbündeten Geſchwader in der Blokirung der von den Türken beſetzten Häfen zu unterſtützen. 3) Die Admirale der Alliirten ſollen die ſtrengſten Maßregeln zur Unterdrückung der Seeräuberei nehmen. 4) Sowohl die Küſten des griechiſchen Feſtlandes als die angränzenden Inſeln ſollten gegen die Angriffe der Türken beſchützt werden. 5) Um jedem Irrthume vorzubeugen, ward die geſammte Küſte des griechiſchen Continents und der angränzenden Inſeln zwiſchen dem Meerbuſen von Volo öſtlich und der Mündung des Fluſſes Aſpropotamos weſtlich, nebſt den Inſeln Euböa, Salamis, Aegina, Poros, Hydra, Spezzia und den andern benachbarten Inſeln, jedoch mit Ausnahme von Rhodus, Samos und Candia, als die von den Verbündeten zu beſchützende Küſtenlinie erklärt. Der 6. Artikel wird nicht gegeben. Der 7. Artikel

denen Herodot IV. 111. gar naiv erzählt, wie jungfräulich scheu sie anfangs gewesen seyen, bis sie sich nach und nach mit schönen Jünglingen befreundet hätten, die ihnen in den Wald nachgeschlichen.

Am fabelhaftesten ist, was Diodor III. 54. von den Amazonen in Afrika unter ihrer Königin Myrina erzählt. Dieselbe soll nicht nur im Westen bis zu einer vulkanischen Insel vorgedrungen seyn, die sich so ziemlich als Teneriffa zu erkennen gibt, sondern auch nach Osten und Norden bis zum schwarzen Meere. Mordtmann vermuthet, man habe auf diese Weise die Amazonen in Libyen nur mit denen am Thermodon in Verbindung bringen wollen. Es lässt sich indessen noch eine ganz andere Erklärung finden. Die Amazonen gehören dem Nachtgebiet an, der nächtlichen, der Todesseite der Natur. In der Mysterienlehre der Alten wenigstens wird ihre Sterilität hauptsächlich dadurch motivirt. Wie der böse Todeswind Auster oder Typhon von Süden her weht, so geht auch der Kampf der Titanen und Giganten, aller Kinder der schrecklichen Gäa, der Widerstand der Aegis und Gorgo vom Erd- und Nachtcentrum im Süden aus. In der Schilderung des Diodor kommt ein eigenthümlich poetischer Zug vor. Myrina ruht nach einem heissen Kampfe mit ihren Heldinnen aus. Sie haben eine Menge Männer erschlagen, deren Weiber aber kommen über Nacht und richten ein schreckliches Blutbad unter den Amazonen an, um ihre Männer zu rächen. Ein origineller Kampf der männerliebenden und männerhassenden Frauen.

Hat es nun auch in Afrika, wie am Thermodon wirklich kriegerische Weiber gegeben und hat man diese auf die Symbolik und den Mythus der Amazonen bezogen, so sind doch gewiss die Amazonen, von denen uns noch so zahlreiche schriftliche Notizen und Bildwerke der Alten übrig sind, nur personificirte Begriffe der dionysischen Mysterienlehre. Die weiblichen, aber unfruchtbaren Amazonen in ihrer stets kriegerischen und feindseligen Haltung, gehören dem Nachtgebiet an, das dem Sonnenlicht und der Liebe feindselig ist. Als Nachtwesen kennzeichnet sie die Tracht, denn ihre Kleider sind in der Regel mit Sternen besäet. Tischbein, Vasen I. 12. II. 58. Millingen, vases II. pl. 37. Böttiger, Kleine Schrif-

ten III. 6. Daher gehören sie auch dem Monde an, weil die Mondgöttin Herrin der Nacht ist. Das ist die keusche, amazonenhafte Artemis, oder auch der männliche Mondgott, Deus Lunus, den die phrygische, nach vorn gekrümmte Mütze kenntlich macht, die auch fast immer die Amazonen tragen. Dieser Mondsymbolik entspricht auch das Doppelbeil der Amazonen und ihr mondförmiger Schild, pelta lunata. Die Amazonen führen zu Ehren der Mondgöttin Waffentänze auf. Kallimachos, Hymnen III. 237. Man hat auch die Einbrustigkeit der Amazonen auf den Mond bezogen, wohl mit Unrecht, da wenigstens auf den zahllosen antiken Bildwerken den Amazonen niemals eine Brust fehlt. Man hat aus der Einbrustigkeit auch den Namen der Amazonen erklären wollen, vom *a* privativum und *μαζός*, Brustwarze, oder von *ἀπὸ μαζοῦ*, Servius zur Aeneis I. 490. Derselbe führt noch ein anderes Namensspiel *ἅμα ζῶσαι, quod simul vivunt sine viris* an. Uebrigens heisst bei den Kalmucken Aëmetzaina eine gesunde starke Frau, maza bei den Tscherkessen der Mond. Sprengel, Hippokrates II. 597.

Als Nachtwesen kämpfen die Amazonen mit den Sonnenheroen. Auf den Bildwerken herrscht ihr Kampf mit Theseus vor. Wahrscheinlich um schöne Männer und schöne Frauen im Kampfe zu contrastiren. Nach Diodor IV. 28. hatte Theseus schon unter Herakles gegen die Amazonen gefochten und musste später noch grimmige Kämpfe mit ihnen bestehen. Vergl. Pausanias I. 15. 2. und 41. 7. Tzetzes zu Lykophron 1332. Ueber die Bildwerke vergl. O. Müller, Archaeologie 119. Böttiger, Ideen zur Archaeologie 255. Man findet solche Kämpfe des Theseus mit den Amazonen in allen Sammlungen antiker Bildwerke. Auch Achilleus kämpft mit den Amazonen und verliebt sich in ihre schöne Königin Penthesileia erst, nachdem er sie getödtet hat. Eine der zartesten Dichtungen der Homeriden. Vergl. Eustathius zur Ilias I. 115. Quintus Calaber I. 37. Der Letztere vergleicht die Penthesileia mit dem Monde unter den Sternen. Das Gegenbild zur Liebe nach dem Tode von Seite des Sonnenheros ist der Hass nach dem Tode von Seite der Mond- und Nachtgenien in der schönen Dichtung, in welcher die Amazonen, um ihre Königin zu rächen, noch das Grab des Achilleus bestürmen. Aber sein Geist steigt aus dem Grabe empor und

wirft einen so schrecklichen Blick auf die Schaar, dass die Rosse der Amazonen scheuen und sich bäumen, ihre schönen Reiterinnen abwerfen und alle zerstampfen, zerbeissen und auffressen, Philostratos, Heldengeschichten S. 20.

Auch Dionysos, Gott der Sonne und insbesondere der durch die Sonne bewirkten Naturfruchtbarkeit, wird von den lieblosen Amazonen angefeindet. Davon sind uns viele weniger bekannte, aber reizende Mythen erhalten, in denen der üppige aber liebenswürdige Gott nicht ohne feine Ironie mit der trotzigen Jungfräulichkeit spielt, bevor er sie überwindet. Wenn die Mythe massenhafte Vertilgungen der Amazonen durch Dionysos erwähnt (Plutarch, Griech. Gebräuche 56.), so kann damit das Verschwinden des Nachthimmels beim Aufgang der Sonne gemeint seyn. Wenn dagegen die Amazonen demselben Dionysos wieder gegen die Titanen beistehen (Diodor III. 70. 73.), so müssen sie als lunarische Wesen gedacht werden, denn Mond und Sterne bleiben immerhin natürliche Verbündete der Sonne gegen die lichtlose Urnacht. Die geistreichsten Mythen sind die, in welchen Dionysos einzelne Amazonen von besonders übermüthiger Sprödigkeit beschämt.

Nikäa, eine spröde Jägerin, wurde einst vom Hirten Hymnos erblickt, wie der Wind in ihrem Gewande spielte. Er bewarb sich aufs zärtlichste um ihre Liebe, wurde aber von der Uebermüthigen mit einem Pfeile getödtet. Da beschloss Eros sie zu bestrafen. Bald darauf kam der Weingott Dionysos dazu, wie sie eben badete, entbrannte in ihren Liebreiz und überlistete die Spröde, indem er das Wasser einer Quelle, aus welcher sie ihren Durst löschte, in Wein verwandelte; sie wusste nicht, was das für eine ganz neue Art von Wasser sey, es dünkte ihr aber lieblich, sie trank zu viel und fiel in einen tiefen Schlaf, in welchem der Gott seinen Zweck erreichte. Als sie erwachte und das Unglück inne wurde, kam all ihr Zorn zu spät. Sie gebar eine Tochter, Namens Teleta, von ihr selbst aber erhielt die berühmte Stadt Nikäa in Kleinasien den Namen. Nonnus, Dionysiaka im 15. und 16. Buch.

Aura, die kühne Jägerin und Nymphe der Diana, hatte einst wider Willen einen unkeuschen Traum und wurde aus

Zorn darüber nur der Liebe um so unzugänglicher. Allzu stolz vermass sie sich einst im Bade, noch jungfräulicher zu seyn, als Diana selbst und dies durch eine Vergleichung ihrer beiderseitigen Brüste zu erproben. Da ergrimmte Diana und beschloss sie zu bestrafen. Nemesis, die Göttin der gerechten Vergeltung, bei der sie ihre Klagen anbrachte, lud den Amor ein, die Strafe zu vollziehen, und dieser macht den Gott des Weines (Dionysos) in die Aura verliebt. Der nun berührte mit seinem Thyrsusstab den Fels, und statt des Wassers strömte ein Quell süssen Weines hervor. Aura, von der Jagd ermüdet, wollte ihren Durst löschen, trank und trank und fiel in süssen tiefen Schlaf. Da nahte ihr der Gott. Als sie endlich erwachte, gerieth sie in grenzenlose Verzweiflung, tobte umher und liess ihre Wuth an den Statuen der Venus und des Amor aus, und in Verwünschungen gegen alle Götter. Aber ihr Jammer wurde noch vermehrt durch den Spott der Diana, die nun schadenfroh herbeikam, sie an das Gespräch im Bade zu erinnern und ihr (jetzt in ihrer Eigenschaft als Lucina und Vorsteherin der Geburten) auseinander zu setzen, welche Veränderung die Brüste, auf die sie so stolz gewesen, erleiden würden. Zugleich kündigte sie ihr an, dass sie mit Zwillingen niederkommen würde, wie auch geschah. Die unglückliche Mutter tödtete aber eins der Kinder im Wahnsinn. Eine mit grösster Lebendigkeit ausgemalte Mythe, die das 48. Buch der Dionysiaka von Nonnus enthält. In dem Zank der beiden Jungfrauen im Bade liegt eine leise Erinnerung an die nordische Sage von der Brunhild.

Auch Pallene, die schöne Tochter des König Sithon in Phrygien, eine amazonenhafte Jungfrau, widerstand dem Dionysos, als er in ihr Land kam, im Ringkampf und besiegte ihn, weil er über dem Vergnügen, das ihm das Ringen mit dem Mädchen gewährte, gerne die Ringkunst selbst vergass. Noch angenehmer als ihr Kampf war nachher ihre Versöhnung, indem der Gott die Schöne feierlich zur Gemahlin nahm. Nonnus, Dionysiaka 48, 1691. Conon 10 bei Photius 430.

Auch die antiken Bildwerke enthalten nicht selten ironische Auffassungen des Amazonenthums. So die vor einer bacchischen Flötenbläserin lustig tanzenden zwei Amazonen. Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildw. Nr. 1377. So die auf einem

ityphallischen Maulthiere reitende Amazone bei Gerhard, neu erworbene Denkm. des Berliner Museums I. 15.

Wie mit den Sonnenheroen, so kämpfen die Amazonen auch mit den Greifen oder Adlerlöwen, welche gleichfalls als Sinnbilder der Sonnenkraft zu betrachten sind. Man hat an die Gold hütenden Greifen gedacht und darunter die Bergwerke am Altai verstanden, mit denen die Amazonen am Thermodon könnten in Verbindung gekommen seyn; indess scheint es doch einfacher, sich unter den Greifen Genien der Sonne in ihrem höchsten Stande zu denken, also zu Johanni, in dem Zeitpunkt, in welchem die Nacht wieder den Kampf mit dem Licht beginnt, also ein Angriff der Amazonen gerechtfertigt erscheint. Ihr Kampf mit den Greifen kommt ausserordentlich oft auf Vasenbildern vor und man findet sie in allen Sammlungen. Die antiken Künstler haben das malerische Motiv im Kampf der schönen Jungfrauen mit den furchtbaren Thieren geliebt.

Die idealste Amazone der Alten war Atalante, als Kind ausgesetzt und im wilden Wald von einer Bärin gesäugt, aufwachsend in unvergleichlicher Schönheit und zugleich stark wie eine Bärin. Jäger nahmen sie als Kind zu sich, als sie aber zu ihren jungfräulichen Jahren kam, floh sie die Männer und lebte im Wald allein als Jägerin mit blondem wallenden Haare „schrecklich schön". Einst wurde sie von lärmenden Kentauren überfallen, tödtete sie aber mit ihren Pfeilen. Aelian, vermischte Nachrichten XIII. 1. Eine ungewöhnlich reizende Beschreibung, die der sonst wenig poetische Aelian wahrscheinlich aus einem alten Dichter entlehnt hat.

Amazonen- und Kentaurenkämpfe kommen auf Sarkophagen neben einander in Parallele vor. So auf einem reichen Flies von Phigalia, jetzt im britischen Museum. Auch auf einer Vase. Gerhard, Berlins antike Bildwerke 314. In wiefern die naturwüchsigen Kentauren und die sterilen Amazonen theils einander entgegen, theils auch auf einer Linie stehen können, ist in der Erklärung des Kentaurensymbols schon bemerkt.

Ein ausgezeichnetes Amazonenbild ist in des ältern Philostratos Gemälde II. 32 Palästra, die Tochter Merkurs, der weibliche Genius aller Ring- und Turnkünste. Sie erscheint gleichsam als negativer Hermaphrodit; während nämlich dieser das Verführerische beider Geschlechter in sich vereint, so ist

Palästra gegen beide Lockungen gleich abstossend. Ihr Haar ist so kurz, dass sie es nicht aufflechten kann, denn sie verschmäht die weibliche Eitelkeit. Aber wie sie das Weibliche verachtet, so versteht sie auch den Jünglingen zu trotzen und noch ist keiner, der ihre jungfräuliche Brust jemals im Ringkampf berührt hat, weil ihr gewandter und kräftiger Arm ihn abwehrte.

Wenn wir auf einer Vase bei Gerhard (Berlins neuerworbene Denkmale S. 15) eine Amazone auf einem ityphallischen Maulthiere reiten sehen, so bedeutet das wohl die Bezwingung und Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Keuschheit.

10.

Von der Illustrirung vielartiger Mythen in den Grabbildern.

In den antiken Grabbildern, hauptsächlich an gemalten Vasen und an den Deckeln und Wänden der Sarkophage kommen allerdings Scenen aus so vielerlei Mythen vor, die zunächst auf Tod und Bestattung keinen Bezug zu haben scheinen, dass man leicht auf die Vermuthung kommen konnte, es seyen nur Gast-, Hochzeits-, Preisgeschenke, Andenken oder Lieblingsgefässe, die man dem Hingeschiedenen ins Grab mitgegeben habe, ohne dass sie im Todtencultus irgend eine Bedeutung hätten. Diese Vermuthung ist aber zu gewagt und man hat sich damit zu leicht begnügt, denn der Ort, wo jene Bildwerke gefunden werden: in Sarkophagen und im Innern der Grabstätten, darf um so weniger ausser Acht gelassen werden, als ohne Zweifel eine ungeheure Menge, ja die Mehrheit jener Bilder auf die bekannten Unsterblichkeitslehren der Mysterien, auf die Einweihung zu diesen Mysterien Bezug haben und ihre Symbolik enthalten, gleichsam in einer Menge von Photographien, das „mystische Drama", wie es Clemens von Alexandrien in der oben angeführten Stelle genannt hat, vor unsern Augen abspiegeln, und andere unschwer auf einen Todesfall und auf die Klage der Hinterbliebenen gedeutet werden können.

Die breite Mitte dieses Bildercyklus nehmen Scenen aus dem dionysischen Kreise ein, alle möglichen Darstellungen des Dionysos vom kindlichen bis zum bärtigen, desgleichen

seines zahlreichen Gefolges, des seligen Volks von Nysa, der Silene, Satyrn, Pane, Nymphen und Mänaden, der mit ihm vermählten Libera und Ariadne, seiner Mutter Semele, seiner Lieblinge unter den Bacchanten, Scenen aus allen seinen Mythen, unzählige andere, worin die Einweihungen in seine Mysterien, wie auch die Beziehungen derselben zum cerealischen, orphischen, herakleischen, apollinischen, erotischen Kreise zur Schau liegen. Daran schliessen sich die fast eben so zahlreichen Darstellungen der eleusinischen Weihen, aller Mythen von der Demeter und Persephone.

Sofern Persephone die Unterwelt zum Hintergrunde hat, kehren in den Grabbildern auch sehr häufig die bekannten Scenen wieder, welche Strafen in der Unterwelt darstellen. Die Strafe des Tantalus, der ewig hungernd und durstend doch die vor ihm schwebenden Aepfel, das vor ihm fliessende Wasser nicht erreichen kann; Sisyphus, der den schweren Stein nur auf den Berg hinauf wälzt, um ihn wieder hinabrollen zu sehen und die Arbeit von neuem anfangen zu müssen; Ixion, der in rastloser Bewegung auf dem Rade herumgedreht wird; Oknos, der fleissig am Seil dreht, welches aber ein Esel hinter ihm immer wieder abfrisst; die Danaiden, die immerfort Wasser in ein bodenloses Fass schütten, das nie voll wird etc. Das sind nun nicht wirkliche Höllenstrafen, sondern es wird darin nur die Eitelkeit alles menschlichen Strebens versinnbildet und ironisirt. Das Sinnbild hat man unter die Erde verlegt, aber die Sache selbst geht über der Erde vor. Nur deshalb eignen sich diese Bilder in Gräber. Die Hinterbliebenen, die einem geliebten Verwandten sinnvolle Bilder mit ins Grab gaben, wollten ihm nicht die Strafen vormalen, die ihn nach dem Tode treffen sollten, sondern sie wollten im Gegentheil nur ausdrücken, er sey jetzt durch den Tod über alles vergebliche Sinnen und Trachten, über alle Entbehrungen in dieser Welt glücklich hinübergekommen in eine bessere Welt, wo nicht mehr vergebens gearbeitet, nicht mehr vergebens geschmachtet wird.

Die Ergänzung dieses Bildercyklus tritt uns in erfreulicher Weise in den überaus zahlreichen Darstellungen des Herakles und seiner berühmten Kämpfe und Arbeiten entgegen. Herakles muss als Knecht einem unwürdigen König dienen, Mühsale

aller Art erdulden und verdient sich doch zuletzt durch seine Thätigkeit und Ausdauer den Himmel und sogar die Ehre eines Gottes. Was konnte man Schöneres einem würdigen Manne ins Grab mitgeben als die Erinnerungen an diesen bescheidenen und doch so ruhmvollen Herakles. Ihm reihen sich dann noch viele andere edle Helden des griechischen Mythus an, die häufig auf Grabvasen vorkommen, wo sie fast immer von der Göttin Athene begleitet und geschützt werden. So Theseus, Jason, Achilleus. Das ist die jungfräuliche Göttin des reinen Lichtes, des Rechts, der Ehre, des Seelenadels, und nur deshalb schützt sie die Helden und vermählt sich zuletzt mit Herakles. Alles Darstellungen, die sich häufig in den Grabvasenbildern wiederholen. Daran reihen sich auch Scenen aus den Mythen der Argonauten, des vielumfahrenden Odysseus, des Phrixos etc., solcher Helden, in deren weiten und gefährlichen Reisen die Reise durchs Leben versinnbildet ist. Hier liegen überall Vergleichungen der Bilder mit dem Schicksal des Hingeschiedenen nahe, dessen Grab sie zieren.

Auch die häufige Wiederkehr der grossen Hochzeit des Peleus und der Thetis auf Grabvasen hat ohne Zweifel eine tiefere Bedeutung, als dass man glauben sollte, solche Vasen seyen nur Hochzeitsgeschenke gewesen, die man dem Besitzer oder der Besitzerin noch am Lebensende mit ins Grab gegeben hätte. Jene mythische Hochzeit zwischen einem sterblichen Menschen und einer unsterblichen Göttin, aus welcher der edle Achilleus hervorgeht, war nur ein Sinnbild für die Doppelnatur des Menschen, in welchem die niedere irdische Eigenschaft durch eine höhere himmlische veredelt wird, und sofern aus jener Vermählung Achilleus entsprang, welchem nach dem ruhmvollsten irdischen Leben die Apotheose zu Theil wurde, eignete sich auch diese Darstellung in vorzüglichem Grade für ein Grabbild. Die schönste unter den vielen Vasen, auf denen jene Hochzeit abgebildet ist, trägt den Namen der Francois-Vase. Vergl. Jahn, Vasen CLII. Die ebenfalls sehr häufig auf Vasen vorkommende Scene des durch Iphigenias plötzliche Entrückung unterbrochenen Opfers eignete sich nicht minder glücklich für die Gräbersymbolik, denn jene Entrückung der Jungfrau unter dem sichern Schutz der Göttin, deren Priesterin sie wurde, während nur eine Hirschkuh statt ihrer geopfert

wird, lässt sich unschwer auf den Tod deuten, aus dem der unsterbliche Geist gerettet und gesichert wird, indess nur der Leib wirklich stirbt. Vergl. Raoul Rochette, Mon. ined. pl. 26. 27. O. Müller, Archäologie 574.

Hierbei ist an den berühmten Sarkophag von Santa Chiara zu erinnern, auf welchem Protesilaos, das erste Opfer des trojanischen Krieges, als jugendlicher Held in voller Kraft und Schönheit und zugleich als Schattenbild dargestellt ist. Ebenso auf einem Sarkophage bei Winckelmann, mon. ined. Taf. 123. und bei Visconti Mus. Pio-Clement. V. 18. Diese Darstellung erklärt sich zwar aus dem Mythus, nach welchem Laodamia, die Geliebte des Protesilaos, ihn nur auf drei Stunden aus dem Todtenreiche wieder losbat, nichts destoweniger drückt das Bild den Hauptgedanken des Wiederauferstehens vom Tode und des Wiedersehens der Geliebten aus und erscheint also höchst passend für ein Grabbild.

So müssen auch die häufig auf Grabvasen vorkommenden Entführungen, Rettungen, Erweckungen verstanden werden. Die Entführungen durch die Eos hat man bisher gewöhnlich auf junge Leute bezogen, welche schon in ihrem Lebensmorgen vom Tode hingerafft wurden. Es ist aber viel wahrscheinlicher, dass diese oft vorkommenden Eosbilder Glück verheissen und sich auf den Morgen und das Erwachen in einer bessern Welt beziehen sollten. Bei den gleichfalls oft vorkommenden Bildern des schlafenden Endymion und der schlafenden Ariadne, welche durch liebende Gottheiten geweckt werden, versteht sich das von selbst.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Bilder auf Grabvasen und die Basreliefs der Sarkophage, welche Müttern gewidmet sind. Denn die Mütterlichkeit ist das tiefste Motiv der Mysterienlehre, wie wir bereits bei den Eleusinien und Thesmophorien nachgewiesen haben. Es ist das Mutterrecht, was hier in strengster Folgerichtigkeit durchgeführt wird. Der gesetzlichen, durch das Recht d. h. durch die Ehe geheiligten Geburt entspricht die eben so rechtmässige und durch die Einweihung in die Mysterien sanctionirte Wiedergeburt. Man muss sich erinnern, wie wichtig dieses Frauen- und Mutterrecht im demokratischen Athen genommen wurde, und da die ungeheuere Mehrheit der Grabvasen, auch die zahlreichen,

die man in Unteritalien gefunden hat, aus den Fabriken Athens stammen, darf man sich auch nicht darüber wundern, dass Scenen aus dem Mythus der Demeter und Persephone ausserordentlich häufig in Vasenbildern vorkommen.

Das häufige Vorkommen der Mutter Leto mit ihren Kindern auf Grabvasen findet eben darin seine Erklärung, wie überhaupt die erste Geburt des Lichts aus der Nacht als das älteste und einfachste Sinnbild auch für die Wiedergeburt angesehen werden muss. Es versteht sich von selbst, dass diese Grabbilder der Leto nicht verwechselt werden dürfen mit den zahlreichen noch auf uns gekommenen antiken Gemmen, welche die Leda in der Umarmung des Schwanes darstellen.

Eine der interessantesten Darstellungen auf Grabvasen des dionysischen Kreises ist die Mutter Semele, z. B. bei Jahn, Vasenbilder Tafel 3 und öfter. Man hat die Symbolik, die in der Verbrennung der Semele liegt, noch nicht gewürdigt. Bekanntlich war sie nach dem Mythus die Geliebte des Zeus und lockte ihm das Versprechen ab, sich ihr einmal in seiner ganzen Machtfülle zu offenbaren. Da er das nun unter Donner und Blitz that, verbrannte sie in seinen Armen. Nur das Kind in ihrem Leibe rettete er und das war der junge Dionysos. Man hat den Mythus so gedeutet, als bezeichne der blitzende Zeus die Gewitter, die das Wachsthum und die Güte des Weins in der Rebe befördern sollen. Das lässt sich wohl hören, hat aber sicher der Mysterienlehre nicht genügt und liesse sich daraus auch nicht erklären, warum auf den Grabvasen vorzugsweise Semeles Apotheose dargestellt ist, d. h. die Scene, wie ihr Sohn Dionysos sie triumphirend in den Himmel einführt. Diese Scenerie beweist, dass Semele nicht weniger als Ariadne eine hohe Bedeutung in der Mysterienlehre hatte, eine Bedeutung, an welche die Erklärung der vom Gewitter gereiften Traube nicht hinanreicht. Ich vermuthe, unter Zeus ist hier gar nicht der Donnerer, sondern der Gott des ewigen Aethers gemeint und unter dem brennenden Bette der Semele das flammende Nest des Phönix, das Nordlicht in der Wintersonnenwende, in welcher die neue Zeit anfängt, Erde und Himmel, Menschheit und Gottheit sich paaren. Die griechische Symbolik begegnet sich hier mit der nordischen der Edda, denn sowohl Nanna auf dem Scheiterhaufen des Baldur, als Brynhilldur auf

lautet wörtlich also: „Die Admirale sollen in der Absicht den Vertrag zu erfüllen, so handeln, daß sie nöthigenfalls jeden Theil der ägyptischen oder türkischen Flotte, welche sich verpflichtet, keinen Antheil an den bestehenden Feindseligkeiten zu nehmen, beschützen; sie haben nach diesem Grundsatze einem jeden ägyptischen und türkischen Kriegs- oder Transportschiffe, das mit Truppen an Bord nach Alexandrien oder Constantinopel bestimmt wäre, zu seiner Rückkehr dahin Vorschub zu leisten. In Betreff der türkischen und ägyptischen Schiffe, die sich gegenwärtig in den Häfen von Navarin und Modon befinden, und die hartnäckig dort zu bleiben entschlossen sind, so müssen diese sowohl als die dortigen Forts allen Wechselfällen eines Kriegszustandes unterworfen bleiben." Dieser letzte Artikel liefert also endlich den Schlüssel zu der berühmten Schlacht bei Navarin. — Am 16 October schickte die englische Admiralität dem Admiral Codrington die Verhaltungsbefehle zu, welche im Wesentlichen mit den auf das Conferenzprotokoll der Botschafter von Constantinopel vom 4 September gegründeten Instructionen übereinstimmten. Es war der merkwürdige siebente Artikel jenes Protokolls, welcher die Admirale Codrington und Rigny noch vor der Ankunft des russischen Admirals veranlaßte, dem türkischen Admiral in Navarin gleich nach dem Empfang ihrer Instructionen anzuzeigen, daß sie den Befehl erhalten hätten, alle feindlichen Bewegungen gegen Griechenland zur See zu verhindern, und sie ihn daher ersuchten, sich jeder Unternehmung dieser Art zu enthalten. Es waren die Worte jenes 7. Artikels: daß die türkischen und ägyptischen Schiffe in Navarin und Modon, welche diese Plätze nicht verlassen wollen, nebst den dortigen Forts, allen Wechsel-

dem Scheiterhaufen des Sigurd, als auch Menglöd, die endlich von ihrem langerschnten Erlöser in der Waberlohe wieder gefunden wird, entsprechen der im Flammenbett sterbenden Semele.

Merkwürdig oft kommt der Kampf und Tod des Memnon und die Trauer seiner Mutter Eos um ihn auf Grabvasen vor. Das mag für Gräber passen, in denen eine Mutter die Asche ihres frühe dahingeschiedenen geliebten Sohnes bestattete. Quintus Smyrnäus hat im zweiten Gesang seiner Fortsetzung der Ilias die Klage der Eos um Memnon ergreifend geschildert. Sie hüllt sich tief in Wolken ein, dass der Himmel schwarz wird und statt des Tages eine zweite Nacht zu kommen scheint. Doch liegt in ihrem Begriff als Morgenröthe schon der ewige Sieg über die Nacht und über den Tod. Das ist bei Servius, zur Aeneis I. 492. durch den schönen Gedanken ausgedrückt, dass ihre Thränen um Memnon die Thautropfen des Morgens sind, in denen die neue Sonne sich spiegelt. Auch Niobe, die den Tod aller ihrer Kinder beweint, kehrt oft (vergl. Welker Zeitschrift S. 591.) auf antiken Grabbildern wieder; aber auch ihre Thränen verwandelten sich nach dem Mythus in einen Fluss. Zu diesen Trauerbildern gehört auch der Tod des kleinen Astyanax, den seine Mutter Andromache aus den Händen des grimmigen Mörders nicht mehr retten kann. Auch dieses Bild kommt oft auf Vasen vor.

Eins der sinnigsten Grabbilder findet sich auf einer Vase, die in den Annalen des archäologischen Instituts 1830. II. 245. abgebildet ist. Sie stellt die Nymphe Aetna dar, von welcher der Mythus sagt, sie sey von Zeus verführt worden und habe aus Angst vor der Here gewünscht, von der Erde verschlungen zu werden. Sie verschwand unter der Erde, als sie aber zwei Knaben gebar, wuchsen diese, welche nicht in die Verwünschung eingeschlossen waren, aus der Erde hervor und wurden deshalb Paliken (die Wiedergekommenen) genannt. Macrobius, Sat. V. 19. Lactantius zu des Statius Thebais XII. 156. Auf der Vase nun sehen wir, wie die beiden Knaben mit Hämmern den Kopf der Mutter aus der Erde herausarbeiten. Welcker, Vasenbilder 201 f. hält die Hammerschläge für Feuerausbrüche, die, indem glühende Steine auf den Berg fallen, gleichsam die eigene Mutter schlagen. Der richtige Sinn des Mythus ist aber, die

Söhne fördern die Mutter zur Geburt, indem sie selbst von ihr geboren werden, weil jeder Vulkan, indem er Steine und Lava auswirft, selber erst zu einem Berge wird. Hier aber handelt es sich um etwas anderes. Das Vasenbild kommt aus einem Grabe und ohne Zweifel liegt darin eine sinnige Beziehung auf das Verhältniss einer verstorbenen Mutter zu ihren Söhnen, auf deren Pietät und Dankbarkeit.

Ungewöhnlich oft kommen Scenen aus dem Muttermorde des Orestes auf Grabvasen vor. Man braucht dabei nicht zu glauben, dass der im Grabe Bestattete auch ein Muttermörder gewesen sey. Es ist erlaubt, jeden mit einer namhaften Sünde behafteten Sterblichen sich als eine Art Muttermörder zu denken, denn was kann einer Mutter schmerzlicher seyn, als ein sündiger Sohn? Aber Orestes fand Sühne im Heiligthum des Lichtgottes Apollon. Deswegen sind Bilder seiner Entsühnung durchaus passend für Grabvasen. So finden wir den Orest, wie er von den Furien verfolgt zum Tempel des Apollo oder zum Dreifuss der Pythia flieht, auf Grabvasen bei Raoul Rochette, Monum. ined. pl. 32. 35. 37. 38. Vergl. Kunstblatt 1841. Nr. 84.

Vierte Abtheilung.

Die Unsterblichkeitslehre der alten Deutschen.

Erstes Buch.

Das Rechtsverhältniss zwischen Zeit und Ewigkeit.

1.

Der Grundgedanke des deutschen Heidenthums.

Wir kennen die Grundgedanken des nordischen Heidenthums nur aus den vielfach dunklen Liedern der Skalden. Die sinnbildliche Sprache in diesen Liedern und nicht selten die Betonung des Geheimnissvollen, was der profane Haufen nicht begreift und nicht begreifen soll, mahnen an Mysterien der Religion, die nur in einem genossenschaftlichen Kreise von Priestern, Barden, Skalden oder in aristokratischen Familien fortgepflanzt wurden. Eine eigentliche Priesterschaft, gleich den gallischen Druiden, kommt im Norden nicht vor. Wir sind hier ausschliesslich auf die Skalden angewiesen, die obligaten Sänger an den Höfen und in den Trinkhallen der Könige und Helden. Diese Sänger aber werden ohne Zweifel einander mit der Kunst des Gesanges auch den Inhalt der Gesänge mitgetheilt haben. An den Höfen solcher Dynastien, die von Odin abzustammen sich rühmten, musste natürlich der göttliche Stammvater am meisten verherrlicht werden. Gleichwohl geht neben dem Respect eine merkwürdige Naivetät einher, welche die Frevel und Treulosigkeiten des höchsten Gottes unverblümt erzählt. Daraus schliessen wir zweierlei. Einmal, dass jene Frevel allgemein bekannt, allgemeiner Volksglaube und daher auch gar nicht zu bemänteln waren, und zweitens, dass es den heroischen Dynasten des Nordens, jenen schrecklichen, trotzigen, erbarmungslosen Heer- und Seekönigen, die schon in der Völkerwanderung und nachher noch in der Normannenzeit alles ausraubten, ausmordeten oder ihrer Herrschaft bleibend unterwarfen, auf irgend welche

Beschönigung der Gewaltthaten und Verrätherein Odins gar nicht ankam, weil sie ihm selber nachahmten und stolz darauf waren. Zwischen jenem alten Trotz des Nordens und unserer heutigen Humanität und Empfindsamkeit ist eben ein himmelweiter Unterschied.

Dem offenherzigen Eingestehen aller Immoralitäten des Odin in unsern nordischen Quellen verdanken wir nun eine einigermaassen klare Einsicht in das Verhältniss dieses absolut allmächtigen, aber auch absolut rücksichtslosen Hauptgottes zu den edlern Tendenzen, zum Rechtsgefühl, zum ritterlichen Ehrgefühl, zum weiblichen Zartgefühl, kurz zu dem, was germanischer Seelenadel damals schon in beiden Geschlechtern als sittliches Bedürfniss erkannte. Ausser jenen nordischen Aufzeichnungen aber, die uns auf der fernen Insel Island aus dem alten Heidenthum erhalten sind, fliesst in den deutschen Volkssagen von den norwegischen Gebirgen bis zu den Alpen und von Siebenbürgen bis tief in das germanisirte Frankreich noch eine reiche Quelle von Erinnerungen an heidnische Vorstellungen, Gebräuche und Mythen, welche jene schriftlichen Denkmäler vielfach ergänzen.

Ich stelle nun hier kurz die aus allen jenen Erinnerungen hervortretenden Hauptgedanken zusammen.

Die germanische Glaubenslehre schliesst sich in ihren Grundzügen zunächst an die altpersische an. Mit dem persischen Urgeist Zaruana akarana, der nie handelnd hervortritt, sondern die Weltlenkung zwischen dem guten und bösen Princip, Ormuzd und Ahriman theilt, und dem Allvater der nordischen Edda, der eben so indifferent bleibt und für sich erst den bösen Odin, nach diesem aber den guten Baldur die Welt regieren lässt, besteht eine auffallende Uebereinstimmung. Man findet aber auch eine Anlehnung der nordischen Glaubenslehre an die altägyptische, wenigstens insofern als Seb, wie wir oben sahen, den Aegyptern zugleich als das böse Prinzip und als die personificirte Zeit galt. Diese Vorstellung kehrt im nordischen Heidenglauben wieder, denn auch Odin ist die personificirte Zeit. In der weitern Ausführung der Grundgedanken weicht aber der Norden von Persien wie von Aegypten ab und nähert sich der griechisch-römischen

Vorstellungsweise. Als die Römer nämlich mit den Deutschen bekannt wurden, glaubten sie in deren Hauptgott Odin ihren Mercurius wiederzuerkennen und ihre Geschichtschreiber haben ihn auch nie anders genannt. Im Mercur aber liegt wieder deutlich der Zeitbegriff des Fortschreitens der Zeit im ewigen Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter. Von besondern Interesse ist hier, dass sich die Griechen und Römer ihren Hermes und Mercur ebenso vorzugsweise schlau und rücksichtslos gedacht haben, wie die Deutschen ihren Odin, nur mit dem Unterschiede, dass sie ihn nicht zu ihrem höchsten Gott machten und auch nicht vorzugsweise zum Heerführer und Kriegsgott.

Ist auch der Grundbegriff des Mercur in Odin nicht erloschen, so bezeichnet er doch nicht wie der ägyptische Thaut, griechische Hermes und römische Mercur gleichsam den regelmässigen Postdienst im Zeitwechsel, sondern den Sturm und Drang der eilenden Zeit. Nur insofern konnte er der Nationalgott der in der Völkerwanderung vorstürmenden und alles vor sich niederwerfenden Deutschen werden, der Gott des unbändigsten und kriegerischesten Volkes, welches je in die Weltgeschichte eingetreten ist. Genau in der Zeit seines wildesten Vorstürmens, in welcher sich der Odinscultus erst recht ausgebildet zu haben scheint, im zweiten Jahrhundert nach Christo, kam in der damals noch jungen und von Persern und Deutschen schwer bedrängten griechischen Christenheit der Gnosticismus auf, in welchem der Odinismus sich abspiegelte. Jene geängstigten Christen, in denen christliche Wahrheit und christlicher Muth die heidnische Grundstimmung und die Gewohnheit der Sclavenfurcht unter der Tyrannei des römischen Imperiums noch nicht überwunden hatten, glaubten nämlich, der urspüngliche wahre Gott habe sich gänzlich ins Verborgene zurückgezogen und nicht von ihm werde die gegenwärtige Welt regiert, sondern vom Demiurg, dem bösen Princip. Man erkennt darin unschwer die altpersische Lehre wieder, nach welcher die Weltherrschaft eine Zeitlang dem Ahriman preisgegeben ist, so dass Ormuzd oder das gute Princip in dieser Periode wie verschwunden ist. Deutsche und Griechen glaubten im Grunde dasselbe. Nur dass die Deutschen auf der Seite ihres schrecklichen Gottes standen, als das erste und mäch-

tigste Volk in der Welt, stolz und übermüthig, jene Griechen aber vor dem fremden Gott in Angst zitterten.

Von der grössten Wichtigkeit für das Verständniss des altdeutschen Heidenthums ist die Thatsache, dass Odin zwar als der höchste und mächtigste Gott verehrt wurde, aber keineswegs als ein ewiges Wesen, sondern nur als der Herrscher in einer gewissen Zeit, die ein Ende nehmen sollte. Von ihm selbst glaubte man, er werde im s. g. Götterrauch, oder im allgemeinen Weltbrande an der Spitze aller seiner lebenden und todten Kampfgenossen in einer letzten grossen Weltschlacht von dem Riesenwolf der Tiefe verschlungen werden. Dann werde Allvater einen ganz neuen Himmel und eine ganz neue Erde schaffen und den guten Baldur wieder erwecken, um sie in ewigem Frieden mit einer Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, welche Odin niemals geübt hatte.

Unsere heidnischen Vorfahren hatten also ein klares Bewusstseyn davon, dass Odin nur die Praxis des jeweiligen Stärkern und Klügern ausdrücke, nicht aber die Güte, Gerechtigkeit und Weisheit, deren Herrschaft erst in einer andern bessern Welt möglich sey. Da sie trotz der Willkür, die ihnen an ihrem Odin so wohl gefiel, dass sie dieselbe in ihrem weltgeschichtlichen Auftreten nur zu übermüthig und unbarmherzig bewährten, ein sehr feines Rechtsgefühl besassen und dasselbe in der Theorie in den Friedenszeiten, wie ihre alten Gesetzbücher beweisen, auch geltend machten, unterwarfen sie auch ihre Götter dem Gesetz, das für jede Missethat Rache verlangt. Sie glaubten daher auch, der Untergang ihres Odin sey verdient und darin werde nur die Blutrache vollzogen, für den Urriesen Ymir, den Odin umgebracht hatte. Das Bild ist kolossal. Ymir bedeutet die Materie im Raum, Odin die Kraft und Bewegung in der Zeit. Indem Odin den Ymir tödtete, zerfiel dessen ungeheurer Leib in Himmel und Erde, Berge, Länder und Meer, kurz in die heutige Gestaltung der Welt, und die Materie war hinfort todt, der blosse Schauplatz und das Werkzeug für das Leben, was sich ihr aufdrang und die Zeit hindurch herrschte. So nach der Edda.

Odin ist demnach von Anfang an als Eroberer und Usurpator zu betrachten und das bleibt er innerhalb der ganzen von ihm regierten Zeitlichkeit.

Für die Charakteristik des nordischen Odin ist sein Verhältniss zu einigen andern Gottheiten, wie es in den alten Liedern der Edda aufgefasst wird, maassgebend. Zunächst sein Verhältniss zum Donnergott Thor. Dieser war in einer frühern Zeit, wie oben im Capitel vom Bärengestirn bereits gesagt ist, der älteste und vornehmste Gott, musste aber seinen Platz dem Odin einräumen und während Odin die Herrn und freien Männer in seinen Himmel aufnahm, blieben dem Thor nur die Knechte übrig. Die Skalden, welche die alten Eddalieder verfasst haben, die in den Hallen der herrschenden Geschlechter gesungen wurden, fassen nun den alten ehrwürdigen Gott Thor ein wenig ironisch auf. Odin reitet stolz zu Ross, Thor fährt bäuerisch auf dem Wagen. Im Harbartsliede ergiesst sich Odin in Spott über Thor. Noch mehr darüber habe ich in meinem Odin Seite 133. verzeichnet. Schon Uhland, Sagenforschungen 89. erkannte darin den Uebermuth kriegerischer Eroberer gegen friedliche Ackerbauer.

Nicht günstiger erscheint Odin in seinem Verhältniss zu seiner Gemahlin Frigga. Die Skaldenlieder sagen ihm, wie die griechischen Dichter dem Zeus eine Menge Buhlereien, Verführungen und Gewaltthaten nach, die er immer lachend begeht, und lassen ihn über seine arme Gemahlin spotten, die immer Recht und Sitte vertritt, aber zu ohnmächtig ist, um sie geltend zu machen, ausser zuweilen mittelst einer kleinen List. Ausführlicher in meinem Odin S. 139.

Noch wichtiger erscheint Odin's Verhältniss zur Walkyrie Brynhilldur, von der ich in einem besondern Kapitel handeln muss. Ich begnüge mich, hier nur auf Odins Runenlied im Havamal hinzuweisen. Odin schneidet Runen und entfaltet darin einen förmlichen Codex des unsittlichsten Egoismus nach dem Recht des Stärkern und nach dem Nützlichkeitsprincipe. Im Lied Sigurdrifa schneidet Brynhilldur ebenfalls Runen, welche jenen entgegengesetzt ein Codex alles Ehrenhaften und Sittlichschönen sind.

Der Gegensatz, in welchem Frigg und Brynhilldur sich mit Odin befinden, der Gegensatz einer rechtschaffenen Frau und edlen Jungfrau gegen den Egoismus und die rücksichtslose Willkür des Mannes, entspricht auf merkwürdige Weise dem in den griechischen Mysterien, besonders in den Eleusi-

fällen eines Kriegszuſtandes unterworfen bleiben müſſen," welche die allirten Geſchwader bewogen, am 20 October in die Bai von Navarin einzulaufen, und ihre Vorſchläge, daß die mahomedaniſche Kriegsmacht Morea verlaſſen ſolle, zu erneuern, deren hartnäckige Weigerung hierauf die Colliſion herbei führte, welche die Admirale ſogar dann noch zu vermeiden wünſchten, nachdem Ibrahim Paſcha, aus Rachgefühl über die durch die Wachſamkeit des brittiſchen Admirals herbeigeführte Vereitlung ſeiner treubrüchigen Bewegungen nach dem Waffenſtillſtande, die Griechen in Morea durch Feuer und Schwert zu vertilgen beſchloſſen, und die Verheerung mit unerhörter Grauſamkeit bereits begonnen hatte. Niemals wohl erregte ein Sieg bei der ſiegenden Partei, ſowohl in als außerhalb dem brittiſchen Cabinette, größeres Staunen, ja faſt Beſtürzung, als die Schlacht von Navarin; denn beſtand auch damals das brittiſche Cabinet noch aus den liberalen Mitgliedern, welche das Canning'ſche Miniſterium bildeten, ſo war es ſich doch ſeiner Schwäche ſeit dem Tode des Hauptes zu ſehr bewußt, und hatte gegen herannahende ungünſtige Verhältniſſe zu viel zu kämpfen, um der Politik des verſtorbenen Premierminiſters ferner entſchloſſen folgen zu können. Während den brittiſchen Seeofficieren in Navarin Belohnungen zugeſchickt wurden, beſchloß man Admiral Codrington zur Verantwortung aufzufordern. Kaum hatte ſich aber Lord Wellington an die Spitze der Angelegenheiten Großbritanniens geſtellt, als er auch ſchon — obgleich der politiſchen Bahn Cannings abhold — die Politik einer ſolchen Unterſuchung für unſtatthaft erklärte. Mittlerweile machte der ruſſiſche Hof in der Erwartung, daß die andern beiden Mitglieder der Allianz fortfahren würden, den begonnenen

nien vorherrschenden Gedanken, das Recht wurzle im weiblichen Principe, Freiheit und Willkür dagegen im männlichen. Ich habe darauf bei Betrachtung des Mythus von Demeter und Persephone aufmerksam gemacht, im deutschen Heidenglauben tritt aber der Gegensatz noch deutlicher und schärfer hervor.

Nach der ältern Edda 61. trank Odin mit Locki, der nicht nur Gott des Feuers, sondern auch das Urböse ist, Blutsbrüderschaft.

Derselbe Gegensatz wiederholt sich im Verhältniss Odins zu Baldur. Wenn der letztere ein Sohn Odins genannt wird, so wird dadurch nur angedeutet, dass wir uns Baldurs Tod als einen Vorgang innerhalb der Zeitlichkeit unter Odin's Herrschaft denken sollen. Beide Götter sind einander so im Princip entgegengesetzt, dass sie wie Ormuzd und Ahriman jeder seinen besondern Zeitraum beherrschen sollten. Man liess aber den Baldur noch in Odins Zeit leben und sterben, um seinen Tod durch die Nichtswürdigkeit der odinischen Weltherrschaft zu motiviren. Denn Baldur starb aus keinem andern Grunde, als weil er zu gut für diese Welt Odins war. Deshalb nun soll er auch wieder aufleben und die Welt dauernd beherrschen, wenn erst Odin todt seyn wird.

Da Odin die ganze Zeitlichkeit beherrscht, so lange sie dauert, innerhalb dieser Zeit aber die Geschlechter der Menschen eins nach dem andern hinsterben, hat Odin seinen Himmel so eingerichtet, dass darin eine ungeheuer grosse Todtenhalle (Walhalla) alle Könige, Helden und zur Waffenehre berechtigte freie Männer nach ihrem Tode aufnehmen kann. Das sind die Einheriar (Genossen eines Heeres, Waffenbrüder). Sie werden an der Tafel, an der Odin allein Wein trinkt, sie aber Bier, von schönen Walkyrien (Todtenwählerinnen, Wunschmädchen) bedient, woraus man erkennt, wie uralt die deutsche Sitte fröhlicher Gelage ist. Nach dem Wafthrudnismal 41. und der jüngern Edda 38. Die Einheriar ziehen abwechselnd hinaus auf die Ebene Ida, um männliche Spiele zu treiben und hauptsächlich miteinander zu kämpfen, weil ihnen schon im Leben Kampf immer das liebste gewesen war. Deshalb heisst Odin auch Herr der Todten und das wilde Heer, welches in unzähligen deutschen Volkssagen vor-

kommt, bedeutet den jährlichen Auszug der Todten von der Erde durch die Lüfte, wie das Muotisheer oder die Mutter Perchta mit ihren zahllosen Heimchen den Einzug der noch Ungeborenen auf der Erde bezeichnet.

Ausser der Walhalla gab es nach der Edda auch noch andere Himmel, einen der Frauen, der Jungfrauen und einen sehr grossen für das gemeine Volk. Odins Walhalla war ganz allein den Helden vorbehalten und auch nur solchen, die im Kampf gefallen waren oder sich auf dem Sterbebette wenigstens noch mit einer Lanze verwundet hatten. Vergl. Ynglingasaga 11. Odin selbst zeichnete sich mit dem Speer, Havamal 139.

Nichts kennzeichnet die alten Germanen besser, als diese Kampflust und die Vorstellung, sie würden auch nach dem Tode noch fortkämpfen. Das unterscheidet sie von den kleinmüthigen Orientalen, die sich einbilden, nach dem Tode niedere Thiere werden zu müssen, und auch von den alten Griechen, die nach der dionysischen Mysterienlehre doch im Himmel vorzugsweise sinnliche Wollust erwarteten, obgleich auch bei ihnen, wie die vielen Kampfspiele auf ihren Grabdenkmälern beweisen, Sport, Jagd, Wettkampf von ihren himmlischen Freuden nicht ausgeschlossen waren. Man hat die Kampfspiele auf Grabdenkmälern übel verstanden, wenn man meinte, sie sollten nur die bei Begräbnissen üblichen Wettkämpfe darstellen. Diese Wettkämpfe bei Begräbnissen selbst, die freilich nur bei vornehmen Personen vorkamen, sollten nur Vorbilder der himmlischen Ergötzungen seyn, die den Verstorbenen erwarteten.

Der grösste Unterschied zwischen der germanischen und griechischen Anschauung bestand aber darin, dass nach der erstern die Freuden in Walhalla keineswegs ewig dauern, dass vielmehr alle seine Genossen mit Odin selbst im letzten grossen Weltkampfe untergehen sollten. „Alle waffnen sich zum letzten Kampfe, sagt die jüngere Edda 51., und eilen zur Wahlstatt. Voran reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und Speer.“ Aber alle kommen mit ihm um und Allvater schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Diese Bescheidenheit des nordischen Kraftgefühls ist ein schöner Charakterzug des Germanismus. Man unterschied

die Lust des Kampfes, die einen ewigen Werth nicht anzusprechen hat, von dem sittlichen Adel des Helden. Nur diesem letztern kommt der ewige Werth zu und zwar um so gewisser, als er im irdischen Leben unter der Herrschaft Odins von diesem selbst mit Hass verfolgt und mit Gefahren umringt wurde. Indem am Ende der Zeit der allherrschende böse Odin untergehen muss, steht der durch den Adel der Seele über das Gemeine erhabene Held in Baldur wieder auf und nur deshalb tritt er auch schon im irdischen Daseyn in innige Verbindung mit der Göttin, welche ewigen Ursprungs und berufen ist, die Zeit und Odins Herrschaft zu überdauern, doch, so lange dieselbe währt, unter ihr leiden muss.

2.

Odins Pfand und der Zaubertrank.

Unter dem nämlichen Weltbaum, der Esche Yggdrasill, von welchem Iduna herunterfiel, befand sich nach der Edda Mimirs Brunnen, der Quell aller Weisheit. Odin, begierig nach der Weltherrschaft, wollte durchaus aus demselben schöpfen, vermochte es aber nur, indem er ein Auge darin als Pfand zurückliess. Deshalb ist er seitdem einäugig geblieben. Man hat den Sinn dieses dunkeln Mythus nicht begriffen, im Zusammenhange mit andern Mythen scheint er aber zu bedeuten, dass Odin sein besseres Selbst opfern musste, um die Klugheit zu erlangen, mit der man die Welt regiert, und dass er, was ewig in ihm war oder hätte bleiben können, wenn er nicht ausschliesslich Herr der Zeit hätte werden wollen, um dieser Herrschaft willen hergab. Was anders aber kann das verpfändete Auge bedeuten als das in die Zeitlichkeit gebannte Princip des Ewigen, die Sonne?

In einem zweiten verwandten Mythus ist der Gedanke ausgedrückt, Odin habe sich mit Unrecht und Arglist in den alleinigen Besitz der über der Natur waltenden Allmacht gesetzt. Die zwei nordischen Götterreihen, Asen und Vanen, d. h. sittliche und physische Mächte, hatten sich nach der Edda anfangs bekämpft, nachher aber versöhnt und ihre vereinigte Macht und Harmonie war concentrirt in dem von

Honig und Blut gemischten Meth, welcher in dem Gefäss Odhrörir (*ingenium morcus*) geheimnissvoll verschlossen tief im Berge lag, und von der Jungfrau Gunnlöd gehütet wurde. Odin aber nahm die Gestalt einer Schlange an, kroch durch einen Ritz in den tiefen Berg hinein, verführte die Jungfrau und verschlang den kostbaren Trank. In meinem Odin S. 50. habe ich diesen Raub ausführlich geschildert und erörtert und will hier nur auf das Triumphlied aufmerksam machen, welches Odin im Havamal 105 f. anstimmt, nachdem ihm der Raub glücklich gelungen ist. Das Sinnbild der Schlange charakterisirt ihn als den Gott der Zeit. In den meisten Mythen auch der südlichen Völker bedeutet die Schlangenzeugung den Anfang des Jahres, die Wiedergeburt des Jahres in der längsten Winternacht. Die tiefe Nacht im Berge bedeutet wohl dasselbe, hier aber dürfte nicht der Wiederanfang eines Jahres, sondern der Anfang der Zeit überhaupt gemeint seyn.

Gunnlöd wird in der Edda eine Riesentochter genannt, könnte aber wohl auf Iduna bezogen werden, sofern Iduna ebenfalls kostbare Dinge hütet, nämlich nicht nur die unsterblich machenden Aepfel, sondern auch das heilige Quellwasser, womit sie täglich die Esche Yggdrasill besprengt, um dieselbe immer gleich jung und frisch zu erhalten. Nur die Verführung widerstrebt der reinen Jungfräulichkeit Idunas. Indessen haben die Mythenbildner mit den verschiedenen Beziehungen der Sonne gespielt und wenn die eine Beziehung in eine bestimmte Personification gefasst war, die Nebenbeziehung in einer andern Personification anders benannt.

Da nach der Edda die Sonne von einem Wolfe verfolgt wird, der sie beständig zu verschlingen droht, wie denn Odin selbst als die personificirte Zeitlichkeit überhaupt zuletzt vom Wolfe verschlungen wird, d. h. ein Ende nehmen muss, erscheint es nur natürlich, dass es bei allen germanischen Völkern allgemeiner Glaube war, die Sonne müsse immerfort gegen ihren Willen wandern und dürfe einzig in den heiligen Stunden der Solstitien und Aequinoctien ausruhen, um dann von neuem ihren Lauf wieder zu beginnen. Wer treibt sie aber? Der Wolf nicht allein, denn er will sie nur einholen, und wenn sie

ruht, hat er keine Macht mehr über sie, weil in diesen wenigen heiligen Stunden, wie oben im Buch von den Sonnenwenden ausführlich erörtert ist, der Zauber der Verwünschung, der sie in die Zeitlichkeit gebannt hat, gelöst ist und der Charakter des Ewigen wieder in ihr hervortritt. Würde sie in dieser Ruhe verharren, so müsste die Zeit aufhören. Das kann aber Odin nicht wollen, denn dann müsste er selber aufhören. Es muss also einen Mythus gegeben haben, welcher davon handelte, dass die Sonne durch Odin aus ihrer Ruhe gestört und gewaltsam wieder fortgetrieben wird. Die nordischen Denkmäler haben uns keinen solchen Mythus hinterlassen.

Nur in Volkssagen findet sich eine dunkle Spur und zwar in den oben schon erörterten vom Schuss in die Sonne zu Johanni und in denen, die vom wilden Jäger und von der Verfolgung der Moosweibchen durch denselben handeln. Es sind alte Herbstmythen, in denen die verfolgten Moosweibchen das von den Stürmen abgerissene Laub, die von der Erde gleichsam weggefegte Vegetation bedeuten. Daran schliessen sich aber mehrere Volkssagen, in denen der wilde Jäger nur eine einzige schöne nackte Frau verfolgt, die Jammervolle einholt und quer über sein Pferd wirft oder in zwei Stücke bricht. Ein Köhler, der dazu kommt, beschwört ihn, zu sagen, wer er sey. Da antwortet er, er habe den Mann jenes Weibes umgebracht und mit ihr gebuhlt, weshalb sie beide diese Strafe leiden und beständig wiederholen müssten. Nach Vincenz von Beauvais, spec. histor. 29. 120., wiederholt bei Boccaccio V. 8. Auch bei Hans Sachs und in Paulis Schimpf und Ernst Nr. 210. Horst, Zauberbibliothek II. 289. Die mythische Grundlage ist hier schwer wiederzuerkennen. Man wird versucht, im wilden Jäger auch hier wie überall Odin, den bösen Gott der Zeitlichkeit, zu erkennen, in dem verfolgten Weibe aber die in die Zeitlichkeit nur verwünschte Göttin zu vermuthen, oder ist vielleicht unter ihrem ermordeten Gatten der todte Baldur oder Odur und unter der Frau Nanna oder Freyja zu verstehen. Andere ganz ähnliche Sagen von ihr bei Cäsarius von Heisterbach XII. 20. Del Rio 930. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 258. In einer französischen Sage bei Bosquet, la Normandie 81. tritt an die Stelle der Frau eine weisse Hirschkuh. In einer Sage heisst es, die Frau werde auf ihrer Flucht immer

kleiner. Das könnte sich auf das Kürzerwerden der Tage im Winter beziehen. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 115.

Der wilde Jäger, der immer Odin ist, fängt erst nach Johanni an, durch die Welt zu stürmen, und hat etwas so Feindseliges und Usurpatorisches, dass wir versucht seyn möchten, ihn für den Gott der Nacht und des Mondes zu halten, wenn nicht der Begriff des Zeitlichen überhaupt in ihm vorherrschte. Indess spricht vieles dafür, dass er mit Attributen des nächtlichen Princips und des Mondes bekleidet worden ist. Er erscheint fast immer verhüllt im unsichtbar machenden Hut, im weit wallenden Mantel. In ihm herrscht das männliche Princip, wie im Monde. Denn Mane, Mann war der deutsche Name des Mondes, Neu- und Vollmond waren die Versammlungs- und Gerichtstage der deutschen Männer, während die Sonne immer nur weiblich gedacht wurde. Man wird versucht, dabei die Natur des Nordens mit in Anschlag zu bringen. Im Norden herrschen Nebel, umwölkte Tage, lange Nächte in viel höherm Grade vor als im Süden. Die Regel ist dort mehr der Winter, der Sommer nur eine freundliche Ausnahme. Es lässt sich also denken, dass man den Herrscher dieses Nibelungenlandes für mächtiger hielt, als die Sonne, die nur im Süden ihre ganze Macht entfalten kann. Der goldne Nibelungenhort in der Gewalt der bösen Macht ist das richtige Sinnbild für das Verhältniss Odins zur Sonne. Hagen nämlich, der böse Hüter des Hortes, ist identisch mit Odin, im Heldengedicht dasselbe, was Odin im Mythus.

3.

Der schlafende Kaiser der deutschen Volkssage.

Man ist berechtigt, die im ganzen germanischen Gebiete häufig vorkommenden Sagen von einem im Berge schlafenden Kaiser, der einst erwachen und der Nation goldne Tage der Herrlichkeit zurückbringen soll, aus einer heidnischen Erinnerung herzuleiten und entweder auf den Allvater, den während der Zeitlichkeit latenten Gott der Ewigkeit, oder auf den guten Gott Baldur zu beziehen, der am Ende der bösen Zeit wieder erwachen und die neue bessere Welt beherrschen soll.

Wer sollte dabei nicht auch an den in einer Höhle auf der seligen Insel im Westen schlafenden Chronos der alten Griechen und an den König Artus denken, welcher nach gälischer Sage in einem frei in der Luft schwebenden Glaspalaste schläft und am Ende der Zeit wieder erwachen soll? Von Baldur sagt die Edda, er sitze in der Unterwelt an einem Tisch und vor ihm stehe ein Becher mit Meth, Vegtamsquida 12. Von dem Gotte wurde die Situation schon im Norden auf einen alten König übertragen. So glaubt das Volk, König Dan, der erste Dänenkönig, schlafe, um einst wieder zu erwachen, in einem Felsengrabe bei Schleswig. Ich habe in meinem Odin S. 328 f. alle verwandten Sagen zusammengestellt, weise darauf hin und beschränke mich hier nur auf die wichtigsten Punkte, welche die Beziehungen der Zeit zur Ewigkeit im altdeutschen Heidenglauben erklären helfen.

In vielen Sagen heisst es nämlich, der Kaiser schlafe in der Mitte seiner Waffengenossen und werde einst erwachen, wenn Deutschland in der tiefsten Noth sey, es dann in einer letzten grossen Schlacht erretten und für immer frei und glücklich machen. Das erste passt auf Odin und seine Walhalla, das zweite passt aber nicht auf ihn, denn nach der Voluspa und Edda wird Odin zwar in der letzten Weltschlacht mit allen seinen Walhallagenossen kämpfen, aber unterliegen und für immer untergehen. Baldur schläft im Todtenreich allein und wird auch nach der Edda, wenn er wieder auflebt, nicht zu kämpfen haben, denn alles wird vorbei, die ganze Zeitlichkeit schon zu Ende seyn. Wohl aber passt auf ihn die Erneuerung des Rechts, des Friedens und des dauerhaften Glücks. Wie man also in der spätern christlichen Zeit, was früher von jenen beiden heidnischen Göttern gegolten hat, auf alte deutsche Kaiser, namentlich auf Karl den Grossen und Friedrich den Rothbart übertragen hat, so haben sich auch in denselben Volkssagen, wie es scheint, die dunklen Erinnerungen einerseits an die letzte Weltschlacht Odins und andererseits die Verjüngung der Welt unter dem guten Baldur vermischt. Sofern das deutsche Reich durch die Missregierung der spätern Karolinger und durch den Untergang der Hohenstaufen in grosse Noth und Bedrängniss kam, erscheint es begreiflich, dass gute Patrioten sich schmerzlich nach so grossen Kaisern

zurücksehnten, wie jener Karl und jener Friedrich, und dass die patriotische Hoffnung die alte noch im Volke lebende heidnische Erinnerung wieder aufnahm und an die Namen jener Kaiser knüpfte.

Hier noch einige Zusätze zu meinem Odin, S. 336. Zu den Sagen vom Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuserberge in Thüringen schlafen soll, ist noch hinzuzufügen, dass auch Kornmann, mons Veneris p. 376. den schlafenden Friedrich kennt, der einst aus dem Berge hervorkommen, das h. Grab erobern und den Frieden in der ganzen Christenheit herstellen wird. In v. Rohrs Unterharz S. 254. heisst es, wenn die Spitze des Kyffhäuserberges in Nebel gehüllt ist, sage man, Kaiser Friedrich hat einen Hut auf. Ehemals soll sich in der Nähe ein uralter, gänzlich versteinerter Birnbaum befunden haben, der aber in v. Rohrs Zeit nicht mehr existirte. Bei Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV. 23. kommt im Kyffhäuserberge auch ein goldner Kelch vor, der auf den Zusammenhang dieses Sagenkreises mit dem h. Graal hinweist. Daselbst S. 37. wird auch als kecker Schelmenstreich erzählt, dass einer dem schlafenden Kaiser drei Haare aus dem Barte ausgerissen habe. In Sommers Sächs. Sagen S. 6. wird dem Kaiser Rothbart im Kyffhäuserberge die Frau Holle als Hausfrau beigegeben, wie dem schlafenden König Artus die Fee Morgana.

Kaiser Friedrich soll auch im Untersberge bei Salzburg schlafen, Panzer 15. Sonst wird in diesem Berge insgemein Kaiser Karl genannt. Ein Jäger gerieth einmal in den Berg und glaubte nur wenige Stunden darin zu verweilen. Als er wieder herauskam, hörte er läuten und erblickte eine Prozession, die für einen Verstorbenen betete. Aber er selbst war es, für den man betete, denn man hatte ihn schon lange für todt gehalten. Steub, Aus dem bayerischen Hochlande 168. Schöppner I. Nr. 12. Ein andermal gerieth ein Brautpaar in den Untersberg und als es wieder herauskam, waren hundert Jahre vergangen. Vernaleken, Alpensagen S. 62.

Auch in der Schweiz heisst es, Prinz Karli schlafe im Rothhorn und werde erst aufwachen, wenn der Antichrist komme. Lütolf, Sagen aus den fünf Orten S. 93. Kaiser Karl soll auch im Lauenburger Berge sitzen und lesen. Grimm,

D. Sagen Nr. 291. Ebenso im Fichtelgebirge und im Berge Sion, Schönwerth, Oberpfalz 353. König Salomon im Ochsenkopfe und im Steinwalde. Daselbst S. 351. Desgleichen ein ungenannter Kaiser im Frauenberge, das. 356.

In altdeutschen Gedichten kommen Anspielungen vor auf den alten Kaiser, der einst wiederkommen und das h. Land erobern werde. Haupt, Zeitschrift V. 252.

Dass Wilhelm Tell als Erlöser des Volks in der Schweiz gegolten und dass man sogar drei Tellen daraus gemacht hat, habe ich schon im Odin Seite 340 berichtet. Die Sage vom Erwachen des Riesen Töll ist neu bestätigt durch Ruswurm, Sagen aus Hapsal S. 14. Bei Lütolf, Sagen aus den fünf Orten 1862. findet sich die schöne Sage von einem Riesen, der in dem Domililoch auf dem Pilatusberge schläft, wo auch die drei Tellen schlafen sollen. Er wurde, als er zum erstenmal Schweizer gegen Schweizer fechten sah, in Stein verwandelt und soll erst wieder erwachen, wenn kein Streit mehr unter ihnen seyn wird.

Nach bulgarischer Sage ist der Nationalheld König Marko nicht gestorben, sondern über Meer gefahren und auf einer Insel gelandet, wo er schöne Paläste fand, in denen er noch fortlebt. Nach serbischer Sage wohnt dieser Marko im Innern eines Berges und antwortet im Echo. Sein Schwert wächst langsam aus dem Berge und wenn es ganz herausgewachsen ist, wird Marko auferstehen und sein Volk befreien. Grohmann, Sagen aus Böhmen S. 10. In Böhmen schläft König Wenzel. Dunlop, Gesch. der Dichtungen 473. Auch der Prophet Muhammed Abulcassem schläft in einer Höhle und wird am Weltende erwachen. Herbelot s. v. Muhammed. Desgleichen der maurische Held Alfatimi, der auf einem grünen Rosse wiederkehren und Spanien wieder erobern soll. Bory de St. Vincent, Gemälde der iberischen Halbinsel I. 234.

Nach Müllenhoff, Holstein. Sagen Nr. 509. steht östlich von der Nortorfer Kirche ein Hollunder, an den das Schicksal des Landes geknüpft ist. Wenn er so hoch gewachsen seyn wird, dass man ein Pferd darunter anbinden kann, wird ein fürchterlicher Krieg ausbrechen und ein König aus Süden auf einem weissen Pferde den Sieg erringen. Nach Nr. 510 und 511. wird die letzte Entscheidungsschlacht und Befreiung des

Landes in der Nähe von zwei andern Hollundern stattfinden, bei Schneefeld und Süderhastede. Beiläufig sey bemerkt, dass die alten Slaven unter einem Hollunderstrauch dem Gott der Unterwelt Opfer brachten und dabei aus Hollundermark die s. g. Stehaufmännchen machten, die, wenn man etwas Blei daran klebt, elastisch aufspringen und das Auferstehen nach dem Tode bedeuten. Hanusch, Slav. Myth. 229. 328.

Sogar die alten Mexikaner erzählten von ihrem guten König Quetzalcoatl, der das alte Reich der Tolteken ihrer Sünden wegen verliess und nach Cholula auszog, wo er vortrefflich regierte. Doch zog er auch von hier weiter, versprach aber, einmal wieder zu kommen, und so wartet man noch immer auf ihn. Prescott, Eroberung von Mexiko I. 48. Müller, Amerik. Urreligion 578. In Brasilien gibt es jetzt noch eine Sekte der s. g. Sebastianos, welche an die einstige Wiederkehr des von Mauren gefangenen König Sebastian glauben.

4.

Baldur.

Sofern der Name Baldur auffallend an Baal, Belus, Apollo und den gallischen Belenus erinnert und *bel* keltisch, *biala* slavisch schön und weiss bedeutet, ist er vielleicht ein Sonnengott nach südlicher Vorstellungsweise gewesen und hat sein Tod ursprünglich wie der des Osiris, Adonis, Dionysos den Sonnentod in der Sommersonnenwende bedeutet. Indessen, wenn er auch etwa aus einem südlichen Cultus aufgenommen worden ist, hat sein Mythus doch im Norden einen andern Charakter angenommen und ihm selbst ist hier eine weit höhere Bedeutung beigelegt worden als sie den sterbenden Sonnengöttern im Süden zukommt.

Die nordischen Quellen geben Folgendes. Nach der j. Edda 22. ist er ein Sohn des Odin und der Frigg, der Beste unter den Asen (Göttern), schön von Angesicht und so glänzend, dass ein Schein von ihm ausgeht. Das lichteste aller Kräuter heisst daher Baldurs Augenbraue. Auch ist er der weiseste und sanfteste aller Asen, sein Urtheil überall tadellos. Im Himmel bewohnt er die Stätte, welche Breidablick (weite

Weg zu verfolgen, um durch kräftige Maßregeln die Pforte zu einer Ausgleichung mit den Griechen zu zwingen, bald nach der Schlacht von Navarin neue Vorschläge zu einer gemeinsamen bewaffneten Dazwischenkunft der alliirten Geschwader in der Richtung der Dardanellen, unter Beifügung der Drohung einer Invasion vom Pruth her. Der Vorschlag für die Seeoperation wurde auch schon von St. Petersburg an Admiral Heyden nach dem mittelländischen Meere geschickt, der ihn dem Admiral Codrington mittheilte, von welchem er dem brittischen Cabinette vorgelegt wurde. Die englischen Minister wollten aber weder das begonnene Werk fortsetzen, noch dem Canning'schen Vertrage entsagen. Der Sultan glaubte aus dieser Unentschlossenheit eine Hoffnung auf künftige brittische Unterstützung zu finden, und räumte aus diesem Grunde den Botschaftern der Verbündeten zu Constantinopel nichts mehr ein. Das Loos für den Krieg war also geworfen. Mittlerweile wurden die griechischen Kriegsschiffe mit der Blokade der in den Händen der Türken befindlichen Plätze in Morea beauftragt, und etwas später mit Ibrahim Pascha ein Vertrag über die Räumung der Halbinsel abgeschlossen. — Endlich begannen in London die Unterhandlungen über eine in den französischen Häfen auszurüstende Expedition nach Morea. Anfangs widersetzte sich das brittische Cabinet diesem Plane, unter der Bemerkung, daß der Vertrag vom 6 Julius die Anwendung der Waffengewalt nicht ausspreche. Da aber die Aegyptier Morea nicht verlassen wollten, und der Hof der Tuilerien bestimmt und fest seine Neigung zur Dazwischenkunft aussprach, erhob Lord Aberdeen neue Bedenklichkeiten, und zwar: daß eine Expedition fremder

Umschau) heisst. Bei Saxo Gram. III. 42. lässt Baldur nach einem Siege, in dem sein Heer vor Durst verschmachten will, durch den Hufschlag seines Rosses eine Quelle aus der Erde stampfen. Ganz dasselbe wird von Karl dem Grossen erzählt, der mit seinem siegreichen Heere noch jetzt im Odenberge hausen soll. Grimm, D. Myth. 890. In dem bekannten Merseburger Segensspruche erlahmt Baldurs Pferd.

In der j. Edda 24. wird Skadi, die Tochter des Riesen Thiassi, als sie ihren Vater an den Asen rächen will, von diesen beruhigt, indem sie ihr anbieten, einen von ihnen zu heirathen. Sie soll einen wählen, aber von jedem nur die Füsse sehen. Angelockt durch die schönen Füsse des Njördr wählte sie diesen, hoffend, es werde der schöne Baldur seyn, musste aber nachher den Njördr behalten.

In der j. Edda 49. wird sodann Baldurs Tod geschildert. Baldur, der Gute, hatte schwere Träume, sein Leben sey in Gefahr. Da hielten die Asen Rath, um ihn zu schützen, und Frigg, seine Mutter, nahm Eide von allen Elementen, Steinen, Pflanzen, Thieren, Krankheiten und Giften, dass sie Baldur verschonen wollten. Darauf stellten die Asen den Baldur in die Mitte, warfen und schlugen nach ihm mit allen möglichen Werkzeugen und konnten ihn nicht verletzen. Locki aber, als altes Weib verzaubert, lockte der Frigg das Geheimniss ab, ob ihrem Sohn doch vielleicht etwas schaden könne? Und da sie ihn nicht erkannte, vertraute sie unvorsichtig, von einer Mistel allein, die auf einem gewissen Baume wachse, habe sie keinen Eid genommen, weil ihr dieselbe zu jung vorgekommen sey. Da pflückte Locki die Mistel ab und gab sie dem Hödur, der ein Bruder des Baldur und von grosser Stärke, aber blind war. Als nun alle Asen schon versucht hatten, den Baldur zu verletzen, sollte es auch der blinde Hödur versuchen; kaum aber berührte dieser ihn mit der Mistel, so fiel der schöne Bruder todt zu Boden. Seine Leiche wurde von den Asen in ein grosses Schiff gebracht und verbrannt. Baldurs treue Gattin Nanna starb vor Jammer und wurde mit ihm verbrannt. Thor aber weihte das brennende Schiff mit seinem Hammer und warf den Zwerg Litr ins Feuer. Odin legte den Ring Draupnir ebenfalls ins Feuer und der Ring erhielt davon die Eigenschaft, dass je am neunten Tage acht gleich schöne Ringe

von ihm abtropften. Nach Vegtamsquida 6. der alten Edda ritt der Ase Hermodur, ein anderer Bruder Baldurs, zubenannt der Schnelle, auf Odins achtfüssigem Rosse in die Unterwelt, fand hier den Baldur in Hels (der Todesgöttin) Halle auf dem Ehrenplatze sitzen und forderte ihn zurück. Hel wollte ihn ausliefern, wenn jedes Ding in der Welt um ihn weinen würde. Das thaten nun auch alle Dinge, nur das Riesenweib Tök nicht und somit konnte Baldur nicht mehr zur Welt zurückkehren. Mit ihm verschwand das Gute aus der Welt. Locki aber, das personificirte Böse, sollte nun gleichfalls entfernt werden und zur Strafe für seine Bosheit, durch welche der gute Baldur hatte umkommen müssen, fesselten sie ihn unter der Erde in einer Schlangenhöhle, in der die Schlangen unaufhörlich ihr Gift auf ihn herabträufelten.

In diesem Mythus ist sehr vieles dunkel. Uhland in seinen Sagenforschungen I. 144 f. sieht in Baldur das Licht und den Sommer, im blinden Hödur die Nacht und den Winter, in der Mistel, die auf andern Bäumen schmarotzert, im Winter ihr Grün behält, die Waffe des Winters, in Baldurs Tode die Schwächung der Sonne in der Sommermitte, in der Nanna die Pflanzenwelt, die mit dem Sommer stirbt, im Zwerge Litr die Farbe, den Blumenflor. Auch im Merseburger Spruche, glaubt Grimm, D. Myth. 205. bedeute die Erlahmung des Pferdes die Schwächung der Sonnenkraft. Da nun aber in dem Merseburger Spruche ausdrücklich von der Sunna gesagt ist, sie habe das kranke Pferd heilen wollen, aber nicht können, kann das Pferd wohl nicht selber die Sonne bedeuten. Vor allem muss hier festgehalten werden, dass Baldur das gute Princip des Ewigen bedeutet. Das Pferd ist das allgemeinste Sinnbild der eilenden Zeit, deshalb muss Baldur es verlieren, denn er passt als der Ewige nicht ins Zeitliche. Der auf der vorigen Seite erwähnte Mythus von Skadi drückt denselben Gegensatz aus. Njördr, der Gott der Fruchtbarkeit, beherrscht nur die irdische Natur im Wechsel der Jahreszeiten, Baldur aber gehört dem ewigen Himmel an. Es wird allerdings ein Versuch gemacht, dieser irdischen Natur den schönen und weisen Baldur zu erhalten, aber der Versuch misslingt, denn obgleich fast alle Kreaturen bereit sind, ihre Eide der Treue zu schwören, so verbirgt sich doch in den Kreaturen

das böse Princip und eine einzige Kreatur, die den Eid nicht schwört, hindert Baldur, auf der Erde zu weilen. Im Mythus von Baldurs Tode bedeutet übrigens sein Bruder Hödur, der Blinde, der ihn durch blosse Berührung mit einer Mistel tödtet, nicht das böse Princip, sondern nur das unvermeidliche Schicksal, die Naturnothwendigkeit einer Scheidung des Ewigen vom Zeitlichen. Die Mistel ist das bekannte Sinnbild der Wintersonnenwende, des Jahresanfangs. Indem die Zeit begann, trat das Ewige von ihr zurück. Das Ewige musste sich gleichsam opfern, damit das Zeitliche werden konnte; diesem Opfer ging aber ein noch älteres vorher und nach dem tiefen Rechtssinn germanischer Anschauung musste ein Opfer das andere sühnen.

Von grosser Wichtigkeit für die Erklärung ist daher, was im Vafthrudnismal 54. Odin seinem sterbenden Sohne Baldur ins Ohr raunt. Die Antwort ist: Das weiss keiner. In Mones Heidenthum I. 421. ist darauf aufmerksam gemacht, dass jene geheimnissvollen Worte bedeutet haben möchten, Baldurs Mord sey die Blutrache für Ymirs Mord. Indessen dürfte für Ymirs Mord doch wohl der Untergang Odins die passendste Sühne seyn und Baldurs Tod ist keine Rache, sondern ein Opfer.

Im dritten Buche des Saxo Gram. findet man eine ganz abweichende Erzählung vom Tode Baldurs. Hier heisst es nämlich: Hother, König von Dänemark und Schweden, war der grösste Sänger und Held, so dass sich Nanna, des Königs von Norwegen Tochter in ihn verliebte. Aber Balder, Odins Sohn, der hier nicht Hothers Bruder ist, sah sie einmal im Bade und stellte, um sie gewinnen zu können, dem Hother nach dem Leben. Gewarnt durch drei Waldjungfrauen und bewaffnet mit einem Zauberschwert und Zauberringe zog Hother aus, um Nanna zu freien. Unterdess hatte sich auch Balder um Nanna beworben, sie hatte ihn aber abgewiesen, weil er ein Gott und sie nur vom Menschengeschlechte sey. Darauf begann der grosse Krieg zwischen Hother und Balder. Dem erstern standen die Menschen, dem andern die Götter bei, und nachdem Hother mit seinem Zauberschwert den Hammer des Thor durchschnitten hatte, flohen die Götter und Hother heirathete die Nanna. Balder wurde seitdem jede Nacht von einem täuschenden Bilde der Nanna umgaukelt, was ihn gänzlich

entkräftete. Durch eine süsse Speise aber hergestellt griff er den Hother von neuem an, siegte diesmal und trieb ihn in die Wildniss. Hier fand Hother die Waldfrauen wieder, die ihm riethen, dem Balder seine süsse Speisse zu rauben, wodurch er seine Kraft wieder verlieren würde. Da ging Hother als Harfner verkleidet zu den drei Jungfrauen, die für Balder das heilende Kraut sammelten, gewann sie durch seinen lieblichen Gesang und erhielt von ihnen einen siegbringenden Gürtel. Als er nun dem Balder wieder begegnete, brachte er ihm eine Wunde bei, woran derselbe sterben musste.

Ich verzichte darauf, diesen ganz abweichenden dänischen Mythus zu erklären. Der gute Baldur erscheint hier sündhaft und fast lächerlich, so dass man geneigt wird, den Mythus für einen Versuch zu halten, die Verehrer Baldurs zu verspotten. Saxo schöpfte wahrscheinlich aus alten Liedern, und Spottlieder auf einzelne Götter kommen in der Edda mehrfach vor. In dem einen Liede wird Thor von Odin, in einem andern werden alle Götter von Locki verspottet. In der j. Edda wird Thor vom Udgardalocki mit Ironie behandelt.

Auf der nordfriesischen Insel Sylt an der Westküste von Schleswig hat sich eine merkwürdige Volkssage erhalten, die der dänischen Sage bei Saxo am nächsten verwandt und doch ganz eigenthümlich ist. In Hansens Buch über die Insel Sylt, Leipzig 1859. S. 82 f. heisst es: Zwei mächtige Brüder, Hather und Hother, geriethen in Streit. Der letztere wurde verjagt, verliebte sich in die schöne Nanna, eine Nordfriesin, und wollte sie verführen. Allein sie war bereits mit Balder, dem weisesten aller Riesen, vermählt. Da schenkte die Zauberin Hel (die bekannte Todesgöttin) dem Hother ein gefeites Kleid und belehrte ihn, wie er den guten Balder tödten könne. Hierauf überfiel er denselben, brachte ihn um und raubte ihm die schöne Nanna.

Jener dänische Spottmythus kann uns in keinem Falle verleiten, an der Reinheit, Güte, ja wir dürfen wohl sagen Heiligkeit Baldurs zu zweifeln, welche sich auch darin kund gibt, dass nach der j. Edda 53, wenn Odin mit allen Göttern und Menschen und die ganze Welt am Ende der Zeit vernichtet seyn werden, Allvater einen neuen Himmel und eine

neue Erde schaffen und deren Herrschaft der vom Tode erstandene Baldur übernehmen wird. In der Zeitlichkeit muss der gute Baldur sterben, und ehe er in der Ewigkeit herrschen kann, muss Odin sterben. Darin ist am schärfsten der Gegensatz von Zeit und Ewigkeit ausgedrückt.

Zum Ersatz für das Ideal von Recht, Tugend, Wahrheit, Reinheit und Güte, welches Baldur in die Ewigkeit mit hinüber nimmt, weil die Zeit dessen nicht würdig ist, hinterlässt Baldur den Menschen seinen Sohn Forseti (den Vorsitzenden) als Gott der strengen Gerechtigkeit. Er selbst war die Liebe gewesen. Forseti ist unter den Asen der Richter, er schlichtet allen Streit. Grimnismal 15. J. Edda 32.

Einen zweiten Ersatz für den verlorenen Baldur bietet dessen jüngerer Bruder Wali, der Frühlingsgott dar, sofern in jedem Frühling gleichsam das mit Baldur verlorene Paradies in der Schönheit und Fülle der Natur wiedergefunden wird, wenn auch nur, um wieder zu vergehen.

Im Eddamythus von Baldur tritt dessen Verhältniss zur Sonne nirgends klar hervor, wenn wir auch nicht zweifeln dürfen, dass seine Geliebte Nanna die Sonne bedeutet und sein Scheiterhaufen, auf dem sie sich mit ihm verbrannte, die Waberlohe. Wir müssen uns in der nordischen Mythenbildung wie in der griechischen nicht etwas Einförmiges und aus gleicher Wurzel Hervorgegangenes denken, sondern eine allmälige, zuweilen sogar sprungweise Entwicklung, je nachdem fremder Einfluss hinzutrat. Der fremde Einfluss war bei den germanischen Stämmen durch die Eroberungen bedingt, welche sie auf ihren Wanderungen machten. Sie unterjochten fremde Stämme, lernten deren fremden Glauben kennen und fanden Cultusstätten und Traditionen derselben vor, wovon sie mehr oder weniger in ihre eigenen religiösen Vorstellungen aufnahmen. Ausserdem schritt auch die innere Entwicklung ihres nationalen Glaubens durch Impulse fort, die in ihrem eigenen Geist und Gemüth lagen. Der Odinscultus z. B. konnte sich wohl nur in dem Maass höher ausbilden, als die germanischen Heldenstämme von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung durch ganz Europa vorstürmten.

Es ist nun wohl sehr möglich, dass Baldur, der ohnehin

im Namen und Begriff mit dem griechischen Apollo Aehnlichkeit hat und mit ihm zugleich auf den noch ältern Belus oder Baal in Babylon zurückweist, gleich dem gallischen Belenus, einem ältern europäischen Götterkreise als Sonnengott angehört hat und dass er von den Odins-Verehrern nur in den Kreis der Asen aufgenommen wurde, und zwar noch vor den Vanen, deren Adoption ich für eine spätere halte. Denken wir uns Baldur als den höchsten Gott der ältern keltischen Bevölkerung Europas gleich dem ägyptischen Osiris, dem babylonischen Belus, als Beherrscher eines friedlichen ackerbauenden Volkes, in welches ein fremdes Kriegervolk erobernd eindringt, so lässt sich daraus am einfachsten erklären, warum sich an den Namen Baldur die Erinnerung eines frühern glücklichern Zustandes und die Hoffnung seiner Wiederkehr knüpfte. Wenn in allem, was wir von Odin wissen, der ganze Trotz und Uebermuth germanischer Eroberer sich spiegelt, so in den Mythen vom Baldur die Wehmuth und Klage der unterworfenen, der den Germanen hörig gewordenen Völker.

War Baldur ursprünglich ein Sonnengott nicht germanischer Völker, so passte er allerdings nicht zu der echt germanischen Vorstellung, nach welcher die Sonne stets nur ein weibliches Wesen ist. Doch scheint Nanna das mythische Mittelglied zu seyn, welches seinen Cultus mit dem der deutschen Sonnengöttin verbinden sollte.

Als Hauptsache, auf die es hier ankommt, indem wir von der Unsterblichkeitslehre der alten Deutschen reden, halten wir fest, dass Baldur, wie er mit dem längst vergangenen goldnen Zeitalter verschwunden ist, am Ende der Zeit wiederkehren und das goldene Zeitalter zurückbringen wird. Denn nach der nordischen Voluspa wird die Zeit selbst und Odin ihr Gott, im Götterrauch, im grossen Weltbrande untergehen und in der von Allvater neugeschaffenen Welt wird Baldur herrschen. Man hatte davon zweierlei Vorstellungen. Nach der einen nämlich sollte alles Alte verschwinden und ein vollkommen neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden. Aus der alten untergegangenen Welt sollten nur wenige gute Gottheiten in die neue aufgenommen werden, wie Baldur selbst, aber nicht einmal die Sonne sollte mehr die alte seyn dürfen, sondern nur in einer schönen Tochter fortleben. Auch das

Menschengeschlecht sollte erst wieder aus einem neuen Paar entstehen. Diese Vorstellung entsprach dem einmal festgestellten Gegensatz zwischen dem bösen Princip in der vergänglichen Zeitlichkeit und dem guten Princip in der unvergänglichen Ewigkeit, war also ganz folgerichtig.

Allein das Bedürfniss persönlicher Fortdauer liess sich mit dieser Consequenz nicht befriedigen. Der Odinscultus gab allen edlen Helden die Versicherung, dass sie nach ihrem Tode mit Odin in der herrlichen Walhalla fortleben würden, und eben so wohl sollten sich edle Frauen im Himmel der Freyja und edle Jungfrauen noch speciell im kleinen reizenden Himmel der Gefyon befinden. Aber beide nur bis zum Götterrauch; dann sollten auch sie aufhören zu seyn. Dem widerstrebte nun der natürliche Wunsch ewiger Fortdauer und zum Theil das Rechtsgefühl, welches einen ewigen Lohn ansprach. Oder mischten sich schon fremde Vorstellungen ein, war das harte Metall germanischer Charakterstärke und Todesverachtung durch die Vorstellungen südlicher Völker schon ein wenig aufgeweicht, genug — in der jüngern Edda 18. wird gesagt, dass keineswegs blos neue Menschen in Baldurs Reich leben, sondern dass dahin auch alle guten redlichen Menschen, die auf der gegenwärtigen Erde gelebt hätten und zwar aus allen Zeiten unter Odins Herrschaft vor dem Ragnarok, den Gimil d. h. den Himmel des Baldur bevölkern würden.

5.

Von der Sonnenanbetung der alten Deutschen.

Indem ich in diesem Werke den Cultus der Sonne als der höchsten weiblichen Gottheit im deutschen Heidenthum aus einer ungeheuren Menge von übereinstimmenden Zeugnissen nachweisen will, kann ich nicht umhin, der recherches sur la dénomination allemande du soleil eines gewissen Herrn Auguis in den Mémoires de la société des antiquaires V. Paris 1823. p. 364 f. zu erwähnen. Dass bei den Deutschen im Widerspruch mit allen andern Völkern die Sonne weiblich gedacht werde, schien Herrn Auguis *une singularité, qui est vraiment*

une tache d'après les idées mythologiques universellement reçues. On est fâché d'apercevoir cette petite trace de barbarie dans une langue que tant d'excellents esprits cultivent et qui s'enrichit et s'embellit tous les jours. Aber auch deutsche Gelehrte haben bis auf die neueste Zeit den tiefgreifenden Unterschied nicht begriffen und suchen immer noch männliche Sonnengötter in den altnordischen Edden und Sagaen und in den heidnischen Erinnerungen des deutschen Volks.

Der Grund, warum man im Süden die Sonne männlich, im Norden weiblich dachte, lag nahe. Im Süden übt die Sonne eine überwältigende Macht und erscheinen der Norden und die Nacht mit ihrer Kühle und ihrem Monde zwar untergeordnet, aber wohlthätig und erfrischend. Im Norden haben umgekehrt Nacht und Kälte das Uebergewicht und erscheint ihnen die Sonne mit ihrer Wärme und Fruchtbarkeit untergeordnet, aber wohlthätig und in hohem Grade anziehend. Die Macht wird im Manne, der Liebreiz im Weibe verehrt.

Nach den ältesten Quellen nahmen Sonne und Mond den höchsten Rang in der germanischen Götterwelt ein. Cäsar de bello Gallico VI. 21. sagt, die Germanen hätten die Sonne, das Feuer und den Mond am höchsten geehrt. Strabo XI. 7. berichtet von den Massageten, die wahrscheinlich den Geten verwandt waren, sie hätten ausschliesslich die Sonne angebetet und derselben Pferde geopfert. In Cnut's Gesetzen I. 5. stehen unter den heidnischen Götzen des Volks wieder wie bei Cäsar Sonne, Mond und Feuer voran. Schmid, Gesetze der Angelsachsen I. 150. Merkwürdig ist eine alte Handschrift mit einem angelsächsischen Gebete an Phöbus und den Mercurius nach Matthaeus Paris 1644. p. 25. vgl. Gräter, Iduna und Hermode 1816. Nr. 20. Grimm, D. M. 110. Der Mönch hat ohne Zweifel, weil die lateinische Sprache kein weibliches Wort für die Sonne hat, den Namen Phöbus gewählt, ohne dass damit die Weiblichkeit der deutschen Gottheit geleugnet werden sollte. Unter Mercurius ist immer Odin zu verstehen. In einer alten Basler Handschrift kommt vor „*Solem esse deam, vocans eam sanctam dominam*" mitgetheilt von Wackernagel in Grimm's Abergl. XLIV. In der Oberpfalz nimmt das Landvolk heute noch vor der „Frau Sonne" den Hut ab. Schönwerth, Oberpfalz II. 51. Macht man einen Nadelstich

durch ein Papier, so kann man dadurch die Frau in der Sonne sitzen sehen, daselbst III. 362. In der Gothaer Handschrift von Vintlers Blume der Tugend vom Jahr 1411 ist erwähnt, dass man zu seiner Zeit noch die Sonne angebetet habe. Grimm, Abergl. LII. In einem alten Segen in Hoffmanns Fundgruben I. 343. heisst es: „Daz mir holt si diu sunne und der mâne."

Dass in der Sonne das Princip der ewigen Gerechtigkeit anerkannt wurde, erhellt aus dem altdeutschen Rechtsgebrauch, wonach der Richter auf seinem Sitz sein Angesicht gegen Osten kehrte. Jedes Gericht wurde mit blossem Schwert und gegen die Sonne gewendetem Antlitz eröffnet. So in Deutschland und so auch in Scandinavien. Vergl. Grimm, Rechtsalterthümer. S. 807. Auch durfte nur bei scheinender Sonne Gericht gehalten werden, nie vorher und nachher. Das. 814. In einem alten Buch, „Rare auserlesene Historien und Kuriositäten von Tranquillo, Köln 1705". S. 16. finde ich die merkwürdige Notiz, dass es ein alter Gebrauch sey, wenn man schwer und böse geträumt habe, am Morgen das Fenster zu öffnen, der aufgehenden Sonne den ganzen bösen Traum zu erzählen und sie zu bitten, sie möge, wie sie die Nacht und die Wolken vertreibe, so auch jene Schrecken des Traumgesichts zu nichte machen. Dann schliesse man das Fenster wieder zu und sey vollkommen beruhigt. In einem Segen bei Mone, Anz. 6. 461. wird der heilige Sonntag angerufen, ein krankes Kind zu heilen. Diesen Segen soll man bei Sonnenaufgang des Sonntags dreimal sprechen. In einem zweiten das. 462. wird ein Wurm beschworen beim heiligen Sonnenschein. In Hanover wird Kranken, damit sie nicht durchliegen, „sonnenklares Regenwasser" unter das Bett gestellt. Pfannenschmid, das Weihwasser 113. Bei Grimm, Anh. vom Aberglauben CXLII. wird der Kopf eines kranken Pferdes gegen die Sonne gerichtet, damit sie ihn heile, und wird der Sonne zugerufen: „gang auf durch die Wolken, bring mir Schmalz, Milch und Molken". Das. LXIII. wird aus einer Pfälzer Handschrift von Hartliebs Buch aller verbotnen Kunst der Zauber des Sonnenspiegels gedacht. Ein reiner Knabe soll seine Hand mit Oel und Russ salben und gegen die Sonne heben, dann sieht er darin, was er will. In demselben Sinne

muss man sich auch das Schauen in die Sonnenbrunnen und das Prophezeihen aus ihnen erklären. Die allsehende Sonne spiegelt in engem Raum ab, was man eigentlich unmittelbar von ihr allein erfahren sollte. Auf Island betet Thorkell Mani in einem Volksthing zu dem Gott, der die Sonne erschaffen Landnamabok I. 9. Die grosse Seeschlange in Norwegen kann die Sonne nicht erblicken, man rettet sich daher vor ihr, wenn man gegen die Sonne flieht, gleichsam in den Schutz der Sonne. Pantoppidan, natürl. Hist. von Norw. 2. 383. Weiber wälzen sich nackt im Weizen, wenden ihn dann gegen die Sonne und backen daraus ein Brod, das als Liebeszauber wirkt: Burchard von Worms, decr. Colon. 1548. p. 201.

Grimm D. M. 702 f. macht darauf aufmerksam, dass das Wort Gnade, kinada, ursprünglich die Senkung, Herablassung der Sonne bedeute. Nach Aventins bair. Chronik von 1580. p. 19b. hält es das Volk für unschicklich zu sagen, die Sonne geht unter; man solle sagen, die Sonne geht zu Gnaden. Schon Tacitus Germ. 45. schreibt, die Aestyer hätten beim Sonnenuntergang Töne zu hören und Göttergestalten mit einem Strahlenhaupte zu sehen vermeint. Albrecht aber sagt in seinem Titurel:

ich wæn, die süeze nieman möht erliden
mit dône dô diu sunne ir zirkel ruorte.

Das scheint Erinnerung an den schönen altdeutschen Glauben zu seyn. Handelte es sich um die Vorstellung von der Sphärenmusik, so würde nicht ausschliesslich von der Sonne die Rede seyn. Unmittelbar nach den Worten, in denen Tacitus jene Visionen in der Sonne schildert, berichtet er, die Aestyer hätten eine grosse Göttermutter verehrt, die wir für die Sonne selbst zu halten wohl berechtigt sind.

In vielen alten Schriftdenkmalen wird die Sonne **Frau** genannt: Grimm, D. M. 668. In der christlichen Vorstellungsweise ging das Sonnensymbol auf die heilige Jungfrau über. Unsre Liebe Frau wurde aufs ausführlichste mit der Sonne verglichen, z. B. in Konrad von Megenbergs Buch der Natur, Pfeiffers Ausg. 58 ff. Scheint die Sonne am Sonnabend, so sagt man zu Ramlohe häufig: „die Mutter Gottes will ihr Hemd trocken haben“. Kuhn, nordd. Sagen 458.

Truppen nach Morea den Wünſchen des Präſidenten von Griechenland zuwider ſey. Auch dieſe Entgegnung wurde bald durch die erhaltene Antwort des Grafen Capodiſtrias beſeitigt, der nicht nur ſeine Einwilligung in den Vorſchlag Frankreichs ertheilte, ſondern ſogar den eifrigſten Wunſch für die baldige Ankunft der franzöſiſchen Truppen ausdrückte. Nun wurden neue Schwierigkeiten über die von den Franzoſen zu beſetzende Gebietsſtrecke und die Dauer der Occupation in den Weg gelegt, bis endlich die franzöſiſche Regierung am 23 Junius 1828 eine Finalerklärung ihres Beſchluſſes überreichte, worauf die brittiſche Regierung einwilligte, und ſogar Kriegsſchiffe zum Transport der franzöſiſchen Truppen anbot. — Großbritannien verſtand ſich indeß nur dazu, daß Morea von den Mahomedanern befreit würde. Als die Expedition dieſen Zweck erreicht hatte, und der franzöſiſche Oberfeldherr Miene machte, den Iſthmus von Korinth zu überſchreiten, um auch Athen in den Kreis des befreiten Griechenlands zu bringen, wurde die Eiferſucht der brittiſchen Miniſter wieder rege, und die franzöſiſchen Miniſter ſahen ſich genöthigt, ſofort Gegenbefehle (gegen wahrſcheinlich frühere geheime Inſtructionen) zu ſenden. In einer Zuſammenkunft der Bevollmächtigten in London am 16 November 1828 kamen hierauf folgende zwei Beſchlüſſe zu Stande: „1) daß es dem Urtheile Frankreichs anheimgeſtellt bleiben ſolle, ob es einen Theil der Hülfstruppen noch auf eine längere Zeit in Morea laſſen wolle; 2) daß die verbündeten Mächte Morea und die Cycladen unter ihre proviſoriſche Garantie nähmen, ohne Beeinträchtigung der Frage über die künftigen Gränzen Griechenlands, die in den ſpäter zu eröffnenden Verhandlungen mit der Türkei feſtgeſtellt wer-

Die sehr seltenen Fälle, in welchen auch in der deutschen Sprache die Sonne männlich und der Mond weiblich gebraucht wird, kommen erst in christlicher Zeit und da vor, wo man die römische Anschauung genau übertragen wollte, vgl. Grimm, Gramm. 3. 350. Mone, Anz. 8, 134. Es wäre lächerlich, diese mit grösster Mühe aufzutreibenden Ausnahmen gegen die Regel geltend zu machen.

Wie die Sonne selbst, so war auch der ihr geweihte Sonntag heilig. Doch muss ich hierbei bemerken, dass diese Heiligkeit zur alten Heidenzeit dem Freitage zukam und erst in der christlichen Zeit auf den Sonntag übertragen wurde. Der Freitag oder Frauentag war der heiligste, auch der Name der Göttin Freyja bedeutete nur die Frau, die Herrin der Natur, die Sonne. Der christliche Sonntag wurde aus dem griechisch-römischen Heidenthum herübergenommen, zunächst aus dem Mithracultus, der im ganzen römischen Reich verbreitet war. Die christliche Sonntagsfeier stand schon fest, ehe die Germanen bekehrt waren. Ebendesshalb aber war ihnen die Sonntagsfeier zuwider und sie musste wiederholt bei schweren Strafen geboten werden (vergl. Mone, Heidenthum II. 169.), während der Freitag ihnen noch lange heilig blieb und jetzt noch mancher Aberglaube an ihn geknüpft ist. Nach der Rockenphilosophie II. 98. soll man am Freitag ein neues Hemd anziehen und nach III. 59. sich an diesem Tage nicht die Haare flechten, was sich wohl auf die Symbolik der Sonnenstrahlen bezieht. Da inzwischen Name und Begriff der Sonne auf den christlichen Sonntag übertragen waren, so ging auch im Aberglauben des Volks vieles von der altheidnischen Sonnenverehrung vom Freitag auf den Sonntag über.

So auch der Aberglaube von den Sonntagskindern. Ohne Zweifel glaubte man schon zur Heidenzeit, wer an dem der Sonne heiligen Tage geboren sey, stehe unter dem besonderen Schutz der Sonnengöttin und nehme sogar etwas Sonnenhaftes von ihr an. Denn wie die Sonne allsehend ist, so sehen auch die Sonntagskinder mehr als andere Menschen. Sie sind Geisterseher und Glückskinder. Macht des Aberglaubens IV. 240. Buch vom Aberglauben, Hannover 1793. II. 264. Wolf, Zeitschrift I. 235. Panzer, Beitrag II. 295. Zingerle,

Sitten der Tiroler S. 75. E. Meier, S. 507. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 137. Seifart, Sagen aus Hildesheim S. 39.

6.

Die Bedeutung der Sonne im deutschen Heidenglauben.

Unter wie vielen ausserordentlich verschiedenen Gestaltungen und Namen in den uns erhaltenen schriftlichen Denkmälern, in den mündlichen Volkssagen und im Aberglauben die altdeutsche Sonnengöttin auch vorkommt, so lassen sie sich doch alle auf eine einzige ursprüngliche Bedeutung zurückführen. Sie vertritt nämlich überall nur das Ewige innerhalb der Zeitlichkeit oder das Himmlische im Irdischen. Alle anderen Gottheiten des deutschen Heidenthums (der unsichtbare Allvater und der todte Baldur allein ausgenommen, die gar nicht mehr als vorhanden angesehen werden) gehören ausschliesslich der vergänglichen Zeit und dem vergänglichen Raum der gegenwärtigen Welt an und beherrschen sie; nur die Sonne allein gehört der Ewigkeit und einer höheren besseren Welt im Jenseits an, welche jetzt mit Allvater und Baldur verschwunden erscheint und aus der sie aus einer Verwünschung in die niedere Welt und in die böse Zeit hineingebannt ist, um in aller Noth derselben doch den Menschen Trost und Hülfe zu bringen und sie stets daran zu erinnern, dass es noch eine höhere und bessere Welt gibt.

Vermöge ihrer Verwünschung muss die Sonne, so lange die Zeit dauert, ihren Kreislauf beständig wiederholen, gleichsam eine Gefangne innerhalb der Zeit und unterworfen dem allmächtigen Zeitgott Odin, der jetzt unumschränkt allein herrscht, der aber einst untergehen muss, wenn die Zeit aufhört. Nur in den h. Stunden der Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen ist es der Sonne vergönnt, von ihrem mühevollen Laufe ein wenig auszuruhen, und dann steht auch die Zeit stille oder ist gar nicht mehr vorhanden, sondern an ihre Stelle tritt die Ewigkeit und Allgegenwart des Vergangnen und Künftigen, wie wir das schon im dritten Buch der ersten Abtheilung auseinandergesetzt haben.

Wie die Sonne aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit herabgekommen, ist dargestellt im nordischen Mythus von der Iduna, der Göttin der Unsterblichkeit, die vom Gipfel der Weltesche herabfiel und in einen Wolfspelz gehüllt die grosse Kälte und den Schmerz der Verbannung aushielt. Das ist die Sonne, die in der kältesten und dunkelsten Winternacht ihren Jahreslauf beginnt.

Das Verhältniss der Sonnengöttin zum ewigen, aber ganz passiven Allvater ist ausgedrückt in der Legende von der heil. Lufthildis, in welcher uns ein verloren gegangener Mythus erhalten ist. Karl der Grosse schläft nach der Legende, nachdem er der h. Lufthildis so viel Land bewilligt hat, als sie während seines Schlafes mit einem Faden würde umspinnen können. Sie aber setzt sich zu Ross, schleift den Faden mit der Spindel hinter sich her, und umreitet ein weites Gebiet, welches der Kaiser ihr zum Lehen ertheilt. Das bedeutet den Kreislauf der Sonne während der Abwesenheit Allvaters. Das Umkreisen der spinnenden Göttin wiederholt sich in unseren Volkssagen von der Spinnerin Bertha, die auch Perchta mit dem Pfluge genannt wird, weil sie in der Wintersonnenwende mit dem goldnen Pfluge erblickt wird, mit dem sie um die ganze Erde fährt.

Das Verhältniss der Sonnengöttin zum todten Baldur ist in dem nordischen Mythus von der Nanna ausgedrückt. Nanna, die treue Gattin Baldur's, stürzt sich in seinen Scheiterhaufen und verbrennt mit ihm, aber nur, um unter einem anderen Namen wieder aufzuleben und als Sonne ein Trost der Welt zu werden, bis Baldur wieder erwachen wird. Dasselbe Wesen harrt unter dem Namen Menglöd auf die Rückkehr des Geliebten, nach dem gleichfalls nordischen Mythus, kehrt aber auch häufig in deutschen Volkssagen wieder, namentlich als die treue, trostreiche und heilkundige Hildegard, die verstossene Gattin Karls des Grossen.

Das Verhältniss der Sonnengöttin zu Odin, dem bösen Gott der Zeitlichkeit, ist ein ziemlich mannigfaltiges, weil die Sonne mit ihm zugleich den ganzen Zeitverlauf aushalten muss. Ich will hier nur einige Hauptgedanken kennzeichnen. Die Zeit wird von der Sonne gemessen und könnte nicht fortdauern, wenn die Sonne aufhörte. Sie selbst, ein der Zeit

fremdes ewiges Wesen, möchte die Zeit gern endigen, sobald sie ihren Lauf von einer Wintersonnenwende zur andern vollendet hat, oder sie möchte immerfort steigen, um die Erde zu verlassen und wieder im höchsten Aetherhimmel zu verschwinden. Da nun aber Odin im Gegentheil die Zeit, in der er allein herrscht, verlängern oder nach jedem Abschnitt wieder erneuern will, so zwingt er die Sonne, wenn sie nach vollbrachtem Jahreslauf ausruhen will, ihren Lauf fortzusetzen. Das wird bewirkt durch den Winterwolf, der sie aus jeder Wintersonnenwende wieder aufjagt, wie es in der jüngern Edda 12. heisst: Die Sonne fährt schnell, als wenn ihr bange wäre, und das ist nicht zu verwundern, denn der Wolf Sköll geht hinter ihr und will sie immer fressen. Sköll heisst aber auch die jüngste der drei Nornen in der Doppelbedeutung der Schuld und der Zukunft (dessen, was noch werden soll), also des bösen Grundtriebes in der Zeit überhaupt, wodurch sich diese von der ruhigen und seligen Ewigkeit unterscheidet.

Wenn andrerseits die Sonne im Hochsommer immer höher am Himmel aufsteigt und zu ihm zurückfliegen zu wollen scheint, zwingt Odin sie zurückzubleiben und zwar in der Sommersonnenwende als wilder Jäger durch einen Schuss in die Sonne, der sie fallen macht, so dass sie jährlich den ersten Fall von der Weltesche herab wiederholen muss.

Besonders merkwürdig ist das Verhältniss des übermüthigen Zeitgottes zu dem innerhalb der Zeitlichkeit gleichsam wehrlos gemachten Princip des Ewigen aufgefasst in dem tiefsinnigen Mythus von der Brynhilldur. Er hat sie in Schlaf versenkt, wie auch Allvater oder Baldur während der Zeitlichkeit schlafen müssen, und er hält die Schlafende in der Waberlohe gefangen, d. h. im Sonnenfeuer des Nordlichts, der Phönixflammen, in welchem die Sonne beständig ihren Jahreslauf beginnt und wieder endet. In Brynhilldur tritt aber die mütterliche Beziehung der Sonne zur Natur ganz zurück und in ihr ist ausschliesslich ihre über allem Irdischen erhabene Bedeutung als der Vertreterin des ewigen Rechts und des reinsten Seelenadels betont. Ich werde in einem besonderen Kapitel von ihr handeln.

Sofern die Sonne während der Zeitlichkeit in ein mütterliches Verhältniss zur Natur und zu den Menschen tritt,

deren Herr und Gebieter Odin ist, musste man sie sich als dessen Gemahlin denken, als seine Mitregentin, ihm an Güte weit überlegen und doch ihm untergeordnet. In diesem Verhältniss ist die Sonne als Göttin Frigg in ihrem Ehestand mit Odin in den nordischen Edden mit der äussersten Feinheit und Ironie geschildert. Treffend heisst es in der jüngern Edda 20. von ihr, „sie weiss alles, aber sie sagt es nicht". Sofern aber Odin als Gott der mit dem Himmel oben contrastirenden niederen Welt, gleichsam als Gott der Nachtseite der Welt, deren Lichtseite der ewige Himmel ist, der Mondgott oder Beherrscher der Nachtwelt wird, fasste man die Sonne, welche den aus dem Winter hervorgehenden warmen und lichten Frühling beherrscht, auch als Odins Tochter auf. Odin wird zwar als solcher unter diesem Namen nirgends genannt, wohl aber unter dem Namen Högni oder Hagen, den die Mantelverhüllung und die Einäugigkeit charakterisiren, daher deutlich als einen Nacht- und Wintergott mit dem Mondauge kennzeichnen. Högnis Tochter Hilde haben wir bereits kennen gelernt, als eine in der Zeit wirksame aber ihrem bösen Vater entgegengesetzte gute Göttin.

Sofern die Sonne in ihrem Lauf in den verschiedenen Jahreszeiten in verschiedener Weise für die Natur sorgt, finden wir sie zunächst im Winter als die gute Mutter Gans, welche die unter der Schneedecke verborgnen Saaten pflegt, als die gute Mutter Perchta, welche alle neue Lebenskeime (die Heimchen) in's neue Jahr einführt, oder als Frau Holle. Die beiden letztgenannten, Bertha und Hulda, die prächtige und die holde, sind dasselbe Wesen, jene mehr im südlichen, diese mehr im nördlichen Deutschland verehrt, beides gute, aber auch strenge Hausmütter, welche die winterliche Arbeit überwachen, faule und unartige Mägde strafen, die guten aber belohnen. Dieselbe Göttin ist im Norden Frigg. Da die Sonne im Winter geschwächt erscheint, nur noch in kurzen Tagen leuchtet und wärmt, der Finsterniss und Kälte aber die Oberherrschaft lassen muss, wurde sie als eine Jungfrau gedacht, welche vieles leiden und dulden muss, gefangen und eingesperrt ist oder als arme Magd dienen muss, zuletzt aber, d. h. wenn der Frühling kommt, zu königlichem Glanz erhoben wird. Oder die von einem bösen Drachen, einem bösen Riesen etc. gefangen

gehalten und erst vom jungen Gott des Frühlings befreit wird.

Im Frühling erscheint die Sonnengöttin abermals in doppelter Weise. Einmal als die grosse Herrin und Gebieterin der Natur. In dieser Bedeutung heisst sie Ostara und wird zu Ostern von den Bergen aus begrüsst und jeder freie Mann lässt sich von ihr auf's neue seinen Erbbesitz als s. g. Sonnenlehen bestätigen, die Jünglinge aber fordern von ihr den künftigen Besitz des Mädchens, welches sie lieben, ebenfalls als Sonnenlehen. Ich habe das alles in einem ausführlichen Aufsatz in Pfeifers Germania mit reichen Belegen nachgewiesen. — Zu dieser stolzen Herrin wurde aber die Ostersonne erst, nachdem sie als Weihnachtssonne hatte dienen und leiden müssen. Sie erscheint daher zur Osterzeit auch jungfräulich als die aus der Gefangenschaft des Winters durch den Frühlingsgott, zuweilen auch durch den Donnergott befreiete Königstochter in unsern Märchen.

Im hohen Sommer tritt zum ersten Mal wieder etwas Böses an die Sonnengöttin heran. In dieser Periode dachten sich auch die alten Völker des Südens den Sonnengott theils leidend und sterbend, weil die Sonne von ihrem höchsten Stande im Zeichen des Krebses wieder erniedrigt wird, oder auch als bösartig und verderblich wegen der tödtlichen Hitze. So haben wir als sterbenden Sonnengott den Osiris und Adonis erkannt. Als verderblich fassen aber die Griechen ihren sonst so geheiligten Apollo auf, weil er in der Sommerhitze von seinem Bogen tödtliche Pfeile entsendete. Aus den gleichen natürlichen Ursachen wurde nun auch unsere deutsche Sonnengöttin in der heissen Sommerzeit theils als die von ihrer Höhe durch einen Schuss Odins Herabgestürzte und als die von ihm, dem wilden Jäger, Verfolgte, theils aber auch als selber sündigend und verderblich aufgefasst. Sündig als buhlerische Elbenkönigin und Liebesgöttin Freyja, verderblich als die in der Mittagsstille der heissesten Sommertage herumschleichende s. g. Kornmuhme.

Im Herbst erscheint die altdeutsche Sonnengöttin wiederum in doppelter Weise, theils als mütterliches Wesen, welche unschuldigerweise verlassen und verbannt, bis ihre Schuldlosigkeit erkannt und sie mit ihrem Gatten wieder vereinigt

wird, in Geduld und Treue aushält und Arme und Kranke pflegt (die h. Hildegard), oder die klagend durch die Welt zieht und (wie Demeter ihre Tochter) als Freyja ihren geliebten Odur sucht.

Endlich kennt unsere Sagen- und Märchenwelt die Sonnengöttin auch als ein ganz freies Wesen, in der Ewigkeit über allem Irdischen und Zeitlichen erhaben, von keinem bösen Zeitgott mehr abhängig. Wenn sie sich noch um die Menschheit bekümmert, so ist es nur um die edelsten Helden zu beschirmen und zu sich in ihren Himmel zu ziehen. Das ist die s. g. Fee Morgane, entsprechend der griechischen Athene, die in gleicher Weise edlen Helden ihre Huld zuwendet.

7.

Die göttliche Hausfrau und Mutter.

Bei den germanischen Völkern tritt eine göttliche Hausfrau und Mutter der Natur ganz deutlich hervor. Es ist die einfache deutsche Hausfrau, die samt ihrem Spinnrocken an den Himmel versetzt worden ist. Im Norden unter dem Namen Frigg, in Norddeutschland unter dem Namen Frau Holle, (Hulda), in Süddeutschland unter dem Namen Frau Perchta (Bertha) steht sie dem Hauswesen in der ganzen Natur und allen Geburten vor und kommt in den h. Nächten der Wintersonnenwende in alle Häuser, um zu sehen, ob die Frauen und Mägde ihre Schuldigkeit gethan haben. In Grimms berühmter deutscher Mythologie ist schon alles, was diese Göttin betrifft, aus dem Volksglauben und der Volkssage sorgfältig zusammengestellt.

Ganz wie eine echt deutsche Hausfrau ist diese Göttin dem Manne untergeordnet. Das tritt am deutlichsten hervor in der Edda und andern nordischen Ueberlieferungen. Hier nämlich ist Frigg die Gattin des höchsten Gottes Odin, der aber nur die Zeitlichkeit beherrscht und am Ende der Zeit untergehen muss. In den deutschen Sagen von der Frau Holle und Perchta erscheinen diese Göttinnen fast immer allein, oder nur unter ihren Kindern. Frau Holle wohnt mit ihren Kindern in einem unterirdischen Garten, zuweilen unter Wasser. Frau

Perchta führt, wie wir oben schon nachgewiesen haben, in der ihr geheiligten Nacht eine unzählbare Heerde der noch nicht geborenen Kinder über die Erde. Ihr Gemahl aber verbirgt sich in der Volkssage. Der Bertha erscheint zuweilen der Knecht Rupprecht gesellt, unter welchem möglicherweise Odin verstanden seyn könnte. Dagegen kommt Frau Holle einmal als Hausfrau im Kyffhäuserberge neben dem schlafenden Kaiser vor. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 247. Sommer, Sächs. Sagen Nr. 2. Da nun der schlafende Kaiser nur dem schlafenden Chronos oder dem latenten Allvater entspricht, steht Frau Holle hier offenbar in Beziehung zur Ewigkeit und nicht mehr blos zur Zeitlichkeit. Indem die Sage sie neben den schlafenden Kaiser stellt, kann sie auch nur dasselbe Wesen bedeuten, wie die Fee Morgane neben dem schlafenden Arthur.

Man erkennt daraus ein Doppelverhältniss der Göttin. Sie gehört nach der einen Seite hin der Zeitlichkeit an, wie sich das von selbst versteht, wenn sie ausschliesslich nach der nordischen Vorstellung unter dem Namen Frigg als die Gemahlin Odins aufgefasst wird. Sie gehört aber auch der Ewigkeit an, wenn sie neben dem schlafenden Kaiser wacht. Sie bezeichnet dann wenigstens, wenn sie auch während jenes Schlafes in die Zeitlichkeit gebannt ist, doch die Hinweisung auf die Ewigkeit und erscheint als eine Vertreterin der latenten Ewigkeit, als eine Bewahrerin und Hüterin der Idee des Ewigen mitten in der Zeitlichkeit. Diese Doppelnatur kommt allein der Sonnengöttin zu, welche einerseits ganz in der Zeitlichkeit befangen und gebannt ist, andrerseits aber ein Princip des Ewigen in sich trägt, welche sich wieder einerseits in Zeit und Raum als ordnende Hausfrau und Mutter offenbart, andrerseits aber auch als das reine und ewig jungfräuliche Licht einen höhern Ursprung beurkundet und einer höhern ewigen Heimath angehört, aus welcher sie sich nur in die beschränkte Zeit und den beschränkten Raum gleichsam herabgelassen hat.

Allerdings scheint die Göttin nach einer Seite hin ganz mit der irdischen und zeitlichen Natur verwachsen zu seyn. Als Frigg ist sie nur das Weib dessen, der die Zeitlichkeit regiert und einst wegen seiner Frevel untergehen muss, um niemals wiederzukehren. Andrerseits ist sie aber als Nanna

eben so gewiss die Gemahlin des in der Zeitlichkeit schlummernden, latenten Gottes der Ewigkeit, der als Baldur erwachen und einst die Ewigkeit allein beherrschen wird, wie Odin allein die Zeitlichkeit beherrscht hat. Beide getrennte Seiten ein und desselben Begriffs concentriren sich in der Göttin Iduna, welche gleich der griechischen Athene, unabhängig von jeglicher ehelichen Verbindung sey es mit dem Gott der Zeitlichkeit oder der Ewigkeit, einzig das reine jungfräuliche Licht, den reinen Geist, das unabänderliche Recht, den sittlichen Charakter des Weltalls bewahrt. Die germanische Auffassung, welche dieses allerheiligste Urwesen des Weltalls in der Sonne erkannte, steht ohne Zweifel noch höher, als die altgriechische Auffassung, die in der Athene die Abstraction doch zu weit treibt, so dass ihr Lichtwesen am Ende in eine Oellampe und in Eulenaugen zusammenschrumpft. Liess sich der Begriff des ewigen jungfräulichen Lichtgeistes nicht ganz verflüchtigen und musste er immer noch in der Natur einen Anhaltspunkt oder Ausdruck finden, so kann kaum ein Zweifel entstehen, dass die Sonne sich dazu am meisten eignete, wenn es auch nöthig wurde, eine ewige und zeitliche Bestimmung in der Sonne zu unterscheiden.

Wir wollen hier zunächst nur auf den Punkt aufmerksam machen, wo der altdeutsche Heidenglaube sich mit der Seelenwanderungslehre der Morgenländer berührt. Die altdeutsche Sonnengöttin ist Hausfrau und Mutter der Natur; als die grosse Spinnerin am Himmel spinnt sie alle Lebensfäden der Pflanzen, Thiere und Menschen an und webt in jedem Jahre der Erde ein neues Kleid der Vegetation. So mitten in Raum und Zeit hineingebannt gehört sie doch ursprünglich dieser Beschränkung nicht an, sondern sie führt die Seelen, die im irdischen Raum und in der irdischen Zeit einen Körper beleben sollen, aus einer andern Welt, aus einer himmlischen und ewigen Heimath herbei. Das ist Perchta mit ihren Heimchen, die wir schon kennen. Ganz dasselbe Doppelwesen als Hausmutter der Natur und zugleich als Pflegerin der Seelen, ehe sie in Raum und Zeit eintreten, ist die norddeutsche Frau Holle, denn ihr schreibt die Volkssage nicht blos an allen Orten die s. g. Kinderbrunnen, die sehr häufig auch gradezu

Sonnenbrunnen heissen, sondern auch einen geheimnissvollen Kindergarten zu, wo die Kinder leben, die noch nicht geboren sind, und wohin sie kommen, wenn sie gestorben sind. Wahrscheinlich ist damit jener Limbus von Kinderseelen gemeint, die nicht erwachsen, und die auch die christliche Tradition kennt, ein ausschliesslicher Kinderhimmel. Diese Vorstellung ist im Volksglauben sehr poetisch ausgebildet.

In den Sagen vom unsichtbaren Garten, in dem die gute Mutter die ungeborenen Kinder hütet, wo sie zuweilen auch geborene arme Kinder aufnimmt, spielen die Erdbeeren eine merkwürdige Rolle. Mannhardt hat sich das Verdienst erworben, diese lieblichen Sagen in seinen germanischen Mythen S. 428. f. zu sammeln. Am bedeutsamsten ist die von Panzer II. 13. aus Bayern mitgetheilte Sage, wonach Mütter, denen schon Kinder gestorben sind, vor dem Johannistage (dem höchsten Sonnenstande) keine Erdbeeren essen sollen, denn erst am Johannistage führt die Mutter Gottes in ihrem Paradiese die kleinen Kinder in die Erdbeeren. In Tirol helfen die seligen Fräulein, deren Königin Holda ist, guten Kindern Erdbeeren pflücken und füllen ihnen die Körbchen schnell mit den schönsten Beeren. Zingerle, Kindermärchen S. 59. Ein armes Mädchen in Bayern wird von einem alten Moosweibchen mit Erdbeeren beschenkt, die sich in Gold verwandeln. Schöppner III. S. 134. Ein Mädchen findet Erdbeeren, wo sonst alles dürr war und die verwünschte Jungfrau zupft sie beim Rock und will erlöst seyn. Schambach und Müller S. 87. Ein anderes wurde von ihrer bösen Stiefmutter mitten im Winter nach Erdbeeren ausgeschickt und fand sie wirklich unter dem Schnee. Grimm, Märchen Nr. 13. Pröhle, Kindermärchen 13. Einem Erdbeeren suchenden Mädchen erscheint ein Engel in Meiers Märchen Nr. 77. Vergl. Zingerle, Kindermärchen S. 39. Einem Erdbeeren suchenden Mädchen begegnet die Mutter Gottes als eine hohe hellleuchtende Frau. Firmenich II. 45. Ein Storch, der kinderbringende Vogel, bringt einem Kinde Erdbeeren, ohne Zweifel aus Frau Hollens Garten. Schöppner III. 79.

In vielen Volkssagen ist Frau Hollens Garten ganz wie das Jenseits aufgefasst, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft wird. Solche Sagen wurden den Kindern erzählt, um

den ſollten.“ Dieſes Protokoll, das der Pforte mitgetheilt, dem Präſidenten Capodiſtrias aber vorenthalten wurde, ward nachher mit dem berühmten Protokoll vom 22 März 1829 der Welt bekannt. Darin wurde ausgemacht, der Pforte vorzuſchlagen, die Gränze des neuen griechiſchen Staats bis zu den Golfen von Volo und Arta auszudehnen. Uebrigens blieb es aber dabei, daß Griechenland unter der Suzeränetät der Pforte ſtehen, derſelben einen jährlichen Tribut zahlen und die ehemals in Griechenland anſäſſigen Türken entſchädigen ſolle. England hatte eine viel engere, Rußland eine viel weitere Gränze Griechenlands verlangt, Frankreich ſetzte dieſe mittlere Begränzung durch. Sie blieb indeß nur ein Vorſchlag, und die brittiſche Regierung war ſo wenig damit zufrieden, daß ſie, um die Griechen in ihren Wünſchen einer Ausdehnung im eigenen Vaterlande einzuſchüchtern, und gewaffnet mit dem Protokoll vom 22 März d. J., dem engliſchen Reſidenten in Aegina, Hrn. Dawkins, den Befehl gab, den Rückzug der griechiſchen Truppen nach Morea zu verlangen. Die Regierung [illegible] zu gleicher Zeit die Weiſung, die griechiſche Blokade von Prevesa aufheben zu machen. Dieſes Verfahren, das die Politik der gegenwärtigen Machthaber im brittiſchen Cabinette ins volle Tageslicht ſtellte, wurde nicht nur vom Grafen Capodiſtrias, der auf eine anderweitige feſte Grundlage geſtützt war, entſchieden zurückgewieſen, ſondern auch das franzöſiſche Miniſterium ſah ſich in einer Note vom 23 Junius d. J. veranlaßt, peremtoriſch eine Erklärung über das außerordentliche Verfahren des [illegible]-Oberkommiſſärs der joniſchen Inſeln zu verlangen. In dieſer Note heißt es: „Bis zu dieſer Stunde habe Se. allerchriſtlichſte Majeſtät in Bezug auf die Angelegenheiten Griechenlands nie einen

ihre Herzen zum Guten zu lenken. Von einem guten Mädchen heisst es z. B., die Spindel sey ihr in den Brunnen gefallen, sie sey, um dieselbe zu suchen, hinuntergestiegen und in den Garten der Frau Holle gekommen, der sie als Magd dienen musste und nachher reich beschenkt durch das goldne Thor entlassen wurde. Ihre Schwester, ein böses Mädchen, beneidete sie und stieg ebenfalls in den Brunnen hinab, diente aber der Frau Holle schlecht und wurde von ihr nicht beschenkt, sondern durch das Pechthor heimgeschickt, wovon sie ganz schwarz wurde. Vergl. Grimms Hausmärchen Nr. 24, die Anmerkungen dazu III. 42. Reynitzsch, Ueber Truhten 128. Panzer, Beitrag I. 190. Stöber, Elsäss. Volksbüchlein S. 113. Bechstein, Märchenbuch S. 62. Schambach u. Müller S. 276. Firmenich, Völkerstimmen II. 510.

8.

Die Spinnerin am Himmel.

Die ältern Völker machten sich die Vorstellung, aus dem Naturcentrum im Nordpol sey die ganze sichtbare Welt herausgesponnen worden.

Das bestimmteste Zeugniss finden wir im Glauben der Neuseeländer. Sie nennen den Polarstern Taki und glauben, er habe seinem Bruder Mave, dem höchsten Gotte, so fleissig geholfen, dass er als eine mitten in ihrem Gewebe sitzende Spinne in den Mittelpunkt des Himmels versetzt worden sey und aus dem Polarstern, der sein rechtes Auge seyn soll, herausblicke. Klemm, Culturgeschichte IV. 356. Auch nach dem Glauben der Neger in Guinea soll eine grosse Spinne die ersten Menschen aus sich herausgesponnen haben. Sie heisst Ananse in Bossmanns Reise S. 383, Nanny bei Römer, Guinea S. 43. Mehr über sie in Petermanns Mittheilungen 1856. S. 465.

Die alten Lithauer glaubten, ganz oben am Himmel sitze die Werpeja und spinne die Lebensfäden der Menschen. Jeder Faden endet in einem Sterne und wird so lang als des Menschen Leben. Die ältesten Menschen haben die längsten Fäden. Stirbt der Mensch, so reisst der Faden und der Stern fällt her-

unter. Das sind die Sternschnuppen. Narbutt I. 71. Hanusch 272.

Im germanischen Norden herrschte ebenfalls der Glaube an eine riesenhafte Spinnerin am Himmel. Man nannte die drei in einer Linie stehenden Sterne im Sternbild des Orion Friggjar rockr oder Friggerock, d. h. Spinnrocken der Göttin Frigg, später Marierock, weil man vieles von der alten guten Göttermutter später auf die christliche Mutter Gottes übertrug. Ihre, gloss. s. v. Vergl. Grimm, Deutsche Myth. 248. 689. Dabei ist zu erinnern, dass in der deutschen Sprache das Wort Gespenst mit Gespinnst zusammenhängt, also der Glaube, die Seelen werden gesponnen, sich im Sprachgebrauch erhalten hat. Daher auch Spünne, Spunne im Bayrischen die Muttermilch heisst, woraus sich auch der Name Spanferkel erklärt. Schmeller, Bayr. Wörterbuch III. 570. Ein Mythus vom Friggerock hat sich nur in einer schwedischen Volkssage erhalten, die ziemlich räthselhaft klingt. Frigg, heisst es, wurde von ihrer strengen Stiefmutter einmal mit ihrem Spinnrocken in den Brunnen geworfen, als aber der Nix begehrlich die Arme nach ihr ausstreckte, rettete sie der Donnergott Thor, indem er sie beim Haare rasch und mit solcher Gewalt herauszog, dass der Spinnrocken weit weg an den Himmel flog und dort hängen blieb. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 279.

Die herumfliegenden Spinnewebeu im Herbst heissen in Deutschland Marienfäden, Mariengarn und Mariensommer. Grimm, D. M. 440. 744. Nach einer zarten Legende, die uns die Breslauer Sammlungen I. 211. aufbewahrt haben, sind es die abgerissenen Fäden vom Leichentuch der h. Jungfrau, die in der Luft zurückblieben, als sie gen Himmel fuhr. In Bayern glaubt man, U. L. Frau ziehe zuweilen mit den elftausend Jungfrauen durch die Luft. Jeder von ihnen fliege ein Engel mit einem Spinnrocken voran, an dem sie spinne; wenn aber ein Wind wehe, zerreisse das zarte Gespinnst und das seyen die Marienfäden. Schöppner, Nr. 1127.

Auch den Griechen war die Vorstellung einer Spinnerin am Himmel nicht fremd. Nach dem Scholiasten des Aratus 145. galt das Sternbild, welches höfische Schmeichelei in Alexandria später „das Haar der Berenike“ genannt hat, früher für einen Spinnrocken. Nach Platos Republik X. 617.

bildete die Weltachse eine riesenhafte Spindel, um die sich die ganze Natur im Kreise dreht. Vom Spinnen der Persephone war früher schon die Rede. Nach Tzetzes zu Lykophron 772. buhlte Penelope mit allen Freiern und wurde dadurch Mutter des Pan, der das Weltall bedeutet. Eine ganz ähnliche Buhlerei der Frigg mit dem Volk der Zwerge kennt auch die nordische Ueberlieferung. Olaf Tryggwasonssaga Cap. 17. Bei Homer ist Penelope eine irdische Königin, zugleich aber auch eine berühmte Weberin. Indem sie bei Tage webt und bei Nacht das Gewebte wieder auflöst, um am andern Morgen wieder von vorn anzufangen, liegt etwas Sonnenhaftes in ihr, denn die Sonne webt den Teppich der Natur, der in der Nacht des Winters wieder zerreisst. Nach Pausanias II. 22. 10. heisst die Göttin Athene als die Weberin Pania, was mit Penelope zusammenfällt und mit Pan, dem Allgott, dem Anfänger des Jahres im Zeichen des Steinbocks.

Die Weberin am Himmel ist auch in China nicht unbekannt. Die Chinesen glauben, das Sternbild der Lyra, *Chihnen*, sey einst ein schönes Mädchen, die Tochter der Sternkönigin und besonders geschickt im Weben gewesen. Nachdem sie den *Keen-new*, das Sternbild des Steinbocks (in welches jeder Jahresanfang fällt), geheirathet hatte, versäumte sie die Weberei, die daher auch auf Erden von allen Weibern vernachlässigt wurde. Da erzürnte ihre Mutter und versetzte sie wieder an ihren alten Ort zurück, wo sie nun, durch die Milchstrasse von ihrem Gatten getrennt, das ganze Jahr spinnen und weben muss und nur einmal im Jahr, am siebenten Tage des siebenten Monats mit ihm vereinigt wird. Alle Mädchen beten sie als Göttin der Weberei an. Note zu der chinesischen Erzählung „Die blutige Rache einer jungen Frau", Leipzig 1846. S. 90.

Auch in den indischen Oupnekhats III. 67. IV. 80. wird das höchste Wesen einer Spinne verglichen, die alles aus sich herausspinnt.

Obgleich die Athene der Griechen kein mütterliches Wesen ist, kennzeichnet man doch auch sie unter dem Namen Ergane als Spinnerin und Weberin. Nach Pausanias I. 19. war die älteste Parze, die den Spinnrocken führt und die Lebensfäden spinnt, Aphrodite, die Göttin der Liebe selbst.

Sofern die Göttin das Kleid der Vegetation in jedem neuen Frühjahr spinnt und webt, wird sie als Spinnerin auf einem Baum sitzend gedacht. Zu diesem Bilde veranlasste wohl zunächst in unserm waldreichen Lande die über dem Walde aufgehende und ihn mit ihren Strahlen überspinnende Sonne. Man darf indess auch an den Gipfel des Weltbaumes denken und an das goldne Vliess, in welchen die Begriffe der Sonne und des Wollespinnens verbunden sind. In Wolfs deutschen Märchen Nr. 61. kommt ein Spinnweibchen (zu Wasselaere in den Niederlanden) vor, die auf einer kleinen Linde sitzt, welche selbst wieder aus einer grössern Linde hervorsprosst; umher tanzen allerlei Thiere. Damit ist ausgedrückt, wie die spinnende Naturmutter das Grün der Pflanzen und zugleich die Lebensfäden der Thiere anspinnt. Unter der kleinen Linde war wohl ursprünglich eine Mistel gemeint. In Grimms Hausmärchen Nr. 9. erlöst ein Mädchen ihre zwölf in Raben verwandelten Brüder dadurch, dass sie stumm auf einem Baume sitzt; das bedeutet die Erneuerung der zwölf Monate im wiederbeginnenden Jahre. Das Märchen ist ausserordentlich verbreitet, aber bisher hat man noch wenig auf den mythischen Sinn geachtet, der in diesem, wie in so vielen andern unserer alten Volksmärchen liegt. In Sommers sächs. Sagen I. 142. spinnt die erlösende Jungfrau ein Hemde, womit wohl das neue Frühlingskleid der Erde gemeint ist. Im Winter ist die Natur verzaubert oder todt. Aber die unsterbliche Naturmutter, die zugleich ewige Jungfrau ist, weckt sie in jeder Wintersonnenwende wieder zum Leben. Davon hat sich auch eine Erinnerung im Titurel des Wolfram v. Eschenbach erhalten. Nachdem Sigune ihren Geliebten Schionatulander verloren hat, lässt sie seine Leiche auf eine Linde heben und setzt sich zu ihm, betend, er möge wieder aufleben, wie der Phönix aus der Asche; flehend, ihre Thränen möchten ihn wecken, wie das Blut des Pelikan seine todten Jungen; ihre Klagen möchten inn wecken, wie der Gesang der Nachtigal ihre Eier ausbrütet und des Löwen Brüllen seine todtgebornen Jungen lebendig macht; ihr Blick möge ihn wecken, wie der Blick des Vogels Galadrat alle Verderbniss aus dem Kranken sauge, den er ansieht. Alles Sinnbilder, welche den Zweck erklären, zu welchem Sigune

die Leiche ihres Geliebten auf die Linde, den altheidnischen Auferstehungsbaum gebracht hat.

Auf Bäumen sitzende Spinnerinnen kommen noch vor bei Schmidt, Reichenfels S. 140. Eine mit einem grünen Hut geschmückt im Walde bei Freckenhorst (dem Horste der Frigg), die Spinnerin selbst heisst hier Eli. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 121. Auch Pharaildis (Frau Hilde oder Holle) sitzt auf einem Eichbaum, Rainardus I. 161. Auf einer alten Föhre in Oesterreich sitzt eine stolze Fee von Zwergen umgeben, Ziska 38. In einer spanischen Romanze bedeckt eine auf dem Baum sitzende Prinzessin den ganzen Baum mit ihren lang herabwallenden Haaren. Taschenbuch von Prutz 1846. S. 241. Die heidnische Jungfrau zu Glatz weissagt in der Fülle ihrer goldnen Locken auf einer Linde. Aelurius, Glatzer Chronick 125.

Wenn im deutschen Heidenthum Götterbilder auf Bäumen vorkommen (Grimm, D. M. 66), wie denn auch noch in der christlichen Zeit eine Menge Marienbilder auf Bäumen gefunden werden, so folgt doch die Sage nicht dem Cultus, sondern im Gegentheil der Cultus richtet sich nach der ursprünglichen mythischen Vorstellung. Der Baum bedeutet hier überhaupt die Vegetation und die auf dem Baum sitzende Spinnerin die in der Pflanzenwelt waltende Göttin, die Sonne.

9.

Berthas Tisch.

Am Perchtentage wurde ein Festmahl zu Ehren der Göttin gehalten. Dasselbe bestand aus einem Brei mit Fischen oder aus Klössen mit Heringen. Wer an diesem Tage etwas anderes ass, dem erschien Bertha bei Nacht, schnitt ihm den Bauch auf, füllte denselben mit Hechsel an und nähte ihn mit einer Pflugschaar und mit einer Eisenkette als Faden wieder zu. Grimm, D. Myth. 251. Der Pflug ist Attribut der Sonnengöttin, die Sonne ist Geberin der Nahrung; Früchte der Erde und Fische des Meeres bezeichnen sie als Königin der

Natur. Vom Volksglauben an das Bauchaufschneiden spricht auch Börner, Sagen aus dem Orlagau 153. und nennt das Essen ein Gebäck aus Mehl und Milch, Zimmede genannt. Man hat unter diesem Namen Heimchenessen verstehen wollen, gleichsam die erste Muttermilch der mit der Mutter Perchta einziehenden Heimchen. Panzer S. 214. leitet den Namen aber richtiger von Sunwent- oder Sonnenwendessen her, wie man auch das Sunwentfeuer Zimmetfeuer nennt.

Nicht nur zur Erinnerung an die gute Naturmutter, die für alle sorgt, sondern auch, weil in der Sonnenwende der Arme dem Reichen, der Diener dem Herrn gleich seyn sollte, wurden am Perchtentage, mit welchem die Feier der Sonnenwende schloss, die Armen gespeist. Maassgebend ist desfalls die unter dem Namen des „süssen Breies" bekannte Speisung der Armen, welche die „weisse Frau", Bertha von Rosenberg auf Neuhaus stiftete. Die Mahlzeit bestand aus einem Brei von Hülsenfrüchten mit Honig, wozu Karpfen und Brezeln, Brod und Bier gereicht wurden. Zuweilen kamen zehntausend Arme zusammen und jeder durfte sich satt essen und noch in seinem Sack mitnehmen, soviel er wollte. In dieser Speise gesellen sich zu den Produkten der Erde und des Meeres noch die der Luft, weil die Biene den Honig im Fluge sammelt.

Eine jährliche Speisung der Armen kommt auch in andern Gegenden vor und die Stifterin heisst gleichfalls Bertha. Ueberall waltet hier noch die heidnische Erinnerung an die Göttin Bertha. In Münsters Kosmographie 599. wird von der Aebtissin Bertha von Thierstein erzählt, sie habe befohlen, dass Niemand von ihr gehen dürfe mit leerer Hand. Diese Grossmuth wird aber näher motivirt durch ihren Unwillen über ihren Verwalter. Ein Bettler, welcher von diesem ohne Gabe fortgejagt worden war, hatte nämlich seine leere Hand zum ewigen Andenken in einen Stein abgedrückt. „Frau Berthas Mal" kommt auch in Schwaben vor. In Crusius Schwäb. Chronik II. 418. und in der O. A. Beschr. von Göppingen 166. wird davon folgende interessante Sage mitgetheilt, deren Grundzüge offenbar mythisch sind. Auf der Burg Hohenlandsehr sass die Herrin der Gegend, die letzte ihres Stammes, Frau Bertha, bereits Wittwe dreier

Männer, des Hans von Ravenstein, des Albrecht von Klingenstein und Heinrich von Irrenberg. Der Welt entsagend wurde sie eine Heilige, riss ihr herrliches Schloss nieder und baute davon, angeblich im Jahre 730, die Kirche zu Boll, dem berühmten Badeort an der rauhen Alb, gegenüber dem Hohenstaufen. Hier stiftete sie zugleich eine grosse Brodvertheilung an die Armen, welche fortan jährlich am St. Berthentage wiederholt wurde. Man hat noch eine Eingabe des Magistrats von Boll an die herzoglich württembergische Regierung vom Jahr 1560, worin gebeten wird, obgleich keine Urkunde über die milde Stiftung vorliege, doch den uralten Gebrauch zu erhalten.

Der berühmte Bauhin erwähnt in seiner Beschreibung des Bades Boll S. 25. eines in der Kirche hängenden Bildes, welches den Tod darstellt mit der Beischrift:

Schawen an Arm und Reich
Ihr werdend all mir gleich.

Darin liegt vielleicht noch die Erinnerung an die bei dem altheidnischen Festmahl herrschende Gleichheit. Auch die Beziehung auf den Tod ist der heidnischen Göttin nicht fremd, da sie über Geburt und Tod zugleich waltet. Es ist gewiss bedeutsam, dass sich diese Bertha an eine berühmte Heilquelle anknüpft. Eine halbe Stunde vom Wunderbrunnen in Boll befindet sich nach Bauhin eine nicht minder berühmte Quelle, welche der Rappensegen heisst, weil kranke Pferde von dem Wasser gesund werden, das. 34. Die Pferde aber sind Diener der Sonne und Sinnbild ihres schnellen Laufes. *)

In Schwaben kommt eine Bertha, als Letzte ihres Geschlechts, noch zweimal vor. So Bertha, Erbin von Buchhorn und Stifterin des Klosters Hofen. O. A. Beschr. von Tettnang 169. Desgleichen Bertha, letzte Erbin von Seeburg bei Urach, nach welcher eine Höhle im Seeburger Thale noch jetzt die Berthahöhle heisst. Schwab, Alb. 317. O. A. Beschr. von Urach. 28. Hieher gehört auch wohl „die gute Beta“ die

*) Kranke Rosse soll man an die Sonne führen, so werden sie gesund. Grimm. Abergl. Nr. CXLII. In der Krankheit überhaupt wird der Tagschein angerufen. Mone, Anz. VI. 459. 462.

Heilige von Waldsee in Oberschwaben. Eine Bertha war auch Stifterin der Kirche St. Amandi zu Kannstadt, einer andern zu Maulbronn. Walz, Würtemb. Stammquellen S. 75. 82. Eine Mutter Bertha war es auch, die das Kloster Neuenstadt am Main stiftete und demselben den Reichswald Spessart und Homburg am Rothenfels schenkte. Diese Stiftung wurde später noch vermehrt durch eine gewisse Gertraud und noch einmal durch drei Schwestern Vielmuth, Helburg und Adelgard, angeblich im achten und neunten Jahrhundert. Koch-Sternfeld, Beiträge I. 151. Ich möchte zu diesen mythischen Stifterinnen auch die zu Artois hochverehrte S. Berthilia rechnen, die als Wittwe ihr reiches Erbe den Armen und der Kirche schenkte. Nicht nur ihr Name, sondern auch ihr Gedächtnisstag im Kalender, der 7. Januar, bringt sie in Beziehung zum Berchtentage (6. Januar).

Sofern übrigens Bertha die Sonne bedeutet, wurde sie nicht blos unmittelbar nach der Wintersonnenwende am Berchtentage, sondern auch bei zunehmendem Licht gefeiert. Daher der Donnerstag vor Fasten noch jetzt in der Grafschaft Mark der Zimbertstag heisst. Wöste, Volksüberl. 23. Man isst an diesem Tage nur Klösse und Fische. Um sich diese Gerichte bereiten zu können, sammeln die Kinder für den armen Zimbert*), d. h. für diesen Tag. Hierher gehört wahrscheinlich auch das Luciämahl in Schweinfurt zu Ehren der Frau Lucia, welche die Stadt einmal soll gerettet haben. Bechstein, Fränk. S. 176. Lucia ist die Leuchtende, wie Bertha.

Für den Namen Bertha tritt öfter Anna ein. Eine ganz ähnliche Stiftung wie die zu Boll machte die Gräfin Anna von Helfenstein zu Königsbronn. Als der Geistliche einmal den Tag vergass, an welchem die Armen gespeist werden sollten, tönte um Mitternacht die Glocke von selbst, ihn daran zu mahnen. Magenau, der Güssenberg 99. Dieselbe Anna von Helfenstein stiftete auch auf dem Frauenberge bei Gerhausen und zwar am Johannistage eine Weinaustheilung, wobei ein

*) Wolf, Beitr. 78. macht daraus unbegreiflicherweise einen Gott, den er mit Dunar identificirt.

Feuer auf dem Berge angezündet wurde. O. A. Beschr. von Württemberg VII. 155. Dass unter ihr nicht eine locale Gräfin, sondern auch ein anderwärts verehrtes göttliches Wesen verstanden werden müsse, erhellt auch aus dem Vorkommen einer grossen Brodaustheilung an die Armen am s. g. Gerstentage, am Montag nach St. Annentag im Thurgau. Puppikofer, Thurgau 149. Anna erinnert an die römische *Anna Perenna*, *annona* (Getreide) *annus* (Jahr) *annulus* (Ring der Zeit), *janua* (Pforte) und Januar, an Diana, aber auch an die nordische Nanna. Dass Anna dasselbe Wesen sey wie Bertha, die Stifterin des süssen Breies, dafür giebt es noch eine andere merkwürdige Andeutung. Die auf der Hohenlandsehr thronende Bertha nämlich, von der oben die Rede war, hatte drei Männer und ebensoviele legt die spätere, erst im Mittelalter unter deutschem Einfluss entstandene Legende der h. Anna, Mutter der Jungfrau Maria bei. Gerson, sermo de natu Virg. Mariae. III. 59. ed. Dupin. P. Sutor, de triplici connubio d. Annae. Hofmann, Leben Jesu nach den Apokryphen 8. Hierzu muss erwähnt werden, dass in der Edda Odin's Gemahlin Frigg vorgeworfen wird, sie habe in Abwesenheit ihres Gatten mit dessen beiden Brüdern Vile und Ve, gebuhlt. Oegisdrecka 26. Ynglingasaga 3. In der Huldasaga finden wir, dass Hulda doppelt vermählt wird, in der Riesen- und in der Zwergenwelt, um dann beide Reiche zu beherrschen. Sollten sich obige drei Männer nicht auch auf dreierlei Naturreiche beziehen? — In den Sagenkreis der Anna gehört auch vielleicht eine Anna in der Schweiz, die letzte Erbin von der Teufelsburg. Jahn, Canton Bern 105.

Ich zähle hieher auch die Feier der angeblichen Königin Elisabeth zu Fienstädt, Gödwig und andern Dörfern in Sachsen, die vor 600 Jahren einmal hier von den Einwohnern feierlich empfangen und bewirthet wurde und zum Andenken die Stiftung machte, dass an jedem Himmelfahrtstage am Gemeindebrunnen sieben Eimer Bier ausgeschenkt und umhergetanzt werden sollte. Sommer, Sächs. S. I. 149. Der Umzug mahnt an den der Nerthus bei Tacitus, sowie der Name der Königin an die Else und Ilse, von der wir so viele deutsche Sagen haben.

Zu der Weinaustheilung in Gerhausen am Johannistage

erwähne ich noch den s. g. Johannisziger im Berner Oberland. Am Johannistage nämlich bringen Töchter und Weiber der wohlhabenden Sennen Körbe voll Käse und einen Ziegenrumpf und theilen dieselben unter die Armen aus. Wyss, Reise I. 315. Da der Johannistag die Sommersonnenwende bezeichnet, bezieht sich auch dieses Almosen auf die Sonne als Geberin der Nahrung.

Schritt gethan, ohne ſich mit ihren Alliirten zu berathen; bis zu dieſer Stunde haben Allerhöchſtdieſelben den Vertrag von London als eine Garantie gegen Reibungen unter den großen Mächten angeſehen, von welchen die Ruhe Europa's ſo weſentlich abhänge; bis zu dieſer Stunde habe jedes einzelne Mitglied der Allianz ſich beſtrebt, die Pflichten gemeinſam zu erfüllen, welche ihr Bündniß ihnen allen auferlegt hat; wenn aber ein Einzelner unter ihnen (wie in dem gegenwärtigen Falle) auftrete, für ſich allein zu handeln, ſo würde die gemeinſchaftliche Sache gefährdet, und die Allianz in kurzer Zeit aufgelöst werden." — Während nun das Cabinet von St. James auf der betretenen Bahn nicht fortgehen konnte, und die Mandate des Hrn. Dawkins von Seite der Griechen unbeachtet blieben, blieb auch der Sultan nach dem begonnenen zweiten Feldzuge der Ruſſen bei ſeiner beharrlichen Weigerung einer Annahme der ihm vorgelegten Conceſſionspuncte in Betreff Griechenlands, die ihm niemals in der Geſtalt eines Ultimatums vorgebracht worden waren. Als aber die brittiſchen Miniſter die Wiederanknüpfung der Unterhandlungen mit der Pforte herbeigeführt zu ſehen wünſchten, ſchlug das franzöſiſche, hierin von Rußland unterſtützte Cabinet vor, daß vor der Rückkehr der beiden Botſchafter nach Conſtantinopel der Pforte eine erläuternde Erklärung mitgetheilt werden ſollte, auf welcher Grundlage die Mächte die Verhandlungen wieder aufzunehmen geſonnen wären, wodurch ſie ihre Würde im Falle einer abermaligen Weigerung, verwahrt haben würden. Das brittiſche Cabinet, das an der Geneigtheit der Pforte zu gemäßigten Zugeſtändniſſen nicht zu zweifeln ſchien, betrachtete dieſe Vorſicht als überflüſſig. Frankreich weigerte ſich aber, bevor dieſer Punct ins

Zweites Buch.

Sehnen und Suchen des Ewigen in der Zeit.

1.

Idunas Fall vom Himmel.

Das alte Eddalied von Odins Rabenzauber, welches nächst der Voluspa das tiefsinnigste, aber auch dunkelste aller jener altnordischen Lieder ist, hat den Namen von dem Raben Hugin, den Odin aussendet, um den Himmel zu suchen. Unter dem verlorenen Himmel kann nichts anderes verstanden werden, als die erste Unschuld, die Welt vor Odin, vor der Zeitlichkeit überhaupt, die Ewigkeit. Das Lied beginnt mit angstvoller Klage über das eingerissene Verderben. Iduna, „die vorwissende Göttin", ist von der Esche Yggdrasill, die sie mit ihrem heiligen Wasser zu bethauen pflegte, herab gesunken.

Schwer erträgt sie
Dies Niedersinken,
Unter des Laubbaums
Stamm gebannt.
Nicht behagt es ihr
Bei Nörvis Tochter (der Nacht),
So lange gewöhnt
An heit're Wohnung.

Im folgenden Verse wird sie Nanna genannt und heisst es, die Asen hätten ihr aus Mitleid einen Wolfspelz gegeben. Das ist dasselbe Sinnbild, welches die griechische Leto als Mutter des Sonnengottes charakterisirt, die Wolfszeit der Wintermitte, in welcher die neue Jahressonne geboren wird.

Iduna aber ist selber die Sonne. Nachdem, sagt das Rabenlied weiter, die Asen vergebens alle Mühe erschöpft haben, Iduna zum Himmel zurückzurufen, will Odin die Asen nicht schlafen lassen, sondern versammelt sie noch in der Nacht zu neuer Berathung. Aber Nörvi, der Vater der Nacht, schlägt mit dorniger Ruthe (dem Schlafdorn) die Völker ringsumher und auch die Asen nicken unwillkürlich ein, selbst der nie ermüdende, nie schlafende Wächter des Himmels, Heimdallr, wankt schlaftrunken. Am Morgen aber geht die Sonne prächtig am Himmel auf, die Nacht entflieht und froh und erfrischt steigt Heimdallr wieder zu den Himmelsbergen. Darin ist deutlich ein Zusammenhang zwischen Idunas trostlosem Fall aus dem Himmel und der Sonne trostreichem Wandel ausgedrückt. Die vom Himmel Verstossene wird für die Erde eine hilfreiche Göttin. Dass so unmittelbar auf die Erzählung des Falls die prächtige Beschreibung des Morgens und des segnenden Sonnenaufgangs folgt, ist nicht zufällig. Auch heisst es in dem Gedicht Strophe 6, Iduna sey der Name, den die Göttin bei den Alven führe, und Strophe 26 wird die aufgehende Sonne wieder ausdrücklich die Alvenbestrahlerin genannt.

Die drei Boten, welche die Asen zur Iduna schicken, sind Heimdallr, Locki und Bragi (Gott der Dichtkunst). Sie reiten auf Wölfen zu der Verbannten und sollen von ihr das letzte Schicksal der Asen erforschen. Trotz ihrer Verbannung also erkennen die Asen sie als ein eigentlich über ihnen stehendes Wesen an. Aber sie antwortet den Boten nicht und vergiesst nur Thränen. Da kehren die beiden erstgenannten Asen heim, Bragi aber bleibt bei ihr zurück, um sie zu trösten. Das ist überaus sinnig ausgedacht, denn wo findet man für den verlorenen Himmel einen anderen Trost als in der Dichtkunst?

Rupp in Pfeiffers Germania XI. 319. ist geneigt, jene verhängnissvolle Nacht der Asen nur auf die Winternacht zu beziehen. Es ist nun ganz richtig, dass die Wintermitte in den kalendarischen Mythen ihre richtige und berechtigte Stellung einnimmt, als der Naturtod, als lichtfressende Nacht, als lebenvertilgende Kälte etc. Allein diese Wintermitte hat in unserm alten Volksglauben stets eine doppelte Bedeutung, und die zweite Bedeutung geht über die Schranken eines

Jahres weit hinaus und bezieht sich auf den Zeitverlauf im Ganzen. In dieser Bedeutung nun gilt sie als der erste Winter in der Welt, aus dem die erste Sonne hervortrat, als den Anfang der Zeit und mithin auch als die Grenzscheide zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit.

Iduna wird Sonne, die jungfräuliche Göttin, ganz der Pallas Athene ähnlich, steht über allen Göttern, wird daher von allen wie fremd betrachtet. Bei ihr allein hat sich die Unschuld des goldnen Zeitalters erhalten, bei ihr allein das Recht, die Tugend und mit der sittlichen Reinheit auch die vollkommenste Intelligenz und Allwissenheit, während die Asen durch ihre Versündigung in Unverstand gefallen sind. Sie kommen nach der Edda in grosse Noth und Angst und wissen nicht, was sie thun sollen, indess Iduna sich für sie opfert und von der Weltesche niedersteigt, um die Welt zu segnen, welche durch die Sünde der Asen verdorben wurde. Sie allein weiss und thut alles, während die Asen zagen. Da fühlen sie sich plötzlich von höherer Macht ergriffen und fallen in tiefen Schlaf, und als sie wieder erwachen, sehen sie staunend die Sonne aufgehen, deren Entstehung und Bedeutung sie nicht kennen.

Die Verehrung der Sonne auf Bergen und das ehrfurchtsvolle Erwarten ihres Aufgangs galt also nicht blos der Jahressonne und der Fruchtbarkeit der Erde, die durch sie bewirkt wird, sondern ohne Zweifel auch der Stellvertreterin des ewig Guten während der ganzen Zeitlichkeit, der Vermittlerin zwischen Himmel und Erde. Das Wiedererwachen des Naturlebens in jedem neuen Jahre galt in der Mysterienlehre nur als Vorbild der grossen Auferstehung am Ende der Zeit. Die Sonne allein bewahrt innerhalb der Zeitlichkeit das Geheimniss des Ewigen, mitten in der Vergänglichkeit die Bürgschaft der künftigen Verjüngung. Deshalb glaubt das Landvolk in der Oberpfalz jetzt noch, wer in die Sonne blicke, sehe den Himmel offen. Schönwerth II. 51. In Schwaben glaubt man, am Perchtentage könne man einen Augenblick in den Himmel hineinsehen und darin die h. Dreifaltigkeit als im Allerheiligsten erblicken. Birlinger I. 469. Auch in der Schweiz glaubt man, auf dem berühmten Uetliberge bei Zürich, auf dem man den Sonnenaufgang erwartet, sehe man den Himmel offen und

könne Jesum und die Seligen unterscheiden. v. Reinsberg, das festliche Jahr S. 147.

Hier ist noch zu erwähnen, dass Chronos von Manetho bei Eusebius chron. ed. May p. 39. mit der Sonne identificirt wird, weil er die Zeit ist und die Sonne die Zeit eintheilt. Das stimmt mit der oben bemerkten Gebundenheit des Saturn überein, der seiner ursprünglichen ewigen Freiheit im goldnen Zeitalter verlustig ging, um die Zeit zu messen und Vergangenes vom Künftigen zu scheiden. Das ewige Wesen des Chronos ging in die Sonne über, aber nur, um darin gebunden zu seyn.

Das Herabfallen Idunas wiederholt sich in deutschen Volkssagen. Ida, Gräfin von Toggenburg, wurde fälschlich der Untreue beschuldigt und auf Befehl ihres strengen Gemahls aus dem Fenster der Burg in den Abgrund gestürzt, aber von Engeln aufgefangen und in einen Wald gebracht, wo der Graf sie wiederfand und ihre Unschuld erkannte. Sie blieb aber im Walde und besuchte nur täglich die Frühmesse in der Kirche, wobei ein Hirsch mit Lichtern auf dem Geweih ihr voranging. Murer, Helvetia sacra 262. Ida klingt an Iduna an, der Hirsch ist das bekannte Zeitsymbol. Dasselbe wird von einer Ida von Braunsberg erzählt. Weber, Meran 316. Schaubach, Alpen IV. 84. Dasselbe von einer Ida von Hohenfels, Verhandlungen d. hist. Vereins d. Oberpfalz 1850. 193. und von der frommen Ruchtrud (rauhe Trude) von Almanshofen, der ebenfalls ein Hirsch voranleuchtete, wenn sie nach Mistelbronn ging. Schnezler, Bad. Sagen I. 454.

Der Name Mistelbronn ist hier bedeutsam, denn die Mistel heisst in der Volkssprache Affalter, Affolter, weil sie vom Himmel herabgefallen ist auf den Gipfel der Eiche oder Hasel. Wir kennen bereits die Symbolik der Mistel, worin das Hereinragen der Ewigkeit in die Zeitlichkeit bezeichnet und an die Solstitien geknüpft ist. Die auf christliche Kirchen und Legenden übergetragenen Namen sind oft heidnischen Ursprungs.

Die rauhe Trude scheint dasselbe Wesen, wie die rauhe Else und ist insofern mit Iduna identisch, als auch diese im rauhen Kleide, im Wolfpelz eingehüllt ist, nachdem sie vom Himmel herabgefallen. Im Wolfpelz erkennen wir die Wolfs-

gestalt wieder, welche Leto, die Urnacht, annahm, als sie aus dem Lande der Hyperboreer, jenseits des Nordwinds flüchten musste, um im Osten die Lichtgötter, Sonne und Mond zu gebären. Aristoteles, Thiergeschichten VI. 37. Derselbe Mythus sogar mit demselben Namen kehrt wieder in einem böhmischen Märchen bei Waldau S. 502. Lada mit dem goldnen Stern auf der Stirn wird frevelhaft von ihrem eigenen Vater geliebt, vermummt sich in ein Kleid von Mäusefellen und entflieht. Aehnlich ein Volksmärchen aus Tirol bei Zingerle S. 231., ein lithauisches bei Schleicher S. 16. Ein wallachisches bei Schott Nr. 3. Aehnlich auch Grimms Märchen Nr. 65., worin die Jungfrau Allerleirauh heisst und deren Pelz aus den Fellen von allerlei Thieren zusammengesetzt ist.

Hierher gehören auch die Volkssagen von Jungfrauen, deren Kleid halb aus Zotten, halb aus den feinsten und edelsten Stoffen besteht, die rauhe Else und schöne Sigeminne in einer Personification. Dasselbe Wesen ist die Göttin Hulda oder Holle, von vorn wunderschön, von hinten rauh wie Rinde. Wolf, Zeitschrift I. 23. Merkwürdig ist in den niederländischen Sagen von Wolf Nr. 66. die schöne Idonea, eine Königstochter, die aber als Magd dient und, als ein Graf sie heirathet, ihre Kinder halb in Goldstoff und halb in rauhe Loden kleidet. Auch hier klingt wieder der Name Iduna vor.

2.

Lufthildis.

Karl der Grosse, heisst es in einer Volkssage, war auf der Jagd von einem Hirsch verwundet worden. Da heilte ihn die h. Lufthildis durch blosse Berührung mit dem Finger. Um sie zu belohnen, und da sie sehr mild gegen die Armen war, ihr mehr Mittel zum Wohlthun zu verschaffen, versprach er ihr so viel Land, als sie, während er schliefe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Da setzte sie sich zu Ross, schleifte die Spindel an einem Faden hinter sich her, jagte blitzschnell voran und umritzte durch diese Art ein weites Gebiet, welches noch jetzt der Liftelberg heisst. Simrock, Rheinsagen S. 146.

Heydinger, Eifel S. 513 f. Ich halte diese Legende unbedenklich für einen alten heidnischen Mythus. Der schlafende Kaiser bedeutet wie der im Kyffhäusser- und im Untersberge nichts anderes als den schlafenden Chronos, den nordischen Allvater, den in der Zeitlichkeit latenten Gott der Ewigkeit. Lufthildis, deren Namen eine Hilde oder Kämpferin der Luft bedeutet, ist die Sonne, welche während der Zeitlichkeit umläuft und den umlaufenem Raum beherrscht. Als Spinnerin spinnt sie alle Lebensfäden an und webt der Erde ihr Kleid. Ihre Spindel, mit der sie Furchen zieht, ist der Pflug, den die Mutter Perchta um die Erde zieht mit dem unzähligen Volke der Heimchen, d. h. der Keime und Saaten. Der Hirsch ist Sinnbild der Zeit. Nun wird auch das Sinnbild des grossen Spinnrockens am Himmel (der Rocken der Freyja, Friggerock, das Sternbild des Orion) deutlicher. Vergl. Grimm, D. Myth. 248. 689. Während im Nordpol am Himmel Allvater schläft, bewegt sich jener himmlische Spinnrocken in weitem Kreise um ihn her. Während die Ewigkeit in einem Punkte ruht, umschreibt die Sonne die Kreislinie der Zeit. Beachtenswerth dabei ist die Güte Lufthildens, ihre Sorge für die Armen und ihre Heilkunde. Das stimmt auf das genaueste mit allen unsern zahlreichen Volkssagen von der in der Verbannung lebenden Sonnengöttin, der guten Spinnerin Bertha, der heilkundigen Hildegard etc. zusammen. In Heydingers oben angeführtem Buche findet sich ein Lied aus der Eifel, welches von der h. Lufthildis erzählt, sie habe den Armen einmal Brod bringen wollen, da habe der harte Schaffner ihr statt des Brodes glühende Kohlen in die weisse Schürze geschüttet, aber die Schürze sey nicht verbrannt, denn die Kohlen hätten sich in Rosen verwandelt.

Wir halten hier zunächst noch das Bild der Spinnerin am Himmel fest und verbinden es mit den vielen Spindel- und Rockensteinen, die in Deutschland und Frankreich häufig Grenzsteine sind. Der spitze Fels bei Dachsburg, welcher Lothringen und Elsass trennt, heisst „die Kunkel". Schöpflin, Alsatia illustr. I. 503. Auf der Grenze zwischen Hochburg und Arles heisst der Grenzfelsen die Feenspindel. Mémoires de l'Acad. celtique IV. 478. Ein „Kunkelberg" bildet die Grenze zwischen Glarus und Graubündten. Reisen in

Helvetien 1778. II. 211. Ein Fels in den Ardennen heisst die Chrimhildenspindel. Kremer, dipl. dom. Ardenn. 484. Mémoires de l'Acad. celt. V. 346. Ein Kriemhildenstein bei Kehl in der Ortenau. Leichtlen, Forschungen II. 54. Ein Spindelstein kommt vor auf den Vogesen bei Lichtenberg: Mém. des antiqu. de France XII. 3; ein Spindel- oder Goldenstein bei Bliesscastel und ein Spielstein bei Rendrisch, beide in der Pfalz: Schreiber, die Feen S. 20. Dasselbe sind der Rockenstein bei Alling in Oberbayern, Rockenstein bei Wetterhausen, die Rockingstones in England, Rokkestene in Dänemark: Panzer 375; Rokkenberg am Schliersee: Schaubach II. 272; Roggenstock am Mythenstein: Meyer v. Knonau, Schwyz 57; der Berg Roggen bei Holderbank: Strohmayer, Solothurn 34; ein Spilberg am Main, wo das wilde Heer übersetzt: Panzer 176; ein Rockenberg in der Wetterau: Dieffenbach, die Urgesch. der W. 237. Ueber die sehr häufigen Rockingstones in England vgl. Archaeol. Britt. VII. 175. — Man wird versucht hierbei an die Sonnenlehen zu denken. Die Sonne theilt, indem sie spinnend über die Erde schwebt, die Länder aus und steckt die Grenzen gleichsam mit ihrer Spindel ab.

Die Vorstellung eines raschen Umlaufs um einen Schlafenden kehrt sehr oft in deutschen Sagen und Legenden wieder und immer im Sinne der Belehnung. Der Grundgedanke ist, wie die Sonne selbst vom Gott der Ewigkeit mit ihrer milden Herrschaft über die Erde innerhalb der Zeitlichkeit belehnt wurde, so darf sie wieder die Menschen, denen sie wohl will, belehnen.

Eticho, der stolze Welf am Bodensee, hatte einen Sohn Heinrich, der sich wider des Vaters Willen von Kaiser Ludwig dem Frommen ein grosses Lehen geben liess, und zwar sollte er so viel Land erhalten, als er, so lange der Kaiser schliefe, mit einem goldnen Pfluge würde umackern können. Heinrich aber nahm untergelegte Pferde und umritt, einen goldnen Pflug im Arme, ein weites Gebiet. Sein Vater aber ging aus Unwillen mit zwölf Edeln in den Scherenzer oder Scherendenwald und kam nicht wieder: Reineccii, de Welforum prosapia 22. Grimm, D. S. Nr. 519. Nach einer andern Sage war es statt des Pflugs ein kleiner goldner Wagen: Annalista Saxo 660. Botho, Sachsenchronik S. 814. Ludwig reliqu. VIII.

150. Bange, Thür. Chronik 30. Aventin, Bayr. Chron. 304. 363. Grimm d. S. Nr. 518. Der heilige Lienhart erwarb gleichfalls ein grosses Stück Boden durch Umreitung zum Lohn, weil er einer fränkischen Königin die schwere Geburt erleichtert hatte, nach Hermann von Fritzlar in Pfeiffers deutschen Mystikern I. 236. Der eigenthümliche Cultus dieses Heiligen fällt in dieselben oberbayrischen und oberschwäbischen Gegenden, in denen die Welfen zu Hause sind. Zu Aigen am Inn liegt er begraben, wo an drei Sonntagen im Juli, also beim höchsten Sonnenstande, zu ihm gewalfahrtet wird. Das Landvolk fährt auf buntbemalten Wagen, s. g. Lienhartstruhen in vollem Rennen dreimal um die Kirche. Dasselbe geschieht um alle Lienhartskirchen am Inn und an der obern Isar. Schmeller, Bayr. Wörterbuch II. 473. Am Schliersee reiten die jungen Bursche dreimal um die St. Leonhardskapelle. Kunstblatt 1826. Nr. 2. (gemalt von Peter Hess). In Lothringen heisst der Regenbogen die Krone des h. Lienhart. Auch er ist ein Abbild des Sonnenumlaufs und der Sonnenwirksamkeit. Vergl. noch Rochholz, Kinderlieder S. 141. 144. wo drei Marien Fäden als Grenzen spinnen.

Wir müssen aber als reine Sonnenmythen diejenigen Sagen festhalten, worin die Umkreisung durch ein göttliches Wesen nur mit dem Pfluge vollzogen wird. So umritt eine Mutter Gertrud mit einem kleinen goldnen Pfluge das Gebiet, auf dem sie das Kloster Wettenhausen baute: Crusius, annal. Suev. II. 148. oder Schwäb. Chron. I. 403. Grimm, D. S. Nr. 526. Gertrud ist ein bedeutsamer mythischer Name. Wettenhausen erinnert an die Wätlinge oder Wichte, die Elben oder Genien des organischen Lebens. — In Dänemark erhielt die Magd Metta, weil sie die Hufe des Pferdes, auf dem König Johann entfloh, zur bessern Sicherung seiner Flucht mit Stücken ihrer Kleidung umwickelt hatte, zum Dank so viel Land, als sie umpflügen konnte. Nach einer andern Sage soll sie ihn bei Wiedingharde aus dem Wasser gerettet haben: Müllenhoff Nr. 70. Auch Wiedingharde erinnert an die Wätlinge. Die Kleiderfetzen können sich auf das Pflanzenkleid der Erde beziehen, das im Herbst zerrissen, aber durch die Frühlingssonne wieder erneuert wird.

Noch öfter kommt das Umreiten vor ohne Pflug, vergl.

Grimm. Rechtsalt. 86. Zuerst in einer freilich angefochtenen Urkunde des grossen Frankenkönigs Chlodwig vom Jahr 496, in der ein burgundischer Abt mit so viel Land belehnt wird, als er auf einem Esel umreiten kann. Auch dem heiligen Andreas wurde von dem König Waldemar so viel Land geschenkt, als er, während der König im Bade sass, auf einem neuntägigen Füllen umreiten konnte: Thiele, Dän. S. I. 75. S. Florencius heilte die blinde und stumme Tochter des Königs Dagobert, wofür auch er so viel Land erhielt, als er mit seinem Esel umreiten konnte, dieweil der König badete. Der Esel aber lief ungeheuer schnell: Königshoven, Elsäss. Chron. 235. Den Wald Eilbirken bei Kelheim erwarb ein treuer Knecht durch Umreiten zum Besten von drei Schwestern: Panzer 74. Vom Umreiten einer Landstrecke auf einem Esel erhielt der Stammvater des Hauses Riedesel seinen Namen: Wolf, hess. Sagen Nr. 250.

Der heilige Remigius von Rheims erhielt so viel Land, als er, während König Chlodwig schlief, umgehen konnte: Frodoardi hist. Rem. I. 14. Ein Jäger umlief das davon genannte Land Paralé (pour aller): Wolf, niederl. Sagen Nr. 339. Grimm hat in den Rechtsalt. a. a. O. nachgewiesen, dass auch im gemeinen Leben der Gebrauch herrschte, bei Belehnung mit Grund und Boden denselben umschreiten zu lassen. Daher die humoristischen Züge, die nicht aus der Mythe entlehnt sind, z. B. dass zu Gezard im Canton Neuenburg ein altes Weib das Land, indem sie es umläuft, vom Zehnten befreit: Schwab, Ritterb. d. Schweiz II. 45; dass ein Krüppel der Stadt Bremen die Bürgerwiese erwirbt, indem er sie umkriecht: Wagenfeld, Bremens Volkss. I. 3. Harrys I. 46; dass ein überaus dickes Weib vom Herzog von Braunschweig einen Wald gewinnt, indem sie ihn umläuft: Delius, Harzburg 287. Gar abenteuerlich ist eine fränkische Sage bei Bechstein I. 175. Da heisst es nämlich von Schweinfurt, ein Verbrecher habe alle seine Güter verloren, sich aber ausgebeten, seinen Erben noch so viel Land hinterlassen zu dürfen, als er noch würde umlaufen können, wenn ihm schon der Kopf abgeschlagen seyn würde. Er soll nun wirklich eine gute Strecke gelaufen seyn. Der berühmte Stammvater der Grafen von Schafgotsch in Schlesien tödtete einen landverderbenden Greifen und erhielt

zum Lohne dafür so viel Land, als er mit seiner Schafheerde umtreiben konnte, Gödsche 230.

Die jährlichen Processionen um die Felder mit Heiligenbildern und Reliquien stammen ohne Zweifel auch aus dem Heidenthum, und wenn sie auch nur die Einsegnung der Felder, ihre Behütung vor Schaden u. s. w. zum Zwecke haben, so lag ihnen doch wohl eine Erinnerung an die Urweihung des Erdenrundes durch den Umlauf der Sonne zu Grunde. Im indiculus paganorum 28. ist noch die Rede „*de simulacro, quod per campos portant*", als von einer heidnischen Sitte, die aber in eine christliche überging, indem man statt der heidnischen Symbole und Heiligthümer nachher christliche um die Felder trug. Vergl. Grimm, D. M. 1202, der auch an die Mai- und Pfingstumritte erinnert, welche jedoch einer andern Symbolik angehören, sofern es kriegerische Züge des Maikönigs sind, der das Reich des Winters erobert hat. Inzwischen steht beides in einem natürlichen Zusammenhang und von vorzüglicher Bedeutung erscheint insofern der berühmte Blutritt zu Weingarten am Bodensee, in derselben Gegend, in welcher die reiche und für den in Rede stehenden Mythenkreis so bedeutsame Welfensage zu Hause ist. Hier wurde nämlich ehemals je am Tage nach Himmelfahrt das heilige Blut Christi um die Felder getragen, um dieselben einzusegnen. Das geschah aber zu Pferde. Alle Mannschaft der Umgegend wohnte zu Ross und bewaffnet dem feierlichen Zuge bei: Schwab, Bodensee 153. Nach einer langen Unterbrechung ist die Feier in diesem Jahrhundert wieder erneuert worden.

Dem Sagenkreise der Lufthildis gehören endlich auch wohl noch die Seidenfäden an, mit denen im alten Rechtsgebrauch wie in Sagen und Legenden ein gewisses Gebiet umzogen wird, um es dadurch zu weihen. So umzieht im deutschen Heldenbuche Chriemhild ihren Rosengarten mit einem Seidenfaden. So Unsere Liebe Frau die Plätze zu Lebbeke und Läken, wo man ihr Kirchen bauen sollte: Wolf, Beiträge 174. Auch bei altdeutschen Gerichten genügte ein Faden, die Menge von der Gerichtsstätte abzuhalten: Grimm, Rechtsalt. 183. Mit einem Seidenfaden nimmt die Gottesmutter das Maass einer Kirche: Wolf, Niederl. Sagen 685. Der Faden ist aus der Symbolik des Spinnens entlehnt.

Meine gebracht wäre, seinen Repräsentanten nach Constantinopel zu senden, um sich nicht einer neuen Insulte auszusetzen. Wenn diese Rückkehr dennoch zugleich mit der des brittischen Repräsentanten statt fand, so war dieß ausschließlich dem Fürsten Polignac, dem damaligen französischen Botschafter in London beizumessen, der eigenmächtig von den Instructionen seiner Regierung abgewichen war — ein Benehmen, das vom vorigen französischen Ministerium in seiner damaligen schwankenden Stellung eben so wenig mehr geahndet als anerkannt werden konnte. General Guilleminot war in seinem Beglaubigungsschreiben und als außerordentlicher Botschafter zur speciellen Unterhandlung eines Vertrags in Bezug auf Griechenland bezeichnet, während das Creditiv Sir Robert Gordons ihn als residirenden Botschafter beglaubigte, der griechische Vertrag mochte abgeschlossen werden oder nicht. Daher der Unterschied in dem Empfange der Repräsentanten beider Mächte von Seiten der Pforte. Der Sultan zeigte sich indessen zum vierzehnten Male unerbittlich. Endlich traf in den letzten Tagen des Augusts in London die Nachricht von den Siegen der russischen Heere ein, und zum erstenmale äußerte nun in einer Conferenz der drei in London befindlichen Botschafter der Herzog von Wellington Namens Englands: „Daß man fürderhin den Eigensinn des Sultans nicht mehr beachten, und über Griechenland mit oder ohne seine Einwilligung entscheiden solle.“ Diese Sinnesänderung wurde in der Gestalt einer Resolution zu Protokoll genommen. Nicht lange darauf brachten Sir R. Gordons Depeschen die Nachricht, daß die russische Armee den Balkan überschritten, und der Sultan endlich der gewünschten Beilegung der griechischen

3.

Perchta mit dem Pfluge.

In den vielen Sagen von der Göttin Perchta, die in der Perchtennacht mit einem goldnen Pfluge umherzieht, scheint die Erinnerung an die furchenziehende Lufthildis enthalten zu seyn. Nach Schmellers bayr. Wörterbuch III. 258. IV. 41. hiess ehemals die Pflugschaar Pflueg-sun, Vagnsun oder Vagnsol (Sonnenwagen). Das entspricht der uralten persischen Vorstellung, wonach Dschemschid die Erde mit einem goldnen Dolche aufpflügte.

Der Umzug der Perchta mit dem Pfluge am Perchtentage, am Schluss der Rauhnächte und im Beginn des neuen Jahrs, muss als ein symbolischer Umzug um die ganze im Winter unfruchtbar gebliebene Erde betrachtet werden, als ein Vorbild des Sonnenlaufs im ganzen neuen Jahre. Derselben Symbolik entspricht der Pflug, den ehemals in Sachsen und Thüringen die alten Jungfern umherziehen mussten. Grimm, Deutsche Myth. 242. Der goldne Pflug bedeutet die Sonne, durch welche die Erde fruchtbar ist. Daher bei Börner, Sagen aus dem Orlagau S. 114. der schöne Volksglauben, wonach, so oft die Menschen oben pflügen, die Perchta unsichtbar unter der Erde mitpflüge. Ohne ihre Hülfe würde alles menschliche Bemühen umsonst seyn. Feierliche Umzüge mit dem Pfluge ahmten den heiligen Zug der Perchta nach. Das war das s. g. Berchtenlaufen. Weber, Tirol II. 174. Solche Umzüge gab es auch in England nach v. Reinsberg, das festliche Jahr S. 27. Auch in der Lombardei, wo man statt des Pfluges einen grossen Wagen umherführte. Derselbe hiess *berteiola* zu Ehren der Perchta.

Bei Börner a. a. O. S. 113., 126., 133., 153., 159., 167., 173., 183. findet man die schönsten Sagen von der Mutter Perchta. Sie lässt sich beim Ausbessern ihres Pfluges unterwegs von Bauern helfen und die abgefallnen Späne werden zu Gold. Das Ausbessern des Pfluges ist nöthig, weil der Sonnenwagen im Beginn des Jahres für den weiten Lauf hergestellt seyn muss. In Norddeutschland fährt Frau Holle mit dem Pfluge

umher. Grimm, Deutsche Myth. 246. Sie heisst auch Frau Werre und Gode, Kuhn Nordd. Sagen Nr. 2. Schmidt, Reichenfels S. 152.

Das zahllose Heimchenvolk, das mit der Perchta kommt, wird vom Pflug als Saat in den Acker gesäet, besteht überhaupt aus allen Keimen des noch Ungeborenen, auch aus menschlichen. Wie sie nun alle aus der Milchstrasse kommen und bei der Geburt der Muttermilch bedürfen, spielt die Milch eine grosse Rolle beim Festmahl, welches in der Perchtennacht abgehalten werden musste. Die Mutter Perchta selbst zürnt über die, welche dieses Fest nicht feiern, schneidet ihnen den Bauch auf etc. Grimm, D. M. 251. Schmeller, bayr. Wörterbuch S. 194. 251. Börner 153. Die Speise wurde aus Milch und Mehl bereitet, sollte aber nicht blos ein Kinderbrei für die Heimchen seyn, sondern bedeutete die Hauptnahrung der Menschen, die Milch als animalische, das Mehl als vegetabilische Nahrung. Die Speisse hiess Zemmede, wobei man an Heimchen denken kann. Wahrscheinlicher aber kommt der Name von Sonnenwende, Sunwend her. Simentsfeuer hiess das Sunwendfeuer in Augsburg. Birlinger II. 97.

Nach Börner S. 208. hört einmal ein Bauer unsichtbare Stimmen vom Kuchenbacken sprechen und bittet sich auch einen aus. Da wird ihm ein schöner Kuchen auf den Pflug gelegt. Er fürchtet die gespenstische Speise und wirft sie herab. Da liegt gleich ein neuer Kuchen da, als er aber auch diesen wegwirft, wird er siech und stirbt. Auch dieses Kuchenbacken weist auf die Spenderin aller Nahrung hin. Nach S. 134. beobachtete einmal eine Magd am Perchtentage, wie die Heimchen mühsam an ihrem kleinen Pfluge schleppten, und lachte darüber. Da blies Perchta sie an, dass sie erblindete, erbarmte sich aber, als sie sie das Jahr darauf als blinde Bettlerin am Wege sitzen sah, und gab ihr das Gesicht wieder.

Der Pflug war, als Sinnbild des menschenernährenden Ackerbau's ein grosses Heiligthum. Schon Herodot IV. 5. kennt einen goldnen Pflug, den die Skythen verehrten und der vom Himmel herabgefallen seyn soll. Damit stimmt eine vom Himmel gefallene goldne Egge in Sommers sächs. Sagen Nr. 65. merkwürdig überein. Bei Landsberg liegt ein See, worin

ein versunkenes Schloss und zugleich ein goldner Pflug. Panzer, Beitrag S. 52. Nach Sebastian Frank's Weltbuch 51. wurde zur Fastnachtszeit in Franken ein Spielmann auf dem Pfluge sitzend von Jungfrauen und Junggesellen, indem sie zu seinem Spiele tanzten, ins Wasser gezogen, oder ein feuriger Pflug umhergezogen so lange bis das Feuer ihn verzehrt hatte. Ein Pflugrad über der Thür des Stalles aufgehangen, schützt das Vieh. Kuhn, Märk. Sag. S. 369. Auch im Gebrauch der glühenden Pflugscharen bei der Feuerprobe erkennen wir die alte Heiligkeit des Pfluges wieder. Segen bringen sollte der Pflug, mit dem man neugebaute Städte oder neuerworbenes Land umfuhr. Daher schon im indiculus paganorum das Capitel se sulcis circa villas. Vergl. Falkenstein Nordg. Alterth. S. 291. Grimm, D. M. 1097. Dessen Rechtsalterthümer I. 186. 914. D. Sprache S. 58. Dessen D. Sagen 526. Wilhelm Müller, Altd. Religion 134. Wie die herumziehende Mutter Perchta mit der Mutter Gans zusammenfällt, zeigt eine Volkssage aus dem Vintschgau. Ein Weib sah unvorsichtig, ohne ein Kreuz zu machen, in der Martinsnacht dem Geisterheere zu, dem ein stumpfer Besen voranzog, hinter dem zwei leere Schuhe liefen. Den Zug beschloss, mühevoll wackelnd, eine krumme Gans, pickte aber auf die Seite und verursachte dadurch dem vorwitzigen Weibe einen brennenden Schmerz im Fusse, an dem sie ein ganzes Jahr zu leiden hatte, bis in der nächsten Martinsnacht die krumme Gans wiederkam und ihr den Schmerz wieder wegpickte, jedoch den Fluch auf sie legte, dass sie selbst und für alle Zeiten immer einer aus ihrer Familie krumm gehen müsse. Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 9.

4.

Freyja.

Das gothische Wort Frauja bedeutet die Frau überhaupt, die Herrin, der man frohnt oder dient. Insofern fällt die nordische Liebesgöttin Freyja mit der Frigg, der Gemahlin Odins, zusammen. Sie sind beide Herrinnen, aber in verschiedenen Gebieten. Indem man sie mit einander verwechselt hat, ist

viele Verwirrung in die Erklärung ihrer Mythen gekommen, hauptsächlich dadurch, dass man geglaubt hat in ihrem Geliebten Odur oder Ottar sey Odin versteckt und insofern Freyja auch mit der Frigg ursprünglich identisch. Das ist eine falsche Auffassung. Man muss das Götterpaar Odin-Frigg ganz bei Seite lassen, wenn man den Begriff der Freyja richtig fassen will. Der Umstand, dass in nordischen Quellen einigemal von der Frigg und Freyja dasselbe erzählt wird, obgleich es nur auf eine passt, ist durchaus nicht maassgebend.

Vor allem gehört Freyja einem ganz andern Götterkreise an, als Frigg. Ja es ist sogar wahrscheinlich, dass sie einer südlichen Religion entstammend später erst vom Norden adoptirt und nach nordischen Begriffen umgemodelt worden ist. Die Edda selbst unterscheidet die höchsten Götter des Nordens als die allmächtigen Asen von einem schwächern und weichlichern Göttergeschlecht, den s. g. Vanen. Diese Vanen sind Njördr, der Gott der fruchtbaren Erde (übereinstimmend mit der Göttin Nerthus des Tacitus) und dessen beide Kinder Freyr oder Fro, der Gott der Fruchtbarkeit und des Sommers, und Freyja, die Göttin der Liebe. Es sind also agrarische Gottheiten und die Vermuthung liegt nahe, dass sie erst mit dem Ackerbau selbst von Süden her den germanischen Hirten- und Jägervölkern bekannt geworden sind. Auch wurde Freyr vorzugsweise auf den fruchtbaren Inseln Dänemarks verehrt, im Gegensatz gegen das rauhe und steinige Schweden und Norwegen, wo der Cultus des Odin und des Thor vorherrschte. Der Gegensatz wird ausgedrückt durch die Vermählung des Njördr mit Skadi, der Schneejungfrau. Sie können es nicht lange bei einander aushalten, denn er will in der fruchtbaren Ebene bleiben, sie aber will wieder in ihren Schneegebirgen jagen. Jüngere Edda 24.

Das Verhältniss der Vanen zu den Asen lässt sich nicht deutlich mehr ermitteln. Auch ihr Kampf bleibt unklar, da der friedliche Ackergott, der weiche, ausdrücklich als waffenlos bezeichnete Sommergott und die Liebesgöttin doch keine ebenbürtigen Kämpfer sind, um es mit den mächtigen Asen aufnehmen zu können. Beide Götterreihen versöhnen sich und stellen sich gegenseitig Geisseln. Die Asen geben den Vanen einen gewissen Hönir, diese jenen ihren Vater Njördr

zur Geissel. Ynglingasaga IV. Nirgends ist uns gesagt, wer Hönir ist. Er kommt in der Edda öfters in einer nordischen Trimurti zwischen Odin und Locki vor, also gleichsam als das erhaltende Princip zwischen dem schaffenden und zerstörenden. Deswegen soll er auch das Weltende überleben und, wie es in der Voluspa 62. heisst, sich dann sein Loos selber wählen. Während der Zeitlichkeit hat er diese Freiheit nicht. Als Geissel bei den Vanen erscheint er wie ein an die Materie gebannter höherer Geist. Ausdrücklich nennt ihn die Ynglingasaga schön und schon in seinem Namen dürfte der Grundbegriff des Schönen liegen.

Als Liebesgöttin gehört Freyja, wie sich von selbst versteht, neben dem Gott der Fruchtbarkeit und des Sommers, ganz in den materiellen Kreis der Vanen und Freyr und Freyja verhalten sich so sehr wie Koros und Kore, Liber und Libera, dass sie wahrscheinlich von diesen entlehnte, von Süden nach Norden eingedrungene Begriffe sind. Dennoch hat die Liebesgöttin, wenn sie auch nach der einen Seite hin der südlichen Allbuhlerin verwandt blieb, nach der andern Seite hin viel von dem edleren und namentlich von dem kriegerischen Wesen des Nordens annehmen müssen.

Die Aphrodite Pandemos lässt sich kaum verkennen in jener Freyja, die sich dem ganzen Volke der Zwerge preisgibt, damit sie ihr den kostbaren Halsschmuck Brisingamen schmieden. Olaf Tryggvasons Saga II. 17. Dasselbe wird bei Saxo V. 13. auch von der Frigg gesagt, passt aber weniger auf diese rechtschaffene Hausfrau und Mutter, als auf die Liebesgöttin. Der Sinn des Mythus ist, es bedarf der gemeinschaftlichen Arbeit der Zwerge und Elben, aller Genien der Natur, um den Ring der Zeit, den ununterbrochenen Zusammenhang des Verderbens und Vergehens in der Natur bis zu Ende zu führen und in sich abzuschliessen. Insofern kann man Freyja unbedenklich auch als Elbenkönigin auffassen. Die Allbuhlerei der Freyja wird im ältern Eddaliede Oegisdreka noch dahin ausgedehnt, dass sie, wie Locki höhnt, nicht nur mit allen Alfen, sondern auch mit allen Asen gebuhlt habe.

Eine ziemlich passive Rolle spielt die Göttin, sofern sie nach der Voluspa 29. einmal den Riesen soll ausgeliefert worden seyn. Was ihr dabei widerfahren sey, wird nicht gesagt. Ein

andermal verlangt der Riese, der Mitgard baut, die Freyja zum Lohn, wird aber durch Locki als Windross betrogen. In der Gewalt der Riesen könnte Freyja wohl nichts anderes bedeuten als die Gefangenschaft der organischen Natur im Winter. In einem andern Mythus leiht Locki das Falkenkleid der Freyja, um unter dieser Verkleidung die Iduna mit ihren unsterblich machenden Aepfeln aus der Gewalt der Winterriesen zu befreien. Jüngere Edda 56. Als Frühlingsgöttin steht Freyja der grossen Maifeier vor, denn in den Niederlanden heisst der Mai Vrymänd. Compte rendu, Bruxelles 1843. VII. I. 29.

Freyr, ihr Bruder, ist nur der vergängliche Sommer. Sie aber ist die unvergängliche Sonne. In einem schwedischen Volkslied heisst Froyenborg „die schöne Sonne". Grimm, D. Myth. 279. Freyr stirbt als König und wird begraben, Ynglingasaga 12. Also wie Osiris und Adonis. Freyja dagegen kann gar nicht sterben. Es heisst vielmehr, sie wird alle Götter überleben. Ynglingasaga 13. Das kann nur von der Sonne gelten, welche nach dem Weltende wieder scheinen soll, also in Ewigkeit fortdauert, wenn Odin mit allen seinen Asen längst todt und verschwunden ist. Freyja ist einmal gefangen bei den Riesen, buhlt mit allen Zwergen und soll doch alle Götter überleben, sie umspannt aber das All, vermittelt alle Gegensätze in der Welt, ist allen Mächten der Welt untergeordnet und unterworfen und doch zugleich wieder erhaben über alle. Es ist erlaubt, unter allen Naturwesen einzig der Sonne eine so merkwürdige Rolle zuzuschreiben, sofern sie als die Herrin der Natur hoch oben thront, dann wieder in tiefe Nacht hinab sinkt.

In dem Werke des Bischof Olaus Magnus de gentibus septentr. III. 14. heisst es, die Zauberin Hacberta, Tochter des Riesen Vagnost, habe sich in jede Gestalt und Grösse verwandeln können. Bald sey sie himmelhoch, bald klein und niedrig, bald hart, bald fliessend gewesen. Wasser habe sie können fest machen und Berge schmelzen; den Himmel habe sie niederziehen, die Erde erheben und Schiffe durch die Luft fliegen machen können. Die Götter habe sie stürzen, die Lichter des Himmels auslöschen und dagegen die Finsternisse der Tiefe erleuchten können. Diese Wunderkräfte sind zu gewaltig und allumfassend, als dass sie nur einer gemeinen

Zauberin zugeschrieben werden könnten. Sie passen nur auf die Freyja. Im Namen Hacberta bedeutet Hac oder Hag das Eingehegte, Verborgene und Bertha das Geoffenbarte, Hervortrechende. Der weibliche Gegensatz zu Hakelberend, dem wilden Jäger oder Odin. Vergl. Grimm, D. Myth. 857. Odin ist der grosse Zauberer innerhalb der Zeitlichkeit, die Zaubermacht Hacbertas dagegen reicht darüber hinaus in die Ewigkeit. Beiläufig sey bemerkt, dass der Name in dem der Hexen und im englischen *hag* (Hexe) wiederkehrt. Bertha aber ist der Sonnenname. Saxo Grammatikus I. 9. kennt einen Riesen Vagnoft, dessen Tochter Hartgrepe gleichfalls eine mächtige Zauberin ist. Der Name bedeutet Wagenhaupt und darunter ist wahrscheinlich der Himmelswagen oder das Bärengestirn zu verstehen. Man darf bei Hacberta an das weibliche Naturcentrum der Inder, die vielgestaltige Bhawani denken.

Das Endergebniss ist folgendes. Freyja, eine Vanin, ursprünglich den nordischen Asen fremd, neben Freyr wie Kore neben Koros von südlichen und ackerbauenden Völkern verehrt, wurde in einer unbekannten Zeit von den nordischen Völkern adoptirt und auf die Sonnengöttin übertragen. Sie brachte Eigenschaften der südlichen Liebesgöttin mit, die nun auf die Sonnengöttin um so leichter übergehen konnten, als die Sonne die Vegetation beherrscht und insofern im nordischen Glauben als Königin der Alfen oder Elben gilt, welches die Genien zunächst der Vegetation, dann überhaupt der organischen Natur waren. In dieser Eigenschaft konnte nun die Sonnengöttin in der organischen Liebeslust des Mai und in der Glut des Hochsommers in eine gewisse Wildheit entarten, die dem Grundcharakter der jungfräulichen Iduna und der mütterlichen Frigg oder Bertha nicht mehr ähnlich ist, doch aber aus dem Sonnenbegriff abgeleitet werden darf. Das ewige Wesen in der Sonne verliert von seiner Reinheit und nimmt einigermassen zeitlichen Charakter an, indem sie grade im höchsten Sonnenstande ihre meiste Gewalt in der Natur ausübt.

Das hindert aber nicht, dass in Freyja auch wieder jener ewige Charakter festgehalten wird. Ihr Verhältniss zum verlorenen Odur ist unter andern Namen nur ganz dasselbe, wie das der Nanna zum verlorenen Baldur.

Endlich geht Freyja aus ihrer ursprünglich untergeordneten

Stellung als Vanin weit heraus und wird unter dem Namen Hacberta die höchste Gottheit selbst, über allen andern Göttern erhaben und unter dem Namen Valfreya als Königin der Walkyrien oder als die Fee Morgane die von allen andern Göttern unabhängige Beschützerin der edelsten menschlichen Helden, wie Pallas Athene bei den Griechen.

Dieses Ineinanderschieben so vieler Namen und Begriffe darf nicht befremden, denn es sind doch nur alles Nebenbegriffe, abgeleitet aus dem alleinigen Begriff der Sonne.

5.

Freyja's Wanderungen.

In der jüngern Edda 35. steht ein kleiner Mythus von der nordischen Liebesgöttin Freyja, welcher wahrscheinlich im System der altnordischen Heidenreligion eine grosse Bedeutung hatte. Aber alles ist in wenigen Worten zusammen gedrängt. Nach Simrocks Uebersetzung der Edda heisst es: „Freyja ist die vornehmste Göttin nach Frigg (der Gemahlin des höchsten Gottes Odin). Sie ist einem Manne vermählt, der Odr (Odur) heisst. Deren Tochter heisst Hnoss (Genuss). Die ist so schön, dass nach ihrem Namen alles genannt wird, was schön und kostbar ist. Odr zog fort auf ferne Wege und Freyja weint ihm nach und ihre Zähren sind rothes Gold. Freyja hat viele Namen. Die Ursache ist, dass sie sich oft andere Namen gab, als sie, Odr zu suchen, zu unbekannten Völkern fuhr. Sie heisst Mardöll, Hörn, Gefn und Syr.“ Nach der Ynglingasaga 13. hatte Freyja vom Odr zwei Kinder, nämlich ausser der Hnoss noch die Gersini (Kostbarkeit.)

Simrock hat in seinem Handbuch S. 375. gute Gründe angeführt, die auf eine Uebereinstimmung Odrs mit Odin hinweisen, wie auch zwischen Freyja und Frigg eine gewisse Uebereinstimmung herrscht. Indessen sind ihre Begriffe und Namen schon in den alten Edden selbst auseinander gehalten und wir sind nicht mehr berechtigt, sie zu identificiren. Im günstigsten Falle kann die Kritik ermitteln, dass in einem ältern Zeitraume, bevor die Lehre von Odin sich in ihrer ganzen

Schärfe ausbildete, Odr und Odin noch im Begriff und Namen eines Naturgottes zusammen fielen. So wie uns aber in den Edden die beiden Namen und Begriffe vorliegen, sind sie einander nicht nur unähnlich, sondern bilden sie sogar einen Gegensatz. Odin ist zwar der höchste der Götter, aber ein böser Gott, weil er nur in der bösen Zeitlichkeit herrscht und zur Strafe seiner Sünden im grossen Weltbrande mit untergehen muss. Odr dagegen, der Verlorene, der gesucht, aber nicht wiedergefunden wird, ist das gute Princip, welches eben durch das böse in Odin während der Zeitlichkeit vertrieben worden ist. Gott ist gut, das Gute. Vergl. meinen Odin S. 113. Dasselbe ist auch wohl Otur, den nach der jüngern Edda 39. die Götter ermorden, indem er die Gestalt einer Fischotter angenommen hat, und dessen Mord sie dadurch sühnen müssen, dass sie sein Otterfell ganz mit Gold füllen. Dieses Gold ist der berühmte Nibelungenhort, der Güter höchstes, aber auch er muss in Folge der Sünden aller derer, die ihn besitzen, für immer verschwinden.

Es liegt nun nahe, hier auch an den guten Gott Baldur zu denken, der zwar für einen Sohn Odins gilt, aber den schroffsten Gegensatz zu ihm bildet, indem bei ihm nur Reinheit und Gerechtigkeit ist, weshalb er auch die böse Zeitlichkeit frühe verlassen muss und durch heimtückischen Mord hingerafft wird, wogegen ihm aber verheissen ist, er werde, wenn erst die böse Zeitlichkeit ihr Ende erreicht habe und Odin selbst vernichtet sey, aus seinem Todesschlafe wieder erwachen und, wie bisher der böse Odin eine böse Welt regiert habe, als guter Gott künftig eine gute Welt und einen neuen Himmel regieren.

Jedenfalls ist der Sinn des räthselhaften Mythus von Freyja und Odr kein anderer als: die Göttin sucht das während der Zeitlichkeit für immer verlorene Gute, was erst nach dem Untergange der Welt wiederkommen kann. Wahrscheinlich trägt sie selber Schuld an diesem Verlust und in die Sehnsucht ihres unermüdeten Suchens mischt sich Reue. Dass ihre Thränen zu Golde werden, scheint darauf hinzudeuten, sie sey vielleicht die rings um die Erde wandelnde Sonne. Sollte man nicht Odr mit dem räthselhaften Glenur identificiren dürfen, der die Freude (vielleicht die Seligkeit in der ersten

Unschuldszeit) bedeutet und mit dem nach der jüngern Edda 11. die Sonne vermählt wurde? Seiner wird nicht weiter gedacht, aber von der Sonne heisst es, sie sey wegen ihres Hochmuths zum Wandel um die Erde verurtheilt worden.

Von einer Schuld der Sonnengöttin selbst finden sich noch Spuren im deutschen Märchen, denn wahrscheinlich ein Mythus von der Freyja verbirgt sich in der Oberpfälzer Volkssage von der Königin Freid, Schönwerth II. 313. Ihr Gemahl heisst Woud, das weist auf Odur hin. Die Königin Freid soll der Frauen schönste gewesen seyn. Besonders werden ihre reichen und langen Haare gepriesen. Um die Hüften trug sie den „endlosen Gürtel", gewiss eine sehr merkwürdige Vorstellung, welche vielleicht auf den Lauf, wie das Haar auf die Strahlen der Sonne Bezug hat. Trotz ihrer Schönheit fürchtete sie ihrem Gatten noch nicht zu genügen und bestellte sich bei den kunstreichen Zwergen ein Halsband, dem die Kraft innwohnte, alle Herzen zu bezaubern. Zum Lohn aber musste sie allen Zwergen ihre Gunst gewähren. Durch den neuen Schmuck fesselte sie nun ihren Gatten ganz an sich, bis er einmal erfuhr, um welchen Preis sie denselben erlangt habe, worauf er entrüstet sie verliess. Als sie erwachte, fand sie ihn nicht mehr, aber auch ihr Halsschmuck war verschwunden und im tiefsten Jammer eilte sie dem entflohenen Gatten durch alle Länder nach, ohne ihn zu erreichen. Die Thränen, welche sie vergoss, wurden zu Perlen. Endlich nach langen Jahren fand sie den Gatten wieder, er gab ihr den Schmuck zurück und nahm sie wieder zu sich, weil er in der ganzen Welt keine Schönere gefunden hatte als sie.

Hier ist in dem Halsschmuck Brisingamen und in dem Perlen weinen das Gold weinen der Freyja unverkennbar.

Freyja's Thränen wurden zu Gold. Dieser mythische Zug findet sich oft in deutschen Volksmärchen wieder, wenigstens annähernd. Wie Freyja die Goldthränen weint, indem sie in traurigem Zustande durch die Welt irrt, so ist es auch eine im Verbannungszustande als arme Gänschirtin lebende Königstochter mit leuchtenden Augen und goldnem Haar, welche nach Grimms Märchen Nr. 79. Perlen weint. Man muss sich unter ihr die schöne Sonne im winterlichen Banne denken als Mutter Gans. Perlen weint auch das arme Fischermädchen,

Angelegenheiten ein Ohr geliehen habe, doch unter noch ſchlimmern Bedingungen, als ſogar der Vertrag vom 6 Jul. 1827 ausgeſprochen hatte, nämlich: „1) Morea ſolle einen von der Pforte ernannten Hoſpodar erhalten; 2) Griechenland müſſe ſich nur auf dieſe Halbinſel beſchränken; 3) habe es jährlich einen ſtarken Tribut zu bezahlen; und dürfe 4) weder eine Land- noch eine Seemacht halten, noch eine Nationalflagge oder ſonſt ein Abzeichen von Unabhängigkeit führen. — Als hierüber wieder eine Zuſammenkunft der Bevollmächtigten der drei Mächte in London gehalten wurde, konnte nur Ein Mitglied der Conferenz, hierin eine befriedigende Einwilligung in den Vertrag von London wahrnehmen, die andern beiden ſchwiegen, und zogen vor, vorläufig die Dinge die da kommen ſollten abzuwarten; bis endlich der zehnte Artikel des Friedensvertrags von Adrianopel den ſeit Jahren beſtandenen gordiſchen Knoten der Triple-Allianz in Einem Zuge zerhieb.“

Um dieſe intereſſante Ueberſicht der Verhandlungen, ſo weit ſie zur Geſchichte des Jahres 1829 gehören, noch vollſtändiger zu machen, führen wir noch folgende Data an. Während in London der engliſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, unter dem unmittelbaren Einfluß Wellingtons, mit dem ruſſiſchen Geſandten, Fürſten Lieven, (deſſen geiſtreiche Gemahlin der Politik auch nicht fremd geblieben ſeyn ſoll) und dem genialen Grafen Matuſchewitſch, der am 27 Januar 1829 als außerordentlicher Geſandter Rußlands nach London kam, ſo wie mit dem franzöſiſchen Geſandten, Fürſten von Poliguac, unterhandelte, befanden ſich die bei der Pforte accreditirten Geſandten der drei Mächte, welche Conſtantinopel verlaſſen hatten, Herr Stratford Can-

die zuletzt Königin wird, in einem Märchen bei Curtze, Volksüberlieferungen S. 113. Sie weint nicht nur Perlen, sondern mit jedem Worte fallen ihr auch Blumen aus dem Munde und wohin sie immer auch tritt, steht sie auf grünem Rasen. Das scheint sich auf die Sonnenwirkung in der Vegetation zu beziehen. Perlen weint auch ein Mädchen in Ziskas Volkssagen 38. Dem guten Mädchen fällt Gold, dem bösen fallen Kröten aus dem Munde in einem Märchen bei Grimm Nr. 13. In einem andern Nr. 55. spinnt eine arme Müllerstochter lauter Gold. Das kommt auch in einem schwedischen Märchen vor bei Cavallius S. 120.

Das schöne Hyndlulied der alten Edda charakterisirt uns die Göttin Freyja am besten, indem sie, die Liebesgöttin, echt weiblich mit ihrer ganzen zärtlichen Sorge und zugleich mit einer durch die Furcht gebotenen List und Verschlagenheit der unbestechlichen Hyndla gegenüber gestellt wird, einer urweltlichen und allwissenden Riesin. Freyja wünscht von derselben zu erfahren, wer ihres Lieblings Ottar Vorfahren sind, angeblich wegen eines Rechtsstreites. Die Riesin lässt ihr aber Verachtung blicken und gibt ihr zu verstehen, sie wisse wohl, dass Ottar ihr Buhler sey. Freyja entschuldigt sich, es handle sich gewiss nur um ein Erbe und sie verwende sich für den jungen Mann auch nur, weil er ihr immer so fleissig geopfert habe. Die Riesin willfahrt ihr nun und gibt ihr das lange Register der Ahnen Ottars, eine ganze Kosmogonie und schliesst mit einem Seherblick über die Zeitlichkeit hinaus, hinweisend auf einen andern Gott, mächtiger als der höchste ein der Zeitlichkeit, den sie aber zu nennen nicht wagt und von dem sie nur sagt, man werde ihn erst erkennen, wenn Odin mit dem Wolfe kämpfe, d. h. am Ende der Zeit. Nachdem die Prophetin das alles verkündet hat, ist sie matt, will schlafen, und sagt der Göttin böse Worte, indem sie sie verwünscht, in thierischer Liebesbrunst einherzulaufen. Nun wird auch Freyja böse, gebraucht plötzlich ihre Macht, lässt Feuer rings um die Höhle der Riesin lodern und verwünscht sie zu gleicher Liebesgluth, wenn sie ihr nicht den Trank der Erinnerung für ihren Ottar gäbe, damit derselbe die lange Ahnenreihe im Gedächtniss behalte. Durch die grosse Hitze aber sieht die Riesin sich gezwungen ihr den Trank zu geben.

In sehr interessanten Volksmärchen auf der Insel Island, welche Maurer in seinen isländischen Volkssagen an Ort und Stelle aufgezeichnet hat, sind uns bedeutsame Mythen von der Freyja und Odur erhalten.

Es war einmal ein Königssohn, welcher Linus hiess, von grosser Schönheit. Als er aber zwanzig Jahre alt war, verschwand er und wurde nicht mehr gefunden. Nun wohnte unfern von der Königsburg ein unschuldiges Mädchen in einer armen Hütte, des verlorenen Prinzen Milchschwester als Tochter seiner Amme. Das Mädchen trauerte nicht nur um ihn, sondern war auch muthig genug, ihm zu folgen, um ihn überall zu suchen. Ihre Mutter gab ihr einen Garnknaul mit, den sie vor sich herrollen solle und der ihr den Weg zeigen würde. Da blieb der Knaul endlich vor einer rauhen Felsenwand liegen, das Mädchen suchte und suchte, bis sie einen Eingang fand, und siehe, drinnen im Berge lag der schöne Linus in tiefen Schlaf versunken. Da sie ihn nicht wecken konnte, lauschte sie lange, bis ein unholdes Riesenweib daherfuhr und zwei Schwäne herbeirief, deren Gesang den schönen Linus weckte. Darauf frug ihn die Unholdin, ob er ihr seine Liebe zuwenden wolle? und liess ihn, als er sich weigerte, wieder in Schlaf sinken. Als die Alte fort war, blieben die Schwäne zurück und das Mädchen bewog sie, den Linus wieder zu wecken. Er erwachte und war hoch erfreut, seine liebe Milchschwester wiederzusehen. Um mit ihr aus dem Berge zu entkommen ersann nun Linus eine List, stellte sich zärtlich gegen die Unholdin, entlockte ihr das Geheimniss ihrer Macht, vernichtete dadurch sie und ihren noch furchtbareren Riesenbruder und entkam mit dem geliebten Mädchen auf einem Zauberbette, das mit ihnen durch die Luft in die Heimat flog. Maurer S. 277. Dass die Liebende den verlorenen Geliebten sucht, passt auf Freyja. Der Garnknaul mahnt an die spinnende Göttin. Der Name Linus überrascht hier. Ist er aus dem deutschen Worte Glen, Glanz entstellt, oder sollte man gar an einen Nachklang des Linos denken müssen?

Ein anderes isländisches Märchen bei Maurer S. 284. enthält noch mehr von Freyja. Eine Herzogin, die lange kinderlos blieb, wurde von drei schwarzen Schwestern (den Nornen) angewiesen, einen Fisch zu essen. Hierauf bekam sie eine

Tochter, der jene Schwestern den Namen Mardöll (ein Beiname der Freyja) gaben, die sie so schön wie die Sonne machten und deren Thränen zu Golde wurden. Aber der Tisch war nur für zwei Schwestern gedeckt worden, die dritte musste stehen und fluchte daher dem neugeborenen Mädchen, dass sie an ihrer Hochzeit in einen Sperling verwandelt werden und nur je eine Stunde das Sperlingskleid ablegen sollte. Als sie heran gewachsen ist und heirathen soll, wird ihrem Bräutigam eine falsche Braut untergeschoben und sie selbst in einen Sperling verwandelt. Der Bräutigam ist aber misstrauisch und gibt der falschen Braut eine Ohrfeige. Da weint sie, aber nur Wasser, kein Gold. Daran erkennt der Bräutigam vollends den Betrug. Aber die falsche Braut bittet Mardöll um Hülfe und diese ist so mitleidig, in der Stunde, in der sie wieder Mensch wird, für sie Gold zu weinen. Der Bräutigam aber belauscht sie, verbrennt das Sperlingskleid und kommt nun in den Besitz der rechtmässigen Braut. Der Fisch und der Sperling sind Attribute der Liebesgöttin und Freyja's Goldthränen aus der Edda bekannt.

Ein Beiname der wandernden Freyja ist Syr. Das ist das altindische Surya, die Sonne. Darnach ist auch Syrien, (das Land der Sonne) benannt. Vgl. Humboldts Kosmos III. 207.

Bei Saxo Gramm. VII. 125. hat sich eine Sage erhalten, in deren keuscher Heldin Syritha vielleicht Freyja unter dem Namen Syr wieder zu erkennen ist, um so mehr als bei Saxo Syritha's Freier Othar heisst, was ganz derselbe Name ist, wie nach der Edda der von Syr gesuchte Odur. Nur tritt bei Saxo nicht die Treue des Weibes, sondern vielmehr die Keuschheit der Jungfrau an's Licht. Syritha ist so männerscheu und zugleich so stolz, dass sie sich vermisst, nur den zu heirathen, der sie bewegen würde ihn anzusehen. Sie sieht aber niemals einen Mann an, sondern schlägt die Augen beständig in strenger Zucht und Scham zu Boden. Der Jüngling Othar bemüht sich vergebens um sie und muss sie endlich verlassen. Nun aber wird sie von einem Riesen gefangen, der ihr das Haar zu einem gordischen Knoten verwirrt. Othar befreit sie, aber sie sieht ihn immer noch nicht an. Er muss sie abermals verlassen. Sie geräth in die Gewalt einer Riesin, deren Ziegen sie hüten

muss. Othar befreit sie wieder, erhält aber immer noch keinen Blick von ihr. Sie trennen sich von Neuem; durch Zufall aber kommt Syritha zu Othars Mutter und tritt bei ihr als Magd in Dienste. Da stellt sich Othar, als wolle er eine andere heirathen, veranstaltet die Hochzeit und lässt sich beim Schlafengehen mit der angeblichen Braut von Syritha leuchten. Es ist gar keine Braut da, was aber die Jungfrau nicht merkt, weil sie kein Auge vom Boden erhebt. Sie bleibt nun so lange mit dem Lichte stehen, bis es ihr auf die Finger brennt. Da wird sie von Othar ermahnt, auf ihre Hand Acht zu haben, und jetzt erst wirft sie ihm den ersten Blick zu, erkennt dass sie mit ihm allein ist und entschliesst sich, nun selbst seine Braut zu werden. Wilhelm Müller erinnert in Haupts Zeitschrift III. 51. mit Recht an die Symbolik des Haares, dessen Verwirrung auch in den Sagen von Frau Holle vorkommt und die Zerstörung der Vegetation durch die herbstlichen Stürme, sowie das Abschneiden des Haares die Ernte bedeutet. Auch Syritha's niederer Magddienst deutet auf die Knechtschaft der Natur im Winter und das Niederschlagen der Augen bezieht sich deutlich auf den tiefen Sonnenstand im Winter. Neben dieser schönen Mythe von der jungfräulichen Syritha gab es wohl noch eine andere von der verwittweten Syr, die ihren verlorenen Gatten sucht. Vielleicht ist hier auch an die verlassene Sydrat im deutschen Heldenbuch zu denken, deren Gemahl Otnit im Berge vom Drachen umgebracht ist.

6.

Die ruhelos wandernde Bertha.

Hermann Harrys hat in seinen Niedersächsischen Sagen Nr. 1. 3. 4. 5. sehr merkwürdige Volksüberlieferungen von den drei Schweckhäuser Bergen und vom Seeburger See bei Göttingen mitgetheilt. An diese drei Berge knüpft sich uralter heidnischer Cultus. Es soll einst hier ein riesenhaftes hohles Götzenbild gestanden haben, welches dem Volk orakelte. Dem sey wie ihm wolle, so wird noch jetzt am ersten Oster-

tage aus den umliegenden Dörfern zu den drei Bergen gewallfahrtet. Innerhalb der Berge wimmelt es von Zwergen, von deren friedlichem und humoristischem Verkehr mit den Menschen mehrere Sagen mitgetheilt werden. Auch voller Schätze sind die Berge. Desgleichen blüht auf ihnen eine purpurrothe Glücksblume. Natürlicherweise darf da auch die verwünschte Jungfrau nicht fehlen. Das alles deutet darauf hin, dass hier einst die Sonnengöttin verehrt wurde.

Die Sage meldet, die verwünschte Jungfrau heisse Bertha und sey die Tochter des letzten Herrn von Schweckhausen gewesen, dessen Burg auf dem langen Berge gestanden habe. Um diese wegen ihrer Schönheit berühmte Bertha, heisst es weiter, warb der böse Graf Isang. Sie wies ihn ab, aber seine Mutter, die eine grosse Zauberin war, verwünschte die Jungfrau, dass sie niemals einen andern Mann heirathen solle, und bannte sie in den nahen Wald, um darin alle Nächte ruhelos zu wandern. Nur am Tage war es ihr vergönnt, auf einer Steinklippe auszuruhen. Während sie dieser schweren Busse unterworfen wurde, führte Graf Isang ein wüstes Leben und verführte eine Nonne, ohne zu wissen, dass es seine eigene Schwester sey. Da setzte ihm einmal sein Koch einen silberweissen Aal vor und als er davon gegessen hatte, verstand er die Sprache aller Thiere. Die Hühner und Gänse im Hofe und die Spatzen und Tauben auf dem Dache redeten aber von nichts als von seinen Freveln und wie seine Burg noch vor Sonnenuntergang zusammenstürzen werde. Da bestieg er sein Ross und floh davon. Der Koch, der ohne Erlaubniss auch von dem Aal gegessen, also auch der Thiere Reden gehört hatte, entfloh mit, wurde aber vom zornigen Grafen erschlagen. Am Abend sah Isang aus der Ferne zu, wie sein Schloss im Seeburger See unterging, beschloss hinfort Busse zu thun und ging in das Kloster Gieboldehausen. Lange nach seinem Tode, ein Jahrhundert nach dem andern wanderte Bertha noch immer fort, alle Nächte vergebens ihre Arme nach Hülfe und einem Erlöser ausstreckend. Einmal erbarmte sich ihrer ein Ritter und nahm sie mit auf sein Pferd. Den brachte sie dahin, dass er auszog, um den Tod zu suchen, der die ruhelose Bertha erlösen könne. Der Ritter fand auch den Tod, der ihn zur Bertha zurückschickte und ihr ankündigen liess, ein noch

lebender Mann werde bald sterben, dessen Wittwe aber einen andern heirathen und einen Sohn bekommen, welcher Priester werden und sie durch seine erste Predigt erlösen würde. Als nun die Zeit gekommen war, hörte wirklich ihr Bann auf und sie kehrte unter die Menschen zurück, denen sie aber gänzlich fremd geworden war. Sie lebte nur noch ein Jahr und wurde unter der Steinklippe begraben, auf der sie sonst den Tag über geruht hatte.

In dieser Sage hat sich wahrscheinlich ein sehr alter Mythus von der Göttin Perchta erhalten, wenn auch entstellt.

Die umherirrende Bertha findet sich noch in andern deutschen Sagen. Auf der Hasenburg bei Tergelow geht um Mitternacht das Fräulein Bertha um, klagend um ihren Geliebten, den sie selbst unwissend durch einen von ihrem bösen Vater bereiteten Trunk vergiftet hatte. Freyberg, Pommerns Sagen Nr. 18. In Tirol glaubt man, die Perchtel sey die Frau des Pilatus und müsse bis zum jüngsten Tage umgehen. Zingerle, Sitten aus Tirol S. 51. Im Spessart glaubt man, der Königinbrunnen zwischen Eschau und Wildensee sey aus den Thränen einer Königin entstanden, die allein und mit zerrissenen Kleidern im Walde umhergeirrt sey, nachdem ihr Gatte im Kriege gefallen und ihre Kinder gefangen worden seyen. v. Herrlein, Spessart 212. Im Walde bei Fulda liegt ein Stein, den Frau Holle mit ihren Thränen um den verlorenen Mann erweicht haben soll. Wolf, Hess. Sagen Nr. 12. v. Herrlein, Spessart 182. Ein eben solcher Stein auf der Brauburg, Rochholz, I. S. 242. und bei Bechstein, Thüringer Sagen IV. 98.

7.

Rückblick auf die Klage der Ceres, Isis und Venus.

In den Mysterien der Griechen und Aegypter, wie auch der vorderasiatischen Völker spielt die Wehklage um den sterbenden Gott, wie wir früher schon erkannt haben, eine Hauptrolle, ja das grosse Todtenfest wurde vorzugsweise durch die Klage charakterisirt. Mit der Klage verband sich aber

die Sehnsucht nach dem Verlorenen und die Begierde, ihn wiederzufinden.

Das Suchen des geliebten Todten kommt in zweierlei Formen vor, die aber in einander übergehen. In den cerealischen Mysterien, in der Symbolik der Eleusinien ist es die Mutter Demeter oder Ceres, die ihre verlorene Tochter Persephone sucht. Ich wiederhole hier kurz den bekannten Mythus, damit man ihn mit dem von der Isis bequemer vergleichen kann.

Persephone (lat. Proserpina), die liebliche Tochter der Ackergöttin Demeter (Kore, Ceres) war mit ihren Gespielinnen im Freien und pflückte Blumen. Da wurde sie durch eine blendende Narcisse verlockt und als sie darnach greifen wollte, öffnete sich vor ihren Füssen die Erde und Pluto fuhr auf seinem Wagen mit vier schwarzen Rossen herauf, raubte sie und verschwand mit ihr. Ihre Gespielinnen blieben jammernd zurück. Am meisten aber jammerte die Mutter Demeter und durchirrte die ganze Erde, um ihre Tochter zu suchen. Um auch bei Nacht zu sehen zündete sie sich zwei Fichten am Feuer des Aetna an. Endlich wendet sie sich zum allsehenden Sonnengott und dieser verkündet ihr, wo ihre Tochter sey und dass dieselbe nach der Götter Rathschluss nie zurückkehren dürfe. Da will die trostlose Mutter von den Göttern nichts mehr wissen und geht unerkannt unter die Menschen. Freundliche Mädchen in Eleusis laden sie zu sich ein und die Mutter derselben, Metaneira, nimmt sie gütig auf. Aber sie bleibt stumm und trostlos, bis Jambe (die auch Baubo heisst) sie durch possenhaftes Aufheben ihres Gewandes unwillkürlich lachen macht. Dabei aber wird ihr mütterliches Gefühl so lebendig, dass sie, anstatt der verlorenen Tochter das jüngste Kind ihrer gastfreundlichen Wirthin, den kleinen Demophoon, als Wärterin pflegt, ja sie gewinnt ihn so lieb, dass sie ihn heimlich bei Nacht ins Feuer legt, um ihn unsterblich zu machen. Aber Metaneira kommt dazu, schreit laut auf und entreisst ihr das Kind, wodurch der Zauber des Unsterblichmachens gestört wird. Unterdess ist bei der langen Abwesenheit der Göttin in der ganzen Welt Misswachs und Hunger eingetreten, so dass man nicht einmal mehr den Göttern Früchte opfern kann. Da sendet Zeus zu ihr nach Eleusis und lässt sie bitten zurückzukehren. Sie will nicht. Die Götter kommen

selbst und bitten sie. Dennoch schwört sie, die Unfruchtbarkeit der Erde solle fortdauern, bis sie ihre Tochter wiedersehen werde. Nun bleibt dem Zeus nichts übrig, als dem Pluto zu befehlen, er solle die Persephone wieder ausliefern. Nach einem Gesetz der Unterwelt muss jeder darin bleiben, der einmal in derselben etwas gegessen hat, und Persephone ist verlockt worden, eine Granate zu essen. Da bewegt endlich Zeus die Demeter, zufrieden zu seyn, wenn ihre Tochter nur die Hälfte des Jahres bei ihr auf der Oberwelt zubringe, die andere Hälfte aber bei ihrem Gemahl in der Unterwelt bleibe. Nun auf einmal wird die Erde wieder fruchtbar, denn Demeter schenkt dem Triptolemos, ältestem Sohn der Metaneira, einen mit Drachen bespannten und mit Waizen beladenen Wagen, um durch alle Länder zu ziehen und den Segen der Saaten zu spenden. Zu Eleusis aber wurde seitdem jährlich das grosse Fest der Demeter gefeiert. Das sind die berühmten Eleusinien. Vgl. Claudians Raub der Persephone, Homers Hymnus auf Demeter, Ovids Met. V.

Das Fest wurde nur von Frauen gefeiert und bei Todesstrafe durfte kein Mann zugegen seyn. Auch durften die eingeweihten Frauen das Geheimniss der mystischen Lehre nicht verrathen, die in der Feier und in dem ganzen Märchen von der Persephone verborgen lag. Der Sinn derselben war ein doppelter: Geburt und Wiedergeburt durch Vermittlung der Weiblichkeit. Persephone bedeutet einmal das Saatkorn, welches unter die Erde versenkt wird und doch wieder zu Tage kommt *(proserpere,* hervorspriessen). Zweitens aber bedeutet sie auch die menschliche Seele, welche, obgleich der Leib unter der Erde verschwindet, zu einem neuen Leben wieder geboren werden soll.

Der ägyptische Mythus von der Isis hat die grösste Aehnlichkeit mit dem griechischen von der Persephone. Die Klage um den Todten und das Suchen nach ihm stimmt ganz überein und wenn auch in der gewöhnlichen Auffassung Isis nicht wie Demeter ihre Tochter, sondern ihren verlorenen Gatten sucht, so gab es doch auch noch eine zweite Auffassung, nach welcher Osiris nicht als Gatte, sondern als junges Kind der Isis gedacht wurde. Die Mutter sucht den verlorenen Knaben und findet ihn frohlockend wieder. Minutius Felix, Octav. 21.

So wird auch, wie schon erwähnt, Dionysos, der sonst als reifer Mann erscheint, in besondern Mysterien als der kleine Knabe Jakchos aufgefasst. Der Sinn bleibt immer derselbe, ob die Mutter das Kind, oder die Gattin den Gatten sucht.

Der gewöhnliche Mythus von der Isis, wie ihn uns hauptsächlich Plutarch in seiner Isis aufbewahrt hat und den wir hier zur Vergleichung beiziehen müssen, ist kurz folgender. Osiris und Isis, die Kinder derselben Mutter Rhea, lieben sich schon im Mutterleibe, wie sie sich auch noch nach dem Tode lieben sollen. Sie kommen als das glücklichste Ehepaar auf die Welt und beglücken auch alles um sich her, er durch weise Gesetze, sie durch Ackerbau und reiche Ernten. Daher der Segen des Nilthals, wo sie zuerst verweilten. Osiris aber wollte auch die übrige Welt beglücken und ging deshalb mit zahlreichem Gefolge in die Welt hinaus. Unterdess regierte Isis über Aegypten allein und obgleich des Osiris böser Bruder Typhon sie zu verführen trachtete, wies sie ihn doch herzhaft ab und Osiris kehrte zurück. Nun aber schaffte ihn Typhon mit arger List aus der Welt. Er liess nämlich einen prächtigen Kasten verfertigen, welcher dem gehören sollte, der mit seinem Leibe grade hineinpassen würde. Keinem passte er, bis Osiris sich hinein legte, und kaum war er drin, so schloss Typhon den Kasten zu und stürzte ihn in den Nil, in welchem er fortschwamm. Isis jammerte laut und wollte nicht ruhen, bis sie ihn wiederfände. Endlich fand sie ihn im Schilf am Ufer des Meeres bei der Stadt Byblos, wo der Kasten angeschwemmt und von einer Erikastaude überwachsen war, aber Osiris ist todt und Isis sass traurig an den Mauern von Byblos. Da kamen Mägde der Königin heraus, trösteten sie mitleidig. Sie aber flocht ihre aufgelösten Haare und salbte sie. Davon nahmen die Mägde einen solchen Wohlgeruch mit, dass die Königin darüber erstaunt, die Fremde rufen liess und sie zur Amme ihres Söhnchens nahm. Als Isis einmal bei Nacht das Kind in Feuer badete, um es von allem Irdischen zu reinigen, bemerkte es die Königin und entsetzte sich. Isis aber offenbarte sich in ihrer Göttlichkeit unter Blitz und Donner, schritt hinaus, öffnete jetzt erst den Kasten und nahm den Leichnam ihres Gatten mit, um bei ihm zu ruhen, wie sie im Leben gethan hatte. Der ältere Sohn des Königs sah einmal dabei zu,

aber ein Blick der Göttin tödtete ihn. Er hiess Maneros und von ihm erhielten die Klagelieder denselben Namen. Isis brachte den Leichnam ihres Gatten nach Aegypten zurück, wo Typhon ihn nochmals raubte, in Stücke schnitt und wieder ins Meer warf.

Man sieht, das Ganze ist eine Allegorie des Todes und Grabes, in Hinweisung auf die Fortzeugung des menschlichen Geschlechtes. Osiris hat sich im Tode wie im Leben der Menschheit geopfert, damit sie auf Erden fortdauere und nach seinen Gesetzen lebe. Isis harrt seiner und das motivirt die nie endende Klage an seinem Todtenfeste. Er ist das Vorbild aller Sterbenden auf Erden, sie das Vorbild aller Ueberlebenden und Verbürgerin des Wiedersehens. Das und nichts anderes ist der Sinn der Isismysterien, wie der Eleusinien und der Todtenklage des Adonis.

Daher die Wehklage der Isis bei jedem Todesfalle im alten Aegypten wiedertönte. Die Hinterbliebenen identificirten sich mit der um den todten Gott klagenden, aber seines Wiedersehens harrenden Göttin. In einem ägyptischen Mumiensarge hat man eine grosse Papyrusrolle gefunden, die jetzt im königlichen Museum zu Berlin aufbewahrt wird und auf welcher jene rührende Wehklage der Isis geschrieben steht, als ein Segen und eine Verheissung dem Todten, als ein Trost und eine Hoffnung den Hinterbliebenen. Aus der Uebersetzung von Brugsch, Adonisklage S. 22. hier nur einige Stellen: „Kehre wieder, kehre wieder! denn die, welche dir feindlich waren, sind nicht mehr da. Ach, schöner Helfer, kehre wieder, damit du mich schaust, deine Schwester, die dich liebet! Nahst du mir nicht? schöner Jüngling, kehre wieder! Ich sehe dich nicht, mein Herz ist betrübt um dich, meine Augen suchen dich. Ich irre umher nach dir, um dich zu schauen, du schöner Gebieter, um dich zu schauen, den Strahlenden. Komme zu deiner Geliebten, zu deiner Schwester, zu deinem Weibe, zu deiner Mutter. Ach, herrlicher König, kehre wieder!“ etc. Die Worte wiederholen sich, wie in den christlichen Litaneien.

Was uns nun von der griechischen Wehklage um Adonis erhalten ist, kommt zwar nur in den Umschreibungen von Dichtern vor, bei Theokrit, Bion und Moschus, hält aber noch

ning, der engliſche, Marquis von Ribeaupierre, der ruſſiſche, Graf Guilleminot, der franzöſiſche, zu Neapel, wo ſie am 15, 16 und 17 Januar angekommen waren, um die Ereigniſſe einſtweilen abzuwarten. Hier trat an Stratford Cannings Stelle Sir Robert Gordon. — In Conſtantinopel ſelbſt wurde nichts deſtoweniger die Unterhandlung fortgeſetzt. Am 1 Januar kam daſelbſt Herr Joubert, franzöſiſcher Commiſſär, und ein ruſſiſcher Parlamentär an, allein ſie richteten gegen die Hartnäckigkeit der Pforte, die zuletzt immer auf die Hülfe Englands hoffte, ſo wenig etwas aus, als die Bemühung des niederländiſchen Geſandten van Zuylen, der für Frankreich und England, und des däniſchen Reſidenten von Hübſch, der für Rußland unter der Hand den Vermittler machte. Die Pforte nahm keines von den nach einander aus London ankommenden Protokollen an, und gab nur ſo weit nach, daß ſie einſtweilen die Neutralität Morea's anerkannte und keine Truppen mehr dahin ſchickte, weil ſie alle ihre Streitkräfte gegen die Ruſſen brauchte. Sie erkannte aber keineswegs damit auch die Unabhängigkeit Morea's an. Erſt die kriegeriſchen Erfolge der Ruſſen veränderten den Stand der Dinge und gaben den Unterhandlungen durch den Frieden von Adrianopel eine neue Wendung. Wir richten nun unſere Blicke auf den Krieg, um ſpäter zu den Unterhandlungen zurückzukehren.

---

ganz den nämlichen Ton, wie die Klage um Osiris, so dass wir kaum zweifeln können, jene Dichter sind einer landüblichen Litanei gefolgt. Die griechische Liebesgöttin Aphrodite wird von Bion in seiner Todtenfeier des Adonis also angeredet:

Klage, Gesang, um Adonis: verblüht ist der schöne Adonis!
Wehe, verblüht ist Adonis! So klagen mit uns die Eroten.
Nicht auf Purpurgewand, o Kypria, schlummere ferner;
Hebe dich schwarz umhüllt, Unglückliche! schlage die Brust dir!
Wehe da liegt Adonis —
Auch die Rose der Lippen verwelket ihm; und um die Lippen
Stirbt auch selber der Kuss, dem Kypris niemals entsagte.
Kypris liebt auch den Kuss des nicht mehr lebenden Jünglings,
Doch nicht weiss es Adonis, dass sie im Tod ihn geküsst hat.
Klage, Gesang, um Adonis, mit uns wehklagen Eroten.
Wehe, Weh dir Kythereia, verblüht ist der schöne Adonis.
Echo ruft entgegen: Verblüht ist der schöne Adonis!

Vergl. die 15. Idylle des Theokrit.

8.

Die Bedeutung einiger deutscher Pfingstlieder.

Die Erinnerung an die schmerzlichen Klagen der Isis um den verlorenen Osiris, der Aphrodite um den verlorenen Adonis erklären uns die seelenvolle Klage in alten Volksliedern, die hin und wieder noch in Deutschland gesungen werden. Es sind Frühlingslieder, welche nur noch von Kindern zu Pfingsten gesungen werden, und die Klage der Sonne um den Sommergott, den sie im Winter verloren hat, und die Wonne seines Wiederfindens im Frühling enthalten. Der Tod des Sommers geht aber in der heidnischen Erinnerung der Deutschen immer parallel dem Tode Baldurs und jede Pfingstfeier ist nur ein Vorbild der grossen Wiedergeburt in der Ewigkeit.

In Strackerjans Aberglauben und Sagen aus dem Oldenburgischen II. 48. sind Pfingstlieder abgedruckt, welche noch im Städtchen Vechta gesungen werden. Der Ort ist zu Pfingsten mit Kränzen geschmückt und in der Mitte hängt eine prächtige Krone von Blumen und Bändern, unter welcher ein

Reigen getanzt und gesungen wird. Der Inhalt des Liedes ist: eine sehnsüchtig Liebende sucht den verlornen Geliebten:

Jammer, Jammer über Jammer!
Hört, was ich euch sagen will.
Ich hab' verloren meinen Schatz.
Macht auf, macht auf den Gartenplatz.
Ich will gehen und will stehen,
Wo ich ihn nur treffen kann.

Nun findet sie ihn und das Lied, das im Chore gesungen wird, fährt fort:

Freude, Freude über Freude!
Hört, was ich euch sagen will.
Ich hab' gefunden meinen Schatz.
Macht auf, macht auf den Gartenplatz!
Schaut 'mal an, das ist mein Schatz,
Dem fall' ich zu Füssen.

In einem zweiten Liede heisst es:

Wo ist denn der Liebste mein,
Wo soll ich ihn finden?
Gestern Abend sah ich ihn
Unter einer Linden.

Aus einem dritten Liede tönt blos die Lust des Wiederfindens und des Tanzes heraus:

Das Mädchen das muss wandern gehn,
Ei was sagt der Mai,
Ei was sagt der Mai, Mai, Mai,
Ei was sagt der Mai?
Er nahm das Mädchen bei der Hand,
Ei was sagt der Mai, etc.
Das Mädchen das muss stille stehn,
Ei was sagt der Mai etc.
Der Knabe der muss wandern gehn,
Der Knabe der muss stille stehn.
Das Mädchen das muss wandern gehn.
Sie müssen beide tanzen gehn,
Tanzen gehn,
Ei was sagt der Mai?

Die beiden ersten Lieder stehen auch schon in den Münsterischen Geschichten und Sagen von 1825. Seite 267. Sehr ähnlich lautet auch das Tanzlied bei Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein S. 485.:

Jammer, Jammer hin und her.
Ueber mich zu klagen!
Es drückt mein Herze gar zu sehr.
Ich kann es gar nicht sagen.

Mach auf, mach auf den Garten,
Ich kann nicht länger warten,
Ich muss ihn suchen an diesem Platz —
Sieh da, sieh da! da steht mein Schatz.

Nun ist alle Traurigkeit verschwunden,
Hab' ich doch mein Liebsten wiederfunden.
Meine Lieb und deine
Die küssen sich ja beide.

Auch bei Engelien und Lahn, der Volksmund in der Mark Brandenburg I. 173. kommt ein ähnliches Tanzlied vor:

Hier ist's grün und dort ist's grün
Unter meinen Füssen.
Ich hab verloren meinen Schatz,
Ich werd ihn suchen müssen.

Und Seite 177:

Wer steht denn draussen vor der Thür
Und thut so leis anklopfen? —
Es ist die Gärtnerin, steht dafür —
Was hat sie denn zu schaffen?
Schliesst auf den Kreis! —
Ei so hab' ich überwunden,
Dass ich hab' mein Schatz gefunden.

Bei Montanus, Deutsche Volksfeste I. 25. heisst es in einem Pfälzer Volksliede:

Wir wollen hinaus in den Garten,
Den Sommer zu erwarten.
Wir wollen hinter die Hecken,
Den Sommer zu erwecken.

Und Seite 31. singt ein Vogel: „Sonne“ und „Maie“. Dazu:

Der liebe Mai zieht ein
Mit Lied und Sonnenschein.
Er bringt Blümlein roth und weiss.
Er bringt Vöglein jung und alt,
Im grünen, grünen Wald.

Das alles kann man nicht anders verstehen als dahin, dass die Sonne den Mai oder Sommer sucht und aus dem winterlichen Todesschlafe aufweckt, als Vorbild der Auferstehung im Himmel.

Drittes Buch.

Die Erlösung am Ende der Zeit.

1.

Die Hoffnung auf das Jenseits der Trost im Diesseits.

Wir haben bisher die mythischen Vorstellungen verfolgt, die sich auf den Lauf der Sonne beziehen, und kommen jetzt auf die vielen andern zu sprechen, in welchen die Sonne als an einem bestimmten Punkte des verlornen Geliebten harrend gedacht ist. Dieser Punkt existirt nur in jedem Knotenpunkt des Sonnenlaufs oder in den h. Stunden der Sonnenwende und Tag- und Nachtgleiche, in welchen, der ausführlich von uns erörterten Symbolik zufolge, die Sonne still stehen und aus der Zeit Ewigkeit werden soll. Diese heiligsten Stunden des Jahres sollen inmitten der Zeit die Menschen an die Ewigkeit mahnen. Wie die Sonne selbst, so ist auch die Menschheit im Ringe der Zeit gefangen, um einst daraus erlöst zu werden, und ausruhend von den gemeinen Geschäften des zeitlichen Lebens soll der Mensch in jenen Hochzeiten des Jahres sich der Betrachtung des Ewigen zuwenden, ja soweit er es vermag schon die Freuden des Himmels vorausgeniessen. Wie wir das im Buch von den Saturnalien bereits auseinandergesetzt haben.

Sofern die in der Zeit gefangene Sonnengöttin das Ewige an sich bezeichnet, ist sie die jungfräuliche Iduna; sofern sie sich aber der Zeit zuwendet, um in derselben den Menschen ein Trost zu seyn, ihnen zu leuchten, sie zu wärmen, der Erde Fruchtbarkeit mitzutheilen, woraus den Menschen die Nahrung erwächst etc., nimmt sie einen fraulichen und mütterlichen

Charakter an. Man musste sie aber immer noch in ihrer Trennung von der Ewigkeit als Nanna, als die Wittwe des verschwundenen Baldur denken. Dass beide, Iduna und Nanna, wesentlich dasselbe sind, bezeugt ausdrücklich das Eddalied von Odins Rabenzauber 8. Insofern dürfen wir auch die Herabkunft Idunas im Wolfspelz und den Scheiterhaufen, auf welchem sich Nanna mit Baldur verbrennt, gleichermaassen als den Anfang der Zeit in der ersten Wintermitte, im ersten Solstitium denken. Trat die Sonne in die Zeit ein, so konnte es nur unter dem Sinnbild des Nordlichts in der längsten und finstersten Winternacht geschehen. Wie die Edda erzählt, schleuderte Thor in Nannas Scheiterhaufen den Zwerg Litr. Dieser ist der Genius der Farben. Die ursprünglich als reines Licht vom Himmel gekommene Iduna trat erst im Beginn der Zeit in das Farbenspectrum auseinander, und wurde insofern zur Nanna. Die aus dem Himmel Verbannte widmete von nun an ihre Sorge der Zeit und dem Raum des irdischen Daseyns.

Während nach einer Seite hin Nanna um den verlorenen Baldur klagt, wie Isis um den verlorenen Osiris, und die Sehnsucht nach ihm ihre innerste Seele erfüllt, wirkt sie nach der andern Seite hin als eine gütige Mutter, Helferin und Trösterin der Menschen. Auch schon Iduna ist als Allhelferin deshalb nicht zu verkennen, weil sie in der Edda wiederholt die Hüterin des Tranks und der Aepfel, welche die Unsterblichkeit gewähren, genannt wird. Thiodolf Hwin, der Skalde, der im 9. Jahrhundert am Hofe Harald Schönhaars lebte, nennt in den Kenningar die Iduna eine Jungfrau, welche Schmerzen heilt und auch bewirkt, dass die Asen nicht alt werden. Er nennt sie *goda dis*, d. h. die Göttin der Götter, wobei *dis* insbesondere die Bedeutung der Schicksalsgöttin hat. Vergl. Wachter bei Ersch und Gruber s. v. Idun. Das alles weist darauf hin, dass unter Iduna die ewige Verjüngung, der ewig rein bleibende Urquell, das Heiligste in der ganzen Natur wie in der sittlichen Welt, verstanden werden muss, das ewig Jungfräuliche im Wechsel aller Geburten, das reine und heilige Licht im Wechsel aller Farben, ganz so, wie auch die Griechen sich das Wesen ihrer Athene dachten.

2.

Die verwünschte, auf ihren Erlöser harrende Jungfrau.

In vielen hundert Volkssagen des weiten germanischen Gebietes begegnet uns immer und immer wieder eine verwünschte Jungfrau, schön und vornehm, unter reichen Schätzen, aber klagend, weil sie in einem Verbannungszustand leben muss und immer vergebens auf den Erlöser wartet. Kein altheidnischer Volksglaube hat bis auf die heutige Zeit so zahlreiche Spuren hinterlassen, als dieser. Es muss ihm also in der heidnischen Vorzeit eine grosse Wichtigkeit beigelegt worden seyn. Ich denke, die Zeit ist vorüber, in der sich die gelehrte Welt entweder gar nicht um die mündliche Ueberlieferung des Volksglaubens bekümmerte, oder nur ein dummes Gesicht dazu machte, worin Verachtung dessen sich ausdrückte, was man nicht verstand. Seit den Forschungen Jakob Grimms ist das Studium unseres alten Volksglaubens wissenschaftlich legitimirt und darf sich die Hoffahrt nicht mehr anmassen, nur das Studium fremder Völker zu respectiren, das des eigenen zu verachten. Damit ist aber das Dunkel, was über unserm alten Volksglauben lag, noch lange nicht beseitigt. Das Studium ist noch zu neu, und auch nicht rein geblieben von falschen Voraussetzungen. Das Wesen der altheidnischen Göttin, von der wir hier handeln, wurde bisher noch niemals richtig erkannt, die überwältigende Menge von Beweisstellen, wie ich sie im gegenwärtigen Werke vorlege, noch niemals zusammengetragen. Was einst allen tiefern und feinern Geistern der germanischen Race das Eigenste, Bekannteste und Liebste war, ist dem heutigen Geschlecht ganz fremd geworden.

Die falsche Voraussetzung war geraume Zeit, die alten Deutschen seyen ungeschlachte Barbaren gewesen. Nun beweisen aber nicht nur die alten Edden, Lieder und Sagen des Nordens noch aus heidnischer Zeit, sondern auch die noch in Deutschland erhaltenen alten Dichtungen aus der Heidenzeit, die Nibelungen, das Heldenbuch, die Gudrun etc. und dazu unzählbare Volkssagen und Märchen, die unzweifelhaft altheidnischen Mythus enthalten, sie alle beweisen uns, dass schon vor 2000 Jahren unter unsern germanischen

Vorfahren ein religiöser Glaube und eine mythengestaltende Poesie vorwalteten, die nur theils durch priesterliche Genossenschaften und Geheimbünde, theils an den Höfen der Könige und in den heroischen Genossenschaften fortgepflanzt werden konnten. Die uns noch erhaltenen Denkmäler der nordischen Skaldendichtung beweisen, in wie hohem Grade jene germanischen Heiden im Norden des Gedankens und der Sprache Meister waren, und in unsern Volksmärchen gibt sich fast durchgängig eine poetische Erfindungskraft und feine Charakteristik zu erkennen, hinter denen die Leistungen der modernen Poesie nur zu oft zurückbleiben. Es liegen uns hier geistige Schätze vor, von denen wir um so mehr Kenntniss nehmen sollten, als sie unserer Nationalität ureigen und durchaus originell sind.

Nur sehr selten haben die Sagenforscher wenigstens das Verhältniss der altdeutschen Sonnengöttin zum Kalender begriffen und hin und wieder die Gefangenschaft oder Verwünschung der himmlischen Jungfrau und ihre endliche Befreiung auf die Gefangenschaft der Natur im finstern und kalten Winter und auf deren Befreiung im lichten und warmen Frühling gedeutet. Von einem noch anderweitigen Verhältniss der Sonne zum Ganzen der Zeitlichkeit und zur Ewigkeit hat man nichts begriffen. Beide Verhältnisse bestehen neben einander und es fehlt nicht an Sagen und Märchen, in denen, was in beiden Verhältnissen verwandt erscheint, zusammengeworfen ist, so dass man nicht immer leicht zu erkennen vermag, welches Verhältniss ursprünglich gemeint ist. Denn natürlicherweise sehen sich Märchen, die nur von der Befreiung der Sonne aus der Gewalt des Winters durch den Frühlingsgott handeln, und solche, die den Verwünschungszustand der Sonne während der ganzen Zeitlichkeit ins Auge fassen und ihren Befreier erst ans Ende der Zeit versetzen, in den beiden Hauptfiguren, der verwünschten Jungfrau und dem Befreier, ziemlich ähnlich. Indessen ergibt sich, wenn man etwas schärfer zusieht, doch ein überraschendes Uebergewicht zu Gunsten des zweiten Verhältnisses, in welchem die Sonne nicht mehr zum Jahre im Einzelnen, sondern zur Zeitlichkeit und Ewigkeit im Grossen steht.

Wenn zu Johanni die Sonne am höchsten steht, dürfen

wir uns ihres Segens erfreuen und bleibt eigentlich nichts zu wünschen übrig. Wozu bedarf es denn in dieser schönen und fruchtbaren Sommerzeit der Klage einer verwünschten Jungfrau, die erlöst seyn möchte? Mit dieser Klage ist unfehlbar ausgedrückt, dass es sich um ein Leid handelt, welches nicht blos einen Winter, sondern die ganze Zeitlichkeit hindurch dauert. Damit stimmen nun auch die Volkssagen durchgängig überein. Die verwünschte Jungfrau erscheint nur in der h. Stunde der Sonnenwende, also nur in dem Moment, in welchem die Zeit zur Ewigkeit wird und die Beziehung der in die Zeit gebannten Göttin zur Ewigkeit allein erkennbar wird. Das ist der geeignete Moment, in welchem der schöne Flüchtling aus der Ewigkeit klagen darf, noch immer in die Zeit gebannt zu seyn. Die Volkssage berichtet ferner in vielen Fällen, die verwünschte Jungfrau werde nur alle sieben Jahre, sogar nur alle hundert Jahre einmal sichtbar. Das alles weist über den engen Kreis des Jahreslaufs in eine lange ferne Zeit hinaus. Auch weiss die Sage, dass sie sich nur reinen und völlig unschuldigen Jünglingen zeigt, und dass doch keiner sie hat erlösen können, weil das überhaupt kein sterblicher Mensch vermag, sondern nur ein Gott, der aus der Ewigkeit kommen wird, wenn es keine Zeit mit ihrer Sünde mehr gibt. Ausserdem zeigen uns die Volkssagen und Märchen die verwünschte Jungfrau nicht selten mit dem schlafenden Kaiser, mit dem Symbol des Bechers, des himmlischen Gartens und Jungbrunnens verbunden, so dass kein Zweifel übrig bleiben kann, es ist hier jener Himmel in der Ewigkeit gemeint.

Zuweilen heisst es, die verwünschte Jungfrau sey schwarz und könne erst durch die Erlösung weiss werden. Grimm, Hausmärchen Nr. 137. Wolf, Deutsche Hausmärchen Seite 131. 408. Das ist der Uebergang von Nacht in Tag, von Winter in Sommer, dem der Uebergang aus der bösen Zeitlichkeit in die Ewigkeit entspricht. Da die verwünschte Jungfrau ein paarmal schon halb erlöst, d. h. halb schwarz gesehen wird, hat man sie irrthümlich auf die nordische Todesgöttin Hel bezogen, die als ein böses Wesen gar nicht hierher passt.

Auf eine sehr bezeichnende Weise heisst es in Kuhns märkischen Sagen Nr. 173. von einer Gegend, namens Blumenthal, dort zeige sich die verwünschte Jungfrau, dort sey eine

herrliche Stadt einst untergegangen und dort tose auch das wilde Heer. Das bezeichnet sehr deutlich den Sieg Odins über Iduna und die Erinnerung an den Verlust des Himmels. Eine verwünschte Jungfrau lockt am Johannistag in den Berg und bietet dem Schätze dar, der sie erlösen kann. Pröhle, Harzsagen S. 50. Cæsar. Heisterb. V. 30. Sommer, Sächs. Sagen I. 19. Schambach und Müller Nr. 109. 117. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 161. 172. 208. 209. 210. Kuhn, Norddeutsche Sagen S. 23. Schaubach, Alpen III. 21.

Die Beziehung auf die Sonne ist öfter deutlich bezeichnet. Bei Meran in Tirol zeigt sich in einer Gegend, wo nach dem Volksglauben ein Sonnentempel gestanden haben soll, eine verwünschte Jungfrau und klagt. Wenn sie sich auf die Iffinger Spitz setzt, kommen Gewitter. Schaubach, Alpen IV. 75. Sehr merkwürdig ist ein lithauisches Volkslied, das noch aus der Heidenzeit stammt. Ragaina, die letzte Riesentochter, blieb, als alle Riesen die Erde verliessen, um sie den Menschen zu überlassen, allein auf einem Berge stehen. Vergebens umdrängten sie alle Riesen und beschworen sie, mitzukommen. Sie blieb allein zurück und harrte auf Litwo, den schönen Sohn der Sonne, bis er kam und mit ihr das neue Menschengeschlecht erzeugte. Jordan, Lithauische Volkslieder S. 64.

Auch der Becher der Wiedergeburt, der als h. Graal dem Naturcentrum angehört, den Bragi, Idunas treuer Begleiter, und auch St. Hülfen zum Attribute hat, kehrt in den Sagen von den harrenden Jungfrauen wieder. In einer Höhle auf der Insel Rügen sitzt eine schwarze Frau neben einem goldnen Becher und harrt vergebens auf Erlösung, weil jeder, der hinkommt, zuerst nach dem goldnen Becher greifen will und auf sie selbst nicht achtet. Temme, Volkssagen aus Pommern Nr. 212.

An den schlafenden Gott erinnert eine Sage vom Ortenstein in Graubündten. Hier nämlich werden im Innern eines Berges grosse Schätze von einer blonden Jungfrau gehütet, in deren Gesellschaft sich auch ein Greis befindet. Die Jungfrau harrt bei Sonnenaufgang an jedem Sonntag auf Jemand, der da kommen soll, verschwindet aber, wenn man sie anredet. v. Falkenstein, Kaisersagen S. 83.

Auch mit dem Apfelgarten im Naturcentrum wird die Verwünschte verbunden. In einer freilich ganz christianisirten Legende in Stöbers Alsatia 1858. S. 275. heisst es von einer Spinnerin, sie sitze in einem Obstgarten, spinne Tag und Nacht ununterbrochen fort und hüte zugleich das Obst. Einmal sey die Mutter Gottes gekommen und habe sie um einen Apfel gebeten, sey aber von der Spinnerin ausgescholten worden und habe dafür den Fluch auf sie gelegt, dass sie ewig spinnen solle.

Auch die gewöhnlich mit dem Apfelbaum verbundene Quelle wird mit der harrenden Jungfrau verbunden. Auf der Altenburg bei Illmenau in Thüringen harrt ein stolzes Fräulein, das alle Freier verachtet und nur nach einem Könige verlangt hatte, an einem Brunnen sitzend, immer noch auf den königlichen Bräutigam, der da kommen und sie erlösen soll. v. Steinau, Volkssagen S. 129. Ebenso harrt eine schöne blonde Jungfrau an dem danach benannten Maidebrunnen bei Hohenburg auf den verlorenen Geliebten. Stöber, Elsäss. Sagenbuch, S. 402. Eine ähnliche Sage von Altwindstein, das. 390. Frau Holle badet zur Mittagstunde auf dem hessischen Berge Meissner in einem See, der danach Frauhollenbad heisst. Prätorius, Weltbeschreibung I. 476. Lyncker Nr. 19. Wer sie sieht wird blind oder verrückt. Panzer II. 115. Eine weisse Frau erscheint Mittags bei Heigens und begiesst die Leute mit Wasser. Wolf, Deutsche Märchen Nr. 210. Eine andere erscheint am Ufer eines Bachs bei Prüm in der Johannisnacht, daselbst Nr. 208. Eine weisse Frau wäscht sich an der Ill im Elsass. Stöber Nr. 7. Andre Beispiele daselbst Nr. 261. Meier Nr. 10. 339. Vonbun, Beiträge S. 25. Pröhle, Unterharzische Sagen S. 78. Schambach und Müller Nr. 81. 126. Gottschalk, Ritterburgen VIII. 66. Müllenhoff Nr. 249. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Sagen Nr. 267. Ziehnert, Sachsens Volkssagen III. 291. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 129. Bei Bernburg wirft die Jungfrau ein goldnes Ei ins Wasser: wer es findet, soll sie erlösen; das. Nr. 176.

In einer niedersächsischen Sage bei Schambach und Müller S. 253. ist die verwünschte Jungfrau von lauter Katzen umgeben, was auf die Göttin Freyja hinzuweisen scheint, weil deren Attribut die Katze ist.

Merkwürdig sind die in Kuhns Norddeutschen Sagen S. 70. mitgetheilten drei Volkssagen von Jungfrauen oder Frauen, welche gewünscht haben sollen, ewig zu leben, und denen dieser Wunsch erfüllt wurde. Sie sollen noch jetzt leben und eine zu London, eine zu Danzig, die dritte zu Lichterfelde in der Kirche in einem Korbe hängen. Die in London wird nur je in der Mittagsstunde des Johannistages, auch die in Lichterfelde an einem andern ungenannten Tage mit einer Semmel, die in Danzig am Neujahrstage mit einer Oblate gespeist.

Zuweilen ist das Haar der verwünschten Jungfrau verwirrt und die Sage berichtet ausdrücklich, sie könne nicht erlöst werden, bis ihr jemand die Haare geflochten habe. So bei Bischofsheim unfern von Basel. Kohlrusch, Schweizersagen I. S. 369. Und auf dem Schloss Reifenstein. Rochholz, Naturmythen S. 140. Dies ist merkwürdig, weil es an die altdeutsche Sitte erinnert, nach welcher man die Haare wild und ungekämmt wachsen liess, bis man ein Gelübde erfüllt hatte. Vali selbst, der Frühlingsgott, kämmte und schor sich das Haar nicht, bis er den Tod Baldurs gerächt hatte.

3.

Die harrende Spinnerin.

Die verwünschte Jungfrau spinnt gewöhnlich. Als Spinnerin kommt sie in den meisten Volkssagen vor. Nach v. Falkensteins Kaisersagen S. 215. muss die verwünschte Jungfrau auf Arnstein im Harz unaufhörlich spinnen und kann nicht eher erlöst werden, bis sie ganz wird abgesponnen haben. Das stimmt mit der Symbolik überein, nach welcher die Sonne die Lebensfäden spinnt, so lange die Zeit dauert.

Als Spinnerin ist auch die Göttin Bertha und Frau Holle im deutschen Volksglauben bekannt. Bertha, die Spinnerin, ist so sprüchwörtlich geworden, dass der Name und die Spindel von der heidnischen Göttin auf die Königin Bertha, Mutter Karls des Grossen, wie auch auf eine Königin von Burgund übergegangen sind. Simrock hat ein eigenes Buch über Bertha die Spinnerin geschrieben. Die Mutter Karls des Grossen

heisst in altfranzösischen Dichtungen auch Bertha mit dem Gansfuss oder grossen Fuss und die Märchen der s. g. Mutter Gans sind uralt in Frankreich. Man versteht unter der weissen Gans den Schnee, der im Winter mütterlich die Saaten zudeckt, und unter dem rothen oder gelben Gansfuss, in vielen Märchen auch unter dem goldnen Ei der Gans, die Wintersonne. Ausserdem hat der Gansfuss dieselbe Bedeutung wie der Drudenfuss oder das Pentagramm, das magische Zeichen, wodurch jeder böse Zauber abgewendet wird, wodurch alles Dämonische und Böse verschlossen und versiegelt und alles Himmlische und Gute geöffnet wird. Wenn wir nun finden, dass die verwünschte Jungfrau rothe Schuhe trägt (Schwab, Ritterburgen der Schweiz III. 308. Heer, Glarus 317) oder gelbe Pantoffeln (Kuhn, Märk. Sagen Nr. 199), so deutet das auf den Gansfuss der Bertha.

Die verwünschten und spinnenden Jungfrauen haben in mehreren Sagen noch den Namen der Göttin erhalten, so heisst die berühmte Spinnerin am Kreuz bei Wien Bertha, und Tkany, Mythol. der Deutschen und Slaven II. 116. erzählt von ihr, sie habe hier gesessen und gesponnen, bis ihr Gatte aus dem h. Lande zu ihr zurückgekehrt sey. Schlager in den Wiener Skizzen I. 205. hält die Sage für spätere Erfindung, wenn aber auch das Kreuz, das zu ihrem Andenken errichtet wurde, neu ist, so kann doch die Sage sehr alt seyn. Auch Schwarz, Buchenblätter S. 160. kennt eine Bertha, die vom neuen Berge aus unaufhörlich nach ihrem verlornen Geliebten ausschaut. Auch Montanus, Vorzeit von Cleve I. 423. gedenkt einer Braut, die auf ihren im h. Lande weilenden Bräutigam harrt und immerfort spinnt. Nach Leibrock, Sagen des Harzes 55. spinnt eine prächtig gekleidete Jungfrau nie endendes Garn und harrt auf Erlösung. Eine verwünschte Prinzessin wird spinnend nur zu Johanni erblickt. Gödsche, Schles. Sagenschatz S. 267. Gottschalk, Ritterburgen VI. 62. Thüringen und der Harz VII. 98. Eine schwarz gekleidete spinnt Gold. Grimm, D. Myth. 919. Kuhn, Märk. Sagen Nr. 165. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes I. 69. Wenn die blonde schöne Frau auf dem Stellauer Schlosse die goldne Spindel dreht, wird plötzlich eine grosse Stadt mit vielen Menschen sichtbar. Müllenhoff Nr. 461. Eine verwünschte

Jungfrau über einem versunkenen Ort kennt auch Schreiber, Sagen I. Nr. 67. Auf der Staufenburg harrt eine Jungfrau auf ihren Geliebten mit solcher Geduld, seit Jahrhunderten, dass ihre Fusstapfen tief in den Stein eingedrückt sind.

Die verwünschten Jungfrauen sind gewöhnlich blond und man sieht oft, wie sie ihre goldnen Haare kämmen. Goldne Haare bedeuten die Sonnenstrahlen auch in der Mythologie der Griechen. Solche verwünschte Jungfrauen, die sich kämmen oder die Haare waschen, kehren ausserordentlich oft in unsern Sagen wieder, und dass unter ihnen Frau Holle verstanden sey, wird öfter bestätigt. Bei Grimm, D. Myth. 435. verleiht Frau Holle die Gabe, aus ihrem blonden Haare Perlen und Edelsteine zu kämmen. In andern Sagen spinnt Frau Holle im Kyffhäuserberge, wo der alte Kaiser schläft, und schenkt unschuldigen Menschen, die dahin kommen, goldne Flachsknoten. Büsching, Volkssagen 324. Bechstein, Thüring. Sagen IV. 21., 67. Auch auf einem Berge bei Apolda breitet Frau Holle goldne Flachsknoten aus. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 245. Flachsspinnen und Haarekämmen gehört der gleichen Symbolik an. Ueber das Kämmen der verwünschten Jungfrau in unsern Sagen vergl. Bechstein, Thüring. Sagen II. 94. v. Steinau, Volkssagen Nr. 49. Mone, Anz. VIII. 304. Baader Nr. 8. Insbrucker Phönix 1851. S. 190. Panzer 82. Grimm, D. Sagen Nr. 11. Reusch, Sagen des Samlandes Nr. 8. 12. 13. v. Tettau und Temme, Ostpreuss. Volkssagen Nr. 191. 192. Thüringen und der Harz VI. 285. Preusker, Blicke II. 217. Rochholz, Aarauer Sagen Nr. 9. 18. 126. 128. Dessen Naturmythen S. 176. — Kaum weniger oft trocknen die verwünschten Jungfrauen goldne Flachsknoten. Grimm, D. Sagen Nr. 10. Gottschalks Sagen 41. Bechstein, Thüring. Sagen II. 68. 93. Thüringen u. der Harz VII. 98. Flachsjungfrauen sollen nur alle hundert Jahre einmal erscheinen. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 64. 112. und Bechstein, Thüring. Sagen III. 202. Merkwürdig ist die verwünschte Jungfrau, die in der Christnacht mitten im Schnee, mit einem Sonnenhut bedeckt, Flachs ausbreitet. Mone, Anz. V. 175. Baader Nr. 277.

Von einer Jungfrau, die des verlorenen Geliebten harrt, gibt es noch Volkslieder. Firmenich, Völkerstimmen I. 342.

379. Auf Schloss Lichtenfels hört man die Harrende zuweilen rufen: Kommt mein Kunimund noch nicht? Schöppner I. 193. Eine klagende Jungfrau sucht ihren Geliebten und wenn sie sich auf der Ifflinger Spitz niederlässt, entstehen Gewitter. Schaubach, Alpen IV. 74.

4.

Wegwart.

Die blaue Blume, deren uralt deutscher Name Wegwart ist, steht wirklich gewöhnlich an Wegen. Obgleich von schöner blauer Farbe, hat sie doch in ihrer Ausbreitung etwas Sonnenartiges, so dass man sie eine in die Farbe der Trauer getauchte kleine Sonne nennen könnte. Und sie wurde in der That zum Sinnbild der auf ihren Erlöser harrenden Göttin gemacht.

In Vintlers Blume der Tugend heisst es: *vil die iechen die Wegwart sei gewesen ein frau zart und wart ira pullen noch mit smerzen.* Schmeller, Bayr. Wörterb. IV. 47. Grimm, D. Myth. 787. Die liebend Harrende ist zugleich heilkundig. Nach dem Buche des Albertus Magnus, Nürnberg 1755. S. 159. heilt das Kraut kranke Augen und ist Liebenden günstig. Auch in Mizaldi 900 Geheimnissen 139. heisst es, wer das Kraut im Zeichen der Jungfrau breche und mit einem Wolfszahn bei sich trage, den müsse jedermann lieben. Nach Theophrastus Paracelsus, opera 1616. II. 304. verwandelt sich die Wurzel alle sieben Jahre in einen Vogel, die Blume aber richtet sich beständig nach der Sonne. Des Krautes Kraft ist am wirksamsten, wenn die Sonne am höchsten steht.

Wahrscheinlich slavischen Ursprungs, doch mit Vintler übereinstimmend ist der Volksglaube, dessen von Hormayr in seinem Taschenbuch von 1822 und Wolny in seinem Taschenbuch für die Geschichte Mährens II. 249. gedenken. Auf der Grenze zwischen Schlesien und Mähren liegt der Altvaterwald. Darin hauste einst der Zauberer Batir mit seiner schönen Tochter Czekanka, deren Geliebter Wrawenez von einem Nebenbuhler ermordet wurde. Sie aber

erstach sich auf dem Todtenhügel des Geliebten und wurde in die blaue Blume Wegwart verwandelt. Der Mörder, welcher Kotaucz hiess, schüttete aus Wuth einen Ameisenhaufen über die Blume aus, die kleinen Thiere verfolgten ihn aber, bis er sich in eine Schlucht des nach ihm benannten Berges stürzte. Von diesem Berge finde ich bei Stradowski, sacra Murawiæ hist. 42., dass man auf ihm die Sonnenwende feiere.

In einem abgelegenen Winkel der Oberpfalz fand Panzer ebenfalls eine merkwürdige Sage von der blauen Blume Wegwart. Eine schöne Königstochter wurde von ihrem Geliebten verlassen und weinte um ihn und alle ihre Dienerinnen weinten mit ihr. Als der Kummer sie ganz entkräftet hatte, wünschte sie zu sterben und doch auch nicht zu sterben, um ihren Geliebten noch auf allen Wegen sehen zu können, wenn er wieder käme, und ihre Dienerinnen wünschten dasselbe, um von ihm auf allen Wegen gesehen zu werden und ihn so auf die Verlassene aufmerksam zu machen. Da wurde die Königstochter in eine weisse, ihre Mädchen aber wurden in blaue Wegwarten verwandelt. Jene blüht selten, diese aber auf allen Wegen. Panzer, Beitrag II. 204.

Eine Erinnerung enthält auch die schwäbische Volkssage, wonach die blauen Wegwartblumen böse, die weissen gute Menschen gewesen seyn sollen. Wenn man die weisse Wegwartwurzel zu Mittag des Jakobitags mit einem Goldstück abschneidet, soll die Wurzel dann jeden Dorn aus der Wunde ziehen und jede Wunde heilen. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 264. Sollte darin eine Anspielung auf den Schlafdorn der Brynhilldur liegen? Nur beiläufig sey noch bemerkt, dass die verwünschte Jungfrau bei Langensteinbach einen Strauss blauer Blumen in der Hand trägt. Mone, Anz. V. 321.

5.

Hildegard.

Ein grosser Sagenkreis hat zum Inhalt das edle Dulden einer heilkundigen Frau. Die Sagen sind ohne Zweifel alten Mythen entlehnt und nur in den historischen Kreis hineinge-

zogen worden. Wenn das Volk eine gute Fürstin verehrte, warum hätte es auf sie nicht Erinnerungen an eine ehemals hochverehrte gute Göttin übertragen sollen? So ging die gute Göttin Bertha in die fränkische und burgundische Königin desselben Namens über. Hildegard ist vielleicht nur ein anderer Name für dieselbe Göttin.

Nach fränkischer Sage war Hildegard aus einem hohen schwäbischen Geschlecht gebürtig und Karl dem Grossen vermählt, aber während dessen Abwesenheit von seinem Bruder Taland mit Liebesbitten bestürmt. Sie sperrte ihn ein und hielt ihn gefangen, bis der Kaiser zurückkam. Nun aber log Taland, sie habe ihn nur eingesperrt, um ungestört ihre vielen ehelichen Untreuen begehen zu können. Karl glaubte ihm und befahl, die Kaiserin hinzurichten. Aber eine Stimme vom Himmel erschreckte den Henker, so dass Hildegard sicher davon ging. Sie pilgerte nach Rom und diente in einem Hospitale, wo sie bald als Heilkundige zu grossem Ruhme gelangte. Mittlerweile wurde Taland vom Aussatz befallen und blind, vernahm den grossen Ruhm der unbekannten Spittlerin in Rom, reiste dahin und flehte sie um Hülfe an. Da befahl sie ihm, ehe sie seinen Körper vom Aussatz reinige, zuvor seine Seele mittelst der Beichte von ihren Sünden zu reinigen. Taland bekannte nun seine Schuld und wurde von Hildegard geheilt. Kaiser Karl aber erkannte sie wieder und führte sie im Triumph nach Aachen zurück. Sie ist unter die Zahl der Heiligen aufgenommen und wird verehrt am 30. April. Vincent. Bellov. spec. hist. VII. 90. Acta S. S. vom 30. April. Ihre schöne Legende ist auch in einem altfranzösischen Gedicht behandelt. Histoire lit. de la France XIX. 850. Legrand, Fabliaux V. 271.

Derselbe Name kehrt noch in einer andern Sage wieder und kommt hier noch ein Zug aus dem oben erwähnten Sagenkreise vom Herabstürzen aus der Höhe hinzu. Hildegard, Gemahlin des Grafen von Cilly, wird fälschlich der Untreue angeklagt und aus dem Fenster der Burg herabgestürzt, aber von einem Engel gerettet, die falsche Anklägerin versteinert. Hildegard entkommt und stiftet eine Kirche. In dieser Kirche sieht ihr Gatte sie plötzlich wieder in solchem Glanze, dass er davon erblindet. Nach sieben Jahren der Busse aber macht

sie ihn wieder sehend. Sartori, Burgvesten Oesterreichs VI. 188. Noreja 1837. S. 76. Schaubach, Alpen V. 81.

Dieser Sagenstoff war ausserordentlich beliebt und verbreitet. Er kehrt wieder in der schönen Legende von der Crescenzia (der immer Wachsenden), einer Episode unserer berühmten Kaiserchronik, und in einem selbständigen altdeutschen Gedicht des Coloczaer codex Nr. 48. Desgleichen in dem altfranzösischen Gedicht von der Florencia (der immer Blühenden); auch im altdeutschen Gedicht von Mai und Beaflor. Vergl. noch andere Auffassungen desselben Stoffes: Gesta Rom., deutsch von Grässe II. 152. Novellen des Ser Giovanni X. 1. v. Hahn, Griechische Märchen Nr. 16. 1001 Nacht 497. f. Tutti Nameh von Rosen I. 87. Roger, Offene Thür des Heidenthums S. 597.

Auf dem Berge Elwend, dem höchsten östlichen Gipfel des medischen Gebirges, befand sich ein Altar der Sonne. Von hier blickte man weit über Kurdistan und Luristan und von hier aus gewährt das Gebirge bei Sonnenaufgang den herrlichsten Anblick, so dass man wohl begreift, warum gerade hier in der Nähe des Königssitzes der alten Perser jedes neue Jahr mit feierlicher Sonnenanbetung begann. Der Berg ist zugleich ausserordentlich reich an Heilkräutern, denen der berühmte Arzt Avicenna seinen Ruhm verdankt, denn er lebte und starb am persischen Hofe. Ker Potter II. 118. Ritter, Erdkunde IX. 86. 92.

In der Krim harrt die „Jungfrau von Kertsch" auf ihren lang abwesenden Geliebten und erscheint an jedem Johannisabend mit einem Becher in der Hand, welchen sie Vorübergehenden zum Trunk anbietet. Dumont de Montpereux, Reise, deutsch von Külb, III. 200.

6.

Die Legende von der h. Kümmerniss.

In den Niederlanden, am Rhein, in Thüringen, Schwaben, Bayern, den deutschen Alpen und Oesterreich ist unter dem Namen der Jungfer Kümmerniss eine wunderliche Heilige in

vielen Kirchen und Kapellen abgebildet als eine königliche Jungfrau mit einem Barte, am Kreuze hängend und zu ihren Füssen ein Jüngling, der die Geige spielt.

In den Actis S. S. findet man unterm 20. Juli eine Menge Notizen von ihr, die aber durch die mündliche Ueberlieferung an den verschiedensten Stätten ihrer Verehrung erst weitere Ergänzungen erhalten. *De sancta aetarus vastum ingredior labyrinthum* sagt der Bollandist im Eingang und konnte freilich den Faden in dieses Labyrinth nicht finden, weil er ihn nicht im Heidenthum gesucht hat oder suchen konnte.

Ihm zufolge heisst die Heilige in der Schweiz und in Bayern *Kumeruss*, in den Niederlanden *Ontkomera* (ohne Kummer), auch *Ontkommena*, zu Muringen im Harz *Kumerana*. Er versteht darunter eine hülfreiche Befreierin von Kummer. Sie heisst aber in den meisten Gegenden der Niederlande und des übrigen Deutschland auch Wilgefortis, was er etwas willkürlich schnell als *virgo fortis* erklärt. Zu Dieppe heisst sie *Dignefortis*, zu Utrecht *Regenfledis*.

Auf den niederländischen Bildern hängt die Heilige am Kreuz in männlichem Rock und Bart, gekrönt und mit einem Heiligenscheine. Das Kreuz steht auf einem Altar, auf den sie einen ihrer Schuhe hat herabfallen lassen. Neben dem Schuh steht ein Becher. Vor ihr kniet ein Geiger. Nach den in den Actis erzählten Legenden war sie die Tochter eines Königs von Portugal, liebte Christum allein, verschmähte daher den ihr bestimmten Bräutigam, welcher König von Sicilien gewesen seyn soll, und flehte, um diesem zu entgehen, ihren himmlischen Bräutigam um irdische Hässlichkeit an. Christus aber wollte ihr helfen und ihr zugleich sein ganzes Vertrauen beweisen, gab ihr daher seine eigene Gestalt. Ihr heidnischer Vater befahl im höchsten Zorne, sie nun auch gleich Christo zu kreuzigen. Als aber ein frommer Geiger vor der Gekreuzigten spielte, liess sie zum Dank einen ihrer kostbaren Schuhe herabfallen. Man glaubte, der Geiger habe den Schuh gestohlen, als er aber auf dem Wege zum Galgen sich ausbat, noch einmal vor der Prinzessin spielen zu dürfen, liess sie auch den zweiten Schuh fallen. Da erkannte man das Wunder und König und Volk bekehrten sich. — Zu Mecheln, heisst es in den Actis weiter, ist die Gekreuzigte als Jungfrau in weiblicher

Tracht und ohne Bart abgebildet. Auch fehlen hier Schuh und Geiger. Aber sie trägt einen Heiligenschein und über ihrer rechten Hand schwebt der h. Geist als Taube. Sie heisst Wilgefortis, aber auch *virgo aegrotantium* und das Bild stammt aus dem Beghinenhause. In Brüssel sollen ihre Reliquien bei den barmherzigen Schwestern aufbewahrt gewesen seyn und sie galt als *hydropicis patrona*.

Während sie hier als eine deutsche Hygieia erscheint, sind ihr anderwärts Opfer geweiht, welche sie wie eine ephesische Diana erscheinen lassen. Zu ihrem Bilde in Veltzike, einem Ort in Flandern, strömt das Landvolk und bringt lebendige Thiere aller Art, hauptsächlich aber Tauben und Hühner zum Opfer, wobei es betend um den Altar geht. Das nennt man den Ommegang der h. Oncommena und geschieht am 4. Februar, (da sonst der Tag der Heiligen der 20. Juli ist). Ferner erwähnt der Bollandist eines sehr reichen Bildes der gekrönten Jungfrau am Kreuze zu Prag, welches dort aber erst durch einen von Westen her eingewanderten Deutschen gestiftet wurde. Vom Bilde zu Muringen in *Hercynia sylva**) bemerkt er, es sey gekrönt und bärtig, aber der Oberleib nackt und nur der Unterleib bekleidet. Der Geiger fehlte hier, statt dessen umgaben die Heilige zwei Engel. Ein Bild mit Bart und Schuh fand der Bollandist auch zu Soest in Westphalen. Aus England citirt er ein schönes lateinisches Gebet an S. Wilgefortis, worin ihres grausamen Vaters, ihres sicilianischen Bräutigams und der Bartwachsung Erwähnung geschieht, nicht aber des Schuhes und des Geigers. Zu Argues in der Normandie geschieht am 19. Juli eine grosse Wallfahrt zu ihrem Bilde, wobei besonders Kranke sich betheiligen. Auch in der Schweiz und in Bayern fand der Bollandist ihr Bild und erfuhr hier, die Heilige liege zu Steinberg in Holland begraben. Alle seine Nachforschungen nach diesem Steinberg blieben aber vergeblich, er fand nur einen kleinen Ort dieses Namens an der Grenze von Brabant und einen Dünenstrich am Meere, Sinte Oncomers Polder genannt, weil die Heilige hier das Ackerland gegen die Ueber-

*) Schloss Morungen im Mansfeldischen oder Stadt M. im Calenbergischen. Schneider, Saxon. vetus 224.

schwemmungen des Meeres schützt. — Im innern Deutschland allein fand der Bollandist die abweichende Sage, dass die h. Kümmernis wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit ihrem eigenen Vater eine unnatürliche Liebe eingeflösst und dass ihr dieses so grosse Verfolgungen zugezogen habe.

Diesen schätzbaren Nachrichten aus den Actis S. S. reihen sich nun noch eine Menge andere an, die ich aus ihren verschiedenen Quellen hier wiedergebe. Die älteste ist in einer Heidelberger Handschrift Nr. 793. Blatt 6. in Mone's Anzeiger VII. 583. abgedruckt. Auch hier gibt Christus der durch die unnatürliche Liebe ihres Vaters bedrängten Königstochter seine Gestalt, sie wird gekreuzigt und dem Geiger widerfährt dasselbe Wunder mit den beiden Schuhen. Merkwürdigerweise aber heisst die Jungfrau hier Kymini*) und der Name Kümmerniss wird nur als Wortspiel daraus abgeleitet. Die Jungfrau liegt nämlich in der Kirche zu Nonberg begraben und wer in Kümmerniss ist und sie anruft, dem, heisst es, soll geholfen werden. Unter dem Namen der h. Wilgefortis finden wir das Bild im Dome zu Mainz wieder, wo im Volke ganz dieselbe Sage von ihr erhalten ist, wie in der Heidelberger Handschrift. Mone, Anz. VIII. 455. Ebenso in Trier. Archiv d. Henneberg. Alterthv. IV. 18. Ganz dieselbe Legende wird von der Jungfer Kümmerniss in dem Sagenbuch von Burgau, Günzburg etc. 1851. 156. erzählt. Darin heisst es aber weiter: „Unter dem Volke ging schon Jahrhunderte die Märe, wer in grosse Noth komme und sich mit einem Bilde der Prinzessin Kümmerniss verlobe, dem werde geholfen, wie jenem armen Geiger. In vielen Kirchen findet man daher auch der Prinzessin gekreuzigtes Bild, so in Lauingen zweimal, wovon das eine die Jahrzahl 1675 trägt. Auch in den Dörfern der Gegend findet man viele, welche jedoch einen andern Ursprung haben. — Am Wege von Dillingen nach Steinheim steht einsam das St. Leonhardskirchlein. Aber man schien vor hundert Jahren in ihr nicht St. Leonhard, sondern die Jungfrau Kümmerniss zu verehren, denn alle Wände waren mit obenerwähnten Bildern bedeckt. Zufällig erfuhr dies ein eifriger Bischof (Umgeltner?) und ertheilte den Befehl, sämmtliche

*) Kimeris heisst nach Hesychius die Göttermutter der Kimmerier.

Bilder binnen kurzem zu verbrennen. Schnell war diese Nachricht in der Gegend verbreitet, und die Bauern eilten, die Bilder, welche sie oder ihre Ahnen aufgehängt, vor den Flammen zu retten, so dass die bischöfliche Kommission gar wenig zu zerstören fand. — Als später die Kapelle in ein Pulvermagazin verwandelt wurde, sagten die Bauern kurzweg: da sieht man, wie's kommt, zu St. Kümmerniss Zeiten hätte man der Kapelle nichts thun dürfen, aber St. Leonhard hats nicht verhindern können. — Die Tradition ist fast verklungen, doch wurde sie einigen Soldaten bekannt, welche mit einem schlechten Weibsbilde, der sie längst müde waren, nächtlicher Weile von Steinheim nach Dillingen gingen. Sie verabredeten sich, aus ihr eine „Kümmerniss" zu machen, und nagelten sie wirklich durch die Kleider so geschickt an die Kapellenthüre, dass sie, ohne andern Schaden als der Angst, hängen bleiben musste, bis Leute kamen, welche die neue Martyrin erlösten.

In der Stephanskirche zu Wien befindet sich das Bild derselben gekreuzigten und bärtigen Heiligen mit dem vor ihr knienden Geiger, dem sie den Schuh herabwirft. Die nebenstehenden Verse sind jedoch erst im 16. Jahrhundert verfasst. Darnach war sie nicht von ihrem Vater, aber von heidnischen Freiern verfolgt, welche sie aus Rache kreuzigten. Hier führt sie neben dem Namen Kümmerniss auch noch den Namen Wilgeford. Vergl. Archiv d. Henneb. Alterthv. IV. 189. Otte, Kunstarchäologie 133. Nicht als Jungfrau, sondern als männlicher h. Kümmerniss wird dasselbe Bild aufgefasst in Vogl's Karthäusernelken 1. Demselben Autor zufolge wäre dieser Heilige Patron der Bäckerzunft in Wien. Leider sind diese Notizen aus Wien weder übereinstimmend, noch erschöpfend genug.

St. Kümmerniss ist auch im Dom zu Braunschweig gemalt und heisst hier Jungfer Ehra. Döpler, Schauplatz der Strafen I. 1108. Beckenmeyer, cur. Antiqu. I. 679. Merkwürdig erscheint die Sage von Weilheim in Bayern, wonach der Geiger blind gewesen, durch den ihm zugeworfenen Schuh aber geheilt worden ist. Wolf, Zeitschr. S. 450. Justinus Kerners Lied „Der Geiger von Gmünd", in dem sich die Legende wiederholt, bezieht sich auf ein altes Bild daselbst, nach Meiers schwäb. Sagen Nr. 48.

Eine eigenthümliche Abweichung der Sage findet sich in Tirol. Ich verdanke die Nachricht davon einer schriftlichen Mittheilung des um die Sagenwelt Tirols hochverdienten Professor Ignaz Zingerle zu Innsbruck. Von St. Kümmerniss wird in Südtirol folgendes erzählt. Sie war die Tochter eines Königs und so schön, dass ihrer viele Freier begehrten. Da flehte sie zu Gott, er möge ihre Jungfräulichkeit bewahren und ihr lieber die Schönheit nehmen. Und alsbald wurde sie wild wie ein Thier des Waldes und konnte durch keine Mittel gezähmt werden. Von ihrem erzürnten Vater verstossen, irrte sie in den Wäldern umher und es wuchs ihr nicht nur ein Bart am Kinn, sondern sie wurde auch haarig am ganzen Leibe. In diesem Zustande wurde sie von Jägern gefangen und in einen tiefen Kerker geworfen, worin sie umkam. — Aber auch die Kreuzigung mit dem Geiger findet sich häufig in Tiroler Bildern. Neben einem solchen Bilde zu Wilten bei Innsbruck liest man eine Inschrift, worin die Legende wie gewöhnlich erzählt wird mit dem Zusatz, die Heilige liege zu Stainberg in Holland begraben. Auch heisst es in dieser Inschrift, wer die Jungfrau in seinen Nöthen anrufe, dem komme sie zu Hülfe und heisse darum Kümmerniss. Der Ort ist hier bedeutsam, weil sich an Wilten auch die Sage vom Drachentödter knüpft. Das Bild der h. Kümmerniss mit dem Geiger findet sich auch in der Oswaldskapelle bei Botzen, in der Kapelle des Schlosses Lamprechtsburg im Pusterthal, in der Calvarienkapelle bei Imst, in der Kirche zu Nordheim im Sarenthal, in einer Kirche zu Landeck am linken Innufer etc. Schäfer in seiner kleinen Schrift über den Hülfensberg 1853. hält sämmtliche Kümmernissbilder für ältere Christusbilder, von den spätern unterschieden durch die lange Gewandung, die man für weiblich gehalten habe. Panzer dagegen in seinem Beitrag II. 421. erklärt (nachdem er noch eines Bildes der h. Kümmerniss zu Bartolomä am Königsee in Oberbayern erwähnt hat) die Heilige für eine *Venus barbata*. Ich glaube, so viel charakterische Züge aus den Bildern und aus der Legende angeführt zu haben, dass man weder an Christusbilder, noch an die bärtige Venus des südlichen Heidenthums denken darf. Hier ist alles nur Erinnerung aus dem deutschen Heidenthum.

Nach der Darlegung der Quellen scheint es mir, die eigenthümliche Zusammenstellung der gekreuzigten Jungfrau mit dem Geiger passe zu der Vorstellung, die wir uns von der am Fusse der Esche Yggdrasill trauernden und vom Gotte der Dichtkunst getrösteten Iduna machen müssen. Schon im Nibelungenliede ist der Sänger zugleich Fiedler und die Geige das Attribut der Dichtkunst. Der Bart der Jungfrau verliert das Auffallende, wenn man ihn als Rest der den ganzen Leib bedeckenden Behaarung denkt, die sich wirklich in der Tiroler Sage findet und ganz der Darstellung der rauhen Else im Heldenbuch entspricht, oder als Rest des Wolfspelzes, mit dem Iduna von den Asen umkleidet wird. Dieses „rauhe Gewand" umhüllt auch in einer Sage bei Schreiber I. 57. die „Bertha", welche auf dem waldigen Gipfel des Stromberges nach Zerstörung ihrer väterlichen Burg auf ihren Geliebten harrt.

Am fremdartigsten erscheint die Kreuzigung, aber die unter dem Baume leidende Göttin konnte doch unschwer, nachdem christliche Vorstellungen herrschender geworden waren, mit dem gekreuzigten Heiland verglichen werden, da zumal auch jene Göttin als eine hilfreiche, die ganze traurige Zeitlichkeit mit ihrem Troste erfüllende gedacht wurde, was man in der christlichen Zeit nur vom Heilande voraussetzte. Ich muss hierbei auch an die zahllosen Bilder Unserer Lieben Frau erinnern, die an Bäumen genagelt vorkommen. Auch auf den Schlafdorn muss aufmerksam gemacht werden, womit Odin nach der Edda die Brynhilldur stach und dadurch in Schlaf versenkte. Diese Brynhilldur war aber gleichfalls der Heilkunde mächtig. — Auch der Becher, der auf mehreren Bildern neben dem Schuh und vor dem Geiger steht, findet wohl die beste Erklärung als Bragafull, der berühmte Becher des Bragi, mit dem man bei Festen den Umtrunk hielt und Wünsche und Gelübde that. Vergl. Ynglingasaga 40. Grimm, D. M. 53. Auch unter dem Geiger kann Bragi, als nordischer Gott der Dichtkunst, sehr wohl verstanden werden, denn grade er war es, der die vom Himmel verstossene Iduna nicht verliess. Damit verband sich, wie wir oben schon angedeutet haben, dass die Poesie an dem verlorenen Himmel hängt, und ihn, den wir nicht mehr besitzen, wenigstens in der Dichtung vorzaubert.

Noch ist der herabgeworfene Schuh als ein wichtiges

Sinnbild zu berücksichtigen. Die Sonnengöttin sitzt als Spinnerin auf der Linde, wie oben schon gesagt ist. Vom Gipfel der Esche Yggdrasill herabgesunken in die irdische Welt und Zeitlichkeit nimmt sie hier die höchste Stelle ein, indem der Göttin Fuss die Erde betritt, d. h. die Sonnenstrahlen die Erde berühren, breitet sie Segen aus. Der goldne Schuh der Göttin ist dasselbe, was der rothe Gansfuss Berthas, der *reine Pedauce*. Nach altdeutschem Rechtsgebrauch ist der Schuh Sinnbild des Besitzes, gleichsam das Zeichen des Besitzergreifens, wohin der Fuss tritt. Wenn die Gipfel der Berge, zumal der Staufenberge mit abgestumpftem Kegel beleuchtet werden, so gleicht der rothglühende oder goldne Gipfel dem Schuh der Sonnengöttin. Der s. g. Frauenschuh auf den höchsten Spitzen der gothischen Thürme und Fialen bedeutet, dass Unsere Liebe Frau vom Himmel herab den Fuss hierher gesetzt hat, um die Stätte zu heiligen und dass sie von hier aus wieder die Bitten der Menschen zum Vater im Himmel trägt. Am 15. August, dem Tage der Himmelfahrt Mariä, lässt sie die Spur ihres Fusses auf der Erde zurück. Man hat bisher die sinnige Symbolik dieses Tages zu wenig beachtet. Es ist genau die Zeit zwischen Sommer und Herbst, zwischen Blumen und Früchten, zwischen der Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit der Erde, welche die der jungfräulichen Mutter im Himmel nachahmt. Daher an diesem Tage die Kirche sich mit Blumen schmückt und tausend Blumensträusse dem Priester entgegengehalten werden, der sie einweiht. Es ist der Tag, an welchem sie gleichsam Abschied vom Sommer nimmt, weil nun bald der Winter kommen soll. Die ganze Feier des Volkes ist eine rührende Bitte an die Göttin, sie möge wiederkehren. Sie verheisst aber nicht blos die Wiederkehr des nächsten Frühlings. Das Fest mahnt auch an die Verheissung der Wiedergeburt in einer bessern Welt.

Man sieht, wie natürlich und leicht es war, den alten Heidenglauben an die jungfräulich mütterliche Sonnengöttin in den christlichen Mariencultus überzuleiten. Die germanischen Völker gaben ihrem schönen alten Glauben nur eine höhere Weihe, indem sie das ungünstige Verhältniss der während Allvaters Schlaf dem bösen Gott der Zeitlichkeit gegenüberstehenden Sonnengöttin umwandelten in die Nebenordnung

der Gnade neben der Gerechtigkeit des nicht mehr schlafenden Allvaters.

7.

Vom Hülfenberge.

In der alten Edda im Fiölswinnswal 39. wird unter den neun alle Krankheiten heilenden Gefährtinnen der weisen Menglöd zuerst Hlif genannt, d. i. die Hülfe. Unmittelbar vorher 37. geschieht des Hyfjaberges Erwähnung, der allen Kranken und Siechen Hülfe bringe. Welche Frauen, leiden sie auch schon ein Jahr, ihn erklimmen, müssen genesen. Grimm, D. M. 1102. bezieht diesen Berg auf das Brunhildenbett im Taunus, um so mehr als in den Eddaliedern von Brynhilldur deren Weisheit und Heilkraft gepriesen wird. Auch Salzburg führt den uralten Namen Helfenberg *(juvavia)*, Erzählungen und Sagen aus dem Erzherzogthum ob der Enns I. 107. An den Namen der Burg Helfenstein in Schwaben knüpft sich die Sage von der hülfreichen Gräfin Anna, die zu Königsbrunn das grosse Almosen gestiftet.

Die heidnische Hlif ist deutlich übergegangen in die christliche St. Gehilfen. Im Archiv des Hennebergischen Alterthumsvereins I. 60 f. hat P. Schellhorn ein merkwürdiges Bild in der Brückenkapelle zu Saalfeld beschrieben. Es stellt Christum am Kreuze in langem Gewande dar, einen Fuss im Schuh, den andern barfuss. Der ausgezogene Schuh aber steht neben einem Jüngling, der vor dem Bilde knieend die Geige spielt. Die Kapelle heisst zu St. Gehilfen und war in frühern Zeiten ein berühmter Wallfahrtsort, zu dem je am dritten Pfingsttage das Volk herbeiströmte. An dieses Bild knüpft sich die Volkssage, es stelle nicht den Erlöser, sondern eine Königstochter vor. Diese soll als heimliche Christin Gott angefleht haben, ihr die Schönheit zu nehmen, damit sie keinen Heiden heirathen müsse, worauf sie einen männlichen Bart bekam, aber von ihrem zornigen Vater an's Kreuz geschlagen wurde. Ein Christenjüngling, der sie liebte, kam nun, ihre Sterbestunde durch sein liebliches Spiel unter dem Kreuze zu

erleichtern und sie warf ihm zum Danke ihren goldnen Schuh hinab. Fast ebenso lautet diese Saalfelder Sage bei Prätorius, Wünschelruthe 152. nur dass die Prinzessin hier nicht von ihrem Vater, sondern von ihrem heidnischen Bräutigam zum Kreuze verurtheilt wird.

In Sagittarii antiqu. gentilismi 165. und Melissantis orographia 437. (nach Ottoni vita S. Bonifacii) heisst es, auf dem Stuffenberge bei Mühlhausen sey der Götze Stuffo verehrt worden, der h. Bonifacius habe ihn aber verflucht, worauf sich der Berg gespalten habe und der Götze versunken sey. Der Heilige baute sodann eine Kapelle und nannte ihn den Gehülfenberg. Melissantes erwähnt noch eine andere Sage, nach welcher Karl der Grosse hier einen Sieg erfochten und vom Berge herab die Niederlage des Feindes betrachtend, ausgerufen haben soll: Gott und sonst Niemand hat hier geholfen. Dagegen heisst es bei Grimm, D. S. Nr. 181. nach der örtlichen Ueberlieferung, der h. Bonifacius habe am Hülfenberge eine Kapelle zu Ehren einer Heiligen gestiftet, deren Gewand durch blosse Berührung alle Krankheiten heile. Sie ist nicht genannt, es wird aber von ihr erzählt, sie sey eine Königstochter gewesen, in die sich ihr eigener Vater verliebt habe, bis sie durch ihr Gebet einen ihn abschreckenden Bart erlangt hätte. Vgl. Spangenberg, Bonifacius Bl. 30. Endlich wird in „Thüringen und der Harz" VII. 75. die Heilige, die zu Pfingsten, Trinitatis und Johanni auf dem Hülfsberge bei Geismar verehrt und zu der fleissig gewallfahrtet wird, gleichfalls als eine bärtige Jungfrau bezeichnet und Wilgefortis genannt, aber keine Legende von ihr erzählt.

Im Archiv des Hennebergischen Alterthv. IV. 189. beschreibt Schellhorn auch ein dem Saalfelder ähnliches Bild der Stephanskirche in Wien, unter dem sich eine Inschrift in deutschen Versen aus dem 16. Jahrhundert befindet. Darnach hiess die Prinzessin Wilgeford, wurde von vielen Freiern begehrt, liebte aber nur den Heiland und bekam von ihm einen Bart. Von den Heiden gekreuzigt, warf sie einem frommen Geiger, der vor ihr spielte, den Schuh herab. Sie führt aber auch hier den Namen Kümmerniss. In Gottschalks Ritterb. VII. 180. heisst derselbe Stuffen- oder Hülfenberg im Eichsfelde auch Mariahilf und es wäre wohl möglich, dass die vielen Berge,

welche den Namen Mariahilf führen und zu denen man besonders in den deutschen Alpenlanden und Oesterreich häufig wallfahrtet, altheidnische Hülfenberge wären, so dass der ältere Cultus der hülfreichen Göttin nur auf Unsere Liebe Frau der Christenheit übertragen worden wäre.

Ein Hülfenberg kommt auch vor in Westphalen, in der Grafschaft Diepholt. Auf ihm erbaute Karl der Grosse eine Kapelle, weil er hier durch Christi Hülfe einen grossen Sieg über die Sachsen gewonnen hatte. Bothos Sassenchronik zum J. 774. Lucä, Grafensaal 915. Der Berg heisst auch Schira und Altenschidra. Schneider, Saxonia vetus. 122. Eginhard im Leben Karls des Grossen nennt den Berg Osneggi. Auf einem Bilde zu Plön heisst die Heilige „Sünte Hilpe". Schäfer, Hülfensberg 1853. S. 15.

Es giebt noch mehr Helfensteine und Hülfenberge in Deutschland. Ein Helfenstein als Vorsprung des Ehrenbreitstein bei Coblenz, wovon ein adeliges Geschlecht den Namen führt. Ein Hülfensberg in der hohen Rhön, wo die vierzehn Nothhelfer verehrt werden. Schneider, Rhön 319. In der Nähe liegt Gasterfeld, Wolfshagen, Freyenhagen, Friedgassen, Bodenhausen. Landau, hess. Ritterb. III. 1. Ein Helfenstein auf dem Riesenberg in Böhmen mit einem unterirdischen Weinkeller. Eine Magd gerieth einmal mit mehreren Kindern hinein und fand eine grosse gespenstische Gesellschaft bei Tische. Grimm, D. S. Nr. 106. Ein altes Stammschloss Helfenberg bei Affalterbach und Erdmannhausen im O. A. Backnang im Württembergischen. Ein Helfenstein und Helfenberg in der Schweiz. Jahn, Canton Bern. 154. Ein Helfenschwyl im Canton St. Gallen. Füssli, Erdbeschr. der Eidgen. III. 110. Ein Hülfteck im St. Gallischen. Scheuchzer, Naturg. der Schweiz 1. 183. Ein Helfenberg in Steyermark. Kindermann, Steyr. Repert. s. v. Ein verschwundenes Schloss Helfenstein im Zillerthal. Staffler, Tirol II. 711.

Alles, was ich vorhin aus den Actis S. S. über Kümmerniss und Wilgefortis mitgetheilt habe, findet sich zusammengehäuft unter dem Hauptnamen S. Liberata am 20. Juli. Der Bollandist ordnet diesen Namen allen andern derselben Heiligen über, wohl mit Unrecht, weil Liberata doch nur die Uebersetzung einer ursprünglich deutsch benannten Göttin ist, der

Ondcomera, der Befreiten oder der Befreierin von Kummer, wie der Bollandist selbst bemerkt, vielleicht auch einfach der deutschen Freyja. Die Acta geben ihrauch den Namen Liberatrix und Eutropia (die glückliche Wendung). Diese Namen kommen in Flandern vor, im benachbarten Frankreich St. Livrade. Im Innern Frankreichs fand der Bollandist keine Spur der Heiligen, wohl aber in Spanien, das er für die Heimath der Legende hält. Hier liess sich aber der Jesuit von seinen romanischen Vorurtheilen irre führen, als ob dem barbarischen Norden der germanischen Stämme alle geistliche Poesie nur aus dem romanischen Süden könne zugeflossen seyn. Die Heilige kommt nur so vereinzelt in Spanien vor und ihr Cultus ist dagegen in Deutschland so verbreitet, ihre Legende enthält so specifisch heidnische Züge aus der deutschen Sage, dass die Voraussetzung viel näher liegt, die Gothen hätten ihre Erinnerung aus Deutschland nach Spanien mitgebracht.

Nach den Actis lautet die spanische Legende: In Bolcagia gebar Calsia, Gemahlin des Königs Catelius, neun Töchter auf einmal: Liberata, Genibera, Victoria, Eumelia, Germana, Gema, Marcia, Basilia, Quiteria. Aus Furcht, diese Vielgeburt könne ihr zum Verbrechen gemacht werden, wollte die Mutter alle diese Töchter in den Fluss werfen lassen; ihre Dienerin aber liess sie heimlich auferziehen. Als sie erwachsen waren, wurden sie als eifrige Christinnen verfolgt. Liberata floh in eine Wildniss, wo sich viel Volk um sie sammelte, dem sie predigte. Zuletzt aber fiel sie den Heiden in die Hände und wurde gleich ihren Schwestern geköpft, nach einer andern Sage gekreuzigt. Sie wird in Spanien nicht am 20. sondern schon am 15. Juli verehrt. Eine bärtige h. Liberata kommt auch in Portugal vor. Nieremberg, hist. nat. 392.

Eine einzige Spur der Heiligen fand der Bollandist auch in Italien, und zwar in Lucca. Hier nämlich kommt ein Bild des gekreuzigten Christus vor, an dem sich keine Spur von Weiblichkeit findet, zu dessen Füssen aber der herabgefallene Schuh, der Becher und der Geiger geblieben sind. In diesem, wie in dem spanischen Bilde sieht der Bollandist die Stammeltern aller niederländischen und deutschen Bilder dieser Art. Offenbar mit Unrecht, wie aus der ganzen Darlegung dieses ächt deutschen Sagenkreises erhellt.

Die neun Schwestern entsprechen vollkommen den neun Gefährtinnen der Menglöd. Die Vorstellung von den neun heilkundigen Schwestern und ihrem Leiden kehrt in mehreren deutschen Sagen wieder. Von der Burg Schwarzach gingen einmal neun Töchter eines kranken Vaters in das Thal „die kranke Klinge" hinab, um Kräuter zu seiner Heilung zu pflücken, wurden aber von einem bösen Ritter ermordet und heimlich begraben. Baader, Sagen des Neckarthals 386. Auch die neun Linden auf dem Königsstuhl bei Heidelberg scheinen hierher zu gehören, sofern in sie neun Töchter verwandelt worden seyn sollen, als sie oben auf dem Berge nach ihrem fern im Kriege abwesenden Vater hinausschauten. Schnezler Bad. S. I. 273.

8.

Die Glücksblume.

Der Fundamentalsatz, dass in den h. Stunden der Sonnenwende, während die Sonne ruht, die Zeit als solche verschwindet und dafür die zeitlose Ewigkeit eintritt, wird durch nichts so deutlich gemacht, als durch die vielen Volkssagen von der Glücksblume, die nur zu Johanni sichtbar wird und dem, der sie pflückt, als Schlüssel dient, um den Berg zu öffnen und darin grosse Schätze, den schlafenden Kaiser, die verwünschte Jungfrau, oder auch die Helden der Walhalla, die Freuden des Venusberges und des Elbenreichs etc. zu finden. Eigentlich gehören diese Wunder dem Naturcentrum an und die Erinnerungen an dasselbe wurden ins Innere von Bergen verlegt, die man in der Nähe hatte, wie man ja zur Heidenzeit in den Tempeln überall die fernen Götter vergegenwärtigte.

In den Sagen von der Glücksblume dienen die Schätze nur zur Lockung, die Hauptsache ist die Erlösung der verwünschten Jungfrau, die aber von dem Glücklichen, der mittelst der Glücksblume in den Berg kommt, immer vergessen wird, weil er nur nach den Schätzen giert. Versieht er es das erstemal, so bleibt noch die Hoffnung, er werde, wenn er wieder kommt, weiser handeln. Deshalb ruft ihm überein-

2.

Der Balkankrieg.

Der Feldzug, welchen die Ruſſen im Jahre 1828 gegen die Türken eröffneten, hatte zum Zweck, die letztern zu zwingen, theils die gebrochenen Verträge von Akjerman zu halten, d. h. namentlich Rußland die Dardanellen zu öffnen, theils die Londoner Protokolle anzunehmen, d. h. die Emancipation Griechenlands zuzugeben. Aufs feierlichſte hatte Kaiſer Nikolaus gelobt, er unternehme dieſen Krieg nicht aus eigennützigen Abſichten, nicht um zu erobern, und dadurch beſchwichtigte er nicht nur die Eiferſucht Englands, ſondern behielt auch der Pforte gegenüber eine ſo großmüthige Stellung, daß ſie den Eifer der Vertheidigung lähmen mußte. In der That blieb die ruſſiſche Großmuth nicht ohne Wirkung auf das türkiſche Volk, das ohnedieß dieſen Krieg ungern ſah und dabei nicht mehr die alte Energie zeigte.

Sultan Mahmud hatte ſo eben eine große Revolution in ſeinem Reich bewirkt. Die militäriſche Ariſtokratie der Janitſcharen hatte bisher die monarchiſche Kraft der hohen Pforte gelähmt, und insbeſondere jeder nützlichen Reform widerſtrebt. War dieß für die innere Verwaltung der Türken ſehr nachtheilig, ſo noch vielmehr für den Krieg, da, jemehr das europäiſche Kriegsweſen ſich ausbildete, die rohe Unbeholfenheit der Janitſcharen ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten konnte. Doch war es höchſt gefährlich, die mächtige Kaſte dieſer Janitſcharen zu ſtürzen. Schon ein Sultan hatte darüber das Leben eingebüßt. Dennoch gelang es dem Sultan Mahmud, dem man große Charakterſtärke nicht abſprechen

stimmend in allen Sagen die Jungfrau zu: Vergiss das Beste nicht! Damit meint sie die Blume, die er weggeworfen hat, um Schätze zusammenzuraffen, und ohne die er entweder den Ausgang nicht mehr finden kann, oder, wenn er auch herauskommt, nie wieder den Eingang findet.

Insgemein blüht die Glücksblume zu Johanni. In einigen Volkssagen blüht sie auch in der Christnacht oder in der Osternacht. In beiden Fällen bedeutet sie die Eröffnung des neuen Jahres, des neuen Lebens, die Verjüngung der Natur, die zu Weihnachten durch das Wiederaufsteigen der Sonne, zu Ostern durch das Aufblühen der Pflanzenwelt bezeichnet ist. Die Glücksblume heisst insofern auch Schlüsselblume und bekanntlich führt diesen Namen jetzt noch die *primula veris*. Zuweilen heisst die Blume auch Himmelsschlüssel oder St.-Petersschlüssel. Tragus, Kräuterbuch S. 161. Der h. Petrus öffnet mit seinem Schlüssel den christlichen Himmel. Man erkennt hieraus wieder die Doppelseitigkeit der Solstitialmythen, die einerseits nur Bezug nehmen auf den Verlauf eines Jahres, d. h. auf den Tod der Natur im Winter und auf ihre Wiedergeburt im Frühling, während sie sich andrerseits auf den Verlauf der ganzen Zeitlichkeit und auf die Wiedergeburt in der Ewigkeit beziehen.

Mythen der ersten Art sind es, wenn die von der verwünschten Jungfrau gehüteten Schätze nur die im Winter verborgene Saat bedeuten, die im Sommer zur reichen Ernte gedeiht. So führt die Schlüsselblume in der Weihnacht zu einem Schatze von Roggen und Waizen, den eine Jungfrau bewacht. Panzer 183. 188. Auf der alten Wildenburg im Canton St. Gallen wächst die selten blühende weisse Ziegenkrautblume, mit der man in das Innere des Berges zu grossen Schätzen gelangt. Wenn man dieselben aber nehmen will, steckt ein altes Weib ihre lange Nase dazwischen. v. Steinau, Volkssagen S. 74. Schwab, Burgen der Schweiz II. 442. Darunter ist wahrscheinlich die langnasige Bertha gemeint, eine oft im Volksglauben wiederkehrende humoristische Vorstellung der guten Göttin, die während der rauhen Winterzeit mütterlich die Natur bewacht und deren lange Nase durch die Eiszapfen erklärt zu werden pflegt. In Grimms Märchen Nr. 69. heisst es von einer bösen Zauberin, sie habe alle Jungfrauen, die ihrem

Schlosse nahten, in Vögel verwandelt und bereits 7000 Körbe voll solcher Vögel um sich gehabt, als auch die reizende Jorinde von ihr aufgefangen und in eine Nachtigall verzaubert wurde. Joringl aber, der Geliebte der Jungfrau, fand in der Nacht eine blutrothe Blume, die alles öffnete und mit der er Jorinden und alle andern Jungfrauen befreite und entzauberte. Die Nachtigall ist ein Frühlingsvogel, das Märchen bezieht sich also wohl auf die Befreiung der Natur aus der Gefangenschaft des Winters.

Dass die Schätze die unter der Erde im Winter verschlossene Saat bedeuten, beweist ein hübsches Kölner Volkslied bei Firmenich I. 460.: Wer will mit nach England gehen? England ist verschlossen, der Schlüssel ist zerbrochen. Wann kriegen wir denn einen Schlüssel? Wenn das Korn reif ist, wenn die Bäcker backen. Lieschen auf den Pflanzen, lass die Püppchen tanzen.

In andern Sagen ist es zweifelhaft, ob die Verwünschung der Jungfrau nur die Gefangenschaft im Winter, oder in der gesammten Zeitlichkeit bedeuten soll. Wieder in andern ist offenbar die letztere gemeint.

Die Glücksblume oder Wunderblume kommt in den Sagen in mannigfacher Abwechslung vor. Auf dem Löbauer Berge blüht sie nur in der Johannisnacht und verräth sich im Dunkeln nur durch ihren Wohlgeruch. Gräve, Sagen der Lausitz 43. Ebenso auf dem Schalkstein bei Zittau, das. 104. In der Osternacht ist es bei Osterode eine Lilie, welche die verwünschte Jungfrau am Busen trägt. Harrys, Niedersächs. Sagen II. Nr. 23. Auch im Fichtelgebirge ist es eine Lilie. Schöppner Nr. 1069. Bei Durlach eine Tulpe. Baader Nr. 215. In Tirol eine weisse Alpenrose, die nur ein Unschuldiger sehen kann. Wolf, Zeitschrift II. 62. Zuweilen ist es statt der Blume ein wirklicher Schlüssel. Dieffenbach, Urgesch. der Wetterau S. 290. Kohlrusch, Schweizer Sagenbuch S. 74.

Weil die verwünschte Jungfrau in Bezug auf die Blume immer sagt: vergiss das Beste nicht! hat man sie auch für ein Vergissmeinnicht gehalten. Dieses Blümchen blüht um Johanni und führt auch den Namen Sonnenwende oder Krebsblume, weil die Sonne um Johanni im Zeichen des Krebses

steht. Sie heisst auch Mausöhrlein, wegen der Blattform oder weil die Maus ein öfter wiederkehrendes Sinnbild der kürzesten Nacht in der Sommersonnenwende ist. In der Schweiz heisst die Blume Katzenäuglein nach Tobler, Appenzeller Sprachschatz S. 91., was auf die Freyja hinweisen würde.

Bei Clausthal im Harz blüht die Wunderblume in der Johannisnacht. Nur ein Unschuldiger kann sie finden, der aber kann sich damit unsichtbar machen und versteht die Sprache aller Thiere. Harrys II. 9. Schambach und Müller Nr. 116 und 117. In einer Romanze von Tiedge „die Blume der Lauenburg" heisst es, auf dieser Burg im Harze blühe um Mitternacht eine Stunde lang eine weit leuchtende lilienartige Blume, die sich allmälig in eine weibliche Gestalt auflöst und verschwindet. Tiedge nennt sie Bertha, was auf alten Mythus deuten würde, wenn Tiedge aus echter Volkssage geschöpft hat, wie das wenigstens in „Thüringen und der Harz" II. 172. und bei v. Steinau, Volkssagen S. 234. behauptet wird. Auch auf der Günthersburg kommt die Glücksblume und die verwünschte Jungfrau vor, die hier mit ihrem Schloss versunken seyn soll. Thüringen und der Harz VIII. 214. Die Volkssagen sind zuweilen recht rührend. Immer ist es nur ein unschuldiger junger Mensch, dem die Glücksblume blüht, aber wenn er die Schätze sieht, vergisst er die Blume, trotz der Warnung der Jungfrau. Einem jungen Hirten, der Gold aus dem Berge bringt, lässt sein Graf die Augen ausstechen, damit er den Weg nicht mehr finde und das Gold dem Grafen bleibe. Diesen aber straft ein jäher Tod. Thüringen und der Harz III. 55. Einem Müllerknaben sagt die verwünschte Jungfrau ein Zauberwort, indem er aber herauskommt, vergisst er es im Rauschen des Mühlbaches. Stöber, Elsäss. Sagen 233. Einem träumt nur von der Blume, er nimmt sie und findet beim Erwachen eine Blume von Gold auf seinem Hute. Bechstein, Fränk. Sagen. I. 138. Ein anderer kehrte aus der Geisterwelt mit Blumen geschmückt zurück und fand alles in der Welt verändert und kannte Niemand. Da kehrte er zum Berge um, schlief aber ein und man fand ihn bedeckt mit Blumen, die zu Golde geworden waren. Bechstein, Thüring. Sagen II. 145. IV. 16. 187. Vergl. noch I. 185. III. 210. 212. Verwandte Sagen s. Bechstein, Fränk. S I. 67. 82. 198. Büsching, Volks-

sagen 326. Otmar, Volkssagen 238. Firmenich III. 175. Stöber, Elsäss. Sagen S. 374. Baader, 351. Kuhn, Nordd. Sag. Nr. 268. Schöppner, 346. 764. 954. 1078. Panzer II. 159. 193. Schönwerth, Oberpfalz II. 239. 241. Rochholz, Arg. Sagen I. 119. Kohlrusch, Schweizersagen 273. Meier, Schwäb. Sagen Nr. 36. 37. Wolf, Hessische Sagen Nr. 39. 40. 41. 59. Lyncker, Hess. Sagen Nr. 9. 30. 128. 129. 130. 133. 137. 145. Landau, Hess. Ritterburgen. I. 349. von Falkenstein, Kaisersagen S. 76. von Herrlein, Spessart S. 80. 106. 156. Curtze, Waldeck S. 202. 209. Stahl, Westphäl. Sagen S. 116. Harrys, Niedersächs. Sagen II. 63. Pröhle, Unterharzische Sagen S. 56. 125. Schambach und Müller Nr. 109. 116. 117. Gräve, Sagen der Lausitz S. 104. 108.

Zu Haftstein ist es ein Hirsch, das Sinnbild der rastlos fortlaufenden Zeit, der die Wunderblume bringt. Schönwerth, Oberpfalz II. 419.

In vielen Sagen zürnt die Jungfrau, dass der einfältige Jüngling die Blume vergisst, und die Thür des Berges schlägt so gewaltig hinter ihm zu, dass sie ihm die Ferse oder wenigstens den Absatz des Stiefels abschlägt. So auf dem Kyffhäuserberge, wo der alte Kaiser schläft. Grimm, D. Sagen Nr. 157. 303. Dazu noch Wolf, Hessische Sagen Nr. 39 f. Harrys I. 35. II. 14. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 249. Curtze, Waldeck S. 211. Stöber, S. 233. Panzer II. 159. etc.

9.

Der Erlösungskuss.

Immer wiederholt sich in den Volkssagen die Voraussetzung, dass die verwünschte Jungfrau nur durch einen Kuss erlöst werden kann und zwar durch den Kuss eines ganz reinen und unschuldigen Jünglings, der zugleich der herzhafteste seyn muss. So vollkommene Reinheit wird aber auf Erden nicht gefunden und deshalb muss die Jungfrau auf den himmlischen Erlöser warten, der erst am Ende der Zeit kommen wird.

Die meisten Sagen, die vom Erlösungskusse handeln, geben der Jungfrau, die geküsst werden soll, nach untenhin einen Schlangenleib, oder verwandeln sie in dem Augenblick, in welchem der irdische Jüngling sie küssen soll, ganz in eine Schlange oder in eine noch hässlichere Kröte. Dadurch wird gewöhnlich der Schrecken und Abscheu motivirt, mit welchem der Jüngling sich abwendet, ohne den Kuss zu wagen, also auch ohne das Erlösungswerk vollbringen zu können.

Die Verwandlung der schönen Jungfrau in eine hässliche Schlange oder Kröte hat eine kalendarische Bedeutung, zunächst als ein Sinnbild des Uebergangs von der schönen Jahreshälfte in die hässliche; wie umgekehrt in einer Menge von Volkssagen die Entzauberung einer hässlichen Kröte zur schönen Jungfrau die Verwandlung der rauhen Winterzeit in den schönen Frühling bedeutet. Dasselbe was im alten Liede vom Wolfdietrich die Verwandlung der rauhen Else in die schöne Sigeminne bedeutet. Die Schlange ist mehr Sinnbild der vergänglichen Zeit, die Kröte mehr Sinnbild des Winters, der rauhen Wintererde oder der dunklen Winternächte. Der Volksglaube gibt der Schlange eine goldne oder diamantne Krone und lässt die Kröte einen kostbaren Karfunkel im Kopfe tragen. Beide Kleinode, die Schlangenkrone wie der Krötenstein, sollen alles Zaubers mächtig seyn. Ursprünglich bedeuten sie nichts anderes als die Sonne in der winterlichen Verdunkelung. Allein wir haben im Verlauf unserer Untersuchungen schon erkannt, dass sich in der heidnischen Ueberlieferung der Germanen der Parallelismus zwischen dem Jahresringe und dem Ringe der Zeit überhaupt stets wiederholt. Was für das Jahr der Winter im Gegensatz gegen den Sommer ist, das ist in höherer Auffassung die Zeitlichkeit überhaupt im Gegensatz gegen die Ewigkeit, daher bedeutet jene Schlange und Kröte nicht blos den hässlichen Winter, sondern auch die ganze hässliche, nur durch Sünde entstandene und in Sünde fortlebende Zeitlichkeit. Wir besitzen unzählige Mythen und Märchen von der im Winter geraubten und gefangenen Königstochter, die durch den Frühlingsgott erlöst wird. Alle diese Mythen und Märchen gehen aber nur den andern parallel, in denen die verwünschte Jungfrau nicht blos im kurzen Winter, sondern in der ganzen langen Zeitlichkeit gefangen ist und daher innerhalb dieser Zeitlichkeit

vergebens auf ihren Erlöser wartet, der erst kommen kann, wenn die Zeit zu Ende und der sie beherrschende Odin vom allfressenden Wolfe verschlungen ist.

Die Schlange ist das älteste bei den meisten Völkern gebrauchte Sinnbild der fortschleichenden Zeit, der Schlangenring oder die sich selbst in den Schwanz beissende Schlange das Sinnbild des Zeitenrings oder des ganzen Umfangs der Zeit, von Anfang bis zu Ende. Auch das Krötensymbol findet seine Anwendung keineswegs blos auf den kläglichen Zustand der Erde im Winter, sondern passt auch auf das Elend in der Zeitlichkeit überhaupt, ja man kann die Kröte als Prototyp der Seelenwanderung ansehen, weil sie als ein ursprünglich besseres Wesen in eine hässliche Gestalt verwünscht ist. Der Karfunkel in ihrem Kopf drückt die Idee jenes Ewigguten und Schönen aus, was zwar in die Zeitlichkeit übergegangen, aber verdunkelt und unterdrückt ist. Somit darf es nicht Wunder nehmen, wenn die höchste und edelste Göttin selbst in einer Mythengruppe als zur Kröte und Schlange verwünscht erscheint.

Die Frau Holle, die wir schon als höchste Göttin der altdeutschen Heidenreligion kennen, kommt in Schlangengestalt vor und harrt auf Erlösung. Rassmann, Heldensagen I. 157. In andern Sagen haben wir dieselbe Frau Holle wachend neben dem schlafenden Kaiser im Kyffhäuserberge gefunden, wie die Fee Morgane neben dem schlafenden König Artus. Das ist die Zeit neben der Ewigkeit, jene lebendig und wachend, diese latent und schlafend. Das Harren der Schlangenjungfrau auf den Erlösungskuss ist nur eine andere Form für das Harren am Leichnam des Geliebten, bis er wieder erwachen und aufleben wird.

Die berühmteste Schlangenjungfrau in Deutschland ist die in Basel, die in einem unterirdischen Palast und Garten hausen und von dem erlöst werden soll, der sie dreimal küsst. Ein junger Schneider versuchte es, wich aber entsetzt vor der Schlange zurück. Stumpf, Schweizer Chronik zum Jahr 1520. Kornmann, mons Veneris 190. Prätorius, Weltbeschreibung I. 109. Berkenmeyer, Cur. Antiqu. 307. Dasselbe wird von einem Schneider in Innsbruck erzählt in den Unterredungen aus dem Reiche der Geister I. 444. Auf dem Schlosse Kleinvest

soll eine Schlangenjungfrau bis zum jüngsten Tage harren müssen, wenn nicht ein reiner Jüngling sie durch einen Kuss erlöst. Valvasor, Krain III. 543. Die sehr berühmte Schlangenjungfrau Melusine hat noch einen andern Sagenkreis, der nicht hierher gehört, gehört aber auch in den vorliegenden. Sie soll im grossen Stollenwalde des Durlachthales hausen. Der Jüngling Sebald von Staufenberg wollte sie durch drei Küsse erlösen und küsste sie zum erstenmal als eine schöne Jungfrau, auch noch das zweitemal, als sie schon nach unterwärts einen Schlangenleib hatte; zum drittenmal aber wagte er nicht mehr sie zu küssen, denn sie war ganz Schlange geworden. Mone, Anz. III. 88. Noch viele andere Sagen von der Schlangenjungfrau, die durch den Kuss erlöst werden soll und nicht kann, siehe bei Meier, Schwäb. Sagen Nr. 4. 26. 349. 363. Baader Nr. 213. Stöber Nr. 277. v. Alpenburg, Mythen S. 193. Rochholz I. Nr. 168. Vonbun, Beiträge S. 27. Schwab, Rauhe Alb 72. Panzer I. 32. 195. 196. Wolf, Hess. Sagen Nr. 44. 46. 267. Pröhle, Harzsagen S. 217. Schambach und Müller Nr. 132. 260. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 10. Müllenhoff Nr. 250. 597.

Merkwürdigerweise findet sich die Sage auch in der Levante, wohin sie jedoch wahrscheinlich durch die Kreuzfahrer gekommen ist, wenn überhaupt die Quelle, Montevillas Reisen II. S. 20. (übergegangen in Kornmanns mons Veneris p. 192. und Adrianus Romanus, theatr. urbium p. 246.) stichhaltig ist. Da es sich von nichts Geschichtlichem, sondern nur von einer Sage handelt und die Sage wandert, so kann sie sich wohl nach der Insel Rhodus verirrt haben. Denn sie berichtet, ein Rhodiser Ritter habe die in eine ungeheure Schlange verwandelte schöne Tochter des Hippokrates durch einen Kuss erlösen sollen, aber geschaudert.

In einigen Sagen fehlt die Schlangenform und erscheint die verwünschte Jungfrau menschlich, aber ganz schwarz. Schnezler I. 155. Baader 73. Vernaleken, Alpensag. S. 145. Zingerle, Tirolersagen S. 397. Panzer 212. 214. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 47. 138. 224. Wolf, Zeitschrift IV. 289. Wieder in andern Sagen erscheint die Verwünschte nicht menschlich, sondern nur als Schlange, aber mit einem Schlüsselbund am Halse, ganz so wie die Schlüsseljungfrauen. Baader Nr. 186.

Hilscher, vom wüthenden Heere S. 70. Oder die Schlange hat einen Schlüssel im Munde. v. Herrlein, Spessart 210. Valvasor, Krain III. 583. Vonbun, Vorarlberg. Sagen S. 23. Zingerle, Tirolersagen 227. Einmal hat die Schlange eine blaue Blume im Munde. Baader Nr. 223.

In sehr vielen Sagen ist die Verwünschte eine Kröte oder sie erscheint dreifach, als Jungfrau, Schlange und Kröte. Grimm, D. Sagen Nr. 222. Stöber S. 396. Panzer 32. 195. 196. Baader Nr. 215. E. Meier Nr. 349. 363. Vernaleken, Alpensagen 145. Curtze, Waldeck S. 199. Müllenhoff 597. Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 9. Sommer, Sächs. Sagen Nr. 16. Büsching, Volkssagen I. 286. Auch im Aberglauben aus Masuren S. 132. findet sich die schöne Jungfrau auf dem Goldberge, die von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend gern durch einen Kuss erlöst werden möchte, sich aber vor dem Kuss in eine grässliche Kröte verwandelt, vor welcher der Jüngling entflieht.

Ich glaube hier noch daran erinnern zu müssen, dass in einer Bulle Gregors IX den ketzerischen Stedingern unter anderm vorgeworfen wurde, sie pflegten eine Kröte zu küssen (eine Art von heidnischem Sakrament), und dass auch in den Hexenprozessen die zaubermächtige Kröte eine grosse Rolle spielt; wenn auch nur in schmutziger und gehässiger Herabwürdigung, könnte darin doch noch die Spur des sehr edlen alten Mythus liegen.

Darin stimmen alle Sagen überein, dass, wer die verwünschte Jungfrau erlösen wolle, ein ganz unschuldiger und reiner Jüngling seyn müsse. Vergl. Schöppner Nr. 1186. Bechstein, Thüring. II. 106. Lyncker Nr. 144. Kohlrusch, Schweizersagen I. 75. Er soll „rein von Frauen" seyn. Baader Nr. 168. Vergl. Wolf, Beitrag II. 245. Da man den Erwachsenen nicht mehr so viel Unschuld zutraute, sollte der Erlöser nur ein kleines unschuldiges Kind seyn. Kuhn, Märk. Sagen 67. Schöppner Nr. 919. Endlich schob man die Erlösung in eine ganz unbestimmte Zukunft hinaus. Eigentlich gab man die Hoffnung auf, dass je ein so vollkommen tugendhafter Mensch leben könne, und liess nur eine Möglichkeit dazu offen in der naiven Vorstellung, es könne doch vielleicht einmal, wenn auch erst in sehr ferner Zeit, ein Baum wachsen und aus dessen

Brettern eine Wiege gezimmert werden für den, der die verwünschte Jungfrau erlösen würde.

Sehr alterthümlich klingt die Sage vom Auerbacher Schlosse. Hier schmachtet eine verwünschte Jungfrau und hütet grosse Schätze, aber erst muss ein Rabe kommen und eine Nuss fallen lassen, diese im Boden wurzeln und daraus ein Baum wachsen, aus dem die Wiege ihres künftigen Erlösers gezimmert werden soll. Wolf, Hess. Sagen Nr. 49. Damit ist der weltalte Rabe gemeint, dessen wir im zweiten Buch 2. gedacht haben, der alle Zeit überdauert und aus einem Weltalter ins andere hinüber führt. Von demselben Auerbacher Schlosse heisst es in Grimms D. Sagen Nr. 223., die verwünschte Jungfrau sey als Schlange erschienen mit einer blauen Blume im Munde. Bei Panzer II. S. 199. ist es ebenfalls ein Vogel, der erst kommen soll; derselbe soll eine Eichel auf einen Berg in Mittelfranken fallen lassen, woraus dann eine Eiche wachsen soll. Vergl. auch Reich, Wanderblüthen S. 23. Die Wiege des Erlösers, die aus einem Baum gemacht werden soll, der noch gar nicht gewachsen ist, wiederholt sich in einer kaum übersehbaren Menge von deutschen Volkssagen. Büsching, Volkss. S. 173. Mone, Anz. III. 91. VI. 367. VII. 365. 476. VIII. 63. Baader S. 29. 260. Schnezler II. 35. Schwab, Rauhe Alb 32. Vernaleken, Mythen 136. Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 395. Weber, Tirol S. 143. Bechstein, Oesterr. Sagen. S. 139. Schaubach, Alpen III. 23. Rochholz, Naturmythen S. 154. Vonbun, 23. Schöppner I. 86. 145. Schönwerth II. 390. E. Meier Nr. 4. Schreibers Sagen I. 252. Bechstein, Fränk. Sagen I. 191. v. Herrlein, Spessart 210. Koch, Ritterburgen I. 39. Schambach und Müller Nr. 112.

10.

Menglada.

Menglada oder Menglöd ist eine der merkwürdigsten und schönsten Gestalten aus den Erinnerungen der altnordischen Heidenreligion, zum Glück uns treulich aufbewahrt im alten Eddalied Fiölswinnsmal.

Ein unbekannter Fremder, der sich Windkaldr (der wind-

kalte) nennt, kommt zum Hyfjaberge, auf dem alle Kranken Heilung finden. Hier, von der Waberlohe (dem Flammenkreise) eingehegt, harrt die jungfräuliche Menglada seit langer, langer Zeit auf ihren fernweilenden Geliebten. Vor ihren Knien sitzen neun ihr dienstbare und getreue Junfrauen: *Hlif* (Hülfe), *Hlifthursa* (Thursenhülfe), *Dietwarta* (Volkswärterin), *Biört* (Bertha?), *Blid* und *Blidur* (die Sanfte), *Frid* (der Frieden), *Eir* (wohl eins mit der *Eyr*, die in Walhalla die Helden, die zur Lust gekämpft haben und verwundet worden sind, immer wieder heilt) und *Oorboda* (Wortbotin?). Draussen vor dem Flammenkreise steht der rauhe Wächter *Fiölsvidr* (der Vielwissende), ruft den Fremden an und lässt ihn nicht ein, löst ihm aber eine Menge Räthsel auf, die sich auf Menglada und ihre geheimnisvollen Umgebungen beziehen. Endlich stellt der Fremde die verfängliche Frage: Darf ein Mann in Menglöds Armen ruhen? Der Wächter erwidert: Keiner ausser Swipdagr (Beschleuniger des Tages), dem sie von lange her verlobt ist. Ich selbst bin Swipdagr, sagt der Fremde. Der Wächter ruft es Menglöd zu. Sie aber prüft den Fremden erst, dann ruft sie mit wehmüthigem Entzücken aus:

Lange sass ich
Auf liebem Berge,
Nach dir schauend Tag und Nacht.
Nun geschieht, was ich hoffte,
Dass du heimgekehrt bist,
Süsser Freund, zu meinem Saal.

Er antwortet:

Sehnlich Verlangen
Hatt' ich nach deiner Liebe.
Nun ist gewiss,
Wir beide werden
Mit einander ewig leben.

Dieses Lied ist das schönste der Edda und gleichsam das Hohelied des Nordens. Die Freude des Wiedersehens kann nicht rührender geschildert werden. Die harrende Jungfrau aber ist niemand anders, als jenes Wesen, was wir schon als Iduna, Nanna und Brynhilldur kennen. Menglöds Gluthsaal dreht sich unaufhörlich wie auf einer Lanzenspitze. Das ent-

kann, in dieſer drohenden Kriſe, die Janitſcharen mit Feuer und Schwert bis auf den Namen zu vertilgen, und ein neues Kriegsheer nach dem Muſter der chriſtlichen Armeen aufzuſtellen. Allein dieſes neue Heer konnte in kurzer Zeit nicht hinlänglich genug geübt werden, und die Nation ertrug nur mit Unwillen die Abſchaffung ſo vieler alten, mit dem mahomedaniſchen Aberglauben innig verflochtenen Gewohnheiten und Einrichtungen.

Dennoch war der erſte Feldzug 1828 für die Türken nicht ſo ungünſtig, als man hätte erwarten ſollen. Die Ruſſen begingen manche Fehler, die ihren Siegeslauf hemmen mußten. Der lange und koſtſpielige Feldzug von 1828 hatte kein größeres Reſultat, als daß ſich die Ruſſen unter dem Feldmarſchall Wittgenſtein in der Moldau und Wallachei feſtſetzten und Varna eroberten. Sie mußten aber ſowohl von Schumla als von Siliſtria zurückweichen und konnten das Balkangebirg nicht überſchreiten. Strapazen und Krankheiten brachten ihnen überdieß großen Verluſt bei. Auch zur See geſchah nichts Entſcheidendes. Die ruſſiſche Flotte mußte ſich darauf beſchränken, im ſchwarzen Meere Jagd auf türkiſche Schiffe zu machen, und den Paß der Dardanellen am Ausgang ins Mittelmeer blokirt zu halten, um Conſtantinopel die Zufuhr abzuſchneiden. Am Kaukaſus gelang es dem tapfern General Paskewitſch die feſten Stellungen zu erobern, die Armenien beherrſchen, doch drang er noch nicht weiter vor. Man ſchreibt die geringen Erfolge der Ruſſen am Balkan dem Mangel an Einheit und Schnelligkeit in den Operationen zu, wozu die perſönliche Gegenwart des Kaiſers und des Großfürſten Michael, ſeines Bruders, beigetragen haben ſoll, da es einem Feldherrn, ſelbſt wenn er weniger alt und vorſichtig iſt, als es Wittgen-

spricht der Symbolik des Sonnenrades. Wölfe bewachen die Jungfrau im Gluthsaal, das entspricht dem Wolf, der die Sonne verfolgt. Nur die Feder eines Hahnes kann die Wölfe besiegen, das ist der Hahn, der am Ende der Zeit den neuen Morgen verkünden wird. Das Lied versetzt uns in die Zeit, in welcher Idunas Verbannungszustand endet, sie aus der Zeitlichkeit befreit und zur ewigen Heimat zurückgeführt wird. Ihr Erlöser aber ist der langersehnte Geliebte, nicht mehr Skirnir, noch auch Sigurd, sondern Baldur, der einzige Gott, der die andern überleben wird, denn alle andern gehen nach der Edda im Ragnarok (Götterrauch), dem grossen Weltbrande zu Grunde.

Windkaldr deutet auf die Wintermitte, in welche die Sonnenwende fällt, von wo an die Tage wieder wachsen, daher der Name Swipdagr. Der Gluthsaal ist die Sonne in ihrer Winterwende oder im Nordlicht. Es ist dasselbe Feuer, über welches Skirnir und Sigurd reiten, die Waberlohe oder die Flammenheimat des Phönix, von wo alle Verjüngung ausgeht. Es ist die letzte Sonnenwende gemeint, das Ende der Zeit, die Rückkehr zur Ewigkeit.

Menglöd erscheint als Heilgöttin. Das entspricht dem segensreichen Wirken der Sonne in der Zeitlichkeit. Ihre neun Jungfrauen entsprechen den neun heilkundigen Jungfrauen auf der britischen Insel Sena, die schon den Alten bekannt war. Strabo IV. 4. Mela III. 6. Neun andere kommen auf der Insel Mona, zu St. Michel, Kerloiou etc. vor. Maury, les fées S. 40. Neun Jungfrauen hüten auch das Feuer der h. Bridget. Moore, Irland S. 245. Vergl. Mone, Heidenth. II. 407. und Eckermann, Kelten S. 94. 98. Man vergleiche dazu den Kreis der Hildegarden- und Kümmernisssagen, in denen die verbannte Göttin gleichfalls als Heilgöttin erscheint.

Menglöd (*monile laetabunda*), die sich am Halsband erfreut, ist ein schwer zu erklärender Name. Soll man an das verhängnissvolle Halsband denken, an welches in so vielen Mythen das Unheil geknüpft ist, oder an den Ring der Zeit, den Kreislauf der Sonne in der Zeitlichkeit? Sie wird eine Tochter des *Svafer (vibrans)* genannt. *Svipdagr* kommt her vom Englischen *to sweep*, lateinisch *vertere*, kehren, wenden, oder vom deutschen schweben, schwippen, kann deshalb statt Beschleu-

niger des Tages auch noch anders gedeutet werden. Er ist Sohn Solbiards, des Sonnenglänzenden, nennt sich aber Windkaldr, weil er im kalten Winter kommt. Man muss dabei wohl an Fimbulwinter oder den letzten Winter vor dem Weltende denken.

In Benfeys Orient und Occident II. 45 f. erklärt Ferd. Justi die Menglöd zwar für die Sonne, deutet aber den tiefsinnigen Mythus von ihr nach der unglückseligen Methode des Herrn Schwarz, der alle Mythen in der Welt zu Gewittermythen macht, als Verdunkelung der Sonne durch eine Gewitterwolke und ihren Befreier als den Blitz, der die Wolke aufreisst. Es liegt nicht in der Art der Mythenbildung, einen so gewöhnlichen Vorgang, wie es das Wiederhervortreten der Sonne nach einem Gewitter ist, in einen so umständlichen Mythus zu hüllen, und am wenigsten, darin eine so tiefe und rührende Sehnsucht auszudrücken.

In Pfeiffers Germania X. 446 f. erklärt Rupp die Menglöd ebenfalls für die Sonne, aber ihren Befreier für den Mond und sieht in dem Mythus nichts, als die Conjunction der Sonne mit dem Monde im Neumond der Wintersonnenwende.

Ich glaube dagegen — und nach allem Angeführten mit gutem Grunde — im Fiölswinnsmal den Schlussstein der ganzen grossen Eddadichtung von der Sünde der Asen, von Odins Untergang im Ragnarok, vom Ende der Zeit und von der Wiederkehr Baldurs zu erkennen.

Hohes Alter verräth die Sage bei Schreiber I. Nr. 28. vom Fräulein Ida von Schauenburg, die in einer Höhle auf ihren fernen Geliebten Berthold harrt, bis derselbe endlich wiederkehrt und durch ein treues Hündchen ihr zugeführt wird. Ida mahnt an Iduna, die Schauenburg an die Waberlohe, Berthold ergänzt die Bertha, wie Freyr die Freyja und Koros die Kore. Eigenthümlich ist die Sage vom Hardenstein, auf dem die Jungfrau Kunigunde auf ihren fernen Bräutigam harrt und ihm des Nachts, von Elfen bedient, ein köstliches Mahl bereitet, bis am Morgen alles verschwindet. Sandkörnlein des Grafen v. Bentheim-Teklenburg S. 187. Bei Ilmenau harrt in einem Flammenschlosse ein verwünschtes Fräulein auf den, der sie erlösen soll. v. Falkenstein, Kaiser-

sagen S. 129. Zu einer harrenden Jungfrau auf einer Rappoldsteiner Burg kommt jede Fastnacht ein gespenstischer Ritter angesprengt, kann sie aber nicht erlösen, weil es ein lebendiger seyn müsste. Stöber, Sagen des Elsasses Nr. 97.

Auch in dem berühmten Volksbuch von der Magelona finden sich Anklänge an unsern Mythus, ihr Name selbst erinnert an Menglada, ihr Ritter Peter „mit den silbernen Schlüsseln" gibt sich als ein Erretter und Erlöser zu erkennen. Sie wird getrennt von ihm und wendet in ihrer traurigen Einsamkeit ihre ganze Sorgfalt auf die Heilung von Kranken. Vergl. Görres, Volksbücher S. 153. Grässe, Sagenkreise 386. Eine schwache Wiederholung bei Pröhle, Märchen für die Jugend Nr. 21.

König Arthur feierte das Pfingstfest, als eine Dame auf einem Maulthier ohne Zaum heransprengte, schön, aber in Thränen. Sie sagte, sie müsse so lange weinen, bis sie den Zaum des Maulthiers wiederhabe. Derselbe war ihr von ihrer Schwester geraubt worden und befand sich in einem Zauberschloss. Die Ritter der Tafelrunde erboten sich sogleich, ihr zu dienen, aber der erste, der das Schloss aufsuchte, kam leer zurück, weil er den Eingang zu dem Schlosse nicht hatte finden können. Erst der tapfere Gawin überwand alle Schwierigkeiten. Zwar stürzten ihm im Walde Löwen und Tiger mit schrecklichem Gebrüll und im Thale Schlangen und feuerspeiende Drachen entgegen, umtobten ihn Stürme und Gewitter, gossen sich Ströme vor ihm aus, stürzten Berge vor ihm ein; weil er sich aber nicht darum kümmerte, geschah ihm auch nichts zu leide. So kam er zu dem Schlosse, welches, von einem tiefen Graben umgeben, sich wie ein Mühlstein um sich selbst drehte. Gawin aber gab seinem Rosse die Sporen und war mit einem gewaltigen Satz mitten im Schlosse, das nun auf einmal stille stand. Hier warten seiner noch schwere Kämpfe. Ringsum steckten auf Pfählen Köpfe von Rittern, die hier umgekommen waren, indem sie mit einem gewaltigen Ritter hatten kämpfen müssen. Aber Gawin besiegte diesen Ritter und nun musste ihn die Besitzerin des Schlosses empfangen. Sie suchte ihn durch alle Sinnenreize zu verführen, aber er blieb standhaft und so musste sie ihm endlich den Zaum ausliefern, den er, zum Könige heimkehrend, ihrer Schwester zurück gab.

Diese dankte und ritt davon. Histoire lit. de la France XIX. 722. Legrand, deutsch I. 81.

In dem unzugänglichen Schlosse, welches um sich selbst kreist, dürfte wohl eine Erinnerung an Menglöds Gluthsaal erhalten seyn.

Am gleichen Tage wurde ein Knabe und ein Kalb geboren, jener wuchs zum Jüngling, dieses zum Stiere heran. Da sagte der Stier zum Jüngling: Setze dich zwischen meine Hörner, reite auf mir zum König und fordere von ihm ein sieben Ellen langes Schwert, um seine Tochter zu erlösen. Er empfing es und gelangte zur Flammenburg, in der ein zwölfköpfiger Drache die Prinzessin gefangen hielt. Um die Flammen zu löschen, trank der Stier das Meer aus und spie es in das Feuer, dass es gedämpft wurde, aber ungeheurer Rauch den ganzen Himmel umzog. Hierauf stürzte der Jüngling auf dem Stiere in die Burg, hieb dem Drachen mit einem Streiche den Kopf ab und führte die Prinzessin heim. Haltrich, Deutsche Sagen aus Siebenbürgen Nr. 21. Darin liegt eine Erinnerung an die Waberlohe und vielleicht auch an Ragnarok, den letzten Weltbrand, aus welchem Himmel und Erde verjüngt hervorgehen sollen. Die Sinnbilder in diesem Märchen sind kolossal, wie in der Voluspa. Man hat hier ein Beispiel, wie der grossartige Mythus in den gewöhnlichen Styl der Märchen vom Glasberge übergehen konnte.

11.

Erinnerung an den Erlöser am Ende der Zeit in deutschen Volks- und Kinderliedern.

Wir lernten oben schon die Pfingstlieder kennen, in denen sich die Erinnerung an die wandernde Freyja erhalten hat, die endlich ihren Odur wiederfindet. Da nun aber dem Mythus von der laufenden und suchenden Sonnengöttin ein anderer von der harrenden parallel geht, so war es natürlich, dass man in Volksliedern auch die Rückkehr des Geliebten zu der seiner treu und geduldig Harrenden besang.

In Müllenhoffs Sagen aus Schleswig-Holstein S. 485. hockt ein Kind in einem Kreise von Tanzenden und man singt:

Wer sitt in dissen hogen Toern?
„Daer sitt en Königsdochter in".
Kann ik de nich to seen krygen?
„Se is so fast vermuret,
De Muer de will nich bräken,
De Steen de will nich stäken!"
Enen Steen bräek ik uet.
„Beide Ogen fallt dy uet".
Nä, nä,
Schaet nich, (Es schadet nicht)
Baet nich. (Es hilft nicht)
Steen und Been verlaet my.
Kling, klang, kloria!
Kumm und folg my achterna.

Bei den letzten Worten erhält eins der im Kreise tanzenden Mädchen einen Schlag und folgt der Vortänzerin, sie am Kleide fassend; dieser wieder eine zweite und sofort bis der Ring aufgelöst und die Königstochter befreit ist. — Im Elsässer Volksbüchlein von Stöber findet sich ein ganz ähnliches Bild. Ein kleines Mädchen sitzt, den Kopf mit dem Röckchen verhüllt, in der Mitte und die andern singen im Kreise umher:

Wer sitzt in diesem Thürmelein? —
Das Königs, Königs Töchterlein —
Darf man sie auch beschauen? —
Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
Muss einen Stein abhauen.

Bei Rochholz, Alemannische Kinderlieder S. 374. sitzt eine Frau im Häuschen, oder auch auf einem Brücklein und seltsamerweise macht eine Katze den Refrain, was auf Freyja deuten würde:

Chatze, Chatze-müsli:
Es sitzt e Frau im Hüsli;
Chatze, Chatze-müggeli:
Es sitzt e Frau uf'm Brüggeli.
Gisch mer nüd, bist e Säubengel;
Gisch mer öppis, e goldiger Engel.

Auf Seite 373. daselbst kommt ein Lied vor, was die Kinder singen, indem sie in einer langen Reihe gegen ein fingirtes Thor galoppiren, welches zwei Kinder mit aufgehobenen Armen bilden:

I möcht' über d' holländische Brugg!
sie ist verheit und broche.
lönd sie wiedrum mache
mit isige Stachle!
um welche Lohn?
die hinterst Geisbohn! —
I möcht' über d' silberig Sihlbrugg!
d' Brugg ist beschlosse
mit Silber übergosse
und goldige Schibe.
der Letzte muess do blibe!

Die abgebrochene Brücke motivirt den Rossprung über die Waberlohe und die goldne Scheibe dieses Kinderliedes kann wohl nichts anderes bedeuten als Menglöds Gluthsaal, die Sonne. Wenn sich solche Sinnbilder und Gebräuche aus uralter heidnischer Zeit in der Kinderwelt erhalten haben, lässt sich daraus schliessen, wie tief die Sehnsucht nach Erlösung, wie von der Pein des Winters in jedem Frühling, so von allem Uebel dieser Erde in einer bessern Welt jenseits, dem Volksgemüth eingeprägt gewesen ist.

Auch in einem schwäbischen Kinderspiel bei Meier (Kinderreime aus Schwaben S. 102.) heisst es von dem Kinde, welches die zu erlösende Prinzessin vorstellt:

Sitzt ein Fräulein im Häusle,
Spinnt so zarte Seide,
Zart, zart wie ein Haar.
Hat gesponnen sieben Jahr.
Kann man sie auch sehen?
Nein, der Thurm ist gar zu hoch,
Man muss ein'n Stein abhauen.

Im Harz werden beide Mythenkreise von der wandernden und von der ausharrenden Göttin in einem Spiel und Tanzliede verbunden, abgedruckt in den Harzbildern von Pröhle Seite 39. Das Spiel heisst „Fürst und Fürstin". Man bildet einen Kreis und singt:

Wer steht da draussen vor der Thür
Und klopft so leise an, und klopft so leise an?

Da singt einer ausserhalb des Kreises:

Ich bin der Fürst, ich stehe davor,
Ich hab' hier was zu suchen.
Ich habe verloren meinen Schatz,
Allhier, allhier auf diesem Platz.
Drum schliesset auf den Garten.

Der Kreis wird aufgeschlossen, er tritt ein, sucht seine Geliebte, redet aber zuvor die andern an und gibt ihnen spitzige Reden, bis er die rechte findet und sie küsst. Dann bleibt er im Kreise, aber sie muss hinaustreten und nun singt man wieder im Kreise: Wer steht da draussen vor der Thür? Darauf singt die ausgeschlossene Jungfrau:

Ich bin die Fürstin, stehe davor,
Ich hab' hier was zu suchen.
Ich habe verloren meinen Schatz,
Allhier, allhier auf diesem Platz,
Drum schliesset auf den Garten.

Man lässt sie ein und sie sucht, findet und küsst den Geliebten.

Viertes Buch.

Altdeutsche Gräbersymbolik.

1.

Sinnbilder der Fortdauer und Auferstehung.

Die altdeutsche Gräbersymbolik ist bei weitem ärmer als die griechische, weil unsere Vorfahren kein so kunstreiches Volk waren und auch viel weniger Gräber von ihnen erhalten sind.

Ich habe selbst sowohl Hügelgräber aus dem Brandalter, oder der frühern Zeit, in welcher die Leichen noch verbrannt wurden, als auch Stein- und Holzgräber mit Gerippen in grosser Zahl und an verschiedenen Orten ausgegraben. Zwei grosse Grabfelder, wovon das eine nur Hügelgräber, das andere nur s. g. Todtenbäume enthielt, habe ich in den Jahresheften des württembergischen Alterthumsvereins beschrieben. In den Hügeln fand sich nichts von symbolischer Bedeutung, doch lagen auch hier Ohrenringe, Hals- und Armringe, Beinringe und Waffen genau so, wie sie gelegen haben würden, wenn sie sich an der Leiche selbst, welche verbrannt war, gefunden hätten, so dass auch hier die Füsse nach Osten zugekehrt waren, wie das überall bei den begrabenen Leichen der Fall war. In den Todtenbäumen, die ich unter dem Berge Lupfen, zwei Stunden entfernt von Tuttlingen an der Donau, mit meinem Freunde, Major von Dürrich, ausgrub, fand sich viel mehr Symbolisches. Noch jetzt nennt man im Schwarzwald die Särge Todtenbäume, weil vormals hier alle Todten in hohlen Baumstämmen begraben wurden. Auch das hat schon

eine sinnbildliche Bedeutung. Wie der erste Mensch aus einem Baum wuchs, so soll er auch aus einem Baum wiedergeboren werden. Wie im Worte Wald der Begriff des Vali, des Frühlingsgottes liegt, mit dem die Natur neu geboren wird, und wie in dem Worte Holz der Begriff der Holden, d. h. Elben, und der Frau Holle oder Hulda liegt, der Sonne als Königin der Elben und Wiedererweckerin der Vegetation, so lag auch, wenn man die Todten in Bäumen begrub, darin eine Verheissung der Wiedergeburt.

Die Todtenbäume, die ich fand, waren nur roh mit der Axt behauen, bei mehreren aber waren oben an beiden Enden je ein Schlangenkopf ausgeschnitten, und eine der Länge nach über den Baum laufende Leiste verband beide als der Schlangenleib. Die Schlange ist das bekannte Sinnbild der Zeit, weshalb auch der Zeitgott Odin einmal Schlangengestalt annahm, zugleich aber auch Sinnbild der Wiedergeburt, weil sie aus der Erde hervorkriecht und jährlich ihre Haut erneut. In einigen Todtenbäumen fanden sich hölzerne Hände und Füsse, von denen ich sogleich ausführlicher handeln werde. Desgleichen Feuersteine und kleine, nicht zum technischen Gebrauch, sondern nur zum Symbol dienende Steinmeissel, wie man sie überall in germanischen Gräbern gefunden hat. Die Feuersteine bedeuten, dass aus dem Grabe einst der Lebensfunke wieder geweckt werden soll. Die kleinen Meissel bedeuten den Hammer des Thor, den Blitz des ersten Frühlingsgewitters, welches die Natur aus dem Winterschlaf weckt. Einen solchen Hammer warf man zur Heidenzeit jeder Braut in den Schooss und gab ihn jedem Todten mit ins Grab. Er spielt heute noch seine Rolle als Sinnbild bei Auctionen und in der Freimaurerei. Die Todtenbäume lagen auf Haselruthen, die auch sonst als s. g. Wünschelruthen noch bis auf die neueste Zeit im deutschen Aberglauben eine grosse Bedeutung hatten.

Bei den alten Römern wurde, wie oben schon erörtert ist, ein Pinienzapfen auf die Gräber gesetzt und in Italien ist heute noch die Cypresse der Trauerbaum auf den Kirchhöfen. Bei uns kommt die Tanne nicht auf Gräbern, aber doch als Sinnbild des den Wintertod überdauernden Naturlebens in dem immergrünen mit Lichtern und Aepfeln besteckten Weihnachts-

baum vor. Noch jetzt herrscht in Russland die Sitte, bei Begräbnissen vom Trauerhause bis zum Kirchhof Fichtenzweige zu streuen. In unserm deutschen und slavischen Norden hatte zur Heidenzeit der gleichfalls zum Nadelholz gehörige und der Fichte verwandte Wachholderstrauch die Bedeutung des holden Erweckers, gehört also ganz derselben Symbolik an, wie der Weihnachtsbaum. Grimm, Altd. Wälder I. 138. Auch der römische Name *juniperus*, enthält den Begriff der Verjüngung. Im Buche der Natur des Konrad von Megenberg heisst es, in der Wachholderasche erhalte sich die Glut ein ganzes Jahr lang. Man verbrannte Wachholderholz bei Begräbnissen wohl nicht blos wegen Reinigung der Luft. Der Machandelbaum, dasselbe was Wachholder, wächst aus dem Grabe eines ermordeten Knaben und auf seinen Zweigen singt des Knaben Seele als Vogel, um zuletzt wieder Mensch zu werden. Grimm, Märchen Nr. 47. Im Winter ist alles entschlafen, nur der Wachholder wacht und auf ihm ein Vogel. In der Wintermitte ruft nun dieser Wächter allen Holden zu, d. h. den Pflanzengenien, sie sollen wieder erwachen. Im Winter erblindet gleichsam die Natur, weil die Nacht immer länger wird. Daher die schöne Sage von einem blinden Mädchen, welches einmal von einem Wachholder träumt, an welchem die h. Anna sie wieder sehend mache. Am andern Tage ging sie dahin und fand unter dem Wachholder das Bild der Heiligen, wodurch sie wieder sehend wurde. Panzer S. 46.

Auch der Wachholderzweig gilt als Wünschelruthe. Ein armes Mädchen in Kärnthen öffnete mit einem solchen Zweige die Erde und erhob einen Schatz, dass sie nun reichlich ihre blinden Eltern pflegen konnte. Sartori, Burgvesten Oesterreichs IV. 179. In Schwaben haben die Kinder das Recht in der Wintermitte am s. g. Pfeffertage ihre Eltern mit Wachholderzweigen zu schlagen, worauf sie ein Geschenk bekommen.

Der Hollunderbaum war der Frau Holle oder Hulda geweiht, der Sonnengöttin, die zugleich Königin der Elben ist. Weil aber die gütige Sonne nach ihrer Gefangenschaft innerhalb der Zeitlichkeit wieder frei wird und uns die selige Ewigkeit öffnet, war der Hollunder auch ein Sinnbild der Wiedergeburt, des seligen Wiedersehens. Am Johannistage starb

ſtein war, immer ſchwer ſeyn muß, unter den Augen eines höhern Gebieters und bei dem Einfluſſe verſchiedener Rathgeber die Kühnheit zu entwickeln, die den Feldherrn ſchnell zum Siege führt, der ganz allein auf ſeine Verantwortung und zu ſeinem Ruhme handeln darf.

Man ſagt, Graf Diebitſch, Chef des Generalſtabs, habe dem Kaiſer eine Denkſchrift überreicht, ihm darin die begangenen Fehler auseinandergeſetzt und einen neuen Feldzugsplan vorgeſchlagen. Hierauf hat der Kaiſer ihn, der ſich mit ſeinem Kopf für den Erfolg verbürgt, mit uneingeſchränkter Vollmacht zum Oberfeldherrn ernannt, und ſich ſelbſt von der Armee zurückgezogen. Eben ſo uneingeſchränkte Vollmacht erhielt Paskewitſch am Kaukaſus, und, wie man glaubt, auch Matuſchewitſch in London. Und dieſe Männer waren es, die in der kürzeſten Zeit das ſeltene Vertrauen des Kaiſers durch glänzende Erfolge reichlich belohnten, aufs Neue beſtätigend, daß Vertrauen eine der erſten Regententugenden iſt.

Wittgenſtein ſtand zu Anfang des Jahres 1829 mit der ruſſiſchen Hauptmacht in Beſſarabien in den Winterquartieren, während General Langeron die eroberten Punkte auf dem rechten Donauufer beſetzt hielt. Unter ſeinem Commando ſtand General Roth in den Verſchanzungen von Hirſova bis Pravadi, welche die Communication mit Varna deckten. General Suchtelen beobachtete Siliſtria, Malinowsky Nikopolis, Kiſſelew Giurgewo und General Geismar Widdin. Die Türken ihrerſeits hielten ihre Feſtungen beſetzt; ihre Hauptmacht befand ſich aber unter dem Großvezier Izzet Mehmed in Schumla, und unter Tſchapan Oglu in Nikopolis. Außerdem ſammelte Huſſein Paſcha hinter dem

gleichsam die Sonne. Daher die Bedeutung des Hollunderbaums als Trost in Krankheit und Tod. Am Johannistage war der Baum besonders heilig. Prätorius, Glückstopf 217. In der Mittagsstunde dieses Tages pflückte man Hollunderblüthen als die kräftigste Arznei. Panzer II. 305. Rochholz erwähnt in seinen Schweizersagen den Gebrauch, Zweige vom Hollunderbaum in Kreuzform zu binden und auf Gräber zu stecken; wenn sie dann fortgrünen, sey der Verstorbene selig. Man pflanzte daher auch Hollunder auf die Kirchhöfe. Im Hildesheimischen machte sich der Kutscher des Leichenwagens bei jeder Leiche einen Peitschenstecken aus einer Hollundergerte, genau so lang wie die Leiche. Grimm, D. Myth. Aberglauben 866. Fliederthee von Bäumen, die über einem Bienenstock wachsen, soll besonders heilsam seyn. Grimm, D. Myth. 1122. Stand der Baum auf dem Kirchhof, so mahnte er unmittelbar ans Paradies, denn die Bienen sind Sinnbild der Seligen im Paradiese. Frau Holle, die gütige Mutter aller Wesen, führte nicht nur die neugebornen Seelen in die irdische Geburt ein, sondern nahm auch die vom Leibe geschiedenen wieder auf. Der Hollunderzweig war gleichsam das Scepter, womit sie die Lebendigen und die Todten beherrschte. Ein solcher Zweig sollte im Namen der Frau Holle alle bösen Geister bannen. Prätorius, Bloxberg 459.

Drei Söhne zogen aus um einen Hasen zu jagen, von dessen Fleisch ihr todtkranker Vater genesen sollte. Der h. Petrus begegnete ihnen und bat jeden, ihm etwas von seinem Frühstück zu geben. Das that nur der Jüngste und hatte deshalb das Glück, den Hasen zu erlegen. Seine Brüder schlugen ihn aber todt und begruben ihn unter einem Hollunderbaum. Da hing einmal ein Hirt sein Horn an diesen Baum und das Horn begann zu blasen und erzählte die Mordthat, worauf das Volk zusammenlief und die bösen Brüder erschlug. Müllenhoff S. 495.

Sehr eigenthümlich ist die Vorstellung von drei Brüdern, die nach verschiedenen Richtungen in die Welt hinaus reisen, um sich auf einem Hollunderbaum wiederzufinden, wo sie grosse Gefahren bestehen, aber endlich erlöst werden. Panzer II. 93. Auch hier erscheint der Hollunder als ein Symbol des Wiederfindens, der Erlösung, der Wiedergeburt. Diese

alte Vorstellung scheint sehr populär gewesen zu seyn, denn eine Erinnerung daran hat sich in einem noch jetzt weit verbreiteten Kinderspiel erhalten. Drei Kinder fassen sich bei den Händen, tanzen im Kreise herum und singen dabei:

Ringala, ringala, reiha,
Es sein der Kine'la dreia,
Steiget si auf'm Hollerbusch
Schreia si alle husch, husch, husch!

Die Kinder lassen sich alle drei zugleich auf den Boden fallen und beginnen dann das Spiel von neuem. Das spielen und singen heute noch alle Kinder in Schwaben. Panzer II. 92. gibt folgende Erklärung: Auf dem Schlosse Schaumberg, welches mit den Herzogen von Meran verfeindet war, seyen Drillinge geboren worden. Da habe sich ein fremder Knappe in das Schloss geschlichen und die grade Würfel spielenden Drillinge verlockt, auf einen Hollerbaum zu steigen, um droben die zwitschernden Vögel zu fangen. Die Kinder seyen dann aber vom Baum herabgestürzt und hätten sich zu Tode gefallen. Die weite Verbreitung des Kinderspiels scheint auf einen sehr alten und bedeutsamen Mythus hinzuweisen.

Die grösste und prächtigste aller Johannisblumen ist die Königskerze oder das Wollkraut, welches in der heissesten Jahreszeit um Johanni an einsamen Orten und auf Bergen als schöne Pyramide mit hellgelben Blumen emporwächst. Sein lateinischer Name ist *verbascum nigrum*, sein altdeutscher Name Hildebrand, Himmelbrand oder Himmelkerze. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch II. 178. Himmelbrandblue; wenn sie auf einem Grabe wächst, soll man für die Seele eine Wallfahrt thun. Wolf, Zeitschrift III. 29. Hildebrand heisst der berühmte alte Held im Gefolge Dietrichs von Bern, der alle andern Helden überlebt, alle Schuld rächt und sühnt und hinter den irdischen Helden steht, wie ein Princip des Ewigen im Wechsel alles Zeitlichen. Die Blume, die auffallenderweise seinen Namen trägt, entspricht vielleicht demselben Begriff. Sie erhebt sich hoch und grade über alles Gemeine, sie trägt in ihren gelben Blumen gleichsam zahllose künftige Sonnen. Ihr Anblick gereichte zum Trost in trüber und kalter Regenzeit und am Johannistage, an welchem alle bösen Mächte

ledig wurden. Sie wurde wohl als ein Pfand des Ewigen gegen das zeitlich Böse angesehen.

Beda Weber sagt in seinem schönen Werke „das Thal Passeyr und seine Bewohner" von jenem Thale, der Heimat des wackern Andreas Hofer, und von den Thalbewohnern: „Sie haben eine besondere Sorgfalt für die Todten. Alle Sonntage gehen sie über die Gräber und beten. Die Gottesdienste für die Seelen der Abgestorbenen werden am liebsten und zahlreichsten besucht. Am Allerseelentage bekränzen sie jährlich die Gräber mit allen Blumen des blühenden Herbstes und mit brennenden Kerzen, und ziehen über dieselben dreimal mit dem Priester singend und betend einher. Der blühende Zug über Moder und Staub ist ein schönes Bild des Volkes, das nicht stirbt."

Die Blumensymbolik auf Grabdenkmälern ist noch nicht hinlänglich erforscht. Der Grundgedanke derselben kann aber kein anderer seyn, als das Wiederaufblühen eines schönen Lebens aus der finstern Todesnacht.

2.

Mistel und Hasel.

Man hat die Mistel, weil sie als Schmarotzerpflanze auf dem Gipfel der Bäume wächst, für vom Himmel gefallen gehalten und wegen ihres himmlischen Ursprungs verehrt. Diese aus dem ältern Plinius geschöpfte Notiz genügt aber bei weitem noch nicht zum richtigen Verständniss ihres Cultus. Noch viel weniger ist die Bedeutung der Hasel verstanden worden.

In Bezug auf die Mistel ist das Hauptmoment, dass sie die obere und untere Welt, Himmel und Erde, zugleich aber auch Ewigkeit und Zeitlichkeit vermittelt. Die gallischen Druiden glaubten, die Gottheit habe die Mistel vom Himmel herabgesendet und dadurch den Eichbaum, auf dem sie wuchs, geheiligt. Je am Neujahr führte man zwei junge weisse Stiere zu der Eiche und der Oberpriester im weissen Gewande stieg auf den Baum und schnitt mit goldner Sichel die Mistel ab. Die Gallier nannten sie *omnia sanans* (Allheil). Man

fing sie in einem weissen Tuche auf. Sodann opferte man die weissen Stiere und beging ein grosses Fest, wobei aus der Mistel ein Trank bereitet wurde, der gegen alle Krankheiten helfen und alle Thiere fruchtbar machen sollte. Plinius, Naturgeschichte XVI. 44. Die Sitte hat sich lange erhalten. Nach Zwingers Kräuterbuch 247. schnitt man in frühern Zeiten alle sieben Jahre einmal in der h. Stunde der Sonnenwende die Mistel vom Baum. In Wolfs Zeitschrift I. 443. wird ein alter Volksglaube erwähnt, wonach die Mistel, die man mit einem Pfeile vom Baum herunterschiesst, alle Krankheiten heilen soll. In den Pyrenäen gilt die Mistel noch jetzt für heilkräftig gegen alles Gift, Ausland 1840. S. 172. Die alte Verehrung hat sich auch noch in England erhalten, wo jetzt noch zu Weihnachten an der Decke des Zimmers eine Mistel aufgehangen wird, unter der sich alle Anwesenden küssen. Dickens beschreibt die Sitte in seinem beliebten Roman „Die Pickwickier". Vergl. Wiener Jahrbücher V. 51. Mésangère, dictionnaire des proverbes p. 362.

Der Sinn ist: In der h. Stunde der Sonnenwende offenbart die Mistel das in ihr liegende Princip des Ewigen und gewinnt Macht über alles Zeitliche, heilt alles Uebel in der Zeitlichkeit. Es wäre nicht unmöglich, dass auch der Mistral, der französische Name des Nordwindes, der wahrscheinlich von den alten germanischen Seefahrern der Nordsee herstammt, hieher bezogen werden dürfte, da der Nordwind der Lebenswind ist.

Sofern aber die Mistel an der Grenze zwischen Ewigkeit und Zeit steht und nach Albertus Magnus (Nürnberg 1755. S. 155.) alle Schlösser öffnet, hat sie auch eine schlimme Bedeutung, denn wie sie mitten in der Zeitlichkeit je in den Sonnenwenden den Himmel öffnet, so hat sie auch einmal innerhalb der Ewigkeit die Zeitlichkeit oder das irdische Daseyn eröffnet. Das wird erklärt durch den tiefsinnigen Mythus von Hödur in der Edda. Der gute Gott Baldur in der ersten goldnen Zeit war durch keine Waffe zu verwunden, ausser durch die Mistel, mit der sein blinder Bruder Hödur ihn tödtete. Die Mistel öffnete damit die dunkle Schattenseite der Welt in der vergänglichen Zeitlichkeit und in dem irdischen Daseyn voller Sünde und Uebel, die aber einst endigen und worauf Baldur

wieder erwachen und ein neues goldnes Zeitalter ohne Uebel beginnen wird.

Die Mistel heisst auch Affolter, was Mone, Heidenthum I. 426., auf den Apfel, das Symbol des Sündenfalls, oder auf den himmlischen Apfelgarten Avalon bezieht. Man könnte auch an Abfall und abhold denken, weil in der That hier von einem Herabsinken aus einem bessern Zustande in einen schlechtern die Rede ist. In der nordischen Hromund Gripssonssaga Cap. 4. wird das Schwert Mistilteinn genannt, was ganz mit dem Begriff der Trennung von Leben und Tod, vom Uebergang aus einer in die andere Welt zusammenstimmt. Barth hat in seiner Urgeschichte V. 311. die Mistel mit dem Schlangenstabe des Hermes verglichen und auch den Zweig, der bei den classischen Dichtern (Claudian, Raub der Proserpina II. 290. Ovid, fasti III. 264. Servius zu Virgils Aeneis VII. 516.) die Unterwelt öffnet, auf die Mistel bezogen, und mit Recht, wenngleich jene Dichter unter Ober- und Unterwelt, deren Grenzen mit Hülfe jenes Stabes oder Zweiges überschritten werden, etwas anderes verstanden als Ewigkeit und Zeit. Zur bösen Bedeutung der Mistel gehört ihr Name Maretaken, der Zweig, auf dem die Mare (der böse Alp) sitzt. Wolf, Niederl. Sagen 689. Keyssler ant. sept. 308. Bock, Kräuterbuch 744.

Die Schlangen am Zauberstabe des Hermes bedeuten den Lauf der Zeit und zugleich das Irdische, weil die Schlange nicht nur durch ihren schlängelnden Lauf den Lauf der Gestirne, mithin den Fortschritt der Zeit, sondern auch durch ihre Heimat unter der Erde das Irdische, die Schattenseite der Welt, im Gegensatz gegen die himmlische Lichtseite bezeichnet. Die Schlange kommt aber in sehr genaue Verbindung mit der Mistel durch die Symbolik der Hasel.

Nach dem deutschen Volksglauben wohnt unter der Mistel, die auf einem Haselstrauche wächst, der Haselwurm. Prätorius, Glückstopf 21. Wer sich in den Besitz dieses Wurmes zu setzen vermag, was nur an einem Johannistage im Vollmond geschehen kann, gewinnt dadurch Heilung von allem Uebel, Glück in der Liebe und im Spiele, alle Schätze der Erde, die Erkenntniss aller Dinge und die Gabe sich unsichtbar zu machen. v. Alpenburg, Alpensagen 373. Nach

dessen Mythen S. 302. soll Theophrastus Paracelsus einen solchen Wurm besessen haben.

Warum man die Hasel in diese Verbindung mit der Mistel und Schlange brachte, erklärt sich wohl zunächst aus der Haselnuss, in deren harter Schaale sich der süsse Kern verbirgt, wie der zur Auferstehung berufene Leichnam im Sarge. Das ist die cerealische Symbolik, die im Aufgehen der Saat die Auferstehung des Menschen nach dem Tode vorgebildet sieht. Hier kommt aber noch in Betracht, dass der Haselstrauch mitten im Winter blüht und seine goldnen Kätzchen auf den Schnee herabblicken lässt, ähnlich der Mistel, die mitten im Winter auf dem dürren Baum grünt.

Die vielen Haselnüsse, die man in altgermanischen Gräbern gefunden hat, müssen wohl zuerst als Speise betrachtet werden, die man den Todten mitgab, wenigstens fand ich in den Todtenbäumen, die ich 1846 an der obern Donau ausgrub, ganze Schüsseln und Töpfe damit gefüllt. Dagegen fand ich unter diesen Todtenbäumen querliegende Haselruthen, auf denen sie ruhten. Diese Haselruthe kommt nun überall als Wunschruthe vor, d. h. als Zauberstab, gleich dem Schlangenstab des Hermes und dem goldnen Zweig, der die Unterwelt öffnet. So heisst es im Nibelungenliede 1061. vom Nibelungenhort, dem grossen Goldreichthume: der Wunsch lag darunter, von Gold ein Rüthlein. Noch bis ins vorige Jahrhundert glaubte man mit der Haselruthe, wenn auch nicht Todte zur Auferstehung, doch Schätze, Quellen etc. aus der Erde heben zu können. Gilbert, Annalen 27.

In Vernalekens Alpensagen S. 291. finden wir eine artige Sage aus Kärnthen. Ein Geiziger fand einmal spät Abends einen Zwerg um einen Haselnussstrauch voll Glühwürmer tanzen und hörte von ihm, der Glanz sey Gold und jeder Haselzweig könne schlechteres Metall in Gold verwandeln. Der Geizige bat sich einen Zweig aus, aber der Zwerg ermahnte ihn, mit dem Gelde den Armen wohlzuthun, sonst helfe der Zauber nichts. Als der Geizige nun heim kam und ohne an die Armen zu denken nur geschwind seinen Geldkasten herbeischleppte, um all sein Kupfergeld in Gold zu verwandeln, wurde alles Geld, sobald es die Haselstaude berührte, zu Mist.

Vergl. über Zaubereien mit der Haselgerte: Rochholz. Schweizersagen II. Nr. 366. und 394.

Zunächst zaubert die Wünschelruthe den Reichthum der Saaten hervor. Die Saatfelder wurden mit Haselruthen umsteckt, um zu gedeihen. Grimm, D. Myth. 617. Auch die Haselnüsse galten als ein Sinnbild und zugleich als Mittel der Fruchtbarkeit. Ist St. Johannistag heiter, so gibt es viele Haselnüsse und die Wiegen werden im nächsten Jahre theuer. Eiselein, Sprüchwörter S. 349. Vergl. de Nore, coutumes 100.

Die Zauberkraft der Wünschelruthe wird verstärkt in den h. Stunden der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen. Die kräftigste Haselruthe schneidet man in der Christnacht, denn sie wird zur Glücksruthe. v. Herrlein, Spessart S. 65. Oder am Berchtentage, v. Leoprechting, Lechrain S. 98. Am Charfreitag, Meier, Sagen aus Schwaben S. 387. Am meisten zu Johanni, wenn die Sonne am höchsten steht. Buch vom Abergl. 1790. I. 191. Kuhn, Märk. Sagen S. 330. Pröhle, Unterharz. Sagen S. 88. v. Leoprechting S. 98. Panzer II. 296. Vernaleken, Alpensagen S. 415. Nach Kuhn, Nordd. Sagen 393. muss man die Hasel rückwärts schneiden, weil von Johanni ab die Sonne zurückgeht. Endlich wird auch empfohlen, zu Allerheiligen, am grossen Todtenfest des Herbstes Haseln zu pflanzen. Wolf, Zeitschrift 444.

In der Sonne liegt das Princip der Ewigkeit, der jährlichen und täglichen Verjüngung, des ewig Guten, himmlischer Huld und himmlischen Segens. Also kommt auch diese jungfräulich mütterliche Göttin der alten Heidenreligion in Verbindung mit der Mistel, Hasel und Schlange. Sie ist in der christlichen Vorstellung nur übergegangen in die Mutter Gottes, so dass die heidnische Grundidee unverkennbar ist. In einigen Volkssagen wird nicht die christliche Gottesmutter, sondern nur eine gespenstische Jungfrau genannt, die auf der Hasel wohne. Bechstein, Thüring. Sagenschatz II. 108. Gödsche, Schlesischer Sagenschatz 103. Nach der christlichen Auffassung aber ist der Haselstrauch der Madonna heilig und empfing von ihr die Kraft, dass aus seinen Zweigen Wünschelruthen werden. Maria war noch jung und las im Walde Erdbeeren, als eine giftige Otter auf sie zusprang. Da verbarg

sie sich hinter einem Haselstrauch bis das böse Thier verschwand, und verlieh dann aus Dankbarkeit dem schützenden Gesträuch die Gabe aller Wünsche. Vonbun, Vorarlb. Volkss. S. 7. Ganz ähnlich die Legende von Maria-Schein. Hier wird zwar nicht die Madonna selbst durch eine grosse Schlange erschreckt, sondern nur ein gewöhnliches Mädchen, aber ein im Gebüsch erscheinendes Madonnenbild schützt sie. Lothar, Volkss. S. 80. Auch zu Maria-Kulm in Böhmen erscheint die h. Jungfrau auf einer Haselstaude. Gumppenberg, Marian. Atlas I. 47. Kaltenbaek, Mariensagen S. 85. Vor einem Marienbild in der Haselstaude knieen Schafe. v. Herrlein, Spessart S. 111. Die Hasel wurde geheiligt als Maria einst während eines Gewitters unter sie flüchtete. Deshalb schlägt auch nie ein Blitz in die Hasel. Zingerle, Sagen aus Tirol 461. Wolf, Zeitschr. I. 327. Hierher gehört auch wohl die gekrönte Frau in Tirol, die mit einer alles zu Gold machenden Wünschelruthe dasitzt und zu deren Füssen eine grosse Schlange liegt. Weber, Passeyr 254.

3.

De ligneis pedibus vel manibus.

Der bekannte *indiculus superstitionum et paganiarum* aus dem achten Jahrhundert ist eine anerkannte Quelle des heidnischen Aberglaubens und Cultus, wie er sich damals noch im fränkischen Reich vorfand, wobei es für die Untersuchung, die uns vorliegt, nicht viel auf sich hat, ob er schon auf der Synode zu Lestines im Jahr 743, oder erst auf dem Reichstag zu Attigny im Jahr 765 zur Geltung kam. Vgl. Rettberg, D. Kirchengesch. I. 328.

Ein Artikel dieses *indiculus* lautet: *de ligneis pedibus vel manibus, pagano ritu*, ohne Zusatz und Erklärung. Der Gebrauch hölzerner Hände und Füsse nach heidnischem Cultus wird als bekannt vorausgesetzt und untersagt. Eine Erklärung ist meines Wissens noch nirgends versucht worden.

In den oben schon erwähnten Todtenbäumen am Lupfen befanden sich auch zwei künstlich in Holz gearbeitete Schuhe

und ein gleichfalls in Holz ausgeschnitzter, einem kurzen Leisten ähnlicher nackter Menschenfuss, desgleichen zwei glatte hölzerne Hände. Dass unter jenen Schuhen der Todtenschuh, nordisch Helsko, zu verstehen sey, den man dem Todten beim Antritt seiner langen Wanderung ins Todtenreich mit ins Grab gab und über den Keyssler, antiq. sept. 170. und Grimm, D. M. 795. bereits das Nöthige mitgetheilt, darüber kann kein Zweifel obwalten. Wir kennen bereits das Schuhsymbol vom Gansfuss, Drudenfuss, Alpfuss her, es bedeutet das unwiderstehliche Durchschreiten unbekannter Gebiete. Audomäus in der vita S. Eligii gedenkt der symbolischen Fussbilder, die man auf Kreuzwege ausgestellt habe. Binterim, Denkw. II. 2. 580. erklärt sie irrig für Votivbilder. Sie dienten vielmehr dem heidnischen Aberglauben, nach welchem man auf Kreuzwegen, weil dieselben die Knotenpunkte des Sonnenlaufs nachahmten, ins Geisterreich sehen und gelangen konnte. Jene Fussbilder oder Schuhe waren also zur Wanderung ins Geisterreich bestimmt. Die gute Naturmutter erscheint in vielen Sagen als Spinnerin, d. h. als Anspinnerin aller Lebensfäden, sitzend auf einer grünen Linde. In der visio S. Godeschalci bei Leibnitz, script. rer. Brunsv. cap. 3. theilt ein Engel auf einer Linde sitzend, Schuhe aus für alle, welche unverletzt durch die dornige Hölle wandern sollen.

Der Schuh ist prophetisch. Aus seiner Lage erkennt man den Weg durchs Leben und den Weg nach dem Tode. Brautleute werfen in der Hochzeitsnacht die Schuhe hinter sich. Wem der Schuh gehört, dessen Spitze nach der Thüre sieht, muss zuerst sterben. Grimm, D. Myth. 1073. Wirft man die Schuhe in der Christ- oder Perchtennacht hinter sich, so bedeutet die gegen die Thür gerichtete Schuhspitze, dass ihr Besitzer im nächsten Jahre aus dem Hause ausziehn werde. Schmeller, bayr. Wörterbuch III. 340. Schönwerth, Oberpfalz I. 141. Vernaleken, Myth. 349. Wer in England im neuen Jahr zuerst ein Haus betritt, heisst Firstfoot und seine Erscheinung und sein Benehmen gelten als prophetisch. Brokett 72. Grimm, D. Myth. erste Aufl. S. 780.

Wer verirrt, braucht nur die Schuhe zu wechseln, so findet er den Weg wieder. Baader Nr. 141. Ein Mädchen kann den fernen Geliebten herbeizaubern, wenn sie seine Schuhe

siedet. Grimm, D. Myth. 1232. Einen Mörder kann man bannen, wenn man den Schuh des Todten aufrecht auf dessen Herz stellt. Bechstein, Deutsches Museum II. 192.

So die unzweifelhafte Symbolik des Schuhes. Anders aber müssen die Füsse in Verbindung mit den Händen erklärt werden, wie ich sie in den alemannischen Gräbern fand.

Bekanntlich leitet man den Namen der Stadt Antwerpen von Handwerfen ab. Nach den Meldungen der alten Chroniken von Brabant und Flandern, zusammengestellt in Wolfs Niederl. S. Nr. 53. pflegte ehemals hier ein Riese die Wanderer auf einem Kahn über die Schelde zu führen, schlug ihnen aber als Fahrlohn regelmässig die rechte Hand ab, bis einmal Held Brabon ihn besiegte. In einem alten Buche „der reisende Deutsche" 1746. S. 186. fand ich aus mündlicher Ueberlieferung erwähnt, dass jener Riese Duion geheissen habe, wovon Wolf nichts meldet. Im Register desselben Buches aber heisst der Name Dinon. In den Mémoires de la societé des antiquaires I. 390 f. heisst er Typhon. Hier wird versucht, das Handabhauen als Strafe für Schmuggler zu erklären. Da in der Nordsee die Meinung verbreitet war, das Todtenreich liege jenseits des Wassers, und alle Todten übergefahren werden mussten, so wäre nicht unmöglich, dass der riesenhafte Ferge als ein deutscher Charon verstanden werden müsste. Ueber das Ueberfahren der Todten an der Nordsee s. Procop de bello goth. IV. 20. Eckermann, Rel.-Gesch. III. 1. 29. Grimm, D. M. 743. Hierher gehören noch folgende Märchen: Ein Jüngling verfolgte drei schwarze Hirsche, da wurden es schöne Jungfrauen, die ihn mit einem unüberwindlichen Schwert, dem unerschöpflichen Seckel und einem goldnen Ringe beschenkten, um sie zu erlösen. Er musste über drei Ströme setzen und sollte Hand und Fuss als Fährlohn den Riesen lassen, besiegte aber die wilden Riesen und erlöste die Prinzessinnen im „goldnen Königreiche." Wolf, D. Hausmärchen S. 48. Auch der kleine König Laurin im deutschen Heldenbuch forderte von Jedem, der seinen Rosengarten betrat, den linken Fuss und die rechte Hand als Opfer.

Fuss und Hand im Todtencultus scheinen mir nun stellvertretende Opfer, aber zugleich Pfänder der Wiedergeburt zu seyn. Das Abhauen der Hände haben wir schon als Sinnbild der Entlaubung im Herbst, des Naturtodes kennen gelernt,

Balkan in Adrianopel große Streitmaſſen, die von Conſtantinopel her beſtändig ergänzt wurden.

Während die Hauptarmee ruhte, beunruhigte man ſich nur auf den Vorpoſten. Um 13 Januar wurde bei Koslidſcha ein ruſſiſches Commando von den Türken überfallen und größtentheils aufgehoben. Die Ruſſen behaupten, es ſey überhaupt nur 80 Mann ſtark geweſen, die Türken wollen dagegen 300 Gefangene gemacht haben. Am 23 und 24 Januar unternahm General Roth eine große Recognoscirung in der Umgegend von Bazardſchik, wobei einige unbedeutende Gefechte vorfielen. Wichtiger war dagegen die Waffenthat des Generals Malinowsky, der am 21 Januar mitten in tiefem Schnee und während des Eisgangs der Donau die Feſtung Kalé, den Brückenkopf von Nikopolis, mit Sturm nahm. Die Ruſſen ſtürmten mit Hülfe der Leitern und ihrer Flinten, die ſie mit den Bajonetten in den Wall pfählten, im Nu durch die Schießſcharten von allen Seiten in die Feſtung, und machten die Türken, die ſich noch in den Häuſern hartnäckig wehrten, theils nieder, theils mit ihren Chefs, Ibrahim Paſcha und Toptſchi Paſcha, gefangen; Tſchapan Oglu ſandte aus Nikopolis zum Entſatze für Kalé einige Fahrzeuge, die aber geſchlagen wurden. Zu gleicher Zeit bemeiſterte ſich der Obriſtlieutenant Wyſchkowski der Vorſtädte von Turno, die er den Flammen preis gab. Nachdem General Langeron ſich ſelbſt an Ort und Stelle begeben, wurde am 11 Februar auch die benachbarte Feſtung Turno durch Capitulation des Commandanten, Achmet Aga, genommen. Endlich wurde auch die auf der Donau überwinternde türkiſche Flotte von 30 Schiffen durch den ruſſiſchen Major Stepanow mit 200 Mann unter den Kanonen von Nikopolis verbrannt, am 24 Februar. Die Ruſ-

dem im Frühling das neue Grün der Saaten und des Laubes folgt; es ist demnach ein Sinnbild, eine Verheissung der Auferstehung.

Die Hand hat den Nebenbegriff des Sieges. In der Sage von Antwerpen heisst es nach Wolf a. a. O., Brabon habe nach der Ueberwindung des Riesen in einem Tempel des Mars gebetet. Der deutsche Mars (Kriegsgott) war aber der Ase Tyr, von dem es in der Edda heisst, er habe, um den Wolf Fenrir zu täuschen, als man diesen band, seine Hand zum Pfand in dessen Rachen gelegt, die ihm dann von dem festgebundenen Wolf auch wirklich abgebissen worden sey. Oegisdrecka 38. Jüngere Edda von Simrock 262. Bei Flinzbach in Oberbayern sind Hände und Füsse zugleich in den Felsen abgedrückt, angeblich die des heiligen Petrus. In der Nähe heisst ein Fels der Riesenkopf, so dass unter Petrus vielleicht Thor verstanden seyn könnte, der einen Riesen besiegt und jenes Siegeszeichen im Stein zurückgelassen. Panzer 245. Auch der gleich dem Thor rothbärtige Held Hoyer von Mansfeld drückte vor der Schlacht im Welfisholze seine Hand in den harten Felsen als Zeichen des gewissen Sieges. Von Rohr, Unterharz 666. Beckmann, Hist. v. Anhalt I. 29. Nach einem Gedicht von E. Ferrand soll umgekehrt ein am Siege verzweifelnder Feldherr im Geismarwalde ausgerufen haben: ich kann so wenig siegen, als meine Hand in diesen Stein eindrücken! Und doch drückte sich die Hand im Stein ab und verkündigte ihm den Sieg. Littfass, Declamatorium, 10. Heft S. 18. Auch im Tristan ist die abgeschlagene Hand des Riesen Urgan ein Siegeszeichen. Vgl. Grimm, D. M. 220. Der Handschuh war bei Belehnungen Zeichen der Gerichtsbarkeit, die Hand auch Zeichen der Malstatt und des Burgfriedens. Reinitzsch, Ueber Trunten 204.

4.

Allerseelen.

Die Feier des Allerseelentages (2. November) wurde von Odilo v. Clugny eingeführt, nachdem einige vom h. Lande

heimkehrende Pilger unterwegs im Aetna das Jammergeschrei der Verdammten gehört hatten. Siegebert von Glemblours zum Jahr 998. Seitdem geht man an diesem Tage auf die Kirchhöfe, um für die im Fegefeuer büssenden Seelen zu beten. Man hält am Abend Umzüge mit Fackeln, man schmückt die Gräber mit Blumen und Lichtern, man setzt sogar Speisen für die Todten auf die Gräber. Vergl. meine christliche Symbolik s. v. Allerseelen. Im Fellinschen wurden an diesem Tage die Todten sogar in eine Badestube eingeladen. Grimm, D. Myth. 865. In Schwaben bäckt man heute noch s. g. Seelen, ein süsses Gebäck in Weckenform, dessen Name sich auf die armen Seelen bezieht, denen man ehemals Speisen vorsetzte. Von Leoprechting, Lechrain S. 199 nennt solche Gebäcke Seelenzopf, weil sie wie Zöpfe geflochten werden. In Würzburg wurde an diesem Tage um eine erleuchtete Tanne getanzt und zwischen den Paaren ein Blumenstrauss gewechselt. Wer ihn am Tanzschluss in der Hand hatte, bekam ein Geschenk. Franz Ludwig von Erthal, von Bernhard 1852. S. 95. Auch im Norden war ein grosser Festtanz am Allerheiligentage (1. November) Sitte. Wilda, Gildenwesen S. 18. Ueber die Speisen, die man auf die Gräber setzt, vergl. noch Panzer II. 103. Michelet, hist. de France II. 235. In Böhmen glaubt man, an diesem Tage fahren die Seelen aus dem Fegefeuer in den Himmel. Schmalfuss, die Deutschen in Böhmen S. 80. Zu Dieppe darf man an diesem Tage nicht fischen, weil man nur die Gerippe der Ertrunkenen im Netze finden würde. Bosquet, la Normandie 276.

In Tirol glaubt man, am Allerseelentage werden die armen Seelen frei und dürfen umgehen und zu den Ihrigen zurückkehren, die sie daher als Gäste erwarten und ihnen Speisen vorsetzen. Zingerle, Sitten aus Tirol S. 113. In dessen Sagen aus Tirol S. 464. heisst es weiter, wenn die Speisen über Nacht stehen bleiben, schenke man sie Morgens den Armen. Ein heftiger Wind wird Armenseelenwind genannt, weil die Seelen mit ihm einherziehen. Am meisten poetisch ist der Volksglaube in der Oberpfalz. Hier glaubt man, sitzen diese Seelen im Widerschein der Abendsonne auf der Kirchhofsmauer und kommen des Nachts, um sich am Herdfeuer zu wärmen. Schönwerth I. 281. 283. Dadurch wird die Beziehung der Seelen

zur Sonnengöttin bezeugt, die zugleich im Herdfeuer verehrt wurde.

In der christlichen Feier des Allerseelentages wurde, obgleich man ihr immer einen christlichen Ursprung hat geben wollen, doch zuversichtlich nur eine ältere heidnische Todtenfeier fortgesetzt, um die Pietät des Volkes gegen seine Todten nicht zu verletzen. Die alte heidnische Todtenfeier im Herbst entsprach der Frühlingsfeier. Wir haben bereits die grosse Feier des 1. Mai oder der Walpurgisnacht, in welcher die schöne Jahreszeit beginnt, kennen gelernt. Ihr steht am 1. November die grosse Herbstfeier gegenüber, welche wahrscheinlich die drei ersten Tage des November ausfüllte. Jenes Maifest war ein Freudenfest, die grosse Hochzeitsfeier der Natur, dieses Herbstfest war ein Trauerfest, die Leichenfeier der Natur. Bei den alten Galliern und Britten hiess das Maifest *Bealtine*, das Allerseelenfest *Samhtheine*. Eckermann, Kelten II. 120. Grimm, D. Myth. 580. Ohne Zweifel wurden beide Feste bei den Deutschen und Slaven ebenso gefeiert, wie bei den Kelten.

Ueber die heidnische Feier des Festes vergl. meinen Odin S. 221. Ich füge hier noch hinzu, dass man in England glaubt, am Allerseelentage ziehen die guten „Nachbaren" oder Feen aus. Keightley, Feen II. 190. Das sind die Elben der Pflanzenwelt, die im Spätherbst fortziehen, weil im Herbst alle Pflanzen welken. Derselbe Glaube findet sich auch in Deutschland. Am Tage vor Allerseelen ziehen die Heimchen auf den Oibin und halten dort einen Gottesdienst. Gräve, Sagen der Lausitz S. 168. Merkwürdig erscheint ein Volksglauben in England. Am Allerseelentage sollen sich nämlich der König und die Königin der Elben begegnen. Walter Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I. 232. In der ersten Mainacht halten König und Königin der Elben Hochzeit. Sollten sie im Spätherbst von einander scheiden müssen? Eine solche Scheidung ist in den Erinnerungen, welche Shakespeare von Oberon und Titania aufbewahrt hat, wiederzuerkennen.

Der h. Hubertus, der am 3. November gefeiert wird und den alle Jäger als ihren Schutzheiligen verehren, soll nach der Legende einen Schlüssel vom h. Petrus selbst erhalten haben und dieser Schlüssel soll durch seine Berührung Mondsucht,

Wasserscheu und dämonische Bezauberungen heilen. Er wird noch im Kloster St. Hubert in den waldreichen Ardennen, dem ehemaligen Paradiese der Jäger, aufbewahrt. Der Heilige war selbst ein leidenschaftlicher Jäger, bis ihn einmal ein Cruzifix zwischen dem Geweih eines Hirsches, den er jagen wollte, zurückschreckte und bekehrte. Acta S. S. Der Schlüssel schliesst hier offenbar das Reich des Winters, wie die Schlüsselblume im Frühling das Reich des Sommers auf. Er ist zugleich ein Talisman gegen den Nacht- und Mondzauber. Inwiefern in dem christlichen Jäger sich noch die Erinnerung des wilden Jägers aus der Heidenzeit erhalten hat, lässt sich nur so weit erkennen, als der Heilige wahrscheinlich dem ältern Odin, vor dem die bekehrten Heiden doch immer noch eine grosse Scheu haben mochten, als Tröster und Beschützer entgegengesetzt worden ist. Sein Hirsch mag wohl früher ein vom wilden Jäger gejagter Hirsch gewesen seyn, der aus dem Reiche des Sommers und Lebens in das des Winters und Todes hineinführte.

Ich füge hier noch hinzu, dass in den Rheinlanden der Volksglaube herrscht, wer in der Matthäusnacht (die gleich dem Martinsabend in diesen Kreis der Herbstfeste gehört) um Mitternacht geboren sey, bei dem müssen sich alle Todten melden und er sehe alles voraus. Linnig in Wolfs Zeitschrift III. 60.

Ein besonderes Interesse bietet die von Crusius, Schwäbische Annalen III. 2. 17. beschriebene Abspeisung der Armen dar, welche jährlich am Allerseelentage auf dem Wurmlinger Berge bei Rothenburg am Neckar Statt fand. Die Unterthanen des Grafen von Calw mussten stiftungsmässig eine braune Gans, eine fette Kuh, drei fette Schweine hinaufbringen. Die Geistlichkeit erschien barfuss bei der Messe, die in der Bergkapelle gelesen wurde. Die Thiere wurden geschlachtet und die Haut der Kuh diente zur Tafel, von wo aus den aus der ganzen Gegend zusammengeströmten Armen im Namen der Grafen die herkömmlichen Speisen vertheilt wurden. Diese waren sehr reichlich und es durften dabei Fische in einer gewürzten Brühe nicht fehlen. Auch wurden viele gebratene Gänse aufgetragen und in jeder steckte ein gebratenes Huhn und in diesem wieder eine Bratwurst.

Diese Speisung der Armen hörte erst auf, als die Reformation dem alten Herkommen ein Ende machte. Sie rührt aber ohne Zweifel aus einer noch vorchristlichen Zeit her, wie der süsse Brei der Bertha. Besonders merkwürdig ist, dass sie am Allerseelentage erfolgte. Sie war demnach wohl ursprünglich auf die Seelen der Todten berechnet, die an diesem Tage die Erde verlassen, und man setzte ihnen die Speisen deshalb auf einen Berg, um sie den durch die Luft ziehenden Seelen zugänglicher zu machen. Die Siechen und Armen traten, wie in Tirol, nur stellvertretend für die Todten ein. Jedoch lässt sich die Feier auch als eine allgemeine Speisung der Todten und Lebendigen zugleich denken zu Ehren der grossen Naturmutter, die alles gewährt. Die Kuhhaut mahnt an die Wunschkuh und an die ägyptische und indische Urkuh, das Symbol der allgütigen Natur.

5.

Die Sagen von der Nachtigall.

Wenn das verlorene Paradies in der ersten Mainacht wieder sichtbar wird, wenn mit dem Grün des Waldes auch die Zugvögel zurückkehren, dann ertönt die süsse Stimme der Nachtigall wie aus einer fremden Welt.

Aus den Collectaneis Manlii wird im Magicon, Isleb. 1597. p. 62., auch in Kornmani templum naturae hist. und in Wolfs D. Märchen Nr. 58. von einer dämonischen Nachtigall erzählt, welche zur Zeit des Constanzer Concils in einem Walde bei Basel so hinreissend sang, dass Alles herbeiströmte, ihr zuzuhören. Als sie aber einmal gefragt wurde, wer sie denn eigentlich sey? erwiderte sie, sie sey die Seele einer Verdammten, und entfloh. Alle aber, die sie gehört hatten, erkrankten und starben. Nach dem Glauben der Esthen hat die Nachtigall das Vorspiel des himmlischen Spieles, wodurch der höchste Gott Wäinämöinen gleich Orpheus die Thiere um sich versammelt, im Gedächtniss behalten und singt nun immerfort durch die Wälder. Hier ist deutlich ausgesprochen, die

Töne der Nachtigallen seyen Erinnerungen aus dem Himmel, und wohl nur, weil damit der heidnische Himmel gemeint war, konnte in der ersterwähnten Sage die Nachtigall für eine Verdammte gehalten werden. Kann man leugnen, dass eine tiefe Poesie darin liegen würde, wenn der süsse Klageton der Nachtigall in diesem Sinne zu verstehen wäre? Ich kann nicht umhin, hier einer merkwürdigen römischen Grabschrift auf eine Nachtigall zu gedenken, welche sich auf einem Marmor in der Villa Massimi zu Rom befinden soll und in den Breslauer Sammlungen 1719 April. S. 455. abgedruckt ist. Hier ruft der um die todte Nachtigall Klagende ihr nach, indem er sich gleichsam über ihr Freiwerden freut: *vale et vola per Elysium*. Im Lechrain bitten Sterbende die Mutter Gottes, ihnen die Nachtigall zu schicken, um ihnen das Sterbelied zu singen. v. Leoprechting, S. 79. Im Titurel wünscht sich Sigune die Stimme der Nachtigall, um ihren todten Geliebten damit wecken zu können, wie der kleine Vogel seine Jungen durch Gesang aus dem Ei weckt. Sterben und Wiedergeburt gelten aber auch von Winter und Frühling.

In einem schwedischen Volksliede heisst es von der Nachtigall, sie sey nebst ihrem Bruder durch eine böse Stiefmutter in die thierische Form verzaubert worden, er in einen Bären, sie in eine Nachtigall. Sie kann nicht eher erlöst werden, bis der von ihrem Gesange entzückte Ritter sie schlachtet und ihr Herzblut trinkt. Sie verwandelt sich zwar, um ihn abzuschrecken, in Löwe, Bär und Drachen, aber er bleibt standhaft. Mohnike, Altschwed. Balladen 156. In einer dänischen Sage wird die Jungfrau durch ihre Stiefmutter zuerst in eine Hinde verwandelt, aus Furcht vor den Hunden des Jägers Orm aber verwandelt sie sich selbst in einen Vogel. Da legt ihr Orm eine Schlinge, schneidet sich selbst ein Stückchen Fleisch aus der Brust und hängt es gleich einer rothen Beere vor die Schlinge, in welcher sich der Vogel fängt. Dieser aber wird durch den Genuss des Fleisches entzaubert und Orms glückliche Gattin. Grimms dänische Heldenlieder 120. Die Scheu der Jungfrau, die Liebessehnsucht und Aufopferungsfähigkeit des Jünglings sind in dieser kleinen Sage gar lebendig aufgefasst, aber es scheint auch ein alter Naturmythus in ihr zu liegen, denn die Hinde ist ein Winter-, der Vogel ein Frühlings-

symbol. Sehr einfach und schön ist die Beziehung auf den Frühling ausgedrückt in Grimms Märchen Nr. 69. Hier wird die schöne Jorinde durch ein böses Weib in eine Nachtigall verwandelt und unter unzähligen andern Vögeln in einem grossen Vogelhause eingesperrt, bis ihr Geliebter Joringl sie durch Berührung mit einer Blume entzaubert.

Demnach wäre die Nachtigall ein Sinnbild des in der Zeitlichkeit gefangenen Princips des Ewigen selbst und der auf den Erlöser am Ende der Zeit harrenden Jungfrau und ihr Gesang wäre gleichsam nur der kürzeste Auszug der Sphärenmusik.

6.

Von der Gertrudenminne.

Einer der schönsten, aber auch räthselhaftesten Gebräuche der heidnischen Vorzeit war das Minnetrinken. Dasselbe hat sich in den christlichen Gebräuchen fortgesetzt im Trinken von St. Johannis Minne am 27. Dezember und von St. Gertruds Minne am 17. März. Ueber beide Sitten hat Zingerle 1862 ein eigenes Buch „Johannessegen und Gertrudenminne" herausgegeben. Es liegt nahe, den Trunk der Johannisminne für den Abschiedstrunk vom alten Jahre zu halten, woran sich vielleicht auch ein Hinblick auf die Vergänglichkeit des Lebens überhaupt geknüpft hat. War die Gertrudenminne im Frühling ebenfalls ein Abschiedstrunk, so konnte sie nur den Abschied vom Winter bedeuten.

Gertrud hat allerdings Winterbedeutung. Unser Schwarzspecht hiess ehemals der Gertrudsvogel. Er ist ein Winterthier, man sieht ihn erst, wenn die Bäume entlaubt sind, wie er den ganzen Winter hindurch an den Baumstämmen pickt und klopft, um sich kümmerlich von den hinter der Rinde versteckten Würmern zu nähren. Den Namen Gertrudsvogel erhielt er von einer gewissen Gertrud, einem Weibe mit rother Kappe, die, als sie dem Heiland, der Brod von ihr erbat, das kleinste Stückchen auswählen wollte und jedes noch zu gross fand, in einen Specht verwandelt wurde und durch den Schornstein hinausfuhr, daher bis auf das rothe Käppchen ganz

schwarz wurde. Zugleich wurde der Vogel zu beständigem Hunger verdammt und findet zu seiner Nahrung nur die kleinsten Würmchen unter der Baumrinde. Asbjörnsen, Norweg. Sagen I. 2. Auch bei Pancritius, Hägringar S. 169. Dass der Schwarzspecht Unheil bedeute, bemerkt Pantoppidan II. 142. Vom Grünspecht hat man im Samland eine ähnliche Sage. Als Gott nach der Schöpfung durch sämmtliche Thiere einen grossen Brunnen graben liess, arbeitete der Specht allein nicht, daher ihn Gott verfluchte, dass er nie aus einem Brunnen trinken sollte. Seitdem durstet er beständig und ruft den Regen herbei. Preuss. Provinzialblätter XXVI. 536. Grimm, D. M. 1221. Auch in Deutschland heisst der Grünspecht Regenvogel, Regenpfeifer, Wasservogel und Giessvogel, weil er giet oder giess ruft, d. h. es soll regnen. Auch eine esthnische Sage in den Dorpater Verhandlungen I. 42. kennt die Faulheit des Spechts, der nicht mit graben wollte, um sich sein schönes Kleid nicht zu beschmutzen, und den Gott deshalb zur Strafe schwärzte. Das wäre also wieder der Schwarzspecht. In mehreren deutschen Sagen und Schwänken ist die faule Grete eben so sprichwörtlich wie die schwarze. Auch steht zuweilen die schwarze Margarethe der weissen Bertha in den Volkssagen feindlich gegenüber, so dass wir die eine als die Nacht-, die andere als die Lichtseite des Jahres ansehen dürfen.

Gertrud hat Beziehungen wie zum Winter so auch zum Tode. Nach einem alten Aberglauben kommen die Todten in der ersten Nacht zur h. Gertrud, in der zweiten zum Erzengel Michael. Grimm, D. Myth. 798. Gertrud ist also mit der nordischen Göttin Freyja identisch, sofern diese ein Dritttheil aller Todten zu sich nimmt und man im Norden Freyjas Minne trank. Fornaldar soegur 233. Freyja war bekanntlich die Göttin der Liebe, aber die Liebe geht über den Tod hinaus und Hochzeit und Tod, Geborenwerden und Sterben sind Wechselbegriffe. Der Minnetrank Sterbender drückte wahrscheinlich den Glückwunsch des Wiedersehens in einem bessern Leben aus. Jeder Frühling war nach altem Heidenglauben nur ein Vorbild des künftigen Himmels. Also bedeutet auch wohl die Gertrudenminne im Frühling, wenn man den hässlichen Winter hinter sich hatte, im Angesicht des schönen Frühlings die

Verheissung des künftigen Himmels. Die Liebesgöttin Freyja war zugleich als Valfreyja Königin der Valkyrien und Huldgöttin aller edlen Helden, die im Bewusstseyn eines höhern Adels, im Instinkt einer höhern Abkunft und Heimat, als sie die schlechte Zeitlichkeit enthält, der gemeinen und bösartigen Willkür des zeitbeherrschenden Odins trotzten. So finden wir nun auch St. Gertrud in einem alten Volkslied bei Hoffmann, Horae belg. II. 41. Ein Ritter liebte die Heilige, schenkte aber, als sie dennoch ins Kloster ging, diesem Kloster all sein Gut, ging ganz arm davon und ergab sich aus Verzweiflung dem Teufel, dem er um sieben Jahre Erdenglück seine Seele verschrieb. Als nun die Zeit zu Ende ging, sehnte sich sein Herz so sehr, noch einmal die h. Gertrud zu sehen, dass er zu ihrem Kloster eilte. Da bot sie ihm St. Johannis- und zugleich ihrer eigenen Minne Trank und dadurch war er gefeit, denn als der Teufel kam, um sich seiner Seele zu bemächtigen, sah er den Ritter zu Ross sitzen und hinter ihm die h. Gertrud. Da floh er von dannen. Hier erscheint mithin die Heilige völlig wie eine ihren Helden schützende Valkyrie.

Die h. Gertrud wird abgebildet mit einem Spinnrocken, an welchem eine Maus hinauf läuft und den Faden abbeisst. Das passt zu ihrem Kalendertage am Ende des Winters, denn der Abbiss des Fadens bedeutet, dass jetzt die Winterarbeit zu Ende ist. Die Maus ist aber auch ein Sinnbild der abgeschiedenen Seele. Nach der bekannten Sage vom Mäusethurm verfolgen die Seelen der Bauern den bösen Bischof in Gestalt von Mäusen. Das würde sich darauf beziehen, dass die Todten am ersten Tage zur h. Gertrud kommen. Die Heilige steht aber auch den Geburten vor. Ihr Mantel wird unfruchtbaren Frauen umgehängt, damit sie Mütter werden. v. Herrlein, Sagen des Spessart 127. Damit stimmt überein, was Zingerle in seiner Schrift von der Gertrud van Oosten erzählt.

Da die Heilige vornehmlich in den Niederlanden verehrt wird, hat man mit Recht für wahrscheinlich gehalten, es seyen Züge von der ältern in den Niederlanden verehrten heidnischen Göttin Nehalennia auf sie übertragen worden. Vergl. Wolf, Beitrag I. 151. Simrock, Handbuch S. 398 f. Jene Nehalennia, von der man noch aus der Römerzeit Bildwerke besitzt, hat einen Spinnrocken zur Seite, dazu einen Hund und ein Schiff.

Ganz ebenso findet man auch in den Kirchen die h. Gertrud abgebildet, und als weiteres Attribut ist ihr ein Stab beigegeben. Auch findet man auf Bildwerken ihren Minnebecher wie ein Schiff geformt. Diese Attribute scheinen schon der Nehalennia zugetheilt worden zu seyn als einer Beschützerin der Schifffahrt an der niederländischen Küste und des Handels. Nun gilt aber auch die h. Gertrud als Patronin der Reisenden. Man findet ihr zu Ehren erbaute Capellen an hohen Bergpässen und an den Strassen. Als Reisende soll sie einst mit ihrem Wanderstabe eine Quelle aus der Erde aufgeschlagen haben und noch soll man im Wasserspiegel des Main, über den sie einmal trockenen Fusses wanderte, ihre Fusstapfen erblicken. v. Herrlein 126. 131. Sie ist auch Patronin der Herbergen. Reynitzsch, über Truhten 238. Münter, Kirchengesch. von Dänemark II. 873. Hoffmann, Fundgruben 261. Weil das Leben eine lange Reise ist, von der man im Himmel ausruht, rief man Sterbenden ehemals zu: „Frau Gertrud soll dir die Herberge bereiten.“ Wolf, Beitrag II. 108.

Merkwürdigerweise gehört zu den Attributen der h. Gertrud auch der Storch. Zingerle, Johannessegen S. 50. Wie sie selbst einmal mit ihrem Stabe, so soll ihr Storch mit seinem Schnabel eine Quelle aufgestossen haben. Nun ist der Storch bekanntlich nach altem Aberglauben der Kinderbringer, wie auch Gertrud den Geburten vorsteht, und zugleich ist der Storch ein Wanderer, wie die Heilige selbst. Der Storch wandert nicht nur im Herbst in ein fremdes Land im Süden, sondern man glaubte auch, er käme den Winter über in das Land der Elben oder in den Himmel, wohin die Todten zurückkehren und von wo er auch die Kinder bringe. Da der Storch überdem halb schwarz und halb weiss ist, so vermittelt er gleichsam wie Hermes die Licht- und Nachtseite des Jahres, was man dann auch auf eine Vermittlung zwischen Zeit und Ewigkeit übertrug.

ſen ſchlichen ſich über das Eis der Donau und überraſchten die Türken; nur Ein Schiff wurde gerettet. Tſchapan Oglu that bei allen dieſen Gelegenheiten nicht, was er hätte thun können, und rechtfertigte ſeine früheren Drohungen ſehr wenig, weßhalb er auch ſpäter auf Befehl des Sultans verhaftet wurde.

Dieß ging noch unter dem Commando des Feldmarſchalls Wittgenſtein vor, der am 21 Februar den Grafen Diebitſch zum Nachfolger erhielt. Auch Langeron haukte ab, und an ſeine Stelle trat Graf Pahlen. Der neue Feldherr kam am 21 deſſelben Monats nach Jaſſy und traf ſogleich Anſtalt, die ganze Armee zum bevorſtehenden Feldzug in Bewegung zu ſetzen und beſonders den im Frühjahr immer ſehr ſchwierigen Uebergang über die reißende Donau vorzubereiten. Um dieſelbe Zeit (31 Januar) wurde auch in der türkiſchen Armee das Obercommando geändert, der Großvezier Izzet Mehmed trat ab, und an ſeine Stelle kam der durch ſeine Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnete und durch ſeinen Sieg über Ali Paſcha von Janina, ſo wie durch die Eroberung von Miſſolunghi und von der Akropolis berühmte Redſchid Paſcha, Seraskier von Rumelien. Der neue Großvezier wurde aber noch durch den Aufſtand der ihren Sold fordernden Albaneſen in Janina aufgehalten, und kam erſt am 31 März im türkiſchen Hauptquartier zu Schumla an.

Im Februar fielen bei neuen Recognoscirungen des Generals Roth noch einige kleine Vorpoſtengefechte vor, und am 3 März wurde das türkiſche Lager am Kamtſchik durch einige kühne Koſaken verbrannt. Am 28 Februar fiel die befeſtigte Stadt Sizebol am ſchwarzen Meere, ſüdlich von Burgas, dem ruſſiſchen Contreadmiral Kumani in die Hände, der auf dieſem Puncte Truppen ans Land ſetzte, um den Türken

Fünfte Abtheilung.

Die Apotheose, ein ausschliesslich griechisch-germanischer Gedanke.

1.

Prometheus.

Die Griechen hatten das richtige Gefühl, dass es doch eigentlich des Menschen unwürdig sey, Steine, unförmliche Klötze oder gar Thiere als Götter anzubeten. Auch die Elemente, Gestirne, Berge, das Meer, trotz ihrer Erhabenheit, schienen ihnen doch zu seelenlos, zu sehr nur Materie, zu wenig Geist, zu sehr nur Sache, zu wenig Person, um in ihnen das Göttliche zu erkennen. Da sie nun ihr Schönheitssinn nöthigte, alle ältere rohe und thierische Auffassungen der Gottheit fallen zu lassen und die menschliche Form allein würdig fanden, das Göttliche darzustellen, so trieb es sie auch an, die Elemente, Gestirne etc., wie auch abstracte Begriffe des Göttlichen in der Menschengestalt zu personificiren. Ihre Abstraction verlor sich nie in den gespenstischen Dämonismus fast aller nordischen Völker, sondern kleidete auch die sittlichen Begriffe in die Menschengestalt ein. So wurde die ganze griechische Götterwelt vermenschlicht. Nach einer Seite hin gewann nun diese Götterwelt einen unverkennbaren Vorzug vor den Thierfratzen der ägyptischen und indischen Mythologie. Nach der andern Seite hin konnte sich aber auch der himmelweite Unterschied zwischen Menschen und Göttern nicht verbergen und bei einem so geistreichen Volke, wie es die Griechen waren, musste die anfangs ernst und andächtig gemeinte Vermenschlichung der Götter doch bald in eine ironische Auffassung übergehen. Die vielen menschlichen

Schwächen, Leidenschaften, Unarten aber, die man den Göttern andichtete, forderten zu einer gewissen Geringschätzung der Götter auf und riefen eine Empörung des sittlichen Gefühls hervor. Man erkannte, es sey doch etwas Edleres im wirklichen Menschen vorhanden, als es in jenen zum Theil ganz unwürdigen, ungerechten, rücksichtslosen und launenhaften Göttern zum Vorschein kam. Dieses sittliche Gefühl erweckte einen Stolz in den Griechen, wie ihn kein anderes Volk kannte, und die Kühnheit, den Göttern zu trotzen.

Diesen Stolz edler Menschlichkeit gegenüber einer verderbten Göttlichkeit, personificirten sie in Prometheus. Als Zeus, sagt der Mythus, die Titanen in den Tartarus gestürzt hatte, blieben nur zwei junge Titanen, des Japetos Söhne, frei, nämlich Prometheus (Vorbedacht) und Epimetheus (Nachbedacht). Prometheus nun sann darauf, das ganze Titanengeschlecht an den neuen Göttern zu rächen. Da es ihm an Macht gebrach, welche Zeus allein sich angeeignet hatte, gebrauchte er List. Der Mythus lässt ihn dabei nicht durchaus allein handeln, sondern Zeus selbst kommt ihm dabei zu Hülfe, ohne es zu wollen. Es ist das Verhängniss, welches sich der Götter selbst bedient gegen die Götter. Es handelt sich hier um das grosse Weltschicksal, das in Erfüllung gehen muss und wobei die List des Prometheus nur Nebensache ist.

Nach einem äusserst sinnvollen Mythus bei Apollodor I. 4. 6. half Prometheus dem Zeus, als derselbe die Pallas Athene aus seiner gespaltenen Stirne gebar, als Geburtshelfer. Prometheus war es, der das Haupt des Gottes mit einem Beile spaltete, worauf die Göttin sogleich vollkommen erwachsen und in einer Waffenrüstung dem jovischen Gehirn entstieg. Ein tiefsinniger Mythus, den die Gelehrten bis jetzt keineswegs gründlich gewürdigt haben. Oben schon erkannten wir, dass Pallas Athene ein reineres, höheres, dem Begriff einer wahren Gottheit weit mehr entsprechendes Wesen ist, als Zeus, zu dem sie in dem nämlichen Verhältniss steht, wie in den nordischen Edden die mit ihr im Namen und Begriff übereinstimmende Iduna zu Odin. Unwissend wird Zeus der Vater eines Wesens, das ihn an göttlicher Herrlichkeit weit übertrifft, wenn es auch innerhalb der Periode, in welcher Zeus herrscht, nicht den höchsten Rang einnehmen kann. Diese

Göttin Athene übt zunächst nur eine moralische Rache im Sinne des Prometheus an Zeus und den neuen Göttern aus. Wozu wurde das Reich des Chronos und der Titanen gestürzt, wenn die neuen Götter nicht besser waren? Wenn im neuen Götterkönig Zeus nur Willkür, Gewalt und Wollust zur Herrschaft gelangten? Wenn es nun auch nicht möglich war, diese unwürdigen neuen Götter ihrer Herrschaft wieder zu berauben, so konnte Prometheus doch neue Wesen schaffen, in denen die Fähigkeit lag, besser zu werden als die Götter, und deren vorragende Helden an der jungfräulich reinen Athene eine Beschützerin finden sollten.

Diese neuen Wesen waren die Menschen. Prometheus formte dieselben aus Erde und Wasser. Ovid, Met. I. 82. Apollodor I. 7. 1. Nach einer andern Quelle war Prometheus Vater des Deukalion, der für den mit seinem Weibe Pyrrha allein übrig gebliebenen Menschen, für den Noah der griechischen Sündfluth galt. Apollonius Rhod. III. 188. So wie so wird Prometheus zum Vater des Menschengeschlechts. So lange die Menschen noch aus Erde und Wasser bestanden, hatten sie keinen Geist und Zeus fand sie unwürdig zu existiren, oder hatte eine leise Ahnung, dass aus diesen Thonfiguren mehr werden könnte, als ihm lieb seyn würde. Er wollte sie also vertilgen, aber Prometheus rettete sie durch seine Fürsprache. Aeschylos, Prometheus 231. 267. 441.

Hesiod sagt in seiner Theogonie 527 f., die Götter und Menschen hätten sich nach einem Streite verglichen und der Titane Prometheus habe zur Sühne einen Stier geschlachtet. Davon sollten einen Theil die Götter, den andern die Menschen opfern. Er hatte aber das Fleisch unter die Haut versteckt und die Knochen mit ein wenig Fett zugedeckt und verlangte, Zeus solle seinen Theil wählen. Zeus aber deckte den Trug auf, indem er das Fett von den Knochen wegriss. Prometheus hatte also hier die Partei der Menschen gegen die Götter ergriffen. Deswegen zürnte ihm Zeus und liess die Menschen ohne Feuer. Prometheus aber schlich in den Himmel und stahl das heilige Lebensfeuer vom Sonnenrade, barg es in einem Rohr und belebte damit die Menschen. Servius zu Virgils Eklogen VI. 42. Plinius, Naturgeschichte XIII. 34.

Aufs neue darüber erzürnt gedachte Zeus die Menschen

zu verderben und zwar durch — das Weib. Es hatte bis dahin noch keine Weiber gegeben. Zeus liess durch den kunstreichen Hephästos das erste Weib verfertigen und belebte es. Das war die Pandora. Alle Götter und Göttinnen wetteiferten sie auszuschmücken, Athene beschenkte sie mit der Kunst des Webens und anderer zierlicher Werke, Aphrodite legte die Liebe in ihren Busen, Hermes aber gab ihr List und Schalkheit. So wurde sie dem Epimetheus zugeführt, der sie gegen seines Bruders Rath zur Gattin nahm. Zugleich aber (so erzählt Hesiod in den Hauslehren 94.) hatte ihr Zeus ein Gefäss mitgegeben, ohne ihr zu sagen, dass alle Uebel darin verschlossen seyen. Des Weibes Neugier ruhte nicht, bis sie es geöffnet hatte, und alle Uebel, Unglück, Krankheit etc. flogen heraus und plagen seitdem das Menschengeschlecht. Nur die Hoffnung blieb auf dem Boden des Gefässes zurück. Und so geschah, was Zeus gewollt hatte. Die Menschen waren ihm nicht mehr gefährlich.

Aber auch an ihrem Rathgeber Prometheus nahm er nun grausame Rache, indem er ihn an das Gebirge Kaukasus anschmiedete und jeden Tag einen Adler aussandte, der ihm die Leber aus dem Leibe hacken und verzehren musste, die ihm jede Nacht von neuem wuchs. Seine Leiden sind am trefflichsten geschildert in der Tragödie „Prometheus" von Aeschylos. Jo, die von Zeus verführte und schmählich von ihm im Stich gelassene, umherirrende Mondgöttin, erblickt ihn und hilft ihm klagen über den unbarmherzigen Herrscher der neuen Welt, der das goldne Zeitalter entschwunden ist. Endlich kommt Herakles, der bescheidene, in Leiden und durch grosse Thaten erprobte und durch eigenes Verdienst vergötterte Mensch, und befreit ihn, indem er ihn mit Zeus versöhnt und Frieden stiftet zwischen den neuen Göttern und den noch von den Titanen herstammenden Menschen. Prometheus muss erkennen, dass er seinerseits zu weit gegangen ist, indem er die wenn auch unvollkommenen Götter durch die noch unvollkommneren Menschen hatte stürzen wollen. Er muss deshalb, obgleich frei geworden, zur Erinnerung an seine Fesseln einen Ring am Finger tragen. Auch kann er nach des Schicksals Rathschluss nicht frei werden, wenn sich nicht ein unsterblicher Gott freiwillig entschliesst, für ihn zu sterben. Diesen Helfer aber verschafft

ihm Herakles. Denn Chiron, der weise Kentaur und Arzt, hat sich an einem durch das Blut der Hydra vergifteten Pfeil am Fusse verwundet, leidet unerträgliche Schmerzen und wünscht den Tod herbei, dessen einzige Möglichkeit ihm jetzt geboten wird. Er stirbt für Prometheus und dieser ist frei. Welcker, der den ganzen Prometheusmythus in seiner Aeschyleischen Trilogie geistvoll erörtert hat, glaubt im halbthierischen (Pferdemenschen) Chiron die leibliche und sterbliche Seite des Menschen, wie in Prometheus die geistige zu erkennen.

Die Strafe des Prometheus ist von Creuzer, Symbolik IV. 456. missverstanden worden. Dieser treffliche Gelehrte glaubte, „des Menschen unsterbliche Seele sey in den Wohnungen der Götter glückselig gewesen, bis Prometheus sie mit der irdischen Materie zusammen fügte und in diesen engen Kerker des Leibes bannte, für welchen Frevel er, am Felsen angeschmiedet und von Reue genagt, habe büssen müssen." Dem ist nicht so. Prometheus hat die vorher glücklichen Menschen nicht unglücklich gemacht, sondern war im Gegentheil von Anfang an ihr Freund, ihr Beschützer gegen die neidischen und grausamen Götter. Er führte die Menschen nicht ins Elend hinein, sondern aus demselben hinaus. Das Feuer, welches er vom Himmel raubte, war das reinste geistige Feuer, im höchsten Aether geboren, der göttliche Funke, den er als Schmied aus dem Schädel des Zeus selbst herausgehämmert hatte, das höchste Ideal der griechischen Menschheit, die Göttin Athene. Wir haben oben erkannt, wie Zeus den Phanes verschlang und darauf die Athene aus seinem Hirn gebar. Wie nun Prometheus der Geburt der Athene assistirte, so stand auch diese Athene dem Prometheus bei, als dieser die menschlichen Leiber beseelte. Auf dem berühmten Pamfilischen Sarkophage (Mus. Capitolinum IV. 25. Millin. gal. XCIII. Nr. 383.) sitzt Prometheus in der Mitte und hält die menschliche Thonfigur im Arm. Im Augenblick ihrer Belebung hält die Göttin Athene segnend die Hand darüber, die Figur gleichsam, magnetisirend." Die Inspiration geht hier offenbar von der Göttin selbst aus. Nach der oben angeführten Mythe holte Prometheus das belebende Feuer vom Sonnenrade. Ich glaube nicht, dass sich beide Auffassungen widersprechen. Liegen auch in der Sonne viele Begriffe, die

nicht auf die Athene anwendbar sind, so kann die Göttin doch, in welcher das reinste Lichtprincip personificirt ist, so wenig von der Sonne getrennt werden, wie die nordische Iduna, die dasselbe Wesen ist.

Die Neuern haben zwei Auffassungen des Prometheus, die beide gleich falsch sind. Die Einen sehen in ihm den ganzen Menschenstolz personificirt, wie Goethe, Byron, einen Stolz, zu dem sie auch den sündhaften Menschen gegenüber von Gott für berechtigt halten, eine reine Renommage. Die andern sehen in ihm den menschlichen Vorwitz und die menschliche Verlogenheit personificirt, die Gott selbst überlisten zu können glaubt und dafür mit Recht bestraft wird. Diese letztere Ansicht hat vornehmlich Bippart in seinem Hellas und Rom 1858. vertreten. Beide Auffassungen sind falsch, die eine zu hochmüthig, die andere zu demüthig. Prometheus personificirt die unter den Göttern der Zeitlichkeit und innerhalb der Zeitlichkeit leidende und allerdings auch sündige Menschheit, in der aber ein Princip des Ewigen liegt, welches (bei den Titanen) vor der Zeitlichkeit und ihren neuen Göttern existirte, und dieselben überleben wird.

Die Strafe des Prometheus ist lediglich motivirt durch den Neid der Götter, die den Menschen nicht wohlwollen, weil sie im innersten Wesen des Menschen etwas ihnen selbst Fremdartiges, von ihnen Unabhängiges, über ihre Machtsphäre Hinausliegendes erkennen. Diese höhere Macht charakterisirt Athene, die sich über Zeus erhob, wie die reine jungfräuliche Tugend etwas Höheres ist, als jegliche Macht. Dieses Höhere, das den in Sünde gefallenen Göttern selber verloren ging, kam in den Menschen zum Vorschein und darum der Groll der Götter, darum die Strafe des Prometheus. Der Sarkophag Pamfili lässt keinen Zweifel darüber, wie hoch die Mysterienlehre den Menschen stellte, denn obgleich jenes interessante Bild den Prometheus am Felsen gefesselt zeigt, so steht doch Herakles mit gespanntem Bogen daneben, um den Adler zu tödten, der ihm die Leber frisst, und festen Blickes schaut Prometheus auf Hermes hin, der mit eilendem Schritt und triumphirender Geberde eine kleine Psyche, die er im Arm hält, davonträgt. Er bringt sie ohne Zweifel zum Himmel zurück, als die durch den Tod vom irdischen Leibe wieder

ausgeschiedene, freigewordene Seele. Diese Gruppe ist das Gegenbild zu der andern schon beschriebenen, welche das Eingehen der Seele in den Körper oder die erste Belebung der Thonfigur darstellt.

Auf diesem schönen Bilde ist Zeus noch nicht versöhnt, denn Prometheus liegt noch in Fesseln. Nur Athene ist tröstend herbeigekommen und es hat den Anschein, als ob das Eingehen der Seele in den Leib, wie ihre Befreiung aus demselben etwas wäre, was den Zeus zunächst nichts angeht, oder ihm zum Trotze sich ereignet.

Die Sühne zwischen Göttern und Menschen wird erst vollendet und besigelt durch eine Vermählung zwischen beiden. Eine unsterbliche Göttin soll einen sterblichen Mann heirathen. Das ist die schöne Meergöttin Thetis und der sterbliche Peleus. Bei ihrer Hochzeitfeier sind alle Götter zugegen. Das Kind dieser Ehe aber ist Achilleus, der herrlichste der Menschen, in welchem Göttliches und Menschliches sich am vollkommensten durchdringen. Auf einem antiken Basrelief bei Zoega, bass. tab. 52. ist die Hochzeit dargestellt. Die Parze will sich einmischen, aber Eros weist sie zurück. Damit ist sinnreich ausgedrückt, ein sonst unerbittliches Schicksal wird hier durch die Liebe besiegt. Welcker, Trilogie 87. vermuthet mit Recht, Peleus (der Erdmann) sey der erste durch Prometheus aus Thon geformte Mensch gewesen.

Der bewundernswürdige Mythus von Prometheus ist vielleicht nicht in Griechenland erfunden, sondern erst vom Kaukasus dahin gekommen. In des Philostratos Leben des Apollonius von Tyana II. 3. heisst es noch, die Bewohner des Kaukasus verbrennen die Nester des Adlers mit Flammenpfeilen, um den Prometheus zu rächen. Sein Name scheint also dort sehr bekannt und beliebt gewesen zu seyn. Die Erinnerung an einen im Kaukasus Gefesselten hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten, nur dass er ins Innere eines Berges versetzt wird. Welcker, Götterlehre I. 761. v. Haxthausen, Transkaukasia I. 26.

in die Flanke zu fallen und die Operationen der Donauarmee zu unterſtützen. Die 1600 Albaneſer, die Sizebol hatten vertheidigen ſollen, ergriffen die Flucht. Zwar verſuchte Huſſein Paſcha dieſe Diverſion der Ruſſen zu verhindern und griff von Burgas aus mit 5500 Mann Sizebol an, wurde aber nach einem heftigen Gefecht am 9 April mit Verluſt von 251 Todten zurückgeſchlagen. Dagegen mißlang eine Unternehmung Kumani's auf das von den Türken gut vertheidigte Ahioli. — Auch bei Giurgewo, der einzigen noch von den Türken beſetzten Feſtung auf dem linken Donauufer, fielen mehrere hitzige Gefechte vor, indem die Beſatzung häufige Ausfälle machte, aber immer von dem die Stadt einſchließenden General Kiſſelew wieder zurückgeſchlagen wurde. Aehnliche Ausfälle machten die Türken um dieſe Zeit aus Orſowa, und ſtreiften an mehreren Punkten über die Donau in die Wallachei hinüber. Dieſe Ausfälle, verbunden mit dem Angriff Huſſein Paſcha's auf Sizebol, waren das Vorſpiel zu größern offenſiven Bewegungen, welche der Großvezier beabſichtete. Um dieſe Zeit erlitten die Ruſſen auch einen Verluſt bei Czernowoda, wo ſich drei Regimenter von den Türken überfallen ließen.

Im April ging die große ruſſiſche Armee, nach glaubwürdigen Berichten 120,000 Mann ſtark, unter dem Commando des Grafen Diebitſch über die Donau und concentrirte ſich in der Gegend von Siliſtria. Das Hauptquartier langte den 21 April in Galacz an. Der Plan des Feldherrn war, zuerſt die große Feſtung Siliſtria, die er nicht im Rücken liegen laſſen durfte, zu nehmen und dann den Uebergang über den Balkan zu forciren.

Am 17 Mai wurden nach einem heftigen Gefechte die Verſchanzungen von Siliſtria wieder eingenommen, welche man bei der

2.

Pygmalion,

König von Cypern und grosser Künstler, liebte kein irdisches Weib, weil seiner Seele das Urbild aller weiblichen Schönheit vorschwebte, welches er mit liebender Hand in einer Statue der Liebesgöttin Aphrodite verwirklichte. An einem Festtage der Göttin opferte er ihr und flehte sie inständig an, das todte Bild zu beleben. Da ward ihm willfahrt, das Bild wurde warm und lebendig und schloss ihn in die Arme. Aus ihrer Verbindung entsprass der schöne Knabe Paphos, nach welchem die Stadt benannt wurde, die durch den Cultus der Liebesgöttin weltberühmt geworden ist. Ovid, Met. X. 245 f. Philostratos, Leben des Apollonius V. 5. Dass das Bild die Göttin selber dargestellt habe, sagt Clemens von Alexandrien protr. 50. und Arnobius VI. 22.

Damit haben die Griechen einem tiefen Gedanken Ausdruck gegeben. Der Sinn nämlich ist, das Göttliche liegt einzig in der Form und nicht in der Materie, an welche die Form sich zufällig haftet. Aber zugleich wird in diesem Mythus die stolze Selbsterhebung des menschlichen Geschlechts, die wir schon in Prometheus und Herakles erkannt haben, auch auf das künstlerische Genie angewendet. Der Mensch, ist der immer wiederkehrende Grundgedanke, ist der Gottheit ebenbürtig und nicht so passiv, dass sich die Gottheit nur zu ihm niederlassen dürfe, sondern er erhebt sich auch zur Gottheit aus eigner Kraft.

3.

Pallas-Athene.

Welcker in seiner griechischen Götterlehre I. 300. leitet den Namen dieser grossen Göttin von *ἀϝ* ab und identificirt sie gradezu mit dem Aether. Sofern sie das jungfräuliche Princip im Lichte, das Ewige und auch im Wechsel Unzerstörliche bedeutet, halte ich die griechische Athene dem Na-

men, wie dem Begriff nach für die nordische Göttin Iduna, welche gleichfalls jungfräulich und ein Ideal sittlicher Reinheit ist. Der Cultus der griechischen Athene ist überhaupt gleich dem anderer griechischer Götter, in denen sich noch der keusche und ritterliche Charakter des Nordens verräth, über Thrakien vom germanischen Norden und nicht über Kleinasien und die Inseln vom Orient hergekommen. Das nordische Wort Id heisst „wieder" und die Göttin bedeutet das immer wiederkehrende ewige Licht, welches in der Nacht und im dunklen Winter doch niemals untergeht, sondern immer gleich schön und jung wieder da ist. Der römische Name der Athene ist Minerva, erscheint aber mit dem der Athene und Iduna verbunden in der Minerva Itonia, bei Stephan. Byz. p. 429. Diese Göttin war als Patronin der Böotier zu Iton hoch verehrt. Strabo III. 639. IX. 438. Ich stehe nicht an, in dem Namen der Göttin das „Ideal" schlechthin oder die reine „Idee", das Höchste und Edelste in der Geisterwelt, wie das Licht in der Körperwelt, zu erkennen. *Ἰδεῖν* heisst im Griechischen „sehen", *Ἰδέα* das Bild, aber auch das Urbild, das Ideal.

Pallas, der zweite Name der Göttin hängt ohne Zweifel mit Baal, Belus, Apollo, Baldur zusammen und drückt den Grundbegriff des Lichten und Schönen aus. Der geistige Adel des Apollo und des reinen Baldur in unserm Norden entspricht ganz dem Wesen der Pallas. Wenn dem der verrufene Baalsdienst und Phalluscultus gegenüber steht, so wird der Gegensatz in der griechischen Mythe selbst bezeichnet, indem Pallas, die Göttin, Pallas den Giganten besiegt. Begreiflicherweise konnte die Licht- und Feuerkraft im höchsten Aether nicht blos weiblich, sie musste auch männlich gedacht werden. Ueber diese Parallele lese man Creuzer, Symbolik III. 330. nach. In dem berühmten Palladium findet einigermaassen eine Verschmelzung der Geschlechtsbegriffe statt. Es war eine kleine Statue der Athene, bewaffnet und mit der Spindel. Vergl. Gerhard, Antike Bildwerke I. 31. 121. Sie hatte also männliche und weibliche Attribute zugleich. Diese Statue soll vom Himmel herabgefallen seyn, als Ilus Ilium oder Troja gründete. Apollodor III. 12. 3. Clemens von Alexandrien, Admon. p. 30. Es war die Schutzgottheit Trojas und später Roms, wohin

man es gebracht hatte. Virgil, Aeneis I. 162. Dionys. Halik. I. 69.

Das Männliche im Wesen der Athene gab sich in ihrer Amazonenhaftigkeit kund. Stets erscheint sie gewaffnet. So ging sie aus dem Haupte des Zeus hervor. Pindar, Olymp. VII. 35. Von keiner Mutter geboren, unmittelbar aus dem höchsten der Götter und zwar aus dessen Haupt geboren, steht sie noch über ihm, Athene nimmt die höchste Stellung am Himmel ein, unter ihr Zeus, unter diesem Here. Eustathius, zur Ilias I. 125. Servius zur Aeneis II. 296. So sagt auch Aeschylos, Eumen. 825., sie allein kenne die Schlüssel des Hauses, wo der Blitz verborgen liege. Athene wird geradezu die höchste Gottheit genannt von Aristides, in Minervam I. 9. Ihr Beiname Pronoia, die Denkende, drückt ihr geistiges Wesen aus. Weil sie der Geist im Licht ist, wird sie auch die innerste Kraft oder Tugend der Sonne genannt. Macrobius, Sat. I. 17. Sie pflegt zu Nysa, wie oben schon aus Diodor III. 67. berichtet ist, den neugebornen Dionysos. Sie hütet also die heiligste Mitte der Natur. Auf einer antiken Vase unter Gerhards Vasenbildern Taf. 37. hält sie, wie gewöhnlich mit der Aegis (dem Brustfell), Helm und Lanze bewaffnet, stehend in beiden Armen eine grosse Lyra, auf der sie spielt, während ein bärtiger epheubekränzter Bacchus ihr mit einem Trinkgefäss und einem Bock gegenüber steht. Das kann den Gegensatz zwischen dem apollinischen und bacchischen Cultus bezeichnen, drückt aber wahrscheinlicher noch den Gegensatz zwischen Himmel und Erde, dem höchsten und ewigen Geist und der niedern Sinnenwelt aus.

Sehr merkwürdig ist die Notiz bei Apollodor I. 4. 6., wonach Prometheus bei der Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus geholfen haben soll, als ob es Zeus allein nicht vermocht haben würde, diese Geburt zu Stande zu bringen. Es war natürlich, dass der reinste und höchste himmlische Geist den reinsten und edelsten Menschen auf Erden nicht fremd bleiben konnte. Daher bei Homer und allen grossen Dichtern der Griechen die Göttin Athene immer den edelsten Helden, die sich für das Wohl der Mitmenschen opfern und das Böse in der Welt bekämpfen, helfend zur Seite steht, dem Herakles, Perseus, Theseus etc.

Die jungfräuliche Reinheit des Lichts geht auch in den materiellen Lichtstoff über. Proclus zu Platons Timäus 51. nennt die Göttin Athene auch das Reine in der Kore oder der Persephone, der vom Himmel in die niedere Welt Herabgefallenen oder des in die dunkle Erde versenkten Pflanzenkeims. Unter allen Pflanzenkeimen aber ist der des Oelbaums der edelste. Athene selbst hat diesen Baum auf die Erde gepflanzt und das aus seiner Frucht bereitete Oel gibt das reinste Licht, bezeichnet die Lichtnatur in der Pflanzenwelt. Dieser sinnige Glaube der Neuplatoniker ist in die Lehre der christlichen Manichäer übergegangen, bei denen Christus selbst die Stelle der Göttin Athene vertritt, denn der ewige Geist geht als *Christus patibilis* in die Pflanzenkeime ein, weshalb die Manichäer auch nur Pflanzenkost geniessen durften. Auch ihnen war daher das Oel das heiligste Naturprodukt.

Porphyrius, de antro nymph. c. 33. betont, dass der Oelbaum immer grün ist, also das Ewige im Zeitlichen bedeutet, und dass das Oel Licht in die Nacht ergiesst, Leben in den Tod, Geist in die Materie. Wie dieses Licht aus der Frucht des Oelbaums, so fügt er hinzu, entsprang Athene aus dem Haupt des Zeus und bedeutet seinen Geist, seine Weisheit. Die Eule als Attribut der Göttin bedeutet gleichfalls das in der tiefsten Nacht concentrirte Licht.

Die Göttin vertrat auch das Reinste und Edelste im Staate, den Adel der Race, der so rein und keusch bewahrt werden sollte, wie ihre eigene unnahbare Jungfräulichkeit, ihre göttliche Schönheit und Hoheit, zugleich den stolzen Muth, das kriegerische Feuer und endlich auch die geistige Freiheit. Deshalb war sie die Schutzgöttin des Staats im alten Athen, dem Centralpunkt geistiger Entwicklung in der alten Welt.

Begreiflicherweise musste sie auch als Heilgöttin gelten. So fasste man sie besonders in Rom auf als *Minerva medica*. Doch sieht man sie auch auf einem alten Relief in Athen, wie sie Kranken heilende Kräuter darreicht. Vergl. Creuzer, Symbolik III. 406. Als Heilgöttin hat sie gleich dem Asklepios und der Hygieia immer die Schlange bei sich, welche hier die in der Erde verborgene, aber erst durch das himmlische Licht in den Kräutern geweckte Heilkraft bedeutet.

Unter dem Namen Ergane wurde die Göttin als Weberin

und Wirkerin verehrt. Auch Handwerker und Künstler machten sie gern zu ihrer Patronin. Daran knüpft sich aber auch der Begriff einer Spinnerin am Himmel, welche mittelst der Lichtkraft in der Sonne der Erde ihr buntes Frühlingskleid webt und aus der Urquelle alles Seyns im Nordpol die Fäden aller Seelen spinnt. Insofern hat Athene im Palladium die Spindel, auf anderen Bildwerken einen Widder, von dem die Wolle gesponnen wird und der zugleich das Frühlingszeichen im Thierkreise ist, zum Attribut, und der Peplos, ein grosser kunstreicher Schleier, spielte bei ihren Festen in Athen die Hauptrolle.

Zu den Attributen der Göttin gehört die Eule, die mit der Lichtkraft ihres Auges die Nacht durchdringt. An ihrem Helme, den die Griechen reich zu schmücken pflegten, springen Pferde hervor, welche die Schnelligkeit, Greife, welche die Stärke des Lichts bedeuten. Zuweilen auch die Sphynx, die das Räthselhafte in der Einwirkung des Geistes auf die Materie bedeutet. Die Brust der Göttin ist mit der Aegis, dem Ziegenfell, bedeckt, mit derselben, die Zeus um den Arm hüllt und welche die Gewitterwolken am Himmel bedeutet. Sie trägt auch ein sternenbesäetes Kleid. Jahn, Vasen S. 245. Vorn an der Brust trägt Athene fast immer den Medusenkopf, der sogleich erklärt werden soll.

Nachdem wir die Erhabenheit der Göttin in ihrem eigensten Wesen kennen gelernt haben, wird es erlaubt seyn, nur flüchtig der verkehrten Erklärungen zu gedenken, durch welche so viele Gelehrte das Verständniss der Göttin verwirrt und verdunkelt haben. Am häufigsten hat man eine Mondgöttin in ihr sehen wollen. Wenn nun auch im Monde noch Licht ist, so doch nur ein geborgtes, was grade dem Wesen der Athene, als des centralen Weltlichts, widerspricht. Auch auf eine Menge einzelner Mythen, die von der Athene erzählt werden und nur ein mehr lokales Interesse haben, sich nur auf einzelne Stätten ihres Cultus oder Volksstämme und Geschlechter beziehen, oder die mit einem unwürdigen Raffinement den reinen Glanz der Göttin beflecken, wie der Mythus vom Attentat des Hephästos, wollen wir uns hier nicht näher einlassen, weil man sie in jedem Handbuch der griechischen Mythologie finden kann.

Ein nicht sehr geistreicher Hülfsmythus späterer Zeit lässt die Metis mit der Athene schwanger werden vom Zeus; als diesem aber geweissagt wird, das Kind werde ihn aus dem Himmel vertreiben, verschlingt er Mutter und Kind und gebiert das letztere aus seiner Stirn. Hesiod, Theogonie 886. Apollodor I. 2. 1. Metis bedeutet die Meditation, der Mythus ist also eine kahle Allegorie. Bemerkenswerth ist nur die Energie der griechischen Auffassung. Der indische Brahma lässt sich durch seine Maya (Einbildungskraft) zur Sünde verführen, indess Zeus die höchste Tugend aus seiner Meditation schöpft. Freilich entlässt er sie auch wieder aus sich und übt die Tugend nur wenig praktisch.

Eine der merkwürdigsten Gestalten der chinesischen Mythologie, Niuwa, ist ganz wie Pallas-Athene eine ewig reine Jungfrau und die höchste Herrin der Welt und doch zugleich eine Mutter, nämlich des göttlichen Königs Hoang-Ti. Die Jungfrau ist Erfinderin der Lyra und durch sie ist die Harmonie der Welt bedingt. Nachdem sie den Kong-kong oder das böse Princip überwunden, hat sie den Himmel und die Erde in vollkommener Harmonie hergestellt, Sonne, Mond und Sterne in einen Akkord vereinigt und auch alles auf Erden, Berge, Seen, Flüsse etc. als ebenso viel verschiedene Töne in einen grossen Akkord zusammengefasst. Sie fährt daher auf einer goldnen Wolke und geflügelte Drachen ziehen ihren Wagen. Windischmann I. 212. Im Buche Schi-king heisst es, die jungfräuliche Mutter gebar den Hoang-Ti in einer Hütte am Wege, Ochsen und Lämmer wärmten ihn mit ihrem Hauche. Es war die Mitte des Winters, aber trotz der strengen Kälte liefen die Waldbewohner herbei und die Vögel flogen nach dem Kinde hin, um es mit ihren Flügeln zu bedecken, das Kind aber liess seine Stimme weithin erschallen, daselbst S. 365.

4.

Gorgo-Medusa.

Die Gorgo war daheim an den Grenzen der Nacht und des Okeanos. Hesiod, Theogonie 269. Ursprünglich gab es nur

eine, später verdreifachte man sie zu den Schwestern, deren vornehmste Medusa war. Auf ältern Bildern, die uns noch in grosser Zahl erhalten sind, ist die Gorgo hässlich, streckt die Zunge heraus und hat zuweilen zwei Sauzähne aus dem Munde hervorstehen. Am häufigsten wurde nur ihr Kopf dargestellt, besonders an Thüren, an Gefässen, auf Schilden und Waffenrüstungen, offenbar als ein Abschreckungsmittel oder als ein Zauber. Auch noch viel später, ja in der Schweiz bis auf die neuere Zeit herrschte der Gebrauch, Zungen austreckende Köpfe an die Thore zu setzen, um die Feinde damit zu erschrecken. Rochholz, Aarg. Sagen S. 207. Der Kriegsgebrauch, abgeschlagene Köpfe des Feindes auf die Mauern zu stecken, oder als Trophäe auf der Brust zu tragen, hängt damit zusammen. Der Medusenkopf am Brustharnisch der Göttin Athene ist eine solche Trophäe.

Die weite Verbreitung des Perseusmythus hat zwar zur Folge gehabt, dass man insgemein annahm, Athene habe den Kopf erst, nachdem ihn Perseus der Medusa abgeschlagen, von diesem zum Geschenk erhalten und ihn vorn auf die Aegide gesetzt, das Ziegenfell, welches sie mit ihrem Vater Zeus gemein hatte. Dieses Zusammenflicken eines fremden Kopfs mit einem nicht dazu gehörigen Fell verräth schon, dass der Perseusmythus eine spätere Deutung enthält. Der ursprüngliche und viel natürlichere Mythus von der Aegide der Pallas-Athene, die mit der Aegide des Zeus gar noch nichts gemein hat, findet sich bei Diodor III. 69. Hier heisst es, Aegis, ein feuerspeiendes Ungeheuer, aus der Erde geboren, habe Vorderasien bis nach Indien hin verbrannt, bis es von der Göttin Athene in Libyen getödtet worden sey. Darauf habe die Göttin dem Ungeheuer das Fell abgezogen und es an der Brust getragen. Nach Euripides, Ion 906. tödtete Pallas die Gorgo, deren Brust mit Schlangen umgeben war, und machte sich aus ihrem Fell die Aegide. Diese Gorgo war ein aus dem Hades gesandtes Schreckgespenst. Odyssee XI. 633. Diodor beschreibt uns nun zwar das Ungeheuer nicht näher, aber eine Menge von antiken Bildwerken zeigen uns die Aegide keineswegs als ein Ziegenfell, sondern mit Schuppen bewachsen und mit einer Randverzierung von Schlangen, so dass wir auch den Medusenkopf als dazu gehörig betrachten und den ganzen

Brustharnisch der Göttin sammt jenem Kopfe als dem libyschen Ungeheuer angehörig und als die natürliche Kriegstrophäe ansehen dürfen, welche die mächtige Göttin nicht von einem Dritten sich schenken liess, sondern mit eigenen Waffen erkämpfte. Herodot IV. 189. bemerkt, es sey alte Sitte der kriegerischen Libyerinnen gewesen, sich die Brust mit einem Ziegenfelle über ihren übrigen Kleidern zu schützen. Später ist dieses Fell, die Aegide, fast ausschliesslich Sinnbild des göttlichen Schutzes geworden, so dass man noch jetzt sprichwörtlich sagt: unter der Aegide eines Mächtigern stehen. Reizend ist das homerische Bild von der Göttin Athene, wie sie bei Nacht den Griechen voranschreitet und ihnen mit dem Glanze leuchtet, der von ihrer Aegide ausströmt. Ilias II. 447. V. 738. Eigenthümlich erscheint eine von Demetrius verfertigte Statue der *Minerva musica*, von der Plinius, Naturg. XXXIV. 8. erzählt, wenn man vor ihr die Lyra spielte, hätten die Schlangenhaare der Gorgo an ihrer Aegide nachgetönt. Sie selbst spielt die Lyra. Vasen in Berlin von Gerhard II. 8.

Die wesentliche Eigenschaft des Gorgonen- oder Medusenhauptes ist seine versteinernde Kraft. Wer es ansieht, wird zu Stein. Als König Atlas an Libyens Grenzen es ansah, wurde er in das Gebirge Atlas verwandelt. Diese Verwandlung, wie auch der Untergang der berühmten Insel Atlantis in dem jetzt noch darnach benannten atlantischen Meere, enthalten ohne Zweifel Erinnerungen an grosse vulkanische Prozesse im Süden des Mittelmeers. Die feuerspeienden Ungeheuer bedeuten immer Vulkane. Erwägt man nun, dass den Völkern Europas das afrikanische Libyen die Grenze der Welt im äussersten Süden zu seyn schien und dass gerade hier die Erde so zerstörende Kräfte gebar, so tritt damit Libyen in einen deutlichen Gegensatz gegen Nysa oder den Nordpol, von wo alles Leben in der Natur ausgeht, und aus diesem Gegensatz wird erst klar, warum die Göttin Athene mit der schrecklichen Tochter der Erde kämpfen muss. Es ist der Urkampf zwischen Leben und Tod in der Natur. Vom Norden kommt das Leben, Boreas haucht Leben; vom Süden kommt der Tod, der Südwind ist Todeshauch, wie wir oben schon sahen. Vom Nordpol aus kommt alle Bewegung in die Welt; im Süden in der Erdtiefe wohnt die entgegengesetzte Macht der Erstarrung. Das

allein ist die Bedeutung des alles versteinernden Medusenkopfs, in welchem wir einfach das Sinnbild des Todes erblicken und zwar des absoluten Todes, der keinerlei Leben dulden will und gezwungen werden muss, es zu dulden.

Diesen urältesten Kampf zwischen Leben und Tod in der Natur stellt uns Diodor III. 70. in einem bisher wenig verstandenen Mythus dar, im Mythus vom Kriege zwischen den Libyern und den Nysäern. Wüthend über den Tod ihrer Tochter Aegis gebar die Erde schlangenfüssige Giganten, die gegen den Himmel anstürmten, aber von Zeus, von der Athene und von Dionysos, den Lichtgöttern, besiegt wurden.

Gorgo-Medusa ist kein elementares Wesen, sondern nur Tochter der Erde, zwischen Nacht und Meer geboren, und bedeutet nur die verderbliche Wirkung jener wilden Urkräfte der Materie, die Zerstörung, den Tod. Da nun der Tod zwar alles Leben erstarren macht, aber selbst nicht gebunden ist, sondern im weiten Reiche des Lebendigen überall das Leben tödtet, so weit es nicht von ewiger Natur ist, begreift man leicht, warum die alten Griechen der Medusa Flügel verliehen haben. Der Tod fliegt durch die Zeit, nach allen Richtungen des Raums. Deswegen hat eine Medusa auf einer Vase der Pynakothek vier Flügel. Jahn, Vasen S. 201.

Durch Pallas-Athene wurde es dem Tode unmöglich gemacht, das Leben zu verschlingen. Die Natur durfte nicht untergehen. Weil aber dem Tode noch eine relative Macht in der Natur geblieben ist, ersannen die Griechen noch einen zweiten Mythus von der Gorgo-Medusa. Indem nämlich in jedem Winter das Leben der Natur erstirbt, das Licht der Sonne geschwächt wird und die Erde in Frost erstarrt, scheint der Tod seine absolute Gewalt wiedererlangt zu haben und Medusa wieder zu leben. Da muss nun der junge Sonnenheld, die personificirte wieder aufsteigende Sonne des neuen Jahres kommen und die Medusa enthaupten. Athene hat bewirkt, dass die Natur überhaupt und das Menschengeschlecht fortdauern kann und nicht schon im Entstehen wieder vernichtet wurde; Perseus aber bewirkt, dass der Winter nicht fortdauern kann, sondern immer dem neuen Frühling weichen muss. Aus diesem Parallelismus des Zeitverlaufs überhaupt mit dem

Jahresverlauf erklärt sich der doppelte Tod der Gorgo durch die Athene und durch den Perseus.

Auf den antiken Bildwerken contrastirt die Gorgo am häufigsten mit Lichtsymbolen, doch so, dass sie hier mehr den vorübergehenden Wintertod zwischen zwei Sommern, als den absoluten Tod bedeutet. Man findet sie z. B. umgeben vom Thierkreis, der nur den Jahreslauf bezeichnet, oder zwischen zwei Schwänen, zwei Löwen, zwei Adlern, wodurch angedeutet wird, dass, wenn der Winter auch dem Sommer folgt, doch auch ihm wieder der Sommer folgen muss. Eine Vorstellung, welche den Todten die Wiedergeburt verhiess, daher sie sich häufig auf antiken Gräbern findet. Auf einem Bilde kämpft sie mit einem Löwen. Streber, Gorgo S. 12 f.

Die Gelehrten haben bisher, wie mir scheint, geirrt, indem sie im Medusenhaupte immer nur den Mond sehen wollten. Creuzer, Symbolik I. 50. Gerhard, Griech. Mythologie I. 583. Da der Mond bekanntlich kahl ist, glaubten einige Gelehrte, das Schlangenhaar der Medusa gleichwohl aus den Verschlingungen der Mondbahn erklären zu dürfen. So Panofka, Musée Blacas p. 33. Kunstblatt 1842. Nr. 22. Das alles hat nicht die geringste Beziehung zu Gorgo und ist weit entfernt, ihr Wesen erklären zu können.

Man kann sich nicht genug wundern, wie übereilt und unverständig schon im spätern Alterthum selbst die von den Priestern so tiefsinnig erdachten und in so schönem Zusammenhange stehenden Naturmythen von den profanen Auslegern erklärt worden sind. Diese bornirten Gelehrten haben alles, statt aufzuklären, nur verdunkelt und in Verwirrung gebracht. Schon Fulgentius I. 26. leitete die Gorgo von Georgon ab und wollte wissen, sie habe Ackerbau getrieben und dadurch Schätze erworben, um deren willen sie getödtet worden sey. Wenn Gorgo je von ihrer Mutter, der Erdgöttin Gäa, herzuleiten ist, so bedeutet sie doch nur die nächtliche Tiefe und die Schrecken der Finsterniss und des Todes. Wenn auch aus ihrem abgeschnittenem Halse Chrysaor entsprang, den man für die goldne Saat hält, so musste sie doch vorher sterben, ehe die Saat aufgehen konnte, und die Schätze andern überlassen, statt sie selber sammeln zu können. Auch Palläphatos

Aufhebung der Belagerung im vorigen Jahre verlaſſen hatte. An demſelben Tage hatte der Großvezier von Schumla aus die Offenſive ergriffen und den General Roth, der mit einem Theil des Vortrabs bei Eski-Arnautlar unfern von Pravadi ſtand, mit weit überlegner Macht angegriffen, um den Ruſſen die Communication mit Varna abzuſchneiden, von wo ſie hauptſächlich ihre Lebensmittel (von Odeſſa über das ſchwarze Meer) bezogen. Der ruſſiſche Bericht über dieſes Gefecht lautet alſo: „General Roth war eben mit der Zuſammenziehung ſeines Corps beſchäftigt, und noch hatten nicht alle Regimenter den an der Straße von Eski-Arnautlar, fünf Werſte von Pravady, bezeichneten Vereinigungspun[illegible]. erreicht. Die erſten ſechs Bataillons waren im Augenblicke durch den vierfach ſtärkern Feind umzingelt, der ſie von allen Seiten mit Wuth angriff. Aber ſie leiſteten fünf Stunden lang Widerſtand. Gegen neun Uhr rückte der Generalmajor Wachten aus Dewno heran. Seine Erſcheinung zerſtiebte die feindliche Cavallerie, die im Rücken des Generals Roth herumwirbelte, und der Großvezier ſelbſt machte ſchon Miene ſeine Unternehmung aufzugeben, als er eine Verſtärkung von 10,000 Mann aus Schumla erhielt. Nun ſuchte er den General Roth auf ſeinem linken Flügel zu umgehen. Dieſer ſtellte einige Regimenter an die gefährdete Stelle, wobei ſich das Regiment Ochotzk großer Gefahr ausſetzte, da die Türken an Streitkräften ſo ſehr überlegen waren. Es bekam aber wieder Luft und das Gefecht währte mit beiſpielloſer Erbitterung noch längere Zeit fort, ohne daß unſere Truppen, trotz ihrer außerordentlichen Minderzahl, einen Fußbreit Boden zurückgewichen wären. Endlich gegen acht Uhr Abends ließ der Großvezier, völlig abgeſchreckt, den Kampf einſtellen und kehrte nach Schumla zurück mit Ver-

32. meint, die arme Gorgo habe eine goldne Statue der Athene besessen, die ihr der böse Perseus geraubt habe. Tzetzes, der Scholiast zu Lykophron, hält die Gorgonen sogar für das Wasser, den Perseus für die Sonne und die Medusa für den Dampf, den die Sonne aus dem Wasser zieht. Dem zweiten vatikanischen Mythographen 113. schien Perseus *virtus* und Medusa *oblivio* zu seyn. Clemens von Alexandrien, strom. V. 676. erwähnt, der Mond sey Gorgonium genannt worden, weil seine Flecken einem Gesichte glichen. Nach Pausanias II. 21. 7. glaubte Proklus, die Gorgonen seyen nur wilde Thiere gewesen. Nach Athenäus V. am Schluss und Natalis Comes VII. 12. war Gorgona ein schafähnliches Thier in Libyen. Darauf hat Levezow in seiner sonst reichhaltigen Abhandlung über das Gorgonenideal (Berlin 1832.) die Vermuthung gegründet, die Alten hätten unter den Gorgonen ursprünglich die Affen verstanden, weil diese Libyen oder der äussersten Südgrenze der gebildeten Menschenwelt angehörten. Hermann de Myth. 12. hielt die Gorgonen für Sinnbilder des Meeres, den Perseus für einen Seefahrer und den Chrysaor für einen gewinnsüchtigen Kaufmann. Hug S. 302. identificirte die Gorgo mit der libyschen Wüste, welche durch Perseus fruchtbar gemacht worden sey, indem er den Nil hindurchgeleitet habe.

So die alten und neuen Gelehrten.

Es überrascht, wenn man nicht nur in antiken Bildwerken die grässliche Medusa mit einem Gesicht von wunderbarer Schönheit findet, sondern auch antike Schriftsteller diese Schönheit rühmen. So sagt Pausanias II. 21. 6., Perseus sey, als er die Medusa des Nachts tödtete und erst am Morgen ihre Schönheit erkannte, davon so ergriffen gewesen, dass er ihren Kopf mitnahm, nur um ihn von den Griechen bewundern zu lassen. Und Ovid, Met. IV. 187 f. erzählt, wie Medusa, wegen ihrer Schönheit von zahllosen Freiern begehrt, im Tempel der Minerva von Neptun entehrt worden sey. Die keusche Göttin habe ihr Antlitz davon abgewandt und das schöne Haar der Medusa in Schlangen verwandelt. Lactantius, narr. IV. 20. fügt hinzu, die Göttin habe durch diese Verwandlung des Haars bewirken wollen, dass die vorher von allen Geliebte jetzt von allen verabscheut werden sollte. Der Sinn ist hier kein anderer, als die innige Verwandtschaft der Schönheit, des Reizenden,

Verführenden, Bezaubernden mit der Sünde und mit dem Tode. Gorgo Medusa ist nicht blos als Tod des Leibes zu verstehen, es liegt in ihr ein viel höherer sittlicher Begriff.

Die alten Griechen haben uns den Medusenkopf in zahlreichen Bildwerken, besonders in Basreliefs, Vasenbildern und Gemmen hinterlassen. Besondere Zusammenstellungen existiren von Massieu in der Histoire de l'acad. des inscript. III. 51., von Böttiger in seiner Abhandlung über die Furienmaske, von Levezow in seiner Monographie des Gorgonenideals, Berlin 1833. und von Streber in der seinigen über die Gorgonenfabel, München 1834. Sie fassen indess noch nicht den ganzen Umfang der Bilder zusammen, namentlich noch nicht alle Vasenbilder, deren noch immer mehr entdeckt werden.

Die ältesten Medusenköpfe sind, wie schon bemerkt, scheussliche Fratzen mit ausgestreckter Zunge und Sauzähnen. Sie zeigen noch keine Schlangenhaare. In der sehr alten Metope von Selinunt hat der Kopf regelmässige runde Löckchen rings um die Stirn. Sehr merkwürdig ist ein alter skytho-griechischer Schild ganz voll kleiner Medusenköpfe, welche noch die Zunge ausstrecken, aber schon von schlangenartigen Verzierungen umgeben sind. Dubois de Montpereux, Reise in den Kaukasus III. 13. Auf einem Vasenbild im Musée Blacas I. pl. 10. ziehen sich die Schlangen um Kopf und Haar wie ein Rahmen herum. Mit den Schlangen finden sich auch die Flügel ein, sehr grosse auf einer Vase bei Micali Taf. 88. 5. Die griechischen Künstler haben mit ausserordentlich viel Geschmack Schlangen in die schönen Mädchenlocken eingefügt, zuweilen aber auch die Medusenköpfe ziemlich sonderbar mit den Schlangen coiffirt. Auf einer Gemme bei Taillefer, antiqu. de Vesone I. 10. hat der Kopf statt der Haare lauter Schlangen. Umgekehrt sind an einem grossen Medusenkopf in der Villa Albani die übermässig reichen Haarlocken alle wie Schlangen geringelt, Levezow 18. Auf einem Thonrelief in Berlin, das. 46., ist durch die Haare eine grosse Schlange wie ein Diadem gezogen. Im Museum zu Florenz werden Schlangen unter dem Kinn eines Medusenkopfs wie Bänder einer Haube zusammen gebunden. Auf spätern Bildwerken zeigen die Medusenköpfe in der Anordnung des Schlangenhaars immer mehr Eleganz und man glaubt bald in der

schopfartigen Anhäufung der Schlangen über der Stirn, bald in ihren kunstreichen Windungen zur Seite, bald in ihrer chignonartigen Anhäufung im Nacken die Moden der Zeit wieder zu erkennen, in der die Künstler lebten. Auf den ältern Vasenbildern hat die Medusa zwei grosse, zuweilen auch vier Flügel an der Schulter, zuweilen auch noch zwei kleine an den Fersen, wie ihr Mörder Perseus und der Gott Hermes. In den spätern und schönsten Basreliefs und Gemmen kommen nur noch ganz kleine Flügel hinter den Ohren des Medusenkopfs zum Vorschein, nur wie ein Schmuck. Auf den spätern Bildern hat sie auch an der Brust und, wenn man die ganze Figur sieht, am Körper den zierlichsten Damenschmuck.

Dem entspricht nun auch die mit der Zeit immer zunehmende Schönheit der Gesichtsbildung. Ja man ist fast versucht zu glauben, dass gewisse Medusenköpfe, die uns aus dem Alterthum erhalten blieben, überhaupt schöner als alles andere sind, was die Kunst jemals in der Bildung weiblicher Köpfe erreicht hat. Es überrascht, in der griechischen Kunst diesen Fortschritt von abscheulichster Hässlichkeit zur höchsten Schönheit zu verfolgen. Zwar bleiben auch in den schönsten Köpfen die Motive immer noch solche, wie sie der Mythus unumgänglich verlangt. Aber das Grässliche des starren Todes, der Wahnsinn des Schreckens, die Verzweiflung des Schmerzes werden gemildert zum Todesschlafe, zu süsser Wehmuth, zu einem höhnischen Lächeln. Zur Probe vergleiche man die Medusenköpfe im Museum Florentinum I. tab. 32., wo man alle diese Motive vergleichend übersehen kann. Die Medusa wurde im Schlafe ermordet und als Geliebte des Meergotts durch den grausamen Tod wie aus einem wollüstigen Traume geweckt. Daher sehen wir sie bald wie mit grässlichem Aufschrei vor Entsetzen erstarren, bald mit geschlossenen Augen wie noch im Traume lieblich lächeln, bald mit tödtlichem Hass zum Mörder aufblicken, bald um ihre Lippen noch mitten im Schmerze Wonne zucken. Die Künstler legten es darauf an, im Ausdruck der Medusenköpfe physiognomische Gegensätze hermaphroditisch zu verschmelzen, Liebe und Hass, Wollust und Schmerz, Zärtlichkeit und Hohn, Süssigkeit und Gift, höchste Aufregung und tiefste Abspannung. Man vergleiche dazu den Kopf auf der berühmten Tazza Farnese bei Millingen,

mon. II. 17., den gleichfalls berühmten Kopf vorn an der Büste des Kaiser Hadrian auf dem Capitol, Levezow 31., den in der Mitte eines grossen vaticanischen Mosaikbildes bei Visconti, Mus. Pio-Clement. VII. 46. und den rondaninischen Basreliefkopf in der Glyptothek zu München.

Ich habe mir erlaubt, schon in meiner Weltgeschichte Theil I. 383. darauf aufmerksam zu machen, dass in den antiken Medusenköpfen, wie sie an der Brust der Göttin Athene vorkommen, ein merkwürdiger Contrast liegt. „In Pallas-Athene spricht uns das Griechenthum an, wie es in seiner jugendlichen Reinheit von den Bergen im Norden herabstieg, im Medusenkopf aber erblicken wir es wieder, wie es dereinst vom Bewusstseyn der eigenen Sünde gemartert und doch immer noch schön, unter den Hufen der Barbaren enden sollte.“ Der moralische Tod des Griechenthums war im Medusenkopf vorbedeutet, der Abfall von der nordischen Tugend zur asiatischen Wollust. Es handelte sich hier nicht mehr vom Tode des Leibes allein. In der Medusa lag auch noch der Begriff der Sünde, deshalb wurde sie in den Hades versetzt. Ihr Grab war die Hölle.

Um das Wesen der Göttin Athene im Gegensatz gegen die Gorgo zu begreifen, muss man den Pendant dazu vergleichen, nämlich den Gegensatz der Athene zu den Eumeniden, in der berühmten Tragödie des Aeschylos.

Die grössten Frevel sind vollbracht worden. Klytemnestra hat ihren von Troja heimgekehrten Gemahl Agamemnon mit Hülfe ihres nichtswürdigen Buhlers umgebracht und ihr Sohn Orestes, um des Vaters Schatten zu sühnen und in tiefster Seele entrüstet, hat wieder die schuldvolle Mutter umgebracht. Muttermord aber ist das Entsetzlichste, was ein menschliches Wesen begehen kann. Darum erwachen die rächenden Erynnien und verfolgen den Orestes unablässig. In tiefem Schlaf versunken antworten sie dem Mahnruf des blutenden Gespenstes der Mutter anfangs nur in traumhaften Worten, bis sie zur Besinnung kommen und den unglücklichen Sohn wie ein gejagtes Wild hetzen. Apollo will ihn schützen und vermag es nicht. Da flieht er in den Tempel der Athene. Aber schon haben die Eumeniden ihn eingeholt, umschweben ihn im Reigen und singen das grausenvolle Fesselied, das den Geist bindet, sinnbethörend, wahnsinnhauchend. Da plötzlich tritt die Göttin

Athene unter sie, eine Scene voll Erhabenheit. Grollend weichen die Eumeniden zurück, aber fassen sich wieder und fragen die jungfräuliche Göttin, wie sie es über sich vermöge, einen Muttermörder beschützen zu wollen. Wie könne die Welt länger bestehen, wenn „die neuen Götter" fortfahren, den Frevel zu entschuldigen und das uralte Gesetz, die ewige Gerechtigkeit zu verachten? Besonnen und mild antwortet Athene: Mord hat Mord gerächt, soll Mord ihn wieder rächen, endlos fort? Einmal muss Sühne eintreten und niemand kann sie vollziehen, als das einzige Wesen, das über der Sterblichen Leidenschaft und Schicksal erhaben steht, jene ewige Jungfrau, die niemals Mutter wird und nie eine Mutter hatte. Nur sie allein vermag den Muttermord zu sühnen. Darauf befreit die Göttin den Orestes vor jeder weitern Verfolgung, befiehlt aber den Athenern, den gerechten Eumeniden künftighin einen eignen Tempel zu errichten und Opfer zu bringen.

Auch bei den Indern findet man ein auffallend medusenartiges Wesen. Die Urmutter der Welt, die allgebärende Göttin Bhawani ist zugleich die allverschlingende Todesgöttin Kali-Durga. Diese ist bei Coleman pl. 19. schwarz, mit ausgestreckter Zunge und höhnischem Lächeln dargestellt und noch einmal pl. 20. mit abgeschlagenem Haupte. Als Gürtel dient ihr ein Kranz von abgeschlagenen Händen und um den Hals trägt sie ein langes Band von Todtenköpfen. Darf man auch an keine unmittelbare Wechselbeziehung zwischen dieser indischen und der griechischen Gorgo glauben, so liegt ihnen beiden doch auf das allerbestimmteste der Begriff des absoluten Todes zu Grunde und Inder wie Griechen haben für denselben Gedanken verwandte Bilder gewählt. So heisst es, als Wischnu die Erde betrat, wurde die tausendköpfige Schlange der Unterwelt, auf der die Erde ruht, fast zusammengedrückt. Maghas Tod des Cicupala, deutsch von Schütz S. 34. Ebenso die Araber. Wie viele andere der gedankenreichsten Mythen wurde auch die von Perseus und Andromeda in Sternbildern an den Himmel versetzt, um den Menschen stets zur Mahnung zu dienen. Der Stern nun, der im Sternbild des Perseus den Medusenkopf bezeichnet, heisst in der arabischen Astronomie *Ras algol*, Teufelskopf, bei den Juden aber *Lilith*. Das ist die Teufelin, die nach dem Talmud den Adam verführte. Ideler,

Sternnamen S. 88. Auf der Sphäre des Musäus sah man neben dem Medusenhaupte einen Leichnam, auf dem ein Rabe sass. Bailly, Geschichte der Sternkunde II. 381.

5.

Das ewig jungfräuliche Recht.

Die Griechen unterschieden die Begriffe des ewigen Rechts und des unterdrückten, des fliehenden Rechts, der eisernen Nothwendigkeit, der Vergeltung, des verdienten und auch wieder des unverdienten Schicksals, Begriffe, die wir unter dem vieldeutigen Hauptbegriff des Verhängnisses zusammenfassen dürfen.

Die Themis, Gemahlin des Zeus, war das Recht schlechthin, in der physischen wie in der sittlichen Welt, daher Mutter der Horen (Jahreszeiten, Stunden), das Maass der Zeiten, Mutter der Eunomia (der Gesetzmässigkeit), der Irene (des Friedens), aber auch der Moiren oder Parzen, der Dike (strafenden Gerechtigkeit) und der Poine (Strafe). Vergl. Hesiod, Theogonie 901. Dike hat auch die Furien bei sich, Apoll. Rhod. IV. 1043.

Verschieden davon ist die Ananke, die absolute Nothwendigkeit, Pausanias II. 4. 3. *Sacra necessitas* mit der eisernen Hand. Horaz, Oden I. 35. Sie wägt nicht ab und ist daher auch kein eigentlich sittlicher Begriff.

Die Nymphe Adrastea, welche dem kleinen Zeus einen Ball zum Spielen gibt, ist eigentlich die höchste richterliche Instanz in der Welt, tritt sie aber dem launenhaften Zeus ab. Apoll. Rhod. III. 143. Böttiger, Amalthea I. 27. Creuzer IV. 568. Damit wird sehr gut entschuldigt, warum in der Welt so viel Unrecht geschieht.

Besonders wichtig in diesem Kreise von Göttinnen ist die Nemesis, die oft mit Adrastea verwechselt wird und nicht mit Unrecht, weil Zeus ihre Würde nicht respectirt. Man hat sie häufig, aber irrthümlich, für die Göttin der rächenden Vergeltung, überhaupt der Rache angesehen. Sie ist vielmehr nur die Göttin des ewigen Rechts. Sie sinnt nicht auf Rache, sondern nur darauf, dass die sittliche Welt in der Ordnung bleibe,

dass aller Dinge Maass richtig eingehalten werde. Ihr Attribut ist daher nicht die strafende Geissel, sondern nur Zügel und Zaum. Zugleich der Greif, Sinnbild der höchsten Kraft. Daneben das Rad, welches in ewig gleichem Umlaufe sich hebt und senkt. Man stellt die Göttin fast wie die Psyche dar, die das Hemd ein wenig lüftet, um in den eignen Busen zu sehen. Diese Sinnigkeit schliesst jeden Gedanken an Rache oder Grausamkeit aus. Indem sie das Gewand vor der Brust von sich hält, biegt sie den Arm, wodurch zugleich ausgedrückt wird, dass sie alle Dinge misst. Die Elle führt heute noch den Namen vom Maasse des Ellenbogens. In der griechischen Anthologie I. 143. werden Maass und Zügel als ihre charakteristischen Attribute bezeichnet. Wenn Macrobius, Sat. I. 22. sich einbildet, Nemesis blicke in den eigenen Busen, weil sie die Sonne sey, die alles sieht und aufdeckt, so generalisirt er damit zu viel. Bei der Sonne denkt man an unzählige andere Dinge, hier aber handelt es sich einzig um die Nemesis. Trotz des Rades und Maasses bezeichnet die Göttin keineswegs den trocknen Rechtsbegriff, sondern sie drückt auch ein edles Gefühl, das sittliche Bewusstseyn aus.

Insofern nun kann es nicht fehlen, dass sie in dieser bösen Welt gekränkt wird, denn die von Zeus beherrschte Zeitlichkeit ist nicht dazu gemacht, ein sittliches Ideal darzustellen. Die tiefste Ironie liegt in dem Mythus, der die arme Nemesis eine Gans werden lässt, welche Jupiter als Schwan verfolgt und mit List überwältigt, so dass sie Mutter der schönen Helena wird. Hygin, poeta astron. II. 8. Eratosthenes 25. Apollodor III. 10. 7. Durchaus komisch aufgefasst von Kratinos, Bode, Hellen. Dichtkunst III. 6. 131. Tragikomisch ist der Mythus wenigstens, sofern er die Göttin des Rechts und des sittlichen Gefühls zwingt, selber Unrecht zu thun und jene allen Männern verderbliche Helena zu gebären. So springt Zeus, der die Welt beherrscht, mit dem Recht um, ganz so muthwillig, wie Odin in den nordischen Mythen.

Deshalb gibt Hesiod in der Theogonie 23. der Nemesis die Eidos (Scham) an die Seite. Der Unterdrücker des Rechts schämt sich nie, nur der Unterdrückte.

Daraus erklärt sich nun auch der schöne Mythus von der Astrüa, der Sternenjungfrau, die oben ewig im reinen Lichte

wohnt. Zwar wurde sie als Genius der ersten Unschuld der Menschen oder des goldnen Zeitalters eine Tochter der Eos, d. h. der Morgenfrühe der Welt genannt, als aber die Menschen zu sündigen anfingen, konnte ihre zarte himmlische Natur es nicht mehr unter ihnen aushalten und sie floh zum Himmel zurück, wo sie jetzt als Sternbild der Jungfrau glänzt. Ovid, Met. I. 149. Eratosthenes 9. Hygin, poet. astr. II. 25. In einem sonst sehr trocknen Lehrgedicht, den Sternerscheinungen des Aratos 96 f. findet sich doch eine schöne Schilderung dieser himmlischen Jungfrau.

6.

Die Apotheose des Herakles.

Um sich in dem Labyrinth von Mythen, die alle von Herakles handeln, zurecht zu finden, muss man als Grundgedanken festhalten, dass er Stammvater der tapfern, vom Norden hergekommenen dorischen Stämme, dass er die Personification dieses heroischen Volkes, und somit des Reinsten und Tüchtigsten in der Menschheit selber ist, und dass die alte Sage von ihm im genauesten Zusammenhange steht mit der von den Griechen gleichfalls aus dem Norden mitgebrachten Sage von Prometheus, die wir schon kennen. Wie wir dort den Herakles auftreten sehen, ist schon sein Grundwesen festgestellt. Er bedeutet die Menschheit in ihrer vollen Kraft, die sich aber, eben weil sie die wahre Kraft ist, selbst beschränkt, sich vor den Göttern demüthigt und willig sogar in niedern Knechtsdienst fügt und dadurch wieder gut macht, was der Prometheustrotz verdorben hatte. Durch sein Dienen als Mensch steigt er zur Würde des Gottes empor.

Indem die Dorier nach Süden vordrangen, kamen sie theils durch die andern griechischen Stämme, theils unmittelbar in Berührung mit den kleinasiatischen Völkern (Syrern, Phönikern und Aegyptern) und bei der Neigung, verwandte oder ähnliche Götter und Heroen von einem Volk auf das andere überzutragen, ihre Bedeutung und ihre Mythen zu vermischen, setzten sich an die dorische Sage von Herakles hauptsächlich

zwei fremde an, die eine stammend aus dem altbabylonischen und syrischen Sonnencultus, die andere aus den phönikischen Schiffermärchen. So wurde der Volks- und Menschheitsheros zu einem Sonnenheros, so dass man die berühmten s. g. Arbeiten des Herakles als Kämpfe deuten konnte, welche die Sonne im Durchgang durch die zwölf Zeichen des Thierkreises zu bestehen habe. Und so wurden auch seine weiten Fahrten zu Wasser und zu Lande auf die Seefahrten der Phöniker bezogen.

Herakles, die Personification der durch ihre Tugend und durch ihre Treue und unermüdete Ausdauer vergötterten Menschheit, erfährt eigentlich eine doppelte Apotheose, einmal als der dionysische Herakles, welcher mit Hebe, der ewigen Jugend vermählt wird, sodann aber auch als der durch seine weise Wahl auf dem Scheidewege, durch seine sittliche Thatkraft und durch seine heroischen Aufopferungen für das Wohl der Menschen zum höchsten Menschheitsideale erhobene Held, den die Göttin Athene selbst, nachdem sie alle Götter verschmäht, zu ihrem Gatten wählt.

Dass die Griechen den Herakles in den dionysischen Kreis hineinzogen, rechtfertigte sich schon durch seine überall hervortretende Natürlichkeit, jeder Affectation fremde, derbe Menschlichkeit, durch die nie von ihm verleugnete gesunde Sinnlichkeit und durch den humoristischen Zug, der eben deshalb seine Mythen durchzieht. Dieser Kraftmensch durfte im dionysischen Himmel nicht fehlen, da in den Mysterien des Dionysos die Seele so unzertrennlich mit einem Körper verbunden blieb, dass ihnen nichts fremder ist, als das Reingeistige und Gespenstische.

In gewissem Sinne reiht sich Herakles im bacchischen Kreise den kraftvollen, gesunden und derb sinnlichen Kentauren an, jedoch nicht, als ob er zu ihnen gehörte, sondern sofern er in der veredelten Menschlichkeit durch eigene Willenskraft die kentaurische Roheit überwunden hat.

Dem Dionysos selbst bleibt er im dionysischen Kreise untergeordnet, wenn man sie auch auf Bildwerken zusammen trinken sieht, z. B. Millin, Gal. Myth. 467. Waagen, Paris 187. Herakles ist nämlich nur aus der niedern irdischen Welt zum Himmel emporgestiegen, während Dionysos, ein geoffen-

barter Gott, vom Himmel zu den Menschen herabgekommen ist. Mit Recht aber eröffnet auf einem Basrelief des Capitols (Bunsen, Beschr. von Rom III. 184.) Herakles den grossen Triumphzug des Bacchus, denn wer anders ist es, den der siegreiche Dionysos von der Erde zum Himmel führt, als die Eingeweihten der Menschheit, und wenn nicht ein Gott, sondern ein Mensch ihnen voranschreiten soll, so muss es Herakles seyn.

Die derbe Natürlichkeit des Herakles gestattet, ihn im bacchischen Kreise auch mit Humor zu behandeln. Daher finden wir ihn auf alten Bildwerken zuweilen trunken dargestellt und von Satyrn unterstützt. Zöega basr. 67. Gerhard, Antike Bildwerke 360. Gerhard und Panofka, Bildw. Neapels 59. Beschr. von Rom III. 2. 554. Schon der Umstand, dass diese Bildwerke an Sarkophagen vorkommen, beweist, dass es keine Spottbilder sind. Die sinnliche Natur der Griechen erlaubte aber und verlangte, dass man sich die Seligkeit im Himmel von Sinnengenüssen unzertrennlich dachte. Die Freuden in der nordischen Walhalla, im Himmel der Talmudjuden und der Muhamedaner waren es ja ebenfalls.

Der Fülle des Sinnlichen im Herakles entsprach, dass ihm die alten Denkmäler häufig das Füllhorn zum Attribute gaben. Mus. Pio-Clem. II. 4. Boissard IV. 71. Tischbein, Vasen IV. 25. Millingen, vases 35. Christier, vases 15. und so öfter. Insbesondere kommt dem starken Erdenkämpfer, indem er im Himmel ausruht, die Labung mit Wein zu, dem geistigsten Extrakt alles Leiblichen. Hierbei muss man auch an den sittlichen Gegensatz denken. Die Menschheit trinkt nach der Mysterienlehre zweimal aus dem Becher des Dionysos. Die Geister im Himmel sündigen und fallen in den irdischen Leib hinab, nachdem sie sich in jenem Becher berauscht haben. Wenn sie aber geläutert von der Erde zurückkehren, trinken sie zum zweitenmal aus dem Becher des Dionysos die reinste Seligkeit.

Nur auf Erden stirbt der Leib, der verklärte Leib im Himmel stirbt nie mehr. Deshalb wird Herakles im Himmel der Hebe vermählt, welche Göttin der ewigen Jugend ist und Mundschenkin an der olympischen Göttertafel. Sie ist es, die dem Herakles bei seiner Ankunft im Himmel den Trank der

luſt von 2000 Mann.“ Der Großvezier ſelbſt wurde in dieſem Gefecht durch eine matte Kugel leicht verletzt.

Vor Siliſtria entbrannte mittlerweile ein heißer Kampf. Die Türken machten in der Nacht vom 27 zum 28 Mai einen heftigen Ausfall, bei welchem die Ruſſen Verluſt erlitten, und wiederholten dieſe Ausfälle noch öfter, namentlich am 2 und 4 Junius. Am 5 Junius aber überließ der Oberfeldherr die fernere Belagerung dem General Kraſſowsky und brach ſelbſt mit dem Kern der Armee gegen den Großvezier auf, um einen entſcheidenden Schlag zu thun. Der Großvezier nämlich war aufs Neue mit ſeiner ganzen Macht von Schumla aufgebrochen, um die ruſſiſche Linie mit Gewalt zu ſprengen, ſich nach Pravadi zu werfen und den General Roth und die Feſtung Varna von der ruſſiſchen Hauptarmee zu iſoliren. Dieſer gut berechnete Plan wurde von Diebitſch durch einen noch beſſern vereitelt. Während der Großvezier gegen Roth marſchirte, warf er ſich ſelbſt in deſſen Rücken, ſchnitt ihn von Schumla ab und zwang ihn unverſehens zu einer Hauptſchlacht in offnem Feld, in welcher das überlegene Talent des Grafen Diebitſch einen glänzenden Sieg davon tragen mußte. Wir entlehnen Folgendes aus dem ruſſiſchen Berichte. „Von Siliſtria iſt es auf dem geradeſten Wege nicht weniger als vier Tagmärſche bis zu den Umgebungen von Pravadi, während der Großvezier nur einen Tagmarſch von Schumla entfernt ſtand, wohin er ſich ohne Zweifel zurück gezogen haben würde, ſo wie er unſere Annäherung erfahren hätte. Es war daher dringend nothwendig, unſere Bewegung vor ihm verborgen zu halten, ſelbſt auf die Gefahr, einen größeren Marſch machen zu müſſen. Es ward beſchloſſen auf Kaurga zu rücken. Die Truppen, welche der Oberbefehlshaber mit ſich nahm, beſtanden im 24

Unsterblichkeit reicht. Zöega, basr. 70. Guattoni, mon. p. 47. Hebe galt übrigens als die Tochter derselben Here, die den Herakles auf Erden so hart verfolgt hatte und die ihm jetzt zur Genugthuung freiwillig ihre Tochter gab. Apollodor II. 7. 7. Diodor IV. 39. Hesiod, Theog. 943.

Im zwölften orphischen Hymnus wird Herakles auf eine merkwürdige Weise angerufen, nämlich: Mächtiger Titan, Vater der Zeit, erstgeborner Selbstgezeugter, unermüdeter Allverschlinger, Strahlender, verjage durch deine Pfeile die Schrecken des Todes! Ich glaube nicht, dass man hierbei nur an den Sonnenheros zu denken hat, der die Attribute des Helios an sich nimmt. Es scheint vielmehr, man müsse auf den Prometheusmythus zurückgehen, worin die Wahlverwandtschaft zwischen den Titanen und Menschen erörtert ist. Sofern nun die Menschheit in Herakles auf eine Weise veredelt wird, dass sie nicht blos zu den Göttern erhoben, sondern eigentlich über die durchweg unmoralischen griechischen Götter erhöht wird, ist dieser moralische Sieg des Herakles zugleich die edelste Rache der Titanen an Zeus.

Nur nebenbei sey bemerkt, dass Payne Knight, symb. 105. keine tiefere Beziehung des Herakles zu Dionysos aufzufinden wusste, als in der Vermuthung, die Fahrt des Herakles zum Hesperidengarten im äussersten Westen bezeichne den Tageslauf der Sonne, der Kriegszug des Dionysos nach Indien im äussersten Osten bezeichne dagegen den nächtlichen Rücklauf der Sonne unter der Erde weg.

Wir gehen nun zum heiligsten Mysterium der Griechen über, nämlich zur Vermählung der völlig geläuterten Menschheit mit der ewig jungfräulichen Reinheit der Gottheit selbst, oder des Herakles mit der Göttin Pallas-Athene. Es ist noch nicht lange her, seitdem unsere Gelehrten, zuerst Welcker im rheinischen Museum 1836. S. 478, die Entdeckung dieser Vermählung gemacht haben, denn in der ganzen Masse griechischer Literatur, die aus dem Alterthum auf uns gekommen ist, findet sich davon keine Spur. Welcker zuerst fand eine solche Spur in einem Vasenbild bei v. Stackelberg, Gräber der Hellenen XIII. 3., und schon 1839 konnte Emil Braun in seiner trefflichen Abhandlung „Tages und des Herkules und der Minerva heilige Hochzeit“ aus andern neu entdeckten antiken Bild-

werken, namentlich aus etruskischen Spiegeln, den Mythus von jener Vermählung bis zur Evidenz nachweisen. Am ausführlichsten sind die Bildwerke sodann von Otto Jahn in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1840. September. Nr. 57 f. verzeichnet und erläutert worden.

Athene reicht dem Herakles eine Trinkschaale, wohl den Trank der Unsterblichkeit, auf sehr vielen Vasen, bei Tischbein II. 22. IV. 43. Hamilton III. 49. Millin II. 41. Inghirami, mon. V. 37. Winckelmann, Mon. 159. Gerhard und Panofka, Neapel 293. Welcker, Vasen 31. Athene bekränzt den Herakles. Inghirami, mon. V. 35. Michali, mon. 89. Gerhard, Trinkschaalen C. 6. Witte, cab. etr. 48. Zanoni, due urne p. 101. Herakles spielt die Lyra vor der Athene. Laborde II. 7. Er reicht ihr die Hand als Freier. Stackelberg, Gräber der Hellenen XIII. 3. Passeri III. 250. 251. Gerhard, Trinkschaalen X. 8. Eros bietet der Göttin in des Herakles Gegenwart einen Myrthenzweig an. Inghirami, vasi C. 1. 2. Herakles kniet liebeglühend vor der abwehrenden Athene. Braun, Tages. Taf. 2. a. Er ringt mit ihr im Liebeskampfe, Das. Taf. 3. Hermes führt ihn ihr zu. Witte, cab. etr. 89. Herakles hält sie in den Armen. Gerhard, Etrusk. Spiegel, tab. 161. Athene trägt wie Omphale den Löwenhelm des Herakles. Braun, Ruinen Roms. S. 154. Beide besteigen einen Wagen oder fahren zusammen. Pausanias III. 18. 7. Gerhard, Vasenbilder tab. 138. 139. 140. Ihr festlicher Hochzeitszug, das. 146. 147. Gerhard, Berlins antike Bildw. 328. Millingen, vases. 36.

Der Sinn dieses wunderbaren Mythus ist, es sey dem Menschen aus eigner Kraft und Tugend möglich, sich zur höchsten Ehre zu erheben, welche Göttern selbst versagt ist. Kein Gott durfte es wagen, seine Augen zu der heiligen Jungfrau Athene zu erheben, aber sie selbst rief den irdischen Liebling in ihre Arme, nachdem er die schwersten Prüfungen bestanden hatte. Die Götter sind im Grunde weniger werth, weil sie solche Proben nicht zu bestehen haben. Der Grundgedanke des Prometheusmythus aber kehrt hier deutlich wieder und wir dürfen annehmen, indem er auf den Kaukasus hinweist, er gehöre ursprünglich dem Norden an. Nur die Kraftnaturen des Nordens konnten den Gedanken fassen.

Die Vasenbilder, welche den Herakles in seinen Beziehungen zum Apollo darstellen, sind noch nicht vollständig gesammelt und gewürdigt, stehen aber im Zusammenhange mit denen, worin er mit der Athene verbunden wird. Wenn wir z. B. auf einer höchst merkwürdigen Vase (Passeri, pitture Etrusce. tab. 117.) den Herakles erblicken, wie er einen Kentauren wie einen grossen Hund auf seinen Armen gleichsam als Beute oder als Opfer der Göttin Athene entgegen trägt, so bedeutet das, der Mensch giebt seinen grobsinnlichen Antheil an der Natur dahin, um Antheil an dem höhern und ewigen Geistesleben zu haben. Wenn wir sodann in einer auffallend grossen Menge von Vasenbildern dargestellt sehen, wie Herakles dem Gott Apollo den Dreifuss der Weissagung raubt, so bedeutet das den kühnen Muth des Menschen, der aus eigener Kraft erringt, was ihm die Götter versagen. Das entspricht völlig der Kühnheit des Prometheus. Wenn wir ferner den Herakles, als wäre er Apollo selbst geworden, auf der Lyra spielen sehen (Berlins antike Bildw. von Gerhard 214.), so ist das die Verklärung der Menschheit zur Gottheit, und wenn wir andrerseits neben der ewig jungfräulichen und spröden Göttin Athene dennoch den Eros finden (Berlins neuerworbene Bildw. von Gerhard S. 29.), so beweist das wieder, wie das heiligste Geheimniss sich dem wahren Helden öffnet und die unnahbare Gottheit selbst sich in Liebe der ihr würdigen Menschheit hingibt.

7.

Jason und Medea.

Ein überaus geistreiches Gegenbild zu Herakles und Athene sind Jason und Medea, deren Mythus erst durch diese Vergleichung in seiner wahren Bedeutung erklärt zu werden vermag.

Otfr. Müller bezieht den Mythus auf den Cultus der Here, sofern diese Göttin als eine (freilich nur ohnmächtige) Beschützerin der Medea deren eheliches Recht vertheidigt. Indessen ist mit dieser Erklärung nicht viel gewonnen, denn dass eine eifersüchtige Frau der andern beisteht, versteht sich von selbst.

Müller wagt sogar die Here mit der Medea zu identificiren, sofern Here sich einmal in den Jason verliebte und sich von ihm aus Neckerei und um seine Gutmüthigkeit zu erproben in der Gestalt eines alten Weibes durch das Wasser tragen liess, nach Hygin, Fab. 13. Allein die Begriffe der Here und *Medea sind so ganz und gar verschiedener Art, dass die* mythologische Kritik sie weit auseinander halten muss, wenn auch Vermischungen ihres Cultus vorgekommen sind. Die moderne Kritik hat sich unendlich oft irre führen lassen, bald durch eine zu grosse Zerstreuung der Gottheiten und ihrer Mythen, bald durch eine eben so willkürliche Zusammenschmelzung vieler. Colonisten brachten ihre Götter aus einem Land in das andere, einzelne Göttercults wurden durch Eroberung, durch Kaufleute, durch wandernde oder flüchtige Priester, nicht selten auch durch die blosse Mode oder durch das Interesse der Priesterschaften weit verbreitet. Ganz das nämliche geschah später innerhalb der griechischen und römischen Kirche in Bezug auf die Verbreitung der Altäre, Culte und Legenden einzelner Heiligen. Auf der andern Seite schmolzen in der alexandrinischen Periode auch wieder die verschiedensten Götter in einen pantheistischen Begriff und Namen zusammen. Das sind die beiden Irrwege, auf denen unsere Philologen und Archäologen nur zu oft gewandelt sind.

Medea hat mit der Göttermutter Here auch nicht das Allergeringste gemein; selbst die Art, wie jede von beiden von ihrem geliebten Gatten betrogen wurde, ist eine ganz verschiedene. Nur zwei Göttinnen der griechischen Mythologie lassen eine Vergleichung mit Medea zu, nämlich Pallas-Athene als Schutzgeist eines irdischen Helden (des Herakles) und Kirke, die in den Mythen auch die Tante oder Schwester der Medea heisst, als Zauberin. In der griechischen, wie in der germanischen Mythologie und ohne Zweifel auch in der altkeltischen stehen himmlische Frauen, Valkyrien oder Feen, deren Spuren wir in altpersischen Erinnerungen im Orient wiederfinden, edlen Sterblichen in ihren schweren Kämpfen bei und belohnen ihre Treue, indem sie sie in ihren Himmel erheben. So Pallas-Athene den Herakles, die Fee Morgane den Ogier. In diesen und keinen andern Mythenkreis gehört nun Medea, wenn gleich nur als Gegenbild der Pallas-Athene. In ihrem Mythus ist

das Verhältniss der Sterblichen zur Göttin nur einfach umgekehrt. Der Sterbliche ist der Göttin nicht werth und die Göttin selbst irrt in ihrer Wahl. Der Irrthum raubt ihr die Ueberlegenheit der göttlichen Abstammung. Die Zauberin wird selbst bezaubert. Jemehr sie nach dem Sterblichen trachtet und ihm alle ihre Göttlichkeit zum Opfer bringt, um so mehr flieht er sie, wie nach der deutschen Sage das wehende Johanneshaupt die Herodias. Wenn so viele schöne Mythen, wie wir sie hier schon kennen gelernt haben, die Liebe der Göttin zu einem würdigen Sterblichen verherrlichen, so lag doch nichts näher, als in andern Mythen die Kehrseite vorzulegen.

Im Mythus von der Medea verräth sich jene Ironie, mit der die Griechen häufig ihre Gottheiten behandelten. Medea begeht Verbrechen über Verbrechen, einer Göttin im höchsten Grade unwürdig, und für wen? für einen hölzernen Gesellen, denn etwas Besseres ist Jason nicht. Die Leidenschaft und Schwäche des Weibes kann nicht genialer aufgefasst werden. Auch spiegelt sich in Jason, wenn er auch noch so hölzern da steht und grade weil er so da steht, noch etwas von dem Trotze des Prometheus, der die Götter bestiehlt und verachtet.

Nun begreift man auch, warum Kirke der Medea verschwistert ist. Auch Kirke ist eine göttliche Zauberin, aber sie verführt die sterblichen Männer, sie spielt mit ihnen nur, verwandelt sie nach Belieben in Thiere und bleibt ihnen in heiterer Laune stets überlegen, ohne sich je leidenschaftlich und bis zum Vergessen ihrer Stellung in einen Sterblichen zu verlieben.

8.

Der göttliche Achilleus.

Die Griechen haben ihren Achilleus immer mit Vorliebe den „göttlichen" genannt, obgleich sein Vater nur ein Sterblicher war. Denn in ihm offenbarte sich das Göttliche im Menschen (nach griechischem und heidnischem Begriff) am reinsten und vollkommensten.

Achilleus hängt auf das genaueste mit Herakles und Prometheus zusammen. Prometheus wurde von den Göttern gestraft, weil er sich der Menschen annahm. Herakles befreite ihn und stiftete eine Sühne zwischen Göttern und Menschen, welche dadurch besiegelt wurde, dass ein sterblicher Mann eine Göttin heirathen sollte. Der Mann war Peleus (wörtlich der von Thon oder Erde, weil Prometheus die Menschen aus Thon geformt hatte). Die Göttin war die schöne Meerbeherrscherin Thetis. Sie hatte durchaus keine Lust, die Thonfigur zu lieben und nahm alle möglichen Gestalten an, um dem zudringlichen Freier zu entkommen. Aber der weise Kentaur Chiron, der sich schon für Prometheus um der Menschen willen geopfert hatte, rieth ihm, wie er sie festhalten sollte, und so bezwang Peleus die Göttin. Apollodor III. 13. 4. Man muss dabei im Auge behalten, dass es sich in dieser ganzen Mythengruppe, die sich an den Mythus des Prometheus anreiht, um den Vorzug der Menschen vor den Göttern, der Arbeit vor dem verdienstlosen Genuss handelt. Die Göttin Thetis wird nun Mutter des Achilleus und will in ihrem göttlichen Stolze und zugleich in ihrer mütterlichen Liebe das schöne Kind von der ihm durch den Vater anklebenden Schlacke reinigen und dieselbe im Feuer ausbrennen. Aber Peleus kommt dazu und reisst das Kind aus dem Feuer. Apollodor a. a. O. 13. 6.

Das muss geschehen, der junge Achilleus darf nicht göttlich allein, er muss auch menschlich seyn, denn die Menschlichkeit hat in diesem Falle einen Vorzug vor der Göttlichkeit. Wäre die Welt den Göttern allein überlassen geblieben, so würde sie haben zu Grunde gehen müssen, denn ein immer schlechterer Gott nach dem andern würde sich durch Verbrechen und Vatermord die Weltherrschaft angeeignet haben. Uranos wurde durch seinen eigenen Sohn Chronos entmannt, dieser wieder durch seinen eigenen Sohn Zeus vom Throne und in den Tartarus gestürzt und diesem Zeus, als er der schönen Thetis nachstellte, wurde von der Göttin Themis, der ewigen Gerechtigkeit, gedroht, wenn er einen Sohn von der Thetis bekäme, würde derselbe ihn weit an Grösse und Macht übertreffen. Da erschrak der sündenvolle Zeus und fürchtete, es werde auch ihm wie seinem Vater und Grossvater ergehen.

Deshalb mied er die Thetis und überliess sie dem Peleus. Man erkennt daraus die eben so erhabene, als tragische Mission, welche dem Achilleus schon bei der Geburt zu Theil wurde. Seine Geburt verhinderte die eines künftigen Weltbeherrschers, der noch schlimmer geworden seyn würde als Zeus, aber sie gab ihm kein Recht gegenüber den Göttern, sie verurtheilte ihn, wie alle andern Menschen, dem Zeus und den Olympiern unterthan zu seyn und sterben zu müssen, bis ihm erst nach seinem Tode die Apotheose werden sollte, wie dem Herakles.

Daher der tragische Zug in den schönen antiken Achilleusbüsten und Statuen und die rührend zärtliche Sorge seiner göttlichen Mutter um ihn. Vergleiche über die antiken Achilleusköpfe Welcker, Bonner Museum 30. 75. O. Müller, Archäologie der Kunst 369. Homer besingt seinen Zorn und dieser Zorn, ähnlich der Aufwallung des belvederischen Apollo, spricht sich auch in antiken Köpfen aus. Auf einer Vase in Neapel bei Gerhard und Panofka S. 330. steht sogar die geflügelte Figur des Schreckens (Deinos) hinter ihm und doch zeigen andere Köpfe des Helden eine sanfte Wehmuth und verhaltene Klage. So die schöne Achilleusstatue in Paris und auch die in der Villa Borghese. Man hat gezweifelt, ob es auch Bildnisse des Achilleus sind, allein die Klage des Helden um die Briseis, um den Patroklos, um Iphigenia und Penthesylea ist hinlänglich motivirt, wenn man auch nicht daran denken will, dass er als der Herrlichste der Sterblichen doch nur dem Loos des Schönen auf der Erde unterworfen ist. Seine liebende Mutter ahnt, was ihm bevorsteht, und verbirgt ihn, als er zum Jüngling heranreift, unter den Mädchen von Skyros, aber vergebens, sein Heldenherz reisst ihn fort in Kampf und Tod.

Das Tragische seines Mythus liegt hauptsächlich darin, dass der ganze Kampf seines Lebens den Zweck hat, die schöne Helena von Troja zurückzubringen, dass er einzig und allein für die Schönheit streitet und doch das weibliche Ideal weder erreicht, noch überhaupt auf Erden jemals nur erblickt. Und weiter, dass er als das Ideal eines jungen Helden, als der schönste und begehrenswürdigste Jüngling doch niemals einer Liebe froh wird, denn die ihm trüglich zur Braut bestimmte Iphigenia wird nicht zum Traualtar, sondern zur Schlachtbank

geführt und ihm durch die keusche Artemis auf immer entrückt. Briseis, seine liebliche Gefangene, wird ihm von Agamemnon geraubt. Die schöne Amazone Penthesilea zieht sein Herz erst dann unwiderstehlich an, nachdem er sie im Kampfe getödtet hat, und als er, zum zweitenmal verlobt, die Polyxena zum Altare führen will, tödtet ihn der Pfeil des feigen und heimtückischen Mörders und die unschuldige Braut wird von den unbarmherzigen Griechen zur Sühne seines Todes an dem Altar geschlachtet, an dem sie sich zum ewigen Bunde die Hände reichen sollten.

Dazu das Gegenbild. Die schöne Helena, für die er kämpft und die er niemals sieht und die doch einzig für ihn geschaffen ist, das schönste Weib für den schönsten Mann, wird unterdess aus den Armen eines unwürdigen Mannes in die des andern geworfen und in nichtswürdigen Lebenslagen aller Ehre baar. Theseus, ihr erster Liebhaber, wird zwar immer in den Mythen hoch gepriesen, steht aber thatsächlich überall nur in zweiter Linie, nur als Aushelfer, Nachahmer und Epigone des Herakles. Menelaus erhebt sich nicht viel über den gewöhnlichen Hahnrei und der schöne Paris ist durch und durch ein Bube. In dieser Contrastirung der beiden Brennpunkte der homerischen Dichtung, des Achilleus und der Helena hat die Poesie einen Triumph gefeiert, wie wenige sonst in ihrem weiten Gebiete.

Ausser der Ilias kommen uns hier noch die Kyprien des Stasinos in Betrachtung. Dieser Dichter, dessen Werk wir leider nur in einem Auszug des Proklos bei Photius besitzen, beginnt folgendermaassen. Die Erde seufzte unter der Last und Ueberfülle der Menschen und bat den Zeus um Erleichterung. Dieser ging mit Themis zu Rathe, welche für das Beste hielt, einen Menschenvertilger auf die Erde zu setzen, der den Menschenwald mit dem Schwerte lichten sollte, und um dieses Ungeheuer zu erzeugen wurde Peleus der Thetis vermählt. Weil aber Zeus sich von dem Schwert noch nicht genug Erfolg versprach, zeugte er selbst mit der Nemesis (der Vergeltung) ein zweites menschenverderbliches Ungeheuer und diese zwei Ungeheuer waren Achilleus und Helena, die Ideale der Menschheit. Nun lässt Stasinos die Begebenheiten folgen wie bei Homer, mischt aber die Verlobung des Achilleus mit der Iphigenia zu Aulis ein, von welcher in der Ilias nichts vorkommt, und lässt nach-

her den Achilleus vor Troja mit der schönen Helena zusammentreffen, was ebenfalls bei Homer nicht vorkommt. Man kann diese Abweichung nicht loben, denn die Poesie leidet Abbruch, wenn Achilleus die Helena schon auf Erden sehen darf. Doch ist ihre Begegnung in den Kyprien nicht ungeschickt motivirt. Die Griechen, heisst es, verzweifelten, ob sie jemals Troja würden erobern können, und beschlossen den Rückzug. In diesem verhängnissvollen Augenblick aber erblickte Achilleus zum erstenmal die Helena und wurde von so heftiger Liebe zu ihr ergriffen, dass er alles aufbot um die Stadt zu erobern und in Helenas Besitz zu gelangen. Seine Mutter Thetis war ihm dabei behülflich und bewog die Göttin der Liebe, die bisher nur den Paris begünstigt hatte, diesen auf die Seite zu schieben und dem Achilleus eine Zusammenkunft auf dem Berge Ida zu bewilligen.

Allein Achilleus und Helena sollten doch nicht auf dieser Erde vereinigt werden. Nachdem er gefallen war und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, entriss seine Mutter seinen schönen Leib dem Feuer und brachte ihn über das Meer nach der Insel Leuke. Ihre treuen Nereiden, der Meergott selbst und sein ganzes Gefolge, die Tritonen, Delphinen, Hippokampen drängten sich herbei, die edle Leiche im Triumph durch die Wellen zu tragen. Reizend geschildert von Quintus Smyrnäus III. 550. und in einem berühmten Bilde gemalt von Skopas. Plinus, Naturgesch. XXXVI. 4. Auf der Insel Leuke aber wurde Achilleus nur zum Scheine bestattet, er sollte vielmehr hier erst recht leben und im himmlischen Daseyn das Glück geniessen, das ihm die Erde versagt hatte. Die Insel Leuke lag im schwarzen Meer, hat den Namen aber vom Licht, und muss wohl als die Insel der Seligen ausserhalb der bewohnten Welt gedacht werden. Hier nun lebte Achilleus wieder auf, um nie wieder zu sterben, und hier wurde Helena zu ihm geführt als seine Braut für die Ewigkeit. Dort wohnen sie noch in seliger Lust und feiern allnächtlich das Mahl und singen zum vollen Becher Homers unsterbliche Lieder. Philostratos, Heldengeschichten 20. Pausanias III. 19. 11. Tzetzes zu Lykophron 174. Auch Maximus Tyrius, orat. 27. beschreibt ihr himmlisches Gastmahl, und Ptolemäus Hephästion 4. gibt ihnen einen geflügelten Sohn Euphorion.

Gemäss dieser Auffassung des Heroen wurden dem Achilleus viele Tempel am schwarzen Meere erbaut und sein Cultus mit der Unsterblichkeitslehre in Verbindung gebracht. Burghardt, Constantin. Zeitalter S. 107. 262.

9.

Die schöne Helena.

In der Helena der Griechen spiegelt sich die Liebesgöttin selbst ab. Als das schönste Weib auf Erden steht Helena in besonderer Gunst dieser Göttin und wird von ihr dem Paris als dem schönsten Jüngling auf Erden bestimmt. Diese Verfügung der Liebesgöttin widerspricht aber dem höhern Gesetz, welches den Werth des Menschen nicht nach der körperlichen Schönheit abmisst. Für den Mann ist die körperliche Schönheit nicht die Hauptsache, ihm steht die Thatkraft und Tapferkeit, die geistige und sittliche Ueberlegenheit, das Recht und die Ehre ungleich höher. Die Schönheit des Weibes aber ist nicht das, worüber das Weib, und wenn es die Liebesgöttin selbst wäre, frei und nach Laune verfügen könnte. Der Besitz des schönsten Weibes gebührt nach ewigem Recht nur dem tapfersten und edelsten Manne, nicht dem hübschen Gecken, den sie sich vielleicht selber aussucht. Deshalb war Helena, obgleich Aphrodite ihr den Paris zuführte, doch nicht für den Paris bestimmt. Nachdem sie mit dem Tode ihre Schwachheit abgelegt, wurde sie in wiedergeborener Schönheit auf ewig dem vermählt, der allein den Besitz so hoher Schönheit verdiente, dem göttlichen Achilleus.

Darin liegt eine tiefe Weisheit. Die Schönheit erscheint zwar von aller Moral unabhängig und nur zu oft mit ihrem Gegentheil verbunden. Allein sie darf doch nicht ganz in der Gewalt gemeiner Sinnlichkeit oder gar dämonischer Verführung bleiben. Nach einem höhern Gesetze wird die Schönheit von der Sünde wieder gereinigt. Ist die Sünde auch zugleich mit der Schönheit in die Welt gekommen, nach dem tiefsinnigen Mythus von der Büchse der Pandora, in welcher der Reichthum des höchsten Genusses und zugleich das Verderben beschlossen lag, so ist doch die Schönheit nicht für immer die Bundes-

Bataillonen, 24 Escadronen und 1 Regiment Kosaken. General Krassowsky ward vor Silistria gelassen, um die Belagerung mit 27 Bataillonen, 8 Escadronen und 1 Regiment Kosaken fortzusetzen. Der Oberbefehlshaber setzte sich mit der Hauptcolonne am 5 Jun. in Marsch und kam am 9 Jun. nach Tauchan-Kosludschi und die Avantgarde nach Yaluskioi. In diesem Lager ward es nicht gestattet Feuer anzuzünden. Auf der andern Seite ließ General Roth die Feuer seines Lagers vor Eski-Arnautlar fortbrennen, und zog noch in der Nacht gegen Tauchan-Kosludschi, wo seine Cavallerie am 10 Juni in der Frühe des Morgens eintraf. Die Stellung des Großveziers war bloß durch das sehr schwierige Defilé von Newezatsch zugänglich. Es wäre unklug gewesen, ihn auf diesem einzigen Debouché anzugreifen, da selbst, vorausgesetzt daß es gelungen wäre ihn zu werfen, der Großvezier doch noch freien Rückzug über Markowscha nach Schumla gefunden hätte, wo er alle Lebensmittel und Munitionsdepots hatte. Diese Betrachtung bestimmte den Oberbefehlshaber die Bewegung fortzusetzen, um sich auf die directen Communicationslinien des Feindes zu stellen. Den 10 Jun. brach er auf. Die Avantgarde des Generals Kreuz stieß bei Jeni-Bazar auf einige Abtheilungen türkischer Cavallerie, welche sie warf und gegen Schumla schob. Türkisches Fußvolk, welches den Uebergang des Baches Bulanlik, bei dem Dorfe dieses Namens, vertheidigen wollte, hatte dasselbe Loos, worauf General Kreuz den Bach überschritt. Er stützte auf denselben seine rechte Seite, dehnte seine Linke gegen Astracha aus, und das Mitteltreffen gegen Schumla, um die Rückseite des Gros des Corps zu decken, das sich mit dem Hauptquartier bei Madara aufstellte, die Fronte gegen das Defilé von Schikowna gerichtet, das den

genossin oder Beute der Corruption. Im schönsten Weibe ist gleichsam alle Schönheit der irdischen Welt überhaupt concentrirt. Aber dass diese Schönheit der irdischen Welt ursprünglich nur die göttliche Einbildungskraft abspiegelt, bleibt dem Weibe, wie der materiellen Natur unbewusst. Daher bewahrt die schöne Sünderin eine holde Unbefangenheit, denn sie sündigt, weil sie nicht anders kann, ohne Angst, ohne Reue, ohne Vernunft wie ein schönes Thier, und bleibt dabei immer gleich liebens- und begehrungswürdig und das ewige Verhängniss selbst hat nichts dagegen, dass sie zuletzt eben so unbefangen, wie sie auf Erden sündigte, in den Himmel eingeht, als ob sie dort zu Hause wäre, und in den Armen des edelsten der Unsterblichen ausruhen darf.

Das ist der Zauber der Schönheit und die alten Griechen haben ihn mit einem Instinkt erkannt, der weiter fühlt, als alle philosophische Spekulation.

Der Mythus, nach welchem sie aus dem Ei der Leda gekommen sey, welche Zeus als Schwan liebkoste, ist nicht so sinnig, wie die andern, nach welchen Nemesis, die Göttin der ewigen Vergeltung, die Mutter war. Apollodor III. 10. 7. Pausanias I. 33. 7. Hygin, poeta astr. II. 8. Damit fallen von vornherein die albernen Erklärungen weg, nach welchen Helena den Mond bedeuten soll. Es handelt sich hier nicht um Astronomie, sondern um „das Loos des Schönen auf der Erde". Nemesis bringt einen sittlichen Begriff in den Mythus, der mit dem Monde nichts zu schaffen hat. Aber auch die alten Griechen selbst haben schon viel Abgeschmacktes in den Mythus von der schönen Helena eingeflochten. Gemäss der unglücklichen Manier, gewisse Lieblingshelden überall anzubringen und mit ihnen in fremde Mythen hineinzupfuschen, mussten Herakles, Theseus, Odysseus etc. überall dabei seyn. Diese Einschiebsel haben immer nur zur Verdunkelung und falschen Auffassung der Mythen beigetragen. Hierher gehören nun auch die in den Helenamythus eingepfuschten Jugendfrevel des Theseus, die Werbung des langweiligen Menelaus, die eckelhafte Rache, die derselbe nach Lukian, wahre Geschichten II. 25. an der Helena nimmt, die lächerliche Erfindung des Euripides, wonach die wahre Helena in Aegypten, in Troja nur ein Scheinleib von ihr gewesen seyn

soll. Diese willkürlichen Zuthaten tragen zu einer tiefern Begründung des Mythus nichts bei, dessen Grundgedanke lediglich in ihrer Versündigung mit Paris und in ihrer Apotheose in den Armen des Achilleus liegt.

Es ist wohl der Mühe werth, die Mythen von der schönen Helena ein wenig näher anzusehen, um ihr weibliches Charakterbild klarer auffassen zu können. In edelster Einfachheit und Natürlichkeit lässt Homer (Ilias III. 174.) die Helena und den Paris zusammen kommen und augenblicklich eins von des andern Schönheit bezaubert werden, so dass Helena dem Entführer freiwillig folgt. Von einer Rücksicht darauf, dass sie mit Menelaus verheirathet ist, von einem sittlichen Bedenken, von einer Furcht ist nicht die Rede. Der Zauber der Schönheit erklärt alles. Davon sind spätere Erklärer und Nachahmer in geistlosester Weise abgegangen. Eustathius p. 1946, dessen abgeschmackte Manier wir oben schon kennen lernten, will wissen, die Göttin Aphrodite habe dem Paris die Gestalt des Menelaus verleihen müssen, um die des Betrugs unkundige Helena zu verführen. Man kann den Homer nicht dümmer verbessern wollen. Auch Ovid ist albern genug gewesen, in seinen Heroiden 16. 17. zu schildern wie viele Mühe sich der arme Paris habe geben, wie gewaltig viel er habe seufzen müssen, bis sich Helena von ihm habe überreden lassen. Noch abgeschmackter wird das Paar in des Koluthos Raub der Helena 228. aufgefasst. Hier kommt Paris frisch gebadet so recht stutzerhaft trippelnd, dass seine Sohlen, um nicht beschmutzt zu werden, fast den Boden nicht berühren, und mit kokett unter dem Helm sich schlängelnden Locken zur Helena, die er durch keinen eigenen Vorzug, sondern nur dadurch gewinnt, dass er ihr immer vorhält, er komme auf allerhöchsten Befehl der Venus. Besser hat Dares in der Geschichte der Zerstörung Trojas 9. das Paar aufgefasst. Wie bei Homer ziehen sie sich auch hier nur gegenseitig durch ihre Schönheit an. Helena bringt grade der keuschen Artemis ein Opfer, als sie hört, ein schöner Prinz sey angekommen. Neugierig geht sie ihm entgegen und kaum haben sie sich erblickt, so ist ihr Herz verloren.

Homer hat den Grundgedanken festgehalten. Der lange Kampf um Troja hat keinen andern Zweck, als die Verherr-

lichung des Schönen. Man hat allerlei angeblich naturphilosophischen oder welthistorischen Unsinn in den trojanischen Krieg hineingelegt, einen Kampf der solaren und lunaren Potenzen, des Orients und Occidents etc. darin gesucht. Der trojanische Krieg war nichts anderes, als ein Kampf um die Schönheit. Nicht Sonnen- und Mondkinder, nicht Asien und Europa standen einander gegenüber, es galt weder Herrschaft und Eroberung, noch Rache, sondern einzig die Schönheit. Alles, den Besitz und das Leben opferten die Trojer, nur die Schönheit wollten sie nicht lassen. Nie ist des Weibes Schönheit mehr verherrlicht worden.

Als die Griechen vor Troja lagen, zu keinem andern Zweck, als um die schöne Helena zu gewinnen, sass diese selbst in den Gemächern der königlichen Burg und webte harmlos die Thaten der Helden vor Troja, die um ihretwillen geschahen, in ein schönes Gewand. Da trat Iris zu ihr und weckte ihr Sehnsucht nach ihren Landsleuten und, sittsam in ihre Schleier gehüllt, schritt sie hinaus und stieg auf die Stadtmauer, um wenigstens von fern ihre Griechen zu sehen. Oben auf der Mauer aber sassen die Greise der Stadt und als sie das reizende Weib vorüberschweben sahen, vergassen sie alles Unglück, was sie schon über Troja gebracht hatte, priesen die Unvergleichliche hoch und sagten, sie könnten die Griechen nicht tadeln, die um eines solchen Weibes willen kämpften. So Homer in der Ilias. III. 125 f.

Als die Griechen Troja erobert hatten, wollten sie Rache nehmen an Helena, die so grosses Blutvergiessen verschuldet hatte, und sie steinigen; wie sie aber vor ihnen stand, wurden sie so von ihrer Schönheit bezaubert, dass sie starr stehen blieben und die Steine ihren Händen entfielen. Scholiast zum Orest des Euripides 1287. In der Andromache desselben Euripides 605 f. will Menelaus sich an Helena rächen, ein einziger Blick aber auf ihren Busen entwaffnet ihn. Diese Entwaffnung durch den Zauber der Schönheit begegnet uns öfter auf antiken Vasenbildern. La Borde, vases II. 34. Gerhard, Vasenbilder tab. 169. Gerhard und Panofka, Bildw. in Neapel 248. 378.

Im Uebrigen kommt auf den Vasenbildern, wie auch auf etruskischen Spiegeln als ein besonders beliebter Gegenstand

überaus häufig die Schmückung der Helena vor. Gerhard hat 1844 eine eigene Abhandlung darüber geschrieben.

Die Sage von der Helena, als der grössten Schönheit, machte noch auf die spätere Zeit tiefen Eindruck. Der berüchtigte Simon Magus, der sich für den Messias ausgab, nach der Apostelgeschichte aber vom Apostel Petrus zu Schanden gemacht wurde, hatte eine Geliebte bei sich, die er für die Helena ausgab und von der er behauptete, es sey wirklich die griechische Helena des trojanischen Krieges und sie bleibe immer schön und jung und lebe immer fort, weil sie auch schon lange vor dem trojanischen Kriege gelebt habe, denn sie sey von Ewigkeit her und schon unter den Engeln im Himmel habe ihre Schönheit Streit erregt. Epiphanius, Panarion 2. Neander, Gnostische Systeme 348. Baur, Manichäer 469.

Im Jahrhundert der Reformation tauchte die berühmte Sage vom Doctor Faust auf. Der älteste Druck von 1588 ist nur noch in einem einzigen Exemplar auf der Stadtbibliothek in Ulm erhalten. Indem Faust seine Seele dem Teufel verschreibt, gewinnt er dadurch Macht wie über die ganze Natur, so auch über die Vergangenheit und zwingt Helena aus dem Alterthum herbei, um ihre Schönheit zu geniessen. Die geistvolle Sage, deren tiefer Sinn in Göthes Nachahmung wissentlich verkehrt ist, personificirt in Faust den grossen Abfall vom christlich-germanischen Princip des Mittelalters, die Untreue und den Ungehorsam gegen Gott, die Verblendung gegen die christliche Wahrheit, das Lossagen von der alten deutschen Treue, die Buhlerei mit allem Fremden und begreift unter der Heraufbeschwörung der schönen Helena die Renaissance, die künstliche Wiederherstellung des alten Heidenthums und aller seiner Verführungen.

10.

Sigurd.

Der Sifrid oder Sigfrid unseres deutschen Nibelungenliedes heisst im Norden, in den alten Eddaliedern und in der Vol-

sungasaga Sigurdr. Er ist für die Deutschen, was Achilleus für die Griechen, das Ideal eines Jünglings, das Vorbild für die edle Jugend des ganzen Volkes, die Blüthe der Race in ihrer vollkommensten Schönheit und Heldenherrlichkeit, wie auch im angeborenen Adel der Seele. Doch unterscheidet sich Sigurd von Achilleus durch schwerere Arbeiten und Kämpfe, und kommt hierin dem Herakles näher. Von beiden aber unterscheidet er sich durch sein Verhältniss zu der grossen Blutrache, die nach der germanischen Weltansicht die ganze Weltgeschichte durchläuft, mit ihr beginnt und endet.

Wir haben oben schon erkannt, dass Baldurs Mord die Blutrache ist für Ymirs Mord. Ymir ist die Materie, welche zerrissen und zerstückelt werden musste zum Dienst der Götter und Menschen. Baldur ist der Geist in seiner höchsten Reinheit und Schönheit, der hinwiederum der Materie geopfert wurde, weil die Geister in irdischen Körpern ihre ursprüngliche Reinheit verlieren. Deshalb musste Baldur sterben und kann erst wieder vom Tode erwachen am Ende der Welt. Derselbe Gegensatz tritt hervor in der Nibelungensage. Sigurds Mord ist die Blutrache für Oturs Mord. Otur aber ist der irdische Besitz, das Gold, um dessentwillen die Menschen ein viel edleres, ursprünglich himmlisches Gut, den Adel der Seele einbüssen mussten, welches Opfer der Tod des edlen Sigurd versinnbildet. Baldur ist das ewig Gute, was auch nur in der Ewigkeit bestehen kann und in der Zeitlichkeit untergehen muss, der sterbende Gott, der innerhalb der Zeit einen bösen Gott walten lassen muss, nach dessen Untergang im Weltende aber wieder erwachen und zur Herrschaft gelangen wird. Sigurd ist nur ein Mensch, der aber in seiner edlen Natur den verlorenen Baldur, so weit es einem Menschen möglich ist, ersetzt, den gleichen Kampf mit dem Bösen besteht und dem gleichen heimtückischen Mord erliegen muss.

Der Gedanke, wenn die Zeitlichkeit bestehen solle, müsse, was in ihr das Princip des Ewigen in sich trägt, hingeopfert werden, scheint tief in Gemüth und Sitten eingeprägt gewesen zu seyn. Für die Materie muss der Geist, für das gemeine Lebensbedürfniss das höchste Ideal menschlicher Unschuld, Reinheit und Gottähnlichkeit geopfert werden. In Reidgothland war Hungersnoth und um sie abzuwehren, musste der

vornehmste Knabe im Lande geopfert werden. Heidreksaga 11. Fornaldar sögur I. 451.

Sowohl die nordische Sage von Sigurd, als die deutsche von Sifrid sind allgemein bekannt. Ich will daher nur die Hauptmomente hervorheben, aus denen seine grosse Bedeutung für die alte Heidenreligion unserer heldenmüthigen Väter am deutlichsten erkennbar wird.

Vor allem halte man fest, dass er nur ein Mensch ist, wenn auch von der adeligsten Race und mit herrlicher Kraft ausgestattet. Von Jugend auf verfolgt muss er wie Herakles im Knechtsdienst sich emporarbeiten, die schwersten Aufgaben lösen und Herren dienen, die seiner unwürdig sind.

Seine Arbeiten und Kämpfe sind noch niemals richtig verstanden worden. Man hat wohl erkannt, dass es sich hier nicht um gemeine Abenteuer handelt, sondern um tiefsinnige Ideen des alten Heidenglaubens und der unter den Skalden fortlebenden Ueberlieferungen. Der Grundgedanke ist: Sigurd, als der wahre Vertreter und das Ideal menschlichen Heldenthums, berührt den Himmel und die Hölle, dringt mit seinem angebornen Heldenmuthe bis zur Höhe des Himmels und in die tiefe Nacht der Erde, um dort wie hier sich das Herrlichste und Köstlichste anzueignen. Wie Prometheus, der erste Vertreter des Menschlichen bei den alten Griechen, in den Himmel eindrang, um vom Rade des Sonnenwagens das h. Feuer zu rauben, so dringt Sigurd in den himmlischen Flammenkreis der Waberlohe und entreisst die von Odin gebannte Brynhilddur ihrem Zauberschlaf und ihrem Kerker.

Diese schöne Valkyrie hatte sich Odins Zorn zugezogen, weil sie in der Schlacht nicht dem alten Krieger, wie Odin wollte, sondern einem unschuldigen Jüngling den Sieg verliehen hatte. Deswegen stach sie Odin mit dem Schlafdorn und liess sie, bedeckt mit ihrer schweren Rüstung, so lange in der Waberlohe schlafen, bis einer käme, der sich vor nichts fürchten würde. Wenn aber ein solcher käme und sie erwachte, solle sie ihre himmlische Jungfräulichkeit verlieren und einem Manne vermählt werden. Da kam nach langer Zeit Sigurd, ritt durch das Feuer, weckte die Jungfrau und löste ihren Harnisch mit dem Schwerte auf. Sie widmete ihm hierauf ihre ganze Huld und weil er noch kaum aus der Schmiede gekommen

war und noch wenig feine Lebensart besass, unterwies sie ihn in allen edlen Dingen, so dass hier ganz das Verhältniss der Pallas-Athene zu Herakles wiederkehrt. Im alten Eddalied Sigurdrifa schneidet Brynhilldur Runen für ihren Liebling: Siegrunen, dass er im Kampfe siege; Aelrunen, die ihn gegen Betrug schützen; Sturmrunen gegen den Meersturm, Astrunen gegen Wunden etc., zuletzt aber Geistrunen, die ihn an Verstand allen andern Menschen überlegen machen. Darauf beschwört sie ihn, niemals einem Freunde Unrecht zu thun, und wenn ihm selbst Unrecht widerfährt, niemals zu schnell Rache zu nehmen; auch niemals einen Eid zu schwören, den er nicht halten kann; niemals mit albernen Leuten zu rechten, dem Trunke zu widerstehen, niemals ein Weib zu verführen, die Unschuld zu ehren, die Treue zu halten, im kühnen Männerstreite den Tod zu verachten, endlich die Todten zu ehren und wenn er eine Leiche finde, dieselbe fromm zu beerdigen. Diesen schönen Runen der Valkyrie setzt Odins Runenlied im Havamal andere entgegen, worin nicht die Spur von Grossherzigkeit und Mannesehre vorkommt. Odin bezweckt mit seinen Runen nur Abwehr jedes Feindes und Erfüllung jedes eigenen Wunsches. Seine Runen wollen die feindlichen Waffen abstumpfen, werfen den feindlichen Zauber auf den Feind selbst zurück, wirken als Liebeszauber, um jedes Mädchen gefällig zu machen etc.

Wie nun Sigurd in der Waberlohe die himmlische Jungfrau gewonnen, so dringt er auch in die Tiefe der Unterwelt ein und raubt dem höllischen Drachen all sein Gold, jenen verhängnissvollen Hort der Nibelungen, an den der Fluch des Goldes gebannt ist. Somit wird er Herr alles Köstlichen in der Welt, denn der Himmel kennt nichts Schöneres als Brynnhilldur, das Urbild alles Heiligen und Sittlichen, und die Erde nichts Werthvolleres als ihr Gold. Mit diesem kühnen Gewinn Sigurds ist angedeutet, dass dem Menschen nichts unzugänglich ist, aber was ihm erst in der Ewigkeit zu Theil werden kann, muss er in der bösen Zeitlichkeit wieder verlieren, wenn er es auch schon errungen hat, denn in der Zeit herrscht ein böser, neidischer Dämon.

Odin rächt sich an Sigurd mit der raffinirtesten Bosheit, indem er ihm das Gedächtniss raubt, so dass er sich nicht erinnern kann, jemals die himmlische Brynhilldur gekannt

zu haben, und eine irdische Königstochter heirathet. Doch damit ist die Bosheit Odins noch nicht zufrieden. Sigurd selbst, als Lehensmann König Gunnars, muss auch noch um die von ihm nicht wiedererkannte Brynhilldur der Brautwerber für seinen Herrn werden, und die widerstrebende Braut mit Gewalt zwingen, sich seinem Herrn zu ergeben. Keine Mythologie in der Welt hat jemals einem Gotte eine ruchlosere Grausamkeit gegen Menschen angedichtet, als hier der Fall ist. Das Aergste aber ist, was gewöhnlich übersehen wird, dass nämlich König Gunnar nur eine andere Form für Locki ist, den bösesten aller nordischen Götter. Der edelste Mensch wird also hier arglistig dahin gebracht, seine höhere Kraft nur dazu anzuwenden, um die reine Tochter des Himmels dem bösesten Dämon der Tiefe zu überliefern. Dies Schicksal bereitet Odin der Brynnhilldur.

An Sigurd selbst rächt er sich in anderer, eben so charakteristischer Weise. Er lässt nämlich den Fluch des Goldes wirken. Sigurd besitzt den Nibelungenhort, den ihm der Neid nicht gönnt und weshalb ihn Meuchelmord hinraffen soll. Odin lässt es sich aber nicht nehmen, selbst dieser Meuchelmörder zu werden, um persönlich Rache zu nehmen an dem kühnen, ihm tief verhassten Sterblichen, der es wagte, sich über das Gemeine zu erheben. Der einäugige Högni nämlich (der Hagen des deutschen Nibelungenliedes), der den aus einer Quelle trinkenden Sigurd meuchlings von hinten tödtet, ist Niemand anders, als der einäugige Odin selbst. Die Sage hat in die Heldenzeit versetzt, was ursprünglich nur Göttermythus war.

Wenn die Sage hinzufügt, die betrogene Brynhilldur habe sich mit Sigurds Leiche freiwillig verbrannt, so stimmt das auffallend mit dem Tode Baldurs und seiner Gemahlin Nanna zusammen.

Der Gegensatz des herrlichen Menschen und des niederträchtigen Gottes tritt am auffallendsten hervor in der Treue Sigurds. Diese menschliche Treue, mit der er seinem Herrn dient und auch nicht entfernt daran denkt, um des eigenen Nutzens willen von ihr abzuweichen, dient den gegen ihn verschworenen Göttern, Odin und Locki oder Högni und Gunnar, zur tiefsten Beschämung. Sie ist ein so nothwendiges Erforder-

niss für den Mythus, dass man die spätern Auslegungen, nach welchen Sigurd in dem Kampfe, den er für Gunnar mit Brynnhilldur zu bestehen hatte, die Treue verletzt und sich das Recht des Bräutigams angemasst haben soll, unbedingt verwerfen muss. In diesem Mythus darf dem Erfolg und der Schadenfreude auf Seite des bösen Princips ebenso wenig Eintrag geschehen, als der fleckenlosen Reinheit neben dem Unglück auf Seite des guten.

Die Erinnerung an Brynhilldur hat sich in örtlichen Namen erhalten. Auf dem Feldberg, dem höchsten Gürtel des Taunus, liegt der Brunhildenstein oder das Brunhildenbett, dessen schon in einer Urkunde des 11. Jahrhunderts gedacht wird. Guden, cod. dipl. I. 477. Grimm, Deutsche Heldensage 155. 384. Brunhildenbetten finden sich auch in den Niederlanden. Wolf, Niederl. Sagen S. 675. Auch eine Brunhildenstrasse wird hier erwähnt. Man denkt dabei an die fränkische Königin Brunhild, was für die Strasse passen mag, schwerlich aber für das Steinbette. In dem letztern dürfte sich wohl die Erinnerung an die schlafende Valkyrie erhalten haben. In v. d. Hagens Germania VII. 218. wird vermuthet, die Brunhildenbetten seyen die höchsten Berggipfel, auf denen der Schnee am längsten liegen bleibe, und das stimmt ziemlich auffallend mit dem antiken Mythus überein, nach welchem Chione, die Schneejungfrau, welche den Merkurius spröde abgewiesen, von diesem mit dem Schlangenstabe eingeschläfert und in die Schneeberge entrückt wird. Servius, zur Aeneis IV. 250. Indessen hat unsere nordische Brynnhilldur eine ganz andere Bedeutung als jene spröde Jungfrau des Südens.

11.

Die Fee Morgane.

Wie sich das Gegenbild zu Brynhilldur an den Gestaden der Nordsee ausgebildet hat, ob vielleicht unter keltischem Einfluss, ist nicht mehr zu ermitteln. Gewiss aber ist, dass die Fee Morgane in einem reichen keltisch-germanischen

Sagenkreise ebenso edel als Brynhilldur und ebenso besorgt um den höchsten Adel menschlichen Heldenthums, wie sie, doch zugleich im Besitze höchster und unumschränkter Macht ist und keinen bösen Gott neben sich mehr zu fürchten hat.

Sie gilt als Königin der Feen und Schwester des König Artus. Histoire lit. de la France XX. 647. Artus ist, wie schon im ersten Buch nachgewiesen wurde, Arktur, der Gott im Bärengestirn oder im Naturcentrum. Wie oft dieses Naturcentrum im Nordpol mit den seligen Inseln im äussersten Westen verwechselt wurde, ist ebenfalls schon nachgewiesen. Daher der auf der seligen Apfelinsel Avalon bis zum Weltende schlummernde Artur mit dem schlafenden Chronos oder mit dem während der Zeitlichkeit ruhenden Allvater zusammenfällt. Nach der britischen Sage war er als König der Briten in einer Schlacht schwer verwundet worden, worauf ihn Morgane nach der Insel Avalon (oder nach dem Lande Davalis) entrückte, um ihn hier in Ruhe zu heilen. Aber er entschlief unter ihren Händen und wird erst am Ende der Zeiten erwachen. Gervas. Tilb. otia imp. 17. Usserius, brit. eccl. antiqu. 273. Während Artur schläft, wacht Morgane. Gleich ihrem Bruder gehört sie der Ewigkeit an und ist dem Gesetz und der Noth der Zeitlichkeit nicht unterworfen.

Sie ist wahrscheinlich die Sonnengöttin, aber das ewige Princip in der Sonne, während das zeitliche Princip in ihr im Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht in andern, mehr leidenden Sonnengöttinen personificirt ist. Die berühmte Luftspiegelung, nach ihr Fata Morgana genannt, kann nicht anders aufgefasst werden, als eine Vorspiegelung des Himmels, der Erde fremd, oder als eine Erinnerung an die schöne Ewigkeit mitten in der Zeit. Da sich diese Luftspiegelung am häufigsten am Morgen zeigt, bedeutet der Name der Göttin auch wohl nur einfach den Morgen. Auch die Göttin Ostara, die uns den Morgen des Jahres personificirt, wird vorzugsweise als die herrschende Königin der Natur gedacht, wovon die Sonnenlehen Zeugniss geben. Man hat den Namen Morgane nun zwar von Meer ableiten wollen, aber der Begriff einer Meerfrau wäre jedenfalls zu eng für sie. Als Morgwinn, weisse Maid wird sie gedeutet bei Keightley, Feen, deutsch von Wolff I. 12. In der alten vita Merlini heisst ihre Insel Fortunata,

directen Weg von Pravady nach Schumla durchſchneidet. Eine neue Avantgarde von fünf Bataillonen und vier Escadronen, unter den Befehlen des Generalmajors Otrotſchenkoff ward bei Kulewtſcha und Schikowna aufgeſtellt, um die Defiléen deſto beſſer zu bewachen. Das Corps des Generals Roth wurde für den Augenblick in Tauchan Kosludſchi gelaſſen, um unſere eigenen Communicationslinien beſſer zu decken, falls der Feind die Abſicht hegen ſollte, durch das Defilé von Newczatſch auszurücken. Uebrigens konnten ſich die Corps mit Leichtigkeit gegenſeitig unterſtützen. Durch den Marſch von Madara war die Lage des Großveziers kritiſcher geworden. Die Defiléen, welche die Stärke ſeiner Stellung ausmachten, waren auch eben ſo viele Schranken, die er ſelbſt nicht mehr überſchreiten konnte. Von Keriwna hatte er nur drei Auswege: der eine war durch die Stadt Pravadi maskirt, die wir fortwährend behaupteten; die beiden andern waren die von Newczatſch und Schikowna, welche wir bereits Anſtalt getroffen hatten, ihm zu verſperren. Indeſſen fürchtete Redſchid-Paſcha noch durchaus nicht, daß ſeine Angelegenheiten ſo ſchlecht ſtünden. Unſer Marſch von Siliſtria war ihm ſo vollkommen verborgen geblieben, daß er auch nicht den mindeſten Verdacht deßhalb hegte, und daß er, als er von Schumla aus benachrichtigt wurde, es ſtehe ein ruſſiſches Truppencorps in der Ebene vor dieſer Stadt, glaubte, dieß ſey General Roth, der mit einem Theile ſeines Corps eine Diverſion zu Gunſten Pravadi's mache. Er entſchloß ſich nun, die Belagerung des letztern aufzugeben, gegen das Corps des Generals Roth zu rücken, und dann auf dem directen Wege von Schumla nach Siliſtria zu marſchiren, um dieſem Platze zu Hülfe zu kommen. In dieſer Abſicht verließ er ſein Lager bei Keriwna am 10 Jun. Abends und wandte ſich in der

sie selbst aber einfach Morgen. San-Marte, Gottfried von Monmouth. S. 426.

Die Insel wird von Pseudo-Gildas als paradiesisch geschildert, worin ewig Aepfel wachsen und Blumen blühen und ewiger Friede, ewige Jugend walten. Hier regiert Morgane als die jungfräuliche Königin *(regia virgo)* und als die Schönste unter den Schönen. Zugleich ist sie vorzugsweise kräuter- und heilkundig und von ihr soll einst wie des Artus Wiedergenesung, so die Heilung aller Wunden der Zeit und die Wiedergeburt in der Ewigkeit bewirkt werden. San-Marte a. a. O. Hier fällt sie wieder ganz mit der eddischen Menglöd zusammen.

In den weiten und öden Steinlandschaften Schwedens erblickt der Wanderer zuweilen freundliche Höfe mit lachenden Gärten und fruchtbaren Feldern, die aber plötzlich wieder verschwinden, wenn er dort einkehren will. Man nennt sie Hullahöfe und glaubt, sie gehören der Elbenkönigin Frau Hulla oder Hulda. Müller, Sagenbibliothek, deutsch von Lachmann, S. 272 f. Eine schöne Frau soll um Mitternacht die Wanderer hineinlocken. Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 299. Dasselbe sind die Haegringar, Luftspiegelungen am Meeresufer, worin man die Paläste und Gärten der Meerfrau zu erblicken glaubt. Wedderkop, Bilder aus dem Norden II. 263. Da unter der Hulla die Frau Holle gemeint ist, die in Süddeutschland Bertha heisst, so erhellt daraus deutlich, dass Morgane die Sonnengöttin ist. Die Sonne aber bestrahlt nach der Edda die Alven, sie ist als Herrscherin über die ganze organische Natur zugleich Elbenkönigin und deshalb wird sie im Roman von Ogier die Schwester des Elbenkönigs Oberon genannt, unseres deutschen Alberich oder Elberich.

Morgane gilt als die Göttin der Treue. Von ihr kommt in den Artusromanen der Mantel, der keiner Frau passt, wenn sie untreu ist, und der Becher, aus dem keine untreue Frau trinken kann, ohne sich zu begiessen. Legrand, Fabliaux, deutsch 1795. I. 133. II. 118. 131. Grüsse, Sagenkreise 186. Ihr gehört ein Thal der Untreue, worin sie alle Ungetreuen einsperrt. Das. II. 137.

Was die edle Brynhilldur für Sigurd, das ist Morgane für den Ogier von Dänemark, der auch Olger Danske heisst. Aus dem altfranzösischen Epos des Adenez aus dem 13. Jahrh.

ging der altfranzösische Prosaroman hervor, den Reichart im 5. Bande seiner Romanbibliothek ausgezogen hat. Vergl. Histoire lit. de la France VIII. 594. Grässe, Sagenkreise 343. Darnach war Ogier Sohn des König Gottfried von Dänemark. Bei seiner Geburt verliehen ihm fünf Feen Heldenruhm und Sieg im Kriege und in der Liebe, die sechste aber, *Morgue la faye* oder Morgane, Oberons Schwester, küsste den Knaben, wählte ihn zu ihrem künftigen Geliebten und verhiess ihm nach seinem irdischen Tode ewige Jugend und Wonne in ihrem Himmelreich. Ogier wuchs heran und seine erste Heldenthat war, die schöne Elisene aus den Zähnen eines Wolfes zu retten. Da sie voll Blut war, kleidete sie sich in naiver Unschuld aus, um sich das Blut abzuwaschen, Ogier war entzückt und gewann mit dem ersten Sieg der Waffen auch den ersten Sieg der Liebe. Darauf diente er dem Kaiser, vollbrachte grosse Heldenthaten, rettete dem Kaiser das Leben, als aber des Kaisers Sohn Karlmann beim Schachspiel ihm den jungen Sohn erschlug, den ihm Elisene geboren hatte, wüthete Ogier gegen ihn und die Höflinge, erregte des Kaisers Zorn und musste flüchten. Nach zahllosen Abenteuern im Morgenlande, nachdem er Jerusalem und Babylon erobert hatte, ging er zur See und jetzt erst lenkte Morgane sein Schiff an die Ufer ihrer seligen Insel. Da lebte er in ihren Armen so glückselig, dass er all sein voriges Leben vergass. Das kam von einer Zauberkrone, die ihm Morgane in seine Locken gedrückt hatte. Als ihm aber diese Krone zufällig einmal vom Haupte ins Wasser fiel, kehrte ihm die Erinnerung zurück und ohne sich durch die zärtliche Fee halten zu lassen, eilte er fort nach Frankreich an des Kaisers Hof. Aber zwei Jahrhunderte waren vergangen, Karls des Grossen Palast lag in Trümmern, niemand verstand ihn oder erkannte ihn. Nur Hugo Capet, der neue König, hatte von dem berühmten Ogier gehört, lud ihn an seinen Hof und bediente sich seiner Hülfe im Kriege mit den Normannen. Sein Arm war noch so stark und sein Antlitz so schön wie ehedem, denn im Lande der Jugend bei Morganen hatte er nicht altern können und die Fee hatte ihm einen Ring mitgegeben, der den Zauber der Jugend bewahrte. Als die alte Gräfin von Senlis ihm zufällig einmal den Ring vom Finger streifte und an den ihrigen steckte, wurde sie plötzlich jung

und er ein mumienhafter Greis. Da er ihr nun den Ring wieder entriss, wurde das alte Weib so böse, dass sie eine Menge Ritter abschickte, um dem Ogier seinen Ring abzukämpfen, aber nachdem er sie alle besiegt hatte, schwebte die Fee Morgane in einer Wolke zu ihm herab, setzte ihm die schöne Krone der Vergessenheit wieder auf und entführte ihn für immer in ihr Himmelreich.

Nach einer dänischen Volkssage bei Thiele I. 23. schläft Olger Danske wie unser Friedrich Barbarossa im Berge und sein langer Bart ist ihm durch den Steintisch gewachsen. Demnach würde Ogier die Stelle des schlafenden Artus selbst vertreten.

Im deutschen Volksbuch von Montevilla gegen den Schluss hin ist viel von Ogier von Dänemark die Rede. In ältern Manuscripten findet sich diese Episode nicht, sie ist also von einem spätern Bearbeiter eingetragen. Die Veranlassung zu dieser Eintragung war eine natürliche. Montevilla erzählt, was er vom Paradiese gehört hat, welches im fernen Asien auf einem hohen Berge liegen soll. Diese Beschreibung stimmt nur im Allgemeinen mit den Vorstellungen der Perser, Inder und Chinesen überein, sofern dieselben das Paradies auf einen hohen Berg verlegen; Montevillas Beschreibung ist aber insbesondere entlehnt aus dem altfranzösischen Roman d'Alexandre le grand et de Cliges son fils. Darnach liegt das Paradies oben auf einem Diamantberge, der bis an den Mond reicht. Es ist ummauert und hat zwölf Thore; 2500 Staffeln von Saphir führen zum Palast, worin auf goldnem Bette ein Greis liegt, dessen Haar so weiss wie Taubengefieder glänzt. Im Garten steht der Sonnenbaum mit goldnen, der Mondbaum mit silbernen Blättern, welche beide dem grossen Alexander weissagen. Da nun Ogier der Däne in den vielfachen Dichtungen, die ihm im Mittelalter gewidmet wurden, als ein Liebling der Fee Morgane zuletzt in deren Himmel oder Paradies gelangt und, gleich dem keltischen Arthur, im Schlafe von ihr bewacht wird, um die goldne Zeit des Ritterthums zu erneuern, — so lag es nahe, diese nordeuropäische Vorstellung in den Kreis morgenländischer Vorstellungen vom Paradiese zu verlegen. Daher nun lässt Montevilla den dänischen Ogier nach Asien kommen, dort dem Priester Johannes sein Reich zu Lehen auftragen,

sich selbst aber ins Paradies zurückziehen, wo er ausschliesslich von Balsam sich nähren und heute noch fortleben soll und als identisch gedacht werden muss mit dem schlafenden Greise der Alexandersage.

Es scheint sich hier von sehr alten und wohl später vielfach umgemodelten Erinnerungen zu handeln. Dänemark dürfte schwerlich die Heimat des Helden seyn. In dem Wort Danske liegt vielmehr der Begriff eines mit der Geisterwelt in Verbindung kommenden Helden, wie der Temmringer, Ritter Tynne, der Tannhäuser, Thomas von Erceldoune etc. beweisen. Im Namen des irischen O'Donoghue sind die Namen Danske und Ogier nur versetzt. Dieser irische Heros oder Gott bewohnt einen Glaspalast im See von Killarney, aus welchem er jährlich am 1. Mai mit einem Heere von Jünglingen auf weissen Rossen und unzähligen Schaaren von Mädchen unter himmlischer Musik hervorkommt, um dem Lande ein glückliches Jahr zu verkünden. Fürst Pückler, Briefe eines Verstorbenen I. 294. Grimm, Irische Elfenmärchen 191. Im Irischen heisst *oge* Jugend und *doane* Frieden. Vergl. Grimm, Ir. Elf. XVIII. 20. Kohl, Irland I. 297. Ausland 1843. S. 654.

Die Namen führen weit zurück in die dunkelsten Erinnerungen der Vorzeit unserer Urväter in Asien. Am auffallendsten ist eine persische Erinnerung.

Thamuras oder Thahamurath, König von Persien, wurde vom weisen Vogel Simurgh berathen, und bekriegte die bösen Dews, indem er die schöne Merjan oder Merdschane, Königin der Peri (der guten Genien), die von ihnen gefangen und in einer Höhle verborgen worden war, ritterlich befreite und zugleich den bösen Dews unermessliche Schätze aus den Bergen entführte. Herbelot s. v. Vergl. das Schahnameh des Firdusi unter Thamuras. Die Perser haben das Leben dieses Königs in einem besondern Thamuranameh beschrieben. Namen und Sache führen in den deutschen Märchenkreis hinüber. Unzählige deutsche Märchen handeln von der Befreiung einer Königstochter, womit der Gewinn grosser Schätze verbunden ist. Wenn Aventinus in seiner bayrischen Chronik 45. erzählt, der deutsche Held Dannhäuser sey mit Kriegsfrauen bis Aegypten gezogen und endlich zu einem Gott erhoben und ihm seyen die Schlüssel des Himmels befohlen worden, so hat ihm wohl nicht

blos die Stelle bei Justinus I. 1. vorgeschwebt, wonach der Skythenkönig Tanais, oder nach Jornandes 6. Tanuasis, nach Aegypten vorgedrungen und nach seinem Tode unter die Götter versetzt worden ist, sondern er hat bei dem alten Dannhäuser, von dem er sagt: „Unsere Teutschen singen und sagen noch viel von ihm", ohne Zweifel an den berühmten Ritter Tannhäuser und seine Beziehung zu der im Venusberg verschlossenen Fee gedacht. Ebenso bedeutsam ist der Name Merdschane, weil er auffallend an die berühmte Fee Morgane erinnert. Vergl. meinen Odin S. 313.

Der alte Name klingt auch in einer der schönsten Sagen Englands an. Thomas von Erceldoune gewann die Liebe einer wunderschönen Fee. Da gebot sie ihm Abschied zu nehmen von Sonne und Laub und führte ihn durch eine tiefe dunkle Höhle in einen reizenden Apfelgarten. Hier thronte sie mit ihrem Gemahl, dem Elfenkönig, und Thomas durfte an ihren Freuden theilnehmen, bis ihm die Fee heimzukehren befahl und ihm einen Apfel mitgab, der ihm die Gabe verlieh, immer die Wahrheit zu sagen. Er kehrte nun zu den Menschen zurück und wurde ein weit und breit berühmter Wahrsager, bis die Fee ihn wieder in ihr himmlisches Reich abrufen liess. Das Volk aber glaubte, er sey nicht gestorben, sondern schlafe nur unter einem Hügel, aus dem er einst mit einem mächtigen Heere hervorkommen werde, um das Vaterland aus grosser Noth zu retten. Walter Scott, Dämonologie, deutsch von Bärmann I. 191 f. Abgekürzt in den altschottischen Balladen von Dönniges S. 64.

Hierher gehört die reizende Erzählung in Wolfs deutschen Hausmärchen S. 198. Der junge Ferdinand wird durch den Vogel Greif ins Himmelreich getragen, zu einem grossen goldnen Schlosse in herrlichen Gärten. Hier entzaubert er eine wunderschöne Königstochter, die in eine Schlange verwandelt worden war, wird ihr Gemahl und beherrscht das himmlische Reich, bis er aus Neugier durch eine ihm verbotene Oeffnung auf die Erde herunterblickt und von Sehnsucht zu ihr ergriffen wird. Er kehrt zur Erde zurück, rühmt hier einmal seine himmlische Schöne gegen ihr Verbot und soll nun für immer von ihr getrennt werden Sie erscheint ihm noch einmal und schreibt schweigend auf den Tisch: „So wenig du eiserne

Stiefeln zerreissen kannst, findest du das Paradies wieder.“ Nun lässt er sich aber eiserne Stiefeln machen und wandert so lange durch die Welt, bis sie zerrissen sind und er nun die himmlische Geliebte wiederfindet.

In diesem schönen Märchen tritt der männliche Muth, der alle menschlichen Fehler wieder gut macht, ebenso charakteristisch hervor, als in dem englischen Märchen des Thomas von Erceldoune die männliche Wahrheitsliebe. Diesen Märchen liegt derselbe Gedanke zu Grunde, wie der Apotheose des Herakles und Achilleus. Bei heidnischen Völkern, deren höchste Götter, im Süden Zeus, im Norden Odin, nur die höchste Macht und das vollkommenste Wissen bedeuteten, vom höchsten sittlichen Adel jedoch weit entfernt blieben, musste der Prometheusgedanke Wurzel schlagen, dass der Mensch aus eigener Kraft, durch den Adel des Muthes, der Wahrheit und des Rechtsgefühls sich trotz abgeneigter Götter in den Himmel erheben könne. Neben der tragischen Auffassung dieses Gedankens, die in dem Untergang Sigurds, des edelsten aller menschlichen Helden, hervortritt, konnte auch eine heitere Auffassung nicht fehlen, die wir überall in den hier in Rede stehenden Märchen wiedererkennen.

Der Stoff war sehr beliebt und wurde daher oft variirt. Auch von dem berühmten Sängerhelden Ossian ist eine verwandte Sage erhalten. K. v. K. Erin III. 161. Rodenberg, Harfe von Erin S. 120. Aehnlich das altdeutsche Gedicht „Gauriel von Montavel“, im Auszug in Pfeiffers Germania VI. 385.

Ritter Wahn *(il caraliere Senso)*, eine alte italienische Sage, 1831 von Julius Mosen bearbeitet, gehört ebenfalls hierher und ist sehr schön, aber schon ganz in christliche Anschauungsweise hineingezogen. Die grösste Masse von Sagen und Märchen, die hierher bezogen werden müssen, lassen den Begriff der hohen Himmelskönigin fallen und machen aus dem weiblichen Wesen, welches einen jungen Helden umschwebt und beschützt, zwar immer noch eine ihm überlegene Dämonin, die aber dennoch andern noch mächtigern Göttern oder Schicksalsmächten untergeordnet ist. So wiederholt sich noch in mehreren altnordischen Dichtungen und Sagaen die Liebe und der Schutz, die eine Valkyrie einem jungen Helden ange-

deihen lässt, ganz so wie Brynhilldur dem Sigurd. Vergl. meinen Odin S. 285. Daran reihen sich ferner die zahlreichen Sagen und Märchen von den Schwanjungfrauen und Schlangenjungfrauen, die in ähnliche Beziehungen zu jungen Helden treten.

Es ist gewiss merkwürdig, dass die Vorstellung von einer himmlischen Huldgöttin, die einen Sterblichen liebt und, wenn er es verdient, in ihren Himmel emporzieht, sich auch sogar in Märchen des Orients wiederholt. Sie sind wohl nicht erst aus dem Abendland entlehnt, sondern, wie die altpersische Sage von Tamureh beweist, wenigstens bei den tapfern Stämmen Mittelasiens, von wo Griechen und Germanen ursprünglich herkamen, einheimisch. Es scheint in der Natur selbst zu liegen, dass heroische Völker oder wenigstens das heroische Zeitalter eines Volks auf solche Vorstellungen fallen müssen. Irdischer Lohn und Ruhm scheint zuweilen zu gering, um den würdig belohnen zu können, der mehr vollbracht hat, als der gewöhnliche Mensch vermag. Aus diesem Gefühl ging die Apotheose des Herakles und Achilleus hervor und warum sollte dasselbe Gefühl nicht auch im Orient Helden durchdrungen haben? Die poetische Vorstellung von der die Helden schirmenden Huldgöttin hatte aber auch noch ein anderes Motiv, wie es in der nordischen Sage von der Brynhilldur vorliegt. Gegenüber dem offenen Unrecht, welches von den die Zeitlichkeit beherrschenden Göttern und Königen begangen wird, besteht ein uralter Bund zwischen sterblichen Helden, die sich gegen das Unrecht empören, und der jungfräulichen Göttin des ewigen Rechts, das zwar durch übermächtige Bosheit im zeitlichen Leben unterdrückt werden kann, doch alles Zeitliche überdauern wird.

Solchen heroischen Gefühlen waren auch die kriegerischen Völker des Orients keineswegs verschlossen. Wenn sie auch mit dem verhältnissmässig später zur Herrschaft gelangten religiösen Systeme der Brahmanen, des Buddhismus und des Islam nicht übereinstimmen, so haben sie sich doch durch Ueberlieferung in der Märchenpoesie fortgepflanzt. Die Tradition geht wohl zumeist auf skythische und altpersische Vorstellungen zurück. Die Perser waren ein Heldenvolk wie die Germanen und vieles von ihnen ist in die heroische Poesie der

Muhamedaner übergegangen. So die Lehre von den himmlischen Schutzgeistern, welche die muhamedanische Poesie unter dem Namen der Peri noch immer als mächtige Feen kennt, ganz ähnlich der abendländischen Fee Morgane.

Es gibt eine gute Anzahl morgenländischer Märchen, in welchen die den jungen Helden beschützende Fee als Königin des Himmels in der freiesten und machtvollsten Stellung erscheint. Weil aber diese Märchen meist nur zur Unterhaltung der Damen in den Haremen aufgezeichnet und umgearbeitet wurden, so enden sie gewöhnlich damit, dass die hohe Himmelskönigin sich gutmüthig herablässt, dem sterblichen Manne in seinen Harem zu folgen und die Zahl seiner Weiber zu vermehren. So in der indischen Märchensammlung des Somadeva *II. 7.* und in der persischen Märchensammlung der 1001 Tage vom 312. Tage an, womit man noch 1001 Tage vom 16. an, die arabischen 1001 Nächte von der 403. und von der 991. an und ein buddhistisches Märchen in Schmidts Geschichte der Ostmongolen S. 464. vergleichen kann. In dem buddhistischen Märchen wird die jungfräuliche Himmelskönigin zuletzt Mutter des Buddha. Diese trivialen und eigentlich absurden Schlussscenen, mit welchen die spätern morgenländischen Dichter die schönen alten Märchen verunstaltet haben, sind sichtbar nur aufgeklebt und ein älteres edleres Original lässt sich immer deutlich trotz der Uebertünchung erkennen.

cf. Ny. 1 · I · 49. 7. 286

Register zum zweiten Bande.

Abaris. Seite 39.
Abendstern. 81.
Achilleus. 169. 175. 337. 362 f.
Adonis. 28. 59. 258.
Adrasteu. 353.
Aegis. 340. 344.
Aesculap. 140.
Aetna. 178.
Aether. 46. 148. 150. 339.
Affolter. 312.
Agdistis. 77.
Akratos. 93.
Alkinoos. 9.
Alkyone. 9. 155.
Allerseelen. 310. 318 f. 233.
Allvater. 193. 210.
Alven. 79.
Amazonen. 95. 167 f.
Ambrosia. 94.
Amor u. Psyche. 46 f.
Ampelos. 94.
Amphesiboia. 95.
Amymone. 106.
Anahid. 81.
Ananke. 353.
Andromeda. 32. 33.
Anna. 225. 307.
Anthesterien. 96.
Apfelgarten. 8. 10.
Aphrodite. 49. 66. 74. 77 f. 81. 339.
Apis. 123.
Apollo. 37. 111. 145. 351. 360.
Ares. 44.
Argo. 135.
Argus. 5. 157.
Ariadne. 36. 89. 97. 103 f. 176.
Arion. 145.
Aristäos. 122.
Armenspeisung. 223. 321.
Artemis. 169.
Artus. 194.
Asen. 98. 241.
Asphodelos. 6.
Astrea. 354.
Atalante. 172.
Athen. 60. 175. 341.
Athene. 61. 63. 66. 80. 101. 119. 150. 162. 175. 216. 331. 338 f. 351. 358 f.
Atlas. 9.
Attis. 112.
Auge. 136. 190.
Auru. 170.
Avalon. 10.

Bacchanalien. 121.
Bacchanten. 93.
Bacchus. 88. s. Dionysos.
Bär. 51.
Baldur. 188. 193. 197 f.
Baubo. 254.
Baum im Himmel. 9 f.
Bealtine. 320.
Becher. 64 f. 78. 80. 107. 116. 267. 284.
Bellerophon. 151 f.
Bertha. 210. 222 f. 252. 269.
Biene. 122 f.

Nacht von Markowna auf Schikowna. General Roth, von dieſer Bewegung ſogleich benachrichtigt, brach von Tauchan-Kosludſchi auf und vereinigte ſich am 11 Jun. früh mit dem Corps des Grafen Pahlen, ſo daß das bei Madara verſammelte Heer ſich auf 44 Bataillone und 50 Escadronen belief. Bereits am 11 Jun. früh zeigten ſich einige türkiſche Truppen, Reiterei und Fußvolk, in den Debouchéen von Schikowna. Doch hatten einige Ueberläufer erklärt, der Vezier habe auf dieſer Seite nur eine Colonnenſpitze vorgeſchickt, während er ſelbſt mit dem Gros ſeiner Truppen von Markowna über Kowarna auf Maraſch ziehe. Indeß erhielt zu größerer Sicherheit um 9 Uhr Morgens die Avantgarde des Generals Otrotſchenkoff Befehl, eine forcirte Recognoscirung vorzunehmen. Kaum war dieſer General vorgerückt, ſo ſtürzte ſich ihm der Feind mit großen Maſſen Reiterei und Fußvolk entgegen. Die Angabe der Ueberläufer zeigte ſich als unrichtig, der Vezier ſelbſt befand ſich hier mit ſeinem ganzen Heere. Es entſpann ſich ein fürchterlicher Kampf. Unſere Avantgarde wurde noch durch eine Abtheilung unter dem tapfern General Arnoldi verſtärkt. Nach vier Stunden des heftigſten Kampfes veranlaßte die Ermüdung der Streitenden eine Unterbrechung des Treffens. Die Türken zogen ſich etwas zurück, und nahmen eine feſte Stellung unmittelbar unter dem Debouché ein. Der Oberbefehlshaber benützte die gezwungene Unthätigkeit des Feindes, und ließ ſogleich friſche Truppen vorrücken. Zu gleicher Zeit ſchickte er, um die Beſatzung von Schumla im Schach zu erhalten, dem Corps des Generals Kreuz noch eine Unterſtützung zu. Gegen 5 Uhr Abends rückten die Colonnen entſchloſſen vor. Hingegen zeigte der Feind, entmuthigt durch die am Morgen erlittenen Verluſte und nicht mehr im Zweifel,

Blaubart. 30.
Boreas. 24. 36.
Bragi. 229. 281.
Brahma. 60. 80. 142.
Brisäus. 124.
Briseis. 365.
Brautkranz. 138.
Brynhilddur. 187. 211. 281.
Buddha. 62.

Cederblüthe. 116.
Charon. 4.
Chione. 34.
Chiron. 113. 164. 166. 362.
Chronos. 10. 40.
Chrysaor. 150.
Chrysippe. 76.
Cista. 153.
Crescentia. 275.

Danaë. 32.
Danaiden. 106. 174.
Dejanira. 165.
Delphi. 145.
Delphin. 56. 57. 93. 144 f.
Demeter. 7. 18. 20. 33. 142. 254.
Demiurg. 185.
Demokratie. 60. 92.
Deukalion u. Pyrrha. 72.
Dike. 353.
Dione. 81.
Dionysos. 22. 27. 37. 62 f. 66. 76. 82 f. 103. 113. 170. 173.
Dioskuren. 17.
Dithyrambus. 84.
Dolch. 32.
Drudenfuss. 136.
Dschemschid. 31. 64. 65. 124.
Durga. 352.

Echo. 71.
Ehe. 18. 108.
Ei. 139.
Eidechse. 57.
Einherjar. 188.
Eisvogel. 155.
Elbenkönig. 329.
Elektra. 77.
Eleusinien. 19. 21. 22. 96.
Else. 231.
Elwenol. 275.
Elysium. 7 f. 40. 58.
Endymion. 71. 176.
Ess. 176. 178.
Ephen. 39. 85.
Epikuräer. 14.
Erdbeeren. 217.
Erebos. 4.
Ergane. 220. 341.
Eridanus. 7. 73 f.
Erigone. 76.
Erlösungskuss. 291.
Eros. 43. 44. 116.
Eule. 341. 342.
Eunomia. 353.
Euridike. 7.
Ewig leben. 269.

Fackel. 46. 137.
Faden. 103. 237.
Fall vom Himmel. 68. 70. 72. 79. 97. 228. 231. 263. 273.
Perver. 81.
Fichte. 141.
Flöte. 37.
Florentia. 275.
Flügelpferd. 148.
Freyja. 79. 204. 240 f.
Freyr. 242 f.
Friedrich, Kaiser. 195.
Frigg. 187. 198. 212. 214. 219. 240. 302. 325.
Füsse. 315 f.

Gans. 240. 282.
Garuknaul. 103. 111. 249.
Gastmahl, dionysisches. 98. 121.
Gefyon. 304.
St. Gehilfen. 283.
Genius. 81.
Georg. 31.
Gertrud. 324 f.

Glasberg. 148.
Glaukos. 129.
Glücksblume. 287 f.
Glutsaal. 298.
Gold. 246.
Gorgo. 33. 36. 150. 343 f.
Gott, der sündige. 63 f. 82.
Grazien. 64.
Greif. 172.
Griechen. 3 ff.
Gunnlöd. 191.

Haar. 269. 271.
Hacberta. 243.
Hades. 3.
Hände. 317 f.
Hagen. 193. 212.
Hahn. 140.
Hasel. 312 f.
Hebon. 85.
Heiljungfrauen. 297.
Heimdallr. 229.
Helena. 364 f.
Helike. 9.
Helikon. 149.
Helm, der unsichtbar machende. 6.
Henne. 157.
Hephästos. 80.
Herakles. 4. 5. 8. 61. 75. 165. 174. 334. 353 f.
Here. 361.
Hermes. 17. 33. 140.
Hesperiden. 8.
Hilde. 212.
Hildebrand. 309.
Hildegard. 373 f.
Himmel. 99. 189.
Hirsch. 110. 291.
Hirschfeld. 109. 120.
Hödur. 189. 200.
Höllenflüsse. 6.
Höllenhund. 4 f.
Hönir. 242.
Holle, Frau. 195. 212. 214 f. 238. 269. 293.
Hollunder. 196. 307.
Honig. 125. 128.
Hu. 72.
Hubert. 321.
Hügelgräber. 305.
Hülfenberge. 283 f.
Huf. 198.
Hunde der Persephone. 26.
Hundsstern. 28.
Hut. 6.
Hydaspes. 76. 117.
Hyndla. 248.
Hyperboreer. 9. 87.

Jäger, der wilde. 192.
Jakchos. 23. 96.
Jambe. 254.
Jasion. 20.
Jason. 360 f.
Ida 231. 299.
Idonea. 232.
Iduna. 216. 228 f. 262 f.
Jesus patibilis. 27.
Inder. 117.
Insel der Seligen. 8.
Joringl. 289. 324.
Irene. 353.
Iris. 77.
Isang. 252.
Isis. 57. 255. 257.
Jungbrunnen. 12.
Jungfrau, die lärtige. 276 f.
Jungfrauen, heilkundige. 297.
Jungfrauen, verwünschte. 265 f. 289 f.
Ixion. 138. 164.

Kaiser, der schlafende. 193. 233.
Kajomorts. 27.
Kali. 352.
Kalki. 152.
Kama. 78.
Karfunkel. 293.
Karl. 194. 195. 198. 210. 233. 272.
Kentauren. 55. 89. 156. 163 f.
Kerberos. 4 f.
Kirke. 363.
Kleid, das tödtliche. 165.

Klymene. 75.
Königskerze. 309.
Königstochter, die befreite. 213.
Kokytos. 6.
Korb. 57.
Kore. 27. 107. 119.
Koros u. Kore. 23. 27. 96.
Kranz. 23.
Kratinos. 23.
Kreuz. 136.
Krischna. 125.
Kröte. 292 f.
Krone der Ariadne. 108. 138.
Krug. 58.
Krumme. 30.
Kteis. 19.
Kümmernis. 275 f.
Kuss. 291.
Kybele. 111. 141.
Kyffhäuser. 175.

Labyrinth. 104.
Lampe. 135.
Lapithen. 165.
Leda. 16.
Lethe. 7.
Leto. 16. 177. 226.
Leuke. 366.
Liber. 27. 63. 107.
Libyen. 101. 168. 345.
Lienhard. 235.
Linde. 221.
Lingam. 134.
Linos. 59. 249.
Litr. 198.
Löwe. 124. 138. 162. 165.
Locki. 198. 199.
Lotos. 116. 135.
Lufthildis. 210. 233.
Lyra. 37. 45.

Mänaden. 93.
Magddienst der Göttin. 212.
Magelona. 300.
Maneros. 56 f.
Mardöll. 250.
Maria Himmelfahrt. 252.
Marientaden. 219.
Marienkind. 53.
Marko. 196.
Marsyas. 111.
Maske. 102. 137.
Maus. 290. 326.
Maya. 27. 64. 66. 80.
Medea. 360 f.
Medusa. 33. 137. 143. 150. 153. 154. 343 f.
Melaina. 83.
Melusine. 294.
Memnon. 178.
Menglöd. 36. 210. 287. 297 f.
Menschenschöpfung. 332.
Merkur. 185.
Metis. 343.
Milchstrasse. 68. 72. 73.
Mimir. 190.
Minerva. 341. 344.
Minotaur. 85. 103.
Myniaden. 115.
Mistel. 198. 199. 200. 221. 231. 310 f.
Mithras. 85. 124.
Mittagsstunde. 65. 213.
Moiren. 353.
Mond. 139. 140. 169. 193. 347.
Morgane. 195. 214.
Morgenröthe. 178.
Mumie. 190.
Muschel. 57.
Musen. 25. 149. 153.
Mutter. 18. 91. 176. 178.
Myrina. 168.
Mysterien. 15 f. 21 f.
Mythenbildung. 13.

Nachtigall. 289. 322.
Nanna. 177. 200. 202. 203. 210. 229. 263.
Narcissus. 26. 70. 71.
Narcissus. 26. 69 f.
Nase, lange. 288.
Natur, die idealisirte. 86. 89.
Naxos. 92. 103. 148.

Nebris. 120.
Nehalennia. 326.
Nemesis. 17. 353.
Nessus. 165.
Neugier, bestrafte. 50.
Nibelungenhort. 193.
Nikäa 170.
Nilschlüssel. 136.
Niobe. 178.
Niuwa. 343.
Njördr. 138. 241.
Nord- u. Südpol. 101.
Nord- u. Südwind. 35.
Nuss. 52.
Nysa. 25. 87. 93. 100. 122. 148. 198. 345.

Odin. 6. 183 f. 193.
Odur. 245 f.
Odhrörir. 191.
Oedipus. 159. 161.
Oel. 341.
Oknos. 138. 174.
Orest. 179. 351.
Orithyia. 34 f.
Orpheus. 5. 7. 38. 142.
Orphische Lehren. 20. 39. 60.
Osiris. 57. 256.
Ostara. 213.
Ottar. 248.

Palästra. 172.
Palladium. 339.
Pallas. 339. s. Athene.
Pallene. 171.
Pan. 89. 103. 135. 154.
Pandemos. 79.
Pandora. 78. 334.
Pantherfell. 109.
Pappel. 75.
Paradies. 8.
Paris 367.
Parzen. 353.
Pegasus. 147 f.
Peleus u. Thetis. 175. 337. 363.
Penelope. 220.
Penia. 44.
Pentagramm. 136.
Penthesileia. 169. 365.
Persephone. 7. 24 f. 33. 66. 70. 71. 80. 83. 96. 155. 174. 254.
Perseus. 31 f. 344.
Persina. 32. 33.
Pfau. 109.
Pfingstlieder. 258.
Pflug. 32. 210. 234 f. 238 f.
Phäaken. 9.
Phaethon. 72 f. 82.
Phallus. 19. 55. 57. 134.
Phanes. 43. 57.
Pharmakaia. 36.
Phlegeton. 6.
Pinienzapfen. 116. 134. 141.
Planeten. 25. 26.
Planetenleiter. 38.
Pluto. 3. 6. 7.
Plutus. 6.
Poine. 353.
Polarstern. 218.
Polymorphos. 44.
Poseidon. 107.
Prometheus. 63. 74. 331. 340.
Protesilaus. 176.
Protogonos. 43.
Psyche. 46 f. 53 f. 336.
Psychopompos. 140.
Pygmalion. 338.
Pythagoras. 20. 39. 52. 60.

Quitzalcoatl. 197.

Rabe. 228.
Ragnarok. 186. — 140
Rockensteine. 233.
Rosengarten. 237.

Saatkorn. 18. 24. 239. 289.
Salazien. 97.
Saturnalien. 91.
Satyrn. 87. 92.
Satyrspiele. 102.
Schätze. 289.

Scheiterhaufen. 177.
Schicksal. 353.
Schlaf. 57. 137.
Schlange. 27. 47. 66. 85. 116. 135. 139. 140. 191. 292 f. 306.
Schlangenjungfrau. 293.
Schleier. 64.
Schlüsselblume. 288. 321.
Schmetterling. 54. 55.
Schmuck, weiblicher. 139.
Schuh. 281. 317.
Schuss in die Sonne. 192. 211.
Schwan. 75. 142 f.
Schwanritter. 143.
Seelen. 127. 307. 319.
Seelenwanderung. 39 f.
Selige im Himmel. 127.
Selene. 71.
Semele. 66. 83. 84. 89. 93. 177.
Sheria. 9.
Sigune. 102. 221.
Silen. 87. 122.
Sirenen. 153 f.
Sirius. 25. 74. 77. 157.
Sisyphus. 138. 151. 174.
Sita. 30. 122.
Skadi. 193. 241.
Skalden. 183.
Sköll. 211.
Sonne. 28. 40. 138. 142. 191. 192. 204 f. 209 f. 229 f.
Sonnenpferde. 205.
Sonnenwende. 143 f. 209.
Sonntag. 208.
Speise, verbotene. 29.
Sphärenmusik. 25. 153.
Sphinx. 158 f.
Specht. 324.
Spiegel. 63. 66. 78. 158.
Spindelsteine. 233.
Spinne. 218.
Spinnerin. 28. 80. 218 f. 269 f.
Städte, versunkene. 148.
Steinbock. 220.
Sternschnuppen. 219.
Sternbilder. 350.
Stier. 27. 66. 85. 122. 165.
Stoa. 14.
Storch. 327.
Styx. 9.
Südpol. 168.
Sündflut. 72.
Surtur. 141.
Swantewit. 145.
Swipdagr. 299.
Syrinx. 154.
Syritha. 280.

Tänze, dionysische. 98.
Taune. 141. 306.
Tantalus. 73. 138. 174.
Tartarus. 7.
Tell. 196.
Tetzcalipoca. 68.
Themis. 353.
Theseus. 87. 103 f. 169.
Thesmophorien. 19.
Thetis. 175. 337. 363. 366.
Thiere, idealisirte. 89.
Thor. 187.
Thränen der Freyja. 246 f.
Thyrsus. 88. 116. 141.
Tiger. 93. 120.
Titanen. 83. 85.
Titius. 138.
Todte, dankbare. 147.
Todtenbäume. 305.
Todtenschiff. 198.
Trioptolemos. 20.
Triton. 93.
Triumph des Bacchus. 117 f.
Tulisa. 52.

Umritt um die Felder. 237.
Unsere Liebe Frau. 207. 315.
Unterwelt. 3 f. 24. 138. 174.
Urania. 80.

Valfreyja. 326.
Valkyrien. 183. 326.
Vanen. 241.
Vasen. 99. 130 f.
Veilchen. 71.

Ver. 64.
Vergissmeinnicht. 289.
Vile u. Ve. 226.

Waberlohe. 42.
Wachholder. 307.
Wachs. 129. 297.
Wainämöinen. 38.
Wagen. 238. 244.
Walhalla. 42. 188. 189. 204.
Wassermann. 67.
Weberin. 80. 220.
Wegwart. 272 f.
Wehklage. 253.
Wein. 65. 83. 88. 90.
Welf. 234.
Weltbrand. 186.
Werpeja. 218.
Widder. 141.
Wiege. 296.
Wilgefortis. 276.
Wind. 44.
Wischnu. 125.
Wolf. 191. 211.
Wolfspelz. 228.
Wünschelruthe. 314.

Yggdrasill. 228.
Ymir. 19. 135.
Yoni. 67. 135. 186. 200.

Zagreus. 27. 66. 83. 85. 123.
Zauberkessel. 78.
Zephyr. 44.
Zeus. 7. 27. 66. 84. 177. 331. 340. 353. 369.
Zimmesle. 223.
Zohak. 65.
Zwerge. 6.
Zwitter. 115. 116.

cf. Kapitel 286

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Berichtigungen zum zweiten Bande.

Seite 65 Zeile 13 von unten del. und
— 70 — 6 v. u. lies Gegensatz statt Gegentheil.
— 99 in der Mitte zwischen den beiden Absätzen als Zusatz:
Dionysische Vorstellungen kehrten noch bei den ersten Christen in Rom wieder. In den Katakomben des h. Petrus und Marcellinus feiern die Seeligen ein Gastmahl.
— 122 Zeile 17 v. o. l. Raffinement der Sinnlichkeit.
— 136 — 1 v. o. l. ins irdische st. und ewige.
— 137 — 8 v. o. l. oder.
— 151 — 12 v. o. l. Stephan.
— 155 — 13 v. o. l. den halkyonischen Tagen.
— 164 — 18 v. o. l. Kentauren
— 166 — 6 v. o. l. Kentauren.
— 171 — 7 v. o. l. machte st. macht.
— 172 — 4 v. u. l. Gemälden.
— 178 — 6 v. u. l. Thebais.
— 206 — 3 v. u. l. erwähnt st. gedacht.
— 221 — 18 v. o. l. spinnt st. setzt.
— 230 — 3 v. o. l. der st. den.
— 237 — 9 v. o. l. paganiarum.
— 240 — 12 v. o. l. paganiarum.
— 248 — 12 v. u. l. in st. ein.
— 257 — 15 v. o. l. um st. des.
— 284 — 4 v. o. l. Fiölsvinnsmal.
— 322 — 12 v. u. l. Kornmanni.
— 354 — 12 v. u. l. aufgefasst.
— 366 — 15 v. u. l. Plinius.

Was hat

Preußen für Deutſchland

geleiſtet?

Von

Wolfgang Menzel.

(Fachs)

Wenn wir mit unſern Vaterlandsgenoſſen auf eine engere und praktiſchere Weiſe verbunden ſeyn werden, dann erſt werde ich gern auf unſerm Banner das Wort Deutſch ſtatt Preußiſch leſen.
Graf Bismarck.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1870.

daß er ſich einem ruſſiſchen Haupteorps gegenüber befinde, nicht mehr dieſelbe Hitze. Ein wohlgerichtetes Feuer begann den Angriff. Beim erſten Schuſſe flogen einige feindliche Pulverwagen in die Luft. Dieß ſteigerte den Schrecken der Türken auf den höchſten Grad; ſie zogen ſich gegen die Defiléen zurück. Das Aufeinanderſtoßen, das hier ſtatt fand, verwandelte den Rückzug bald in eine völlige Auflöſung. Der Vezier ſelbſt ergriff die Flucht, wobei er ſeine ganze Artillerie und ſeine Wagen im Stiche ließ, unter denen ſich ſeine eigene Kutſche befand. Sein ganzes Heer lief aus einander, den Fußpfaden zu, die auf die Höhen der Berge führen, von wo ſich die Flüchtlinge einzeln zu retten ſuchten. Während der ganzen Nacht verfolgte ſie Graf Pahlen lebhaft bis Markowſcha. So endigte dieſer merkwürdige Tag der Schlacht von Kulewtſcha. Das türkiſche Heer verlor 40 Kanonen, 3 Mörſer, eine große Anzahl Gewehre und Kriegsmunition, gegen 1500 Gefangene, und ungefähr 5000 Todte; unſer Verluſt beträgt 1500 Todte und 1000 Verwundete, unter welchen ſich die Generale Otrotſchenkoff und Glaſenap befinden. — Am 12 Jun. wurde General Roth auf Maraſch vorgeſchoben, um hier von den Flüchtlingen noch ſo viel als möglich aufzufangen. Um ſeinen Marſch zu hindern oder zu beobachten, ließ der Feind von Schumla her 1500 Pferde ausrücken, welche Fürſt Madatow, der mit der Cavallerie die Colonne des Generals Roth nach der Ebene hin deckte, angriff und in einem Nu warf. Die Türken zogen ſich gegen eine Redoute zurück, welche von unſern Werken des vorigen Jahrs noch ſtehen geblieben war. Fürſt Madatow befahl den Huſaren vom Pferde zu ſteigen, und die Redoute anzugreifen, die hierauf ſammt den darin befindlichen Kanonen genommen wurde. Die Huſaren warfen ſich, von dieſem Er-

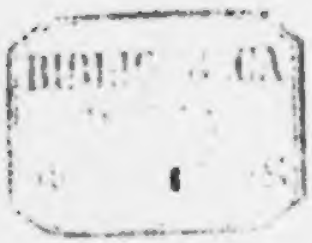

Druck von Gebrüder Mänfler in Stuttgart

Vorrede.

Die Tagespreſſe debattirt gleich einem großen Parlamente über alle Tagesfragen, aber ihre Stimmen vertreten leider gar oft nur Leidenſchaften, perſönliche Intereſſen, unpraktiſche Theorien und bedecken mit glänzenden Phraſen — die Unwiſſenheit. Und doch iſt das erfahrungsmäßige, hiſtoriſche Wiſſen das unentbehrliche Correctiv der in Parteidebatten kämpfenden Tagespreſſe. Indem die Geſchichte das Weltgericht iſt, welches über die Vergangenheit endgiltig urtheilt und Recht von Unrecht ſcheidet, iſt ſie zugleich weisſagend für die Zukunft, indem ſie Lehren enthält, welche vor Irrwegen warnen und das Erreichbare vom Unerreichbaren unterſcheiden laſſen. Das Parteigeſchrei verſtummt endlich, die Nationen aber und ihre Intereſſen bleiben immer dieſelben, und nur die Partei darf auf Erfolg rechnen, welche jenes Intereſſe am richtigſten erkannt hat.

Uebrigens iſt es ein Recht jeder Nation, zu jeder Zeit ihr Intereſſe wahrzunehmen. In der Nation liegt ein ungeheures Kapital. Wie ſollte ſie nicht das Recht haben zu fragen, wie dasſelbe verwaltet worden iſt und wird? An dieſem Maaßſtab muß

man die Regierungen meſſen. Hier liegen die Akten vor, deren Reviſion der Nation jeden Augenblick zuſteht.

Das vorliegende Buch enthält eine gedrängte Reviſion der deutſchen Akten und im Rückblick einen Vorblick.

Zwiſchen der geſchloſſenen Einheit des franzöſiſchen Volks, welches zugleich nach der Hegemonie im ganzen Gebiete der romaniſchen Race ſtrebt, und dem Rieſenreiche der Ruſſen und ihrem Panſlavismus in der Mitte iſt die germaniſche Race im hohen Grade bedroht und hat auch bereits nach beiden Seiten hin Einbuße gelitten, indem ſowohl jenſeits des Rheins als an der Oſtſee deutſche Provinzen in die Gewalt hier der Franzoſen, dort der Ruſſen gefallen ſind. Wenn nun in der welthiſtoriſchen Entwicklung, welche das Racen- und Nationalitätenprincip zur Geltung gebracht hat, das deutſche Volk zurückbleibt, ſo wird es kaum einer fortdauernden Beſchränkung und Verkleinerung und ſchließlich ſeiner ſtaatlichen Auflöſung entgehen können, wie aus gleicher Urſache das in viele Staaten und Föderationen getheilte alte Griechenvolk politiſch untergegangen iſt. Deßhalb kommt alles darauf an, daß der einzige feſte Verband, der unter uns Deutſchen beſteht, der Norddeutſche Bund, ſich ausdehne und Süddeutſchland mit Norddeutſchland ſich verſöhne, ſich an dasſelbe als der ſchwächere Bruder an den ſtärkern anſchließe.

Indem ich für den Norddeutſchen Bund ſchreibe, ſchreibe ich für ganz Deutſchland, nicht als Kleindeutſcher, ſondern als Großdeutſcher „in des Worts verwegenſter Bedeutung“. Mir galt immer nur das ganze große Deutſchland. Schon in früher Jugend nahm ich feurigen Antheil an der deutſchen Begeiſterung des

Jahres 1813, verließ aber Preußen sieben Jahre später, weil es damals seiner deutschen Politik entsagt und jene Begeisterung für Deutschland in den Bann gethan hatte. Sobald es aber zu seiner deutschen Politik zurückkehrte, habe ich mich ihm auch in Liebe wieder zugewendet und um so freudiger, als mich langjährige Geschichtsstudien überzeugt hatten, daß Preußen den deutschen Beruf schon lange in sich trug und unter äußern Widerwärtigkeiten und auch mancher innern Fahrlässigkeit dennoch an ihm festhielt und ihn mit immer mehr Energie verfolgte. Da dies noch nicht genug erkannt ist, indem auch sehr enthusiastische Preußen die Ehre der Monarchie häufig außerhalb ihrer deutschen Politik gesucht haben und — wie die neueste Schrift des Herrn von Gerlach beweist — noch suchen, wird die vorliegende Schrift hoffentlich wenigstens unbefangene Leser auf vieles aufmerksam machen, woran sie bisher noch nicht gedacht haben.

Obgleich mein Buch vorzugsweise politische Fragen bespricht, glaube ich doch die Herren Geistlichen auf meine Betrachtungen über die confessionelle Neutralitätspolitik Preußens noch besonders hinweisen zu sollen, weil man dieselbe noch selten in ihrer historischen Entwicklung und Bedeutung richtig aufgefaßt hat und weil die kirchlichen Entwicklungen oder Verwicklungen, die sich vielleicht an das große in Rom tagende Concil knüpfen werden, zur Erwägung unserer confessionellen Zustände besonders auffordern.

Inhalt.

Seite

Vorrede.

I. Die Wahrung der nationalen Interessen nach Außen 1

II. Die Wahrung der nationalen Interessen nach Innen 143

1. Die confessionelle Neutralität 145

2. Die materiellen Interessen 195

3. Die Pflege des Geistes 212

I.

Die Wahrung der nationalen Interessen nach Außen.

Man bemerkt eine Kräftigung der deutſchen Nation und ihrer Einheitsbeſtrebungen immer vom Norden aus, eine Schwächung derſelben mit der Tendenz zur Zerſplitterung immer vom Süden aus. Deutſchland wurde zuerſt einig unter den niederrheiniſchen Karolingern und mehrte ſeine Macht unter den ſächſiſchen Kaiſern. Dieſelbe wurde erſt unter den mittelfränkiſchen Kaiſern erſchüttert, um unter den ſchwäbiſchen eine Zeit lang zuſammenzubrechen, bis die Habsburger ſich eine neue überwiegende Macht im ſüdöſtlichen Deutſchland gründeten, die aber von Anfang an dem deutſchen Nationalintereſſe nachtheilig war, weil ſie ſich mehr auf Romanismus und Slavismus, als auf Germanismus ſtützte. Erſt ſeit der Einfluß Oeſterreichs auf Deutſchland durch die Schlacht bei Königgrätz gebrochen iſt und das ganze Norddeutſchland mit einziger Ausnahme der Niederlande ſich wieder geeinigt hat, kehrt die deutſche Geſchichte zu den glorreichen Anfängen des Kaiſerthums zurück und Macht und Einheit der deutſchen Nation exiſtiren nicht mehr blos in ſchönen Erinnerungen der Vorzeit oder in Träumen patriotiſcher Dichter, ſondern ſie werden wieder lebendig und treten groß und majeſtätiſch in die Wirklichkeit ein.

Das ſchwäbiſche Geſchlecht der Hohenzollern hat unter allen deutſchen Dynaſtien am beſten den Beruf erkannt, den von Rechtswegen jeder deutſche Fürſt haben ſollte und könnte, keine andere Politik zu treiben, als die nationale, die deutſche. Das Geſchlecht der Zollern allein hat ſich aus dem Verderben und der

folge angefeuert, auch noch auf eine zweite, in der Nähe der erſtern gelegene Redoute, aber dieſe ward von 400 Mann mit 3 Stücken Geſchütz tapfer vertheidigt. Nun ließ General Roth ein Bataillon des Regiments Ochotsk und ein Bataillon des 31ſten Jägerregiments vorrücken. Dieſe Tapfern, welche noch die Verluſte, die der Tag vom 17 Mai ſie gekoſtet, zu rächen hatten, ſtürzten ſich mit Wuth auf die Redoute, nahmen ſie und ließen die ganze Beſatzung derſelben über die Klinge ſpringen. Dieſes kleine Treffen vermehrte unſere Trophäen noch mit 5 Kanonen, 12 Fahnen und einigen Gefangenen. Der Verluſt des Feindes belief ſich auf 600 Mann; der unſrige nur auf 100, Todte und Verwundete."

Die Schlacht bei Kulewtſcha entſchied das Schickſal des Krieges. Der Großvezier entkam zwar nach Schumla noch immer mit einer beträchtlichen Macht und hielt dieſe ſehr feſte Stellung noch mit 10 bis 20,000 Mann fortwährend beſetzt, allein er war doch nicht mehr im Stande das offne Feld zu halten, und die Ruſſen am Uebergang über den Balkan zu hindern. Auch waren die Türken entmuthigt, Siliſtria konnte ſich, da es vom Großvezier nicht mehr entſetzt werden konnte, nicht länger halten. So verkündete dieſe Schlacht den Ausgang des ganzen Krieges, und Kaiſer Nikolaus ſoll, als er die Nachricht davon empfing, fröhlich ausgerufen haben: „nun ſoll Europa ſehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin!" Er hat ſein Wort gehalten, den Sieg nicht mißbraucht und die verſprochene Mäßigung durch die That beſtätigt.

Der ſiegreiche Feldherr wartete nur den nahen Fall Siliſtria's ab, und ſuchte ihn zu beſchleunigen, ehe er den Balkan überſtieg. Er ließ daher den Grafen Pahlen vor Schumla ſtehen,

Fäulniß unſeres Reiches emporgearbeitet zu einer Macht und zu einem Bewußtſeyn, die es ihm möglich machen, Deutſchland zu verjüngen, den Gedanken Karls des Großen und der ſächſiſchen Ottonen wieder in's Leben einzuführen und unſerm großen Volk eine Zukunft zu ſichern, die endlich ſeiner würdig ſeyn wird. Das Unglück und die Schande der Nation, die wir leider Jahrhundertelang als ſcheinbar unaufhörliche Gegenwart beſeufzen mußten, fangen endlich an, in die Vergangenheit, die nicht wiederkehrt, hinabzuſinken.

Das Geſchlecht der Zollern blieb im Dunkeln, während andere gräfliche Geſchlechter ſchon zur fürſtlichen und kaiſerlichen Gewalt gelangt waren. Doch ſind ſeine Anfänge nicht ganz bedeutungslos. Sein Stammſchloß Hohenzollern, hoch oben auf dem ſchlanken Berge iſt werth, die Wiege eines kaiſerlichen Geſchlechts zu ſeyn. Als Jerome Bonaparte einmal an dieſem ſchönen Berge vorbeikam und die Ruine oben ſah, frug er in ſeiner ſchnippiſchen Manier: Was iſt das für ein Neſt da droben? aber der ihn begleitete, antwortete ihm ernſt: Es iſt das Neſt der ſchwarzen Adler. Wenige Jahre ſpäter mußte Jerome, dem ſein kaiſerlicher Bruder den Befehl in Paris überlaſſen hatte, über Hals und Kopf vor den ſchwarzen Adlern flüchten, welche ſiegreich in Paris einzogen. Jetzt ſieht man auf dem ſchönen Berge nicht mehr die zerſplitterte Ruine, ſondern eine neue, feſte, edle, himmelanſtrebende Burg.

Die erſten Grafen von Zollern verlieren ſich im Dunkel der Geſchichte. Merkwürdigerweiſe iſt in dieſem Geſchlecht, das ſo viele Helden zählen ſollte, der erſte berühmte Mann ein Heiliger geweſen, der fromme Meinrad, in ſeiner Zelle überfallen und ermordet von Räubern, die nachher durch Raben verrathen wurden, wie des Ibykus Mörder durch Kraniche. Er liegt begraben zu Einſiedeln im Kanton Schwyz, welches nach ſeiner Einſiedelei benannt wurde, und heute noch walfahrten die frommen Katholi-

ken aus der ganzen Schweiz und Schwaben, Elsaß und Tirol jährlich in großen Schaaren zu seinem Grabe.

Ein jüngerer Sohn des Hauses Zollern wurde im Verlauf der Zeiten kaiserlicher Burggraf in der Reichsstadt Nürnberg und gründete hier die jüngere Linie des Hauses, welche die ältere in Schwaben zurückgebliebene Linie weit an Macht und Ruhm übertreffen sollte. Diese jüngere Linie war sparsam und haushälterisch und mehrte ihr Gebiet um Nürnberg her. Der erste Burggraf, dem es vergönnt war, tiefer in die Geschicke Deutschlands einzugreifen, war Friedrich. Kirche und Reich waren damals zerrüttet. Drei Päpste stritten sich um den heiligen Stuhl und zwei Kaiser um die deutsche Krone, der verrückte Kaiser Wenzel in Prag aus dem Hause Luxemburg und Ruprecht von der Pfalz aus dem Hause Wittelsbach. Wenzel hielt es mit den Slaven, Italienern und Franzosen gegen die Deutschen und unterstützte den ruchlosesten aller Päpste, Johann XXIII. Ruprecht war dagegen deutsch gesinnt und ihm stimmten alle guten Deutschen zu, besonders die, welche eine Reform der tief verdorbenen römischen Kirche verlangten. Mit diesem Kaiser Ruprecht nun hielt es auch Burggraf Friedrich und gab ihm das bewaffnete Geleit über die Alpen nach Italien. Als Ruprecht dennoch den äußern und innern Feinden Deutschlands unterlag, aber auch der unfähige Wenzel abgesetzt und dessen Bruder Sigismund Kaiser wurde und unter schwierigen Umständen dennoch wieder den Weg Ruprechts einschlug und als wahrer deutscher Kaiser der Kirche durch ein Concilium wieder zur Ruhe, Ordnung und Einheit verhelfen und ihre argen Schäden bessern wollte, war dabei Burggraf Friedrich von Nürnberg sein treuester Freund und nicht nur Rathgeber, sondern unterstützte ihn namentlich auch mit Geld zum Behuf der Reisen und Vorbereitungen, deren der Kaiser bedurfte, um endlich auf dem berühmten Concil zu Constanz die große europäische Frage

zu lösen. In Constanz selbst stand Burggraf Friedrich ihm zur Seite, als sein erster Berather, und hier war es auch, wo der Kaiser in voller und dankbarer Anerkennung der Dienste, welche der Burggraf ihm und dem deutschen Reiche geleistet hatte, denselben feierlich mit der Markgrafschaft und dem Kurhut von Brandenburg belehnte, im Jahr 1416. Es lag etwas Ominöses darin, daß die Erhebung des Hauses Zollern vor dem Concil stattfand, welches damals über die Zukunft Europas zu entscheiden hatte. Kleinmeisterliche Geschichtsschreiber haben sich darin gefallen, in jener verhängnißvollen Belehnung, von welcher an sich die Größe des Hauses Zollern datirt, nur einen Kaufhandel sehen zu wollen, in welchem der schlaue Burggraf den schwachen und leichtsinnigen Kaiser überlistet habe. Den Vorwand zu dieser irrthümlichen Anschauung boten die Geldsummen, welche der Burggraf dem Kaiser vorgestreckt hatte und wofür ihm die Mark Brandenburg vorläufig verpfändet worden war. Allein der Burggraf handelte uneigennützig und großherzig im Interesse des deutschen Reichs gegenüber den romanischen und slavischen Umtrieben. Daß ihm reiche Geldmittel zu Gebote standen, hatte seinen Grund lediglich in der weisen und sparsamen Verwaltung der schon durch seine Vorfahren unter dem Burggrafenamt vereinigten fränkischen Markgrafschaften und zahlreicher Privatgüter, welche die Zollern nach und nach erworben hatten. Die Geldunterstützungen, die der Burggraf dem Kaiser gewährte, dienten dem letztern hauptsächlich in der Sache des großen europäischen Concils in Constanz, auf welchem der deutsche Kaiser endlich einmal wieder als Haupt der abendländischen Christenheit in seiner Machtfülle auftreten sollte und auch wirklich auftrat, indem er durch Abstimmung nach Nationen das Concil frei machte, um alle drei Päpste abzusetzen und eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu ermöglichen. Das war der große Plan des Kaisers, den niemand nachdrück-

licher als der Burggraf unterſtützte, und nur dafür, nicht für ein bloßes Stück Geld, erhielt Friedrich von Zollern den Kurhut von Brandenburg.

Es iſt heute noch von Intereſſe, die Politik des neuen Kurfürſten auf dem Concil von Conſtanz zu verfolgen. Er mißbilligte die Verurtheilung des Johann Huß, zu welcher der Kaiſer ſich nur durch die romaniſchen Eiferer hinreißen ließ. Er gab ſich die größte Mühe, nach Abſetzung der drei ſchismatiſchen Päpſte das Concil dahin zu vermögen, daß es aus eigener Autorität die Reformation der Kirche durchführe, ehe es einen neuen Papſt wähle. Aber er konnte es nicht durchſetzen. Nicht nur die Italiener wollten ſich die unermeßlichen Vortheile erhalten, die ihnen ihr Papſtthum gewährte, auch die Franzoſen gönnten dem deutſchen Kaiſer die Macht und den Ruhm des Reformators nicht und ſahen es lieber, wenn Kaiſerthum und Papſtthum in neuen Zwieſpalt kämen und das mächtige Deutſchland durch innern Hader geſchwächt bliebe. So erhielten die romaniſchen Väter des Concils ein Stimmenmehr, vertagten die anfangs allgemein verlangte Reform der Kirche und wählten den neuen Papſt Martin V, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach Rom zurückzukehren, dort alle unvernünftigen Anſprüche und Mißbräuche des Papſtthums zu erneuern und ſich jeder Reform zu widerſetzen. Mittlerweile brach auch der fürchterliche Krieg aus, in welchem die Czechen den Tod ihres Huß rächten, und da unterdeß auch Sigismund ſtarb und das ganze reiche Erbe des Luxemburgiſchen Kaiſerhauſes auf die Habsburger überging, ſchloſſen dieſe ein enges Bündniß mit dem Papſt und den Romanen und das deutſche Nationalintereſſe litt wieder großen Abbruch.

Es war ein Glück, daß die Mark Brandenburg noch unter dem letzten Luxemburger an das Haus Zollern gekommen war, denn wenn ſie mit den übrigen luxemburgiſchen Gebieten an das

Haus Habsburg gefallen wäre, würde sie auch dessen undeutscher Politik haben dienen müssen. Soweit Friedrich nicht mehr im Stande war, das deutsche Reichs- und Nationalinteresse nach Außen zu vertreten, sorgte er mit desto gewissenhafterem Eifer im Innern für Ordnung, Gesittung und Wohlstand seines Kurfürstenthums, wie er sich denn auch nur „einen schlichten Amtmann Gottes an dem Fürstenthum" nannte. Diese Auffassung fürstlicher Pflicht wurde traditionell im Hause Zollern. Bekanntlich wollten auch Friedrich Wilhelm I und Friedrich II nur als die „ersten Staatsdiener" angesehen seyn. Brandenburg war, als Kurfürst Friedrich den Besitz antrat, sehr verwahrlost, namentlich der Adel that, was er wollte, bemeisterte sich der Regalien, raubte und übte die ärgste Willkür. Friedrich bediente sich des grade damals zuerst in Aufnahme gekommenen schweren Geschützes, um die Burgen jenes Raubadels zu brechen, den Bürger und Bauer zu schützen und Zucht und Ordnung im ganzen Lande herzustellen.

Es handelte sich um Ehre und Wohl des deutschen Volks, im Innern und nach Außen. Dafür hatten die herrschenden Dynastien zu sorgen und für sonst nichts. Die es nicht thaten, verdienten den Fluch der Nation und zogen sich Gottes Gerichte zu. Vergleichen wir, wie der erste gefürstete Zollern in Brandenburg das gemeine Volk gegen die Frechheit und Räuberei des Adels schirmte, mit dem, was der Habsburger Kaiser Albrecht I gethan hat, wie derselbe umgekehrt den übermüthigen Adel gegen die Bauern in der Schweiz unterstützte und die uralte Freiheit des alemanischen Volks für immer vernichtet haben würde, wenn nicht die heldenmüthigen Bauern seinen Adel und seine Söldner aufs Haupt geschlagen hätten. Und vergleichen wir, wie Kurfürst Friedrich beim Constanzer Concil handelte, mit welchem tiefen Verständniß des deutschen Nationalinteresses er dem Romanismus entgegenwirkte, und wie der Habsburger Kaiser Fried-

rich III umgekehrt ſich mit dem Papſt und den Romanen gegen das deutſche Nationalintereſſe und gegen die ſo nothwendig gewordene Reformation verſchwor! Solche Vergleichungen anzuſtellen, hätten die deutſchen Geſchichtſchreiber längſt für ihre Pflicht halten ſollen.

Friedrichs Nachfolger war Friedrich der Eiſerne, der die Neumark erwarb und den nach ſeiner Niederlage noch grollenden Adel verſöhnte. Indem auch er, wie ſein Vater, alles aus einem höhern ſittlichen und patriotiſchen Geſichtspunkt anſah, ſtiftete er den berühmten Schwanenorden für die Herren und Damen des Adels, die er um ſeinen Hof vereinigte und denen er höhere Bildung und Geſittung zur Ehrenpflicht machte, ſofern er ihnen einſchärfte, wer adelig ſeyn wolle, müſſe auch edel ſeyn. Sein Bruder und Nachfolger, der berühmte Albrecht, zubenannt Achilles, war ein herkuliſcher Ritter und Turnierheld, mit dem es im Zweikampf keiner aufnehmen konnte und der in vielen Fehden Heldenruhm erlangte. Was aber beſonders an ihm zu rühmen iſt, war ſein Sinn für die deutſche Nationalehre, dem die Art und Weiſe entſprach, wie er den Habsburger, Kaiſer Friedrich III gegen Ungarn beſchützte, und der patriotiſche Trotz, den er dem übermüthigen Papſt entgegen ſetzte, als ihn dieſer zweimal in den Bann that. Die Urſache war dem Namen nach, daß Albrecht dem Biſchof von Bamberg den Zehnten entzog. Die eigentliche Urſache aber war die Verbindung, in welche Albrecht mit dem Böhmenkönig Georg von Podiebrad getreten war, dem er ſeine Tochter vermählt hatte. Nachdem kaum der blutige Huſſitenkrieg geendet war, die Reformpartei in Böhmen aber noch am Abendmahl in beiderlei Geſtalt feſthielt und deswegen den mit Rom verſchworenen Habsburger in Prag nicht litt, ſondern einen eigenen König wählte, konnte Friedrichs Sohn wahrhaftig keine andere Politik haben, als die ſein Vater in Conſtanz vertreten hatte. Er mußte die nunmehr gemäßigte Reformpartei

in Böhmen unterſtützen. Deswegen that ihn der Papſt in den Bann. Das erſtemal ließ ſich Albrecht bewegen, ſich durch Nachgiebigkeit vom Banne losſprechen zu laſſen. Als ihn aber der Papſt zum zweitenmal in den Bann that und ſeinen Unterthanen verbot, ihm zu gehorchen, befahl er ſeinem Hauptmann, die Pfaffen zum Altardienſt zu zwingen, wenn ſie die Ruhe des Landes durch Renitenz ſtören wollten, denn, fügte er hinzu, „man muß ſich auf jede Weiſe wehren gegen den Teufel mit dem heiligen Kreuze“ und er ſetzte ſeinen Willen durch.

Sein Sohn Johann von ſehr langer Geſtalt, Cicero zubenannt wegen ſeiner Beredſamkeit, zeichnete ſich durch guten Haushalt aus. Unter dem nächſtfolgenden Kurfürſten Joachim Neſtor begann die große deutſche Reformation, zu welcher er eine ſehr eigenthümliche Stellung einnahm. Es war ihm um die Einheit des deutſchen Reichs zu thun, wie er auch durch die Hülfe bewies, die er dem Kaiſer gegen die Türken leiſtete. Er wollte die römiſchen Mißbräuche abſchaffen helfen, aber nicht um den Preis der deutſchen Reichseinheit. Obgleich er ſich zur neuen Kirche noch nicht bekennen wollte, ſäculariſirte er doch die Bisthümer Brandenburg, Hävelberg, Lebus, wie auch das benachbarte Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberſtadt. Sein Bruder Albrecht wurde Erzbiſchof von Mainz und hatte als ein ſehr weltlicher Herr nicht übel Luſt, auch dieſes alte Erzſtift zu ſäculariſiren. Sein Vetter Albrecht, Hochmeiſter des deutſchen Ordens, ſäculariſirte ſein Ordensland wirklich, wurde erblicher Herzog von Preußen und führte Luthers neue Kirche ein, 1525. Als man bittere Beſchwerden über den Brandenburger Kurfürſten führte, daß nicht auch er ſelbſt lutheriſch wurde, war Luther einſichtsvoll genug, ihn zu entſchuldigen und zu verſichern, daß er dennoch für ihn bete.

Sein Nachfolger Joachim II konnte zwar hinter ſeinem bereits ganz lutheriſchen Volke nicht zurückbleiben und trat zur

lutheriſchen Kirche über, blieb aber noch in des Vaters Fußtapfen und erwarb ſich das größte Verdienſt um das deutſche Reich, indem er ſeine neutrale Stellung zwiſchen dem katholiſchen Kaiſer und den proteſtantiſchen Fürſten und Städten benutzte, um den ſchmalkaldiſchen Krieg, den er nicht verhindern konnte, wenigſtens zu einem dem Proteſtantismus erträglichen Ende zu führen und bald darauf durch ſeinen Einfluß dem Kaiſer den Augsburger Religionsfrieden aufzudringen und des Kaiſers verderblichen Plan, nach welchem ſein fanatiſcher Sohn Philipp hätte deutſcher Kaiſer werden ſollen, zu vereiteln. In ſeiner neutralen Stellung ſein Gewicht in die Wagſchaale der Proteſtanten legend, brachte er es dahin, daß Karl V ſeinen Bruder Ferdinand für die deutſche Reichskrone beſtimmen mußte.

Joachims Sohn und Nachfolger Johann Georg entbehrte den Verſtand ſeiner Vorgänger. Streng lutheriſch, entſagte er der Neutralität und wetteiferte mit dem ſächſiſchen Kurfürſten Auguſt in fanatiſcher Verfolgung der Calviniſten, was natürlicherweiſe nur dem römiſchen Papſtthum zu gute kam. Eben ſo unklug bevorzugte er im Innern ſeines Landes ausſchließlich den Adel. Dieſes Syſtem hatte übrigens nur kurze Dauer, denn ſein Enkel Johann Sigismund wurde plötzlich eine ſtarke Stütze des Calvinismus. Als nämlich im Jahr 1609 der letzte Herzog von Jülich ſtarb, war ſeine älteſte Tochter, die den preußiſchen Herzog Albrecht geehelicht hatte, ſeine rechtmäßige Erbin. Um dieſen Erbanſpruch für ſein Geſchlecht geltend zu machen, mußte ſich der Brandenburgiſche Kurfürſt auf die am Ober- und Niederrhein mächtigen Pfälzer und Holländer ſtützen, beides Calviniſten, und in zweiter Linie auf die gleichfalls calviniſtiſchen Engländer und Heinrich IV von Frankreich und die Hugenotten. Er mußte dies um ſo mehr thun, als ein bayriſcher Prinz, Sohn einer jüngern Tochter des Jülicher Herzogs, von Bayern, vom Kaiſer, von den rheiniſchen Kurfürſten und von Spanien

unterſtützt, gleichfalls das Jülicher Erbe anſprach. Nun bildeten für den Brandenburger die Calviniſten eine Union, gegen ihn die Katholiken eine Liga. Johann Sigismund trat im Jahr 1613 offen zur calviniſchen oder reformirten Kirche über und behauptete wenigſtens Cleve, während Jülich durch einen Ausgleich ſeinem Rivalen blieb. Man zog beiderſeits dieſe Theilung des Jülich'ſchen Erbes dem blutigen Kriege vor. Um dieſelbe Zeit vereinigte Johann Sigismund das Herzogthum Preußen nach dem Tode des letzten Herzogs daſelbſt mit der Kur Brandenburg. Preußen war ein polniſches Lehen geworden, in ſeinem Innern hielten Geiſtlichkeit und Stände fanatiſch am Lutherthum und trotzten den Calviniſten in Brandenburg, während von Außen im katholiſchen Königreich Polen die Jeſuiten große Anſtrengungen machten, um dahin zu wirken, daß Polen Preußen als verfallenes Lehen einziehe und dem Brandenburger Kurfürſten das Erbe ſtreitig mache. Dieſe Intrigue wurde jedoch durch große Klugheit des Kurfürſten vereitelt, wobei ihn der Patriotismus der brandenburgiſchen Stände weſentlich unterſtützte. Sein Toleranzedikt vom Jahr 1614 ſicherte den Lutheranern alle ihre alten Rechte zu, und die Loyalität der Brandenburger beruhigte nun auch die Preußen.

Je verderblicher die Glaubensſpaltung in Deutſchland gewirkt hat, indem ſie die Stämme, welche Brüder ſeyn ſollten, gegen einander in unſinnigen Haß verbittert hat, und je gewiſſer leider alle andern deutſchen Dynaſtien den Glaubenshaß genährt hatten, um ihn im rein dynaſtiſchen Intereſſe zur bequemern Ausſchneidung ihrer Territorien aus der Geſammtmaſſe des deutſchen Reichs, alſo zum Nachtheil des deutſchen Geſammtintereſſes zu benutzen, um ſo achtungswürdiger erſcheint die neutrale Haltung des Brandenburger Kurfürſten, der nur die Verſöhnung der Confeſſionen im Auge hatte und die Einheit des deutſchen Reichs, die deutſche Treue, den Patriotismus höher

hielt als den kirchlichen Fanatismus. Und das um so mehr, als dieser Fanatismus nicht nur im Interesse der romanischen und katholischen, sondern auch der als Lutheraner und Calvinisten getrennten deutschen Dynastien weit mehr erkünstelt, als natürlich war.

Johann Sigismunds Nachfolger Georg Wilhelm war ein schwacher Regent, den Intriguen und Schrecken des dreißigjährigen Krieges nicht gewachsen, weshalb Brandenburg schließlich ein Werkzeug Schwedens wurde. Nach seinem Tode 1640 hatte sein Sohn Friedrich Wilhelm, der sich nachher den Ehrentitel des großen Kurfürsten erwarb, nicht wenig Sorge und Mühe, zugleich mit dem deutschen Gesammtinteresse sein eigenes zu wahren. Schweden hatte seinen Vater durch Versprechungen geködert. Christine, die einzige Tochter Gustav Adolfs, Erbin der schwedischen Krone, sollte den jungen Kurprinzen heirathen, um ein großes, aber nicht mehr deutsches, sondern schwedisches Reich an beiden Seiten der Ostsee zu gründen. Aber Christine wollte überhaupt nicht heirathen und der berühmte Minister Oxenstierna, der in ihrem Namen Schweden regierte, hatte keine Lust, sie einem so feurigen und talentvollen Prinzen zu vermählen, der Pommern mit Brandenburg vereinigt und keine schwedische, sondern deutsche Politik getrieben haben würde. Also empfing ein armer Prinz von einer pfälzischen Nebenlinie die schwedische Krone, welche Christine niederlegte, wurde gänzlich das Werkzeug des schwedischen Adels und schadete dem Brandenburger so viel als möglich. Vorpommern und die Bisthümer Bremen und Verden blieben im schwedischen Besitz; das übrige Herzogthum Pommern, dessen slavische Dynastie am Aussterben war, wurde trotz dessen Erbrecht dem Brandenburger vorenthalten. Doch nutzte diese Gehässigkeit Schwedens dem großen Kurfürsten insofern, als Polen, schwer bedrängt von Schweden, um ihn auf seine Seite zu ziehen, ihm das Herzogthum

um den Großvezier einzuſchließen und eilte ſelbſt ins Lager von Siliſtria zurück. Die Stadt neigte ſich, trotz der heldenmüthigen Gegenwehr der türkiſchen Beſatzung, zum Fall. Am 9 Jun. hatte General Geismar die feſte Stadt Rachova an der Donau, zwiſchen Widdin und Nikopolis, nach einem verzweifelten Widerſtande eingenommen und dadurch den Türken in Siliſtria die Zufuhr, die ſie von Widdin aus auf der Donau erhielten, abgeſchnitten. Die tapfern Paſcha's, die in Siliſtria befehligten, Sert-Mahmud und Adji Achmet, wandten Alles an, ſich zu halten, und wiederholten ihre Ausfälle, worunter der am 19 Jun. beſonders heftig war. Allein Diebitſch betrieb die Belagernng ſo ernſthaft, daß ſie in dem Augenblick, in dem die Ruſſen ſchon überall Breſchen gelegt hatten und die Stadt durch Sturm fallen mußte, ſich zu capituliren entſchloſſen. Siliſtria fiel am 30 Jun., nachdem die Türken fünfzehn Ausfälle gemacht und 5000 Todte verloren hatten. Es waren nur noch 6568 Mann übrig, welche Kriegsgefangene wurden. — Nun ſtand dem Uebergang über den Balkan kein Hinderniß mehr im Wege. Diebitſch ließ den General Geismar vor Widdin, um den Paſcha von Scutari, der 20,000 Albaneſen dahin geführt hatte, im Schach zu halten, den General Kiſſelew vor Giurgewo, und den General Kraſſowsky vor Schumla. Er ſelbſt zog mit 80,000 Mann Kerntruppen unverweilt dem Balkangebirge zu, das ſeit der Herrſchaft der Türken in Europa noch nie ein feindliches Heer überſchritten hatte. Der ruſſiſche Bericht darüber lautet alſo: „Alle vom Feind eingegangenen Nachrichten ſtimmten darin überein, daß ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich auf die Vertheidigung Schumla's gerichtet ſey, und daß er, um ſich an dieſem Punkte, den er ernſtlich bedroht glaubte, zu verſtärken, den

Preußen freigab und ihn von der bisherigen Lehnspflicht entband 1657.

Inzwiſchen hatte Frankreich unter Ludwig XIV ſeine frechen Raubangriffe auf Deutſchland begonnen und ohne irgend beleidigt oder herausgefordert zu ſeyn, eine deutſche Provinz am Rhein nach der andern, weil ſie früher zum großen Frankenreich der Merowinger gehört habe, als franzöſiſches Eigenthum angeſprochen. Die kraft- und geiſtloſe Regierung der Habsburger in Wien und die gleichzeitige Schläfrigkeit und Erbärmlichkeit der Habsburger in Madrid, wie auch der ſchamloſe Verrath vieler deutſchen Fürſten, machte es dem franzöſiſchen König möglich, dieſe Räuberpolitik zu treiben. Faſt alle deutſchen Fürſten am Rhein und bis in den Harz ſchloſſen mit ihm den erſten ſog. Rheinbund und dienten ihm gegen Kaiſer und Reich. In dieſer gefahrvollen Zeit nun gab ſich der große Kurfürſt alle erdenkliche Mühe, den Kaiſer, wie auf dem Reichstage, ſo im Felde mit Heeresmacht zu unterſtützen und die deutſchen Fürſten an ihre Pflicht zu mahnen. Eins ſeiner früheſten Manifeſte lautet: „Ehrlicher Deutſcher, dein edles Vaterland war leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit jämmerlich zugerichtet. Wir haben unſer Blut, unſere Ehre und unſere Namen dahingegeben, und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienſtknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens faſt verluſtig, und diejenigen, die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was ſind Rhein, Elbe, Weſer, Oderſtrom nunmehr anders, als fremder Nationen Gefangene? Was iſt deine Freiheit und Religion mehr, denn daß andere damit ſpielen!“ Wer müßte nicht aus dieſer ſchönen Sprache erkennen, wie warm dem großen Kurfürſten ſein Herz für Deutſchland ſchlug und daß er gleich ſeinem Ahnherrn, dem erſten Kurfürſten Friedrich, nicht blos brandenburgiſche, ſondern große deutſche Politik trieb.

Aber seine deutschen Mitfürsten spielten ihm übel mit. Sowohl ihm und seinen Truppen, als auch den kaiserlichen Truppen unter Montecuculi, versperrten sie, von Frankreich bestochen, die Wege, versagten die Reichshülfe, verhinderten jede Zufuhr, so daß gegen Frankreich dauernde Erfolge nicht zu erringen waren. Frankreich aber hetzte die Schweden auf, daß sie dem großen Kurfürsten in's Land fielen und er schleunig umkehren mußte. Man begreift, in welchen heiligen Zorn er und seine braven Krieger über so viel Unfug im deutschen Reich geriethen. Bei Fehrbellin, wo der heimgekehrte Kurfürst zum erstenmal auf die Schweden traf, hieb er sie auf eine furchtbare Weise zusammen, dann noch einmal bei Wolgast, eroberte Stralsund und verfolgte die an der Ostseeküste hin fliehenden Schweden bis nach Kurland. Ewig denkwürdig bleiben diese Siege, weil in ihnen zum erstenmale jener furor Teutonicus wiederkehrte, mit dem die Heerschaaren Karl Martells die Ueberzahl der Reichsfeinde zerschmettert hatten und der von nun an unter den Fahnen des schwarzen Adlers nicht mehr aussterben sollte. Der nächste Erfolg jener herrlichen Siege war freilich gering, denn der Kaiser in Wien beneidete dem großen Kurfürsten sein Kriegsglück und überall von größern und ihm feindlichen Mächten umgeben, mußte dieser auf Pommern wieder verzichten. Ebenso entging ihm durch des Kaisers Neid die Erbfolge in den schlesischen Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau. Von so vieler Mißgunst umgeben und der pommerschen Küste entbehrend, konnte er auch von Preußen aus den großartigen Plan einer Seemacht und eines Colonialsystems, den er bereits in Angriff genommen hatte, nicht durchführen. Mit wie vielen Schwierigkeiten der edle Kurfürst zu kämpfen hatte, erhellt daraus, daß die lutherischen Zeloten in Preußen ihn von den Kanzeln herab als einen Calvinisten in die Hölle verfluchten, so daß er sich genöthigt sah, ihnen einen Revers abzuzwingen, worin sie sich zur Ruhe ver-

pflichteten. Man darf ſich wohl an ſolche Vorgänge erinnern und darauf aufmerkſam machen, daß die große deutſche Politik der Zollern die confeſſionelle Neutralitätspolitik immer zu ihrer Vorausſetzung gehabt hat.

Dem heroiſchen Kurfürſten folgte ſein bukeliger, aber kluger Sohn Friedrich, den ſein Enkel, Friedrich der Große, den königlichen Aeſop nannte. Derſelbe diente dem Kaiſer treulich in der Vertheidigung des Reichs gegen die Türken und Franzoſen. Seine Regierung fiel in die Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und der Kaiſer Leopold I mußte den größten Werth auf den Beiſtand des Brandenburgers legen, da ihn Bayern im Stiche ließ, um einen neuen Rheinbund mit Frankreich gegen Deutſchland einzugehen. Dieſe günſtige Gelegenheit benutzte Friedrich, um im Jahr 1701 mit des Kaiſers Zuſtimmung den Königstitel anzunehmen. Das war kein Akt der Eitelkeit, ſondern kluger Vorſicht. Der Kurfürſt von Sachſen hatte ſich zum König von Polen wählen laſſen, der Kurfürſt von Hannover war König von England geworden, beide als Kurfürſten weniger mächtig als der Brandenburger. Mit Recht wollte ſich dieſer letztere alſo im Range nicht zurückſetzen laſſen und nahm von ſeinem Herzogthum Preußen, deſſen unumſchränkter Souverän er war, ſeitdem es, aus dem deutſchen Reichsverbande längſt geſchieden, unter ſeinem Vater auch aufgehört hatte, polniſches Lehen zu ſeyn, den Namen „König in Preußen“ an. Für die Zuſtimmung des Kaiſers erwies er ſich dankbar, indem er ſeine tapferen, von dem berühmten alten Deſſauer trefflich organiſirten und geführten Truppen den kaiſerlichen anſchloß, die unter dem Prinzen Eugen die Franzoſen aus Italien jagten. Den glänzendſten Sieg erfocht Eugen bei Turin hauptſächlich durch den Heldenmuth der preußiſchen Krieger, wie das die beſiegten Franzoſen ſelbſt anerkannten. „Die Preußen, hieß es, hätten hier wie die Teufel gefochten.“

Der ſächſiſche Auguſt blieb in Polen ein Schattenkönig, indeß er ſein armes Sachſenland unerhört ausſaugte und durch die ſchamloſen Wollüſte ſeines Hofes ſchändete. Zudem hatte er um der polniſchen Krone willen katholiſch werden müſſen, wodurch er die Hegemonie im lutheriſchen Deutſchland, die ſich ſeine Väter erworben hatten, aufgeben und an Preußen abtreten mußte. Auch der hannöveriſche Georg wurde in England ein Schattenkönig, der nur zu unterzeichnen hatte, was ihm die Lords vorſchrieben. Darüber vernachläſſigte er ſein deutſches Hannover, ließ es ausſchließlich von einem übermüthigen Adel regieren, als engliſche Provinz behandeln und nur engliſchem Intereſſe dienen. Keiner dieſer neuen Könige verdiente die Krone in dem Maße, wie der Brandenburger, er, der allein kein blos dynaſtiſches, ſondern ein großes nationales deutſches Intereſſe vertrat.

Seitdem das Haus Zollern in Brandenburg zum calviniſchen Glauben übergetreten war, hatten ſich zwiſchen ihm und der Schweizer Eidgenoſſenſchaft freundliche Beziehungen angeknüpft. Der überwiegend reformirte Theil der Schweiz war beſtändig Angriffen von Seiten ſeiner mächtigen katholiſchen Nachbarn ausgeſetzt, wie auch der lutheriſche Theil von Schwaben. Das proteſtantiſche Süddeutſchland und die reformirte Schweiz bilden nur eine ſchmale Halbinſel mitten in einem katholiſchen Meer. Sie ſind der äußerſte ſüdliche Vorpoſten des proteſtantiſchen Nordens. Sie wurden in den früheren Glaubenskriegen regelmäßig von katholiſchen Heeren überfluthet und unter katholiſche Herren gebracht. Sowohl im Schmalkaldiſchen, als im dreißigjährigen Kriege predigten die Jeſuiten in Stuttgart. Auch noch nach den Glaubenskriegen wurden dieſe ſüdlichen Ausläufer des proteſtantiſchen Nordens nur durch die Macht und das Anſehen der norddeutſchen Fürſten, vor allen des Kurfürſten von Brandenburg und Königs von Preußen geſchützt. Bis in die Schweiz erſtreckte ſich dieſer Schutz. Neufchatel, ein kleines Für-

ſtenthum in der welſchen Schweiz, war der Eidgenoſſenſchaft zugewandt. Das kleine Fürſtenhaus ſtarb aus und da es mit dem preußiſchen Hauſe verwandt geweſen, wurde dieſes Haus, hauptſächlich durch die Bemühung des Canton Bern allen andern Bewerbern vorgezogen, weil ſich die Schweiz in allen Conflikten mit den katholiſchen Mächten des preußiſchen Beiſtands verſichern wollte. Somit gewann König Friedrich I im Jahr 1707 das Fürſtenthum Neuſchatel und Valengin.

Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I ſteht unſerer Zeit ſchon näher und ſeine energiſche Perſönlichkeit wird allen Leſern dieſes Buchs ſchon lange bekannt ſeyn. Ich hebe daher aus ſeiner Regierungsperiode nur das hervor, was ihn als deutſchen Fürſten, als einen, der nicht blos brandenburgiſche oder preußiſche, ſondern deutſche Politik getrieben hat, charakteriſirt. Seine Vorliebe für rieſenhafte Soldaten iſt Nebenſache und war doch auch mehr als Spielerei, denn man muß darin die Werthſchätzung einer kräftigen und heldenmäßigen Race anerkennen, alſo das, was die herrlichſte Zierde unſerer altdeutſchen Vorzeit geweſen iſt. Auch war er ſo kerndeutſch, daß er nichts ſo ſehr haßte, als die Franzoſen und ihre damalige Lüderlichkeit, die Frechheit, mit der ſie ſich ſchon oft in deutſche Angelegenheiten eingemiſcht und Deutſchland beraubt hatten, mithin auch die Affenſchande, zu der ſich die Deutſchen erniedrigten, indem ſie alle franzöſiſchen Moden nachahmten. „Meinen Kindern will ich, rief er einmal, Degen und Piſtolen ſchon in die Wiege legen, daß ſie die fremden Nationen aus Deutſchland helfen abhalten.“ Um ſeinen Abſcheu vor der franzöſiſchen Mode zu bezeugen, durfte ſich niemand an ſeinem Hofe und von ſeinen Dienern und Beamten in dieſelbe kleiden, außer die Profoſen. In treuer Geſinnung hielt er deshalb auch zum Kaiſer.

Im Innern regierte er gewaltthätig und nannte ſich ſelbſt einen rocher de bronze, meinte damit aber nur die Kraft und

Einheit der Staatsgewalt, ohne welche jedes Gemeinweſen, wie das leider am deutſchen Reich ſich bewährte, zerfallen muß. Er wollte keine Willkür, wie Ludwig XIV, und wenn dieſer gemeint hatte, der Staat ſey nur ſeinetwegen da und alles müſſe ihm dienen, ſagte Friedrich Wilhelm I im Gegentheil, er ſey nur der erſte Staatsdiener, ja er ſey ein „Republikaner", ſofern er nur für das gemeine Weſen (res publica) lebe. Dem entſprach ſein trefflicher Haushalt, ſeine Sparſamkeit, das Anſammeln eines bedeutenden Staatsſchatzes, um in außerordentlichen Fällen Mittel bei der Hand zu haben, nach dem weiſen Beiſpiel des erſten Kurfürſten von Brandenburg. Wohl wiſſend, daß nur ein voller Beutel und ein bewaffneter Arm den Staat erhalten und mehren kann, wandte er mit Hülfe ſeines alten Deſſauer die größte Sorgfalt auf die Armeeorganiſation. Desgleichen auf den Landbau und auf die Mehrung der Bevölkerung. In ſeinen Ländern gab es noch viele unbebaute oder ſeit den Kriegsnöthen verödete Gegenden. Dahin berief der König unter guten Bedingungen Coloniſten, unter anderm viele tauſend ehrliche und fleißige Salzburger, die durch das intolerante Regiment im katholiſchen Süden als Proteſtanten aus ihrer Heimath vertrieben wurden. Den ſchönſten Erwerb aber machte der König im Jahr 1720 an Pommern, welches ihm mit Ausnahme des ſchwediſchen Vorpommern mit Stralſund und Rügen endlich von Schweden überlaſſen werden mußte, nachdem der berühmte Schwedenkönig Karl XII im nordiſchen Kriege unterlegen war. Eine gerechte Strafe für Schweden, welches vernünftiger gehandelt haben würde, wenn es, ehe es den an ſich ganz normalen Krieg mit Rußland begann, um die aſiatiſche Barbarei von der Oſtſee fernzuhalten, ſich mit Polen und Preußen verbunden hätte, anſtatt dieſe feindſelig zu behandeln. An Pommern gewannen die Zollern ein Land, welches die tüchtigſten Soldaten lieferte. Der Ruhm pommeriſcher Tapferkeit iſt übrigens ein

neuer und ſchreibt ſich nicht ſowohl aus der ſlaviſchen Vorzeit, als aus der Germaniſirung des Landes und von der preußiſchen Disciplin her. Pommern war nach dem dreißigjährigen Kriege ſchrecklich verödet, mußte größtentheils neu bevölkert werden und bekam daher eine ganz deutſche Bevölkerung mit Ausnahme des äußerſten Endes von Hinterpommern.

Im Jahre 1740 folgte dem energiſchen König ſein Sohn **Friedrich II**, der an Ruhm alle ſeine Vorfahren noch übertreffen ſollte. Ueber ihn iſt ſo viel geſchrieben worden, daß ich mich möglichſt kurz faſſen will, um nur dasjenige in ſeiner Regierung und in ſeiner Heldenlaufbahn auszuzeichnen, was ſich auf das große deutſche Nationalintereſſe bezieht. Die geſchworenen Feinde der deutſchen Ehre, Einheit, Macht und Größe im Ausland, wie auch die ſchmäliger Weiſe mit ihnen verbündeten Verräther in Deutſchland ſelbſt, welche noch heute alles, was Preußen für die Ehre und Einheit der deutſchen Geſammtnation leiſtet, gern blos als einen Raub darſtellen, den Preußen an den Nachbarn begehe, die nämlichen Feinde waren aus den nämlichen Gründen auch ſchon vor hundert Jahren befliſſen, den großen Friedrich als den Friedensſtörer Europas, als den Länderräuber anzuſchwärzen. Das Ausland, insbeſondere die beiden mächtigſten Staaten Frankreich und Rußland, wollten eine immerwährende Uneinigkeit im deutſchen Reich unterhalten, um dieſem Reich wie bisher Provinzen abzuzwacken und es immer kleiner zu machen. Mit Oeſterreich glaubten ſie, weil die Habsburger auf ihrem Thron eingeſchlafen waren, mit der Zeit ſchon fertig zu werden. Die Schweiz und Holland waren ſchon von Deutſchland abgetrennt, Elſaß, Lothringen, Burgund franzöſiſche Provinzen, Hannover eine engliſche Provinz, Schleswig-Holſtein däniſche Provinzen, Meklenburg halb ſchon eine ruſſiſche Provinz, Kurland, Livland und Eſthland ruſſiſche Provinzen, Sachſen eine polniſche Provinz. Es blieb alſo nur noch Brandenburg-Preußen

übrig, was neben Oeſterreich noch deutſche Politik treiben, noch im deutſchen Nationalintereſſe ſich dem Ausland widerſetzen konnte. In dem Augenblick alſo, in welchem Preußen einen Aufſchwung nahm, in ſolcher Stärke, daß es ſogar Oeſterreich gewachſen, wo nicht gar überlegen wurde, war auch die Zeit für das zur Unterdrückung des Germanismus verſchworene Ausland gekommen, die Macht des jungen Preußen ſchon im Beginne zu brechen, und eine große Coalition gegen Preußen zu bilden, welcher das eiferſüchtige Oeſterreich beitrat. Man wolle bemerken, wie wenig furchtbar Oeſterreich dem Ausland hat erſcheinen müſſen, ſofern dieſes es gegen Preußen unterſtützte. Daß Oeſterreich durch einen Sieg über Preußen zur Alleingewalt in Deutſchland gelangen ſollte, lag weder in der Meinung, noch in der Beſorgniß des Auslands.

Um die europäiſche Coalition gegen Preußen im ſiebenjährigen Kriege richtig zu verſtehen, kommt es weder auf das Datum der beiden Verſailler Verträge von 1756 und 1757, noch auch auf die vorangegangene Eroberung Schleſiens durch Friedrich den Großen an. Oeſterreich allein hatte Urſache, ſich an Preußen rächen zu wollen, Frankreich und Rußland aber nicht. Im Gegentheil, ſie konnten ein großes Uebergewicht Oeſterreichs, was zu einer Einigung Deutſchlands hätte führen können, nicht wünſchen. Wenn ſie ſich dennoch für Oeſterreich gegen Preußen erklärten, ſo geſchah es in dem richtigen Vorgefühl, in Preußen liege mehr Zukunft für Deutſchland als in Oeſterreich.

Die öſterreichiſche Politik war ſo wenig deutſch, daß ſie, wie bekannt, im Verſailler Vertrage allen auswärtigen Mächten, die ihr im ſiebenjährigen Kriege beiſtanden, das ganze Norddeutſchland preis gab, die Niederlande an Frankreich, Pommern an Schweden, Weſtpreußen an Polen, Oſtpreußen an Rußland. Hätte Friedrich der Große nicht geſiegt, ſo würden wirklich alle deutſchen Nord- und Oſtſeeküſten fremden Mächten zugefallen

und würde überall in ihnen auch der deutſche Geiſt unterdrückt worden ſeyn.

Damit fallen alle die Klagen und Beſchuldigungen, die man gegen Friedrich den Großen wegen ſeiner Eroberung Schleſiens erhoben hat, in nichts zuſammen. Die Wehleidigkeit des kleinen Sachſen bietet am allerwenigſten einen Maßſtab dar, um ſo große welthiſtoriſche Fragen zu beurtheilen, zumal, da es gerade Sachſen war, deſſen Diplomatie am meiſten vor dem ſiebenjährigen Kriege gegen Preußen agitirt hatte. Das gilt von der Kritik Onno Klopps, der ſog. Geheimniſſe des ſächſiſchen Cabinets, Vivenots und anderer.

Auch hat man bisher noch nicht erwogen, wie ſchwer das Intereſſe und die Geſinnung Schleſiens in's Gewicht fiel. Ein Land von zwei Millionen Seelen hatte ohne Zweifel in ſeinen eigenen Angelegenheiten eine Stimme und Schleſien war damals in weit überwiegender Mehrheit für Preußen geſtimmt. Die heutigen Feinde Preußens hören nicht auf, der kleinen däniſchen Minderheit in Schleswig ein Recht der Selbſtbeſtimmung zu vindiciren, alſo müſſen ſie auch zugeben, die damaligen Schleſier und zwar ihre übereinſtimmende Mehrheit hatten daſſelbe Recht. Der größere, wenigſtens der bevölkertſte und gebildetſte Theil Schleſiens war lutheriſch, doch war nur einigen einzelnen Herzogthümern und der freien Stadt Breslau die Religionsfreiheit vertragsmäßig geſichert. In andern ſchleſiſchen Herzogthümern waren die Proteſtanten durch die Dragonaden des Fürſten Lichtenſtein wieder wie mit Hunden in die katholiſche Meſſe gehetzt worden, oder konnten nur heimlich ihren Gottesdienſt halten. Erſt im Anfang des 18. Jahrhunderts hatte Karl XII von Schweden auf ſeinem Durchzuge von Polen nach Sachſen den ſchleſiſchen Proteſtanten vom Kaiſer, der gut mit ihm zu ſtehen wünſchte, einige wenige ſog. Gnadenkirchen ausgewirkt. Ich weiß davon zu erzählen, denn meine eigenen Großeltern mütter-

licherseits mußten in ihrer Jugend, als Schlesien noch österreichisch war, von meiner Vaterstadt Waldenburg im Riesengebirge sechs Stunden weit nach der nächsten Gnadenkirche in Schweidnitz fahren, um einmal Sonntags Gottes Wort hören zu können. Da das dem Bedürfniß nicht genügte, hörte man heimlich auch Predigten im Walde und wurden an einem bemoosten Stein im Walde Kinder getauft. Als Friedrich der Große Schlesien eroberte, erhielten die Lutheraner endlich volle Freiheit und wurden ihnen überall Kirchen gebaut. Auch meine Vaterstadt erhielt eine eigene protestantische Kirche und jener Taufstein wurde aus dem Walde abgeholt und in den Altar versetzt.

Man muß dazu erwägen, daß in den kleinen schlesischen Herzogthümern unter Fürsten aus dem uralten polnischen Geschlecht der Piasten, noch zur Zeit der Reformation, welcher sich mehrere von ihnen eifrig zuwandten, ehe sie ausstarben und ihre Länder an Oesterreich fielen, ein reger wissenschaftlicher Geist herrschte. In der Hauptstadt Breslau und in der berühmten Trotzendorfischen Schule zu Liegnitz wurden gelehrte Studien getrieben. Hier entstanden auch die beiden berühmten schlesischen Dichterschulen. Die erste, von Opitz gestiftet, huldigte freilich nur dem classischen und französischen Geschmack, aber die zweite emancipirte sich und offenbarte, wenn auch in schwülstigen Versen, doch einen edlen patriotischen Geist, vor allem Lohenstein, dessen Arminius, wenn auch in geschmackloser Einkleidung, doch in einem Zeitalter, in welchem im katholischen Deutschland nur italienisch spanischer Jesuitismus, im protestantischen nur die französische Mode den Ton angaben, die feurigste Liebe zum großen deutschen Vaterlande bekundete, und die Deutschen dem Ausland gegenüber an ihre Ehre mahnte. Von diesem regen geistigen Leben in Schlesien war in Wien und im übrigen Deutschland und in der jesuitischen Schuldisciplin nichts wahr-

untern Kamtschik entblößt habe. Da die Türken solchergestalt unsere Absicht begünstigten, so war vor allen Dingen die größte Vorsicht nöthig, um sie so lange als möglich in ihrem Irrthum zu lassen. Zu diesem Zwecke geschah der Abmarsch aus dem Lager vor Schumla immer nur des Nachts, in aller Stille, und nur dann, wenn neue von Silistria angekommene Truppen die im Lager entstehenden Lücken ausfüllen konnten vom 13 bis zum 18 Julius. Der Großvezier beunruhigte unsere Bewegungen gar nicht. Der Kamtschik, ein nicht sehr breiter aber reißender Fluß, der nur seltene und gefährliche Fuhrten hat, war das erste Hinderniß, welches wir zu überwinden hatten, um den Balkan zu erreichen. Die Türken hatten an allen zugänglichen Punkten mit Geschütz versehene Verschanzungen aufgeworfen. Bei seiner Ankunft in Kadikioi erfuhr der General Rüdiger, daß der Feind in Kiuprikioi einen Posten von 3000 Mann hatte, den er nur mit großem Verluste hätte von vorn angreifen können. Er beschloß daher, nur den General Giroff mit 2 Bataillonen und 1 Kosakenregimente direct gegen Kiuprikioi vorzuschieben, um die Türken in der Fronte zu beschäftigen, während er selbst mit der Hauptmasse seiner Streitkräfte den Feind umgehen und den Fluß bei Kralamaly, 5 bis 6 Werste unterhalb Kiuprikioi, passiren wollte. Am 17 um 6 Uhr Morgens erschien er vor Kralamaly, wo er ein Corps von etwa 1000 Türken überrumpelte, die sich bei seiner Annäherung zerstreuten, und ihr Lager mit 3 Fahnen im Stich ließen. In der Nacht schlug der General Rüdiger eine Brücke, bewirkte den Uebergang, und marschirte am 18 früh auf Kiuprikioi, wo Jussuff-Pascha Widerstand zu leisten versuchte, und sich auf der Anhöhe dieses Dorfes in Schlachtordnung aufstellte. Unsere Truppen aber rückten unter Trommelschlag,

zunehmen. Damals ſchon war eine geiſtige Scheidewand zwiſchen dem proteſtantiſchen Schleſien und Sachſen einer-, Böhmen und Oeſterreich andererſeits gezogen wie noch heute. Alſo war auch nichts natürlicher, als daß die proteſtantiſchen und fein gebildeten Schleſier ſich von Oeſterreich abgeſtoßen, nach Preußen hingezogen fühlten. Auch davon weiß ich zu erzählen, denn ich beſitze noch die Correſpondenz meines Großvaters und Urgroßvaters väterlicherſeits, aus den Zeiten, welche dem ſiebenjährigen Kriege vorhergehen. Ich ſtamme aus einem alten rathsverwandten Geſchlecht der Stadt Breslau von Vaters Seite. Jene Correſpondenz behandelt lebhaft die politiſche Frage der Zeit: Wird Maria Thereſia uns angreifen, um Schleſien wiederzuerobern? Sie hat das Feſt der heil. Hedwig, der Schutzpatronin von Schleſien, mit ungeheurer Oſtentation feiern laſſen. Sie wird uns ihre Croaten ſchicken. Genug man wünſchte in Schleſien nichts ſehnlicher als Ruhe und Schutz unter dem preußiſchen Adler. Ueberall war dieſer Adler ſchon im Jahr 1740 von den Proteſtanten in Schleſien mit Jubel begrüßt worden und auch die Katholiken waren keineswegs mit Friedrich II unzufrieden. Er ſchonte ſie auf jede Weiſe, ließ den Klöſtern allen ihren Reichthum, ſchützte ſogar die Jeſuiten auch dann noch, als ſie aus allen katholiſchen Staaten vertrieben wurden, und hatte ſich auch des Dankes der ſchleſiſchen Klöſter zu erfreuen, denn eines derſelben verbarg ihn vor den öſterreichiſchen Spähern, die ihn ſonſt gefangen genommen hätten. Wenn überhaupt Schleſien nicht gern preußiſch geworden wäre, wenn hier irgend noch eine Sympathie für Oeſterreich vorhanden geweſen wäre, würde man das im Jahr 1866 wohl haben bemerken können. Aber keine preußiſche Provinz war von Anfang an ſo feurig und feſt entſchloſſen, alles für Preußen zu opfern, als Schleſien.

Nur beiläufig ſey hier bemerkt, in welchem Zuſammenhange die ſo wichtige und ſegensreiche Verbreitung des Kartoffelbaues

in Deutschland mit der Politik Friedrichs des Großen steht. Schon im Anfang des siebenjährigen Krieges ließ Graf Schlaberndorf, ein auch in anderer Hinsicht um Schlesien verdienter Mann, Friedrichs des Großen Minister und Statthalter daselbst, aus weiser Vorsorge und in der Voraussicht eines langjährigen Krieges den Kartoffelbau bei den schlesischen Bauern mit Gewalt einführen und ohne die hier erzeugten Kartoffeln hätten öfter weder die Armeen noch das Volk selbst ihr Leben fristen können. Man vergleiche darüber das vortreffliche Werk: Schlesien vor und nach dem Jahr 1740 (von Klöber), Freiburg 1785. II. Seite 198. Im Hungerjahr 1771 starben in Sachsen, wo der Kartoffelbau noch nicht aufgekommen war, 100,000 Menschen Hungers, in Böhmen sogar 180,000, und 20,000 Böhmen wanderten nach Schlesien aus, wo niemand Hunger starb, weil man hier Kartoffeln hatte.

Es ist überflüssig, hier noch zu wiederholen, was in so vielen Büchern steht, in Bezug auf die weise Fürsorge Friedrichs des Großen für alle Classen seiner Unterthanen. Trotz langer Kriege hielt er die Finanzen in musterhafter Ordnung, gab seinen Staaten ein neues der Zeit angemessenes Gesetzbuch, übte volle Toleranz in Glaubenssachen, beförderte Ackerbau, Bergbau, Industrie und Handel und war wie sein Vater, der erste Staatsdiener. Doch wollen wir uns hier mit seiner innern Politik nicht besonders beschäftigen, sondern nur seine äußere in's Auge fassen.

Es ist erstaunlich, wie groß unter ihm Preußen schon gewachsen war, von kleinem Anfang an. Denn Brandenburg lehnte sich weder an ein Gebirge, noch an das Meer. Die Lage des nach allen Seiten offenen, sandigen und verhältnißmäßig armen Landes war nicht günstig. Der Beherrscher der Mark hatte seine Grenzen noch nicht bis an's Meer ausgedehnt, war überall eingeengt von eifersüchtigen Nachbarn und von größern Staaten,

deren Macht die ſeinige weit übertraf. Wenn gleichwohl dieſe ſandige Mark langſam, aber unwiderſtehlich zu immer größerer Macht gelangte, ſo verdankte ſie das einzig dem Genie in der Zollern'ſchen Dynaſtie und der in ihren Bewohnern vorherrſchenden Tapferkeit und Mannszucht. Schon Kurfürſt Friedrich I legte den Grund zu einer monarchiſchen Gewalt, die alle Kräfte des Landes und Volkes in einer Hand zuſammenfaßte. Der große Kurfürſt ahmte ihm nach. Die Stände, d. h. der Adel verlor an Freiheit, aber das Volk gewann durch Weisheit und Sparſamkeit der Regierung. Das monarchiſche Princip war hier populär. Das Volk freute ſich mannhafter, ſtraммer, aber gerechter Regenten und fügte ſich der militäriſchen und civilen Zucht mit einem Stolz, der vollkommen gerechtfertigt erſcheint, wenn man dagegen die Verweichlichung und Entſittlichung der geiſtlichen und weltlichen Kleinſtaaterei umher vergleicht. Von dem thörichten Syſtem der Theilungen wich man frühzeitig genug ab und erhob die Primogenitur zum Geſetz.

Wenn auch in der Reihe der Regenten einige vorkamen, die ſchwächer waren, ſo fand ſich doch bald wieder und immer wieder ein Nachfolger von ungewöhnlicher Energie oder auch nur Klugheit ein, der nicht in die Fehler anderer Fürſten fiel, ſondern deren Fehler zum eigenen Vortheil zu benutzen verſtand. So machte ſich der Kurfürſt im Beſitz von Preußen von der polniſchen Lehensherrſchaft frei, ſo gewann er Pommern, ſo behauptete er Cleve und Oſtfriesland. Wichtiger als alles andere war die Klugheit und Vorausſicht, mit welcher das Haus Zollern die Fehler Oeſterreichs und Sachſens benutzte.

Es iſt nicht zu leugnen und wird mit der Zeit immer mehr erkannt werden, daß das Sinken der habsburgiſchen Monarchie gerade da anfing, wo es den Höhepunkt ſeiner Macht erreicht hatte, nämlich mit dem Teſtament Kaiſer Karls V. Spanien und Italien erhielt ſein Sohn Philipp, Deutſchland ſein Bruder Fer-

dinand. Um aber dem romaniſchen Element das Uebergewicht über das germaniſche zu geben, verlieh Karl auch die deutſchen Niederlande ſeinem Sohn und bewirkte, daß ſein Bruder und deſſen Nachfolger in Wien, um ſich gegenüber von Frankreich, den deutſchen Proteſtanten und den Türken behaupten zu können, ſpaniſche und italieniſche Hülfe brauchten und daher auch bis zu den Zeiten Joſephs II unter dem Einfluß des Madrider Hofes, der römiſchen Kurie und des Jeſuitenordens ſtanden. Die Jeſuiten durften ſich zwei Jahrhunderte lang des geſammten Unterrichts bemächtigen und Ton und Geſchmack in Oeſterreich angeben. Ihr Zweck ging nun dahin, das habsburgiſche Deutſchland möglichſt zu degermaniſiren durch die ausſchließlich lateiniſche Schulſprache und durch den ausſchließlich romaniſchen Renaiſſanceſtyl. Im Gegenſatz nun gegen dieſes Degermaniſirungsſyſtem in Oeſterreich hielten die Kurfürſten von Brandenburg und ſpätern Könige von Preußen das deutſche Weſen in Ehren und Friedrich Wilhelm I war ſich ſogar mit Stolz bewußt, der echteſte, biderbſte und wenn man will gröbſte Deutſche ſeiner Zeit zu ſeyn. Deutſche Sprache und Literatur wurden vorzugsweiſe nur im proteſtantiſchen Norddeutſchland gepflegt und wenn dafür auch in Sachſen eine Zeit lang noch mehr geſchah, als in Brandenburg, ſo beging doch am Ende des 17. Jahrhunderts der Kurfürſt von Sachſen den ungeheuern Fehler, durch leichtſinnigen Uebertritt zur katholiſchen Kirche die Hegemonie im proteſtantiſchen Norddeutſchland zu verſcherzen, die nunmehr an Brandenburg fiel.

Preußen übernahm alſo die Aufrechterhaltung des deutſchen Elements gegenüber dem öſterreichiſchen Romanismus und zugleich die Führung der Proteſtanten, die es auch ſofort energiſch ſchützte, wo ſie von katholiſcher Seite bedrängt wurden. Preußen hatte auf ſeiner Seite die ganze neuere Bildung und Wiſſenſchaft der Deutſchen, worin ihm ſogar Sachſen diente, während

Oeſterreich ſich allein noch auf Traditionen des Mittelalters ſtützte, deren wahren Sinn es ſogar verleugnete, indem es überall nur die romaniſchen Elemente pflegte und die großen Erinnerungen des deutſchen Mittelalters und der Gothik vergeſſen machte und durch die Jeſuiten möglichſt exſtirpiren ließ.

Preußen blieb der deutſchen Natur treu, handelte im deutſchen Intereſſe und der gütige Gott verlieh eben deshalb dem Zollern'ſchen Fürſtenſtamm mehr Takt und Genie als andern. Sonſt wäre Deutſchland längſt zu Grunde gegangen. Man muß ſich nur erinnern, daß das ganze Norddeutſchland noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entweder fremden, Deutſchland feindlichen Mächten des Auslands angehörte, oder wenigſtens unter deren Einfluß ſtand. Und wenn im ſiebenjährigen Kriege Friedrich der Große nicht geſiegt hätte, wären auch Oſt- und Weſtpreußen ruſſiſch geworden. In Königsberg hatte ſich damals die ruſſiſche Kaiſerin ſchon huldigen laſſen.

Der ſiebenjährige Krieg iſt der Glanzpunkt in Friedrichs Leben. Das unvergleichliche Genie, womit er der gegen ihn geſchloſſenen Coalition zuvorkam, trotz ihrer ungeheuren Uebermacht alle ſeine Feinde einzeln ſchlug und zuletzt Schleſien ſiegreich behauptete und ohne Verluſt aus dem langen Kriege hervorging, iſt von der unparteiiſchen Geſchichtſchreibung, ja ſelbſt von ſeinen Feinden anerkannt. Die Hauptſache dabei, auf die es vom national-deutſchen Standpunkt ankommt, iſt der Gewinn, den die deutſche Nation vom ſiebenjährigen Krieg gezogen hat. Das nördliche Deutſchland wäre ganz unter undeutſche Gewalt gekommen, wenn Friedrich der Große ſeine Feinde nicht in ſo vielen ſiegreichen Schlachten zurückgeworfen hätte. Man darf nie vergeſſen, welche Verabredungen zwiſchen den Mächten der Coalition gegen Preußen in den beiden Verſailler Verträgen waren getroffen worden. Frankreich, Schweden, Dänemark, Polen und Rußland ſollten ſich in die deutſchen Nord- und Oſtſeeküſten theilen. Da

nun Hannover bereits eine engliſche, Schleswig und Holſtein däniſche Provinzen waren, ſo wäre ganz Norddeutſchland ein Raub fremder Mächte geworden. Oeſterreich hätte Schleſien wieder genommen, ſich aber um Norddeutſchland nicht mehr bekümmert, Bayern würde aus alter Eiferſucht gegen Oeſterreich ſich wie im ſpaniſchen Erbfolgekriege Frankreich hingegeben haben und die andern kleinen Fürſten im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland waren gleichfalls ſchon an die Rheinbundpolitik gewöhnt. Mithin würde das deutſche Reich bald aufgelöst worden ſeyn. Oeſterreich hätte es nicht mehr ſchützen können. Es iſt alſo ſonnenklar, daß nur die Siege Friedrichs des Großen im ſiebenjährigen Kriege Deutſchland vor der Fremdherrſchaft geſichert haben. Zudem war es von großem Werthe, daß deutſche Heere wieder einmal dem Ausland Reſpekt einflößten und daß die preußiſche Heeresorganiſation von allen auswärtigen Staaten als muſtergiltig anerkannt und nachgeahmt wurde.

Friedrich verdankte den Sieg zunächſt ſeinem Genie und der Treue und trefflichen Disciplin ſeines Volks. Die engliſche Hülfe nüzte ihm nicht viel, denn England führte nur zum eigenen Nutzen vorzugsweiſe einen Seekrieg gegen die mit ihm concurrirenden Seemächte. Dagegen kam es Friedrich dem Großen zu ſtatten, daß ſowohl Frankreich als Rußland ihre Kriegsluſt mäßigten. Dieſe Mächte wollten ebenſowenig eine öſterreichiſche als eine preußiſche Hegemonie in Deutſchland. Sie wollten nur verhüten, daß eine deutſche Macht der andern zu ſehr über den Kopf wüchſe. Die Deutſchen ſollten getheilt und uneinig bleiben. Das war den auswärtigen Großmächten die Hauptſache, damals wie noch heute. Deswegen war ihnen der Hubertsburger Frieden, der Oeſterreich und Preußen an Macht ziemlich gleichſtellte und ihre Rivalität zu verewigen ſchien, bequemer als ein Frieden geweſen wäre, welcher Oeſterreich eine unverhältnißmäßige Uebermacht über Preußen geſichert hätte.

Die Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Reichs benahmen sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges ganz so erbärmlich, wie es ein solches unnatürliches Conglomerat nicht anders zu thun vermag und wie es sich auch wieder im Jahr 1866 benommen hat. Nicht als ob sie Oesterreich ernstlich hätten helfen wollen, haßten sie Preußen nur, weil dieser frische und kräftige Staat voll Elasticität und Intelligenz ihrer kleinstaatlichen Mißregierung ein steter Vorwurf war, und wenn sie sich anstrengten, eine Reichsarmee auf die Beine zu bringen, welche nur die lächerlichste Karrikatur des alten deutschen Heerbannes war, so thaten sie es hauptsächlich aus Rücksicht auf Frankreich, weil auch Frankreich gegen Preußen marschiren ließ. Am unvernünftigsten gerirte sich damals der Herzog Karl von Württemberg. Sein Ländchen war protestantisch und wie die reformirte Schweiz peninsularisch in das weite Meer des südeuropäischen Katholicismus vorgeschoben. Es hatte also genau dasselbe Interesse, wie der Canton Bern es in der Neufschateler Angelegenheit gewahrt hatte. Es mußte zu Preußen stehen, dem damaligen Haupt des corpus Evangelicorum in Deutschland. In Württemberg wurde die Reformation erst durchgeführt, als Herzog Ulrich norddeutsche Hülfe aus Hessen erhielt, wodurch die Oesterreicher, die das Land damals regierten, aus dem Lande vertrieben wurden. Die letztern kamen nach hundert Jahren im dreißigjährigen Kriege wieder und regierten das Württemberger Land wieder, und es wurde bei seinem Protestantismus nur erhalten durch die Siege der protestantischen Partei in Norddeutschland. Wieder hundert Jahre später machte der katholische Herzog von Württemberg, Karl Alexander, vor seinem Regierungsantritt österreichischer General, einen Versuch, der den nun schon alten Bestand des protestantischen Kirchenwesens im Lande zu gefährden schien, und Oesterreich würde davon neuen Vortheil gezogen haben, wenn nicht Friedrich der Große sich in's Mittel gelegt und die Protection des jungen Herzog

Karl, den er unter ſeinen Augen in Berlin erziehen ließ, und die Garantie der ſtändiſchen und proteſtantiſchen Kirchenrechte übernommen hätte. Derſelbe Herzog Karl aber handelte im höchſten Grade undankbar, indem er nicht nur Religion und Sitte durch die koloſſale Lüderlichkeit ſeines Hofes verhöhnte, ſondern auch Oeſterreich und Frankreich zu Liebe perſönlich im ſiebenjährigen Kriege gegen ſeinen preußiſchen Wohlthäter zu Felde zog, aber verdientermaßen geſchlagen wurde und eiligſt heimflüchtete.

Im Vertrauen auf Frankreich und Oeſterreich wollte Herzog Karl im eigenen Lande die alte Verfaſſung umſtürzen und abſolut deſpotiſch regieren. Die Stände des kleinen Herzogthums hatten einen ſchweren Kampf mit ihm und würden unfehlbar ihrer alten Rechte verluſtig geworden ſeyn, wenn nicht Friedrich der Große ſie in ſeinen Schutz genommen und durch die ernſten Drohungen ſeines Geſandten v. d. Schulenburg den Herzog gezwungen hätte, den Ständen das Kirchengut zu laſſen und mit ihnen den Erbvergleich von 1770 zu ſchließen.

Wenige Jahre ſpäter machte Friedrich der Große eine neue bedeutende Erwerbung an dem nördlichen Theile des Königreich Polen, welcher ſeitdem Weſtpreußen heißt. Es geſchah in Folge der berüchtigten erſten Theilung Polens. Da dieſes Königreich durch ſein lüderliches Adelsregiment ſehr heruntergekommen und für die deutſchen Nachbarmächte keine Offenſive von dieſer Seite her zu beſorgen war, ſo erſcheint es allerdings überaus ungerecht, daß Oeſterreich und Preußen ſich ohne weiteres Stücke von Polen abriſſen, während Rußland den größten Theil davon an ſich nahm. Die beiden deutſchen Mächte hätten entweder zu einer Regenerirung und Stärkung Polens, als eines Bollwerks gegen Rußland, mitwirken, oder ſie hätten wenigſtens durch feſtes Zuſammenhalten verhüten ſollen, daß Rußland den Hauptantheil an der Beute bekam. Aber weder das eine noch das andere ließ die Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu. Rußland

konnte daher den Meiſter ſpielen. Nachdem es Oeſterreich verlockt, einen Einfall in's ſüdliche Polen zu machen, um ſelbſt einen Vorwand zum Einmarſch zu erhalten, mußte Preußen auch einmarſchiren, damit die beiden andern nicht alles nähmen.

Die Beſitznahme Weſtpreußens erfolgte 1773 und das größtentheils katholiſche Land kam unter denſelben günſtigen Bedingungen an Preußen wie Schleſien, und gewann ſehr dadurch, denn unter der polniſchen Wirthſchaft war hier alles verarmt, in Faulheit und Schmutz verſunken, der Ackerbau ſchlecht beſtellt, die Juſtiz ſchlecht, der Schulunterricht gänzlich vernachläſſigt. In allen dieſen Beziehungen nun half die preußiſche Regierung dem Lande auf durch beſſere Juſtiz und Verwaltung, verbeſſerte Landwirthſchaft, Aufnahme fleißiger deutſcher Coloniſten und Errichtung von Schulen.

Dem großen König, der keine Kinder hatte, folgte ſein Neffe Friedrich Wilhelm II, dem es zwar nicht an einer gewiſſen Ritterlichkeit fehlte, wohl aber an dem ſtarken Geiſt des Oheims. Allzuſehr zur Sinnlichkeit geneigt, gab er ſich Maitreſſen hin. Die Lüderlichkeit der Sitten nahm in den höhern Ständen reißend überhand und erſchlaffte insbeſondere den Geiſt in der Armee. Zugleich wurde von Wien und Petersburg aus gegen ihn intriguirt und er kam in eine ſchiefe Stellung, als er in einer edlen Großmuth das von der Revolution furchtbar bedrängte Königspaar in Frankreich retten wollte, während Rußland mit Zuſtimmung Oeſterreichs hinter ihm nur lauerte, um vollends Polen wegzunehmen. Indem der König von Preußen nun rückwärts blicken mußte, konnte er vorwärts gegen Frankreich keinen Erfolg erkämpfen und ſchloß am Ende aus Zorn über die ruſſiſch-öſterreichiſchen Kabalen mit der franzöſiſchen Republik den Basler Frieden, 1795, wodurch er die Niederlande, das ganze überrheiniſche Deutſchland, wie auch Franken, Schwaben und Bayern der Ueberſchwemmung durch franzöſiſche Sansculotten preisgab.

Obwohl er nur durch Thugut in Wien und durch die alte böſe Katharina in Petersburg in dieſe Lage hineingedrängt worden war, koſtete dieſelbe doch Preußen alle Sympathien in Deutſchland.

Unter ſeinem Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm III beſſerte ſich die Lage nicht. Im Gegentheil wurde ſeine Regierung mit ſchweren Vorwürfen beladen, daß er Oeſterreich nicht beiſtand, das ganze ſüdliche und weſtliche Deutſchland immer mehr in die Gewalt der Franzoſen fallen ließ. Oeſterreich hatte es nicht beſſer um Preußen verdient, aber die von Frankreich mißhandelte deutſche Nation blickte ſehnſüchtig aus, wo das ſieggewohnte Heer Friedrichs des Großen bleibe? ob es nicht endlich komme, Deutſchland zu retten? Es kam, aber zu ſpät und mit einer Armee, welche nicht mehr die des großen Friedrich war. Es erlitt die bekannte furchtbare Niederlage bei Jena, ganz Preußen gerieth in die Gewalt Napoleons, verlor alle ſeine Provinzen auf dem linken Elbufer und durfte fortan nicht mehr als 42,000 Mann Soldaten halten. Gewiß ein großes Unglück des Landes und eine Schmach der Regierung, die jedoch gute Folgen hatten, denn nur durch ein großes Unglück und ein tief verletztes Scham- und Ehrgefühl konnte eine ſittliche Erhebung hervorgerufen werden, wie ſie das preußiſche und deutſche Volk brauchte, um die innere Corruption und dann den äußern Feind überwinden zu können. Die ſchöne, unvergeßliche Königin Louiſe von Preußen, die damals am gebrochenen Herzen ſtarb, bezeichnete mit prophetiſchen Worten die Ausſicht, die dem Vaterland in ſeiner ſchrecklichen Noth offen blieb. „Wenn gleich die Nachwelt, ſagte ſie, meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, ſo wird ſie doch, wenn ſie die Leiden dieſer Zeit erfährt, wiſſen, was ich durch ſie gelitten habe, und ſie wird ſagen, ſie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünſche ich nur, daß ſie zugleich ſagen möge: aber ſie gab Kindern das Daſeyn, welche beſſerer Zeiten würdig waren,

das Gewehr im Arm muthig vor, ohne einen Schuß zu thun. Da ergriff der Feind die Flucht, und verlor bei der Verfolgung außer dem Lager und 2 Fahnen noch 4 Kanonen und einige Gefangene. General Rüdiger marſchirte nun am rechten Ufer des Kamtſchik hinunter, um im Nothfall den General Roth zu unterſtützen. Dieſer hatte gleichfalls am 17 die Ufer des Kamtſchik an der Stelle erreicht, wo dieſer Fluß die Straße von Varna durchſchneidet. Der Feind hatte am entgegengeſetzten Ufer eine gute mit 12 Stück Geſchütz beſetzte Verſchanzung inne, und von beiden Seiten begann ein ſehr lebhaftes Kanonenfeuer. Als General Roth ſah, daß letzteres von keinem Erfolge war, entſchloß er ſich, ſeinerſeits ebenfalls, durch ſeinen Uebergang, unterhalb der türkiſchen Stellung dem Feinde in den Rücken zu kommen. Während der Nacht ließ er den General Froloff dem Feind in der Fronte zurück und marſchirte ſelbſt durch faſt unwegſame Gegenden; 4 Brücken, die man genöthigt war über eben ſo viele Arme des Kamtſchik zu ſchlagen, hatten unſere Operation ſo ſehr verzögert, daß der Uebergang erſt am 19 bei Tagesanbruch bewerkſtelligt werden konnte. Nun ſtürzte ſich General Weljamienoff auf die feindliche Verſchanzung und nahm ſie ohne Schwierigkeit, indem die Türken, mit Wegwerfung ihrer Waffen, die Flucht ergriffen. Dieſen glücklichen Erfolg benutzend, wandte General Roth ſich ſogleich nach Derwiſch-Joſſan, wo ſich das Hauptlager Ali-Scheffiks, Paſcha's von zwei Roßſchweifen, befand, dem die Vertheidigung des niedern Kamtſchik übertragen worden war. Des ſchwierigen Weges ungeachtet erreichte man das feindliche Lager. Zuerſt zeigte ſich ein neuerrichtetes, reguläres türkiſches Cavallerieregiment, das in einem Augenblick zurückgeworfen wurde. Die das feindliche Lager deckenden Verſchan-

ſie herbeizuführen geſtrebt und endlich ſie errungen haben." Sie haben ſie errungen, denn ihr Sohn iſt der greiſe Held von Sadowa, der Zertrümmerer des fluchwürdigen, von Metternich geſchaffenen deutſchen Bundes, König Wilhelm I von Preußen.

Das preußiſche Elend dauerte damals nur ſieben Jahre, eine verhältnißmäßig kurze Zeit, in der man zur vollen Beſinnung und Ermannung zurückkehrte. In ſo großem Unglück erkannte jeder, daß die Deutſchen ſelber daran Schuld ſeyen, durch ihre Uneinigkeit, durch die bisherige Nichtachtung ihres gemeinſamen großen Nationalintereſſes, ihrer Nationalehre, durch ihre Hingebung an fremde Moden und Denkweiſen, durch ſittliche Erſchlaffung und Lüderlichkeit. Vor allem kam es darauf an, ſich der Franzoſen zu erwehren, ſich Mittel zu verſchaffen, um ſie endlich wieder über den Rhein zurückzuwerfen, denn die Mißhandlungen und Plünderungen, die man von ihnen zu leiden hatte, wurden unerträglich. Daher ernteten die Männer, die den Muth nicht verloren hatten und die im Unglück wenigſtens die Ehre retteten, wie Blücher, Schill, Nettelbeck, Gneiſenau, der Herzog von Braunſchweig und fern im Süden Andreas Hofer, der herrliche Tiroler, die Bewunderung und Liebe aller Norddeutſchen, die damals unter dem ſchweren Druck der Fremdherrſchaft weniger ſeufzten, als ſich vorbereiteten zur Rache, wie die Spanier. Die Stunde der Rache hatte noch nicht geſchlagen, man war zu ſchwach, der Feind ſtand noch mit Uebermacht im Lande und hatte alle Feſtungen inne. Auch ſtand er noch im Bunde mit Rußland. Man konnte ſich nur vorbereiten auf eine künftige Erhebung.

Dies geſchah auf dreierlei Art. Einmal durch den Tugendbund, durch Beamte und Offiziere, namentlich des Generalſtabs, welche nicht nur die Gemüther heimlich auf eine große Erhebung gegen die Franzoſen vorbereiteten, ſondern auch, troz aller Ungunſt der Zeit, die bei Jena ſo ſchmählich geſchlagene Armee zu

reorganiſiren, mit einem neuen Geiſte zu erfüllen und ihre künftige Verſtärkung durch abwechſelndes raſches Einexerciren junger Mannſchaften zu ermöglichen wußte, ohne daß die vorgeſchriebene kleine Truppenzahl eine ſichtbare Vermehrung erfuhr. Hierbei erwarb ſich der berühmte Scharnhorſt das größte Verdienſt. Daneben Jahn durch Einführung der Turnkunſt. Dieſer wackere Mann wollte nämlich die in der letzten Zeit etwas verweichlichte deutſche Jugend zur bärenhaften Kraft der alten Deutſchen zurückführen und zwar zu dem ausgeſprochenen Zwecke, daß ſie fähiger werde, die Franzoſen todtzuſchlagen. Jeden Tag, wenn er von Berlin ſeine Turner hinaus in die Haſenhaide führte, ermahnte er ſie am Brandenburger Thor, die einſt über dieſem Thor aufgeſtellte Victoria mit ihrem Viergeſpann, welche Napoleon hatte nach Paris bringen laſſen, von dort zurückzuholen.

Damit hingen zwei andere Tendenzen zuſammen. Daß nämlich die Gegenwart auf Abwege gerathen und nur dadurch das Unglück herbeigeführt worden ſey, war den einſichtsvollſten Männern klar geworden. Nur in Bezug auf die Wahl des beſſern Weges, welchen man einzuſchlagen habe, gingen die Meinungen auseinander. Die Einen glaubten, aus der Erinnerung an unſere große deutſche Vorzeit laſſe ſich am natürlichſten die neue Kraft ſchöpfen. Daher ſie auf's eifrigſte in den alten Geſchichten, Sagen und Dichtungen forſchten, um Sinn und Liebe dafür bei der deutſchen, durch die klaſſiſche Schule und franzöſiſche Mode verblendeten Jugend zu wecken. An die deutſchen Alterthumsforſcher Grimm, v. d. Hagen, Büſching reihten ſich die ſog. romantiſchen Dichter an, geiſtvolle Männer, welche in das deutſche Mittelalter, in die Gothik, in das Ritterthum zurückführten und vergangene Jahrhunderte an das jüngſte anknüpften. Man hätte dieſe, hauptſächlich nur für die deutſche Vorzeit glühenden Dichter nicht romantiſch nennen ſollen, weil damit beinahe das Gegentheil deſſen bezeichnet wird, was ſie waren und ſeyn wollten.

Weil aber gerade das echt Nationale, Altdeutſche dem gegenwärtigen Geſchlecht ſchon allzu fremd geworden war und meiſt gar nicht mehr verſtanden, ja von den Dichtern dieſer Richtung ſelber oft nur karrikirt wurde, wandte ſich die Mehrheit der Vorwärtsſtrebenden einer ganz anderen Richtung zu, nämlich der philoſophiſchen und kosmopolitiſchen. Man war darauf durch den Rationalismus, die ſog. Aufklärung, die Freimaurerei, ſchon lange vorbereitet. Eigentlich waren es die Ideen Rouſſeaus, die der ganzen Neuerung in der deutſchen Geiſterwelt den Impuls gegeben hatten. Man wollte eine neue beſſere Menſchheit erziehen, frei von allen bisherigen Vorurtheilen der Nationalitäten, der Kirchen, der Stände. Durch Erziehung und Unterricht hoffte man die ganze Menſchheit verjüngen und veredeln zu können. Das war das neue pädagogiſche Syſtem, welches der Schweizer Peſtalozzi aufgeſtellt hatte und welches unter Bevorwortung des Philoſophen Fichte auch in Berlin als das beſte Mittel erachtet wurde, eine beſſere Generation zu erzielen, als die ältere geweſen war.

Indeſſen gab es in Preußen und namentlich bei Hofe auch noch Leute, welche dem alten diplomatiſchen Syſtem anhingen, das Volk, deſſen Intereſſe und Ehre gar nicht beachteten, ſich lieber in die Umſtände fügten und inſtinktartig dem Mächtigſten huldigten, alſo das Heil für Preußen nur noch durch Beſchmeichelung Napoleons und gehorſame Unterwerfung unter ſeine Allmacht hofften. Der patriotiſche Miniſter Stein, des Königs beſſerer Genius, mußte weichen und Hardenberg, ausdrücklich von Napoleon empfohlen, trat an deſſen Stelle. Dieſer gewandte Diplomat der alten Schule bettelte wirklich nach jahrelangem vergeblichem Warten dem ſtolzen Napoleon einen Allianzvertrag ab und hatte ſogar im Sinn, auch dem preußiſchen Kronprinzen eine franzöſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin zu erbetteln. Dieſe ſchimpflichſte Periode des preußiſchen Miniſteriums

war indeß von kurzer Dauer. Unmittelbar auf den Allianzvertrag mit Preußen folgte der Krieg mit Rußland, Napoleons Uebergang über den Niemen und die bekannte Kataſtrophe ſeiner großen Armee.

Jetzt konnten Hardenbergs diplomatiſche Spinnengewebe das preußiſche Heer und Volk im Ausdruck ſeiner wahren Geſinnung nicht mehr aufhalten. Sie platzten los. York mit dem preußiſchem Heertheil, der mit den Franzoſen hatte nach Rußland ziehen müſſen, verließ die franzöſiſchen Fahnen, unterſtützt von Bülow mit einem andern preußiſchen Heertheil und den Landſtänden Oſtpreußens, die ſogleich eine Landwehr organiſirten, den Anfang des „Volks in Waffen", das zur Rettung und Ehre Deutſchlands ſo große Dinge vollbringen ſollte. Der König, anfangs noch durch die franzöſiſchen Truppen bedroht und ungehalten über die Eigenmächtigkeit Yorks, gab doch der Stimme des Heeres und Volkes nach, nahm eine geſicherte Stellung in Schleſien, adoptirte hier das Syſtem der Landwehr und rief ſein ganzes Volk in die Waffen. Ich erlebte dieſe Zeit in Schleſien ſelbſt und habe nie etwas Großartigeres von Volkserhebung geſehen. Die ſpätern Volksrevolutionen von 1830 und 1848 laſſen ſich nicht entfernt damit vergleichen. Im Jahr 1813 hat das preußiſche Volk keine Claſſen-Kappelmänner, keine liberalen Feſtordner und Zweckeſſen, keine demokratiſchen Wühler und Schreier gekannt, es hat keine prahlhaften Reden gehalten, nicht geſoffen und gejohlt, um hinterdrein, wenn es zum Treffen kam, davon zu laufen; ſondern es war ernſt, ruhig, beſcheiden, mäßig, nur von einem einzigen heiligen Gefühl erfüllt, das Vaterland zu befreien, den verhaßten Feind niederzuwerfen, den heimiſchen Fahnen die altgewohnte Ehre wieder zu erkämpfen. Das Volk hat damals gebetet, denn es war ihm heiliger Ernſt. Auch war es das wirkliche Volk, die ungeheure Mehrheit der Bürger und Bauern, die darin vollkommen einig waren, was

ſie wollten, nicht eine von Leithämmeln und Parteiſchreiern verführte Schafheerde. Einſtimmig wollten ſie in den Tod gehen für die Ehre, und, was ſie wollten, haben ſie gethan. Da ſah man Landwehren, welche kaum Zeit hatten, eingeübt zu werden, und die doch Napoleons beſte Truppen über den Haufen warfen. Man hat die Spanier bewundert wegen des Heldenmuths, mit welchem ſie gegen die Franzoſen kämpften, aber noch ungleich mehr leiſteten die Preußen, denn ſie fügten ſich raſch der militäriſchen Disciplin und bildeten unüberwindliche Phalanggen, an welcher Hauptſache es die Spanier nur zu ſehr fehlen ließen. „Die Schnelligkeit, mit welcher aus rohen Bauerjungen die gewandteſten, ſchlagfertigſten und Napoleons alter Garde ebenbürtigen Diviſionen erwuchſen, wird immer wunderbar bleiben und iſt nicht blos aus der Begeiſterung der Zeit, ſondern aus dem Stammescharakter überhaupt, aus der Schule Friedrichs des Großen, aus den ruhmvollen Traditionen der preußiſchen Armee zu erklären.“

Bedenkt man, welche geringe Mittel damals die preußiſche Monarchie beſaß; bedenkt man, daß ihr Napoleon nur eine Armee von 42,000 geſtattet hatte, in der ſogar das Verhältniß der einzelnen Waffengattungen zu einander feſtgeſetzt war; bedenkt man, daß die weiſen Maßregeln Scharnhorſts, der zwiſchen 1807 und 1810 insgeheim eine Menge Feſtungskanonen in Feldkanonen hatte umgießen laſſen, zahlreiche Gewehre angeſchafft und die ausgehobenen Truppen immer ſchnell, ſobald ſie exercirt waren, wieder entlaſſen hatte, um neue einzuexerciren, nach der unglücklichen Kataſtrophe des Miniſteriums Stein durch das neue Miniſterium Hardenberg wieder aufgehoben und ſelbſt die guten Früchte davon zum Theil ſchon wieder aufgezehrt waren; bedenkt man, daß das Land auf beiſpielloſe Weiſe ausgeſogen war, daß der Wohlſtand der Familien durch die unerſchwinglichen Contributionen und Steuern überall ſo tief geſunken war, wie der

des Staates ſelbſt; bedenkt man endlich, daß noch die erſten Feſtungen und die Hauptſtadt des Landes in der Gewalt der Franzoſen war, und daß die Ruſſen andrerſeits nicht immer glauben wollten, das preußiſche Gebiet ſey ein ihnen befreundetes, ſo lange die Allianz zwiſchen Preußen und Rußland noch nicht erklärt war; bedenkt man dieß alles, — ſo muß man in der That ſtaunen, wie dennoch die ungeheuren Rüſtungen Preußens, die den Ausſchlag im folgenden groſzen Kampfe gaben, möglich wurden. Sie wurden es einzig durch die Geſinnung und den entſchiedenen Willen des Volks, durch das beiſpiellos treue und ſchöne Zuſammenhalten Aller und durch die Summe aller Opfer, die ein Patriotismus zu bringen vermochte, von dem der Eigennutz unſrer Tage keinen Begriff mehr hat. Gewiß muß es tiefe Rührung wecken, wenn man hört, wie die Kreiſe der Mark Brandenburg, die von Franzoſen und Ruſſen zugleich monatelang beläſtigt, Schauplatz der Gefechte, und durch Fouragirungen, Vorſpann ꝛc. faſt entblöst waren, gleichwohl wetteiferten, auch den letzten der einberufenen Rekruten, das letzte der für die preußiſche Armee verlangten Pferde zu ſtellen, und wie ſie ſich mitten unter den Feinden wegen des Verzugs noch entſchuldigten, um zu verſichern, daß ſie alles treulich nachliefern würden, wie es denn auch geſchah. Dieſer Geiſt der Hingebung erklärt alles. Nur mit Mühe vermochten die Behörden die Volksbegeiſterung zu zügeln, ſo lange es galt, Frankreich noch zu ſchonen. Am Neujahrstage 1813 waren ein paar Hundert preußiſche Rekruten in der Stadt Königsberg zum Apell zuſammengetreten, als ein franzöſiſcher Gensdarm, dem ſie im Wege waren, ſtatt um ſie herumzugehen, einen aus der Reihe mit einem Fußſtoß niederwarf und durch wollte. Augenblicklich aber traten ihn die Rekruten unter die Füße und brachten ihn um. Murat, der König von Neapel, ſah es vom Fenſter aus, fürchtete einen allgemeinen Aufſtand des Volks und flüchtete mit ſeinem ganzen

Gefolge davon. Bei Berlin war franzöſiſche Garde in Reihe und Glied aufgeſtellt, als preußiſche Rekruten vorüberkamen. Der franzöſiſche General Labaume erzählt: Souvent nous vimes des détachements de grossiers campagnards qui se rendaient en Silésie, sans discipline, sans armes et sans chefs, traverser nos bataillons en poussant des cris de joie; ils regardaient d'un oeil menaçant nos soldats étonnés; tant l'enthousiasme qu'inspire l'amour de la patrie, est supérieur à cette force passive qui souvent n'obéit qu'a regret au pouvoir qui la maîtrise.

Ich ſehe ſie noch, dieſe ſchleſiſchen und aus Brandenburg und Pommern herbeigeeilten Bauerburſchen, wie ſie, weil es am Gelde zur Ausrüſtung fehlte, noch ohne Mantel, Torniſter und Seitengewehr zu Felde zogen. Bald aber hörte man, ſie hätten ſich die fehlenden Gegenſtände ihrer Ausrüſtung auf dem Schlachtfelde von den Feinden erbeutet.

Die preußiſchen Heere thaten in dem großen Entſcheidungskampf von 1813 das Meiſte und Beſte und brachten die größten Opfer. Die Ruſſen allein hätten nichts vermocht, Oeſterreich zauderte und der Rheinbund ſtand noch zu Napoleon. Ohne Preußen hätte die Coalition keine Fortſchritte gemacht und wäre bald ein fauler Frieden geſchloſſen worden. Ohne Preußen wäre kein Siegeseinzug der Deutſchen in Paris möglich geweſen und wäre das linke Rheinufer franzöſiſch geblieben. Das war damals auch jedem klar, daß die deutſche Sache keinen beſſern, überhaupt keinen andern Vertreter habe, als Preußen und daß Preußen die Hegemonie in Deutſchland verdiene. Daß es ſie in der Bluttaufe des Krieges wenigſtens ſchon moraliſch errungen habe, war die Ueberzeugung nicht nur aller Patrioten, ſondern auch aller Feinde Deutſchlands und jener falſchen Freunde und Alliirten, welche die größte Furcht vor Preußen hegten und unter der Maske der Freundſchaft

ihm den Preis ſeiner großen Siege auf jede Weiſe zu verkleinern ſuchten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ſchon in dem Augenblick, in welchem Napoleons Untergang ſicher vorauszuſehen war, Oeſterreich und Rußland ſich dahin verſtändigt hatten, Preußen in ſeinem Siegeslauf zu hemmen und das große Werk der Einigung Deutſchlands, für welches damals alle patriotiſchen Herzen in Deutſchland glühten, nicht zuſtandekommen zu laſſen. Daher Oeſterreichs Vertrag mit Bayern, der den Fürſten des Rheinbunds gänzliche Vergeſſenheit ihres Vaterlandsverraths und die Fortdauer ihrer elenden Kleinſtaaterei zuſicherte. Daher das Einverſtändniß Oeſterreichs mit den wiederhergeſtellten Bourbonen, Metternichs mit Talleyrand, um dem beſiegten Frankreich noch mehr von Deutſchland zu laſſen, als es ſchon vor der Revolution beſeſſen hatte. Daher das Einverſtändniß Oeſterreichs mit England, um das ehemalige Kurfürſtenthum Hannover zu vergrößern und zu einem neuen Königreich umzuſchaffen, desgleichen Holland und Belgien mit Lüttich, Limburg und Luxemburg vergrößert unter dem Hauſe Oranien eben ſo zu einem Königreich umzuſchaffen. Daher das Einverſtändniß Oeſterreichs mit Rußland, alle Frevel, welche Dänemark an Deutſchland begangen hatte, zu vergeſſen, dem Dänenkönig nicht nur Schleswig und Holſtein zu laſſen, ſondern ihm auch noch Lauenburg zu ſchenken. Daher das Einverſtändniß Oeſterreichs mit allen auswärtigen Mächten, Preußen die Abrundung mit Sachſen zu verbieten, ja Preußen nicht einmal die fränkiſchen Markgrafſchaften und Oſtfriesland, welche ihm früher ſchon gehört hatten, zurückzugeben, und ihm eine Entſchädigung nur im katholiſchen Weſtphalen und am linken Rheinufer zu geben, wo man es in Conflict mit Frankreich zu bringen oder doch als eine vorzugsweiſe proteſtantiſche Macht unpopulär zu erhalten hoffte.

Mit einem Worte, ſchon in beiden Pariſer Frieden und

ſchließlich auf dem Wiener Congreß verabredete ſich Oeſterreich mit allen Mächten des Auslandes, die von Preußen ausgegangene Begeiſterung für das deutſche Vaterland zu unterdrücken, alle Hoffnungen für Deutſchlands künftige Einheit, Macht und Größe zu vereiteln und eben deshalb Preußen für alle Zukunft zu ſchwächen, es geographiſch unnatürlich in die Länge zu zerren und mitten zu zerſchneiden, im Weſten zwiſchen die ihm als Wächter geſetzten Königreiche Hannover, der Niederlande und Dänemark einzuſchnüren, ihm dadurch den Zugang zur Nordſee zu verſperren, während es im Oſten von Oeſterreich und Rußland mit Uebermacht umdrängt und unter der Maske der Freundſchaft in förmliche Vormundſchaft genommen werden ſollte.

Das Programm des Volkes in Waffen war der Trinkſpruch, den Blücher als Sieger in Paris ausbrachte: „Mögen die Diplomaten mit ihren Federn nicht verderben, was die Krieger mit ihren Schwertern gut gemacht!“ Das Programm des Wiener Congreſſes aber war, was ein Bürger der Vereinigten Staaten damals im Congreß zu Waſhington der Welt verrieth: „Den Keim, der in Deutſchland liegt, nicht zur Entwickelung kommen zu laſſen, ſcheint der gemeinſame Zweck einer entſchloſſenen Politik zu ſeyn.“

Leider war die preußiſche Diplomatie unter der Leitung des zweideutigen Hardenberg äußerſt fahrläſſig, ſtimmte den eigennützigen Forderungen Rußlands und Oeſterreichs zu und ließ ſich Dinge gefallen, die es ſich durchaus nicht hätte gefallen laſſen und gegen die es mit Erfolg hätte proteſtiren können. Obgleich Preußen zweimal ſoviel Truppen ſtellte, als Rußland, ließ es ſich doch gefallen, daß es von den engliſchen Subſidien nur halb ſo viel bekam, als Rußland.

Eben ſo unthätig blieb die preußiſche Diplomatie gegenüber der Intrigue, welche ſich zwiſchen Karl Johann von Schweden und dem ruſſiſchen Kabinet anſpann. Bülow wurde bekanntlich

an die Spitze der eben erſt in Pommern und der Mark gebildeten Landwehren geſtellt, die im Verein mit einigen altpreußiſchen Truppen, einigen Ruſſen und den Schweden Berlin decken ſollten, als nach Beendigung des Waffenſtillſtandes im Herbſt 1813 der große Entſcheidungskampf begann. Dem Kronprinzen von Schweden, Karl Johann, wurde zum Dank für ſeine Allianz der Oberbefehl über dieſe ſämmtlichen Truppen anvertraut; allein er benahm ſich auf eine Weiſe, die es den preußiſchen Truppen unmöglich machte, nicht ungehorſam gegen ihn zu werden. Anſtatt nämlich die Offenſive zu ergreifen, was bei der Menge Cavallerie und bei dem kühnen Geiſte der Truppen das rathſamſte war, beſchränkte ſich der Kronprinz auf ein ängſtlich abwartendes Vertheidigungsſyſtem. Anſtatt vorzudringen und den Feind ſo viel als möglich von Berlin entfernt zu halten, ließ er denſelben bis dicht vor die Thore von Berlin kommen. Anſtatt dem Feinde wenigſtens in geſchloſſener Maſſe die Stirne zu bieten, wählte er eine äußerſt zerſtreute Stellung, und anſtatt den in dieſer Iſolirung einzeln von einem weit überlegenen Feind angegriffenen Corps ſofort zu Hülfe zu kommen, überließ er dieſelben ihrem Schickſal. Unter dieſen Umſtänden blieb ſowohl dem General Bülow, als den ihm untergebenen Generalen Tauentzien und Borſtell nichts übrig, als wiederholt den Befehlen des Kronprinzen von Schweden zuwider zu handeln und Siege zu erfechten, die jener nicht gewollt, ja ſogar gehindert hatte.

Nichts kann genialer ſeyn, als die Art und Weiſe, wie dieß bewerkſtelligt wurde. Bülow mußte gegen Befehl handeln, übernahm alſo eine ungeheure Verantwortung. Er hatte unter ſich großentheils nur Bauern, die kaum ein paar Wochenlang unter dem Gewehre waren, und er hatte vor ſich eine weit überlegene franzöſiſche Macht, das erſtemal bei Großbeeren unter Oudinot, das zweitemal bei Dennewitz unter dem berühmten

ſchanzungen wurden erobert. General Froloff ſeinerſeits, ſobald er von dem gelungenen Uebergange des Generals Roth Nachricht erhielt, beſchloß gleichfalls, ſich auf den Feind zu werfen. Ein Trupp Freiwilliger, ohne die Aufſuchung einer Stelle zum Uebergange abzuwarten, ſtürzte ſich in den Strom, um hinüber zu ſchwimmen; dieſe Kühnheit imponirte dem Feind, der ſich nur ſo viel Zeit ließ, eine Kartätſchenſalve zu geben, ſeine Kanonen in der größten Eile abführte, und ſich dann auf Aſpro zurückzog. Hundert Koſaken, die den Jägern durch den Strom nachgeſchwommen waren, verfolgten die Türken und nahmen ihnen eine Kanone ab. Nachdem dieſe Gefechte den Uebergang über den Kamtſchik und die Wege durch den Balkan eröffnet hatten, ließ der Oberbefehlshaber das Heer über dieſe Berge, welche ſo lange Zeit für eine der unüberſteiglichſten Schutzmauern des türkiſchen Reichs gegolten haben, vorrücken. Die rechte Colonne des Generals Rüdiger erreichte am 20 Juli Funduti-Déré jenſeits des Dorfes Arnautlar, ihre Avantgarde ſtreifte bis nach Aiwadſchik. Die vom General Roth befehligte linke Colonne gelangte nach Aſpro, und ihre Avantgarde bis nach Paliobano auf dem Kamme des Balkans. Das Hauptquartier und das Armeecorps des Grafen Pahlen rückten nach. Am 22 Jul. ſtieg die Avantgarde, den ſüdlichen Abhang des Balkangebirges hinab. Eine feindliche Abtheilung wollte ihr für einen Augenblick den Durchgang durch einen Engpaß, durch welchen der Weg führte, ſtreitig machen. Die Jäger erwiderten das Musketenfeuer des Feindes nicht, ſondern warfen ihn mit gefälltem Bajonette in wenigen Augenblicken über den Haufen. Die Koſaken verfolgten ihn und nahmen ihm 131 Gefangene und eine Fahne ab. Am Morgen deſſelben Tages rückte Gene-

Ney, Napoleons beſtem Feldherrn. Wie viel alſo wagte er! und doch war ſeine Berechnung ſo richtig, jeder Schlag, den er führte, ſo a tempo und mit ſolcher Energie geſchlagen, daß man mit Recht in dieſer glänzenden und ruhmgekrönten Praxis die Anwendung der großartigen Combinationen wiedererkannt hat, die ſein unglücklicher Bruder, Heinrich von Bülow, in ſeinen unſterblichen Werken nur in der Theorie geltend machen konnte. Dieß gilt vornämlich von der Schlacht bei Dennewitz. Der Kronprinz von Schweden hatte ſein Corps ſo weitläufig auseinandergeſtellt, daß keines das andere rechtzeitig unterſtützen konnte, wenn es angegriffen wurde. Auch die Preußen ſelbſt hatten ſich auf ſeinen Befehl theilen müſſen, und alle Corps wären eins nach dem andern geſchlagen worden, wenn nicht Bülow, ohne Befehl, raſch den zuerſt bedrohten General Tauentzien unterſtützt hätte und dann wieder vom General Borſtell, ebenfalls gegen den ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen, unterſtützt worden wäre. Bülows unerwarteter Marſch, während der Kronprinz unthätig dahinten blieb, vereitelte alle Pläne des Marſchall Ney. Statt anzugreifen wurde Ney angegriffen und zwar in der ungünſtigſten Stellung, indem eben eine Hälfte ſeiner Truppen die Aa paſſirt hatte, die andere noch dieſſeits ſtand. Nie war ein Angriff Weniger auf eine große Maſſe geiſtvoller ausgedacht und kraftvoller ausgeführt. General Borſtell, der den wiederholten Gegenbefehl des Kronprinzen mannhaft zurückgewieſen, erſchien auf dem Schlachtfelde, um die furchtbare Niederlage der Franzoſen zu vollenden. Natürlicherweiſe kommt dabei kaum weniger auf Rechnung der außerordentlichen Bravour, mit der ſich die ungeübte Landwehr ſchlug, als auf die geniale Conception des Generals.

Beide große Schlachten bei Großbeeren wie bei Dennewitz, wurden von den Preußen allein geſchlagen, die Schweden und Ruſſen hatten nur das Zuſehen. Man verſteht das Zaudern des Kronprinzen

von Schweden erſt, wenn man weiß, auf welche Weiſe er mit Rußland liirt war. Rußland und Schweden hatten eben erſt eine den deutſchen Nationalintereſſen eben ſo ſchädliche, als für Deutſchland ſchimpfliche Intrigue angeſponnen. Rußland hatte Finnland genommen, dafür ſollte Schweden Norwegen nehmen dürfen, Dänemark aber ſeinerſeits für den Verluſt von Norwegen durch die deutſchen Hanſeſtädte entſchädigt werden. Alles war bereits ausgemacht und ein ruſſiſcher General hatte bereits den Dänen Hamburg ausgeliefert (unter den Augen des ganz in der Nähe ſtehenden Kronprinzen von Schweden), als England die ganze Sache wieder hintertrieb und ſich auf's entſchiedenſte gegen jede Vergrößerung der däniſchen Seemacht ausſprach. Dieß wird hinreichen um darzuthun, wie gern Schweden in Verein mit Rußland allein die Angelegenheiten Norddeutſchlands beherrſcht hätte, ohne dabei durch Preußen genirt zu werden. Ganz im Sinne dieſer Politik wurde Moreau aus Nordamerika herbeigerufen, um im Namen Rußlands Generaliſſimus aller alliirten Armeen zu werden, und die preußiſchen Truppen zwar zu gebrauchen, aber die preußiſchen Generale zu beſeitigen. Wenn Moreau nicht umgekommen wäre, würde Blücher in Bezug auf ihn dieſelbe Rolle haben ſpielen müſſen, wie Bülow in Bezug auf den Kronprinzen von Schweden; und ſein nachheriges Verhältniß zu Schwarzenberg, einem doch rein deutſchen Generaliſſimus, läßt ahnen, wie übel er ſich zu einem franzöſiſch-ruſſiſchen Generaliſſimus, wie Moreau, geſtellt haben würde. Mit einem Wort, unſere Freunde würden mit Frankreich abgeſchloſſen und uns aufgeopfert haben, wenn nicht die preußiſchen Generale überall die erſte Rolle übernommen hätten.

Preußen konnte mit ſeinem „Volk in Waffen" in den Jahren 1813—1815 wohl die äußeren Feinde zermalmen, aber mit ſeinem damaligen Kabinet die Knoten nicht löſen, in die es die Argliſt ſeiner guten Freunde und Alliirten in den beiden Pariſer

Frieden und am Wiener Congreß verſtrickte. War Preußen nicht im Stande, den vielen europäiſchen Mächten, welche, wie im Jahr 1814 im unparteiiſch urtheilenden Congreß zu Waſhington laut ausgeſprochen wurde, feſt entſchloſſen waren, die deutſchen Hoffnungen zu vereiteln und „den Keim, der in Deutſchland liegt, nicht zur Entwicklung kommen zu laſſen", ſo hätte doch Fürſt Hardenberg als damaliger erſter Miniſter Preußens, auch nur das ſpezifiſch preußiſche Intereſſe beſſer vertreten können. Er gab Oeſterreich und Rußland zuviel nach, aus keinem andern Grunde, als weil er die deutſchen Patrioten, die ihm mißtrauten, förmlich haßte und in der Harmonie legitimiſtiſcher und reaktionärer Tendenzen in der damaligen h. Allianz eine hinlängliche Bürgſchaft für das Wohlergehen der preußiſchen Dynaſtie erkannte, ohne ſich vor denen vorzuſehen, die Preußen unter der Freundſchaftsverſicherung übervortheilten.

Als König Friedrich Wilhelm IV im Jahr 1847 das berühmte Februarpatent erließ, welches die Abgeordneten ſämmtlicher Provinziallandtage zum erſtenmal vereinigte, und das von ſeinem Vater ſchon vor mehr als dreißig Jahren gegebene Verſprechen erfüllte, die in der Bundesakte vorgeſchriebene Verfaſſung vorbereitete, äußerte ich mich in einem öffentlichen Blatte: „Die vorige Regierung hat der jetzigen ein überreiches Erbe von wiedergutzumachenden Fehlern hinterlaſſen. Sie wollte das ohne Zweifel nicht, ſie glaubte, gut und klug zu handeln, ſie war in einem tiefen Irrthum. Man kann alle mögliche Pietät gegen den hochſeligen König hegen und muß doch der Wahrheit gemäß ſagen, ſeine Regierung hat ſich oft und in den wichtigſten Dingen vergriffen. Wir wollen nicht anklagen, wir gehen nur mit Betrübniß an die Entſchleierung ſolcher lange verhüllten Wahrheiten. Die dabei Betheiligten ſind alle todt. Wir gönnen ihnen die ewige Ruhe und wollen ihr Grab nicht beſchimpfen, ihre Manen nicht kränken. Aber die Noth der Zeit zwingt, daß wir uns klar machen,

was gefehlt worden iſt in der äußern wie in der innern Politik. Große Sorgen um die Zukunft machen es unumgänglich, die Vergangenheit ſcharf in's Auge zu faſſen. Da treten uns aus der Regierungszeit des vorigen Königs zwei verhängnißvolle Namen entgegen, Hardenberg und Altenſtein, an die ſich Alles anknüpft, was ſchlimm und unglücklich war für Preußen. Wir heben nur die ſchlagendſten Thatſachen hervor, die einſt lebhaft gutgeheißen und vertheidigt wurden, gegen die man kaum etwas ſagen durfte, deren unglückſelige Folgen nun aber Jedermann vor Augen liegen.

Hätte Hardenberg im Sinne Steins, Blüchers, des Tugendbundes gehandelt, und die ihm dargebotene Hand Oeſterreichs ergriffen, ſo würde Warſchau niemals ruſſiſch geworden ſeyn, ſo würden die Koſaken nicht eine Tagreiſe von dem offenen Breslau ſtehen, ſo würde Oſtpreußen nicht durch einen kleinen Marſch die Weichſel aufwärts abgeſchnitten ſeyn, ſo würde nicht, wie der Verfaſſer der Pentarchie triumphirend ſagt, der ruſſiſche Keil zwiſchen Preußen und Oeſterreich hineingetrieben ſeyn, ſo würde dem Volk wenigſtens ein großer Theil der bittern Klagen über die heilloſen Folgen der ruſſiſchen Grenzſperre, und der Regierung eine ſchwere Sorge erſpart worden ſeyn.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins, Blüchers, des Tugendbundes, des rheiniſchen Merkurs gehandelt hätte, ſo würde die Rheingrenze geſchützt, ſo würden Straßburg und Metz Bundesfeſtungen geworden ſeyn, ſo würden die ſüddeutſchen Staaten vor Frankreich geſicherter ſeyn und bei jeder neuen Kriegsgefahr nicht in die Verlegenheit kommen, auf's Neue überlegen zu müſſen, ob ſie mehr bei der Rheinbundspolitik von 1806, die gegen Preußen gerichtet war, oder bei der nationalen Politik von 1813, die Preußen zu Gute kam, zu gewinnen haben. Wer ſieht nicht ein, daß Preußens Stellung in Deutſchland ungemein geſchwächt worden iſt durch den Leichtſinn, mit dem

in den beiden Pariſer Frieden Hardenberg Straßburg hat fallen laſſen.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins und der wahren preußiſchen Patrioten gehandelt hätte, ſo würde er das an Preußen ſo anhängliche Oſtfriesland nie haben fahren laſſen. Es iſt den Zeitgenoſſen wohl kaum mehr erinnerlich, wie erbittert Stein über dieſen Streich war, der den Engländern ſo wohl gelungen iſt. Dagegen begreift jetzt wohl Jeder, daß wenn Preußen ſich damals der oſtfrieſiſchen Nordſeeküſte verſichert hätte, es ſich alle die unendlichen Quälereien erſpart haben würde, mit denen es ſeit Gründung des Zollvereins zu kämpfen hatte, und daß der Zollverein jetzt bis zur Nordſee ausgedehnt wäre, bis wohin ihn nicht kommen zu laſſen die Engländer mit eben ſo viel Entſchloſſenheit als Erfolg kämpfen.

Wenn Hardenberg im Sinne Steins und der wahren Patrioten ſeiner Zeit das verſprochene Verfaſſungswerk gefördert hätte, ſo würde der damalige allgemeine Enthuſiasmus für Preußen ſich noch geſteigert haben, wogegen er durch das entgegengeſetzte Syſtem, welches Hardenberg einſchlug, plötzlich erkalten, in Mißtrauen, Groll und Antipathie umſchlagen mußte. Wenn der redlichſte Wille, die beſonnenſte und wohlgeſinnteſte Politik Preußens in neuerer Zeit der ungerechteſten Verunglimpfung und dem ganzen Mißtrauen der Preſſe ausgeſetzt iſt, ſo trägt davon nur jene ältere Politik die Schuld, von der man noch immer glaubt, ſie beſtehe fort, obgleich die neue Regierung einen ſo ganz andern und beſſern Weg eingeſchlagen hat.

An die Verfaſſungsfrage knüpft ſich die Preßfrage. Wäre die patriotiſche Preſſe nicht in Preußen gewaltſam unterdrückt worden, ſo würde es ganz unmöglich geweſen ſeyn, daß an ihrer Stelle eine weſentlich auf Haß des chriſtlich-deutſchen Elementes geſtellte und durch und durch von jüdiſchen und franzöſiſchen Tendenzen eingenommene Preſſe hätte aufkommen können. Ohne

Zweifel hat weder Hardenberg noch irgend einer ſeiner Anhänger an dieſe Folgen gedacht, als ſie die patriotiſche Preſſe unterdrückten, aber ſie ſind nichtsdeſtoweniger verantwortlich, weil ſie ſich angemaßt, den guten Geiſt zu verbannen, ohne die Macht zu beſitzen, die Einkehr des böſen zu verhüten. Die Folgen erweiſen ſich nun für Preußen ſelbſt, dem Hardenberg zu dienen glaubte, als höchſt verderblich. Die ſchlechte Preſſe iſt eine Preußen eben ſo feindſelige als beinahe unüberwindliche Macht geworden, weil das Publikum an ſie gewöhnt iſt, ihrer nicht mehr entbehren kann und viele tauſend induſtrielle Exiſtenzen einmal an ſie geknüpft ſind."

Zur Beurtheilung Hardenbergs iſt noch zu bemerken, daß derſelbe ein Hannoveraner war und im Intereſſe Hannovers und ſeiner dortigen Verwandtſchaft bei den Unterhandlungen manches zuließ, was ſonſt ein preußiſcher Miniſter nimmermehr hätte zulaſſen ſollen. Das gilt insbeſondere von der oſtfrieſländiſchen Frage. Oſtfriesland war durch Erbrecht längſt an Preußen gekommen und das Volk gut preußiſch geſinnt. Nach ſeinen großen Leiſtungen im Kampf gegen Napoleon konnte Preußen ſein Oſtfriesland gewiß mit gutem Grunde zurückfordern, wie der alte Heſſe ſein Kurfürſtenthum. Es ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen und man erwartete es nicht anders. Hardenberg aber verpflichtete ſich heimlich im Namen Preußens in der Reichenbacher Uebereinkunft am 14. Juni 1813, ein noch nicht genauer bezeichnetes Gebiet, in dem jedoch Hildesheim inbegriffen ſeyn ſollte, an Hannover abzutreten. Der Artikel war geheim gehalten und noch geheimer wurde die eigentliche Abſicht verſteckt, ſofern der Artikel ſelbſt ſie nicht ausſprach. Die Abſicht war nämlich von Anfang an, Oſtfriesland mit Hannover zu vereinigen, damit es nicht preußiſch würde, damit Preußen ein- für allemal das ganze Nordſeeufer verſperrt werde. Wer möchte zweifeln, daß Hardenberg dieſe Abſicht gekannt hat, ſie aber völlig ignorirte. Hätte

man im Heer und Volk Preußens damals nur ahnen können, was ſich Hardenberg heimlich herausgenommen hatte, ſo wäre er dem Fluch der Unpopularität ſo gänzlich verfallen, daß ihn der König hätte entlaſſen müſſen. Aber der geheime Artikel blieb in den Akten verſchloſſen. Nicht einmal die Generale erfuhren etwas davon, ſo daß Bülow, als er mit ſeinem Armeecorps nach der Schlacht bei Leipzig das nordweſtliche Deutſchland vollends von den Franzoſen ſäuberte, ganz ohne Arg im Namen Preußens Oſtfriesland in Beſitz nahm. Man ließ ihn in dieſem guten Glauben und lachte ihn nur heimlich aus. Die ganze Angelegenheit blieb unbeſprochen, der Krieg ging zu Ende und erſt ganz ſpät wurde unter vielen andern Ländervertheilungen auch die Zutheilung Oſtfrieslands an Hannover bekannt.

Rußland hat Preußen unter der Maske warmer Freundſchaft damals am meiſten geſchadet. Es nahm als ſelbſtverſtändlich an, daß es der eigentliche Befreier Preußens ſey und daß ihm dieſes dafür nicht genug danken könne. Wenn hier überhaupt von Dankbarkeit die Rede ſeyn kann, ſo mußte ſie gegenſeitig ſeyn. Nachdem Rußland im Frieden von Tilſit den preußiſchen Bundesgenoſſen nicht nur zu Gunſten Napoleons aufgegeben, ſondern ſogar die preußiſche Beute getheilt und das anſehnliche Gebiet von Bialyſtock, was Preußen gehört hatte, ſich von Napoleon hatte ſchenken laſſen, war Preußen zu keiner großen Dankbarkeit gegen Rußland verpflichtet und hätte allen Grund gehabt, ſich künftig vor dieſem Bundesgenoſſen in Acht zu nehmen. Wenn es im Frühjahr 1813 den wenigen Ruſſen, die damals unter Kutuſow der flüchtigen und zerrütteten franzöſiſchen Armee nachjagten, mit ſeinen beiden parat ſtehenden Diviſionen, York und Bülow, die preußiſche Grenze abgeſperrt, alſo Napoleon den Rücken gedeckt und deſſen Rückkehr mit Verſtärkungen abgewartet hätte, ſo würde kein Ruſſe über den Niemen gekommen ſeyn und Napoleon hätte noch Streitkräfte genug gehabt, um 1813 nach-

zuholen, was er 1812 verſäumt hatte, um Rußland gründlich niederzuwerfen, und in dieſem Falle würde Napoleon gern Preußen reichlich auf Rußlands Koſten entſchädigt haben. Alſo war Rußland Preußen großen Dank ſchuldig, daß in Berlin kein ſolcher Plan gefaßt wurde.

Das Bündniß Preußens mit Rußland war unumgänglich, weil das preußiſche Heer und Volk nicht mehr Napoleons Joch ertrug. Aber gerade durch dieſe Stimmung im Heer und Volk mächtig unterſtützt, hätte die preußiſche Regierung im Bewußtſeyn ihrer Kraft Rußland Bedingungen vorſchreiben ſollen, ehe ſie ſich für deſſen Sache entſchied. Eine der erſten und nothwendigſten Bedingungen wäre geweſen, daß Rußland ſeine Abſicht, Polen zu annectiren, hätte aufgeben müſſen. Hardenberg hätte den König darauf aufmerkſam machen müſſen, welche Gefahr in der Zukunft eine Herrſchaft der Ruſſen in Warſchau, Modlin, Zamosk und Kaliſch ſeyn würde. Der ſchlaue Ruſſe köderte damals Preußen mit der feſten Zuſicherung, wenn es die Einverleibung Polens in Rußland zugäbe, ſolle dafür das ganze Königreich Sachſen Preußen einverleibt werden. Preußen ging gutmüthig darauf ein, kaum aber hatte es auf dem Wiener Congreß Polen an Rußland bringen helfen, ſo brach Rußland ſein gegebenes Wort und vereinigte ſich mit den Gegnern Preußens, ihm nur die kleinere und ärmere Hälfte von Sachſen zukommen zu laſſen. Man hat geglaubt, der Miniſter Stein, welcher, von Napoleon geächtet, Preußen verlaſſen, nach Rußland gegangen und als Vertrauter des ruſſiſchen Kaiſers in deſſen Gefolge nach Deutſchland zurückgekehrt war, habe Einfluß auf ihn geübt. Sogar Arndt hat ſich darüber noch getäuſcht. Stein befand ſich zwar mit auf dem Wiener Congreß, hatte aber keine Stimme.

Der Kaiſer bediente ſich Steins nur eine gewiſſe Zeit hindurch als ſeines Werkzeuges und warf ihn nach gemachtem Gebrauch wieder weg. Wie mag man auch die ruſſiſche Politik

für ſo naiv und unſchuldig halten, daß ſie ſich von einem deutſchen Ehrenmanne werde Moral predigen laſſen. Die ruſſiſche Politik hat damals, wie immer, nur ihren Nutzen berechnet, und gegenüber Frankreich mußte ſie ſich eine Zeitlang liberal färben, den Schein der Freiſinnigkeit und einer ſittlichen Entrüſtung über das Unterdrückungs-, Raub- und Eroberungsſyſtem Napoleons geben. Wir ſagen „Schein", denn es wäre einfältig, von der ruſſiſchen Politik zu glauben, ſie hätte jemals im Ernſt die Freiheit der Völker gewollt, ſie, welche kurz vorher die Freiheit der Polen unter ihre Füße getreten hatte. Oder die ruſſiſche Politik hätte einen Abſcheu vor den ungerechten Beſitzergreifungen Napoleons gehabt, ſie, welche ſeit einem Jahrhundert unaufhörlich erobert, die Nachbarn beraubt und erſt vor wenigen Jahren dem befreundeten Preußen den großen Bezirk von Bialyſtock abgeführt hatte.

Kaiſer Alexander brauchte Stein zum Werkzeug, um durch Aufregungen in Deutſchland Napoleon im Rücken zu bedrohen. Als aber nach dem ſchrecklichen Winter die ruſſiſchen Armeen vorwärts gingen und es mit der Befreiung Deutſchlands Ernſt werden ſollte, war es nicht der Freiherr von Stein, deſſen Rathſchlägen der Kaiſer Gehör gab. Der Kaiſer befolgte vielmehr hinter Steins Rücken eine Deutſchland verderbliche Politik. Das ſog. deutſche Befreiungswerk ſollte blos eine vorübergehende militäriſche Maßregel ſeyn, um den Ruſſen die letzte Beſiegung Napoleons zu erleichtern. Von einer dauerhaften Conſolidirung Deutſchlands, von einer Wiedergeburt wie ſie Stein ſich dachte, wollte Rußland nichts wiſſen. Auch die berühmte Proclamation von Kaliſch war in dieſem Sinn nur auf Schrauben geſtellt, und Rußland behielt ſich die Protektion vor. Während Stein dem Kaiſer immer vergebens anlag, eine combinirte, ruſſiſch-engliſch: Expedition in Norddeutſchland landen und die Völker allarmiren zu laſſen, verhandelte der Kaiſer heimlich mit Schweden und Dänemark und

ließ durch den Fürſten Dolgoruki förmlich einen Vertrag abſchließen, nach welchem Schweden zum Erſatz für das an Rußland verlorene Finnland Norwegen, Dänemark aber zum Erſatz für Norwegen die deutſchen Hanſeſtädte erhalten ſollte. War das eine Politik, wie ſie der Einfluß Steins auf den Kaiſer Alexander hätte haben ſollen? Wußte Stein überhaupt von dem ganzen ſchnöden Handel? Würde er, wenn er erfahren hätte, daß die Ruſſen ſich erfrechten, deutſche Provinzen an Dänemark zu verkaufen, nicht ſeine Miſſion den Ruſſen ſogleich entrüſtet vor die Füße geworfen haben? — Im Uebrigen iſt bekannt, daß die ruſſiſche Intrigue, die uns um die Hanſeſtädte bringen ſollte, von keiner deutſchen Macht, ſondern nur von den Engländern hintertrieben worden iſt.

Genug, Stein übte keinen Einfluß auf den Kaiſer Alexander, ſondern wurde von ihm nur benutzt und dupirt, nachher verächtlich bei Seite geworfen.

Hatte ſich Preußen über die falſche Freundſchaft Rußlands zu beklagen, ſo nicht minder über den Undank der Engländer und Holländer. Die Engländer hätten ihr Hannover nie wieder bekommen, wenn es ihnen die Preußen nicht zurück erobert hätten. War es nicht genug, daß es Hannover wiederbekam und noch mehr dazu? War es ehrlich, den engliſchen Prinzen, dem man Hannover als ſelbſtändiges Königreich zutheilte, im Einverſtändniß mit Oeſterreich mit ſolchen Mitteln zu verſehen und dahin zu inſtruiren, daß er als ein feindlicher Vorpoſten des Auslands auf deutſchem Boden ſelbſt gegen deutſches Intereſſe handeln konnte und ſollte? Denn Hannover gab ſich dazu her, in Verbindung mit Holland und Dänemark erſtens Preußen einzuzwängen, daß es nicht an die Nordſee kommen konnte, und zweitens zum Vortheil Englands überhaupt den deutſchen Handel einzuengen und zu beſchränken und das Aufkommen einer deutſchen Bundesmarine unmöglich zu machen. Es hemmte den Verkehr nach Hamburg

ral Roth über den Balkan bis nach Paliobana. Das felsichte Terrain setzte seinem Marsche Anfangs große Schwierigkeiten entgegen; er mußte sich durch Pioniere Bahn brechen, und später bei Monaster-Kioi die Avantgarde eines feindlichen Armeecorps zurückwerfen. Der Seraskier Abdul Rachman, Pascha von drei Roßschweifen, welcher die Truppen am Kamtschik, die Besatzungen von Mesambri, Achioliou und Burgas und das dem Platze Sisipolis gegenüberstehende Observationscorps befehligte, hatte die Flüchtlinge vom Kamtschik bis Kelleler gesammelt, und sich mit 6 bis 7000 Mann auf das rechte Ufer des Jeschi-kioi-Déré begeben, wahrscheinlich in der Absicht, durch diese Centralstellung alle Plätze am Golf von Burgas zu decken. General Roth griff die Stellung des Feindes unverweilt an, der nur einige Augenblicke widerstand. Die Türken wurden so heftig verfolgt, daß sie ohne Schwertstreich zwei Strandbatterien und eine Werft, auf welcher eine schöne Corvette eben fertig geworden war, im Stiche ließen. Wir nahmen dem Feinde 400 Gefangene, 7 Fahnen und außerdem noch 4 Feldgeschütze ab. General Roth überließ die fernere Verfolgung der Fliehenden den Kosaken, und schickte von diesem Punkte aus einen Theil seiner Avantgarde gegen Mesambri. Dieser Platz ist befestigt, und ein verschanztes Lager vor der Landzunge, welche die Stadt mit dem Festlande verbindet, verwehrte den Zugang zu derselben. Allein unser Feuer wirkte so stark, daß die 375 Mann starke Besatzung der Verschanzung theils durch unser Kartätschenfeuer niedergeschmettert wurde, theils die Waffen streckte. Unsere Batterien wendeten sich nun ohne Zeitverlust gegen die Festung Mesambri selbst. Der dort befehlende Osman Pascha, welcher gleichzeitig von dem Geschwader des Admirals Greigh bedroht und durch

und Bremen und half alle wohlgemeinten Anträge Preußens, nach Moltke's Plane die Nordküſten zu befeſtigen, vereiteln. Holland ging in ſeiner Undankbarkeit noch weiter. Obgleich es ſeine Befreiung vom Joch Napoleons den Preußen zu verdanken hatte und der Wiener Congreß ausdrücklich die Rheinſchifffahrt für frei erklärte, ſperrte Holland dennoch ihre Einmündung zu und ſtimmte am Bundestage, der Politik Metternichs gemäß, ſtets mit Hannover und Dänemark vereint gegen Preußen, deſſen Miniſter Hardenberg aus Haß und Trotz gegen die Patrioten von 1813, die ihn begreiflicherweiſe nie hatten leiden können, mit ſchadenfrohem diplomatiſchem Lächeln alle ihre Hoffnungen zu Schanden machte, ſofern er einfach Metternich nachgab.

Nach der Schlacht bei Leipzig war es nicht mehr an der Zeit, daß die Deutſchen ſich unter einander ſelbſt um ihre Länderfetzen ſtritten, da erobertes Land genug vorhanden war, um alle zu befriedigen. Man hätte nur Elſaß und Lothringen ſammt Belgien wieder zu Deutſchland ziehen dürfen. Nun aber gelang es Metternich mit Hülfe des Auslands, Preußen, ſofern es Sachſen haben wollte, als eine raubgierige und ungerechte Macht hinzuſtellen, überall in Deutſchland ſelbſt für das arme Sachſen Sympathien zu erwecken und ſchließlich Preußen um ſeinen erwarteten Lohn zu verkürzen. Denn auch Rußland ließ jetzt das allzu leichtgläubig geweſene Preußen im Stich und nahm ſein Verſprechen hinſichtlich Sachſens zurück. Kaiſer Alexander, der hinter ſeinem liebreizenden Lächeln wie hinter ſeiner Frömmelei immer nur eine tiefe Argliſt verbarg, gab Gewiſſensſcrupel vor, die ihn abhielten, den armen König von Sachſen des Thrones für verluſtig zu erklären. Mit derſelben tiefen Argliſt affectirte er damals, der wärmſte Freund der polniſchen Nationalität zu ſeyn, ſo daß er, als ihm die übrigen Großmächte doch wenigſtens nicht ganz Polen laſſen wollten, eine große Inſurrection der Polen im Namen und zur Erhaltung ihrer Nationalität

ſelber befahl und leitete. Dieſe ruſſiſche Sentimentalität war eines Hohngelächters der Hölle werth. Wie ſchrecklich haben die armen Polen für ihre damalige Leichtgläubigkeit büßen müſſen! Ohne ſich zu ſträuben, ja mit Enthuſiasmus folgten ſie der ruſſiſchen Verlockung und halfen ſich ſelber die Ketten ihres Elends anlegen.

Preußen erhielt alſo die Abrundung, die es gewünſcht hatte, nicht. Zwiſchen Oſt- und Weſtpreußen einer- und Schleſien andrerſeits ſchob ſich Rußland ein, ſo daß die ruſſiſche Grenze nur wenige Tagereiſen von Berlin entfernt blieb. Dagegen ſchob man Preußen bis nach Trier vor, ohne den ihm dort überlaſſenen Provinzen eine hinreichende Ausdehnung zu geben, um jeden Angriff Frankreichs von dieſer Seite her energiſch zurückweiſen zu können. Der engliſche Neid litt nicht, daß das preußiſche Gebiet bis zur Nordſee gelangte. So blieb Preußen in einer langen Linie von Memel bis Trier ausgeſtreckt und mitten durchſchnitten, mit ſeinen 17 Millionen Seelen viel zu ſchwach, um es weder mit Frankreich hier, noch mit Rußland dort aufnehmen zu können. Zum Ueberfluß erhielt es anſtatt ſeiner frühern proteſtantiſchen Provinzen (Oſtfriesland, Anſpach und Baireuth), die es nicht wieder bekam, neue katholiſche Unterthanen in Weſtphalen und den Rheinlanden, ſo daß ſich der Unſicherheit ſeiner äußern Grenzen auch noch der innere Zwieſpalt der Confeſſionen hinzugeſellte.

Der engliſche Neid duldete nicht einmal, daß Belgien und Lüttich dem deutſchen Bunde einverleibt wurden, da doch ſämmtliche, vormals öſterreichiſche Niederlande und das Bisthum Lüttich zum deutſchen Reiche gehört hatten. Die Niederlande ſollten ausſchließlich unter engliſchen Einfluß kommen und mit Hannover gemeinſam in Norddeutſchland Preußen die Waage halten. Eine Zeitlang dachte man daran, den Franzoſen Elſaß und Lothringen wieder zu nehmen, aber es geſchah nicht. Obgleich die

Wiederkehr Napoleons von der Insel Elba den schlagenden Beweis lieferte, wie schlecht man im ersten Pariser Frieden die deutschen Grenzen gesichert hatte, indem Straßburg sich sogleich wieder für Napoleon erklärte, wurden dieselben Grenzen doch auch im zweiten Pariser Frieden nicht besser geschützt. Der Vorschlag, dem Erzherzog Karl oder aber dem Kronprinzen von Württemberg Elsaß und Lothringen zu geben, ging nicht durch. Das erstere wollten sich Rußland und Preußen, das andere Rußland und Oesterreich nicht gefallen lassen. Rußland war fest entschlossen, Elsaß und Lothringen bei Frankreich zu lassen, damit Deutschland auf dieser Seite immer schwach bleibe und es russischen Beistands bedürfe. Trotz seiner Verschwägerung mit dem Kaiser Alexander mußte daher der Kronprinz von Württemberg zurücktreten. Außer Preußen erhielt nur noch Bayern ein kleines Besitzthum über dem Rhein, nicht um Deutschland gegen Frankreich schützen zu können, denn dazu blieb es viel zu schwach, sondern um durch die Nähe Frankreichs nur selber stets bedroht und compromittirt zu seyn.

Einige Patrioten, die es in ihrer Einfalt gar nicht für möglich hielten, daß das deutsche Volk für seinen Heldenmuth und für seine großen Opfer gar nichts zum Dank erhalten sollte, bildeten sich immer noch ein, was Deutschland äußerlich an seinen Grenzen verlöre, würde ihm innerlich wenigstens durch seine neue Verfassung ersetzt werden. Insbesondere drang Graf Münster auf ein freies deutsches Verfassungswesen nach englischem Muster, aber nur um mit dieser Spielerei die Deutschen vergessen zu machen, wie sehr sich England an Deutschland in Bezug auf dessen äußere Sicherstellung versündigt hatte. Von einer Nationalvertretung konnte in Deutschland ohnehin nicht die Rede seyn, da alle Staaten sich hier von einander abschlossen. Nur innerhalb der mittlern und kleinern ehemaligen Rheinbundstaaten kam ein Verfassungswesen zu Stande, aber jeder Staat

behielt seine Einzelverfassung für sich und wenn die Volksvertreter allgemeine deutsche Angelegenheiten besprachen, blieben sie unbeachtet oder der Bundestag wies sie in die Schranken ihrer Ohnmacht.

Bei alledem stellte sich Rußland, als sey es liberal und wünsche für Deutschland eine freie Verfassung. So hatte auch die scheinbare Gunst, die Kaiser Alexander dem Verfassungswesen der Mittelstaaten zuwandte, nur den Zweck, sie gegen das noch absolutistisch gebliebene Oesterreich und Preußen zu hetzen und ihnen sein Protectorat annehmlich zu machen. Diese Politik ist am besten in der russischen Denkschrift von 1834 enthüllt worden.

Inzwischen war das deutsche Volk nach glorreicher Beendigung der Freiheitskriege und noch in der ersten Siegesfreude vertrauensvoll und sorglos, ließ den Wiener Congreß gewähren und kam erst nach und nach zu der Erkenntniß, daß die Gründung des deutschen Bundes doch sehr viel weniger sey, als was Deutschland nach so großen Opfern verdient hatte. Das deutsche Reich war nicht wieder hergestellt worden. Die Grenzen des neuen deutschen Bundes waren, obgleich man so große Siege erfochten hatte, doch enger geworden als die des alten Reichs. Die neue Föderation war eine Monstrosität, ein unnatürliches Conglomerat von größern, mittlern, kleinen und kleinsten Staaten, ein Arrangement, was nicht Deutschland, sondern nur Oesterreich und dem Ausland von Nutzen seyn sollte; eine Sanctionirung der innern Uneinigkeit und des fremden Einflusses in Deutschland. Oesterreich hatte sich als ein compaktes Ganze abgerundet, präsidirte dem deutschen Bundestag in Frankfurt, konnte hier Preußen beständig überstimmen, dominirte auch in Italien, harmonirte mit Rußland und Frankreich im Legitimitätsprincip und in der Unterdrückung jeder nationalen Regung in Deutschland, jedes Freiheitssinnes im übrigen Europa, beschwich-

tigte England dadurch, daß es ihm den deutschen Markt und den Einfluß in Hannover offen hielt und hatte das besondere Glück, daß auch die preußische Regierung die deutsche Politik fallen ließ. Die russische Verwandtschaft trug dazu am meisten bei. Durch den Mord Kotzebues wurde die Art und Weise enthüllt, wie der Kaiser von Rußland die letzten Regungen des Patriotismus von 1813 in Deutschland überwachte, um sie unterdrücken zu lassen.

Auch die vormaligen Rheinbundstaaten, da sie von dem besiegten Frankreich zunächst keine Vortheile mehr zu erwarten hatten, hielten sich an Oesterreich, von dem sie schon gleich im Anfang des Krieges waren in Schutz genommen worden, wollten doch aber auch nicht zu sehr von Oesterreich abhängig werden, suchten daher in engere, zum Theil verwandtschaftliche Verbindung mit Rußland zu kommen, so daß die eigentliche Oberleitung des europäischen Festlandes nicht in dem Maaße in Metternichs Händen lag, als in denen des russischen Kaisers.

Somit schien Preußen eine Zeitlang seine Bedeutung für Deutschland ganz verloren zu haben. Die patriotische Begeisterung von 1813, die in der Jugend nachglühte, wurde nicht mehr an der Zeit, unschicklich, anmaßend erachtet, endlich polizeiwidrig. Berlin, nicht mehr die Hauptstadt eines Volks in Waffen, der Vorort Deutschlands, der Sitz der Seele der deutschen Nation, der Hort aller deutschen Interessen, wurde zur „Metropole der Intelligenz". Wissenschaftlicher Ruhm sollte den Patriotismus verdrängen mittelst einer Philosophie, welche die Menschheit vergötterte, mittelst einer Naturforschung, welche den Patriotismus für einen blos „thierischen Trieb des Blutes" erklärte, mittelst einer minutiösen Gelehrsamkeit, welche alles Wissenswürdige in der Welt umfassen, nur aber von den vaterländischen Angelegenheiten nichts sollte wissen wollen. Sogar das Turnen wurde verboten, als zu roh und ungeschlacht für

eingebildete Geiſter. Natürlicherweiſe athmeten nun auch in den vormaligen Rheinbundſtaaten alle Anhänger der frühern napoleoniſchen Zeit wieder frei auf und wurde die deutſche Geſinnung überall wieder verdrängt durch Wiederaufwärmung der kosmopolitiſchen Tendenzen des vorigen Jahrhunderts, und durch den modernen Liberalismus.

Die Völker waren überall unzufrieden, denn ſeit dem Wiener Congreß regierte die ſog. europäiſche Pentarchie, die Vereinigung der fünf vorherrſchenden Großmächte in den periodiſch wiederholten Conferenzen und Congreſſen zu Aachen, Troppau, Laibach, Verona mit dem Syſtem der Legitimität, der ausſchließlichen Berechtigung der legitimen Dynaſtien gegenüber den Principien der glücklich geendigten franzöſiſchen Revolution, alſo jeder Volkserhebung für Freiheit, jeder nur einigermaßen energiſchen Volksvertretung und gegenüber neuen Uſurpationen, wie es das Eindringen der Familie Bonaparte in die Reihe der alten legitimen Dynaſtien geweſen war. Die Völker ſollten nur noch blind gehorchen. Die eine Nation war unnatürlich in Vielſtaaterei getrennt, die Beſtandtheile ein und derſelben Nation unnatürlich auseinander geriſſen und dem Ausland unterworfen; dann waren wieder mehrere Nationen eben ſo unnatürlich in ein Staatsganzes zuſammengezwungen. Nun ſehnten ſich die getrennten Glieder zur Wiedervereinigung und die zuſammen geketteten Nationalitäten nach Losreißung. Daraus ging eine allmälig wachſende doppelte Oppoſition gegen die europäiſche Pentarchie hervor. Eine liberale, welche ſich zunächſt in den romaniſchen Ländern ausbildete, und nur im Innern des Staats ausgedehntere Freiheiten, Beſchränkung der fürſtlichen Alleingewalt und Beſeitigung des reaktionären Syſtems und der Mißregierung verlangte, in Frankreich, Spanien, Italien. Und eine nationale Oppoſition, welche zunächſt in der Türkei von Griechen, Slaven und Rumänen ausging, die ſich vom Joch

der Türken befreien wollten, ſodann von Polen, die gern das ruſſiſche, und von Iren, die gern das engliſche Joch abgeworfen hätten.

In Deutſchland herrſchte ebenfalls vielerlei Unzufriedenheit, unmittelbar nach den Kriegen noch ein patriotiſcher Zorn, dem bekanntlich Görres den kräftigſten Ausdruck in ſeinem rheiniſchen Merkur verlieh. Er zuerſt verglich, was die Deutſchen Großes im Kriege geleiſtet hatten, mit dem kleinen Lohn, der ihnen dafür zu theil wurde. Nach ſo großen Siegen der deutſchen Nation rechnete er und rechneten damals viele mit ihm auf volle Wiederherſtellung des deutſchen Reichs in ſeinen frühern Grenzen, alſo auf Zurücknahme des Elſaßes und Lothringens, die uns von den Franzoſen ſo ſchnöde waren geraubt worden, auf Wiederaufnahme der Niederlande in's deutſche Reich, deſſen natürliche Beſtandtheile ſie ein Jahrtauſend hindurch geweſen ſind. Allein Görres wurde mit ſeinem redlich gemeinten Patriotismus vom öſterreichiſchen Gentz auf Metternichs Befehl und von den Berliner Schmalzgeſellen nach ruſſiſchem Impulſe, als Wahnſinniger verhöhnt, als Rebell verfolgt. Wurde die patriotiſch geſinnte Partei theils durch die Verfolgung eingeſchüchtert, theils durch die altpreußiſche Loyalität in Schranken gehalten, ſo kam an ihrer Stelle eine andere Oppoſitionspartei im weſtlichen Deutſchland auf, die von vorn herein kein nationales Ziel hatte, weil ſie auch zunächſt nur in den vormaligen Rheinbundſtaaten begann und nur dem franzöſiſchen Liberalismus in die Schuhe trat. Die Rheinbundfürſten nämlich waren ſo ſchlau geweſen, ihren Ländern und Ländchen nach Napoleons Sturz Verfaſſungen zu geben, welche der franzöſiſchen Charte nachgeahmt waren, zu dem doppelten Zweck, ſich bei ihren Unterthanen populär zu machen (was ſie wegen unter Napoleons Schutz geübter Tyrannei nicht waren), und ſich an Frankreich freundlich anzulehnen, um in Zukunft wieder wie früher eine Stütze gegen die beiden

deutſchen Großmächte zu finden. Die neuen Verfaſſungen ſchienen ihnen überdies nicht gefährlich werden zu können, da ja der Bundestag vorhanden war, der ein Ausſchreiten der ohnehin ohnmächtigen Landſtände der Mittel- und Kleinſtaaten nicht geduldet haben würde. Die conſtitutionelle Komödie, die nun in allen Hauptſtädten der Mittel- und Kleinſtaaten aufgeführt wurde, war ganz geeignet, den bürgerlichen Mittelſtand ſo in Anſpruch zu nehmen, daß er über dem Markten um kleine Fortſchritte in der innern Politik und über der Befriedigung parlamentariſcher Eitelkeiten die große Aufgabe der Nationaleinheit vollends ganz vergaß. Der Adel hielt durchgängig zu den Höfen, das Landvolk blieb paſſiv.

Der deutſche Liberalismus verrieth die franzöſiſche Schule in jeder Beziehung. Die Winkelparlamente ahmten alles nach, was die Doctrinäre der franzöſiſchen Kammer erſannen, und rißen mit ihren neuen Geſetzesanträgen mit manchen Mißbräuchen der bisherigen Verwaltung doch auch ſehr viel gutes deutſches altes Herkommen ein und erſetzten es im Sinne des franzöſiſchen Centralismus, und damit waren die Miniſterien meiſt einverſtanden, weil dadurch der Bureaukratismus weſentlich verſtärkt wurde. Sodann trug der Umſtand, daß Preußen noch keine Verfaſſung octroyirt hatte, daß es noch wie Oeſterreich und Rußland im monarchiſchen Abſolutismus verharrte, nicht wenig dazu bei, im Bereich des ſüd- und weſtdeutſchen Liberalismus auf's neue heftige Antipathien gegen Preußen zu erwecken, wodurch die der Rheinbundszeiten wieder aufgefriſcht wurden, und wer noch an die großen Verdienſte Preußens um Deutſchland im Jahr 1813 zu erinnern wagte, nur Hohn erntete. Damit hing ferner die affectirte, jedenfalls übertriebene Sympathie der deutſchen Liberalen mit den Inſurrectionen in Italien, Griechenland, Ungarn und Polen zuſammen, die Schwärmerei für andere Nationen ohne irgend eine Rückſicht darauf, daß die italieniſche,

ungariſche und polniſche Inſurrection „Tod den Deutſchen“! auf ihre Fahnen geſchrieben hat.

Indeſſen war die Berliner Regierung doch nicht ſo ganz von der öſterreichiſchen und ruſſiſchen influirt, daß ſie nicht plötzlich wieder einen höchſt zeitgemäßen Schritt gethan hätte, der Deutſchland dem Ziele ſeiner Einigung um ein merkliches näher bringen ſollte. Preußen benutzte die durch die franzöſiſche Julirevolution veranlaßte Aufregung in Deutſchland, um mit dem Vorſchlag des Zollvereins hervorzutreten und denſelben durchzuführen. Es konnte keinen glücklichern Griff thun, als den Undank derjenigen Deutſchen, die das Jahr 1813 vergeſſen hatten, durch das Geſchenk des Zollvereins zu beſchämen und die erkünſtelten Antipathien der Doctrinäre durch die natürlichen Sympathien der materiellen Intereſſen zu neutraliſiren. Metternich hatte mit ſeinem Bundesſyſtem Preußen gleichſam eingeſchnürt, daß es ſich nicht weiter rühren konnte, als innerhalb ſeiner eigenen unbequemen Grenzen. Damit Deutſchland nie zu einer wahren Einheit gelangen könne, hatte Metternich den Particularismus bis zu dem Grade übertrieben, daß alle Länder und Ländchen deutſchen Bundes durch Mauthen von einander abgeſperrt blieben. Dieſes Netz zerriß jetzt Preußen mit einemmal, indem es erſt den ſüdweſtlichen, etwas ſpäter auch den nordweſtlichen Theil der vormaligen Rheinbundſtaaten im Zollverein zu einem neuen Ganzen conſtituirte. Blieb daneben auch noch der übrige bundesſtaatliche Particularismus beſtehen, ſo brachten doch die großen materiellen Vortheile des freieren Verkehrs und der reichlichern Einnahmen im Zollverein den Handels- und Gewerbeſtand je mehr und mehr zu der Einſicht, daß die Zolleinigung früher oder ſpäter auch eine politiſche nach ſich ziehen müſſe.

Als der alte vielgeprüfte König von Preußen 1840 hinſchied, erwarb ſich ſein Nachfolger, der kaum weniger vielgeprüfte

Friedrich Wilhelm IV ein doppeltes Verdienſt dadurch, daß er dem unter dem Miniſterium Altenſtein auf Univerſitäten und Schulen ſchon allzuweit ausgebreiteten Unglauben wieder Schranken zog und zum erſtenmal die Vertreter der Provinzen zuſammenberief, worauf Preußen eine neue Verfaſſung erhielt und in die Reihe der conſtitutionellen Staaten eintrat.

Das erſtgenannte Verdienſt wurde dem König wenig verdankt. Daß die chriſtliche Religion wieder mehr geachtet und in den Schulen beſſer gepflegt werden ſollte, wollte einer großen Menge eitler Profeſſoren und hochmüthiger Schulmeiſter nicht in den Kopf und wurde als ein unverzeihlicher Rückſchritt der Regierung verſchrieen. Das frühere Miniſterium Altenſtein hatte nämlich, je weniger es dem politiſchen Liberalismus Raum geben durfte, deſto mehr den kirchlichen begünſtigt, ja ſogar provocirt. Derſelbe ſollte dem politiſchen zum Ableiter dienen. Unter dem Aushängeſchild der Lehrfreiheit durfte gegen die Kirche, die ſymboliſchen Bücher, die Glaubwürdigkeit der h. Schrift, gegen das Chriſtenthum und die Religion überhaupt alles geſagt, gelehrt und gedruckt werden. Wer ſich in dieſe Gattung von Oppoſition vertiefte, ließ die politiſche bei Seite liegen und durfte ſich ſogar ſchmeicheln, für loyal gehalten zu werden. Denn der Eifer, mit welchem die Lutheraner in Schleſien der Union mit den Reformirten widerſtrebt hatten, war der Regierung unbequem geworden, die erſteren wurden ſogar als Rebellen gemaßregelt. Alſo thaten ſich die gemeinen Rationaliſten, die im Heiland nur noch eine Art von Sokrates ſehen wollten, und die zahlreichen Schüler Hegels, die keinen Gott mehr kannten außer ihrem eigenen Ich, nicht wenig darauf zu gute, die regierungsfreundliche Partei zu ſeyn, und verhöhnten jeden guten Chriſten als einen Wahnſinnigen oder Dummkopf. Dieſer wohlfeile Heldenmuth machte ſich der katholiſchen Kirche gegenüber im Deutſchkatholicismus, der Unionskirche gegenüber, ſofern in ihr das lutheriſche

die Artillerie des Generals Roth hart bedrängt wurde, ergab ſich am Morgen des folgenden Tages, 23 Jul., mit 10 Fahnen, 15 Geſchützen, 100 türkiſchen Beamten und 2000 Kriegsgefangenen. Die Colonne des General Rüdiger marſchirte am 23 gegen Alacharia. Ein feindliches Corps zog ſich vor ihm in Eile nach Aidos zurück und hinterließ in ſeinem bei jenem Dorfe befindlichen Lager eine große Anzahl Munition und 2 Feldgeſchütze. Die durch den reißend ſchnellen Marſch und durch die glänzenden Erfolge der Armeen eingeſchüchterte Beſatzung von Achiolion verließ am Morgen deſſelben Tages die Verſchanzungen dieſer Feſtung. Wir fanden hier 14 Kanonen, 1 Mörſer, 3 Pulvermagazine und 1 Salzmagazin. Als die Avantgarde unterm General Nabel am 24 Morgens ſich der Feſtung Burgas näherte, hatte die Garniſon die Kühnheit ihm entgegen zu rücken, ſuchte aber, da ſie ſogleich angegriffen und geworfen wurde, ihr Heil in der Flucht. General Nabel nahm dem Feind für's erſte 2 Feldgeſchütze ab, welche derſelbe mit herausgebracht hatte, und drang dann mit den Fliehenden zugleich in die Feſtung ein. Die Beſatzung ließ Alles im Stich und rettete ſich in völliger Auflöſung durch die ſüdlichen Thore der Stadt. Zehn Kanonen, Magazine aller Art und der Beſitz dieſes wichtigen Punktes ſind die Trophäen jener glänzenden Waffenthaten. — Die Bewegung der Armee gegen den Kamtſchik war dem Großvezier in Schumla ſo völlig verborgen geblieben, daß er erſt vier Tage nach dem Abmarſche von dieſer Feſtung, alſo am 21 Jul., ein Corps detachirte, um dem Poſten von Kiuprikioi zu Hülfe zu kommen. Sie verließen Schumla unter den Befehlen Ibrahim Paſcha's und Mehmed Paſcha's, der kurz vorher von Conſtantinopel angekommen war, um die regulären Truppen der türkiſchen Armee zu comman-

und reformirte Bekenntniß noch gleich berechtigt waren, in den sog. Lichtversammlungen Luft. Beide Neuerungen machten viel Lärmen, ohne daß damit etwas Großes bewirkt worden wäre. Die alten Kirchen wurden dadurch nicht gestürzt und die mißgebornen neuen noch so genannten Kirchen beschränkten sich auf ein Minimum von Anhängern. Standhaft und geduldig wies der König alle die unsinnigen Zumuthungen ab, die ihm die unter dem Ministerium Altenstein zugeschulte und an nicht wenig Uebermuth gewöhnte Partei machte, als handele es sich darum, daß Preußen seinen Rang unter den europäischen Staaten nur behaupten könne, wenn es mit dem sog. Zeitgeist gehe. Am verderblichsten hatte Diesterweg als Chef des ganzen Volksschulwesens gewirkt, dessen Programm bekanntlich war, es bedürfe keiner Pfarrer mehr, sondern sey am Schulmeister genug. Es brauche keine Bibel mehr, sondern nur noch den Kosmos; der Glaube sey überflüssig, denn man habe ja das Wissen.

Das zweite Verdienst, welches sich der gewissenhafte König erwarb, war die Einberufung der Stände. Diese wurde von der ganzen liberalen Partei willkommen geheißen, man riß ihm aber das kaum angefangene Werk mit undankbarem Ungestüm aus den Händen, so daß es nicht ganz seiner Absicht gemäß zustande kam. Er hatte nämlich eine Vertretung des Volks nach altem deutschen Herkommen und nicht nach der neuen französischen Mode im Sinn. Er schwang sich überhaupt mit seiner lebhaften Phantasie, über die letzten Jahrhunderte hinüber, in die Zeiten des alten Reichs, weshalb ihn seine Gegner „den Romantiker auf dem Throne" nannten. Damit hing seine Vorliebe für den Ausbau des Kölner Doms zusammen, in welchem er ein Sinnbild des vielgegliederten und doch einigen deutschen Reiches sah, wie es seyn sollte. Was er nicht selbst vollbringen konnte, das hoffte er von der Zukunft. In der Rede, die er bei der Einweihung des hauptsächlich durch ihn beförderten Weiterbaus

des herrlichen Domes hielt, ſagte er: „Möchten die Thore dieſes Gotteshauſes durch Gottes Gnade für Deutſchland die Thore einer neuen großen, guten Zeit und die Triumphpforten des Geiſtes werden, der 1813 die Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung der Rheinufer wandte!“ Das war wieder klare deutſche Politik. *) Aber die Zeitgenoſſen haben ſeinem großen Gedanken nicht nachdenken wollen, ihm überhaupt zu wenig Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wie es nicht wohl anders ſeyn konnte, da das ſog. Zeitbewußtſeyn, wie es wenigſtens in der Preſſe vorherrſchte, ſich in der Wolluſt des Alleinrechthabens und des dem vaterländiſchen und religiöſen Intereſſe abholden Liberalismus badete. Der König hatte nicht einmal Zeit, auch nur die ſtändiſche Vertretung in der Weiſe, wie er urſprünglich wollte, zu organiſiren, denn der Sturm des Jahres 1848 kam über ihn. Die neue preußiſche Verfaſſung adoptirte die Schablone der franzöſiſchen Charte, gleich der neuen öſterreichiſchen und allen andern deutſchen Verfaſſungen. Somit hatte der franzöſiſche Liberalismus ganz Deutſchland erobert und wurden wir, wenn nicht von den Franzoſen ſelbſt, doch völlig wieder von ihrem Geiſt beherrſcht, als wenn es niemals ein Jahr 1813 gegeben hätte.

Die ſtürmiſche Bewegung der Jahre 1848 und 49 nahm zwar einen nationalen Zweck zum Vorwand, aber das Phantom eines deutſchen Kaiſers ſollte keineswegs verwirklicht werden. Es ſollte nur dazu dienen, ſämmtliche damaligen Throninhaber zu depoſſediren; ſtatt des Kaiſers aber wollte die große demokratiſche Partei nur einen republikaniſchen Convent. Auch die Einheit war nicht ernſt gemeint. Die meiſten Demokraten zogen Föde-

*) In einer längern Unterhaltung, deren mich der verewigte König im Jahre 1848 würdigte, ſetzte er mir ſeine Ideen darüber mit ſichtbarem Behagen auseinander.

rativrepubliken, gleich denen der Schweiz und Nordamerikas vor. Die Anhänger des Alten wollten gleichfalls nur ihren Particularismus verewigen und die Fürsten überschütteten ihre Länder und Ländchen mit Freiheiten, um über der Freiheit die Einheit in Vergessenheit zu bringen. Unterdeß war auch das tief zerrüttete Oesterreich durch russische Hülfe wieder zu Kräften gekommen und der König von Preußen somit außer Stand gesetzt, die ihm von den National-Liberalen angebotene Kaiserkrone anzunehmen. Diese National-Liberalen in der Paulskirche, die bald darauf sog. Gothaer, hatten die Einheit über der Freiheit nicht so blind vergessen, wie die Demokraten, aber Fehler über Fehler begangen, indem sie sich zu tief mit den Demokraten eingelassen, zu sehr um Popularität gebuhlt, den König von Preußen zu wenig moralisch unterstützt und den Mißgriff mit dem Erzherzog Johann begangen hatten.

Während dieser Verwirrung in Deutschland sah Rußland ruhig und lauernd zu und ergriff den günstigen Anlaß, gebieterisch in die deutsche Machtsphäre einzugreifen. Von dem bedrängten Oesterreich um Hülfe angerufen, leistete es dieselbe aber nur, um Oesterreich dadurch tief zu demüthigen und es seine ganze Ueberlegenheit fühlen zu lassen. „Ungarn liegt Ew. Majestät zu Füßen", meldete der russische Feldherr seinem Kaiser. Oesterreich aber suchte den einzigen Ersatz für seine Demüthigung darin, daß es sich mit demselben Rußland vereinigte, um auch Preußen zu demüthigen. Rußland hatte schon längst nach dem Schlüssel der Ostsee, d. h. nach dem Besitz Dänemarks getrachtet. Diesen Schlüssel an sich zu bringen, bot sich ihm jetzt die günstigste Gelegenheit, denn das dänische Königshaus war am Aussterben und durch eine Heirath dachte Rußland sich des dänischen Erbes zu versichern. Diese erste Intrigue wurde durch einen Todesfall vereitelt, doch war Rußland gleich mit einer zweiten bei der Hand, um Dänemark wenigstens in einer späteren Zeit

bequem annektiren zu können. Das war die bekannte Combination, nach welcher der sog. Protokollprinz von Glücksburg mit Uebergehung aller ältern erbberechtigten Agnaten die dänische Krone erben sollte. Starb er oder hinterließ keine Nachkommen, so trat unmittelbar Rußland in's Erbrecht ein. Dazu sollten die deutschen Herzogthümer Holstein und Schleswig ihre bisherigen Rechte verlieren und dem dänischen Einheitsstaate einverleibt werden. Durch diese Combination wurden die deutschen Nationalinteressen schwer bedroht. Damit aber Preußen als der einzige Staat, der diese Interessen in der Ostsee und an der Schley hätte schützen können, dies nicht vermöchte, gab sich die Wiener Politik dazu her, die russische Intrigue zu unterstützen und das unvorbereitete Preußen von Oesterreich und Rußland zugleich mit Krieg zu bedrohen, wenn es nicht nachgäbe. Unter diesen Umständen sah sich nun der König von Preußen genöthigt, durch seinen Minister von Manteuffel in Olmütz dem österreichischen Minister, Fürsten Schwarzenberg, und dem assistirenden russischen Gesandten alles, was sie verlangten, bewilligen zu lassen, die Anerkennung des Protokollprinzen, die Auslieferung Holsteins und Schleswigs an Dänemark, die schimpfliche Verauctionirung der deutschen Flotte. Um dem Sieg der österreichischen und russischen Diplomatie über deutsches Interesse und deutsche Ehre noch die Krone aufzusetzen, mußte sich Preußen auch bequemen, die Mißregierung in Kurhessen fortdauern zu lassen.

Indessen hatte Oesterreich seinen großen diplomatischen, freilich wenig ehrenhaften Sieg über Preußen nur dem russischen Mephistopheles zu verdanken, der hinter ihm stand und ihm secundirte. Eine so unpatriotische, Deutschland so schädliche und schimpfliche Politik erntete nun auch des Teufels Dank. Rußland, welches Oesterreich ganz in seiner Hand zu haben und Preußen verachten zu dürfen glaubte, wurde übermüthig und

hielt die Weltlage für günſtiger als je, um den längſt gehegten Plan endlich auszuführen und Conſtantinopel zu erobern. Es begann den Krieg ſchon drei Jahre nach dem Olmützer Vertrage. Grade vor vierhundert Jahren war Conſtantinopel von den Türken erobert worden und der Volksaberglauben prophezeite nach vierhundert Jahren die Wiedereroberung der Stadt durch ein Volk im Norden. Dieſer Aberglauben wurde nun von Rußland benutzt, um den Krieg gegen die Türken als eine Art Kreuzzug, als einen heiligen Kampf für den Glauben zu betreiben. Die ruſſiſche Preſſe log ſich desfalls in einen frommen Eifer hinein, der nur dann natürlich geweſen wäre, wenn Rußland irgend eine Gefahr von Seiten der Türken gedroht hätte und eine Erhebung des Volks nöthig geweſen wäre. Dieſelbe Preſſe ſprach unſäglichen Hohn gegen den ganzen Weſten Europas aus, wenn er etwa den Türken würde helfen wollen. „Das Kreuz im Herzen und Eiſen in der Fauſt“ wollte das allein rechtgläubige, das heilige Rußland dem ketzeriſchen und heidniſchen Europa ebenſo Trotz bieten, wie den Türken, und, hieß es, „von Nikolaus auf der Hagia Sophia aufgerichtet, wird das Kreuz leuchten über die byzantiniſchen Lande.“ Die Weſtmächte rüſteten ſich zum Schutz der Türkei und Oeſterreich konnte ſich doch unmöglich von Rußland ganz überflügeln laſſen, vielmehr erforderte ſein dringendſtes Intereſſe, ſeinen Einfluß an der untern Donau gegen Rußland zu behaupten. Das that es nun auch nach einigem Zögern und nöthigte dadurch die ruſſiſche Operationsarmee, hinter die Donau zurückzugehen. Frankreich und England ſetzten den Krieg in der Krim noch ſo lange fort, bis Rußland zum Frieden gezwungen wurde.

Dieſe Epiſode gereichte Oeſterreich zum Verderben, denn nachdem es ſich mit Rußland überworfen hatte, wurde es von Frankreich in Italien angegriffen. Wenn nun Preußen auf die deutſchen Nationalintereſſen eben ſo wenig Rückſicht hätte nehmen

wollen, wie es Oesterreich im Olmützer Vertrage gethan hatte, so würde es sich an Frankreich und Italien angeschlossen haben, um sich wegen Olmütz an Oesterreich zu rächen. Preußen aber hatte die großen Interessen Gesammtdeutschlands nie aus den Augen verloren und dachte nicht daran, sie seinem particularistischen Interesse aufzuopfern. König Friedrich Wilhelm IV war damals schwer erkrankt und sein Bruder, der Prinz von Preußen, Wilhelm, der die Regierung für ihn übernommen hatte, machte bereits die preußische Armee mobil und sandte sie nach dem Rhein, um seine Bundespflicht zu erfüllen und Oesterreich vertheidigen zu helfen. Die Franzosen hatten zwar die Lombardei schon erobert, wurden aber noch durch das furchtbare Festungsviereck aufgehalten und hätten sich zurückziehen müssen, um Frankreich gegen die Preußen zu vertheidigen. Oesterreich aber war von so tiefem Haß und Neid gegen Preußen erfüllt, daß es sich von Preußen nicht helfen lassen wollte und lieber in dem übereilten Frieden von Villafranca die Lombardei aufopferte. Man konnte einen ehrlichen Bundesgenossen, wie es Preußen war, nicht empfindlicher kränken.

Nun brach aber der Unwille im Innern Oesterreichs aus. Die braven österreichischen Truppen waren so elend geführt und so schlecht verpflegt worden, daß das so lange an Geduld gewöhnte Volk doch in gerechte Entrüstung gerieth. Die unwürdigsten Subjecte waren zu den höchsten Aemtern aufgestiegen, in der Verwaltung war durch die Judenwirthschaft alles corrumpirt. Die Lieferanten bereicherten sich, während die Soldaten hungerten. Ungeheurer Börsenschwindel verschlang das Staatsvermögen und häufte die Staatsschulden zu Milliarden an. Der Chef der Armeeverwaltung, der Finanzminister selbst endeten durch Selbstmord, als der Schleier der Betrügereien zum erstenmal gelüftet wurde. Da half sich die Regierung, indem sie eine neue liberale Reichsverfassung octroyirte und einen Reichstag ein-

berief. Ueber den neuen Freiheiten und dem eitlen Kammergeschwätz sollte das nationale Unglück vergessen werden. Diese liberale Komödie beruhigte nicht alle Kronländer. Die Ungarn trotzten. Indessen war ein hohler, prahlerischer und namentlich leichtgläubiger Liberalismus in ganz Deutschland so sehr Mode geworden, daß man die Noth in Oesterreich für eine Tugend ansah.

Grade damals hatte der Prinz von Preußen als König Wilhelm I den Thron bestiegen und nach einigen Ministerwechseln in dem Freiherrn von Bismarck den rechten Mann gefunden, der das preußische Staatsruder mit dem Geist und mit der Energie zu führen verstand, wie sie der deutsche Beruf Preußens erforderte. Der König selbst hatte gleich nach seinem Regierungsantritt eine durchgreifende Reorganisation der Armee in Angriff genommen und sich in Königsberg zum König von Gottes Gnaden krönen lassen. Beides wurde nicht begriffen oder gänzlich mißverstanden. König Wilhelm war an Jahren und Erfahrung gereift genug, um das preußische Volk, die preußische Geschichte zu kennen und den deutschen Beruf Preußens ganz so zu würdigen, wie in dem unvergeßlichen Jahr 1813, das er mit erlebt hatte. Auf ihm ruhte der Segen seiner Mutter und auf ihn bezog sich die Verheißung, deren oben schon gedacht wurde, ihre Kinder würden das 1807 zertrümmerte Preußen glorreich wieder herstellen. Beide Maßregeln des Königs, die Heeresreform und die Krönung, bedeuteten, daß er fest entschlossen sey, Preußen aus der unwürdigen Lage herauszureißen, in die es seit dem Wiener Congreß und Olmütz hauptsächlich durch Oesterreich und Rußland hineindiplomatisirt worden war. Das Heer sollte ihm dienen, sich unter allen Umständen ein zweites Olmütz zu ersparen, und die Krönung sollte nichts Geringeres bedeuten, als daß eine neue Aera für Preußen gekommen sey. Man muß dabei erwägen, daß seit

Friedrich I, der die preußiſche Krone zuerſt auf ſein Haupt ſetzte, keiner ſeiner Nachfolger ſich mehr hatte krönen laſſen. Es handelte ſich alſo nicht von einem gewöhnlichen Ceremoniell, ſondern es lag hier in der zweiten Krönung eines Königs von Preußen eine höhere außergewöhnliche Bedeutung. Die zweite Krönung entſprach der erſten, wie eine zweite höhere Stufe der erſten Stufe.

Der Gebrauch, den er nun von ſeiner Armee und von ſeinem Kronrecht gemacht hat, ließ ſchon von Anfang an keine Zweifel übrig, daß eine politiſche Reaktion von ihm, im Sinne der Junkerpartei oder der alten heiligen Allianz, wie ihn die Gegner beſchuldigten, nicht im geringſten zu befürchten ſey, ſondern daß er ſeine Macht einzig zum Wohle ſeines Volkes und ganz Deutſchlands üben wollte. Jede ſeiner Handlungen, jeder Antrag ſeiner Regierung beim Bundestag, jede Rede Bismarcks im Abgeordnetenhauſe hat es in ſtrengſter Conſequenz bewieſen. Am deutlichſten aber geht es aus der Geduld hervor, mit welcher der König das Abgeordnetenhaus hat austoben laſſen, ohne gegen dasſelbe eine Gewalt anzuwenden, ja indem ſeine Regierung ſogar bei demſelben die Indemnität nachſuchte.

Das alles wollten aber die Fortſchrittsmänner nicht einſehen. Der leichtgläubige Liberalismus ließ ſich damals durch ſehr unreine Einflüſſe bethören und mit Mißtrauen erfüllen, da er doch nur ſeine geſunden Sinne hätte brauchen dürfen, um überzeugt zu ſeyn, er könne volles Vertrauen hegen. Es befanden ſich in der Oppoſition viele Ehrenmänner, die nur in einer Täuſchung befangen waren. Andere unter ihnen aber ließen ſich von Eitelkeit, Eigenſinn und Rechthaberei auch dann, wenn ſie ſich eines Beſſern ſchon hätten überzeugen können, noch hinreißen, den Kampf gegen die Regierung ſyſtematiſch fortzuſetzen. Bekanntlich fand dieſe Oppoſition ein tauſendſtimmiges Echo in den vormaligen Rheinbundſtaaten, hier aus particulariſtiſcher Rancune

und aus altem Vorurtheil und Neid, in Oesterreich aus philisterhafter Eitelkeit und Schadenfreude, denn der Wiener Spießbürger bildete sich ein, mit seinem neugebackenen Liberalismus auf einer Höhe zu stehen, von der er auf Preußen herabsehen könne. Dieses blinde und dumme Hetzen der Liberalen gegen Preußen war nun der österreichischen Regierung sehr willkommen, denn sie durfte hoffen, bei allen deutschen Bundesstaaten in dem Maaß populär zu werden, in welchem die preußische unpopulär geworden war. Gelang es ihr, die deutschen Liberalen durch kluge Liebkosungen und Versprechungen auf ihre Seite zu ziehen, so gewann sie dadurch zunächst einen Rückhalt und eine moralische Stärkung gegenüber dem renitenten Ungarn. Sie traf darnach ihre Maßregeln und spielte gleich großes Spiel, indem sie allen deutschen Bundesstaaten liberale Bürgschaften, ja eine ganze Umgestaltung der Bundesverfassung im liberalen Sinne verhieß. Das war das bekannte Project, welches 1863 auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M. zur Ausführung kommen sollte, aber nicht kam, weil die mittelstaatlichen Regierungen sich zurückhaltend benahmen und sich nicht unbedingt Oesterreich zur Verfügung stellen wollten. Bei diesem Anlaß zeigte sich, wie schwer der Zollverein in's Gewicht der nationalen Interessen fiel. Es war den Mittelstaaten nicht mehr möglich, die damalige Drohung, sie würden aus dem Zollverein austreten und einen Zollverein mit Oesterreich eingehen, auszuführen. Die materiellen Interessen litten es nicht. Oesterreich gewann von seinem Fürstentage und seinem Kokettiren mit dem deutschen Liberalismus lediglich nichts, hatte nur abermals einen Mißgriff gethan und Preußen, welches sich ganz passiv verhielt, zu einem neuen moralischen Siege verholfen.

Unmittelbar darauf verwickelten sich die Dinge in Dänemark durch die vertragswidrige Mißhandlung, welche die Dänen den deutschen Elbherzogthümern anthaten, in einer Weise, daß

der deutſche Bund endlich einſchreiten mußte. Oeſterreich hatte, ſeitdem es in Olmütz die ruſſiſche Intrigue unterſtützt, das deutſche Intereſſe in den Elbherzogthümern unbeachtet gelaſſen. Jetzt wollte Preußen ſich deſſelben annehmen und Oeſterreich, in der Beſorgniß, Preußen könne hier Vortheil und einen Ruhm ernten, die es ihm nicht gönnte, entſchloß ſich raſch, in dieſer Angelegenheit mit Preußen Hand in Hand zu gehen, um ſeine Lorbeern zu theilen und ihm die zu erwartenden Vortheile ſo viel als möglich zu verkürzen, es jedenfalls zu überwachen. An eine aufrichtige Sympathie Oeſterreichs für die deutſchen Intereſſen jenſeits der Elbe war nicht zu denken. Hätte es je eine ſolche Sympathie gehegt, ſo würde es ſchon auf dem Wiener Congreß dafür geſorgt haben, die deutſchen Herzogthümer vom Joch der Dänen frei zu machen. Aber es ſtärkte damals die Dänen, um Preußen zu ſchwächen. Auch noch in Olmütz hätte Oeſterreich Gelegenheit gehabt, ſeine Sympathie für die deutſche Sache in den Elbherzogthümern zu bethätigen, wenn es je eine ſolche Sympathie gehegt hätte. Aber es hatte ſie eben nicht gehegt und auch damals wieder die Elbherzogthümer den Dänen preisgegeben.

Der Erfolg des däniſchen Feldzugs von 1864 iſt bekannt. Nachdem die Dänen im Jahr 1864 endlich aus den deutſchen Herzogthümern herausgeworfen waren, forderte Preußen mit vollem Recht, daß ihm die Hut der Oſt- und Nordſeeküſten im Intereſſe des deutſchen Bundes anvertraut werde. Kein anderer Staat im nördlichen Deutſchland vermochte dieſe Verpflichtung für den Bund zu übernehmen. Auch wollte Preußen nicht erobern, nichts annektiren, ſondern beanſpruchte nur den Hafen von Kiel, den nöthigen Raum zu Küſtenbefeſtigungen und die Aufſicht über den Kanal, der die Oſt- und Nordſee künftig verbinden ſollte. Dieſe bekannten Februarforderungen von 1865, die ſo beſcheiden als möglich und nur im deutſchen Geſammt-

diren. Als dieſes feindliche Corps am Kamtſchik anlangte, erfuhr es, daß die dortigen Verſchanzungen von unſern Truppen bereits genommen und beſetzt waren. Die Paſcha's zogen ſich Anfangs einige Werſte zurück, und nahmen dann ihre Richtung auf Tſchengi und auf das Dorf Sudſchuluko, wo ſie den 23 Jul. blieben, ungewiß wozu ſie ſich entſchließen ſollten. Nachdem ſie aber am Abend deſſelben Tages erfahren hatten, daß Abdul-Rachman-Paſcha in den Ebenen von Burgas geſchlagen worden war, marſchirten ſie auf Aidos zu, wo ſie am 24 Abends eintrafen. Am 25 befahl der Oberbefehlshaber dem General Rüdiger ſich auf Aidos in Marſch zu ſetzen, dort in einer Entfernung von 4 — 5 Werſten von dieſem Platze eine Stellung zu nehmen, um die Concentrirung unſerer Truppen abzuwarten, und Aidos nur im Falle anzugreifen, wo er ſich eines glücklichen Erfolges überzeugt halten könnte. Die Paſcha's hielten dieſen Augenblick ihren Planen günſtig. Sie entſchloſſen ſich die Spitze unſerer Armee anzugreifen, bevor letztere durch die nachfolgenden Truppen verſtärkt würde. Sie machten einen Ausfall auf Aidos, und griffen die Koſaken des Generals Rüdiger an, die ſich auf die Poſition zurückzogen. In der Fronte angegriffen und ſeines Siegs über den Feind gewiß, fertigte General Rüdiger eine Brigade rechts ab, und ließ ſie ſo marſchiren, daß ſie den linken Flügel des Feindes, der ihn mit großer Lebhaftigkeit angriff, umgehen konnte. Dieſe Bewegung verfehlte ihre Wirkung nicht. Die türkiſche Avantgarde ward geworfen und genöthigt, ſich in Unordnung nach Aidos zurückzuziehen. General Rüdiger verfolgte ſie. Vor dem Platze angelangt fand er das türkiſche, 6 bis 7000 Mann Infanterie ſtarke Corps im Rücken und zur Seite der Stadt aufgeſtellt, und mit ſeinem

intereſſe geſtellt waren, beanſtandete Oeſterreich und zog die Entſcheidung in die Länge in der Hoffnung, Preußen werde durch das fortgeſetzte Anſtürmen aller Liberalen auf das Miniſterium Bismarck mürbe gemacht, Bismarck geſtürzt werden und ein neues Miniſterium ſich von Wien aus verführen laſſen.

Das Benehmen der preußiſchen Kammern in dieſer Periode iſt äußerſt lehrreich. Obgleich die Kammern nichts entſchieden, weil die Regierung ſtark genug war, und das Volk in Waffen ihr im entſcheidenden Augenblick treu zur Seite ſtand, ſo bleibt es immerhin ſehr charakteriſtiſch, daß nicht nur die Elite der gebildeten Mittelclaſſen im Abgeordnetenhauſe, ſondern auch ein ziemlicher Theil der Ariſtokratie im Herrenhauſe, wenn auch in verſchiedenem Sinne, der Regierung opponirten. Und zwar unter Umſtänden, welche ſie zur wärmſten Unterſtützung der Regierung hätten veranlaſſen ſollen. Denn ſeit Friedrich dem Großen hatte Preußen keine Regierung gehabt, die ihm mehr Ehre gemacht, die das preußiſche und deutſche Intereſſe mit ſo großer Energie und ſtaatsmänniſcher Weisheit wahrgenommen hätte. Zudem war Preußen von böſen Nachbarn ſchwer bedroht und um ſo bereitwilliger hätten die Mitglieder beider Häuſer einſtimmig die Regierung unterſtützen ſollen.

Aber die Mehrheit der Fortſchrittsmänner ſah immer noch hinter Bismarck das Phantom einer politiſchen Reaction ſtehen. Anſtatt der Wirklichkeit ſcharf und klar in's Auge zu ſehen, ließ man die Gedanken in der Fremde herumſpazieren. Weil die Regierung mit unendlicher Geduld die Verfaſſungsformen einhielt und fünfmal nach einander die tumultuariſche Kammer immer wieder einberief, zog man eine Parallele zwiſchen ihr und der Regierung Karls I von England, welcher eben ſo oft das Parlament einberufen hatte, bis er Krone und Leben verlor. Es gab wirklich Fanatiker, Intriguanten und Piepmeier, die ſchon

eine Revolution in Preußen und einen Umſturz des Thrones kommen ſahen.

Auch nach Frankreich ſchweiften die Gedanken hinüber, mehr als es deutſchen Männern geziemte, welche Zeug haben ſollten, um originell zu ſeyn, ohne der Nachäfferei zu bedürfen. Frankreich hat alle Proben des modernen Repräſentativſyſtems durchgemacht und das Ergebniß befriedigt nicht. Deutſchland kann daraus lernen, aber weniger, was es zu thun als was es zu vermeiden hat. Das ganze parlamentariſche Treiben in Frankreich war immer nur ein unfruchtbarer Kampf zwiſchen Parteien, die um das Portefeuille rangen. War die Regierung ſtark genug, ſo ſpottete ſie der Parteien, gängelte ſie und herrſchte unter dem Schein conſtitutioneller Freiheit doch willkürlich. Wurde die Oppoſition mächtig genug, ſo ſorgte man für eine Partei, die ihr die Waage hielt. Oder ſtanden ſich, wie in Belgien, ohnehin zwei gleich ſtarke Parteien gegenüber, dann lavirte die Regierung zwiſchen beiden, kokettirte mit beiden und ließ ſich ſanft von ihnen ſchaukeln. Oder eine war übermächtig geworden, wie nach der Julirevolution, dann galt es, ihr zu ſchmeicheln und ſie zu beſtechen. Die Corruption der zweiten Kammer culminirte bekanntlich unter Ludwig Philipp und dem kleinen Thiers. Von dieſem Zeitpunkt an war der Conſtitutionalismus geſchändet und hatte ſeinen Zauber verloren. Es war ſeitdem nie mehr möglich, das Volk für eine Charte zu begeiſtern. Die politiſche Unſchuld war unwiederbringlich verloren. Dieſelbe Corruption hatte man ſchon unter der Direktorialregierung am Ende des vorigen Jahrhunderts erlebt und das Beſtechungs- und Diebsſyſtem hatte damals ſchimpflich eine Freiheit begraben, die im Anfang der Revolution mit einem ſo ſchönen, gewiſſermaßen heiligen Enthuſiasmus begrüßt worden war. Ganz eben ſo ſchmählich endete die Corruption unter Ludwig Philipp. Ueberlebt ſich das mißbrauchte Verfaſſungsweſen, ſo kommt die Republik und, kann

ſich auch dieſe nicht behaupten, der Imperialismus. Das iſt immer das Ende vom Lied.

Deutſchland hat ſich verhältnißmäßig, im Vergleich mit Frankreich und Italien, eine ziemliche Unſchuld bewahrt. In jenen romaniſchen Ländern wurde das parlamentariſche Syſtem ſo weit mißbraucht, daß eine Conſorteria von Deputirten der Majorität in enger Verbindung mit den Miniſtern das Staatsvermögen plündern und aus den Regalien und Staatsanleihen ungeheure Summen in ihre Taſchen lenken konnte. Von dieſer Corruption iſt Preußen rein geblieben. Auch die Blutegel am Staatsvermögen Oeſterreichs waren wenigſtens nicht Volksvertreter. Sehen wir von den Kammern der Mittel- und Kleinſtaaten ab, die zu wenig in's Gewicht fallen und richten wir unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe auf das Abgeordnetenhaus in Berlin, ſo iſt an ihm zunächſt zu tadeln, daß es zu ſehr mit der Deputirtenkammer in Paris hat wetteifern wollen, zu ſehr auf die Fechtweiſe der Pariſer Oppoſition eingegangen iſt und zu wenig ſeinen Beruf, vor allem deutſch zu ſeyn, erkannt hat. Seitdem ſich dieſes Haus dem Miniſterium Bismarck gegenüber befand, hat es ſich zur fixen Idee gemacht, es müſſe gegen das Miniſterium genau ſo energiſch auftreten, wie einſt die franzöſiſche Deputirtenkammer gegen das Miniſterium Polignac. Obgleich das Haus von vorn herein wiſſen konnte, Bismarck ſey kein Polignac und Wilhelm I auch kein Karl X, und obgleich die Erfahrung jedes neuen Jahres, jeder neuen That der Regierung das Haus überzeugen mußte, ſeine Vorausſetzung ſey irrig geweſen und die reaktionäre Politik des Grafen Bismarck eine Illuſion, ſo wollte ſich das Haus doch weder durch vernünftige Vorſtellungen, noch durch die klarſten Thatſachen belehren laſſen und ſeinen Eigenſinn nicht ablegen.

Abgeſehen von dem Ehrgeiz des jungen preußiſchen Parlaments, welches an Feuereifer und Machtvergrößerungsluſt dem

ältern franzöſiſchen nicht nachſtehen wollte, ſaßen im Berliner Abgeordnetenhauſe viele Theoretiker, Profeſſoren, wiſſenſchaftliche Fachmänner aus der übermüthigen Generation, welche das Miniſterium Altenſtein herangebildet und mit dem Selbſtvergötterungswahn erfüllt hatte. Talentvolle, in der Praxis rückſichtsloſe Männer, die alles allein wußten, die Aeußerung einer entgegengeſetzten Meinung für eine Beleidigung angeſehen haben würden, wenn es ihnen nicht gar zu lächerlich erſchienen wäre, daß jemand anderer Meinung ſeyn könne als ſie. Man wird in künftiger Zeit darüber einverſtanden ſeyn, daß die wüthenden Angriffe des Abgeordnetenhauſes durch nichts gerechtfertigt, recht eigentlich frivol waren und daß das Haus das große Ziel der Einigung Deutſchlands über kleinen Nebenſachen ganz aus den Augen verloren hatte. Wenn je, ſo hätte diesmal die Volksvertretung in größter Mehrheit die Politik der Regierung unterſtützen und einem großen Miniſter, wie die Geſchichte nur ſelten einen aufzuweiſen hat, volles Vertrauen und die höchſte Achtung darbringen müſſen. Statt deſſen mußten wir erleben, daß ſich die Mehrheit den Feinden Preußens zuwandte, ſich ſogar an die Spitze derſelben ſtellte, um in Berlin ſelbſt den Nerv der preußiſchen Politik zu lähmen, indem ſie nicht einen Heller, weder für die Armee, noch für die Marine, noch für die Koſten des däniſchen Kriegs bewilligen wollte. Es gereichte dem conſtitutionellen Syſtem, wie man es von Frankreich her adoptirt hatte und wie es die zweite Kammer nach franzöſiſcher Manier ausbeuten wollte, gewiß nicht zum Vortheil, daß ſich hier ſchlagender als je der große Gegenſatz zwiſchen Worten und Thaten, zwiſchen dem ohnmächtigen Lärm einer opponirenden Kammer und dem wirkſamen Kanonenfeuer ſiegreicher Schlachten bewährte. Die glänzenden Siege des preußiſchen Heeres in Böhmen machten jenen Kammerlärm verſtummen oder dämpften ihn wenigſtens ſehr. Man begriff endlich innerhalb des Sprechſaals, daß alle Beredſamkeit lächerlich werden muß,

wenn ſie ihr Ziel verfehlt, wenn die Waſſerſpritzen eifrig dorthin ſpeien, wo kein Feuer iſt, ſondern nur ein Widerſchein.

Die ſog. conſervative Partei, welche nur im Herrenhauſe zur Geltung kam, hatte Elemente in ſich, welche dem Miniſterium Bismarck kaum weniger feindlich waren, als die fortſchrittliche Oppoſition im Abgeordnetenhauſe. Wie nämlich dieſe von Bismarck immer eine Reaction, Abſolutismus, Säbelherrſchaft und Knute gewärtigen zu müſſen glaubte, ſo fürchteten im Gegentheil die Feudalen, Bismarck überliefere Preußen der liberalen Strömung. Dieſe Feudalen waren nicht ſehr mächtig, wurden daher von der liberalen Preſſe, die ein wenig Allmächtigkeit anſprach, auf alle Art verhöhnt. Aber gerade das, was man ihnen am meiſten zur Laſt legte, war etwas ſehr Achtungswürdiges, nämlich der Muth, mit dem ſie ſich der Religion annahmen und mit dem ſie auch noch manches gute alte Herkommen gegen den bureaukratiſchen Centralismus vertheidigten. Dagegen mußte man beklagen, daß ſie für die nationale Frage wenig Verſtändniß zeigten. Unter den beiden vorigen Regierungen waren ſie auf eine kaum zu verantwortende Weiſe Rußland hingegeben. Es iſt bekannt, welche feurige Rede der ſelige Stahl für Rußland hielt, als es ſich im Krimkriege darum handelte, ob es nicht beſſer wäre, wenn Preußen ſich der Allianz gegen Rußland anſchlöſſe, einmal, um die unverhältnißmäßige Uebermacht Rußlands zu hindern, daß es ferner auf Europa drücke, zweitens, um es aus Polen und der bedrohlichen Stellung zu vertreiben, die es in ſeinem Feſtungsviereck an der obern Weichſel eingenommen hatte; drittens, um ihm die Eroberung Conſtantinopels, welche ganz Europa die größten Gefahren bringen müßte, verwehren zu helfen; viertens die deutſchen Lutheraner in den Oſtſeeprovinzen in ihren verbrieften Rechten zu ſchützen; fünftens die Abſichten Rußlands auf Dänemark zu vereiteln. Lauter Fragen theils des europäiſchen, theils des ſpeziell deutſchen und preußiſchen Intereſſes, die von preußiſcher

Seite eine Beantwortung zu Gunsten Rußlands nicht zuließen. Ich sprach diese Ansicht damals in einer Flugschrift (die Aufgabe Preußens 1854) aus, welche mir von Seiten der feudalen Partei in Preußen sehr übelgenommen und von einem der ihrigen in einer Gegenbrochüre ganz im russischen Sinn beantwortet wurde.

Ich muß noch bemerken, daß mir der selige Stahl, den ich wegen seiner Religiosität hochschätzte, selber einmal (im Jahr 1850) sagte, es wäre eigentlich besser für Preußen, wenn es an der Elbe aufhörte und nur die alten, bewährten Provinzen in sich schlösse, um sich in keiner Weise mit dem französischen und mittelstaatlichen Liberalismus anstecken zu lassen, den es vielmehr an der Seite Rußlands auf's entschiedenste bekämpfen müsse. In ziemlicher Uebereinstimmung damit stehen auch die Flugschriften des Rundschauers (von Gerlach). Noch in der letzten „Deutschland um Neujahr 1870" beklagt er die Ausdehnung Preußens, weil, je weiter dieselbe gehe und wenn endlich Preußen auch die Mainlinie überschritten und ganz Deutschland unter sich vereinigt haben würde, dies doch nur zum Siege des ihm so tief verhaßten Liberalismus führen würde. In dieser merkwürdig einseitigen Schrift geht der Verfasser so weit, Preußen auch seine früheren Erweiterungen vorzuwerfen, weil es damit den berechtigten Particularismus der Nachbarn angegriffen habe. Eine Berechtigung deutscher Nation, sich zum Einheitsstaat zu kräftigen, erkennt er überall nicht an. Preußen soll nach seiner Meinung selbst so particularistisch seyn, wie die Mittel- und Kleinstaaten. Folgerichtig hätte er sagen sollen, Preußen habe nie über das Kurfürstenthum hinausgehen sollen, oder er hätte wenigstens auch Oesterreich die Erwerbung von Venedig und Galizien, Bayern die von Franken ꝛc. zum Vorwurf machen sollen. In seiner Einseitigkeit wirft er Friedrich dem Großen sogar vor, im Bunde mit England, einer auswärtigen Macht, im siebenjährigen Kriege

gegen das deutſche Reich gefochten zu haben, ohne ein Arg darin zu finden, daß Oeſterreich damals mit Frankreich, Rußland und Schweden verbunden war und ihnen bereits vertragsmäßig Norddeutſchland preisgegeben hatte. Nur die äußerſte aus einer vagen politiſchen Theorie hervorgegangene Parteiverblendung kann ſolche Einfälle eingeben.

Sodann hatten die Herren Gerlach, Stahl ꝛc. eine viel zu einſeitige Vorſtellung vom Königthum von Gottes Gnaden. Sie faßten es noch wie zur Zeit der hl. Allianz auf, d. h. nach dem Princip, daß die Fürſten allein Rechte haben und den Völkern nur die Pflichten übrig bleiben ſollen, und zweitens nach dem Princip, nach welchem die Dynaſtien einen geſchloſſenen Kreis bilden und nie mehr einen Neuling oder Uſurpator aus dem Volk aufkommen laſſen ſollten. Das erſte Princip war gegen die franzöſiſche Revolution, das zweite gegen die neue Dynaſtie der Bonaparte gerichtet. Damit verband ſich die ſtillſchweigende Vorausſetzung eines dritten Princips, einer Solidarität aller dermalen legitimen Dynaſtien und einer gegenſeitigen Garantie ihres Beſitzſtandes. Nur unter dieſem Geſichtspunkt konnten Gerlach und ſeine Anhänger im Jahr 1866 in Zweifel ziehen, ob Preußen das Recht gehabt habe, den König von Hannover, Kurfürſten von Heſſen und Herzog von Naſſau zu depoſſediren. Das Königthum von Gottes Gnaden muß aber ganz anders aufgefaßt werden. Der Begriff iſt aus der Theokratie des Mittelalters hervorgegangen. Die Vorausſetzung war damals, der Kaiſer empfange ſeine Krone von Gott, als Lehensträger Gottes, als Zeichen eines Amtes, das er im Namen Gottes verwalten und wofür er Gott verantwortlich ſeyn ſollte. Mit der Krone war ihm nicht blos ein Recht verliehen, die Völker zu regieren, ſondern auch die Pflicht auferlegt, ſie nur nach Gottes Geboten zu regieren. So allein war es auch des chriſtlichen Gottesbegriffes würdig, im ausdrücklichen Gegenſatz gegen den heidniſchen Imperialismus

der altrömiſchen Kaiſer, die keinem Gotte verantwortlich waren, ſondern ſelbſt vergöttert wurden und in ſich ſelbſt, in ihrer Willkür allein die Quelle alles Rechts enthielten. Der chriſtliche Kaiſer beſaß nicht das Reich, ſondern er verwaltete es nur im Namen eines Höhern. Ebenſo waren die ihm zunächſt untergebenen Reichsfürſten, Herzoge und Grafen wieder nur Lehensträger des Kaiſers und nicht Beſitzer der Provinzen, welche ſie verwalteten, ſondern nur Beamte aus Auftrag des Kaiſers und ihm waren ſie verantwortlich. Ein Recht hatten ſie nur, inſofern ſie auch die entſprechende Pflicht erfüllten. So allein ſind die Kronen von Gottes Gnaden zu verſtehen und das hätten die Conſervativen in Berlin nicht mißkennen und nur ſo denken ſollen, wie der erſte Kurfürſt von Brandenburg gedacht hat, als er ſagte, er ſey nur „ein ſchlichter Amtmann Gottes an dem Fürſtenthum".

Genug, auch die conſervative Partei in Preußen legte dem Miniſterium Bismarck Hinderniſſe in den Weg, wenn auch von anderer Art, als es die der Fortſchrittspartei waren.

Vornehmlich aber war es die Mehrheit im Abgeordnetenhauſe, welche gegen die Regierung auf eine Weiſe agitirte, als wenn ſie förmlich mit Oeſterreich verbündet wäre. Die Liberalen waren merkwürdig verblendet, ſogar die im ſog. Nationalverein, welche ſich rühmten, das deutſche Nationalintereſſe mit beſonderer Wärme und Einſicht zu vertreten. In den Mittelſtaaten identificirten ſich die Liberalen mit den Particulariſten, den ausgeſprochenſten Gegnern der Nationaleinheit, und dienten der Triasidee der Herrn von Beuſt und v. d. Pfordten. Um die mittel- und kleinſtaatliche Gruppe durch einen neuen Kleinſtaat zu vermehren, agitirten ſie eifrig für den Prinzen von Auguſtenburg, obgleich es auf der Hand lag, daß derſelbe weder dem Liberalismus, noch dem deutſchen Nationalintereſſe irgend eine Bürgſchaft geben konnte, da er, von Anfang an Preußen feindlich gegenüberſtehend und weil ihm Oeſterreich zu fern lag, ſeine Stütze

nothwendig in England und Rußland ſuchen mußte und in Frankreich wirklich geſucht hat. Am widerſinnigſten verfuhren die preußiſchen Liberalen. Nachdem ſie vor dem däniſchen Kriege das Miniſterium Bismarck laut beſchuldigt hatten, es habe ſich mit Oeſterreich zu einer großartigen Reaction verbunden und wolle die Elbherzogthümer nur wieder an Dänemark ausliefern, mußten ſie durch den Ausgang des Krieges ihrer Täuſchung längſt inne geworden ſeyn, hätten ſie alſo bereuen und die Politik der preußiſchen Regierung als eine echt deutſche anerkennen ſollen. Aber das thaten ſie nicht, aus Eitelkeit, denn die Partei will nie Unrecht gehabt haben. Das Berliner Abgeordnetenhaus ſagte der Regierung keinen Dank, bewilligte ihr keinen Heller und wollte auch jetzt noch die ſo vortrefflich bewährte Reorganiſation des Heeres nicht anerkennen.

Nunmehr glaubte Oeſterreich wagen zu dürfen, bei ſeiner Verweigerung der gerechteſten Anſprüche Preußens zu verharren, und ließ es ſogar auf einen Krieg ankommen. Es rechnete auf die moraliſche Unterſtützung des geſammten Liberalismus, auf die materielle der Mittelſtaaten, auf die eventuelle Frankreichs und hauptſächlich auf die Oppoſition in Preußen ſelbſt. Man hatte ſich überredet, wenn der Krieg erklärt wäre, würde ſich die preußiſche Landwehr der Mobiliſirung widerſetzen und das Abgeordnetenhaus und die Berliner des 18. Märzes würden die Abſetzung Bismarcks fordern und durchſetzen. Aber die Oppoſition war nicht ſo mächtig, als ſie ſich im Abgeordnetenhauſe und in der Preſſe aufblähte. Das eigentliche preußiſche Volk hatte ſich in ſeiner Mehrheit bei den Abgeordnetenwahlen gar nicht betheiligt und bewies, daß dieſe franzöſiſchen Wahlformen, Wahlumtriebe mit ihrem Echauffement und ihren Lügen für Deutſchland nicht paſſen, der deutſchen Ehrlichkeit und dem deutſchen Pflegma zuwider ſind. Die Mehrheit des preußiſchen Volkes verhielt ſich wie zu den Wahlen, ſo auch zu den nichtsnutzigen

Wortgefechten im Abgeordnetenhauſe paſſiv, verließ ſich auf den König, ging ruhig ſeiner täglichen Pflicht und Arbeit nach und ſtand, ſobald dem Lande Gefahr drohte, immer noch das Volk in Waffen wie 1813 dem König zur Seite. Millionen Bogen Papier waren vollgedruckt worden, um das preußiſche Volk anders zu zeigen, als es war. Die Preſſe überfluthete die Welt mit Schaum und Dunſt, der feſte Boden der Wirklichkeit war etwas ganz anderes. Das preußiſche Volk war im Frühjahr 1866 zu jedem Opfer für die Regierung bereit, voran in Schleſien, welche Provinz am meiſten bedroht war.

Die Lügen der Preſſe wirkten anders, als ihre Abſicht war. Sie nützten Preußen. In der beifälligen Erwartung, Preußen werde in ſeinem Innern gelähmt, nur ſchwachen Widerſtand leiſten können, hatten ſowohl Oeſterreich als die Mittelſtaaten nicht hinlänglich, nicht zur rechten Zeit und nicht in zweckmäßiger Uebereinſtimmung gerüſtet, wurden daher auf allen Punkten von den Preußen geſchlagen.

Jetzt erſt, nach dem Kriege, kam die Oppoſition in Berlin zu beſſerer Beſinnung. Sie war offenbar conſternirt, als ſie ſich ſo in allen ihren Vorausſetzungen getäuſcht ſah. Es gab zwar jetzt noch „Unverbeſſerliche“, die in ihrem parlamentariſchen Trotze fortfuhren, allein ſowohl in der fortſchrittlichen, als feudalen Partei fanden alsbald maſſenhafte Abfälle ſtatt und bildeten ſich aus ihnen eine neue Mehrheit, welche die Verdienſte der Regierung nicht mehr mißkannte. Aus der bisherigen Mehrheit der Fortſchrittspartei traten diejenigen Mitglieder aus, welche nicht mehr blos die Freiheit, ſondern auch das nationale Intereſſe auf ihre Fahne ſchrieben und ſich daher National-Liberale nannten, und aus der Conſervativpartei diejenigen, die ſich auch ihrerſeits von ihrem bisherigen politiſchen Parteizuſtande frei machten, um gleichfalls der nationalen Sache zu dienen, und ſich daher Freiconſervative nannten.

linken Flügel an alte Verschanzungen gelehnt, die der Feind wieder auszubessern begonnen hatte. Erwägend, daß die Stadt der Schlüssel zu dieser Stellung war, wendete General Rüdiger seine Batterien gegen die Massen des aufgestellten Feindes, und ließ zwei Bataillone mit dem Bajonnet auf die alten Verschanzungen der Stadt losgehen. Anfangs vertheidigte sich der Feind mit Hartnäckigkeit; bald aber, in seine Verschanzungen und die krummen Straßen von Aidos hineingedrängt, wurde er von allen Seiten auseinander getrieben. Der Eindruck dieser raschen Bewegung war so groß, daß die hinter Aidos aufgestellten türkischen Regimenter sich von selbst auflösten. Unsere Reiterei verfolgte sie und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an. Das türkische Lager fiel ganz in unsere Hände. Die Zahl der Todten war beträchtlich, die der Gefangenen aber nur 220 Mann. Unser Verlust beläuft sich kaum auf 100 Mann. Dieses glänzende Gefecht beschloß die Operationen des Ueberganges über den Balkan."

Nur die Vorposten der Russen hatten sich mit wenigen Feinden zu schlagen, die Hauptarmee kam gar nicht zum Gefecht. Am 22 Jul. war es, wo der Oberbefehlshaber auf der höchsten Spitze des Balkans sich befand. In dem Augenblick, da die Truppen von der Höhe herab den jenseits liegenden Golf von Burgas erblickten, ertönte ein allgemeines und lautes Hurrah. Graf Diebitsch begab sich in das eroberte Mesambria und gab auf dem russischen Linienschiff Paris ein glänzendes Gastmahl. Zur Belohnung für seine That erhielt er vom Kaiser den Namen Diebitsch-Sabalkansky, d. h. der Uebersteiger des Balkans, und wurde später zum Feldmarschall erhoben. Graf Diebitsch ist in preußisch Schlesien geboren, sein Vater war im preußischen Militärdienste, trat aber unter der

Die Regierung bewies nach dem Kriege dieſelbe Ueberlegenheit des politiſchen Verſtandes, welche ſie vor dem Kriege bewieſen hatte, entſprechend der großen Ueberlegenheit in allen militäriſchen Dispoſitionen während des Krieges. Die Organiſation des Heeres, welche das Abgeordnetenhaus in fünf Landtagen nach einander beharrlich beanſtandet, als gemeinſchädlich verurtheilt und wofür es nicht einen Heller bewilligt hatte, bewährte ſich nicht minder in der bewundernswürdigen Disciplin der Truppen, wie in der Raſchheit und Vollſtändigkeit der Siege. Selbſt das Genie Friedrichs des Großen hat nichts Vollkommeneres geleiſtet. Zur Beſchämung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, in welchem noch kurz vorher dieſe Heerverfaſſung von eben ſo unverſtändigen als unverſchämten Schreiern gelaſtert worden war, ahmten alle Militärſtaaten Europa's dieſe preußiſche Heeresorganiſation auf der Stelle nach, wie daſſelbe im vorigen Jahrhundert geſchehen war, als Friedrich der Große mit ſeinem damals ſchon verbeſſerten Heerſyſtem glänzende Siege erfochten hatte.

Wie nun aber König Wilhelm I die Ueberlegenheit ſeines politiſchen Verſtandes vor dem Kriege dadurch bewährt hatte, daß er „in Stürmen ruhig" blieb, ſo bewährte er ſie auf's neue, indem er nach dem Kriege dem Abgeordnetenhauſe eine goldene Brücke baute, die Verfaſſung nicht entgelten ließ, was eine nur zufällige und vorübergehende Mehrheit der Abgeordneten geſündigt hatte, vielmehr in der ſtrengſten conſtitutionellen Form, ſeine Regierung um Indemnität bei denen einkommen ließ, die ſelbſt um Verzeihung zu bitten ſich am meiſten hätten ſollen gedrungen fühlen.

Dieſelbe Ueberlegenheit des politiſchen Verſtandes hat ſich auch in den nächſten Jahren bewährt, in der Art, wie die ſpeziell preußiſchen Intereſſen mit denen des Norddeutſchen Bundes ausgeglichen wurden. Ohne Zweifel war es ein genialer Gedanke, welchen wohl erſt die Nachwelt recht würdigen wird, da zu cen-

traliſiren, wo particulariſtiſche Vielgeſtaltigkeit, und umgekehrt zu decentraliſiren, wo bisher die bureaukratiſche Schablone nachtheilig gewirkt haben. Wenn die berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten und örtlichen Intereſſen zur Geltung kommen ſollen, ſo muß dabei nicht auf Dynaſtien und deren zufällig kleine oder größere Territorien, ſondern auf die natürlichen Grenzen, theils der Volksſtämme, theils der Ackerbau-, Fabrik-, Berg- und Küſtengegenden Rückſicht genommen werden, und in gleicher Weiſe, wenn man nach Außen eine reelle Macht geltend machen will, muß man das föderative Band ſtraffer zuſammenziehen und für Verhältniſſe und Intereſſen, die allen gemein ſind, auch eine möglichſt einheitliche Geſetzgebung und Adminiſtration geben. Alſo iſt Decentraliſiren und Centraliſiren gleich ſehr nothwendig, nur jedes an ſeinem Platze.

Preußen begnügte ſich nach dem Siege damit, den deutſchen Bund aufzulöſen und einen neuen Norddeutſchen Bund zu gründen, der zwar nur bis an die Mainlinie reichte, aber eine compacte Einheit bildete. Es durfte hoffen, daß ſich auch Süddeutſchland mit der Zeit dieſer Einheit anſchließen würde. Die Hauptſache war, daß von nun an die undeutſche Politik, welche auf dem Wiener Congreß den deutſchen Bund nur als eine Verewigung der Kleinſtaaterei unter ausländiſcher Bevormundung geſchaffen hatte, für immer gerichtet und beſeitigt war, und daß unter Preußens Führung eine wahrhaft deutſche Nationalpolitik endlich zu ihrem Recht gelangt war, von der nicht mehr abgewichen werden ſollte. Ihr letztes Ziel war noch nicht erreicht, allein der Weg dazu gebahnt. Die Weiterentwicklung der Einigung aller Deutſchen konnte der Zeit und dem eigenen Intereſſe derer überlaſſen werden, die ſich noch nicht an den Norddeutſchen Bund angeſchloſſen hatten. Das Vertrauen, welches Preußen den Süddeutſchen ſchenkte, ſie würden als Deutſche ſich doch lieber den andern Deutſchen, als den Franzoſen zugeſellen,

und im Genuß aller Vortheile des Zollvereins allmälig auch einſehen, welche größere Vortheile ihrer noch warteten, wenn die Zolleinigung ſich zur politiſchen erweiterte, war jedenfalls einem gewaltſamen Hineinzwingen vorzuziehen. Man muß es ein großherziges und ehrliches Vertrauen nennen, wie es Deutſchen gegenüber am würdigſten iſt. Es fehlte nicht an ungeduldigen Patrioten, welche das Einigungswerk mehr beſchleunigt wünſchten. Aber Graf Bismarck hat ihnen auf das verſtändigſte geantwortet: „Ich bin Landwirth und meine Politik iſt dadurch beeinflußt. Die ſcharfe Pflugſchaar mußte durch das deutſche Land gehen. Aber wenn das Land beſtellt iſt, ſo muß der Landmann geduldig zuſehen, er kann nur böſes Waſſer ableiten und Unkraut ausjäten. Sagen Sie einmal dem Roggenfeld, es ſoll an einem beſtimmten Tage blühen. Es wird ſich an Ihren Befehl nicht kehren, aber ſeyen Sie überzeugt, es wird ſicher eines Tages blühen.“

Das ſtimmt ganz zu den Verhandlungen des bayriſchen Miniſter v. d. Pfordten mit Graf Bismarck, in deren Folge Bayern das bekannte Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen ſchloß. Nach ſeinen Siegen im Jahr 1866 konnte Preußen die fränkiſchen Markgrafſchaften, die ihm urſprünglich gehörten und die es jetzt wieder beſetzt hatte, behalten, gab ſie aber Bayern großmüthig zurück, um Bayern durch die That ſein Vertrauen zu beweiſen, als ihm daſſelbe das Schutz- und Trutzbündniß antrug. Von der Pfordten erkannte daraus, daß Preußen keine ſpezinſch preußiſche, ſondern eine deutſche Politik handhabe, und erkannte es dankbar an.

Im Uebrigen war in der Einigung Norddeutſchlands der feſteſte Grund zur Einigung aller Deutſchen gelegt. Man braucht nur den gegenwärtigen Territorialbeſtand mit dem zu vergleichen, wie er noch vor hundert Jahren war. Damals waren die Elbherzogthümer däniſch, Vorpommern, Bremen und Verden ſchwe-

diſch, Hannover engliſch, die Länder am Mittel- und Niederrhein mehr oder weniger rheinbündiſch, Sachſen dem deutſchen Intereſſe durch ſeine Verbindung mit Polen entfremdet. Ganz Norddeutſchland war innerlich zerriſſen und zum Theil dem Ausland unterthan. Davon iſt nun jetzt keine Spur mehr übrig. Das ganze Norddeutſchland iſt mit Ausnahme des ehemaligen burgundiſchen Reichskreiſes (Belgien und Holland) wieder eins, ein mächtiger deutſcher Geſammtſtaat, finanziell und militäriſch muſterhaft organiſirt. Zum erſtenmal ſeit dem Untergang der Hanſa blüht die ſeit Jahrhunderten vernachläſſigte deutſche Seemacht an der Nord- und Oſtſee wieder auf. Nach Außen hin iſt der Norddeutſche Bund ſtark genug, um jedem Angriff zu trotzen. Oeſterreich iſt durch Ungarn gehindert, ſich wieder ſtörend in die Einigung Deutſchlands einzumiſchen. Nur Rußland und Frankreich, die romaniſche und die ſlaviſche Großmacht, vermögen noch die germaniſche Großmacht, zu welcher Preußen im Norddeutſchen Bunde herangewachſen iſt, zu bedrohen; allein jede von beiden hat wieder ein Intereſſe, es mit uns Deutſchen nicht zu verderben, nicht nur weil die orientaliſche Frage beide trennt und in Spannung hält, ſondern auch weil wir Deutſchen ſtark genug ſind, auch mit wenigen Alliirten, zu denen jedenfalls England gehören würde, uns beider zu erwehren.

Alſo hat das Haus Zollern den Beruf erfüllt, der ihm ſeit Jahrhunderten mehr und mehr zum Bewußtſeyn gekommen iſt, den großen Beruf, Deutſchland aus ſeiner jahrhundertlangen Zerſplitterung zur Einheit zurückzuführen.

Was Preußen für Deutſchland geleiſtet hat, konnte es nur ſehr allmälig und in einem oft wiederholten, gleichſam perennirenden Kampfe mit Oeſterreich nicht ohne viele Mühe leiſten. Um alſo noch mehr Licht auf dieſe Leiſtungen und die damit zuſammenhängenden Geſchicke Deutſchlands zu werfen, die von den Geſchichtſchreibern nicht immer richtig aufgefaßt wurden,

muß ich vergleichend herbeiziehen, was in Oeſterreich theils gethan, theils nicht gethan worden iſt. Ich thue es ohne Vorurtheil, denn ich liebe das ſchöne Oeſterreich und ſein Volk und glaube als patriotiſcher Geſchichtſchreiber ſeit einem halben Jahrhundert zur Genüge bewieſen zu haben, daß ich alle deutſchen Volksſtämme mit gleicher Liebe umfaſſe und daß ich ſtets nur das ganze Deutſchland im Auge gehabt und niemals einem Particularismus gedient habe. Wenn ich manches Thatſächliche, Geſchichtlichgewiſſe an Oeſterreich tadeln muß, ſo gilt der Tadel wahrlich nicht dem Volke, ſondern nur der Regierung und ihren unmittelbaren Dienern, die das Volk beſſer und namentlich die deutſchen Oeſterreicher, nationaler hätte regieren ſollen.

Deutſchland ſoll ein Ganzes ſeyn, das deutſche Volk in allen ſeinen Stämmen iſt ein Volk von Brüdern. Die Oeſterreicher ſind ein von Natur gut organiſirter, gutmüthiger und liebenswürdiger Volksſtamm, der fromme, treue, tapfere Tiroler unter allen deutſchen Stämmen in Nord und Süd einer der tüchtigſten. Auch dürfen wir nie vergeſſen, daß die Oeſterreicher die deutſchen Grenzen im Süden und Südoſten hüten. Der Heldenmuth der Tiroler hat ſeit Jahrhunderten den Welſchen den Weg nach Deutſchland abgeſchnitten. Ohne Trieſt hätte Deutſchland keinen Hafen am Mittelmeer. Siebenbürgen iſt das wichtigſte Bollwerk der mitteleuropäiſchen oder deutſchen Machtſphäre gegenüber der ruſſiſchen und türkiſchen, der Schlüſſel des untern Donauthals. So lange Siebenbürgen dieſes Bollwerk bleibt, kann den Ruſſen jeden Augenblick der Marſch über die Donau abgeſperrt werden.

Aber Oeſterreich hat ſich Deutſchland entfremdet. Das Haus Habsburg hat ſtiefväterlich an Deutſchland gehandelt, zu Gunſten der Romanen und Slaven das germaniſche Element niedergehalten und Italiener, Ungarn, Slaven und ſchließlich auch die Juden ſich über den Kopf wachſen laſſen, ſo daß der

Schutz deutſcher Intereſſen nach dieſer Seite hin nicht mehr geſichert iſt.

Wie kam das Haus Habsburg dazu, daß es, ſo lange ſchon im Beſitz der deutſchen Kaiſerwürde, dennoch ſo oft das deutſche Nationalintereſſe hintangeſetzt hat?

Gehen wir auf ſeine Anfänge zurück. Nachdem das edle ſchwäbiſche Kaiſergeſchlecht der Hohenſtaufen der damals übermächtigen Gewalt des mit Frankreich und verrätheriſchen deutſchen Fürſten verbündeten Papſtthums unterlegen und untergegangen war, nach der langen kaiſerloſen Zeit, wurde Graf Rudolf von Habsburg, wieder zu einem deutſchen Kaiſer gewählt. Das ſollte und konnte ſchon kein rechter deutſcher Kaiſer werden, wie es die Karolinger, die ſächſiſchen Ottonen, die Salier und noch die ſchwäbiſchen Kaiſer geweſen. Kein anderer Kaiſer durfte damals gewählt werden, als der ſich zum Werkzeug des Papſtes und Frankreichs hergab und der zugleich den deutſchen Fürſten ſelbſt ungefährlich und außer Stande ſeyn mußte, ihre oligarchiſche Eigenmacht zu brechen. Zu einem ſolchen Werkzeuge aller Feinde und Unterdrücker der deutſchen Nation hat ſich nun Rudolf von Habsburg hergegeben. Er beſaß nur eine kleine Grafſchaft und ergriff gern die Gelegenheit, ſich und ſeine Familie emporzubringen. Arge Intriguen gingen ſeiner Wahl vorher. Vor allem mußte er ſich vom Papſt viſitiren und inſtruiren laſſen. Der Papſt hatte die Frechheit, dem Grafen zu befehlen, er ſolle zu ihm nach Italien kommen, da wolle er ihn beſehen, ob er ihm auch tauge, daß er ihn als deutſchen Kaiſer anſtelle. Niemals wurde an der edlen deutſchen Nation ärgerer Hohn geübt, als durch dieſe Beſtellung des Grafen von Habsburg nach Mugello in den Apenninen, wo er heimlich dem Papſt Gregor X vorgeſtellt wurde, der ihn beſichtigte, examinirte und dem der Graf in tiefſter Devotion unverbrüchlichen Gehorſam ſchwur. Rudolf gelobte, ſich als deut-

ſcher Kaiſer niemals mehr in die Angelegenheiten Italiens zu miſchen und ſich den päpſtlichen Befehlen unbedingt und unter allen Umſtänden zu unterwerfen. Unter dieſer Bedingung erlaubte der Papſt den deutſchen Fürſten, wieder einen Kaiſer zu wählen und zwar ausſchließlich dieſen Grafen.

Nach Verabredung mit dem Papſte gab auch Frankreich ſeine Zuſtimmung. Ein franzöſiſcher Prinz von Geblüt, Karl von Anjou, hatte unter dem Segen des Papſtes und mit einer franzöſiſchen Armee den letzten Hohenſtaufen, den unglücklichen jungen Conradin, den die deutſchen Fürſten nicht unterſtützten, beſiegt und in Neapel hinrichten laſſen. Dem Sohn dieſes Karl, der überdies von Charakter ein Scheuſal war, gab Rudolf von Habsburg, ohne als deutſcher Kaiſer zu erröthen, ſeine jüngſte Tochter zur Ehe. Das franzöſiſche Haus Anjou war im Beſitz von Neapel und Sicilien, welche den Hohenſtaufen gehört hatten, und ſpekulirte auch auf den Thron von Ungarn. Frankreich wollte das innerlich unter ſeinen Fürſten getheilte und dem mit ihm verbündeten Papſt blind unterwürfige Deutſchland von Weſten, Süden und Oſten zugleich umfaſſen, um es immer ohnmächtiger zu machen. Hätten nun die deutſchen Fürſten einen rechten Kaiſer wählen wollen, dem es ernſt geweſen wäre, die Einheit, Macht und Ehre der deutſchen Nation und des deutſchen Reichs herzuſtellen, ſo würden der Papſt und Frankreich alle Minen haben ſpringen laſſen, um eine ſolche Wahl zu verhindern. Aber den Grafen von Habsburg ließen ſie wählen, weil er ſich zu ihrem Werkzeug gebrauchen ließ.

Die deutſchen Fürſten würden wohl keinen Kaiſer mehr gewählt, ſondern Deutſchland für immer unter ſich getheilt haben, wenn ſich nicht Stimmen im deutſchen Volk und beſonders in den freien Reichsſtädten erhoben hätten, die wieder nach einem Kaiſer verlangten. Dennoch frägt ſich, ob die Fürſten auf dieſe

Stimmen gehört hätten, wenn ihnen nicht grade damals das Aufkommen eines mächtigen Slavenreichs bange gemacht hätte. Dieſes Reich unter dem ehrgeizigen und ländergierigen Könige Ottokar beſtand bereits aus Böhmen, Mähren, der Lauſitz und Oeſterreich. Der ſchlaue Slave hatte ſich mit Polen und Ungarn verbündet und die Zerrüttung des deutſchen Reichs zur Erweiterung ſeiner Macht benutzt. Als der letzte Herzog Oeſterreichs aus dem deutſchen Geſchlecht der Babenberger kinderlos geſtorben war, ließ Ottokar deſſen alte Schweſter Margarethe aus dem Kloſter holen und heirathete ſie, um ein Erbrecht an Oeſterreich zu gewinnen. Nur die Bayern wehrten ihm. Nun aber halfen ihm die Ungarn, denen er Steiermark abtrat. Einen Theil des deutſchen Adels in Oeſterreich hatte Ottokar bereits heimtückiſch gefangen nehmen laſſen und ſeiner Güter beraubt. Den deutſchen Adel in Steiermark drangſalirten die Ungarn mit Gefängniß und Hinrichtungen. Deutſchland hätte dieſe ſchönen Provinzen im Oſten wahrſcheinlich für immer verloren und die deutſchen Fürſten, deren Länder zunächſt an Böhmen grenzten, waren kaum weniger gefährdet als Oeſterreich. Alſo lag es ihnen nahe, wieder einmal zuſammenzuhalten und ihrer Einheit auch wieder durch eine Kaiſerwahl Ausdruck zu geben. Rudolf von Habsburg hatte ſich in Privatfehden mit ſeinen Nachbarn als guter Haudegen bewährt. Wenn er an der Spitze eines deutſchen Heeres des Böhmen Meiſter wurde, ſollte ihn der erbliche Beſitz von Oeſterreich belohnen. Man unterhandelte mit ihm und da er bereits die Einwilligung des Papſtes und Frankreichs hatte und er nun auch den deutſchen Fürſten bereitwillig gelobte, ihrer Oligarchie niemals mit kaiſerlichen Einſprüchen beſchwerlich zu fallen, ihnen alle Rechte und Beſitzungen, die ſie ſich in der kaiſerloſen Zeit angemaßt hatten, zu garantiren, ſo nahmen ſie keinen Anſtand mehr, ihn zum Kaiſer zu wählen. Er ordnete ſich ihnen nicht über, ſondern geſellte ſich ihnen als

ein neuer Erbfürſt zu, indem ſie ihm Oeſterreich zuſagten und er ſeine übrigen Töchter an ſie verheirathete.

Der eifrigſte Vermittler zwiſchen den deutſchen Fürſten und Rudolf von Habsburg, dem hauptſächlich das Gelingen der Wahl zugeſchrieben wird, war ein Zollern, Graf Friedrich. Da dieſes Haus damals erſt noch einen geringen Beſitz hatte und ſich mit den mächtigern Reichsfürſten nicht meſſen durfte, iſt man zu der Vermuthung berechtigt, daß er ſich aus ganz uneigennützigen Abſichten der Kaiſerwahl angenommen hat, von der er ſelbſt keinen Gewinn zog, denn er blieb der beſcheidene Graf. Warum ſollten ihn nicht Patriotismus und Pflichtgefühl geleitet haben? Er ſprach nur die Stimmung der Beſſergeſinnten im Volke aus, indem er die mächtigern Fürſten zu vereinigen bemüht war. Wenn auch der neue Kaiſer den größern Fürſten durch die Finger ſehen mußte, ſo konnte er wenigſtens der Anarchie, dem Fehdeunfug und dem Raubritterweſen ſteuern, welches nach Auflöſung der Herzogthümer von Sachſen, Franken und Schwaben in dem lockern Conglomerat der Grafſchaften, Bisthümer und Reichsſtädte arg um ſich gegriffen hatte. Nächſt der Ueberwältigung des Böhmenkönigs war es nun hauptſächlich die Unterdrückung des Raubweſens im Reich, was dem neuen Kaiſer zum verdienten Ruhme gereichte. In der Regel aber haben die Geſchichtſchreiber dieſen Ruhm übertrieben und die der Kaiſerwahl vorangegangenen unwürdigen Intriguen theils verſchwiegen, theils bemäntelt.

Nach Rudolfs Tode behielt ſein Sohn Albrecht zwar Oeſterreich und Steiermark, gelangte aber erſt zur Kaiſerkrone, nachdem er ſeinen Nebenbuhler und Vorgänger Adolf von Naſſau beſiegt hatte. Albrecht I hätte die Krone nicht behauptet, wenn er ſich nicht abermals wie ſein Vater dem Papſt zu Füßen geworfen und ausdrücklich deſſen Oberlehnsherrlichkeit anerkannt hätte. Dieſer Albrecht hatte einen ganz undeutſchen Charakter.

In ihm trat ſchon der deſpotiſche und gemüthloſe Zug hervor, der die Volksrechte des chriſtlich-germaniſchen Reichs mit Füßen trat. Derſelbe Charakterzug, welcher ſeine Nachkommen im 16. und 17. Jahrhundert, den ſpaniſchen Philipp und die Ferdinandeiſche Zeit in Oeſterreich kennzeichnet. Wie Albrecht die deutſche Volksfreiheit in den Alpen vernichten wollte, was ihm jedoch mißlang und die Gründung der Schweizer Eidgenoſſenſchaft zur Folge hatte, iſt weltbekannt; weniger bekannt iſt, wie tyranniſch Albrecht in Steiermark wüthete.

Nach ſeiner Ermordung kam ſein Geſchlecht lange nicht mehr zur Kaiſerwürde, ſpaltete ſich durch Theilungen und zeichnete ſich durch nichts mehr aus, als durch den Fanatismus, mit dem die habsburgiſchen Herzoge von Oeſterreich, zumal nachdem ſie Tirol erheirathet und im ſog. vorderöſterreichiſchen Schwaben und Elſaß viele Beſitzungen erworben hatten, wiederholt, jedoch immer mit Unglück, die tapfern Schweizer angriffen und dieſe freien deutſchen Bauern zu ihren Sclaven machen wollten.

Jedermann kennt die denkwürdigen Tage von Morgarten und Sempach, in denen die Schweizer Bauern ihre uralte alemanniſche Freiheit gegen die Habsburger vertheidigt haben. Beſondere Beachtung verdient die Politik des Habsburger Friedrich von Tirol zur Zeit des Conſtanzer Concils. Wir haben oben die patriotiſche Thätigkeit des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, erſten Kurfürſten von Brandenburg, kennen gelernt. Hier das Gegenſtück dazu. Friedrich von Habsburg diente damals ausſchließlich dem Papſt und den Romanen gegen das deutſche Nationalintereſſe, half dem Papſt der nothwendig gewordenen Reformation entgegenarbeiten, ſuchte das Anſehen des deutſchen Kaiſer Sigismund zu ſchwächen, verband ſich zu dieſem Zweck mit dem Herzog von Burgund, der ſein paraſitiſches Reich zwiſchen Frankreich und Deutſchland von den Alpen bis zu den Niederlanden ausgedehnt hatte und der aus franzöſiſchem Geblüt,

Regierung des Kaiſers Paul in ruſſiſche, ließ jedoch ſeinen Sohn zu Berlin in dem Cadettencorps erziehen. Hier blieb dieſer bis 1805, wo Kaiſer Alexander nach Berlin kam, und ihn als Lieutenant in der ruſſiſchen Armee anſtellte. Er legte ſchnell die untern Grade zurück, war in dem Feldzuge von 1812 Obriſt und Chef des Generalſtabs bei dem Armeecorps des Grafen Wittgenſtein, im folgenden Jahre General, und bei dem Feldmarſchall Barclay de Tolly als Chef des Generalſtabs angeſtellt. Unter demſelben organiſirte er in der Zwiſchenzeit von 1814 und 1815, wo alle ruſſiſchen Corps nach dem Innern marſchirt waren, die Armee, folgte dem Feldmarſchall Barclay de Tolly 1815, nach der Rückkehr Napoleons von der Inſel Elba, als Chef des Generalſtabs nach Deutſchland und Frankreich, und ward nach deſſen Tode, in Petersburg in gleicher Eigenſchaft angeſtellt. Der General Diebitſch genoß das ganze Vertrauen des Kaiſers Alexander und rechtfertigte die gute Meinung, die der hochſelige Kaiſer von ihm hatte, durch ſein Benehmen bei der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus, indem er durch kluge und kräftige Maßregeln die Rebellen zu Paaren trieb. Er ward auch kurz darauf von dem jetzt regierenden Monarchen zu einer wichtigen Miſſion bei der Armee in Perſien beſtimmt, die er mit vieler Gewandtheit beendigte. Seine Perſönlichkeit wird von einem Franzoſen, Herrn Fayot, in der Revue de Paris folgendermaßen geſchildert: Diebitſch iſt klein, braun, und geht mit geſenktem Haupt einher; er ſcheint kalt, allein ſein Auge iſt feurig und ſtets beſchäftigt; ſeine Stirne iſt hoch, wie jene Napoleons, ſein Rücken etwas gekrümmt. Diebitſch muß gegenwärtig (1829) 45 — 47 Jahre alt ſeyn. Seine Perſon bietet eine Miſchung von feuriger Lebhaftigkeit des Gedankens und von eleganten militäriſchen For-

durch und durch Romane, Todfeind der Deutſchen und ein Tyrann war, dem die Völkerfreiheit genau ſo zuwider war, wie den Habsburgern. Mit dieſen im Bunde glaubte Friedrich das Concil von Conſtanz ſprengen zu können, wenn je der germaniſche d. h. der deutſche und engliſche Einfluß auf demſelben die Oberhand gewinnen ſollte. Zum Ueberfluß hatte er ſich von dem ruchloſen Papſt Johann XXIII, welcher nachher wegen ſeiner Laſter abgeſetzt wurde, zum Gonfaloniere oder General der päpſtlichen Haustruppen ernennen laſſen, und wollte von Tirol und dem Schwarzwald aus den Papſt ſchützen. Indeſſen wurde ſein böſes Vorhaben durch die Schweizer vereitelt, welche dem Kaiſer und dem Concil Hülfe leiſteten und damals den Habsburgern ihre alte Stammburg im Canton Aargau und dieſen Gau ſelbſt für immer entriſſen.

Allein die Romanen wollten nicht, daß der deutſche Einfluß auf dem Concil triumphire, deswegen überſtimmten ſie die deutſchen Biſchöfe auf dem Concil und eilten, einen neuen Papſt zu wählen, um an ihm wieder einen Halt gegen die Deutſchen zu gewinnen. Dieſer neue Papſt Martin V wollte nun auch vom Concil und von einer Kirchenreform nichts mehr wiſſen, und ſetzte ſich wieder ganz bequem in Rom feſt. Mittlerweile ſtarb auch Kaiſer Sigismund ohne einen männlichen Erben und da er ſeine Tochter einem Habsburger vermählt hatte, wurde dieſer unter dem Namen, Albrecht II der Erbe aller luxemburg'ſchen Länder und ſein Nachfolger in der kaiſerlichen Würde. Aber er erbte nicht die deutſche Politik ſeines Vorfahren, auch würde ihn Sigismund wohl nicht zum Eidam angenommen haben, wenn er nicht durch die Huſſiten in Böhmen und die Türken in Ungarn bedrängt geweſen wäre, gegen die er am öſterreichiſchen Herzog einen Bundesgenoſſen haben wollte. Albrecht II regierte nur ein paar Jahre, worauf ihm ſein ſchläfriger Sohn (er ſchlief wirklich einmal vor verſammeltem Reichs-

tag ein), Kaiſer Friedrich III nachfolgte. Dieſer war ganz in den Händen romaniſcher Rathgeber und ſcheint ſeinen Vetter Friedrich von Tirol haben rächen zu wollen, ſofern er die von den Deutſchen auf dem Concil in Conſtanz verſuchten und auf dem Concil in Baſel fortgeſetzten Reformbeſtrebungen ein- für allemal durch ein enges Bündniß mit Papſt Nikolaus V in einem 1448 zu Wien abgeſchloſſenen Concordate vereitelte. Durch dieſe echt habsburgiſche Politik wurde die Reformation der Kirche um ein ganzes Jahrhundert verſchoben. Die Romanen und das Papſtthum triumphirten. Die Mißbräuche des letztern dauerten fort und vermehrten ſich noch. Die Beſchlüſſe des Concils wurden annullirt.

Der ſchwachmüthige Kaiſer ließ ſich auch durch ſeine romaniſchen Rathgeber verleiten, ſich der von Italien aus hereindringenden und gradezu auf Tödtung alles germaniſchen Geiſtes berechneten Renaiſſance anzunehmen und erniedrigte ſich, die eitle in Italien aufgekommene Mode der Poetenkrönung auch in Wien nachzuäffen. Ein gewiſſer Meißel aus Würzburg hatte ſich in Italien für die claſſiſchen Studien bis zu dem Grade fanatiſiren laſſen, daß er nur noch lateiniſch und ganz im Stil der heidniſchen Dichter des alten Rom ſchrieb, gegen alles Deutſche die ungeheuerſte Verachtung kundgab und mit andern damaligen Narren derſelben Sorte einen Verein bildete, um das angeblich barbariſche Deutſchland gänzlich zu entdeutſchen und „ein zweites Latium“ daraus zu machen, nach dem eingeſtandenen Plane der ſog. Humaniſten, die daher auch ihre deutſchen Namen alle latiniſirten. Meißel nannte ſich Celtis und wurde unter dieſem Namen vom Kaiſer feierlich zum Dichter gekrönt. Abgeſehen von der gänzlichen Verleugnung deutſcher Nationalehre in dieſem Akt war derſelbe des Kaiſers ſchon deshalb nicht würdig, weil Meißel, wie viele andere Humaniſten jener Zeit, zügellos unſittlich, ja ſchweiniſch war, wie ſeine noch erhaltenen Dichtungen beweiſen.

Friedrichs III Sohn, der vielgeprieſene Maximilian I trug zwar einen ſchlichten Tirolerrock und war im Privatleben recht gemüthlich, leiſtete aber nichts Groſſes für Deutſchland. Durch eine glückliche Heirath erwarb er Burgund mit den Niederlanden, welche jedoch für Deutſchland bald wieder verloren gehen ſollten. In ſeinen Kriegen erlitt er faſt ausſchlieſslich Niederlagen, worüber er ſich privatim als Turnierheld und kühner Jäger tröſtete, was aber dem Reich nichts half. Er hat ein Tagebuch hinterlaſſen, worin lauter Kleinigkeiten aufgezeichnet ſind, aus dem aber nicht ein einziger groſser Gedanke hervorleuchtet.

Ungleich Gröſseres leiſtete ſein Enkel, Kaiſer Karl V, aber nicht zum Heile Deutſchlands. Dieſer ſchlaue und argliſtige Mann hatte kein Herz für Deutſchland. Mit klarem Bewuſstſeyn, zäher Ausdauer und groſser Geſchicklichkeit ſetzte er während ſeiner langen Regierung in noch weit höherm Grade wie ſein Urgroſsvater die Ueberordnung des Romanismus über den Germanismus, den Verrath Deutſchlands an die Welſchen durch. Das war das gröſste Werk, was die Habsburger vollbracht haben, aber nur zu Deutſchlands Unglück und Schande.

Karl V erbte von ſeinem Groſsvater Oeſterreich und die Kaiſerkrone, von ſeinem nach Spanien verheirathet geweſenen Vater Spanien, Neapel und die Niederlande. Auch war er Herr in Oberitalien und der Papſt ganz in ſeiner Gewalt. Weil nun die deutſchen Fürſten fortwährend trachteten, ſouverän und vom Kaiſer unabhängig zu werden und hauptſächlich zu dieſem Zwecke die Reformation unterſtützten, hielt es Karl V im Intereſſe ſeiner Dynaſtie für gerathen, ſich mehr auf die romaniſchen Länder, die er im Süden Europas beherrſchte, als auf Deutſchland zu ſtützen. Es wäre dem deutſchen Kaiſer an ſich zugekommen, im Intereſſe der deutſchen Nation, die nothwendig gewordene Reform der Kirche energiſch durchzuſetzen und dabei

die Initiative zu ergreifen. Wenn er aber auch die alte Kirche ſchützen und keine neue aufkommen laſſen wollte, hätte er jedenfalls den chriſtlich germaniſchen Charakter der mittelalterlichen Kirche und die Gothik feſthalten ſollen, die ſich mit einer Abſchaffung der Mißbräuche ganz wohl vertragen hätten. Aber er ergriff Partei für die Mißbräuche gegen die Reformen und für den Romanismus gegen den Germanismus, für die Renaiſſance gegen die Gothik. Dadurch allein glaubte er ſeine Dynaſtie zu ſtärken. Indem er dieſelbe in eine ſpaniſche und deutſche Linie theilte, gab er der erſtern das Uebergewicht dadurch, daß er ihr außer Spanien und Neapel auch noch die Lombardei und die deutſchen Niederlande verlieh, der letztern aber nur Oeſterreich, Böhmen und Ungarn ließ. Dieſe ſeltſame Theilung ging aus einer ſchlauen Berechnung hervor. Die deutſche Linie des Hauſes Habsburg ſollte die ſchwächere bleiben und immer der Unterſtützung von Seiten der ſpaniſchen bedürftig ſeyn, damit ſie nicht etwa den Verſuch machte, ſich im deutſchen Intereſſe mit der deutſchen Reformation auszuſöhnen, wozu in der That Ferdinand I und ſpäter Maximilian II Neigung hatten. Von der Lombardei und von den Niederlanden aus ſollte die ſpaniſche Linie der Habsburger die deutſche beſtändig im romaniſch-neukatholiſchen Intereſſe überwachen. Die Abtretung der deutſchen Niederlande an Spanien, gegen welche ſich das deutſche Blut ritterlich wehrte, gehörte zu den größten Sünden, deren ſich das Haus Habsburg gegen Deutſchland ſchuldig machte, und heute noch trägt Deutſchland die ſchlimmen Folgen davon, weil dieſe ſchönen Niederlande, einſt Deutſchlands edelſter und in germaniſcher Geiſtesbildung vorgerückteſter Beſtandtheil, jetzt von Deutſchland gänzlich getrennt, die eine Hälfte engherzig partikulariſtiſch, die andere weniger deutſch geblieben, als franzöſiſch geworden iſt.

Es iſt notoriſch, daß die Könige von Frankreich, welche ſchon lange das deutſche Reich bekämpften, ſchon Burgund davon

weggeriſſen hatten und ihre Herrſchaft auch in Italien begründen wollten, um den Papſt wieder ganz in ihrer Gewalt zu haben, nach der Hegemonie im ganzen romaniſchen Sprachgebiete ſtrebten, und daß es ihnen ungemein erwünſcht geweſen wäre, wenn der Kaiſer ſich ſeinerſeits auf das germaniſche Sprachgebiet beſchränkt hätte. Nun war aber der damalige Kaiſer Karl V König von Spanien und von Neapel geworden, wie er denn auch Oberitalien in der berühmten Schlacht von Pavia ſiegreich gegen Franz I von Frankreich behauptete, ja denſelben ſogar gefangen nahm. Von ſolchem Glück begünſtigt und nur auf die Vermehrung der habsburgiſchen Hausmacht ſinnend, ohne den geringſten Scrupel wegen des Verraths, den er an Deutſchland beging, behauptete Karl V die Hegemonie im romaniſchen Süden gegenüber dem franzöſiſchen Königthum und legte darauf ſo großes Gewicht, daß er deshalb, und nur deshalb das germaniſche Nationalintereſſe dem romaniſchen aufopferte, daher auch die nothwendig gewordene und wirklich ausgebrochene Reformation nicht unterſtützte, ſich vielmehr mit dem Papſt gegen dieſelbe verband und die Fortdauer aller Mißbräuche der römiſchen Kurie duldete und vertheidigte. König Franz I ſchwankte eine kurze Zeit, ob er nicht ein Gegenmanöver wagen und ſich der Reformation gegen den Kaiſer annehmen ſollte. Da er aber kein Deutſcher war, es nicht ehrlich meinte und daher auch bei den Deutſchen keinen Anklang fand, und er andererſeits überlegte, das romaniſche Naturell paſſe eher zu den bisherigen Mißbräuchen der Kirche, die überhaupt aus dieſem Naturell hervorgegangen waren, als zu einer ernſt gemeinten und ſittlichen Reform, und da er dem Habsburger die Hegemonie in den romaniſchen Ländern nicht gönnte, zog er es vor, auch ſeinerſeits das Papſtthum zu unterſtützen.

Wenn nun auch immer noch politiſche Rivalen, einigten ſich doch die Häuſer Habsburg und Valois zur Abwehr der

Reformation, zur Unterdrückung des deutſchen Elementes, welches in der Reformation vorwaltete, zur Aufrechterhaltung des Papſtthums und aller ſeiner Mißbräuche unter der Bedingung, daß es ſich ihrer Staatsomnipotenz füge und ihnen durch geiſtliche Mittel helfe, ihre Unterthanen im Gehorſam zu erhalten. Die Vermittlung aber zwiſchen Rom und den katholiſchen Höfen einerſeits und zwiſchen den letztern andererſeits, wurde dem neuen Jeſuitenorden anvertraut, aus welchem alle katholiſchen Regenten ſich ihre Beichtväter und geheimen politiſchen Agenten wählten und welchem ſie zugleich die Verwaltung des Unterrichts in allen katholiſchen Staaten überließen. Der Orden, romaniſchen Urſprungs und ganz erfüllt vom romaniſchen Antagonismus gegen den Germanismus, bediente ſich der Renaiſſance, die damals in den romaniſchen Ländern mit Leidenſchaft getrieben wurde, um dem romaniſchen Racenſtolz zu ſchmeicheln, duldete nur die lateiniſche Schulſprache, verwarf alles Germaniſche als Barbarei, zerſtörte ſo viel möglich die gothiſchen, d. h. deutſchen Kirchen des Mittelalters und erſetzte ſie durch neue im heidniſchen Renaiſſanceſtyl. Obgleich der Orden den Namen Jeſu an der Stirn trug, führte er doch den ganzen heidniſchen Olymp in die chriſtliche Dichtung und Kunſt ein, wie gleichzeitig der päpſtliche Vatican mit alten heidniſchen Statuen angefüllt wurde. Das Papſtthum brauchte dieſe Hülfe des heidniſchen Geſchmacks lediglich im Kampfe mit dem Germanismus.

Das Bedürfniß nach einer Reinigung der Kirche von allen den Mißbräuchen, an denen nur die Welſchen Schuld waren, hatte ſchon hundert Jahre früher die Concile von Conſtanz und Baſel hervorgerufen und war ſo allgemein in Deutſchland empfunden, daß es auch in Oeſterreich getheilt wurde. Wie in Böhmen noch immer der huſſitiſche Geiſt waltete, ſo war der lutheriſche Geiſt auch in allen deutſchen Provinzen Oeſterreichs bei der Mehrheit nicht nur des Adels und der Bürger, ſondern

auch namentlich der Bergleute bis nach Tirol hinein und des Landvolks in ganz Oberöſterreich eingedrungen. Die nächſten Nachfolger Karls V hatten es nicht verhindert, weil ſie unzufrieden darüber waren, daß er Italien und die Niederlande mit Spanien vereinigt und ihre eigene Stellung dadurch geſchwächt hatte. Die Abhängigkeit, in welche ſie dadurch von Spanien gerieth en, genirte ſie und doch hatten ſie nicht Muth genug, ſich loszureißen. So wurde der Proteſtantismus in Oeſterreich geduldet, ohne daß die deutſchen Habsburger ſelbſt Proteſtanten geworden wären. Als nun Ferdinand II Kaiſer wurde, gab er die Halbheit ſeiner Vorgänger auf und führte das ſpaniſche Syſtem nach Karls V Programm in ſeiner ganzen fürchterlichen Conſequenz durch, wie es früher ſchon in den Niederlanden durch Philipp II geſchehen war. Das war die ſchreckliche „Ferdinandeiſche Zeit“. Alle Rechte, welche den Proteſtanten in Böhmen und Oeſterreich von ſeinen Vorgängern bereits verbrieft waren, wurden von ihm zurückgenommen, die proteſtantiſchen Prediger, wenn ſie nicht fliehen konnten, hingerichtet, der proteſtantiſche Adel ſeiner Güter beraubt und, wenn er nicht fliehen konnte, gleichfalls hingerichtet. Bürger und Bauern erlitten daſſelbe Loos. Mit ſpaniſchen, italieniſchen und polniſchen Truppen brach der Kaiſer jeden Widerſtand des bewaffneten Adels und Volkes nieder und zwang den Reſt durch die berüchtigten Dra[illegible]n, die erſt ein Jahrhundert ſpäter auch in Frankreich [illegible]amt wurden, durch Mord und Brand, Schänden der Weiber, Plünderung ꝛc., dem lutheriſchen Glauben abzuſchwören und in die Meſſe zu gehen, oder man hetzte das verzweifelte Volk mit Hunden hinein.

Eine merkwürdige Epiſode der Ferdinandeiſchen Zeit bildet der kühne Verſuch Wallenſteins, den Bann des ſpaniſch-jeſuitiſchen Syſtems zu durchbrechen und Oeſterreich mit dem übrigen Deutſchland zu vereinigen, nicht nur gegen die Schweden und Franzoſen, ſondern auch gegen alle Welſchen, Spanier und

Italiener. Daher die Toleranz in ſeinem Lager, in das er Proteſtanten wie Katholiken aufnahm, und daher der tödtliche Haß der Welſchen und der Jeſuiten, der ihn mitten in ſeiner Laufbahn durch Meuchelmord hinraffte.

Es war ein ungeheures, fürchterliches Unrecht, was hier ein deutſcher Kaiſer an ſeinem deutſchen Volk beging. Aber das Mittel führte zum Zweck. Die blutige Unterdrückung der Religionsfreiheit kam in der That dem berüchtigten ſpaniſchen dominatus absolutus trefflich zu ſtatten, denn ſoweit das Haus Habsburg deutſches Land beherrſchte, war daſſelbe ausgebrannt und ausgemordet, der ſchwache Reſt der Bevölkerung entkräftet, entmuthigt, durch lange Todesangſt in unbedingten Gehorſam hineingeſchreckt, ſo daß es der Dynaſtie leicht wurde, alle Volksrechte mit Füßen zu treten, die Stände aufzulöſen oder zu lächerlichen Poſtulatenlandtagen herabzuwürdigen und den Adel und höhern Bürgerſtand in den Jeſuitenſchulen entnationaliſiren und in ſpaniſch-italieniſcher Manier erziehen zu laſſen, das gemeine Volk aber in tiefer Unwiſſenheit und kraſſeſtem Aberglauben niederzuhalten. Indem man aber auf dieſe Weiſe allen Menſchenclaſſen im deutſchen Oeſterreich das Edelſte und Natürlichſte, worauf ſie Anſpruch zu machen hatten, die freie Ausbildung ihrer angeſtammten Nationalität, verſagte und künſtlich escamotirte, tröſtete man ſie mit ſinnlichen Genüſſen, Schauſpielen und Spaß. Daher das ſprichwörtliche Phäakenthum der Oeſterreicher. Daher die Wichtigkeit von Eſſen und Trinken. Daher die laxe Obſervanz in Bezug auf das ſechſte Gebot, die öffentliche Lüderlichkeit. Da alle romaniſchen Völker von Natur unkeuſcher ſind als die germaniſchen, mußte begreiflicherweiſe Oeſterreich, indem es nach dem politiſchen Syſtem der Habsburger ſo weit, als immer möglich, vom Romanismus durchdrungen wurde, auch in der Sittenloſigkeit und in dem Leichtſinn, mit welchem über Unſchuld

und Keuſchheit gelacht wird, entnationaliſirt und romaniſirt werden.

In dieſem ſinnlichen Vegetiren bei geiſtigem Tode verharrte Oeſterreich unter Regenten, die merkwürdiger Weiſe immer geiſtloſer und ſchläfriger wurden, wie die ſpaniſchen Habsburger auch. Daher die Keckheit, mit welcher Frankreich ihnen die Hegemonie im romaniſchen Süden zu entwinden ſuchte und im ſpaniſchen Erbfolgekrieg wirklich entwand. Die deutſchen Habsburger verloren nach dem Ausſterben ihrer ſpaniſchen Vettern Spanien und Neapel und gewannen nur die Niederlande und die Lombardei. Sie waren nicht thatkräftig genug gegenüber Ludwig XIV von Frankreich, der viele deutſche Fürſten beſtach und mit ihnen den erſten Rheinbund bildete, dem insbeſondere Bayern eifrig beiſtand und der auch noch die Türken dem Kaiſer in den Rücken hezte. Der Kaiſer, damals Leopold I, war den Ereigniſſen nicht gewachſen und auch ſein genialer Feldherr, der berühmte Prinz Eugenius, konnte durch ſeine Siege immer nur theilweiſe und auf kurze Zeit wieder gut machen, was die Hofkriegsrathsperücken und die zum Theil von Frankreich beſtochenen Miniſter in Wien verdorben hatten. Die Türken wären nicht zu fürchten geweſen, wenn die Habsburger Ungarn und Polen geſchont und nicht durch blutige Verfolgung der Proteſtanten in Ungarn und durch jeſuitiſche Intriguen in Polen zerrüttet, geſchwächt und von ſich abgewendet hätten. Polen hing allerdings nicht von Oeſterreich ab, allein Oeſterreich war mächtig genug, um einen Einfluß auf den Jeſuitenorden üben zu können, als derſelbe in ſeinem dummen Uebermuthe das weiſe Syſtem Stephan Bathoris verließ und das Land der freien Koſaken, welche Stephan mit Polen vereinigt und befreundet hatte, drangſalirte, die unirten Biſchöfe ihres Anſehens und ihrer Rechte beraubte, ſo daß die Koſacken ſich wieder von den Polen abwandten und am Ende Rußland zur Beute wurden. Das Alles hätte

verhindert werden können, wenn Polen beſſere Rathgeber als die Jeſuiten gehabt und wenn Oeſterreich hier mit Verſtand und Nachdruck eingewirkt hätte. Aber dieſe Jeſuiten, die nur immer auf Ketzer Jagd machten, verſchuldeten auch den Verluſt Ungarns. Ungarn fiel ganz den Türken in die Hände. Als es Prinz Eugen wieder eroberte und ſiegreich ſelbſt Bosnien einnahm, war keine Energie und kein organiſatoriſches Talent in Wien vorhanden, um die Vortheile ſeiner Siege auszubeuten und Bosnien und Serbien für immer vom Joch der Türken zu befreien. Ueberhaupt fehlte den deutſchen Habsburgern die Gabe und der Wille zu organiſiren und zu germaniſiren, ſo daß Böhmen und Mähren, Kärnthen und Krain größtentheils eine rein ſlaviſche, noch ganz ungebildete barbariſche Bevölkerung behielten.

Selbſt die Augsb. Allg. Zeitung, ein Oeſterreich ſehr ergebenes Blatt, klagte (1869 Nr. 351) über dieſe Verſäumniſſe. Die verſchiedenen Nationen, die ſich jetzt gegen die Wiener Regierung auflehnen, hätten längſt germaniſirt, oder wenigſtens durch den germaniſchen Impuls entwildert und für die abendländiſche Civiliſation gewonnen ſeyn können. „Wie ganz anders ſtände es um Oeſterreich, hätte man auch nur ſeit 1815 dem deutſchen Bildungsſtrome alle Thore des Reichs geöffnet, ja hätte man nur ſeit 1848 ſtatt das Concordat mit Rom einen aufrichtigen Bund mit dem deutſchen Genius geſchloſſen.“

Eben ſo wenig wie an den türkiſchen Grenzen halfen die Siege des Prinzen Eugenius an den franzöſiſchen Grenzen, da die Politik des Hauſes Oeſterreich ſeit zwei Jahrhunderten alles verſäumt hatte, um die deutſche Nation gegen die franzöſiſche zu ſtärken. Nur durch die falſche Politik der Habsburger waren die deutſchen Bollwerke gegen Frankreich im Süden und Norden dem deutſchen Reiche verloren gegangen. Das ſchweizeriſche Alpenland in Folge der unabläſſigen Bemühungen des Hauſes

men dar, die in Erſtaunen ſetzt. Man bemerkte ferner, daß ein Vorfahr des Feldmarſchalls, Hans von Diebitſch, gerade vor 300 Jahren, Anno 1529, gegen die Türken vor Wien gekämpft habe.

General Roth iſt 1779 zu Dambach im Elſaß geboren, und kam als Emigrant nach Rußland. General Geismar iſt in Kurheſſen geboren und war früher in öſterreichiſchen Dienſten.

Nachdem Graf Diebitſch den Balkan überſchritten und dem Admiral Greigh, welcher ihn durch Unterwerfung der Küſtenplätze am ſchwarzen Meere thätig unterſtützte, die Hand gereicht hatte, blieb er mit ſeinem Hauptquartier eine Zeit lang zu Aidos ſtehen, um die Ankunft ſeiner Reſerven abzuwarten und ſeine Subſiſtenzmittel zu decken. Er benutzte zugleich dieſe Zeit, um der türkiſchen Bevölkerung Vertrauen einzuflößen. Während die türkiſchen Soldaten auf ihrer wilden Flucht ſelbſt ihre Landsleute nicht ſchonten, ſondern überall plünderten und mordeten, ließ Graf Diebitſch ſeine Ruſſen die ſtrengſte Mannszucht halten, nahm die beſtehenden Behörden in ſeinen Schutz, hielt die Moſcheen heilig und gab auf dieſe Weiſe den Einwohnern mehr Sicherheit, als ſie früher unter der türkiſchen Herrſchaft ſelbſt gehabt hatten. Dieß hatte zur Folge, daß ſie nichts mehr von jenem hartnäckigen Haß und Widerſtande blicken ließen, den ſie ſonſt in der Vertheidigung ihres Bodens gezeigt hatten, ſondern ſich zuvorkommend den Ruſſen unterwarfen und ihnen für ihren Schutz dankbar waren.

Während das Hauptquartier zu Aidos lag, nahm Admiral Grieghham 2 Auguſt Waſiliko und am 5 Agathopolis, kleine befeſtigte Küſtenſtädte am ſchwarzen Meere, aus denen die Türken nach kurzem Gefechte flohen. Auch wurden die Vorpoſten

Habsburg, dort die Volksfreiheit zu unterdrücken, und das holländiſche Niederland mit ſeinen ſchönen Flotten aus dem gleichen Grunde, weil die ſpaniſchen Habsburger die bürgerliche und Religionsfreiheit dort hatten unterdrücken wollen. Der große Kurfürſt von Brandenburg leiſtete, wie wir oben ſchon angeführt haben, dem Kaiſer ehrlich die Reichshülfe gegen Frankreich, erntete dafür aber nur Undank. Die andern Reichsfürſten thaten nichts oder hielten zu Frankreich. Der edle Prinz Eugenius, zuletzt auch von der engliſchen Hülfe verlaſſen, forderte die Fürſten vergebens auf, ſich zu ermannen und die Ehre des Reichs zu retten. Noch leſen wir in ſeinen Briefen: „Ich ſtehe am Rhein Schildwacht, betrachte die reizenden Gegenden und denke mir oft, wie ungeſtört ſie im Genuß der Naturſchönheiten ſeyn könnten, wenn ſie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benutzen wüßten. Es ſcheint unbegreiflich, daß ein ſo kraftvolles Volk ſich allen Leiden und Drangſalen des Kriegs auf eigenem Boden ſo geduldig unterwirft, da es von ſeiner Geſammtkraft allein abhängt, allem Unheil zuvorzukommen. Mit einem Heerbann von 200,000 deutſchen Männern getraute ich mir die Franzoſen zurückzutreiben.“

Wie die ſpaniſchen Habsburger ſich durch nichts mehr hervorthaten und in Erſchlaffung verkamen, ſo auch die deutſchen. Der letzte Habsburger, Kaiſer Karl VI, hinterließ nur eine Tochter, die berühmte Maria Thereſia, in welcher ſich alle die guten Eigenſchaften zu concentriren ſchienen, die ihren Vorfahren gefehlt hatten, eine echt deutſche Frau und Mutter, geſund an Leib und Seele. Da ſie aber mit dem Herzog Franz von Lothringen verheirathet worden war, der die Ehre dieſer Vermählung mit der ſchmählichen Abtretung Lothringens an Frankreich erkaufen mußte, kam mit ihrem berühmten Sohn Joſeph II an die Stelle der bisherigen Habsburger Dynaſtie eine ganz neue, die lothringiſche aus dem Hauſe Vaudemont.

Die große Aenderung in der Dynaſtie machte ſich auch ſogleich bemerklich, denn Joſeph II zerriß die Bande, die Wien bisher mit Rom verbunden hatten, half mit zur Aufhebung des Jeſuitenordens, ſäculariſirte eine Menge Klöſter und führte die Aufklärung und ein liberales Syſtem in Oeſterreich ein. Aber er überſtürzte ſich dabei und ſtieß daher überall auf Widerſtand. Mit den lateiniſchen Jeſuitenſchulen hörte die Herrſchaft des romaniſchen Geiſtes in Oeſterreich auf, der Kaiſer begünſtigte die deutſche Sprache in den Schulen, wollte ſie aber ſo plötzlich und gewaltſam auch den Böhmen und Ungarn aufdrängen, daß ſie ſich ihm widerſetzten. Die Germaniſirung hätte ſchon Jahrhunderte früher, allmälig mit allen Wohlthaten der Civiliſation bewirkt werden ſollen. Auch in der Aufklärerei ging er zu weit, verſtieß tyranniſch gegen manche gute alte Sitte und wollte, wie es ſcheint, ein noch größerer Freidenker ſeyn, als Friedrich der Große, deſſen Ruhm er beneidete.

Zum zweitenmal trat Oeſterreich aus dem Zauberkreiſe des ſpaniſchen Abſolutismus heraus, wie es früher zum erſtenmal, wenn auch mit andern Mitteln und untern andern Umſtänden, Wallenſtein verſucht hatte. Diesmal war es der Kaiſer ſelbſt, der Toleranz übte. Der mächtige Jeſuitenorden war aufgehoben, Spanien und Italien befanden ſich in einer kläglichen Schwäche. Alſo hatte Kaiſer Joſeph nicht mit ſo vielen Hinderniſſen zu kämpfen, wie einſt Wallenſtein. Aber er ſetzte doch keine nachhaltige Reform durch, weil er alles zu ſehr übereilte und zu oberflächlich behandelte. In ſo großer Schnelligkeit, wie er es meinte, ließen ſich die jahrhundertlangen Verſäumniſſe der Habsburger nicht nachholen. Die moderne Aufklärung vermochte die geiſtige Leere nicht auszufüllen, welche die Jeſuitenerziehung dem Volk zum Erbtheil gelaſſen hatte. Oeſterreich war allzuweit zurückgeblieben hinter der geiſtigen Bildung im proteſtantiſchen Norddeutſchland. Es war nicht geſchult genug, im Allgemeinen zu

unwiſſend. Man hatte es zu ſehr mit Aeußerlichkeiten in Anſpruch genommen, nur die Sinnlichkeit gewähren laſſen und den Geiſt darüber vernachläſſigt. Ein tieferes, feineres, insbeſondere ſittliches Urtheil ging den damaligen Oeſterreichern ab. Die eifrigen Anhänger des Kaiſers waren großentheils nur ſehr mittelmäßige Köpfe und dienten ihm ſchlecht, indem ſie ſeinem trefflichen Willen durch keinerlei ſittlichen Ernſt, durch keinerlei organiſatoriſches Talent nachhalfen. Und welche Literatur überſchwemmte damals Oeſterreich! Man kann nichts Gemeineres, Geiſtloſeres und Frivoleres leſen. Der gefeiertſte Dichter Oeſterreichs war Blumauer, eine ganz gemeine Seele voll unzüchtiger Gedanken und Worte. Der große Koch, der ganz Oeſterreich die neue Geiſtesnahrung zubereitete, war Trattner, welcher ſich durch den Nachdruck der ſeichteſten und frivolſten Produkte, die in andern Ländern gedruckt waren, Millionen und den Adelsrang erſchwindelte. Beim beſten Willen vermochte Kaiſer Joſeph mit ſeiner Aufklärung und Preßfreiheit keinen neuen edlern Geiſt in Oeſterreich einzubürgern, ſondern nur zu enthüllen, wie tief der Geiſt in Oeſterreich unter dem langen Degermaniſirungsſyſtem der Jeſuitenſchulen geſunken war.

Wenn Joſeph II als Kind ſeiner Zeit keine Ahnung davon hatte, daß der kirchlichen Corruption, wie ſie durch Neukatholicismus, Renaiſſance und Jeſuitismus oder mit andern Worten durch den Romanismus herrſchend und endlich unerträglich geworden war, nicht einzig nur die moderne, religionsfeindliche Aufklärung, ſondern auch der ältere Katholicismus des germaniſchen, gothiſchen, vortridentiniſchen Mittelalters gegenüber ſtand, wenn ihm überhaupt alles Kirchenweſen fremd und zuwider war, ſo daß ihm auch eine Reformation, wie die lutheriſche, dem ihm verhaßten Romanismus entgegenzuſetzen nicht einfiel, ſo hätte er doch die deutſche Nationalität in's Auge faſſen, ſich als ein Kaiſer der Deutſchen fühlen und Rom nicht blos die moderne Aller-

weltsaufklärung, ſondern das deutſche Nationalbewußtſeyn entgegenſtellen ſollen. Er wollte auch einmal in aller Geſchwindigkeit Böhmen germaniſiren und dachte wohl daran, ſein ganzes Reich ſprachlich zu uniformiren. Seine Mittel aber und ſeine Zeit reichten dazu nicht aus. Auch war es ein bloßer Formalismus. Nicht die deutſche Sprache, ſondern deutſchen Geiſt, deutſche Geſittung galt es zu verbreiten. Mit einem großartigen Patriotismus auch die übrigen Deutſchen außerhalb Oeſterreich zu elektriſiren und dadurch den barbariſchen Nebenländern unwiderſtehlich zu imponiren, wäre des deutſchen Kaiſers würdig geweſen. Aber daran dachte er nicht und eben ſo wenig richtete er ſeine auswärtige Politik nach dem Bedürfniß aller Deutſchen ein.

Das Geſammtintereſſe Deutſchlands litt unter Joſeph II insbeſondere dadurch Noth, daß er ſich nicht, wie es ſpäter ſein Bruder und Nachfolger that, mit Preußen verſtändigte, um Rußland entgegenzuwirken und das polniſche Bollwerk gegen Rußland aufrecht zu erhalten. Bei einer Zuſammenkunft mit Joſeph II drückte Friedrich II den Wunſch einer ſolchen Verſtändigung aus, *Joſeph aber zog es vor, ſich von Rußland ſchmeicheln und verführen* zu laſſen, erſt zur Theilung Polens, bei der Rußland ſehr viel, Oeſterreich ſehr wenig gewann, dann zu einer Theilung der Türkei, wobei Rußland die Krim und Beſſarabien, Oeſterreich aber gar nichts gewann, als eine Niederlage. Nach Joſephs Tode änderte ſein Bruder Leopold II das Syſtem und verſtändigte ſich mit Friedrich Wilhelm II von Preußen, regierte aber nur wenige Jahre und ſein Sohn und Nachfolger Franz II, der mit ſeinem Miniſter Thugut das Syſtem änderte und die alte habsburgiſche Politik erneuerte, gab ſich wieder der Verführung hin und intriguirte gegen Preußen, welches dadurch gezwungen wurde, mit der franzöſiſchen Republik den Basler Frieden abzuſchließen, da er nicht zugleich mit Frankreich Krieg führen und

Acht auf Polen haben konnte, deſſen ſich Rußland und Oeſterreich in ſeinem Rücken bemeiſtern wollten.

Ohne die Hülfe Preußens nur auf den zweideutigen Beiſtand Rußlands angewieſen, konnte Oeſterreich den Abfall der ſüddeutſchen Fürſten, der zu einem neuen Rheinbund führte, nicht verhindern, noch allein gegen den großen Napoleon das Feld halten, wurde daher für ſeine falſche Politik bitter beſtraft. Indem es zwar Preußens Demüthigung durch Napoleon ſchadenfroh zuſehen durfte, ſelber aber nur noch von der Gnade Napoleons lebte und ihm ſeine Tochter in's Bett liefern mußte.

Im Jahr 1809, als ſich Oeſterreich zum letztenmal dem corſiſchen Welteroberer widerſetzte, durften in ſeinem Namen auch Aufrufe, jedoch nie vom Kaiſer unterzeichnet, an alle Deutſchen erlaſſen werden, ſie ſollten ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind erheben. Das hatte aber nur den Zweck, den militäriſchen Operationen des Erzherzog Karl einigen Vorſchub zu leiſten. Ein großer nationaler Gedanke lag nicht darin. Die Wiener Regierung hatte nur die europäiſche Gleichgewichtspolitik im Auge, die Nationalitäten waren ihr gleichgültig. Sie hatte ſogar für die treuen Tiroler keinen Dank übrig. Als endlich vier Jahre ſpäter, im Frühjahr 1813 Preußen ſich aufraffte und das Volk in Waffen um jeden Preis das Joch Napoleons zerbrechen wollte, zauderte Oeſterreich, das Gleiche zu thun, und that es auch nicht eher, als bis es im Einverſtändniß mit Rußland und Schweden durchgeſetzt hatte, daß der Krieg gegen Frankreich nicht als Nationalkrieg, ſondern als Krieg der Kabinette geführt werden ſolle. Zu dieſem Zweck ſetzte es durch, daß die Alliirten erklärten, der Krieg werde nicht einmal gegen Frankreich, ſondern nur gegen Napoleon geführt und, wenn dieſer erſt beſeitigt wäre, würde man Frankreich auf alle Weiſe ſchonen. Oeſterreich that das zum Theil in der Hoffnung, nach Napoleons Sturz werde deſſen Gemahlin, die Oeſterreicherin, Regentin von Frankreich werden,

zum Theil auch, um die Ansprüche der preußischen Patrioten, welche Frankreich gründlich bestrafen, Elsaß und Lothringen wieder haben und Deutschland auf jede Weise stärken wollten, zu durchkreuzen. Oesterreich wollte sich nur mit Erwerbungen in seiner Nähe, insbesondere mit Illyrien und Oberitalien abrunden, machte auf die fernen Niederlande und Lothringen keinen Anspruch mehr, suchte aber auf jede Weise zu verhindern, daß Preußen in Norddeutschland allzu mächtig werde, setzte ihm daher die vergrößerten Königreiche Hannover, Holland und Dänemark entgegen und sah es gerne, daß Frankreich stark bleibe, nur damit Preußen nicht erstarke.

Aus demselben Grunde garantirte Oesterreich den Rheinbundstaaten, die noch 1813 im Bunde mit Napoleon gegen Deutschland kämpften, gänzliche Straflosigkeit und ihren Besitzstand und nahm sie unter seinen Schutz. Auch hatte Oesterreich nichts dagegen einzuwenden, als Rußland und Schweden sich verabredeten, Rußland solle das vorher schwedische Finnland behalten, Schweden dagegen das zu Dänemark gehörende Norwegen und Dänemark als Entschädigung die Hansastädte erhalten. Man dachte in Wien auch nicht entfernt daran, daß die deutsche Nation nach den ungeheuern Opfern, die sie im Kriege brachte, eine größere Einigkeit, eine stärkere Machtstellung nach Außen und den Wiedergewinn seiner verlorenen Provinzen zum Lohn erhalten solle. Die deutsche Nation als solche sollte gar keine Stimme haben. Als Görres in Coblenz im Namen der Nation zu sprechen wagte, ließ ihn Metternich durch die feile Feder des Herrn von Gentz maßregeln und verhöhnen. Als die Tiroler sich 1813 wie 1809 erheben wollten, befahl man ihnen österreichischerseits sich ruhig zu verhalten, denn nur die Fürsten hätten zu entscheiden, nicht die Völker.

Wichtiger als alles andere war die neue Grenzbestimmung gegen Westen. In Preußen hatten, wie auch im übrigen Deutsch-

land, die patriotiſch geſinnten Männer, vor allem Görres am Rhein von einem Siege über. Frankreich nichts anderes gehofft und erwartet, als die Wiederherſtellung eines ganzen einigen Deutſchlands mit allen überrheiniſchen Provinzen, die zu unſerm alten Reiche gehört hatten. Die Rheinbundfürſten brauchte man nicht um Erlaubniß zu fragen. Nur um die Zuſtimmung Oeſterreichs handelte es ſich. Aber Oeſterreich wollte ſeiner alten Politik gemäß nichts von einer Stärkung deutſcher Nationalität wiſſen. Wäre es Hand in Hand mit Preußen gegangen, ſo hätte Rußland nicht wagen dürfen, Einſprache zu thun, wenn jene beiden nicht nur Elſaß und Lothringen, ſondern auch die Niederlande mit Deutſchland wieder vereinigt hätten.

Daß Oeſterreich auch jetzt noch an der undeutſchen Politik der Habsburger feſthielt, war ihm ſelbſt nicht zuträglich, denn es ſchädigte und beleidigte Deutſchland, wandte alle deutſch geſinnten Männer von ſich ab und konnte doch auf keinen Dank und keine Treue weder von Seite Frankreichs noch Rußlands rechnen, deren Politik es in dieſer Frage gedient hat. Man begreift kaum, wie Metternich ſo verblendet ſeyn konnte, und fühlt ſich verſucht, dem Gerücht Glauben zu ſchenken, welches in St. Petersburg umlief, wonach nämlich Metternich durch bedeutende Summen an das ruſſiſche Intereſſe ſollte gefeſſelt worden ſeyn. Die Verblendung beſtand darin, daß Oeſterreich den Weſten Deutſchlands den Franzoſen preisgab, darunter auch ſeine eigenen Niederlande, ohne einen genügenden Erſatz dafür im ſlaviſchen Oſten zu ſuchen. Dieſen Erſatz hätte es nur finden können, wenn es im ſlaviſchen Oſten germaniſirt und das deutſche Sprachgebiet in dem Maaß erweitert hätte, wie die Franzoſen das ihrige auf Koſten der Deutſchen im Weſten erweiterten. Denn das Uebergewicht der franzöſiſchen Sprache und Bildung erſtreckte ſich nicht blos auf Elſaß und Lothringen, ſondern auch auf die vormaligen öſterreichiſchen Niederlande. Daraus folgte naturgemäß, daß Oeſter-

reich, wenn es das Deutſchthum über dem Rhein nicht ſchützen wollte, es im Oſten wenigſtens hätte ausdehnen ſollen.

Der Beſitz nichtdeutſcher Kronländer konnte ihm niemals, wie alt derſelbe auch ſchon ſeyn mochte, volle Sicherheit für die Zukunft gewähren, davon hätten es die wiederholten blutigen Empörungen in Böhmen und Ungarn längſt überzeugen ſollen. Es hätte wenigſtens Böhmen und Mähren, wenigſtens Steiermark, Kärnthen und Krain vollſtändig germaniſiren ſollen, wozu es Jahrhunderte Zeit hatte. Auch die ſchmale, aber wichtige Küſte Dalmatiens hätte es um ſo leichter germaniſiren können, als ihre Bevölkerung wenig zahlreich iſt. Wenn es zur rechten Zeit durch Ungarn große Verkehrswege nach den untern Donauländern geöffnet, die Naturſchätze dieſer Länder dem europäiſchen Markt zugänglich gemacht hätte, ſo würde es ſich dieſe Länder befreundet haben und mit einer deutſchen Coloniſation eher am ſchwarzen Meer angekommen ſeyn, als Rußland mit der ſeinigen. Die Germaniſirung würde auch ohne Eroberung der Civiliſation und den materiellen Intereſſen auf ihrem natürlichen Wege gefolgt ſeyn. Was vom nördlichen Deutſchland aus den Niederſachſen, der Hanſa, dem deutſchen Orden, ſpäter den Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg im Geſchäft der Germaniſirung gelungen iſt, warum hätte es nicht auch Oeſterreich, wenn es nur gewollt hätte, von Süddeutſchland aus gelingen können? Wurden nicht alle Slavenländer oſtwärts von der Saale und Elbe bis weit über die Oder hinaus, wurden nicht alle Südküſten der Oſtſee bis tief in den finniſchen Meerbuſen hinein germaniſirt? Oeſterreich hätte ſich ähnlicher Erfolge im Süden erfreuen können, wenn es keine romaniſche, ſondern eine deutſche Politik getrieben hätte. Hätte es da germaniſirt, ſo würden dem Prinzen Eugenius ſeine Siege an der untern Donau noch ungemein erleichtert worden ſeyn, und jedenfalls würden ſie beſſere Früchte getragen haben.

Der Congreß, welcher nach Napoleons Sturz die Karte von Europa änderte, wurde in Wien abgehalten unter der Oberleitung Metternichs, welcher Oesterreich möglichst gut bedachte, desto schlechter aber das übrige Deutschland. Und in Oesterreich selbst blieb das deutsche Element noch immer, wie seit Karl V, zurückgesetzt und das slavische, romanische und ungarische wurden bevorzugt. Auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten sorgte Metternichs Politik dafür, zunächst durch die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, den Patriotismus von 1813 fernerhin für ein Verbrechen zu erklären und die deutsche Nation durch die Vielstaaterei zerstückelt und uneins zu erhalten. Das österreichische Präsidium am Bundestage zu Frankfurt gewährte den Mittel- und Kleinstaaten seinen Schutz, hierin wetteifernd mit Rußland, welches mit mehreren der mittlern und kleinern deutschen Fürsten Familienverbindungen einging. Die Niederlande ließ man von Deutschland getrennt, die Elbherzogthümer ebenfalls, und wenn man nur wenige Theile beider (Luxemburg, Limburg, Lauenburg und Holstein) zum deutschen Bunde hinzugezogen hatte, so war es nur geschehen, um dem neuen König der Niederlande und dem König von Dänemark durch diese Anhängsel eine Stimme am deutschen Bundestag zu Gunsten Oesterreichs und zum Nachtheil Preußens zu sichern.

Sofern die patriotische Begeisterung im Jahr 1813 und der Ruf nach deutscher Einheit von Preußen ausgegangen war, lag der undeutschen Politik Oesterreichs alles daran, Preußen zu schwächen. In Süddeutschland hatte Preußen gegenüber von Oesterreich und den alten Rheinbundstaaten ohnehin keinen Einfluß; um aber auch dessen Einfluß in Norddeutschland zu schmälern, verfügte Metternich im Einverständniß mit den fremden Mächten, daß die preußische Monarchie nicht wie die österreichische, abgerundet, sondern im Gegentheil unnatürlich lang ausgestreckt und in der Mitte zerrissen wurde. Anstatt es mit Sachsen,

Franken und Oſtfriesland abzurunden, ſchob man ſeine Grenzen über den Rhein vor, wo es ſeine ſchwächere Seite dem erſtarkten Frankreich darbieten mußte und wo man ihm eine katholiſche Oppoſition zu erziehen hoffte. Man gab ihm Oſtfriesland, was es früher ſchon beſeſſen hatte, nicht zurück, damit es von der Nordſee abgeſchnitten bleibe, und man verſtärkte Dänemark und die neuen Königreiche der Niederlande und Hannover, um ſie Preußen im öſterreichiſchen Intereſſe als böſe Nachbarn und Wächter an die Seite zu ſetzen.

Da nun Preußen ſelbſt unter dem Miniſter Hardenberg dem Patriotismus von 1813 entſagte und ſich ganz vom ruſſiſchen Schwiegerſohn und Metternich gängeln ließ, hatte Oeſterreich leichtes Spiel und überließ ſich daher auch einer allzu blinden Zuverſicht, daß die Dinge ſo fort gehen würden. Allein man kann nicht immer ungeſtraft die heiligſten Rechte einer großen Nation mit Füßen treten. Die deutſche Nation gewann dennoch nach und nach wieder Elaſticität genug, um die Bande, in welche ſie die alte habsburgiſche Politik ſeit dem Wiener Congreß auf's neue eingeſchnürt hatte, wieder zu zerreißen. Der erſte Riß in das abſcheuliche Netz war der Zollverein. Oeſterreich hatte dafür geſorgt, daß nicht nur alle deutſchen Bundesſtaaten durch Mauthen und Zölle von einander abgeſperrt bleiben mußten, ſondern daß auch der deutſche Bund völlig unthätig blieb, als das durch Preußen gerettete und dafür ſo undankbare Holland, trotz der auf dem Wiener Congreß ſtipulirten freien Rheinſchifffahrt, die Rheinmündungen abſperrte. Dadurch litten nun aber die Induſtrie- und Handelsintereſſen in den Bundesſtaaten auf eine zu unnatürliche Weiſe, als daß man es länger hätte aushalten können, und nach dem Sturm, den die Julirevolution in Deutſchland hervorgerufen hatte, konnte Metternich nicht mehr verhindern, daß Preußen mit dem größten Theil der Mittel- und ſüddeutſchen Bundesſtaaten den berühmten Zollverein abſchloß.

der Hauptarmee auf den Straßen nach Adrianopel vorgeschoben. Am 28 Jul. wurde Karnabat besetzt, und als General Scheremetjew von hier aus die fliehenden Türken weiter verfolgte, stieß er am 31 auf 15,000 Türken unter Halil-Pascha, die er nach einem überaus hitzigen Gefecht bei Jambol aus dem Felde schlug, worauf er ihr Lager verbrannte und Jambol besetzte. Da sich der Großvezier von Schumla aus Mühe gab, die Communication zwischen der Hauptarmee und dem General Krassowsky im Gebirge zu unterbrechen, so schickte Graf Diebitsch die Generale Rojowsky und Sawadsky von seiner Seite aus, während Krassowsky von der andern kam, die Türken aus der Gebirgsstraße zu vertreiben. Es gelang, nachdem am 6 August Krassowsky bei Matschin und Truly den Großvezier mit Verlust von 500 Mann zum Rückzuge nach Schumla gezwungen hatte.

Bald darauf erhielt aber Diebitsch Nachricht, daß sich Halil Pascha zu Sliwno stelle und mit dem Großvezier zu vereinigen strebe. Um nun den Feind aufs Neue zu einer offnen Schlacht zu bringen, hinderte er nicht, daß Hussein Pascha von Schumla aus zu Halil Pascha in Sliwno stieß, und griff beide am 12 August an. Er berichtet selbst: „Wohl wissend, daß die Hauptverstärkungen der Stadt, nach der Jambolschen Straße hin gewendet waren, stellte ich die ganze Infanterie des sechsten und siebenten Corps rund um den Fuß der Berge und auf den Kosanschen Weg, um darnach, sobald ich im Besitz der Stadt wäre, sämmtlichen Befestigungen der Feinde in den Rücken zu kommen und sie zu nöthigen, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Alle diese Anordnungen gelangen nach Wunsch. Der General Rüdiger hatte kaum seine Cavallerie vorgeschoben, als er den Feind gegen die Stadt und in

Wenn auch manche Regierung dieſer Staaten vor dem erſten Anfang einer preußiſchen Hegemonie in Deutſchland ein wenig zurückſchauderte und auch in dieſer Frage, wie in jeder andern, welche die Erhaltung ihrer Souveränetät betraf, ſich lieber an Oeſterreich gehalten hätte, ſo glaubten ſie doch, ihren unzufriedenen Bevölkerungen den materiellen Biſſen zuwerfen und gönnen zu ſollen, um dieſelben zu beſchwichtigen und dadurch den Ungeſtüm liberaler Forderungen auf dem rein politiſchen Gebiet deſto leichter ſchwächen zu können.

Ohne Zweifel hat die Niederlage der habsburgiſchen Politik in Angelegenheiten des Zollvereins nicht wenig dazu beigetragen, den principiellen Haß dieſer Politik gegen den Germanismus zu verſtärken. Indem das Wiener Cabinet einſah, für rein deutſche Intereſſen wirkend, werde Preußen ihm immer im deutſchen Bunde den Rang ablaufen, mußte es in ſeinem Entſchluß, den Germanismus mit romaniſchen und ſlaviſchen Elementen zu bekämpfen und niederzuhalten, nur immer mehr befeſtigt werden. Es begünſtigte daher die nationalen Beſtrebungen der Czechen in Prag, der Magyaren in Peſth und der Italiener in Padua, wo nationale Akademien begeiſternd auf die Jugend einwirkten, während in der deutſchen Hauptſtadt Wien, um jegliche Begeiſterung für deutſches Weſen fern zu halten, gar keine Akademie geduldet und erſt ſehr ſpät dem alterſchwachen Metternich noch abgerungen wurde. Obgleich Deutſch-Oeſterreich durch ſeine Sprache auf die deutſche Literatur und Bildung angewieſen iſt, wußte doch die habsburgiſche Politik auch immer noch nach den großen Befreiungskriegen eine Abgrenzung der öſterreichiſchen Monarchie feſtzuhalten, und das alte geiſtloſe Phäakenthum in Wien, welchem jeder ſittliche Ernſt fern blieb, auf das ſorgfältigſte zu pflegen.

Sinnliches Behagen, öffentliche, allgemein verbreitete Lüderlichkeit, an der niemand mehr Anſtoß nahm, dabei ewig wech-

ſelnde Unterhaltungen, geiſtliche und weltliche Schauſpiele ſollten das Volk nicht blos in Wien, ſondern in der ganzen Monarchie immer ſo angenehm beſchäftigen, daß es möglichſt wenig an Politik, oder überhaupt an ernſte Unterhaltung denken könnte. Während in ganz Oeſterreich nicht ein einziger katholiſcher Theologe von nur irgend einer Bedeutung auftrat, erfreute ſich das Volk an glänzenden und bunten Kirchenfeſten, Prozeſſionen, Wallfahrten, Andachtsſpielereien und abergläubigen Gebräuchen aller Art, desgleichen an weltlichen Theatern, an luſtiger Muſik, Spielen, Tänzen. Sogenannte Volkstheater verbreiteten den obligaten Wiener Spaß durch die ganze Monarchie. Die beliebteſten Humoriſten, Componiſten, Schauſpieler, welche das Volk immer bei guter Laune erhielten, wurden reichlich aus Staatsmitteln beſoldet.

Wie ſehr die Religion nur für den politiſchen Zweck ausgebeutet wurde, ohne daß man es ernſt mit ihr gemeint hätte und wirklich fromm geweſen wäre, beweist das erſtaunenswürdige Phänomen der in Wien aufgekommenen Judenwirthſchaft. Dieſelbe hatte ſchon unter Thugut begonnen, nahm aber immer ungeheuerlichere Dimenſionen an. Grenzenloſe Lüderlichkeit wurde Regel im Staatshaushalt. Zu allen Verſchwendungen lieh der Jude Geld, aber gegen Wucherzinſen. Eine Staatsanleihe nach der andern wurde mit Juden contrahirt, wobei durch Beſtechung der hohen Beamten der Staat betrogen wurde, durch künſtliche Hauſſe und Baiſſe, durch Verloſungs- und Aktienſchwindel der Judenſack immer mehr ſich füllte, die öſterreichiſche Staatskaſſe immer mehr ſich leerte, die öſterreichiſche Staatsſchuld zu drei Milliarden anwuchs. Die Juden beherrſchten die Börſe, genoſſen das Monopol aller Staatsanleihen und Lieferungen, beherrſchten aber auch zugleich die Preſſe und dienten in derſelben allerdings der habsburgiſchen Politik, ſowohl durch unermüdliche Beſchönigung der Mißregierung und durch umſichtige und gewandte

Polemik, zu welcher ſich die jüdiſche Schamloſigkeit vorzüglich eignete, als auch in der Unterhaltungsliteratur und im Theater durch obligate Spaßmacherei; allein ſie dienten der habsburgiſchen Politik doch nur für den Augenblick und nur zu ihrem eigenen Vortheil.

Zu derſelben Zeit, in welcher die Juden dieſe Gewalt in Wien erlangten und ſich auch durchaus nicht genirten, gelegentlich und als ob es nur ein unſchuldiger Spaß wäre, chriſtliche Wahrheiten, Sitten und Gebräuche zu verhöhnen, ſchloß Oeſterreich mit Rom das berüchtigte Concordat ab und machte aus demſelben einen Popanz, mit dem ſich die proteſtantiſchen und liberalen Philiſter in ganz Deutſchland ſchrecken ließen, als breche Pfaffenherrſchaft und finſteres Mittelalter herein. Wie müſſen die Wiſſenden in Wien darüber gelacht haben! Die Judenwirthſchaft und das Concordat, wie ſie ſich einander auch zu widerſprechen ſchienen, waren doch beide principiell anti-germaniſch und eigneten ſich daher auch beide ganz vortrefflich zu Werkzeugen der herkömmlichen Politik.

Zuletzt rächte ſich das Nationalitätenprincip für die Verſündigungen, deren ſich dieſe Politik gegen daſſelbe ſchuldig gemacht hatte. Die nämlichen Italiener, Magyaren und Czechen, zu deren Gunſten Oeſterreich das germaniſche Element ſo ſtiefväterlich behandelt hatte, wollten nicht länger dem Intereſſe der habsburgiſchen Dynaſtie, ſondern nur ihrem eigenen Nationalintereſſe dienen und verſetzten im Jahr 1848 der öſterreichiſchen Monarchie ſo grobe Stöße, daß ſie ſich von denſelben nur durch den Beiſtand Rußlands gegen die Revolutionären auf kurze Zeit hat erholen können. Im Jahr 1859 verlor es die Lombardei, 1866 Venetien und in gewiſſer Beziehung auch Ungarn; denn es ſah ſich gezwungen, die Geſammtmonarchie zu theilen, um Ungarns Stolz und Eigenwillen zu befriedigen. Seitdem verlangen auch die Czechen daſſelbe Maaß von Selbſtſtändigkeit wie

die Ungarn. Die alte habsburgiſche Politik iſt dadurch ſo tief herunter gekommen, daß wer ihr noch anhängt, nur noch von Frankreich ihre Rettung hofft, ſofern Frankreich heute ſo wenig als je in frühern Zeiten, eine Einigung der Deutſchen ohne Neid und Furcht kommen ſehen kann.

Graf Beuſt hatte zwar ſehr recht, als er einmal ſagte, er ſey an den Fehlern, welche früher begangen wurden, nicht ſchuld. Eben ſo wenig ſein Kaiſer. Das Uebel war ſchon ſehr alt. Oeſterreich hatte ſeit ein paar Jahrhunderten Zeit gehabt, ſeine ſlaviſchen Kronländer zu germaniſiren; weil aber die habsburgiſche Politik von Anfang an antigermaniſch war, iſt es nicht geſchehen. Daſſelbe Oeſterreich hätte Jahrhunderte Zeit gehabt, civiliſatoriſch auf Bosnien, Serbien und die untern Donauländer einzuwirken, hier dem Handelsverkehr und der Bildung breite Wege zú öffnen, lange ehe die Ruſſen bis zum ſchwarzen Meere kamen. Aber es wollte nicht. Die Völker ringsumher und ſeine eigenen Unterthanen in einem Zuſtand der Bildungsloſigkeit und Verdummung zu erhalten, ſchien ihm räthlicher, weil ſie dann gehorſamer bleiben und von den Jeſuiten ſich leichter lenken laſſen würden. Es ſchonte die fremden Nationalitäten, um die deutſche niederzuhalten. Wie viele Nationen es beherrſchte, hielt es ſie nach dem Grundſatz divide et impera doch immer auseinander, ſperrte ſie durch Mauthen ab und vernachläſſigte die Verkehrsſtraßen. Sogar das von Natur ſo reich geſegnete Ungarn konnte ſeine Produkte nur kümmerlich in's Ausland abſetzen. Der Einfluß deutſchen Geiſtes wurde fern gehalten. Die ungeheure Mehrheit der öſterreichiſchen Unterthanen konnte gar nicht leſen, der Minderheit, die es konnte, wurden die beſten Bücher durch die Cenſur vorenthalten.

Wenn Oeſterreich nicht germaniſiren wollte, ſo hätte es wenigſtens die abendländiſche Kirche nach dem Oſten ausdehnen und ſowohl dem Islam in der Türkei als der griechiſchen Kirche

Terrain abgewinnen ſollen. Polen hatte ihm durch Ausdehnung der unirten Kirche bis Smolensk ein gutes Beiſpiel gegeben. Aber Oeſterreich kehrte die ganze Schneide des Katholicismus einzig gegen die Proteſtanten und wühlte damit zur Ferdinandeiſchen Zeit in ſeinen eigenen Eingeweiden, während es bis auf den heutigen Tag den muhamedaniſchen Adel im nahen Bosnien duldete und der griechiſchen Propaganda niemals einen Damm entgegengeſetzt hat. Auch das Concordat war nur Schein. Während man die Proteſtanten damit ängſtigte, that man nicht das Geringſte, um auf öſterreichiſchen Schulen und Univerſitäten, wie das überall in Deutſchland, Frankreich und ſogar England geſchah, eine Begeiſterung für die Religion zu pflegen. Man ließ vielmehr die äußerſte Frivolität und Religionsloſigkeit aufkommen und gab ſich ganz den Juden hin.

Dieſes verkehrte Syſtem mußte natürlicherweiſe üble Früchte tragen. Die einſt ſo gefürchtete Macht Oeſterreichs wurde kernfaul. Das ſtarke eiſerne Band, mit dem es ſeine mannigfaltigen Kronländer ſtramm zuſammen gehalten hatte, wurde roſtig und in demſelben Maaß mehrte ſich die Elaſticität der zuſammen gepreßten Nationalitäten und zerriß vollends das morſch gewordene Band. Der ungeheure Finanzſchwindel, die betrügeriſche Armeeverwaltung, die Corruption der Beamtenwelt, die Beförderung unfähiger Ariſtokraten zu den höchſten Aemtern lähmte die Kraft des noch unter Radetzki ſo großen Reſpekt einflößenden öſterreichiſchen Heeres. Die Monarchie ſchritt von Niederlage zu Niederlage rückwärts und Oeſterreich verlor die italieniſchen Provinzen, ſeinen Einfluß in Italien wie in Deutſchland, während ſeine magyariſchen und ſlaviſchen Unterthanen ſich offen empörten oder wenigſtens Forderungen machten, welche die Einheit der Monarchie aufzulöſen drohten.

Die Lage, in welche die kaiſerliche Regierung dadurch gekommen iſt, erſcheint ſo unbequem und unleidlich, daß man ſich

über die vielen und einander ſogar widerſprechenden Verſuche, aus dieſer Lage herauszukommen, nicht wundern darf. Kaum je hat eine Regierung in ihrer äußern und innern Politik zugleich in ſo kurzer Zeit ſo viele Frontveränderungen vorgenommen, wie die öſterreichiſche. Das ſieht principlos aus, iſt es aber nicht. Es iſt nur Noth des Augenblicks, die einen in den Sumpf gerathenen Wanderer zwingt, bald rechts bald links zu treten, bald vorwärts, bald rückwärts zu ſpringen, dahin, wo er glaubt, nur wieder feſten Boden zu finden. Das latent gewordene Princip iſt immer noch das alte urſprüngliche der habsburgiſchen Politik und kann kein anderes ſeyn. Nur mit dem eiſernen Bande einer ſtarken Militärmacht laſſen ſich widerſpenſtige Nationalitäten zuſammenpreſſen und in Gehorſam halten und nur durch die Mitwirkung einer der Regierung blind ergebenen Kirche laſſen ſich auch die Geiſter eben ſo binden, wie durch jene eiſerne Gewalt die Leiber. Als die Regierung, durch die Revolution von 1848 dazu gezwungen, vom Syſtem des eiſernen Deſpotismus und des Concordats plötzlich in's andere Extrem des Liberalismus überſprang, wer hätte ihr zutrauen können, daß es ihr damit ernſt ſey? Dank den Siegen von Windiſchgrätz und Radetzki, Dank der ruſſiſchen Hülfe, daß man der Lüge nicht länger zu fröhnen brauchte! Fürſt Schwarzenberg machte der ganzen liberalen Komödie ein Ende und regierte wieder wie Karl V und Ferdinand II mittelſt der Soldaten und des Concordats. Das war ſo natürlich, ſo herkömmlich in Wien und gelang auch ſo gut, daß man große Hoffnungen für die Zukunft ſchöpfte und im Sicherheitsgefühl ein wenig übermüthig wurde. Mit Hülfe der Ruſſen hatte man 1849 Ungarn gedemüthigt, mit Hülfe derſelben Ruſſen demüthigte man 1850 auch Preußen. Dann durfte man denſelben Ruſſen 1854 mit Hülfe der Weſtmächte eine tüchtige Ohrfeige verſetzen und ſie zum Rückzug über die Donau zwingen. Nach ſolchen Erfolgen

konnte man im Frühjahr 1859 wohlunterrichtete Stimmen aus Oeſterreich vernehmen, welche von dem bevorſtehenden Kriege in Italien unter der ſichern Vorausſetzung, Oeſterreich werde ſiegen, eine großartige Reaktion vorausſagten, eine Reaktion politiſcher und kirchlicher Natur, die ſich über die Grenzen Oeſterreichs hinaus erſtrecken würde.

Man hatte jedoch einen Hauptfaktor vergeſſen. Es war kein Radetzki mehr da. Ein ganz unfähiger Günſtling des Hofes nahm deſſen Stelle ein. In der Armeeverwaltung herrſchte heilloſer Betrug, daß die braven Soldaten hungern mußten. Genug, man wurde geſchlagen und man gab ſogar voreilig die ganze Lombardei preis, nur um ſich nicht von Preußen helfen laſſen zu müſſen. Das Unglück und die Schande waren aber ſo groß, daß die Revolution von 1848 ſich leicht hätte wiederholen können, wenn man ihr nicht durch einen neuen Reichstag, durch eine neue Verfaſſung, durch eine neue liberale Komödie zuvorgekommen wäre. Aber der Liberalismus hatte ſeine Zauberkraft ſchon eingebüßt. Nur die guten Wiener ließen ſich damit noch tröſten. Nicht ſo die Ungarn und Böhmen, die nur für ihre unabhängige Stephans- und Wenzelskrone agitirten. Da bot ſich die liberale Agitation im übrigen Deutſchland gegen Preußen der Wiener Regierung als ein erwünſchter Bundesgenoſſe dar. Mit Hülfe dieſes wenigſtens ſcheinbar ſehr mächtigen Liberalismus, dem die mittelſtaatlichen Regierungen und Kammern, die ſog. öffentliche Meinung und die Preſſe und ſogar das Berliner Abgeordnetenhaus huldigten, konnte man Preußen wieder wie in Olmütz gründlich demüthigen, befand ſich dann an der Spitze Deutſchlands und konnte dadurch ſowohl die Magyaren als die Czechen einſchüchtern und in Gehorſam erhalten. So wurde der Fürſtentag in Frankfurt improviſirt, aber der ganze Plan wurde vereitelt, weil die Mittelſtaaten ſich nicht zu Werkzeugen Oeſterreichs brauchen laſſen wollten, damit

es eine Macht erringe, die ihnen ſelbſt künftig gefährlich werden könnte.

So von allen Seiten abgewieſen, ohne mit Gewalt durchfahren zu können, that Oeſterreich einen wirklich genialen Sprung ſeitab, nämlich mitten in's preußiſche Lager. Es ſuchte die Freundſchaft Preußens nach und verband ſich zur Waffenbrüderſchaft gegen die Dänen mit demſelben Preußen, welches ihm bisher immer ſo verhaßt geweſen war und dem es ſoviel als immer möglich wehe zu thun geſucht hatte. Wenn es Oeſterreich ernſt geweſen wäre, gemeinſchaftlich mit Preußen das deutſche Nationalintereſſe zu fördern, ſo würde es nicht bei der Demüthigung der Dänen ſtehen geblieben ſeyn, ſondern auch die weiſen und gemäßigten Vorſchläge zu einer Bundesreform, die von Preußen ausgegangen waren, gutgeheißen und unterſtützt haben, ja ſeine eigene Stellung gegenüber von Ungarn und Böhmen und gegenüber dem beleidigt grollenden Rußland wäre durch Zuſammenhalten mit Preußen außerordentlich geſtärkt worden. Aber die alte habsburgiſche Politik litt nicht, daß Preußen an der Nord- und Oſtſee Vortheile erringen ſollte, welche Oeſterreich ſeiner Entfernung wegen nicht mit demſelben theilen konnte. Es kam alſo zu dem bekannten Bruche und zu dem verhängnißvollen Kampfe von 1866.

Oeſterreich übereilte ſich diesmal noch mehr als 1859, obgleich es durch ſeine traurigen Erfahrungen in Italien hätte gewarnt ſeyn können. Es fing den Krieg an, ohne gehörig darauf vorbereitet zu ſeyn. Es prahlte mit 800,000 Mann, die es nicht hatte. Die Armeeverwaltung war noch eben ſo betrügeriſch wie 1859, ſo daß die Soldaten wieder hungern mußten. Mochte auch Benedek kein ſchlechter Feldherr ſeyn, ſo taugten doch der Generalſtab und die meiſten andern Führer nichts. Kurz die Niederlagen durch die Preußen in Böhmen waren für Oeſterreich noch viel empfindlicher als die frühern durch die

Franzoſen in der Lombardei. Oeſterreich mußte ſich dazu bequemen, der Auflöſung des deutſchen Bundes zuzuſtimmen und von Deutſchland auszuſcheiden, verlor alſo ſeine bisherige Hegemonie in Deutſchland, wie die in Italien. Die letztere war ihm zwar ſchon durch den Verluſt der Lombardei aus den Händen gewunden worden, doch hatte es noch Venedig behalten, alſo noch ſeinen Fuß in Italien. Jetzt gab es auch Venedig preis, in der voreiligen Erwartung, es werde ſich dadurch die franzöſiſche Hülfe erkaufen.

Dieſe blieb aus und Oeſterreich glich einem Schiff, das aus den Fugen zu gehen anfängt. Der Liberalismus allein reichte nicht mehr hin, die Kronländer zufrieden zu ſtellen. Das Nationalitätenprincip überwog in allen nichtdeutſchen Kronländern bei weitem den liberalen und demokratiſchen Schematismus. Vor dem Kriege hatten ſich die Ungarn ein wenig gefügt und da man der Deutſch-Oeſterreicher durch das liberale Syſtem ſicher zu ſeyn glaubte, ſchmeichelte das Miniſterium Belcredi den Slaven. Nun aber erhoben ſich die Ungarn wieder ſo nachdrücklich, daß man in Wien begriff, ſie vor allem müſſe man beruhigen. In dieſem Stadium wurde Beuſt an das öſterreichiſche Staatsruder gerufen, ein ſächſiſcher Proteſtant, der den Klerikalen, ein bloßer Edelmann, der den ſtolzen Ariſtokraten nicht gefallen konnte, bisher ein Träger der Triasidee, die immer Oeſterreichs Politik durchkreuzt hatte. Gleichwohl hatte ſich Beuſt nicht nur durch großes Talent hervorgethan, ſondern auch ſchon in ſeiner Stellung als ſächſiſcher Miniſter Oeſterreich gute Dienſte geleiſtet, ſeine Ernennung in Wien hatte alſo für Kundige nichts Auffallendes.

Wenn man in ſeiner oft wechſelnden und ſcheinbar ſich widerſprechenden Politik einen durchlaufenden Faden ſuchte, ſo gelangte man zu der Vermuthung, es ſey ihm nur darauf angekommen, Zeit zu gewinnen, bis es möglich ſeyn würde, mit

Hülfe auswärtiger Allianzen Oeſterreich für die Niederlage von 1866 eine ähnliche Genugthuung zu verſchaffen, wie ſie ſich Maria Thereſia nach dem Verluſte Schleſiens mittelſt des Verſailler Vertrags hatte verſchaffen wollen. Wenn es auch nur Palliativmittel waren, mit denen man im Innern des Reichs bald die Ungarn, bald die Deutſchen, bald die Slaven zu beſchwichtigen ſuchte, ſo war es genug, wenn ſie nur von Jahr zu Jahr ausreichten, um die Geſammtmonarchie noch zuſammen zu halten, bis die gewünſchte Conſtellation eintrat. Auf Conſequenz in der Wahl der Mittel kam es dabei gar nicht an, im Gegentheil wäre man in Verlegenheit gekommen, wenn man conſequent hätte bleiben und die Verantwortung für jede Art von Herumtaſtung hätte übernehmen wollen. Je gewagter ein ſolches Herumtaſten war, um ſo beſſer war es auch für den Herumtaſtenden, wenn man das Geſtern ſchnell wieder über dem Heute vergaß und wenn er die Aufmerkſamkeit der Welt von einem fatal gewordenen Punkte geſchwind wieder auf einen andern, noch neuen hinlenkte. Bekanntlich begann Beuſt mit einem Verſuch, Rußland gegen Preußen zu gewinnen, und ſchmiegte, da dies mißlang, ſich deſto mehr an Frankreich an, ſuchte ſogar Italien begreiflich zu machen, daß ihm eine Allianz mit Preußen viel weniger nützen könne, als eine ſolche mit Oeſterreich und Frankreich, weil es nur im Bunde mit dieſen beiden katholiſchen und ihm nächſten Monarchien der Mazziniſten und Garibaldianer Meiſter werden könne. Auch kam die Duldung, die er dem Hietzinger Hofe und der außerordentlich rührigen Hietzinger Preſſe, den angeblich großdeutſchen Prahlereien am Wiener Schützenfeſt ꝛc. gewährte, einer Provocation ziemlich gleich. Dabei konnte er auf eine alte öſterreichiſche Partei im ſüdweſtlichen Deutſchland zählen, deren Preſſe oft recht naiv ihre Sehnſucht nach einem Kriege gegen Preußen und nach einer franzöſiſchen Invaſion in Deutſchland verrieth.

die Feſtung warf. Während des Gefechts auf unſerem linken Flügel rückte der rechte raſch vor. Der Feind that einige Schüſſe aus ſeinen Kanonen, denen ich die unſern entgegen ſtellte, worauf er ſeine Geſchütze eilig wegzuführen und nach dieſem Theile der Stadt zu weichen begann. Das unbedeutende Ueberſchießen verzögerte nicht das raſche Vordringen unſerer Bataillone in die Stadt, wodurch der Feind gezwungen wurde, die Befeſtigung auf dem Jambolſchen Wege im Stiche zu laſſen und nach allen Richtungen auf den Fußſteigen in die Berge und Klüfte zu laufen."

Nach dieſem Siege bei Sliwno rückte Graf Diebitſch, von nichts mehr aufgehalten, in Eilmärſchen, trotz der großen Sonnenhitze, gegen Adrianopel vor, und langte am 19 unter den Mauern dieſer Stadt an, ohne daß ſich ihm ein Heer widerſetzt hätte, mit Ausnahme von 700 Reitern, die nach einem kleinen Vorpoſtengefecht in die Stadt flüchteten. Die zweite Hauptſtadt des türkiſchen Reichs wurde ſofort ohne Schwertſtreich am 20 Auguſt eingenommen. Der ruſſiſche Bericht lautet: „Adrianopel hat 80,000 Einwohner, worunter 40,000 muſelmänniſche; 10 bis 15,000 der letztern waren gut bewaffnet. Das zur Vertheidigung der Stadt vereinigte türkiſche Armeecorps betrug 10,000 Mann regulärer Infanterie, etwa 800 bis 1000 Reiter und einige tauſend Mann, welche aus den angränzenden Diſtricten zuſammengerafft waren. Das Terrain iſt zu einem hartnäckigen Widerſtande geeignet; es iſt von tiefen Gräben und vielen Gärten durchſchnitten. Die Stellung der türkiſchen Batterien war gut gewählt; einige derſelben waren noch nicht beendigt, und man beſchleunigte ihre Arbeit nicht, weil Niemand in Adrianopel daran dachte, daß er den andern Morgen würde kämpfen müſſen. Die Illuſion,

Die innern Verhältniſſe Oeſterreichs waren ſehr verwickelt, ihre definitive Löſung ſchien auch unmöglich ohne einen neuen europäiſchen Krieg, infolge deſſen Oeſterreich entweder in Trümmer gehen, oder zu ſeiner alten abſolutiſtiſchen Omnipotenz zurückkehren müßte. Es konnte alſo überhaupt nur von Proviſorien die Rede ſeyn und da keins von allen genügte, aus keinem ein Definitivum gemacht werden konnte, ſo genügte es, zum Zweck des Zeitgewinns, wenn man den Fächer der Möglichkeiten nach allen Seiten hin drehte und nach einander in allen Farben ſpielen ließ. Das war die Politik, die zwiſchen dem Centralismus, Dualismus und Föderalismus beſtändig vibrirte. Man legte den Schwerpunkt der Monarchie proviſoriſch nach Peſth, nachdem Beuſts Vorgänger Belcredi ihn eben ſo proviſoriſch hatte nach Prag verlegen wollen. Da ſich die Deutſchen zurückgeſetzt fühlten, berief man ihre liberalen Doctoren in's Miniſterium, um ſie kirre zu machen. Es war ja nur proviſoriſch. Nun lärmten wieder die Slaven, Czechen, Polen, Slovenzen, und die Dalmatiner wurden förmlich grob. Sie ſind vor der Hand beſchwichtigt, aber nicht auf eine Art, welche dauerhaften Gehorſam von ihrer Seite verſpricht.

Wer an die Zukunft des ſchönen Oeſterreich denkt, kann ſich einer tiefen Betrübniß nicht erwehren. Nicht nur ein Oeſterreicher, jeder Deutſche muß dieſes Gefühl theilen. Was hätte aus dieſem Reiche werden können, wenn ſeine Regenten ihren natürlichen Beruf darin erkannt hätten, den Germanismus, die Civiliſation und die abendländiſche Kirche nach Oſten hin, der Donau entlang und auf die barbariſchen oder wenigſten halbbarbariſchen Völker auszudehnen! In welche Gefahr iſt Oeſterreich und mit ihm ganz Deutſchland dadurch gerathen, daß unter dem Hauſe Habsburg dieſe natürliche Politik unterblieben iſt.

Ein Ausweg ſteht immer noch offen für das deutſche Oeſterreich, wenn es mit Ungarn verbunden ſich auf Deutſch-

land, d. h. auf den erſtarkten Norddeutſchen Bund ſtützen würde, um einer endlichen Ueberwältigung durch den Panſlavismus zu entrinnen. Von jeher, in vielen publiciſtiſchen Auslaſſungen, am ausführlichſten aber in meiner Flugſchrift „Preußen und Oeſterreich im Jahr 1866" welche noch vor dem Ausbruch des Krieges in demſelben Jahr erſchien, habe ich das Zuſammengehen Oeſterreichs mit Preußen für die Grundbedingung des innern Wohlſeyns und der äußern Sicherheit und Machtentfaltung der deutſchen Race erkannt. Leider aber mußte ich mich überzeugen, daß eine gute Meinung dieſer Art nicht beachtet wird, und daß meine Worte in den Wind geſprochen waren. Und auch jetzt noch, welche göttliche Liebe müßte vom Himmel herabſteigen, um den Groll Oeſterreichs gegen Preußen zu verſöhnen!

Soviel von dem, was Oeſterreich für Deutſchland geleiſtet und nicht geleiſtet hat.

Ich enthalte mich, die Vergleichung auch auf die Mittel- und Kleinſtaaten auszudehnen, ſofern dieſe immer zu ſchwach waren, von ſich aus eine Entſcheidung, ſey es zum Guten oder zum Schlimmen, herbeiführen zu können. Nur im Gefolge einer deutſchen Großmacht, oder einer auswärtigen Macht, die allein die Dinge entſchied, hatten ſie eine untergeordnete Bedeutung. Jeder einzelne war zu ohnmächtig und unter ſich waren ſie niemals einig. Wie viel alſo der eine oder andere guten Willens dem Geſammtintereſſe Deutſchlands aufzuhelfen befliſſen war, oder es im ſchnöden Bunde mit dem Ausland ſchädigte, im Ganzen wurde dadurch nichts geändert. Auch ihre Fortexiſtenz haben ſie immer nur der Eiferſucht der Großmächte zu verdanken gehabt, denn wenn eine Großmacht ſie annectiren wollte, hinderte es die Eiferſucht der andern. Daher auch ihr fortgeſetztes Bemühen, den Schuß der einen oder andern Großmacht zu gewinnen, vornehmlich durch verwandtſchaftliche Bande. Be-

kanntlich haben die Prinzeſſinnen der mittlern und kleinen deutſchen Fürſtenhöfe immer dienen müſſen, auswärtigen Monarchen in's Ehebette geliefert zu werden, da es auswärts häufig an ſog. ebenbürtigen Partien fehlte, oder aber eine verkommene auswärtige Dynaſtie ſich durch geſundes Blut aus Deutſchland verjüngen wollte. Beinahe eben ſo oft wurde, wenn eine auswärtige Dynaſtie am Ausſterben war, die letzte Tochter mit dem Prinzen eines kleinen deutſchen Fürſtenhauſes vermählt.

Wenn dieſe Verheirathungen dazu beitrugen, in kritiſchen Zeiten dem betreffenden kleinen deutſchen Fürſtenhauſe einen diplomatiſchen Schutz zu gewähren, ſo gereichten ſie doch im Ganzen der deutſchen Nation nicht zum Vortheil. Durchgängig gelangten deutſche Prinzen auf mächtige Throne des Auslands grade nur deshalb, weil ſie keine Macht von Hauſe mitbrachten, ſie alſo nur zu Werkzeugen ausländiſcher Politik dienen mußten, welche Deutſchland leider nur zu oft verderblich geworden iſt. So wurden z. B. die oldenburgiſchen Prinzen auf dem däniſchen und ruſſiſchen Thron gefährliche Feinde Deutſchlands, die Welfen auf dem engliſchen, die Naſſauer auf dem niederländiſchen Thron wenigſtens nur ſehr egoiſtiſche und zweideutige Freunde. Ueberdies trugen dieſe verſchiedenartigen Heirathen dazu bei, die Eiferſucht der kleinen deutſchen Fürſtenhäuſer unter einander zu nähren und ihren Vereinbarungen im Wege zu ſtehen. Bei jedem einzelnen Fürſtenhaus herrſchte faſt immer nur ein ängſtlicher Erhaltungstrieb vor, ohne alle Rückſicht auf das deutſche Volk und ſein Intereſſe, und auch ohne Rückſicht auf die fürſtlichen Nachbarn. Daher einerſeits der oft wiederholte Verrath am Vaterlande, die Hingabe der kleinen norddeutſchen Fürſten an die Schweden, der weſtdeutſchen an die Franzoſen. Daher auch die Rückſichtsloſigkeit gegen ſchwächere Nachbarn. Unter dem Schutz einer auswärtigen Macht trug kaum je einer Bedenken, ſeinen nächſten deutſchen Nachbar zu depoſſediren. Wie viele kleine

Reichsfürſten und Reichsgrafen, wie viele Reichsbisthümer und Reichsabteien wurden von den weiland Rheinbundſouveränen in München, Stuttgart, Karlsruh, Kaſſel, Darmſtadt, Naſſau mediatiſirt, ſäculariſirt, depoſſedirt und unterthänig gemacht! Noch in neueſter Zeit kommen geheime Verträge vor, die einem Mittelſtaat auf Koſten der ſogar mit ihm verbündeten deutſchen Nachbarn Entſchädigungen zuſicherten.

Aus dieſen vielen deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten konnte kein Großſtaat werden, weil ſie ſich nie vereinigt haben. Auch keine ihrer Dynaſtien konnte ſich zur Macht der Habsburger und Zollern emporſchwingen, weil es ſelbſt den vorragenderen Dynaſtien an einem Programm fehlte, dem ſie treu geblieben wären. Das Haus Wettin in Sachſen gab ſein lutheriſches Programm auf, indem es katholiſch wurde. Das Haus Wittelsbach in Bayern und der Pfalz wechſelte nur zu häufig mit ſeinem Programm. Dieſe geiſtvolle und energiſche Dynaſtie fiel zu oft aus einem Extrem in's andere, kämpfte bald für, bald gegen Oeſterreich, bald für, bald gegen Frankreich und im dreißigjährigen Kriege ſogar in zweierlei Branchen für und gegen die katholiſche Kirche. Das welfiſche Haus in Hannover ſiedelte nach England über und machte ſein Stammland zu einer engliſchen Provinz.

Verſuche, die Mittel- und Kleinſtaaten zu einem feſten Bunde zu einigen, ſind zu jeder Zeit mißlungen, weil eben jeder Einzelſtaat nur an ſich dachte und keinem andern traute. Niemand kannte dieſe Verhältniſſe ſo genau und urtheilte darüber ſo richtig, wie der hochſelige König Wilhelm von Württemberg, der überhaupt ſehr einſichtsvoll, in ſeinen früheren Jahren aber auch noch von patriotiſchem Hochſinn, von warmer Liebe zum geſammten deutſchen Vaterlande durchdrungen war, bis ihn der Ekel am deutſchen Bunde hoffnungslos machte und abſtumpfte. Der Föderalismus, den die Particulariſten jetzt noch auf ihre Fahne

ſchreiben, als ſey er das einzige Heil für Deutſchland, iſt längſt von der Geſchichte gerichtet, nicht nur durch die elende Bundeswirthſchaft ſeit dem Wiener Congreß, ſondern auch durch die ſchon ſeit Jahrhunderten erprobte klägliche Unfähigkeit der Mittel- und Kleinſtaaten, auch nur unter einander zuſammenzuhalten.

Dem Namen nach hingen alle dieſe Staaten im 17. und 18. Jahrhundert noch vom Kaiſer und Reich ab, aber mit Hülfe Frankreichs, der ſie ſich reichsverrätheriſch hingaben und die ſie oft ſogar erbettelten, machten ſie ſich immer unabhängiger vom Reich, immer ſouveräner und unterdrückten zugleich die ſtändiſche und Volksfreiheit in ihrem Territorium, um mit dem Adel allein zu herrſchen. Zweimal ſchloſſen ſie den fluchwürdigen Rheinbund als Vaſallen Frankreichs unter Ludwig XIV und Napoleon. Und das waren gerade die Staaten, welche ſich rühmten, die deutſcheſten zu ſeyn. Ein grauſames Verhängniß verurtheilte in der That jene älteſten und echteſten deutſchen Volksſtämme der Franken, Sachſen, Thüringer, Alemannen und Bayern, unter hunderte von kleinen und kleinſten von ſouveränen Fürſten, Grafen, Herrn, Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Aebten und Freien Reichsſtädten vertheilt zu werden, ſo daß kein Zuſammenhang mehr unter ihnen blieb, confeſſioneller, particulariſtiſcher und kleinſtädtiſcher Hader ſie trennte und ihre alte Kraft vollends unter einem freiheitsfeindlichen und ausſaugenden Hof- und Adelsregiment geſchwächt wurde. Gerade dieſe alten ehrenwerthen Volksſtämme hätten des Reiches Einheit, Macht und Wohlſtand erhalten ſollen und gerade auf ihrer Seite verlor Deutſchland ſeine reichſten Provinzen, erlitt es ſeine ſchwerſten Verluſte und ſeine äußerſte Schmach. Es war ein Unglück, aber es war ſo. Den zerriſſenen Völkerſtämmen ſelbſt fällt es viel weniger zur Laſt, als der Politik ihrer Herrn, deren Macht ſich hauptſächlich durch den confeſſionellen Haß befeſtigte, mittelſt deſſen ſie ihre Unterthanen auseinander hielten. Der Schwabe z. B. fühlte ſich nicht mehr als Schwabe, noch

viel weniger als Deutſcher, ſondern nur noch als Katholik oder Proteſtant, als katholiſcher Oberländer oder als württembergiſcher Unterländer, als Unterthan der Truchſeße von Waldburg oder der Stadt Ulm, als Unterthan des Deutſchmeiſters oder als Heilbronner ꝛc.

Sie, die älteſten und echteſten deutſchen Volksſtämme hätten nicht nur des Reiches Grenzen gegen Frankreich, ſondern auch den deutſchen Geiſt beſſer hüten ſollen. Aber wie ihre Fürſten ſich politiſch von Frankreich dominiren ließen, ſo nahmen ſie auch franzöſiſche Sitten und Moden an. Höfe und Adel ſprachen nur noch franzöſiſch, Prinzen und Edelleute glaubten nicht fertig zu ſeyn, wenn ſie nicht die Schule der Lüderlichkeit in Paris durchgemacht hatten. Ueberall auch an den geiſtlichen Höfen am Rhein niſtete ſich die franzöſiſche Frivolität und Maitreſſenwirthſchaft ein. Und dieſes Dominirtwerden von Frankreich herüber hat auch heute noch nicht aufgehört. Man machte die ganze Corruption der Franzoſen vor der Revolution mit durch, nachher den ſoldatiſchen Siegestaumel unter Napoleon und jetzt wieder die franzöſiſche Mode des Liberalismus mit allen ſeinen rein franzöſiſchen für Deutſchland nicht paſſenden Schablonen.

Gleichwohl ging der deutſche Geiſt in dieſen Gauen nicht unter. An Schiller haben wir das ſchlagendſte Beiſpiel erlebt, wie ritterlich er gegen die franzöſiſche Unzucht am Hofe des Herzog Karl kämpfte. So wie dieſer deutſche Ehrenmann, ſo haben auch viele andere im vorigen Jahrhundert ſich glücklich der franzöſiſchen Corruption erwehrt und gerade im Kampf mit ihr der ſeit den Religionskriegen entweihten deutſchen Sprache ihren früheren Adel und ihre Reinheit zurückgegeben. Gerade den am ſchwerſten unter dem Druck der Zeiten nothleidenden Deutſchen in den Mittel- und Kleinſtaaten gebührt vorzugsweiſe der Ruhm, die deutſche Nationalliteratur aus den Banden des Jeſuitenlatein und der höfiſchen Gallomanie befreit und ein neues glänzendes Zeit-

aller derſelben herbeigeführt zu haben, Klopſtock, Leſſing, Göthe, Schiller ꝛc. Die deutſche Nation hatte auch alle Ehre davon. Das immer ſchadenfrohe und ſpöttiſche Ausland gönnte uns den Geiſt, weil er mit keiner Lebenspraxis verbunden war, und rühmte uns als ein Volk der Denker und Dichter, indem es uns jede männliche Thatkraft abſprach, welche ſich Engländer und Franzoſen allein als ihr Monopol vorbehielten.

Es iſt nun ganz wahr, daß der Geiſt, Wiſſenſchaft und Literatur allein nicht die Größe eines Volkes ausmachen. Jene Blüthenperiode der deutſchen Literatur im vorigen Jahrhundert und im Anfang des jetzigen fiel bekanntlich in die Zeit unſerer tiefſten politiſchen Erniedrigung und der Fremdherrſchaft. Es war ein Geiſt, aber er ſchwebte nur ariſtokratiſch über dem Volk und beſchäftigte ſich mit andern Dingen, als mit den nationalen Angelegenheiten in der nächſten Wirklichkeit. Er hatte die Nation nicht durchdrungen, ſo wenig als er ſelbſt ſich im nationalen Gedanken und patriotiſchen Pflichtbewußtſeyn concentrirt hatte. Und auch jetzt hat er ſich noch nicht darin concentrirt. Immer noch ſchweift er in allen möglichen Gebieten des Wiſſens herum und iſt mit indiſchen und chineſiſchen Zuſtänden bekannter, in der Sternen- und in der Infuſorienwelt, im Himmel und in der Hölle, in den Sprachen und Denkmälern der älteſten und fernſten Völker bewanderter als in Deutſchland. Sonſt wäre es nicht möglich, daß unſere Preſſe in der Sprache einer einzigen großen Nation noch immer über die deutſche Frage ſo bornirt und verkehrt urtheilen und daß ſo verſchiedenartige Geſinnungen in ihr den Ausdruck finden können, wie Stimmen wilder Thiere, die einander nicht verſtehen, in einer Menagerie. Oft ſollte man glauben, die deutſche Sprache ſey nur erfunden, um den deutſchen Geiſt materiell zu tödten.

Die unnatürlichſte Auffaſſung der deutſchen Frage und insbeſondere der Stellung, welche Preußen zu derſelben einnimmt,

begegnete uns in einer neueſten Flugſchrift des bekannten Berliner Rundſchauers. Derſelbe will durchaus nichts von Deutſchland wiſſen. Denn er ſagt, Preußen dürfe bei Leibe nicht in Deutſchland aufgehen, im Gegentheil habe Preußen ſich nur „im Kampfe gegen die deutſche Nationalität entfaltet". (S. 20.) Wenn das Onno Klopp und Arcolay ſagen, ſo weiß man warum? Denn das ſind die gehäſſigſten und biſſigſten Feinde Preußens und ſie müſſen die Wahrheit verdrehen, um Preußen etwas anhaben zu können. Der Rundſchauer aber iſt ſelbſt ein Preuße und will für einen warmen Patrioten gehalten ſeyn. Und er verleugnet Preußens natürlichſten Beruf? Er will ein Patriot ſeyn. Lieber Himmel, was bekommen wir alles für Patrioten in Deutſchland, preußiſche Patrioten, bayriſche Patrioten, Duodezpatrioten wie kleine und kleinſte Scheidemünze. Mit demſelben Recht kann ſich der Reuß-Greiz-Schleizer und der Vaduzer als Lokalpatriot rühmen wollen, er erkenne nur ſein Krähwinkel an und wiſſe nichts von Deutſchland. Sie ſind alleſammt Deutſche und nichts als Deutſche. Wie das große deutſche Vaterland ſich ausbreitet von der franzöſiſchen und italieniſchen Grenze bis zu der polniſchen und ungariſchen, ſo iſt es von einer einzigen großen Nation bewohnt, zu der die Preußen, Bayern ꝛc. bis zu den Vaduzern alleſammt als ſeine Beſtandtheile gehören, ein einziges großes Volk, ein einziges großes Sprachgebiet mit gemeinſchaftlicher Literatur. Wer ein geborener Deutſcher iſt, gleichviel an welchem Fluß oder Bach in Deutſchland er geboren wurde, deſſen Herz kann auch nur für das große und ganze Deutſchland ſchlagen, ſonſt iſt es nur ein halbes oder ein viertel oder ein ſechszehntheil oder ein dreißigtheil Herz, ein Herzchen, ein verkrüppeltes lächerliches Ding.

So wenig, wie die ſog. Patrioten in Bayern den Landſtrich, in welchem ſie ihre patriotiſchen Wahlen vorgenommen haben, aus dem großen Deutſchland ausſchneiden und als eine

Inſel im Meere des Nichts proclamiren können, ſo wenig kann auch der Rundſchauer Preußen von Deutſchland trennen. Möge ihm der Geiſt des ſeligen Menenius Agrippa im Traum erſcheinen und ihm die alte Fabel erzählen von den Gliedmaßen, die nicht wiſſen wollten, daß ſie zu ein- und demſelben lebendigen Leibe gehörten.

Am wenigſten iſt eine einzelne Perſon oder eine einzelne Familie berufen und befähigt, ihr Privatintereſſe an die Stelle des großen Nationalintereſſes zu ſetzen. Und doch gibt es ſolche, die ſich einbilden, wenn ſie als Paraſit ſich zum Schaden der Eiche in dieſelbe eingefreſſen haben, die Eiche ſey nur um ihretwillen da. Oder haben die Parteigänger des Exkönigs nicht behauptet, die Krone der Welfen ſey unveräußerlich und unverlierbar? Laßt uns dieſen Anſpruch einmal an der Hand der Geſchichte prüfen.

Die Welfen ſtammen aus Italien. Als nämlich das ältere ächt deutſche Welfengeſchlecht mit dem kinderloſen Welf III im Jahr 1055 ausſtarb, der ſeine Güter im ſchwäbiſchen Oberlande dem Kloſter Weingarten vermachte, ſchickte ſein italieniſcher Schwager, Markgraf Azzo von Eſte, ſeinen Sohn nach Deutſchland, der das Teſtament umſtieß und unter dem Namen Welf IV die Güter ſich aneignete und die Dynaſtie fortſetzte. Welſches Blut, widerrechtliches Eindringen in Deutſchland, fremdartige, feindſelige Stellung zu Deutſchland von Anfang an, daher auch Neigung, ſich auf das Ausland gegen Deutſchland zu ſtützen. Darin liegt die Bedeutung des Guelfismus gegenüber dem Ghibellinismus. Die Guelfen waren die päpſtliche oder romaniſche, die Ghibellinen die kaiſerliche oder deutſche Partei.

Nachdem dieſes welſche Welfenthum von Heinrich dem Löwen beſiegt worden war, ſchwächten ſich deſſen Nachkommen durch Theilungen und machten ſich durch ihre beſtändigen Händel und ſogar durch Räubereien verächtlich im 14. und 15. Jahrhundert.

Als die Reformation kam, wußten die Welfen anfangs nicht, ob sie die alte welsche Politik ihres Hauses beibehalten sollten, bis ihnen doch einleuchtete, mitten unter protestantischen Staaten und Städten würden sie als Katholiken Schaden leiden. Sie wurden daher nach und nach Protestanten, hörten aber nicht auf, zur Verwirrung und Uneinigkeit im deutschen Reiche mitzuwirken. Sehr charakteristisch ist desfalls die Politik des welfischen Herzog Georg von Lüneburg im dreißigjährigen Kriege. Die anfänglichen Siege der katholischen Partei ließen ihn hoffen, er werde ohne Gefahr zur welschen Politik zurückgreifen und sein Gebiet auf Kosten seiner protestantischen Nachbarn erweitern können. Er kämpfte also gegen diese seine Nachbarn im Bunde mit Oesterreich und Bayern. Aber er war so vorsichtig, noch nicht selbst zur katholischen Kirche überzutreten, und das kam ihm in der That sehr zu Statten und erleichterte ihm seine Aussöhnung mit den protestantischen Nachbarn, als die katholische Partei wieder unterlag.

Fortan hatte das welfische Haus kein anderes Interesse, als seine Nachbarn Sachsen und Brandenburg eifersüchtig zu überwachen und dem Hause Habsburg zu dienen, welches ihm zum Dank die Kurwürde verschaffte. Sobald es aber durch Heirath auf den englischen Thron gelangt war, diente es nur noch dem englischen Interesse, machte Hannover zu einer englischen Provinz, ließ es durch eine pedantische und eigennützige Aristokratie regieren und mißbrauchte die sträfliche Habgier deutscher Fürsten, um ihnen ihre Unterthanen, namentlich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Württemberg für schnödes Geld tausende von ihren Unterthanen abzukaufen, um sie in den ungerechten Kriegen Englands in Indien und Nordamerika als Futter für Pulver zu gebrauchen. Diese Schmach Deutschlands, welche nur Schubart und Seume zu rügen wagten, fällt weniger dem hessischen und schwäbischen Seelenverkäufer zur Last,

welche ſo viele Jahrhunderte der Sicherheit hervorgebracht haben, war ſo ſtark, daß die Anführer ſelbſt an der Möglichkeit zweifelten, die ruſſiſche Armee an den Thoren ihrer alten Hauptſtadt zu ſehen. Die Schnelligkeit unſerer Märſche von 30 — 35 Werſten täglich und unſer plötzliches Erſcheinen am Orte machten auf die Paſcha's, die türkiſchen Truppen und die Einwohner einen faſt magiſchen Eindruck. Drei große Straßen ſtanden ihnen noch zum Rückzuge offen, aber ſie dachten gar nicht an die Flucht. Der Oberbefehlshaber war von ſeiner Recognoscirung noch nicht zurückgekehrt, als die Abgeordneten des Seraskier Halil-Paſcha's und Ibrahim Paſcha's, beide von drei Roßſchweifen, des Commandanten von Adrianopel Wadzihi-Mehmed-Paſcha's und Scheſik-Ali-Paſcha's von zwei Roßſchweifen, nebſt den Deputirten der Notabeln der Stadt, bereits bei den Vorpoſten angekommen waren, um dem Oberbefehlshaber eine Capitulation anzutragen. Dieſer ließ ihnen durch den wirklichen Staatsrath Anton Fonton erklären, daß ſie ihre Waffen, ihre Artillerie, ihre Fahnen, ihre Vorräthe von Lebensmitteln und Schießpulver und überhaupt Alles, was der ottomaniſchen Regierung angehöre, auszuliefern hätten, daß er unter dieſen Bedingungen den Paſcha's und den Truppen erlauben wolle in ihre Heimath zurückzukehren, vorausgeſetzt, daß ſie ihre Richtung nicht nach Conſtantinopel nehmen würden. Die unregelmäßigen Truppen und die Einwohner ſollten gleichfalls ihre Waffen niederlegen, in Adrianopel bleiben, ihren Handel und jedes rechtliche und friedliche Gewerbe unter dem Schutze der Geſetze und der beſtehenden Gerichtshöfe fortſetzen. Herr Fonton hatte zugleich den Befehl, den Abgeordneten zu erklären, daß der Oberbefehlshaber ihnen für die Annahme oder Verwerfung dieſer Bedingungen eine Friſt

als der Welfendynaſtie in England, welche ſie zu dieſem Handel verlockt hat.

In der napoleoniſchen Zeit ging Hannover für England verloren und wurde zum neugebackenen Königreich Weſtphalen geſchlagen. Nach Napoleons Sturz aber bekam England dieſe Provinz und zwar durch Gebietstheile aus der Nachbarſchaft noch anſehnlich vermehrt als ein Königreich zurück. Zwar wurde beſtimmt, nach dem Ableben des damaligen Königs von England ſolle es nicht mehr mit England vereinigt bleiben, ſondern unter einem jüngeren Prinzen des welfiſchen Hauſes ſelbſtändig werden. Allein der neue König von Hannover regierte wie ein hochmüthiger, Deutſchland verachtender Engländer, brach willkürlich die Verfaſſung und diente der öſterreichiſchen Politik zur Beläſtigung Preußens und der Hanſaſtädte. Bekanntlich iſt ſein blinder Sohn auf dieſem Wege undeutſcher Politik aus ſeinem Königreich hinausgefallen. Die Schöpfung und Vergrößerung des Königreichs Hannover durch den Wiener Congreß hatte von Anfang an keinen andern Zweck, als im Intereſſe Oeſterreichs Preußen zu geniren, ihm Oſtfriesland abzunehmen, es von der Nordſee fern zu halten und einen Keil mitten in Preußen hineinzutreiben, daſſelbe in zwei ungleiche Hälften von einander zu reißen.

Es handelte ſich auf dieſem Congreß nicht blos um die Wiederherſtellung der legitimen Beſitzſtände, wie ſie vor der Franzoſenherrſchaft in Deutſchland exiſtirt hätten; denn wenn man den ganzen ehemaligen Beſitzſtand hätte wiederherſtellen wollen, ſo würde man nicht etwa blos den Kurfürſten von Heſſen, der überdies niemals etwas zu küren gehabt hat, ſondern auch die geiſtlichen Kurfürſten unſeres alten Reichs, die zahlreichen Fürſtbiſchöfe, Fürſtäbte und ſämmtliche mediatiſirte Reichsfürſten, Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsſtädte in ihrer alten Immunität wieder haben herſtellen müſſen. Es handelte ſich alſo nicht um altes Recht, weder des Reichs im Ganzen, noch der

ehemaligen Reichsämter, nicht einmal aller bisher privilegirten Dynastien. Die neue Ordnung der Dinge im deutschen Bunde ging nicht aus Grundsätzen des Rechts, sondern nur aus Nützlichkeitsgründen hervor. Und wem zum Nutzen? Einzig zum Nutzen des gegen die Einheit Deutschlands verschworenen Auslandes und der mit dem Ausland verbündeten österreichischen Regierung, welche bei der Stiftung des deutschen Bundes keinen andern Zweck hatte, als die im Jahr 1813 von Preußen ausgegangene nationale Begeisterung und das damals so rege gewordene Verlangen nach Wiederfinden der deutschen Einheit zu unterdrücken und für immer niederzuhalten. Von allen mitverbündeten Regierungen verlassen, konnte die preußische allein damals den großen Gedanken von 1813 nicht mehr durchzuführen hoffen und der damals regierende, ohnehin nicht sehr energische König ließ sich von Oesterreich und Rußland einschüchtern und an's Leukseil nehmen.

Unter diesen Umständen durfte der neue deutsche Bund die Grenzen des alten Reichs nicht mehr erreichen, mußten die Niederlande einerseits, das südwestliche Deutschland andrerseits, als Kleinstaaten dem übermüthigen französischen Nachbar fast wehrlos blosgestellt bleiben, durfte Rußland Polen wegnehmen und seinen Keil bis nach Kalisch gegen Deutschland vorschieben, durfte Dänemark Schleswig und Holstein behalten und bekam noch Lauenburg dazu. Was nun in der Mitte vom eigentlichen Deutschland noch übrig blieb, war ein ringsum verschnittener Rumpf und auch im Innern durch und durch zerschnitten und in etliche und dreißig kleine und große Souveränetäten zerstückelt. So wollte es das Ausland, damit die deutsche Nation niemals zu der Einheit und Macht gelangen könne, zu der sie von Natur befähigt und berechtigt ist. Und so wollte es die österreichische in Verbindung mit den bisherigen Rheinbundregierungen aus nichtswürdigem Neide gegen Preußen, und aus Furcht vor

Preußen, weil von ihm allein aus im Jahre 1813 der große nationale Gedanke in's Leben gerufen worden war. Preußen ſollte um jeden Preis geſchwächt, in eine geographiſch ungünſtige Lage gebracht und von feindlichen Regierungen rings umſchloſſen und eingeengt werden, damit ihm ja nicht wieder beikomme, deutſche Einheitsbeſtrebungen befördern zu wollen.

Dieſem Zwecke nun ſollten unter anderem auch und vorzugsweiſe die neue Schöpfung des Königreichs Hannover dienen. Der König von England hatte ſein vormaliges Kurfürſtenthum Hannover gegen die franzöſiſche Ueberwältigung durch Napoleon I nicht zu ſchützen vermocht; er nahm es erſt wieder in Empfang, nachdem die tapfern Preußen es ihm wieder erobert hatten. Sein Dank war faſt ſo unbegreiflich ſchlecht, wie der des damaligen Königs von Holland, der ſein längſt verlorenes Land, ebenfalls nur aus der Hand der tapfern Preußen zurückerhalten hatte. Der Holländer ſperrte uns, trotz ausdrücklicher Verträge, die Mündungen des Rheins. Der Engländer ſtrengte alle Mittel an, um Preußen von der Nordſee auszuſchließen, ſetzte durch, daß das vormals preußiſche und auch gut preußiſch geſinnte Oſtfriesland Preußen nicht mehr zurückgegeben werden durfte, ſondern mit dem wiederhergeſtellten Hannover zu deſſen Vergrößerung vereinigt werden mußte. Nach dem Ableben des damals regierenden Königs von England wurde zwar Hannover getrennt und gelangte dort die jüngere Linie des welfiſchen Hauſes zur Regierung. Allein die Abſicht der engliſchen Politik war ſchon erreicht. Das vergrößerte Königreich Hannover und Dänemark waren als Bollwerke gegen Preußen fertig gemacht, namentlich Hannover trennte die preußiſche Rheinprovinz und Weſtphalen vom übrigen Preußen ab und war ihm zum beſtändigen Wächter geſetzt.

Es läßt ſich nun nicht leugnen, daß ſowohl der erſte, als der zweite König von Hannover die ihnen durch den Wiener

Congreß zugewieſene, wenn auch noch ſo unwürdige Miſſion, mit einer wahren Herzensfreude übernommen und fortgeſetzt haben. Alles was irgend zur Schädigung und Verunglimpfung Preußens, zur Hemmung des deutſchen Verkehrs, zur Förderung antinationaler und reactionärer Tendenzen geſchehen konnte, iſt von Hannover aus geſchehen. Mit dem ſchändlichſten Undank wurde Preußen gelohnt, ohne deſſen ſiegreiche Waffen und patriotiſche Begeiſterung in Hannover heute noch Herr Plon Plon regieren würde. Mit dem ſchändlichſten Undank wurde Preußen zum zweitenmal gedankt, nachdem ſich Hannover in der Angſt durch das Dreikönigsbündniß unter den Schutz Preußens geflüchtet hatte und, nachdem die Angſt vorüber war, das Bündniß ſogleich wieder brach. Eben ſo gewiſſenlos hatte derſelbe König von Hannover die Verfaſſung des eigenen Landes gebrochen.

Der gefangene König wurde von Preußen großmüthig entlaſſen und nachher noch mit 16 Millionen Thalern entſchädigt, wozu Preußen nicht im mindeſten verpflichtet geweſen wäre. Und wie lohnte man in Hietzing dieſe Großmuth? Auf die unwürdigſte Art. „Wenn dieſer ſelbe König Georg, indem er, mehr als naiv, mit der einen Hand nimmt, was immer nur ein großmüthiger Sieger ihm bieten kann, mit der andern die Brandfackel gegen eben dieſen edelmüthigen Bezwinger ſchwingt; wenn er in denſelben Tagen, wo man ihm die Dotation decretirt, in Hietzing Feſte organiſirt, zu welchen auf ſeine Koſten bethörte, oft auch nur leichtſinnige und reiſeluſtige Unterthanen eine Luſtfahrt nach Wien machen, wo ſie in Champagner auf die ‚baldige Rückkehr ihres Gaſtgebers in ſein Reich' trinken; wenn dieſer ſelbe Mann Rückfälle in ſeine Redewuth und ſeine Welfenphraſen bekommt, gegen Preußen ſchmäht, von deſſen Zertrümmerung ſpricht ꝛc., — dann hört die zarte Rückſicht auf, durch die wir uns gebunden fühlten."

Wenn ſich einmal ein deutſcher Shakeſpeare findet, wird er

ſolche Contraſte von Hochherzigkeit und ihrem Gegentheil zu verewigen nicht verfehlen.

Es iſt eine merkwürdige Verblendung, in welcher ſich noch immer einige deutſche Fürſten befinden, indem ſie meinen, das Volk ſey blos ihretwegen da, der liebe Gott habe die große deutſche Nation nur geſchaffen, damit ein paar Dutzend Fürſtenfamilien ſie beliebig zerreißen und jede ihre Portion maltraitiren dürfe, wie ſie wolle. Große Nationen haben ganz andere Beſtimmungen, und der Ehre, einer ſolchen Nation anzugehören, zeigt ſich nur derjenige Fürſt würdig, der die Größe, Einheit und höhere Beſtimmung der Nation anerkennt und ihr in dieſem Sinne dient, der ſich nicht einbildet, er habe blos Recht anzuſprechen und keine Pflicht zu erfüllen. Stets wird eine große Nation die Familien ehren, die treu zu ihr halten, im Kriege ihre Gefahr theilen, im Frieden ihren Wohlſtand fördern. Aber früher oder ſpäter wird ſie wie eine Krankheit alle die ſchlechten Fürſten von ſich ausſtoßen, die das große deutſche Vaterland an's Ausland zu verrathen, die Einheit der Nation zu hindern und die Freiheit im Innern zu unterdrücken, ſtets bereit waren.

Beiläufig noch eine kleine Frage: warum der depoſſedirte König Georg von Hannover nach Hietzing gezogen iſt? In Nicolais berühmter Reiſe durch Deutſchland III. S. 96. leſen wir von dem Dorfe Hietzing bei Wien: „Als bei der erſten türkiſchen Belagerung von Wien 1529 die Feinde allhier ihr Lager hatten und die Kirche ausplünderten, ſtieg ein Türke auf den Altar, um dem hölzernen Marienbilde die Krone abzunehmen. Das Bild aber rief ihm auf gut öſterreichiſch zu: Hütts eng, d. h. Hütet euch! Der Türke erſchrak dermaßen darüber, daß er nicht allein die Krone nicht raubte, ſondern auch den chriſtlichen Glauben annahm und ein Märtyrer wurde. Es iſt ſonderbar genug, daß die Jungfrau Maria öſterreichiſch ſprach und daß der Türke das Oeſterreichiſche verſtand. Doch dem ſey, wie ihm

wolle! Von der Zeit an gab der Aberglaube dem Dorfe den Namen Hütts eng und die Kirche ward ein berühmter Gnadenort. Die Wallfahrer bildeten ſich ein, von dem Marienbilde marianiſche Gnaden zu erhalten." — Daraus erklärt ſich die Wallfahrt des Königs von Hannover nach Hietzing auf die natürlichſte Weiſe von der Welt. Wer ſelber eine Krone verloren hat, wohin ſollte ſich der eher um Schutz hinwenden, als zu der hölzernen Statue, die ſich ihre Krone nicht nehmen ließ?

Schließlich nur noch eine Bemerkung zur Nutzanwendung derjenigen Schwaben, welche ſich dem Anſchluß an den Norddeutſchen Bund und dem deutſchen Einigungswerk mit einem Eifer widerſetzen, der eines beſſern Zweckes werth wäre. Im Jahre 1868 erſchien eine kleine Monographie des Berges Buſſen von Doctor Buk, während zufällig gerade die Wahlen zum erſten deutſchen Zollparlament ſtattfanden. Durch die Allianz der Particulariſten mit den Ultramontanen einer- den Demokraten andererſeits, gelang es den Feinden der deutſchen Einheit bei dieſen Wahlen zu triumphiren. Da las ich grade das ſchöne Buch vom Buſſen und fand darin, daß dieſelben Schwaben vor tauſend Jahren doch beſſere Deutſche waren.

Mitten im württembergiſchen Oberlande erhebt ſich unfern von der Donau bei Riedlingen der Buſſen einſam über die Ebene, wird daher überaus weit geſehen, obgleich er nicht ſehr hoch iſt, nämlich nur 2680 Fuß über die Meeresfläche aufſteigt. Er trägt auf ſeinem Gipfel altrömiſche Ruinen und Ruinen einer mittelalterlichen Burg, und war ein Centralpunkt oberſchwäbiſcher Herrſchaft. Die Chroniſten nennen den Berg häufig mons suevus und auch das berühmte Annolied kennt einen Berg Suebo. Das würde nur beweiſen, daß hier der Mittelpunkt des alten Suevenlandes geſucht werden müßte. Hier nun reſidirte zu Karls des Großen Zeit ſein berühmter Feldherr Gerold. Man muß ſich hier erinnern, daß das große Land der Alemannen

ſchon durch Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich ſtark erſchüttert und zum Theil erobert worden war. Die Franken waren unabläſſig bemüht, ihre Herrſchaft zugleich mit dem Chriſtenthum in Schwaben weiter auszubreiten, ſtießen dabei aber auf einen äußerſt hartnäckigen Widerſtand, und Karls des Großen Bruder Karlmann hatte eben noch nach einem blutigen Siege über die Alemannen mehr als zwanzig mächtige Häuptlinge derſelben bei Cannſtatt enthaupten laſſen. Damals hatte ſich Karl der Große mit dem Papſt verſtändigt, dem Reiche, welches die Longobarden in Italien auf den Trümmern des oſtgothiſchen Reiches errichtet hatten, ein Ende zu machen und alle Deutſchen in einem großen Reich und in einer großen Kirche zu vereinigen. Man begreift alſo leicht, welchen Werth Karl darauf legen mußte, nachdem ſein Bruder Karlmann die Neckarthäler Schwabens überwältigt hatte, mit den Oberſchwaben in freundlicher Beziehung zu ſtehen und mit deren Hülfe die Longobarden zu unterwerfen und Italien zu erobern. Das Haupt der Oberſchwaben war nun jener Gerold und um ihn zu ehren und in ſeiner Treue zu befeſtigen, heirathete Karl der Große ſeine Schweſter. Gerold hat ſeinem Schwager und Kaiſer in deſſen vielen Feldzügen die wichtigſten Dienſte geleiſtet und ſeine Treue zuletzt durch den Tod auf dem Schlachtfelde beſiegelt. Er wußte den großen Gedanken des Kaiſers, den elenden Fehden der deutſchen Stämme und Fürſten untereinander ein Ende zu machen, wohl zu würdigen und er ſelbſt trug nicht am wenigſten dazu bei, daß dieſe Stämme wirklich geeinigt und das große Reich der Deutſchen aufgebaut wurde. Den Dank dafür empfing Schwaben durch das Vorrecht, das Banner des Reichs in allen Schlachten vorantragen zu dürfen, und durch die Erhebung eines ſchwäbiſchen Geſchlechts auf den Kaiſerthron ſowie auf die andern vornehmſten Throne der Deutſchen noch im Verfall des Reichs, der Welfen, Habsburger und Zollern. Alle dieſe Ehren der Schwaben wurzeln

in der Tüchtigkeit und Treue, in dem großen deutſchen Nationalgefühl jenes Gerold, der auf dem Buſſen reſidirte.

Daran mögen die ſich erinnern, die um den Buſſen wohnen, wenn ſie den ſchönen Berg anſehen, und ſie mögen ſich beſinnen, wenn ſie wieder einmal zu nationalen Wahlen aufgerufen werden, nicht mehr für die elende Kleinſtaaterei, Vielherrſchaft, Bettelei um ausländiſche Hülfe und endlich unvermeidliche Fremdherrſchaft zu ſtimmen.

Wäre es nicht auch an der Zeit, daß Bayern und Württemberg ſich erinnerten, was Preußen ſpeciell für ſie gethan hat? Oeſterreich hat blutige Angriffskriege gegen Bayern geführt. Immer war es Bayern ein bedrohlicher Nachbar und im vorigen Jahrhundert wollte es bekanntlich Bayern annectiren und ſich mit dem Kurfürſten Karl Theodor in der Art abfinden, daß derſelbe ſtatt Bayern die öſterreichiſchen Niederlande bekommen hätte. Damals nahm Preußen Bayern in Schutz und Friedrich der Große fing ſogar deshalb den ſog. bayriſchen Erbfolgekrieg an. Oeſterreich gab nach und Bayern blieb ſelbſtändig. Daſſelbe Wohlwollen hat Preußen Bayern immer bewieſen und es niemals angegriffen, obgleich es von Bayern im ſiebenjährigen Kriege, im Jahr 1806 und im Jahr 1866 angegriffen wurde, ohne Bayern irgend gekränkt zu haben. Daſſelbe gilt von Württemberg. Dieſes proteſtantiſche Herzogthum wurde lange Zeit von Oeſterreich begehrt. Zur Zeit der Reformation erhielt es eine öſterreichiſche Verwaltung. Daſſelbe wiederholte ſich im dreißigjährigen Kriege nach der Schlacht bei Nördlingen. In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wollte Herzog Karl Alexander, der katholiſch geworden war und in Oeſterreich gedient hatte, das Württembergerland katholiſch machen. Dieſes Land iſt, wenn man es auf der Landkarte von Deutſchland beſieht, nur ein kleiner ſüdlicher Ausläufer des in Norddeutſchland ausgebreiteten Proteſtantismus, überall von katholiſchen Nachbarn

umgeben, ſchien alſo auch leicht vom proteſtantiſchen Gebiet abgeſchnitten werden zu können, und der Plan Karl Alexanders wäre wahrſcheinlich gelungen, wenn nicht ſein ſchneller Tod und die Dazwiſchenkunft Preußens es verhindert hätten. Denn Friedrich der Große nahm ſich des proteſtantiſchen Volks und ſeiner Stände an und den jungen württembergiſchen Thronfolger, Herzog Karl, eine Zeit lang ſogar zu ſich nach Berlin. Wer anders hätte Württemberg dieſen Schutz gewähren können und wollen? Auch hat Preußen niemals feindlich gegen Württemberg gehandelt, obgleich württembergiſche Truppen gleich den bayriſchen in der Reichsarmee des ſiebenjährigen Krieges, 1806 unter den Rheinbundtruppen und 1866 im Bunde mit Oeſterreich Preußen angriffen.

Hätte Preußen den beiden ſüddeutſchen Staaten im vorigen Jahrhundert ſeine wirkſame Hülfe nicht geleiſtet, ſo würden ſie öſterreichiſch haben werden müſſen. Das Haus Wittelsbach würde zwar zum Erſatz für Bayern die öſterreichiſchen Niederlande erhalten haben, aber auf wie lange? Württemberg würde katholiſch gemacht worden ſeyn. Und was würde geſchehen, wenn kein Preußen, kein Norddeutſcher Bund mehr exiſtirte? Würden ſich Bayern und Württemberg, um ſich Oeſterreichs zu erwehren, an Frankreich anſchließen, um ſchließlich wie die Elſäßer und Lothringer ihre deutſche Abſtammung zu verleugnen? Der ächte Bayer, der ächte Schwabe kann nur in deutſcher Luft athmen, würde ſich ſelbſt aufgeben, ſeinem eigenſten Weſen entfremdet werden, wenn er der Helote eines undeutſchen Herrſchervolks würde, ſey es eines franzöſiſchen oder magyaro-ſlaviſchen. Nur im Anſchluß an die norddeutſchen Brüder können die Süddeutſchen auf die Dauer freie Deutſche bleiben.

II.

Die Wahrung der nationalen Interessen im Innern.

von 14 Stunden gewähre, daß das Heer ſich mit Tagesanbruch in Bewegung ſetzen, daß jede Colonne ſich an den ihr angewieſenen Angriffspunkt begeben würde und daß man den 20 Auguſt um 9 Uhr Morgens die Stadt ſtürmen werde, wenn bis dahin die vorgeſchriebenen Bedingungen nicht von den Militärchefs und der Localbehörde von Adrianopel angenommen wären. Am folgenden Morgen, den 20 Auguſt, bildete ſich die Armee in zwei Colonnen; ſie verließ ihr Lager um 5 Uhr Morgens. Als die türkiſchen Bevollmächtigten von ihrem Lager aus die allgemeine Bewegung der Armee ſahen, warteten ſie nicht den ihnen Abends zuvor geſtellten Termin ab, um ihre Unterwerfung anzukündigen; ſie kamen zwei Stunden früher an, beabſichtigten aber zu unterhandeln, und einige weniger unvortheilhafte Bedingungen zu erhalten. Die Antwort auf ihre Eröffnung war kurz; der Oberbefehlshaber ließ die Colonnen gegen die Vorderwerke und die Mauern der Stadt vorrücken. Als die türkiſche und chriſtliche Bevölkerung die Colonnen ſich bewegen ſah, wartete ſie die Nachricht von dem Abſchluſſe der Capitulation nicht ab, und kam zum Theil entwaffnet, zum Theil noch mit den Waffen, aus der Stadt und unſern Angriffscolonnen mit Zeichen der Freundſchaft und der Freude entgegen, während die türkiſchen Truppen ihre Waffen wegwarfen und uns ihr Lager überließen, bevor noch die Formalitäten der Capitulation in Betreff der Auslieferung der Gegenſtände beendigt waren. Alles gerieth in völlige Auflöſung. Mehrere Paſcha's kamen dem Oberbefehlshaber entgegen und bewillkommten ihn, andere eilten im Galopp davon. Unſere Bataillone beſetzten die Punkte, welche ſie noch vor einem Augenblicke mit Sturm nehmen ſollten. Die Eroberung Adrianopels glich mehr einem Volksfeſte als der mit den Waffen

I. Die confeſſionelle Neutralität.

Vor der Reformation hatte das Haus Zollern überhaupt noch zu wenig Macht, um tiefer in die Geſchicke Deutſchlands eingreifen zu können, doch machte es ſich bemerklich durch den Widerſtand, den es den Anmaßungen des Romanismus in der Zeit der großen Concile zu Anfang des 15. Jahrhunderts entgegenſetzte. Wir haben oben ſchon die nationale Politik des erſten Kurfürſten von Brandenburg auf dem Concil von Conſtanz auseinandergeſetzt.

Während und nach der Reformation nahm das Haus Zollern durchgängig, nur mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, im fanatiſchen und blutigen Hader der Confeſſionen eine neutrale Stellung ein und befolgte inſofern wieder eine correkt nationale Politik, weil nichts für Deutſchland ſo verderblich war, als jenes wechſelſeitige Zerfleiſchen der Bruderſtämme im Widerſtreit der religiöſen Meinungen. Merkwürdigerweiſe war das Haus Zollern das einzige unter allen deutſchen Dynaſtien, welches die kirchlichen Parteien im Intereſſe des Friedens und der Einheit der Nation zu neutraliſiren geſucht hat, während alle anderen einen einſeitigen Parteiſtandpunkt nahmen. Das Haus Habsburg blieb ſeiner alten Politik treu, hielt es mit dem Romanismus, ſchützte das Papſtthum bei allen ſeinen Mißbräuchen, unterdrückte die Reformation in ſeinen Kronländern mit haarſträubender Grauſamkeit und unterwarf ſie der Zucht und Schule des Jeſuitismus. Das Haus Wettin in Sachſen war eben ſo einſeitig lutheriſch, der Zweig des Wittels-

bacher Hauſes in der Kurpfalz eben ſo einſeitig calviniſch und der andere Zweig in Bayern ganz ſo bigott katholiſch, wie das Haus Habsburg. Die Hegemonie im katholiſchen Deutſchland kam Oeſterreich, im lutheriſchen Deutſchland Sachſen, im calviniſchen der Pfalz zu. Hinter Oeſterreich ſtand die ganze romaniſche Welt, hinter Sachſen ſtanden die ſcandinaviſchen Reiche, hinter der Pfalz ſtanden die Schweiz, Holland, England und eine zeitlang die Hugenotten in Frankreich. Die andern deutſchen Dynaſtien vermochten an dieſer Gruppirung nichts zu ändern, ſondern mußten ſich der einen oder andern anſchließen. Einen großen Fehler im dynaſtiſchen Sinne begingen die Wittelsbacher, indem ſie ſich an zwei feindliche Parteien vertheilten und dadurch ihre Hausmacht weſentlich ſchwächten, und die Wettiner in Sachſen, ſofern ſie nicht Farbe hielten, ſich erſt wegen ihres lutheriſchen Eifers als Männer Gottes glorificiren ließen, auf einmal aber katholiſch wurden, um ihr kleines Sachſenland durch Polen vergrößern zu können, was ihnen freilich mißlang. Die Welfen waren durch Theilungen geſchwächt und das einzige Talent unter ihnen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von zweideutiger Politik. Noch unbedeutender waren die Rollen der übrigen. Das kurheſſiſche Haus lieferte nur zu Luthers Zeit einen bedeutenderen Mann, nachher kokettirte es zuviel mit Frankreich. Keine einzige dieſer Dynaſtien hatte das große Ganze der deutſchen Nation im Auge. Die katholiſchen Fürſten opferten das deutſche Nationalintereſſe dem römiſchen und ſpaniſchen auf, die lutheriſchen ließen die Schweden in's Land, die calviniſchen buhlten um Frankreich.

Nur das Haus Zollern hielt ſich frei von allen dieſen Buhlereien um die Mächte des Auslands, verhielt ſich neutral und ſuchte die confeſſionellen Parteien in Deutſchland womöglich zu verſöhnen. In dieſer Beziehung war die Politik des Kurfürſten Joachim Neſtor maßgebend, wie wir ſie oben ſchon in der allgemeinen Ueberſicht der Leiſtungen des Hauſes Zollern für Deutſch-

land charakterisirt haben. Der Neutralität lag ein groſser Gedanke zu Grunde, die Voraussetzung nämlich, daſs die Kirchentrennung in Deutschland eine Unnatur sey. Entweder muſste man in den alten Banden des Romanismus gefangen bleiben, oder man muſste sie gänzlich sprengen und eine Reformation der ganzen Kirche in ganz Deutschland, nicht blos in einem Theile Deutschlands durchsetzen. Die Halbirung der deutschen Nation war eine Unnatur, bei der nur die romanischen Nationen gewannen und deren Nachtheile allein die Deutschen zu tragen hatten. Deswegen durfte einem wahrhaft deutschen Patriotismus die Leidenschaftlichkeit der Parteien nicht imponiren, denn sie schloſs eine Dummheit in sich, und er durfte nie aus dem Auge verlieren, daſs die confessionellen Feinde doch sämmtlich Deutsche, also Brüder waren. Er durfte nie vergessen, daſs die groſse deutsche Nation noch fortexistiren werde, wenn einst der confessionelle Hader überwunden und vergessen ist. Denn wegen seiner Unnatur konnte dieser Hader nichts Unvergängliches seyn, er muſste früher oder später einmal aufhören. Denselben zu nähren und bis zur äuſsersten Grausamkeit zu steigern, konnte den oben genannten deutschen Dynastien nur aus zweierlei Gründen einfallen, dem Hause Habsburg nur, sofern es nach der Universalmonarchie strebte, den andern nur, sofern der religiöse Fanatismus ihrem Particularismus als Vertheidigungswaffe diente.

Karl V stellte sich mit seiner Tendenz zur Weltmonarchie auf den nämlichen Standpunkt, wie die Kalifen von Bagdad und wie heute noch der russische Czar. Die Universalmonarchie nivellirt Alles, macht alle Menschen zu Sclaven eines Glaubens und eines Willens und vertilgt mit Feuer und Schwert jeden Widerstand. Die Religion dient ihr aber nur zum Vorwand. Der wirkliche Gott, den die Völker anbeten und dem sie zitternd gehorchen sollen, ist immer nur der weltliche Herrscher oder seine Dynastie. Seine unumschränkte Macht und Willkür allein ist der Zweck,

der ganze Apparat der Kirche iſt nur das Mittel dazu. So hat auch das römiſche Papſtthum nur dem weltlichen Deſpotismus der Habsburger in Wien und Madrid und der Bourbons in Paris als Mittel gedient, um ihre Völker in ſklaviſcher Unterthänigkeit zu erhalten. Die römiſche Kurie, die geſammte katholiſche Kleriſei hatte ſeit dem Tridentinum keinen andern Zweck mehr, als den, den abſoluten Monarchien zu dienen, die ihr Schutz gewährten. Denn nur der Schutz jener Monarchien rettete die römiſche Kurie mit allen ihren alten Mißbräuchen, ſonſt wäre ſie von der Reformation hinweggeſchwemmt worden. Der Jeſuitenorden wurde von beiden Theilen zum Vermittler auserſehen und ſorgte dafür, daß das gute Einvernehmen zwiſchen den katholiſchen Großmächten und der römiſchen Kurie nicht geſtört wurde. Die ſcheinbar große Gewalt der Kurie aber blieb ſtets durch das weltliche Intereſſe jener Großmächte limitirt.

Die kleinen Dynaſtien des weiland deutſchen Reichs ſchloſſen ſich entweder an das katholiſche Oeſterreich an, oder beuteten die Reformation in ihrem politiſchen Intereſſe aus. Die ſcheinbare Macht des Wortes Gottes war hier ganz ebenſo wie die ſcheinbare Papſtgewalt in den katholiſchen Reichen limitirt durch die Winke und Befehle aus der geheimen Canzlei des ſächſiſchen oder pfälziſchen Kurfürſten. Wer kennt nicht die bittern Klagen Luthers über die Einmiſchung der Kanzler und Juriſten in das Reformationswerk! So gewiß ſich der Papſt der dynaſtiſchen Politik des Hauſes Habsburg unter Karl V, als dieſer den Pescara und Frundsberg Rom beſetzen ließ, und unter Philipp II, als dieſer den Herzog von Alba mit einer Armee vor Rom erſcheinen ließ, gehorſam fügen mußte und nur durch dieſen Gehorſam ſich die fernere Gnade der mächtigen Habsburger erkaufte, eben ſo gewiß mußten ſich auch die Reformatoren ihren fürſtlichen Gönnern fügen, als der Heſſe Philipp zwei Weiber nahm und der Kurfürſt von Sachſen von ſeiner weltlichen Kanzlei aus ein geiſtliches

Conſiſtorium ernannte. Wie leicht hätten ſich alle Deutſchen, die von der alten Kirche abfielen, zu einer einzigen neuen vereinigen können! So lag es im Intereſſe des Volks, denn man mußte der katholiſchen Einheit eine proteſtantiſche gegenüberſtellen. Aber das particulariſtiſche Intereſſe der Fürſten litt es nicht. Jeder Fürſt wollte womöglich Herr der neuen Kirche werden und jedenfalls in ſeinem eigenen Lande, ſchnitt ſich alſo ſeine eigene Kirche zu. Mit Luther hatte die Reformation begonnen und zwar in Sachſen. Hier war der Kriſtallkern, an den ſich die andern proteſtantiſchen Fürſten am einfachſten anſchließen konnten. Aber der Pfälzer Kurfürſt wollte dem ſächſiſchen nicht nachtreten, ſondern ſelbſt eine erſte Rolle ſpielen, ſetzte ſich alſo dem Lutherthum entgegen und adoptirte den Calvinismus. Das Volk wurde nicht gefragt und die Theologen mußten thun, was ihnen die geheime Kanzlei des Fürſten vorſchrieb. Die Abtrennung der Pfalz vom Wirkungskreiſe Luthers ließ ſich auch nicht durch einen Schein religiöſer Nothwendigkeit entſchuldigen, ſie hatte lediglich ihren Grund in der weltlichen, dynaſtiſchen Politik. Der Pfälzer am Mittelrhein wollte ſich auf die calviniſchen Schweizer am Oberrhein und auf die calviniſchen Holländer am Niederrhein und auf die damals noch mächtigen, gleichfalls calviniſchen Hugenotten in Frankreich ſtützen und von dieſer Operationsbaſis aus nichts Geringeres als ganz Deutſchland erobern. Den Anfang dazu machte er mit der Intrigue, durch die er zum König von Böhmen gewählt wurde. Sein Plan ſcheiterte, wie er es verdiente, da er die Religion nur zum Mittel ſeines Ehrgeizes machte, perſönlich ein üppiger, nichts weniger als ſtreng religiöſer Herr und zudem ein unfähiger Kopf war.

Man begreift, welchen Verdruß Sachſen und die mit ihm verbündeten lutheriſchen Fürſten und Städte über das anmaßende Vorgehen der Pfalz empfinden mußten. Anſtatt daß ſich nun beide uneigennützig hätten verbünden ſollen zur gemeinſamen

Abwehr gegen die furchtbare Macht der von Spanien und Italien aus gestärkten Habsburger, blieben sie sich spinnefeind, gelangten auch in der Noth nie zur rechten Einigkeit und ließen sogar durch servile Theologen das Volk zu fanatischem Hasse der andern Partei aufhetzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Theologen keineswegs immer aus eigener Ueberzeugung einander gegenseitig lästerten, sondern daß sie dabei nach einer geheimen Instruktion verfuhren und nicht die biblische Wahrheit, sondern nur das Interesse der Dynastie verfochten, welcher sie ihre Anstellung als Universitätslehrer und deren besondere Gnade verdankten. Die high-flighers in Wittenberg und Heidelberg, die einander scheinbar aus rein religiosem Eifer in wahnsinniger Wuth wie giftige Drachen anspien, verfluchten und verdammten, echauffirten sich lediglich im Dienst ihrer weltlichen Höfe. Die unbarmherzige Verfolgung der Kryptocalvinisten in Sachsen hatte keinen andern Grund.

Von diesem heillosen Unfug nun, wobei nicht nur das nationale Interesse der Deutschen unsäglich Noth litt, sondern auch die Religion auf das schändlichste mißbraucht wurde, hielt sich unter den fürstlichen Zeitgenossen Luthers nur der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Nestor, frei und bemühte sich, soweit es in seinen Kräften stand, die streitenden Gruppen zu versöhnen und dem namenlosen Elend vorzubeugen, welches nachher doch im dreißigjährigen Kriege über Deutschland gekommen ist.

Die durchaus vernünftige, von christlicher Bruderliebe und deutschem Patriotismus vorgeschriebene confessionelle Neutralität des Kurfürsten wurde ihm damals schon und wird ihm noch immer bis auf die neueste Zeit von confessionellen Fanatikern vorgeworfen. So übel ist es noch mit unserer Geschichtschreibung bestellt, daß so grobe Täuschungen der öffentlichen Meinung in Bezug auf unsere Vergangenheit immer noch möglich sind. Der Kurfürst sey, sagt man, unentschlossen, ohne Muth, nicht fich

noch Fleiſch geweſen, und man ſchreibt einer Charakterſchwäche zu, was der Kurfürſt mit der ganzen Stärke ſeines Pflichtgefühls und eines überlegenen politiſchen Verſtandes gethan hat. Ueberhaupt war er eine groſſe impoſante Heldengeſtalt und beſaß ſo groſſe Klugheit und Redegabe, daß er an den Reichstagen gewöhnlich für die andern Kurfürſten den Sprecher machte. Als die geiſtlichen Kurfürſten einmal eine Anſprache an den päpſtlichen Nuntius zu halten hatten, überließen ſie dieſe Ehre dem Kurfürſten Joachim Neſtor, weil er das Lateiniſche geläufiger ſprach, als ſie es vermocht hätten.

Des Kurfürſten Nachfolger Joachim II ſah ſich 1539 veranlaßt, zur lutheriſchen Kirche überzutreten, weil ſein ganzes Land ſich entſchieden dazu neigte und er ſich von ſeinen Unterthanen doch nicht trennen konnte. Sein Schwiegervater König Sigismund von Polen hätte ihn gerne in der alten Kirche behalten und machte ihm Vorwürfe, er ließ aber ſein Rechtfertigungsſchreiben durch Melanchthon verfaſſen, mit dem er in vernünftiger Toleranz ganz übereinſtimmte. Es komme, hieß es in dem Schreiben, jetzt nur noch darauf an, die Nothwendigkeit der Reformation anzuerkennen, die einmal anerkannten Mißbräuche des Papſtthums zu verwerfen; aber auch die neuen Parteiungen und Sekten, die Mißbräuche der Reformation zu vermeiden, im echten Sinn des Evangeliums, wie im Intereſſe der deutſchen Nation zwiſchen den Extremen hindurchzuſteuern.

Wenn etwas ſpäter Kurfürſt Johann Sigismund den calviniſchen Glauben annahm, ſo geſchah das doch nicht im Widerſpruch mit der Neutralitätspolitik, ſondern erweiterte nur das Gebiet dieſer Neutralität auf Koſten der beiden ſtreitenden Parteien. Grade weil der Kurfürſt von Brandenburg im nordöſtlichen Deutſchland nur Lutheraner zu Unterthanen hatte, am Niederrhein aber calviniſche bekam, konnte er um ſo beſſer ſeine Toleranz nach beiden Seiten hin walten laſſen. Das Volk be-

griff auch das Vernünftige und Zeitgemäße in dieſer Politik, denn als die lutheriſchen Geiſtlichen im fernen Oſtpreußen fanatiſch zu eifern anfangen wollten, traten die lutheriſchen Stände von Brandenburg dem Kurfürſten in Vertheidigung und Handhabung ſeiner Toleranz redlich bei. Das deutſche Volk würde überall, wenn es nicht durch die Fürſten, Beamten und von der Politik inſpirirten Geiſtlichen verhetzt worden wäre, gerne Ruhe und Frieden gehalten haben. Der Haß gegen deutſche Nachbarn und Bruderſtämme um dogmatiſcher Streitfragen willen, für welche das Volk nicht einmal Verſtändniß und Urtheil genug hatte, wurde ihm künſtlich eingeimpft. Da ſchlug der verhetzte katholiſche Bauer den proteſtantiſchen, der lutheriſche den calviniſchen todt und umgekehrt, in reiner Unvernunft, auf Befehl oder mißleitet durch die ſchändlichſten Verleumdungen der deutſchen Brüder, denen man andere Meinungen künſtlich eingeimpft hatte. Die Lenker der Parteien läſterten Gott, indem ſie im Namen Gottes dem unſchuldigen Volk ſo unnatürlichen und wahnſinnigen Haß einlogen, einliſteten und einſchreckten.

Das Haus Zollern war das erſte und lange das einzige in Deutſchland, welches den Zauberbann des fluchwürdigen, den ganzen Jammer des Reichs charakteriſirenden Reichsgeſetzes **cujus regio ejus religio** durchbrach. Die brandenburgiſchen Lande waren die erſten und lange Zeit die einzigen, in denen eine volle Parität der Confeſſionen gewährleiſtet war. Gewiß eine höchſt bedeutſame, vernünftige und liberale Ausnahme von einer unvernünftigen und illiberalen Regel. Die Bevölkerung der brandenburgiſchen Lande befand ſich wohl dabei und der religiöſe Friede waltete hier ungeſtört. Dieſem Toleranzſyſtem kam es ungemein zu ſtatten, daß ſowohl die pfälziſche Hegemonie im calviniſtiſchen, als die ſächſiſche im lutheriſchen Deutſchland aufhörten und beide an das Kurhaus Brandenburg übergingen. Die Pfälzer vermochten keine bedeutende Rolle mehr zu ſpielen,

ſeitdem ihre aggreſſive Politik im dreißigjährigen Kriege eine ſo ſchwere Niederlage erlitten hatte, und das ſächſiſche Kurhaus verlor die Vorſtandſchaft im lutheriſchen Deutſchland, weil es katholiſch wurde. Beide Parteien, die aus der Reformation hervorgegangen waren, fanden fortan gemeinſchaftlich einen ſtarken Schutzherrn nur im Kurfürſten von Brandenburg und ſchon deswegen gebührte ihm die Königskrone ſicherlich eher, als dem Sachſen und Hannoveraner.

Als das Kurhaus die Königswürde angenommen hatte, vergaß der ſonſt treffliche zweite König Friedrich Wilhelm I einen Augenblick die weiſe Neutralitätspolitik ſeiner Vorfahren und fing als Calviniſt an, die Lutheraner ein wenig durch Abſchaffung der Chorröcke, Altarlichter und anderer Aeußerlichkeiten beim Gottesdienſt, die ihm noch zu ſehr nach Katholicismus ſchmeckten, zu kränken; ſein Sohn jedoch, der große Friedrich, gab gleich nach ſeinem Regierungsantritt den Lutheranern ihr volles Recht zurück und übte die muſterhafteſte Toleranz. Nach der Eroberung Schleſiens bekam er wohl eine Million Katholiken zu Unterthanen, verbürgte ſich aber gleich bei der Beſitznahme, ſie bei allen ihren Rechten zu belaſſen. Deswegen waren ſie ihm auch hold und treu. Als der Papſt auf Befehl der katholiſchen Großmächte den Orden der Jeſuiten aufhob, die ſofort in allen katholiſchen Ländern ihrer Güter beraubt und vertrieben wurden, behielt ſie Friedrich der Große in ſeinen Landen bei und ließ dem Papſte ſagen: „Ich habe, als ich Schleſien in Beſitz nahm, den Katholiken daſelbſt verſprochen, in Anſehung der Religion den status quo fortdauern zu laſſen; da ich nun ein Ketzer bin, kann mich der heil. Vater von der Pflicht, mein Wort zu halten, nicht losſprechen!“ Der König gewährte Duldung und Schutz auch den Herrnhutern und förderte die Anſiedelungen ihrer frommen und fleißigen Gemeinden in ſeinen Staaten, zumal in Schleſien.

in der Hand vollzogenen Beſitznahme einer Hauptſtadt. Die türkiſche ſowohl als die chriſtliche Bevölkerung ſetzte ihre gewöhnliche Beſchäftigung fort."

Graf Diebitſch ließ die 10,000 Mann türkiſche Beſatzung friedlich aus einander und in ihre Heimath gehen. Die chriſtliche Bevölkerung Rumeliens bezeigte große Luſt, gegen die Pforte die Waffen zu ergreifen, Graf Diebitſch unterſagte es ihnen aber ſtreng und handhabte die Ruhe, als ob das Land im tiefſten Frieden wäre.

Es blieb nun nur noch übrig, Conſtantinopel ſelbſt zu erobern, und die Ruſſen trafen Anſtalt dieſe Stadt durch combinirte Bewegungen immer enger einzuſchließen. Schon ſeit der Ueberſteigung des Balkans war Graf Diebitſch in directer Communication mit Admiral Greigh. Dieſer fuhr fort, die Küſtenplätze wegzunehmen und rückte Conſtantinopel immer näher. Am 19 Auguſt nahm er Iniada, ohne daß ein Corps von 8000 Türken, das ganz in der Nähe ſtand, ſich wiederſetzt hätte, und am 29 Midia. Von hier aus führt eine gute Straße an der Küſte entlang nach Conſtantinopel. Auf der andern Seite ſchickte Diebitſch den General Roth ab, der ſich der Stadt Rodoſto am Meer di Marmora bemächtigte, und der General Siewers nach Enos, um ſich mit dem Viceadmiral Heyden, der die Dardanellen blokirt hielt, in Verbindung zu ſetzen. Enos wurde am 26 Auguſt genommen. Die Vorpoſten der Hauptarmee drangen auf der Straße nach Conſtantinopel bis Kirkiliſſa und Ljule-Burgas vor. Graf Diebitſch ſelbſt blieb aber mit dem Hauptquartier in Adrianopel ſtehen, und drang nicht weiter vor, da im entſcheidenden Augenblick, um den Einmarſch der Ruſſen in Conſtantinopel zu verhüten, der Sultan Frieden ſchloß.

Man hat bisher nicht genügend darauf geachtet, daß Friedrich der Große genau dieſelbe Toleranz ausübte, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieſes Syſtem aber war von den Brandenburgern ſchon lange gehandhabt worden, ehe eine republikaniſche Unionsregierung in Nordamerika exiſtirte. Beide Staaten, das Königreich Preußen und die transatlantiſche Union, machten die ehrenvolle Ausnahme unter allen damaligen Staaten der chriſtlichen Welt. Auch war Friedrich der Große der erſte Monarch Europas, der mit der Union einen Handels- und Freundſchaftsvertrag abſchloß, noch ein Jahr vor ſeinem Tode, am 10. September 1785. Der Wortlaut des Vertrags zeugt für lebhafte Sympathien zwiſchen beiden Staaten. Nachdem die Union England gezwungen hatte, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und endlich mit dem Mutterland wieder Friede geſchloſſen hatte, kamen die bedeutendſten Männer der Union, Jefferſon, Franklin und Adams über das atlantiſche Meer herüber, um im Namen der neuen Republik mit den europäiſchen Mächten Handelsverträge zu ſchließen; noch aber wollte ſich kein einziger Hof dazu verſtehen, ſey es aus monarchiſchem Widerwillen gegen die Republik, aus Mißtrauen in die Dauer derſelben oder aus Unkenntniß der merkantilen Verhältniſſe daſelbſt. Nur Friedrich der Große ging ſogleich auf den Handelsvertrag ein.

Die confeſſionelle Neutralität im Königreich Preußen dauerte nach dem Tode des Königs gewohnheitsmäßig fort und wurde dadurch begünſtigt, daß ſich im Zeitalter der Aufklärung und Freigeiſterei der Nerv und Eifer bei allen Confeſſionen abgeſchwächt hatte. In dieſer frivolen Zeit konnte man in Berlin eine Maitreſſenwirthſchaft und allgemeine Liederlichkeit erleben, welche für die ernſte Mannheit des preußiſchen Volks bedenklich zu werden anfing. Die moraliſche Erſchlaffung führte jedoch damals bald zu der ſchimpflichen Kriſis von Jena, worauf das

Ehrgefühl, das Pflichtgefühl und ſogar die Frömmigkeit im Volk wieder erwachten.

Als die groſsen Stürme wiederholter Kriege glücklich vorüber waren und das preuſsiſche Volk in Waffen mit dem Lorbeer des Sieges geſchmückt war, glaubte Friedrich Wilhelm III, die rechte Zeit ſey gekommen, um den Fehler der Reformation wieder gut zu machen, die Spaltung zwiſchen der lutheriſchen und calviniſchen Confeſſion für immer durch eine Union zu ſchlieſsen und ſomit der Neutralitätspolitik ſeit Joachim Neſtor gleichſam den Schluſsſtein einzuſetzen. Er hatte dabei den beſten Willen und die Sache ſchien auch viel leichter ausführbar, als ſie es war. Er täuſchte ſich aber, nicht ſowohl im Ziel, nach dem er ſtrebte, als in der Wahl des Mittels. In Glaubensſachen muſs die Uebereinſtimmung eine freiwillige ſeyn und man kann nur darauf hinwirken, die, welche im Irrthum oder allzu einſeitig ſind, durch Belehrung und eigene Einſicht allmälig zu einer beſſern Ueberzeugung zu bringen. Man kann es nicht befehlen, und will man den Leuten auch nur einen moraliſchen Zwang anthun, ſo macht man ſie entweder erſt recht ſtörriſch, oder zu Heuchlern, oder befördert die religiöſe Gleichgültigkeit. Nur freiwilliges Aneinanderſchlieſsen macht wahrhaftig einig. Die frühere Neutralitätspolitik des Hauſes Zollern entſprach der Rückſicht, die man auf einmal vorhandene Unterſchiede nehmen muſs, hat daher auch bewirkt, daſs Lutheraner und Reformirte einander immer näher gekommen ſind und einander brüderlich behandelt haben, auch ohne eine förmliche Union. Dagegen war es grade die Union, in deren Folge die Gegenſätze ſich von neuem verſchärft haben. Hätte man in den zwanziger Jahren den Lutheranern keinen Zwang angethan, ſo würden ſie auch die ſchroffe Stellung nicht eingenommen haben, die man heute noch mit Recht beklagen muſs. Auch war es vom damaligen Cultminiſterium nicht wohlgethan, in derſelben Zeit, in der es

die Lutheraner und die Pietiſten verfolgte, den platteſten Ra
tionalismus und ſogar die durch und durch unchriſtliche Selbſt
vergötterungsphiloſophie Hegels zu begünſtigen.

König Friedrich Wilhelm IV kehrte zur frühern Neutra
litätspolitik zurück und machte, was durch die Unionspolitik ver
ſehen worden war, ſo viel als immer möglich wieder gut, inden
er den Lutheranern zwar nicht alle ihre alten Rechte zurück
aber den Eintritt in die Union wieder der freien Entſchließung
anheimgab. Ebenſo verſöhnte er die durch die Procedur gegen
den Erzbiſchof von Köln unter der vorigen Regierung verletzten
Katholiken. Auch gegenüber von dieſen nahm er wieder das
Syſtem Friedrichs des Großen an. Man hat ihm das als ein
Art Kryptokatholicismus vorgeworfen, wie Kurfürſt Joachim Neſto
vor dreihundert Jahren derſelben ungerechten und unbeſonnenen
Verunglimpfung ausgeſetzt geweſen iſt. Er handelte damit aber
ſicher eben ſo gerecht und weiſe, wie jener Kurfürſt, indem er
ſich über die Parteien ſtellte, ſie nur neutraliſirte und dadurch
die Härte ihres Gegenſatzes milderte. Auch Friedrich Wilhelm IV
hatte wie Joachim Neſtor das Ganze der Nation im Auge, die
er nicht durch confeſſionellen Hader zerriſſen ſehen wollte. Als
er, ein proteſtantiſcher König, den ſeit dreihundert Jahren unter
brochenen Bau des großen katholiſchen Doms in Köln nicht nur
wieder aufnahm, ſondern auch in Perſon einweihte, wunderte
man ſich in der engliſchen Preſſe ſehr darüber, aber die tiefe
Bedeutung dieſes Aktes war die nationale, was jene erſtaunte
Preſſe nicht begriff. Der König ſelbſt nahm in ſeiner Laurede
nicht Bezug auf die Kirchentrennung, ſondern auf die nationale
Einheit Deutſchlands. Man nannte ihn den Romantiker auf
dem Throne, aber was man unpaſſend die romantiſche Schule
in der Poeſie und Kunſt genannt hat, war eben nur eine deutſche,
nationale, über die particulariſtiſchen und confeſſionellen Gegen
ſätze der letzten Jahrhunderte hinweg in die ruhmreiche Vorzeit

des damals noch einigen deutschen Reichs zurückgreifende Partei, wie sie naturgemäß unter der napoleonischen Fremdherrschaft aufkommen mußte und welche die tiefe Sehnsucht nach Besserung im deutschen Vaterlande mit der Erinnerung an die verlorene Größe und Ehre der Nation verband. Eben so natürlich war es, daß die sog. romantische Schule, obgleich sie im protestantischen Norddeutschland und insbesondere in Preußen aufkam, doch Sympathien für die katholische Kirche hegte, nicht für die neurömische, seit dem Tridentinum durch einseitigen Romanismus und Renaissance tief corrumpirte, sondern für die alte germanische Kirche des Mittelalters, in welchem die gothischen Dome gebaut wurden, welche der jesuitische Neukatholicismus niederriß oder unausgebaut ließ.

Ganz unabhängig von dieser romantischen Tendenz in Poesie und Kunst entstand, und zwar gleichfalls auf protestantischem Gebiete, eine Schule von unparteiischen Geschichtschreibern, welche das reine Licht historischer Wahrheit suchten und fanden und dasselbe von den trüben Parteifärbungen reinigten, welche die particularistischen und confessionellen Sonderinteressen verschuldet hatten. Das protestantische Norddeutschland hatte in den letzten Jahrhunderten eine weit anstrengendere, aber auch fruchtbarere Geistesarbeit auf sich genommen, als das katholische Süddeutschland, die verschiedenen Wissenschaften in größerm Umfang und größerer Vertiefung cultivirt und durch die Presse eine Uebermacht erlangt. Nun war aber die Geschichtschreibung auf den protestantischen Universitäten theils von der Politik der protestantischen Fürsten, theils vom Ausland her, theils durch confessionelles Vorurtheil lange und stark beeinflußt, die Sünden und Fehler auf protestantischer Seite verschwiegen oder bemäntelt, die auf katholischer Seite höchlich übertrieben, kurz die Wahrheit entstellt worden. Diesem Uebelstande half nun die Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit protestantischer Geschichtsforscher ab, die

ſich dadurch ein bleibendes Verdienſt erwarben und ganz im Sinne der ſeit dem Kurfürſten Joachim Neſtor im Hauſe Zollern traditionellen Neutralitätspolitik den Grundgedanken nationaler Einheit feſthielten und die Wiederverſöhnung der Deutſchen unter einander förderten. Freilich konnten auch ſie der Verleumdung, dem Verdacht des Krypto-Katholicismus von Seite proteſtantiſcher Fanatiker nicht entgehen. Schlimmer noch war die Kälte, mit der ihr Wohlwollen von katholiſcher Seite aufgenommen wurde. Durch die lange Jeſuitenerziehung hatten die Katholiken deutſch zu fühlen verlernt und für die Gothik keinen Sinn und kein Verſtändniß mehr. Gleichwohl waren alle jene neutralen Beſtrebungen eben ſo gemäß der chriſtlichen, wie der nationalen Bruderliebe und ſie hatten die Wahrheit für ſich, ſie werden alſo in der Zukunft Früchte tragen.

Unter den Proteſtanten ſelbſt fanden die ireniſchen Beſtrebungen nur wenig Anklang. Im Gegentheil ſtrebte ein großer Theil der proteſtantiſchen Theologen ſowohl als Laien aus den Banden der Orthodoxie heraus und zu einer freien Kirche hin. Dieſe Leute nannten ſich Lichtfreunde. Neben ihnen ſammelten ſich auch freiſinnige Katholiken, die ihre alte Kirche verließen, aber nicht, um in eine der bisherigen Kirchen der Reformation einzutreten, ſondern um ebenfalls eine ſog. freie Kirche zu gründen. Dieſe Leute nannten ſich Deutſch-Katholiken.

Das Intereſſe für dieſe Parteien der vierziger Jahre iſt veraltet, ſie ſind aus der Mode gekommen. Indeß ſcheint es nicht unzeitgemäß, noch ein Schlaglicht auf ſie zu werfen, weil gerade jetzt durch die Einberufung des vaticaniſchen Concils die kirchlichen Fragen wieder lebhaft angeregt worden ſind und bei den Berathungen im Concil zwiſchen dem Intereſſe der Katholiken in Deutſchland und dem Intereſſe der von den Jeſuiten geleiteten römiſchen Kurie ein merklicher Unterſchied wahrgenommen wird.

Jene Bewegungen der vierziger Jahre gingen in Preußen vor ſich und waren zunächſt nichts anderes, als eine Reaction des unter dem Cultminiſterium Altenſtein in einem großen Theile der rationaliſtiſchen oder verhegelten Geiſtlichkeit auf Univerſitäten und in der Preſſe herrſchend gewordenen Unglaubens gegen das den Glauben wieder ſchützende Syſtem König Friedrich Wilhelms IV. Verſöhnung mit der katholiſchen Kirche nach den Kölner Wirren, Toleranz gegen die Altlutheraner, Beſeitigung des Vorzugs der Hegelianer und Stärkung des poſitiven Glaubenspoles in der Union war das Programm dieſes Syſtems, gegen welches nun die nicht mehr vorherrſchende Partei ein wüthendes Geſchrei erhob. Während das auf der proteſtantiſchen Seite geſchah, glaubten auch auf der katholiſchen Seite einige Leute, es ſey an der Zeit, die jetzt von oben her geſchützte katholiſche Kirche von unten her anzugreifen. In Oeſterreich war der Katholicismus erſchlafft, in Frankreich das Bürgerkönigthum der Kirche abgeneigt, warum ſollte denn, dachte man, grade Preußen ſich der katholiſchen Kirche annehmen? ſo wurde die ſog. deutſch-katholiſche Bewegung herbeigeführt. Man dachte dabei an nichts Geringeres als an eine zweite große Reformation, an einen zweiten Luther. Ronge war aber ein junger, ganz unfähiger Renommiſt, dem gradezu alles fehlte, was Luther hatte, der Felſenglaube, die tiefe Gottesfurcht und Innigkeit des Gemüths, die ächte Begeiſterung, gründliches Wiſſen und das Flammenſchwert des Wortes. Mit bloßem Renommiren und Regiren, mit Zweckeſſen und Weiberverſammlungen macht man keine Reformation.

Die Bewegung der Lichtfreunde hatte zu ihrem letzten Ziel die gänzliche Abſchaffung des Chriſtenthums und wollte an deſſen Stelle nur den Cultus der ſich ſelbſt vergötternden Menſchheit ſetzen, hätte alſo auch im günſtigſten Falle nur zu einer vorübergehenden Anarchie führen können. Bedeutungsvoller war die

Bewegung der Deutſchkatholiken, weil ſich damit der Gedanke verband, die Katholiken in Deutſchland ſollten, von Rom unabhängig, eine Nationalkirche bilden. Derſelbe Gedanke war ſchon zur Zeit des Joſephinismus, aufgetaucht und nach dem Sturze Napoleons wieder bei den Anhängern Weſſenbergs, und dieſer Gedanke behielt ſeine Bedeutung, wenn auch Ronge und Czerski nicht die Männer waren, die ihn hätten verwirklichen können. Würde romaniſche Unvernunft die Katholiken des germaniſchen Nordens auch zum Widerſtand reizen und ein Schisma erfolgen, ſo würde doch ſelbſt eine von Rom unabhängige deutſche Nationalkirche, gleich der gallikaniſchen, das Fundament des Glaubens nicht verlaſſen.

König Friedrich Wilhelm IV war der liberalen öffentlichen Meinung ſeiner Zeit nicht fortſchrittlich genug. Dieſer wohlwollende König wurde von der Preſſe boshaft angefeindet. Alles, was er that, wurde ihm mißdeutet. Ich ſtand Preußen fern, konnte aber doch nicht umhin, im Jahr 1847 in der Augsb. Allg. Zeitung der Preſſe dieſe Ungerechtigkeit vorzuwerfen.

Ich bemerkte damals: „Die deutſche Zeitung, wie die liberale Preſſe überhaupt, begnügt ſich, die Idee des Königs mit der Phraſe ‚ariſtokratiſch-monarchiſche Romantik' abzufertigen. Ein tieferes Eindringen in die Sache iſt uns von liberaler Seite noch nicht vorgekommen. Gleichwohl liegt ſie offen genug zu Tage, wie ſie iſt, und man ſollte nicht ſo viel von dem fabeln, wie ſie nicht iſt. Die angebliche Romantik iſt ein aus der Luft gegriffenes Phantom. Der König will keine Rückkehr in's Mittelalter, keine zu den alten Corporationen, ſonſt hätte er ſie in einer nunmehr achtjährigen Regierung wieder in's Leben gerufen: er will auch nicht feſthalten an der abſoluten Monarchie, ſonſt hätte er die Stände nicht einberufen. Was er aber will und wollen muß, iſt: die Einheit der Monarchie nach außen ſicher zu ſtellen bei aller möglichen Freiheit im Innern, und die

martialiſche Tradition nicht untergehen zu laſſen in Advocatengezänk und Profeſſorendebatten, bei aller möglichen Rückſicht auf die Volksrechte. Wie der abſolute Monarch früher, nach dem eigenen Zugeſtändniß der Deutſchen Zeitung, die Gewalt in Preußen nicht mißbrauchte, ſondern zum Wohl des Volkes anwandte, ſo ſoll nun auch das Volk ſeine Gewalt nicht mißbrauchen, ſondern zum Wohl der Monarchie anwenden, und es ſoll im demokratiſchen Jahrhundert durch das Volk dem Fürſten zu gute kommen was im deſpotiſchen Jahrhundert durch den Fürſten dem Volk zu gute kam. Mehr will der König in der That nicht, und hierin liegt der Schlüſſel der ganzen dermaligen preußiſchen Politik. Sie iſt aber eine natürliche und nothwendige, nicht nur unter dem Geſichtspunkt der Tradition und der Ehre, ſondern auch unter dem der Zukunft und des gemeinen Beſten.

Die kleinen Rechtsfragen der innern Politik, welche den breiten Vordergrund der Gegenwart einnehmen und den Streit zwiſchen Volk und Krone veranlaſſen, ſind nicht die wichtigſten. Viel wichtigere Fragen der äußeren Politik, betreffend die großen Rechte deutſcher Nationalität gegenüber dem Ausland, die Kräftigung des deutſchen Bundes und Ausdehnung des Zollvereins, werden ſich in der Zukunft aufdrängen. Dieſe Fragen aber verlangen, wenn ſie befriedigend erledigt werden ſollen, die unbedingte Einigkeit zwiſchen Volk und Krone. Wenn die Beantwortung dieſer Frage uns nahe rückt, wird der Liberalismus hoffentlich in ſeinem Bildungsgang weit genug vorgerückt ſeyn, um einzuſehen, welch größerer Segen in der Vereinigung der Volks- und Fürſtenkraft als in deren Trennung liegt. Die Deutſche Zeitung rühmt in einem ihrer preußiſchen Artikel, daß jetzt die Volkskraft walte, nicht mehr die Fürſtenkraft. Der König von Preußen will nicht die erſtere unterdrücken und letztere wieder allein herrſchen laſſen, ſondern ſtrebt die innige Verbin-

dung beider in einen Organismus an, der bleibend gewähren ſoll, was das Jahr 1813 nur vorübergehend gewährte. Von einer alleinherrſchenden Volkskraft im republikaniſchen Sinn kann wohl nicht die Rede ſeyn. Die Fürſtenkraft iſt durch die Volkskraft nicht beſeitigt; es handelt ſich nur darum, ob beide ſich wechſelſeitig ſtärken oder ſchwächen ſollen. Die Fürſtenkraft in Preußen hat die Volkskraft anerkannt und zum Mitwirken aufgerufen. Iſt die Volkskraft wohl ſo in ſich ſtark und ſicher, daß ſie das ehrende Vertrauen des Fürſten ſchnöde zurückweiſen, für ſich allein gelten wollen, und darauf ausgehen ſollte, die Fürſtenkraft zu vernichten? Worin beſteht die Fürſtenkraft in Preußen? Etwa allein in dem, was man in neueſter Zeit verächtlich den Polizeiſtaat zu nennen pflegt? Nein, ſie wurzelt im Heldenruhm. Sie iſt das Erbe zweihundertjähriger Siege, die der Fürſt mit dem Volk gemeinſam errungen hat. Preußen war bisher nur nach einer Seite hin ein Polizeiſtaat, nach der andern hin war und ſoll es ſeyn ein Martialſtaat. Der Polizeiſtaat wird nun ſehr wohl thun der Richtung zu folgen, welche unabwendbar die Bureaukratie unter die Controle des Volkes führt; aber der Martialſtaat ſoll in Ehren bleiben, und die ſieggewohnte Fahne des ſchwarzen Adlers ſoll ſich nicht ſenken vor jedem Gelbſchnabel, der aus einem radicalen Tagblatt heraus nach Futter ſchreit. Wenn die Einheit und Kraft des Martialſtaates nicht ſchon eine Thatſache in Preußen wäre, ſo müßte es das Streben gerade der Volksfreunde ſeyn, ſie zu erzielen, denn bei der eigenthümlich lang ausgedehnten geographiſchen Lage des Landes iſt die junge Freiheit des Volkes äußern Feinden eben ſo bloßgeſtellt, wie es früher die Dynaſtie war.

Das einzige, was mit Recht als zeitgemäß verlangt werden kann, die Unterſtellung der Bureaukratie unter die Controle, und das altdeutſche Mitrathen des Volkes, wo es mitthaten ſoll, iſt es nicht gewährt? Iſt der conſtitutionelle Weg nicht betreten?

Kommen gegen die große Thatſache deſſen, was der 3. Februar geſchaffen hat, die Ungewißheiten in Bezug auf das in Frage, was er nicht geſchaffen hat, was aber von ſelbſt nachfolgen muß? Iſt es, wir wollen nicht ſagen ſchicklich, ſondern nur natürlich den Tag Nacht zu ſchelten, weil die Sonne noch durch einige Nebel verſchleiert, aber ohne Zweifel wirklich aufgegangen iſt? Zu den nebelhaften Erſcheinungen, die allerdings vorkommen, gehören die widerſprechenden Interpretationen. Aber warum grübelt man nach Unwahrheiten in der Form, wo die große Wahrheit in der Sache zu Tage liegt und die Reichsſtände wirklich eröffnet ſind? Soll man die Staatsmoral entgelten laſſen, was hin und wieder in Sophismen von Seiten derer geſündigt worden iſt, die es übernahmen, im Patent vom 3. Februar die genaue Erfüllung des königlichen Verſprechens von 1815 nachzuweiſen, nachdem der König doch ſelbſt von Anfang an deutlich genug erklärt hatte, inwieweit ſich die von ihm gegebene Verfaſſung von dem Repräſentativſyſtem, das man erwartete, unterſcheiden ſollte. Der liberale Gedanke des Königs hat ſiegreich durch alle Nebel hindurchgeblitzt, mit denen man ſein Licht zu verdunkeln oder wenigſtens zu färben bemüht war. Hat wohl jeder liberale Logiker, der in den Regiminaläußerungen Inconſequenz nachwies, an die Kämpfe gedacht, welche der königliche Gedanke zu beſtehen hatte, bevor er in's Leben treten konnte?

Schon die gemeinſte Klugheit würde verlangen, wenigſtens die höchſte Perſon zu ſchonen, in einer Zeit, in welcher ſie noch mit allen Vorurtheilen und Vortheilen der alten Bureaukratie bei Einführung der doch nur dem Liberalismus zu gute kommenden Neuerungen ringen muß. Allein ſchon ſeit mehreren Jahren macht ſich eine Richtung der Preſſe bemerklich, die, mit Uebergehung der Bureaukratie, ausſchließlich die höchſte Perſon zum Ziel ihrer Verunglimpfung gewählt zu haben ſcheint. Wenn

Während auf dieſe Weiſe der Oberfeldherr die ſiegreichen Fahnen Rußlands bis dicht unter die Mauern der türkiſchen Hauptſtadt trug, wurde der Kampf von den Ueberreſten der türkiſchen Streitkräfte im Rücken des Balkans nur matt fortgeſetzt. Kraſſowsky hielt nach der Niederlage bei Matſchin und Truly und nach der bei Slimno den Großvezier in Schumla eingeſchränkt. In der Wallachei wurden durch General Geismar eben ſo wachſam alle Streifereien der Türken aus Widdin und Nikopolis zurückgeſchlagen. Zu Anfang des Jul. machten die Türken mehrere kleine Einfälle in die Wallachei. Oberſt Goworoff ſtrafte ſie dafür, indem er am 25 Jul. ihr Lager am Fluſſe Osma überfiel. Sie kamen, um ſich zu rächen, am 14 Auguſt wieder über die Donau, wurden aber zurückgeſchlagen. Ende Auguſt und Anfang September ließ der Paſcha von Scutari noch mehrere Einfälle machen, die aber ebenfalls erfolglos blieben. General Kiſſelew hielt Giurgewo fortwährend berennt. Die tapfere Beſatzung dieſes Platzes machte am 20 Jul. wieder einen bedeutenden Ausfall. Dieſer kleine Krieg im Norden des Balkans war aber den Türken von keinem Nutzen mehr und mußte von ſelbſt ein Ende nehmen, als Diebitſch im Süden den Frieden erzwang.

Der Seekrieg, der zu gleicher Zeit geführt wurde, diente nur, den Landkrieg zu unterſtützen. Die ruſſiſche Flotte im ſchwarzen Meere unter Admiral Greigh beſchäftigte ſich vorzüglich, die Communication zwiſchen Odeſſa und Varna, durch welche der ruſſiſchen Armee die Zufuhr geſichert blieb, zu decken, ferner Landungstruppen zu Sizebol auszuſchiffen und die Küſtenplätze, welche die Flanke der ruſſiſchen Operationslinie gegen Adrianopel gefährdeten, wegzunehmen, wie bereits

man unter der vorigen Regierung ſehr oft, ja faſt allgemein, wo es etwas zu tadeln gab, immer nur die Beamten tadelte, und den ‚guten König‘ ausdrücklich ausnahm, ſo legen es umgekehrt jetzt gewiſſe Organe der Preſſe nur darauf an, den regierenden König in das ungünſtigſte Licht zu ſtellen. So verdankte ein in den letzten Jahren erſchienenes Buch ſeine ungemeine Verbreitung nur der Muthmaßung, alles, was darin von Karl I geſagt ſey, beziehe ſich eigentlich auf Friedrich Wilhelm IV. Gleichviel, ob die Muthmaßung gegründet iſt oder nicht, es bleibt immer eine Thatſache, daß die Unterſtellung, gerade um ihrer ſchneidenden Bedeutung willen, ſo viel Anklang im Publikum gefunden hat. In den letzten Wochen iſt nun wieder eine Flugſchrift erſchienen, in welcher der König mit Julian dem Apoſtaten verglichen wird, weil er das jetzt abgeſtorbene Chriſtenthum künſtlich retten wolle, wie jener einſt das damals abgeſtorbene Heidenthum. Was für Vergleichungen! Was für Urtheile über einen im Grund der Seele wohlwollenden Fürſten! Karl I war ein verſchloſſener, falſcher Charakter, Friedrich Wilhelm IV iſt die Offenheit ſelbſt: Karl I plünderte ſein Volk aus und ſchreckte es durch grauſame Hinrichtungen, Friedrich Wilhelm IV iſt der mildeſte Regent, den wohl je ein Volk gehabt hat; Karl I nahm ſeinem Volk alte Freiheiten, Friedrich Wilhelm IV gibt dem ſeinigen neue. Und wie paßt vollends der Apoſtat hierher? Julian konnte das Heidenthum nicht retten, weil das unendlich reinere und heiligere Chriſtenthum an deſſen Stelle getreten war. Aber das heutige Chriſtenthum befindet ſich doch wahrhaftig nicht in gleichem Falle, wie das damalige Heidenthum? Das Chriſtenthum iſt in unſerer Zeit zwar an der Schale verderbt genug, aber es bewahrt doch noch ſeinen geſunden Kern, und was man an ſeine Stelle zu ſetzen verſucht, iſt entweder ein ſeichter dünner Deismus, der niemals Volksreligion werden kann, oder verſteckte Unzucht, die gern den Zwang abwerfen möchte, alſo etwas das

auch nicht entfernt in Bezug auf das gegenwärtige Chriſtenthum mit dem verglichen werden kann, was das junge Chriſtenthum zur Zeit Julians gegenüber dem Heidenthum war. Welcher vernünftige Menſch kann glauben, daß ſolche Erzeugniſſe eines kranken Zeitgeiſtes je im Stande ſeyn werden die Weltſtellung des Chriſtenthums zu verrücken? Ueberdieß thut man dem König zu viel Ehre an, wenn man ſeine beengte Stellung mit der weit freieren des römiſchen Kaiſers vergleicht, denn Julian herrſchte über das ganze chriſtliche Gebiet, der König von Preußen beherrſcht nur einen kleinen Theil deſſelben, und was er auch darin vom Chriſtenthum retten oder nicht retten mag, es betrifft nicht das Ganze der chriſtlichen Welt, die Schickſale der römiſchen und griechiſchen, ja auch der reformirten Kirche in Skandinavien, England und Amerika bleiben davon unberührt. Die Vergleichungen nun, durch welche der politiſche Charakter des Königs in ein gehäſſiges Licht geſtellt werden ſollte, ſind eben ſo unpaſſend als böswillig.

Indeß ſchaden ſolche Vergleichungen, die von der radicalen Oppoſition ausgehen, der Majeſtät vielweniger als eine ungeſchickte Vertretung der Staatsintereſſen. Was die öffentliche Vertretung anlangt, ſo haben wir einen räſonnirenden Landtagsabſchied von der Preußiſchen Allg. Ztg. erhalten, in welchem die Regierung glücklich geprieſen wurde, alles Terrain behauptet zu haben, das ſie dem liberalen Angriff ausgeſetzt hatte; wogegen der Rheiniſche Beobachter gleichzeitig dieſelbe Regierung bejammerte, und meinte, ſie ſtehe am Rande des Untergangs. Jammernde Freunde ſind ſchlimmer als gar keine. Aber auch die, welche ihre loyale Anerkennung des Vergangenen ausſprechen, ſollten nicht verfehlen zur Beruhigung über die Zukunft tiefer in's Syſtem der Regierung einzugehen, und das Wohlwollen, welches darin liegt, geltend zu machen. Die Freunde der preußiſchen Regierung haben ſich in dieſer Beziehung von einem

alten Feind in den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern müſſen beſchämen laſſen. Es iſt in der That auffallend, warum die vom König eingeſchlagene Politik ſo wenige und, wir möchten ſagen, ſo fremdartige Apologeten findet. Die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter, die man eines allzu günſtigen Vorurtheils für die preußiſche Regierung nicht zeihen kann, haben in ihrem ſechsten diesjährigen Heft dem König mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als es Journale zu thun pflegen, von denen man es weit eher erwarten ſollte. Sie rügen den blinden Haß der liberalen Blätter und die Unfähigkeit der in Preußen ſog. ‚guten Preſſe‘. Sie legen aber, und wie es ſcheint mit Recht, weniger Gewicht auf die Aeußerungen der Preſſe, als auf den Mangel eines loyalen Patriotismus in den Kreiſen, die ſich nicht von der Preſſe beherrſchen laſſen, ſondern auf ſie ſelbſt einen kraftvollen Einfluß ausüben ſollen. Sie erinnern an ein Wort Guizots: ‚Jede Regierung, welche große Reformen vornehmen, nachhaltige Inſtitutionen ſchaffen will, ohne in den Abgrund der Revolution zu fallen, bedarf nicht blos gemäßigter Inſtitutionen und Wünſche, denn an ſolchen hat es nie und nirgends gemangelt, ſondern gemäßigter Parteien, welche den Muth haben zu handeln, ſich voranzuſtellen, die Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen, den Muth der Regierung zu ſtützen. Mehr als alle Angriffe der Oppoſition hat uns daher die Thatſache erſchreckt, daß während der Dauer des allgemeinen Landtags eine ſolche Partei entweder nicht vorhanden war, oder ſich wenigſtens nicht gezeigt hat.‘

Um dieſes Phänomen zu erklären, muß man an eine geheime Abneigung gegen den königlichen Gedanken unter denen glauben, die ihn ausführen ſollten. Frau Bettina v. Arnim ſpricht in dem wunderlichen Buche, das ſie für den König geſchrieben, in ihrer geiſtreich burlesken Weiſe von der großen Lariſariverſchwörung in Berlin. Ueberſetzt man dieſen Scherz in Ernſt, ſo wird man von einem unheimlichen Grauen beſchlichen.

Man ſähe den edlen König lieber wuthentbrannten Feinden gegenüber, als jenen nur fein die Mundwinkel verziehenden und achſelzuckenden Freunden, die in der Mimik ſtillſchweigender Devotion eine ſehr beredte Mißachtung durchſpielen laſſen. Iſt es Verſtockung bei denen, die ihr Leben lang dem Abſolutismus gedient haben und ſich an conſtitutionelle Formen nicht mehr gewöhnen können? Iſt es der trotzige Fanatismus bisher allein Berechtigter und allein Wiſſender, die mit Verachtung eine Controle zurückweiſen, welche ihnen Unberechtigte und Unwiſſende aufzudrängen ſcheinen? Iſt es ein bornirter Patriotismus, der den Staat, eine bornirte Loyalität, die den König in Gefahr ſieht, wenn er noch einen Schritt weiter geht? Oder iſt es der politiſche Stumpfſinn von Lebemännern, die ſich wundern, wie man die Alltäglichkeit des phyſiſchen Genuſſes und der frivolen Unterhaltung mit einer Begeiſterung unterbrechen möge? Iſt es der Dünkel oberflächlicher Bildung, der die Tiefe des königlichen Gedankens verleugnet, weil er ſie nicht zu meſſen vermag? Iſt es die liebe Dummheit, bei der des Königs Weisheit gleichſam um Verzeihung bitten muß, wie einſt Hamlets Tugend das Laſter darum flehen mußte? Genug, was es auch ſey, es iſt ein geheimes Verſagen der dienenden Spannkräfte; wobei man noch nicht einmal an den offenen Abfall einer ungeheuren Menge, namentlich von Kirchen- und Schuldienern an den Radicalismus, zu denken braucht. Das ungehorſame Geflüſter im ſervilen Schilf könnte bänger machen, als der lauteſte Sturm im radicalen Urwald. Der Gedanke, ſo wie er vom Throne ausgeht, wird oft wie von einer hexenhaften Hebamme, ehe man ſich's verſieht, mit einem Wechſelbalge vertauſcht. Es iſt nicht geheuer: [illegible] etwas Jeſuitiſches zu riechen. Ihm geſellen ſich die Geſpenſter Nikolai's und Kotzebue's zu, die alten Genien der Stadt, wie

treue Eckhardte vor dem Schloſſe Wacht haltend, um kein Vertrauen hineinzulaſſen. Leiſe und ſanft fliegt die Lüge mit Vampyrflügeln durch die Luft und ſaugt der Wahrheit ihr königliches Herzblut aus. Die ärgſte, ſelbſt Heinze'ſche Preßfreiheit iſt noch unſchuldig im Vergleich mit dieſem ſtillen Abfall.

Kaiſer Joſeph II wurde auf die entgegengeſetzte und zugleich auf die nämliche Weiſe bedient. Auch er wollte den politiſchen Fortſchritt, er wollte ihn der Kirche zum Trotz, und ſiehe da, alles verband ſich mit der Kirche gegen ihn. Friedrich Wilhelm IV will den politiſchen Fortſchritt mit der Kirche, und ſiehe da, alles verbindet ſich gegen die Kirche, um in ihr ihn zu bekämpfen. Die Erhitzung gegen die Staatskirche in Preußen iſt erkünſtelt und improviſirt, ein bloßes Mittel für ganz andere Zwecke. Gibt es eine Partei oder Schule, oder überhaupt ein durch kluge Leute vertretenes Intereſſe, welches den König und das Volk, gerade je mehr ſie beide nach liberalem Zuſammenwirken tendiren, in Mißtrauen auseinanderzuhalten ſucht, ſo kann ſie allerdings nicht klüger handeln, als indem ſie den liberalen Gedanken der Krone in einen illiberalen verfälſcht, und dem Volk inſinuirt, während man ihm politiſche Freiheit nur zum Schein gewähre, raube man ihm in Wirklichkeit die Glaubensfreiheit. Mag der König den politiſchen Fortſchritt augenfällig fördern, mag der Uebergang vom abſolutiſtiſchen zum conſtitutionellen Syſtem ſo gut wie entſchieden ſeyn, man inſinuirt dem Volke dennoch, alles ziele auf eine deſpotiſche Laune, auf Obſcurantismus und wohl gar Inquiſition ab. Man vergißt gefliſſentlich, daß die Toleranz nie weiter ging, als gerade gegenwärtig, daß die Emancipation der Juden im raſchen Fortſchritt iſt, daß alle Secten, ſelbſt die extremſten, patentirt worden ſind, und daß allen Ausnahmen ihr Recht widerfährt, während der König nur die Regel ſelbſt nicht um der Ausnahmen willen vernichtet ſehen will. Man vergißt, daß die Gewohnheit und die Bedürfniſſe des gemeinen

Mannes mit der Philoſophie und ihren vorübergehenden Moden nichts zu ſchaffen haben, ja daß die Aufklärung ſich ſelber nur gefährdet, indem ſie in allzu tiefe Sphären roher Auffaſſungsweiſe hinabſteigt. Man vergißt endlich, daß ein Zuſammenhalten der evangeliſchen Kirche von der Politik geboten iſt, ſofern dieſe Kirche in ihren verhältnißmäßig engen Grenzen ſich durch Zerſplitterung nur noch mehr ſchwächen würde, gegenüber von den zwei maſſenhaften Nachbarkirchen in Oſten und Weſten, und daß ein ohne alle Noth improviſirter Religionskampf das ungeſchickteſte Apropos von der Welt iſt, in einem Augenblick, in welchem Rußland ſeine griechiſche Kirche immer kühner auf Koſten der evangeliſchen erweitert. Das Alles vergißt man, und wirft dem König ein Syſtem vor, das ihm, abgeſehen von den Gewiſſenspflichten, ſchon die Staatsklugheit gebieten müßte. In dieſer Beziehung nun ſündigen die, welche dem König nahe ſtehen ſollten, mehr noch als die ihm gegenüber ſtehen, aber den letztern zum Vortheil. Dem Radicalismus wird hinter dem Rücken des Königs die Hand gereicht. Daß die geheime Renitenz der Räder in der Staatsmaſchine gegen den Maſchiniſten eine wahre Wonne für den Radicalismus iſt, und daß der Einfluß des letztern auf die Preſſe, mit der erſtern verbunden, den Glauben an die Unpopularität des königlichen Gedankens faſt allgemein verbreitet, darf nicht mehr Wunder nehmen, wie ſehr auch dieſer wahrhaft liberale Gedanke der größten Popularität würdig wäre.

Unter ſolchen Umſtänden nun iſt die Bildung einer Partei, wie ſie Guizot bezeichnet hat, noch kaum möglich geweſen. Alle Stände, namentlich auch die höheren, ſind, wie es ſcheint, noch zu ſehr durchdrungen von dem Geiſte, der unter der vorigen Regierung nur Extreme des Abſolutismus und Radicalismus herangebildet, den in der Mitte der Extreme liegenden Patriotismus von 1813 aber vergeſſen gemacht hat. Wo ſind die alten

Patrioten hingekommen? Es gibt deren ohne Zweifel noch im Generalſtab und in der Armee. Es gibt deren noch im Adel und Volk, aber in einer geringen Minderheit. Die jüngeren Generationen haben, zum Theil durch Verſchulden der vorigen Regierung, ganz andere Schulen durchgemacht. Der Adel hat dem Reiz nicht ganz widerſtehen können, der auch die ritterlichen Magyaren verführt hat, in Peſth nachzuahmen, was ſie von den Gallerien des Unterhauſes in London und der Deputirtenkammer in Paris aus mit heißer Lernbegierde geſehen und gehört haben. Indeß ſteht hinter dem preuſſiſchen Adel ein ehrgeiziger dritter Stand, der ihn bald fühlen laſſen dürfte, daß er ihn, ſobald er ſtark genug iſt, nicht mehr braucht. Die Cavaliere bleiben zuletzt immer Freunde der Krone. Vom Volk glauben wir, es ſey bei weitem nicht ſo tief in der Gewalt des antiköniglichen Liberalismus, als die Preſſe glauben macht. Es würde wenigſtens den königlichen Liberalismus, den die Preſſe nicht verſtehen will, beſſer verſtehen, wenn ſeine Begriffe nicht durch die Preſſe verwirrt würden. Es iſt überhaupt in Preußen noch eine Reſerve von politiſchen Kräften vorhanden, welche dann erſt für die Krone in die Schranken treten wird, wenn der letztern ernſtere Gefahren drohen ſollten."

Dieſe Worte die ich 1847 ſchrieb, ſind buchſtäblich im Jahr 1866 in Erfüllung gegangen.

Unter der gegenwärtigen Regierung König Wilhelms I iſt das confeſſionelle Neutralitätsprincip des Hauſes Zollern beibehalten und der Friede nicht geſtört worden. Obgleich ſich die extremen Orthodoxen und die extremen Freikirchler beide dem beſonnenen Cultminiſterium entgegengeſtemmt haben, beweist grade dieſes Anſtürmen von zwei Seiten her, daß die Regierung die rechte neutrale Mitte einhält.

Der Widerſtand der Particulariſten gegen die Einheitstendenz des Norddeutſchen Bundes hat ſowohl im ſüdweſtlichen

Deutſchland als in den von Preußen annektirten Provinzen hauptſächlich zwei Anhaltspunkte, die ihn wenigſtens beziehungsweiſe berechtigt erſcheinen laſſen. Das iſt die Beſorgniß einmal, der Unionismus, der die Confeſſionen verſchmelzen wolle, könne zu einem Christianismus vagus führen, welcher dem Unglauben Thür und Thor öffne, und weiter die Beſorgniß vor der confeſſionsloſen Schule. Der Verdacht, Preußen begünſtige dieſe beiden Neuerungen, iſt freilich nicht gerecht, denn wenn die preußiſche Regierung etwa dem Chriſtenthum noch in derſelben Weiſe den Rücken kehren wollte, wie zur Zeit Altenſteins, ſo würde der edle Cultminiſter Mühler von liberaler Seite nicht ſo wüthende Anfechtungen im Abgeordnetenhauſe erfahren. Indeß kommt viel darauf an, daß die particulariſtiſche Oppoſition desfalls auch nicht den Schein eines Verdachts auf die preußiſche Regierung werfen könne.

Was die Union betrifft, ſo wäre es beſſer, ſie wäre niemals verſucht worden, ſo lange ſie nicht aus dem Schooß der beiden bisher getrennten Confeſſionen einmüthig gefordert würde. Sie iſt den Confeſſionen octroyirt worden, ehe es Zeit dazu war. Deswegen hat ſich ſchon die vorige Regierung veranlaßt geſehen, wenn auch nicht die Union aufzuheben, doch innerhalb derſelben die Berechtigung der einen wie der andern beſondern Confeſſion zu ſchonen. Die fehlerhafte oder wenigſtens voreilige Unionspolitik iſt demnach weſentlich wieder zu der viel praktiſchern confeſſionellen Neutralitätspolitik der Kurfürſten Joachim und Johann Sigismund zurückgekehrt, der auch Friedrich der Große mit gewohnter Einſicht beigepflichtet hat. Sollte auch an den confeſſionellen Gewöhnungen und Sonderthümlichkeiten manches Unnatürliche und Krankhafte ſeyn, was ſich aus der böſen Zeit der Glaubenstrennung und der fanatiſchen Einſeitigkeit fortgeerbt hat, ſo will es doch auch als Krankheit geſchont ſeyn.

Dasſelbe gilt faſt noch mehr in Bezug auf die Schulfrage.

denn hier handelt es ſich nicht blos um confeſſionelle Gegenſätze, welche geſchont ſeyn wollen, ſondern um das religiöſe und ſittliche Gefühl der ganzen Nation. Die ungeheure Mehrheit aller Eltern, welcher Confeſſion ſie auch angehören mögen, mißbilligt doch gewiß die confeſſionsloſe Schule, weil ſie die Jugend der Gefahr ausſetzt, daß gewiſſenloſe Lehrer ihr die angeborene und im elterlichen Hauſe gepflegte religiöſe Pietät wegſchwindeln. Das iſt keine müſſige Beſorgniß, denn man weiß, daß Dieſterweg und ſein ganzer großer Anhang mittelſt der Schule ausdrücklich die Kirche zerſtören zu können gehofft hat.

Es wäre freilich beſſer, wenn in manchen Gegenden Süddeutſchlands die confeſſionelle Schule ihre Berechtigung niemals mißbraucht hätte, um von Jugend auf eine Dummheit und einen Wahn im Volke zu nähren, wie ſie jetzt noch immer vorkommen. In vorzugsweiſe katholiſchen, obgleich conſtitutionellen Ländern wird durch Schule und Klerus das gemeine Volk in einer wirklich erſchreckenden Unwiſſenheit und werden Vorurtheile und unſinnige Vorſtellungen in ihm erhalten, die in Erſtaunen ſetzen, wenn ſie zu Tage kommen. Als im Juli 1866 die Preußen vor Würzburg ſtanden, enthielt die Neue Würzburger Zeitung wörtlich folgende Mahnung an die Einwohnerſchaft: „Da die Preußenfurcht in hieſiger Stadt von einigen Fanatikern dadurch genährt wird, daß ſie der niedern Volksklaſſe glaubwürdig zu machen ſuchen, die Katholiken müßten, wenn die Preußen kämen, alle proteſtantiſch werden, ſo halten wir es für unſere Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen, daß in Preußen große Provinzen faſt ausſchließlich von Katholiken in einer Anzahl von 6 Millionen (alſo mehr als in Bayern) bewohnt ſind, und dieſelben unbeirrt ihren Cultus ausüben.“ Die „einigen Fanatiker“ würden dem Volk ſolchen Unſinn nicht haben einreden können, wenn der Unſinn nicht ſchon zu Hauſe und in der Schule geblüht hätte. In Böhmen glaubten die Weiber

ſogar, die Preußen freſſen Kinder, und flüchteten mit Angſtgeheul die ihrigen.

Vergleichen wir, wie ſich das Haus Habsburg in Religionsangelegenheiten zum Hauſe Zollern verhalten hat, ſo finden wir, daß ſich das erſtere von Anfang an und unabänderlich dem Romanismus gegen den Germanismus angeſchloſſen hat, ſo zwar, daß es, ſchon ſeit dem 15. Jahrhundert im Bunde mit dem italieniſchen Papſt und dem König von Frankreich, wie zur Zeit des Conſtanzer und Basler Concils, ſo auch zur Zeit der Reformation das gerechte und dringende Verlangen einer Reinigung der Kirche von ihren groben Mißbräuchen zurückgewieſen, ſich ſolidariſch mit den romaniſchen Staaten gegen die Reformpartei in Deutſchland vereinigt und dadurch bewirkt hat, daß die Reformation eine Halbheit blieb, ſich nur auf den germaniſchen Norden Europas beſchränkte und auch hier durch die Fürſtenpolitik zu Einſeitigkeiten und Mißſtänden abgelenkt wurde, während die altkatholiſchen Mißbräuche unter dem Schutz der katholiſchen Fürſten und unter der Bedingung fortdauern durften, daß Papſtthum und Jeſuitenorden fortan die Völker in Zucht nehmen und zu dummen Schafheerden machen ſollten, welche die deſpotiſchen Fürſten fortan auf's bequemſte nach Beſeitigung aller germaniſchen Verfaſſungen und Freiheiten, ſcheeren dürften.

So wurden in Frankreich die altfränkiſchen Freiheiten vernichtet, die ſtändiſche Vertretung in den Provinzen zu einem Schattenſpiel herabgewürdigt und der König durfte ſich zum unumſchränkten Alleinherrn machen, gleich den heidniſchen Kaiſern des alten Rom. Nur den Adel begünſtigte er und ließ das Volk von ihm bedrücken, um ſich ſeiner Dienſte zu verſichern, und eben ſo die Biſchöfe, die mit dem Hofadel verſchmolzen und ſich offener Lüderlichkeit nicht mehr ſchämten. In Spanien geſchah daſſelbe, nur daß hier die Habsburger die Kirche auf eine

erzählt worden ist. In der Zwischenzeit machten die russischen Schiffe Jagd auf die türkischen, die sich aber so viel als möglich zurückgezogen hielten. Der kluge Kapudan-Pascha, Pa pudschi-Achmed, lief mehrmals aus dem Bosphorus aus, hütete sich aber, dem Admiral Greigh zu begegnen. Doch gelang es dem letztern, bei Verfolgung des erstern, 20 türkische Küstenfahrzeuge zu erbeuten und eine neu erbaute türkische Fregatte zu verbrennen, am 16 Mai. Dagegen erlitten die Russen wieder am 26 Mai einen bedeutenden Unfall. Der Kapudan-Pascha verließ den Bosphorus aufs Neue, um die vor demselben kreuzenden russischen Schiffe durch einen Handstreich zu nehmen. Eine russische Fregatte und zwei Briggs ließen sich überfallen. Einer Brigg gelang es zu entkommen, die andere, der Merkur, befehligt von dem Major Kasarsky leistete einen heldenmüthigen Widerstand, indem sie allein sich mit zwei großen türkischen Linienschiffen in den Kampf einließ und ihn glücklich bestand. Die That ist zu schön, als daß sie nicht hier ausführlich nach dem russischen Bericht erzählt werden sollte. „Der Merkur vermochte, selbst mit Anstrengung aller Kraft seiner Segel, nicht seinen Verfolgern aus dem Gesichte zu kommen. Zwei der besten Segler der feindlichen Flotte: das Linienschiff von 110 Kanonen, der Kapudan Pascha, und ein anderes von 74 Kanonen, unter der Admiralsflagge, näherten sich ihm mehr und mehr, und um 2 Uhr Nachmittags befanden sie sich nur auf anderthalb Kanonenschußweite von unserer Brigg. In diesem Augenblicke schien ein günstiger Umstand dem Merkur neue Hoffnung zum Entkommen darzubieten; der Wind, der bis dahin ziemlich frisch geweht hatte, legte sich plötzlich, und der Capitänlieutenant Kasarsky suchte nun durch Rudern

noch ſündhaftere Weiſe als Mittel für ihren Deſpotismus mißbrauchten. Wenn Biſchof Hefele die Kirche entſchuldigt hat, die Greuel der ſpaniſchen Inquiſition könnten ihr nicht zur Laſt fallen, weil ſie vom Deſpotismus der Könige ausgingen, ſo hat er recht, doch hätte ſich die Kirche zum dienſtwilligen Mittel für ſolche Miſſethaten niemals hergeben ſollen. Die deutſchen Habsburger in Wien ließen ſich von denen in Spanien viel zu ſehr beeinflußen und obgleich ſie klug genug waren, keine eigentliche Inquiſition auf deutſchem Boden einzuführen, weil ſie das allzuſehr würde verhaßt gemacht haben, ließen ſie es doch an unbarmherziger Verfolgung ihrer proteſtantiſchen Unterthanen in Oeſterreich, Böhmen und Ungarn nicht fehlen und ahmten den Monarchen in Spanien und Frankreich inſofern nach, als auch ſie alle Freiheit in ihrem Bereich unterdrückten, in den Poſtulaten-Landtagen der einzelnen Kronländer auch nur ein parlamentariſches Schattenſpiel fortſpielen ließen und ausſchließlich Adel und Biſchöfe begünſtigten und in die Sphäre ihres Hofes zogen. Dies fiel ihnen um ſo leichter, als der freiſinnige und großentheils der Reformation zugeneigte kleine Landadel in der Ferdinandeiſchen Verfolgungszeit ausgerottet worden war und ihre confiscirten Güter zu großen Latifundien jener Günſtlinge zuſammengeſchmolzen wurden, die den Habsburgern als Generale und Schergen der Gewalt am eifrigſten gedient hatten. Das waren zum guten Theil Italiener, Spanier, Slaven und ſonſtige Fremde, die jeſuitiſche Bande, welcher Wallenſtein zum Opfer gefallen iſt.

Die Jeſuiten in Oeſterreich ſtanden mit denen in Spanien und Frankreich in immerwährender enger Verbindung und bildeten das Schleppſeil, an welchem die Politik der öſterreichiſchen Habsburger von den ſpaniſchen nachgezogen wurde. Hof und Adel in Wien nahmen ganz die Formen des Hofes in Madrid und der ſpaniſchen Granden an. Desgleichen die geiſtlichen

Schauſtellungen und Vergnügungen mit einziger Ausnahme der Autodafés. Mit Stierhetzen wurde wenigſtens ein Anfang gemacht und der Prado von Madrid im Wiener Prater nachgeahmt. Mit der Schauluſt des romaniſchen Südens drang auch deſſen Sinnlichkeit in das Wiener Volksleben ein.

Was hätte Karl V Großes erreichen können, wenn er als deutſcher Kaiſer auch nur deutſches Intereſſe vertreten hätte! Retroſpective Conjecturalpolitik iſt zwar in vielen Fällen etwas Lächerliches, weil geſchichtliche Thatſachen ſich nicht mehr ändern laſſen, doch kann ſie dienen, die Motive dieſer Thatſachen zu beleuchten, woraus ſich Belehrungen für die Zukunft ſchöpfen laſſen. Inſofern iſt die Betrachtung, wie viel beſſer es für Deutſchland geweſen wäre, wenn Karl V ſich zur Reformation bekannt hätte, nicht ganz müßig. Gar manche Einſeitigkeit der reformirten Staatskirchen erklärt ſich einzig daraus, daß die Reformation eine Halbheit bleiben mußte, weil der Kaiſer ihr entgegentrat.

Dem politiſchen Syſtem, wie es ſeit Kaiſer Karl V in Oeſterreich gehandhabt wurde, fehlte alle und jede Natürlichkeit und Angemeſſenheit für einen deutſchen Volksſtamm, es wurde demſelben nur durch blutige Tyrannei in den Religionskriegen aufgezwungen und nachher durch Panem et Circenses erleichtert, machte aus ihm aber etwas, was nie aus ihm hätte gemacht werden ſollen. Denn erſtens und vor allem war es ein undeutſches, ein welſches, ſpaniſch-italieniſches Syſtem, welches darauf ausging, nicht nur Oeſterreich vom übrigen Deutſchland abzuſperren, ſondern auch den deutſchen Geiſt durch die lateiniſche Jeſuitenſchule und durch die ſpaniſch-italieniſche Mode zu unterdrücken. Ein Wunder, daß man noch den Stephansthurm ſtehen ließ, dieſe Denkſäule germaniſchen Geiſtes, daß man ſie nicht auch wie ſo viele hundert andere gothiſche Kirchen und Kapellen niederriß, um ſie durch die häßlichen Kirchen und Birnthürme des Jeſuitenſtyls zu erſetzen, der von dem gothiſchen Ideale chriſtlicher Kirchen zum heidniſchen

Rundbogen und zur geiſtloſen Renaiſſance zurückkehrte. Weil das Haus Habsburg ſich lieber auf Spanier und Italiener, auf die Welſchen ſtützte, als auf die Deutſchen, ſollten ſeine deutſchen Unterthanen ſo viel als immer möglich entdeutſcht, ſollten ſie verwelſcht werden.

Zum Vermittler zwiſchen dem weltlichen Deſpotismus der habsburgiſchen und bourboniſchen Höfe mit dem Papſt und einſeitigen Romanismus der Kirche wurde der Jeſuitenorden auserſehen. Aus ihm wurden einerſeits die Beichtväter der weltlichen Kaiſer und Könige, die päpſtlichen Agenten an den Höfen und andrerſeits die Lenker des Schulweſens in allen katholiſchen Staaten gewählt. Als Beichtväter waren ſie Höflinge der Fürſten, ſchmeichelten deren Maitreſſen, duldeten die ſchamloſeſte Lüderlichkeit der Höfe und hatten nichts dagegen, wenn ſich der ſog. allerchriſtlichſte König als heidniſcher Jupiter abmalen und vergöttern ließ oder als Sultan ein Serail hielt. Als Alleinherrn in allen katholiſchen Akademien und Schulen pflegten ſie mit der lateiniſchen Sprache auch nur die Renaiſſance, das Studium und die Nachahmung der heidniſchen Claſſiker und des antik-heidniſchen Geſchmacks in Wiſſenſchaften und Künſten. Alles Deutſche war ſyſtematiſch von ihrer Schule ausgeſchloſſen und aus dem gleichen Grunde, aus welchem ſie die gothiſchen Kirchen niederriſſen, verſenkten ſie alle Erinnerungen der altdeutſchen wiſſenſchaftlichen Poeſie, mochte ſie auch noch ſo frommkatholiſch ſeyn, in Vergeſſenheit. Da der Jeſuitenorden hauptſächlich nur auf die höhern Stände und die Städte einwirken konnte, wurde ihm der Kapuzinerorden ausdrücklich zu dem Zweck neben- und untergeordnet, um das gemeine Volk auf dem Lande durch draſtiſche Mittel, wovon ſelbſt die populäre Spaßmacherei nicht ausgeſchloſſen war, zu haranguiren.

Ueberhaupt wurde es Syſtem des Neukatholicismus im Intereſſe und Dienſt des weltlichen Deſpotismus, das Volk mit allerlei Tand zu erluſtigen und zu beſchäftigen, damit es zufrieden

ſey, alles ernſte Nachdenken unterlaſſe und nie mehr, wie in der Reformationszeit, die Kirche oder die Regierung ſelbſt zu kritiſiren anfange. Das allein war der Zweck der läppiſchen, kindiſchen, an ſich der Kirche unwürdigen, ganz unnöthigen, oft ſogar unſinnigen neuen Wunder, Feſte, Andachten, Ceremonien und Spielereien, wie ſie vorher im verſtändigeren Mittelalter in ſolchem Uebermaaße niemals vorgekommen waren und jetzt erſt dem einfältigen Volke octroyirt wurden.

Während aber das ultramontane oder romaniſche Syſtem in Oeſterreich allem germaniſchen Geiſt widerſtrebte, denſelben verbannte und unterdrückte, wo er ſich blicken ließ, daher auch die Germaniſirung ſeiner ſlaviſchen Kronländer nicht mehr fördert und vor allen Dingen den Proteſtantismus bekämpfte und mittelſt der Jeſuiten in den proteſtantiſchen Fürſtenhäuſern Proſelyten zu machen ſuchte und mehrfach auch wirklich machte, verſäumte es alles, was ſo dringend nothwendig geweſen wäre, gegenüber der griechiſchen, vorzugsweiſe ſlaviſchen Kirche vorzukehren. Der deutſche Kaiſer hätte ſich naturgemäß auf den Germanismus ſtützen ſollen, gegenüber dem Romanismus und Slavismus zugleich. Statt deſſen verſchloß er ſich dem Germanismus, ließ den Romanismus in ſeine deutſchen Erblande eindringen, ſiſtirte die Eroberungen germaniſcher Civiliſation in den ſlaviſchen Grenzlanden und ließ im Czaarenthum der Slaven eine Macht heranwachſen, von der Oeſterreich früher oder ſpäter geographiſch umfaßt und in ſeiner Exiſtenz bedroht werden mußte.

Sich auf den Romanismus allein zu ſtützen, war für die deutſchen Habsburger um ſo bedenklicher, als ſie ſich gar nicht im Beſitz der Hegemonie im romaniſchen Europa befanden, dieſe vielmehr zwiſchen Spanien und Frankreich getheilt war und Wien nur die untergeordnete dritte Rolle ſpielte. Der aus Welſchland nach Oeſterreich herübergezogene Adel, die welſchen Muſikmacher und Komödianten, die ſich in Wien etablirten, und die ganze

ruhmwürdige Jesuitenschule mit ihrem ausschließlichen Latein nutzten den deutschen Habsburgern auf die Dauer gar nichts, denn es war nicht möglich, die Deutsch-Oesterreicher, wenn man sie auch noch so sehr vom protestantischen Norddeutschland absperrte, zu Welschen zu machen. Die Sprache, das Naturell des gemeinen Volks blieb doch deutsch und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fiel dieses welsche Wesen wie eine schlechte Mauerverkleidung von den Oesterreichern ab, sobald der Jesuitenorden aufgehoben war. Nun aber offenbarte sich erst die arge Versäumniß, welche sich die Habsburger hatten zu schulden kommen lassen, indem sie zweihundert Jahre lang ihre deutschen Unterthanen an der Entwicklung deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft und Literatur, die sich im protestantischen Deutschland in reicher Blüthe entfalteten, nicht hatten theilnehmen lassen.

Gerade vom Edleren und Besseren in der protestantischen Literatur Norddeutschlands wurde in Oesterreich am wenigsten bekannt. Der sittliche Ernst, die wissenschaftliche Tiefe dieser Literatur blieb den Oesterreichern fremd. Nur das Frivole und Lustige fand Anklang. So wurde Blumauer, ein platter Nachahmer Wielands, mit seinen Späßen der Lieblingsautor der Wiener. Die Aristokratie, von welcher die deutsche Sprache überhaupt verachtet wurde, labte sich an Voltaire und andern unzüchtigen Religionsspöttern Frankreichs. Diese frivole Mode wurde besonders auch an den von Wien aus geschützten und beeinflußten geistlichen Höfen herrschend. Vorleser des Kurfürsten von Mainz wurde der unzüchtige Heinse, Günstling des Kurfürsten von Köln der freche Freigeist Eulogius Schneider. Am kurtrierischen Hofe durfte Hontheim den Antrag stellen, die deutschen Bisthümer von Rom unabhängig zu machen. Das geschah aber weniger im Interesse einer sittlichen Reform, als im Interesse der geistlichen Fürsten, die sich auf ihren Lustschlössern und unter ihren Maitressen und Kammerherrn, bei ihren Jagd- und Spielpartien und

im Theater ſchon längſt nur noch als weltliche Fürſten gefühlt hatten und den läſtigen geiſtlichen Talar gern von ſich abſchütteln wollten. Wäre ein frommer Sinn und ein ſittliches Bedürfniß der von Joſeph II und Hontheim verlangten Losreißung von Rom zu Grunde gelegen, ſo hätten die öſterreichiſchen und rheiniſchen Katholiken ſich doch wohl einfach an die Proteſtanten anſchließen dürfen, deren frommer Sinn und ſittliches Bedürfniß ſchon eine Reformation gemacht hatte. Davon war aber entfernt nicht die Rede. Man fiel aus dem craſſeſten Aberglauben unmittelbar in den frivolſten Unglauben, ganz ebenſo wie in Frankreich.

Der Unglauben und die Frivolität der joſephiniſchen Zeit hat in den gebildeten Claſſen fortgedauert und ſich in der letzten Zeit mit dem modernen Liberalismus verſchwiſtert, wozu denn auch die Judenwirthſchaft und die faſt ausſchließliche Judenherrſchaft in der Preſſe mitgewirkt haben. Nur im gemeinen Volke, das wenig lieſt oder gar nicht leſen kann, herrſcht noch der alte Köhlerglauben. Durch das Concordat hoffte Fürſt Schwarzenberg den Kirchenglauben in Oeſterreich auch bei den gebildetern Mittelklaſſen wieder zu ſtärken. Das war aber ſeit Metternichs lüderlicher Regierung nicht mehr möglich. Zu ſeinem Glücke ſtarb Schwarzenberg, ehe er die Erfolgloſigkeit ſeiner Concordatspolitik erleben konnte. Dieſes Concordat, welches den liberalen Philiſtern im proteſtantiſchen Deutſchland ſo viele Sorge machte, iſt nie eine Wahrheit geworden, iſt immer nur ein Phantom geblieben. Es hat dahin geführt, daß proteſtantiſchen Leichen das Begräbniß auf katholiſchen Kirchhöfen verweigert wurde, und darüber hat man einen großen Lärm aufgeſchlagen. In viel wichtigern Angelegenheiten, in denen das Concordat ſeine Macht hätte entfalten, oder wenigſtens ſeine Exiſtenz beweiſen ſollen, ſchien es verſchwunden zu ſeyn. Es iſt nie und nirgends der Judenwirthſchaft entgegengetreten, die Oeſterreichs Finanzen ruinirt hat. Das Concordat hat nie und nirgends etwas geleiſtet, um der ruſſiſch-griechiſchen Propa-

ganda, welche das öſterreichiſche Intereſſe ſo ſehr gefährdet hat, entgegenzuwirken. Das Concordat hat nie und nirgends der gräulichen Sittenloſigkeit Einhalt gethan, welche den edlen Feldmarſchall-Lieutenant von Welden veranlaßte, die Hauptſtadt Wien einem faulenden Miſthaufen zu vergleichen. Das Concordat hat nie und nirgends einen Heiligen in Oeſterreich hervorgebracht, auf keiner Univerſität, in keinem Prieſterſeminarium, in keinem Kloſter auch nur einen einzigen großen Theologen, großen Prediger, prophetiſchen und zürnenden Geiſt, der irgend einen Enthuſiasmus für den Glauben in der Jugend entzündet, das Volk über das Gemeine erhoben hätte. Schon Jarcke klagte, wie wir in ſeinem Nachlaß leſen, über die gänzliche Religionsloſigkeit des metternich'ſchen Kabinets und der von demſelben abhängigen Biſchöfe, über den gänzlichen Mangel an Glaubenskraft, Gottesfurcht und Gottesminne, während man äußerlich das kirchliche Ceremoniell beobachtete und es an katholiſchem Schein und Prunk nicht fehlen ließ. Jarcke, der oſtpreußiſche Convertit, mit dem ich in Bonn zuſammen ſtudirte, war von romantiſcher Schwärmerei für das Mittelalter dahin getrieben worden, ſich von der proteſtantiſchen Kirche Norddeutſchlands zu trennen, nach Wien zu gehen und katholiſch zu werden, fand ſich aber dort in ſeinen romantiſchen Erwartungen ſchlimm getäuſcht. Ich kannte noch einen andern Convertiten, einen Theologen, gleichſam einen deutſchen Puſeyiten, der katholiſcher Prieſter wurde, aber, auf eine Pfarrei an der Donau verſetzt, ſich bitterlich in ſeinen Briefen an einen alten Freund beklagte, er habe keinen Umgang, denn die Geiſtlichen der Umgegend ſeyen unwiſſend, ſinnlich, ordinair; mit ſeinen ehemaligen Feinden, den Hegelianern, habe er in Preußen doch disputiren können, es ſey doch Leben und Geiſt dageweſen, wovon man hier nichts wiſſe.

Das Concordat iſt in Frage geſtellt. Der Sturm gegen daſſelbe, hauptſächlich von Seite der Deutſch-Oeſterreicher, hat

den Kaiſer, wie Greuter glaubt, ſehr gegen ſeinen Willen und ſeine Ueberzeugung, zur Nachgiebigkeit gegen ſein liberales Miniſterium gezwungen. Wenn es aber auch je wieder zu voller Geltung kommen könnte, ſo würde die kaiſerliche Regierung doch nicht den Nutzen davon ziehen, den einſt Schwarzenberg gehofft hatte, denn ſeitdem der Nationalitätenkampf in allen Kronländern entbrannt iſt, weicht das religiöſe Intereſſe dem nationalen. Der ungariſche Katholik iſt eher Ungar als Katholik. In Böhmen verbindet ſich ſogar der Ultramontane mit dem Huſiten, wenn es gilt, czechiſches Nationalintereſſe gegen die deutſche Regierung in Wien zu verfechten.

Indem wir dieſen Wirren in Oeſterreich nachdenken, werden unſere Blicke unwillkürlich nach Rom hingelenkt. Auch in Rom iſt alles ungewiß und gerade je höher dort die Infallibilität ihr Banner hebt und je ſtolzer es entfaltet, um ſo wahrſcheinlicher wird der Wind es ergreifen und umwerfen. Denn es iſt kein Baum, der einwurzeln könnte. Das Concil iſt überhaupt nicht zuſammengekommen in einer rein kirchlichen Angelegenheit, die irgend preſſirt hätte oder an der Zeit geweſen wäre. Es hat nur, wie alle frühern Concile zu allen Zeiten, politiſche Motive gehabt. Die Kirche war nicht der Zweck, ſondern nur das Mittel.

Die vulgäre Meinung des proteſtantiſchen und liberalen Publikums, von der die Tagespreſſe überfließt, geht dahin, daß die Berufung des Concils ein Werk der Jeſuiten, eine exorbitante Anmaßung des Ultramontanismus ſey, wie denn von jeher die zeitungleſenden Philiſter die Abhängigkeit des Papſtthums von der Politik der weltlichen Großmächte mißkannt, ſich immer eingebildet haben und heute noch einbilden, man habe in Rom immer nur eine allmächtige Hierarchie im Sinne gehabt und ſey von Herrſchgier trunken geweſen, während die armen Päpſte ſich immer haben nach der Decke ſtrecken müſſen, die ihnen von der weltlichen Politik übergeworfen wurde. Daß die Gregore und

Innocenze nur ſeltene Ausnahmen von der Regel waren, iſt bekannt. Die Abhängigkeit des Papſtthums von der Gunſt oder Ungunſt der weltlichen Großmächte iſt heute faſt noch augenſcheinlicher als je in einer früheren Zeit. Man ſollte die römiſche Kurie doch nicht für ſo einfältig halten, daß ſie dem geſammten Liberalismus der Zeit und dem Staatsintereſſe ſämmtlicher Großmächte zugleich trotzen und in ihrer Ohnmacht etwas Unmögliches durchſetzen wollte.

Weil man bei einigen Ultramontanen, jedoch weniger in als außerhalb Rom ſelbſt, einen blinden und raſenden Fanatismus wahrgenommen hat, iſt hin und wieder die Vermuthung aufgetaucht, Papſt Pius IX ſehe überhaupt den nahen Untergang des Papſtthums voraus und wolle es noch einmal in ſeiner ganzen Würde repräſentiren, wie die edlen Spartaner, ehe ſie in den Schlachtentod gingen, ſich noch königlich ſchmückten, oder wie die Zeloten in der von Titus belagerten Stadt Jeruſalem gleichſam Jehovatrunken in ihrem Tempel ſich für unbeſiegbar erklärten, indem tauſendfacher Tod ſie umdrohte.

Warum iſt man nicht gar noch auf die Vermuthung gekommen, die Jeſuiten hätten ſich vom ruſſiſchen Czaaren beſtechen laſſen, um ein neues Schisma in der abendländiſchen Kirche herbeizuführen und für eine allgemeine kirchliche Anarchie zu wirken, die am Ende die ganze bedrängte Chriſtenheit dahin führen würde, ohne ihre letzte Rettung im ſichern Hafen des Popenthums zu ſuchen?

Man darf annehmen, daß der Plan der Einberufung eines Concils in großer Nüchternheit gefaßt worden iſt und in genauer Erwägung der politiſchen Zeitumſtände. Die Vermuthung liegt demnach nahe, daß er, wenn auch nicht mit Napoleon III verabredet, doch vorzugsweiſe im Hinblick auf ſeine bekannte romaniſche Politik und zu Gunſten derſelben gefaßt worden iſt. Wie Napoleon I alles daran ſetzte, alle Länder romaniſcher Race in ſeinem großen Reiche zu vereinigen, ſich ſelbſt gern den Kaiſer des Occidents

nannte, den Nachfolger Karls des Großen, und er ſich des Papſtes als ſeines Werkzeugs verſichern wollte, ſeinen Sohn König von Rom nannte, ſich ſelbſt als kaiſerlichen Palaſt in Rom den Quirinal vorbehielt und ſich, wenn er in Rußland geſiegt hätte, ohne Zweifel in Rom zum römiſchen Kaiſer hätte krönen laſſen, ſo verfolgte auch ſein Neffe, wenn auch mit andern Mitteln, doch unabläſſig daſſelbe Ziel. Romaniſche Länder außerhalb Frankreich waren Italien, Rumänien, Spanien und Portugal, Südamerika und Mexiko. In alle dieſe Länder hat er nach und nach ſeine Angelhaken ausgeworfen, um ſie zu Frankreich herüber zu ziehen, mittelbar oder unmittelbar in die Machtſphäre Frankreichs hineinzuziehen. Zuerſt Italien. Die Welt weiß, mit welcher überlegenen Taktik er den Protektor des Papſtes und der Revolution zugleich geſpielt hat und, ohne es mit dem Klerus zu verderben, der Revolution die Mithülfe ſeiner Waffen lieh, um Oeſterreich aus Italien zu verdrängen und dieſes ſchöne Land ausſchließlich ſeinem Einfluß zu unterwerfen, zwei Provinzen desſelben ſogar unmittelbar mit Frankreich zu vereinigen. Der König von Italien war nur wie früher Eugen Beauharnais und Joachim Murat der Vaſall Frankreichs.

Sofort kamen die Rumänen an die Reihe, ein in Sclaverei vegetirendes Volk, von dem die größere Mehrheit den Türken in der Moldau und Wallachei, zwei Minderheiten in Beſſarabien den Ruſſen, in Siebenbürgen Oeſterreich unterthan ſind. Es gelang Napoleons III geſchickter Diplomatie, nach dem Krimkriege die Wallachei und Moldau, die bisher von zwei verſchiedenen Hospodaren regiert waren, zum erſtenmal zu einem einigen rumäniſchen Reiche unter dem ganz von ihm inſpirirten Fürſten Couza zu verſchmelzen.

Drittens verfolgte Napoleon III ganz insgeheim einen ähnlichen Plan in Bezug auf Spanien. Warum hätten ſich nicht Spanien und Portugal in ein einiges ſog. iberiſches Reich auf

das Weite zu gewinnen. Dieſe Hoffnung dauerte jedoch nicht lange. Um halb 3 Uhr wurde der Wind wieder friſcher; der Feind rückte eilig heran und begann das Feuer mit ſeinen vorderſten Stücken. Unvermeidlich wurde nun die Uebergabe der Brigg, oder der ungleichſte Kampf, der je ſtatt gefunden hat. Unter dieſen Umſtänden hielt es der Capitänlieutenant Kaſarsky für ſeine Pflicht, die Officiere des Fahrzeugs zu einem Kriegsrathe zu verſammeln, und hier wurde einmüthig für das Letztere geſtimmt. Der Steuermann L. Prokofieff war der Erſte, der den Vorſchlag that, die Brigg in die Luft zu ſprengen, und dieſem gemäß wurde beſchloſſen, ſich ſo lange wie nur immer möglich zu vertheidigen; ſollte aber das Schiff einen Leck bekommen, deſſen man mit den Pumpen nicht mehr Herr werden könnte, die Brigg an eines der feindlichen Schiffe zu legen, um von demjenigen der Officiere, der alsdann noch am Leben ſeyn würde, in die Luft geſprengt zu werden, zu welchem Behufe eine geladene Piſtole in die Pulverkammer in Bereitſchaft gelegt wurde. Kein geringerer Heldenſinn beſeelte die ganze übrige Mannſchaft. Jeder brannte vor Begierde, ſich mit dem mächtigen Feinde zu meſſen und einen ruhmvollen Tod unter ſeiner Flagge zu finden. — Hierauf begann auch der Merkur das Feuer. Bald darauf wurde er indeſſen von dem größten der beiden Schiffe umgangen und mit einer vollen Lage bedroht; doch durch den Muth und die Geſchicklichkeit ſeiner Equipage entging er, vermittelſt einer kühnen und raſchen Bewegung, wobei die feindliche Salve ganz verloren ging, der drohenden Gefahr. Endlich gelang es den feindlichen Schiffen, unſere Brigg in ihre Mitte zu bekommen, und unter dem ununterbrochenen Donner der Kanonen wurde ſie vom Kapudan

der pyrenäiſchen Halbinſel verſchmelzen und unter die Aegide Frankreichs ſtellen laſſen, wie die bisher getrennten Königreiche, Großherzogthümer und Herzogthümer auf der apeninniſchen? Die bourboniſche Dynaſtie in Spanien, nur noch in der Perſon eines ſchwachen und unſittlichen Weibes repräſentirt, ſchien ſich zum Ende zu neigen, der minder mächtige, jedoch weit fähigere König von Portugal als Eidam des Königs von Italien und Schwager des Prinzen Napoleon dagegen ganz geeignet, unter dem Schutze Frankreichs die Krone von Liſſabon mit der von Madrid zu vereinigen. Das war der ſog. iberiſche Plan, der zunächſt am Widerſtande der Portugieſen ſcheiterte. Indem ihn der Kaiſer der Franzoſen aber einſtweilen vertagte, durfte er hoffen, durch den Schutz, den er der Königin Iſabella von Spanien zuſicherte und dem ſie ſich blind hingab, ſeinen Plan auf Spanien in anderer Weiſe durchſetzen zu können.

Viertens wollte ſich Napoleon III auch der Spanier in der neuen Welt annehmen und glaubte bereits, es ſey nicht mehr nöthig, aus ſeiner romaniſchen Politik ein Geheimniß zu machen. Denn indem er eine franzöſiſche Armee nach Mexiko ſandte und den Befehl über dieſelbe dem General Forey anvertraute, verkündete er in einem offenen Briefe an denſelben, ſeine Abſicht ſey, der geſchwächten und ziemlich verkommenen romaniſchen Race wieder Stärke und Glanz zu verleihen. Zu dieſem etwas gewagten Schritte verleitete ihn der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgebrochene Bürgerkrieg. Während ſich hier die germaniſche Race ſelber zerfleiſchte und ſchwächte, ſollte die romaniſche zu einer neuen Einheit und Blüthe gedeihen. Wenn er für ſich Mexiko hätte erobern wollen, ſo würde das die Eiferſucht der europäiſchen Großſtaaten erregt haben. Er ſchickte alſo, ſcheinbar uneigennützig, den unglücklichen Erzherzog Maximilian als Kaiſer des künftigen mexikaniſchen Reichs mit ſeinen Truppen über das atlantiſche Meer. Der neue Kaiſer würde jedenfalls von ihm

abhängig, sein Vasall geblieben seyn, wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, daß die französischen Truppen sich in Mexiko hätten halten können. Daß sich übrigens ein österreichischer Erzherzog dazu hergab, der französischen Politik zum Werkzeuge zu dienen, hat nur auf's neue bewiesen, wie traditionell die romanischen Sympathien auch noch bei den Nachfolgern der Habsburger fortdauern. Eines deutschen Kaisersohnes war dieser Dienst nicht würdig, am wenigsten in einem Zeitpunkt, in welchem Frankreich das österreichische Kaiserhaus seines ganzen alten Einflusses in Italien beraubt hatte.

Bei der mexikanischen Expedition muß großes Gewicht darauf gelegt werden, daß die Anregung dazu von Labastida, dem Erzbischof von Mexiko, und mehreren andern Häuptern der dortigen klerikalen Partei ausgegangen ist, daß Maximilian und seine Gemahlin, ehe sie Europa verließen, nach Rom reisten, um sich den Segen des Papstes geben zu lassen. Man hat diesem Umstande nicht viele Wichtigkeit beigelegt, aber er bewies, wie eng das katholische und romanische Interesse hier sich paarten, worauf man zu achten hat, sofern auch die Concilsfrage einigermaßen dadurch beleuchtet wird. In Paris erschien eine anonyme Flugschrift, worin angedeutet war, Maximilian qualificire sich zum deutschen Kaiser, wenn er etwa nicht in Mexiko verbleiben könne. Solche vage Gerüchte können allerdings keinen geschichtlichen Werth ansprechen, allein man erkennt doch daraus, daß sich jemand in Frankreich mit der Frage beschäftigte, inwiefern Oesterreich der französischen Politik gegen Preußen behülflich werden könne, wenn nicht unter einem Franz Joseph, dann unter einem Maximilian.

Rußland wurde in Krimkrieg von Oesterreich auf Kosten Norddeutschlands begünstigt und unterstützt: aber Frankreich war nicht dazu zu bringen, daß Oesterreich für Rußland in's Feld zöge, und wie der Czaar sich die Hegemonie im Osten Europa's an-

geeignet hatte, ſo trachtete Napoleon III nach der Hegemonie im weſtlichen und ſüdlichen Europa. Italien, ein durchaus romaniſches, alſo Frankreich näher verwandtes Land, worin bisher Oeſterreich das Uebergewicht hatte, ſollte demſelben entriſſen und der franzöſiſchen Machtſphäre einverleibt werden. Bei ſeiner betrügeriſchen Armeeverwaltung konnte Oeſterreich das Feld nicht halten, wollte ſich aber von Preußen, welches ihm als Mitglied des deutſchen Bundes treulich zu Hülfe kam und ſchon marſchiren ließ, abſolut nicht helfen laſſen, und warf nur in dieſem principiellen Trotz die Lombardei weg, die es mit preußiſcher Hülfe behalten hätte. Als ſich fünf Jahre ſpäter Preußen entſchloß, die vertragswidrige Tyrannei der Dänen in den deutſchen Elbherzogthümern nicht länger zu dulden, ſchloß ſich ihm Oeſterreich an. Die Welt erſtaunte darüber, aber Oeſterreich that es nicht, um die deutſche Ehre zu retten, ſondern nur, um Preußen zu überwachen und um zu verhindern, daß Deutſchland einen dauernden Gewinn davon habe. Dänemark hatte früher immer am Bundestage mit Oeſterreich gegen Preußen geſtimmt und Oeſterreich ſich ſtets der Dänen angenommen. Oeſterreich allein war ſchuld, daß in Folge des Olmützer Vertrags die Elbherzogthümer wieder der däniſchen Rache preisgegeben wurden. Dieſelbe öſterreichiſche Politik wollte nun auch jetzt wieder nichts anderes, als Preußen die Elbherzogthümer ſperren, es nicht an die Nordſee laſſen, es an einer großartigen Entfaltung der deutſchen Marine hindern. Nur deshalb ſollte der Prinz von Auguſtenburg, obgleich er das Erbrecht mit Zuſtimmung Oeſterreichs längſt verwirkt hatte, der neue Souverän in den Elbherzogthümern werden. Von ihm erwartete Oeſterreich, er werde ſich an die andern Mittelſtaaten gemäß der Triasidee im herkömmlichen Haß gegen Preußen anſchließen und am Bundestage immer mit Oeſterreich gegen Preußen ſtimmen, wie es früher Dänemark gethan hatte. Es gelang Oeſterreich, faſt alle Mittelſtaaten mit ſich gegen Preußen zu verbinden, weil

die kleinen Herren nichts ſo ſehr fürchteten, als eine Einigung Deutſchlands unter Preußen, wobei ſie von ihrem bisherigen Souveränetätsrecht manches hätten einbüßen müſſen. Es gelang Oeſterreich ſogar auch, die deutſchen Liberalen zu übertölpeln, die dumm genug waren, wirklich ſchwarz für weiß und weiß für ſchwarz anzuſehen. Sie ließen ſich nämlich überreden, die öſterreichiſche Regierung ſey aufrichtig liberal geworden, eine Regierung, die nie etwas anderes geweſen war und nie eine andere ſeyn konnte, als eine abſolut monarchiſche, eben weil ſie von Anfang an der einfachen deutſchen Nationalität entſagt und ihre Macht im Gegenſatz gegen dieſe Nationalität auf ein Conglomerat heterogener und nur durch Gewalt zuſammen gehaltener Nationen gegründet hatte. Nur in der äußerſten Noth konnte dieſe Regierung dahin gebracht werden, eine liberale Maske vorzunehmen. Sobald der Nothſtand aufhörte, wurde auch die verhaßte Maske, gleich wieder weggeworfen. So hatte die Regierung in der Noth von 1848 eine liberale Verfaſſung gegeben, aber ſobald Windiſchgrätz Wien wieder erobert hatte, die Verfaſſung ſchnell beſeitigt und wieder abſolut regiert. Wer konnte zweifeln, daß ſie es auch nach 1860, als ſie zum zweitenmal in Noth kam und eine neue Verfaſſung zuließ, wieder thun würde, wenn ihr die Maske erſt entbehrlich würde? Aber die deutſchen Liberalen ließen ſich täuſchen, ſetzten die beſten Hoffnungen auf den neuen öſterreichiſchen Liberalismus und mißtrauten dagegen Preußen, als ſey und müſſe deſſen Politik eine reaktionäre und die eines ruſſiſchen Vaſallenſtaates ſeyn. Die preußiſche Politik, wie ſie König Wilhelm I ſchon gleich bei ſeinem Regierungsantritt und ehe noch Bismarck ſein Miniſter wurde, ankündigte und handhabte, war keine andere als die deutſche Nationalpolitik, was niemand beſſer und klarer begriff, als grade Oeſterreich, weshalb Oeſterreich ſich im Haß gegen Preußen eben immer mehr und mehr verbitterte. Das capirten aber die

Liberalen nicht und wenn es auf Geſchrei und Papier angekommen wäre, ſo würde die liberale Agitation in Vereinen und in der Preſſe Oeſterreich ungeheure Dienſte geleiſtet haben. Es kam aber auf etwas anderes an, auf die gute und gerechte Sache der deutſchen Nation, auf klare Geiſter und ſtarke Arme, die ſie verfechten.

Dieſe haben ſich gefunden, und in der Schlacht von Königgrätz wurde entſchieden, daß es noch eine deutſche Politik gebe und daß es den alten und neuen Feinden deutſcher Nationaleinheit nicht gelingen werde, ſie auch fernerhin unmöglich zu machen. Unmittelbar nach ihrer großen Niederlage verfuhr aber die habsburgiſche Politik wieder correct nach ihrem alten Syſteme und warf Venetien an Frankreich hin, um dieſe Macht zu ihrer Hülfe herbeizurufen und Deutſchlands Einheitsbeſtrebungen, die es ſelbſt nicht mehr hemmen konnte, durch Frankreich hemmen zu laſſen. Napoleon III wollte ſich aber nicht in einen Krieg mit dem erſtarkten Deutſchland einlaſſen, gönnte Oeſterreich ſeine Niederlagen und nahm ihm Venedig ab, ohne ihm dafür auch nur zu danken. Die nächſte Folge war, daß der Kaiſer von Oeſterreich Preußens erbittertſten Feind, den Herrn v. Beuſt, zu ſeinem erſten Miniſter machte und durch dieſen bei Rußland anklopfen ließ, ob ſich Rußland nicht vielleicht in ein Bündniß gegen Preußen hineinziehen laſſe, wenn Oeſterreich ihm den Orient preisgäbe. Beuſt erbot ſich wirklich, eine Reviſion des Pariſer Friedens von 1856 zu beantragen, d. h. Rußland die Donaumündungen zurückzugeben. Als Rußland nicht darauf einging, begann von Wien aus wieder das Kokettiren mit Frankreich und die Agitation in den ſüddeutſchen Mittelſtaaten, um ſie als Bundesgenoſſen gegen Preußen zu gewinnen.

Im Beginn des Jahres 1868 war die preußenfeindliche Preſſe, d. h. die Preſſe aller Staaten und Parteien, welche in der weitern Entwicklung des Norddeutſchen Bundes und in dem

allmäligen Zuſammenwachſen aller Deutſchen zu einem einigen Reiche, ihre Intereſſen für gefährdet hielten, auffallend rührig, ſo daß man hätte glauben können, der Krieg ſtünde nahe bevor. Der Chauvinismus in Frankreich wurde ſehr hitzig, der Exkönig von Hannover ließ es ſich viel Geld koſten, um Zeitungen zu beſtechen und Flugſchriften zu bezahlen, welche das deutſche Einheitswerk bekämpften und Schmähungen und Lügen ohne Zahl gegen Preußen ausſtreuten. Die Holländer, die Dänen mußten gleichfalls damals Feuer ſpeien. Das alles ließ ſich leicht erklären und dachte niemand dabei an Rom oder an eine bevorſtehende Uſurpation des Papſtthums, ſchon deswegen nicht, weil der in Oeſterreich offiziell gewordene Liberalismus gegen Rom Front machte. Nichtsdeſtoweniger hatten alle katholiſchen Blätter damals die Ordre erhalten, einen ſo wüthenden und gehäſſigen Anlauf als möglich gegen das proteſtantiſche Norddeutſchland zu nehmen, und das mußte einigermaßen auffallen, weil der Impuls dazu ohne Zweifel von Jeſuiten ausging, welche zu derſelben Zeit in Rom das Concil vorbereiteten. Man wollte wiſſen, Napoleon III, der damals noch nicht erkrankt war, habe im Sommer 1868 ſich ſchon auf einen Feldzug gefreut, in der Ueberzeugung, nichts würde ſeiner Sache mehr zu Statten kommen und ſeine Dynaſtie in Frankreich ſicherer befeſtigen, als wenn er die Rheingrenze gewänne*).

Während das europäiſche Publikum ſich durch gewiſſe Manöver täuſchen ließ, die einen tiefen Zwieſpalt nicht nur zwiſchen Rom und Wien, ſondern auch zwiſchen Rom und Paris vorausſetzen ließen, blickte doch aus andern Thatſachen eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen der Politik der Tuilerien und der römiſchen heraus. Der Papſt erhob einen Bonaparte zum Cardinal mit auffallender Bevorzugung in Rang und Titel. Der Papſt

*) Nach einer Correſpondenz im Schwäbiſchen Merkur 1870 Nr. 5.

überſandte der Königin Iſabella in dem Zeitpunkt, in welchem ſie ſich ganz dem franzöſiſchen Kaiſer in die Arme warf, zum „Lohne ihrer Tugend" die goldene Roſe. Jene Iſabella war durch ihr ſcandalöſes Leben beim ſpaniſchen Volk in tiefe Verachtung geſunken und bedurfte eines ſtarken Schutzes von außen. Indeſſen hatte ihr klerikales Miniſterium den letzten Aufſtand glücklich unterdrückt und ihr Thron ſchien wieder feſt zu ſtehen. Das Geheimniß ihrer Verbindung mit Napoleon III wurde nicht ſo ſtreng bewahrt, daß ſich nicht das Gerücht verbreitet hätte, es ſey im Werk, daß 40,000 Spanier Rom beſetzen und Italien hüten ſollten, damit Napoleon III ſeine franzöſiſchen Truppen aus Rom herausziehen und in Deutſchland verwenden könne, welches Frankreich im Bunde mit Oeſterreich ſofort angreifen werde. Genau in der nämlichen Zeit, in welcher ſich dieſes Gerücht verbreitete, kündigte Papſt Pius IX die Einberufung des großen ökumeniſchen Concils auf den 8. Dezember 1869 in Rom an. Das war im Sommer 1868. Wenn jenes von Madrid aus verbreitete Gerücht Wahrheit enthielt, ſo hätten die großen Echauffements der chauviniſtiſchen, beuſtiſchen, hiepingiſchen, particulariſtiſchen, demokratiſchen und ultramontanen Preſſe den Zweck gehabt, das Kriegsfeuer zu ſchüren, daß der europäiſche Krieg im Frühjahr 1869 hätte beginnen können. Wäre nun in dieſem Kriege Preußen durch Uebermacht beſiegt worden, ſo hätte dieſer Sieg der beiden katholiſchen Großmächte zugleich ein enormes Uebergewicht des Katholicismus über den gedemüthigten Proteſtantismus zu Tage gelegt und würde das grade in jene vorausgeſetzte Siegesperiode verlegte Concil eine ungemein paſſende Gelegenheit dargeboten haben, eine neue Politik für Europa feſtzuſtellen, welche dem Kaiſer der Franzoſen mit Hülfe des Papſtthums die Hegemonie im romaniſchen Europa und ein ſicheres Uebergewicht über den germaniſchen Norden verſchafft haben würde. Das liberale Doctorenminiſterium in Wien würde nichts an dieſem

Plane haben ändern können, denn es würde leicht bei Seite geſchoben worden ſeyn.

Alles kam darauf an, daß die Königin Iſabella Spanien behauptete und zugleich die Garibaldianer in Italien im Zaum hielt. Aber der Strick, der dieſes ſpaniſche Schleppſchiff an das Staatsſchiff Frankreichs ſpannte, wurde zwei Monate ſpäter durch die ſpaniſche Revolution durchſchnitten. Der Ausbruch dieſer Revolution iſt ohne Zweifel durch das umlaufende Gerücht von den Dienſten, welche Spanien dem zweiten Kaiſerthum in Frankreich leiſten ſollte, beſchleunigt worden. Der Plan, wenn er wirklich exiſtirt hat, war vor der Hand vereitelt und ſomit hätte auch das Concil lieber vertagt werden ſollen. Es war gewiſſermaßen gegenſtandlos geworden, wenn ihm nicht ein großer Sieg des katholiſchen und romaniſchen Europa über das proteſtantiſche und germaniſche vorhergegangen war. Es hatte ſich fortan nur noch mit den häuslichen Angelegenheiten der katholiſchen Kirche allein zu befaſſen, und das Herumrühren darin ſchien den innern Hausfrieden nicht grade fördern zu können.

Inzwiſchen war das Concil einmal angekündigt und konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Schritt vor Schritt hatte die Curie die romaniſche Politik des zweiten Kaiſerreichs beobachtet, Schritt vor Schritt war ihre eigene Politik dem geheimen Gedanken der ſeinigen nachgegangen und hatte gleiche Höhe mit ihr gehalten. Man bemerkte in Rom eine ſeit langer Zeit nicht mehr dageweſene Rührigkeit und glaubte, viel davon ſey nur Geſchmacksſache des dermaligen Papſtes, ohne darin noch eine tiefere Berechnung zu entdecken. Die Curie ſchritt zumal in paritätiſchen Staaten, in Sachen der gemiſchten Ehen, der Biſchofsernennungen, in Formulirung der neuen Concordate energiſch vor. Die Heiligſprechungen mehrten ſich. Kaum verging ein Jahr, ohne daß eine neue Kundgebung urbi et orbi die Macht der Tiara in Erinnerung rief. Spötter wunderten

ſich, wie viel Geld bei den immer wiederholten Kirchenfeſten, Drappirungen der Kirchen, Beleuchtungen der Peterskirche, Prozeſſionen ꝛc. daraufging, während man für den armen Papſt, als lebe er in der äußerſten Dürftigkeit, aus den entfernteſten Winkeln der katholiſchen Welt den Peterspfennig einſammelte.

Alles blieb noch Sache der Curie unter der Mitwirkung der Jeſuiten. Die Biſchöfe wurden nur vorſichtig nach und nach zugezogen und zu gelegentlichen Verſammlungen nach Rom eingeladen, um ſie theils für die Abſichten der Curie zu gewinnen, theils ſie einzuſchüchtern und ihnen den monarchiſchen Charakter der Kirche fühlbar zu machen. Endlich warf die Encyclika das neue Programm des Papſtthums in die Zeit hinein und bereitete damit das Concilium vor. Die Encyclika verwirft mit Recht alles, was das moderne Zeitbewußtſeyn an Unglauben und Gottloſigkeit erzeugt hat, mit Unrecht aber auch den Glauben der evangeliſchen Kirche, was ſie von vorn herein als groben Widerſpruch hätte erkennen ſollen. Zweitens verwirft ſie mit einem ſehr zweifelhaften Rechte das jus circa sacra der weltlichen Staatsgewalten. Denn obgleich es wahr iſt, daß die weltliche Staatsgewalt die Kirche oft hart bedrängt und zu ihrer Magd erniedrigt hat, ſo folgt daraus doch nicht, daß der Staat kein Recht haben ſollte, ſich um die Religion ſeiner Angehörigen zu bekümmern.

Seit dem Sturze der drei bourboniſchen Dynaſtien hat im katholiſchen Süden Europas der Kirchenhaß und der roheſte Unglauben in der übermächtigen liberalen und demokratiſchen Partei zum Erſchrecken zugenommen. Seit Oeſterreich mit dem Liberalismus kokettiren mußte, um ſeine Niederlagen vergeſſen zu machen und ſeine heterogenen Kronländer noch zuſammenzuhalten, wird auch hier die Kirche verfolgt und verhöhnt. Nur der franzöſiſche Kaiſer ſchützt noch Rom, aber nach dem Grundſatz sic vos, non vobis. Vom Oſten her greift die ruſſiſche

Propaganda immer tiefer in's katholische Gebiet ein und hat ihm Polen schon entrissen. Ist das wohl der geeignete Augenblick für die Curie, sich stolz aufzublähen, den Protestanten ohne weiteres den Rücktritt in die katholische Kirche anzusinnen und durch neue hierarchische Anmaßungen alle weltlichen Regierungen vor den Kopf zu stoßen? In diesem Stadium der äußersten Gefahr, während Rom wie auf einem Vulkan steht, hat man da wohl die rechte Zeit der Ruhe, um neue Dogmen auszusinnen und zu dekretiren und zwar solche, welche das Mittelalter selbst zur Zeit der höchsten Papstgewalt der Christenheit aufdrängen zu wollen sich nicht gestattete, weil es zu taktvoll und verständig war?

So frug man fast in der ganzen Runde von Europa. Und doch war man nicht berechtigt, vorauszusetzen, eine exaltirte Jesuitenpartei sey es allein, mit welcher der Papst gleichsam bezaubert einem bloßen Phantom nachjage. Zunächst hätte man erwägen sollen, die hierarchische Anmaßung, die so viel Sensation in der Welt machte, sey das beste Mittel, den vor der Hand unausführbaren Plan zu maskiren und die Aufmerksamkeit davon abzulenken. Das Datum pflegt in der Politik viel zu erklären. Im Jahre 1868 stand die Sache ganz anders als jetzt. Napoleon III hat unterdeß die persönliche Regierung aufgegeben und sich dem Parlamentarismus anbequemt. Gleichzeitig ist in Oesterreich das liberale Ministerium, welches eine Zeit lang bedenklich schwankte, doch neben Beust beibehalten worden. Recht schade, daß der Papst nicht auch liberal geworden ist! Daß er es aber nicht geworden ist, wird ihm in Paris und Wien gewiß sehr zum Verdienst angerechnet, denn er wird nun die Zielscheibe für Vorwürfe, die sonst ganz andere Leute treffen würden.

Die Befürchtungen, die man an das Concil knüpft, hätten bis auf einen gewissen Grad, trotz Protestantismus und Liberalismus, realisirt werden können, wenn die katholischen Groß-

mächte ungefähr noch so geneigt und befähigt wären, wie zur Zeit des Conciliums von Trient. Da dem aber nicht so ist, so kann die Infallibilität sammt der Erneuerung von zwanzig Bannbullen nichts anderes, als ein unschädliches Feuerwerk seyn, und das päpstliche Fiasko, wenn nicht etwa gar ein kirchliches Schisma, dem wenigstens die Civiltà cattolica entgegentreibt, kann der nationalen Sache Deutschlands nur zugute kommen. Schon jetzt hat sich eine höchst bedeutsame Scheidung romanischer Ansprüche und germanischer Interessen vollzogen. Der lang bewölkte Himmel klärt sich endlich auf. Wer sehen kann, sieht, und viele können sehen. Die deutsche Gutmüthigkeit und fromme Demuth, wie sie sich wieder in Rom auf rührende Weise kund gegeben hat und dem römischen Uebermuth zur tiefen Beschämung gereicht, wird, durch diesen Uebermuth herausgefordert, immer mehr eine sittliche Entrüstung werden und zur nationalen Ermannung führen.

II. Die Wahrung der materiellen Intereſſen.

„An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Preußen hat ſeit geraumer Zeit eine ſparſame, gewiſſenhafte und ſolide Finanzverwaltung und genießt deshalb unter allen europäiſchen Staaten eines vorzüglichen Kredits. Obgleich ſeine Stammlande von Natur nichts weniger als reich geſegnet ſind und es darin noch viele unbebaute ſandige oder ſumpfige Strecken gab, hat es doch durch Pflege der Landwirthſchaft, des Bergbaues, der Induſtrie, des Handels und der Schifffahrt, durch Urbarmachungen, Entſumpfungen, Straßen- und Brückenbau, Aufnahme und Anſiedelung arbeitſamer und intelligenter Einwanderer ſeine Einnahmsquellen und das Nationalvermögen immer vermehrt. Wie beklagenswerth ſteht Oeſterreich daneben, welches trotz des überſchwänglichen Naturreichthums vieler und großer Kronländer eine ungeheure Schuldenlaſt auf ſich geladen und ſeinen Kredit faſt gänzlich erſchöpft hat, weil die Regierung nicht rührig, thätig und umſichtig genug war und ſogar, um die verſchiedenartigen, ſeinem Scepter unterthänigen Länder, jedes vom andern möglichſt abgeſondert, in ſclaviſchem Gehorſam zu erhalten, dieſelben in Unwiſſenheit, Aberglauben und Barbarei verharren ließ und den Verkehr mehr hemmte als förderte. Man darf nur vergleichen, was Preußen binnen wenigen Jahrzehnten aus der armen Provinz Poſen gemacht hat, wo jetzt der Grund und Boden dreimal mehr Werth hat, als in dem öſterreichiſchen, von der Natur reicher geſegneten Galizien.

Schon lange hatten die Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Zollern für die Cultur ihrer sandigen Mark und ihrer Nebenländer geſorgt, ſehr brauchbare Koloniſten aufgenommen, wie die aus Frankreich vertriebenen Reformirten, die um des Glaubens willen vertriebenen Salzburger Emigranten, wozu ſich Mennoniten und Herrnhuter geſellten. Unter Friedrich dem Großen gewährte das Syſtem der Toleranz immer neuen Einwanderern gaſtliche Aufnahme und zugleich wandte dieſer einſichtsvolle Regent zum erſtenmal das ſog. phyſiokratiſche Syſtem in ausgedehnteſter Weiſe auf ſeine Länder an. Dieſem Syſtem gemäß ſollte nämlich dem Boden nicht nur aller in ihm verborgene natürliche Reichthum durch Ackerbau, Bergbau, Production nützlicher Nahrungs- und Culturpflanzen, Waldcultur, rationelle Viehzucht ꝛc. abgewonnen werden, ſondern auch der bisher unfruchtbar geweſene Boden ſollte fruchtbar gemacht werden durch Anpflanzung und Canaliſirung des zu trockenen, durch Entſumpfung des zu naſſen Bodens, durch Verwandlung überflüſſigen und verwilderten Waldlandes in Ackerland, durch Auffindung von edlen Metallen, Kohlen, Salz ꝛc., durch Anlage von Straßen, durch Erleichterung des Landmanns, weiſe Gerechtigkeitspflege, Aufmunterung und Vermehrung der Einwohner. Friedrich der Große hat darin Erſtaunliches geleiſtet. So gewann er dem Madueſee in Pommern 30,000, den Moräſten des Drömling bei Magdeburg 176,852 Morgen ab. In Oberſchleſien allein errichtete er 213 neue Dörfer. Von welchem Werth der durch ihn eingeführte Kartoffelbau geweſen iſt, wurde oben ſchon erwähnt. Im Hungerjahr 1770 hatten die preußiſchen Unterthanen zu eſſen, während die öſterreichiſchen in Böhmen zu Tauſenden verhungerten. Der Adel, zahlreich, aber auf kleine Rittergüter vertheilt, vortrefflich zum Kriegsdienſt geeignet und geneigt, wurde zugleich vom König in guter Zucht gehalten, im Jahr 1763 die Leibeigenſchaft der Bauern „abſolut und ohne

das geringſte Raiſonniren" abgeſchafft, und wehe den Beamten, die es gewagt hätten, einem Bauern Unrecht zu thun, während in den meiſten andern deutſchen Ländern geiſtliche und weltliche Herren wetteiferten, den fleißigen Landmann auszuſaugen und zu mißhandeln.

Auch den Bürgerſtand ſuchte der große König möglichſt zu heben durch Beförderung der Induſtrie, Anlage von Fabriken, Anlage von großen Verkehrsſtraßen und Förderung des Handels durch Errichtung der Seehandelsgeſellſchaft. Schon der große Kurfürſt hatte den Plan einer überſeeiſchen Coloniſirung gefaßt, aber es war noch zu früh, Preußen war noch nicht ſtark und reich genug, um mit den damals ſehr übermüthigen Seemächten concurriren zu können.

Preußen begnügte ſich nicht, nur für ſich ſelbſt zu ſorgen, ſondern ſorgte auch für andere und dadurch allerdings auch wieder für ſich ſelbſt, denn jeder Dienſt, den es dem geſammten deutſchen Vaterlande leiſtete, kam auch wieder ihm ſelbſt zugute. Der nächſte und ſtärkſte Beweis dafür liegt in dem von Preußen gegründeten Zollverein und in den Handelsverträgen, die es im Namen deſſelben mit auswärtigen Staaten geſchloſſen hat. Durch dieſe Maßregel hat Preußen ohne Zweifel am wirkſamſten auch eine politiſche Einigung der Deutſchen eingeleitet. Die materiellen Intereſſen ſind am meiſten geeignet, den Bevölkerungen den Werth des Zuſammenſtehens klar und deutlich zu machen. Auch wird man nach und nach inne werden, nur derjenige Staat könne es mit der deutſchen Geſammtnation wohl meinen, der auf ſolche Art ihren nächſten Intereſſen diene, und endlich begreifen, daß die lange Verſäumniß einer Zolleinigung in Deutſchland lediglich aus der Politik der Feinde Deutſchlands gefloſſen iſt. Deutſchland ſollte nicht einig ſeyn, das war das Geheimniß, in welchem das Ausland mit Oeſterreich und mit den kleinen Dynaſtien, welche ſich particulariſtiſch abſchloſſen,

einverſtanden war. Die Keime, die in Deutſchland liegen, nicht zur Entwicklung kommen zu laſſen, war die Politik, die wie ein Alp auf Deutſchland laſtete und der Nation kaum mehr zu athmen vergönnte.

Indem der Zollverein zwiſchen einer Menge von deutſchen Bundesſtaaten die bisher beſtandenen Zollſchranken niederriß, geſchah zum erſtenmal etwas durch Preußen und die mit ihm verbündeten Zollvereinsſtaaten, was von Rechtswegen der Bundestag für das ganze deutſche Bundesgebiet ſchon längſt hätte erzielen ſollen, weil es eine Angelegenheit aller Deutſchen war und den deutſchen Nationalwohlſtand mächtig förderte. Aber Oeſterreich wollte nicht. Vergebens hatte der Handelsſtand beim Bunde für die Oeffnung der Schelde petitionirt und Friedrich Liſt ſich bis zur Verzweiflung für eine beſſere Organiſation des deutſchen Verkehrs und Handels abgearbeitet, die uralte habsburgiſche Politik litt nicht, daß das übrige Deutſchland zu Kräften komme.

Indeſſen wurde der Zollverein trotz Oeſterreich durchgeſetzt, als den Intereſſen aller ſeiner Theilnehmer entſprechend. Der erſte Sieg einer großen nationalen Sache über die habsburgiſche Politik und über die alte Kleinſtaaterei zugleich. Wo ſich bisher verſchloſſene Schranken öffnen, erweitert und verbeſſert ſich auch das Straßenſyſtem. Nur wenige Jahre vergingen nach Abſchluß des Zollvereins, als man auch ſchon mit dem Bau der Eiſenbahnen anfing. Fortan war der Gewerbe- und Handelſtand für den nationalen Gedanken gewonnen. Wer auf der Eiſenbahn in wenigen Stunden durch ein halbes Dutzend Kleinſtaaten hindurch brauste, der konnte unmöglich länger vor der particulariſtiſchen Abgeſchloſſenheit ſo wenig im politiſchen wie im mercantilen Gebiete Reiſen behalten. Durch den Zuſammenſchluß im Zollverein wurden alte Kapitalien flüſſig und neue erzeugt. Aber freilich das ganze große Kapital, was in der deutſchen

Geſammtnation ſchlummert, war damit noch nicht dahin gelangt, in vollem Maaß ertragfähig zu werden.

Man werfe nur ſein Auge auf die langgeſtreckten deutſchen Küſten an der Nord- und Oſtſee. Welches ungeheure Kapital war nicht in der Arbeitskraft ſeetüchtiger deutſcher Uferbewohner enthalten, die aber verhältnißmäßig der deutſchen Nation nur einen kleinen Ertrag gewährte. Denn weil es noch an einer deutſchen Flotte, an einem lebendigen Verkehr mit deutſchen Colonien fehlte, beſchränkte ſich die Kauffartheiſchifffahrt auf wenige Handelsplätze und eine außerordentliche Menge von deutſchen Matroſen dienten auf engliſchen Schiffen. Auch die deutſchen Hanſeſtädte lebten gewiſſermaßen nur von der Gnade Englands und dienten demſelben als Emporien. Holland ſperrte ſich ganz vom übrigen Deutſchland ab, als ob es nie zu Deutſchland gehört hätte, und benutzte den deutſchen Markt nur, um ſich ſelbſt zu bereichern, ohne uns an's Meer zu laſſen oder irgend eine Vergünſtigung zu gönnen. Das neue Königreich Hannover ſchien aber gar keine andere Beſtimmung zu haben, als den Verkehr mit den Hanſeſtädten zu hemmen und alle Bemühungen Preußens um die Küſtenbefeſtigung an der Nordſee zu vereiteln.

Auch Dänemark durfte ſich in der elenden Zeit des von Metternich geſtifteten deutſchen Bundes alles gegen Deutſchland erlauben, darin ſtets vom Bundespräſidium geſchützt, nur damit Norddeutſchland zu ſchwach und unfähig bliebe, um Oeſterreich je ein ausreichendes Gegengewicht halten zu können. Zu dieſem Dienſte Metternichs mit Hannover ſtets einverſtanden, chikanirte auch Dänemark die Hanſeſtädte, erlaubte nicht, daß Lübek und Hamburg durch eine Eiſenbahn verbunden wurden, genirte Hamburg von Altona aus und umging auch in den Elbherzogthümern, die ihm damals doch noch gehörten, mit der neuen Eiſenbahn die bedeutendſten deutſchen Städte in derſelben Bosheit.

die alle Maßregeln der damaligen dänischen Regierung charakterisirte; denn Dänemark konnte sich außer auf Oesterreich, auch noch auf Rußland, welches auf den Sund und die Erbfolge in Dänemark speculirte, und auf England stützen, welches die Hansestädte nicht weiter aufkommen lassen wollte, als es sein eigener Vortheil erheischte.

Erst nach den großen preußischen Siegen im Jahr 1866, in Folge deren Hannover und die Elbherzogthümer zu Preußen kamen und der Norddeutsche Bund gestiftet wurde, hörten alle jene eben geschilderten Mißstände in den Elbherzogthümern und an den deutschen Nordseeufern auf. Die Eisenbahn wurde im Interesse der deutschen Städte und des Handels rectificirt, die so lange versäumte Elbbrücke bei Hamburg sollte endlich gebaut werden. Bremen, welches auf's kleinlichste von Hannover aus chikanirt worden war, konnte endlich wieder frei athmen. Hannover hatte Unglaubliches gethan, um Bremens Handel zu schädigen und zu hemmen. Das der Stadt unentbehrliche Bremerhaven, welches von hannöver'schem Gebiet eingeengt war, hatte die hannöver'sche Regierung mit ganz unnöthigen Festungswerken einschließen lassen, zu keinem andern Zweck, als um Neubauten und Ansiedlungen daselbst zu verhindern und die Einwohner zu keinem Sicherheitsgefühl kommen zu lassen. An eine Einsprache des deutschen Bundes gegen eine so bübische Behandlung deutscher Bürger war nicht zu denken. Jetzt erst, nachdem Hannover mit Preußen vereinigt war, überließ König Wilhelm der Stadt Bremen soviel Land, als sie bedurfte, das Gebiet und die Etablissements von Bremerhaven ihrem Handelsinteresse gemäß zu erweitern und abzurunden.

Eine Eisenbahn längs der deutschen Nordseeküste brachte auch jetzt erst unter die Küstenplätze Verbindungen, was besonders in Bezug auf die so lange versäumten, jetzt aber von Preußen energisch in Angriff genommenen Küstenbefestigungen wichtig war. Schon in den Bundeszeiten hatte Preußen wiederholt auf die

Nothwendigkeit aufmerkſam gemacht, die deutſchen Küſten zu befeſtigen. Namentlich hatten die Angriffe der Dänen ſeit dem Jahr 1848 dem deutſchen Bunde dieſe Verpflichtung nahe gelegt. Aber Oeſterreich blieb bei ſeiner alten Politik, unterſtützte zu Olmütz Dänemark gegen Norddeutſchland und wurde dabei wie gewöhnlich von den auf Preußen neidiſchen Mittelſtaaten unterſtützt. Der geniale Graf Moltke wurde zwar Schande halber vom Bundestage beauftragt, die Nordſeeküſte zu unterſuchen und Pläne zu ihrer Befeſtigung zu entwerfen, und er entwarf ſie auch; aber der Bundestag legte ſie mit erkünſteltem Phlegma zu den Akten. Somit blieben die wenigen hannöver'ſchen Befeſtigungen an jener Küſte in ſo erbärmlichem Zuſtande, daß die Preußen ſie 1866 mit einem Handſtreich wegnehmen konnten. Jetzt erſt organiſirte Preußen ein tüchtiges Syſtem von Befeſtigungen, vornehmlich an den beiden Seiten der Elbmündung. Endlich kann auch jetzt erſt der Canal zu bauen angefangen werden, welcher in Holſtein die Oſt- und Nordſee verbinden und den weiten Umweg der Schiffe durch den Sund abſchneiden ſoll.

Als Kanzler des neuen Norddeutſchen Bundes betrieb Graf Bismarck ſo einſichts- und eifervoll die innere Politik Deutſchlands, als er die auswärtige mit Klugheit und Kraft durchgeführt hatte. In Bezug auf die materiellen Intereſſen kam es zunächſt auf Vereinbarungen im Bundesrath und Reichstag an, durch welche die bisher geſonderten Verwaltungen, deren einheitliche Leitung im Geſammtintereſſe des Bundes lag, allmälig mehr zu centraliſiren, die Verwaltung der Eiſenbahnen, der Poſten und Telegraphen, Vereinbarungen über Maaß und Gewicht, Münzweſen, Wechſelrecht, Handelsgeſetzgebung, Freizügigkeit, Civil- und Kriminalrecht. Vieles iſt ſchon geleiſtet, mit anderm iſt begonnen. Man überſtürzt ſich nicht, man achtet berechtigtes Herkommen, berechtigte Sonderthümlichkeiten, wenn ſie dem Geſammtintereſſe nicht geradezu ſchädlich ſind.

Etwas ganz Neues und Außerordentliches hat dieſer Norddeutſche Bund mit ſich gebracht, nämlich zum erſtenmal wieder ſeit dem Untergang der Hanſa eine ſeetüchtige deutſche Marine, eine auf allen Meeren geachtete deutſche Flagge. Aus allen Welttheilen kamen Nachrichten von den in fernen Ländern angeſiedelten oder des Handels wegen dort verweilenden Deutſchen, mit welchem Jubel ſie die deutſche Flagge begrüßt haben, deren Anblick ihnen einen früher ſtets entbehrten und oft heiß erflehten Schutz ankündigte. Vielleicht, daß ſich an die deutſche Marine auch ein deutſches Colonialſyſtem anknüpfen wird, wozu ſich Deutſchland wegen des Ueberfluſſes ſeiner arbeitstüchtigen Bevölkerung vorzüglich eignet.

Ich erlaube mir in dieſer Beziehung, meine Bedenken gegen eine Meinung auszudrücken, welche der treffliche und von mir hochverehrte Petermann im 11. Heft ſeiner Mittheilungen von 1869 geäußert hat. Das Schreiben eines Deutſchen aus Neu-Guinea forderte ihn auf, mit derſelben Autorität, mit welcher er die Nordpolexpedition unterſtützt hat, auch einen Coloniſationsplan zu unterſtützen, da jene Expedition doch nur wiſſenſchaftlich wichtige Ergebniſſe liefern könne, die Einleitung einer Coloniſation aber Ergebniſſe von ungleich größerer praktiſcher Wichtigkeit ſey. Petermann bemerkt hierzu, es ſey die Frage, ob die Glanzperiode europäiſcher Colonialbeſitze nicht hinter uns liege, ob Colonien dem Mutterlande wirklich nützlich ſeyen, ob die Abneigung Englands gegen die Erwerbung neuer Colonien nicht auch für andere Länder eine heilſame Lehre enthalte und ob namentlich Deutſchland nicht genug daheim zu thun habe, um an Colonien denken zu können?

Dagegen iſt manches einzuwenden. Erſtens handelt es ſich nicht darum, gleich jetzt ein weit ausſehendes und koſtſpieliges Unternehmen zu beginnen, ſondern nur, wenn wir uns überhaupt in eine beſſere Zukunft Deutſchlands hineindenken können, auch

an eine künftige Coloniſation zu denken. Eine ſolche iſt gerade der deutſchen Nation nöthiger und auch leichter als jeder andern. Es iſt Thatſache, daß aus Deutſchland mehr als aus einem andern europäiſchen Lande in fremde Länder ausgewandert wird, heute noch wie vor zwei Jahrtauſenden. Schon Tacitus hat uns von den jährlichen ſyſtematiſchen Auswanderungen deutſcher Volksſtämme erzählt, um Land zu ſuchen. Weil ſie die alte Heimath nicht mehr ernähren konnte, wanderten viele deutſche Volksſtämme nach einander aus. Deutſchland producirte ſo viele Menſchen, daß ſie im Verlauf der Jahrhunderte Brittanien, Gallien, Spanien, Italien und ein Stück von Afrika überſchwemmten. Kaum waren ſie im Weſten und Süden fertig, ſo richtete ſich der Strom ihrer Bevölkerung oſtwärts in die weiten Slavenmarken, zur Rechten bis nach Siebenbürgen und Ungarn, zur Linken dem ganzen langen Oſtſeeufer entlang nach Preußen, Kurland, Livland, Eſthland. Die Coloniſirung und Germaniſirung in den Slavenländern hat langſam immerfort gedauert. Nach der Reformation ſind trotz der verheerenden Kriege immer noch Menſchen genug in Deutſchland übrig geweſen, um mit den Holländern und Engländern maſſenhaft in die neue Welt auszuwandern. In Nordamerika zählt man 8 Mill. Deutſche ungerechnet die vielen andern, die ihre Nationalität aufgegeben haben und mit der anglo-amerikaniſchen Race verſchmolzen ſind. Der große ruſſiſche Handelsplatz Odeſſa verdankt ſeinen Aufſchwung hauptſächlich den 200,000 Schwaben, die ſich in ſeiner Umgegend angeſiedelt haben. Und ſolche deutſche Colonien gibt es im weiten ruſſiſchen Gebiete noch mehrere. Ein großer Theil der auf engliſchen Schiffen dienenden Matroſen ſind Deutſche von den Ufern der Nord- und Oſtſee. In allen großen Städten Europas, Südamerikas und des Orients wimmelt es von handel- und gewerbtreibenden Deutſchen.

Beweiſes genug, daß wir die Hauptſache, das Material der

Fregatten und noch drei andern Fahrzeugen vor ſich ging, und mehr als drei Stunden gedauert hat, verlor der Merkur vier Mann an Gebliebenen, und ſechs an Verwundeten, wurde von 22 Kugeln in ſeinem Rumpf, wovon mehrere in ſeinem Waſſertheil, getroffen, erhielt 16 Schüſſe in die Maſte und 133 in die Segel, das Tauwerk endlich war an 148 Stellen beſchädigt. Solchergeſtalt hat eine ruſſiſche Brigg von 18 Kanonen das Feuer von 184 feindlichen Geſchützen zum Schweigen gebracht, und eine Equipage von 79 Mann die Anſtrengungen eines zwanzigmal ſtärkern Gegners vereitelt.“

Allein die ruſſiſche Fregatte benahm ſich an dieſem Tage deſto ſchlechter. Dieſes Schiff, der Raphael, befehligt von Simeon Uraniko, einem feigen Griechen, war mit 280 Mann beſetzt und ergab ſich, ohne einen Schuß zu thun, doch wie es ſcheint, wider Willen der Mannſchaft, die nur ihrem Capitän gehorchte. Die Türken brachten das ſchöne Schiff im Triumph nach Conſtantinopel.

Im Archipel geſchah noch weniger. Die Türken wagten es nicht, aus den Dardanellen hervorzugehen, da die ruſſiſche Seemacht unter dem Viceadmiral Heyden und Contreadmiral Ricord in dieſen Gewäſſern ſehr beträchtlich war. Am 16 März wurde die Blokade der Dardanellen noch bis zu den Meerbuſen von Conteſſa und Sarcs ausgedehnt. Indem die Ruſſen das ganze Jahr hindurch die Dardanellen blokirt hielten, ſchnitten ſie von dieſer Seite die Fruchtzufuhr nach Conſtantinopel ab und erzeugten daſelbſt eine den Türken ſehr läſtige Hungersnoth, die mit großer Mühe durch Landzufuhren von Smyrna her erleichtert wurde. Von einem Angriff ruſſiſcher Schiffe auf ägyptiſche werden wir nachher bei den Angelegenheiten der Inſel Candia ſprechen.

Auswanderung, die Menſchen in Menge haben. Warum ſollen wir ſie aber wie bisher immer nur auswandern laſſen, damit ſie Deutſchland vergeſſen, fremden Nationen dienen, zuletzt mit fremden Nationen verſchmelzen, mit Nationen, die uns nicht nur fremd, ſondern häufig auch feindlich ſind? Warum ſollen wir unſere eigenen Söhne im fremden Lande zu unſern Feinden werden laſſen? Konnte das bisher der Fall ſeyn, weil wir im eigenen Lande uneins waren und Tauſende von Deutſchen Gott dankten, dieſem zerſtückelten und mißregierten Vaterlande zu entkommen, ſo muß doch ein ganz anderer Fall eintreten, ſobald wir eine größere compakte, vernünftiger regierte Einheit bilden und endlich einmal wieder eine Marine bekommen.

Wenn es auch wahr iſt, daß die größte engliſche Colonie ſich vom Mutterlande losgeriſſen hat und daß die zweitgrößte in Oſtindien gefährdet iſt, ſo ſage man doch nicht, daß England als Mutterland nicht ungeheure Vortheile aus ſeinen Colonien gezogen habe. Sein Reichthum floß ihm hauptſächlich aus den Colonien zu und es beſchäftigte den Ueberfluß ſeiner Bevölkerung auf eine lucrative und ehrenvolle Weiſe.

Hätten wir Deutſche erſt ein wohlorganiſirtes Coloniſationsſyſtem, ſo würden unſere Auswanderer — und ſie belaufen ſich jährlich im Durchſchnitt auf mehr als Hunderttauſend — nicht nur in fernen Ländern ein Unterkommen erſt ſuchen müſſen, ſondern ſchon eines vorfinden und auch in der Ferne dem Mutterlande noch von mannigfaltigem Nutzen ſeyn.

Was nun, um auf die Mittheilungen des Herrn Petermann zurückzukommen, Neu-Guinea betrifft, ſo darf der in die Zukunft hineinſpeculirende deutſche Patriotismus dieſes berühmte Paradies der Erde doch wohl in Ausſicht nehmen. Mit ſeinen Inſeln zwei- bis dreimal größer als Deutſchland und überaus fruchtbar und reich an Naturſchätzen, bildet es zugleich eine Station für den Handel nach China und Japan. Wenn ſich die Dinge natur-

gemäß gestalten, so könnte eine großartige deutsche Colonisation daselbst auch der holländischen, verhältnißmäßig noch verkrüppelten Colonisation auf den Sunda-Inseln zu Hülfe kommen. Da die Engländer sich schon zu sehr zerstreut haben, werden sie einer deutschen Colonisation in jenen Breiten auch in hundert Jahren noch nicht zuvorkommen. Noch weniger die Franzosen und Spanier. Wir haben also gute Zeit, der Sache nachzudenken, bis wir in den Fall kommen, ohne alle Uebereilung einmal zur Ausführung schreiten zu können.

Stellen wir wieder eine Vergleichung zwischen Preußen und Oesterreich an, so ist in dem bereits Gesagten schon der Vorwurf begründet, daß Oesterreich, so lange es der im deutschen Reich verwaltende Staat und nachher die Präsidialmacht des deutschen Bundes gewesen ist, die materiellen Interessen Deutschlands systematisch vernachlässigt hat. Es bleibt uns also nur übrig, uns noch mit seinem eigenen Haushalt, seiner Pflege der materiellen und Landesculturinteressen, wie auch mit seinem Verkehrs- und Handelssystem und mit seinen Finanzen zu beschäftigen. Thatsache ist, daß Oesterreich die reichen Hülfsquellen seiner Länder nicht rationell ausgebeutet, sie vielmehr vernachlässigt und viele derselben unnatürlich verstopft, daß es mit seinen Finanzen schlecht gewirthschaftet hat und daher in ungeheure Schulden hinein gerathen ist. Man hat das schon oft bitter beklagt und der österreichischen Regierung als Indolenz, als Phlegma, allzu große Sorglosigkeit und Trägheit ausgelegt. Allein man hat dabei nicht beachtet, was davon zum politischen System gehört hat, also absichtlich geschah. Die Niederhaltung des germanischen Elementes war Jahrhundertelang der Hauptzweck der habsburgischen Politik, und sollte sie consequent durchgeführt werden, so mußte sich Oesterreich einerseits gegen das übrige Deutschland absperren und konnte andererseits auch einer großartigen Culturaufgabe in seinen nichtdeutschen Kronländern deshalb nicht genügen, weil

es ſich zur Durchführung derſelben hauptſächlich nur deutſcher Kräfte hätte bedienen können. Es germaniſirte nicht, um das deutſche Element nicht überwiegen zu machen, und weil es nicht germaniſirte, blieben ſeine zahlreichen ſlaviſchen Unterthanen in einem unverantwortlich barbariſchen Zuſtande. In Ungarn mußte erſt der edle Graf Szechenyi darauf aufmerkſam machen, wie die Regierung ſeit Jahrhunderten alles verſäumt habe, um den Naturreichthum Ungarns durch Ausfuhr zu verwerthen, um den vernachläſſigten Landbau mehr emporzubringen und den fruchtbaren Niederungen der untern Donauländer unſchätzbare Werthe abzugewinnen. Aber Ungarn blieb gegen Oeſterreich ſelbſt abgeſperrt. Wenige Meilen von Wien ſah man die Schlagbäume aufgerichtet, die den innern Verkehr im Kaiſerreich hemmten.

Es fehlte überall an Straßen. Spät erſt fing man an, Eiſenbahnen zu bauen, und nicht immer in naturgemäßen Linien, von denen perſönliche Begünſtigung oder politiſche Aengſtlichkeit öfter abweichen ließ. So wurde, um den Ungarn ihren Anſpruch auf die ſüdlichen Slavenländer zu vereiteln, keine Eiſenbahnverbindung mit Dalmatien zugelaſſen, was bei dem letzten Aufſtand in dieſer Provinz den Regierungstruppen ſehr nachtheilig war. Hätte Oeſterreich der deutſchen, ſtets zur Auswanderung geneigten Uebervölkerung ſich bedienen wollen, ſo würde es ſchon ſeit einigen Jahrhunderten eine großartige deutſche Coloniſation in den untern Donauländern und am ſchwarzen Meere haben organiſiren können, würde dieſe deutſche Coloniſation, wie ſie der ruſſiſchen Regierung bei Odeſſa ſo gut gerathen iſt, auch der öſterreichiſchen an den Sulinamündungen gut haben gerathen können und ſie würde, einmal geſtattet, ſo zahlreich geworden ſeyn, daß ſie rechts und links hier der Türkei und dort Polen und Rußland imponirt hätte. Von hier aus konnte die germaniſche Civiliſation ſchon längſt die Slavenländer im Süden der Donau erreichen und umfaſſen, die große äußerſt fruchtbare, aber durch Kriege verödete und von

der Pforte vernachläſſigte Ebene der Bulgarei in einen Culturſtaat verwandelt und wichtiger als Serbien und Rumänien werden, zumal da ſich grade dort mehr katholiſche Sympathien geregt haben. Von der öſterreichiſchen Donau aus hätte die Civiliſation auch längſt die dalmatiſche Küſte in den Rücken faſſen und die kürzlich von Herrn von Hahn projectirte ſo höchſt natürliche und wichtige Verbindungsſtraße eröffnen können. Wenn Rußland zu derſelben Zeit, in welcher Oeſterreich das alles verſäumt hat, mit nicht reichern Mitteln in Archangel an's weiße Meer, in St. Petersburg an die Oſtſee, in Odeſſa an's ſchwarze Meer und endlich auch an's kaſpiſche Meer vordringen konnte, warum hätte nicht Oeſterreich auf viel nähern Wegen das ſchwarze Meer an den Donaumündungen und das Mittelmeer in Salonik erreichen können? Herr von Hailbronner, der vor zwanzig Jahren einmal die Donau hinunter in die Türkei reiſte, träumte ſich in die Zeit hinein, in welcher die Donau zu der Macht gelangen werde, die ihr von Natur gebühre, „zur Macht der großartigſten Verbindung, welche die Welt bis jetzt geſehen.“

Einer beſſern Landescultur im Innern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates ſtand unter anderm auch die Bevorzugung des Adels im Wege, nämlich des Magnatenadels, der ſeine Latifundien größtentheils aus confiſcirten Gütern des niedern Adels zuſammengeſchlagen hatte und das rohe leibeigene Bauernvolk habgierigen Verwaltern überantwortete. Dieſer Adel ſtand ausſchließlich in des Hofes Gunſt und gelangte zu den höchſten Reichsämtern, auch wenn ihn kein Talent dazu befähigte. Daher die häufigen Niederlagen Oeſterreichs durch vornehme, aber ſchlechte Feldherrn und die Corruption in der Verwaltung durch vornehme, aber nachläſſige Miniſter, worüber ſchon Prinz Eugenius ſo bitter klagte. Der hohe Adel war mit dem Hofe immer darin einverſtanden, daß das gemeine Volk um ſo beſſer gehorche, jemehr man es in ſeiner alten Barbarei laſſe. Die

Stockprügel ſind desfalls charakteriſtiſch. So lange ein Volk dieſe für natürlich und nothwendig hält, iſt es auch gut zu regieren. Das war das Kriterium der innern Politik und deshalb mußte auch jeder Unterricht und jedes Beiſpiel, welches das perſönliche Ehrgefühl gegen die Prügel hätte aufregen können, dem Volke möglichſt fern bleiben.

Mit dieſer Hintanſetzung des Ehrgefühls hing dann auch die Toleranz zuſammen, mit welcher man den Betrügereien der Beamten zuſah, wenn ſie ſonſt nur loyal waren und dem Syſtem dienten. Dadurch gelang es auch den Juden, ſich überall da in Oeſterreich anzuniſten, wo die Fahrläſſigkeit der Verwaltung Spekulationen aller Art auf das Vermögen des Staats und der Bevölkerung leicht und ergiebig machte. Ein gewiß merkwürdiges, aber auf die Dauer gefährliches, weil blindes Vertrauen auf das Glück des Hauſes Oeſterreich begünſtigte die Unvorſichtigkeit nicht nur der Regierenden, ſondern auch der reichen Ariſtokratie. Man hielt den angeſtammten Reichthum für unerſchöpflich, man berechnete ihn nicht mehr genau und grade deshalb erſchöpfte er ſich. Wo wirklich der größte Reichthum vorhanden geweſen war, wuchſen die größten Schulden heraus und in ſo unnatürlicher Menge und in ſo geſetzwidrigen Wegen, daß das Unerhörte geſchehen konnte, daß der Chef der Armeeverwaltung, ja der gefeierte Finanzminiſter ſelbſt ſich um's Leben brachten, als die Schande ihrer Betrügereien zu Tage kam. In der That hat man nie etwas Aehnliches erlebt. Wo man ein Paradies zu ſehen geglaubt hatte, erblickte man plötzlich von einem hölliſchen Blitz eröffnet einen ſchwarzen Abgrund.

Was den Antheil der Mittelſtaaten an den materiellen Intereſſen Deutſchlands betrifft, ſo darf wohl in Erinnerung gebracht werden, daß grade hier unter den Handelsherren und Induſtriellen nach dem Sturze Napoleons und des Continental-

ſyſtems ein ſehr richtiges Verſtändniß, deſſen vorhanden war, was dem geſammten deutſchen Bunde in Bezug auf Erleichterung des Verkehrs und Handels geziemt hätte. Von den Mittelſtaaten gingen desfalls die erſten Petitionen aus, die aber nichts fruchteten, weil der deutſche Bund von Metternich nicht geſchaffen und regiert war, um wahre deutſche Nationalintereſſen zu fördern. Friedrich Liſt, derjenige deutſche Patriot, der die Gemeinſchädlichkeit jenes Syſtems für die materiellen Intereſſen Deutſchlands am ſchärfſten erkannte und am muthigſten dagegen kämpfte, mein edler alter Freund, war ein Schwabe und fand ſeine eifrigſten Anhänger unter den Induſtriellen der Mittelſtaaten. Aber Metternich beherrſchte noch den deutſchen Bund und konnte ſpöttiſch auf das Grab des armen Liſt bei Kufſtein in Tirol hinunterſehen.

Auch in den Hanſeſtädten war man zwar vom Continentalſyſtem befreit worden, aber die Organiſation des neuen deutſchen Bundes war doch noch weit entfernt, den wahren Handelsbedürfniſſen Deutſchlands zu genügen und den vorhandenen Kräften freie Entwicklung zu gönnen. Da es im öſterreichiſchen Intereſſe lag, niemals zu dulden, daß Preußen ſich der Hegemonie in Norddeutſchland erfreuen ſollte, und da Oeſterreich ſelbſt zu weit von der Nordſee entfernt war, um unmittelbar ſelbſt dort eine Stellung gegen Preußen nehmen zu können, hatte Metternich dafür geſorgt, daß der ganze Nordweſten Deutſchlands für das große National-Intereſſe brach gelegt wurde. Einzig zu dieſem Zweck wurde das ehemalige Kurfürſtenthum Hannover nicht nur wiederhergeſtellt, ſondern auch zu einem Königreich erhoben und anſehnlich vergrößert, damit es ein Pfahl im Fleiſch ſey für Preußen und zugleich auch ein Hemmſchuh für den freien Verkehr der Hanſeſtädte. Denn wäre Preußen an die Nordſee oder wären auch nur die Hanſeſtädte in rechten Flor gekommen, ſo wäre am Ende der Traum von einer deutſchen Flotte in Erfüllung gegangen. Aber auch

ein bloßer Traum dieſer Art war ſchon beängſtigend für die Wiener Politik, und als 1848 wirklich mit einer ſolchen Flotte ein kleiner Anfang gemacht worden war, hatte Oeſterreich nichts Lieberes zu thun, als nach der traurigen Entſcheidung in Olmütz die deutſche Flotte zum Geſpött aller Welt unter den Hammer bringen zu laſſen. Hierbei iſt zu erinnern, daß gerade in den Mittelſtaaten, die nicht am Meere liegen, der wärmſte Eifer für die deutſche Flotte herrſchte, daß von hier aus die meiſten Beiträge für ſie einliefen und daß die Verſteigerung der deutſchen Flotte nirgends ſo ſchmerzlich berührte als hier. Daran muß erinnert werden, weil ſich in denſelben Mittelſtaaten, ſeitdem eine neue weit größere deutſche Flotte unter der Flagge des Norddeutſchen Bundes weht, keine Sympathie mehr dafür zeigen will.

Mittlerweile war Preußen dem vorhin ſchon bezeichneten Bedürfniß des Induſtrie- und Handelſtandes in den von Liſt bearbeiteten Mittelſtaaten wohlwollend entgegengekommen durch Gründung des Zollvereins, und die Wohlthätigkeit dieſes Vereins hat ſich ſeit nun faſt vier Jahrzehnten in ſo glänzender Weiſe bewährt, daß er unentbehrlich geworden iſt und man ſogar vorherſagen darf, alle Bemühungen particulariſtiſcher, ultramontaner, demokratiſcher und ausländiſcher Feinde der deutſchen Einheit, die am Zollverein rütteln wollen, werden unterliegen. Hier iſt der ökonomiſche Nutzen der unmittelbare Verbündete des patriotiſchen Gedankens und da ſo viele Menſchen wenigſtens den erſtern zu würdigen wiſſen, dienen ſie damit auch dem letztern. Daran wird auch die Agitation gegen das neue ſüddeutſche Wehrſyſtem ſcheitern. Eine Unvernunft an ſich, weil ſie gegen ein Uebel gerichtet iſt, das am einfachſten dadurch gehoben wird, wenn man nicht dagegen agitirt. Denn nichts iſt gewiſſer, als daß, wenn ſich Süddeutſchland mit Norddeutſchland feſt vereinigt, beide dadurch ſo ſtark werden, daß kein äußerer Feind ſie anzu-

greifen wagen und daß dadurch erſt eine Verminderung der Truppenzahl und mithin auch eine Erleichterung der Wehrpflicht und der Steuerlaſt erreicht wird.

Das iſt ſo klar wie das Einmaleins. Der Zollverein als Verein der materiellen Intereſſen bedingt auch den Wehrverein, d. h. der arbeitende Arm und der kämpfende gehören zu demſelben Leibe.

III. Die Pflege des Geiſtes.

Die geiſtige Bildung iſt vom Süden ausgegangen, denn im Süden entſtanden zuerſt große Weltreiche und Culturſtaaten. Von den älteſten in Babylon, Aegypten, Perſien, Phönicien lernten die Griechen, von dieſen wieder die Römer und von dieſen endlich lernten wir Deutſchen. Nahmen unſere heidniſchen Väter auch nur wenig von den alten heidniſchen Römern an, denen ſie ſich vielmehr mit der ganzen Energie ihrer Nationalität widerſetzten und deren großes Reich ſie am Ende über den Haufen warfen, ſo empfingen ſie doch hauptſächlich durch ihre Vermittelung den Segen des Chriſtenthums und ſpäter auch noch die Kunde vom claſſiſchen Alterthum, d. h. von der reichen Geiſtes- und Geſchmacksbildung, Wiſſenſchaft und Kunſt der alten Griechen und Römer. Inſofern hat Italien, das Land jenſeits der Alpen, (ultra montes) wiederholt den größten Einfluß auf Deutſchland geübt und daran knüpft ſich auch heute noch der Stolz und Uebermuth, mit welchem die Italiener auf uns als auf ihre Schüler herabſehen, obgleich wir ſie ſchon vor anderthalb Jahrtauſenden unterworfen haben und jetzt in wahrer Bildung, gründlichem und reichem Wiſſen ihnen weitaus zuvor gekommen ſind.

Wir würden ihnen für das Chriſtenthum und die claſſiſche Bildung, die ſie uns vermittelt haben, dankbarer ſeyn müſſen, wenn ſie nicht ſchon in der heidniſchen Vorzeit und grade durch die mit ihrer claſſiſchen Bildung verbundene Corruption ſittlich ſo herunter gekommen wären, daß wir ihrer verpeſteten Welt-

herrſchaft ein Ende machen mußten. Wir, die germaniſchen Eroberer des römiſchen Reichs, ſtanden in phyſiſcher und ſittlicher Kraft viel höher als ſie, obgleich wir damals noch nicht ſo gebildet waren. Sodann ging auch ziemlich viel theils von ihrem eigenthümlichen ſüdlichen Naturell, theils von der in ihnen ſtecken gebliebenen Corruption in die Bildung über, die wir von ihnen empfingen, theils nationale Elemente, die ſich für unſere Nation nicht eignen, theils Gifte, die wir in dem Maaß, in welchem wir ſie richtig erkennen lernten, wieder ausſtoßen mußten. Auch noch in der chriſtlichen Zeit wirkten dieſe uns fremden und ſchädlichen Einflüſſe fort, ſo daß der Kampf zwiſchen Romanismus und Germanismus auch heute noch nicht beendigt iſt. Die deutſche Gemüths- und Geiſtesart muß ſich nun ſchon in's zweite Jahrtauſend jener fremden und ſchädlichen Einwirkungen des Romanismus oder Ultramontanismus erwehren.

Die romaniſchen Völker haben ein anderes Naturell als wir. Die Südländer überhaupt ſind lebhafter und raſcher als wir, aber auch leichtſinniger und oberflächlicher, weniger ernſt und tief als wir Deutſche, vor allem weniger gewiſſenhaft, ehrenhaft und keuſch. Sie ſind praktiſcher, weil ſie in der Wahl ihrer Mittel weniger ſtreng ſind, der Erfolg gilt ihnen mehr als das Recht, das Haben mehr als das Seyn, der äußere Beſitz mehr als das Bewußtſeyn der Ehre. Vorherrſchend egoiſtiſch ſuchen ſie ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit, ihre Sinnenluſt zu befriedigen, unbekümmert, ob ſie ehrenhaft iſt oder nicht und ob ſie damit die Rechte anderer verletzen oder nicht. Unſere deutſche Ehrlichkeit und Treue, unſere Vorausſetzung, andere meinten es eben ſo ehrlich mit uns, wie wir mit ihnen, iſt ihnen von jeher als Dummheit vorgekommen und deswegen halten ſie ſich für ungeheuer überlegen über uns. Wenn wir uns aber nicht alles von ihnen gefallen laſſen und ihnen zuweilen beweiſen, daß wir böſe Buben doch zu züchtigen verſtehen, dann nennen ſie uns rohe Barbaren.

3.

Der kaukaſiſche Krieg.

Während Graf Diebitſch die Türken in Europa angriff, griff ſie Graf Paskewitſch mit einem zweiten ruſſiſchen Heer in Aſien an. Diebitſch führte ſeine Krieger vom Balkangebirge in die Ebenen Rumeliens; Paskewitſch führte ſie von den Gebirgen des Kaukaſus in die Ebenen von Kleinaſien, beide in der Richtung auf den Mittelpunkt des türkiſchen Reichs, Conſtantinopel.

Der kaukaſiſche Krieg wurde für Rußland eben ſo ſiegreich geführt, als der Balkankrieg, und war, obgleich uns einigermaßen in die Ferne gerückt, doch eben ſo wichtig in ſeinen Erfolgen, als intereſſant in ſeinen Scenen, und in dieſer Hinſicht vielleicht noch romantiſcher als der Balkankrieg. Man denke ſich den ruſſiſchen Feldherrn mit ſeinen ſchon durch mehrere ſiegreiche Feldzüge abgehärteten und begeiſterten Kriegern jenſeits der kaukaſiſchen Schneeberge unter den barbariſchen Horden dieſes Berglandes, gegenüber den beſiegten weichlichen Perſern und den noch trotzenden ſchlachtenluſtigen Türken, und man hat das Bild Cäſars, wie er nach der Beſiegung der Alpenvölker und der weichlichen Gallier auch die trotzigen Germanen angreift und über ihre Ströme zurückjagt.

Paskewitſch hatte 1827 die Perſer geſchlagen und zum Frieden gezwungen, ſich darauf 1828 beim Beginne des türkiſchen Kriegs gegen die Türken gewendet und ſie mit Glück bekämpft. Das Jahr 1829 ſollte ihm noch ſchönere Lorbeern bringen. Schon war ihm als dem Eroberer von Erivan der Ehrenname Erivanskp geworden, als ihn am 21 Februar 1829

Die Franzoſen haben ſehr viel von dieſem ultramontanen Charakter angenommen, doch iſt bei ihnen die Miſchung mit deutſchem Blute ſtärker und ihr ſehr ausgeprägter Egoismus geht doch nicht ſo weit, daß ſie nicht die großen Leiſtungen der Deutſchen in wiſſenſchaftlichen und techniſchen Gebieten anerkennen ſollten, während die Italiener eigentlich heute noch weniger von uns wiſſen, als Tacitus von den alten Germanen wußte.

Was uns Germanen am meiſten von den Romanen unterſcheidet, iſt außer dem ſittlicheren Ernſte die damit zuſammenhängende Fähigkeit, den Egoismus und die nationale Eitelkeit zu überwinden, auch das Recht Anderer, ja die Vorzüge Anderer vor uns uneigennützig und beſcheiden gelten zu laſſen, uns für Andere zu intereſſiren, die Art und Weiſe, die Geſchichte, die Leiſtungen, die Sprache und Literatur andrer Völker zu ſtudiren und gern andern Nationen zu dienen. Wir überſetzen alles aus fremden Sprachen, reiſen in alle Länder, beſchreiben ſie, ſtudiren ihre Geſchichte. Wir haben auf unſern Univerſitäten Lehrſtühle, nicht nur für das Hebräiſche, ſondern auch für orientaliſche Studien im weiteſten Umfang, des Indiſchen, Muhamedaniſchen, nicht nur der claſſiſchen Sprachen des Alterthums, ſondern auch der altromaniſchen Sprache und Literatur. Unſer Geiſt umfaßt das ganze weite Gebiet der Menſchheit mit Liebe und lebhaftem Intereſſe. Die romaniſchen Nationen ſind dagegen Egoiſten und nur in ſich ſelbſt verliebt. Spanier und Italiener kümmern ſich nicht um uns. Nur die römiſche Kurie beutet uns aus, das italieniſche Volk aber und ſelbſt die gebildeten Klaſſen wiſſen ſo viel wie gar nichts von deutſcher Geographie und Geſchichte. Die uns näher ſtehenden Franzoſen verrathen doch ebenfalls alle Augenblicke eine Unkenntniß von Deutſchland, die uns unwillkürlich lachen macht, doch hat ihr Egoismus eine praktiſche Seite. Sie denken mehr an ſich ſelbſt, als an Andere, ſorgen alſo auch beſſer für ſich ſelbſt.

Der Univerſalismus der Bildung in Deutſchland hat neben ſeiner ſchönen und achtbaren Seite doch auch eine ſchlimme. Wir vergeſſen nämlich unſere eigenen Angelegenheiten und die Pflichten gegen uns ſelbſt nur zu ſehr, indem wir unſer ganzes Intereſſe andern Nationen zuwenden. In merkwürdiger Gutmüthigkeit ducken wir uns und ordnen uns andern Nationen unter, die lange nicht ſo hoch ſtehen wie wir. Ja wir ſind ſo ſelbſtvergeſſen, daß wir uns zu andern Nationen begeben, Dienſte bei ihnen ſuchen und mit ihnen gegen das eigene Vaterland kämpfen. Der Söldnerdienſt in fremden Landen iſt eine der älteſten Untugenden der Deutſchen. Deutſche dienten ſchon den alten Römern gegen Deutſche. Erſt die Völkerwanderung, die Zertrümmerung des altrömiſchen Reichs und die Gründung eines neuen deutſchen Reichs unter Karl dem Großen machte dieſem Unfug ein Ende. Mit der Auflockerung des Reichs begann er von neuem. Ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, ſchlugen ſich Deutſche gegen Deutſche nicht nur unter der Führung deutſcher Fürſten, ſondern auch unter fremden Fahnen. Die Elſäßer ſtehen heute noch gegen Deutſche Schildwacht, die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen lieferten Rußland die tüchtigſten Miniſter und Generale zum großen Nachtheil Deutſchlands Deutſche Fürſtengeſchlechter auf den Thronen von England, Dänemark, Schweden und Rußland wurden häufig unſere gefährlichſten Feinde und härteſten Bedränger.

Der Univerſalismus der Deutſchen ſteht im genaueſten Zuſammenhange mit ihrem Particularismus. Grade weil bei ihnen das Nationalgefühl latent, das Kraftgefühl einer großen Nation, der Nationalſtolz noch nicht zum Bewußtſeyn gekommen, oder daraus verſchwunden, durch die Fürſtenpolitik künſtlich eskamotirt worden iſt, fixirt ſich ihr ganzes Intereſſe theils auf das ſogenannte engere Vaterland, das Ländchen, die Stadt, wo ſie geboren ſind, theils ſchweift es über die nationale Grenze weit

hinaus über den ganzen Erdkreis und in's Universum.' Deswegen findet man in Deutschland, wie sonst nirgends in der Welt, den engherzigsten Kleinstädter und den weitherzigsten Weltbürger, den ängstlichsten Philister und den mit seinem Wissen stolz eine Welt umfassenden Gelehrten in ein und derselben Person beisammen. Deswegen nennen uns Franzosen und Engländer recht respektvoll ein Volk von Denkern und spotten uns zugleich als Heloten aus, die sich ungestraft maltraitiren lassen. Die Deutschen haben sich insofern die größten Blößen gegeben und ihrem Nationalinteresse unsäglich geschadet gegenüber der romanischen Race, welche sich im Verlauf des Mittelalters und der neuern Zeit in zwei großen und mächtigen Einheiten constituirt hat, welche beide erobernd in unser nationales Gebiet eingedrungen sind. Diese uns so gefährlichen romanischen Einheiten sind die römische Hierarchie einer- und Frankreich als erobernder Kriegerstaat andererseits. Gegenüber unserm staatlichen und confessionellen Particularismus waren Rom und Frankreich immer in der Oberhand, denn wenn wir auch als Nation stark genug gewesen wären, uns ihrer zu erwehren, so stellten wir doch eben keine einige Nation dar, sondern nur ein lockeres Conglomerat, in das der böse Nachbar seine Schaufel steckte.

Indessen wenn die Mißhandlungen und Zumuthungen, die wir uns von der romanischen Race theils aus Rom, theils aus Paris lange genug gefallen ließen, allzu grob und unerträglich wurden, rafften wir uns zusammen, kam uns unsere Nationalität auf einmal wieder zum Bewußtseyn und die geduldigen Schaafe wurden zu Löwen, die lächerlichen Philister zu Helden, zerrissen alle Schlingen und Netze des Auslands, zerbrachen jedes Joch, jeden Widerstand, und züchtigten die frechen Welschen wieder einmal, wie sie es verdienten. Freilich immer nur auf kurze Zeit, und heute noch herrscht der römische Einfluß unter den Katholiken, der französische unter den Liberalen und Demokraten Deutschlands.

Zum erſtenmal zerbrachen wir das Joch des altrömiſchen Deſpotismus in der Völkerwanderung und gründeten in allen altrömiſchen Provinzen des weſtlichen und ſüdlichen Europa deutſche Königreiche. Da wo die deutſchen Sieger ſich mit der altrömiſchen Bevölkerung vermiſchten, nahmen ſie auch mehr oder weniger deren Sprache und Sitte an und wurden der reinen deutſchen Nationalität entfremdet, was anfangs noch wenig ſchadete, weil ſich die echt deutſchen Stämme im eigentlichen Deutſchland, wie auch die ſchon halb romaniſirten in Frankreich und Italien zum Reiche Karls des Großen an einander ſchloßen.

Obgleich Karl der Große den Fehler beging, ſeinem Reich nicht einen ausſchließlich germaniſchen Charakter zu geben, ſondern den Romanismus der Kirche dem Germanismus des Reichs gleich berechtigt nebenordnete, ſo übte doch der mit dem Schwert herrſchende Germanismus auf die wehrlos gemachten und nur mit Argliſt ihre deutſchen Herrn zuweilen übermeiſternden Romanen einen ſehr großen Einfluß, der nur zu oft von den Geſchichtſchreibern unterſchätzt worden iſt. Wie Rom erſt durch die Deutſchen zu einer geiſtlichen Macht erwuchs, da es ohne ſie im Joch des Byzantinismus geblieben oder vom Islam verſchlungen worden wäre, ſo mußte ſich Rom auch dem germaniſchen Gedanken des theokratiſchen Doppelreiches fügen. Es mußte ſich germaniſches Lehen und Verfaſſungsweſen, germaniſches Ritterthum, germaniſches Stände- und Innungsweſen, es mußte ſich (ſtatt der alten Nuditäten) die züchtige germaniſche Tracht, germaniſche Häuslichkeit, Frauenſitte, Denkart und Poeſie gefallen, endlich auch ſogar die Kirchen auf deutſche Art, d. h. gothiſch bauen laſſen. Es brauchte viele Jahrhunderte, ehe dieſer germaniſche Geiſt aus der römiſchen Kirche und aus den von Deutſchen unterworfenen romaniſchen Ländern wieder entwich, die Denkart und Gefühlsweiſe des romaniſchen Ritterthums, der ältern franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Poeſie, welche

gänzlich germaniſche Gefühlsweiſe angenommen hatte, in den Geiſt und Geſchmack der Renaiſſance umgewandelt wurde.

Ja man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, die Hierarchie des Mittelalters ſelbſt und die Macht des Papſtthums war das Werk der Deutſchen. Der griechiſch-römiſche Kaiſer würde niemals den Biſchof von Rom in gleich berechtigter Nebenordnung, ſondern nur in abſoluter Unterordnung geduldet haben. Nur der in der deutſchen Natur liegende Idealismus konnte die Idee der Theokratie faſſen und im Doppelreich des chriſtlich germaniſchen Mittelalters, in dem Dioskurenpaar des Kaiſers und Papſtes verwirklichen. Man hielt es noch unter den ſächſiſchen Kaiſern für möglich, daß das Papſtthum friedlich neben dem Kaiſerthum beſtehen könne, daß keines von beiden aus der Art ſchlagen würde. Man traute dem romaniſchen Süden noch ſo viel Ehrlichkeit und Treue zu wie dem germaniſchen Norden. Aber ſchon unter den ſaliſchen und ſchwäbiſchen Kaiſern offenbarte ſich, daß der Romanismus ſeine Nebenordnung nicht ertrug, ſondern ſich den Germanismus um jeden Preis unterordnen wollte. Ihm fehlte eben die ideale Auffaſſung, die Hingebung für eine große Idee, die Opferfähigkeit, die waffenbrüderliche Treue im Dienſte der Theokratie. Er war zu egoiſtiſch, verſpottete die Frömmigkeit der gutmüthigen Deutſchen und betrog und übertölpelte ſie mit Schlangenklugheit. Die Päpſte dienten mehr dem romaniſchen Racenſtolz und Racenintereſſe, als dem Chriſtenthum, obgleich ſie immer im Namen des Chriſtenthums zu handeln vorgaben. Sie ſchloſſen ſich daher an die franzöſiſchen Könige an, welche das gleiche Racenintereſſe hegten, und beide ruhten nicht, bis ſie das edle ſchwäbiſche Kaiſerhaus ruinirt hatten. Als die von ihren eigenen Fürſten häufig verrathenen Deutſchen in ihrer frommen Leichtgläubigkeit ſich fort und fort alles von den Päpſten gefallen ließen, glaubten dieſe auch die letzte Scham ablegen zu dürfen. Die römiſche Kurie verwan-

delte ſich in eine groſse Pumpe, um Deutſchland mittelſt des Ablaſskrams das Geld auszuſaugen, und neben der Peterskirche, die vom Gelde der Deutſchen gebaut wurde, füllte ſich der Vatikan mit den Göttern des alten heidniſchen Olymps, und wurde die bisher herrſchende Gothik durch die Renaiſſance verdrängt.

Die Renaiſſance war das Wiederaufleben der vorchriſtlichen, heidniſchen, griechiſch römiſchen ſog. claſſiſchen Bildung durch das eifrige Studium ihrer ſchriftlichen und bildlichen Denkmäler und wurde im 15. Jahrhundert zuerſt in Italien, ſpäter in Frankreich eifrig gepflegt, um dem Romanismus als eine neue Hauptwaffe gegen den Germanismus zu dienen. Was die Romanen ſeit der Völkerwanderung von den deutſchen Siegern hatten annehmen müſſen, wurde jetzt von ihnen wieder ausgetilgt und das ältere römiſche Element, was ſeit der Völkerwanderung noch in ihnen ſteckte, wieder geſtärkt und ſoviel als möglich zur ausſchlieſslichen Geltung gebracht.

Daraus ging nun eine ſo ſcharfe Trennung des im Mittelalter noch verbundenen romaniſchen und germaniſchen Elementes und ein ſo einſeitiges Uebergewicht des erſtern im römiſchen Papſtthum und franzöſiſchen Königthum hervor, daſs Deutſchland dadurch zur Abwehr gezwungen wurde und zwar zuerſt in der Reformation.

Es iſt hier der Ort, uns den Gegenſatz von Romanismus und Germanismus ganz klar zu machen. Was den erſtern betrifft, ſo hatten ſich ſchon in der heidniſchen Zeit Griechen und Römer von den orientaliſchen, wie von den nordiſchen Völkern durch unterſchieden, daſs ſie keinen Sinn für die groſse Harmonie der Natur, ſondern nur für das Menſchliche allein, und auch keinen Sinn für die Tiefe des menſchlichen Geiſtes und Gemüthes hatten, in welchen ein Zug zu dem das Weltall regierenden ewigen Geiſte liegt, ſondern nur für die äuſsere Erſcheinung des Menſchen in Schönheit, activer Kraft, paſſivem

Genuß, praktiſchem Verſtand und praktiſcher Thätigkeit. Aus dieſem Grunde dachten ſie ſich alle ihre Gottheiten nur als Menſchen und machten auch wieder Menſchen zu Göttern. Ihr Olymp, anfangs nur von vermenſchlichten Göttern bewohnt, nahm auch bald vergötterte Menſchen in ſich auf. Daher der ausſchließliche Bilderdienſt im antiken Cultus. Daher ihre Kunſt überhaupt ſich auf Darſtellung des Menſchlichen in Plaſtik und Malerei beſchränkte und auch ihre Baukunſt nur Trägerin menſchlicher Gebilde war. Die Götterbilder aber verſchmolzen in den religiöſen Feſten mit den Prieſtern und der Menge, die ihnen Opfer brachten oder von denen ſie in Prozeſſion herumgetragen wurden, gleichſam zu einem Volk. Das Fleiſch wurde zum Marmor, der Marmor wieder zum Fleiſch.

Dieſer Charakter der antiken Götterbilder und Götterfeſte ging nun in die griechiſche und römiſche Kirche über und gelangte zur völligen Alleinherrſchaft mit der Renaiſſance. In der griechiſchen Kirche und in der frühern römiſchen Kirche des Mittelalters bewahrten die Bilder noch einen chriſtlichen Ausdruck des Heiligen oder wenigſtens des Demüthigen und Andächtigen. In der Gothik herrſchte der Bau und die Muſik, nicht aber die bildliche Ausſchmückung vor. Erſt mit der Renaiſſance befreite ſich der heidniſche Kunſtſtyl von der chriſtlichen Beſchränkung, ſo daß die Kirchenbilder ſelbſt das frühere Streben nach heiligem Charakter verloren und in den weltlichen eines mannigfachen Mienen- und Geberdenſpiels ſog. ausdrucksvoller, athletiſcher, verführeriſcher und theatraliſcher Stellungen und Gruppirungen übergingen. In demſelben Maaße wurden auch die Kirchenfeſte prunkvoller und theatraliſcher.

Dem germaniſchen Charakter, wie er ſich in der Zeit der Gothik ausgeprägt hatte, war dieſe Verherrlichung des Menſchen in ſinnlich ſchöner Darſtellung von Grund aus fremd. Statt der Plaſtik und Malerei waren Baukunſt und Muſik ihm vor-

herrſchend lieb und angemeſſen. In dieſen nämlich lag die Beziehung von der zeitlichen Materie zum ewigen Geiſt, und von der im ſterblichen Körper ruhenden unſterblichen Seele zu Gott, wobei alles Fleiſchliche und Sinnliche der Menſchennatur bei Seite und in niederer Sphäre zurückblieb. Das war deutſche Art. Damit hing auch die Innerlichkeit der Andacht, der Gottesfurcht und Gottesminne, der Reue und Buße zuſammen. Dem Deutſchen war es innerlicher Ernſt mit der Religion und kein bloßes Spiel mit Aeußerlichkeiten. Die jener Innerlichkeit diametral entgegengeſetzte Werkheiligkeit des Romanismus kam mit der Renaiſſance erſt recht in die Blüthe und war, wenn ſie ſich auch nach Deutſchland verbreitet hat, doch weſentlich romaniſch. Sie war in der That dem älteren römiſchen Heidenthum ſehr ähnlich, ein bequemes Abfinden mit Gott durch äußerliche Opfer, durch Geſchenke an die Kirche, äußerliches Ceremoniell. Auch kehrte mit ihr ziemlich viel von altheidniſcher Magie wieder. Durch bequeme Zaubermittel, die man dem Cultus und Bilderdienſt entlehnte, glaubte man Gott und die Heiligen zum Dienſt der Menſchen gleichſam zwingen zu können, z. B. durch ſträflichen, aber häufig vorkommenden Mißbrauch der Hoſtie, der Reliquien, des Agnus Dei ꝛc. Endlich entledigte man ſich auch der Sündenſtrafe höchſt bequem durch Aeußerlichkeiten, welche die Stelle wahrer innerlicher Reue und Buße vertraten, und durch den käuflich gewordenen Ablaß.

Man kann den unwiſſenden, noch vielfach kindiſchen niederen Klaſſen unter den romaniſchen Völkern dieſe Dinge kaum zum Vorwurf machen, denn ihnen blieb eine tiefere Erkenntniß der chriſtlichen Pflicht verborgen. Alle ihrer Race angeborenen Schwachheiten wurden von der römiſchen Kurie, wie von den weltlichen Deſpoten genährt und gepflegt. Schon die altrömiſchen Kaiſer verſtanden das. Man darf nie vergeſſen, daß die ſüdeuropäiſchen Völker näher am Aequator wohnen, als wir Deutſche,

alſo zwiſchen dem mehr ſittlich ernſten und keuſchen Norden und dem ganz in Sinnlichkeit verſunkenen Afrika die Mitte einnehmen.

Als die claſſiſche Paganiſirung des Papſtthums unter Leo X culminirte und dieſer unter den Humaniſten oder modernen Heiden und in Bewunderung der antiken Götter am mediceiſchen Hofe aufgewachſene Prinz Papſt den Namen des Chriſtengottes nur noch mißbrauchte, um Deutſchland mit ſeinem Ablaßkrame auszuplündern, wurden die geduldigen Deutſchen doch endlich ungeduldig, und nur, weil das mächtige Haus Habsburg die Mißbräuche des Papſtthums und den Romanismus ſchützte, konnte die ſo ſehr gerechtfertigte und nothwendige Reformation nicht ganz Deutſchland umfaſſen, ſo daß nur Norddeutſchland mit einem Theil von Schwaben und der Schweiz das Chriſtenthum auf ſeine alte evangeliſche Grundlage zurückzuführen vermochte. Ganz Oeſterreich war bereits in der Strömung der Reformation, als Kaiſer Ferdinand II mit Hülfe ſpaniſcher, italieniſcher und polniſcher Truppen die Proteſtanten ſeiner Kronländer auf die grauſamſte Weiſe ausrottete. Konnte aus der Reformation alſo nur eine Halbheit werden, ſo war das Haus Habsburg daran ſchuld. Aus der geographiſchen Halbheit ging die noch ſchlimmere der confeſſionellen Trennung der Calviniſten von den Lutheranern in Folge divergirender dynaſtiſcher Intereſſen hervor. Somit konnte Norddeutſchland allein und durch ſeine confeſſionelle Spaltung innerlich noch mehr geſchwächt, die Reformation nicht ſo durchführen, wie es unter andern Umſtänden hätte gerathen können, und namentlich hatte der Germanismus nicht Kraft genug gewonnen, um den Romanismus vom deutſchen Boden zu verdrängen.

Die getrennten Lutheraner und Calviniſten konnten ſich nur in Staatskirchen unter dem Schutz, zugleich aber auch unter dem oft ſehr weltlichem Einfluß der Fürſten vereinigen. War der romaniſche Einfluß hier auch in allen kirchlichen Beziehungen

verdrängt, ſo wurde er in anderer Form doch wieder herrſchend mittelſt des römiſchen Rechts und des Humanismus oder der heidniſch-claſſiſchen Bildung, welche auch die proteſtantiſchen Fürſten adoptirten, weil ſie nur ihr particulariſtiſches Intereſſe wahrnahmen, für ihre Territorien ſich auf den Univerſitäten eine ſervile Staats- und Kirchendienerſchaft heranbildeten und die Erinnerungen an die groſſe Vorzeit der deutſchen Nation und an die frühere Reichseinheit wollten vergeſſen machen. Claſſiſche Studien wurden alſo die Baſis der Bildung auch im proteſtantiſchen Deutſchland, wirkten hier aber doch anders als in den Jeſuitenſchulen. Sie dienten nämlich hier nicht zu einer modernen Façade der alten Kirche oder zu bloſſem Vergnügen der Höfe im Bilderſchmuck wollüſtiger Paläſte und Gärten, in der claſſiſchen Oper ꝛc., ſondern nährten den ächt deutſchen Univerſalismus, den Trieb, ſich in fremden Gebieten geiſtig heimiſch zu machen. Von den claſſiſchen Studien ging man zu den orientaliſchen über; an die Philoſophie der Alten reihte man eine neue an, erweiterte die alte Naturkunde ꝛc. Kurz man war auf den proteſtantiſchen Univerſitäten viel rühriger und unbefangener; man approfundirte die Wiſſenſchaft mehr, weil man um der Wahrheit willen forſchte und nicht wie die Jeſuiten alles nur nach dem bekannten Zwecke berechnete und unter Cenſur nahm.

Sittlicher Ernſt und Wahrheitsſinn zeichneten die proteſtantiſchen Forſchungen ohne Zweifel vor den katholiſchen aus. Das Verſinken in die heidniſchen Erinnerungen des claſſiſchen Alterthums ſchadete alſo in Deutſchland weniger als in Italien und Frankreich. Man ſuchte weniger das frivole als das edle Element bei den Alten auf. Man beutete ſeine Kenntniß nicht wie Aretino in Italien und Voltaire in Frankreich zur Verhöhnung chriſtlicher Heiligkeit und germaniſcher Ehrenhaftigkeit aus. Nur auf katholiſchem Gebiete, auf welchem das Chriſtenthum durch

der Kaiſer auch zum Oberbefehlshaber der kaukaſiſchen Armee mit derſelben unumſchränkten Vollmacht ernannte, welche Diebitſch erhalten hatte. Seinem Genie wurde die ganze Leitung des Krieges überlaſſen, ihm die ganze Verantwortlichkeit deſſelben aufgelegt. Von ſeiner Perſon heißt es: Er iſt ein Mann von hohem Wuchs, melancholiſchem, doch ſehr feurigem Blick, und von ernſten Sitten. Nachdenken hat ſeine Haare ausfallen gemacht; man ſchreibt ihm gründliche Kenntniſſe zu.

Nach Beendigung des Feldzugs von 1828 hatten ſowohl die Ruſſen als die Türken ihre Winterquartiere bezogen und verhielten ſich ruhig. Die Macht der Ruſſen concentrirte ſich in Tiflis, der Hauptſtadt der kaukaſiſchen Beſitzungen Rußlands, die Macht der Türken aber in Erzerum, welches die wichtigſte Stadt der aſiatiſchen Türkei, und das Bollwerk gegen den Kaukaſus, wie Adrianopel das Bollwerk gegen den Balkan, iſt. In Erzerum ſammelte der Seraskier Saleyh Paſcha große Streitkräfte. Auch rechnete er auf die Ankunft von 12,000 Mann Kerntruppen, die der Paſcha von Aegypten verſprochen hatte, die aber ausblieben.

Die Ruſſen mußten indeß ihre Aufmerkſamkeit keineswegs auf die Türken allein richten, ſondern zugleich auch auf Perſien und auf die unruhigen Völker des Kaukaſus. Was Perſien betrifft, ſo wurde daſelbſt am 12 Febr. der ruſſiſche Geſandte vom Volk umgebracht, und die Stimmung der Perſer gegen die Ruſſen war ſo feindſelig, daß Paskewitſch in Tiflis erſt die Beilegung dieſes Handels abwarten mußte, ehe er ſich mit ſeiner ganzen Kraft auf die Türken werfen konnte. Was die kaukaſiſchen Bergvölker betrifft, ſo war die Stimmung derſelben ſehr getheilt. Die öſtlichen Völker, die weniger auf die Unterſtützung der Türken rechnen konnten, und die, welche ſchon länger un-

die Mißbräuche des Papſtthums und des weltlichen Deſpotismus zugleich tief entartet war, konnte man, aus dem Wolluſtbecher des claſſiſchen Heidenthums trunken gemacht, an gänzliche Zerſtörung des Chriſtenthums denken und Voltaire die Parole auswerfen: écrasez l'infame! Der Germanismus hat niemals die chriſtliche Kirche ausrotten, ſondern nur von den Mißbräuchen reinigen wollen, welche die Romanen hineinthun. Gerade der Voltairianismus, die Religionsſpötterei und Unzucht, die in Frankreich zu den Greueln der Revolution führten, widerte alle edleren Geiſter in Deutſchland an und führte in den Mittelclaſſen zu einer höchſt intereſſanten und folgenreichen Reaction gegen die an den deutſchen Höfen und beim deutſchen Adel herrſchend gewordene franzöſiſche Mode. Ein neuer Sieg des Germanismus über den Romanismus.

Verſetzen wir uns in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, in die Zeit, in welcher das deutſche Volk am tiefſten geſunken, ſeiner wichtigſten Grenzländer beraubt, in verderbliche innere Kriege verwickelt und ſeiner alten Einheit, Macht und Größe, ſeiner Nationalehre, ja ſeiner Sprache ſelbſt vergeſſen war, ſo drängt ſich uns die Thatſache auf, daß es die proteſtantiſche Preſſe geweſen, welche zuerſt wieder ein Band geiſtiger Einheit um die getrennten deutſchen Stämme wand und zuerſt wieder den Sinn für die Nationalehre weckte. Die Höfe und der Adel ſprachen nur franzöſiſch, das Theater war ganz auf franzöſiſchen Fuß eingerichtet. Auf den Univerſitäten herrſchte eine unleidliche lateiniſche Pedanterei neben einer ſteifen Koketterie mit franzöſiſcher Freigeiſterei. Da begann in der von den Univerſitäten unabhängigen proteſtantiſchen und zunächſt, wie man es damals nannte, ſchönwiſſenſchaftlichen Preſſe die große Emancipation des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Sprache von jenem alten Schulpedantismus und von der neuen Gallomanie. In wenigen Jahrzehnten erlangte die deutſche Sprache durch

ausgezeichnete Dichter und Proſaiſten eine Ausbildung, wie man ſich dieſelbe nach dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr hätte träumen laſſen. Stolz nahm die neue deutſche Literatur neben der franzöſiſchen und engliſchen Platz und wies die bisherige Bevormundung des Auslandes in allen geiſtigen Gebieten von ſich. Zugleich aber überſchwemmte ſie Deutſchland mit einer Menge von Ideen und Kenntniſſen, die nun ein geiſtiges Gemeingut Aller wurden, während bei der frühern Iſolirung der Confeſſionen und Provinzen kaum Einer vom Andern gewußt hatte. Dieſer Aufſchwung des deutſchen Geiſtes erfolgte ohne Impuls von außen, war vielmehr geradezu gegen die Einwirkungen von außen gerichtet. Er erfolgte ohne die Theilnahme und Unterſtützung der Höfe. Von den großen Genies, die damals die Preſſe beherrſchten, ſind einige beinahe verhungert und blieben die meiſten in ärmlichen Verhältniſſen. Dieſer Aufſchwung des deutſchen Geiſtes ging einzig und allein aus der innern Triebkraft der Nation hervor. Doch war er weſentlich bedingt durch die ihm lange vorangegangene Reformation. Es war eine geiſtige Flora, die nur auf proteſtantiſchem Boden wachſen konnte. Unter dieſem Boden iſt indeß nicht das zu verſtehen, was man jetzt die „proteſtantiſche freie Forſchung“ zu nennen pflegt, denn davon war damals noch keine Rede. Im Gegentheil war in Deutſchland, wie in England, die proteſtantiſche Kirche viel ſtrenger, als die katholiſche, und duldete in ihrem Gebiet nicht, was Voltaire ungefährdet ein halbes Jahrhundert hindurch im katholiſchen Frankreich wagen durfte. Der proteſtantiſche Boden, auf welchem jene geiſtige Flora gedieh, war das durch die Reformation gereinigte ſittliche Bewußtſeyn der germaniſchen Stämme. Zu dieſem Adel und zu dieſer Grazie der Sittlichkeit konnten ſich katholiſche Schriftſteller, welche durch die Schule der Jeſuiten gegangen waren, nie erheben. Der große Aufſchwung des deutſchen Geiſtes war daher nicht bloß ein nationaler im Gegen-

ſatz gegen die frühere Bevormundung des deutſchen Geiſtes durch den lateiniſchen und franzöſiſchen, ſondern zugleich auch ein ſittlicher im Gegenſatz gegen die alte Corruption in der von Jeſuiten geleiteten Welt und gegen die neue Corruption des franzöſiſchen Atheismus und der Obſcönität, mit welcher die Philoſophen und Dichter Frankreichs die germaniſche Welt inficirten. So erklärt ſich denn auch die Reaktion gegen den Illuminatismus im katholiſchen Süddeutſchland von Seiten der Freimaurerei im proteſtantiſchen Norddeutſchland.

Man muß dieſen Unterſchied feſthalten. Es iſt gar zu gewöhnlich in neueſter Zeit zu hören, mit jenem Aufſchwung des deutſchen Geiſtes habe die Emancipation von all und jeder Autorität begonnen, die jetzt zu voller, alles mit ſich fortreißender Strömung gediehen ſey, und jene erſten Beweger der proteſtantiſchen Preſſe hätten nichts anderes voraus geahnt und gewollt, als die gänzliche Befreiung der Wiſſenſchaft vom Glauben und des Talents vom Sittengeſetz. Wir beſtreiten dieſe Behauptung durchaus. Der Aufſchwung des deutſchen Geiſtes in der proteſtantiſchen Preſſe begann mit der Reaktion eines frommen und ſittlichen Ernſtes gegen den Atheismus und die Demoraliſation der Franzoſen; mit einer Reaktion des geſund gebliebenen Mittelſtandes gegen die Corruption der Höfe und des Adels. Deshalb ging er auch von der Schweiz und von den Reichsſtädten aus, die am wenigſten durch höfiſche Sitte verdorben waren, von Albrecht von Haller und Klopſtock. Gellert, der Göttinger Hainbund, wirkten im nämlichen Sinne. Leſſing, obgleich glaubenfeindlich, war doch ſtreng ſittlich. Schlich ſich nun auch mit Wieland und Goethe die franzöſiſche Frivolität wieder bei uns ein, ſo erhielt ſie doch in dieſen vielſeitigen Männern ſelbſt ſchon ein Gegengewicht des deutſchen Ernſtes, der ſie unſchädlicher machte, und der vorherrſchende Geiſt der proteſtantiſchen Literatur blieb ein ſittlicher. Die allgemeinſte Achtung und Liebe der

Nation konnte ſich nur ein ſo ſittlicher Dichter, wie Schiller erwerben. Derſelbe ſittliche Geiſt waltete in der Geſchichtſchreibung und in der Philoſophie. Kant erhob das Sittengeſetz ſogar an die höchſte Stelle und wußte, wenn er von Gott abſtrahiren ſollte, nichts Geringeres an ſeine Stelle zu ſetzen, als dieſes in der deutſchen Natur ſo tief wurzelnde Geſetz. Neben dieſer immer etwas ſtoiſchen Ethik behauptete aber auch das Bedürfniß gläubiger Gemüther ſein volles Recht in der Literatur. Es fehlte der proteſtantiſchen Preſſe ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht an ſehr einflußreichen und beliebten Predigern und geiſtlichen Dichtern, ja von dieſer proteſtantiſchen Preſſe iſt auch die Wiedererweckung der romantiſchen Poeſie ausgegangen, die jetzt gegen den Proteſtantismus feindlich umgekehrt wird. Die romantiſche Poeſie ging eben ſo ſehr aus deutſchem Geiſte hervor, wie die frühere ſeit Haller und Klopſtock mehr in antiken oder engliſchen Formen ſich bewegende. Sie war gegen die franzöſiſche Revolution gerichtet, wie jene frühere gegen die Philoſophie und den Geſchmack am Hofe Ludwigs XV. Sie brachte zu der Strenge des germaniſchen Sittengeſetzes noch die Gluth des deutſchen Herzens, den religiöſen Tiefſinn und den Zauber einer reichen Phantaſie hinzu. Sie neigte allerdings zum Katholicismus, aber zu einem andern, als ihn die Jeſuiten in den letzten Jahrhunderten in geſchmackloſen Kirchenbauten, in der Zerſtörung aller gothiſchen Kunſtdenkmale, in der laxen Moral und in dem, aller Kindlichkeit und Naivetät des Gemüthes ſo tödtlichen Raffinement gehandhabt hatten. Dieſe von der proteſtantiſchen Preſſe ausgegangene Romantik führt nicht in die moderne Petersfirche, ſondern in die alten gothiſchen Dome zurück, und ſtellt jene ehrwürdige Symbolik wieder her, welche wir noch überall in den Kirchen finden, wo Lutheraner predigen, aber nirgends mehr da, wo Jeſuiten mit ihrem Einfluß hindrangen. Im proteſtantiſchen Thüringen findet man die alten Heiligenbilder

noch, nicht mehr im katholiſchen Franken. Im proteſtantiſchen Niederſchwaben findet man alle Kirchen damit angefüllt; im katholiſchen Oberſchwaben hat ſie der jeſuitiſche Beſen rein weggekehrt. Nur in Deutſchland konnte die Liebe zum Mittelalter in der romantiſchen Poeſie ſich wieder entzünden, nicht in Rom, wo man nur uralte Ruinen der heidniſchen Zeit und neuen Jeſuitenſtyl, aber nichts vom Mittelalter ſieht.

Wie hat ſich nun ſpeziell Preußen zu dieſem deutſchen Bildungsgange geſtellt? Preußen ging anfangs nicht voran, es behielt vielmehr ein ſtrammes martialiſches Weſen, verbunden mit haushälteriſcher und phyſiokratiſcher Proſa, ſo daß es weder in den Univerſalismus, noch in die äſthetiſche Weichlichkeit und Empfindſamkeit der Mittel- und Kleinſtaaten fiel. König Friedrich Wilhelm I kehrte gegen die zu ſeiner Zeit noch vorherrſchende franzöſiſche Mode die rauhe Seite heraus, wie einſt die ſtolzen germaniſchen Barbaren gegen das entnervte altrömiſche Culturvolk. Aber auch ſein großer Sohn war viel zu praktiſch und viel zu ſehr Krieger, um an den äſthetiſchen Weichherzigkeiten Wielands und Göthes Geſchmack finden zu können. Welche achtbare Seiten auch, wie eben gezeigt worden iſt, die univerſelle und humane Bildung im damaligen Deutſchland darbot, ſo fehlte es ihr doch an rechter Mannheit und am patriotiſchen Nerv. Auch waren der Bildungsſtätten, der geiſtigen Centralpunkte und Wiegen ſchon zu viele. Jeder halbweg größere Staat in Deutſchland hatte ſeine eigne Univerſität, auch die kleinſten hatten ihre Reſidenz, in der man ſich auf irgend eine Weiſe auszeichnen wollte. Auch die Reichsſtädte ſtellten ihr Bildungscontingent. Der Particularismus, die Krönung der einheimiſchen Perücken mit Lorbeern wurde bis zur Lächerlichkeit getrieben. Man war dabei kosmopolitiſch, univerſell, ungemein vielſeitig, aber das einheitliche Gefühl mangelte und der deutſche Genius nahm gerade wegen der Menge ſeiner Flügel einen nur ſchwer-

fälligen Flug ohne ein bestimmtes Ziel. Dem praktischen und großen politischen Leben entfremdet, wurden die Gelehrten leicht pedantisch und trieben in verschiedenen Fächern scholastisches Handwerk. Daneben wurden die Poeten aus gleichem Grunde, weil sie an keinem großen Nationalleben, an keiner begeisternden politischen Action Theil nehmen konnten, ein wenig weibisch. Die deutsche Gemüthlichkeit, welche sich sonst mit Mannhaftigkeit wohl verträgt, wurde eine ekelhaft-sentimentale Herzenskoketterie.

Diesen Schwächlichkeiten des deutschen Genius in den Mittel- und Kleinstaaten diente nun der preußische Stock und Zopf auf eine recht wohlthätige Weise zum Correctiv. Hier gab es noch Kriegerstolz, Nationalstolz, Selbstgefühl, Disciplin, muntere Ausdauer bei harter Arbeit, Ehrgefühl im Gehorsam, Nüchternheit, also Tugenden, welche denen der mittel- und kleinstaatlichen Geisteskultur zur Ergänzung sehr nöthig waren. Hatte Friedrich Wilhelm I als grober Deutscher vielleicht etwas zu barbarisch die gelehrte Pinselei verachtet und den Chef seiner Akademie sogar als Hanswurst behandelt, so fühlte sich doch auch sein geistreicher Sohn, Friedrich der Große, vom Pedantismus deutscher Professoren und von den Affectationen und empfindsamen Winseleien deutscher Dichter abgestoßen. Man hat ihm vorgeworfen, er habe die deutsche Nationalliteratur nicht unterstützt und sich nur mit französischer beschäftigt. Aber wie um Gottes Willen hätte sich ein klarer und energischer Geist, ein praktischer Staatsmann und Feldherr für die Posaunenstöße Klopstocks, für die Schäfereien Geßners, für die Schlüpfrigkeiten des oft bis zur Hetärenpoesie herabsinkenden Wieland, für die Weinerlichkeiten des eitlen Werther ꝛc. interessiren sollen! Solche Geister für die ersten in Deutschland, wo nicht in der Welt zu halten, war eine schreckliche Verirrung der deutschen Philister. Nur von Lessing ließ es sich sagen, es sey schade, daß der große Friedrich sich nicht um ihn bekümmerte.

Die erſte geiſtige Größe in dem damaligen preußiſchen Staat war der Philoſoph Kant in Königsberg und es läßt ſich nicht leugnen, daß in ihm der eben bezeichnete nüchterne Charakter des Preußenthums ſeinen Ausdruck gefunden hat. Seine Kritik der Vernunft machte die ſog. geſunde Vernunft oder den geſunden Menſchenverſtand zum Maaßſtab, an dem man alles meſſen ſollte, womit er aber nicht nur alle Schwärmereien, Täuſchungen des Gefühls und Ausſchweifungen der Phantaſie beſeitigte, ſondern auch die böſen Gelüſte und überhaupt den Freiheitstrieb im Menſchen bedeutend einſchränkte und in ſtrenge Zucht nahm. Denn das Sittengeſetz ſtand ihm am höchſten und darin iſt ihm auch Fichte als der zweite große Philoſoph in Preußen nachgefolgt, deſſen ſittlicher Imperativ gleichſam den Deſpotismus der Moral proclamirte. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß die Ueberhebung des ſog. geſunden Menſchenverſtandes über die bisher herrſchenden religiöſen Anſchauungen und über alles, was nicht blos nützlich iſt, ſondern auch als Poeſie die Seele bewegt, zu einer gewiſſen Hoffahrt der Seichtigkeit führen mußte und dieſe vertrat hauptſächlich der berühmte und ſehr einflußreiche Buchhändler Nicolai in Berlin. Göthe und Schiller und nachher die Romantiker haben dieſen unerträglichen Schwätzer, der alles hofmeiſterte, alles beſſer wiſſen wollte, für nichts Heiliges und Hohes oder irgend wie Poetiſches ein Verſtändniß hatte, arg verſpottet und bei der Nachwelt in Mißkredit gebracht. Und doch entſchuldigt ihn nicht nur ſeine Zeit und Umgebung, ſondern es geht ihm auch nicht alles Verdienſt ab. Er hat wirklich mit ganz geſundem Menſchenverſtande in ſeinen weitläufigen Reiſebeſchreibungen die damaligen Sitten- und Bildungszuſtände in den ſüddeutſchen, von den Jeſuiten beherrſchten Territorien ſehr wahr und lebendig geſchildert, nicht minder in ſeinem Sebaldus Nothanker die geſchmackloſen Eigenſinnigkeiten proteſtantiſcher Orthodoxen und Pietiſten in Norddeutſchland, und nicht minder geſund und löblich war ſeine

Polemik gegen die von Göthe verſchuldete Thränenſeuche der Wertherianern.

Am ſchlimmſten wirkte der Nicolaismus in Berlin durch ſeine im religiöſen Gebiet alles Hohe und Heilige nivellirende Vernünftelei, durch den Terrorismus der Seichtigkeit, der förmlich Mode wurde und unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen mit dem Leichtſinn der franzöſiſchen Sitte und Mode auf's engſte vermiſcht zu einer koloſſalen Frivolität führte, die ihren entſprechendſten Ausdruck in Kotzebue fand. Dieſer berüchtigte Komödienſchreiber machte das außerordentlichſte Glück in Berlin, mit ſeinen „leichtfertigen Natürlichkeiten", worin im Namen des guten Herzens der Moral Hohn geſprochen wurde. Kaum minder beliebt und allgemein geleſen war der noch mehr empfindſame Lafontaine! Wären nicht Hof und Adel damals in Lüderlichkeit verſunken geweſen, wodurch denn auch die adeligen Offiziere angeſteckt wurden, ſo würde dieſe Aufweichung des altpreußiſchen Stahls gewiß nicht ſo ſchnell vor ſich gegangen ſeyn, wie denn auch das Volk in den Provinzen viel weniger davon berührt wurde. In den ſehr frivolen, aber gut geſchriebenen Romanen des Julius von Voß hat ſich die damalige Corruption am treueſten abgeſpiegelt. Vergebens warnten Berenhorſt und Heinrich von Bülow, die treffliche Heeresorganiſation und den Geiſt der Armee Friedrichs des Großen nicht entarten zu laſſen. Die Schlacht von Jena enthüllte die traurigen Folgen der auch in die Armee eingedrungenen Corruption. Es fehlte nun nicht an Leuten, die, vom Erfolge geblendet, dem Genius des großen Napoleon Huldigungen darbrachten. Eine Partei preußiſcher Diplomaten, die ſchon früher immer eine engere Verbindung Preußens mit Frankreich angeſtrebt hatten, vergaß die Leiden und Mißhandlungen nach dem Kriege und hoffte nur von Napoleon noch ein Heil für Preußen, wie für ganz Deutſchland. Eigentliche Verräther fanden ſich unter den vorragenden Geiſtern in Preußen nicht, wie

dergleichen in den Rheinbundstaaten wimmelten. Dazu war zuviel ehrenhafter Geist unter den Preußen und das Unglück weckte ihn, wo er geschlummert hatte. Nur Johannes Müller, der einen ehrenvollen Ruf an die Berliner Akademie erhalten hatte, hielt in Napoleons Gegenwart noch einmal eine Lobrede auf Friedrich den Großen, in der aber alles Lob eigentlich an Napoleon adressirt war, und ging unmittelbar nachher in Napoleons Dienste über. Dieser berühmte Schweizer, der schon vielen Herrn gedient hatte, würde mit seinem takt- und ehrlosen Benehmen weniger aufgefallen seyn, wenn er nicht vor der Schlacht bei Jena eine „Posaune des h. Kriegs" geschrieben hätte, in der er Preußen bei seiner Ehre aufforderte, Napoleon den Krieg zu erklären. Es charakterisirt den Leichtsinn und die Verblendung in den maßgebenden Kreisen des damaligen Berlin, daß man sich diesen Schweizer als einen großen Genius verschrieb, der Preußen erleuchten sollte. Das Tollste von allem aber war, daß man ihn den deutschen Tacitus nannte.

Mit dem Unglück kehrte ein ganz anderer Geist in dem seit Friedrichs des Großen Tode so sehr verwahrlosten Preußen ein. Die, welche bisher das große Wort geführt hatten, verstummten oder wurden beseitigt, das Offizierscorps von seinen verderbten Elementen gereinigt. Stein, der die Oberleitung, und Scharnhorst, der das Kriegsministerium übernahm, waren Ehrenmänner und warme Patrioten. Sie wurden eifrig unterstützt vom Patriotismus im Volke. Die bisherige Frivolität machte einem tiefen Ernste Platz. Während die Regierung und alle ihre Organe sich befleißigten, wieder zu bauen, was durch den unglücklichen Krieg eingerissen war, und für die verlorenen Waffen neue und bessere zu rüsten, nahmen auch die vorragenden Geister in Wissenschaft und Literatur regen Antheil am Jammer des Vaterlandes und nährten die Hoffnung seiner Wiedergeburt. Davon geben noch Fichtes Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers Erinne-

rungen an die vergeſſene Religion und die von Jahn zur Kräftigung der Jugend eröffnete Turnſchule Zeugniß. Ueberaus bedeutungsvoll und damals auch einflußreich war die Wiedererweckung des Sinnes für den Ruhm deutſcher Vorzeit, die Sammlung und Herausgabe altdeutſcher Heldenlieder, deutſcher Volksſagen und- Lieder, das Intereſſe, welches Tieck und Wackenroder zum erſtenmal wieder der Gothik zuwendeten, und die Tendenz der aufblühenden romantiſchen Dichterſchule, welche die Schwächen der modernen ausſchließlich auf die claſſiſche Grundlage gebauten Bildung aufdeckte und verſpottete, dagegen das Ureigne der deutſchen Volksnatur wieder zur Geltung brachte in den Erinnerungen an das älteſte, zumal nordiſche Germanenthum, an die große Kaiſerzeit des Mittelalters und an die alte Kirche in der noch gothiſchen Zeit.

Es iſt gewiß ſehr merkwürdig, daß ſich dieſe Sympathie gerade im proteſtantiſchen Norddeutſchland und vorzugsweiſe in Preußen regte, bei Novalis, Tieck, Wackenroder, Arnim, v. d. Hagen, Büſching, Fouqué neben Görres in Coblenz, Brentano in Frankfurt, den Brüdern Grimm in Caſſel. Warum nicht in Oeſterreich? Nach Wien wurde ſie erſt von dem norddeutſchen Convertiten Friedrich Schlegel mitgebracht, ohne dort recht begriffen zu werden. Doch lag es überhaupt in der kosmopolitiſchen, humaniſtiſchen und freimaureriſchen Tendenz, die gerade vom verfloſſenen Jahrhundert her noch vorherrſchte, daß die ſog. romantiſche Schule mit den altdeutſchen Studien nicht die Oberhand gewann, daß vielmehr eine von aller Geſchichte abſtrahirende philoſophiſche Speculation die Gegenwart umgeſtalten wollte. In dieſer Beziehung that ſich in Berlin beſonders Fichte hervor, der auch die nach Rouſſeaus Ideen gemodelte Pädagogik des Schweizer Peſtalozzi empfahl, die denn auch wirklich dem neuen preußiſchen Volksunterricht zu Grunde gelegt wurde. Man wollte in allem Ernſt mittelſt der Erziehungskunſt eine ganz neue Menſchheit gleichſam im Deſtillirkolben entſtehen laſſen.

ter ruſſiſcher Oberhoheit ſtanden und die Früchte der von Rußland empfangenen Cultur zu genießen anfingen, verhielten ſich ruhig. Die weſtlichen Völker aber, die an den Türken eine Stütze fanden und noch gar nicht, oder erſt unlängſt unterworfen waren, haßten die Ruſſen aufs äußerſte, als die Unterdrücker ihrer Unabhängigkeit, und liefen ſchaarenweiſe zu den Türken über.

Am 22 Januar 1829 unterwarfen ſich die freien Tăbaſſaraner dem ruſſiſchen Scepter.- Die Hälfte ihres Gebiets war ſchon unterworfen, die unabhängigen Bewohner der zweiten Hälfte wagten nicht, dem ruſſiſchen Generalmajor von Krabbe zu widerſtehen, als dieſer ihnen befahl, das Rußland mißfällig gewordene Oberhaupt der ſchon unterworfenen Tabaſſaraner Kirchljär-Kuli-Bek, der zu ihnen geflüchtet war, zu vertreiben. Aus Furcht vor Rußland verletzten ſie die, Bergvölkern ſo heilige Gaſtfreundſchaft, zwangen den Flüchtling, ſich Rußlands Gnade zu übergeben und leiſteten dem Kaiſer ſelbſt die Huldigung. Ein ſolcher Zug iſt hinreichend, Rußlands Einfluß bei den kleinen freien Völkern des Kaukaſus zu bezeichnen. Man wird dabei auffallend an das frühere Verfahren der Römer erinnert.

Eine große Anzahl der älteſten Tſchetſchenzen, im nordöſtlichen Abhang des Kaukaſus, unter denen der berüchtigte Beibulat, einer der tapferſten Abenteurer der Gebirge, ſich befand, verlangten zum Beweis ihrer Ergebenheit einen ruſſiſchen Unterthanen, den Schamchal von Tarki, zu ihrem Oberhaupt, der ihnen auch von Rußland bewilligt wurde.

Durch bloße Unterhandlung bewegte der General Emanuel die an Anapa gränzenden Natugaier, ſich bis ans Ende des Kriegs ruhig zu verhalten und dafür Geiſeln zu ſtellen. Die

Der Turnvater Jahn ſchwärmte auch ein wenig, hielt aber das Volksthümliche feſt und wollte neben dem Geiſt auch dem Körper ſein Recht geben. Ich kann nicht ohne Rührung an den alten Jahn zurückdenken. Ich lernte ihn vor zwei und fünfzig Jahren im Jahr 1818 in meiner ſchleſiſchen Heimath kennen und machte mit ihm eine Fußreiſe von Breslau nach Berlin, turnte mit ihm auf ſeiner Hafenhaide und blieb auch ſpäter noch mit ihm in freundſchaftlicher Beziehung, da ich ein eifriger Turner war, bald nachher auch ſeine Methode mit der von Elias in Bern verglich und drei Turnplätze in der Schweiz nach Jahn's Weiſe einrichtete. Er war in der Zeit, in der ich mit ihm zuſammenlebte, noch ſehr rüſtig, unermüdlich, ſchnellkräftig, doch ſchon ein wenig verwittert. Man ſah ihm ſeine Sorgen um das Vaterland, ſeine langen Fußreiſen, ſeine Kriegsjahre und ſein vieles Turnen wohl an. Es war etwas Raſches und Leidenſchaftliches in ſeinem Weſen. Er konnte ſehr grob werden, war aber dann bald wieder gutmüthig. Höhere wiſſenſchaftliche Bildung ging ihm ab, aber eine ſolche brauchte es auch nicht, um zu begreifen und mit ganzer Seele zu erfaſſen, was zu ſeiner Zeit dem Vaterland am meiſten noththat.

Sein größtes Verdienſt war die Einführung des Turnweſens. Wie er es eingerichtet hat, war es noch der Verbeſſerung fähig und iſt auch verbeſſert worden. Aber ihm bleibt der Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben. Es war zunächſt nur auf die Schüler in den Städten berechnet, welche durch das Stubenhocken verweichlicht werden. Den geiſtigen Unterricht durch körperliche Uebungen zu ergänzen, war um ſo nothwendiger, als die Jugend mit dem erſteren häufig überbürdet wurde. Mens sana in corpore sano war zu ſehr vergeſſen worden. Es läßt ſich übrigens nicht leugnen, daß die körperlichen Uebungen mehr, als es der Fall iſt, auch bei der ländlichen Jugend gepflegt werden ſollten. Dieſe lebt zwar mehr in der freien Natur, bleibt aber leicht, wenn ſie

auch die Körperkraft bei der Arbeit anwendet, ſteif und ungelenk. Das gilt vom deutſchen Bauer faſt durchgängig. Iſt er auch ſtark und geſund, ſo doch nicht genug gewandt, nicht raſch und elaſtiſch genug, nicht genug Herr ſeiner Glieder. Nur Bergbewohner, Reiter in pferdereichen Gegenden und Anwohner des Meeres, welche viel ſchwimmen und ſchiffen, machen davon eine Ausnahme. Die Schuld liegt daran, daß durch die Kleinſtaaterei und Ausländerei das germaniſche Selbſtgefühl überhaupt abgeſchwächt worden iſt. Früher waren beim Landvolk durchgängig noch mehr Spiele im Freien üblich, welche die Gewandtheit und Grazie der Bewegungen förderten. Das hat alles aufgehört. Theologiſcher Trübſinn und bureaukratiſche Pedanterei verboten dem Volk die alte Freude und damit auch die alte Beweglichkeit. Durch die allgemeine Wehrpflicht wird dem Volk in Waffen viel erſetzt, doch iſt der Rekrut oft ſchon zu ſteif und wäre es beſſer, er hätte die Gelenke ſchon in früheren Jahren mehr in Uebung geſetzt.

Jahn hatte das Volk in Waffen im Sinne. Er wollte den Deutſchen die körperliche Tüchtigkeit zurückgeben, in welcher ihr uralter Heldenruhm wurzelte. Er dachte groß vom deutſchen Volke. Neben ſeinem Turnlehrbuch iſt ſein wichtigſtes Werk ſein „deutſches Volksthum", wovon jetzt wenig mehr die Rede iſt, welches aber Grundgedanken enthält, die jedem Deutſchen eingeprägt bleiben ſollten. Mit Recht ſtellt er die Einheit des Staats mit der Nation voran. Jedes große Volk ſoll in einem Staat vereinigt ſeyn und nicht, wie das leider das deutſche Volk verſchuldet hat, zerklüftet in viele Staaten. Nur die Einheit macht ſtark nach außen. Wo ſie fehlt, iſt die Nation ſchwach und wird ihr ein Bruchtheil nach dem andern von außen abgebröckelt, wie es der deutſchen leider ergangen iſt. Eben ſo richtig iſt, was Jahn nun ſchon vor beinah ſechszig Jahren erkannt und ausgeſprochen hat, lange vorher, ehe es das Programm der Paulskirche wurde. Er ſchrieb in der Vorrede zu ſeinem Volksthum: „Ich ſah niemals im

preußiſchen Staate das Höchſte ſchon Gewordene menſchlicher Regierungskunſt, aber ich entdeckte in ihm eine Triebkraft zur Vervollkommnung und einſtigen Vollendung. Er war wie der Kern vom zerſplitterten Deutſchland. Ich ahnte in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutſchen Reiches und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unſterblichkeit in der Weltgeſchichte menſchlich die hehre Bahn wandeln würde." Dieſe Vorausſicht hat ſich bewährt. Preußen war ſchon 1813 der Vorkämpfer Deutſchlands, ein noch kleiner aber lebensfähiger Kern, der 1866 viel größer geworden iſt, ſo daß die Verheißung Jahns ihrer Erfüllung ſehr viel näher gekommen iſt.

Auch die deutſche Seemacht hat Jahn damals ſchon in Ausſicht genommen. Er ſchrieb in ſeinem Volksthum S. 94: „Vom Meere ſind wir längſt als Seemacht fort, da hört man ſchon lange keine andern Schüſſe mehr von uns als Nothſchüſſe. Wer weiß es noch, daß die deutſche Hanſa zuerſt Kanonen auf die Schiffe brachte? daß die Deutſchen den Engländern den Kriegsſchiffbau lehrten?" Ein gerechter Vorwurf, mit dem jedoch Jahn die Hoffnung verband, Deutſchland werde dennoch eine Seemacht werden und zwar durch Preußen. Er kannte die langgeſtreckte deutſche Nord- und Oſtſeeküſte, er hatte ſie durchwandert. Er wußte, wie viele gute deutſche Uferbewohner den Engländern als Matroſen dienen, wie viele herrliche Kräfte ſchon ſeit Jahrhunderten für Wohlſtand und Ehre Deutſchlands verloren gingen, weil die Kleinſtaaterei und die Politik des Hauſes Habsburg faſt ganz Norddeutſchland dem Ausland aufgeopfert hatten. Ein unermeßliches Kapital, das unſer war und das uns doch keine Zinſen tragen ſollte.

Nachdem der damalige König von Preußen ſich hauptſächlich durch die Treuloſigkeit Rußlands, das ihm Sachſen verſprach, und von dem es nachher doch im Stich gelaſſen wurde, und durch Hardenberg ſo lange zu Nachgiebigkeiten hatte verführen

laſſen, bis er nicht mehr zurück konnte, unterwarf er ſich vollends ganz dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Willen, ſanctionirte die Karlsbader Beſchlüſſe, durch welche der Patriotismus von 1813 in die Acht erklärt und das „ein Deutſcher ſeyn wollen“ zum Verbrechen geſtempelt wurde. Es war aber nicht ganz leicht, in Preußen, von wo die patriotiſche Begeiſterung ausgegangen war, durch ein bloßes Commandowort eine ſo tiefe und durchgängige Umänderung der Geſinnungen zu bewirken, namentlich bei der gebildeten Jugend auf den Univerſitäten, die noch immer voll Begeiſterung war. Daher man auf ein neues Syſtem, auf eine neue Blendung der leicht empfänglichen Jugend dachte, um ihr die Geſinnung von 1813, die Begeiſterung für das Vaterland aus dem Herzen zu reißen und das chriſtlich-deutſche Programm der allgemeinen Burſchenſchaft zu eskamotiren. Das wurde die Hauptaufgabe des Cultminiſter v. Altenſtein. Das Mittel einer großartigen Verblendung aber, welches er anwandte, war die Fiction, Preußen ſey die perſonificirte Intelligenz, hier wiſſe man alles, hier übertreffe man an wiſſenſchaftlicher Bildung bei weitem alle andern Nationen. Hier in der Glorie der Schule, Wiſſenſchaft, Literatur habe man das höchſte ſchon erreicht und es ſey lächerlich, wenn man, anſtatt ſich ganz in das Bewußtſeyn und den Stolz dieſer höchſten Intelligenz einzuwiegen, noch etwas anderes wolle. Was denn? das deutſche Vaterland? Dummheit! Die höchſte Geiſtesblüthe der Menſchheit wächst über alle Nationalitäten hinaus. Nationalität iſt nur thieriſche Race, Patriotismus nur ein thieriſcher Trieb des Blutes, eine Tugend, die nur Barbaren zukommt. Was anderes ſollte man noch ſuchen, was man nicht ſchon hätte? Gott? Dummheit! Wir Menſchen ſelbſt und allein ſind Gott. Gott wird ſich ſeiner ſelbſt nur in uns Menſchengeiſtern bewußt und ſeine Intelligenz ſchreitet nur mit der unſern fort. Nur wenn man die Menſchwerdung Gottes in dieſem Sinne verſteht, kann man ſie gelten laſſen. Die Confeſſion

iſt ein längſt überwundener Standpunkt, ihre Superſtition ſoll daher durch Union wenigſtens neutraliſirt werden. Wer ſich aber dennoch an eine Confeſſion anklammern will, wird als Rebell gegen den Staat unſchädlich gemacht, wenn er gleich nur ein bedauerlicher, in der Bildung zurückgebliebener Schwachkopf iſt.

Mit dieſem Programm pflanzte Altenſtein, nachdem die Karlsbader Beſchlüſſe und die Mainzer Unterſuchungscommiſſion ſchon allen chriſtlich-deutſchen Geiſt der Befreiungskriege weggefegt hatten, den preußiſchen Univerſitäten einen neuen Geiſt ein und erhob Berlin zur Metropole der Intelligenz, zum neuen Mekka der Wiſſenſchaft, wo ſich die deutſche Jugend mit den Gaben und dem unſäglichen Stolze des neuen Geiſtes Anſtellungen und Gnaden holen ſollte, während die armen deutſchen Patrioten in der Verbannung lebten oder in Kerkern ſchmachteten. Das ganze Zauberſtückchen beſtand darin, daß der macedoniſche Charakter der Monarchie in den athenienſiſchen, das martialiſche Preußenthum in ein akademiſches, der rocher de bronze in Makulatur verwandelt wurde.

Die Männer, deren ſich Altenſtein zur Durchführung ſeines Programms bediente und von deren Gutachten die Beſetzung aller Lehrämter abhing, waren folgende. Zuerſt der berühmte Alexander von Humboldt, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, der ſeine Werke franzöſiſch ſchrieb, ſchon 1814 bei der erſten Eroberung von Paris den König überredet hatte, alle von den Franzoſen aus Deutſchland geraubten Kunſtwerke nicht zurückzufordern, ſondern den Franzoſen zu laſſen, und als Liebling und Vertrauter des Königs in Berlin nicht nur die Akademie ganz nach ſeinem Willen lenkte, ſondern auch ſonſt jede Anſtellung durchſetzen oder hintertreiben konnte, und doch faſt täglich mit dem unendlich ſuffiſanten Varnhagen im Hauſe reicher Jüdinnen, die ihn anbeteten und mit Delikateſſen fütterten, über ſeinen gnädigen König ſpottete und hohnlachte. Derſelbe große Humboldt kannte keinen Gott in der Natur und glaubte an keinen Schöpfer. Sofern

er die Natur für etwas hielt, das von ſelber entſtanden ſey, und Bewunderung nur für die Naturforſcher in Anſpruch nahm, die immer Neues in der Natur auffanden, er ſelbſt aber für den größten Naturforſcher gehalten würde, ſcheint es, er habe den Schöpfer nur eskamotiren wollen, um ſich ſtatt ſeiner anbeten zu laſſen. Kurz er wollte von keiner Pflicht weder gegen das Vaterland, noch gegen Gott etwas wiſſen.

Der zweite Handlanger Altenſteins war Hegel, der Philoſoph, der den Trumpf auswarf, die Studenten in Berlin würden durch Anhörung ſeiner Vorleſungen zu Göttern und wären von da an über alle Menſchen hoch erhaben. In der That ein überraſchender Coup. Daß die Ausſicht, ein Gott zu werden, für viele dumme Jungen etwas außerordentlich Anziehendes hatte, iſt leicht begreiflich. Es verband ſich aber damit auch noch die irdiſche Ausſicht, ſchnell zu einer Anſtellung im Staate zu gelangen, wenn man Hegel gehört hatte und für ihn begeiſtert war, oder ſich wenigſtens für ihn begeiſtert ſtellte. Denn weder Theologen, noch Juriſten, noch Studenten der philoſophiſchen Fakultät hatten Ausſicht auf Beförderung, wenn ſie nicht Anhänger Hegels waren, und ſolche Anhänger wurden maſſenhaft auf allen Univerſitäten und Gymnaſien angeſtellt, um den Geiſt Hegels ſo ſchnell und weit als möglich zu verbreiten. Nur die Regierung trifft dabei die Schuld. Unter andern Umſtänden würde Hegel mit ſeiner verrückten Selbſtvergötterungslehre von der Regierung abgewieſen und von den Studenten ſelbſt verlacht worden ſeyn. Sofern aber Altenſtein ihn zu ſeinem politiſchen Zwecke benutzte, ihn daher hochſtellte, auf alle Art begünſtigte und gewiſſermaßen mit der Autorität der Regierung ſelbſt umkleidete, ja ſelbſt Theologen und einige der erſten Würdenträger der unirten Kirche Hegelianer wurden, war es kein Wunder, daß auch die Studenten an ihn glaubten und in dem ungeheuren Hochmuth von akademiſchen Prätorianern ſchwelgten.

Das dritte Werkzeug Altensteins war Professor Lachmann, dessen Stimme bei Ernennungen für die philologischen Fächer entschied. Ihm lag es ob, den Geist durch den Buchstaben zu tödten. Indem er aber die sog. exacte Wissenschaftlichkeit und „reinliche Forschung" zum alleinigen Kriterium machte, verstand er darunter nur die Silbenstecherei, das Herumklauben an der Schaale, das Federlesen und die Kümmelspalterei, das Vergessenmachen der Hauptsache über Nebensachen, das stupide oder auch absichtliche Verleugnen des Geistes, des wesentlichen Inhalts und der Bedeutung alter Sprachdenkmale. Sofern damals bei der studirenden Jugend die Freude an den altdeutschen Dichtungen und sonderlich an den Nibelungen mit der patriotischen Begeisterung Hand in Hand ging, machte es sich Lachmann zu einer Hauptaufgabe, diese Begeisterung lahm zu legen, indem er das herrliche Lied, unser ehrwürdiges Nationalepos, für eine bloße Zusammenstoppelung von Bänkelsängerliedern erklärte. Sein Pedantismus war kein unschuldiger gelehrter Zopf, sondern diente einer schlechten Politik und pflanzte sich leider auf zahlreiche, allein von ihm begünstigte Schüler fort, so daß heute noch seine Manier, an der Schaale herumzuklauben und den Kern zu vergessen, fortlebt. Mit diesem philologischen Pedantismus verband sich, wie bei dem Anhang Humboldts und Hegels, ein ungeheurer Schulhochmuth, ein unberechtigtes Herabsehen auf andere Disciplinen und Schulen, jene Arroganz und Berliner Windbeutelei, die als eine der vielen Karikaturen der Restaurationsperiode sprichwörtlich geworden ist und bei allen vernünftigen Leuten die Verachtung gefunden hat, die ihr von Anfang an gebührte.

Der vierte Handlanger Altensteins war Diesterweg, der Generalschulmeister in Preußen, der das ganze Volksschulwesen unter sich bekam. Altenstein schien mit diesem Diesterweg nur ganz unbefangen das Wirken Pestalozzis und Fichtes, die da-

mals ſchon in Achtung ſtanden, fortſetzen zu wollen. Allein der Zweck war ein ganz anderer, nämlich ein politiſcher. Auch die Dorfſchulmeiſter ſollten durch den Unterricht, welchen ſie in den Schullehrerſeminarien empfingen, mit einem unendlichen Wiſſenshochmuth erfüllt werden, um ihre chriſtlichen und patriotiſchen Gefühle auszutilgen. Hohe Menſchheitsideale, hieß es, ſollten ſie aus den dummen Bauernjungen herausbilden und nicht mehr Chriſten aus ihnen machen wollen, weil das Chriſtenthum ein längſt überwundener Standpunkt, eine durch das Licht der Schule überwundene Finſterniß ſey, und noch viel weniger ſollte die Dorfſchule gezwungen werden, nur wieder einfach dumme deutſche Bauern heranziehen zu wollen. Nein, ideale Weltbürger, hochgebildete, vortreffliche Menſchen, Muſter der Vollkommenheit müßten aus jedem Bauernkinde herausgekünſtelt werden. Daher auch der grimmige Haß, welchen Dieſterweg auf die Kirche warf, ſofern ſie immer noch die Schule beeinfluſſen wollte. Daher auch ſeine Gier, Bibel und Katechismus aus der Schule hinauszuwerfen. Und das alles ſtand im genauen Zuſammenhange mit der grauſamen Verfolgung der Altlutheraner und mit den raffinirten Verleumdungen, die auf die armen Pietiſten gehäuft wurden.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß es dem Miniſter von Altenſtein während ſeiner langen Regierung vortrefflich gelungen iſt, ſeinen Zweck zu erreichen und in die preußiſche Jugend einen Geiſt einzupflanzen, der von dem frommen und patriotiſchen Geiſt der Freiheitskriege himmelweit verſchieden war.

Wir dürfen indeß nicht verſchweigen, daß auch der patriotiſchen und frommen Partei damals mancherlei Mängel und Fehler anklebten. Nichts kam den Plänen Altenſteins mehr zu Statten, als z. B. die Geſchmackloſigkeit des alten Jahn, ſein einſeitiges deutſches Volksthum, ſeine plumpen Sprachreinigungsverſuche, überhaupt ſein polternder Biedermannston, desgleichen

die Kannibalengeſänge, die einige Ueberſchwängliche in die Turnliederbücher einſchwärzten. Nicht minder kam den Altenſteiniſchen Planen mancherlei pietiſtiſche Geſchmackloſigkeit zu Statten, wodurch ſich die Frommen lächerlich machten. Am meiſten aber verſündigte ſich dieſe fromme Partei durch ihre Hinneigung zu Rußland. Nie durften ſie als Deutſche dem Czaaren hofiren und noch weniger als Lutheraner in einem Augenblick, in welchem der Czaar ihre Glaubensbrüder in Livland unterdrückte.

Altenſtein hat das Werk, welches König Wilhelm ſeit ſeinem Regierungsantritt begonnen, ihm ungemein erſchwert, denn es iſt kein Zweifel, der ganze dumme Uebermuth, mit welchem das Berliner Abgeordnetenhaus allem, was der König für Deutſchland that und noch thun wollte, ſich widerſetzte, ihm die Auslagen für den däniſchen Krieg, für die als ſo trefflich bewährte Armeeorganiſation und die Marine verweigerte, ausſchließlich die Schulen verräth, welche Altenſtein in's Leben gerufen hat, jene oben geſchilderten Schulen grenzenloſer Arroganz, des Alles-beſſerwiſſenwollens, der Verachtung deutſcher Vaterlandsliebe und alles Chriſtlichen. Was würde König Friedrich Wilhelm IV nicht darum gegeben haben, wenn er im Jahr 1840 die Generation noch ſo gefunden hätte, wie ſie zur Zeit der Befreiungskriege war, ehe die Karlsbader Beſchlüſſe alles verdammten, was ſie an Patriotismus auszeichnete. Er fand bereits eine ganz andere Generation, durch die Altenſteiniſchen Medicinen in der Seele vergiftet, das ganze Geſindel, das im Jahr 1848 in Berlin den Meiſter ſpielte. Und König Wilhelm fand unter ſeinen zahlloſen Widerſachern gleichfalls noch eine ganze Muſterkarte von Exemplaren aus den Schulen aller jener Katzederhelden, welche Altenſtein ſo lange allein begünſtigt hatte.

Die Schmeichler der Regierung ſuchten den höchſten Ruhm derſelben in der Pflege des Geiſtes und des Unterrichts und noch jetzt hört man oft wiederholen, Preußen ſey der gebildetſte

Staat der Welt und Berlin die Metropole der Intelligenz. Aber wenn der Geiſt dem Staate, der ihn pflegte, ſo viel verdankt, warum empört er ſich jetzt gegen denſelben? oder, wenn der Geiſt ein ſo gefährlicher und revolutionärer iſt, warum hat ihn der Staat ſo unvorſichtig gepflegt? Faßt man das weit ausgedehnte Lager der Radikalen in's Auge, die in Staat und Kirche alles um und umſtürzen wollen, ſo muß man ſich in der That fragen, ob die Treibhäuſer, worin man ſolche Geiſter heranzog, eine große Wohlthat für den Staat geweſen ſind?

Der Geiſt iſt weit über die Grenze hinausgegangen, in der er ſich geſund entwickeln und wohlthätig wirken kann. Anſtatt ſich auf das praktiſche Volkswohl zu richten, hat er ſich in die Spekulation über ſich ſelbſt vertieft, iſt überſchnappt, und hat den pantheiſtiſchen Wahnſinn ausgeboren. Aber wie in die Tiefe, ſo hat er auch in die Breite ſeine Grenzen überſchritten, und iſt, wenigſtens ſtückweiſe, in's Bereich derer gerathen, die eigentlich von geiſtigen Dingen ſich fern halten ſollten. Menſchen, deren Bedürfniß und Gabe es durchaus nicht iſt, zu philoſophiren oder Gott und die Welt zu kritiſiren, ſind gleichwohl mit der Schule in Rapport geſetzt worden und phosphoreſcirten nun in den ihnen angeflogenen Phraſen als ſogenannte Lichtfreunde. Die gemeinſten Köpfe warfen ſich zu Reformatoren auf, wie kaum in der wildeſten Zeit der Reformation und der engliſchen Revolution, wo die Schwärmer doch mehr ſelbſt gedacht haben, während ſie jetzt nur die abgedroſchenen Gedanken Anderer mit prahleriſcher Deklamation denen vortrugen, die noch beſchränkter waren. Dieſe Früchte der in Preußen ſo üppig blühenden und vielgeprieſenen Intelligenz ſind nun doch etwas recht Bedauerliches.

Das demnach voreilige und unbeſonnene Rühmen der Geiſtigkeit datirt ſich lediglich von Hegel her. Vor ihm war man in Berlin ungleich beſcheidener. Der Staat that Unrecht

unterworfenen Ghurier brachten dem Generalmajor Heſſe freiwillig die verſiegelten Aufruhrbriefe der in der Türkei lebenden vormaligen Fürſtin von Ghurien, Sophia.

Sogar von den berühmten lesgiſchen Stämmen im Weſten des Kaukaſus fanden ſich einige Parteigänger, welche ſich erboten, für Rußland ein kleines Corps von 150 Mann zu ſtellen.

Allein bei Weitem die Mehrzahl dieſer weſtlichen Völker hielt es mit den Türken, aus einer ſehr begreiflichen Politik. Die Türken konnten ihnen nicht mehr gefährlich werden, und ihnen weder ihre deſpotiſche Herrſchaft noch fremde Sitten aufzwingen, während ſie in den Ruſſen auf gleiche Weiſe die Feinde ihre Unabhängigkeit wie ihrer barbariſchen Gewohnheiten ſahen. Ihr Haß gegen die Ruſſen vereinigte ſich mit dem Kriegsmuth der Türken, die den Feldzug von 1829 um ſo kühner begannen, als der von 1828 ihnen verhältnißmäßig nur wenig Nachtheil gebracht hatte.

Der Eifer der Türken und ihrer Verbündeten war ſo groß, daß ſie zuerſt angriffen. Die Ruſſen hatten im letzten Feldzug Anapa und Akhalzik erobert, zwei äußerſt wichtige Feſtungen, Bollwerke ſowohl gegen die Türken als gegen die Bergvölker. Die Verbündeten brannten alſo vor Begierde, ihnen dieſe Schlüſſel des Kaukaſus wieder aus den Händen zu reißen. Es hieß, der Sultan habe ausdrücklich befohlen, Akhalzik, es koſte was es wolle, wieder zu nehmen. Die zu dieſem Zwecke beſtimmten Truppen hatte man unter den Oberbefehl Achmed-Begs von Adſchar geſtellt, der, um zu dieſer Unternehmung noch mehr angeſpornt zu werden, zur Würde eines Paſcha's von Akhalzik erhoben worden war, und eine namhafte Summe Geldes zur Anwerbung von Truppen erhalten hatte. Letzteres,

daran, ſich das Lob anzueignen, was die Hegel'ſche Schule weniger ihm, als ſich ſelber ſpendete. Ueberhaupt hat dieſe Schule mit dem Vertrauen, das ihr von Seite des Staats gewährt wurde, den gröbſten und unverſchämteſten Mißbrauch getrieben.

Sehen wir zu, woher das Geſpenſt des Atheismus, das jetzt eben ſo furchtbar und drohend wie das des Kommunismus, aus dem Sumpfe der Zeit ſich erhebt und wie ein rieſenhaftes Nilpferd die Zähne fletſcht?

Das Miniſterium Altenſtein hat es groß gezogen. Um die jungen Leute von Arndt, Jahn, Görres, den Tugendbundideen, der nach dem großen Kriege nachglühenden Begeiſterung und der chriſtlich-deutſchen Tendenz der Burſchenſchaft abzuziehen, wurde Hegel nach Berlin berufen und ſtatt des patriotiſchen Banners empfing der deutſche Student das pantheiſtiſche. Während alle patriotiſchen Talente in Kerkern begraben oder des Landes verwieſen waren, niſteten die Hegelianer ſich auf den preußiſchen Univerſitäten ein, und verbreiteten ſich, hauptſächlich durch die außerordentliche Gunſt Altenſteins, binnen einem Vierteljahrhundert über die ganze Monarchie. Anfangs nur im philoſophiſchen Gebiete herrſchend, bemeiſterten ſie ſich bald auch des theologiſchen und führten, was in der kläglichſten Zeit nationaler Verkommenheit und deſpotiſcher Regierungsformen im vorigen Jahrhundert der Rationalismus unter dem Einfluß der franzöſiſchen Mode begonnen hatte, raſch und wiederum in inniger Sympathie mit franzöſiſchen Tendenzen zum Ziele.

Der ungeheure Abfall der Gemüther von Gott im preußiſchen Staate iſt nicht allein der Hegel'ſchen Schule zuzuſchreiben, denn es war ihm durch den Rationalismus und Indifferentismus lange ſchon vorgearbeitet. Aber ohne die Hegel'ſche Schule würde ſich die ſeichte Auffaſſung des Chriſtenthums, die nur bis zur Gleichgültigkeit führte, nicht bis zum Haß gegen daſſelbe geſteigert haben. Jene Schule erſt erzeugte das corroſive Gift,

durch welches das Chriſtenthum im innerſten Kern der Lehre zerſtört werden ſollte. Die Rationaliſten legten, indem ſie die Theologie und den Religionsunterricht in den Schulen von allem ſpecifiſch Chriſtlichen entleerten, doch einen hohen Werth auf die Moral. Die Hegel'ſche Schule aber abſtrahirte davon, ſtellte die Intelligenz über die Moral und hob ſogar den Unterſchied von Gut und Böſe für das abſolute Bewußtſeyn auf. Dieß lieh einem Theil ihrer Anhänger, die es unternahmen, die neue Philoſophie in's praktiſche Leben einzuführen, und den ſog. jungdeutſchen Journaliſten und Dichtern, die ſich an ſie anlehnten, den erwünſchten Vorwand, mit dem Chriſtenthum zugleich auch die Moral anzugreifen und die ganze ſittliche Grundlage der Geſellſchaft umzuwühlen. Durch dieſe Bundesgenoſſenſchaft aber kam die Schule in nahe Berührung mit der deſtruktiven Literatur des jungen Frankreich und ſetzte, mit ihr wetteifernd, die große Arbeit Voltaire's fort. War dieſe letztere durch die Weltereigniſſe unterbrochen und aufgehalten worden; hatten die Greuel der franzöſiſchen Revolution zur alten Kirche zurückgeführt, war auch in Preußen durch die große Erhebung im Jahr 1813 die fromme Geſinnung wieder geſtärkt und die Frivolität verbannt worden; ſo kam jetzt die irreligiöſe und unſittliche Bewegung auf's Neue in volle breitwogende Strömung.

Das preußiſche Miniſterium war weit entfernt, in dieſem Treiben eine Gefahr für den Staat heranwachſen zu ſehen. Wußten doch ſeine nächſten Räthe und Vertraute geſchickt die chriſtliche Maske vorzunehmen und unter ihr immer ſicherer in der Kirche ſelbſt die Minen anzulegen, durch die ſie auseinandergeſprengt werden ſollte. Dieſes böſe Spiel trieb man insbeſondere unter der Maske der Unionsangelegenheit. Während man der Regierung glauben machte, es handle ſich um eine Stärkung des kirchlichen Princips, war es doch gerade auf eine Schwächung deſſelben abgeſehen, denn man konnte nun die Symbole der

beiden ältern Kirchen unter dem Vorwand, ſie ſeyen auf dem Standpunkt der neuen Unionskirche als veraltet überwunden und beſeitigt zu betrachten, auf die bequemſte Weiſe los werden. Deshalb wehrten ſich die gläubigen Lutheraner mit ſo richtigem und tiefem Gefühl gegen die Union, und eben deshalb jauchzten ihr alle zu, die dem Glauben längſt abgeſagt hatten. Die frechſten Geiſter ſtellten ſich damals ſervil, kreuzigten ſich vor den Lutheranern als vor Rebellen, und legten geſchickt ihre immer weiter gehende Entfernung vom Chriſtenthum ſo aus, als ob es ihnen nur darum zu thun wäre, ſich von jenen majeſtätsverbrecheriſchen Lutheranern zu unterſcheiden. Damit war nun das Miniſterium vollkommen zufrieden und merkte nicht, wozu das alles noch weiter führen werde.

Unmittelbar nach den großen Kriegen kam der preußiſchen Regierung eine ſehr günſtige Stimmung der Jugend entgegen, welche ſie beſſer hätte würdigen ſollen. Damals herrſchte Patriotismus und Frömmigkeit in der Jugend, wie die Gründung der chriſtlich-deutſchen Burſchenſchaft bewies. Die Jugend meinte es mit dieſem Prädicat ſehr ernſt. Wenn das Cultminiſterium nur einigermaßen dieſe ſchöne Stimmung hätte beachten und benutzen wollen, würde auf Schulen und Univerſitäten ſich ein anderer Geiſt ausgebildet haben. Die politiſchen Auswüchſe der Burſchenſchaft wären vermieden worden. Die Jugend würde ſich in aufrichtiger Königstreue an die Regierung angeſchloſſen haben, wenn die letztere nicht grade das an der damaligen Jugend verpönt hätte, was Achtung verdiente. Referent weiß ſich noch ſehr gut der Zeit zu erinnern, wie er, ſelbſt ein Preuße und damals Vorſtand der Burſchenſchaft auf einer preußiſchen Univerſität, erleben mußte, daß nach Aufhebung der in der That ſehr unſchuldigen und ungefährlichen Burſchenſchaft alte Studenten von andern Univerſitäten protegirt wurden, um Landsmannſchaften und Corps wieder einzuführen, in denen jene

Lüderlichkeit wieder auflam, die durch den beſſern Geiſt der chriſtlich-deutſchen Burſchenſchaft verbannt geweſen war. Die deutſch-patriotiſche Geſinnung wurde gewaltſam unterdrückt, an ihre Stelle traten Sympathieen für den franzöſiſchen Liberalismus, nicht zum Heil der Regierung. Dazu erhielt, um die chriſtliche Geſinnung, die in den Herzen der Jugend ſo ſchön wieder erblüht war, gründlich auszutilgen, leider Hegel das Privilegium, alle preußiſchen Univerſitäten und Schulen mit ſeiner antichriſtlichen Selbſtvergötterungslehre zu durchdringen. Nachdem man zwanzig Jahre ſo fort gewirthſchaftet hatte, zeigten ſich die Folgen auf eine für die Regierung ſelbſt erſchreckende Weiſe.

Schon als der hochſelige König Friedrich Wilhelm IV die Huldigung in Königsberg empfing, erfolgten freche Demonſtrationen der Studenten und Profeſſoren gegen den Monarchen, der da erklärt hatte, er und ſein Haus wollten dem Herrn dienen, und gegen Miniſter Eichhorn, der ſich gegen Dinters Schullehrerbibel erklärt hatte, ein Buch, welches das chriſtliche Bekenntniß im vagſten Rationalismus auflöste. .Der damalige Rector der Univerſität erröthete nicht, Dinter neben Kant zu ſtellen und die Bücher dieſer beiden ſtatt des alten und neuen Teſtamentes als die Grundſäulen des neuen Glaubens oder Zeitbewußtſeyns darzuſtellen, wofür ihm öffentliche Ovationen gebracht wurden, nicht ohne pereat für Eichhorn. Und das alles unter den Augen deſſelben Eichhorn und des guten Königs.

Dann folgten die neuen Wuthausbrüche der antichriſtlichen Partei und ihrer Preſſe gegen die noch gläubige Minderheit unter den Theologen, die Lichtverſammlungen, die Proteſte, der Rongeſcandal, endlich das Jahr 1848. Die damalige conſtituirende Verſammlung war das Florilegium, wie es auf den Wieſen der Schulen und Univerſitäten gewachſen und durch Majoritätswahlen ausgeſucht, zum Erſchrecken bewies, wie reichlich der unter dem Miniſterium Altenſtein geſäete Samen aufgegangen war.

Es handelte ſich nicht mehr blos um die gebildeten Klaſſen. Die Anſteckung mit dem widerchriſtlichen Geiſte hatte ſchon tiefer gegriffen. Auch in dieſer Beziehung war der gute Wille König Friedrich Wilhelms III arg mißbraucht worden. Der philoſophiſche Schwindel, dem die Gebildeten längſt erlegen waren, ſollte unter dem Miniſter Altenſtein mittelſt der Volksſchulen auch dem bisher noch frommen Landvolke eingepflanzt werden. Fichte, dem ſein großes patriotiſches Verdienſt im Uebrigen ungeſchmälert bleiben ſoll, war doch auf einem Irrwege, indem er wie Rouſſeau von aller Geſchichte abſtrahirte und auf der tabula rasa nach ſeiner philoſophiſchen Idee einen geſellſchaftlichen Neubau aufrichten wollte, in welchem das Chriſtenthum keinen Platz mehr fand. Zur Herſtellung deſſelben ſollte ihm hauptſächlich die Erziehung dienen und inſofern arbeiteten ihm die Schüler Peſtalozzis, die als Apoſtel der neuen Erziehungsmethode nach Berlin kamen, in die Hände. Nach der Schlacht bei Jena waren mancher edlen Perſönlichkeit in Preußen die Augen aufgegangen, ſie hatten erkannt, wie verderblich außer dem alten Schlendrian überhaupt, auch die franzöſiſche, von Berlin adoptirte Corruption geweſen war. Man wollte die Jugend, die allein noch unverdorben war, zu etwas Beſſerem erziehen. Deswegen griff die liebenswürdige Königin Louiſe mit einem edlen Feuereifer nach der Hülfe, welche ihr Peſtalozzis Schule darbot. Auch Miniſter Stein theilte dieſen Enthuſiasmus.

Die Apoſtel Peſtalozzis durften nun in Preußen Schullehrerſeminare gründen, aus denen alle Dörfer der Monarchie Muſterlehrer erhalten ſollten mit dem Berufe, die Jugend in dem neuen Geiſte zu erziehen. Aber dieſem Geiſte fehlte, wie ſchon bemerkt, jedes chriſtliche Prädicat. Es war der Geiſt der Humanität ſchlechthin und dem Menſchen wurde damit auf die bedenklichſte Weiſe geſchmeichelt. Die Erbſünde wurde geleugnet; der Menſch, hieß es, ſey von Natur aus gut und voller An-

lagen zu Vollkommenheiten, welche durch die humane Erziehung nur entwickelt zu werden brauchten. Dieſer Geiſt mußte die Schulmeiſter nothwendig hochmüthig machen und in ihrem Hochmuth mußten ſie den chriſtlichen Geiſtlichen bald als entbehrlich, ja als etwas Schädliches anſehen. Dieſterweg, dem die Regierung die Oberleitung aller Schullehrerſeminare der Monarchie anvertraute, ſprach es am offenſten aus, die Schule umfaſſe alles, was die Jugend brauche, daher es keiner Kirche mehr bedürfe. Als dieſer gefeierte Mann endlich in den vierziger Jahren von ſeinem wichtigſten Amte entlaſſen wurde, griff er das Cultminiſterium wegen deſſen Hinneigung zum Chriſtenthum auf's leidenſchaftlichſte an und gab eine Jahresſchrift heraus, welche 5000 Abonnenten zählte und worin er im weiteſten Kreiſe fortwährend die Agitation der Schule gegen die Kirche nährte.

In der That war es hohe Zeit, wie Herr von Raumer ſagte, daß das Miniſterium einſchritt, um den bis zur Karikatur geſteigerten ſog. wiſſenſchaftlichen Unterricht in die richtigen Grenzen zurückzuführen. Das iſt durch die Regulative geſchehen. Indeſſen wird immer noch unter den von Dieſterweg verführten Volkslehrern und von liberalen und demokratiſchen Abgeordneten für die pädagogiſche Schwärmerei agitirt. Die politiſche Oppoſition ſpielt dabei die größte Rolle. Wenn die Socialiſten allgemeine Gütertheilung, wenn die Demokraten wenigſtens allgemeines Wahl- und Stimmrecht, wenn die Mode und der geſteigerte Luxus ein Nivellement aller Stände in der Kleidung und in den Lebensgenüſſen verlangen, ſo liegt es allerdings nahe, das Freiheits- und Gleichheitsprincip auch ſchon in die Kinderwelt zu verlegen und jedem Kind die gleiche Befähigung zu allem zuzuſchreiben, was irgend ein Menſch werden kann. Das iſt und bleibt nun aber eine irrige Vorausſetzung.

Das erſte und letzte ſociale Geſetz, dem die Menſchheit von jeher unterlag und dem ſie bis zum jüngſten Tage wird gehorchen

müſſen, das unabänderliche Naturgeſetz der Geſellſchaft iſt: die geiſtige Befähigung und das geiſtige Bedürfniß der Individuen ſteht im umgekehrten Verhältniß zur körperlichen Arbeit, welche zur Beſchaffung der Nahrungsmittel, Bekleidung, Wohnung und anderer zur Exiſtenz abſolut nothwendigen Dinge niemals vermißt werden kann. Die weitüberwiegende Mehrheit der Menſchen muß, um überhaupt exiſtiren zu können, zumal in den rauhern Climaten, in denen ſie ſich am meiſten zuſammendrängt, auf die mannigfaltigſte Art arbeiten, täglich arbeiten, und kann bei dieſer ihr unerläßlichen Beſchäftigung unmöglich jene höhere geiſtige Bildung und Routine ſich aneignen, jenen feinen Geſchmack ausbilden und zu jenen höhern Genüſſen des Geiſtes gelangen, die immer nur wenigen beſchieden ſind. Auch hat die Mehrheit gar kein Verlangen darnach, ſie würde ſich im Gegentheil unglücklich fühlen, wenn man ſie zu Geiſtesanſtrengungen zwingen wollte. Menſchen dieſer Art ſind innerhalb eines engern Horizonts geiſtiger Bildung nicht nur glücklicher, als mancher Hochgebildete, ſondern ſogar häufig auch beſſer, von einfacherem, redlicherem Charakter, von frömmerer Geſinnung. Beſonders dem Landvolk und den ungebildeten Völkern des Südens bietet die Natur und das ſinnliche Leben unendlich mehr Genuß und ſtählt ihre Nerven beſſer, als alle unſere vornehme Stubenhockerbildung.

Aus dem unumſtößlichen Grundgeſetz der Geſellſchaft folgern wir aber zweierlei, einmal die abſolute Ungleichheit der Menſchen nach ihren Bedürfniſſen und Capacitäten und zweitens die Unmündigkeit der Mehrheit. Die ungeheure Mehrheit der Menſchen iſt und bleibt geiſtesbeſchränkt, und die Weisheit Gottes hat es ſo eingerichtet, daß die meiſten nach höherem und vielſeitigem Wiſſen durchaus nicht dürſten, ſondern in einem beſchränkteren Kreiſe von Kenntniſſen und Begriffen ihr volles Glück finden und damit an wahrem Werth auch gar nicht hinter den Höhergebildeten zurückſtehen, weil ſie durch ſittliche Tüchtigkeit zehnmal erſetzen

können, was ihnen an höherer und vielſeitiger Intelligenz fehlt. Weil man mehr Hände zur Arbeit braucht, als Köpfe zum ſtudiren, und weil das praktiſche Leben die Menſchen glücklicher macht, als ein Leben in der Wiſſenſchaft und Phantaſie, hat es Gott ſo eingerichtet, daß unter den zahlreichen Kindern, welche geboren werden, ſich immer nur eine kleine Minderzahl von eigentlichen Genies oder zum Erfinden, Denken und Dichten abſonderlich befähigten Individuen befinden, die für den Bedarf genügend ausreichen. Die ungeheure Mehrheit der Menſchen geht einem praktiſchen Berufe nach, denkt und dichtet nicht ſelbſt, ſondern bildet den wenigen Genies ein Publikum. In der Schule lernen die Kinder alles, was ſie lernen, nur mechaniſch, gedächtnißmäßig. Es iſt nicht wahr, was Dieſterweg behauptet hat, daß man aus jedem Kinde alle menſchenmöglichen Talente entwickeln, jedes Kind zur höchſten Geiſtesbildung zeitigen könne. Die Kinder ſind ſchon mit ganz verſchiedenen Anlagen geboren und die meiſten eignen ſich nur für einen engern Horizont von Kenntniſſen.

Sind ſie erwachſen, nehmen ſie ihre Stellung im Leben ein als Landleute, Handwerker, Kaufleute, Techniker, Künſtler, Beamte ꝛc., ſo bilden ſie ſich nur in ihrem Berufe praktiſch aus und können durch Lebenserfahrung und angebornen Mutterwitz zum Theil ausgezeichnet geſcheidte Leute werden, aber um allgemeine Bildung, wozu immer ausgedehnte Beleſenheit erforderlich iſt, zu erringen, haben ſie keine Zeit und meiſt auch keine Neigung. Eine Selbſtändigkeit des Urtheils kann ſich bei der Mehrheit niemals ausbilden, ſie folgt immer den Umſtänden und der Meinung ſolcher Autoritäten, von denen ſie den meiſten Vortheil oder wenigſtens Schutz erwartet. Sie gehorcht entweder der jeweiligen Staatsgewalt und kirchlichen Autorität, oder, wenn ſie Oppoſition macht, dem politiſchen Leithammel und ſeiner Parole.

Die Geſchichte aller politiſch bewegten Zeiten belehrt uns, daß man von dem Extrem eines durch den Deſpotismus mü-

brauchten Gehorsams bald in's andere Extrem der Revolution und Anarchie übersprang, in welchem die sogenannte Freiheit wieder ebenso mißbraucht wurde. Diese Freiheit, die jedermann im Munde führt, war eben keine. Die politischen Leithämmel übten ihrerseits wieder Despotismus aus und einen noch schlimmern, als die frühern gekrönten Despoten. Die Philister aber, durch den Terrorismus der Parteihäupter in Todesangst versetzt, gehorchten ihren neuen demokratischen Tyrannen ganz eben so blind, wie den alten. So in der großen französischen Revolution, so früher in der englischen. Die Mehrheit war nie mündig, nie selbständig. Sie ließ sich immer leiten, wie sie sich heute noch alle Tage leiten läßt bei den Wahlen. Aus gehorsamen Unterthanen einer alten Monarchie wurden Jakobiner, von denen einige wirklich wüthend waren, die andern nur aus Angst sich wüthend stellten und andere nur guillotinirten, um nicht selbst guillotinirt zu werden, und aus diesen wurden dann wieder gehorsame Unterthanen des Imperators, der mit der Säbelherrschaft der Anarchie ein allerseits erwünschtes Ende machte.

Die einseitigen Ausschreitungen der Hegelianer, Materialisten, Lichtfreunde ꝛc. waren es übrigens nicht, welche die geistigen Zustände in Preußen vorzugsweise gekennzeichnet hätten. Das eigentlich Charakteristische darin war vielmehr die allseitige Vielgeschäftigkeit in den geistigen Arbeiten. Preußen adoptirte diese Praxis von den Mittelstaaten, in denen um so mehr gelehrt und gelernt, geschrieben und gedruckt wurde, je weniger es zu Thaten kam. Eine verhältnißmäßig zu große Menge von Individuen drängte sich zum wissenschaftlichen und literarischen Berufe. Die Zahl der Bücher und der Verlagshandlungen nahm in einer Weise zu, daß sie das Bedürfniß weit überschritt und daß der Werth der geistigen Productionen immer mehr im umgekehrten Verhältniß zu deren Menge stand. Mehr Superfötation, als natürliche und gesunde Zeugung. Auch in den wissenschaftlichen

Fächern hing ſich an die Leiſtungen wirklich bedeutender Männer ein ungeheurer Ballaſt nur minutiöſer, ängſtlicher und eigentlich überflüſſiger Arbeiten an. Man dehnte das Feld der Unterſuchungen in's Endloſe und bis in die geringſten Kleinigkeiten aus. Hunderte von Büchern erſchienen, die völlig kernlos nur von der Schaale der Dinge handelten. Mit dem Anſpruch der exacteſten Forſchung wurde nur an der Schaale herumgeklaubt, ſetzte man den ganzen Werth in kleine Varianten und Conjekturen, forſchte man nach den kleinlichſten Lebensumſtänden des Gefeierten. War der große Mann noch nicht lange todt, ſo ſammelte man alle Einladungsbillets und Waſchzettel von ihm, um ſie als heilige Reliquien der Vergeſſenheit zu entziehen.

Neben dieſem bis in's Lächerliche getriebenen Servilismus einer ganz unnützen und weitſchweifigen Lakeienliteratur machte ſich, in auffallendem Widerſpruch damit, eine coloſſale Frechheit eben ſo mittelmäßiger Köpfe geltend, die aus den philoſophiſchen Hörſälen die Infallibilität mitgebracht hatten, welche jetzt dem armen Papſt ſo ſehr beſtritten wird, und die, während ſie oft noch nicht hinter den Ohren trocken waren, ohne Kenntniß und Erfahrung über alles friſchweg aburtheilten. Genug es ging in dieſer Geiſterwelt gar chaotiſch zu und man mußte eben ſo ſehr über zu wenig, als über zu viel Autoritäten klagen. Jedenfalls fiel eine erſtaunliche Veränderung in der Phyſiognomie Preußens auf. Der martialiſche Charakter derſelben war eine Weile ganz hinter den wiſſenſchaftlichen zurückgetreten.

Begreiflicherweiſe fand der Liberalismus ſeine eifrigſten Anhänger unter den antichriſtlichen Parteien in Preußen, Hegelianern, Materialiſten ꝛc. Im Grunde war es ein Gewinn, daß der franzöſiſche Wind den praktiſchen Fragen der Gegenwart zuwehte und von der feigen Koketterie mit Wiſſenſchaftlichkeit ein wenig abzog. Indeſſen fuhr der Liberalismus in Preußen wenigſtens anfangs und fährt zum Theil jetzt noch am Schlepp-

ſo wie die Hoffnung auf Plünderung, und die thätige Mitwirkung des Serasliers von Erzerum, trugen zur Bildung eines zahlreichen Heeres bei, dem von allen Seiten Adſcharen, Lewantzen, Laſier und andere Bergvölker, ungefähr 20,000 an der Zahl, zuſtrömten. Trotz der rauhen Jahreszeit und des tiefen, die Berge bedeckenden Schnees hatten die Türken Geſchütz herbei geſchafft, zogen am 4 März um 3 Uhr in der Nacht in die Vorſtädte Akhalziks ein, und machten mit unglaublichem Ungeſtüm gleichzeitig von Norden, Oſten und Weſten, in einem Umkreiſe von mehr als einer halben Werſte, Angriffe auf die Stadt; ſie überſtiegen eine kleine, die Stelle von Palliſaden vertretende Mauer, legten Leitern an die Feſtungsmauer und verſuchten an mehreren Stellen dieſelbe zu erſteigen. Kaltblütig vertheidigte ſich die Beſatzung mit Kleingewehrfeuer, mit Felsſtücken, die zu dem Ende in Bereitſchaft gehalten worden, ſo wie mit Granaten und grobem Geſchütze, konnte aber den Feind nicht vor Tagesanbruch zum Abzuge nöthigen, wobei letzterer jedoch eine Menge Todter unter den Mauern der Feſtung zurückließ. Ein Theil der feindlichen Truppen hielt die nächſten Häuſer beſetzt, von denen aus ſie auf die Feſtung feuerten, und ein anderer begann in der Stadt zu plündern. Als die tapfere Garniſon die Kühnheit des Feindes und die Lage der chriſtlichen Einwohner ſah, auf welche die Türken ihre ganze Wuth ausließen, brannte ſie vor Verlangen einen Ausfall zu machen. Der Oberbefehlshaber der Feſtung und des Paſchaliks, Generalmajor Fürſt Bebutoff, berief deßhalb einen Kriegsrath, der indeſſen ein ſolches Vorhaben wegen der großen Uebermacht des Feindes nicht für rathſam hielt. Die tapfere Vertheidigung der Belagerten und der erlittene Verluſt ließen den Feind keinen zweiten Sturm verſuchen; er be-

ſeil hinter dem franzöſiſchen und mittelſtaatlichen her und lebt und webt nur in der politiſchen Doctrin, hat ausſchließliches Intereſſe für innere Politik, ſchwärmt für die Freiheit in's Blaue hinaus, für den Parlamentarismus partout, ohne Verſtändniß der auswärtigen Politik, ohne Nationalgefühl, ohne Nationalſtolz. Das erſcheint in den Mittel- und Kleinſtaaten wohl verzeihlich, weil ihr Horizont allzu beſchränkt iſt und ihr Particularismus ſchon ſeit Jahrhunderten das große Nationalbewußtſeyn ausſchließt. In Preußen dagegen hätte dieſer politiſche Kleinhandel nicht aufkommen ſollen. Er fand aber ſchon verwandte Elemente in den confeſſionellen und wiſſenſchaftlichen Oppoſitionen vor.

Im Allgemeinen iſt das unpraktiſche Schwärmen und Theoretiſiren, die geiſtige Aufregung, die zum Brillentragen verdammende Leſerei und Schreiberei, wie in ganz Deutſchland, ſo auch in Preußen noch immer zu ſehr vorherrſchend und die praktiſche Thätigkeit, das Verſtändniß und die Geltendmachung des nationalen Intereſſes, wodurch ſich die Engländer auszeichnen, noch immer im Rückſtande.

Preußen hat nun die allerdings ſchwierige Aufgabe, Ordnung in dieſes geiſtige Chaos zu bringen. Das kann ihm aber gelingen, wenn es ſeinen martialiſchen Charakter feſthält und ſeine ganze Kraft dem nationalen Gedanken widmet. Macht und Anſehen in Europa, Ehre der nationalen Waffen ſind das ſicherſte Heilmittel innerer Gebrechen und unvernünftiger Oppoſition. Auch dienen ſie am beſten zur Befriedigung des Wohlſtands und aller materiellen Intereſſen durch Erweiterung des Zollvereins, Stärkung der deutſchen Marine und Ermöglichung eines Coloniſationsſyſtems, welches der Uebervölkerung Abfluß verſchafft und die Auswanderer nicht mehr in fremde Nationen ſich auflöſen läßt, ſondern dem Vaterlande noch nutzbar macht. Die Befriedigung nationaler Intereſſen iſt das Correctiv aller philoſophiſchen, pädagogiſchen, ſocialiſtiſchen Schwärmereien

und macht von ſelbſt die leeren Hirngeſpinnſte und falſchen Ideale entbehrlich, zu denen in der Regel nur unbefriedigte Thatkraft, unbefriedigter Ehrgeiz und ungeſtillter Hunger führen.

Inzwiſchen hatte ſich der von Frankreich her in die deutſchen Mittelſtaaten eingedrungene politiſche Liberalismus allmälig auch in Preußen einzuniſten angefangen und trat in Wahlverwandtſchaft mit der antichriſtlichen Oppoſition. Man vermißte in dieſer Bewegung den germaniſchen Grundcharakter Sie verrieth nur zu ſehr die franzöſiſche Beeinflußung. Doch muß man ſo billig ſeyn anzuerkennen, daß die allzuſehr mit Rußland kokettirende Partei am Hofe und in der Ariſtokratie Preußens den Liberalismus herausgefordert und die Unzufriedenheit der Oppoſition in die mittelſtaatliche und franzöſiſche Bahn gelenkt hat. Wäre man auf der einen Seite weniger ruſſiſch geſinnt geweſen, ſo würde man ſich auch auf der andern weniger vom franzöſiſchen Liberalismus haben berücken laſſen.

Vergleichen wir nun, was Oeſterreich für die Pflege des Geiſtes in Deutſchland geleiſtet hat, ſo drängt ſich jedem das Geſtändniß auf, daß das Haus Habsburg für die Pflege des Geiſtes überhaupt wenig gethan hat, noch viel weniger aber für die des deutſchen Geiſtes, da es dieſen letztern vielmehr immer und zwar nach wie vor der joſephiniſchen Periode ſyſtematiſch niedergehalten oder ganz unterdrückt hat, weil es im engſten Bunde mit Spanien, Italien und dem Papſtthum und geſtützt auf die halb barbariſchen Slaven ſeiner Kronländer entweder nur mittelſt Verdummung der Völker herrſchen zu können glaubte oder in ſeinen Jeſuitenſchulen nur romaniſchen Geiſt walten ließ, keinen deutſchen. Die unergründliche Gutmüthigkeit der deutſchen Race duldete dieſe ſyſtematiſche Mißachtung ihrer nationalen Elemente, nachdem unter den blutigen Verfolgungen der Ferdinandeiſchen Zeit das Märtyrerblut erſchöpft, der Nerv des ſittlichen Ernſtes grauſam durchſchnitten war und die Kinder und

Enkel der gemarterten und hingerichteten Proteſtanten, von Jeſuiten und Kapuzinern in Unwiſſenheit erzogen, ſich alles gefallen ließen.

Schulen und Univerſitäten blieben Jahrhundertelang auffallend vernachläſſigt. Auf dem Lande fehlte der Unterricht faſt gänzlich. Wozu brauchte man auch Unterricht? Die Bauern ſollten dumm, ſollten Sclaven und Barbaren bleiben, die man mit dem Stock regierte, und deren kindiſcher Leichtgläubigkeit man weiß machen konnte, was man wollte. Leider hat auch der Adel dieſes Syſtem unterſtützt, weil auch ihm Sclaven gehorſamer vorkamen, als freie und einigermaßen rechtskundige Bauern. Die Gelehrſamkeit der Jeſuiten leiſtete in Oeſterreich viel weniger als in den romaniſchen Ländern, und ihre lateiniſche Sprache konnte ſich nie recht einbürgern. Ein recht guter lateiniſcher Dichter, der Jeſuit Avancini, ahmte, wie auch der Jeſuit Neumayr in Bayern, in lateiniſchen Hof- und Schulkomödien den ſpaniſchen Calderon nach. Dieſe Poeſie blieb aber in den engen Grenzen des Hofadels und der Schule eingeſchloſſen und konnte nie in's Volk dringen, wie man denn auch im übrigen Deutſchland keine Notiz davon nahm und keine deutſche Literaturgeſchichte (die meinige ausgenommen) ihrer gedenkt. In einigen wenigen Benedictinerklöſtern wurde noch hiſtoriſche Gelehrſamkeit getrieben, die aber auch dem Volke nicht zugute kam. Vergebens erkundigte man ſich nach irgend einem bedeutenden Geiſte unter Oeſterreichs Theologen und ſonſtigen Gelehrten. Der wirklich ausgezeichneiſte Geiſt in Wien, Pater Abraham a Santa Clara, war ein Schwabe und mußte die feine Grazie ſeiner Seele mit dem Pelz eines Satyrs maskiren, um populär zu werden.

Die große Aufgabe Oeſterreichs war, nach Oſten hin zu germaniſiren, in die Nacht uralter Barbarei der dort den Türken, den Polenkönigen und den ruſſiſchen Czaaren unterworfenen Völker Licht, Bildung und Geſittung zu bringen, dieſen Völkern die Kenntniſſe und Tugenden der Deutſchen mitzutheilen, nament-

lich auch ihrer Armuth und ihrem Schmutz abzuhelfen und ſie den Wohlthaten der Civiliſation zugänglich zu machen, ſie zu lehren, wie ſie durch beſſere Landwirthſchaft, Bergbau, Induſtrien aller Art ſich bereichern könnten. Allein es war einmal der unveränderliche Gedanke der habsburgiſchen Politik, den Germanismus nicht aufkommen zu laſſen, ſondern durch Romanismus und Slavismus niederzuhalten.

Man hätte erwarten ſollen, daß die Jeſuiten, die ja ſonſt in Miſſionen rührig waren, nicht nur entfernte Heidenvölker bekehrten, ſondern auch heimlich an den proteſtantiſchen Höfen wühlten, um ſchwache Prinzen und Prinzeſſinnen katholiſch zu machen, es für eine Hauptaufgabe halten würden, den römiſchen Kirchenglauben auch im Gebiete der untern Donau auszubreiten, hier Eroberungen im Gebiet der äußerſt verwahrloſten griechiſchen Popenkirche und des Islam zu machen. Rom ſelbſt hatte ein dringendes Intereſſe, weil Italien den Grenzen des Griechenthums und Muhamedanismus ſo nahe liegt, dieſe ihre gefährlichſten Feinde ſo weit als möglich zurückzudrängen. Die Jeſuiten haben aber nicht das Geringſte dafür gethan, weil der Germanismus dabei gewonnen haben würde und ſie gerade dieſen noch viel tiefer haßten.

Welchen Einfluß die Jeſuiten und der ſpaniſch-italieniſche Modegeſchmack in Wien übten, erkennen wir am beſten aus dem Zuſtand der Schauſpiele daſelbſt, die überhaupt hier als Circenses neben dem wohlſchmeckenden panis eine große Rolle ſpielten. Die Ariſtokratie war mit welſchen Elementen durchſetzt und eine Zeitlang faſt ganz entdeutſcht, nur der gemeine Bürgerſtand konnte noch nicht von der deutſchen Sprache und Art laſſen, der Hof und die Jeſuiten aber drückten dieſes deutſche Element in die verächtliche Stellung des Hanswurſtes hinab.

In früheren Zeiten hatten die Wiener Bürger ſich an kirchlichen Proceſſionen und Feſten, an Masken und Faſtnachtsſpielen ergötzt, wie die Bürger aller andern größern deutſchen Städte.

Ein organisirtes deutsches Schauspiel und Schauspielhaus gab es noch nicht. Erst die Jesuiten führten im Geschmack der Renaissance die ersten Komödien und Tragödien in ihren Schulen auf, aber nur in lateinischer Sprache. Hof und Adel nahm eifrig Antheil daran. Die Söhne der edelsten österreichischen Geschlechter schätzten es sich zur Ehre, als Jesuitenschüler in diesen Stücken mitzuspielen. Man findet darüber die ausführlichsten Nachrichten in den Wiener Skizzen von Schlager (Neue Folge 1833). Man führte Stücke von Terenz, Plautus und Seneca auf. Der erste Bühnendichter Wiens war im 17. Jahrhundert der Jesuit Avancini aus Südtirol, dessen ich schon gedacht habe, und der letzte lateinische Dramaturg, von dem noch im Jahr 1761 in Wien Stücke gedruckt wurden, war der Jesuit Andreas Fritz. Länger aber war es unmöglich, bei der Unnatur zu verharren. Das Jesuitenlatein konnte sich auch nicht einmal bei den höhern Classen behaupten. Es wurde durch die französische Modesprache und durch die italienische Oper verdrängt, welche freilich auch wieder nur Mittel waren, die Achtung vor der deutschen Sprache zu unterdrücken.

Es ist sehr charakteristisch, daß Stadt und Magistrat von Wien sich in die Theaterangelegenheiten nicht mischen durften. Der Kaiser allein behielt sich die Oberleitung derselben vor.

Neben den Jesuitenkomödien in lateinischer Sprache hatte sich das deutsche Lust- und Possenspiel nicht hervorwagen dürfen, außer den gewöhnlichen alten Possen zur Faschingszeit; von gemeinen Possenreißern, die sich blos auf der Straße sehen ließen, zu geschweigen. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts bemächtigte sich die italienische Oper eines Ballhauses in Wien und ließen sich herumziehende Komödianten, die sog. englischen, auch sächsischen genannt, in Wien blicken und erhielten ausnahmsweise Erlaubniß, eine kurze Zeit zu spielen. Sie verweilten immer nur kurze Zeit an einem Ort. Im Jahr 1671 wagte ein Wiener Bürger ein Theaterunternehmen, indem er in seiner Bittschrift hervor-

hob, wie unbillig es ſey, immer nur fremde Komödianten in die Stadt zu laſſen, die das Geld daraus wegtrügen. Sein Unternehmen aber ſcheiterte. Dagegen kam die italieniſche Oper ſeit 1632 in einen glänzenden Aufſchwung. Im Jahr 1704 wurde das erſte eigentliche Theater am Kärnthnerthor gebaut, für die italieniſche Oper, und erſt zwei Jahre ſpäter wurde dem berühmten Schleſier Stranitzky die Hütte am Neumarkt für die deutſche Komödie überlaſſen. Dieſe war nun freilich des deutſchen Genius nicht würdig, eine bloße Nachahmung der italieniſchen comedia dell' arte in deutſcher Sprache gewürzt mit der Unfläterei des Hanswurſt aus dem ältern deutſchen Faſtnachtſpiel. Die italieniſche Oper behauptete den erſten Rang, die deutſche Komödie den letzten und im Jahr 1703 mußte dem armen deutſchen Schauſpiel auch noch ein polniſches in Wien Concurrenz machen, damit das deutſche Element nicht nur durch ein romaniſches, ſondern auch durch ein ſlaviſches unterdrückt werde. Erſt im Jahr 1718 wurde den deutſchen Komödianten erlaubt, mit der bisher allein privilegirten italieniſchen Operngeſellſchaft abwechſelnd im Kärnthnerthortheater zu ſpielen.

Es lag nicht im Syſtem der Habsburger, deutſche Sprache, Literatur und Kunſt zu pflegen. Man würde ſich alſo das außerordentliche Ereigniß, daß im erſten Theater Wiens einmal deutſch geſprochen werden durfte, nicht zu erklären wiſſen, wenn man nicht an die damaligen Zeitereigniſſe dächte. Es war die Zeit unmittelbar nach dem verhängnißvollen ſpaniſchen Erbfolgekriege in welchem die Habsburger Spanien verloren hatten an das franzöſiſche Haus Bourbon. Damit hatten die Beziehungen zu Spanien aufgehört und war es in den langen blutigen Kämpfen mit Frankreich den Habsburgern doch rathſam erſchienen, die deutſche Geſinnung wieder ein wenig aufleben zu laſſen.

Gleichwohl blieb die deutſche Komödie immer noch eine halb italieniſche Poſſe, noch durchſpickt mit italieniſchen Figuren und

ſo roh poſſenhaft und geſchmacklos, daß ſie nicht im Stande war, weder der feinern italieniſchen Oper, noch dem neu aufkommenden franzöſiſchen Geſchmack die Waage zu halten. Wegen der feindlichen Stellung der Häuſer Habsburg und Bourbon konnte zwar keine franzöſiſche Komödie in Wien aufkommen, allein der franzöſiſche Geſchmack brach ſich doch überall beim deutſchen und ſlaviſchen Adel Bahn.

Was hätte das deutſche Oeſterreich für die deutſche Literatur und Kunſt leiſten können, wenn es die habsburgiſche Politik nicht verhindert hätte! Sie ging nicht unter, ſie wurde im nördlichen und weſtlichen Deutſchland, vorzugsweiſe in den proteſtantiſchen Ländern gepflegt; aber es wäre ihr ſehr zu gute gekommen, wenn auch etwas von dem damals noch unverdorbenen Volksgeiſt in den reichen Alpengeländen Oeſterreichs hätte in ſie übergehen können. Das deutſche Oberland war auch in Bayern, ſelbſt in der Schweiz in der Pflege deutſcher Literatur viel unthätiger als das Niederland. Wien, die Kaiſerſtadt, hatte das Recht und die Pflicht, den Ton im deutſchen Reiche anzugeben, und würde es auch gethan haben, wenn die Dynaſtie deutſch, wenn ſie nicht ſpaniſch und italieniſch geſinnt geweſen wäre.

Der Mannesſtamm der Habsburger ſtarb aus. Maria Thereſia, die letzte Habsburgerin, vermählte ſich mit dem Lothringer Franz I, der von einem Zweige des franzöſiſchen Königshauſes abſtammte. Statt der ſpaniſchen Schwerfälligkeit der Habsburger kam mit dem Lothringer etwas leichteres franzöſiſches Blut in die Dynaſtie und es kam ſogar eine Allianz zwiſchen Wien und Paris zuſtande, gegen diejenige deutſche Macht, die allein noch übrig war, um das deutſche Element gegenüber dem romaniſchen zu ſtützen und zu ſtärken, gegen Preußen. Der ſpaniſche Geiſt in Wien wich nun vollends dem franzöſiſchen. Die in Frankreich aufgekommene Freigeiſterei bemeiſterte ſich auch des in Wien allgebietenden Miniſters Kaunitz

und ſeines Schülers, Kaiſer Joſephs II. Die neue Allianz des Hauſes Lothringen mit dem Hauſe Bourbon gegen Preußen hat ihnen keine Lorbeern eingetragen, mehr Glück hatten ſie ein Jahrzehnt ſpäter, indem ſie ſich zur Knechtung und Beraubung der Kirche verbanden. Wien wurde unter Joſeph II ganz und gar von der Frivolität eingenommen und überwältigt, die in Frankreich unter der lüderlichen Regierung Ludwig XV aufgekommen war.

Für die Wiener Theater hatte dieſer Umſchwung der Dinge zunächſt die Folge, daß Maria Thereſia die Abſchaffung des Hanswurſt befahl. Vielleicht hat dieſes Ereigniß, mit dem das Verbrennen des Hanswurſts in Leipzig zuſammenfiel, nur deswegen nicht ſo großes Aufſehen erregt, wie der Vorfall in Leipzig, weil der verbannte Hanswurſt ſich bald nachher doch auf dem Leopoldſtädtertheater in Wien unter dem Namen Kasperle wieder einſchlich. Nicht ein echt deutſcher Geiſt und Geſchmack hat damals den Hanswurſt verbannt, nur die franzöſiſche Mode that es. In Wien wie in Leipzig ahmte man die claſſiſche Tragödie der Franzoſen nach, ſteif und geziert, ebenſo das frivole Luſtſpiel, wobei wieder die ſpecifiſch-wieneriſche Lüderlichkeit und Gemeinheit der höhern Stände ſich ebenſo hervordrängte, wie früher bei der Nachahmung der italieniſchen Komödie der niedern Stände. Kein einziger Theaterdichter tauchte in Wien auf, dem der Rang eines Leſſing, Goethe, Schiller gebührt hätte. Ja ſogar ein Kotzebue ſtand an Witz und Gewandtheit noch über ihnen. Nur die Muſik bildete eine ehrenvolle Ausnahme und Mozart machte zum erſtenmal die Gemüthstiefe der Deutſchen in den Alpen in ſeinen wunderbar zum Herzen ſprechenden Tönen geltend. Auch das burleske Volkstheater in der Leopoldſtadt nahm Elemente der alten romantiſchen Volksdichtung, der Volkslieder und Volksmärchen in ſich auf und erhob ſich durch Raymund auf eine nie vorher

geahnte Höhe wahrer Poeſie, mit demſelben Grundzug tiefer Gemüthlichkeit, wie in Mozarts Opern.

Sehr charakteriſtiſch in Bezug auf die Stimmung in Wien unmittelbar nach dem Tode Joſephs II war Mozarts berühmte Oper „die Zauberflöte“, welche 1791 aufgeführt wurde. Man beurtheilt dieſes Muſikſtück nicht richtig, wenn man, wie es gewöhnlich iſt, den großen Tonkünſtler bedauert, daß er dem elenden Schikaneder einen ſolchen Text habe in Muſik ſetzen müſſen. Die Sache hatte eine ganz andre Bewandtniß. Die Oper war eine Parteidemonſtration der Freimaurer, die nach Joſephs Tode die Duldung verloren, die ſie unter ſeiner Regierung genoſſen hatten. Sie wollten, ohne ſich zu compromitiren, noch einen letzten Triumph feiern. Man hat die Oper ſinnlos genannt, aber ihr geheimer Sinn war die Apotheoſe der Maurerei. Unter Saraſtro war der Großmeiſter des aufgeklärten Ordens gemeint und unter der Königin der Nacht, die von ihm überwunden wird, die römiſche Kirche.

Die Wiener Oberflächlichkeit und Lüderlichkeit ertrug die geringe Anſtrengung nicht, die ihr durch echte Poeſie zugemuthet wurde, weil ſie ſich in keinerlei ernſte Richtung mehr finden konnte. Auch der Regierung lag nichts daran, deutſche Poeſie und Kunſt in ihren ernſteren und idealeren Tendenzen zu unterſtützen. Es dauerte lange, bis ſie endlich eine deutſche Akademie in Wien gründete, nachdem ſie doch vorher die italieniſche Akademie in Padua, die ungariſche in Peſth und die czechiſche in Prag ſo ſehr begünſtigt hatte. Auch duldete ſie in der Wiener Akademie nichts, was das deutſche Nationalgefühl befriedigt, deutſchen Nationalſtolz geweckt hätte. Nur die Naturwiſſenſchaften, die Medicin, die techniſchen Fächer wurden gepflegt. In der öſterreichiſchen Geſchichtſchreibung machte ſich eine tendenziöſe Verſchweigung oder Entſtellung der Wahrheit bemerklich. Die patriotiſche Bewegung des Jahres 1813 hatte Wien kaum

berührt, denn die öſterreichiſche Regierung ſorgte dafür, daß der Krieg gegen Napoleon nur als ein Kabinets-, nicht als ein Nationalkrieg angeſehen werden durfte. Dagegen konnte die Regierung nicht verhindern, daß die Nachäffung des franzöſiſchen Liberalismus, der ſogar auch in Preußen die patriotiſche Geſinnung und Erinnerung hatte weichen müſſen, auch in Oeſterreich Beifall fand. Eine Menge junge öſterreichiſche Poeten fingen an für die Freiheit zu ſchwärmen und vom Völkerfrühling zu ſingen. Indem ihnen ein Nebelbild von allgemeiner Freiheit vorſchwebte, dachte keiner von ihnen an die deutſche Nationalität, vielmehr hingen ſie ſich Arm in Arm an die rebelliſchen Italiener, Ungarn und Slaven an, welche doch gegen die ganze deutſche Race die Zähne fletſchten.

Endlich bemeiſterten ſich die Juden des Theaters, wie der Tagespreſſe, wie der Börſe. Metternich ſelbſt ſchien es gern zu ſehn, wenn gemeiner Judenwitz jede ernſtere und nationale Geſinnung im deutſchen Publikum Wiens verdrängte. Man beſoldete die Spaßmacher und die Meiſter der Tanzmuſik. Wenn das Wiener Volk nur recht ſorglos in den Tag hinein lachte und tanzte, ſich an guter Tafel labte und Nachts der luſtigen Sünde nachging, war es dem Staatenlenker Metternich nicht gefährlich. Erſt der Liberalismus legte eine Breche in dieſes vergnügliche Treiben. Die ungariſchen, einige ſlaviſche und endlich auch deutſch-öſterreichiſche junge Dichter reiſten viel und brachten aus London und Paris liberale, conſtitutionelle, zum Theil auch demokratiſche Ideen mit, überall aber Verachtung der Kirche und eine Schwärmerei, die bei Ungarn und Slaven, wie gleichzeitig bei den öſterreichiſchen Italienern Rettung der Nationalität durch Lostrennung vom Kaiſerthum bezweckte, bei den Deutſch-Oeſterreichern aber nur allgemeine Menſchen- und Bürgerrechte beanſpruchte, ohne alle Rückſicht auf die Nationalität. Ehe bei dieſen Deutſch-Oeſterreichern und Wienern das Nationalgefühl, das Bewußtſeyn,

gann jedoch eine förmliche Belagerung, die er mit ausgezeichneter Geſchicklichkeit bewerkſtelligte. Fürſt Bebutoff vertheidigte ſich unerſchrocken und wies jede Aufforderung zur Uebergabe ab. Zwölf Tage dauerte die Belagerung, und die kleine Beſatzung zeigte, trotz der Hartnäckigkeit der Türken, den größten Muth. In beſtändiger Erwartung eines Sturms brachten die Gemeinen, faſt ohne abgelöst zu werden, die kalten Winternächte auf den Wällen zu. Am 11 März forderte Achmed Paſcha die Feſtung abermals auf und beging die Unvorſichtigkeit, dem Commandanten zu ſagen, er dürfe auf keinen Entſatz rechnen, da die zum Entſatz beſtimmten ruſſiſchen Truppen von ſeinem Bruder in den Engpäſſen von Bordſcho geſchlagen ſeyen. Dadurch erfuhr Bebutoff erſt, daß wirklich Hülfe unterwegs ſey, und dieß machte die Beſatzung nur noch muthiger. Am 16 März bemerkte man eine große Bewegung unter den in der Vorſtadt befindlichen Feinden: Geſchrei und Unordnung verkündeten ihren nahen Abzug. Ein heftiges Feuer von der Feſtung aus folgte ihnen, und Fürſt Bebutoff machte ſogleich einen Ausfall. Die Türken ſuchten ſich auf der Batterie bei der katholiſchen Kirche noch zu halten, um ihr Geſchütz wegzuſchaffen; die Ruſſen drangen aber mit gefälltem Bajonnet auf ſie ein, und eroberten 2 Kanonen und 2 Fahnen. Zwei Werſte von der Stadt, beim Uebergange über den Fluß, hatte Achmed-Paſcha zwei Stück Geſchütz und 300 ſeiner beſten Schützen hinterlaſſen, welche die Felſen beſetzt hielten. Die Ruſſen gingen wieder mit dem Bajonnet auf ſie los. Der Feind ergriff die Flucht mit Hinterlaſſung von beiden Kanonen und 75 Gefangenen. Eine weitere Verfolgung hielt der Fürſt Bebutoff nicht für zweckmäßig, da die Feinde ſich bereits in den Bergen zerſtreut hatten; er kehrte mithin zur Stadt zurück,

ſie gehörten der großen deutſchen Nation an, zum Durchbruch kam, mußten ſie gar trübe Erfahrungen machen, ſich in Ungarn die Filzhüte über das Geſicht herunterſchlagen, vor Laibach ſich von den Slovenzen durchprügeln laſſen und in Prag erleben, was ſeit der Huſitenzeit nicht mehr vorgekommen war.

Ohne Zweifel werden die Deutſch-Oeſterreicher noch genug Erfahrungen machen, um einzuſehen, daß ihnen weder ihre liebenswürdige Gutmüthigkeit, noch ihr Liberalismus etwas hilft, wenn ſie nicht den ihnen ſo feindlichen Nationen gegenüber ſich feſt an die übrigen Deutſchen anſchließen und zwar an den mächtigen Kern, in welchem das Herz ſchlägt für alle Deutſchen, und nicht an den ohnmächtigen Particularismus, wo nur Herzen für Krähwinkel und nicht für Deutſchland ſchlagen, nicht an jenen Particularismus, mit welchem auf dem Wiener Schützenfeſte zu fraterniſiren allzu gutmüthig und ſehr unpraktiſch war.

Berichtigung.

Seite 132 von unten lies in ſtatt von.
Seite 176 Zeile 10 von unten del. wiſſenſchaftlichen.

Geschichte

des

französischen Kriegs

von 1870—71.

Erster Band.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21476 / 095

1929.1363

Geſchichte

des

franzöſiſchen Kriegs

von 1870—71.

Von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

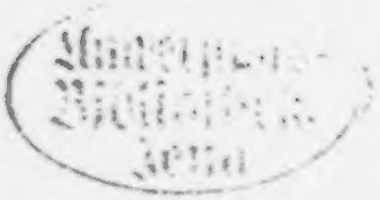

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorrede.

Der blutige Krieg, deſſen Gemälde wir hier aufrollen, iſt von der größten welthiſtoriſchen Bedeutung, ja er bezeichnet den wichtigſten Wendepunkt der neueren Zeit, weil er die ſeit Jahrhunderten zerſtückelte und uneinige deutſche Nation zum erſtenmal wieder vereinigt und in der Mitte Europa's die gewaltige Macht der germaniſchen Race zwiſchen der romaniſchen und ſlaviſchen wiederhergeſtellt hat. Von nun an iſt die romaniſche Race nicht mehr im Stande, das freventliche Spiel fortzuſetzen, welches ſie ſeit mehreren Jahrhunderten mit uns Deutſchen geſpielt hat.

Der romaniſche Angriff erfolgte plötzlich und heimtückiſch, ohne daß wir dazu irgend eine Veranlaſſung gegeben hatten, und war darauf berechnet, uns für lange Jahrhunderte hinaus noch mehr als je vorher zu berauben, zu ſchwächen, zu entehren und uns Deutſche gänzlich der romaniſchen Habgier und Willkür preiszugeben. Und zwar ging dieſer Angriff von einer doppelten Operationsbaſis aus, nicht blos von einer politiſchen in Paris, ſondern auch von einer kirchlichen in Rom. Was auf dem letzten Concil in Rom geſchah, ſtand im engſten Zuſammenhange mit dem napoleoniſchen Plan der Unterjochung Deutſchlands. Wenn der franzöſiſche Imperator geſiegt hätte, würde er uns nicht nur das linke Rheinufer entriſſen und den Reſt

von Deutschland zu einem neuen, ihm vasallenpflichtigen Rheinbund gemacht, sondern auch höchst wahrscheinlich mit Oesterreich im Bunde und unter dem Segen des Papstes ein sowohl weltliches als geistliches Reactionssystem in Scene gesetzt haben, vor dem keine deutsche Freiheit, keine deutsche Wissenschaft mehr hätte bestehen können, wozu die Urheber des Concils schon alles vorbereitet hatten.

Aber „deutsche Hiebe" haben mit unerhörter Wucht und Schneide das Netz, das uns umstricken sollte, zerrissen. Den übermüthigen Erbfeind, der uns seit Jahrhunderten keine Ruhe ließ, haben wir endlich in ununterbrochenen Schlachten überwunden und bis in sein innerstes Herz hinein getroffen, in seinem neuen Babylon-Paris. Nie gab es für uns einen schönern und ehrenvollern Krieg. Es war kein unsinniger und sündhafter Krieg mehr, in welchem sich Deutsche gegenseitig zerfleischt hätten, sondern ein gerechter und gesunder Nationalkrieg, in Abwehr frechen Angriffs. Zugleich übertraf dieser Kampf in der Großartigkeit und Correctheit unserer militärischen Leistungen alles, was die Kriegsgeschichte kennt. Was nie dagewesen, trat in überraschender Wirklichkeit vor unsere Augen. Ein Kaiser mit einer Armee von 80,000 Mann zu Sedan an einem Tage gefangen, Metz, eine nie eroberte Festung, doch jetzt erobert und darin 175,000 Mann an einem Tage gefangen. Paris, eine Riesenstadt von 2 Millionen Einwohnern und von 22 Forts umgeben, die größte Festung der Welt, fiel in unsere Hände, nachdem wir sie, die wir als modernes Babel hätten zerstören können, monatelang großmüthig geschont hatten, und als die übermüthigen Einwohner durch Hunger endlich zur Vernunft gebracht waren und sich ergaben, hatten wir bereits gesorgt, daß ihr Hunger gestillt werden konnte.

Ueberhaupt gereicht unsern deutschen Heeren die Großmuth und Menschlichkeit zur Ehre, mit der sie den Krieg geführt haben.

wo ſich noch viele Türken in den Häuſern verſchloſſen hatten, mit denen ſofort aufgeräumt wurde. Um 3 Uhr Nachmittags war die Stadt gänzlich von Feinden befreit, aber auch von den Einwohnern war keiner zurückgeblieben; die Mahomedaner hatten ſich ſchon bei Zeiten entfernt; die Chriſten aber waren gefangen mit fortgeſchlept worden; nur gegen 700 hatten Schutz in der Feſtung gefunden. Der Verluſt der Türken war groß. Alle Straßen, jedes Haus war mit Leichnamen angefüllt. Man rechnete, daß die Türken an Todten und Verwundeten 4000 Mann eingebüßt.

Unmittelbar nach dem Abzug der Türken rückte das zum Entſatz herbeigeeilte ruſſiſche Truppencorps unter Obriſt Burzoff in die Feſtung ein. Graf Paskewitſch hatte nämlich ſchon im Voraus einen Angriff auf Akhalzik erwartet und deßhalb dem Generalmajor Heſſe, der in Imerethi befehligte, Befehl gegeben, den Türken ſogleich eine Diverſion zu machen, ſobald Akhalzik in Gefahr wäre. Dieſer hatte nun augenblicklich auf die erſte Nachricht hin, daß dieſe Gefahr wirklich eingetreten ſey, den Obriſt Burzoff mit fünf Compagnien des cherſonſchen Grenadierregiments, 100 doniſchen Koſaken und 150 Mann kartaliniſcher Landwehr mit fünf Kanonen abgeſchickt. (Ruſſiſcher Bericht.) „Am 8 März rückte dieſe Vorhut gegen die Kluft von Vorſhom, um dem Feinde zuvorzukommen, der mit 5000 Mann eben dahin zog, um den Truppen den Weg abzuſchneiden, die zum Entſatze Akhalziks herbeirückten. Der Obriſt Burzoff langte am 11 März in der alten Feſtung Gogio-Szichi (jetzt St. Georg) an. Unfern davon am Ufer der Kura ſtießen 100 Koſaken, zur Beobachtung ausgeſchickt, auf den Feind, der ſie mit ſeiner überlegenen Macht zum Weichen brachte. Sobald der Obriſt Burzoff merkte, daß die Türken den Fluß-

Die vortreffliche Einrichtung der Ambulanzen und Sanitätszüge, sowie der Proviantirung hat es möglich gemacht, daß nicht nur für die deutschen Krieger mit größter Pünktlichkeit gesorgt wurde, sondern daß wir dieselbe Sorgfalt auch französischen Verwundeten, Kranken und Hungernden widmen konnten. Und wir übten diese Samariterpflicht unermüdlich und mit Aufopferung, obgleich unsere Feinde, die Franzosen, es uns nicht verdankten, sondern oft mit äußerster Bosheit das Gegentheil thaten, in einer Menge von constatirten Fällen die Genfer Convention nicht achteten, auf Aerzte und Verwundete, auf Parlamentäre schossen, Grausamkeiten an Verwundeten und Gefangenen verübten, und gewöhnlich bei ihren wiederholten Rückzügen Tausende ihrer eigenen Verwundeten liegen ließen, ohne für sie zu sorgen.

Der letzte Krieg war, wie ein edler Schweizer gesagt hat, ein Sieg der Bildung über die Barbarei, der Sittlichkeit über die Corruption, der Freiheit über die halb Europa durch Cäsarismus und Infallibilität doppelt drohende Knechtschaft. Die Hauptsache aber ist, dieser Krieg hat uns Deutsche einig gemacht. Welche Begeisterung war es, welche den schönen jungen Wittelsbacher vermochte, der schwarzen Schaar das undeutsche Banner aus der Hand zu schlagen und mit eigener Hand die Fahne des ehrwürdigen deutschen Reichs allen Genossen desselben voranzutragen? Es war die Begeisterung, mit der seine getreuen Krieger die Turcos auf den Schlachtfeldern zermalmten. Hier ist Deutschland, hier stehen seine stolzen Söhne!

In trüber Zeit schrieb ich vor zweiundzwanzig Jahren in den Neujahrbetrachtungen meines Literaturblatts von 1849: „Sollen wir wieder einen Kaiser haben, so wird er nicht in der Paulskirche, sondern auf dem Schlachtfelde gemacht werden. Das Reich der Worte und des Geschwätzes dürfte bald aufgehört haben; unwiderstehlich drängt es die Welt zum Handeln, zu Thaten der Entscheidung, zu Neuem, was die Professoren noch

nicht wiſſen, und zu Werken des Kriegs, wie ungern die jetzt noch allein herrſchenden Juriſten die Krieger aufkommen ſehen. Die allzu klug geſchulte und abgeſchwächte Menſchheit gewinnt auf einmal die alte romantiſche Kraft, ſie hat gelernt, geleſen, beſchrieben und wieder beſchrieben, was vor ihr gethan worden iſt. Sie will nun wieder ſelber etwas thun. Zu dieſem großen Styl der neuen Thatſachen paßt die alte Kleinmeiſterei nicht mehr. Man fühlt, die ängſtlich gehüteten Sonderintereſſen und Bequemlichkeiten werden doch dem allgewaltigen Sturme des Zeitgeiſtes weichen müſſen, aber dieſer Zeitgeiſt ſelbſt, er iſt nicht das Schemen des Schema's von Schulbegriffen, nicht das Zeitungsgeſchwätz, nicht das Klappern von parlamentariſchen Windmühlen, ſondern der lebendige Odem Gottes, wie er aus winterlicher Dürre die Fülle der Natur neu hervorruft, die Wonne neuer Jugend und Heldenluſt. Das ungeheuere Wortgefecht in Deutſchland war nur das Aufwirbeln des Staubes vor dem Gewitter. Die bis zu völliger Rathloſigkeit gediehene Confuſion wird nur die Folie ſeyn von Thaten der Entſcheidung, denn noch hat jeder gordiſche Knoten ſein Alexanderſchwert gefunden. Blücher's ſchönes Wort, die Federn ſollen nicht verderben, was die Schwerter gut gemacht, wird ſich in einem neuen Sinn erfüllen. Die Schwerter werden wieder gut machen, was die Federn verdorben haben. Im Geiſt unſerer Heere liegt eine große Zukunft." Habe ich damals nicht wahr geſagt? Die große Zukunft, ſie iſt da.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede V

Erstes Buch. Die Veranlassung zum Kriege 1

Der Kaiser der Franzosen begehrt das linke Rheinufer und Belgien S. 1. Vergebliche Versuche, Preußen durch Gegenanerbietungen zu gewinnen 7. Der Chauvinismus wird gegen Preußen gehezt 9. Das römische Concil soll indirekt den französischen Plan unterstützen 10. Derselbe wird durch die spanische Revolution durchkreuzt 15. Frankreichs mißlungene Versuche, die belgische Eisenbahn zu erwerben und die Gotthardbahn zu hintertreiben 16. Die spanische Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern dient Frankreich zum Vorwand, um Preußen zu bedrohen 22. Gramont's und Leboeuf's Zuthun 26. Des zudringlichen Benedetti Abweisung 29.

Zweites Buch. Die Kriegserklärung 37

Der norddeutsche Reichstag S. 37. Patriotischer Aufschwung in Deutschland 39. Prahlerische Proklamation des französischen Kaisers 42. Treue der süddeutschen Regierungen 44. Schöner Patriotismus Ludwigs II. von Bayern 46. Der Kronprinz von Preußen übernimmt den Oberbefehl über die süddeutschen Truppen 52.

Drittes Buch. Verhalten der Mächte beim Ausbruch des Krieges . 59

Die neutralen Mächte S. 59. Todtgeborene Idee einer Trippelallianz 61. Stimmung in Oesterreich 62; in Italien 63; der Schweiz 68; Belgien und Holland 71; Spanien 72; Rußland 74; England 75.

Seite

Viertes Buch. Erſte Siege der deutſchen Südarmee 86

Napoleon III. in Metz S. 87. Marſchall Mac Mahon und ſeine Afrikaner 89. Die deutſchen Heere unter König Wilhelm 101. Erſtes Gefecht bei Saarbrücken 103. Canrobert im Lager von Chalons 104. Douay's Niederlage bei Weiſſenburg 106. Mac Mahon's große Niederlage bei Wörth 111. Gleichzeitige Niederlage der Franzoſen am Spichernberg 121.

Fünftes Buch. Der große Kampf um Metz 136

Marſchall Bazaine wird an der Verbindung mit Mac Mahon verhindert und in Metz eingeſchloſſen 136. Uebergang der Deutſchen über die Moſel 140. Beginn der blutigen Kämpfe, in welchen Bazaine immer und immer wieder nach Metz zurückgeworfen wird 140. Schlacht bei Mars la Tour 141; bei Gravelotte 144. Verletzung der Genfer Convention durch die Franzoſen 157. Bazaine's neuer vergeblicher Ausfall bei Noiſeville 160.

Sechſtes Buch. Die Kataſtrophe von Sedan 163

Napoleon's III. Flucht aus Metz S. 163. Mac Mahon's zerrüttete Armee im Lager von Chalons 164. Napoleon III. und Mac Mahon wollen Metz entſetzen 169, werden aber durch die deutſche Hauptarmee unter König Wilhelm bei Sedan abgeſchnitten 171. Kampf bei Beaumont 173. In Sedan umzingelt, werden Napoleon III. und Mac Mahon mit ihrer ganzen Armee gefangen 183.

Siebentes Buch. Die Confuſion in Paris 195

Betäubender Eindruck der Unglücksnachrichten in Paris 196. Schwache Verſuche ſie zu leugnen 196. Das Miniſterium Ollivier muß abtreten 197. Bonapartiſtiſches Miniſterium Palikao 198, aber Mißachtung des Kaiſers und Ohnmacht der als Regentin in Paris zurückgebliebenen Kaiſerin Eugenie unter Wuthausbrüchen der Republikaner 203. General Trochu wird Gouverneur von Paris 209. Austreibung aller Deutſchen aus Frankreich 210. Maſſenhafte Flucht der reichen Pariſer nach Belgien und England 221.

Achtes Buch. Die dritte Republik 222

Stürmiſche Sitzungen des geſetzgebenden Körpers in Paris S. 222. Das Volk dringt in die Sitzung ein und ertrotzt die Abſetzung des Kaiſers und die Errichtung einer republikaniſchen

Seite

Regierung der Nationalvertheidigung 229, in welche die bisherigen Führer der Linken eintreten 230. Flucht der Kaiserin 235. Eilige Armirung und Verproviantirung von Paris 238. Wahnsinnige Prahlereien der Pariser 243. Abzweigung der Delegation in Tours von der Regierung in Paris 251. Vergebliche Waffenstillstandsverhandlungen 255. Orleanistische Umtriebe 257.

Neuntes Buch. Das Vorrücken gegen Paris 261

Frevel in Laon 263. Ohnmächtige Wuth der Franzosen unter Verleugnung des Ehrgefühls 267. Musterhafte deutsche Kriegführung 271. Graf Moltke, der große Stratege 280. König Wilhelms Hauptquartier in Ferrières 283, und in Versailles 286.

Zehntes Buch. Mißlungene Verhandlungen 298

Cernirung von Paris S. 298. Galgenhumor der Pariser 302. Vermittlungsversuche der neutralen Mächte 307. Ursachen, warum die Belagerung von Paris nicht rascher fortschritt 320. Thiers diplomatische Rundreise 321. Mißlungener Aufstand der rothen Republikaner in Paris 323. Erfolglose Unterhandlungen Bismarcks mit Thiers 329.

Elftes Buch. Die Wiedereroberung von Straßburg und Metz . . 336

Straßburg und sein Kommandant Ulrich S. 336. Belagerung der Stadt durch badische Truppen unter General Beyer, später Werder 337. Beschießung und Uebergabe der Stadt 342. Bazaine in Metz von Prinz Friedrich Karl cernirt 352. Bourbaki's heimliche Entfernung aus Metz 358. Mißlungene Ausfälle aus Metz 359. Bojer's diplomatische Rekognoscirung in Versailles für den Exkaiser 371. Capitulation von Metz und Gefangennahme Bazaine's mit seiner ganzen Armee 376. Eroberungen der Festungen Toul, Verdun, Thionville und mehrerer kleinerer 382.

Zwölftes Buch. Gambetta in Tours 386

Die Regierung in Tours S. 386. Luftpostdienst 387. Anarchie im Süden Frankreichs 389. Verlangen nach einer Nationalversammlung 390. Gambetta's Luftfahrt von Paris nach Tours 392. Garibaldi und Castelar in Tours 394. Plan einer Republikanisirung des ganzen romanischen Südens 394. Plan, mit vier großen Volksheeren aus den Provinzen Paris zu entsetzen 397. Gambetta's Terrorismus 398. Werder's Operationen im Süden des Elsaßes 404. Eroberung von Schlettstadt und Neubreisach 405.

Seite

Sieg über die Franzosen unter Cambriels 408. Treskow vor Belfort 410. Garibaldi's Unthätigkeit 412. Nizza 418. Unruhen in Lyon 421, Marseille 426. Liga des Südens 427. Toulouse 432. Perpignan 432. Algerien 434. Rüstungen im Westen Frankreichs 435. Der Graf von Chambord 438. Rüstungen im Norden Frankreichs 440.

Dreizehntes Buch. Napoleon in Kassel 442

Reise des Exkaisers nach der Wilhelmshöhe S. 443. Aufgefundene Correspondenzen desselben 445. Umtriebe der Bonapartisten 453. Prinz Napoleon 455. Flucht der Kaiserin Eugenie aus Paris 456. Ihr Asyl in Chislehurst 460. Ihr Prinz Lulu 467.

Vierzehntes Buch. Der Seekrieg 469

Die Ausrüstung zweier französischer Flotten für die Nord- und Ostsee S. 469. Vertheidigungssystem der deutschen Küsten unter General Vogel v. Falkenstein 471. Ankunft der Germania von der Nordpolexpedition 472. Zurückhaltung der Dänen 476. Mißlungener Angriff der Franzosen auf Colberg 477. Raub deutscher Handelsschiffe 479. Voreiliges Projekt in Betreff Saiguns 481. Muth und Glück norddeutscher Kriegsschiffe 484.

Erſtes Buch.

Die Veranlaſſung zum Kriege.

Seit vielen Jahrhunderten iſt Deutſchland von den Franzoſen immer wiederholt, ohne irgend von uns beleidigt worden zu ſeyn, übermüthig und raubgierig angegriffen worden. Sie haben uns Burgund, einen Theil der Niederlande, Elſaß und Lothringen geraubt. Dazu haben ſie argliſtig zu jeder Zeit Zwietracht unter uns geſäet, um uns gegen einander ſelber zu hetzen und durch Vielſtaaterei unſere Nationalkraft zu ſchwächen. Sie waren einig und bildeten einen ſtarken offenſiven Staat, wir ſollten nie einig werden und uns immer nur defenſiv verhalten. Sie duldeten nie, daß wir uns in ihre Angelegenheiten miſchten, maßten ſich aber jederzeit an, ſich in die unſern zu miſchen. Unter dem großen Napoleon haben ſie dem alten ehrwürdigen deutſchen Reich förmlich ein Ende gemacht. Wir haben ſie zwar hinterdrein noch einmal geſchlagen, ihnen aber doch ihren alten Raub von Deutſchland gelaſſen und unſer großes Reich nicht wieder hergeſtellt. Da ſind ſie wieder übermüthig geworden, drohten uns ſchon mehrmals wieder mit Krieg und es ſind erſt elf Jahre her, ſeitdem ſie Oeſterreich angriffen und beraubten. Kurz wir ſollten ſie endlich kennen und uns nicht immer von neuem wundern, wenn ſie uns ohne alles Recht und ohne allen Grund räuberiſch anfallen.

Aber wir ſind immer noch die unſchuldige, gutmüthige und ver-

geßliche Nation und wundern uns heute wieder und beſchweren uns, als ob ein ganz neues Unrecht an uns begangen würde.

Diesmal ſind wir Deutſchen aber nicht allein die Verwunderten. Ganz Europa wurde im Sommer 1870 durch Frankreichs Kriegserklärung an Preußen überraſcht. Man hatte nicht geglaubt, daß Napoleon III. in ſeiner iſolirten Stellung ohne Alliirte einen ſo gefährlichen Schritt wagen würde. Er ſelbſt hatte ja öffentlich immer das Kaiſerreich den Frieden genannt und wiederholt aller Welt Friedensverſicherungen gegeben. Seitdem Ollivier an die Spitze des Miniſteriums getreten war, zweifelte man noch viel weniger an der Aufrichtigkeit der Friedensliebe in den Tuilerien. Denn Ollivier hatte am 19. Januar 1867 geſagt: „Ich betrachte die deutſche Einheit als eine unwiderrufliche, vom Schickſal verhängte Thatſache, welche Frankreich ohne Gefahr hinnehmen kann. Alles, was man gegen Preußen unternimmt, wird ſein Werk erleichtern. Der Friede ohne jeden Rückgedanken iſt die einzige Politik, der ich mich anſchließen kann.“ Und am 15. März deſſelben Jahres: „Weder Belgien, noch die Rheinprovinz wollen franzöſiſch werden. Soll Frankreich ſich durch den Neid auf die wachſende Größe der Andern beſtimmen laſſen? Schlechte Politik das, die, Frankreich ſupremativ auf die Zerſplitterung der übrigen Völker bauend, dieſem Uebergewicht ein unausbleiblich nahes Ende bereitet.“ Bei einer andern Gelegenheit betonte Ollivier im geſetzgebenden Körper, wie nothwendig es ſey, daß Frankreich mit Deutſchland zuſammenhalte, weil ihre gegenſeitige Schwächung nur dem ruſſiſchen Koloß zu gute kommen würde. Ollivier galt als der wärmſte Freund gemäßigter Freiheit und mit ihm nahm Napoleon III. ein Syſtem an, welches Frankreich conſtitutionelle Bürgſchaften ſicherte. Endlich ließ er ſich durch ein neues Plebiscit das Vertrauen der franzöſiſchen Nation beſtätigen und ſo glaubte man denn, er denke, da er ohnehin ſchon bejahrt war, nur noch an die Erhaltung ſeiner Dynaſtie, indem er Frankreich auf lange Dauer Frieden, Wohlſtand und Freiheit ſicherte.

Im Jahre 1866 war er wohl von den mit Preußen kriegführenden Staaten um Hülfe angegangen worden, hatte ihnen aber nicht beigeſtanden. Nach dem Kriege verkündete die preußenfeindliche Preſſe unaufhörlich, ein kriegeriſches Bündniß Oeſterreichs mit Frankreich gegen Preußen ſtehe nahe bevor. Aber Napoleon III. ſchien keine Notiz davon zu nehmen und machte keine Miene, den Frieden Europas ſtören zu wollen.

Und doch verſteckten ſich hinter dieſem äußern Scheine des Friedens die feindſeligſten Abſichten und Vorbereitungen zum Kriege. Kaiſer Napoleon III. hatte, indem er den franzöſiſchen Thron beſtieg, die traditionelle Politik Frankreichs gegen Deutſchland und insbeſondere die ruhmvollen Erinnerungen ſeines großen Oheims geerbt, aber die Geſchichte Frankreichs ſeit der Revolution hatte ihn auch belehrt, daß nichts unſicherer ſey, als der Beſitz des franzöſiſchen Thrones. Zweimal war ſein Oheim, zweimal waren die Bourbons älterer Linie, einmal die der jüngern Linie von dieſem Thron herabgeſtoßen, zweimal der Thron ſelbſt durch die Republik zertrümmert worden. Und das alles ſeit noch nicht drei vollen Menſchenaltern. Wie ſollte er nun ſelber den Thron behaupten und auf ſeinen Sohn vererben können? Er hatte ſich, wovon man nach der Hand die Gewißheit erhielt, zur fixen Idee gemacht, die unruhigen, nie zufriedenen Franzoſen würden ſich ſeine Dynaſtie nur dann länger gefallen laſſen, wenn er ihren Lieblingswunſch, den Erwerb der Rheingrenze und Belgiens, erfüllen könne. Nach dieſem Ziele nun trachtete er unabläſſig.

Daß er damit Deutſchlands Recht und Ehre zu nahe trete, daran dachte er nicht. Er hatte keine Achtung vor der deutſchen Nation. Und wie hätte er ſie auch haben können, da ſich ja die Deutſchen ſelber immer alles von ihrem übermüthigen Nachbarn hatten gefallen laſſen! Selbſt nach ihren glänzenden Siegen über ſeinen großen Oheim hatten ſie ſich auf dem Wiener Congreß durch die Argliſt des Auslands und durch den Verrath eigener Fürſten um

alle Vortheile des Sieges betrügen, hatten ſich gefallen laſſen, daß Straßburg und Metz bei Frankreich bleiben und Deutſchland ferner bedrohen durften. Gegen eine ſolche ſchafmäßige Nation glaubte Napoleon III. mit Recht, ohne achtungsvolle Rückſicht verfahren zu dürfen. Wenn wir Deutſchen nicht immer ſo blöd geweſen wären, hätten auch die Franzoſen ſchwerlich je ſo ſchlecht an uns gehandelt. Wir haben ſie eigentlich erſt ſchlecht gemacht. Genug, Napoleon III. behandelte das deutſche Sprachgebiet, weil kein Nationalbewußtſeyn darin herrſchte, als einen Ländercomplex, aus dem ſich jeder, dem es beliebte und der die Macht dazu hatte, eine Portion herausſchneiden dürfe.

Da es immerhin ein Wagniß war, das ſtarke Preußen anzugreifen, hatte Napoleon III. lange ſchon getrachtet, nicht ſowohl durch Krieg, als durch Tauſch zum Beſitz des linken Rheinufers und Belgiens zu gelangen. Er wünſchte ſich darüber mit Preußen zu verſtändigen, beide ſollten bei dem Tauſche gewinnen. So war es ihm ja mit Victor Emanuel gelungen. Er hatte von demſelben Savoyen und Nizza im Tauſch erhalten und ihn dafür mit Neapel, Florenz, der Lombardei ꝛc. entſchädigt.

Die Anträge, die er zu dieſem Behufe Preußen machte, datiren von längerher. Seit König Wilhelm die Oberleitung ſeines Miniſteriums dem Grafen Bismarck übertrug und der letztere einigemal in franzöſiſchen Bädern mit Napoleon III. zuſammentraf, gingen Gerüchte um, die ihn beſchuldigten, er wolle im Dienſt des Königs Wilhelm dieſelbe Rolle ſpielen, wie Graf Cavour im Dienſt des Königs von Italien, d. h. Preußen auf Koſten Deutſchlands vergrößern. Wem iſt nicht noch erinnerlich, wie Graf Bismarck als deutſcher Cavour von der Preſſe angeklagt und verleumdet und wegen Verrathes an Deutſchland mit Schmähungen überhäuft wurde, während es ihm doch niemals eingefallen iſt, der franzöſiſchen Verführung nachzugeben und Frankreich auch nur ein Dorf von Deutſchland abtreten zu wollen. König Wilhelm würde einen Cavour nicht um

übergang beſetzen wollten, kam er ihnen zuvor, und ſtellte in der Nacht vom 11 auf den 12 März einen ziemlich ſtarken Vorpoſten, zwei Werſte vorwärts, auf unzugänglichen Felſen auf. Am 12 März in der Dämmerung griffen die Türken dieſen Vorpoſten an. Burzoff, der um jeden Preis Akhalzik zu Hülfe kommen wollte, entſchloß ſich zum Kampfe, ohne Rückſicht auf die Uebermacht des Feindes und die für uns höchſt ungünſtige Poſition, indem nicht ſo viel Raum da war, daß 10 Mann neben einander fechten konnten. Ueberdieß mußte er ſeine Streitkräfte theilen, um auch noch einen zweiten Paß, durch den er umgangen werden konnte, zu decken. Alle Angriffe der Feinde wurden indeß zurück geſchlagen. Dadurch erbittert, ſammelten ſich dieſe endlich auf den höchſten Felſengipfeln, von wo ſie große Steine herabwälzten, um die Unſrigen aus ihrer Stellung zu vertreiben. Doch alle dieſe Verſuche ſcheiterten an der Tapferkeit der Grenadiere, und wir behielten den Uebergang in unſern Händen. Am 13 März ſparte der Feind ſeine Angriffe, und gab uns dadurch Zeit, alle Anſtalten zu treffen, um in der Nacht unbemerkt über die Kura zu ſetzen. Wir paſſirten den Fluß dem Feinde ſo nahe, daß man die Geſichter an den Lagerfeuern unterſcheiden konnte. Als die Türken bei Tagesanbruch die Poſition gewahr wurden, welche wir in ihrem Rücken einnahmen, ſo daß wir ſie von Akhalzik und Azkhwer abſchnitten, zerſtreuten ſie ſich auf den Bergen. Am 15 nm 9 Uhr Morgens ſtand der Obriſt Burzoff vor Azkhwer. Hier erfuhr er, daß das türkiſche Vordertreffen ſich an dem Dorfe Znis, auf dem linken Ufer der Kura befinde, und, indeſſen die Anhöhen befeſtigend, Hülfe abwarte. Um 5 Uhr Abends ſetzte die Avantgarde, die ſich mit der Garniſon von Azkhwer vereinigt hatte, auf das rechte Ufer der Kura hin-

sich geduldet haben. Dieses großherzigen Königs Politik war von Anfang an immer nur die nationale, deutsche. Aber eben deshalb streuten seine boshaftesten Feinde und Neider die Verleumdung aus, er traktire heimlich mit Napoleon III. Es hat unbegreiflich lange gebraucht, bis die Verleumder endlich verstummten und die Zeitungsleser inne wurden, wie makellos und correkt König Wilhelm und Graf Bismarck echt deutsche Politik getrieben und allen napoleonischen Verführungskünsten widerstanden haben.

Bevor Napoleon III. durch ein Bündniß mit Preußen zu seinem Zweck zu kommen suchte, hatte er einen andern Plan verfolgt, nämlich den, sich die Hegemonie in allen Ländern romanischer Race anzueignen und in einer großartigen Weise dieser Race wieder in der neuen wie in der alten Welt das Uebergewicht über die germanische zu verschaffen. Seine Finger spielten wie auf den Tasten eines Klaviers in der ganzen weiten Ausdehnung des romanischen Racengebietes herum, brachten jedoch keine Harmonie zu stande, sondern griffen nur Mißtöne oder empfingen elektrische Rückschläge. Es gelang ihm zwar, den neuen König von Italien zu seinem Vasallen zu machen, aber nicht die Volksstimmung in Italien zu gewinnen. Es gelang ihm, die Moldau und Walachei unter dem Fürsten Couza, seiner Creatur, zu einem rumänischen Reiche zu vereinigen, aber Couza wurde vertrieben und ein Prinz von Hohenzollern zum Fürsten erhoben. Als der Bürgerkrieg in Nordamerika ausbrach, beeilte sich Napoleon III. sich in die mexikanischen Händel einzumischen und eine Armee nach Mexiko zu schicken, um, wie er öffentlich verkündete, die romanische Race auch in der neuen Welt wieder in den ihr gebührenden Rang einzusetzen. Aber die germanische Race siegte im Norden Amerikas und ein einziges Wort ihres Präsidenten genügte, die französischen Truppen über den atlantischen Ocean zurückzuschrecken. Auch über die romanische Race im spanischen Mutterlande glaubte Napoleon III. verfügen zu sollen, indem er den sog. iberischen Plan verfolgte, welcher bezweckte, unter dem jungen, mit dem

italieniſchen Königshauſe verſchwägerten König von Portugal, Spanien und Portugal zu einem Reiche und zwar wie Italien unter franzöſiſchem Protectorate zu vereinigen. Allein der Ausführung dieſes Plans ſetzten ſich nicht nur in Spanien, ſondern auch in Portugal ſelbſt die größten Schwierigkeiten entgegen.

Noch iſt zu bemerken, daß, ſo lange die mexikaniſche Expedition im Gange war, Napoleon III. mit derſelben ſeine Spekulation auf Belgien zu verbinden ſuchte. Seinem Wunſche gemäß hätte, wenn der kinderloſe Kaiſer Max in Mexiko geſtorben wäre, deſſen belgiſche Gemahlin die Krone von Mexiko unter franzöſiſchem Schutz an die belgiſche Dynaſtie bringen und dieſe dafür Belgien an Frankreich abtreten ſollen.

Da nun alle dieſe romaniſchen Pläne zu Waſſer wurden, ſchien es dem in Entwürfen unermüdlichen Napoleoniden am Ende das räthlichſte, mit Preußen als der erſten germaniſchen Macht in Europa, ein enges Bündniß einzugehen und mit deſſen Hülfe die Rheingrenze und Belgien zu gewinnen, wofür Preußen durch Siege über Oeſterreich und Annectirung der Mittel- und Kleinſtaaten dieſſeits des Rheins entſchädigt werden ſollte. Es ſchien ihm unmöglich, daß Preußen ein ſo vortheilhaftes Anerbieten ausſchlagen ſollte. Er begriff eben nicht, daß man in Preußen das Nationalitätenprinzip ernſt nahm und nicht blos wie er damit kokettirte und ſpielte. Er ſcheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß König Wilhelm ein Herz und einen Kopf für Geſammtdeutſchland hatte. Man ſagt, dieſer habe einmal dem zudringlichen franzöſiſchen Verführer geantwortet: Ich trete keinen Schornſtein von Deutſchland ab! Und doch ſchlich ſich der Verführer immer wieder an ihn heran.

Im Frühjahr 1866 bereitete ſich der verhängnißvolle Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen vor. Oeſterreich ſchürte ihn. Oeſterreich brach den Gaſteiner Vertrag und wollte nach dem däniſchen Kriege die gemäßigten, völlig berechtigten und den Schutz der deutſchen Küſten allein bezweckenden Forderungen Preußens nicht

bewilligen. Oesterreich hezte nicht nur die Preußen beneidenden Mittelstaaten, sondern auch die große liberale Partei gegen das als absolutistisch verleumdete Ministerium Bismarck auf und provocirte die Kriegserklärung gegen Preußen. Hinter dieser Kühnheit Oesterreichs, wie hinter der Renommisterei der Südstaaten war französischer Einfluß versteckt. Napoleons III. Agenten in der Presse, wie in der Diplomatie arbeiteten damals gegen Preußen, und die Cabinette von Wien, München, Dresden, Hannover, Stuttgart, Cassel und Darmstadt ließen sich wirklich bethören, Frankreich werde ihnen zum sichern Rückhalt gegen Preußen dienen.

Napoleon III. wollte aber mit allen diesen antipreußischen Manövern nur einen Druck auf Preußen ausüben, um den König Wilhelm zu bewegen, sich in die nach ihm ausgebreiteten Arme Frankreichs zu werfen. Napoleon dachte so wenig daran, Oesterreich und den Mittelstaaten helfen zu wollen, daß er sie im Gegentheil grade damals an Preußen verrieth und Preußen zum Opfer bringen wollte. Denn im Mai 1866 trug er Preußen ein Bündniß gegen Oesterreich an und wollte ihm 300,000 Mann gegen Oesterreich zu Hülfe schicken, unter der Bedingung, daß nach glücklicher Beendigung dieses Krieges das linke Rheinufer an Frankreich, die süddeutschen Staaten an Preußen und Venetien an Italien fallen solle. Der Antrag wurde von Preußen abgelehnt, Preußen allein bestand den Feldzug von 1866 und schlug seine Feinde aus eigener Kraft, ohne fremde Hülfe. Napoleon III. wurde nochmals dringend von Oesterreich und den Mittelstaaten angegangen, ihnen zu Hülfe zu kommen, aber er hätte es schon deßwegen nicht thun können, weil er gegen die furchtbare Heeresmacht Preußens damals noch allzuschlecht gerüstet war. Er benutzte also die Situation nur wieder, um seine Allianzanträge an Preußen nachdrücklich zu wiederholen. Da Oesterreich besiegt war, stand einer solchen Allianz kaum mehr etwas im Wege. War Frankreich mit dem starken Preußen verbunden, so waren beide vereint allen Mächten Europas überlegen und konnten rechts und

links annektiren, wie es ihnen beliebte. Daher der franzöſiſche Geſandte, Graf Benedetti, bei den Friedensunterhandlungen Preußens mit Oeſterreich zu Nikolsburg am 5. Auguſt ganz insgeheim und ohne daß es außerhalb der unmittelbar Verhandelnden Jemand erfahren konnte, die Theilungsanträge Napoleons an Preußen erneuerte.

Benedetti war ſo unvorſichtig, den von ſeiner eigenen Hand geſchriebenen Vertragsentwurf, enthaltend die gegenſeitigen Zugeſtändniſſe, welche Frankreich und Preußen einander in Bezug auf die ihnen erwünſchten Annektirungen machen ſollten, in den Händen des Grafen Bismarck zurückzulaſſen. Dieſe Handſchrift befindet ſich noch im preußiſchen Staatsarchive und Graf Bismarck konnte ſich auf ſie berufen, als die ganze Sache nach vier Jahren durch eine Enthüllung der engliſchen Times bekannt wurde und der auswärtige Miniſter Frankreichs, Herzog von Grammont, den Vorgang leugnen wollte. Da es ſich nun nicht mehr leugnen ließ, hatte Grammont die Stirn zu behaupten, Benedetti habe ſich den Vertragsentwurf nur von Bismarck dictiren laſſen. Von beſonderm Intereſſe war eine weitere Enthüllung vom 8. Auguſt 1870 aus Berlin, die in die Kölner Zeitung überging. Hier heißt es, Benedetti habe damals zu Nikolsburg den Grafen Bismarck dringend gebeten, die franzöſiſchen Anträge anzunehmen, weil für Napoleon III. alles daran liege. „Thatſächlich war der Vorgang folgender: Einen oder zwei Tage vor dem 5. Auguſt verlangte Benedetti vom Grafen Bismarck die förmliche Zuſage obiger Zugeſtändniſſe, und fügte hinzu, wenn ſie abgeſchlagen würden, ſo ſey Krieg die Loſung, alors c'est la guerre, waren ſeine Worte. Worauf Bismarck erwiederte: alors c'est la guerre. Der preußiſche Premier ſetzte hinzu: Er könne nicht denken, daß Frankreich dieſe Drohung ernſt meine und die Abſicht habe, ſolche unmögliche Forderungen mit Gewalt durchzuſetzen. Aber Benedetti antwortete: er ſey auf dem Sprung, nach Paris zu reiſen und, weit entfernt, dem Kaiſer abzurathen, werde er ihn in dieſen Zumuthungen beſtärken, denn ihm liege vor allem nichts ſo ſehr am Herzen,

als die Erhaltung der Dynaſtie. Dieſe aber, die Dynaſtie, ſey verloren (das waren ſeine ipsissima verba), wenn ſie jene Kompenſationen nicht durchſetze. — So wahr iſt es, daß der heutige Krieg nur die endliche Erfüllung einer fixen Idee iſt, welche zur Hälfte dem Empire und zur anderen Hälfte den Franzoſen überhaupt angehört." Dieſe Enthüllung wirft ein helles Schlaglicht in das Tuilerienkabinet und auf das geheimſte Motiv des Krieges von 1870.

Da ſich der König von Preußen auf den ihm ſo dringend nahe gelegten Vertheilungsvertrag auch dießmal nicht einließ und der Kaiſer der Franzoſen nicht gerüſtet war, um ſeines Botſchafters albernen Kriegsdrohungen Nachdruck zu geben, blieb dem Verführer nichts weiter übrig, als gleich einem abgewieſenen Freier zu ſeufzen, Geduld zu haben und die Sache anders anzufangen, um am Ende doch noch zu ſeinem Zwecke zu kommen. Vor allen Dingen mußte Frankreich ſich rüſten, um eine Armee in's Feld ſtellen zu können, welche der preußiſchen ebenbürtig, ja womöglich überlegen ſeyn ſollte. Das zu bewerkſtelligen, übernahm der talentvolle Kriegsminiſter Marſchall Niel, dem Napoleon III. den großen Sieg bei Solferino verdankte. Zugleich wurde der Chauvinismus in der Preſſe und in den franzöſiſchen Kammerreden in Scene geſetzt und der Kaiſer, der immer Frieden predigte, ſah es doch nicht ungern, wenn man ihm Vorwürfe machte, er bleibe zu unthätig, er verſäume das Intereſſe Frankreichs, er verſcherze ſogar die Ehre Frankreichs, ſofern er dulde, daß Preußen ſo mächtig erſtarke und eine Vereinigung aller deutſchen Stämme erſtrebe, welche zu einer für Frankreich furchtbaren Macht heranwachſen werde, wenn Frankreich zaudere, in Deutſchland zu interveniren und im Bunde mit Oeſterreich, den Mittelſtaaten und Dänemark, Preußen niederzukämpfen. Während ſeine Miniſter immer Mäßigung und Frieden predigten, war es doch Napoleon III. ſelbſt, der chauviniſtiſche Blätter, die immerfort in die Kriegstrompete ſtießen, bezahlte, auch die chauviniſtiſche Preſſe in Deutſchland unterſtützte und durch ſeine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Oeſterreich in

Salzburg die Hoffnungen aller Preußenfeinde nährte. Die Hoffnung, durch ihn reſtaurirt zu werden, erhitzte insbeſondere die depoſſedirten Fürſten von Hannover und Heſſen zu einer Kriegswuth, die faſt noch die der Pariſer Blätter übertraf. Dieſe verblendeten Depoſſedirten ließen es ſich Millionen koſten, um in Zeitungen und Flugſchriften den Krieg gegen Preußen zu predigen. Der König von Hannover beſoldete ſogar in Frankreich eine eigene hannöverſche Legion zum Kampf mit den Franzoſen gegen Deutſchland.

Aber alle dieſe deutſchen Preußenfreſſer wurden von Napoleon III. getäuſcht. Es war ihm gar nicht ernſt, mit Preußen Krieg anzufangen. Das Gehetze gegen Preußen ſollte ihm nur dienen, Preußen ein wenig mürbe zu machen. Der deutſche Liberalismus gab ſich damals in ſeiner kaum begreiflichen Kopfloſigkeit dem Wahne hin, König Wilhelm und Graf Bismarck trieben nur eine ruſſiſche, reactionäre Politik, weshalb man ſie auf's äußerſte bekämpfen müſſe. Sogar der ſog. deutſche Nationalverein theilte dieſen Wahn und geſellte ſich den übrigen Feinden Preußens zu, um Bismarck zu ſtürzen. Das alles, meinte nun Napoleon III., würde wohl endlich den König Wilhelm von Preußen dahin bringen zu überlegen, ob er nicht mehr dabei gewinnen würde, wenn er die ihm ſo oft ſchon angebotene Allianz mit Frankreich einginge. Daher ſein Zaudern, das Schwert gegen Preußen zu ziehen, worauf alle Feinde Preußens ſchon lange in zitternder Begierde warteten.

Er hatte noch eine Schraube bereit, um ſie anzuſetzen, wenn Preußen fortwährend hartnäckig bliebe. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er die Intrigue, die wir nun darlegen wollen, ſelber angezettelt hat, es ſcheint vielmehr, daß ſie ihm von klerikaler Seite her nahe gelegt wurde. Er ſelber war als Neffe ſeines Onkels, als echter Napoleonide, nichts weniger als bigott. Religion und Kirche hatten für ihn kein Intereſſe, außer ſofern ihnen eine Macht innewohnte, die er ſich zu ſeinen eigenen Zwecken dienſtbar machen wollte. Der katholiſchen Landbevölkerung Frankreichs wegen, durch deren Stimmen-

mehr bei den Plebisciten er auf den Thron gekommen und bisher darauf erhalten worden war, mußte er, lediglich aus Nützlichkeitsgründen, den Papſt in Rom, nachdem er ihm ſchon den größten Theil des Kirchenſtaats hatte wegnehmen laſſen, doch im Reſte desſelben noch ſchützen, während er andererſeits den König Victor Emanuel, der den Raub an Rom begangen, protegirte und mit dem Liberalismus kokettirte. Begreiflicherweiſe ſuchte die überall in Europa zerſtreute und durch den Zeitgeiſt mehr oder weniger bedrohte ultramontane Partei ihrer Sache wieder eine mächtige Stütze in einer weltlichen Macht zu verſchaffen. Oeſterreich bot ihr trotz des Concordats ſeit ſeinen Niederlagen und ſeitdem es ein liberales Syſtem hatte adoptiren müſſen, immer weniger Ausſicht. Spanien ſchien ganz für ſie verloren zu ſeyn. Nur der Kaiſer der Franzoſen konnte ihr möglicherweiſe noch helfen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er das nur aus Nützlichkeitsgründen thun würde, und deshalb kam es der ultramontanen Partei darauf an, ihm nützlich zu werden.

In dieſer Beziehung ſcheint ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Eugenie, die Vermittlung übernommen zu haben. Sie war bekanntlich ſehr fromm und dem Papſt ergeben, wie die ſpaniſche Iſabella und wie auch ein frommer Damenzirkel erſten Rangs in Wien. In dieſen Kreiſen wurde der Gedanke verfolgt, der bisher mißlungenen romaniſchen Hegemonie nachzuhelfen mittelſt des Papſtthums und einer neuen katholiſchen Begeiſterung in allen romaniſchen Ländern, welche bekanntlich faſt ausnahmslos katholiſch ſind. Die Vermittlung mit dem Papſte übernahm der Jeſuitenorden.

Die Königin Iſabella von Spanien war damals in große Verlegenheit gerathen. Ihr Lebenswandel, ihre Verſchwendungen gaben immer mehr Anſtoß. Schon hatte ſie ſich müſſen einen großen Abzug an ihren Einkünften gefallen laſſen. Ihre zur Schau getragene Frömmigkeit ſchützte ſie nicht mehr, man machte vielmehr dem Beichtvater, der ſie zur Sittlichkeit hätte ermahnen ſollen, und dem Papſte, der ihr „zum Lohne ihrer Tugend" die goldene Roſe überſandte,

dieſe unverantwortliche Sanctionirung offener Sünde und Schande zum ſchweren Vorwurf. Die Unzufriedenheit im Volke nahm zu. Die Aufſtände mehrten ſich, welche die Königin nur noch mit Mühe unterdrücken konnte. In der Vorausſicht, daß ihr noch größere Gefahren drohten, warf ſie ſich nun ganz dem Kaiſer der Franzoſen in die Arme und fand eine warme Freundin und Beſchützerin an der Kaiſerin Eugenie. Aus dieſem Verkehr des ſpaniſchen mit dem franzöſiſchen Hofe gingen nun Verabredungen hervor, die ſich auf die Möglichkeit eines nahe bevorſtehenden Krieges gegen Preußen bezogen. Falls dieſer Krieg ausbreche, ſollte nämlich Napoleon III. ſeine Truppen aus Rom zurückziehen, um ſie in Deutſchland verwenden zu können, dieſelben ſollten aber durch 40,000 Spanier abgelöst werden, welche die Königin Iſabella nach Rom ſchicken wollte, um den Schutz des Papſtes zu übernehmen und zugleich den republikaniſchen Anhang Mazzinis und Garibaldis zu überwachen.

Damit hing nun noch ein weiterer großer Plan zuſammen, welcher durch die Einberufung eines Concils in Rom gefördert werden ſollte. Daſſelbe wurde durch allerlei, die Welt überraſchende Akte vorbereitet, durch mehrmalige Einberufung der Biſchöfe nach Rom, um ein neues Dogma (von der unbefleckten Empfängniß) zu fabriciren und um Heiligſprechungen vorzunehmen, ferner durch die famoſe Proclamirung der Encyclica und des Syllabus, worin der Papſt ungemeſſene Rechte in Anſpruch nahm. Noch blieb es ein Geheimniß, daß das Concil zu keinem andern Zweck zuſammenberufen werden ſollte, als um die Unfehlbarkeit des Papſtes zu einem Dogma zu machen. Aber alle Vorbereitungen zum Concil wieſen darauf hin, daß ein großer Aufſchwung in die katholiſche Welt kommen und der römiſchen Kirche ein neues und großes Uebergewicht über alle andern Kirchen verſchafft werden ſolle.

Mit Recht wurde die Welt dadurch überraſcht. Niemand wäre auf eine ſolche Anmaßung der römiſchen Curie gefallen, der Papſt ſelber wohl am wenigſten, da er bekanntlich in den Anfängen ſeiner

Regierung den Ruhm darin geſucht hatte, den National-Liberalen Italiens zu gefallen. Der Plan des Concils ging nicht aus dem Herzen des Papſtes, noch viel weniger aus dem Bedürfniß der katholiſchen Welt, ſondern allein aus dem Boudoir bigotter Damen unter dem Beirath von Jeſuiten hervor, welche die alte Politik der franzöſiſchen und ſpaniſchen Könige und deren enges Bündniß mit dem Papſt und mit dem Hauſe Habsburg erneuern zu können hofften. Denn in ihren Augen bedeutete eine Allianz Napoleons III. mit dem heutigen Oeſterreich unter dem Segen des Papſtes und ihr gemeinſchaftlicher Sieg über Preußen ſoviel als ein Sieg des Katholicismus über den Proteſtantismus, des romaniſchen Südens über den germaniſchen Norden.

Ueber den Jeſuitenplan enthielt die A. A. Zeitung einen guten Artikel: „Die gegen Deutſchland erfundenen Chaſſepots waren bei Mentana an italieniſchen Leibern probirt worden, und ſiehe da! ſie hatten Wunder gethan. Die Jeſuiten athmeten auf, als ſie Napoleon wieder auf dem Wege der Reaction, wieder im Labyrinth des klerikalen Rom verfangen wußten, während auch Bismarck mit Lächeln den Bonaparte'ſchen Minotaurus dort feſtgebunden ſah. Flugs wurden große Weltplane von den Jeſuiten ausgeſponnen. Die allgemeine Reaction und Katholiſirung, die neue päpſtliche Weltordnung unter Decretalen und Syllabus ſollte jetzt vor ſich gehen. Die erſchütterte Kaiſergewalt Napoleons ſollte ſich neu aufrichten, ſich neu centraliſiren, um mit dem geiſtlichen Cäſarismus des Papſtthums einen Bund zu ſchließen. Der Krieg gegen das proteſtantiſche Preußen, gegen dieſes durch Denken und Wiſſenſchaft corrumpirte Deutſchland ſtand obenauf im Programm der großen Männer der Civiltà Cattolica. Mit Bannbullen und Cenſuren ſollte der infallibel gemachte Papſt, mit Chaſſepots und Mitrailleuſen der infallibel gemachte Cäſar dieſen Vernichtungskrieg gegen das deutſche Säculum führen. Aus dem unbezweifelbaren Siege folgte ſelbſtverſtändlich der Zerfall Italiens in ſeine Atome und die Wieder-

herſtellung des Kirchenſtaats wie zu Conſalvi's Zeit. Dem galliſchen Cäſar, dem älteſten Sohn und Advocaten der Kirche, würde dann der Papſt die Krone Karls des Großen im Sanct Peter gereicht haben. Um die beiden heiligen Metropole der Welt würde ſich dann die beruhigte Menſchheit wie um ihre Achſen gedreht haben: um Paris, den Sitz der feinſten menſchlichen Civiliſations-Deſpotie, um Rom, die infallible Quelle göttlicher, im Jeſuitismus geoffenbarter Wahrheit. — Das Ende dieſer Pläne liegt in folgenden Worten: Am 5. September 1870 erwachte der große Kaiſer Napoleon III. als der armſeligſte aller Gefangenen in einem deutſchen Schloſſe bei Kaſſel und er erkannte, daß die große Scene des Plebiscits und die Eroberung Deutſchlands ein Traum war. So berichten die nüchternen und proſaiſchen Zeitungen. Ach! La vida es sueno!

Dieſelben Zeitungen berichten, daß der Papſt am 15. September ſeufzend auf der Orakelhöhe im einſamen Vatikan erwachte und die ſchwarzen Wolken des Verderbens näher und näher heranziehen ſah. Waren nicht das Concil und ſeine Infallibilität auch nur ein Traum? Ach! La vida es sueno!"

Genug, die Einberufung des Concils wurde ſo berechnet, daß, wenn es im Dezember 1869 zuſammentrat, bis dahin im Laufe eben dieſes Jahres die franzöſiſchen und die mit ihnen verbündeten öſterreichiſchen und ſüddeutſchen Waffen Preußen beſiegt haben könnten. Dieſer Sieg würde dann durch das Concil die Weihe eines Sieges des Katholicismus über den Proteſtantismus empfangen haben. Darauf war nun auch das große Echauffement der preußenfeindlichen Preſſe im Jahre 1868 berechnet. Insbeſondere erhitzte ſich die ultramontane Preſſe in Bayern und Schwaben bis zu einer Art wahnſinnigen Tobens. Auf eine ſo ungewöhnliche, unbillige und verlogene Art, daß man leicht errathen konnte, dieſe Preſſe ſey bezahlt, beſtellt, und diene nur dem damals von Rom und den Jeſuiten aus ſo eifrig betriebenen Plane, der es Napoleon III. möglich machen ſollte, ſein liberales Parlament abzuſchütteln, dann das

über, und rückte auf der Straße von Akhalkalaki vor. Durch dieſe geſchickte Flankenbewegung umging Obriſt Burzoff das Dorf Znis, und erſchien mit Tagesanbruch im Rücken der türkiſchen Poſition, während ein von dem Generalmajor Murawjew in Eilmärſchen geführtes Pionierbataillon ihr das Geſicht bot. Die Türken wurden nicht ſo bald unſer Manöuvre gewahr, als ſie die Flucht auf die Berge ergriffen. Zu derſelben Zeit gelangten die Nachrichten von dieſen Vorfällen an Achmed Paſcha, und zwangen ihn, die Belagerung von Akhalzik aufzuheben. Am 17 März krönte, wie ſchon gemeldet, der Einzug des Obriſten Burzoff in Akhalzik, ſein ehrenvolles Manöuvre."

Achmed Paſcha fuhr indeß, obgleich entflohn, fort, ſich zu rüſten, und wagte einen neuen Angriff, noch ehe Paskewitſch ſelbſt mit der Hauptarmee den Feldzug eröffnete. Er ging nebſt Kutſchuk Paſcha mit 5000 Mann abermals gegen Akhalzik vor; allein Burzoff hielt ihn auf, und griff ihn am 13 Mai bei dem Dorfe Tſchurtskab an. Trotz ſeiner Uebermacht wurde Achmed geſchlagen und floh. Dieſen Sieg benutzend, ließ Burzoff diejenigen Dörfer in Brand ſtecken, deren Einwohner ſich feindſelig bezeigt hatten, und verwüſtete die ganze Umgegend, aus welcher der Feind bisher ſeine Hülfsmittel bezogen.

Nach türkiſchen Berichten landete um dieſe Zeit eine ruſſiſche Abtheilung von 4000 Mann bei Trebiſond, wurde aber durch die Beſatzung dieſer Stadt und den Paſcha von Kars zum Rückzug gezwungen.

Paskewitſch ſelbſt blieb in Tiflis, bis die Beſorgniſſe vor einem neuen Krieg mit Perſien verſchwunden waren, indem der Schah ſeinen Enkel, Prinz Chosreff-Mirza, in eigener Perſon nach Petersburg ſandte, um den Kaiſer wegen des Ge-

Concordat in Oeſterreich wieder befeſtigen und eine politiſch-kirchliche Reaction wie zur Zeit des Reſtitutionsedikts durchführen ſollte.

Da fuhren aber unerwartet die ſpaniſchen Generale dazwiſchen, erhoben die Fahne der Revolution, ſiegten und jagten die Königin Iſabella aus dem Lande. Ohne Zweifel hatten ſie Witterung von dem, was Iſabella mit der Kaiſerin Eugenie geplant hatte, und kamen ihr zuvor. Der Ausfall Spaniens aus dem projectirten Bunde der drei romaniſchen Reiche änderte die ganze Sachlage, weshalb auch die dadurch ſehr geärgerte Preſſe den Grafen Bismarck beſchuldigte, er habe die ſpaniſche Revolution mit Geld unterſtützt und eigentlich provocirt. In dieſem Gerücht verrieth ſich das böſe Gewiſſen derer, die am beſten wußten, was alles vorbereitet worden war, um Preußen wo möglich zu vernichten.

Napoleon III. hatte ſich niemals abmerken laſſen, ob er das Treiben in Rom billige oder nicht. Er hinderte es nur nicht und konnte nachher immer noch thun, was er wollte, ohne ſich compromittirt zu haben. In keinem Falle wollte er den Jeſuiten zum Werkzeuge dienen, wenn ſie auch ihm dienten. Gewiß iſt, daß er ſeit dem Zwiſchenfall der ſpaniſchen Revolution wieder die liberale Seite vorkehrte, die Parole gab, „das Kaiſerthum iſt die Freiheit" und Ollivier an die Spitze des Miniſteriums ſtellte. Auch blieb ſein Augenmerk immer auf Preußen gerichtet, dem er auch, ganz abgeſehen von Rom, durch andere Mittel beizukommen ſuchte. Es entſprach ganz der zur Schau getragenen Friedenspolitik Olliviers, daß er Preußen den Vorſchlag einer gemeinſchaftlichen Abrüſtung machte. Hatte Napoleon III. heimlich doch noch zum Kriege Luſt, ſo kam es ihm ſehr zu ſtatten, wenn Preußen abrüſtete. Preußen aber traute nicht, und ging auf den Antrag nicht ein.

Die Ungeduld des Tuilerienkabinets ließ Preußen keinen Augenblick Ruhe. Sie zettelte eine Intrigue in Belgien an, die eine entfernte Kriegsdrohung enthielt. Es wurde nämlich heimlich von franzöſiſcher Seite ein Ankauf der belgiſchen Haupteiſenbahn abgekartet, ſo daß

dieſe Bahn unmittelbar unter franzöſiſche Controle kommen und im Kriegsfall den franzöſiſchen Truppen den Weg durch Holland frei machen ſollte. Aber dieſe Intrigue ſcheiterte an der Wachſamkeit und Energie der belgiſchen Regierung. Napoleon III. taſtete immer ungeduldiger in Verſuchen herum, auf dieſe oder jene Art ſeinem Zwecke näher zu kommen. Nachdem ihm der mit der Königin Iſabella eingeleitete Plan in Spanien mißlungen war, mußte der von ihm inſpirirte alte Saldanha in Liſſabon eine Revolution machen, um den iberiſchen Plan wieder aufzunehmen. Mittlerweile aber ſchloß der Norddeutſche Bund mit der Schweiz und Italien den Vertrag über die Gotthardbahn ab, welcher eine unmittelbare Verkehrsverbindung mit Deutſchland über die Alpen außerhalb des öſterreichiſchen und franzöſiſchen Gebiets ermöglichte. Das Zuſtandekommen dieſer Bahn machte dem franzöſiſchen Kaiſer, nachdem er ſeine eigene Abſicht auf die belgiſche Bahn verfehlt hatte, tiefen Aerger. Als nun vollends die Regierung in Spanien unter vorausſichtlicher Zuſtimmung der Cortesmehrheit einem Prinzen von Hohenzollern die Krone anbot, wodurch der letzte Plan Napoleons auf Spanien auch wieder vereitelt wurde, kam der Groll bei ihm zum Durchbruch.

Er erfuhr, die proviſoriſche Regierung in Spanien, insbeſondere Prim, habe heimlich den Prinzen Leopold von Hohenzollern fragen laſſen, ob derſelbe nicht geneigt wäre, die ſpaniſche Krone anzunehmen. Ohne Zweifel erfuhr es Napoleon III. durch ſeinen Geſandten in Madrid, der perſönlich der Cortesſitzung anwohnte, in welcher dieſe Candidatur ziemlich unverblümt angedeutet war. Der Kaiſer verhehlte aber, daß er es wiſſe, um Preußen eine Falle zu ſtellen und hinterdrein vorzugeben, nicht Spanien habe den Candidaten aufgefordert, ſondern Preußen habe ihn den Spaniern aufdringen wollen.

Am 4. Juli 1870 wurde die Welt plötzlich von Paris aus allarmirt durch die Nachricht, General Prim habe mit dem Grafen Bismarck verabredet, einen Hohenzollern auf den ſpaniſchen Thron

zu bringen. Dieſe ſehr geheim betriebene Sache ſey dadurch entdeckt worden, daß öfter chiffrirte Telegramme zwiſchen Madrid und Deutſchland gewechſelt worden ſeyen, was unterwegs in Frankreich Verdacht erregt und worauf man hier jene Telegramme entziffert habe. Die chauviniſtiſche Preſſe in Paris ſchlug ſofort einen ungeheuern Lärm auf und auch im geſetzgebenden Körper, im Miniſterium und in den Tuilerien verriethen ſich Ueberraſchung und Zorn. In der erſten Hitze dachte man an nichts anderes, als an ein großes Complot, durch welches das Haus Hohenzollern zum Beſitze Spaniens gelangen wolle, um Frankreich von zwei Seiten her zu bedrohen, wie es einſt das Haus Habsburg unter Kaiſer Karl V. gethan habe. Dieſe Beſorgniß wurde offen von der Preſſe ausgeſprochen. Der miniſterielle Conſtitutionel drückte noch insbeſondere ſeinen Ingrimm darüber aus, daß Prim Frankreich bei der Naſe herumgeführt habe. Man muß dabei erwägen, wie eifrig Napoleon III. den iberiſchen Plan verfolgt hatte und daß ihm die Durchkreuzung deſſelben durch Prim's hohenzollern'ſchen Plan ſehr verdrießlich ſeyn mußte. Nun hätte Frankreich aber Preußen nicht zum Vorwurf machen ſollen, daß es für eine ſpaniſche Königswahl intriguire, da Napoleon III. daſſelbe gethan und wiederholt in Portugal den iberiſchen Plan noch zuletzt mit Hülfe Saldanhas durchzuſetzen verſucht hatte. Seitdem dieſer iberiſche Plan als unausführbar erkannt war, blieb es kein Geheimniß, daß die Kaiſerin Eugenie ſich ſehr lebhaft für die Candidatur des Prinzen Alphons, des Sohnes ihrer Freundin Iſabella, intereſſirt habe, womit auch die kürzlich erſt erfolgte Abdankung Iſabellas zu Gunſten ihres Sohnes zuſammenhing.

In der ſpaniſchen Thronfrage war Preußen ganz unſchuldig. Die Angſt, die in Paris vor Bismarck herrſchte, war ſo lächerlich geweſen, daß man ſchon 1868 fabelte, Graf Bismarck habe auf einem preußiſchen Schiffe Millionen nach Cadix geſchickt, um die Septemberrevolution der ſpaniſchen Generale zu unterſtützen und den Herzog von Montpenſier auf den ſpaniſchen Thron zu bringen.

Eine alberne Erfindung, da Preußen für ſo abenteuerliche Pläne kein Geld übrig und ebenſowenig ein Intereſſe hatte, ſich Montpenſiers anzunehmen. Zudem würde jeder fremde Prinz, den endlich die Cortes zum König wählen wollten, mit den größten Schwierigkeiten, mit dem hartnäckigſten Widerſtande der Republikaner, der Iſabelliſten und Carliſten zu kämpfen haben. Ein Hohenzollern auf dem ſpaniſchen Thron würde dem preußiſchen Intereſſe nichts nützen können und Preußen, wenn es ſich ſeiner annehmen wollte, nur eine große Sorge übernehmen. Es iſt einfältig, dem klugen und praktiſchen Grafen Bismarck zuzutrauen, daß er Preußen jemals eine ſolche Sorge hat aufbürden wollen. Preußen war dem ganzen ſpaniſchen Thronhandel fremd.

Wie die ſpaniſche Regierung auf den Gedanken kommen konnte, den Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zur Throncandidatur vorzuſchlagen, hat Salazar, welcher im Namen nicht bloß Prims ſondern auch Serranos und des ganzen ſpaniſchen Miniſteriums mit dem gedachten Prinzen unterhandelte, klar und wahr auseinandergeſetzt: „Haben wir uns zuerſt an einen preußiſchen Prinzen gewandt, um die Krone anzubieten? Was hat nicht die ganze franzöſiſche Preſſe geſagt, weil Spanien in Liſſabon, in Cintra, in Florenz und in Harrow Zurückweiſungen erfahren hatte? Wenn wir nun in jenen Verſuchen kein Glück gehabt haben und es bekannt iſt, daß auf dem Herzog von Montpenſier und der Republik ebenfalls das Veto Napoleons ruht: ſoll deshalb die September-Errungenſchaft zu einer ſteten Unfertigkeit verurtheilt ſeyn? Was kann Frankreich von einem preußiſchen Prinzen fürchten, der auf dem Throne Spaniens ſitzt? Erſtens gehört Don Leopoldo dem katholiſchen Zweige Preußens an, der ſchon ſeit Jahrhunderten von dem evangeliſchen, welcher jetzt in Berlin herrſcht, weit getrennt iſt; und es verdient hier Erwähnung, daß der amtliche Candidat Spaniens heute der Erbe der Krone Preußens wäre, wenn ſeine Altvordern, welche das Erſtgeburtsrecht beſaßen, die katholiſche Religion für die prote-

ſtantiſche abgeſchworen hätten. Zweitens, kann denn ein parlamentariſcher König ſein Land in einen auswärtigen Krieg verwickeln? Hängt von Portugal Braſilien ab, weil auf den beiden Thronen Mitglieder derſelben Familie ſitzen? Was hat im Jahre 1866 dem entthronten Könige von Hannover ſeine Verwandtſchaft mit der Königin Viktoria genutzt? Desgleichen zeigte ſich Philipp V. nicht ſonderlich dankbar gegen Frankreich, welches ſich ſo ſehr angeſtrengt hatte, um ihm die Krone Karls II. auf's Haupt zu ſetzen; und es iſt überflüſſig, an Bernadotte, den Thronfolger von Schweden, oder an den neapolitaniſchen Murat zu erinnern, die im Jahre 1814 gegen ihren alten Herrn und Beſchützer Napoleon I. kämpften. Dank iſt in der Politik ein leeres Wort; und von der anderen Seite betrachtet: was würde denn der Prinz Leopold Preußen zu verdanken haben? Nichts, gar nichts; alles hätte er dem Willen der ſpaniſchen Cortes zu verdanken. Die preußiſche Regierung hat ſich in dieſe Unterhandlung nicht eingemiſcht, und der König von Preußen war überraſcht, als ihm der Prinz, welcher volljährig iſt, nach Ems ſeinen endgiltigen Entſchluß mittheilte, als eine Sache der Höflichkeit. Was des Prinzen eigene Anſichten über jenen Punkt betrifft, ſo kann ich einen ſehr bedeutſamen Ausſpruch von ihm anführen, wozu ich ermächtigt bin. Mehr als einmal hat er ſich, mit mir im Geſpräche über unſere Angelegenheiten, folgender Aeußerung bedient: ‚Ich weiß nicht, wie man in Spanien darüber denkt, aber hier in Deutſchland glauben alle, die ſich mit auswärtiger Politik beſchäftigen, daß die iberiſche Halbinſel wegen ihrer geographiſchen Lage und ihrer beſonderen Beſchaffenheit nichts gewinnen, wohl aber viel verlieren kann, wenn ſie an europäiſchen Verwicklungen Theil nimmt. Der Leitſtern ihrer Politik muß eine ſtrenge Neutralität ſeyn.' Don Leopoldo würde daher ein ſpaniſcher König ſeyn, der weder durch ſein Auftreten, noch durch ſeine Neigungen unſerem mächtigen Nachbar Beſorgniß einflößen könnte. Laßt uns eine kurze Weile Thatkraft beweiſen, und die Vernunft wird uns dazu helfen, daß bald alle

Gefahren entſchwinden. Die Heiraten von 1846 legen beredtes Zeugniß von den Verluſten ab, die ein Volk erleiden kann, wenn es nicht im gegebenen Augenblicke auf der Höhe der Lage ſteht. Spanien fühlte ſich heute vielleicht glücklich unter der Herrſchaft Iſabellens II., wenn eine kindiſche Furcht Englands nicht die Vermählung der Königin mit dem Herzoge von Montpenſier verhindert hätte. Was ſoll ich auf die andern Gemeinplätze erwidern, die gegen den Prinzen Leopold ausgeſprengt werden? Man höhnt ihn als einen Bettler, ihn, den Erſtgeborenen eines der reichſten Häuſer Europas; man verſpottet ihn als einen Ultramontanen (neo) und er iſt ein Katholik aus der Schule der deutſchen Biſchöfe; man beſchuldigt ihn, daß er die Proteſtanten begünſtige, während in ſeinem heimiſchen Staate die Katholiken zu den Nichtkatholiken in dem Verhältniſſe von 62 zu 1 ſtehen; man wirft ihm vor, die Verfaſſung nicht geleſen zu haben, und er könnte ſie in einer Akademie erklären. In einem Worte: Thorheiten aller Art werden erfunden, um einen Kandidaten herabzuwürdigen, der in echter Weiſe die September-Revolution darſtellen kann, welche unter dem Rufe: ‚Nieder mit den Bourbonen!‘ erhoben wurde. Denn unter den katholiſchen Prinzen iſt er der einzige in deſſen Adern kein Bourbonenblut fließt, und er iſt überdieß mit einer Infantin von Portugal vermählt. Ich habe die Befriedigung, daß meine beiden Löſungen von der Regierung und von der Mehrheit der Cortes günſtig aufgenommen worden ſind.“

Auch Sagaſta, Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten in Madrid, beſtätigte in einem Umlaufſchreiben an die ſpaniſchen Geſandten, die Regierung habe die Wahl auf den Prinzen Leopold nur im Intereſſe der ſpaniſchen Nation gelenkt, weil er großjährig, unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen und mit der Mehrheit der regierenden Häuſer Europas verwandt ſey, und ſeine Candidatur in nichts die freundſchaftlichen Beziehungen Spaniens zu den übrigen Mächten beeinträchtige.

Man wollte wiſſen, Damen hätten die Hand im Spiele gehabt.

Man wies auf die Prinzeſſin Antonie, Gemahlin des Prinzen Leopold von Hohenzollern und Schweſter des Königs Luiz von Portugal, als auf eine kluge und ehrgeizige Dame hin, wie auch auf Marie, Leopolds Schweſter und Gemahlin des Grafen von Flandern (Bruder des Königs Leopold von Belgien), welche thätig geweſen ſeyn ſollen, den Plan der Kaiſerin Eugenie zu durchkreuzen. Indeſſen kam es wohl nicht auf die Damen an, ſondern auf die Intereſſen Spaniens und auf das Intereſſe, welches Napoleon III. hatte, einen Krieg vom Zaune zu brechen. Die Wahl Leopolds konnte nicht durch Damen beſtimmt werden und man wurde zu ihr nur durch die Erwägung hingeleitet, daß in der That kein paſſenderer Candidat für den ſpaniſchen Thron gefunden werden konnte. Er eignete ſich dafür ungleich beſſer als alle bisher durchgefallenen Candidaten, denn er war katholiſch, gehörte einem der erſten Geſchlechter Europas an, war körperlich und geiſtig befähigt, reich, bereits Vater von drei Söhnen, ſo daß die Nachfolge geſichert war, und ſtand allen bisherigen Intriguen und Parteien Spaniens fern. Es hätte ihm in ſpezieller Beziehung zum Nachbarlande Frankreich können zu ſtatten kommen, daß ſein Großvater Karl mit Antoinette Murat, ſein Vater Karl Anton mit Joſephine, einer Tochter der Großherzogin Stephanie, der Stieftochter Napoleons I., vermählt waren, er alſo in verwandtſchaftlicher Beziehung den Napoleoniden näher ſtand als dem preußiſchen Königshauſe, der jüngern Linie der Hohenzollern, welche ſchon ſeit vielen Jahrhunderten von der ältern gänzlich getrennt geblieben war.

Und dennoch ſah Napoleon III. in dem ihm ſo nahe verwandten neuen Kronkandidaten für Spanien einen verhaßten Feind blos, weil er Hohenzollern hieß. Würden die Spanier einen Montpenſier oder die Republik vorgezogen haben, ſo würden dieſe ohne Zweifel gefährliche Feinde für ihn geworden ſeyn. Der junge Hohenzollern gewiß nicht, denn als ein Urenkel Napoleons I. hatte er keinen Grund, die bisherigen friedlichen Beziehungen zwiſchen Spanien und Napo-

leon III. zu ſtören, und wurde auch durch den König von Preußen nicht im mindeſten zu einer ſolchen Störung aufgefordert, vielmehr hat ihm derſelbe ſogar abgerathen, die Candidatur anzunehmen. Aber Napoleon III. war nicht nur überhaupt geärgert, daß ſeine eigenen Abſichten auf Spanien ſcheiterten, ſondern er ſah vielleicht auch Geſpenſter. Da er einer Dynaſtie angehörte, die bekanntlich ſehr viel auf Preſtige, Stern oder Unſtern hält, mußte es ihn in der That frappiren, daß nun ſchon zum zweitenmal, wie früher in Rumänien ſo jetzt in Spanien aus dem Ei, welches er in fremde Neſter legte, gegen alle Erwartung ein Hohenzollern herauskam.

Genug, Napoleon III. fingirte, Frankreich ſey durch Preußen ſchwer beleidigt und gefährdet, und ließ Miniſterium und geſetzgebenden Körper Allarm ſchlagen. Am 5. Juli interpellirte Cochery im geſetzgebenden Körper das Miniſterium und verlangte Auskunft über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern. Der auswärtige Miniſter Herzog von Gramont antwortete: „Wir haben uns in ſtrenger Neutralität gehalten, aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolks uns verpflichtet zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. ſetzt und dadurch zu unſerm Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas in Unordnung bringen und die Intereſſen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Dieſer Fall wird nicht eintreten, deſſen ſind wir ganz gewiß. Damit er nicht eintrete, zählen wir zugleich auf die Weisheit des deutſchen und auf die Freundſchaft des ſpaniſchen Volkes. Sollte es anders kommen, ſo würden wir, ſtark durch Ihre Unterſtützung, meine Herrn und durch die der Nation, unſere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit zu erfüllen haben."

Dieſe feierlichen Worte glichen dem erſten Wehen des Windes, wenn nach langer Stille der Luft vom fernen Horizont ein ſchweres Gewitter herandroht. Der geſetzgebende Körper gerieth in große Aufregung. Die Chauviniſten triumphirten und die ganze große

Mehrheit, die von der Regierung abhing, wurde chauviniſtiſch. Nur die Feinde der herrſchenden Dynaſtie, die Republikaner und Orleaniſten, opponirten lebhaft. Arago, Picard, Jules Favre empfahlen Vorſicht und wieſen darauf hin, man ſolle das Recht der Nationen achten, man ſolle Spanien nicht ohne Noth beleidigen. Man habe kein Recht, den Spaniern einen König, weder aufzudringen, noch auch zu verbieten. Das hieße ohne allen Grund und ohne alle Noth ein edles Nachbarvolk beleidigen. Die Spanier allein hätten über ihr Schickſal zu entſcheiden, Frankreich gehe es nichts an. Der alte Cremieux rief: „Ihr ſelbſt ſeyd es, die ihr durch euer unüberlegtes Dreinreden die Spanier veranlaſſen werdet, nun um ſo gewiſſer den Prinzen von Hohenzollern zum König auszurufen.“ Der alte Thiers ſchloß ſich ebenfalls der Oppoſition an. Obgleich er ſchon 1840 als Miniſter Ludwig Philipps Deutſchland mit Krieg gedroht und während der Regierung Napoleons III. dieſem unaufhörlich und bis zum Ekel vorgeworfen hatte, daß er den Muth ſeines Onkels nicht habe, daß er nicht Rache nehme wegen Waterloo und Sadowa, rieth doch der kleine Schreier diesmal mit ſeiner affektirten Weisheitsmiene vom Kriege gegen Deutſchland ab, weil der Vorwand dazu ungenügend ſey und er leicht mißlingen könne. Die Mehrheit des Hauſes ärgerte ſich über ſein ſeltſames Auftreten, unterbrach ihn und wollte ihn nicht ausreden laſſen. Am Abend darauf wurde er in ſeinem Hotel vom Pöbel inſultirt und man ſchrie: „Nieder mit dem kleinen Preußen!“ Natürlicherweiſe hatte der alte Intriguant nur die eitle und ehrgeizige Abſicht, nach Napoleons vorausſichtlicher Niederlage in Paris die Rolle Talleyrands zu ſpielen, ſich zum Friedensvermittler aufzudrängen und wo möglich die Orleans auf den Thron zurückzuführen.

Was Ollivier betrifft, der im vorliegenden Falle mit Thiers die Rolle umgetauſcht und blindwüthender Chauviniſt geworden war, ſo hat er ſich wahrſcheinlich nur von Napoleon mißbrauchen, ſeine Eitelkeit verführen laſſen. Man nannte ihn treffend „einen betro-

genen Betrüger“ und Bamberger nannte ihn „den talentvollen Gimpel des Meiſters, der ihn auf ſeinen Fingern hüpfen und zwitſchern läßt.“

Man gab ſich der Täuſchung hin, Preußen werde ſich ſchrecken laſſen, und die chauviniſtiſchen Blätter empfingen die Ordre, ſchrecklich mit dem Säbel zu raſſeln. Man nannte die Redakteure dieſer Blätter die Leibmameluken des Kaiſers. Unter den am reichſten von ihm bezahlten ragte Granier de Caſſagnac hervor, der im Pays höhniſch ſchrieb: „Das kaudiniſche Joch iſt bereit für die Preußen, ſie werden ſich darunter beugen und zwar ohne Kampf beſiegt und entwaffnet, wenn ſie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, deſſen Ausgang nicht zweifelhaft iſt.“ Das Mißgeſchick wollte, daß dieſer jämmerliche Prahler ſchon zwei Monate ſpäter in preußiſche Gefangenſchaft gerieth. — Der Moniteur ließ ſich ebenfalls vernehmen: „Nachdem die preußiſche Regierung mit unſerer Geduld und mit der Geduld Europas Mißbrauch getrieben, hat ſie nun alle Grenzen überſchritten. Wenn unſere Politik Spanien gegenüber eine gemäßigte ſeyn muß, ſo ſtehen wir Preußen gegenüber anders. Dieſe durch ihre erſten Erfolge in Selbſttäuſchung verſetzte Macht ſcheint ſich das Uebergewicht und die Herrſchaft in Europa anmaßen zu wollen. Es iſt Zeit, ſolchem Anſpruch ein Ziel zu ſetzen. Die Frage muß erweitert werden und heute iſt die Entſagung des Prinzen Leopold auf den ſpaniſchen Thron nicht mehr ausreichend. Das Wenigſte, was wir verlangen müſſen und was uns heute befriedigen kann, wäre die formelle Bekräftigung und die abſolute Ausführung des Prager Friedens, d. h. die Freiheit der ſüddeutſchen Staaten, die Räumung der Feſtung Mainz, welche zum Süden gehört, das Aufgeben eines jeden militäriſchen Einfluſſes und die Regulirung des Artikel 5 mit Dänemark. Wenn man uns dieſe Garantien nicht gewährt, ſo können unſere Forderungen noch größer werden.“

In Preußen war man ganz unvorbereitet. König Wilhelm

ſandtenmords um Verzeihung zu bitten, und die Freundſchaft zwiſchen Perſien und Rußland auf's Neue zu befeſtigen. Paskewitſch gab dem durch Tiflis reiſenden Prinzen einen glänzenden Ball und reiste darauf ſogleich zur Hauptarmee ab, am 28 Mai, um ſie von Akhalkalaki aus, wo ſie ſich concentrit hatte, gegen die Türken ins Feld zu führen. Von da zog er am 3 Junius nach Ardaghan, immer vorwärts gegen Erzerum in deſſen Nähe die Hauptmacht der Türken ſtand.

Am 13 Junius begann das Gefecht der Avantgarde. General Burzoff lockte die Türken von dem unzugänglichen adſchariſchen Gebirge in den Engpaß von Pozkop, und hielt hier deren Uebermacht fünf Stunden lang auf, bis der Generalmajor Murawjew ihnen in den Rücken fiel. In der Nacht auf den 14 Junius eroberten beide ruſſiſche Heerführer gemeinſam das türkiſche Lager und jagten den Feind in die Gebirge zurück, deren Verluſt ſich nach ruſſiſchem Bericht an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf 1600 Mann belaufen haben ſoll.

Am 26 Junius vollzog Paskewitſch mit der kaukaſiſchen Hauptarmee den äußerſt ſchwierigen Uebergang über die ſteilen und waldigen Höhen des Saganlou-Gebirges, den ihm die Türken angeblich ſtreitig zu machen ſuchten, denn während er ſie durch einen falſchen Angriff auf der linken Seite beſchäftigte, machte er den Uebergang auf der rechten. Am 29 griffen die türkiſchen Vorpoſten Osman Paſcha's die ruſſiſchen Verſchanzungen an, wurden aber vom Generalmajor Baron Friedrichs mit Verluſt von 100 Gefangenen und einer Fahne wieder vertrieben.

Am 27, 28 und 29 Junius recognoscirte Paskewitſch die Stellung der Türken, welche faſt unangreifbar war. Die Macht

brauchte das Bad in Ems, Graf Bismarck, der Kriegsminiſter von Roon und General Moltke befanden ſich zur Erholung auf ihren Landgütern. Man wußte, der König habe dem Prinzen Leopold, als dieſer ihm den ſpaniſchen Antrag meldete, von der Annahme desſelben abgerathen. Als nun ſo großer Lärm in Paris gemacht wurde, erklärte der König, Preußen ſey der ganzen Angelegenheit fremd und habe auch kein Intereſſe, irgend einen Einfluß auf Spanien üben zu wollen. Prinz Leopold ſey unabhängig und habe ihn nur aus Höflichkeit um ſeine Zuſtimmung gebeten, die er ihm nicht habe verweigern können und nur als Familienhaupt, nicht als Staatsoberhaupt gegeben habe. Zugleich erklärte Fürſt Karl Anton aus Auftrag ſeines Sohnes Leopold, derſelbe verzichte auf die Candidatur, und auch die ſpaniſche Regierung meldete dieſe Verzichtleiſtung offiziell an die franzöſiſche. Damit erklärte ſich nun auch Ollivier im geſetzgebenden Körper vollkommen befriedigt und die Sache für erledigt. Frankreich habe nur die Thronbeſteigung des Hohenzollern verhindern wollen und keinerlei andern Zweck gehabt, namentlich keine Aenderung des Prager Friedens. Der „Conſtitutionell“ rühmte dieſen friedlichen Ausgang der Sache als einen großen Sieg Frankreichs, der keinen Tropfen Blut gekoſtet habe.

Napoleon III. ſelbſt ſoll ſich beruhigt haben. Preußen hatte nachgegeben, aus der Thronkandidatur des Prinzen Leopold wurde nichts, was wollte Frankreich mehr? Sein Wille war ja geſchehen. Somit ſchien der ganze Handel beigelegt zu ſeyn, als auf einmal, ganz unerwartet und nach einer nur ſehr kurzen Friſt, Frankreich ſchon wieder neue Forderungen an Preußen ſtellte, die es nicht bewilligen konnte, ſo daß der Krieg unvermeidlich wurde. Die geheime Geſchichte dieſer raſchen Wendung im Tuilerienkabinet iſt noch nicht aufgeklärt, nur Gerüchte und Wahrſcheinlichkeitsgründe werfen ein Licht hinein.

Unter den Muthmaßungen, aus welchem Grunde denn Napoleon III. den für ihn ſo verderblichen Krieg begonnen habe, iſt folgende

der Daily News bemerkenswerth. Dieſes engliſche Journal wollte nämlich wiſſen, der kaiſerliche Hof in Paris habe ungeheuer verſchwendet, nie Geld genug gehabt und daher vom Kriegsbudget jährlich 50 Millionen weggenommen und für ſeine Zwecke verbraucht. Natürlicherweiſe mit Wiſſen des Kriegsminiſters, der auch ſein Theil nahm. Darunter litt die Armee. Anſtatt 2000 Mann, zählte das Regiment nur 1500. Nun fürchtete man, ſeitdem der Parlamentarismus wieder zu erſtarken anfing, würde der geſetzgebende Körper die Betrügereien endlich entdecken, und einem ſolchen Scandal konnte man am beſten durch einen auswärtigen Krieg ausweichen. Das ſey auch der Hauptgrund geweſen, warum der Kriegsminiſter Leboeuf ſo ſehr zum Kriege drängte.

Wachenhuſen erklärt ferner die Sorgloſigkeit, womit Frankreich in den Krieg eintrat, aus der Leichtgläubigkeit, mit der Napoleon III. die Angaben ſeines Militärbevollmächtigten Stoffel in Berlin für wahr hielt. Dieſer nämlich hatte ihm eine geringe Vorſtellung ſowohl vom Geiſt der preußiſchen Armee, als von der Brauchbarkeit des Zündnadelgewehrs beigebracht und ſo verließ ſich der Kaiſer unbedenklich auf den berühmten Elan ſeiner Truppen und auf ſeine Chaſſepots und Mitrailleuſen. Man begreift kaum, wie er ſo leichtſinnig ſeyn konnte. Mexiko hatte ungeheures Material und Geld verſchlungen, was nicht erſetzt worden war. Im Offizierscorps hatte die Corruption des Pariſer Lebens den ritterlichen Sinn vergeſſen gemacht. Zu höhern Stellen wurde man nur noch durch Gunſt, beſonders der Weiber befördert. Daher verlor auch der gemeine Mann den Reſpect vor den Offizieren. Strenger Dienſt war beiden zur Laſt und man gewöhnte ſich an Bummelei und ſinnliche Ausſchweifung.

Jener Leboeuf war es, den Napoleon III. ſpäter ſelber beſchuldigt hat, er habe ihn verrathen. Der Verrath aber beſtand in nichts anderm, als daß er ihn überredete, trotz aller Nachgiebigkeit Preußens den Krieg dennoch zu beginnen. Leboeuf ſoll

in vorzüglichem Grade bei den Unterſchlagungen compromittirt geweſen ſeyn, ein glücklicher Krieg und in Folge deſſen die Beſeitigung der parlamentariſchen Controle konnte ihn am beſten jeder Verantwortung überheben. Auch der Herzog v. Gramont wollte den Krieg. Dieſer Diplomat, deſſen Vater der ältern Linie des Hauſes Bourbon eifrig angehangen, ging undankbar von ihr zu Ludwig Philipp und von dieſem wieder zu Napoleon III. über. Als ein Lebemann, der ungeheuer viel Geld brauchte, trachtete er nur der Gunſt nach. Als Botſchafter in Rom beging er einen ſchändlichen Verrath an Frankreichs beſtem Helden, dem edlen Lamoricière, indem er ihm amtlich verſicherte, er habe von den Piemonteſen nichts zu beſorgen, und ihn grade dadurch dieſen in die Hände lieferte. Zum Lohn für dieſe Schandthat erhielt er den Geſandtſchaftspoſten in Wien und ſtudirte ſich hier auf's gründlichſte in den Preußenhaß hinein. Was Wunder, daß er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Paris in blindem Vertrauen auf dieſen Preußenhaß in Oeſterreich und Süddeutſchland eine Niederwerfung Preußens durch eine Allianz Frankreichs mit Oeſterreich für etwas Leichtes hielt, alſo auch den Krieg wollte.

Es iſt wohl nöthig, daran zu erinnern, daß der Beſuch, welchen Kaiſer Alexander II. von Rußland beim König von Preußen in Ems machte, in einiger Beziehung zu der lauernden und drohenden Haltung Frankreichs ſtand. Hatte doch kurz vorher einer der vorragendſten Führer der Czechen, Doctor Rieger, in einem Memorial an den Kaiſer Napoleon demſelben ein Vorgehen in Deutſchland äußerſt plauſibel gemacht, indem er ihm alle Kräfte der Böhmen zur Verfügung ſtellte und ihm die ſtrategiſche Wichtigkeit Böhmens, als eines Keils zwiſchen Nord- und Süddeutſchland empfahl, endlich ihn verſicherte, nicht nur Böhmen, ſondern ganz Oeſterreich ſehe in Preußen nur ebenſo ſeinen Feind, wie Frankreich ihn für den ſeinigen erkenne. Ein bemerkenswerther Artikel der A. A. Zeitung, datirt aus London vom 8. Juni theilt über den Beſuch des ruſſiſchen Kaiſers in Ems die Aeußerungen des engliſchen „Standard" mit und begleitet die-

ſelben mit eigenen Bemerkungen. Der Standard ſagt: Wir glauben, der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen kommen zu dem Gefühl der Nothwendigkeit, die frühere Allianz zu erneuern. Der Herzog von Gramont iſt ein fanatiſcher Anhänger eines Bundes Frankreichs mit Oeſterreich. Nun entſcheidet allerdings Kaiſer Napoleon allein und nicht Gramont, aber das bekannte Programm des Fürſten Czartoriski, welches den Polen Hoffnung macht, von Galizien aus das ruſſiſche Joch zerbrechen zu können, und das Verhalten der öſterreichiſchen Regierung zu Galizien mußte die Beherrſcher von Rußland und Preußen aufmerkſam machen. Erregt man den Polen Hoffnungen, ſo könnten ſie doch nicht durch Oeſterreich allein, ſondern nur durch einen Bund deſſelben mit Frankreich in Erfüllung gehen.

Um nun auf Gramont und Leboeuf zurückzukommen, die in alle dieſe Intriguen eingeweiht waren, ſo mißbilligten ſie, daß ſich Frankreich mit dem Rücktritt des Prinzen Leopold von ſeiner Kandidatur zufrieden geben ſolle. Nach einer glaubhaften Nachricht hatte ſich Napoleon III. bereits befriedigt erklärt und von der Berathung zurückgezogen, als Leboeuf und Gramont noch allein zurückblieben und noch weiter den Fall beſprachen. Leboeuf meinte, man müſſe um jeden Preis Krieg haben, und kam auf den ſinnreichen Gedanken, wie man es anzufangen habe, um auch jetzt noch einen Anlaß dazu vom Zaun zu brechen. Sie gingen nun dem Kaiſer nach und trugen ihm den Gedanken vor, der ihm in der That gefiel. Man ſollte, das war der Gedanke, vom König von Preußen verlangen, er müſſe ſich erſtens förmlich verpflichten, für alle Zukunft dem hohenzollernſchen Prinzen die Annahme einer noch etwa auf ihn fallenden Wahl zum ſpaniſchen Throne zu verbieten und zweitens, der König müſſe einen entſchuldigenden Brief an den Kaiſer Napoleon ſchreiben. Der Kaiſer ging darauf ein, wahrſcheinlich weil er ſich überreden ließ, Oeſterreich und Süddeutſchland würden ihm gegen Preußen beiſtehen, oder er glaubte vielleicht auch, habe Preußen das erſtemal nachgegeben, ſo werde es auch noch einmal nachgeben und wenn es dann

auch nicht zum Kriege käme, wenn ſich nur Preußen dazu hergebe, ihm förmlich Abbitte zu leiſten, ſo würde Frankreich den Ruhm davon haben und ſein, des Kaiſers Anſehen, würde dadurch auf's neue befeſtigt werden. Auch mag zu ſeiner Entſchließung das zweideutige Verhalten des engliſchen Geſandten Lord Lyons beigetragen haben, denn es hieß, Gramont habe ihm den ſinnreichen Gedanken vertraulich mitgetheilt und Lyons ihn gebilligt. Auch der engliſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Granville, inſinuirte dem preußiſchen Geſandten in London, Grafen Bernſtorff, es wäre wünſchenswerth, daß ſein König nachgäbe, welche Zumuthung Graf Bernſtorff ernſt zurückwies. Inzwiſchen wurde der ſinnreiche Gedanke in Paris im Tuilerienkabinet feſtgehalten und von Gramont, dem ſich bald auch Ollivier zugeſellte, dem preußiſchen Geſandten in Paris, Freiherrn v. Werther, mündlich inſinuirt mit dem Erſuchen, er möge ihn ſeinem König und Herrn mittheilen. Freiherr v. Werther lehnte das mit vieler Ruhe von ſich ab und wies die Herren an den franzöſiſchen Geſandten am preußiſchen Hofe, Grafen Benedetti, der möge ſeinem Könige beſtellen, was ſie ihm auftrügen. Als er die Herren frug, ob ſie denn wirklich mit Krieg drohten, bejahte es Ollivier, falls der König von Preußen der franzöſiſchen Forderung nicht nachkommen würde.

Benedetti erhielt nun den Auftrag, dem König von Preußen im Bade Ems die Forderung des Kaiſers zu eröffnen. Dies geſchah am 13. Juli. Natürlicherweiſe gab der König eine verneinende Antwort, „er habe dem Prinzen die Annahme nicht befohlen und könne ihm die Nichtannahme ebenſowenig befehlen.“ *) Damit be-

*) In dem Vertrage zwiſchen Preußen und den hohenzollern'ſchen Fürſten vom 7. Dezember 1849 iſt zwar im Artikel 15 vom Erbfolgerecht jener Fürſten nach dem möglichen Erlöſchen des Mannsſtamms des königlichen Hauſes die Rede. Dieſe beziehen ſich aber nur auf die Erbfolge in der Grafſchaft Geyer in Franken und in den lehnbaren Theilen der Grafſchaft Limburg, welche kleine Gebietstheile ſich nicht mehr im Beſitze der Krone

gnügte ſich aber der franzöſiſche Botſchafter nicht, ſondern drängte ſich nicht nur auf eine unanſtändige Art dem Könige auf der Promenade auf, obgleich ihm derſelbe ſagte, es ſey hier zu Verhandlungen nicht der Ort, ſondern lief ihm auch noch in ſeine Wohnung nach und wollte ihn nochmals ſprechen, worauf ihm der König durch ſeinen Generaladjutanten ſagen ließ, er habe ihm nichts mehr mitzutheilen. Doch ſuchte ſich Benedetti noch einmal auf dem Perron an ſeine Perſon zu drängen.

Dieſer Vorgang wurde nun in Paris ſo aufgefaßt, als habe der König dem franzöſiſchen Botſchafter die Thür gewieſen, und ſchon am 15. erklärte Gramont im geſetzgebenden Körper, der Kriegsfall ſey gegeben. Die Zurückweiſung Benedetti's ſey ein „Affront", eine Beleidigung Frankreichs. Ueberdies habe der König von Preußen in einer Note an ſeine Geſandten ſoeben beſtätigt, daß er ſich nicht für alle Zukunft verpflichten wolle, dem Prinzen von Hohenzollern die Annahme der ſpaniſchen Krone zu verbieten. Ollivier benahm ſich bei dieſem Anlaß wieder ziemlich ungeſchickt, denn er weigerte ſich, die angebliche Note des Königs von Preußen vorzulegen. Dieſe Note exiſtirte auch gar nicht. Die Oppoſition war höchſt erbittert, die Mehrheit aber ließ ſie kaum zu Worte kommen. Ein böſes Omen für die kriegsluſtige Regierung war der Proteſt des alten Thiers, jenes Intriganten, der ſchon unter Ludwig Philipp Frankreich gegen Deutſchland zu hetzen ſuchte und dem zweiten Kaiſerreich zum hundertſtenmal zum Vorwurf gemacht hatte, daß es für Waterloo noch keine Rache genommen habe, und der jetzt dringend vor dem Kriege warnte. Er ſagte: „Die hauptſächlichſte Forderung (die Verzichtleiſtung des Prinzen Leopold)

Preußen befinden. Lauer, wie längſt bekannt iſt, dem preußiſchen Landtage vorgelegten amtlichen Denkſchrift. Auch iſt nach Artikel 13 obigen Vertrages von 1849 die fürſtlich hohenzollern'ſche Hausverfaſſung in Kraft geblieben und demnach nicht der König von Preußen, ſondern der Fürſt Karl Anton Chef des fürſtlichen Hauſes.

iſt erfüllt. Iſt es wahr oder nicht, daß Sie nur wegen einer Frage der Empfindlichkeit gebrochen haben und nun für dieſe Formfrage Ströme Blutes vergießen wollen? Möge Jeder von uns die Bedeutung ſeines Votums vor Augen haben! Was mich betrifft, ſo werde ich aus Sorge für mein Andenken die Verantwortlichkeit für einen ſolchen Entſchluß nicht übernehmen. Ich verlange Angeſichts des Landes, daß man uns die Depeſchen mittheile, in Folge deren man dieſe Kriegserklärung beſchloſſen hat. Wäre ich am Ruder geweſen, ſo hätte ich es für meine Pflicht gehalten, dem Lande einige Augenblicke der Ueberlegung zu gönnen. Ich halte dieſen Krieg für ſehr unklug; die Ereigniſſe von 1866 gingen mir mehr als irgendwem zu Herzen, aber die Gelegenheit, das Uebel wieder gut zu machen, iſt ganz kläglich gewählt. Man hat Ihnen eine Genugthuung zugeſtanden; Preußen war in ſeinem Unrecht und Europa zwang es, uns Genugthuung zu geben. (Anhaltender Lärm.) Ich bin gewiß, daß Sie eines Tages dieſe Ueberſtürzung bereuen werden." (Tumult.)

Die Mehrheit ſtimmte der Regierung zu. Die Kriegskoſten von 440 Millionen für das Heer und 16 für die Marine wurden bewilligt, die Armee mobiliſirt. Am 17. ging General Wimpfen von Paris mit der förmlichen Kriegserklärung nach Berlin ab. In Paris ließ man Studenten und Pöbel jubeln. Ungünſtig lauteten dagegen die Nachrichten aus den franzöſiſchen Provinzen, wo man gern den Frieden erhalten geſehen hätte. Unter den Zeitungen ſprachen ſich der Temps und das Journal des Debats offen für den Frieden aus und machten dem zweiten Kaiſerthum bittere Vorwürfe.

Der Krieg wurde um ſo leichtſinniger unternommen, als Frankreich wahrlich nicht nöthig hatte, die Laſt ſeiner Staatsſchulden noch zu vermehren. Der Staatsanzeiger berichtete darüber: „Die Staatseinnahmen ſind im ordentlichen Budget für das Jahr 1870 auf 1,736,667,393 Fr. veranſchlagt. Die Hauptpoſten dieſes Betrages bilden: Direkte Steuern 332,821,000 Fr., Domainen 14,078,816 Fr., Wälder 10,552,617 Fr., Einregiſtrirung und Stempel 446,474,000 Fr.,

Zölle und Salz 144,002,000 Fr., Consumtionssteuern 610,380,000 Fr., Posten 89,344,000 Fr., Universitätsgebühren 3,749,598 Fr., Revenuen Algiers 16,500,000 Fr., Pensionsbeiträge 14,736,000 Fr., verschiedene andere Einnahmen 54,027,962 Fr. — Diesen Einnahmen stehen an Staats-Ausgaben im ordentlichen Budget im Ganzen 1,650,060,248 Fr. gegenüber, nämlich: öffentliche Schuld und Dotationen 539,713,097 Fr., Staats-Ministerium 3,042,400 Fr., Justiz-Ministerium 33,343,025 Fr., Ministerium des Cultus 48,997,081 Fr., Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 13,161,200 Fr., Ministerium des Innern 59,414,345 Fr., Finanz-Ministerium 18,433,610 Fr., Ministerium des Kriegs 373,001,182 Fr., dasselbe für Algier 14,616,000 Fr., Ministerium der Marine und der Colonien 162,845,022 Fr., Ministerium des öffentlichen Unterrichts 24,283,321 Fr., Ministerium der Landwirthschaft, des Handels und der öffentlichen Angelegenheiten 97,506,153 Fr., Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste 12,151,600 Fr., Regie- und Erhebungskosten 237,341,712 Fr., Rückzahlungen non-valeurs ꝛc. 12,216,000 Fr.

Nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen ergibt sich ein Ueberschuß von 86,607,145 Fr., der mit verschiedenen zufälligen oder vorübergehenden Einnahmen eine Gesammtsumme von 123,863,811 Fr. ausmacht. Dieser letztere Betrag bildet die Einnahme des außerordentlichen Budgets und wird zur Bestreitung der Ausgaben dieses Budgets verwendet; es sollen davon nämlich erhalten: Cultus 5,300,000 Fr., Ministerium des Innern für Wege, Telegraphen und Gefängnisse 13,633,000 Fr., Finanz-Ministerium für Pulver- und Tabak-Fabriken 1,325,000 Fr., Kriegs-Ministerium für die Artillerie und das Geniewesen 2,975,000 Fr., Marine 10,500,000 Fr., öffentlicher Unterricht 1,546,195 Fr., schöne Künste 4,960,000 Fr., Algerien 8,249,000 Fr., Ministerium der öffentlichen Arbeiten für den Bau von Brücken, Chausseen und Eisenbahnen 38,591,000 Frcs. Außer diesen 38,591,000 Frcs., welche aus den Ueberschüssen des

Universitätsbibliothek JENA

ordentlichen Budgets gedeckt werden, wird das Ministerium der öffentlichen Arbeiten noch dotirt mit 8,500,000 Fr. Ueberschuß aus 1867 und 6,860,000 Fr. Ueberschuß aus 1868. Dazu kommen noch 6,000,000 Fr. für Hafenbauten und 23,882,150 Fr., die im ordentlichen Budgets für Eisenbahnen ausgeworfen sind, so wie einige andere Ausgaben.

Da die oben gedachten 86,607,145 Fr. (Ueberschuß des ordentlichen Budgets) zwei Mal in den Einnahmen erscheinen, so ergibt die Zusammenstellung der Ausgaben den besten Ueberblick über die Budgetfrage; es betragen nämlich die ordentlichen Staats-Ausgaben 1,650,060,248 Fr., die außerordentlichen Staats-Ausgaben 122,606,811 Frcs. und die Ausgaben der Amortisationskasse 77,722,000 Fr., zusammen 1,850,389,059 Fr.

Zu erwähnen ist noch, daß es noch sieben besondere Kassen gibt, die unter Staatsaufsicht stehen, zusammen etwa 92 Millionen Fr. einnehmen und eben so viel ausgeben, aber doch nichts mit den Steuern zu thun haben; es sind dies: die Staatsdruckerei (4,640,000 Fr.), die Consularkasse (1,800,000 Fr.), das Münzen- und Medaillenamt (1,861,700 Fr.), die Militärdotationskasse (früher 65,600,000 Fr., seit 1868 aber in Liquidation begriffen), die Marine-Invalidenkasse 17,173,000 Fr.), die Centralschule der Künste und Gewerbe (453,980 Fr.), die Ehrenlegion (18,115,759 Fr.).

Schließlich ist noch das „Budget sur ressources spéciales" zu erwähnen, welches indeß mit den Staats-Einnahmen und Ausgaben in keiner Verbindung steht. Es ist für 1870 auf 280,298,910 Fr. veranschlagt, enthält sämmtliche Departemental-Einnahmen und Ausgaben, einen Theil der Gemeinde- nebst einigen anderen minder bedeutenden Einnahmen. Die Einnahmen sind aber Pauschalzahlen, denen eine gleiche Ziffer als Ausgabe gegenübersteht, weshalb sie auch in keiner Hinsicht in's Staatsbudget gehören.

Was die Staatsschuld betrifft, so betrug das Kapital der consolidirten Schuld nach der Generalrechnung 1870 im Ganzen

11,710,971,173 Fr. Aber die conſolidirte Schuld iſt nicht die einzige. Einſchließlich der Zahlungen für Kanäle, verſchiedene öffentliche Arbeiten, für Cautionen und für die ſchwebende Schuld, welche ungefähr eine Milliarde beträgt, an Renten, Penſionen ꝛc. beträgt die Staatsſchuld 12,923,718,073 Fr. und erfordert zur Verzinſung jährlich 490,622,297 Fr. Dieſer bedeutenden Schuldenlaſt gegenüber ſind aber auch die reichen Hilfsquellen, welche Frankreich namentlich in ſeinem Ackerbau, ſeiner Induſtrie und ſeinem Handel beſitzt, in Anſchlag zu bringen. Nach den Annales du commerce extérieur belief ſich im Jahre 1867 die dem Ackerbau gewidmete Fläche auf 7,226,825 Hektaren mit 53,005,739 Hektoliter Ertrag, deren Werth auf 2 Milliarden und 113 Millionen Fr. geſchätzt wurde. Allerdings gewährte das Jahr 1867 einen reichlichen Ernteertrag, aber ſelbſt in dem ſchlechten Jahre 1853 wurde der Produktionswerth der franzöſiſchen Landwirthſchaft auf 1 Milliarde und 503 Millionen Fr. geſchätzt. Der allgemeine Handel Frankreichs belief ſich in 1867 auf 7 Milliarden 965 Millionen Fr., davon 4 Milliarden 31 Millionen Fr. Einfuhr und 3 Milliarden 934 Millionen Fr. Ausfuhr; er iſt ſeit 1859, dem letzten Jahre vor der Handelsreform, um 2 Milliarden 553 Millionen Fr. geſtiegen und verhielt ſich der auswärtige Handel im Jahre 1867 zu dem im Jahre 1847 wie 350 · 10. Die Umſätze der Bank haben ſich von 1853 bis 1867 von 2 Milliarden 843 Millionen auf 5 Milliarden 753 Millionen gehoben, während das Guthaben in den Sparkaſſen des Landes in demſelben Zeitraum ſich von 286 Millionen auf 529 Millionen Fr. vermehrt hat. Die franzöſiſche Zuckerinduſtrie lieferte 1847: 52 Millionen, 1867: 136,594,000 Kilogr. Zucker, während der Tabaksconſum von 21,509,000 Kilogr. in 1853 auf 31,245,000 Kilogr. in 1867 geſtiegen iſt. Es wird ſich ohne große Schwierigkeit aus dieſen Zahlen erkennen laſſen, daß der allgemeine Wohlſtand in Frankreich während der beiden letzten Decennien zugenommen hat.“ — — — — — — — — — — — —

der Türken hatte ſich in zwei Hauptarmeen getheilt, wovon die eine von 30,000 Mann unter Mahmed Salegh Paſcha, dem Seraskier von Erzerum, noch zurückſtand, die zweite weiter vorgerückt, von 20,000 Mann unter dem tapfern Hagki-Paſcha durch ſteile, mit Schnee bedeckte Berge und eine tiefe, dem Geſchütz unzugängliche, ganz mit dicker Waldung bedeckte Schlucht geſchützt war. Hören wir, was Paskewitſch über ſeinen unſterblichen Sieg ſelbſt erzählt:

„Die örtlichen Verhältniſſe zeigten ſo große Schwierigkeiten, daß es mir unmöglich geweſen wäre, für einen glücklichen Erfolg eines Angriffs auf dieſen Punkt einzuſtehen. Ich zog es folglich vor, das feindliche Lager völlig zu umgehen, ohne Rückſicht auf die zahlreichen Hinderniſſe, die ſich dieſer Bewegung entgegen ſtellten, und auf die Gefahren, deren ich mich mit einem aus 3000 Wagen beſtehenden Gepäcke ausſetzte, indem ich mich einerſeits außer aller Verbindung mit Kars ſetzte, da ich das türkiſche Lager acht Werſte von meiner Communicationslinie laſſen mußte, von der ich mich dreißig Werſte zu entfernen hatte, und anderſeits genöthigt war, einen Marſch von fünfzig Werſten auf dem ſchlechteſten Wege zu machen, und zwei, noch mit Schnee bedeckte und von tiefen Schluchten durchſchnittene, ſteile Bergrücken zu überſteigen, und das Alles in Gegenwart eines zahlreichen, meine Flanke und meinen Rücken bedrohenden Feindes. Nichts deſtoweniger ließ mir die abſolute Nothwendigkeit, etwas gegen den mich bedrohenden Feind zu unternehmen, keine Wahl übrig. Am 30 Junius ſetzte ſich die Armee auf der rechts nach Erzerum führenden Straße in Marſch, und erreichte am 1 Julius Morgens den Hauptabhang des Bergrückens, zu deſſen Füßen ſich ein fünf Werſte langes Thal in zunehmender Breite ausdehnte, und

— Nachträglich ſuchte Gramont das Verfahren Frankreichs durch eine Lüge zu rechtfertigen. Er ließ nämlich eine Depeſche veröffentlichen, die er angeblich am 21. Juli geſchrieben haben wollte und worin er behauptete „Preußen habe die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern ſchon lange vorbereitet. Schon im vorigen Jahre habe Graf Benedetti das Berliner Kabinet dahin verſtändigt, daß Frankreich eine ſolche Candidatur nicht zulaſſen könne. Graf Bismarck und Unterſtaatsſekretär v. Thiele hätten damals erklärt, daß an ein derartiges Projekt nie gedacht werde. Es erſchiene gerechtfertigt, daß Frankreich darauf beſtehe, daß dießmal die Verpflichtung definitiv ſey.“ Graf Bismarck und der Staatsſekretär v. Thiele erklärten ſogleich öffentlich, es ſey nicht wahr, und zwiſchen ihnen und Benedetti ſey über die ſpaniſche Frage niemals auch nur eine Sylbe gewechſelt worden. Die Lüge war um ſo frecher, als Benedetti gewiß jener Beſprechung mit Bismarck in Ems, als er den König beläſtigte, gedacht haben würde, wenn ſie irgend einmal ſtattgefunden hätte.

Nachdem die Times die früheren Allianzanträge, womit Napoleon III. den König von Preußen beläſtigte, zu enthüllen angefangen hatte, gab auch Graf Bismarck weitere Enthüllungen, namentlich in Betreff des von Frankreich im Mai 1866 Preußen angebotenen Bündniſſes gegen Oeſterreich, und fügte in ſeinem Umlaufſchreiben vom 29. Juli hinzu: „Ich habe den Eindruck, daß die definitive Ueberzeugung, es ſey mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen, den Kaiſer zu dem Entſchluſſe geführt hat, eine ſolche gegen uns zu erſtreben. Ich habe ſogar Grund zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der franzöſiſchen und unſerer Rüſtungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht ſeyn würde, gemeinſam an der Spitze einer Million gerüſteter Streiter dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorſchläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der erſten Schlacht Frieden zu ſchließen, auf Grund der Benedetti'ſchen Vorſchläge auf Koſten Belgiens.“

Eine andere Enthüllung brachte das engliſche Saturday Review: „Marſchall Prim, der durch ſeine Verkündigung der hohenzollern'ſchen Candidatur das Signal zu der zum Kriege führenden Aufregung gegeben, hat jetzt in aller Ruhe die Cortes benachrichtigt, daß ſie am 20. nicht zuſammenzukommen brauchen, und ſteht nach einem Zeitungsbericht auf dem Punkte, ſich zur Erholung in einen franzöſiſchen Badeort zu begeben. Gleichzeitig tragen die franzöſiſche Regierung und ihre Zeitungen große Höflichkeit gegen Spanien zur Schau. Die vorgeſchlagene Wahl eines Hohenzollern veranlaßt ſie nicht, von Spanien ebenſo wie von Preußen das Verſprechen zu verlangen, daß die Candidatur nicht erneuert werden ſoll. Auch Spanien verlangt wegen der in Gramonts Rede enthaltenen Beſchimpfung der ſpaniſchen Unabhängigkeit weder eine Entſchuldigung noch Genugthuung. Es entſteht ein Krieg daraus und doch bleiben Frankreich und Spanien im beſten Einvernehmen. Mißtrauiſche Beobachter erinnern ſich, daß Prim ſchon lange das Vertrauen des Kaiſers Napoleon genießt und daß Prinz Leopold unlängſt ein begünſtigter Gaſt in den Tuilerien war. Wenn es wahr iſt, daß der Herzog v. Gramont ſich bei Herrn v. Werther im Voraus die Erwähnung des verwandtſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen den Familien Sigmaringen und Bonaparte verbat, ſo konnte dies nur auf der Befürchtung beruhen, daß die Entſtehung der Idee, einen deutſchen Candidaten zu wählen, dem Kaiſer ſelbſt zugeſchrieben werden möchte. Man braucht nicht anzunehmen, daß ein ſolcher Vorſchlag in aller Form gemacht worden ſey, wohl aber mag Prim veranlaßt worden ſeyn, zu glauben, daß des Kaiſers Verwandter und Gaſt von der franzöſiſchen Regierung nicht eben ungern geſehen werden würde. Wenn die Spanier mit dem Antheil, den ihr Premierminiſter an den jüngſten Verhandlungen gehabt hat, zufrieden ſind, ſo muß ihre nationale Empfindlichkeit außerordentlich ſtumpf geworden ſeyn." Ob das engliſche Journal hier in ſeiner Verdächtigung nicht zu weit gegangen iſt, wird ſich wohl ſpäter einmal aufhellen. —

Zweites Buch.

Die Kriegserklärung.

Preußen behielt ſeine volle Ruhe bei, denn es hatte keinerlei Anlaß zum Kriege gegeben, fühlte ſich aber ſtark genug, denſelben aufzunehmen. Der König kehrte ſchon am 15. von Ems nach Berlin zurück und wurde überall unterwegs, beſonders in Kaſſel, Göttingen und Magdeburg mit lautem Jubel begrüßt. Als er Abends in Berlin eintraf, war ſein Weg mit Tauſenden von Menſchen bedeckt, die ihm unaufhörlich zujauchzten und Hoch riefen, ja die ganze Nacht vor ſeinem Palaſt beiſammen geblieben wären, wenn er ihnen nicht hätte ſagen laſſen, er habe noch viel zu arbeiten und ſey der Ruhe bedürftig. Da ſchwiegen alle und entfernten ſich. Auch Graf Bismarck, Roon und Moltke waren eingetroffen und mit Blitzesſchnelle wurde alles Nöthige vorgekehrt, Bundesrath und Reichstag einberufen und die ganze Armee auf den Kriegsfuß geſetzt.

Adreſſen aus allen Landestheilen, von den Magiſtraten aller größern Städte im Norddeutſchen Bunde und ſogar aus Wien, beglückwünſchten den König. Im Bundesrath war Freiherr v. Frieſen der erſte, der im Namen Sachſens den Maßnahmen des Bundesoberhauptes zuſtimmte.

Bereits am 19. Juli eröffnete der König in Perſon den Reichstag mit einer würdevollen Rede. „Die ſpaniſche Thronkandidatur

eines deutſchen Prinzen, deren Aufſtellung und Beſeitigung die verbündeten Regierungen gleich fern ſtanden, und die für den Nordbund nur inſofern von Intereſſe war, als die Regierung jeder befreundeten Nation daran die Hoffnung knüpfte, für das vielgeprüfte Land die Bürgſchaften einer geordneten und friedliebenden Regierung zu gewinnen, hat der Regierung des Kaiſers der Franzoſen einen Vorwand gegeben, in einer im diplomatiſchen Verkehre ſeit lange unbekannten Weiſe den Kriegsfall zu ſtellen und nach Beſeitigung jenes Vorwands, mit Geringſchätzung des Rechts der Völker auf die Segnungen des Friedens, feſtzuhalten. Hat Deutſchland derartige Vergewaltigungen des Rechts und der Ehre in früheren Jahrhunderten ſchweigend ertragen, ſo ertrug es ſie nur, weil es in ſeiner Zerriſſenheit nicht wußte, wie ſtark es war. Heute, wo ein Band geiſtiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutſchen Stämme verbindet, heute, wo Deutſchlands Rüſtung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutſchland in ſich ſelbſt den Willen und die Kraft der Abwehr einer erneuten franzöſiſchen Gewaltthätigkeit. Es iſt keine Ueberhebung, welche Mir dieſe Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie Ich ſelbſt, handeln in dem vollen Bewußtſeyn, daß Sieg wie Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermeſſen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menſchen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutſche wie das franzöſiſche Volk, welche beide die Segnungen der chriſtlichen Geſittung und eines ſteigenden Wohlſtandes gleichmäßig genießen und begehren, ſind zu einem heilſameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verſtanden, ein wohlberechtigtes, aber reizbares Selbſtgefühl des großen Nachbarvolkes durch eine berechnete Mißleitung für ihre perſönlichen Intereſſen und Leidenſchaften auszubeuten. Jemehr die verbündeten Regierungen ſich bewußt ſind,

alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes, mit dem Auftrage zur Vertheidigung seiner Ehre, seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, der nur den Frieden Europas dauernd sichern soll, wird Gott mit uns seyn, wie mit unsern Vätern!"

Die Antwortsadresse des Reichstags lautete eben so fest und würdevoll. Zur That schreitend brauchte man keine Worte mehr. Ein Benehmen gleich dem des altrömischen Senats, wenn der Feind vor den Thoren war. Nach wenigen aber kräftigen Worten Bismarcks und des Präsidenten Simson ging der Reichstag auseinander, nachdem er kurz alle Forderungen der Regierung bewilligt hatte. Nun begann ein reges Leben im Reiche. Von allen Seiten strömten die Reservisten zu ihren Regimentern und meldeten sich wie im Jahr 1813 eine Menge Freiwillige zu den Waffen. Alle Städte und Provinzen jubelten der Regierung in loyalen und patriotischen Adressen zu, bereit zu jedem Opfer, am lebhaftesten wieder in Schlesien. Der Großherzog von Oldenburg wollte persönlich mitkämpfen. Desgleichen Prinz Nicolaus von Nassau und sogar der depossedirte Herzog Adolf von Nassau selbst. Hamburg bewilligte zum Kriege statt einer halben eine ganze Million Mark. Auch in den Elbherzogthümern war alles begeistert. Die Kieler Studenten gingen in Masse zum Heer. Auch Heidelberg entleerte sich, die Studenten kehrten heim, um ihrer Wehrpflicht zu genügen, im Universitätsgebäude wurde ein Lazareth eingerichtet.

Derselbe patriotische Feuereifer hatte sich Kurhessens und Han-

wovers bemächtigt. Nur weil die Franzoſen eine Flotte in Cherbourg ausrüſteten, um mit 50,000 Mann Landungstruppen von der Nordſeeküſte aus in's Hannöver'ſche einzufallen, auch die hannöver'ſche Legion in Frankreich wiederhergeſtellt werden ſollte und einige Mitglieder des hannöver'ſchen Adels die welfiſche Wühlerei von neuem anfingen, gebot die Vorſicht den preußiſchen Behörden, dieſen an ſich ungefährlichen Herrn wenigſtens die Spionage und den geheimen Verkehr mit Frankreich niederzulegen. Man erfuhr alſo von der Verhaftung der Grafen Wedel und Bremer, der Herrn v. Hartwig und v. Iſſendorf. Ein Herr von Petersdorf, welchen der Großherzog von Mellenburg-Strelitz aus bekanntem Preußenhaß nebſt noch andern Hannoveranern in ſeine Dienſte genommen hatte, wurde ebenfalls verhaftet, doch bald wieder entlaſſen. Desgleichen eine Gräfin Kielmannsegge, deren ultra-welfiſcher auf Helgoland verſteckter Gemahl den Oberbefehlshaber der deutſchen Nordſeeküſten, General Vogel v. Falkenſtein, um ihre Loslaſſung bat. Der General erfüllte ſeinen Wunſch, weil man eine Frau nicht dafür ſtrafen könne, daß ſie die Geſinnungen ihres Mannes theile. Ihm ſelber aber rieth er, weit weg zu bleiben, wenn er nicht der deutſchen Volksjuſtiz anheimfallen wollte. Nachträglich mußte noch der ultra-welfiſche vormalige Miniſter v. Münchhauſen in ſichere Haft genommen werden, deßgleichen Advokat Schnell und Doctor Eichholz, Herausgeber der hannöver'ſchen Landeszeitung. Auch in Schleswig räumte der alte General mit dem Unfug auf, den die bezahlten Dänenfreunde bisher unter dem Schutz der Preßfreiheit hier hatten treiben dürfen, und verwies zwei Zeitungsſchreiber des Landes.

Frankreich hatte Deutſchland zum Kriege herausgefordert, welcher koſtſpielige Rüſtungen erforderte. Es wurde daher ein deutſches Bundeskriegsanlehen ausgeſchrieben, bei dem ſich ſo viele wohlhabende Vaterlandsfreunde betheiligten, daß ſchon im Anfang des Auguſt 80 Millionen Thaler (in Berlin allein 30) gezeichnet waren.

Noch während der kurzen Sitzung des norddeutſchen Reichstags

langte die französische Kriegserklärung in Berlin an. Ihr wesentlicher Inhalt war: „Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gefunden, von Seiner Majestät dem Könige von Preußen die Versicherung zu verlangen, daß eine solche Combination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen könnte. Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zusicherung zu ertheilen, und im Gegentheil dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität, wie für jede andere, die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umstände zu Rathe zu ziehen, so hat die kaiserliche Regierung in dieser Erklärung des Königs einen Frankreich ebenso wie das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen. Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden durch die den Cabinetten zugegangene Anzeige von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen. In Folge dessen ꝛc." wird nunmehr der Krieg erklärt.

An demselben Tage vor sechzig Jahren am 19. Juli war die schöne Königin Louise, Mutter des Heldenkönig Wilhelm gestorben. Diese hohe Frau wurde in Preußen während der sieben Jahre des Unglücks seit 1806 als der gute Engel des Landes angesehen und in jedem Herzen war ein Echo für die Worte des Sängers:

Louise sey der Schutzgeist unserer Sache,
Louise sey das Losungswort der Rache.

Als die edle und vielgeprüfte Frau, aus Kummer über die Leiden des Vaterlandes und über die moralischen Mißhandlungen, welche ihr der große Napoleon persönlich in seinen Bulletins zufügte, noch in jungen Jahren starb, hinterließ sie die Worte: „Wenn gleich die

Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, ſo wird ſie doch, wenn ſie die Leiden dieſer Zeit erfährt, wiſſen, was ich durch ſie gelitten habe, und ſie wird ſagen, ſie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünſche ich nur, daß ſie zugleich ſagen möge: Aber ſie gab Kindern das Daſeyn, welche beſſerer Zeiten würdig waren, ſie herbeizuführen geſtrebt und endlich ſie errungen haben." Dieſes prophetiſche Mutterwort iſt nun an ihrem Sohne Wilhelm glänzend in Erfüllung gegangen.

Der König ſchrieb für das ganze Land vor dem Kriege einen Buß- und Bettag am 27. Juli aus.

In Paris trugen zwar die Chauviniſten eine lebhafte Kriegsluſt zur Schau, aber die warnenden Worte, die der alte Thiers geſprochen hatte, waren von den vernünftigen Leuten nicht überhört worden und die republikaniſche Partei ſah, wenn der Kaiſer im Kriege glücklich wäre, nichts anderes voraus, als eine neue Säbelherrſchaft, den vollſtändigen Untergang der Freiheit in Frankreich und jenes liberalen Syſtems, welches Ollivier eben erſt mit ſo vielem Pathos verkündet hatte. Am 22. Juli las man in der „Marſeillaiſe" einen offenen Proteſt gegen den Krieg im Namen der Menſchheit überhaupt und der Demokratie insbeſondere, denn dieſer Krieg ſey ungerecht, den Intereſſen der Nationen verderblich, ein nur dynaſtiſcher Krieg.

Am folgenden Tage wurde die Proclamation des Kaiſers an das franzöſiſche Volk veröffentlicht, worin lügenhaft alle Schuld des Kriegs auf Preußen geſchoben und Preußen als der große Störenfried Europas bezeichnet wurde, während dieſer Störenfried doch niemand anders als Frankreich ſelbſt war. „Preußen," heißt es darin, „dem wir während und ſeit dem Kriege von 1856 die verſöhnlichſten Geſinnungen bezeigt haben, hat unſerem guten Willen, unſerer Langmüthigkeit keinerlei Rechnung getragen. In die Bahn der gewaltſamen Eingriffe geſtürzt, hat es alles Mißtrauen erweckt, überall zu übertriebenen Rüſtungen genöthigt und aus Europa ein Lager

gemacht, in welchem Unsicherheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Ein letzter Zwischenfall hat den Unbestand der nationalen Beziehungen enthüllt und den ganzen Ernst der Sachlage gezeigt. Angesichts neuer Ansprüche Preußens ließen sich unsere Beschwerden vernehmen; sie wurden umgangen und es folgte ihnen ein geringschätziges Vorgehen. Unser Land hat darüber eine tiefe Erbitterung empfunden, und alsbald ertönte von einem Ende Frankreichs zum anderen ein Kriegsruf. Es erübrigt uns nichts mehr, als unsere Geschicke der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen Wünsche, auf daß die Völker, welche die große germanische Nationalität bilden, frei über ihre Geschicke verfügen. Was uns anbelangt, so fordern wir die Begründung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleiste und die Zukunft sichere. Wir wollen einen dauerhaften Frieden, begründet auf den wahren Interessen der Völker, erringen und einen prekären Zustand zum Aufhören bringen, in welchem alle Nationen ihre Hilfsquellen dazu verwenden, um eine gegen die andere zu waffnen. Das glorreiche Banner, welches wir noch einmal vor denjenigen entfalten, die uns herausfordern, ist dasselbe, welches die civilisatorischen Ideen unserer großen Revolution durch Europa trug."

Preußen antwortete auf die Kriegserklärung in einem Cirkular Bismarcks an die norddeutschen Gesandten vom 19. Juli, worin er die Lügen und Unterstellungen, als habe Preußen schon im vorigen Jahre über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern mit Frankreich unterhandelt und als sey diese Candidatur überhaupt von Preußen veranlaßt worden, zurückwies, desgleichen auch die Beschuldigung, die preußische Regierung habe die Mittheilungen Benedettis nicht entgegennehmen wollen. Benedetti habe sich nicht offiziell an die Regierung gewandt, sondern nur privatim den König belästigt. „Frankreich habe keinen Grund zum Kriege gehabt; die Gründe, die es anführe, seyen nur erfundene Vorwände. Der Norddeutsche Bund

und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestiren gegen den nicht provocirten Ueberfall deutschen Landes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren."

Die süddeutschen Regierungen protestirten in der That und blieben den Augustverträgen von 1866 treu, indem sie ihre ganze Kriegsmacht unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellten und zwar zur großen Freude sämmtlicher süddeutschen Truppen, deren kriegerische und deutsche Gesinnung auch Bürger und Bauern fast überall theilten. Die badische Regierung hatte ihre patriotische Hingebung nie verleugnet. Dagegen erschien es noch zweifelhaft, ob Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt nicht den diplomatischen Einflüsterungen aus Paris und Wien Gehör geben und unter dem Vorwand, der in den Verträgen vorgesehene casus belli sey für sie noch nicht vorhanden, eine neutrale Stellung einnehmen würden. Das erwartete man in Paris und hoffte sogar, die süddeutschen Staaten würden aus der Neutralität bald zu einem Bündniß mit Frankreich übergehen.

Ohne Zweifel war Napoleon III. berechtigt zu glauben, er werde in Deutschland eine mächtige antipreußische Partei finden und nachdrücklich von ihr unterstützt werden. Die „Schwäbische Volkszeitung" bemerkte mit Recht: „Die Lage Deutschlands schien für Frankreich günstig. Im norddeutschen Bund selbst innere Gegner in Hannover und Frankfurt, in Bayern ein klerikales Abgeordnetenhaus, das in Verbindung mit den Demokraten alles that, um die Schutz- und Trutzbündnisse hinfällig zu machen und das Band mit Norddeutschland zu zerreißen; in Baden eine aufstrebende katholische Volkspartei, welche der Regierung mit aller Kraft auf dem von derselben betretenen deutschen Wege sich entgegenstemmte, in Württemberg eine Kammer, in welcher stets der unvernünftige Haß gegen Preußen, die knirschende Wuth gegen politische Nothwendigkeiten sich einen oft komischen Ausdruck verschaffte. Zu dem allem

durch eine am Fuß eines Berges befindliche Schlucht begränzt wurde. Um nicht vom Feinde auf dem linken Flügel angegriffen zu werden, hatte ich dem Generalmajor Pankratieff befohlen, die Berghöhen zu meiner Linken zu beſetzen, ſich dem Feinde zu zeigen, und von dieſer Stellung aus alle Bewegungen ſeines Lagers ſo lange zu beobachten, bis mein Armeecorps den Abhang erreicht haben würde. Die Ausführung entſprach ganz meinen Erwartungen; der Feind, ſeine Aufmerkſamkeit einzig auf die Truppen des Generalmajors Pankratieff richtend, bemerkte unſere Bewegung nicht, und beſagter General ſah ſich im Stande, um Mittagszeit dem Corps ſich anzuſchließen."

„Nachdem ich von Anbruch des Tages an den ſehr mühſeligen Marſch mit dem Gepäck ſelbſt angeordnet hatte, traf ich Mittags bei dem Abhange ein, wo ich eine Wagenburg hatte errichten laſſen. Während ich von den benachbarten Höhen aus mich mit Unterſuchung der Umgebungen beſchäftigte, bemerkte ich, daß der an Zahl immer zunehmende Feind aus der am andern Ende des Thales belegenen Schlucht heraus zog, und traf demnach folgende Dispoſitionen: 1) Die Vertheidigung des Gepäckes vertraute ich dem Generalmajor Pankratieff; er hatte zugleich den Auftrag, die Bewegungen des Feindes zu beobachten, um ihn zu verhindern unſere linke Flanke anzugreifen. 2) Dem Generalmajor Muramjew befahl ich, im Thal Poſto zu faſſen, und ſeine Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen. 3) Zur Unterſtützung deſſelben ſtellte ich noch ein Corps unter die Befehle des Generalmajors Pankratieff. 4) Endlich beorderte ich zu unſerm linken Flügel den Generalmajor Burzoff. Um 1 Uhr Nachmittags führte ich ſelbſt die Truppen dem Feinde entgegen. Die Türken hatten ſich längs der Schlucht aufgeſtellt, und ihre

kam eine Presse, welche in Bayern mit schamloser Offenheit den Bund mit Frankreich predigte. — In Württemberg stellte man es als eine Forderung des ächten Volksmanns hin, daß der norddeutsche Bund zertrümmert, die Verträge zerrissen, der — wie man mit Vorliebe betonte — auch Frankreich gegenüber im Prager Frieden garantirte Südbund zu Stande komme. Der ‚Beobachter' führte es aus, und eine Meute der kleinen Sünder im Lande heulte es nach, daß man Preußen durchaus nicht bedingungslos in einem Krieg mit Frankreich den Sieg zu wünschen habe, er nahm sich in endlosen Wahlartikeln des Mannes an, der zu sagen gewagt hatte: ‚Lieber französisch als preußisch!' Das ‚deutsche Volksblatt' brachte dieselben Anschauungen in ungeschickterem oder salbungsvollem Tone, und die Spalten der klerikalen Blättchen des Landes glänzten bald wieder von diesen Ergießungen. Die nationale, deutsch gesinnte Presse wurde von jedem Schurken als von Preußen bezahlt denunzirt. — Wenn die französischen Agenten die Zeitungsstimmen zusammenstellten, so gab das eine Harmonie des äußersten, leidenschaftlichsten Preußenhasses; wenn den Franzosen Auszüge aus dem ‚Beobachter' aus diesem direkt, oder durch die ‚Frankfurter Zeitung' im Blatt des Herrn Zengerle (französisch Seinguerlet vom ‚Temps') oder in den offiziellen Zeitungen geboten wurden, so war ganz Frankreich überzeugt, daß Württemberg unter den Allianzverträgen etwa wie Polen unter den Füßen Rußlands sich krümme; die 150,000 Unterschriften gegen das Kriegsdienstgesetz von 1868 wurden vom ‚Beobachter', und — wie wir uns selbst überzeugten — von allen französischen Zeitungen als ein Protest gegen die Bündnisse mit Norddeutschland, als ein Schmerzensschrei Süddeutschlands aufgefaßt."

Indessen war das Volk in Süddeutschland (eben so wenig wie in Hannover und Kurhessen) nicht so sehnsüchtig nach französischer Hülfe, als es Napoleons Agenten in Deutschland, die ihm nur schmeicheln wollten, und als es die preußenfeindliche Presse der

Particulariſten, Ultramontanen, Demokraten und Hietzinger glauben machten. Der Wind der Preſſe hatte nur Staub aufgewirbelt, die Erde drunter blieb feſt. Es brauchte nur wenig Wochen, um in der ungeheuern Mehrheit der ſüddeutſchen Bevölkerung denſelben Nationalſtolz zu wecken, wie in der norddeutſchen. Doch bleibt den ſüddeutſchen Regierungen ein großes Verdienſt, vor allen der bayriſchen, denn ſie ging mit einem guten Beiſpiel voran.

König Ludwig II. von Bayern war mit den Jahren ſelbſtändiger geworden und Zeit und Syſtem des Miniſteriums von der Pfordten lag hinter ihm. Kaum gab es in der geſammten deutſchen Nation einen wärmeren Verehrer des Nibelungenliedes und unſerer alten großen Vorzeit, deren Heldengeſtalten und deren getreue Herzen uns jenes wundervolle alte Lied vergegenwärtigt. Ihm ſcheint es klar geweſen zu ſeyn, daß Bayern nicht in die Grenzen einer Rheinbundſouveränetät eingeſchloſſen iſt, ſondern daß es nach allen Seiten gegen Deutſchland offen liegt mit einem kerndeutſchen Volke, das ſich nicht abſchließen darf von ſeinen edlen deutſchen Bruderſtämmen. Indem er ſich im Juli 1870 aus freiem Willen warm an den König von Preußen anſchloß, um Deutſchland gegen den übermüthigen Anfall der Franzoſen zu vertheidigen und ſeine tapfern bayriſchen Krieger dem Oberbefehl des norddeutſchen Bundeshauptes unterordnete, gab er dadurch kund, daß er deutſche Geſchichte, deutſches Recht, deutſche Ehre beſſer verſtand als viele ſeiner Zeitgenoſſen und daß er ſich losgeſagt hatte von der undeutſchen Auffaſſung des ſog. Vaſallenthums.

Seitdem das alte deutſche Reich zerrüttet und der alte deutſche Geiſt durch die romaniſche Renaiſſance, die claſſiſchen Studien und das römiſche Recht verfälſcht worden iſt, verſteht man unter einem Vaſallen einen Schwächeren, der ſich unter das Gebot eines Stärkern beugen muß, weil er nicht anders kann, wenn er auch anders wollte. Das iſt der antike, heidniſche Begriff eines Fürſten, der von einem mächtigern beſiegt und ihm tributbar geworden iſt. Das

iſt aber nicht der richtige Begriff eines deutſchen Lehnträgers oder Getreuen. Nach deutſcher und chriſtlicher Anſchauungsweiſe exiſtirt überhaupt kein ſelbſtändiger oder alleingebietender Herr oder Souverän auf Erden, ſondern der höchſte unter den Fürſten, der Kaiſer ſelbſt, verwaltet ſein Amt nur im Namen Gottes, das Reich iſt ihm von Gott nur anvertraut, nicht zum Eigenthum gegeben, ſondern nur auf Lebenszeit verliehen unter der Bedingung, daß er es nach Gottes Gebot ehrlich und treu verwalte. Seinem Recht ſteht eine ſtrenge Pflicht zur Seite und die Erfüllung der Pflicht allein gewährt ihm das Recht. Die Unterämter des Reichs und die Verwaltung der einzelnen Provinzen empfangen wieder die Reichsfürſten von ihm zu Lehen als ſeine Getreuen und ihr Recht iſt begrenzt durch ihre Pflicht. Das iſt der chriſtlich germaniſche Grundbegriff des Fürſtenthums, der Getreuen des Kaiſers, wie dieſer der Getreue Gottes iſt.

Die altdeutſche Treue war eine doppelte, ſie entſprang aber aus einer und derſelben Quelle, aus der Mannhaftigkeit des freien und bewaffneten Mannes. Derſelbe Mann gelobte Treue und Waffenbrüderſchaft einerſeits ſeinen Kampfgenoſſen, ſeinen Blutbrüdern, andererſeits ſeinem Führer, Herzog oder König, und jeder empfing vom andern daſſelbe Gelübde der Treue. Der Gehorſam war ein durchaus freiwilliger. Der Führer konnte kein Recht üben ohne zugleich eine Pflicht gegen die Untergebenen zu erfüllen.

Von dieſer uralt germaniſchen und durch das Chriſtenthum geheiligten Auffaſſung des Verhältniſſes freier deutſcher Männer unter einander iſt die Neuzeit leider abgewichen, indem ſie in ihrer ſog. claſſiſchen Bildung das beſſere deutſche Herkommen vergaß. Sie theilte die Männer in herrſchende und gehorchende, ohne die erſtern zu verpflichten und ohne den Gehorſam der letztern in freiwilliger Treue zu begründen. Daher überall das Markten um Rechte bei Verſäumniß der Pflichten, ſtarres Feſthalten am eigenen, oft nur angemaßten Recht und Nichtachtung des Rechtes anderer, ein ewiges

Mißtrauen und Belauern, weil der genossenschaftliche Sinn und die Treue fehlten.

Wie nun der genossenschaftliche Sinn, die waffenbrüderliche Treue wunderbar auf den Schlachtfeldern wieder erwachen sollten und tapfere deutsche Bruderstämme, die man unsinnigerweise gegen einander gehetzt hat, einander sollten lieben und achten lernen, so erwachte auch die alte Treue in Fürstenherzen wieder und vor allen zuerst entsagte König Ludwig II. von Bayern jener undeutschen Voraussetzung eines blos berechtigten und nicht auch verpflichteten Fürstenthums, jenem Souveränetätenschwindel, der die Rheinbundszeit gebrandmarkt hat, und erkannte, das wahre deutsche Fürstenthum dürfe kein eigenlebiger Schmarozer auf der deutschen Eiche seyn, sondern nur ein fester naturwüchsiger Ast unzertrennlich vom Stamme.

Der bayrische Landtag wurde einberufen und Minister Graf Bray erklärte demselben am 18. Juli die Pflicht und die Nothwendigkeit, mit Norddeutschland Hand in Hand zu gehen. Die klerikale Kammermehrheit, der dies Ansinnen sehr zuwider war, wählte eine Commission, um über die von der Regierung geforderte Creditbewilligung von 27 Millionen zu berathen. Absichtlich zog diese Commission ihre Berathungen in die Länge. Da sammelte sich eine ungeheure Volksmenge vor dem Schloß, um dem König für seinen Entschluß, er wolle für Deutschland kämpfen, lauten und stürmischen Dank zu sagen. Der König grüßte, sichtbar gerührt, nach allen Seiten und die Stimmung war so erregt, daß Sigl, der Redakteur eines Schandblattes, welches sich ehrloser Weise „Vaterland" nannte, sich selber in polizeilichen Gewahrsam stellte, um der Volkswuth zu entrinnen. Dieser Mensch hatte noch am 17. Juli in seinem Blatte drucken lassen: „Vor den siegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen hat, unsere Rache zu übernehmen, da ist der rechte Platz für Kain-Preußen, für die Brudermörder von 1866, aber nicht für uns, deren Brüder sie erschlagen, deren Söhne

ſie niedergeſchoſſen haben." — Auch in Nürnberg jubelte das Volk dem Entſchluß des Königs zu.

Der bayriſche Kriegsminiſter von Prankh hielt am 19. Juli in der zweiten Kammer mit ungewöhnlichem Feuer eine durchſchlagende Rede, womit er den Antrag der Klerikalen auf bewaffnete Neutralität zurückwies und entſchiedenen Anſchluß an Preußen verlangte. „Bayern, rief er, das tauſendjährige Bayern, wird auch dieſe neueſte Gefahr beſtehen, wie ſo viele frühere, aber nicht getrennt von den andern (deutſchen) Ländern, ſonſt ſind wir verloren. Halten wir uns neutral, ſo werden wir das ſehr gelegene, willkommene und ganz bereit ſtehende Object ſeyn, über das ſich die beiden großen kriegführenden Mächte vereinbaren werden. Wir ſtehen im Vertrage mit Preußen. Ich gebe zu, daß die Bedingung des Vertrages, daß unſere Armee unter preußiſchem Commando ſtehen ſoll, uns ſchmerzhaft iſt. Aber wenn wir wünſchen, daß die deutſchen Waffen ſiegen, ſo iſt die erſte Bedingung die Einheit des Commandos." Die Rede des Miniſters drang mächtig durch. Die bewaffnete Neutralität wurde abgelehnt. Die Kammer erhob ſich, um dem Kriegsminiſter den Dank für die ſchleunige Mobiliſirung auszudrücken. Für die Kriegskoſten wurden wenigſtens 18 Millionen bewilligt, mit 101 gegen 47 Stimmen.

König Ludwig II. ſtellte ſeine Armee unter das Obercommando des Königs von Preußen und dieſer verfügte, die bayriſche, wie die übrigen Armeen der Südſtaaten ſollten, mit Preußen vereinigt, die dritte Hauptarmee bilden, und vom Kronprinzen von Preußen befehligt werden. Unter dem preußiſchen Thronfolger konnten ſie darauf rechnen, daß gut für ſie werde geſorgt werden und daß man ſie ehren wolle. König Ludwig antwortete dem König Wilhelm: „Ihr Telegramm hat in meiner Bruſt den freudigſten Widerhall erweckt. Mit Begeiſterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenoſſen für deutſches Recht und deutſche

Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutſchlands und zum Heile Bayerns enden!"

Von Seiten der klerikalen Partei zeigte ſich viel weniger Renitenz, als man von ihren frühern Prahlereien hätte erwarten ſollen. Die Regierung confiscirte unnachſichtlich die frechen Zeitungen, die bisher die Franzoſen herbeigewünſcht und ihnen zugejauchzt hatten. Eben ſo energiſch verfuhr ſie gegenüber den Pfaffen, die ihr geiſtliches Amt zum Vaterlandsverrath mißbrauchten. Elf Reſerviſten wollten nicht mit Preußen gegen Frankreich fechten, weil es ihnen ihr Pfarrer bei ihrem Seelenheil verboten habe. Sie wurden ſogleich feſtgenommen und jener unwürdige Pfaffe auch. Dagegen wurde aus Mainz gemeldet, ein Zug bayriſcher Soldaten, der hier mit der Eiſenbahn angekommen ſey, habe den anweſenden Preußen zugejauchzt und beim Ausſteigen lebhaft mit ihnen fraterniſirt. Auch ging durch die bayriſche Armee das Witzwort, ſie müſſe ſiegen, denn Chriſtus ſey unter ihr. Derjenige junge Bauer nämlich, der eben bei dem berühmten Oberammergauer Paſſionsſpiel den Heiland vorgeſtellt hatte, war zu ſeinem Regiment einberufen worden. Der eben aus Rom zurückgekehrte Erzbiſchof von München erließ eine würdige Mahnung an ſeine Diöceſanen, nicht im Sinne des ſog. bayriſchen, ſondern des deutſchen Patriotismus.

In die bayriſche Armee traten ein: Prinz Otto, Bruder des Königs; Prinz Luitpold, Onkel des Königs; die Prinzen Ludwig, Leopold und Arnulf, die Söhne des vorigen, und der Herzog Emanuel, der Bruder der Kaiſerin von Oeſterreich, aus der herzoglich bayriſchen Familie. Desgleichen auch Prinz Friedrich v. Auguſtenburg.

An Württemberg war früher ſchon eine Anfrage aus Paris abgegangen, die in 41 Nummern recht inquiſitionsmäßig über alles Auskunft verlangte, was Frankreich, wenn es Deutſchland angreife, ſpeziell in Württemberg förderlich oder hinderlich ſeyn könne? Das Aktenſtück wurde in der Berliner Nationalzeitung vom 13. Juli abgedruckt. Ob dieſelben umſtändlichen Fragen auch an die andern

ſüddeutſchen Staaten geſtellt worden ſind, war nicht bekannt. Der König von Württemberg befand ſich grade zu St. Moritz im Engadin, kehrte jedoch raſch zurück, während ſein Varnbüler in Wildbad eine Unterredung mit dem ruſſiſchen Miniſter Fürſt Gortſchakof hatte. Das Ergebniß war, daß auch Württemberg wie Bayern den Schutz- und Trutzverträgen getreu zum Norddeutſchen Bunde halten zu wollen erklärte, daß beide Staaten die ihnen von Frankreich zugemuthete Neutralität ablehnten und ſchnell ihre Armeen mobiliſirten. In Anerkennung dieſer Treue ernannte der Kriegsherr des norddeutſchen Bundes ſeinen Sohn den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, den ruhmgekrönten Sieger von Königgrätz, zum Oberbefehlshaber der ſüddeutſchen Armee, mit der ſich noch ein beträchtliches preußiſches Corps vereinigen ſollte.

Die württembergiſche Kammer bewilligte am 21. Juli alles, was die Regierung zur Kriegsausrüſtung forderte, mit allen gegen eine einzige Stimme. Der Dank wurde dem König noch an demſelben Nachmittage von einer großen Volksmenge durch Geſang und Hochrufen dargebracht.

Auch Heſſen-Darmſtadt war zu klein und lag der preußiſchen Operationsbaſis zu nahe, als daß der Miniſter v. Dalwigk, gegen deſſen bisherige Politik ſich anklagende Stimmen erhoben, der großen patriotiſchen Strömung hätte widerſtehen können. Er ſuchte zwar auf Antrieb des franzöſiſchen Geſandten eine patriotiſche Demonſtration zu hintertreiben, aber ein in Berlin aufgehobener Finger ſchreckte ihn zurück. Doch ſchrieb man aus Darmſtadt noch am 31. Juli, die Mainzer Zeitung ſey wegen eines Artikels, der die ultramontanen Franzoſenfreunde in Deutſchland brandmarkte, in Unterſuchung gezogen und in Erbach ſey das Plakat der Norddeutſchen Thronrede auf obrigkeitlichen Befehl abgeriſſen worden. Prinz Ludwig von Heſſen übernahm den Oberbefehl über die Darmſtädter Diviſion.

Das Großherzogthum Baden hatte längſt auf der patriotiſchen Seite geſtanden und durfte ſich freuen, daß alle Deutſchen hinter

ihm ſeine Treue jetzt anerkannten. Der Großherzog und ſein Schwiegervater, der König von Preußen, wechſelten patriotiſche Telegramme.

Sachſen hielt ſich wacker. Der Kronprinz ging nach Berlin, die ganze ſächſiſche Armee wurde mobil gemacht. In Leipzig bedrohte der Zorn des Volks den Redakteur der Sächſiſchen Zeitung, Obermüller, der den ehrloſeſten Vaterlandsverrath offen predigte, und die Polizei nahm ihn in Gewahrſam. Den Oberbefehl über das ſächſiſche Armeecorps übernahm der Kronprinz Albrecht, auch Prinz Georg von Sachſen ging zur Armee.

Dem Kronprinzen von Preußen war ein Töchterlein geboren worden, dem die Könige von Bayern und Württemberg und der Großherzog von Baden zu Pathen ſtanden. Gleich darauf, am 27. Juli, bereiſte der Kronprinz die ſüddeutſchen Höfe, um den Fürſten für ihre Treue zu danken und den Oberbefehl über ihre Truppen zu übernehmen. Der König von Preußen konnte ſeine ſüddeutſchen Bundesgenoſſen nicht liebenswürdiger behandeln, als indem er die Ehre ſeines Sohnes mit der ihrigen verknüpfte. Auch wurde der Kronprinz in München, Stuttgart, Carlsruhe und Darmſtadt mit lautem Jubel empfangen. Große Freude war bei den Truppen, die da wohl wußten, daß ſie einem ruhmvollern Feldzug entgegengingen als 1866. Freude belebte auch die Bevölkerungen. Die Preußenfreſſer waren verſtummt, der künſtlich eingeimpfte Stammeshaß in opferfreudiges Nationalgefühl umgewandelt. Man gründete Sanitätsvereine, richtete zahlreiche Lazarethe ein und Tauſende von jungen Freiwilligen drängten ſich zu den Fahnen.

Am 1. Auguſt verließ König Wilhelm von Preußen Berlin unter dem Jubelruf und den Segenswünſchen der Bevölkerung, um der Armee zu folgen, ertheilte eine Amneſtie für alle politiſchen Verbrechen und ſetzte das eiſerne Kreuz als Kriegsehrenzeichen wieder ein, wie 1813.

Das franzöſiſche Volk nahm die Kriegserklärung nicht mit der Ruhe und allgemeinen Zuſtimmung auf, wie es einer großen Nation

geziemt, wenn ſie vernünftig regiert wird und ſich im Rechte befindet. Daß die franzöſiſche Regierung ſich diesmal nicht im Recht befand, bewies das übertriebene, größtentheils erkünſtelte Echauffement der Chauviniſten, das Kriegsgeſchrei eines bezahlten, in den Straßen von Paris herumlungernden Pöbels und auf der andern Seite der Tadel und die tiefe Mißſtimmung aller Beſonnenen, und ſolcher, die etwas zu verlieren hatten. Faſt aus allen Departements berichteten die Präfecten, das Volk wünſche die Erhaltung des Friedens. Chaudordy, welcher ſpäter bei der republikaniſchen Regierung in Tours das auswärtige Amt vertrat, zählt in ſeinem Umlaufſchreiben, mit welchem er die Unſchuld des franzöſiſchen Volkes an dem Kriege darthun wollte, nicht weniger als 89 gegen 11 Präfecten auf, die nach Paris berichtet haben, die Bevölkerung wünſche den Krieg nicht. „Der erſte Eindruck," ſo ſchreibt ein Präfect, „war der des Erſtaunens und der Ueberraſchung." Andere ſchrieben: „Der Krieg wird für ein ſolches Uebel gehalten, daß man nicht daran glauben will. — Der heiße Wunſch, den Frieden zu erhalten, gibt ſich von allen Seiten kund. — Ich glaube, daß man im Grunde den Krieg befürchtet. — Niemand wünſcht den Krieg. — Dieſes Land wird den Krieg nur mit Widerwillen annehmen. — Die Bevölkerung will ſicherlich nicht den Krieg ꝛc."

Unter den ſpäter von Napoleon zurückgelaſſenen Papieren fand man auch die Berichte der damaligen Präfecten, aus denen wir noch Einiges mittheilen: Der Präfect des Aisne-Departements meint, die Landbevölkerung ſey durch die Vorbereitungen der Ernte völlig in Anſpruch genommen. Sie würde ſich nur ſehr langſam mit einem ſo ernſten Zwiſchenfalle befreunden; allein ſo groß auch ihre Friedensliebe ſeyn möge, ſo würde ſie doch aus Patriotismus der allgemeinen Strömung folgen. Der Präfect der Aube drückt ſich mit hochdiplomatiſcher Vorſicht aus: „Man wünſcht den Krieg nicht und fürchtet ihn auch nicht." Noch zurückhaltender iſt der Präfect der Hochalpen: „Die Bevölkerung wird ihre Geſinnung, erſt wenn von oben herab ein entſcheidender Entſchluß erfolgt iſt, kundgeben."

Der von Doubs ſpendet Worte des ehrerbietigen Rathes. Man möge, wenn man die Nation hinter ſich haben wolle, raſch vorgehen und ihr keine Zeit zum Nachdenken laſſen. Die nationale Empfindlichkeit erwache ſchnell, wie dieß 1867 die Luxemburger Frage gezeigt, allein ſehr bald trete, zumal durch Unſchlüſſigkeit und diplomatiſche Verſchleppung, eine friedliche Reaktion ein.

Der Präfect der Creuſe meint ſchüchtern, das Land werde wohl nicht in dieſe äußerſte Lage gebracht werden; der von der Nièvre umgeht den Kern der Frage, indem er erklärt, das flache Land ſey jetzt ausſchließlich durch die anhaltende Dürre in Anſpruch genommen. Dagegen läßt ſich der Präfect der unteren Loire vernehmen: „Da die von dem Kabinete angenommene Haltung als das ſicherſte Mittel erſcheint, zu einer friedlichen Löſung des ſpaniſch-preußiſchen Konfliktes zu gelangen, ſo ſtimmt die öffentliche Meinung rückhaltslos den kategoriſchen Erklärungen des Miniſters des Auswärtigen bei.“ Der brave Präfect ſtürzt ſich alſo aus reiner Friedensliebe in den Krieg. Der Präfect des Var (Heimat des leichtherzigen E. Ollivier) kann jedoch nicht behaupten, daß in ſeinem Departement der Krieg populär ſey. Allein allbeherrſchend ſey das Vertrauen in den Kaiſer und deſſen Regierung; man ſey feſt entſchloſſen, überallhin nachzufolgen, wohin der Kaiſer das Land führen werde. Der Präfect der Arriège findet, daß dieſe plötzlich in die tiefe Ruhe hineinfallende Nachricht eine lebhafte Bewegung hervorbringe. Man wünſche, daß alles mögliche zur Aufrechterhaltung des Friedens gethan werde. Der Präfect der Ardèche beſitzt ſogar den Muth, zu verkünden, der Krieg erſcheine allen als eine Landplage gleich der Trauben- und Seidenwürmerkrankheit und der Dürre. In der Somme meint der Präfect, man bedürfe des Friedens, in der Orne will man den Frieden, in der Oiſe hofft man auf Fortdauer des Friedens. Aus der Moſelle, die ſo ſchwer vom Kriege heimgeſucht wird, berichtet der Präfect, die Bevölkerung ſey gegen den Krieg und für den Frieden. Noch weiter geht der von Vauc-

Reiterei stürzte gleich auf uns ein, besonders auf unsern rechten Flügel; ihre Tirailleurs warfen sich mit Wuth auf die unsrigen und sogar auf unsere Kanonen; das Feuer unseres Geschützes mußte verdoppelt werden, um sie in die Schlucht zurück zu treiben. Bald aber hatten sie sich wieder vereint, und da sie durch frische Reiterei unterstützt wurden, bildeten sie einen Halbcirkel um unsre Stellung, wobei sie sich vorzüglich unserem linken Flügel näherten, auf den 5 bis 6000 Mann Cavallerie, unter Anführung des Kiaja Hagki-Pascha's dessen Lager sich acht Werste zur Linken des Schlachtfeldes befand, durch einen tiefen Hohlweg versteckt ihre Richtung nahmen. In wenigen Augenblicken war der ganze Bergrücken, an dessen Fuß sich unser linker Flügel lehnte, von dieser Cavallerie bedeckt, die im Galopp herbei sprengte, um das Detaschement des Generalmajors Burzoff zu umgehen und es im Rücken anzugreifen. Hier war es, wo die Türken uns mit unbegreiflicher Kühnheit angriffen; ihre Tirailleurs drangen jeden Augenblick in die Reihen der unsrigen, die sich genöthigt sahen sie mit dem Bajonnet zurückzutreiben; ja sie wagten sich sogar bis zu unserem Bataillons-Carré hin, und nur ein gut unterhaltenes Bataillonfeuer konnte sie zum Rückzuge nöthigen. Da ich sogleich die Möglichkeit einsah, des Feindes Macht zu trennen und einen Theil derselben in die steilen Berge und in die Schluchten links, nach dem Lager Hagki-Pascha's zu, und den andern auf die Höhen rechts zu treiben, so ließ ich vier halbe Bataillons Infanterie und 8 Kanonen des Centrums eine halbe Schwenkung rechts machen, um das Centrum des bogenförmig aufgestellten Feindes, der mich mit der größten Lebhaftigkeit angriff, im Angesicht zu haben; zu gleicher Zeit ward ein schreckliches Kanonenfeuer auf ihn eröff-

luſe: „Man befürchtet den Krieg und beſorgt, der Kaiſer möge ſich zu leicht fortreißen laſſen.“ Am glänzendſten zieht ſich aber der Präfect des Nord-Departements aus dem Dilemma; er ſagt: „Der Kaiſer und ſeine Regierung können thun, was ſie wollen. Durch alle ſeine Intereſſen iſt das Departement für den Frieden, allein wenn es ſeyn muß, wenn die Ehre und die Sicherheit des Landes es verlangen, ſo ergibt es ſich in den Krieg.“

Sobald der Krieg erklärt war, ſanken alle Fonds, ſtockten Handel und Gewerbe, die großen Fabriken entließen ihre zahlreichen Arbeiter, die nun brodlos umherirrten und, da ſie größtentheils der republikaniſchen Partei angehörten, der kaiſerlichen Regierung fluchten. Ein großer Aufſtand der Arbeiter in Lyon konnte am 20. und 21. Juli nur mit Gewalt gedämpft werden. Die Arbeiter riefen: Es lebe der Frieden, es lebe Preußen! In Paris ſelbſt führten die Arbeiter eine ähnliche Sprache und warfen die Parole aus: „Wir kennen keine Landesgrenzen.“ D. h.: Wir verdammen den nationalen Ehrgeiz und Uebermuth, der um bloßer Erweiterung der Grenzen willen verheerende Kriege beginnt. Alle Menſchen ſollen Brüder ſeyn und in Frieden von ihrer Arbeit leben! Als Herr von Werther, der preußiſche Geſandte, Paris verlaſſen mußte, wurde die Nacht vorher ſein Hotel von beſtelltem Pöbel inſultirt, bei ſeiner Abreiſe aber umſtand ihn das Volk mit entblößtem Haupte. Am meiſten widerſprach dem Gebrüll des bezahlten Pöbels die Haltung der Pariſer mobilen Nationalgarde. Als die erſten Bataillone derſelben nämlich von Paris fortgeſchafft wurden, um an den Rhein zu gehen, riefen ſie ungeſcheut: Es lebe die Republik! Nieder mit Ollivier! Nach Cayenne mit den Miniſtern! Dadurch ſah ſich der Kaiſer genöthigt, die übrigen Bataillone, welche hätten nachfolgen ſollen, zurückzulaſſen.

Napoleon ſelbſt war zum Kriege feſt entſchloſſen, wenn er auch ein glückliches Ende deſſelben nicht vorausſah. Man glaubte, er habe wohl gewußt, daß den Franzoſen jede Friedensregierung am Ende langweilig wird; er habe fürchten müſſen, durch eine Revolution

verjagt zu werden, wie Karl X. und wie Ludwig Philipp. Als Napoleonide habe er die lächerliche Rolle eines gleichsam im Schlafrock fortgejagten Greises nicht spielen wollen, sondern sich auf's Pferd gesetzt und das Schwert gezogen, um entweder durch einen glänzenden Sieg und neuen Ruhm seine Dynastie zu befestigen, oder wenigstens wie ein Held zu fallen. Deswegen ist, was er einem englischen Vermittler gesagt haben soll, durchaus nicht unwahrscheinlich. „Ich will den Krieg!" soll der Kaiser geäußert haben. „Vor meinem Tode will ich den Wunsch meines ganzen Lebens in Erfüllung bringen und die Rheinlande an Frankreich annektiren." Man glaubte auch, die Kaiserin Eugenie habe ihn zu seiner kriegerischen Aufwallung gereizt. Im Salon der Fürstin Metternich, der fanatisch antipreußischen Gemahlin des österreichischen Gesandten in Paris, soll, wie die Kreuzzeitung berichtet, Eugenie in so heftige Reden ausgebrochen seyn, daß der Kaiser selbst sie durch einen Wink zum Stillschweigen bringen mußte. Bei einer andern Dame dann soll Eugenie in Thränen zerflossen seyn, weil ihr junger Sohn mit in's Lager müsse, und als der Kaiser sie beruhigen wollte, soll die Dame so — südländisch geworden seyn, daß ein allgemeines verlegenes Schweigen erfolgte. Uebrigens begab sich die Kaiserin nach Cherbourg, um die nach der Nord- und Ostsee bestimmte französische Kriegsflotte einzuweihen, und benahm sich hier als Heroine des Chauvinismus.

Man brachte damals eine merkwürdige Prophezeihung des berühmten Nostradamus in Erinnerung. In der zu London im Jahre 1672 erschienenen Ausgabe der „Prophéties de Nostradamus" lautet die dreißigste Prophezeihung der zehnten Centurie in der ursprünglichen alterthümlichen Schreibweise:

Nepveu et sang du St. nouveau venu
Par le surnom soustient arcs et couvert.
Seront chassez mis a mort chassez nu
En rouge et noir convertiront leur vert.

„Der Neffe und das Blut des neugekommenen Heiligen (des

erſten Napoleon) ſtützt durch den Namen Bogen und Decke (des Gebäudes). Sie werden verjagt, todtgemacht, nackt verjagt werden. In Roth und Schwarz werden ſie ihr Grün verwandeln."

Während der größte Theil des franzöſiſchen Volks die Erhaltung des Friedens wünſchte und dem Ausgang eines ſo muthwillig begonnenen ungerechten Krieges mit Sorgen entgegen ſah, bewies die Kriegspartei durch ihre erkünſtelte Hitze und lächerliche Prahlerei, wie faul ihre Sache war und wie ſie durch Schreien und Lügen den Mangel an wahrer Kraft und Sicherheit zu bemänteln ſuchte. Da redete man wieder, der Krieg werde ein leichtes Spiel ſeyn. Es handele ſich für die Herrn Offiziere nur um eine Promenade nach Berlin. Ein reicher Franzoſe wettete 200,000 Franken gegen 100,000, die Franzoſen würden ſchon am 15. Auguſt ſiegreich in Berlin eingezogen ſeyn. Ein Berliner nahm die Wette auf und erließ dem Pariſer auch noch die allzu kurze Friſt, indem er die 100,000 Franken auch dann noch zahlen wollte, wenn die Franzoſen erſt am 31. Auguſt in Berlin einzögen. Man verbreitete abſichtlich in Frankreich das Gerücht, Napoleon III. habe geſagt, er werde den Frieden erſt in Königsberg dictiren. Die „Liberté" entwarf für das franzöſiſche Publikum den Kriegsplan, wonach der franzöſiſche Kaiſer zuerſt Süddeutſchland aufrollen, alsdann Hannover befreien, drittens Preußen zum Frieden zwingen und im Frieden Deutſchland neu geſtalten ſollte. Preußen wie Oeſterreich ſollten dem künftigen Deutſchland nicht mehr angehören dürfen. Dieſes Programm entſprach ziemlich genau der offiziellen Erklärung der franzöſiſchen Regierung, worin ausdrücklich zwei Punkte hervorgehoben waren, einmal daß Deutſchland, nachdem es vom Joche Bismarcks befreit ſeyn würde, ſeine Selbſtbeſtimmung behalten und zweitens, daß Frankreich gegen künftige Anmaßungen von Preußen aus Sicherheit erhalten ſolle. Das hieß mit andern Worten nichts anderes als, der Neffe wollte den Onkel nachahmen und den alten Rheinbund in ſeiner ganzen Ausdehnung wieder herſtellen.

Man ließ auch das franzöſiſche Volk in der Meinung, nicht nur die Süddeutſchen ſeyen ganz gegen ihren Willen von Preußen gepreßt, ſondern auch in den von Preußen annektirten Ländern ſey ein allgemeiner Aufſtand im Werk. Die franzöſiſchen Blätter wimmelten von Lügen, Aachen, Köln, Frankfurt ſeyen im Aufſtande, in Hannover erwarte man die Franzoſen mit offenen Armen. Auch im deutſchen Elſaß organiſirte die Regierung einen Adreſſenſturm. Die Elſäßer mußten darin heilig betheuern, ſie ſeyen niemals Deutſche, ſondern immer nur Franzoſen geweſen.

Drittes Buch.

Verhalten der Mächte beim Ausbruch des Kriegs.

Die europäiſchen Mächte, welche dem Kriege zwiſchen Frankreich und Deutſchland nur zuſahen, wünſchten in ziemlicher Uebereinſtimmung, denſelben zu lokaliſiren und zugleich das ſog. europäiſche Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, ſo daß, welcher der beiden kriegführenden Staaten auch die Oberhand behalten würde, doch keinem eine Gebietsvergrößerung erlaubt ſeyn ſollte.

Oeſterreich war der erklärteſte Feind Preußens und würde ſich am liebſten mit Frankreich alliirt haben, wenn es nicht durch Ungarn genirt geweſen wäre, welches den Racheplänen für Königgrätz abhold war und Oeſterreichs Verlegenheiten nur ausnutzte, um das ungariſche Reich möglichſt ſelbſtändig zu machen. Auch mußte Oeſterreich fürchten, wenn es Frankreich beiſtehen würde, von Rußland angegriffen zu werden. Endlich waren die Deutſchöſterreicher national geſinnt und wünſchten nicht den franzöſiſchen, ſondern den deutſchen Waffen den Sieg. Oeſterreich mußte alſo neutral bleiben und Beuſt vermochte nichts weiter, als auf diplomatiſchem Wege die übrigen neutralen Mächte ſo viel als möglich für Frankreich und gegen Preußen zu ſtimmen.

Rußlands natürliche Politik war, es zu keiner Wiederholung franzöſiſcher Eroberungen, wie unter Napoleon I. kommen zu laſſen.

Besonders würde eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich die Polen zu neuen Revolutionsversuchen veranlaßt haben. Also mußte Rußland diesmal mehr auf der Seite Deutschlands als Frankreichs stehen. Andererseits war aber Rußland Vorfechter des Panslavismus geworden und konnte daher dem Pangermanismus keine allzugroßen Erfolge wünschen.

Italien, welchem Frankreich Savoyen und Nizza entrissen hatte, mußte alles daran liegen, diese Länder wieder zu bekommen und sich von der drückenden und beschimpfenden Bevormundung des Kaisers Napoleon loszureißen. Die Regierung Victor Emanuels aber fürchtete sich vor der republikanischen Partei, hoffte also immer noch, sich allein mit Hülfe Napoleons behaupten zu können, und auch Ministerium und Consorteria von Florenz hatten sich bei der bisherigen lüderlichen Administration so wohl befunden und so vielen Privatvortheil genossen, daß sie es gerne beim Alten ließen. Gelüstete auch dem Florentiner Hofe sehr nach dem Besitz von Rom, so durfte er doch, so lange Frankreich noch mächtig dastand, nichts gegen Rom unternehmen.

England war jeder neuen Vergrößerung Frankreichs entgegen, hauptsächlich aus Rücksicht auf Belgien, welches nicht zum zweitenmal in den Besitz Frankreichs kommen sollte. Es würde aber auch eine Vergrößerung Preußens nicht gern gesehen haben.

Unter diesen Umständen läßt sich leicht erklären, warum Oesterreich die übrigen Mächte nicht überreden konnte, sich zu einer Intervention zu vereinigen. Sie gaben nur zu, daß der Krieg lokalisirt bleibe, d. h. von Deutschland und Frankreich allein geführt werden, daß die übrigen Mächte sich neutral verhalten und daß keine einseitig ohne Einverständniß mit den andern handeln solle. Den österreichischen Vorschlag aber, „materielle Mittel bereit zu halten, um ihren Stimmen Nachdruck zu geben," fand das englische Cabinet „zu positiv". Es kam also nur zu einer sog. Neutralitätsliga. Oesterreich hätte gern losgeschlagen. Die kriegslustige Partei am

Wiener Hofe, beſonders die klerikalen und ariſtokratiſchen Elemente, konnten kaum die Kriegserklärung gegen Preußen erwarten. Die Hitzigſten wollten ſogar Frankreich vorangehen. Man zettelte mit Visconti Venoſta, dem auswärtigen Miniſter Italiens, Intriguen an, die zu einer Tripelallianz zwiſchen Oeſterreich, Frankreich und Italien führen ſollten. Auch das famoſe Memorial, welches kurz vorher Rieger im Namen der Czechen dem Kaiſer der Franzoſen zugeſchickt hatte, und die demonſtrative Rede des Fürſten Czartoriſky, der ſchon eine Wiederherſtellung Polens von Galizien aus für möglich hielt, gehörten zu den Vorbereitungen zum Kriege. Man rüſtete ſogar ſchon, fing die Ennslinie und den Böhmerwald zu befeſtigen an, errichtete Schanzen bei Krakau und Eperies, ſammelte Truppen in Böhmen und Mähren, wollte die Tiroler Grenze beſetzen, während Franzoſen vom Oberrhein her ſich vielleicht mit dieſer öſterreichiſchen Vorhut hätten vereinigen ſollen, kaufte Pferde auf (von denen im September viele wieder verkauft wurden) ꝛc. Aber die Zurückhaltung Englands und Italiens und bald darauf die Schlacht von Wörth ließen alle dieſe Veranſtaltungen zu keiner vollen Entwicklung kommen. Dem blinden Exkönig von Hannover, der aus Hietzing nach Gmunden überſiedelt war, wurde von Wien aus verboten, Oeſterreich ferner durch chauviniſtiſche Agitationen zu compromittiren.

Die Anfangs von Beuſt vorgeſchlagene Tripelallianz zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und Italien ſcheiterte nicht blos an dem Widerſtand Englands, ſondern auch an der Angſt, welche die Franzoſenfreunde in Wien und Florenz erfaßte, als gleich im Anfang des Krieges das Glück den franzöſiſchen Waffen den Rücken kehrte. Soviel man von jener projectirten Tripelallianz erfahren konnte, ſollte Italien Südtirol und Trieſt bekommen und Oeſterreich dafür durch das preußiſche Schleſien entſchädigt werden. Auf die Neutralität Oeſterreichs übte begreiflicherweiſe auch Ungarn Einfluß. Ungarn wollte für Oeſterreich keine neue Gefahr laufen, noch Opfer

bringen. Graf Andrassy erklärte am 28. Juli im ungarischen Reichstag, die Regierung hege keine Absicht, die Zeitumstände benutzen zu wollen, um zum Stande der Dinge vor 1866 zurückzukehren, weil das der Monarchie keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringen würde.

Die Volksstimmung in Deutschösterreich war für Deutschland, denn die armen Deutschen im Kaiserstaate hatten endlich Erfahrung genug gemacht, um sich des Unrechts bewußt zu werden, welches die undeutsche Politik der Regierung an ihnen begangen hatte, und wo alles für seine Nationalität schwärmte, der Italiener, der Ungar, der Czeche, der Pole, da mußte auch endlich der Deutsche an die seinige erinnert werden. Eine Volksversammlung in Klagenfurt äußerte ihre Entrüstung über den Raubanfall Frankreichs und erklärte, ein Zusammengehen Oesterreichs mit Frankreich wäre ein Verrath am deutschen Volk und ein unermeßliches Unglück Oesterreichs. Auch der politische Verein der Deutsch-Böhmen in Pilsen bezeugte seine Sympathien für das Zusammenstehen aller Deutschen. Der Nationalverein in Graz wünschte den deutschen Waffen Glück und ein Weinhändler daselbst schickte den deutschen Armeen neunzig Eimer guten Wein. Auch österreichische Offiziere wollten in Preußen Dienste nehmen und Studenten wollten in Masse diesem Beispiel folgen, wurden aber von der preußischen Gesandschaft erinnert, daß das ein ungesetzlicher Schritt wäre.

Sehr auffallend war das übereinstimmende Verhalten Frankreichs und Oesterreichs gegenüber von Rom und zwar ganz im Geist der beabsichtigten Tripelallianz mit Italien. Nachdem man erwartet hatte, beide katholische Großmächte würden vom Ergebniß des Concils einen Gebrauch machen und durch den infallibeln Papst den katholischen Bevölkerungen in ganz Europa einen Impuls geben lassen, der ihnen im Kampf gegen den gemeinschaftlichen norddeutschen und protestantischen Feind hätte von Nutzen seyn können, sah man diese weltlichen Großmächte plötzlich die bereits so sorg-

fältig zugerichtete geiſtliche Waffe gleichſam verächtlich wegwerfen. Denn Frankreich zog ſeine Truppen aus Rom zurück und überließ den Papſt dem mehr als zweideutigen Schutz Victor Emanuels, während Oeſterreich in denſelben Tagen (am 31. Juli) das Concordat für aufgehoben erklärte, alſo auch ſeinerſeits den Papſt im Stiche ließ. Beides läßt ſich nur aus dem Intereſſe erkären, welches beide Staaten hatten, ſich der bewaffneten Allianz des Königs von Italien zu verſichern, die ihnen im Kriege werthvoller erſchien, als päpſtliche Bullen. Wir müſſen aber Akt davon nehmen, daß Frankreich und Oeſterreich ſich dadurch mit der ihnen einſt ſo nützlichen Politik des Tridentinums in Widerſpruch ſetzten.

Vom König von Italien konnte man überzeugt ſeyn, er werde als Vaſall Frankreichs handeln, ſo lange Frankreich ſelbſt mächtig und ſiegreich bleiben würde, und daß er auch unter ſo vortheilhaften Bedingungen, wie ſie ihm waren angeboten worden, gern die Tripelallianz mit Frankreich und Oeſterreich eingegangen wäre. Aber die Vorſicht gebot ihm, den Gang des Krieges abzuwarten und dann erſt nach Umſtänden zu handeln. Er hatte die Nationalpartei Garibaldis und den republikaniſchen Anhang Mazzinis zu fürchten, die den franzöſiſchen Kaiſer auf's tiefſte haßten, und er hatte, wenn Frankreich unterlag, den Wiedergewinn von Savoyen und Nizza zu hoffen. Indem er unentſchieden blieb und zauderte, ſteigerte er zugleich den Preis, den ihm Frankreich und Oeſterreich für ſeine Allianz anboten, und erreichte dadurch wirklich, daß jene Mächte ihm Rom ſo gut wie preisgaben. Im italieniſchen Miniſterium trat unter ſo verſchiedenen widerſtreitenden Anſprüchen eine Spaltung ein, die dem Syſtem des Zauderns und Abwartens von Seiten des Königs förderlich war. Visconti Venoſta, der Miniſter des Auswärtigen, ſtand ganz auf franzöſiſcher Seite, wurde aber von den Miniſtern Lanza und Sella zurückgehalten und in ſeinem Eifer gemäßigt.

Die Volksſtimmung in Italien war für Preußen, denn nur

Preußen verdankten die Italiener den Wiedergewinn Venedigs. Bitter ſchmerzte ſie der Verluſt Savoyens und Nizzas, welches ſie nie oder nur mit Hülfe Deutſchlands zurückbekommen konnten. Die hochmüthige Vormundſchaft Frankreichs beleidigte ihren Stolz und im Septembervertrag ſahen ſie das einzige Hinderniß, durch welches ihnen Rom vorenthalten wurde. Sobald der Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland drohte, war das italieniſche Volk allarmirt. In der Hauptſtadt Florenz ſelbſt ſammelte ſich am 16. Juli eine große Volksmenge und rief: Nieder mit Frankreich, hoch lebe Preußen! Aehnliche Demonſtrationen erfolgten in Mailand, Turin, Genua, Palermo und andern Städten.

Inzwiſchen hatte ſich das Concil in Rom vertagt und der Papſt, der von Frankreich und Oeſterreich etwas ganz Anderes erwartet hatte, war aufgegeben. Napolean III. gab ihn ſchon im Beginn des Krieges auf, um ſich dadurch die Allianz mit Italien zu erkaufen. Schon am 19. Juli ſchloß er mit Victor Emanuel einen Vertrag ab, worin er ſich verpflichtete, die franzöſiſchen Truppen aus Rom zurückzuziehen, wogegen Victor Emanuel den Schutz des Papſtes übernehmen ſollte. Auch hieß es, das Königreich Italien ſolle dem Kaiſer der Franzoſen 100,000 oder wenigſtens 50,000 Mann zu Hülfe ſchicken. Die franzöſiſchen Truppen zogen unter General Dumont in den letzten Tagen des Juli aus Rom, Viterbo und Civita Vecchia ab. Gleichzeitig verließen auch die Deutſchen und Franzoſen, die im päpſtlichen Heere dienten, die ewige Stadt, um ihrem reſp. Vaterlande zu dienen und der arme Papſt ſah ſich auf einmal bloßgeſtellt. Es ſchien gewiſſermaßen, als hätte ihn das Schickſal auf die Probe ſtellen wollen. War er infallibel, ſo mußte er ja wohl auch die Macht beſitzen, ſich allein und ohne franzöſiſchen Schutz zu helfen.

Napoleon III. vergaß alle ſeine frühere Vorſicht, indem er Rom im Stiche ließ. Die paar Tauſend Mann, die er unter Dumont in Rom ſtehen hatte, konnten ſeinen Armeen in Frankreich keine er-

net. Dieſe Dispoſition wurde mit dem vollkommenſten Erfolge gekrönt. Trotz der beſtändig wiederholten Anſtrengungen von Seite der Türken konnten ſie dem wohlunterhaltenen Feuer unſeres Geſchützes, das immer auf Einen Punkt gerichtet war, nicht widerſtehen, und mußten ſich, die Einen rechts die Andern links hin, von einander trennen. Von dem Augenblick an hatte ich ſie in meiner Gewalt und die Möglichkeit vor Augen ſie zu ſchlagen. Schnell dieſen günſtigen Augenblick benutzend, theilte ich meine Reiterei in zwei Abtheilungen, von denen die eine unter Generalmajor Rajewsky den Befehl erhielt, den Feind auf dem rechten Flügel anzugreifen und ihn zu verfolgen; und die andere unter Generalmajor Baron Oſten-Sacken, beauftragt wurde, der feindlichen Reiterei in die Flanke zu fallen, und ſie zum Lager zurückzujagen. Vom abſchüſſigen Terrain begünſtigt, warf ſich Rajewsky mit Ungeſtüm auf den linken Flügel des Feindes, und drängte ihn, mit bedeutendem Verluſt, bis zu den-jenſeits der Schlucht gelegenen Höhen zurück; das zweite und dritte Regiment Muſelmänner griffen den rechten Flügel an und verfolgten den Feind nach allen Richtungen hin. Der rechte Flügel der Türken koſtete uns indeſſen viel größere Anſtrengungen. Er dehnte ſich auf ſteilen Höhen aus, die, durch eine Menge ſteinichter Schluchten vertheidigt, an vielen Stellen durchaus unzugänglich waren. Der auf dieſem Punkt bedeutend ſtarke Feind that ſein Möglichſtes, um die Abtheilung des Generalmajors Burzoff zu umgehen, was ihm aber nicht gelang, indem ſeine Trennung von den übrigen Truppen mir einen großen Vortheil über ihn gegeben hatte. Außer dem Detachement des Generalmajors Sacken ſandte ich den Generalmajor Murawjew Burzoff zu Hülfe. Während deſſen ſandte der Generalmajor Pankratieff,

hebliche Verſtärkung bringen, während ſie ihm, wenn er ſie in Rom ließ, die Sympathien der Katholiken in Frankreich erhielten. Wenn es auch wahr iſt, daß ihn der Papſt doch nicht vor den Niederlagen im Kriege hätte ſchützen können, ſo mußte er doch darauf bedacht ſeyn, die katholiſchen Sympathien ſeinem jungen Sohn, überhaupt ſeiner Dynaſtie zu hinterlaſſen. Früher oder ſpäter konnten ſolche Sympathien ſelbſt der geſtürzten Dynaſtie wieder aufhelfen. Die Folgen der Zurückziehung der franzöſiſchen Truppen aus Rom zeigten ſich bald in einer tiefen Verſtimmung des katholiſchen Landvolks in Frankreich gegen den Bonapartismus. Das nämliche Landvolk, welchem der Kaiſer das Plebiscit verdankt hatte, wurde jetzt von den Geiſtlichen gegen alle Anhänger des beſiegten Kaiſers gehetzt. Auch Oeſterreich handelte der uralten Politik des Hauſes Habsburg zuwider, ſofern es das Concordat aufgab und damit das Beiſpiel Frankreichs befolgte. Ohne Zweifel hätte es dieſem altkatholiſchen Staate eher geziemt, die Schutzherrſchaft über Rom, die ihm Frankreich entriſſen hatte und die Frankreich jetzt wieder aufgab, zurückzunehmen. Da indeß Napoleon III. ſich mit Oeſterreich nicht eher in ein förmliches Bündniß einlaſſen wollte, bis Italien der dritte im Bunde ſeyn würde, deſſen Armee den beiden katholiſchen Kaiſern mehr nützen konnte, als der ohnmächtige Papſt, ſo erklärt ſich daraus, warum man auf den letztern wenigſtens zunächſt ſo wenig Rückſicht nahm. Später hätte man es wohl wieder gut gemacht.

Auch Italien hätte beſſer gethan, ſich mit dem Papſt zu verſtändigen. Wäre das früher geſchehen, ſo würde wahrſcheinlich der extreme Unſinn auf dem Concil vermieden worden ſeyn. Mit dem Papſtthum gibt Italien ein Beſitzthum auf, um welches es länger als ein Jahrtauſend immer nur beneidet wurde. Wenn der Papſt nicht mehr in Rom iſt, wird es ausſehen wie die leere Einfaſſung, welche zurückbleibt, wenn der Edelſtein ausgebrochen iſt. Ueberdem ſetzt ſich Italien in Widerſpruch mit ſeiner Nationalpolitik, wenn es

den Papſt aufgibt, denn der Papſt war immer nur der concentrirteſte romaniſche Racentypus, erſt Italiener, Erbe der alten Römer, und dann erſt Chriſt und Katholik. Die ganze welſche Race des Südens hatte nie einen beſſern Vorkämpfer gegen den Germanismus als den Papſt. Die in Florenz erſcheinende „Opinione", das Organ der durch Dick und Dünn mit Frankreich gehenden Hofpartei, ließ das Geſpenſt des alten deutſchen Kaiſerthums, welches in Preußen verjüngt werden ſolle, vor dem italieniſchen Publikum aufſteigen und mit allen Schrecken ghibelliniſcher Anſprüche drohen. Wäre es ihr damit ernſt geweſen, ſo hätte ſie ſich doch beſinnen müſſen, daß die alten Guelfen, welche den germaniſchen Ghibellinen von Italien aus ſo langen und kräftigen Widerſtand leiſteten, eben alle nur Anhänger des Papſtes waren und ohne den Papſt nichts vermocht hätten.

Man kann ſich kaum etwas Perfideres denken, als dieſe italieniſche Regierungspreſſe. Die „Italie" z. B. meldete im Beginn des Krieges, als die Franzoſen noch keine Niederlage erlitten hatten und noch eine Allianz Frankreichs mit Oeſterreich in Ausſicht ſtand, die Oeſterreicher ſammelten Truppen in Vorarlberg (wahrſcheinlich, um ſich mit den vom Oberrhein her erwarteten Franzoſen zu vereinigen). Nachdem aber die Franzoſen von der deutſchen Südarmee geſchlagen worden waren, drückte dieſelbe italieniſche Zeitung die Beſorgniß aus, Oeſterreich könne in Tirol wohl gegen Italien rüſten.

Man darf nicht unbeachtet laſſen, daß der Herzog von Gramont, der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, derſelbe Mann war, der vor zehn Jahren mit gleichem Hohn die Sache des Papſtes im Stich gelaſſen und den unglücklichen General Lamoricière verrathen hatte. Die Gründe, aus welchen Napoleon III. den Papſt bei Seite ſchob, ſind nicht hinlänglich ermittelt. Sie lagen wohl in dem Plan einer Allianz Frankreichs nicht nur mit Italien, ſondern auch mit Oeſterreich. Im Anfang des Auguſt fand zwiſchen den Höfen von Wien, Florenz und Paris

ebhafter Verkehr ſtatt. Von Wien kam Graf Bitzthum (ein Sachſe, Verfaſſer einer fanatiſch antipreußiſchen Schrift über den ſiebenjährigen Krieg, daher mit dem Grafen Beuſt nach Wien übergeſiedelt) nach Florenz und ſollte ſodann nach Paris abgehen. Von Florenz kam Graf Areſe nach Wien. Eine höchſt ſeltſame Correſpondenz der A. A. Z. wollte wiſſen, Oeſterreich könne ſich möglicherweiſe entſchließen, ſich im Kampf des Germanismus gegen den Romanismus an den erſtern anzuſchließen und „Deutſchland am Mincio zu vertheidigen." Damit ſollte wohl Italien eingeſchüchtert und in die Tripelallianz hineingeſchreckt werden. Eben ſo abenteuerlich und eben ſo argliſtig nur auf die Bethörung der Italiener berechnet war die andere Meinung, welche die Lügenpreſſe verbreitete, nämlich: Der König von Preußen nehme den Papſt in ſeinen Schutz und habe dem König von Italien bereits mit einer Kriegserklärung gedroht, falls er die römiſche Grenze überſchritte. Alle dieſe Lügen wurden im ſchwärzeſten Preußenhaß erſonnen und förmlich fabrikmäßig geſchmiedet.

Noch iſt zu bemerken, daß General Cialdini, der ſich ſo eifrig um ein Bündniß Victor Emanuels mit Napoleon III. bemühte, über die ſpaniſche Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern grenzenlos erbittert war, weil er früher als außerordentlicher Botſchafter Victor Emanuels nach Madrid entſandt, ſich geſchmeichelt hatte, als Mentor des damals zum Kronkandidaten vorgeſchlagenen Prinzen aus dem Hauſe Savoyen künftig Spanien regieren zu können. Derſelbe Cialdini hatte im Einverſtändniß mit Gramont den edlen Lamoricière verrathen und war dafür vom franzöſiſchen Marſchall Peliſſier in einem offenen Briefe, wie man einen Hund wegſtößt, mit „dem Abſatz ſeines Stiefels" im Namen von ganz Frankreich bedroht worden. Welche Stirn, ſich nun doch dieſem Frankreich wieder aufdrängen zu wollen!

Der Papſt hatte es ſeiner Stellung für angemeſſen erachtet, zwiſchen den beiden kriegführenden Mächten eine Vermittlung zu

verſuchen, welche von Frankreich ſchroff, von Preußen höflich abgelehnt wurde. Nun gelangten die Siegesnachrichten nach Rom. Der Flug des preußiſchen Adlers über Frankreich mußte den Großaugur in hohem Grade frappiren. In dem Augenblick, in welchem die römiſche Curie von Frankreich und Oeſterreich verlaſſen und von Italien ſogar ſchwer bedroht war, mußte ſie ſich natürlicherweiſe zum Gegner der franzöſiſch-öſterreichiſchen Politik hingezogen fühlen. Es hieß daher, Cardinal Antonelli habe dem König von Preußen offiziell zu ſeinen Siegen Glück gewünſcht. Ein Schreiben aus Rom vom 12. Auguſt in der A. A. Zeitung meldete: „Freiherr v. Arnim hatte am Tage ſeiner Rückkehr von Berlin zwei Audienzen beim Papſt und überbrachte ihm ein Handſchreiben des Königs Wilhelm, in Bezug auf welches der Papſt bemerkte: es komme das Heil der Kirche in größter Gefahr oft von ganz unerwarteter Seite. Arnim conferirte ſofort mit Antonelli, dem Miniſter des Innern und des Kriegs, und mit dem Polizeidirektor. Er überbrachte ermuthigende Zuſicherungen und ſogar Inſtruktionen.“

In der Schweiz herrſchte große Aufregung. Am beſten hätten die Schweizer gethan, Frankreich den Krieg zu erklären, wozu ſie völlig berechtigt waren, ſeitdem Napoleon III. die Verträge gebrochen und ſie ihres Beſatzungsrechtes im nördlichen Theile von Savoyen beraubt hatte. Es lag im Intereſſe der Schweiz wie Italiens, den böſen, unleidlichen, immer von neuem unverſchämt fordernden und raubenden franzöſiſchen Nachbar unſchädlich zu machen. Das konnte ſie nur im Bunde mit Deutſchland und dann hätte Frankreich der Uebermacht unterliegen müſſen. Sie durften nicht zaudern, Deutſchland nicht allein kämpfen laſſen. Die Schweiz begnügte ſich aber, wie Italien und Belgien, mit der bewaffneten Neutralität, beſetzte ihre Grenzen und wählte den Oberſten Herzog (von Aarau) zum Obergeneral. Ihr Eifer war übertrieben und die Zahl der Milizen, die ſie aufbot, viel zu groß für den Zweck, ſo daß ſie nach wenig Wochen wieder zurückgezogen wurden. Aber in jenem Eifer verrieth

ſich die Sorge, Frankreich könne abermals rückſichtslos gegen die Schweiz verfahren wollen, oder Deutſchland könne ſich einmal erinnern, daß die Schweizer Deutſche ſind, und daß ihr Land ein Theil des deutſchen Reiches geweſen iſt.

Man bemerkte daher hin und wieder in der Schweiz eine Stimmung wie in Holland. Man ſchrieb aus der Schweiz unterm 19. Auguſt: „Es war anno 1866 zur Zeit des preußiſch-öſterreichiſchen Krieges, noch vor der entſcheidenden Schlacht bei Königgrätz, als ein ſonſt ſehr geachtetes Mitglied des ſchweizeriſchen Bundesrathes folgende denkwürdige Worte ſprach: ‚Sie wiſſen, daß wir mit Oeſterreich nie gerade Freunde waren; aber eine Niederlage wäre den Preußen zu gönnen von unſerem Standpunkte aus; denn wenn wir einſt die preußiſchen Pickelhauben ſich im Bodenſee ſpiegeln ſehen, dann ſind wir verloren.‘ Dieſe Worte finden gerade heutzutage im preußiſch-franzöſiſchen Kriege ein tauſendfaches Echo, beſonders in den Kreiſen der altconſervativen Schweiz. Dank der edeln Theilnahme, welche die deutſchen Opfer franzöſiſcher Barbarei bei ihrer Ankunft in der Schweiz jüngſt gefunden und noch finden werden; allein die Thatſache kann auch dem unbefangenſten Beobachter nicht entgehen, daß die Neutralität der Schweiz ſo recht eigentlich in das Innerſte des Bundespalaſtes zu Bern gebannt iſt, daß ein übergroßes Mehr der ſchweizeriſchen Bevölkerung für ſeinen thurgauiſchen Landsmann Napoleon außerordentliche Sympathien zeigt und alle ſeine Schattenſeiten, wie ſie nun bei der neuaufgehenden Sonne der Wahrheit und Gerechtigkeit zu Tage treten, nach Kräften zu verdecken ſucht. Dieſes Liebäugeln mit dem Franzoſenthum macht ſich ſowohl im Norden als im Süden der Schweiz, ſowohl in der Preſſe, als im Privatverkehr fühlbar, und mag auch der Bundesrath hundertmal ‚energiſchen Proteſt gegen derartige Verdächtigungen der ſchweizeriſchen Neutralität einlegen‘, wozu er ſich jüngſt veranlaßt ſah, ſo werden es ihm die Schweizer ſelbſt am allerwenigſten glauben. Hiefür nur zwei Beiſpiele. In der Stadt Bern hatten deutſche

Gewerbsleute ihrer freudigen Stimmung über die bisherigen günstigen Erfolge der deutschen Heere in größeren Wirthschaftslokalen Luft gemacht. Sie wurden hiefür nicht nur von der Gesellschaft mit Schmähworten und Drohungen insultirt, sondern ein Korrespondent der Luzerner Zeitung fand sich bemüßigt, in derselben Zeitung ein ‚probates Mittel' zu bezeichnen, um die Deutschen zum Schweigen zu bringen; man entzieht ihnen die Kunden. Mir selbst begegnete ein ähnlicher Fall. Am 20. dies erhielt ich von Freundeshand die telegraphische Depesche über den glänzenden Sieg der Deutschen bei Metz. Voll Freude hierüber ging ich zu meinem Landsmann aus W.....ten, um ihm diese Siegesbotschaft mitzutheilen. In seinem Geschäftslokale waren ziemlich viele Schweizer. Aber welcher Lärm, welch allseitiger Widerspruch erhob sich bei Mittheilung dieser Depesche! Nur meine amtliche Stellung diente mir als Schutzwehr gegen diese Mitrailleuse giftiger Zungen. Das die Neutralität der schweizerischen Bevölkerung in praxi."

Dagegen verrieth sich wieder der gute deutsche Sinn in dem Wohlwollen, mit welchem die aus Frankreich vertriebenen Deutschen einige Wochen später an den Schweizergrenzen aufgenommen, unterstützt und weiter befördert wurden, und der besonnenere Theil der Eidgenossen hat sich gewiß nie darüber getäuscht, daß der Schweizer Freiheit von Deutschland aus nicht die mindeste Gefahr droht. Wenn auch Deutschland wieder ein einiges Reich und noch so mächtig würde, so läge es durchaus in seinem Interesse, die Schweiz in der Vielgestaltigkeit ihrer kleinen Republiken bestehen zu lassen, weil dieselbe der Spaltung ihrer durch hohe Gebirge getrennten Thäler und eigenthümlichen historischen Entwicklung entspricht, und dem starken Nachbar, zumal dem stammverwandten, ungefährlich ist. Hat doch sogar der erste Napoleon, obgleich er ein Wälscher und ein unumschränkter Despot war, der Schweiz ihre Cantonalverfassung gelassen nnd soweit sie durch die sog. helvetische Republik gestört war, wieder hergestellt.

Belgien, nach den Enthüllungen der Times durch Frankreich faſt noch mehr bedroht als die deutſchen Rheinlande, und doch zu ſchwach, um Frankreich den Krieg erklären zu können, entſchloß ſich raſch wenigſtens zu einer bewaffneten Neutralität, welche die beiden kriegführenden Mächte auch anerkannten. Der franzöſiſchen Argliſt tief mißtrauend, machten die Belgier die Eiſenbahn an der franzöſiſchen Grenze unbrauchbar, beſetzten die Grenze mit Truppen und verſtärkten die Befeſtigung von Antwerpen. Auch England hatte ein aufmerkſames Auge auf Antwerpen und es hieß, es werde ſeine Flotten dahin ſenden.

Holland dagegen verharrte in ſeinem verknöcherten Deutſchenhaß. Es erklärte ſich zwar ebenfalls für neutral, rüſtete aber ſeine Armee unter dem Prinzen von Oranien und man bemerkte nicht nur in den oberen, ſondern auch in den unteren Regionen mehr Hinneigung zu Frankreich als zu Deutſchland, obgleich ſie ſelber ächte Deutſche ſind. Eine Unnatur, deren ſich die Nachkommen der heutigen Holländer gewiß einmal ſchämen werden.

Unter den in den Tuilerien gefundenen Papieren fand ſich folgender Brief der Königin von Holland an den Kaiſer vom 13. Juli 1866, alſo bald nach der Schlacht von Königgrätz und der Ceſſion Venetiens. Er lautet nach Angabe der „Indépendance“: „Sie machen ſich merkwürdige Illuſionen! Ihr Preſtige hat in den letzten vierzehn Tagen mehr abgenommen, als während der ganzen Dauer Ihrer Regierung. Sie laſſen es zu, daß die Schwachen vergewaltigt werden, Sie laſſen Brutalität und Frechheit ihres nächſten Nachbars über die Maſſen wachſen, Sie nehmen ein Geſchenk an und gönnen dem, der es Ihnen macht, nicht einmal ein freundliches Wort. Ich bedauere, daß Sie mich in dieſer Frage für intereſſirt halten und daß Sie nicht die verhängnißvolle Gefahr eines mächtigen Deutſchlands und eines mächtigen Italiens ſehen. Ihre Dynaſtie iſt bedroht und wird die Folgen tragen. Ich ſage es, weil es die Wahrheit iſt, die Sie zu ſpät erkennen werden.

Glauben Sie nicht, daß das Unglück, welches mich in dem Mißgeschick meiner Heimath trifft, mich ungerecht oder mißtrauisch mache. Nach Abtretung Venetiens mußten Sie Oesterreich unterstützen, an den Rhein marschiren, Ihre Bedingungen stellen. Oesterreich erwürgen, ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein Fehler. Vielleicht ist dies mein letzter Brief, indessen würde ich geglaubt haben, einer alten und aufrichtigen Freundschaft nicht zu entsprechen, wenn ich nicht ein letztes Mal die volle Wahrheit gesagt hätte. Ich glaube nicht, daß sie Gehör finden wird, aber ich will mir eines Tages sagen können, daß ich Alles gethan habe, um dem Zusammensturze dessen vorzubeugen, was mir so viel Zutrauen und Zuneigung eingeflößt hatte." Darin liegt, wäre der Brief auch nur fingirt, der Schlüssel der holländischen Angstpolitik.

Spanien verhielt sich zu den kriegführenden Mächten neutral und proclamirte seine Neutralität offiziell am 27. Juli durch den Minister Sagasta. Seine Sympathien waren für Deutschland, aber seine Mittel reichten nicht aus, um Frankreich den Krieg erklären zu können, da es im eigenen Innern gegen Parteierhebungen gerüstet bleiben mußte und keine Truppen auswärts zu verwenden hatte. Natürlicherweise mußte es sich tief verletzt fühlen durch die Unverschämtheit, mit welcher ihm Frankreich vorschreiben wollte, wen es zum König wählen solle und wen nicht. Diese Stimmung machte sich auch Luft in der feurigen Begeisterung, mit welcher die in Spanien lebenden Deutschen gefeiert wurden, welche nach Deutschland zurückkehrten, um dort ihrer Militärpflicht zu genügen. In Barcelona wehte am 20. Juli die norddeutsche Fahne neben der spanischen, wurde den abreisenden Deutschen ein Fest gegeben und ein spanischer Universitätslehrer hielt eine Rede, worin er sagte: „Der freche französische Nachbar braucht eine tüchtige Züchtigung." Ein republikanisches Journal verleugnete gänzlich den altspanischen Katholicismus und den romanischen Racencharakter, indem es schrieb: „Als Angehörige der lateinischen Race sollten wir den Triumph

der französischen Waffen wünschen, aber als civilisirte Menschen wünschen wir den Sieg des rationalistischen Volkes über das katholische. Als Republikaner wünschen wir die Niederlage Frankreichs, welche den Triumph der Republik in allen lateinischen Ländern bedeutet, und als Spanier wünschen wir, daß die Bonaparte am Rhein nochmals für das unwürdige Attentat von Bayonne büßen."

Admiral Topete hoffte, jetzt wieder für den Herzog von Montpensier wirken zu können, verlangte zu diesem Behuf eine baldige Wiedereinberufung der Cortes, aber er drang nicht durch. Auch die Carlisten rührten sich, wurden jedoch bald wieder unterdrückt. Es kam nur zu einer kleinen Erhebung in Navarra, der carlistische General Diaz aber, der sie leiten sollte, wurde mit mehreren Offizieren und etwa hundert Mann von den Douaniers der französischen Grenze festgenommen.

Der spanische Gesandte in Paris war der bekannte Olizaga, der immer ein gutes Verhältniß mit Frankreich unterhielt und deßfalls jeder der in Paris wechselnden Regierungen gefällig war. Eine Correspondenz aus Madrid vom 16. August in der A. A. Zeitung charakterisirte ihn folgendermaßen: „Der maßlos eitle Herr Olizaga, Olliviers Bewunderer und Busenfreund und Eugenias täglicher Gast, hat so sehr seiner Stellung und der Würde Spaniens vergessen, daß er bis zum Ende dem zweiten Kaiserthum die niedrigsten Handlangerdienste leistet. Keine Siegesdepesche aus dem kaiserlichen Hauptquartier ist so verlogen, keine Intrigue des Tuilerienkabinets zur Täuschung der öffentlichen Meinung über angeblich von Preußen bezahlte Umtriebe der Republikaner in Paris so plump erfunden, daß derselbe sie nicht hierher meldete."

Auch Rußland nahm zu dem neuen westeuropäischen Kriege eine neutrale Haltung ein. Die polnische Agitation in Galizien träumte zwar von Siegen Frankreichs, die auch eine Befreiung und Wiederherstellung Polens zur Folge haben würden, und die preußenfeindlichen Organe Oesterreichs malten lügenhaft ein Bündniß Ruß-

lands mit Preußen an die Wand, um damit die Ungarn zu ſchrecken und für Oeſterreich in die Waffen zu rufen. Dadurch erhielt aber Rußland nur den erwünſchten Vorwand, an der Grenze von Galizien Truppen aufzuſtellen, mit denen es auf alle Fälle bei der Hand ſeyn konnte, wenn ihm die Ereigniſſe im Weſten eine günſtige Chance boten, aus der Neutralität herauszutreten. Seine natürliche Politik war, wenn etwa Oeſterreich ſich mit Frankreich und Italien gegen Deutſchland verbinden wolle, Oeſterreich anzugreifen, vor allem Galizien wegzunehmen und die öſterreichiſchen Slaven gegen die Wiener Regierung aufzureizen. Ohne eine Zertrümmerung Oeſterreichs durfte Rußland niemals hoffen, Herr an der untern Donau zu werden.

Es gab indeß auch eine Partei in Rußland, welche lieber Preußen bekriegt hätte. Das war die ſog. altruſſiſche Partei, welche durch die Moskauer Zeitung (Kalkow), den Golos und die Petersburger Börſenzeitung vertreten war und auch am Hofe Gönner zählte. Dieſe Partei hetzte ſchon lange gegen Preußen, als ob dasſelbe die deutſchen Oſtſeeprovinzen von Rußland abreißen wolle, hauptſächlich aber, weil ſie einen tiefen Aerger darüber empfand, daß die Einheit der Deutſchen zu Stande kommen ſollte. Ihrer Meinung nach ſollte nur die ſlaviſche Race nach politiſcher Einheit ſtreben dürfen, nicht aber die germaniſche. Dieſe Partei aber durfte doch ein Zuſammengehen Rußlands mit Frankreich gegen Deutſchland nicht beantragen, denn es wäre dem Intereſſe Rußlands zuwider gelaufen, Frankreich (und damit auch indirekt Oeſterreich) zu ſtärken, weil dieſe ſeine Hauptgegner in der orientaliſchen Frage waren.

Die engliſche Preſſe ſprach ſich anfangs ungünſtig über die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern aus, weil ſie Erhaltung des Friedens wünſchte. Als ſie aber inne wurde, Preußen ſey bei dieſer Frage unbetheiligt und Frankreich allein ſuche Händel, erklärte ſie ſich alsbald gegen die zum Krieg herausfordernde Unverſchämt-

den ich zu Bewachung des Gepäcks zurückgelaſſen, von ſeiner Colonne zur Unterſtützung der unſrigen, den Generalmajor Sergejeff ab. Dieſer nahm ſeine Richtung zur Seite des Gebirgs, und obgleich er ſieben oder acht tiefe und ſteile Schluchten zu paſſiren hatte, ſo kam er doch gerade in dem Augenblick auf den Feind los, wo dieſer unſern Flügel umgehen wollte. Die Koſaken erreichten früher den Gipfel des Felſens, und verbreiteten von dort aus Verwirrung in die Reihen des Feindes; da jedoch die Cavallerie des Generalmajors Sacken durch einen großen Moraſt und durch eine Menge tiefer, faſt nicht zu paſſirender Schluchten verhindert worden war, zur rechten Zeit anzukommen, ſo war es den Türken geglückt, aus dem Lager 2 Kanonen herbei zu führen, die ſie auf das Sergejeff'ſche Regiment richteten, wobei ſie zu gleicher Zeit auf dieſem Punkte bedeutende Streitkräfte entwickelten. Von den cherſonſchen Grenadieren unterſtützt, warf der tapfere General Sergejeff ſich auf ſie, ſchlug ſie in die Flucht und verfolgte ſie. Der Feind zog ſich auf ihm bekannten Fußpfaden durch ſteinichte Schluchten und über ſteile Felſen zurück, wo unſere Koſakenpferde kaum nachfolgen konnten. Auf einem dieſer Felſen machten die Türken Halt, ſtellten eine Kanone auf und wollten wieder anfangen zu feuern, aber der Generalmajor Sergejeff ſtürzte mit ſeinen Koſaken auf ſie los, und nahm die Kanonen weg, als ſie eben im Begriff waren ſie loszubrennen, wobei zwei ihn begleitende Officiere durch Säbelhiebe verwundet wurden. Die Cavallerieverſtärkung, die der Feind inzwiſchen erhalten hatte, verhinderte die Unſrigen ihre Verfolgung fortzuſetzen, die ohnehin durch die Hohlwege äußerſt ſchwierig gemacht wurde. Die Türken begannen, ſich auf ihr Lager zurückzuziehen, und ich gab meinen Truppen den Befehl, ihre Stel-

lun-

heit der Tuilerien. Der engliſche Miniſter des Auswärtigen, Lord Granville, erklärte am 11. Juli im Oberhauſe, als ihm der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Lavalette, von der Candidatur des Prinzen von Hohenzollern und von dem Entſchluß des franzöſiſchen Cabinets, ſich dieſer Candidatur zu widerſetzen, Mittheilung gemacht, ſey er ſehr überraſcht geweſen, habe ihm jedoch erwidert, er könne nicht allen ſeinen Ausführungen beipflichten, müſſe ſeine eigene Anſicht einſtweilen zurückhalten, bedauere aber, daß die franzöſiſche Regierung von Anfang an eine ſo ſtarke Sprache geführt habe. England bot den zum Kriege vorſchreitenden Mächten ſeine Vermittlung an, die jedoch von Frankreich abgelehnt wurde. Lord Lyons, der engliſche Geſandte in Paris, ſprach mit Gramont und meinte, wenn Prinz Leopold die Candidatur aufgebe, ſey die ganze Sache erledigt. „Aber," fährt Lyons fort, „Herr von Gramont ſagte, daß dieſer Zuſtand der Dinge (die Zurückziehung der Thronkandidatur) die franzöſiſche Regierung ſehr in Verlegenheit ſetze. Auf der einen Seite ſey die öffentliche Meinung in Frankreich ſo aufgeregt, daß es zweifelhaft ſey, ob das Miniſterium nicht morgen geſtürzt werde, wenn es nach der Kammer ginge und die Angelegenheit als erledigt ankündigte, ohne eine vollſtändige Genugthuung von Preußen erlangt zu haben." Was nun Granville betrifft, ſo drückte dieſer gegen Frankreich zwar ſein Bedauern aus, daß es ſich mit der Entſagung Leopolds nicht begnügen wolle und mehr von Preußen verlange, empfahl aber nichtsdeſtoweniger am 14. Juli dem Könige von Preußen, ſeine Zuſtimmung zum Rücktritt Leopolds mitzutheilen, d. h. alſo der unberechtigten Forderung Frankreichs nachzugeben. Natürlicherweiſe wies der König dieſe Zumuthung von ſich. Nun erklärte die engliſche Regierung zwar, ſie werde ſich neutral verhalten, duldete aber, daß für Frankreich Kohlen und Pferde in England aufgekauft wurden, wogegen Preußen proteſtirte. Der Kohlenverkauf wurde nun unterſagt, doch nur der Verkauf an Kriegsſchiffe.

Das nüchterne Verhalten Englands erlitt eine Unterbrechung. Am 25. Juli brachte die Times einen Plan zum Vorschein, welchen Napoleon III. schon vor vier Jahren während des Luxemburger Handels dem König von Preußen sollte vorgeschlagen, in den letzten Tagen aber erneuert haben. Nach diesem Plan hätte Preußen die Mainlinie überschreiten und Süddeutschland an sich reißen, Frankreich aber Luxemburg und ganz Belgien bekommen sollen. Preußen habe sich jedoch geweigert auf diesen Plan einzugehen. So die Times. Diese Enthüllung machte außerordentliches Aufsehen, so daß es an Interpellationen im Parlament nicht fehlte. Die Minister antworteten, sie wüßten von nichts und man müsse abwarten, wie sich die Höfe von Paris und Berlin darüber erklären würden. Inzwischen war man in England lebhaft aufgeregt und konnte es Frankreich nicht verzeihen, daß es auf so hinterlistige Art durch eine versuchte Bestechung Preußens Belgien und den wichtigen Hafen von Antwerpen habe gewinnen wollen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß schon acht Tage vor den Enthüllungen der Times in ultramontanen Blättern Süddeutschlands der Verdacht geäußert wurde, Preußen meine es nicht gut mit Süddeutschland und werde sich schließlich mit Frankreich dahin verständigen, daß das linke Rheinufer an Frankreich, und Süddeutschland an Preußen falle. Durch diese Ausstreuung wollte die ultramontane Presse die Süddeutschen gegen Preußen hetzen. In England hatte die Enthüllung den entgegengesetzten Zweck, nämlich vor der Arglist Frankreichs zu warnen und die Aufmerksamkeit auf den Schutz Belgiens zu lenken.

Zwei Tage später, am 27. bestätigte die Correspondance de Berlin die Mittheilung der Times und fügte hinzu: Der von Benedetti's Hand geschriebene Vertragsentwurf befindet sich in dem norddeutschen Bundesamte für Auswärtiges. Schon vor dem Kriege von 1866 habe Frankreich Preußen eine Allianz angeboten mit dem Versprechen, ebenfalls an Oesterreich den Krieg zu erklären und mit 300,000 Mann anzugreifen, wenn Preußen verschiedene Gebiets-

abtretungen am linken Rheinufer zugeſtehen wolle. Im Intereſſe des Friedens beſchränkte ſich das Berliner Kabinet mit Zurückweiſung der Anerbietungen, ohne davon weitere Kunde zu geben. — Dagegen hatte Gramont die Stirn zu behaupten, die Anträge ſeyen von Preußen ausgegangen und Benedetti habe ſie ſich von Bismarck dictiren laſſen. So ſchrieb wenigſtens der franzöſiſche Geſandte Lavalette im Namen Gramonts an Lord Granville, der dies am 29. Juli dem Oberhauſe anzeigte.

Am 31. Juli veröffentlichte der preußiſche Staatsanzeiger eine Cirkulardepeſche des Grafen Bismarck an die Vertreter des Norddeutſchen Bundes bei den neutralen Staaten. Darin führt Graf Bismarck aus, daß das von der „Times" veröffentlichte Schriftſtück keineswegs der einzige in dieſem Sinne gemachte Vorſchlag ſey, und macht darauf aufmerkſam, daß der Gedanke der franzöſiſchen Regierung an die Möglichkeit einer derartigen Transaktion mit einem deutſchen Miniſter, deſſen Stellung durch ſeine Uebereinſtimmung mit dem deutſchen Nationalgefühl bedingt ſey, nur in der Unbekanntſchaft der franzöſiſchen Staatsmänner mit den Grundbedingungen der Exiſtenz anderer Völker ſeine Erklärung findet. Die Beſtrebungen des franzöſiſchen Gouvernements, ſeine begehrlichen Abſichten auf Belgien und die Rheingrenze mit preußiſchem Beiſtande durchzuführen, ſeyen ſchon vor dem Jahre 1862, alſo vor der Uebernahme des auswärtigen Amtes durch den Grafen Bismarck, an ihn herangetreten.

„Durch die äußerliche Einwirkung auf die europäiſche Politik machten ſich die erwähnten Tendenzen der franzöſiſchen Regierung zunächſt in der Haltung erkennbar, welche Frankreich in dem deutſch-däniſchen Streit zu unſeren Gunſten beobachtete. Frankreich rechnete ſchon im Jahre 1865 auf den Ausbruch des Krieges zwiſchen uns und Oeſterreich, und näherte ſich uns bereitwilligſt wieder, als unſere Beziehungen zu Wien ſich zu trüben begannen. Vor Ausbruch des öſterreichiſchen Krieges im Jahre 1866 ſind theils

durch Verwandte des französischen Kaisers, theils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere Transaktionen zum Behufe der beiderseitigen Vergrößerung zu Stande zu bringen. Es handelte sich bald um Luxemburg, bald um die Grenze von 1814 (Landau, Saarlouis), bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sey, nicht ausgeschlossen blieben. Im Mai 1866 nahm die Zumuthung die Gestalt des Vorschlags eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses an, von dessen Grundzügen der folgende Auszug in den Händen des Grafen Bismarck blieb.

1) En cas de congrès poursuivre d'accord la cession de la Vénétie à l'Italie et l'annexion des duchés à la Prusse. 2) Si le congrès n'aboutit pas, alliance offensive et défensive. 3) Le Roi de Prusse commencera les hostilités dans les 10 jours après la séparation du congrès. 4) Si le congrès ne se réunit pas, la Prusse attaquera dans 30 jours après la signature du présent traité. 5) L'empereur des Français déclarera la guerre à l'Autriche dès que les hostilités seront commencées entre l'Autriche et la Prusse (en 30 jours, 300,000). 6) On ne ferait pas de paix séparée avec l'Autriche. Vénétie á l'Italie; à la Prusse le territoire Allemagne ci dessous (7 à 8 millions d'âmes au choix), plus la réforme féderale dans le sens prussien; pour la France le territoire entre Moselle et Rhin sans Coblence ni Mayence, comprenant 500,000 âmes de Prusse et de Bavière. Rive gauche du Rhin: Birkenfeld, Homburg, Darmstadt 213,000 âmes. 8) Convention militaire et maritime entre la France et la Prusse dès la signature. 9) Adhésion du roi d'Italie. Die Stärke des Heeres, mit welchem der Kaiser nach Art. 5 uns beistehen wollte, wurde in den schriftlichen Erläuterungen auf 300,000 Mann angegeben. Die Seelenzahl der Vergrößerung, welche Frankreich erstrebte, belief sich nach den französischen mit der

Wirklichkeit nicht übereinstimmenden Berechnungen auf 1,800,000 Seelen. Nachdem wir im Juni des Jahres 1866, ungeachtet mehrfacher faſt drohender Mahnungen zur Annahme des obigen Allianzprojektes abgelehnt hatten, rechnete die franzöſiſche Regierung nur auf den Sieg Oeſterreichs und auf unſere Ausbeutung für den franzöſiſchen Beiſtand nach einer eventuellen Niederlage, mit deren diplomatiſcher Anbahnung die franzöſiſche Politik ſich nunmehr nach Kräften beſchäftigte. Von der Zeit an hat Frankreich nicht aufgehört uns durch Anerbietungen auf Koſten Deutſchlands und Belgiens in Verſuchung zu führen."

Nachdem die Note ausgeführt hat, warum es dem Grafen Bismarck möglich geweſen, den franzöſiſchen Staatsmännern, die ihnen eigenthümlichen Illuſionen ſo lange zu belaſſen, ohne ihnen irgend welche auch nur mündliche Zuſage zu machen, fährt die Note fort: „Nachdem die Verhandlung mit dem Könige der Niederlande über den Ankauf Luxemburgs in der bekannten Weiſe geſcheitert war, wiederholten ſich mir gegenüber die erweiterten Vorſchläge Frankreichs, welche Belgien und Süddeutſchland umfaßten. In dieſe Konjunctur fällt die Mittheilung des Benedetti'ſchen Manuſkripts.

Daß der franzöſiſche Botſchafter ohne Genehmigung des Souveräns mit eigener Hand dieſe Vorſchläge formulirt, ſie mir überreicht und unter Modificirung von Textſtellen, die ich monirte, verhandelt haben ſollte, iſt eben ſo unwahrſcheinlich, wie die Behauptung, daß der Kaiſer Napoleon der Forderung der Abtretung von Mainz, welche mir im Auguſt 1866 unter Androhung des Kriegs im Falle der Weigerung durch Benedetti amtlich geſtellt wurde, nicht beigeſtimmt habe. Zur Zeit der Vorbereitung der belgiſchen Eiſenbahnhändel (März 1868) wurde mir von einer hochſtehenden Perſon, welche den früheren Verhandlungen nicht fremd war, mit Bezugnahme auf die letzteren angedeutet, daß für den Fall einer franzöſiſchen Occupation Belgiens: ‚Nous trouverions bien notre Belgique ailleurs.' In gleicher Weiſe wurde mir bei

früheren Gelegenheiten zu erwägen gegeben, daß Frankreich bei der Löſung der orientaliſchen Frage ſeine Betheiligung nicht im fernen Oſten, ſondern nur unmittelbar an ſeinen Grenzen ſuchen könne."

Um den Eindruck dieſer Enthüllungen einigermaßen abzuſchwächen und, wenn ſie ſich auch vor den europäiſchen Cabinetten nicht reinigen konnte, doch eine Gegenbeſchuldigung gegen Preußen zu improviſiren, ſteckte ſich die ſchamloſe Politik Frankreichs hinter den berüchtigten, zu allem brauchbaren ungariſchen Abenteurer, General Türr, welcher ein von ihm verfaßtes Schreiben an den Grafen Bismarck veröffentlichte, worin er demſelben vorhielt, er habe ja ſelbſt 1867 gegen ihn geäußert, er ſey ganz damit einverſtanden, daß Belgien an Frankreich kommen ſolle. Die beſte Widerlegung dieſer Türr'ſchen Lüge iſt die Thatſache, daß Belgien nicht an Frankreich gekommen iſt, denn wenn Preußen wirklich mit Frankreich einverſtanden geweſen wäre, daß letzteres Belgien annectiren dürfe, ſo wäre es auch annectirt worden und niemand hätte es zu hindern vermocht.

Eine Stimme ertönte damals aus England wie aus dem Himmel, gleich der des zürnenden Jehovah wider den Frevel, welchen die europäiſche Diplomatie immer noch mit den Völkern zu treiben fortfährt. Der Rev. Stopford Brooks, Kaplan der Königin von England, hielt in der St. James-Kapelle zu London eine Predigt über die franzöſiſche Kriegserklärung, welche im Druck erſchienen iſt. „Ein großes Verbrechen gegen die Menſchheit und alſo gegen Gott," ſo begann der zürnende Redner, „iſt begangen worden. Wieder ſoll der Menſch ſeinem Mitmenſchen als Feind entgegentreten; und zu welchem Zweck? Um die Stellung eines einzelnen Mannes zu ſichern und der leidenſchaftlichen Eitelkeit einer einzelnen Nation Befriedigung zu verſchaffen." Der Prediger führt hier aus, welche Leiden und welches Unheil ein Krieg in ſeinem Gefolge hat und wie dieſes Unheil in unſerer gebildeten Zeit lebhafter empfunden wird als früher. „Um ſo ungeheurer iſt die Schuld derer, welche jetzt es unternehmen, das Gebäude der Civiliſation, welches die

letzten 60 Jahre errichtet, umzustürzen, indem sie für schändliche Zwecke einen Krieg beginnen. Die Welt kennt keinen zweiten so großen Verbrecher, wie einen Herrscher, der die langsamen und mühevollen Errungenschaften des Friedens in andern Nationen durch sein eigenes Volk in einem Tage wieder zerstört, zu keinem andern Zweck, als seinen elenden Thron zu erhalten und die Gedanken seiner Unterthanen von den Forderungen der nationalen Freiheit abzulenken. Es ist grausam, daß wir in der Mitte von Europa gezwungen seyn sollen, in Gesellschaft einer Nation zu leben, die in Folge langer Unterdrückung und Hemmung ihrer edleren Kräfte das Schwert des Damokles für unsern Welttheil geworden ist, einer Nation, so eitel und reizbar, daß sie zum willenlosen Werkzeuge tief berechnender Menschen wird, so eifersüchtig auf ihre falsche Ehre, daß sie in jedem Augenblick zum Wahnsinn getrieben werden kann, so aufregbar, daß sie ein Kind mit der Kraft eines Mannes darstellt, und dabei doch von so brennendem Gefühl für das Recht, daß keine andere so viel für die Menschheit leisten könnte, wenn sie richtig gelenkt wäre, so reich an schöpferischen Gedanken, daß sie fähig wäre, die Gestalt der Erde umzuwandeln, wenn ihrem Enthusiasmus durch einige Jahre wahrer Freiheit ein gesunder Inhalt gegeben werden könnte, so von der Natur für die Künste des Friedens geschickt, daß sie im Stande wäre, die Gesammtheit der trägeren Völker mit der Liebe zum Schönen zu durchdringen, ohne deshalb das Nützliche zu vergessen ... Das ist die Nation, welche, kaum für einen Augenblick zu einem edleren Leben geweckt, nun zurückgeworfen wird in die Verübung einer Unthat, deren schlechteste Leidenschaften in Anspruch genommen, deren Thorheiten geweckt, deren Kräfte auf Mord und falschen Ruhm gerichtet und deren Nationalgefühl mit Haß und Neid gegen ein Brudervolk vergiftet wird. Nie hat die Welt ein schwärzeres Verbrechen gesehen. Es ist die Pflicht eines Dieners der Religion Christi, eine solche Unthat dem Abscheu der Menschen vorzuhalten. Mit prophetischem Blicke erkennt

der Prieſter die traurigen Folgen, die der Krieg für Frankreich ſelbſt haben muß. Es iſt faſt keine edle Eigenſchaft, keine von denen, auf welchen die wahre Ehre einer Nation beruht, die durch einen ſo ruchlos begonnenen, der Welt mit ſo flegelhafter Unverſchämtheit aufgedrängten Krieg nicht zerſtört werden müßte. Dieſer Krieg wird Frankreich mehr auf ſich ſelbſt zurückwerfen, es mehr iſoliren, weniger menſchheitlich und mehr franzöſiſch machen. Nachdem die erſte Aufregung vorbei iſt, wird er die Nation in ihren eigenen Augen herabwürdigen und wird dieſelbe in ihrer eigenen Schande nur um ſo hilfloſer zu den Füßen ihres Unterdrückers hinſtrecken. Denn was Anderes als Schande wird Frankreich fühlen können, wenn es ſich decimiren läßt für die Sicherheit eines Verbrechers! ... Für uns ſelbſt aber iſt es ein Wendepunkt, daß wir uns einem ſolchen Verbrechen gegenüber geſtellt ſehen. Es hätte bei uns bewirken ſollen, daß diplomatiſche Klugheit dem beleidigten ſittlichen Gefühle Platz macht. Diejenigen, welche das engliſche Volk vertreten, hätten ihren gerechten Unwillen, nicht aber ihre Furcht ausdrücken, hätten nüchtern, aber mit Ernſt für die Sache des Rechtes, die Sache der beleidigten Menſchheit und im Namen des Gewiſſens der engliſchen Nation ſprechen ſollen. Und wir hoffen, daß dies noch geſchehen werde. Denn wir halten es nicht für möglich, daß der Sinn für Recht und Wahrheit und der Glaube an einen Gott der Gerechtigkeit in England ausgeſtorben ſey, daß wir keine Stimme mehr haben, unſere Verdammung des Unrechts auszuſprechen, und unſeren Einfluß gegen den Uebelthäter geltend zu machen. Wir flehen zu Gott, daß er uns Frieden gebe und den Frieden uns erhalte, aber auch, daß unſer Friede nicht erkauft werde um den Preis einer Billigung des Böſen. Und wenn alle anderen Mittel fehlſchlagen, wenn die Gerechtigkeit vergebens angerufen wird, wenn der Schrei von Nationen, die der rechtloſen Gewalt erliegen, laut an unſer Ohr ſchlägt, mögen wir dann unſere Pflicht thun, die uns aufruft: für

die Sache Gottes und das Wohl der Menschen in die Schranken zu treten."

Das Volk in England benahm sich nicht so zurückhaltend und kühl wie das Ministerium, englische Blätter führten eine sehr derbe Sprache gegen Frankreich und die Times nannte Napoleons Verfahren geradezu ein Verbrechen. Das Volk las mit Begierde, Staunen und unverhohlener Sympathie die Nachrichten über die rasch auf einander folgenden Siege der Deutschen. Nur die Irländer hielten es aus begreiflichen Ursachen mit den Franzosen.

Die englische Regierung hatte vorzugsweise Belgien im Auge und suchte dessen Unabhängigkeit im bevorstehenden Kriege zu schützen. Belgien war zunächst von Frankreich bedroht. Aus den Enthüllungen der Times ging deutlich hervor, wie lange schon Napoleon III. sich Mühe gegeben hatte, zum Besitz von Belgien zu gelangen. Auch kündigten die Zeitungen schon an, es würden bedeutende französische Truppenmassen auf der Nordbahn vorgeschoben werden, in der Absicht über Holland ins nordwestliche Deutschland einzudringen, an dessen Küsten auch eine französische Flotte entsendet wurde. Ganz Belgien wurde dadurch allarmirt und die Regierung in Brüssel besetzte die Grenze mit Truppen. In Antwerpen machten die Arbeiter eine lebhafte Demonstration und riefen: Hoch lebe Preußen! nieder mit Frankreich! Auch war schon davon die Rede, eine englische Flotte sollte in See gehen, um Antwerpen zu beschützen. Dadurch wurde nun Napoleon III. bewogen, die Neutralität Belgiens eben so unbedingt anzuerkennen, wie Preußen.

Indessen würde man die englische Politik mißverstehen, wenn man glauben wollte, sie hätte nur wegen Belgien vor Frankreich Sorge gehabt. Die kühle Art, wie sie sich gegen den Norddeutschen Bund benahm, und die offenbare Verletzung der Neutralitätsgesetze, deren sie sich schuldig machte, sofern sie fortwährend den Verkauf von Kriegsbedürfnissen (Kohlen, Pferden, Patronen, Lebensmittel in ungeheuern Quantitäten) nach Frankreich zuließ, verriethen deutlich

ihre Mißstimmung gegen Deutschland. Die englische Regierung theilte ohne Zweifel die Besorgniß des niederländischen Cabinets im Haag, wenn Preußen diesmal wieder siege, wie vor vier Jahren, so werde es den Norddeutschen Bund noch mehr erweitern und zu einem großen deutschen Reiche ausdehnen. Dadurch würde aber die Selbständigkeit Belgiens und Hollands gefährdet werden, weil diese Staaten vormals integrirende Theile des deutschen Reichs gewesen seyen und die Neigung entstehen würde, sie früher oder später auch wieder dem neuen deutschen Reiche einzuverleiben. Dies zu verhindern, läßt sich nun England sehr angelegen seyn, denn wenn Belgien und Holland mit dem deutschen Reiche vereinigt werden, würde die deutsche Marine mächtig genug anwachsen, um der englischen eine bedenkliche Concurrenz zu machen.

Es ist nicht das erstemal, daß England solche Scrupel hegt. Schon nach dem Sturze Napoleons I. war es in den beiden Pariser Frieden und auf dem Wiener Congreß auf's eifrigste beflissen, unsere deutschen Niederlande, die dem französischen Reich einverleibt gewesen waren, nicht nur von diesem, sondern auch vom deutschen Bunde, der an die Stelle unseres alten Reiches trat, unabhängig zu machen. Die Nothwendigkeit, den ländergierigen Franzosen an der Maas und Schelde ein stärkeres Bollwerk als früher entgegenzusetzen, wurde nur zum Vorwand genommen, als man die ehemalige Republik Holland, die ehemaligen österreichischen Niederlande und dazu noch das Herzogthum Luxemburg, die Grafschaft Limburg und das Bisthum Lüttich zu dem neuen Königreich der Niederlande verschmolz. Die eigentliche Absicht bei der Schöpfung dieses unnatürlichen niederländischen Staates war die Schwächung des in den Befreiungskriegen unter preußischer Führung mächtig erstarkten Deutschland. Die Schöpfung des neuen gleichfalls über alle Gebühr vergrößerten Königreichs Hannover unter einem englischen Prinzen sollte damals den Einfluß Englands im nordwestlichen Deutschland noch mehr befestigen, und keineswegs blos gegenüber von Frankreich, sondern vorzugsweise auch gegenüber von Deutschland.

Das genügt, um auch wieder die heutige Politik Englands gegen Deutschland richtig zu verstehen.

Die vielen Deutschen, die in England lebten, brachen bei den Erfolgen ihrer Landsleute im französischen Kriege in Jubel aus. Viele junge Deutsche kamen aus England zurück, um in die deutschen Heere einzutreten. So allein achtzig geborene Frankfurter, die in englischen Kaufmannshäusern beschäftigt gewesen waren.

Auch aus Amerika eilten Deutsche herbei. Bancroft, der nordamerikanische Gesandte in Berlin, gab offen seine Sympathien für die deutsche Sache kund und zweifelte nicht, die Vereinigten Staaten werden für ihre deutschen Stammgenossen etwas thun. In St. Louis wurde sogleich eine Million Dollars für die Verwundeten und Waisen der im Franzosenkriege gefallenen deutschen Krieger gezeichnet. In Illinois setzte man 200 Dollars dem deutschen Soldaten aus, der die erste französische Fahnenstange erobern würde. Den Schutz der Deutschen in Frankreich während des Krieges übernahm der nordamerikanische Gesandte in Paris. Bis Ende Juli liefen noch eine Menge dem König von Preußen zujubelnde Adressen von den Deutschen aller nordamerikanischen Staaten ein, auch von St. Francisco.

Viertes Buch.

Die ersten Siege der deutschen Südarmee.

Nachdem der Krieg erklärt war, erließ der Kaiser der Franzosen eine Proclamation, worin er seine Regierung von aller Schuld rein wusch und Preußen allein den Störenfried Europas nannte: „Franzosen!“ so lautet die kaiserliche Ansprache, „es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, in welchen die Nationalehre in gewaltiger Erregung sich als unwiderstehliche Macht emporhebt ꝛc. Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt haben, hat unserm guten Willen und unserer Langmuth keine Rechnung getragen. Indem es sich in eine Bahn des gewaltthätigen Angriffs stürzte, hat es überall Mißtrauen erweckt, allen Nachbarn übertriebene Rüstungen aufgenöthigt und aus Europa ein Heerlager gemacht, in welchem die Ungewißheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen. Den neuen Anmaßungen Preußens gegenüber ließen sich unsere Einsprüche vernehmen. Man hat ihrer gespottet und sie mit Bezeugungen des Hohns beantwortet. Unser Land ist dadurch tief erbittert worden und es bleibt uns nur übrig, die Waffen entscheiden zu lassen. Wir führen den Krieg nicht gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir sind von dem Wunsche beseelt, daß die Völker, welche die große germanische Nationalität ausmachen, frei über ihre Geschicke verfügen

ſollen. Was uns betrifft, ſo verlangen wir nur die Herſtellung eines Standes der Dinge, der unſere Sicherheit gewährleiſtet und die Zukunft ſichert. Wir wollen einen dauerhaften, auf die wahren Intereſſen der Völker begründeten Frieden erobern. Die glorreiche Fahne, die wir noch einmal denen gegenüber entfalten, die uns herausfordern, iſt dieſelbe, die durch Europa die civiliſatoriſchen Ideen unſerer großen Revolution trug."

Lauter Lüge. Frankreich war nicht herausgefordert, ſondern forderte heraus. Frankreich ſollte angeblich nur gegen Preußen und nicht gegen Deutſchland Krieg führen, wurde hier gelogen und doch war nichts gewiſſer, als daß es nur die deutſche Politik Preußens war, die dem Kaiſer der Franzoſen ſo tiefen Groll erweckte. Die Deutſchen ſollten allein ſelbſt über ihre Geſchicke entſcheiden, log die Proclamation und doch hatte Napoleon III. wiederholt das linke Rheinufer für ſich begehrt und der engliſche „Obſerver" wollte aus guter Quelle wiſſen, Napoleon III. habe bereits ſeinen Entſchluß ausgeſprochen, es müſſe wie bisher Oeſterreich, ſo auch hinfort Preußen von Deutſchland ausgeſchloſſen werden, der Reſt von Deutſchland aber einen neuen Rheinbund bilden.

Das officielle Journal kündigte bereits den ſüddeutſchen Staaten an, der Kaiſer übernehme ihr Protectorat und werde ſie gegen Preußen ſchützen, wie auch die depoſſedirten Fürſten wieder herſtellen. Der Artikel ſchließt: „Der Sieg des Kaiſers wird ein Sieg der Gerechtigkeit ſeyn."

Nachdem Napoleon III. während ſeiner Abweſenheit im Feldlager die Regentſchaft feierlich ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Eugenie, übertragen hatte, reiſte er am 27. Juli zur Hauptarmee in Metz ab und ließ ſich dabei von ſeinem jungen Sohne begleiten. Er hatte bisher im Schloſſe von St. Cloud gewohnt und es fiel auf, daß er nur um Paris herum fuhr und die Stadt ſelbſt nicht betrat. Er fürchtete, Aeußerungen des Mißfallens zu begegnen.

Schon am folgenden Tage erließ er von Metz aus eine Pro-

klamation an die Armee: „Soldaten! Ich ſtelle mich an eure Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu vertheidigen. Ihr werdet eine der beſten Armeen Europas bekämpfen, aber andere, die eben ſo tüchtig waren, haben eurer Tapferkeit nicht widerſtehen können. Ihr werdet noch einmal beweiſen, was eine franzöſiſche Armee vermag. Welchen Weg wir auch außerhalb unſerer Grenzen einſchlagen, wir werden dort die glorreichen Spuren unſerer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Von unſern Erfolgen hängt das Schickſal der Freiheit und der Civiliſation ab."

Und doch lag hinter dieſen prahleriſchen Worten eine geheime Angſt verborgen. Der Kaiſer hatte nicht gewagt, ſich vor dem Ausmarſch in Paris blicken zu laſſen. Er nahm ſeinen Sohn mit unter dem Vorwand, ihn frühzeitig in die Heldenlaufbahn einzuweihen; aber es geſchah doch nur aus Angſt, weil er ihn, wenn er ihn in Paris zurückließe, dort nicht für ſicher hielt und im Fall großer Niederlagen im Felde ihn von jedem andern Ort in den Provinzen aus leichter nach Belgien und England flüchten laſſen konnte. Seine kurze Reiſe nach Metz hatte etwas Unheimliches. Er kam Abends in dieſer Stadt während eines furchtbaren Gewitters an und der Blitz warf einen General und zwei Stabsoffiziere ſeines Gefolges nahe bei ihm nieder.

Während der Kaiſer noch in ſeinem Manifeſte den Süddeutſchen Schutz gegen Preußen verſprach, als hätten ſie ihn darum gebeten, wußte er ſchon, daß er ſie an der Seite der Preußen ſich gegenüber finden würde, und der Ingrimm, ſich in Bezug auf ſie getäuſcht zu haben, verrieth ſich in den franzöſiſchen Blättern. Von dieſen wurde z. B. die badiſche Regierung fälſchlich beſchuldigt, völkerrechtswidrige Sprengkugeln an ihr Fußvolk vertheilt zu haben, und hinzugefügt, Baden ſolle dafür zur Rache, wie vormals die Pfalz, durch Mord und Brand verheert werden. Auch wurde Baden fälſchlich im „Pays" beſchuldigt, die Franzoſen, welche hier friedlich gelebt oder die Bäder beſucht hatten, ſeyen mißhandelt, geplündert oder über den Rhein

fortgejagt worden. Durch dieſe Lügen ſollten die franzöſiſchen Soldaten erbittert werden. Den afrikaniſchen Truppen, die man fortwährend in Algerien warb, hielt man lockend vor, welche reiche Beute ſie in Deutſchland machen würden, und wenn ſie wirklich ſiegreich hätten in Deutſchland vordringen können, ſo würden ſie Greuel begangen haben, von denen wir in Deutſchland beim Beginn des Krieges (denn wir lernten die Beſtialität dieſer Afrikaner erſt auf den Schlachtfeldern und in ihrer Gefangenſchaft kennen) keine Ahnung hatten. Aber die Pariſer Blätter ſelbſt, die auf der Höhe der Civiliſation zu ſtehen ſich rühmten, klatſchten im Voraus der Soldateska Beifall, die das friedliche Deutſchland recht mißhandeln und ausplündern würde. Im „Francois“ war zu leſen, die franzöſiſchen Soldaten ſollten in deutſchen Ortſchaften die Gärten mit der Gießkanne unterſuchen, denn wo das Waſſer ſchnell einſickere, werde man Koſtbarkeiten vergraben finden. Alles im Namen der Civiliſation und einer zärtlichen Sympathie für Deutſchland.

Der Kaiſer behielt ſich in Metz die Oberleitung des Krieges vor, hatte aber den Kriegsminiſter Leboeuf als Chef des Generalſtabs an ſeiner Seite. In und um Metz hatte er bereits den Kern der franzöſiſchen Armee unter dem Namen der Rheinarmee verſammelt, in einer Stärke von wenigſtens 200,000 Mann, und zwar die beſten franzöſiſchen Nationaltruppen mit der Garde unter General Bourbaki, mit den Marſchällen Canrobert und Bazaine. Eine zweite ſog. Südarmee unter dem berühmten Mac Mahon, Herzog von Magenta, der ſich in der Krim und Afrika rühmlich ausgezeichnet hatte und deren Stärke wenigſtens 100,000 Mann betrug, war gegen das Elſaß vorgeſchoben worden und dieſer Armee waren die Afrikaner einverleibt. Im ſtehenden Lager von Chalons, wo jährlich große Manöver abgehalten wurden, ſollten ſich noch Erſatztruppen und Mobilgarden erſt ſammeln. Außerdem ſollte noch eine franzöſiſche Landungsarmee von 50,000 Mann mit der franzöſiſchen Flotte aus dem Hafen von Cherbourg auslaufen, um an der

Nordseeküste zu landen und in Hannover einzufallen, dessen Bevölkerung sie durch eine welfische Revolution unterstützen sollte. Die erste Abtheilung der französischen Flotte ging frühzeitig ohne die Landungstruppen ab, wurde an der englischen und dänischen Küste gesehen, fuhr bis in die Ostsee hinein und sollte Kiel, Königsberg und Danzig bedrohen. Die zweite Abtheilung der französischen Flotte sollte mit den Landungstruppen erst nachfolgen. Die Einschiffung der letztern kam aber gar nicht mehr zu Stande. Wahrscheinlich wollte man erst einen Erfolg zu Lande abwarten, ehe man so viele Truppen zur See fortschickte. Auch soll es an Transportschiffen gefehlt haben.

Diese französischen Armeen, die aus regulärem Militär bestanden, mit den noch in Garnisonen zerstreuten Truppen zusammen, berechnete man im Ganzen zu 400,000. Auf dem Papier standen noch eben so viel Mobilgarden, die aber noch gar nicht einberufen, noch nicht exercirt und, wenn auch jetzt ein Theil von ihnen zu den Fahnen gerufen, doch unbrauchbar waren. Man hätte sie früher ausbilden können, aber man wollte ihnen keine Waffen geben, weil ein großer Theil der jungen Männer republikanisch gesinnt war; Andere waren friedlich gestimmt und scheuten den Krieg. Kurz die vielgepriesene Schöpfung des Marschalls Niel, die Reorganisation des französischen Heeres, ließ noch viel zu wünschen übrig und es verhielt sich im Ganzen damit, wie mit den angeblichen 800,000 Mann, mit denen Oesterreich im Jahr 1866 geprahlt, die es aber niemals zusammengebracht hatte.

Von den Mannschaften, die wirklich einexercirt waren, konnte man im Allgemeinen die altgewohnte französische Tapferkeit voraussetzen. Indessen hatte das Einstehersystem, welches man beibehalten, weil sich eine allgemeine Wehrpflicht, wie in Preußen, nach Niels eigenem Geständniß in Frankreich nicht durchführen läßt, neben seinen Vortheilen auch Nachtheile mit sich geführt. Es gereichte dem französischen Heere zum Vortheil, daß es in den Einstehern einen zu etwa 120,000 Mann berechneten Kern von alten und in den Waffen

und der Disciplin geübten Soldaten und Unteroffizieren bewahrte, die den Rekruten zum Halt und zum Muster dienten. Weil aber diese gediente Elite der Armee reichlich bezahlt und auch für ihre Weiber und Kinder Sorge getragen war, zeigten sich in ihr Uebelstände wie unter den altrömischen Prätorianern und unter den türkischen Janitscharen. Um sich die Vortheile ihrer Stellung zu erhalten, wurden die ältern Soldaten im Kampfe vorsichtiger und suchten ihr Leben mehr zu schonen. Auch bemerkte man etwas Aristokratisches an ihnen, was die Rekruten deprimirte, und schließlich durften sie sich außerhalb des Dienstes vielerlei Licenz erlauben, was der sittlichen Disciplin schadete. Der letztern geschah namentlich auch durch die Kameradschaft mit den schwarzen Afrikanern Eintrag, wie überhaupt durch die Afrikanisirung auch eines Theils der europäischen Truppen Frankreichs. Die Zuaven, wenn auch geborene Franzosen von weißer Hautfarbe, waren doch in ihrer Kleidung und Bewaffnung ganz zu Türken gemacht worden.

Auch im Offiziercorps waren ähnliche Veränderungen eingetreten. Die höhern Chargen der Marschälle und Generale waren zwar auch schon früher unverhältnißmäßig reich dotirt gewesen, während die Subalternoffiziere schlecht bezahlt waren. Auch hatten früher, ja schon seit ein paar Jahrhunderten, unter den französischen Offizieren sehr aristokratische Passionen und Licenzen vorgeherrscht; jedoch hielt man früher in Frankreich viel mehr theils auf Ritterlichkeit des Mannes dem Manne gegenüber, theils auf zarte Galanterie dem schönen Geschlecht gegenüber. Diese Auszeichnung ist nun mehr und mehr verloren gegangen und hat einer erstaunlichen Verwilderung des socialen Verkehrs Platz gemacht. Arroganz, Rücksichtslosigkeit haben die altfranzösische Grazie beim männlichen Geschlecht, wie Eigennutz und Schamlosigkeit beim weiblichen verdrängt. Der heutige Pariser Demimonde ist nur die natürliche Ergänzung des Afrikanerthums in der Armee.

Herr von Wickede sagt (in der Kölner Zeitung) von den fran-

zösischen Offizieren: „Manche sind ohne Zweifel Männer von Erziehung und Bildung und benehmen sich anständig, zurückhaltend aber höflich, andere hingegen scheinen recht rohe, ungebildete Gesellen zu seyn, die auch jetzt noch nach gewohnter Weise arrogant und übermüthig auftreten möchten und z. B. kaum danken, wenn die preußischen Offiziere sie zuerst höflich grüßten. Auch wollen sie jetzt noch Ansprüche machen und verlangen hier, wo die Sieger oft sich Entbehrungen auferlegen müssen, noch besondere Berücksichtigungen. Von der Anmaßung einzelner gefangener französischer Offiziere sah ich gestern noch ein rechtes Beispiel. Ein älterer preußischer General mit schon grauem Barte redete zwei gefangene unverwundete französische Offiziere sehr freundlich an. Die Flegel dankten kaum und hielten es nicht für nöthig, von ihren Stühlen nur aufzustehen. Da packte ein sehr großer preußischer Unteroffizier, der zufällig in der Nähe stand, den einen Franzosen, der noch ein junges Bürschlein mit recht frech aussehendem Gesichte war, ohne Weiteres beim Kragen, hob ihn in die Höhe und stieß ihn dann auf den Boden, zornig sagend: ‚Sie Polisson, wenn ein preußischer General Ihnen die Ehre erzeigt, überhaupt nur ein Wort mit Ihnen zu reden, so gehört es sich, daß Sie dabei aufstehen!‘ Wie der Blitz sprang jetzt auch der andre französische Offizier auf. Ueberhaupt die Unverschämtheit der Franzosen wird ihnen sehr gehörig von uns ausgetrieben werden, darauf kann man sich sicher verlassen.“

Der „Univers“ bemerkte: „Die französische Armee, aus Christen zusammengesetzt, ist keine christliche mehr. Es versteht sich, daß es Ausnahmen gibt, um so ehrenwerther, je seltner sie sind. Der französische Soldat kann im Lande der Freiheit seine Religion nicht frei ausüben. Menschliche Rücksichten, Geipött, ein despotischer Druck hindern ihn. Für den armen Soldaten, der aus dem Vaterhause in die Kaserne kommt, geschieht nichts. Hier erfrischt ihn kein religiöser Hauch, seine sittlichen Gefühle werden schwankend, selten widersteht er dem bösen Beispiel, bald ist sein Herz befleckt. Die Unter-

offiziere wissen nicht mehr, was Religion ist. Selber verdorben durch die schlechten Blätter — die Armee liest keine andern — verbreiten sie durch Wort und Beispiel den schlechten Geist und impfen ihn den jungen Soldaten ein."

Zur Abnahme der Ritterlichkeit trugen auch die neuen Erfindungen, die Chassepots und Mitrailleusen, bei. Die Maschine ersetzte mehr und mehr den Menschen. Vor sich einen Kugelhagel glaubte man sich durch diesen geschützt, als brauche man sich persönlich nicht mehr viel anzustrengen. Die einfachen Kanonen wurden früher von den Franzosen besser vertheidigt; von den Kugelspritzen sah man sie dagegen 1870 häufig davon laufen, wenn der Feind trotz des Eisenregens doch die Batterie erstürmte. — Zu den Kennzeichen eines herabgekommenen Heroismus gehörte auch der neu in der französischen Armee eingeführte Gebrauch, nach welchem nur noch jedes Regiment seinen Adler behielt, die Markirfahnen der Bataillone aber weder die französischen Farben, noch sonst ein Abzeichen haben durften, damit sie der Feind, wenn er ihrer habhaft würde, nicht als Trophäe benutzen könne. Dieser neue Gebrauch ist kein Zeichen von Muth und militärischer Gradheit.

Man bemerkte in diesem Kriege, daß die Mehrzahl der französischen Soldaten verhältnißmäßig kleine und schwache Leute waren. Auch ergab sich aus statistischen Uebersichten, daß die Bevölkerung des schönen Frankreich im Abnehmen begriffen sey, daß viel weniger Ehen geschlossen würden als früher, daß viele Kinder in Pensionen systematisch vernachlässigt werden, damit die Eltern sie bald los werden, daß viele Ehen kinderlos bleiben oder nur ein oder zwei Kinder hervorbringen, um die Kosten zu sparen. Das alles beurkundet die große Verdorbenheit der Sitten in Frankreich, wobei auch die Gesundheit der Race leiden muß. *)

*) Die berüchtigte Franzosenkrankheit verdient diesen Namen immer noch. Bayrische Blätter berichteten im Herbst 1870: „Von den 4858

Unter den Schreckmitteln, womit man die Deutſchen ängſtigen zu können hoffte, ſpielten die Mitrailleuſen oder Kugelſpritzen eine große Rolle, Hinterlader und Revolver in größerem Maaßſtabe, die eine Menge längliche und pfeilartige Kugeln zugleich dem Feind entgegenſchleudern. Mit Wohlbehagen wurden die ſchrecklichen Wirkungen dieſer Geſchoſſe erzählt. Da ſollte ein ganzes Regiment vor einem einzigen Geſchütz wie im Nu verſchwinden. Die Uebertreibung lag hier ebenſo wie die Bosheit und Grauſamkeit im Charakter des mordgierigen Volks. Man bemerkte überhaupt im Charakter der Franzoſen eine Verſchlimmerung. Die Kriminalprozeſſe enthüllten ſchaudervolle Verbrechen. Die Theater, die Romane mußten von Blut und Unzucht triefen, wenn ſie die erſchlafften Nerven der Pariſer noch kitzeln ſollten. Schließlich gab es hier eigentlich nur noch eine ſchöne Literatur für den Demimonde.

Unmittelbar vor dem Kriege von 1870 erſchien ein Artikel im Journal des Debats, worin im Hinblick auf die tiefe Corruption des heutigen Frankreich dringend ermahnt wurde, im bevorſtehenden Kriege human zu verfahren.

Der verworfenſte Beſtandtheil der franzöſiſchen Armee waren die Afrikaner, die der franzöſiſchen Südarmee eingereiht unter Mac Mahons Führung zuerſt in Deutſchland einrücken und hier überall Schrecken verbreiten ſollten.

Seit vierzig Jahren war Algerien im Beſitz der Franzoſen und in dieſer langen Zeit hätten die franzöſiſchen Herrſcher, wenn ſie ſich wirklich für berufen hielten, die Welt zu civiliſiren, wohlthätig auf die ſchwarzbraunen und ſchwarzen Afrikaner einwirken können, um

---

franzöſiſchen Gefangenen in Ingolſtadt ſind nahe an 700 mit jener eckelhaften Krankheit behaftet, welche der Pariſer „Figaro“ ſo menſchenfreundlich war, den Pariſer Cocotten als gutes Mittel zur Vergiftung der deutſchen Armee anzupreiſen. Der Umſtand wirft auf die Sanitätspflege im franzöſiſchen Heere ein grelles Licht. In Ingolſtadt werden auf dem Felde draußen zur Unterbringung dieſer Patienten jetzt eigene Baracken gebaut.“

ſie für Chriſtenthum und Civiliſation zu gewinnen, ſie zu ſittigen und ihrer ſcheuslichen Barbarei ein Ende zu machen. Aber Napoleon III. hat für die franzöſiſche Colonie in Algerien weniger gethan als ſeine Vorgänger. Er benutzte ſie nur zur Uebung und Abhärtung ſeiner Truppen und zur Einverleibung der dunkelfarbigen halbwilden Bevölkerung in das franzöſiſche Heer. Die in Frankreich geborenen Soldaten nahmen viel von der Verwilderung in Afrika an und brachten ſogar nach Paris eine vorher kaum erhörte Verthierung und Unzucht mit. Man iſt alſo berechtigt, dem zweiten Kaiſerreich in Frankreich vorzuwerfen, daß es, anſtatt Afrika zu civiliſiren, vielmehr die Barbarei von dort in das civiliſirte Europa verpflanzt hat.

Die berüchtigten Afrikaner beſtanden aus folgenden Corps. „1) Zuaven, 1832 geſtiftet, urſprünglich eingeborene, algieriſche Infanterie, in mauriſcher Tracht, wurden, als 1839 die Mauren (Muhamedaner) durch den Emir Abd-el-Kader aus franzöſiſchem Dienſt abgerufen wurden, durch franzöſiſches Geſindel kompletirt und rekrutiren ſich jetzt meiſt aus den verlorenen Söhnen von Paris; man hat ein Garde- und zwei Linien-Zuaven-Regimenter, zuſammen etwa 11,000 Mann. Der Name kommt von dem tapferſten Kabylenſtamm der Zouaouva, der den Franzoſen ſo hartnäckig Widerſtand leiſtete. Die Uniform iſt weißer Turban mit rothem Einſatz und gelber Quaſte, Jacke dunkelblau mit gelben Schnüren, weite rothe Beinkleider, weiße Gamaſchen. 2) Turcos, 1841 geſtiftet, ſind noch wirklich muhamedaniſche Mauren; Turco iſt ein Spitzname, weil die Türken in Algier als beſonders tapfere Krieger gelten; offiziell heißen ſie Tirailleurs indigènes, es ſind 3 Regimenter, zuſammen etwa 10,000 Mann. Die Uniform iſt wie bei den Zuaven, nur ſind Jacke wie Hoſe hellblau; ſie tragen einen rothen Gürtel um den Leib; nur ihre Lieutenants ſind ebenfalls Mauren, vom Hauptmann aufwärts ſind es Franzoſen. 3) Spahis, geſtiftet 1833, ſind die Turcos zu Pferde, lauter muhamedaniſche Mauren. Uni-

form: rothe Jacke, blaue Hoſe, weißer Shawl als Turban, Burnus. Der Name iſt der alten türkiſchen Feudal-Kavallerie entlehnt. Die Spahis bilden 3 Regimenter, gegen 4000 Mann. 4) Zephyrs, ſo viel uns bekannt, Spitzname der drei Bataillons leichter afrikaniſcher Infanterie, die nur in Algier ſelbſt verwendet werden." Die letzteren wurden gewöhnlich aus Sträflingen genommen, lauter Galgengeſichter, und diesmal ließ man ſie nicht in Afrika, ſondern ſchickte ſie mit gegen die Deutſchen. Ueberhaupt wurde die Zahl aller dieſer Unholde für den Feldzug in Deutſchland vermehrt und hatte man in Afrika zu dieſem Behufe ſchon im voraus große Werbungen veranſtaltet. Sogar Neger aus dem tiefen Innern des Landes waren herbeigeſtrömt, da man ſie hatte verſichern laſſen, ſie würden in dem reichen Deutſchland nach Herzensluſt rauben und unermeßliche Beute machen können.

Auch ſuchte die franzöſiſche, wie auch die franzoſenfreundliche Preſſe in Deutſchland ſelbſt Schrecken und Grauen vor dieſen Schwarzen zu erwecken. Selber weibiſch und bubenhaft bildeten ſich dieſe Helden der Preſſe ein, deutſche Männer und Krieger würden ſich gleich Weibern und Kindern vor den Unholden der afrikaniſchen Wüſte fürchten. Mit ſchadenfrohem Behagen malten gewiſſe Correſpondenten die Grauſamkeit der Schwarzen aus. In dem beliebten Charivari, einem illuſtrirten Blatt in Paris, ſah man das Bild eines Turco, der einem verwundeten Preußen ein Auge nach dem andern ausſchlägt mit der Unterſchrift: Das eine iſt für Leipzig und das andere für Waterloo. An ſo etwas hatte das verderbte Pariſer Publikum Freude. Derſelbe Charivari brachte ſchon ſeit Jahren faſt nichts als unanſtändige Nuditäten, wie auch Frivolitäten von Soldaten. Darin ſpiegelte ſich die ganze Unzucht und Verwilderung des Pariſer Lebens. Voltaire ſelbſt hatte einmal vom franzöſiſchen Volk geſagt, es ſey halb Tiger, halb Affe. Das gilt wenigſtens von den Pariſern.

Die afrikaniſchen Truppen waren meiſt Raubgeſindel, welches man erſt eigens für den bevorſtehenden Krieg unter den Kabylen

und Negern geworben hatte, indem man ihm eine reiche Beute in Deutſchland verſprach. Im Lyoner „Progrès“ las man, in Algerien laufe jeder Kabyle, der eine Flinte tragen könne, herzu und laſſe ſich anwerben. Die franzöſiſche Preſſe ſelber verhehlte nicht, daß man mit dieſen Halbthieren der afrikaniſchen Wüſte die gutmüthigen Deutſchen ſchrecken wolle. Zugleich log man jenem ſchwarzen Geſindel vor, jeder von ihnen, den die Deutſchen fangen würden, werde auf der Stelle umgebracht werden. Sie ſollten alſo ihr Leben theuer verkaufen, ſo wild als möglich um ſich ſchlagen, ſo viel Schrecken als möglich vor ſich hergehen laſſen. Dafür würden ſie dann durch reichliche Beute belohnt werden, die ſie nach Afrika mitſchleppen dürften.

Ein bayriſcher Offizier ſchrieb nach der Schlacht bei Wörth: „Ich mußte ſtaunen, als ich hörte, daß bei einer Abtheilung von 400 Turcos, welche gefangen genommen worden, die Offiziere vortraten und für ihre Perſon um Schonung baten. Dieſen afrikaniſchen Truppen nämlich wurde demnach von höherer Stelle bekannt gemacht, daß ſie, wenn kriegsgefangen — weil eigentlich in Europa nach Völkerrecht nicht zu verwenden — maſſakrirt würden. So hörte ich; für die Wahrheit des Vortretens der Offiziere und ihrer Bitte um Schonung kann ich nicht einſtehen. Nun ſtelle man ſich vor, was dieſe Kerle in Feindesland zu thun gedachten?“ Schon in Afrika waren ſie durch ihre unmenſchliche Grauſamkeit berüchtigt geweſen. Sie pflegten gefangenen und verwundeten Feinden die Hände abzuſchneiden, die Augen auszuſtechen und noch ärgere Gräuel zu begehen, beſonders an den Weibern. Das Erſtere thaten ſie nun auch Verwundeten im Elſaß an. Am letztern wurden ſie nur dadurch verhindert, daß ſie von den Deutſchen maſſenhaft erſchlagen oder gefangen oder in's Innere Frankreichs zurückgetrieben wurden. Jedenfalls war es eine Ruchloſigkeit vom Kaiſer der Franzoſen, ſolche Beſtien nach Europa zu bringen und ihnen ſolche Inſtructionen für den deutſchen Krieg geben zu laſſen, während ſeine Proclamationen

prahlten, ſeine Truppen marſchirten an der Spitze der Civiliſation und wollten den Deutſchen nur die Freiheit und Civiliſation bringen. Man konnte den Hohn nicht weiter treiben und er konnte nur in blutigen Niederlagen der weißen wie der ſchwarzen Canaille geſühnt werden.

Im „Figaro“ las man: „Einer unſerer Freunde, der von der Grenze kommt, hat die Turcos im Bivouak über die Preußen ſprechen hören und theilt uns einige ihrer pittoresken Ausdrücke mit. Unter andern iſt uns folgende Wendung aufgefallen durch den trefflichen Geiſt, den ſie bezeugt: Wir Kopf abſchneiden den Soldaten von Monſieur Micmac (Bismarck) und laden unſere Kanonen mit! Ein weiterer Ausſpruch eines Zuaven iſt: Wenn ich einen Preußen in ſeiner Ecke vorkriege, ſo werde ich ihm ſeinen Theil geben und ihn dann in den Abtritt werfen — man muß ſeine Tänzerin immer wieder an ihren Platz zurückführen.“

Von den vielen Turcos, die ſpäter als Gefangene nach Ingolſtadt gebracht wurden, ſchrieb man von dort: „Sie fielen über das ihnen zugeworfene Brod her wie ausgehungerte Tiger. Einige ſprangen vom erſten Stockwerke der Caſematte herunter und trotzten der Gefahr, ſich beide Beine zu brechen. Es war eine richtige Menagerie-Fütterungsſcene. Man mußte Gewalt brauchen, um die Beſtien auseinander zu halten; ſie hätten ſich, unbewaffnet wie ſie waren, mit den Zähnen zerfleiſcht. Die weißen Turcos gehören einer noch gefährlicheren Menſchenclaſſe an. Wer je den Bagno von Toulon beſucht hat, kennt den eigenthümlichen Gang der Kettenſträflinge, und die fleißige Romanleſerin weiß, daß dieſer Gang noch nach Jahren den freigelaſſenen Verbrecher verräth. Nun, ich ſchauderte, als ich verſchiedene Turcos promeniren ſah, deren Gangart unzweifelhaft auf im Bagno verlebte Jahre hindeutete. Ich mag nicht daran denken, wie dieſe Beſtien als Sieger bei uns gehaust hätten.“

Man glaubte allgemein, weil die Franzoſen den Krieg erklärt und früher gerüſtet hatten, ſie würden auch zuerſt angreifen, und man

war eine Zeitlang besorgt, sie würden vom Oberrhein aus einen kräftigen Offensivstoß nach dem südlichen Deutschland zu machen versuchen, welches unmittelbar nach der ganz unerwarteten Kriegserklärung noch gar nicht vorbereitet war. Dies war auch ihre Absicht gewesen. Die Vorhut der französischen Südarmee unter dem General Douay stand dem Oberrhein schon ganz nahe, weshalb auch schon am 22. Juli die Rheinbrücke bei Kehl auf deutscher Seite gesprengt wurde, um den französischen Truppen, wenn sie von Straßburg vorbrächen, das Herüberkommen zu erschweren. Zugleich waren ganz unmerklich im Vorarlberg österreichische Truppen zusammengezogen worden, die nur eines Winks warteten, um am Bodensee vorzudringen und die vom Oberrhein herkommenden Franzosen zu unterstützen. Eine saubere Ueberraschung für Schwaben, wenn es damit ernst geworden wäre. Aber die Franzosen hielten inne und kamen nicht über den Rhein und nun geschah auch von österreichischer Seite nichts mehr.

Eine württembergische Compagnie wurde vom Schwarzwald aus in's Rheinthal geschickt und machte zwischen Breisach und Basel einen gewaltigen Lärm mit Trommeln und Signalhörnern, veränderte mittels der Eisenbahn und rascher Schwenkungen blitzschnell ihre Stellung, lärmte wieder an einem andern Orte und zündete bei Nacht so viele Wachtfeuer an, daß man auf der französischen Seite in der That glaubte, der Schwarzwald und Oberrhein seyen stark mit deutschen Truppen besetzt.

In einer im November d. J. in Brüssel gedruckten Flugschrift „Die Campagne von 1870," für deren Verfasser man Napoleon III. hielt, findet sich die Enthüllung, die französische Südarmee habe vom Oberrhein her in Süddeutschland vorbrechen sollen, nicht nur, um die süddeutschen Staaten zum Abfall von Preußen zu nöthigen, sondern auch um Italien, welches durch dieses Manöver gleichsam von Preußen abgeschnitten wurde, in die Trippelallianz mit Frankreich und Oesterreich hineinzutreiben. Daß eine

ſolche Abſicht gehegt wurde, hat nichts Unwahrſcheinliches. Warum aber der Plan nicht ausgeführt wurde, erklärt ſich theils aus dem übereinſtimmenden und raſchen Anſchluß der ſüddeutſchen Regierungen an Norddeutſchland, theils aus der Beſorgniß, die franzöſiſche Südarmee könne, wenn ſie ihre Operationslinie zu weit ausdehne, von Norden her flankirt werden, theils aus der Unentſchloſſenheit Oeſterreichs. Es iſt ſehr ergötzlich zu leſen, wie in den Blättern der ſog. bayriſchen Patrioten, d. h. der Nichtpatrioten, der Franzoſenfreunde, noch im Herbſt des Jahres tief ſeufzend über Oeſterreich geklagt wurde, daß es ſich damals zurückgezogen und dadurch erſt die bayriſche Regierung dahin gebracht habe, die Schutz- und Trutzbündniſſe mit den verhaßten Preußen einzuhalten. Der König von Bayern hat ganz ſelbſtändig gehandelt und würde ſich das Maaß, bis zu welcher Linie er deutſch ſeyn und handeln dürfe, am wenigſten von Wien aus haben vorzeichnen laſſen.

Man erfuhr, im franzöſiſchen Hauptquartier ſey man damals uneins und namentlich Mac Mahon ganz anderer Anſicht geweſen als Leboeuf. Auch Changarnier, der alte Republikaner war ſeiner militäriſchen Fähigkeiten wegen nach Metz berufen und mit zu Rathe gezogen worden. Das Ergebniß war, daß man von franzöſiſcher Seite Mac Mahon's Offenſive einſtweilen aufgab und daß der Kaiſer ſelbſt mit dem Gros der Rheinarmee den erſten Angriff auf Rheinpreußen und die Rheinpfalz machen wollte.

Die Sprengung der Kehler Brücke veranlaßte den Franzoſen About zu einer lächerlichen Strafpredigt. Man beſchwere ſich, ſchrieb er, in Deutſchland über die wilden Afrikaner, die man in einem Kriege unter civiliſirten Völkern nicht verwenden ſolle, aber dieſe Wilden „ſeyen unendlich civiliſirter“, als die bei Kehl lagernden Barbaren, die einen ſo ſchönen Brückenbau hätten zerſtören können. Dann charakteriſirt er dieſe Barbaren, die bedauernswürdigen Preußen. „Ich höre, daß die Landwehrmänner, dieſe heulenden Schneider und Schuſter, die mit Gewalt hinausgetrieben werden, um Ruhm zu

ſuchen, ſich ſehr vor den Bajonetten fürchten. Haben wir Mitleid mit dieſen armen Schluckern."

Wir gehen nun zu den deutſchen Heeren über, welche ſämmtlich unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen ſtanden. Im Alter von 73 Jahren ſetzte dieſer noch überaus kräftige Herr von heroiſcher Größe noch einmal den Kriegshelm auf, um mitten unter ſeinen, jetzt nicht mehr blos Preußen, ſondern Deutſchen, die Gefahren der Schlachten und die Strapazen der Lager zu theilen. An ſeiner Seite Graf Bismarck, der Kriegsminiſter Roon, der Generalſtabschef Moltke, jene großen Männer, deren zuſammenwirkendes Genie bisher alle Hinderniſſe niedergebrochen hatte, welche ſich von ſo vielen Seiten her der Einigung Deutſchlands entgegenſtemmten. In dieſem Kriege waren die Ausſichten für Deutſchland viel günſtiger als in dem von 1866. Es war kein Bruderkrieg mehr von Deutſchen gegen Deutſche, ſondern der vom alten Leo in Halle ſo lang erſehnte „geſunde Krieg" deutſcher Ehrlichkeit gegen wälſche Argliſt. Und Süddeutſchland, welches noch vor vier Jahren gegen Norddeutſchland gekämpft, zog jetzt mit dieſem vereinigt und in jauchzender Luſt gegen die Franzoſen zu Felde. Ich habe die Begeiſterung erlebt, mit welcher 1813 die preußiſchen Krieger in den Kampf gegen die Franzoſen zogen, die unſerm großen deutſchen Vaterlande ſo viel Unglück, ſo viel Jammer, ſo viel Schande gebracht haten. In den großen Aufregungen Deutſchlands 1830 und 1848 war nichts mehr von ſolch einer edlen vaterländiſchen Geſinnung und Opferfreudigkeit zu ſpüren. Auch 1866 zogen die Preußen ungern gegen ihre deutſchen Brüder. Jetzt aber im Sommer 1870 war der Geiſt von 1813 wieder erwacht, nicht blos in Norddeutſchland, auch in Bayern, Schwaben und am Rhein.

Im Anfang des Auguſt war die Mobiliſirung ſämmtlicher deutſcher Truppen nahezu vollendet und man berechnete, es ſtünden unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm von Preußen, als des Feldherrn der geſammten deutſchen Kriegsmacht

550,000 Mann norddeutsch-preußische Feldtruppen mit 1200 Feldgeschützen und 53,000 Mann ausmarschirende Cavalleristen, 187,000 Mann norddeutsch-preußische Ersatztruppen mit 234 Geschützen und 18,000 Mann Cavalleristen; 205,000 Mann Landwehr und Besatzungstruppen mit 10,000 Mann Cavallerie, zusammen also 944,000 Mann norddeutsch-preußische Truppen mit 1680 mobilen Geschützen und 193,000 Pferden; ferner 69,000 Mann bayrische Feldtruppen mit 192 Geschützen und 14,800 Pferden, 25,000 Mann bayrische Ergänzungstruppen mit 2400 Pferden, 22,000 Mann bayrische Besatzungstruppen; 22,000 Mann württembergische Feldtruppen mit 54 Geschützen und 6200 Pferden, 6500 Mann württembergische Ergänzungstruppen, 6000 Mann württembergische Besatzungstruppen; 16,000 Mann badische Feldtruppen mit 54 Geschützen, 4000 Mann badische Ersatztruppen, 9600 Mann badische Besatzungstruppen. Alles zusammen ergibt die ungeheure Zahl von 1,124,000 Mann aller Waffengattungen. So lange wir die deutsche Geschichte kennen, hat es niemals auch nur annähernd ein deutsches Nationalheer von gleicher Stärke gegeben.

Dasselbe wurde in drei Armeen eingetheilt. Die erste unter dem alten berühmten General von Steinmetz, sollte auf der rechten Flanke operiren, in der Mitte die Haupt- oder Rhein-Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, bei der sich auch der greise König selbst befand; auf dem linken Flügel die dritte oder Süd-Armee, bestehend theils aus Preußen, theils aus den sämmtlichen süddeutschen Truppen unter dem Befehl des Kronprinzen von Preußen. Alle drei Armeen bewegten sich nach der Rheinpfalz, um nicht zu weit von einander getrennt zu bleiben und weil man erwartete, auch der Feind werde möglichst konzentrirt bleiben. — Eine vierte kleinere Armee unter General Vogel von Falkenstein übernahm die norddeutsche Küstenvertheidigung gegen die französische Flotte.

Jedenfalls hätten die Franzosen, welche schon unmittelbar nach der Kriegserklärung aus dem Lager von Chalons aufbrachen, in die

Rheinpfalz eindringen können, ehe noch die bayriſchen und preußiſchen Truppen hier in hinreichender Zahl verſammelt waren. Am meiſten war Saarbrücken bedroht, das Thor der Pfalz, eine kleine offene, wohlhabende Stadt ſchon auf preußiſchem Gebiete. Hier ſtand nur ein Bataillon Fußvolk vom Regiment Hohenzollern unter Oberſtlieutenant von Peſtel und eine Schwadron Reiterei, die aber einen ſo lebhaften und gewandten Vorpoſtendienſt übten und ſo viel guten Humor zeigten, daß der Feind ſie für viel ſtärker und gut gedeckt hielt. Der erſte Todte war ein franzöſiſcher Vorpoſten, den ein Soldat des Regiments Hohenzollern niederſchoß. Der Name Hohenzollern ſollte überhaupt ominös in dieſem Feldzuge durchklingen. Auch eine Handvoll Reiter unter dem Lieutenant Voigt führten einen glücklichen Handſtreich aus, indem ſie am 24. Juli den von Saargmünd nach Hagenau führenden Eiſenbahnviadukt unbrauchbar machten. *)

Am 2. Auguſt erſchienen auf einmal drei franzöſiſche Diviſionen mit ſchwerem Geſchütz vor Saarbrücken, denen gleichwohl die wenigen Preußen vier Stunden hinter einander widerſtanden, 70 Mann und 2 Offiziere verloren, ſich aber in guter Ordnung auf einen Berg zurückzogen und hier noch behaupteten. Bei dieſem unbedeutenden Gefecht war Napoleon III. ſelbſt anweſend und ſchämte ſich nicht, in einem Schreiben an die Kaiſerin und in einer miniſteriellen Note ſich eines glänzenden Sieges zu rühmen. Da hieß es, die Mitrailleuſe habe Wunder gethan und einen ganzen preußiſchen Schlachthaufen in einem Augenblick vernichtet, die Franzoſen aber hätten

*) Gleichzeitig machte vom Rhein aus der württembergiſche Rittmeiſter Graf Zeppelin mit drei badiſchen Offizieren eine kecke Recognoscirung im Elſaß, hielt ſich aber zu lange auf und wurde von franzöſiſchen Reitern überfallen. Er ſelbſt entkam, nachdem er ſich eines feindlichen Pferdes bemächtigt hatte. Einer ſeiner Gefährten Winsloe wurde getödtet, die beiden andern gefangen.

nur 1 Mann und 1 Offizier verloren. Der Kaiſer hatte ſeinen Sohn mitgenommen und erzählte ruhmredig von ihm, derſelbe habe mitten im Kugelregen ſeltene Kaltblütigkeit bewieſen und eine zu ſeinen Füßen niedergefallene feindliche Kugel aufgehoben und zum Andenken behalten, wobei die Soldaten vor Rührung geweint hätten. Die „France“ bemerkte noch dazu: „Der kaiſerliche Prinz in Perſon that den erſten Schuß aus unſern Mitrailleuſen, welche die Preußen buchſtäblich niedermähten.“ Dieſelbe Zeitung begrüßte „den Erfolg“ von Saarbrücken als einen großen Sieg, mit dem eine neue Aera der Geſchichte beginne. „Das ſiegreiche Wiedererſcheinen der Tricolore iſt nicht allein der Beweis einer glänzenden Waffenthat, es iſt vielmehr erlaubt, ſie als Zeichen einer neuen Geſchichtsperiode zu begrüßen. Alles trifft zuſammen, um die Exploſion der patriotiſchen Freude zu rechtfertigen, mit welcher dasſelbe in Paris und ganz Frankreich vernommen wurde. Die activen Operationen durch einen Sieg in zwei Stunden faſt ohne Verluſte eingeleitet zu haben, wird ein doppelter Grund zu Stolz und Hoffnung. Alles beweiſt hier die ſcharfſinnige Feſtigkeit der Führer, den unwiderſtehlichen Elan der Soldaten und die unbeſtreitbare Ueberlegenheit unſerer Waffen.“ Der Kaiſer behauptete ſich gar nicht einmal in Saarbrücken, ſondern zog ſich zurück und übte nur noch eine ganz unnütze Grauſamkeit aus, indem er ſchließlich die von den Preußen verlaſſene und ganz wehrloſe Stadt Saarbrücken bombardiren und die ſchönſten Gebäude derſelben einäſchern ließ. Man begreift die Malice, da Saarbrücken die einzige preußiſche Stadt war, welche überhaupt in dieſem Kriege in den Beſitz der Franzoſen kam.

Die Independance belge ſchrieb aus Chalons: „Die Mobilen beklagten ſich über Mangel an Lebensmitteln; ſie hätten geſtehen ſollen, daß ſie beim Abmarſch Brod erhalten hatten, welches aber zu den Wagenfenſtern hinausgeworfen wurde. Bei jedem Verles fehlen die Leute; alle dieſe Pariſer Kinder haben einen böſen Geiſt.“ Der Gaulois ſchrieb am 4. Auguſt: „Marſchall Canrobert reitet

lungen wieder einzunehmen. Während der Kiaja rechts ins Lager zurückkehrte, vereinigte sich die feindliche Infanterie und Cavallerie in großen Massen auf dem Abhange des Berges, jenseits der im Angesichte unsers Centrums befindlichen Schlucht. Mit drei, auf einer ihm bequem liegenden Höhe aufgestellten Kanonen fingen sie ihr Feuer wieder an, während sie sich zugleich mit Errichtung einer Batterie und einer langen verschanzten Linie beschäftigten. Dieß geschah um 4 Uhr Abends. In diesem Augenblicke wurde mir ein gefangener türkischer Officier vorgeführt, von dem ich erfuhr, daß der Seraskier selbst sich auf dieser Höhe befände, und daß er, mit einem Hülfscorps von 30,000 Mann dem Pascha Hagki zu Hülfe eilend, Tags zuvor mit seiner Avantgarde angekommen wäre, von denen sich 12 bis 15,000 Mann im Laufe des Tages vereinigt, und nahe bei Zevina gelagert hätten, wo die übrigen Truppen rasch nach einander einträfen. Dieser Bericht bestimmte mich, auf der Stelle den erlangten Vortheil zu benutzen, um den Seraskier ohne einen Augenblick Verzug anzugreifen, und dadurch seine Vereinigung mit Hagki-Pascha zu verhindern. Um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, war es unerläßlich, mich von der Seite her, wo Hagki-Pascha's Lager stand, zu schützen, damit er ihm keine Hülfe zuschicken konnte, während ich ihn angriff. Ich wartete daher ganz ruhig ab, bis der Kiaja des Pascha's mit allen seinen Truppen ins Lager zurückgekehrt war, das sich etwa acht Werste von unserer Stellung befand, von der es durch beinahe unübersteigliche Berge getrennt war. Nachdem ich hierauf alle meine Truppen, die in Verfolgung des Feindes begriffen waren, wieder um mich versammelt hatte, wartete ich bis 6 Uhr Abends, und führte dann meine Abtheilung dem Seraskier entgegen, in der

mit ſeinem Generalſtabe an den 6 aufmarſchirten Bataillonen vorbei: Alles iſt in beſter Ordnung; nichts rührt ſich. Er reitet abermals vorbei; die Reihen ſind aufgelöst; ein Ruf läßt ſich hören, dann zwei, dann drei, dann zehn Rufe: „Nach Paris!“ Noch öfter! „Ihr denkt nicht daran“, ſagt der Marſchall, „Ihr könnt jetzt nicht nach Paris zurückkehren, und nicht ein Einziger von Euch würde Luſt dazu haben, wenn man ihn beim Worte nähme.“ Einige Stimmen: „O ja!“ Der Marſchall Canrobert wird ungeduldig. Die Rufe verdoppeln ſich; man ſingt: „Nach Paris!“ nach der Melodie des Lampions. Diesmal geräth der Marſchall wirklich in Zorn und ruft: „Ihr vergeßt, daß ihr der Gehorſam ſeyd und daß ich die Gewalt bin!“ Ein Offizier des Generalſtabes treibt ſein Pferd gegen einen Mobilgardiſten, der lauter ſchreit als die andern. Derſelbe drückt ſich zwiſchen den Zelten hindurch. Der Marſchall, wüthend, will vordringen. Man ſchreit lauter. Einige Steine werden geworfen. Diesmal entfernt ſich die Eskorte und die Ruhe wird hergeſtellt.“

Anders war der Geiſt im preußiſchen Heere. Bei dem Durchmarſch bei Mörzheim in der Pfalz feierte das 3. Bataillon des preußiſchen Königsregiments noch einmal in erhebender Weiſe das heilige Abendmahl vor ſeinem Ausmarſch. Es war am Montag in der Abendſtunde, als die große Kirche mit Kriegern ſich füllte und es machte einen wahrhaft ergreifenden Anblick, als der Major mit ſeinen Offizieren am Altare auf die Knie niederſank, um das heilige Mahl zu empfangen, und dann nach und nach alle Soldaten das Gleiche thaten und die männlichen bärtigen Geſichter ſo ernſt und feierlich aufblickten, verklärt von chriſtlichem Heldenmuthe wie von der Todesweihe, da das Königsregiment gewöhnlich die Ehre des Vorganges hat und (wie ſeitdem in der That geſchehen) die ſtärkſten Opfer bringen muß.

Unterdeß hatten die deutſchen Heere Zeit gehabt, ſich in der Rheinpfalz und nahe bei ihr zu ſammeln, denn ſie wollten zunächſt

einander bleiben, um nach jedem Punkte hin, woher der Angriff kommen würde, ſtark genug zu ſeyn. Da ſie aber nur auf einen Augenblick bei Saarbrücken angegriffen wurden und ſich von der iſolirten Stellung Mac Mahons überzeugt hatten, ergriff die deutſche Südarmee unter dem Kronprinzen von Preußen, die ſich bei Bruchſal geſammelt hatte, die Offenſive und ging über den Rhein, um über die franzöſiſche Südarmee herzufallen.

Ein Theil der deutſchen Südarmee überſchritt die franzöſiſche Grenze bei Weißenburg. Die Weißenburger Linien waren in den früheren Kriegen mit Frankreich immer berühmt geweſen, im Zickzack aufgeworfene Schanzen, längſt aber vernachläſſigt und erſt in jüngſter Zeit wieder durch einige neue Schanzen erſetzt. Hier ſtand nur eine franzöſiſche Diviſion unter dem tapfern General Douay. Man begriff nicht recht, warum dieſer General hier iſolirt ſtand, da es doch der Oberfeldherr der franzöſiſchen Südarmee, Mac Mahon, der mit ſeinen andern Diviſionen weit rückwärts ſtand, räthlicher hätte finden ſollen, alle ſeine Streitkräfte zu concentriren, weil er darauf gefaßt ſeyn mußte, mit vereinzelten Diviſionen überall auf eine deutſche Uebermacht zu ſtoßen. Er rechnete aber wohl darauf, daß ſich ſeine Franzoſen in äußerſt günſtigen Stellungen auf den Bergen des Wasgau (Vogeſen) gut halten und den anſtürmenden Deutſchen ſchwere Verluſte beibringen würden. Im Grunde begann dieſer Feldzug im Elſaß wie der böhmiſche im Jahr 1866. Der Feind warf den Preußen nicht genug Streitkräfte auf einmal entgegen und blieb zu ſehr zerſtreut. Doch handelten die Franzoſen immerhin klüger und energiſcher, als es die Oeſterreicher 1866 gethan hatten. Die Preußen fanden damals die Päſſe durch die böhmiſchen Gebirge unbeſetzt, während ihnen in denen des Wasgaus die Franzoſen in guten Stellungen heftigen Widerſtand leiſteten.

Douay hatte einen Theil ſeiner Truppen unten in Weißenburg zurückgelaſſen, das Gros derſelben aber auf dem Gaisberg hinter

der Stadt auf's vortheilhafteſte aufgeſtellt. Am 4. Auguſt rückten die Spitzen der deutſchen Südarmee heran und einige bayriſche Regimenter unter dem General Grafen Bothmer (der im bayriſchen Reichsrath rühmlich die deutſche Sache vertreten), hatten die Ehre, den Kampf zu eröffnen. Unaufhaltſam ſtürmten ſie in die unmauerte Stadt hinein, ſchlugen ſich in den Straßen beſonders mit dem vielen afrikaniſchen Geſindel herum und überwältigten endlich nach heftigem Kampfe die ganze Stadt, ſo daß ſie 300 Gefangene machten. Während dieſes heißen Kampfes eilten die noch fern zurückgebliebenen Preußen, hauptſächlich Schleſier unter dem General v. Kirchbach ſo raſch als möglich herbei, indem der General ſeinen Leuten zurief: „Die Bayern ſollen wiſſen, daß auf Preußen Verlaß ſey.“ Die Franzoſen zogen ſich nun alle auf den Gaisberg zurück, deſſen 200 Fuß hohe ſteile Anhöhe nunmehr die Preußen mit Sturm nahmen. Oben hatten die Franzoſen ein Gehöft und deſſen weite Ummauerung mit Batterien verſehen und eröffneten ein furchtbares Feuer auf die Preußen, welche jedoch unaufhaltſam den Berg erſtiegen und unter ſchweren Verluſten den Feind überwältigten und in die Flucht ſchlugen. General Douay, der lieber ſterben als fliehen wollte, fiel und ſtarb unmittelbar, nachdem ihm eine Kugel beide Beine abgeriſſen hatte. Die Preußen machten hier noch 500 Gefangene und eroberten vier franzöſiſche Geſchütze und zwei Adler. Man rechnete auf Seite der Deutſchen 6—700 Todte und Verwundete. Der franzöſiſche Verluſt war ebenfalls ſehr groß. Am meiſten wunderte man ſich, daß ſie 800 Gefangene und darunter 18 Offiziere zurückgelaſſen hatten, alle unverwundet. Das ſchwarze Geſindel aus Afrika war von den Bayern ſo arg mitgenommen worden, daß ſeitdem die Turcos keine andern Truppen ſo ſehr fürchteten, wie les bleus. Die ſcheuslichen affenartigen Afrikaner hatten ſich, wenn die Bayern eine Salve gaben, geſchwind niedergeworfen, als wären ſie todt, wenn aber die Bayern vorbei waren, von hinten nach ihnen geſchoſſen. Desgleichen hatten ſie Ver-

wundeten die Hände abgeſchnitten und die Augen ausgeſtochen und alle die Grauſamkeiten geübt, die ſie von Afrika her gewohnt waren. Sie wurden daher auch, wie ſie es verdienten, von den erzürnten Bayern wie Hunde todtgeſchlagen. Immerhin waren die Deutſchen gutmüthig genug, viele Turcos am Leben zu laſſen und als Gefangene ſo anſtändig zu behandeln, als wären es Europäer und Chriſten. —

Am folgenden Tage wurde die Grenzſtadt Lauterburg nach kurzem Gefecht von badiſchen Truppen genommen. In dem wichtigen Straßburg hatte man nicht geglaubt, daß die Deutſchen über den Rhein kommen könnten. Man dachte alſo im Hauptquartier des General Beyer, der die badiſche Diviſion commandirte und über den Rhein in's Elſaß einrückte, an einen Handſtreich gegen die ſchlechtverwahrte Feſtung. Der Weg führte über Hagenau. Die Vorhut der Badener drang in die Stadt und die Lieutenants von Schönau und von Freidorf ritten keck vor die Kaſerne, wo ſich ihnen die überraſchten Feinde gefangen gaben, 200 Mann mit vielen Pferden. Eben hatten die badiſchen Truppen das Telegraphenamt beſetzt, als aus Straßburg telegraphiſch angefragt wurde, ob alles ſicher ſey und die Truppen kommen könnten. Sogleich wurde zurücktelegraphirt: oui! und alsbald kamen zwei Eiſenbahnzüge mit franzöſiſchen Truppen in den Bahnhof gefahren und wurden zu ihrem großen Erſtaunen alle gefangen. Hierauf zogen die Badener raſch vor Straßburg. Ein Lieutenant Winsloe (Bruder des badiſchen Offiziers, der bei der kecken Recognoscirung des Grafen Zeppelin den Tod gefunden hatte) ritt des Nachts ganz allein um die Stadt und zerhieb die Telegraphendrähte. Major von Amerungen forderte den Commandanten von Straßburg zur Uebergabe auf, wurde jedoch abgewieſen und hatte nicht die Mittel, den Eingang in die Stadt zu erzwingen. Indeſſen genügte es, Schrecken in der Stadt zu verbreiten. Zahlreich bevölkert und nur mit einer geringen Beſatzung verſehen, konnte Straßburg, wo es an Vorräthen fehlte, wenn es

nicht entsetzt wurde, bald ausgehungert werden. Es wurde also vorläufig von allen Seiten cernirt.

Durch die Genfer Convention war das Sanitätspersonal aller kriegführenden Mächte für neutral und unantastbar erklärt worden. Die weiße Binde mit dem rothen Kreuz schützte also vor jeder Feindseligkeit. Das begriffen die Bauern in manchen Elsäßer Dörfern nicht, die vielmehr von boshaften Leuten aufgehetzt, hin und wieder in ihrer Dummheit auf Verwundete und ihre Pfleger schossen. Aengstliche Städtebewohner dagegen legten die weißen Binden mit dem rothen Kreuze an, um auf alle Fälle ihre werthen Personen zu sichern. In der Karlsruher Zeitung las man: „In Hagenau hatte sich beinahe die ganze Bevölkerung, männliche wie weibliche, mit solchen Binden versehen. Gestern kam aber gar von Straßburg her ein ganzer Zug feiner Herren mit Equipagen, alle mit der Binde ausgerüstet und wollten französische Verwundete nach Straßburg hineinholen. Sie hatten sich auch schon welche ausgesucht, meist ganz leicht Verwundete. Man bedeutete ihnen aber, daß in Zukunft Jeder, der nicht eine förmliche Qualifikation zum Transport oder zur Pflege von Verwundeten nachzuweisen im Stande sey, verhaftet und nach Rastatt geschickt werden würde. Für diesmal wolle man ihnen indeß Verwundete mitgeben, nämlich die Turcos; die Franzosen wollen wir selbst verpflegen, da die Herren Straßburger uns gar nicht darnach aussähen, als sey es ihnen sehr um werkthätige Hülfe zu thun. Daraufhin sind sie dann richtig mit ihren Turcos und mit langen Gesichtern abgezogen."

Das Landvolk im Elsaß schoß auf deutsche Soldaten und auf das Sanitätspersonal, hauptsächlich, wie es hieß, durch katholische Geistliche verhetzt, die den dummen Bauern weiß machten, die ketzerischen Preußen kämen, um sie protestantisch zu machen. Dieselbe unsinnige Meinung hatte man im Jahr 1866 den Böhmen und sogar einem Theil des katholischen Landvolks in Bayern beizubringen gesucht. Andererseits überredete man auch die protestantischen Bauern

im Elſaß grade umgekehrt, die Preußen kämen, um ſie katholiſch zu machen. Ein Zeitungsartikel vom Oberrhein berichtete am 19. Auguſt: „In einem Dorfe bei Seltz predigte ein Geiſtlicher am Sonntag heftig gegen die Deutſchen, forderte zur Widerſpenſtigkeit auf und erklärte, die Preußen wollten die Leute katholiſch machen, plünderten, raubten und mordeten. Auf die Anzeige des beſſer geſinnten und beſorgten Maire erhielt dieſer Geiſtliche nun nicht blos 20 Mann Einquartierung, ſondern er ward auch unter ſtandrechtlicher Bedrohung gezwungen, am Napoleonstage von der Kanzel zu erklären, daß er Tags zuvor gelogen habe, daß ſich alles im Gegentheile verhalte."

Wenn man bedenkt, daß Elſaß ſchon ſeit zwei Jahrhunderten zu Frankreich gehört und daß in dieſer langen Zeit bei der Uneinigkeit und Schwäche Deutſchlands franzöſiſcher Geiſt, franzöſiſche Sprache, Sitte und Mode faſt in ganz Europa dominirten und die Franzoſen in mancher Beziehung ſogar berechtigt waren, hochmüthig auf unſere deutſche Viel- und Kleinſtaaterei herabzuſehen, und wenn man weiter erwägt, wie wenig es im Intereſſe der franzöſiſchen Regierung und ſonderlich des katholiſchen Klerus in Frankreich lag, Unterricht und Bildung im deutſchen Elſaß zu pflegen, ſo darf man ſich über einige Verwilderung des armen Volks nicht wundern und muß ſich vielmehr freuen, daß in einem ſehr großen Theile der deutſchen Bevölkerung ſich mit der deutſchen Mutterſprache auch noch viel von deutſcher Gemüthsart und Ehrlichkeit erhalten hat. Die Franzoſen heißen bei der Elſäßern, wie bei den Schweizern, heute immer noch die Welſchen und werden als ein fremdes Volk angeſehen und wegen ihrer Unverſchämtheit und Falſchheit häufig verwünſcht. Ich verweiſe übrigens auf meine im Auguſt 1870 erſchienene kleine Schrift „Elſaß und Lothringen ſind und bleiben unſer", worin ich Alles zuſammengetragen habe, was die Elſäßer entſchuldigt.

Am 6. Auguſt griff die deutſche Südarmee unter dem unmittelbaren Befehl des Kronprinzen von Preußen die von Mac

Mahon befehligte franzöſiſche Südarmee bei Wörth an, ſüdweſtlich von Weißenburg auf dem halben Wege nach Hagenau, auf zwar deutſchem, doch damals noch zu Frankreich gehörigem Boden im nördlichen Elſaß. Hatte man Anfangs erwartet, die Franzoſen würden in Deutſchland einfallen, weil ſie früher gerüſtet waren, ſo mußte man ſie jetzt über der franzöſiſchen Grenze aufſuchen. Sie hatten den Vortheil der Initiative aus der Hand gegeben. Sofern ſie ſich aber defenſiv verhalten wollten, war ihre Stellung bei Wörth nicht unglücklich gewählt. Dieſelbe iſt gleich der bei Weißenburg, ſehr feſt. Der Feind iſt gezwungen, ſteile, mit Batterien geſpickte Höhen zu erklimmen. Auch knüpfte ſich an dieſen Ort eine den Franzoſen angenehme Erinnerung, denn im Jahr 1793 waren hier Oeſterreicher und Preußen gemeinſchaftlich unter General Wurmſer und dem Herzog von Braunſchweig vom Maſſenaufgebot der jungen franzöſiſchen Republik unter Houchard und Pichegru zurückgeſchlagen worden.

Die Stärke der franzöſiſchen Südarmee unter Mac Mahon wurde verſchieden angegeben; aus der Größe ihrer Verluſte läßt ſich ſchließen, daß ſie wenigſtens 80,000 Mann betragen haben muß.

Nach dem amtlichen Bericht des preußiſchen Staatsanzeigers war der Verlauf der Schlacht bei Wörth folgender: „Nachdem der Feind am 4. Auguſt mit ſeinen vorderſten Linien dem Angriff der deutſchen Truppen bei Weißenburg nicht hatte Widerſtand leiſten können, und nachdem er Tags darauf dem Angriff der badiſchen Diviſion bei Selz ausgewichen war, deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß er es verſuchen werde, ſich in einer bedeutenden Concentration weiter rückwärts den Unſrigen entgegenzuſtellen. Während es anfangs ſchien, als ob das Corps Mac Mahons ſeine Richtung gegen Hagenau nehmen werde, ergaben die Nachrichten, die am 5. Auguſt einliefen, daß der Feind das hügelige, zur Vertheidigung überaus günſtige Terrain um das Städtchen Wörth für ſeine Aufſtellungen gewählt habe. Wörth ſelbſt, das in deutſchen Händen war, liegt am Abhang einer Hügelkette, die ſich faſt halbkreisförmig vor der

von Sulz herunterkommenden Landstraße ausdehnt. Zahlreiche Weiler und Gehöfte, die das Terrain an vielen Stellen coupiren, ein Wald, der die feindlichen Rückzugslinien schützte, Rebengehänge, die zu demselben hinaufführen, gaben der französischen Armee oberhalb ihrer Linien die stärkste Deckung. Ihr gegenüber waren die deutschen Heere folgendermaßen vertheilt: das zweite bayrische und das fünfte preußische Corps standen bei Lembach und Preuschdorf rechts von der Sulz-Wörther Chaussee; das elfte preußische Corps, das schon im Vormarsch auf Hagenau begriffen war, wandte sich rechts, und nahm seinen Stützpunkt in Hötschloch, links von derselben Straße; das erste bayrische Corps rückte von Lobsann und Lampertsloch vor, und hatte seine Vorposten bis an den Hochwald hinausgeschoben, der diesen Stellungen westlich als Anlehnung dient; hinter diesen Truppen war die Cavallerie bei Schönenberg im Rücken der Stadt Sulz formirt. Von seinem Bivouac in Preuschdorf aus hatte das fünfte Armeecorps am Abend vor der Schlacht seine Vorposten auf die Höhen östlich von Wörth geführt. Mit Tagesanbruch begannen kleinere Vorpostenscharmützel auf dieser Seite, bis man um 8 Uhr starkes Feuer auf der rechten Flanke bei den bayrischen Truppen vernahm. Da die Franzosen gleichzeitig das Feuer gegen Wörth richteten, sah man sich veranlaßt, die gesammte Artillerie des fünften Corps auf den Höhen östlich von diesem Ort zum Gefechte vorzuziehen und die Bayern zu degagiren. Als die Meldung hievon im Hauptquartier anlangte, gab Se. k. Hoh. der Kronprinz den Befehl, das Gefecht auf so lange zu unterbrechen, bis die sämmtlichen Truppen, die für den Angriff bestimmt waren, eingetroffen seyn würden, zumal nach den ursprünglichen Anordnungen der Hauptkampf ohnehin erst für den folgenden Tag (7. August) festgesetzt war. Ehe aber dieser Befehl auf dem Schlachtfeld anlangte, hatte das zweite bayrische Corps Hartmann, und zwar die vierte Division Bothmer, von Lembach aus den Kampf fortgesetzt. Es war ihr gelungen, über Langensulzbach in der Richtung von Wörth vorzudringen. Um halb

11 Uhr aber erhielt sie durch das fünfte Corps fälschlicherweise die Ordre, das Gefecht ebenfalls abzubrechen, und ging auf ihre Position von Langensulzbach zurück. Diese Erleichterung in seiner linken Flanke gab dem Feinde noch einmal die Möglichkeit, seine volle Kraft gegen Wörth zu wenden. Neue Truppensendungen verstärkten während des ganzen Vormittags seine Regimenter. Man konnte bemerken, wie die Eisenbahnen ohne Unterbrechung neue Truppenzüge herbeibrachten: es waren Abtheilungen von den Divisionen Canroberts und Failly's, die, kaum von Châlons, Grenoble und Angoulême angekommen, sogleich an den Schlachtort entsendet wurden. Es war dies der kritische Moment der Schlacht. In dreimal wiederholtem Ansturm versuchte das fünfte Corps vergeblich über Wörth hinaus vorzugehen. In dem Augenblick, wo hier noch auf das heftigste gekämpft wurde, zugleich aber das elfte Armeecorps, das seinen Marsch links auf Gunstett nahm, bereits im Anzuge war, begab sich der Kronprinz mit dem Generallieutenant v. Blumenthal und der Suite zum Commando der gesammten Truppenkörper auf das Schlachtfeld, wo er das Centrum der fechtenden Linien, die Anhöhen unmittelbar vor Wörth, zum Observationspunkt einnahm. Unmittelbar darauf folgten Se. Hoh. der Herzog von Sachsen-Coburg und die übrigen im Lager anwesenden Fürstlichkeiten und Offiziere an den Ort der Entscheidung. Gegen 1 Uhr trafen sie an demselben ein. Nachdem die Wiedereroberung von Wörth forcirt worden war und das Anrücken des elften Corps vor Augen lag, ging das fünfte Armeecorps zum weitern Angriff vor. Um 2 Uhr stand der heißeste Kampf längs der ganzen, auf anderthalb Stunden ausgedehnten Schlachtlinie. Das Ineinandergreifen der gesammten Streitkräfte gestaltete sich nun in folgender Weise. Das erste bayrische Corps war zur Verstärkung des zweiten bei Langensulzbach erschienen und auf Wörth den preußischen Regimentern zu vorgeschritten. Das elfte preußische Corps näherte sich von links und nach Fröschweiler in Angriff; bei Gunstett reihte sich die württembergische Division vom Corps Werder

zur Unterſtützung der preußiſchen Colonne an. Sowohl bei Fröſchweiler als auf den benachbarten Höhen entwickelte der Feind einen zähen Widerſtand; er unternahm zwiſchen 2 und 3 Uhr, wieder zum Theil mit friſchen Truppen, noch einmal eine mächtige Offenſive: namentlich bei Fröſchweiler ſelbſt ſtanden ſich die beiderſeitigen Linien unbeweglich ohne zu wanken gegenüber. Es war ein großartiger, überwältigender Anblick, wie in dieſem Augenblick einige Gehöfte in der Nähe von Wörth in Flammen aufgingen und durch das Zünden der Granaten auf der ganzen weiten Flucht der Schlachtaufſtellung die Rauchſäulen emporſtiegen. Die energiſche Unterſtützung des erſten bayriſchen Corps, auf der rechten Seite rechts vom fünften Corps, und der erſten württembergiſchen Brigade entſchieden die Schlacht, der Feind räumte Fröſchweiler gegen 4 Uhr und warf ſich auf die Rückzugslinien. Da die Cavallerie der ſämmtlichen Diviſionen zur Verfolgung bereit war, ſo konnte dieſelbe in der energiſchſten Weiſe vorgenommen werden. Sie geſchah in den Richtungen auf Reichshofen und Bitſch. Wie überſtürzt die Eile war, mit welcher die Franzoſen die Flucht antraten, erhellt unter anderm daraus, daß Marſchall Mac Mahon ſeinen Stabswagen, der die Papiere ſeines Bureau's und ſeine Correſpondenz enthielt, zurückließ. Darunter fand ſich ein Bericht der von dem Tage von Weißenburg (4. Auguſt) als von einer unbedeutenden Affaire ſprach, in der man ſich gegenüber einem mit überlegener Kraft angreifenden Feinde vorſichtig zurückgezogen habe. Von den Württembergern wurde bei der Verfolgung die Kriegskaſſe, beſtehend in 360,000 Fr., von den Badenern einige Wagenladungen voll Montirungsſtücke, Waffen u. ſ. w., mehr als 100 Pferde erbeutet. Man traf den Feind überhaupt nicht mehr in regulären Maſſen an. Um ſo größer iſt der Schaden der unter den kleinen Trupps, in welche die franzöſiſche Armee ſich aufgelöst, angerichtet werden konnte. Die Zahl der Gefangenen iſt eine außerordentlich bedeutende. Es befinden ſich darunter mehr als 2500 franzöſiſche Verwundete. Die Geſammtziffer erreicht zur Stunde

feſten Ueberzeugung, daß Hagki Paſcha bis zur Nacht nicht Zeit haben würde, ihm auf der ſchwierigen und ſteilen Straße von Erzerum Hülfe zuzuſenden, und daß das Detaſchement des Generalmajors Burzoff ihn abhalten würde auf unſere Verbindungslinie zu kommen. Die Verſchanzungen des Seraskiers dehnten ſich in dieſem Augenblicke beinahe eine Werſte weit aus. Unſere Truppen rückten in Schlachtordnung und in drei Colonnen getheilt, vor; die erſte vom Generalmajor Murawjew befehligt, hatte Ordre die linke Flanke, die zweite vom Generalmajor Pankratieff befehligt, ſollte den rechten Flügel der Türken umgehen und ihnen, wenn ſie geſchlagen würden, den Rückzug abſchneiden; die dritte endlich unter Generalmajor Najewsky befand ſich im Centrum, und ſollte den Feind angreifen und ihn verfolgen, ſobald die Infantetie die ihn auf beiden Seiten umging, ſeine Reihen in Verwirrung gebracht hatte. Dieſe Bewegung hatte den erwünſchten Erfolg. Sobald die Türken ſich umgangen ſahen, geriethen ſie in Schrecken, und fingen an, nachdem ſie auf gut Glück einige Kanonen abgefeuert hatten, ihre Verſchanzungen zu verlaſſen, und ſich in die Berge zurückzuziehen. Ich befahl der Infanterie, ihre Schritte zu beſchleunigen, und der Cavallerie ſchnell den Rücken des Gebirges zu erklimmen, wo ich ſelbſt mit der Avantgarde eintraf. Die in der Nähe dieſer Höhen vereinigten Türken konnten dem gleichzeitigen Angriff unſerer, von allen Seiten auf ſie eindringenden Truppen nicht widerſtehen. Ich ließ meine ganze Cavallerie einhauen, und ſah bald darauf den Seraskier völlig geworfen. Ohne Zeit zu verlieren, befahl ich, ihn in allen Richtungen zu verfolgen; der Feind floh in der größten Unordnung. Ihn auf's ſchärfſte bedrängend verfolgte ich ihn dreißig Werſte weit bis um 9 Uhr Abends,

8000. Die Unſrigen ſind bei der Verfolgung bis Saverne vorgedrungen und haben auf dieſer ſechs Meilen langen Straße (von Wörth aus gerechnet) vom Feinde nichts mehr vorgefunden."

Ein weiterer Bericht der Frankfurter Zeitung lautete: „Ein Blick auf die Höhe vor mir genügt, ſich die Schwierigkeiten zu vergegenwärtigen, welche die Deutſchen zu überwinden hatten und ſiegreich überwanden. Die Hügel mögen 200 Fuß hoch ſeyn, ſind ſehr ſteil, an den Abhängen größtentheils mit Reben bewachſen, auf den Gipfeln aber bewaldet. Hier nun lag in einem Umkreis von zwei bis drei Stunden die Hauptmacht der Franzoſen, deren Truppen auch das davorliegende Thal und Wörth beſetzt hielten. Die Deutſchen rückten von den viel niedrigeren Höhen zwiſchen Sultz und Wörth heran, die übrigens theilweiſe noch vom rechten franzöſiſchen Flügel beſetzt waren. Zwiſchen 3 und 4 Uhr eröffneten unſere Truppen den Kampf, ſie warfen den Feind aus Wörth und zwangen ihn zum Rückzug auf die gegenüberliegenden Höhen. Den die Franzoſen durch das Thal verfolgenden Preußen donnerten alsbald die franzöſiſchen Geſchütze entgegen, unter denen ſich auch die Kugelſpritzen durch ihr eigenthümlich rauſchendes Knattern bemerkbar machten. Der blutigſte Kampf begann erſt am Fuße der Höhen. In den Weinbergen hatten nämlich die Zuaven und Turcos Poſto gefaßt, die vor den heranſtürmenden Deutſchen den doppelten Vortheil hatten, daß ſie geſchützt waren und ſich ihr Ziel wählen konnten, während die Deutſchen ungedeckt waren und blind feuern mußten. Zwei-, drei-, ja an einzelnen Stellen ſogar viermal wurden die unſern zurückgeworfen. Zweimal eroberten die Franzoſen ſogar Wörth wieder und warfen die Deutſchen in ihre Poſitionen vom Morgen zurück. Einmal hielten ſie den Sieg ſchon für ſo gewiß, daß ſie zwei Regimenter Cüraſſiere zur Ausnützung des Sieges vorkommandirten. Es ſoll ein wunderbarer Anblick geweſen ſeyn, als dieſelben plötzlich aus ihren Verhauen heraus in's Thal ſprengten. Aber die preußiſche Artillerie that ihre Schuldigkeit. Zwei

Salven und die ganze ſtolze Reiterſchaar wälzte ſich in einem Knäuel in wüſter Flucht in den Wald zurück. Die Verwirrung war ſo groß, daß die Infanterie mit in die Flucht hinein geriſſen und auf die Höhen zurückgetrieben wurde. Neu entbrannte um dieſe der Kampf, der ſich endlich nach 15ſtündigem Ringen endgültig für die Deutſchen entſchied. Von dieſen ſtanden auf dem linken Flügel und im Centrum neben den meiſten Truppen des fünften und elften Armeecorps und einzelnen Regimentern des ſechsten preußiſchen Armeecorps auch Württemberger. Den rechten Flügel bildeten dagegen die Bayern, welche durch ihr rechtzeitiges Eingreifen, namentlich durch eine geſchickte Flankenbewegung (nach des Kronprinzen eigenen Worten) viel zur günſtigen Entſcheidung des Tages beitrugen. Ueber die Tapferkeit aller deutſchen Truppen herrſcht nur eine Stimme; ſie hat ſich überall auf's glänzendſte bewährt. Die zahlreichen Verluſte, die annähernd (ich nehme die niedrige Zahl) auf 6000 Todte und Verwundete geſchätzt werden, beweiſen auf's deutlichſte ihre Todesverachtung. Beim Anblick der eroberten feindlichen Poſitionen erſcheint einem dieſe ſchreckliche Zahl faſt gering. Der Verluſt des Feindes wird auf 12,000 Todte und Verwundete und 6000 Gefangene geſchätzt. Die letzteren ſah ich vorhin vorüberführen. Es dauerte faſt eine halbe Stunde bis der Zug beendet war. Mehr als die Hälfte waren Turcos und Zuaven. Empörung erfaßt einen, wenn man bedenkt, daß dieſe wilde Horde beſtimmt war, den Vormarſch beim Angriff auf unſer Vaterland zu bilden. Unſere Soldaten haben eine wahre Wuth darüber, daß ſie mit ſolchen Feinden zu kämpfen haben. Viele Scheußlichkeiten werden von denſelben erzählt. Gewiß iſt, daß ein Zuave auf einen Krankenträger, der ihn verbunden hatte, einen Schuß abfeuerte. Noch ſchrecklichere Gräuelthaten werden von einzelnen Bewohnern Wörths und der Umgegend berichtet; ich möchte dieſelben gern in das Fabelbuch verweiſen, aber leider habe ich mit meinen eigenen Augen den 16jährigen Buben geſehen, welcher einen preußiſchen Verwundeten beraubt und

ihm dann die Augen ausgeſtochen hatte. Anderen Scheuſalen, die mit dem Frevler, der mit geſpaltener Stirn auf einem Karren lag, vorübergeführt wurden, wird nachgeſagt, daß ſie Verwundeten die Zunge ausgeſchnitten hätten. Gewiß iſt, daß, als die Deutſchen zum zweitenmal aus Wörth zurückgedrängt wurden, ihnen neben dem Triumphgeſchrei der Bevölkerung auch mehrere von Civiliſten abgefeuerte Kugeln folgten. Wörth iſt deshalb ganz als eroberte Stadt behandelt worden. Die Häuſer ſind größtentheils verwüſtet. Mancher Unſchuldige mag da mit den Schuldigen gelitten haben. Noch ſchrecklicher ſieht es in Fröſchweiler aus, wo ſich während des Kampfes eine Zeit lang das franzöſiſche Hauptquartier befand, und über welches Dorf ſich das Rückzugsgefecht hinzog. Bis jetzt habe ich erſt einen kleinen Theil des Schlachtfeldes beſuchen können. Zu Hunderten liegen in den Weinbergen die Todten umher, meiſtens Zuaven und Turcos, von denen gewiß die Hälfte aufgerieben iſt. Jetzt, vierundzwanzig Stunden nach dem Gefecht, werden noch fortwährend Verwundete von dem Kampfplatze zu den Feldlazarethen getragen. Auch ſind im Lauf des heutigen Tages noch mehrere hundert Gefangene gemacht worden, die ſich in den Wäldern verſteckt hatten. Leider haben die Deutſchen bei den verſchiedenen Rückzügen, zu denen ſie gezwungen waren, auch einige Gefangene, doch kann ihre Zahl nur gering ſeyn, verloren. General v. Boſe, der Commandant des elften Armeecorps, iſt ſchwer, doch nicht gefährlich verwundet, ſein Sohn hat eine Wunde im Arm. An Trophäen haben die unſeren 2 Adler, an 30 Kanonen und 6 Mitrailleuſen erbeutet.

Bei der Erſtürmung der Höhen thaten die Preußen Wunder der Tapferkeit. Ein verwundeter Füſelier vom 2. niederſchleſiſchen Infanterieregiment Nr. 47 erzählte, im Centrum unter dem Commando des General Boſe hätten ſie die Franzoſen bei Dieffenbach vor ſich hergetrieben und nachdem ſie mit ausgezognen Stiefeln durch den vom Gewitterregen angeſchwollnen Bach gewatet, hätten ſie die Anhöhen erſtürmt und ſeyen, vom raſchen Laufe athemlos,

durch das Schnellfeuer der Franzosen schrecklich gelichtet und zurückgeworfen worden. „Da wurden wir," fuhr der Verwundete fort, „so blutdürstig, daß wir nochmals angriffen und alles vor uns niedermachten."

Die Ehre, die erste Mitrailleuse genommen zu haben, wurde dem 82. hessischen Infanterieregiment zu Theil. Nachdem alle höheren Offiziere seines Bataillons gefallen waren, erstürmte Lieutenant Höhne mit dem Rest die feindliche Batterie.

Mac Mahon erzählt in seinem Schlachtbericht, wie dem Feinde nicht zu widerstehen gewesen sey, und beklagt am meisten den Verlust seiner tapferen Cavallerie. Schon um 2 Uhr des Mittags hatte sein Fußvolk sich verschossen und jene Cavallerie mußte den Rückzug decken. In den authentischen Details des Moniteur heißt es: „Um die Trümmer der Divisionen, die zu Brigaden geworden, zurückzubringen, wirft Mac Mahon der feindlichen Vorhut ein Cürassierregiment entgegen, um deren zernichtenden Marsch aufzuhalten. Diese eisernen Soldaten wissen, daß sie dem Tode entgegengehen. Trotz der Batterien, trotz des Gewirrs der übereinanderfallenden Menschen und Pferde, gelangen sie vor die Front der preußischen Regimenter, durchbrechen dieselben, hauen sie nieder, drängen vorwärts. Aber andere zahlreiche Bataillone kommen mit ihrer Wucht den Preußen zu Hülfe und der Rest unserer Cürassiere verschwindet im feindlichen Strudel. Der Marschall hat noch ein Regiment Chasseurs zur Hand. Er gibt ein Zeichen, es greift an und macht gleich den Cürassieren abermals eine gräßliche Lücke unter den Preußen. Dadurch wird der Rückzug des französischen Fußvolks gedeckt, aber die Chasseurs sind dahin."

Die Mitwirkung der Württemberger am Schluß der Schlacht war sehr ergiebig. Das Fußvolk der Brigade Starkloff erstürmte Frößchweiler, die württembergische Artillerie fuhr im Galopp auf die Höhen von Gunstedt und feuerte vortrefflich unter die Franzosen. Endlich war es die württembergische Reiterei, die mit noch frischer

Kraft den Feind verfolgte und ihm außerordentlich reiche Trophäen entriß. Ein württembergiſcher Offizier rühmte, in welchen lebhaften Ausdrücken die Württemberger von ihrem preußiſchen Heerführer v. Obernitz wegen ihrer Tapferkeit gelobt worden ſeyen. Auch der Kronprinz von Preußen ſey herangeritten und habe ſeine Anerkennung „in mannhaften Worten“ ausgedrückt. Ferner ſchreibt derſelbe Offizier: „Ich ließ von den mit Beilen verſehenen Leuten den umgeworfenen Stabswagen der 4. franzöſiſchen Diviſion öffnen und hatte das Glück, 222,000 Franken in Gold dem Generallieutenant v. Obernitz perſönlich übergeben zu können. Wir haben bis jetzt circa 4—500,000 Franken abgegeben, 4—500 Beutepferde. Unſere Cavallerie (4. Reiterregiment unter Oberſt Graf Normann) hatte das Glück, mit wenigen Verluſten weitere franzöſiſche Bagagen auf der Flucht abzuſchneiden, namentlich eine Mitrailleuſe und 3 Kanonen für die württembergiſche Armee zu erobern.“

Ein Ulmer ſchrieb damals aus Wörth: „Die Verwüſtung iſt entſetzlich, ein ſchreckliches Bild des Jammers ſolch ein Schlachtfeld. Zwei Dörfer brennen hellauf. Vor den Zuaven haben wir keinen ſonderlichen Reſpekt. Sie ſind gemein und feig. Nachdem ſie ſich gefangen gegeben, feuerten ſie ihre Gewehre ab, um zu beweiſen, daß man nichts mehr von ihnen zu befürchten habe. Heute ſind wir vom Schlachtfeld zwei Stunden vorwärts auf Vorpoſten abmarſchirt. An Strapazen fehlt es nicht. Zwölf Stunden auf dem Marſch, in der Nacht bei Regen bivouakiren iſt keine Kleinigkeit, das entmuthigt aber nicht. Der Geiſt unſerer Truppen iſt vortrefflich.“ — In einem Briefe vom 8. ſchreibt derſelbe Ulmer: „Wir ſind aus dem Bivouak vier Stunden weiter nach Engweiler marſchirt. Allenthalben auf der Straße fanden wir die Zeichen einer kläglichen Retirade: im Stich gelaſſene Munitionskarren, weggeworfene Tornifter, Taſchen, Gewehre, Patronen in Menge rechts und links im Graben. Wohin es jetzt geht, weiß ich nicht. Jedenfalls heut noch oder morgen tüchtig auf die Franzoſen los, die Württemberger wer-

den diesmal hoffentlich die Avantgarde haben. Mit unserem Zündnadelgewehr befreunden wir uns immer mehr. Wohl bietet das Chassepot den Vortheil einer schnelleren Ladung und ist leichter, aber es muß subtiler behandelt werden, wie unser Gewehr, das schon mehr verträgt, auch muß es, wenn einmal geladen, bald abgeschossen werden. Ich werde eins mit heimbringen. Als Kuriosum muß ich noch mittheilen, daß in dem aufgefundenen Koffer eines französischen Offiziers so viel Parfümerien sich fanden, daß er beim ausgiebigsten Bedarf ein ganzes Jahr hätte ausreichen müssen. Er hätte einem Regiment Turkos damit aushelfen können. Auch fand man in der Beute Damenkleider von den feinsten Stoffen, unter anderm sogar Angelruthen. In Deutschland soll es für sie nichts zu fischen geben."

Der Marschall verlor sein ganzes Gepäck, wie auch das der Damen, die ihn begleitet hatten. „Diese waren die Herzogin von Clermont-Tonnere und Madame Latour-Dupin. Das Gepäck des Marschalls, worunter sich auch das dieser Damen befand, wurde von 14 preußischen Husaren erbeutet, welche sich das Vergnügen machten, Krinolinen, Chignons, seidene Kleider und Hüte anzuprobiren."

Auch die vorwitzigen Redakteure zweier Pariser Journale, des Gaulois und Figaro, die vom Thurm von Wörth aus der Schlacht zugesehen hatten, wurden gefangen, aber vom Kronprinzen großmüthig entlassen. Im Ganzen verloren die Franzosen in dieser blutigen Schlacht 5000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 36 Kanonen. Auf deutscher Seite rechnete man 3—4000 Todte und Verwundete. In Fröschweiler wurden 17 Civilisten erschossen, weil sie auf deutsche Soldaten gefeuert hatten.

Die „Times" theilte den Brief eines französischen Offiziers mit, worin es heißt: „Die Verwirrung unseres Rückzugs hat unser Corps aufgelöst. Ueberall plündert man und stiehlt sogar in den Häusern. Die Dörfer werden schlimmer verwüstet, als es die Preußen thun würden. Auch unter einander bestiehlt man sich in der Armee, sogar unter Offizieren. Es ist eine scheußliche Demoralisation.

Unſere Armee hat nicht nur die unfähigſten Generale und die unwiſſendſten Offiziere, ſondern auch die undisciplinirteſten Soldaten. Unſere afrikaniſchen Truppen ſind ein Krebsſchaden. Sie haben die Disciplin in der Armee zu Grunde gerichtet."

Am gleichen Tage, 6. Auguſt, an welchem der Kronprinz von Preußen die franzöſiſche Südarmee bei Wörth ſchlug, erfochten einige Abtheilungen der Armee von Steinmetz (Preußen und Bayern), welche Saarbrücken wieder beſetzt hatten und von hier in's franzöſiſche Gebiet eingedrungen waren, bei Spicheren einen eben ſo glänzenden, wenn auch kleinern Sieg über die franzöſiſche Diviſion Froſſard, welche hier eine außerordentlich feſte Stellung eingenommen hatte. Der preußiſche Staatsanzeiger berichtete darüber: „Am Vormittag des 6. Auguſt ſtand das 7. Armeecorps mit ſeiner Avantgarde bei Guichenbach, ¾ Meilen nordnordweſtlich von Saarbrücken, Vorpoſten an der Saar. Der Feind hatte in der Nacht zum 6. die Stellung am Exercierplatz von Saarbrücken geräumt. Die Cavalleriediviſion Rheinbaben paſſirte am 6. gegen 12 Uhr Mittags die Stadt. Zwei Escadronen bildeten die Avantgarde. Dieſe erhielten Feuer von den Höhen bei Spicheren, ſobald ſie über dem Kamm, auf welchem der Exercierplatz liegt, ſichtbar wurden. Von dieſem Kamm aus hat man in der Richtung von Saarbrücken auf Forbach und Spicheren ein tiefes Thal vor ſich, aus welchem ſich jenſeits die ſteilen zum Theil bewaldeten Höhen von Spicheren wie eine natürliche Feſtung zu einer Poſition erheben, von der man dreiſt behaupten kann, daß ſie einer künſtlichen Verſtärkung nicht mehr bedurfte, um als faſt uneinnehmbar zu gelten. Sie überhöht um Hunderte von Fußen das Thal, welches unſere brave Infanterie unter dem heftigſten Feuer ohne jede Deckung im Terrain zu durcheilen hatte, um bis an den Fuß der faſt ſenkrechten Höhen zu gelangen, auf welchen der Feind ſie erwartete. Baſtionsartig ſpringen die Berge in's Thal hinein, nach allen Richtungen daſſelbe flankirend. Gefangene franzöſiſche Offiziere ſagen es ſelbſt, daß ſie gelächelt hätten, als man hnen in

ihren Bivouacs gesagt: die Preußen greifen an. Daß dieser Angriff zur gänzlichen Niederlage für die preußischen Waffen werden müsse, daran zweifelte im zweiten französischen Corps Niemand. Zwischen 12 und 1 Uhr langte die 14. Division in Saarbrücken an. Schon im Thal zwischen dem Exercierplatz und den Höhen von Spicheren stieß sie auf starke feindliche Streitkräfte. Das Gefecht engagirte sich. General Frossard, mit einem Theil seiner Truppen schon im Abzug begriffen, ließ Front machen, und warf sein ganzes Corps in die eben verlassene Position von Spicheren. Eine Division des dritten Corps Bazaine vereinigte sich mit ihm. Die 14. Division stand anfänglich einem weit überlegenen Feinde gegenüber. Diesen in seiner formidabeln Position nur in der Front anzugreifen, hätte geheißen den Stier bei den Hörnern fassen. Der General v. Kameke versuchte deshalb über Stiering dem Feinde mit 5 Bataillonen in die linke Flanke zu gehen. Dieser Versuch führte bei der Ueberlegenheit des Feindes zu keinem Ergebniß. Zwei Angriffe auf dem linken Flügel wurden ebenfalls abgewiesen. Gegen 3 Uhr waren alle Truppen der 14. Division engagirt. Das Gefecht nahm einen sehr ernsten Charakter an. Indeß auf sämmtliche preußische Truppen, welche den Kanonendonner hören konnten, wirkte derselbe wie ein Magnet. Zunächst wurde die Division Barnekow von demselben angezogen. Mit Aufbietung aller Kräfte erschienen zuerst zwei Batterien ihrer Divisionsartillerie auf dem Gefechtsfelde. Ihnen folgte der Oberst Rex mit dem Regiment 40 und 3 Escadronen vom Husarenregiment Nr. 9. Gleichzeitig wurden die Toten der 5. Division auf dem Winterberg sichtbar. General Stülpnagel, dessen Avantgarde am Morgen in Sulzbach stand, hatte auf Befehl des Generals v. Alvensleben seine ganze Division nach der Richtung des Kanonendonners in Marsch gesetzt. Zwei Batterien gingen in der Eilmarschformation auf der großen Straße vor. Die Infanterie wurde zum Theil per Bahn von Neunkirchen nach Saarbrücken befördert. Gegen 3½ Uhr hatte die Division

Kameke ſo viel Verſtärkung erhalten, daß der inzwiſchen eingetroffene General v. Goeben, welcher nunmehr das Commando übernahm, den äußerſt ſchwierigen Angriff gegen die mächtige Poſition des Feindes auszuführen beſchloß. Den Hauptſtoß richtete er gegen den bewaldeten Theil der ſteilen Höhe. Das Regiment 40, rechts durch Truppentheile der 14. Diviſion, links durch 4 Bataillone der 5. Diviſion unterſtützt, führte denſelben aus. Eine Reſerve bildete ſich nach und nach aus den eintreffenden Bataillonen der 5. und 16. Diviſion. Der Angriff gelang, der Wald wurde genommen, der Feind geworfen, die ſtürmenden Truppen drangen immer ſteil bergauf bis zur ſüdlichen Liſière des Waldes vor. Erſt hier kam das Gefecht zum Stehen. Mit allen drei Waffen vereinigt verſuchte der Feind die verlorne Stellung wieder zu gewinnen. Unſere Infanterie hielt Stand. Da gelang es der Artillerie der 5. Diviſion unter koloſſalen Anſtrengungen ein Meiſterſtück zu vollbringen. Zwei Batterien erklommen auf ſteilem, ſchmalem Gebirgspfad die Höhe von Spicheren. Ein zweiter Gegenangriff des Feindes wurde wiederum abgewieſen. Einem Flankenangriff, in der Richtung von Alſting und Spicheren gegen unſern linken Flügel geführt, wurde von rückwärts her rechtzeitig durch Bataillone der 5. Diviſion entgegengetreten. Auf beiden Seiten war der Kampf mit äußerſter Zähigkeit geführt worden, jetzt erreichte er den Höhepunkt ſeiner Heftigkeit. Noch einmal raffte der an Zahl überlegene Feind ſeine ganze Kraft zu einem dritten Gegenangriff zuſammen. Indeß auch dieſe letzte Anſtrengung ſcheiterte an der unerſchütterlichen Ruhe und Energie unſerer braven Infanterie und Artillerie. Wie an einem Felſen zerſchellte des Feindes Kraft, und war nun ſo gebrochen, daß er das Schlachtfeld räumen mußte. 27 preußiſche Bataillone — nur von ihrer Diviſionsartillerie unterſtützt — hatten gegen 52 franzöſiſche Bataillone mit vollzähliger Corps-Artillerie unter den ſchwierigſten Verhältniſſen einen glänzenden Sieg errungen. Der überlegene Feind wurde aus einer Poſition herausgeworfen, die er ſelbſt für uneinnehmbar ge-

halten hatte. Die Dunkelheit ſenkte ſich auf das Schlachtfeld herab und gewährte dem geſchlagenen Feinde Schutz. Zur Deckung des Rückzuges entwickelte er auf dem nächſten Höhenzuge, welcher das Schlachtfeld gegen Süden begrenzt, ſeine geſammte Artillerie. Sie feuerte noch lange, aber ohne jede Wirkung. Das Terrain bot der Cavallerie zu große Schwierigkeiten, um einen Einfluß auf das Gefecht ausüben zu können. Die Früchte des Sieges haben alle Vermuthung erheblich übertroffen. Das Corps Froſſard iſt gänzlich aufgelöst und demoraliſirt. Der Weg ſeiner Flucht iſt bezeichnet durch zahlreich ſtehen gebliebene, mit Fourage und Montirungsſtücken voll beladene Wagen. Die Wälder ſind mit Maſſe von Marodeurs angefüllt, Material und Vorräthe jeder Art ſind uns in reichem Maße zugefallen. Die 13. Diviſion war bei Wehrden über die Saar gegangen, nahm Forbach und erbeutete große Magazine und Montirungskammern, und zwang dadurch das Corps Froſſard, zu deſſen Aufnahme 2 Diviſionen Bazaine's herangerückt waren, den Rückzug in ſüdweſtlicher Richtung anzutreten, und die Straße auf St. Avold preiszugeben. Die Verluſte in der Schlacht am 6. d. ſind beiderſeits außerordentlich hoch. Die 5. Diviſion allein hat 239 Todte und etwa 1800 Verwundete, das 12. Regiment hat 32 Offiziere, 800 Mann todt und verwundet, demnächſt haben die Regimenter 40, 8, 48, 59, 74 am meiſten gelitten. Auch die Batterien haben enorme Verluſte. Von der 14. und 16. Diviſion können noch keine Angaben gemacht werden. Der Feind hat an Todten und Verwundeten mindeſtens dieſelben Verluſte als wir. An unverwundeten Gefangenen ſind bereits über 2000 Mann eingebracht worden, und ihre Zahl vermehrt ſich noch ſtündlich. 40 Pontons und mehrere Zeltlager ſind genommen."

Der tapfere, von 1866 her bekannte General Göben*) leitete

*) General v. Goeben wurde 1835, noch ſehr jung, preußiſcher Offizier, nahm aber ſchon im folgenden Jahr ſeinen Abſchied, ging nach

wo ich durch die Dunkelheit der Nacht genöthigt ward, einzuhalten, nachdem ich das ganze feindliche Corps bis jenseits des Gebirges Saganlu zurückgeworfen hatte. Das ganze Lager des Seraskiers, seine ganze Artillerie und alle seine Kriegs- und Mundvorräthe fielen in unsere Hände. Eine so vollständige Niederlage des Seraskiers machte es mir möglich, Hagki-Pascha mit Erfolg angreifen zu können, da ich mich durch die Besetzung des Thales von Zevina bereits in seinem Rücken befand. Von dieser Stellung bis zu seinem Lager hatte ich noch fünfzehn Werst auf einem der schwierigsten Wege zu machen, der eine hohe Bergkette und eine Menge tiefer Schlünde durchschnitt. Entschlossen, ihn ohne Verzug anzugreifen, setzte ich mich bei Tagesanbruch mit allen Truppen und aller Artillerie, die ich hatte, in Marsch. Um 9 Uhr Morgens besetzten meine Truppen die Höhen im Rücken des feindlichen Lagers, und stellten sich in Schlachtordnung auf. Die Türken, im Lager alle Zelte zurücklassend, deren Zahl sich nahe an 2000 belief, stellten sich auf einer ebenen und sehr starken Höhe, ebenfalls in Schlachtordnung. Ein von den Kosaken gemachter Gefangener, der aus Hagki-Pascha's Lager kam, hatte mir gesagt, daß man dort nichts von der Niederlage des Seraskiers wüßte; ich gab ihm die Freiheit, damit er den Pascha von diesem Ereigniß unterrichte. Die Bewegung, durch welche ich so schnell im Rücken des Feindes angelangt war, der Anblick unserer siegreichen Truppen, welche die Verbindung des türkischen Lagers mit Erzerum abgeschnitten hatten, die Nachricht von der gänzlichen Niederlage des Seraskiers, Alles vereinigte sich, um Hagki-Pascha jede Hoffnung zu benehmen. Er sandte mir denselben Gefangenen zurück, und ließ mir melden, daß er sich mit seinem ganzen Armeecorps ergeben wolle. Ich ließ

den Hauptangriff, der die Franzoſen von den Bergen vertrieb. Die Preußen eilten hinter den Fliehenden her und machten auf dem Bahnhof von Forbach eine überreiche Beute, viele tauſend Säcke Hafer, große Maſſen von Brod und Mehl, einen ganzen Schuppen voll Champagner, große Haufen Offiziersgepäck, Waffen, Munition. Dazu feine Damengarderoben in Menge, zum Beweiſe, wie viele Damen des Demi monde die Offiziere begleitet hatten. Glaubte dieſes frivole Volk, ganz bequem mit ſeinen Huren eine Spazierfahrt nach Berlin machen zu können! In der weitern Verfolgung des Feindes gegen Metz hin machten die Preußen noch immer mehr Beute. Unter anderem hinterließ ihnen die Diviſion Froſſard noch zehntauſend Decken und für eine Million Franken Tabaksvorräthe. Auch in Hagenau wurde ein großer Tabakvorrath und aus dem Rhein- und Moſelgebiet eine große Quantität (100,000 Litres) trefflicher Bordeauxwein erbeutet.

Man ſchrieb damals in Bezug auf die erbeuteten Vorräthe aus Berlin: „So reiche Beute iſt wohl, ſeit Eiſenbahnen die Beförderung vermitteln, in keinem Kriege gemacht worden. Von der Kriegskaſſe mit den 360,000 Francs und den Crinolinen des Mar-

---

Spanien und diente in der karliſtiſchen Armee, wurde verwundet und gefangen, entkam auf dem Marſche, indem er heimlich durch den Ebro ſchwamm, wurde nochmals verwundet und zum drittenmale ſo ſchwer, daß er fünf Monate lang zu Cuenca im Lazareth lag. Wieder geneſen war er noch einer der letzten, der unter Cabrera für Don Carlos kämpfte. Im Jahr 1840 kehrte er unter den traurigſten Verhältniſſen in die Heimath zurück und brauchte ein volles Jahr, um ſich von ſeinen langen und ſchweren Strapatzen zu erholen. In Spanien war er bis zum Range eines Oberſtlieutenant emporgeſtiegen. In die preußiſche Armee konnte er 1842 wieder nur als Secondelieutenant eintreten, kam aber bald in den Generalſtab und genoß die perſönliche Leitung und Gunſt des General Moltke. Im Jahr 1849 machte er den Feldzug in Baden, 1860 mit fünf andern preußiſchen Offizieren unter O'Donnel den Feldzug in Maroko, 1864 den däniſchen mit und zeichnete ſich 1866 auf's Glänzendſte im Mainfeldzug aus.

ſchalls Mac Mahon abgeſehen, fand ſich in Forbach unter Anderem ein Vorrath von Haber, um für ſieben dürre Jahre zu entſchädigen, wie in den Magazinen des egyptiſchen Joſeph. Auf den meiſten der Haberſäcke aber — und hieran wird Graf Bismarck nicht den geringſten ſeiner diplomatiſchen Schlager knüpfen — fand ſich ‚Berlin‘ als Aufgabeort eingeprägt, woraus erhellt, daß Napoleon ſeinen Haberbedarf für dieſen Krieg aus Preußen bezogen. Wann aber, calculirt man nun, konnte dies geſchehen ſeyn? Es geſchah, die hieſige Fruchtbörſe hat es bis auf den Tag herausgebracht, im Februar dieſes Jahres, an jenem Vormittage, an welchem der Preis des Habers plötzlich von 25 auf 40 hinaufging. Damals hieß es, große Haberankäufe würden für England und Schweden gemacht und die Matadore der Berliner Fruchtbörſe zerbrachen ſich den Kopf, wozu England und Schweden Haber brauchen. Jetzt haben ſie es heraus. Hinter England und Schweden ſteckte Napoleon, der alſo ſchon im Februar wußte, daß es im Juli einen Casus belli zwiſchen ihm und Deutſchland geben werde.“

Hans Wachenhuſen gab in der Kölner Zeitung noch eine recht maleriſche Schilderung des Schlachtfeldes auf dem Spichernberge. „Dasſelbe war mit Todten überſäet und die peſtartige Atmoſphäre wirkte ſchon betäubend. Die rothen Hoſen und blauen Röcke der Gefallenen leuchteten auf den Feldern wie Mohn- und Kornblumen aus den Aehren und die oft maleriſchen Momente, die Geſten, in welchen der Tod die Armen jäh überraſcht, wirkten erſchütternd. Ich machte eine für die franzöſiſche Armee nicht ſchmeichelhafte Beobachtung. Den franzöſiſchen Todten, welche das Feld in Maſſe bedeckten, ſind vielfach die Finger abgeſchnitten. Die eigenen Kameraden beraubten dieſelben ihrer Ringe und da das Abziehen von den ſtarren Gliedern zu viele Zeit erforderte, ſchnitten ſie ihnen dieſelben von der Hand. Von dem moraliſchen Werthe dieſer franzöſiſchen Armee zeugten auch die kleinen Gebetbücher der Offiziere, in deren einem ich die obſcönſten Bilder aufbewahrt ſah.“

Schon vor dem Kriege war das Sanitätsweſen in allen an dem Kriege betheiligten deutſchen Staaten auf's Großartigſte organiſirt worden und wurden den deutſchen Truppen Lebensmittel, Verbandzeug, Aerzte, barmherzige Schweſtern, Diakoniſſinnen und Krankenpfleger maſſenhaft nachgeſchickt. Ueberall wurden Lazarethe errichtet, um die Verwundeten aufzunehmen, denen auch zahlreiche Privatwohnungen angeboten wurden. Das war Hülfe zur rechten Zeit, denn alle vom Mittelrhein herführenden Eiſenbahnen brachten in der zweiten Woche des Auguſt lange Züge mit vielen tauſend Verwundeten von Freund und Feind. Die deutſche Gutmüthigkeit verrieth ſich hier wieder in naiver Weiſe. Auf den Eiſenbahnſtationen wurden den gefangenen Feinden reichlich Lebensmittel dargebracht und ſogar den ſchmutzigen und eckelhaften Turcos wurden Leckerbiſſen und Cigarren angeboten, obgleich eines dieſer Scheuſale dem Arzt, der ihn verband, die Naſe, ein Andrer ſeinem Pfleger den Finger, ein Dritter einem bayriſchen Soldaten das Ohr abbiß und die wilden Beſtien nicht ſelten gegen die mitleidigen deutſchen Zuſchauer die Zungen ausſtreckten. Man bemerkte, daß die Franzoſen ſelbſt ſich ihrer ſchwarzen Kameraden ſchämten.

Man ſchrieb aus Frankfurt unterm 10. Auguſt: „Geſtern wurde uns die offizielle Beſtätigung, daß die Turcos unſere auf dem Schlachtfeld gelegenen Verwundeten in der unmenſchlichſten Weiſe verſtümmelt, ja maſſacrirt haben. Als dies bekannt wurde, bemächtigte ſich am Neckarbahnhof der dort verſammelten Menge der heftigſte Unwille. Wenn auch die gefangenen Turcos noch vor dem Verhungern bewahrt werden, weitere Labung und namentlich Cigarren, auf welche ſie ſo ſehr verlegen ſind, werden ihnen nicht zu Theil werden. Die gefangenen Franzoſen wollen ſelbſt nicht mit dieſen Menſchen in einem Coupé ſeyn und baten, ſie von denſelben zu trennen."

Aus Heidelberg wurde geſchrieben: „Beim Herausſchaffen aus dem Eiſenbahnwagen fand der Arzt einen Turco ganz zugedeckt,

ſah beim Aufdecken des Geſichts eine Wunde darin und als er ihn mit freundlichen Worten ſanft wieder zudeckte, ſtreckte derſelbe die Hand unter der Decke hervor und ſuchte die des Arztes, um ſie zu drücken. Als aber demſelben Turco im Lazareth eine junge Dame eine Taſſe Kaffee reichte, die ihm nicht ſchmeckte, ſchüttete er ihr den Kaffee in's Geſicht. Ein leicht verwundeter Turco mußte wegen ſeiner Wildheit von 2 badiſchen Soldaten in das Lazareth begleitet werden. Als er ſich noch ungeberdig ſtellte, da — ſo erzählt einer von den Soldaten, ein Oberländer — ‚ſtieß ich ihm mit dem Kolben in den Rückmeißel, daß er genug hatte.‘ Im Lazareth ſelbſt machten ſie es noch ſchlimmer, ſo daß man ſich genöthigt ſah, die Nacht über eine Wache von 8 Mann mit geladenen Gewehren im Krankenſaal aufzuſtellen. Da ſie ſich jetzt ganz ruhig verhielten, ließ man Morgens nur einen Mann im Saal zurück. Und jetzt ſchlüpften einige Leichtverwundete zu einander in die Betten, in welcher zärtlichen Abſicht wurde bald bemerklich und mit Kolbenſtößen gehindert. Des Nachmittags ſprang Einer aus dem Bett und wie toll im Saal umher, langte auch dem wachhabenden Soldaten nach dem Seitengewehr ꝛc. — Ein verwundeter Turco jammerte in Neumühl ganz troſtlos darüber, daß er nach Preußen kommen ſollte, denn da zerſchneide man ſie erſt in 24 Theile und tödte ſie erſt dann, lieber wolle er gleich erſchoſſen ſeyn! Kein Zuſpruch konnte ihn von dieſem Wahne abbringen.“

Auf einem Eiſenbahnzug, der franzöſiſche Gefangene brachte, befand ſich ein Turco, der direct aus Afrika kam. Von Algier zu Schiffe nach Marſeille gebracht, war er augenblicklich von hier aus mit der Eiſenbahn weiter gefahren worden, Mittags 12 Uhr auf dem Schlachtfeld angekommen, um 1 Uhr gefangen, gleich weiter transportirt worden, frühſtückte am andern Morgen in Frankfurt und kam noch an demſelben Tage nach Berlin.

In München ſpazierten zwei Turcos auf der Straße und erregten großes Aufſehen. Es waren aber päpſtliche Zuaven, ein

Schleſier und ein Weſtphale, welche heimkehrten, um in der preußiſchen Armee zu dienen. Um nicht länger für Turcos gehalten zu werden, erbaten ſie ſich und erhielten bürgerliche Kleidung. Man konnte übrigens nicht umhin, zu bemerken, daß es ſich doch für den Papſt nicht ſchicke, ſeine Soldaten wie Muhamedaner einzukleiden.

Der Transport faſt zahlloſer ununterbrochen einander folgender Eiſenbahnzüge mit Truppen, Munition, Proviant und zurück mit Verwundeten und Gefangenen war jenſeits der franzöſiſchen Grenze ſchwierig, aber die muſterhafte preußiſche Verwaltung überwand alle Hinderniſſe. Das Frankfurter Journal ſchrieb: „Die franzöſiſchen Eiſenbahnwagen und Lokomotiven ſind bekanntlich bedeutend kleiner als die deutſchen. Nach dieſer Bauart ſind auch ſämmtliche Viadukte ꝛc. eingerichtet; als nun unſere erſten Maſchinen die franzöſiſche Strecke befuhren, erlitten ſie faſt durchweg an den Schornſteinen u. ſ. w. bedeutende Schäden. Während nun auf der franzöſiſchen Oſtbahn Courcelles-Forbach das Schienengeleis die größten Unregelmäßigkeiten zeigte und faſt auf der ganzen Strecke der Erhöhung bedurfte, mußte die Bahn Pont à Mouſſon-Nancy-Hagenau an vielen Stellen vertieft und gleichzeitig eine Aenderung der Maſchinen-Schornſteine herbeigeführt werden. Sämmtliche Arbeiten wurden mit einer ſolchen Schnelligkeit ausgeführt, daß das Publikum davon nicht das Geringſte merkte und der Marſch der Armee, ſowie die Verproviantirung derſelben nicht einen Augenblick darunter zu leiden hatte. Gegenwärtig wird von Frouard aus eine proviſoriſche Bahn um Toul gebaut, deren Vollendung mit allen Kräften beſchleunigt wird."

Die deutſche Südarmee hatte der franzöſiſchen ſo ſchreckliche Schläge verſetzt, daß die letztere ſich nicht wieder zu ſammeln vermochte. Es hieß anfangs, Mac Mahon wolle bei Nancy eine feſte Stellung nehmen und noch eine Schlacht wagen, aber er war zu ſchwach. Oeſterreichiſche Blätter ſpotteten, den Franzoſen ginge es in dieſem Feldzug noch ſchlimmer, als es den Oeſterreichern im

Jahr 1866 ergangen ſey. Die Schlachten von Weiſſenburg und Wörth glichen denen von Skalitz und Gitſchin und bald würden die Franzoſen auch ihr Königgräz erleben.

Indem der König von Preußen am 11. Auguſt zu Saarbrücken die franzöſiſche Grenze überſchritt, erließ er folgende Proklamation an das franzöſiſche Volk: „Wir Wilhelm, König von Preußen thun zu wiſſen den Einwohnern der franzöſiſchen von der deutſchen Armee beſetzten Gebietstheile: Nachdem Kaiſer Napoleon zu Waſſer und zu Lande die deutſche Nation angegriffen, welche mit der franzöſiſchen in Frieden zu leben gewünſcht hat und noch wünſcht, habe ich das Commando der deutſchen Armeen übernommen, um dieſen Angriff zurückzuweiſen. Ich führe Krieg mit den franzöſiſchen Soldaten, nicht mit Frankreichs Bürgern, dieſe werden deshalb fortfahren, vollſtändige Sicherheit für ihre Perſon und ihre Güter ſo lange zu genießen, als ſie mich nicht ſelbſt durch feindliche Unternehmungen gegen deutſche Truppen des Rechtes berauben, ihnen meinen Schutz angedeihen zu laſſen. Die commandirenden Generale der einzelnen Truppenkörper werden durch beſondere Vorſchriften Maßregeln feſtſetzen, welche gegen ſolche Gemeinden oder einzelne Perſonen zu ergreifen ſind, die ſich mit den Kriegsgebräuchen in Widerſpruch ſetzen. Sie werden ebenſo Alles regeln, was ſich auf Requiſitionen bezieht, welche für alle Bedürfniſſe der Truppen erforderlich ſcheinen, wie auch die Differenz zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Valuta, um den Einzelverkehr zwiſchen den Truppen und den Einwohnern zu ordnen."

Die drei deutſchen Armeen rückten gleichzeitig auf franzöſiſchem Gebiete vor und konnten ſich, da ſie keinen Widerſtand mehr fanden, jenſeits der Moſel concentriren. Das gebirgige Wasgau ſtand den Deutſchen offen, wie vor vier Jahren die Päſſe über die böhmiſchen Gebirge. Wo waren jetzt die vielgerühmten Vogeſenjäger, mit denen man bei der Weltausſtellung in Paris als mit „franzöſiſchen Tirolern", ſo viel renommirt hatte? Kein einziger war zu ſehen, kein

einziger Paß vertheidigt. Die kleine Vogeſenfeſte Lützelſtein capitulirte ſogleich, als die Württemberger davor erſchienen, und nur das daneben befindliche kleine Fort Lichtenberg kanonirte, wurde aber gleich zuſammengeſchoſſen. Zabern, der Schlüſſel der Vogeſen, auch Saarburg waren nicht vertheidigt. In Saargemünd war Proviant im Werth von 1½ Millionen Thalern zuſammengehäuft und fiel den Deutſchen in die Hände. „Saargemünd iſt eine hübſche Stadt von 8000 Einwohnern und das Aeußere iſt reinlich und deutet auf Wohlhabenheit. Die Bevölkerung ſpricht einen pfälziſchen mit franzöſiſchen Worten gemiſchten Dialekt. Sogleich nach Beſchlagnahme der Stadt durch unſere Truppen wurden die Verkehrsanſtalten, als Poſt, Eiſenbahn und Telegraph militäriſch beſetzt. Auf dem Eiſenbahnhofe fand man koloſſale Vorräthe von engliſchem Hafer, wenigſtens 40,000 Centner, Reis, Kaffee, Zucker, Rum, Wein, Zwieback, Schuhen, Käppis, Gamaſchen, Vorräthe, die erſt vor zwei Tagen aus Paris angekommen waren und nun durch den Intendanten der Armee als preußiſches fiskaliſches Eigenthum erklärt wurden."

Die deutſchen Truppen waren einigermaßen erſtaunt, in Lothringen wenigſtens bis zur Moſel Alles noch ſo gut deutſch und bis zur Meurthe (Murte) wenigſtens gemiſcht zu finden. Es gereicht den Deutſchen zum Vorwurf, daß ſie ſich ſo wenig um die Lothringer bekümmert haben, ſeitdem dieſelben durch Oeſterreich an Frankreich verſchachert worden ſind. Unſere Literatur, unſere Schulen hätten dieſer unſerer Stammgenoſſen liebreich gedenken und wenigſtens unſere geographiſchen Lehrbücher und Landkarten hätten die deutſchen Namen, die im Lande ſelbſt noch üblich ſind, nicht nach dem Beiſpiel der Franzoſen noch verwälſchen ſollen. Deutſch iſt der Name des Wasgau, verwälſcht in Vogeſen. Deutſch ſind die Namen Nanzig (Nancy), Dietenhofen (Thionville), Lunſtädt (Lunéville), Vierten (Verdun), Tull (Toul), Falkenſtein (Faulquemont), Reimersberg (Remiremont), Buſenweiler (Bouzonville), Bolchen (Boulay).

Nanzig, die lothringiſche Hauptſtadt, war nicht in Vertheidigungsſtand geſetzt worden. Auch Mac Mahon kam hier auf ſeiner Flucht nur durch, in kothigen Kleidern und ſehr verdüſtert. Eine Epaulette war ihm abgeſchoſſen und ſein Fernrohr zerbrochen. Die erſten Preußen kamen am 12. Auguſt in Nanzig an, beſetzten die Eiſenbahn und erhoben eine kleine Contribution. Ihnen folgte der Kronprinz von Preußen, der ſehr gnädig mit den Einwohnern umging, ihnen die Contribution erließ, den Präfekten zur Tafel zog und dem Biſchof einen Beſuch abſtattete.

Nachdem Elſaß und Lothringen von den deutſchen Heeren in Beſitz genommen war, übernahm der König von Preußen die Verwaltung der beiden Länder und ſetzte in jedem einen Gouverneur ein, im Elſaß den Grafen von Bismarck-Bohlen, in Lothringen den General v. Bonin. Die Finanzverwaltung übernahm der Geheimerath Ollberg, welcher am 20. Auguſt verordnete: „Mit dem heutigen Tage hört die Zollwache an der Grenze gegen Deutſchland auf und werden die an derſelben beſtehenden Zollämter geſchloſſen. Von den aus Deutſchland nach Frankreich übergehenden Waaren wird kein Eingangszoll mehr entrichtet. Zugleich wurde der Detailhandel mit Tabak freigegeben."

Graf Villiers, Regierungspräſident in Coblenz, wurde nach dem Elſaß gerufen, um die Civilverwaltung in den von deutſchen Truppen beſetzten franzöſiſchen Landestheilen zu leiten.

Wie furchtbar der Schlag von Wörth das franzöſiſche Kaiſerreich erſchütterte, geht aus einem merkwürdigen Artikel ſeiner Amtszeitung vom 8. Auguſt hervor, welcher zwei Tage nach der Schlacht geſchrieben wurde. Er wagt noch zu prahlen, aber ſchon mit zitternder, von der Lüge halb erſtickter Stimme. Eigentlich iſt es der erſte Angſtruf des ſterbenden Kaiſerthums, ein Hülferuf an das Ausland. Der Artikel lautet: „Es gibt im Leben der Völker feierliche und entſcheidende Stunden, in welchen Gott ihnen Gelegenheit gibt, zu zeigen, was ſie ſind, was ſie vermögen. Dieſer Augenblick iſt für

Frankreich gekommen. Man behauptete manchmal, daß die große Nation, unerſchrocken im Aufſchwung und Erfolge, ſchwer Unglücksfälle ertrug. Was vor uns nun vorgeht, berichtigt dieſe Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung iſt nicht die der Entmuthigung; ſie iſt die der patriotiſchen Wuth und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, wo ſie ihr Grab finden ſollen, werden alle Franzoſen ſich erheben wie ein Mann. Sie denken an ihre Vorfahren und ihre Abkömmlinge haben Jahrhunderte des Ruhmes hinter ſich und eine Zukunft vor ſich, die ihr Heroismus frei und mächtig machen ſoll. Niemals war das Vaterland für den Geiſt der Ergebenheit und Opferwilligkeit beſſer vorbereitet; niemals ließ es in impoſanterer und großartigerer Weiſe die Kraft und den Stolz des National-Charakters erblicken. Es ſchreit mit Enthuſiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder ſterben iſt ſeine Deviſe. Während unſere Soldaten den Boden des Vaterlandes heroiſch vertheidigen, beunruhigt ſich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieſer unerſättlichen Macht gehen würde, wenn ſie durch einen endgiltigen Triumph überreizt würde. Es iſt ein unveränderliches Geſetz der Geſchichte, daß jedes Volk, das durch übertriebene Gelüſte das allgemeine Gleichgewicht ſtört, einen Rückſchlag gegen ſeine Siege hervorruft und alle anderen Völker gegen ſich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß dieſe Wahrheit ſich noch einmal durch Thatſachen bewähre. Wer iſt demnach an der Wiedererſtehung des Kaiſerthums in Deutſchland intereſſirt, wer kann denn wünſchen, daß die Nordſee und Oſtſee preußiſche Seen werden? Sind es Schweden, Norwegen, Dänemark, die der Triumph Preußens vernichten würde? Iſt es Rußland, das mehr als irgend eine andere Macht dabei intereſſirt iſt, das Gleichgewicht im Norden gegen die germaniſchen Gelüſte zu retten? Iſt es England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortſchritten der preußiſchen Marine widerſtreitet? Iſt es das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte

Holland? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen Kaiserthums zum Vortheile des Hauses Hohenzollern der verhängnißvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie seyn. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Cabinet Versprechungen zu machen; aber man kennt den Glauben, den man den Worten Bismarcks schenken darf. Würde jedwede angebliche Garantie jemals stärker seyn, als die Bande, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten und Verpflichtungen zum Trotze so gewaltthätig zerriß. Der endgiltige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Oesterreich seyn. Ein germanisches Kaiserthum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden ebenso wie im Norden, es würde Venedig und Triest, ebenso wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerirung gefährdet. Wir appelliren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und der Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen, um uns zu helfen, sey es durch Allianzen, sey es durch Sympathien, um das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen von England zu signalisiren, das, durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität vollständig befriedigt, unsere Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu vertheidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unsern Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragendsten Organe der russischen Presse führen eine ungünstige Sprache für die preußische Sache. Diejenigen der Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gewisse Sympathien für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben, und führen eine den wahrhaften Interessen Oesterreichs entsprechende

ihm darauf erwiedern, daß ich ſein Anerbieten unter der Bedingung annehmen wolle, wenn ſeine Truppen die Waffen niederlegen und mir entgegen kommen würden; bevor aber noch der Abgeſandte mit meiner Antwort bis zum Paſcha gekommen war, hatten die Türken das Feuer ihrer Batterien wieder begonnen, und eine auffallende Verwirrung wurde auf ihrem linken Flügel bemerkbar, der ſich rechts, gegen ſteile, waldbedeckte Berge hinwandte, wo unſer Geſchütz nicht hin konnte. Ich führte hierauf die Truppen dem Feinde entgegen. Die erſte vom Feuer der feindlichen Batterie empfangene Colonne ſtürzte ſogleich auf das Lager los, und bemächtigte ſich in den hervorſpringenden Verſchanzungen und nahe am Zelte des Paſcha's einiger noch rauchender Kanonen; der Feind, von Schrecken ergriffen, nahm die Flucht, und größtentheils nach den Bergen und Wäldern zu, in welche unſere Cavallerie und Infanterie nicht hineindringen konnte. Ein Theil der zweiten Colonne, nachdem ſie an der rechten Flanke der türkiſchen Stellung vorbeigerückt und von ihr mit einem heftigen Flinten- und Kanonenfeuer empfangen worden war, erſtieg muthig die Höhe, und bemächtigte ſich der Batterie, welche die flüchtenden Türken eilig verließen. Ihre eigenen Kanonen wurden auf ſie gerichtet, während der Generalmajor Pankratieff ſie mit ungeheurem Verluſt von ihrer Seite bis in die Wälder und Schluchten verfolgte. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo der Obriſtlieutenant Werſilin mit den Koſaken ſeines vereinigten Linienregiments Hagki-Paſcha, der alle im Lager befindlichen Truppen befehligte, und ein eben ſo ſehr durch ſeine perſönliche Tapferkeit als durch ſeine militäriſchen Talente ausgezeichneter Feldherr, und nach dem Seraskier von Erzerum der erſte Würdenträger iſt, erreichte, und ihn mit allen ſeinen Beamten und

Sprache. Der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Italien und ihre Regierungen bezeugen uns mehr und mehr befriedigende Dispoſitionen. Oeſterreich und Italien rüſten thätig. Die Miniſterien von Wien und Peſth gehorchen einem gemeinſamen Gedanken und der Augenblick naht, wo Preußen von dieſer Seite her den ernſteſten und ſchwierigſten Verlegenheiten begegnen wird. Unſere Diplomatie wird nicht minder thätig ſeyn, als unſere Armee."

Fünftes Buch.

Der große Kampf um Metz.

Nachdem Mac Mahon mit seiner Südarmee geschlagen war, stand Napoleon III. mit der französischen Hauptarmee, die er, obgleich sie nie bis an den Rhein kam, doch immer noch die Rheinarmee nannte, in und um Metz. Niemand zweifelte, er würde die Mosellinie vertheidigen und an der Nied eine Hauptschlacht annehmen. Es hieß aber, General Changarnier, den der Kaiser als eine militärische Autorität jetzt in der Noth, nachdem er ihn als einen Republikaner lange verabschiedet hatte, nach Metz berief, habe den Rath gegeben, die Armee solle sich lieber sogleich nach Chalons zurückziehen, um sich mit den dort im Lager gesammelten Truppen und Mobilgarden zu verstärken und dann erst eine Schlacht annehmen. Bis dahin konnte auch Mac Mahon mit dem Rest seiner Truppen in Chalons seyn.

Unterdeß war aber in Paris der lebhafteste Unwillen über die Niederlagen und ein Sturm gegen den Kaiser ausgebrochen, dem allein und seinem Kriegsminister Marschall Leboeuf man dieselben Schuld gab. Der Straßenlärm, die Presse, die laute Opposition im Gesetzgebenden Körper forderten ein anderes Armeecommando und es war sogar schon von Absetzung des Kaisers die Rede. Unter diesen Umständen mußte das Ministerium Ollivier sich zurückziehen,

an deſſen Stelle der alte General Palikao ein neues Miniſterium zuſammenſetzte, welches man, obgleich es weſentlich aus ſog. Mameluken oder Anhängern des Kaiſers beſtand, ſich doch gefallen ließ, weil es die Miene annahm, als wolle es dem Kaiſer imponiren und den Volkswillen gegen ihn geltend machen. Wahrſcheinlich ſchrieb man dem Kaiſer nach Metz, eine Revolution werde ausbrechen, wenn er nicht nachgebe, und man rieth ihm, ſogleich nicht nur den verhaßten Leboeuf aufzugeben, ſondern ſich auch für ſeine Perſon des Commandos zu enthalten. Dadurch allein werde es möglich werden, daß die Kaiſerin einſtweilen die Regentſchaft erhalte und Palikao in ihrem Namen die Regierung fortführen könne. Das ließ ſich nun auch der Kaiſer gefallen, entfernte Leboeuf, machte, wie es in Paris von ihm verlangt wurde, den Marſchall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Armee und trat für ſeine Perſon vom Commando zurück. Wenn man damals ausſprengte, er habe ſich noch in den Oberbefehl miſchen wollen, Bazaine aber habe ihm barſch zugerufen, er habe nichts mehr zu befehlen, worauf der Kaiſer ſeufzend geantwortet habe: das iſt hart! — ſo iſt das wohl eine Fabel, nur erſonnen, um Bazaine bei den tollköpfigen Pariſern populär zu machen. Der Kaiſer war keineswegs geneigt, dauernd auf den Armeebefehl zu verzichten. Er wußte wohl, die Armee und beſonders die meiſten Generale und Offiziere würden lieber ihm als einer republikaniſchen Regierung in Paris, etwa den Herrn Favre und Rochefort dienen. Als er nach wenigen Tagen zur Armee Mac Mahon's abging, betrachtete er ſich in der That noch als den Höchſtcommandirenden. Auch Bazaine ſelbſt iſt ihm in Metz treu geblieben und hat keine andere Regierungsgewalt in Frankreich anerkannt, als die der Kaiſerin-Regentin.

Man begreift, welche Unruhe in dieſen Tagen im kaiſerlichen Hauptquartier zu Metz herrſchen mußte. Die Rückſicht auf die Pariſer war kaum ſo wichtig, als die auf die ſiegreich vorrückenden deutſchen Heere. Nachdem Changarnier's Plan angenommen war,

beeilte ſich Bazaine, die Moſellinie aufzugeben und ſich an die Maaslinie zurückzuziehen, um ſich entweder hier zu halten oder ſich erſt in Chalons mit Mac Mahon zu vereinigen.

Aber das, was Bazaine bezweckte, der ſichere Rückzug ſeiner großen Armee bis dahin, wo er ſie mit Mac Mahon's und den neu ausgerüſteten Truppen vereinigen und mit überlegener Macht eine Schlacht annehmen könnte, grade das war es, was der geniale Chef des preußiſchen Generalſtabs verhindern wollte und verhindert hat. Sein Plan war, der Vereinigung der beiden franzöſiſchen Armeen durch ein möglichſt raſches Vorſchieben der erſten und zweiten Armee oder des Centrums und des rechten Flügels der deutſchen Armeen (Friedrich Karl und Steinmetz) über die Moſel unterhalb Metz vorzubeugen und ſo viel Streitkräfte zwiſchen Metz und Verdun zu werfen, daß der franzöſiſchen Armee unter Bazaine der Rückzugsweg nach Chalons verlegt werden könne. Das gelang wirklich der Vorhut der Armee von Steinmetz, den beiden Corps v. Zaſtrow und v. Manteuffel, ſchon am 14. Aber ſchon hatte Bazaine den Train vorausgeſchickt und wollte ſelber nachfolgen. Steinmetz hatte alſo die ſchwierige Aufgabe, ihn ſo lange aufzuhalten, bis Prinz Friedrich Karl mit der preußiſchen Hauptarmee gleichfalls auf das linke Moſelufer überſetzen und ihn unterſtützen konnte. Dazu waren 24 Stunden nöthig und dieſe hielt der alte Steinmetz mit gewohnter Unerſchütterlichkeit im Kampf mit dem weit überlegenen Feinde aus.

Die Tapferkeit der Preußen erſchien hier um ſo bewundernswürdiger, als die Franzoſen nicht nur zugleich mehr Streitkräfte, ſondern auch eine viel geſichertere Stellung hatten.

Man weiß nicht, ob die Art der Defenſive, deren ſich die Franzoſen während dieſes ganzen Krieges bedienten, ihnen nur durch die raſche Offenſive der deutſchen Armeen aufgenöthigt war, oder ob ſie mit Vorbedacht und mit Rückſicht auf die Verbeſſerung der Schießwaffen gewählt war. Ohne Zweifel widerſprach ſie dem Charakter der Franzoſen, die in allen früheren Kriegen die Offen-

sive, den lebhaften Angriff, das kühne Vorstürmen vorgezogen und sich in dieser Kampfart auch ausgezeichnet hatten. Diesmal fand man sie immer nur stark verschanzt, womöglich auf schwer ersteiglichen Anhöhen. Sie steckten in schnell aufgeworfenen Gräben, aus denen sie nur mit Kopf und Armen hervorragten, um ihr mörderisches Chassepotfeuer auf die ungeschützt heranstürmenden Deutschen abzugeben. Hinter der aus den Gräben aufgeworfenen Erde standen dann ebenso geschützt die französischen Kanonen und Mitrailleusen, um die Anstürmenden mit einem noch schrecklichern Hagel von Kugeln zu überschütten, und doch half ihnen diese große Vorsicht gar nichts, denn wie bei Weissenburg und Wörth, so stürmten auch bei Metz die deutschen Truppen rasch bergan und wenn auch noch so viele von ihnen fielen, blieben immer noch genug übrig, um hinaufzukommen und die Franzosen todtzuschlagen, wenn diese es nicht vorzogen, was häufig der Fall war, gleich davonzulaufen. Das hat alle Schlachten das Jahres 1870 in Frankreich charakterisirt.

Eine gute Uebersicht der ersten großen Kämpfe und Siege bei Metz gab die ministerielle Berliner Provinzialcorrespondenz: „Die deutschen Armeen waren auf drei Linien an die Mosel gerückt, unsere I. Armee unter General v. Steinmetz nördlich geradezu auf Metz, die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl einige Meilen südlicher auf Pont à Mousson zu, wiederum etwas südlicher, in der Richtung auf Nancy, die III. Armee unter dem Kronprinzen.

Die französische Armee, welche dicht bei Metz stand, war dort durch die Festungswerke und durch die Mosel vor dem unmittelbaren Nachrücken unserer Armee geschützt. Es konnte nur dann gelingen, sie vom beabsichtigten Rückzuge nach der Maas abzuhalten, wenn ihr ein Theil unserer Armee durch eine unbemerkte Umgehung überraschend in die Flanke kommen konnte. Der Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde diese wichtige Aufgabe zu Theil. Derselbe hatte in beschleunigten Märschen Pont à Mousson, drei Meilen südlich von Metz, erreicht, um dort die Mosel zu überschreiten. Noch

im letzten Augenblick machten die Franzosen einen Versuch, diesen Uebergang zu verhindern, indem sie von Metz eine Abtheilung Truppen mit der Eisenbahn dorthin entsandten. Dieselbe zog sich jedoch vor der gleichzeitig eintreffenden preußischen Infanterie schleunigst wieder nach Metz zurück und unsere Armee konnte von dem Mosel-Uebergang ungehindert Besitz nehmen.

Von Pont à Mousson rückte Prinz Friedrich Karl anscheinend nach der Maas auf Verdun zu, sein wirkliches Ziel aber war die nördlich liegende Verbindungsstraße zwischen Metz und Verdun, auf welcher Bazaine seinen Rückzug bewerkstelligen mußte. Dort galt es, denselben zu überraschen und zur Schlacht zu zwingen. Es war jedoch sehr zweifelhaft, ob unser Prinz selbst mit den schleunigsten Märschen dort noch zeitig genug würde eintreffen können, um Bazaine's Marsch zu hindern. Vor dem 16. August konnten auch die vordersten unserer Truppen nicht bis zu jener Linie vordringen; die Franzosen aber schickten sich schon am 14. August an, von Metz aufzubrechen, sie hätten demnach Verdun erreichen können, bevor die deutsche Armee sie auf dem Marsche zu stören vermochte. Alles kam somit darauf an, den Abzug der Franzosen von Metz um ein bis zwei Tage aufzuhalten; das war der Zweck eines Angriffs der Steinmetz'schen Armee vor Metz am 14. August.

Das Gefecht von Pange, östlich von Metz. Am 14. Nachmittags bemerkte die Avantgarde der I. deutschen Armee, daß die bei Metz unter dem Schutze der Festung noch lagernden französischen Corps ihren Abzug begannen. Da ließ General v. Steinmetz zuerst durch Truppen der 13. Division (General v. d. Goltz) vom westphälischen Armeecorps die Arrièregarde des 3. französischen Corps (Decaen) angreifen; sobald diese in das Gefecht verwickelt war, machte das ganze im Abzug begriffene französische Corps und ebenso Abtheilungen des 2. Corps (Frossard) Front. Nunmehr ging auf dem preußischen rechten Flügel das I. Armeecorps (General v. Manteuffel), auf dem linken Flügel auch die 14. Division (General-

Lieutenant v. Kamecke), sowie die 18. Division (General-Lieutenant v. Wrangel), vom 9. Armeecorps (General v. Manstein) vor, im Ganzen fünf Divisionen, während von französischer Seite außer dem 2. und 3. Corps auch noch das 4. Corps (Ladmirault) in's Gefecht trat. Auf der ganzen Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf. Die Franzosen hatten eine durch Schützengräben wohl vorbereitete Stellung, wurden jedoch von den unserigen in blutigem Gefechte von einem Abschnitt zum andern zurückgeworfen. Der Artillerie unserer 1. und 13. Division war es gelungen, an einem leisen Abhange eine günstige Aufstellung zu nehmen, von der aus im Ganzen vierzehn Batterien ein kräftiges Feuer mit gutem Erfolge bis zum sinkenden Tage auf den Feind richteten, welcher schließlich bis zum Fuße des Glacis zurückgewiesen wurde. Gegen Abend versuchte der linke Flügel des Feindes, das Corps Ladmirault, einen nochmaligen Stoß gegen unsern rechten Flügel, General v. Manteuffel trat aber diesem Stoße mit seinen Reserven entgegen, ging mit diesen unter Trommelschlag vor, erstürmte eine Reihe von Abschnitten und warf auch auf diesem Flügel den Feind in die Festung Metz zurück. Sämmtliche preußische Divisionen behaupteten das Schlachtfeld bis 10 Uhr Abends und zogen sich dann wieder in ihre Bivouaks zurück.

Der Hauptzweck, die französischen Corps am Abmarsch zu hindern, sie hier festzuhalten, um auf dem linken Moselufer große Erfolge vorzubereiten, war vollständig erreicht.

Die Schlacht bei Mars la Tour. Prinz Friedrich Karl hatte für seinen Marsch auf die Rückzugslinie der Franzosen einen Tag mehr gewonnen und denselben, wie sich bald zeigen sollte, in weiteren starken Märschen vortrefflich benutzt.

Am 15. brachen die Franzosen von Metz auf, um auf der Straße nach Verdun abzumarschiren, in ihrer Mitte, wie sich aus französischen Berichten ergibt, noch der Kaiser Napoleon mit seinem Sohne. Der Vormarsch scheint jedoch nicht so rasch vor sich gegangen zu seyn, als beabsichtigt war, weil man jeden Augenblick

einen Angriff des deutſchen Heeres erwarten zu müſſen glaubte. Die Franzoſen erzählen von Gefahren, welche dem Kaiſer im Nachtquartier zu Longeville in der Nacht vom 15. zum 16. gedroht haben ſollen; es ſcheint jedoch, daß man damit nur den ſchließlichen Weggang des Kaiſers von der Armee begründen wollte. Am 16. früh verließ der Kaiſer mit ſeinem Sohn die Bazaine'ſche Armee, welche auf der direkten Straße nach Verdun weiter vorrücken ſollte, und begab ſich ſeinerſeits auf einem Umwege über Etain nach Verdun und von da ſchleunigſt nach Chalons. Die franzöſiſche Armee ſetzte ihren Vormarſch am 16. nur kurze Zeit fort — bei Mars la Tour wurde ſie von unſeren vom Süden heranrückenden Truppen in der Flanke erreicht und zum Stehen gebracht.

Prinz Friedrich Karl hatte freilich mit den angeſtrengteſten Märſchen durch das bergige Moſelland nicht gleich mit einem größern Theile ſeiner Armee heranzurücken vermocht; nur die Spitzen des Heeres trafen zur rechten Zeit ein, um den Marſch des Feindes zu unterbrechen. Ihnen fiel die überaus ſchwierige Aufgabe zu, durch heldenmüthigen Kampf die feindliche Uebermacht ſo lange hinzuhalten, bis größere Theile unſerer Armee nachrücken konnten. Zuerſt traf die 5. (brandenburgiſche) Diviſion auf dem Schlachtfelde ein, griff den zehnfach überlegenen Feind mit unglaublicher Bravour an und beſtand faſt ſechs Stunden lang allein den fürchterlichen Kampf, ehe ihr Hülfe kommen konnte. Dieſe Waffenthat wird den tapfern Brandenburgern (dem 8. und 48., dem 12. und 52. Infanterie-Regiment, dem 2. und 12. Dragoner-Regiment und dem 3. Ulanen-Regiment), zum unverwelklichen Ruhme gereichen. Zur Unterſtützung derſelben war vom Prinzen Friedrich Karl zuerſt die Garde-Cavallerie-Diviſion vorausgeſandt, welche mit gleichem Opfermuth in den Kampf eingriff. In ungleichem und ungewöhnlichem Kampfe gegen die feindliche Infanterie und Angeſichts der Feuerſchlünde der Artillerie ſprengten die Schwadronen dem faſt ſichern Untergange entgegen, und die Mehrzahl der tapfern Offiziere und

Reiter fand in der That den Heldentod oder ſchwere Verwundung. Einige der Garde-Cavallerie-Regimenter wurden faſt ganz aufgerieben. Aber der Zweck ihrer Aufopferung wurde erreicht. Nach langen ſchweren Stunden des Kampfes konnten endlich größere Truppenmaſſen, zunächſt die 6. (Brandenburgiſche) Diviſion, ſodann das 10. (Hannover'ſche) und Theile des 9. (Schleswig-Holſteiniſchen und Heſſen-Darmſtädtiſchen), ſowie des 8. (Rheiniſchen) Armeecorps herbeirücken und den Feind ſchließlich aus ſeinen Stellungen in der Richtung auf Metz zurückdrängen. Am andern Morgen frühzeitig begab ſich unſer König von Pont à Mouſſon auf das Schlachtfeld, um ſeine braven Truppen zu begrüßen. Der Sieg des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour war theuer erkauft, aber der Erfolg war großer ſchwerer Opfer werth; der kühne Plan unſerer Kriegsleitung, die Vereinigung der feindlichen Heere zu verhindern, war gelungen.

Der Marſchall Bazaine jedoch wollte ſich in das unvermeidliche Geſchick noch nicht fügen, er beſchloß, noch eine verzweifelte Anſtrengung zu machen, um den Rückzug nach Chalons zu erzwingen. Er hatte ſeine Armee nicht alsbald bis Metz zurückgeführt, ſondern nur eine Meile weiter auf Metz zu, wo er in dem gebirgigen Terrain eine neue Stellung genommen hatte. Er berichtete auch nach Paris über den Tag von Mars la Tour wie über eine gewonnene Schlacht und kündigte die Erneuerung des Kampfes nach wenigen Stunden an, er wolle nur ſeine Munition vervollſtändigen. Doch brauchte er länger als einige Stunden, um ſich zu neuem Kampfe zu rüſten; er benützte den 17. Auguſt, wie es ſcheint, um ſich in ſeiner neuen günſtigen Stellung auf jede Weiſe zu befeſtigen.

Die Schlacht bei Gravelotte. Unſer König traf ſeinerſeits alle Vorbereitungen, um die Früchte des Sieges von Mars la Tour unter allen Umſtänden zu ſichern. Man mußte ſich auf einen nochmaligen Verſuch Bazaine's, nach Verdun durchzubrechen, gefaßt machen. Derſelbe hatte immer noch nahezu 140,000 Mann bei

Metz vereinigt; an der Spitze einer solchen Streitmacht, des besten Theils der französischen Armee, konnte er es für seine Pflicht halten, sich wenn irgend möglich noch den Weg zur Rettung der Hauptstadt zu bahnen.

In solcher Voraussicht ließ König Wilhelm auf die erste Nachricht von der Schlacht bei Mars la Tour alle noch auf dem rechten Moselufer stehenden Corps unsrer Armee über den Fluß rücken, um sich den bereits mit Prinz Friedrich Karl vorangegangenen Corps, dem 3. (brandenburgischen), 9. (schleswig-holsteinischen und hessen-darmstädtischen), 10. (hannover'schen) und der Garde, anzuschließen. Das 12. (königlich-sächsische) Corps, welches soeben erst in Pont à Mousson angekommen war, sowie das 2. (pommer'sche) Corps, dessen Spitzen kaum noch Pont à Mousson berührt hatten, gingen in Eilmärschen auf das linke Moselufer, um auch ihrerseits die Straße zwischen Metz und Verdun zu erreichen. Auch das 7. (westphälische) und das 8. (rheinische) Corps von der Steinmetz'schen Armee, welche bis dahin östlich von Metz standen, gingen etwa eine Meile südlich von der Festung über Pontonbrücken auf das linke Moselufer."

Der König selbst übernahm nun den Oberbefehl über die vereinigten Corps der I. und II. Armee und schlug am 18. den Feind in der Entscheidungsschlacht bei Gravelotte. Ueber diese Schlacht gab der König aus dem Bivouac bei Rezonville vom 18. August, Abends 9 Uhr, an die Königin folgende Siegesnachricht:

„Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm."

Aus den bisherigen weiteren Berichten ergibt sich, daß der Marschall Bazaine mit seiner gesammten Armee eine festungsähnliche Stellung auf den Höhen zwischen Verneville und Gravelotte eingenommen hatte, mit der Front nach Westen und Süden, Metz im

ſeinem ganzen Gefolge zu Gefangenen machte. Die rechts abgefertigten Colonnen, die auf tiefe Schluchten und einen dicken Wald geſtoßen waren, hatten den Feind, der ſich hauptſächlich nach den Bergen hinzog, welche das Waſſerbecken des Araxes umringen, nicht völlig abſchneiden können; ſie verfolgten ihn aber ſo lange, als das Terrain es ihnen erlaubte. Dieſe drei Colonnen machten gegen 1200 Gefangene, und nahmen 19 Kanonen und 16 Fahnen."

Die nächſte Folge dieſes glänzenden Sieges war die Eroberung von Erzerum. Der Feldherr berichtet ſelbſt: „Unmittelbar nach der Schlacht fertigte ich am 2 Julius den Generalmajor Burzoff ab, auf der Straße nach Erzerum vorzurücken, um die Verwirrung unter den Türken zu vermehren, und Erzerum ſelbſt in Allarm zu ſetzen. Der Obriſtlieutenant Baſſoff, den Burzoff mit 80 Koſaken vorausgeſandt hatte, ſtieß in einem Engpaß auf 100 Türken, deren Befehlshaber, da er die Waffen ſtrecken wollte, von ſeinen hierüber wüthenden Soldaten in Stücken gehauen wurde. Die Koſaken tödteten ihnen aber 57 Mann. Baſſoff erreichte ſpäter Choroſſan, wo er viel Getreide, Kugeln, Pulver und andern Kriegsbedarf vorfand. Ich beeilte mich indeß, nach Erzerum vorzurücken, um die Früchte des erfochtenen Sieges raſch zu benutzen. Demzufolge begab ich mich am 3 Julius mit meiner ganzen Armee auf den Marſch. Die armeniſchen Bewohner der verſchiedenen umliegenden Dörfer meldeten ſich, um ſich zu unterwerfen und um meinen Schutz zu bitten; ich verabſäumte nichts, um ihnen durch die freundſchaftlichſte Aufnahme und durch eine ſtrenge Disciplin der Truppen Vertrauen einzuflößen. Am 5 Julius erfuhr ich, daß die Feſtung Hafan-Kalé, die von den Römern in einer außerordentlich

Rücken. Unſer 7. und 8. Corps, mit dem 2. in Reſerve, rückten gegen die ſüdliche Front bei Gravelotte an, während das 12. Corps, die Garde und das 9. Corps ſchon einige Zeit zuvor durch bergige Waldwege links abmarſchirten, um dem Feinde durch eine Umgehung bei Verneville in die Flanke zu fallen. Dieſe kühne Bewegung gelang vollkommen und war ſchon gegen Mittag ſo weit vorgeſchritten, daß der Angriff des 9. und 10. Corps auf die Stellung bei Verneville erfolgen konnte. Der ſtarke Druck des 12. (königlich ſächſiſchen) Corps auf den rechten franzöſiſchen Flügel nöthigte den Feind zuerſt zum Zurückweichen; am Nachmittage war die franzöſiſche Poſition zu beiden Seiten des Dorfes Verneville bereits in unſern Händen. Inzwiſchen war das 7. und 8. Corps allmählig gegen Gravelotte vorgedrungen und trieben den Feind unter blutigem Ringen von Höhe zu Höhe. Gegen Abend erfolgte der letzte gewaltige Sturm mit dem 2. Corps über Gravelotte hinaus und ein gleichzeitiges Vorgehen auf der ganzen Linie, was den Feind nöthigte, unter dem Schutze der Nacht den Rückzug nach Metz anzutreten. So hat denn der König am 18. Auguſt vollendet, was Prinz Friedrich Karl am 16. kräftig begonnen hatte."

Ein Berichterſtatter der Daily News gab folgende Schilderung von dem Kampf bei Gravelotte. „Von dem Hügel, auf dem ich ſtand auf dem Schlachtfelde von vorgeſtern (16.), überſah man das großartige Schlachtfeld. Links von mir bog, mit Pappeln beſetzt, der Weg nach Verdun und Paris mit ſeinen Dörfern, rechts hinter mir Gorze. Die großen Repräſentanten Preußens ſtanden auf demſelben Felde mit mir, der König, Bismarck, Moltke, Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, Prinz Adalbert und Adjutant Krenski, auch Sheridan.*) Als ich kam, wurden die Franzoſen gerade aus dem

*) Dieſer aus dem nordamerikaniſchen Bürgerkriege berühmte General wollte Zeuge der Kriegführung ſeyn, wurde im franzöſiſchen Hauptquartier nicht zugelaſſen, fand aber im preußiſchen eine freundliche Aufnahme.

Theil von Gravelotte, der Malmaiſon heißt, trotz verzweifelter Gegenwehr vertrieben und zogen ſich auf eine neue Poſition jenſeits Gravelotte zurück. Die Felder vor dem Dorfe waren von preußiſchen Reſerven gänzlich bedeckt und darüber marſchirten unendliche Kolonnen fortwährend vorwärts, verſchwanden im Dorfe und erſchienen auf der andern Seite mit flammenden Salven. Dieſes zweite Schlachtfeld war weniger ausgedehnt und brachte die Combattanten in furchtbar nahes Handgemenge. Seine Eigenthümlichkeit liegt darin, daß es aus zwei Höhen mit einem Einſchnitt dazwiſchen beſteht. Dieſe holzbewachſene Schlucht iſt über 100 Fuß tief und oben 6—900 Fuß breit. Die Seite der Schlucht, nach Gravelotte zu, wo die Preußen ſtanden, iſt viel niedriger als die andere, welche allmählig hoch anſtieg. Von dieſer ihrer beherrſchenden Höhe aus hatten die Franzoſen ihre Feinde bequem unter ſich und unterhielten auf ſie ein furchtbares Feuer. Ihre Artillerie ſtand weiter hinten auf der Metzer Chauſſee zwiſchen den Pappeln. Ihr Gebrüll hörte keinen Augenblick auf, und dazwiſchen klang der ſeltſam knarrende Laut der Mitrailleuſen. Die preußiſche Artillerie ſtand nördlich und ſüdlich vom Dorfe; hier ragten die Mündungen der Kanonen eigenthümlich aufwärts. Die Franzoſen hielten Stand und ſtarben; die Preußen ſtürmten vorwärts und ſtarben — beide zu Hunderten, faſt zu Tauſenden. Die preußiſchen Verſtärkungen kamen auf dem rechten Flügel aus dem Walde des Ognons, in continuirlichem Zuge, 4 Stunden lang. Endlich feuerten die Franzoſen zwiſchen 4 und 5 Uhr mit Granaten auf das Gehölz und von da an kamen die Colonnen weniger dicht aus jener Gegend. Gegen 5 Uhr jedoch kam eine preußiſche Brigade von derſelben Stelle her. Sofort marſchirten ſie im Sturmſchritt dahin, wo ihre Dienſte nöthig waren. Sie ließen einen langen dunkeln Streifen zurück — Gefallene! Ich ſah den Verwundeten durch's Fernrohr zu, viele liefen vorwärts, um ihre Compagnie wieder zu erreichen, manche fielen nieder, rückwärts kein Einziger! Welche Bewegungen hinter dem Gehölz (hinter mir) gemacht wurden,

weiß ich nicht, aber eine halbe Stunde nachher marſchirten gewaltige Truppenmaſſen über das ſüdliche Schlachtfeld, vermuthlich v. Göben's Mannſchaften, die einen weniger gefährlichen Weg ſuchten. Der Kampf auf dem preußiſchen linken Flügel war ſo wild, daß er vor Rauch faſt nicht zu überſehen war. Zuweilen verzog ſich die Wolke ein wenig und wir ſahen die Franzoſen dann ſchwer im Gefecht, aber Stand haltend. Um dieſen Theil des Kampfes beſſer zu ſehen, ging ich 10 Minuten vorwärts, es ſchien mir, daß hier, nahe bei Malmaiſon, die Franzoſen überlegen waren; es kann aber auch ſeyn, daß ſie nur beſſer ſichtbar waren. Doch an dieſer nördlichen Stelle kamen jetzt auch neue Streitkräfte und von weit hinter ihnen, wie es ſchien aus der Richtung von Vionville, kamen gewaltige Bomben, die mit ſchrecklicher Gewalt in die franzöſiſchen Linien ſchlugen. Das waren die Mannſchaften und das waren die Geſchütze von Steinmetz, der hier und zu dieſer Zeit ſeine Verbindung mit Prinz Friedrich Karl's Armee hergeſtellt und damit die Einſchließung von Metz vollendet hatte. Die Schlacht wüthete hier unbeſchreiblich, die Franzoſen müſſen die Bedeutung dieſer Kanonen erkannt oder gewußt haben, daß der Rückzug ihres rechten Flügels ihre Niederlage bedeutete. Doch allmählig ging ihre Artillerie zurück und die Dampfwolke von Norden kam entſprechend näher; aber die letzten Schüſſe am Abend fielen an jener Stelle gegen 9 Uhr."

Ueber den Antheil der preußiſchen Garde an dem großen Sieg bei Gravelotte ſchreibt die A. A. Zeitung einen ausführlichen Bericht, der beſonders hier die Stimmung der preußiſchen Truppen kennzeichnet. „Die Avantgarde der erſten Garde-Infanteriediviſion, unter Führung des Oberſten v. Erckert vom Garde-Füſilierregiment, ging, die erſten einſchlagenden Granaten mit ſchallendem Hurrah begrüßend, ſofort zum Angriff über, und beſetzte in feindlichem Feuer ein bei Habonville gelegenes Wäldchen und das der franzöſiſchen Stellung nahe gelegene Dorf St. Ail. Die Diviſion folgte dieſer Bewegung, indem ſie ſich in einer Schlucht weſtlich von St. Ail aufſtellte;

gleichzeitig eröffnete die gesammte Corps-Artillerie ein heftiges Feuer auf die außerordentlich starke und verschanzte französische Position von St. Privat. Diese Position überhöht meilenweit das ganze Terrain. Auf ihrer Kuppe befindet sich ein Dorf, das durch große massive Gebäude und zahlreiche steinerne Mauern der Vertheidigung die allerwerthvollsten Hülfsmittel bietet. Deckung während des Angriffs auf diese starke Position, in der sich der Feind vollständig sicher fühlte, war nirgends zu erblicken.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände, besonders aber auch um dem 12. Armeecorps und der 2. Garde-Infanteriedivision Zeit zu geben in das Gefecht einzugreifen, befahl der commandirende General, Prinz August von Württemberg, daß der Kampf zunächst von der Artillerie geführt werde.

Gegen 5 Uhr bemerkte man, daß sich größere feindliche Abtheilungen zwischen St. Privat und Roncourt bewegten. Auf unserm linken Flügel war inzwischen sächsische Artillerie erschienen und hatte, wenn auch zunächst noch auf große Distanz, ihr Feuer eröffnet. Man konnte demnach nun auf das Eingreifen des ganzen 12. Armeecorps rechnen. Dieser Umstand und die Bemerkung, daß größere feindliche Abtheilungen die Stellung bereits zu räumen schienen, sowie die Befürchtung, daß bei längerer Zögerung der Feind seinen Abzug in der Dämmerung ohne bedeutende Verluste bewerkstelligen und uns am nächsten Tage zu neuem Kampf zwingen könnte, bewogen den commandirenden General, etwa um 5 Uhr, den Befehl zu ertheilen, von allen Seiten zum Angriff gegen St. Privat, den Schlüsselpunkt der ganzen feindlichen Position, vorzubrechen.

Die 4. Garde-Infanterie-Brigade (Regimenter Franz und Augusta) erhielt zuerst diesen Befehl; sie entwickelte sich sofort mit musterhafter Geschwindigkeit und Ordnung, und ging auf dem Höhenrande, das Feuer der Artillerie möglichst wenig maskirend, zum Sturme vor.

Die Erwartung, der Feind werde St. Privat ohne bedeutenden

Widerstand räumen, sollte sich indessen keineswegs erfüllen. Unsichtbar für unsere heranstürmenden Grenadiere, eröffnete er im Gegentheil von seiner sichern Stellung hinter Häusern, Mauern und Gräben ein so furchtbares und weit hintragendes Schnellfeuer, daß nach wenigen Minuten bereits unsere Verluste, namentlich an Offizieren, sehr bedeutend waren; aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Regimenter vorwärts.

Die 1. Garde-Infanterie-Division hatte sich inzwischen ebenfalls entwickelt und griff eine Viertelstunde später auf dem linken Flügel der 4. Garde-Infanterie-Brigade in das Gefecht ein, während ihre Avantgarde das im Laufe des Nachmittags bereits eroberte Dorf Ste. Marie-aux-Chênes vorläufig noch besetzt hielt. Das Garde-Füsilier-Regiment wurde jedoch bald noch zur Unterstützung des linken Flügels herangezogen. Die 1. Garde-Infanterie-Brigade unter Befehl des Generalmajors v. Kessel (1. und 3. Garderegiment zu Fuß) und die 1. Garde-Pionier-Compagnie gingen auf dem linken Flügel vor, während rechts daneben, unter Befehl des Generalmajors Freiherrn v. Medem, die ganze 2. Garde-Infanterie-Brigade (2. und 4. Garderegiment zu Fuß) auf St. Privat losstürmte. Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere blieben zu Pferd an der Spitze ihrer Truppen, um das Gefecht besser leiten zu können. Aber ihnen sämmtlich war nach kürzester Zeit auch das Pferd unter dem Leib erschossen. Erschrecklich war das massenhafte Feuer, mit dem die Truppen empfangen wurden; bis auf 1500 Schritt war der ganze Umkreis der feindlichen Stellung stundenlang mit Bleigeschossen förmlich übergossen. Das Getöse des Feuers übertönte jedes Commandowort, und der dicke Pulverdampf, sowie die gesicherte Stellung des Feindes, machten es den Unsrigen fast unmöglich, ihre Waffen erfolgreich zu gebrauchen. Musterhaft war die Haltung der Garde in dieser kritischen Lage. Trotzig ging sie vorwärts, furchtbar entschlossen, das Feuer zum Schweigen zu bringen, oder vor ihm zu erliegen. Aber der commandirende General, welcher dem ersten

Theile des Kampfes in der Nähe der Corpsartillerie beigewohnt und ſich bei Beginn des Infanterie-Angriffs an der Front der 4. Garde-Infanterie-Brigade entlang, begrüßt von den Zurufen der avancirenden Bataillone, nach dem Weſtausgange von Ste. Marie begeben hatte, überſah von hier aus ſchon die Größe des erlittenen Verluſtes. Er befahl, daß alles halten und daß das weitere Eingreifen der ſächſiſchen Truppen, welche von Roncourt aus ſich jetzt in der Flanke des Feindes zu entwickeln begannen, abgewartet werden ſolle.

Man ſah in dieſem kritiſchen Moment den Diviſionscommandeur, General v. Pape, den Stillſtand benutzen, um an der ganzen Linie ſeiner Diviſion entlang zu eilen, um ſeine tapferen Bataillone zu neuen Anſtrengungen aufzumuntern. Der General verlor zwei Pferde unter dem Leibe, ein Adjutant wurde an ſeiner Seite erſchoſſen, ein zweiter verwundet. Und ſo war es überall. An jeder Stelle gaben die Führer, vom höchſten General bis zum jüngſten Fähnrich, ein leuchtendes Beiſpiel, und mit vollſter Todesverachtung und gleicher Hingebung folgten ihnen ihre tapfern Untergebenen. Um dieſe Zeit tränkte Oberſt v. Roeder, Commandeur des 1. Garderegiments zu Fuß, zum Tode getroffen, den fremden Boden mit ſeinem Blute. Hier fielen die Majore v. Schmeling vom Garde-Füſilier-Regiment, v. Notz vom 3. Garde-Regiment zu Fuß, ſowie der aus Mexiko bekannte Major Prinz Salm vom Regiment Auguſta. Außerdem wurden noch 2 Brigadecommandeure, 4 Regimentscommandeure und ein großer Theil der übrigen Stabsoffiziere verwundet, und in gleichem Verhältniß ſtehen die auf dieſem verhängnißvollen Boden erlittenen Verluſte an Hauptleuten und Subalternoffizieren.

Mit großer Energie ſetzte inzwiſchen unſere Artillerie, welche gleichfalls unter harten Verluſten das feindliche Gewehrfeuer aushielt, ihr zerſtörendes Werk fort. St. Privat brannte an mehreren Punkten, aber die Franzoſen, ihres alten Kriegsruhms eingedenk und würdig, hielten ſich mit außerordentlicher Zähigkeit, und unaufhörlich rollte das feindliche Feuer aus den beſetzten Ortſchaften und

hüllte den ganzen Umkreis wie mit einem Bleimantel ein. Gegen halb 7 Uhr wurde die Erneuerung des Sturmes befohlen. Der nun faſt von allen Seiten umringte Feind ſchlug ſich mit verzweifelter Entſchloſſenheit. Unſere bereits eingedrungenen Bataillone erhielten im Orte noch Granatfeuer, aber ſie behaupteten ſich, kämpften um jedes einzelne Haus, machten viele Gefangene und waren um 6¾ Uhr im Beſitze des größten Theils des caſtellartigen Dorfes. Bald darauf wurde der nördliche Theil von den Sachſen genommen, und die Reſte der franzöſiſchen Beſatzung entflohen auf der Straße nach Metz.

Die 3. Grenadier-Infanterie-Brigade hatte indeſſen, etwa ſeit 6 Uhr, zur Unterſtützung des 9. Armeecorps in der Gegend von Armanvillers gekämpft; ſie hatte hier mit großer Uebermacht zu thun; die Franzoſen verſuchten wiederholt zum Angriff vorzugehen, begegneten aber an dieſer Stelle derſelben Entſchloſſenheit wie bei St. Privat. Der Brigadecommandeur Oberſt v. Knappe wurde hier ſchwer verwundet; das Regiment Alexander verlor beſonders viele Offiziere und Mannſchaften, todt und verwundet. Das Regiment Eliſabeth hatte nicht ganz ſo harte Verluſte zu beklagen, am ſchwerſten aber litt auf dieſem Flügel das Gardeſchützenbataillon. Es ließ außer dem Commandeur Major v. Fabeck 5 Offiziere todt auf dem Kampfplatz, und kein Offizier blieb unverwundet; der Verluſt an Mannſchaften betrug etwa die Hälfte der ganzen Stärke.

Beim Einbrechen der Dunkelheit nahte von Ste. Marie her die 20. Diviſion (vom 10. Armeecorps), ſo daß nun die Reſte der vom Kampf erſchöpften Gardebataillone, denen faſt ſämmtliche Offiziere fehlten, von den Offizieren des Stabs um ihre Fahnen geſammelt werden konnten. Die Téten-Bataillone der Garde verfolgten zwar den Feind noch eine kurze Strecke, aber Nacht und Ermüdung geboten ihnen Raſt, und bald darauf bezogen ſie gemeinſam mit Truppen des 10. Armeecorps die Vorpoſten bei St. Privat.

Der Feind war völlig geſchlagen und nach Metz hineingeworfen, jede Verbindung mit Paris ihm von jetzt an abgeſchnitten. Und

auf der Straße neben dem Schlachtfelde, auf dem das Gardecorps eine Bivouacnacht erlebt hatte, deren grauſig-ernſte Eindrücke jedem unvergeßlich bleiben werden, zogen vor Tagesanbruch unaufhörlich lange Züge von Gefangenen vor den Siegern vorüber. Am Abend bereits waren nach ungefährer Schätzung deren mehr als 2000 eingebracht worden, darunter eine verhältnißmäßig ſehr große Anzahl von Offizieren.

Die Flucht des Feindes war eine ſo überſtürzte geweſen, daß er bei Armanvillers ein großes und werthvolles Zeltlager unter Zurücklaſſung der meiſten Effecten, Papiere und Waffen preisgegeben hatte. Die Fleiſchtöpfe ſtanden vollſtändig angerichtet vor den erloſchenen Feuern, Kleidungsſtücke waren in wilder Haſt aus den offen zurückgelaſſenen Koffern geriſſen, angefangene Briefe, die in manchen Fällen merkwürdigen Aufſchluß über die franzöſiſche Auffaſſung des jetzigen Kriegs gaben, lagen auf den Tiſchen — alles deutete auf eine wilde, kopfloſe, paniſche Flucht!

Die Unſrigen bemerkten auch mit einigem Erſtaunen, wie bequem der franzöſiſche Soldat es ſich im Felde zu machen pflegt. Während unſere abgehärteten Krieger — ſo ſelten als möglich, aber doch immer noch oft genug — unter freiem Himmel auf der kalten Erde zu bivouaciren haben, ein hartes Lager (das aber in den beiden der Schlacht folgenden Nächten ſogar der commandirende General mit ihnen getheilt hat) — fand man in den franzöſiſchen Zelten nicht nur Betten, Stühle und Seſſel, ſondern hie und da ſogar Teppiche und Vorhänge, complicirte Toilettengegenſtände, wohlriechende Waſſer und Oele, und überhaupt ſo verſchiedenartige Impedimenta, daß dieſer Umſtand allein erklärte, weshalb ſich unſere Armee ſo ungleich leichter und ſchneller bewegt als die franzöſiſche.

Der Tag nach der Schlacht war ein ernſter, trauriger Tag. Von 2 Uhr Nachmittags an bis ſpät in die Nacht hinein wurden die gefallenen Helden beerdigt. Die Regimentsmuſiken ſpielten den alten ſchönen Choral ‚Jeſus meine Zuverſicht‘. In dem weiten Kreiſe, der durch die Kameraden der zu Begrabenden gebildet war,

ſtanden die Offiziere des Regiments und des Stabs. Unendlich ergreifend waren die ſtillen, bittern Thränen, die langſam über die ſonnverbrannten Wangen der kriegeriſchen ſtarken Männer herabrollten. Nein, niemand der ruhig zu Hauſe ſitzt, und der den großen Kampf, den wir jetzt kämpfen, nur aus Berichten von blutigen Schlachten, von theuer erkauften Siegen kennt, kann ſich einen Begriff von der furchtbaren Geißel des Kriegs machen: Hab und Gut, Leib und Blut, alles muß vor ihr vergehen. Ewige Schande den ruchloſen Frevlern, die ſie heraufbeſchworen!

Gegen 9 Uhr Abends wurde die feierliche Todtenmuſik plötzlich durch einen kecken, ſchnellen Marſch unterbrochen. Näher und näher kam das klingende Spiel, und jetzt zogen die Regimenter raſch und leichten Schrittes an uns vorüber. Es waren unſere wackern Kampfgenoſſen, die überall beliebten und gelobten Sachſen. Sie riefen uns einen freundlichen ‚Guten Abend, Kameraden‘ zu, der herzlich erwiedert wurde. Bald verklang die Muſik in der Ferne, aber nicht lange, denn gleich darauf ertönte es in vollem Männerchor: ‚Stille Nacht, heilige Nacht,‘ und von der andern Seite: ‚Lieb Vaterland, kannſt ruhig ſeyn.‘

Der König ſelbſt kam in dieſer Schlacht in Gefahr und der Kriegsminiſter General v. Roon mußte ihn bitten, ſich dem Granatfeuer zu entziehen. Ein Bericht gibt folgendes Gemälde: „Der König, der mit ſeinem Gefolge in ein heftiges feindliches Feuer gerieth auf der Straße nach Gravelotte, ſaß um dieſe Zeit neben einer Gartenmauer dieſſeits Rezonville. Unmittelbar an ſeiner Seite brannte eine große Wollſpinnerei, die nächſte Umgebung mit ihrem unheimlichen Licht erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar ſo, daß das eine Ende derſelben auf eine Dezimalwaage, das andere Ende auf einen krepirten franzöſiſchen Grauſchimmel gelegt war; an ſeiner Seite befanden ſich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, v. Roon und Graf Dönhoff. Letzterer hielt zu Pferd in der Nähe. Roon hatte heute

den Helm abgelegt und trug wider ſeine Gewohnheit die Feldmütze; der König war im Helm. Graf Bismarck ſuchte ſich franzöſiſche Briefe zum Leſen — er mochte an ganz etwas anderes denken; man war ſehr ſchweigſam, und jeder fühlte mit unſerem König, daß das um dieſe Zeit ſeinen Höhepunkt erreichende Schlachtgetümmel die Entſcheidung bringen mußte. Da tritt Moltke zum König; er iſt erhitzt, denn der Tag ſah ihn im dichteſten Gewühl. ‚Majeſtät, wir haben geſiegt, der Feind iſt aus allen Poſitionen geworfen!‘ Ein kräftiges Hurrah der Umſtehenden antwortete. Jetzt aber dachte man auch an Erquickung; ein nicht fern haltender Marketender wurde herangeſchleppt, und die hohen Herrſchaften bezogen von ihm den ſolcher Ehre gewiß ungewohnten ſchlechten Rothſpohn, indem ſie ihre Feldflaſchen füllen ließen. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglaſe, Bismarck kaute vergnüglich an einem großen Stück Kommißbrot — die Situation war eine ſo außerordentliche, daß der, ſeitens eines hohen Herrn, meinem Freunde, dem Schlachtenmaler Otto Günther, gewordene ehrende Auftrag, ein Bild dieſes denkwürdigen Augenblicks zu entwerfen, dieſelbe dem deutſchen Volke zu einer unvergeßlichen machen wird.“

Der Verluſt der Franzoſen betrug 12,000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangene, 4 Adler, 18 Kanonen und 1 Mitrailleuſe. Aber auch der Verluſt des deutſchen Heeres war an Todten und Verwundeten ſehr groß, weil die tapfern deutſchen Soldaten wohl erkannten, daß an dieſem Tage die Hauptentſcheidung des ganzen Krieges erfolgen müſſe, ſie alſo keine Anſtrengung ſcheuten und muthig und freudig dem Tode entgegengingen. Denn Bazaine befehligte das Hauptheer Frankreichs, und wenn dieſes nicht mehr ſiegreich vordringen konnte, ſondern in Metz eingeſchloſſen blieb, ſo konnte die zweite, ungleich ſchwächere franzöſiſche Armee unter Mac Mahon keinen irgend wirkſamen Widerſtand mehr leiſten. Unter den vielen edlen Opfern dieſer ewig denkwürdigen Schlacht befand ſich, wie ſchon erwähnt, der Prinz Salm, der einſt der treue Begleiter und

ſtarken Stellung erbaut worden war, und als der Schlüſſel von Erzerum zu betrachten iſt, in der Haſt der Flucht von den Türken verlaſſen worden. Ich ließ ſie ſogleich beſetzen. Am nächſten Morgen ſahen wir die Bewohner der Stadt, die ſich in die Berge geflüchtet hatten, und die der benachbarten Dörfer zu uns kommen und um Schutz bitten, und ſie blieben, uns vertrauend, in ihren Häuſern und bei ihren ländlichen Arbeiten, als ob es Friede wäre. Ich hatte auf eine beſtimmte Weiſe erfahren, daß die Niederlage der türkiſchen Armee und die Schnelligkeit meines Marſches einen meinen Planen außerordentlich günſtigen Eindruck auf die Bewohner von Erzerum gemacht hatte. In Folge deſſen ſandte ich am 6 Julius den frühern Janitſcharen-Befehlshaber Mamiſch-Aga, den wir am 1 Julius zum Gefangenen gemacht hatten, und der bei den Einwohnern der Stadt großes Vertrauen genoß, nach Erzerum. In der Proclamation, die ich ihm mitgab, verſprach ich den Einwohnern freie Religionsübung, Sicherheit der Perſonen und des Privateigenthums. In der Zwiſchenzeit rückte das ganze Armee-Corps mit dem Gepäck gegen Haſſan Kalé vor, und am 7 Julius, als am Geburtstage des Kaiſers von Rußland während des Mittageſſens erhielt ich vom Mamiſch-Aga einen Bericht: „die Mollahs und die vornehmſten Einwohner," ſchrieb er mir, „nehmen Ihre Vorſchläge mit Achtung auf; ſie unterwerfen ſich den Waffen Rußlands, und das Volk, von der Herablaſſung und der Güte unterrichtet, welche den Bewohnern von Kars und Akhalzik zu Theil geworden war, ſchließt ſich ihnen an. Der Seraskier und ſeine unruhigen Truppen aber regen noch das Volk auf; Ihre Verſprechungen jedoch werden die Ruhe wieder herſtellen." Um dieſe gute Stimmung der Bevölkerung

Freund des unglücklichen Kaiser Maximilian in Mexiko gewesen war. Er wurde an der Spitze eines Garderegiments getödtet.*)

Eine maleriſche, aber grauſenerregende Schilderung des Schlachtfeldes von einem Augenzeugen entworfen: „Ein Schlachtfeld iſt es, wie es die Ebene von Leipzig nicht aufzuweiſen hatte, ein ungeheuer weit und breit gedehntes, wellenförmiges Hochplateau, von dem im Thale liegenden Städtchen Gorze in Schluchten und Engpäſſen aufſteigend und ſich bis an die Chauſſee bei Gravelotte erſtreckend, wo geſtern dem Kampfe auf dieſen von Gott ſo geſegneten Triften ein Ende gemacht werden ſollte! Wohin die Unſrigen auf der weiten Ebene vordrangen, hinterließen ſie die grauenhaften Spuren der Vernichtung, eigener und fremder. Die Felder ſind mit Leichen bedeckt; weithin ſchimmern die rothen Hoſen der Feinde, die weißen Bruſtlitzen der ſtolzen, zurückgeworfenen kaiſerlichen Garden, die Helme der franzöſiſchen Küraſſiere; der Wirbelwind jagt zu Tauſenden gleich einem großen Mövenſchwarme die weißen Blätter der franzöſiſchen Intendanturwagen über das Feld; die Waffen blitzen weithin im Sonnenglanze, während die Hände derer, die ſie führten, kalt und im Todeskampfe zuſammengeballt, daneben ruhen und gebrochene

*) Prinz Felix von Salm-Salm war 1828 geboren, diente zuerſt in der preußiſchen Garde, dann in Oeſterreich, ging beim Ausbruch des nordamerikaniſchen Bürgerkrieges nach Waſhington und bot ſeinen Degen dem Präſidenten Lincoln an. Nachdem er ſich in dieſem Kriege ausgezeichnet und zum Oberſten vorgerückt war, begab er ſich nach Mexiko zum Kaiſer Max, kämpfte für dieſen ritterlich und bewies ihm in ſeiner letzten ſchrecklichen Zeit bis zum Tode des Kaiſers aufopfernde Treue. Mit ihm ſeine Gemahlin, eine Canadierin, die er in Amerika geheirathet hatte. Nach der Kataſtrophe von Queretaro ging er nach Wien und nachher in ſeine weſtphäliſche Heimath. Aber die Kriegsluſt ließ ihm keine Ruhe, und indem er dem ſiegreichen preußiſchen Adler bis nach Metz folgte, endete er hier als Held auf dem Bette der Ehre. Sein und ſeiner Gemahlin Tagebuch aus Mexiko erſchien im Jahre 1868 unter dem Titel „Queretaro“ im Verlage von Krüner in Stuttgart.

Augen unter der klaffenden Stirn, über der zerfezten Bruſt zum Firmament hinaufblicken. Es war wiederum eine lange grauenhafte Promenade, als ich den von Gorze aufwärts führenden Hohlweg hinan ſtieg und gleich oben auf die erſten Trümmer der Kämpfer ſtieß. Schrittweiſe ward hier jede Elle Landes erkämpft, haufenweiſe lagen die Leichen der Franzoſen, dazwiſchen auch wohl noch einzelne der Unſrigen; zerſchmetterte Leiber, Pferdeleichen, zerbrochene Waffen, Torniſter, Zeltpflöcke, die blauen Shawls der Fantaſſins, die Chaſſepots und die Faſchinenmeſſer. Grauenhaft glozte das Auge der Todten, das keine liebende Hand geſchloſſen, aus dem wüſten Chaos hervor, hier und da vom Tode zu Gruppen formirt, die einem Wachsfigurenkabinet ähnlich. Es war ein Bild, ſo entſetzlich, wie es ſelbſt Magenta, Solferino und Sadowa nicht aufgeboten, weil damals die Kämpfenden zur Ehre der Humanität ſich noch nicht ſo entſetzlicher Waffen rühmen konnten, wie ſie heute unſere Generation zerfleiſchen, um die Ueberlegenheit der einen Nation über die andere zu demonſtriren. Wie rother Mohn und blaue Kornblumen leuchteten die bunten Farben der gefallenen Feinde auf den geſchnittenen Aehrenfeldern, weithin über die Höhen, tief hinab in die Thäler, als eine entſetzliche Garnitur ſäumten ſie die Wege, hier in Haufen hingeſtreckt, dort einzeln gefallen, wie ſie eben der Schnitter dahin gemäht hatte. . . . Furchtbar hatte der Kampf an der von Metz nach Verdun führenden Chauſſee getobt. Alles blau, roth und gelb, dazwiſchen die grünen Jacken der Jäger, und hier und dort lag ein umgeworfener Intendantur- oder Sanitätswagen, welchen die Feldgensdarmen eben unterſuchen zu laſſen im Begriffe waren. Niemand kümmerte ſich um die Leiche des franzöſiſchen Generals und des Oberſten, die unter den übrigen Todten lagen; nur die einzelnen Geſtalten der Soldaten, die man ſuchend durch das Leichenfeld wandern ſah, hielten ſich wohl ein wenig länger bei ihnen auf und gingen dann gleichgültig ihres Weges. Es iſt ja ſo wenig, ein Menſchenleben unter Tauſenden."

Zu den vielen Rückſichtsloſigkeiten, deren ſich die franzöſiſche Regierung und inſonderheit das Kriegsminiſterium ſchuldig gemacht hatte, gehörte auch die Nichtbeachtung der Genfer Convention, obgleich Frankreich dieſelbe ausdrücklich unterzeichnet hatte. Trotz ſo großer Prahlerei, man ſey unüberwindlich, war die Armee, wie ſich während des Krieges offenbarte, vernachläſſigt worden. Nur eine Elite von Einſtehern hatte man begünſtigt, die übrigen Truppen weder vollzählig gemacht, noch gut verpflegt, noch auch Reſerven in hinlänglicher Zahl armirt und exercirt, wie der erbärmliche Zuſtand der Mobilgarden bewies. Auf dem Papier und in den Miniſterreden vor der Kammer war alles in beſter Ordnung. Nicht ſo in der Wirklichkeit. Man konnte in Paris laut reden hören, alle Jahre würden vom Militäretat 100 Millionen geſtohlen. Neben dem Motiv der Armeeverwaltung und der Lieferanten, in ihre Privatkaſſe fließen zu laſſen, was der Armee zugute kommen ſollte (wie es in Oeſterreich und Rußland herkömmlich iſt), hatte man in Paris noch ein zweites politiſches Motiv. Die Regierung fürchtete ſich nämlich, das Volk zu bewaffnen, weil es dadurch die republikaniſche Partei bewaffnet haben würde. Das war der Hauptgrund, aus welchem man die allgemeine Wehrpflicht und die Einübung eines ganzen Volks in Waffen nicht einzuführen wagte.

Napoleon III. machte Frankreich zum Mittel ſeines dynaſtiſchen Zwecks und gab ſich keineswegs dazu her, eine Pflicht für Frankreich gewiſſenhaft zu erfüllen. Seine patriotiſchen Phraſen hätten niemand darüber täuſchen ſollen. Auch ſeine Vertrauten waren keine guten Patrioten, ſondern ſuchten nur durch ſeine Gunſt emporzukommen und ſich zu bereichern. Wenn dieſe chauviniſtiſche Bande nun Frankreich beſtahl, wie hätte ſie vollends irgend eine Rückſicht auf die Opfer des Krieges nehmen ſollen? Die franzöſiſche Regierung hatte daher die Genfer Convention zwar unterzeichnet, dachte aber nicht daran, ihr ernſtlich nachzuleben. Was kümmerte ſie ſich um den Jammer in den Lazarethen! Sie hatte nicht einmal die Truppen

mit der Genfer Convention bekannt gemacht. Der „Bund" berichtete: „Als nach der Schlacht bei Wörth die 3. deutſche Armee ſich des franzöſiſchen Lagers bemächtigte, ſtellte ſich zu ihrem großen Erſtaunen heraus, daß die franzöſiſchen Verwundeten und Gefangenen nichts von der Genfer Convention wußten, ſo daß ſogar die franzöſiſchen Aerzte und die zur Verpflegung der Verwundeten Zurückgelaſſenen ſich als Kriegsgefangene betrachteten. Es ergab ſich, daß weder die franzöſiſche Verpflegungsmannſchaft, noch die Aerzte das vertragsmäßige weiße Band mit rothem Kreuze trugen, ſondern erſt nach der Ankunft der Deutſchen einen weißen Lappen mit durch Stecknadeln kreuzweiſe angehefteten rothen Tuchſchnizeln anlegten, und daß die franzöſiſchen Wagen zum Transport Verwundeter keineswegs das rothe Kreuz im weißen Felde führten. Auf die Frage deutſcher Aerzte, warum die durch die Genfer Uebereinkunft geſetzmäßigen internationalen Neutralitätszeichen in der franzöſiſchen Armee nicht eingeführt ſeyen, antworteten ihre franzöſiſchen Kollegen, daß ſie dieſelben um keinen Preis angelegt hätten, da ſie ſonſt den Hohn und Spott der Offiziere ihrer Armee über die von denſelben ſo genannte Lebensverſicherung nicht hätten ertragen können."

Beſtändig wiederholte ſich während des Kriegs von 1870, daß Franzoſen auf das Sanitätsperſonal, auf Aerzte, Verwundete und Krankenwärter, wie auch auf Parlamentäre ſchoßen, als ob die vormals kriegeriſcheſte Armee Europas ganz verwildert wäre und allen Kriegsgebrauch verlernt hätte. Bei Gravelotte wurde von ihnen, wie ein heſſiſcher Augenzeuge berichtet, auf Bleſſirtenträger geſchoſſen und unter Anderen ein mit der Genfer Fahne verſehenes Haus, welches als Aufnahmeſpital für Schwerverwundete diente, in Brand geſchoſſen, wobei mehrere Verwundete den Tod fanden. — Nach einer andern Nachricht wurden bei Gravelotte vom deutſchen Sanitätsperſonal ein Oberſtabsarzt und drei Krankenträger verwundet. Bei Toul erſchoſſen die Franzoſen den Trompeter eines Parlamentärs und ebenſo bei Verdun. Aus Pont-a-Mouſſon wurde der Kölner

Zeitung unter dem 21. August geschrieben: „Französische höhere Militärärzte, welche bei ihren Verwundeten bei Metz zurückgeblieben waren, wünschten für dieselben Beistand aus Metz zu holen, was ihnen von den Preußen gern bewilligt wurde. Als aber Oberstlieutenant von Verdy und Hauptmann von Winterfeld mit einer weißen Fahne und einem Trompeter als Parlamentäre vor die Festung ritten, wurden sie aus derselben wiederholt beschossen, mußten umkehren und konnten nur mit Mühe ihren verwundeten Trompeter retten."

Dagegen wurde von Seiten der wenigen nach Metz gekommenen deutschen Verwundeten und Gefangenen gerühmt, sie seyen dort vom französischen Militär human und anständig behandelt worden und nur der Pöbel der Stadt habe sie in den Straßen insultirt. Marschall Bazaine schickte am 25. August sämmtliche in Metz vorhandene deutsche Gefangene, es waren deren 725, in's Hauptquartier der Metz belagernden Armee, um sie gegen ebensoviel französische Gefangene auszutauschen. Man hätte ihm zehn für einen geben können, sämmtliche französische Gefangene waren aber schon auf dem Transport nach Deutschland begriffen und keiner mehr vorhanden. Doch wurde dem Marschall versprochen, man werde ihm die bestimmte Zahl später schicken. Er reclamirte seine Gefangenen natürlich nicht, um die Lebensmittel in der Stadt zu sparen.

Am 26. August machte der Marschall einen neuen Versuch, die Belagerungsarmee zu durchbrechen. Nach einem bloßen Scheinangriff bei Courcelles machte er weiter ostwärts einen Angriff, wurde jedoch zurückgeschlagen. Um diese Zeit mochte eine Botschaft zu ihm durchgedrungen seyn, es werde von Norden her ein Entsatz nahen. Er machte daher am 31. August einen neuen, sehr energischen Ausfall und kämpfte bei Roisseville bis zum 1. September des Mittags, noch einmal einen blutigen Kampf, wurde aber auch diesmal wieder nach Metz zurückgeworfen. Im offiziellen preußischen Berichte hieß es: „Vom Morgen des 31. August bis den 1. September Mittags

hat Marſchall Bazaine faſt unausgeſetzt verſucht, mit mehreren Corps aus Metz nach Norden durchzubrechen. Unter Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl hat General Manteuffel alle dieſe Verſuche in ruhmvollen Kämpfen, die in den Namen ‚Schlacht bei Noiſſeville' zuſammenzufaſſen ſind, zurückgeſchlagen. Am Gefechte betheiligt waren das 1. Armeecorps, das 9. Armeecorps, die Diviſion Kummer (Linie und Landwehr) und die 28. Infanteriebrigade. Die Hauptgefechte fanden um Servigny, Noiſſeville und Retonfay ſtatt. Nächtliche Ueberfälle wurden mit oſtpreußiſchen Kolben und Bajonetten zurückgewieſen. Unſere hierfür verhältnißmäßig nicht ſehr großen Verluſte ſind noch nicht zu überſehen, die des Feindes ſehr bedeutend."

Nach der Weſerzeitung zeichnete ſich ganz beſonders die preußiſche Landwehr aus. „Das Kleingewehrfeuer war weniger zur Geltung gekommen, Kavalleriegefechte haben gar nicht ſtattgefunden; dagegen hat unſere Landwehr von dem Kolben Gebrauch gemacht. Die Landwehrdiviſion Kummer hat ſich nach dem Urtheile eines höheren fremden Offiziers, welcher ſich als Beobachter in unmittelbarer Nähe des Kampfplatzes befand, mit ausgezeichneter Bravour geſchlagen und dem alten Ruhm der preußiſchen Landwehr neuen hinzugefügt."

Man hat ſpäter Bazaine den Vorwurf gemacht, daß er den Kampf bei Noiſſeville zu matt geführt habe. Da er nämlich immer noch eine Armee von wenigſtens 150,000 Mann zu verwenden hatte, ſo hätte er mit einem Gewaltſtoß derſelben die Cernirung durchbrechen ſollen. Es kam ihm zu ſtatten, daß grade damals das Belagerungsheer vermindert worden war. Der alte General Steinmetz wurde nämlich vom Commando entfernt und zum Gouverneur im Großherzogthum Poſen ernannt. *) Seine bisherige Armee aber wurde

*) Der Daily News zufolge hatte bei Ausbruch des Krieges der König in ſeiner hohen Achtung vor der großen militäriſchen Begabung des Generals gegen die Anſicht des Kriegsrathes ihn zu ſeinem Commando befördert, weil er einmal der oft gehörten Einwurf, daß der hohe Adel ſtets bevorzugt werde, in Norddeutſchland entwaffnen und in Süddeutſchland

getheilt und aus dem größern Theil, verbunden mit andern Truppen, die ſog. vierte Armee gebildet, die unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachſen den Weg nach Paris einſchlug. Dieſer Zeitpunkt nun wäre für Bazaine am günſtigſten geweſen, um mit allen ſeinen Kräften energiſch durchzubrechen. Allein man entgegnete mit Recht, eine Armee von 150,000 Mann habe nicht in einer Colonne und auf einer Straße durchbrechen können. Das Durchbrechen der deutſchen Cernirung an irgend einer Stelle konnte noch keine Rettung bringen, weil ein einziges Armeecorps von 30,000 Mann mit Trains, jedoch ohne Fuhrpark-Colonnen, auf einer Straße eine Ausdehnung von wenigſtens 4 deutſchen Meilen einnimmt. Sollten 5 Armeecorps durchbrechen, ſo mußten eben ſo viele Wege nach demſelben Operationsziele disponibel ſeyn, denn eine aufeinander gedrängte, ſich meilenweit ſtauende, der Beweglichkeit entbehrende Soldaten- und Fuhrwerksmaſſe iſt nichts als ein hülfloſes Chaos, reines Kanonenfutter. Man vergegenwärtige ſich, was aus einer Armee wird, wenn ſie in ihren ausgedehnten Marſch-Colonnen von allen Seiten angegriffen und durchbrochen wird. Die franzöſiſche Armee

---

der Beſchwerde zuvorkommen wollte, daß man den Prinzen des königlichen Hauſes allen Kriegsruhm ausſpare. Die Sache ging gut bis zu den Schlachten vor Metz im Auguſt, wo General von Steinmetz auf eigene Verantwortung und ohne Grund gegen die beſtimmten Befehle des Oberbefehlshabers auf der Südſeite ſtatt nördlich von Metz über die Moſel ging. Hätte er dem Befehle gemäß den Uebergang nördlich veranſtaltet, ſo wären die wiederholten, von ſchweren Verluſten begleiteten Angriffe des 7. und 8. Armeecorps gegen die franzöſiſchen Poſitionen bei Moscou und St. Hubert unnöthig geweſen. Dieſelben Daily News theilten ſpäter mit, jene Nachricht ſey eine falſche geweſen, und rechtfertigten das Verfahren des General v. Steinmetz, weil, falls der Uebergang nicht ſüdlich, ſondern nördlich bewerkſtelligt worden wäre, die Truppen in große Wälder, überhaupt in ein ſehr hügeliges und ſchwieriges Terrain hineingerathen wären, ganz abgeſehen davon, daß die Flanke dem Geſchütz der Forts ausgeſetzt und das 9. mit dem 3. Corps nicht ſtark genug geweſen wäre, Bazaine's Vordringen auf Paris zu hindern.

von 150,000 Mann bedurfte aber nicht nur eines genügenden Raumes zur Gefechtsaufſtellung, ſondern auch den Beſitz aller ſtrategiſch wichtigen Punkte in der Umgegend von Metz, um die taktiſchen Bewegungen für den Durchbruch ausführen zu können. Dieſe Poſitionen waren indeſſen durch die Kämpfe am 14., 16. und 18. Auguſt den Franzoſen entriſſen, weshalb es ihnen unmöglich war, aus Metz zu entkommen. Sie wären im Stande geweſen, einzelne Corps durch ein erdrückendes numeriſches Uebergewicht zurück zu werfen; aber was hätte ſelbſt dieſer Erfolg ihnen für Nutzen gebracht, wenn die deutſchen Corps nun in den Flanken und im Rücken die Abziehenden anfielen und zermalmten? Dabei iſt auf die Befeſtigungen der Cernirungslinien nicht einmal Rückſicht genommen. Da aber ſämmtliche Defiléen in der Umgegend von Metz noch fortificatoriſch geſichert waren, ſo mußte jede Hoffnung ſchwinden, den wachſamen und tapferen deutſchen Truppen gegenüber wirkliche Erfolge zu erreichen.

Sechstes Buch.

Die Katastrophe von Sedan.

Wir verließen den unglücklichen Kaiser der Franzosen auf seiner Flucht aus Metz. Wie muß es damals in seiner Brust gestürmt haben! Verlassen und verachtet von der eigenen Armee, von den eigenen Ministern, vom Senat, vom gesetzgebenden Körper und Volk! Auf der Flucht vor dem Feinde, den er so gewissenlos und freventlich herausgefordert hatte und der ihm jetzt dicht auf den Fersen war! Mit genauer Noth entkam er den Ulanen von der heranrückenden Armee des General Steinmetz, die in dem nämlichen Gasthof frühstückten, den er eben mit seinem Sohn in höchster Eile verlassen hatte, um auf der Eisenbahn in einem Wagen dritter Klasse zu entkommen. Und das war am 15. August, dem Napoleonstage, den er sonst immer so feierlich begangen hatte.

„Man hat mich verrathen", soll der Kaiser oft schmerzlich ausgerufen und dabei Leboeuf genannt haben, weil, wie man einfältigerweise glaubte, seine Frau eine Preußin sey. Ein Correspondent der Kölner Zeitung schrieb aus Paris: „Ich weiß nicht, was an diesen Gerüchten Wahres ist, über jeden Zweifel erhaben ist jedoch der Umstand, daß dieser Marschall die Gunst, welche ihm den Titel eines Adjutanten des Kaisers, den Rang eines Kriegsministers, eines Marschalls von Frankreich und des Generalstabchefs der Armee ver-

ſchaffte, der Verwandtſchaft einer gewiſſen Dame aus der Demimonde, Namens Marguérite Belangé verdankt, welche die letzte Geliebte des Staatsoberhaupts geweſen iſt." Sind dieſe Notizen einigermaßen intereſſant, ſofern ſie einen Blick in die Sittenloſigkeit des franzöſiſchen Hofes thun laſſen, ſo erklären ſie doch den Vorwurf des Verraths nicht. Darüber gibt nur der oben ſchon von uns erwähnte Einfluß Leboeufs auf die übereilte Kriegserklärung Aufſchluß.

Der Kaiſer gelangte mit ſeinem Sohn glücklich in's Lager von Chalons, wo er Mac Mahon mit den Reſten ſeiner geſchlagenen Armee fand. Die Afrikaner waren furchtbar decimirt und entmuthigt, die erſt in Chalons zuſammenberufenen Mobilgarden zum Theil ohne Waffen und ohne Uniform, noch mehr ohne Disciplin. Das war der Flor der männlichen Jugend von Paris, der ſchon bei der Abreiſe von dort vive la république gerufen und in's Feld zu ziehen ſich geweigert hatte. Aus allen beglaubigten und wiederholten Nachrichten geht hervor, daß unter ihnen eine große Inſubordination geherrſcht haben muß. Um ſie einigermaßen zu beſchwichtigen, hatte man ihnen erlaubt, ihren gewohnten Unterhaltungen nachzuleben, und das Lager wimmelte von lüderlichen Dirnen aus Paris. An Ueppigkeit und Wolluſt gewöhnt, ſcheuten dieſe Pariſer Kinder nichts ſo ſehr, als Schlachtfelder. Daily News theilt aus Chalons Folgendes mit: „Am 18. Auguſt waren hier 15,000 Mann Mobilgarden in ihren Quartieren conſignirt. Man hörte in den Morgenſtunden aus der Ferne eine anhaltende Kanonade und unter den nur zum Theil und zwar mit ſchlechten Waffen ausgerüſteten Mobilen brach ein paniſcher Schrecken aus. Die Leute ſind nur zum geringen Theile einexerzirt und vollſtändig unbrauchbar, gegen die Preußen verwandt zu werden. Als die Panik um ſich zu greifen begann, verlangten ſie mit lautem Geſchrei, nach Paris zurückgeführt zu werden, und erklärten es für höchſt ungerecht, daß man die Pariſer Regimenter hülflos als Kanonenfutter dem

von Erzerum ohne Zeitverluſt zu benützen, verließ ich mit meinem ganzen Corps Haſſan-Kalé um 5 Uhr Abends und ließ alles Gepäck, zu einer Wagenburg gebildet, unter dem Schutz der Feſtung zurück. Am 8 Julius Morgens langte ein vom Seraskier abgeſandter Kapidſchi Baſchi und unſer Mamiſch-Aga, als Deputirter der Einwohner in meinem, drei Stunden von Erzerum belegenen Bivouak an. Mamiſch-Aga überreichte mir eine Schrift, in welcher die Aelteſten der Stadt mir die Verſicherung von der Einwilligung aller Bewohner in meine Vorſchläge ertheilten. Der Kapidſchi-Baſchi ſeinerſeits verſicherte mir mündlich, daß der Seraskier in die Uebergabe der Stadt willige; zu derſelben Zeit aber drückte er mir auf eine ſehr zweideutige Weiſe die Beſorgniſſe aus, der Anblick der ruſſiſchen Armee unter den Mauern von Erzerum könnte die Einwohner außer ſich bringen, ihren Fanatismus aufregen und ſie zu einer hartnäckigen Vertheidigung reizen. Ich hielt es jedoch für beſſer, vorzurücken, in der Vorausſetzung, daß dieß den gutgeſinnten Bewohnern mehr Kraft und Nachdruck geben würde, um ſich der widerſpenſtigen Partei entgegen zu ſtellen. Das Corps rückte durch einen Engpaß vor, der zum Gipfel des Berges führte, von dem es in das Thal hinabmarſchirte, wo ſich die volkreichen Vorſtädte Erzerums ausdehnen, und die gezackten Mauern der Feſtung und der Citadelle erheben. So wie ſich unſre erſten Regimenter vor den Höhen Erzerums ſehen ließen, rückte ein anſehnlicher Haufe feindlicher Reiterei aus der Stadt heraus, und begann auf unſere vorgerückten Pikets ein Kleingewehrfeuer, das bis zum Abend dauerte, aber nicht durch einen einzigen Schuß erwiedert wurde. Ich hatte auf dem Berge Halt gemacht, und that alles Mögliche, um die Deputirten von Erze-

herannahenden Feinde überlaſſe, während die übrigen Bataillone aus andern Departements zur Vertheidigung ihrer eigenen Städte benützt würden. Schließlich drohten ſie, wenn man ſie nicht nach Paris führe, würden ſie von ſelbſt dahin ziehen. Die Offiziere gaben ihnen zur Antwort, wenn ſie es verſuchen ſollten, auszureißen, werde man ſie durch Artillerie zurückhalten. Indeſſen weder Drohung noch Ueberredung richtete bei den Kindern von Paris etwas aus, der Aufruhr wuchs und ſchließlich gaben die Offiziere nach und vereinigten ſich mit ihren Leuten zu dem Geſuch, nach Paris zurückgeſchickt zu werden. Mehrere Stunden lang ſtanden die Verhältniſſe ſo, bis endlich ein Stabsoffizier der Mobilgarde mit verhängtem Zügel durch's Lager ſprengte, ſeine Mütze ſchwenkte und den Mannſchaften zurief: ‚Wir marſchiren morgen nach dem Lager von St. Maur (bei Paris), wir marſchiren morgen!' Augenblicklich war das ganze Lager eine Szene des Jubels. Die Mobilen umarmten einander, tanzten und ſangen wie eine Heerde losgelaſſener Schulbuben und giengen dann ſofort daran, ihre Torniſter zu packen. Mit der letzteren Operation waren ſie jedoch kaum fertig, ſo kam der Befehl, die Torniſter zurückzulaſſen für Mac Mahons Corps, das keine mehr beſitze, und die unglückſeligen Pariſer Kinder ſahen ſich daher genöthigt, ihre Habe in die Decken zuſammenzuſchnüren und ſie ſo zu ſchleppen, ſo gut es gehen mochte."

Aus dieſer allgemeinen Verwirrung in Chalons flüchtete Prinz Napoleon eilig nach dem Süden und verſuchte in Florenz das Königreich Italien zu einem Bunde mit Frankreich anzutreiben, was ihm jedoch nicht gelang. — Napoleon III. und Mac Mahon verließen das Lager von Chalons, welches man abbrannte, und zogen am 24. Auguſt mit den noch vorhandenen Truppen nach Paris hin ab, um, wie man damals noch glaubte, dieſe Hauptſtadt vertheidigen zu helfen. Die deutſche Hauptarmee war, nachdem ſie alle ihre Corps auf dem linken Moſelufer vereinigt hatte, ſtark genug, um nur die Armee von Steinmetz und einen Theil von der Armee unter

Prinz Friedrich Karl mit zahlreichen eben erſt aus Deutſchland nachgekommenen Landwehren zur Einſchließung von Metz zurückzulaſſen, mit dem Haupttheil aber nach Paris vorzugehen, wohin auch der Kronprinz von Preußen zog, nachdem er das von Mac Mahon verlaſſene Chalons eingenommen hatte.

Noch iſt zu bemerken, daß Napoleon III., obgleich er in Metz ſein Commando an Bazaine hatte abgeben müſſen, ſich doch über Mac Mahons Armee den Oberbefehl vorbehielt, wie zwei Dekrete beweiſen, die man ſpäter unter ſeinen Papieren gefunden hat.

Indem ſich die deutſchen Heere zwiſchen Metz und Chalons geworfen hatten und die beiden franzöſiſchen Armeen weit auseinander hielten, ſäuberten ſie das dazwiſchen liegende Terrain durch ihre blitzſchnellen, bald da bald dort erſcheinenden und wieder verſchwindenden Ulanen und nahmen die kleinern Feſtungen ein oder cernirten ſie wenigſtens. So wurden die Städte Toul und Thionville, wie auch die kleine Feſtung Bitſch cernirt und eine andere kleine Feſtung Vitry, unfern von Chalons, am 25. Auguſt eingenommen. Dieſelbe war nicht unwichtig, weil ſie die Eiſenbahnen beherrſcht, die von Beſançon und Straßburg nach Paris führen. In der Nähe wurden zwei Bataillone franzöſiſche Mobilgarden von preußiſcher Reiterei unter dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg zerſprengt und 850 Mann mit 17 Offizieren gefangen. Sie trugen meiſt blaue Blouſen, ſonſt alle möglichen bäuerlichen und bürgerlichen Kleider und fielen beſonders durch weiße Zipfelkappen auf, durchaus unfertige, regelmäßigen Truppen gegenüber unfähige Leute. Als man ſie als Gefangene forttransportirte, hatten die Huſaren der Escorte große Mühe, ſie mit Gewalt zuſammenzuhalten, denn ſie wollten in jedem Dorfe, von den Einwohnern unterſtützt, davonlaufen. Man ſah ſich daher veranlaßt, in einer Proclamation an das Volk zu erklären, man könne ſolche nicht uniformirte Banden auch nicht als echte Soldaten und Kriegsgefangene behandeln, und dieſelben wurden mit

den strengsten Strafen bedroht, wenn sie auf deutsche Soldaten schießen würden.

Unterdeß wurde auch die Bergfeste Marsal im Wasgau durch die Bayern eingenommen und 60 Geschütze erbeutet. Noch ungleich ergiebiger war die Einnahme der Stadt Lüneville durch die Südarmee. Man fand hier ungeheure Vorräthe von Mehl, Hafer, Heu und Stroh, welche für die Armee Mac Mahons aufgehäuft worden waren.

Die vortreffliche Armeeverwaltung Preußens fand auch unter den mit ihm verbündeten Staaten mehr oder weniger Nachahmung und insbesondere gedieh das Sanitätswesen in diesem Kriege zu einer Vollkommenheit, wie nie vorher. Große Züge von Sanitätswagen folgten den Truppen bis auf die Schlachtfelder und brachten die Verwundeten, wenigstens die Leichtverwundeten, immer schon in wenigen Tagen bis tief in's Innere Deutschlands, wo sie nach allen Richtungen vertheilt und liebevoll gepflegt wurden. Auch schon unterwegs wurden sie auf jeder Station bewillkommnet und unterstützt. Nur unmittelbar nach den größten Schlachten war es nicht möglich, sogleich für alle Verwundeten sorgen zu können, und die Einspurigkeit der französischen Eisenbahnen, auf denen nicht zwei Züge einander begegnen können, verzögerte die Abfertigung manches Zuges, der warten mußte, bis die Bahn wieder frei war. Die württembergischen Waggons, salonähnlich nach dem Muster der nordamerikanischen gebaut, übertrafen alle andern an Räumlichkeit und Bequemlichkeit, namentlich um Hängematten, eine förmliche Küche ꝛc. darin anzubringen, und ernteten verdienten Ruhm.

Dagegen mußte auch ein Uebelstand ernst gerügt werden, nämlich die Zudringlichkeit der sogen. Schlachtenbummler. Die Leichtigkeit, mittelst der Eisenbahnen den Kriegsschauplatz zu erreichen und mittelst der weißen roth bekreuzten Binde am Arm sogar freie Fahrt und Kost zu erlangen, verlockte viele Müßiggänger, ihre Neugierde auf den Schlachtfeldern, nachdem der Kampf vorüber war, zu befriedigen

und mitunter auch Reliquien derſelben zu ſammeln! Man ſchrieb Ende Auguſt aus Nanzig über „den Heuſchreckenzug, welcher unter dem Schirm des Genfer Kreuzes das Land verheert. Die Genfer Convention iſt einer der zahlreichen Belege, daß mit dem Dilettantismus nirgends in der Welt etwas auszurichten iſt. Auf einen der Herren, die etwas leiſten, kommen 25, die als Gaffer mitlaufen wollen, dabei alle erdenkliche Anſprüche erheben. Jeder franzöſiſche Ort von einiger Bedeutung, namentlich aber die anziehende Stadt Nancy, iſt angefüllt von Schwärmen ſolcher Touriſten, daß es den Anſchein hat, als wäre ein Train de Plaiſir aus Deutſchland zum niedrigſten Preis im Gange. Die Herren fahren umſonſt, quartieren ſich von Staatswegen ein, requiriren nach Luſt und amüſiren ſich d'rauf los. Wenn ſtatt jedes derſelben ein Strohſack für einen Kranken da wäre, würde man dem Himmel danken. Der erſte Ruf der Verwaltung, wohin man kommt, lautet: ‚Befreien Sie uns von den Kreuzrittern.' In der Armee hat man ihnen bereits den Namen ‚Schlachtenbummler' gegeben. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie vor einem Nachſchub warnen und um Zurückberufung der Entfernten bitten. Von jetzt an iſt wenigſtens dafür geſorgt, daß dieſe Herren nicht mehr vom Bürger Wohnung und Koſt gratis erhalten, wenn die Armeecommandanten es nicht ausdrücklich befehlen. Wer mildthätig ſeyn will, ſoll ſich auch ſelbſt verköſtigen. Wer den Umfang dieſer Bummelei unter dem Schein der Thätigkeit geſehen hat, brennt vor Ungeduld, hier etwas aufgeräumt zu ſehen."

In der Weſerzeitung las man: „die Johanniter, in deren Händen wohl faſt alle Depots ſich befinden, kann man in zwei Klaſſen theilen. Die darunter befindlichen Landwirthe und Militärs nämlich ſind praktiſche Männer, welche ihrer Stellung gewachſen ſind, dagegen verſtehen die bloßen Hofleute nichts von ihrer immerhin nicht ganz leichten Aufgabe und machen oft viel Confuſion. Die Anzahl der hinter der Armee befindlichen Johanniter überhaupt

iſt Legion, ſo daß jeder dritte Mann, dem man vorgeſtellt wird, wenn nicht Graf, doch mindeſtens Baron iſt; außerdem haben ſich den Johannitern ſelbſt wieder eine Menge Grafen und Barone zur Dienſtleiſtung zur Verfügung geſtellt, ſie füllen die Schlöſſer und Gutshöfe."

Mac Mahon hatte ſeine zerrüttete Armee im Lager von Chalons wieder um vieles verſtärkt, ſo daß man ſie wieder zu wenigſtens 120,000 Mann berechnete. Er hatte die Corps von Failly, Douay (dem Bruder des gefallenen Generals), die aus Rom unter General Dumont abgezogenen Franzoſen und das kleine Corps, welches bisher die ſpaniſche Grenze bewacht hatte, ſchnell errichtete vierte Bataillone, tauſend Marineſoldaten und ein Corps Waldhüter an ſich gezogen und ſchien allerdings die Vertheidigung von Paris mächtig unterſtützen zu können. Plötzlich aber nahm er mit allen ſeinen Streitkräften eine andere Richtung, nämlich von Paris abwärts nach Rheims, um ſich wo möglich auf einem Umweg nach Metz durchzuſchlagen und Bazaine zu entſetzen.

Man erfuhr, Palikao, der in Paris an der Spitze der Regierung ſtand, habe dieſen Plan veranlaßt, weil er es für durchaus gefährlich gehalten habe, daß der Kaiſer, welcher ſich im Lager Mac Mahons befand, nach Paris zurückkomme. Im günſtigſten Falle, wenn Mac Mahon wirklich im Stande wäre, Metz zu entſetzen, würde der Feind genöthigt werden, nach Metz umzukehren, Paris alſo wieder eine Zeit lang vor ihm ſicher ſeyn und ſeine Vertheidigung vollkommen organiſiren können. Napoleon III. wollte auf den Plan nicht eingehen, es hieß aber, Palikao habe ihm ernſtlich gedroht und ſo habe jener nachgeben müſſen. So die damaligen Gerüchte. Gewiß iſt nur, daß der arme Kaiſer überall als höchſt überflüſſig, ja als läſtig angeſehen wurde. Auch Mac Mahon hätte ihn lieber anderswo hingewünſcht, als in ſein Lager. Der Kaiſer hatte nämlich zahlreiche Wagen bei ſich, ein übertrieben großes Gefolge und Gepäck. Auch ſein junger Sohn, damals allgemein Lulu ge-

nannt, hatte großes Gefolge und wurde mit einer zahlreichen Escorte bald dahin, bald dorthin herumgeführt, weil sein Vater, wie es scheint, noch nicht entschlossen war, wohin er ihn bergen wollte. Der müde und geängstigte Knabe wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Man brachte ihn von Rheims nach Avesnes, aber bald von da wieder weg nach Sedan.

Das kaiserliche und prinzliche Gefolge und Gepäck nun mit sich zu schleppen, war der französischen Armee, die in Eilmärschen vorwärts zu kommen suchte, um so unangenehmer, als es ihr auch an Lebensmitteln gebrach. Als Mac Mahon am 23. August Rheims verließ und sich nach Sedan wandte, fielen 600 seiner Soldaten über die letzten Proviantwagen her und plünderten sie, um ihren Hunger zu stillen. Noch ist zu bemerken, daß Palikao Mac Mahon täuschte, sofern er ihm 100,000 Mann unter General Vinoy versprach, die auf seinem Marsch zur Vereinigung mit Bazaine zu ihm stoßen sollten. Vinoy aber kam zu spät und hatte nur wenige tausend.

Mittlerweile war der König von Preußen gegen Paris vormarschirt und hatte sein Hauptquartier in Bar le Duc, als man erfuhr, Mac Mahon habe sich nicht nach Paris zurückgezogen, sondern nach Rheims und Sedan. Das konnte keinen andern Zweck haben, als ein Durchschleichen im Rücken der deutschen Armeen, um Bazaine zu entsetzen. Wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mittheilt, war die erste sichere Nachricht über den Marsch Mac Mahon's nach dem Norden eine Correspondenz der „Independance belge" aus Mezières. Die Notiz wurde von Berlin alsbald an das Hauptquartier telegraphirt. Sie gab den Ausschlag für die Dispositionen Moltke's, die zur Gefangennahme der französischen Armee führten. Es war diese Correspondenz daher wohl die folgenreichste, die je in einer Zeitung erschienen ist. Im deutschen Kriegsrath am 25. August, dem auch der Kronprinz von Preußen beiwohnte, wurde sofort beschlossen, mit allen Streitkräften, die man

in der Nähe hatte, den franzöſiſchen Marſchall aufzuſuchen und abzufangen, bevor er Metz erreichen könne. Die zahlreichen Verſtärkungen, die aus Deutſchland nachgerückt waren, erlaubten dem König nicht nur aus der Garde noch zwei Armeecorps und zwei Cavallerie-Diviſionen, eine neue vierte Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachſen zu bilden, ſondern auch den alten General Steinmetz mit ſeinem Corps mit in die Operation zu ziehen, da Friedrich Karl mit ſeinen Verſtärkungen ausreichte, Bazaine in Metz eingeſchloſſen zu halten. Nach der Provinzial-Correſpondenz war folgendes der deutſche Angriffsplan: „Nachdem die Vermuthung entſtanden war, Mac Mahon ſuche auf Umwegen an der belgiſchen Grenze unverſehens nach Metz zu marſchiren, um die Vereinigung beider franzöſiſchen Heere zu erzwingen, erfolgte der Marſch unſerer Armeen auf drei Linien. Der Kronprinz marſchirte von Nancy ſüdlich über Commercy, Bar le Duc, St. Dizier nach Vitry, die vierte Armee unter dem Kronprinzen von Sachſen etwas nördlicher von Pont à Mouſſon über die mittlere Maas in der Richtung von Metz nach Chalons. Nördlich führte General Steinmetz ſeine vor Metz durch andere Truppen erſetzten Corps über Verdun nach Rheims, rechts bis an die belgiſche Grenze reichend, um eventuell Mac Mahon zu begegnen. So umfaßte unſere Armee bei dem Marſch auf Paris die ganze Linie von der belgiſchen Grenze längs der Maas bis zur Aube und konnte mit der Zuverſicht vorrücken, daß Mac Mahon keinesfalls unbemerkt auf Metz marſchiren könne."

Das Hauptquartier des Königs von Preußen wurde von Bar le Duc am 26. Auguſt nach Clermont im Argonnerwalde verlegt, dahin wo man Mac Mahon auf dem nächſten Wege entgegenzukommen hoffen durfte. In dieſem kleinen Orte fehlte es an Raum. Ein Mitglied des preußiſchen Generalſtabs erzählt davon Folgendes: „In der parterre gelegenen Schulſtube hatte das Bureau des großen Generalſtabes auf den Schulbänken und dem Katheder ſich etablirt.

In der ersten Etage war dem Bundeskanzler sein Arbeitszimmer zugewiesen, das zugleich als Schlafkabinet benutzt wird. Wir haben unser Wohnungs-, Bureau- und Nachtquartier im Schlafsaale der Knaben im zweiten Stock, einem großen aber niedrigen Raume. Hier speist der Minister mit uns und den Geheimeräthen. Die Unordnung ringsum ist malerisch. Offene Koffer und Reisesäcke, Kanzleimappen, am Boden liegende Briefcouverte geben ein buntes Bild. Ein Waschbecken genügt für Alle. Leider hat es einen großen Leck, der um so schlimmer war, als das Wasser bei der Erschöpfung der Brunnen durch die starke Einquartirung ziemlich rar zu werden anfängt. Mit lobenswerthem Geschick verstopfte ein Diener das Loch mit heißem Siegellack. Unser Chef hat es übrigens nicht besser. Gearbeitet wird, namentlich wenn der Telegraph geht, sehr tapfer und angestrengt."

Von dieser Schulstube zu Clermont aus wurden die Fäden zu dem großen Netz ausgespannt, welches Mac Mahon mit seiner ganzen Armee und den Kaiser selbst einfangen sollte. Auch hier wieder wurde Moltke's genialer Plan mit gewohnter Präcision ausgeführt. Sächsische Reiter stießen zuerst auf den Feind und lieferten ihm am 29. August ein kleines Gefecht bei Nouart. Am folgenden Tage griff die vierte Armee unter dem Prinzen Albert von Sachsen (voran die Sachsen und das bayrische Corps unter v. d. Tann) den linken Flügel Mac Mahons unter General Failly an. Gleich im ersten Anlauf wurde ein ganzes französisches Lager überfallen, erbeutet und die Truppen, welche in demselben gelegen, theilweise ohne Waffen in einen nahen Wald gejagt. Das Terrain war wieder der Vertheidigung eben so günstig, als dem Angriff ungünstig; der Kampf mußte sich daher längere Zeit nur auf eine gegenseitige Wirkung der Artillerie beschränken. Das vierte preußische Corps (v. Alvensleben, Magdeburger und Thüringer) mit dem Gardecorps als Reserve, machte einen überaus glänzenden und wirksamen Angriff gegen das Centrum der feindlichen Stellung, mit welchem das

Schicksal des Tages besiegelt wurde. Der König übersah von einer bedeutenden Höhe bei Beaumont das ganze sehr ausgedehnte Schlachtfeld, dessen Begrenzung durch die Ardennen und die zur Maas abfallenden Schluchten demselben einen landschaftlichen Blick von seltener Schönheit gewährte. Bis spät Abends blieb der König auf dem Schlachtfelde.

Eine ergreifende Schilderung dieses Schlachtfeldes gab die A. A. Zeitung: „Wenige Schritte noch und ich stand vor dem ersten Todten, einem französischen Capitän vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen. Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgendarmen nicht auszureichen, diese Greuel zu verhindern: bei Beaumont fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen ‚Hyänen des Schlachtfeldes' mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten, welche von den Armeen mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, welche hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Heer nur mit sich führt, im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, um das nackte Leben zu retten; die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt wie ihre Granaten fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit einge-

ſchnittenen Rüben, einen Soldaten fand ich, das Stück Fleiſch für ſein Mittagsmahl in der Linken, das darauf zu ſtreuende Salz in der Rechten und — einen Granatſplitter in der Bruſt. Die noch unbegraben in beiden Lagern angetroffenen Franzoſen ſchätze ich auf etwa 300 — Verwundete wurden immer noch fortgeſchafft — die Preußen auf etwa 40; dieſe waren meiſt durch Chaſſepotſchüſſe in den Kopf getroffen von den vielleicht 1200 Schritte entfernten Höhen jenſeits Beaumont; Bajonett- oder Säbelwunden trafen unſere Aerzte hier nicht an. Die Franzoſen hatten auch ihre Offiziere, todt und verwundet, zahlreich liegen laſſen, während ich weder hier, noch bei Mouzon, noch bei Sedan, noch irgendwo auf dieſer ganzen Fahrt, einen deutſchen Offizier von ſeinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlaſſen gefunden habe. Einen großen Beſtandtheil der eine Wahlſtatt bedeckenden Fundſachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, welche aus den aufgeriſſenen Torniſtern und Bruſttaſchen gefallen, vom Ungefähr zerſtreut werden: ich hob ſie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnſucht der Bräute, von Thränen halbverwiſchte Zeilen — der Herbſtwind jagt ſie über die blutige Haide! Da ſchreibt eine alte Dame aus Valence, aus den ſonnigen Reben- und Pfirſich-Geländen des goldenen Rhone, an ihren Sohn, den Vicomte de **, Lieutenant im 75. Regiment: ſie danke Gott, daß er ihn bei ‚Wißemborge‘ ſo wunderbar gerettet, der Kaiſer müſſe ja nun bald Frieden machen, und ſie bete alle Tage — der Reſt war, von Blut überſtrömt, unleſerlich; um den feinen ariſtokratiſchen Mund des Gefallenen aber ſpielte noch ein Zug bitterſten Schmerzes, zwiſchen Naſenwurzel und Auge war die tödtliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachſen, der ſo ſcharf gezielt? Auf der umbrandeten Düne der Nordſee oder auf den grünen Almwieſen der Loiſach?

Gräßlich waren die Wirkungen der deutſchen Granaten. In der erſten Zeltreihe fanden wir fünf, in der zweiten ſechs Franzoſen durch einen Schuß dahingeſtreckt — die letztere Gruppe war gerade

rum für mich zu gewinnen; ich fertigte eine schriftliche Antwort auf die ebenfalls schriftliche Erklärung der Einwohner aus, und eine zweite Antwort, im nämlichen Sinn, an den Seraskier; beide übergab ich den Deputirten, die ich um 5 Uhr Abends, unter Begleitung des Generalmajors Fürsten Bekowitsch Tscherkasky zur Stadt zurücksandte. Im Angesicht Erzerums und gegen Osten erhebt sich ein Berg Namens Top-Dag, der die Stadt und die Citadelle beherrscht. Die Türken hatten dort eine Batterie errichtet. Ich recognoscirte sie und überzeugte mich, daß es der Stadt schwer seyn würde, sich zu halten, sobald ich nur erst Herr dieser befestigten Höhen wäre; ich entschloß mich mithin, wenn der Feind bei seiner Hartnäckigkeit bleiben würde, sie am nächsten Morgen anzugreifen. In Erzerum herrschte große Unruhe, und das Volk schwankte. „„Lasset uns nicht unsere Religion entehren!““ — Viermal hatte man diesen Ausruf ertönen hören, und viermal war das Haus, in welchem Fürst Bekowitsch Tscherkasky sich befand, von wüthenden Volkshaufen umringt worden. Endlich hatte der Fürst es gegen Morgen dahin gebracht, daß der Seraskier und die Aeltesten der Stadt mir einen Deputirten zuschickten, um mir ihren definitiven Entschluß anzukündigen, mir die Thore Erzerums um 4 Uhr Nachmittags zu öffnen. Da ich jedoch berechnete, daß, wenn etwa der Feind von Neuem seine Meinung änderte, mir alsdann zu wenig Zeit bleiben würde, um den Platz mit Sturm zu nehmen, so sandte ich den Aeltesten und dem Seraskier die Erklärung, daß ich ihnen nur bis 3 Uhr Nachmittags Zeit lassen könne, da ich, wenn mir bis dahin die Schlüssel der Stadt nicht übergeben seyn würden, meine ganze Macht gegen sie richten wolle. Von dem Morgen an hatten inzwischen die Batterien von Top-Dag

mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Kniee war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt. Einem zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hinteren Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinwegrasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten — von welchem nur noch der Unterkiefer übrig war.

Seltsamerweise erschütterten mich diese Bilder des Grauens gar nicht. Ich hatte, als ich das rothe Kreuz um den linken Arm schlang, mit festem Vorsatz mich gewappnet wider alles äußere Entsetzen. Aber gegen die weiche Rührung, die von innen das Herz beschleicht, gewährt auch das Erz dreifachen Vorsatzes keinen Schild.

Wenige Schritte von dieser französischen Gruppe trafen wir einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in die linke Seite und mußte, so sagten unsere Aerzte, noch etwa 10 Minuten bei vollem Bewußtseyn gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt, der Blick der noch offenen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag, und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt standen wir eine Weile still, dann lösten wir das Bild aus seiner Hand, constatirten aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle — und einer von uns übernahm es, Bild und Briefe und einen Bericht, wie wir den Todten gefunden, getreulich an das Fräulein zu senden. Auf dem Rückweg, den wir nun beschleunigten, fanden wir noch eine schwere französische Kanone mitten in dem ringsum liegenden Gespann von sechs durch Granaten zerrissenen Pferden.

Französische Militärärzte, die sich gegen unsere Civilärzte höchst unpassend benahmen, wurden über ihren Standpunkt hinreichend aufgeklärt. Einzelne Schüsse in unserer Nähe streckten verwundete Pferde nieder. Beim Sprung über einen Graben sah ich, daß ich über die Leiche eines prachtvollen Pioniers hinweg gesetzt, welcher, in der Rechten noch das wuchtige Beil, die Brust mit dem Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexiko bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel reckte — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des echten Troupier. Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen Unteroffiziers die Beschaffung von Schaufeln (für die Gräber), und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen, da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite, und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein echtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein echtes Pfaffengesicht, voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt: »Oh pour la grâce de Dieu, Monsieur,« hub er an, »j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime, duquel je suis entièrement innocent, on va me tuer, oh par la grâce de Dieu, procurez moi un prêtre de ma religion!«

Mich ekelte des Menschen, der, seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log: denn die preußischen Soldaten waren zur Hand, die ihn gestern zielend mit dem von Schüssen heißen Gewehr ergriffen; aber natürlich versprach ich seinen Wunsch zu erfüllen und schickte ihm einen katholischen Priester, den ich nach vielem Suchen am Ausgang des Städtchens traf.

Groß ist der Frevel dieser Zeloten. Nicht nur haben sie in Elsaß und Lothringen die Bauern dadurch zu fanatisiren versucht, daß sie überall verbreiteten: die Preußen kämen, um sie lutherisch zu machen — ‚ditsch werden wir ja gerne, aber katholisch möchten

wir doch schon bleiben,' jammerten mir die Leute in Reigny la Salle vor — ich habe selbst das Dorf gesehen, in welchem die deutschen Verwundeten von den Schulkindern mißhandelt wurden, und auf erhobene Nachforschung, wer ihnen das eingegeben, antworteten die Knaben und Mädchen: ‚der Schullehrer und der Pfarrer.'"

Ein Bericht der Frankfurter Zeitung besagte: „Die Armee Mac Mahons ist so weit eingeschlossen, daß sie entweder kämpfen oder über die belgische Grenze gehen muß. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen (die Garden, das 12. und 4. Armeecorps) steht im Osten und bildet den rechten Flügel der unter dem Obercommando des Königs vereinigten Armee. Im Centrum steht unter dem Befehl v. d. Tanns das zur Armee des Kronprinzen von Preußen gehörende 1. bayrische Armeecorps, dessen 2. Division sich unmittelbar an die Sachsen (12. Armeecorps) anlehnt, während die 1. Division durch die Württemberger die Fühlung mit dem 11. Armeecorps aufrecht erhält, welches letztere mit dem 5. und 6. Corps nordwestlich marschirt, um Mac Mahon den Weg nach Paris zu verlegen. Wie auf's bestimmteste verlautet, befindet sich der Kaiser bei der vor uns stehenden französischen Armee, die auf etwa 120,000 Mann geschätzt wird. Gelingt es, dieselbe einzuschließen und sie so zum letzten Kampfe zu zwingen, dann kann General Moltke sich rühmen, ein großes strategisches Meisterwerk vollbracht zu haben. Aber man darf dabei auch nicht des Materials vergessen, mit dem der Feldherr operiren kann. Die Märsche, die unsere Truppen in den letzten acht Tagen machen mußten, erforderten die größte Kraft und Ausdauer. Daß unsere Soldaten dazu im Stande waren, ist ein glänzendes Zeugniß deutscher Tüchtigkeit."

Der Kampf um Sedan begann am 31. August und endete erst spät Abends am 1. September. Hier der Hauptbericht des preußischen Staatsanzeigers: „Es war anfangs der Plan, den entscheidenden Schlag erst am 2. September zu führen, weil es wünschens-

werth ſchien, den Truppen der ſächſiſchen Armee nach den Strapazen ihrer forcirten Märſche vom 30. und 31. einen Ruhetag zu gönnen. Bei einer längeren Unterredung jedoch, die Seine Majeſtät der König, als er am Nachmittag des 31. zwiſchen 5 und 6 Uhr auf dem Wege nach Vendreſſe durch Chémery paſſirte, mit dem Kronprinzen unter Hinzuziehung des Generals v. Moltke und des Generallieutenant v. Blumenthal abhielt, wurde beſchloſſen, daß der Sturm auf Sedan und die franzöſiſchen Fronten zwiſchen der Maas und den Ardennen bereits am folgenden Tage vorzunehmen ſey. In der Nacht auf den 1. September, gegen 1 Uhr, erreichten den Kronprinzen von Sachſen die nöthigen Ordres zum Vorrücken. Um 5 Uhr Morgens ſollte das Feuer eröffnet werden.

Unſere Schlachtlinie war in folgender Weiſe formirt: Den rechten Flügel hielt die Armee des Kronprinzen von Sachſen. Das 12. Corps bildete die Avantgarde, dahinter das 4. Corps, dann das Gardecorps, endlich die 4. Cavallerie-Diviſion mit dem Rücken nach Remilly. Soweit dieſe Truppentheile die Maas noch zu überſchreiten hatten, wählten ſie Douzay (auf dem linken Ufer) als Brückenkopf. Daran ſchloß ſich linker Hand das 1. bayriſche Corps, vom zweiten gefolgt; es ſchlug ſeine Brücke in der Höhe des Dorfes Bazeilles; das 11. preußiſche Corps hatte während der Nacht ſeine Pontons 1000 Schritte unterhalb Donchery aufgefahren und zog von hier aus über die Maas; in nächſter Entfernung von ihm, auf einer zweiten Brücke, das 5. Corps; noch weiter links, bei dem Dorfe Dom-le-Mesnil, die Württemberger. Das 6. Corps ſtand zwiſchen Attigny und Le Chêne in Reſerve. Dieſen Truppen gegenüber ſtanden von franzöſiſchen Streitkräften die Corps Mac Mahon, Failly, Canrobert, die Reſte der ehemals Douay'ſchen Armee und das erſt neuerdings gebildete 12. Corps. Mittelpunkt ihrer Aufſtellung war die Feſtung Sedan; ihre Flanken erſtreckten ſich von Givonne auf der Linken, an den Vorbergen der Ardennen, die im Rücken der Feſtung liegen, entlang bis gegen Mézières, das ihrer Rechten als Stützpunkt diente.

Der Kronprinz verließ Chémery um 4 Uhr Morgens zu Wagen. Auf der Straße, die nach Donchery führt, unmittelbar vor dem Dorfe Chevenge, ſtanden die Pferde bereit. Auf einer Bergkuppe, die über der Stadt Donchery gegen das Maasthal vorſpringt, in der Nähe eines kleinen Luſtſchloſſes, Château Donchery, das auf der Waldhöhe weithin ſichtbar iſt, nahm das Obercommando ſeine Aufſtellung. Man überſah von hier aus nicht nur die ganze Schlachtordnung der deutſchen Armee, ſondern konnte auch die Entwicklung des Kampfes nach allen Richtungen verfolgen.

Dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen; erſt gegen halb 8 Uhr brach die Sonne durch; es wurde ein ſchwüler drückender Tag. Die Armee des Kronprinzen von Sachſen hatte ſich bald nach 5 Uhr in Bewegung geſetzt. Um halb 7 Uhr ertönte auf der Linie hinterwärts Sedan, wo der rechte Flügel der deutſchen Truppen vorſtieß, anhaltendes Geſchützfeuer. Man hatte den Feind in ſeiner linken Flanke gefaßt. Auf den Anhöhen ſtand er hier in vorzüglicher Deckung. Während der Kampf über eine Stunde lang zum Stehen kam, hatte ſich der linke Flügel zur Umgehung der franzöſiſchen Linien rangirt. Das 11. Corps zog ſich an den Höhen inmitten der Ebene entlang, das 5. Corps nahm die Wendung, um von den Hochbergen her, die das Thal abſchließen, dem Feind in den Rücken zu fallen. Der Schlachtplan baſirte darauf, daß dieſe Corps ſich ſchließlich mi denen des rechten Flügels (Bayern, Sachſen, Garde, 4. Corps) zur völligen Umſchließung der Franzoſen die Hand reichen ſollten, ſo daß auch der Flucht gegen die Ardennen hin ein Riegel vorgeſchoben war. Die Württemberger und die ihnen ſpäter zugetheilte 4. Cavallerie-Diviſion hatten die Ebene zu ſchützen, wenn der Feind hieher einen Ausfall machen ſollte, was jedoch ſelbſt bei einer für ihn glücklichen Wendung der Schlacht mit den größten Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre, da die Maasübergänge nicht in ſeiner Hand lagen, theilweiſe, wie z. B. die Eiſenbahnbrücke zwiſchen Donchery und Sedan, von ihm ſelbſt zerſtört worden waren. Um

9¼ Uhr war die Umgehung von Seiten des 11. Corps so weit vollbracht, daß man Fühlung mit den Franzosen gewonnen hatte. Lebhafteres Batteriefeuer bezeichnete den Eintritt dieses Moments. Es wurde auch für die Sachsen, die bisher absichtlich noch nicht die ganze Kraft des Angriffs entwickelt hatten, das Signal zu einer den Feind übermannenden Attaque. An einigen Stellen seines rechten Flügels begann er schon jetzt sich gegen die hinterwärts gelegenen Höhen zurückzuziehen, mit keinem andern Erfolg, als daß Alles, was sich auf diese Weise zu retten suchte, in die eiserne Umarmung der beiden flankirenden preußischen Corps gerieth. An der Stelle, wo das 11. Corps über den mittleren Bergrücken auf den überraschten Gegner herabdefilirte, ließ seit halb 11 Uhr der Widerstand der Franzosen merklich nach. Doch entwickelte sich an einzelnen Stellen, besonders bei dem Dorfe Iges und auf dem Felde das von den Höhenzügen gegen Sedan herabführt, ein verzweifelter Kampf. Da die Franzosen überwiegend Artilleriefeuer zu bestehen hatten, überließen sie die schwierigste Aufgabe dieses Tages ihrer Reiterei, die den Geschützen von der Seite beikommen sollte. Die französische Cavallerie ging in zwei Attaquen mit glänzender Tapferkeit vor, einige Regimenter, wie die Chasseurs d'Afrique, mit der äußersten Bravour. Die Infanterie ermattete früher; schon vor 12 Uhr war die Zahl derer, die ohne Gegenwehr capitulirten, nicht gering. Das fünfte Corps hatte inzwischen den weiten Marsch bis zu den äußersten Höhenwaldungen zurückgelegt. Es kam auch hier zu einigen heftigen Kämpfen mit denjenigen Truppentheilen der fünf französischen Corps, die den Rückzug gegen die Ardennen erstrebt hatten.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber auch hier vollständig zu unseren Gunsten. Es konnte schon um halb 1 Uhr gemeldet werden, daß die französische Reserve-Artillerie, die der Kaiser gegen das 5. Corps hatte richten lassen, zurückgeschlagen sey, und daß höchstens einige zerstreute Banden der Infanterie auf die belgische Grenze übergetreten seyn könnten. Nachdem auf diese Weise die Fluchtlinie

rückwärts geschlossen, concentrirte sich die Entscheidung um so mehr auf den mittleren Theil des Schlachtfeldes: die Hügelkette die sich durch die Ebene zieht, die Felder die von hier gegen Sedan abfallen, und die Festung selbst, die jetzt für die von den Höhen herabgeworfenen Truppen die einzige Zufluchtsstätte blieb. Seit ¾ auf 1 Uhr näherten sich die Feuer der preußischen Batterien von dem rechten und linken Flügel einander mit solcher Schnelligkeit, daß man auch auf dieser Front jeden Augenblick den Zuschluß der Rückzugslinie erwarten konnte. Einen wahrhaft glänzenden Anblick bot der sichere und unaufhaltsame Vormarsch des Gardecorps dar, der sich theils hinter, theils zur Seite des 12., auf dem linken Flügel entfaltete. Seit 10¼ Uhr waren die Garden links von Sedan gegen den Wald gegangen, die Artillerie vorgezogen. An dem schnellen Vorrücken der Rauchsäulen konnte man bemerken, wie fast jede Minute neues Terrain gewonnen wurde.

Wirksam that sich dabei die Unterstützung von Seiten der Bayern hervor. Das 1. bayrische Corps hatte Bazeilles, das in Flammen aufging, nach zähem Widerhalt der Franzosen erstürmt, das Dorf Balan, südwestlich von Sedan, genommen. Eine Thalschlucht bereitete hier noch große Schwierigkeit. Gegen Mittag postirten die Bayern zwei Batterien auf einer Wiese links von der Straße nach Sedan. Von diesem Punkt aus wurde Vilette beschossen, wo alsbald der Kirchthurm in Flammen aufging. Die Franzosen mußten auch hier mit ihrer Artillerie das Feld räumen, das 11. und 12. Corps fanden nun nirgends mehr ein Hinderniß ihres Vordringens gegen die Mauern von Sedan. In hellen Haufen sah man den Feind dieser Festung zueilen. Und während die Flucht noch in vollem Gange war, sah man schon aus dem Gehölz auf den Höhen Schaaren von Gefangenen, die am Saum des Waldes zu größeren Trupps geordnet und nach der Ebene transportirt wurden.

Das Gardecorps war inzwischen so weit vorwärts manövrirt,

daß es kurz vor 2 Uhr mit dem 5. Corps an den äußerſten Waldhöhen zuſammentraf. In einer doppelten Parallele umſchloßen jetzt, wie eine lebendige Mauer, die deutſchen Truppen den Reſt der franzöſiſchen Armee, der ſich auf die enge Feſtung Sedan zurückgeworfen hatte.

Hier und da brannten Dörfer oder Weiler; an mehreren Stellen rangen noch kleinere Heeresabtheilungen; der Donner der großen Geſchütze aber war verſtummt. Es trat eine Pauſe ein; man wartete was die Führer der franzöſiſchen Armee in Sedan beſchlieſſen würden, deſſen Schickſal unabwendbar war, wenn man ſich auf Widerſtand einließ. „Großer Sieg!“ ließ der Kronprinz gegen 4 Uhr nach Chémery in das Hauptquartier melden. Gleich darauf begab er ſich mit dem Herzog von Coburg, einigen andern Fürſten und den Offizieren vom Dienſt zum König, der während des Tags auf einem Berge rechts von den Anhöhen von Donchery gehalten hatte. Da die weiße Fahne des Parlamentärs ſich von dem Thurm in Sedan nicht blicken laſſen wollte, wurde um 4½ Uhr die Beſchießung angeordnet. Bayriſche Batterien thaten die erſten Schüſſe. Um ¾ auf 5 Uhr zündete eine Brandgranate. Mit gewaltigem, tief ſchwarzem Qualm ſchlug die Flamme empor; ein mit Stroh gefülltes Magazin war in Brand gerathen. Unmittelbar darauf eröffnete der Feind die Unterhandlungen. Der Kronprinz verweilte noch bei dem König, als dieſſeits die erſte Nachricht davon eintraf, daß der Kaiſer Napoleon ſich inmitten der Beſatzung von Sedan befinde. Die Thatſache ſprach es deutlich aus, daß hier auf den Feldern von Sedan nicht blos der größere Theil der franzöſiſchen Armee vollſtändig vernichtet, ſondern daß zugleich der ſiegreiche Ausgang des preußiſch-franzöſiſchen Kriegs hier in einem zwölfſtündigen Kampf entſchieden worden ſey.

Am Abend überbrachte der preußiſche Parlamentär, Oberſtlieutenant v. Bronſart, dem König ein eigenhändiges Schreiben des nunmehr kriegsgefangenen Kaiſers der Franzoſen. Es enthielt die

wenigen Worte: ‚Comme je n'ai pas pu mourir au milieu de mon armée, je rends mon épée à Votre Majesté.‘ Thatſache iſt allerdings, daß Napoleon, als er den Verlauf der Schlacht gewahr wurde, vier Stunden hindurch beim Dorfe Iges im Feuer der Granaten gehalten hat. Der Kaiſer blieb die Nacht in Sedan; die Kapitulation wird heute abgeſchloſſen werden.

An den Fragen der Soldaten, die vom Schlachtfelde heimkamen und über den Ausgang bis in das einzelnſte unterrichtet ſeyn wollten, konnte man merken, daß ſie den tiefen Gedanken dieſes weltgeſchichtlichen Tages vollkommen erfaßt hatten. Das eine Gefühl beſeligte alle — der Stolz mitgewirkt zu haben an einem Siege der durch ſeine tiefe Rückwirkung auf die Weltverhältniſſe in der deutſchen Geſchichte kaum ſeines gleichen hat.“

Die Schlußſcene der großen Schlacht bei Sedan bildete die Gefangennahme des franzöſiſchen Kaiſers mit der ganzen Armee Mac Mahons. Im Namen dieſes Marſchalls, welcher verwundet war, trug General von Wimpffen die Capitulation an. Der König fand die Vollmacht ungenügend und verlangte, die ganze franzöſiſche Armee ſolle ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Hierauf erſchien der franzöſiſche General-Adjutant Raillу um anzukündigen, die franzöſiſche Armee ergebe ſich auf Gnade und Ungnade. Zugleich kam ein Brief des Kaiſers an den König an, beſagend: da es ihm nicht gelang zu ſterben, ſo lege er ſeinen Degen in die Hände des Königs. Dieſer ſchrieb am 2. September an ſeine Gemahlin in Berlin: „Der Kaiſer hat nur ſich ſelbſt mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentſchaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich beſtimmen, nachdem ich ihn ſelbſt geſprochen habe in einem Rendezvous, das ſofort ſtattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ Am 4. September, Vormittags 8 Uhr, meldete der König ſeiner Gemahlin, daß Napoleon III. mit ſeinem ganzen Stabe in ſein Hauptquartier gekommen ſey und ſich perſönlich als Gefangener geſtellt

habe: „Welch ein ergreifender Augenblick der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken. Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit ½8 Uhr hatte ich den 5stündigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück. Gott helfe weiter!"

Graf Bismarck ließ einen ausführlichen Bericht über seine Zusammenkunft mit dem französischen Kaiser im Staatsanzeiger abdrucken. Napoleon III. hatte alle Hoffnung aufgegeben außer der einen, beim König von Preußen die Großmuth zu finden, die ihm die eigene Nation versagte. Das schreckliche, brennende und von Aufruhr erfüllte Sedan hinter sich, kam er in der Frühe des 2. September zu Wagen beim preußischen Heere an und ließ den Grafen Bismarck um eine Unterredung bitten. Dieser eilte zu ihm und erzählte nun: „Am Wagen angekommen, stieg ich vom Pferde, trat an der Seite des Kaisers an den Schlag und frug nach den Befehlen Sr. Majestät. Der Kaiser drückte zunächst den Wunsch aus, Ew. königl. Majestät zu sehen, anscheinend in der Meinung, daß Allerhöchstdieselben sich ebenfalls in Donchery befänden. Nachdem ich erwidert, daß Ew. Majestät Hauptquartier augenblicklich 3 Meilen entfernt in Vendresse sey, fragte der Kaiser, ob Ew. Majestät einen Ort bestimmt hätten, wohin er sich zunächst begeben solle und eventuell, welches meine Meinung darüber sey. Ich entgegnete ihm, daß ich in vollständiger Dunkelheit hierher gekommen und die Gegend mir deßhalb unbekannt sey, und stellte ihm das in Donchery von mir bewohnte Haus zur Verfügung, welches ich sofort räumen würde. Der Kaiser nahm das an und fuhr im Schritt gegen Donchery, hielt aber einige 100 Schritt von der in die Stadt führenden Maasbrücke vor einem einsam gelegenen Arbeiterhause an

nicht aufgehört, unſere Vorpoſten und Fourrageurs zu beſchießen, auf welche auch die türkiſchen Tirailleurs ein beſtändiges Gewehrfeuer unterhielten. Da ich einem unnützen Verluſt von Menſchen zuvorkommen wollte, ſo befahl ich dem Fürſten Bekowitſch Tſcherkasky, den Seraskier peremtoriſch aufzufordern, ſeine Truppen aus Top-Dag zurückzuziehen, widrigenfalls ich die Weigerung als einen Entſchluß anſehen würde, die Stadt ferner vertheidigen zu wollen. Drei Uhr kam heran, und ich hatte noch keine Antwort erhalten. Ich erfuhr aber durch den Bedienten des Deputirten, welchen mir der Fürſt Bekowitſch Tſcherkasky geſandt hatte, daß der Seraskier auf alle mögliche Weiſe Zeit zu gewinnen ſuche, da er in jedem Augenblick eine Verſtärkung erwarte. Dieſe Nachricht beſtimmte mich, ſogleich auf eine entſchiedenere Weiſe aufzutreten; ich gab daher den Truppen den Befehl, die Verſchanzungen von Top-Dag im Sturm zu nehmen. Unſere Regimenter gingen in regelmäßiger Colonne, die Muſik an der Spitze, vorwärts, und umringten Top-Dag von allen Seiten. So wie ſich unſere Truppen auf der Spitze des Punktes blicken ließen, verdoppelten die Türken zwar das Feuer ihrer Batterien, doch in Beſtürzung verſetzt durch die ungemein raſche Bewegung unſerer Regimenter verließen ſie ihre Poſitionen und flohen in die Stadt. Mein Detaſchement nahm von der Batterie Beſitz. In ſeine Mauern zurückgekehrt, öffnete der Feind alle ſeine Batterien gegen uns; ich befahl, das Feuer aus den Feldſtücken zu erwiedern, die wir nach Top-Dag hinaufgeführt hatten, und dieſe richteten auch alsbald eine große Unordnung in der Stadt an. Bald darauf ſah ich, daß von einer andern Seite der Stadt die vornehmſten Beamten im Pomp heraus, und auf unſere Stellung zu kamen. Da ich

und fragte mich, ob er nicht dort absteigen könne. Ich ließ das Haus durch den Legislativrath Bismarck-Bohlen, der mir inzwischen gefolgt war, besichtigen; nachdem gemeldet, daß seine innere Beschaffenheit sehr dürftig und eng, das Haus aber von Verwundeten frei sey, stieg der Kaiser ab und forderte mich auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatte ich in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde mit dem Kaiser. Se. Majestät betonte vorzugsweise den Wunsch, günstigere Kapitulationsbedingungen für die Armee zu erhalten. Ich lehnte von Hause aus ab, hierüber mit Sr. Majestät zu unterhandeln, indem diese rein militärische Frage zwischen dem General v. Moltke und dem General v. Wimpffen zu erledigen sey. Dagegen fragte ich den Kaiser, ob Se. Majestät zu Friedensverhandlungen geneigt sey. Der Kaiser erwiderte, daß er jetzt als Gefangener nicht in der Lage sey und auf mein weiteres Befragen, durch wen seiner Ansicht nach die Staatsgewalt Frankreichs gegenwärtig vertreten werde, verwies mich Se. Majestät auf das in Paris bestehende Gouvernement. Nach Aufklärung dieses aus dem gestrigen Schreiben des Kaisers an Ew. Majestät nicht mit Sicherheit zu beurtheilenden Punktes erkannte ich und verschwieg dies auch dem Kaiser nicht, daß die Situation noch heute wie gestern kein anderes praktisches Moment als das militärische darbiete, und betonte die daraus für uns hervorgehende Nothwendigkeit, durch die Kapitulation Sedans vor allen Dingen ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in die Hand zu bekommen. Ich hatte schon gestern Abend, mit dem General v. Moltke nach allen Seiten hin die Frage erwogen: ob es möglich seyn würde, ohne Schädigung der deutschen Interessen dem militärischen Ehrgefühl einer Armee, die sich gut geschlagen hatte, günstigere Bedingungen als die festgestellten anzubieten. Nach pflichtmäßiger Erwägung mußten wir beide in der Verneinung dieser Frage beharren. Wenn daher der General v. Moltke, der inzwischen aus

der Stadt hinzugekommen war, ſich zu Ew. Majeſtät begab, um Allerhöchſtdenſelben die Wünſche des Kaiſers vorzulegen, ſo geſchah dies, wie Ew. Majeſtät bekannt, nicht in der Abſicht, dieſelben zu befürworten. Der Kaiſer begab ſich demnächſt in's Freie und lud mich ein, mich vor der Thür des Hauſes neben ihn zu ſetzen. Se. Majeſtät ſtellte mir die Frage, ob es nicht thunlich ſey, die franzöſiſche Armee über die belgiſche Grenze gehen zu laſſen, damit ſie dort entwaffnet und internirt werde. Ich hatte auch dieſe Eventualität bereits am Abend zuvor mit General v. Moltke beſprochen und ging unter Anführung der oben bereits angedeuteten Motive auch auf die Beſprechung dieſer Modalität nicht ein. In Berührung der politiſchen Situation nahm ich meinerſeits keine Initiative, der Kaiſer nur inſoweit, daß er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er ſelbſt den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden ſey. Durch Erkundigungen in der Stadt und insbeſondere durch Rekognoscirungen der Offiziere vom Generalſtabe war inzwiſchen, etwa zwiſchen 9 und 10 Uhr, feſtgeſtellt worden, daß das Schloß Bellevue bei Fresnois zur Aufnahme des Kaiſers geeignet und auch noch nicht mit Verwundeten belegt ſey. Ich meldete dies Sr. Majeſtät in der Form, daß ich Fresnois als den Ort bezeichnete, den ich Ew. Majeſtät zur Zuſammenkunft in Vorſchlag bringen würde, und deßhalb dem Kaiſer anheimſtellte, ob Se. Majeſtät ſich gleich dahin begeben wolle, da der Aufenthalt innerhalb des kleinen Arbeiterhauſes unbequem ſey und der Kaiſer vielleicht einiger Ruhe bedürfen würde. Se. Majeſtät ging hierauf bereitwillig ein, und geleitete ich den Kaiſer, dem eine Ehrenskorte von Ew. Majeſtät Leib-Grenadierregiment voranritt, nach dem Schloſſe Bellevue, wo inzwiſchen das weitere Gefolge und die Equipagen des Kaiſers, deren Ankunft aus der Stadt bis dahin für unſicher gehalten zu werden ſchien, von Sedan eingetroffen waren. Ebenſo der General Wimpffen, mit welchem in Erwartung der Rückkehr des Generals

v. Moltke, die Beſprechung der geſtern abgebrochenen Kapitulationsverhandlungen durch den General v. Podbielski, im Beiſeyn des Oberſtlieutenants v. Verdy und des Stabschefs des Generals v. Wimpffen, welche beide Offiziere das Protokoll führten, wieder aufgenommen wurde. Ich habe nur an der Einleitung derſelben durch die Darlegung der politiſchen und rechtlichen Situation nach Maßgabe der mir vom Kaiſer ſelbſt gewordenen Aufſchlüſſe theilgenommen, indem ich unmittelbar darauf durch den Rittmeiſter Grafen v. Noſtiz im Auftrage des Generals v. Moltke die Meldung erhielt, daß Ew. Majeſtät den Kaiſer erſt nach Abſchluß der Kapitulation der Armee ſehen wollten — eine Meldung, nach welcher gegneriſcherſeits die Hoffnung, andere Bedingungen als die abgeſchloſſenen zu erhalten, aufgegeben wurde. Ich ritt darauf in der Abſicht, Ew. Majeſtät die Lage der Dinge zu melden, Allerhöchſtdenſelben nach Chechery entgegen, traf unterwegs den General v. Moltke mit dem von Ew. Majeſtät genehmigten Text der Kapitulation, welcher, nachdem wir mit ihm in Fresnois eingetroffen, nunmehr ohne Widerſpruch angenommen und unterzeichnet wurde. Das Verhalten des Generals v. Wimpffen war, ebenſo wie das der übrigen Generale in der Nacht vorher, ein ſehr würdiges, und konnte dieſer tapfere Offizier ſich nicht enthalten, mir gegenüber ſeinem tiefen Schmerz darüber Ausdruck zu geben, daß gerade er berufen ſeyn müſſe, 48 Stunden nach ſeiner Ankunft aus Afrika und einen halben Tag nach ſeiner Uebernahme des Kommandos ſeinen Namen unter eine für die franzöſiſchen Waffen ſo verhängnißvolle Kapitulation zu ſetzen; indeſſen der Mangel an Lebensmitteln und Munition und die abſolute Unmöglichkeit jeder weiteren Vertheidigung lege ihm als General die Pflicht auf, ſeine perſönlichen Gefühle ſchweigen zu laſſen, da weiteres Blutvergießen in der Situation nichts mehr ändern könne. Die Bewilligung der Entlaſſung der Offiziere auf ihr Ehrenwort wurde mit lebhaftem Dank entgegengenommen als ein Ausdruck der Intentionen Ew. Majeſtät, den Gefühlen einer

Truppe, welche ſich tapfer geſchlagen hatte, nicht über die Linie hinaus zu nahe zu treten, welche durch das Gebot unſerer politiſch militäriſchen Intereſſen mit Nothwendigkeit gezogen war. Dieſem Gefühle hat der General v. Wimpffen auch nachträglich in einem Schreiben Ausdruck gegeben, in welchem er dem General v. Moltke ſeinen Dank für die rückſichtsvollen Formen ausdrückt, in denen die Verhandlungen von Seiten deſſelben geführt worden ſind. Graf Bismarck."

Ueber das Benehmen Napoleons III. während der Schlacht entſpann ſich ſpäter ein kleiner Federkrieg zwiſchen den Adjutanten des gefangenen Kaiſers und dem General Wimpffen. Einer ſchob dem andern die Initiative der Kapitulation zu, die man kaum eine ſchimpfliche nennen kann, weil ſie nach tapferer Gegenwehr doch endlich unvermeidlich geworden. Wimpffen verſichert, der Kaiſer habe ſeinem Vorſchlag, einen Durchbruch in der Richtung auf Carignan zu verſuchen, um wenigſtens deſſen Perſon zu retten, nicht zugeſtimmt, und habe ohne Wiſſen des Generals die weiße Fahne aufhißen und nachher auch nicht herabnehmen laſſen trotz des Proteſtes des General Wimpffen. Der Letztere ließ zum Beweiſe der Wahrheit den Brief abdrucken, in welchem er dem Kaiſer obigen Vorſchlag gemacht hatte, und wies zugleich auf den Befehl hin, welchen er dem General Ducrot ertheilt hatte, die Sturmcolonne zu bilden, in deren Mitte der Kaiſer gerettet werden ſollte.

Durch alle Zeitungen ging damals ein Artikel des Times-Correſpondenten Ruſſel, der Alles wiſſen wollte, was König Wilhelm bei Sedan mit Napoleon III. geredet habe. Beide Monarchen ſollen allein und nur der Kronprinz von Preußen vor der Thüre geweſen ſeyn. Wo hätte da der Engländer Alles hören oder wer hätte ihm Alles ſagen ſollen? Der Artikel wurde als unrichtig dementirt.

Die Bayern und Sachſen hatten ſich bei Sedan wieder bewundernswürdig geſchlagen. Graf Bismarck ſagte daher, als man

ihm zu dem neuen großen Erfolge Glück wünschte, man solle nur dem König und Moltke danken, denn was ihn selbst betreffe, so habe er kein anderes Verdienst, als daß er die Süddeutschen zu Bundesgenossen gewonnen habe, „denen wir einen großen Theil des Erfolges danken." Der König selbst nahm Anlaß, indem er den um ihn versammelten fürstlichen Personen seines Heeres, die eben abgeschlossene Kapitulation von Sedan mittheilte, die Fürsten anzureden: „Sie wissen nun, meine Herren, welch großes geschichtliches Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Veranlassung gedrungen fühle, meinen k. Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe, mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank Jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt." Als der König seine Verbündeten erwähnte, richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen Se. Majestät später auch noch die Hand reichte. Man kann sich leicht denken, welche Wirkung diese Worte des Königs in diesem Augenblicke und in dieser Umgebung hervorbrachten. Ein Blick auf das Thal, in welchem Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberger um eine bezwungene feindliche Armee und Festung lagerten, illustrirte sie mehr, als die Beschreibung es vermag. Bald nachher stieg der König zu Pferde und ritt in das Thal hinab, um die Lager der verschiedenen Armeecorps zu besuchen.

Am Ruhetage des 3. September lud der König im Hauptquartier zu Vendresse alle höheren Offiziere zur Tafel und brachte folgende Gesundheit aus: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes Einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat." Der edle Minister Roon verlor in diesen Tagen einen Sohn, welcher tödtlich verwundet in unsäglichen Schmerzen starb. Der rührende Brief, worin Minister Roon seine Gemahlin über diesen Verlust als Christ und Soldat tröstete, gereicht ihm zur höchsten Ehre. Auch die beiden andern Söhne des Kriegsministers wurden verwundet. Desgleichen sein Schwiegersohn Wißmann, und dieser schwer.

In der Schlacht bei Sedan verloren die Bayern allein, deren beide Armeecorps hier kämpften, an Todten und Verwundeten 237 Offiziere, 4915 Soldaten, erhielten aber auch von der Kriegsbeute in Sedan: 91 Feldgeschütze, 20 Mitrailleusen, 49 Festungsgeschütze, 345 Fahrzeuge verschiedener Gattung, 15,660 Chassepots, 2850 weitere Feuerwaffen, 730 Cavalleriesäbel, 470 Küraſſe, 264 Lanzen, etwa 500 Centner Pulver und außerdem zahlreiche Montur- und Rüstungsgegenstände.

Während des Kampfes bei Sedan mischten sich die Einwohner des Dorfes Bazailles durch hinterlistiges Schießen auf die Deutschen ein, weshalb das Dorf in Brand gesteckt werden mußte. Das wurde nun den bayrischen Soldaten als Barbarei ausgelegt. Vogel aber erklärte als Augenzeuge (in der Frankfurter Zeitung), die Häuser des Dorfes hätten den Franzosen als Schutzwehr gedient; Hunderte von Bayern seyen vor einem Hause, das zwei Straßen beherrschte,

niedergestürzt, bis man endlich dies Haus in Brand gesteckt habe. Als die Franzosen aus dem Dorf getrieben gewesen seyen, hätten die Einwohner des Dorfes einen verwundeten Bayern in die Flammen zu werfen versucht, wie er (Voget) selbst gesehen habe, und seyen dann niedergemacht worden; an fünfzig unserer Leute, besonders Bleſſirtenträger, seyen aus den Schlupfwinkeln getödtet worden; auch Weiber hätten geschossen. Endlich wurde beschlossen, die Schlupfwinkel der Meuchelmörder mit Feuer zu zerstören.

Der offizielle preußische Bericht verkündete: Außer 25,000 in der Schlacht bei Sedan Gefangenen sind durch Kapitulation vom 2. September 83,000 Mann, inklusive Offiziere, in Gefangenschaft gefallen, ferner wurden 14,000 Verwundete vorgefunden. — Ueber 400 Feldgeschütze, einschließlich die Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde; ferner ein überaus zahlreiches Armeematerial befinden sich in unsern Händen.

Die gefangenen Franzosen beschwerten sich, welche Leiden sie auf dem Marsch und nachher in Sedan hatten ausstehen müssen, da es ihnen an Lebensmitteln gefehlt hätte. Das Frankfurter Journal gab eine schauderhafte Schilderung der Stadt, als sie erobert war: „Den Anblick zu beschreiben, den nach der Kapitulation der Stadt deren Inneres bot, sind Worte zu schwach. Schon beim Eintritt in die äußeren Festungswerke fand ich die Atmosphäre mit wahrhaft mephitischem Dunste gefüllt; in Verwesung übergehende Pferdekadaver sah das Auge in jeder Richtung. Als ich über die erste Zugbrücke schritt, sah ich in dem trockenen Wallgraben zahllose, von den Wällen verhungernd herabgestürzte Pferde, untermischt mit von Ratten angenagten menschlichen Leichen; man hätte sich in eine Festung versetzt glauben mögen, die eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten gehabt hätte, anstatt einer zweitägigen Einschließung. Doch die Unmasse der in Sedan kampirt habenden Truppen erklärt Alles. Das Bild, das sich beim Eintritt in die eigentliche recht hübsche Stadt meinen Augen bot, spottet jeder

Beſchreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt ſo in Schlamm und Schmutz geſehen. Vor einem wunderſchönen großen Hauſe, einer Wollfabrik, ſtand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg nach dem Turenneplatz und kam dadurch mit ihm in's Geſpräch. ‚Gott ſey ewig gelobt!‘ rief der Mann aus, ‚daß Ihre Truppen uns endlich von dieſen Beſtien erlöst haben, die uns ſeit 5 Tagen plünderten, alle Unzucht trieben, welche die wildeſte Phantaſie ſich erdenken mag, auf kein Kommando mehr hörten, und denen das Wort Disziplin nur noch ein leerer, nichtsſagender Begriff war. Als ich die erſten preußiſchen Soldaten heute früh einrücken ſah, da ward es mir ſofort klar, warum mit ihnen der Sieg geht Schritt für Schritt; denn ſchon die Art und Weiſe, wie die Leute marſchirten, nachdem ſie aus einer ſolchen Schlacht kamen, bewies, daß und welche Ordnung und Mannszucht unter den Preußen herrſchen.‘ Zunächſt hat der preußiſche Commandant es ſich angelegen ſeyn laſſen, die Stadt und Umgebung zu desinficiren und der drohenden Hungersnoth durch Heranziehen von Bedürfniſſen aller Art vorzubeugen. Die in den Straßen ſchwebenden ſchrecklichen Miasmen ſind durch große Feuer mitten in den Straßen verſcheucht worden, zu deren Alimentation man alle die brennbaren Reſte des Krieges, als Lederzeug, Tſchakos, Pickelhauben, Sättel, Pferdegeſchirre, Gewehre, Lumpen und Uniformſtücke aller Art verwandte. Der fußhohe Schlamm und das faulende Stroh wurden in hohen Haufen zuſammengekehrt und alle nur irgend aufzutreibenden Fuhrwerke und Pferde requirirt, um dieſen Unrath und die zahlloſen Kadaver aus der Stadt zu ſchaffen. Bei meinem dritten Beſuche hatte Sedan ſchon ein ganz anderes Anſehen. Doch zu haben war im ganzen Orte ſchlechterdings nichts. Nahezu 100,000 franzöſiſche ‚Elite‘-Truppen hatten 5 Tage hindurch die Stadt faktiſch geplündert. Als ich am Freitag den 2. September zuerſt Sedan betrat, fand ich mindeſtens zwei Drittel der noch in den Straßen ſich umhertreibenden, jedoch entwaffneten

franzöſiſchen Soldaten total betrunken. Ich ſelbſt mußte einen grauhaarigen Artilleriſten mit 3 Chevrons, alſo mehr als 21jähriger Dienſtzeit, der ſich in ſeinem viehiſchen Zuſtande an mir vergreifen wollte, niederwerfen, um mich von ihm loszumachen. Wie ein Sack fiel der Menſch zur Erde, wo er im Schmutz und Schlamm ruhig und unbekümmert liegen blieb. — Heute Vormittag ſah ich Mac Mahon; man zweifelt an ſeinem Aufkommen. Er liegt in einem Privathauſe zu Sedan."

Als die Soldaten erfuhren, daß ſie ſich gefangen geben müßten, tobten ſie ſehr und viele warfen ihre Gewehre in die Maas. Auch Offiziere zerbrachen ihre Degen. Da ſie aber rings umzingelt waren, mußten ſie ſich in ihr Schickſal ergeben.

Auffallenderweiſe hieß es von Failly und Mac Mahon, ſie ſeyen gefallen, was in allen Zeitungen wiederholt wurde. Failly aber war in der Schlacht gefangen worden und nicht verwundet. Mac Mahon war verwundet, aber nicht ſo ſchwer, daß er nicht hätte geheilt werden können. Er erklärte dem neuen Kriegsminiſter in Paris von einem belgiſchen Dorfe aus, wohin man ihn gebracht hatte, er ſey kriegsgefangen und werde ſich, ſobald er transportabel ſey, in Deutſchland internirn laſſen. Uebrigens ſoll er ſich beſchwert haben, daß er auf Befehl Palikaos die Schwenkung nach Sedan habe machen müſſen, da ſowohl er als der Kaiſer es vorgezogen haben würden, ſich nach Paris zurückzuziehen, um dieſe Hauptſtadt wirkſam vertheidigen zu können.

Am Ende September wurde aus Belgien geſchrieben, die über die Grenze geflüchteten und entwaffneten Turcos hätten ſo ſchamlos den belgiſchen Landmädchen nachgeſtellt, daß man ſie in der Citadelle von Antwerpen habe einſperren müſſen. Im Bahnhof zu Nancy war ein großer Transport der bei Sedan gefangenen Franzoſen eingetroffen, darunter etwa 300 Offiziere, die auf ihre Weiterbeförderung warteten. Die Gefangenen erlaubten ſich Spottreden und gingen in Tumult über. Zum Glück befand ſich eine Abtheilung

württembergiſcher Soldaten im Bahnhof, durch die eine wirkliche Meuterei verhindert werden konnte. Die franzöſiſchen Offiziere hatten keine Gewalt mehr über ihre Mannſchaften, wurden von dieſen verlacht und benahmen ſich auch nicht beſſer als die Soldaten. Plötzlich kam ein Zug mit Preußen an, der ſich ebenfalls auf dem Perron aufſtellte. Die Franzoſen, als ſie die deutſchen Truppen ſahen, begannen die Marſeillaiſe zu ſingen. Da brauſte plötzlich die Melodie der „Wacht am Rhein" durch die weite Bahnhofshalle aus hundert Kehlen der deutſchen Soldaten. Preußen und Württemberger umarmten ſich angeſichts der Franzoſen. Die Marſeillaiſe war verſtummt und die franzöſiſchen Offiziere verſteckten ſich in den Waggons.

dieß für ein Zeichen der Unterwerfung anſah, ſo gebot ich unſern Batterien zu ſchweigen, wiewohl die Türken noch immer fortfuhren zu feuern. In der That beſtand auch die Cavalcade aus einer Deputation, bei deren Annäherung mir der Begler-Beg (Militär-Gouverneur) von Erzerum die Schlüſſel der Feſtung und Citadelle überreichte. Dieſer vollſtändigen Unterwerfung ungeachtet fielen jedoch noch einige Kanonenkugeln, die aus den Batterien der Stadt kamen, dicht an meiner Seite nieder. Die Deputirten baten mich nun ſogar ſelbſt, durch das Feuer unſerer Kanonen jene Meuterer zum Schweigen zu bringen, die, einige Hunderte an der Zahl, ſich dem allgemeinen Willen noch widerſetzten. Ich befahl darauf, das Feuer zu eröffnen, und nach einigen Kanonenſchüſſen zerſtreuten ſich jene Unzufriedenen, die, indem ſie die Flucht ergriffen, noch eine Batterie der Vorſtadt in die Luft ſprengten. Die Deputirten baten um die Freiheit des Seraskiers, ſo wie der drei Paſcha's in ſeinem Gefolge. Die verabredeten Stipulationen beſtätigte ich; die Freiheit der Paſcha's aber, die ich niemals verſprochen hatte, verweigerte ich. Ich ſchritt ſofort dazu, die neue Verwaltung der eroberten Provinz zu organiſiren. Demgemäß ernannte ich den Generalmajor Pankratieff zum Oberbefehlshaber des Paſchaliks Erzerum: ich übertrug dem Generalmajor Fürſten Bekowitſch Tſcherkasky das Commando der Stadt, und ernannte den Generalmajor Read zum erſten, ſo wie den Collegienrath, Fürſten Palavandoff, zum zweiten Mitgliede der proviſoriſchen Regierung dieſer Provinz. Nächſtdem ließ ich die Stadt beſetzen. Nachdem unſere Truppen durch die ganze Vorſtadt und den Platz ſelbſt gekommen waren, näherten ſie ſich den Mauern der Citadelle und verlangten, daß man ihnen

Siebentes Buch.

Die Confuſion in Paris.

Man hatte ſich in Paris in zu große Sicherheit eingewiegt. Nur wenige Stimmen hatten vor dem Kriege gewarnt. Sogar der früher ſo friedliebende Ollivier war der erſte, der dem preußiſchen Geſandten ſagte, Frankreich werde den Krieg erklären. Das ganze Miniſterium, der Senat, die große Mehrheit im geſetzgebenden Körper, die große Mehrheit der Pariſer Blätter, alle glaubten, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß Frankreich ſiegen müſſe. Man verließ ſich auf die ruhmreichen Erinnerungen aus den letzten Kriegen in der Krimm und Lombardei. Man verließ ſich auf die Chaſſepots und Mitrailleuſen. Man überſchätzte zugleich die Anzahl der franzöſiſchen Truppen. Zum Ueberfluß bildete man ſich in Paris ein, es könne Frankreich an Bundesgenoſſen gar nicht fehlen, während Preußen iſolirt bleiben werde. Die Patrie verſicherte, nicht nur alle ſüddeutſchen Staaten würden für Frankreich kämpfen, ſondern auch Oeſterreich, Dänemark und Schweden würden Preußen in den Rücken fallen. Aus dem kleinen Gefecht bei Saarbrücken machte der Kaiſer ſelbſt und machte die Pariſer Preſſe einen großen, den Krieg gewiſſermaßen ſchon entſcheidenden Sieg. In den nächſten Tagen logen die Blätter, die franzöſiſchen Truppen ſtünden ſchon vor Mainz, ja ſie hätten Coblenz ſchon hinter ſich.

Auch dann noch, als Schlag auf Schlag die Niederlagen der franzöſiſchen Heere erfolgten, wollte man nicht daran glauben. Schon am Abend des 6. Auguſt langte die Nachricht von der Niederlage Mac Mahons in Paris an. Der Kaiſer ſelbſt meldete ſie und berichtete am folgenden Tage in einer weiteren Depeſche, die Armee „concentrire ſich rückwärts". In Paris aber verſchwieg die Regierung die Ankunft dieſer Nachrichten. Am Abend des 6. wurde ſogar Sieg verkündet. Im Volk, welches alle Straßen füllte, verbreitete ein Mann in einer Uniform und mit einer Fahne an der Spitze eines umherziehenden Trupps von fünfzig Perſonen die falſche Nachricht eines großen Sieges und las ein Telegramm vor, demzufolge die Preußen geſchlagen ſeyen und fünfzig Geſchütze und 25,000 Gefangene verloren hätten, unter denen auch ihr Kronprinz ſich befinde; auch ſey Landau erobert. Nun tönte es „Sieg! Sieg!" durch alle Straßen und die erſten Sänger und Sängerinnen der Oper mußten auf den Boulevards die Marſeillaiſe ſingen. Alles war in Freudentaumel. Doch waren einige ſo vernünftig, beim Miniſterium anzufragen, ob die Nachricht auch wahr ſey? Da zuckte man im Miniſterium die Achſel und gab vor, es ſey noch gar keine Nachricht da. Auf der Börſe aber wurde verrathen, die Siegesnachricht ſey falſch, Mac Mahon ſey im Gegentheil total geſchlagen. Und was that nun das civiliſirte Volk von Paris? Man ärgerte ſich und zertrümmerte die Eſtrade der Wechſelagenten. Die Börſe mußte geſchloſſen werden und die Stadtſergeanten ſtellten die Ordnung her, wurden aber vom Volk „auf die einfältigſte Art ausgepfiffen". — Andere Maſſen des aufgeregten Volks drängten ſich um das Miniſterium. Ollivier ſuchte es zu beruhigen und eine Proclamation des Geſammtminiſteriums beſchwor das Volk, „im Namen des Vaterlandes und der heldenmüthigen Armee ruhig und geduldig zu ſeyn und die Ordnung aufrecht zu erhalten, denn Unordnung in Paris wäre der Sieg Preußens." Dennoch mußte Paris am 7. Auguſt in Belagerungszuſtand erklärt werden und

wurden die Kammern auf den 11. einberufen. Die Aufregung wurde aber so groß, daß man sie schon am 9. einberief. Die Kaiserin Regentin erließ einen ziemlich kläglichen Aufruf, worin sie die Niederlagen eingestand, vor allem nur um Ordnung bat und übrigens erklärte, sie werde die erste seyn, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen. Das zog ihr einigen Spott zu, denn man mußte unwillkürlich an die Jungfrau von Orleans denken, mit der die vielgeliebte Eugenie einen all zu starken Contrast bildete.

Am 9. kam die Kammer wirklich zusammen, aber in so großer Aufregung, daß Favre es wagte, den Kaiser schlechter Kriegführung anzuklagen und zu verlangen, er solle das Obercommando der Armee niederlegen. Keratry ging noch weiter und verlangte gradezu die Abdankung des Kaisers. Cassagnac drohte, man werde die Linke vor ein Kriegsgericht stellen. Der Tumult war so groß, daß der Präsident Schneider sich bedeckte und die Sitzung unterbrochen wurde. Endlich nahm der gesetzgebende Körper die neuen Bewaffnungsanträge an, erklärte sich aber für Duvernois, als derselbe beantragte, der gesetzgebende Körper werde nur ein Ministerium unterstützen, welches fähig sey, die Landesvertheidigung zu organisiren. Das bisherige Ministerium besaß die nöthige Energie nicht und fühlte selber, daß es das Vertrauen verloren habe. Ollivier kündigte an, es werde seine Entlassung nehmen und Graf Palikao sey mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt.

Die Todten reiten schnell. Der viel bewunderte Ollivier verschwand von der Bühne. Wenn er im Beginn seiner politischen Laufbahn es auch ernst mit der Freiheit gemeint hatte, so war er doch offenbar vom Ehrgeiz verführt und durch die kaiserliche Gunst geblendet worden. Man sagte, er habe die kurze Zeit seines Ministeriums zu Börsenspekulationen benutzt, die ihm drei Millionen Franken sollen eingetragen haben. Er konnte und mußte wissen, daß es dem Kaiser mit dem Parlamentarismus nicht ernst war, daß das persönliche Regiment sich nur hinter der constitutionellen

Form verſteckt hatte. Das Plebiscit öffnete ihm jederzeit eine Hinterthür, um jede ihm läſtige Verfaſſung wieder über den Haufen zu werfen. Da man nun jetzt den Krieg im Lande hatte, erprobte ſich wieder die Nutzloſigkeit papierner Verfaſſungen und alles parlamentariſchen Geſchwätzes. Man mußte ſich wehren, man brauchte Waffen. Da war Ollivier ſammt ſeiner Verfaſſungstreue und ſeinen parlamentariſchen Bürgſchaften überflüſſig geworden und der Bonapartismus ſtand jetzt wieder auf ſeinem natürlichen Boden, der Gewalt, mit der ſich allein fremde Gewalt vertreiben läßt. Man brauchte die Phraſe, die dynaſtiſche Exiſtenzfrage ſey mit der nationalen identiſch geworden. Deswegen wurde das Advokatenminiſterium einfach fortgejagt und ein Soldatenminiſterium eingeſetzt, an deſſen Spitze Palikao trat, des Kaiſers Lieblingsgeneral.

Derſelbe war aber in der franzöſiſchen Armee nicht geachtet. Er hieß früher Montauban und diente in Algerien, wo er ſich durch einen Prozeß einen üblen Namen machte. „Ein gewiſſer Doineau hatte, als Chef eines arabiſchen Bureaus, verſchiedene Araber, worunter einen hochgeſtellten Häuptling, zur Ermordung eines ihrer vornehmen Landsleute beordert und gezwungen. Der Ermordete war der ungeduldige Gläubiger und Doineau der Untergebene Montauban's. Letzterer hatte ſogar die Aufmerkſamkeit gehabt, dem in Unterſuchung befindlichen Doineau eine geladene Piſtole zuzuſchicken, mit der Andeutung, er möge im Intereſſe der Offiziersehre ſich eine Kugel vor den Kopf jagen. Dieſer zog vor, ſich vor Gericht ſtellen zu laſſen, und wurde nach einer an ſchwer kompromittirenden Enthüllungen reichen Verhandlung nebſt ſeinen arabiſchen Spießgeſellen zu langjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Bald darauf ward er in aller Stille freigelaſſen und tauchte, nach vielfachen Abenteuern, zuletzt als Spielhausdirektor in Monaco wieder auf. Couſin-Montauban kehrte nach Frankreich zurück, ein allgemein gemiedener Gegenſtand des ſchwerſten Verdachtes, und ſollte militäriſch wenigſtens durch den Feldzug in China wieder rehabilitirt werden.“ Hier

machte ſich Montauban durch nichts bemerklich als durch einen wohlfeilen Sieg über die feigen Chineſen und durch die brutale Ausplünderung des kaiſerlichen Sommerpalaſtes bei Peking. Dafür wurde er zum Grafen von Palikao ernannt. Die Nationalbelohnung, die ihm Napoleon III. noch zudachte, wurde vom geſetzgebenden Körper in Paris aus Schamgefühl verweigert, aber durch ein kaiſerliches Handſchreiben erzwungen. Die geheime Urſache, aus welcher er in ſo hohe Gunſt beim zweiten Kaiſerthum kam, ſoll ein Liebesdienſt geweſen ſeyn. Sein Sohn heirathete nämlich die Tochter des Seinepräfekten Hausmann, von der es hieß, ihr wahrer Vater ſey Napoleon III.

Die übrigen neuen Miniſter wurden in der badiſchen Landeszeitung folgendermaßen charakteriſirt. „Duvernois (Handel) iſt der Preßmameluk des kaiſerlich-demokratiſchen Blattes le Peuple, den Napoleon vor wenigen Monaten abſetzte, weil das Blatt den Miniſter Ollivier bekämpfte und vom perſönlichen Regime nicht laſſen wollte; dieſer weggeworfene Schwärmer des perſönlichen Regimes wird jetzt wieder geholt; Jerome David (Arbeiten) iſt Obermameluk; er hatte die Aufgabe in der Kammer, ſtets den napoleoniſchen Fanatismus hoch zu halten, und durch ſeine Schuld wurde vor 3 Wochen die Kriegserklärung beſchleunigt, indem er durch Ollivier's Zögern die Ehre Frankreichs verletzt erklärte; Magne (Finanzen) iſt der amtliche Geldbeſchaffer, der die Gelder der Sparkaſſen für den öffentlichen Schatz verwendete und dem man in Frankreich ſtets nacherzählte, daß er die ungeheuren Schulden des kaiſerlichen Hofes aus Staatsgeldern bezahle. Politiſch gleichgültiger ſind die Namen Rigault (Marine) und Latour d'Auvergne (Aeußeres), durch deſſen Berufung der Geſandtſchaftspoſten in Wien frei wird. Bazaine, der Heeroberbefehlshaber, iſt als Schatzgräber in Mexiko und Helfer zu Maximilians Opferung bekannt. Das ſind die Männer an der Spitze Frankreichs; ſie charakteriſiren das Miniſterium als ein durchaus dynaſtiſches, nicht als ein franzöſiſches;

mit dieſem Miniſterium will Napoleon in erſter Reihe nicht Deutſchland beſiegen, ſondern Frankreich. Vielleicht wird es nicht lange dauern, und wir hören, daß auch Baraguay d'Hilliers als Oberbefehlshaber von Paris durch einen Mameluken von Fach erſetzt iſt; Se. Majeſtät der Kaiſer brauchen dort einen Mann, der ohne zu zucken, die Boulevards mit Kartätſchen fegt, wenn Eugenie mit dem ſpitzenbeſetzten Taſchentuch winkt." Weiter erfuhr man: Chevreaux, der neue Miniſter des Innern, iſt der Nachfolger Haussmanns in Paris. Buffon, der dem Staatsrath präſidiren ſollte, ein Glücksritter und Schwiegerſohn des verſtorbenen Villault. Grandperret iſt der durch ſeine Servilität und ſeine Complottsjägerei traurig bekannte General-Prokurator von Paris. Einen würdigeren Nachfolger konnte Emil Ollivier im Juſtizminiſterium nicht finden. Jules Brame endlich, der ſchutzzöllneriſche und ſtarr katholiſche Fabrikant aus Roubaix hat das Porteſeuille des öffentlichen Unterrichts erhalten. Es iſt dies eine letzte Lockſpeiſe, welche dem Klerus hingeworfen wird, damit derſelbe während einer ſo verhängnißvollen Kriſis in ſeinem Grimm über das, was dem Papſte genommen wurde, nicht vergeſſe, was er durch Aufſtachelung der franzöſiſchen Landbevölkerung dem Kaiſer zu geben habe."

Die erſten Bekanntmachungen der Miniſter ließen vermuthen, daß man in Metz, wie in Paris den Kopf verloren habe. Leboeuf hatte ſeine Entlaſſung gegeben und der von Mexiko her berüchtigte Bazaine das Obercommando über die Armee erhalten. Dieſer letztern wurde, obgleich ſie kläglich beſiegt worden war, als „der um das Vaterland wohlverdienten Armee" der Dank des Hauſes votirt. Der Figaro, das berühmte Pariſer Witzblatt, rieth der franzöſiſchen Armee, ſie ſolle nur darnach trachten, den Grafen Bismarck gefangen zu nehmen, um ihn in's franzöſiſche Kabinet zu berufen, denn dann werde man doch endlich einmal einen Staatsmann haben. Im Correſpondant, dem Organ des verſtorbenen Grafen Montalembert, ſchrieb Gaillard: „Die Ueberzahl hat geſiegt.

ſagt man uns; wohl, aber auch die Taktik hat geſiegt; und warum war die Taktik nicht bei uns? Die ganze Kunſt, Schlachten zu gewinnen, ſagte der erſte Napoleon, beſteht darin, daß man auf dem gegebenen Punkte und im gegebenen Augenblick der Stärkere iſt. Warum wird denn dieſe Lehre jetzt gegen uns angewendet? O Gott, erwecke uns einen Mann!"

Das neue Miniſterium und der geſetzgebende Körper riefen alles zu den Waffen auf, aber man war in Frankreich nicht darauf vorbereitet, trotz der vielgerühmten Armeeorganiſation des weiland Marſchall Niel. Man berief die ſchon verheiratheten Männer von 30 bis 40 Jahren ein und die Rekruten für das Jahr 1871. Aber jene kamen den preußiſchen Landwehren nicht gleich und dieſe waren noch zu jung. Man rief die Nationalgarde wieder in's Leben, die aber nur für den innern Dienſt und in Feſtungen gebraucht werden konnte. Mehr noch hoffte man von der Mobilgarde, die aber bis jetzt nur auf dem Papier ſtand und erſt einexerzirt werden ſollte. Man erlaubte die Errichtung von Freicorps, ſog. Francstireurs, die zwar fanatiſche und grauſame Elemente der Bevölkerung in ſich aufnehmen konnten, aber noch weniger uniformirt und disciplinirt waren, wie die Mobilgarden, und denen das Recht, als Soldaten behandelt zu werden, um ſo mehr abgeſprochen werden mußte, als ſie ſelbſt keine Kriegsſitte achteten.

Alle dieſe militäriſchen Organiſationen kamen jetzt zu ſpät und blieben ungenügend. Mit Recht ſchrieb die „Cloche": „Seit zwanzig Jahren verſchlingt das Budget des Kriegsminiſteriums Gott weiß wie viele Milliarden und am Tage der Entſcheidung ſind die Kaſſen leer, die Arſenale ohne Waffen, das Volk ohne Wehr."

Daſſelbe Blatt enthüllte auch die ganze Wehrloſigkeit der Provinzen. Man hatte für Waffen nicht geſorgt. Statt der neuen Chaſſepots erhielten die Moblots (Mobilgardiſten) zum Theil alte, ſchlechte und übermäßig ſchwere Schießwaffen aus dem vorigen Jahrhundert, worüber natürlich viel geſpottet wurde. In aller Eile be-

fahl Chevreaux, die Maires ſollten unverzüglich die Mobilgarden in die Hauptorte zuſammenziehen. Der Mann ſolle als Uniform eine blaue Blouſe mit rother Treſſe, einen Käpi, Ledergürtel und Linnenbeutel tragen und am Hauptort einen tuchenen Waffenrock bekommen. Dieſe Gegenſtände (die alſo noch gar nicht vorhanden waren) ſollen binnen drei bis 4 Tagen beſchafft werden. Daß noch gar keine Vorbereitung für die Mobilgarden getroffen war, geht aus folgenden Worten der Inſtruktion hervor: „Ueben Sie die Leute vorläufig auf Gewehre ein, welche ſie von der Feuerwehr leihen ſollen. Mit hundert Gewehren können hundert Leute ſich von fünf bis ſieben Uhr Morgens üben, andere von ſieben bis neun Uhr ꝛc.“ Mit ſolchen Helden glaubte man den deutſchen Heeren noch trotzen zu können, während bereits die Kaiſerin Eugenie in Paris ihre Koſtbarkeiten einpacken ließ und desgleichen die des Prinzen Napoleon durch ſeine Gemahlin in Sicherheit gebracht wurden. In Calais war ſchon alles vorbereitet, um die kaiſerlichen Flüchtlinge aufzunehmen und nach England zu retten. An vielen Orten hatte man noch nicht einmal gewagt, den Mobilgarden Gewehre zu geben, weil man fürchtete, ſie würden als Republikaner einen ſchlimmen Gebrauch davon machen. Im Süden Frankreichs brachen wirklich Unruhen aus. Die Departements Haute-Garonne und Bouches du Rhone mußten in Belagerungszuſtand erklärt werden.

Die in Paris noch regierenden Bonapartiſten hatten eine doppelte Sorge, einmal die Republikaner in der Hauptſtadt niederzuhalten und ſodann die vor dem Feinde ſtehende Armee zu ſtärken, damit er nicht bis nach Paris komme. In dieſem Sinne ſchrieb das Siècle: „die Maſſe ſchreit: Waffen! Die Miniſter entgegnen: wir werden euch Waffen geben, um an die Grenze zu rücken, aber nicht, um ſie gegen uns zu kehren!“ Zugleich brachte das Siècle einen Aufruf an die Bauern, ſie ſollten ſich waffnen und ihre Häuſer, Güter, Weiber, Töchter, Vieh ꝛc. gegen die Deutſchen vertheidigen

und überall die Sturmglocke läuten: „Enkel der Rieſen von 1792, ſteht auf! Zweiundneunzig, Wort voll Wunder, Flammenwort, unermeßlicher Leuchtthurm, der glänzt über Frankreich und ſelbſt die Furchtſamen in Helden verwandelt! Zurück denn, Despoten! wir ſind da, wir erheben uns für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit!“

In dem Journal Le Public: „Zu den Waffen, zu den Waffen! wir ſind beſiegt worden, einer gegen fünf zuerſt und wenn ſie dieſen fünf wilden Doggen widerſtanden hatten, kamen fünf andere und wieder andere. Ja wir ſind beſiegt worden, aber nur wie Leonidas in den Thermopylen, wie Roland bei Roncevaux. Unſere Revanche wird glänzend ſeyn. Ueberall, wo die Feinde hinkommen, verwüſten ſie, brennen ſie, morden ſie. Sie ermorden auch die Verwundeten, ſie verbrennen die Ambulanzen. Sie morden die Kinder, entehren die Frauen, ermorden die Greiſe und ſtecken die Häuſer in Brand. Wie Wölfe und Füchſe, Tiger und Hyänen mäſten ſie ſich im Blut. Zur Rache ohne Gnade, Rache im Namen der geſchändeten Menſchheit ꝛc.“

Im Widerſpruch mit dieſem Angſt- und Wuthgeheul wurden in andern Blättern wieder andere Lügen unter das franzöſiſche Volk geworfen. Da hieß es, die Armeen ſiegten überall und der Kaiſer werde am Napoleonstage (15. Auguſt) ſicher in Berlin ſeinen Einzug halten. Es wäre nicht der Mühe werth, dieſe Lügen hier zu regiſtriren, wenn in dem Unſinn nicht ſo viel Abſicht und Methode gelegen hätte. Es ſpiegelt ſich darin der franzöſiſche Nationalcharakter, ſeine innerſte Verlogenheit und Schamloſigkeit.

Der Redakteur des Gaulois, der bei Wörth gefangen, aber vom Kronprinzen von Preußen großmüthig entlaſſen wurde, fuhr hinterdrein doch noch fort, auf die Deutſchen zu ſchimpfen und die frechſten Lügen über ſie zu verbreiten, z. B. daß die Ermordung der Franzoſen in China und der in Algier neu ausgebrochene Aufſtand der Eingebornen vom Grafen Bismarck durch Beſtechung der Chineſen und Kabylen veranlaßt worden ſey. Auch das ehrloſe

Blatt Girardins, die Liberté, log ohne Scham, die Preußen hätten bei Wörth einer Marketenterin die Hände abgeſchnitten und eine barmherzige Schweſter erſchoſſen.

Ein anderes Pariſer Blatt „Le Derby" ſchrieb: „Und dann ſprechen uns Zeitungen von der Mäßigung dieſer Henker, — und wir, wir ſollten mit ihnen Mitleid haben? Nein, nie! Weder Pardon noch Schonung! Drauf! drauf! Werde jede Hütte am Tage ein Blockhaus, jeder Buſch des Nachts ein Hinterhalt, jede Quelle, jeder Brunnen eine Todesſtätte! Ihr Wilddiebe, ihr Jäger, auf den Anſtand, der heilige Krieg beginnt! — Was, ihr wollt eure Pferde in unſern Kirchen füttern, ihr wollt aus unſeren geſchändeten Töchtern die Mägde für eure betrunkenen Soldaten machen, aus unſeren Söhnen die Knechte für eure Pferde! Auf darum, ihr Prieſter, ihr Diener Gottes, ihr alle, welche zu der unſterblichen Seele ſprecht, predigt den heiligen Krieg! Ihr Frauen, Mütter, Bräute, Geliebten, ihr, die ihr zu den Herzen ſprecht, — predigt den heiligen Krieg! Und ihr bleichen Geſichter der Sieger von 92 und 1814 (!) erhebt euch vor den Augen eurer Enkel, ruft ihnen die Gräuel in's Gedächtniß, welche ſie von den Ahnen der Bismarcks und Moltkes zu erdulden hatten! Surgito mortui!"

Am ſchamloſeſten ſchrieb der franzöſiſche Jude About über den König von Preußen und die Deutſchen: „Dieſer fromme König, der Gott alle ſeine Siege darbietet, dieſe Krautjunker-Generale, die da prahlen, daß ſie uns mit dem Säbel civiliſiren werden, dieſe Apoſtel des göttlichen Rechtes, die ſich die Taſchen mit geſtohlenen Kronen vollſtopfen, dieſe deutſchen Patrioten, die ihre Arme bis an den Ellbogen in deutſchem Blute gebadet haben, ſind bloße Barbaren in Uniform, als Soldaten verkleidete Räuber, Tartuffes in Rüſtung, Baſilios in Reiterſtiefeln. Lügen, Beſtechen, Denunciren ſind ihre Lieblingswaffen. Wir kennen jetzt die Race von Schuften, mit der wir jetzt zu thun haben, und da ſie uns unſeren Geldbeutel und unſer Leben abfordern, ſo werden wir uns jetzt ernſtlich ange-

die Thore öffne, als mit einem Male die Arnauten, die ſich dort eingeſchloſſen hatten, wider alles Erwarten erklärten, daß ſie entſchloſſen ſeyen, ſie auf das äußerſte zu vertheidigen. Ich befahl aber ſogleich, zum Sturm zu ſchreiten; und die Arnauten, da ſie die Unerſchrockenheit wahrnahmen, mit der unſere Truppen vorrückten, öffneten die Thore der Citadelle, die ſo feſt und gut armirt war, daß ihre Erſtürmung uns die größten Anſtrengungen gekoſtet haben würde. Die ſiegreichen ruſſiſchen Truppen pflanzten nun am 7 Julius um halb ſieben Uhr des Abends ihre Fahnen in der Citadelle von Erzerum auf. So haben denn die tapfern Truppen ſeit dem 25 Junius dem Tage, wo ſie die im vorigen Jahre eroberten Provinzen verließen, alſo in einer Zeit von vierzehn Tagen, zwei hohe Bergketten, die noch mit Schnee bedeckt waren, überſtiegen, die türkiſche Armee vernichtet, zwei Lager erbeutet, die in dieſer Gegend ſo wichtige Feſtung Haſſan-Kalé ſich unterworfen, dem Feinde ſeine ganze Feldartillerie und ſein übriges Geſchütz genommen, und ihn auf dieſe Weiſe in die Unmöglichkeit verſetzt, an ſeine Vertheidigung zu denken; ſie haben ihn gezwungen, uns das Centrum ſeiner Macht im Orient, eine Feſtung und eine Citadelle, die eine lange Belagerung hätte aushalten können, zu übergeben, und haben endlich den Seraskier ſelbſt, welcher Oberbefehlshaber der Armee und Gouverneur der ganzen aſiatiſchen Türkei war, ſo wie vier ſeiner vornehmſten Paſcha's zu Gefangenen gemacht. Nach der Beſetzung von Erzerum haben wir erfahren, daß ſchon am Nachmittage des 7 Julius 800 Delis, 500 Mann reguläre Truppen, und ungefähr 7,000 Mann Cavallerie vom Corps des Hagki-Paſcha aus der Stadt entflohen ſeyen, und die Richtung nach Tokat genommen haben. Erzerum beſitzt mehr

legen ſeyn laſſen, zuerſt die preußiſche Armee und hintendrein Preußen zu vernichten. König Wilhelms Kumpane, die hier eingedrungen ſind, werden nicht wieder hinauskommen. Wenn ſie, wie ſie prahlen, ihre ganze männliche Bevölkerung über unſer Land verbreitet haben, ſo iſt das um ſo beſſer für uns. Dann werden wir nach Berlin gehen, um dieß Barbarenthum in ſeinem Neſt zu zertreten. Alle Wege werden uns offen ſtehen, ich hoffe aber, daß wir den wählen, der durch Baden, Württemberg, Bayern führt. Da haben wir drei kleine Monarchien, die uns ihr Daſeyn verdanken, denn wir haben ſie vor etwa 100 Jahren geſchaffen. Und dennoch ſind die Bayern Preußens Knechte geworden und auch die Württemberger haben ſich die Freude gegönnt, bei uns einzufallen. Dieſe Kneipenwirthe, dieſe Kuppler, dieſe Schmuggler von Baden und Kehl, dieſe miſerablen Schurken, die unſere Stiefel mit ihren Schnurrbärten putzten, wenn wir unſer Geld bei ihnen verſchwendeten, ſind gekommen, um die Beute des edlen franzöſiſchen Volkes auf ihre Karren zu laden. Sie ſind die Raben des Feindes. Wir werden dem ſchmutzigen Bettelpack aber alles mit Zinſen vergelten. Wir hatten nichts Böſes gegen die deutſche Race im Sinne. Wer trägt die Schuld, wenn wir ihr Feind geworden ſind? Wenn Frankreich die Civiliſation nicht anders retten kann, als durch Zertretung des geſammten teutoniſchen Ungeziefers, ſo muß am 1. Jänner 1871 Europa von allen dieſen Hohenzollern, dieſen Krautjunkern, dieſen behelmten Jeſuiten befreit ſeyn. Wir müſſen auf unſerer Oſtgrenze ein auf hundert Jahre zerriſſenes geknebeltes Deutſchland haben."

Zum damaligen Blödſinn der Pariſer Blätter gehörte auch ein Vorſchlag, der ganz ernſthaft vom „Français" gemacht wurde: „Was uns noch retten kann", ſchrieb er, „iſt der Luftballon, der artilleriſtiſche Luftballon. Weder Mainz, noch Köln, noch Trier werden unſere Luftballons aufhalten. Unſer aëronautes artilleurs werfen Monſtrebomben herunter und retten nicht nur Frankreich, ſondern erobern auch Deutſchland."

Und wo blieb das Oberhaupt des Staates? Man nahm im gesetzgebenden Körper gar keine Notiz mehr von ihm oder nannte ihn nur noch cet homme. Es kam auch kein Befehl, keine Depesche mehr von ihm an. Er hatte factisch aufgehört zu regieren, obgleich man ihn noch nicht förmlich absetzte, weil man es für sicherer hielt, daß einstweilen Palikao noch die kaiserliche Regierung unter Aufsicht des gesetzgebenden Körpers fortsetzte, als eine neue Regierung einzusetzen, was die allgemeine Verwirrung nur noch vermehrt und jede Autorität vernichtet haben würde. Der Napoleonstag (15. August) wurde nicht mehr gefeiert. Ferry sagte im gesetzgebenden Körper, die Abschiedsworte, mit denen Napoleon Metz verließ, „hätten Paris mit Betäubung und Verachtung erfüllt." Als man noch immer besorgte, er könne noch commandiren wollen, mußte Palikao auf's bestimmteste versichern, Napoleon habe in der Armee nicht das geringste mehr zu befehlen, Bazaine allein habe das Commando. Als nachher noch in einem Maueranschlag verkündigt wurde, der Kaiser habe in Chalons die Truppen gemustert, wurden diese Anschläge mit Koth beworfen oder abgerissen. Im gesetzgebenden Körper trug Ordinaire darauf an, „Monsieur Bonaparte solle das Land für die Invasion schadlos halten. (!)"

Von der Kaiserin hieß es, sie habe sich ganz in ihre Gemächer zurückgezogen, wage nicht mehr über die Straße, auch nur in die Kirche zu fahren und liege häufig knieend daheim vor einem Marienbilde. Man erzählte sich, sie habe einen flehentlichen Brief an die Königin Victoria geschrieben und in Brüssel fragen lassen, ob sie durch Belgien entfliehen könne? Endlich wollte man wissen, sie habe ihre Kostbarkeiten nach New-York geschickt.

Kurz, der Kaiser hatte eigentlich thatsächlich schon abgedankt und Paris befand sich in der Gewalt verschiedener Parteihäupter, die alle kein Zutrauen verdienten. Der alte Palikao wußte nicht ohne Geschicklichkeit den Chauvinismus und Bonapartismus immer noch aufrecht zu erhalten, indem er den andern Parteihäuptern der

Republikaner und Orleaniſten begreiflich zu machen wußte, daß man keine Revolution in Paris begünſtigen dürfe, weil es ſonſt unmöglich ſeyn würde, die zur Vertheidigung der Hauptſtadt ſo nothwendige Ordnung zu erhalten. Jene andern Parteihäupter ſelbſt konnten nicht zweifeln, es werde doch mit dem Napoleonismus bald zu Ende ſeyn, vermieden daher einen voreiligen Kampf und ſuchten nur Zeit zu gewinnen. Daher von Seiten der Miniſter die vielen Lügenberichte von der Armee und von der heroiſchen Stimmung in ganz Frankreich und die verhältnißmäßige Geduld, mit welcher der geſetzgebende Körper dieſelben anhörte.

Palikao gab faſt täglich im geſetzgebenden Körper befriedigende Verſicherungen, es ſtehe Alles gut. Die kurze Einnahme des kaum vertheidigten Saarbrücken hatte der Kaiſer ſelber ſchon als einen glänzenden Erfolg gerühmt.*) Die furchtbare Niederlage der Fran-

*) Man ſchrieb aus St. Petersburg: „In luſtiger Weiſe hat ſich wieder einmal der General Fleury, der franzöſiſche Botſchafter am hieſigen Hofe, blamirt. Nach der glorreichen Einnahme Saarbrückens durch das Froſſard'ſche Armeecorps rechnete unſer guter General mit ſolcher Beſtimmtheit auf einen weiteren großen franzöſiſchen Sieg, daß er denſelben durch ein großes Feſtdiner zu feiern beſchloß. Bereits waren die Einladungen ergangen, namentlich ſehr zahlreich nach dem Gardelager von Krasnoje Selo, bereits die Säle geſchmückt und die Coloſſalbüſte Napoleons III. mit Lorbeern umkränzt, bereits waren ganze Wagen von Champagner in das Geſandtſchafts-Hôtel gebracht (tout comme chez nous), da traf plötzlich das Telegramm ein, welches die Erſtürmung Weißenburgs durch die Südarmee meldete. Denſelben Tag, einige Stunden ſpäter, ſollte das Diner ſtattfinden. Sie können ſich die Beſtürzung, die im Geſandtſchafts-Hôtel herrſchte, denken. Der Stadttelegraph wurde ſelbſtverſtändlich in Anſpruch genommen, um die Einladungen zu redreſſiren und — nun die ganze Geſchichte an die laute Glocke zu hängen. — In Wien geſchah das Nämliche. Hier wollten vornehme Preußenfreſſer aus Freude über den angeblichen Sieg der Franzoſen eine große Champagnerſchlacht ſchlagen, als die Nachricht von der Weißenburger Schlacht die Herren nöthigte, das Feſt ſchnell wieder abzubeſtellen.

zosen bei Wörth wurde von Palikao im gesetzgebenden Körper mit affectirter Gleichgiltigkeit nur eine kleine Schlappe genannt. Dann log er, vor der kleinen Vogesenfeste Pfalzburg seyen 1300 Preußen gefallen. Die Niederlage bei Mars-la-Tour kündigte er als einen großen Sieg Bazaine's über Friedrich Karl an und erklärte am 17. August im gesetzgebenden Körper: „Die Preußen haben es aufgegeben, die Rückzugslinie der französischen Armee zu durchschneiden und die Vereinigung unserer Armeecorps zu verhindern," gerade in denselben Tagen, in denen ihre Vereinigung wirklich verhindert wurde. Von der noch schrecklicheren Niederlage bei Gravelotte behauptete er, Bazaine habe hier die Preußen in die Steinbrüche von Chaumont geworfen. Zur Feier dieses angeblichen Sieges sah man Paris sogar hin und wieder beflaggt. Als nachher aber gar keine Nachrichten von Bazaine mehr ankamen, weil die Preußen ihm alle Verbindung mit Paris abgeschnitten hatten, entschuldigte sich Palikao damit, Bazaine sey allzu sehr beschäftigt, um Nachrichten geben zu können. Als die preußische Reiterei schon bis in die Nähe von Paris kam, erklärte Palikao wörtlich, „die Preußen breiteten sich über das Land aus, um glauben zu machen, sie nehmen ein größeres Terrain ein, als es der Fall ist."

Man spielte gegenseitig im gesetzgebenden Körper nur Komödie und bekümmerte sich viel weniger um den Feind, den man doch nicht mehr aufhalten zu können glaubte, als um das, was man gern aus Frankreich machen wollte, wenn erst der Napoleonide vertrieben seyn würde. Der alte Thiers arbeitete unter der Hand für die Orleaniden. Die Republikaner dagegen, Gambetta, Favre, Picard ꝛc. suchten die Gewalt in die Hände zu bekommen durch Wahl einer Vertheidigungscommission aus dem Schooß des gesetzgebenden Körpers, was ein neuer Wohlfahrtsausschuß wie 1793 geworden wäre. Noch drangen sie nicht durch.

Die Orleaniden glaubten sich in Erinnerung bringen zu müssen. Ein Schreiben des Herzog von Aumale an den Kriegsminister ver-

langte für diesen Prinzen und für den Herzog von Chartres Anstellungen in der Armee, „gleichviel in welcher Charge", wurde aber abgewiesen. Auch der Herzog von Joinville empfahl sich in einem Schreiben, welches Estancelin im gesetzgebenden Körper vorlas. Thiers tadelte auf's heftigste die Unfähigkeit des letzten Napoleoniden und empfahl damit indirekt die Orleaniden. Die Republikaner traten ihm stürmisch entgegen und Gambetta rief, nur ein republikanischer Krieg (eine Massenerhebung) könne Frankreich retten. Estancelin fühlte sich durch eine moquante Miene des Herrn Chevandrier de Valdrome so indignirt, daß er von der Tribüne herunterstieg und ihm eine Ohrfeige versetzte. Jener gab sie ihm zurück und es entstand ein allgemeiner Tumult.

Im ersten Eifer hatte man den General Baraguay d'Hilliers, einen tüchtigen Mann, zum Militärgouverneur der Stadt Paris ernannt. Den konnte aber der alte abgefeimte Palikao nicht leiden und drückte ihn weg. Er wurde einstweilen durch den General Soumaine ersetzt, an dessen Stelle aber die öffentliche Meinung den General Trochu berief. Dieser stand in großer Achtung bei der Armee, hatte bald nach dem böhmischen Kriege in einer vielgelesenen Flugschrift die ungenügende Armeeorganisation Frankreichs scharf kritisirt und sich dadurch des Kaisers Ungnade zugezogen. Jetzt erst dachte der Kaiser wieder an ihn und obgleich Napoleon III. nichts mehr zu sagen hatte, mußte Palikao der öffentlichen Meinung nachgeben und so erhielt Trochu den Oberbefehl über alle Wehrkräfte in Paris. Auch der bekannte republikanische General Changarnier wurde vom Kaiser wieder aus dem Dunkel der Vergessenheit vorgezogen, nach Metz berufen und dem Generalstab zugetheilt.

Trochu bediente sich in seinen Befehlen niemals des kaiserlichen Namens, sondern handelte wie ein Dictator, weshalb er sich bald den Haß der Bonapartisten zuzog. Aber auch die Republikaner waren nicht nach seinem Geschmack, weshalb sich Thiers viele Mühe gab, ihn zur orleanistischen Partei hinüberzuziehen. Darin

wenigſtens war Trochu mit den bonapartiſtiſchen Chauviniſten, den ſog. Mameluken, an deren Spitze Palikao ſtand, und mit der Mehrheit des geſetzgebenden Körpers einverſtanden, den republikaniſchen Pöbel niederzuhalten und Paris ſoweit zu armiren, daß es ſich nicht auf Gnade und Ungnade zu ergeben brauchte, ſondern noch einigermaßen imponiren konnte. Man armirte die Forts von Paris und der alte Thiers that ſich nicht wenig darauf zu gute, daß er unter der Regierung Ludwig Philipps zuerſt auf den Gedanken gekommen war, Paris mit verſchiedenen kleinen Forts zu umgeben. Auch warf man neue Schanzen vor der Stadt auf, woran aber nur einige tauſend Menſchen arbeiteten, während die große Menge zuſah und die Sache nichts weniger als ernſt nahm. Denn der Pöbel und die lüderlichen Dirnen tranken, ſangen, tanzten und trieben ihren gewöhnlichen Unfug umher, bei dem ſich namentlich auch die Mobilgarden betheiligten. Trochu verlegte dieſe Mobilgarden außerhalb der Stadt nach St. Maur, wo ſie aber am 24. Auguſt rebellirten, weil ſie des Abends ihren gewöhnlichen Vergnügungen in Paris nachgehen wollten. Trochu mußte Ernſt gegen ſie gebrauchen. Er hatte noch einen Kern von Truppen um ſich, welche zuverläſſig waren und denen ſich die 50,000 Mann zugeſellen ſollten, die als Landungstruppen mit der zweiten Abtheilung der franzöſiſchen Flotte von Cherbourg aus hatten an die deutſchen Küſten ſegeln ſollen, nach den Niederlagen aber in Frankreich zurückbehalten wurden.

Der Epuration der Hauptſtadt von gefährlichen Elementen ließ man eine durchaus ungefährliche vorangehen; die aber geeignet war, jene zu maskiren. Man dekretirte nämlich die Austreibung aller Deutſchen aus Frankreich. Ganz Europa faßte dieſe ausſchweifende Maßregel natürlicherweiſe als eine Verletzung des Völkerrechts, als einen rohen Verſtoß gegen alle Humanität, als ein Zeichen jener ſittlichen Verwilderung, der Frankreich überhaupt ſeit einiger Zeit anheimgefallen war, und als eine Bosheit auf, die ſich wegen

der im offenen Feld erlittenen Niederlagen an Wehrloſen rächen wolle. Allein es war nur eine Maßregel der Klugheit, die von der damals in Paris herrſchenden Partei um ſo rückſichtsloſer ergriffen wurde, als ſie wohl wußte, ſie würde nicht lange am Ruder bleiben, alſo ihre Verantwortlichkeit auf die leichte Achſel nahm. Den Chauviniſten lag viel daran, daß der vom Kaiſer allein und perſönlich verſchuldete Krieg als etwas Berechtigtes, als Sache der ganzen Nation aufgefaßt und zu einem Racenkriege geſtempelt werde. Die Conſervativen und beſitzenden Klaſſen ſtimmten mit den Chauviniſten wenigſtens darin überein, daß ſie die Republikaner beſeitigen wollten. Nun konnte nichts zweckmäßiger erdacht werden, als die verbiſſene Wuth der größtentheils ſocialiſtiſchen Geſellſchaften angehörigen franzöſiſchen Arbeiter auf die vielen tauſend deutſchen Arbeiter, die in Paris lebten und mit ihnen um den Lohn concurrirten, abzuleiten und in den halbthieriſchen Seelen des verwilderten Pariſer Pöbels den Racenhaß aufzuſtacheln. Auf dieſe Weiſe nämlich beſchäftigte man den Pöbel und lenkte ſein Augenmerk von den Verlegenheiten der Regierung ab.

So wurden nun die armen Deutſchen, die bisher ruhig in Paris und andern franzöſiſchen Städten gelebt und meiſtens als Kaufleute und Handwerker den Wohlſtand Frankreichs hatten vermehren helfen, völkerrechtswidrig vertrieben. Man verglich die Maßregel mit der Vertreibung der fleißigen Proteſtanten aus Frankreich unter Ludwig XIV. Die Art, wie man dabei verfuhr, war in hohem Grade inhuman. Jung, Architekt der preußiſchen Geſandtſchaft in Paris, wurde drei Tage lang eingeſperrt, bis der amerikaniſche Geſandte Waſhburne ihn frei machte. Dieſem edlen Manne verdankten auch viele andere Deutſche in Paris, nachdem man ſie als angebliche Spione mißhandelt und eingeſteckt hatte, die Erlaubniß, endlich abzureiſen. — „Karl Hillebrand aus Gießen, ein geſchätzter Kenner des Dante (und Mitarbeiter des ‚Journal des Débats‘) war ſeit 20 Jahren kaiſerlicher Profeſſor zu Douay.

hat aber nun auch Frankreich verlassen müssen. Nur die Festigkeit des Maire hat ihn vor dem Tode gerettet. Mit zerrissenen Kleidern entkam er der ihn verfolgenden Meute." — Der badische Consul Schlenker und der sächsische Consul Stahr, beide in Lyon geachtete Kaufleute, wurden ebenfalls verhaftet, durch eine Vermögensuntersuchung maltraitirt und mitten aus ihrem blühenden Handelsgeschäft fortgejagt.

Selbst das Journal des Débats schrieb damals: „Weil Deutschland zuerst dem jetzigen Kriege den barbarischen Charakter verliehen hat, so haben auch die ausgewiesenen Deutschen nur ihr eigenes Vaterland verantwortlich zu machen." Man darf sich also nicht wundern, wenn der französische Pöbel ein Recht zu haben glaubte, die vertriebenen Deutschen auf allen Straßen zu insultiren. Nicht selten wurden arme Familien mit schwangern Frauen und Säuglingen unbarmherzig fortgetrieben, so daß sie an der Grenze elend und halb verhungert ankamen. Der Wiener Presse wurde geschrieben: „Von Brutalität gegen die Deutschen in Paris ließen sich täglich neue Beispiele sammeln. Häuser werden durchsucht, das Unterste zu Oberst gekehrt, die Insassen gequält, und auf den Straßen reicht es aus, irgend Jemand, gleichviel ob Preußen oder Franzosen, zu beschuldigen, er habe Vive la Prusse gerufen, um eine Hetzjagd auf ihn loszulassen, und ihn Rippenstößen, Mißhandlungen und den lästigsten und zudringlichsten Polizeivexationen auszusetzen. — Ein republikanischer Aufruhrversuch, den etwa sechzig mit Dolchen bewaffnete Menschen zu Billette machten, wurde benutzt, um Deutsche der Mitschuld anzuklagen.

In Bordeaux war die Volkswuth so groß, daß der Präfekt den ausgewiesenen Deutschen anzudeuten für nothwendig hielt, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, ein Land, in welchem sie keinen Augenblick sicher seyen und in welchem sie von den Behörden nicht mehr geschützt werden könnten, zu verlassen. Der blinde und barbarische Haß gegen Männer, mit denen sie bis dahin auf dem

beſten Fuß gelebt und denen ſchon die Klugheit jede Herausforderung des franzöſiſchen Nationalgefühls verboten hätte, iſt keineswegs auf den Pöbel beſchränkt geblieben; von Seiten einer Anzahl angeſehener Kaufleute war der Präfekt allen Ernſtes erſucht worden, ſämmtliche deutſche Bewohner Bordeaux's (und dieſelben zählen nach Tauſenden) gefangen nehmen und als Kriegsgefangene in die Citadelle ſperren zu laſſen. So vollſtändig waren alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst, daß ſeit dem Abzug der Truppen der Pöbel der eigentliche Herr der Stadt war, Tag und Nacht tobend die Stadt durchzog, die von Deutſchen bewohnten Häuſer förmlich ſtigmatiſirte und denſelben geradezu unmöglich machte, ſich öffentlich zu zeigen. Beſonders bemerkenswerth ſind dabei noch zwei Umſtände; den aus Bordeaux Vertriebenen wurde die Reiſe über die belgiſche Grenze ausdrücklich unterſagt (die Pariſer Ausgewieſenen waren ſämmtlich nach Belgien dirigirt worden) und von der Ausweiſungsmaßregel einzig zu Gunſten von Württembergern eine Ausnahme gemacht. Während die Norddeutſchen unter dem Schutz des nordamerikaniſchen Conſuls ſtanden, der zu ihren Gunſten nicht durchzudringen vermochte, wurden die dem ruſſiſchen Conſul zugewieſenen Württemberger ſo wirkſam vertreten, daß ſie vielfach, und ſoweit ſie ſich vor der Volkswuth ſicher glaubten, in Bordeaux bleiben konnten. — Unter anderm wurde auch in Paris die Lüge verbreitet, in Hamburg ſeyen alle Franzoſen ermordet worden.

Im geſetzgebenden Körper erhoben ſich humane Stimmen gegen die brutale Ausweiſung aller Deutſchen aus Frankreich, als dieſelbe in der That beſchloſſen wurde. Peletan erinnerte an das Völkerrecht und an den Schutz der Deutſchen, den die amerikaniſche und engliſche Geſandtſchaft übernommen hatten. Chevreaux aber, der Miniſter des Innern, hatte die Stirn, zu behaupten, auch in Preußen ſeyen alle Franzoſen ausgewieſen worden. Eine freche Lüge, um das franzöſiſche Volk gegen das deutſche zu erbittern. Es konnte ihm nicht unbekannt ſeyn, daß es weder einer Regierung

noch dem Volke in Deutschland einfiel, den friedlich unter ihm lebenden Franzosen das Geringste zu Leide zu thun.

Aus Algerien wurden die Deutschen nicht vertrieben, doch insofern raffinirt mißhandelt, als sich hier alle Europäer, um vor den dunkelfarbigen Eingeborenen geschützt zu seyn, bewaffnen durften, nur allein die Deutschen nicht. Auch aus Saigon, der französischen Niederlassung im fernen Cochinchina wurden alle Deutschen rücksichtslos ausgewiesen.

Trotz des Widerspruchs im gesetzgebenden Körper und trotz der Protestationen der Gesandten wurde die Maßregel mit größter Strenge und Brutalität durchgeführt. Nicht weniger als 3000 unschuldige Deutsche wurden als angebliche preußische Spione in den Kerker geworfen, darunter auch 150 Oesterreicher, wogegen Fürst Metternich protestiren mußte.

Die schauerliche Unthat, welche eine Horde fanatischer Bauern gegen die Person des Herrn de Monèys, eines gut kaiserlich gesinnten Adjunkten und wohlhabenden Gutsbesitzers zu Beaussac in dem Gironde-Departement, verübte, hieng damit zusammen. Nach den übereinstimmenden Berichten der französischen Blätter wurde der Unglückliche in Folge einer absichtlich ausgesprengten Verdächtigung oder eines zufälligen Mißverständnisses beschuldigt, „Vive la République!“ und „A bas l'Empereur!“ gerufen und außerdem „den Preußen Geld geschickt zu haben.“ Nachdem der sehr friedfertige, allgemein geachtete, erst 32jährige Mann auf das schauderhafteste mißhandelt worden war, schleppten ihn die Bestien auf ein benachbartes Feld, thürmten Reisigbündel über ihm auf und steckten sie in Brand. Da das Holz noch grün war und nicht schnell genug Feuer fing, ward ein Bund Stroh herbeigeholt und angezündet. Die ganze Marterscene währte an zwei Stunden. Von dem Opfer blieben nur einige verkohlte Ueberreste zurück. Der Pfarrer von Hautefaye, wo dieser Gräuel stattfand, wurde, als er zur Rettung des Unglücklichen herbeieilte, mit Stockschlägen zurückgetrieben.

als 150 Kanonen, ungeheure Magazine mit Lebensmitteln und Kriegsmunitionen.“

Es muß übrigens bemerkt werden, daß der vom ruſſiſchen Obergeneral zur Unterhandlung mit den Einwohnern gebrauchte Agent ein ehemaliger Janitſcharenchef war, und daß ſofort nach dem Einzuge der Ruſſen das Janitſcharencorps in Erzerum hergeſtellt wurde. Durch dieſe ſchlaue Politik machten ſich die Ruſſen eine mächtige Partei zum Freunde, die ihrer Unterdrückung wegen den Sultan aufs bitterſte haßte. Nicht zufrieden, die Türken im offnen Felde geſchlagen zu haben, wandten die Ruſſen auch Mittel an, ſie politiſch zu demoraliſiren.

Graf Paskewitſch verſäumte unterdeſſen nicht, die geſchlagenen Feinde noch weiter zu verfolgen. Er ſchickte zwei Expeditionen ab; die eine, unter Obriſt Leman nach Chniß, einen in einer Entfernung von 100 Werſten auf der Straße von Muſchk gelegenen feſten Platze, und die andere unter Generalmajor Burzoff nach Beiburt, einer 120 Werſte entfernten Feſtung auf der Straße nach Trebiſond. Aber ſo groß war die Verwirrung der Feinde, daß die Kurden, welche Chniß vertheidigen ſollten, ſich vielmehr empörten, den Ort plünderten und den Paſcha zur Flucht nöthigten, ſo daß Leman ungehindert und von den Einwohnern ſelbſt zu Hülfe gerufen, in Chniß einzog. Eben ſo erging es in Beiburt. Die Türken flohen bei der erſten Nachricht, daß die Ruſſen kämen; ein Theil derſelben plünderte die armeniſchen Dörfer in der Umgegend; die Einwohner kamen Burzoff ſelbſt hülfeflehend entgegen, und er zog am 19 Julius ohne Widerſtand in Beiburt ein.

Auch die Presse wurde mißbraucht, um den Racenhaß gegen die Deutschen zu nähren. Die Blätter schrieben, die Preußen zwängen französische Gefangene und geraubte französische Jünglinge, in preußischen Uniformen mit ihnen gegen Frankreich zu dienen, die französischen Truppen sollten daher auch die in Frankreich lebenden Deutschen in allen Gefechten vor sich her treiben, damit sie zuerst von den Kugeln getroffen würden. Der Gaulois druckte ein Schreiben des Prinzen von Joinville ab, worin derselbe die französischen Bauern lobte, die hinterrücks auf deutsche Soldaten schössen. Auch Thiers wollte die ganze Gegend von Paris zur Wüste gemacht wissen, damit die Deutschen nichts zu essen fänden. Der „Charivari" vom 23. September brachte folgende Idee: „Unsere kleinen Dämchen, die augenblicklich durch die Politiker und Neuigkeitskrämer von den Trottoirs verdrängt sind, sollten sie in dem gegenwärtigen Kriege gar keine Rolle spielen können? Unwillkürlich drängt sich diese Frage auf, wenn man nachstehendes Geschichtchen aus vergangener Zeit wiederum liest: Unter der Regierung Philipps V. von Spanien, da die Portugiesen in der Umgebung Madrids lagerten, entschlossen sich die Courtisanen dieser Stadt, ihren patriotischen Eifer zu beweisen. Demzufolge staffirten sich jene unter ihnen, die sich von einer häßlichen Krankheit befallen fühlten, stattlich aus, parfümirten sich und begaben sich in das portugiesische Lager. In weniger als drei Wochen lagen mehr als 6000 Mann dieser feindlichen Armee in den Hospitälern, wo die Meisten von ihnen starben." Die Andeutung des „Charivari" ist verständlich; man muß aber derartige Sachen in den französischen Journalen selbst lesen, um an die Möglichkeit einer so unaussprechlichen Verkommenheit zu glauben.

Der Vertreibung der Deutschen aus Paris folgte am 25. August ein Erlaß des General Trochu betreffend die Austreibung aller Individuen aus Paris, die ohne Existenzmittel sind, sowie aller solcher, die durch Verweilen in Paris die öffentliche Ordnung, Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährden, ferner

derer, welche die getroffenen Vertheidigungsmaßregeln schädigen oder durchkreuzen könnten. Man begreift, wie leicht sich die Austreibung auf alle Personen ausdehnen ließ, die dem Diktator mißliebig waren. Auch ließ er viele Republikaner verhaften, deren Zahl binnen wenigen Tagen schon auf zweitausend stieg. Am 25. wurde aus Paris geschrieben: „Man kann sich die Verzweiflung der Bevölkerung vorstellen bei der Ankündigung Trochus, daß bei der eventuellen Annäherung der deutschen Heere alle Frauen entfernt werden würden. Der General Trochu befindet sich übrigens in offener Feindschaft mit dem Hofe, einem Theile des Ministeriums und der Mehrheit der Kammer, weil er in seinen Proklamationen von der Person des Kaisers Umgang nimmt. Es ist ganz wahr, daß die Kaiserin ihn aufgefordert hat, seine Entlassung einzureichen, und daß er der Regentin mit einem kategorischen Nein antwortete. Seitdem Rouher bei dem Kaiser war, treten die Anhänger der Dynastie wieder sehr dreist auf, während die Opposition offenbar an Einfluß und an Terrain verliert. Wir wollen sehen, wer das letzte Wort behält. Auf beiden Seiten hat es von vornherein an Energie und Consequenz gefehlt. Man hatte weder den Muth, die Dynastie abzusetzen, noch den Muth, sich fest um sie zu schaaren; das Eine und das Andere hätte einen großartigen Charakter gehabt. Man beschränkte sich darauf, sie zu demüthigen, was sie und ihre Anhänger sich in der Hoffnung einer Revanche gefallen ließen. Gelingt es ihnen, Trochu zu beseitigen, so erleben wir einen Staatsstreich und höchst wahrscheinlich in dessen Folge die Rückkehr des Kaisers nach Paris unter dem Vorwande, je nach den Umständen die Vertheidigung von Paris oder die Unterhandlungen mit dem König Wilhelm zu leiten. So wird in den dynastischen Kreisen gemunkelt, wo denn auch gleichzeitig Anstrengungen zur Verbreitung der Ueberzeugung gemacht werden, das siegreiche Berliner Kabinet würde die Aufrechterhaltung der Dynastie jeder neuen Regierung und Staatsform vorziehen und dem Kaiser weniger harte Bedingungen vorschreiben,

als einer revolutionären oder provisorischen Regierung. So erklärt es sich auch, daß in den direkt vom Hofe inspirirten Blättern der König Wilhelm persönlich nicht mehr beleidigt wird, und die Worte, die sich ein französischer Diplomat im Auslande entschlüpfen ließ: „Es ist einzig der König von Preußen, der die Dynastie retten könnte."

Während die Regierungsblätter fortfuhren, neue Siegesfabeln auszustreuen, ließ General Trochu's Erlaß die nahe Ankunft des deutschen Heeres vor Paris deutlich errathen. Dieser Erlaß, sowie die gleichzeitig eingehende Nachricht, daß der Feind in Chalons erschienen sey, erzeugten unter der Bevölkerung eine lebhafte Aufregung. Vor dem gesetzgebenden Körper sammelten sich Gruppen, um aus der Sitzung heraus Neuigkeiten über die Lage zu erhalten. Palikao erschien aber nicht. Die Versammlung berieth einen Antrag von Jules Ferry, welcher die Aufhebung des Gesetzes von 1834 über das Monopol der Waffenfabrikation bezweckte. Im Namen der Kommission schlug Mangnin die Ablehnung desselben vor. Ferry vertheidigte darauf den Antrag. Er wies die Einwendung zurück, daß die Freigebung der Waffenfabrikation den Staatsarsenalen alle Arbeiter entziehen würde; diese Arbeiter seyen fast sämmtlich Soldaten. Erstaunt und erschreckt müsse man seyn, wenn man höre, daß ein Privatmann nicht das Recht habe, mehr als zwei Kilogramme Pulver im Hause zu haben. Ein Büchsenmacher, welcher sich erboten habe, sofort 20,000 Chassepots zu liefern, sey mit seinem Angebot abgewiesen worden. Die Weigerung der Regierung, den Antrag anzunehmen, könne nur den Sinn haben, die Nationalvertheidigung zum Vortheil der dynastischen Interessen lahm zu legen. Die Rechte murrte, die Linke zollte Beifall. Regierungskommissär General Allard erklärte, daß die Privatindustrie nicht im Stande sey, in diesem Augenblicke die nothwendigen Waffen zu liefern. Picard: Die Geschichte wird nicht begreifen, daß wir gegenwärtig das Gesetz von 1834 und die Frage

diskutiren, ob und wie man die Bürger bewaffnen ſolle, heute, wo General Trochu in ſeiner Proklamation erklärt, daß der Feind drei Tagemärſche von der Hauptſtadt ſtehe (heftige Unterbrechung von der Rechten und den Miniſterbänken). Wahrlich wir werden das Gelächter der Welt werden. Miniſter Buffon-Billault: Herr Picard hat die Proklamation des Generals Trochu falſch verſtanden. Der Gouverneur von Paris beſchränkt ſich darauf, einen Geſetzartikel in Erinnerung zu bringen, welcher ihn ermächtigt, die unnützen Eſſer auszuweiſen, ſobald er es für paſſend erachtet, oder ſobald der Feind 3 Tagemärſche entfernt iſt. Jules Favre: Sagen Sie uns, wo er iſt. Miniſter Buffon-Billault: Ich weiß darüber nichts. (Oho!) Ich kenne nicht ſeinen Plan. (Lärm und Gelächter.) Aber ich weiß, daß die Hauptſtadt ſich energiſch vertheidigen und daß ihr Patriotismus auf der Höhe der Umſtände ſeyn wird. Picard: Die Regierung weiſt uns auf ein Geſetz, welches uns verbietet, Waffen zu kaufen oder zu beſitzen. Nun wohlan, dieſes Geſetz werde ich verletzen, ich. (Zur Linken: Wir alle werden es verletzen!) Schließlich wird der Antrag Ferry's mit 74 gegen 61 Stimmen abgelehnt. Graf Keratry beantragt, daß die Kammer ſich noch heute als geheimes Comité konſtituire; Gambetta verlangt daſſelbe für morgen; er verlangt, daß einer der Sekretäre des Generals Trochu oder dieſer ſelber für morgen zum Erſcheinen aufgefordert werde, damit man von ihm Erklärungen über die Lage verlangen könne. Miniſter Buffon-Billault: Wir ſind dazu hier, um alle Erklärungen zu geben. Eſtancelin: Das genügt uns nicht; ich ſchließe mich dem Verlangen meines Freundes Gambetta an; ich beantrage, daß General Trochu morgen vor das geheime Comité berufen werde. (Lärm zur Rechten.) Präſident Schneider: In jedem Fall iſt heute Abend alſo kein geheimes Comité. Keratry: Doch! Ich verlange es für heute Abend. (Nein! Nein! zur Rechten.) Wenn Sie es nicht wollen, ſo werde ich in öffentlicher Sitzung ſagen, was ich im geheimen Comité ſagen wollte. Der Präſident

stellt den Antrag Keratrys zur Abstimmung; nach anfänglichem Zögern erhebt sich auf die Vorwürfe der Linken auch die Rechte dafür. Schneider: Die Kammer konstituirt sich also als geheimes Comité; die Tribünen sind zu räumen. Damit schloß um 6 Uhr Abends die öffentliche Sitzung; es folgte eine geheime. — Das Comité für die Vertheidigung von Paris hatte verfügt, daß bei dem weiteren Herannahen der preußischen Invasion alle Getreidevorräthe des Departements Seine-et-Marne, die nicht bei Zeiten nach Paris geschafft wären, von Amtswegen verbrannt werden sollen, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fallen. In Folge dieser Anordnung flüchteten ununterbrochen ganze Züge von Landleuten mit ihren Ernten nach der Hauptstadt. — Ein Rundschreiben des Unterrichtsministers an die Präfekten wies sie an, nicht nur sämmtliche Lyceen, Collegien und Normalschulen, sondern auch alle Gemeindeschulen in Spitäler umzuwandeln. In den Departements, wo die Ferien noch nicht begonnen hatten, wurden sie vorgerückt, wo sie bald zu Ende gehen sollten, wurden sie verlängert. Das Amtsblatt veröffentlicht ein Dekret, wodurch die Senatoren Behic und Mellinet, die Abgeordneten Daru, Dupuy und Talhouet zu Mitgliedern des Vertheidigungsausschusses ernannt wurden. An Darus Stelle war ursprünglich Thiers ernannt. Er wollte aber nur eine Delegation von Seite der Kammer, nicht eine Ernennung durch die Kaiserin annehmen.

Die Republikaner arbeiteten sich vergebens ab gegenüber den Bonapartisten. Es half nichts, wenn auch die Liberté das Ministerium für absolut regierungsunfähig erklärte. Das Ministerium hatte durch Rouher, welcher heimlich zum Kaiser reiste, von diesem Instructionen mitgebracht. Trochus vielleicht nur scheinbare Diktatur kam dem Kaiser zu statten, sofern sie durch Verweigerung der allgemeinen Volksbewaffnung und durch Ausweisungen die Republikaner im Zaum hielt. Nur regelmäßige Truppen sollten Paris vertheidigen und nur respektable Nationalgarden, nicht die Massen.

Nur die Altersklassen von 25—35 Jahren wurden einberufen und sämmtliche außer Dienst befindliche, jedoch noch kampffähige Offiziere und Generale. Als es nun doch mit der Vertheidigung Ernst zu werden schien und der Feind immer näher kam, flohen vom 26. bis 28. August nicht weniger als 80,000 Menschen aus Paris hinweg, theils Reiche, die sich in Sicherheit bringen wollten, theils Arme, die man auswies. Unter andern ließ Trochu eine Menge Damen des Demimonde in ihrem vollen Putz aufgreifen und mit vielem gemeinen Gesindel ausweisen. Bald darauf wurde aus dem Großherzogthum Luxemburg gemeldet, es fange daselbst zu wimmeln an von wilden Schweinen aus den Ardennen, die der Kanonendonner vertrieben habe, und von feilen Dirnen aus Paris. Auch die Gefängnisse wurden geleert und die Verbrecher in die Provinzen vertheilt.

In diesem Stadium verkündete Palikao immer noch, die französischen Heere seyen siegreich, und Trochu sprach seine feste Ueberzeugung aus, Paris werde jeden Angriff der Feinde zurückweisen. Sie konnten unmöglich selber daran glauben, aber sie hofften, durch ihr zuversichtliches Auftreten die Autorität der Regierung und die Ordnung in Paris aufrecht erhalten und, wenn es zu Unterhandlungen mit dem Feinde käme, auch diesem noch imponiren und möglichst günstige Bedingungen von ihm erlangen zu können.

Die Reichen flohen mit ihren Kostbarkeiten massenhaft nach England und Belgien und die Bourgeoisie zitterte in Paris mehr vor dem Pöbel als vor dem Kriege. Indessen nahm die Bevölkerung der Hauptstadt weder durch die gewaltthätigen Ausweisungen, noch durch die freiwilligen Auswanderungen ab, sondern wurde durch die von allen Seiten herbeigezogene Mobilgarde und durch zahlreiches Landvolk ersetzt, welches mit seinem Vieh, seiner Ernte und seinen Habseligkeiten auf tausenden von Wagen nach Paris flüchtete. Für Lebensmittel wurde überdies noch durch englische Spekulanten gesorgt, welche trotz der Neutralität Englands unge-

heure Massen von Viktualien aus den englischen Häfen nach Paris beförderten.

In dem Augenblicke, in welchem die Regierung die Vertreibung der Deutschen verfügt hatte, um am Racenhaß der französischen Bevölkerung einen Bundesgenossen zu finden, konnte und durfte sie auch nicht mehr verhindern, daß auf allen Straßen wieder die Marseillaise gesungen wurde. Noch bis auf wenige Tage vorher war das Absingen dieses Liedes Jahrzehntelang bei strenger Strafe verboten gewesen.

Die Kommission arbeitete ziemlich rührig, um die Vertheidigung der Hauptstadt vorzubereiten. Da sollten schon bis zum 26. August 80,000 Nationalgarden fix und fertig dastehen, da es doch noch an Waffen und Uniformen fehlte. Die N. Pr. bemerkte: „Man setzt Paris in den Vertheidigungszustand, zunächst um es zu beschäftigen, zu präoccupiren und dann, um es im Falle eines Aufstandes besser niederhalten zu können." Die reichen Personen zeigten wenig Kriegslust. Der Kaufpreis für einen Einsteher im Militär stieg bis auf 10,000 Franken.

Um die Vertheidigungskosten zu bestreiten, wurde in aller Eile eine Anleihe von 750 Millionen gemacht. Der österreichische Volksfreund schrieb: Frankreich stürzt mit einem Male von seiner stolzen Höhe, die sich nun freilich auch als eine erschwindelte herausstellt. Diplomatisch blamirt, militärisch geschlagen — da fehlte zur herrlichen Dreiheit noch der finanzielle Bankerott, und die Einleitung dieses ehrenhaften Verhältnisses verdankt Frankreich dem neuen Ministerium Palikao. Herr Magnin, der große Finanzmann, hat nicht besser debutiren zu können geglaubt, als indem er für die Banknoten den Zwangskurs verfügte. Diese Maßregel, welche unter allen Umständen stets einen partiellen Bankerott involvirt, ist um so exorbitanter, als sie in ihren Wirkungen mit Nothwendigkeit jene zahlreiche Klasse französischer Renteninhaber direkt beschädigt, deren Erhaltung bei guter Laune bisher ein unverrücktes Streben der

wechſelnden franzöſiſchen Regierungen geweſen iſt. Und da man gleichzeitig ſich zu einer neuen Anleihe von 1000 Millionen entſchloſſen hat, mithin auf die Betheiligung gerade dieſes Kapitaliſtenpublikums ſpekulirt, ſo beweist auch dieſe Maßregel, daß die Dinge in Frankreich auf einem äußerſten Punkte angelangt ſind. Denn dieſe beiden Maßregeln ſtehen zu einander in ſchneidendem Widerſpruch. Die Anleihe ſetzt Vertrauen auf die Zahlungsfähigkeit voraus und durch den Zwangskurs erſchüttert man dieſes nothwendige Vertrauen.

Achtes Buch.

Die dritte Republik.

Die Katastrophe von Sedan wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Paris. Graf Palikao, der hier bisher den Meister gespielt hatte, mochte wohl fühlen, daß er den Napoleonismus in Frankreich nicht mehr aufrecht erhalten könne, sobald Napoleon selbst gefangen war. Nachdem er nur allzu lange immer versichert hatte, es stehe gut mit den französischen Armeen im Felde, konnte er endlich das Lügensystem im gesetzgebenden Körper und vor der ungeduldigen Bevölkerung der Hauptstadt nicht mehr fortsetzen. Er mußte vor dem erstern als Minister und in einer Proklamation an das Volk die Niederlagen von Sedan und von Metz eingestehen.

Der gesetzgebende Körper war in der Nacht vom 3. auf den 4. September versammelt und nahm aus Palikao's Munde die traurigen Nachrichten entgegen. Auf diese Mittheilung hin reichte der Abgeordnete Favre den Antrag ein, wonach der Kaiser und seine Dynastie aller ihrer Rechte für verlustig erklärt, und eine gesetzgebende Kommission mit Regierungsbefugnissen eingesetzt werden sollte, die den Auftrag hat, den Feind vom französischen Gebiet zu vertreiben.

Die Kammer, nachdem sie mit eisigem Schweigen die Vorlesung dieses Antrages angehört, beschloß sich bis Sonntag Mittags

zu vertagen. Inzwiſchen aber hatten ſich dieſe Nachrichten bereits auf der Straße verbreitet. Schon um 8 Uhr (Sonnabends) begann die Anhäufung zahlreicher Volksmaſſen auf den Boulevards. Neben dem Ruf: „Es lebe Trochu!“ hörte man die ominöſen Worte: „Des armes! — La déchéance!“ Wie eine Lawine angeſchwollen, erreichte die Menge das Commandanturgebäude, wo nach Verlauf einiger Zeit General Trochu auf dem Balkon erſchien.

„Wir wollen Nachrichten, la déchéance!“ rief man ihm zu.

„Meine Herren, ich habe keine anderen Nachrichten, als diejenigen, welche Sie bereits kennen!“

„Die Thronentſetzung!“ erſchallte es von Neuem.

„Was Sie da von mir verlangen“, erwiderte Trochu, „überſchreitet meine Befugniß. Nur die Kammer hat über das Geſchick des Landes zu entſcheiden; ich habe nur Paris zu vertheidigen und bin entſchloſſen, dieß bis zum Aeußerſten zu thun.“

„Es lebe Trochu! nach der Kammer“, und tauſend Stimmen antworteten: „Ja, nach der Kammer.“

Jetzt hörte man auch den Ruf: „Es lebe die Republik“, obgleich die große Maſſe noch immer das Feldgeſchrei: „Es lebe Frankreich! nach der Kammer, nach der Kammer“ feſthielt.

Mit dieſem Ruf wälzte ſich die Menge nach dem Palais Bourbon. Von allen Seiten ſtrömten neue Maſſen hinzu. Die verſchiedenartigſten Gerüchte circuliren, endlich erſcheint Herr Gambetta auf der Treppe, um die Menge anzureden. Nachdem es ihm mit Mühe gelungen, ſich verſtändlich zu machen, ermahnt er das Volk zur Ruhe. Die Menge antwortet: Gambetta hoch! Gambetta: „Nein! es lebe Frankreich!“ Die Menge antwortet: Hoch die Republik! Gambetta bittet: Die Kammer muß frei berathen, ziehet euch zurück! Laßt die Zugänge zur Kammer frei! Die Menge trennte ſich. Aber eine halbe Stunde ſpäter, gegen 10½ Uhr, hatten ſich neue Maſſen gebildet, welche riefen: Nieder mit der Dynaſtie! Es lebe Frankreich! Frankreichs Trikolore flatterte an ihrer Spitze.

So floh auch der Pascha von Van. Dieser hatte über 10,000 Mann zusammengebracht, und griff am 2 Julius die von den Russen unter Generalmajor Popoff besetzte Festung Bajazet an. Bei seiner Annäherung machten die tartarischen Einwohner der Stadt mit den Türken Partie und begannen aus ihren Häusern ein heftiges Flintenfeuer auf die Russen. Die östliche Batterie der Festung wurde von den Türken stürmend genommen, aber Popoff wehrte sich so tapfer, daß diese Batterie binnen drei Stunden viermal, bald von den Türken, bald von den Russen wieder genommen wurde. Endlich, nachdem Popoff schon 300 Mann verloren hatte, und der Uebermacht nicht länger widerstehen konnte, zog er sich in der Nacht aus der Batterie zurück. Am 3 begann der Kampf von Neuem. Popoff ließ die tartarische Stadt zusammenschießen und zwang die Türken nach wiederholten Stürmen endlich zum Abzug. Sie blieben aber in der Nähe der Stadt gelagert, bis der Pascha von Van, am 17 Julius die Nachricht erhielt, daß Erzerum erobert sey, worauf er schleunigst entfloh.

Jenseits Beiburt aber auf dem Wege nach Trapezunt sammelten sich die Türken, von den Lasen unterstützt, aufs Neue unweit Chjumisch-Chane, 10 — 12,000 Mann stark. Burzoff rückte sofort in der Nacht auf den 31 Julius gegen sie aus. „Er stieß, so lautet der russische Bericht, in der Morgendämmerung auf den Feind, bei dem Dorfe Chart, schritt muthig zur Schlacht, und verdrängte ihn aus dem tiefen Hohlwege dießseits des Dorfes; als er aber dem Dorfe selbst sich näherte, fand er, daß seine Gegner ihm an Zahl weit überlegen waren. In der Absicht, diesen Haufen durch einen raschen Andrang zu schrecken, stürzte sich der General-

Beim Theatre Gymnase ſtieß die Menge auf Stadtſergeants, die Feuer gaben; ſie ſtob auseinander, aber um ſich wieder zu ſammeln. Man rief: Nach dem Stadthaus! Nieder mit der Dynaſtie! Die Polizei ſprengte die Leute wieder auseinander. Inzwiſchen hatten die Abgeordneten Privatbeſprechungen gepflogen. Nach Mitternacht begann die öffentliche Sitzung.

Palikao verlangte Vertagung der Berathung; Präſident Schneider ſchlug vor, Sonntag Mittags zuſammenzutreten. Ueberlegung ſey nöthig. (Rufe: Ja! Nein! Nein!). Jules Favre erhob ſich. Gegen die Vertagung habe er nichts, aber er lege den Antrag vor, daß die Dynaſtie abgeſetzt, eine Commiſſion eingeſetzt und Trochu's Vollmachten beſtätigt werden. Die Kammer trennte ſich, ohne ein Wort der Einwendung gegen dieſen Antrag.

Um Mitternacht wurde dem Volke die Proklamation der Miniſter verleſen und dieſem wurde nun die Niederlage der Armeen in ihrem ganzen Umfange bekannt. Die Miniſter hatten noch die Vorſicht gebraucht, die Zahl der Gefangenen von Sedan um die Hälfte geringer anzugeben. Aber auch das war dem Volke ſchon viel zu viel. Bei den Worten: „40,000 Soldaten ſind gefangen worden", brach ein Sturm ſchmerzlicher Ueberraſchung aus. „General Wimpffen hat eine Kapitulation unterzeichnet" — fuhr der Vorleſer fort. „Feigling! Elender!" heulte die Menge. „Der Kaiſer iſt zum Gefangenen gemacht worden." „Bravo!" rief das Volk und klatſchte mit den Händen, als ob Alles gut wäre in Frankreich. Der Reſt der Proklamation wurde kaum mehr gehört. Einige appellirten an den Patriotismus der Menge. „Ja, ja!" hieß es. „Rache. Hoch Frankreich! Zu den Waffen!" Die Exaltirteſten wollten Paris aufwecken, Sturm läuten, die Lärmkanone löſen; andere in Maſſe nach dem geſetzgebenden Körper ziehen. Die Klügſten wollten abwarten. Die Beſonnenheit behielt noch die Oberhand und gegen drei Uhr Morgens waren die Straßen ruhig.

Am folgenden Tage Sonntag, 4. September, erwartete Alles

die entſcheidende Sitzung der Kammer. Sie ſollte um Mittag eröffnet werden. Von zehn Uhr ab begannen Nationalgardebataillone und Milizen nach dem Palaſte Bourbon zu marſchiren, um 12 Uhr war der Eintrachtsplatz ſchon ſo voll, daß die nach der Sitzung eilenden Abgeordneten kaum durchdringen konnten. Auf der Brücke ſtationirte eine Gensdarmerie-Escadron und Stadtſergeanten, die das Volk und die Milizen nicht paſſiren laſſen wollten. Stadtſergeanten zogen ihre Degen und ein Nationalgardiſt wurde verwundet. Man trug den Patienten in das Palais des General Trochu, der der Nationalgarde den Befehl ertheilte, ſich mit Waffen vor die Kammer zu begeben. Die Milizen gingen nun mit aufgepflanztem Bajonette auf die berittene Gensdarmerie zu und befahlen ihr, ſich zurückzuziehen, widrigenfalls man ſie mit Waffen vertreiben werde. Nach einigem Zögern machte die Gensdarmerie Kehrt, und nun drang das Volk, Soldaten, Milizen, Bürger, Weiber und Kinder, alles bunt unter einander vor den Palaſt des geſetzgebenden Körpers, wo ein Linieninfanterie-Bataillon poſtirt war, welches das Publikum, die Gewehrkolben in die Luft ſchwingend, begrüßte. Unterdeſſen hatte ſich der erſte Akt der letzten Sitzung des geſetzgebenden Körpers abgeſpielt. Um 1 Uhr betrat Präſident Schneider ſein Fauteuil. Die Zugänge waren durch Dragoner und Gensdarmen beſetzt. Aber die Miniſter und der geſetzgebende Körper ſelbſt hatten nicht mehr Autorität genug, um die Abſchaffung der Monarchie und die Proklamation der Republik zu verhüten. Nach ſeiner Gefangennehmung konnte Napoleon III. auch ſeinen bisherigen Günſtlingen nichts mehr nützen und ſie verließen ihn eben ſo undankbar, wie der erſte Napoleon von den ſeinigen verlaſſen worden war. Favre erneuert ſeinen Antrag auf Abſetzung der Dynaſtie. Auch Glais-Bizoin und Raspail verlangen die Abſetzung. Keratry greift Palikao an, daß er Dragoner, ſtatt Nationalgarde vor dem Hauſe aufgeſtellt; er habe damit Trochu's Rechte verletzt. Palikao vertheidigte ſich und ſtellte ſchließlich den Antrag,

ein Conſeil von 5 Mitgliedern und ihn zum Generalgouverneur dabei zu ernennen. Rufe: Wie? Was bedeutet das? Jules Favre: Sein Antrag ſey früher geſtellt und gehe vor. Thiers erhob ſich und beantragte: Die Kammer ernennt eine Commiſſion für die Regierung und die Nationalvertheidigung. Eine Conſtituante wird, ſobald die Ereigniſſe es geſtatten, einberufen werden. Palikao erklärte, das Kabinet widerſetze ſich dem nicht, daß das Land nach der gegenwärtigen Kriſis befragt werde. Auf Vorſchlag Gambetta's beſchloß die Kammer en bloc die Dringlichkeit für die drei Anträge Favre, Palikao und Thiers und die Ueberweiſung derſelben an eine und dieſelbe Commiſſion. Die Deputirten zogen ſich in die Abtheilungen zurück, um ſogleich das Reſultat ihrer Berathungen in öffentlicher Sitzung zu beſprechen: 195 Abgeordnete ſprachen in den Abtheilungen die Thronentſetzung Bonaparte's aus.

Unterdeß aber hatte ſich das Volk gewaltſam eingedrängt und maſſenhaft die Tribünen beſetzt. Der Präſident Schneider, Gambetta, Jules Favre u. ſ. w. redeten zum Publikum; doch umſonſt. Alle Worte wurden durch das donnernde: Es lebe die Republik! die Abſetzung! übertönt. Die Abgeordneten der Mehrheit verſchwanden allmälig, nur die Linke und der unerſchütterliche Präſident blieben auf ihren Poſten. General Palikao kehrte zweimal in den Sitzungsſaal zurück, verſuchte ſogar zu ſprechen, mußte aber dem Donner der Volksſtimme weichen. Endlich wurde auch der Sitzungsſaal von Volksmaſſen überſchwemmt; Abgeordnete, Arbeiter und Soldaten kamen unter einander, worauf Schneider die Sitzung aufhob. Ein Gaſſenjunge ergriff die Präſidentenklingel und ſchien alle Welt taub machen zu wollen. Jede Berathung wurde unmöglich, kaum konnte man die feierliche Thronentſetzung Louis Napoleons und ſeiner Familie auf ewige Zeiten, von Jules Favre und Gambetta ausgeſprochen, vernehmen. Und nun hieß es: zum Stadthauſe! denn dort müſſe die Republik ausgerufen werden. Die Abgeordneten der Linken ſetzten ſich in Wägen und hunderttauſend

Menſchen begleiteten ſie. Vor dem Stadthauſe angekommen, harrte ihrer ſchon eine unüberſehbare Volksmaſſe. Der proviſoriſche Seinepräfekt übergab das Stadthaus ſogleich den Abgeordneten Arago, Gambetta, Ferry und Jules Favre. Das Volk drang in das Innere, füllte alle Gemächer an und in einer Viertelſtunde war die umlaufende Liſte mit den Namen der Mitglieder der proviſoriſchen Regierung durch Akklamation gutgeheißen. Rochefort befand ſich jedoch nicht darauf; erſt als das Geſchrei: Hoch Rochefort! allgemein wurde, ſetzten die Regenten noch dieſen Namen hinzu. Man eilte nach dem politiſchen Gefängniß St. Pelagie, alle Verhafteten wurden herausgelaſſen, und um 4 Uhr kam Rochefort, begleitet von Tauſenden, im Stadthauſe an. Die Tuilerien wurden um 2 Uhr von Mobilgardiſten und Nationalgardiſten eingenommen. General Mellinet harrte hier mit einem Bataillon kaiſerlicher Garde. Ein Mobilgardiſt mit weißer Fahne näherte ſich dem General und verlangte im Namen des ſouveränen Volkes die Uebergabe des Nationalpalaſtes. General Mellinet erwiderte, daß er ſich zurückziehen wolle, ſobald ſich die Nationalgarde inſtallirt haben würde, um die Tuilerien zu überwachen. Er deutete auf den Pavillon, wo die Fahne, welche die Anweſenheit der Kaiſerin bedeutet, nicht mehr wehte.

Unterdeß wurde auf dem berühmten Stadthauſe, welches ſchon ſo oft revolutionäre Regierungen hatte entſtehen ſehen, zum dritten Mal die Republik proklamirt und friſchweg noch in derſelben Nacht die neue Regierung eingeſetzt, von einer Hand voll Republikanern des zerſprengten geſetzgebenden Körpers und ihren Geſellen, namentlich dem plötzlich aus ſeinem Gefängniß befreiten Rochefort, gutgeheißen nur vom lärmenden Straßenpöbel der Hauptſtadt ohne irgend eine Legitimation durch Vertreter der geſammten Nation. Die neue Regierung legitimirte ſich lediglich ſelbſt durch eine Proklamation an das Volk am 5. September. Dieſelbe lautete: „Franzoſen! das Volk hat die Kammer hinter ſich zurückgelaſſen, welche nur zögernd für die Rettung des gefährdeten Vaterlandes arbeitete.

Das Volk hat die Republik verlangt, es hat ſeine Vertreter nicht auf die Höhe der Macht geſtellt, ſondern ſie in Mitten von Gefahren eingeſetzt. Die Revolution vollzieht ſich im Namen des Rechts und der allgemeinen Wohlfahrt. Bürger! Wachet über der Stadt, die euch anvertraut iſt, morgen werdet ihr zuſammen mit der Armee die Rächer des Vaterlandes ſeyn!"

Das Kaiſerthum war abgeſchafft, der geſetzgebende Körper tumultuariſch abgeſchafft. Der Senat, den man ganz vergeſſen zu haben ſchien, ging, nachdem er proteſtirt hatte, freiwillig auseinander und rettete ſich dadurch den Anſpruch, zu gelegener Zeit wieder zuſammentreten und zum Kernpunkt einer legitimen Regierung dienen zu können.

Die Amtszeitung der neuen Regierung proklamirte ihre Mitglieder: Trochu Präſident, zugleich mit militäriſchen Vollmachten für die Nationalvertheidigung; Favre Auswärtiges; Gambetta Inneres; Leflô Krieg; Tourichon Marine; Crémieux Juſtiz; Simon Unterricht und Cultus; Darian öffentliche Arbeiten; Magnin Finanzen.

Das „Journal officiel" veröffentlichte ferner ein Dekret, welches den geſetzgebenden Körper auflöst, den Senat, ſowie die Stellung eines Vorſitzenden des Staatsraths abſchafft. „Die Fabrikation und der Handel mit Waffen iſt völlig freigegeben. Etienne Arago iſt zum Maire von Paris, Floquet und Briſſon ſind zu ſeinen Adjunkten ernannt. Steenackers übernimmt die Direktion der Telegraphen. Eine vollſtändige Amneſtie für alle politiſchen Verbrechen und Vergehen iſt erlaſſen.

Die Commiſſion für die Nationalvertheidigung beſteht aus ſämmtlichen Deputirten von Paris, Rochefort eingerechnet. Trochu iſt Vorſitzender, Favre deſſen Stellvertretender, Ferry Sekretär. Die Ordnung iſt nirgends geſtört worden."

Thiers hielt ſich ſchlau zurück, er wußte wohl, daß die neue Regierung von kurzer Dauer ſeyn würde, und ſparte ſich für die

Orleans auf. Ledru Rollin wurde nicht gewählt, sey es daß man ihn in der Eile vergessen hatte, oder daß er seit seiner Ueberwerfung mit Rochefort an Popularität eingebüßt hatte.

Ueber die neuen Regenten gaben die Blätter folgende Notizen: Jules Favre wurde am 21. März 1809 zu Lyon geboren und studirte zu Paris während des Ausbruchs der Julirevolution die Rechte. Ursprünglich Advokat zu Lyon, siedelte er als solcher 1836 nach Paris über. Nach der Februarrevolution wurde er Generalsekretär im Ministerium des Innern. Zum Abgeordneten des Departements der Loire erwählt, gab er seine Entlassung als Beamter. Im Jahre 1849, im Departement der Rhone gewählt, wurde er einer der Führer der demokratischen Partei und nach der Flucht Ledru Rollins (13. Mai 1849) Redner der äußersten Linken. Der Staatsstreich vom 2. Dezember entfernte Favre für sechs Jahre aus dem politischen Leben. In die Kammer gewählt, verweigerte er den Eid. 1858 wurde er in Paris zum Abgeordneten gewählt, wo er anerkannter Führer der Opposition der „Fünf" wurde. Er war der Hauptvertheidiger Orsini's. 1863 nahm er, obgleich auch in Paris gewählt, für das Departement der Rhone die Wahl an. Im Jahr 1869 unterlag er in seiner Geburtsstadt gegen den sozialistischen Kandidaten Raspail. Er wurde in Paris gegen Rochefort mit 18,267 gegen 14,503 Stimmen gewählt.

Gambetta, welcher das Ministerium des Innern übernommen hat, ist zu Cahors am 30. Oktober 1838 geboren; seit 1859 war er Advokat in Paris. Er wurde populär bei Gelegenheit der Subscription für das Baudin-Monument. Im Jahre 1869 wurde er als Candidat der „Unversöhnlichen" in Paris und Marseille gewählt und nahm für letzteres an. Er ist ein Jude.

Leflô, jetzt Kriegsminister, geboren in Lesneven am 2. November 1804, Zögling der polytechnischen Schule, kämpfte in Afrika; Brigadegeneral seit dem 12. Juni 1848. In demselben Jahre in die Constituante gewählt, nahm er, nachdem er in Petersburg eine

diplomatiſche Sendung beendet, auf der Rechten Platz und unterſtützte die Politik Napoleons. In die Legislative gewählt, gehörte er zu der der Republik feindlichen Mehrheit bis zu der Trennung der Rechten von der Politik des Präſidenten. Als Quäſtor war er einer der heftigſten Gegner der Projekte des Präſidenten, wurde am 2. Dezember verhaftet und ausgewieſen. Er lebte in Belgien und auf der Inſel Jerſey und kehrte 1859 nach Frankreich zurück.

Magnin, jetzt Finanzminiſter, iſt zu Dijon am 1. Januar 1824 geboren; gleich ſeinem Vater Hüttendirektor und ſpäter Präſident des Handelsgerichts in Dijon, wurde er 1863 in den geſetzgebenden Körper gewählt und ſtimmte mit der Oppoſition.

Simon, Julius, Miniſter für Unterricht, iſt in Lorient am 31. Dezember 1814 geboren. Er iſt Jude, wurde Schüler Couſins und erſetzte denſelben als Lehrer der Geſchichte und Philoſophie an der Sorbonne im Jahr 1839. Am 18. Dezember 1851 wurden ſeine Vorleſungen geſchloſſen; er verweigerte den Eid.

Crémieux (Juſtizminiſter) wurde 1796 gleichfalls von jüdiſchen Eltern zu Nimes geboren. Anfangs Advokat zu Aix, ſeit 1830 zu Paris. 1842 trat er in die Kammer ein und kämpfte gegen Guizot. Die Februarrevolution machte ihn zum Mitglied der proviſoriſchen Regierung als Juſtizminiſter. Am 7. Mai trat er aus, weil er gegen die Verfolgung Louis Blanc's wegen des Attentats vom 15. Mai war. Nach dem Staatsſtreich wurde er gefangen und nach Mazas geführt. Im Jahre 1869 wurde er in Paris zum Abgeordneten gewählt.

Fourichon (jetzt Marineminiſter), geboren 1809, Linienſchiffskapitän ſeit 1848, wurde in dieſem Jahre zum Gouverneur von Cayenne ernannt. 1853 zum Gegenadmiral ernannt, erhielt er das Direktorium der Marine zu Algier, 1859 wurde er zu einem Commando im Mittelländiſchen Meer berufen und zum Viceadmiral ernannt. Seit 1864 iſt er Präſident der Commiſſion für Marinearbeiten. Gegenwärtig commandirt er das franzöſiſche Ge-

ſchwader in der Nordſee. Eine politiſche Rolle hat er bisher nicht geſpielt.

Darian (Miniſter für öffentliche Arbeiten) iſt 1814 geboren. Hüttendirektor und Maire von Unieux, wurde er als Oppoſitionskandidat für den zweiten Wahlkreis der Loire in den geſetzgebenden Körper gewählt; bei ſeiner Wiederwahl im Jahre 1869 wurde ihm ein offizieller Candidat nicht gegenüber geſtellt.

Arago, Etienne, zum Maire von Paris ernannt, zu Perpignan am 9. Februar 1802 geboren, iſt letzter überlebender Bruder des berühmten Aſtronomen, Verfaſſer zahlreicher Schauſpiele, und betheiligte ſich an der Juli- und an der Februarrevolution. Die letztere machte ihn zum General-Poſtdirektor, in welcher Stellung er bis Ende der Cavaignac'ſchen Präſidentſchaft verblieb. Am 13. Juni 1849 ſtellte er ſich an die Spitze desjenigen Theils der Nationalgarde, welcher für die Aufſtändiſchen kämpfte. Zur Deportation verurtheilt, entfloh er nach Belgien. Nach dem Staatsſtreich von 1851 von dort vertrieben, ſiedelte er nach Turin über, von wo er 1859 nach Frankreich zurückkehrte. Die Adjunkten des Maires, Briſſot und Floquet, ſind bekannte Namen der Pariſer Journaliſtik. Steenackers, welcher die Direktion der Telegraphen übernommen hat, wurde 1830 von belgiſchen Eltern in Liſſabon geboren. Er wurde 1869 in die Kammer gewählt, wo er ſeinen Platz auf der Linken nahm.

Die Männer der neuen Regierung waren theils noch republikaniſche Berühmtheiten aus der Februarrevolution 1848, wie Garnier Pagès, E. Arago, Crémieux ꝛc., theils jüngere Emporkömmlinge von der äußerſten Linken wie Rochefort, Favre, Ferry ꝛc. Alle wollten die Republik von 1792 erneuern und führten unaufhörlich dieſe Jahreszahl im Munde. Auch ließen ſie es an großen Worten und leidenſchaftlichen Aufreizungen der Volksmaſſen nicht fehlen und ſie hatten großen Anhang unter dem Pöbel der Hauptſtadt. Aber die höhern Klaſſen, der beſitzende Stand, die Bourgeoiſie und das katholiſche Landvolk wollte nichts von ihnen wiſſen.

Favre hatte vor dem Kriege denſelben verdammt und jetzt nahm er ihn ſelber auf und verſprach ihn energiſcher zu führen als Napoleon. Um die Vertheidigung von Paris und ganz Frankreich zu beſtreiten, wurde wieder eine Anleihe von zwei Milliarden decretirt. Man mußte erſchrecken, wenn man nachrechnete, was Frankreich ſchon für ſein zweites Kaiſerreich bezahlt hatte, und in Ausſicht nahm, was ihm nun wieder die dritte Republik koſten würde. Am 1. März 1848 erforderte die franzöſiſche Staatsſchuld eine jährliche Verzinſung von 248,₀ Millionen Francs. Die Zinslaſt ſtieg bereits 1856 auf 284,₀ Millionen, 1865 auf 403,₀ Millionen und iſt im Budget pro 1870 auf 539,₀ Millionen veranſchlagt. Die neue Anleihe von 805 Millionen vermehrt die Zinslaſt abermals um 24,₀ Millionen, in Kapital veranſchlagt beträgt daher jetzt der Schuldenbeſtand Frankreichs 16 Milliarden Francs. Der Krimkrieg koſtete Frankreich 1722 Millionen. Der italieniſche Krieg 447, die Kriege in China und Cochinchina 196, in Mexiko 363, die Beſetzung Roms 150 Millionen. In Frankreich ſelbſt war die Republik nur wieder gleich der Abwirbelung einer geſprungenen Saite oder gleich dem Fieberparoxismus, in welchem eine ſchleichende Krankheit endet. Die beiden erſten franzöſiſchen Republiken endeten in derſelben Art einen unerträglich gewordenen Zuſtand, dauerten aber ſelbſt nicht lange. Die Abwirbelung hörte auf, ſobald die neue Saite aufgezogen war, dem Ende des unerträglich gewordenen Zuſtandes und der republikaniſchen Kriſe folgte wieder ein neuer erträglicherer Zuſtand in einer neuen Monarchie. Cavaignac hatte geſagt: die Franzoſen taugen nicht zur Republik, ſie würden im Nothfall Hanswurſt I. zum Kaiſer ausrufen, nur um wieder einen Herrn zu bekommen. In der Corruption von Paris hatte die Republik nur die Bedeutung eines kurzen Scenenwechſels, weil man dort immer etwas Neues haben will. Die wohlhabende Klaſſe fürchtete, von den Rothen geplündert zu werden. In den Provinzen hatte die katholiſche Landbevölkerung keine Luſt zur Republik

und war, wie kurz vorher das Plebiscit bewieſen hatte, monarchiſch geſinnt. Sie ſah ſich betrogen, weil der Kaiſer den Papſt nicht mehr ſchützte, gab aber weniger ihm als dem liberalen Miniſterium Ollivier Schuld.

Die neue Regierung nannte ſich beſcheiden und zugleich bedeutungsvoll die Regierung der nationalen Vertheidigung, um ſich mit der Ehre Frankreichs zu identificiren. Hätte ſie gleich Frieden geſchloſſen und Elſaß und Lothringen abgetreten, ſo würden alle monarchiſchen Parteien ſie für feig und ehrlos erklärt haben. Hätte ſie ſich erſt durch eine conſtituirende Verſammlung wollen legitimiren laſſen, ſo würde ſie durch eine monarchiſche Mehrheit geſtürzt worden ſeyn. Sie wollte aber fortregieren. Obgleich ſie wiſſen konnte, daß ſie gegen den übermächtigen Feind das erſchöpfte Frankreich nicht lange würde ſchützen können und daß ſie nach Beendigung des Krieges ohne Zweifel durch eine neue monarchiſche Regierung geſtürzt werden würde, ſo wollte ſie doch die kurze Zeit ihres Beſtehens zu ihrem Ruhm und vielleicht auch zu ſonſtigen Prozenten recht ausnutzen.

Ihre Mitglieder waren faſt durchaus Advokaten. Der Reveille ſchrieb im November einen Artikel: Nur Advokaten! und rechnete zuſammen wie viel derſelben jetzt in Frankreich regierten: „Es befinden ſich in der Regierung der National-Vertheidigung ſechs Advokaten, nämlich: Picard, Crémieux, Arago, Jules Favre, J. Ferry und Gambetta; außerdem ſind die vier Regierungs-Sekretäre Advokaten. Von den Miniſtern ſind ſechs dem Pariſer Barreau angehörig; außerdem fungiren in den höheren Miniſterial-Poſten neun Advokaten. Der Polizeipräfekt und ſein General-Sekretär ſind Advokaten; unter den mit außerordentlichen militäriſchen und politiſchen Vollmachten in die Departements geſendeten Regierungs-Commiſſären befinden ſich über vierundzwanzig Advokaten. Der neugebildete Staatsrath beſteht ausſchließlich aus Advokaten, die zum Theile ſogar ſehr imperialiſtiſch geſinnten Familien

major Burzoff mit seinem ganzen Detaschement auf den Feind, wobei er das bei ihm befindliche muselmänniſche Reiterregiment persönlich ins Treffen führte; allein in der Hitze des Gefechts traf eine Kugel die Brust des Helden, und verwundete ihn tödtlich. Der Obriſtlieutenant Lindelfeldt übernahm jetzt das Commando. Indem er das Mißverhältniß seiner Streitkräfte zu denen des Feindes, der unaufhörlich frische Verstärkungen erhielt, so wie dessen vortheilhafte Stellung erwog, faßte er den Entschluß nach Beiburt zurückzugehen. Sobald der Graf Paskewitsch-Eriwanski am 1 August von diesem Gefechte Kunde erhielt, beorderte er noch am Abende desselben Tages die Colonne des Generalmajors Murawjew in forcirten Märschen nach Beiburt, und ging am 3 August selbst dorthin ab, um die sich ansammelnden Feinde zu vernichten. Die türkischen Truppen besetzten indessen acht Dörfer, welche in einer Entfernung von 2—3 Stunden Weges Beiburt in einem Halbkreise umgaben, so daß es dem Feinde möglich war, seine Kräfte nach einem Punkte hin zu concentriren, von wo er auch nur angegriffen werden möchte. In Chart hatten sich 2000 der verwegensten Lasen eingeniſtet, mit dem gegenseitigen Angelöbniß, ihren Posten mit dem Leben zu vertheidigen, und zum Zeichen dieser Todesweihe, nach dem Gebrauche des Morgenlandes, Todtenhemden angezogen. Der gewesene Pascha von Anapa, Osman Schatyr Ogly, der bei Eroberung jener Festung zum Gefangenen gemacht, und späterhin in seine Heimath entlassen worden war, stand 10 Werste jenseits dieses Dorfes, mit einem Corps von 4000 Mann, als Rückhalt jener Lasen. Am 8 August griff der Graf Paskewitsch das Dorf Chart an, in welchem der Feind sich hinter Verhacken und wohlbefestigten

angehören. An der Spitze der ſtädtiſchen Verwaltung von Paris ſtehen acht Advokaten, in den Commiſſionen für Sanitäts- und Verpflegungsweſen ſitzen zehn Advokaten, im Kriegsdepartement ſechs Advokaten. Als Diplomaten ſind thätig ſechs, als Finanzleute fünf Advokaten u. ſ. w. Mit Recht hat darum ein Pariſer Journal geſagt: „Wir haben eine Vertheidigungs-Regierung, weil ſie aus lauter Advokaten beſteht.“ Das Advokatenregiment war natürlich am meiſten den Generalen zuwider und doch brauchte man zur nationalen Vertheidigung zunächſt Generale. Die regierenden Advokaten aber, die nichts von der Kriegführung verſtanden, bildeten ſich ein, es ſey genug, wenn man nur das Volk in Maſſe bewaffne und fanatiſire, wie in der erſten Revolution.

Sie bedienten ſich daher der Proklamationen, der Dekrete und der Preſſe, um das Volk in die nöthige Wuth gegen die Deutſchen hineinzuhetzen. Die Niederlagen wurden nur als ſolche des Kaiſers bezeichnet; wenn erſt das Volk aufſtehe, ſey nichts mehr zu fürchten.

Die Kaiſerin Eugenie entwich noch in derſelben Nacht, in welcher die Republik proklamirt wurde, heimlich aus Paris und kam glücklich nach Belgien, nachdem ſie ſchon vorher alle ihre Koſtbarkeiten heimlich aus Frankreich hatte wegbringen laſſen. Die Prinzeß Clotilde begab ſich zu ihrem Gemahl, dem Prinzen Napoleon nach Florenz. Kaum aber waren die Napoleoniden fort, ſo waren auch die Orleaniden ſchon da. Die Prinzen von Joinville, Aumale und Chartres kamen nach Paris, machten dem neuen Miniſter Favre ihre Aufwartung und baten, Paris vertheidigen zu helfen. Der Miniſter meinte aber, ihre Gegenwart in Paris könne mißverſtanden werden, und veranlaßte ſie wieder abzureiſen.

Das offizielle Journal brachte die Mittheilung: Die umfangreiche Correſpondenz der kaiſerlichen Familie mit zahlreichen Perſönlichkeiten der Jetztzeit iſt durch die Fürſorge des Polizeipräfekten an der Gränze angehalten worden. Dieſe Correſpondenz gehört der Geſchichte an. In Folge deſſen hat der Miniſter des Innern eine

Commiſſion eingeſetzt, der das Mandat geworden iſt, dieſe merkwürdigen Dokumente zu ſammeln, zu klaſſifiziren und ihre Veröffentlichung vorzubereiten: die Herren de Keratry, Polizeipräfekt, Präſident; A. Luvertujon, Vicepräſident; Eſtancelin, ehemaliger Deputirter; Gagneur, ehemaliger Deputirter; André Cochut.

Die neue franzöſiſche Republik wurde von der nordamerikaniſchen Union, von der Schweiz und von Spanien anerkannt. Dagegen erklärte die Norddeutſche Allg. Zeitung am 3. September: „Nach franzöſiſchem Staatsrecht iſt für Deutſchland die Regierung im Hotel de Ville eine vollſtändige Null.“ Und die Kreuzzeitung: „Die zur Zeit nach den Geſetzen des Staats- und Völkerrechts allein berechtigte und von Deutſchland anerkannte Regierung iſt die des Kaiſers Napoleon; Favre und Conſorten exiſtiren für Deutſchland als Regierungsgewalt gar nicht.“ — Lord Lyons, der engliſche Geſandte, blieb in Paris, ohne daß England die neue Regierung offiziell anerkannt hätte. Deshalb beſchleunigte Jules Favre die Einberufung einer franzöſiſchen Nationalverſammlung von 750 Mitgliedern, welche die Republik legitimiren ſollte.

General Trochu, dem die Befeſtigung und Vertheidigung von Paris anvertraut war, ſcheint es ehrlich gemeint zu haben, ſuchte wenigſtens Zucht und Ordnung in der Rieſenhauptſtadt zu erhalten und der ſcheußlichen Corruption der Bevölkerung einen Zügel anzulegen. Hier ſeine kurze Biographie. „Louis Jules Trochu wurde am 12. Mai 1815 zu Palais im Morbihan-Departement (Bretagne) geboren. Er beſuchte vom 15. November 1835 an die Militärſchule, dann die Applikationsſchule des Generalſtabes und wurde 1840 Lieutenant. Dem 6. leichten Infanterieregiment in Afrika beigegeben, lenkte der junge Offizier ſchon dort, natürlich nur in engeren Kreiſen, die Aufmerkſamkeit auf ſich. Er machte den Feldzug von Tegdämpt mit, nahm an der Beſetzung von Mascara und als Adjutant Lamoricières an dem Winterfeldzuge von 1841 Theil. Auch den Feldzügen gegen den großen Aufſtand von 1845 bis 1846

wohnte er (als Adjutant des Marſchalls Bugeaud) bei. 1851 war er bereits zum Oberſtlieutenant aufgerückt. Wir finden ihn nach dieſer Zeit als Kabinetschef des Kriegsminiſters in Paris wieder. Im Krimkriege wurde er oft genannt. Einige Zeit nach der Schlacht an der Alma, die er mitmachte, erfolgte ſeine Ernennung zum General und Kommandanten einer Brigade. An der Spitze dieſes Truppenkorps wird er (am 8. September 1855) bei dem Angriffe auf die vorgeſchobenen Werke von Sebaſtopol durch eine Granate ſchwer verwundet. Im italieniſchen Kriege von 1859 leiſtete er als Diviſionsgeneral, namentlich bei Solferino, abermals wichtige Dienſte." Zu einem größern Ruhm gelangte er erſt, wie oben ſchon bemerkt wurde, durch die ſcharfe Kritik des franzöſiſchen Heerweſens in einer Flugſchrift, die ihm die Ungnade Napoleons zuzog, aber die Achtung der Armee erwarb.

Alles kam ihm darauf an, die anarchiſchen Elemente in Paris zu beſchämen. In ſeiner Proclamation an die Pariſer ſagte er: „Ich fordere von den Einwohnern, daß ſie durch die moraliſche Autorität die Hitzköpfe mäßigen, die keiner Partei angehören und das öffentliche Unglück nur ausnützen wollen, um abſcheuliche Gelüſte zu befriedigen." Man mißverſtand ihn und er ſah ſich veranlaßt, in einem öffentlichen Schreiben die Pariſer zu belehren. Darin ſagte er: „Der Gedanke, die Ordnung aufrecht zu erhalten unter dem überwiegenden Einfluß des Patriotismus, der Ehre und der Erkenntniß der augenſcheinlichen Gefahr des Landes, erfüllt mich mit Hoffnung. Aber die Aufgabe iſt ſchwierig und ich kann ſie nicht löſen ohne Hülfe aller derer, welche den Glauben und das Vertrauen haben, von denen ich hier offen rede. Das habe ich die moraliſche Hülfe genannt. Aber es kann ein Moment kommen, in welchem Paris in ſeinem ganzen Umfang bedroht und belagert wird und dann jener beſondern Klaſſe von Hallunken preisgegeben iſt, die in der erſchreckten Stadt umherirren, wir ſind verrathen! rufen, in die Häuſer eindringen und plündern. Das habe ich den

rechtſchaffenen Leuten an's Herz legen wollen." In dem durch und durch ſittlich verpeſteten Paris von der Moral einen Beiſtand hoffen, war freilich eine Selbſttäuſchung, gereichte aber dem General zur Ehre.

Die Mittel zur Vertheidigung von Paris waren nicht ſo gewaltig, als man immer geprahlt hatte. Wenn auch Palikao dem Volke Waffen zu geben verweigert hatte, ſo glaubte man damals doch noch allgemein, die Regierung habe in Paris allein noch zwei Millionen Gewehre vorräthig. Die neue republikaniſche Regierung hatte keinen Grund mehr, dem Volke die Waffen zu verweigern, aber es waren derſelben überhaupt nicht mehr als 30,000 vorhanden, wie Trochu der ungeduldigen Menge bekennen mußte. Man rief nun in aller Eile noch alle Truppentheile, die von den beiden großen franzöſiſchen Armeen irgend noch übrig waren, nach Paris. Es war aber nur noch ein kleines Corps unter General Vinoy übrig, der zu Mac Mahon hatte ſtoßen wollen, aber zu ſpät gekommen war und jetzt nach Paris umkehrte. Außerdem wurden alle Mobilgarden vom Lande, ſoweit es möglich war, noch nach Paris beſchieden. Desgleichen die Feuerwehrmänner von allen Orten her. Man zweifelte jedoch billig, ob dieſe ungeübten Mannſchaften die große Hauptſtadt ernſtlich würden vertheidigen können.

Mehr Werth legte man auf die bereits vorhandenen Befeſtigungswerke von Paris und ſuchte ſie noch in der Eile zu verſtärken. In der Mitte des Auguſt berichtete die „Patrie" über die Befeſtigung von Paris: „Die Armirung der 17 Forts iſt beinahe vollendet; es wird daran gearbeitet, ſie mit dem Hauptplatze durch unterirdiſche Drahtleitung in Verbindung zu ſetzen. Der Admiral de la Roncière le Noury wird das Commando über dieſe Forts übernehmen. 8000 Schiffskanoniere von der Flotte ſind unter ſeinen Befehl geſtellt. Im Fort Mont-St.-Valérien ſind ſeit einigen Tagen die drei Batterien der Mobilgarde von Verſailles. Die Fortificationsarbeiten werden eifrig betrieben; 12,000 Arbeiter ſind dazu ange-

ſtellt; ſie arbeiten unter der Leitung des Generals Chabaud-Latour, der die Ingenieure Alphau und Belgrond unter ſich hat. Vor den großen Eingängen, wo die Ummaurung unterbrochen iſt, werden Erdwerke aufgeworfen. Vor den drei großen Thoren von Bercy, d'Italie und d'Orleans vollenden mehrere 100 Arbeiter die Trancheen, in Kurzem wird man das Mauerwerk für die Zugbrücken herſtellen; die kleinen Eingänge zwiſchen der Straße nach Bercy und der nach Orleans werden geſchloſſen. Die Geſchütze für die Wälle ſind bereit; es ſind lauter Zwölfer aus den Gießereien von Straßburg und Toulouſe aus den Jahren 1846 und 47. Auf jede Baſtion kommen 8 bis 10, außerdem werden die Thore und Ausgänge mit ſchweren Feſtungsgeſchützen beſetzt. Jedes Thor wird von Baſtionen und Cavalieren vertheidigt, deren Feuer ſich kreuzt. Die drei Forts von Montrouge, Bicêtre und Iſſy verſtärken noch die Vertheidigungsmittel der Befeſtigung. Der Feſtungsrayon iſt zu 250 Meter beſtimmt, es iſt Befehl gegeben, daß auf dieſem Terrain alle Baulichkeiten weggeräumt werden können."

Die Preſſe von Paris verrieth die fieberhafte Stimmung der Bevölkerung. Dieſe bewegte ſich zwiſchen den beiden Extremen der Feigheit und der Prahlerei und ließ verſtändige Ueberlegung und ruhige Beſonnenheit faſt ganz vermiſſen. „Schlimmer noch, ſchrieb man damals aus Paris, als die wirklichen Turcos, ſind die Turcos der franzöſiſchen Preſſe, des Soir, des Gaulois und wie ſie alle heißen mögen, die Frankreichs edlere Gefühle ſeit Jahren verpeſteten, mit alleiniger Ausnahme des Temps allenfalls, der ſich eine einigermaßen würdige Haltung bewahrt hat. Vergebens ſucht man in dieſen Organen der öffentlichen Meinung nach einem Leitartikel, welcher die Lage mit Ernſt und Verſtändniß betrachtete, oder zu betrachten auch nur verſuchte, vergebens nach einer, auch nur annähernd wahrhaftigen Schilderung der Zuſtände, vergebens nach eingehenden Berichten vom Kriegsſchauplatze. Nichts als abgeriſſene Notizen, voll Lüge und Entſtellung und ſogenanntem Eſprit, deſſen Frivolität

erbärmlich schlecht zu dem tiefen Ernste der Lage paßt. Wo möglich noch schlimmer machen es die kleinen illustrirten Kriegsblätter. Als ob es ihnen darum zu thun wäre, die Unwissenheit ihrer Landsleute bis zur äußersten Potenz zu steigern, verwirren sie ihren Kopf mit Schlachtenbildern der abenteuerlichsten Art. In ihnen allen werden die Franzosen natürlich als Sieger dargestellt und, um das Geld für neue Holzschnitte zu sparen, drucken sie die alten aus der Zeit des italienischen Krieges ab und lassen die Preußen in österreichischer Uniform von Neuem durchprügeln.... Die anderen, die höher gebildeten, denen nachgerade Zweifel an der Unüberwindlichkeit des Zuaventhums aufsteigen, träumen nur mehr von Rache. Edmond About ist allerdings nicht die Quintessenz französischen Geistes und Charakters, aber wie er, denken doch Millionen seiner Landsleute über das ‚teutonische Ungeziefer', welches ‚nur für Raub und Plünderung Sinn habe', und das man zertreten müsse für immer und ewig. Daß ein Schriftsteller Derartiges zu schreiben, ein Blatt es zu drucken wagt, zeugt für die bodenlose Verkommenheit des französischen Volkscharakters. Solche Rohheit des Gedankens, in solcher Sprache vorgetragen, würde in solcher Zeit keine andere Hauptstadt von dem gemeinsten ihrer Winkelblätter dulden. About aber wird gelesen, bewundert, beklatscht. Die Journale verlangen die Veröffentlichung der Adressen der Deutschen, welche eine Aufenthaltskarte erlangen, die, wie das Pays sagt, sich in ein Todesurtheil verwandeln soll. Die Journale machen es Jedermann zur Pflicht, zurückbleibende Deutsche öffentlich zu denunciren. Trotz der so kritischen Lage gibt man sich noch immer Träumereien über französische Invasionen in Deutschland hin. Einige Freischützen haben den badischen Boden betreten und, wie heute verlautet, folge ihnen General Douay mit etwa 100,000 Mann, welche er um Lyon gesammelt, auf dem Fuße. An diesen kolossalen, ächt französischen Unsinn knüpft sich eine zur Stunde noch geheime Ordre des Kriegsministers und ein von den Marschällen gefaßter Plan, welche ich von ganz zuversichtlicher Seite

erfahre. Die Ordre betrifft alle privaten Frachtſchiffe: es wird ihnen geboten, die franzöſiſchen Küſten nicht zu verlaſſen und ſich bereit zu halten, zu einer gegebenen Zeit in den Hafen von Breſt und Cherbourg einzulaufen. Der Plan bezieht ſich auf die Ausſchiffung eines franzöſiſchen Korps an den norddeutſchen Küſten. Die mit ſo viel Geräuſch verkündete, beabſichtigte und noch immer beſprochene baltiſche Expedition iſt nicht aufgegeben, ſondern wird im Gegentheil mit Eifer vorbereitet! Sobald der Feind eine gute Operationslinie aufgegeben haben wird, würden ſich die im Weſten zerſtreuten Truppen in Breſt und Cherbourg einſchiffen, General Trochu Paris verlaſſen und deren Führung übernehmen, um die Bombardirung Straßburgs an Berlin zu rächen!! Das traurige Schickſal Straßburgs, welches durch die unverzeihlichen Sünden Napoleons ſo ſchwer heimgeſucht wird, erregt hier allgemeines Mitleid und eine raſende Wuth. Wie ſehr die Verwüſtung der elſäſſiſchen Hauptſtadt gerade durch ſchwäbiſche Truppen, die gewiß das alte Volkslied ‚Straßburg du wunderſchöne Stadt' ſingen, auch betrüben mag, ſo kann man ſich doch nicht des Lachens über das komiſche Gebahren der Pariſer enthalten. In der That verlangen ſie gleichſam von den Deutſchen, letztere mögen mit Kinderflinten, hölzernen Säbeln und Papierkanonen Krieg führen. Und da ſich die deutſchen Generale nicht dazu herbeilaſſen, werden ſie von der Preſſe als ‚von der Hölle ausgeſpuckte Ungeheuer, feige und elende Mörder' gebrandmarkt. Der Belagerer Straßburgs, General Werder, wird von der Preſſe als ‚vogelfrei' erklärt, und ein Blatt will ſogar eine Subſcription eröffnen, um denjenigen glänzend zu belohnen, der des ‚Räubers Werder' lebendig oder todt habhaft wird. Daneben bemerkt man noch eine Menge anderer Späße, die deutlich darlegen, daß der nach den Tagen von Wörth verſchwundene »esprit blaqueur« der napoleoniſchen Franzoſen wieder in voller Blüthe ſteht. So wird heute behauptet, König Wilhelm wäre wahnſinnig und demzufolge von Varennes nach Berlin befördert worden; ſo

kolportirt man einen Wechsel von einer Milliarde, trassirt von Bismarck auf Louis Napoleon, welchen französische Blätter an Wilhelm giriren mit der Bitte: der ‚König von Preußen möge für diese Milliarde 500,000 Kadaver als Dünger in Frankreich lassen, weil dem Lande Guano-Dünger mangle.'"

In der „Patrie" las man, die Preußen stünden mit den letzten oceanischen Wilden auf gleicher Culturstufe. Um sie zu vertilgen forderte der Gaulois die Regierung auf, dem Erfinder einer Maschine, die ihre Vernichtung bewirken könne, den Preis von einer halben Million zu versprechen.

Das „Neue Wiener Tagblatt" schreibt: Der Halbnarr Felix Pyat hat vor einiger Zeit eine förmliche Subscription ausgeschrieben, um eine Ehrenflinte zu beschaffen für Denjenigen, der den König von Preußen erschießt. Wir haben dem wahnsinnigen Vorschlag, der dem Völkerrecht und der Moral gleichmäßig in's Gesicht schlägt, keine Bedeutung beigelegt; nun wird aber aus Paris gemeldet, daß nicht weniger als 4916 Personen Summen bis zu 5 Centimes (zwei Kreuzer) gezeichnet haben.

Die Deutschen sind singlustig, die deutschen Krieger singen viel. In diesem Kriege aber sangen sie nicht mehr die alten Lieder von Arndt, sondern überall hörte man nur „Die Wacht am Rhein". Die Franzosen hatten den Krieg angefangen, um uns Provinzen zu rauben, uns muthwillig herausgefordert, ohne im mindesten von uns bedrängt oder bedroht worden zu seyn. Wir aber hielten Wacht am Rhein und duldeten nicht mehr, daß die räuberischen Horden Frankreichs noch einmal über den Rhein kämen. Wir warfen sie tief in ihr eigenes Land zurück. Also war unser Lied berechtigt und natürlich. Die Franzosen aber setzten ihm eine Chanson entgegen, in welcher sich die ganze Eitelkeit und Lügenhaftigkeit ihrer Race lächerlich machte. Es ist betitelt „Von Paris nach Berlin", von Paul Cézano in Verse, von Plaquette in Musik gesetzt und lautet:

Debout, les enfants de la France!
Les Germains bravent les Gaulois,
Allons punir leur insolence,
Allons leur imposer des lois!
Dans ton linceul, vieux Charlemagne,
Tressaille en voyant tes enfants,
Les Français vont en Allemagne
Livrer des combats de géants!
En avant et marchons sans trêve,
Suivons un illustre chemin;
De nos aïeux réalisons le rêve
Allons de Paris à Berlin!

Jéna, Fleurus et Jemmappes.
O grands noms devenus français,
Pour nous, vous serez des étappes,
Vous verrez de nouveaux succès!
Tout en chantant la Marseillaise,
Avance peuple souverain,
Demain tu camperas à l'aise
Sur les deux rivages du Rhin!
En avant et marchons sans trêve,
Suivons un illustre chemin,
De nos aïeux réalisons le rêve
Allons de Paris à Berlin!

Le Rhin que dans votre arrogance,
Vous nommiez le Rhin allemand,
Va colorer sa robe immense
A la pourpre de votre sang!
Il va réfléter dans son onde,
Le visage noir du Turco,
Il va voir ces vainqueurs du monde
Qu'on disait morts à Waterloo!
En avant etc.

Unter den Verbannten, die nach Paris zurückkehrten, befand ſich auch Victor Hugo, der berühmteſte unter den franzöſiſchen

Dichtern der Neuzeit, welcher ſich ſogleich anmaßte, im Namen Frankreichs einen Aufruf an die deutſche Nation zu erlaſſen. Derſelbe Dichter hatte ſchon vor vielen Jahren einmal „Die letzten Tage eines Verurtheilten“ geſchrieben und trotz aller Eitelkeit und Prahlerei, mit der er diesmal zu den Deutſchen ſprach, konnte man doch dieſelbe Todesangſt jetzt verwirklicht ſehen, die er damals nur fingirte. Hier nur einige Stellen ſeiner im „Rappel“ abgedruckten Rede: „Deutſche! der jetzt mit euch ſpricht, iſt ein Freund. Paris gehört ebenſo euch als uns. Berlin, Wien, Dresden, München, Stuttgart ſind eure Hauptſtädte, Paris iſt euer Centrum. In Paris fühlt man den Herzſchlag von Europa. Paris iſt die Stadt der Städte. Paris iſt die Stadt der Menſchen. Paris iſt nichts anderes, als eine ungeheure Gaſtfreundſchaft!“ Mit ſo etwas prahlt der Franzoſe, in dem Augenblick, in welchem alle Deutſchen aus Paris und Frankreich völkerrechtwidrig vertrieben werden. Der ſchwülſtige Redner fährt fort: „Zwei Nationen haben Europa gemacht, Frankreich und Deutſchland. Deutſchland iſt für das Abendland, was Indien für das Morgenland, eine Art von Urgroßmutter. Wir verehren ſie. Aber was ſoll das heißen? Deutſchland hat Europa errichtet durch ſeine Ausbreitung und Frankreich durch ſeine Ausſtrahlung (!?) und — Deutſchland will heute Frankreich vernichten? Deutſchland würde Europa vernichten, wenn es Frankreich verſtümmelte. Weshalb dieſe Invaſion? Weshalb dieſer wilde Anſturm wider ein Brudervolk? Was haben wir euch gethan? Rührt dieſer Krieg von uns her? Das Kaiſerthum hat ihn gewollt, das Kaiſerthum hat ihn gemacht. Es iſt todt. Wir haben nichts gemein mit dieſem Leichnam. Wir ſind die franzöſiſche Republik. Unſere Looſung iſt: ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!‘; wir ſchreiben auf unſer Banner: ‚Vereinigte Staaten von Europa!‘ Wir ſind daſſelbe Volk, wie ihr. Wir haben einen Vercingetorix gehabt, wie ihr einen Arminius gehabt habt. Derſelbe brüderliche Strahl, ein Zug hehrer Einigkeit, zieht durch das deutſche Herz

Schanzen verwahrt hatte, und wo derselbe in der folgenden Nacht noch verstärkt wurde. Bei Annäherung unserer Truppen strömten zahlreiche Feindeshaufen ununterbrochen von den Berggipfeln herab, und bildeten zwei starke Hinterhalte uns zur Seite und im Rücken. Sobald die Artillerie auf den vordersten Schanzen zu feuern begonnen hatte, schickte der Oberbefehlshaber einige Bataillone aus, um die Hinterhalte zu vertilgen; sie erfüllten diesen Auftrag, und drängten den Feind mit den Bajonneten aus seiner Position; die Schanzen aber, die indessen durch unsere Artillerie zum Schweigen gebracht wurden, gaben schon kein Hinderniß mehr für unsere Krieger ab, welche die naheliegenden Anhöhen nacheinander besetzten und das Dorf umzingelten. Die einbrechende Nacht unterbrach die Operationen, zwar eilten frische Truppen dem Dorfe zu Hülfe und griffen unsre rechte Flanke an, wurden aber nach einem hartnäckigen Gefechte zurückgetrieben. Da die im Dorfe steckenden Lasen ihr Verderben vor Augen sahen, stahlen sie sich mit Hülfe der Nacht in kleinen Häufchen durch, verloren aber dennoch nicht wenig Leute; auch jagten ihnen unsre Truppen drei Fahnen ab. Das Dorf Chart wurde noch vor Tagesanbruch von unsern Scharfschützen besetzt. Um 5 Uhr Morgens schickte Graf Paskewitsch Cavallerie aus, um die Dörfer in der Umgegend zu recognosciren. Dieses Detaschement stieß auf einen Feindeshaufen von 800 bis 1000 Mann, der, ohne den Angriff abzuwarten, sich zerstreute. Unfern des Dorfes Balachar traf es in einem Hohlwege das Lager des Osman Pascha mit 3000 Mann. Hier entspann sich ein blutiges Treffen; endlich wurde der Feind geworfen und nach allen Richtungen verfolgt. Das ganze reiche Lager des Osman Pascha mit vielem Troß fiel in unsre Hände, so

und durch die franzöſiſche Seele. — Ihr wollt Paris mit Gewalt nehmen! Aber wir haben es euch immer mit Liebe angeboten. Zwingt nicht ein Volk, das euch jederzeit mit offenen Armen entgegenkam, ſeine Thore vor euch zu verſchließen! Gebt euch keinen Illuſionen über Paris hin! Paris liebt euch; aber Paris wird euch bekämpfen. Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen formidabeln Majeſtät ſeines Ruhms und ſeiner Trauer. Paris, von ſolch brutaler Vergewaltigung bedroht, kann ſchrecklich werden. Deutſche, Paris iſt fürchterlich. Werdet nachdenklich vor Paris! Alle Umbildungen ſind ihm möglich. Seine Schwäche gibt euch den Maßſtab für ſeine Energie; man ſchien zu ſchlafen, man erwacht, man zieht die Idee aus der Scheide wie den Degen, und dieſe Stadt, die geſtern noch Sybaris war, kann morgen Saragoſſa ſeyn. Auf dieſe Stadt, die unſchuldig iſt an dieſem Kriege, auf dieſen Vorort, der euch nichts gethan hat, als daß er euch ſeine Aufklärung gegeben, auf dieſes iſolirte, ſtolzverzweifelte Paris wollt ihr heranſtürzen, ihr, eine ungeheure Mord- und Schlachtwelle! Und das wäre euere Rolle, ihr tapfern Mannen, ihr großen Soldaten, du ruhmreiche Armee des edeln Deutſchland! O, denkt nur nach! Das 19. Jahrhundert ſollte dieſes ſchauderhafte Wunder ſehen: eine Nation, erſt geſittet, nun wild, die Stadt der Nationen zerſtörend; Deutſchland Paris auslöſchend, Germania die Axt erhebend über Gallien! Ihr, die Nachkommen der teutoniſchen Ritter, ſolltet ſo unehrenhaft Krieg führen, ſolltet dieſe Menſchen- und Ideengruppe ausrotten, deren die Welt bedarf, ſolltet die organiſche Stadt vernichten, Attila und Alarich wieder erwecken, die Verbrennung der Bibliothek der Menſchheit nach Omar's Beiſpiel erneuern, das Stadthaus raſiren, wie die Hunnen das Capitol raſirt haben, Notre-Dame bombardiren, wie die Türken einſt das Parthenon; ihr ſolltet der Welt das Schauſpiel geben, daß die Deutſchen wieder Vandalen geworden, ſolltet die Barbarei ſeyn, die die Civiliſation enthauptet. Nein, nein, nein! Wißt ihr, was ein ſolcher Sieg für

euch bedeuten würde? Er würde euere Schmach bedeuten. Ach! Fürwahr! Niemand kann daran denken, euch zu ſchrecken, Deutſche, großherzige Armee, muthiges Volk! aber man kann euch belehren. Und dann ein letztes Wort. Paris, zu Boden geſchlagen, dann aber unterſtützt von dem ganzen wieder aufgerichteten Frankreich, kann ſiegen und würde ſiegen und ihr würdet dieſen Weg, der ſchon die Welt in Unmuth verſetzt, zu eurem Untergang betreten haben. Löſcht für alle Fälle die Worte ‚Zerſtörung, Vernichtung, Tod' aus! Nein, man zerſtört Paris nicht. Ja, gelänge es auch, was ſchwer iſt, es materiell zu zertrümmern, ſo würde man es moraliſch nur erhöhen. Indem ihr Paris einäſchert, würdet ihr es heiligen. Die Zerſtreuung der Steine wird die Zerſtreuung der Ideen zur Folge haben. Gebt Paris den vier Winden preis, ihr werdet nur erreichen, daß jedes Körnlein dieſer Aſche Zukunftsſaame wird. Dieſes Grab wird ſchreien: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!"

Die ohnmächtige Prahlerei und zugleich kriechende Schmeichelei und Bettelei, die ganze beſoffene Phraſeologie dieſer Rede macht der franzöſiſchen Nation, ſofern ſie von ihrem anerkannt erſten Dichter herrührt, wenig Ehre. Aber was iſt das auch für ein Dichter und warum haben ihn die Franzoſen vergöttert? Aus keinem andern Grunde, als weil er in ſeinen Dichtungen den tiefſten Abgrund nationaler Corruption aufgeſchloſſen hat und eine Perſonifikation des Nationalcharakters in ſeiner ſchlimmſten Entartung geworden iſt. Ein feiler, eigennütziger und eitler Höfling unter Ludwig Philipp, von dem er ſich zum Pair von Frankreich ernennen ließ, während er zugleich wegen Ehebruchs einen ärgerlichen Prozeß vor den Gerichten hatte, ſpielte er ſpäter den Republikaner, den Stoiker. Es wäre nicht der Mühe werth, von ſeinen ſchmutzigen Dichtungen zu reden, wenn dieſelben nicht von ganz Frankreich bewundert und verſchlungen worden wären. In ihnen hat ſich eben jenes innerſte Böſe des galloromaniſchen Charakters abgeſpiegelt,

wie früher in Voltaire. Hugo iſt der große Maler des Laſters, aber er führt den Pinſel nicht mit ſittlicher Entrüſtung, ſondern mit innigſtem Wohlbehagen am Laſter.

In ſeiner berühmten Lucretia Borgia ſchildert er den Heroismus eines Weibes, welches als Tochter eines Papſtes zugleich deſſen Buhlerin iſt, zugleich mit ihren Brüdern buhlt, vor keiner Schandthat zurückſchaudert und Gift miſcht, vom Dichter aber als ein innerlich dennoch edles Weſen aufgefaßt wird, ſofern ſie als Mutter in ihren eigenen Sohn verliebt ſeine Unſchuld als Arznei und Sühne für alle ihre Frevel einnehmen will. — Ein zweites Ideal Hugos iſt Marion de Lorme, die ſich dem Wächter preisgibt, um ihren Geliebten aus dem Kerker zu befreien und dann mit dieſem Geliebten lange verhandelt, ob ſie auch recht daran gethan habe? Neben dem ekelhaften Heroismus dieſer Weiber malt uns Hugo ſeine männlichen Helden ganz ſo aus, wie ſie uns aus den Regimentern der Turcos entgegengrinſen. Sein Han von Island iſt das grauſamſte Scheuſal, ſein Bug Jargal ein affenartiger, lächerlicher und zugleich tigerartiger, im Blut und unter den Leichen der weißen Race ſchwelgender Neger; ſein Tribulet ein buckliger Hofzwerg, gleich häßlich an Leib und Seele, voll Bosheit und wahnſinnigen Haſſes.

Die diaboliſcheſte unter allen ſeinen Dichtungen iſt aber der Roman Notre Dame. Bekanntlich repräſentirt dieſe Kirche im Mittelpunkt von Paris als ein altehrwürdiger gothiſcher Bau noch immer die gute alte Zeit der Frömmigkeit. So lange dieſe Kirche ſteht, iſt Paris noch nicht ganz zum neuen Babylon geworden. Sie hält die Stadt noch mit dem Himmel zuſammen, mag auch unter ihr die Hölle noch ſo heiß erglühen. Dieſe ſchöne und ehrwürdige Kirche nun hat Viktor Hugo ſich auserſehen, um ihr innerlich und äußerlich allen erdenklichen Spott und Hohn anzuthun. Sein boshafter Haß klammert ſich an die heiligen Mauern wie eine Andacht an und kann nicht von ihnen loskommen. Von innen

und außen kriecht er an ihnen wie eine Spinne herum, einzig, um ſie überall zu beflecken. In's Innere der Kirche verſetzt er ſtatt des Allerheiligſten den Sündenwinkel eines buhlſeuchigen Pfaffen. Vor und in der Kirche verſammelt er alle Ungeheuerlichkeiten der menſchlichen Geſellſchaft, Pöbel, Zigeuner, Mißgeburten und läßt ſie auf allen gothiſchen Spitzbogen, Fenſtern und Fialen hinaufklettern. Sein ganzer Roman iſt eine unaufhörliche Belagerung, Eroberung und Verunreinigung des gottgeweihten Raumes. Er hätte ja ſeine zu Teufeln und Affen verzerrten Menſchen ihre verrückten Tänze und Balgereien anderwärts können aufführen laſſen, aber nein — er wollte ausdrücklich die Kirche entweihen.

Viktor Hugo ergänzte ſeine verrückte Anſprache an die Deutſchen durch eine zweite an die Franzoſen, worin er gegen die Deutſchen, wenn ſie ſeinem Aufruf nicht Folge leiſten wollten, die verrückteſten Drohungen ausſtieß. Hier nur ein paar Proben. „Wenn es," ſchrie er, „ſich ereignete, was unmöglich iſt, daß Frankreich unterläge, ſo würde das Maaß des Verſinkens, welches es erleiden würde, das Fallen des Höhenmeſſers des Menſchengeſchlechts anzeigen. — Die Preußen ſind 800,000. Ihr ſeid 40 Millionen. Richtet euch auf und blaſet ſie weg! Ihr Städte bildet Wälder von Picken, verdichtet eure Bajonette und du Dorf nimm deine Miſtgabel. Die Schweizer Bauern hatten nur Aexte, die polniſchen nur Senſen, die bretagniſchen nur Stecken und alles verſchwand vor ihnen. Rollt Felſen herab, häuft Pflaſterſteine, kämpft mit allem, was euch in die Hände fällt. Nehmt die Steine unſeres geheiligten Bodens und ſteinigt die Eindringlinge mit den Gebeinen unſerer Mutter Frankreich. O Bürger, in den Kieſeln des Weges, die ihr ihnen in's Geſicht werft, iſt das Vaterland. Mögen die Straßen der Städte den Feind verſchlingen, das Fenſter öffne ſich wüthend, die Wohnung ſchleudere ihre Möbel, das Dach werfe ſeine Ziegel, mögen die alten Mütter entrüſtet ihre weißen Haare zeigen.

Mögen die Gräber ſchreien, hinter jeder Mauer ſpüre man das Volk und Gott. Eine Flamme lodre überall aus der Erde, jeder Buſch ſey der flammende Buſch. Möge der Löwe von 92 ſich aufrichten und ſträuben, möge man den ungeheuern ſchwarzen Schwarm der zweiköpfigen Geier entfliehen ſehen bei dem Schütteln dieſer Mähne!" Es kommt bei Beurtheilung ſolcher Prahlhanſereien nicht blos auf deren Lächerlichkeit an; ſie ſind geradezu verrucht, wenn ſie die erhabene Miene religiöſer Begeiſterung annehmen. Aus einer ſolchen Kothſeele, wie ſie dem Verfaſſer von Lucretia Borgia und Notre Dame innewohnt, kann nie ein heiliges Gefühl entſtrömen. Hugos Rede gleicht nur dem giftigen Pfauchen einer in ihrer Wolluſt geſtörten Schlange. Zehn verlorne Schlachten machen Frankreich nicht ſo viele Schande, als die Vergötterung Viktor Hugos.

Ein anderer, wenn auch nicht ganz ſo berühmter, doch ſeit langen Jahren in Paris beliebter und das große Wort führender Autor, deſſen Talent ebenſo jedes ſittlichen Fonds entbehrte, Emil Girardin meinte, Deutſchland müſſe jetzt ſogleich das große Beiſpiel Frankreichs nachahmen und ſich in eine Republik umwandeln. Die deutſche und die franzöſiſche Republik würden dann gleich Eins werden. Dann ſprang er in demſelben Blatte, der Liberté, wieder zu wahnſinnigen Drohungen gegen die Deutſchen über und machte den Vorſchlag, den Schwarzwald durch Mobilgarden, zwei Erdölflaſchen per Mann in der Hand, anzünden zu laſſen; dann den andern noch menſchenfreundlicheren, auf die Preußen die wilden Thiere der zoologiſchen Gärten loszulaſſen; als ob die Soldaten, die mit den Turcos fertig geworden ſind, nicht auch über die weit weniger zu fürchtenden ſonſtigen Produkte der afrikaniſchen Wüſten Herr würden. Der Miniſter Picard ließ in ſeinem Journal „der freie Wähler" die Preußen außerhalb des Völkerrechts erklären. Am 16. September ſchrieb man aus Paris, man verheere die ſchöne Umgegend der Stadt, auch wo es zur Vertheidigung nicht

nöthig ſey. Man zerſtöre Wälder und Meierhöfe, die niemals in den Kreis der Vertheidigung fallen können. Furchtbare Vorſchläge wurden gemacht. Der „Figaro“ forderte, daß man weder die Genfer Convention noch die kriegsrechtlichen Gebräuche beobachte. Er ſchlug vor, im Straßenkampfe die Feinde mit Petroleum zu beſpritzen, und dann Granaten zu werfen, welche die Feinde in Brand ſetzen. In Ermanglung von Petroleum ſolle man die Spritzen mit Vitriol füllen.

Die Kapitulation von Sedan gab dem Figaro Veranlaſſung zu einer infamen Erklärung, die allen Geſetzen des Völkerrechts und der Ehre Hohn ſpricht. Er rieth nämlich, da in jener Kapitulation die gefangenen Offiziere frei gelaſſen worden ſeyen, wenn ſie ihr Ehrenwort gäben, nicht mehr als Offiziere zu dienen, ſo ſollten ſie getroſt in die franzöſiſche Armee zurückkehren und als gemeine Soldaten oder als Freiwillige dienen. Der Rath wurde auch zum Theil befolgt. Aus einem der „Kölner Zeitung“ zugegangenen Schreiben hebt das Blatt die Mittheilung aus, daß ein Theil der franzöſiſchen Offiziere, die auf ihr Ehrenwort freigelaſſen worden, mit dieſem Ehrenworte ein frivoles Spiel treibe und Deutſchland um die Frucht ſeiner Siege durch eine perfide Auslegung zu bringen ſuche. Ein Theil dieſer Offiziere exercire, in Civilkleidern freilich, National- und Mobilgarden, in franzöſiſchen Städten ein, ein anderer aber ſtehe jetzt auf dem Punkte, nach Algerien zu gehen, um dort eine große Anzahl Offiziere abzulöſen und in ihrem Amte zu erſetzen, damit dieſe nach Frankreich eilen und gegen die Deutſchen kämpfen können!

Es war ein Echauffement der Angſt, theatraliſch in die Scene geſetzt, um einander Muth zu machen, den niemand wirklich beſaß, außer dem raubgierigen Pöbel, dem es nur um Anarchie zu thun war und vielleicht noch einem Reſt ehrlich gebliebener Soldaten. Die Prahlerei und der Schwindel ließen

ſich als ſolche nirgends verkennen. Paris barg zu viele Reichthümer, zu viele Genüſſe, zu viele Laſter, als daß man von der Bevölkerung im Großen die republikaniſche Tugend eines alten Römers hätte verlangen können. Sie barg zu viele reiche und wohlhabende, behagliche und friedliche Exiſtenzen, von denen es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie lieber capituliren, als ſich dem Sturm ausſetzen würden. Da man vorausſah, Paris werde wahrſcheinlich von den deutſchen Heeren eingeſchloſſen werden, ſchickte die Regierung einen Theil ihrer Mitglieder (Crémieux, Fourichon und Glais-Bizoin) als Delegation nach der Stadt Tours im Süden, um die Stelle der Regierung in Paris vertreten zu können, wenn Paris eingeſchloſſen wäre, ſowie auch aus der Nähe auf die Provinzen zu wirken. Favre, Gambetta, Rochefort blieben in Paris. Favre hoffte, in dem raſch improviſirten, republikaniſchen Drama die Hauptrolle zu ſpielen, was nur in Paris möglich war. Gelang es ihm, ſich mit dem König von Preußen zu verſtändigen, ſo war die Hauptaufgabe gelöst und er konnte die Bettelei um Vermittlung bei den neutralen Mächten getroſt dem kleinen feigen Thiers überlaſſen, der dies Geſchäft gern beſorgte, nur um aus dem gefährlichen Paris auf eine anſtändige Art wegkommen zu können.

Jules Favre, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erließ am 6. September ein Rundſchreiben an die Vertreter Frankreichs, worin er immer noch die Miene annahm, als ſey Frankreich unbeſiegbar, und keinen Zoll breit franzöſiſchen Bodens abtreten zu wollen ſchwur. Er übernahm alſo die ganze Verantwortung für die Fortſetzung des Kriegs, obgleich er es dem Kaiſerthum zum ſchwerſten Vorwurf machte, eben dieſen Krieg angefangen zu haben.

Hier die Hauptſtellen ſeines Umlaufſchreibens: „Wir haben, ſelbſt mit Verluſt unſerer Popularität, energiſch die Politik des Friedens vertheidigt. Wir beharren in derſelben mit immer größerer

Ueberzeugung. Unſer Herz bricht beim Anblick dieſer Metzeleien der Menſchen, in welchen die Blüthe zweier Völker, die man mit etwas Vernunft und viel Freiheit vor dieſen ſchrecklichen Kataſtrophen hätte bewahren können, vernichtet wird. Wir beſitzen keinen Ausdruck, der unſere Bewunderung malen kann, die wir für unſere heroiſche, durch die Unfähigkeit des Oberbefehls geopferte Armee, in ihrer Niederlage größer als in ihren brillanteſten Siegen, haben. Denn, trotz der Kenntniſſe, die ſie von den ſie kompromittirenden Fehlern hatte, hat ſie ſich erhaben einem gewiſſen Tode ergeben, die Ehre Frankreichs von dem Unflath ſeiner Regierung erkaufend. Wir haben laut den Krieg verworfen, und unſeren Reſpekt für die Rechte der Völker ausſprechend, haben wir verlangt, daß man Deutſchland Herr ſeiner Schickſale laſſe. Wir wollten, daß die Freiheit zugleich unſer gemeinſchaftliches Band und unſer gemeinſchaftliches Schild ſey. Will der König von Preußen einen ſcheußlichen Krieg fortſetzen, der ihm wenigſtens eben ſo fatal als uns ſeyn wird? Will er der Welt des 19. Jahrhunderts das grauſame Schauſpiel zweier ſich zerreißenden Nationen geben, die die Menſchlichkeit, die Wiſſenſchaft, die Vernunft vergeſſend, Ruinen und Leichname aufhäufen? Es ſtehe ihm frei, er übernehme dann auch die Verantwortlichkeit vor der Welt und der Geſchichte! Wenn es eine Herausforderung iſt, wir nehmen ſie an. Wir überlaſſen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unſerer Feſtungen. Ein ehrloſer Friede wäre ein Vernichtungskrieg in kurzer Friſt. Wir werden nur wegen eines dauerhaften Friedens unterhandeln. Dabei iſt unſer Intereſſe das von ganz Europa."

Favre drohte alſo theils damit, daß ſich ſofort Deutſchland zur Republik erklären und mit Frankreich verbinden, oder daß das bisher neutrale Ausland zu Gunſten Frankreichs interveniren würde. Eins widerſprach dem andern und eins war ſo unwahrſcheinlich wie das andere. Favre gab dem Kaiſer allein Schuld und das war eine Lüge, denn Frankreich hatte ſeit 22 Jahren die Regierung

Napoleons geduldet und durch wiederholte Plebiscite sanctionirt. Auch die letzte Kriegserklärung gegen Deutschland hat das ganze Ministerium, der Senat, der gesetzgebende Körper und mit wenigen Ausnahmen auch die ganze französische Presse gutgeheißen und ihr jubelnd zugestimmt. Der Chauvinismus stand in voller Blüthe. Rache für Waterloo, Rache für Sadowa schrie die Presse im Chor. Hätte Frankreich im Kriege gesiegt, so würde Napoleon von den Franzosen vergöttert worden seyn. Man hätte uns das ganze linke Rheinufer weggenommen, die depossedirten Fürsten von Hannover und Hessen und den alten Rheinbund hergestellt. Wer in ganz Frankreich hätte diesen Länderraub und diese Einmischung in die deutschen Angelegenheiten nicht gebilligt, ganz natürlich gefunden und beglückwünscht! Einzig weil Napoleon im Kriege unterlegen ist, wurde er jetzt von den Franzosen verleugnet, wurde ihm allein alle Schuld aufgebürdet und wollte sich das übrige Frankreich gern reinwaschen und nahm die Miene der lieben Unschuld an.

Auch Trochu erließ eine Proklamation, worin er Paris für uneinnehmbar und unüberwindlich erklärte. Unklug und gewissenlos, denn sowohl Favre als Trochu konnten wissen, daß die Uebermacht auf deutscher Seite war und daß die Fortsetzung des Krieges Frankreich nur in eine noch schlimmere Lage bringen müsse. Aber sie setzten den Krieg mit demselben echt französischen Leichtsinn und Hochmuth fort, mit dem ihn der Kaiser begonnen hatte. Graf Bismarck gab in einem Rundschreiben an die norddeutschen Gesandten den neutralen Mächten die Politik kund, die der König von Preußen einzuhalten gedachte. Hier die Hauptgedanken: Die der Einstimmigkeit nahe Mehrheit der Volksvertreter, des Senates und der Organe der öffentlichen Meinung in der Presse haben den Eroberungskrieg gegen uns so laut und nachdrücklich gefordert, daß der Muth zum Widerspruch den isolirten Freunden des Friedens fehlte, und daß der Kaiser Napoleon Seiner Majestät keine Un-

wahrheit gesagt haben dürfte, wenn er noch heut behauptet, daß der Stand der öffentlichen Meinung ihn zum Kriege gezwungen habe. Angesichts dieser Thatsache dürfen wir unsere Garantien nicht in französischen Stimmungen suchen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffs, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt, ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Contribution, ohne irgend welche Vortheile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. — Jetzt, nachdem man uns zu dem Kriege, dem wir widerstrebten, gezwungen hat, müssen wir dahin streben, für unsere Vertheidigung gegen den nächsten Angriff der Franzosen bessere Bürgschaften als die ihres Wohlwollens zu gewinnen. — An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Akte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im Voraus zu verdammen. Sie macht sich dadurch selbst den Frieden unmöglich, auf den sie durch eine ruhige und dem Ernst der Situation Rechnung tragende Sprache das Volk vorbereiten müßte, wenn wir annehmen sollten, daß sie ehrliche Friedensverhandlungen mit uns beabsichtige. — In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz einen defensiven Charakter;

wie alle Pferde, die man bei der Flucht in die Berge im Stich gelaſſen hatte. Der Feind verlor in dieſem einzigen Gefechte 300 Todte und 150 Gefangene. — So wurden die Streitkräfte der Laſen und die Truppen des Paſcha von Trapezunt, die ſich gegen die rechte Flanke unſerer Truppen vereinigt hatten, völlig zerſtreut und weit in die Gebirge gejagt. Zu allgemeinem Bedauern iſt der Generalmajor Burzoff am 4 Auguſt in Beiburt an ſeiner Wunde geſtorben."

„Nach dieſer Niederlage der Laſen bei Chart erhielt der Oberbefehlshaber die beſtimmte Nachricht, daß der Paſcha von Trapezunt, Osman Chaſyndar Ogly, der vom Sultan zum Serasker von Erzerum ernannt worden war, eine allgemeine Bewaffnung befohlen habe und eine neue anſehnliche Macht in den Gebirgen und bei der Feſtung Gjumiſch-Chane ſammle. Er beſchloß daher, ſich dieſes Punktes zu bemächtigen, und ſchickte zu dieſem Ende den Obriſten Grafen Simonitſch dorthin ab. Nachdem dieſe Abtheilung auf ihrem Marſche faſt unglaubliche Schwierigkeiten bekämpft hatte, entdeckte ſie am 24 Auguſt den Feind auf dem verſchanzten Berge Ghjaur-Dagh; muthvoll griff ſie ihn an, zerſtreute ihn, und rückte am andern Tage in der Frühe vor Gjumiſch-Chane. Die türkiſchen Truppen hatten unterdeſſen die Feſtung verlaſſen, deren Einwohner, meiſtens Griechen, mit ihrem Metropoliten an der Spitze, dem Detaſchement mit den Heiligenbildern entgegen kamen, und dem Obriſten Simonitſch die Schlüſſel der Feſtung überreichten. Um die feindlichen Kriegerhaufen noch mehr zu zerſtreuen, und zugleich den Weg nach Trapezunt näher kennen zu lernen, zog Graf Paskewitſch am 29 Auguſt nach dem Dorfe Balachar, woſelbſt er ſich mit Simonitſch vereinigte. Seine Bagage und ſelbſt die Artillerie ließ er hier zurück,

und

wir ſind in mehr als 20 Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich geweſen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren, als unſere von ihm ſo oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Es iſt eine Grauſamkeit der Neutralen gegen die franzöſiſche Nation, wenn ſie zulaſſen, daß die Pariſer Regierung im Volke unerfüllbare Hoffnungen auf Intervention nähre und dadurch den Kampf verlängere.

Favre wünſchte eine perſönliche Beſprechung mit Bismarck und dieſer empfing ihn am 19. September im Hauptquartier zu Haute-Maiſon und am folgenden Tage noch einmal zu Ferrières. Favres Bericht darüber iſt zu weitſchweifig und eitel, als daß ihn ein ſtreng hiſtoriſches Werk aufnehmen darf, obgleich der Conſtitutionel von ihm ſagte: „Welches Schickſal Frankreich auch in den bisherigen Schlachten gehabt haben möge: es ſey durch Favres Worte gerächt; die Annalen Frankreichs zählten ſeit der Unterredung Favres mit Bismarck eine unſterbliche Seite mehr.“ — Das Ergebniß der Unterredung war, daß ſich Favre auf den Waffenſtillſtand, den ihm Graf Bismarck vorſchlug, nicht einlaſſen wollte. Bismarck erklärte ſich darüber: „Als Motiv zum Abſchluſſe eines Waffenſtillſtandes wurde in dieſer Unterredung beiderſeits das Bedürfniß anerkannt, der franzöſiſchen Nation Gelegenheit zur Wahl einer Vertretung zu geben, welche allein im Stande ſeyn würde, die Legitimation der gegenwärtigen Regierung ſo weit zu ergänzen, daß ein völkerrechtlicher Abſchluß des Friedens mit ihr möglich würde. Ich machte darauf aufmerkſam, daß ein Waffenſtillſtand für eine im ſiegreichen Fortſchreiten begriffene Armee jederzeit militäriſche Nachtheile mit ſich bringe, in dieſem Falle aber für die Vertheidigung Frankreichs und für die Reorganiſation ſeiner Armee einen ſehr wichtigen Zeitgewinn darſtelle, und daß wir daher einen Waffenſtillſtand nicht ohne militäriſches Aequivalent gewähren könnten. Als ein ſolches bezeichnete ich die Uebergabe der Feſtungen, welche unſere Verbindung mit Deutſchland

erſchwerten, weil wir bei der Verlängerung unſerer Verpflegungsperiode durch einen dazwiſchentretenden Waffenſtillſtand eine Erleichterung dieſer Verpflegung als Vorbedingung deſſelben verlangen müßten. Es handelte ſich dabei um Straßburg, Toul und einige kleinere Plätze."

Als die Nebenregierung in Tours den Bericht Favres empfing, ſchlug ſie gleich an die große Glocke und läutete Sturm durch ganz Frankreich. Ihr Manifeſt vom 24. September lautete: „An Frankreich! Vor der Cernirung von Paris hat Herr Jules Favre den Grafen Bismarck beſuchen wollen, um die Abſichten des Feindes kennen zu lernen. Folgendes iſt die Erklärung des Feindes: Preußen will den Krieg fortſetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabſetzen. Preußen will den Elſaß und Lothringen bis Metz kraft Eroberungsrechts. Für die Gewährung eines Waffenſtillſtandes wagt Preußen die Uebergabe von Straßburg, von Toul und vom Mont Valérien zu fordern. Das erbitterte Paris würde ſich eher unter ſeinen Trümmern begraben. Auf ſo unverſchämte Anſprüche antwortet man nur durch den Kampf auf's Aeußerſte. Frankreich nimmt dieſen Kampf auf und rechnet auf alle ſeine Kinder. — In Anbetracht der obigen Proklamation, welche die Schwere der Verhältniſſe nachweist, verordnet die Regierung: 1) Alle Wahlen zu den Gemeinderäthen und zur conſtituirenden Verſammlung ſind eingeſtellt und aufgeſchoben. 2) Jede Gemeinderathswahl, die etwa vorgenommen werden ſollte, iſt null und nichtig. 3) Die Präfekten werden durch Fortbeſtand der jetzigen Gemeinderäthe oder durch Ernennung einſtweiliger Gemeinderäthe Sorge tragen. Die Abgeordneten, Mitglieder der Regierung: Crémieux, Glais-Bizoin, Admiral Fourichon.

Auch hier wieder war gelogen. Der Verluſt des Elſaßes und Lothringens würde Frankreich immer noch nicht zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken. Auch wollte Preußen den Krieg nicht fortſetzen, nur Frankreich ſetzte ihn fort, indem es billige Bedingungen

nicht annahm. Mit Recht machte man darauf aufmerksam, die Regierung in Tours verfahre mit dem Frieden, wie einst Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern. Dieser hätte die Bücher wohlfeil haben können, zögerte aber so lange, bis er sie nur noch um den theuersten Preis erhalten konnte.

Die Orleaniden befolgten eine falsche Politik, sofern sie statt ruhig zu warten, der gewiß sehr hinfälligen Republik des Pöbels schmeichelten, mit dem Napoleoniden im Chauvinismus und in der deutschfeindlichen Tendenz wetteiferten, anstatt ihre Partei unter den friedlich gesinnten Franzosen zu suchen. Schon unter ihrem Vater Ludwig Philipp hatte dessen Minister Thiers im Jahr 1840 Deutschland bedrohen dürfen, ohne dazu herausgefordert worden zu seyn. Nach Ludwig Philipps Sturz hatte derselbe Thiers, der im Interesse der Orleaniden gern das zweite Kaiserreich wieder hätte stürzen helfen, demselben nichts bitterer vorgeworfen, als daß es nicht energisch genug gegen Preußen auftrete, Preußen nicht den Krieg erkläre. Namentlich im Jahr 1866 wollte Thiers den 2. Dezember gegen Preußen hetzen und in Krieg verwickeln, weil, wenn Preußen Deutschland mehr und mehr einig mache, dies die größte Gefahr für Frankreich seyn würde. Man glaubte, Thiers ereifre sich für die Ehre und Suprematie Frankreichs nur zum Schein, er wolle keineswegs dem Kaiserthum zu einer neuen Machtvergrößerung verhelfen, sondern er wünsche vielmehr, daß es im Kriege unterliegen möge, damit nach dem Sturze desselben die Orleans wieder zum Throne gelangen könnten. In diesem Falle hätten aber die Orleaniden sich gegenüber dem kriegerischen Kaiserthum auf eine Versöhnungs- und Friedenspolitik stützen müssen, was sie nicht gethan haben. Man muß also glauben, sie waren noch mehr als Napoleon III. selbst in den Chauvinismus verrannt und hielten es für den unabänderlichen Gedanken der französischen Politik, Deutschland anzufeinden, Deutschland nicht einig werden zu lassen. Das war allerdings die Politik auch schon der ältern französischen

Könige, vor allem Ludwigs XIV. geweſen, lange bevor es einen Napoleon gab.

Auch der Graf von Chambord, der letzte Sprößling der ältern Linie Bourbon, als Prätendent Heinrich V. genannt, machte im Jahr 1866 in einem offenen Briefe an ſeine Anhänger dem zweiten Kaiſerthum den ſchweren Vorwurf, daß es Oeſterreich nicht gegen Preußen geholfen habe, und beklagte die Schwäche, in welche Frankreich durch die napoleoniſche Politik verſetzt worden ſey. Frankreich dürfe niemals dulden, daß vor ſeinen Thoren ein mächtiges Italien und ein mächtiges Deutſchland entſtehe.

Die Orleaniden oder die jüngere Linie der Familie Bourbon gaben nun auch ihrerſeits mehrmals kund, daß ſie dieſelben Geſinnungen hegen. Nur der Graf von Paris, der älteſte Enkel Ludwig Philipps und inſofern Prätendent, hat ſich ſtets paſſiv verhalten. Sein jüngerer Bruder, der Herzog von Chartres, hat dagegen im Jahr 1859 an der Seite des franzöſiſchen Heeres im piemonteſiſchen Heere Oeſterreich bekämpfen helfen und ſowohl er, als ſeine Oheime, die Herzoge von Joinville und Aumale drängten ſich zweimal herbei, um 1870 in die gegen Preußen kämpfende Armee aufgenommen zu werden. Es wurde ihnen abgeſchlagen. Joinville aber glaubte, im Haß gegen die Deutſchen nicht hinter den wüthendſten Chauviniſten zurückbleiben zu ſollen, denn er ſpendete öffentlich den franzöſiſchen Bauern Lob, die aus Verſtecken auf deutſche Soldaten ſchießen würden.

Der ſchlaue Thiers, der denſelben Chauvinismus jahrelang im geſetzgebenden Körper zur Schau getragen hatte, aber nur um den 2. Dezember in einen Krieg zu hetzen, der ihm Unglück bringen und zur Reſtauration der Orleans führen ſollte, ergriff, ſobald Paris vom Feind und von der Revolution zugleich bedroht war, wie er es in den Schreckenstagen von 1830 und 1848 gleichfalls gethan hatte, das Haſenpanier, um ſeine werthe Perſon zu retten, that es aber unter dem ehrenvollen Vorwande, als Geſandter der

neuen republikaniſchen Regierung die neutralen Mächte um eine Frankreich günſtige Vermittlung anzugehen. Es verſtand ſich bei ſeiner bekannten Geſinnung von ſelbſt, daß es ihm um Anerkennung der Republik von Seiten der neutralen Mächte nicht zu thun ſeyn konnte, ſondern daß er nur für die Orleans arbeiten würde, als für die einzigen, welche das monarchiſche Princip unter conſtitutionellen Bedingungen in Frankreich aufrecht zu erhalten vermöchten. Er ging zuerſt nach London, um von da nach Petersburg und Wien zu gehen. Weil er aber in London keine Zuſtimmung zu ſeinen Plänen erlangte, kehrte er nach Tours zurück, wo ſich unterdeß die republikaniſche Regierung Frankreichs niedergelaſſen hatte, beſprach ſich hier mit deren Mitgliedern und reiſte nach Wien, wo er am 23. September ankam und ſowohl mit Beuſt als mit Andraſſy Beſprechungen hatte. Letzteren nannte er un homme bien généreux, woraus man ſchließen wollte, der Ungar habe ihm etwas mehr Sympathie zu erkennen gegeben, als Beuſt, dem tauſend Rückſichten den Mund verſchloſſen. Thiers eilte ſofort nach St. Petersburg, wo er am 27. im Hotel Demuth abſtieg.

Unterdeß bereitete man ſich in Frankreich auf die Wahlen zur conſtituirenden Verſammlung vor und die Charente unterſtützte die Candidatur des Herzog v. Aumale. Dieſer Prinz hatte ſich nicht ſo compromittirt, wie ſein Bruder der Herzog v. Joinville. Er hatte als Jüngling in Algerien commandirt und als er nach der Julirevolution die franzöſiſche Armee verlaſſen mußte, bezeigte ihm dieſelbe beim Abſchied noch ihre Achtung und Liebe. Derſelbe Prinz hat nachher einmal den über.nüthigen Prinzen Plon-Plon herausgefordert, jener aber aus gewohnter Feigheit ſich nicht geſtellt. Indem jetzt Aumale ſich in die Conſtituante wählen laſſen wollte, war ſein Programm: Ein ehrlicher Friede, Freiheit, Ordnung und Rechtſchaffenheit. Das hieß ſo viel als: Schließen wir Friede und laſſen uns die unvermeidlichen Abtretungen gefallen, denn unſer iſt die Schuld, wir waren die Angreifer. Die künftige Regierung

Frankreichs wahre die Freiheit in der conſtitutionellen Form, aber auch die Ordnung, welche mit der rothen Republik nicht verträglich iſt. Endlich möge die künftige Regierung alles thun, um Rechtſchaffenheit, Ehrenhaftigkeit, Treue und Glauben im franzöſiſchen Volke wieder aufzurichten, nachdem dieſe Tugenden leider unter der Herrſchaft der Lüderlichkeit, Entſittlichung und Verwilderung untergegangen ſind. Aumales Programm enthielt in vier Worten alles, was Frankreich zu beherzigen hatte.

Neuntes Buch.

Das Vorrücken gegen Paris.

Die zwei großen Hauptarmeen Frankreichs waren geſchlagen, die eine in Metz eingeſperrt, die andere in Sedan gefangen und nach Deutſchland abgeführt. Das übermüthige Frankreich war nun ohne eine Armee, nur noch auf kleine Reſte regulärer Truppen, auf ungeübte Mobilgarden und Freiſchaaren angewieſen, die unmöglich mehr den überlegenen Heeren Deutſchlands Stand halten konnten. Aber Frankreich war groß, hatte noch Feſtungen beſetzt und war noch in ſeinem Centrum Paris unberührt. Es brauchte alſo noch Zeit, dieſes auch im Unglück noch trotzige Frankreich vollends zu unterwerfen.

Außer dem kleinen Corps des General Vinoy, der nicht mehr nach Sedan hatte kommen können, ſtanden gar keine franzöſiſchen Linientruppen mehr im Felde. Vinoy zog ſich nach Paris zurück. Eben dahin flüchteten alle, die von Sedan hatten entkommen können. Unter dieſen befand ſich auch General Ducrot, welcher in Sedan mitgefangen worden war, aber ſein Ehrenwort, in dieſem Kriege gegen Deutſchland nicht mehr zu dienen, gebrochen hatte und unterwegs auf dem Gefangenentransport zu Pont à Mouſſon heimlich entwicht war. Damit wurde den franzöſiſchen Offizieren ein böſes

Beispiel gegeben, denn was ein General wagte, durften auch Subalterne wagen.

Ueberhaupt offenbarte sich unter den französischen Offizieren eine sittliche Erschlaffung, ein unritterlicher Geist der Insubordination. Als ein Curiosum theilt die „Nordd. Allg. Ztg." nachstehende Protestation mit, die nachträglich von einer Anzahl zu Stettin in Gefangenschaft befindlicher französischer Offiziere gegen die Capitulation von Sedan veröffentlicht wurde. Dies Document soll durch Vermittlung eines amerikanischen Arztes der „Pall Mall Gazette" zur Veröffentlichung zugegangen seyn und lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen: „Stettin, 4. September 1870. Auf Grund der in den fremdländischen Zeitungen veröffentlichten Nachrichten und Aeußerungen über unser Verhalten, betheuern wir Unterzeichnete, Kriegsgefangene in Folge der Capitulation von Sedan, mit der vollsten Energie ihrem Vaterlande ergebener Herzen, daß wir über jene Capitulation durchaus in Unkenntniß gelassen wurden, und daß man uns nie über diese Angelegenheit befragt hat. Im andern Falle würden wir uns derselben mit allen Kräften widersetzt haben. Unsere Gefangenschaft ist eine Protestation gegen einen unerhörten Act, der in der Weltgeschichte ohne Beispiel und dessen Verantwortlichkeit auf seinen Urhebern lasten wird." Folgen die Unterschriften, an der Spitze die Namen der Generale Lartigue und Ducasse. — Das genannte Blatt bemerkt dazu: „Ob ein solcher Protest in der That von gefangenen Offizieren erhoben worden ist, will uns noch zweifelhaft erscheinen; vielleicht ist das englische Blatt mystificirt worden. Sollte aber das Schriftstück in der That wider Vermuthen authentisch seyn, dann bildet dasselbe gewiß einen seltsamen Beitrag zur Beurtheilung des Esprit de Corps im französischen Heere; einen Beitrag, der es begreiflich erscheinen läßt, daß nach jeder Widerwärtigkeit Insubordination und Unordnung unter den Franzosen in grellster Weise hervortreten. Wie kann man es den Soldaten verargen, wenn sie bei Sedan,

neueſtens bei Straßburg u. ſ. w., ihre Offiziere Verräther nannten, ſobald Generale und Stabsoffiziere keinen Anſtand nehmen, die Anordnungen ihrer Chefs in der oben geſchilderten Weiſe zu kritiſiren."

Die Sieger von Sedan marſchirten, nachdem ſie die Fortſchaffung der vielen Gefangenen nach Deutſchland beſorgt hatten, nunmehr unmittelbar gegen Paris. Der König von Preußen nahm ſein Hauptquartier in Rheims und weilte in dieſer ſchönen Hauptſtadt der Champagne acht Tage lang. Seine Zimmer befanden ſich im erzbiſchöflichen Palaſt unmittelbar neben dem berühmten Krönungsſaale der franzöſiſchen Könige. Die ſchöne alte Kathedrale wurde ſehr fleißig von den deutſchen Truppen beſucht und bewundert. — Rheims wurde wie auch Chalons zu einem großen Depot für die deutſchen Truppen eingerichtet. Nordöſtlich von Rheims lag die kleine Feſtung Laon, welche eingenommen werden mußte. Die Uebergabe der Stadt erfolgte am 9. September an die 6. Cavalleriedivision. Nach abgeſchloſſener Capitulation beſetzte die vierte Compagnie des vierten Jägerbataillons die Citadelle. Als der letzte Mann der Mobilgarde die Citadelle verlaſſen hatte, ſprengte der Feind vertragsbrüchig das Pulvermagazin. Furchtbare Zerſtörung in Citadelle und Stadt. 95 Jäger, über 300 Mobilgarden todt und verwundet.

So nach dem offiziellen preußiſchen Bericht. Dazu gibt ein Augenzeuge im „Nouvelliſte de Verviers" folgende Details: Am 8. September war die Citadelle mit 24ſtündiger Friſt zur Uebergabe aufgefordert worden. Der Commandant wollte Widerſtand leiſten, erhielt aber in der Nacht zum 9. auf ſeine Anfrage in Paris den Beſcheid, die Citadelle zu übergeben, da dieſelbe nicht im Vertheidigungsſtand ſey. Demgemäß wurden am Freitag Morgen um 8 Uhr 2 Offiziere der Mobilgarde nach dem preußiſchen Lager entſandt als Ueberbringer der Uebergabe der Stadt und des Platzes von Laon. Gegen Mittag zog ein preußiſches

Infanteriecorps von circa 1000 Mann nebſt Cavallerie als Escorte einer Gruppe höherer Offiziere unter klingendem Spiele in die Stadt. Ein Theil begab ſich ſofort nach der Citadelle, die bis dahin von Mobilgarden beſetzt war. Dieſe legten ihre Waffen nieder und wurden auf Parole zu Gefangenen erklärt. Im Moment, als die Mobilgarden abzuziehen begannen, erfolgte eine ſchreckliche Exploſion. Der Pulverthurm ſprang in die Luft. Man ſagt, daß eine beträchtliche Anzahl Militär- und Civilperſonen, die ſich in der Nähe der Citadelle und in den benachbarten Straßen befanden, mehr oder minder ſchwer verwundet wurden. Dächer wurden weggeriſſen, die Fenſter in einem großen Theil der Häuſer in Laon und ſelbſt in Vaux zertrümmert. Gegen 3 Uhr traf ein erſtes preußiſches Armeecorps von mindeſtens 20,000 Mann Cavallerie: Huſaren, Dragoner, Ulanen u. ſ. w. unter den Mauern von Laon ein. Ein Theil beſetzte die Stadt; der Reſt kampirte in den Vorſtädten auf der Rheimſer Straße, ſowie längs der Eiſenbahn.

Das Public berichtete: Geſtern (9. September) früh um 9 Uhr erſchien eine Deputation der Einwohner von Laon, der ein Corps von 5—6000 Preußen folgte, beim General Theremin, dem Commandanten der durch Mobilgarden vertheidigten Citadelle; die Einwohner flehten den General an, den Feind von dieſem einzigen, zum Widerſtand geeigneten Punkte Beſitz ergreifen zu laſſen. Der General willigte ein und ließ die Citadelle ſofort von den Mobilen räumen; als jedoch der Feind in die Feſtung einzuziehen begann, ließ der brave Theremin, deſſen Namen auf die Nachwelt vererben wird, die Citadelle in die Luft fliegen, indem er eine auf ſeine Anordnung vorbereitete Mine anzündete.

Mit einziger Ausnahme des Journal des Debats ſtimmten alle Pariſer Journale, auch die miniſteriellen, in die Bewunderung Theremins ein, ohne daß es auch nur einem eingefallen wäre, einen ſolchen Wortbruch im Widerſpruch mit dem Kriegsrecht und dem Geſetz der Ehre zu finden. Der Electeur libre, ein miniſterielles Organ,

und verfolgte den Weg nach Trapezunt. Je tiefer er aber in das Gebirge vorrückte, deſto mehr Schwierigkeiten ſtellten ſich ihm entgegen; über jähe Abhänge und Felſen führten überall nur ſchmale Fußpfade, deren Spuren ſich nicht ſelten in den finſtern Wäldern und in tiefen, mit Felſentrümmern verſchütteten Schluchten verloren. Graf Paskewitſch überwand alle dieſe Hinderniſſe, und erreichte am 3 September einen Ort, Karakaban genannt, der nur 40 Werſte von Trapezunt entfernt iſt. Von hier aus geht der Weg durch noch weit wildere Gegenden und über Felſenmaſſen, die ſogar nirgends eine Spur von Vegetation an ſich zeigen. Nachdem der Graf ſich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, auf dieſem Wege und bei dem herannahenden Herbſte, der im hohen Gebirge ſehr früh beginnt, weiter vorzudringen, kehrte er nach Erzerum zurück."

„Unterdeß hatte Generalmajor Heſſe den Auftrag erhalten, den Sandſchak Kabulet, wenn er ſich nicht gutwillig unterwerfe, mit den Waffen in der Hand für die ununterbrochenen Einfälle in die Provinzen, die ſich uns ergeben haben, zu ſtrafen. Der Vorſchrift des Oberbefehlshabers nachkommend, unternahm Generalmajor Heſſe, da ſeine Vorſchläge an die Vorgeſetzten von Kabulet fruchtlos waren, gegen ſie eine Expedition, und rückte am 16 Auguſt aus. Am 18 griff er von zwei Seiten das bei Mucha-Eſtat ſtehende befeſtigte Lager des Feindes an. Dieſes Unternehmen ward von dem vollkommenſten Erfolge gekrönt; die Türken wurden aus ihren Verhacken vertrieben und zerſtreut, mit Verluſt ihres ganzen Lagers und 500 Mann. In dieſem eroberten Lager hatten 1600 Mann unter dem Befehle Gutſchghi-Oglu's und Ketſchja Beks, Paſcha's von Adſchara, geſtanden, welcher Letztere, wie

nannte die That „eine der erhabenſten, welche unſterblich machen und von der fernſten Nachwelt bewundert werden wird.“ Die France nannte ſie „ein großes Exempel des Heroismus. Ein Land, wo ſolche Thaten geſchehen, wird ſich nie der fremden Invaſion beugen. Das Alterthum bietet nichts Größeres.“ Auch L'Etoile belge, Organ der Orleans, rühmte die That und meinte, „ſie werde die Moral des franzöſiſchen Volkes ſtählen.“

Der Vorfall wurde ſo genau als möglich unterſucht, der Präfekt von Laon und ein Adjutant Theremins verhaftet und ſchließlich wurde von preußiſcher Seite erklärt, den Commandanten treffe keine Schuld, das Verbrechen ſcheine durch einen Fanatiker, einen gewiſſen Creviot oder den Artilleriewächter Lorio (den man hatte ſagen hören, die Preußen ſollten einen famoſen Tanz machen, und der nachher verſchwunden war), auf eigene Fauſt begangen worden zu ſeyn. Ein ſolcher Fanatismus läßt ſich erklären, aber daß ihn faſt alle Journale von Paris billigten, prieſen und als Beiſpiel empfahlen, bewies auf's neue, wie ferne der Geiſt der Pariſer der Civiliſation ſteht, deren ſie ſich vorzugsweiſe zu rühmen pflegen.

Der blinde, thieriſche Racenhaß dieſer angeblichen Träger der Civiliſation verſchonte auch die Prieſter nicht. Die Schleſiſche Zeitung berichtete aus Paris: „Die Verfolgung aus Deutſchland ſtammender Prieſter hat auch außerhalb von Paris ſo an Ausdehnung gewonnen, daß es den zur Flucht gezwungenen oft nur mit Lebensgefahr gelingt, über die belgiſche Grenze zu entkommen. In einigen Stadtvierteln von Paris nahmen, als die Austreibung der Deutſchen begann, die Sicherheitsbehörden im Hinblick auf das dem Gemeinwohl dienende Wirken der deutſchen Ordensbrüder Rückſicht auf die letzteren, aber bald war dies nicht mehr möglich. Der Haß der Bevölkerung loderte zu mächtig auf. Neun Pfarrer mußten aus ihren Pfarreien flüchten, einer derſelben, von den Wüthenden ergriffen, iſt leider zunächſt mißhandelt und dann buchſtäblich — verbrannt worden. Ein gleiches Schickſal drohte deutſchen Prieſtern

zu Grenelle, wo auf die flüchtenden geschossen wurde. Im heftigsten Regenwetter, auf grundlosen Wegen eilten die Verfolgten, nachdem sie in Lille angekommen waren, in kleinen Abtheilungen der Grenze zu, die sie — mit keinem Paß versehen — nur heimlich überschreiten konnten. Von fern her hörten sie schon das Bellen der die Grenzwache begleitenden Hunde; da erblickten sie die Kapelle bei Tourcoin, hinter der die Grenzlinie sich hinzieht; noch eine letzte Anstrengung und sie waren gerettet. In Tournay (Belgien) angelangt, fanden sie Alles voll geflüchteter Familien, Geistlicher und Mönche aller möglichen Orden. Allgemeine Klage erregte unter den Flüchtigen das Loos der ‚deutschen Schwestern', deren Noviciat in St. Cloud niedergerissen worden ist, um einem Festungswerke Platz zu machen. Die ‚deutschen Schwestern' selbst sind zum Theil nach Bayern, nach Köln und etwa zwanzig nach England geflüchtet. Bei der Erregtheit der unteren Bevölkerungsschichten wird übrigens befürchtet, daß in Paris die Verfolgung der deutschen Priester bald zu einem Sturm gegen die Kleriker als solche ausarten werde. Die zügellose Menge läßt sich kaum bändigen!"

Aus Paris wurde über Brüssel gemeldet: Wegen beklagenswerther Mißbräuche, die unter dem Vorwand Spione zu suchen, vorkommen, ordnete der Polizeipräfekt an, daß Niemand ohne richterliche Ermächtigung in Bürgerhäuser eindringen und Verhaftungen vornehmen darf.

In den Provinzen wurde der Racenhaß durch die Pariser Blätter angefacht, wodurch sich viele Bürger und Bauern verleiten ließen, fortwährend auf deutsche Soldaten, wie auch auf Sanitätszüge, Verwundete und Parlamentäre aus Verstecken zu schießen. Bei Nancy wurde ein Sanitätszug beschossen, so daß einige verwundete deutsche Offiziere nochmals von mehreren Kugeln getroffen und dann noch nackt ausgeplündert wurden. Eine Freischaar von 1500 Mann überfiel 35 Bayern und massakrirte sie. Daher sahen sich die deutschen Truppen genöthigt, strengere Maßregeln zu er-

greifen. Bei Gorze wurden 18 Bauern erſchoſſen. Durch öffentliche Anſchläge wurde allen Franzoſen, die nicht regelmäßige Soldaten ſeyen, bei Todesſtrafe jeder gewaltthätige Widerſtand unterſagt.

Der Unfug hörte nicht auf, nahm aber auch keine größern Dimenſionen an. Die Mehrheit der franzöſiſchen Bevölkerung war friedliebend und in Angſt. Immer nur einzelne Strolche und Raubgeſindel, von der Regierungspreſſe ſelber aufgereizt, und in einigen wenigen Gegenden auch von den Pfaffen fanatiſirte Bauern machten Ueberfälle. So wurde ein preußiſches Detachement bei Lüneville in der Mitte des September von 500 bewaffneten Bauern überfallen, jedoch trieben ſie das wilde Volk zurück. — Bei Spichern wurden die Gräber der dort gefallenen deutſchen Helden von ruchloſen Händen auf die ſchändlichſte Weiſe durch Zerſtören der Grabhügel, Zerbrechen der proviſoriſchen Kreuze und Abreißen der angebrachten Inſchriften entweiht und auf abſcheuliche Weiſe verunreinigt. — Bei Metz wurde ein großes Weib gefangen, welches mehrere verwundete Soldaten ermordet hatte, ja ſogar einen derſelben auf ſo entſetzliche Art verſtümmelt, daß die Feder ſich ſträubt, es niederzuſchreiben, und der Anſtand verbietet, es näher zu bezeichnen. Am 24. September wurde eine Bande bewaffneter Bauern zwiſchen Nancy und Lüneville aus einem Verhau im Walde bei Baconrat durch vier Bataillone Preußen und Sachſen hinausgeworfen. In Flavigny wurde ein Feldgensdarm ermordet. In Vezeliſe wurden deren fünf überfallen und gefangen. Die Häuſer, worin es geſchah, wurden von den Deutſchen in Aſche gelegt, die Maires beider Orte und mehrere andere Geißeln fortgeführt, bis Flavigny 50,000 Fr. für die Hinterbliebenen der ermordeten Gensdarmen bezahlt haben würde. In Dugny wurden drei preußiſche Feldpoſten abgefangen. Sogleich aber wurden deutſche Truppen aufgeboten und dieſen gelang es, mehrere Banden in einen Wald zuſammenzutreiben, wo ſie, von allen Seiten durch Artillerie und Infanterie beſchoſſen, ſich

in der Zahl von 1500 ergaben, nachdem ſie 300 Todte und 800 Verwundete zurückgelaſſen hatten.

Einem preußiſchen Lieutenant von Schenck wurden, wie man in den Verluſtliſten las, von ſeinem Quartiergeber beide Hände verwundet. Dagegen ergab ſich das Gerücht, Oberſtlieutenant von Peſtel, der Saarbrücken ſo tapfer vertheidigt hatte, ſey ermordet worden, als unwahr. Ebenſo die falſche Nachricht, einem preußiſchen Dragoneroffizier ſeyen im Quartier die Augen ausgeſtochen worden.

Am 11. Oktober entgleiſte ein Eiſenbahnzug mit Kranken bei Epernay, weil die Schienen von Bauern aufgeriſſen waren. „Patrouillen, die ausgeſchickt wurden, ergriffen auch bald ein Dutzend Leute. Zwei, die ſich widerſetzten, wurden ſofort erſchoſſen; andere ſagten aus, daß ſie vom Grafen Chevigny, dem Schwiegervater des Herzogs von Montebello, für 2000 Francs gedungen ſeyen, die Schienen aufzureißen. Es begab ſich ſofort eine Abtheilung Soldaten nach Schloß Bourſolt, dem Wohnort des Grafen. Der Graf, der beim Frühſtück ſaß, führte eine Komödie der Ruhe auf, die jedoch in Allen die moraliſche Ueberzeugung erweckte, daß die Ausſage der Leute vollkommen der Wahrheit entſpreche. Die Abführung des Grafen und ſeines Haushofmeiſters erfolgte denn auch ſofort.“ Beim Umſturz der Wagen kamen zwei Bayern und zwei Preußen um's Leben und ſechs andere Kranke wurden ſchwer verwundet. Da ſolche Angriffe auf Bahnzüge ſchon öfter vorgekommen waren, brauchten ſeitdem die deutſchen Etappencommandanten die Vorſicht, die Maires und vornehmſten Perſonen der angrenzenden Ortſchaften bei jedem Bahnzug in den erſten Wagen zu ſetzen, damit, wenn die Schienen wieder aufgeriſſen würden, ſie die erſten Opfer des Frevels ſeyen.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober wurde eine preußiſche Compagnie in Stenay unfern von Sedan durch Verrath der Einwohner überfallen und zwar durch franzöſiſche Beſatzungstruppen aus Montmedy. Nur 30 Mann entkamen.

Die Franzoſen erlaubten ſich feig aus dem Hinterhalt auf Wachtpoſten, Verwundete und Kranke, auf Bahnzüge zu ſchießen, vereinzelte Soldaten in den Häuſern grauſam umzubringen, während ſie im offenen Kampf gewöhnlich vor den Deutſchen davon liefen. Aber ſie fühlten das Ehrloſe einer ſolchen Handlungsweiſe nicht, ſie wurden vielmehr durch die franzöſiſche Regierungspreſſe ſelbſt wegen ſolcher Frevel belohnt und dazu angereizt. Sie hatten nicht einmal ſo viel Beſonnenheit, einzuſehen, daß ſie mit der ohnmächtigen Wuth gegen den überlegenen Feind doch nichts ausrichteten und ſich nur ſtrengern Maßregeln ausſetzten, die derſelbe treffen mußte. Die Nation ſchien aller Vernunft beraubt. Ihre Kampfart war die eines böſen aber ſchwachen Weibes gegenüber einem ruhigen und ſtarken Manne. Die preußiſche Staatszeitung ſchrieb damals: „Das franzöſiſche Volk, welches an der Spitze der Civiliſation marſchiren ſoll und deſſen eminenteſter Dichter Paris als Hauptſtadt Europas und Heiligthum der Culturwelt vor den Angriffen der deutſchen Armeen gewahrt wiſſen will, hat in der letzten Zeit nur zu zahlreiche Beweiſe des tiefſten ſittlichen Verfalls gegeben. Die Unthaten und Laſter der afrikaniſchen Regimenter, die in dem dortigen Culturzuſtande ihre Erklärung finden, ſind längſt durch Verruchtheiten überboten, welche auf franzöſiſchem Boden erwuchſen. Daß die friedlichen deutſchen Einwohner durch die franzöſiſche Regierung aus Frankreich vertrieben, großentheils ihres Eigenthums beraubt und den brutalſten Mißhandlungen des aufgehetzten Pöbels preisgegeben werden konnten, Angeſichts der civiliſirten Welt, daß, während Preußen und ſeine Verbündeten zu Lande wie zu See das Privateigenthum achten, Frankreich dies nicht thut — das hat, wenigſtens zu Anfang des Krieges, ſelbſt in Frankreich noch vereinzelte Mißbilligung gefunden. Seitdem aber haben nicht nur ſolche Barbareien ſich geſteigert, ſondern in der Kriegführung ſind Erſcheinungen zu Tage getreten, welche jeder Cultur und jeder Menſchlichkeit Hohn ſprechen. Preußen hat die Erklärung abgeben müſſen, daß das

fortgesetzte völkerrechtswidrige Schießen auf Parlamentäre es nöthige, von Absendung solcher fernerhin gänzlich abzusehen. Inzwischen haben die Fälle, daß französische Soldaten, verwundete oder sich verwundet stellende, meuchlings auf unsere Offiziere und Soldaten schießen, welche sie schonten, sich in erschreckender Weise gemehrt. Bewaffnete Banden, die von der französischen Regierung als francstireurs autorisirt worden, führen nicht nur gegen das Eigenthum und gegen Unbewehrte Krieg, sondern überfallen die Züge von Verwundeten, welche unter dem rothen Kreuze dem Schutze und der Hülfe der Menschlichkeit anempfohlen seyn sollen. Sie mißhandeln und plündern solche Züge. In der Schandthat von Laon, welche ehrlosen Treubruch mit scheußlicher Mordthat vereinigt, gipfelt diese Art der Kriegführung. Vergebens sucht man in der fanatisirten und vom Lügengeist durchdrungenen französischen Presse nach einer mißbilligenden Stimme. Die verruchte That in Laon wird vielmehr in französischen und belgischen Zeitungen als Heldenthat gefeiert den Urhebern ein ehrenvolles Blatt in der Geschichte zugesagt. Für die edle Mannszucht des deutschen Soldaten, seine Achtung der Person und des Eigenthums muß oft in der verblendeten, dünkelhaften Bevölkerung sehr wenig Verständniß vorhanden seyn, sonst könnten es französische Blätter nicht wagen, diese Haltung als Anzeichen der Entmuthigung und der Besorgniß vor Katastrophen auszugeben, welche den deutschen Soldaten inmitten der großen Nation erfüllen sollen! Solche Verblendung, solche Verwirrung in den sittlichen Begriffen bei den anarchischen Zuständen, welche die partiellen Proklamirungen der Republik in Frankreich ohnehin hervorbringen, müssen der deutschen Kriegführung, die auf der Höhe deutscher Civilisation steht, von Tag zu Tag mehr Schwierigkeiten bereiten. Wir hoffen trotzdem, daß sie ihre Aufgabe in würdigster Weise zu lösen im Stande seyn wird. Aber die Frage liegt doch nahe: wie wird eine Kriegführung, die nicht blos Person und Eigenthum schont, nicht blos im Feinde stets auch den Menschen achtet, sondern, wie

in der Kapitulation von Sedan ein leuchtendes Beiſpiel vorliegt, in edelſter, ritterlichſter Weiſe im Gegner die Tapferkeit ehrt; wie wird eine ſolche Kriegführung uns bis zum Ende möglich werden, wenn nicht die im Terrorismus verſtummten beſſern Geiſter in Frankreich ſelbſt, wenn nicht die mahnenden Stimmen aller civiliſirten Nationen gegen die ſittliche Verwilderung in jenem Lande ſich laut erheben?"

Ein öſterreichiſcher Stabsoffizier urtheilte in der „Wiener Preſſe" über die deutſche Kriegführung: „Schon im Jahr 1866 konnte man aus den Operationen der deutſchen Armee die Ueberzeugung gewinnen, daß der preußiſche Generalſtab mit den traditionellen Axiomen der Strategie und Taktik gebrochen und einer neuen Methode der Kriegskunſt ſich zugewendet hat, um den Gegner niederzuwerfen; die koloſſalen Heeresmaſſen, welche nunmehr immer das Operationsfeld betreten, das Eiſenbahn- und Telegraphennetz, welches ſich auf demſelben mehr oder weniger dicht ausbreitet und endlich die Weſenheit der durch die Präciſionskanone, Mitrailleuſe und das Hinterladungsgewehr geänderten taktiſchen Grundſätze, durch welche weit raſcher als ehemals die Entſcheidung eines Gefechts herbeigeführt wird — ſind die gewichtigen Motive zu jener Metamorphoſe in der Leitung und Verwendung größerer Truppenkörper geweſen, welcher wir auch dießmal die franzöſiſche Armee, trotz der hartnäckigſten Tapferkeit, welche ſie in den meiſten Kämpfen ihren Beſiegern entgegenſetzte, unterliegen ſehen. Sonach iſt es nicht nur die glänzende Bravour und die patriotiſche Begeiſterung der deutſchen Truppen allein, welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuſchreiben ſind, ſondern dieſelben ſind ebenſo die natürliche Folge der viel rationellern und überlegenern Truppenführung bei den deutſchen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moraliſchen Factoren, ſondern ein Triumph des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts in der Kriegskunſt.

Wenn zur Zeit Napoleons I. und nachher bis zur Einführung des Hinterladers und der gezogenen Kanone noch die unwiderſteh-

liche Kraft der zum Kampfe mit der blanken Waffe vordringenden Infanterie- und Cavalleriemaſſen darauf hingewieſen hat, die Colonnen in möglichſt concentrirter Form vorwärts zu bewegen, um durch die Wucht eines vereinten und wiederholten Stoßes derſelben die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, ſo iſt dieſes Verfahren in den Kriegen der Gegenwart geradezu ein Mittel, um ſchneller und ſicherer geſchlagen zu werden als früher, weil ſowohl die Präciſionskanone, die Mitrailleuſe und der Hinterlader die lebendigen Zielobjekte um ſo beſſer zu zerſtören in der Lage ſind, in je größeren Dimenſionen dieſe gegen die Schußlinien derſelben bewegt werden, Frontalangriffe alſo an und für ſich nur ſelten gelingen dürften. Es war demnach auch die Aufgabe der Kriegswiſſenſchaft, ſowohl in der Strategie als Taktik ſolche Grundregeln zu ſchaffen, welche die Concentrirung großer Truppenmaſſen auf möglichſt kleinen Räumen perhorreſcirten, und ohne ihre — auf ein gemeinſchaftliches Zuſammenwirken auf dem Schlachtfelde berechnete — ununterbrochene Fühlung zu beeinträchtigen, den verſchiedenen Waffengattungen Gelegenheit bieten ſollten, im Gegenſatz zu der Stoßtaktik den Gegner durch eine vehemente, concentriſche Feuerwirkung zu bewältigen.

Das Zuſammendrängen großer Truppencorps auf wenigen Parallelſtraßen, zu dem Zweck mit denſelben ein beſtimmtes Operationsobjekt mit ungetheilter Kraft zu erreichen, hat den taktiſchen Nachtheil einer zu großen Colonnentiefe, welche bei ſo rieſigen Armeen, wie ſie heutzutage die Kriegsſchauplätze betreten, kaum binnen Tagesfriſt die Entwicklung aus der Marſch- in die Gefechtsform geſtattet; daher kann es ſich zuweilen ereignen, daß die Tete ſolcher langen Colonnen früher geſchlagen wird, bevor das Gros derſelben am Kampfplatz einzutreffen im Stande iſt. So ſahen wir denn auch im Jahr 1866 die Armee des Kronprinzen von Preußen diviſionsweiſe durch das Eulengebirge in Böhmen einbrechen und das ſechste öſterreichiſche auf einer einzigen Straße marſchirende Armeecorps in der rechten Flanke faſſen; das erſte über Trautenau

vorrückende preußiſche Armeecorps hatte ebenſo wie die über Eipel kommende Gardediviſion und das fünfte preußiſche Armeecorps den Sammelplatz Schürz-Gradlitz-Königinhof, die Anmarſchlinie dieſer ſämmtlichen kleinern Colonnen war daher concentriſch, und die zwiſchen dieſe Marſchlinie geſchobenen öſterreichiſchen Armeecorps wurden am 27., 28. und 29. Juni auch immer in Front und Flanke gefaßt.

In dieſem Feldzuge gegen Frankreich wiederholt ſich daſſelbe Schauſpiel; von Landau-Germersheim einerſeits und von Lauterburg-Marau andrerſeits rucken jene fünf, die dritte deutſche Armee bildenden Armeecorps gegen Weiſſenburg und von dort über Lembach, Lobſann, Sulz, Holſchloch und Surburg gegen das Wasgaugebirge vor, um ſich bei Froſchweiler zur Erdrückung des Mac Mahon'ſchen Corps concentriſch zu vereinigen.

Durch dieſe Thatſachen iſt es evident nachgewieſen, daß die Taktik der deutſchen Armeen principiell die Ueberflügelung des Gegners zum Ziele hat, und nur ausnahmsweiſe, durch gebieteriſche Umſtände dringendſter Art, werden die Führer derſelben veranlaßt von dieſer Maxime abzuweichen und durch energiſche, wenn auch nicht den Kampf entſcheidende, gegen die feindliche Front geführte Offenſivſtöße das Gefecht ſo lange hinzuhalten, bis der taktiſche Aufmarſch der zur Aktion berufenen Truppen vollendet und die damit verbundenen Flankenangriffe mit obligatem Kreuzfeuer und Bedrohung der Rückzugslinie die Niederlage des Gegners herbeiführen. Es ward dieſes Manöver, welches umſichtige und im Terrain gut orientirte Truppenführer und eine im Feuer ruhige Truppe erfordert, ebenſo bei Weiſſenburg, Wörth, Saarbrücken-Forbach, am 18. Auguſt bei Metz, und am 2. September auch bei Sedan, aber im großen Styl, erfolgreich angewendet.

In der Schlacht bei Metz trat dieſe taktiſche Routine in beſonders markanter Weiſe hervor; alle Tapferkeit des 9. preußiſchen Armeecorps bei Verneville und St. Ail, ſowie der Todesmuth der Garden bei St. Marie-aux-Chênes und St. Privat, würden er-

folglos gewesen seyn, wenn das 12. Armeecorps (Sachsen) nicht über Doncourt den rechten Flügel der französischen Stellung gegen 7 Uhr Abends aufgerollt hätte. Dieses taktische Ueberflügeln der feindlichen Gefechtsfronten wird um so leichter ausführbar, wenn die Operationsbasis der zur Offensive übergehenden Armee auch eine gegen die feindliche Aufmarsch- oder Anmarschlinie gerichtete umfassende Anlage hat, und zwar so wie es jene der preußisch-schlesischen Armee im Jahr 1866 und der 3. deutschen Armee im gegenwärtigen Feldzuge gewesen ist; dann ist die concentrische Offensive im Fall des Mißlingens auch ohne jede Gefährdung der Rückzugslinie durchführbar. Nicht so aber war dieß der Fall in der Schlacht bei Metz am 18. August, wo der größere Theil der zweiten deutschen Armee vor der Front der französischen Position einen äußerst kühnen Flankenmarsch vollführte, um an diese in der Front und Flanke allmälig heranzukommen. Ein ähnliches Manöver (obschon mit weniger Gefahren für den Rückzug), von Friedrich dem Großen bei Kolin versucht, hatte der sonst doch so bedächtige Feldmarschall Daun, welcher der preußischen Armee dabei in die Flanke fiel, durch einen eclatanten Sieg geahndet. Wenn nun die deutsche Heeresleitung in dieser Hinsicht bei der Ausführung der kühnen Bewegung am 18. August völlig beruhigt schien, muß dieß nur darin seine Erklärung finden, daß man beinahe mit Gewißheit annehmen konnte: die französische Armee bei Metz werde aus der Defensive nicht mehr heraustreten, und Marschall Bazaine, der es versäumte am rechten Moselufer an der Nied Française eine offensive Schlacht zu schlagen, werde sich um so weniger am linken Moselufer zu diesem Entschluß aufraffen. Die Stelle im officiellen preußischen Bulletin: ‚Sein Verhalten gegenüber den bisherigen Operationen der deutschen Armeen hatte dem Feind keine andere Wahl gelassen' (als eine defensive Schlacht zu schlagen nämlich). ist eben der beste Commentar für diese Auffassung. Wenn es also nach diesen Anführungen von Thatsachen keiner durchschlagenderen

die Gefangenen aussagten, gefährlich verwundet worden war. Von der andern Seite wurden die durch diesen Sieg in Schrecken gesetzten Türken von dem Obristen Patzowski verfolgt, und ließen in den Verhacken bei Liman und in der von ihnen in Brand gesteckten Vorstadt des festen Platzes Kintulin, den unsere Truppen am 21 einnahmen, sieben Kanonen im Stich.“

Alle diese Siege der Russen hatten zur Folge, daß nach und nach immer mehr Asiaten, die vorher zwischen Türken und Russen geschwankt hatten, sich nunmehr bei den Letztern einzuschmeicheln suchten. „Am 29 August erschien im Hauptquartier ein Detaschement der türkischen Reiterei der Dehli-Baschi's und Hayti's, Freiwilliger aus dem Paschalik Erzerum, die zu unsern Fahnen eilten. Die Dehli-Baschi's und Hayti's sind eingeborne Türken und des Sultans beste Cavallerie. Sie standen früher im Rufe, daß sie sich nie kriegsgefangen ergeben. Es war ein eigener Anblick, diese Reiterei an dem Oberbefehlshaber vorbei defiliren zu sehen, zwei Baschi's an der Spitze. Der Graf machte ihnen Geschenke. Heute stellten sie in seiner Gegenwart Lustgefechte mit einer Partei Kurden an, und ihre ausgezeichnete Gewandtheit und Schnelligkeit im Tummeln der Rosse und Handhaben der Klinge erweckte allgemeine Bewunderung. Unser Russenlager in Asien liefert ein Gemälde voll Leben und Mannichfaltigkeit. Sie sehen hier muselmännische Regimenter aus den Provinzen des Kaukasus, die Cavallerie der Kengerly, eines kriegerischen Stammes aus Nachitschevan, armenische Krieger aus Kars, muselmännische aus Bajazet, freie Kurden, die noch im vergangenen Jahre gegen uns zu Felde zogen und jetzt freiwillig sich unter unsere Fahnen versammelt haben, Tschetschenen vom Kaukasus, und endlich, um das Gewühl noch bunter zu machen, die Dehli's und Hayti's. Die

Beweiskraft mehr bedarf, um es klar zu legen, daß ſowohl die öſterreichiſche Armee im Jahr 1866 als die franzöſiſche im dießjährigen Feldzuge jener concentriſchen Angriffsmethode mit obligater Kreuzfeuerwirkung, dann gleichzeitiger Flanken- und Rückenbedrohung unterlag, ſo iſt es ebenſo für den unbefangenen Beobachter einleuchtend: daß die deutſche Heeresleitung bei dem ſtrategiſchen Operationsentwurf für die Action der drei urſprünglich getrennt geweſenen Armeen es darauf anlegte, die feindlichen Streitmaſſen erſt zu theilen, und dann durch combinirtes Zuſammenwirken derſelben dieſe einzelnen Theile mit Uebermacht zu erdrücken, wobei die im Rücken der operirenden drei Armeen ſchleunigſt hergeſtellten Telegraphen-Linien die Gelegenheit zur gegenſeitigen raſchen Verſtändigung boten. Die franzöſiſche Hauptarmee hatte ſich dieſes Mittels der raſchen Mittheilung an ihre rechte Flügelarmee ſowohl als die Reſervearmee bei Chalons durch die Niederlagen von Saarbrücken und Metz gänzlich begeben, und die vollſtändige Iſolirung derſelben war nur die Folge des geringen Verſtändniſſes, welches man für die Beibehaltung der ſo nothwendigen Verbindung der einzelnen Armeecorps im franzöſiſchen Hauptquartier gehabt zu haben ſchien.

Dieſe oben angeführten taktiſchen und ſtrategiſchen Maximen, welche bei dem deutſchen Heer in dem gegenwärtigen Krieg angewendet wurden, fanden aber auch eine ſeltene Begünſtigung in der Unfähigkeit der franzöſiſchen Heeresleitung ſowohl als in jener der untergeordneten franzöſiſchen Truppenführer. Zuerſt war es die ſtrategiſche Verzettelung der ſchwächeren franzöſiſchen Armee zwiſchen Straßburg und Thionville, welche, nach dem Muſter der vom öſterreichiſchen Feldzeugmeiſter Lascy erfundenen Cordonſtellung (die, von den öſterreichiſchen Generalen im Jahr 1796 und 1797 in Italien am Ticino, an der Adda und Etſch angewendet, dem Obergeneral Bonaparte zu den bekannten wohlfeilen Siegen verhalf) conſtruirt, bei dem erſten Anprall der erſten und zweiten deutſchen Armee ſich in ihre Factoren auflöſen mußte, und dann ſpukten in

den taktiſchen Actionen der franzöſiſchen Generale noch die Geiſter aus der alten napoleoniſchen Schule, welche es, im Gegenſatz zu der concentriſchen Angriffsmethode, darauf abgeſehen hat, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen; ſo geſchah es denn auch, daß Mac Mahon ſich bei Wörth der viermal ſtärkeren dritten deutſchen Armee entgegenwarf, in der offenbaren Abſicht, ſie von Froſchweiler aus vor ihrer Vereinigung corpsweiſe zu ſchlagen, daher ſeine wiederholten Frontveränderungen, welche an die Kämpfe bei Rivoli im Jahr 1796 erinnern; auch Froſſard ſcheint bei Saarbrücken gehofft zu haben, von den Spicherer Bergen aus mit ſeinem Armeecorps die Vereinigung der zweiten und erſten Armee hindern zu können. In der tollkühnen Bewegung Mac Mahons von Chalons gegen Thionville im Rücken des ſiegreich gegen Paris vorrückenden Heeres können wir ebenſo nur eine verunglückte Nachahmung der Taktik des erſten Napoleon erblicken, welche aber, unter weit ungünſtigeren Chancen unternommen, auch noch tragiſcher enden mußte. Indem wir alſo bei der franzöſiſchen Armeeleitung und Truppenführung alte verrottete Kriegsmaximen in der unglücklichſten Gebrauchsanwendung ſehen, lächelt uns aus dem taktiſchen und ſtrategiſchen Verfahren der deutſchen Armeen das friſche Lebensgrün eines neuen, auf die Fortſchritte der Kriegswiſſenſchaft und die Verbeſſerung der Feuerwaffen baſirten Kriegsſyſtems entgegen."

Die ſchweren Verluſte, welche die deutſchen Sieger in ſo vielen blutigen Schlachten erlitten hatten, wurden regelmäßig und rechtzeitig durch Reſerven aus dem Vaterlande erſetzt, alle Lücken der Heere vollſtändig wieder ergänzt. Im Wiener „Wanderer" drückte ein Schreiben aus Berlin Anfang September ſeine Bewunderung der preußiſchen Heeresorganiſation aus: „Vier Wochen ſind dahin, und welche blutigen Wochen! ſeitdem die Linienregimenter aus den öſtlichen Provinzen in endloſen Zügen von Berlin weiter nach dem Rhein transportirt wurden. Seitdem ſind, ihnen auf dem Rücken, die Landwehrbataillone gefolgt. Einen Augenblick war Berlin leer

von Truppen; es fiel auf, wenn man einer Wachmannschaft begegnete; es fiel noch mehr auf, daß sie aus ernsten, kräftigen Männern bestand, meist auf der Brust das Kreuz von 1866. Nur wenige Tage diese ungewohnte Oede, dann sah man wieder Soldaten und massenhafter als in der Zeit des gewöhnlichen Garnisonsstandes. Viele Freiwillige waren eingekleidet; schmucke Jünglinge in allen Uniformen begegnete man in den Cafés. Jetzt sind sie in abermals langen Zügen inmitten von riesigen Kanonen und ungeheuren Proviantvorräthen nach dem Kriegsschauplatz geführt worden. Und alles, wie von Anfang an, geht mit einer imposanten Ruhe vor sich mit der sicheren Ordnung eines erprobten und von kundiger Hand geleiteten Mechanismus. Zwei Armeen sind fort, ich zähle ihre Streiter nicht; Jedermann weiß, daß 1 Million über Frankreichs Lande sich ergießt. Zwei solcher Riesenarmeen sind fort, und schon wieder bildet man eine neue, ohne Anstrengung, ohne Aufruf, ohne geräuschvolles Gebahren. Man merkt nichts davon, als daß man zuweilen einem langen Trupp von Männern begegnet, in Bauernkitteln und im städtischen Rock, fast jeder ein Bündel in der Hand, Arm und Reich, Menschen von etlichen 30 Jahren und jünger, die ein Soldat in Uniform vom Bahnhof durch die Straßen geleitet. Es sind die Reservisten und Landwehren, welche den Stamm der neuen, der dritten Armee, bilden werden, die vielleicht in 4 Wochen und früher schon zum Schuß fertig vor dem Feinde steht. Es ist eine Erscheinung, die andern märchenhaft vorkommen muß, und die uns selbst, die wir seit Kindheit auf mit der Wehrverfassung des Vaterlandes bekannt sind, ein Gefühl von Staunen, Schrecken und Stolz abnöthigt. Wir sehen Armeen wirklich aus dem Boden stampfen. Ein Befehl des einzigen Menschen, der solche Zaubermacht über Millionen hat, und im Nu wird ihm gehorsamt. Man schlägt die Bücher auf, setzt die Namen auf die Briefe und schickt sie an ihre Adressen. Ein Tag, dann stellt der Bauer den Pflug bei Seite, der Kaufmann schließt seinen Laden,

der Handwerker verabschiedet sich von seinem Meister, der Beamte macht seine Bücher zu. Wer Weib und Kind hat, gibt ihnen den Scheidekuß. Noch einen Tag, dann ist der Bauer, der Kaufmann, der Handwerker, der Beamte Soldat, fix und fertig neu equipirt, einer gleich dem andern, ein Atom in dieser furchtbaren Heeresmacht, die auf ein Wort den Arm hebt, auf ein anderes ihn muß wieder niederfallen lassen. Und nirgends Murren, Widerstand oder Trauer. Es muß eine sittliche Macht in diesem Aufgebot liegen, daß sie die Massen also zu bändigen, mit einem Geist zu erfüllen vermag, der sie mit Hurrah und mit Gesang in den Tod der Schlacht marschiren läßt! Nirgends in der Welt, wohl darf man es sagen, gibt es etwas Aehnliches an Großartigkeit der äußern Erscheinung wie des innern Gehaltes. Zum ersten Male entfaltet sich die preußisch-norddeutsche Armeeorganisation in ihrer ganzen Umfänglichkeit und nöthigt dem, der sie mit dieser Unfehlbarkeit arbeiten sieht, Bewunderung vor solcher bis in's Kleinste berechneten Umwandlung eines Volkes in ein Kriegsheer ab. An nichts fehlt es, als vielleicht nach den mörderischen Verlusten bei Metz an Offizieren. Man stellt Bataillone über Bataillone auf, als lägen sie fertig auf Lager; man gießt Begeisterung und Todesverachtung in diese Mauern von Menschen, und man führt sie durch ein Heer von Blutenden und Sterbenden, um sie, wenn es befohlen wird, gegen die speienden Höllenmaschinen stürmen zu lassen. Noch zwei, noch drei Armeen können so erstehen, ehe uns ähnliche Verzweiflung ergreift, wie in Paris, das die letzten Anstrengungen macht und für den Waffendienst nehmen muß, was sich bietet. Es ist kein Wunder, daß man in Paris den Umfang und die Bedeutung der preußischen Heeresmacht nicht gekannt hat; man wird sie nirgend anderswo besser kennen, denn wir selber haben sie nicht gekannt."

Das wichtigste Organ im preußischen Heer war die Centralleitung, die mittelst des Feldtelegraphen vom Grafen Moltke, Chef des Generalstabs ausging, und ihm gegenüber noch ein zweites

peripherisches Organ, die Feldgensdarmerie. Von ihnen sagt eine Correspondenz der Kölner Zeitung aus der Nähe von St. Avold: „Ich fand hier die große Spinnmaschine der Armee, den Feldtelegraphen vorgefahren, welcher seine Bulletin-Drahtnetze flugs hinter den vormarschirenden Truppen durch das kriegsüberdeckte Land ausspannt. Einige Meilen Weges mit diesem verhängnißvollen Draht zu überspinnen, ist für die Pionier-Abtheilung das Werk weniger Stunden. Wo die Drähte längs großer Waldsäume vorbeigeführt werden, da folgt auf die ordnende Hand des Telegraphen-Technikers unmittelbar die Axt der Pioniere, welche Tausende und abermals Tausende Eichen- und Buchenäste, die über die Telegraphendrähte herüberragen, abklippen. Diese Errichtung des Feld-Telegraphennetzes geschieht so zauberhaft flink, und mit einer so großen Präcision, daß die Beobachtung dieses Werkes mit zu den interessantesten Wahrnehmungen des militärischen Touristen gehört. Ueber alle diese Arbeitsfäden der Kriegsmaschine im Felde wachen das überall gegenwärtige Auge und der eiserne feste Arm der preußischen Armeegensdarmerie. Dieses Musterinstitut von Kriegspolizei muß von Jedem bewundert werden, der auch nur einen Tag lang eine Kriegstruppe und sey es auch nur eine Proviantcolonne, begleitet. Er wird von Zeit zu Zeit je zwei oder je vier vereint, schöne, ernste und kräftige Reiter in der Uniform unserer Gensdarmen, plötzlich auf einer Heerstraße oder aus einem Walddickicht, oder in einem fernen Thalgrund auftauchen, manchmal auch eben so rasch wieder spurlos verschwinden sehen. Diese Reiter gehören zur Feldgensdarmerie. Das Corps der Feldgensdarmerie ist ausschließlich zur Wahrnehmung der Heerespolizei im Kriege, so wie auch erforderlichen Falls zur Handhabung der Landespolizei in occupirten feindlichen Gebieten bestimmt. Bei jeder Mobilmachung wird in jedem Armeecorps in dessen Stabsquartier eine berittene Feldgensdarmerie in der Stärke von 1 Rittmeister, 2 Wachtmeistern, 60 Feldgensdarmen (15 Obergensdarmen, 15 Unteroffizieren, 30 Gefreiten)

formirt, welche zum Theil aus der Landgensdarmerie, zum Theil aus Unteroffizieren und Gefreiten der Cavallerie-Regimenter des Armeecorps ausgesucht werden. Bei der Wahl der Feldgensdarmen wird nur auf solche Leute Rücksicht genommen, die sich durch kräftigen Körperbau, große Umsicht und Zuverlässigkeit und Fähigkeit auszeichnen, sich schriftlich verständlich ausdrücken können. Selbst auf die Berittmachung der Feldgensdarmerie wird alle Sorgfalt verwandt, indem derselben die für den schwierigen Einzeldienst brauchbarsten Pferde ausgesucht werden."

Weiter heißt es: „der Feldgensdarm ist der Schutzengel der civilen Bevölkerung des feindlichen Landes, der Schrecken des plünderungssüchtigen Soldaten. Sie müssen den Truppen- und Transportzügen die Wege offen halten, sich schleunigst in der Gegend, wohin die Truppen kommen, mit Weg und Steg und mit einflußreichen Personen bekannt machen, Spione abfangen, überall und nirgends seyn, auf dem Schlachtfelde das Plündern der Verwundeten und hinter der Armee das Marodiren verhindern. Jedermann muß ihnen gehorchen und gegen jeden, der es nicht thut, dürfen sie die Waffen gebrauchen, selbst gegen Offiziere. Wo requirirt wird, müssen sie dafür sorgen, daß die Einwohner, denen etwas abgenommen wird, dafür quittirt werden."

Ueber den General Moltke, die eigentliche Seele der dermaligen deutschen Heere in Frankreich hier einige Notizen. Helmuth, Freiherr v. Moltke wurde am 26. Oktober 1800 geboren, stand seit 1818 in dänischen, seit 1822 in preußischen Militärdiensten, zeichnete sich bald durch sein Wissen aus, wurde Lehrer an einer Divisionsschule und 1827 in den Generalstab versetzt. Von diesem wurde er 1836 als Hauptmann auf drei Jahre nach der Türkei commandirt, um dort die Truppen zu organisiren. Er war in den Gefechten gegen die Kurden und 1839 auch in der Schlacht bei Nisib. Auch entwarf er einen Plan zur bessern Vertheidigung der Dardanellen. Zurückgekehrt, und von Stufe zu Stufe höher stei-

gend, begleitete er eine Zeitlang den Prinzen Heinrich von Preußen nach Rom, wurde dann Chef des Generalstabs beim 4. Armeecorps, 1855 erster Adjutant des Kronprinzen von Preußen, 1856 General, 1857 Chef des Generalstabs der gesammten preußischen Armee. Im dänischen Krieg 1864 leitete er die strategischen Vorbereitungen zum Uebergang auf die Insel Alsen. Auch war er es, der meisterhafte Pläne zur Vertheidigung der Nordseeküsten für den Bundestag entwarf, welche dieser aber ad acta legte. Erst im Jahr 1866 gewann sein Name so strahlenden Glanz, daß alle Welt ihn als den ersten Strategen anerkannte, als den er sich wieder 1870 so ruhmvoll bewährt hat.

Hier sey noch eines Scherzes gedacht, der im August durch die Zeitungen lief. „Zum erstenmal", schreibt die Nordd. A. Ztg., „finden wir uns mit den französischen Blättern einverstanden über die Ursachen, welche unseren Waffen den Sieg über die französischen Armeen gegeben haben. Der Pariser Figaro vom 5. September schreibt wörtlich: Savez-vous quel était le général prussien chargé par le ministre de la guerre de centraliser à Paris, depuis 1866, les informations relatives aux routes qui amènent de la frontière dans notre capitale? C'était le général Staff que toute la haute société parisienne connait bien, et qui était reçu partout. C'est grâce aux renseignements et aux cartes fournis par le général Staff, que le prince Frédéric-Charles, le prince héritier et le général de Moltke ont dressés leur plan de campagne qu'ils cherchent à exécuter aujourd'hui. — Wir haben nicht nöthig, zu übersetzen; wir haben auch kaum nöthig, unseren Lesern zum Verständniß dieser hübschen Anekdote zu sagen, daß der Redakteur des Figaro, Herr Emile Blavet, den Stoff zu dieser wichtigen Mittheilung offenbar aus einer englischen Zeitung geschöpft hat, wo von staff die Rede war, was eben Stab bedeutet, so daß der preußische General Staff, dieser General, ‚der sich seit 1866 in der besten Gesellschaft von Paris bewegt hat', nichts

weiter ist als — der preußische Generalstab. Sind wir also darin vollständig mit dem Figaro einverstanden, daß es der preußische General Staff gewesen, der unsere Truppen zum Siege geführt, so wird nach dieser Probe das französische Volk vielleicht auch die weiteren Ursachen seiner Niederlage in seiner krassen Ignoranz und seiner dabei herlaufenden Ueberhebung erkennen. Wenn solche Dinge, die in Preußen einen Schulknaben zum Gespött seiner Mitschüler machen würden, in Paris in einem großen Journal, das die öffentliche Meinung aufklären will, passiren, dann müssen wir den Franzosen sagen: geht nach Haus, baut Schulen, laßt eure Kinder etwas lernen, und dann kommt wieder, wenn ihr in Europa noch einmal mitsprechen wollt. Bis dahin aber wundert euch nicht, daß ihr die Ruthe bekommt vom — preußischen General Staff."

Eben so musterhaft war die Verproviantirung der deutschen Armee. In fast ununterbrochenen Bahnzügen führten die Eisenbahnen ihr Lebensmittel nach. In Bezug auf die so äußerst nützliche Concentrirung gesunder und kräftiger Nahrungsmittel in einem möglichst engen Raum hatte Grünberg, ein Berliner Koch, eine neue Erfindung gemacht, die sich sehr erprobte, die der sogenannten Erbswürste, Schweinefleisch und Erbsen concentrirt und in Pergamentpapier verpakt. Sie wurden in einer großen Fabrik in Berlin verfertigt, in welcher 1700 Personen täglich 150,000 Pfund Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserven lieferten. Außerdem gab es noch solche Fabriken in Frankfurt a. M. und Mainz.

Gleiche Sorgfalt widmete man der Pflege der Verwundeten und Kranken. Mittelst der Eisenbahn konnten schnell große Mengen von Lebensmitteln den Truppen nachgeführt werden und zahlreiche Sanitätszüge die Verwundeten, zuweilen unmittelbar von den Schlachtfeldern abholen und nach Deutschland bringen, wo sie an zahlreiche Spitäler vertheilt wurden. Privatwohlthätigkeit kam dabei im reichen Maaße den schon vorhandenen Staatsanstalten zu Hülfe. Man

pflegte die Verwundeten, Freund und Feind, ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf die Länder, aus denen ſie ſtammten, ſo daß viele Norddeutſche im ſüdlichen, Süddeutſche im nördlichen Deutſchland Heilung fanden. Auf den Eiſenbahnen gingen Truppenzüge immer voran, dann folgten Munitionszüge, Proviantzüge und Sanitätszüge. In den erſten Wochen wurden die letztern häufig aufgehalten, weil die franzöſiſchen Eiſenbahnen nur ein Geleis hatten oder noch durch eine Feſtung abgeſperrt waren. Unter den Sanitätswagen zeichneten ſich die württembergiſchen am meiſten aus, weil ſie nach amerikaniſchem Muſter ſalonartig gebaut waren, und Betten und Hängematten bequem aufnehmen konnten. Ein württembergiſcher Sanitätszug, der 100 Verwundete nach Berlin brachte, wurde dort bewundert und von der Königin Auguſta ehrend empfangen.

Wir folgen nun den deutſchen Heeren nach Paris. Die franzöſiſchen Armeen waren ſämmtlich geſchlagen, eingeſchloſſen oder gefangen und es gab keine mehr, die das Feld hätten halten können. Alſo war der Weg frei und unſere Heere wogten langſam und ſchrecklich wie Gewitterwolken gegen die Rieſenſtadt der Franzoſen heran.

Als die Heere näher gegen Paris heranrückten, nahm der König von Preußen ſein Hauptquartier auf dem feenartigen Luſtſchloß des Pariſer Rothſchild, auf dem Schloß Ferrières, welches vor der Revolution der altfranzöſiſchen Familie dieſes Namens gehört hatte, jetzt aber, wie ſo viel anderer altadeliger Beſitz, an die moderne Geldariſtokratie gekommen war. Das Schloß aber hatte jetzt nichts Feenartiges mehr, denn es war vom Beſitzer verlaſſen. Ein Offizier erzählt: „Wie mir die Stabsoffiziere des 6. Armeecorps geſtern klagten, war es auch ihnen, als ſie die Erſten nach Ferrières kamen, recht ſchlecht beim reichen Manne ergangen. Als ſie das Schloß bezogen, präſentirte ſich ihnen ein Beamter Rothſchild's, der ſich den Regiſſeur deſſelben nannte und von ſeinem Herrn mit dem Empfange der ungebetenen Gäſte beauftragt ſeyn wollte. Dieſer

Mann machte nun die Honneurs in einer Weiſe, deren ſich der letzte Bourgeois geſchämt haben würde. Die Tafel war miſerabel und beſtand aus zähem Rindfleiſch; für 24 Offiziere wurden 4 Flaſchen des ſauerſten Rothweins ſervirt. Demüthig verſprach er, zum nächſten Tage den Tiſch mit Wild, Faſanen ꝛc. verſorgen zu wollen; indeß konnte Niemand hiervon Gebrauch machen, weil der Marſch am nächſten Morgen weiter ging. Die Offiziere nahmen den unangenehmſten Eindruck mit und ſind auf den reichen Mann natürlich nicht gut zu ſprechen. Mir perſönlich kann das ganze Schloß mit ſeiner orientaliſch-geſchmackloſen Ueberladung geſtohlen werden; ich war froh, als ich Ferrières den Rücken wandte, denn ſelbſt der Pfarrer lief ſchon mit einem Rudel von Arbeitern hinter ſich im Dorfe umher und jammerte nach Brod."

Ferner wurde aus Ferrières am 22. September der „Preſſe" geſchrieben: „Der König iſt nicht der Gaſt des Herrn v. Rothſchild, ſondern er hat ſich ganz einfach mit ſeinem Gefolge dort einquartirt. Im Schloſſe ſind nur wenige freiherrliche Diener zurückgeblieben. Das königliche Hoflager benutzt die Räume des Schloſſes, nichts weiter. Die königlichen Köche verarbeiten die gewöhnliche Lieferung der Offiziere, und getrunken werden die von Berlin eintreffenden Weine. Was man an Gemüſe und Obſt aus den Roth'ſchild'ſchen Gärten verbraucht, wird auf Heller und Pfennig bezahlt. Den Rothſchilds erwächſt aus dem Aufenthalte des Königs in Ferrières nicht der geringſte Nachtheil. Die Gärten, Felder, Wälder und Seen der Beſitzung haben einen Flächenraum von zwei Meilen. Berühmt ſind ganz beſonders die Faſanerie und die Obſtgärten. Aus dem Schloſſe entfernt ſind alle beweglichen Koſtbarkeiten geringerer Dimenſion. Was zurückgeblieben iſt, hat, wie ein öſterreichiſcher Kellermeiſter des Barons mir erzählt, noch immer einen Werth von zwölf Millionen Franken."

Der Kronprinz von Preußen nahm ſein Hauptquartier in Verſailles, dem berühmten Prachtſchloß und Garten Ludwigs XIV.

Muſelmänner aus den kaukaſiſchen Provinzen, welche früher Kriegsdienſte bei uns nahmen, zeigten ſich bisher unbeſtändig, und im vergangenen Jahre konnten kaum 300 jener Reiter zuſammengebracht werden. Der Oberbefehlshaber verſtand aber ihnen unſern Dienſt werth zu machen: dieſe Reiſige konnten, als ſie zum Winter zu ihrem Herde zurückkehrten, den ruſſiſchen Sardar nicht genug preiſen, und ſiehe da, mit dem kommenden Frühlinge gelangten wir dahin, ſchon vier muſelmänniſche Regimenter (2000 Mann) zu haben, die mit Nutzen im gegenwärtigen Kriege gebraucht wurden. Der bekannte Tſchetſchene Beibulat, einſt das Schrecken der Gebirge, der ſich unſerer Regierung nie hatte unterwerfen wollen, gegen die er unaufhörlich die Bergbewohner aufwiegelte, iſt freiwillig nach Erzerum gekommen, um dem Oberbefehlshaber ſich und ſeine Gefährten zu unterwerfen und ſein begangenes Unrecht durch einen ehrenvollen Dienſt zu ſühnen.“

„Nach der Ankunft der Cavallerie der Hayti's in unſerem Lager hat der Anblick deſſelben noch mehr an Mannichfaltigkeit gewonnen, ſeitdem Ibrahim Beg, Gebieter von Tabaſſaran, mit 50 Reitern eingetroffen iſt, gleichfalls in Folge der Milde und Gerechtigkeit der ruſſiſchen Regierung. Dieſe Reiterei unterſcheidet ſich ſehr von Allem, was wir bisher geſehen haben. Es iſt eine Auswahl gewandter Jünglinge, vortrefflich gewaffnet und ausgerüſtet, gut disciplinirt, geſchickt in den Waffen und im Tummeln der Roſſe, und ſehr erfahren im Bergkriege. Ibrahim Beg iſt ein junger Mann von etwa 30 Jahren, ausgezeichnet durch ſein kriegeriſches Aeußeres und den Edelmuth ſeines Betragens. Er gehört zu den Geehrteſten in Dagheſtan, und verwaltet die den Ruſſen unterwürfige Provinz Tabaſſaran. Unerſchütterlich in ſeiner Treue, hat er an dem Kriege gegen Perſien

Unter der Reiterſtatue dieſes Königs vertheilte er am 26. September nach einer großen Revue ſeiner Truppen den Tapferſten die eiſernen Kreuze und wohnte von hier aus am 30. einem Gefecht bei. Ein Theil des Corps von Vinoy brach ſüdwärts aus Paris hervor, wurde aber geſchlagen und ließ 200 Gefangene zurück.

Aus Verſailles wurde unterm 23. Oktober geſchrieben: „In einem Briefe, datirt: Paris, Place de la Madeleine 20, ſchreibt Jemand an die Gräfin Muſtier in Abaray unter anderen Unwahrheiten die folgende: ‚Bei uns verlangten die Preußen Faſanen. Rothſchild erzählt mir ſo eben, daß ſie bei ihm welche gehabt hätten, daß ſie aber den Intendanten hätten prügeln wollen, weil ſie nicht getrüffelt wären.‘ Für jeden, der den königlichen Haushalt in Ferrières geſehen hat, war nur der Eindruck der ungewöhnlichen Einfachheit deſſelben und der ſorgfältigſten Schonung alles Rothſchild'ſchen Eigenthums in einer Weiſe vorwiegend, daß Vergleichungen über die Behandlung des Beſitzes dieſes Millionärs, der beſchützt war durch das Glück, daß der König bei ihm wohnte, mit den nothwendigen Kriegsleiden des ärmeren Mannes wehmüthig ſtimmen konnten. Seine Majeſtät geſtattete in der Auffaſſung, daß die königliche Gegenwart Schutz verbreite, nicht einmal, daß das Wild in den Parks, einſchließlich der Faſanen, jagdmäßig beſchoſſen wurde, ſo lange der königliche Aufenthalt dauerte. Der Baron Rothſchild, früher preußiſcher General-Conſul in Paris, der ſich, als er noch auf den Sieg Frankreichs hoffte, dieſes Amtes in einer wenig höflichen Weiſe entledigte, hat nicht einmal ſo viel Lebensart gehabt, ſich während der ganzen Anweſenheit des Königs in Ferrières ein einziges Mal nach den Bedürfniſſen ſeines hohen Gaſtes erkundigen zu laſſen, und keiner der deutſchen Bewohner von Ferrières kann ſagen, daß er auch nur mit einem Stück Brod die Gaſtlichkeit des Eigenthümers genoſſen hätte, deſſen Vorbeſitzer bekanntlich nach den Berechnungen der Stempelbehörde 1700 Millionen Francs hinterließ. Sollte Baron Rothſchild gegen irgend Jemanden die in dem

Briefe unterzeichnete lügenhafte Klage ausgesprochen haben, so können wir ihm nur wünschen, daß er nach der königlichen Hofhaltung Einquartirung bekommen möge, die ihn den Unterschied zwischen den bescheidenen Ansprüchen der Hofhaltung und dem Kriegsrechte feindlicher Einquartirung empfinden lasse, so weit dies bei einem Erben von 1700 Millionen überhaupt möglich ist."

Am 5. Oktober verlegte auch der König sein Hauptquartier in's große Schloß von Versailles. Man schrieb von dort: „Es liegt etwas von weltgeschichtlichem Verhängniß darin, daß der Einzug Sr. Majestät des Königs gerade am heutigen Tage. 5. Oktober, erfolgte. Am 5. Oktober Abends, im Jahre 1789 war es, als die tumultuarischen Volksmassen von Paris nach Versailles zogen, vor das Schloß Ludwigs XVI., um am nächsten Tage den König und seine Gemahlin nach Paris zu entführen. Es war das Ende der alten Ordnung in Frankreich. Da, wo dieser lärmende Zug zum letzten Male vor seinem Einfall in die inneren Räume des königlichen Palastes Halt machte, an der ‚Rue des Chantiers', an deren Endpunkt das Gebäude der Nationalversammlung sich befand, — an derselben Stelle harrten heute bei heranbrechendem Abend eine Anzahl deutscher Fürsten, etwa 300 Offiziere und einige Abtheilungen der deutschen Armee, um ihrem obersten Feldherrn ein jubelndes Willkommen zuzurufen. — In Versailles ist die Bewirthung des Hauptquartiers leichter zu bewerkstelligen, als in la Ferrières, wo Herr Baron v. Rothschild, obwohl er bis vor dem Kriege norddeutscher General-Consul gewesen, sich sehr ungastlich bewies. Alle Speise- und Trankvorräthe waren sorgfältig versteckt worden, und obgleich Alles bezahlt werden sollte, war durch die Rothschild'sche Dienerschaft in Gutem schlechterdings nichts zu erlangen. Endlich riß dem Bundeskanzler die Geduld. Er sprach mit dem Haushofmeister des Ex-General-Consuls eine höchst verständliche Sprache, und Wunder über Wunder, da fand sich Wein, da fanden sich Eier, da fand sich Milch, Kaffee, Fleisch, Gemüse, Geflügel, kurz alles,

was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung gehört, und der Herr Caſtellan ließ ſich herbei, dieſe Vorräthe den Herren vom Hauptquartier in der unverſchämteſten Weiſe zu verkaufen. Wie man ſich denken mag, waren Schloß und Park durch die Anweſenheit des Königs Wilhelm gleichſam beſonders geſchützt und vor jeder Verwüſtung geſchont worden."

Das außerordentlich große Schloß Ludwigs XIV. bot weite Räume für die Verwundeten dar. Sogar in der berühmten hiſtoriſchen Gemäldegallerie, in welcher alle berühmten Männer und alle großen Ereigniſſe Frankreichs in einer langen Reihe von Gemälden der erſten Meiſter zur Ueberſicht gebracht ſind, um die Franzoſen, die gern dahin pilgern, mit Nationalſtolz und maßloſem Hochmuth zu erfüllen, den Fremden aber zu imponiren, — ſogar dieſe dem Genius Frankreichs geweihten Räume beherbergten jetzt 700 tapfere Deutſche, deren Wunden hier gepflegt wurden. Die Gemälde aber waren ſorgfältig mit Brettern verſchlagen, damit nichts an ihnen verdorben würde. Eine Rückſicht der großmüthigen Deutſchen, welche Franzoſen wahrlich nicht verdienten, die unſere ehrwürdigen Kaiſergräber in Speier mit bübiſchem Muthwillen und Hohn zerſtört hatten. Das Verſailler Schloß wurde bald noch im größern Maßſtab zu einem Lazareth für die Verwundeten mit 4000 Betten eingerichtet.

Die Zerſtörungsluſt der Franzoſen verrieth ſich auch jetzt wieder in einem Beiſpiel kaum glaublicher Rohheit. Der Commandant des Forts Mont Valerien nämlich, der überhaupt nicht genug Pulver unnütz verſchießen zu können glaubte, legte am 13. Oktober das ſchöne alte Schloß St. Cloud mit ſeinen Brandgeſchoſſen in Aſche, aus reinem Muthwillen, denn die deutſchen Belagerer thaten ihm von hier aus nicht den geringſten Schaden und würden gern das ſchöne Schloß erhalten haben, wie das von Verſailles. Vielleicht wollten ſich die jungen Republikaner auch noch an dem abgeſetzten Kaiſer rächen, weil dieſer in der letzten Zeit ſo gerne in St. Cloud verweilt und es mit allem ſeinem reichen Comfort und Kunſtſchätzen zurück-

gelaſſen hatte. Dieſe alle wurden jetzt im Feuer vernichtet. „Das Schloß liegt hart am linken Seine-Ufer. Früher ein einfaches Landhaus Jérômes von Condy, eines Italieners im Gefolge Catharinas von Medicis, wurde es von Ludwig XIV. für deſſen Bruder, den Herzog von Orleans angekauft. Im Laufe der Jahrhunderte in den verſchiedenſten Händen, war es die Reſidenz von Marie Antoinette, Napoleon Bonapartes, der von hier aus das Directorium auflöſte, und der Kaiſerin Marie Louiſe, welche ſämmtlich an Schloß und Park große Summen wendeten. 1717 wurde dort der Czar Peter empfangen, 1815 wurde die Capitulation von Paris unterzeichnet. Ludwig XVIII., Karl X., Louis Philipp, Napoleon III. reſidirten gewöhnlich in St. Cloud, wo von Karl X. die Ordonnanzen von 1830 unterzeichnet wurden. Die Gemächer des Schloſſes enthalten eine große Zahl von Kunſtgegenſtänden: Mignard, Le Moyne, Coypel, Pierre Loir, Alaux haben die Plafonds der Säle mit kunſtvollen Gemälden geſchmückt, während weitere Gegenſtände aus dem Gebiete der Malerei wie Skulptur die Säle zieren. — Der Park von St. Cloud umfaßt etwa 390 Hectaren (über 1500 Morgen) und theilt ſich in einen öffentlichen und einen reſervirten Theil: der erſtere iſt reich an pittoresken Ausſichten, unter denen die auf das choragiſche Monument des Lyſikrates — die Laterne des Diogenes — namentlich nennenswerth iſt; der zweite Theil des Parks zeigt viele Statuen und Springbrunnen und iſt von der Eiſenbahn von Paris nach Verſailles durchſchnitten, welche hier über mehrere Hängebrücken führt. Der Stadt, dem Schloß und dem Park unmittelbar gegenüber, liegt auf dem rechten Seine-Ufer Boulogne."

Die Akademiker von Paris hatten den König von Preußen bitten laſſen, dieſe große Hauptſtadt doch aus Rückſicht auf die vielen darin enthaltenen Denkmäler und Kunſtſchätze mit einem Bombardement zu verſchonen, ſich aber über den durch die Franzoſen ſelbſt veranlaßten Brand von St. Cloud zu beklagen, wagten ſie nicht.

Einiges wurde aus dem Schloſſe gerettet. Schon nach der Abreiſe des Kaiſers wurden einige koſtbare Gemälde entfernt und Prinz Plon-Plon ſoll die Gobelins mitgenommen haben. Anderes retteten die Preußen noch aus dem Brande des Schloſſes. Man ſchrieb aus Verſailles: Der Brand von St. Cloud hat unſeren Soldaten zu einem Akt der Humanität Veranlaſſung gegeben, für den ihnen ſpäter vielleicht die Franzoſen ſelbſt Dank wiſſen werden. Ihrer freiwilligen Anſtrengung iſt es gelungen, eine Anzahl von Kunſtgegenſtänden und Werthſachen dem Feuer zu entreißen. Gerettet ſind unter Anderem die berühmte Marmorbüſte Napoleons aus der Zeit des Conſulates, eine Sammlung von Vaſen, das goldene Crucifix aus der Kapelle und ein großer Theil der kaiſerlichen Bibliothek. Mehrere dieſer Gegenſtände hat der Kronprinz, der dem Schickſal des Schloſſes die lebhafteſte Theilnahme zollt, im Veſtibul ſeines Hauptquartiers, unter ſicherer Obhut, aufſtellen laſſen.

Soweit bis jetzt ermittelt werden konnte, fielen die erſten zündenden Granaten in den ſüdlichen Flügel des Schloſſes, deſſen Front, links vom Haupteingang, dem Park zugekehrt iſt. Das Feuer griff aber ſofort auf den Mittelbau über. Die Haupttreppe l'escalier de l'Empereur, brannte aus, das große Bild, das hier über dem Eingang im Innenraum angebracht war, „Empfang der Königin Viktoria durch den Kaiſer und die Kaiſerin" — es befand ſich das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzeſſin auf demſelben — wurde zerſtört. Der Brand theilte ſich von hier dem rechts anſtoßenden Salon de Mars mit, den Ludwig XIV. mit den allegoriſchen Bildern Mignard's ſchmücken ließ, und erreichte die „Galerie d'Apollo", den denkwürdigſten aller Säle des Schloſſes, der zum Schauplatz der wichtigſten Begebenheiten in der neueren franzöſiſchen Geſchichte beſtimmt geweſen iſt. Hier ſpielte der Staatsſtreich des 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799), die Aufhebung des Rathes der Fünfhundert durch General Bona-

parte, von hier wurde am 18. Mai 1804 dem unten versammelten Volke die Erhebung Bonapartes zum Kaiser verkündet; hier nahm am 7. November 1852 der Präsident der Republik das Senatsconsult entgegen, das ihm die Krone des dritten Kaiserreichs übertrug. Den Wahlspruch, der hier noch vor Kurzem auf einem Gemälde Ludwigs XIV. zu lesen war: „Tot tela, quot hostes". (Soviel Geschosse als Feinde), scheinen die Vertheidiger von Paris sich haben zum Beispiel nehmen zu wollen. Es ist ihnen glücklicher Weise nicht gelungen. Obwohl der Feind das Bombardement noch fortsetzte, als die Flammen längst aus dem Gebäude aufschlugen, die Wirkung seiner Geschosse ihm also bekannt seyn mußte, so ist doch diesseits Niemand verwundet worden, auch bei den Rettungsversuchen nicht, obgleich dieselben unter Granatfeuer vorgenommen wurden.

Mit gleicher Rücksichtslosigkeit wie St. Cloud, wurde auch die berühmte Fabrik von Sevres, nicht nur von den Forts von Paris aus mit Granaten beschossen, sondern auch von räuberischem Gesindel angegriffen, so daß hier die Ankunft der Preußen sehr erwünscht kam. Regnault, der Vorsteher der industriellen Anlagen daselbst, Mitglied des französischen Instituts und zugleich der Berliner Akademie, hatte hier unersetzliche Kunstschätze, vornehmlich eine historische Sammlung — von Modellen und Zeichnungen zusammengebracht, welche auf seine Bitte, soweit es noch möglich war, durch die Preußen nach Versailles gerettet wurden.

Das Hauptquartier des Königs wurde auf dem Wege nach Paris kurze Zeit nach Meaux verlegt. Dahin kam auch ein katholischer Feldgeistlicher, Herzer, von der dritten württembergischen Feldbrigade, dessen lebendige Schilderung der Stadt, Umgegend und ihrer Bewohner unsere Leser gewiß interessiren wird. „Auf unserem ganzen Marsche von Reims aus begegneten wir den Sitzen seinen Pariser Lebensgenusses: Schloß reiht sich an Schloß, Villa an Villa, die üppigsten Gärten und feinsten Parkanlagen erfreuen das

Auge — zu leben verſtehen die Franzoſen, das mußten wir uns immer wieder ſagen. Von der wahrhaft paradieſiſchen Gegend zwiſchen Reims and Meaux will ich nicht reden, da ſie mit jedem Tage entzückender wird; bei la Ferté-Jouarre ſcheint ſie geradezu unübertrefflich. Von dem weltberühmten Kloſter der Benediktinerinnen daſelbſt, der Freude der guten Nonnen über den Beſuch unſeres Generals v. Hügel, den derſelbe der Aebtiſſin machte, die gute Aufnahme daſelbſt und meiner Thätigkeit ein andermal im Frieden. Wir gehen nach Meaux. Gegen 4 Uhr kommen wir an und um 5 Uhr ſtehe ich am Grabe des unſterblichen Boſſuet, dem in der hübſchen Biſchofsſtadt mein erſter Beſuch gelten ſollte. In Marmor ausgehauen ſteht das Bild des großen Biſchofs und Redners vor mir; jetzt erſt geht es an die Beſichtigung der Kathedrale. Außer katholiſchen Soldaten finde ich wenig Theilnehmer und noch weniger Andacht. O daß doch unſere Pfarrherrn, die oft unzufrieden ſeyn wollen, hieher kämen und die Frequenz und Haltung in Kirchen auf dem Lande und der Stadt ſehen würden, es ſind bei uns goldene Zuſtände. Nun wird von den Chorales die Meſſe geſungen, der Biſchof iſt da, einige Kanoniker und preußiſche Generale, die mit dem Biſchofe gekommen ſind. Neben mir gurgelt ſo eine franzöſiſche Blouſe das Gloria und Credo erſchrecklich her —; jetzt mag man mir ſagen, was man will — eine Kirchenmuſik bei uns iſt tauſendmal erhebender als dieſes Hernäſeln des Chorals. Um 11 Uhr celebrirte ich. Ich erneuere mein Geſuch um Abhaltung eines Gottesdienſtes auf 4 Uhr — und um dieſe Zeit betrat ich Boſſuets Kanzel. Von den Offizieren wurden meine Eingangsworte, die dem großen Todten galten, verſtanden und gewürdigt; ich redete über die Dankbarkeit, welche wir ſpeziell im Feldzug Gott ſchulden; dabei konnte ich nicht umhin, meine Auffaſſung dieſes gegenwärtigen Krieges darzulegen und ihn für eine providentielle Züchtigung dieſes Landes zu halten, das in religiöſer Beziehung entweder rein in Formen aufgegangen iſt oder frivol ungläubig ſich

gebärdet: Komödie in der Kirche, Komödie im Hause, Komödie in der Politik — so fasse ich die Franzosen auf. Ein Franzose, der deutsch versteht, verdolmetschte meine Anschauungen einem Kanoniker, der dann in der Sakristei seine Zustimmung erklärte. In meinem Tagbuch von diesem Besuche steht: eine Soldatenthräne gesehen! Ein preußischer Soldat, Schlesier, ruft mir und sagt unter Thränen, daß er seit Morgen noch keine Arznei erhalten; ich treffe Anstalten und der Krieger von Sedan ist glücklich. Der dankbare Blick der kranken deutschen — wir sind hoffentlich über die Mainliniegeschichte hinaus — Soldaten, den Händedruck als Dank für den Besuch, die Freude, wenn man ihren Eltern schreibt — diese Dinge ersetzen Mühe und Strapazen hundertfach. Am gleichen Tag gehen wir in die französische Kavalleriekaserne, die gegenwärtig zu einem Lazareth für Württemberger eingerichtet ist; es liegen marschkranke Württemberger vom 3. Regiment dort. Nach den anstrengendsten Märschen sind sie wieder von dem Gefangenentransport zurückgekehrt. Wir gehen in's Quartier zurück, wo ein altes Mütterchen in dem verlassenen eleganten Hause — ungeschickter Weise gehen alle durch und geben die Häuser preis und sitzen in Paris in der Fickmühle — unser gefaßtes Fleisch frikando präparirt. Unsere zwei Offiziere vom Sanitätszug theilen uns mit, daß eben auch Sachsen eine Ambulance aufgeschlagen hätten. Da kommt der Befehl zum Abmarsch; wir bitten um einen Tag Urlaub, den der General bereitwilligst gewährt. Nun geht's zu den Sachsen! Eben so treuherzige und warme Aufnahme; wir thun das Mögliche zur Erleichterung. Auch der Friedhof von Meaux muß uns sehen; ich beerdige meinen Polen, der Kollega einen Landsmann, und wie mein altes Hausmütterchen, so wundern sich die Franzosen männiglich, daß der Curé und ministre protestant mit einander essen, trinken, schlafen und gar pastoriren! Zum Schlusse führe ich Sie noch in den brillanten Spital von Meaux; bis jetzt habe ich eine komfortablere Einrichtung eines Hospizes und Krankenhauses noch nie gesehen;

ich theile Gebetbüchlein unter die kranken Preußen aus und errege große Freude. Das hochwürdige Ordinariat wird dieſe Vertheilung nicht verübeln; immer noch mehr und auch Erbauungsbücher an den Sanitätsverein geſchickt mit der Adreſſe an die Lazarethe in Meaux! Einer deutſchen Schweſter empfehlen wir dringend unſere Brüder und ſcheiden mit dem Bewußtſeyn, anſtrengender aber herzſtärkender Berufsthätigkeit zwei Tage im herrlichen Meaux gewidmet zu haben."

Von Meaux iſt noch eine wunderliche Begebenheit zu berichten. „Der König bewohnte die vorderen Zimmer des erzbiſchöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeſchoſſe. Die Fenſter von Bismarcks Zimmer führten in den Garten, und durch dieſen muß es einer Frau gelungen ſeyn, in das Zimmer des Grafen zu dringen und ein Kind dort auszuſetzen. Am Abend 10 Uhr wollte der Graf ſich zur Ruhe begeben, da hörte er ein Geräuſch beim Bette, und als er die Bettdecke zurückſchlug, lag da ein in grobes Linnen gewickeltes Kind. Man fand bei ihm einen Zettel, worauf geſchrieben ſtand: ‚Mein Mann fiel bei Sedan, ich habe kein Brod und die Verzweiflung treibt mich zu dieſem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind iſt auf den Namen Vincent getauft.' Die Mutter ſelbſt wurde erhängt gefunden. Als man dem Grafen dieſes mittheilte, ſagte er: ‚Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde', und der König äußerte: ‚Im Kriege muß man manches hinnehmen, ſogar kleine Kinder.' Es wurde befohlen, das Kind nach Berlin zu bringen."

Paris wurde von den deutſchen Heeren mit großer Ruhe und Ordnung, ſyſtematiſch und ohne Uebereilung von allen Seiten umfaßt und von allem Verkehr nach außen abgeſperrt. Die Armee des Kronprinzen von Preußen bildete den ſüdlichen, die des Kronprinzen von Sachſen den nördlichen Halbkreis des eiſernen Ringes um die Stadt. Im Weſten und Südweſten ſtand das 5. preußiſche Armeecorps unter General v. Kirchbach; im Süden die Bayern

unter v. Hartmann und v. d. Tann, im Südoſten das 6. Armeecorps unter v. Tümpling, im Oſten die Württemberger unter v. Obernitz und die Sachſen unter Prinz Georg, im Nordoſten die preußiſche Garde unter Prinz Auguſt von Württemberg, im Norden das 4. Armeecorps unter v. Alvensleben, im Nordweſten das 13. Armeecorps unter dem Großherzog von Mecklenburg, zuſammen wenigſtens 250,000 Mann.

Die große Stadt Paris war nicht nur von einer fortlaufenden baſtionirten Mauer von 30 Fuß Höhe und „noch nicht dageweſenem Umfang" umſchloſſen, ſondern auch noch auswärts durch eine Menge Forts geſchützt, die größte Feſtung, welche die Welt bisher geſehen hatte. Die Forts waren unter dem König Ludwig Philipp weniger zur Vertheidigung nach außen als zu dem Zweck erbaut worden, die Stadt beſchießen und den Pöbel im Zaum halten zu können, wenn er wieder rebelliren wollte. Im Jahr 1860 hatte jedoch Napoleon III. die ältern kleinern Forts Ludwig Philipps durch größere neue oder ſehr verſtärkte ergänzt, die auch beſſer zur Vertheidigung der Stadt gegen den äußern Feind geeignet waren. Unter dieſen war das Fort Mont Valerien das größte und ſtärkſte, eine kleine Feſtung für ſich. „Die Südfront der Stadt wird auf dem linken Seineufer von den Forts d'Iſſy, de Vauve, d'Arcueil, in der Mitte von denen de Bicetre und d'Ivry und öſtlich, zwiſchen der Seine und Marne, durch das Fort de Clarenton und die ſüdlich des Bois de Vincennes gelegene Redoute de Gravelle gedeckt, während theils zwiſchen, theils vor oder hinter den Werken von Weſten nach Oſten die Dörfer Meudon, Clamart, Iſſy, Vanvers, Montrouge, Chatillon, Bagneux, Gentilly, Arcueil und Ivry liegen. Die Eiſenbahn nach Orleans, die routes impériales nach Fontainebleau, d'Orſay und Verſailles durchziehen dieſen Theil des Gefechtsfeldes, deſſen einzelne Forts den großen Nachtheil haben, daß ſie von den bis etwa 4000 Schritt an ſie herantretenden Höhen völlig dominirt werden. Stärker als dieſe Südfront, ſowohl

thätigen Antheil genommen und den St. Annenorden dritter Classe erhalten. Als nach erfolgter Kriegserklärung gegen die Türkei der Oberbefehlshaber den Ruf zum Heere an ihn ergehen ließ, war Ibrahim eben durch eine Krankheit an sein Lager gefesselt; allein kaum fühlte er sich wieder genesen, so eilte er auf dem kürzesten, wenn gleich beschwerlichsten Wege über die Schneegipfel des Schagh-Dagh unserem Lager zu, das er am 2 Sept. erreichte, nachdem er beinahe 1200 Werste, und zwar 40 davon durch tiefen Schnee, innerhalb zwei Monaten zurückgelegt hatte. Der Oberbefehlshaber hat ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen empfangen und ihm nur sein Bedauern bezeugt, daß wahrscheinlich Ibrahim und seine Reiter keine Gelegenheit mehr haben werden, Proben ihrer Tapferkeit abzulegen. Ibrahim Beg steht in ganz Daghestan in großem Ansehen. Er ist der Eidam des Asslan-Chan von Kurin und Kasakumyk, Gebieters eines beträchtlichen von Lesghiern bewohnten Landstriches in Daghestan. Asslan-Chan, der einst im türkischen Heere als Anführer eines Trupps der Spahi's diente, befindet sich gegenwärtig als Generalmajor in russischen Diensten und ist Ritter des St. Annenordens erster Classe."

Diese Berichte geben ein ziemlich deutliches Bild von der innern Auflösung der türkischen Herrschaft in Asien.

Da um diese Zeit der Friede zu Adrianopel geschlossen wurde, waren sogleich zwei Couriere an den Grafen Paskewitsch abgesendet worden, ihm die Nachricht davon zu bringen. Einer dieser Couriere war schon am 2 October zur See vor Trapezunt angekommen; da ihn hier aber die Türken nicht durchließen, so zogen sie sich durch diese unzeitige Verzögerung selbst die blutige Fortsetzung des Kriegs und eine neue Niederlage zu. Denn Graf Paskewitsch, zu Erzerum schon mit der Einrichtung der

durch die Menge, wie die Wichtigkeit der angelegten Forts, iſt die des Oſtens, zu deren Deckung eine ganz beſondere Sorgſamkeit vier ſtarke Forts nebſt eben ſo vielen Redouten in dem Terrainabſchnitt errichten ließ, welcher ſüdlich durch die Marne, nördlich durch den Kanal de l'Ourcq begränzt wird. Von dieſem bis wieder zur Seine beherrſchen das Fort d'Aubervilliers und die dreifachen Befeſtigungen von St. Denis das Terrain, welchem gegenüber zur Zeit die Maas-Armee zuerſt Fühlung vor der Hauptſtadt mit dem in dieſelbe rückwärts ſich concentrirenden Feinde gehabt hat. Verfolgt man die Umgebungen von Paris in dieſer Weiſe weiter, ſo kommt man an einen Terrainabſchnitt, welcher auf ſeiner ganzen bedeutenden Länge von der Seine bei St. Denis bis ſüdlich Verſailles nur von den Befeſtigungen auf dem Mont Valerien geſchützt iſt. Nord- wie ſüdwärts deſſelben ſind zwei Lücken in den Befeſtigungen, die hier durch den Lauf der Seine und das Bois de Boulogne auf deren rechtem Ufer erſetzt werden ſollten. Die ſüdliche Lücke liegt zwiſchen Sèvres und St. Cloud; die Höhen bei Garches, einem Dorfe weſtlich von letztgenanntem Orte, erleichtern hier einen etwaigen Angriff, paralyſiren ein wenig das Feuer der von ihnen um einige Metres dominirten Forteresſe de Mont Valerien, geſtatten aber nicht, die Stadt ſelbſt mit Geſchoſſen zu erreichen. Verhängnißvoller für die Vertheidigung der Hauptſtadt könnte die nördliche Lücke werden, welche von dem Dorfe Courbevoie nördlich bis nach St. Ouen reicht. Die Seine in der Front, iſt der Angreifer im Stande, von Gennevillers ab in weitem Halbkreiſe bis an die Straße nach Lille auf den St. Denis überragenden Höhen ſeine Batterien aufzuſtellen."

Die Stadt Paris, nächſt London die größte in Europa, zählte zu Anfang des Jahres 1,800,000 Seelen. Davon waren jetzt etwa 100,000 Pariſer, beſonders die Reichen und Wohlhabenden, aus Angſt und Bequemlichkeit mit ihren Koſtbarkeiten nach Belgien und England geflüchtet, auch alle Deutſchen vertrieben worden, aber

dreimal ſo viel theils Mobilgarden aus den Provinzen, theils aus den Schlachten entflohene Soldaten, theils und vorzüglich Landleute aus dem weiten Umkreiſe von Paris, die mit ihren Familien, ihrem Vieh und beſten Habſeligkeiten Schutz in der Hauptſtadt ſuchten, waren eingewandert, ſo daß man jetzt die in Paris zuſammengedrängte Menſchenmaſſe zu mehr als zwei Millionen berechnete.

Die Cernirung der ungeheuern Stadt war am 19. September vollendet. Sie wurde gleichſam hermetiſch verſchloſſen, daß niemand mehr aus und ein konnte. Sogar vier telegraphiſche Leitungen, die von Paris aus theils nach dem Süden, theils nach dem Norden führten, wurden unter der Erde und im Bette der Seine aufgefunden und zerſtört, woraus ſich erklären läßt, warum man in Paris ſo eifrig von der Taubenpoſt und von den Luftballons Gebrauch machte, um die Telegraphen-Correſpondenz doch einigermaßen zu erſetzen.

Die ganze Umgegend von Paris, überaus reich geſchmückt mit kleinen Städten und Dörfern, Schlöſſern und Landhäuſern, Gärten und Parks, war von den Einwohnern verlaſſen. Nicht nur die Reichen hatten ſich geflüchtet, ſondern auch das Landvolk war mit Weibern und Kindern, mit ſeinem Vieh und ſeiner Fahrhabe nach Paris geflüchtet. Sie hätten beſſer gethan, in ihren Wohnungen zu bleiben, denn von den deutſchen Truppen würden ſie gut behandelt worden ſeyn, während ſie in Paris nur ſchwer Unterkommen fanden, im Tumult ihre Habe verloren und Hunger litten. Vieles Landvolk wollte auch umkehren und brach in lauten Jammer aus, als die deutſchen Vorpoſten ſie nicht durchließen und in die Stadt umzukehren nöthigten. Die von den Beſitzern verlaſſenen Wohnungen der ganzen Umgegend waren in der Zwiſchenzeit, ehe die deutſchen Heere heranrückten, vom räuberiſchen Pöbel aus Paris ſyſtematiſch ausgeplündert worden, damit die Deutſchen ſo wenig als möglich finden ſollten. In den eleganteſten Villen fanden die Deutſchen die Möbeln zerbrochen, alles verwüſtet und beſchmutzt.

Doch gelang es ihnen, hin und wieder noch reiche Vorräthe, beſonders von Wein unter der Erde zu finden, und die Gärten boten ihnen in den ſchönen Herbſttagen noch reichlich reifes Obſt und Weintrauben. Die Räuber, die als ſog. Eclaireurs alles um Paris möglichſt glatt raſiren ſollten, wie das Glacis vor einer Feſtung, begnügten ſich nicht mit Maßregeln, welche der Vertheidigung dienen ſollten, ſondern befriedigten auch ihre Habgier durch ſchamloſe Plünderung ſogar noch bewohnter Orte. In Lagny z. B. hauſten ſie als wären ſie Feinde, raubten alles und mißhandelten den Maire.

Zehntes Buch.

Mißlungene Unterhandlungen.

Paris war von den deutſchen Truppen cernirt und ihm jede Zufuhr abgeſchnitten. Dennoch kam es zu keiner förmlichen Belagerung. So oft die Beſatzung unter Trochu's Befehl einen Ausfall wagte, wurde ſie zurückgeſchlagen. So wiederholte ſich hier alles, wie bei der Cernirung von Metz, nur daß die Ausfallverſuche von Paris aus niemals ſo große Dimenſionen annahmen und ſo viel Blut koſteten, als die von Metz aus. Man wartete inzwiſchen, die förmliche Belagerung von Paris werde demnächſt beginnen. Sie ließ lange auf ſich warten und das zuſchauende Europa wurde förmlich ungeduldig. In Paris ſchien die letzte Entſcheidung zu liegen und man konnte kaum erwarten, bis ſie erfolgt ſeyn würde. Woche für Woche verging und ſie erfolgte nicht. Als Grund davon wurde immer wiederholt, daß die Geſchütze des ſchwerſten Kalibers und in der größten Anzahl, wie ſie zur Bezwingung einer Rieſenfeſtung erforderlich ſeyen, bei dem weiten und ſchlechten Wege und dem langen Herbſtregen nur langſam ankommen könnten. Doch glaubte man, daß auch der König von Preußen aus bekannter Großherzigkeit und Milde die Stadt möglichſt ſchone und noch warten wollte, bis die Bevölkerung derſelben etwas mehr zur Vernunft gekommen ſeyn würde. Es ſchien in der That natürlich

genug, daß die Pariſer endlich einſehen müßten, es liege in ihrem eigenen Intereſſe, lieber zu capituliren und ſich der Großmuth des Siegers anzuvertrauen, als es auf ein Bombardement und Erſtürmung der Stadt durch den überlegenen Feind ankommen zu laſſen.

Der zufällig in Paris anweſende nordamerikaniſche General Burnſide, bekannt aus dem transatlantiſchen Bürgerkriege, bemühte ſich, zwiſchen dem preußiſchen Hauptquartier und der republikaniſchen Regierung in Paris zu vermitteln. Die Zeitungen fabelten viel davon, genauen Aufſchluß gab erſt etwas ſpäter Graf Bismarck in ſeiner an Lord Granville gerichteten Depeſche vom 28. Oktober, indem er ohne Burnſide zu nennen, Folgendes bemerkte: „Die freundlich dargebotene Vermittelung angeſehener, einer neutralen Nation angehörender Perſönlichkeiten, welche zum Behufe der Vermittelung nach Paris ſich begaben, gewährte die Gelegenheit, den dortigen Machthabern noch einmal das Mittel darzubieten, durch Vornehmen der Wahlen Frankreich von der Anarchie zu befreien, welche Verhandlungen über den Frieden unmöglich macht. Wir erklärten uns bereit zu einem Waffenſtillſtande von der zur Vornahme von Wahlen erforderlichen Dauer, und boten zugleich an, entweder alle Deputirte der Nation nach Paris hinein, oder die Pariſer Deputirten, falls ein anderer Verſammlungsort beliebt werden ſollte, aus der Stadt ungehindert herauszulaſſen. Dieſe Vorſchläge, welche noch am 9. Oktober von neutraler Seite mit unſerer Zuſtimmung bei den Mitgliedern der Pariſer Regierung befürwortet worden ſind, begegneten bei letzteren einer ſolchen Aufnahme, daß die vermittelnden Perſönlichkeiten ſelbſt erklärten, nunmehr die Hoffnungen aufgeben zu müſſen, die ſie gehegt hatten. Unmittelbar nachher verließ Herr Gambetta Paris mittelſt eines Luftballons, und ſein erſter Ruf, nachdem er den Erdboden wieder erreicht hatte, iſt nach franzöſiſchen Quellen ein Proteſt gegen die Vornahme von Volkswahlen geweſen. Die Erfahrung zeigt, daß

es ihm gelungen iſt, dieſelben zu verhindern und die den Wahlen günſtigen Beſtrebungen von Crémieux wirkungslos zu machen. Aus dieſer Darlegung von Thatſachen geht hervor, daß zu dem Mittel, welches die königliche großbritaniſche Regierung mit Recht als den Weg zum Frieden empfiehlt, nämlich der Vornahme freier Wahlen zu einer conſtituirenden Verſammlung, nicht unſere, ſondern die Zuſtimmung der Pariſer Machthaber fehlt, und daß wir von Anfang an dazu bereit geweſen ſind und wiederholt die Hand geboten haben, daß aber das Gouvernement der nationalen Vertheidigung dieſe Hand jederzeit zurückgewieſen hat."

Die Welt ſah ein großartiges, noch nie dageweſenes Schauſpiel, eine Rieſenſtadt von zwei Millionen Einwohnern und durch 20 Forts ringsum vertheidigt, trotz ihrer Größe und Stärke von einem fremden Heere ringsum eingeſchloſſen. Noch ſeltſamer erſchien es, daß dieſer äußere Feind ſich über einen Monat hindurch ganz ruhig verhielt, während es in der Stadt laut lärmte und tobte. Unaufhörlich kanonirten die Franzoſen aus den Forts von Paris mit einer ungeheuern Verſchwendung von Munition, während von deutſcher Seite noch kein Schuß aus dem ſchweren Geſchütz fiel und die eigentliche Belagerung abſichtlich verzögert wurde.

So blieb das moderne Babylon im Innern noch immer unangetaſtet mit allem ſeinem Leichtſinn, ſeiner Verweichlichung, ſeiner Unzucht. In der zweiten Hälfte des Oktober fingen ſchon manche Dinge zu fehlen an, an die das üppige Volk der Hauptſtadt gewöhnt war. Der Times wurde damals geſchrieben: „Luxusgegenſtände und alles das, was für die Armen zum Luxus, für die Reichen zum Bedürfniſſe gehört, verſchwinden oder ſind verſchwunden. Die Metzgerläden ſind geſchloſſen. Man ſpricht von Seuchen unter dem Vieh, aber in Wirklichkeit iſt das Futter karg und für militäriſche Zwecke unentbehrlich. Pferde in gutem Zuſtande werden per Pfund verkauft und ſind von den Straßen verſchwunden, die der Cavallerie und Artillerie ausgenommen. Milch und Butter ſind augenblicklich

um keinen Preis zu haben. Jeder Tag lehrt, daß irgend etwas, das früher unentbehrlich war, jetzt unmöglich iſt. Wie es um Kinder und Invaliden ausſieht, das überlaſſen wir Müttern und Pflegern. Ferner, wie viele unter dieſen Millionen müſſen von Geld entblößt oder von ihren Hilfsquellen abgeſchnitten ſeyn! Wie viele freundlos und hilflos, und wie reißend ſchnell wird ihre Zahl ſich mehren! Bald werden jetzt die Saturnalien des Communismus kommen, nur um durch eine ſtarke Hand niedergeſchlagen zu werden, wenn überhaupt eine Hand dazu ſtark genug iſt. Selbſt die Gebildeten können nicht wiſſen, was eine Belagerung iſt, ehe ſie dieſelbe erdulden, noch was der Krieg iſt, ehe ſie ihn kämpfen. Wie viel weniger die Ungebildeten, die nur wiſſen können, was ſie ſehen, was ſie thun, was ſie dulden! Und über allem dem hängt noch die Furcht, welche, wie man meint, immer die Wirklichkeit überſteigt. Ein Bombardement aber, wie ſchrecklich es auch zu erwarten ſey, iſt ſchrecklicher als alle Erwartung. Man ſagt, es tödte mehr durch die ewige Angſt und Schlafloſigkeit als durch wirklichen Schaden. Selbſt Angeſichts der Gewißheit iſt es uns noch unmöglich, zu begreifen, daß die ſchönen Gebäude von Paris von pfeifenden Granaten zerſchmettert oder daß die Läden, vor denen man ſo oft geſtanden, zerſtört und vernichtet werden ſollen. Iſt es möglich, daß das geſchehen ſoll? Iſt es möglich, daß die reizenden Familienſcenen, die man in Paris überall da ſieht, wo Bäume oder Blumen ſtehen, in Gruppen der Zerfleiſchung verwandelt werden ſollen? Iſt es möglich, daß wir und unſere Kinder von der Belagerung von Paris und ihren Gräueln leſen ſollen, wie unſere Vorfahren von der Belagerung Jeruſalems und von tauſend anderen, von Troja bis Sebaſtopol, laſen? Das bloße Wort klingt unheilvoll, denn Niemand weiß, an wen zunächſt die Reihe des Leidens kommen wird. Alles kommt über Paris, wenn nicht reißend ſchnell, ſo doch in Geſtalt fortwährender Ueberraſchungen. Es kommen die Schrecken des Feuers. Paris ſelbſt iſt feuerfeſt, aber es iſt voll der brenn-

barſten Materialien, denen keine Bauart Sicherheit verleihen wird. Die materiellen Schrecken der Belagerung werden in's Unendliche vervielfältigt durch die Senſationen, welche geradezu die Atmoſphäre bilden, in der die ſchwachen und zerrütteten Geiſter athmen. Die reizbarſte Bevölkerung der Welt, das übernährte, überzärtelte Herz Frankreichs, welches dieſem aller Leiden, alles Elends Quelle war, ſoll jetzt keinen Schlaf, keine Ruhe, kein Gefühl der Sicherheit, kein Behagen und keine Zufriedenheit haben für, wir wiſſen nicht, wie lange Zeit!"

Wachenhuſen charakteriſirte den damaligen Galgenhumor der Pariſer: „Nichts weiter iſt, was der pariſer Bevölkerung noch bleibt von dem Momente ab, wo der große Ring der Geſchütze ſich um dieſelbe Stadt legt, die in eitel Genußſucht, in der frivolſten Verachtung alles deſſen, was civiliſatoriſch um ſie und Frankreich vorging, in einer maßloſen Selbſtüberſchätzung all den Firniß, all den Flickkram, mit welchem ſie ſich betünchte und behängte, für die höchſten Intereſſen hielt, denen eine Nation nachzuſtreben habe. Seit dem Beginne des zweiten Kaiſerreiches waren Lug und Trug, Schmarotzerei und Denunciation, moraliſche Verkommenheit, die größte Sinnlichkeit und die elendeſte Corruption an der Tagesordnung; ſie zerſtörten und zerſetzten die Geſellſchaft, ruinirten die Familie, zerſchnitten das Band, das eine Nation in ſich zuſammenhält. Die Familie exiſtirte alsbald kaum mehr; die Börſe riß alles, was noch ehrlich ſtrebte und ſchaffte, in den Schwindel hinein; in den Schulen und Univerſitäten ward nur Oberflächlichkeit getrieben; die Literatur feierte die Maitreſſenwirthſchaft, die Zeitungspreſſe verkaufte ſich der Regierung oder glücklichen Bourſiers; in den Künſten ſchlug das den Franzoſen eigenthümliche große Talent in die Frivolität hinaus, und all dieſer Devergondage ging die kaiſerliche Familie mit der aus allerlei Abenteurern rekrutirten Ariſtokratie dermaßen voran, daß ſie mit der Nation ‚an der Spitze der Civiliſation' an den Rand des Abgrundes marſchirte.

Logiſcher Weiſe ſollte man annehmen, daß ein Unglück, wie es das neue gleich dem alten Babylon überraſchte, das Volk wenigſtens zu einiger Erkenntniß gebracht, daß es den Abgrund *erkannt* habe und ſich vor demſelben zu retten ſuche. Aber nichts dergleichen. Es iſt mit den Franzoſen ſo wenig Logik zu reden wie mit den Kindern. Sie wiſſen zwar, daß ſie verloren ſind; ſie fühlen es und tröſten ſich mit dem Gedanken, mit der feſten Ueberzeugung ſogar, in fünf Jahren die ſchmähliche Niederlage zu rächen. In demſelben Augenblicke aber ſchwören ſie, ſich *nicht* beſiegen zu laſſen, erklären ſie ſich für *unbeſiegt*, begreifen ſie nicht, *wie* die Deutſchen vor Paris gekommen ſeyn können, und täuſchen ſich ſelbſt in der letzten Stunde noch über ihre Lage durch die albernſten Siegesberichte."

In einem angeblichen Briefe Trochus, den der Daily Telegraph mittheilte, wird ſehr gut der Contraſt zwiſchen dem ſchrecklichen Schweigen der Deutſchen vor der Stadt und dem unnützen Lärm in ihr bezeichnet: „Ich verhehle mir nicht, daß Alles, was die Preußen bisher gethan, die Abſicht bekundet, uns durch eine lange mühſelige Cernirung auszuhungern, nicht aber unſere Mauern in Trümmer zu ſchießen und Paris in Brand zu ſtecken. Sie führen die Belagerung nach denjenigen taktiſchen Principien, die unter allen möglichen die ungünſtigſten und beſchwerlichſten für den franzöſiſchen Charakter ſind. Hätten ſie die Forts beſchoſſen oder Bomben in die Stadt geworfen, Männer, Weiber und Kinder hätten dagegen tüchtig zuſammengeſtanden. Indem ſie aber unſere Geduld durch Nichtsthun erſchöpfen und uns den ſtetigen Druck einer langwierigen Belagerung fühlen laſſen, zwingen ſie uns, unter Verhältniſſen zu kämpfen, die für das Temperament meiner Landsleute die allerungünſtigſten ſind. Auf alle Fälle ſind wir für zwei Monate verproviantirt und die meiſten unſerer Haushaltungen auf einen halben Monat darüber. Innerhalb zweier Monate kann ſich Manches zu unſern Gunſten geſtalten. Die Provinzen werden

nimmer ſagen können, daß ſie nicht Zeit genug zu unſerer Befreiung gehabt hätten. Wofern ſie den ernſten Willen haben, zu kommen, wird ihnen Paris durch ſeine Ausdauer den Weg gezeigt haben." Das alles ſcheint ſehr vernünftig von Trochu geſprochen, oder von dem Correſpondenten, der ihm obige Aeußerungen in den Mund legt. Nur mit der Erwartung einer Hülfe aus den Provinzen hat er ſich verrechnet.

Uebrigens verfehlte die preußiſche Regierung nicht, die Pariſer noch rechtzeitig zu warnen, denn die Denkſchrift über die Folgen der Belagerung, die ſie ſchon Anfang Oktobers erließ, lautet wörtlich: „Die Herrn Jules Favre geſtellten Waffenſtillſtandsbedingungen, auf Grund deren die Anbahnung geordneter Zuſtände in Frankreich erſtrebt werden ſollte, ſind von ihm und ſeinen Kollegen verworfen worden. Die Fortſetzung eines nach dem bisherigen Gange der Ereigniſſe für das franzöſiſche Volk ausſichtsloſen Kampfes iſt damit ausgeſprochen. Die Ausſichten dieſes opfervollen Kampfes haben ſich für Frankreich ſeitdem noch verſchlechtert. Toul und Straßburg ſind gefallen, Paris iſt eng cernirt, und die deutſchen Truppen ſtreifen bis zur Loire. Die vor jenen Feſtungen engagirt geweſenen beträchtlichen Streitkräfte ſtehen der deutſchen Armeeführung zur freien Verfügung. Das Land hat die Conſequenzen des von den franzöſiſchen Machthabern in Paris gefaßten Entſchluſſes eines Kampfes auf's Aeußerſte zu tragen, ſeine Opfer werden ſich unnützer Weiſe vergrößern und die ſozialen Zuſtände in immer gefährlicheren Dimenſionen ſich zerſetzen. Dem entgegen zu wirken ſieht ſich die deutſche Armeeführung leider nicht in der Lage. Aber ſie iſt ſich über die Folgen des von den franzöſiſchen Machthabern beliebten Widerſtandes völlig klar und muß namentlich auf Einen Punkt die allgemeine Aufmerkſamkeit im Voraus leiten. Es betrifft dies die ſpeziellen Verhältniſſe in Paris. Die bisher von dieſer Hauptſtadt geführten größeren Gefechte am 19. und 30. November, in welchen der Kern der dort vereinigten

Winterquartiere beſchäftigt, mußte wieder zu den Waffen greifen, da er erfuhr, daß der neue Seraskier in dem von den Ruſſen verlaſſenen Beiburt nochmals 18,000 Mann geſammelt habe. „Selbſt wenn die Anweſenheit einer ſo bedeutenden Kriegsmacht in der Nähe unſers Hauptquartiers nicht gefährlich geweſen wäre, ſo lange ſie concentrirt blieb, ſo konnte ſie doch die Bewohner der bereits unterworfenen Paſchaliks in Aufruhr bringen, und unſern Truppen dadurch die Beſchwerden eines Winterfeldzugs verurſachen. Durch dieſe Betrachtungen bewogen, rückte Graf Paskewitſch am 6 Oct. von Erzerum aus, und marſchirte auf Beiburt zu. Am 8 Oct. ſtieß unſere Avantgarde auf 1000 Mann feindlicher Reiterei, die das Defilé beſetzt hielt, das an dieſer Stelle von mehreren Wegen nach Beiburt durchſchnitten wird. Der Feind wurde geſchlagen und alle nach Beiburt führenden Kreuzwege geöffnet. Die Kühnheit aber, mit der die Türken gefochten hatten, war ein deutlicher Beweis, daß ſie an Mannſchaft ſtark waren; außerdem erklärten die in der Nacht aufgegriffenen Gefangenen, daß der Seraskier nur vier Stunden Weges von Beiburt entfernt ſtehe, daß er der dortigen Garniſon eine Verſtärkung von 2000 Laſen geſchickt und den Vorſatz habe, am folgenden Tage mit allen ſeinen Truppen in die Stadt einzurücken. Dieſe Nachrichten beſtimmten den Grafen Paskewitſch, den Augenblick des Angriffs zu beſchleunigen. Nachdem er am 9 Oct. um 5 Uhr Morgens ſeine Communicationen mit Erzerum verlaſſen hatte, umging er die Stadt auf der linken Seite, um zum Angriffe auf die Feſtung eine Stellung auf den Anhöhen einzunehmen, welche dieſelbe in Kanonenſchußweite beherrſchten, und außerdem die Verbindungen des Platzes mit Ter-Djane, Tſchiftlik und zum Theil auch die mit Trapezunt abſchnitten. Dieſer Richtung folgend, ſtieß unſre

feindlichen Streitkräfte nicht einmal vermocht hat, die vorderſte Linie der Cernirungstruppen zurückzuwerfen, gibt die Ueberzeugung, daß die Hauptſtadt, über kurz oder lang fallen muß. Wird dieſer Zeitpunkt durch die franzöſiſche Regierung ſo weit hinausgeſchoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Kapitulation zwingt, ſo müſſen daraus ſchreckenerregende Conſequenzen entſtehen. Die franzöſiſcherſeits in einem gewiſſen Umkreiſe von Paris ausgeführten widerſinnigen Zerſtörungen von Eiſenbahnen, Brücken und Kanälen haben die Fortſchritte der dieſſeitigen Armeen nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht; die für letztere nothwendigen Land- und Waſſerkommunikationen ſind in ſehr kurzer Zeit von ihnen retablirt worden. Dieſe Wiederherſtellungen beziehen ſich naturgemäß nur auf die rein militäriſchen Intereſſen; die ſonſtigen Zerſtörungen aber hemmen ſelbſt nach einer Kapitulation von Paris die Verbindung der Hauptſtadt mit den Provinzen auf lange Zeit hinaus. Der deutſchen Armeeführung iſt es, wenn jener Fall eintritt, eine poſitive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Menſchen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu verſehen, die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Beſtände für den Bedarf der dieſſeitigen Truppen nothwendig gebraucht werden, auf viele Tagmärſche hin ebenſowenig irgend welche Hülfsmittel und geſtattet daher nicht einmal, die Bewohner von Paris auf den Landwegen zu evakuiren. Die unausbleibliche Folge hievon iſt, daß Hunderttauſende dem Hungertode verfallen. Die franzöſiſchen Machthaber müſſen dieſe Conſequenzen eben ſo klar überſehen, wie die deutſche Armeeführung, welcher nichts übrig bleibt, als den angebotenen Kampf auch durchzuführen. Wollen Jene es bis zu dieſem Extrem kommen laſſen, ſo ſind ſie auch für die Folgen verantwortlich."

Favre erließ am 18. Oktober ein neues weitläufiges Rundſchreiben, worin er immer noch die Miene annahm, als ſey Frankreich erſtens im Recht und zweitens unüberwindlich. „Ich frage",

ſchrieb er, „alle unparteiiſchen Männer, ob die Regierung auf den Compromiß eingehen konnte, der ihr angeboten wurde? Der Waffenſtillſtand wäre ein Unſinn geweſen, wenn er die Wahlen nicht frei gemacht hätte. Man gab ihm aber nur eine Dauer von 48 Stunden. Während des Reſtes der Dauer der Periode von 15 Tagen oder drei Wochen reſervirte ſich Preußen die Fortſetzung der Feindſeligkeiten, ſo daß die Verſammlung während der Schlacht, welche über das Schickſal von Paris entſcheiden ſoll, über Krieg oder Frieden berathen hätte. Außerdem erſtreckte ſich der Waffenſtillſtand nicht auf Metz. Er ſchloß die Verproviantirung aus und verurtheilte uns zur Aufzehrung unſerer Lebensmittel, während die Belagerer ſich durch die Plünderung in unſeren Provinzen reichlich vorgeſehen hätten. Endlich würden Elſaß und Lothringen keine Deputirte ernannt haben aus dem wirklich unerhörten Grunde, daß es ſich darum handle, über ihr Loos zu beſtimmen. Preußen, das ihr Recht nicht anerkennt, verlangt von uns, den Degen zu halten, mit dem es daſſelbe durchhaut. Dieſes ſind die Bedingungen, welche der Kanzler des Nordbundes ſich nicht ſcheut, als ſehr verſöhnlich zu bezeichnen, indem er uns anklagt, die Gelegenheit nicht zu ergreifen, um eine Nationalverſammlung zuſammenzuberufen, die Schwierigkeiten zu beſeitigen, welche den Abſchluß eines Friedens dem nationalen Rechte gemäß verhindern, und nicht die öffentliche Meinung des franzöſiſchen Volkes anzuhören. Gut! Wir übernehmen vor unſerem Lande, wie vor der Geſchichte, die Verantwortlichkeit für unſere Weigerung. Sie nicht den Forderungen Preußens entgegenſtellen, wäre in unſeren Augen ein Verrath geweſen. Ich weiß nicht, welches Geſchick uns die Zukunft vorbehält. Aber ich fühle tief, daß, wenn ich zwiſchen der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Preußens zu wählen hätte, ich die erſtere vorziehen würde. Ich ziehe unſere Leiden, unſere Gefahren und Opfer dem unbeugſamen und grauſamen Ehrgeize unſeres Feindes vor. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Frankreich ſiegreich ſeyn wird. Würde es

beſiegt, ſo würde es in ſeinem Unglück noch ſo groß daſtehen, daß es ein Gegenſtand der Bewunderung und der Sympathie für die ganze Welt ſeyn würde. Dort liege ſeine wahre Kraft, darin wird vielleicht ſeine Rache liegen."

Lord Lyons, der engliſche Geſandte in Paris, bemühte ſich einen Waffenſtillſtand herbeizuführen. „Ohne Zweifel hat Graf Bismarck, wenn er wirklich in dieſer Weiſe von Lord Lyons behelligt wurde, nicht verſäumt, zugleich ſeine Verwunderung über die Friedensluſt des britiſchen Cabinets auszudrücken, da dieſes ja thatſächlich vielmehr Alles thut, um den Krieg zu verlängern. Nur durch die maſſenhaften Waffenſendungen aus England iſt es den Franzoſen möglich, die neu ausgehobenen Mobilen, Nationalgarden, Freiſchützen u. ſ. w. auszurüſten, ſich in der Täuſchung zu erhalten, daß Frankreich noch unbeſiegt ſey, und damit einen Kampf hinauszuziehen." Am 21. Oktober ſchlug Lord Granville, der auswärtige Miniſter Englands, förmlich einen Waffenſtillſtand vor und forderte die übrigen neutralen Mächte zur Mitwirkung auf. Die republikaniſche Regierung in Tours ſoll auch darauf eingegangen ſeyn. Da nun aber Graf Bismarck die materiellen Garantien und vorzugsweiſe die Abtretung des Elſaßes und Lothringens, wie auch die Einberufung einer Nationalverſammlung, um zu einer verfaſſungsmäßigen Regierung Frankreichs zu gelangen, zur Vorbedingung machte, hatten die dermalen das franzöſiſche Staatsruder lenkenden Republikaner keine Luſt, die Schmach der Abtretungen zu übernehmen, um hinterdrein durch eine monarchiſche Mehrheit in der Nationalverſammlung auf die Seite geworfen zu werden. So lange ſie noch regierten, hielten ſie krampfhaft das Programm vom Jahr 1792 feſt.

Da nun aber dieſes Programm im Jahr 1870 ſchwerlich mehr durchzuführen war, das katholiſche Landvolk ſowohl wie die beſitzenden Klaſſen die rothe Republik verabſcheuten, ein Sieg der letztern im höchſten Grade unwahrſcheinlich war und dem von Deutſchland

beſiegten Frankreich ſchwerlich etwas anderes übrig blieb, als ſich wieder eine monarchiſche Regierung zu geben, was auch die neutralen Mächte wünſchten, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß auf die Wiederbeſetzung des leeren franzöſiſchen Throns vielſeitig ſpeculirt wurde, denn es fehlte hier an Thronkandidaten viel weniger als in Spanien. Da ſaß noch Napoleon III. auf der Wilhelmshöhe. Da hatte noch ſeine Gemahlin Eugenie und ſein Sohn Lulu einen Anhang. In Brüſſel ſoll die Prinzeſſin Mathilde mit der Fürſtin Metternich und der Marſchallin Mac Mahon ſehr lebhaft in bonapartiſtiſchem Sinn intriguirt haben. Auch von Bazaine ging das Gerücht, er habe den General Boyer nach Verſailles nur geſchickt, um im preußiſchen Hauptquartier für Wiederherſtellung des Kaiſerthums zu wirken. Boyer ging ſodann über Luxemburg, wo er mit dem vertrauten Oberſt Raimbeau Rückſprache nahm, nach England zur Kaiſerin Eugenie. Es hieß, Bazaine habe dem König von Preußen zumuthen laſſen, die Wiedereinſetzung wenn nicht Napoleons ſelbſt, doch ſeines Sohnes werde am beſten zum Ziele führen, wofür das letzte Plebiscit eine gewiſſe Bürgſchaft gewähre. Könnte man es dahin bringen, daß der Papſt, dem es die Bonapartiſten damals wirklich inſinuirten, der katholiſchen Bevölkerung in Frankreich die napoleoniſche Dynaſtie empfehle, ſo würden die Chancen für die letztere noch günſtiger werden und weder die verhaßte Republik, noch die mehr oder weniger vergeſſenen Bourbons und Orleaniden würden mit ihr concurriren können. Andererſeits wurde auch den Franzoſen geſagt, ſie würden im Frieden günſtigere Bedingungen erhalten, wenn ſie wieder einen Napoleoniden auf den Thron ſetzten. Dem wurde jedoch alsbald von preußiſchen Blättern widerſprochen. Die officiöſe Berliner Provinzial-Correſpondenz erklärte: „Preußen widerſetzt ſich nicht nur keineswegs der Berufung einer conſtituirenden Verſammlung, ſondern hat dieſelbe, wie die Nordd. Allg. Zeitung heute Abend hervorhebt, ſtets verlangt, als allein im Stande, die Bürgſchaften für einen dauernden Frieden zu ſchaffen. Welche

Regierung dieſe Verſammlung einſetzen werde, ſey für Deutſchland gleichgültig. Dadurch allein ſchon ſind alle Gerüchte über Preußens Abſichten wegen einer bonapartiſtiſchen Reſtauration wiederholentlich abgewieſen." Weiter wurde bemerkt: „Die ſeit 1815 gemachten Erfahrungen ſind zu friſch im deutſchen Gedächtniſſe, als daß man daran denken ſollte, auch nur den kleinſten Bruchtheil einer Garantie des Friedens in der Form oder der perſönlichen Anſchauung irgend einer franzöſiſchen Regierung zu ſuchen. Alle franzöſiſchen Regierungen ſeit dem zweiten Pariſer Frieden, mochten deren derzeitige Anhänger Bonald, Chateaubriand, Thiers, Tocqueville oder wie immer heißen, haben ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Coquettiren mit der Rheingrenze als das ſicherſte Mittel zur Popularität erkannt. Deutſchland iſt deshalb darauf hingewieſen, durch Erlangung einer wirklich feſten Vertheidigungslinie ſich in die Lage zu bringen, daß künftig nicht mehr jedes phyſiſche oder moraliſche Krankheitsſymptom der Regierer Frankreichs eine Panik der Börſe, einen Stillſtand der Geſchäfte erzeugt. Danach wird es uns vollkommen gleichgültig ſeyn können, Wen oder Was Frankreich ein- oder abſetzt."

Die Republikaner blieben übrigens nicht müßig und die trotzige Haltung, welche ſie äußerlich angenommen hatten, hinderte ſie nicht heimlich zu ſondiren, wie ſie aus der Klemme kommen könnten. Die Delegation in Tours ſchickte Laurier, Generalſekretär im Miniſterium des Innern, nach London, um förmlich die Vermittlung Englands zu verlangen. Auch Thiers, der von ſeiner diplomatiſchen Rundreiſe nach Tours zurückkam, ging von dort nach Verſailles, um mit Bismarck da wieder anzuknüpfen, wo Favre abgebrochen hatte.

Ende Oktober wurde ein Schreiben Guizots an die Fürſtin Trubetzkoi veröffentlicht und auch in allen deutſchen Zeitungen abgedruckt, als ob das Geringſte daran läge, was der alte franzöſiſche Doctrinär, der nicht das mindeſte Verſtändniß der deutſchen Frage

hat, oder ſie abſichtlich nicht verſtehen will, den Leuten vorrede. Er wußte nichts Klügeres zu ſagen, als daß Elſaß und Lothringen nothwendig bei Frankreich bleiben müßten. Auch die Kaiſerin Eugenie gab eine Erklärung von ſich, worin ſie dementirte, ſich irgend mit den politiſchen Fragen des Tages beſchäftigt zu haben, ſie werde nur dann, wenn Elſaß und Lothringen bei Frankreich bleiben, ihr Möglichſtes thun, auch ihrerſeits für einen ehrenvollen Frieden zu wirken.

Obgleich man am guten Willen faſt aller neutralen Mächte, die Integrität des franzöſiſchen Gebietes zu ſchützen, in Frankreich ſelbſt am wenigſten hätte zweifeln ſollen, ſo gab es doch Leute dort denen der gute Wille nicht genügte und die, da keine bewaffnete Intervention ſich anmeldete, wüthend wurden. Man kann den nationalen Egoismus nicht weiter treiben. Die franzöſiſche Arroganz ſetzt unbedenklich voraus, niemals dürfe ſich eine andere Nation in franzöſiſche Dinge miſchen, wenn es aber Frankreich ſelbſt wünſche, dann müſſe ſie es thun. In dieſem Sinn fletſchte das „Siècle" am Ende des Oktober gegen das vermitteln wollende England die Zähne, wie ein Hund, der dem zur Hülfe bereits eintretenden Gaſt nicht traut. „Nicht aus Freundſchaft für Frankreich — ſchrieb das wahnſinnige Blatt — ſondern aus Sympathie für Preußen begehrt jetzt Europa zu interveniren, man muß dieſes Anerbieten alſo zurückweiſen. Möge man ſich doch die Ereigniſſe, die wir alle miterlebt, bei dieſem Anlaß wohl vor Augen halten! Wenn Frankreich 18 Jahr hindurch die Schande des Kaiſerregimes ertragen hat, ſo hat das monarchiſche Europa daran reichlich Schuld, indem es ſeinen ariſtokratiſchen Hochmuth vor dem Abenteurer von Boulogne und Straßburg ablegte, der doch nur Kaiſer durch das verabſcheuungswürdigſte Verbrechen geworden iſt, das die Geſchichte aufzuweiſen hat. — Der conſtitutionelle Hermelin, in welchen die prüde Königin Viktoria ſich hüllt, hat ſie auch keinen Augenblick lang zögern gemacht, ihre weiße unſchuldige Hand in die bluttriefende Rechte des Siegers vom Boulevard Montmartre zu legen,

des Mörders der Republik von 1848, die einen Augenblick lang gewagt hat, das Königsconcert in Europa zu beläſtigen. Der König Galantuomo, der mit wahrhaft königlicher Undankbarkeit Garibaldi's Dienſte zu bezahlen verſtand, hat auch keinen Anſtand genommen, das königlich ſavoyiſche Blut mit dem berühmten und braven Vetter des Retters von Frankreich und eines Pierre Bonaparte zu vereinigen; der junge Kaiſer Franz Joſeph hat bei Villafranca nicht zurückgeſchaudert vor den Umarmungen de Monsieur son frère. Der Kaiſer aller Reußen und König Wilhelm ſelber hielten es nicht unter ihrer Würde, der Einladung des ſauberen Paares, welches in den Tuilerien thronte, Folge zu leiſten; ſie haben mit großem Pompe in Paris die Gaſtfreundſchaft des künftigen Heros von Sedan angenommen."

Am 28. Oktober beantwortete Graf Bernſtorff die engliſchen Anträge: „Graf Bismarck iſt überzeugt, daß es vor Allem nöthig ſey, dem franzöſiſchen Volke die Wahl einer Nationalvertretung zu geſtatten. Bereitwilligkeit, deren Zuſtandekommen zu fördern, iſt deutſcherſeits vollſtändig dokumentirt, es fehlt aber die Zuſtimmung der Pariſer Machthaber. Die Beſtrebungen Englands können nur dankbar anerkannt werden, obgleich zu befürchten iſt, daß die Pariſer Regierung ſie mißverſteht und darin eine Ermuthigung zu fernerem Widerſtande findet. Von deutſcher Seite könne nach den gemachten Erfahrungen ſelbſtverſtändlich keine Initiative zu neuen Verhandlungen ergriffen werden. Der Erlaß verſichert, daß wir jeden Vorſchlag, der uns franzöſiſcherſeits zugeht und auf Anbahnung von Friedensverhandlungen gerichtet iſt, bereitwilligſt entgegennehmen und mit dem aufrichtigen Wunſche nach Wiederherſtellung des Friedens prüfen werden."

Die Deutſchen ſtanden ſchon ſeit vier Wochen vor Paris und hatten die eigentliche Belagerung noch nicht begonnen. Dieſe Verzögerung gab nun zu allerlei Vermuthungen Anlaß. Bald hieß es, die neutralen Mächte hätten vom König von Preußen dringend

verlangt, er ſolle Paris ſchonen. Bald glaubte man, der König ſelbſt ſcheue ſich, ein Barbar genannt zu werden, wenn er es nicht thue. Allein es hing nur von den Pariſern ſelbſt ab, der Geduld des Königs Rechnung zu tragen, ſich mit Anſtand in das Unvermeidliche zu finden und die Schonung der Stadt durch ein loyales Benehmen zu verdienen. Trotzten ſie noch länger, ſo waren auch nur ſie ſelbſt für alles Unglück verantwortlich, was ihrer Hauptſtadt widerfuhr. Denn ſie konnten nicht verlangen, daß die Deutſchen vor Paris umkehren ſollten, als hätten ſie ſich vor Favre's und Gambetta's Prahlereien gefürchtet.

Am vernünftigſten ſprach ſich damals die Schleſiſche Zeitung über die Frage aus. Nachdem ſie erörtert, wie die republikaniſche Regierung, die Preſſe und das Pöbelgeſchrei in Paris im unvernünftigſten Trotze verharre, fährt ſie fort: „Wo alſo nicht wahnwitziger Größen- und Machtdünkel gegen uns kämpft, da iſt es das finſtere Brüten unverſöhnlichſter Rache. Welche Hoffnungen können unter ſolchen Umſtänden an eine Waffenruhe geknüpft werden, wenn ſie vor Vollendung unſeres Werkes erfolgt? Hat einmal die Diplomatie die Hand im Spiele, dann wird es ſehr ſchwer werden, wieder freie Hand zu gewinnen, unſeren Sieg zu vollenden und Frankreich zu deſſen Anerkennung zu zwingen. Selbſt das übrige Europa würde uns als halbüberwunden betrachten, wenn wir vor Paris umkehrten und das Garibalditum nicht zu Paaren trieben. Wir erkennen an, daß es unſeren Staatslenkern nicht leicht werden wird, die Intervention der Großmächte vollſtändig zurückzuweiſen, aber wir zittern ſelbſt vor der geringſten Conceſſion. Wie uns Ducrot und viele franzöſiſche Offiziere bewieſen und wie es die Preſſe des Landes in noch entſchiedenerer Weiſe darthut, iſt die Moral der Nation ſelbſt in demjenigen Punkte in's Wanken gekommen, deſſen ſich Frankreich ſtets zumeiſt gerühmt hat, im Punkte ritterlicher Ehre. Wie können wir von den jetzt herrſchenden Elementen, die noch im letzten Herbſte den vorſätzlichen Eidbruch

in ihr Programm aufnahmen, erwarten, daß sie die Bedingungen eines Waffenstillstandes ehrlich erfüllen, daß sie nicht weiter rüsten, keine Vorräthe beziehen, keine Truppenbewegungen ausführen, ihre Plätze nicht verproviantiren werden? Jeder Tag, jede Stunde der Waffenruhe ist ein Verlust für uns, der, wenn der Frieden nicht zu Stande kommt, mit Strömen von Blut wieder eingebracht werden muß. Daß man sich in Frankreich auf eine Wahl zur Constituante einlassen wird, für welche nur auf die Dauer der eigentlichen Stimmabgabe, also auf etwa 24—48 Stunden, Waffenstillstand gewährt wird, glauben wir nicht; dennoch scheint uns eine solche Concession das höchste Maß dessen, was aus Höflichkeit gegen England gewährt werden kann, ohne die Situation bedeutend zu unserm Nachtheil zu ändern. Uns selbst muß es freilich erwünscht seyn, in Frankreich eine Gewalt erstehen zu sehen, mit der sich völkerrechtlich unterhandeln läßt; dieselbe zu schaffen, wird es aber immer noch an der Zeit seyn und besser an der Zeit seyn, wenn Paris die Macht des Siegers gefühlt hat. Vorher wird der Feind sich schwerlich dazu verstehen, uns zu gewähren, was wir fordern und fordern müssen. Erst wenn Paris gefallen und mit ihm ein belangreicher Theil Frankreichs von unseren Heeren fest occupirt seyn wird, verspricht eine längere Waffenruhe eine segensreiche Wirkung. — Unsere gegenwärtige militärische Lage ist glücklicherweise eine solche, um auch auf diplomatischem Gebiet keine allzu scharfen Pressionen fürchten zu müssen. Keine fremde Macht ist gerüstet und keine gewillt, uns zu einem Verzweiflungskampfe herauszufordern. Eine Reihe von Wochen reicht voraussichtlich aus, die Dinge vor Paris wie vor Metz zur Entscheidung zu bringen, und bis dahin genügt es vollständig, die gegen den Süden Frankreichs errungenen Positionen zu behaupten. Selbst ein Echec auf diesen secundären Operationsgebieten würde die Lage nicht ändern. Nach dem Falle von Paris und Metz aber werden Thatsachen geschaffen seyn, denen auch die Diplomaten ihren Respekt nicht versagen werden."

Ganz übereinſtimmend erklärte ſich auch der Schwäb. Merkur: „Frankreich hat den Krieg gewollt; ſo mag es auch den Krieg haben ſo lange, bis es den Frieden will. Will es ihn wirklich, ſo kann es ihn jeden Augenblick haben, aber Deutſchland iſt in der Lage, warten zu können, bis Frankreich dieſen Entſchluß wirklich kundgibt. Es weiß ferner, was es will, es weiß genau, *welchen* Frieden es bewilligen will, und die zweckloſe Fortſetzung des Kriegs von Seite Frankreichs wird jedenfalls nicht dazu dienen, die deutſchen Forderungen irgendwie herabzuſtimmen. Auch die Frage, *mit wem* der Friede abzuſchließen iſt, wird ſich *nach der Einnahme von Paris* unſchwer erledigen. Mit den Fragmenten einer Regierung, wie ſie gegenwärtig in Paris und in Tours ſitzen oder zwiſchen beiden Orten herumfliegen, iſt freilich — dies beweist jede Kundgebung, die von dieſer Seite kommt — überhaupt kein Friede abzuſchließen. Aber die Bevormundung, welche dieſe mandatloſen Herren über Frankreich ausüben, dieſes Regiment, das nur durch die Unterdrückung der öffentlichen Meinung ſich aufrecht hält, wird nur ſo lange dauern, bis die deutſchen Bomben und Granaten den Weg nach dem Pariſer Stadthaus geöffnet haben werden. Ohnedies werden bis dahin auch die anderen Mitglieder der Regierung dem Beiſpiele der Collegen Gambetta und Keratry gefolgt und ‚ausgeflogen‘ ſeyn. Mit dem Fall der Hauptſtadt wird das *Land* wieder in ſein Recht treten, die öffentliche Stimme der Provinz wird nicht länger niedergehalten ſeyn, und die Provinz wünſcht das Aufhören des Kriegs, den ſie den Pariſern verdankt und deſſen Früchte ſie jetzt genugſam gekoſtet hat. Tritt nach dem Einzug der Deutſchen in Paris eine conſtituirende Verſammlung von Vertretern ganz Frankreichs zuſammen, ſo wird ſich das Friedensgeſchäft um ſo leichter erledigen, je feſter und unerbittlicher die Forderung Deutſchlands iſt. Und ganz Frankreich wird an dieſem Tage aufathmen. Sicherlich hat Deutſchland nicht den mindeſten Ehrgeiz, ſich in die inneren Dinge und häuslichen Zwiſte des Nach-

Vorhut unter Generalmajor Sergejeff auf ungefähr 1000 feindliche Reiter. Dieſe machten einen kühnen Angriff. Die Koſaken aber verjagten die Türken, und nahmen ihnen, den Degen im Nacken, die erſte, zwei Werſte von der Stadt gelegene Anhöhe ab. Als unſere Truppen ſich hier verſammelt hatten, ließ der Feind nicht nach, aus ſeinen Verſchanzungen Verſtärkungen von Infanterie auf die von den Seinigen beſetzte Anhöhe zu ſchicken. Graf Paskewitſch ließ den Feind dort ruhig ſeine Streitkräfte concentriren, indem er vorausſah, daß dieſe Bewegung ihm die Eroberung der Stadt erleichtern würde, denn unſere Truppen konnten, indem ſie die Türken in ihre Verſchanzungen zurückwarfen, mit ihnen zugleich in dieſelben eindringen. In dieſer Abſicht ſtellte der Oberbefehlshaber ſämmtliche Truppen in Schlachtordnung und ließ die vom Feinde beſetzten Höhen ſtürmen. Die Türken wurden von einer Höhe zur andern zurückgedrängt, und die Ruſſen drangen mit den Flüchtlingen in die Stadt, und verfolgten ſie durch die Straßen bis auf die andere Seite. — Indem die Türken Beiburt verließen, vertheilten ſie ſich in drei Richtungen, theils nach Iſpira, theils auf unſern linken Flügel hin, um die Ebene von Chart zu erreichen, und theils nördlich von der Stadt nach dem Engpaſſe von Tſchorocha zu, durch welchen ſie die Ebene zu erreichen hofften. Die Erſteren wurden von der Infanterie verfolgt: die Flucht der Zweiten hemmte der Obriſt Anrep mit einer Uhlanendiviſion, und trieb ſie durch die Stadt bis an den Engpaß von Tſchorocha; der Generalmajor Sergejeff, der mit ſeiner Reiterei durch eine raſche Bewegung die ganze Ebene von der linken Seite umgangen war, ſchnitt den Dritten den Weg ab, und nöthigte ſie, gleichfalls ſich wieder auf die Stadt zurückzuziehen, ſo daß die beiden letzteren aus ungefähr 5000 Mann beſtehenden Maſſen

barvolks zu miſchen. Dennoch verdankt Frankreich den deutſchen Waffen die Befreiung vom Joch des Kaiſerthums. Es wird ihnen auch die Befreiung von der unfähigen Klubregierung verdanken, welche die Geſchäfte des Kaiſerthums mit der gleichen Verblendung und mit dem gleichen Erfolge fortgeſetzt hat."

Auffallenderweiſe hatte ſich die viel geleſene Kölner Zeitung dafür erklärt, nur der Theil von Lothringen, in dem noch vorzugsweiſe deutſch geſprochen wurde, ſolle zu Deutſchland kommen, Metz aber, weil hier franzöſiſch geſprochen werde, bei Frankreich bleiben. Die angeſehenſten Bürger der Stadt Trier ſandten dem Bundeskanzler einen Proteſt gegen dieſe Auffaſſung ein, denn im deutſchen Moſelgebiet wußte man am beſten zu würdigen, wie unentbehrlich ihnen Metz zur Vertheidigung gegen franzöſiſche Angriffe ſey. Der Proteſt lautete: „Gegen dieſe von der ‚Kölniſchen Zeitung' in zahlreichen Leitartikeln vertheidigte und als die wahre öffentliche Meinung von ganz Deutſchland hingeſtellte Anſchauungsweiſe ſehen ſich die unterzeichneten Einwohner der Stadt Trier und Umgegend veranlaßt, für ihren Theil auf das Energiſchſte zu proteſtiren und Ew. Excellenz zugleich ihr Zeugniß dafür entgegen zu bringen, daß die theoretiſchen und praktiſchen Bedenklichkeiten, mit welchen man die Einverleibung der Stadt Metz bekämpft, hierorts von der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht gebilligt werden. Allerdings müſſen wir nach unſerer Kenntniß der lothringiſchen Bevölkerung annehmen, daß ſie vorerſt die Abtrennung von Frankreich ſchwer empfinden werde indeſſen ſind wir zugleich überzeugt, daß in dieſer Hinſicht zwiſchen dieſſeits und jenſeits der Sprachgrenze ein erheblicher Unterſchied nicht hervortreten wird. Die Schwierigkeiten, welche aus einem ſolchen Verhältniſſe wirklich entſpringen, und die Gefahren, welche man furchtſamerweiſe daraus hervorgehen ſieht, ſcheinen uns kaum in die Wagſchale fallen zu können gegenüber den ſchwer wiegenden Vortheilen, welche nach dem Urtheile der Fachkundigen der Beſitz der Feſtung für unſere Landesvertheidigung mit ſich bringen wird.

Insbesondere aber halten wir, die wir in der nächsten Nähe der bisherigen Grenze wohnen, uns für berechtigt, dagegen Protest zu erheben, daß man jener Stimmung der zu erwerbenden Landestheile eine größere Berücksichtigung angedeihen lasse als der unbehaglichen Situation, in der wir uns fortdauernd, und den ernsten Gefahren, in denen wir uns beim wirklichen Ausbruch des Krieges befunden haben."

Endlich gab die Provinzial-Correspondenz einen völlig beruhigenden Aufschluß. „Die Gerüchte über Waffenstillstandsversuche, welche schon seit einiger Zeit die politischen Kreise bewegten, haben in den letzten Tagen einen bestimmten Anhalt gewonnen: es wird berichtet, daß England in der That Schritte gethan habe, um die provisorische Regierung in Frankreich zu erneuten Anträgen auf Bewilligung eines Waffenstillstandes Behufs Einberufung einer nationalen Vertretung Frankreichs zu bestimmen, und daß die übrigen Mächte gleichzeitig zu einer Einwirkung in derselben Richtung aufgefordert und dieser Aufforderung theilweise bereits nachgekommen seyen. Es scheint nicht, daß die englische Regierung ihrerseits bestimmte Vorschläge oder Rathschläge in Bezug auf die Grundlagen des Waffenstillstandes gemacht hat, sie scheint vielmehr ihre Einwirkung wesentlich darauf beschränkt zu haben, die einstweilige Regierung in Frankreich in warmer und dringender Weise dazu aufzufordern, durch Nachsuchung eines Waffenstillstandes und Einberufung einer Landesvertretung den Weg zu betreten, auf welchem die Wiederherstellung des Friedens allein möglich erscheint. Dem Schritte der englischen Regierung liegt hiernach auch jetzt die Absicht fern, ihrerseits eine Einmischung in den Kampf zwischen Deutschland und Frankreich zu unternehmen; es liegt ihrem Vorgehen ferner die richtige Erkenntniß zu Grunde, daß jeder Versuch, dem weiteren Verlaufe des Krieges Einhalt zu thun, vergeblich seyn würde, wenn nicht Frankreich zunächst zu dem Bewußtseyn und Anerkenntniß seiner Friedensbedürftigkeit gebracht wird. Der Schritt der englischen Regierung würde gewiß hohen Dank verdienen, wenn

er geeignet wäre, in dieſer Beziehung eine tiefere Wirkung in Frankreich zu üben. Die Erfahrungen, welche Herr Thiers von ſeiner Rundreiſe in Europa mit zurückgebracht, ſo wie die Zuſtände, welche er bei ſeiner Rückkehr in Frankreich vorgefunden hat, mußten allerdings dazu beitragen, den Vorſtellungen Englands ein erhebliches Gewicht zu verleihen. Dennoch darf man kaum wagen, ſich großen Hoffnungen in Bezug auf das Gelingen des Waffenſtillſtandsverſuches hinzugeben, da noch alle Kundgebungen der augenblicklichen Machthaber in Frankreich bis in die letzte Zeit hinein erkennen laſſen, wie weit dieſelben davon entfernt ſind, die Geſichtspunkte anzuerkennen, von welchen bei allen ernſtlichen Friedensanbahnungen, mithin auch bei Waffenſtillſtandsverhandlungen, auszugehen ſeyn wird. Graf Bismarck hat dieſe unabweislichen Geſichtspunkte im voraus klar und beſtimmt bezeichnet, und es iſt kein Grund anzunehmen, daß nach der inzwiſchen nothwendig gewordenen Fortſetzung des Krieges und nach den dabei errungenen weiteren Erfolgen unſerer Waffen ein Abgehen von jenen im nationalen Intereſſe geſtellten Forderungen zuläſſig erſcheinen ſollte. Wohl aber hat der Fortgang des Krieges wie die Annäherung an die letzten Ziele deſſelben die Verhandlungen über einen bloßen Waffenſtillſtand ungemein erſchwert; denn in ſo fern der Waffenſtillſtand nicht ſchon die politiſchen Bürgſchaften des künftigen Friedens ſelbſt in ſich trägt, würde er um ſo mehr die militäriſche Bürgſchaft gewähren müſſen, daß durch ſeine Bewilligung nicht die Erfolge beeinträchtigt werden, deren baldige Erreichung wir gegenwärtig vor Paris eben ſo wie vor Metz und auf allen anderen Gebieten des Kriegsſchauplatzes mit Zuverſicht in Ausſicht nehmen dürfen. Es iſt kaum anzunehmen, daß die jetzigen Machthaber Frankreichs ihre Auffaſſungen und Stimmungen in kurzer Zeit ſo ſehr gewandelt haben ſollten, um in dieſer Beziehung die Berechtigung und Nothwendigkeit unſerer Forderungen im Weſentlichen anzuerkennen. Aus dieſen Gründen iſt es ſchwer, an einen Erfolg der wohlgemeinten Schritte

Englands zu glauben. Die Regierung in Tours hat allerdings die gegebene Anregung benutzt, um neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und die Wahl des Herrn Thiers zum Unterhändler scheint dafür zu sprechen, daß man sich wenigstens von der Unmöglichkeit der Feststellung des Standpunktes, welchen vor Kurzem Jules Favre vertreten hat, überzeugt habe. Es bleibt jedoch abzuwarten, in wie weit die provisorische Regierung fähig und bereit ist, das Gewicht der vollzogenen Thatsachen und der darauf begründeten Forderungen rückhaltlos anzuerkennen und in Waffenstillstandsbedingungen zu willigen, welche uns die Sicherheit gewähren, daß der wohlverdiente Friedenspreis uns nicht verkümmert werden könne.

Ueber die Verzögerung des Angriffs auf Paris schreibt dieselbe Correspondenz: „Die einzig richtige Erklärung der seitherigen Verzögerung ist, daß die nothwendigen militärischen Vorbereitungen nicht rascher gefördert werden konnten. Die ursprünglichen Berechnungen und voraneilenden Erwartungen beruhten zunächst auf der Annahme, daß eine theilweise Beschießung von Paris schon stattfinden würde, sobald das dazu unbedingt erforderliche Material an Festungsgeschütz bei der Belagerungsarmee eingetroffen seyn würde. Es lag dabei vor Allem die Voraussetzung zu Grunde, daß der Muth und die Widerstandskraft der in allen Richtungen leicht erregbaren pariser Bevölkerung Angesichts einer Beschießung sehr bald zur Verwirrung und Nachgiebigkeit umschlagen würde. Nach dem Falle von Toul schien nun die Hoffnung begründet, daß die nach jener Auffassung erforderliche Anzahl von Belagerungsgeschützen nebst Munition in kurzer Zeit bis vor Paris würden geschafft werden können. Im Kriegsrathe unseres Königs gelangte jedoch nicht jener Gesichtspunkt einer wesentlich moralischen Wirkung auf die pariser Bevölkerung zur entscheidenden Geltung, sondern die ernst militärische Auffassung des Bombardements, nach welcher auch diese kriegerische Operation von vorn herein mit der vollen Energie und allseitigen Vorbereitung in Angriff genommen werden

ſollte, durch welche alle Aufgaben während des ganzen Verlaufs des Krieges ſo erfolgreich gelöſt worden ſind. Man verzichtete darauf, Paris, wie man es allerdings ſchon vor Wochen gekonnt hätte, durch eine vorläufige Beſchießung zu ſchrecken, welche den gehofften Eindruck möglicherweiſe doch verfehlt und in ſolchem Falle ein erſtes Mißlingen bereitet hätte; man ſchritt vielmehr ſofort zu den umfaſſendſten Vorbereitungen, um die artilleriſtiſche Aufgabe, wenn auch mit einem kurzen Verzuge, doch um ſo wirkſamer und nachdrucksvoller durchzuführen. Die Vorarbeiten hierzu haben allerdings eine etwas längere Zeit in Anſpruch genommen, als zunächſt (auch an dieſer Stelle) vorausgeſetzt war; die Schwierigkeiten der Herbeiſchaffung des gewaltigen Materials an Geſchütz und Munition haben ſich als noch erheblicher erwieſen, als man ſie geſchätzt hatte. Die Eroberung der Feſtung Sebaſtopol Seitens der vereinigten Engländer, Franzoſen und Italiener hat ein ganzes Jahr erfordert. Man hat daher keinen Grund zur Ungeduld, wenn die urſprünglichen Erwartungen vor Paris um eine kurze Weile überſchritten worden ſind. Mit größter Beſtimmtheit aber darf wiederholt hervorgehoben werden, daß die Verzögerung einzig und allein durch die in der Sache liegenden Schwierigkeiten, nicht durch irgend welche politiſchen Bedenken veranlaßt worden iſt."

Inzwiſchen erinnerte der Fall von Metz, daß auch der von Paris bald nachfolgen würde, und England ſtrengte ſich von Neuem an, durch die Einſprache ſeiner Preſſe und Diplomatie den Siegeslauf der Deutſchen aufzuhalten. Die Times verſicherte, Preußen müſſe ſich jedenfalls begnügen, daß Metz geſchleift werde, nur ja dürfe es Metz nicht behalten wollen. Der Nordd. Allg. Zeitung theilte eine am 20. Oktober an den engliſchen Geſandten in Berlin, Lord Loſtus, gerichtete Depeſche Granvilles mit, welche, anknüpfend an Bismarck's Erklärung, daß bei Verlängerung des Kampfes vor Paris der Untergang von Hunderttauſenden durch Hunger herbeigeführt werden könnte. Englands Schritte behufs

eines Waffenstillstands, Zusammenberufung einer Constituante und Wiederherstellung des Friedens darthut. Die gedachte Zeitung bemerkt hierzu: Noch jetzt ist der König bereit, auf einen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen zur Constituante einzugehen, die wir eben so sehr wünschen, als das französische Volk; aber eben deshalb, weil wir sie wünschen, will die Regierung der nationalen Vertheidigung sie nicht; so bleibt uns nichts übrig, als die Erzwingung eines passenden Friedens mit Waffengewalt, gleichviel was für Paris daraus resultire.

Am 28. Oktober beantwortete Bismarck die englische Note mit folgenden Bemerkungen: „Wir sind in unserm vollen Rechte gewesen, wenn wir in der Mittheilung vom 11. Oktober, auf welche der englische Herr Minister sich bezieht, jede Verantwortlichkeit für die traurigen Folgen von uns ablehnen, welche ein bis auf's Aeußerste fortgesetzter Widerstand der Festung Paris für die Bevölkerung dieser Stadt haben muß. Wenn die königlich großbritanische Regierung den Versuch gemacht, dieses Gouvernement von dem gewaltthätigen und gefährlichen Wege, auf dem es sich befindet, abzuwenden und es Erwägungen zugänglich zu machen, welche Frankreich vor dem weiteren Fortschritte seiner politischen und socialen Zerrüttung und seine glänzende Hauptstadt vor den Zerstörungen der Belagerung bewahren, so können wir das nur dankbar anerkennen. Wir können uns freilich der Befürchtung nicht verschließen, daß bei der Verblendung, in welcher die Pariser Regierung befangen zu seyn scheint, die wohlwollende Intention des englischen Cabinets von derselben nur mißverstanden und in der humanen Theilnahme, welche diese Einwirkung veranlaßt hat, die Illusion einer Unterstützung durch die neutralen Mächte und dadurch eine Ermuthigung zu weiterem Widerstande gefunden werde, welche gerade das Gegentheil von den Absichten Lord Granville's bewirken könnte."

Thiers machte damals viel von sich reden und zog die Augen

von ganz Europa auf ſich, obgleich er weder Frankreich in ſeiner Hand, noch auch bei den neutralen Mächten etwas ausgerichtet hatte. Seine Rundreiſe von Paris über London, Petersburg, Wien, Florenz und Tours glich ſo ziemlich der windigen Luftfahrt Gambettas und entſprach ganz den phantaſtiſchen Täuſchungen, mit denen damals das franzöſiſche Volk hingehalten wurde. Er hatte nirgends im Ausland Hülfe für Frankreich gefunden und beſaß auch keine Mittel, in Frankreich ſelbſt ſeinen Willen durchzuſetzen, da er, obgleich von der republikaniſchen Regierung bei den neutralen Mächten legitimirt, doch eben dieſer Regierung nicht nützen wollte, ſondern den Hintergedanken hatte, ſie zu ſtürzen und das Haus Orleans zu reſtauriren. Indeſſen kam ihm doch Vieles zu ſtatten und verlieh ihm in der augenblicklichen Kriſe eine Bedeutung.

Hatten ihm die neutralen Mächte auch keine Verſprechungen gemacht, ſo durfte er doch darauf rechnen, daß keine von ihnen dem ſich immer mehr einigenden und verſtärkenden Deutſchland wohlwollte. Die gekrönten Häupter Europas und ihre Diplomaten waren zu lange an ein uneiniges und daher ſchwaches und paſſives, immer mehr oder weniger von ihnen beeinflußtes Deutſchland gewöhnt und das war ihnen ſehr bequem geweſen. Die Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Preußen neben der Viel- und Kleinſtaaterei im übrigen Deutſchland hatte ihren Diplomaten an den deutſchen Höfen einen unverhältnißmäßigen Einfluß, zuweilen ſogar eine Art von Vormundſchaft ermöglicht. Sie waren gewohnt, die deutſche Erde eigentlich nur als ein Ausgleichungs- und Tauſchobjekt anzuſehen, wenn collidirende dynaſtiſche Intereſſen einen neuen Ausgleich ſuchten. Vor der deutſchen Nation als ſolcher hatte nirgends die romaniſche, ja nicht einmal die ſlaviſche Reſpekt. Nun auf einmal erhob ſich Deutſchland wenn auch noch nicht in ſeiner ganzen Nationalkraft, doch auch noch ohne die Mithülfe ſeiner Stammgenoſſen an der untern Donau, in den Alpen, an der Schelde und am Zuyderſee, in einer wunderbaren, alles überwältigenden Stärke.

Das machte der sämmtlichen europäischen Diplomatie vom alten Schlage nichts weniger als Freude und insofern fand Thiers mit seinen Klagen bei derselben allerdings Sympathie und Wohlwollen. Nur eine Intervention versprachen ihm die neutralen Mächte nicht und konnten sie ihm auch nicht versprechen, weil sie zunächst nicht gerüstet waren, auch für Frankreich, dem sie mißtrauten, keine Opfer bringen wollten, vielmehr nicht ohne Schadenfreude der Demüthigung des Tuilerienkabinets zusahen, von dem sie oft chikanirt und brüskirt worden waren. England sah ungern eine deutsche Seemacht entstehen, wußte aber wohl, daß, wenn Frankreich gesiegt hätte, der englische Schutz kaum mehr ausgereicht haben würde, um Belgien zu retten. Rußland war zu panslavistisch geworden, um im Pangermanismus nicht einen Feind zu erkennen; wenn es aber Frankreich gegen Preußen hätte unterstützen wollen, so würde das nur Oesterreich zugute gekommen seyn und ein mächtiges Oesterreich war der russischen Politik im Orient zu gefährlich.

Italien endlich mußte sich auf doppelte Weise vor Frankreich scheuen, denn wenn dasselbe eine Republik bleiben sollte, so würde auch Viktor Emanuel gleich seinem Gönner, dem französischen Kaiser, Opfer einer Revolution werden; sollte aber die klerikale Partei in Frankreich siegen, so würde dieselbe auch die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherstellen wollen. Es fiel daher Viktor Emanuel nicht schwer, das Ansinnen, welches ihm Thiers im Namen der französischen Republik machte, gleich jetzt mit 150,000 Mann Frankreich zu Hülfe zu kommen, abzulehnen. Ueberdies wurde Thiers in Florenz verspottet, denn gerade er war es immer gewesen, der in der französischen Kammer die italienische Einheit eben so fanatisch wie die deutsche bekämpft hatte.

Also brachte Thiers von seiner diplomatischen Rundreise nichts Positives zu Gunsten Frankreichs mit, indem er aber auf der Rückreise zu Tours eifrig bemüht war, mit Hülfe anderer Mitglieder der ehemaligen Opposition im gesetzgebenden Körper die Einberufung

einer conſtituirenden Nationalverſammlung zu betreiben, kam er damit dem Wunſche des Königs von Preußen entgegen, der die Einberufung jener Verſammlung begünſtigen wollte, damit Frankreich wieder eine rechtmäßige Regierung erhalte, mit welcher ein dauernder Friede geſchloſſen werden könne. Von der Verſammlung, wenn ſie zu Stande kam, hoffte Thiers, ſie werde eine Reſtauration der Orleaniden begünſtigen, welche nach dem Sturz der Napoleoniden am geeignetſten erſchien, das franzöſiſche Staatsſchiff zwiſchen dem ſocialiſtiſchen und ultramontanen Extrem hindurchzuſteuern. Nachdem Thiers eines preußiſchen Geleitſcheins verſichert war, begab er ſich am 1. November nach Verſailles, wo er mit Graf Bismarck eine dreiſtündige Unterredung pflog. Der Letztere wollte einen Waffenſtillſtand von 25 Tagen zum Behuf der Einberufung einer Nationalverſammlung bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß in der militäriſchen Stellung nichts geändert werde.

Mit dieſer Conceſſion fuhr nun der alte Thiers nach Paris hinein und ſoll beim Anblick der Stadt geweint haben. Paris war außerordentlich aufgeregt, theils wegen des letzten mißlungenen Ausfalls, von dem man einen großen Erfolg erwartet hatte, theils wegen der eben angelangten Nachricht von der Metzer Kapitulation. Die Socialiſten rührten ſich wieder und hatten insgeheim ſchon eine Art Nebenregierung vorbereitet. General Trochu mußte am 28. Oktober ſchon wieder dringend vor ihren Eigenmächtigkeiten warnen und in einer Proklamation das willkürliche Einbrechen in Häuſer und die Mißhandlung von Perſonen verbieten. Da er aber zu ſchwach geweſen war, um gleich beim erſten offenen Aufſtand Flourens und die andern Verſchwörer feſtzunehmen, ſo gehorchte man ihm nicht. Am 31. Oktober war die Aufregung in der Stadt ſchon wieder ſo hoch geſtiegen, daß die Verſchwörer an der Spitze ihrer Banden wieder vor das Stadthaus rückten, die Abdankung der Regierung und die Einſetzung einer Commune, d. h. eines alleingebietenden Pariſer Gemeinderaths wie in der erſten Revolution verlangten und

ſich allem Zureden Trochus und Simons zum Trotz nicht beruhigen ließen. Die Menge wurde immer lärmender, obgleich ſie noch keine Gewaltthätigkeiten beging. Einen Augenblick zerſtreute ſie ſich, als plötzlich ein Schuß, man weiß nicht, wer ihn abfeuerte, fiel. Bald rottete ſie ſich aber von Neuem zuſammen, und ließ verſchiedene Liſten mit den Namen derer circuliren, welche die neue Regierung bilden ſollten. Auf denſelben befanden ſich Ledru-Rollin, Viktor Hugo, Felix Pyat, Dorian (ſchon jetzt Mitglied der Regierung), Mottu (der Maire, welcher überall die Crucifixe wegnehmen ließ), Delescluze, Bonvalet, Schoelcher, Joigneaux, Martin Bernard (der Hiſtoriker), Greppo, Blanqui, Flourens und Rochefort. Gegen drei Uhr endlich drang die Menge in das Hotel de Ville ein. Die Mobilgarden, welche mit der Vertheidigung deſſelben betraut waren, leiſteten keinen Widerſtand, ſondern ließen Alles ruhig geſchehen und duldeten ſogar, daß man die Mitglieder der Regierung zu Gefangenen machte, nachdem man vorher Etienne Arago gezwungen hatte, einen im voraus hergerichteten Anſchlagzettel zu unterzeichnen, auf welchem ſich ein Dekret befand, das die Wahlen für die Commune auf den nächſten Tag feſtſetzte. Zugleich bemühte ſich Flourens, der Hauptmann der ganzen Bewegung, General Trochu und den übrigen Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung ihre Demiſſion zu entreißen. Sie verweigerten dieſes, wurden aber gefangen gehalten.

Ein Bericht ſagt aus: Man hat dieſelben an Stühle feſtgebunden. Auf Jules Favre wurde ſogar geſchoſſen, die Kugel ging aber fehl. Derſelbe Favre hatte in Ferrières zum Grafen Bismarck geſagt: Es gibt keinen Pöbel in Paris. Nun lernte er ihn kennen. Picard hatte die meiſte Gegenwart des Geiſtes, ſofern er, ſchon verhaftet, ſeine Verfolger, um ihnen eine Urkunde zu übergeben, in ein Zimmer mit einem geheimen Ausgang hineinlockte, hier plötzlich aus ihren Augen verſchwand, in die Stadt entkam und Hülfe herbeirief. Er begab ſich auf das Finanzminiſterium

ſich im Rücken von Beiburt im Engpaſſe von Tſchorocha vereint befanden, und dort theils auf dem Gottesacker und theils am Gipfel eines am linken Ufer des Stromes ſich erhebenden ſteilen Felſens Poſto faßten. Eine Uhlanendiviſion unter Major Paradoffsky ward hier von einem wohlunterhaltenen Flintenfeuer, das im Rücken des Felſens eröffnet wurde, und von dem Kartätſchenfeuer einer Kanone empfangen, die auf dem Gottesacker aufgeſtellt war. Der Major Paradoffsky, der ſeine Uhlanen hatte abſitzen laſſen, griff an ihrer Spitze den bei Weitem zahlreichern Feind an, umging, vom Obriſten Anrep unterſtützt, der ihm mit einer zweiten Diviſion Uhlanen zu Hülfe gekommen war, und dieſe gleichfalls hatte abſitzen laſſen, von der linken Seite den von den Türken beſetzten Gottesacker, und ſtürzte von hinten auf den Feind los, der bei dieſer Gelegenheit 100 Mann an Todten, 200 Gefangene, ſeine einzige Kanone und zwei Fahnen verlor. Die Annäherung der Infanterie nöthigte darauf die Türken zur Flucht. In dieſen Gefechten verlor der Feind 800 Todte, 1236 Gefangene, 6 Kanonen und 12 Fahnen; wir nur 100 Mann. Sobald der Seraskier von der Bewegung unſerer Truppen Nachricht erhalten hatte, beeilte er ſich, in Perſon mit 10,000 Mann Beiburt zu Hülfe zu kommen; da dieſe Stadt aber ſchon vor ſeiner Ankunft gefallen war, zog er ſich eben ſo eilig wieder zurück. Graf Paskewitſch hielt es für zweckmäßig, während ſeiner allgemeinen Bewegung auf Beiburt eine kleine Truppenabtheilung gegen die Feſtung Olty in der Richtung von Kars abzufertigen, um den Feind, der ſich dort vereinigt hatte, zu zerſtreuen. Dieſe, vom Fürſten Dolgoruki befehligte Abtheilung führte den Auftrag mit vollkommenem Erfolge aus. Die muſelmänniſche Reiterei machte ſich bei dieſer Gelegenheit durch eine exemplariſche Tapferkeit bemerkbar: nachdem ſie einen an

und ergriff ſofort die für die Organiſation des Widerſtandes nothwendigen Maßregeln, während ſeine Collegen die Gefangenen der Aufrührer waren. Picard ſandte geſchriebene und unterzeichnete Ordres an den Generalſtab des Gouverneurs, an den der Nationalgarde und befahl, in allen Stadtvierteln Generalmarſch zu ſchlagen. Er ließ die Nationaldruckerei beſetzen, befahl dem „offiziellen Journal", nichts zu drucken, und ſandte an alle Miniſterien die Weiſung, ſich auf der Defenſive zu halten. Gegen 8 Uhr wurden General Trochu und Jules Ferry von dem 106. Bataillon der Nationalgarde befreit, welches zuerſt auf dem Platze vor dem Stadthauſe angekommen war. Die übrigen Regierungsmitglieder waren noch von den Leuten des Bataillons Flourens feſtgehalten, wurden aber auch endlich frei. Die Verwirrung dieſer Nacht war ungeheuer. Spitzbuben ſuchten von ihr zu profitiren. Peuple Français berichtet, daß der Bürger Milière ſich am 31. Oktober zum Finanzminiſter ernannt hatte. Der geweſene Verſicherungsagent wollte ſeinen Poſten im Hotel der Rue Rivoli einnehmen, wo man ihn jedoch nicht aufnahm. Felix Pyat, welchem Milière's Ernennung noch unbekannt war, ſchrieb an Ernſt Picard ein Billet, welches lautete: „Schicken Sie mir auf der Stelle 15 Millionen, die ich nöthig habe." Picard bewahrt dieſes werthvolle Autograph auf. Wir bitten nicht zu vergeſſen, daß dieſe faſt unglaublichen Charakterzüge über die Pariſer Perſönlichkeiten wörtlich der Correſpondence de Tours entnommen ſind.

Am tollſten ging es auf dem Stadthauſe her. Hier riß ſich das 106. Bataillon der treuen Nationalgarde mit den Bataillonen von Flourens herum, bis jene dieſen die gefangenen Regenten entriſſen hatten. Doch floß kein Blut. Nur Trochu wurde wie Favre mit Erſchießen bedroht. Flourens und die Seinen mußten endlich weichen. Rochefort benahm ſich erbärmlich. Ein Theil ließ ihn hoch leben, ein anderer ſchrie: Nieder mit ihm! Er wollte reden, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Ich bin wie ihr vom

Volk, rief er, aber man antwortete: Du bist ein Aristokrat (er führte wirklich den Titel eines Grafen). Es blieb ihm nichts übrig, als sich aus dem Staube zu machen. Nach Mitternacht wurde die Ruhe endlich hergestellt.

Es war ein Versuch der rothen Republikaner, die blauen aus der Regierung zu verdrängen. Die letztern (Trochu und Favre) verhielten sich zu den erstern (Flourens und Rochefort) ziemlich so, wie sich 1793 die Gironde zum Berg und dem Pariser Gemeinderath verhalten hatte.

Die Mobilgarden, meist Leute vom Lande, wußten anfangs nicht recht, woran sie waren, theilten aber die Sympathien des Pöbels von Belleville (dem wildesten Stadttheil von Paris) nicht, wurden belehrt und erließen an die glücklich gerettete Regierung eine Adresse, die wohl beitrug, Trochu noch mehr Muth zu machen: „Die unterzeichneten Bataillone der Mobilen, die nach Paris berufen worden sind, haben das gestern auf Eure Personen begangene Attentat mit Entrüstung vernommen. Sie erheben sich mit ihrer ganzen Kraft gegen solche Thatsachen und sie sind entschlossen, sie nicht nochmals zu dulden. Die Mobilen sind aus Männern zusammengesetzt, die zur Vertheidigung des Vaterlandes unter die Waffen berufen wurden. Sie sind zugleich Bürger und Soldaten. Als Soldaten erwarten sie nur Befehle; sie denken nicht daran, dieselben zu discutiren. Sie wollen nur gehorchen. Als Bürger kommen und verlangen sie ihre Rechte. Deshalb kommen sie im Namen dieser gestern von den Meuterern vollständig mißkannten Rechte, um Euch zu sagen, daß sie keine Regierung der ‚Commune' von Paris wollen. Die Provinz will repräsentirt seyn; die Provinz hält darauf, daß man sie nicht bei Seite läßt. Wir wollen in der That nicht, daß uns eine Handvoll Leute eine Regierung nach ihrem Geschmack aufzwingt. Wir wollen vor Allem, daß es ganz Frankreich ist, welches uns befiehlt, und wir werden Allem, was Aufruhr oder Partei ist, den Gehorsam verweigern. Ihr seyd in

ſchweren Zeiten an der Gewalt; behaltet dieſelbe. Das Land wird berathen, wenn die Gefahr vorbei iſt. Aber die ‚Commune' von Paris würde nur eine habgierige und lärmende Minorität repräſentirt haben. Wir wollen ſie nicht. Wir würden ihr nicht gehorchen. Paris, 1. November 1870."

Am andern Tage erließ Trochu ſchon wieder eine Proklamation, durchritt die Reihen der Nationalgarden und wurde mit lautem Beifall begrüßt. Unter dieſen Umſtänden langte Thiers in der Stadt an und konnte nun den Waffenſtillſtand bevorworten. Trochu's Proklamation erklärte ſich wirklich für den Waffenſtillſtandsvorſchlag, denn ſie lautete: „Dieſer Antrag iſt ehrenvoll für uns. Die Regierung ſtellte ſelbſt die Bedingungen, welche ihr würdig und feſt erſchienen. Sie ſtipulirte eine Dauer von wenigſtens 25 Tagen, die Verproviantirung von Paris während dieſer Zeit, das Recht der Abſtimmung bei den Wahlen der Nationalverſammlung für die Bürger aller franzöſiſchen Departements. Es war ein großer Unterſchied zwiſchen dieſen Waffenſtillſtandsbedingungen und denen, welche der Feind uns früher gemacht hatte: 48 Stunden effective Dauer und einige ſehr beſchränkte Beziehungen mit der Provinz für die Vorbereitung der Wahlen; keine Verproviantirung; einen feſten Platz als Pfand; die Nichttheilnahme der Bürger des Elſaßes und Lothringens an der Abſtimmung für die nationale Vertretung. An den heute in Vorſchlag gebrachten Waffenſtillſtand knüpfen ſich andere Vortheile, von denen ſich Paris Rechenſchaft ablegen kann, ohne daß es nöthig iſt, ſie hier aufzuzählen. Und dies wirft man uns als eine Schwäche vor, vielleicht als einen Verrath an der Regierung der nationalen Vertheidigung. Eine winzige Minorität, die nicht den Anſpruch erheben kann, die Gefühle der pariſer Bevölkerung zu vertreten, hat die öffentliche Erregung benutzt, um zu verſuchen, ſie auf gewaltſame Weiſe der Regierung zu unterſtellen." Freilich konnte Trochu ſich keinen Erfolg von ſeinen Worten verſprechen, da ſie die Unwahrheit enthielten, der König von

Preußen habe die Verproviantirung von Paris zugeſtanden. Man begreift kaum, wie Trochu zu einer ſo unwahren Behauptung kam.

Inzwiſchen wurden doch die rebelliſchen Bataillonschefs der Nationalgarde von Paris, voran Flourens, abgeſetzt, was Rochefort veranlaßte, ſich von der Regierung zurückzuziehen. Ein Dekret vom 2. November drohte jedem Bataillon der Nationalgarde Entwaffnung und Auflöſung, wenn es ſich wieder ohne rechtmäßige Einberufung verſammle. Garnier Pagès, Pelletan und General Tamiſier ſollen ſich unwohl befunden haben in Folge der Gewaltthätigkeiten, die ſie hatten erleiden müſſen. Man begreift, wie ſchwach die Regierung auch noch nach dieſem neuen Siege war, da ſie wieder nicht wagen durfte, Flourens und die andern Gewaltthäter zu verhaften. Sie decretirte vielmehr Vergeſſenheit des Geſchehenen und wußte ſich in Bezug auf den Waffenſtillſtandsvorſchlag nicht anders zu helfen, als daß ſie in aller Geſchwindigkeit ein Plebiscit in Scene ſetzte. Sämmtliche Pariſer Einwohner ſollten ſich mit Ja und Nein erklären, ob ſie den Waffenſtillſtand wollten oder nicht. Auf dieſe Weiſe entzog ſich die ſchwache Regierung der eigenen Verantwortung.

Die Abſtimmung wurde am 3. November vorgenommen und ergab 557,976 Nein gegen 62,638 Ja. Die Abweiſung des Waffenſtillſtands erklärt ſich ſehr natürlich aus dem Unverſtand und Trotze des Pöbels, ſobald er keine Hoffnung mehr hatte, Paris neu verproviantirt zu ſehen. Unter dieſen Umſtänden konnte nun der alte Thiers nichts mehr ausrichten. Da man den Pariſern den Fall von Metz verhehlt hatte, machte die Schreckensnachricht, die er davon mitbrachte, keinen ihm günſtigen Eindruck. Man hat ihm, hieß es, den ſtarrſten und hohnvollſten, ja beleidigendſten Unglauben entgegengeſtellt. Thiers kam deshalb ſehr gebeugt zurück und ſeine reizbare Natur war um ſo erregter und er ſelbſt ſprach ſich um ſo bitterer über die Zuſtände aus, die in Paris herrſchten, je tiefer die Wunden geweſen, die man in der belagerten Stadt ſeiner

persönlichen und staatsmännischen Eitelkeit geschlagen. Ferner hieß es: Seit der Abreise Thiers aus Paris donnern unaufhörlich die Kanonen vom Fort Valerien oder Fort Issy als Antwort auf die Vorschläge wegen einer Waffenruhe. Der arme Thiers hatte Paris so satt bekommen, daß er seinen kurzen Aufenthalt daselbst nur benutzte, um aus seinem Hotel seine besten Habseligkeiten in einer ganzen Reihe von Wagen mitzunehmen. Er war außerordentlich niedergeschlagen. Graf Bismarck vernahm von ihm das Mißlingen seiner Mission, schlug ihm aber noch vor, die Regierung von Paris und Tours möge die Wahlen nach Belieben ausschreiben und den Termin mittheilen. Die deutschen Heere versprächen, auch ohne Waffenstillstand die Wahlen in den ganzen okkupirten Theilen Frankreichs zuzulassen, sie zu fördern und ihre Freiheit zu achten. Thiers hatte darauf eine Besprechung mit Favre und Trochu an der Vorpostenlinie, war aber, als er nach Versailles zurückkehrte, nicht ermächtigt worden, den deutschen Vorschlag anzunehmen, sondern hatte vielmehr Befehl, die Verhandlungen abzubrechen.

Graf Bismarck gab in einem Rundschreiben vom 8. November den klarsten Aufschluß über die mißlungenen Waffenstillstandsverhandlungen. Nachdem er vorausgeschickt, wie nachtheilig der Waffenstillstand überhaupt für die deutschen Armeen gewesen seyn würde, sofern sie zur Unthätigkeit verdammt, die Franzosen aber in den Stand gesetzt worden wären, sich neu zu rüsten, schreibt er: „Ungeachtet dieser Erwägungen ließ Se. Majestät der König den Wunsch, einen ersten entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu thun, vorwiegen, und ich wurde ermächtigt, Herrn Thiers sofort mit der Gewährung eines Waffenstillstandes auf 25, oder auch, wie er später gewünscht, 28 Tage auf dem Grund des einfachen militärischen status quo am Tage der Unterzeichnung entgegenzukommen. Ich schlug ihm vor, durch eine zu bestimmende Demarkationslinie die Stellung der beiderseitigen Truppen, so wie sie am Tage der Unterzeichnung seyn würde, abzugränzen, die Feindseligkeiten auf

vier Wochen zu ſiſtiren und in dieſer Zeit die Wahlen und die Conſtituirung der nationalen Vertretung vorzunehmen. In Bezug auf die Wahlen im Elſaß konnte ich erklären, daß wir auf keiner Stipulation beſtehen würden, welche die Zugehörigkeit der deutſchen Departements zu Frankreich vor dem Friedensſchluſſe in Frage ſtellen könnte, und daß wir keinen Bewohner der letzteren dafür zur Rede ſtellen würden, daß er als Abgeordneter ſeiner Landsleute in einer franzöſiſchen Nationalverſammlung erſchienen ſey. Ich war erſtaunt, als der franzöſiſche Unterhändler dieſe Vorſchläge, bei welchen alle Vortheile auf franzöſiſcher Seite waren, ablehnte und erklärte, einen Waffenſtillſtand nur dann annehmen zu können, wenn derſelbe die Zulaſſung einer umfaſſenden Verproviantirung von Paris einſchlöſſe. Ich erwiderte, daß dieſe Zulaſſung eine ſo weit über den status quo und über jede billige Erwartung hinausgehende militäriſche Conzeſſion enthalten würde, daß ich ihn frage, ob er ein Aequivalent dafür zu bieten im Stande ſeyn werde, und welches? Herr Thiers erklärte, zu keinem militäriſchen Gegenanerbieten ermächtigt zu ſeyn und die Forderung der Verproviantirung von Paris ſtellen zu müſſen, ohne uns dafür etwas Anderes bieten zu können, als die Bereitwilligkeit der Pariſer Regierung, der franzöſiſchen Nation die Wahl einer Vertretung zu geſtatten, aus welcher wahrſcheinlich eine Behörde hervorgehen würde, mit welcher uns über den Frieden zu unterhandeln möglich ſeyn werde. In dieſer Lage hatte ich das Ergebniß unſerer Verhandlungen dem König und ſeinen militäriſchen Rathgebern vorzulegen. Se. Majeſtät war mit Recht befremdet über ſo ausſchweifende militäriſche Zumuthungen und enttäuſcht in den Erwartungen, welche Allerhöchſtderſelbe an die Unterhandlungen mit Herrn Thiers geknüpft hatte. Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller ſeit zwei Monaten gemachten Anſtrengungen und errungenen Vortheile aufgeben und die Verhältniſſe auf den Punkt zurückgeführt werden ſollten, auf welchem ſie beim Beginn der Einſchließung von Paris

geweſen waren, konnte nur von Neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden, der Nation die Wahlen zu verſagen, ſuchte, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieſelben ohne Störung zu vollziehen."

Der König von Preußen hatte nun doch ſeinen guten Willen gezeigt, obgleich man im preußiſchen Hauptquartier wohl längſt überzeugt war, daß den Franzoſen mit Güte nicht beizukommen ſey und daß ſie nicht eher Vernunft annehmen, als bis ſie müſſen. Denn jedes Entgegenkommen ſehen ſie nur als Schwäche oder Dummheit an. Doch wurde nicht ſogleich zum Bombardement geſchritten, weil die Herbeiſchaffung von Lebensmitteln für das große deutſche Belagerungsheer und der Transport der Gefangenen von Metz die Eiſenbahn allzuſehr in Anſpruch genommen und das vollſtändige Eintreffen der Munition für die ſchweren Geſchütze verzögert hatte. Zudem fingen die Lebensmittel in Paris wie früher in Metz ſich zu verringern an und auch ohne Bombardement mußte Paris wie Metz durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Die Belagerungsarmee begnügte ſich daher, die Einſchließung von Paris bis zum äußerſten Grade zu verſchärfen, niemand mehr heraus, niemand mehr hinein zu laſſen und ſogar die Perſonen, die mit einem Luftballon gekommen, wenn man ihrer habhaft würde, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Schon vorher hatte Graf Bismarck die Berechtigung auswärtiger Diplomaten, die noch in Paris zurückgeblieben waren, trotz des Belagerungszuſtandes mit ihren reſp. Regierungen frei verkehren zu dürfen, in Frage geſtellt und nach dem Völkerrecht zumal unter den hier eingetretenen beſondern Umſtänden nicht für zuläſſig erachtet. Die fremden Geſandten hatten ſich daher ſchon größtentheils entfernt. Unter andern hatte ſich auch Monſignor Chigi, der päpſtliche Nuntius, Paris zu verlaſſen beeilt, hauptſächlich aus Angſt, wie man glaubte, um ſeine ſchönen und fetten Rappen, die man ihm wegnehmen und ſchlachten könnte. Und am 27. Oktober folgten ihnen der ruſſiſche und nordamerikaniſche

Gesandte nach, so daß nur noch de Boyen, der belgische, und Kern, der Schweizer Gesandte zurückblieben. In den ersten Tagen des November fielen den preußischen Truppen drei aus Paris kommende Luftballons in die Hände mit sieben Personen, die nach preußischen Festungen geschickt wurden, um dort kriegsrechtlich abgeurtheilt zu werden. Die ihnen abgenommenen Papiere kompromittiren Diplomaten und andere Personen, denen man, mit Rücksicht auf ihre Stellung und ihr Ehrgefühl, den Verkehr von Paris aus gestattet hatte.

Arago übte damals in Paris eine neue feige Bosheit, um sich an den Deutschen zu rächen, indem er befahl, das Eigenthum der vertriebenen Deutschen als steuerpflichtig anzusehen und dasselbe, wenn die Steuer nicht bezahlt werde, in Beschlag zu nehmen.

Von deutscher Seite war Alles geschehen, was möglich war, um Paris das Bombardement zu ersparen. Und doch log Favre noch einmal am 8. November in einem Umlaufschreiben, Preußen sey allein Schuld, daß der so sehnlich gewünschte Waffenstillstand nicht zu Stande gekommen sey. Europa verlange denselben, damit die Constituante einberufen werden könne. Aber Preußen weise es hochmüthig ab, indem es unerträgliche Bedingungen stelle. Alle Verantwortung falle daher auf Preußen, Frankreich aber verzage nicht, sondern ziehe seinen Muth zu Rathe!

Mit diesem Muth ließen sich aber weder die Deutschen vertreiben, noch der Hungersnoth in Paris vorbeugen. Die Maires der verschiedenen Pariser Bezirke hielten eine Sitzung, in welcher constatirt wurde, daß in der ersten Hälfte des November, ungerechnet die regulären Truppen und die Mobots, 2,036,000 Menschen in Paris lebten. Wie sollten diese eine lange Belagerung aushalten? Nach Verwerfung des Waffenstillstands mußte man das Bombardement erwarten. Nachrichten aus Paris meldeten: „Man bereitet sich auf die Beschießung vor, Läden und Magazine sind fest geschlossen, man arbeitet daran, die Fenster gegen das Eindringen der

Geſchoſſe zu verbarrikadiren. Allen Wirthen iſt aufgegeben, ihre Häuſer mit Sand und Waſſer zu verſehen, für den Fall, daß bei der Beſchießung Feuer ausbrechen ſollte. Das Muſeum von Cluny iſt in den erſten Septembertagen außerhalb Paris in Sicherheit gebracht worden, die Sammlungen des Louvre wurden durch Strohlagen und Matratzen geſichert, mit denen man die Fenſterlichtungen ausgefüllt hat, einige beſonders werthvolle Gemälde und Kunſtſachen hatte man in die Keller geflüchtet. Fuhrwerk zeigt ſich nur noch wenig auf den Straßen. Die Beſitzer fürchten ſich aus zweierlei Gründen: einmal weil ihre Pferde von der Regierung requirirt werden, und weil die Menge, ſobald ſie eine elegante Equipage daherfahren ſieht, auf dieſelbe losſtürzt, die Roſſe anhält und die Inhaber beſchimpft. Der Terrorismus der Maſſen zeigt ſich darin bereits ſehr empfindlich; wer ſich mit einem gallonirten Bedienten ſehen läßt, iſt ſeines Lebens kaum mehr ſicher. Das iſt auch die Urſache, warum die elegante Damenwelt unſichtbar geworden iſt. Einigen bevorzugten Vertreterinnen des Demi-Monde, die ihre Fürſprecher unter den Patriziern der Republik beſitzen, iſt zwar der Aufenthalt in Paris geſtattet, allein ſie müſſen ſich dem rigoriſtiſchen Geſetz der augenblicklichen Volksſitte unterwerfen, die den Frauen eine ſchwarze Tracht vorſchreibt. Das Leben in dem modernen Babel wäre danach zur Zeit ungewöhnlich ehrbar. Selbſt die verrufenſten Café's des Boulevard de Montmartre bleiben Abends unbeſucht. Von 10 Uhr an hört überhaupt jedes Leben auf. Nationalgarden treiben diejenigen, die ſich verſpäten, nach Hauſe."

In der Umgegend von Paris dagegen bemerkte man, daß die geflüchteten Bewohner der Dörfer jetzt allmälig zurückkehrten, theils gelockt durch die Hoffnung auf baldigen Waffenſtillſtand, theils durch den zunehmenden Winterfroſt gezwungen, zu ihren verlaſſenen Häuſern zurückzukehren. „Man ſieht ſie in ganzen Zügen auf den Landſtraßen der Seine und Marne, mit hochbepackten Wagen, auf

denen ſie ihre häuslichen Habſeligkeiten wieder in ihre Dörfer zurück ſchleppen. Die armen Leute müſſen größtentheils in den Wäldern geſteckt und viel gelitten haben. Sie erſcheinen jetzt wieder am Tageslicht mit Keſſeln und Caſſerollen, Tiſchen, Stühlen, Schränken und Betten. Eine Ziege, ein Eſel und ein Pferd gehören faſt zu jeder Wirthſchaft und an der Seite des hochbepackten Wagens hängt wohl ein großer Gitterkaſten mit Lapins, den wilden Kaninchen, die ihnen jedenfalls zur Nahrung gedient. Das Aeußere der armen Leute iſt oft erbarmenswerth. Ihre Kleidungsſtücke ſtarren von Koth, ſind oft von einer ganzen Lehmkruſte umgeben, da ſie dieſelben in dem feuchten Obdach der Wälder niemals abgelegt; ihre Füße ſind von Lappen umwickelt, ihre vom Wetter gebräunten Geſichter ſind zigeunerhaft, und mit wildem, ſcheuem Blick weichen ſie den deutſchen Soldaten aus, wenn ſie dieſen auf der Landſtraße begegnen. Man ſieht es ihnen an, ſie trauen, ſeit ſie wieder unter dem freien Himmel ſind, der Nachricht nicht, die man ihnen in des Waldes Dickicht gebracht; ſie haben ſich vielleicht die Sache ganz anders vorgeſtellt und begegnen nun den gehaßten Feinden, die ſie ſchon lange abgezogen glaubten. Vielleicht auch hat die Kälte dieſe Unglücklichen aus ihren Schlupfwinkeln heraus gejagt und mit froſtgeſchwollenen und aufgebrochenen Gliedern entſchließen ſie ſich, von zwei Feinden den barmherzigſten zu wählen."

Merkwürdig erſcheint das Gebahren der rothen Republikaner in Paris. Trochu ſcheint ſie abſichtlich geſchont zu haben, um Bürgerkrieg im Innern der Stadt zu vermeiden, und weil er erkannt hatte, ſie ſeyen am unſchädlichſten, wenn man ſie in ihren Clubs ſchwatzen und prahlen ließ. Blanqui polterte entſetzlich im Style Marats gegen die Prieſter, Ariſtokraten und reichen Bürger. Hier eine ſeiner Proklamationen: „Jeder Bürger, der von Frieden oder Compromiß zu ſprechen wagt, muß verhaftet werden. Alle Kirchen müſſen für den Gottesdienſt geſchloſſen und müſſen als Hallen für die Meetings der Clubs oder zu irgend einem andern

Zahl ſtärkeren Feind geworfen hatte, nahm ſie ihm, mit den Waffen in der Hand, 5 Fahnen und mehrere Gefangene ab, tödtete 100 Mann, und machte eine anſehnliche Beute an Waffen und Pferden; dabei verlor ſie nur einen Todten, verwundet wurden neun. Währenddem hatte die Pionierkompagnie, die ſich mit ihren Mörſern der Feſtung Olty genähert hatte, angefangen, dieſelbe zu beſchießen, worauf die Beſatzung zwar anfänglich mit einem Feuer aus grobem Geſchütz und kleinem Gewehr antwortete, ſich aber, ſobald ſie die Niederlage des Detaſchements erfuhr, das ſich mit unſerer muſelmänniſchen Reiterei geſchlagen hatte, als kriegsgefangen ergab. Am 11 Oct., als am dritten Tage nach der Einnahme von Beiburt, ſchickte der Seraskier, der auf Privatwegen die Nachricht von dem Abſchluſſe des Friedens zwiſchen Rußland und der Pforte empfangen hatte, einen Officier an den Grafen Paskewitſch, mit dem Geſuch um die Bewilligung eines Waffenſtillſtandes. Um ſich von der Richtigkeit dieſer Nachrichten zu überzeugen und den Waffenſtillſtand abzuſchließen, fertigte der Graf Paskewitſch den bei ſeiner Perſon ſtehenden wirklichen Staatsrath Wlangaly an den Seraskier ab; in deſſen Lager angekommen, fand der Staatsrath den Capitän vom Generalſtabe Duhamel vor, der von Adrianopel aus zu Lande als Courier abeſendet worden war. Der Graf Paskewitſch von Erivan erließ ſogleich den Befehl, die Feindſeligkeiten auf allen Punkten einzuſtellen, und ſetzte ſich mit dem Seraskier in Berührung, um die im Vertrage wegen der progreſſiven Räumung der der Pforte zurückgegebenen Paſchaliks feſtgeſetzten Artikel in Ausführung zu bringen."

revolutionären Zweck benutzt werden. Alle Ambulanzen müſſen von den Prieſtern gereinigt werden, welche verhaftet, bewaffnet und vor die Patrioten an die gefährlichſten Punkte geſtellt werden müſſen. Wir reſerviren ihnen das ſchönſte Tagewerk: mögen ſie Märtyrer ſeyn, ſie kommen in den Himmel, dies wird ihr Leben ſeyn! Wir, die wir nicht daran glauben, wir verlangen, daß ſie vor uns ſterben! Sie ſollen den Familienvätern als Panzer dienen, dieß wird das einzige Mal ſeyn, daß ſie zu etwas gut geweſen ſind! Es müſſen Barrikaden errichtet werden. Hieran müſſen wir zu allererſt denken. Kein Bürger darf unbewaffnet ausgehen; Dolche, Revolver, Bajonette ſind alle gut. Alle bonapartiſtiſchen Agenten müſſen verhaftet werden. Alle Mundvorräthe müſſen in gemeinſchaftliche Lager zuſammengebracht und alle Bürger auf gemeſſene Rationen ſtrenge beſchränkt werden. Jedermann, der um ein Verſteck von Gold, Silber oder Werthſachen weiß, hat ſolches auf der Mairie anzuzeigen. Jedes Haus muß einen Zettel mit Namen, Alter und Geſchäft aller ſeiner Bewohner offen aushängen. Alle Weiber und Kinder müſſen an Orte gebracht werden, wo ſie vor den Geſchoſſen ſicher ſind. Ihr Geſchrei und ihre Furcht wird einige Männer in ihrer Thatkraft hindern und in ihrem Muthe lähmen."

Elftes Buch.

Die Wiedereroberung von Straßburg und Metz.

Begreiflicherweise intereſſirte man ſich von deutſcher Seite beim Beginne des großen Krieges vor allem für Straßburg. Schon lange blickte die Sehnſucht patriotiſcher Dichter nach dem Straßburger Münſter hinüber, wovon noch eine Menge ſchöner Lieder Zeugniß ablegen. Auch patriotiſchen Staatsmännern und Kriegern hatte von jeher die Wichtigkeit Straßburgs als deutſche Schutzwehr gegen Frankreich eingeleuchtet. Berühmt war Kaiſer Karls V. Ausſpruch: Wenn zu gleicher Zeit Wien von den Türken und Straßburg von den Franzoſen belagert wäre, ſo würde ich an den Rhein eilen, um zuerſt Straßburg zu retten.

Gleichwohl war Straßburg im Kriege von 1870 nicht mehr weder das Thor, durch welches der räuberiſche Feind in Deutſchland einbrechen wollte, noch auch das nächſte Ziel, wohin die deutſchen Heere ſtrebten. Es blieb den großen Heerſtrömungen zur Seite liegen.

Während die deutſchen Armeen die Franzoſen in offenen Schlachten beſiegten und durch das Elſaß nach Lothringen und die Champagne vordrangen, blieb in Straßburg nur eine kleine Garniſon von 2000 Mann, nebſt 10,000 Mobilgarden zurück, deren Commandant General Uhrich aber zu einer tapfern Vertheidigung

entſchloſſen war, obgleich er auf Entſatz nicht mehr rechnen konnte und die Feſtung, nach dem alten Vauban'ſchen Syſtem gebaut, früher zwar für uneinnehmbar galt, den verbeſſerten Geſchützen der Neuzeit aber nicht lange mehr widerſtehen konnte. Auch erfuhr man, die Stadt ſey auf längere Dauer nicht hinreichend mit Lebensmitteln verſehen. Jetzt erſt in aller Eile wurden noch neue Verſchanzungen um die Stadt aufgeworfen, aber ſchon hatte General Beyer, Oberbefehlshaber der badiſchen Truppen, die Stadt von allen Seiten einſchließen laſſen und ſeine Truppen ſtörten in täglichen Gefechten die Schanzarbeiten. Die Brücke bei Kehl war ſchon gleich im Beginn des Kriegs durch Sprengung eines Pfeilers unbrauchbar gemacht worden, da man von deutſcher Seite anfangs noch beſorgt hatte, die Franzoſen könnten uns von Straßburg aus überfallen wollen. Schon als der Krieg im Felde bei Weiſſenburg begann, war Straßburg von den badiſchen Truppen cernirt und ihm jede Verbindung nach außen abgeſchnitten. Da General v. Beyer erkrankte, übernahm General v. Werder die Leitung der Belagerung. Am 16. Auguſt machten die Franzoſen einen Ausfall, der aber zurückgeſchlagen wurde. Hierauf ließ Uhrich die nahe Stadt Kehl bombardiren, obgleich hier gar kein Belagerungsgeſchütz aufgeſtellt worden war. Werder ſchrieb hierauf an Uhrich: „Euer Hochwohlgeboren haben gegen all und jedes Völkerrecht die unbefeſtigte und offene Stadt Kehl ohne vorhergegangene Benachrichtigung in Brand geſchoſſen. Eine ſolche Kriegführung, die unter civiliſirten Nationen unerhört iſt, muß mich veranlaſſen, Sie für die Folgen dieſes Aktes perſönlich verantwortlich zu machen. Außerdem laſſe ich den verurſachten Schaden abſchätzen und durch Contributionen im Elſaß Erſatz ſuchen. Bei dieſer Gelegenheit erſuche ich Ew. Hochwohlgeboren, das nördlich der Citadelle gelegene Militärhoſpital zu räumen, da daſſelbe in den dieſſeitigen Schußlinien liegt und nicht genügend geſehen werden kann. Wenn daſſelbe in der Gegend des Civilhoſpitals eingerichtet und mit großer Fahne bezeichnet wird, ſo

hoffe ich demſelben keinen Schaden zuzufügen. Der commandirende General des Belagerungscorps."

Der franzöſiſche Commandant gab aber der Mahnung zur Vernunft und Menſchlichkeit kein Gehör, ſondern ließ Kehl bis auf wenige Häuſer vollends zuſammenſchießen. Am 21. Auguſt ſchrieb man der A. A. Z. aus Straßburg: „Heute wurden 100 deutſche Soldaten, die in der Fremdenlegion gedient hatten, je zehnweiſe aus allen Thoren Straßburgs getrieben mit der Androhung, daß, wenn ſie ſich umwendeten, ſie ſofort niedergeſchoſſen würden. Die Unglückſeligſten ſtanden zwiſchen zwei Feuern. Sie trugen, theilweiſe wenigſtens, franzöſiſche Uniformen und mußten von den Unſerigen für Franzoſen gehalten werden. Als ſie ſich den Vorpoſten nahten, wer weiß wie viele davon hüben und drüben niedergeſchoſſen wurden.... Ich ſah zwei einbringen. Sie waren geborene Pommern und fielen gerade den Pommern in die Hände." — Am 24. begannen nun die badiſchen Truppen, nachdem genug Belagerungsgeſchütz angekommen war, Straßburg zu bombardiren und hatten bald einen Theil der Citadelle und das Arſenal gänzlich zuſammengeſchoſſen. Auch brach in der Stadt ſelbſt an verſchiedenen Orten Feuer aus.

Am 29. Auguſt machte der Biſchof von Straßburg einen Vermittlungsverſuch. Er kam heraus nach Schiltigheim, wo Namens des Generals Werder der badiſche Generalſtabschef Oberſtlieutenant Leszynski mit ihm conferirte. Der Biſchof fand das Bombardement kriegsrechtswidrig, welche Anſicht aber widerlegt wurde. Er bat dann um Geſtattung des Abzugs der Bevölkerung, was abgelehnt wurde; ſchließlich bat er um vierundzwanzigſtündigen Waffenſtillſtand, was angenommen wurde, falls nach einer Stunde gemeldet würde, daß der Straßburger Gouverneur überhaupt unterhandeln wolle. Auch wurde derſelbe eingeladen, herauszukommen und von den Angriffsanſtalten Kenntniß zu nehmen, auch könne das durch einen Stellvertreter geſchehen. Bei der Rückkehr wurde auf Leszynski, obwohl

er die Parlamentärfahne ſelbſt in der Hand trug, ein förmliches Rottenfeuer eröffnet und die Fahne von Kugeln durchlöchert. Der Vermittlungsverſuch war in Folge hievon erfolglos und das Bombardement dauerte mit kurzen Unterbrechungen fort, auch griffen jetzt Geſchütze ſchwerſten Kalibers ein. So bewieſen denn auch hier die Franzoſen, daß ihnen die ſoldatiſche Ehrenhaftigkeit in dieſem Kriege abhanden gekommen war. Leszynki hatte vollkommen recht, wenn er ſagte: Hätte Uhrich die Stadt ſchonen wollen, ſo hätte er Außenwerke anlegen und dieſe zum Schwerpunkt der Vertheidigungsfähigkeit machen ſollen und nicht jetzt von den Belagerern Schonung verlangen, nachdem er ſelbſt Kehl, von wo aus niemals geſchoſſen wurde, und ſein Kaiſer zum Vergnügen des jungen Prinzen das ganz wehrloſe Saarbrücken habe in Brand ſtecken laſſen. Ueberdies ſey das barbariſche Verfahren gegen Kehl und die hartnäckige Vertheidigung der Stadt etwas ganz Unnützes, da ſich Straßburg doch nicht lange halten könne.

Die von Paris aus verfügte Austreibung der Deutſchen wurde auch in Straßburg mit raffinirter Bosheit vollzogen. Familien, die Jahre lang hier heimiſch waren, wurden beſchimpft und mit Zurücklaſſung ihrer Habe hinausgeſtoßen. Dieſe und die oben ſchon erwähnten Infamien hatten hauptſächlich den Zweck, die Welt glauben zu machen, man ſey nirgends franzöſiſcher geſinnt als in Straßburg, die Deutſchen hätten alſo kein Recht auf dieſe Stadt. Würde man ſich in Straßburg etwas civiliſirter aufgeführt haben, ſo wäre vielleicht das Bombardement der Stadt unterblieben. Der Commandant hatte es aber darauf abgeſehen, ſeine Außenwerke zu vernachläſſigen, um die Belagerer zu nöthigen, auf die Stadt zu ſchießen, was man dann als Barbarei verſchreien konnte. Wenn aber die Stadt geſchont wurde, ſo konnte ſich die Beſatzung deſto länger halten. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Belagerer nicht dennoch das Bombardement der Stadt hätten unterlaſſen und ſich mit der Cernirung begnügen ſollen, ſofern die Feſtung doch aus

Mangel an Lebensmitteln früher oder ſpäter fallen mußte. Indeſſen man durfte keine große Zeit verſäumen. So lange Straßburg nicht gefallen war, verharrte man in Paris immer noch in Trotz und Uebermuth, wie Jules Favre in ſeiner Unterredung mit Graf Bismarck bewieſen hat. Auch mußte Straßburg beſetzt ſeyn, ehe man bei den Friedensunterhandlungen das Elſaß reclamiren konnte. Endlich mußte man Straßburg haben, wenn es nöthig werden ſollte, gegen Lyon und den Süden Frankreichs zu operiren.

Die Belagerungsarmee vor Straßburg beſtand aus der badiſchen Diviſion, aus der erſten preußiſchen Reſervediviſion und aus der preußiſchen Gardelandwehrdiviſion unter dem Oberbefehl des General v. Werder. Sobald das ſchwere Belagerungsgeſchütz beigebracht war, begann die regelmäßige Belagerung der Stadt mit Laufgräben und Parallelen, ein wochenlanger, in vieler Beziehung intereſſanter Kampf. Vier Feſtungsgräben wurden von den Belagerern mit ebenſoviel Kühnheit als Geſchick durch Abgraben der Ill und Zerſtörung der Inundationsſchleuſen trocken gelegt. Mittelſt der ſchwerſten Geſchütze, worunter Mörſer, welche Zweicentnergewicht ſchleuderten, zerſtörte man nach und nach zuerſt die Citadelle, dann die ſtarken Stadtmauern. Auch aus der Stadt wurde lebhaft gefeuert. Die That eines preußiſchen Artilleriſten erregte Bewunderung: In die Batterie, wo dieſer biedere Weſtphale fungirte, ſchlug eine feindliche Granate ein; die ganze Batterie befand ſich in tödtlichſter Gefahr, da ergriff der Brave kaltblütig das gefährliche Sprenggeſchoß und warf es über die Brüſtung weit in das Feld hinein. Das Geſchoß krepirte draußen und die Mannſchaft der Batterie war gerettet. — Leider richtete das Bombardement in der Stadt bedeutenden Schaden an. Viele Häuſer brannten nieder. Auch die reiche Bibliothek. Der ehrwürdige Münſter wurde nur wenig beſchädigt, da man es vermied, auf ihn zu ſchießen. Nur auf die Plattform des zweiten unausgebauten Thurms warf man einige Kugeln, da ſie den franzöſiſchen Offizieren als Obſervatorium diente.

Während der Belagerung kamen einige merkwürdige Fälle vor. Ein preußiſcher Sergeant der ſchleſiſchen Pioniere von Neiße, Namens Proske machte die Minen der Belagerten unſchädlich. Bergmann von Profeſſion, iſt es ihm in Straßburg geglückt, die franzöſiſcherſeits gelegten Minen aufzufinden und unter Gefahr ſeines Lebens während drei Tagen zu entleeren. Man hatte ihn an einem Strick über die Mauer hinuntergelaſſen, als die Belagerten ſeiner anſichtig wurden und auf ihn ſelbſt, ſowie die Hülfeleiſtenden ſchoſſen. Er verkroch ſich in den Gängen und arbeitete ſich, nur mit einer Schaufel und einem Faſchinenmeſſer ausgerüſtet, durch die Steinwand, welche die Wölbung deckte, durch 9 Fuß Erdſchicht über derſelben, an's Tageslicht. Seinen eigenen Ausſagen nach hat er hierzu von Nachts 1 bis Morgens 9 Uhr angeſtrengt gearbeitet. Den Schaden, welchen die erfolgreiche Sprengung der Minen uns zugefügt hätte, kann Niemand bemeſſen. Es bleibt unter allen Umſtänden eine kühne That, der das eiſerne Kreuz mit vollem Recht gebührt.

Noch wurde eine ſchöne Handlung badiſcher Soldaten gerühmt: „Gegenüber dem rachſüchtigen Benehmen des größten Theils der franzöſiſchen Civilbevölkerung gegen die deutſchen Truppen verdient nachſtehender Zug bekannt zu werden. Er charakteriſirt nicht allein den deutſchen Charakter im Allgemeinen, ſondern auch die edle Art, mit der unſere deutſchen Soldaten Böſes mit Gutem vergelten. Ein Soldat des badiſchen 2. Grenadierregiments ſchreibt an ſeine Angehörigen in hieſiger Stadt unterm 21. d. Mts.: Geſtern wurde uns eine Miſſion aufgetragen, welche Manchen mit ſchwerem Herzen erfüllte. Wir mußten nach Neudorf, welches hart an der Feſtung liegt und ganz unter Waſſer ſteht, um die Einwohner aus ihren Häuſern zu vertreiben und nach Grafenſtaden zu ſchaffen. Herzzerreißend war die Klage der Bewohner, ſie fluchten Napoleon, der den Krieg veranlaßt habe, nahmen ihr Wertheſtes zuſammen und gingen mit uns. Jedes Haus wurde durchſucht, die Keller waren

mit Waſſer gefüllt, die Weinfäſſer ſchwammen an der Decke. Beſonders ergreifend war die Klage einer Frau, die mit einem zum Tode erkrankten Mann und 5 Kindern, von denen das älteſte erſt 7 Jahre zählte, ausziehen mußte. Die Leute in der Gegend ſind ſo ungefällig, daß wir 2 Stunden brauchten, einen Wagen zu erhalten, worauf wir die Sachen dieſer Familie luden und in Ermanglung eines Pferdes ſelber fortzogen. Sie dankten uns unter Freudenthränen; da ſie gar kein Geld hatten, ſo gaben wir 10 Badenſer ihnen was wir gerade hatten und brachten ſo 5 fl. für ſie zuſammen. Sie wurden im nächſten Orte untergebracht. Von Freundſchaft gegen einander ſcheint bei den Bewohnern der Umgegend keine Rede zu ſeyn, obgleich ſie alle Tage die Kirchentreppen abrutſchen."

Endlich als die Belagerer in die Hauptmauer eine breite Breche gelegt hatten und in den nächſten 24 Stunden zum Sturme ſchreiten wollten, war der Commandant, General Uhrich (ein Lothringer) ſo vernünftig, die weiße Fahne auf dem Münſter und auf allen Höhenpunkten der Stadt aufpflanzen zu laſſen. Am Abend des 27. September. Sie wurde mit ungeheurem Jubel begrüßt und rings um die Stadt ertönten die Regimentsmuſiken der Belagerer. Am folgenden Tage zogen die Deutſchen in die Stadt ein.

Bei der Uebergabe kam folgender denkwürdiger Fall vor: In Folge der abgeſchloſſenen Capitulation mit Straßburg ſollten Mittwoch den 28. September früh 8 Uhr einzelne namhaft gemachte Thore durch preußiſche, reſp. badiſche Compagnien beſetzt werden und ſollten zu derſelben Zeit ſpeciell bezeichnete Regimenter die ihnen angewieſenen Plätze ꝛc. beſetzen. Für einen Stabs-Offizier des Königin-Auguſta-Regiments (Coblenzer Garde-Landwehr-Bataillon) war befohlen, daß ſich derſelbe um 8 Uhr in Straßburg bei dem neu ernannten preußiſchen Commandanten, General v. Mertens, melden ſollte. Der letztere Befehl war durch einen noch nicht aufgeklärten Irrthum nicht correct. Die franzöſiſche Garniſon war zur

festgesetzten Zeit noch nicht fertig zum Defiliren rangirt, unsere Regimenter, welche einrücken sollten, warteten vor den Thoren auf das Herunterlassen der Zugbrücken. Der Stabs-Offizier des Garde-Landwehr-Bataillons Coblenz kommt rechtzeitig vor dem Thore an, um sich zu der ihm befohlenen Zeit in Straßburg melden zu können. Derselbe findet die Thore zu, die Brücken aufgezogen. Da derselbe seinem Befehl gemäß um 8 Uhr in Straßburg seyn soll, nimmt er vier Infanteristen zur Bedeckung, klettert mit diesen mittelst einer Leiter über das Thor und will nun seinen Weg zur Citadelle nehmen. Er kommt in den Zug der zum Ausmarsch sich formirenden 17,000 französischen Soldaten, wird verschiedentlich mit dem Tode bedroht, kommt aber schließlich nach überstandener hundertfacher Lebensgefahr glücklich an sein Ziel. Um ein Beispiel seiner Gefahren anzuführen, Folgendes: Ein französischer Infanterist legt bei dieser Gelegenheit auf den preußischen Major an und droht, ihn unter verschiedenen Verwünschungen zu erschießen; der Major sagt: „Ein Braver, welcher tapfer gekämpft hat, mordet nicht meuchlings seinen eben so braven Feind;" der Franzose setzt ab und zerschlägt unter Fluchen sein Gewehr; hundert seiner Kameraden folgen diesem Beispiele. Der Major geht über die Trümmer von Hunderten zerbrochener Gewehre mit seinen vier Mann weiter. Er kommt in die Citadelle und läßt mit seinen vier Mann das Thor besetzen; er fragt nach dem General und wird vor den General Uhrich geführt. Nachdem der General das Nähere über das Hierseyn des Majors sich hat erzählen lassen, beglückwünscht derselbe den Major, daß er lebend hieher gekommen. Der General fährt fort: „An dem für mich traurigsten Tage meines Lebens ist es für mich ein Trost, ein solches Helden-Beispiel eines meiner Feinde vor Augen zu haben; mit solchen Offizieren und Leuten ist das Unmögliche möglich." Der General Uhrich behält den preußischen Stabs-Offizier bei sich, und es tritt um 10 Uhr der komische Zwischenfall ein, daß die zum General befohlenen Generale und Stabs-Offiziere der Garnison

nicht eintreten können, weil die von dem preußiſchen Major aufgeſtellten vier Poſten die Inſtruktion hatten, Niemanden ohne ſeinen Befehl paſſiren zu laſſen, und dieſen kritiſchen Befehl ſtrikte zur Ausführung brachten." Der ſtramme preußiſche Offizier, der dieſes Aber nur beſtand und den ihm gegebenen Befehl ſo pünktlich ausführte, war zufolge der Schleſiſchen Zeitung der ſchleſiſche Landwehrmajor Freiherr v. Witzleben.

Der Einzug der Sieger in Straßburg wurde von einem Augenzeugen folgendermaßen geſchildert: „Bald nach 11 Uhr ſahen wir in langſamer Bewegung aus dem Sortir des Nationalthores die Beſatzung herausziehen. Der Stab ging zu Fuß an der Spitze, und General-Lieutenant v. Werder ſprang vom Pferde, um den Offizieren entgegen zu gehen. Wuth und Schmerz lagen in den Geſichtern, manchem alten Helden ſtanden die Thränen in den Augen, und gebeugt unter dem Bewußtſeyn dieſer ſchweren Stunde, vermochte der Blick nicht, vom Boden ſich zu erheben, der Fuß zögerte bei jedem Schritte, ſich zu entfernen von der lange vertheidigten Stadt. Die Offiziere des Stabes blieben auf dem Glacis ſtehen, und zwiſchen jenen und dem diesſeitigen Stabe defilirte nun in langem Zuge die Garniſon. Aber wie ganz anders, als man erwartet hatte, war der Anblick! Hatte man doch ſchon vor ſechs Wochen vom Aushungern geſprochen, vom Elend und der Verkommenheit der Beſatzung; und nun ziehen ſie da vor unſeren Augen vorbei, neu, ganz neu bekleidet vom Kopf bis zu Fuß, den Torniſter mit Zeltſtange und Lagerdecke, mit Mantel und Kochgeſchirr, Alles neu und complet, und — jeder Mann mit ſeinem Brod; die Betrunkenheit vieler Leute beweiſt auch hinreichend, daß an geiſtigen Getränken kein Mangel geweſen iſt.

Freilich haben ſie wenig mehr gehabt, als dies; aber mit Brod und Wein iſt eine Feſtung doch am Ende gegen Aushungern geſchützt. Was aber fehlte, faſt bei allen Regimentern, das war Disciplin und Ordnung. Die da an uns vorbeizogen, waren noch die beſten

4.

Der Frieden von Adrianopel.

Die Pforte hatte ſich durch die erſten Fortſchritte der Ruſſen noch nicht irre machen laſſen. In der Meinung, ſie werde in jedem Falle zuletzt von England unterſtützt werden, verweigerte ſie hartnäckig jede Vermittlung. Da nun aber die Gefahr näher rückte, ſo wurde von Seite Englands und Frankreichs beſchloſſen, ihre Botſchafter nach Conſtantinopel zurükzuſenden, um bei der Hand zu ſeyn und eine den Intereſſen dieſer Mächte allzunachtheilige Kataſtrophe zu verhindern. Sie kamen am 18 Jun. in der türkiſchen Hauptſtadt an und wurden mit großem Jubel empfangen. Der Sultan ließ indeß bei den Audienzen deutlich merken, daß er ſeine Freunde zu unterſcheiden wiſſe, und behandelte den engliſchen Geſandten Gordon mit auffallend größerer Auszeichnung, als den franzöſiſchen, Guilleminot. Auch ein perſiſcher Geſandter fand ſich ein, der zwiſchen der Pforte und Perſien ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland eingehen ſollte, falls der ruſſiſche Kaiſer wegen des Geſandtenmords zu Teheran Rache nehmen würde. Dieſes Project zerſchlug ſich aber, da der Kaiſer jenen Vorfall verzieh. Da Rußland während des Kriegs keinen Botſchafter nach Conſtantinopel ſenden konnte, und es doch wichtig war, die möglicherweiſe einſeitigen Vermittlungsvorſchläge von Seite Englands und Frankreichs zu ergänzen und kräftiger zu machen, ſo wurde bei einer Zuſammenkunft des ruſſiſchen Kaiſers mit dem Könige von Preußen beſchloſſen, den ausgezeichneten General und Diplomaten Preußens, Herrn von Müffling, an die Pforte zu ſenden, um derſelben in dem Augenblick des Kaiſers Großmuth zu zeigen, in welchem ihm Graf Diebitſch des Kaiſers Macht zeigte, und dieſe

Truppen und doch ging kaum eine Compagnie einmal geſchloſſen und zuſammen; andere Waffengattungen miſchten ſich dazwiſchen, beſonders Turcos und Zuaven, ſcheußliche Kerle; die Leute blieben zurück, verſuchten ſchon hier, ihr Gepäck wegzuwerfen, äußerten aber hauptſächlich ihre Wuth über die Capitulation: „nous sommes vendus!“ ſchrieen ſie, „Uhrich est un coquin!“ und ſchwangen die zerbrochenen Waffen, die ſie noch bei ſich trugen, um mit aller Kraft ſie auf der Chauſſee noch mehr zu zerſtückeln. Die Säbelſcheiden und Klingen verbogen und zerbrachen ſie, die Gewehre hatten ſie in der Stadt bereits an den Eckſteinen zerſchlagen, theilweiſe in den Feſtungsgraben geſchleudert, wo ſie aus dem Waſſer in Haufen herausſahen. Am beſten ſah die Artillerie aus, von welcher Waffe übrigens eine ungemein große Anzahl defilirte; die Mobilgarde, trotz der Uniform ganz ohne militäriſche Haltung, war ruhig und beſcheiden; ſie ſind meiſt aus der Umgegend und herzlich froh, daß ſie aus der Feſtung herauskommen. Es kommen auch einzelne Karren und Wagen mit, meiſt Marketenderwagen, die uniformirten Frauenzimmer ein widerlicher Anblick. Und immer verwirrter und immer bunter zieht die Maſſe vorüber, dann reißt ſie einmal ganz ab, dann drängt ſich wieder ein Haufe ſchreiend heran. Nein! Mit ſolchen Truppen konnte der beſte Commandant ſich nicht halten.

Aber es iſt unmöglich, den ganzen Zug abzuwarten; hat doch der Abend noch die Straße bedeckt geſehen mit Nachzüglern, mit Betrunkenen, die in den Graben gefallen und eingeſchlafen ſind, mit Karren, hier einer umgefallen, alle Sachen heraus, dort einer mit ſeiner rothgehoſ'ten Inſaſſin von Zuaven umdrängt.

Hinein in die Stadt! Welcher Anblick! Keine Häuſer — Trümmerhaufen treten uns entgegen, wie wir durch die maleriſchen Ruinen der Thorthürme eintreten. Hier hat Feuer und Kugelregen entſetzlich gehauſt und bis zur Ill (falſcher Wall-Canal) iſt faſt Alles zerſtört. Dicht an der Thorwache liegt ein Berg von Pflaſter-

ſteinen, darauf lag ein Franzoſe wie todt, die Fliegen umſchwirrten ihn wie eine Leiche; ein altes Weib ſaß daneben, die fragten wir, ob der Mann todt ſey; ſie gab keine Antwort, ſah uns nur mit ihren häßlichen Augen feindſelig und wüthend an. Ein häßliches, ſchauerliches Bild zwiſchen Trümmern der Gebäude! Weiter hin wird's nachher beſſer, auch belebter, und auf das Geräuſch unſerer Pferde trieb doch die Neugierde viele aus den Thüren, die noch geſchloſſenen Fenſterläden öffneten ſich hier und da, um ein paar coquette Augen durchblicken zu laſſen. Die Parterregeſchoſſe ſind in vielen Straßen zum Schutz gegen die Sprengſtücke mit ſchräg angelehnten Brettern geblendet, im Innern der Stadt aber nur einzelne große Gebäude zerſtört, viele Straßen noch ganz wohl erhalten. Der erſte Ritt war natürlich nach dem Münſter, wie viele verirrte Geſchoſſe hatten ihn trotz alles Verbotes doch getroffen; aber er ſieht beſſer aus, als man erwarten konnte, aus den ſchlanken Säulen ſind hier und da einzelne Steine herausgeſchoſſen und der obere Theil hängt an ſeinem Capitäl, auch ein Rundfenſter iſt ſtärker lädirt, das Maßwerk hat da gelitten; aber im Allgemeinen wird es nicht vieler Reparaturen bedürfen. Vor der Artillerieſchule fanden wir zu unſerem Erſtaunen eine lange Reihe neue intacte Geſchützrohre ſchweren Kalibers, 59 glatte Kanonen, dagegen auf dem Walle alle Geſchütze vernagelt."

Während der Belagerung kamen in Straßburg 261 Perſonen vom Civil- und 661 Mann von der Garniſon um's Leben. Auf deutſcher Seite betrug der Verluſt 906 Todte und Verwundete, worunter 43 Offiziere. Gefangen wurden 17,111 Gemeine und Unteroffiziere und 451 Offiziere, außerdem 2100 Verwundete und Kranke. Unter der Beſatzung befanden ſich 700 Nationalgarden, die nicht gefangen, ſondern nur entwaffnet wurden. Erbeutet wurden 1843 Pferde, 1070 ſchwere Geſchütze, 12,000 Chaſſepots, 50 Eiſenbahnlocomotiven, 6000 Centner Munition.

Unmittelbar nach der Uebergabe ſtrömten aus Deutſchland eine

Menge Gäste nach Straßburg, theils um die Zerstörungen in der Stadt zu betrachten, theils um sich ihres Wiedergewinns für Deutschland zu freuen. Von vielen Seiten her wurden den Bewohnern Lebensmittel und Unterstützungen aller Art zugebracht. Von der Universität Jena aus ging ein Aufruf, der Stadt Straßburg die während der Belagerung verbrannte reiche Bibliothek durch freiwillige Beiträge von werthvollen Büchern zu ersetzen. Man hätte die Bibliothek retten können, wenn man wenigstens ihre wichtigsten Bücherschätze in bombenfesten Kellern untergebracht hätte. Als ein Unterbeamter dies vorschlug, wurde er vom französischen Oberbeamten angeschnauzt und so gingen die Bücher in Feuer auf. Der berühmte Straßburger Münster, von so vielen deutschen Dichtern besungen, lag auch vielen Deutschen so sehr am Herzen, daß sie sogleich Anstalt trafen, die zum Glück nur geringen Beschädigungen desselben auszubessern. Ein Elsäßer bemerkte, es wäre wohl praktischer, wenn man den Straßburgern fortan erlaubte, ihre Stadt, nach Schleifung der Festungswerke, unmittelbar an den Rhein zu bauen. Dadurch würden sie besser entschädigt werden, als durch die Restauration des Münsters und würden sich bei Deutschland zu bedanken haben, von der Einkerkerung in Festungswerke, zu der sie von Frankreich gezwungen worden seyen, frei zu werden.

Die Straßburger waren in überwiegender Mehrheit erbost darüber, daß ihnen ihre schöne Stadt von den badischen Nachbarn so arg zusammengeschossen war, von Kleinstaatlern, auf welche sie in ihrem französischen Uebermuth nur stolz herabzusehen gewohnt gewesen waren. Viele von ihnen ärgerten sich sogar über die Hülfeleistungen, die sie jetzt von Deutschland aus erfuhren. Auch unter dem niedern Volke, dem eigentlichen Stadtpöbel, waltete der Deutschenhaß vor, während man bei den Bauern auf dem Lande und beim Bürgerstande noch gar viel deutsche Gesinnung fand.

Die Daily News enthielten einen vom 4. October datirten Artikel aus dem Elsaß, welcher geeignet ist, die undeutsche Ge-

ſinnung und Verwilderung des Straßburger Pöbels und andern elſaßiſchen Geſindels, aus welchen ſich die Franctireurs rekrutirten, zu erklären. Der Verfaſſer frug einen ſchlichten Mann, wer an der Verwilderung Schuld ſey? „Das ſind die katholiſchen Prieſter," ſagte er ohne Zögern und mit größter Entſchiedenheit. — „Wie ſoll ich das verſtehen; ſie gehen doch nicht auf die Straßen und kämpfen da?" — Nein, aber ſie im Verein mit der Armee tragen die Schuld an den ‚Wacken'." — „Ich muß geſtehen, daß ich das noch nicht einſehe." — „Sie müſſen wiſſen, daß die Wacken faſt ſämmtlich uneheliche Kinder ſind. — „Straßburg," fügte der Schulmeiſter hinzu, „beſitzt die meiſten in ganz Frankreich." „Ja, und ſie ſind ſämmtlich als Katholiken getauft, weil die Taufe in der katholiſchen Kirche unentgeltlich vollzogen wird und weil das Mädchen in ſolcher Weiſe dafür getröſtet wird, daß ſie den Vater des Kindes nicht geſetzlich feſtſtellen kann. Die Väter ſind katholiſche Soldaten, denen es verboten iſt, proteſtantiſche elſäſſiſche oder deutſche Mädchen zu heirathen."

General Uhrich, der Straßburg durchaus correct vertheidigt hatte, bis es nicht mehr möglich war, die Feſtung zu halten, wurde von der republikaniſchen Regierung anfangs ſowohl in Paris als in Tours deshalb hoch gefeiert. Als er aber in Tours, wohin er ſich zu ſeiner Rechtfertigung einige Tage begab, ſein dem deutſchen Sieger gegebenes Ehrenwort nicht brechen und kein neues Commando annehmen wollte, bekam auch er den republikaniſchen Fußtritt und wurde ein Verräther genannt. Der alte General, welcher Frankreich 52 Jahre lang treu gedient hatte, wies von Baſel aus die unwürdige Verleumdung zurück.

Die preußiſche Verwaltung ſorgte alsbald, nicht nur Straßburg vom Schutt zu reinigen, ſondern auch im eroberten Lande zunächſt die Verkehrsanſtalten raſch und zweckmäßig zu organiſiren. Man ſchrieb ſchon im Anfang September aus Köln: Soeben trifft ein großer Extrazug mit zwei Maſchinen von Berlin auf der Route

nach Frankreich hier ein. Der Zug führte ein vollständiges Personal für die in Frankreich, in Elsaß und Lothringen, vorläufig als Feldpost einzurichtenden Postanstalten; eine große Anzahl Postwagen, darunter einige vierzig Güterpostwagen nebst Postillonen waren dabei. — Die französische Administration war nicht sehr gewissenhaft mit dem Eigenthum des Elsaßes umgegangen. Man las in der Straßburger Zeitung: Die Civilverwaltung hat bei der Feststellung des Statuts der hiesigen französischen Regierungshauptkasse die Thatsache constatirt, daß sämmtliche Depositen der Communen, der Sparkassen, der frommen Stiftungen, des Frauenhauses (Domkasse), der Altersversorgungskassen u. s. w., deren Verwaltung nach dem französischen Reglement nicht jenen Corporationen, sondern dem »Trésor public« des Départements überwiesen war, von dem letzteren für Zwecke der französischen Staatsadministration verausgabt worden. Da die deutsche Civilverwaltung nicht in der Lage ist, aus eigenen Mitteln diese Fonds ihren Eigenthümern zu ersetzen, so wird nichts übrig bleiben, als den französischen Staat beim Friedensschlusse zum Ersatze jener Summen anzuhalten.

Während Straßburg belagert wurde und die großen deutschen Armeen über Lothringen gegen Paris vordrangen, blieb das obere Elsaß ziemlich lange unbesetzt. Sogar das württembergische Regiment, welches vom Schwarzwald aus gegen Breisach und Basel recognoscirt hatte, wurde wieder zurückgezogen. In der reichen Fabrikstadt Mühlhausen war wegen des Kriegs mehrfach die Arbeit eingestellt worden und hegte man größere Besorgnisse vor den Arbeitern, als vor dem Feinde, der sich nirgends blicken ließ. Viele reiche Leute flüchteten schon im Beginne des Kriegs nach dem nahen Basel.

Weil nun aber keine deutschen Truppen am Oberrhein erschienen, setzten am 31. August 60—70 französische Mobilgardisten bei Bellingen über den Rhein und zerstörten den Telegraphen auf der deutschen Seite. Dadurch noch kühner gemacht, kamen in der

Nacht des 4. September noch mehr ſolche Freiſchärler und ſchoſſen bei Klein Käms auf die Bahnzüge der badiſchen Eiſenbahn, welche hier nahe am Rhein vorüber führt. Endlich ſetzte ſich die Brigade Keller in Bewegung, um dem Unfuge zu ſteuern. Die kleine Feſtung Schlettſtadt wurde cernirt, Markirch bombardirt, weil hier Widerſtand geleiſtet wurde und viele Mobilgarden gefangen. Am 15. September wurde nach kurzem Gefecht mit der Mobilgarde Colmar und am 16. auch Mühlhauſen beſetzt.

Aus Mühlhauſen floh nun bei der Annäherung der deutſchen Truppen Alles, was fliehen konnte. Man ſchrieb aus Baſel: Da kamen Wagen an Wagen, Zug an Zug, groß und klein, hohe Frachtfuhrwerke und niedrige Karren zum St. Johannesthor hinein, mit einer fieberhaften Haſt, als ob den Leuten die Preußen ſchon auf dem Nacken ſäßen. Was im Elſaß nur irgend eines Pferdes oder eines Karrens habhaft werden konnte, ſchaffte ſeine Habe nach der Schweiz. Man konnte den Leuten die Angſt ordentlich von dem Geſicht ableſen. Unterdeß kamen 5000 Mann badiſcher Truppen nach Mühlhauſen, erhoben eine Contribution von 1 Million Francs, erbeuteten 4000 Gewehre, forderten auch den Bürgern die Waffen ab und ſprengten die Brücke gegen Belfort. Mittlerweile ſollen angeſehene Familien ſich nach Belfort gewendet und die dort ſtehenden franzöſiſchen Truppen aufgefordert haben, zu kommen und die badiſche Mannſchaft (5000 Mann) zu überfallen. Ein badiſches Dienſtmädchen habe die Sache jedoch ihren Landsleuten verrathen, ſo daß dieſe rechtzeitig abzogen denn alsbald ſeyen wirklich 10,000 Mann reguläre Truppen und Mobilgarden von Belfort hermarſchirt. Nach dem Abzug der Badenſer, ſchreibt man der Frankfurter Zeitung, ſey nun die Volkswuth gegen die Deutſchen ausgebrochen. Die Beamten leiſteten dieſen keinen Schutz. Es begannen unerhörte Brutalitäten. Da die deutſchen Familien ihre Thüren verrammelt hatten, drang man durch die Fenſter ins Innere, raubte und zertrümmerte was man fand und riß die Frauen auf die Straße, wo ſie unter

dem Geschrei: „Nieder mit den Schwaben, fort mit euch Schwaben-h....!“ mit Koth und Steinen beworfen wurden. Besonders abscheulich ging man mit dem Mädchen um, welches jene angebliche Correspondenz mit Belfort verrathen haben soll. Unter den furchtbarsten Mißhandlungen und Schmähungen wurde sie in's Gefängniß geschleppt. Was von den Deutschen fliehen konnte, entfloh auf Umwegen an und über den Rhein, bei den fanatisirten Landleuten sich für Schweizer ausgebend, um nicht mit Dreschflegeln und Mistgabeln angefallen zu werden, wie dieß einzelnen Dragonern geschah. Man hörte, unter andern seyen damals in Mühlhausen auch zwei deutsche Kinder grausam verstümmelt und getödtet worden, und das Frankfurter Journal beschuldigt insbesondere die Jesuiten in Rixheim, das gemeine Volk gegen die Deutschen aufgehetzt zu haben.

Bei Munzenheim wurden 21 badische Soldaten überfallen, ein Mann getödtet, ein anderer verwundet. Viele Strolche machten sich ein Vergnügen daraus, als sog. Franctireurs hinterrücks auf deutsche und verwundete Soldaten zu schießen, weshalb folgender Befehl erlassen werden mußte: „Der Oberbefehlshaber bringt zur Kenntniß der Bewohner des Arrondissements, daß jeder Gefangene, um als Kriegsgefangener behandelt zu werden, seine Eigenschaft als französischer Soldat nachweisen muß, indem er belegt, daß durch eine von der gesetzlichen Behörde ausgehende und an seine Person gerichtete Verfügung er unter die Fahne gerufen und in die Stammliste eines durch die französische Regierung militärisch organisirten Corps eingetragen worden ist; gleichzeitig muß seine Eigenschaft als eines zur aktiven Armee gehörigen Militärs durch militärische Abzeichen und Uniform kennbar seyn, welche von seiner Kleidung nicht abgenommen werden können und auf Schußweite mit bloßem Auge unterscheidbar sind. Diejenigen, welche Waffen ergriffen haben, ohne daß die oben bezeichneten Bestimmungen auf sie Anwendung finden, werden nicht als Kriegsgefangene betrachtet. Sie werden von einem Kriegsgericht abgeurtheilt, und wenn sie sich nicht einer

mit schwereren Strafen bedrohten Handlung schuldig gemacht haben, zu zehnjährigem Zuchthaus verurtheilt und bis zum Ablauf ihrer Strafe in Deutschland zurückgehalten. Vorstehende Verfügung wird hierdurch für das Generalgouvernement nochmals besonders veröffentlicht. Hagenau, den 13. September 1870. Der General-Gouverneur."

Unterdeß hielt sich Marschall Bazaine mit seiner noch immer starken in Metz eingeschlossenen Armee länger, als man erwartet hatte, weil er noch mit Lebensmitteln reichlicher versehen war, als anfangs vorausgesetzt wurde. Zu nochmaligen starken Ausfällen und Durchbruchsversuchen hatte er keine Lust mehr, da sie gleich den früheren doch nur vergeblich gewesen wären. Auch auf Entsatz konnte er nicht rechnen, obgleich es hieß, in Lyon werde sich ein Volksheer sammeln und ihm zu Hülfe kommen. Wie es scheint, wollte er so lange aushalten, als ihn der Hunger nicht zur Uebergabe nöthigen würde, denn Metz war außerordentlich fest, eine Festung ersten Ranges und noch niemals erobert worden. Kaiser Karl V., der sie lange belagerte, mußte von ihr wie von Magdeburg unverrichteter Dinge wieder abziehen, daher der nun schon mehr als 300jährige Spottvers: „Die Metz und die Magd haben Kaiser Karle den Tanz versagt." Es mußte Bazaine wohl kitzeln, der Jungfrau Metz ihren Kranz zu bewahren.

Nach der Schlacht bei Sedan schickte Prinz Friedrich Karl von den dort gemachten französischen Gefangenen für die früher ihm aus Metz zugeschickten preußischen Gefangenen eine gleiche Anzahl Offiziere und Gemeine nach Metz hinein. Noch mehr Kostgänger konnten dem Marschall Bazaine freilich nicht lieb seyn. Er suchte daher wenigstens einen Theil seiner Verwundeten los zu werden. Die Nordd. A. Zeitung schrieb damals: „Er hat eine kurze Strecke 3 Eisenbahnen zur Disposition. Nun hat er einen Wagenzug mit Verwundeten beladen, hinten eine Lokomotive drangeschoben und so unsern Vorposten den seltsamen Besuch geschickt.

Es ſind deßhalb in den Nächten unſere Pionniere ſo weit als möglich vorgegangen, haben eine Schiene aufgeriſſen und ſo die ferneren Liebesſendungen Bazaine's unmöglich gemacht. Auf die zugeſchickten Bummler und Armen aus Metz wird von den Vorpoſten in die Luft angelegt, damit der Schreck ſie wieder dem eingeſchloſſenen Commandanten zutreibt, dem natürlich jede Verminderung der Bevölkerung ein Gewinn ſeyn muß. Die rothweißen Fahnen, alſo die Lazarethe, mehren ſich in Metz maſſenhaft."

Sehr eigenthümlich war auch die in Metz improviſirte Poſt mittelſt kleiner Luftballons. Es mußten ſchon mehrere derſelben aufgeflogen ſeyn, als der ſiebente mit Briefen vom 9. September im Badiſchen bei Oberwittſtadt im Amte Boxberg niederfiel. Es war ein kleiner Luftballon, ſtark 3 Fuß hoch, aus waſſerdichtem leichtem Stoff gefertigt und mit der Inſchrift verſehen: »Poste aérostatique. Ballon de pharmacien. Ville de Metz, 9 Septembre. 7me Ballon.« Ferner war in franzöſiſcher Sprache ungefähr Folgendes zu leſen: „Man bittet den Finder dieſes Ballons die an dem Ballon angehefteten Briefe auf der nächſten Poſt aufzugeben."

Die Preußen hatten ſchweres Geſchütz in Menge herbeigebracht und beſchoſſen die Vorwerke von Metz, nicht die Stadt ſelbſt, die auf ſteiler Höhe noch unerreichbar war. Während der Beſchießung am 9. September wüthete ein Sturm mit ſo heftigem Regen, daß das Waſſer in der Umgegend die nur leicht zugedeckten Gräber der Gefallenen aufwühlte und einen unerträglichen Geſtank verbreitete.

Am 12. September wurde der alte verdiente General v. Steinmetz von ſeinem Commando abberufen und zum Gouverneur des Großherzogthums Poſen ernannt, weil ein doppeltes Commando vor Metz nicht länger zweckmäßig ſchien. Prinz Friedrich Karl behielt fortan allein den Oberbefehl der Truppen, welche Metz einſchloſſen. Steinmetz nahm von ſeiner tapfern Armee einen würdevollen Abſchied.

Bald nachher wurde ein preußiſcher Proviantransport von 192 Wagen, welcher den vor Metz ſtehenden Truppen zugeführt werden ſollte, unterwegs bei dem Dorfe Königsmacher von Franzoſen überfallen, die aus der Feſtung Thionville zu dieſem Zweck hervorgebrochen und wahrſcheinlich unterrichtet waren, daß der ganze lange Zug unvorſichtigerweiſe nur von 6 Mann Landwehr escortirt war. Sie nahmen 120 Wagen weg und brachten ſie nach ihrer Feſtung.

Prinz Friedrich Karl hatte Bazaine ſchon mehrmals zur Uebergabe von Metz aufgefordert, dieſer aber freien Abzug verlangt, was einer ſo großen Armee, wie die in Metz eingeſchloſſene, nicht bewilligt werden konnte. Jetzt zog Bazaine ſchon gelindere Saiten auf und verlangte nur noch freien Abzug ohne Waffen. Aber auch das wurde ihm abgeſchlagen. Man glaubte, Bazaine habe wohl gewußt, daß er nicht durchbrechen könne, aber ſeine Truppen wenigſtens beſchäftigen müſſen. Es wurde ſogar vermuthet, er ſuche ſich nur ſo lange noch zu halten, bis Paris von den Deutſchen eingenommen ſeyn und Friedensverhandlungen beginnen würden, damit er ſeine noch vorhandene Armee in die Wagſchale Napoleons III. legen könne, wenn derſelbe möglicherweiſe auf den franzöſiſchen Thron zurückgerufen würde.

Am 27. September unternahm Bazaine den erſten Ausfall, der ihm einmal glückte, aber nicht mehr einen Durchbruch, ſondern nur eine kleine Razzia bezweckte. „Der Ausfall galt den bedeutenden Vorräthen, welche in Courcelles aufgeſtapelt lagen und den Heerden von Ochſen, welche auf den Triften in der Umgegend weideten. — Die meiſten Franzoſen waren jeder mit einem großen leeren Sack und mit Stricken verſehen. — Gut angelegt war dieſer Plan wieder, die franzöſiſchen Einwohner von Peltre verſahen dabei den Spionendienſt durch ausgeſteckte Fahnen; es kam ihnen theuer zu ſtehen, denn Peltre iſt für ſeinen Verrath geſtraft und in Brand geſteckt worden. — Der Ausfall geſchah raſch und unerwartet, mit

ſehr geſchickte Intervention beſchleunigte in der That das Reſultat des großen Kampfes.

England wandte Alles an, um dem Sultan ſeine Vermittlung aufzudringen, ehe er, völlig geſchlagen, genöthigt würde, auf Gnade und Ungnade anzunehmen, was ihm die Ruſſen vorſchreiben würden. Allein die Pforte erſchöpfte die Geduld ihres alten Alliirten, und erklärte noch am 14 Jul., ſie werde nie das Londoner Protokoll annehmen. Nun brauchte der engliſche Geſandte eine ſtarke, drohende Sprache, allein die Pforte konnte ſich nicht einbilden, daß es England Ernſt ſey, ihr zu drohen. Erſt die Eroberung von Adrianopel und die Ankunft des Generals Müffling (4 Auguſt) gaben der Sache den Ausſchlag. Der Letztere wurde ſehr ehrenvoll vom Sultan empfangen und ſeine kraftvollen Vorſchläge beherzigt. Die Pforte warf ſich dem Sieger in die Arme und ſuchte durch die kluge Politik, ſich einſtweilen ganz von der Gnade Rußlands abhängig zu machen, von dieſem deſto gemäßigtere Friedensbedingungen zu erſchmeicheln. Müffling verließ am 5 September Conſtantinopel wieder, nachdem am 1ſten zu Adrianopel eine Commiſſion niedergeſetzt worden, um die Friedensbedingungen aufzuſetzen. Dieſe Commiſſion beſtand türkiſcherſeits aus Defterdar Mehemed-Zadik-Effendi, und dem Kaſi-Asker von Anatolien, Abul-Kadir-Bey, ruſſiſcherſeits aus den Grafen Pahlen und Aleris Orloff. Mit den türkiſchen Bevollmächtigten war auch der preußiſche Legationsſekretair von Küſter nach Adrianopel gekommen; da aber die Unterhandlung ſich in die Länge zog, und Graf Diebitſch den 14 September als den letzten Termin ſetzte, bis zu welchem der von ihm vorgeſchriebene Friede angenommen ſeyn müſſe, widrigenfalls er nach Conſtantinopel rücken würde, ſo eilte, auf die Bitte des Sultans und des engli-

kräftigem Vorstoß (es waren 10,000 Mann); nur der außerordentlichen Bravour unserer 13er, 15er, 53er, 55er, 74er und 7er Jäger haben wir es zu verdanken, daß sie ihren Zweck nicht erreicht haben; sie wurden blutig zurückgejagt. Der Feind kam in drei Abtheilungen hinter den Forts herum, mehrere Ausfall-Batterien mit sich führend; von der Festung aus kam ein ganzer Eisenbahnzug bis nach Peltre herangebraust, dort seine Mannschaften entladend. — Auf der Höhe zwischen Mercy le Haut und Ars-Laquenexy hat unsere dort in langer Linie haltende Artillerie durch ihr Schnellfeuer dem Feinde große Verluste beigebracht; einzelne Granaten sollen ganze Reihen niedergeschmettert haben. — Mercy le Haut war von den Franzosen genommen und von den Unsrigen wieder gestürmt worden; vor dem Abzuge steckten die Franzosen das Schloß in Brand. — Leider konnte von unserer Seite nicht verhindert werden, daß ein großer Theil eines allzukühn vordringenden und ausschwärmenden Schützenzuges des 55. Infanterieregiments vom Feinde umzingelt und gefangen genommen wurde. Auch ist es den Franzosen gelungen, den größten Theil einer Heerde Ochsen (circa 40 Stück) mit in die Festung zu nehmen. — (Der Wahrheit die Ehre.) Unsere Verluste an Todten sind gering; dagegen haben wir mehr Leichtverwundete; der Verlust des Feindes war ungleich bedeutender!"

Man bemerkte einige Bewegung unter der französischen Landbevölkerung, die zum Zweck hatte, die deutsche Belagerungsarmee zu chikaniren. Aber es war nur eine schwache Bewegung, welche grade bewies, daß trotz aller Aufreizungen das Landvolk zu einer Massenerhebung keine Lust hatte. Die Weserzeitung berichtete: „Der Hauptherd des Widerstandes war das große Fabrikdorf Moyeuvre, ungefähr in der Mitte zwischen Metz und Thionville, 1½ Meile westlich von der Mosel, an der Orne gelegen. Unterhalb Moyeuvre befindet sich ein bedeutendes Eisenwerk, welches mehrere Tausend Arbeiter beschäftigt. Moyeuvre allein hat gegen 3000 Einwohner. Ungefähr eben so viel Bewohner kommen auf die benachbarten Orte. Das

Werk gehört in Gesellschaft mit Anderen einem Herrn v. Wendel. Diese Gesellschaft besitzt außerdem in dem in gerader Linie 1¼ Meile nördlich von Moyeuvre gelegenen Orte Hayange ein ähnliches Etablissement mit einer noch zahlreicheren Arbeiterschaft. Beide Werke stehen in Folge des Krieges still. Unter der Arbeiterschaft ist daher Noth eingetreten und es liegt nahe, daß hieraus allein schon Erbitterung gegen die deutschen Truppen entstanden ist. Der Fabrikbesitzer v. Wendel hat aber, wie in der eingeleiteten militärgerichtlichen Untersuchung erwiesen ist, mit der Garnison in Thionville, bei welcher sich ein Verwandter von ihm als Offizier befindet, in fortdauernder Verbindung gestanden. Zu statten kam den Anstiftern der Umstand, daß den Bewohnern der Orte gestattet worden ist, den deutschen Truppen in den Lagern vor Metz und Thionville Lebensmittel zuzuführen, wodurch sich Gelegenheit geboten hat, über die Verhältnisse unserer Armee genaue Kundschaften einzuziehen. Zu unserem Glück ist die Sache noch rechtzeitig entdeckt. Herr v. Wendel und sein Inspektor sind in Sicherheit gebracht, die Ortschaften mit Truppen belegt. Auch rechts von der Mosel haben sich Feindseligkeiten von Landbewohnern gezeigt. In dem Dorfe Chailly, 1¾ Meilen nordöstlich von Metz (mit 260 Einwohnern), welches mit der Feldgensdarmerie und der Feldpost vom 10. Armeecorps bequartirt worden ist, und in welchem auch für den Großherzog von Oldenburg Quartier gemacht wurde, zeigten sich die Bewohner der feindlichen Einquartirung gegenüber sehr unfreundlich. Davon hat man jedoch keine Notiz genommen. In der Nähe des Dorfes wurden von Civilisten mehrere Schüsse auf unsere Posten abgefeuert und sofort sämmtliche männlichen Bewohner des Orts verhaftet."

Am 2. Oktober machte die Besatzung von Metz abermals einen großen Ausfall und zwar diesmal auf dem linken Moselufer in nördlicher Richtung. Die Belagerer waren darauf vorbereitet, da sie den Feind unterhalb Metz zwei Brücken über den Fluß schlagen

ſahen. Die Landwehrdiviſion des General von Kummer, die ſchon früher bei den meiſten Ausfällen thätig geweſen war, nahm den Kampf auf und ſchlug den Feind zurück. Man bemerkte: „ſicherlich iſt es kein Zufall, daß die Hauptausfälle früher auf dem rechten Moſelufer ſtattgefunden haben. Sämmtliche Hauptſtraßen auf dem linken Ufer führen theils in geringer, theils in etwas weiterer Entfernung von Metz durch bewaldete Gebirgsſchluchten. Auf dem rechten Moſelufer iſt das Terrain zwar ebenfalls bergig, die Anhöhen ſind aber nicht ſchroff und meiſt unbewaldet. Außerdem ſind auf dieſer Seite des Fluſſes die Hauptſtraßen an verſchiedenen Stellen durch chauſſirte Nebenſtraßen verbunden und bei trockener Witterung geſtattet das Terrain faſt überall die ungehinderte Bewegung größerer Militärmaſſen. Wenn man dieſe natürlichen Verhältniſſe in Anſchlag bringt, ſo kommt man zu dem Schluſſe, daß die neuerdings auf dem linken Moſelufer unternommenen Ausfälle als letzte Verſuche dieſer Art zu betrachten ſind. Was aber auf dem günſtigeren Terrain nicht gelungen war, konnte und kann auf dem ungünſtigeren noch viel weniger ausgeführt werden."

Vor Metz befand ſich auch die heſſiſche Diviſion, aus deren Hauptquartier in jenen Tagen dem Mannheimer Journal geſchrieben wurde: „Wie wir aus deutſchen uns zugeſendeten Zeitungen erfahren müſſen, hat das heſſiſche Kriegsminiſterium die Verpflegung der heſſiſchen Diviſion als eine der zufriedenſtellendſten auf dem Kriegsſchauplatze bezeichnet. Ach, wenn es in Wirklichkeit ſich nur ſo verhielte, wir wären glückliche Menſchen. Wir ſchlugen die Franzoſen bei einem der letzten Ausfälle nicht allein wegen der Ehre ſo kräftig zurück, nein, es hatte unſer raſches Vordringen noch eine weitere und ſehr tröſtliche Perſpektive. Die Franzoſen hatten eine Anzahl Fourgons hinter ſich. Daß die Franzmänner ganz ausgezeichneten Zwieback beſitzen, wußten wir, und da ruhten wir mit dem Geſchwindſchritt nicht, bis Fourgons und Zwieback unſer waren.

Der letztere hat uns nach viertägigem Darben den Hunger, den wir trotz Kriegsminiſterial-Anſicht in Wahrheit hatten, geſtillt."

Aus dem rings umſchloſſenen Metz erfuhr man nur wenig. Die frühere Vorausſetzung, es ſeyen für ſo viele Truppen nicht Lebensmittel genug vorhanden, beſtätigte ſich nicht, denn die Belagerung zog ſich in die Länge. Uebrigens wollte man wiſſen, die Bürgerſchaft ſey für die Republik, die Generale dagegen halten feſt am Kaiſer, ſo vor allen Bazaine, Bourbaki, der Befehlshaber der Garde, die ſich noch immer die kaiſerliche Garde nennt, und ſo Canrobert. Die Truppen lagerten nicht in der Stadt, ſondern zwiſchen dieſer und den Außenforts. In der Stadt lag nur Mobilgarde.

Von dem in Metz eingeſchloſſenen Bourbaki, General des Gardecorps, ging eine abenteuerliche Sage um, er ſey heimlich aus Metz entführt worden, habe die Kaiſerin Eugenie in England geſprochen und ſey mit Erlaubniß des Königs von Preußen nach Metz zurückgekehrt. Die Independance belge vermuthete, „daß eine Wiederherſtellung der napoleoniſchen Dynaſtie nach erfolgter Verſtändigung mit Preußen durch Bazaine und die Armee in Ausſicht ſtände." Ein an die Independance eingeſandtes längeres Schreiben malt unter dem Titel ‚Die Zeichen der Zeit' und mit Hinzuziehung einiger anderer Umſtände und der angeblichen Note Napoleons, welche die ‚Situation' veröffentlichte, dieſe Idee noch weiter und in ſehr phantaſtiſcher Weiſe aus. Der Verfaſſer des Schreibens unterſtellt ſogar, „daß Bazaine in Metz abſichtlich geſchont werde, um ſeine Armee als Mittel einer Reſtauration Napoleons zu benutzen, ſobald Frankreich, oder vielmehr Paris, einmal mürbe geworden ſeyen." Das ging von der bonapartiſtiſchen Emigration in England und Belgien aus und ſollte beim franzöſiſchen Publikum die Meinung erwecken, die Dynaſtie Napoleons habe noch nicht alle Ausſicht verloren. Ganz dieſelbe Tendenz hatte auch das angebliche Manifeſt Napoleons von Kaſſel, welches die bekanntlich ganz bonapartiſtiſche „Situation" veröffentlichte. Auch hielt dieſes Journal

trotz allen Widerspruchs die Echtheit jenes kaiserlichen Manifestes aufrecht und träumte bereits, wie die in demselben entwickelten Ideen zur Ausführung kommen würden. Der König von Preußen würde die Friedensbedingungen vorschlagen, die Kaiserin mit ihren Ministern und ad hoc gewählten Delegirten des Senats und des gesetzgebenden Körpers würden diesen Frieden annehmen, der Kaiser würde dann frei gelassen und der ganzen Verhandlung seine höchste Sanktion ertheilen. In dieser Idee begegnete sich die „Situation" mit dem in London erscheinenden „International", der, mit den einflußreichsten Mitgliedern der Regierung in Tours in naher Beziehung stehen sollte. Dieser „International", eines der unzuverlässigsten und verlogensten Blätter der ganzen französisch schreibenden Presse, stimmte in einem langen Artikel plötzlich seinen Ton um, wurde weich und rührend und wendete sich an den König von Preußen mit ungefähr denselben Anträgen wie die „Situation". Bisher hatte der „International" kaum böse Worte genug gehabt, um Preußen, dem Könige und dem Grafen Bismarck seinen ganzen Haß zu bezeigen.

Am 7. Oktober machten die Franzosen des Nachmittags wieder einen Ausfall bei Woipy und zugleich auch auf dem rechten Moselufer, wurden aber dort von der Division Kummer und hier vom 10. Armeecorps mit großem Verlust zurückgeschlagen. Auffallenderweise begann aber noch um 9 Uhr Nachts ein neuer Ausfall. „Ob Bazaine seinen Truppen in dem heutigen Ausfalle außergewöhnliche Erfolge versprochen und er die Mondnacht zur Flucht auf's neutrale luxemburgische Gebiet nicht gern daran geben, ob er den Preußen eine größere Concentrirungspause über Nacht nicht gönnen wollte oder ob die Flucht der Ausfalltruppen eine gar zu panische gewesen: — gegen 9 Uhr Abends war das Artilleriefeuer des Feindes noch viel toller entbrannt, als während des Tages. Namentlich hatte jetzt auch, unter Aufbietung aller seiner Schußmittel, Fort Plappeville sich losgelassen und warf zahllos die Granaten in das un-

klare und unbeſtimmte Schußfeld hinaus, natürlich ohne jeden Erfolg."

Nachher erklärte ſich die Sache dadurch, daß es die Deutſchen ſelbſt waren, die den Kampf noch bei Nacht erneuert hatten. Die Weſerzeitung berichtete aus Metz vom 8. Oktober: „Geſtern Mittag zwiſchen 1 und 2 Uhr wurden unſere Truppen allarmirt. Die feindliche Armee hatte wieder einmal einen Ausfall unternommen. Das lebhafte Kanonen-, Mitrailleuſen- und Kleingewehrfeuer, welches ſich bald entwickelte, zeigte aber, daß es ſich diesmal um kein Kartoffeln- oder Vorpoſtengefecht handelte. Starke feindliche Colonnen waren über Maxe, dem in der Nacht vom 27. bis 28. September niedergebrannten Dorfe vorgegangen und hatten, wie dies bei ſolchen Ausfällen ganz natürlich iſt, unſere Vorpoſten beim erſten Anlaufe mit Uebermacht zurückgedrängt. Das Geſchützfeuer wurde immer lebhafter und lebhafter und erfüllte bald die ganze nördlich von Metz ſich erſtreckende Moſelebene. Dieſe Ebene war bekanntlich bis zum 27. September bei den feindlichen Ausfällen vermieden worden, iſt aber ſeitdem zum Hauptkampfplatze auserſehen worden. Es war den feindlichen Truppen gelungen, unſere Vorpoſten, welche theils in, theils vor und zwiſchen den, die Scheide zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung der Ebene bildenden Ortſchaften aufgeſtellt waren, aus ihrer Stellung in die offene Ebene zu verdrängen. Es galt alſo unſererſeits, die frühere Stellung wieder zu erlangen. Der feindliche Vorſtoß war mit großer Truppenzahl und mit Heftigkeit unternommen. Von beſonderem Vortheil bei ſolchen Anläſſen zeigt ſich für den Feind das Chaſſepotgewehr wegen ſeiner großen Tragweite (bis 2000 Schritt). Gegen 2¾ Uhr zeigte ein lebhaftes Kanonen-, Mitrailleuſen- und Kleingewehrfeuer, daß der Kampf auf der ganzen Linie von der Moſel bis zum Orte Bellevue entbrannt war. Um dieſe Zeit begannen auch auf dem rechten Moſelufer feindliche Batterien, welche unterhalb des Forts St. Julien im Gehölz von Grimont aufgeſtellt waren, unſere Lager zu beunruhigen.

Die Gefechtslinie war über eine Meile lang. Rechts und links der Moſel eiferten die Geſchütze, ſich gegenſeitig zu überbieten. Obwohl ich gleich nach dem Allarm auf eine Anhöhe bei dem Dorfe Argancy geritten war, von welcher man den ganzen Kampfplatz überblicken konnte, ſo war es mir wegen der durch nebeliges Wetter und den Pulverdampf verurſachten dicken Luft nicht möglich, die einzelnen Bewegungen genau zu beobachten. Der ganz vorbezeichnete Theil der Moſelebene wurde von einer einzigen Dampfnebelwolke bedeckt. Nur hier und da machte ſich das Aufblitzen einer Kanone und der dadurch verurſachte heftigere Dampf bemerkbar. Um 3¼ Uhr ſtiegen zwei Rauchwolken als Zeichen brennender Ortſchaften (wahrſcheinlich Ladonchamps und Bellevue) auf. Die Heftigkeit des Kampfes erinnerte an den 18. Auguſt. Bald war der Kanonendonner, bald das Kleingewehrfeuer überwiegend, immer fort und fort dauerte Beides. Die Richtung des Kleingewehrfeuers, welches ſich von 3¾ Uhr an ſüdöſtlich hinzog, bewies den Rückzug des Feindes. Kaum aber war der Kampf an irgend einer Stelle ruhiger geworden, ſo begann er an einer andern deſto lebhafter. Soviel ſich in dem Gewühl beobachten ließ, war von feindlicher Seite das Kleingewehrfeuer, von unſerer Seite das Kanonenfeuer am wirkſamſten. Unſere Batterien waren wieder in dem Halbkreis, der ſich von dem Dorfe Norroy über Feves, Semécourt, Maizières, Argancy, Olgy, Malroy und Charly hinzieht, aufgeſtellt und wirkten mit abwechſelnder Heftigkeit, theils einzelne Schüſſe, theils ganze Salven in die feindlichen Colonnen ſendend. Im Ganzen mögen etwa 120—150 Kanonen auf unſerer Seite thätig geweſen ſeyn. Beſonders wirkſam ſollen ſich in Folge ihrer Aufſtellung die Batterien in der Nähe der Dörfer Agancy und Olgy gezeigt haben. Die Poſition ſüdlich vom Dorfe Olgy wurde gegen 5 Uhr durch zwei friſch herangefahrene Batterien verſtärkt. Von feindlicher Seite machten ſich auch diesmal wieder neben den Mitrailleuſen die Kanonen des Forts St. Julien bemerkbar. Dieſelben ſenden ihre Geſchoſſe faſt ¾ Meilen weit, ſo

daß ſie verſchiedene der von uns beſetzten Orte, namentlich Failly, Charly, Malroy und Olgy nicht nur erreichen, ſondern darüber hinweg gehen. Eine große Anzahl ihrer Granaten ſchlug geſtern auf der nördlich von den Dörfern Argancy und Antilly, ſüdlich von den Dörfern Olgy, Malroy und Charly begrenzten Höhe ein; einzelne im Dorfe Olgy, welches wie die übrigen auch während des Kampfes von unſeren Truppen beſetzt ward. Glücklicherweiſe verfehlten die meiſten dieſer fürchterlichen Geſchoſſe ihr Ziel, welches augenſcheinlich unſere in der Gegend aufgeſtellten Batterien bildeten. Auch die im Dorfe Olgy niedergefallenen Geſchoſſe hatten keinen erheblichen Schaden angerichtet. Zwiſchen 5 und 6 Uhr bei beginnender Dunkelheit entbrannte der Kampf noch einmal beſonders heftig. Der Feind ließ auch die Mitrailleuſe mit ihrem eigenthümlichen Geraſſel wieder hören. Gegen 6 Uhr ſchien der Kampf beendet zu ſeyn und deshalb begab ich mich in's Quartier zurück. Kaum hier angekommen hörte ich (6½ Uhr) von Neuem andauernde Gewehrſalven. Darauf Ruhe bis 7 Uhr, um welche Zeit der Kampf von Neuem aufgenommen wurde. Wiederholte und lange anhaltende Gewehrſalven, untermiſcht mit dem Donner der Kanonen, währten bei dem eingetretenen Mondenſcheine bis gegen 9 Uhr. Der ſpäte Kampf war von unſerer Seite unternommen, um den Feind aus den von ihm im erſten Anlauf eroberten und demnächſt kräftig vertheidigten Poſitionen, namentlich in und bei den Orten St. Remy und Ladonchamps völlig wieder hinauszudrängen, was denn auch gelungen iſt. Leider iſt das Reſultat des Kampfes, des bedeutendſten und heftigſten, welcher ſeit dem 1. September vor Metz ſtattgefunden hat, für beide Theile ein rein negatives geweſen. Beide haben eine Anzahl Menſchen verloren, ohne irgend welche Vortheile. Bei der eigenthümlichen Lage, in welcher ſich unſere Armee hier befindet, iſt ein Verfolgen des Sieges bis in die Umgebung der Feſtung ganz unmöglich. So tapfer daher auch die feindlichen Ausfälle zurückgewieſen werden mögen, die errungenen Siege vermögen den ſiegenden

Theil nicht zu befriedigen. Wie groß die Verluſte ſind, habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können. Der unſerige allein wird auf mehrere Hundert geſchätzt. Den Hauptantheil am Kampfe hatten unſererſeits das zehnte Armeecorps, und die jetzt ebenfalls unter dem Oberbefehl des Generals v. Voigts-Rhetz ſtehende Landwehrdiviſion von Kummer."

Der offizielle Bericht der preußiſchen Staatszeitung bemerkte: „Der Zweck, welchen der Feind durch dieſes überraſchend eingeleitete und mit ſtarken Kräften hartnäckig durchgeführte Gefecht hat erreichen wollen, mag ein Vorſchieben ſeiner Vorpoſten in die von uns behaupteten Oertlichkeiten und eine Fouragirung geweſen ſeyn. Für letztere Annahme ſpricht der Umſtand, daß eine größere Anzahl von zwei- und einſpännigen Fahrzeugen (etwa 400) über die feindlichen Verſchanzungen hinaus gefolgt waren. Die Abſicht des Feindes iſt vollkommen verhindert, die Anfangs erreichten Erfolge ſind durch energiſche Offenſive dem Feinde entriſſen worden, und auf keinem Punkte hat derſelbe Terrain gewonnen. Seine Verluſte ſind ſehr bedeutend."

Daily News gab einen trefflichen Bericht über die Schlacht und hob darin beſonders die außerordentlichen Leiſtungen der preußiſchen Landwehr hervor. „Von Metz nach Maizières — ſo ſchreibt der Berichterſtatter — zieht ſich wie eine lange Mulde mit flachem Boden, die durch die Anſchwellung der Moſel ſich gebildet hat, das Terrain hier in einer Breite von etwa 4 engliſchen Meilen. Weſtlich und öſtlich laufen Höhenzüge, aber zwiſchen den öſtlichen Hügeln und der eigentlichen Thalebene fließt die Moſel, die ſtellenweiſe, beſonders Olgy gegenüber, weit in die Ebene einſchneidet. Quer durch das Thal hindurch, wo es ſich am meiſten verengt, zieht ſich eine Reihe von Dörfern, die beiden Tapes und St. Remy, während Maze und Ladonchamps etwas mehr gegen die öſtliche und weſtliche Front zu liegen. Alle dieſe Punkte waren von den Preußen mehr oder weniger ſtark beſetzt. Bazaine hatte ſeine Dispoſitionen mit

großer Umſicht getroffen. Unter dem Schutze des Nebels hatte er ſo prompt operirt, daß, als es kurz nach 1 Uhr hell wurde, ſeine Anordnungen beinahe vollendet waren. Zunächſt führte er einen heftigen Stoß gegen Ladonchamps, aber die Landwehr-Vorpoſten hielten das Dorf, als ob ſie nicht 100, ſondern 10,000 Mann ſtark wären. Die Franzoſen ſendeten ihre Infanterie in Schaaren hinein, während gleichzeitig ihre Artillerie zu ſpielen begann. Nur ein Verſuch, Ladonchamps wieder zu nehmen, meinte man beim Stabe, den unſere Artillerie dem Feinde ſchon einträuken ſoll. In der That arbeiteten die preußiſchen Geſchütze wacker genug, allein die Annahme war nicht richtig, denn der Angriff auf Ladonchamps war nur eine Diverſion. Plötzlich ergoß ſich auf die Dörfer Grandes und Petites Tapes, St. Remy und Maxe ein wahrer Strom von Franzoſen. Die 59er Landwehr wollte nicht weichen, obſchon ſie es kluger Weiſe hätte thun ſollen. Sie ſtand, bis die Franzoſen nach einem mörderiſchen Geſchützfeuer und einem Regen von Chaſſepot- und Mitrailleuſenkugeln den zuſammengeſchoſſenen Reſt durch rein überwältigende Maſſen gegen die Chauſſee drängten. Das Füſilierbataillon vom 58. Regiment ſtand in Grandes Tapes, und es ſteht auch jetzt noch dort, aber die Beſatzung beſteht aus Todten und Verwundeten. Das Bataillon wollte nicht vom Platze und man kann ſagen, es wurde vernichtet, wie es daſtand, die Männer mit dem Rücken gegen die Mauer, die Stirne dem Feinde zugewendet. Auch die anderen Bataillone desſelben Regiments erlitten ſchreckliche Verluſte, und bis dahin war Bazaine's Vorhaben gelungen. Er hatte die Dörfer zurückerobert und einige Batterien vorgeſchoben, um das Feuer der Preußen zu beantworten; ſich hier jedoch zu behaupten, war er nicht im Stande. Die preußiſche Artillerie ſchleuderte mittlerweile ihre Geſchoſſe von drei Seiten des Parallelogramms und machte es ihm in der Stellung ſauer. Ohne Zweifel hätte er auch dieſen erſten Angriff nicht gemacht, wenn er nicht etwas mehr, nämlich die Anknüpfung von Verbindungen mit Thionville beab-

schen und französischen Gesandten, auch noch der preußische Gesandte selbst, Herr von Royer, ins Hauptquartier des russischen Feldherrn, um eine Milderung der Friedensbedingungen, die Kriegscontributionen betreffend, zu bewirken, worauf am 14 September der Friede von Adrianopel wirklich abgeschlossen und am 27 vom Sultan ratificirt wurde.

Da in dieser gefährlichen Krisis in Constantinopel selbst ein blutiger Aufstand ausgebrochen war, erregt von den Anhängern der Janitscharen und allen politischen Feinden des Sultans, so mußte man besorgen, die Bekanntmachung der zwar sehr mäßigen, doch für die stolzen Türken immerhin schimpflichen Geldsummen, welche die Pforte an Rußland zu zahlen übernahm, werde die Erbitterung gegen den Sultan noch höher steigern, und sie wurden einstweilen geheim gehalten. Die Friedensbedingungen waren folgende:

Art. 1. Alle Feindseligkeiten hören auf, und es ist ewiger Friede zwischen Rußland und der Pforte.

Art. 2. Rußland gibt alle in diesem Kriege gemachten Eroberungen zurück.

Art. 3. Der Pruth bleibt fortwährend die Gränze beider Reiche im Westen. Hierbei werden einige nähere Bestimmungen über die Benutzung des Stromes und seiner Ufer und Inseln gemacht.

Art. 4. Am Kaukasus tritt die Pforte nur die beiden Festungen Akhalzik und Akhalkalaki an Rußland ab. Hierbei wird die Gränze genau bestimmt; Rußland gewinnt nur einen äußerst schmalen Landstrich, auf dem aber zwei wichtige Festungen, die Schlüssel Armeniens, liegen.

sichtigt hätte. Von St. Remy und den beiden Tapes aus hielt er das Feuer der Preußen gehörig in Anspruch und ließ aus Grandes Tapes Schaaren von Tirailleurs ausschwärmen, denen es übrigens unter den Händen der Landwehr äußerst übel erging. Außerdem aber häufte er unter der Deckung des Dorfes Maxe Massen von Infanterie, mindestens 30,000 Mann, an, um die Preußen, wo ihre Linie am schwächsten war, dicht am Flusse zu durchbrechen. Der Moment war kritisch. Bis auf eine Brigade, die in Reserve stand, war die Landwehr sämmtlich im Feuer. Da erhielten indessen mehrere Regimenter vom 10. Armeecorps, die unterdessen auf der Pontonbrücke die Mosel überschritten hatten, Befehl zum Vorgehen. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Voran kamen in raschem Laufe und aufgelöster Gefechtsordnung die Füsiliere und bedeckten mit ihrer Linie die ganze Ebene; dahinter in dichten Compagnie-Colonnen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Grenadiere, dazu nahm die Artillerie einstweilen von den Dörfern Abstand und concentrirte ihr Feuer auf die an der Mosel entlang vordringenden Colonnen der Franzosen. Bazaine ist auffallend schwach an Feldartillerie und nur St. Julien und St. Eloy arbeiteten, aber die Mitrailleuse ließ ihr zorniges Rasseln erschallen, erschütterte die Linie der vorrückenden Schützen, die nun in die Feuerlinie kamen, und riß weite Lücken in die nachpressenden Colonnen. Die Artillerie und der Schützenangriff waren übrigens für die Franzosen hinreichend. Ihre dichten Massen schwankten und dann brachen sie auseinander, und mittelst des Feldglases konnte man sehen, wie Alles sauve qui peut in das Dorf Maxe hineinstürzte. Als die Franzosen aber wieder steinerne Mauern zwischen sich und den Preußen hatten, wurden sie wieder hartnäckig und wollten nicht weiter zurück. Vergebens feuerte die preußische Artillerie auf die Dörfer, vergebens rückten die Batterien in Echelons mit einer Präcision wie auf dem Schießplatze näher und näher. Die hartnäckige Batterie in Grandes Tapes wollte nicht schweigen und die französischen Tirailleure hielten noch die

Linie der davor liegenden Chauſſee feſt. Mittlerweile war es ungefähr 4 Uhr geworden, als ein Stabsoffizier der Linie entlang galoppirte und den Befehl zu einem allgemeinen Angriff überbrachte. Es galt, die Dörfer mit ſtürmender Hand zu nehmen, und vier Brigaden Landwehr, unterſtützt von zwei Linienbrigaden vom 10. Armeecorps, ſollten dieſe Aufgabe ausführen. Einige Minuten ſpäter erſcholl das Commando und die Mannſchaften ſprangen auf hinter ihrer Deckung und marſchirten vor mit dem gemeſſenen ſchnellen Schritt, der ſo charakteriſtiſch für die Preußen iſt. Die Granaten der Batterie in Grandes Tapes ſchlugen in die Linie, Mitrailleuſe und Chaſſepot begrüßten ſie mit einem Hagel von Blei, aber die Landwehr drang ſchweigſam und ernſt unaufhaltſam vor. Ich bin oft im Feuer geweſen, aber ein wüthenderes Feuer, wie das gegen den Mittelpunkt der Linie gerichtete, iſt mir nie vorgekommen. General v. Brandenſtein, der die dritte Landwehrbrigade führte, fiel in meiner Nähe und mehrere Offiziere ſeines Stabes wurden verwundet; endlich erreichte man die Erdwerke und Verſchanzungen, hinter denen die zerſchmetterten Reſte der 59er und 58er Landwehr lagen. „Hurrah Preußen!“ ſcholl es den Andringenden entgegen, „vorwärts, immer vorwärts!“ war die Antwort, und die braven hartnäckigen franzöſiſchen Kanoniere hatten kaum Zeit, um die Ecke zu rennen, als die Landwehr ihnen ſchon auf dem Nacken war. Die Landwehr gibt nicht ſo leicht Pardon wie die Linie und mancher Franzoſe ſank dort zuſammen, von einem Bajonnetſtoß durchbohrt. Noch in den engen Dorfgaſſen fochten ſie wie die Teufel und bedienten ſich der Mitrailleuſe mit ſeltener Klugheit und Wirkſamkeit. Dann aber kam der lange, unerbittliche Schritt der Landwehr. Die mächtigen Schenkel und Schultern, die charakteriſtiſchen Züge in der Erſcheinung des preußiſchen Soldaten, liehen dem Bajonnet ihre Kraft und bald waren die Dörfer von Allen, mit Ausnahme der Sieger, der Todten und Verwundeten, geſäubert. Der Landwehr gebührt die Ehre des Tages. Sie war es, die den franzöſiſchen Angriff aufhielt, bis kein Mann

mehr ſtand, der ein Zündnadelgewehr halten konnte. Sie führte auch den großen allgemeinen Schlag, der die Franzoſen aus den Dörfern fegte. Ich habe die preußiſche Linie vor dem heutigen Tage im Kampfe geſehen. Ich ſah ſie auf Hand und Fuß die Höhe von Spicheren erklettern, ich ſah ſie deployiren vor Colombey und Montoy in der Schlacht vom 14. Auguſt, ich ſah ſie Stand halten vor der Mitrailleuſe auf den Abhängen vor Gravelotte und ich ſah, wie ſie die Franzoſen am 1. September in die Feſtung Sedan hineinwarf. Ich habe glauben gelernt, daß die Männer der preußiſchen Linie vermögen, was nur irgend einem Heere der Welt möglich iſt. Aber geſtern habe ich das Kaliber der Landwehr kennen gelernt. Ruhig in den Verſchanzungen, wo ſie, gelaſſen am Boden liegend, die in ihrer Nähe niederfallenden Kugeln auflaſen, entſchloſſen und unaufhaltſam in ihrem Vordringen, unwiderſtehlich in dem Bajonnetangriffe, mit dem ſie die Dörfer ſäuberte, ſtellt ſie eine Truppe dar, die das Herz eines Mannes mit ſoldatiſchem Inſtinkte erfreuen muß. Nichts war bemerkenswerther, als die Ruhe, mit welcher die Verwundeten, die nur irgend gehen konnten, ſich auf ſich ſelbſt verlaſſend und jede Unterſtützung ablehnend, hinter die Front gingen. Und es waren keine leichten Wunden, mit denen die Wackeren zurückkehrten. Ich ſelbſt begegnete Einem, der durch die Lunge geſchoſſen war und dem der Athem röchelnd durch die Wunde drang. Es geht dem Zuſchauer zu Herzen, wenn er dieſe Tapferen ſterben ſieht. Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen, wie der Soldat von der Linie, der Niemand hungernd zurückläßt, wenn er auf dem Schlachtfelde bleibt. Für jeden zweiten Landwehrmann, der da gefallen, gibt es eine Wittwe nun daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder ſchwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waiſen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutſchlands vorſtelle, welche noch nicht wiſſen, daß ihnen der geſtrige Tag den Vater geraubt. Nicht daß es ſchien, als ob die Landwehrmänner lange bei

dem Gedanken an Frau und Kinder verweilten. Der haarige Kerl, der ſchon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viel junge Vögel daheim im Neſte hat, ging gerade ſo kühn auf den Feind, wie der muntere junge Freiwillige, dem nur die Liebſte nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutſchen beten gern, und mir ſchien, daß Mancher im Augenblicke das Haupt beugte, als es vorwärts ging, als wäre er in der Kirche. Und was die Religion anbetrifft, wer war das, glaubt ihr wohl, der dort mit in den Kampf hineinſtürzte, im weißen Haar mit fliegenden Rockſchößen? Das war der Diviſionsgeiſtliche, ihr guten geiſtlichen Herren von England — eine mächtige Flaſche in der einen und ein Gebetbuch in der anderen Hand. Der gute Mann, der da im Kugelregen dahineilte, war ganz außer Athem und über und über mit Schmutz beſpritzt, denn, wie er mir keuchend erzählte, ſein Pferd war ihm ſchon unter dem Leibe erſchoſſen worden. Als ich ihn wiederſah, da ſaß er hinter einer Mauer in Grandes Tapes unter einer Gruppe hingeſtreckter Krieger und erhob unter dem Brüllen der Geſchütze ſeine Stimme im Gebete zu Gott."

Von dieſer Zeit an kamen vor Metz keine ernſten Kämpfe mehr vor. Bazaine hoffte noch irgend einen Erfolg von den geheimen Unterhandlungen, die er durch ſeinen Adjutanten, General Boyer, im Hauptquartier des Königs von Preußen in Verſailles anknüpfen ließ. Nach der Capitulation von Sedan und der plötzlichen Gründung einer franzöſiſchen Republik, welche blos vom Pöbel in Paris improviſirt war und keineswegs in der Geſinnung der Mehrheit der Nation wurzelte, mußte es dem Marſchall wohl nahe liegen, an die Möglichkeit einer Reſtauration des Kaiſerthums durch den König von Preußen ſelbſt zu glauben, denn mit einer auf ſo ſchwachen Füßen ſtehenden und ſo demoraliſirten Republik konnte Preußen nicht wohl Frieden ſchließen, wohl aber, wenn nicht mit dem gefangenen Kaiſer, doch mit der Kaiſerin Regentin. Bazaine blieb daher dieſer treu, erkannte die Republik nicht an und hielt es für

möglich, Preußen werde ihm erlauben, mit ſeiner Armee Metz verlaſſen und die Regentſchaft der Kaiſerin herſtellen zu dürfen. Wirklich erlaubte ihm Prinz Friedrich Karl, ſeinen Adjutanten, General Boyer, in's Hauptquartier des Königs von Preußen nach Verſailles und nach England zur Kaiſerin zu ſchicken. Auch behaupteten ſpäter franzöſiſche Offiziere, Bazaine habe ſie in Reden darauf vorbereitet, ſie würden die Ordnung in Frankreich wieder herſtellen. Nichts iſt natürlicher, als daß die Anhänger des Kaiſerthums in der Stunde der Noth ſolche Hoffnungen hegten.

Die Kaiſerin behauptete ſpäter, Graf Bismarck habe Bazaine's Anträge unterſtützt und ihrer Regentſchaft einen Frieden angeboten, welcher Frankreich nur Straßburg und einen Theil des Elſaßes gekoſtet haben würde, ſie aber habe gar nichts von Frankreich abtreten wollen und ſo hätten ſich die Unterhandlungen zerſchlagen. Es liegt auf der Hand, daß ſie damit nur dem franzöſiſchen Nationalſtolz ſchmeicheln und der Bazaine'ſchen Intrigue, nachdem ſie mißlungen war, eine dem Napoleonismus günſtigſte Auslegung geben wollte. Die Beſchuldigung, Graf Bismarck ſey mit dem Bazaine'ſchen Plan im Ernſt einverſtanden geweſen, gehört zu den vielen Gehäſſigkeiten, die auf ihn gehäuft wurden. Nach Umſtänden *) wäre

*) Nach dem Indépendant des Basses Pyrenées ſollte der Frieden unter folgenden Bedingungen geſchloſſen werden: „Ceſſion von Straßburg und eines Theiles von Deutſch-Lothringen; Abtragung der Feſtungswerke von Metz; Abdankung Napoleon's III. und Regentſchaft der Kaiſerin. Der Vertrag ſollte vom Senat und dem geſetzgebenden Körper, der in Amiens zuſammentreten ſollte, ratificirt werden. Die Rheinarmee ſollte Metz mit ihren Waffen verlaſſen, jedoch unter der Bedingung, während dreier Monate nicht gegen Deutſchland zu dienen, da, was aber nicht wahrſcheinlich, die Kammern dem Vertrag ihre Zuſtimmung verweigern könnten. Bazaine und ſeine Armee ſollten die Kammern beſchützen und die Ordnung in Toulouſe, Lyon, Marſeille ꝛc. herſtellen. Endlich ſollte die deutſche Armee Paris einſchließen und die Bevölkerung durch Hungersnoth zur Uebergabe zwingen. Dieſer vom Kaiſer gebilligte Vertrag wurde Bazaine mitgetheilt, der ſeine

der Plan nicht ſo übel geweſen und wenn die Umſtände wirklich darnach geweſen wären, würde es Graf Bismarck auch nicht bei unfruchtbaren Beſprechungen haben bewenden laſſen. Aber er wußte wohl, daß er nicht einmal dem Kaiſer, geſchweige der Armee Bazaine's trauen könne, welche letztere eher mit den Republikanern fraterniſirt hätte, als mit den Preußen vor Paris gezogen wäre. Alſo iſt nur ſo viel richtig, daß man ſich von preußiſcher Seite eine bonapartiſtiſche Intrigue, wie ſie hier vorlag, wohl gefallen laſſen konnte, um Bazaine hinzuhalten und ſeine Thätigkeit zu lähmen, bis die Lebensmittel in Metz ausgingen.

Bazaine ſelbſt ſchrieb ſeine Vertheidigung, die am Ende des Jahres in der Straßburger Zeitung abgedruckt wurde. Darin ſagt er, er habe, nachdem ihm die Kataſtrophe von Sedan und die Einſetzung einer Regierung der Nationalvertheidigung bekannt geworden war, dieſe Nachrichten in folgender Proklamation der Armee von Metz mitgetheilt: „Generale, Offiziere und Soldaten der Rhein-Armee! Unſere militäriſchen Verpflichtungen gegen das Vaterland in Gefahr bleiben dieſelben. Fahren wir fort, ihm zu dienen,

---

Zuſtimmung gab, jedoch für ſich ſelbſt ſo ausgedehnte Gewalten ſtipulirte, daß die Dictatur eher ihm, als der Kaiſerin angehört hätte. Die proviſoriſche Zuſtimmung Bazaine's wurde vom General Boyer nach Verſailles gebracht und dort angenommen. General Boyer begab ſich nun nach England, um die Zuſtimmung der Kaiſerin zu erlangen. Die Kaiſerin verweigerte während 36 Stunden ihre Unterſchrift; endlich gab ſie aber nach und unterſchrieb den Vertrag. Es überkam ſie aber alsdann Reue; ſie ließ den General Boyer zurückrufen, und unter dem Vorwand, daß ſie auf ihrer Abſchrift einen Irrthum verbeſſern wollte, verlangte ſie den Vertrag nochmals zu ſehen. Der General Boyer händigte ihn der Kaiſerin ein und ſie zerriß ihn. Der General Boyer kehrte nach Metz zurück und zwei Tage ſpäter fand die Capitulation ſtatt. Man behauptet, daß die Kaiſerin geſagt habe: ‚Ich habe alle Unehre ohne irgend einen Nutzen für mich übernommen, denn Bazaine wird mich mit meinem Sohn bald wieder verjagen und alle Gewalt für ſich allein nehmen‘.“

indem wir mit Hingebung und derſelben Energie ſein Territorium gegen die Fremden und die ſociale Ordnung gegen die böſen Leidenſchaften vertheidigen." Darin lag noch keine Anerkennung der Republik; der Marſchall übernahm keine politiſche Verantwortung, ſondern war ſich nur einer militäriſchen bewußt. Weiter ſagt er von der Sendung Boyers: „Der Zweck der Miſſion des Generals Boyer war kein anderer, als die Rhein-Armee aus der ſchrecklichen Lage, in der ſie ſich befand, zu befreien und ſie für Frankreich zu erhalten. Ich erhielt keine direkte Nachricht mehr von dieſer Miſſion, aber ich erfuhr ſpäter, daß dieſe loyalen Verſuche zu keinem Reſultat geführt hätten, da die von der deutſchen Militär-Autorität verlangten Garantien unannehmbar erſchienen waren und ihre Annahme oder Nichtannahme überdieß nicht von den Befehlshabern der Armee abhing." Wenn auch der Marſchall die „loyalen Verſuche" nicht beſtimmter kennzeichnet, ſo erkennt man doch deutlich, daß er unabhängig von der neuen republikaniſchen Regierung Frankreich retten wollte.

Erſt viel ſpäter veröffentlichte der Brüſſeler Gaulois einen angeblichen Brief Bazaines vom 12. Oktober an den Prinzen Karl, des Inhalts: „Im Augenblick, wo die Geſellſchaft durch die Haltung bedroht iſt, welche in Paris eine gewaltſame Partei angenommen, deren Tendenzen nicht mit einer Löſung enden können, welche die guten Geiſter aufſuchen, befragt der Marſchall-Obercommandant der Rhein-Armee, ſich mit dem Wunſch beſeelend, ſeinem Lande zu dienen und es vor ſeinen eigenen Exceſſen zu bewahren, ſein Gewiſſen und ſtellt ſich die Frage, ob die unter ſeinen Befehl geſtellte Armee nicht beſtimmt iſt, das Palladium Frankreichs (der Geſellſchaft) zu werden. Ueber die militäriſche Frage iſt abgeurtheilt. Die deutſchen Armeen ſind ſiegreich und Seine Majeſtät der König von Preußen kann keinen Werth auf den unfruchtbaren Triumph legen, welchen er durch die Auflöſung der einzigen Macht erlangen würde, die heute in unſerem unglücklichen Lande ſich der

Anarchie bemeiſtern und Frankreich und Europa eine Ruhe ſichern kann, welche nach den gewaltſamen Erſchütterungen, die ſie in Erregung verſetzte, ſo nothwendig geworden iſt. — Die Intervention einer fremden, ſelbſt ſiegreichen Armee in die Angelegenheiten eines ſo leicht erregbaren Landes, wie Frankreich, in eine ſo nervöſe Hauptſtadt, wie Paris, könnte den Zweck verfehlen, über die Maßen die Gemüther aufreizen und unberechenbares Unglück herbeiführen. Die Action einer noch gut organiſirten franzöſiſchen Armee, deren moraliſcher Zuſtand trefflich iſt, und die, nachdem ſie die deutſchen Armeen auf loyale Weiſe bekämpft, das Bewußtſeyn hat, ſich die Achtung ihrer Gegner erworben zu haben, würde unter gegenwärtigen Verhältniſſen immenſes Gewicht haben. Sie würde die Ordnung herſtellen und die Geſellſchaft beſchützen, deren Intereſſen die von ganz Europa ſind. Sie würde Preußen durch die Wirkung dieſer Action ſelbſt eine Garantie und Pfänder geben, indem ſie zur Wiederherſtellung einer regelmäßigen Regierung beitragen würde, mit welcher die Beziehungen jeder Art ohne Erſchütterung und auf ganz natürliche Weiſe wieder aufgenommen werden könnten." Dies entſprach ganz dem Standpunkt Bazaines, aber nicht dem preußiſchen.

Erſt als ſeine Bemühungen mißlungen waren, er gar nichts von der Regierung weder in Paris noch Tours erfuhr und die Lebensmittel in Metz auf die Neige gingen, ſchrieb er nach Tours am 21. Oktober: „Mehrere Male habe ich Männer, die ſich freiwillig dazu erboten, fortgeſandt, um Nachricht von der Armee in Metz zu geben. Seitdem hat ſich unſere Lage von Tag zu Tag verſchlechtert und ich habe nie die geringſte Mittheilung, weder von Paris noch von Tours, erhalten. Es iſt dringend, daß ich erfahre, was im Innern des Landes und in der Hauptſtadt vorgehe, denn in wenigen Tagen wird der Hunger mich zwingen, einen Entſchluß im Intereſſe Frankreichs und dieſer Armee zu faſſen."

Aber Gambetta antwortete ihm gar nicht, ſondern benutzte die Mittheilung Bazaine's einzig, um im vollen Widerſpruch mit derſelben am 28. Oktober einen lügenhaften Bericht ausgehen zu laſſen: „Die Nachrichten aus Metz, welche ein Abgeſandter Bazaine's (de Valcouri) überbringt, ſind ausgezeichnet und beſtätigen auf das Ausdrücklichſte die, welche man früher auf anderem Wege erhalten hat. Die Armee Bazaine's iſt im Ueberfluß mit Allem verſehen und mit einem unbeſiegbaren Vertrauen beſeelt; jeder ſeiner Ausfälle iſt ein Sieg, welcher dem Feinde die beträchtlichſten Verluſte verurſacht. Der Adjutant Bazaine's iſt heute von Herrn Gambetta empfangen worden, mit dem er lange Zeit conferirt hat. — Bei dieſer Gelegenheit wollen wir noch hervorheben, daß die Gegenwart des Abgeſandten Bazaine's in Tours die beſte Widerlegung der Gerüchte iſt, welche dem Marſchall den Entſchluß aufbürdeten, der Regierung der nationalen Vertheidigung nicht beizuſtehen."

Wenn nun auch die franzöſiſchen Republikaner Recht hatten, Bazaine zu haſſen, weil er dem Kaiſer treu blieb, ſo war ſeine Intrigue doch kein Verrath an Frankreich, denn der Kaiſer hatte mehr Beruf, Frankreich zu repräſentiren, als Favre und Gambetta. Wenn Bazaine aber auch, wie die Republikaner verlangten, mit ſeiner noch ſtarken Armee um jeden Preis aus Metz durchgebrochen wäre, ſo hätte es einen theuren Preis gekoſtet. Auf welcher Seite er auch ausgebrochen wäre, würden ihm die Preußen mit überlegener Macht rechtzeitig in beide Flanken haben kommen können, und hätte er ſich mit dem Reſt ſeiner dadurch zerrütteten Armee auch noch gegen Paris gewendet, ſo würde ihm dort der Sieger von Sedan den Weg verlegt haben. Es war alſo natürlich, daß er noch mehr von einem Verſtändniß mit Preußen, als von einem verzweifelten Kampfe hoffte. Prinz Friedrich Karl aber begnügte ſich mit vollem Recht, Metz wie bisher cernirt zu halten, ohne eine Belagerung der Feſtung zu beginnen, da der Hunger ſie doch in nicht zu langer Zeit zur Uebergabe zwingen würde. Die Cernirungs-

Armée war aus dem 1., 2., 3., 7., 8., 9. und 10. Armeecorps, so wie der großherzoglich heſſiſchen (25.) Diviſion und der Landwehr-Diviſion von Kummer zuſammengeſetzt, demnach, außer der heſſiſchen Diviſion, aus Truppentheilen der Provinzen Preußen, Pommern, Brandenburg, Weſtfalen, Rheinland, Schleswig-Holſtein und Hannover, zu welchen letzteren beiden Corpsbezirken die innerhalb derſelben gelegenen norddeutſchen Bundesſtaaten zu zählen ſind.

Da inzwiſchen die Miſſion Boyer's gänzlich mißlang und nun auch Mangel an Lebensmitteln in Metz eintrat, und man bereits alle Pferde ſchlachten mußte, bot Bazaine dem Prinzen Friedrich Karl an, ſich mit ſeiner ganzen Armee zu ergeben, nicht aber die Feſtung Metz, welche von 20,000 Franzoſen beſetzt bleiben und ſich ferner vertheidigen ſollte. Dadurch wären nämlich die Lebensmittel geſpart und die Feſtuug in den Stand geſetzt worden, ſich länger zu halten. Der preußiſche Feldherr ging aber nicht darauf ein, ſondern wollte beides, die Armee und die Feſtung zugleich bekommen.

Man ſchrieb am 21. Oktober aus dem Lager von Metz: „Zur Charakteriſirung der ſcheußlichen Zuſtände in Frankreich möge dienen, daß in den letzten Tagen über 60 franzöſiſche Offiziere aller Grade und Waffengattungen, die als Gefangene auf Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, in ihre Heimath entlaſſen waren, ſich freiwillig bei unſeren Truppen meldeten, um in die Gefangenſchaft nach Deutſchland zu gehen. Der Grund davon iſt, daß die anarchiſchen Republikaner ſie geradezu zwingen wollten, ihr Ehrenwort, das für dieſe Art von Menſchen gar nicht exiſtirt, zu brechen und ohne Weiteres auf's Neue gegen uns zu dienen, was ſie als anſtändige Männer natürlich verweigern müſſen. Einen franzöſiſchen Oberſten, der es verweigerte, ſein Ehrenwort zu brechen und abermals zu dienen, ſoll der Pöbel in Lyon ermordet haben. Da es faktiſch erwieſen iſt, daß manche franzöſiſche Offiziere, welche auf Ehrenwort, nicht ferner gegen uns zu dienen, wieder entlaſſen wurden, unter Zuſtimmung der proviſoriſchen Regierung zu Tours

Art. 5. Die Moldau und Wallachei behalten alle ihre alten Vorrechte.

Art. 6. Dem früheren, noch nicht erfüllten, Vertrage von Akjerman zufolge werden die sechs von Servien abgerissenen Distrikte ungesäumt mit dieser Provinz wieder vereinigt.

Art. 7. Die russischen Unterthanen werden in der ganzen Ausdehnung des ottomanischen Reichs, sowohl zu Lande als zur See, der ganzen und vollen Handelsfreiheit genießen, die ihnen durch die früheren Verträge zugesichert ist. Die russischen Unterthanen bleiben unter der ausschließlichen Gerichtsbarkeit und Polizei des Gesandten und der Konsuln Rußlands, die russischen Schiffe werden nie irgend einer Untersuchung von Seite der ottomanischen Behörden unterworfen, und jede einem russischen Unterthanen gehörige Waare kann, wenn sie die durch die Tarife geregelten Zölle entrichtet hat, frei verkauft in die Magazine des Eigenthümers oder Consignatärs aufs Land gebracht, oder auch auf ein anderes Schiff, von welcher Nation es seyn möge, übergeladen werden, ohne daß der russische Unterthan in diesem Falle nöthig hätte, die Ortsbehörden davon zu benachrichtigen, und noch weniger deren Erlaubniß dazu nachzusuchen. Die hohe Pforte erkennt und erklärt die Durchfahrt des Canals von Constantinopel und der Meerenge der Dardanellen als vollkommen frei und offen für die russischen Schiffe unter Handelsflagge, beladen oder unbeladen, sie mögen vom schwarzen Meere kommen, um ins Mittelmeer einzulaufen, oder vom Mittelmeere, um ins schwarze Meer einzulaufen. Vermöge desselben Grundsatzes ist die Durchfahrt des Canals von Constantinopel und der Meerenge der Dardanellen als frei und offen erklärt für alle Handelsschiffe der Mächte, die sich mit der hohen Pforte in Frieden befinden, sie mögen beladen oder unbeladen

auf's Neue die Waffen gegen uns ergriffen haben, da gegen ein so barbariſches Volk, wie wir Deutſchen ſind, kein Ehrenwort gehalten zu werden brauche, ſo hat der König von Preußen jetzt befohlen, daß künftighin alle gefangenen franzöſiſchen Offiziere ſogleich nach Deutſchland gebracht werden."

Man hörte von Zerwürfniſſen im Kriegsrath zu Metz. Bazaine und Marſchall Canrobert ſollen zu einer Capitulation geneigt geweſen ſeyn. Ebenſo General Changarnier. Nur Marſchall Leboeuf wollte den Kampf bis zum äußerſten fortſetzen. Indeſſen nahm der Mangel in der Stadt wie im Lager vor derſelben zu und mit ihr die Zahl der Deſerteure, die zu den preußiſchen Wachten hinüberliefen, um ihren Hunger zu ſtillen. Mitleidig erlaubte man den franzöſiſchen Soldaten, welche waffenlos herauskamen, auf den Aeckern nach Kartoffeln zu ſuchen, und ſchoß nicht auf ſie. Als aber größere Maſſen von Deſerteuren ſich gefangen geben wollten, wurden ſie von den preußiſchen Vorpoſten zurückgewieſen, da ihr Vorgehen nur darauf berechnet ſchien, den Plan Bazaine's durch Entfernung der Eſſer und Sparung der letzten Lebensmittel durchzuſetzen.

So wurde denn Bazaine genöthigt, am 25. Oktober neue Unterhandlungen mit dem Prinzen Friedrich Karl anzuknüpfen. Man kam noch nicht überein. Erſt am 26. bat Bazaine den Prinzen, dem alten General Changarnier eine Audienz zu bewilligen. „Prinz Friedrich Karl gewährte dieſe Audienz und beſtimmte, daß der General von zwei Ordonnanzoffizieren ſofort um 11 Uhr bei den Vorpoſten abgeholt werden ſollte. Dieſe trafen den General noch nicht dort. Das zwiſchen unſeren Vorpoſten und dem Feinde liegende, etwa 2000 Schritt breite Terrain wimmelte von unbewaffneten Franzoſen, die ſich bis auf 100 Schritt den Unſrigen näherten, um Kartoffeln, Trauben und Pferdefutter zu ſuchen, eine Scene, die ſich alle Morgen wiederholte. Die Franzoſen nehmen vor unſeren Doppelpoſten die Mütze ab, zeigen auf den Bauch und machen die

Geberde, daß ſie großen Hunger haben. Unſere Soldaten winken dann, die Franzoſen beginnen mit ihrer Arbeit und kehren zurück, ſobald ſie einen Sack voll haben. Hiedurch ſind die Rothhoſen bereits ſo dreiſt geworden, daß wir ſie geſtern aus einem Orte, den ſie beſetzt hatten und durchaus nicht räumen wollten, mit Stöcken vertreiben mußten. Als der General nicht kam, nahmen unſere Ordonnanzoffiziere eine Parlamentärflagge und gingen, von Hunderten von unbewaffneten Feinden umſchwärmt, bis zum franzöſiſchen Verhau, wo die Wache ſie mit Gewehr bei Fuß empfing. Als ſie ſagten, daß ſie den General erwarteten, zeigte der Wachthabende auf einen eben ſich heranbewegenden Wagen. Changarnier, ein Greis von 80 Jahren, noch ziemlich rüſtig, bat, ſo weit als möglich fahren zu dürfen, da er nicht lange gehen könne. Unſere Offiziere ſchickten nach ihrem Wagen und ließen denſelben ſo nahe herankommen, daß der General nur über einen kleinen Graben zu klettern brauchte. Changarnier iſt Republikaner, lebte ſeit dem Staatsſtreiche im Exil zu Brüſſel, ſtellte ſich nach der Schlacht bei Wörth dem Kaiſer zur Dispoſition und befindet ſich ſeit dem 8. Auguſt in Metz, wo er Adlatus von Bazaine iſt, ohne ein eigenes Kommando zu haben. Die Augen wurden ihm verbunden, und hier angekommen, wurde er vom General v. Stiele empfangen und zum Prinzen geführt. Die Konferenz dauerte 1½ Stunde, worauf er wieder bis zum Wagen begleitet wurde. Der General Changarnier war gebrochen, und das Letzte, was er ſagte, war: ‚Wir werden fallen, aber mit Ehren. Ich wünſche Ihnen, m. H., daß Sie und kein braver Soldat ſo etwas erleben mögen.‘ Damit brach ein Strom von Thränen aus ſeinen Augen. Mit verbundenen Augen führte man ihn bis über die Vorpoſten zurück. Hier, nachdem ihm die Binde abgenommen, ſah er die Kartoffelſucher und hielt eine Lobrede auf unſere Soldaten. Schließlich ſagte er, daß er wünſche, die am Abend Statt findenden Unterhandlungen möchten zum Reſultate führen. Das mit dem Prinzen Karl verabredete

Rendezvous fand auf dem Schlosse Frescaty Statt. Ein französischer Divisionsgeneral und General v. Stiele fanden sich dort ein. Wir stellten unsere Bedingungen auf Grundlage der Capitulation von Sedan und Straßburg. Der Franzose soll darüber zuerst wüthend gewesen seyn, schließlich nahm er die Bedingungen aber doch mit nach Metz."

Es waren verhängnißvolle Tage. In der Nacht des 25. Oktober zeigte sich ein prachtvolles Nordlicht, welches seine Strahlen bis zum Zenith des Nachthimmels hinaufwarf und um denselben die sog. Nordlichtskrone bildete. Waren die Soldaten in beiden Lagern durch dieses Zeichen am Himmel lebhaft aufgeregt, so noch mehr am andern Tage durch den furchtbaren Sturmwind, der dem Nordlicht folgte und im ganzen mittlern Europa Verheerungen anrichtete. Am gleichen Tage, dem 26. Oktober, feierten die Truppen in Versailles den 70. Geburtstag des General Moltke, den man mit Recht, wenn man das ungeheure deutsche Heer mit einem einzigen Leibe verglich, den Kopf desselben nannte. Am folgenden Tage, dem 27. früh, wurde die Capitulation von Metz unterzeichnet, und Frankreichs größte Armee, die hier eingeschlossen gewesen war und mit Einschluß von etwa 37,000 Kranken und Verwundeten damals noch über 175,000 Mann stark war, gab sich gefangen. Die Capitulation glich völlig der von Sedan.

Man hatte im preußischen Lager schon seit drei Tagen die Uebergabe vorausgesehen und sogleich Befehl nach Saarbrücken gegeben, aus dem ganzen Lande durch Bäcker und Metzger so viel als möglich Brod, Mehl und Fleisch zusammenbringen und nach Metz fahren zu lassen, für die halbverhungerten Franzosen, zugleich wurde für Salz gesorgt, welches in Metz ausgegangen war, und Bergleute wurden berufen, um schleunigst die rings um Metz zerstörten Eisenbahnen wieder herzustellen.

Wie es scheint, waren die Truppen und Nationalgarden, die nicht draußen vor den Thoren campirt, sondern innerhalb der Stadt

Metz zugebracht hatten, und denen man auch republikaniſche Sympathien zuſchrieb, der Capitulation abgeneigt. Eine freilich etwas zweifelhafte Correſpondenz der Daily News berichtete darüber: „Die Nationalgarden weigerten ſich, die Waffen zu ſtrecken, ein Dragonerkapitän ritt am 29. Nachmittags an der Spitze einer kleinen Truppe durch die Stadt, welche ſchwuren, eher ſterben als ſich ergeben zu wollen, und ein Frauenzimmer, welches allenthalben die Marſeillaiſe ſang, rief grenzenloſe Aufregung hervor. Die Thore der Kathedrale wurden geſprengt, und die Sturm- und Begräbnißglocken die ganze Nacht über geläutet, und als der Kommandant der Feſtung, General Coffinières, erſchien, um die Leute zu beruhigen, wurden drei Piſtolenſchüſſe auf ihn gefeuert. Schließlich gelang es ihm, die Straßen durch zwei Linienregimenter zu ſäubern (?). Als man dann aber am nächſten Morgen hörte, daß 1000 Waggons in Courcelles bereit ſtänden, um ihnen Lebensmittel zu bringen, und als die ganze Belagerungsarmee ihre Brodportionen freiwillig an die Gefangenen abtrat, zeigte ſich vielfach eine tiefe Rührung, und die Bevölkerung ſah ſich von ihrer übertriebenen Furcht zum großen Theil befreit.“

Nachdem Alles verabredet und vorbereitet war, wurden am 29. Oktober ſämmtliche Forts um Metz von den Preußen beſetzt und erfolgte der Ausmarſch der Gefangenen. „Prinz Friedrich Karl hatte ſich mit ſeinem Stabe und ſämmtlichen Offizieren mit Schärpen in großer Uniform hinter Jouy an der Chauſſee von Frescaty aufgeſtellt; jedes unſerer Corps blieb in ſeiner Stellung, die heſſiſche Diviſion war zur Uebernahme der Gefangenen kommandirt. Bazaine erſchien zuerſt, allen voran, ritt an der Spitze ſeiner Offiziere auf den Prinzen los und redete dieſen mit den Worten an: »Monseigneur, j'ai l'honneur de me présenter!« (Hoheit, ich habe die Ehre mich vorzuſtellen.) Der Prinz winkte ihn an ſeine Seite, und danach begann der Vorbeimarſch der gefangenen Offiziere und der Armee ſelbſt, zum Theil nach den Waffen geordnet, zum Theil

pêle-mêle. Die Offiziere, welche ein Kommando hatten, waren zu Pferde, die übrigen hatten ihre Waffen, da ihnen gestattet war, erst später in der Stadt dieselben abzulegen. Mann und Pferd sahen in der That nicht aus, als habe die äußerste Noth in der Festung geherrscht. Die Uniform der Mannschaften, namentlich der Garde, erschien fast neu, besonders das Schuhzeug; die Pferde waren größtentheils in gutem Zustande, doch hatten sie sich gegenseitig die Schweife abgefressen. Sämmtliche Gefangene wurden auf die Wiesen nächst der von Jouy nach Metz führenden Chaussee gebracht und durch Kommando's aller Waffen in Empfang genommen und bewacht. Bazaine wurde von dem Prinzen Friedrich Karl mit der größten Auszeichnung behandelt. Manche Gefangene wurden nicht durch die Eisenbahn transportirt, sondern marschirten bis zur Grenze auf Saarbrücken, Saarlouis und Trier."

Außer Bazaine wurden noch die Marschälle Canrobert und Leboeuf kriegsgefangen. Auf die Frage des Generals de Cissey, ob in den Bedingungen der Capitulation eben so wie bei Sedan stipulirt werden würde, daß unter gewissen Vorbehalten die Offiziere gegen Ehrenwort frei blieben, antwortete Prinz Friedrich Karl: Nein, von Sedan sind zwei Generale und 300 Offiziere auf ihr Ehrenwort, nicht mehr gegen uns zu dienen, frei geblieben und sind dessen ungeachtet wieder in die Armee getreten und haben uns von Neuem bekämpft. Deshalb müssen sich die Offiziere der Armee von Metz ohne Bedingung ergeben.

Auf dem Domplatz von Metz steht eines frühern tapfern Kommandanten, Faberts, eiserne Bildsäule mit seiner Devise in eisernen Worten: „Ehe ich die Stadt übergebe, die mir der König anvertraut, müßte man mich und meine ganze Familie in die Bresche stellen, und selbst dann würde ich nicht zum Verräther werden!" Die Bewohner von Metz verhüllten die schwarze Statue mit einem großen Trauerflor, als die „jungfräuliche" Veste sich dem Feinde übergab, und die neuesten Historiker aus dem Volke schrieben an

die Mauern der Straßen: »Traitro Bazaine!« Die Einwohner von Metz wollten durchaus nicht glauben, daß ihre jungfräuliche Veste je von einem äußeren Feind bezwungen werden könnte und schrieen daher über Verrath. Viele Soldaten thaten dasselbe und gehorchten den Offizieren nicht mehr. Wachenhusen hörte, „daß die Soldaten während der letzten vier Wochen in die Magazine, in die Häuser, sogar in die Keller eingedrungen sind, weggenommen haben, was sie fanden, und den Bürgern allenfalls das Geld dafür vor die Füße geworfen haben. Endlich bestätigen sich auch die Zwistigkeiten des Kommandanten der Festung mit Bazaine, und wenn hier also von Verrath gesprochen werden kann, trifft die Schuld ganz denselben Leichtsinn, der die Nation überhaupt in's Verderben geführt hat."

Der Erfolg der Eroberung war nicht blos für den Ausgang des großen Krieges entscheidend, sondern trug auch unmittelbar reiche Trophäen ein. Man erbeutete in Metz 53 Adler und Fahnen, 541 Feldgeschütze, das Material für mehr als 85 Batterien, gegen 800 Festungsgeschütze, 66 Mitrailleusen. Den Armeelisten zufolge hätten 103 Adler und Standarten, 690 Feldgeschütze und 102 Mitrailleusen gefunden werden sollen, viele waren aber theils verbrannt, theils in die Mosel versenkt oder vergraben worden, theils vielleicht noch von den Einwohnern verborgen. Außerdem fand man noch 300,000 Gewehre, ferner Cuirasse, Säbel ꝛc. in größter Anzahl; geger 2000 Militär-Fahrzeuge so wie nicht verarbeitetes Holz, Blei, Bronce in großen Massen; eine vollständig eingerichtete werthvolle Pulverfabrik ꝛc.

Kommandant der Festung Metz wurde der preußische General v. Zastrow, etwas später Gouverneur der Stadt und des Landes Lothringen der General v. Löwenfeld. In der Prov.-Correspondenz wurde gemeldet: „Von den bisher vor Metz verwandten Truppen wird das 7. Corps in Metz bleiben und zugleich zu weiteren Operationen gegen Thionville verwandt werden. Die Division

Kummer bringt gefangene Franzoſen nach Deutſchland und bleibt dann in der Heimath. Der größere Theil der Armee von Metz bleibt unter dem Oberbefehl Prinz Friedrich Karls, vermuthlich zu Operationen gegen den Süden und die Mitte Frankreichs. Die von der früheren erſten Armee verfügbar gewordenen Corps werden vorausſichtlich unſere Herrſchaft im Norden ausbreiten und befeſtigen." Das Nähere ergab folgender Tagesbefehl: „Das 1., 7. und 8. Corps bildet die erſte Armee, marſchirt auf Lille, und okkupirt die Provinzen Picardie, Normandie und die Bretagne, hart an die belgiſche Grenze gelehnt und mit dem linken Flügel Fühlung ſuchend mit dem rechten des Kronprinzen von Sachſen." Den Befehl über dieſe erſte Armee erhielt der General v. Manteuffel. „Die zweite Armee des Prinzen Friedrich Karl wird beſtehen aus dem halben 2. Corps, der heſſiſchen Diviſion, dem 3., 9. und 10. Corps und erhält ihr Hauptquartier in Troyes. Die 4. Diviſion des 2. Armeecorps geht ſchon ſeit dem 26. Oktober per Eiſenbahn täglich in 4 Zügen nach Paris. Die General-Etappen-Inſpektion der 2. Armee wird fortab Nanzig ſeyn. Sonach wird alſo Prinz Friedrich Karl mit der 2. Armee im Centrum ſtehen, links von ihm der General v. Werder mit dem 14. Corps, rechts v. d. Tann. Dieſe drei Armeen operiren gegen die Loirearmee und gegen die Freiſchaaren Garibaldi's, auf welche man eine förmliche Haſenhetze veranſtalten wird. Der ganze Süden Frankreichs wird mithin von den deutſchen Truppen überſchwemmt."

Nach den Daily News ſoll Marſchall Bazaine, als er am 29. in einem geſchloſſenen Wagen durch Ars fuhr, von den Weibern daſelbſt gröblich beſchimpft worden ſeyn. Gambetta erließ von Tours aus ein Manifeſt, worin er Bazaine des ſchändlichſten Verraths bezichtigte, was überall in den republikaniſchen Blättern ein Echo fand. Man las Zeitungsartikel, angeblich von Offizieren ſeiner Armee verfaßt, die ihn mit Vorwürfen überhäuften. Daß er ſich nach Caſſel zum gefangenen Kaiſer begab, ſchien die Verdächtigung

der Republikaner zu bestätigen. Auf ihn selbst aber scheinen die Wuthartikel, mit denen ihn die französischen Blätter verfolgten, einen schmerzlichen Eindruck gemacht zu haben, denn Leute, die ihn bei seiner Ankunft in Cassel sahen, glaubten Verzweiflung in seinen Mienen zu lesen. Es dauerte indeß nicht lange, so wurden in der französischen Presse Stimmen laut, welche Bazaine entschuldigten und Gambetta sein voreiliges Verdammungsurtheil vorwarfen. Der Marschall selbst rechtfertigte sich in einem offenen Schreiben, dem man Billigung zollen mußte. In einem zweiten Schreiben vom 1. Dezember kündigte er an, er werde sich eine glänzende Rechtfertigung von Seite der künftigen französischen Volksvertretung verschaffen.

In dem schönen Armeebefehl, in welchem der Kronprinz von Preußen seinen tapferen Truppen für die ruhmwürdige Eroberung von Metz dankte, welches nie vorher erobert worden war, bemerkte man mit Freude, daß er den Ausdruck brauchte, Metz sey nunmehr Deutschland zurückgegeben.

Von den vielen gefangenen Franzosen, die nach Deutschland gebracht wurden, erfuhr man, eine Partie, welche nach Stettin bestimmt war, habe unterwegs dem Transport-Commando viel zu schaffen gemacht. In Genthin bei Magdeburg plünderten sie die Bahnhofs-Restauration und die ziemlich zahlreichen Begleitmannschaften mußten ihre ganze Energie anwenden, größeres Unheil abzuwenden. In Stettin wurden die ankommenden Gefangenen genau untersucht und diejenigen, bei denen man noch entwendete Gegenstände vorfand, sofort in's Gefängniß transportirt.

In Metz selbst war kaum das preußische Commando eingerichtet, als auch schon damit begonnen wurde, die Festungswerke zu revidiren, durch Neubauten zu ergänzen und auszudehnen, denn sie sollte „eine preußische Festung ersten Ranges" werden.

Die alte Bischofsstadt Toul zählte zwar nur 7000 Einwohner, war aber eine Festung und beherrschte die Eisenbahnverbindung

zwiſchen Straßburg und Paris. Da die Feſtung nicht gleich eingenommen werden konnte, ehe man ſchwereres Belagerungsgeſchütz herbeigeſchafft hatte, mußten die deutſchen Truppen in der Geſchwindigkeit eine Eiſenbahn auf einem Umweg um die Feſtung herum anlegen. Nachdem aber das ſchwere Geſchütz angekommen war, ergab ſich Toul nach einer achtſtündigen Beſchießung am 23. September. Der Commandant, Major Huc, wurde mit nur 300 Mann Linientruppen, 1900 Mobilgarden und 300 Nationalgarden kriegsgefangen und in der Feſtung eroberte man 75 Geſchütze. Der Großherzog von Mecklenburg zog an der Spitze der Belagerungstruppen in Toul ein und man bemerkte, die Einwohner der Stadt ſeyen ſehr froh, nunmehr die ausgeſtandene Angſt losgeworden zu ſeyn. — Die kleinen Bergfeſtungen in den Vogeſen, Pfalzburg und Bitſch hielten ſich noch auf ihren Felſenhöhen. Die Beſatzung der letztern machte am 30. September einen glücklichen Ausfall, um zu fouragiren, während unter den Belagerungstruppen gerade ein Wechſel ſtattfand.

Dagegen fiel die größere Feſtung Verdun, welche ſich lange und gut vertheidigt hatte, nachdem ſchwereres Belagerungsgeſchütz angekommen war, endlich am 8. November. Man nahm hier 138 Kanonen, 23,000 Gewehre, viel Kriegsmaterial, 4000 Gefangene mit 2 Generalen und 161 Offizieren. Die Stadt war hauptſächlich wegen der Eiſenbahn wichtig, welche ſie verſchloſſen hatte. Die Wegräumung der Hinderniſſe, welche den Eiſenbahnverkehr zwiſchen Deutſchland und Paris noch aufhielten, war eine ſchwere Arbeit für unſere Krieger. So namentlich die Tunnelbauten von Nanteuil, wovon man ſchrieb: „Die Station Nanteuil ſur Marne iſt augenblicklich Endſtation der großen Eiſenbahn-Route Deutſchland-Paris. Der Bahnhof Nanteuil wird in der Richtung nach Paris durch die Marne begrenzt, die von der Eiſenbahn durch eine ſchöne, hochgelegene Brücke überſchritten wird. Jenſeits derſelben erhebt ſich ein hoher, breiter weinbewachſener Bergrücken, den

die Bahn mittelſt eines ½ Stunde langen Tunnels durchbricht. Dieſer Tunnel, von den Franzoſen am weſtlichen Ende geſprengt, bildet das Hinderniß der weiteren Fortführung der Bahn. Die Sprengung iſt durch mehrere in den Seitenmauern des Tunnels angebrachte Minen erfolgt, und die Wirkung iſt, zumal die Sprengung am Ende des Tunnels erfolgte, eine entſetzliche geweſen. Nicht nur iſt das Mauerwerk des Gewölbes, der Seitenmauern und des Portales auf eine Länge von 100 Fuß vollſtändig zerſtört und weit fortgeſchleudert, auch der darüber liegende 2—300 Fuß hohe Berg iſt in ſeiner Struktur gelockert und theils in den zerſtörten Tunnel nachgeſtürzt, theils über denſelben fortgerutſcht. Eine Sektion der Feld-Eiſenbahn-Abtheilung Nr. 2 unter der Leitung des Premier-Lieutenants und Baumeiſters Lent und des Baumeiſters Bode führt dieſe Arbeiten aus. Dieſelbe hat ſich durch ſofortige telegraphiſche Einberufung von deutſchen Bergleuten und Erdarbeitern und durch Annahme einheimiſcher, franzöſiſcher Arbeiter gehörig verſtärkt." Doch mitten in der Arbeit erfolgte ein neuer Einſturz, und man mußte, um die Bahnzüge fortzubringen, ſo ſchnell als möglich Schienen um den Berg herumlegen.

Die Feſtung **Thionville** ergab ſich nach einem heftigen Bombardement den Deutſchen am 24. November. Dieſe Stadt mit franzöſiſchem Namen liegt in einem noch ganz gut deutſchen Gebiet und heißt bei den Einwohnern ſelbſt Dietenhofen. Die Deutſchen nahmen hier 200 Geſchütze und machten 4000 Gefangene.

Am 12. Dezember ergab ſich die kleine Feſtung **Pfalzburg**, ein Felſenneſt, jedoch inſofern wichtig, als es die Vogeſenſtraße nach Zabern beherrſcht. Man fand darin 65 Geſchütze und machte 52 Offiziere und 1839 Mann zu Gefangenen.

Am 14. Dezember capitulirte die Feſtung **Montmedy**, unfern von Sedan an der belgiſchen Grenze. Man machte hier 3000 Gefangene, befreite 237 deutſche Gefangene und nahm 65 Geſchütze.

Die kleine Feſtung **Hamm**, in welcher Napoleon III. unter

nach den ruſſiſchen Häfen des ſchwarzen Meers ſegeln oder von daher kommen, nach denſelben Bedingungen, die für die Schiffe unter ruſſiſcher Flagge ſtipulirt ſind.

Art. 8. Als allgemeine Entſchädigungsſumme für die Verluſte ruſſiſcher Unterthanen in dem letzten Krieg, zahlt die Pforte an Rußland ein für allemal binnen achtzehn Monaten 1,500,000 holländiſche Ducaten.

Art. 9. Die Pforte zahlt an Rußland eine noch zu beſtimmende Summe zur Deckung ihrer Kriegskoſten.

Art. 10. Die Pforte gibt den Protokollen vom 6 Julius 1827 und vom 22 März 1829 ihre Zuſtimmung.

Art. 11. Die Pforte wird ſogleich zur Erfüllung dieſer Artikel ſchreiten, und Rußland ſeine Truppen gemäß einer Separatacte (in gewiſſen den Kriegskoſten-Zahlungsterminen entſprechenden Zeiträumen) zurückziehen.

Art. 12. Die entfernten Befehlshaber beider kriegführenden Mächte werden aufs ſchnellſte befehligt, die Feindſeligkeiten einzuſtellen.

Art. 13. Beide contrahirende Mächte ertheilen denen ihrer Unterthanen, die der andern Macht während des Krieges Vorſchub geleiſtet, vollkommne Amneſtie, und bewilligen jedem, der etwa in den andern Staat auszuwandern Luſt hat, freien Auszug binnen achtzehn Monaten.

Art. 14. Alle Gefangenen werden zurückgegeben, mit Ausnahme derer, die freiwillig ihren Glauben geändert haben.

Art. 15. Alle früher zwiſchen beiden Mächte ſtipulirten Verträge werden, mit Ausnahme derer, die durch dieſen neuſten Friedensvertrag eine Veränderung erleiden, aufs Neue bekräftigt.

Ludwig Philipp ſechs Jahre lang gefangen geſeſſen hatte, ergab ſich am 10. Dezember.

Mezières, unfern von Sedan, ergab ſich am 2. Januar 1871. Es wurden über 2000 Gefangene gemacht, darunter 98 Offiziere, 106 Geſchütze erbeutet und viele Vorräthe an Lebensmitteln. Der Platz war wichtig. Jetzt erſt konnte eine zweite Eiſenbahnlinie über hier von Saarbrücken nach Paris gezogen werden.

Die kleine Feſtung Rocroy wurde durch einen Handſtreich am 6. Januar genommen. Hier fand man 72 Geſchütze und machte 300 Gefangene.

Zwölftes Buch.

Gambetta in Tours.

Da Paris von den deutſchen Heeren eng eingeſchloſſen war, konnte die dort ernannte republikaniſche Regierung den Provinzen keine Befehle zukommen laſſen, hatte daher noch bei Zeiten vor der Cernirung durch den Feind einige ihrer Mitglieder (Cremieux, Fourichon, Glais-Bizoin) als ihre Delegirten nach Tours im noch vom Feinde unberührten Süden Frankreichs abgehen laſſen, um hier in ihrem Namen und Auftrag das Land zu regieren und vor allem ein Maſſenaufgebot zu organiſiren, und durch gewaltige Volksheere wie 1792 den äußern Feind zu vertreiben. Dieſer letztern Aufgabe ſollte ſich Admiral Fourichon als Kriegsminiſter unterziehen, während der alte Cremieux als Juſtizminiſter in Tours den Vorſitz führte. Dieſe Herren in Tours waren, wenigſtens im Anfange, mit denen in Paris ganz einverſtanden und machten in ihren Edikten und Zeitungen einen gewaltigen Lärm, als ſey Frankreich noch ungeheuer ſtark. Sie verfügten am 27 September: „die energiſchesten Maßregeln im Intereſſe der Nationalvertheidigung," eine Maſſenaushebung aller jungen Leute bis zum 25. Jahre unter Vorbehalt einer weiteren Maſſenaushebung der älteren Klaſſen, ſobald Waffen genug vorhanden ſeyn würden.

Um trotz der Einschließung der Stadt Paris den Verkehr zwischen diesem Centralpunkt der Regierung und der Delegation in Tours zu unterhalten, wurde ein Luftpostdienst organisirt. „Nadar, der bekannte Luftschiffer, der einmal vor Jahren unsanft auf hannover'schem Boden niederschwebte, ist von der Regierung mit der ‚Organisirung dieses Dienstes' betraut und versieht somit gleichsam den Dienst eines Generalpostmeisters der französischen Republik. Sein Hauptquartier befindet sich am Petersplatz auf dem Montmartre, und von da hat er am 23. September seinen ersten Ballon steigen lassen, versehen nicht blos mit einem Paket Briefe und Depeschen, sondern auch mit einem Conducteur, der das Fahrzeug kunstreich über die Häupter des Feindes hinweg leitete. Angeblich feuerte die feindliche Artillerie auf das verdächtige Meteor und verfolgte es bis in die Gegend von Mantes, auf welchem Wege es ihm vergönnt war, ein Gefecht in der Gegend vom Mont Valerien mit aller Genauigkeit zu überblicken, von dem auf anderem Wege noch keine Kunde zu den Sterblichen gedrungen ist. Bei seiner Landung wurde der Ballon von dem Präfecten des Departements Eure empfangen, worauf sein Inhalt, bestehend in drei Säcken voll Depeschen, nach Tours befördert wurde. Mit derselben Gelegenheit wurden auch Correspondenzen befördert, die für die Times und die Independance belge bestimmt, von Herrn Nadar selbst angefertigt waren, offenbar zu dem Zweck, um 1) für sein sinnreiches Unternehmen, und 2) für die französische Republik Reklame zu machen."

Auch schon in der ersten Revolution hatten sich die Republikaner einigemal bei Schlachten der Luftballons bedient, um die Stellungen des Feindes besser übersehen zu können, diese Neuerung indessen bald nicht mehr der Mühe werth gefunden. Jetzt spielte man wieder damit Komödie, um die Phantasie des Publikums aufzuregen. Sicher war diese neue Posteinrichtung nicht, da man die Kunst, den Ballon zu lenken, noch nicht erfunden hatte. Der Wind trieb ihn häufig anderswohin, als wo man ihn haben wollte. Fiel

er aber nur auf Terrain, was vom Feinde nicht beſetzt war, ſo gelangten Perſonen und Briefe immerhin an ihr Ziel. Auch verbreitete man von Paris aus ausdrücklich falſche Nachrichten mit ſolchen Ballons, die man dem Feind wollte in die Hände fallen laſſen.

Mit der Delegation waren auch manche Pariſer ſchon vor der Cernirung geflüchtet, um ihre Perſon in Sicherheit zu bringen unter dem Vorwand, die Delegirten zu unterſtützen. Mehrere Pariſer Blätter wanderten mit ihren Redakteuren nach Tours aus oder ließen dort wenigſtens ein Nebenblatt erſcheinen.

Der neuen Regierung kam es vor Allem darauf an, der Republik Anerkennung zu verſchaffen, denn mit ihr mußte ſie ſelber ſtehen oder fallen. Da die bisherigen Anhänger der Republik in Frankreich weder durch ihre Zahl, noch durch die Perſönlichkeiten ihrer Führer Achtung genug eingeflößt hatten, ſuchte die neue Regierung eine republikaniſche Begeiſterung zu forciren. Sie handelte unter dem Einfluß perſönlichen Ehrgeizes, perſönlicher Eitelkeit in einem Augenblick, in welchem der Pöbel von Paris ihr eine Macht verliehen hatte, die mehr überraſchte, als Nachhaltigkeit verſprach. Bei mehr Beſinnung hätte ſie ſich ſagen müſſen, ſie werde ſich unmöglich behaupten können, ſie hätte ſich alſo auch nicht der ſchweren Verantwortung ausſetzen ſollen, einen ſiegloſen Krieg fortzuſetzen, neue Niederlagen den alten hinzuzufügen und Frankreich vollends zu Grunde zu richten. Das republikaniſche Princip ſelber konnte dabei nicht gewinnen. Indem die neue Regierung das Wohl Frankreichs dieſem Princip zum Opfer brachte, verdarb ſie die Republik und Frankreich zugleich.

Genauere Nachrichten von den einzelnen Departements und Städten im Süden fehlten, doch erfuhr man, faſt überall herrſche Anarchie! „Heilloſe Verwirrung in Stadt und Land, Competenz-Conflicte zwiſchen den Spitzen der bürgerlichen und der militäriſchen Gewalt, Zuchtloſigkeit in den Trümmern der regulären Armee,

ultra-socialiſtiſche Anarchie im Süden, ultramontane Agitation im Weſten, Legitimiſten, Orleaniſten, Republikaner, entlarvte Mouchards und verkappte Bonapartiſten, überall in verderblicher Gährung und in lähmendem Gegenſatz. In Orleans ſchreibt der General Communiqués für die Zeitungen und der Präfect ſtellt die Vorpoſten aus; in Lyon arretirt der Regierungs-Commiſſär den General, in Beſançon der General den Regierungs-Commiſſär. In Toulouſe bedroht man Jeden mit dem Standrecht, der nicht ſofort zu den Waffen greift, in Savoyen unterſagt man polizeilich die ſchon vorgeſchrittene Bildung eines Freicorps. In Rochefort ſchickt man die Pompiers in Arreſt, die den kaiſerlichen Adler vom Helm abnehmen, in Marſeille ſteckt man den Seecapitän ein, der noch keine Zeit gefunden, die imperialiſtiſchen Uniformknöpfe durch republikaniſche zu erſetzen. In Macon blöcken die Mobilgarden in fataliſtiſcher Selbſtverhöhnung ihren Chant du départ: „Nous partons, comme des moutons"; im Gers-Departement organiſirt ſich nach den Muſterbildern eines Ponſon du Temail'ſchen Schauerromans eine Bande von ſchwarzvermummten Jägern, die kein Wort ſprechen und keinen Pardon geben."

Der Kriegsminiſter Fourichon wollte die Generale geſchont und im Dienſt der Republik verwendet wiſſen, mittelſt ihrer der Anarchie ſteuern, Zucht und Ordnung halten, die raſch improviſirten Volksheere gründlich disciplíniren laſſen, verſetzte daher die Provinzen in Belagerungszuſtand und verlangte, die Civilbehörden ſollten den Militärbehörden, die Präfecten den Generalen gehorchen. Das wollten nun aber die ſtrikten Republikaner nicht, aus Furcht, die Generale könnten zu viele Gewalt bekommen. Auch weigerten ſich die Präfecten und Magiſtrate, den oft ſehr zweideutigen Generalen und Freiſchaaren Contributionen zu bezahlen. So war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution der Haß gegen die Generale bei allen Jakobinern genährt worden. Nach Fourichon's Rücktritt geſchah nun das Unerhörte, daß der alte Cremieux, der als

Civilist gar nichts vom Militärwesen verstand, das Kriegsministerium übernahm, jedoch nicht auf lange, denn er trat es bald an eine Commission und nachher an Gambetta ab.

Da die republikanische Regierung nur durch Akklamation des Pariser Pöbels eingesetzt war, glaubte der größere Theil der neuen Regenten, sie müßten sich durch eine constituirende Versammlung legitimiren lassen. Die Republik würde dadurch Bestand erhalten und auch bei den neutralen Mächten mehr in Ansehen kommen. Eine Minderheit der Regenten fürchtete dagegen, die Wahlen zu einer constituirenden Versammlung möchten zu conservativ und monarchisch ausfallen und es sey besser für sie, die sich einmal im Besitz der Macht befanden, gleich dem Wohlfahrtsausschuß der ersten Revolution, ohne das Volk zu befragen, terroristisch fortzuregieren. Namentlich war Gambetta dieser Ansicht. Bevor er aber damit durchdrang, traf die republikanische Regierung Vorkehrungen, die Wahlen zur Constituante in ihrem Sinne zu lenken. Um nämlich den größtentheils republikanisch gesinnten Städtern das Uebergewicht über das mehr monarchisch gesinnte Landvolk zu sichern, wurde vorgeschrieben, die Wahlurnen sollten nur in den Departementsstädten aufgestellt werden. Dahin würden viele weit entfernt wohnende Bauern nicht kommen, andere aber sich von den Republikanern in der Stadt beschwatzen lassen. Die Vorsicht war zunächst unnöthig, denn es kam zu gar keinen Wahlen.

Sollte sich die Republik behaupten können, so mußte sie sich bis an die Zähne bewaffnen. Im Allgemeinen hatte das Volk keineswegs Lust zu einem Kriege bis auf's Messer. Die schon dem Kaiser seine Kriegserklärung vorgeworfen hatten, als derselbe noch über große Armeen befahl, wollten sich noch viel weniger für die Republik aufopfern, die den Krieg auch ohne Soldaten fortsetzen wollte. Die allgemeine Bewaffnung behielt also große Lücken, wenn es den Terroristen auch gelang, Aushebungen des Volks zu erzwingen, oder den Racenhaß gegen die Deutschen und den Nationalstolz zu ent-

flammen. Die Regenten gaben ſich alle Mühe, das katholiſche Landvolk zu gewinnen. Einen guten Parteigänger fanden ſie dabei an dem bekannten Elſäßer Abgeordneten Keller, der obgleich ſelbſt ein Deutſcher, den Krieg für einen heiligen erklärte und jeden Schuß auf einen Deutſchen eine oeuvre sainte nannte und der, obgleich bisher der bigotteſte Ultramontane, ſich jetzt den gottloſen Republikanern anſchloß und ſich zum Führer des katholiſchen Volks anbot, um daſſelbe an der Seite der neuen Jakobiner kämpfen zu laſſen. Doch ließ ſich das Landvolk nicht ſo in's Feuer bringen, wie Keller wollte. Unter den Moblots oder den gepreßten Bauern zeigte ſich eher Friedensliebe als Kriegsbegierde. Es kam vor, daß ganze Gemeinden die Franctireurs vertrieben. In Mantes und in der Loiregegend hatten ſich die Bauern und die kleinen Städte gegen die Franctireurs bewaffnet, gaben ihnen keine Lebensmittel, wollten überhaupt nichts von ihnen wiſſen und ſagten: Schützen könnt ihr uns doch nicht, ſondern ſeyd blos die Urſache, weshalb der Feind unſere Dörfer niederbrennt. — Auch war es nicht möglich, ein Dekret aus Tours vom 4. November vollſtändig in Vollzug zu ſetzen, wonach je 100,000 Einwohner auf ihre Koſten eine Batterie zur Armee ſtellen ſollten.

Um die Verwirrung noch ärger zu machen, fingen die Regierungsmitglieder in Paris an, ſich mit denen in Tours zu überwerfen. Paris galt noch immer als Hauptſitz der Regierung, Tours nur als Sitz einer Delegation. Nun hatten aber die Herren in Tours die ſchon einmal vertagten Wahlen zur Conſtituante auf den 16. Oktober ausgeſchrieben im richtigen Gefühle, daß man es der Nation ſchuldig ſey, ihr eine ordnungsmäßige Vertretung zu geben und eine legitime Regierung zu beſtellen. Auch glaubten ſie perſönlich an Anſehen zu gewinnen, wenn ſie ſich mit einem Parlament umgäben und vielleicht hofften ſie auch, dadurch ein Uebergewicht über die Herren in Paris zu gewinnen, jedenfalls aber dem Vorwurf zu begegnen, als ſeyen ſie zu unthätig.

Als nun die Herren in Tours eigenmächtig die Wahlen ausschrieben, fürchteten die Herren in Paris, die Wähler in den Provinzen würden eine Mehrheit in die Constituante wählen, welche friedlich, monarchisch, klerikal gesinnt, die Republik umwerfen würde. Sie beeilten sich also, in ihrem persönlichen Interesse und im Namen des republikanischen Princips das Ausschreiben von Tours für nichtig zu erklären und die Wahlen bis auf eine Zeit hinauszuschieben, in welcher Frankreich vom Feinde völlig gereinigt seyn würde. Gambetta übernahm es, selber diesen Beschluß nach Tours zu bringen und persönlich dafür einzustehen, daß er befolgt werde. Dieser Gambetta, ein erst 32 Jahre alter Advokat (Israelit), hatte seine Kühnheit schon in der gesetzgebenden Versammlung bei jeder Gelegenheit zur Schau getragen und bestieg jetzt, da er auf keine andere Weise über den eisernen Ring, mit welchem die deutschen Heere Paris umgürtet hatten, hinauskommen konnte, einen Luftballon, der ihn bis in die Gegend von Amiens trug, von wo aus er glücklich nach Tours kam.

Im Nouvelliste de Rouen ist diese Luftreise beschrieben: „Er stieg am Freitag den 7. Oktober, Morgens 11 Uhr, in Paris vom Petersplatze auf den Höhen des Montmartre mit dem Ballon ‚Armand Barbès' in Gesellschaft eines Sekretärs Spuller und des Luftschiffers Trichet auf; mit einem zweiten Ballon stiegen auf die Herren v. Revillod, Reynolds (Newyork), May (gleichfalls ein Amerikaner), Cuzon (Unterpräfekt in Redon) und ein Luftschiffer. Anfangs gingen die Ballons nahe aneinander; über den preußischen Linien schossen die Preußen fortwährend nach den Schiffchen und die Kugeln pfiffen den Insassen um die Ohren. Bis 3 Uhr Nachmittags hielten sich die beiden Ballons einander ziemlich nahe und in gleicher Richtung, dann trennten sie sich, waren aber dem Ziele schon nahe gerückt. Um 4 Uhr stieg der Ballon Georges Sand bei Ruy im Departement der Saone ohne Unbequemlichkeiten nieder, während der Armand Barbès an einem Baume unweit Montdidier

hängen blieb und das Herabklettern Gambettas nicht ganz ungefährlich war und mit Hülfe von anwesenden Bauern bewerkstelligt werden mußte."

Gambetta benahm sich in Tours ziemlich wie ein Dictator und kanzelte den alten Cremieux ein wenig ab, ohne daß es jedoch zu einem offenen Bruche zwischen ihnen kam. Es war wohl kein Zufall, daß noch an dem nämlichen Tage, am 9. Oktober, auch die beiden berühmten Häupter der republikanischen Partei Italiens und Spaniens in Tours eintrafen. Sie waren ohne Zweifel bestellt worden, um den Grund zu einer republikanischen Conföderation des ganzen romanischen Südwestens von Europa zu begründen. Die französischen Republikaner trauten, wie Gambetta's Luftreise bewies, dem französischen Volke allein nicht, und suchten ein Plebiscit desselben zu verhindern, weil es schwerlich zu ihren Gunsten ausgefallen wäre, hofften aber eine Stärkung ihrer Partei in Frankreich durch die Republikaner Italiens und Spaniens. Namentlich scheint der alte Garibaldi, obgleich er in Caprera krank lag, beschworen worden zu seyn, er möge nach Frankreich kommen und den Oberbefehl über ein republikanisches Volksheer übernehmen oder, wenn ihm seine Kräfte das nicht mehr erlaubten, die französische Republik wenigstens durch seine Anwesenheit und durch den Glanz seines Namens moralisch unterstützen.

Er hatte sich heimlich von Caprera fortgestohlen, war über Corsika und Marseille herbeigeeilt und sehr ermüdet. Es war nicht möglich, ihm einen feierlichen Empfang auf der Eisenbahn zu bereiten. Der Infanterie-Offizier, welcher sich am Eisenbahnhof auf Wache befand, bot ihm eine Escorte an. Garibaldi antwortete, daß er nicht die Gewohnheit habe, escortirt zu werden, und fügte hinzu, daß er auf dem Schlachtfelde wieder mit ihm zusammentreffen werde, um das Territorium der französischen Republik zu befreien. Sie gingen zusammen nach der Präfektur. Garibaldi, obgleich sehr ermüdet, empfing die Mitglieder der Regierung und den Präfekten.

Während dieſer Zeit kam das Bataillon der Franctireurs, welches die Ankunft Garibaldis erfahren, in dem Garten der Präfektur an und verlangte, daß Garibaldi Revue über es abnehme und rief zugleich: „Es lebe die Republik! Es lebe Garibaldi!“ Garibaldi erſchien, Cremieux und Glais-Bizoin an einem der Fenſter. Da er leidend war, ſo konnte er nicht hinunterkommen. Cremieux und Glais-Bizoin kamen herab und muſterten die Franctireurs. Auf das Verlangen der Franctireurs umarmte Glais-Bizoin Garibaldi im Namen des Bataillons. Garibaldi und Cremieux richteten einige Worte an die Franctireurs, worauf dieſe unter dem Rufe: „Es lebe Garibaldi! Es lebe die Republik! Es lebe Cremieux!“ aus einander gingen.

Am gleichen Tage kam noch der berühmte Caſtelar von Madrid an, um der Regierung in Tours die Sympathieen der republikaniſchen Partei in Spanien auszudrücken und eventuell deren Hülfe anzubieten. Die Rede, die er vom Balkon des Stadthauſes herab hielt, lautete: „Meine Herren ... Bürger! Ich danke Ihnen für die ſympathiſche, mir zu Theil gewordene Aufnahme. Ich bin ebenfalls Republikaner, und wir werden, wie 1792, Frankreich über ſeine Feinde triumphiren ſehen. Es wird die Feudalität, die Fürſten und ihre Nachkommen niederſchmettern. Und wenn wir die preußiſchen Horden über den Rhein gejagt haben, ſo werden wir die franzöſiſche Republik akklamiren, welche die Ideen der univerſellen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit repräſentirt. Sie allein kann uns den wahren Frieden geben, während die Bonapartiſten und die Tyrannen für uns nur eine fortwährende Drohung im Auslande und die Urheber der Unruhen im Innern waren. Es lebe die franzöſiſche Republik! Wenn wir die Preußen verjagt haben, ſo werden Spanien, Italien und Portugal mit Frankreich in der nämlichen republikaniſchen Brüderlichkeit vereinigt, die wahren Ideen der Freiheit, der Brüderlichkeit und der Gleichheit repräſentiren und die ſicherſten Bürgen des univerſellen Friedens ſeyn. Es leben die

Art. 16. Dieſer Friedensvertrag wird innerhalb 6 Wochen von beiden Höfen ratificirt.

In einem gleichzeitigen Separatvertrag wurde in Betreff der Moldau und der Wallachei noch Folgendes beſtimmt:

1) Die Hoſpodare dieſer Fürſtenthümer werden nicht mehr auf ſieben Jahre, ſondern auf Lebenszeit gewählt.

2) Die Türken behalten keinen feſten Platz mehr auf dem linken Donauufer.

3) Es darf auch kein Mahomedaner mehr auf dem linken Donauufer wohnen. Die gegenwärtig noch auf dieſer Seite wohnen, müſſen binnen achtzehn Monaten auswandern.

4) Es dürfen keine türkiſchen Truppen mehr die Fürſtenthümer beſetzen, ſondern nur einheimiſche Milizen.

5) Die Fürſtenthümer ſind von jeder Art von Lieferung und Frohndienſten, die ſie ſonſt den türkiſchen Feſtungen auf dem rechten Donauufer zu leiſten hatten, frei.

6) Dagegen zahlen die Fürſtenthümer künftig außer dem jährlich feſtgeſetzten Tribut noch eine gewiſſe Summe als Entſchädigung für dieſe ehemaligen Steuern.

7) Bei jeder Erneuerung des Hoſpodars zahlt das betreffende Fürſtenthum der Pforte einen außerordentlichen Tribut, der dem jährlichen gleich kommt.

8) Außer dieſen Summen zahlen die Fürſtenthümer keine Art von Steuer oder Gefälle, und genießen im türkiſchen Reich vollkommene Handelsfreiheit.

9) Zwei Jahre lang bleibt der Tribut erlaſſen, weil die Fürſtenthümer wegen des Krieges ſo viel gelitten.

Im Vergleich mit dem, was die Ruſſen zu verlangen die Macht hatten, erſcheinen dieſe Friedensbedingungen ſehr mäßig. Indeß gewann Rußland dadurch ſchon ſehr viel. Es warf die

romaniſchen Republiken!" Hohle Phraſen, die den Franzoſen von Spanien her ſo wenig reelle Hülfe ſicherten, als der Name Garibaldi von Italien her. Im Gegentheil mußten die neutralen Mächte, wenn ſie geneigt waren, Frankreich zu helfen, ſcheu werden vor der Ausſicht einer republikaniſchen Verbindung der romaniſchen Reiche.

In Tours kamen damals noch eine Menge Notabilitäten zuſammen. Der General Bourbaki, der Napoleons Garde befehligt hatte, in Metz eingeſchloſſen, aber von dort auf eine myſteriöſe Weiſe entkommen war und angeblich für die kaiſerliche Dynaſtie intriguirt hatte, kam nach Tours. Da er aber Anſpruch auf den Oberbefehl des Heeres machte, welchen Gambetta vielmehr ſeinem Garibaldi zugedacht hatte, mußte er wieder zurückreiſen. Da man ihn indeß doch für einen guten General hielt und benutzen wollte, überließ man ihm das Commando einer erſt noch zu bildenden Nordarmee in Lille. Auch General Uhrich fand ſich ein und wurde damals noch wegen ſeiner guten Vertheidigung Straßburgs gelobt. Da er aber das Kriegsminiſterium, welches man ihm anbot, nicht annahm, weil er ſein Ehrenwort als Gefangener nicht brechen wollte, ließ man ihn gehen und verleumdete ihn hinterdrein als Verräther. Auch Keratry, Chef der Pariſer Polizei, dort aber wegen ſeiner Antecedentien in Mexico verdächtigt, ließ ſich von Favre einen Auftrag für Spanien geben und floh auf einem Luftballon aus Paris heraus. Nachdem er bei Bar le duc niedergefallen war und ſich dabei am Kopf verletzt hatte, ging er nach Tours und von da nach Madrid. Hier verlangte er vergeblich Hülfe für Frankreich und kam nach Tours zurück, um ein Commando über eine erſt noch zu bildende Armee in der Bretagne zu übernehmen.

Das Siècle vom 25. Oktober denuncirte eine angebliche Friedensliga zu Tours, angeregt durch Thiers, Grevy, Guyot-Montpairoux, Wilſon, Lefebvre und Pontalis. Auch machte ſich der

Prinz von Joinville, der im Departement Charente inferieure zur Wahl in die Constituante empfohlen worden war, wieder durch einen chauvinistischen Brief bemerklich.

Aus der großen republikanischen Bewegung der gesammten romanischen Race im westlichen Europa wurde nichts. Garibaldi brachte nur eine kleine Schaar zusammen, welche den Kern einer Ostarmee bilden sollte. Die Nizzaner wollten sich sogar von Frankreich trennen. Aus Spanien fanden sich noch viel weniger Streiter ein, nur viele Zigeuner schlichen sich durch die Pyrenäen, um bei der zunehmenden Anarchie plündern zu helfen. Die spanische Regierung beantwortete die republikanische Demonstration in Tours mit rascher Vornahme einer Königswahl. Eine schwache Hülfe erhielt Gambetta von den Slaven, den alten Feinden der Deutschen. Viel Rühmens machte man von einer polnischen Legion, die ein gewisser Dombrowsky führen sollte. Dieser trug zwar den Namen des berühmten polnischen Generals, welcher Frankreich zur Zeit der Revolution und Napoleons des Großen gute Dienste geleistet hatte, war aber eine andere Persönlichkeit, da er schon einmal wegen Verbreitung falscher russischer Banknoten gestraft worden war. Auch fehlte es an Polen und wenn auch junge Polen verführt wurden, über die russische Grenze nach Wien zu entfliehen und sich von dort durch die französische Gesandtschaft weiter nach Frankreich spediren zu lassen, so waren das doch nur wenig ungeübte Leute. Auch einige wenige Czechen und sogar eine kl. Zahl Neugriechen zogen dem Garibaldi zu. Auch eine irische Legion wurde erwartet. Ein gewisser Mac-Donald warb Iren unter dem Vorwand unschuldiger Sanitätszüge. Junge Leute, die sich dadurch betrogen sahen, wurden klagbar und die englische Regierung unterdrückte den Unfug. Reiner Humbug war die Ankündigung von 10,000 Nordamerikanern, die den Franzosen helfen sollten. Statt ihrer kamen nur ein paar Hundert wirkliche Franzosen, die sich in Amerika aufgehalten hatten.

Die Regierung in Tours ſah ſich daher auf die Streitkräfte Frankreichs allein beſchränkt. Gambetta jedoch, der das Kriegsminiſterium und damit eigentlich die Dictatur übernommen hatte, trug die feſteſte Zuverſicht zur Schau, das Maſſenaufgebot werde ausreichen, um die Deutſchen bald über den Rhein zurückzujagen. Er bewies große Energie. Sein Plan war, in allen noch nicht vom Feinde beſetzten Provinzen mittelſt des Maſſenaufgebots vier große Volksheere zu ſammeln, welche ſich concentriſch nach Paris aufmachen ſollten, um dieſe Hauptſtadt zu entſetzen. Für jedes dieſer Heere ernannte er einen General: für die Oſtarmee, ſofern ſie ſich unter Garibaldi nicht fügen wollte, Cambriels, für die Südarmee Polhes, für die Weſtarmee Fiereck, für die Nordarmee Bourbaki. Mannſchaften waren genug da, nur an Waffen fehlte es. Kanonen wurden in Toulon und Lyon gegoſſen. Chaſſepots aber oder andere entſprechende Hinterlader waren viel zu wenig vorhanden. Man nahm alſo, was man von alten Gewehren fand und machte geſchwind bei einem Bankhauſe in England eine Anleihe von 250 Mill. Franken zu 85 und 6 Prozent auf 34 Jahre. Davon kaufte man theils in England, theils in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungeheuere Mengen von Waffen und Munition auf, die ihnen auch mit möglichſter Schnelligkeit und rückſichtsloſer Nichtachtung der Neutralität in die nördlichen und weſtlichen Häfen Frankreichs zugeführt und mit denen die Volksheere wirklich bewaffnet worden ſind.

Den Kern dieſer Volksheere bildete nur der kleine Reſt, der von den gefangenen Linientruppen übrig war, nur noch wenige Regimenter und Erſatzmannſchaften aus den Depots, die großen Maſſen der Armeen mußte aus unexercirten Leuten zuſammengerafft werden. Da unter dieſen wenig Sympathien für die Republik und für ein vorausſichtlich vergebliches Blutvergießen herrſchte, bediente ſich Gambetta des in der erſten Revolution bewährten Mittels des Terrorismus. Ohne diesmal die Republik alle Phaſen

von der Mäßigung bis zum entſetzlichſten Terrorismus erſt durchſpielen zu laſſen, fing Gambetta gleich mit dem letztern an, erhitzte in allen ſeinen Kundgebungen ſeinen republikaniſchen Anhang zu den kühnſten Wagniſſen und erließ die grauſamſten Befehle. Den ganzen Gemeinderath von Droix ließ er einkerkern, weil derſelbe die Bürger abgehalten hatte, ſich gegen die einrückenden Deutſchen zu wehren. Allen Präfekten und Gemeinderäthen des Landes drohte er in einem Dekret vom 24. Oktober mit dem Tode, wenn ſie, um etwa ihre Stadt zu ſchonen, die Vertheidigung vernachläſſigen würden. Er duldete und veranlaßte, daß die republikaniſchen Blätter jeden General, Kommandanten, jede Civilbehörde verdächtigten, denuncirten und auf den Tod anklagten, der ihnen nicht auf der Höhe der Revolution zu ſtehen ſchien. So wurde der arme Kommandant zu Soiſſons, der dieſe Stadt übergeben hatte, mit Unterſuchung und Tod bedroht und General Uhrich, der tapfere Vertheidiger Straßburgs, öffentlich als Feiger und Verräther gebrandmarkt.

Gambetta ſchrieb Kriegsſteuern aus. Man bemerkte, daß die von den deutſchen Generalen in franzöſiſchen Städten ausgeſchriebenen Contributionen in einem ſo reichen Lande viel zu gering ſeyen und daß man das Geld nicht dem Herrn Gambetta laſſen ſolle. Vom Maire zu Dijon wurde bekannt, er werde alle Reichen, die aus der Stadt entflohen, am Vermögen ſtrafen. Eine etwas verſpätete Maßregel, welche die Regierung in Paris gleich anfangs hätte treffen ſollen. Endlich gebot Gambetta auch unumſchränkt über die Aushebungen und ſchreckte die Säumigen oder Widerſpenſtigen, welche die Waffen nicht ergreifen wollten, durch die Drohung des Erſchießens. Nur von Mobilgarden konnte man eine größere Zahl zuſammenbringen, aber dieſe waren unzuverläßig. Man hatte ſchon die Erfahrung gemacht, daß die Mobilgarden von Paris, als ſie noch unter der kaiſerlichen Regierung nach Chalons marſchiren mußten, die Republik leben ließen und argen Unfug trieben, und daß umgekehrt, als die Republik ſchon proklamirt war, 6000 Mann

Mobilgarden aus den Provinzen von Paris wieder wegzogen, weil ſie die Republik nicht anerkannten. Ohne Zweifel gehörte ein großer Theil der Mobilgarden im ſüdlichen Frankreich den Männern des letzten Plebiscits für das Kaiſerthum oder der klerikalen Partei an, ſo daß ſich die republikaniſche Regierung ſchwerlich auf ſie ſtützen konnte.

Auch Nationalgarden, die Bürgerwehr, verheirathete Männer, die eigentlich nur innerhalb ihrer Gemeinden hätten den Dienſt verſehen ſollen, wurden in großer Zahl einberufen. Sie waren aber noch weniger zum blutigen Kampf entſchloſſen, als die Mobilgarden, wie folgender aufgefangene Brief eines Maire an ſeinen Unterpräfecten beweist: „Voller Freude hatte ich die Aufgabe übernommen, die Nationalgarde von Lagny zu commandiren. Das Bataillon war vollauf gut organiſirt, aber jetzt, wo es gebraucht werden ſoll, löst es ſich auf in ein Nichts. Die ganze waffenfähige Mannſchaft zieht ab und bringt die Waffen, welche ſie vorher ſelber enthuſiaſtiſch gefordert hatte, auf die Mairie zurück, weil der Beſitz derſelben ſie dem Feinde gegenüber compromittiren würde und weil ſie überhaupt die Waffen nicht zu führen verſtände.“ So hatte, nach einem andern Bericht, die Stadt Etampes Waffen verlangt und ſie bekommen. Sobald aber die Kunde einlief, daß einige Ulanen in der Nähe ſeyen, warf man 50,000 Patronen in's Waſſer und die Waffen wurden auf dem Stadthausplatze im Voraus zuſammengebracht, um den Preußen die Mühe zu ſparen, die Bevölkerung entwaffnen zu müſſen. Die Preußen kamen und zerſtörten die Waffen. In Artenay gingen 12 Ulanen drei Tage lang ein und aus und zogen Contributionen ein, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, die Stadt zu vertheidigen, und an mehreren anderen Orten iſt es ſogar vorgekommen, daß die eingeſchüchterte Bevölkerung die Freiſchützenſchaaren erſucht hat, wegzurücken, weil ihre Anweſenheit zu ſehr die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich ziehe.

Gambetta erlaubte ſich, das franzöſiſche Volk, das ſich ſo einen

Regenten, wie er war, gefallen ließ, auch darnach zu behandeln und Spott und Hohn mit ihm zu treiben, indem er es fortwährend auf's koloſſalſte belog, um ihm Muth zu machen. So verkündigte er eine amtliche Depeſche über einen großen Sieg des Generals Ducrot, der am 7. Oktober errungen ſey, worin es wörtlich heißt: „Die Preußen wurden vollſtändig geſchlagen; ſie verließen ihre Poſitionen, um ſich auf Verſailles zurückzuziehen.“ Dieſe amtliche Bekanntmachung über einen Sieg vom 7. iſt die Mutter der ſpätern Telegramme und Proklamationen Gambetta's, worin die Sätze ſtehend ſind: »Les Prussiens ont été complétement battus; ils ont abondonné leurs positions pour se replier sur Versailles.« Neben dieſen Gerüchten wird der „Tod“ des Generals Moltke ſehr gepflegt, zu dem am 13. noch der des Prinzen Friedrich Karl hinzugefügt wurde.

Aber es gereichte der franzöſiſchen Lügenpreſſe zur Entſchuldigung, daß die Independance belge, daß Londoner und Wiener Blätter die Lügen nachdruckten und Beifall dazu klatſchten. Der Kölner Zeitung wurde aus London geſchrieben: „Seit die proviſoriſche Regierung Frankreichs zur Hälfte in Tours, zur andern Hälfte in Paris Haus hält, werden wir durch Lügentelegramme gradezu erſäuft, ſie nehmen täglich jetzt ſchon mehrere Spalten unſerer Blätter ein. Dagegen waren die Lügen Palikao's wahres Kinderſpiel. In ihnen lag, wenn nicht immer Beſcheidenheit, doch der centraliſtiſche Gedanke, daß wie mit allem Andern ſo auch mit Schlachten-Bulletins die Provinz lediglich von Paris aus verſorgt werden müſſe. Demgemäß wurde damals blos von Paris aus gelogen. Jetzt iſt die Lüge Gemeingut, und wenn nichts Anderes, iſt ſie jedenfalls gründlich decentraliſirt worden. Jeder Präfect, jeder Maire, jede einzelne Provinzſtadt leiſtet in dieſem Fache Unglaubliches, das Unglaublichſte aber Herr Gambetta, dem man bisher größere Republikanertugend nachgerühmt hatte, der aber leider das laſterhafte Kaiſerreich gewaltig überbietet. Die Sache wäre

lächerlich, wenn ſie nicht ihre traurigen Seiten hätte. Dadurch, daß Nord und Süd und Oſt und Weſt einander betrügen, wird der Widerſtand nur in die Länge gezogen. Nutzen kann dem hart geſtraften Lande dadurch unmöglich erwachſen."

Pariſer Blätter rühmten, die Kabylen in Afrika würden nächſtens 20,000 Reiter nach Frankreich zu Hülfe ſchicken. Nun ſind aber die Kabylen gar keine Reiter, ſondern im Gegenſatz gegen die berittenen und umherſtreifenden Araber nur Ackerbauer. Ferner meldeten die Blätter, in Havre ſeyen aus Amerika 10,000 Löwen- und Tigerjäger gelandet, um ſich den franzöſiſchen Heeren anzuſchließen. Garibaldi ſey in Marſeille gelandet mit einem Heere, das gleich einer Lawine täglich anſchwelle.

In Paris, ſchrieben die Blätter von Tours, ſtehe Alles gut. Der Conſtitutionnel verſicherte von dort: In den Steinbrüchen des Fort Mont Valérien vor Paris ſeyen 100,000 Deutſche in die Luft geſprengt worden. Bei Sceaux ſollten die Preußen 30,000 Mann und 35 Kanonen, bei Ivry am 26. September ſogar 130,000 Mann und 40 Kanonen verloren haben. Die letztere Nachricht trug die Unterſchrift Favres. Nach einer weitern von Gambetta unterzeichneten Nachricht hatten die Pariſer Verſailles wieder genommen, den ganzen preußiſchen Generalſtab gefangen, eine Menge Artillerieparks erbeutet und die preußiſche Armee gänzlich in die Flucht geſchlagen. Keratry hielt, nachdem er aus Paris entwichen war, zu Bordeaux eine Rede: „Paris iſt heute uneinnehmbar. Es erwartet die Unterſtützung der Provinz. Bazaine iſt nicht mehr cernirt. Er ſteht in direkter und freier Verbindung mit Thionville; er hat drei ungeheure Züge mit Lebensmitteln und Munition nach Metz hineingeſchafft. Er bereitet ſich vor, und im gegenwärtigen Augenblick iſt dieſes bereits geſchehen, die preußiſche Armee unter den Mauern von Metz zu cerniren. Ehe ſechs Wochen vergehen, werden die Preußen vernichtet ſeyn. Vor einem Monat wollte Bismarck die Regierung der Republick nicht anerkennen und

heute ſandte er den amerikaniſchen General Burnſide nach Paris, um den Frieden anzubieten." — Die Correſpondance Havas Bullins ſchrieb aus Tours: General Bourbaki organiſire die Nordarmee und werde nächſtens Bazaine in Metz entſetzen. Einige franzöſiſche Blätter gingen noch weiter im Lügen und verlegten den Kriegsſchauplatz aus Frankreich nach Deutſchland. Das Journal de Macon ſchrieb, die franzöſiſche Flotte ſey am Nordſeeufer gelandet, habe 40,000 Mann ausgeſchickt, die franzöſiſchen Gefangenen hätten ſich unterdeß der für die Hannoveraner beſtimmten Waffen bemächtigt, ſeyen mit den Landungstruppen vereinigt bis Berlin vorgedrungen und hätten dieſe Stadt in Aſche gelegt. Von Bazaine hieß es, auch er ſey aus Metz hervorgebrochen und über den Rhein gegangen und ſchon habe er den ganzen Schwarzwald niedergebrannt.

Um die deutſchen Zeitungen Lügen zu ſtrafen, die von ſo vielen franzöſiſchen Gefangenen erzählen, überredeten die franzöſiſchen Blätter ihre Leſer, die Deutſchen hätten nur ein paar tauſend Franzoſen gefangen, die ſie aber auf den Eiſenbahnen überall herum führten, um glauben zu machen, die man heute hier ſehe, geſtern dort geſehen und morgen wieder anderswo ſehen werde, ſeyen nicht die nämlichen, wie man auf dem Theater eine kleine Schaar wiederholt vorüberziehen läßt, daß man eine große geſehen zu haben glaubt. Die „Union" berichtete aus Berlin, daß hier 3000 Frauen in langen Trauerkleidern unter die Fenſter der Königin gezogen wären und hinauf geſchrieen hätten: „Frieden! Frieden!" Denn der Krieg hätte in Berlin allein 14,000 Eheweiber zu Wittwen und 29,000 Kinder zu Waiſen gemacht, ſowie Handel und Wandel im ganzen Preußenlande vernichtet. Die Union garantirt die Richtigkeit obigen Berichtes und der Conſtitutionnel macht dazu die Bemerkung, das könne nur dazu beitragen, Frankreich in der résistance à outrance, dem Kriege bis auf den letzten Mann, zu beſtärken.

Gambetta ließ ſich auch durch den Fall von Metz nicht irre machen, ſondern benutzte denſelben als einen gleichſam ſonnenklaren

Beweis, daß Frankreichs ganzes Unglück durch seine monarchische Staatsform verschuldet sey, und daß nur die republikanische Staatsform die Nation retten könne. Republikanische Heere würden alles wiedergewinnen, was die kaiserlichen verloren hatten. Seine Proklamation vom 30. Oktober beschuldigte den Marschall Bazaine einfach des Verraths: „Bazaine hat Verrath geübt, er hat sich zum Werkzeuge des Mannes von Sedan gemacht und zum Mitschuldigen der Eroberer, und mit Verachtung der Ehre der Armee, über welche er die Obhut hatte, hat er, selbst ohne eine letzte Anstrengung zu versuchen, 120,000 Kämpfer, 20,000 Verwundete, seine Gewehre, seine Kanonen, seine Fahnen, und die stärkste Citadelle Frankreichs, Metz, jungfräulich bis auf ihn von aller Befleckung, den Fremden überliefert. Ein solches Verbrechen steht selbst über den Strafen der Gerechtigkeit, und jetzt, Franzosen, messet die Tiefe des Abgrundes, in welchen euch das Kaiserthum gestürzt hat. Unheilvolles Nachspiel zu dem militärischen Handstreiche vom Dezember! Es ist Zeit, uns wieder zu erheben unter der Aegide der Republik, welche wir weder im Innern noch im Aeußern kapituliren zu lassen entschlossen sind."

Wenn auch Bazaine sich auf eine Restauration der kaiserlichen Dynastie Hoffnung gemacht hätte, so wäre das noch kein Verrath an Frankreich gewesen, denn eine solche hätte Frankreich weniger geschadet, als das wahnsinnige Treiben Gambettas, der nicht französisches Nationalinteresse, sondern nur weltrepublikanischen Schwindel vertrat, und das französische Volk mit dem grausamen und doch unhaltbaren Terrorismus der Conventszeiten beglückte. In wiederholten Proklamationen verkündete er, der Soldatenkrieg habe jetzt aufgehört und der Volkskrieg beginne. Was die Soldaten verdorben, würde das Volk wieder gut machen, Frankreich retten, die Welt retten.

Alle diese Manöver Gambettas, das Massenaufgebot und die Prahlereien mit französischen Siegen und deutschen Niederlagen

weckten doch die Begeisterung und Kriegslust im Volke nicht, wie er es wünschte. Ueberall in den Provinzen erschraken die Reichen, stutzten die Bauern und nur der Pöbel gab sich anarchischen Gelüsten hin. Anstatt Volksheere zu bilden, die Paris hätten entsetzen können, amusirte man sich in den größern Hauptstädten des Südens, die rothe Republik auszurufen, oder Sonderbünde zu bilden. Von Lyon aus hätte wohl ein Versuch gemacht werden können, aber es geschah nicht. In Mühlhausen waren viele tausend Fabrik-Arbeiter wegen Stockung der Geschäfte entlassen worden, aber sie hatten keine Lust, sich in Regimenter einreihen zu lassen und gegen den Feind zu marschiren. Gambetta sagte zu dem reichen Fabrikanten Dollfus, der sich bemühte, entlassenen hungernden Arbeitern wieder Arbeit zu verschaffen: Jetzt sey keine Zeit zum arbeiten, sondern zum fechten! und befahl alle Fabriken und Werkstätten zu schließen.

Wir wenden uns nun zum Osten und Süden Frankreichs, um theils die Operationen der Deutschen, nach der Eroberung von Straßburg, theils den Versuch Garibaldis, im Süden der Vogesen eine größere Macht zu concentriren, theils die Vorgänge im äußersten Süden Frankreichs zu verfolgen.

Nachdem Straßburg erobert und Paris von der deutschen Hauptmacht cernirt war, nahm die Oberleitung der Operation im preußischen Hauptquartier darauf Bedacht, einen Vorstoß der im Süden sich sammelnden französischen Volksheere zum etwaigen Entsatz von Metz und Paris, oder wenigstens zum Unterbrechen der Etappenstraße, auf welcher die deutsche Armee vor Paris ihre Verbindung mit Deutschland unterhielt, zu verhindern. Zu diesem Zweck wurde einerseits das 14. Armeecorps, welches unter General von Werder bisher Straßburg belagert hatte, südwärts vorgeschoben und von der vor Paris stehenden dritten oder Südarmee des Kronprinzen von Preußen das bayrische Armeecorps v. d. Tann, durch Preußen verstärkt, gleichfalls zu einem Vormarsch nach Süden commandirt.

türkiſche Macht ganz auf das rechte Donauufer hinüber und machte die Moldau und Wallachei beinahe unabhängig. Auch Servien ſetzte es in den Stand, eine größere Selbſtſtändigkeit zu erringen, und dieſe chriſtlichen Provinzen müſſen ihm künftig eine treffliche Stütze gegen die Türken ſeyn. In Aſien ſcheint zwar der Erwerb eines ſo kleinen Landſtrichs, als der von Akhalzik und Akhalkalaki iſt, höchſt unbedeutend, allein dieſe Feſtungen beherrſchen die Ebenen von Armenien, und von hier aus kann Rußland künftig leicht weitere Eroberungen unternehmen. Endlich hat es ſich durch den Frieden den freien Paß aus dem ſchwarzen Meer ins Mittelmeer errungen. Und neben allen dieſen Vortheilen genießt es den Ruhm, im Felde die Lorbeern des Sieges, im Cabinet die Lorbeern der Mäßigung und Großmuth um die Häupter ſeines doppelten Adlers gewunden zu haben.

Sehen wir von dieſen beſondern Vortheilen Rußlands ab und wenden den Blick auf die griechiſche Sache zurück, ſo iſt es klar, daß auch hier das Schwert der Grafen Diebitſch und Paskewitſch einen ſehr verwickelten Knoten zerhauen hat, den die Diplomatie wahrſcheinlich noch lange nicht gelöst hätte. Zwar hat der Friede von Adrianopel die griechiſche Sache noch nicht in letzter Inſtanz entſchieden; allein es iſt doch dadurch, daß die Pforte dem Londoner Protokolle beigetreten iſt, das nächſte und wichtigſte Hinderniß der griechiſchen Emancipation weggeräumt. Es handelt ſich von nun an nicht mehr, *ob* die Griechen vom türkiſchen Reich frei ſeyn ſollen, ſondern nur noch, *wie* ihr neuer Staat organiſirt werden ſoll.

Die Engländer waren äußerſt mißvergnügt über den Frieden von Adrianopel, thaten jedoch nichts, ſeine Vollziehung zu hindern, und ließen nur in den Londoner Blättern ihre

Unterdeß wurden auch im obern Rheinthal einige deutſche Truppen vorgezogen, um die kleinen Feſtungen Schlettſtadt und Neubreiſach zu belagern und noch einmal Mühlhauſen zu recognosciren. In letzterer Stadt waren nach dem Abzug der erſten deutſchen Truppen, die ſich nur auf einen Tag dort eingefunden hatten, die zahlreichen Arbeiter wieder ſehr unruhig geworden. Als nun von Neuem 6000 Mann deutſche Truppen einrückten, requirirten ſie „50,000 Fr. baar, 30,000 Rationen, 60,000 Flanellhemden, 60 Proviantwagen mit je 2 Pferden beſpannt. Sollten dieſe Requiſitionen im Verlaufe des Nachmittags nicht geleiſtet werden, ſo werde die Stadt unverzüglich bombardirt werden. Die ſtädtiſchen Abgeordneten konnten ſich zur Genüge überzeugen, daß die Kanonen aufgepflanzt, gegen das Arbeiterquartier gerichtet waren und die Geſchützbedienung zum Schießen bereit ſtand. Natürlich war es nur eine Drohung. Die Arbeiter flüchteten aber bereits aus dem bedrohten Quartier. Der Stadtrath verſammelte ſich ſofort und ſandte eine Delegation, worunter den in Deutſchland und Frankreich bekannten greiſen Fabrikanten Jean Dollfus, an das Generalquartier ab, mit dem Auftrage, in Betreff der Requiſitionen zu unterhandeln. Eine ſolche Unterhandlung kam denn auch zu Stande: 25,000 Fr. wurden baar erlegt, für den Reſt, ſowie für die Lieferung der übrigen Requiſitionen iſt Aufſchub gegeben.“ Das geſchah am 2. Oktober. Am folgenden Tage warnte eine Proklamation des Magiſtrats die Arbeiter dringend und unter Androhung ſtrenger Strafen vor jeder Zuſammenrottung. Die Geringfügigkeit der Requiſition in einer ſo reichen Stadt erklärt ſich wohl aus der Vorausſicht, daß die Stadt bei Deutſchland bleiben ſollte.

Die kleine Feſtung Schlettſtadt vertheidigte ſich nach Kräften, aber nicht lange. „Bereits am 24. des Morgens gegen 9 Uhr wurde auf den Wällen und auf dem impoſanten alten Münſterthurme Schlettſtadts die weiße Fahne aufgezogen und in Folge deſſen vom General v. Schmeling der Generalſtabs-Offizier der

Diviſion, Major v. Kretſchmann, zum Abſchluſſe der Capitulation ermächtigt. In Erwiderung auf den Wunſch des Gouverneurs, welcher zum Zwecke der Verhandlung einen 24ſtündigen Waffenſtillſtand begehrte, wurde dieſe Friſt nur bis 2 Uhr Nachmittags bewilligt, und der Erfolg rechtfertigte vollſtändig die Zweckdienlichkeit dieſer Beſchränkung. Denn als Major v. Kretſchmann ſich bald darauf zur Beſchleunigung der Verhandlung in Begleitung eines Ordonnanz-Offiziers, Premier-Lieutenants Jordan, in das Commandanturgebäude der Feſtung begab, bot das Innere der Stadt bereits ein grelles Bild der Unordnung. Die Beſatzung, größtentheils betrunken, plünderte gemeinſam mit dem Pöbel die Magazine, ſteckte Häuſer in Brand und legte ſogar Leitungen und Feuer an die Pulvermagazine. Während franzöſiſche Offiziere dies zu verhindern bemüht waren, ohne jedoch Autorität erlangen zu können, begab ſich der Gouverneur Comte de Reinach mit den genannten preußiſchen Offizieren in den Bereich unſerer, bereits unmittelbar vor dem Thore befindlichen Truppen, woſelbſt die Capitulation alsbald zum Abſchluſſe geführt wurde. Noch bevor die Genehmigung des Generals v. Schmeling zu derſelben eingeholt werden konnte, wurden auf Wunſch des franzöſiſchen Gouverneurs drei preußiſche Bataillone in die Feſtung geführt, welche ſofort die von dem franzöſiſchen Artillerie-Commandanten bezeichneten Pulvermagazine abſperrten und weiteren Exceſſen vorbeugten. Nach erfolgter Genehmigung der Capitulation wurde den Bedingungen derſelben gemäß die Feſtung vor ihrer geſammten, in Kriegsgefangenſchaft eintretenden Garniſon um 4 Uhr Nachmittags geräumt. Die Stärke derſelben erwies ſich auf nahe an 100 Offiziere, welchen zufolge der neuerdings aus dem königlichen Hauptquartier ergangenen Beſtimmung die bei den bisherigen Capitulationen gewährte Bedingung der Freilaſſung auf Ehrenwort nicht zugeſtanden war, und auf rund 2000 Mann verſchiedener Waffen einſchließlich der Mobilgarden. Erbeutet wurden 120 Geſchütze, darunter 49 gezogene,

und nicht unerhebliche Vorräthe an Taback, Proviant und ſonſtigen Beſtänden."

Am 10. November capitulirte auch Neubreiſach, nachdem vorher durch die preußiſchen Belagerungstruppen unter General v. Schmeling das Fort Mortier durch heftige Beſchießung zur Uebergabe gezwungen worden war. Die 240 Mann der franzöſiſchen Beſatzung waren größtentheils bei der Gefangennehmung betrunken, ſo daß man etliche 40 derſelben in völlig berauſchtem Zuſtande in den Kaſſematen des Forts liegen laſſen mußte und auf dem Transport nach Riegel franzöſiſche Soldaten und Offiziere in Streit geriethen, der bis zu Thätlichkeiten kam, ſo daß die preußiſche Begleitungsmannſchaft mit Gewalt einſchreiten mußte. — In der Feſtung ſelbſt wurden 5000 Gefangene gemacht.

Gegen Ende November brachen in Mühlhauſen wieder Arbeiter-Unruhen aus, wegen herabgeſetzter Löhne und großer Noth. Man fing die Fabriken zu ſtürmen an. Der preußiſche Etappencommandant Major v. Bodmer ſtellte jedoch die Ordnung wieder her und geſtattete, um größeres Unheil zu verhüten, die Auswanderung der ärgſten Schreier, denen die franzöſiſche Direktion der Schweizer Oſtbahn einen Extrazug bis nach Baſel zur Verfügung ſtellte.

Werder entſandte eine badiſche Infanteriebrigade unter General von Degenfeld auf die Weſtſeite der Vogeſen. Der General berichtet: „Die Ueberſchreitung des Gebirges war dadurch theilweiſe ſehr mühſam gemacht, daß auf den meiſten Paßhöhen in größerer Ausdehnung angelegte Verhaue und Wegabgrabungen zuerſt beſeitigt und für Fuhrwerke practikabel gemacht werden mußten. Eine direkte Vertheidigung dieſer lokal angelegten Hinderniſſe erfolgte nur bei Champenay (auf der Route St. Blaiſe-Plaine nach Belval) am 4. Oktober; ſchon die Teteabtheilung genügte jedoch zur Verſprengung des Gegners.

Am 6. Oktober ſollte St. Dié beſetzt werden. Während des Vormarſches wurde jedoch die Colonne durch eine in Eilmärſchen

aus dem Süden und der ganzen Umgegend zusammengezogene reguläre französische Colonne, welche von Bruyères und theilweise Rambervillers anrückte, in der rechten Flanke angegriffen. Das sich in Folge dessen entspinnende blutige Gefecht bei Etival endete mit vollständiger Zurückwerfung und theilweiser Auflösung des Gegners.

Weiter berichtete General v. Werder: „Der vor mir befindliche Feind zog sich bei Annäherung der diesseitigen Truppen fluchtartig auf Belfort und per Bahn auf Dijon zurück. Die Eisenbahn Vesoul-Belfort ist diesseits unterbrochen. Die Einwohner, vom Terrorismus befreit, zeigen sich sehr entgegenkommend. Circa 500 gefangenen Mobilgarden gelang es, in der Gegend von Château Thierry am 16. während eines Angriffes von Francstireurs zu entkommen." Vesoul, die Hauptstadt des Departement Haute-Saone, wurde genommen.

Die französische sog. Ostarmee und General Cambriels wollte sich dem Werder'schen Corps entgegenstellen, wurde aber zurückgeworfen. Der preußische Staatsanzeiger meldete: „Auf dem Marsche von Vesoul, der Hauptstadt des Departements Haute-Saone, bis in die Gegend des Oignon, von welchem Vesoul kaum 4 Meilen nördlich liegt, hatte die badische Division unter General v. Beyer fast Schritt für Schritt dem Feinde das hügelige Terrain in mehreren Zusammenstößen abgewinnen müssen. In der Gegend der Dörfer Rioz und Etuz hatte General Cambriels sich dem weiteren Vordringen des 14. Corps energischer zu widersetzen begonnen. Die Avantgarde-Brigade von Degenfeld hielt das Gefecht hin, bis die beiden Infanterie-Brigaden Prinz Wilhelm von Baden und v. Keller zu ihrer Unterstützung herankamen; der Kampf entbrannte dann in Folge des feindlichen Widerstandes immer heftiger, bis endlich trotz des letztern General Cambriels über den Oignon-Fluß zurückgeworfen, aus dem Dorfe Auxon-Dessus vertrieben und auf Besançon zurückgedrängt wurde, wobei schließlich 2 Bataillone des 3. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30, aus der Reserve

vorgezogen, die Verfolgung übernahmen. — Am 25. Oktober, alſo zwei Tage vor dem Gefechte bei Talmay, war das Hauptquartier Werder's in Gray geweſen (etwas über die Hälfte Wegs von Veſoul nach Dijon). Am 27. ſchlug Werder den Feind bei Gray und nahm ihm 15 Offiziere und 500 Mann Gefangene ab. Von hier aus aber ſetzte er den Marſch nach Beſançon nicht fort, denn er hätte vor dieſer ſehr feſten Stadt Halt machen und jedenfalls einen längern Aufenthalt nehmen müſſen, was dem Zweck der Expedition, der Säuberung eines größtmöglichen Terrains von organiſirten und nicht organiſirten feindlichen Banden und der Operation gegen die Mitte des feindlichen Landes zu, widerſprochen hätte. Das Armeecorps ſchlug vielmehr jetzt den Weg gegen Weſten (Südweſten) ein. Werder ſchickte den General Beyer voran gegen Dijon und meldete, daß derſelbe am 30. Oktober vor Dijon hartnäckigen Widerſtand fand. Prinz Wilhelm von Baden nahm die Höhen von St. Apollinari und die Vorſtädte, worauf der Feind abzog. Am 31. Oktober früh wurde die Stadt von der Mairie übergeben. Dieſſeits 5 Offiziere verwundet, 250 Mann todt und verwundet. Feindlicher Verluſt 38 Todte und Verwundete, 1100 Gefangene. Der Kampf dauerte 8 Stunden lang, die Wegnahme der Stadt war aber auch ein bedeutender Gewinn. Dijon, die alte Hauptſtadt des Herzogthums Burgund, jetzt Hauptſtadt des Departements Cote-d'Or, zählt etwa 40,000 Einwohner. Sie iſt in weiter, fruchtbarer Ebene, an der großen Straße von Paris nach Genf und an der Eiſenbahn von Paris nach Lyon."

Der franzöſiſche Conſul in Baſel, ein berüchtigter Lügenfabrikant, ſchrieb in das Journal de Geneve, Werder habe vor Beſançon eine große Niederlage erlitten. Nicht weniger als 1200 Badener ſeyen gefallen, 2—300 in die Schweiz geflüchtet, wo man ſie entwaffnet hätte. Dieſe grobe Lüge hatte zunächſt den Zweck, den niederſchlagenden Eindruck abzuſchwächen, den die Capitulation von Metz auf die Franzoſen gemacht hatte.

Um die Anſammlung von Mobots und Franctireurs, welche

die französische Ostarmee verstärken sollten, zu hemmen, wurde ein fliegendes Corps Badener, von 1800—2000 Mann aller Waffen von Colmar aus am 24. Oktober in's Münsterthal entsendet und kamen durch das Ofenbachthal zurück. Sie zogen immer hin und her, wie die Württemberger im Anfang des August am Oberrhein gethan hatten, mit großen Lärmen, um glauben zu machen, es seyen ihrer viel mehr.

In der alten Freigrafschaft Burgund fanden die deutschen Truppen eine bessere Aufnahme, als in der Regel im Elsaß geschehen war. Man schrieb aus ihrer Mitte: „Mit dem Eintritt in die Franche comté, überhaupt in das südlichere Frankreich, mit seinen reichen Rebengeländen, den schweren ergiebigen Aeckern, den reichen alten Städten und den vielen burgartigen Dörfern, werden die diesseitigen Truppen mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen, und bis auf wenige Orte ist an der Verpflegung kein Mangel."

Nach mehreren kleinen, für die deutschen Truppen siegreichen Gefechten drangen dieselben unter General von Treskow in die Nähe der Festung Belfort vor und cernirten dieselbe am 3. Novbr. Belfort ist, wie wir hier aus dem preußischen Staatsanzeiger entnehmen, „einer der wichtigsten Communicationssperrpunkte des südlichen Frankreich und hat dadurch, daß es Knotenpunkt dreier Eisenbahnlinien geworden, in neuerer Zeit noch erhöhten Werth erhalten; gegenwärtig aber wird es noch von um so größerer Bedeutung, als der südlichste Theil des Elsaßes erst durch den Besitz dieses Platzes völlig für Deutschland gesichert erscheint. Es kreuzen sich an diesem Punkte die Bahnen, welche östlich über Altkirch und Mühlhausen nach Basel, westlich über Vesoul nach Paris und südwestlich in das Thal des Doubs nach Besançon führen, drei Linien, durch welche also die Verbindung mit der Schweiz, dem mittleren, wie dem südöstlichen Frankreich hergestellt wird. Die Festung, welche denen 1. Klasse (nicht 2., wie in mehreren Blättern irrig mitgetheilt), zugehört, liegt an der Savoureuse in einer von

mehreren Bergkuppen überhöhten Ebene, am Fuße von kalksteinhaltigen Bergen, unter denen der fast 1500 Fuß hohe Miotte und der 1300 Fuß hohe mont de la justice die bedeutendsten sind. Belfort vertheidigt die Zugänge zwischen den Vogesen und dem Jura, sperrt die aus dem niederen Elsaß in das Thal des Doubs und deckt namentlich die Straße, die unter dem Namen »trouée de Belfort« bekannt ist. Die Stadt wird von einer noch von Vauban errichteten Citadelle beherrscht, welche, auf einem fast senkrecht aufsteigenden Felsen gelegen, mit einer bastionirten Enceinte umgeben ist, die sie von zwei bedeutenden Vorstädten trennt. Außer diesen Befestigungen des sogenannten »roche de Belfort«, deren höchster Punkt 200 Fuß über der Savoureuse liegt, wird Belfort wesentlich durch ein permanent befestigtes Lager (le camp retranché permanent du Vallon) vertheidigt, welches etwa 20,000 Mann umfassen kann, und durch die bedeutenden Forts de la Miotte und de la Justice, sowie die neueren starken Werke des Barres und des Hautes-Perches geschützt wird. Die Stadt ist einer der Hauptorte des Departements Oberrhein, zählt 8400 Einwohner, ist Sitz verschiedener Civil- und Militärbehörden, hat einzelne hervorragend schöne Gebäude, wie Hospital, Synagoge, Theater und Bibliothek, und einen nicht unbedeutenden Transithandel. — Von der Festung Belfort in der Betrachtung nur schwer zu trennen ist das feste Schloß von Montbéliard (auch Montbelliard) oder Mömpelgard, das nach einer reichen Geschichte zuletzt dem Herzog Karl Eugen von Württemberg gehörte, 1792 von Frankreich gleich anderen im Elsaß enclavirten Gebietstheilen zu Frankreich geschlagen und im Frieden zu Lüneville 1801 völlig an dasselbe abgetreten wurde. Der Platz gehört nunmehr zum Departement Doubs, hat 6470 Einwohner und sehr bedeutende Uhrenfabriken, Gerbereien, Webereien u. s. w. Am Zusammenfluß der Allaine, der Savoureuse und der Lisaine (oder Lusine) und ferner am Rhein-Rhone-Kanal gelegen, ist es kaum drei Meilen südlich von Belfort entfernt; es

deckt den in das Doubs-Thal und nach Beſançon führenden Schienenweg, der unmittelbar bei dem befeſtigten Schloſſe vorüberzieht, deſſen Fortifikationen auch das kaiſerliche Dekret über die Feſtungs-Rayons vom 26. Juni 1867 noch beibehalten hat, wiewohl daſſelbe eine nicht unbedeutende Zahl feſter Plätze aus den Reihen derſelben geſtrichen oder doch deklaſſirt hat. Montbéliard iſt außer für die Bahnlinie wichtig als Knotenpunkt mehrerer Straßen wie durch ſeine Lage am oben genannten Kanal, den die Kanonen des Schloſſes theilweiſe beſtreichen. Unter den Feſtungswerken dieſes letzteren, welches 1751 renovirt worden iſt, ſind namentlich der runde Thurm und der neue Thurm nennenswerth; erſterer ſtammt bereits aus dem 15., letzterer aus dem 16. Jahrhundert."

Der Salut public meldete aus Belfort ein trauriges Ereigniß: „Der am dortigen Collegium angeſtellte franzöſiſche Profeſſor Rietſch war mit einer Deutſchen verheirathet und wurde kürzlich vom Volke ſo ſehr als angeblicher Spion verfolgt, mißhandelt und zur Flucht gezwungen, daß er ſich ſelbſt entleibte." Mehrere Ausfälle aus dem ſehr feſten Belfort wurden zurückgeſchlagen, am 16. und 23. November.

Wir verlaſſen nun Belfort einſtweilen, um uns nach Garibaldi umzuſehen, welchen Gambetta auserkoren hatte, mit den Truppen aus Lyon und dem ganzen Rhonegebiet, wie auch mit ſeinen italieniſchen Freiſchaaren im Oſten Frankreichs eine große Rolle zu ſpielen und den deutſchen Heeren in Frankreich eine gefährliche Diverſion im Rücken zu machen. Allein Gambetta täuſchte ſich, Garibaldi richtete nichts aus.

Garibaldi überſchätzte ſich, indem er die Einladung annahm, als ein Retter und Erlöſer Frankreichs aufzutreten. Auch blieb er ſich dabei nicht conſequent, denn als italieniſcher Nationalheld, gleichſam ein perſonificirtes Italien, durfte er nimmermehr den Franzoſen dienen, die ſein Italien nur als ihren Vaſallenſtaat angeſehen, verachtet und ihm Savoyen und Nizza geraubt hatten. Aber die Eitelkeit und republikaniſche Principienreiterei verführten den alten

Mann, noch ſolch eine große Thorheit zu begehen. Als er in Tours angelangt war, zeigte ſich bald, er ſey hier nicht in ſeinem Elemente. Der Erzbiſchof von Tours proteſtirte gegen ihn, als einen notoriſchen Feind der heiligen Kirche. Auch die aus der bigott katholiſchen Bevölkerung Südfrankreichs hervorgegangenen Moblots ſcheuten ihn und die franzöſiſchen Generale weigerten ſich, unter einem italieniſchen Abenteurer zu dienen. Sein Gönner Gambetta ſah bald ein, daß hier nichts für ihn zu thun ſey und ſchickte ihn am 17. Oktober nach Beſançon, um in den Gebirgen Vogeſenjäger, gleich ſeinen vormaligen Alpenjägern zu organiſiren. Die Gebirgsgegend war einem Guerillakriege ſehr günſtig und Garibaldi konnte ſich theils auf Beſançon, theils auf Belfort ſtützen, das eine eine ſchwerzugängliche Stadt, das andere eine Feſtung erſten Rangs. Gambetta erwartete nichts Geringeres, als daß Garibaldi hier bald eine beträchtliche Streitmacht zuſammenbringen würde, ſtark genug, um das verhältnißmäßig kleine Corps von Werder zurückzuſchlagen und unterſtützt von der großen Oſtarmee, die ſich ſchon lange in Lyon hatte bilden ſollen, Metz zu entſetzen.

Aber die Sachlage war dem republikaniſchen Dictator nicht ſo günſtig, wie er meinte oder vorgab. Als Garibaldi nach Beſançon kam, fand er nur die traurige Erbſchaft des ſoeben von Werder total geſchlagenen Cambriels vor. Deſſen Freiſchaaren waren gänzlich zerſprengt und gaben ihm die Schuld, während er ſelbſt mit ſolchen Truppen nichts ausrichten zu können erklärte. Auch wurde er bald vom Commando entfernt.

Garibaldi war ſehr ärgerlich, Gambetta aber kam zu ihm nach Beſançon, donnerte und wetterte unter die verzagten Truppen hinein, ließ 21 Offiziere erſchießen und vertröſtete den alten Italiener, der nunmehr Dole zu ſeinem Hauptquartier machte. Aber der „Movimento“ klagte, daß er nur 2000 Mann habe zuſammenbringen können; 2000 Mann, ſchlecht bewaffnet und ohne Munition, das ſey das Heer, welches Gambetta ihm anvertraut habe und von

dem Europa Wunder erwarte. „Die herbeigeeilten Italiener ſind auch ohne Waffen und viele ohne die nöthigſte Bekleidung. Es iſt natürlich, daß der Name des Generals hinreicht, daß einige ſeiner Anhänger ihm folgen; aber wie ganz anders ſtrömten die Freiwilligen ihm einſt in Italien zu. Er befand ſich eben in Frankreich.“ Der in Genua erſcheinende Movimento meldete weiter am Ende des Oktober, Garibaldi habe ſeinen Sohn Menotti, ſeinen Schwiegerſohn Canzio, mehrere andere italieniſche Freunde um ſich verſammelt, zu denen auch der Pole Boſak-Haucke, angeblicher Gaſt Haucke's und Schwager des Prinzen Alexander von Heſſen*) und der Spanier Orenſe gekommen ſeyen. Ihnen folgten italieniſche, auch ſpaniſche und ſogar engliſche Freiwillige. „Gebildet ſeyen bereits drei Brigaden, deren erſte unter dem Commando des Generals Boſak aus einem Regiment Mobilgarden, einem Bataillon Franctireurs unter dem Befehl Orenſes beſteht; in letzterem ſollen viele Engländer und Spanier ſeyn. Die zweite Brigade commandirt Oberſt Marie, dieſelbe beſteht faſt ausſchließlich aus Franzoſen. Die dritte Brigade unter Menotti Garibaldi beſteht aus einem Regiment franzöſiſcher Mobilgarden, zwei Bataillonen Italiener und einem Bataillon Nizzarden. Jeder Brigade iſt eine Compagnie Genietruppen beigegeben. Daß man nicht zu ſehr darauf vertraut, daß vor dem Blick des

*) Im Gotha'ſchen genealogiſchen Almanach findet ſich unter Heſſen-Darmſtadt die Notiz: „Prinz Alexander, vermählt mit Julie, Prinzeſſin von Battenberg, des Grafen Moriz v. Haucke Tochter.“ Wenn der in Rede ſtehende Graf v. Haucke ein Neffe des Grafen Moriz v. Haucke iſt, ſo kommt die in einem Artikel des „Bund“ hervorgehobene Verwandtſchaft mit dem Kaiſer von Rußland daher, daß die Schweſter des Prinzen Alexander von Heſſen-Darmſtadt die Kaiſerin von Rußland iſt. Eine geborene Prinzeſſin von Battenberg kann die Wittwe des gegen die Deutſchen gefallenen Grafen v. Haucke um deßwillen nicht ſeyn, weil dieſer von einer in Oberheſſen an der Eder gelegenen Stadt entlehnte Titel der Gemahlin des Prinzen Alexander bei ihrer Vermählung vom Großherzog verliehen wurde.

Galle aus. Graf Diebitsch soll anfangs sogar verlangt haben, die Dardanellen müßten für jeden Feind Rußlands verschlossen bleiben, was er jedoch wieder zurückgenommen habe, da die Gesandten der contrahirenden Mächte die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen gemacht hätten. Die französische Staatszeitung, der Moniteur, war indeß so unvorsichtig, jene Forderung des Grafen Diebitsch als einen bereits angenommenen Friedensartikel unter das Publicum zu bringen, und dadurch in England einen blinden Lärm zu veranlassen.

Obgleich Rußland in den beiden Feldzügen von 1828 und 1829 ungeheure Summen aufgewendet hatte, waren seine Entschädigungsforderungen an die Pforte doch überaus gemäßigt. Die insgeheim stipulirte Kriegsentschädigungs-Summe soll nur 10 Millionen Ducaten betragen haben, wovon später noch ein Theil erlassen wurde. Außerdem verpflichtete sich der Sultan als Entschädigung für die russischen Unterthanen, am 28 October, als an dem Tage, an welchem die Ratification des Friedens von der Hand des Kaisers von Rußland anlangte, 100,000 Ducaten zu zahlen, sechs Monate nachher noch 400,000, wieder in sechs Monaten 500,000 und wieder in sechs Monaten noch 500,000, also im Ganzen nur anderthalb Millionen Ducaten. Uebrigens hatten die Türken in diesem Krieg ungeheuer viel eingebüßt, 2000 Kanonen, 200,000 Gewehre, ihre schönsten Pferde. Der Schatz der Pforte war erschöpft, die Provinzen vom Feind besetzt oder in Anarchie. Der Sultan war kaum im Stande, nur die geringe Summe aufzubringen, die ihm zu zahlen vorgeschrieben wurde, und sandte seinen Liebling, den eben so tapfern und klugen als schönen Halil-Pascha, nach Petersburg ab, um noch einen Nachlaß an der Contribution zu erlangen.

BIBL. MILITAIRE

Nach-

Einſiedlers von Caprera die Deutſchen in den Boden verſinken, zeigen die Berichte aus Lyon, denen zufolge die dortige Bevölkerung den Befehl erhalten hat, ſich auf zwei Monate zu verproviantiren." Ein junger Franzoſe aus Dole ſchrieb, er diene unter Garibaldi, aber die Bevölkerung der Vogeſen betrage ſich nicht gut gegen deſſen Truppen und wolle ihnen ſogar gegen Bezahlung nichts geben. Die Independance belge entſchuldigt das lange Zögern Garibaldis damit, daß der rothe Flanell für die Hemden ſeiner Armee nirgends in der Nähe zu bekommen geweſen ſey und erſt — aus Berlin hätte beſtellt werden müſſen. Auch beſchäftigte ſich Garibaldi mit Nebendingen und ließ z. B. die Jeſuiten aus einem ihrer Klöſter in Dole vertreiben. In Italien war man von Seiten der Regierung froh, den gefährlichen Phantaſten losgeworden zu ſeyn. Aber auch, die es beſſer mit ihm meinten, zuckten die Achſeln zu ſeiner Verblendung. Eine italieniſche Karikatur „ſtellte Frankreich als den auf der Bahre liegenden Lazarus dar, der vom Meſſias Garibaldi von dem Tode auferweckt wird. In der That ein ſchönes Bild: an der einen Seite Garibaldi, an der anderen de Charette, ſo kann Frankreich ſein Jahrhundert in die Schranken rufen. Das Reizendſte iſt, daß die Curie an die zu hoffenden Großthaten ihres Ex-Colonels eben ſo ſanguiniſche Hoffnungen knüpft, wie die Republikaner an die ihres Helden. Wenn Erſterer durch eine religiöſe Erhebung des katholiſchen Frankreichs die Preußen gedemüthigt haben wird, ſo wird er natürlich nichts Eiligeres zu thun haben, als dem heiligen Vater ſeine Provinzen wieder zurück zu erobern und das Reich der Revolution zu zerreißen."

Man ging ſo weit, Gambetta zu beſchuldigen, derſelbe habe den alten Garibaldi allerdings im Intereſſe Frankreichs kommen laſſen, aber nur in die Vogeſen geſchickt, um ihn von Nizza und Savoyen fernzuhalten und von der ſehr aufgeregten Partei zu trennen, welche die günſtige Gelegenheit benutzen wollte, um dieſe beiden von Frankreich geraubten Länder an Italien zurückzubringen.

Wenn alſo den Franzoſen Garibaldi auch in Dole nichts nützte, ſo ſchadete er ihnen wenigſtens nichts in Nizza.

Seine drei ſog. Brigaden blieben unvollſtändig und waren meiſt nur Ausländer. Er ſoll deshalb ſehr unwillig geworden ſeyn und dreimal ſeine Entlaſſung verlangt, Gambetta ſoll ihn aber immer wieder beſchwichtigt haben. Da vertrieb er ſich die Zeit mit Proklamationen und antwortete z. B. dem Glückwunſch ſeiner Freunde in Griechenland: „Ich bin alt, aber den Reſt meiner Kräfte ſchulde ich Frankreich, das für die Freiheit kämpft. Griechenland, die Mutter von Miltiades, Leonidas, Thraſybul und Timoleon, das Land der Helden von 1821, Griechenland, die Mutter der Freiheit, kann nur Sympathien für Frankreich haben, heute kämpfen wir in Frankreich für die Freiheit, morgen werden wir es in Epirus und Macedonien thun u. ſ. w.“

Wie durch ſeine gewohnten Prahlereien der tiefſte Aerger durchbrach, beweiſt ſeine merkwürdige Proklamation vom 27. Oktober: „Soldaten der Armee der Vogeſen! Der kosmopolitiſche Kern, der ſich im Schooße der franzöſiſchen Republik aus den auserwählten Männern des beſten Theiles aller Nationen bildet, ſtellt die Zukunft der menſchlichen Geſittung dar, und auf dem Banner der edlen Schaar könnt ihr den Wahlſpruch eines freien Volkes leſen, der bald der ganzen Menſchenfamilie zu eigen ſeyn wird: ‚Alle für Einen und Einer für Alle.‘ Der Egoismus beherrſcht die Welt, und die Selbſtherrſchaft bekämpft in der franzöſiſchen Republik den Keim des ihr verhaßten Menſchenrechts. Sie iſt der Genius des Böſen, der aus allen Kräften für ſeine Erhaltung wirkt. Und die Völker? Die modernen Republiken ſchwimmen, gleich dem alten Karthago, mit ſybaritiſcher Behaglichkeit in ihrem Golde und erfreuen und bereichern ſich, während die Despoten im Dunkel feſt zu einander ſtehen, an dem Unglück des Brudervolkes. Die Schweiz, die ſich für zu ſchwach hält, beugt das Haupt und bedeckt mit der Mütze des Wilhelm Tell die vollen Kaſſen ihrer Banken. Grant,

der nur mit einem Wink ſeines Fingers die Soldaten des Prim bis nach Madrid hätte verſcheuchen können, läßt ruhig ein ganzes Volk, das der großen Familie Waſhingtons angehört, hinmorden und vernichten, und will es der großen Republik kaum geſtatten, den tapferen Söhnen des Lafayette ein freundliches Wörtchen entgegenzubringen. Und du ſtolzer und klaſſiſcher Boden des Aſyls der Verbannten, du, der zuerſt die Befreiung der Racen proklamirte und ſich nun des Triumphes ſeiner muthigen Initiative erfreut, willſt du denn wirklich die Schweſternation in ihrem gigantiſchen Kampfe allein laſſen, die gleich dir als Vorhut des Fortſchrittes voranzieht und immer voranziehen wird? Im heroiſchen von Frankreich unterhaltenen Kampfe finden ſich nur mehr die Reſte des tapferen Heeres, das der dummſte aller Despoten zur Niederlage geführt hat. Aber die Nation lebt; ſie erhebt ſich wie Ein Mann und wird es den alten Selbſtherrſcher auf's Tiefſte bereuen laſſen, daß er ſeine Menſchenſchlächterei wieder rüſtig hatte fortſetzen wollen. Was für eine edle Aufgabe iſt nun euch beſchieden, ihr Söhne der Freiheit der Auserwählten der Völker. Wahrhaftig, ich würde den Titel eines Soldaten der Republik nicht für eine Krone hergeben wollen. Apoſtel des Friedens und der Verbrüderung der Völker, zwingt man uns den Kampf auf, und wir werden uns mit jenem freudigen Muthe ſchlagen, den das Bewußtſeyn der Gerechtigkeit einflößt, indem wir das ſtolze Wort des berühmten Chernier verherrlichen: ‚Die Republikaner ſind Männer, die Sklaven aber Kinder.' Ich zweifle auch keinen Augenblick an eurem Muthe und verlange von euch nichts Anderes, als kaltes Blut und Disciplin, die unerläßlichen Erforderniſſe im Kriege. Amanges, den 27. Okt. Garibaldi."

Am 4. November feierten die alten Anhänger Garibaldis den Jahrestag ihrer traurigen Niederlage bei Mentana. Man verfehlte nicht, ſich dabei zu erinnern, wie unwürdig Garibaldi handele, indem er jetzt denſelben Franzoſen diente, die damals ſo unbarmherzig mit ſeinen Leuten umgingen. „Wie manchen Italiener habe ich

Worte heißen Ingrimms gegen die übermüthige Nation äußern hören, welche jene armen, barfüßigen Jungen niederschießen ließ und vor aller Welt sich der Wunder berühmte, welche ihre Chassepots — zum ersten und zum letzten Mal — verrichtet hatten! Und jetzt kämpft der, welcher jene unerfahrene Schaar in's Verderben geführt hat, mit anderen Italienern an der Seite eben jener Nation, die seine eigene Vaterstadt von Italien getrennt hält, gegen ein anderes Volk, dem er für die Befreiung der venetianischen Provinzen und Roms dankbar seyn müßte. Der heutige Tag ist recht geeignet, den Italienern die ganze Thorheit ihres Nationalhelden zum Bewußtseyn zu bringen."

Am meisten war man in Nizza über Garibaldi erbittert, weil man immer gehofft hatte, er würde seine Vaterstadt wieder mit Italien vereinigen. Man schrieb in den ersten Tagen des November: „Wenn Garibaldi gesehen hätte, wie die Nizzarden zehn Jahre lang unter der Napoleonischen Herrschaft und zwei Monate unter der Republik gelebt haben; wenn er die Unterdrückung, den Uebermuth und die Undankbarkeit der Franzosen gesehen hätte; wenn er Zeuge der unbeschreiblichen Freude der Franzosen über die Tragödie von Aspromonte gewesen wäre; wenn er die Sarkasmen und den Hohn über die Niederlagen von Custozza und Lissa gehört; wenn er Zeuge des Uebermuthes und der Feste gewesen wäre, welche nach der schimpflichen Komödie der Cession des Venetianischen gefeiert wurden, welches uns später wie ein unverdientes Geschenk der großen Nation überwiesen wurde; wenn er gesehen hätte, wie nach dem Blutbade von Mentana die französischen Soldaten den Ruhm des unerhörten Sieges gefeiert haben und den Namen Garibaldis in der nach ihm benannten Straße seiner Vaterstadt auslöschten; wenn er noch in diesen letzten Tagen die Vorwürfe über die Einnahme Roms und die Drohung von Repressalien nach den ‚zukünftigen Triumphen' vernommen hätte, — so würde er sich überzeugt haben, daß der französische Uebermuth und die Mißachtung der Rechte

Anderer derſelbe ſey unter der Republik wie unter dem Kaiſerreich.“ Der von der Regierung nach Nizza geſendete Präfekt erklärte in ſeinem erſten Circular, daß die Nizzarden für immer Franzoſen ſeyn würden. „Wenn unſere Herren Unterdrücker conſequent ſeyn wollten,“ ſagt der Schreiber jenes Briefes, „ſo müßten ſie eingeſtehen, daß, wenn Bismarck nach Favre's Verſicherung ein Attentat auf die individuelle Würde begeht, indem er Straßburg will, welches der Abſtammung, der Sprache und den Gewohnheiten nach deutſche Stadt iſt, die franzöſiſche Republik, indem ſie Nizza zurückhält, nicht nur die individuelle Würde niedertritt, ſondern einen ſchimpflichen Verkauf eines Volkes ratificirt, welches durch ſeine Sitten, ſeine Sprache und ſeine Ueberlieferungen nichts mit Frankreich gemein hat.“ In Nizza iſt die Anſicht allgemein, daß Garibaldi ſich ſelbſt getäuſcht habe, wenn er hoffe, daß die Republik Nizza freigeben werde. Dagegen wurde aus Genf geſchrieben, Garibaldi, der für die Univerſalrepublik wirke, werde, wenn er ſiege, mit ſeiner Armee in Italien einrücken, Victor Emanuel vertreiben und auch hier die Republik gründen.

Es ſtand ihm jedoch nur eine ſehr kleine Welt zu Gebote. Zu den wenigen Italienern, Spaniern, Polen, die ſich in Dole um ihn geſchaart hatten, ſollten noch einige wenige neugriechiſche Freiwillige aus Athen und ſogar eine handvoll tollköpfige Czechen ſtoßen, worüber man namentlich in Oeſterreich ſpottete. Eine aus der Bretagne herbeigekommene Legion zog in der Mitte des November wieder ab, weil ſie zu gut katholiſch dachte, um unter dem italieniſchen Ketzer dienen zu wollen; in übermüthigem Trotze erregte Garibaldi das katholiſche Volksgefühl der Franzoſen noch mehr gegen ſich auf durch die Bosheit, mit der er ſeine Freiſchaaren vorzugsweiſe in Kirchen und Klöſter einquartirte und dort übel hauſen ließ. Der Pfarrer des Dorfes Epinal predigte gegen ihn vor den Bauern und wurde verhaftet. Gambetta jedoch befahl, ihn zu ſchonen, damit das Volk nicht noch mehr erbittert werde. Auch die „Union“, das

bekannte katholiſche Organ, erklärte Garibaldi für einen Bramarbas, der nicht die tapfern Deutſchen, ſondern nur wehrloſe Kirchen und Klöſter angreife und ſich anmaße, obgleich er kein Franzoſe ſey, auf franzöſiſchem Boden zu adminiſtriren und Juſtiz zu üben.

Nur in Rom, wo die italieniſchen Republikaner jetzt ihr Hauptlager aufſchlugen, fand Garibaldi noch die alte Bewunderung. Man ſchrieb von dort: Wir ſehen ihn an den Schaufenſtern ihrer Depots als Gott Vater dem in die Waſſertiefen verſunkenen Frankreich aus den Wolken herab die Hand reichen, während die fruchtbare Phantaſie unbeſchäftigter Bleifedern ein ſiegreiches Schlachtenbild nach dem andern ihm zu Ehren wider die deutſchen Heere zu Papier bringt.

Wahrſcheinlich wegen ihrer Unpopularität in Frankreich entſchädigten ſich die Italiener im Lager Garibaldis nicht nur durch Plünderungen der Klöſter und Kirchen, ſondern auch durch Spitzbübereien, die ſie an den Einwohnern begingen: „Soldaten und ſelbſt Offiziere der Vogeſen-Armee waren vielfach in die Läden von Autun gegangen, dort hatten ſie ſich zu allem verholfen, was ſie eben brauchten und mit einem ‚Bon‘ bezahlt, zu deſſen Ausgabe ſie nicht berechtigt waren. In vielen Fällen war ſogar dieſer Schein der Ehrlichkeit nicht einmal gewahrt worden. Um dieſem Unweſen ein Ende zu machen, hat Oberſt Bordone, der Chef des Stabes, eine Proklamation in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache erlaſſen, in welcher er Vorkommniſſe dieſer Art conſtatirt, vor deren Wiederholung warnt und für dieſen Fall mit kriegsgerichtlicher Unterſuchung droht. Bis zu welchem Grade die Mißbräuche mit dieſen Bons getrieben worden ſind, zeigt eine Anekdote, welche der Correſpondent einem garibaldianiſchen Offizier verdankt. Das Departement des Hauptquartiers, welches mit den Bons und Requiſitionen zu thun hat, war eines Morgens damit beſchäftigt, die zur Zahlung präſentirten Anweiſungen zu berichtigen, als ein hübſches junges Frauenzimmer eine Anweiſung auf 280 Francs für 280 gelieferte

Bündel Stroh präſentirte. Der Offizier nahm das Stück Papier, drehte es in ſeiner Hand um und um, und als er ſah, daß der Bon ohne Ermächtigung ausgeſtellt war, fragte er die Schöne, wie ſie zu demſelben gekommen ſey. O, ganz einfach. Ein Offizier der Mobilgarde hatte es ihr gegeben, der — nun, der bei ihr im Logis geweſen war. Als ihr mitgetheilt wurde, daß der fragliche Offizier weder ermächtigt war, Bons auszuſtellen, noch zu fouragiren, zog das Geſicht des Dämchens ſich bedeutend in die Länge, und ein Kreuzverhör brachte bald zu Tage, daß das Stroh gar nicht geliefert worden war, ſondern daß der Herr Offizier ihr den Bon ganz einfach als ein kleines ‚Cadeau' gegeben hatte."

Insbeſondere beklagte ſich der Biſchof von Autun, die Freiſchaaren hätten in ſeinem Palaſt geraubt.

In Lyon, der zweitgrößten Stadt Frankreichs, kämpften entgegengeſetzte Parteien mit einander, ohne ſich über die Mittel zu vereinigen, um Frankreich aus ſeiner bedrohten Lage herauszuhelfen. Die volkreiche Stadt Lyon war wie Paris mit Forts umgeben, eine ſtarke Feſtung, aber zunächſt nicht bedroht und daher entblößt von Truppen, die man zur Feldarmee geſchickt hatte. Da es nun in Lyon an Truppen fehlte, bekamen hier die zahlreichen Arbeiter die Oberhand, meiſt Seidenarbeiter, durch deren Stimmenmehr Raspail in den geſetzgebenden Körper gewählt worden war. Als in Paris die Republik erklärt war, glaubten dieſe Socialiſten in Lyon noch weiter gehen zu dürfen, pflanzten die rothe Fahne auf und gründeten eine unabhängige Regierung der Commune von Lyon mit ſocialiſtiſcher Tendenz. Dies hatte zur Folge, daß die in der Nähe von Lyon im Lager von Satoney verſammelten Mobilgarden ebenfalls revoltirten, ihren bonapartiſtiſchen Offizieren nicht mehr gehorchten und ſich zerſtreuten. Einige von ihnen plünderten das geiſtliche Seminar und ein Kapuzinerkloſter, in welchem ſie als Kapuziner verkleidet viehiſche Orgien feierten.

In der Stadt ſtellte ſich der Abenteurer Cluſeret an die

Spitze des Pöbels. Früher französischer Offizier, hatte derselbe auch unter Garibaldi und im nordamerikanischen Bürgerkriege gedient. Dort hatte er die Neger gegen die Weißen in's Feld führen wollen und nach Europa heimgekehrt, improvisirte er die rothe Republik. General Estivant de Villenbois, der bisher in Lyon commandirt hatte, mußte vor ihm flüchten. Unter Cluseret wurden die Arbeiter Herren der Stadt, ließen keinen Einwohner mehr hinaus und machten dieselben zittern für ihr Eigenthum. Die Regierung in Paris schickte zwar einen neuen Präfekten, Challemel-Lacour, und einen neuen General, Mazure, nach Lyon, die aber von der Comune nicht anerkannt wurden.

Ein offener Kampf war unvermeidlich. Der Präfekt fand aber eine nachdrückliche Unterstützung bei der honetten Bürgerklasse, die sich als Nationalgarde organisirt und bewaffnet hatte und sich nicht von den Arbeitern wollte ausplündern lassen. Beide Parteien stritten um das Stadthaus, den Sitz der Regierung. „Es war," schrieb man aus Lyon, „ein sehr wechselvoller Auftritt, der am 29. September in und vor dem Stadthause stattfand. Zuerst war Cluseret von der Nationalgarde verhaftet und nach dem Stadthause gebracht worden. Saigne rief das Volk zu seiner Befreiung auf und zeigte an, daß das Bataillon der Arbeiter der Croix-Rousse zur Unterstützung der Erhebung herannahen werde. Darauf stürzte sich ein Haufe in das Stadthaus, drängte die wenigen Nationalgardisten, die daselbst Wache hielten, zurück und befreite den ‚General'. Gleichzeitig wurden aber der Präfekt Challemel-Lacour, der Bürgermeister Hénon und verschiedene gerade anwesende Municipalräthe verhaftet. Cluseret trat auf den Balkon des Stadthauses und verkündigte, daß das Volk nunmehr sein eigener Herr und die Reaction gefangen sey. Die Sache nahm eine bedenkliche Wendung. In allen Stadttheilen wurde Generalmarsch geschlagen. Die Läden schlossen sich. Allein es währte nicht lange, so kam an verschiedenen Punkten die Nationalgarde heran. Das 4. Bataillon der Croix-Rousse, auf das Saigne

hauptſächlich gezählt hatte, wendete ſich gegen ihn und ſeine Anhänger und befreite den Präfekten, den Bürgermeiſter und die Gemeinderäthe. Inzwiſchen hatte ſich der Terreauxplatz mit Nationalgardiſten angefüllt. Der Präfekt verlas unter allgemeinem Beifalle eine eben aus Tours eingelaufene Depeſche, welche ihn für alle bürgerlichen und militäriſchen Angelegenheiten mit unbeſchränkter Vollmacht bekleidete. Saigne, Cluſeret und andere Rädelsführer wurden nun ihrerſeits feſtgenommen. Um 6 Uhr Abends war alles wieder ruhig, und die Nationalgarde zog compagnieweiſe heim."

Bei der Beſiegung des Aufſtandes ſpielte doch auch das Geld eine Rolle, wie in Baſel eine aus Lyon geflüchtete Dame erzählte. „Ihr Vater bekleidet einen öffentlichen Ehrenpoſten und ſie iſt eine ſehr gute franzöſiſche Patriotin, die ſich bis zum letzten Augenblick durch Wohlthaten in Lyon ausgezeichnet hat. Von den merkwürdigen Vorfällen in ihrer Stadt mag ich Ihnen nur das Eine, nicht unter dem Siegel der Verſchwiegenheit Anvertraute, mittheilen. Einige Zeit, nachdem die rothe Republik in Lyon das Haupt erhoben, gelang es einem Haufen Social-Demokraten, ſich in der Rue de la Luzerne feſtzuſetzen. Es iſt dieſes eine enge Straße, in welcher ein großes Criminalgefängniß mit etwa 1000 Inſaſſen ſteht. Darob entſetzlicher Schrecken in der Stadt. Man ſchickt ein Mitglied des Gemeinderaths an die Verſchanzten ab, um mit ihnen zu unterhandeln. Sie halten ihn feſt. Darauf begibt ſich der Staatsanwalt, le procureur de la République, Andrieux mit Namen, zu ihnen. Sie ſequeſtrirten auch ihn. ‚Darüber bricht die Nacht herein,' erzählt die Berichterſtatterin, ‚eine Nacht der Angſt, des Schreckens. Am andern Morgen tritt mein Mann an mein Bett und ſpricht: Beruhige dich, Alles iſt gerettet. Die Rothen in der Rue de la Luzerne haben capitulirt um den Preis von 100 Franken pro Mann. Wir haben eben die 25,000 Fr. hinausgeſchickt, welche für die 250 Mann erforderlich waren.' So der authentiſche Be-

richt, den das Gouvernement von Tours nicht urbi et orbi verkündigen wird."

Der energische Präfekt löste die Francstireurs als eine zuchtlose Bande auf, am 4. Oktober, tadelte aber in seiner Proklamation, daß General Mazure zu unthätig geblieben, daher von der Regierung in Paris entlassen und die ganze Civil- und Militärgewalt in den Händen des Präfekten vereinigt worden sey.

Wie der Times aus Lyon geschrieben wurde, war die Geistlichkeit über eine Ordre sehr erbittert, welche die sämmtlichen Priester bei einer dreitägigen Gefängnißstrafe aufforderte, in die Nationalgarde einzutreten. In Folge dessen gab die Municipalität ihren Trotz in einem noch entschiedeneren Akte kund, indem sie Niemanden anders, als dem Erzbischofe selbst eine Einberufungsordre zuschickte. Wie unter diesen Umständen erklärlich, waren in den Straßen nur sehr wenige Geistliche sichtbar.

Da die Regierung in Lyon eigenmächtig Steuern ausschrieb, also unabhängig seyn zu können glaubte, erließ die Regierung in Tours ein Dekret, welches diese Steuererhebung verbot. Die Commune von Lyon fuhr indessen fort, selbständig zu handeln. Der Maire Hénon erließ donnernde Dekrete, z. B.: „Angesichts der Umstände verordnen wir: Ehe wir die Schande einer Uebergabe erleben, wollen wir uns lieber vernichten lassen. Nur Greise, Kinder und Frauen dürfen den Platz verlassen. Die sich vor dem Feinde als Feiglinge erweisen, sollen als Deserteure behandelt werden, ihre Namen sollen auf ewig gebrandmarkt seyn. Der Bürgermeister von Lyon: Hénon." Als die Deutschen allmölig näher rückten und Dijon einnahmen, von wo 200 Moblots nach Lyon geflüchtet kamen, wurden diese hier als Feiglinge übel empfangen und vom Pöbel mißhandelt. Die große Arbeiterbevölkerung Lyons zog die Arbeiter aus den leer stehenden Fabriken von Mühlhausen und andern Orten an sich und sie bildeten eine Macht, vor welcher die wohlhabenden Bürger so große Furcht hatten, daß sich in den Straßen der Stadt keine Equipage

GENERAL MÜFFLING.

mehr ſehen ließ. Man ſchrieb aus Lyon: „Die Lyoner Zuſtände ſpotten aller Beſchreibung; das iſt ein Bild der Anarchie, wie man es ſich nicht vorzuſtellen vermag. Die Tauſende und Tauſende von Männern, die ſonſt friedlich in den Fabriken arbeiteten, lungern jetzt auf den Straßen und Plätzen umher; ein Theil arbeitet an Befeſtigungswerken, welche außerhalb der Stadt errichtet werden; ein anderer Theil liegt in den Cafés und Reſtaurationen, alle mit einander ſcheinen jetzt nur die eine reguläre Beſchäftigung zu haben, jeden anſtändig Gekleideten, Jeden, der Handſchuhe trägt oder gar in Miethwagen fährt, zu beſchimpfen. Der Himmel weiß, wovon alle dieſe Leute, die doch nichts Erſpartes zu verzehren haben, jetzt leben! Auf den Bahnhöfen lauern ganze Horden Proletarier den ankommenden Fremden förmlich auf, mit welchen ſie aus irgend einer bei den Haaren herbeigezogenen Urſache Streit vom Zaune brechen und deren Verhaftung ſie ſchließlich veranlaſſen, bei welcher Gelegenheit es vorkommen ſoll, daß ſie ſich des Gepäckes des betreffenden ‚Etranger‘ (was mehr als zur Hälfte gleichbedeutend mit ‚Spion‘ gilt) bemächtigen, angeblich, um es zur Präfektur zu tragen, in Wahrheit aber, um es auf dem Wege dahin ſpurlos verſchwinden zu laſſen.“

In Nimes erhoben ſich die Arbeiter, drangen in die Fabriken und übten Greuel des Vandalismus. Bald kamen Emiſſäre Cluſerets und der rothen Republikaner aus Lyon und gründeten auch in Nimes eine Communalregierung. Ein Marquis von Valfons wagte zu opponiren, mußte ſich aber flüchten. — In der Feſtung Grenoble erhob ſich das Volk ebenfalls, ſetzte den Commandanten General Grafen v. Monnet ab und verhaftete den Platzcommandanten Oberſt v. Caſſagne. Der Widerſtand gegen die Offiziere und die Verhaftung von Generalen erklärt ſich daraus, daß dieſelben noch dem Kaiſerreich anhingen. Wie ſollten aber Mobilgarden und Freiſchaaren ohne kriegskundige Offiziere dem immer weiter auch gegen Süden vordringendem Feinde gewachſen ſeyn?

In der großen Stadt Marſeille gingen die Wogen der Anarchie noch höher. Hier war der Umſchlag der Volksſtimmung am auffallendſten, zum Beweiſe wie leichtſinnig und neuerungsſüchtig die Franzoſen ſind. Man hatte hier noch im Sommer dem Kriege und dem Präſtige des Kaiſerthums laut zugejubelt. Am 16. Juli ſchrieb der Präfect von Marſeille an den Miniſter des Innern in Paris: „Eine große Manifeſtation hat in dieſem Augenblick ſtattgefunden. Der Zapfenſtreich mit Fackeln durchzieht die Straßen der Stadt, gefolgt von 10—15,000 Perſonen, welche ‚Reine Hortenſe‘ und die ‚Marſeillaiſe‘ ſingen. Die Rufe: ‚Es lebe der Kaiſer! Nieder mit Preußen! Nach Berlin!‘ ertönen von allen Seiten. Die Menge iſt elektriſirt. Keine Unordnung.“

Kaum aber waren die franzöſiſchen Armeen geſchlagen, der Kaiſer in Sedan gefangen und die Republik erklärt, ſo war auch Marſeille ſchon wieder außer ſich vor Freude. Sogleich begann ein allgemeines Treibjagen auf die Mouchards (von der geheimen Polizei angeſtellt). Der Pöbel war hier wieder, wie in frühern Revolutionen, zügellos und verheerte unter anderm die Güter des General Reille, weil er bei der Capitulation von Sedan thätig geweſen und vernichtete ihm die Ernte. In der Stadt allein wurden 32,000 Mann Nationalgarde gemuſtert, der Maire ſchrieb eine Anleihe von 10 Millionen aus und der reiche Grieche Zaffirapolo gab 2 Millionen zur Anſchaffung von Waffen her. Und doch wurde die große Volksarmee nicht organiſirt. In der neuen Züricher Zeitung erſchienen „Beobachtungen eines Schweizers“, in denen die Stimmung in Marſeille als höchſt frivol geſchildert wurde. Vergebens befahl die Delegation in Tours, die Marſeiller ſollten ſich in Maſſe mit der Loirearmee vereinigen, um gegen Paris operiren zu helfen. Sie blieben daheim, machten ſich's bequem, ſangen die Marſeillaiſe, tranken Kaffee und ſpielten Domino. Man ſchickte ihnen von Tours aus den General Delpech, um ſie zum Kampf aufzurufen. Sie empfingen ihn auch mit Lebehoch, ſangen das

mourir pour la patrie, rührten ſich aber nicht vom Fleck und ließen den armen Delpech allein wieder abreiſen. Dennoch hielten ſie Volksverſammlungen, ſchwazten unendlich viel und thaten nichts. „Das iſt, ſchreibt der Schweizer, die unausbleibliche Folge der in Frankreich graſſirenden Ignoranz in den unteren und mittleren Ständen und des grenzenloſen Eigendünkels der Nation. Seit zwei Monaten Republikaner, das heißt, der Inbegriff aller Freiheit, glaubt ſich nun Jeder berechtigt, zu befehlen, und keiner will gehorchen; denn er gehört ja zum ‚peuple souverain'".

Ein Hauptdemagoge, Esquiros, Präſident des Bouches du Rhone benutzte die anarchiſche und zugleich particulariſtiſche Stimmung des Volks und bildete eine förmliche Föderation der Südprovinzen Frankreichs, der Departements: Herault, Drome, Haucluſſe, Iſere, Gard, Rhone, Bouches-du-Rhone, Var, Baſſes-Alpes, Hautes-Alpes, Alpes maritimes unter dem Namen einer ligue du midi. Dieſer Esquiros verjagte alle Jeſuiten und zog ihre Beſitzungen ein. Auch der arme Vicomte de Lagueronnière, vormals Geſandter in Conſtantinopel, Freund der Kaiſerin Eugenie und Eigenthümer der „France" wurde, als er am 20. September auf ſeiner Rückreiſe in Marſeille landete, ſogleich verhaftet und ſeiner Papiere beraubt, aber des andern Tages wieder in Freiheit geſetzt.

Am 9. Oktober hieß es: „Die Liga des Südens, gebildet von 15 Departements und Algerien, iſt definitiv organiſirt. Wir haben Alfons Gent zum Generalbevollmächtigten der Liga des Südens ernannt. Eine Delegation von 4 Mitgliedern iſt in dieſem Augenblicke in Tours, um unſere Beſchlüſſe von der proviſoriſchen Regierung ratifiziren zu laſſen. Während unſere Freunde ſich nach Tours begaben, wurde Esquiros durch eine Depeſche Gent's Ernennung zum Delegirten des Kriegsminiſteriums und zum Generalbevollmächtigten aller Ligen des Südens angezeigt. All unſere Plane ſind fertig und werden in Ausführung gebracht, ſobald

unſere Vollmachten feſtgeſetzt und anerkannt ſind. Unter andern Maßregeln ſind folgende bereit: Prämie für Gewehre, die ſofort geliefert werden; Requiſition, nach Maßgabe des Vermögens von 100,000 Fr. an; keine Anleihe; das Volk, das ſein Leben einſetzt, darf keine anderen Laſten tragen; binnen 48 Stunden Einlieferung und Abſtempelung aller öffentlichen Werthpapiere; jeder nicht mit dem Stempel der Republik verſehene Werth iſt nichtig und hat keinen Werth; in allen Gemeinden Ausſchüſſe, die mit einer permanenten Commiſſion im Hauptorte des Departements korreſpondiren, während letztere Commiſſion direkt mit der Aſſemblée in Marſeille korreſpondirt; die Aſſemblée ſouveraine, mit einem Vollziehungs-Ausſchuſſe, der jede Minute verantwortlich und abſetzbar iſt; Erneuerung dieſes Ausſchuſſes alle vierzehn Tage, ſo daß alle Departemental-Delegirten nach einander an die Reihe kommen; drei Abgeordnete für jedes Departement, einer in Permanenz zu Marſeille, die beiden anderen fortwährend auf der Rundreiſe in ihrem Departement; ihre Aufgabe, Alles zu zerbrechen, was der Revolution und der Landesvertheidigung hinderlich iſt; ſie ergreifen jede Maßregel gegen die Reaktion, machen dem Volke begreiflich, daß es frei iſt, daß wir hinter ihm ſtehen, mit offenem Auge gegen ſeine Feinde. Der Bauer wird Republikaner in vierzehn Tagen."

Esquiros blieb in Marſeille der gefeierte Dictator. Am 10. Oktober wurde ihm von der Garde civique und dem internationalen Verein eine große Huldigung dargebracht, ſeine Rede mit großem Beifalle aufgenommen, und nachdem die Marſeillaiſe abgeſungen worden war, ergriff einer der Anweſenden das Wort: „Ihr habt" — ſagte er — „unſeren Patriarchen gehört. Niemals hat man beſſer geſprochen. Um das Andenken an unſeren Führer zu bewahren, ſchlage ich vor, der Straße, die vor euch liegt, den Namen Esquiros zu geben." Dieſes wurde auch angenommen, und die Saint-Ferreol-Straße wird in Zukunft Esquiros-Straße heißen.

Am 12. Oktober verlangte das Volk, die Reichen mit einer Zwangsanleihe zu belaſten, und zerſtörte die Gazette du Midi, weil dieſelbe einen Aufruf des Grafen von Chambord abgedruckt hatte. Dieſer hoffte, beim katholiſchen Landvolk noch die alten Sympathien für die Bourbons zu finden, als deren letzter Sprößling er auf den erledigten Thron von Frankreich Anſpruch machte. Aber die wüthenden Republikaner in Marſeille hielten ſeinen Namen für gleichbedeutend mit der Reaction und verwarfen ihn.

Die Regierung in Tours war ſehr unzufrieden mit dem eigenmächtigen Verfahren der Liga des Südens und ernannte Gent zum außerordentlichen Commiſſär, um in Marſeille die Ordnung und das Anſehen der republikaniſchen Centralregierung herzuſtellen. Noch vor Gent kam Delpech, gleichfalls als Regierungscommiſſär von Tours in Marſeille an, hatte nur den Auftrag, die Ordnung in Nizza herzuſtellen, weil man hier die Wiedervereinigung mit Italien verlangte, ließ ſich aber von der Begeiſterung in Marſeille mit fortreißen. Man erfuhr, in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November herrſchte eine furchtbare Aufregung in Marſeille. Der Amerikaner Train hatte in einer Verſammlung, welche in der Alhambra Statt fand, Frankreich den Degen Cluſeret's angeboten. Zugleich verlangte Delpech von der Regierung von Tours die ausgedehnteſten Vollmachten, welche ihm aber verweigert wurden. Dieſer ſowohl, als der Dictator von Marſeille, reichten alsdann ihre Entlaſſung ein, worauf eine Manifeſtation Statt fand, um ſie zu bitten, dieſelbe wieder zurückzuziehen. Dieſe weigerten ſich und erklärten, ſie aufrecht erhalten zu wollen. Dieſes geſchah aber nur zum Schein, denn man wollte, daß die Agitation zunehme, da es in der Abſicht der Leiter der Bewegung lag, den Gemeinderath aufzulöſen, der ſich lau gezeigt hatte und ſich am 1. November verſammeln ſollte. Um 2 Uhr wurde dann auch das Rathhaus von der Emeute überfallen, der Gemeinderath für aufgelöſt erklärt und durch eine Commiſſion erſetzt. Die aus dem Stadthauſe verjagten Gemeinde-

räthe verſammelten ſich jedoch beim General Marie, dem Ober-Commandanten der Stadt, und forderten ihn auf, ſie wieder in Beſitz des Stadthauſes zu ſetzen. Delpech (der Präfekt) ließ nun die Maske fallen, und als die Räthe auf dem Rathhauſe ankamen, erfuhren ſie, daß der Präfekt die Auflöſung genehmigt habe. Am Abend ſandte der General Marie an die Journale eine Depeſche Gambettas, welche den Belagerungszuſtand in Marſeille unter dem Oberbefehl des genannten Generals bis zur Ankunft des zum Präfekten der Rhonemündungen ernannten Herrn Gent proklamirte. Delpech unterſagte aber dieſe Veröffentlichung. Er ſowohl als Esquiros weigerten ſich, Gent anzuerkennen, riefen die ſogenannte „Garde Civique" zu ihrer Hülfe herbei, und Esquiros nahm die Regierung des ganzen Südbundes in die Hand. Eine revolutionäre „Commune" inſtallirte ſich im Stadthauſe unter der Präſidentſchaft des „Citoyen" Carcaſſonne und veröffentlichte ſofort ein Manifeſt, in welchem angekündigt wurde, daß ihr Zweck das Heil der franzöſiſchen Republik ſey, daß der Gemeinderath ſich unfähig gezeigt, dieſe Aufgabe zu erfüllen, und daß das Volk ihn durch eine revolutionäre „Commune" erſetzt habe, die mit Energie handeln werde. Inzwiſchen traf Gent ein und begab ſich ſofort auf die Präfektur. Die Führer der Bewegung waren dort verſammelt. Gent wurde aufgefordert, ſeine Entlaſſung einzureichen und ſich Esquiros anzuſchließen. Da der neue Präfekt ſich aber weigerte, dieſes zu thun, ſo wurde ein Schuß auf ihn abgefeuert, der ihn am Unterleib, doch nicht gefährlich verletzte. Esquiros blieb natürlich an der Gewalt, und der General Cluſeret ſchien wirklich Ober-Commandant der Streitkräfte des Südens zu ſeyn, da derſelbe drei Proklamationen erließ.

Aber ſchon in den nächſten Tagen erfolgte ein Umſchlag. Die gemäßigten Elemente der Bevölkerung, vertreten in der Nationalgarde, wollten Frankreich nicht in Sonderbünde getheilt wiſſen, ſondern waren für die Centralregierung in Tours, ſchaarten ſich um Gent und den

von Gambetta ernannten General Roſe und es wäre zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht Esquiros ſelbſt es verhindert hätte. Am 3. November war er ſowohl wie Cluſeret mit den Mitgliedern der Commune verſchwunden, am 4. wurde das Stadthaus von der Nationalgarde beſetzt und die einige und untheilbare Republik feierte einen Triumph über den republikaniſchen Particularismus. Es iſt ſelbſt in einer ſolchen Zeit des ärgſten Unfugs doch zu rühmen, daß die Franzoſen geſunden Verſtand genug behielten, die National-Einheit für wichtiger zu nehmen, als den Freiheitsſchwindel. Der Pöbel von Marſeille, der bekanntlich zum roheſten aller Seeſtädte gehört, blieb zwar trotzig, verhielt ſich aber im Ganzen ruhig. Die Bürger und das Landvolk waren friedlich geſinnt und wollten ſich zum Maſſenaufgebot nicht hergeben. Von den 130,000 Mann Nationalgarden, welche Gambetta ausgeſchrieben hatte, kamen nur 30,000 zuſammen. Doch ließ General Roſe aus den Arſenalen von Toulon Geſchütze zur Loirearmee abgehen und eifrig neue Kanonen gießen.

Natürlicherweiſe gaben die großen Städte den Ton an, das Landvolk hielt ſich paſſiv. Wenn man lieſt, was der franzöſiſche Graf Gobineau über das Landvolk im Südweſten Frankreichs geſchrieben hat, ſo begreift man das verſchiedene Verhalten der Moblots. Der Graf ſagt geradezu, jedes Landvolk ſtehe der Civiliſation nicht nur fern, ſondern haſſe ſie auch in dem Grade, daß es ſtolz darauf ſey, weder leſen noch ſchreiben zu lernen. Der Klerus habe tauſend Jahre Zeit gehabt, dieſe Leute einigermaßen zu bilden, es aber niemals verſucht, und ſey dafür in der erſten Revolution hart beſtraft worden, denn damals habe ſich das von Steuern gedrückte Volk von den Jakobinern zum Morde nicht nur des Adels, ſondern auch der Prieſter aufreizen laſſen. Das habe ſich ſpäter in einer bonapartiſtiſchen Jaquerie wiederholt. Das Volk war gegen die Prieſter aufgebracht, weil ſie noch an den Bourbons hingen, während der neue Napoleon an die großen Thaten des alten mahnte und das Landvolk ſich für ihn begeiſterte. Als ein Pfarrer auf

der Kanzel Chriſtum einen König der Könige nannte, rief man ihm zu: Wir wollen keinen König, es lebe der Kaiſer! Einen Pfarrer in der Umgegend von Blaye mißhandelte dasſelbe Volk, weil er angeblich in den Wolken herumfahre und Ungewitter mache. Auf dieſes dumme Volk nun ſtürmten jetzt die republikaniſche, die bonapartiſtiſche und die bourboniſche Partei zugleich ein und riſſen es hin und her.

In Toulouſe bildete ſich ein revolutionärer Wohlfahrts-Ausſchuß und der Gemeinderath mußte abdanken. Was jener Ausſchuß im Sinne hatte, verkündete die in Toulouſe erſcheinende Emancipation: „Wir verlangen, daß die Todesſtrafe und ohne weitere Berufung gegen jeden Mann: Arbeiter, Bauer, Sohn als Familienſtütze, Seminariſten, Jeſuiten, Mönch, Abbé, Pfarrer oder Biſchof erkannt werde, wenn er weniger als 35 Jahre zählt und, ordentlich aufgefordert, ſich zu den Fahnen zu begeben, ſich nicht zur beſtimmten Zeit ſtellt. Wir verlangen, daß dieſe Todesſtrafe, wenn ſo ausgeſprochen, vollſtreckt werde, ſobald man des Deſerteurs habhaft geworden, und daß dem Schuldigen in keinem Falle Gnade ertheilt werden dürfe. Wir verlangen ferner, daß die Güter der Deſerteurs, Flüchtlinge wie aller derer, die ſich feig verſtecken oder retten, Angeſichts der jetzigen Gefahren des Vaterlandes, ſofort confiscirt und unverzüglich zum Beſten der ohne Hülfsquellen und ohne Exiſtenzmittel in Folge des Auszuges ihrer Väter und Gatten befindlichen Frauen und Kinder verkauft werden.“ -- General Hubral, der hier commandirt hatte, und ſeine Offiziere wurden abgeſetzt.

Auch in der großen Handelsſtadt Bordeaux gährte es ſo, daß ſogar Emil Girardin, der von Paris dahin geflüchtet war, als angeblicher preußiſcher Spion vom wüthenden Volke in ſeiner Wohnung ergriffen werden ſollte, ſich aber noch rechtzeitig retten konnte.

Der größte Skandal ereignete ſich in Perpignan. Als hier die Nachricht ankam, Metz ſey gefallen, und man in Gambetta's Procla-

mation zu leſen bekam: „Soldaten, eure Offiziere ſind Feiglinge und Verräther“, fiel der Pöbel alsbald über die in der Stadt lebenden Offiziere her, drang in ihre Cafés, überhäufte ſie mit Schmähungen und mißhandelte ſie tödtlich. Zuerſt einen Schwadronchef der Gensdarmerie. Nach der Gazette du Midi „erhielt ſein Oberſt, der ihm helfen wollte, einen Schlag auf den Kopf, daß er bewußtlos liegen blieb. An demſelben Abend wurde der Platzkommandant von Perpignan, der allgemein geachtete Oberſt Pays, als er ſich in Uniform zum General begab, auf der Straße überfallen und nach dem Kanale zu geſchleppt, wo man ihn erſäufen wollte. Der Bürgermeiſter der Stadt, der ſich in der Nähe befand, eilte herbei, um ihn zu retten, allein auch er wurde auf das ſchwerſte mißhandelt. Der Oberſt, ein alter, ſchwächlicher Mann, wurde niedergeworfen, mit Säbelhieben und Kolbenſtößen am Kopfe, in der Hüfte und an den Füßen vielfach verwundet, und blieb bewußtlos auf dem Boden liegen. Ein Nationalgardiſt hob ihn auf, um ihn nach dem Spitale zu bringen. Allein auf dieſem Wege fiel die wüthende Menge, unter der ſich einige Weiber hervorthaten, abermals über ihr Opfer her. Ohne die Geiſtesgegenwart eines Krankenwärters, der ihn ſchnell in den Hof des Spitals hineinriß, war der Oberſt verloren. Er befand ſich übrigens noch lange in einem nahezu hoffnungsloſen Zuſtande. Noch ſchlimmer erging es am folgenden Tage einem angeſehenen Bürger der Stadt, Herrn v. Bordas, auf den die Menge ſchon ſeit längerer Zeit erbittert geweſen zu ſeyn ſcheint. Er wurde auf der Straße angefallen und flüchtete ſich in einen Wachtpoſten der Nationalgarde. Von da riß man ihn heraus, ſchleifte ihn durch die Straßen und ſchleppte ihn zum zweitenmale aus einem Ladengewölbe wieder hervor, wo er Schutz geſucht. Der Mann war furchtbar zugerichtet; ein Auge hing ihm aus dem Kopf, der Leib war ihm aufgeriſſen, der Arm dreimal zerbrochen, und immer ſchlugen die Raſenden auf ihn los, zogen ihn an dem zerbrochenen Arme durch die Straßen, traten mit Füßen

auf ihm herum und ließen ihn im erbarmungswürdigſten Zuſtande vor ſeinem Hauſe liegen."

Aus Algerien hörte man nur von Infamien, deren ſich die Franzoſen ſchuldig gemacht hatten. Um jeden Preis ſuchten ſie zu verhüten, daß man an der Nordküſte Afrikas die Niederlagen Frankreichs erführe, weil ſie darauf gefaßt ſeyn mußten, daß ſich die Eingeborenen dann alsbald empören würden. Wehe dem, der die Niederlagen verrathen hätte! Die ankommenden Schiffe erhielten die entſprechende Ordre. Zu Lande wurde an der Grenze von Tunis Niemand zugelaſſen, der nicht einen franzöſiſchen Paß vorzeigen konnte. In Bona ſollen nach franzöſiſchen Berichten zwei preußiſche Offiziere als Spione erſchoſſen worden ſeyn. Wahrſcheinlich eine auf die europäiſche Leſewelt berechnete Lüge, oder wurden zwei Unſchuldige erſchoſſen, die man nur für Spione ausgab. Zwei harmloſe deutſche Reiſende, ein Orientaliſt aus Berlin und ſein jüngerer Begleiter wurden vom franzöſiſchen Conſul in Tunis dem Bey von Tunis als preußiſche Agenten denuncirt, die eine Revolution in Algerien anzetteln ſollten. Der ſchwediſche Conſul, der zugleich Agent des Norddeutſchen Bundes war und an den ſie ſich ſogleich wandten, war abweſend und ſo blieben ſie ſchutzlos, denn der Bey hatte große Angſt vor Frankreich und lieh dem franzöſiſchen Conſul ſein Ohr. Der ſchwediſche Conſul, Tulin, kam zurück, weil er aber dem Bey über die Niederlagen Napoleons III. die erſte Nachricht gab, klagte ihn der franzöſiſche Conſul als Lügner an und der Bey war ſo ſchwach, den armen Tulin nach Paris zu ſchicken, um ſich dort zu verantworten. Die beiden deutſchen Reiſenden konnten noch froh ſeyn, zur See wieder fortzukommen. Freiherr Heinrich v. Maltzan, der das alles in der A. A. Z. Nr. 264 erzählt, bemerkt mit Recht, wie ſchlecht es noch mit der Vertretung der Deutſchen in fremden Welttheilen ſteht.

In Algier ſelbſt konnte das Geheimniß der Niederlagen nicht zu lange bewahrt werden. Um nun auf eine Empörung der Ein-

geborenen vorbereitet zu seyn, wurden alle französischen Civilisten in der Colonie bewaffnet, nur nicht die Deutschen, die man also jeglicher Mißhandlung und Beraubung preisgeben wollte. Nach und nach wurde fast das ganze Militair aus Algerien zurückgezogen, um in Frankreich gegen die Deutschen zu kämpfen. Der Municipalrath von Algier maßte sich nun die höchste Gewalt an und nöthigte Ende November den General Walsin-Esterhazi, der Gouverneur in Algier werden sollte, sich wieder einzuschiffen. Man sah voraus, daß der Truppenmangel die Eingeborenen reizen würde, wieder Aufstandsversuche zu machen, und lockte daher noch so viel als möglich der letztern, sich für Frankreich anwerben zu lassen, wohin denn auch immer noch, wenn auch nur in kleinen Partien, solches schwarze Gesindel nachgeschickt wurde. Dennoch hörte man von Aufständen in den Provinzen Oran und Constantine und von der Neigung der benachbarten Marokaner, den Aufständischen zu helfen.

Im November langte in Versailles eine „Bittschrift des Volks von Algerien" an König Wilhelm an, in arabischer Sprache (ohne Datum). Der siegreiche König wurde darin gebeten, Algerien aus der Knechtschaft des übermüthigen Franzosenvolks zu befreien. Wie sich Allah des Königs in Gnaden angenommen habe, um ihm zum Siege zu verhelfen, so möge der König sich auch wieder der Bittsteller annehmen, um ihnen zur Freiheit zu verhelfen.

Im Westen Frankreichs hatte bisher Ruhe geherrscht und Niemand daran gedacht, die deutschen Truppen könnten bis Orleans vordringen. Man war daher, als es dennoch geschah, erschreckt und aufgeregt. Auch konnte man nicht gleich einen Entschluß fassen, was zu thun sey. Daß man sich wehren wolle, lag im Stammcharakter der Vendéer. Dieses fromme und patriarchalische Landvolk hatte aber heute so wenig wie vor 76 Jahren ein Wohlgefallen an der Republik und fühlte sich vollends verletzt durch die Berufung des gottlosen Garibaldi nach Frankreich. Es würde noch im Frühling das Kaiserthum, wie durch das Plebiscit, so mit den Waffen

unterſtützt haben; aber der Kaiſer war geſtürzt und weil er den Papſt im Stich gelaſſen, war alles Vertrauen von ihm gewichen. Wie es ſcheint, gaben ſich die Republikaner viele Mühe, Anhang unter dem ſtrenggläubigen Landvolk dadurch zu gewinnen, daß ſie ihnen die Deutſchen nicht nur als fremde Eroberer, ſondern auch als Ketzer ſchilderten. Wenn ſie ſich gegen die Deutſchen waffneten, ſollte es geſchehen, wie einſt in den Kreuzzügen. Wirkliche oder nur vorgebliche Nachkommen der berühmteſten Helden der Vendée zur Zeit der erſten Revolution, ein Cathelineau und ein Stofflet gaben ſich dazu her, die Bauern der Vendée zum Kampf gegen die Deutſchen aufzurufen.

Wie unnatürlich nun auch die Waffenbrüderſchaft frommer Vendéer mit Garibaldi, dem Todfeind des Papſtes, und mit den republikaniſchen Terroriſten in Paris, mit den allerreligions- und ſittenloſeſten Parteimännern wie Hugo, Girardin ꝛc. erſchien, ſo zog die republikaniſche Regierung es doch vor, ſich recht gern jener dummen Bauern zu bedienen, um den Deutſchen noch mehr Streitkräfte entgegenſetzen zu können. Der alte Jude Cremieux, der in Tours noch an der Spitze der Regierung ſtand, machte ſich eine ſchadenfrohe Luſt daraus, mit der einen Hand die Fahne der Jungfrau Maria, mit der andern die der rothlappigen Freiheitsgöttin einzuſegnen, durch folgendes Umlaufſchreiben an die Präfekten: „Meine lieben Präfekten! Laſſen Sie den Herrn von Cathelineau, Stofflet und Queriau die Miſſion, die ſie ſich gegeben und die wir gut geheißen haben. Es handelt ſich augenblicklich nur darum, die Preußen zu bekriegen; laſſen wir alle Meinungen um das eine Ziel ſich vereinigen, unter der Fahne Frankreichs unſeren Boden zu befreien. Die Namen der Vendéer ſind heute nur noch eine Erinnerung aus unſerer Geſchichte und Sie und unſere lieben republikaniſchen Freunde begreifen gewiß die Kluft, welche den vermeintlichen Erben des göttlichen Thrones und unſere ſchöne Fahne der Revolution trennt. Treten Sie aber nicht den Vendéern von 1870 ent-

gegen. Mögen unſere Mitbürger ſich einigen; marſchiren wir zuſammen unter unſeren nationalen Farben: nehmen wir keinen Anſtoß daran, daß franzöſiſche Katholiken die heilige Jungfrau anflehen, während freidenkende Franzoſen die heilige Freiheit anrufen. Cremieux."

Sein College in der Regierung, Glais-Bizoin, ein Republikaner vom reinſten Waſſer, ärgerte ſich aber über die Argliſt des alten Juden und warf ſich zwiſchen die verrückte Umarmung der Papiſten und Garibaldianer. Als nämlich der Oberſt Charette, Enkel des gleichnamigen Vendéegenerals aus der erſten Revolution, der bisher in der päpſtlichen Armee gedient hatte und jetzt von Rom vertrieben war, nach Tours kam und ſich nicht ſchämte, ſeine Dienſte der Republik anzubieten, und Cremieux ihn willkommen hieß und ſagte, er habe nichts dagegen, wenn er mit dem weißen Banner und den Lilien in's Feld ziehe oder das Bild der heiligen Jungfrau vor ſich her tragen laſſe; denn auch er und die reinen Republikaner würden jetzt unter dem Zeichen einer Jungfrau, dem der unbefleckten Freiheit, kämpfen, trat ihm Glais-Bizoin energiſch entgegen und verhinderte, daß Charette Oberbefehlshaber in der Vendée werden ſollte. Die Kölner Zeitung ſchrieb: „Glais-Bizoin iſt ein Bretagner und ſein ehemaliger Wahlkreis ſtößt dicht an die eigentliche Vendée, gehört zum Theil auch zu ihr. Ruft man nun in dieſer Provinz die legitimiſtiſchen und religiöſen Leidenſchaften wach, ſo iſt es natürlich, daß er, der Voltairianer und Mann der Republik, um ſein Bischen Lokaleinfluß gebracht wird. Aus dieſem Grunde ſuchte er die von Cremieux gegebene Zuſage zu hintertreiben und bis jetzt verlautet noch nichts von einer Inſurgirung der Vendée durch Charette." Es bleibt dahingeſtellt, ob Glais-Bizoin aus dieſem perſönlichen Grunde handelte. Jedenfalls hatte er Recht, wenn er nicht Schlüſſelſoldaten und Sansculotten wollte zuſammenkuppeln laſſen.

Das katholiſche Landvolk war wohl von Agenten der ältern Linie Bourbon, namentlich von Prieſtern beeinflußt. Der letzte

Sprößling dieser Linie, der Graf von Chambord, der schon längst den Titel König Heinrich V. angenommen hatte und immer noch darauf wartete, auf dem französischen Throne restaurirt zu werden, meldete sich mit seinen Ansprüchen auch dießmal und erließ folgende Proklamation: „Franzosen! Ihr seyd von Neuem Herr eurer Geschicke. Zum vierten Male seit weniger als einem Jahrhundert sind eure politischen Institutionen zusammengestürzt und wir sind den schmerzhaftesten Heimsuchungen preis gegeben. Soll Frankreich das Ende dieser fruchtlosen Agitation, Quelle so vielen Unglücks, endlich sehen? Es ist an euch, darauf die Antwort zu geben. Während eines unverdienten langjährigen Exils habe ich nicht einen einzigen Tag gestattet, daß mein Name die Ursache von Spaltungen und Unruhen werde; aber heute, wo er ein Pfand der Versöhnung und Sicherheit seyn kann, zaudere ich nicht, meinem Lande zu sagen, daß ich bereit bin, mich ganz seinem Glücke aufzuopfern. Ja, Frankreich wird wieder auferstehen, wenn es, durch die Lehren der Erfahrung erleuchtet, durch so viele fruchtlose Versuche ermüdet, seine Zustimmung gibt, auf den Weg zurückzukommen, welchen ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat. Haupt jenes Hauses Bourbon, welches mit Hülfe Gottes und eurer Väter Frankreich in seiner machtvollen Einheit constituirt hat, mußte ich tiefer, denn irgend Jemand, die Größe unseres Unglücks ermessen, und es gehört mir mehr denn irgend Jemand an, dasselbe wieder gut zu machen. Möge die Trauer des Vaterlandes das Signal zur Wiedererwachung und zum edlen Elan seyn. Der Fremde wird zurückgeworfen werden und die Integrität unseres Territoriums gesichert seyn, wenn wir verstehen, unsere Bemühungen, unsere Opfer und unsere Aufopferung zu vereinigen. Vergeßt nicht, daß die Rückkehr zu den Traditionen des Glaubens und der Ehre der einen Augenblick lang geschwächten großen Nation ihre Macht und ihren Ruhm wieder verschaffen wird. Ich sagte euch vor Kurzem: Regieren heißt nicht den Leidenschaften der Völker schmeicheln, sondern sich auf ihre Tugenden stützen. Laßt

Stunde noch nicht anvertraut. Dennoch aber zieht sie an der Spitze der Truppen, welche sich in Tours noch befinden, einher und trägt ihnen ein seidenes Banner voran, auf welchem die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde gemalt sind, so daß es fast den Anschein hat, als hätten die Regisseure dieses neuen Wunders vom eifrigen Studium der Schiller'schen Jungfrau von Orleans Nutzen gezogen. Die Nachricht, so fabelhaft sie klingt, ist in officieller Weise hier in's Hauptquartier der Südarmee gemeldet worden und deshalb auch werth, in Deutschland gekannt zu werden. Inzwischen fährt der General v. d. Tann fort, sich in Orleans wenig an die von der Jungfrau ihm drohende Gefahr zu kehren. Er hat der reichen Stadt eine Kriegscontribution von 1½ Millionen Franken auferlegt und die Stadt Etampes wegen Durchschneidung eines Telegraphendrahtes in eine Strafe von 40,000 Franken genommen, während man sonst für dieses Vergehen nur 2000 Franken einzutreiben pflegt. Das Vorgehen des Generals hatte jedenfalls zur Folge, daß die Stadtbehörden sofort einen eigenen Sicherheitsdienst organisirten, um so selbst die Wiederholung von Vergehen und Strafe zu verhüten."

Am 22. Oktober wurde Keratry, nachdem er im Namen der republikanischen Regierung in Madrid die spanische Hülfe vergebens nachgesucht hatte und zurückgekehrt war, zum Oberbefehlshaber in den westlichen Departements ernannt. Die schnell zusammen gerafften Mobiots, die er commandiren sollte, erhielten den Namen der Armee von Bretagne.

Im Norden Frankreichs war man ruhiger. Man scheint hier richtiger überlegt zu haben, erstens, daß der Kaiser den Krieg im Uebermuth provocirt und den Deutschen Unrecht gethan habe, zweitens, daß nach der Vernichtung der regulären Armeen Frankreichs das in Waffen ungeübte Volk dem starken und trefflich disciplinirten Feinde doch keinen erfolgreichen Widerstand leisten könne, daß es demnach das Vernünftigste gewesen wäre, wenn gleich nach

der Gefangennahme des Kaisers die neue Regierung um Frieden gebeten hätte, denn sie würde denselben erhalten und, wenn sie auch hätte Opfer bringen müssen, sich doch die viel größern Opfer erspart haben, womit sich das französische Volk durch die unsinnige Fortsetzung des Kriegs belastete. Man erfuhr, in der Normandie sey man sehr für den Frieden gestimmt. Der Courier de Havre sprach warm für den Frieden. Das Journal de Fecamp sagte geradezu: „Demüthigen wir uns! Haben wir die Würde des Unglücks! Unterwerfen wir uns schweigsam, bescheiden! Der Friede, der Friede allein, der überall von ganz Frankreich gefordert wird, kann die Zukunft des Landes retten, indem seine Menschen und Hülfsquellen geschont bleiben. Zur Stunde müssen wir im Hinblick auf das Unglück des Vaterlandes den Muth haben, den Nacken zu beugen und um Frieden zu bitten."

Auch die englische Times theilte Correspondenzen aus Frankreich mit, die sich eben so verständig aussprachen und die Regierung der nationalen Vertheidigung auf's bitterste tadelten, daß sie blos aus republikanischer Principienreiterei und aus persönlichem Ehrgeiz das Wohl Frankreichs so leichtsinnig auf's Spiel setzte, und daß Leute, die gar nichts vom Kriegführen verstehen, mit ganz unzureichenden Mitteln dennoch Krieg führen wollten. Die „France" war kühn genug, die Männer der Regierung persönlich anzugreifen und geradezu auszusprechen, sie seyen eine Hand voll Menschen, die ohne Mandat nur aus dem allgemeinen Unglück Vortheil ziehen wollen.

Dreizehntes Buch.

Napoleon in Kaſſel.

Hatte Napoleon III. einen Fehler begangen, indem er Deutſchland muthwillig angriff, ſo beging die republikaniſche Regierung einen noch größeren, indem ſie den Krieg fortſetzte, da ſie doch die Mittel nicht mehr beſaß, die dem Kaiſer noch vor einem Monat zu Gebote geſtanden hatten. Die franzöſiſche Nation verrieth wenig Verſtand. In einem ſo kritiſchen Augenblicke hätte ſie ſich demüthigen müſſen und einen billigen Frieden erlangen können, da ſie die Schuld des Krieges auf den Kaiſer ſchieben konnte. Die franzöſiſche Nation verrieth aber auch wenig Ehrgefühl. Sie hatte ſich 22 Jahre lang von Napoleon regieren laſſen, ihm Huldigungen aller Art dargebracht, wie er denn auch mit Glück und Verſtand regierte, zwei Provinzen von Italien erwarb und das Anſehen Frankreichs in den Augen ganz Europas mehr hob, als unter den frühern Regierungen der Fall geweſen war. Dieſen Mann jetzt auf einmal wegzuwerfen und zu brandmarken, als hätte ſich die franzöſiſche Nation ſeiner zu ſchämen, war ungerecht. Die Nation würdigte ſich dadurch nur ſelber herab. Auch kam vieles, was an Napoleon III. wirklich zu tadeln iſt, auf Rechnung der franzöſiſchen Nation. Alles deutet an, daß er große Sorge trug, ſeiner Dynaſtie Dauer zu geben. Daher ſeine eifrigen Bemühungen, es den Fran-

zoſen recht zu machen. Wie ſollte man es aber dieſem Volke recht machen? Er durfte es mit dem eifrig katholiſchen Landvolk, alſo auch mit dem Klerus nicht verderben. Er mußte die liberale Strömung in den gebildeten Klaſſen zu mäßigen, nöthigenfalls zu leiten ſuchen, um es auch mit dieſer mächtigen Partei nicht zu verderben und um durch ſie die Republik und Anarchie niederzuhalten. Es war gewiß keine Kleinigkeit, ſo heterogene Parteien im Gleichgewicht zu erhalten.

Sie brachten ihn ſchließlich aus dem Gleichgewicht. Wie ſehr er bemüht war, den Krieg mit Deutſchland zu vermeiden, geht grade aus den vielen immer wiederholten Anträgen an Preußen hervor. Er würde ſich damit nicht ſo ſehr compromittirt haben, wenn er nicht ernſtlich gewünſcht hätte, den Krieg vermeiden zu können. Ohne für Frankreich die Rheingrenze oder wenigſtens Belgien erwerben zu können, glaubte er ſeine Dynaſtie nicht geſichert. Er konnte dazu nur durch ein Bündniß mit Preußen gelangen, dem er dafür gern die größten Conceſſionen auf Koſten des übrigen Deutſchland gemacht hätte. Da aber der König von Preußen keine preußiſche Eroberungs- und Theilungspolitik trieb, ſondern die nationale, und auch nicht den kleinſten Theil Deutſchlands dem Franzoſen preisgeben wollte, ſah ſich Napoleon III. in eine peinliche, immer unerträglicher werdende Paſſivität verſetzt, bis ein Zufall, die ſpaniſche Thronkandidatur, ihm die Beſonnenheit raubte und er falſchem Rathe folgend ſich zum Kriege fortreißen ließ.

Der gefangene Kaiſer reiſte in Begleitung eines preußiſchen Generals und ſeiner eigenen Suite mit zehn Wagen auf der Eiſenbahn durch Belgien und über Köln nach Kaſſel, wo ihm durch die Großmuth König Wilhelms die ſchöne Wilhelmshöhe zum Wohnſitz angewieſen war. Unterwegs hielt der Zug in Jemelle, wo ſeit etwa 14 Tagen der Prinz Pierre Bonaparte, der früher ſchon da gewohnt, ſeinen Aufenthalt genommen hatte. Derſelbe begrüßte den Kaiſer trauernd am Wagen. Schon am Abend des

5. September kam der Kaiser bei Kassel an, und fuhr in einem zweispännigen Wagen nach Schloß Wilhelmshöhe, wo er im Hauptgebäude seinen Wohnsitz nahm. Sechszehn Cavaliere, worunter die Prinzen Ney und Murat, und eine Dienerschaft von etwa 40 Personen sind mit einem späteren Extrazug eingetroffen. Ein starkes Detachement Infanterie hatte sich vor dem Schloß aufgestellt und detachirte Posten wehrten den Zutritt zu demselben.

Die Wilhelmshöhe bei Kassel ist von einem prächtigen Hochwaldpark mit den schönsten Wasserkünsten umgeben. Durch eine Lindenallee, an welcher viele nette Häuser sich befinden, gelangt man zu dem Schlosse, an dessen Seiten prachtvolle Blumenanlagen sind, welche vorzüglich dem Landgrafen Karl (gest. 1730) und dem Kurfürsten Wilhelm (gest. 1821) ihre Entstehung verdanken. In der Nähe des Marstalles führen durch den Wald bequeme zum Theil aus Felsen gebildete Schlängelwege nach dem neuen Wasserfall, 130 Fuß hoch, 50 Fuß breit, von da links hinein zum Tempel des Merkur, dann auf Waldwegen zum Riesenschloß oder Oktogon, auf dem höchsten Punkt der Anlagen, 1312 Fuß über der Fulda. Das Oktogon besteht aus drei mit großer Kühnheit über einander gestellten Tonnengewölben, von denen das oberste von 192 gekuppelten 48 Fuß hohen Säulen getragen wird. Auf der eine herrliche Rundsicht gewährenden Plattform desselben ist eine 96 Fuß hohe Spitzsäule, von welcher die 31 Fuß hohe Nachbildung des farnesischen Herkules („der große Christoph") aus geschlagenem Kupfer herabschaut. In seiner Keule haben 9 Personen Raum. In der Grotte vor dem Oktogon rechts ist ein Bezirwasser. Vom Oktogon ziehen sich die Kaskaden den Berg hinab. Ihre Länge beträgt 90 Fuß, ihre Breite 40 Fuß; von 150 Fuß zu 150 Fuß werden sie durch große Wasserbecken unterbrochen. Auf schönen Waldwegen gelangt man rechts bergab, etwa auf halber Berghöhe, bei dem Steinhöfer'schen Wasserfall vorbei zur Löwenburg, einer 1793 vom Kurfürsten Wilhelm I., der auch hier beigesetzt ist, er-

Nachdem indeß der Friede ſchon geſchloſſen war, ſchien er noch einmal durch kriegeriſche Ereigniſſe unterbrochen werden zu ſollen. Im Anfang des Septembers, namentlich am 5, waren noch kleine Gefechte vor Schumla vorgefallen. Sobald aber der Frieden proclamirt war, ſtellte der Großvezier alle Feindſeligkeiten ein und lud ſogar die ruſſiſchen Officiere in ſein Lager ein, wo er ſie am 23 September glänzend bewirthete und ſeine geſchickten Reiter vor ihnen kriegeriſche Spiele aufführen ließ, ja er war ſo galant, in eigener Perſon das Rennen mitzumachen und ſeine Gewandtheit zu produciren. Anders aber dachte Muſtapha, Paſcha von Scutari. Nachdem dieſer mit ſeinen 30,000 Albaneſen lange in Widdin gelegen hatte, ohne die mindeſte Bewegung zu Gunſten des in Schumla bedrängten Großveziers zu machen, fiel es ihm erſt jetzt, nach dem Friedensſchluß ein, gegen Adrianopel aufzubrechen, um den Ruſſen den Rückzug abzuſchneiden. Früher wäre dieſe Diverſion vielleicht ſehr erfolgreich geweſen. Nun aber war es zu ſpät. Der Sultan gebot ihm, ſtille zu ſtehen, und Graf Diebitſch drohte, ihn mit ſeiner ganzen Macht anzugreifen. Dennoch ließ der Paſcha ſich noch nicht einſchüchtern. General Geismar wurde ihm entgegengeſchickt und traf am 16 Oct. auf 1700 Mann vom türkiſchen Vortrabe bei Arnaut-Kaliſſi. Dieſes Corps, aus Albaneſen beſtehend, empfing den ruſſiſchen Parlamentär mit Flintenſchüſſen und griff ungeſäumt die Ruſſen an. Der Kampf dauerte bis in die Nacht und erneuerte ſich am folgenden Tage. Endlich wurden die Albaneſen zurückgeſchlagen, und der Paſcha, der es nicht für gerathen hielt, den Krieg ernſthaft fortzuſetzen, desavouirte das Betragen ſeiner Avantgarde und nahm den Frieden an. — Auch Kutſchuk-Achmet-Paſcha, der tapfere Commandant

bauten Ritterburg mit allem Zubehör, Burgkapelle, Rüſtkammer und dergleichen. Unterhalb der Löwenburg iſt die Faſanerie und nächſt dieſer das chineſiſche Dorf, welches aus Häuschen mit chineſiſcher Bauart beſteht. Vor dem Schloß iſt ein Teich mit der großen Fontäne, einem 12 Zoll ſtarken, 190 Fuß hohen Waſſerſtrahl, dem höchſten in Europa, dem Wunder der Wilhelmshöhe. Nicht fern von dieſer liegt links die Teufelsbrücke, rechts der Aquädukt mit einem hohen prächtigen Waſſerſturz. Die Umgebungen eines andern großen Teiches, öſtlich vom Schloſſe, ſind beſonders ſchön.

Der Kaiſer wurde hier mit aller einem Souverän gebührenden Achtung behandelt. In Frankreich legte man etwas ſophiſtiſch ein Gewicht darauf, daß er nicht gefangen worden ſey, ſondern ſich gefangen gegeben habe.

In denſelben Tagen ließ man in Paris die Correſpondenzen Napoleons drucken, die bei ſeiner Abreiſe nicht verborgen oder vertilgt worden waren. Die erſte Lieferung enthielt nur ſchmutzige Wäſche von geheimen Liebſchaften des Kaiſers und ſcandalöſen Hofgeſchichten. Die zweite Lieferung hatte einen größeren hiſtoriſchen Werth, weil ſie beſtätigte, was Graf Bismarck dem Herzog von Gramont und Benedetti vorgehalten hatte. Unter den Papieren des Kaiſers fanden ſich nämlich Bemerkungen, die er ſeinem Cabinetschef Conti dictirt hatte und die in der zweiten Lieferung abgedruckt waren. Darin hieß es unter anderm: „Wenn Frankreich ſich kühn auf dem Terrain der Nationalitäten etablirt, ſo iſt es wichtig, ſchon jetzt feſtzuſtellen, daß es eigentlich keine belgiſche Nation gibt, und dieſen Hauptpunkt in Bezug auf Frankreich in's Auge zu faſſen. Wenn das Berliner Kabinet ſeinerſeits geneigt wäre, mit Frankreich Arrangements zu treffen, die letzterem conveniren würden, mit Berlin einzugehen, ſo wäre es gut, einen geheimen Akt zu vereinbaren, der beide Theile engagiren möchte. (Wem fällt da nicht Benedetti ein?) Ohne behaupten zu wollen, daß ein ſolcher Akt eine vollſtändig ſichere Bürgſchaft bieten möchte, ſo würde er doch den doppelten

Vortheil nach ſich ziehen, Preußen zu compromittiren, aber doch für daſſelbe ein Unterpfand für die Aufrichtigkeit der Politik und der Abſichten des Kaiſers ſeyn. Es iſt aber nöthig, ſich nicht zu verhehlen, daß bei Kenntniß des Charakters des Königs von Preußen und ſeines Miniſters die letzten diplomatiſchen Zwiſchenfälle, ſowie die gegenwärtige Stimmung der öffentlichen Meinung in Frankreich ſelbſt (den König und Bismarck) in der Ueberzeugung beſtärken mußten, daß wir auf die Wiedererlangung der Rheingrenze nie verzichtet haben. Um ſicher zu ſeyn, das nöthige Vertrauen zum Eingehen einer ſo intimen Verbindung zu finden, müſſen wir uns bemühen, die Beſorgniſſe zu verſcheuchen, welche dieſe Eventualität immer hervorgerufen hat; dieſe Beſorgniſſe ſind durch unſere letzten diplomatiſchen Mittheilungen lebhafter geworden. Ein ſolches Reſultat kann nicht durch Worte allein erreicht werden, es bedarf hiezu nur eines Aktes, der darin beſtehen würde, das ſchließliche Schickſal Belgiens im Verein mit Preußen zu ordnen und der Preußen den Beweis liefern müßte, daß der Kaiſer ganz entſchieden anderwärts als am Rhein die Frankreich nothwendige Erweiterung ſuchen wolle, und welcher nach den Ereigniſſen, deren Schauplatz Deutſchland geweſen, uns die relative Sicherheit einbringen ſoll, daß die preußiſche Regierung unſerer Vergrößerung gegen Norden hin keine Schwierigkeiten in den Weg legen werde."

Das Gelüſten nach Belgien war übrigens in Frankreich nichts Neues. Napoleon III. überkam es ſchon von ſeinem Vorgänger Ludwig Philipp. Es iſt bekannt, daß dieſer Belgien gern annectirt oder wenigſtens ſeinem Sohn, dem Herzog von Nemours, zugeſchoben hätte. Höfken ſchrieb noch zur Zeit Ludwig Philipps in ſeinem intereſſanten Buch über Belgien (1845), wie gebieteriſch Frankreich mit Belgien verfahre. Die franzöſiſche Induſtrie ſuchte der belgiſchen zu ſchaden. Bei allen Unterhandlungen wollte ſich Frankreich den Löwenantheil zueignen. Der franzöſiſche Schutz wurde für Belgien drückend und ſchimpflich. Man erinnerte die Belgier an

die Zeit, in welcher sie französischen Präfekten gehorchen mußten und gab ihnen zu verstehen, die Zeit würde wiederkehren.

Interessant war eine aufgefundene Correspondenz Napoleon's III., aus welcher erhellte, wie wenig man berechtigt gewesen war, zu glauben, Sachsen habe seine Schonung im Prager Frieden der Fürsprache Frankreichs zu danken gehabt. Der Kaiser schrieb während der Nikolsburger Verhandlungen an Rouher am 26. August 1866: „Wäre es nicht besser, daß Preußen dieses Sachsen, ein protestantisches Land, annectirt, und daß der König von Sachsen auf dem linken Rhein-Ufer, in einem katholischen Lande, untergebracht würde? Aber alles dieses soll nur freundschaftlich insinuirt werden." Die Verpflanzung des katholischen Königs von Sachsen an den Rhein hatte wohl den Zweck, ihn zum Fürsten Primas des in Aussicht genommenen neuen Rheinbunds zu machen. Eine ähnliche Verpflanzung des Königs der Belgier nach Mexiko (wie sie Napoleon in Aussicht nahm, wenn der kinderlose Maximilian sterben würde) sollte Frankreich den Besitz Belgiens verschaffen.

Am Ende des September wurde ein angebliches Manifest Napoleon's III. zuerst durch die „Situation" veröffentlicht, bald aber für unecht erklärt. Der Grundgedanke, der dem Exkaiser hier untergeschoben wurde, war, der König von Preußen möchte jetzt noch sich mit Napoleon alliiren, um ihn in Frankreich wieder herzustellen und den Republikanismus niederzudrücken. Wie anmaßlich und unpassend eine solche Zumuthung unter den gegebenen Umständen erscheinen muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß jenes Manifest, von wem es auch herrühren mag, einen gesunden Gedanken enthält, welcher — freilich unter ganz andern Umständen — Europa hätte Früchte tragen können, nämlich den Gedanken, daß es für die germanische und romanische Race zuträglicher seyn würde, zusammenzuhalten, anstatt sich im Angesicht der slavischen Race, welche sich beständig von Asien her rekrutirt, wechselseitig zu zerfleischen. Das hätte Napoleon III. vor dem Kriege bedenken sollen.

Schon vor dem Kriege ſchrieb Graf Bismarck an den deutſchen Geſandten in London, Grafen Bernſtorff: „Die Ueberzeugung, daß mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen ſey, wird bei Napoleon III. den Entſchluß gereift haben, eine ſolche gegen uns zu erkämpfen. Ich habe ſogar Grund, zu glauben, daß auch noch nach Vollendung der franzöſiſchen und unſerer Rüſtungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht werden würde, an der Spitze beider gerüſteten Heere dem unbewaffneten Europa gegenüber gemeinſam das Benedetti'ſche Programm durchzuführen."

Man zweifelte nicht, der franzöſiſche Kaiſer habe für alle Fälle im Ausland bedeutende Summen angelegt. Sein Sekretär Pietri ließ öffentlich drucken, der Kaiſer habe keinen Sous mitgenommen, aber das Siècle ſpottete über dieſes pas un sous und zählte die Summen auf, die der Kaiſer im Ausland angelegt habe: „1854 bei Gebr. Baring in London 6 Mill.; 1855 bei der Victoria-Bank in London 3 Mill.; 1856 bei Rinalet u. C. in Wien 3 Mill.; 1860 bei J. P. Jecker in Mexiko 14 Mill. (jedenfalls ſchlecht placirt); 1863 in der chineſiſchen Anleihe 3 Mill. (auch ſchlechtes Geſchäft); 1864 in der türkiſchen Anleihe 5 Mill.; 1866 in Newyork in Hypotheken durch Vermittlung von Gebr. Brown 10 Mill.; 1867 in der ruſſiſchen Anleihe durch Funda u. C. und Pluz in Petersburg 6 Mill.; 1869 durch die Kaiſerin in einem Gute bei Santander durch Vermittlung von Don Trupita 3 Mill.; im nämlichen Jahre bei Berg von Duſſen in verſchiedenen Werthpapieren 7 Mill.; im Ganzen 60 Millionen."

Die Staatsausgaben waren groß, aber es wurde unter dem Kaiſerreich auch ungeheuer viel unnütz vom Hofe und ſeinen Günſtlingen, Miniſtern und Generalen verſchwendet. Nach dem Falle von Metz wurde von dort geſchrieben: „Die Schäden, welche das Kaiſerthum Frankreich geſchlagen, kommen alltäglich mehr an's Licht. In der Kaſſe der Bankfiliale zu Metz wurden für 56 Millionen Franken Bons de l'Etat (Staatsſcheine) gefunden, welche alſo eine

entſprechende Summe darſtellen, welche die Staatsverwaltung daraus entnommen hat. Aehnliches iſt bei allen andern Filialen der Banque de France der Fall; ſehr leicht dürften 7 bis 8 Hundert Millionen herauskommen, welche der Staat der Bank ſchuldet. Und doch iſt dies nur der kleinere Theil der durch das Kaiſerreich geſchaffenen ſchwebenden Schuld. Nach einem unter Napoleon III. eingeführten Geſetze ſind alle Gemeinden, Corporationen, milden Stiftungen und beſonders auch die Sparkaſſen gehalten, ihre flüſſigen Kapitalien und Gelder in der Staatskaſſe zu hinterlegen. Die Gemeindeſteuern werden ſogar für das ganze Jahr vorausbezahlt und der Betrag ſofort Anfangs des Jahres beſagter Kaſſe abgeführt, die nicht eher als am Jahresſchluſſe dieſelben herauszugeben hat. Dann kommt aber wiederum der Ertrag der neuen Gemeindeſteuern hinzu, ſo daß der Staat ſofort wieder eine mindeſtens gleiche Summe einnimmt. Derſelbe hat auf dieſe Weiſe durch die Gemeinde-, Stiftungs- u. ſ. w. Gelder ein fortdauerndes unverzinsliches Darlehen, das ſich ſogar alljährlich erhöht. Die Sparkaſſen müſſen ihrerſeits ebenfalls all' ihre Gelder der Staatskaſſe anvertrauen, welche nur 3½ pCt. Zinſen dafür zahlt. Die Sparkaſſengelder betragen für ganz Frankreich gegenwärtig über 600 Millionen und nahmen in letzter Zeit alljährlich um 25 bis 30 Millionen zu.

Man begreift nun wohl, daß Frankreich auf dieſe Weiſe eine ſchwebende Schuld von etwa 2000 Millionen beſitzt. Da die Staatseinnahmen ungefähr daſſelbe betragen, ſo kann man ſagen, Frankreich ſey immer um die ganze Einnahme eines Jahres in ſeinen Finanzen zurück. Durch dieſes Syſtem ſetzt ſich übrigens der Staat in den Beſitz faſt aller Geldmittel des Landes. Es iſt eine finanzielle Centraliſation, wie ſie nirgends beſteht, aber ſie entſpricht vollkommen der ganzen Staatseinrichtung, welche ja die Centraliſation in allen Gebieten des öffentlichen, geiſtigen und materiellen Lebens auf das Höchſte getrieben hat. Je genauer man die franzöſiſchen Verhältniſſe prüft, deſto überzeugender tritt überall der

Beweis hervor, daß die politiſche Centraliſation alle dieſe Erſcheinungen nothwendig nach ſich zieht.

Durch den Krieg hat dieſe finanzielle Frage eine um ſo größere Wichtigkeit. Wo wird Frankreich bei dieſer Zerrüttung die Mittel hernehmen, um die Entſchädigungs-Anſprüche Deutſchlands ſofort zu beſtreiten? Auf den Augenblick oder in kurzer Friſt werden die von uns geforderten Milliarden kaum herbeigeſchafft werden können. Iſt doch ſchon ſeit Juli alles Gold aus dem Verkehr geſchwunden, während die durch Zwangscours entwertheten Banknoten auf den doppelten Betrag vermehrt worden ſind. Hier, ſowie in allen beſetzten Provinzen ſieht man faſt nur deutſches Geld, das früher unbekannt und verſchmäht, gegenwärtig allenthalben gern genommen wird."

Der Exkaiſer ſuchte ſich begreiflicher Weiſe durch ſeine Organe von der Schuld an dem unglücklichen Kriege möglichſt rein zu waſchen. Da hieß es, er ſey getäuſcht worden, ſeine Geſandten in Deutſchland hätten ihm falſche Nachrichten gegeben, er dürfe nur nach Deutſchland kommen, um zu ſiegen, das ganze ſüdliche Deutſchland würde ſich für ihn erheben. Als Gramont, um ſich ſelbſt rein zu waſchen, ſolche Behauptungen drucken ließ, ertheilte ihm Graf von St. Vallier, früher franzöſiſcher Geſandter in Stuttgart, ein Dementi mit der Verſicherung, daß die ſüddeutſchen Geſandten den Miniſter von dem wirklichen Stande der Dinge der Wahrheit gemäß unterrichtet hätten. Dies wird von anderen kompetenten Seiten beſtätigt. Aber die Regierung des Kaiſerreiches traute mehr den Berichten gewiſſer *offiziöſer* Agenten, die ihren, der Regierung, kriegeriſchen Gelüſten beſſer entſprachen und ſeitdem durch die in St. Cloud gefundenen Papiere enthüllt wurden. Hierbei iſt zu bemerken, daß der Verdacht, Oberſt Stoffel, der Militärbevollmächtigte Napoleons in Berlin, habe ſeinem Herrn die preußiſche Armee als ungefährlich geſchildert, unbegründet und eine Verleumdung war, denn Stoffel warnte den Kaiſer vor der preußiſchen Armee, als vor der tüchtigſten der Welt.

Ohne Zweifel hoffte Napoleon III. noch viel von der Armee in Metz, wo ihm Bazaine treu blieb. Als nun Metz endlich capituliren mußte und die ganze dort gefangene franzöſiſche Armee nach Deutſchland transportirt wurde, ſchien der tiefe Schmerz des Kaiſers auf der Wilhelmshöhe doch wohl zu verrathen, daß er auf ſeine vormalige Haupt- oder Rheinarmee noch immer Hoffnungen geſetzt hatte. Er aß faſt gar nichts mehr und war außerordentlich ſchweigſam und niedergeſchlagen. Alle drei in Metz gefangenen Marſchälle, Bazaine, Canrobert und Leboeuf, wie auch der alte Changarnier wählten Kaſſel zu ihrem Aufenthaltsort, um dem Kaiſer wenigſtens ihre Treue zu beweiſen.

Während Bazaine in Kaſſel lebte, ſchrieb man von dort: „Seine ſchöne junge Gemahlin liegt jetzt im Hotel du Nord in den Wochen. Der glückliche Erbe der zahlreichen Millionen, die ſein Vater in Mexiko gefunden, iſt nicht auf deutſchem Boden geboren, obgleich er in Kaſſel das Licht der Welt erblickte, denn in dem Augenblicke, als der junge Bazaine ſein warmes Mutterneſt verließ, ward er auf franzöſiſche Erde gebettet, welche zu dieſem patriotiſchen Zwecke der umſichtige Vertheidiger von Metz in einem Käſtchen mitgebracht hatte.“

Man ging ſo weit, zu glauben, dem franzöſiſchen Kaiſer würde auch ſeine Garde auf die Wilhelmshöhe geſchickt werden, wie die Herzogin von Hamilton vom König von Preußen wirklich verlangt haben ſoll. Ja, in dem Schreiben eines angeblichen franzöſiſchen Diplomaten an Gambetta wurde dieſer ermahnt, die Republik feſt zu begründen und ſchlagfertige Volksheere aufzuſtellen, weil ſonſt Napoleon III., von Preußen begünſtigt, mit ſeiner ganzen in Deutſchland gefangenen Armee von mehr als 300,000 Mann nach Paris zurückkehren, den Thron wieder einnehmen und dann eine ſchreckliche Reaction üben werde. Das ſey ſchon in Sedan verabredet worden und Napoleon habe ſich nur deshalb gefangen gegeben, denn auf dieſe Weiſe habe er den Orleaniſten'ſchen Parlamentarismus, die Sorge

um die Republikaner und die doch einmal unvermeidlich gewordene Revolution bequemer loszuwerden gehofft, als wenn er in Paris geblieben wäre und nie den Krieg erklärt hätte. Jedenfalls gab es noch einen rührigen Anhang des depossedirten Kaisers und noch mehr Intriguen, als womit derselbe sich wirklich beschäftigte, wurden ihm untergeschoben. Die Unterstellung, Preußen begünstige den Bonapartismus, ging übrigens zunächst von Wien aus und gehörte zu den vielen Bosheiten der Wiener Presse. So wurde im Oktober von dort geschrieben: „Cardinal Bonaparte hat letzter Tage einen Brief von Napoleon III. bekommen, in welchem er aufgefordert wird, alle Anstrengungen zu machen, um Pius IX. dahin zu bestimmen, daß er mit all seinem Einfluß die Wiederherstellung der Napoleonischen Dynastie unterstütze. Der Exkaiser, oder vielmehr seine Dynastie, würden sich in diesem Falle verpflichten, dem heiligen Vater die weltliche Herrschaft mit den Grenzen von 1859, oder wenigstens in dem beiläufigen Umfange derselben wieder zu verschaffen. Der kaiserliche Vetter im Vatican handelt denn auch nach Ordre und thut sein Möglichstes, um den Sinn des Papstes in die gewünschte Richtung hineinzudrängen." Dann wird noch hinzugefügt, man gebe sich große Mühe, Preußen auch für den Papst zu gewinnen. Dasselbe breiteten auch die französischen und belgischen Blätter Gambetta's aus, um ihre Leser zu überreden, die deutschen Protestanten seyen unzufrieden mit dem König Wilhelm und Deutschland überhaupt sehne sich nach Frieden.

Die Enthüllungen, die man aus den in St. Cloud aufgefundenen Papieren schöpfte, waren übrigens nicht nur den Bonapartisten sehr unbehaglich, sondern auch der republikanischen Regierung. Denn man fand unter jenen Papieren eine Menge Berichte der Präfekten, aus denen hervorging, fast in allen Provinzen habe man der Kriegserklärung des Kaisers zugejauchzt. Favre hatte im Gegentheil behauptet, der Kaiser allein sey an dem Kriege schuld, denn Frankreich habe den Frieden gewollt, und man hatte früher die Berichte

einiger Präfekten abdrucken laſſen, welche die Volksſtimmung wirklich als friedlich geſchildert hatten. Unter den aufgefundenen Papieren befand ſich auch eine erlogene Correſpondenz aus Baſel, worin über die Verhaftung eines eidgenöſſiſchen Generals und mehrerer ſeiner Offiziere in Deutſchland geklagt wurde. Es war eine Lüge, kein Schweizer war in Deutſchland verhaftet worden. Aber es galt, ſolche Lügen auszubreiten, um den Chauvinismus zu rechtfertigen.

Ende November erſchien in Brüſſel „le drapeau," ein neues bonapartiſtiſches Blatt, welches der alte Mameluk Clement Duvernoy herausgab. Es ſollte auf eine Reſtauration des Kaiſerthums hinarbeiten, rivaliſirte inſofern mit den Organen der bourboniſchen und orleaniſtiſchen Partei und wollte daher in einer ſeiner erſten Nummern wiſſen, der Graf von Chambord habe dem König von Preußen geſchrieben, ſey aber keiner Antwort gewürdigt worden. Das Blatt kokettirte mit der preußiſchen Hülfe.

Die Bonapartiſten verkündeten ſchon, nach dem Falle von Paris würden der frühere Senat und geſetzgebende Körper einberufen und das Kaiſerthum hergeſtellt werden. Unter den internirten und gefangenen Offizieren wurde gewaltig für dieſen Plan agitirt. Aber Gambetta's Agenten blieben auch nicht unthätig und brachten es dahin, daß eine Anzahl gefangener Offiziere mit ihren Unterſchriften gegen das Kaiſerthum proteſtirten. Dem Peſther Lloyd wurde aus Hamburg geſchrieben: „Sie haben wahrſcheinlich in der ‚Indepenbance' und anderen Zeitungen einen aus Hamburg und Altona datirten, mit einigen 100 Unterſchriften von franzöſiſchen Offizieren verſehenen Proteſt gegen die Dynaſtie Napoleons geleſen! Dieſer Proteſt dürfte theilweiſe an Werth verlieren, wenn man die Entſtehungsgeſchichte deſſelben kennt. Sie werden gehört haben, daß die wenigſten gefangenen franzöſiſchen Offiziere mit Glücksgütern geſegnet ſind, im Gegentheil haben dieſelben mit der größten Noth zu kämpfen. Dieſe Verlegenheit benutzen die Agenten Napoleons und Gambettas. Erſterer ließ bekanntlich 1 Million Francs zur

‚Unterstützung‘ für die gefangenen Offiziere bei dem Hause Behrend und Comp. anweisen, während die Agenten der provisorischen Regierung persönlich Gaben an die Offiziere verabfolgten. Das Resultat dieses Wettstreites in ‚Humanität‘ ist obenerwähnter Protest, der von jenen Offizieren ausgeht, denen die Abgesandten der Republik das Versprechen gaben, daß im Falle der Zurückkunft ihre Chargen durchgängig um einen Grad erhöht würden. In einer Versammlung der hier internirten 1700 französischen Offiziere, bei welcher es zu einer großen Spaltung unter denselben kam, fanden heftige Streitigkeiten zwischen beiden Parteien statt. Der größte Theil der Versammlung bestand aus Anhängern der Napoleoniden, welche ihren Gegnern Undankbarkeit gegen das Kaiserreich vorwarfen. Die Letzteren hinwiederum erklärten unumwunden, daß Napoleon sie auf die gemeinste und feigste Art verrathen habe.“

Die Republikaner motivirten ihren Haß gegen Napoleon durch die schrecklichen Schläge, die ihnen vor 22 Jahren der „zweite Dezember“ gegeben. Sogar ein Deutscher, Gustav Rasch, schrieb ein „Schuldbuch Louis Bonapartes.“ „Der Exkaiser wird darin die Hinrichtungen der französischen Republikaner mittelst der ‚trockenen Guillotine‘ in der afrikanischen Steppe und auf der Teufelsinsel, die Knechtschaft der Geister während des zweiten Kaiserreichs und den Schrecken finden. Sechstausend Todte der Steppe! Welche Menschenhekatombe! Und wie gingen die Hinrichtungen der Republikaner mittelst der trockenen Guillotine auf der Teufelsinsel vor sich? Ein Beispiel von Tausenden: Eugen Millelot von Clamecy starb an hundert Peitschenhieben, welche er auf Befehl Morny's, des Halbbruders Louis Bonaparte's, dessen Statue die Regierung der französischen Republik heute in den Bagno von Toulon versetzt hat, in Cayenne in Gegenwart seines Vaters, seines Bruders und seiner Freunde erhielt — weil er einen Fluchtversuch gemacht hatte. Und worin bestand der zweite bonapartistische Schrecken, mein Herr? In den Einkerkerungen und Deportationen von Tausenden von ‚Ver-

vor Giurgewo, weigerte ſich hartnäckig, die Feſtung zu übergeben, und erſt die ſtrengen Befehle des Sultans vermochten ihn dazu am 20 November, nachdem er dieſes letzte Bollwerk der Türken jenſeits der Donau mit einem früherer Zeiten würdigen Heldenmuth vertheidigt hatte.

In Conſtantinopel überließ man ſich unterdeſſen der Freude. Da die Blokade aufgehört hatte, ſo ſtrömte von Odeſſa, Smyrna und andern Häfen her Zufuhr in Menge nach der türkiſchen Hauptſtadt, und der Handel, der durch den Frieden ſo günſtige Ausſichten erhalten hatte, belebte ſich ſchnell wieder. Der Sultan zeigte ſich in der größten Liebenswürdigkeit, und eben ſo zuvorkommend, wie er den General Müffling empfangen hatte, empfing er auch den engliſchen Admiral Malcolm, der ihn beſuchte, und die ruſſiſchen Botſchafter, Graf Orloff und Herr von Boutenieff. Die alte ſtrenge Etikette der Pforte wurde dabei außer Acht gelaſſen. Am 4 November gab der engliſche Geſandte, Gordon, den türkiſchen Großen an Bord der Fregatte Blonde ein glänzendes Gaſtmahl, wobei die Türken zwiſchen den europäiſchen Damen ſaßen und gegen das Geſetz Mahomeds Champagner in Strömen tranken. Ein ähnliches Feſt gab Graf Guilleminot am 23 November, wobei ſich indeß die Türken weniger Ausſchweifungen erlaubten. Ueberall erkannte man den großen moraliſchen Einfluß des letzten Krieges. Hatte die Pforte große Verluſte erlitten, ſo war doch die Reform des Sultans Mahmud dadurch befördert worden.

Ueber dieſen Feſtlichkeiten wurde das Hauptgeſchäft nicht verſäumt. Die Pforte ermangelte nicht, die Friedensbedingungen zu erfüllen. Nachdem die erſte Geldzahlung am 28 October geleiſtet war, fingen die Ruſſen an, Adrianopel zu räu-

dächtigen' im Jahre 1858. Die Deportationen des Jahres 1858 fanden ſämmtlich auf Befehl der' immer aus drei Bonapartiſten zuſammengeſetzten ‚gemiſchten Commiſſionen' ſtatt. Keiner der ‚Verdächtigen' iſt vor einem Gerichtshof verurtheilt, keiner behufs ſeiner Vertheidigung gehört worden."

In Brüſſel hat ein Graveur den eigenthümlichen Einfall gehabt, eine Anzahl der letzten, von dem Kaiſer Napoleon geſchlagenen Fünffrancsſtücke in der Art umzuarbeiten, daß das Bild des Kaiſers eine preußiſche Pickelhaube trägt. Dadurch ſoll die unnütze Weiſe befürchtete bonapartiſtiſche Reſtauration unter Preußens Auſpicien karikirt werden. Dennoch erwies ſich die franzöſiſche Nation undankbar und frivol, inſofern ſie alle Erinnerungen an den Kaiſer, dem ſie 22 Jahre lang gehorcht, den ſie durch drei Plebiscite beſtätigt, dem ſie zugejauchzt, den ſie bewundert hatte, jetzt auf einmal verleugnete, ſchändete, alle ſeine Statuen und Bilder wegſchaffte oder zertrümmerte, alle Orte, Straßen ꝛc., die nach ihm genannt waren, umtaufte und ihm nur noch Schlechtes nachſagte. Aber es war nur Terrorismus der republikaniſchen Partei, von welcher der Vandalismus an den kaiſerlichen Reliquien geübt wurde. Zuweilen dauerte es die guten Bürger in den Städten, ſo viele Denkmäler des Nationalruhms zerſtören zu ſollen. In Grenoble ſollte die Reiterſtatue Napoleons I. weggeſchafft werden, „da aber das Roß jedenfalls unſchuldig, auch für einen anderen Reiter zu gebrauchen iſt — etwa um den Bürger Erſten Conſul Gambetta mit einer Jakobinermütze darauf zu ſetzen —, ſo hat der Municipalrath beſchloſſen, daß nur der kaiſerliche Reiter vernichtet, das Pferd aber ſorgfältig aufbewahrt werde."

Vom Prinzen Napoleon berichtete der General Changarnier, „dieſe dicke und große Perſon ſey in ſeinen kleinen ärmlichen Salon eingedrungen und habe zu ihm geſagt: Sie allein können Frankreich retten und dem Kriege ein Ende machen. Die Kaiſerin iſt ein dummes Thier (une brute). Werden Sie Frankreichs Regent

und führen Sie den jungen kaiſerlichen Prinzen. Ich bürge Ihnen für die Zuſtimmung des Königs von Preußen und Bismarcks. Vereinigen Sie ſich an der Grenze mit 150,000 unſerer Gefangenen, welche von Generalen nach Ihrem Willen kommandirt werden ſollen. Wenn Sie die proviſoriſche Regierung und einige fünfzig andere Unruheſtifter erſchießen laſſen werden, wird die Ordnung für immer hergeſtellt ſeyn. Falls Sie einſtimmen, wird ſogleich ein Unterhändler an Herrn Bismarck abgeſchickt werden. — Prinz, antwortete ich, ich will keine Romane mehr machen, am allerwenigſten ſo lächerliche. — Darauf wies ich ihm die Thür, und er entfernte ſich."

Sehen wir uns nun nach der ſchönen Exkaiſerin um, die in England lebte und von der das Gerücht ging, ſie habe für ihren unglücklichen Gemahl eher Vorwürfe als Troſt. Die Kaiſerin Eugenie mußte in derſelben Nacht aus Paris flüchten, in welcher die Republik ausgerufen wurde. Man beſchuldigt ſie, durch ihre Kriegsluſt die des Kaiſers angefeuert und dadurch an dem Unglück Frankreichs einen nicht kleinen Antheil gehabt zu haben. Wenn Napoleon ſelbſt nach ſeiner Gefangennehmung in Sedan ſich äußerte, er habe den Krieg nicht gewollt, er ſey aber dazu getrieben worden, ſo ſcheint er damit nicht auf ſeine Gemahlin, ſondern auf ſeine Miniſter hingedeutet zu haben. Indeſſen iſt es unzuläſſig, einen bekanntlich ſehr ſchlau berechnenden und ruhig urtheilenden Mann, welcher frühe ſchon die Schule des Unglücks durchgemacht, dann mit großer Geſchicklichkeit 22 Jahre lang Frankreich regiert hat, für einen Schwachkopf anſehen zu wollen, der ſich von andern habe verführen laſſen. Auch ſeine Gemahlin wird ihn gewiß nie zu etwas überredet haben, was er nicht ſelbſt gewollt hätte. Nur das iſt unzweifelhaft, daß die ſchöne Eugenie auf der Höhe, zu welcher ſie das Glück emporgetragen, ein wenig übermüthig geworden iſt und vom Kriege gehofft hat, er werde ihr und ihrem Sohne noch mehr Glück und Glanz erwerben. Der jähe Sturz von ihrer Höhe muß ſie alſo ſehr erſchüttert haben. Schon als Regentin wurde ſie in

Paris auf eine beleidigende Weiſe zurückgeſetzt und mißachtet. Die Miniſter thaten, was ſie wollten. Als vollends die Republik proklamirt wurde, war ihre kaiſerliche Perſon nicht mehr ſicher in Paris. Es hieß ſogar, in derſelben Nacht hätte ihre Dienerſchaft ihre Gemächer ausgeplündert.

Ueber die Flucht der Kaiſerin aus Paris enthält der Daily Telegraph folgende Mittheilungen aus der Feder eines Augenzeugen: Die Abſetzung der napoleoniſchen Dynaſtie wurde im Corps Legislatif am Sonntag den 4. September gegen 1 Uhr Mittags ausgeſprochen. Um 2 Uhr ſtürzte der damalige Polizei-Präfekt Pietri athemlos in die Gemächer der Kaiſerin in den Tuilerien mit der überraſchenden Ankündung und Warnung: „Die Abſetzung iſt erklärt worden. Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Retten Sie ihr Leben, Madame, wie ich mich beeile, das meinige zu retten!“ Dann verſchwand er. Die Kaiſerin blieb allein mit ihrer alten, treuen Sekretärin, Madame le Breton, und Herrn Ferdinand de Leſſeps, welche beide ernſtlich in ſie drangen, ſofort die Flucht zu ergreifen. Vergebens alle Rathſchläge. Sie hielt es für eine Feigheit, den Palaſt zu verlaſſen. Sie wollte, ſagte ſie, lieber vom Pöbel wie Marie Antoinette behandelt werden, als Sicherheit in einer unwürdigen Flucht ſuchen. Eine Zeit lang war alle Ueberredung vergebens; ſchließlich beruhigte ſich die Kaiſerin einigermaßen und ſah die völlige Nutzloſigkeit ihres Verbleibens ein. Von den zwei genannten Gefährten begleitet, floh die Kaiſerin durch die lange Gallerie des Louvre, bis ſie plötzlich vor einer verſchloſſenen Thüre ſtillſtehen mußte. Deutlich konnte man den Lärm der Menge hören, die bereits den Privatgarten der Tuilerien betreten hatte. Um Zeit zu gewinnen, ſchlug Leſſeps vor, auf die Terraſſe hinauszugehen und durch die wachthabenden Soldaten das Volk auf einige Minuten zurückdrängen zu laſſen, während er ſelbſt außerdem die Menge durch eine Anrede aufhalten wollte. Dies wurde jedoch überflüſſig. Madame le Breton fand einen Schlüſſel, öffnete die

Thür und die Kaiſerin gelangte mit ihren beiden echten Freunden auf die Straße am Ende des Louvre. Hier ſtiegen ſie in einen gewöhnlichen Fiaker, nicht ohne Gefahr, ſofort entdeckt zu werden, denn ein kleiner, kaum zwölfjähriger gamin de Paris ſchrie: Voilà l'Impératrice! Glücklicherweiſe ſchien dies Niemand zu hören oder zu beachten, und der Fiaker entfernte ſich ruhig mit den beiden Damen. Sie fuhren nach der Wohnung des Herrn v. Leſſeps auf dem Boulevard de Malesherbes, wo die Kaiſerin kurz darauf den Fürſten Metternich empfing, der alles nur Mögliche that, um ihre Abreiſe nach einem ſicheren Orte zu erleichtern. Am Abend fuhr die Kaiſerin, begleitet von Madame le Breton, nach dem Nordbahnhofe, entging, Dank ihrem dichten Schleier, jeder Erkennung, und reiste um 7 Uhr ſicher und unentdeckt nach der belgiſchen Grenze ab.

Nach andern Nachrichten der Times wurde ſie vom Fürſten Metternich und zwei andern Herrn, nachdem ſie mit ihnen die Tuilerien verlaſſen hatte, im Straßengedränge getrennt und von einem Jungen erkannt. Der Pöbel rief ihr zu à la Guillotine! und doch gelang es ihr, ſich nochmals im Gedränge zu verlieren und das Haus eines Freundes zu erreichen. Paris mit der Eiſenbahn zu verlaſſen, ſchien zu gefährlich, und es war keine andere Fahrgelegenheit zu finden, als ein nach der Normandie zurückkehrender Marktkarren. Auf dieſem Karren fuhr die Kaiſerin drei Tage und zwei Nächte, ehe ſie in der Nähe von Trouville die See erreichte, und hier von Sir John Bourgoyne an Bord ſeiner Yacht aufgenommen wurde. Vor ihr kam ein Franzoſe an Bord mit der Bitte, ſich einmal eine engliſche Yacht anſehen zu dürfen. Sir John, welcher ihn halbwegs für einen franzöſiſchen Spion hielt, geſtattete ihm die Beſichtigung des Fahrzeuges, und bald nachdem er ſich entfernt hatte, kamen zwei andere Herren mit der nämlichen Bitte. Nachdem ſie die Yacht genau in Augenſchein genommen und vielerlei Fragen über deren Fahrgeſchwindigkeit ꝛc. geſtellt hatten,

baten ſie, den Eigenthümer allein ſprechen zu dürfen. Der eine, welcher ſich als Herr v. Leſſeps vorſtellte, ſagte, ſie ſeyen gekommen, einen Gefallen zu erbitten, und verließen ſich auf ſeine Ehre als engliſcher Gentleman, daß er, auch falls er die Bitte nicht zu erfüllen im Stande ſey, von der ihm zu machenden Mittheilung keinen Gebrauch mache. Dann erzählten ſie die Geſchichte von der Flucht der Kaiſerin und baten ihn, dieſelbe nach England zu bringen. Die Kaiſerin kam ohne alles Gepäck an Bord, ſie hatte nicht einmal Kamm und Bürſte, noch auch das geringſte von friſcher Wäſche bei ſich. Die Ueberfahrt nach der Inſel Wight war ſehr rauh, und äußerſt erſchöpft langte die entthronte Fürſtin in Rhyde an, woſelbſt ſie ſich bei Sir John und Lady Bourgoyne mit Thränen in den Augen für die ihr geleiſtete Hülfe bedankte (beide waren ihr früher unbekannt geweſen) und woſelbſt die Matroſen des kleinen Kutters zum erſtenmale erfuhren, wer die Dame geweſen, die geheimnißvoll an Bord gekommen und in Lady Bourgoyne's eigener Cabine einlogirt war. Die Kaiſerin hielt ſich nur ſo lange auf, als nöthig war, um den erſten Dampfer abzuwarten, der von dort nach Portsmouth hinüberfuhr.

Mit einem dieſer Paſſagierdampfer, dem erſten, der des Morgens von Rhyde nach Portsmouth abfuhr, machte die Kaiſerin Eugenie am 6. September die Ueberfahrt. Es war um halb acht Morgens, die See ging hoch, graue Nebel umhüllten Land und Meer, das Deck war kalt und naß, ein Köfferchen und zwei Handtaſchen enthielten alle ihre Reiſehabſeligkeiten. Zwei Frauen und ein einziger Diener bildeten ihre Begleitung, und außer dieſen gab es der Paſſagiere kaum ein Dutzend auf dem Schiffe, das ſie herübertrug. Es mag ſeit langer Zeit die trübſeligſte Geſellſchaft geweſen ſeyn, die einer dieſer Vergnügungsdampfer an Bord genommen hatte. In Portsmouth wurde am Landungsplatze ein Miethwagen genommen, der die Flüchtigen nach dem am entgegengeſetzten Ende der Stadt gelegenen Bahnhofe führte, und dort angekommen,

mußten ſie abermals geraume Zeit warten, bis der nächſte Zug nach Haſtings abging. Es iſt eine ziemlich lange Fahrt längs der Südküſte, welche ein- oder zweimaligen Wagenwechſel erfordert, und es war ſehr dunkel, als die Kaiſerin in Haſtings anlangte. Eine telegraphiſche Depeſche aus Rhyde ſcheint den Prinzen von der Ankunft der Mutter benachrichtigt zu haben, denn er erwartete ſie auf der Treppe des Hotels. Der arme Junge! Wenige kannten ihn und noch weniger die tiefverſchleierte Frau, der er ſich ſchluchzend in die Arme warf. — Man ſah ihn ſpäter mit ſeiner Mutter ſpazieren gehen. Er ſah ſchmächtig und niedergeſchlagen aus, trug einen weißen breitrandigen Hut und war dankbar für jeden freundlichen Gruß. Am 24. September ſiedelte die Kaiſerin mit ihrem Sohn nach Camdenhouſe in Chiſlehurſt in Kent, einem kleinen altmodiſchen Landſitz des Alterthumforſchers Camden, nur drittehalb Meilen von London über. Gleichzeitig erfuhr man, ſie habe von der Königin Victoria einen Troſtbrief erhalten. Auch empfing ſie, jedoch erſt am 26. Oktober, den Beſuch des Prinzen und der Prinzeſſin von Wales „nicht ohne Ceremoniel" wie es hieß.

In ihrem Aſyl zu Chiſlehurſt fanden ſich, wie nicht anders zu erwarten war, manche von den nach England geflüchteten Mameluken des geſtürzten Kaiſerreichs ein und wurde eifrig gerathſchlagt, ob nicht, wenn auch nicht die Reſtauration des Kaiſers ſelbſt, doch die ſeiner Dynaſtie zu ermöglichen wäre. Nichts lag näher, als dabei an den Marſchall Bazaine zu denken, der zwar dem Kaiſer den Oberbefehl über die Armee hatte abnehmen müſſen, das aber vielleicht nur gethan hatte, um dem Kaiſer oder doch ſeiner Dynaſtie die Armee zu erhalten. Denn er betrachtete ſich noch als allein der Kaiſerin Regentin verpflichtet und erkannte die Republik nicht an. Andererſeits hoffte man von Preußen, es werde ſich lieber mit dem Kaiſerthum, als mit der Republik auf Friedensverhandlungen einlaſſen. Die obenerwähnten, dem Kaiſer zugeſchriebenen, in der „Situation" abgedruckten Idées ſollten dazu mitwirken.

Bazaine ließ den Gardegeneral Bourbaki heimlich aus Metz nach Chiſlehurſt abgehen und ſchickte ſpäter ſeinen Adjutanten General Boyer in's preußiſche Hauptquartier. Da der König von Preußen dem wunderlichen Plan ſeine Mitwirkung verſagte und er alſo unmöglich ausgeführt werden konnte, iſt es für die Geſchichte ziemlich gleichgültig, zu wiſſen, wie weit ſich die Kaiſerin Eugenie in den Plan eingelaſſen hat. Wahrſcheinlich ziemlich tief, denn ſonſt würde ſie ſich nicht ſo viele Mühe gegeben haben, es hinterdrein zu leugnen. Es iſt wenigſtens ſehr bezeichnend, daß ihr Dementi erſt am 28. Oktober in der Daily News erſchien, alſo unmittelbar nach der Capitulation von Metz, welche jede Hoffnung auf eine Durchführung des Plans vereitelte.

Der Artikel der Daily News bezweckte nichts anderes, als die Kaiſerin rein zu waſchen von jedem Verdacht, als hätte ſie die Reſtauration der kaiſerlichen Dynaſtie vom König von Preußen durch Conceſſionen an Deutſchland erkaufen wollen. Jetzt erſt lag ihr alles daran, glauben zu machen, ſie habe von Anfang an inſofern mit der republikaniſchen Regierung übereingeſtimmt, als ſie die Abtretung von Elſaß und Lothringen verweigert habe. Der Artikel der Daily News ſagt von ihr: „Mit derſelben Treue, als ob ſie noch in Frankreich und in vollem Beſitz der Macht wäre, welche das Mißgeſchick von Sedan zerſtörte, beſchäftigen ſich ihre Gedanken nur mit der nationalen Vertheidigung Frankreichs. In dieſem Punkte ſind ihre Ideen in voller Uebereinſtimmung mit denen der Regierung in Tours, daß nämlich jede Gebietsabtretung zu verweigern ſey. Den Beweis hiefür findet man in ihrer Antwort an den erſten Abgeſandten, der vom Grafen Bismarck am 15. September an ſie abgeſchickt wurde. Sie war damals erſt ſeit wenigen Tagen in England, und die Ereigniſſe, welche zu ihrer Verbannung geführt hatten, waren noch ſo friſch, daß es vielleicht zu entſchuldigen geweſen wäre, hätte ſie die erſte Gelegenheit benutzt, ihre Autorität geltend zu machen. Preußen war dazumal bereit, Frieden zu machen.

Die Siege bei Weissenburg, Forbach und Sedan waren für seinen Ruhm hinreichend. Die öffentliche Meinung in Deutschland war damals noch nicht erbittert durch die Fortdauer eines Krieges, welchen die Uebergabe des Kaisers anfänglich zu beenden schien, und der Kanzler des Norddeutschen Bundes fühlte sich noch nicht gezwungen, einem durch den Kampf erschöpften Lande eine beträchtliche Gebietsentschädigung zu bieten. Demgemäß schlug er der Kaiserin vor, auf Grundlage der Uebergabe Straßburgs nebst einem Theile des Departements Bas-Rhin mit im Ganzen nur 25,000 Einwohnern und einer Kriegsentschädigung von 2000 Millionen Fr. Frieden zu schließen. Die Kaiserin verwarf lange vor der provisorischen Regierung den Gedanken einer Gebietsabtretung und lehnte diesen Vorschlag ab, der auch so vollkommen unbekannt blieb, daß man ihr heute Ansichten in die Schuhe schiebt, welche vollständig unvereinbar mit ihren vergangenen Handlungen seyn und eben so sehr gegen ihre eigenen Interessen wie gegen die Frankreichs angehen würden. Ohne Zweifel wurden in Chiselhurst zwischen der Kaiserin und ihrem Hofe Erörterungen gepflogen. Die Aussichten auf eine Restauration und die Mittel, welche anzuwenden wären, wenn die Stunde schlagen wird, mögen dort immerhin erörtert werden; aber die dort geäußerten Ansichten sind und bleiben Privatansichten, und keinerlei Indiscretion — an sich schon eine sehr unwahrscheinliche Sache — gibt irgend Jemandem das Recht, dieselben in bestimmter Form mitzutheilen, viel weniger noch denselben einen amtlichen Charakter zu geben. — Ohne Zweifel wünscht die Kaiserin sehnlichst das Ende der Feindseligkeiten herbei; aber was auch immer jene verwegenen Parteigänger, deren gefährliche Dienste sie zurückweist, behaupten oder durchblicken lassen mögen, und was auch immer die Intriguen seyn mögen, bei denen Graf Bismarck sie zum Werkzeug zu machen sucht, so steht doch fest, daß sie im Traume nicht daran denkt, einen Zoll französischen Bodens oder auch nur das geringste Theilchen der nationalen Ehre ihren dynasti-

ſchen Intereſſen zu opfern. Wenn es ſich nicht mehr um Elſaß und Lothringen handelt, ſo wird die Kaiſerin unzweifelhaft alle Anſtrengungen machen, ſich mit dem Lande in Einvernehmen zu ſetzen, um einen ehrenhaften Frieden zu erlangen, aber bis dahin wird ſie ſich mit derſelben Würde und Entſchloſſenheit wie früher zurückhalten."

Den Schluß des Artikels bildet ein Ausfall auf den Prinzen Napoleon, welcher auch nach Chiſlehurſt kam und der Kaiſerin indirekt Vorwürfe machte, ſofern er an den bisherigen Mameluken des Hofes, die ihre Günſtlinge geweſen, kein gutes Haar ließ und die Miniſter ſogar Blödſinnige nannte, die an allem Unglück Schuld ſeyen. Aber die Kaiſerin „gab dem Vetter eine Antwort, von der die folgenden Sätze den Inhalt, wenn nicht die Worte darſtellen: ‚Ich weiß nicht, Monſeigneur, — ſagte die Kaiſerin —, was Sie unter einem Miniſterium von Blödſinnigen verſtehen. Das aber weiß ich, daß ich bis zum letzten Augenblick von ergebenen treuen Freunden bedient war. Während der letzten 18 Jahre haben Sie dem Kaiſerreich Oppoſition gemacht. Sie und Ihr Anhang haben nie aufgehört es zu untergraben und heute, wo der Kaiſer geſtürzt iſt, verfolgen Sie ihn immer noch. Wären Sie am 4. September in Paris geweſen, ſo hätten Sie guten Rath ertheilen können; aber ſie waren abweſend, wie Sie es zufällig ſo oft im Augenblicke der Gefahr waren, natürlich zu ihrem großen Bedauern, ich zweifle nicht daran.' Darauf zögerte der Prinz Napoleon nicht länger, er nahm ſeinen Hut und verließ das Gemach."

Ganz unerwartet kam die Kaiſerin Eugenie in Begleitung des Grafen Clary, als deſſen Gattin ſie gereist war, am 30. Oktober auf der Wilhelmshöhe an, gleichzeitig auch Bazaine, wie auch Prinz Murat, Canrobert und Leboeuf. Die Kaiſerin reiste aber ſchon am 2. November wieder ab und kehrte nach England zurück. Hier erwies ihr die Königin Victoria bald darauf die Ehre, ſie in Windſor zu empfangen.

Man ſchrieb der Kaiſerin Eugenie wahrſcheinlich einen tiefgreifenderen Einfluß auf ihren Gemahl zu, als ſie ihn wirklich beſaß. Auch hat der Haß der republikaniſchen und vielleicht auch der Neid der orleaniſtiſchen Partei ihre Erſcheinung in der Weltgeſchichte karrikirt, ihren Namen geläſtert. Erſt die Nachwelt wird unparteiiſcher über ſie urtheilen können. In der Geſchichte der Gegenwart haben aber ſo viele Lügen eine wichtige Rolle geſpielt und bedeutende Wirkungen zur Folge gehabt, daß der Geſchichtſchreiber ſie nicht ganz ignoriren darf. Die Summe deſſen, was die Feinde des Kaiſerthums der Kaiſerin vorwarfen, liegt in folgender kurzen Charakteriſtik.

Eugenien's Mutter war die Tochter eines Schotten, Namens Kirkpatrik, der ſich in Spanien niederließ und mit Colonialwaaren handelte. Dieſe Miß Kirkpatrik war ſehr ſchön und bekam einen armen Artillerieoffizier, den Grafen Teba von Montijo, zum Gatten. Sie war ſo galant als ſchön und fand viele Liebhaber, vornehme Herrn, unter andern den Lord Clarendon, welcher für den eigentlichen Vater Eugeniens gehalten wird. Eugenie hatte noch eine ältere Schweſter und beide wurden Hofdamen der „tugendhaften" Königin Iſabella. Eugenie war in den Herzog von Alba verliebt und als dieſer ihre Schweſter heirathete, vergiftete ſie ſich. Da ſie aber das Gefäß nicht umgerührt hatte, blieb das Gift im Satz unten zurück und ſie kam mit dem Leben davon. Seitdem ergab ſie ſich einem Liebhaber nach dem andern und wohnte mit leidenſchaftlicher Luſt den blutigen Stiergefechten bei. Einer ihrer vorgezogenſten Liebhaber war der Herzog von Aumale, der als Schwager der Königin Iſabella an deren Hofe lebte. Aumale und Eugenie wurden oft zuſammen geſehen. Auch der Miniſter Narvaez ſoll Eugenie gehuldigt haben. Inzwiſchen konnte ſie keinen Gatten finden, weil ſie wegen ihrer Galanterie zu ſehr verrufen war. Sie verließ nun Spanien und ging mit dem jungen Fürſten Camerata nach Spaa, der berühmten Spielhölle in Belgien. Von hier kam

men. Im Anfang des Decembers wurde die allgemeine Amneſtie durch einen Ferman des Sultans proclamirt, und zugleich wurden die früher getroffenen ſtrengen Maßregeln gegen die katholiſchen Armenier zurückgenommen. Am 15 December wurden die fünf, Servien entriſſenen Diſtricte dieſer Provinz wieder einverleibt, die unter dem Einfluß des thätigen Fürſten Miloſch gleich der Moldau und Wallachei in neuen Flor zu kommen verſprach. Endlich wurden die aus der Schlacht bei Navarin geretteten türkiſchen Schiffe, die unterdeß in Alexandrien blokirt gelegen, nach Conſtantinopel zurückgebracht.

5.

Der griechiſche Krieg.

Leider hat die Geſchichte an den Neugriechen faſt nichts zu rühmen als ihre Tapferkeit. Unter dem Druck des Deſpotismus aufgewachſen, ohne Erziehung und Bildung, verſchmitzte Sclaven oder tollkühne Räuber, beſitzen ſie weder die politiſchen noch die geſelligen Tugenden, deren ſich civiliſirte Völker zu erfreuen haben. Die Tyrannei hat die, welche ſich ihr unterwarfen, an Liſt und Betrug, und die, welche gewagt, ihr zu trotzen, an unbändigen Banditenſinn gewöhnt. Daher finden wir unter den Häuptern der Griechen faſt nur geſchmeidige Intriganten und halsſtarrige Räuberchefs, und ſehr wenige Männer, die mit politiſcher Umſicht und Vorausſicht zugleich Charakterfeſtigkeit und uneigennützige Vaterlandsliebe beſitzen. Je herzerfreuender nun ihr heldenmüthiger

ſie nach Paris und erregte auf einer Jagdpartie bei Compiegne als eine blendend ſchöne Erſcheinung im eleganteſten Koſtüm auf ſtolzem andaluſiſchem Roſſe allgemeine Bewunderung.

Hier war es, wo Napoleon III. ſie zum erſtenmal ſah, ſich heftig in ſie verliebte und ſie zu ſeiner Gemahlin erkor. Er hatte nämlich eben von allen deutſchen Höfen, bei denen er als Freiwerber anklopfte, Körbe bekommen, war darüber ärgerlich und glaubte es mit der ſchönen Spanierin verſuchen zu dürfen. Eugenie ſelbſt war vom Schickſal, wie ihr einmal eine Nonne prophezeit haben ſoll, zu einer Krone berufen. Genug! die Vermählung kam zu Stande und der arme Camerata ſoll ſich wegen Verluſt an der Börſe ſelbſt entleibt haben. Die Kaiſerin ſetzte ihre Galanterien fort, wie der Kaiſer die ſeinigen auch. Als Prinz Lulu zur Welt kam, ſchrieb man ihm mehrere Väter zu, mit beſonderer Beſtimmtheit den General Fleury. In der erſten Zeit ihrer Ehe ſoll ſie wenig Einfluß auf die Regierung geübt haben. Erſt als ihre Reize zu verblühen anfingen und ſie fromm wurde, bearbeitete ſie ihren Gemahl im Intereſſe der klerikalen Partei und ſoll ihn namentlich zu Gunſten des Papſtes geſtimmt haben. Der Kaiſer war freilich älter und den Rathſchlägen Anderer zugänglich geworden, equilibrirte aber noch immer geſchickt genug zwiſchen Victor Emanuel und dem Papſte, zwiſchen ſeinem radikalen Vetter, dem Prinzen Plon-Plon, und ſeiner Gemahlin. Endlich ſoll ſie ihn auch zum Kriege gegen Deutſchland fortgeriſſen haben. Sie allein hätte das wohl nicht vermocht, aber die öffentliche Meinung ſchrieb es ihr zu.

Unter den Papieren, welche man in den Tuilerien gefunden hat und die von der republikaniſchen Regierung veröffentlicht wurden, fand ſich auch folgender Auszug aus dem amtlichen Geheimregiſter der Pariſer Polizei: „Rue St. Antoine Nr. 10, dritte Etage. Seit 1. April 1848 bewohnt von Frau v. Montijo, genannt Gräfin Teba, mit ihrer Tochter Eugenie. Frau v. Montijo, Wittwe eines ſpaniſchen Refugié, Herrn v. Montijo Grafen Teba.

Der Grafentitel nicht anerkannt. Frau v. Montijo, von ihrem Manne getrennt, kam mit ihrer Tochter nach Frankreich, ging dann nach England — wieder nach Frankreich — wieder nach Spanien — dann nach Paris. 1825 Chaussee d'Antin Nr. 8. Hielt kleine Cirkel von galanten Frauen und älteren Roués; die Polizei wurde benachrichtigt — 1828 wieder nach England wegen Schulden. Ihre Tochter in der Pension zurückgelassen. — Bis 1836 kein Vermerk. — November 1838 nach Paris zurück; wurden 6 Wochen observirt. Drei Jahre ohne Anzeige. Mai 1842 Selbstmordversuch des Cassirers Henry in ihrer Wohnung. Verdacht verbotenen Spiels. Ihre Tochter Eugenie Veranlassung von Rencontres zwischen Oberst Soumilliers und Capitän Flausout; Polizei-Commissar Rocé berichtet: Frau v. Montijo hat kein nachweisliches Einkommen; verkehrt mit älteren inactiven Offizieren von gutem Vermögen und lockeren Sitten; Wohnung comfortabel eingerichtet; 1800 Francs Miethe. Tochter Eugenie hochblonde Schönheit mit feiner Tournure, hat viele Anbeter." Man braucht übrigens einem pariser Polizeibericht (selbst die Aechtheit vorausgesetzt) kein unbedingtes Zutrauen zu schenken.

Man verfehlte nicht, auf eine ziemliche Aehnlichkeit im Benehmen und in den Schicksalen der Königin Maria Antoinette und der Kaiserin Eugenie aufmerksam zu machen. Beide waren im Schooße des Glücks ein wenig übermüthig geworden, beide hatten in ewig wechselnder Putzsucht alle Länder der gebildeten Welt mit dem affreusen Modetand überschwemmt, der die Unnatur der Zeiten charakterisirt. Den unnatürlichen und abscheulichen Frisuren, Chignons, koketten Hütchen, Culs de Paris, Pochen und Reifröcken Marie Antoinettens, die wir noch aus Bildern und Kupferstichen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen, entsprachen völlig die Haargebirge, Hutdeckelchen, Crinolinen und geflügelten Hintertheile der Kaiserin Eugenie. Wenn wir Deutschen jetzt mitleidig auf diese gefallene Kaiserin herabsehen, so hat sie doch ein Recht,

uns zu verachten, denn wir haben unſern braven Frauen und Töchtern erlaubt, ſclaviſch alle die Modenarrheiten mitzumachen, welche ſie uns von Paris aus vorſchrieb. Und werden ſie nicht jetzt noch immer mitgemacht? Es iſt ſtaunenswürdig, daß man in Deutſchland noch nicht begriffen hat, wie wenig dieſe Nachäffereien zu unſern welthiſtoriſchen Siegen paſſen. Dahin gehören auch die zuchtloſen franzöſiſchen Operetten, Luſtſpiele und Ballette, die immer noch auf deutſchen Theatern den Vorzug haben. Nicht ſelten las man in deutſchen Zeitungen oben die Siegesnachrichten aus Frankreich und unten im Feuilleton Theaterberichte voll Bewunderung franzöſiſcher Unzucht.

Napoleons Sohn, der vierzehnjährige Prinz Ludwig, gewöhnlich Lulu genannt, flüchtete noch mit ſeinem Vater aus Metz. Da der Vater aber einen ſchlimmen Ausgang des Feldzugs wohl vorausſehen konnte, zog er es vor, ehe das Unglück von Sedan erfolgte, ſich von dem Knaben zu trennen und denſelben über die belgiſche Grenze zu ſchicken, wo er beim Fürſten von Chimay eine gaſtliche Aufnahme fand. Das iſt der Fürſt, der längere Jahre die Vertrauensperſon des Königs Leopold I. in den Tuilerien war. Er iſt der Sohn der Madame Tallien, die in dritter Ehe, nachdem ſie von ihren beiden früheren Männern, Herrn v. Fontenay und dem berühmten Revolutionsmanne Tallien, nacheinander geſchieden war, den Grafen Caramon, ſpäteren Fürſten von Chimay, heirathete. Die Gemahlin des gegenwärtigen Fürſten von Chimay, Tochter des Banquiers und Millionärs Pallaprot, war in ihrer Jugend durch ihre Schönheit ſowie durch ihre Aehnlichkeit mit Napoleon I. berühmt. Lulu blieb indeß nicht lange in Belgien, ſondern wurde bald über Oſtende nach Haſtings gebracht.

Man konnte nicht umhin, bei dem Schickſal des armen Knaben an die andern „Kinder Frankreichs“ zu denken, die ebenfalls vom franzöſiſchen Volke, wie von einem ſtürmiſchen Meere hinausgeſchleudert worden ſind. Schon viere vor ihm 1) Ludwigs XVI.

Sohn, geboren am 27. März 1785, Dauphin und Herzog von der Normandie stirbt in Folge der Mißhandlungen durch den Schuhmacher Simon am 8. Juli 1795 im zehnten Lebensjahr als das Opfer einer satanischen Pädagogik. 2) Napoleons I. Sohn, geboren am 20. März 1811. Man begrüßte sich damals in Paris: „le roi de Rome est arrivé — es glückt ihm Alles." Er führte seit 1818 den Titel Herzog von Reichstadt, läuft seit 1822 als Napoleon II., starb am 22. Juli 1832 und liegt in Schönbrunn begraben. 3) Der Herzog von Bordeaux, geboren am 29. September 1820, der Sohn des Herzogs von Berry, Enkel Karls X., welcher am 2. August 1830 zu Gunsten desselben als Heinrich V. die Krone niederlegte. Am 16. August 1830 verließ der Prinz als Graf von Chambord Frankreich und lebt seither in der Verbannung. 4) Der Graf von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, Enkel Louis Philipps, geboren am 24. August 1838, seit 24. Februar 1848 in der Verbannung.

Vierzehntes Buch.

Der Seekrieg.

Da die französischen Armeen überall zu Lande geschlagen wurden, konnte auch die französische Flotte den Plan nicht ausführen, zu welchem sie in die Nord- und Ostsee geschickt worden war, denn zu diesem Plane gehörte, daß sie nicht nur 30,000 Mann Landungstruppen mitnehmen, sondern auch noch durch eine französische Armee, die über Holland in's Hannöver'sche einfallen würde, unterstützt werden sollte. Alles war insgeheim verabredet worden. Die Rüstungen der Holländer unter dem Prinzen von Oranien schienen zwar nur auf Sicherung der Grenzen berechnet, aber die heimliche Ansammlung von dänischen Truppen in Jütland konnte keinen andern Zweck haben, als in Schleswig einzufallen und den Franzosen, die mit der Flotte kommen würden, zu helfen. Die ersten großen Siege der Deutschen im Elsaß machten alle diese Anplanungen zu nichte.

Der Moniteur universel der Regierung von Tours veröffentlichte am Ende des Jahrs einen Bericht über die Flottenexpedition, woraus man ersieht, daß der Kaiser etwas voreilig geplant hatte, da die französische Flotte noch nicht gehörig vorbereitet war. Viceadmiral Graf Bouet Villaumez wurde erst am 22. Juli zum Befehlshaber ernannt. Er sollte Bahn brechen, eine zweite Flotte

aber unter dem Viceadmiral Laronciere mit Transportſchiffen und 30,000 Mann Landungstruppen unter General Bourbaki ihm nachfolgen. Es war aber ſchlecht vorgeſorgt. Bouet konnte in Cherbourg, wo die Flotte ausgerüſtet wurde, nur ſieben Panzerfregatten und einen einzigen Aviſo zuſammenbringen. Damit ſollte er zunächſt gegen den Jahdebuſen operiren. Zugleich ſchickte der Kaiſer den Herzog von Cadore nach Kopenhagen, um die Dänen zur Cooperation zu bewegen. Bouet erhielt am 2. Auguſt den Befehl in die Oſtſee einzulaufen, hatte aber keine Seekarten mit und die Dänen wagten nicht, an Deutſchland den Krieg zu erklären. Nun konnte auch die Landungsarmee nicht abgehen, theils weil es noch an Transportſchiffen fehlte, theils auch wohl, weil man nach den erſten großen Niederlagen im Elſaß für räthlicher hielt, dieſe Truppen in Frankreich zurückzubehalten, wo ſie wirklich ſpäter der Vertheidigung von Paris ſehr zugute kamen. Bouet war in großer Verlegenheit und ſetzte, um nicht allein die Verantwortung zu tragen, daß er nichts thun könne, eine Commiſſion von erfahrenen Seeoffizieren nieder, welche erklärte, alle Punkte der deutſchen Küſte, die ſich anzugreifen verlohnten, ſeyen zu ſtark armirt, man müſſe ſich auf eine Blokade beſchränken, nur Colberg und Danzig allein könne man angreifen. Demzufolge blokirte Bouet vom 23. Auguſt an Kiel, Lübeck, Stralſund, Stettin. Auch die deutſchen Handelsſchiffe, die man wegfing, ſeyen nach dem franzöſiſchen Bericht kaum der Mühe werth geweſen, da die meiſten Kauffahrer die ruſſiſche oder ſchwediſche Flagge geführt hätten.

Mit vieler Ruhe und Großmuth vergönnte die norddeutſche Regierung den franzöſiſchen Kauffahrteiſchiffen, noch ſechs Wochen ungekränkt in deutſchen Häfen weilen und ihre Waaren einnehmen zu können. — Im Hafen zu Danzig wurden zwei franzöſiſche Schooner zurückgehalten, weil ſie Kriegsbedürfniſſe (Haber) geladen hatten. Zu Glückſtadt wurde ein franzöſiſcher Offizier und der Lootſe, der ihn geführt hatte, verhaftet. Die Lootſen von Helgo-

land erklärten freiwillig, sie würden französischen Schiffen nicht dienen, die von Norderney, Borkum und den andern vorliegenden Nordseeinseln zogen sich alle auf's Festland zurück, um nicht etwa gezwungen dienen zu müssen.

Die preußische Kriegsflotte war zufällig nicht zur Hand, sondern nach Madeira gedampft. Ein Beweis, wie wenig die preußische Regierung die Nähe eines Krieges geahnt hatte. Indessen war für Strandbatterien und andere Vertheidigungsmittel der deutschen Küsten gesorgt und übernahm General Vogel von Falkenstein das Commando an den Nordseeufern. Derselbe richtete am 18. August an den französischen Admiral ein Schreiben, welches ihm der Prinz von Hessen überbrachte und worin er demselben bemerkte: Das Wegnehmen von Privatschiffen sey völkerrechtwidrig, er solle nur Kriegsschiffe und Kriegshäfen angreifen, widrigenfalls die preußischen Landheere, die in Frankreich stünden, auch ein Recht haben würden, sich durch Wegnahme von französischem Privatgut Genugthuung zu verschaffen. Der Admiral antwortete: „Das gehe sie Beide nichts an, die Regierungen allein hätten darüber zu entscheiden."

Die französische Flotte sah sich indeß zu einer langen, fast lächerlichen Unthätigkeit verurtheilt, denn nach dem Plane des General Moltke waren die deutschen Küsten auf's trefflichste gerüstet und dem Feinde, der zur See kam, eigentlich unzugänglich gemacht. Die Kunst wurde dabei freilich sehr durch die Natur unterstützt. Die Ufer der Nordsee sind versandet und seicht. Die Sandbänke reichen oft eine Meile weit in's Meer hinein, und auf ihnen muß jedes Schiff festrennen, wenn es nicht durch geschickte Lootsen in die sog. Wassergassen, d. h. in die einzigen Tiefen und fahrbaren Räume zwischen den Sandbänken hineingeführt wird. In friedlichen Zeiten dienen Bojen und Lichtsignale den Schiffern zu Warnungszeichen und Wegweisern. Jetzt im Kriege wurden diese alle entfernt und zum Theil durch versenkte Schiffe und Torpedos

erſetzt, welche den franzöſiſchen Schiffen den Eingang verſperrt und ſie in die größte Gefahr gebracht hätten, wenn ſie es je würden gewagt haben, nahe zu kommen. Eben deshalb aber wagten ſie es nicht. An den am meiſten bedrohten Punkten waren in den Strandbatterien die ſchwerſten Krupp'ſchen Hinterlader aufgeſtellt, Geſchütze, die an Tragweite, Percuſſionskraft und Sicherheit des Treffens von keinen Geſchützen der Welt übertroffen werden. Man berechnete, daß auf der franzöſiſchen Panzerflotte kein Panzer exiſtire, welcher nicht auf 600 Schritt von einem 150pfündigen Krupp'ſchen Stahlgeſchoß bei ſtärkſter Ladung des Geſchützes durchgeſchlagen würde.

Weil nun der franzöſiſche Admiral die Küſte nirgends anzugreifen wagte, beſchränkte ſich ſeine ganze Thätigkeit auf das Wegkapern einiger Handelsſchiffe. Die kleine Grille, das von dem däniſchen Kriege her berühmte preußiſche Aviſoſchiff, obgleich dasſelbe nur zwei Kanonen hatte, griff doch die große franzöſiſche Panzerflotte am 17. Auguſt bei Hiddenſee ganz allein mit unerhörter Verwegenheit an, kanonirte ſie mit ſeinen beiden Zwölfpfündern, entging den franzöſiſchen Kugeln durch ſeine Kleinheit und durch die Blitzesſchnelligkeit ſeiner Bewegungen und wurde ſchließlich durch drei preußiſche Kanonenboote unterſtützt, ohne irgend einen Verluſt zu leiden. In gleicher Weiſe neckte das preußiſche Schiff, die Nymphe, drei franzöſiſche Panzerſchiffe im Putzigerwyk und brachte ihnen tüchtige Salven bei.

Am 19. Auguſt ließen ſich drei große franzöſiſche Fregatten nebſt einem Dampfſchiff vor Colberg ſehen, wo alles vorbereitet war und man vor Kampfbegier brannte. Die Schiffe zogen ſich aber ſtumm zurück. — Bei Bremerhaven ſtieß unglücklicherweiſe ein preußiſches Boot mit 14 Mann unvorſichtig auf einen Torpedo und flog in die Luft.

Am 11. September kam das lange vermißte Schiff Germania unter Capitän Coldewey von ſeiner Nordpolarreiſe zurück und ſuchte das Fahrwaſſer nach Bremerhaven, fand aber keine Spur

mehr von Bojen und Sicherheitssignalen für die Schiffe. Ein Augenzeuge berichtet: „Kein Schiff, kein Segel begegnete uns, wo es sonst von Fahrzeugen so belebt war. Doch da tauchen Masten auf, es scheinen Kriegsschiffe. Ein Schuß fordert die Germania auf zum Beidrehen. Was ist das? Ist Krieg? Mit wem? Sind wir Engländern oder Franzosen in die Hände gefallen? Ein Kanonenboot kommt näher, es zeigt die deutsche Flagge. Gottlob, nun kann es so schlimm nicht seyn, sagen sich Schiffsleute und Gelehrte an Bord des Nordpoldampfers; wenn Krieg ausgebrochen und deutsche Marine noch Wache hält, steht es nicht schlecht um die deutsche Sache. Man gibt sich dem Kanonenboot zu erkennen, das sofort an Admiral Jachmann telegraphirt, denn man ist vor die Jahde statt in die Weser gekommen. Der Admiral hat die Artigkeit, einen Pack Zeitungen zu senden und die Germania durch eines seiner Schiffe nach der Weser herüber bugsiren zu lassen, und während die Germania zwischen den Torpedos hindurch die ‚hohle Gasse' passirt, verschlingen Kapitän und Gelehrte die ersten Nachrichten von den großen Siegen unserer Waffen und wissen, beinahe betäubt von dem, was sie erfahren, sich kaum zu fassen, bis ihnen die Menge am Strande bei der Einfahrt in Bremerhaven entgegenjubelt, und sie nun deutlich wahrnehmen, wie sie an dem Ziele ihrer Rückreise glücklich angekommen." Sie hatten seit dem 20. Juli 1869 bis 11. September 1870 weder ein Schiff gesehen, noch weniger einen Menschen gesprochen.

Man erfuhr nun den Ausgang der zweiten Nordpolexpedition. „Der Germania gelang es mittelst Dampfkraft durch die Eisfelder hindurch zu dringen und am 5. August v. J. Grönland auf dem 74° Nord zu erreichen; genau auf dem Punkte, den die Instruktion vorschrieb. Vom 20. September bis 11. Juli war das Schiff eingefroren in einer Bucht der Sabine-Insel, unmittelbar nahe am festen Lande, was eine Ueberwinterung von 295 Tagen ergibt. Während dieser Zeit wurden zwei große Schlittenreisen unter-

nommen, durch je 8 Mitglieder der Expedition, von 33 und 35 Tagen und man drang bis auf 77 Grad vor in nie betretenes Land. Man traf Heerden von Rennthieren und Moschusochsen, eine vortreffliche frische Fleischnahrung, die um so bequemer zu haben war, als die Thiere noch keine Gefahr kannten. Auch Geflügel in großer Zahl wurde erlegt und die zoologische Sammlung reich versehen. Die Reisenden, die während der Ueberwinterung auf dem Schiffe wohnen blieben, hatten sich am festen Lande ein astronomisches und meteorologisches Observatorium eingerichtet mit regelmäßigem Dienst zur Beobachtung der Instrumente. Die Wege hin und zurück durften nie ohne Waffen gemacht werden, der zudringlichen Eisbären wegen, die den Fremdlingen unaufhörlich nachspürten. Einer der Gelehrten wurde eines Abends auf diesem Wege von einer mächtigen Bestie überrascht, niedergeworfen und fortgeschleppt. Glücklicherweise war man vom Schiffe aus sogleich zur Hülfe bei der Hand und es gelang, dem Bären die Beute abzujagen. Der Betreffende, zwar am Kopfe übel zugerichtet, war nach 3 Monaten wieder hergestellt. Ein Anderer bekam einen Tatzenhieb vor die Brust, war aber in der Lage, sein Gewehr noch gebrauchen zu können. Ein Matrose sah sich, unbewaffnet, eine große Strecke Wegs verfolgt und verdankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er Stücke seiner Kleidung abwarf, dem Bären zur Beschnüffelung, der dann, in den Bereich des Schiffes gekommen, seine Kugel empfing. Die Einfahrt in ein Fjord auf 73° unter Vordringen bis auf 72 Seemeilen, oft zwischen Bergen von 7000 Fuß Höhe, unmittelbar aus dem Wasser emporsteigend, wird eines der wichtigsten Momente der Expedition seyn, weil sich die Möglichkeit einer freien Verbindung nach der Westküste daran knüpft, wonach das südliche Grönland eine Insel wäre. Ueberhaupt scheint Allem nach, was aus der ersten Begegnung mit den kühnen Entdeckungsfahrern gestern an Bord des Schiffes zu entnehmen war, die eigentlich wissenschaftliche Ausbeute eine recht erhebliche zu seyn und es trifft sich äußerst glücklich, in diesen großen

Kampf gegen die Türken iſt, um ſo trauriger iſt der Anblick der Parteiung und Anarchie unter ihnen ſelbſt. Doch ſoll man ſich dadurch nicht täuſchen laſſen. Muth und Tapferkeit ſind die erſten und dringendſten Tugenden eines Volkes, das ſich vom Joch der Sclaverei losreißt; die Friedenstugenden finden ſich nach dem Siege ſchon von ſelbſt ein, aber, wie es in der Natur der Sache liegt, nur allmählich.

Im Anfang des Jahres 1829 befand ſich Griechenland in einer nicht unvortheilhaften Lage. Die franzöſiſche Armee unter Maiſon hatte Morea von den ägyptiſchen und türkiſchen Truppen geſäubert, und obgleich ſie um dieſe Zeit nach Frankreich zurückkehrte, ſo blieben doch noch einige tauſend Mann als Beſatzung in Morea zurück, und der Sultan hatte überdieß verſprochen, die Neutralität dieſer Halbinſel nicht zu verletzen. So gewann Griechenland Zeit, unter der Leitung des unermüdlichen Grafen Capodiſtrias, des Präſidenten ſeiner proviſoriſchen Regierung, theils vom Kriege auszuruhen und neue Kräften zu ſammeln, theils die innere Organiſation ſeines neuen Staates vorzubereiten.

Am 15 Januar kehrte das erſte Drittel der franzöſiſchen Expeditionsarmee nach Toulon zurück, und die übrigen Truppen folgten in geringen Abtheilungen allmählich nach. General Maiſon erhielt am 22 Februar zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte während dieſer Expedition den Marſchallſtab, kehrte aber erſt am 21 Junius nach Toulon zurück. Von der ganzen franzöſiſchen Armee blieb nur General Schneider mit 5000 Mann in Morea. Das franzöſiſche Hauptquartier war in Modon, und außerdem Navarin und Patras die Hauptpunkte, die von den Franzoſen beſetzt blieben. Ihr Hauptgeſchäft war, zur Aufrechthaltung der Ordnung bei-

Tagen zugleich einen Triumph der deutschen seemännischen und wissenschaftlichen Energie feiern zu können, wie Deutschland noch keinen aufzuweisen hatte. Die deutsche Flagge wehte beinahe ein Jahr lang auf dem herrenlosen Lande, das zu erwerben freilich gerade keine Neigung vorliegen dürfte trotz der herrlichen Jagden."

Dem zweiten Schiff, welches die Nordpolexpedition mitmachte, der Hansa, ist es schlimmer ergangen. Es wurde schon im Oktober 1869 vom Eise zerdrückt; zweihundert Tage lebten die Schiffbrüchigen auf einer Eisscholle und dann vom 7. Mai an auf kleinen Booten, bis am 15. Juni die ersten rothen Dächer sichtbar wurden bei Juliushaab, einer Missionsstation der Herrenhuter unter den Eskimos der dänischen Südküste von Grönland. Unvergeßlich, erzählen die Schiffbrüchigen, wird uns der Augenblick seyn, wo wir vom Ufer her aus den anwesenden Neugierigen die Worte an unser Ohr schallen hörten: „Das sind ja Deutsche!" Der Missionär und seine Frau waren auch Deutsche und zwar aus Schorndorf in Württemberg; sie nahmen sich der Schiffbrüchigen auf's Liebevollste an und sorgten für ihre Rückfahrt mit dem gerade in der Nähe anwesenden Regierungsschiff nach Kopenhagen, wo sie am 1. September eintrafen und die ersten Nachrichten von dem Kriege mit Frankreich erfuhren unter wenig freundlichen Erläuterungen, bis der Norddeutsche Consul sich in's Mittel legte und reinen Wein einschenkte.

Während die französische Flotte die Nord- und Ostsee befuhr, hielten sich die angrenzenden Seestaaten neutral. Was England betrifft, so war dessen Neutralität insofern nicht ganz correkt, als es, wie oben schon erwähnt wurde, den Franzosen Kohlen, Pferde, Waffen und Lebensmittel in Menge verkaufte. Zur See aber begnügte es sich, unparteiisch zu bleiben und nur bei Helgoland die vorüberfahrende französische Flotte zu salutiren. In der Mitte des August gerieth die Mannschaft eines preußischen Schiffes in den Straßen von Dublin durch den Pöbel in einige Noth, denn die von fenischem Fanatismus trunkenen Irländer schwärmten für Frank-

reich und fielen mit dem Ruf: Nieder mit Preußen! Es lebe Frankreich! über die Matroſen des preußiſchen Schiffes her, die jedoch von der Polizeimannſchaft geſchützt wurden.

Die Dänen hätten nicht übel Luſt gehabt, Preußen anzugreifen, durften es aber nicht einmal zur See. Die franzöſiſche Regierung hatte den Marquis de Cadore nach Kopenhagen geſchickt, der aber die Dänen zu keiner Action bringen konnte, ehe die Franzoſen ſiegen würden. Als dieſe unterlagen, verdoppelte die franzöſiſche Regierung in ihrer Todesangſt ihre Zumuthungen bei allen neutralen Mächten, ſogar bei den kleinſten, und rächte ſich, wenn ſie ſich auch hier abſchlägige Antworten holte, durch bittere Sarkasmen. Cadore beklagte ſich bei einem ſeiner Kollegen, Geſandten einer für Frankreich wohlwollenden neutralen Macht, darüber, daß die däniſchen Staatsmänner ſo viel Zurückhaltung zeigten und nicht auf's erſte Signal ſich in die Arme Frankreichs fallen ließen. „Aber", entgegnete der neutrale Diplomat, „das iſt doch ganz natürlich; ſie ſetzen ja ihr Seyn, ihre Exiſtenz, ihr Alles dabei auf's Spiel." „Comment!" entgegnete der Marquis, die Achſeln zuckend: »Mais leur tout, c'est donc si peu de chose!« (Wie? aber ihr Alles, das iſt doch ſo wenig!)

Die däniſche Regierung durfte es nicht wagen, das mächtig gerüſtete Preußen anzugreifen, das Volk in Kopenhagen aber machte ſeinem Deutſchenhaß in kleinen Demonſtrationen gegen Wehrloſe Luft. So wurden dem Hauptpaſtor Schmaltz, weil er zu Sammlungen für die deutſchen Verwundeten aufgefordert hatte, vom Pobel die Fenſter eingeworfen. Auch hörte man in den öffentlichen Lokalen Kopenhagens die Marſeillaiſe immer wieder und bis zum Ekel ſingen. So heimlich als möglich wurden an der jütiſchen Grenze Truppen geſammelt, um bei der Hand zu ſeyn, wenn die Franzoſen ihnen zu helfen kommen würden. Aber ſie halfen nicht. Im Grunde ſind die Dänen Germanen wie wir und uns ſprachverwandt, die Namen der Blätter, worin ſie uns immerwährend ſchmähen, Fadrelandet und Dagbladet ſind ja eigentlich deutſche

Namen, Vaterland und Tagblatt. Am wüthendſten unter allen däniſchen Blättern wies Berlinske Tidente gegen Deutſchland die Zähne unter der Leitung von Detlev Monrad. Die allein natürliche Politik des däniſchen Volksſtamms, wie auch des ſchwediſchen, wäre eine germaniſche Politik, um in Verbindung mit Deutſchland und England den immer weiter um ſich greifenden Ruſſen widerſtehen zu können.

Unterdeß hatte Fourichon mit der zweiten franzöſiſchen Flotte ſo wenig Glück gehabt, wie ſein Vorgänger mit der erſten. Der franzöſiſche Bericht über ſeine Expedition lautete kläglich. Er lief in die Nordſee ein, fand aber nirgends einen angreifbaren Punkt an dieſem „allerungaſtlichſten Ufer". Stürme warfen ſeine Schiffe umher, die Kohlen gingen ſeinen Dampfern aus und er mußte nach Cherbourg umkehren, nachdem er unterwegs durch ein ihm entgegenkommendes Schiff die Nachricht von der Gefangennahme des Kaiſers erhalten hatte. Die neue Republik nahm ihn in ihre Regierung auf und ſo haben wir ihn bei der Delegation in Tours wiedergefunden.

Bouet hatte Befehl erhalten, jedenfalls in die Oſtſee einzudringen, und da irgend etwas geſchehen ſollte, um vom Ruhme der franzöſiſchen Flotte zu zeugen, mußte er auf Colberg losdampfen, welches am leichteſten einzunehmen ſchien. Der franzöſiſche Bericht lautet nun: „Wie oben geſagt, iſt Colberg an der ganzen preußiſchen Küſte der einzige Angriffspunkt, und der Ober-Commandant des Geſchwaders hatte ſich eines Tages, um der Ungeduld der Mannſchaften zu genügen, entſchloſſen, ſich Behufs Bombardements vor der Stadt zu zeigen, plötzlich aber hatte er ſich einem von den Hinderniſſen gegenüber befunden, welche zu brechen einem franzöſiſchen Militär widerſtrebt. Colberg iſt ebenſo eine feſte Stadt wie ein Seebad, das ‚Trouville' von Norddeutſchland, und als die ‚Surveillante' auf 2 Meilen vom Ufer nur mit 2 Fregatten erſchien, denn Admiral Bouet hatte ſich nicht aller ſeiner verfügbaren Kräfte

bedienen wollen, ſah er die Hafendämme und die Terraſſen des Caſino's ſich bald mit Frauen, Kindern, Greiſen und Kranken bedecken, während auf den Hauptgebäuden der Stadt vor den Forts die Flagge mit dem rothen Kreuz der Genfer Convention wehte. Den Tod mitten unter dieſe Menge ohne Vertheidigungsmittel ſchleudern, war keine Nothwendigkeit, welche den Seeleuten des Geſchwaders gefallen konnte, und der Admiral Bouet brauchte nur ſeinen Stab mit Blicken zu befragen, um zu begreifen, daß Jeder um ihn ſeine Anſicht theilte und ſich wenig um den traurigen Ruhm kümmerte, welcher aus einem ähnlichen Kampf geerntet werden konnte. Einige Tage ſpäter empfing der Flottenbefehlshaber eine ſtets unerklärt gebliebene Depeſche. Ein Telegramm erſuchte zwar den Admiral Bouet mit dem Befehl, die offenen Städte des preußiſchen Geſtades zu bombardiren und mit der größten Thätigkeit zu verfahren. Allein dieſe Depeſche war in ſo zweifelhaften Ausdrücken abgefaßt, daß der Ober-Commandant deren Beſtätigung erbat. Zu ſeinem Erſtaunen antwortete ihm der Miniſter nicht." Endlich erhielt er gemeſſenen Befehl, trotz allem Colberg zu nehmen, aber er vermochte es nicht, denn wuthende Stürme auf der Oſtſee warfen ihn zurück und er verlor mehrere Schiffe. Da blieb ihm nichts übrig, als in die Nordſee umzukehren und es wieder mit dem Jahdebuſen zu verſuchen. Er kam am 25. September hier an und verſuchte die preußiſchen Schiffe zum Kampf herauszulocken, ſie kamen aber nicht und er wagte auch keinen Angriff auf die Küſte. Nun wurde er abgerufen, als er am 10. Oktober dann doch der Flotte wieder nachgeſchickt, erkrankte. Statt ſeiner ging Contreadmiral Penhoet ab. Die ganze Thätigkeit der franzöſiſchen Schiffe blieb aber auf gelegentlicher Wegnahme preußiſcher Kauffahrer beſchränkt.

Die Weſerzeitung brachte wiederholt Mittheilungen über die Störung des deutſchen Seehandels. „Als im Juli Frankreich plötzlich den Krieg erklärte, befanden ſich etwa 3000—4000 deutſche

Seeschiffe auf dem Meere oder in fremden Häfen in allen Weltgegenden. Mit anzuerkennender Umsicht sandte das Bundeskanzleramt sofort nach allen Häfen, welche durch den Telegraphendraht oder Dampfpostschiffe zu erreichen waren, an die dortigen deutschen Consuln die Nachricht vom bevorstehenden Kriege, um die daselbst liegenden oder ankommenden deutschen Schiffe zu warnen, und bemühte sich außerdem, so weit wie möglich, den auf See anzutreffenden deutschen Schiffen eine gleiche Warnung zukommen zu lassen, um in einen Schutzhafen einzulaufen und sich der Gefahr des Aufbringens zu entziehen. Die Folge war, daß die französischen Kriegsschiffe verhältnißmäßig nur wenig Prisen haben machen können, allein um so größer und umfassender sind die Verluste und Schäden, welche den deutschen Schiffen durch den unterbrochenen Verkehr und gezwungenen Aufenthalt in fremden Häfen verursacht sind."

Die Zahl der von den Franzosen gekaperten deutschen Handelsschiffe war nicht groß. Die Weserzeitung berechnete sie Ende September nur zu 32, wozu später freilich noch andere hinzukamen. Aus Hamburg wurde am 30. September der Weserzeitung geschrieben, die Franzosen gingen aus Bosheit, gerade weil sie so geringen Erfolg hätten, grausam mit den Deutschen um, deren sie auf den Schiffen habhaft würden. „Am Ende August wurden 6 Schiffe von den Franzosen gekapert, nachher in Algerien eingebracht und die Besatzung derselben als Kriegsgefangene behandelt, obgleich sie nach Ausweis ihrer Papiere hätten freigelassen werden müssen. Es waren die Borussia, Norddeutschland, Finke, Adler, Perle, Brillante. Die Besatzung ist noch immer trotz der Bemühungen des Consulats-Verwesers der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Oran internirt, nachdem sie aus dem Gefängniß entlassen worden. Selbst eine Frau wurde in's Gefängniß gebracht und erst nach vielem Bemühen wieder entlassen. Dieselbe Behandlung widerfuhr der Besatzung zweier preußischer Kohlenschiffe. Die beiden Capitäne mit ihren Matrosen wurden in den Casematten von Marseille eingesperrt. Hier

erfuhren sie eine grausame Behandlung, wurden in Fesseln gelegt, ohne Licht gelassen und in 24 Stunden nur einmal gespeist. Hier blieben sie sechs Wochen, bis zur Proklamirung der Republik. Dann wurden die deutschen ausgewiesen, die preußischen aber internirt.

Auch in den fernsten Meeren machten sich die französischen Kriegsschiffe ein Vergnügen daraus, harmlose und ungewarnt gebliebene deutsche Handelsschiffe wegzunehmen. So vom Hafen von Montevideo in Südamerika aus. So auch in den chinesischen Gewässern. Aus Hongkong wurde am 1. September gemeldet: Der preußischen Korvette Hertha ging am 9. August die Nachricht von der Kriegserklärung Frankreichs gerade in dem Augenblicke zu, als sie im Hafen von Clefoo, wohin sie zum Schutze der Europäer gegangen, zwischen zwei französischen Kriegsschiffen, Venus und Duplex, vor Anker lag. Es gelang der Hertha, bei finsterer Nacht der gefährlichen und übermächtigen Nachbarschaft vom 9. zum 10. glücklich zu entschlüpfen.

Ein neuer Bruch des Völkerrechts wurde durch die deutsche Rhederei zur Anzeige gebracht. Der französische Kriegsdampfer „Desaix", der am 14. Oktober das deutsche Schiff „Charlotte" versenkte und am 21. Oktober das deutsche Schiff „Ludwig" in Brand steckte, hat am letztgedachten Tage auch das deutsche Kauffahrteischiff „Vorwärts" an der Ostküste Schottlands nach der Wegnahme verbrannt. Die Vernichtung einer Prise, statt sie zur Aburtheilung durch ein Prisengericht in einen der völlig zugänglichen französischen Häfen zu bringen, stellt ein unter civilisirten Nationen bisher unerhörtes Verfahren dar.

Am 18. November griff das kleine preußische Kanonenboot „Meteor", welches nur drei Kanonen führte, auf's Leckste den französischen Aviso „Bouvet" in der Havanna an. Es fand das feindliche Schiff im Hafen und schickte ihm zweimal Aufforderungen zum Kampfe zu, aber vergebens. „Da fuhr es auf höchst ostensible Weise aus dem Hafen. Die in der Stadt allgemein bekannt ge-

wordene zweimalige Herausforderung gab den Havannesen (nicht den dort garnisonirenden Spaniern) eine gute Gelegenheit, ihre Sympathien, welche ganz dieselben sind, wie die der Mexikaner, zu zeigen, was so arg wurde, daß sich keiner der Offiziere des französischen Schiffes in einem der am Hafen belegenen großen Cafés zeigen durfte, wenn er nicht um sich herum Stichelreden aller Art hören wollte. Die Flaggenehre mußte also gewahrt werden, und am 9. November Morgens dampfte der ‚Bouvet' aus dem Hafen, um den Kampf aufzunehmen. Kaum aus neutralem Wasser heraus, wurde er auch schon vom ‚Meteor' angegriffen. Der Kampf, der sich nun entspann, dauerte fast eine Stunde. In dieser Zeit wurde dem ‚Bouvet' die Takelung zerschossen und ihm fünf schwere Verletzungen im Schiffskörper beigebracht, so daß er anfing sich umzulegen und schnell dem schützenden Hafen wieder zueilen mußte. Der ‚Meteor', der fast bis zum Ende des Kampfes unverletzt geblieben, erhielt jetzt von dem Feinde zwei Schüsse in den Rumpf, von denen einer die Schraube verletzte, was ihn unfähig machte, den ‚Bouvet', dessen Maschine unverletzt geblieben war, schnell zu verfolgen und in den Grund zu bohren. Der ‚Bouvet' entkam glücklich in den Hafen." Der Meteor fuhr ihm nach mit der norddeutschen Flagge, die Matrosen sangen die Wacht am Rhein und die Spanier am Ufer begrüßten sie mit lautem Hurrah. Der tapfere Capitain des kleinen deutschen Schiffs heißt Kühner.

Da die Austreibung der Deutschen auch in der französischen Colonie Saigun in Cochinchina verfügt wurde, wo sich deutsche Handelsleute aufhielten, gab das zu einem besondern Aufmerken in den Hansestädten Anlaß und schon im September brachte das Hamburger Börsenblatt einige „Aufsätze über den eventuellen Erwerb der französischen Colonie Saigun, als eine der von Deutschland festzuhaltenden Bedingungen beim Friedensschlusse. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Franzosen von ihrer Marinestation Saigun aus mit wenigen Kriegsdampfern die durch den Monsoon

begränzten Fahrwasser zwischen Singapore und den chinesischen Häfen abzuschließen vermögen, wodurch Hunderte von deutschen Schiffen dort der Aufbringung ausgesetzt oder zur Unthätigkeit gebracht würden, während doch die ostindisch-chinesische Schifffahrt so zu sagen der Lebensnerv derjenigen hanseatischen Rheder sey, die ihr Geschäft mit Segelschiffen für eigene Rechnung betreiben. Saigun in französischem Besitz sey eine stets drohende Gefahr für deutschen Handel und Schifffahrt und Lähmung einer größeren Ausdehnung unserer dortigen maritimen Verhältnisse. Saigun als deutsche Colonie würde unserer Kriegsmarine von außerordentlichem Nutzen seyn und unserem Handel eine Quelle des Reichthums eröffnen. Ganz in demselben Sinne ist jetzt von einem Bremer Rheder, Herrn R. Rickmers, eine Denkschrift: ‚Die französische Flottenstation Saigun in Cochinchina', ausgearbeitet, um mit einer empfehlenden Vorstellung einer größeren Zahl deutscher Rheder dem Bundeskanzler überreicht zu werden. Diese Eingabe ist auch hieher gesandt, findet indeß keineswegs in den zunächst betheiligten Kreisen allgemeine Zustimmung. Man macht gegen diesen Plan geltend, daß der Besitz von Saigun höchst bedeutende Kosten verursachen würde, die in keinem Verhältniß zum Nutzen der Colonie ständen, und sodann die Schwierigkeit der Vertheidigung wegen des ungesunden Klima's. Die Colonialpolitik, die früher eine so große Rolle gespielt, habe sich völlig überlebt und die Ausdehnung des deutschen Seehandels im Vergleich mit demjenigen Frankreichs zeige deutlich, daß es des kostspieligen Besitzes eigener Colonien nicht bedürfe. Was den deutschen Schifffahrtsinteressen Noth thue, sey die internationale Anerkennung der Sicherheit des Privateigenthums auf See in Kriegszeiten, und hierauf werde beim Abschluß des Friedensvertrags mit Frankreich ein Hauptaugenmerk der deutschen Unterhändler mit zu richten seyn. Würde der Vorschlag der Acquisition von Saigun für Deutschland zur Ausführung kommen, so wäre dadurch freilich für weitere Unternehmungen im fernen Ost-

asien eine unabsehbare Thätigkeit in Aussicht gestellt, denn in den Anlagen der vorliegenden Rickmers'schen Denkschrift wird daran erinnert, daß der jetzige französische Besitz das ganze Mündungsnetz des Mekong sammt den dazu gehörigen Nebencommunicationen umfasse und ein Hinterland beherrsche, welches bis zur chinesischen Grenze hinaufreiche."

Die Eingabe an den Grafen Bismarck kam im Norddeutschen Reichstag am 30. November zur Sprache, ihre Befürwortung wurde jedoch abgelehnt, aus den schon bezeichneten Gründen. Amerika, hieß es, hat eine größere Flotte und bedarf doch keiner Flottenstation. Saigun brauche eine starke Garnison und sey ungesund. Die Colonie würde sehr viel kosten. Obgleich nun auch eingewendet wurde, der deutsche Seehandel führe durch die ostindischen Gewässer nach China und Japan und werde im Kriege durch jene französische Station sehr belästigt, bemerkte doch v. Hoverbeck, man habe ja Saigun noch nicht und könne noch nicht darüber verfügen. Ein anderer bemerkte eben so richtig, man könne Bismark zutrauen, daß er die Eingabe am besten zu würdigen wissen werde.

Im Januar 1871 sah sich der Bundeskanzler, Graf Bismarck, durch das Verfahren Frankreichs gegen die deutsche Handelsmarine veranlaßt, den bei Beginn des Krieges, am 18. Juli, ausgesprochenen Verzicht auf die Wegnahme französischer Schiffe zurückzunehmen. „Da indessen neutrales Gut, im Vertrauen auf den obigen Verzicht, in französische Schiffe verladen seyn kann, so wird die Maßregel erst in vier Wochen, vom 12. d. M. ab, in Vollzug gesetzt werden." Die Hamburger Börsenhalle bemerkte dazu: „Im Verlaufe der letzten sechs Monate sind jetzt über 100 deutsche Schiffe von französischen Kriegsschiffen aufgebracht, in der Nordsee, im Atlantischen Ocean, an der Westküste Amerika's und in den ostasiatischen Gewässern, und der deutsche Seehandel ist überhaupt während dieser Zeit fast vollständig brach gelegt worden. Die französische Rhederei hat dagegen während

dieſer ganzen Zeit nicht die mindeſte Störung durch eine Gefährdung Seitens deutſcher Kriegsſchiffe erfahren. Dies iſt denn auch das gewichtigſte Argument, welches die Handelskammern von Hamburg und von Bremen und die Berliner Conferenz der Delegirten der deutſchen Seehandels-Intereſſen in ihren wiederholten Vorſtellungen an den Bundeskanzler im Oktober vorigen Jahres geltend gemacht haben, um beim Friedensſchluſſe eine Entſchädigung von Frankreich zu beanſpruchen, ſowohl für die genommenen Schiffe und deren Ladungen, als auch nicht minder für die in Folge der einſeitigen franzöſiſchen Staatskaperei und des dadurch verurſachten Stilliegens der Schiffe erwachſenen Ausgaben und nachweisbaren poſitiven Verluſte. Als ungefährer Maßſtab für die Berechnung des wegen letzteren Anſpruchs geforderten ſpeciellen Erſatzes iſt die durchſchnittliche Summe von ein Drittel Million Francs pro Tag erwähnt worden. Die einleuchtende Billigkeit dieſer Frankreich außer den ſonſtigen Leiſtungen aufzuerlegenden Bedingung würde in der öffentlichen Meinung abgeſchwächt werden, wenn noch in letzter Stunde Deutſchland von ſeinen zu Anfang des Krieges proklamirten liberalen völkerſeerechtlichen Grundſätzen plötzlich wieder zurücktreten würde. Und welchen thatſächlichen Erfolg verſpricht man ſich von einer erſt vom 10. Februar an eintretenden Aufbringung franzöſiſcher Handelsſchiffe? Bis zum 10. Februar hat hoffentlich Frankreich ſeinen hoffnungsloſen Widerſtand aufgegeben und um Frieden nachgeſucht."

Im December bohrte die norddeutſche Fregatte Meduſa in den Gewäſſern von Peru zwei franzöſiſche Kanonenboote in den Grund und im Januar 1871 nahm die norddeutſche Corvette Auguſta im Meere vor Bordeaux drei franzöſiſche Schiffe weg, die mit Vorräthen für die Armee beladen waren, und bald darauf einen franzöſiſchen Dampf-Aviſo. Der kühne Capitain dieſer Corvette, Weikmann, hatte ſchon im Sommer einen nächtlichen Ausfall gegen franzöſiſche Panzerſchiffe gemacht, welche damals Danzig blokirten.

zutragen, den griechiſchen Truppen ein Beiſpiel europäiſcher Disciplin zu geben, die Feſtungen in Stand zu ſetzen und einen möglichen Einfall der Türken zu verhüten. Indeß war der Erfolg nicht glänzend. Die Griechen zeigten ſich wenig geneigt, ſich von den Franzoſen in die Schule nehmen zu laſſen. Ihre Disciplin blieb ſchlecht, und ſie machten von dem Kriegsmaterial und Geld, das ihnen durch die Franzoſen zufloß, einen mehr eigennützigen als patriotiſchen Gebrauch, wie es früher mit allen Sendungen der Philhellenen auch der Fall geweſen war, daher General Maiſon ſich einigemal veranlaßt ſah, eine verächtliche und drohende Sprache gegen ſie zu führen. — Nachdem in Frankreich das liberale und den Griechen befreundete Miniſterium am 8 Auguſt durch das, den Engländern ergebene, Miniſterium Polignac verdrängt worden, verfügte das letztere durch ein Decret vom 7 October die gänzliche Räumung Morea's, jedoch ſo, daß die franzöſiſchen Truppen nur allmählich in einzelnen Abtheilungen zurückkehren ſollten. Am 19 December langten 2500 Franzoſen aus Morea in Toulon an, die übrigen blieben den Winter über noch zurück.

Der Präſident benützte die Anweſenheit der Franzoſen mit großem Geſchick, theils um ſeine Regierung zu befeſtigen, theils um die griechiſchen Truppen, die er nicht mehr zur Bewachung Morea's nöthig hatte, auf andern Punkten zu brauchen. Das Londoner Protokoll vom 6 Jul. 1827 beſchränkte zwar die griechiſche Gränze auf Morea und die Cycladen, und die Franzoſen überſchritten dieſelbe nicht; allein die Griechen glaubten dieſe Einſchränkung nicht anerkennen zu dürfen, und während ihnen die Franzoſen Morea hüteten, gingen ſie ſelbſt über den Iſthmus von Korinth hinaus, um die einmal ſchon eroberten

Geſchichte

des

franzöſiſchen Kriegs

von 1870—71.

Zweiter Band.

1927.1363

Geſchichte

des

franzöſiſchen Kriegs

von 1870–71.

Von

Wolfgang Menzel.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Die Deutſchen vor Paris 1

General Trochu, Gouverneur von Paris S. 1. Ducrot's Wortbruch 6. Wuthausbrüche der Pariſer Preſſe 8. Oktoberverſuch des Pöbels, ſich des Stadthauſes zu bemächtigen 12. Vergebliche Ausfälle aus Paris 18. Kampf bei Bougival 22, bei le Bourget 25. Blutiger Kampf bei Champigny 32. Mangel an Lebensmitteln in Paris 40.

Zweites Buch. Die Kämpfe an der Loire 44

Gambetta in Tours S. 44. Marſch v. d. Tanns gegen Orleans 45. Einnahme von Orleans 51. Kampf in Chateaudun 54. Capitulation von Chartres 56. Rückzug v. d. Tanns vor der Uebermacht Aurelles 59. Der Großherzog von Mecklenburg kommt ihm zu Hülfe 65. Vormarſch des Prinzen Friedrich Karl an die Loire und Sieg bei Beaune la Rolande 69. Wiedereinnahme Orleans 80. Gambetta's Lügen und Maſſenaufgebote 83. Sieg des Großherzog über Chanzy 85, des Prinzen Friedrich Karl über Bourbaki 86. Vertreibung Bourbakis aus Bourges 88.

Drittes Buch. Das Bombardement von Paris 91

König Wilhelm in Verſailles S. 91. Berathung der neuen deutſchen Reichsverfaſſung 93. Enge Einſchließung von Paris 97. Beginn des Bombardements 100. Eroberung des Mont Avron 103. Wuth in den Pariſer Clubs 110. Proklamirung des deutſchen Kaiſers in Verſailles 115. Großer, jedoch fruchtloſer Ausfall aus Paris 129.

Seite

Viertes Buch. Niederlage der franzöſiſchen Weſt- und Nordarmee 132

Die Delegation in Bordeaux S. 132. Gambetta's verzweiflungsvolle Anſtrengungen 135. Die Weſtarmee unter Chanzy unterliegt bei le Mans 144. Die Nordarmee unter Bourbaki bei Amiens 150. Dieſelbe Armee unter Faidherbe unterliegt nochmals bei St. Quentin 156.

Fünftes Buch. Niederlage der franzöſiſchen Oſtarmee 161

Garibaldi in den Vogeſen S. 161, von Werder bei Paſques geſchlagen 162, und bei Nuits 165. Rüſtungen in Lyon 167. Bourbaki von Werder bei Montbeliard zurückgeſchlagen 177. Manteuffel übernimmt das Commando im Süden 186. Garibaldi in Dijon feſtgehalten 187. Bourbaki's Flucht und Selbſtmordverſuch 189. Flucht ſeines Heeres unter Clinchant über die Schweizer Grenze 191. Belfort capitulirt 198.

Sechſtes Buch. Die Capitulation von Paris 200

Noth in Paris S. 200. Trochu gibt das Commando an Vinoy ab 201. Jules Favre unterhandelt eine Capitulation 204. Uebergabe der Forts von Paris an die Deutſchen 209. Gambetta's Irrfahrten und Ohnmachten in Bordeaux 215.

Siebentes Buch. Die Nationalverſammlung in Bordeaux . . . 221

Gambetta's wirkungsloſer Ingrimm S. 222. Seine Beſeitigung 239. Zuſammentritt der Nationalverſammlung 241. Garibaldi's Unpopularität und Abſchied 247.

Achtes Buch. Die Friedenspräliminarien 253

Unterhandlungen über den definitiven Frieden S. 253. Abſchluß derſelben 257. Thiers wird Chef der Executive 264. Ueberſiedlung der Nationalverſammlung von Bordeaux nach Verſailles 285. Kurzer Einmarſch der Deutſchen in Paris 290. Rückkehr des Kaiſer Wilhelm nach Deutſchland 294.

Neuntes Buch. Die rothe Republik in Paris 297

Die rebelliſche Nationalgarde beſetzt den Mont Martre S. 297, und behauptet ihn gegen General Vinoy 305. Das Centralcomité der Nationalgarde wirft ſich zu einer unabhängigen Regierung auf 306. Einfluß der internationalen Arbeitervereine in Paris 311. Ohnmacht der Freunde der Ordnung 313. Wahl der regierenden Commune von Paris 318. Kämpfe der Verſailler und Pariſer an der Brücke von Neuilly 326.

Seite

Zehntes Buch. Der Frankfurter Frieden 337

Mac Mahon leitet als Obergeneral die Belagerung von Paris S. 337. Wohlfahrtsausschuß der Commune 340. Versuch eines unabhängigen Delegirtencongresses in Bordeaux 345. Zusammenkunft Bismarcks mit Favre in Frankfurt und definitiver Friedensabschluß 352. Ein Blick auf Algerien 363. Rückkehr der Gefangenen nach Frankreich 365. Der Exkaiser in England 368. Benehmen des französischen Volks in diesem Kriege 369.

Elftes Buch. Die Wiederherstellung des deutschen Kaiserthums . 367

Welthistorische Bedeutung des Krieges S. 377. Die neue deutsche Reichsverfassung 381. Der Wiedererwerb von Elsaß und Lothringen 385.

Zwölftes Buch. Ende der weltlichen Papstgewalt 392

Cooperation Roms mit Frankreich im Angriff auf die deutsche Einheit S. 392. Victor Emanuel läßt Rom besetzen 395. Neuer Jesuitenplan 397.

Dreizehntes Buch. Die russische Note und Oesterreich 403

Der Kaiser von Rußland im Bade Ems S. 403. Die mißlungene Liga der neutralen Mächte 404. Die russische Note und die Conferenz in London 405. Oesterreichs Neutralität 407. Das Ministerium Hohenwart 410. Warme Theilnahme der Deutsch-Oesterreicher für die Siege der Deutschen 412.

Vierzehntes Buch. Verhalten der übrigen neutralen Staaten . . 425

Englands parteiische Neutralität S. 425. Spaniens Theilnahmlosigkeit 431. Berufung des italienischen Prinzen Amadeo auf den spanischen Thron 432. Belgische Sympathien für Frankreich 434. Die vlamische Westecke 436. Luxemburgs parteiische Neutralität 437. Schweizer Neutralität 438. Störung des deutschen Siegesfests in Zürich 446. Waffensendungen der Vereinigten Staaten nach Frankreich 450. Präsident Grants Wohlwollen für Deutschland 452. Deutsche Siegesfeier in den Vereinigten Staaten 454 und in Australien 456.

und jetzt wieder verlornen Punkte auf dem griechiſchen Feſtland wieder zu gewinnen. Da die Unterhandlungen der europäiſchen Mächte über Griechenland noch nicht abſolut geſchloſſen waren, ſo hoffte der Präſident, dieſe Mächte würden ſich eher geneigt zeigen, eine gröſsere Ausdehnung des griechiſchen Staats zu bewilligen, wenn ſich die Griechen ſchon wirklich in Beſitz eines gröſsern Landſtrichs befänden. Ueberdieſs war es ihm darum zu thun, die unruhigen griechiſchen Chefs, die während der Waffenruhe nur um die Herrſchaft bublten und Cabalen anzettelten, auf eine patriotiſche Weiſe zu beſchäftigen und aus Morea zu entfernen. Er betrieb alſo eifrig die Inſurrection des Feſtlandes im Norden von Morea und zugleich auch die der groſsen Inſel Candia.

Was das Feſtland betrifft, ſo hatte der Stratarch Demetrius Ypſilanti im verfloſſenen Jahre den öſtlichen Theil deſſelben, Livadia, Petra, Talandi, Martino, Salona ꝛc. und die Generale Church und Dentzel den weſtlichen Theil, namentlich Karpeniſſi, beſetzt. Im Januar indeſs machten Mahmud, Paſcha von Livadia, und Omer Vrione, Paſcha von Negroponte, eine combinirte Bewegung, wodurch die Griechen zurückgedrängt wurden und Livadia aufs Neue verloren. Ein griechiſches Corps unter Waſſo, das bei Martino ſtand, ſollte von beiden Paſcha's überrumpelt werden. Mahmud kam von Livadia, Omer Vrione von Theben aus, Waſſo empfing ſie aber (nach griechiſchem Bericht) am 10 Februar ſo tapfer, daſs ſie mit einem Verluſt von 200 Todten zurückgeſchlagen wurden und darauf Livadien wieder räumten. — Unterdeſſen hatte der Präſident ſeinen jüngern Bruder, Auguſtin Capodiſtrias, am 4 Februar zu ſeinem Stellvertreter auf dem Feſtlande ernannt, nach jenem Siege bei

Erſtes Buch.

Die Deutſchen vor Paris.

Wir kehren nach Paris zurück, welches wir bereits ringsum cernirt von den deutſchen Heeren verlaſſen haben.

Hier war General Trochu in gewiſſem Sinne ebenſo Dictator, wie Gambetta in Tours. Er hatte das Commando in der Stadt, alle Bewaffneten ſtanden unter ſeinem Oberbefehl. Neben ihm konnte die eingeſperrte Regierung der nationalen Vertheidigung zunächſt nur noch eine geringe Rolle ſpielen. Jules Favre, Miniſter des Auswärtigen, hatte nichts mehr zu thun, nachdem er den Waffenſtillſtand von ſich gewieſen hatte. Trochu commandirte noch etwa 60,000 reguläre Truppen und etwa doppelt ſo viel erſt zuſammengeraffte Leute, theils Mobilgarden vom Lande, theils Nationalgarden von Paris.

Die Revue, die er am 13. September über 100,000 Mann abhielt, gewährte keinen tröſtlichen Anblick. Die Mobots bildeten ſich erſt allmälig zum Dienſt. Die übereilt wieder hergeſtellte Nationalgarde war noch größtentheils ohne Uniform. Die wohlhabenden Bürger, die zu ihr gehörten, wollten ſich lieber ergeben und die reiche Stadt geſchont wiſſen, als einen verzweiflungsvollen Kampf wagen; die ärmere Klaſſe entehrte ihren Patriotismus durch Habgier. Nur den Bedürftigſten bot man täglichen Sold an. Da

verlangte eine ganze Compagnie den Sold und wollte keiner darauf verzichten.

Eine große Menge Häuser in Paris blieben leer, weil die Besitzer geflüchtet waren. Deshalb erging der Befehl, welcher Besitzer nicht binnen vier Tagen zurückkehre, dessen Haus solle als Nationaleigenthum verwendet werden. Rochefort, der den Straßenkampf organisiren sollte, befahl, alle Wohnungen und Läden, die sich im ersten Stocke (zu ebener Erde) befinden, auszuräumen, die Mauern, die von einem Hause zum andern führen, zu durchbrechen, so daß alle Häuser in Verbindung stehen, und Schießscharten nach der Straße hin anzulegen. Die von ihren Bewohnern verlassenen zahlreichen Landhäuser wurden vom Pöbel ausgeleert.

Merkwürdig erscheint, daß, wenn auf der einen Seite tolle Menschen vor Kriegswuth glühten und schäumten und auf der andern Seite die Menschen in bleicher Todesangst flüchteten, in der breiten Mitte an der frivolen Physiognomie sich gar nichts geändert zu haben schien. Ein Pariser Correspondent der Daily News schrieb am 20. September, er staune über die grenzenlose Unbekümmertheit, mit welcher das Pariser Publikum noch am Sonntag seinen beliebten Vergnügungen nachging, im Jardin des plantes, im Park von Monseaux, auf den Quais einherschlenderte, auf den Boulevards zum Trinken und Plaudern niedersaß, hier in Bewunderung vor einem Manne, der die Stimmen aller Vögel nachahmte, dort im Entzücken über die Sprünge einiger Pudel, Männer und Weiber, Buben und Mädchen, kokettirend ꝛc. Derselbe Correspondent bemerkt aber auch, die Straßen von Paris wimmelten von Fahnen als von eben so viel Zeichen der Furcht. Denn nicht nur jeder Fremde, der in Paris wohne, hänge seine Nationalfahne zum Fenster heraus, sondern auch viele geborne Pariser bestimmen geschwind zwei Betten zur Aufnahme von Verwundeten und hängen dann die Fahne mit dem rothen Kreuz aus, überzeugt, daß wenn die deutschen Soldaten Paris erstürmen, sie doch die so beflaggten Häuser schonen werden.

Die hitzigſten Republikaner dachten wirklich daran, aus Paris ein zweites Saragoſſa zu machen oder prahlten wenigſtens damit. Da ſollten nicht nur Barrikaden errichtet, ſondern auch die Straßen unterminirt, die Häuſer durchbrochen und Haus für Haus vertheidigt werden. Man verfertigte unter dem Montmartre einen großen Luftballon, den man bei Nacht aufſteigen laſſen und von dem aus man die ganze Umgegend der Stadt und alle Stellungen des Feindes beleuchten wollte. Alles Petroleum in der Stadt wurde von der Regierung confiscirt und es hieß, man wolle damit die einrückenden Deutſchen verbrennen. Am 27. September wurde aber ein großer Theil des in Paris vorräthigen Petroleum, vielleicht durch Brandſtiftung, ein Raub des Feuers. Es war ein für militäriſche Zwecke beſtimmter Vorrath in der Villette.

In einem Brief aus Longwy vom 1. Oktober, welchen das Echo du Luxembourg veröffentlichte, wurde gerathen, „die Deutſchen mit den Mitteln der Chemie zu bekämpfen, und zwar aus Luftballons Fäſſer voll pikrinſaurem Kali, Nitroglycerin, Dynamit und dergleichen auf die feindliche Armee herabzuwerfen. Dieſer Brief hat die ehrenhafte Entrüſtung des Commandanten von Longwy, des Maires und der Municipalräthe dieſer Stadt erregt, und ſie gaben derſelben in einem Schreiben an das ‚Echo' für ſich und im Namen ihrer Mitbürger Ausdruck. Es heißt in dem Schreiben: ‚Bereit, unſere Stadt und unſer Vaterland zu vertheidigen, werden wir im vorkommenden Falle beweiſen, daß wir Krieg führen können, ohne die Regeln zu verletzen, welche die Ehre und die Menſchlichkeit gebieten.'"

Die Regierung erließ folgende Proklamation: „Franzöſiſche Republik. Regierung der nationalen Vertheidigung. Man hat das Gerücht verbreitet, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung daran denke, die Politik aufzugeben, in Folge deren ſie auf den Poſten der Ehre und der Gefahr geſtellt wurde. Dieſe Politik iſt die, welche ſich in folgenden Ausdrücken formulirt: Weder einen

Zoll unſeres Territoriums, noch einen Stein unſerer Feſtungen. Die Regierung wird ſie bis zum Ende aufrecht erhalten. Gegeben im Hotel de Ville am 20. September 1870. General Trochu. Emanuel Arago. Jules Favre. Gambetta. E. Picard. Rochefort. Jules Simon. Der Kriegsminiſter, General Le Flô; der Ackerbau- und Handelsminiſter, Magnin; der Miniſter der öffentlichen Bauten, Dorian."

Der „Combat", das Organ Felix Pyats, eröffnete eine Subſcription, aus deren Ertrag ein Ehrengewehr angefertigt werden ſollte, um es dem zu ſchenken, der den König von Preußen ermorden würde. — Das „Salut public" machte ſeinen Leſern weiß, daß von der in Sedan gefangenen Armee der größte Theil nachher wieder heldenmüthig entſchlüpft ſey, und jetzt in Frankreich ſich wieder zuſammenfinde. „Die Menge der Gefangenen, welche die deutſche Wachſamkeit getäuſcht haben, iſt ungeheuer. Es iſt ein beſtändiges Durchſickern flüchtiger Helden durch die preußiſchen Linien hindurch. (Ein klaſſiſch ſchöner Satz, der des Aufbewahrens werth iſt!) Eine gefangene Armee, zumal eine franzöſiſche, iſt ſchwerer zu bewachen, als eine deutſche Schafheerde. Und was die Soldaten vor Allem unverletzt gerettet haben, iſt das Vertrauen in ihre individuelle Ueberlegenheit über die Deutſchen."

Die Times berichtete, General Ambert in Paris habe ſich um Herſtellung der Disciplin bei den Truppen bemüht, und ihnen einmal geſagt, ſtatt immerfort vive la répuplique zu ſchreien, ſollten ſie lieber beſſer exerzieren. Da hätten ſie ihn gepackt und gefangen geſetzt und nicht einmal Trochu habe ihn befreien können. Am 24. und 25. September ſollen Straßenkämpfe in Paris ſtattgefunden haben, was die Abſtellung der Wahlen zur Folge gehabt habe.

Eine Correſpondenz aus Brüſſel in der Kölner Zeitung theilte mit, franzöſiſche Offiziere, die bei Sedan gefangen, aber auf Ehrenwort ſeyen entlaſſen worden, hätten ganz ungenirt geſagt, ſie dürften dennoch wieder gegen Deutſchland dienen. Entweder

unter fremden Namen, oder aber unter dem Vorwande, ſie ſeyen als Offiziere des Kaiſers gefangen worden, der Kaiſer ſey abgeſetzt, alſo könnten ſie jetzt unbeſchadet ihres Ehrenworts der Republik dienen. General Ducrot machte praktiſchen Gebrauch von der Sophiſtik der Ehrloſigkeit. Bei Sedan gefangen und auf Ehrenwort entlaſſen, brach er das Ehrenwort und ging nach Paris, um dort an der Vertheidigung theilzunehmen. Die Folge war, daß ihm verkündigt wurde, er würde, wenn er wieder in Gefangenſchaft geriethe, kriegsrechtlich erſchoſſen werden, und daß künftighin verboten wurde, ein Ehrenwort von franzöſiſchen Offizieren anzunehmen.

General Ducrot wollte nicht zugeben, daß er ſein Ehrenwort gebrochen habe, und ſuchte ſich in einem Briefe an Trochu auf eine ſehr ſophiſtiſche Art zu rechtfertigen. Er ſchrieb nämlich „daß er für ſeine Perſon die Capitulation von Sedan nicht angenommen, ſondern ſtets verworfen habe, daß er ſich, wie verſprochen, am 11. September, Vormittags 10 Uhr, in Pont à Mouſſon beim preußiſchen Commandanten gemeldet habe und an ſein Ehrenwort von dem Augenblick nicht mehr gebunden geweſen wäre, als der Sicherheitspaß von Sedan nach Pont à Mouſſon ihm Mittags auf dem Bahnhofe abgenommen und ſeine Anweſenheit conſtatirt worden ſey.“ Er war alſo doch gefangen und mit ſeinem Ehrenwort verpflichtet worden, ſich in Pont à Mouſſon zu melden, weil auf dieſer Station ein preußiſcher Commandant war. Natürlicherweiſe hatte man preußiſcherſeits, indem man ihn auf ſein Ehrenwort reiſen ließ, nicht gemeint, ſeine Verpflichtung höre in Pont à Mouſſon auf, und indem er von dort entwich, brach er ſein Wort.

Auffallenderweiſe übernahm es Trochu ſelbſt, ihn zu entſchuldigen, vielleicht weil er ihn bei der Vertheidigung von Paris brauchen konnte, oder weil er bei der damaligen Stimmung der Pariſer, dieſem wegen ſeines Wortbruchs ſo hoch gefeierten Mann ebenſowenig wehe thun durfte, wie dem unverſchämten Flourens. Sein Brief an Ducrot lautete: „Mein lieber General! Ihr Verhalten

vor und nach der Capitulation von Sedan fügt einen neuen Zug zu denen der energiſchen Feſtigkeit hinzu, welche den Lauf Ihrer Carrière bezeichnet haben. Inmitten einer Zerſtörung, welche ſelbſt die am meiſten geſtählten Seelen erſchüttert hatte, wollten Sie keine Beziehung mit dem Feinde haben, welche hätte als Transaktion gedeutet werden können. Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, nach Pont à Mouſſon zu gehen und ſich dort als Gefangener zu melden — nichts weiter. Und dort — nachdem Sie ſich offiziell als Gefangener geſtellt und ſomit Ihr Ehrenwort gelöſt haben, erdachten und verwirklichten Sie um den Preis der augenſcheinlichſten Gefahren eine kühne Flucht, welche nach Ihrem Willen ſofort der Vertheidigung von Paris zu Gute kommen ſollte. Der Feind weiß, was Ihre Hülfe werth iſt, und daher ſtammt der einſtimmige Vorwurf, welchen die öffentliche Meinung in Deutſchland gegen Sie richtet. Seyen Sie verſichert, daß die preußiſche Armee, deren loyales Zeugniß ich anzurufen im Begriff ſtehe, indem ich Ihren Brief dem Könige ſelber überſende, Ihnen vollkommen Gerechtigkeit zu Theil werden laſſen wird. Wir bedurften, um ſie Ihnen zu gewähren, nicht erſt Ihrer Mittheilungen. Empfangen Sie dieſe Verſicherung, deren Sie am meiſten bedürfen, von dem älteſten und Ihnen am meiſten zugethanen Waffengefährten. Der Gouverneur von Paris. General Trochu." Jedenfalls, bemerkt die Nordd. A. Z., thut General Trochu wohl daran, Herrn Ducrot ſchon jetzt der Gnade des Königs zu empfehlen.

Ueber Ducrot's Flucht in Pont à Mouſſon theilte die deutſche Allg. Zeitung mit: „Von dieſer Entweichung, bei welcher nach franzöſiſchen Blättern ein Bruch des Ehrenworts nicht vorgekommen ſeyn ſollte, erzählt ein Thüringer Kaufmann, welcher ſich mit Liebesgaben vor Metz begeben hatte, folgende Einzelheiten, die glaubwürdig erſcheinen. General Ducrot erſuchte den Etappen-Commandanten in Pont à Mouſſon um die Erlaubniß, ſich mit zwei andern mitgefangenen franzöſiſchen Offizieren in einem kleinen, ſchon bereit-

ſtehenden Bauernwagen, welchen der Gewährsmann ſelbſt geſehen hat, nach einem naheliegenden Orte in Privatangelegenheiten begeben zu dürfen. Der Etappen-Commandant weiſt den General an das Hauptquartier, wo ihm gegen Schein auf Ehrenwort, ſich Abends 9 Uhr wieder zu ſtellen, die Erlaubniß ertheilt und außerdem ein preußiſcher Offizier zur Begleitung mitgegeben wird. Obgleich nun noch des Nachts Armee-Gensdarmen und Patrouillen aufgeboten worden ſind, hat man von dem General und ſeiner Begleitung keine Spur entdecken können und auch der preußiſche Offizier war verſchwunden.“ Der Impartial de Loiret erzählt noch, der General habe ſich Bauerntracht zu verſchaffen gewußt, habe dann einige Ochſen gekauft und den Preußen angeboten; dieſe hätten den Handel mit Freuden gemacht und ihm für eine neue Lieferung einen Sicherheitspaß ausgeſtellt, mit dem er glücklich nach Paris gelangt ſey.

Auch Victor Hugo that im Oktober wieder einen Poſaunenſtoß: „Wir ſind ein einziger Franzoſe, ein einziger Pariſer, ein einziges Herz. Es gibt nur einen einzigen Bürger, der ſeyd ihr, der bin ich, der ſind wir alle. Wo die Breſche iſt, da iſt unſere Bruſt. Heute Widerſtand, morgen Erlöſung. Wir ſind nicht mehr Fleiſch, ſondern Stein. Ich kenne meinen Namen nicht mehr, ich heiße Vaterland. Wir alle heißen Frankreich, Paris, Mauer!“ Die Eitelkeit hat dieſen größten aller franzöſiſchen Poeten verrückt gemacht. Aber auch der fromme Veuillot fing an, heftig gegen die Deutſchen zu ſchreiben und zum Kampfe gegen ſie zu ermuntern. Das hing mit dem Compromiß zuſammen, den Cremieux zwiſchen dem katholiſchen Süden und den Republikanern geſchloſſen hatte und den auch Biſchof Dupanloup von Orleans unterſtützte.

Man hoffte in Paris immer auf Entſatz, aber vergeblich. Der alte Thiers hatte ſich ſehr über die angebliche Uneinnehmbarkeit von Paris getäuſcht. Als er nämlich unter Ludwig Philipp auf die Befeſtigung von Paris antrug, erörterte er: „Wenn es Ihnen ge-

lingt, die Hauptſtadt ſtark zu machen und in Stand zu ſetzen, einen regelrechten Angriff auszuhalten, ſo befreien Sie dieſelbe in demſelben Augenblicke für immer von allen Gefahren einer Belagerung; denn wenn Paris ſich vertheidigen kann, wie Metz, Straßburg oder Lille, ſo wird Paris niemals angegriffen werden. ... Wir haben unterſucht, ob es möglich wäre, Paris für 60 Tage Lebensmittel für eine Bevölkerung von 1,800,000 Seelen zu verſchaffen. Es iſt uns bewieſen worden, daß es ausführbar iſt. Erlauben Sie mir, Ihnen zuvor einige Worte zu ſagen über die Zahlen von 60 Tagen und 1,300,000 Seelen. Niemals wird ein Feind 60 Tage lang vor Paris liegen, denn er ſelbſt und nicht Paris würde ausgehungert werden. Man kann nicht vorausſetzen, daß ein eindringender Feind es wagen würde, mit weniger als 200,000 oder 250,000 Mann vor Paris zu erſcheinen. Es würde ihm unmöglich ſeyn, ſeine Magazine nachzufahren ohne rieſige und unmögliche Anſtrengungen, ohne mehrere Armeen im Rücken, um die Straßen zu decken. Er müßte von dem Lande ſelbſt leben, wie wir es ſelbſt mehrfach gethan haben; er mußte ſich weit ausbreiten, um zu leben, und würde ſich durch die Theilung ſehr ausſetzen. Er würde inzwiſchen leben, aber das beſetzte Gebiet würde bald ſo ausgezehrt ſeyn, daß er nicht mehr daraus ſubſiſtiren könnte. Nun nehmen Sie 30 Tage einer ſolchen Lage an, oder 40, oder 50, ſo gelangen Sie zu phyſiſchen Unmöglichkeiten."

So hatte man ſich getröſtet. Jetzt aber wußte man ſich nicht mehr zu helfen und fiel auf die ſeltſamſten Rettungsmittel. Girardin ließ am 18. Oktober wieder einen Unſinn drucken, nämlich einen offenen Brief an Bismarck, der mit folgenden Worten ſchloß: „Halten Sie vor Paris ein, wie 1866 vor Wien! Dieſer Beweis von Mäßigung wird uns zu allererſt veranlaſſen, Ihnen vorzuſchlagen: erſtens alle Bollwerke niederzureißen, weil ſie die letzten Hinderniſſe der europäiſchen Verbrüderung ſind; zweitens Frankreichs Eintritt in das Zollvereinsnetz, dieſen älteren Frei-

handelsbruder. Unſer Gold bringe Euch Reichthum und die Erinnerung der uns geſchlagenen Wunden erbleiche durch gemeinſame Intereſſen und Beſtrebungen. Entehrt nicht das Zeitalter Peels und Cavours, wenn Ihr Euererſeits in der Lage ſeyd, Euch ſeinen Größen anzureihen."

So gut meinten es die fanatiſchen Blätter von Paris aber nicht. Dieſe dachten an nichts, als an die Vernichtung der Deutſchen, die ſie ſchon hundertmal vernichtet haben wollten und die doch merkwürdigerweiſe immer noch da waren. Der Peuple français gab einen ganzen Catalog von Tödtungsmitteln zum beſten. Da iſt zuerſt die Mitrailleuſe Montigny, wirft 481 Kugeln in der Minute (die Mitrailleuſe von Meudon warf nur 155). Dann kommt die Mitrailleuſe Marklenberg, ein tragbares Geſchütz mit 250 Kugeln per Minute. Drittens die Mitrailleuſe Durand (noch im Verſuchsſtadium). Bei ihr wird das Pulver durch Dampf erſetzt und ſie kann auf eine Entfernung von 400 Metern 60 Kugeln per Sekunde, alſo 3600 per Minute regnen laſſen. Die Bomben Meneſtrol, vervollkommnete Granaten, von denen jede 1000 Feinde kampfunfähig machen kann. Die Brandbomben des Herrn Gaudin, beſtimmt, aus beſonderen Ballons geſchleudert zu werden. Sie würden die Wirkung haben, die Vorräthe und Fuhrwerke des Feindes zu zerſtören. Die Stinkbomben, ſie haben die beſondere Eigenſchaft, mehrere Stunden hindurch in einem hinreichend ausgedehnten Umkreiſe die Perſonen zu erſticken, welche nicht getödtet worden ſind. (Angenommen von der Commission du génie civil!) Die Satansrakete, welche ein ganzes Armeecorps auf Diſtanz von 4 und 5 Kilometern in Flammen aufgehen läßt. Das griechiſche Feuer des Herrn Beaume, Brandgeſchoſſe, welche Alles verbrennen und verzehren, was ihnen in den Wurf kommt, ohne daß es möglich iſt, ſie zu löſchen. Man kann ſie auf große Entfernung ſchleudern. Die Exploſionsminen von Dieheim, welche auf gewiſſe Entfernung ganze Regimenter in die Luft ſprengen. Beſcheidener ſind die unter-

irdiſchen Torpedos, welche ihre Geſchoſſe mannshoch in die Höhe werfen und in einigen Minuten Bataillone vernichten.

Im Oktober wurden 18 ſächſiſche Soldaten in ihrem Quartier durch den im Keller gefundenen Wein, den die entflohenen Bewohner zu dieſem Zweck zurückgelaſſen hatten, vergiftet.

In Paris waren Uebermuth und Frivolität noch ſo wenig ausgeſtorben, daß ſich freche Frauenzimmer zuſammenthaten, um ein Amazonencorps zu bilden. Am 8. Oktober forderten ſie vom Miniſterium, 500 Köpfe ſtark als bewaffnete Legion organiſirt zu werden, um den Ambulanzdienſt zu verrichten und den Feind zurückzuwerfen, gleich den erſten Johannitern in Jeruſalem, welche die Kranken gepflegt und zugleich gekämpft hatten. Eine Bürgerin kündigte an, welches ſichere Mittel ſie erfunden habe, um die Preußen zu vernichten. Einen Apparat nämlich, den ſie den Finger Gottes nannte. Ein Fingerhut in ein Röhrchen zugeſpitzt, welches bei der Berührung Blauſäure entläßt. Damit brauche ſie nur einen Preußen zu berühren und augenblicklich ſey er todt. So könne eine einzige Franzöſin unter lauter preußiſchen Männerleichen allein aufrecht ſtehen bleiben.

Pöbelhafte Auftritte kamen vor, ſagten Augenzeugen, als die bei Chatillon in den Schützengräben gefangenen Bayern, 30 an der Zahl, in Paris herumgeführt wurden. Die ihnen als Bedeckung mitgegebene Nationalgarde vermochte ſie nicht zu ſchützen und ſo waren ſie den gemeinſten Mißhandlungen ausgeſetzt. Man zerrte an ihrem Bart- und Haupthaar und bewarf ſie ſtellenweiſe ſogar mit Straßenkoth, ohne daß man etwas zu ihrem wirkſamen Schutze hätte thun können.

Die Bildſäule der Stadt Straßburg auf dem Eintrachtsplatze war ſtets mit Immortellenkränzen geſchmückt. Eine Leiter blieb ſtets an die Statue gelehnt, um den Vorübergehenden zu geſtatten, das Haupt der Bildſäule mit Blumen zu ſchmücken. Allwöchentlich wurden die Kranzſpenden von einem Künſtler maleriſch geordnet.

Martino drangen die Griechen, von dem beginnenden Frühjahr begünſtigt, wieder von allen Seiten vor, um die von den Türken noch beſetzten feſten Plätze einzunehmen. Am 17 März fiel Vonitza, am 23 April Lepanto, am 17 Mai Miſſolunghi und Anatoliko. Der griechiſche Admiral Miaulis leiſtete dabei von der Seeſeite her dem General Church thätigen Beiſtand. Alle dieſe Feſtungen fielen aus Mangel an Lebensmitteln durch Capitulation, und die Türken erhielten freien Abzug. Prevesa, wohin ſich im April Veli-Bey, der Sohn des Großveziers, geworfen hatte, wurde vergeblich belagert. Auch Athen befand ſich fortwährend in den Händen der Türken.

Zur See waren die Griechen nicht minder thätig. Sie blokirten die an der See gelegenen feſten Plätze der Türken und ſchnitten ihnen die Zufuhr ab. Im Februar nahm Capitän Griezis den Türken im Meerbuſen von Ambrazia mehrere Fahrzeuge ab; ſo auch Capitän Bracke vor Prevesa, und Capitän Falanga in den Gewäſſern von Volo und Negroponte. Eine Nachricht ſagte ſogar aus, Capitän Kefala kreuze mit der griechiſchen Brigg Hellas im rothen Meere.

Die Engländer ſahen die Unternehmungen der Griechen nicht mit Gleichgültigkeit an. Ihr Generalconſul Dawkins ſandte dem Präſidenten am 18 Mai das bekannte Protokoll vom 22 März zu, und verlangte zugleich im Namen Englands 1) daß die Griechen die Blokade aller Küſten außer denen von Morea und den Cycladen augenblicklich aufheben, und daß ſie 2) ihre Landtruppen ſogleich aus dem Feſtlande nach Morea zurückziehen ſollten. — Dieß ſtand in einigem Widerſpruch mit dem Protokoll vom 22 März, da in dieſem ausdrücklich, wenn auch noch nicht beſchloſſen, doch vorgeſchlagen war, die

Häufig fand am Fuße der Statue eine Art Feldgottesdienſt ſtatt. Dann erſchienen mehrere Prieſter mit einem Tragaltare und laſen die Meſſe, und die vorübergehenden Voltairianer entblößten das Haupt und ſpielten die Andächtigen, weil ihnen auch zu Zeiten Religionsübungen in den Kram paſſen.

In den erſten Tagen des November ſah man an den Straßenecken von Paris Plakate, worin zu leſen war, der Kronprinz von Preußen liege an einer Lungenentzündung ſchwer darnieder und in München ſey eine große Revolution ausgebrochen, das Haus Richard Wagner's demolirt worden.

Die dritte Republik war die Karrikatur der erſten und verzerrte nur deren grimmige Züge in's Lächerliche, während ſich beide ähnlich blieben. Die Republik Jules Favre's, Gambetta's und Rochefort's war dem ehemaligen Freunde des letztern, Flourens, zu blau, er wollte ſie blutroth haben, und wie einſt in der erſten Revolution der Gemeinderath von Paris im Stadthauſe ſich die höchſte Gewalt angemaßt und die aus dem Convent hervorgegangene Regierung als zu gemäßigt verdrängt und aus ſeiner Mitte erſetzt hatte, ſo wollte Flourens durch daſſelbe Mittel die jetzige Regierung verdrängen oder ſich in dieſelbe eindrängen. Man hatte ihm als einem von früher her beliebten Volksmann das Commando über fünf Bataillone der Nationalgarde von Paris anvertraut. Mit dieſen bewaffneten Vorſtädtern und ſeinem ſonſtigen Anhang im Pöbel machte er vom 6. Oktober an Verſuche, ſich des Stadthauſes zu bemächtigen.

Die Times berichtete: „Kaum war Paris 14 Tage eingeſchloſſen, als ſchon die Nationalgarden von Belleville — einem der verrufenſten Viertel — durch ihren Befehlshaber, den Bürger Guſtave Flourens, anfingen, die Regierung zu kritiſiren und durch offene Gewalt zu beeinfluſſen. Am 1. Oktober begab ſich Flourens an der Spitze ſeiner Bataillone nach dem Stadthauſe, um Namens der demokratiſchen Clubs verſchiedene Forderungen von der Regie-

rung zu erzwingen, ſo z. B. die Maſſenerhebung, den Aufruf an das republikaniſche Europa, ſofortige Wahl einer Munizipalbehörde, Entlaſſung aller ‚verdächtigen Perſonen‘ von Vertrauensposten und eine allgemeine Vertheilung von Tagesrationen an alle Bürger. Als die Regierung ſich platterdings weigerte, ſolchen Forderungen Gehör zu ſchenken, ſuchte Flourens damit zu drohen, daß er ſein Commando niederlegte; da aber die Regierung ſich durch dieſen Schritt nicht bewegen ließ, machte er denſelben rückgängig und verſuchte ſein Heil in einer anderen Kundgebung, zu welcher er — um ſie gewichtiger zu machen — alle Bürger einlud. Sie ſollten ſich am 8. Oktober, zwei Uhr Nachmittags, unbewaffnet vor dem Rathhauſe einfinden. Hauptzweck der Demonſtration ſollte die Erzielung ſofortiger Wahlen für die ‚Commune von Paris‘ ſeyn, welch letztere — ſo ſagte Flourens — die proviſoriſche Regierung nicht abſchaffen, ſondern ſie zur Executive der legislativen Commune machen würde. Das hieße alſo, Flourens hat zu befehlen, und Favre dieſe Befehle auszuführen. Denn was erſterer nebſt Genoſſen — Ledru-Rollin, Blanqui und Felix Pyat — ſich unter der zu wählenden Commune eigentlich denkt, geht aus einem Artikel in ‚La Patrie en Danger‘, dem Organe Blanqui's, deutlich hervor. Von den Candidaten für dieſe Körperſchaft ſoll nämlich unter Anderem gefordert werden, daß ſie ſich zur Aufrechthaltung der abſoluten Unabhängigkeit der Commune, zur Befolgung allgemeiner Inſtruktionen und zur Rechenſchaftsleiſtung über alle ihre Schritte an die Wähler, die ihr Mandat jeder Zeit annulliren können, verbindlich machen. Auch ſollen die Herren ſich verpflichten, für die folgenden Maßregeln zu ſtimmen: Claſſificirung aller Lebensmittel in der Hauptſtadt und deren unentgeltliche Vertheilung in Tagesrationen an alle Bürger; Verantwortlichmachung aller derer, die unter dem gefallenen Regimente durch rechtswidrige Schritte, Gewalt oder Betrug, zur Herbeiführung der gegenwärtigen Situation beigetragen haben; Beſtrafung aller Perſonen, welche Paris in der

Stunde der Gefahr verlaſſen haben; Suspendirung aller handelsrechtlichen und civilen Klagen bis drei Monate nach Friedensſchluß; Suspendirung aller Mieth- und Zinſenzahlungen vom 1. Oktober bis zum Ende des Krieges; Abſchaffung der Polizeipräfektur und Unterordnung der Polizei unter die Munizipalbehörden, und ſchließlich Abſchaffung aller Monopole und Privilegien. Um dies und Aehnliches zu erzielen, war die Verſammlung für den 8. Oktober einberufen worden. Um die angeſagte Stunde fanden ſich ein paar Tauſend Menſchen ein, zum großen Theile Nationalgarden, welche mit wenigen Ausnahmen unbewaffnet gekommen waren, während innerhalb des Gittereinſchluſſes um das Stadthaus eine Abtheilung Mobilgarden mit aufgeſteckten Bajonetten in Reih und Glied ſtanden, entſchloſſenen Blickes und der Dinge harrend, die da kommen ſollten. Der Ruf des Pöbels: ‚Die Bajonette in die Scheide!‘ blieb unbeachtet, und eben ſo wenig kehrten ſich mehrere Mitglieder der Regierung — unter anderen Rochefort, Arago und Jules Ferry — an das Feldgeſchrei der Maſſe, als dieſe ‚La Commune, Vive la Commune!‘ rief, und auf langen Stöcken Plakate mit den Worten ‚Les Elections‘ vor ihren Augen in die Höhe hielt. Plötzlich allgemeines Gemurmel. Die Nationalgarden des Faubourg St. Germain rücken bewaffnet und mit ihren Offizieren an der Spitze, im Schnellſchritt voran, und faſſen zwiſchen dem Eiſengitter und dem vor dieſem verſammelten Volkshaufen Poſto. Der Volkshaufe naht ſich. Einige Bürger halten dem letzterwähnten Bataillon Zettel mit der Inſchrift entgegen: ‚Die Gewehre ſind eine Drohung‘; mehrere Nationalgarden wenden zum Zeichen der Sympathie mit der Maſſe ihre Muskete mit dem Kolben nach oben und ein allgemeines ‚Hurrah‘! wird nur durch die zahlreichen Rufe ‚La Commune! Vive la commune!‘ unterbrochen. Die Lage iſt kritiſch; die ſchweren Thore des Rathhauſes werden geſchloſſen; der Generalmarſch wird geſchlagen und faſt unmittelbar darauf kommt eine Abtheilung bewaffneter Nationalgarden — meiſt Arbeiter in Blouſen

— herangerückt. Während ſo einerſeits die Volksmaſſe ſich zu einem ungeheuren Umfang vermehrte — große und kleinere Gruppen disputirten über die Billigkeit der erwähnten Forderungen, und anſcheinend waren drei Viertel gegen die ſofortige Einberufung einer Commune — kamen andere Bataillone Nationalgarden herangerückt und erwiderten das Schreien nach ‚der Commune, der ganzen Commune und Nichts als die Commune!‘ mit ‚Vive la République, Vive la France!‘ Der befehligende Offizier, General Tamiſier, ſuchte die aufgeregte Menge zu beſchwichtigen, doch gelang ihm dies ſelbſt dann nur theilweiſe, als aus weiter Ferne das Rollen des Kanonendonners deutlich vernehmbar wurde, und als drei Mitglieder des Centralen Republikaniſchen Comité's Zugang in das Stadthaus erhielten. Jules Ferry empfing ſie, hörte ‚die Forderung des ſouverainen Volkes‘ an, und lehnte trocken das Vergnügen einer eingehenden Unterhaltung über das Thema Munizipal-Commune ab, während Keratry den Herren mit Verhaftung drohte. Draußen kommen jetzt von allen Punkten die Nationalgarden herangezogen. Ein Bataillon nach dem anderen, mit fliegenden Fahnen und unter Trommelgewirbel; die Offiziere vorauf, ihre Degen in der Luft ſchwenkend und mit dem Rufe: ‚A bas la Commune!‘ ‚Pas de Révolution!‘ Dies ermuthigt die Anhänger der Regierung. ‚Vive la République!‘ ‚Vive la France!‘ ſchallt es von allen Seiten wieder, während die Nationalgarden Angriffscolonnen formiren, nach beiden Seiten deployiren, dann Linien bilden und ſo den Platz in wenigen Augenblicken von den vielen Tauſenden ſäubern. Die Spielleute treten jetzt in das Centrum und unter Trommelwirbel, untermiſcht mit dem Rufen der Volksmaſſen, treten die Mitglieder der Regierung aus den wiederum geöffneten Thoren des Stadthauſes hervor. Sie machen die Runde um den Platz, ſchwenken ihre Hüte und rufen: ‚Vive la République!‘ Den Schluß der Scene bildet dann eine kurze Ermahnung Jules Favre's, und eiliger als es ſonſt vielleicht geſchehen wäre, ſtob die Verſammlung aus-

einander, da ein heftiger Platzregen ſich einſtellte. Allmälig zogen dann auch die Nationalgarden ab, doch verſammelten ſich ihrer trotz des Regens am Abend immer neue Bataillone vor dem Stadthauſe, um ihr Einverſtändniß mit der Haltung der Regierung und ihre Mißbilligung des Gebahrens der Nationalgarden von Belleville und der Bürger Ledru-Rollin, Blanqui, Felix Pyat und Flourens zu bethätigen."

Trotz dieſes Erfolges durfte Trochu nicht wagen, den frechen Rebellen kriegsrechtlich erſchießen zu laſſen, denn Flourens wurde durch Rochefort geſchützt, der damals einen Brief veröffentlichen ließ, in welchem er dieſen Flourens als ſeinen „treuen und vortrefflichen Freund unter tauſend brüderlichen Umarmungen" begrüßte.

Während dieſes Treibens im Innern von Paris gab es von Zeit zu Zeit Kämpfe vor der Stadt. General Trochu wollte Paris nur von den Forts und Verſchanzungen aus vertheidigen, weil er zu wenig reguläre Truppen zur Hand hatte, um dem Feinde in's offene Feld entgegenzugehen. Als nun aber General Ducrot, in Bauernkleidern geflüchtet, von Sedan ankam, erlaubte ihm Trochu, mit den Truppen Vinoys, vier kleinen Diviſionen, hervorzubrechen. Kleines Geplänkel am 17. September bei Brevannes und am 18. bei Bicêtre beſchäftigte nur die Vorpoſten. Erſt am 19. machte Ducrot ſeinen Verſuch, auf der ſchwächſten Seite der Vertheidigung, nämlich auf der Südſeite, die Cernirung zu verhindern, und zwiſchen ihm und dem 5. preußiſchen Armeecorps entſpann ſich auf den Höhen von Sceaux bei Chatillon ein Kampf, der wie gewöhnlich mit der Flucht der franzöſiſchen Truppen endigte. Ein ganzes Regiment Zuaven entfloh ſogar, ohne einen Schuß gethan zu haben, ſtürzte wie verzweifelt in die Straßen von Paris zurück und verbreitete hier eine nicht geringe Panik. Die junge Mobilgarde hielt ſich beſſer. Trochu war ſehr entrüſtet und traf ſtrenge Maßregeln gegen die Feigen. Ein gefangener franzöſiſcher Offizier klagte bitter

über das Abhandenkommen aller Disciplin unter den franzöſiſchen Soldaten.

In Folge des Gefechts bei Sceaux näherten ſich die Preußen auch dem berühmten Verſailles. Hier befanden ſich 2000 Mobilgarden, die aber nur 300 Gewehre hatten, gleich zu capituliren bereit waren und nur wünſchten, man möge ſie nicht entwaffnen, ſondern ihnen den Polizeidienſt in der Stadt, hauptſächlich zum Schutz der großen Gemäldegallerie überlaſſen, was ihnen zugeſtanden wurde.

General Trochu hatte ſeine liebe Noth mit den alle Disciplin auflöſenden Truppen und Mobilgarden. Kaum gelang es ihm, den alten, ſchon achtzigjährigen verdienten Marſchall Vaillant, deſſen Ruhm noch von der Zeit des erſten Napoleon herſtammte, aus den Händen des Pöbels zu retten, der ſich ſeiner ſchon bemächtigt hatte und ihn als bekannten Bonapartiſten mißhandeln wollte. Man gab ihn ſogar für einen preußiſchen Agenten aus, um das Volk noch mehr gegen ihn aufzureizen. Aber die Nationalgarde, aus guten Bürgern beſtehend, rettete ihn und brachte ihn in Trochu's Wohnung. Trochu war nicht zu Hauſe, Garnier Pagès aber beruhigte die Volksmenge auf den Straßen, bis Trochu zurückkam und den alten Marſchall befreite. — In der Stadt hatten ſich in verſchiedenen Arrondiſſements eigenmächtig ſog. Vertheidigungscomités gebildet, die auf eigene Hand Hausſuchungen und ſogar Verhaftungen vornahmen. Auch gegen dieſe mußte Trochu einſchreiten.

Der Erfolg von Sceaux war nicht unwichtig. Die von den Forts Iſſy, Vanvres, Montrouge, Bicêtre und Ivry gedeckte Südfront der Pariſer Vertheidigung war die ſchwächſte, weil die drei erſtgenannten dieſer Forts am Fuße des linken Thalrandes der Seine derart gelegen ſind, daß ſie von dem ſüdlich von Clamart und Chatillon ſich bis 500′ über den Seineſpiegel erhebenden Plateau dominirt ſind und in wirkſamſter Weiſe unter Feuer genommen werden können. Dieſen Nachtheil hinwegzuheben, war von Seiten

des Vertheidigers ſchon vor länger als Monatsfriſt am nördlichen Plateaurande bei der Mühle de la Tour der Bau einer ſtarken Verſchanzung begonnen und unter Aufwand ganz enormer Kräfte und Mittel bis zum Tage des Erſcheinens unſerer Truppen vor der Hauptſtadt faſt vollſtändig vollendet worden. Schon waren acht Geſchütze in dies proviſoriſche Fort eingeführt, und jedenfalls war dasſelbe bereits vertheidigungsfähig. Der ſiegreiche Kampf vom 19. hat dieſes wichtige Werk in die Hand unſerer Truppen geliefert.

Unter dem Fort Nogent, 29. September, wurde dem Schwäb. Merkur geſchrieben: „Seit dem 19. September iſt die Stadt Paris vollſtändig cernirt. Wir ſitzen in aller Ruhe unter den Wällen und harren der Dinge, die da kommen ſollen. Für uns war das Erſte, uns wohnlich in den verlaſſenen Schlöſſern und Landhäuſern, von denen Paris umgeben iſt, einzurichten. Für den Unterhalt mußten weit ausgedehnte Requiſitionscommandos und fleißige Faſanenjagden ſorgen. Trotzdem iſt dies immer die brennende Frage des Tages. Denn die Umgebung von Paris füllt ſich immer mehr mit Menſchen, während die Wein- und Mehlvorräthe, die der ſuchende Inſtinkt unſerer Leute in tiefen Verſtecken aufgeſpürt hatte, zu Ende gehen. Die Stimmung der Leute iſt die beſte, die man ſich denken kann; in der erſten württembergiſchen Brigade z. B. reißen ſie ſich faſt um den Feldwachdienſt, und manches verwegene Stückchen iſt da ſchon von Einzelnen in ſtiller Nacht ausgeführt worden. Keine Frage, die Franzoſen üben ſich gewaltig im Schießen; wenn auf der Feldwache nur einer die Cigarre anzündet, ſo paffts ſofort. In Chennevières machen die Kugeln, die an die Wände anſchlagen, den Herren des Stabes eine eigene Tafelmuſik beim Diner. Zeigt ſich einer derſelben nur einige Minuten unter dem Saalfenſter, ſo fliegt gleich ſolch ein Freiſchützengruß herauf. Dieſelbe Munitionsverſchwendung treiben ſie aber auch mit größerem Geſchütz. Sie werfen auf einzelne Reiter Granaten, ſie beſchießen fleißig die Arbeiter

an den aufzuwerfenden Batterien. Der Humor unſerer Leute liefert da wieder manches luſtige Stückchen. Sie machten kürzlich einen Strohmann, den ſie hinter einer Scheinbatterie vorſchauen ließen, und da ſolls eine wahre Luſt geweſen ſeyn, mit welcher Wuth die Franzoſen vom Fort aus auf den unſchuldigen Strohkanonier ſchoſſen. Vorgeſtern viſitirte der König ſelbſt wiederum die Vorpoſten und wurde von unſeren Truppen mit ſtürmiſcher Begeiſterung begrüßt. In Gournoy, wo ein Theil des fünften württembergiſchen Infanterie-Regiments liegt, wurde ſogar illuminirt, als der König Nachts durchkam; unſere wackeren Fünfer ſchnitten ſich die Laternen ſelber aus Kürbiſſen zurecht. Vom gleichen Regiment wurde geſtern das ‚Cannſtatter Volksfeſt‘ in Noiſiel abgehalten. Der Geſundheitszuſtand iſt im Ganzen ein trefflicher.“

Am 30. September machten die Franzoſen wieder einen Ausfall aus Paris und zwar auf verſchiedenen Punkten, zwei Diviſionen des Corps von Vinoy, angeführt von General Guilhem bei Meudon. Die Franzoſen verloren über 1200 Todte und Verwundete und 500 Gefangene. Guilhem wurde verwundet, die Deutſchen verloren nur 3—400 Todte und Verwundete. Der Kampf fand um Meudon her ſtatt, wo Prinz Plon-Plon ein ſchönes Schloß beſitzt. Dasſelbe war aber von den Franzoſen ſelbſt ausgeraubt, ſcheußlich verwüſtet und verunreinigt. In einem Zwinger fand man noch 60 Hunde eingeſperrt, die man zu füttern vergeſſen hatte und die ſchon angefangen hatten einander ſelber zu freſſen. An demſelben Tage machten die Franzoſen auch einen Angriff bei Sevres und wurden hier ebenfalls zurückgeſchlagen.

„In Bougival, einem etwa 7000 Schritt weſtlich vom Fort Mont Valérien an der Seine gelegenen Städtchen, welches ſeit dem 19. September gleichfalls von unſeren Truppen occupirt und mit in unſere Vorpoſtenſtellung gezogen wurde, bemerkten am 3. Oktober einige Soldaten des 50ſten Regiments in einem der dicht hinter dem Orte aufſteigenden Berge eine Grotte, die ſich in einem dunklen

Gang zu verlaufen ſchien. Ein Offizier und mehrere Soldaten drangen mit Laternen weiter in das Innere des Berges vor und entdeckten ein vollſtändiges Labyrinth unterirdiſcher Gänge und Höhlen, in denen man mehr als eine halbe Stunde zu gehen hatte, um ſie gänzlich zu durchforſchen. Hier hauſten aber durchaus keine Füchſe oder ſonſtiges Gethier, ſondern Menſchen, und zwar nur Frauen und Kinder, welche ſich beim Anmarſche der Preußen in dies Aſyl zurückgezogen und ſich mit vielem Vorrath, auch Betten und Möbeln verſehen hatten. Dieſelben weigerten ſich entſchieden, der Aufforderung, doch nach Bougival zurückzukehren, Folge zu leiſten, und ſo ließ man ſie dort, nachdem man ſich vergewiſſert hatte, daß ein anderer Ausgang aus dem unterirdiſchen Labyrinth nicht vorhanden war. — Wenn ſie nun auch Unrecht gehabt hatten, ſich vor den Preußen zu fürchten, ſo waren ihre Befürchtungen doch in Bezug auf ihre Landsleute gar nicht ſo grundlos geweſen, denn am 5. früh eröffnete plötzlich der Mont Valérien ſein Feuer und zeigte uns, daß er bis Bougival mit ſeinen Geſchützen langen könne, indem er wohl 50—60 Granaten, theils auf unſere Feldwachen und Replis, theils nach Bougival ſelbſt hineinwarf, Dinger von einer unanſtändigen Größe, welche mit einem Rieſengeräuſch dahergeſauſt kommen. ‚Zuckerhüte‘ werden ſie von unſeren Leuten ihrer Form nach genannt.“

In Verſailles erhielt mit Bewilligung der Militärbehörde eine Anzahl von Einwohnern Erlaubniß, nach Chartres zu fahren und dort Lebensmittel für die Bevölkerung von Verſailles aufzukaufen und einzubringen; die Leute kamen jedoch am 2. Oktober mit leeren Händen zurück; in Chartres hatte man die Bürger von Verſailles arretirt, ihnen Geld und Wagen abgenommen und ihnen erſt nach langem Verhandeln letztere zurückgegeben, aber nicht erlaubt, Lebensmittel mitzunehmen. Hierauf wurde am 4. Oktober Oberſt v. Alvensleben mit einem kleinen Corps nach derſelben Richtung entſandt und machte ſtarke Requiſitionen. Franctireurs wurden bei

Rambouillet vertrieben, General v. Bredow trieb Requiſitionen in Vernon ein.

Immer noch kamen Wuthausbrüche vor. Im Anfang Oktober wurde bei St. Denis ein katholiſcher Prieſter verhaftet, der, eine Binde mit dem Kreuz am Arm, heimtückiſch einen deutſchen Artilleriſten erſchoſſen hatte. Auch ein paar Dörfer, aus denen die Einwohner geſchoſſen, mußten in Aſche gelegt werden. „In der Nacht vom 7. zum 8. Oktober iſt in Ablis eine Escadron des 16. Huſaren-Regiments (Rittmeiſter Ulrich) von Franctireurs, welche in den Häuſern verſteckt waren, mit Hülfe der Einwohner überfallen und faſt gänzlich aus einander geſprengt worden. Rittmeiſter Ulrich iſt ſchwer verwundet; er ſowohl wie die Offiziere der Schwadron ſind gerettet worden. Bis jetzt haben ſich wieder einige 50 Huſaren mit eben ſo viel Pferden beim Regiment eingefunden. Ablis iſt niedergebrannt worden.“

Hier noch ein Beiſpiel von Erbitterung. Der Maire von Pelaiſeau, Doktor Mordre, 75 Jahre alt, der, als ſechs preußiſche Offiziere im Amtsgebäude die Requiſitionen für die Gemeinde feſtſetzten, in Folge eines Wortwechſels einen Revolver zog und vier der Offiziere verwundete, wurde ſofort kriegsgerichtlich behandelt und eine Stunde nach vollbrachter That erſchoſſen.

Am 12. Oktober vertrieb General Senfft-Pilſach die Franzoſen aus Breteuil vor Paris. Am 13. ſchoſſen die Franzoſen muthwillig vom hohen Fort Mont Valérien aus das ſchöne Schloß St. Cloud in Brand. An demſelben Tage machten ſie einen ſehr energiſchen Ausfall, um die von den Bayern beſetzten Orte Bagneux und Chatillon zu nehmen und dadurch vielleicht einem Entſatzheer, das von Orleans her hätte kommen ſollen, den Weg zu eröffnen. Die Bayern wurden zuerſt zurückgedrängt und verloren beide Ortſchaften, erhielten aber Verſtärkung. „Da es den Anſchein hatte, als ob die ganze feindliche Bewegung den Zweck habe, ſich der Straße nach Orleans zu bemächtigen, warf man

griechiſche Gränze bis Volo und Arta auszudehnen. In keinem Fall aber glaubte der Präſident dieſem eigenmächtigen Befehl Englands gehorchen zu dürfen, und er antwortete unterm 23 Mai in einer ſehr energiſchen und würdevollen Sprache: „Die Provinzen des griechiſchen Feſtlands, ſo wie die des Peloponneſes und der Inſeln, gingen in den Tagen der Prüfung und des Unglücks die feierliche Verpflichtung ein, ihre gemeinſame Sache nie zu trennen. Dieſe Verpflichtungen ſind in Acten aufgezeichnet, die mit doppelter Sanction begleitet ſind, der Sanction der Nationalcongreſſe und der noch unverletzlicheren der Eide. Könnte die griechiſche Regierung, deren Gewalten bloß auf dieſen nämlichen Acten beruhen, dieſelben verletzen, indem ſie eine Trennungslinie zwiſchen dem griechiſchen Feſtlande und dem Peloponneſe aufſtellte, während der Peloponnes gerade den außerordentlichen Opfern jenes Feſtlandes mehr als einmal ſeine Rettung verdankte? Würde die Regierung, ſelbſt wenn ſie ſich willkürlich dieſes Recht beilegen wollte, ein Mittel haben, dieſe Trennung zu bewerkſtelligen, ohne Bevölkerungen neuen Kataſtrophen auszuſetzen, die kaum erſt anfangen, ihre häuslichen Heerde wieder zu gewinnen, und dieſelbe Ruhe zu hoffen, deren Morea genießt, Dank dem Schutz und den Wohlthaten der verbündeten Mächte! Weder Gewalt noch Ueberredung würde die Regierung hiezu in Stand ſetzen. Die Einwohner dieſer Provinzen würden ihr antworten, daß der dritte Artikel des Vertrags vom 6 Julius und die Clauſel der im Protokolle vom 22 März enthaltenen Gränzſcheidung ſie zu der Hoffnung ermuntere, daß die Gerechtigkeit und die Großmuth der erlauchten Verbündeten ſie nicht verlaſſen werden, daß es aber ſie für immer verlaſſen hieße, wenn man ſie zwänge die Stellungen aufzugeben, die ſie be-

17 Compagnien entgegen. Aber der Feind hielt noch Stand und nur allmälig konnten dieſe 17 Compagnien ihn wieder herausdrängen. Hier gingen die Offiziere und Unteroffiziere mit einem löblichen Beiſpiel voran. Ueberall wo die Gefahr am ſtärkſten war, ermunterten ſie ihre Leute durch Wort und That. Jedes Haus, jede Straße mußte einzeln genommen werden. Wo die Kugel nicht half, wurde zu Bajonet und Kolben gegriffen. Hier entſchied nicht mehr die taktiſche Ordnung, hier war es ein Ringen, Mann gegen Mann; die körperliche Kraft allein gab den Ausſchlag. Dutzendweiſe lagen die von den Kolben der Bayern erſchlagenen Franzoſen noch Tags darauf in den Straßen. Endlich nach einem mörderiſchen Gefechte von drei Stunden war das Dorf wieder in den Händen der Bayern. Um 5 Uhr hatten ſie ihre ganze Stellung wieder inne, und der Feind war in vollem Rückzuge auf Montrouge begriffen. Der geſammte Verluſt der Bayern beläuft ſich auf 331 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten. Der Verluſt der Franzoſen iſt viel bedeutender, kann aber nicht genau angegeben werden, weil die franzöſiſche Ambulance den ganzen Tag beſchäftigt war, die Verwundeten und Todten zurückzuſchaffen."

Am 19. Oktober wurde ein neuer Ausfall gegen Chevilly zurückgeſchlagen. Einen bedeutend größern machten die Franzoſen am 21. Schon früh am Morgen eröffneten die Kanonen des Mont Valérien ein heftiges, jedoch meiſt unſchädliches Feuer gegen Süden. Zu Mittag brach plötzlich General Trochu ſelbſt mit 33 Bataillonen und 15 Feldbatterien zu je 6 Geſchützen hervor und richtete den Marſch gegen Bougival, welchen Ort die ſchleſiſche Diviſion des General Schmidt beſetzt hielt. Dieſen Ring in der weiten Kette der Cernirungsarmee hoffte Trochu durchbrechen zu können. Allein gerade dieſe preußiſche Diviſion war eine der tapferſten und ruhmreichſten des ganzen Krieges, was ſchon daraus erhellt, daß ſie während des kurzen Krieges nicht weniger als 170 Offiziere und 4000 Mann an Todten und Verwundeten verlor. Auch diesmal

wieder erlitten ſie große Verluſte, indem ſie zugleich vom Mont Valérien und von der Feldartillerie, welche ſich im Park von Malmaiſon feſtgeſetzt hatte, mörderiſch beſchoſſen wurde. Als ſich aber die Franzoſen bis auf 80 Schritte Bougival genähert hatten, blieb General Schmidt nicht mehr in der Defenſive, ſondern befahl den Angriff und wurde in dieſem Augenblick durch die in voller Kriegswuth aus St. Germain herbeiſtürmende Gardelandwehr unterſtützt. Und beide, die Schleſier und die Garde, hatten die Ehre, unmittelbar unter den Augen des mit ſeinem Gefolge anweſenden Königs, eine glänzende Waffenthat auszuführen. „Während die Linie in Schützenſchwärmen vorging, brach die Landwehr in dichten Colonnen im Sturmſchritt mit dem Bajonet Tambour battant unter donnerndem Hurrahruf hervor. Unaufhaltſam drangen unſere Truppen vor; unter dem ſtärkſten Granatfeuer mit großem Verluſt, aber ohne auch nur einen Moment zu zögern, avancirte die Landwehr, der Feind wich überall zurück, aber die Landwehr erreichte ihn dennoch. Da ſanken von den Kolbenſchlägen dieſer oſtpreußiſchen Männer die Franzoſen hundertfach zuſammen. Hier gab es keinen Pardon; wer ſein Leben nicht eilends durch die Flucht rettete, brach unter den wuchtigen Schlägen wie ein Halm zuſammen. Mit Freude und Bewunderung ſahen die Linientruppen, die mit ſo großem Muthe und ſo glänzendem Erfolg bei Weiſſenburg, Wörth, Beaumont und Sedan gefochten hatten, dieſe Männer an ihrer Seite fechten. Die beiden Compagnien hatten aber auch verhältnißmäßig ſehr bedeutende Verluſte; denn ſie büßten bei dieſem Angriff circa 60 Mann an Todten und Verwundeten ein, unter denen ſich auch der Lieutenant von Raven, der Sohn des bei Düppel gefallenen General-Major von Raven befindet. Der Feind verlor bei dieſem Rückzuge viele Leute.“ — Von den Schleſiern erfuhr man: „Als das Gefecht von Bougival anfing, bedeutend zu werden, ſchickte der Oberſt des 46. Regiments mehrere Mann ab, um die Fahne zu holen, die man in Bougival zurückgelaſſen hatte, weil man anfangs

das Gefecht nur für ein kleines Vorpoſtengefecht gehalten hatte. Die Offizierburſchen, welche die Soldaten ankommen ſahen, liefen ihnen eiligſt entgegen, um ſich nach dem Gange des Gefechts zu erkundigen. Als das die Einwohner von Bougival ſahen, glaubten ſie, unſere Truppen ſeyen beſiegt und die Ankommenden befänden ſich bereits auf der Flucht. Sie riefen frohlockend: Ils sont vaincus; il faut les tuer; dann griffen ſie zu den Waffen, die ſie irgendwo trotz der genaueſten Unterſuchung verborgen hatten und beſetzten das Haus, in dem ſich die Fahne befand, und ſchoſſen aus dieſem und mehreren andern heraus. Allein lange ſollte ihnen dieſes Vergnügen nicht zu Theil werden; die Soldaten machten kurzen Prozeß, ſchlugen die Thüren mit den Kolben ein und ſtachen die darin befindlichen Leute nieder. Auch die andern Häuſer wurden von ihnen gereinigt. Jetzt iſt nun Befehl gegeben worden, daß alle Einwohner Bougival zu verlaſſen haben und daß die Häuſer, aus denen geſchoſſen wurde, niedergeriſſen werden."

Man hatte von dieſem Ausfall Trochus große Erwartungen gehegt, wie das Benehmen des Volks bewies. Auch die bisher ſo höflichen und geſchmeidigen Einwohner von Verſailles waren diesmal ſehr aufgeregt und wollten, als die Preußen einen Trupp gefangener Franzoſen einbrachten, einen Theil derſelben befreien, ſo daß die Preußen die flache Klinge gebrauchen und mit feuern drohen mußten, um ſie zurückzutreiben.

An demſelben Tage meldete der bayeriſche General Hartmann, der mit ſeinem Corps bei Bagneux und Chatillon ſtand, es ſeyen urplötzlich mehrere hundert Weiber und Kinder bei unſern Vorpoſten in Bagneux erſchienen, die ſich, aus Paris kommend, gleichſam wie verhungert auf ein Kartoffelfeld ſtürzten, um die Erdäpfel herauszugraben. Sie ſeyen nicht fortzutreiben geweſen und riefen: „Schlimmer, als es uns in Paris ging, kann es uns nicht ergehen, ſelbſt wenn man auf uns ſchießt; wir kämen dadurch nur ſchneller von dem elenden Leben los, das wir zu führen gezwungen ſind!" Es iſt

ſelbſtverſtändlich, daß auf die armen Leute nicht geſchoſſen wurde. Sie paſſirten landeinwärts die bayeriſchen Linien.

Ein württembergiſches Bataillon unter Oberſtlieutenant v. Schröder, welches einen Streifzug im Südoſten von Paris machte, vereitelte am 21. Oktober einen Ueberfall der Franzoſen bei Grandpuit, entwaffnete am 23. die Nationalgarden in Montereau, nahm ihnen eine Mitrailleuſe und eine Kanone ab, beſtand am 25. einen heftigen Kampf mit dem hauptſächlich auf dem Kirchhof von Nogent verſchanzten Feinde und hatte auch noch einen heißen Straßenkampf zu beſtehen, da die 2600 Mobiots aus der Bretagne, die den Ort beſetzt hatten, ſich verzweifelt wehrten. Schließlich wurden ſie zerſprengt und verloren 300 Mann an Todten und Verwundeten und ebenſoviel an unverwundet Gefangenen. Man bemerkte auch hier, daß ſich die Franzoſen in gedecktem Terrain vortrefflich ſchlagen, nur aber das Drauflosgehen der Deutſchen im freien Felde nicht vertragen. Da laufen ſie gleich davon.

Man ſchrieb damals aus den deutſchen Lagern vor Paris, unſere Soldaten machten ſich ein großes Vergnügen daraus, in dieſer weinreichen Gegend, die von den Einwohnern verlaſſen war, die Weinleſe, wie auch die Kartoffelernte zu übernehmen. Ueberhaupt ſeyen die Deutſchen fröhlich und litten keinen Mangel.

Am 29. Oktober erfolgte wieder ein ſtarker Ausfall auf der Oſtſeite von Paris, um das von den Preußen beſetzte Dorf Le Bourget wegzunehmen. Der Angriff war ſehr energiſch. „Drei Bataillons der Garde hielten den Anprall tapfer aus, mußten aber bis zu dem kleinen Wäldchen (das theils ausgebrannt, theils umgehauen iſt) nahe der Chauſſee ſich langſam, fechtend, vor der Uebermacht zurückziehen. Gegen 11 Uhr wurde ein Theil der Reſerve auf dem linken und rechten Flügel herangezogen und General v. Budritzky führte ſie ſelbſt vor. Das Gefecht kam zum Stehen, lange ſchwankte es hin und her. Den Franzoſen, die tapfer fochten, gelang es, die Deutſchen noch weiter zurückzudrängen, und die

Deutſchen fühlten ſich offenbar zu ſchwach, den Feind aus der eingenommenen Poſition zu vertreiben. Die Moblots zogen die Pelze und Mäntel der Preußen an, nahmen ihre Käppis ab und ſetzten ſich Pickelhauben der Preußen auf den Kopf und marſchirten in dieſer Maskerade juchheiend nach Paris zurück. Ihr Juchhei fand jedoch bald ein Ende. Denn die Forts hielten ſie, als ſie Trupps von Soldaten mit Pickelhauben auf Paris losmarſchiren ſahen, für Preußen und begannen auf ſie zu ſchießen. Das Mißverſtändniß dauerte nicht lange, die Moblots warfen ihre Verkleidung weg und machten ſich davon. Dieſe kleine Epiſode war Urſache, daß die Pariſer, die von den Wällen aus zuſchauten, ſchon voll Siegesjubel waren und ſich nachher kaum darüber tröſten konnten, daß ſie die Schlacht dennoch verloren. Trochu begriff, daß Le Bourget gegen die deutſche Uebermacht doch nicht zu halten ſey, aber General Bellemare, der die Ausfallstruppen befehligte, war einmal im Zuge des Sieges und gab dem Rückzugsbefehl keine Folge, weshalb er nachher abgeſetzt wurde.

Der Kampf war ſehr hartnäckig und blutig. „Der Feind war in den Häuſern verſchanzt und richtete von beiden Seiten der Straße ein konzentriſches Feuer auf die Barrikade, welche den Haupteingang zum Dorfe ſperrte. Ein Bataillon des Regiments Eliſabeth näherte ſich mit fliegender Fahne. Ein Schuß ſchmetterte den Träger zu Boden. Der nächſtſtehende Unteroffizier ergriff das Banner; aber auch er ſank, faſt im ſelben Augenblicke, tödtlich getroffen nieder. Da ſprang der General v. Budritzki vom Pferde und von den höchſten ihn umgebenden Offizieren begleitet, ſtürzte er auf den gefährlichſten Punkt zu, ergriff die Fahne und eilte damit vorwärts. Aber nicht einen Zoll freien Grund ließ das tapfere Regiment Eliſabeth zwiſchen ſich und ſeinen Führern und gleichzeitig mit ihnen langten die erſten Reihen des Bataillons an der Barrikade an. Zwei ſtämmige Burſchen, ein Grenadier und ein Pionier-Unteroffizier, hoben den General auf den hohen Wall

und gleich darauf flatterte die Fahne auf der erſtürmten feindlichen Seite der Barrikade. Dort, an der Spitze ſeines Regiments, das ihm nachdrängte und zur Seite des Kommandeurs der Diviſion ſank tödtlich getroffen der Oberſt v. Zaluskowski.... Die winzigen Franzoſen waren den Rieſen der Garde nicht gewachſen, ſobald es zum Handgemenge kam, und verſchwanden unter ihren Kolben- und Fauſtſchlägen. Aber nach dem einſtimmigen Zeugniß der Unſerigen kämpften viele der Feinde, ſo lange ein Kampf noch möglich war, mit finſterem verzweifeltem Trotze, als die Hoffnung des Sieges oder des Entrinnens längſt geſchwunden ſeyn mußte. Die Ueberwundenen ergaben ſich endlich, aber nur theilweiſe, und während einige von ihnen die Gewehre fortwarfen und Pardon! ſchrieen, feuerten andere noch, als unſere Soldaten ihnen entgegenkamen, um ſie gefangen zu nehmen. Viele, darunter mehrere unſerer Offiziere, fielen noch auf dieſe Weiſe, nachdem ſie den Kampf bereits als beendet betrachtet hatten. Angeſichts des Schmerzes, den dieſe ſchweren Verluſte verurſachen mußten, handelten unſere Soldaten mit nicht genug zu rühmender, mit kaum glaublicher Gutmüthigkeit. Jeder Franzoſe, ſobald er die Waffen ſtreckte, blieb unbehelligt und wurde zum Gefangenen gemacht, und bald füllten lange Reihen von entwaffneten Voltigeurs de la Garde und Mobilgardiſten den Weg von le Bourget nach Goneſſe. Vorher ſchon war ein Theil der Beſatzung aus le Bourget geflüchtet und zwar auf dem Wege nach St. Denis, der einzigen noch offenen Straße, die ihm das ununterbrochene Feuern der Forts von Aubervilliers, de l'Eſt und St. Denis, ſo wie die bei Courveuve aufgeſtellten Batterien frei gehalten hatten. Einige von der Batterie Seeger inmitten dieſer Colonnen geworfene Granaten beſchleunigten dieſen Rückzug dermaßen, daß er gleich hinter le Bourget in wilde zügelloſe Flucht ausartete. Halbwegs ſtieß der wüſte Haufen auf ſtarke franzöſiſche Truppentheile, die, aus St. Denis kommend, der Beſatzung von le Bourget noch zu Hülfe eilen wollten. Aber die

Neuangekommenen konnten die gegen ſie andrängende Maſſe nicht ſtemmen, ſie wurden mit den Fliehenden fortgeriſſen und bildeten bald mit ihnen ein verworrenes Menſchenknäuel, ein Bild vollſtändiger Auflöſung und ein Schauſpiel des Jammers und des Zornes für jeden franzöſiſchen Patrioten. Vergeblich verſuchten die Offiziere die Leute zum Stehen zu bringen. Niemand hörte ſie, Niemand gehorchte ihnen. Ein dem Anſcheine nach höherer Offizier, der in vollem Galopp herangeſprengt kam, verſchwand, wahrſcheinlich vom Pferde geriſſen, ſobald er die wogende Menge erreicht hatte. Näher und näher wälzte ſie ſich den ſchützenden Wällen von St. Denis, und jetzt war ſie dahinter verſchwunden, und nur einige Nachzügler, worunter man Offiziere und Verwundete erkannte, blieben auf dem weiten, mit Waffen aller Art beſäeten Felde zurück. Auf den Wällen der Forts ſah man deutlich Männer in Civil und auch Frauen. Sie waren wohl zur Schlacht wie zum Schauſpiel gekommen und konnten die Kunde von dem, was ſie geſehen, in Paris verbreiten: Tauſende von Franzoſen, unter dem ſchützenden Feuer der Pariſer Forts, ohne einen Schuß zu feuern, in wilder, paniſcher Flucht zurückgetrieben."

Die Franzoſen kämpften über 7 Stunden mit einer außerordentlichen Tapferkeit. „Beiderſeitig war der Verluſt ſehr groß; der unſrige beläuft ſich, wie bis jetzt bekannt iſt, auf 480 Todte und Verwundete, darunter 35 Offiziere und über 200 Vermißte. Von den Franzoſen blieben bei 500 Todte und Verwundete. Gefangene machten wir bei 1300 Mann (darunter viele Marineſoldaten) und 33 Offiziere von über 20 verſchiedenen Bataillonen." Hier fiel der tapfere Oberſt Graf Walderſee, der ſchon einmal bei Gravelotte ſchwer verwundet worden war.

Seit dem blutigen Kampfe von Bourget herrſchte Ruhe in der Umgebung von Paris. Nur die Forts verſchwendeten immer noch ihr Pulver und zielten mit ſchwerem Geſchütz auf einzeln ſtehende Wachtpoſten des Feindes, trafen aber nur ſelten. Man glaubte, es

geſchähe, um die neuen und ungeübten Artilleriſten einzuüben. Warum Trochu die Cernirungsarmee nicht wieder angriff, erklärte man aus zweierlei Gründen. Wenn er die regulären Regimenter, die er noch in Paris hatte und die der Regierung ergeben waren, bei nutzloſen Ausfällen hinopferte, ſo behielt er nicht Streitkräfte genug übrig, um die rothen Republikaner niederzuhalten, die nur darauf lauerten, ſich der Regierungsgewalt zu bemeiſtern. Andererſeits durfte er nicht hoffen, mit ſeiner Pariſer Armee allein die deutſchen Cernirungstruppen zu überwältigen, und wartete auf die neuen Volksarmeen, welche Gambetta in den vom Feinde noch unbeſetzten Provinzen organiſirte und die Paris entſetzen ſollten.

Am 19. November ſollte ein neuer großer Ausfall aus Paris ſtattfinden, es war aber nur ein falſches Gerücht. Bald hieß es, die Truppen verlangten ungeduldig zu kämpfen, bald wieder, es ſey ein ſo ſchlechter Geiſt unter ihnen, daß Trochu den Kampf nicht wage. Man machte die Bemerkung, die Soldaten ſeyen ſehr häufig total betrunken, eine bei Franzoſen ſonſt ungewöhnliche Erſcheinung. Die Disciplin war jedenfalls gelockert, denn Trochu erließ am am 19. November desfalls einen ſehr zürnenden und drohenden Tagesbefehl. Sofern er die Einrichtung traf, keine Familienväter mehr zum Dienſt in den aktiven Bataillonen zu nöthigen, ſcheint unter den Pariſer Bürgern die Kampfluſt nicht groß geweſen zu ſeyn.

Rochefort grollte der Regierung noch immer, der Regierung, von der er ſich getrennt hatte. Blanqui durfte frei die Pariſer auf die rothe Republik vorbereiten, durch Reden und Schriften im Styl von 1793. Unter andern wollte er auch auf die Abſchaffung der Kirche zurückkommen. Er verlangte: „Alle Kirchen müſſen den religiöſen Kulten verſchloſſen und dagegen für die Kornmagazine, die Klubs oder andere revolutionäre Zwecke beſtimmt werden. Alle Lazarethe müſſen von den Prieſtern geſäubert werden. Man halte ſie feſt, bewaffne ſie, ſchicke ſie in's Feuer und ſtelle ſie vor die Patrioten an die gefährlichſten Stellen. Wir reſerviren ihnen das

ſchönſte Tagewerk: mögen ſie Märtyrer ſeyn, ſie kommen in den Himmel, dies wird ihr Lohn ſeyn! Wir, die wir nicht daran glauben, wir verlangen, daß ſie vor uns ſterben! Sie ſollen den Familienvätern als Panzer dienen, dies wird das einzige Mal ſeyn, daß ſie zu etwas gut geweſen ſind!"

Trochu wagte dieſem Treiben ſo wenig entgegenzutreten, wie die Regierung, in der Favre ſich auffallend ſtill verhielt. Man ſchrieb damals aus Paris: „Trochu ſieht die Situation in verzweifeltem Lichte. Bitter klagt er über den ‚Geiſt' der Armee, der Mobilen und der Pariſer. Dieſer extraordinäre Befehlshaber bildet ſich ein, er werde ſeinen Truppen neuen Muth einflößen, indem er umhergeht wie ein Trappiſt und jedem zuruft: ‚Bruder, wir müſſen ſterben!' Mag er nun aber weder ein tüchtiger General, noch ein großer Staatsmann ſeyn, ein Gentleman iſt er jedenfalls, und um ſo mehr wundert es mich, daß er den öffentlichen Verkauf der ſchmutzigen Karrikaturen der Kaiſerin geſtattet. Alle die Zeit, während ſie auf dem Throne ſaß, hat dieſe ſkandalſüchtige Stadt nichts Skandalöſes gegen ſie auch nur geflüſtert. Jetzt aber, wo ſie und ihre Freunde in der Verbannung leben, werden ‚Lebensbeſchreibungen der Frau Bonaparte' auf der Straße feilgeboten, die allenthalben anderswo confiscirt würden. Eine Karrikatur zeigt die Kaiſerin ſplitternackt, während Prinz Joinville ſie abmalt. In einer anderen, ‚Die ſpaniſche Kuh' betitelt, erſcheint ſie als eine Art weiblichen Centaurs. In einer dritten tanzt ſie den Cancan und wirft ſich die Röcke über den Kopf, während der König von Preußen auf einem Sopha gegenüber ſitzt, Champagner trinkt und ihr zuſieht und ihr Mann in einem Käfig an der Wand hängt."

Nach dem Kriegsplan, den Gambetta mit Trochu verabredet hatte, ſollten die Süd-, Weſt-, Nord- und Oſtarmee von vier Seiten her gegen Paris marſchiren und denſelben der Entſatz dieſer Stadt weſentlich durch einen großen Ausfall erleichtert werden, den Trochu mit ſeiner ganzen in Paris eingeſchloſſenen, wohl noch 200,000 Mann

ſtarken Armee machen wollte. Obgleich nun die Weſt- und Nord- und Oſtarmee bereits von den Deutſchen zurückgeſchlagen waren, beharrten doch Gambetta und Trochu noch in den letzten Tagen des November auf dem Plane, den Entſatz von Paris wenigſtens noch mit der Loirearmee, als der größten, zu verſuchen. Trochu bereitete daher alles zu ſeinem Ausfall vor. Die Amtszeitung der Republik ließ eine Erklärung drucken, in welcher ſie die Verantwortung für das neue große Blutvergießen lügenhafter Weiſe wieder allein auf den König von Preußen, zugleich aber auch auf die neutralen Mächte warf, weil dieſe nicht für Frankreich intervenirt hätten: „Wir wiſſen hier noch nicht, ob Europa da draußen ſich entſchließen wird, Frankreich die Mittel zu gewähren, daß es eine Verſammlung einberufe, und zwar unter ſolchen Bedingungen, welche die Freiheit der Wahl und das Gewicht der Gewählten verbürgen. Mag nunmehr das Gemetzel fortdauern, wenn Europa dies zulaſſen und die preußiſche Regierung darauf beſtehen will. Was immer jedoch geſchehen und kommen mag, Frankreich, welches den Krieg nicht gewollt, welches überhaupt keinen Krieg mehr will, wird aus dieſem Gemetzel unverkleinert mit ſeinem ganzen Gebiete und ſeiner ganzen Ehre hervorgehen.“ Ein Aktenſtück voll Heuchelei, denn die Regierung der nationalen Vertheidigung ſelbſt war es, welche den ihr angebotenen Waffenſtillſtand verweigert und die Einberufung einer Nationalverſammlung verhindert hatte. Auch General Ducrot, der die ausfallenden Truppen befehligen ſollte, erließ einen Aufruf, worin er ſchwur, nur als Sieger zurückkehren oder ſterben zu wollen.

Zum Ausfall waren wenigſtens 120,000 Mann bereit, doch konnte ſich eine ſo große Zahl nicht wohl zwiſchen den Befeſtigungen der Stadt und der Cernirungsarmee entwickeln. Die zunächſt auf der Südſeite von Paris ausfielen, um auf dem kürzeſten Wege mit der Loirearmee, die ſchon ihren nahen Anmarſch verkündet hatte, zuſammenzutreffen, trugen Proviant für acht Tage bei ſich. Man rechnete alſo wirklich darauf, die Stadt

ſitzen, und die vertheidigt werden können.“ Der Präſident lehnte die Forderung Englands aufs entſcheidendſte ab und beſtätigte den Tag darauf, am 24 Mai, in zwei Decreten, die von den Engländern verworfene Blokade, indem er den griechiſchen Schiffen den Befehl ertheilte, nur der Gewalt zu weichen. Dieſe Zerwürfniſſe mit Großbritannien hatten indeß keine bedeutenden Folgen. Zwar hieß es, ein griechiſches Dampfboot ſey von einer engliſchen Fregatte in Grund gebohrt worden, man hörte indeß nichts weiter von irgend einer Feindſeligkeit, und die Engländer nahmen ihre ſtrenge Forderung zurück.

Die Griechen verfolgten nun auch ihre Vortheile auf dem Feſtlande. Ypſilanti ſtellte ſich bei Theben, Vaſſo bei Athen auf. Am 9 Junius fiel vor Theben ein Scharmützel vor. Am 14 Junius brach Omer Vrione neuerdings von Negroponte auf, erlitt aber bei Aniforiti eine bedeutende Niederlage. Durch eine Verſtärkung unterſtützt, ließ er die Griechen am 22ſten nochmals angreifen, ward aber wiederum zurückgeſchlagen. Bei Theben fiel am 4 Julius wieder ein kleines Gefecht vor.

Im Ganzen zeigte ſich aber ſeit den glücklichen Operationen im Frühjahr ſowohl bei der öſtlichen Heeresabtheilung unter Ypſilanti, als bei der weſtlichen unter Church große Lähmung. Die Chefs waren unzufrieden mit der für ſie läſtigen Aufſicht des Grafen Auguſtin Capodiſtrias, und die Gemeinen brachen in offene Empörung aus, da ihnen aus Geldmangel der Sold nicht ausgezahlt werden konnte. Die Griechen ſollen ſchaarenweiſe deſertirt ſeyn und ſogar einen Theil ihres Geſchützes den Türken haben in die Hände fallen laſſen. — Dieß führte zu bedeutenden Veränderungen in der Armee. Die trefflichſten Chefs, welche Griechenland aus der Reihe

werde entſetzt werden und die Pariſer Armee draußen zu freier Action gelangen.

Der große Kampf wurde durch einen gewaltigen Kanonenlärm von den Forts aus angekündigt, am Abend des 28. November, und der Donner der Kanonen dauerte noch in den folgenden Tagen fort, ein ungeheueres Krachen, wovon man ſelbſt in Verſailles halb betäubt wurde. Man glaubte, dieſe außerordentlichen Detonationen ſollten von der herannahenden Loirearmee gehört werden und ein Signal für ſie ſeyn. Am 29. brachen die franzöſiſchen Truppen unter dem Schutz des Fort Mont Valérien bei Bouzonval und Bois Peau hervor und griffen ein ſchleſiſches Corps unter General Tümpling an, wurden aber zurückgeſchlagen. Hier wurden tauſend Franzoſen, meiſt Mobiots gefangen, aber, nachdem man ihnen die Waffen abgenommen hatte „mit einer Empfehlung an das Proviantamt" nach Paris zurückgeſchickt. An demſelben Tage machte auch General Vinoys einen Ausfall gegen l'Hay, zog ſich aber bald zurück. Das waren nur Demonſtrationen, um den beabſichtigten Hauptausfall von Süden zu maskiren.

Am 30. November machte Ducrot einen noch größeren Ausfall, der viel Blut koſtete, derſelbe war gegen die Stellung der Württemberger bei Champigny und Villiers und gegen die benachbarte Stellung der Sachſen bei Brie gerichtet und gegen den ausgezeichneten Punkt in der Mitte, den Mont Mesly, zwiſchen Seine und Marne. Das Schlachtfeld befand ſich noch unter den Kanonen der Pariſer Forts und dieſe, wie auch die franzöſiſchen Kanonenboote auf der Seine und Marne und ſogar gepanzerte Eiſenbahnwaggons unterſtützten mit ihrem mörderiſchen Feuer den ungeſtümen Angriff Ducrots. Dieſen aber hielten die Württemberger unter General v. Obernitz in ſechsſtundenlangem Kampf aus und eine ihrer Reiterſchwadronen ritt ein Marinebataillon der Franzoſen nieder. Endlich mußten ſie doch Champigny aufgeben. Eben ſo tapfer fochten die Sachſen bei Brie. Im deutſchen Kriegsrath wurde

nun beſchloſſen, um jeden Preis die verlorenen Dörfer wieder zu nehmen und die Franzoſen in die Stadt zurückzudrängen, denn es kam darauf an, ein Ausbrechen der Pariſer Armee und deren etwaige Vereinigung mit der Loirearmee unmöglich zu machen. Am 2. Dezember griffen daher die Württemberger und Sachſen die genannten Dörfer wieder an und ſchlugen nach achtſtündigem heißem Kampfe, zuletzt noch von Pommern unterſtützt, die Franzoſen wieder zurück. Die Verluſte in beiden Schlachttagen waren groß und betrugen bei den Württembergern 61 Offiziere und nahezu 2000 Mann, bei den Sachſen über 1500. Man machte aber über 3000 franzöſiſche Gefangene. Auffallend war hier wieder die Verſchwendung der Geſchoſſe von Seiten der Franzoſen. Ein Augenzeuge beobachtete, daß vom Fort Iſſy aus ununterbrochen mit dem ſchwerſten Geſchütz gefeuert wurde, die Granaten aber nur auf ein freies menſchenleeres Feld fielen.

Aus den Feldbriefen einiger Württemberger entnehmen wir folgende Schilderungen vom 2. Dezember: „Der Feind wurde unter dichteſtem Mitrailleuſen- und Granatenregen in das Dorf Champigny zurückgeworfen. Unaufhaltſam, obwohl beinahe aller Offiziere beraubt, drangen unſere braven Soldaten in das Dorf. Jedes Haus, jede Verſchanzung mußte im Sturme genommen werden, dieſer Straßenkampf in Champigny war furchtbar. Jede Straße war von den Franzoſen aufgeriſſen und verbarrikadirt, aus jeder Oeffnung eines Hauſes wurde auf uns gefeuert. Erſt Mittags 3 Uhr hatten wir den Feind vollſtändig aus Champigny geworfen. Gegen 11 Uhr Vormittags griffen zwei Regimenter Preußen ein, welche mit ihrem gewaltigen Hurrah den Ausſchlag gaben, es waren dies die Pommer'ſchen Jäger; ſie pommerten tüchtig auf den Feind los. Hinter uns auf der Anhöhe ſtanden die preußiſchen Batterien, ſie feuerten ſehr gut und haben viel zum Siege beigetragen. Rechts von uns in Villiers, in unſerer Stellung vom 30. November, ſtand das 1. Regiment mit den Sachſen; auch ſie gaben nicht weich und

warfen den Feind über Brie und La Plant zurück. Während dies rechts vor ſich ging, drangen wir vereint mit dem 2. Jägerbataillon, welches mit uns Champigny ſtürmte und den Preußen auf Le Plant und Brie vor, ſo daß der Feind auf der ganzen Linie Champigny-Le-Plant-Villiers zurückgeworfen war. Jetzt ſind wieder unſere alten Feldwachen auf dieſer Linie eingenommen. Dieſe beiden Gefechte waren furchtbar. Unſere Verluſte ſind groß, das 7. Regiment iſt zu einem Bataillon geworden, ſo auch das 1. Regiment. Das 2. Jägerbataillon bildet noch 2 Compagnien. Wir haben beinahe keine Offiziere mehr. Heute noch iſt mir unklar, wie es möglich iſt, aus einem ſolchen Kugelregen geſund davon zu kommen. Mein Mantel iſt durchlöchert, 2 Gewehre wurden mir in der Hand zerſchoſſen. — Auf dem Mont Mesly, deſſen Wiedereinnahme wohl hauptſächlich Verdienſt des zweiten Bataillons des 8. württembergiſchen Infanterieregiments iſt, kam es zu einem zwar nur kurzen, aber ſehr erbitterten Handgemenge, da unſere Leute in Folge des verrätheriſchen Schießens einzelner verwundeter und ſich verwundet ſtellender Franzoſen durchaus keinen Pardon geben wollten und erbarmungslos jeden Feind niederſtießen oder mit dem Kolben niederſchlugen. Nur mit Mühe konnten die Offiziere dem Gemetzel ein Ende machen. Die Leute ſchlugen ſich vortrefflich, der Bajonetangriff wurde ohne Commando formirt, aus eigenem Antrieb unternommen; die 5. Compagnie, welche in Reſerve ſtand, ſchob ſich gleichfalls, ohne hiezu befehligt zu ſeyn, in erſter Linie ein. Das Loos der feindlichen Verwundeten iſt ſchrecklich. Da die Franzoſen nach Beendigung des Kampfes ſofort und ſtundenlang aus allen Forts und Batterien feuerten, war es unmöglich, dieſelben ſorgfältig aufzuſuchen."

Der König von Preußen hat ſofort dem König von Württemberg über die „glänzende Tapferkeit, welche die württembergiſchen Truppen in der ſiegreichen Zurückwerfung des Durchbruchsverſuchs des Feindes bewieſen haben", telegraphiſch ſeine herzlichſten Glück-

wünsche ausgesprochen. König Karl dankte auf telegraphischem Wege für diese Begrüßung und fügte bei: „Ich bin stolz darauf, daß es meinen braven Truppen vergönnt war, diesen ernsten Kampf für die gemeinsame gute Sache siegreich durchzuführen. Der Verlust so vieler tapfern Krieger wird allgemein tief und am tiefsten von mir empfunden, aber ich habe den Trost, daß es die große Sache Deutschlands ist, für die sie sich opferten."

In der Nacht auf den 4. Dezember zog Ducrot seine Streitkräfte über die Marne zurück, blieb aber außerhalb der Stadt Paris unter dem Schutz der Forts, da er sich schämen mußte, in die Stadt zurückzukehren, die er nur als Sieger wiederzusehen geschworen hatte. Man erfuhr das Nähere des Plans in Folgendem: „Sollten sich die Geschicke so wenden, daß die vereinigten Armeen der Generale Aurelles de Paladine, Bourbaki und Keratry den gehofften Entsatz Paris nicht zu bringen vermögen und die Lebensmittel in Paris zur Neige zu gehen beginnen, so wird Trochu mit allen seinen Streitkräften durchbrechen (‚wird durchbrechen'; ob er kann, danach wird gar nicht gefragt). Paris wird sodann seinem Schicksal überlassen bleiben, aber Frankreich wird eine tüchtige Armee dafür im Felde haben. Gelingt es Trochu, mit den Streitkräften der übrigen Generale sich zu vereinigen, so wird diese Macht im Stande seyn, selbst offensiv gegen die Preußen vorzugehen. Wenn nicht, so bleibt ihm der Rückzug hinter die Linien von Carentan immer gesichert. Was Lyon, Toulon, Marseille, was der ganze Süden, ja selbst Mittelfrankreich an Truppen, Waffen und Materialien liefern kann, kann jene Halbinsel zu jeder Stunde ungehindert aufnehmen. Trochu wird es dadurch gestattet, nach Umständen jederzeit offensiv von da herauszubrechen und im Falle des Mißgeschicks sich wieder auf dieses Reduit zurückzuziehen." ... Carentan ist eine wohlbefestigte Stadt von 3240 Einwohnern und liegt im Departement der Manche, links unweit der Mündung der Daute in das Meer, auf der Halbinsel, über welche die Eisenbahn nach Cherbourg führt, 1½ deutsche

Meilen von dieſer Stadt mitten im Sumpf. „Dort,“ ſagt der Correſpondent, „baſirt auf das Meer, die einzige Straße, die uns von den Preußen nie verlegt werden kann, wird ein letztes Reduit für Trochu und ſeine heroiſche Armee geſchaffen!“

Man hatte während des Kampfes bemerkt, daß ſich die Mobilen für junge Truppen gut genug geſchlagen hätten. Dieſe guten Leute vom Lande waren eben nicht ſo feig und raffinirt wie die Pariſer Kinder. Dieſe hielten ſich immer vom Kampfe fern. Sie ſpazierten wohl gern innerhalb der Stadt hinter Trommeln und Marketenderinnen her, brauchten aber jeden Vorwand, um nicht außerhalb der Thore kämpfen zu müſſen. „Die Marſchbataillone der Nationalgarde zeigten ſelbſt bei ziemlich weiter Entfernung vom Kampfplatz eine ſo unſtäte Front, daß man nicht für rathſam hielt, ſie vorzuſchieben. Nur das Bataillon von Belleville war engagirt und auch dieſes hielt nicht Stand. Die Rothen haben einen neuen Grund für dieſes Sichvorbeidrücken gefunden. ‚Wir ſind‘, ſo ſagte neulich ein Redner in einem der Clubs, ‚die Kinder von Paris. Paris bedarf unſer; können wir es in einem ſolchen Augenblick verlaſſen?‘ Einige dieſer Herren ſprechen es allerdings als ihre Anſicht aus, daß es am beſten wäre, den Preußen den Eintritt zu geſtatten und ſie dann mit ſammt ihrem Könige zu den Lehren des Republikanismus und zu einer allgemeinen europäiſchen Republik zu bekehren. In dem Club, wo dieſe brüderlichen Geſinnungen ausgeſprochen wurden, führte eine Dame den Vorſitz. Wenn Jemand, ihrer Anſicht nach, eine gute Rede gehalten hat, umarmt ſie ihn und küßt ihn auf beide Wangen. Da ſie keineswegs häßlich iſt, dachte ich ſelbſt einmal ernſtlich daran, angeſichts der in Ausſicht ſtehenden Belohnung ein paar Bemerkungen zu machen und nur meine angeborene Schüchternheit hielt mich ſchließlich davon ab.“

Der Verluſt der Franzoſen in den letzten Kämpfen von Paris betrug nach der „Independance“ an Todten 72 Offiziere und 1008 Mann, an Verwundeten 342 Offiziere und 5022 Mann.

Das Tirailleurbataillon Belleville wurde aufgelöst und in einem Armeebefehl Trochu's ſcharf getadelt.

Wie früher, kümmerten ſich auch diesmal die Franzoſen um ihre eigenen Verwundeten nur in geringem Maße. Selbſt Bleſſirte, die gefährliche Verwundungen, z. B. Zerſchmetterungen der Knochen, davongetragen hatten, ließen ſie hülflos liegen. Dem Perſonal preußiſcher Feldlazarethe war es vorbehalten, als am 3. Dezember eine Pauſe in dem Bombardement aus den franzöſiſchen Befeſtigungen eintrat, noch etwa 30 franzöſiſche Verwundete, die drei Tage und drei Nächte lang unter freiem Himmel gelegen hatten, aufzuleſen und in Obhut zu bringen. Ihre Wunden waren ſämmtlich ernſter Natur und ihr Zuſtand dadurch erheblich verſchlimmert, daß zu der Verletzung eine Erfrierung der Glieder hinzugetreten war. Die Verwundeten waren meiſtens junge Leute von 17—18 Jahren. Der größere Theil von ihnen kam nach La Queue in ärztliche Behandlung.

Da in denſelben Tagen auch die Loirearmee zurückgeſchlagen worden war, gab Graf Moltke dem General Trochu am 5. Dezember davon eine ſchriftliche Nachricht und bot ihm einen Geleitſchein an, wenn er etwa einen Offizier abſenden wolle, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Trochu antwortete kurz, er halte die Verificirung ſeiner Nachricht nicht für nöthig. Die Regierung aber erließ eine Bekanntmachung: Die Nachricht ändere nichts an ihren Entſchließungen, ſie werde den Kampf fortſetzen. Der preußiſche Offizier, Graf Noſtiz, der das Schreiben nach Paris brachte, wurde ausgezeichnet aufgenommen und fand ein ſplendides Diner, welches darauf berechnet ſchien, ihn glauben zu machen, daß Paris noch reichlich mit Lebensmitteln verſehen ſey. Nur ein Regierungsmitglied in Paris, Picard, ſoll gewünſcht haben, man möge den Anlaß benützen, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

Die Kölner Zeitung brachte in einem Correſpondenzartikel aus Verſailles vom 7. Dezember eine indirekte Antwort auf den Trotz der Pariſer Regierung. Man frage ſich im deutſchen Hauptquartier,

ob es möglich ſey, mit einer Regierung zu unterhandeln, der man jedes Vertrauen abſprechen müſſe. Die Pariſer Regierung habe den Wortbruch der gefangenen franzöſiſchen Offiziere offen gebilligt, namentlich den in Sedan gefangenen General Ducrot und den in Straßburg gefangenen General Barral, obgleich ſie ihr Ehrenwort gebrochen, bei der Vertheidigung wieder verwendet und ihnen wichtige Commandos anvertraut. Sie ſelbſt alſo würde, wenn man auch einen Vertrag mit ihr einginge, denſelben wieder zu brechen für erlaubt halten. Weſſen man ſich von der Regierung der dritten Republik in Frankreich zu verſehen habe, ging auch aus einem Umlaufſchreiben Chaudordys hervor, der die auswärtigen Angelegenheiten in Tours beſorgte. Es datirte vom 29. November, ſchob alle Schuld des Krieges auf Preußen und kehrte allen Unrath von Lügen und Verleumdungen, die in franzöſiſchen Zeitungen das Verhalten der deutſchen Truppen in Frankreich als barbariſch und unmenſchlich verſchrieen, in ein Häufchen zuſammen. Schamloſer hat noch kein Diplomat die neutralen Mächte anzulügen gewagt.

Am 13. Dezember waren einige Compagnien des 6. Armeecorps auf Vorpoſten vor Paris eben beim Mittagsmahl, „da zeigten ſich in einiger Entfernung 300 Mobilgarden, die in vollem Laufe unſeren Stellungen zueilten. Unſere Musketire warfen noch einen ſehnſüchtigen Blick auf die Reſte des Hammelbratens und griffen raſch zu den Gewehren, als die Mobilgardiſten fortwährend mit den Taſchentüchern winkten uud um Pardon baten. Die ‚pauvres garçons‘ kamen nun an unſere Vorpoſten, flehten auf den Knieen um gnädige Aufnahme, indem ſie erzählten, daß ſie des ewigen Wachtdienſtes ſatt und deshalb heimlich deſertirt ſeyen. Das Werk eines Augenblickes war es, die Mobilgarden zu entwaffnen und ſie ohne Gewehre wieder nach Fort Ivry hineinzuſchicken, während ein homeriſches Gelächter des 6. Corps dieſe Scene begleitete. Mobil- und Linientruppen ſind voll Wuth, daß Trochu ſie allein zu dem ſchwerſten Dienſte heranzieht, während die Nationalgarde wie Mutter-

ſöhnchen verhätſchelt und von allem Wachtdienſte dispenſirt wird. Die Nationalgarde, die zum großen Theil aus unbemittelten Leuten zuſammengeſetzt iſt, predigt ausſchließlich den Widerſtand bis zum Aeußerſten und zwar aus triftigen Gründen. Außer der zu beanſpruchenden Ration erhält jetzt jeder Nationalgardiſt 3 Francs per Tag Löhnung, welche in den Cafés und Butiken gewöhnlich ſofort verjubelt werden. Dieſe Leute haben nie ein ſo bequemes Leben geführt, wünſchen den Kampf ad calendas graecas fortgeſetzt, um das Schlaraffenleben weiter fortſetzen zu können. Trochu hat das Militär außerhalb der Stadt conſignirt und gibt demſelben den letzten Beſtand der Lebensmittel, während die große Bevölkerung in Paris ruhig ihrem Schickſal überlaſſen bleibt."

General Thomas, der die Nationalgarde commandirte und ſie trotz aller Mahnungen nicht in's Feuer bringen konnte, tadelte und bedrohte ſie in einem ſtrengen Tagesbefehl, was aber nichts half, da Trochu ſelbſt ſie geſchont wiſſen wollte. Dieſer nämlich hatte immer noch Furcht vor der großen Maſſe ſocialiſtiſch geſinnter Arbeiter und vor dem eigentlichen Pöbel in Paris, die unter der Leitung von Flourens und Blanqui in der Hauptſtadt ſelbſt wieder eine Revolution zu machen verſuchen könnten, was ſeine Hauptaufgabe, die Vertheidigung von Paris nach außen, ſehr erſchweren würde. Er hielt es alſo für das Beſte, die über die Nationalgarde ſo ſehr erbitterten regulären Truppen und Mobilgarden außerhalb der Mauern lagern zu laſſen und ſo von den Pariſern zu trennen, während er den der Nationalgarde einverleibten Pöbel durch Spendung der Nahrung und einen Lohn von täglich 3 Franken beſchwichtigte.

Indem ſich die Belagerung von Paris in die Länge zog, erwies ſich, daß dieſe volkreiche Stadt doch beſſer mit Lebensmitteln verſehen worden war, als man anfangs vermuthet hatte. Nur mancherlei nicht abſolut unentbehrliche Artikel fingen nach und nach und immer mehr zu fehlen an, aber die Hauptartikel, Brod und Mehl waren ſehr reichlich vorhanden, daß man damit bis Mitte

Januar auskommen zu können glaubte. Auch Wein war in großer Menge vorhanden. Am früheſten fehlte die Milch, was den Tod vieler armer Kinder herbeiführte. Im November wurde der Mangel an friſchem Fleiſch fühlbar, während noch an geſalzenem Fleiſch Vorrath war. Man fing an Pferde zu ſchlachten und die gute Laune der Pariſer bewährte ſich, indem man ſich gewöhnte à cheval zu rufen, wenn man ſich zum Pferdefleiſch niederſetzte. Man ſpeiste Eſel, Hunde, Katzen. Daß auch die wilden Thiere des Jardin des plantes getödtet und verzehrt worden ſeyen, wie behauptet wurde, iſt ſpäter widerlegt worden. Dagegen entſtand ein förmlicher großer Rattenmarkt und es wurde förmlich Mode, Ratten zu eſſen, da man fand, daß ſie gar nicht übel ſchmeckten.

Der wachſende Nahrungsmangel verrieth ſich übrigens hier, wie früher in Metz, durch die vielen armen Leute, die aus der Stadt herauskamen, um auf den Feldern noch nach vergeſſenen Kartoffeln zu graben, und die von den deutſchen Vorpoſten aus Mitleid bald unbeläſtigt blieben, bald auch auf Befehl zurückgewieſen werden mußten. Auch franzöſiſche Vorpoſten kamen zuweilen an die Deutſchen heran, gaben ihnen die Hand und nahmen dankbar Brod und Cigarren an. General Trochu mußte einen eigenen Befehl dagegen erlaſſen. Alle Lebensmittel in der Stadt wurden von Tag zu Tage theurer. Die Regierung mußte daher alle noch vorhandenen Vorräthe von Fleiſch und Kartoffeln in Beſchlag nehmen und kleine Portionen davon an den ärmſten Theil der Bevölkerung vertheilen, um ihm das Leben zu friſten. Gleichwohl ſchrieb ein Arzt, er werde oft zu Kranken und Sterbenden gerufen, deren Krankheit allein der Hunger ſey. Nur die Reichen kamen noch erträglich weg, doch wurde das Leben in Paris immer ungemüthlicher. Im Dezember ging das Gas aus, auch an Oel fehlte es und die unermeßliche Stadt lag die langen Winternächte hindurch in tiefer Finſterniß.

Der Verkehr nach außen wurde fortwährend durch Luftballons

vermittelt. Wo dieſelben niederfielen, fanden die deutſchen Truppen häufig eine große Menge Briefe, aus denen man die innern Zuſtände von Paris kennen lernte, und beförderten ſie auch ſo weit thunlich an ihre Adreſſe. Ein Luftballon flog, vom Weſtwind getrieben, bis in die Gegend von Naſſau. Ein anderer wurde gar bei heftigem Südweſtwind in einer Nacht bis nach Norwegen getrieben und fiel auf den Schneegebirgen unfern von Chriſtiania nieder. Einen dritten bemerkte man von einem engliſchen Leuchtthurm aus von Plymouth und ſah, wie er von einem ſtarken Oſtwind über das atlantiſche Meer gejagt wurde. Ein vierter fiel bei Rottenburg an der Tauber nieder. — Die Pariſer hatten noch ein anderes Briefverkehrsmittel erſonnen, nämlich in leere Flaſchen eingeſchloſſene Briefe, die man in der Seine ſchwimmen ließ, ſie wurden aber von der deutſchen Cernirungsarmee bemerkt und in weiten Netzen aufgefangen.

Die „Défenſe Nationale“ brachte am 19. Dezember einen Leitartikel „Gleichheit vor dem Hunger“, worin ein ſchaudervolles Bild aus dem Innern von Paris entworfen wird: „Geſtern durchwanderte ich die volkreichſten Stadttheile von Paris, und, ich muß geſtehen, ich war entſetzt, als ich dieſe langen Reihen dürftig bekleideter Frauen und Kinder zitternd, vom eiſigen Wind erſtarrt, zuſammengepfercht und herumgeſtoßen, ſtundenlang bei ſtrömendem Regen Queue machen ſah, während der Mann auf den Wällen, mit den Füßen im Koth, Wacht für's Vaterland hält. Wenn dieſe Unglücklichen noch, zum Lohn für ihre Geduld, Lebensmittel nach Hauſe brächten für die ganz Kleinen, die unbewußt harren, und für die Alten, welche es mit Murren thun! Aber ach! ſie kommen nur mit blauen Händen, weinenden Augen und leerem Magen zurück! Zu Hauſe kein Feuer, kaum ein Licht: ſchlimmere Lage als des Bettlers auf dem Lande, der ſich die Reiſer, welche er auf dem Wege geſammelt, anzündet, um ſeine freilich ſchlecht geſalzene Suppe zu kochen. — Man muß das Weinen und Bitten dieſer armen

der Philhellenen erhalten hatte, verließen dieſes unruhvolle und undankbare Land. Der franzöſiſche Obriſt Fabvier, welcher früher den Griechen große Dienſte geleiſtet, hatte ſich neuerdings dem Präſidenten angeboten, war aber von dieſem kalt zurückgewieſen worden, aus Eiferſucht, wie man vermuthet, weil Capodiſtrias vor Allem die ſeiner Civilgewalt ſchädliche Macht der Militärchefs einzuſchränken ſuchte, und unter allen griechiſchen Generalen Fabvier der fähigſte und populärſte war. Der General Church, der die Weſtarmee mit Ruhm befehligt hatte, dankte am 6 Auguſt freiwillig ab, ohne Zweifel aus Ermüdung und Unwillen. Daſſelbe that zu gleicher Zeit der bayeriſche Oberſt Heidegger, der ſich beſonders um die Fortification der griechiſchen Feſtungen und um die Organiſation des griechiſchen Heerweſens als deſſen Director verdient gemacht hatte. An Churchs Stelle trat General Dentzel in Weſtgriechenland, und an die Stelle Heideggers als Director der franzöſiſche General Tretzel, der aber auch bald, wegen Kränklichkeit, wie es hieß, den Dienſt wieder aufgab, worauf General Gerard am 13 December an ſeine Stelle trat.

Die Türken verfehlten nicht, aus dieſen Unordnungen im griechiſchen Heere Vortheil zu ziehen. Sie drangen aufs Neue, 7000 Mann ſtark, in Livadien ein und griffen am 24 September bei Petra die Griechen an, die unter Ypſilanti ſich daſelbſt verſchanzt hatten. Die Griechen trugen einen vollſtändigen Sieg davon, worauf die türkiſchen Befehlshaber Ozak Aga und Aſſlan Bey am 25 September eine Capitulation abſchloſſen, kraft deren ſich dieſelben nach Theſſalien zurückziehen und ganz Livadien räumen mußten. Seitdem fielen keine Feindſeligkeiten weiter vor. Omer Paſcha blieb ruhig zu Ne-

Frauen nur ſehen, es iſt herzzerreißend! Die Menge vor den öffentlichen Marketenderbuden ſieht noch elender aus. Alles in Lumpen. Vom frühen Morgen an warten andere, mit irgend einem Gefäſſe verſehen, auf dem Trottoir kauernd, bis ſich eines der ‚wohlthätigen‘ Reſtaurants öffnet. Hier ſteht die Menge nicht gedrängt: man ſieht, das Elend hat hier Ordnung zu ſchaffen gewußt. Drei Monate ſind wir nun belagert: zwei Monate führen wir dieſes Jammerleben. Das Unglaubliche geſchieht; unſere Mägen lernen ſich ſchmiegen und fangen an dem des Straußes ähnlich zu werden; was ſich nur zerreiben läßt, dient zur Speiſe; was nur überhaupt verdaut werden kann, wird Nahrung. In den reichen Quartieren ſieht man dieſe langen Reihen nicht, die Frauen, welche hier warten, ſind warm gekeidet, kokett beſchuht, plaudern luſtig; auch zeigt ſich dieſe Menge nur zu gewiſſen Stunden und vor beſtimmten Kaufläden. Neben allem dem, und wie zum Gegenſatz, wie um einen Lichtblick im dunkeln Gemälde anzubringen, haben die Viktualienhändler und Großkrämer hinter ihren Schaufenſtern Maſſen von Eßwaaren aufgehäuft, deren Namen in großen Lettern angeſchrieben ſtehen. ‚Spargel und grüne Erbſen,‘ ‚boeuf à la mode und Bathuhn‘ müſſen den dürftigen Hausfrauen wohl manchen Seufzer auspreſſen. Das iſt ärger als Tantalus' Qual! Warum dieſen Unterſchied? Warum hier Noth, dort Ueberfluß? In einer belagerten Stadt haben alle Bürger denſelben Anſpruch auf Leben; das Geld, als Mittel, ſich die Nahrung zu beſchaffen, muß verſchwinden; wenn die einen nichts haben, muß das gleiche für die andern gelten. Wenn wir gleich ſind auf dem Schlachtfeld, im Angeſicht des Todes, müſſen wir es auch vor dem Hunger ſeyn.“

Damals wurden vier deutſche Offiziere, welche bei Champigny gefangen und von Trochu ſehr anſtändig behandelt worden waren, als ſie in Civilkleidern ein Caffehaus beſuchten, hier als Deutſche erkannt und gröblich inſultirt. Trochu aber rettete ſie, indem er ſie unbemerkt auf Ehrenwort zur Cernirungsarmee entließ, wofür

ihm vier gefangene franzöſiſche Offiziere zurückgeſchickt wurden. Ein Bataillon Nationalgarden, welches am 16. Dezember die Vorpoſten beziehen ſollte, war ſo betrunken, daß es abgelöst werden mußte, wie General Thomas ſchmerzlich an Trochu meldete. Auch General Noël, der im Fort Mont Valérien commandirte, beſchwerte ſich über die Trunkenheit der Mobilgarden im gedachten Fort. Man darf auch wohl manche unnütze Pulververſchwendung der Forts auf Rechnung der Trunkenheit ſetzen. So wurde in der Mitte des Dezember wieder ein zweites St. Cloud ohne allen Grund zerſtört. Man ſchrieb aus Verſailles: In den letzten Tagen iſt die mit fürſtlichem Luxus eingerichtete Villa Pozzo di Borgo, welche zahlreiche Kunſtſchätze von hohem Werthe birgt — ſie liegt zwiſchen der Schanze Montretout und dem Park von St. Cloud, auf der Höhe von Paris — die Beute der Granaten geworden. Es hätte der Feder eines Theophile Gautier bedurft, um den Reichthum der Einrichtung dieſer Villa zu ſchildern, welche die Perle der ganzen Gegend war. Nicht weit davon liegt eine beſcheidenere Villa, oder eigentlich zwei Villen, welche von einem einzigen Garten umſchloſſen ſind. Sie ſind das Beſitzthum Gounods, des Componiſten der „Margarethe.“ Das kleinere Haus wurde von ihm, das größere von ſeiner Schwiegermutter bewohnt. Gounod hatte ſich an den Kronprinzen mit der Bitte gewandt, dieſes Beſitzthum unter ſeine Obhut nehmen zu wollen. Der Kronprinz erfüllte ſeine Bitte, ſoweit es möglich war, durch Anſchlag von Plakaten, konnte aber natürlich dem Feuer der feindlichen Forts kein Schweigen gebieten. Hinterdrein erklärte Gounod, er habe keine Bitte geſtellt. Man berechnete, vom Beginn der Cernirung an bis zum 15. Dezember ſeyen aus den Forts von Paris wenigſtens 10,000 Granaten geworfen worden, von denen aber nicht mehr als 20 deutſche Soldaten verletzt wurden.

Zweites Buch.

Die Kämpfe an der Loire.

Während der langen Dauer der Einschließung von Paris versuchte Gambetta, der eigentliche Dictator in den Provinzen, durch das schon lange befohlene, aber nur langsam ermöglichte Aufgebot in Masse die bedrängte Hauptstadt zu entsetzen.

Da der frühere Plan, nach welchem der alte Freiheitsheld Garibaldi an der Spitze des französischen Volksheeres zuerst Metz und dann Paris hätte entsetzen sollen, vereitelt worden und Garibaldi überhaupt in Frankreich unpopulär war, concentrirte Gambetta alle Streitkräfte des südlichen Frankreich in einer großen sog. Loirearmee bei Orleans in der Mitte zwischen Tours und Paris, um entweder Paris zu entsetzen oder wenigstens Tours gegen die Deutschen zu schützen. Gleichzeitig sammelte sich eine Westarmee im Lager von Conlin hinter Le Mans und sollte der Loirearmee die Hand reichen, endlich auch eine Nordarmee bei Lille.

Im deutschen Hauptquartier zu Versailles schenkte man diesen Bewegungen in den Provinzen die geeignete Aufmerksamkeit. Man hatte nicht die Absicht, den weiten Südwesten Frankreichs erobern zu wollen, sondern erachtete es für genügend, nur die Verbindungsstraße, die von Deutschland durch Elsaß, Lothringen, die Champagne nach Paris führte, gegen Beunruhigungen zu schützen, und

gleichzeitig nach dem Falle Straßburgs von dort aus und während der Cernirung von Paris von hier aus je ein Corps südwärts zu entsenden, um die Feinde, die sich ihnen etwa entgegenstellen würden, rasch aufzurollen.

Die von der Armee des Kronprinzen von Preußen abgezweigte und auch noch von preußischen Truppen unterstützte bayerische Division v. d. Tann, die gegen Orleans in der Richtung von Tours entsendet wurde, hatte zugleich den Zweck, die fruchtreiche Gegend von Orleans in Besitz zu nehmen, welche für die Belagerungsarmee von Paris und ihre Pferde Proviant und Fourage darbot. Nach dem deutschen Armeebericht „ist durch das Vorgehen des bayerischen Corps v. d. Tann (1. bayerische Corps) eine energische Offensive gegen das südliche Frankreich eingeleitet. Preußische Cavallerie-Divisionen, darunter die des Prinzen Albrecht, waren bereits in dem Augenblick, wo die Cernirungskette um Paris sich schloß, abgeschickt worden, um die Distrikte südlich von der Stadt, in der Richtung auf Etampes, Pithiviers und Orleans aufzuklären. Kleinere Besatzungen waren vor diesen preußischen ‚Eclaireurs' scheu zurückgewichen, bei einigen Plänkeleien an den Vorposten, die meistens von Franctireurs ausgegangen, hatten unsere Truppen jedes Mal die Oberhand behalten, obgleich sich herausstellte, daß die Masse der Freiwilligbewaffneten, die hier in zerstreuten Truppen den Guerillakrieg zu organisiren suchte, eine nicht geringe war. Sie vereinte die Freischärler von der Seine mit denen der südlichen Departements. Eine vollständige Invasion des Südens, die sich zunächst auf Orleans, dann auf Tours, den Sitz der provisorischen Regierung, zu richten hatte, sollte erst von der Cavallerie in Gemeinschaft mit den andern Waffengattungen vorgenommen werden. Die Cavallerie-Divisionen waren bei ihren Recognoscirungen bis an den Wald von Orleans vorgedrungen. Auf die Meldung hievon ertheilte der Kronprinz dem General v. d. Tann, der sein Hauptquartier bisher in Lonjumeau gehabt hatte, den Auftrag, mit seinem

Corps auf Orleans zu marſchiren. Zur Verſtärkung wurde die 22. Diviſion des 11. preußiſchen Corps beigegeben. General von der Tann ſtand am 7. Oktober bei Arpajon und ging am 8. über Etréchy nach Etampes.

Wir ergänzen den Bericht aus der Nationalzeitung: „Unbelehrt durch alle früheren Erfahrungen, hatten die Franzoſen zunächſt wieder die Thorheit begangen, ſtatt in einer compakten Heeresmaſſe zu marſchiren, ſich nordwärts von Orleans in drei getrennte Haufen zu theilen, von welchen eine Diviſion unter Führung des Generals Ragnard (der Stqats-Anz. ſchreibt Raioult) die Hauptſtraße nach Etampes und Paris einſchlug, während eine zweite Abtheilung nach Pithiviers ging und eine dritte, aus 4000 Mobilgarden beſtehende links nach Chartres hinaufrückte. Mit dieſer letzten Abtheilung beſtanden zwei bayeriſche Bataillone und eine preußiſche Cavallerie-Diviſion zuerſt am 9. Oktober ein kleineres Gefecht und warfen den Feind am folgenden Tage mit großem Verluſte über die Eure zurück, während der Verluſt an Todten und Verwundeten unſererſeits nur 18 Mann betrug. Das Centrum der franzöſiſchen Südarmee, beſtehend aus 10,000 Mann, wovon 2 Regimenter (6 Bataillone) afrikaniſche Zuaven, der Reſt Linientruppen zog ſich bei Annäherung des Generals v. d. Tann, der auf der Straße von Arpajon über Etampes mit dem erſten bayeriſchen Armeecorps und einer Cavalleriediviſion heranmarſchirte, ſofort in ſüdlicher Richtung zurück. Eine Compagnie der Partiſans de Gers, welche braune Tuchkittel und eine Art Heckerhüte tragen, ſcheint von dieſer Rückzugsbewegung nicht rechtzeitig unterrichtet worden zu ſeyn. Die armen Teufel wurden in Angerville am 9. Oktober von unſerer Cavallerie überraſcht und nach kurzem Widerſtande auf einem freien Felde ſämmtlich theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Da ſie nicht die Uniform des regulären franzöſiſchen Militärs trugen, bezeigten unſere Reiter anfangs nicht übel Luſt, auch die Gefangenen als Francstireurs zu behandeln. Als dieſelben jedoch durch Vorzeigung ihrer

Soldbücher ſich als regelrecht enrollirte Soldaten ausweiſen, gaben die Offiziere ſofort Befehl, ihnen als ſolchen zu begegnen. Am 10. Oktober gelang es, die Diviſion Ragnard bei Artenay, zwei Stunden von Orleans, unweit des großen Waldes, der ſich bis dicht an die letztgenannte Stadt heranzieht, einzuholen und zum Stehen zu bringen. General v. d. Tann ließ ſofort zahlreiche Geſchütze auffahren, die eine große Verheerung unter den feindlichen Truppen anrichteten. Er befahl ſeiner Infanterie, das Gefecht anfangs ohne allzu große Hitze zu unterhalten, um der Cavallerie Zeit zu gewähren, den Feind in die Flanken zu faſſen. Die beiden Zuaven-Regimenter hielten tapfer Stand; ſie kämpften zuletzt großentheils mit Säbel und Bajonet und ſo wurden dieſe ſechs Bataillone faſt ganz aufgerieben. Um ſo kläglicher ſchlugen ſich die regulären franzöſiſchen Linienregimenter. Ihre Mannſchaften warfen meiſt ſehr bald ihre Waffen weg und baten flehentlich laut heulend um ihr Leben. Mein Gewährsmann verſichert, er habe noch nie einen ſolchen Haufen weggeworfener Waffen auf einem Schlachtfelde liegen ſehen. Gleich nach der Schlacht wurden über 1000 Gefangene gezählt, doch wurden bis zum Abend noch weitere 500 Gefangene von der Cavallerie eingebracht. Es klingt faſt unglaublich, wenn man erfährt, daß der ganze Verluſt auf unſerer Seite ſich auf einen Offizier und 110 Mann belief.

Intereſſant für die Kriegsgeſchichte iſt Folgendes. Die am 20. September unter dem Commando des Hauptmanns Graf Türkheim nach Frankreich abgegangene Kugelſpritzenbatterie war zum erſten Male an den Schlachttagen des 10. und 11. Oktober bei Orleans in Aktion; zuerſt gegen Infanterie und Cavallerie gebraucht, zeigte ſich ſofort die ſchreckliche Wirkung dieſer Schießinſtrumente, und waren die bei der feindlichen Cavallerie angerichteten Verheerungen wirklich furchtbar, was wohl daher kommen mag, daß dieſe Waffengattung ein höheres Zielobjekt darbietet, als die Infanterie. Wie es der Zufall wollte, kam dieſe Kugelſpritzenbatterie

einmal einer Mitrailleuſenbatterie gegenüberzuſtehen; dieſe mußte jedoch, nachdem ſie einige Male ihre ſchnurrenden, ſauſenden Geſchoſſe herübergeſchickt hatte, ſchleunigſt wieder abfahren, da ſie ſowohl an Sicherheit des Treffens als an Schnelligkeit des Feuers weit hinter der bayeriſchen Batterie zurückblieb; beſonders gelobt wird die große Manövrirfähigkeit dieſer Geſchützgattung, da ſie erlaubt, der Infanterie überallhin zu folgen.

Noch eine hübſche Anekdote aus der Kemptner Zeitung. „In einem Hauſe zu Artenay fanden ſich 1000 Beinkleider für die Mobilgarden vor und wurde das Haus, dem Befehle entſprechend, zum Niederbrennen beſtimmt. Einer unſerer Kameraden fand bei der Nachſuchung in einem Schranke der Geſindeſtube einen kleinen Papierſtreifen, auf welchem mit Bleiſtift folgende Worte ſtanden. Ich habe ſie ſelbſt geleſen:

‚Hier hat gewohnt Auguſte Richter aus Leipzig, hat ſich aber mit der Herrſchaft geflüchtet. Ich bitte meine deutſchen Brüder, uns zu behüten vor Feuersbrunſt.‘

Mögen Sie es glauben, daß dieſe ſchlichten Worte uns mit tiefer Rührung erfüllten. Die Bitte, dem Flehen der deutſchen Landsmännin zu willfahren, ward leicht gewährt und wir zogen weiter, nicht ohne daß an derſelben Stelle ein neuer Zettel mit der entſprechenden Mittheilung hinterlegt wurde.“

Nach einem Bericht der Oſtſeezeitung zeichneten ſich im Kampf bei Orleans beſonders die Polen in der Fremdenlegion aus. Von 171 derſelben kamen nur 21 unverwundet davon. „Von der ganzen Fremdenlegion, welche gegen 1600 Mann zählte, ſind nach polniſchen Angaben nur 300 Mann unverſehrt aus der Schlacht zurückgekehrt. Die Anwerbungen von Freiwilligen für die in Frankreich in der Organiſation begriffenen Militärformationen dauern in Galizien noch immer fort und haben in letzter Zeit ſogar größere Dimenſionen angenommen. Die Angeworbenen, größtentheils junge Edelleute und Handwerker, nehmen ihren Weg über Wien und durch

die Schweiz, und die meisten von ihnen suchen das Bosak'sche Corps zu erreichen, um sich in dasselbe einreihen zu lassen. Sie erhalten bei der Anwerbung ein Handgeld von 50 Frcs. und das nöthige Reisegeld."

Bald aber stellte sich heraus, daß man es bei Artenay nur mit der Avantgarde des Feindes zu thun gehabt, und dessen Gros und Reserven am 10. gar nicht in das Gefecht hatten eingreifen können. Die Spitzen der Vorhut des v. d. Tann'schen Corps stießen am 11. früh auf stärkere feindliche Truppenmassen. „Es ergab sich bald, daß der Feind jenseit des Waldes von Orleans, vor der Stadt, hinter Schanzwerken gut gedeckt, den Angriff erwartete. Er beherrschte die Brücke über die Loire und dehnte sich mit seinem rechten Flügel bis Beaune aus. General v. d. Tann war dem Feind schon um 10 Uhr Morgens so nahe gekommen, daß das Gewehrfeuer begann. Die 4. bayerische Brigade und die 22. preußische Division bildeten die äußersten Flügel. Das feindliche Corps, das von dem General La Motte Rouge commandirt wurde, hatte in seinen Schanzen und in den Weinbergen, die sich unmittelbar an die Ebene vor Orleans anschließen, die vortheilhaftesten Stellungen genommen. Es bestand aus 25,000 Mann regulärer Truppen, die aus fast allen französischen Regimentern zusammengesetzt waren. So weit sich bis jetzt überblicken läßt, haben diese Truppen niemals in Paris gestanden, sondern waren als Ersatz oder Reserve beim Beginn des Feldzuges an der Loire zurückgelassen und hier, ganz in der Weise der sogenannten Marschregimenter von Paris, zu größeren Cadres formirt worden. Verstärkt wurden sie durch eine Anzahl päpstlicher Zuaven, die aus dem römischen Dienst in den der Regierung von Tours übergetreten sind, und durch 2 bis 3 Regimenter Mobilgarden, die man, um dieser unzuverlässigen Truppe größere Festigkeit zu geben, so geordnet hatte, daß je 5 oder 6 Mann von ihnen ein Zuave beigezählt war. Diese Loire-Armee führte 40 Geschütze mit. La Motte Rouge ist ein hochbe-

jahrter General, der das größte Vertrauen der Truppen besitzt. Die Franzosen hielten bis Nachmittag 5 Uhr Stand, traten dann aber den Rückzug gegen Orleans an. Da es bereits dunkelte, mußte bei der Verfolgung unsererseits die größte Vorsicht beobachtet werden, zumal unsere Truppen auf dem unebenen Terrain mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Stadt Orleans entschloß sich zur Uebergabe, sowie die ersten Granaten hineingefallen waren. Die bayerischen 12-Pfünder, die schon in Bereitschaft standen, kamen nicht mehr zur Aktion. Der Bahnhof und die Loirebrücke wurden sogleich besetzt, letztere war zwar unterminirt, aus Mangel an Zeit aber vom Feinde nicht zerstört. In Orleans wurde dem Maire die sofortige Beleuchtung der Stadt befohlen. Nachdem dies geschehen, konnten die ersten deutschen Truppen gegen 8 Uhr Abends in die Stadt einziehen. Zur Nacht loderten ihre Bivouakfeuer bereits auf dem freien Platze um das Standbild der Jeanne d'Arc. Die Franzosen ließen 2000 Gefangene in unseren Händen zurück, ihre Verluste an Todten und Verwundeten sind noch nicht genau bekannt, aber sehr bedeutend, die unsrigen verhältnißmäßig gering. Die zurückgeworfene Armee, die verfolgt wird, ging auf das jenseitige Loire-Ufer, sie verließ also die Straße gegen Tours, so daß die provisorische Regierung dort sich ohne militärischen Schutz befinden dürfte."

Ein Correspondent der Daily News befand sich während der Schlacht in der Stadt Orleans und erzählt: „Im Verlaufe des Morgens waren einige Verstärkungen in der Stadt angekommen; die Kanonen brüllten draußen in nächster Nähe, und doch blieben diese Truppen den ganzen Morgen in der Stadt. Die Offiziere sagten, sie hätten keine Befehle, und gingen in die Cafehäuser, wo sie spielten oder frühstückten. Die Mannschaften trieben sich in der Stadt umher oder lagen schlafend oder betrunken in den Straßen. Sobald aber die flüchtende Armee herankam, schlossen sich diese Mannschaften dem Strome an. Sie warfen ihre Gewehre weg oder

zerbrachen ſie, und die ganze Armee zog durch die Stadt und über die Loirebrücke. Die Mobilgarden jedoch hielten länger Stand und beſſer als die Linie und feuerten noch, als alle regulären Truppen bereits den Kampfplatz verlaſſen hatten. Die Fremdenlegion focht ſehr tapfer und ward faſt ganz vernichtet, aber am beſten von allen fochten die päpſtlichen Zuaven, die den Eingang zur Stadt feſthielten. Die Einwohner waren getheilter Anſicht; einige wünſchten die Stadt zu vertheidigen, aber bei Weitem der größere Theil wünſchte keine Vertheidigung. Nichts deſto weniger ward eine Barrikade am Eingange der Vorſtadt nach der Seite des Feindes hin errichtet und dieſe von den päpſtlichen Zuaven, der Fremdenlegion und einigen Nationalgardiſten vertheidigt. Dieſer Widerſtand veranlaßte die Preußen, Granaten in die Stadt zu werfen. Die Eiſenbahnſtation ſtand bald in Flammen, wie auch einige Häuſer der Hauptſtraße, der Rue Bannier. Leute wurden in den Straßen verwundet durch Granatſplitter wie auch durch Flintenkugeln, die reichlich über den Weg ziſchten. Die Stadt war bereits ganz geräumt von den regelmäßigen Truppen, als das Feuern aufhörte. Alles, was ein Gefährt auftreiben konnte, flüchtete. — Der Berichterſtatter kehrte auf Beaugency zurück: Bei der Durchfahrt durch Meung ſahen wir eine Scene, die ich nie vergeſſen werde. Die Bauern waren auſſer ſich, theils aus Schrecken, theils aus Wuth. Frauen rangen die Hände und wurden nach ſicheren Plätzen fortgeſchickt, während die Männer ſich vorbereiteten, gegen den Feind Stand zu halten oder ſich in den Feldern zu zerſtreuen und in einzelnen Trupps auf ihn zu ſchießen. Es war gar kein Plan gefaßt; Trommeln ſchlugen Generalmarſch, die Glocken läuteten Sturm; Alles in der Finſterniß, denn es war ſpät geworden und der Mond noch nicht aufgegangen. In Beaugency war die Aufregung nicht ſo groß, wie in Meung. Hier trafen wir zuſammen mit den Offizieren einer Abtheilung von Mobilgarden, die gerade aus irgend einem Depot kamen und nicht wußten, wo ſie zunächſt hin ſollten.

groponte, Juſſuff Bey hielt noch Athen beſetzt. Die Griechen hielten ebenfalls Ruhe, und konnten um ſo weniger etwas Neues unternehmen, als abermals wegen Mangels an Sold große Unruhen unter ihnen ausbrachen. Beſonders heftig war der Aufſtand auf der Inſel Salamin, wo die Griechen ihre Officiere verhafteten, im December. Sie klagten heftig über den Präſidenten, der ſeinem bei der Armee unnützen Bruder zu ſeinem Vergnügen große Summen zahlte und ſie, die Gemeinen, darben laſſe. Dieſe Zänkereien abgerechnet, verging der Winter ruhig.

Während der eben erwähnten Vorgänge auf dem griechiſchen Feſtland entbrannte der Krieg nicht minder auf der Inſel Candia. Dieſe große Inſel war, obwohl faſt ganz von Griechen bewohnt, in dem Londner Protokolle nicht mit zu Griechenland gerechnet worden. Von 160,000 ihrer griechiſchen Einwohner waren nur noch 100,000 übrig, die andern waren von den Türken in den Feſtungen ermordet oder nach Aegypten in die Sclaverei geführt worden. Seitdem wüthete auf der Inſel eine unverſöhnliche Fehde. Die Türken konnten ſich nur in den Feſtungen halten, die Griechen aber hatten unter dem tapfern preußiſchen Baron Reineck das platte Land beſetzt. Umſonſt bemühten ſich die Engländer und Franzoſen, welche die Inſel blokirt hielten, einen Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Parteien zu Stande zu bringen. Sie mußten ſich begnügen, nur einerſeits die ägyptiſchen, anderſeits die griechiſchen Schiffe abzuhalten, den Candioten beizuſtehen. Da aber bei Beginn des Jahres 1829 die Blokade aufgehoben wurde, und der engliſche Capitän Maitland am 8 Januar die Inſel verließ, ſo entflammte der Kampf nur deſto heftiger. Gleich Anfangs wurden mehrere Schiffe mit griechiſchen Familien, die noch auf

Sie waren alle Leute höheren Standes und Beſitzes aus den benachbarten Landdiſtrikten. Es war ein kläglicher Anblick, die Wege des fruchtbarſten und ſchönſten Theiles von Frankreich durch bewaffnete und aufgeregte Bauern beſetzt zu gewahren; die vielen reichen Dörfer dieſes wohlhabenden Bezirks in Waffen und in nächſter Erwartung zu ſehen, geplündert und verwüſtet zu werden. Es war genug, um Thränen in die Augen zu locken, wenn man im Mondſcheine dieſe unglücklichen Bauern in Blouſen und Holzſchuhen mit alten Flinten in der Hand ihre Dörfer bewachen ſah, während doch jede Anſtrengung ihrerſeits nur dazu führen mußte, daß dieſelben bis auf den Grund zerſtört werden würden."

Die Deutſchen verloren in der Schlacht bei Orleans ungefähr 800 Mann an Todten und Verwundeten, die Franzoſen aber noch viel mehr und dazu noch 2000 Gefangene. Am 12. Morgens, nach Einnahme der Stadt Orleans, forderte General v. d. Tann von dem Maire der Stadt eine Contribution von 1 Mill. Frcs. in Baarem, die binnen 24 Stunden erlegt werden ſollte, willigte jedoch ſpäter ein, ſich vorläufig mit 600,000 Frcs. zufrieden zu ſtellen. Monſ. Dupanloup ſchrieb an den König von Preußen und bat um Nachlaß des Reſtes von 400,000 Frcs. Die Deutſchen verlangten ferner 600 Stück Rinder, 300,000 Cigarren und die Auslieferung ſämmtlicher in der Stadt befindlichen Pferde. Die Soldaten wurden bei den Einwohnern einquartirt. — In einem anderen Bericht heißt es: Der Munizipalrath erſuchte nun den Biſchof, Hrn. Dupanloup, für den die Königin von Preußen eine große Hochachtung hegt, ſich beim König Wilhelm zu verwenden. Der Biſchof hat auch ſofort an den König Wilhelm ein eindringliches Schreiben gerichtet. Monſ. Dupanloup iſt von den bayeriſchen Offizieren mit der größten Hochachtung umgeben. Alle kennen ſeinen europäiſchen Ruf und ſie ſuchen auch wirklich, ihm alle Zeichen der Bewunderung und Hochſchätzung zu geben. Sie wiſſen, daß er beim Concil mit ſeinem bedeutenden Talent und ſeiner großen Rednergabe die Ideen ver-

theidigt hat, die auch vom deutſchen Epiſkopat getheilt werden, und deshalb haben ſie ihm auch ihre Dankbarkeit entgegengebracht. Die Mehrzahl dieſer Offiziere iſt ſehr religiös; ſie haben an den Sonntagen ſofort Militär-Gottesdienſt veranſtaltet und in den Kirchen von St. Paterne, von St. Paul und in der Kathedrale mit ihren Soldaten demſelben beigewohnt.

Der „Français" jammerte über den Eifer, „womit die Orleaneſen ſich beeilen, den Requiſitionen der Preußen zu entſprechen. Dieſe verlangen, daß ihnen alle Pferde ausgeliefert werden, und in wenigen Augenblicken bietet der Platz des Martori den Anblick eines wahren Marktplatzes, er wird mit Pferden bedeckt, die Offiziere wählen die ſchönſten und kräftigſten aus, der Reſt wird in die Beauce geführt, um dem Gros der Armee zu dienen. So machen es die Preußen; ihr Verfahren iſt eben ſo einfach, wie wirkſam." Die France zieht aus dieſer Geſchichte die Lehre für die Nachbarſtädte, nicht einzuſchlafen und zu ſprechen: „Vielleicht kommen die Preußen nicht zu uns." Die France berichtet ferner: „Eine Angſt, die zu verhehlen kindiſch und überflüſſig wäre, laſtet ſeit dem 11. Oktober auf der Bevölkerung von Tours. Mit unruhigen Augen folgt man den Bewegungen der preußiſchen Armee an der Loire; man fragt, was ihr Endziel ſey."

Wie die Münchner N. Nachr. melden, hat der Kronprinz von Preußen unmittelbar nach der Einnahme von Orleans den König Ludwig wegen des neuen bayeriſchen Waffenerfolgs beglückwünſcht; der König antwortete hierauf in warmen dankenden Worten und zeichnete den General v. d. Tann mit folgendem Telegramm aus: „Sie haben durch die jüngſten Siege bei Orleans die ruhmreichen Erfolge dieſes Feldzugs um eine glänzende Waffenthat vermehrt. Mit bewegtem Herzen ſpreche Ich Ihnen, Mein lieber General, ſowie den Tapfern, die unter Ihnen fochten, Meine volle Anerkennung aus und gedenke mit innigem Beileide Jener, die heldenhaft gefallen."

Dieſer Sieg war folgenreich genug. Die republikaniſche Regierung in Tours hatte ihre Loirearmee zu 150,000 Mann angegeben und nichts Geringeres von ihr gehofft, als den Entſatz von Paris. Nun aber hatte ſich gezeigt, daß dieſe Loirearmee kaum 40,000 Mann zählte und darunter nur drei Regimenter reguläre Reiterei, einige Fußregimenter aus Algerien und von den Weſtküſten Frankreichs her. Der Reſt beſtand nur aus unbrauchbaren Mobilgarden und Freiſchärlern. Dieſe Armee war aber bei Orleans gänzlich zerſchlagen und zerrüttet worden und konnte nicht wohl mehr den Kern einer neuen, größeren und ſchlagfertigeren Armee bilden.

v. d. Tann entſandte den General Wittich, mit dem ſich Reiterei des Prinzen Albrecht vereinigte, weſtwärts von Orleans aus, um die zu Chateaudun ſich ſammelnden Mobil-, Nationalgarden und Franctireurs zu zerſtreuen. Die Stadt von 7—8000 Einwohnern widerſtand am 18. Oktober, durch die Befehle und Zeitungen von Tours fanatiſirt, mit ſeltener Hartnäckigkeit. Auf den drei Kirchthürmen waren Kanonen aufgepflanzt, die eifrig hinunter ſchoſſen, jedoch bald zum Schweigen gebracht waren. „Sämmtliche Straßen und Querſtraßen waren durch Barrikaden gehemmt. Die Bauart derſelben war ſo, daß an eine Einſchießung ſelbſt durch Artillerie nicht gedacht werden konnte; auf der Außenſeite (dem Feinde zu) Faſchinen, dann eine Sandlage von 3—4 Fuß Dicke, dahinter Feldſteine, und endlich, um den Steinen Feſtigkeit zu geben, Baumſtämme, ſo geordnet, daß auf den Barrikaden eine vollſtändige Bruſtwehr entſtand. Es half jedoch, daß die Artillerie auf der Südfront aus 5 Batterien, 30 Geſchützen, bis zum Dunkelwerden heftig bombardirte. Die Stadt brannte an verſchiedenen Stellen, was den Widerſtand des Feindes allmälig ſchwächer werden ließ. Um 9 Uhr Abends gab General Wittich Befehl, tambour battant die Stadt zu ſtürmen. Dennoch konnte das Vordringen der Infanterie beim Kampf in den Straßen nur ſehr langſam geſchehen.

Der Feind vertheidigte ſich von Haus zu Haus. Pioniere mußten die Wände einſchlagen, um auf dieſe Weiſe unſeren Tirailleurs Bahn zu machen. In vielen Fällen trieb erſt das um ſich greifende Feuer den Feind aus den Häuſern. Dieſer anſtrengende Kampf dauerte bis Morgens 3 Uhr, wo unſere Truppen die letzten Häuſer einnahmen. Die Theilnahme der Bewohner an dem Kampfe weckte die Wuth der Soldaten, der lange Widerſtand ſteigerte die Erbitterung. Es wurde Befehl gegeben, keinen Pardon zu ertheilen, in Folge deſſen Alles niedergehauen wurde. Erſt als der Sieg vollſtändig geſichert, wurde den flehentlich auf den Knien Liegenden, um ihr Leben Bittenden die Gnade der Gefangenſchaft gewährt. Wir machten etwa 500 Gefangene. Darunter viele junge Burſche von 16—20 Jahren in Civilkleidern und wohlbewaffnet. Wir verloren an 400 Todte und Verwundete, der Feind, wie man hört, über 800 Todte und Verwundete. An Contribution wurde der Stadt auferlegt 300,000 Frcs., 1000 Ohm Wein, 100,000 Cigarren, 20 Ctr. Kaffee, 100 Ctr. Hafer und ſämmtliche in der Stadt befindlichen Pferde und Mehlvorräthe."

Der preußiſche Staatsanzeiger enthielt einen ausführlichen Bericht über den blutigen Kampf in Chateaudun: „Unſere Blicke trafen auf ein Bild der Vernichtung. Eingeſtürztes Mauerwerk, verkohlte Balken, herabgefallene Dächer machten die Straßen beinahe unwegſam. Auch die Kirche war durch Granatſchüſſe faſt völlig zerſtört, große Felsblöcke und Quaderſteine aus den äußeren Wänden ausgeriſſen, die Ziegel zertrümmert. Eine Granate war in der Uhr geplatzt. Ganze Straßen ſtanden noch in voller Feuersgluth; der große Umfang des Brandes, der die ganze Stadt erfaßt hatte, ein Herbſtſturm, der an dieſem Tage brauſte und die Flammen überallhin vertheilte, machten jeden Gedanken an Rettungsverſuche unmöglich. Nur mit Mühe konnten die Räumlichkeiten für den Prinzen Albrecht und das Obercommando der Diviſion beſchafft werden. Die Pferde mußte man noch am Abend des 19.

aus den Scheunen am Ende der Stadt, in denen ſie untergebracht, herausführen, da die Flammen ſich bis hieher auszudehnen begannen. Die Offiziere bivouakirten mit den Truppen. Während des nächtlichen Kampfes hatten ſich die Franzoſen jeder Sorge für ihre Verwundeten entſchlagen, was von ihnen niederfiel, war in den Häuſern geblieben und hier zum großen Theil verbrannt. Als Commandeur der franzöſiſchen Beſatzung hatte ein Pole, Lipowsky, fungirt." Hier bei Chateaudun wurde der evangeliſche Feldgeiſtliche S. während der Schlacht durch den Kopf geſchoſſen und blieb todt liegen. Nach der Schlacht begruben ihn die Soldaten. Als im Dezember wieder deutſche Truppen dahinkamen, wollten ſie ihm und den übrigen Gefallenen noch eine Todtenfeier halten, fanden aber ſeine Leiche von den boshaften Einwohnern ausgegraben und auf's abſcheulichſte mit Koth bedeckt.

Der Brand von Chateaudun entmuthigte die Feinde, welche Chartres vertheidigen wollten. „Am 21. ſammelten ſich die preußiſchen Truppen zum Vormarſch auf Chartres. Da man wußte, daß die Stadt ziemlich ſtark beſetzt war, leitete General v. Wittich die Operationen dadurch ein, daß die geſammte Artillerie, in einem Halbbogen ſüdöſtlich von Chartres angelehnt, aufgeſtellt wurde. Eine bayeriſche 12pfündige Batterie diente zur Verſtärkung. Um die Zeit, wo die Geſchütze rangirt, meldete ſich bei General v. Wittich ein Geiſtlicher, der Curé von Morancy, und erbot ſich, nach Chartres hineinzugehen, um die Stadtbehörden für die Capitulation günſtig zu ſtimmen. Der General gab ſeine Zuſtimmung unter der Bedingung, daß der Präfekt, der Maire und einige Notablen von Chartres ſich in Morancy einfinden, und daß als ſpäteſter Termin für einen gütlichen Vergleich die Zeit bis 1 Uhr Mittag feſtgehalten werde. Zum Glück behielt bei den Verhandlungen im Schooß des Munizipalrathes eine ruhige Ueberlegung die Oberhand. Man ſah ein, daß das Bombardement von unerſetzlichen Verluſten begleitet ſeyn würde, zumal eine Verſchonung der berühmten Kathe-

drale wegen der hohen Lage des Bauwerkes unmöglich gewesen wäre. Die Vertreter der Stadt fanden sich rechtzeitig in Morancy ein und unterzeichneten um 5 Uhr die Capitulation, die so milde als möglich gefaßt war, da sie einer Hälfte der Besatzung freien Abzug gestattete. 2000 Mobilgarden wurden entwaffnet. Mit klingendem Spiel zogen die preußischen Truppen in Chartres ein und begrüßten den Prinzen Albrecht, der sie sämmtlich vorbeidefiliren ließ, mit enthusiastischem Zuruf. Es war in der Capitulation besonders ausbedungen, daß sämmtliche Geschäftsinhaber von Chartres ihre Läden und Magazine zu öffnen hätten, wogegen der General sein Wort einsetzte, daß die Stadt von jeder gewaltsamen Requisition frei bleiben sollte. Die Straßen waren erleuchtet; die zahlreich versammelten Einwohner hielten sich vollkommen ruhig. Besonders ergreifend war der Moment, als am folgenden Tage die deutschen Krieger in würdevoller Haltung sich in der berühmten Krypta der Kathedrale versammelten und bei Lampenschein alle Theile des großartigen Unterbaues besichtigten."

Das Land um Orleans her war so feindselig aufgeregt, daß v. d. Tann strenge Maßregeln treffen mußte: „Er hat, so wurde gemeldet, zum Besten der aus Frankreich gewaltsam vertriebenen Deutschen bereits eine Kriegscontribution von anderthalb Millionen Francs erhoben, und hat außerdem der Stadt Etampes und einem andern, mir nicht genannten Orte Strafsummen von je 40,000 Frcs. auferlegt, weil die Feldtelegraphendrähte dort von boshafter Hand zerschnitten worden waren. Diese durchgreifende Maßregel hatte den günstigen Erfolg, daß in den betreffenden Ortschaften sofort von den Einwohnern selbst Sicherheitscorps von mehreren hundert Mann organisirt wurden, um die Telegraphenlinien im ganzen Rayon zu überwachen. Auch gegen die Franctireurs wird man ernstlichere Maßregeln als seither in Anwendung bringen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß den Maires der verschiedenen Ortschaften Soldbücher und abgestempelte Enrolirungs-Patente in blanco

in großer Anzahl zugeschickt worden sind, um dieselben unter die Franctireurs zu vertheilen, damit diese als reguläre Soldaten erscheinen. Solcher Betrug kann um so weniger geduldet werden, als der Unfug des Franctireurswesens immer lästigere Dimensionen annimmt. — Neulich war auf der Strecke Versailles-Orleans, unweit des letzteren Ortes, der Draht durchschnitten. Der bayerische Divisions-General v. Wrede berief den Maire und die Räthe von Arpajon, ihnen aufgebend, innerhalb der nächsten 48 Stunden 20,000 Francs aufzubringen, widrigenfalls würde der gesammte Rath gefangen genommen. Der Rath trat zusammen und begab sich zu dem General mit der Erklärung, ob er vorläufig 10,000 Frcs. nehmen wollte. ‚Gewiß, meine Herren', erwiederte er, ‚zahlen Sie vorläufig blos die Hälfte, so nehme ich den halben Rath gefangen.' So kam es. Die 20,000 Frcs. waren nicht pünktlich zusammen und ein Offizier erschien mit einem langen Wagen, um die Hälfte der Räthe mitzunehmen. ‚Da ich indeß', bemerkte der Bayer, ‚meine Pferde zu schonen und darauf zu sehen habe, daß die Last nicht zu groß wird, so werde ich mir die sechs dünnsten und kleinsten der Herren auswählen.' Wie gesagt, so gethan. Arpajons dickeren Räthe hatten nach zwei Tagen den Rest von 10,000 Francs aufgebracht und die Dünnen fuhren mit den Dicken nach Hause zurück." Man hörte von fünf Dörfern in der Nähe von Orleans, welche niedergebrannt werden mußten, weil die Bauern heimtückisch auf die deutschen Truppen geschossen hatten.

Nach der Besetzung von Chartres wandte sich Wittich's Corps nach Dreux: „Hier befanden sich etwa 2500—3000 Mobilgarden unter einem äußerst gewaltthätigen Obersten, der sie an blinden Gehorsam gewöhnt hatte, aber einen Fall that und den Hals brach, worauf alle seine Mobilgarden auseinander und heim liefen, so daß Dreux unbesetzt blieb.

Unterdeß hatte Gambetta mit rastloser Thätigkeit die bei Orleans zersprengte Loirearmee durch zahlreiche Zuzüge von noch regu-

lären Truppen, Reiterei und mehr als hundert Geschützen aus Lyon, so wie durch Moblots ergänzt, so daß sie wieder 70—80,000 Mann betrug. Gambetta gab ihr den feurigen Aurelles de Paladine zum Obergeneral. Ihr Plan war, den Heranzug des Prinzen Friedrich Karl von Metz und des Großherzog von Mecklenburg von Paris her, von denen sie eingeschlossen werden sollten, nicht abzuwarten, sondern das kleine, nur 17—18,000 Mann zählende Corps unter v. d. Tann aufzureiben, dann auch das kleine Corps von Wittich in Chartres, und mittelst eines kühnen Flankenmarsches sich mit der Westarmee unter Keratry bei Dreux zu vereinigen und von hier aus das nahe Versailles zu überfallen, während zugleich Trochu von Paris aus einen großen Ausfall machen sollte. Ohne Zweifel eine geniale Combination.

Aber v. d. Tann war schon gewarnt und hatte Befehl, sich von Orleans zurückzuziehen, um sich mit dem von Paris kommenden Großherzog von Mecklenburg zu vereinigen. Auch General Wittich und Prinz Albert wurden von Chartres zurückberufen, um wieder zu v. d. Tann zu stoßen. Der Letztere marschirte nun von Orleans ab, wo er 800 verwundete und kranke Bayern zurücklassen mußte, warnte aber den Magistrat, dieselben gut zu verpflegen, denn er werde bald zurückkommen. Bevor aber noch Wittich zu ihm stoßen konnte, wurde er am 9. November auf seinem Rückzugswege bei Coulmiers von der ganzen französischen Loire-Armee wüthend angegriffen. Sie bestand aus 9 französischen Linienbrigaden, vielen Mobilgarden, 7 Reiter-Regimentern und besaß an Artillerie 120 Feldgeschütze. Es mögen also im Ganzen 70 bis 80,000 Mann gewesen seyn. Man erkannte bald, daß die Führung dieser Truppen eine bessere und umsichtigere sey, als die irgend eines französischen Corps in diesem Kriege.

Die Schlacht war interessant, weil die wenigen Bayern unter v. d. Tann einer vierfach überlegenen Truppenzahl widerstanden. „Der linke Flügel der Bayern unter General Orff, der für einen

der tüchtigsten Offiziere der bayerischen Armee gilt, warf den linken Flügel der Loire-Armee in größter Unordnung auf das Centrum zurück. Auf diesem linken Flügel war die französische Kavallerie postirt gewesen, die auf den ersten Anprall der bayerischen Reiterci linksum Kehrt machte und in wilder Flucht hinter die Aufstellung des französischen Centrums retirirte. Auf der andern Seite ging es indeß nicht so gut. Die Bayern, obwohl in so erheblicher Minderzahl, hielten sieben Mal hinter einander Stürme auf ihre Stellung aus und schlugen dieselben sieben Mal nach einander zurück. So dauerte das Gefecht von 7 Uhr Morgens, wo es mit heftiger Kanonade begonnen hatte, bis 5 Uhr Abends. Da ließ v. d. Tann einfach seine Regimenter abschwenken, und bewirkte so einen Rückzug nach Toury, ohne vom Feinde im Mindesten behelligt zu werden, ja ohne daß dieser auch nur Fühlung mit ihm behalten hätte. Wie schon früher erwähnt, ist er auch während des ganzen folgenden Tages, dem 10. November, in keiner Weise von der Loire-Armee beunruhigt worden. Preußische Offiziere, die anwesend waren und nun in's Hauptquartier zurückgekehrt sind, können nicht genug von der Bravour der Bayern und der Ordnung erzählen, mit welcher von ihnen die Rückzugsbewegung ausgeführt wurde. Die französischen Depeschen über diesen Kampf lassen auch die Enttäuschung deutlich erkennen, die man bei dem tapferen Widerstande der Bayern empfunden, da man ersichtlich darauf gerechnet, das kleine Häuflein einfach erdrücken zu können. Die französischen Depeschen gestehen selbst einen Verlust von 2000 Mann ein." Der Verlust an Bayern besteht nach authentischen Berichten in 677 Mann und 42 Offizieren an Todten und Verwundeten.

v. d. Tann zog sich nach Toury zurück, wo in der Nacht Wittich und Prinz Albert zu ihm stießen. Sie wurden in den folgenden Tagen nicht mehr angegriffen und blieben stehen, um den Großherzog von Mecklenburg zu erwarten. Mit gewohnter Brutalität fielen die Franzosen, sobald v. d. Tann Orleans verlassen

hatte, über die hier zurückgelaſſenen kranken und verwundeten Bayern her, ſchleppten alle, die transportabel waren, nach Beaux, ließen ihnen aber die zurückgebliebenen Aerzte nicht, ſondern ſchleppten auch dieſe gefangen nach der Inſel Oleron. Auch ſämmtliches Ambulancezeug wurde ihnen weggenommen. Die vier bayeriſchen Aerzte wurden indeß bald in ihre Heimath wieder entlaſſen. Ein ſo unmenſchliches Verfahren gegen Kranke und Verwundete war ausdrücklich der Genfer Convention zuwider, welche doch Frankreich mit unterzeichnet hatte. Der Maire und der Commandant der Nationalgarde in Orleans gaben ſich übrigens in rühmlicher Weiſe alle Mühe, die Soldaten und den Pöbel von Mißhandlungen der Bayern zurückzuhalten, was freilich nicht immer gelang.

Die Loirearmee, auf die man in Paris ſehnlich wartete, weil ſie dieſe Hauptſtadt entſetzen ſollte, blieb gleichwohl in der Nähe von Orleans ſtehen, weil ſie ſich nicht getraute, da auch Prinz Friedrich Karl von Metz aus gegen ſie heranzog, weiter vorzurücken, ehe ſie die erwarteten Verſtärkungen an ſich gezogen hatten. Trotz aller Schwierigkeiten hatte Gambetta mit anerkennenswerther Rührigkeit, wenn auch nicht ein Aufgebot in Maſſe, wie in der erſten Revolution, doch Anſammlungen von zahlreichen Moblots und Franctireurs zuſtande gebracht. Und zwar mit vieler Klugheit und ſogar durch entgegengeſetzte Mittel. Man kann ihm und denen, die ihm am eifrigſten behülflich waren, nur vorwerfen, ſie verſchwendeten die Mittel, ohne je den Zweck erreichen zu können. Franzöſiſche Blätter ſelbſt wagten es, damals zu fragen, wodurch Laurier, Gambetta's Agent in London, legitimirt ſey, eine Anleihe aufzunehmen und Frankreich mit einer neuen Schuld von 300 Millionen zu belaſten? Welche Volksvertretung die Anleihe gebilligt habe und wer die Verwendung controlire? Im nördlichen Frankreich wurde damals ein Aufruf an die Mitglieder der Nationalräthe verbreitet, worin es hieß: „Preußen will nur mit einer Regierung Frieden ſchließen, welche dazu bevollmächtigt iſt und die die

den Schutz der Blokade gerechnet hatten, durch den Pascha von Rethymos in den Grund gebohrt und Weiber und Kinder nicht verschont.

Zur kräftigen Unterstützung der Türken auf Candia sandte der Vicekönig von Aegypten eine Flottille aus, sobald er erfuhr, daß die Blokade dieser Insel aufgehoben sey. Allein zum Glück für die Griechen war die russische Flotte in der Nähe. Der russische Viceadmiral, Graf von Heyden, nahm eine ägyptische Corvette und ein Transportschiff weg, und eine Fregatte entkam ihm nur mit Noth, am 12 Februar. Er schrieb hierauf an den Vicekönig von Aegypten und bot ihm die Rückgabe der erbeuteten Schiffe an, wenn er alle Rüstungen einstellen wolle. Durch diese Höflichkeit hofften die Russen den ohnehin mit der Pforte gespannten Vicekönig zu bestechen. Uebrigens scheint die Intervention der Engländer weitere Feindseligkeiten zur See verhindert zu haben.

Auf der Insel Candia selbst fielen indeß im Laufe des Februar mehrere hitzige Gefechte vor, da Mustapha Pascha mit mehrern tausend Mann die Festungen verlassen hatte, um die Griechen anzugreifen. Nach einem solchen Gefecht bei Metara schickte der Pascha 300 gefangene Weiber und Kinder und viel erbeutetes Vieh in die Hauptfestung Canea zurück. Baron Reineck leistete tapfern Widerstand gegen die häufig wiederholten, aber immer nur kurzen Ausfälle der Türken aus den Festungen, und hielt das offne Land. Wenn er durch die Uebermacht gedrängt war, zog er sich in die unzugänglichen Gebirge von Sfakia zurück. Auch wird von ihm gerühmt, daß er unter den Griechen selbst Einheit und Ordnung zu erhalten gewußt habe. Allein er wurde im März von Capodistrias zurückgerufen und an seine Stelle trat Herr Heine

Nation verpflichten kann, und so lange ein solcher Friede nicht zum Abschluß gelangt, werden Preußens Armeen Frankreich nicht verlassen, es sey denn, sie würden daraus vertrieben. Die Regierung der nationalen Vertheidigung kündigt ihrerseits an, daß sie den Wählern nicht eher gestatten werde, ihren Willen in Betreff des Friedens kund zu geben, als bis der Rückzug der feindlichen Truppen vollzogen seyn wird. Da dieser Widerspruch der Anschauungsweise möglicher Weise den Krieg in der unglücklichsten Weise zu verlängern im Stande wäre, so scheint es wünschenwerth, daß die angesehenen Männer, solche z. B., welche die Generalräthe bilden, auf Mittel sinnen, dem Lande die Freiheit seiner Selbstbestimmung zurückzugeben." Der Aufruf schlägt dann vor, eine Constituante oder wenigstens eine Commission zu wählen, welche mit den gehörigen Vollmachten ausgestattet, den Frieden schließen könne. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herr v. Bismarck, weit entfernt, die Wahlen und die Berathungen der Gewählten zu stören, dieselben begünstigen würde, denn trotz der Erfolge der deutschen Armeen muß es ihm am Herzen liegen, dieselben nach Hause zu schicken, was er doch nur vermag, wenn erst der Friede einmal geschlossen ist. Man muß die Gerechtigkeit selbst höher als den Patriotismus zu stellen wissen und zugestehen, daß Frankreich es war, das, in schlimmer Weise beeinflußt, Preußen den Krieg erklärt hat, und daß es, wäre das Waffenglück ihm günstig genug gewesen, um seine Armeen bis nach Berlin zu führen, deshalb schwerlich den Frieden anders als nach einer Gränzratifikation auf Kosten Deutschlands angenommen haben würde; daß Frankreich es mithin nicht unbillig finden dürfe, wenn Preußen heute dieselbe Forderung stellt, und so lange letzteres sie in vernünftigen Gränzen hält. Nicht diejenigen werden dadurch gedemüthigt werden, welche den Frieden über sich ergehen lassen, sondern jene Unsinnigen vielmehr, welche in ihrem vollen Stolze und unüberlegten Patriotismus den Krieg gebilligt und dazu beigetragen haben, daß er erklärt wurde."

Solche vernünftige Stimmen wurden aber nicht beachtet. Die einmal am Ruder befindlichen Republikaner wollten sich durch keine Constituante absetzen lassen und so lange als möglich die Gewalt und die Kasse in den Händen behalten. Gambetta scheint durch Aurelles, nach dessen kleinem Siege, umgestimmt worden zu seyn, denn er folgte von nun an einem andern Operationsplan. Früher hatte er Garibaldi auf den Schild erhoben und von ihm große Siege erwartet. Jetzt ließ er ihn auf einmal sitzen und zog von Lyon und aus dem Rhonegebiet alle Streitkräfte, besonders Artillerie von Lyon und noch die letzten regulären Regimenter aus Marseille, Toulon und Algier zur Loirearmee herbei. Er würde wohl Garibaldi selber nach Orleans berufen und an die Spitze der Loirearmee, gestellt haben, wenn die französischen Generale und das bigotte Landvolk es gestattet hätten. Er nahm jetzt das System Cremieux an und ließ sich den katholischen Fanatismus gefallen. Da Keratry, der in der Bretagne eine Westarmee sammelte, mit Charette, zu dem sich die Vendéer schaarten, in Hader gerieth, wie denn Republikaner und Ultramontane schwer zu vereinigen waren, eilte Gambetta selbst in das Lager der Westarmee von Conlie und stellte die Eintracht her. Da der Graf von Chambord erst ausdrücklich den Charette ermächtigen mußte, trotz seiner ultramontanen Gesinnung mit den gottlosen Republikanern gemeine Sache zu machen, kam hier ohne Zweifel ein Compromiß zustande, demzufolge rothe und blaue Republikaner, Legitimisten und Papisten sich auf Kriegszeit gegen die Deutschen alliirten.

Dieser Compromiß wurde nicht blos im Lager der Westarmee geschlossen. Das merkwürdige Schreiben des General Trochu von Paris aus an den Papst, worin er demselben den künftigen Schutz Frankreichs verhieß, hing genau damit zusammen. Gambetta selbst scheint erkannt zu haben, daß er vom Fanatismus des katholischen Landvolks in Frankreich mehr Hülfe zu hoffen habe, als von Garibaldi, woraus sich erklärt, daß er denselben fallen ließ. Der Papst

blieb nicht taub gegen die Stimme Trochus. Man schrieb damals: „General Trochu hat dem Papste die schriftliche Zusage gethan, daß, sobald Frankreich vom Feinde befreit sey, dasselbe für die weltliche Herrschaft wieder eintreten werde. Dieser Zusage scheint dann vom Vatican ein Wink gefolgt zu seyn, den heiligen Krieg zu predigen. Der Umschwung des oberen Klerus tritt seit acht Tagen immer deutlicher hervor. Trotz Gambetta's Genossenschaft mit Garibaldi tritt ein Prälat nach dem anderen auf, um zum Kampfe zu rufen und seine Seminaristen zu den Waffen zu senden. Erst war es der Bischof von Angers, dann Msgr. Dupanloup von Orleans, jetzt veröffentlicht der Cardinal Erzbischof von Bordeaux, Msgr. Donat, ein Schreiben an den Oberen seines Priesterseminars, worin er denselben auffordert, die Seminaristen ‚dem Elan, den sie so lange zurückgehalten, folgen zu lassen, um Waffen von den Führern zu verlangen, welche die hohe und heilige Mission haben, die Landesbefreiung um jeden Preis zu bewirken.' Diejenigen, welche bereits mit dem heiligen und unvertilgbaren Charakter bekleidet sind, sollen sich den Militärbehörden als Krankenwärter zur Verfügung stellen." Jetzt wäre die Zeit für die Jungfrau von Orleans gekommen, man hörte aber nichts mehr von ihr.

Die französischen Bischöfe mußten allerdings für die Rettung Frankreichs Arm im Arm mit den herrschenden Republikanern etwas leisten, wenn sie wollten, daß die künftige Regierung auch wieder etwas für die Kirche leisten solle. Sie vergaßen aber, daß sie wahrscheinlich für die Kirche mehr gewonnen hätten, wenn sie auf baldigen Frieden hingewirkt und durch verlängerten Widerstand das Unglück Frankreichs nicht noch vergrößert hätten. Der Bischof von Angers befahl den Seminaristen seines Sprengels, in die Legion Charettes oder Catelineaus einzutreten, oder als Krankenpfleger zur Armee zu gehen. Auch Bischof Dupanloup trat dem Compromiß bei, übereilte sich aber, indem er auf den kleinen Sieg Aurelles' zu viele Hoffnungen für Frankreich gründete und insofern schon die

ſittliche Wiedergeburt, die er in einem früheren Schreiben dem franzöſiſchen Volke gewünſcht hatte, für vorhanden hielt. In einem neuen Schreiben, welches veröffentlicht wurde, pries er den Sieg Aurelles' als den Anfang eines großartigen Umſchwungs; „Gottlob! nach Sedan und Metz haben wir doch noch Generale und eine Armee." Nachdem der Biſchof die politiſchen Folgen dieſes Sieges erwogen, tapfer auf die Verwüſter losgezogen hat, denen Friede angeboten ſey, doch kein Friede, der Frankreich verſtümmele, fügt er hinzu: „Wenn wir die Welt in Staunen ſetzten durch eine große Umkehr zu Gott, kund gegeben durch einſtimmige und vertrauende Gebete, ſo werde Gott uns ſeinerſeits die Hand reichen und Wunder thun, um uns zu retten. Es iſt vielleicht erlaubt, dieß zu hoffen, denn allenthalben unter uns kommen tröſtliche Anzeichen, große Zeichen eines religiöſen Geiſtes vor. Unſere Armee ſcheint auch davon durchdrungen, ihre tapferen Anführer bekennen es, unſere Soldaten ſind in die Tempel zum Gebet gekommen und ſtarben als Chriſten wie als Helden. Es wäre demnach alſo die Stunde zu Gottes Hülfe gekommen." Und nun verweist Mſgr. Dupanloup auf Attila, der mit ſeinen Horden auch bis Orleans vorgedrungen, aber in Folge der Gebete des Biſchofs durch Gottes Hülfe von Orleans entfernt wurde: „und er entführte ſeine Barbarenhorden nach den catalauniſchen Feldern, wo der letzte Stoß der Vorſehung ſeiner wartete." Desgleichen befiehlt der Biſchof den Geiſtlichen, zu den Tempeln zu eilen und, wie die Väter auf die Stimme des heiligen Aignan hörten, mit Thränen und Hoffnungen zu beten, damit Frankreich auch jetzt geholfen werde.

Gambetta's neuer Plan war, ſämmtliche Volksheere, die ſich im Weſten, Norden und Oſten bildeten, mit der Loirearmee zu einem großen Ganzen zu vereinigen, wodurch allein er ſtark genug werden könne, um Paris zu entſetzen. Der Oberbefehl blieb dem ſchon bewährten Aurelles. Von dieſem ſchrieb der „Français": „Vor 18 Monaten zur Dispoſition geſtellt, ſteht der General in

seinem 67. Jahre. Trotz seines vorgerückten Alters von starkem Körper ist er in der ganzen Armee bekannt wegen der Energie seines Charakters, die an Rauhheit streift. Er hat sie in der letzten Zeit durch die Festigkeit bewährt, mit welcher er in den Marschregimentern die erschütterte, ja fast vernichtete Mannszucht wieder herstellte. Mit zwanzig Jahren aus der Militärschule getreten, stieg er schnell zum Stabsoffizier auf; er hat lange das 64. Linienregiment commandirt. Im Jahre 1859 machte er den orientalischen Krieg mit, in welchem er vom Brigade- zum Divisionsgeneral aufrückte und eine der tüchtigsten Divisionen vor Sebastopol befehligte. Nach Frankreich zurückgekehrt, befehligte er mehrere Jahre hindurch die Territorial-Division von Marseille und befand sich dort, als 1859 der Krieg ausbrach: er nahm an demselben nicht unwesentlich Theil, indem er die zahlreichen Convois überwachte, die nach Genua durchgingen. Später commandirte er im Osten, und als er seines Alters wegen zur Reserve übertreten mußte, wurde er zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Als der Krieg gegen Preußen ausbrach, stellte er sich sofort der Regierung zur Verfügung. Er wurde nach der Capitulation von Sedan wieder in activen Dienst berufen und nach Marseille geschickt, wo er den vom General d'Exea proklamirten Belagerungszustand so streng aufrecht erhielt, daß die Rothen seine Entfernung durchsetzten, worauf er nach Tours berufen ward, um die Loire-Armee zu organisiren. Die vielen Erschießungen bezeugen seinen „eisernen Arm".

Wir kehren zu v. d. Tann zurück. Der von diesem erwartete Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin traf alsbald bei ihm in Toury ein und übernahm den Oberbefehl, blieb aber nicht auf der Straße zwischen Orleans und Paris stehen, sondern wandte sich westwärts gegen Dreux, um die Vereinigung der Westarmee mit der Loirearmee zu verhindern, von der damals

ſtark die Rede war. Da Dreux nicht weit von Verſailles iſt, glaubte man ſogar, die ganze vereinigte Loire- und Weſtarmee werde von hier aus das Hauptquartier des Königs von Preußen überfallen und durch einen Handſtreich Paris entſetzen wollen. Man täuſchte ſich. Die Loirearmee verſchanzte ſich in einer feſten Stellung nordwärts Orleans und der Großherzog ſtieß bei Dreux nur auf Theile der Weſtarmee. Der Marſch war luſtig genug. Die Bayern waren ſehr ungern von Orleans abgezogen. „Die Stimmung der Soldaten war nicht ſehr freudig, es war das erſte Mal, daß ein Rückzug angetreten werden mußte. Unter den Gemeinen konnte man vielfach die Anſicht ausſprechen hören, daß es davon käme, daß ſie nicht unter preußiſcher Führung gefochten hätten. Wenn auch der Vorwurf, der darin liegt, ein völlig unbegründeter iſt, ſo iſt es doch ein Kennzeichen für die Popularität und das große Vertrauen, deſſen ſich die preußiſche Führung bei den bayeriſchen Soldaten erfreut.“ Die Bayern ſchienen ſich an ihren unglücklichen Feldzug von 1866 zu erinnern, hatten aber dem trefflichen v. d. Tann ſchon damals Unrecht gethan. Jetzt rückten ſie wieder in voller Kampfluſt vorwärts. Dreux war von einer großen Menge Mobilgarden unter dem General Fiereck beſetzt, die zur Loirearmee ſtoßen ſollten, wurden aber am 17. November nach einem kurzen Kampf zurückgeworfen. Am folgenden Tage widerſtand der Feind noch einmal bei Chateauneuf, wurde aber auch hier geſchlagen. Am Abend mußte man noch das Dorf Digny dreimal ſtürmen und zuletzt mit der Kolbe dreinſchlagen. Zwei Bataillone Weimaraner beſtanden einen heftigen Kampf im Walde bei St. Jean. Als der Großherzog die Wälder vom Feind hatte ſäubern laſſen, wandte er ſich wieder ſüdwärts, um die Loirearmee wieder links anzupacken, wenn der Prinz Friedrich Karl ſie rechts angreifen würde. Am 21. November ſtieß General Stephan bei Mont la Don abermals auf den Feind und befahl in langer Front einen Bajonetangriff, den aber die Franzoſen nicht abwarteten, ſondern eilends davon-

liefen. Zugleich jagte eine mecklenburgiſche Brigade bei Bretoncelles den Feind auf dieſelbe Weiſe vor ſich her. Der Großherzog nahm ſein Hauptquartier zu Nogent le Retrou.

Die Weſtarmee, der dieſe franzöſiſchen Helden angehörten, beſtand zwar aus zahlreichen, aber ungeübten Mannſchaften. Ein Franzoſe ſchrieb der Morningpoſt aus dem Lager von Conlie (fünf Stunden nordweſtlich von Le Mans) am 26.: „Die Generale ſcheinen alle durchaus nichts von den Bewegungen des Feindes zu wiſſen, und wir wiſſen nur, daß unſere Mobilen eine große Vorliebe für ſtrategiſche Bewegungen und für's Fortlaufen haben, wenn die preußiſchen Bomben in ihrer Nähe niederfallen, ja, ein Offizier von ihnen ſoll heute Morgen laut kriegsrechtlichem Urtheile in Tours erſchoſſen werden, weil er ſeinen Leuten bei Nogent le Retrou das wackere Commandowort gegeben hatte: ‚Sauvons nous!' An Disciplin fehlt es unter den Mobilen ganz und gar. Bevor ſie ſich des Nachts niederlegen, feuern ſie ihre Gewehre oder Revolver ab und ſetzen ſo das ganze Lager in Verwirrung und Aufregung. Rieſige Bivouacfeuer werden angezündet, welche dem Feinde die Poſition ſelbſt auf große Entfernungen hin verrathen müſſen, und einige unſerer Mobilen ſchwören, daß ſie ſich nicht ſchlagen wollen, wenn ſie kein Feuer haben, an welchem ſie ſich wärmen können. Als heute Morgen zu früher Stunde der Generalmarſch geſchlagen wurde, weil wir Büchſenſchüſſe dicht hinter uns hörten, geriethen die Mobilen in große Angſt. Ihre Geſichter waren blaß und erſchrocken und alle riefen aus, daß ſie umzingelt ſeyen. Den Offizieren gelang es nicht eher, den Leuten wieder Muth zu machen, bis die päpſtlichen Zuaven ſich zu einer Recognoscirung erboten und mit der Meldung zurückkamen, daß eine Compagnie harmloſer Franctireurs in der Nachbarſchaft ihre Schießübungen abhalte. Geſtern ſah ich in Le Mans, wie neun Wagen mit Gewehren, Torniſtern, Zelttheilen u. ſ. w. ankamen, alles Gegenſtände, welche die Mobilen bei Nogent le Retrou weggeworfen hatten. Auch die

Nationalgarden ſcheinen ein ſehr entſchloſſenes Völkchen zu ſeyn; ſie haben ſich jetzt entſchloſſen, auszurücken und unmittelbar im — Rücken der Mobilen Poſition zu nehmen und Jedermann niederzuſchießen, der ſeine Pflicht nicht thut."

Unter ſolchen Umſtänden war es nicht zu verwundern, daß Keratry Conlie verließ und nach Tours ging, wo er ſein Commando über die Weſtarmee niederlegte, weil er mit ſolchen Truppen nichts ausrichten könne. Fiereck wurde abgeſetzt und an ſeine Stelle trat Fourés.

Der Hauptſchlag mußte gegen die Loirearmee unter Arguelles in der Nähe von Orleans geführt werden, denn hier concentrirte ſich der franzöſiſche Widerſtand. Prinz Friedrich Karl, der mit dem größten Theil ſeiner Armee von Metz nach Paris abmarſchirt war, empfing unterwegs den Befehl, ſich gegen Orleans zu wenden. Hatte er v. d. Tann nicht mehr unterſtützen können, ſo kam er doch immer noch zur rechten Zeit, um die franzöſiſche Loirearmee an einem Vormarſch auf Paris zu hindern. Arguelles konnte ſich nicht von ihm in den Rücken kommen laſſen, wartete ihn alſo ab. Der Prinz Feldmarſchall war am 10. November in Troyes eingerückt. Hier am Thor wollte ſich der Pöbel ſeinen Ulanen widerſetzen, die guten Bürger aber waren froh, Preußen in die Stadt zu bekommen, weil ſie von den unbeſchäftigten Arbeitern eine Plünderung beſorgt hatten. Dagegen wurden die erſten Preußen, die nach Sens kamen, ein Poſtbeamter, zwei Soldaten, welche Wagen mit Hafer führten, noch zwei Civilbeamte und ein Lieutenant, vom Pöbel auf's gröblichſte beſchimpft und bedroht, und der Maire konnte ſie nur vom Tode retten, indem er ſie in's Gefängniß brachte. Bald darauf aber erſchienen zahlreiche preußiſche Truppen und Prinz Friedrich Karl ſelbſt. Zur Strafe wurde der Stadt eine Contribution von 80,000 Franks auferlegt. Auch die Stadt Neuilly wurde wegen Widerſtand beſtraft. Zu Nemours wurde am 12. eine preußiſche Abtheilung von etwa 60 Mann verrätheriſch von den

Einwohnern im Schlaf ermordet und nur 6 Mann konnten sich retten.

Daß Gambetta's Proklamation das Landvolk wirklich aufgereizt hatte, wurde der Armee des Prinzen Friedrich Karl auf ihrem Vormarsch sehr bemerkbar. Ein Augenzeuge schrieb: „Aus jedem Gehöfte bekommen die Cavalleristen Feuer: der einzelne Feldarbeiter wirft bei ihrem Nahen den Spaten hinweg, ergreift seine Flinte, die neben ihm am Boden liegt, und schießt, jedes Haus wird zu einer kleinen Festung, jeder Blaukittel zum Franctireur. Täglich werden solche bei den Generalkommandos eingebracht, denen die kriegsgerichtliche Entscheidung über solche Fälle anheimgegeben ist; vielfach werden mit denselben Priester theils als Urheber, theils als Thäter mit eingebracht. Jeder, der mit einem Gewehr in der Hand betroffen, wird nach der Bekanntmachung des Oberkommandos, die beim Einrücken in einen Landestheil, in Städte und Dörfer an die Ecken angeschlagen wird, zum Tode verurtheilt. Nur durch drakonische Strenge kann dieser meuchlerischen Weise, den Krieg zu führen, begegnet und unseren Truppen Genugthuung verschafft werden."

Der Marsch des Prinzen Friedrich Karl war gegen die Loire-Armee gerichtet, um dieselbe am Entsatz von Paris zu hindern, und sollte ihr in die rechte Flanke fallen, falls sie schon aufgebrochen sey. Sie hatte in der That schon einen Vorstoß gegen Fontainebleau unternommen, um dem Prinzen zu begegnen und, falls sie siegen würde, sogleich gegen Paris zu rücken. Am 23. und 24. November wurden vorgeschobene französische Corps bei Ladon und Mezières zurückgeworfen. Am 28. November trafen die beiden feindlichen Armeen aufeinander. Auf preußischer Seite war nur das 10. Armeecorps auf dem Platz, von einer Division Fußvolk und einer Division Reiterei unterstützt, nur 40,000 Mann. Auch die Loirearmee war nicht vollständig auf dem Platz, jedoch 70,000 Mann stark. Der Zusammenstoß erfolgte bei Beaune la Rolande und nach

einem heftigen Kampf wurden die Franzosen trotz ihrer Ueberzahl und trotz der regulären Regimenter, welche sie aus den Seeplätzen und Algier an sich gezogen hatten, doch wieder von den tapfern deutschen Truppen zurückgeschlagen. Sie verloren 1000 Todte, 4000 Verwundete, 1600 Gefangene. Der Verlust der Deutschen betrug 1000 Mann.

In diesem Kampfe zeichneten sich wieder die Bayern unter v. d. Tann höchst rühmlich aus. Die Schlesische Zeitung gab folgende Uebersicht: „Die Loirearmee macht also den Versuch vergebens, das Eurethal zu gewinnen und in demselben nach Versailles zu kommen. In einer Reihe von Gefechten wurde dieses Bemühen vereitelt, und der Feind auf die Loire zurückgeworfen. Nun suchte er aber auf der rechten Flanke durchzudringen und sich des Waldes von Fontainebleau zu bemächtigen, um durch denselben das Marnethal zu gewinnen und so von Osten her auf Paris zu gelangen. Auch dieser Versuch wurde in den blutigen Gefechten bei Beaune la Rolande, bei Les Boys Communs und bei Mezières abgeschlagen. Nachdem es dem Feinde am 28. bei Beaune la Rolande mißlungen war, den linken Flügel unserer Aufstellung zurückzudrängen, hatte er bereits am folgenden Tage einen Rechtsabmarsch angefangen und alle disponiblen Truppen bei Chevilly vereinigt, um mit denselben von dort auf dem Querwege von Chevilly nach Patay zu debouchiren und sich dann nordwärts nach Chartres zu begeben. Das Gefecht am 30. bei Mezières war demnach nur noch ein Scheingefecht gewesen, um uns den Glauben beizubringen, daß er dort noch einmal den Versuch machen wolle, durchzudringen. Aber am 1. standen nur erst die Vortruppen bei Patay; es war daher eine überstürzte Vorwärtsbewegung, da die Nachhaltigkeit fehlte, daß die Franzosen schon am 1. auf Cormainville vorgingen. Als die Nachricht von dem Anmarsch des Feindes bekannt wurde, ließ General v. d. Tann sofort das ganze Corps alarmiren. Die erste Brigade marschirte nach Nonneville, um dem Feind entgegen-

(Hann?), der nicht die gleichen Fähigkeiten entwickelte, und unter welchem die Griechen in Anarchie fielen. Indeß kamen auch griechiſche Schiffe ihren Landsleuten auf Candia zu Hülfe, und der Sohn des berühmten Admirals Tombazi (der am 12 September zu Hydra ſtarb) erſchien am 9 April vor Canea, und hinderte ein öſterreichiſches, ein franzöſiſches und ein joniſches Schiff, in den Hafen einzulaufen. Zwar zogen ſich die griechiſchen Schiffe wieder zurück, nachdem der franzöſiſche Contreadmiral Roſamel am 8 Junius mit den Griechen auf Candia um Waffenruhe hatte unterhandeln laſſen; allein auf der Inſel ſelbſt dauerten die Fehden fort. Am 26 Junius überfielen die Griechen die türkiſchen Einwohner der Feſtung Retymo, als ſie gerade vor der Stadt mit Gartenarbeit beſchäftigt waren. Aehnliche Ueberfälle wiederholten ſie im Anfange des Julius. Nach der Rückkehr der von Candia abgeſandten Deputirten beim griechiſchen Nationalcongreß wurden die Griechen, durch neue Hoffnungen angefeuert, noch kühner, erlitten aber am 7 October bei einem kraftvollen Ausfalle des Suleyman Paſcha, Seraskiers von Candia, beträchtlichen Verluſt im Canton Pidia. Ein anderer großer Ausfall aus Canea in der Mitte des December, wobei die Griechen ebenfalls geſchlagen wurden, und die Türken viele Menſchen in die Sclaverei ſchleppten, iſt die letzte bekannt gewordene Waffenthat auf Candia im Jahre 1829.

Hierauf beſchränken ſich die kriegeriſchen Ereigniſſe. Ein Punkt des Streites mit Oeſterreich wurde durch die kluge Nachgiebigkeit der Griechen beſeitigt. Dieſe hatten nämlich im vorigen Jahre fünf öſterreichiſche Schiffe, welche den Türken Zufuhr brachten, weggenommen. Da dieß aber vor der von Griechenland erklärten Blokade der türkiſchen Häfen

zutreten. Es war Nachmittags 3 Uhr, als man die Spitzen des Feindes bemerkte, der in bedeutender Anzahl, wohl an 20,000 Mann, herankam. Es war ein heißer Gefechtstag; aber der Feind wurde doch auf seinem Vormarsch aufgehalten. Die Absichten des Feindes lagen jetzt völlig klar vor, er wollte in der linken Flanke eine Umgehung versuchen. Hier standen ihm nur die Bayern und die vierte Kavallerie-Division gegenüber. So wurde denn für den 2. Dezember von der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg ein Angriff gegen den Feind angeordnet. Der Feind versuchte durchzubrechen und vor allem die Bayern von der 17. Division zu trennen. Diese Operation, eben so geschickt ausgedacht, als schnell ausgeführt, war für die Bayern von der größten Gefahr. Deshalb sandte v. d. Tann sofort die 1. Brigade dem Feinde nach Loigny entgegen, um diesen Ort zu besetzen und dadurch das Vorgehen der Franzosen in ihrer linken Flanke unmöglich zu machen. Sie erreichten auch das Schloß von Loigny, Chateau Goury, an welches ein großer Park stößt. Dort setzten sie sich fest, während das Dorf bereits von Franzosen wimmelte, die sich in dichten Schützenschwärmen und in großen Massen dem Parke und dem Schlosse von Goury näherten und die Bayern sehr stark bedrängten. Von allen Seiten rückten die Feinde heran und unterhielten ein furchtbares Infanteriefeuer, das noch durch den Granathagel und die Mitrailleusenfugeln verstärkt wurde. Die Bayern hatten starke Verluste, hunderte sanken hier zu Boden und mit jedem Moment stieg die Gefahr, daß die ganze Brigade hier entweder aufgerieben oder gefangen genommen werde. Da nahte die 2. Brigade im Laufschritt nach dem Park heran, um dem Vordringen des Feindes einen Halt zu gebieten.

Und es gelingt den zwei Regimentern, glücklich den Park zu erreichen; sie besetzen die Mauern, die Häuser, den Hof, sie eröffnen ein furchtbares Feuer und fügen dem Feinde große Verluste zu. Er wankt einen Moment, zieht sich zurück und sammelt hinter Loigny

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21477 / 096

seine Truppen; dann nahte er sich auf's Neue, mit neuen Verstärkungen versehen, dem Schlosse von Goury und geht von allen Seiten vor. Diese aufgelösten Schützenschwärme wagen sich immer kecker vor und richten schon durch ihr Schnellfeuer aus weiter Ferne große Verluste an unter den Truppen, die den Park besetzt halten. Eine Viertelstunde nur vermochten die beiden Brigaden vereint den Angriff aufzuhalten; dann aber erlahmte der Widerstand, und wenn keine rechtzeitige Hilfe kam, war der Rest der 1. Division verloren. Nun schickte v. d. Tann die 3. und 4. Brigade, um den Angriff des Feindes zu brechen. Sie stürmten heran, sie kamen glücklich bis an die Gehöfte, es gelang ihnen auch, daraus vorzustoßen. Als sie aber in das offene Terrain hinausgingen, wurden sie von einem furchtbaren Chassepotfeuer empfangen. Die Schützen der Franzosen lagen in einem Graben und auf der Erde und schossen von hier aus auf die anrückenden Brigaden; dabei regnete es einen förmlichen Hagel von Granaten und Mitrailleusenkugeln. Reihenweise stürzten die Soldaten zusammen. Der Angriff war mißlungen, beide Brigaden mußten wieder in ihre Deckungen zurück. Dort ordneten sie sich auf's Neue, während die 2. Brigade herausgezogen wurde, um über Maladrerie in die linke Flanke des Feindes zu marschiren und dadurch die Umgehung zu verhindern. Die 1., 3. und 4. Brigade blieben in dem Park und in den Gehöften, um den Angriff des Feindes auszuhalten, der mit jedem Moment stärker und wuchtiger wurde.

Jetzt sollte noch einmal ein Vorstoß gemacht werden. Der Feind hatte sich ganz um Chateau Goury herumgezogen, die Schützen schwärmten bereits über Loigny hinaus gegen Maladrerie vor; das ganze Terrain außerhalb Loigny war in den Händen des Feindes, die drei Brigaden umgangen, ja fast umzingelt. Die Artillerie war zum großen Theile mit in die Cernirungslinie einbegriffen. Nun wurden alle drei Brigaden gesammelt, sie sollten den eisernen Ring, den der Feind um sie gezogen hatte, zersprengen. Sie drangen

aus den Gehöften stürmend heraus, avancirten einige hundert Schritte, gaben auf die feindlichen Massen, die immer dichter heran-drangen, mehrere Salven ab; aber zu erschüttern vermochten sie die Stellung des Feindes nicht. Vielmehr wurden sie nur zu gut von den weiter reichenden Chassepotkugeln und von dem furchtbaren Artilleriefeuer erreicht. Die Reihen fingen an zu wanken, da stürmte der Feind heran und den Anprall dieser kolossalen Massen konnten die stark decimirten Brigaden nicht aushalten, sie wichen in die Gehöfte und in den Park zurück, von dem Feuer des Feindes ver-folgt. Es war eine Situation von der größten Gefahr. Bereits fing die Munition bei einzelnen Regimentern an zu fehlen, die Reihen waren gewaltig gelichtet, einzelne Bataillone hatten fast die Hälfte ihrer Leute verloren und der Feind drang immer in neuen Massen heran. Noch eine halbe Stunde und das Corps v. d. Tann war vernichtet, der größte Theil der Geschütze dem Feinde in die Hände gefallen. Die Ordnung ließ sich nicht mehr aufrecht er-halten, die Mannschaften der einzelnen Regimenter waren durch-einander gerathen, eine gedrückte Stimmung fing sich der Truppen an zu bemächtigen. Da, zu rechter Zeit, es war Mittags um 1 Uhr, hörten die Bayern einen hellen, scharfen Kanonendonner in ihrer linken Flanke, die 17. Division nahte zu ihrer Hülfe, bald sah man die ersten Tirailleurs auf der Ebene auftauchen. Das Aufblitzen ihrer Schüsse war ein Freudensignal für die arg bedräng-ten Bayern. Nun fassen sie wieder an und suchen den Andrang des Feindes abzuhalten. Aber der merkt den neuen Angriff und läßt etwas ab von dem Park von Chateau Goury und stürzt sich nun auf seinen neuen Gegner, um sich die Vortheile des Tages nicht entreißen zu lassen." Sie wurden ihnen dennoch entrissen, nach-dem der 17. Division auch noch die 22. gefolgt war.

Durch diesen Sieg wurde zwar noch nicht die ganze Loire-armee überwältigt, doch erlitt sie eine starke Erschütterung und ihr Plan, nach Paris vorzudringen, war vereitelt. In Paris sah man

ſehnlich dem Entſatz durch die Loirearmee entgegen und wollte ihr offenbar zu Hülfe kommen, falls ſie noch in der Nähe der Hauptſtadt mit der Cernirungsarmee zu kämpfen haben würde, denn ſchon am 29. machte Trochu den erſten großen Ausfall aus Paris, auf der Südſeite in der Richtung, von woher die Loirearmee hätte kommen ſollen und wiederholte dieſe Ausfälle auch noch in den folgenden Tagen, ohne daß von der Loirearmee eine Spur zu finden war.

Die Loirearmee, auf welche Gambetta ſo große Hoffnungen ſetzte, hatte einen verhältnißmäßig nur kleinen Kern von 6 Infanterie- und 6 Cavallerieregimentern, einigen Erſatzmannſchaften aus den Depots und einigen fanatiſirten Freicorps, darunter die Polen und die päpſtlichen Zuaven. Die große Maſſe der zu 120,000 Mann berechneten Loirearmee beſtand aber aus Mobiots und Francſireurs, die höchſtens zum kleinen Guerillakriege, aber nicht für Schlachten taugten. Der Timescorreſpondent in Tours ſchilderte die Freicorps: „Da ſah man Nordamerikaner und Kanadier, Italiener, Spanier, Araber, Griechen, Braſilianer, Montevideaner u. ſ. w. Faſt alle tragen die kurze Tunica oder die dicke wollene Blouſe, ſchwarz, grün, blau, braun, alles meiſt dunkelfarbig. Gamaſchen von Tuch, Leinwand oder Leder ſind allgemein; viele tragen blaue oder rothe Schärpen um den Leib. Am mannigfaltigſten iſt die Kopfbedeckung; man ſieht Tirolerhüte und Kalabreſer mit Kokarden von allen Größen und Farben. Der melodramatiſche Bandit iſt auch ſtark vertreten, fortwährend wird man an Fra Diavolo, Maſſaroni und andere Helden, reſpektive Spitzbuben dieſes Kalibers erinnert. Die Südamerikaner haben ſich beſonders komödienhaft herausſtaffirt; ihr Hauptmann iſt ein langer junger Menſch, ein Mr. de Frièſ, den man nach Alexander Dumas' Helden ‚d'Artagnan' getauft hat. Er und ſeine montevideaniſchen Kameraden tragen als Ueberwurf den Poncho und ſollen es auch wider die Ulanenpferde mit dem Laſſo verſuchen wollen. Dann iſt die Garde von Gers, welche ganz

ſchwarz gekleidet und ſtumm iſt, wie ein Trappiſt; ſie zählte urſprünglich 50 Mann, mehr als die Hälfte hätte indeß vor Orleans ſchon in's Gras beißen müſſen, wenn ſich die Bayern der armen Menſchen nicht erbarmt hätten. Dieſe ganze Guerillageſellſchaft beſteht meiſtens aus dem niedrigſten Geſindel, doch ſind auch andere Stände nicht unvertreten; ein Trupp aus der Dauphiné hat z. B. einen namhaften Kollegen Gambettas, einen Advokaten, zum Trompeter. Die Bewaffnung iſt ſehr verſchiedenartig: viele haben noch die alte Miniébüchſe, doch wird ſie, ſo raſch wie es geht, gegen Remingtons und Chaſſepots vertauſcht; viele führen auch noch Revolver oder Dolche. Die Griechen ſind kenntlich an einer dichtanſchließenden pelzverbrämten Kappe. Die Freiſchützen ſind meiſt ſehr ſchlecht gekleidet, doch haben ſie gutes Schuhwerk und gute reine Decken. Engländer gibt es wenig unter dem Volke: ein paar verlaufene Abenteurer und Kriegsbummler, ſonſt nichts." Unter dem Volksheere, das ſich bei Le Mans, weſtlich von Orleans ſammelte, fielen die ſog. Bären von Bretagne auf, die ſich der Winterkälte wegen ganz in Bärenpelze gehüllt hatten. Aus Algier erwartete man noch kabyliſche und arabiſche Freiwillige, die zum Theil ſchon in Lyon angekommen waren. Es hieß zu Tours: „In Algerien wird überall geworben, und auf das Fußvolk ſollen die Gums zu Pferde folgen. Gambetta ſchlägt zwei Fliegen mit Einer Klappe: er befreit Algerien von dieſen gefährlichen Elementen und er gewinnt Truppen zur Nationalvertheidigung; da dieſe Raubhorden vorläufig und hoffentlich für die ganze Dauer des Krieges aber in Frankreich hauſen werden, ſo mag ſich das unglückliche Land auf neue Schreckniſſe vorbereiten, denn dieſer Abhub der mauriſchen und kabyliſchen Bevölkerung und dieſe wilden Gums aus der Wüſte kennen im Auslande und unter Giaurs nur ein Intereſſe: den Raub und die Beſtialität. Sie werden als würdige Kameraden der Garibaldi'ſchen Banden auftreten und dem Kriege einen Stempel der Rohheit aufdrücken, der zur Verwüſtung des Landes

führen muß." Die arabiſchen Reiter, die hier mitkämpften, ſchnitten Todten und Verwundeten die Köpfe ab und nahmen ſie als Trophäen mit.

Die zahlreichen Zuzüge zur Loirearmee von Süden und Weſten aus erfolgten nicht in der beſten Ordnung. Es fehlte an genauen Beſtimmungen der Richtung und der Zeit und an Vorkehrungen für den Empfang der Mannſchaft. Oft durchkreuzten ſie ſich oder mußten umkehren, um zum Ziel zu gelangen. Kamen ſie dann müde und hungrig unerwartet an, war nicht für ſie geſorgt. Der Daily Telegraph ſchrieb: „Wie müßten Moltke und Bismarck ſich freuen, hätten ihre Agenten geſehen und gemeldet, was ſich am 22. Nov. in Tours zugetragen. Man wird kaum glauben, daß einige 10,000 Mann, die geſtern, größtentheils nach 14ſtündiger Eiſenbahnfahrt von Toulon gekommen waren, des Nachts um 2 Uhr auf dem Boulevard nahe dem Bahnhofe aufmarſchirten, und daß ſie in Folge einer Unordnung im Kriegsdepartement oder in der Eiſenbahnverwaltung theils fünf, theils fünfzehn Stunden in ſtrömendem Regen ſtehen mußten. Man mag ſich vorſtellen, in welchem Zuſtande dieſe armen Burſchen nach dieſer ſchonungsloſen Prüfung waren. Sie hatten nichts zu eſſen außer dem, was einige der benachbarten Bewohner des Boulevards ihnen verabreichten, und das trockene Brod, das ſie in ihrem Torniſter aufbewahrten. Nach dieſer furchtbaren Ausſtellung wartete ihrer eine vierſtündige Eiſenbahnfahrt, und morgen wahrſcheinlich werden ſie in Le Mans gegen den Feind geführt werden. Und dies geſchieht unter den Augen des Kriegs-Miniſteriums, welches Gambetta mit der feurigen Zunge und der flammenden Feder beherrſcht. Ich ſage es mit allem Bedacht, daß eine abſcheulichere Verſchwendung von Menſchenleben und Geſundheit niemals in einer Armee geſehen wurde. Ich ſprach mit mehreren der Leute, die an der Thür des Hauſes, worin ich wohne, zuſammengekauert ſaßen. Sie waren vollſtändig durchnäßt und klapperten vor Kälte; mehreren merkte man ſchon die Symptome

des Fiebers an. Ihre Hauptleute und Subalternoffiziere waren bei ihnen geblieben: aber kein Stabsoffizier ließ sich sehen. Kurz, es schien mir, als sey die Welt um Monate zurückgegangen, und ich war noch einmal Zeuge des heillosen Durcheinanders, der Mißverwaltung und Verwirrung, welche unter dem kaiserlichen Regimente in Saarbrücken, bei Wörth und im Maasthale geherrscht haben. Aber die Mißleitung der Cavallerie, welche mit diesen Truppen nach Le Mans abgehen sollte, war noch auffallender. Ein Regiment Dragoner, das vor Tours im Lager gelegen, brach Morgens um 9 Uhr die Zelte ab und stand um halb 12 Uhr Vormittags am Bahnhofe bereit. Um 3 Uhr saßen die Soldaten, alle ohne Mäntel, im stürmenden Regen noch auf den Pferden. Kein Mann war nach seinem Bestimmungsorte abgegangen."

Und doch ließen sich die französischen Bauern immer wieder fanatisiren, daß sie auf vereinzelte deutsche Soldaten wenigstens von hinten schossen. „Unbegreiflich ist die Verblendung, welche die Landbevölkerung noch immer zum Gewehr greifen läßt; ihr Widerstand ist ohnmächtig, sie fühlen und gestehen es selbst bereits, und dennoch treibt sie der Fanatismus immer wieder zum Aeußersten. Man muß die zerknirschten, verzweifelten Mienen der Gefangenen sehen, wie sie zu Hunderten transportirt werden, während die Weiber jammernd und händeringend in den Thüren der Dörfer stehen, in die Kirchen eilen, um für die Rettung der Unglücklichen aus den Händen der Preußen zu flehen; man muß dieß sehen, um all' das Elend zu beurtheilen, welches dieser thörichte und fruchtlose Nationalwiderstand über die Familien bringt. Und dennoch, wer der Gefangenschaft glücklich entkommen, greift wieder zur Flinte, um sich um so sicherer zu verderben."

Obgleich nun die Loirearmee unmöglich Paris entsetzen konnte, weil sie, wenn auch zahlreich, doch gar zu schlecht organisirt war, verkündete doch Gambetta, sie sey unüberwindlich und werde in den nächsten Tagen Paris entsetzen. Er und Trochu logen sich gegen-

seitig an. Trochu verkündete in Paris, die Loirearmee habe die Deutschen geschlagen und rücke schon auf Paris heran. Gambetta verkündete zu Tours im Hofe der Präfektur dem Volke, Trochu habe in einem glänzenden Ausfall die deutsche Cernirungsarmee auseinandergejagt und sey mit einer ungeheuern Armee herausgebrochen, um vereinigt mit der Loirearmee die Deutschen vollends aus Frankreich zu vertreiben.

Eine Proklamation Gambettas lautete: „Der Genius Frankreichs, einen Augenblick verschleiert, erscheint wieder in seiner Glorie, Dank den Anstrengungen von ganz Frankreich; der Sieg kommt uns wieder, und wie um uns die lange Reihe unserer Unglücksfälle vergessen zu machen, lächelt er uns fast auf allen Punkten. In der That, unsere Loirearmee hat seit drei Wochen sämmtliche Plane der Preußen durchkreuzt und alle ihre Angriffe zurückgewiesen. Ihre Taktik ist unmächtig geworden an der Solidität unserer Truppen, auf dem rechten Flügel, wie auf dem linken Flügel. Etrèpagny ist den Preußen entrissen, Amiens von ihnen geräumt worden, in Folge der Schlacht von Paris. Unsere Truppen von Orleans sind tapfer vorwärts gestürmt, unsere beiden großen Armeen eilen zum Zusammenstoß, die eine wie die andere; in ihren Reihen weiß jeder Offizier, jeder Soldat, daß er in seinen Händen nichts Geringeres als das Schicksal des Vaterlandes hält; das allein macht sie unbesieglich. Wer wird nunmehr noch an dem schließlichen Ausgang dieses Riesenkampfes zweifeln?" — Zum Ueberfluß begaben sich Crémieux und Glais-Bizoin zur Loirearmee und hielten Anreden an die Truppen. Der Letztere rief: „Ich will euch keine Complimente machen, aber das ist gewiß, ihr seyd mehr werth, als eure Feinde. Ein Franzose wiegt zwei Preußen und drei Bayern auf."

Die Agenten Gambettas führten auch in andern Städten eine ähnliche Sprache. So lautete eine Proklamation des Commandanten und Maire von Havre: „Bürger! Die Republik hat be-

ſchloſſen: Es muß geſiegt werden! Die Befreiungsſtunde hat geſchlagen! Der Feind verläßt die ringsum gewonnenen Stellungen. Von uns hängt es ab, ſeinen Rückzug in Flucht und Untergang zu verwandeln. Havre's Flagge muß, eine der erſten, auf den Mauern des befreiten Paris wehen! Erhebt euch! Schwören wir, nicht zurückzukehren, ſo lange Frankreich nicht wieder an der Spitze der befreiten Nationen marſchirt! Obercommandant Ballier, Unterpräfekt Chamel, Bürgermeiſter Guillemard."

Wir gehen nun von den Illuſionen Gambettas zur Wirklichkeit der Kriegführung über. Der Großherzog von Mecklenburg hatte ſich allmälig von Chartres her Orleans genähert, indem er ſorgfältig nach allen Seiten rekognosciren ließ, um die Stellung der Loirearmee auszuforſchen. Seine Vorhut ſtieß zwiſchen Orgeres und Patay auf überlegene feindliche Streitkräfte am 1. Dezember und zog ſich zurück. Am folgenden Tage aber entfaltete der Großherzog ſeine Armee in zwei Flügeln gegen zwei feindliche Armeecorps. Die Schlacht begann bei Bacoches les Hautes und endete mit gänzlicher Niederlage der Franzoſen bei Loigny durch die Bayern, bei Poupry, welches geſtürmt wurde und bei Artenay durch die andern Truppen des Großherzogs (Heſſen und Holſteiner); 11 Geſchütze wurden im Feuer genommen und viele hundert Gefangene gemacht. Durch dieſen Sieg war die Verbindung des Großherzogs mit dem Prinzen Friedrich Karl hergeſtellt. Beide zugleich fielen nun über die zerrüttete Loirearmee her. Am 3. Dezember warf der Prinz einen Theil derſelben bei Chevilly und Chilleny in den Wald von Orleans zurück, und am 4. beſetzten die Truppen unter Mannſtein bereits den Bahnhof von Orleans. Am 5. wurde die Stadt ſelbſt ohne Sturm genommen. In dieſen glänzenden Kämpfen machten die Deutſchen 14,000 Gefangene und eroberten 77 Kanonen und 4 armirte Dampfſchiffe auf der Loire. Die Franzoſen verloren 3200 Mann. Charette, der hier mitgefochten, wurde ſchwer verwundet. Von den päpſtlichen Zuaven fielen

geſchehen war, und Oeſterreich überhaupt den Grundſatz, daß die Flagge die Waare nicht decke, nicht anerkannte, ſo kam der k. k. Contreadmiral Dandolo mit einer Flottille nach Aegina, und verlangte auf eine kategoriſche Weiſe die Priſen zurück. Sie wurden ihm am 12 Januar ausgeliefert, nebſt 86,773 ſpaniſchen Piaſtern als Entſchädigung für die geraubten Waaren.

Was nun die innern Angelegenheiten und die Regierung Griechenlands betrifft, ſo gebührt ohne Zweifel dem Präſidenten, Johann Capodiſtrias, das Lob großer Kraft und Thätigkeit. Hören wir, wie Herr Eynard, der wackre Griechenfreund, ihn gegen die parteiiſchen Beſchuldigungen der Engländer vertheidigt. „Bei der Ankunft des Präſidenten in Griechenland ſtellte Alles ein Chaos, Unordnung und Elend dar. Die erſte Handlung ſeiner Regierung war die vollſtändige Ausrottung der Seeräuberei. Die Peſt war eingedrungen, und drohte eine gänzliche Vernichtung der Bevölkerung. Weiſe im Einverſtändniß mit dem Anführer der franzöſiſchen Armee getroffene Maßregeln hemmten dieſe Plage, und der Graf Capodiſtrias ließ ſelbſt Geſundheitscordons aufſtellen und die angeſteckten Orte unterſuchen. Die Einkünfte hatten entweder ganz aufgehört, oder wurden verſchleudert. Die Wachſamkeit und Redlichkeit des Präſidenten machten den Unordnungen ein Ende, und dieſes verheerte Griechenland lieferte 1829 ein Einkommen von fünf Millionen Franken, mit aller Wahrſcheinlichkeit einer fortſchreitenden Zunahme. Sechs Jahre Ermordungen und Elend hatten jedes Mittel des Unterrichts zerſtört. Jetzt beſtehen Schulen des gegenſeitigen Unterrichts faſt in jedem Dorfe; die einzige kleine Inſel Aegina enthält 22 Elementarſchulen, eine Normalſchule

drei Viertheile. Die große Loirearmee floh nach allen Seiten, die meiſten Entkommenen wandten ſich nach Blois.

Die Stadt Orleans wurde von den Deutſchen wieder beſetzt und diesmal mußte ſich Biſchof Dupanloup einen Doppelpoſten vor ſeinem Hauſe gefallen laſſen, einen inſofern wohl verdienten Hausarreſt, als er ſich in der letzten Zeit hatte hinreißen laſſen, zum Kampf gegen dieſelben frommen katholiſchen Bayern aufzumuntern, die ihn bei ihrem erſten Einrücken in Orleans mit ſo vieler Zutraulichkeit und Pietät begrüßt hatten. Orleans lag voll von franzöſiſchen Gefangenen. Ein Augenzeuge ſchrieb: Ein freilich ſehr pittoreskes, aber doch gleichzeitig auch widerliches Bild bietet gegenwärtig das Innere der Cathedrale. Dieſelbe beherbergt nämlich ſeit geſtern die Gefangenen, freilich nur einen Theil, denn Alle konnten ſelbſt in dieſem gewaltigen Raum kein Unterkommen finden. Die Gefangenen haben, ſich der Kälte zu erwehren, zahlreiche Feuer angezündet, und ſich dabei der Kirchenſtühle als Brennmaterial bedient. Da ſitzen ſie nun, Zuaven und Turcos, Infanterie und Mobilgarden in maleriſchen Gruppen um die auflodernden Feuer. Ein dichter Rauch füllt das große Prachtgebäude, daß man keine 20 Schritte weit ſehen kann. Schmutz und Koth machen einen Gang durch die Kirche ſehr ſchwer. Selbſt der Altar iſt nicht rein gehalten. Ekel ergriff mich, als ich das Alles ſah. Der Schmutz, den ich mit meinen Augen erblickte, ſchien mir nur ein Bild des vielen anderen Schmutzes. Die Zahl der Gefangenen ſtieg bis zum 7. Dezember auf 18,000. Seit drei Tagen, klagten die armen Schelme, hatten ſie nichts gegeſſen; und wenn man ſie fragte, ob denn die Verpflegung bei ihren Truppentheilen ſo ſchlecht wäre, entwarfen ſie ein trauriges Bild ihrer Lage mit der Verſicherung, wie froh ſie ſeyen, dem Elende in ihrer Armee entronnen zu ſeyn. Hier zeigte es ſich wieder, daß der Hunger ein ſehr ſchlechter Patriot iſt. Um die gefangenen Landsleute zu nähren, dazu mußte die Mairie erſt von dem Commandanten aufgefordert werden.

Ein Schweizer Militärarzt ſchrieb im Berner „Bund“ am 30. November, er habe ſelbſt in den Wäldern von Orleans geſehen, wie ein franzöſiſcher Militärarzt hier mit ſeinem Revolver deutſche Verwundete blos zu ſeinem Vergnügen todt ſchoß und wie das auch von franzöſiſchen Soldaten nachgeahmt wurde.

Von Aurelles hörte man nichts mehr. Er mußte wiſſen, daß er nach verlorener Schlacht auch ein verlorener General war, denn der Diktator Gambetta erklärte ja jeden für einen Verräther und todeswürdig, der nicht ſiege. Die franzoſenfreundliche „Pall Mall Gaz.“ ſchreibt unter dem 13.: „Die Erklärung dafür, daß General d'Aurelles ſo plötzlich ſeinen Einfluß auf ſeine Truppen verlor, iſt darin zu ſuchen, daß er und ſein Stab vor einigen Reliquien in der Kathedrale von Orleans ihre Andacht verrichtet hatten, vor welchen einſt die heil. Jungfrau der Jeanne d'Arc erſchienen ſeyn ſoll. Dieſe religiöſe Manifeſtation ward von denjenigen Soldaten, die den ‚Siècle‘ leſen, als eine politiſche Demonſtration und als ein Beweis verrätheriſcher Abſichten gegen die Republik angeſehen. Dieſe Anſchauung ward noch dadurch beſtärkt, daß eine Nonne weiſſagte, der jüngere Zweig Bourbon werde ſich vor dem älteren beugen, Frankreich werde durch Heinrich V. gerettet werden und nach ihm Ludwig Philipp II. herrſchen und ſeine Taufgelübde in der Kathedrale von Orleans erneuern. Da General d'Aurelles nie gerufen hatte ‚Vive la République‘, ſo hielt ihn ſeine Voltairianiſche Armee natürlich für einen Verräther, der es ſich zur Aufgabe geſtellt, ſie alle maſſakriren zu laſſen.“ Aurelles hatte übrigens, ehe er verſchwand, das Commando an General Polliers abgegeben und dieſer letztere war es, der Orleans mit Zurücklaſſung der vernagelten Kanonen räumte. Gambetta hatte von Tours aus Aurelles zum tapfern Aushalten aufgefordert und war am 4. ſelbſt herbeigeeilt, begegnete aber bei La Chapelle preußiſchen Reitern, die auf ſeinen Eiſenbahnzug ſchoſſen, und fuhr eilends nach Tours zurück.

Während es so blutig bei Orleans herging und die Franzosen wieder eine so schreckliche Niederlage erlitten, wodurch ihre letzte Hoffnung auf den Entsatz von Paris vereitelt wurde, schwamm die Stadt Marseille in Wonne, denn ein erlogenes Telegramm Gambettas hatte ihr einen großen Sieg bei Paris verkündet und das englische (!) Schiff Revdoote brachte 4000 Gewehre. Daher unendlicher Jubel in der Stadt, freiwillige Stadtbeleuchtung, Hafenbeleuchtung, Fackelzug.

Am 6. Dezember erließ Gambetta ein Dekret an alle Präfekten, sie sollten alle Nachrichten von erlittenen Niederlagen „nur kühn dementiren" und doch verlegte er schon am 10. den Sitz der Regierung von Tours weit südlich nach Bordeaux „um die freie Bewegung der Truppen zu sichern". Auch setzte er eine Commission nieder, um das Verhalten Aurelles' in der letzten Schlacht zu untersuchen, und der General meldete sich noch einmal, aber nur, um seinen Abschied zu verlangen. Gambetta ernannte nun Bourbaki zum Chef der ersten, Chanzy zum Chef der zweiten Armee. Die France machte ihm schwere Vorwürfe, daß er die besten Generale am Siegen hindere, weil sein wahnsinniger Republikanismus jede Disciplin der Truppen zerstöre und nur Mißtrauen gegen die Generale erwecke, und daß er sie dann, wenn sie unmöglich siegen konnten, des Verraths beschuldige und absetze. So habe er es Cambriels, so Keratry gemacht. „Täglich lügt er den Truppen von Siegen, die, wie sie am besten wissen, nicht errungen werden; täglich verfaßt er Erfolge, statt deren Niederlagen sich regelmäßig einstellen, und während so systematisch Treue und Glauben vom Diktator verhöhnt werden, läßt er täglich Soldaten erschießen, welche sich verrathen wähnend und ohne Vertrauen auf ihre Führer Reißaus vor dem Feinde nahmen." Auch wurde ihm die Anleihe vorgeworfen, die er eigenmächtig, ohne die Regierung in Paris zu fragen, in England contrahirte, und nicht minder das Raubsystem seiner Untergebenen. Ueberall stellte er seine Kreaturen als Prä-

ſekten an, die dann geſchwind das Departement ausſaugten. Der Unfug wurde ſo arg, daß Gambetta am 30. November ſelber eine Depeſche an den Präfekten der Ardennen abgehen laſſen mußte, um das Niederſchlagen der Dominialwälder zu unterſagen. Ein hübſches Pendant zum Niederhauen der Wälder in Oeſterreich.

Gerade in den kritiſchen Tagen, in welchen Gambetta ſich ſelbſt zur Loirearmee begab, um ſie, nachdem Orleans zum zweitenmal von den Deutſchen beſetzt war, zwiſchen hier und Blois noch einmal zum Stehen zu bringen und durch neue Zuzüge verſtärkt noch einmal den Sieg herauszufordern, brachte die Gazette de France eine Schilderung der Stimmung im ſüdlichen Frankreich, namentlich der zahlreichen ländlichen Bevölkerung, woraus hervorgeht, daß trotz aller terroriſtiſchen Maßregeln Gambettas und trotz der Bravour einzelner vom Nationalſtolz oder von republikaniſcher Begeiſterung erfüllter Truppentheile der zahlreichſte Beſtandtheil der Loirearmee, nämlich die gewaltſam aus ihrer ländlichen Ruhe aufgeſchreckten und zu den Fahnen getriebenen Moblots keine Schlachten gewinnen konnten. Jene Zeitung ſchrieb: „Seit langer Zeit habe ich keine ſo große Panik bei unſerer ländlichen Bevölkerung gefunden, als bei der letzten Maſſenaushebung. Die Steuern, die für die Equipirung und den dreimonatlichen Sold der mobiliſirten Nationalgarde gewaltſam eingetrieben wurden, haben unſeren ſchlechten Humor in Zorn und unſere Beſtürzung in Verzweiflung verwandelt. Unſere ‚bons villageois‘, obgleich nicht ſo ſchlau wie die der Herren Balzac und Victorien Sardou, ſind nicht ſo naiv, wie es vielleicht der Wunſch des Herrn Gambetta für den Erfolg ſeiner republikaniſchen Predigten iſt. Ihr Inſtinkt belehrt ſie, daß die Maſſenaushebung der Familienväter ſicherlich nur auf dem Papiere ſich vollziehen würde, während die Abgaben mit ungeheurer Härte in Form eines noch viel läſtigeren Anlehens eingetrieben werden. An dem Tag, an welchem unſere Mobilen eingekleidet ſeyn werden, werden wir kein Hemd mehr behalten, ſagen die Bauern. Dieſe außer-

ordentliche Steuer, die wie eine Bombe in unsere miserablen Verhältnisse hineingeplatzt kommt, steht in keiner Proportion mit den Hülfsquellen unserer Communen. Der absolute Futtermangel zwingt uns, die Pferde und das Vieh für ein Drittel des gewöhnlichen Preises zu verkaufen, die Krankheit der Seidenwürmer nimmt täglich zu, das oïdium wird durch das phyloxera ersetzt, wie Louis Bonaparte durch Crémieux. Die gänzliche Abnahme unserer Lebensmittel, der Verfall unserer Landwirthschaft, alles dies hat uns an dem Tage ruinirt, wo Verblendung, Eitelkeit, Unbesonnenheit, Unvorsichtigkeit, Prahlerei und Albernheit sich verbanden, um Frankreich an Deutschland auszuliefern. Wir waren bereits sehr krank, der Krieg hat uns bankerot gemacht und die Republik begräbt das schöne Vaterland. Stellen Sie sich, lieber Freund, die Empfindungen vor, die jetzt in den bäuerlichen Gemeinden herrschen. Nicht vom Himmel, wohl aber von dem ehemaligen Palais des Herrn Pongeard-Dulimbert ist die offizielle Anzeige gefallen, welche einer Bevölkerung von 400 Seelen, unter denen 120 Arme, 40 Dürftige und 80 Nothleidende sind, 4550 Francs Contribution auferlegt, um 10 oder 12 Mobilgarden, die das Vaterland retten sollen, zu equipiren und zu bewaffnen."

Inzwischen rechnete Gambetta auf Zuzüge vom Süden und Westen her, welche die immerhin noch 120,000 Mann starke Loirearmee bis auf 200,000 bringen sollten, und von dieser Uebermacht hoffte er einen guten Gebrauch zu machen, indem er mit ihr den kleinern Theil der auf ihn anrückenden deutschen Heere, nämlich das Corps des Großherzogs von Mecklenburg auf dem rechten Ufer der Loire durch Chanzy erdrücken lassen wollte, während er dem auf dem linken Ufer heranziehenden Prinzen Friedrich Karl nur schwächere Truppen unter Bourbaki entgegenstellte. Jedenfalls hat er sich die Oberleitung vorbehalten, denn er verweilte bis zum 10. Dezember bei der Loirearmee. Im Grunde wiederholte er nur den Versuch, durch eine westliche Flankenstellung sich mit der West-

armee von Le Mans und aus dem Lager von Conlie in Verbindung zu setzen, um dadurch den Feind vor Tours aufzuhalten, wie es schon vor der ersten Besitznahme Orleans durch die Deutschen versucht, aber durch den Sieg des Großherzogs bei Dreux vereitelt worden war.

Der Großherzog wurde also am 7. Dezember bei Meung durch eine große Uebermacht angegriffen. Er hatte wie bisher nur die beiden bayrischen Corps, Mecklenburger, Hessen und Hanseaten bei sich, während Chanzy durch einen Theil der Westarmee mächtig verstärkt wurde und ihm weit überlegen war. „Der Glaube, daß man es nur mit Mobilgarden zu thun habe, bestätigte sich nicht. Der Feind entwickelte immer größere Massen, und zwar war es, wie man später erfuhr, ein auf dem Vormarsch begriffenes, noch ganz intaktes Armeecorps, das uns hier zum ersten Mal entgegentrat. Der Kampf zog sich rechts von der Chaussee. Die Unseren drangen anfangs trotz des bedeutenden feindlichen Feuers siegreich vor, sahen sich jedoch bald von einer großen Uebermacht umringt. Die Fahne der Neunziger schwebte mehr als ein Mal in Gefahr, wurde jedoch stets wieder herausgehauen. Beide Regimenter, die Hamburger so gut wie die Mecklenburger, leisteten Unglaubliches; sie wurden von der Artillerie wirksam unterstützt. Zwischen Meung und Langlocheres aufgepflanzt, stand diese ohne zu wanken und zu weichen. Bis auf 500 Schritt kamen die Franzosen heran, die Prozen wurden zerschossen, Pferde wurden getödtet und die Bedienungsmannschaft stark gelichtet, aber bis zum letzten Augenblick that sie ihre Schuldigkeit. Trotz aller Tapferkeit würde es wahrscheinlich schlimm ausgegangen seyn, wenn nicht die Bayern zur rechten Zeit in den Kampf eingegriffen hätten. ‚Wie bei einer Parade', sagte mir ein preußischer Ulanenrittmeister, ‚gingen sie vor'." Es gelang am Abend, wenigstens das Feld zu behaupten und sogar 6 Geschütze zu erbeuten und 1500 Gefangene zu machen. Am folgenden Tage wurde der Angriff aber mit verdoppeltem Nach-

druck erneuert und wie sehr die Truppen des Großherzogs auch durch anhaltende Märsche seit 14 Tagen und durch Kämpfe ermüdet, auch von geringerer Zahl waren, hielten sie auch diesmal bei Beaugency den ganzen Tag den Angriff aus, warfen den Feind noch am Abend bei Marchenoir zurück und nahmen ihm 11 Kanonen und 3000 Gefangene ab.

Erst am 9. und 10. griff auf dem andern Ufer Prinz Friedrich Karl in den Kampf ein und verschaffte dadurch dem Großherzog Erleichterung. Unaufhaltsam drang der Prinz von Vierzon über La Ferte, St. Aubin und Montlivault vor, ließ das Schloß Chambord durch die Hessen stürmen und zwang Bourbaki zum Rückzug. Gleichzeitig kämpfte auch der Großherzog auf dem rechten Ufer siegreich fort und zwang auch Chanzy zum Rückzug. Am 10. Abends entwich Gambetta, Chanzy wandte sich westwärts, um sich mit der Westarmee zu vereinigen. Die Loirearmee hatte ihre starke Position abermals verloren. Sie ließ nach den viertägigen blutigen Gefechten nicht weniger als 6000 französische Verwundete ohne irgend eine ärztliche Hülfe zurück und überließ sie der großmüthigen Hülfe der deutschen Sieger. Ihr rechter Flügel unter Bourbaki floh in bedeutender Deroute gegen Bourges. Auf dem Bahnhof zu Vierzon drängten sich, wie das Journal von Limousin berichtet, 10,000 Fliehende in solchem Wirrwar zur Eisenbahn, daß neun Soldaten erdrückt wurden. Der linke Flügel der Loirearmee, von Chanzy befehligt, wandte sich von Blois westwärts, um sich in der Richtung von Le Mans mit der noch immer sich sammelnden Westarmee in Verbindung zu setzen. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl folgte nun auch, indem sie sich wieder von der des Großherzogs von Mecklenburg trennte, dem fliehenden Feinde in zwei Colonnen in Bourges und nach Tours. Der Großherzog heftete sich dagegen an die Fersen Chanzys und jagte ihn aus Vendome hinaus, am 16. Dezember und am 17. aus Epuisay, wobei er ihm wieder mehrere Kanonen und Gefangene abnahm.

Bei der Verfolgung kam folgender Fall vor: „Der ersten schweren (6pfündigen) Batterie — Garnison Oldenburg — vom Artillerie-Regiment Nr. 10 ist es gelungen, lediglich durch gut gezieltes Artilleriefeuer in einer Entfernung von 3500 Schritten eine der feindlichen Batterien kampfunfähig zu machen. Letztere war im Abrücken begriffen. Zwei Schüsse genügten, um die voranreitende Kavalleriebedeckung zu zersprengen. Ein dritter Schuß traf die Mittelpferde des ersten Geschützes, durch deren Sturz der Weitertransport sämmtlicher Geschütze so lange aufgehalten wurde, daß noch mehrere Schüsse auf dieselben abgegeben werden konnten, in Folge deren der Weitertransport der Batterie unmöglich wurde. Die Mannschaften flüchteten, so gut sie konnten. Der Rest wurde mit den Geschützen durch die als Avantgarde dienende erste Kompagnie des 10. Jäger-Bataillons gefangen genommen." Chanzy's Armee soll auf die Hälfte ihres frühern Bestandes herabgekommen seyn. General von Rheinbaben zersprengte mit seiner Reiterei 2000 Mobiots, die von Le Mans kamen.

Der Timescorrespondent schrieb: „Auf unserm Wege nach Oucques trafen wir eine starke Colonne gefangener französischer Linientruppen, deren in Oucques, und zwar ohne jeglichen Kampf, etwa 1700 gefangen genommen worden waren. Alle Franzosen, mit denen ich hier noch gesprochen, stimmen dahin überein, daß diese Leute absichtlich hinter ihren abziehenden Kameraden zurückgeblieben seyen, um sich gefangen nehmen zu lassen, weil der Schmutz stets in ihre Schuhe komme, oder aus andern triftigen Gründen. Sie weigerten sich geradezu, in dem gegenwärtigen ungünstigen Wetter zu kämpfen; darauf erwiderten die patriotischen Bewohner von Oucques, sie wollten sich wenigstens nicht der Schmach aussetzen, diese Feiglinge in ihren Häusern gefangen nehmen zu lassen, und setzten dieselben vor die Thüre, wo sie blieben, bis die Deutschen ihnen die ersehnte Gefangenschaft brachten. Oucques sah bei

unſerer Ankunft ſehr traurig aus. Es war eben von den Franzoſen geplündert worden."

General Chanzy kam nach Le Mans und hinter dieſer Stadt erwartete ihn im Lager von Conlie die Weſtarmee, angeblich 50,000 Mann, „von denen jedoch nicht mehr als 20,000 bewaffnet ſind. Muthmaßlich liegen in Breſt mehrere tauſend Büchſen, die aus England geſchickt wurden, im Depot, da aber die Behörden dieſelben nicht bezahlen können, bleiben ſie eben dort liegen."

Unterdeß verfolgten die zwei Colonnen des Prinzen Friedrich Karl den Feind und kamen vor Tours, welches die Franzoſen verlaſſen hatten. Nur ein Haufen Volks wollte Widerſtand leiſten, die Preußen warfen einige Granaten und die Stadt ergab ſich. Die Preußen aber rückten nicht ein. Ebenſo jagten ſie den General Bourbaki aus Bourges hinaus, ohne jedoch in dieſer Richtung weiter vorzugehen. Der Zweck war hier inſofern erreicht, als von dieſer Seite her kein franzöſiſches Entſatzheer Paris noch irgend bedrohen konnte. Weiter nach Süden durfte aber Friedrich Karl nicht gehen, weil er zugleich Chanzy und Bourbaki im Schach halten mußte. Auch hatte es keine Eile, eine Gefahr von Weſten her abzuwenden, denn Chanzy's zerrüttete Armee war unfähig, mit der ſchlecht organiſirten Weſtarmee vereinigt, etwa Paris entſetzen zu können. Dem Daily Telegraph wurde am 20. Dezember aus Le Mans geſchrieben: „Die Stadt iſt in einem Zuſtande der größten Verwirrung und iſt von den Schaaren der Vertheidiger Frankreichs förmlich überfluthet. Es iſt zum Erſtaunen, wie unverbeſſerlich die franzöſiſchen Behörden ſind, wie gänzlich unfähig, einen Fehler herauszufinden, und wenn ſie ihn entdeckt, Schritte zur Beſeitigung zu thun. Wir haben hier in der Stadt eine Wiederholung derſelben Kopfloſigkeit, die bereits bei unzähligen Veranlaſſungen im Laufe dieſes Krieges dem franzöſiſchen Weſten Verderben gebracht hat. Fortwährend treffen Regimenter ein, ohne

daß man Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. Sie finden weder Nahrung, um ihren Hunger zu ſtillen, noch Betten, um ihre erſchöpften Glieder auszuruhen. Oft komme ich in der Nacht mit Soldaten in Berührung, die in Folge der Nachläſſigkeit der Behörden ohne Quartier ſind. Den Eindruck auf die Truppen kann man ſich leicht denken, die man zu gezwungenen Nachtwandlern macht nach langen, anſtrengenden Märſchen, bei dem jetzigen bitterkalten Wetter, und häufig mit der Zugabe eines leeren Magens. Vieles bei dieſen Zuſtänden iſt indeß unvermeidlich, da natürlich zuerſt für die Verwundeten Sorge getragen werden muß und faſt keine Stunde vergeht, ohne uns eine weitere Anzahl dieſer unglücklichen Opfer des Krieges zu bringen. Mit der Eiſenbahn allein ſind in den letzten 24 Stunden gegen 3000 Verwundete eingetroffen, und zu jeder Stunde kann man Dutzende von ihnen auf Bauernwagen ankommen ſehen. Die von früh bis ſpät die Stadt durchziehenden Abtheilungen der Loirearmee machen einen ſchmerzlichen Eindruck und erinnern beinahe an den traurigen Rückzug von Moskau. Das Ausſehen der Mannſchaften, die mir heute begegneten, war jämmerlich; ihre Waffen nutzlos durch den Roſt. Viele ohne Stiefel, Manche ganz erſchöpft, und die Kavallerie wo möglich in einer noch ſchlechteren Verfaſſung als die Infanterie. In vielen Fällen half der Reiter dem Pferde, und nicht das Pferd dem Reiter, vorwärts zu kommen, denn die elenden Thiere, kaum im Stande, zu gehen, mußten durch die Stadt geführt werden. Artillerie war nirgends zu ſehen; zwar erblickte ich einige eigenthümliche Feldgeſchütze, allein Bedienungsmannſchaft war nicht vorhanden. Die einzige Truppe, die in einer erträglichen Verfaſſung zu ſeyn ſchien, war ein Regiment Gensdarmen, und Mannſchaft und Pferde ſahen gut aus."

Die Bayern unter v. d. Tann hatten die ungeheuerſten Anſtrengungen gemacht, durften daher nach Orleans umkehren und hier ausruhen. Die Stadt mußte 600,000 Franken Contribution

und eine große Waisenanstalt. Man kann behaupten, daß sich gegenwärtig eine neue Generation entwickelt, und man darf sagen, daß Graf Capodistrias überall Unterricht ausgesäet hat. In einigen Jahren dürfte Griechenland berufen seyn, eine umfassende Ernte der Civilisation darzubieten. Die regelmäßigen Truppen, deren Organisation von dem Obristen Fabvier begonnen ward, belaufen sich jetzt auf 5000 Mann, die wohl disciplinirt und von ausgezeichneten Officieren befehligt sind. Die undisciplinirten Rumelioten, deren Zahl 14,000 betrug, haben sich durch allmähliche und regelmäßige Vorkehrungen auf 8000 Mann vermindert, die keine Unordnungen bei den Griechen, und selbst nicht mehr bei den Türken begehen. Dadurch ward die Ruhe wieder hergestellt, und die gegenseitigen Einfälle der beiden Völker hörten auf. Alle Dörfer waren zerstört, und das Land war so unangebaut, daß es seine Bevölkerung nicht nähren konnte. Ueberall erheben sich in diesem Jahre die Wohnungen wieder, und ein großer Theil der Ländereien ist jetzt wieder angebaut. Die Ernten vom Jahre 1830 werden zum Unterhalte aller Einwohner zureichen. Seit der Ankunft des Grafen Capodistrias haben die Griechen den Golf von Lepanto, Missolunghi und den ganzen Theil Griechenlands, den die Mächte mit dem neuen Staate vereinigten, wieder erobert. Alle Reisenden, die in der letzten Zeit Morea besucht haben, mögen es nun Engländer, Franzosen, Americaner oder Deutsche seyn, sind einstimmig in ihren Lobsprüchen über die Verwaltung des Präsidenten, über die Achtung und Anhänglichkeit des Volks an seine Person und über die raschen Fortschritte dieses Landes. In den beiden letzten Jahren nahmen die Verbesserungen in einer geometrischen Progression zu. Alles

zahlen und als die letzten 10,000 davon noch fehlten, drohte v. d. Tann, wenn sie nicht heute noch gezahlt würden, 50 notable Männer als Geißeln fortzuführen. Da wurden sie bezahlt. — Auch Mecklenburger und Hanseaten, welche schwere Verluste erlitten hatten und von Strapazen erschöpft waren, wurden von einer andern Division abgelöst und durften ruhen.

Drittes Buch.

Das Bombardement von Paris.

Mittlerweile rückte die Kataſtrophe von Paris immer näher. Wir müſſen uns jetzt nach dem königlichen Hauptquartier in Verſailles umſehen, wo zugleich über das Schickſal Deutſchlands und Frankreichs entſchieden wurde.

Der greiſe Heldenkönig Wilhelm reſidirte nun ſchon vier Monate lang im Rieſenpalaſt Ludwigs XIV., in der einen Hand das Schwert gegen Frankreich, in der andern das Scepter gegen Deutſchland gerichtet. Hier wo einſt jener franzöſiſche König die Pläne erſonnen und die Befehle ertheilt hatte, welche das entſetzlichſte Elend über die Pfalz, die Rhein- und Niederlande verhängten und uns das ſchöne Elſaß raubten, — hier, wo er die Dragonaden und die Vertreibung aller Reformirten aus Frankreich befahl, — hier, wo einſt die drei Cottillons (die Pompadour, Maria Thereſia und die ruſſiſche Eliſabeth) den berüchtigten Vertrag geſchloſſen hatten, der den Staat Friedrichs des Großen hatte vernichten ſollen, hier gebot jetzt der Erbe jenes Staates, der deutſche, der proteſtantiſche König, um hier die preußiſche Königskrone mit der deutſchen Kaiſerkrone zu vertauſchen.

Der Punſch brachte ein ſinniges Bild aus Verſailles: „In einem von der kaiſerlichen Krone überragten Seſſel, in deſſen

Rückenlehne der Adler des Empire gestickt ist, sitzt beim Scheine der nächtlichen Lampe König Wilhelm, vornübergebeugt und versunken in die Betrachtung des Planes von Paris. Im dunklen Hintergrunde des Gemaches erscheinen zwei Schattengestalten, Napoleon I. in düsterer Betrachtung mit verschränkten Armen vor sich hinstarrend und Ludwig XIV., der sich an den finstern Imperator, auf König Wilhelm deutend, mit der Frage wendet: „Ist das das Ende alles Ruhmes?“

Am 18. Oktober wurde von den deutschen Heeren bei Paris der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und der Geburtstag des Kronprinzen von Preußen zugleich gefeiert. Der Staatsanzeiger schrieb: „Unsere Oktoberfeuer leuchten jetzt vor Paris. Sie verkünden, daß eine geschichtliche Katastrophe hereingebrochen ist über das in tiefer Verblendung verharrende französische Volk, welches so oft an dem Frieden Europas gefrevelt und unserem Vaterlande so tiefe Wunden geschlagen hat. Der Jahrestag des großen Sieges vom 18. Oktober 1813, der den furchtbaren Kampf auf Leipzigs Ebenen beschloß, ist der Geburtstag Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen. Es ist ein bedeutungsvoller und ein hoffnungsreicher Tag auch für Deutschlands innere Geschicke. An den Tagen von Leipzig, die Blücher und York mit den blutigen Lorbeern von Möckern einweihten, da fehlte an Preußens Seite noch mancher deutsche Stamm. Dem Enkel König Friedrich Wilhelms III. ist es jetzt beschieden, in einem glorreichen Feldzuge diese Stämme vereint gegen denselben Feind zu führen. Mit dankerfülltem stolzen Herzen blickt unser Volk am heutigen Festtage auf zu dem Bilde Sr. Königlichen Hoheit. Die Segenswünsche des Landes eilen in die Ferne, dorthin, wo Er an der Seite Seines Königlichen Vaters das glorreiche deutsche Werk als einer der ersten und treuesten Führer vollbringen hilft. Gott füge dessen glückliche Vollendung!“ — Die Feier in Versailles war sehr erhebend, mit einer Vertheilung eiserner Kreuze verbunden, glänzendem Diner, Musik, Lebehochs, Springen aller

Fontänen unter einem unermeßlichen Zulauf von Soldaten und Volk. Schließlich die Vereinigung aller Musikcorps zu einem großen Zapfenstreich. Am 23. Oktober dankte der König dem Kronprinzen für seine Heerführung und ernannte ihn zum Feldmarschall.

Zu den Lächerlichkeiten der schrecklichen Zeit gehörte, daß am 21. Oktober zehn Freimaurerlogen in Paris den König und den Kronprinzen von Preußen vorluden, am 29. dieses Monats vor ihrem Gericht zu erscheinen, Rousseaustraße Nr. 35, um sich gegen die Anklage, durch die Ueberschreitung legitimer Vertheidigung den maurerischen Eid gebrochen zu haben, zu vertheidigen.

In demselben Monat wurden im Hauptquartier zu Versailles Vorbereitungen zur Schöpfung einer neuen deutschen Reichs- oder Bundesverfassung getroffen. Es handelte sich zunächst um den förmlichen Anschluß der vier süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund, welcher sich nach so großen gemeinschaftlichen Siegen als etwas ganz Natürliches ergab. Es ist hier in den Grenzen der Kriegsgeschichte nicht der Ort, näher auf diese innere Angelegenheit Deutschlands einzugehen; es sey daher nur bemerkt, daß sich je zwei Minister (des Auswärtigen und des Kriegs) der vier gedachten Staaten nach Versailles begaben und mit Graf Bismarck über die deutsche Verfassungsfrage unterhandelten. Auch der sächsische Minister von Friesen, der berühmte von Bennigsen und einige andere Vertrauensmänner aus dem preußischen Parlament wurden beigezogen. Wäre man früher einig geworden, was wegen Bedenklichkeiten Bayerns nicht möglich war, so würde es sich um baldige Einberufung eines nunmehr größer ausgedehnten deutschen Reichstags gehandelt haben und es war sogar schon davon die Rede, denselben in Versailles abzuhalten, da der König und Bismarck mitten im Kriege die Armee nicht wohl hätten verlassen können. Am 3. November fand sich auch der Großherzog von Baden in Versailles ein. Desgleichen Ledochowski, Erzbischof von Posen, in der wichtigen Angelegenheit des künftigen Verhältnisses

der katholiſchen Kirche Deutſchlands zum Papſte, deſſen Stellung neuerdings auf doppelte Weiſe durch das Dogma der Infallibilität und durch die feindliche Occupation des Kirchenſtaats erſchüttert worden war.

Am 21. November feierte der König von Preußen zu Verſailles den Geburtstag der Kronprinzeſſin. Der Timescorreſpondent ſchrieb darüber: „Der Saal ſtrahlte von reichen Uniformen. Doch was bedeuten Treſſen, Farben, Metall und Band im Vergleich zu den Männern ſelbſt, deren Namen ewig leben werde[illegible]er wird in hundert Jahren danach fragen, welche Inſignien die Gäſte des Königs trugen, der da Kaiſer ſeyn kann, wenn er will, der die Glorien Karls des Großen wieder lebendig gemacht, indem er den patriotiſchen Träumen von Jahrhunderten die wachende Wirklichkeit der Einheit und Kraft gegeben und ſein Volk in Waffen in zwei großen Kriegen zu Siegen geführt hat, vor denen die Erfolge der glänzendſten Heerführer verbleichen? Was kümmert's, in welcher Tracht der prinzliche Führer der Heerſchaaren erſchien, welcher Oeſterreich bei Königsgrätz niederwarf, die Legionen des fallenden Kaiſers bei Sedan einſchloß und die tödtlichen Fallen rings um die Kapitale der Welt legte? Der große Kanzler mag der Nachwelt überliefert werden, wie er im Gothaer Almanach dargeſtellt iſt, im einfachen bürgerlichen Kleid und der ſchwarzen Binde. Aber wer ihn in der Uniform des 7. Küraſſierregiments, das er für alle Zeiten berühmt gemacht hat, daherſchreiten ſehen, wird meinen, der Krieger-Staatsmann, den das bewaffnete Deutſchland in's Feld gebracht hat, um Schlachten zu gewinnen, in denen es eine Welt von Größe, Ruhm und Ehre geerntet, werde am beſten in dieſem Anzuge dargeſtellt, in dem er unter den ſtattlichſten Männern excelsis humeris in der Halle hervorragt. Bismarck! Moltke! Das ſind Namen, bei und mit denen man ſchwören kann. Hirn im Rath, Hirn auf dem Felde. Und rings umher Tapferkeit, Tüchtigkeit, Klugheit, der erprobte Muth der Veteranenführer, die begeiſterte Hingebung der

patriotiſchen Soldaten, die jetzt den Rhein an den Ufern der Seine bewachen."

Am 3. Dezember dankte der König in einem Armeebefehl ſämmtlichen deutſchen Truppen für ihren bisher bewieſenen Heldenmuth und forderte ſie zur fernern treuen Ausdauer auf.

Um dieſe Zeit waren die jüngſt in Verſailles abgeſchloſſenen Verträge von den vier ſüddeutſchen Regierungen ratificirt und vom norddeutſchen Reichstag in Berlin gutgeheißen worden und hatte der König von Bayern unter Zuſtimmung aller übrigen Fürſten dem König von Preußen die Kaiſerkrone und für den neu geſchloſſenen Bund den alten ehrwürdigen Namen des deutſchen Reichs angetragen. Auch dieſem Antrag hatte der norddeutſche Reichstag zugeſtimmt und eine Deputation von 30 Mitgliedern unter dem Präſidenten Simſon nach Verſailles geſendet. König Wilhelm empfing dieſelbe am 18. Dezember und erklärte, daß er dem Ruf des deutſchen Volks und ſeiner Fürſten Folge leiſten werde. Ein nie geſehenes Schauſpiel im Palaſt Ludwigs XIV., eines der vielen Wunder, welches die neuere Zeit hervorgebracht.

Wenige Tage nach dem feſtlichen Empfang der Reichstagsdeputation ſah man zu Verſailles ein minder erfreuliches Schauſpiel. General Trochu hatte für den 21. Dezember einen neuen ſtärkern Ausfall ſeiner Truppen aus Paris vorbereitet, indem er wieder einen Entſatz, diesmal durch die Nordarmee wie früher durch die Loirearmee, erwartete, ſich aber diesmal wieder täuſchte und wieder von der Cernirungsarmee zurückgeſchlagen wurde. In der Nacht vorher aber vom 20. auf den 21. ſollte eine Verſchwörung in Verſailles ausbrechen, „Graf Bismarck ermordet, der König womöglich ermordet werden." So gingen wenigſtens die Gerüchte um. Gewiß iſt nur Folgendes: „Man ſoll deutſcherſeits ſchon ſeit einiger Zeit die Anweſenheit legitimationsloſer Perſönlichkeiten in Verſailles bemerkt und der Mairie aufgegeben haben, für die Fortſchaffung dieſer nicht nach Verſailles gehörigen Perſönlichkeiten bis

zu einem bestimmten Termine Sorge tragen zu wollen. Für alle diejenigen Individuen der gedachten Art, welche man nachher noch in hiesiger Stadt fände, war derselben ein Strafgeld von 100 Franken pro Mann in Aussicht gestellt worden. Gleichzeitig mußte der Feldpolizeidirektor Dr. Stieber bestimmte Nachrichten über das Vorhandenseyn versteckter Schußwaffen erhalten haben, obwohl schon zu verschiedenen Malen die Auslieferung aller Waffen, unter Androhung strenger Strafen im Contraventionsfalle, von der Bürgerschaft verlangt worden war. Er ließ nun eine durchgreifende Haussuchung in Versailles vornehmen. Die preußische Garnison wurde am 21. Nachmittags zwei Uhr auf dem Place d'armes alarmirt, wo sie vom Kommandanten von Voigts-Rhetz und von Feldpolizeidirektor Geheimerrath Dr. Stieber die Ordre erhielten, die Straßen und Plätze der Stadt besetzt zu halten, jede Person nach ihrer Legitimation zu befragen und die Häuser der Stadt der Reihe nach, vom Keller bis zum obersten Stockwerk einer gründlichen Durchsuchung nach Waffen zu unterziehen. Mittlerweile wurden die Thore der Stadt geschlossen und die Artillerie prozte auf dem Place d'armes drei Geschütze ab, deren Mündungen nach den drei parallel laufenden Avenuen de Paris, St. Cloud und Sceaux gerichtet waren. Die Aufregung unter den Einwohnern war eine ungeheure, man sah in den Straßen heulende Weiber, die aus Angst nach ihren Gatten wehklagend verlangten. Während der Durchsuchung der Häuser waren die gewöhnlich um die Nachmittagsstunde belebten Avenuen wie ausgestorben. Der Erfolg der Haussuchung war ein überraschender, indem 160 Gewehre, außerdem Säbel, Pistolen, geladene Terzerole und neue Uniformen vorgefunden wurden. Bei einem Sattler allein entdeckte man 43 Gewehre, bei einem Pfaffen in der Rue royale fanden sich ganz neue Uniformen vor. Einen interessanten Fund machte man bei einer Person, die sich im Laufe des Verhörs als Emissär der französischen Regierung in Bordeaux entpuppte; man belegte bei demselben höchst

wichtige Papiere der provisorischen Regierung mit Beschlag. Der Vorsicht halber wird die hiesige Feldpolizei, welche durch eine Kompagnie Jäger verstärkt ist, die Haussuchung wiederholen. Der gestrige Tag hat auf die Bevölkerung von Versailles, die in den letzten Wochen oft die Nachsicht unserer Behörden mit Hohn aufgenommen hat, einen nachhaltigen Eindruck ausgeübt."

Die Einschließung von Paris hatte bereits ein Vierteljahr gedauert, es war also kein Wunder, daß in der Cernirungsarmee, wie auch in ganz Deutschland die lange zurückgehaltene Ungeduld sich doch endlich die Frage erlaubte, warum es denn so lange dauere? Warum man nicht frischweg das moderne Babylon bombardire? Indessen geschah es aus sehr triftigen Gründen nicht. Aus militärischen nicht, weil man sich ein neues großes Blutvergießen, zu dem das Bombardement und der nachfolgende Sturm auf die Riesenstadt führen mußte, ersparen konnte, wenn man wie vor Metz ruhig wartete, bis der Hunger die Stadt zur Uebergabe nöthigen würde. Auch bedurfte man zur wirksamen Beschießung der größten Festung der Welt ein ungeheueres Material von Geschützen und Geschossen des schwersten Kalibers, welches zum Theil erst angefertigt wurde und dessen Transport von Deutschland her sehr schwierig war und nur nach und nach erfolgen konnte. Die Zögerung hatte aber auch einen politischen Grund, wie man hie und da vermuthete. Wenn allerdings der deutsche Kriegsherr wie sein tapferes Heer im Siege großmüthig verfuhr und sich auch großmüthig gegen Paris beweisen wollte, so war das doch keine Sentimentalität und fand seine natürliche Grenze, wenn etwa die Pariser in ihrem Trotz es auf's Aeußerste wollten ankommen lassen.

Die Cernirungsarmee hatte allerdings unter dem nur selten unterbrochenen Feuer der Forts im Herbstregen und nachher bei harter Winterkälte einen schweren Dienst. Die Schlesische Zeitung brachte das Schreiben eines hochgestellten Reiteroffiziers, worin es hieß: „Wenn ich alle Momente der Gefahr zusammenrechne, die

meine exponirteſten Regimenter vor Metz, bei Sedan und auf unſeren Streifereien durchlebten, was kommt heraus? Drei Stunden allerhöchſtens. Und was iſt das gegen die ungemeſſene Zeit der Gefahr, die manches halbvergeſſene Infanterie-Bataillon im Laufe der letzten dreizehn Wochen vor Paris erlebt hat. Während der neun Tage, die eines derſelben nicht im Vorpoſtendienſt ſtand, hat es einmal neun, ein andermal ſechszehn Stunden in einem naſſen Graben gelegen, den es wegen des heftigen Granatfeuers und um für einen unerwarteten Ausfall à portée zu ſeyn, nicht verlaſſen durfte. Dann kamen die drei Tage des Vorpoſtendienſtes und während derſelben einundzwanzig Stunden des heftigſten Granatfeuers. Die Leute wurden zum großen Theil in die Keller von N. geſchickt, die Offiziere ſtanden als Wächter auf den Barrikaden. Das Bataillon hatte wenig Verluſte und, ſo viel ich weiß, hat es noch kein Kreuz erhalten. Aber ſeine bravſten Kerls, die gelacht hätten, wenn man ihnen geſagt hätte, der Menſch habe Nerven, zitterten zuletzt wie Eſpenlaub, wenn eine Thür kreiſchte, ein Stuhl gerückt wurde. Menſchenkraft und Manneswille haben auch für den bravſten Mann ihre Grenze. Menſchen bleiben wir alle . . ." Und in einer andern, aus der Feder eines Arztes ſtammenden Zuſchrift heißt es: „Die Belagerung von Paris wird im Laufe der Jahre noch furchtbare Opfer koſten; was die Kugel nimmt, iſt ja in allen Kriegen die geringſte Zahl. . . . Unter den Gefangenen von Metz iſt die Sterblichkeit dreimal ſo groß, wie unter denen von Sedan; die Leute vor Paris aber leiden wie die Franzoſen in Metz. Unſere Corps bei Dijon und Orleans ſind wahrhaftig zu beneiden." Die Anſtrengungen der deutſchen Truppen ſteigerten ſich noch in der lang andauernden und heftigen Kälte des Winters. Doch war ihr Geſundheitszuſtand während der Kälte befriedigender, als er in der naſſen Zeit geweſen war. Die Truppen blieben friſch und munter, voll Siegesfreude, unermüdlich im ſtrengen Dienſt und voll begieriger Erwartung, das ſtolze Babylon endlich zu überwäl-

tigen. Die Franzoſen litten noch mehr, denn in Paris nahmen die Lebensmittel immer mehr ab und fehlte es an Heizmaterial. Die noch im offenen Felde ſtehenden franzöſiſchen Truppen litten von der Kälte mehr als die Deutſchen, weil ſie ſchnell zuſammengerafftes Volk, noch nicht abgehärtet, ſchlecht gekleidet und ſchlecht verproviantirt waren. Man hörte darüber die bitterſten Klagen, aber Trochu in der Stadt und Gambetta in der Provinz wollten die Welt immer noch glauben machen, Alles ſtünde vortrefflich. Noch am 20. Dezember erklärte die Amtszeitung in Paris, die Regierung der Nationalvertheidigung werde die Invaſion bekämpfen, bis dieſelbe zurückgeſchlagen oder ein ehrenvolles Abkommen getroffen ſey. Die Regierung werde von dieſem Programm nicht abweichen, auch wenn Paris allein den Widerſtand fortſetzen müſſe. Indeſſen traten die Anſtrengungen der Provinzen trotz vielen Unglücksfällen täglich mehr hervor. Der Artikel ſchildert ſodann die Lage der Provinzen, geſteht die Bedenklichkeit derſelben zu, doch lege eben dieß die Verpflichtung auf, den Kampf fortzuſetzen. Paris weist entſchieden den Gedanken einer Capitulation zurück. Die Regierung hofft zu ſiegen.

Damals wurde von der Schweiz aus ein Aufruf an das deutſche Volk im Namen des franzöſiſchen in deutſcher Sprache verbreitet. Derſelbe that ſehr freundlich mit uns Deutſchen und forderte uns zu Vertrauen und zu einem gemeinſchaftlichen Kampfe für die Freiheit auf, was im wahren Intereſſe beider Nationen liege. Wir ſollten daher den unſern beiderſeitigen Intereſſen ſo nachtheiligen dynaſtiſchen Krieg ſo bald als möglich endigen. Sie wollten uns die Koſten erſetzen, auch durch die Schleifung von Straßburg und Metz uns beruhigen, nur ſollten wir ihre Grenzen reſpektiren. Dieſer Aufruf hing wohl mit der Demonſtration Bebels und Liebknechts zuſammen.

Die deutſchen Heere in Frankreich ließen ſich weder durch die Hartnäckigkeit der Vertheidigung von Paris, noch durch die wieder-

dieß geſchah, unter einer proviſoriſchen Regierung, mit unzureichenden Mitteln, unter intriganten und feindſeligen Umgebungen; und den Mann von ſo thätiger Aufopferung wagt man nun ſo ungerecht durch die Aeußerung zu verläumden: er ſuche dem von den drei Mächten beſchloſſenen Zuſtande der Dinge zu widerſtreben.“

Dieß Zeugniß eines ehrenwerthen Mannes reicht hin, die aus unreinen Quellen fließenden Beſchuldigungen zu widerlegen. Wenn Capodiſtrias am 23 Mai die dictatoriſche, dem Protokolle vom 22 März ſogar widerſprechende Forderung Englands zurückwies, ſo that er nur ſeine Pflicht als Grieche, der das Wohl ſeines Vaterlandes nicht einer vorübergehenden Furcht aufopfern durfte. Wenn er Rußland als einen wärmern Freund Griechenlands, wie England, anſah, ſo war dieß ſehr natürlich. Wenn er ſeine Autorität geltend machte und die Oligarchie der eigennützigen Militärchefs zu unterdrücken trachtete, ſo war dieß ſehr nothwendig. Griechenland verdankt ihm in dieſen ſchweren Zeiten viel, und gelang es ihm nicht, noch mehr zu leiſten, ſo lag dieß mehr in der Ungunſt der Umſtände und im böſen Willen ſeiner Gegner, als in ihm. Nur das mag ihm vielleicht mit Recht vorgeworfen werden, daß er durch Hochſtellung ſeines Bruders die Eiferſucht der Militärchefs reizte, ohne ſie zugleich bezwingen zu können.

Raſtlos mit der Organiſation des Landes und mit diplomatiſchen Unterhandlungen beſchäftigt, verſäumte der Präſident doch nicht, Griechenland zu verſchiedenenmalen zu bereiſen, an vielen Orten gegenwärtig zu ſeyn, die Hoffnungsloſen zu tröſten, den Klagenden Recht zu ſprechen, die Streitenden zu verſöhnen, die Thätigen anzufeuern und zu be-

holten Erhebungen in den Provinzen, noch durch die Kälte des Winters irre machen, noch ihren frohen Muth beugen. Mit Recht ſchrieb die Schleſiſche Zeitung: Ein ausgedehnter Feſtungskrieg von überraſchenden Erfolgen wird geführt; gleichzeitig ſieht man die Belagerung einer Weltſtadt, deren rieſige Befeſtigungen für unüberwindlich gelten und aus welcher koloſſale Streitkräfte vergebens um den Durchbruch kämpften; gleichzeitig unendlich großartige ſtrategiſche Bewegungen unſerer Operationsarmeen, welche über ein Drittel von Frankreich umſpannen; anſtrengende Märſche unter Unbill des Wetters und Entbehrungen aller Art; blutige Schlachten und zahlreiche Gefechte gegen einen Feind, der ſich unabläſſig aus der Bevölkerung rekrutirt und dieſe ſelbſt möglichſt zum Widerſtande aufreizt. Dieſe Aufgaben löſen unſere Armeen in dem jetzigen Abſchnitte des Krieges, und beiſpiellos iſt es, daß ſie in weiter Ferne genährt und ausgeſtattet werden von der Heimath aus, daß zu Requiſitionen nur in Ausnahmsfällen geſchritten wird.

Am heil. Weihnachtsabend gewahrte man in allen deutſchen Lagern und Quartieren um Paris her und in den Spitälern die mit Lichtern, Aepfeln und Nüſſen beſteckten Weihnachtsbäume. Bei Bauceſſon, einem der exponirteſten Orte, hatten Abtheilungen des 5. Corps eine Rieſentanne aufgeputzt und mit einer großen Anzahl Lichter verſehen, deren Glanz die auf dem Mont Valérien poſtirten Batterien zu erneuter Kanonade ermunterte.

Nachdem der König in Verſailles und das ganze Paris umlagernde deutſche Heer dieſes Weihnachtsfeſt nach deutſcher Sitte mit den lichtervollen Weihnachtsbäumen und Beſcheerungen wie im tiefſten Frieden gefeiert hatte, ertheilte er endlich den langerſehnten Befehl zum Bombardement von Paris. Er hatte lange genug die übermüthige Stadt geſchont in der Hoffnung, ſie werde endlich zur Vernunft kommen, das Unrecht erkennen, mit dem Frankreich den ganzen Krieg begonnen hatte, die Unmöglichkeit erkennen, den deutſchen Waffen länger Stand zu halten, und begreifen, daß

fernerer Widerstand nur die Verluste und das Unglück der Stadt und des Landes vergrößern würde. Da aber alle Geduld nichts gefruchtet hatte, war sie selber und allein Schuld, daß jetzt endlich die Schrecken des Bombardements über sie kommen mußten. Die Zeit der Geduld war nach Moltke's Anordnung benutzt worden, um ungeheuere Mengen des schwersten Geschützes mit einem fast unerschöpflichen Vorrath von Munition vor Paris zu bringen und in zahlreichen Batterien aufzustellen.

Wegen Zerstörung des Eisenbahntunnels bei Nanteuil und der für schwere Lasten noch nicht geeigneten Umwegsbahn war der Transport der schweren Belagerungsgeschütze aufgehalten worden. Doch waren bis zum 20. Oktober deren schon 160 angekommen. „Vor Ende Oktobers trafen weitere 70 ein, so daß am 1. November 230 Geschütze, größtentheils von der neuesten, handlichsten und wirksamsten Qualität, in Villacoublay oder auf dem Wege dahin waren. Es war damals sehr interessant, die Sammlung der verschiedenen Arten Geschütze in Nanteuil zu sehen und nicht minder die sorgfältigst bereitete Munition, namentlich die länglichen und fast eleganten Bomben für die 200-Pfünder gezogenen Mörser, jede in einer eigenen Kiste wie eine Flasche kostbaren alten Weins in Heu verpackt. Wenn der Park von Villacoublay vollständig ist, so wird er an Geschützen und Munition enthalten: fünfzig 50-Pfünder Mörser, jeder mit 500 Schüssen; achtzig 6-Pfünder (Hinterlader) mit 750 Schüssen; hundert und zwanzig 24-Pfünder (Hinterlader) mit 750 Schüssen; zwanzig kurze 24-Pfünder (15 Centimeter-Geschütze) mit 1000 Schüssen; fünfzig alte 25-Pfünder (Vorderlader) mit 500 Schüssen, und sechs gezogene Mörser oder 21 Centimeter-Geschütze, nach der Versicherung der preußischen Artillerieoffiziere die mächtigsten Mörser, welche existiren."

In einem Artikel vom Rhein hieß es, bis zum 14. Januar sollen noch 40 weitere preußische Festungsartilleriecompagnien (zu 204 Mann) bei dem Belagerungsheer eintreffen, das dann min-

deſtens 25,000 Mann Feſtungsartillerie zählen wird. Gegen 1500 Geſchütze verſchiedenen Kalibers, Rieſenmörſer, die bei Straßburg die Probe beſtanden, 96- und 48-Pfünder von den Küſtenbatterien, 24- und ſelbſt 12-Pfünder werden dann in Stellung gebracht ſeyn. Ein Vorrath von 750,000 Schußladungen iſt theils ſchon vor Paris, theils auf dem Wege; jedenfalls aber wird die Beſchießung nicht beginnen, ehe derſelbe zur Hand iſt. Sollte derſelbe verſchoſſen ſeyn, ehe die weiße Fahne auf den Wällen erſcheint, dann erfordert es mindeſtens 5 ſtarker Doppelzüge, um den Tagesbedarf an Schießladungen beizuſchaffen. Bei Straßburg, wo nur 200 Geſchütze arbeiteten, konnten 32 Bahnwagen täglich knapp das Nöthige beifahren.

Nach einer Berechnung der Neuen Freien Preſſe war der Beſtand der deutſchen Truppen in Frankreich am Neujahr folgender: Es ſtanden „um Paris“ 179,000 Inf., 20,000 Kav., 17,500 Art., 852 Geſch.

An der Loire 68,500 Inf., 15,000 Kav., 7500 Art., 372 Geſch.
Im Norden 35,000 Inf., 3700 Kav., 3500 Art., 180 Geſch.
Im Süden 37,000 Inf., 3600 Kav., 3000 Art., 150 Geſch.
Vor Belfort 9600 Inf., 500 Kav., 300 Art., 18 Geſch.

In ganz Frankreich 412,000 Inf., 47,800 Kav., 34,200 Art., 1680 Geſchütze, wobei die Feſtungs-Artillerie und die techniſchen Truppen nicht in Anſchlag gebracht ſind.

Die großen Vorbereitungen zum Bombardement von Paris und der hartnäckige Trotz der Pariſer ließen vorausſehen, daß wirklich ein Feuermeer auf das moderne Babel fallen würde. Aus der bloßen Vorausſetzung nun ſuchte der Deutſchenhaß Kapital zu ſchlagen. Die iriſche Univerſität in Dublin, fanatiſch katholiſch, warf ſich zu einer Art Schutzengel der Cultur, der Wiſſenſchaften und Künſte auf, indem ſie im Voraus gegen das Bombardement von Paris durch die deutſchen Barbaren proteſtirte, weil dieſe Weltſtadt ſo unerſetzliche Denkmäler der Geſchichte und Schätze der Lite-

ratur und Kunſt enthielt, die dabei zerſtört werden könnten. Dove in Göttingen wies den Proteſt im Namen der deutſchen Wiſſenſchaft zurück. Auch die Czechen in Prag legten einen ähnlichen Proteſt gegen die Deutſchen nieder. Iren und Czechen!

Am 27. Dezember begann das erſte Bombardement der Preußen auf das erſte Fort von Paris, nämlich auf das Vorwerk des Hügels Mont Avron vor dem größern Fort Rosny, nördlich von der Marne bei Neuilly, gegenüber der Stellung der Sachſen. Von hier aus hatten die franzöſiſchen Geſchütze ſowohl die Sachſen als die ihnen benachbarten Württemberger lange beläſtigt. Jetzt wurden ſie zum Schweigen gebracht. Der furchtbaren Ueberlegenheit der deutſchen Geſchütze gelang es, binnen zwei Tagen den Feind von der Höhe von Avron zu vertreiben, ſo daß ſie ſchon am 29. von den Sachſen beſetzt werden konnte.

Im Dresdener Journal erſchien der Bericht eines Sachſen: „Am zweiten Weihnachtstage hatte General Vinoy auf dem Plateau des Avron noch eine große Revue abgehalten, wobei die Rufe la paix! la paix! öfter als je früher vernommen wurden. Als dann aber am Morgen des 27. plötzlich jene harmloſen Schützengräben ihre ehernen Stimmen ertönen ließen und Granate über Granate in das gefüllte Barackenlager des Feindes einſchlug, da ſtrömte Alles in wilder Flucht heulend und ſchreiend auseinander und bis mitten in die Stadt hinein. Die bei dem Betreten des Avron von unſeren Leuten geſehenen franzöſiſchen Todten gaben in ihrer grauenhaften Verſtümmelung einen Maßſtab für die Wirkung der auf den Avron gerichteten Schüſſe. Alles trug den Charakter überſtürzter Flucht. So waren, wo die Pferde geſtanden hatten, Ketten und Halfter, noch an den Bäumen hängend, zurückgeblieben.“ — In der Nummer des Pariſer Journal Offiziel vom 28. Dezember erklärte General Trochu ſelber, daß ſich ein paniſcher Schrecken nicht nur der Beſatzung vom Berge Avron, ſondern auch aller der Linientruppen und Mobilgarden bemächtigt habe, die in den nahe ge-

legenen Ortſchaften kampirten. Vergebens habe er ſchließlich Nationalgarden aufgeſtellt, um die Feigen von der Flucht nach Paris abzuhalten; es ſeyen deren Linien durchbrochen worden und es ſo unmöglich geworden, die verlorene Poſition wieder zu beſetzen.

Auch in der Stadt verbreitete die Einnahme des Mont Avron und die wilde Flucht ſeiner Beſatzung um ſo mehr Beſtürzung, als die Kälte gerade damals den höchſten Grad erreichte. General Vinoy verlangte, die Truppen ſollten in die Stadt zurückgezogen werden, da ſie vor den Thoren erfrören, Trochu aber gab es nicht zu, um nicht noch mehr Angſt in der Stadt zu verbreiten. In den Straßen aber gab es Tumult. Während die Nationalgardiſten, welche Sold bezogen, ſich in den Kneipen betranken, hungerten und froren daheim ihre Weiber und Kinder. An mehreren Punkten der Stadt brachen nun Unruhen aus, man ſuchte Holz, wo man es fand, um ſich gegen die grimmige Kälte zu ſchützen, man ſchlug die Bäume in den öffentlichen Gärten nieder, in den elyſeeiſchen Feldern, im Tuileriengarten. Die Holzhändler geriethen in große Gefahr und es koſtete Mühe, das Volk zu beruhigen. Man warf Trochu vor, daß er der Beſchießung nicht durch einen ſtarken Ausfall zuvorgekommen ſey. Schon war die Rede davon, Vinoy ſolle ihn erſetzen. Das Alles am 28. Dezember unter dem erſten Eindruck des Bombardements.

Die Regierung hatte einen ſchweren Stand, da man ihr mißtraute. Die Einen glaubten, ſie werde bald capituliren, und da der Temps, das Organ Ferrys, des Maire von Paris, es auf eine unvernünftige Weiſe ableugnete, mehrte ſich noch das Mißtrauen. Der Temps ſchrieb: „Die Regierung iſt für den Fall einer entſcheidenden Niederlage zu dem Entſchluß gekommen, entweder abzudanken oder ſich in eines der Forts zurückzuziehen, entſchloſſen, ſich nimmermehr der Demüthigung einer Capitulation zu unterziehen.“ Dieſe Mittheilung hat nicht allein im Publikum, ſondern auch in der geſammten Preſſe große Erbitterung hervorgerufen, und eines

der Blätter ſagt: „Ob die Regierung die Capitulation von Paris unterzeichnet oder nicht, ſie muß die Verantwortlichkeit tragen, nicht allein als durch Selbſtwahl gebildete Regierung der nationalen Vertheidigung, ſondern auch weil ſie uns in eine Lage gebracht hat, welche mit der allgemeinen Volksſtimmung im Widerſpruch ſteht. Die Regierung muß und ſoll auf ihrem Poſten bleiben, und wenn wir ſterben, muß dieſe Regierung mit uns ſterben.“ Ein anderes Blatt geht der Regierung noch ſchärfer zu Leibe: „Würde die Regierung Paris in der Stunde der größten Gefahr verlaſſen, ſo wäre dieß ein Akt unvergleichlicher Feigheit, wahrhaften Verrathes. Auf eigene Fauſt nahmen ſie die Zügel der Regierung an ſich und nannten ſich eine Regierung für die nationale Vertheidigung. Daß die Mitglieder der Regierung ſich in Acht nehmen, alle ihre Bewegungen werden überwacht; das Volk wird ihnen nie geſtatten, den Poſten zu verlaſſen, den ſie mit ſolcher Anmaßung uſurpirt haben.“

Trochu erließ am 30. eine Proklamation, welche die Lage kennzeichnet: „Es werden große Anſtrengungen gemacht, um die Einigkeit und das gegenſeitige Zutrauen zu brechen, welchem wir es verdanken, daß wir Paris nach einer Belagerung von 100 Tagen aufrecht und widerſtandsfähig ſehen. Der verzweifelte Feind hat den Deutſchen Paris nicht zu Weihnachten liefern können, wie er es verſprochen hatte. Er fügt das Bombardement zu den verſchiedenen Einſchüchterungsverſuchen hinzu, durch welche er geſucht hat, die Vertheidigung zu entkräftigen. Man breitet vor der öffentlichen Meinung die Beſchwerden des außerordentlichen Winters aus, und ſchließlich ſagt man, die Regierung ſey in ſich getheilt. Die Armee hat in der That große Verluſte erlitten. Sie bedarf der Ruhe, welche der Feind ihr durch das heftige Bombardement nicht zuläßt. Aber die Armee bereitet ſich mit Beihülfe der Nationalgarde zur Action vor. Wir Alle werden unſere Pflicht thun. Ich erkläre, es beſteht keine Meinungsverſchiedenheit in der Regierung, welche eng verbunden iſt in der Hoffnung auf Befreiung.“

Inzwiſchen mußte ſich Trochu doch gefallen laſſen, daß man ihm eine Commiſſion von vier Miniſtern und vier Generalen beiordnete.

Während das in Paris vorging, dauerte der Kampf vor den Thoren fort. Die Sachſen fanden in den verlaſſenen Werken von Avron viele franzöſiſche Todte, die man unbeſtattet in der Eile des Abzugs zurückgelaſſen hatte, und erbeutete viele Gewehre und Munitionsvorräthe, während zertrümmerte Geſchütze und Lafetten aller Art für die verheerenden Wirkungen des Feuers unſerer Kanonen hinreichende Bürgſchaft gewährten. Schon am ſelben Tage, dem 29., hatte man Gelegenheit, die Tragfähigkeit unſerer Geſchütze weiter zu erproben. Auf der Oſtbahn kam ein Eiſenbahnzug bis Noiſy-le-Sec herangedampft, voran eine der neuen Panzer-Lokomotiven, die auch ihrerſeits mit von der Parthie ſeyn wollte und neben den Forts ein ziemlich heftiges Feuer gegen uns eröffnete. Aber es währte nicht lange, und die gepanzerten Lokomotiven waren gänzlich zum Schweigen gebracht und der von ihr heranbugſirte Zug gewiſſermaßen zertrümmert.

Die regelmäßige Belagerung nahm ihren Verlauf. Schon am 29. Dezember wurde das Fort Rosny mit furchtbarer Wirkung beſchoſſen. Für bombenfeſt gehaltene Caſematten wurden von Kugeln durchbohrt. Vom 31. Dezember an wurden auch die Forts Nogent und Noiſy beſchoſſen, vom 5. Januar an auch die Südforts. Alle Batterien hatten telegraphiſche Verbindung mit Verſailles. Dieſe Telegraphenſtationen waren in bombenfeſten Räumen eingerichtet. Als neuer Ausrüſtungsgegenſtand war dieſen Bureaux eine bedeutende Quantität Baumwolle überwieſen, womit die Telegraphiſten ſich die Ohren bei dem Höllenkonzert verſtopfen konnten.

Bei der Belagerung leitete der Artillerie-Commandant Prinz Krafft von Hohenlohe-Ingelfingen die Beſchießung und General Kameke die Ingenieurangriffe. Die Oberleitung aber lag in den ſichern Händen Moltkes. Man ſchrieb der Wiener Preſſe: „Wie

nicht zu bezweifeln ist, will unsere deutsche Artillerie vom ersten Augenblick ab wirksam auftreten und nicht anders operiren, als nachdem sie im Stande ist, die gesammte Aktion klar übersehen zu können. Nichts verachtet die Moltke'sche Kriegführung mehr, als die bloße Effekthascherei. In Schrecken setzen konnten wir den Feind längst, aber darauf kommts nicht an. Er soll mit dem Eintritt der Operation gewahren, daß er sich in einer Lage befindet, die ihn zur vollsten Resignation zwingt. Gegenüber der Granatenverschwendung Trochu's, die an's Fabelhafte gränzt, ist Moltke der Nothwendigkeit strengster Oekonomie sich bewußt, die so weit geht, daß selbst die Potsdamer Oberrechnungskammer ihre Freude daran haben muß. Rasche, wirksame Stöße, die den Erfolg außer Zweifel setzen, nichts weiter, das ist oberstes Prinzip, und damit sie möglich waren, ist auf der ganzen 16meiligen Linie mit einer Behutsamkeit bis in's kleinste Detail hinein vorgearbeitet worden, die, was sehr in's Gewicht fällt, der angreifenden Armee das Gefühl der Sicherheit, der Ueberlegenheit verleiht. Keine Ueberstürzung, keine Renommage, kein Haschen nach Effekt, kein einziger Schuß in's Blaue hinein, sondern nach reiflichster Ueberlegung den forcirtesten Angriff, der dem Gegner keine Wahl läßt."

Da es sich um die Belagerung der größten Festung der Welt handelte, hatten sich Offiziere von den mit Preußen befreundeten Mächten im deutschen Lager eingefunden, um dem großartigen Schauspiel anzuwohnen. Man schrieb: Es weilen 8—10 russische Offiziere verschiedener Grade, dann auch mehrere englische im Hauptquartiere, während österreichische, italienische und belgische daselbst nicht anwesend sind. Eigenthümliche Gäste waren aber 9 japanische Offiziere, zum Theil sehr hohen Ranges, die der Kaiser von Japan eigens nach dem preußischen Heere gesandt hatte, um dort militärische Studien zu machen, und die daselbst sehr gut aufgenommen worden sind.

Das Feuer der Belagerer wurde aus den Forts nur wenig

erwidert, jedoch lebhaft von den Stadtmauern von Paris aus. Innerhalb der Stadt flüchteten sich die Bewohner der bereits von Bomben getroffenen Stadttheile in die mehr entfernten und ließen sich in den Häusern nieder, welche schon vor der Belagerung von ihren reichen Eigenthümern waren verlassen worden. Man sah einige Brände in der Stadt, man hörte von Männern, Frauen und Kindern, die durch Granatensplitter getödtet oder verwundet worden seyen. Allein das Bombardement nahm nur allmälig zu und man erkannte deutlich, daß der Stadt die äußersten Schrecken des Feuers noch erspart blieben, offenbar um ihre Gebäude zu schonen, wenn es möglich wäre, daß Trochu und die Regierung noch zur rechten Zeit zu dem vernünftigen Entschluß einer Capitulation gebracht werden könnten. Erst wenn der französische Trotz durchaus nicht zu beugen wäre, sollte er gebrochen werden.

Paris trotzte aber immer noch. Nicht als ob nicht alle Vernünftigen eingesehen hätten, jeder längere Widerstand sey vergeblich und könne nur das Unglück der Stadt vergrößern, waren alle Gemäßigten und wohl auch Trochu selbst durch den doppelten Einfluß, den Gambetta und seine Organe einer- und die Clubs der rothen Republikaner andererseits auf die zaghafte Menge übten, eingeschüchtert. Das Siècle, ein Organ Gambettas, glaubte den Donner der deutschen Kanonen durch seine Posaunentöne übertäuben zu können. Es schrieb am 9. Januar: „Endlich! Der Würfel ist geworfen! Paris ergreift die Offensive, und eine scharfe Offensive. Mit den halben Ausfällen à la Bazaine ist es aus; die große Periode der entscheidenden Schlußaction beginnt. Man hat berathen und abgestimmt und unter der Pression des Volkes haben alle Chefs sich einig gefunden, und im Publikum hat Jedermann geschworen, einen Ruhmesantheil an dem Unternehmen zu erringen. Bewunderungswürdige Bevölkerung! Ha! wir haben nie an ihr gezweifelt, wir! Und wenn nun das Vaterland gerettet ist, so wird das Vaterland den Cultus der Tapferen, die gefallen, einrichten. Dies ist

der dritte Sieg, den die öffentliche Meinung feiert, wir sagen nicht, über Trochu's Plan, denn der ist beseitigt, sondern über jene Fraction der Regierung, die mit mehr oder weniger Ehrlichkeit vor den Schwierigkeiten eines Ausfalles zurückschrak, und deren Plan, wäre er befolgt worden, direkt zur Capitulation und Schande geführt hätte. Dieser Sieg ist der dritte, doch er kann noch nicht der letzte seyn. Die öffentliche Meinung fordert noch andere Genugthuungen gebieterisch." Und nun verlangte das Siècle, „daß die Offiziere des Generalstabes und selbst Generale, deren Namen man nennt und welche gesagt haben, jeder Widerstand sey unmöglich, nichts könne die Preußen hindern, einzurücken, und ihre Ankunft wäre in gewisser Beziehung sogar wünschenswerth, entfernt werden, denn mit solcher Stimmung ermuthigt man kein Volk und treibt man keine Bataillone zum Sturm." Sodann entwickelte das Organ Gambetta's, daß es Zeit sey, „die Einführung des Civilelements in der Leitung der militärischen Operationen durchzusetzen und diese Revolution, die in der Provinz schon durchgesetzt sey, auch in Paris zu bewirken; in dem Momente, wo man die Nationalgarde, wie im Kriegsrathe am 30. Dezember beschlossen, zur Action heranziehe, hätten auch ihre Anführer ein Recht, im Kriegsrathe zu sitzen". Endlich verlangte die öffentliche Meinung, daß die Vollmachten Trochus gedämpft werden, „die Last, die er sich aufgeladen, sey zu schwer, und es werde nöthig, daß sie ihm etwas leichter gemacht werde". Das Siècle resumirt schließlich seine Forderungen so: „1) Herstellung der Disciplin in der Armee; 2) Einführung des Civilelements in der Leitung der militärischen Operationen; 3) Ernennung eines obersten Chefs für die Ausfallarmee."

Es war aber gar niemand da, der dieser Ordre gehorcht, den Oberbefehl in andere Hände als Trochu's gelegt hätte. Der ganze Schwindel hatte nur den Zweck, daß Gambetta in der Provinz sein System fortsetzen könne, auch wenn Paris gefallen seyn würde. Man klagte Trochu blos deshalb an, weil ihn Gambetta zum

Voraus zum Sündenbock ausersehen hatte, um den Fall von Paris ihm zur Last zu legen, wie er den von Metz dem Marschall Bazaine zur Last gelegt hatte. Wenn Paris fiel, so sollte Frankreich glauben, es sey wieder nur durch Verrath geschehen, die Tapferkeit und der Ruhm der Nation aber bleibe davon unangetastet.

In den Clubs von Paris wurde zwar unaufhörlich in der Manier des Siècle auf Trochu geschimpft, aber keine Revolution mehr gegen ihn gemacht. Die rothen Republikaner beschäftigten sich nur mit den unnützesten Reden. Anstatt sich zu einem Ausfall anzubieten, oder denselben kühn auf eigene Faust zu machen, blieben sie ruhig sitzen und heckten nur phantastische Pläne aus. Der eine wollte das griechische Feuer wieder einführen, um die Deutschen zu verbrennen, der andere wollte eine neue, dreimal platzende Bombe erfinden. Einer verlangte, man solle die Reichen, die noch etwas zu essen hätten, plündern, überhaupt das Eigenthum aufheben und alles zu Gemeingut machen. Sogar mit Abschaffung des Goldes und Silbers glaubte man sich beschäftigen zu sollen, während der Feind vor den Thoren stand. Endlich erinnerte ein Redner, man müsse doch von dem Geschwätz zu Thaten übergehen, also den großen Ausfall machen und sofern Trochu zu feig oder zu sehr Verräther sey, um auszufallen, solle man ihn sammt der ganzen bisherigen Regierung absetzen und die höchste Gewalt in die Hände der Commune von Paris legen. Falls aber die Männer dazu nicht Muth genug hätten, würden es die Weiber thun. Ja, ja! schrien die im Saal anwesenden Weiber, wir alle ziehen voran. Allgemein schrie man vive la commune! und doch zogen keine Weiber aus, wurde die Regierung nicht gestürzt und ließ auch der Ausfall auf sich warten. Diese lächerliche Scene trug sich in dem am meisten besuchten Club Ferry zu.

In einem andern Club wollte Einer eine Legion des Schweigens errichten, welche mit Dolchen und Revolvern hinter den Truppen hergehen und jeden der flöhe, gleich tödten sollte. Ein Anderer

hielt es äußerst nothwendig, Polen herzustellen, während die deutschen Bomben in die Stadt schlugen. Doch wagte ein gewisser Morel zu sagen, daß Paris durch die Fehler der Regierung „in eine beinahe verzweifelte Lage gekommen sey; Gambetta's Fehler seyen zu bekannt, als daß sie hier noch verurtheilt zu werden brauchten; er habe Mazzini's und Garibaldi's Hülfe angenommen, doch die der Orleans abgelehnt und so das Heil der Republik dem Heile Frankreichs vorangestellt; er habe den von den Neutralen angebotenen Waffenstillstand abgelehnt und die Nationalversammlung verhindert, welche Frieden schließen oder zur Fortsetzung des Krieges alle lebensfähigen Kräfte des Landes aufrufen konnte; er habe dem Volke von Paris nie entschlossen die Wahrheit einzugestehen gewagt und Illusionen genährt, die zu Enttäuschungen führen mußten, ja in diesem Augenblicke selbst wage die Regierung nicht, mit der Sprache herauszurücken und in die Zukunft zu blicken, aus Furcht, die mit Täuschungen genährten nervösen Empfindlichkeiten zu verletzen. Wenn Friedrich Karl die muthigen, doch späten Anstrengungen Chanzys, Bourbakis vernichte, Paris falle ... (Heftige Einsprache, Tumult, Rufe: Paris fällt nicht!) Wenn das Glück der Waffen uns fortwährend im Stiche läßt, was soll dann geschehen, was beschlossen werden? Denn endlich gehen unsere Lebensmittel mit jedem Tag mehr zu Ende und jede belagerte Stadt wird schließlich unfehlbar einmal eine eroberte Stadt. Nun, hat man Preußen gefragt, was denn seine Bedingungen sind? Nein, man hat es nicht ein einzigesmal gewagt, man wagt es immer noch nicht, aus Furcht, einem anonymen Mitgliede der Regierung zu mißfallen, das auszuschließen man den Muth haben sollte und das sich nennt: die Meinung von Paris! Im Jahre 1866 war Oesterreich auch besiegt und obwohl seine Lage ungleich weniger schlimm war als die Frankreichs, obgleich der Feind noch seine Hauptstadt nicht belagerte, fand sich doch ein muthiger Bürger, welcher den König von Preußen in Nikolsburg aufsuchte, um ihn zu fragen, unter welchen Bedingungen er

ſich auf Unterhandlungen einlaſſen wolle ... Neuer Tumult, heftige Einreden, ein Bürger ſtürmt auf die Tribüne, um den Gefühlen der Entrüſtung, die ſein Herz bewegen, Luft zu machen, aber die Bänke werden leer und die Verſammlung eilt unter lebhafter Aufregung zum Saale hinaus."

Im Club Reine Blanche wurde den Deutſchen, trotz des Bombardements, noch eine erkünſtelte Geringſchätzung bezeugt und keck behauptet, mit ſo großen Streitmaſſen, als ſie noch in Paris vorhanden ſeyen, müſſe man die Deutſchen ſchlagen. Nur Trochu und die Regierung ſeyen ſchuld, daß es nicht geſchehe. „Wenn ſie aber, rief Einer, fortfahren, uns von den Preußen bombardiren zu laſſen, werden wir ſie im Stadthauſe bombardiren!" Andere ſtritten, ob Trochu nur ein Schwachkopf oder ein Verräther ſey. Sogar Edgar Quinet, der früher manches Gute ſchrieb und auch Deutſchland kennt, ließ ſich (wie der alte Guizot und ſogar Biſchof Dupanloup), durch den Racengeiſt verführen, unerachtet alles Unrecht auf Frankreichs Seite war, doch den Zorn gegen die Deutſchen zu theilen. Er prahlte damals im Siècle: „Das Bombardement, was beweiſt es? Die Noth, in der ſich unſere Feinde befinden, die Mißgeſchicke zu vermeiden, die ihnen drohen. Sie können nichts mehr hoffen, denn unſere Maſſen wachſen hinter ihrem Rücken. Sie fühlen, daß die Zeit für uns arbeitet. Ihre Berechnung ergibt ſich als falſch, ſie hoffen nicht mehr, daß ſie noch Zeit haben, uns Hungers ſterben zu laſſen. Ja, die Schale der Waage ſenkt ſich auf unſerer Seite. Denken Sie Sich die erſte Niederlage bei dieſer Entfernung vom Rheine inmitten unſerer Schneemaſſen! ... Der Rächer wird ſich überall finden, überall, überall!"

Er konnte wohl auf ein paar verwilderte Franctireurs als Rächer zählen, aber auf weiter nichts. Bei Chalons z. B. hatten einige ſolche Edle, von einem katholiſchen Pfarrer und Lehrer geführt, einige bayriſche Marketender überfallen, beraubt und mit den Frauen Unfug getrieben. Der Pfarrer entwiſchte, der Lehrer

aber wurde noch nebſt andern am 22. Januar kriegsrechtlich erſchoſſen.

Das franzöſiſche Volk wurde, da die Marſeillaiſe ſich ſchon durch zu vielen Gebrauch abgenutzt hatte, durch ein neues Kriegslied erhitzt, welches an ihre Stelle trat und überall geſungen wurde und welches ſich hinlänglich durch den Refrain: Vive la guerre, piff, paff! charakteriſirt.

Am 13. wagten die Anhänger der Pariſer Commune wieder einen kleinen Aufſtand, der aber bald unterdrückt wurde. Inzwiſchen ſchoben die Deutſchen ihre Batterien immer näher an die Stadt heran und ihre ferntreffenden Geſchoſſe beherrſchten ſchon das ganze linke Seineufer. Der eiſerne Ring zog ſich immer enger um die Stadt zuſammen. In der Nacht vom 12. zum 13. wurde ein kleiner Ausfall der Franzoſen vom Mont Valérien aus zurückgewieſen.

Sehr unnützer Weiſe proteſtirte Trochu gegen das Bombardement, durch welches die Genfer Convention verletzt werde, als ob die Deutſchen ſich recht eigentlich die Lazarethe in Paris zur Zielſcheibe gewählt hätten. Graf Moltke wies dieſe Inſinuation zurück, die deutſche Artillerie könne nicht immer, beſonders bei dem anhaltenden Nebel, ihr Ziel genau berechnen; wenn man wieder klarer ſehe, werde ſoviel als möglich gegen Spitäler Schonung geübt werden. Eben ſo anmaßlich war ein Schreiben der noch in Paris weilenden Diplomaten der neutralen Mächte an Bismarck, worin ſie von ihm freien Abzug aller ihrer reſpektiven Landsleute aus Paris verlangten. Er antwortete am 17., daß ihnen und ihrem Perſonal ſchon längſt der freie Abzug gewährt worden ſey, was aber ihre ſehr zahlreichen Landsleute betreffe, ſo müſſen ſich dieſe bis zur Capitulation von Paris gedulden. „Daß die peinlichen und von uns lebhaft beklagten Vorfälle in einer Stadt wie Paris in größerem Maßſtabe als in anderen Feſtungen mit einer Be-

lagerung verbunden seyn müssen, hätte von der Befestigung oder von hartnäckiger Vertheidigung derselben abhalten sollen. Aber keiner Nation kann gestattet werden, ihre Nachbarn mit Krieg zu überziehen und im Laufe desselben ihre Hauptfestung durch Bezugnahme auf die dort wohnenden unbewaffneten und neutralen Einwohner und auf die vorhandenen Hospitäler schützen zu wollen, in deren Mitte die bewaffneten Heere nach jedem Angriffe ihre Deckung suchen und sich zu neuen Angriffen rüsten können."

Unterdeß erlebte Versailles wieder höchst interessante, auf diesem Terrain höchst eigenthümlich und welthistorisch wichtige Ereignisse.

Am Neujahr hielt der König eine Anrede an die Offiziere, worin er dem Heere für seinen bisherigen Heldenmuth dankte und es zur treuen Ausdauer aufforderte. Beim Festmahl sprach der König: „Ich erhebe mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heere, das von Sieg zu Sieg gezogen. Mein Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die theils Führer diesem Heere gewesen sind, theils sich ihm angeschlossen hatten. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes: einen ehrenvollen Frieden." Der Großherzog von Baden antwortete ihm im Namen der deutschen Fürsten voll Wärme und Ehrerbietung. Dem „siegreichen König" wurden laute Hochs dargebracht. Auf die Adressen des Herrn- und Abgeordnetenhauses antwortete der König und dankte für deren Patriotismus, vergaß aber nicht hinzuzufügen, daß das große Ziel nur habe erreicht werden können im Entwicklungsgange der preußischen Monarchie, in welcher der nationale Gedanke schon frühe gelebt, in welcher nicht für preußischen Particularismus, sondern für das Gesammtwohl und die Ehre Deutschlands vorgearbeitet worden sey.

Die preußische Provinzialcorrespondenz schrieb: Wie wir auf die glorreichsten Jahre Friedrichs des Großen, wie wir auf die

Jahre 1813 und 1815 mit erhebenden Gefühlen zurückſchauen, ebenſo, ja freudiger noch wird die ſpäte Nachwelt des Jahres 1870 gedenken, als des Jahres deutſcher Wiedergeburt zu neuer, einiger Kraft, zu nie gekannter Macht und Größe. Am Schluſſe dieſes gewaltigen Jahres wird ſich die ernſte Betrachtung überall auf die ſchweren, aber glorreichen Kämpfe, zugleich auf die großen, bereits gewonnenen Ergebniſſe und auf den endlichen vollen Siegespreis richten, den wir mit Gottes Hülfe zu erringen hoffen. Der Abſchluß des deutſchen Einigungswerkes, die feierliche Verkündigung des Kaiſerreichs, ſowie der demnächſtige Abſchluß des Kriegswerks werden weiteren Anlaß geben, den Verlauf und die Früchte des Jahres 1870 zu überſchauen. Am bevorſtehenden Neujahr aber gemahnt es uns, einen Rückblick nicht blos auf das letzte Jahr, ſondern auf das jüngſte Jahrzehnt zu werfen. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar werden es zehn Jahre, daß unſerem König die Krone ſeiner Väter zufiel.

Am 18. Januar war der Tag, an welchem vor 170 Jahren ſich der erſte König von Preußen, zu Königsberg die Krone auf's Haupt geſetzt hat. An dieſem Tage beſchloß auch König Wilhelm ſich zum deutſchen Kaiſer ausrufen zu laſſen, ohne noch länger auf die Zuſtimmung der bayriſchen Kammer zu warten. Es gab eine großartige Feier. Von der Zinne des Schloſſes wehte die preußiſche Königsflagge. Der Spiegelſaal bot einen prachtvollen Anblick dar; am äußerſten Ende war ein Altar erbaut, zu deſſen beiden Seiten zwei Muſikchöre und Detachements von Bayern und Preußen Platz genommen hatten. Rechts vom Altar ſtand das Offizierscorps, welches in der gegen 1800 Köpfe zählenden hohen Verſammlung allein ein Contingent von 1400 Mann geſtellt hatte; links hatten ſich die mit dem eiſernen Kreuz dekorirten Mannſchaften poſtirt, welche in feldmäßigem Anzuge erſchienen waren. Impoſant nahmen ſich die Fahnen der verſchiedenen Regimenter des 5. Corps, bez. der 5. Kavalleriediviſion aus, die im Hintergrund aufgeſtellt

waren, namentlich erregte die in der Schlacht von Weiſſenburg durchſchoſſene Fahne des 7. Regiments großes Intereſſe. „Punkt 12 Uhr, als die Verſailler Kirchenglocken noch nicht ausgeſchlagen hatten, verließ der König die Präfektur und fuhr im einfachen Wagen an der Seite eines Generaladjutanten, unter dem Vorritt von einem Oberſtallmeiſter und zwei Jockeys und umrauſcht von dem Jubel faſt aller Soldaten der Garniſon von Verſailles, die freiwillig beim Ausmünden der Avenue de Paris auf die große Place d'armes Spalier bildeten, ohne ſonderlich parademäßig geſchmückt zu ſeyn, dem nahen Reſidenzſchloſſe zu, empfangen von einem tauſendſtimmigen, immer wiederkehrenden Hoch und dem prächtigen ‚Fahnengruß' der Militärmuſik. Einige Züge Ulanen, Dragoner und Huſaren in allen bunten Farben eskortirten den königlichen Wagen. Während der König grüßend an der Front der ſalutirenden Ehrengarde unter den Klängen des ‚Heil dir im Siegeskranz' auf und ab ging, zog es mein Auge unwillkürlich zu dem broncenen Reiterſtandbilde Ludwigs XIV. hin, deſſen Stufen hoch hinauf von preußiſchen Soldaten umſtanden waren, und zu der rieſigen weißen Marmorſtatue des Marſchalls Turenne, des tapferen Feldherrn jener fluchwürdigen Eroberungskriege des vierzehnten Ludwig im Weſten von Deutſchland, die nach Schillers Wort: ‚Das iſt der Fluch der böſen That, daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären!' — auch den heutigen ſchweren Krieg geboren haben. Und der broncene Ludwig und ſein Feldherr Turenne und Finanzminiſter Colbert, ſowie die übrigen Marmorbilder ſchauten ſo ſtarr und traumhaft auf das deutſche Siegesgepränge nieder, als könnten ſie das Alles gar nicht begreifen: dieſes bunte, fröhliche, kriegeriſche, deutſche Leben zwiſchen dieſen Ruhmesbildern Frankreichs und vor dem ſtolzeſten und glänzendſten aller Königsſchlöſſer, das an ſeinen beiden Flügeln in großen goldenen Buchſtaben die hochmüthige Inſchrift zeigt: ‚A toutes les gloires de la France!'

Ja, der vierzehnte Ludwig mit dem stolzen Wort auf den Lippen und in allen Thaten: L'état c'est moi! sah aus, als grübelte er nach über das alte Wort jenes venetianischen Dogen, der nach Versailles befohlen war, dem großen Könige von Frankreich seine Huldigungen darzubringen, und der den Muth hatte, dem Könige, als dieser ihm die Wunder von Versailles gezeigt hatte und ihn fragte, was von Allem ihn am meisten in Erstaunen setze, zu antworten: ‚Sire, ich bin am meisten über das Wunder erstaunt, mich hier zu sehen!' Der broncene Ludwig durfte sich auch wohl wundern, sich in dieser Stunde hier zu sehen, in der Preußens König sich von dem glänzenden Residenzschlosse Ludwigs XIV. aus, auf dem soeben die schwarz-weiße Preußenfahne der großen rothseidenen, mit dem eisernen Kreuze geschmückten und vielen Königskronen und schwarzen Adlern besäeten Hohenzollern-Fahne Platz machte, zum mächtigen deutschen Kaiser proklamiren wollte! Ich aber mußte an das prophetische Wort des großen Churfürsten denken, das er vor 192 Jahren, als er in St. Germain jenen unglücklichen Frieden schließen mußte, der dem deutschen Lande so theure Glieder kostete, dem übermüthigen Eroberer Ludwig XIV. in demselben St. Germain (1679) in Schmerz und Gram zurief: ‚Aus unseren Gebeinen wird ein Rächer erstehen!' — denn dieser Rächer aus dem Hohenzollern-Geschlechte betrat soeben als Sieger das Götzenschloß des Gewalthabers, der seinem Ahnen einst so bitter wehe gethan hatte.

Ich stand auf der Estrade in einer breiten marmornen Säulennische und sah hinein in die von todtem Gold und Spiegelglas und Marmor und Gemälden und lebenden bunten Uniformen, Ordenssternen und Ordensbändern strotzende Galerie Ludwigs XIV. Sie ist 220 Fuß lang und 34 Fuß breit und nimmt die ganze Gartenfront des Mittelbaues ein. Achtzehn große Fensterbogen eröffnen einen reizvollen Blick auf die Wundergärten von Versailles. Jedem Fenster gegenüber ist ein gleichgroßer Spiegel im goldenen

Bogenrahmen angebracht, durch hellbraune, weißgeränderte Marmorpfeiler, überreich mit vergoldeten kriegerischen Emblemen geschmückt, getheilt. Die Deckengemälde von Lebrun zeigen uns den eitlen Ludwig XIV. immer wieder als Gott in Allonge-Perrücke und als Krieger und Sieger. Große Goldbuchstaben geben dazu die Erklärung: ‚Le Roi gouverne par lui-même' (1661). Während die Götter des Olymp den siegreichen Ludwig huldigend beglückwünschen, trauern geknechtet, demüthig ringsumher die Figuren von Deutschland, Spanien und Holland, und große Goldbuchstaben spotten prahlend: ‚L'ancien orgueil des puissances voisines de la France' (der alte Hochmuth der Nachbarmächte von Frankreich ist zu Schanden geworden). Und unter dieser prahlerischen französischen Eitelkeit steht ein bescheidener preußischer Altar mit zwei brennenden goldenen Kandelabern und davor ein preußischer Geistlicher in seinem schmucklosen, schwarzen Ornat. Ihm gegenüber haben der König, der Kronprinz, Prinz Karl und Adalbert von Preußen, die Großherzoge von Baden und Weimar, Prinz Otto von Bayern, des Königs Ludwig Bruder und Abgesandter, Prinz Wilhelm von Württemberg, der dereinstige Thronfolger, die thüringischen Fürsten, die Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin, Strelitz und Weimar, der Prinz Leopold von Hohenzollern, die vorgeschobene Ursache dieses Krieges, der einst vielgenannte Herzog Friedrich von Augustenburg in bayrischer Generalsuniform und sonstige fürstliche Gäste der beiden Hauptquartiere Platz genommen. Der Bundeskanzler stand in der Nähe des Königs. Rechts und links vom Altar, auf derselben Front des Saales, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der schmalen Ostseite des Festraumes. Es waren 5 Fahnen des Gardecorps und zwar eine des 1. Garderegiments und 4 von 4 Gardelandwehr-Regimentern, die letzteren begleitet von 12 Fahnen-Unteroffizieren der 12 Bataillone.

Ein militärisches ‚Helme ab zum Gebet!' und die Predigt des Hofpredigers Rogge aus Potsdam über den gerade auf diese Feier so passenden 21. Psalm folgte: ‚... Du überschüttest ihn mit gold'nem Segen, du setzest ihm die Krone auf, du setzest ihn zum Segen ewiglich, denn der König hofft auf den Herrn, sie gedachten dir Uebles zu thun und machten Anschläge, die sie nicht konnten ausführen...' Der Inhalt der Predigt liegt in diesen Worten. Der Geistliche wies nur noch darauf hin, wie Preußen heute vor 170 Jahren aus den kleinsten Anfängen sich zur Königsmacht aufgeschwungen und im Laufe der Jahre und Jahrhunderte immer stärker und blühender im Innern und nach Außen gewachsen sey bis zu dieser großen Stunde, die alle deutschen Stämme nach langer Zersplitterung wieder unter den Schirm und Schutz der deutschen Kaiserkrone, zum erstenmal auf dem Haupte eines Hohenzollern, sammle. Er wies auf das gotteslästerliche Wort Ludwigs XIV. hin, das dort oben in goldenen Buchstaben an der Decke des Saales funkle: ‚Der König regiert durch sich selbst!' — und wie dies Wort und die französische Hoffart so tief zu Schanden geworden. Im Gebet rief er den Segen des Himmels herab auf das neue deutsche Reich und den neuen deutschen Kaiser. Mit einem brausenden: ‚Nun danket Alle Gott!' schloß die kirchliche Feier. Der König erhob sich und schritt, gefolgt von allen Prinzen und Fürsten und dem Grafen Bismarck, durch die Galerie gerade auf die Estrade zu, wo die Fahnenträger und ich standen. Am Rande der Estrade stand der greise, fast 74jährige König, zu seiner Rechten der Kronprinz, links der Bundeskanzler; die Fürsten traten hinter den König. Mit bewegter Stimme sagte der König, wie ihm die deutsche Kaiserkrone von allen deutschen Fürsten und freien Reichsstädten und den Vertretern des norddeutschen Bundes angetragen worden sey und daß er sie annehme und in diesem Sinne heute eine Proklamation an das ganze deutsche Volk erlasse, die der Bundeskanzler jetzt verlesen werde. Den Wortlaut der königs-

lichen Kaiserrede und der Proklamation hat der Telegraph bereits in alle Welt hinaus gemeldet. Nach dem Verlesen der Proklamation durch den Bundeskanzler trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: ‚Es lebe hoch König Wilhelm, der deutsche Kaiser!‘ Unter dem langen Jubelrufe der großen Versammlung ward manches Auge naß und dem greisen König-Kaiser stürzten die hellen Thränen aus den Augen. Man sah, wie die stattliche Gestalt erschüttert war vor Rührung. Der Kronprinz von Preußen huldigte dem Kaiser zuerst durch Handkuß — aber der Vater schloß ihn in die Arme und küßte ihn wieder und immer wieder unter glücklichen Thränen. Auch seinen Bruder Karl und seinen Vetter, Admiral Adalbert, seinen Schwager, den Großherzog von Weimar, seinen Schwiegersohn, den Großherzog von Baden, schloß der König in die Arme; die älteren Fürsten brachten ihren huldigenden Glückwunsch durch Handschütteln, die jungen Prinzen durch Handkuß dar. Die ganze übrige Versammlung huldigte dem Kaiser durch Vortreten und tiefe Verbeugung, die der Kaiser durch freundliches Kopfneigen erwiderte. Graf Bismarck war einer der letzten, der so seinem Herrn huldigte. Eine Rangordnung bei dieser sehr ermüdenden langen Ceremonie fand nicht statt. Zum Schlusse gingen der Kaiser und der Kronprinz an den Fahnen vorbei und sprachen mit den Unteroffizieren. Eine alte, zerschossene Fahne von 1813, deren Schaft nothdürftig wieder zusammengebunden war, erregte besonderes Interesse.

Als der Kaiser das Königsschloß der Ludwige verließ, sank die Hohenzollern-Fahne nieder und die neue deutsche Kaiserfahne rauschte in die Höhe. Und während der ganzen seltenen deutschen Kaiserfeier donnerten die deutschen Kanonen gegen Frankreichs Hauptstadt — hinein in den Jubel der Soldaten in Versailles.... Ja, es ist eine wunderbare Zeit!“

Wachenhusen schrieb: „Ich habe mir den historischen Akt tief und unvergeßlich in's Herz geschrieben, als ich nach Beendigung

der Feier im Schloßhofe ſtand, umgeben von all den ſteinernen Helden Frankreichs, deren gezückte Schwerter nicht lebendig wurden, da ſie die preußiſche Königsflagge auf dem Schloſſe von Verſailles rauſchen hörten, auf demſelben Schloſſe, in welchem doch toutes les gloires de la France verewigt ſind; dieſe ſteinernen Helden, die mit ihren theatraliſchen Mienen anhören mußten, wie wir uns von der neuen Siegesnachricht erzählten, die unſere Truppen in den Vogeſen geſtern Abend zur Vorfeier des großen Tages dem Kaiſer von Deutſchland zu Füßen gelegt hatten! Und da ſaß der gußeiſerne Ludwig auf ſeinem hohen Roß, mit ſeinem großen Federhut, Ludwig XIV., der die ganze Niederlage Frankreichs hier in Verſailles mit anſehen muß, mit dem wir eigentlich noch den Krieg weiter führen, wie Raumer geſagt haben ſoll, und mit dem wir eben unſere Rechnung zu ſchließen im Begriff ſind."

Die ganze Cernirungsarmee nahm freudig Theil. Auf der Südſeite der Stadt war an einem ungefähr 50 Fuß hohen Tannenbaum eine große ſchwarz-weiß-rothe Flagge aufgezogen, Major von Perglas ſtand in der Mitte und hielt folgende Anſprache: „Soldaten! Württemberger, Preußen, Bayern! Heute iſt der Tag, an welchem das deutſche Reich erſtanden. Unſer geliebter Feldherr iſt Kaiſer dieſes Reiches; das, was das deutſche Volk ſchon lange erſehnt, iſt durch die heißen und blutigen Kämpfe, und durch die Vereinigung der Verbündeten heute erfüllt. Hoch lebe das deutſche Reich! Hoch Wilhelm der Siegreiche! Hoch, hoch, hoch!" Die Kapellen zweier Regimenter begleiteten dieſe Rede mit der Nationalhymne und es folgte hierauf: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! — Die Flagge iſt ſo aufgeſtellt, daß ſie von der Stadt Paris, wie von den meiſten Forts geſehen werden kann und wird einen eigenthümlichen Eindruck auf die Herren machen.

Am gleichen Tage erklärte König Wilhelm I. in einer Proklamation „an das deutſche Volk", daß er die deutſche Kaiſerkrone

annehme, mit folgenden Worten: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des deutschen Reichs die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unsern Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben seyn werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit, das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtseyn der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volks, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an, in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt seyn wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Gränzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu seyn, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Deputationen aller Regimenter des deutschen Heeres huldigten dem neuen Kaiser zu Versailles an demselben Tage und zugleich ließ der Kaiser dem preußischen Landtage zu Berlin

die Proklamation mittheilen, die von beiden Häusern mit Jubel begrüßt wurde.

Von diesem Tage an traten die Namen Kaiser und Reich wieder in Kraft. Unter veränderten Umständen war das neue deutsche Erbreich doch wieder nach alter Weise durch Wahl der Reichsgenossen begründet worden, und das neue Kaisergeschlecht hatte zu seiner Wurzel sein Verdienst um das Reich. Man konnte die Aenderung der Dinge nicht schöner bezeichnen, als mit den Worten des Propheten Haggai: Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth, und Ich will Frieden geben an diesem Ort, spricht der Herr Zebaoth. *)

Die bayrische Kammer allein war mit ihrer Zustimmung zu Kaiser und Reich noch zurückgeblieben. Sehr mit Recht schrieb man von Berlin: Die Courtoisie, mit welcher der König die Stimmen aller Vertreter der Nation gewahrt hatte, mußte ihre Gränze an der Frage finden, ob nicht die Geduld des deutschen Volkes durch jenes lange Zögern Bayerns erschöpft werde. Man durfte sich namentlich nicht der Nothwendigkeit aussetzen, daß bei der etwaigen Ablehnung der Verträge in München durch Neuwahl und Erwartung einer weniger klerikalen Mehrheit die formelle Verkündigung des Kaiserreiches für Wochen und Monate hinausgeschoben werden könnte. Der Würde des Aktes hätte das wenig entsprochen. Jetzt

*) In Schwaben pflegt man in der Neujahrsnacht die Bibel aufzuschlagen und unbesehen mit dem rechten Daumen auf die erste beste Stelle zu drücken. Man nennt das „Loosen" und thut es im eigenen oder im Namen einer andern Person. Aus dem so gefundenen Spruch aber sucht man eine Prophezeiung für den Betreffenden herauszufinden. In der Neujahrsnacht 1871 wurde in einer Familie in Stuttgart für den deutschen Kaiser geloost und die Loosung fiel auf jene schöne Stelle des Propheten, Kap. 2. V. 10. Es wurde dem neuen Kaiser bekannt gemacht, den es sehr erfreute.

werden die Herren in München, die noch heute den Schluß ihrer Debatte mit großer Mehrheit abgelehnt haben, mit einiger Ueberraſchung erkennen, daß Deutſchland ihnen zwar noch immer die Thür großmüthig offen hält, noch länger aber auf ſie zu warten nicht geſonnen iſt. —

Blicken wir nun wieder zurück auf das gleichzeitige Bombardement der Verſailles ſo nahen Hauptſtadt Paris, in welcher mit der Verzweiflung zugleich der Galgenhumor culminirte.

Zum Beweiſe, wie die Frivolität den Pariſern zur andern Natur geworden iſt, daß ſie derſelben auch unter den Schrecken des Krieges nicht entſagen können, möge folgende Notiz dienen, die noch kurz vor der Capitulation niedergeſchrieben wurde: „Der Trocadero (gegenüber dem Marsfeld) iſt jetzt des Abends der faſhionable Sammelplatz für die Cocottes geworden. Dort ſieht man die Linie der preußiſchen Batterien und das Aufblitzen der Kanonen, hört das Ziſchen der Bomben, und in affektirter Furcht ſchmiegen die Cocottes ſich an ihre Beſchützer an.“ — Ein gewiſſer Victor de Laprade, Mitglied der Akademie française, ſchrieb ein Gedicht à Guillaume, welches damals in der ganzen Stadt verbreitet wurde und worin er den neuen deutſchen Kaiſer einen Banditen nannte und eine Charlotte Corday herbeiwünſchte, um ihn gleich dem Marat zu erdolchen.

Um ſo durch gleichen Stoß zu ſühnen gleiche Schande,
Daß Demagog und Fürſt umſchlinge gleiche Bande! . . .
Und ſeh' ich Dich dereinſt ſo unter'm Meſſer enden,
Klatſch', Chriſt ich und Poet, Beifall mit beiden Händen.

Ollivier, der geiſtig ganz herab gekommen zu ſeyn ſcheint, ſchrieb an den Kaiſer Wilhelm, dieſer ſelbſt habe, indem er Napoleon III. beleidigte, den Krieg verſchuldet und da er (Ollivier) an Gott glaube und Gott Frankreich beſchütze, ſo werde Frankreich zuletzt doch triumphiren. Graf Bismarck antwortete ihm: „Der König

hat Ihren Brief nicht erhalten, aber ich glaube Ihnen antworten zu können, daß, da Sie an Gott glauben, Ihr ganzes Leben nicht hinreicht, ihn auf den Knieen um Verzeihung für das Unheil zu bitten, das Sie Ihrem Lande zugefügt haben."

Nur ein dichter Nebel hielt einigemal die Beschießung auf. Seit dem 5. Januar wurden zugleich die Forts auf der Nord- und auf der Ostseite von Paris beschossen, welche das Feuer nur schwach erwiderten, nachdem sie früher so ungeheuer viel Kugeln unnütz verschwendet hatten. Man las in den Daily News: Das Feuer der Forts hat beträchtlich abgenommen unter der regelmäßigen stetigen Wirkung der deutschen Sprenggeschosse. Immer wieder auf's Neue räumten die französischen Matrosen die Trümmer demontirter Geschütze ab, fuhren neue Reservestücke auf und trugen die verwundeten Kameraden in die schützenden Wölbungen der Kasematten, und immer wieder auf's Neue schlugen die Granaten ein und richteten Verwirrung an. Man hat bezüglich des französischen Feuers die Bemerkung gemacht, daß 400 Granaten in das offene Feld fielen, wo sie nicht den geringsten Schaden anrichteten. Bei den Batterien schlagen nur einige wenige ein. Zum Theil erklärt man sich diese Erscheinung durch die Schwierigkeit, aufwärts gegen eine unbestimmte Linie von Rauch und Erdaufwürfen am Gipfel eines Hügels Ziel zu nehmen, theilweise auch durch den Mangel an gründlich ausgebildeten Artilleristen in den französischen Werken. Außerdem waren die französischen Forts den deutschen Ingenieuroffizieren seit Monaten bekannt und wurden von ihnen mit Muse studirt, während die deutschen Batterien sich den Ingenieuren des Feindes als etwas Neues und Unbekanntes enthüllten. Als in der Nacht vom 4. auf 5. Jan. die maskirenden Bäume fielen, da stellte es sich heraus, daß die Batterien so placirt waren, daß sie den Forts so lästig als nur irgend möglich fallen konnten. Soviel steht überhaupt fest, die Ueberlegenheit des deutschen Feuers über das französische sowohl hinsichtlich der Genauigkeit als der mörderischen Wirkung ist er-

wiesen. Die französischen Geschosse brechen beim Krepiren in weniger Stücke als die deutschen, und es findet somit eine Verschwendung an Kraft statt. Dann auch arbeiten die Geschütze der Belagerten meist aus Schießscharten oder Einschnitten hervor, während die Deutschen hinter der Brustwehr gedeckt stehen, so daß nur oben die Mündung hervorragt. Schlägt eine Granate in eine Schießscharte ein, so ist das dort stehende Geschütz in den meisten Fällen zum Schweigen gebracht, während die Franzosen wenig Nutzen von ihrer Munitionsverschwendung haben, wofern es ihnen nicht gelingt, die Stahl- oder Broncemündung zu treffen, welches ihr einziges Zielobjekt ist.

Die sichern Geschosse der Deutschen steckten zuerst die Kasernen des Forts Montrouge, dann die des Forts Issy in Brand. In die Stadt selbst hinein zu schießen, wurde schon am 5. versucht und hatte so guten Erfolg, daß die Kugeln schon bis zur Avenue Breteuil, nahe am Hotel der Invaliden reichten. „Granaten schlugen bis in die Mitte des südlichen Stadttheiles von Paris, in den Garten des Luxembourg, ein, eine enorme Schußdistanz von über 9000 Schritt, mithin fast eine volle deutsche Meile, wie dies auch von der preußischen Artillerie hinsichtlich der neu construirten gezogenen Riesenmörser, welche sich schon vor Straßburg glänzend bewährt haben, garantirt worden war. Am 8., so wird aus Paris berichtet, fielen unaufhörlich Granaten auf die westlich vom Garten des Luxembourg gelegene Vorstadt St. Germain, das vornehme Stadtviertel, und in der Nacht zum 10. gegen 2000 Granaten meist in die dem Pantheon zunächst gelegene Straße, also östlich vom Luxembourger Garten, so daß daher dieser ganze Stadttheil fast in seiner vollen Breite unsicher gemacht wird. Die Granaten fallen fortdauernd in den Faubourg St. Germain. Ein Geschoß platzte in der Rue St. Jaques, als die Menge die dortige Kirche verließ."

Vom 11. Januar an wurde das Feuer aus noch mehr und

der Stadt näher geſchobenen Batterien eröffnet. „Daß unſere Geſchütze den feindlichen bei Weitem überlegen ſind, zeigt ſich ſowohl an den koloſſalen Zerſtörungen, welche dieſelben an den Forts ſchon angerichtet haben — die urſprünglich ſo glatten Bruſtwehren ſehen bereits aus wie algeriſche Gebirgslandſchaften, — als auch an der Guerre d'embuscade, welche die Herren Franzoſen bereits auch in dieſen Artilleriekampf einzuführen beginnen: ſie ziehen ihre Geſchütze nämlich aus den Scharten zurück und verhalten ſich Stunden lang ganz ruhig; dann ziehen ſie dieſelben plötzlich wieder vor, geben mehrere kurze Salven und verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie erſchienen ſind. Schlaf iſt hier in der Nacht unmöglich, ſo lange ſich die Nerven an das unaufhörliche Geknalle noch nicht gewöhnt haben; was aber unſere Offiziere und Mannſchaften vom Feſtungs-Artillerieregiment in Ausübung ihres anſtrengenden und gefahrvollen Berufs jetzt durchzumachen haben, iſt ſchwer zu beſchreiben. Solch eine 24ſtündige Arbeit in der Batterie, auf welche zwei bis drei Tage nomineller ‚Ruhe' folgen, iſt das Non plus ultra der Leiſtungsfähigkeit ſelbſt einer kräftigen Natur: der Knall des eigenen Geſchützes, die genaue Beobachtung der Einſchlagsſtelle des Geſchoſſes, der Donner, das Sauſen und Ziſchen der von allen Seiten heranfliegenden Bomben und Granaten, die Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, welche bei jedem Unfall nöthig iſt, die das Geſchütz oder die Bedienungsmannſchaft, oder beide betrifft, der Kampf gegen die Schreckniſſe eines überwältigenden Feuers, wie gegen den Mark und Bein durchdringenden Froſt, das alles bildet eine Häufung der Aufgaben für die moraliſche und phyſiſche Widerſtandskraft, die ſich als eine echt deutſche Kraftprobe bezeichnen läßt. Die täglichen Verluſte an Verwundeten und Todten ſind zwar nicht ſo bedeutend, ſie ſummiren ſich aber von Tag zu Tag."

Indem nun die ſchweren Kugeln der Deutſchen bereits das ganze linke Seineufer trafen, täglich und nächtlich Feuersbrünſte ausbrachen, nach und nach täglich eine Menge Häuſer mehr oder

weniger zerstört und viele Bewohner jedes Alters und Geschlechts getödtet und verwundet wurden, vermehrte auch noch der steigende Hunger das Elend der Stadt. Zwar reichten die Vorräthe noch immer für die Wohlhabenden und für die Bewaffneten aus, aber die ärmeren Klassen entbehrten immer mehr gesunder und hinreichender Nahrung. Man nahm zu Surrogaten aller Art Zuflucht. Man tödtete wie früher schon alle Ratten, so jetzt auch alle Sperlinge. Man schrieb aus Paris: Die Zahl der Pferde, welche täglich in Paris geschlachtet werden, beträgt nur 650. Der Omnibus-Gesellschaft, die bisher 7—8000 Pferde hatte, hat man einstweilen 4000 für ihren Dienst gelassen. Von Privatleuten haben nur noch die Aerzte das Recht, Pferde zu besitzen. — Die beiden Elephanten des Jardin des Plantes wurden bekanntlich für 30,000 Franken verkauft; der Hippopotamus wurde zu 80,000 Franken ausgeboten. Bis zum 8. Januar hatte sich aber noch kein Käufer gefunden. Ein großer Theil der Restaurants hat jetzt geschlossen; sie haben nichts mehr zuzubereiten. Potel und Chabot et Chevet bieten noch Geflügel und Hasen aus, aber zu enormen Preisen.

Man begriff nicht, warum Trochu sich mit dem kleinen nächtlichen Ausfall vom 13. Januar begnügt hatte. Gambetta's Organe prahlten in den Provinzen, Paris zähle eine halbe Million Bewaffneter, die einen großen Ausfall machen, die Deutschen zurückschlagen und sich mit einer der großen Entsatzarmeen im Westen, Norden oder Osten vereinigen würde. Zu gleicher Zeit prahlten Gambetta's Organe in Paris selbst, die Hauptstadt werde in den nächsten Tagen erst durch Aurelles, dann durch Chanzy, dann durch Bourbaki, dann durch Faidherbe entsetzt werden und Trochu schien seinen großen Ausfall immer nur aus dem Grunde zu verzögern, weil er die nahe Ankunft des Entsatzheeres abwarten wollte, um mit desto sichererm Erfolge ausfallen zu können. Es kam aber kein Entsatz. Als nun am 18. Januar den Parisern ganz unerwartet die große Huldigungsfeier des neuen deutschen Kaisers

in Verſailles erfolgte, geriethen ſie in fieberhafte Wuth und Trochu konnte nicht länger dem ungeſtümen Geſchrei nach einem großen Ausfall widerſtehen. Die Regierung der nationalen Vertheidigung erließ bereits am folgenden Tage eine Proklamation ganz im Style Gambettas, um den Muth der Truppen und des Volks anzufeuern. Sie lautete: Bürger! Der Feind tödtet unſere Frauen und Kinder; er bombardirt uns Tag und Nacht; er bedeckt mit Bomben unſere Hoſpitäler. Der Ruf: Zu den Waffen! iſt aus der Bruſt Aller hervorgegangen. Die unter uns, welche ihr Leben auf dem Schlachtfeld preis geben können, werden gegen den Feind marſchiren; die, welche bleiben, eiferſüchtig, ſich dem Heroismus ihrer Brüder würdig zu zeigen, werden nöthigenfalls die härteſten Opfer als ein anderes Mittel nicht ſcheuen, ſich dem Vaterland hinzugeben. Leiden und ſterben, wenn es ſeyn muß; — aber ſiegen. Es lebe die Republik!

Neunzig Bataillone oder nahezu 100,000 Mann brachen am 19. Januar aus Paris hervor, Linientruppen, Mobilgarden und mobiliſirte Nationalgarden, die Linie voran und zwar auf der ganzen Süd- und Südweſtſeite der Stadt, ſo daß ſich das Schlachtfeld auf Sevres, Meudon, Garches, St. Cloud, Bougival, Malmaiſon, Vaucreſſon ꝛc. erſtreckte. Es wurde ein zweimeiliges Terrain nothwendig, um den Kampfplatz beſtreiten zu können. Der mit dieſen koloſſalen Streitkräften unternommene Ausfall war gegen das 5. Corps gerichtet, von dem hauptſächlich die 9. Diviſion ſtark engagirt war. Die Franzoſen drangen mit vielem Elan vor und es ſchien wirklich, als ſeyen ſie ſich bewußt, auf dieſen letzten und größten Ausfall komme Alles an. Man wollte ſogar wiſſen, es ſeyen 150,000 Mann ausgezogen. Aber ihr Anſtürmen ſcheiterte an der gewohnten Feſtigkeit der Deutſchen und an der Zuſammenhangloſigkeit der franzöſiſchen Angriffskolonnen ſelbſt. Unter General Vinoy nahmen ſie zwar die Schanze von Montretout und behaupteten ſie eine zeitlang, wurden aber nicht rechtzeitig durch Ducrot unterſtützt, der mit der andern großen Angriffskolonne in

belohnen. Er begann ſeine erſte Rundreiſe durch Griechenland am 2 März, und die zweite am 9 December. In der Zwiſchenzeit, im Sommer, berief er die griechiſche Nationalverſammlung zu einer Sitzung in Argos am 23 Julius. Dieſe vierte Nationalverſammlung erließ 13 Decrete. Sie billigte 1) die Antwort des Präſidenten an Dawkins, die Blokade betreffend, und ermächtigte den Erſtern, an den künftigen Unterhandlungen über das Schickſal Griechenlands im Namen dieſes Landes Theil zu nehmen, jedoch unter Vorbehalt ihrer Ratification. Sie billigte 2) alle bisherigen Regierungsacte des Präſidenten und des Panhellenions (der Regierung zu Aegina), und ſanctionirte die Erſetzung des Panhellenions durch einen Senat von 20 Mitgliedern. Sie regelte 3) die Finanzen und ermächtigte zu einer Anleihe von 60 Millionen Franken. Sie überließ 4) dem Präſidenten die Organiſation der Land- und Seemacht. Sie bewilligte 5) Entſchädigungen für die, welche dem Vaterlande die größten Opfer gebracht, z. B. Hydria, Spezzia, Ipſara, der Garniſon von Miſſolunghi ꝛc. Sie ermächtigte die Regierung 6) alle Gemeindeſchulden, die vor 1821 gemacht worden, zu übernehmen. Sie billigte 7) die neuen griechiſchen Münzen, ſtiftete 8) einen Ritterorden, ermächtigte 9) den Präſidenten, da er die Civilliſte ausſchlug, außerordentliche Ausgaben aus dem Staatsſchatze zu decken, beſchränkte 10) die Ausfuhr von Alterthümern, ſorgte 11) für die Waiſen, 12) für die Rechtspflege, und beſtimmte 13) die künftige Sitzung der fünften Nationalverſammlung. Die Sitzung ſchloß am 18 Auguſt. — Was die Finanzen anlangt, ſo reichte das Einkommen des verwüſteten Landes nicht hin, die Ausgaben zu decken. Indeß genoß Griechenland Subſidien von Frankreich und Rußland.

die Schlacht eingreifen ſollte. Der Grund war nach der Kreuzzeitung folgender: General Ducrot, der den rechten Flügel, alſo den gegen Malmaiſon gerichteten Angriff kommandirte, hatte ſeiner Truppe den Befehl gegeben, um 7 Uhr früh auf dem Platze zu ſeyn. Die beiden Diviſionen Berthaud und Surbielle erſchienen aber erſt um halb 1 Uhr und zwar, weil ſie wegen der Barrikaden nicht hatten aus der Stadt gelangen können! Die Offiziere des Generalſtabes hatten ſich begnügt, den Truppen dieſer beiden Diviſionen die Straßen vorzuſchreiben, durch welche ſie bis zum Sammelplatz marſchiren ſollten, es aber nicht der Mühe werth gehalten, ſich von der Gangbarkeit dieſer Straßen zu überzeugen. Nun hatte die Barrikadenkommiſſion, unter der ſublimen Leitung des Herrn Rochefort, die Straßenzugänge nach jener Seite hin kunſtgerecht barrikadirt, ſo daß die Truppen entweder einzeln durch enge Durchläſſe kriechen, oder über die improviſirten Hinderniſſe hinwegklettern mußten. Ducrot ſoll auch ſo außer ſich über dieſe nicht zu entſchuldigende Verzögerung geweſen ſeyn, daß er im Park von Longboyau offenbar den Tod geſucht und ſich den preußiſchen Kugeln entgegengeſtellt habe. Rochefort ſelbſt wurde verwundet. Vinoy's Truppen, zu lange nicht unterſtützt, hatten ſchon den Muth verloren.

Am Abend flüchtete Alles wieder hinter die Mauern der Hauptſtadt zurück und dieſe letzte große Anſtrengung der Pariſer war wieder eine vergebliche. Man ſchrieb aus Verſailles: „Die Verluſte der Franzoſen vom 19. ſind ſo ſchrecklich, daß der franzöſiſche General Noël ſelbſt die Anzahl der Todten und Verwundeten auf 6000 Mann angibt. Noch geſtern ſah ich auf den Höhen von Garches und der Montretoutſchanze die Leichname der Franzoſen hoch aufgethürmt unbeerdigt daliegen. Offiziere, Pariſer Bürger, ja Frauen kamen bis an unſere Vorpoſten, um die Leichen der mobilen Nationalgarden nach Paris hineinzuſchaffen, während man ſich um die todten und verwundeten Linientruppen wenig kümmert

und dieſelben ruhig uns zurückläßt. Unſere Artillerie iſt es vornehmlich geweſen, welche zum Erfolg des Tages beigetragen und den Sieg über die feindliche Artillerie wieder errungen hat; die franzöſiſche Infanterie hat ſich im Allgemeinen tapfer geſchlagen. Den rechten Flügel kommandirte General Ducrot, den linken General Vinoy, während Trochu vom Obſervatorium aus die ganze Schlacht dirigirte. In dieſem blutigen Kampfe verloren die Deutſchen 39 Offiziere und 616 Mann. Der Verluſt der Franzoſen erwies ſich ſchließlich höher, als er anfangs geſchätzt worden war, bis auf 9000 Mann. Am folgenden Tage wurden in St. Cloud noch 10 franzöſiſche Offiziere mit 330 Mann gefangen genommen, die zurückgeblieben waren und ganz naiv verlangten, in die Kapitulation von Paris eingeſchloſſen zu werden."

Eine ſolche war nun noch nicht erfolgt, konnte jedoch nach dem abermals mißlungenen Ausfall nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Schon unmittelbar nach dem Kampf ließ Trochu durch ſeinen Adjutanten Heriſon um einen zweitägigen Waffenſtillſtand bitten, um die Todten beerdigen zu können, und damals ſchon hieß es, er habe auch ſchon wegen der Kapitulationsbedingungen ſondiren ſollen.

Während des Kampfs waren die preußiſchen Truppen von Verſailles vor Paris marſchirt und die Einwohner von Verſailles bildeten ſich ein, ſie würden nicht wiederkommen, ſondern getödtet oder gefangen werden. Sie erſchracken daher, als plötzlich von der andern Seite her Bayern einrückten. Der Schrecken wich aber bald dem Erſtaunen über den bayriſchen Durſt. „Die bayriſche Brigade, hieß es, hat uns alles Bier ausgetrunken; die Wirthe ſchlugen die Hände über dem Kopf zuſammen."

Viertes Buch.

Niederlage der französischen West- und Nordarmee.

Die Niederlagen der Loirearmee hatten die Flucht der Delegation von Tours nach Bordeaux zur Folge. Dieselbe zog ab mit allen ihren Bureaus, Kassen, mit dem diplomatischen Corps und mit ihren Zeitungen und Pressen. Aber wer etwas zu verlieren hatte, flüchtete mit. Zahlreiche Familien aus der Touraine suchten sich in lächerlichem Schrecken vor den Deutschen, als wären es Menschenfresser, nach dem Süden zu retten. Am übelsten waren die überaus zahlreichen Verwundeten dran, die im harten Winter nach dem Süden transportirt wurden, weil die Lazarethe in Tours keinen Platz mehr für sie hatten. Man schrieb aus Bordeaux: „Es ist ein schrecklicher Anblick, diese mit den Opfern des Krieges angefüllten Bahnzüge hier eintreffen zu sehen. Zu 600 oder 800 schleppen sie sich aus den Waggons, die Einen bleich vor Fieber, die Anderen den Arm in der Binde, das Bein mit Bandagen umwickelt oder den Kopf verbunden.“ Man rechnete, daß von den Schlachten an der Loire nicht weniger als 12,000 verwundete Franzosen fortgeschafft wurden; 600 kamen in Bayonne an und andere füllten das schöne Schloß der Kaiserin Eugenie in Biarritz, noch andere brachte man nach Pau.

Ihnen entgegen kamen immer noch neue Colonnen von frisch

zusammen getriebenen Moblots, denn Gambetta fuhr unablässig fort, das friedliche Landvolk aus seiner Ruhe aufzuhetzen und durch seine republikanische Gensdarmerie wie Schafe zur Schlachtbank schleppen zu lassen. Man las rührende Schilderungen von thränenreichen Abschieden der Eltern und Angehörigen auf allen Bahnhöfen. Ein Engländer, welcher fast zwanzig Jahre in Bordeaux etablirt ist, schrieb damals: „Die Engländer sind gewiß das Volk, welches sich am leichtesten betrügen läßt — wir haben hier laut aufgelacht, als wir zuerst in den großen Londoner Blättern die Schilderungen der rauhen Römertugend des neuen republikanischen Frankreichs lasen, und Paris-Karthago ist fast noch irriger und fabelhafter. Wißt Ihr, was die neuen republikanischen Heere wie Heerden von Schlachtvieh zusammentreibt? Wißt Ihr, was Paris vertheidigt? Furcht, heißt die blasse Canaille! Furcht vor Gambetta, Furcht vor den Rothen, die nach ihm kommen, Furcht vor dem Pöbel, Furcht vor dem Nachbar, der Dich dem Pöbel denuncirt! Ich weiß, daß mir das zu Hause Niemand glauben wird; es ist aber darum doch wahr, daß hier das Unglaubliche geschieht, lediglich, weil sich immer Einer vor dem Anderen fürchtet. Es ist ein harter Bann, aber ein Bann, den das erste laute Wort bricht, und dieses Wort kann in der nächsten Minute gesprochen werden."

In der That hatte Gambetta den Bogen überspannt und die Hoffnungen, die er noch in Tours gehegt, fingen in Bordeaux an, tief zu sinken. Die Stadt Bordeaux, der Gambetta's Blätter immer vorgelogen hatten, die Deutschen seyen geschlagen und auf dem Rückwege, war auf die vielen Flüchtlinge, die jetzt ankamen, nicht gefaßt gewesen. Sogar die fremden Diplomaten konnten in der ersten Zeit kein Unterkommen finden. „Für Minister- und Gesandtenhotels werden ganz fabelhafte Preise gefordert. Ein Privatmann bot sein Haus für 28,000 Francs monatlich an. Als Lord Lyons, der englische Botschafter, noch spät Abends eintraf, konnte er kein Zimmer mehr im Hotel de Paris finden; er mußte sich

bequemen, in einem der Säle des Hotels auf einer improviſirten eiſernen Bettſtelle die Nacht zuzubringen. Ritter Nigra, der italieniſche Geſandte, ſchlief in einem Lehnſtuhl. Metternich lief umher, um eine Wohnung zu ſuchen, und Djemil-Paſcha klopfte lange vergebens an, ohne daß ihm aufgethan wurde. Heute richtet man ſich ſo gut es geht ein, doch iſt noch kein Bureau gebildet, weil überall die paſſenden Tiſche fehlen. Von den Miniſtern iſt Gambetta allein nicht mitgekommen; er ſcheint ſeine flüchtigen Collegen necken zu wollen, indem er ihnen Bulletins über Bulletins ſchickt, welche die feſte Haltung des Generals Chanzy in den Himmel heben. Die Ueberſiedelung der Regierung iſt von einem kleinen ominöſen Unglück begleitet geweſen. Die Municipalität hatte kürzlich eine Anzahl werthvoller Bilder nach einem Saal in der Mairie ſchaffen laſſen, wo man ſie beſſer als in dem Muſeum gegen Feuer geſichert glaubte; aber in der Nacht am 9. Dezember kam durch Schornſteinbrand dort Feuer aus und nur ein Theil der Bilder konnte gerettet werden; mehrere ſchöne Gemälde von Eugen Delacroix, Horace Vernet, Dreux ꝛc. wurden von den Flammen vernichtet."

Der Rückzug von Tours, ſchrieb man aus Bordeaux, wird überall an der Loire als ein Unglück betrachtet, die Panik ſteigt; Bordeaux iſt der Zufluchtsort für ganz Weſtfrankreich geworden; die Verwaltung des Landes iſt in einer unſäglichen Verwirrung, der Präfekt von Bordeaux erließ am 15. Dezember eine Proklamation, worin er „gegen einige Geriebene" donnert, welche „die Verwirrung der Herzen" benutzen, „um ſie zu feigem Kleinmuthe zu treiben"; die Bewohner der edlen Gironde ſollen ſich beruhigen: „Die Regierung der Republik hat ſeit drei Monaten Wunder verrichtet, die nur die Republik thun konnte." Der Berichterſtatter des Journal de Genève, dem wir dieſe Einzelheiten entnehmen, fügt hinzu, dieſe Proklamation ſolle offenbar eine Verwarnung gegen die „Politiker" ſeyn, „die in den Verſammlungen des Grandtheatre die Theſe der conſtituirenden Verſammlung und

des Abſchluſſes des Friedens befürworten." — Dieſer Präfekt, gänzlich Gambetta's Werkzeug, terroriſirte die Stadt und hinderte jede Friedensdemonſtration. Viele Abgeordnete des vormaligen geſetzgebenden Körpers eilten nach Bordeaux, um im Verein mit Thiers, Grevy und Girardin für die endliche Einberufung einer Conſtituante zu wirken, aber Gambetta litt es nicht, wollte ſeine Dictatur behaupten und ſchwur immer noch, Frankreich ſey unbeſiegbar.

Eine Flugſchrift la vraie situation, die im Dezember erſchien, erklärte ſich eifrig für die Berufung einer Nationalvertretung und ſchlug vor, ſofern Deputirtenwahlen mitten im Kriege ſchwierig vorzunehmen ſeyen, ſolle man die Generalräthe einberufen und dieſelben als eine Nationalverſammlung legitimiren. Kaum aber war dieſer Vorſchlag gemacht, als die Delegation in Bordeaux augenblicklich ſämmtliche Generalräthe und Arrondiſſementsräthe in Frankreich entließ und durch Departementalcommiſſionen erſetzte. Denn die dermaligen Regenten fürchteten, die Generalräthe würden, wenn ſie zuſammenträten, eine neue Regierung einſetzen und die monarchiſche Form der republikaniſchen vorziehen. Sie aber wollten ſich nicht ſo bei Seite ſetzen laſſen und wandten vor, die Generalräthe müßten abgeſetzt werden, weil ſie noch unter dem Kaiſerreich erwählt worden ſeyen.

Ohne Zweifel hat Gambetta in der fortgeſetzten Vertheidigung der Republik ſeinen höchſten Ruhm geſucht, und wenn auch diesmal die Republik nicht haltbar ſeyn ſollte, doch für eine künftige Republik vorgearbeitet. „Gambetta, ließ ſich damals eine Stimme vernehmen, Gambetta und die Seinen wünſchen, der Republik den Kredit zu verſchaffen, daß ſie bis auf's äußerſte gekämpft und erſt nachgegeben habe, nachdem ſie aus ihrer letzten Feſte vertrieben und in's Meer hinausgeſtoßen worden ſey. Sie ſind überzeugt, daß die Regierung, welche gebildet wird, um Frieden zu ſchließen, die Ausführung dieſer erniedrigenden und unpopulären Aufgabe nicht lange überleben wird. Und dann — ſo raiſonniren ſie — wenn dann

das Land vom Feinde geſäubert iſt, wer anders ſollte da an's Staatsruder berufen werden, als die Männer, welche lieber bis auf's äußerſte kämpften, als eine Feſtung oder einen Fuß breit Landes aufzugeben? So rechnen dieſe Herren, deshalb führen ſie den Krieg fort und ignoriren in ihren Proklamationen und Rundſchreiben jede Möglichkeit, Frieden zu ſchließen. Gleichzeitig mit ihrem Ringen gegen den Feind machen ſie dann Propaganda für ihre republikaniſchen Grundſätze, und gleichviel, wie bonapartiſtiſch oder orleaniſtiſch eine Stadt oder ein Bezirk ſeyn mag, es werden alle möglichen Mittel angewandt, um wenigſtens den Schein zu wahren, daß die Regierung überall, wo ſie nur hinkomme, bei der Mehrheit des Volkes mit ihren Grundſätzen und ihren Ideen Anklang finde."

Daraus erklärt ſich auch, warum Gambetta in Lyon immer noch die rothe Fahne wehen ließ und ſie nicht wegzureißen befahl, obgleich man es nach der grauenhaften Ermordung Arnauds dringend von ihm forderte. Er wollte die zahlreichen Anhänger der rothen Republik im Ausland ſchonen und auf ſeiner Seite behalten. Die „France" machte ihm darüber die bitterſten Vorwürfe. „Sie beſchwört den Dictator, endlich dem Unfuge zu ſteuern und in Lyon Ordnung zu ſtiften; allein bis jetzt paßt es ihm beſſer in den Kram, dieſe Fahne als Honig für die europäiſchen rothen Schmeißfliegen zu ſchonen, und wenn er dem allgemeinen Unwillen demnächſt nachgibt, ſo wird er nicht verfehlen, dem Vater Garibaldi und ſeinen Jüngern ſein Bedauern über die Bornirtheit der Franzoſen auszuſprechen. Uebrigens ſetzt der Dictator jetzt eine neue Adreſſenfluth in Bewegung. Bordeaux geht dabei voran; Stichwort iſt der Satz: ‚Frankreich kann nicht anders als durch die Republik gerettet werden, durch ſehr beträchtliche Opfer und durch außerordentliche Mittel, welche die Bürger auf den Altar des Vaterlandes zu legen haben; Frankreich hat unermeßliche Hülfsquellen, es iſt Pflicht der Regierung, dieſelben flüſſig zu machen.' Der

Dictator braucht Geld, die Gemeinderäthe müſſen ihn jetzt darum in hochtönenden Adreſſen bitten, es zu nehmen."

Die Auflöſung der Generalräthe fand in mehreren Departements (Maine und Loire) einen lebhaften Widerſpruch. Auch Thiers gerieth mit Gambetta in Streit. Indeſſen behauptete der Dictator ſeine uſurpirte Gewalt, verkündete trotz aller Niederlagen immerfort Siege. Im Dezember ließ Gambetta in vielen tauſenden von Exemplaren eine Depeſche aus Paris unter dem Volk verbreiten, worin die Vertreibung der Deutſchen vor Paris folgendermaßen verkündet wurde: „160,000 Preußen getödtet oder verwundet, 6000 Mann in der Marne ertrunken, 270 Kanonen genommen, 180 vernagelt, 67,000 Gefangene. Bourbaki getödtet. Bismarck verwundet und mit ſeinem Generalſtabe zu Gefangenen gemacht. Ganze preußiſche Armee auf dem Rückzuge gegen Oſten. Wilhelm in Metz. Vinoy und Ducrot verfolgen die fliehende preußiſche Armee und machen viele Gefangene. Trochu marſchirt auf die Normandie zu, ſeine Vorpoſten ſind in Mantes, Briant ſteht mit 70,000 Mann zwiſchen Havre und Rouen." Im Beginn des neuen Jahres verkündeten franzöſiſche Zeitungen, die bayriſche Kammer habe durchgeſetzt, daß alle Bayern aus Frankreich zurückberufen würden, die Preußen ſeyen dadurch außerordentlich geſchwächt worden und Frankreich müſſe ſiegen, da die Deutſchen unter ſich ſelbſt ſo uneins ſeyen. In gleicher Weiſe wurde die Oppoſition Liebknechts und Bebels in Berlin von der franzöſiſchen Preſſe ausgebeutet.

Man rechnete, die Loirearmee habe in ihren ſechstägigen Kämpfen faſt 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Nichts deſtoweniger verkündete Gambetta auch diesmal, er habe geſiegt. Kaum war der angebliche Sieg der Loirearmee am 9. November über v. d. Tann erfochten, ſo war in den Lyoner Zeitungen zu leſen: „Jetzt, — nach dem ſo glänzenden Siege bei Orleans über das bayriſche 1. Armeecorps, kann der Frieden nur noch in Berlin diktirt, und ſelbſt Gambetta müßte abgeſetzt werden,

wenn er nun nicht das linke Rheinufer verlangte." — Dagegen klagte der François auf's ſchmerzlichſte über Gambetta's Lügenſyſtem. Das Kaiſerthum habe gelogen und die Wahrheit verſchwiegen, die Republik mache es noch ärger. Wenn es wahr ſey, daß die Hofgenerale Frankreich in's Verderben geſtürzt hätten, ſo ſey das doch kein Grund für die Strategen „der Clubs und Kneipen" ihnen nachzuahmen und es noch ärger zu machen.

Das erſte Dekret, welches das Kriegsminiſterium aus Bordeaux erließ, als die von Tours geflüchtete Regierung dort ankam, lautete: In Zukunft wird jede der Armeen der Republik mit einem Gensdarmerie-Regiment zu Pferde verſehen werden, welches unter dem ausſchließlichen Commando ſeines Oberſten ſtehen wird. Dieſer Oberſt correſpondirt direkt mit dem Miniſter, von welchem er abhängig iſt. Ein Kriegsgericht in Permanenz wird im Rücken einer jeden Armee errichtet und von dem Oberſten des Gensdarmerie-Regiments befehligt. — Das bedeutete ſo viel, als die Guillotine hinter der Armee herführen, um die Generale zu köpfen, wenn ſie nicht ſiegten, wie in der erſten Revolution. Zugleich wurde eine Kommiſſion niedergeſetzt, um die Uebergabe von Straßburg und Metz zu unterſuchen und Uhrich und Bazaine in Anklageſtand zu verſetzen. General Sol, Commandant von Tours, welcher bei Annäherung der ſiegreichen deutſchen Truppen dieſe Stadt, die bereits von der Regierung verlaſſen war, mit ſeinen Leuten ebenfalls verlaſſen zu müſſen glaubte, wurde deshalb ſogleich abgeſetzt. Ebenſo General Morandy, „wegen Unfähigkeit". Mehrere Blätter fingen über Gambetta zu klagen an: „Statt des Erfolges, den man im Namen der Dictatur verſprach, iſt der Mißerfolg (revers) eingetreten, und das erſte Schauſpiel, das wir erleben, iſt der Verſuch der Regierung, alle Verantwortlichkeit, die ſie vor Kurzem noch auf ihre eigenen Schultern nahm, von ſich abzuwälzen und das ganze Gewicht derſelben dem Befehlshaber des beſiegten Heeres zur Laſt zu legen." Die France, die von Paris nach Tours überſiedelt

war und der Regierung auch wieder nach Bordeaux folgte, setzte dem Dictator am schärfsten zu, daher man sich wundern muß, daß er es duldete. Sie erklärte, eine Dictatur lasse man sich überhaupt nur in der äußersten Noth gefallen, dann müsse sie aber auch helfen. Und was habe Gambetta geholfen? Seit er regiere, werde eine Schlacht nach der andern verloren, falle eine Festung nach der andern in die Gewalt des Feindes und müsse die Regierung selbst aus einer Stadt in die andere flüchten.

Man schrieb damals aus Brüssel, als Gambetta von der Loirearmee weggegangen sey, „habe er einen Anfall von Geisteskrankheit gehabt. Er gesticulirte, schrie, lief hin und her, gab die absurdesten Befehle, und verlangte Aufklärungen über die einfachsten Dinge. Sein Anblick machte einen peinlichen Eindruck auf die Anwesenden. Cremieux und Glais-Bizoin waren in der größten Bestürzung und fanden kein Wort zur Beruhigung ihres Collegen. Im Hintergrunde des Salons bemerkte man den Admiral Fourichon mit Thränen in den Augen." Zum Verwundern wäre es nicht, wenn Gambetta den Verstand verlöre bei dem Gedanken an die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet und an die Aussichtslosigkeit seiner Anstrengungen und der Vergeblichkeit seines Lügensystems.

Wenn er nur das Volk fanatisiren konnte, war diesem Gambetta jedes Mittel gleich. Auf der einen Seite bediente er sich Garibaldis, der die Kirchen in Frankreich plünderte, auf der andern der bigotten Vendeer, Charettes, Cathelineau, Kellers und der immer wieder auftauchenden Jungfrau von Orleans. Aber er durfte es wagen, denn seine Parteigänger fielen ganz ungenirt in denselben Widerspruch. „Während auf der einen Seite Argwohn und Verdächtigung die Gemüther in Frankreich erfüllen, geben gerade, wie aus Lyon geschrieben wird, die Extremsten, die enragirten Socialisten mit der blutrothen Cocarde, sich dem kindlichen Glauben an eine zweite Jeanne d'Arc hin, die in der That nicht nur eine Mythe

Der letztere Staat ſandte dem Präſidenten im Sommer eine Million Rubel, und Frankreich machte ſich außer dem, was es ſchon früher gegeben, noch anheiſchig, vom 1 April an monatlich 100,000 Franken zu zahlen. Als im Herbſt in Folge des 8 Auguſt die Auszahlung der Subſidien von Seite Frankreichs Anſtand fand, ſandte der eben ſo reiche als großmüthige Herr Eynard auf eigne Rechnung 700,000 Franken nach Griechenland, im November. Die Thätigkeit der Philhellenen hatte überhaupt noch nicht aufgehört. Im Herbſt begab ſich die Gräfin Lebrun ſelbſt nach Griechenland, um an Ort und Stelle für die zahlreichen griechiſchen Waiſenkinder zu ſorgen. Auch die Nordamericaner zeigten ſich großmüthig, und gründeten in Morea auf ihre Koſten eine Colonie aus andern Gegenden vertriebener Griechen unter dem Namen Waſhingtoniana.

In Navarin ereignete ſich in der Nacht vom 18 auf den 19 November ein großer Unglücksfall. Während eines in dieſer Jahreszeit ungewöhnlichen äußerſt heftigen Gewitters ſchlug der Blitz in die Citadelle und entzündete einen Pulverthurm, der ſogleich aufflog, 30 Menſchen tödtete, viele andere verſtümmelte und überhaupt in den Feſtungswerken großen Schaden verurſachte.

Am Schluß des Jahres ſah Griechenland einer nahen Entwickelung ſeiner Angelegenheiten entgegen. Der Friede von Adrianopel war geſchloſſen, und England ſowohl als die Pforte zeigten ſich geneigt, dem neuen griechiſchen Staate eine völlige Unabhängigkeit zuzugeſtehen, da man bisher immer noch nicht mehr für Griechenland zu hoffen gewagt hatte, als ein Verhältniß zur Türkei, wie es in der Moldau und Wallachei beſtand, nämlich zwar eine eigne

iſt. Catherine Panis, eine Magd aus dem Dorfe Saint-Laurent (Ain-Departement) hat wirklich erklärt, von der Mutter Gottes den Auftrag erhalten zu haben, Frankreich von ſeinen Feinden zu befreien. Mit einem Degen in der einen und einem Roſenkranz in der anderen Hand erſchien ihr die heilige Jungfrau und befahl ihr nach Paris und Orleans zu gehen, um dort den Befehlshabern den Willen des Himmels zu verkündigen. Gegen das Ende des Oktober hat ſie dieſe Reiſe gemacht, faſt ohne Geld und ohne jede Begleitung, und dennoch iſt ſie erſt nach Paris und dann nach Orleans hineingelangt, ohne von den Preußen behelligt zu werden. Die Herren der Regierungen ſollen erſt ſehr ungläubig in Betreff ihrer Miſſion geweſen ſeyn, worauf Catherine ruhig hinwegging, um in der Kirche zu beten. Dieſes Gebet wirkte; Trochu ließ ſie zu ſich rufen und ſandte ſie, nachdem er ihre Botſchaft gehört hatte, nach Orleans. Der Pfarrer von Saint-Laurent, der das alles ſchriftlich beſtätigte, fügt hinzu, daß der Gouverneur ſich nach dem Namen und Wohnort der neuen Jeanne d'Arc erkundigt habe, um ſich bei ihr Rath erholen zu können, und die Arbeiter in Lyon wiſſen, daß Trochu auf Catherinen's Antrieb in Notre-Dame de Fourvieres eine Meſſe für den Triumph der franzöſiſchen Waffen habe leſen laſſen."

Dieſe fromme Jungfrau fand eine Concurrentin. Anfangs Dezember ſchwärmten die franzöſiſchen Blätter wieder von einer zweiten Jungfrau, die in den Vogeſen eine Freiſchaar commandirte, aber keine Heilige, ſondern ein abenteuerlicher, weiblicher Wildfang war.

Sogar der alte Cremieux, von dem man glaubte, er billige die Uebertreibungen Gambettas nicht, ließ ſich doch noch in Bordeaux verleiten, am 26. Dezember bei einer Muſterung der Nationalgarde derſelben zu erklären, dieſelbe ſey feſt entſchloſſen jeden Reactionsverſuch zu unterdrücken, denn die Republik allein könne Frankreich retten. Er unterſtützte alſo Gambetta's Schreckensſyſtem. Alle

Anhänger dieſes Syſtems verdoppelten ihren Eifer. Der Präfekt des Departements Cote d'Or, Luce-Villiard, befahl allen Unterpräfekten und Maires, den Volkskrieg zu organiſiren, aber in der Art, daß ſie ſich nicht nutzlos in undisciplinirten Haufen dem überlegenen Feind entgegen ſtürzen ſollten, ſondern lauernd in Hinterhalten. In jeder Gemeinde ſollten einige entſchloſſene Männer jeden Morgen ausrücken und von einem ſichern Orte aus, ohne eigene Gefahr auf die Preußen ſchießen. Ihnen ſollen Prämien ertheilt werden. Auch ſoll jeder feige, jeder, der dem Feind Lebensmittel liefert, denuncirt und beſtraft werden. Denſelben Terrorismus übte zu Toulouſe mit diktatoriſcher Gewalt ein gewiſſer Duportal, der die Preſſen aller ſog. reaktionären Zeitungen, d. h. aller die ſich gegen den Terrorismus auflehnten, zertrümmern ließ. — Später fand man auch die Beweiſe, daß Gambetta ein „ſchwarzes Cabinet" eingerichtet hatte, worin er alle Briefe, die auf die Poſt gegeben worden waren, aufbrach und leſen ließ, wie unter der kaiſerlichen Regierung. Er war alſo nicht befugt, ſeiner Republik größere Freiheit nachzurühmen.

Gegen ein ſo ungeheuerliches, ſo lange anhaltendes und ſyſtematiſches Lügenſyſtem, wie es Gambetta trieb, trat endlich einer ſeiner ehemaligen Parteigenoſſen ſelbſt, der Republikaner Laufrey in einem Leitartikel unter dem Titel „Die Dictatur der Unfähigkeit" auf. Laufrey hatte die Geſchichte des erſten Kaiſerreichs geſchrieben und darin vom republikaniſchen Standpunkt aus dem Kaiſerthum alles denkbare Böſe nachgeſagt. Jetzt aber zürnte er: Eine Republik wie die gegenwärtige unter der Regierung Gambettas, ſey noch eine viel ſchlimmere und verächtlichere, als die kaiſerliche. „Sollen wir, fuhr er fort, etwa warten, bis Alles verloren gegangangen iſt, ehe wir anerkennen, daß wir den gröbſten Mißgriff thaten, als wir dieſem Advokaten die Leitung des Krieges anvertrauten? Iſt die Erfahrung nicht ſchon vollſtändig genug? Wir hatten drei Monate Friſt, um eine ſolide Armee zu organiſiren:

die Elemente fehlten nicht, sie wollten nur disciplinirt seyn. Aber man zog es vor, enorme Quantitäten Menschen zusammen zu bringen, die nicht bewaffnet, ausgerüstet und ernährt werden konnten. Alles brachte man außer Schick und Ordnung, ohne darum die alte administrative und militärische Routine abzuthun. Man vernichtete das Vertrauen der Soldaten durch die unmotivirte Absetzung ihrer Führer. Aus Journalisten dritten Ranges machte man Armee-Chefs, unsere Finanzen überlieferte man finanzwirthschaftlichen Abenteurern; die wichtigsten Aemter vertraute man politischen Zigeunern an, die von Morgen bis Abend Pakte mit dem Tod schlossen, in Wahrheit aber nur einen Pakt mit ihrer Gage geschlossen haben. Jedermann wird die Richtigkeit dieses Gemäldes zugeben. Und das Schlimmste haben wir noch vergessen. Niemals hat man dem Lande die Wahrheit über seine eigene Lage gesagt. Die wichtigsten Nachrichten erhielten wir immer erst durch die fremden Blätter. Erst von ihnen erfuhr man den Fall Touls, Verduns, Schlettstadts, Neubreisachs, Amiens', Thionvilles, Rouens ꝛc. Europa wußte schon drei Tage lang die traurige Kapitulation von Metz, als man uns noch von glücklichen Ausfällen Bazaines vorschwatzte. Man erzählte uns von Ausfällen aus Paris, die nie anderswo, als auf dem Papiere existirt haben; man ließ Truppen auf geographischen Punkten figuriren, wo es nie welche gegeben hat."

Mittlerweile kam die große Winterkälte und die Waffen ruhten einige Zeit. Der Großherzog von Mecklenburg und Prinz Albrecht konnten sich sogar auf einige Tage nach Versailles begeben, während Prinz Friedrich Karl die Loire hütete. Auf dem Kriegsschauplatz an der Loire war schreckliche Noth eingetreten. Man las im preußischen Staatsanzeiger: An den Hauptstraßen, wie z. B. zwischen Artenay und Orleans, liegen in Folge dessen die Dinge schon seit 2—3 Wochen so, daß die deutschen Militärbehörden die Verpflegung der zurückgebliebenen Einwohner haben übernehmen müssen, da dieselben ohne solche Unterstützung der bittersten Hungersnoth preis-

gegeben seyn würden. Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich in den Bezirken zwischen Châtaudun und Vendôme, bez. Tours. Am 31. Dezember schrieb man aus Bordeaux, viele Bauern weigerten sich die Steuern zu bezahlen, weil die Ausrüstungen so viel gekostet haben und aller Verkehr stocke. Die armen Bauern befanden sich in der übelsten Klemme. Gambetta befahl ihnen den Volkskrieg, sie sollten überall auf die Deutschen schießen, jedes Dorf, jedes Haus vertheidigen. Tod wurde ihnen gedroht, wenn sie den Deutschen Lebensmittel gäben. Wenn aber Francstireurs aus ihren Häusern schossen, wurden diese von den Deutschen nach Kriegsrecht in Brand gesteckt. Wie sollten die Bauern sich helfen? Die Moblots wurden wie das Vieh zusammengetrieben und gleichsam in den Kampf gepeitscht, wenn sie sich durch die erlogene Nachricht von Siegen nicht aufreizen ließen. Wenn sie dann in der Schlacht davon liefen, so lobte Gambetta hinterdrein ihre Tapferkeit und gab nur den Generalen die Schuld der Niederlage.

Ich kann mich der Vermuthung nicht enthalten, Gambetta habe mephistophelisch mit dem französischen Volke gespielt. In seinen verlogenen Siegesnachrichten, wie in seinen grausamen Befehlen tritt ein Sarkasmus hervor, der fast die Schadenfreude eines Shylock verräth. Helle Schadenfreude blitzt aus dem Verfahren des jüdischen Advokaten mit den französischen Generalen hervor. Erst bestrahlt er sie mit Gnade und rühmt sie mit Uebertreibung, dann wirft er sie verächtlich weg, schilt sie feige und klagt sie als Verräther an. Keratry dankt ab, weil er die sog. Westarmee für kampfunfähig erkennen muß und weil er sich nicht von Gambetta befehlen lassen will, er müsse auch mit solchen Truppen siegen. Gambetta aber lacht den Erzürnten aus und macht öffentlich großes Rühmen von der Stärke und trefflichen Haltung der Westarmee. Er jagt die guten Generale von der Armee weg, stellt sie vor Gericht, überhäuft sie mit Schande und macht dann Journalisten, welche nie Pulver gerochen haben, wie Lissargaray und Perrin zu Divisionsgeneralen.

Niederlage folgt auf Niederlage, er läßt in ſeinen Berichten Sieg auf Sieg folgen. Erſt rühmt er Tours und ſchreibt dann von Bordeaux aus: „Der Sitz der Regierung konnte in keiner geeigneteren Stadt aufgeſchlagen werden, als in der Hauptſtadt der Gironde. In Tours war ſie dem entnervenden Einfluſſe einer Bevölkerung ausgeſetzt, deren Schlaffheit traditionell iſt. (!) Hier, inmitten der thätigen Bevölkerungen, wird die Regierung geſtärkt. Es iſt die Sache der freien Regierungen, ſich immer durch die öffentliche Meinung beſeelen zu laſſen.“ In dieſer Manier ſchien er darauf auszugehen, alle Begriffe zu verwirren und ſich nur perſönlich an dieſer allgemeinen Confuſion zu ergötzen. Daneben hatte er durch ſeinen Sekretär, ohne Zuſtimmung der Regierung in Paris, in London 300 Millionen aufnehmen laſſen, legte aber über deren Verwendung niemals Rechnung ab.

Gambetta begab ſich wieder zu Chanzy. Das Lager von Conlie, das viel von ſich reden gemacht hatte, wurde aufgegeben, angeblich wegen Verſumpfung, obgleich es damals hart gefroren war. Chanzy hatte ſo viel als möglich Mobots zuſammengebracht, um noch einmal einen Kampf mit dem Prinzen Friedrich Karl aufzunehmen. Dieſer hatte bisher bei Orleans Stellung genommen, um Bourbaki zu beobachten, der ſich nach Nevers zurückgezogen hatte, und um zugleich Chanzy im Auge zu behalten. Als indeß Bourbaki ſich oſtwärts wandte, um Garibaldi zu unterſtützen und General Werder, der dieſem entgegenſtand, unterdeß durch das Corps von Zaſtrow, welches Mezières eingenommen hatte, von der einen und durch das Corps von Treskow von der andern Seite unterſtützt wurde, brauchte Friedrich Karl keine Rückſicht mehr auf Bourbaki zu nehmen und ging in Verbindung mit dem aus Paris zurückgekehrten Großherzog von Mecklenburg direkt auf Chanzy los. Der erſte Zuſammenſtoß erfolgte am 6. Januar im Weſten und Nordweſten von Vendome, bei Azay. Die Franzoſen wurden zurückgeworfen. Ebenſo am 7. bei Sargé und Regent

le Retrou. In diesen ersten Gefechten machten die Deutschen 1100 Gefangene. Aber die Verfolgung dauerte immerfort und am 9. und 10. wurden wieder 2000 Gefangene gemacht. Nach einem weiteren Kampf am 11. bei Lombron und La Chapelle wurde am 12. Le Mans eingenommen und mußte 4 Millionen Franks Contribution zahlen, weil Bürger in der Stadt auf die deutschen Truppen geschossen hatten. Die Flüchtigen stopften sich am Thor, es gab ein entsetzliches Gedränge. Der fliehende Feind war so in Deroute, daß die Zahl der Gefangenen, die er zurückließ, in allen diesen Gefechten zusammen genommen 26,000 Mann betrug. Seine Artillerie war wohl nicht zahlreich, denn man nahm ihm nur 19 Geschütze ab, aber eine große Menge Munition und Vorräthe. Viele der letztern erbeutete man auch noch in dem verlassenen Lager von Conlie.

Chanzy selbst gestand sein Unglück ein. In einem Tagesbefehl redete er seine Truppen an: „Nach glücklichen Kämpfen kam plötzlich eine schmähliche Schwäche, eine unerklärliche Panik über euch, welche ein theilweises Verlassen wichtiger Positionen herbeiführte, und die Sicherheit der Armee gefährdete. Ein energischer Versuch, dies wieder gut zu machen, wurde nicht gemacht, trotz sofortiger Ertheilung der nöthigen Befehle. So mußten wir Le Mans aufgeben." Die Moblots waren so entmuthigt, daß folgender Fall vorkam, den die Times erzählt. Zwei preußische Dragoner stießen nach dem Kampf auf 30 Moblots und sollten sich ergeben, thaten es aber nicht. „Wenn wir mit euch gehen," sagten sie, „so müssen wir eure Entbehrungen und schlechte Lage theilen; kommt ihr aber mit uns, so werdet ihr an unserem Comfort Theil nehmen und zugleich den Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges entgehen." Diese Begründung erschien den Mobilen unwiderstehlich und die beiden Dragoner kamen zu ihrem Regimente zurückgeritten, hinter sich die 30 Mobilen, die ihnen gleich Schafen folgten. Gewöhnlich

ſagt der Mobloi, er ſey ungern in den Krieg gegangen und beklagt ſich bitter über die Regierung, die ihn ſo ſeiner Familie entriſſen und welche nun beängſtigt über ſein Schickſal ſey. »Ah, vous êtes heureux, vous avez votre Moltke, mais nous autres nous sommes trahis.«

Aus der Schlacht von Le Mans erzählt ein Augenzeuge einem franzöſiſchen Blatt, dem Courrier de la Gironde, folgende Epiſode: „Die franzöſiſche Armee hatte bei Yvré l'Evèque furchtbare, von einem dreifachen Kranz von Geſchützen beſetzte Stellungen inne. Aber plötzlich, von einem unbegreiflichen Schwindel ergriffen, flohen unſere Truppen nach allen Richtungen und warfen ihre Säcke, Flinten, ja ſelbſt ihre Revolver fort. Die Wege waren buchſtäblich damit bedeckt. Auf dem Bahnhof von Le Mans waren menſchenfreundliche Perſonen beſchäftigt, in einem letzten Eiſenbahnzug die am Tage vorher herangeführten Verwundeten unterzubringen. Die Unglücklichen wurden, ſo gut es ging, in Viehtransportwagen auf Stroh gebettet und ſie ſollten eben abgehen, als die erſten Ausreißer eintrafen, denen bald viele andere folgten. Da ereignete ſich eine ſcheußliche Scene. Die Flüchtigen ſtürzten ſich in die Wagen, packten die Verwundeten beim Kopf, an den Füßen, an den Armen und warfen ſie unbarmherzig auf's Trottoir, um ſich ihrer Plätze zu bemächtigen. Bei ihrer Menge war an keinen Widerſtand zu denken. In jedem Wagen ſchichtete ſich eine enorme Menge dieſer Ausreißer auf; Einer ſtieg auf den Andern; an allen Ecken im Innern klammerten ſie ſich an, bis der Wagen voll gepfropft war. So ging der letzte Zug, der Le Mans verließ, ab. Bei der eilfertigen Flucht hatten ſich auch viele Soldaten, obgleich ſie nicht ſchwimmen konnten, in die Huisne geworfen und fanden in dem Fluß ihren Tod. Die Offiziere machten übermenſchliche Anſtrengungen, die Aufgelöſten zum Stillſtand zu bringen. Aber Bitten, Drohungen, Alles war vergebens. Ich ſah einen verwundeten Offizier, der, nachdem er alles mögliche verſucht hatte, die Leute anzu-

halten, in seiner Wuth und Verzweiflung seinen Revolver den Flüchtigen vor die Brust hielt und sie niederschoß."

Die Anstrengungen der Truppen waren durch das Terrain und durch die Jahreszeit vermehrt. Die Verfolgung des Feindes ging der sog. Perche entlang, einem Landstrich zwischen Vendome und Le Mans. Das ganze Land ist hier wellenförmig, mit Alleen durchzogen, jeder kleine Grundbesitz mit Hecken umgeben. Die Höfe liegen zerstreut. Durch dieses Gewirr nun mußten die Truppen erst bei großer Kälte im tiefen Schnee, dann wieder bei Thauwetter in Wasser und Schmutz und bei neuem Frost auf Glatteis marschiren. Die Verfolger und die Flüchtigen litten gleich sehr. Die Erstern waren aber kräftiger und besser gekleidet. Von den Letztern wurden lächerliche Dinge erzählt. Daily News erfuhr, was sich schon vor dem Kampf bei Le Mans zugetragen habe. „Grade als sie in's Gefecht gehen sollten, fingen 15,000 Bretagner zu weinen und zu heulen an und brüllten nach Priestern, um zu beichten. Kurz, wie die Beichte auf dem Schlachtfelde ist, so war der Verzug, welcher dadurch entstand, daß man ihr Verlangen bewilligte, doch groß genug, um schädlich zu werden, aber das Elend war, daß, anstatt daß ihr Muth durch die Beichte gefestigt worden wäre, sie gar keine Lust zum Fechten hatten und die Ersten waren, die davon liefen."

Als die Jammerbotschaft Chanzy's nach Paris gelangte und seine Depesche dem Minister des Auswärtigen Jules Favre durch Chaudordy überschickt wurde, las Favre die Anfangsworte: Un grand malheur, las gar nicht weiter und schickte sie an Trochu, dieser aber schickte sie zurück, weil sie chiffrirt war und der Schlüssel dazu nur im auswärtigen Amt zu finden war. Auch Gambetta erhielt die Jammerbotschaft, posaunte Chanzy's Niederlage aber noch am 28. Januar in einem Telegramm folgendermaßen aus: „General Chanzy erhält große Verstärkungen von allen Seiten, die Stellungen der Armee sind gut, die Armee ist solid; die Nachrichten aus dem

Oſten bezeugen die Disciplin und Feſtigkeit von Bourbaki's Armee. Seine Dispoſitionen in Folge der Gefechte bei Belfort beſeitigen jede Gefahr für den linken franzöſiſchen Flügel" u. ſ. w. Auch rief Gambetta jetzt ſchon die Alterklaſſe von 1871 zu den Waffen und berechnete dieſen Zuwachs der Armee kühn zu 350,000 Mann. Charette, welcher bei Orleans verwundet und gefangen, aber wieder entwiſcht war, ſollte ein großes Commando erhalten. Während man in Paris immer prahlte, Gambetta's ſtets neu geſchaffene Heere würden bald die Hauptſtadt entſetzen, ließ Gambetta dieſe Hoffnung durch lügenhafte Berichte unterſtützen. Eins ſeiner Pariſer Organe, der Gaulois, ſchrieb damals: „Wir ſind derart mit guten Nachrichten geſättigt, daß es faſt unglaublich ſcheint, und doch müſſen wir uns vor der Evidenz beugen. Wir werden alſo befreit werden. Frankreich iſt überall ſiegreich, und bald werden wir uns wiederſehen, nachdem wir alle Barbaren aus Frankreich verjagt haben. Es iſt kein Zweifel mehr vorhanden; welch' immenſes Glück!"

Der Prinz von Joinville hatte ſich ſchon ſeit einigen Wochen bei der unglücklichen Weſtarmee eingefunden und ihr ſeine Dienſte angeboten, war aber nicht zugelaſſen worden. Jetzt ließ ihn Gambetta verhaften, Thiers aber intervenirte und beſtimmte Gambetta, den Prinzen freizulaſſen, d. h. ihn von zwei Gensdarmen begleitet, nach St. Malo, um dort nach England eingeſchifft zu werden, bringen zu laſſen. Der Prinz von Joinville ſoll ſich ſehr ſcharf ausgedrückt und u. A. geſagt haben: „Ich erwartete keine ſolche Behandlung Seitens des Herrn Gambetta. Ich erinnere mich der Zeit, und es iſt nicht lange her, wo er bei uns in Claremont dinirte. Wie die Würden die Sitten ändern! Sagen Sie ihm, daß ich ihn bald in England erwarte." Man glaubte, Gambetta habe gefürchtet, die Marineſoldaten und Matroſen, die den eigentlichen Kern der Weſt-Armee bildeten, würden zu ihrem ehemaligen Admiral abfallen, denn das war Joinville geweſen und hatte ſich bei ihnen beliebt gemacht. Auch ſein Bruder, der Herzog von Aumale, war zur

Westarmee gegangen, verließ sie jedoch bald wieder. Ihr Neffe, der Herzog von Chartres (Bruder des Grafen von Paris), der schon 1859 bei der piemontesischen Armee in Italien mitgefochten, kam auch hierher und blieb. „Gambetta schickte einen Emissär an ihn, um ihn aufzufordern, die Armee und Frankreich zu verlassen, widrigenfalls man ihn verhaften werde. Der Herzog weigerte sich aber, der Aufforderung Folge zu leisten; er erklärte, er sey Franzose und habe das Recht und die Pflicht, in der französischen Armee mitzukämpfen. Der Emissär Gambettas wollte nun zur Verhaftung schreiten. Die Sache wurde ruchbar, die Soldaten murrten und der Emissär wagte nicht, Hand an den Prinzen zu legen, der nun noch immer bei der Armee des Generals Chanzy ist."

Die französische Nordarmee, welche sich unter General Bourbaki in Lille und Amiens gesammelt hatte, war stärker als die Westarmee, und es zogen ihr viele nicht nur französische Soldaten, die in Belgien internirt waren, sondern auch belgische Soldaten und vorzugsweise Unteroffiziere zu, die ein hohes Handgeld verführt hatte. Auch war diese Armee reichlich mit aus England eingeschmuggelten Gewehren versehen. Anfangs war Bourbaki (von griechischer Abkunft, aber 1816 in Paris geboren) als bekannter Anhänger des Kaisers in Arras, Amiens und Lille schlecht empfangen worden, doch setzte Gambetta durch, daß er das Commando behielt. Er sollte nun gegen Paris marschiren, um in der letzten Woche des November den Entsatzversuch der Loirearmee zu unterstützen und die deutsche Cernirungsarmee von Norden her anzugreifen, während die Loirearmee sie von Süden fassen und das bewaffnete Paris einen mächtigen Ausfall machen sollte.

Aber man hatte im preußischen Hauptquartier vorgesorgt, ihn zur rechten Zeit aufzuhalten, und die nächste Umgebung von Paris auf der Nordseite war längst vom Feinde gesäubert. Schon am 4. Oktober hatte man die Franzosen aus Breteuil verjagt, am 8. einen Streifzug nach St. Quentin unternommen. Am 16. Oktober

Regierung, aber unter der Suzeränetät der Pforte. Allein Griechenland ſollte dieſe gänzliche Selbſtſtändigkeit nur auf Koſten ſeiner Gränzen werden. England willigte nur inſofern in die Unabhängigkeit, als Rußland darein willigte, daß Griechenland auf Morea und die Cycladen beſchränkt blieb. Dieſen Mittelweg ſchlug Polignac vor, derſelbe Miniſter, der das Protokoll vom 22 März unterzeichnet hatte, worin die Gränzen Griechenlands weiter ausgedehnt worden waren. — Ferner kam man darin überein, daß Griechenland als ein ſelbſtſtändiges Königthum zu ſeinem erſten erblichen Regenten den Prinzen Leopold von Coburg, Eidam des Königs von England, erhalten ſollte, der durch ſeinen Reichthum, durch ſeine Mäßigung und Loyalität vorzüglich für den neuen Thron geeignet ſchien. Allein das Schickſal wollte es anders, wie das Jahr 1830 bewieſen hat. Die Unterhandlungen mit dem Prinzen Leopold hatten für Griechenland zunächſt nur die unangenehme Folge, daß die alten Nebenbuhler und Privatfeinde des Grafen Capodiſtrias, in der Hoffnung, er werde bald vom Regiment abgeſetzt werden, ihm daſſelbe erſchwerten, und mit größerer Kühnheit ſeinen wohlwollenden Maßregeln Hinderniſſe in den Weg legten.

6.

Zuſtand der Türkei.

Die Pforte erhielt von Rußland den erſchütternden Stoß in einem Moment der Schwäche, nämlich nach einem blutigen Bürgerkriege. Zwei Syſteme hatten ſich in der Türkei ſo eben

eroberten die Preußen nach kurzer Belagerung Soissons mit 128 Geschützen, einer Kriegskasse und reichen Vorräthen und machten 99 Offiziere und 4633 Mann zu Gefangenen. Am folgenden Tage rückten sie nach kurzem Gefecht in Montdidier ein. Eine preußische Grenadiercompagnie entführte durch Ueberfall bei Nacht 40 französische Lokomotiven aus Sevron. Dagegen ließ sich eine Abtheilung mecklenburgischer Dragoner bei Launois am 26. Oktober nächtlich überfallen, von Franctireurs, die sich „Eber der Ardennen" nannten, wie man einst einen berüchtigten Ritter jener Gegend genannt hatte. Indessen richteten diese Helden nicht viel aus, denn als General von Manteuffel mit seinem Armeecorps heranrückte, fiel Schlag auf Schlag auf die Nordarmee. Am 20. November wurde ihr Vortrab bei La Fere geschlagen, am 21. St. Quentin besetzt, am 24. unterlagen die Franzosen wieder in Gefechten bei Roye und Mezières. Am 26. ergab sich die kleine Festung La Fere mit 2000 Mann und 70 Geschützen. Am 27. kam es zur Hauptschlacht bei Moreuil, in welcher Bourbaki nach einem zehnstündigen blutigen Kampf in die Flucht geschlagen, ein französisches Marinebataillon von preußischen Husaren gänzlich niedergeritten und 700 Franzosen gefangen wurden. Die Nordarmee war so zerrüttet, daß sie in wilder Flucht davon lief, ohne sich noch einmal in Amiens festzusetzen, durch welches sie passiren mußte. Diese schöne Stadt capitulirte schon am folgenden Tage. General Göben besetzte sie ohne Widerstand, 11 Offiziere, 400 Mann ergaben sich mit 30 Geschützen. Der Präfekt war entflohen, der Maire hatte den Kopf verloren. Die Arbeiter machten einen schwachen Versuch, Barrikaden zu errichten, ohne Erfolg. Panik herrschte überall. Nur die Knaben sammelten sich am Bahnhof, lasen die Gewehre auf, welche die französischen Soldaten haufenweise auf der Flucht weggeworfen hatten, und schossen damit nach der großen Uhr des Bahnhofs. Dieser Unfug kostete dreien von ihnen das Leben, die aus Unvorsichtigkeit erschossen wurden. Endlich kamen preußische Ulanen und

hinter ihnen die Truppen des General Göben, welche rasch die Ordnung herstellten. Man schätzte den Gesammtverlust der Franzosen in diesen Kämpfen zu 5000, den der Deutschen zu 1400 Mann. Die Franzosen ließen ihre Todten und Verwundeten liegen. „Die wohlhabenden Bürger von Amiens, schrieb ein Augenzeuge, kümmerten sich nicht im mindesten um die Soldaten, welche zu ihrer Vertheidigung ihr Blut vergossen haben. Man überließ das der englischen internationalen Gesellschaft, und erst seit ganz Kurzem fangen die Leute der Stadt an, etwas für ihre Hunderte von Verwundeten zu thun, deren täglich ganze Nester voll entdeckt werden."

Der General von Manteuffel verfolgte den Sieg von Amiens und rückte in der Richtung von Rouen gegen die Meeresküste vor. Die Zerrüttung der französischen Nordarmee war so vollständig, daß sie sich nicht wieder sammeln konnte, um ihm einen ernstlichen Widerstand zu leisten. Am 4. Dezember hatten seine Truppen nur noch einen kleinen Kampf zu bestehen, wobei sie 400 Mann mit 10 Offizieren gefangen nahmen. Schon am 6. wurde Rouen, die Hauptstadt der Normandie, von General v. Göben besetzt. Sie zählt 100,000 Einwohner. „In militärischer Beziehung wird die Reorganisation der geschlagenen Nordarmee durch die Besetzung der Hauptstadt jener Distrikte nahezu unmöglich, die weitere Aufbietung geordneter Streitkräfte in diesen Gegenden unausführbar gemacht. Strategisch fällt in Rouen der fast wichtigste Punkt des Nordens in die Hand der Deutschen, der Knotenpunkt zweier Bahnen, die zur See — nach le Havre und Dieppe — und einer, die nach dem Innern, nach Paris, führen, so daß durch die Besetzung dieses Vorortes der Normandie die weitere Zufuhr von Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges von der See aus von dieser Seite wohl als zur Zeit vereitelt anzusehen seyn dürfte; endlich ist auch die Seine-Schifffahrt vorläufig als unterbrochen zu betrachten." Am 9. Dezember befand sich auch schon der wichtige Seeplatz Dieppe in der Gewalt der Deutschen. Man hörte zwar, nachdem Bourbaki

nach Tours gegangen, habe General Faidherbe das Commando der Nordarmee übernommen, aber weder von ihm, noch von dieser Armee war etwas wahrzunehmen.

In beiden Städten waltete eine friedliche Gesinnung vor und sie leisteten keine Gegenwehr. Die Bewohner von Rouen lieferten willig alle ihre Waffen ab, „Klingen und Schießgewehre aus jedem Jahrhundert werden abgeliefert, Handkarren voll phantastischer Theaterwaffen, Kisten voll Pistolen und Revolver, Gewehre jeder Construktion." In Dieppe brachten die Einwohner ebenfalls alle ihre Waffen zusammen und retteten sie auf ein Schiff im Hafen, wie auch viele Werthgegenstände und dachten an keine Vertheidigung. In den Straßen sah man Flaggen von allen Nationen, welche die Häuser schützen sollten. Besonders viele Engländer glaubten dadurch von Einquartierung frei zu werden. Die preußischen Truppen zogen ganz ruhig ein, thaten niemand etwas zu Leide, quartierten sich aber bei den Engländern so gut wie bei den Franzosen ein und marschirten bald wieder ab.

Französische Blätter logen, die Preußen hätten in Rouen 15 Millionen Contribution gefordert. Sie nahmen gar kein Geld, sondern nur, was sie dringend nöthig hatten, 20,000 Paar Stiefeln, 80,000 Decken, Pferde und Proviant. Sämmtliche französische Truppen flohen aus Rouen nach Havre. Von hier wurde am 8. Dezember (nach der Weserzeitung) geschrieben: „Die ganze Armee, welche auf so schimpfliche Weise vorigen Sonntag bei Rouen floh, ist hier in einem Zustande angekommen, der nicht zu beschreiben ist. Die Affaire bei Rouen war über alle Begriffe unwürdig. Panik ist ein zu milder Ausdruck, um den Zustand der Truppen zu beschreiben, und dabei ist es doch Thatsache, daß von zehn der Leute neun nicht einmal die Preußen zu Gesicht bekommen haben. Sie warteten nicht einmal, bis diese ihnen nahe kamen. Jemand verbreitete das Gerücht, sie seyen umzingelt, worauf die ganze Armee von 30,000 Mann wie eine Schaar Kaninchen Reißaus nahm.

Die Schweizer Ambulance war mit den Truppen, und sobald das pêle-mêle anhub, machten sie sich gleich allen Uebrigen auf und davon. Die Flucht, denn Rückzug kann es nicht genannt werden, von Rouen hierher muß wahrhaft entsetzlich gewesen seyn. Die armen Teufel mußten zu Fuß laufend den Weg von dort bis Honfleur machen, eine Entfernung von beinahe 70 englischen Meilen, ohne irgend welche Nahrung und bei schneidendem Frost und Schnee. Viele müssen unterwegs umgekommen seyn. Die, welche ankamen, waren mehr todt als lebend, konnten kaum stehen, ihre Füße waren bei Einzelnen eine Masse von offenen, eiternden Wunden. Auf dem ganzen Wege hierher wurden die verschiedensten Gerüchte vom Nahen der ewigen drei Uhanen laut und erhöhten ihre Qualen. Von Honfleur wurden sie in Kähnen und Dampfern hier herüber gebracht, eine vollkommen demoralisirte Bande von Truppen, die vor Schrecken allein vernichtet war. Man sagt, daß wenn die Preußen ihnen nachgesetzt hätten, sie die ganzen 40,000 Mann hätten gefangen nehmen können. Hier schwören alle Obrigkeiten bei Allem was heilig ist, daß sie die Stadt bis auf den letzten Mann vertheidigen wollen, aber trotz ihrer 60,000 Mann und all ihrem Prahlen fürchte ich sehr, daß wenn die Deutschen kommen, der Zusammensturz alles Widerstandes noch schlimmer seyn wird als in Rouen. Alle die Bauern aus der Umgegend kommen in Schaaren in die Stadt, die Boulevards sind der Aufenthalt von Kühen, Schafen und Schweinen, sowie auch Wagen voll Möbeln, mit ihren unglücklichen Eigenthümern oben auf. Die Angst und Verzweiflung ist deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen."

Havre sollte energisch vertheidigt werden. Zu den freilich sehr entmuthigten Truppen von Rouen stießen 1200 Seesoldaten von Cherbourg und wurden noch 10,000 von Brest erwartet. Die Panik in Havre war so groß, daß General Brian, der mit 4000 Mann von hier nach Cherbourg rücken sollte, allein dahin abgehen mußte. Gambetta erließ einen donnernden Befehl, die Truppen abgehen zu

laſſen, aber die ganze Bevölkerung von Havre ſtand auf unter Commandant Mouchez, mußte, um nicht vom Pöbel ermordet zu werden, ſchwören, daß er keine Truppen aus der Stadt laſſen würde. Um den ſo geängſtigten Einwohnern, die ſich entſetzlich vor den Preußen fürchteten, wieder ein wenig Muth zu machen, verbreitete man Gambetta'ſche Lügen, Trochu habe in einem großen Ausfall aus Paris glänzend geſiegt, das Hauptquartier in Verſailles eingeſchloſſen, 50,000 Gefangene gemacht, Prinz Friedrich Karl ſey gefallen, Trochu rücke mit 100,000 Mann nach Nantes, 60,000 Mann unter General Vinoy würden in wenig Tagen nach Havre kommen, um die Stadt zu ſichern.

In den letzten Tagen des Jahres wurden auf Befehl des preußiſchen General v. Göben auf der Seine, um den franzöſiſchen Kanonenboten die Fahrt zu ſperren, ſechs engliſche Kohlenſchiffe verſenkt. Die engliſche Preſſe erhob darüber einen ſehr übereilten Lärmen, bis ſich herausſtellte, daß der preußiſche General genau nach den Regeln des Kriegsrechts verfahren war. Daher wurde aus London geſchrieben: Der unliebſame Zwiſchenfall mit den auf der Seine verſenkten ſechs engliſchen Kohlenſchiffen, denen neuerdings ein ſiebentes zugeſellt wurde, wird ſich, wie ich mit Beſtimmtheit erfahre, auf das befriedigendſte löſen, nachdem aus den Ausſagen der hier eingetroffenen Mannſchaften und den Erhebungen auf deutſcher Seite klar hervorgeht, daß weder eine Beleidigung der engliſchen Flagge, noch ein gegen Feindesgut üblicher Requiſitionsmodus Statt fand, ſondern daß den Schiffseigenthümern der von ihnen angeſetzte volle Werth ihrer Fahrzeuge beſcheinigt und angewieſen wurde. Daß die Anweiſung pünktlich eingelöſt werde, wird Sache der deutſchen Bundesregierung ſeyn, und was die nebenläufig erlittenen Unannehmlichkeiten beſagter Schiffseigenthümer betrifft, werden ſie dieſe tragen müſſen, wie mancher andere, der abſichtlich oder zufällig in den Bereich kriegeriſcher Operationen gelangt iſt.

Da von England aus den Franzosen auch ein unterseeisches Kabel zu Hülfe geschickt werden sollte, um damit die schnellste Verbindung von den Häfen Dünkirchen, Cherbourg und Brest mit Bordeaux herzustellen, legte der preußische Gesandte Graf Bernstorff in London Protest ein und die englische Regierung hielt das Kabel auf der Themse zurück.

Manteuffel dachte nicht daran, sich vor Havre aufzuhalten, denn nachdem er der Nordarmee solche Schläge versetzt hatte, daß sie zum Entsatz von Paris unfähig geworden, blieb es nur noch seine Aufgabe, theils sich nicht allzuweit von Paris zu entfernen, theils sich gegen die französische Westarmee zu bewegen, wenn diese sich etwa Paris nähern wollte. Die zerrüttete französische Nordarmee bekam, da Bourbaki zur Loirearmee abgegangen war, den General Faidherbe zum Führer. Derselbe hatte sich früher als Gouverneur von Senegambien einen guten Ruf erworben. Den Truppen desselben gelangen nun im Rücken Manteuffels einige Ueberfälle auf zurückgebliebene schwache deutsche Truppentheile (auf ein sächsisches Detachement von 150 Mann in Etrepagny, die Wiedereinnahme des kleinen Schlosses Ham, wo sich nur eine preußische Eisenbahnabtheilung nebst Bedeckungsmannschaft, im Ganzen 75 Mann befanden), die Wiederbesetzung von St. Quentin und die Wiederbelagerung von La Fere, nur auf wenige Tage.

Um die verzagte Bevölkerung der Normandie in's Feuer zu bringen, wandte Gambetta wieder seinen Terrorismus an. So machte er in der Stadt Abbeville, unfern von Amiens, einen fanatischen Handelscommis Namens Plancassagne zum Oberstlieutenant und unumschränkten Commandanten und derselbe setzte gleich unter dem Namen eines Kriegsgerichtshofs ein Revolutionstribunal nieder, welches „alle Spione" augenblicklich zum Tode verurtheilen sollte. Und um zu zeigen, daß es ihm Ernst sey, ließ er noch an demselben Tage einen angeblichen Spion hinrichten.

Indessen wandte sich Manteuffel, um dem Unfuge zu steuern,

wieder nach Amiens, ſchlug unſern davon bei L'Halu die Franzoſen wieder in einem größern Gefecht auf's Haupt, am 23. Dezember, und in der Verfolgung am 25. noch einmal bei Albert. General Faidherbe verlor 1000 Gefangene. So wurde von preußiſcher Seite auch hier die Aufgabe gelöst, jede ſich in der Provinz bildende Erſatzarmee zu zerſprengen, ehe ſie Paris erreichen konnte. Doch marſchirten unterdeß die in Cherbourg geſammelten franzöſiſchen Truppen von dort ab, um Gambetta's Centraliſirungsbefehlen gehorchend, die Weſtarmee zu verſtärken. Faidherbe zog ſich unter den Schutz der Feſtungen im Norden zurück. Es gab noch kleine Gefechte. Am 31. Dezember machten fünf Bataillone einen Vorſtoß gegen Rouen, warfen die Franzoſen zurück und ſtürmten das Schloß Robert le Diable, wobei ſie etwa 100 Gefangene machten. Am 3. Januar 1871 ſchlug eine preußiſche Diviſion den überlegenen Feind noch einmal nordwärts von Albert bis Bapeaume mit großem eigenen Verluſt und machten viele Gefangene. General Faidherbe zog ſich auf Arras und Douay zurück, behauptete aber öffentlich in einem Tagesbefehl, er habe geſiegt und gehe nur zurück, um Munition und Proviant zu ergänzen. Mit derſelben Ausrede hatte ſich Bazaine ſiegreich nach Metz zurückgezogen. Gleichzeitig überfiel General Bentheim am 3. Januar die Franzoſen in Moulinaux Lalont auf dem linken Ufer der Seine und machte viele Gefangene. Die Zahl der Gefangenen, die in dieſen Gefechten gemacht wurden, ſchlug man im Ganzen zu 4000 an, nach andern ſollen es gar 10,000 geweſen ſeyn. Ein Tagesbefehl des General Farre im Namen des Obergenerals befahl, die vielen flüchtigen Mobilen zu verhaften und durch Gensdarmerie nach Dünkirchen zu bringen.

Inzwiſchen fielen auch mehrere kleine Feſtungen des nördlichen Frankreich an der belgiſchen Grenze. Am 6. Januar wurde Rocroy durch einen Handſtreich genommen. Die Preußen hatten unbemerkt Kanonen vor die Feſtung gebracht und beim Einſchlagen der erſten

Bombe liefen die erschrockenen Mobilen davon. Nun folgte Schuß auf Schuß, die Stadt brannte und das Feuer kam dem Pulverthurm so nahe, daß die schwache Besatzung schnell capitulirte. Sie zählte etwa nur 300 Mann. Am 10. Januar nahm man auch Peronne und machte hier 3000 Gefangene. Sofern der Krieg sich so nahe an die Grenze zog, über welche die französische Nordarmee vielleicht hinübergedrängt werden konnte, stellte die belgische Regierung alsbald 60,000 Mann an der Grenze auf.

Mittlerweile wurde General v. Manteuffel zum Obercommando der Ostarmee abberufen und an seiner Stelle erhielt der tapfere General v. Göben den Oberbefehl über die bisher von Jenem commandirte deutsche Nordarmee.

Obgleich immer geschlagen, griff doch Faidherbe immer von neuem an. Das wäre ihm kaum möglich gewesen, wenn er nicht von den nahen Seeplätzen aus durch angeblich 12,000 Matrosen und Seesoldaten unter Marineoffizieren verstärkt worden wäre. Die Mobiots hätten nichts ausrichten können. Wie im Westen, so hielten sie auch hier im Norden den Deutschen nicht Stand. Der Maire von Bapeaume ließ nach dem Abzug der französischen Truppen in der Nähe der Stadt noch eine große Menge Waffen aufsammeln, welche sie weggeworfen hatten. Faidherbe erwies sich also immerhin als ein kühner General, wenn er mit so rohen Haufen und verhältnißmäßig nur wenigen Kerntruppen doch immer wieder die Offensive ergriff. Vielleicht machte ihm der Abgang Manteuffels Muth. Er rückte wieder gegen Amiens vor, seine Mobiots aber ermüdeten auf dem angestrengten Marsche, durch die vom Thauwetter aufgeweichten Felder. Da Faidherbe die Stellung Göbens zwischen Peronne und Amiens zu stark fand, wich er nach St. Quentin aus, wurde aber am 18. Januar von Göben's Vorhut schon gepackt und am 19. nach einem siebenstündigen heftigen Kampfe in wilde Flucht geschlagen, St. Quentin erstürmt. Die preußische Reiterei verfolgte die Fliehenden und die Zahl der Ge-

fangenen stieg an diesem Tage wieder auf 9000 unverwundete und 2000 verwundete, zum Beweise, wie sehr das Massenaufgebot der Moblots das Kämpfen satt hatte. Sie kamen zu Cambray im traurigsten Zustande an, viele barfuß und in Lumpen. Man hatte ihnen Schuhwerk mit Sohlen von Pappendeckel geliefert, worüber später noch eine Untersuchung geführt und der Schuldige, der Schuhfabrikant Caspar, zur Verantwortung gezogen wurde.

Ein Augenzeuge schrieb: Der ganze Weg war mit Soldaten, besonders mit Mobilen und Mobilisirten, bedeckt. Ein dichter, fetter Schmutz bedeckte denselben; einer jener feinen, eiskalten Regen fiel ohne Aufhören. Tausende von jungen Leuten schleppten sich mühsam fort. Keiner sprach mehr ein Wort. Sie hatten nicht die Kraft dazu. Von Zeit zu Zeit erhoben sie den Kopf und warfen einen verzweifelten Blick auf die Stadt. Unter ihnen kein Offizier, keine Stimme, die sie ermuthigt hätte. Von Zeit zu Zeit sah man einige, unfähig noch länger zu marschiren, zu Boden sinken und sich in den Schmutz niederlegen. Viele derselben waren der Art mit Schmutz bedeckt, daß sie jede menschliche Form verloren hatten. Die einen waren barfuß, andere in Holzschuhen, andere trugen einen Holzschuh und einen ledernen Schuh. Die Klagen über die Schuhe sind allgemein; es sind Schuhe aus Pappendeckel — so heißt es — die man uns gegeben, nach fünf Tagen zerfallen sie in Stücke.

Man sagte von Gambetta, er brächte jedem Heere Unglück, zu dem er käme, und das war wirklich bisher immer der Fall gewesen. Doch glaubte er, allgegenwärtig seyn zu müssen, um überall die Besiegten zu trösten und ihnen neuen Muth zu machen. Es scheint gleich unbegreiflich, daß er nach so vielen Erfahrungen immer noch auf Sieg hoffte, und daß das Volk sich immer von neuem von ihm aufwiegeln ließ. Doch erklärt sich das Eine daraus, daß er vielleicht nur mephistopheliſchen Hohn mit den armen Franzosen trieb, und das Andere aus der Dummheit der Massen, die sich von

ihm imponiren und auch wider Willen in den sichern Tod treiben ließen. Chanzy rief ihn nach seiner schrecklichen Niederlage bei Le Mans zu sich und er kam auch, um aller Welt zu verkünden, Chanzy habe gesiegt. Dann eilte er zu der Nordarmee und machte es hier ebenso. Faidherbe mußte in einem Tagesbefehl die treffliche Haltung seiner Truppen rühmen, nachdem sie eben barfuß, in Lumpen und verhungert nach Cambray und Lille geflohen waren.

Gambetta hielt zu Lille eine Rede voll Ruhmredigkeit und Zuversicht: „Die Republik hat sich mit der Sache des Vaterlandes vollständig solidarisch gemacht. Wenn sie unterliegen würde, so würde es nicht an Reactionären fehlen, um die Verantwortlichkeit zu tadeln, welche sie auf sich genommen. Man muß also das Land retten. Man muß auch die unglückliche Bevölkerung retten, die ihr Vertrauen in sie gesetzt. Erinnern wir uns daran, daß 15,000 Elsäßer ihre überfallenen Provinzen verlassen haben, um sich nach Lyon zu begeben und sich den Landesvertheidigern anzuschließen; wir können sie nicht verlassen, denn sie sind die Repräsentanten derer, welche die Beute des Feindes geblieben sind. Heute würde der Friede die Verstümmelung des Vaterlandes seyn. Es steht Niemandem zu, einen einzigen Zoll des französischen Territoriums abzutreten. Wegen des Glückes unserer überfallenen Bevölkerungen, wegen der Ehre derer, die bis jetzt dem Einfalle entgangen sind, können wir kein Stück Erde, keine Fraction der Bevölkerung abtreten. Frankreich ist der Vertheidigung bis auf den letzten Mann verfallen, sonst ist es auf immer vernichtet. Während 20 Jahren hat Bonaparte unsere Armeen vorbereitet; er hat für dieses gottlose Werk mehr als 20 Milliarden vergeudet, und doch verschwanden er und seine Armeen nach 14tägigem Kampfe. Seit vier Monaten steht fast das sich selbst überlassene Frankreich vor formidablen Armeen, ohne eine Milliarde verausgabt zu haben, und sein Widerstand hat die ganze Nation entzündet, — der Feind ist besiegt.

blutig bekämpft, das System der altgläubigen Janitscharenaristokratie und das der modernen, den christlichen Staaten nacheifernden Monarchie. Schon seit längerer Zeit sahen die türkischen Sultane ein, daß ihre Herrschaft in Europa untergehen müsse, wenn nicht auch sie mit der Zeit fortschritten und den Christen in der Kriegs- und Staatskunst nachkämen. Allein die verjährte Macht und rohe Indolenz der Janitscharen hinderte jede nützliche Reform. Schon hatte ein Sultan, der ihnen zu trotzen wagte, es mit dem Leben büßen müssen. Sultan Mahmud indeß ließ sich dadurch nicht abschrecken, die Reformation dennoch durchzusetzen, und seiner klugen Berechnung und kühnen Beharrlichkeit gelang es, das mächtige Corps der Janitscharen zu vernichten und die türkische Armee auf europäischen Fuß zu organisiren. Die Reform der Macht zog natürlicherweise auch die der Sitten nach sich. Seit dem Sturz der Janitscharen nahm der (uns Europäern besonders durch Burkhardts Reisen enthüllte) moderne Unglaube unter den Muselmännern reißend überhand, und der Sultan begünstigte denselben, indem er nicht nur Andern erlaubte oder sogar gebot, die alten strengen Gebräuche zu vernachlässigen, sondern auch selbst dabei das erste Beispiel gab. Man mag ihm nun große politische Voraussicht oder nur den Instinct der Selbsterhaltung zutrauen, gewiß ist, daß er an den alten Vorurtheilen und Gewohnheiten nicht länger festhalten durfte, ohne sich und sein Reich in unausbleibliches Verderben zu stürzen. Er mußte, wie Peter der Große schon vor hundert Jahren gethan, seinem Lande europäische Cultur geben, sich dem politischen System Europa's anreihen. Allein er war kein Peter der Große und konnte es vielleicht nicht seyn. Er beschränkte sich darauf, seine Soldaten europäisch einexerciren zu lassen, sich in der Kleidertracht mehr den europäischen

Denn Deutschland entvölkert sich. Seine ganze Bevölkerung ist unter den Waffen. Bei ihnen ist der Gedanke abgestorben, der Handel ist null, der Ruin ist überall. (Wie plump gelogen!) Bei uns ist das Leben der Gesellschaft nur behindert, aber es ist nicht abgestorben, und wenn wir, stark durch unser Recht und unser Gewissen, widerstehen, so kann Alles gerettet werden. Wenn die Preußen in drei Monaten noch auf unseren Territorien sind, so sind sie verloren. Durch alle möglichen Opfer müssen wir sie dort festhalten, um sie sicherer zu verderben."

Am 17. Januar begannen die Preußen das Bombardement der Festung Longwy, deren Commandant, Oberst Massaroly eine Noblesse zeigte, wie sie in diesem Kriege bei französischen Offizieren nur selten vorkam. Er lieferte nämlich 51 gefangene Preußen auf die loyalste Weise aus, wofür man ihm eine gleiche Zahl französische Gefangene zurückzugeben versprach. Uebrigens wurde Longwy nach einer neuntägigen Beschießung von General Krenski am 25. Januar zur Capitulation gezwungen. Man fand hier 200 Geschütze und machte 9000 Gefangene. An demselben Tage wurden zwei belgische Soldaten auf belgischem Gebiet bei Tournay von französischen Franctireurs erschossen, was die Belgier sehr erzürnte.

Im Anfang des Januar waren in Brest wieder 120,000 Gewehre aus England zur Bewaffnung neuer französischer Aushebungen angelangt. Man bemerkte aber bei den Moblots sowohl im Norden als im Westen, keine Lust, statt der auf der Flucht weggeworfenen Gewehre wieder neue in die Hand zu nehmen. Trotz aller Prahlereien und des Beifalls, den ihm ein republikanischer Pöbelhaufe schenkte, konnte Gambetta in Lille die verzagte Bevölkerung nicht mehr aufrichten und entfernte sich nach Calais, um an andern Punkten an der Nordküste Frankreichs noch Streitmassen aufzutreiben. Indessen setzte er noch eine große Hoffnung auf die Vereinigung Bourbakis mit Garibaldi im Osten Frankreichs.

Fünftes Buch.

Niederlage der französischen Ostarmee.

Noch weniger wie die Nordarmee vermochte die Ostarmee, die auch Armee der Vogesen genannt wurde, unter Garibaldi auszurichten. Ihm gegenüber stand die badische Division unter General Werder, die wir in Dijon verlassen haben. Sie war bis zu diesem Punkte vorgerückt, um die Verbindung mit Paris und zugleich mit dem Prinzen Friedrich Karl zu erhalten, durfte sich aber nicht weiter westwärts entfernen, damit nicht etwa Garibaldi's Schaaren zum Oberrhein durchbrechen könnten. Daß die Franzosen wirklich dahin trachteten, wurde oft wiederholt. Aber Straßburg fiel, Schlettstadt und Neubreisach fielen und kein Entsatz zeigte sich, hier so wenig, wie vor Metz. Garibaldi war als Italiener den französischen Generalen, als fanatischer Feind des Papstes dem katholischen Landvolk in Frankreich zuwider.

Erst spät im November wagte Garibaldi nach Dijon gegen Werder vorzugehen, der unterdeß die erübrigten Belagerungstruppen von Schlettstadt und Neubreisach an sich gezogen hatte. Auf dem Vormarsch gelang es seinem Sohne Ricciotti am 23. November in Chatillon 800 preußische Landwehrmänner bei Nacht im Schlafe zu überfallen. Sie selbst waren durch ihre Unvorsichtigkeit an ihrem Unglück schuld, denn sie hätten sich vor den verrätherischen Ein-

wohnern beſſer vorſehen können. Mehr als hundert von ihnen, darunter zwei Oberſten und zwei Majore wurden in den Betten oder halb angekleidet auf der Straße getödtet, 11 Offiziere und 167 Mann gefangen. Die Uebrigen retteten ſich. Drei Tage ſpäter hoffte der alte Garibaldi das Hauptquartier des General Werder in Dijon eben ſo glücklich zu überraſchen, wurde aber bei Pasques unfern von Dijon derb empfangen. Es war ſchon Nacht, aber die Badener waren wachſam. Die Karlsruher Zeitung berichtet: „In der Dunkelheit gab Garibaldi Befehl zum Ueberfall unſerer Stellung bei Talant mit allen Kräften. Augenſcheinlich hoffte er auf dieſe Weiſe, in der Nacht noch in die Stadt zu gelangen, dort ähnlich wie in Chatillon einen Straßenkampf zu organiſiren und uns ſo zu delogiren. In geſchloſſenen Maſſen brach ſomit der Gegner um ¾7 Uhr vor. Dieſem Anpralle ausweichend, repliirten ſich unſere äußerſten Poſten und Feldwachen auf das Gros. Unter dem grell aufflackernden Licht des Schnellfeuers ſah man nun die Elite Garibaldi's in ihren bei dieſer Beleuchtung unheimlich rothen Uniformen avanciren. Allein nur kurz war die Ueberraſchung. Schon hatte das unmittelbar bei Daix ſtehende Bataillon Ungar vom 3. Regiment die Gefahr erkannt. Den Helden von Etival war das Commando ‚vorwärts' noch friſch im Gedächtniß; dem Feinde mit Hurrah entgegen, aufmarſchiren, die Vorpoſten in ſich aufnehmen, und einen glühenden Kugelregen dem Angreifer entgegenſenden, war das Ergebniß weniger Minuten. Zwei zähe Gegner ſtanden einander gegenüber; jeder aufblitzende Schuß beleuchtete ein kampfbegieriges, trotziges Geſicht; hüben und drüben galt es Stehen oder Fallen — kein Weichen. Dort aufregende italieniſche und franzöſiſche Rufe, hier das ruhige deutſche Commandowort; dort der alt gewordene, kriegsgewohnte Condottiere, hier der junge deutſche Soldat, ſeiner Kraft durch eine Kette von Siegen ſich ſelbſt bewußt. Dreimal rückten die Garibaldianer, Arm an Arm, und unter dem Singen der Marſeillaiſe mit anerkennenswerther Bravour vor, erſt auf

50 Schritte gaben sodann die Unseren ihr Feuer auf Commando ihrer Offiziere ab — es war vernichtend. Dieses Nachtgefecht war ein Prüfstein für die Disciplin unserer Soldaten; sie haben die Probe wacker bestanden. Nach dem dritten Angriff, etwa um ½8 Uhr, löste der Feind sich endlich in wilder Flucht auf, das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt lassend. Unser Verlust belief sich auf 43 Mann und 5 Offiziere." Aus Unmuth über seine Niederlage kam der alte Garibaldi nicht wieder, nur sein Sohn Menotti deckte am Morgen noch durch ein kleines Gefecht die Flucht der Uebrigen.

Bipponi, ein italienischer Journalist im Lager Garibaldis, schrieb: In den Gefechten in der Nähe von Dijon seyen die französischen Mobilgarden von einer panischen Furcht befallen worden und in der feigsten Art davon gelaufen. Um ihrer Flucht Einhalt zu thun, stieg Garibaldi von seinem Wagen und fing an, die Marseillaise zu singen, aber es half ihm nichts, der Rückzug mußte angetreten werden. Signor Podio schreibt aus Autun, die Mobilgarde sey bei den ersten Schüssen der Deutschen in einem unbeschreiblichen Schrecken davongelaufen, und als die Garibaldianer sie zurückhalten wollten, schossen sie ihre Musketen auf dieselben ab und brauchten ihre Bajonette gegen ihre italienischen Kameraden. Das sey aber noch nicht Alles gewesen. Der arme Menotti Garibaldi sey von ihnen beschimpft und von seinem Pferde gerissen und auf den Erdboden geworfen worden; einige hätten selbst mit ihren Gewehren auf ihn gezielt. Er sey wie durch ein Wunder, durch das Einschreiten seines Stabes gerettet worden, der ihn den Händen dieser Schurken entrissen habe.

Werder ließ den Feind bis nach Autun verfolgen, aber nicht weiter, denn er mußte seine Truppen beisammen halten. Keller griff Autun am 1. Dezember an, fand aber die Stadt zu fest und zog sich wieder zurück. Auf dem Rückweg bei Chateauneuf war ihm in einem Waldthale ein Hinterhalt gelegt, die Badener aber nahmen die Höhen mit Sturm und schlugen den Feind in wilde

Flucht, „eine der brillanteſten Leiſtungen unſerer Truppen in dieſem Feldzuge.“

Nach dem Bericht eines badiſchen Offiziers in der Weſerzeitung ſchlugen ſich die fanatiſirten Fremden in Garibaldi's Heer beſſer als die Franzoſen. „Unſere badiſchen Truppen haben ihr Theil geſchafft. Hunderte von Garibaldianern, Spaniern, Polen, Rizzarden und Franzoſen lagen mit eingeſchlagenen Schädeln auf dem Schlachtfelde.“ Dagegen ſchrieb der Italiener Bipponi in der Florentiner Riforma: „Die Teten der Colonnen ſtürzen unverzagt auf die dunkeln Maſſen der Stadt, ein furchtbares Gewehrfeuer empfängt ſie. Sie marſchiren dennoch vorwärts. Aber die Mobilgarde kann im Kugelregen nicht ſtehen. Die Feiglinge werfen ſich in die Gräben oder fliehen wie erſchreckte Schafe. Garibaldi, immer erhaben, verſucht es die Flüchtlinge aufzuhalten und ſteigt aus dem Wagen, der von Offizieren gezogen wird, da die Pferde nach einem zwölfſtündigen Trott auf dem Schlachtfelde nicht mehr aushalten wollten. Er ſtimmt die Marſeillaiſe an und tauſend Stimmen fallen begeiſtert ein. Aber Flucht der Feiglinge nöthigt gebieteriſch zur Retirade, wie ſchmerzlich uns dieſelbe auch fallen mochte, obgleich wir nicht vom Feinde beläſtigt wurden, der 24,000 Mann ſtark, von einer ſolchen Furcht beherrſcht zu ſeyn ſchien, daß er es nicht wagte, aus ſeinen feſten Stellungen herauszutreten. (!) Wir gewannen die Straße von Lantenay, indem wir der Mobilgarde fluchten, die von unfähigen und feigen Offizieren ſchlecht geführt, dem Feuer nicht widerſtand und uns ſo die Affaire des Tages nicht ſo ruhmvoll zu Ende führen ließ, wie ſie begonnen hatte. Menotti zeigte ſich des Namens werth, den er trägt, und das iſt meines Erachtens das ſchönſte Lob, das man einem Soldaten ertheilen kann. Ricciotti, Canzio, Tironi, Gariazzo und faſt alle unſere italieniſchen Soldaten und Offiziere hielten ſich überaus tapfer. Aber lieber Himmel, was vermögen auch wenige Offiziere mit dem bischen Mannſchaft an der Spitze der eingeſchüchterten Landleute.

Nach 16stündigem Marsch und Kampf kamen wir ausgehungert und müde nach Lantenay, wohin wir auch unsere Verwundeten mitgeschleppt hatten. Die Mannschaft war über und über mit Koth bedeckt, kaum mehr zu erkennen. Und mit diesen Truppen, in diesem erbarmungswürdigen Zustande hatten wir um 10 Uhr Morgens einen neuen Kampf mit dem Feinde zu bestehen, der uns frisch und in dichten Massen mit einer zahlreichen Artillerie zu umgehen suchte. Vergeblich suchen wir nach unserer Feldbatterie; der feige französische Offizier, der sie commandirte, hatte sich in dunkler Nacht damit auf der Straße von Soberman aus dem Staube gemacht und diesem Beispiele wurde von ganzen Bataillonen der Mobilgarden pünktlich nachgeahmt. Vergeblich suchten wir diese zurückzuhalten und wieder zu sammeln; sie machen unser Bemühen zu Schanden, indem sie auf uns schießen. Menotti wirft sich mit dem Reste der Legion Ravelli, die aus Freischützen bestand und immer ihre Schuldigkeit that, auf das Dorf Pasques. Aber der Kampf ist ungleich und er muß sich auf dem mit Leichen besäeten Wege zurückziehen. Der Befehl zum Rückzug ist gegeben. Der General war der letzte, der das Schlachtfeld verließ. Die italienische Legion und die Freischützen des Ricciotti, die früher beim Kampfe immer die ersten waren, sind nun die letzten beim Rückzug." In diesem Bericht verräth sich etwas zu stark die italienische Eitelkeit. Werder verblieb, nachdem er Garibaldi's Truppen zurückgeworfen hatte, in Dijon und wurde durch die Division Schmeling, die sich im obern Elsaß gebildet hatte, verstärkt. Zwei Brigaden dieser Division warfen die Vorhut des Feindes unter Cremer am 18. Dezember bei Nuits nach einem fünfstündigen heftigen Kampf und verfolgten ihn am andern Tage. Der badische Bericht lautete: „Bravour unserer Truppen ausgezeichnet, diesseitiger Verlust leider bedeutend; 13 Offiziere todt, 29 verwundet, darunter General Glümer. Prinz Wilhelm leicht, etwa 700 Mann todt und verwundet. Der Feind verlor viele Offiziere, über 1000 Mann,

16 Offiziere, 700 unverwundete Gefangene, großes Gewehrmunitiondepot, 4 Lafetten, 3 Munitionswagen, zahlreiche Waffen erbeutet." Glümer war von der Tapferkeit der Truppen so entzückt, daß er in seinem Tagsbefehl sagte: Ich fühle mich jetzt doppelt glücklich, an ihre Spitze gestellt zu seyn.

Die Besiegten bildeten den Vortrab der Hauptarmee Garibaldis. Dieser, dem man anfangs so viel zugetraut hatte, wurde merkwürdig vernachlässigt, denn die meisten Truppen, die sich von Süden her in Lyon sammelten, mußten auf Gambetta's Befehl zur Loirearmee stoßen und diese verstärken. Die Commune von Lyon beschwerte sich hierüber in einer Adresse an die Regierung: Wenn das Rhone-Departement, außer seinem Contingent für die regelmäßige Armee und die Mobilgarde, 10,000 Freiwillige geliefert, zwei Marschlegionen mobilisirt und die Mobilisation von vier anderen organisirt; wenn Lyon 12 Millionen für Waffen, Vorräthe und Festungswerke verausgabt hat, hat es dann nicht das Recht, zu fragen, für welchen Theil der Rest von Frankreich zur Nationalvertheidigung beitragen wird? Diese großen Contingente, diese enormen Summen, wir haben sie mit Entschlossenheit votirt und sind bereit, uns noch schwerere Opfer aufzuerlegen. Aber wofür? — Nun folgt eine bittere Klage darüber, daß an andern Orten überall im Süden viel zu wenig für die Nationalvertheidigung geschehe und das eigentliche Massenaufgebot gar nicht zustande komme. Und daran seyen die von der Regierung angestellten Beamten schuld, die bloße Stellenjäger und unfähig seyen. Gambetta erlasse Proklamationen und Dekrete in Menge, aber damit sey es nicht gethan, die Beamten der Republik müßten tüchtiger seyn. — In Lyon selbst machten sich die Rothen den Abmarsch der Truppen nach dem Kriegsschauplatz zu nutze und wollten ihre rothe Fahne an Stelle der Tricolore aufpflanzen. Es kam zu blutigen Auftritten und sie mißhandelten einen Marinecoffizier, der ihre Fahne herunterriß. Inzwischen wurde an der Befestigung Lyons fortgefahren und

nach der Niederlage der Loirearmee begab sich Gambetta selbst auf kurze Zeit nach Lyon, um hier einen neuen Widerstand zu concentriren, wenn er im Westen Frankreichs gänzlich mißlinge, oder um andernfalls neue Verstärkungen von hier nach dem Westen zu dirigiren.

Ueber Lyon kamen auch meist die polnischen, czechischen, neugriechischen und rumänischen Abenteurer, theils von der Schweiz, theils vom mittelländischen Meere her. Hier organisirte sich die polnische Legion unter Dombrowski, an welche der Staatsprokurator Andrieux eine pomphafte Rede hielt: „Wenn die Barbaren vom heiligen Boden Frankreichs vertrieben sind, dann werden wir den unterdrückten Nationen, die sich heute um das Banner Frankreichs schaaren, die Hand reichen und ihnen zur Wiedererlangung ihrer Freiheit behilflich seyn. Vor Allem heißen wir Euch, Polen, in unserem Lande willkommen! Euer uns längst befreundetes Nationalbanner erhebt sich ruhmvoll neben dem unsrigen, und nie kann und wird Frankreich vergessen, daß es an Polen eine Blutschuld abzuzahlen hat." Im Dezember bildete Valentineaud, Herausgeber eines demokratischen Blatts, eine kleine Schaar von Rumänen und führte sie zu Garibaldi. Damals kamen auch zwanzig neue arabische Reiter aus Algerien in Lyon an. Gambetta hatte sie bestellt und es sollten ihnen noch viel mehr nachfolgen, denn er hoffte, doppelt dabei zu gewinnen, wenn er sie im Kampf gegen die Deutschen brauchte und zugleich Algerien von diesem gefährlichen Element säuberte. Sie waren in kleine Schaaren oder Gums eingetheilt. Man schrieb von ihnen in der Independance Algerienne: Ihr nächster Zweck wäre, die Ulanen zu vernichten oder wenigstens durch einiges Kopfabschneiden einzuschüchtern. In zwei oder drei Gruppen, denen man einige deutsch redende Offiziere und Unteroffiziere beigebe, werden sie sich in das Herzogthum Baden werfen, wo sie zur Aufgabe haben, den Deutschen das Uebel, das sie uns anthun, zurückzugeben, d. h. alle Dörfer zu verbrennen und alle Wälder anzuzünden; eine Kleinigkeit jetzt, wo das trockene Laub den

Boden bedeckt. Der Schwarzwald wird in Brand geſetzt werden und Nachts das Rheinthal erleuchten; darnach werden die Gums ihn umgehen und nach Württemberg kommen, wo ſie Alles verwüſten. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird ſicherlich deren Abfall herbeiführen. Die Gums tragen nichts als Patronen bei ſich. Ueberall finden ſie Lebensmittel; ſie verbrennen die Städte und Dörfer erſt dann, wenn ſie ſich auf einige Tage mit dem Nothwendigen verſehen haben. Fort mit dem Erbarmen! Fort mit den Gefühlen der Menſchlichkeit! Keine Gnade für die modernen Vandalen, welche an Ruchloſigkeit die Hunnen und alle Barbaren des Mittelalters übertreffen, die die Wälder Germaniens ſeit 1400 Jahren über uns ausgeſpieen haben. Nur ein Einfall in Deutſchland kann die Aufhebung der Belagerung von Paris raſch herbeiführen. Man träumte alſo immer noch von einer Diverſion im Rücken der deutſchen Armee.

Als die Nachricht von der Niederlage bei Nuits in Lyon anlangte, wagten die Rothen wieder eine Demonſtration. Es bildete ſich ein Revolutionscomité, welches eine Anzahl ſchwarzgekleideter Frauen mit einer rothen Fahne zu Arnaud, dem Commandanten der Nationalgarde ſchickte und von ihm verlangte, die Nationalgarde ſolle gegen den Feind marſchiren und voran die Pfaffen und Ariſtokraten. Als er ſich weigerte, packten ihn die Weiber und riſſen ihn fort, während bewaffneter Pöbel ihn zu erſchießen drohte. Er zog einen Revolver und erhielt darauf einen Bajonetſtich in die Stirne; er erwiderte den Stoß mit zwei Schüſſen, die in die Luft gingen. Jetzt hieß es: „Er hat auf das Volk geſchoſſen; erſchießt ihn.“ Dieſes Urtheil wurde von den Meuterern ſtandrechtlich vollzogen, obgleich nicht 30 Schritte weit Linienmilitär einkaſernirt und Nationalgarde poſtirt war. Arnaud hatte noch das Unglück, ſchlecht getroffen zu werden, ſo daß ihm ein 16jähriger Gamin den Gnadenſtoß gab. Gambetta war in Lyon anweſend und ging mit bei dem Begräbniß des armen Arnaud, traf aber keine Maßregeln gegen die Rothen,

um Bürgerkrieg in der Stadt zu vermeiden. Nur auf die Mörder wurde gefahndet. Arnaud's Frau wurde vor Schrecken wahnsinnig, die Stadt Lyon aber adoptirte seine drei Kinder. Gambetta benutzte den ganzen Vorfall, um auszusprengen, jene schwarz gekleideten Weiber und Mörder seyen von den Preußen bezahlt gewesen, um das Verbrechen zu begehen.

Garibaldi kam nicht vorwärts. Die Truppen von Lyon waren zur Loirearmee abgezogen. Trotz aller seiner Prahlerei waren seine Freischaaren unfähig, einen Sieg zu erfechten. Die Franzosen wollten unter dem Italiener nicht dienen und die Italiener selbst waren nicht einig. Ein Oberst Frappolli nahm förmlich Partei gegen ihn und bildete eine italienische Legion auf eigene Faust. Die Mehrheit seiner Landsleute konnte ihm nicht verzeihen, daß er die schöne Gelegenheit versäumt habe, Nizza und Savoyen von Frankreich loszureißen. Der Hochmuth, mit dem die Franzosen auf Garibaldi herabsahen, mußte begreiflicherweise den italienischen Nationalstolz provociren und die Nizzaner ärgerten sich bitterlich, von dem berühmten Garibaldi, von dem sie so viel gehofft hatten, um der undankbaren Franzosen willen verlassen worden zu seyn. Man schrieb damals: Die Bewegung in der Grafschaft Nizza, welche den Zweck hat, sich von Frankreich loszusagen und sich Italien wieder anzuschließen, dauert fort. Mehrere Comités bestehen. Dieselben stehen mit italienischen, namentlich Genueser Comités in Verbindung und verhindern den Abgang der mobilisirten Nationalgarde zur Armee. Die Nationalgarde folgt auch dem Gebot derselben und weigert sich, Nizza zu verlassen.

Nach Gambetta's Plane sollte nun Bourbaki, der mit seinem Theil der bisherigen Loirearmee, dem Prinzen Friedrich Karl bis nach Nevers ausgewichen war, ostwärts vorgehen, mit der unter General Bresolles in Lyon gesammelten Armee und mit Garibaldi's Truppen sich vereinigen, um Belfort zu entsetzen, die schwachen Corps von Werder in Dijon und Treskow vor Belfort überwälti-

gen und die Verbindungslinie der deutſchen Heere durchbrechen, der deutſchen Cernirungsarmee vor Paris in den Rücken fallen. Gambetta ließ ausſprengen, die franzöſiſche Oſtarmee ſey bis zur Stärke von 300,000 Mann angewachſen. Im Schweizer ‚Bund‘ wurde ſie nur halb ſo hoch geſchätzt. Immerhin aber hätten Werder und Treskow ihrer Uebermacht erliegen müſſen, wenn ihnen nicht ſchleunigſt Verſtärkungen nachgeſchickt worden wären, und zwar das Corps von Zaſtrow, welches Mezières erobert hatte, nebſt andern beträchtlichen Truppentheilen. Auch ſollte General Manteuffel ſeine ſiegreiche Armee im Norden Frankreichs dem General Göben überlaſſen und ſchnell das Commando im Süden der Vogeſen übernehmen. Welche Hoffnungen Gambetta hegte, geht aus folgender Mahnung hervor: „Möge die Armee von Lyon, möge die Südarmee, ſtatt unthätig zu bleiben, alſo Ordre erhalten, ſich nach den Vogeſen zu wenden. Kaum auf dieſem Punkte angelangt, würde man die Preußen beſorgt werden und ſchnell die Normandie, die Beauce, die Picardie und alle jene reichen Provinzen aufgeben ſehen, welche jetzt von ihnen ausgeſaugt werden, und ſie werden ſich zurück nach dem Oſten wenden. Sobald aber dieſer gezwungene Rückzug erfolgte, würde General Trochu die preußiſchen Linien durchbrechen und Paris wäre deblokirt. Im Oſten liegt die Rettung und nicht in den Vertheidigungsmitteln, welche am äußerſten Ende organiſirt werden, wo Cherbourg liegt. Frankreich muß aus dieſer Defenſive heraustreten, die ſeinem Temperamente und Charakter ſo wenig gemäß iſt; es verlaſſe ſich auf die Geſchicklichkeit ſeiner Generale, auf die Hingebung Aller, kurz, es wage die letzte Anſtrengung, welche Corneille ‚eine ſchöne Verzweiflung‘ nennt.“

Die Generale Werder und Treskow operirten mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Ausdauer gegenüber der franzöſiſchen Uebermacht, ehe noch die Verſtärkungen bei ihnen anlangen konnten. So wie man Gewißheit erhielt, daß Bourbaki oſtwärts marſchire, vereinigte ſich einerſeits, jenſeits der Loire, Prinz Friedrich

Karl augenblicklich mit dem Großherzog von Mecklenburg, um über Chanzy bei Le Mans herzufallen, während andererſeits Werder rechtzeitig Dijon verließ, um zu Treskow zu ſtoßen. Er zog ſich am 28. Dezember von Dijon nach Veſoul zurück. Die Deutſchen hatten ſich in Dijon wohlbefunden. Im Progres du Saone las man: „Die Preußen hatten bei ihrem Einzug in die Stadt (30. Okt.) die Summe von 500,000 Franken zur Garantie für die getreue Ausführung des Uebereinkommens in Betreff der Uebergabe der Stadt verlangt. Davon wurden der Stadt 200,000 Franken auf die dringliche Vorſtellung des Maires zurückgegeben, welcher eine lebhafte Schilderung des Elendes der Arbeiterklaſſe gemacht hatte. Dieſe Summe verwendete man zur Errichtung von Gemeindeholzplätzen. Der Reſt von 300,000 Franken wurde von der preußiſchen Verwaltung in dem Augenblick zurückerſtattet, als ſie die Stadt verließ, wie man ſagt, mit einem Schreiben des Generals v. Werder, worin der Patriotismus der Bevölkerung von Dijon anerkannt und höchlich gelobt wird."

Kaum war Werder aus Dijon abgezogen, als Garibaldi, der bisher immer geſchlagen worden war, ſich beeilte, einen lächerlichen Triumpheinzug in der verlaſſenen Stadt zu halten. Seine Avantgarde bildete eine Schaar von Amazonen. Man ſchrieb von ihnen: Lauter Offizierinnen, möglichſt warm gekleidet und bunt herausgeputzt; einige allerdings durch das Genfer Kreuz gedeckt, aber die Mehrzahl entſchloſſen zu ſiegen oder zu fallen, oder beides. Auch die männlichen Garibaldianer liebten übrigens, ſich elegant herauszuputzen und erregten dadurch den Neid der Moblots der Saone und Loire, die in ihren zerlumpten Sommerkleidern ein wahres Bild des Jammers ſind.

In dieſen Tagen wurde auch Treskow vor Belfort vom Feinde beläſtigt. Nachdem er ſchon mehrere Ausfälle aus Belfort ſiegreich zurückgeſchlagen hatte, wurde er am 1. Januar von dem ſog. Corps der Rächer aus Lyon angegriffen, ſchlug ſie aber bei Croix

mit blutigen Köpfen zurück. Zweihundert von ihnen flohen über die nahe Schweizer Grenze, wo man sie entwaffnete. Diese „Rächer" hatten gar nicht gefochten, sondern waren blos davon gelaufen, weil, wie es hieß, ihr Chef, der Pole Malisky mit der Kasse der Freischaaren flüchtig geworden war. Am 7. Januar wurden die Franzosen abermals bei Danjoutin, südlich von Belfort, geschlagen und verloren 700 Gefangene. Am 8. schlug Oberst Dannenberg die Garibaldianer nochmals bei Montbard.

Unterdeß kam Bourbaki mit beträchtlichen Streitkräften von Westen her und sollte, mit Garibaldi vereinigt, große Dinge ausrichten. Wie es scheint, hatte es Gambetta nicht mehr auf einen direkten Entsatz von Paris durch die Ostarmee abgesehen, hoffte aber, diese Armee werde den deutschen Armeen, die vor Paris und in den Provinzen operirten, eine furchtbare Diversion im Rücken machen, wo möglich an den Oberrhein vordringen und in ganz Deutschland Schrecken verbreiten. Man las damals in Gambetta's Amtsblatt: „Wenn Bourbaki bei Vesoul durchdringt, so entsetzt er Belfort und kann dann nach Paris oder über die Baseler Rheinbrücke nach Süddeutschland sich wenden, denn wir haben nicht mehr die Verpflichtung, die Neutralität von Belgien oder der Schweiz zu achten, seitdem Europa gestattete, daß Preußen diejenige von Luxemburg verletze." Oeffentliche Blätter, auch in Deutschland behaupteten: „Bourbaki schmeichelte sich und den Franzosen mit der Hoffnung, er werde nach der Entsetzung von Belfort mit großer Macht in Baden und Württemberg einfallen und so den Krieg nach Deutschland hinüberspielen. Die Hunderttausende französischer Gefangener in Deutschland scheinen um diesen Plan gewußt und sich gleichfalls auf's Losschlagen bereitet zu haben, denn gleichzeitig gährte es in Ludwigsburg und andern Orten unter ihnen, so daß strenge Maßregeln nothwendig wurden. Wäre es den Franzosen geglückt, hätten sie auch nur einigen Erfolg gehabt, so war unsere Lage eine bedrohliche." — Auch im Schweizer Handelscourier wurde frecher

Weise verlangt, die Schweizer sollten mit 100,000 Mann in Deutschland einfallen, die französischen Gefangenen befreien und mit Bourbaki cooperiren. Die Weserzeitung schrieb diesen Artikel dem berühmten Freischärler Ochsenbein zu, der im Sonderbundskriege die Schweizer tyrannisirte und von dem es hieß, er wolle jetzt General in der französischen Armee werden.

General Werder hatte sich vor der Uebermacht Bourbakis von Dijon bereits nach Vesoul zurückgezogen. Bourbaki folgte ihm dahin, machte aber nur einen Scheinangriff, um ihn zu täuschen und auf die Seite zu drängen, während er selbst schnell Belfort entsetzen wollte. Werder aber merkte das zur rechten Zeit und kam ihm in Eilmärschen zuvor. Ueber die nun beginnenden höchst interessanten Märsche und Kämpfe mitten im Winter in den verschneiten Vogesen enthielten die Hamburger Nachrichten folgenden nähern Bericht: „Am 31. Dezember war die Concentrirung des ganzen Corps um Vesoul vollendet, auch das aus den preußischen Truppen des Corps bestehende Detachement v. d. Goltz stieß wieder zu uns, nachdem dasselbe vorläufig die Cernirung von Langres aufgegeben hatte. Die Truppen dieses Detachements durften sich nicht geringerer Anstrengungen rühmen, als die Badener, sie hatten auch mehrere Tage hinter einander 6 bis 7 Meilen per Tag gemacht, die Tornister mußten wegen dieser gewaltigen Anforderungen an die Marschfähigkeit gefahren werden. In Vesoul wurde unseren Truppen nach den furchtbaren Gewaltmärschen die wohlverdiente Ruhe leider nicht zu Theil. Der Feind regte sich auf allen Seiten, seine Nähe erforderte den anstrengendsten Vorposten- und Recognoscirungsdienst. Da verging vom 1. zum 4. Januar kein Tag, kaum eine Nacht, wo nicht der dumpfe Ton der Alarmtrommel durch die Straßen der Stadt rasselte. Von Dijon und Besançon her waren drei feindliche Corps gegen uns im Anmarsche, nämlich das 18. und 20. unter Bourbaki in Verbindung mit dem neu organisirten und verstärkten Corps des Generals Cremer. In Folge des An-

dringens dieſer uns weit überlegenen Streitkräfte, die wohl 80,000 bis 90,000 Mann betragen mochten, concentrirte ſich das 14. Corps noch enger wie bisher um Veſoul und nahm am Morgen des 6., in Erwartung einer größeren Schlacht, eine günſtige Defenſivſtellung ein, deren Centrum das ſtark verbarrikadirte Veſoul bildete. Der Feind hatte andere Abſichten, er unterließ den faſt erſehnten Angriff auf unſere Stellung, der uns vielleicht, wenn er ſiegreich zurückgewieſen wurde, Luft und Ruhe verſchafft hätte. Am 7. und 8. ſchien es, als wolle ſich der Feind von Port-ſur-Saône auf Gray zurückziehen. Am 8. Abends wurden daher die Dispoſitionen ausgegeben, auf dem gedachten Wege zu folgen. In der Nacht vom 8. zum 9. ergaben indeſſen ſtärkere Recognoscirungen nach dem Oignon zu, daß der Feind ſeine wahren Abſichten geſchickt maskirt habe und ſeine Hauptmaſſen auf Belfort dirigire. Wir wären faſt in eine böſe Falle gerathen. Mitten in der Nacht wurden die gegebenen Dispoſitionen geändert, das ganze Corps erhielt ſeine Marſchrichtung auf Belfort. Das Gros marſchirte auf der großen Straße nach Lure. Um dasſelbe gegen einen Angriff in der Flanke zu ſchützen, wurde die bereits zwiſchen Lure und Belfort ſtehende 4. Reſervedivision des Generals v. Schmeling und das gegen den Oignon auf Vorpoſten geſtellte Detachement v. d. Goltz gegen Viller Sexel und Esprels vorgeſchoben, um dort den Andrang der Franzoſen möglichſt lange aufzuhalten und die Brücken über den Oignon zu vertheidigen. Gegen Mittag griffen die feindlichen Maſſen von Viller Sexel her mit großer Heftigkeit an. Die Diviſion v. Schmeling hielt indeſſen gegenüber dem ſtarken Feuer der feindlichen Artillerie und der Mitrailleuſen wacker Stand. Das zu dieſer Diviſion gehörige 25. Regiment verbiß ſich ſogar ſo ſehr, daß es in einem blutigen Nachtgefechte, obwohl dies nicht zur Aufgabe der Diviſion gehörte, den ſtark verbarrikadirten Ort Viller Sexel ſtürmte. Dabei fielen 400 Gefangene und drei Mobilgardenadler in unſere Hände. Einen ſchweren Stand hatte das Detache-

ment v. d. Goltz, welches lange Zeit den Anprall eines feindlichen Corps aufhielt und ſich dann fechtend langſam zurückzog. Das pommeriſche Füſilierregiment Nr. 34 beklagt beſonders herbe Verluſte aus den Kämpfen dieſes Tages. Im Ganzen mögen unſere Truppen etwa 500 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben. Die Franzoſen werden ſicherlich keine weniger empfindlichen Verluſte gehabt haben. Die Rheinländer vom 25. Regiment, welche hier zum erſten Male im Feuer ſtanden, ſollen bei dem nächtlichen Sturm von Viller Sexel böſe mit Kolben und Bajonet gewirthſchaftet und wenig Pardon gegeben haben. Am nächſten Morgen entwickelte der Feind gegen unſere Stellung bei Viller Sexel ſo koloſſale Truppenmaſſen, daß befürchtet werden mußte, er werde unſere ſchwachen überflügeln und erdrücken. Der genannte Ort wurde daher freiwillig aufgegeben, die 4. Reſervedivision und das Detachement v. d. Goltz zogen ſich auf Lure zurück, wo die badiſche Diviſion bereits eingetroffen war. Leider mußte ein großer Theil der Verwundeten in Viller Sexel zurückgelaſſen werden, da genügende Wagen zum Transport der Verwundeten nicht vorhanden waren. Bourbaki wagte den Rückzug unſerer Truppen nicht zu beunruhigen. Was unſere Soldaten in jener Zeit bei der erbarmungsloſen Kälte, welche zwiſchen 10 bis 15 Gard ſchwankte, gelitten haben, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Uebrigens ging dieſer Rückzug trotz aller Strapazen und Entbehrungen mit der größten Ordnung vor ſich, man ſah nicht einen einzigen Marodeur und Nachzügler. In den nächſten Tagen bis zum 12. Januar zog ſich das Corps weiter in die Vogeſen hinein nach Belfort zurück, nahm rings um dieſe Feſtung ſeine Stellungen in einem gewaltigen Halbkreiſe ein, um hier feſten Fußes den Anprall der dreifach ſtärkeren feindlichen Heerſchaaren zu erwarten. Jeder einzelne Soldat wußte, worauf es ankam. Jeder wußte, daß Belfort entſetzt, die deutſchen Gauen von den Horden des Feindes ernſtlich bedroht waren, wenn es Bourbaki gelang, an irgend einem Punkte den Wall zu durch-

brechen, welchen das 14. Corps um Belfort gezogen hatte. Vom Obercommando wurden, der Situation entsprechend, die gemessensten Befehle gegeben, daß jede Truppenabtheilung bis zum letzten Manne in ihrer Stellung ausharren müsse. Der Feind zog immer noch Verstärkungen von Besançon heran und ließ uns einige Tage Zeit, unsere Stellungen von Montbeliard zwischen Montbeliard und Hericourt mit leichten Befestigungen zu versehen. Das feste Schloß von Montbeliard wurde außerdem mit schwerem Geschütz armirt. Am 15. und 16. Januar stürmten die vier Corps der Franzosen ununterbrochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend gegen unsere Positionen von Delle bis Hericourt an. Unserer starken Artillerie, welche sich in vortrefflichen Aufstellungen befand, wurde vorzüglich die Aufgabe zu Theil, diese Angriffe zurückzuweisen und den Franzmännern zu zeigen, wie unbezwinglich deutsche Truppen in einer guten Defensivstellung sind. Es entwickelte sich da eine Kanonade, wie sie wohl selten gehört worden ist. Das waren nicht mehr einzelne Kanonenschüsse, das waren großartige Salven von massenhaften Kanonen. Dem Ohr machte sich diese Kanonade als ein einziges, unaufhörliches Donnern und Brüllen bemerkbar, welches erst mit dem Untergang der Sonne allmälig aufhörte. Die Franzosen entwickelten gleichfalls eine zahlreiche, gute Artillerie, sie brachten auch viele Mitrailleusen-Batterien in das Feuer, vermochten aber gegen unsere Artillerie in ihren dominirenden Stellungen nicht aufzukommen. Wo die französische Infanterie sich zeigte und naive Versuche machte, eine oder die andere unserer Batterien zu stürmen, ging sie ihrem sicheren Verderben entgegen. Die angreifenden feindlichen Regimenter wurden von unseren Granaten und Kartätschen geradezu zermalmt. In dieser Weise gelang es uns, während der zwei Tage alle unsere Positionen glänzend zu behaupten. Für uns war und blieb der Kampf hauptsächlich ein Artilleriekampf, die Infanterie, welche hinter den Batterien in geschützten Stellungen lag, kam nur an wenigen Punkten

zur Verwendung, litt aber schwer durch die entsetzliche Kälte. Demgemäß haben wir auch nur geringe Verluste zu beklagen, sie mögen sich für jeden Schlachttag auf einige Hundert Mann belaufen. Dagegen muß der Feind enorme Verluste gehabt haben, da seine Schaaren in zahlreichen Fällen tollkühn genug gegen unsere Batterien und gegen die in gedeckten Stellungen liegende Infanterie anstürmten. Dazu konnten die feindlichen Verwundeten, weil sie in unserer Feuerlinie lagen, zum größten Theile nicht fortgeschafft werden. Viele dieser Unglücklichen werden bei der furchtbaren Kälte erfroren seyn. Gestern und heute schwieg die feindliche Artillerie. Die Franzosen arbeiteten nur noch mit ihren leichten Mitrailleusen-Batterien auf den Bergen umher, richteten damit indessen absolut Nichts aus. Hier und da machte auch die feindliche Infanterie noch einen Vorstoß, sie bemächtigte sich sogar in der Nacht vom 17. zum 18. Januar durch Ueberraschung eines Theiles des Fleckens Hericourt, wurde aber sofort wieder von den Badensern mit Kolben und Bajonet hinausgejagt. Recognoscirungen von unserer Seite ergaben, daß sich die feindliche Hauptmacht im vollen Abzuge auf Besançon befand. Die schwachen Vorstöße am 17. und 18. sollten nur dazu dienen, den Rückzug zu maskiren und uns von zu eiliger Verfolgung abzuhalten. Das 14. Corps darf stolz darauf seyn, daß es diese Gefahr allein, nur auf seine eigenen schwachen Kräfte angewiesen, beschworen hat. Jeder unserer Soldaten hat vierzehn Tage lang mindestens drei Franzosen in Schach gehalten; wir hatten, wie wir jetzt wissen, mit vier Corps und außerdem mit den Schaaren Garibaldis, mindestens mit einer Armee von 100 bis 120,000 Mann zu thun. Unser verehrter Führer, der General v. Werder, hat allen seinen Untergebenen als Muster der Ausdauer und Unverzagtheit vorangeleuchtet. Seine Majestät der König hat diese Heldenthaten bereits anerkannt, indem er unserem Chef das Eichenlaub zum Orden pour le mérite verliehen, dabei seinen königlichen Dank durch Telegramm mit den Worten ausgesprochen

hat: „Sie und Ihr Corps haben ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht.“ Heute bricht ein Theil der Truppen bereits zur Verfolgung des Feindes auf. Leider werden wir der Armee von Bourbaki nicht viel anhaben können, da die ſchützenden Mauern von Beſançon nahe ſind, da ferner dem Feinde dort die Eiſenbahn behufs weiteren Rückzuges zur Dispoſition ſteht. Wie ich noch höre, hat leider ein feindliches Streifcorps ein württembergiſches Bataillon in St. Loup überfallen und demſelben empfindliche Verluſte beigebracht.

General Auguſt von Werder, deſſen Leiſtungen in den letzten Tagen mit Recht den bedeutendſten des jetzigen Krieges zugezählt werden, iſt im Jahre 1808 geboren, 1825 in das Regiment der Gardes du Corps, 1826 als Seconde-Lieutenant in das erſte Garderegiment, zu Fuß, eingetreten. Nachdem er 1842 zum Premier-Lieutenant avancirt war, hat er 1842/43 mit den Ruſſen den Feldzug im Kaukaſus mitgemacht und iſt bei Gelegenheit eines Feſtungsbaues am Keſar verwundet worden. Er ward ſodann als Hauptmann in den großen Generalſtab und nachher zum Generalſtab des 1. Armeecorps verſetzt. 1863 iſt Werder General-Major, 1866 General-Lieutenant geworden. Im Kriege gegen Oeſterreich commandirte er die 3. Infanteriediviſion bei Gitſchin und Königgrätz“ und erhielt den Orden pour le mérite.“

General Werder verlor in dieſen ewig denkwürdigen Kämpfen gegen eine große Uebermacht 1200 Mann an Todten und Verwundeten. Es kam ihm zu ſtatten, daß er eine ſehr feſte Poſition gewählt und eine überlegene Artillerie hatte, ſonſt würde ihn Bourbaki's Uebermacht erdrückt haben. Auch war er dem Feinde, der ſich gern zwiſchen ihn und Treskow geworfen hätte, geſchickt zuvorgekommen. Als nun Bourbaki, wie er ſelbſt in ſeiner Depeſche eingeſtand, nach dreitägigem heftigen Kampf Belfort nicht zu entſetzen vermochte, zog er ſich zurück. Von deutſcher Seite hatte die Brigade Keller die ſchwerſte Aufgabe, wenn auch mit großem Ver-

luſt zu löſen gehabt. „Wir dürfen ſie nicht durchlaſſen, nicht um die Welt“ war der allgemeine Ruf in den Reihen der tapfern Soldaten. — Im Schloß Montbeliard hielten ſich zwei Kompagnien oſtpreußiſche Landwehr und 6 Kanonen, die zum Theil von Badenern bedient wurden, unter dem unerſchrockenen Artillerielieutenant Sauer gegen einen furchtbaren Angriff der Franzoſen, an dem auch die Bürger der Stadt theilnahmen, mit bewundernswürdigem Heldenmuth. Die feſte Stellung bei dieſem unſerm alten Mümpelgard erwies ſich ſtrategiſch als ſo wichtig, daß ſich Stimmen erhoben, welche die Wiedervereinigung der alten württembergiſchen Grafſchaft mit dem deutſchen Reiche dringend bevorworteten.

Nach dem Bericht franzöſiſcher Augenzeugen wurde die Metzelei bei Hericourt dadurch herbeigeführt, daß Cremer und Breſſolles, welche dem Feinde in die Flanken fallen oder ihn im Rücken angreifen ſollten, wegen der durch Hunger, Kälte und Ermüdung erfolgten Langſamkeit ihrer Corps nicht rechtzeitig eintreffen konnten, um den Frontangriff Bourbakis zu unterſtützen. Werder benutzte dieſen Umſtand ſo trefflich, daß er gegen Bourbaki alle ſeine Streitkräfte concentrirte und dieſen „wörtlich zermalmte und förmlich durch ſein convergirendes Feuer zerhackte.“ Die Franzoſen wurden ſchlecht gekleidet, ohne Schuhe, ohne Nahrung als etwas Schiffszwieback, manche mit elenden alten Musketen bewaffnet, als ſchlecht organiſirte Menſchenheerden, von denen manche nur Piken, Stöcke, Senſen u. ſ. w. hatten, in dieſes mörderiſche Feuer geführt. Das war der Segen der Gambetta'ſchen Maſſenaufgebote. Indeß Bourbaki wollte, nachdem er drei Mal zurückgeſchlagen, den vierten Sturm, doch da riefen ihm die Mobilen zu: „Geben Sie uns erſt Brod, Schuhe und gute Waffen, wo nicht, ſo gehen Sie zum Teufel!“ ... Während aber Bourbaki dieſe Schlächterei betrieb, erhielt er von Gambetta den Gnadenſtoß, indem der Dictator ihn mit Vorwürfen überhäufte, daß er nicht ſchnell genug mit dieſen Preußen fertig werde. „Zugleich erfuhr Bourbaki, daß Garibaldi, der für die

Sicherheit der Operationsbasis wachen sollte für die Bahnen von Belfort nach Lyon, in dummer Sorglosigkeit diese beiden Communicationslinien durch das Gros von Manteuffel's Armee durchschneiden ließ, indem dieses ohne Schwertstreich am 21. Januar in Dole einrückte, während eine ihrer Brigaden den alten Freischärlerführer wie ein Kind durch Pulverknallen um Dijon amusirte. So begann der Rückzug von Hericourt; die Franzosen waren zwischen zwei Feuern und der ganzen Communication durch die Dummheit des Condottiere beraubt." Dole war das Centrum der um jeden Preis zu behauptenden Eisenbahnen, wie das Hauptobjekt von Manteuffels Marsche. „Aber am Tage vor dem Scheinangriffe auf Dijon war am 19. Gray schon von den Preußen besetzt und folglich Garibaldi's Hauptquartier bereits von der Eisenbahn von Belfort abgeschnitten; am 20. erfolgte darauf die simulirte Demonstration auf Dijon, der Ueberfall auf Dole, wo 5000 Preußen die armen Teufel von Husaren, Mobilen, Zuaven und Rekruten, welche allein zur Bedeckung des wichtigen Punktes zurückgelassen worden, beim Essen aus einander jagten. In der folgenden Nacht wurde Mouchard nebst anderen Punkten der beiden Bahnen der Franche-Comté von preußischen Corps besetzt, so daß bald 40,000 Mann in der Strecke Dole, Gray und Salins concentrirt waren und nun unsere 120,000 armen Soldaten der Ostarmee in den verschiedenen Thälern des Jura blokirt wurden, wie Bazaine's Truppen in Metz. Und während diese Katastrophe 20 Wegstunden von Dijon in Folge der Stumpfsinnigkeit Garibaldis vor sich ging, fuhren die Generale der Universal-Republik am 20. und 21., am 22. und 23. fort, Siege zu feiern über die Scheingefechte, womit Manteuffel ihnen blauen Dunst vormachte." Der Berichterstatter kann keine Worte finden, um die Erbitterung und Verachtung der Franzosen über den alten Simplicissimus zu schildern. „Man soll nur so fortfahren", klagen die Augenzeugen jenes Rückzuges, „Krieg zu führen unter der Fürsorge der republikanischen Lieferanten, die uns um Kleider, Schuhe

und Brod prellen, mit einem italienischen Heros, der zur Vernichtung von Bourbaki's Armee so gemächlich mitgewirkt hat, und mit dem Carnot de Bazoche, der es übernommen hatte, unsere Niederlagen im Süden, Westen, Norden und Osten zu organisiren, und man darf gewiß seyn, daß der Krieg Frankreichs bis zur Erschöpfung, den jene seltsamen Patrioten wollen, nicht lange auf sich warten lassen wird." So reden Franzosen, so Augenzeugen über die Kriegführung Gambettas und seiner Getreuen, über Garibaldi und seinen Generalstab; unbegreiflich bleibt dabei immer noch, wie ein General von Bourbaki's Ansehen sich zum Schildknappen solcher Erbärmlichkeiten, Schlechtigkeiten und Frevel hergeben mochte.

Auf seinem Rückzuge ließ Bourbaki allein zwischen Belfort und Lure über 2000 Verwundete ohne Hülfe zurück, wie das nämliche Chanzy und Faidherbe auf ihren Rückzügen gethan hatten. Man schickte ihnen Aerzte und Hülfe von Basel aus zu, die Franzosen selbst thaten nichts für die Ihrigen. Unter den deutschen Leichen fand man solche mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Auch fand man wieder vertragswidrige Sprenggeschosse, deren sich die Franzosen bedient hatten. Der Gesammtverlust Bourbakis wurde zu 10,000 Mann berechnet.

Den einläßlichsten Bericht über diesen jammervollen Rückzug der Franzosen gab v. Wickede in der Kölner Zeitung: „Was ich bei Weissenburg, Wörth, Metz, Versailles und Orleans sah, konnten Einem wirklich fast als liebliche Idyllen erscheinen im Vergleich zu manchen Scenen, die ich hier nur in zu reichem Maße mit erleben mußte. Mit einem Leichtsinne und einer ruchlosen Sorglosigkeit, wie solche in allem, was von Herrn Gambetta ausgeht, in so furchtbarer Weise zu finden ist, hat man das unglückliche Bourbakische Corps hier herauf gejagt, ohne für dessen Verpflegung, Sanitätsdienst, Ambulanzen nur die nothwendigste Sorge zu tragen.

Man raffte in Südfrankreich Alles zusammen, was nur irgendwie im Stande war, eine Muskete zu tragen, rüstete es, mit Aus-

nahme der aus England und Nordamerika bezogenen Waffen, die größtentheils vortrefflich waren, auf das erbärmlichste aus, stellte dem Namen nach Regimenter und Brigaden damit her, machte die Hauptschreier in den Clubs zu Offizieren und brachte so an 120,000 Mann zusammen, die man dem unglücklichen Bourbaki gab, um damit Belfort zu entsetzen und dann weiter in den Elsaß einzumarschiren. General Bourbaki, ein alter, sehr erprobter Soldat und ein guter persönlicher Bekannter noch von dem orientalischen Feldzuge her, soll sich anfänglich bestimmt geweigert haben, den Oberbefehl über diese zusammengelaufenen Haufen, ohne Cavallerie, Ambulanzen, Fuhrwesentrains, kurz, ohne alles und jedes, was ein Heer wirklich kriegstüchtig macht, zu übernehmen. Nur als Gambetta an seinen Patriotismus appellirte und ihm sagte, ‚jeder Franzose, der sein Vaterland liebe, müsse in jetziger Zeit zu den schwersten Opfern bereit seyn', soll er widerstrebend eingewilligt und, wie mir gefangene französische Offiziere erzählten, dabei ausgerufen haben: ‚Ich will diese Horden führen, aber es wird mein Tod seyn; Erfolge vermag ich nicht damit zu erringen, und eine Niederlage oder gar eine Capitulation, wie bei Sedan, vermag ich nicht zu überleben.' So marschirte denn diese Bourbakische Armee mit einer Unordnung und einer Langsamkeit, wie dies bei dem gänzlichen Mangel an allen Kriegsausrüstungen auch nicht anders seyn konnte, in das französische Juragebiet ein. Auf jedem Marsche sollen schon Hunderte von Soldaten aus Kälte, Erschöpfung, Marschungewohntheit, schlechter Verpflegung und dürftiger, zerlumpter Kleidung todt an den Wegen zusammengestürzt seyn. Wie ein Heuschreckenschwarm, der alles, was nur irgend eßbar ist, vernichtet, fielen diese dem Verderben geweihten Menschen, die weder Sold noch irgend nur die mindeste geregelte Verpflegung erhielten, in die ohnehin nur armen und jetzt von den Lasten des Krieges sehr hart mitgenommenen Ortschaften des Jura ein. Was nur zu essen war, das verzehrten sie auch sicherlich, denn schon bei dem Vormarsch

war ihr Hunger sehr groß und sie ließen den Bewohnern nichts, wie gänzlich geleerte Scheunen, Keller, Küchen und Speisekammern. Groß sollen schon Hunger und Noth im ganzen Jura gewesen seyn, als das Bourbakische Heer noch gegen Belfort marschirte; wahrhaft entsetzlich wurden aber die Zustände, als der General v. Werder die Schaaren nach zweitägigen blutigen Kämpfen wieder zurückgeworfen hatte und der Rückzug der Franzosen nun in größter Eile und wildester Unordnung angetreten werden mußte, weil die Manteuffel'sche Armee inzwischen durch ihre schnellen und geschickten Operationen ihnen bereits in den Rücken gekommen war. Mit dem äußersten Muthe der Verzweiflung haben die französischen Soldaten gegen unsere Batterien angestürmt, und die Hälfte von ihnen ist stets gefallen gewesen, bevor die Anderen sich zum Rückzuge entschlossen. Wir haben in allen diesen Kämpfen hier, bei denen unsere Artillerie stets den Hauptausschlag gab, verhältnißmäßig nur sehr geringe Verluste gehabt; die französischen Todten und Verwundeten zählen aber nach vielen Tausenden. Und nun denke man sich das Schicksal dieser armen Opfer des Krieges, die ohne Aerzte, Hospitaleinrichtungen, Verpflegung, hülflos in eisig kalter Winterzeit dort liegen bleiben mußten, wo sie gerade gefallen waren. Die deutschen Aerzte und Krankenpfleger haben jetzt gethan, was in ihren Kräften stand, um sich auch der Franzosen anzunehmen, allein es ging nicht, deren Zahl war zu groß, ihre Hülfe aber war wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Unsere eigenen nachrückenden Truppen litten in diesen vollständig verheerten Gegenden selbst schon Mangel, und man hat zuletzt absichtlich keine französischen Gefangenen mehr gemacht, weil man keine Möglichkeit mehr sah, solche auch nur halbwegs zu ernähren. Da sind viele Hunderte von französischen Verwundeten und Marodeurs elend aus Kälte und Hunger und Mangel an jeglicher Hülfe zu Grunde gegangen, und selbst bei dem Rückzuge aus Rußland kann es nicht grausiger gewesen seyn, wie es jetzt hier ist. Unbegrabene, bereits in Fäulniß

übergegangene Leichen liegen in den Gebüschen noch zahllos umher, und mir wurde zuletzt faſt übel, ſo wirkte dieſe Atmoſphäre der Verweſung und Fäulniß, die ich unaufhörlich einathmete, auf mich ein. Was die menſchliche Natur aber auszuhalten vermag, davon erlebte ich hier ein rechtes Beiſpiel. Unweit Montbeliard fanden mein Begleiter, ein badiſcher Arzt, und ich in einem total zuſammengeſchoſſenen kleinen Häuschen 7 bis 8 todte Franzoſen liegen, die alle ſchon in die größte Verweſung übergegangen waren. Und mitten zwiſchen ihnen lag ein noch lebender Verwundeter, der mit ſchwacher Stimme um Hülfe wimmerte. Wir zogen den Unglücklichen mit Mühe zwiſchen allen dieſen Leichen hervor und trugen ihn in das Freie. Es war ein blutjunges Bürſchlein von kaum 17 Jahren, ein Student aus Avignon, wie er uns mit ſchwacher Stimme erzählte. Eine preußiſche Granate hatte ihm beide Füße unterhalb des Kniees arg zerriſſen. In dieſer Lage hatte er ſieben, ſage ſieben volle Tage, ohne verbunden zu ſeyn, ohne Speiſe und Trank, gänzlich hülflos und verlaſſen zwiſchen allen dieſen Leichen hier in dieſem Häuschen gelegen. Er hatte ſich ſeine Wunden ſelbſt mit Fetzen von Uniformſtücken verbunden, und die Kälte hatte das Verbluten verhindert. Auf dem Bauche rutſchend, war er mühſam in der Kammer umhergekrochen und hatte in den Taſchen der Leichen noch einige harte Zwiebackkrumen gefunden, die ihm als Nahrung dienten, während er ſeinen brennenden Durſt mit dem Schnee ſtillte, der durch die zertrümmerten Fenſter reichlich fiel. So hatte er eine volle Woche, wie er uns mit kaum vernehmbarer Stimme mittheilte, zugebracht. Man hat den Unglücklichen jetzt in die Schweiz transportirt, und der Arzt meint, es ſey möglich, daß er noch gerettet werden könne.

Das Fleiſch gefallener Pferde bildet jetzt die beſte Nahrung der Einwohner in allen dieſen Gegenden, ſo viel überhaupt noch davon vorhanden ſind, und ich ſah ſelbſt, daß ein Haufe halb verhungerter Frauen wie ein Rudel gieriger Wölfe über ein am Wege liegendes todtes Pferd, das bei dem plötzlich eingetretenen Thau-

wetter schon zu riechen anfing, herstürzte, das Fleisch mit allen möglichen scharfen Instrumenten aus einander rissen und nun so, wie es war, heißhungrig verschlangen. Man hat mir erzählt, doch will ich dies nicht verbürgen, daß die Leute schon aus Hunger Menschenfleisch gegessen hätten. Es ist Alles so grausig und gräßlich hier, daß jede Beschreibung doch nicht das erreicht, was man stündlich sehen muß. Es ist dies der achte Feldzug dem ich beiwohne, aber weder in Algerien noch im Orient, in Italien oder Böhmen, noch gar in Schleswig-Holstein sah ich jemals die Hälfte von dem Elend, das meine Augen in den letzten 24 Stunden fast unausgesetzt sehen mußten."

General Werder empfing von allen Seiten den ihm gebührenden Dank für die eben so geniale als heldenmüthige Art, wie er den Feind vom Oberrhein fernzuhalten gewußt hatte. Er war der Schild Deutschlands gewesen, daher verehrten ihm die deutschen Städte außer Ehrendegen, Ehrenbürgerrechten ꝛc. auch einen prachtvollen Schild. Vom deutschen Kaiser empfing er ein ehrendes Dankschreiben und das Großkreuz des rothen Adlerordens mit Schwertern. Nachträglich erfuhr man, er habe vor dem Kampfe den Grafen Moltke auf die Schwierigkeit seiner Stellung aufmerksam gemacht, dieser aber habe ihm geantwortet, er solle aushalten, und habe ihm so die Verantwortung erleichtert.

General Manteuffel, zum Oberbefehl im Südosten bestimmt, kam mit dem zweiten Armeecorps (Pommern unter Fransecky, die vor Paris durch die Bayern unter v. d. Tann abgelöst wurden) und mit dem 7. Armeecorps (Westfalen unter Zastrow). Ihre Vorhut unter Major Köppen warf am 15. bei Langres 1000 Mobilgarden zurück. Während Garibaldi in Dijon sich bereits auf einen großen Kampf mit Manteuffel gefaßt machte, beschäftigte ihn dieser durch eine einzige Infanteriebrigade und der alte Italiener ließ sich wirklich dadurch dupiren und blieb in Dijon, während Manteuffel mit seiner Hauptmacht ihm in Eilmärschen vorbei mar-

ſchirte, um von Gray aus, wo ihm Garibaldi hätte den Weg verlegen ſollen, in den Rücken Bourbakis zu kommen. Manteuffel erreichte hier, indem er die 50,000 Mann Garibaldis von den 150,000 Mann Bourbakis trennte, denſelben Erfolg, wie er früher vom König durch die Trennung Bazaines von Mac Mahon erreicht worden war. Die einzige Brigade, die unter Generalmajor v. Ketteler Garibaldi beſchäftigen und in Dijon feſthalten ſollte, mußte begreiflicherweiſe einige Opfer bringen. Ketteler machte zwei Angriffe am 21. und 23. Januar. In dem erſten Gefecht wurde der Pole Boshak Hauke ſchwer verwundet und ſtarb. Die Garibaldianer rühmten ſich aber eines Sieges, weil die Preußen Dijon nicht forcirten und ſogar eine Fahne verloren. Der alte Garibaldi feierte eine Art Triumph und erließ folgende Proklamation: An die Tapfern der Vogeſen-Armee! Ihr habt ſie geſehen, die Ferſen der furchtbaren Soldaten Wilhelms, ihr, die jungen Soldaten der Freiheit! In einem zweitägigen hartnäckigen Kampfe habt ihr eine glorreiche Seite in die Annalen der Republik geſchrieben, und die Unterdrücker der großen menſchlichen Familie werden in euch noch einmal die edlen Kämpfer des Rechtes und der Gerechtigkeit begrüßen. Ihr habt die kriegsgeübteſten Truppen der Welt beſiegt, und doch habt ihr nicht genau die Regeln befolgt, welche in der Schlacht den Vortheil geben. Die neuen Waffen erfordern eine ſtrengere Taktik in den Tirailleurslinien; ihr haltet euch zu ſehr zuſammen; ihr zieht nicht genug Nutzen aus den Unebenheiten des Bodens und bewahrt nicht die dem Feinde gegenüber unumgänglich nothwendige Kaltblütigkeit, ſo daß ihr immer wenige Gefangene macht, viele Verwundete habt, und der Feind, liſtiger denn ihr, ungeachtet eurer Tapferkeit, eine Superiorität behauptet, welche er nicht haben ſollte. Das Auftreten der Offiziere gegen die Soldaten läßt viel zu wünſchen übrig; mit wenigen Ausnahmen beſchäftigen ſich die Offiziere nicht genug mit der Inſtruktion der Milizen, mit ihrer Reinlichkeit, ihrer guten Haltung

und endlich mit dem Auftreten derselben gegen die Bewohner, welche für uns gut sind, und die wir als Brüder betrachten müssen. Endlich seyd so aufmerksam und wohlwollend unter euch, wie ihr brav seyd: gewinnt die Liebe der Bevölkerungen, deren Vertheidiger und Stützen ihr seid und bald werden wir den blutigen und wurmstichigen Thron des Despotismus ꝛc.

Der Italiener machte viel Aufhebens, daß sie den Preußen die erste und einzige Fahne abgenommen, während die Franzosen noch keine erobert hätten, und vergaß, den Antheil der französischen Mobilgarden am Gefecht zu erwähnen. Das wurde ihm nun von französischen Blättern außerordentlich übel genommen. Mit der Fahne aber verhielt es sich so. Sie gehörte dem 61. preußischen Infanterieregiment (Pommern). Der Fahnenträger wurde von einer Granate niedergeschmettert. Lieutenant Schultze ergriff die Fahne und wurde von drei Kugeln durchbohrt. Noch zwei Offiziere hoben die Fahne wieder empor, fielen aber gleichfalls und nach ihnen mehrere Unteroffiziere, welche die Fahne retten wollten. Die Fahne blieb auf dem Schlachtfelde unter einem Haufen von Todten und Verwundeten liegen und wurde von einem französischen Moblot gefunden. Menotti Garibaldi wollte ihm dieselbe abkaufen, als hätten die Italiener sie erobert. Jener gab sie aber nicht her und damit es wenigstens nicht heißen solle, die Franzosen hätten sie erobert, schrieb Menotti an General Manteuffel, die in seinem Bericht als vermißt bezeichnete Fahne sey von Niemand erobert, sondern nur unter den Todten gefunden worden.

Bourbaki gerieth in sein Unglück durch Niemand anders, als durch Gambetta, der ihm ausdrücklich befohlen hatte, sich noch nicht nach Lyon zurückzuziehen, sondern noch einmal den Kampf um Belfort aufzunehmen. Zu dieser Rücksichtslosigkeit, da er doch hätte voraussehen können, Bourbaki könne keinen Erfolg haben, gesellte Gambetta noch eine lügenhafte Ausrede, sofern er vorgab, der Waffenstillstand habe Bourbaki irre geführt. Nach andern Nach-

richten ſollen die Soldaten ſelbſt ſchwierig geworden ſeyn und ihn Verräther genannt haben. Genug, Bourbaki gehorchte und wurde nun durch Manteuffel's Truppen von hinten und in der Flanke gefaßt, verlor in Clerval die günſtige Zeit zum Ausweichen und wurde umzingelt. Aus Furcht, des Verrathes von demſelben Manne geziehen zu werden, der ihn dem Untergange entgegengeführt hatte, legte Bourbaki Hand an ſich und überließ es dem General Clinchant, das Weitere zu beſorgen. Bourbaki — wird erzählt — ſey ſchon Tage lang wie in Irrſinn und Verzweiflung umhergeirrt. Der Unglückliche zerſchmetterte ſich die Kinnlade.

Schon am 29. wurde der Independance Belge geſchrieben: „Der Selbſtmord Bourbakis iſt nicht durch die Depeſche provocirt worden, welche Gambetta an ihn geſandt. Sie kam an, als Bourbaki bereits Hand an ſich gelegt. Der General trug ſich ſchon ſeit mehreren Tagen mit düſteren Ideen herum, da er mit Beharrlichkeit ſeine Erſetzung durch Clinchant verlangte. Er war übrigens von den Preußen cernirt und ſah, daß ſeine Armee verloren ſey. Welche verſchiedene Gefühle mußten ihn auch in Erregung verſetzen. Alle ſeine Freundſchaften und Pflichten ſtanden gegen einander im Widerſpruch." Dieſes Schreiben der Independance Belge hat in ſofern Wichtigkeit, als aus demſelben hervorgeht, daß man in Bordeaux ſchon am 29., alſo gleich nach der Unterzeichnung der Verſailler Convention und ehe man dieſelbe in der proviſoriſchen Hauptſtadt Frankreichs kannte, wußte, daß die Armee von Bourbaki cernirt und verloren ſey. Die Vorwürfe, welche Gambetta Jules Favre machte, an dem traurigen Schickſal der Bourbaki'ſchen Armee ſchuld zu ſeyn, iſt alſo vollſtändig unbegründet, und der Diktator klagt Jules Favre wohl einfach nur deshalb an, um ſich in den Augen des Landes ſelbſt rein zu waſchen. Die Brüſſeller Independance nimmt übrigens auch Jules Favre Gambetta gegenüber in Schutz und meint, es würde der Regierung in Bordeaux ſchwer werden, der Pariſer Regierung die Schuld aufzuladen, daß

die Ostarmee nicht gerettet werden konnte. Uebrigens ist es auch sicher, daß die Einschließung Bourbakis nur deshalb so vollständig gelang, weil er in Folge von Befehlen Gambettas nicht sofort seinen Rückzug nach Lyon antrat. Ein Adjutant des Generals hat nachher bestätigt, daß allerdings ein Brief Gambettas, der ihn des Verraths beschuldigte und den er krampfhaft in der Hand zerknitterte, ihn außer sich gebracht habe. Aus Bordeaux wurde am 2. Februar geschrieben: Im Augenblicke, wo der Delegation die Convention mitgetheilt wurde, fand gerade eine zweifache strategische Bewegung statt. Auf der einen Seite manövrirte die Ostarmee, auf der anderen begann Garibaldi mit 50,000 Mann eine mächtige Schwenkung nach dem Rücken des Feindes hin, indem er sich auf Dôle und den Wald von Chaux warf. Wenn diese Bewegung ein dem Anfange entsprechendes glückliches Ende genommen hätte, dann würden die Preußen zwischen zwei Feuern sich in einer kritischen Lage haben befinden können. In diesem Augenblicke hat die Ost-Armee ihre Bewegung aufgegeben, die Armee Garibaldi's ist 3 Kilometer von Dôle stehen geblieben, welche Stadt seit zwei Tagen bereits gänzlich vom Feinde geräumt war. Während die französischen Generale mit dem Feinde verhandelten, um ein scheinbares Mißverständniß aufzuheben, begann dieser vorwärts zu marschiren und schickte zugleich bedeutende Verstärkungen Garibaldi entgegen. Durch die Besitznahme gewisser Positionen hat der Feind der französischen Armee die Möglichkeit geraubt, ihren ursprünglichen Plan zu verfolgen. Als der wahre Sinn der Convention bekannt war, wurde Garibaldi gezwungen, Dijon zu verlassen und sich auf Macon zurückzuziehen. Die Ostarmee wurde genöthigt, sich auf Schweizer Gebiet zurückzuziehen, mit Ausnahme des 24. Corps, das den linken Flügel gebildet und der Verfolgung des Feindes hat entrinnen können.

General Clinchant erlaubte sich in seiner Proklamation vom 31. Januar zu sagen, nur ein verhängnißvoller Irrthum, nämlich der Glaube, daß auch er mit seiner Armee in den Waffenstillstand

Sitten anzuſchmiegen und in ſeinem Hof- und Privatleben die alte ſteife Etikette zu vernachläſſigen — allein er griff nicht mit gleicher Thätigkeit in die Civilverwaltung, in das Unterrichtsweſen ein. Die Armee-, Kleider- und Ceremonienreform war nicht hinreichend, eine tief geſunkene Nation von Grund aus umzugeſtalten. Indeß muß man geſtehen, daß es dem Sultan, ſelbſt wenn er ſich thätiger gezeigt hätte, rein unmöglich geweſen wäre, an allen Punkten ſeines Reichs die übermüthigen Paſchas zu zähmen, und einen mehr geſetzlichen Zuſtand einzuführen. Es wird ſich erſt in der Folge zeigen, ob eine durchgreifende Wiedergeburt des ganzen Staats ſeine Abſicht und ob ſie möglich iſt.

Die alte Etikette erlaubte dem Sultan nicht, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen. Dennoch machte er von nun an häufig Jagdpartien und Beſuche. Am 11 Februar unternahm er eine kleine Seefahrt auf dem Meer di Marmora, und beſuchte in Rodoſto den abgeſetzten Großvezier, um mit ihm über den Krieg zu ſprechen. Am 20ſten kam er zurück. Am 3 März erließ er einen Hattiſcherif, der eine neue Kleiderordnung einführte, wodurch der Turban abgeſchafft, und die weite luxuriöſe orientaliſche Tracht mit einer mehr europäiſch anliegenden knappen Kriegstracht vertauſcht wurde. Er ſelbſt ſtutzte ſich den Bart, änderte ſeine Kleidung und hielt ſich nicht mehr im Serail, ſondern in der Kaſerne zu Ramidtſchiftlik auf, wo er am 5 April das große Bairamsfeſt in dem neuen Coſtume feierte. Wir geben hier das Bild, das uns Mac-Farlane von der Perſon des Sultans entworfen hat. „Er war nicht mehr derſelbe Menſch; er hatte ſeinen reichen Turban abgelegt, ſeine Federn, ſeinen diamantnen Reiherbuſch und ſein langes orientaliſches Unterkleid. Dagegen erſchien er im einfachſten Mili-

eingeschlossen sey, habe ihn sicher gemacht, so daß er die Zeit versäumt und nicht nach Lyon habe entkommen können, sondern sich in die Schweiz habe retten müssen. „Es ist unbestreitbare Thatsache, daß von den französischen Befehlshabern mit den Schweizern wegen des Uebertrittes auf Schweizer Gebiet schon zu einer Zeit verhandelt wurde, als den Betreffenden die Capitulation von Paris und deren Bedingungen noch völlig unbekannt waren, und seit dem 26. Januar schlossen auch alle Waffenkundigen in der Schweiz aus allen Dispositionen der Franzosen, daß der Rückzug in das neutrale Land dabei das bestimmende Moment sey."

Clinchant konnte die Armee nicht retten. Man schrieb aus Versailles: Nachdem die französische Südarmee in das Gränzgebirge zurückgeworfen, fanden am 31. Januar Gefechte zur Gewinnung des Straßenknotens von Lac de St. Point Statt, in denen mit geringem diesseitigen Verlust etwa 1500 Franzosen zu Gefangenen gemacht wurden. Am 1. Februar Vormarsch auf Pontarlier und Einnahme der Stadt; hartnäckiges Arrièregarden-Gefecht am Straßenknoten von La Cluse, wo der Feind seinen Rückzug in einer an die dortigen Forts angelehnten und durch Mitrailleusen vertheidigten Stellung deckte. Der Straßenknoten wurde am Abend genommen. Unsere Verluste dabei gegen 400, feindliche allein an Gefangenen circa 4000 Mann. Viele Waffen und mehrere Hundert Wagen des französischen Verpflegungstrains erbeutet. Gesammtergebniß der Gefechte bei Pontarlier bis zum 2. über 15,000 Gefangene, unter welchen 2 Generale, ferner 2 Adler, 19 Geschütze, bedeutende Vorräthe von Waffen, Bekleidungs-Gegenständen und Verpflegungs-Material.

Alle Schilderungen stimmen darin überein, daß die Noth der französischen Ostarmee den höchsten Grad erreicht hatte. Das Journal de Geneve schildert das Elend der Bourbaki'schen Armee in Folge des strengen Winters und einer beispiellos nachlässigen und schlechten Verpflegung als unsäglich. Von den Leuten, welche

durch Genf kamen, hatten viele ganz erfrorene Füße; sie klagten, daß sie oft Tage lang nicht das Geringste zu essen bekamen, auf dem Schnee schliefen und nichts zum Zudecken hatten; ihr Rückzug nach dem Süden ging unter den schlimmsten Verhältnissen vor sich: „stets vom Feinde gehetzt, keine Stunde Ruhe, kamen sie gar nicht dazu, ihre Reihen wieder zu formiren; es ging Alles durch einander; Jeder ging, wo er Rettung zu finden hoffte; es fehlte auch an Munition. So kam man wie ein gejagtes Wild von Clerval, von Blamont, von Pont de Roide endlich in zwölf Tagen nach Morteau und Pontarlier, einige Stunden nur von der Schweizergränze. Der Weg war schlimm und die Kälte selten unter 8 Grad. Nun sollte man über den Jura und man war erschöpft, entmuthigt. Aber man war noch nicht am Ende der Beschwerden: in Pontarlier wie in Maiche, in St. Hippolyte wie in Blamont und Pont de Roide war der Feind, stets bereit, stets die Straßen nach Norden, Süden und Westen mit unermüdlicher Jagdfertigkeit ihnen verlegend. Am 28. Januar nahm das 2. Armeecorps des Generals Fransecky, das von Paris herangestürmt war, bei Nozeroy, nur 30 Kilometer südöstlich von Pontarlier, einen Zug mit Lebensmitteln, und die Ostarmee war an diesem Tage vollständig von den deutschen Truppen und der Schweizergränze eingeschlossen; am 30. Januar griff die 14. Division (7. Corps), welche der deutschen Armee zur Avantgarde diente, bei Sombacourt und Chaffois, einige Kilometres westlich von Pontarlier, die noch beträchtlichen Truppenmassen an, die hier mehr zusammengeballt als concentrirt standen. Man hatte einige Positionen mit Artillerie versehen, doch die Deutschen nahmen dieselben sofort und machten 3000 Gefangene. So erfolgte der Uebertritt in die Schweiz; doch entkam ein Corps von 20,000 Mann unter Cremer, das an der Schweizergränze hinschlich und jetzt nach La Faucille auf dem Rückzuge ist."

Von preußischer Seite wurde geschrieben: Es sind wahrhaft gräßliche Zustände hier. Alle Wege und Stege sind mit todten,

verwundeten und aus Hunger und Erschöpfung umgefallenen, französischen Soldaten bedeckt. Gefangene können unsere Soldaten so viel machen, wie sie wollen; doch unterlassen sie es, weil sie keine Lebensmittel zu deren Ernährung besitzen und selbst kaum wissen, wovon sie leben sollen. Hunderte von Franzosen kommen, nachdem sie die Waffen fortgeworfen, zu unseren Vorposten, wollen Gefangene werden und bitten um Brod.

Die durch Hunger, Kälte und Strapazen erschöpfte und der Auflösung nahe französische Armee wurde von General Clinchant nicht mehr für fähig erachtet, den Deutschen Widerstand zu leisten. Der General hatte schon Nachricht von der Capitulation in Paris und zog es mit Recht vor, seine Truppen in die nahe Schweiz zu retten, schon am 1. Februar. Nach einer Uebereinkunft mit dem eidgenössischen Obergeneral Herzog legten die französischen Truppen ihre Waffen nieder, wurden beköstigt und in die einzelnen Cantone vertheilt, wie folgt: Zürich 11,000, Bern 20,000, Luzern 5000, Uri 400, Schwyz 1000, Obwalden 400, Niedwalden 300, Glarus 1000, Zug 700, Freiburg 4000, Solothurn 3000, Basel Stadt 1500, Basel Land 1500, Schaffhausen 1200, Appenzell A. R. 1500, Appenzell J. R. 200, St. Gallen 7000, Graubünden 1000, Aargau 8800, Thurgau 3900, Waadt 8000, Wallis 1000, Neuenburg 1000, Genf 1500. Summa 84,900. Die volle Zahl fand sich nicht gleich ein, sondern nur 81,577 Mann, weil viele wahrscheinlich zurückblieben und gefangen wurden oder umkamen, andere wieder über die Grenze zu kommen suchten. Die eidgenössischen Truppen mußten, um die Neutralität zu wahren, die Deserteure festhalten. 10,000 französische Pferde wurden allmälig dem Verkauf ausgesetzt. Die französische Kriegskasse mit 1½ Millionen Francs nahm der Bund in Verwahrung.

Man schrieb aus Bern am 10. Februar: Die Schweiz hat um die Verwendung des Grafen Bismarck nachgesucht, in Bezug auf die Rückkehr der internirten französischen Armee nach Frank-

reich. Graf Bismarck hat ablehnend geantwortet, weil die französische Regierung erfahrungsgemäß außer Stande sey, die Garantie zu geben, daß die rücklehrende Armee nicht sofort gegen die Deutschen marschire. Graf Bismarck ersuchte die Schweiz, in der bislang loyalen Haltung ihrer Neutralität für eine hoffentlich noch kurze Zeit fortzufahren und dadurch an der Beschleunigung des Friedens theilzunehmen.

Man durfte mit Recht diese Entwaffnung der Armee Bourbakis mit der Mac Mahons bei Sedan vergleichen. In beiden Fällen wurde je ein großes Heer umgangen und an der Grenze gezwungen, die Waffen zu strecken.

Eine große Demüthigung bereitete der eidgenössische Obergeneral Herzog dem übermüthigen Frankreich durch einen Tagesbefehl an die Schweizer Truppen, die den Grenzcordon bildeten: „Ein entsetzliches Schauspiel hat sich unter Euren Augen abgespielt, Ihr habt das verzweiflungsvolle Factum einer großen Armee ansehen können, in welcher die Bande der Disciplin beinahe vollständig vernichtet sind, was sie in jenen Zustand der Auflösung versetzte, den wir mit Kummer constatirt haben. Könnte dies Bild sich in Euer Gedächtniß einprägen und als ein schreckliches Beispiel (terrible exemple) in Euch die Ueberzeugung vermehren, daß es ohne Disciplin und Subordination keine gute Armee gebe, daß ohne dieselben Muth und Aufopferung vergeblich seyen." So mußten Franzosen von sich reden lassen, die gewohnt waren, für unüberwindlich und für Mustersoldaten zu gelten. General Herzog hatte aber in seinem Tagesbefehl nur die gute Absicht, seine eigenen Landsleute, bei denen bekanntlich die Disciplin nicht weit her ist, zu ermahnen, daß in heutiger Zeit der alte Schlendrian des Milizwesens nicht mehr frommt.

Im Berner „Bund" sagte ein Schweizer ein gutes Wort. Er war in Frankreich und hörte hier überall nur von Verrath reden. Darüber bemerkt er: „Es ist den an langjährige politische und

militärische Priorität gewöhnten Franzosen rein nicht möglich, an die Thatsache zu glauben, daß sie durch überlegene Strategie, Bildung, Manneskraft und Disciplin der deutschen Armee so gründlich geschlagen worden sind, und wenig hört man bei Hohen und Niedern von durchgreifenden Reformen im Unterrichtswesen, geschweige denn von der Nothwendigkeit, in den meisten Städten und größern Ortschaften auf Hebung der Sittlichkeit hinzuarbeiten. Es ließen sich noch viele Untersuchungen und ernste Beobachtungen anstellen. Das ganze große Facit derselben kann bei einem einigermaßen einsichtsvollen Manne kaum ein anderes seyn, als dasjenige der Dankbarkeit für den Sieg der Bildung über den jetzigen französischen schwindelhaften Volksgeist einerseits und der politischen und religiösen Freiheit über jesuitische Wirthschaft andrerseits. Mag man über die Härte mancher Maßregeln deutscher Regierungen immerhin klagen, das wird feststeiben, daß unter der Aegide eines vorzugsweise reformirten Kaiserthums, und Angesichts der geschlagenen, mit dem Jesuitismus verbunden gewesenen napoleonischen Dynastie die unabsehbaren Folgen der Infallibilitätserklärung für längere Zeit wenigstens hintangehalten werden."

Die Schweiz behielt ihre Neutralität in Bezug auf die internirten Franzosen nicht ohne Strenge inne, und mit Recht. Von den 1200 in Genf internirten Franzosen meinten viele, die Schweizer Milizen nicht besonders achten zu dürfen, und desertirten; da machte der Bund aber kurzen Prozeß und ließ sie, wie man am 21. Februar aus Genf schrieb, nach den östlichen Cantonen escortiren. Am 2. März sprang das eidgenössische Arsenal von Morges am Genfer See mit schweizerischer und mit der ganzen Munition der internirten Franzosen in die Luft, wobei es einige Todte und Verwundete gab.

Von Bourbaki's zerrütteter Armee rettete sich ein Corps unter Cremer nach Gex bei Genf und entkam nach Lyon, mußte aber 40 seiner Kanonen vernageln, weil es sie nicht mitnehmen konnte.

General Bressoles war schon nach der Schweiz entwichen, ging jedoch wieder durch, wurde in Lyon verhaftet, angeblich, weil er wichtige Papiere Bourbakis bei sich hatte, gelangte aber nach Bordeaux. Garibaldi rettete sein Corps von etwa noch 50,000 Mann nach Chagny, sonst wäre er von Manteuffel gefaßt worden, der jetzt in dem von Garibaldi verlassenen Dijon sein Hauptquartier aufschlug. Garibaldi hatte sich immer unpopulärer gemacht. Sein Generalstabschef Bordone war ein verrufener Schwindler, dem man nachwies, wegen gemeiner Verbrechen schon dreimal gestraft worden zu seyn. Der Bischof von Nevers klagte öffentlich, die Garibaldianer hätten einen französischen Pfarrer mißhandelt, sein Haus gänzlich ausgeplündert und das Bildniß des Papstes in demselben beschimpft. Garibaldi sah ein, daß nichts mehr zu machen sey, und benutzte den Waffenstillstand, um nach Bordeaux zu gehen, da ihn die Republikaner doch noch mit mehr als 100,000 Stimmen in die französische Nationalversammlung gewählt hatten. Sein Sohn Menotti übernahm provisorisch den Befehl über die Vogesenarmee.

In Lyon war man noch immer nicht entmuthigt, obgleich diese Stadt an Bourbaki ihre Schutzwehr verloren hatte und den Anmarsch Manteuffels besorgen mußte, wenn der Krieg wieder anfangen sollte. Man hörte im Februar wieder von einem Zusammenstoß zwischen den Anhängern der Regierung und denen der Commune. Aber auch die Regierungsmänner, der Bürger Henon an der Spitze, schwärmten noch immer für „den Krieg bis zum Aeußersten". Henon ging nach Bordeaux und konnte dort den Triumph der Mäßigung Favres über die Exaltation Gambettas mit ansehen. Man erfuhr aus Lyon damals auch, daß der Rhonepräfekt mehrere Untersuchungen angeordnet habe, erstens gegen Malski, der mit 4500 Franken durchging, zweitens gegen einen Garibaldischen Obersten vom Stabe, der mit 200,000 Franken durchging. Indeß man kennt ja dergleichen französische Untersuchungen in solchen Zeiten: sie werden gegen kleine Diebe geführt, um die großen zu decken.

Bourbaki's Plan war wohl, wenn er Belfort entsetzt haben würde, mit Garibaldi vereinigt, Manteuffel zurückzuschlagen und zum Entsatz von Paris, zunächst zur Störung der Verbindungslinie der Deutschen zwischen Straßburg und Paris bei Nancy vorzugehen. Damit hing wohl auch die Zerstörung der Eisenbahnbrücke über die Mosel bei Fontenoy zusammen. Hier wurde nämlich in der Morgenfrühe des 22. Januar, die kleine aus preußischer Landwehr bestehende Wachmannschaft plötzlich von ein paar Hundert Francstireurs überfallen, getödtet oder verwundet, und mittelst Pulversäcken, die jene mitgebracht hatten, die Brücke gesprengt. Joseph Bott von Essen, ein verwundeter Landwehrmann, hatte Muth und Geistesgegenwart genug, um sich auf der Bahn noch so weit fortzuschleppen, daß er den nächsten, schon heranbrausenden deutschen Bahnzug durch warnenden Zuruf aufhalten konnte, sonst wäre der ganze Zug in den Fluß gestürzt. Da offenbar Verrath im Spiele war, wurde das Dorf Fontenoy auf Befehl des Gouverneur von Lothringen, General v. Bonin, in Asche gelegt und dem Gouvernement Lothringen eine außerordentliche Contribution von 10 Millionen Francs auferlegt. Einen deutschen Feldwebel hatten die Francstireurs mit abgeschnittener Gurgel gehängt. Als er feierlich bestattet wurde, zwang man den Maire des Orts, ihm das Grab zu graben. Nachher wurden mehrere Francstireurs erschossen und gegen 60 gefangen fortgeführt. Die Bosheit der Einwohner war so groß, daß sich keiner hergab, an der Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten. In Nancy selbst wurde der Befehl, 500 Arbeiter herbeizuschaffen, mißachtet. Da ließ der deutsche Präfekt vornehme und geringe Männer auf der Straße ergreifen, bis ihrer 500 waren und schickte sie zur Arbeit. Auch aus der kleinen Festung Bitsch wurde damals ein Ausfall gemacht, jedoch gleich zurückgeschlagen. Aber am 25. wurde schon wieder bei der Station Brienne die Brücke gesprengt durch eine Bande, die schleunigst nach Langres zurückfloh, woher sie wahrscheinlich gekommen war. Der preußische Stationsvorsteher wurde dabei erschossen.

In dem Capitulationsvertrage von Paris war zwischen Graf Bismarck und Favre verabredet worden, der Waffenstillstand solle auch auf das Gebiet der Ostarmee ausgedehnt werden, falls die Festungen Belfort und Bitsch sich ergeben würden, in welchem Falle ihre Besatzungen freien Abzug erhalten sollten. Der Commandant von Belfort weigerte sich, seine sehr starke Festung zu verlassen, da er noch keinen Befehl erhalten hatte. General Treskow setzte daher die Belagerung energisch fort. Sie war sehr beschwerlich. Der preußische Bericht lautete: Nach und nach langten Verstärkungen vor Belfort an, es trafen noch württembergische und bayerische Batterien ein, so daß Artillerie aus Preußen, Bayern, Württemberg und Baden vereint den Feind zu bekämpfen suchte. Das war wahrlich keine leichte Aufgabe! Man rückte nach und nach mit dem Angriffe gegen Osten. Die große Tragweite und das präzise Schießen der französischen schweren Festungsgeschütze machte die Anlegung von Batterien in größerer Nähe unmöglich. Die ersten Batterien wurden auf ungeheure Distanzen angelegt, und man versuchte von hier aus Justice und Miotte und das Chateau niederzuhalten, die Perchet Schanzen aber zu bekämpfen. Dieß gelang in so weit, daß die schweren Geschütze zum Schweigen gebracht wurden und nur noch Feldgeschütze unserem Feuer antworteten. Man hielt es an der Zeit, aus den mittlerweile vorgetriebenen Angriffsarbeiten vorzubrechen und einen Sturm zu wagen, der aber fehlschlug. Das ganze Unternehmen war verrathen, man schlug im Platze schon viel früher Allarm, und unsere in den tiefen Graben hinabgesprungene Infanterie wurde mit Rollbomben und Handgranaten derart überschüttet und von überlegenen Kräften umzingelt, daß nur ein Weg übrig blieb: sich zu ergeben, da die steilen Grabenböschungen jeden andern versperrten. Dieser Kampf erfolgte in der Nacht vom 26. zum 27. Januar und kostete den Preußen 350 Todte und Verwundete, nebst 400 Gefangenen, die der Commandant Denfert aber zurückschickte.

Es gelang jedoch schon am 8. Februar die vergebens bestürmten Forts Hautes Perches und Basses Perches mittelst in Felsen gesprengter Laufgräben einzunehmen. Der preußische Bericht fährt fort: Dies war kaum geschehen, so richtete der Feind ein so fürchterliches Feuer dahin, wie ich es noch nie gehört habe. Es fielen etwa 80 Schüsse in der Minute. Unsere Infanterie konnte sich nur mit Mühe in den Werken behaupten, und der Batteriebau war unermeßlich schwierig. Auch hier haben wir manchen wackern Kameraden zu beklagen! Die Erstürmung der Perchen ist jedoch ein bedeutender Schritt vorwärts. Während die Angriffsarbeiten gegen diese Schanzen vorgetrieben wurden, erbaute die bayerische Artillerie in nächster Nähe drei 24Pfünder-Batterien, die der Feind offenbar für Infanterie-Emplacements hielt, sonst hätte er wohl ein lebhafteres Feuer darauf gerichtet. Hiemit sind wir der Festung näher auf den Leib gerückt, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß der Angriff jetzt in ein Stadium getreten, das Aussicht auf Erfolg verspricht. Brauche ich nach dem Gesagten wohl noch einige Worte an jene zu richten, die, durch die Erfolge der deutschen Waffen verwöhnt, immer und immer die größten Errungenschaften in rascher Reihenfolge herbeiwünschen? Ist dies erforderlich, so mögen sie mir glauben, daß die Anstrengungen unserer Truppen unmenschliche genannt zu werden verdienen. Das bergige Terrain, die durch den Transport der schweren Lasten ausgefahrenen Wege, der durch die strenge Kälte und die Felsen fast unbearbeitbare Boden, der jetzt durch das Thauwetter grundlose Schmutz in den Tranchéen, das alles sind Faktoren, die eine Reibung erzeugen, von welcher man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man mit eigenen Augen beobachtet hat, und zu deren Ueberwindung eine moralische wie physische Kraft gehört, die mit Recht unser Staunen erregt!

Belfort hätte sich noch länger halten können. Es waren noch Lebensmittel genug vorhanden, aber der Typhus wüthete unter der

Garnison. Auf Entsatz war nicht mehr zu rechnen und in Folge eines Befehls von Favre aus Paris entschloß sich der Commandant Denfert, am 16. Februar zu capituliren, und durfte am 18. mit der Garnison von noch 12,000 Mann wegen tapferer Vertheidigung mit militärischen Ehren frei ausziehen. Man fand in der Stadt Belfort große Verwüstung durch die Beschießung, und überzeugte sich, daß die stärksten Gewölbe der Festung von der vernichtenden Wucht der deutschen Geschosse auseinander gerissen waren, so daß sich auch hier die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie glänzend erprobte.

Der Krieg ging zu Ende und in seinem letzten schönen Tagesbefehl vom 18. Februar durfte General v. Treskow seinen Truppen sagen: Mit einer seltenen Hingebung habt Ihr die Parallelen und Batterien erbaut, in ihnen ausgehalten, wenn nicht nur der Feind, sondern auch die Elemente gegen Euch kämpften, und nur der, der Euch dort, wie ich, fechten, aushalten, arbeiten gesehen hat, vermag zu ermessen, was Ihr geleistet. An Euren Kämpfen werden dereinst junge Soldaten den Krieg studiren, sie werden bewundern, was Ihr gethan. Und wenn sich nun so an uns der Spruch bewährt: „Der Muthige besiegt die Welt", so wollen wir darüber doch nicht vergessen, wie Gott uns unaussprechlich gnädig gewesen, wie er uns so oft in großen Gefahren geschützt, unsere Gegner häufig geblendet, unserem vielfach verwegenen Handeln einen besonderen Erfolg geschenkt hat. Wir haben den schönsten Lohn für den Soldaten, die Zufriedenheit unseres Kriegsherrn uns erworben; wir haben das stolze Bewußtseyn, durch unsere Thaten dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet zu haben, wir, die wir uns Alle hier aus den verschiedenen deutschen Gauen zusammengefunden, haben das Glück gehabt, seit Jahrhunderten einmal wieder im Kriegslager das Bild treuer deutscher Einheit zu geben.

tärcoſtume. Er trug einen dunkelblauen Mantel, Koſakenpantalons und Stiefel mit Sporen; den Kopf bedeckte eine ſcharlachrothe Mütze mit einer Quaſte von blauer Seide. Er ritt auf einem engliſchen Sattel mit langen Bügeln, und begab ſich, bloß von ſechs Officieren begleitet, in kurzem Galopp nach Daudpaſcha, um einem Kriegsrathe beizuwohnen, ehe eine Truppenabtheilung nach dem Balkan abging. In den Zügen des Sultans lag Feſtigkeit, Stolz und Sicherheit, zugleich aber ließ ſich ein Ausdruck von Grauſamkeit darin nicht verkennen. Seine Augenbrauen ſind hochgewölbt, wie faſt bei allen Orientalen, in ſeinen großen ſchwarzen Augen liegt keine beſondere Tiefe; ihre Lebhaftigkeit aber, ſein dichter Bart und die ſtolze Haltung ſeines Hauptes müſſen nothwendig der Imagination imponiren, und entſprechen vollkommen den Ideen, die wir uns von einem orientaliſchen Deſpoten bilden. Er iſt nicht ſehr groß, hat aber ſchöne Schultern, eine hohe Bruſt, ſchön proportionirte Arme, die große Kraft verrathen."

Am 12 Mai verlegte der Sultan ſein Hoflager nach dem Dorfe Tarapia, kehrte aber am 9 Auguſt wieder nach Ramidtſchiſtlik zurück. Sich ſelbſt an die Spitze des Heeres zu ſetzen, wagte er jedoch nicht, aus Furcht, nach einer perſönlichen Niederlage ſein heiliges Anſehen zu verlieren. Auch mußte er fürchten, daß die alten Anhänger der Janitſcharen in Conſtantinopel ſich empören würden, ſobald er ſich aus der Nähe dieſer Stadt entfernte. Er zog es daher vor, ſich nur mit der Organiſation der Truppen zu beſchäftigen, die er von Zeit zu Zeit dem Großvezier an den Balkan nachſandte, und überdieß die diplomatiſchen Unterhandlungen in Conſtantinopel zu leiten. Sein Betragen gegen die fremden Geſandten war der Form nach ſehr zu-

Sechstes Buch.

Die Capitulation von Paris.

Unterdeß wurde das Bombardement von Paris fortgesetzt. In die Stadt fielen immer mehr Bomben. Man schrieb aus Paris: „In die Bibliothek St. Genéviève flogen Sprengstücke, und in das Collége St. Barbe zwei Granaten. Was das Observatorium, das Pantheon und das Val-de-Grâce anbelangt, so waren diese die Zielpunkte des Feindes und wurden daher mit Granaten überschüttet. Herr Dumesnil, der Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtswesens, begleitet dieses Verzeichniß mit folgenden Zeilen: ‚Wenn Alles vorüber seyn wird, so werde ich nur Einen Wunsch haben, das ist, daß jedes dieser durchlöcherten Häuser stets die sichtbaren Spuren der ihnen durch die preußischen Haubitzen angethanen Schmach bewahre. Ueberall sollen unverwischbare Inschriften uns das Vergessen verbieten, und wenn selbst unsere Todten verschwinden, sollen diese zertrümmerten Steine als Zeugen zurückbleiben. Ich erkenne den Gott ihres occidentalen Kaisers an, mit ihm jedoch zerreiße ich das Evangelium. Hassen wir uns einander auf ewig! soll es von nun an heißen.‘“

Der Haß forcirte sich zu verzweifeltem Muthe und phantasirte den guten Parisern noch im letzten Augenblick ihres Unglücks Scheinbilder des Glücks und Sieges vor. Die Blätter logen immer noch

im Styl Gambettas fort: „Bourbaki iſt in's Großherzogthum Baden eingefallen und befindet ſich in Freiburg. Die deutſchen Zeitungen laſſen Mezières gefallen ſeyn, aber nach der letzten Taubendepeſche Gambettas iſt es entſetzt worden. Die ‚Liberté' ſchildert heute die Lage alſo: Nanzig bedroht; Belfort befreit; Baden beſetzt; Hamburg im Begriffe bombardirt zu werden. Dies iſt Frankreichs Erwiderung auf das Bombardement von Paris. Die Stunde iſt gekommen. Die Preußen, die nicht mehr wiſſen, wo hinaus, ſuchen Zuflucht in Paris. Dies iſt ihre letzte Hoffnung; ihre letzte Zuflucht."

Aber der Ernſt der Lage ließ ſich in Paris doch nicht mißkennen. In der letzten Woche waren 3982 Civilperſonen in dieſer Stadt, beſonders viele Kinder geſtorben und die Lebensmittel gingen ſo zur Neige, daß wie früher das Fleiſch, ſo auch jetzt das Brod nur in den kleinſten Portionen ausgetheilt werden konnte. Am 18. decretirte Ferry im Namen der Regierung, die Häuſer aller derer, welche Paris verlaſſen hätten, ſollten den durch das Bombardement aus der Südſeite der Stadt Vertriebenen eingeräumt und überall ſollten durch Hausſuchungen die noch bei Privaten vorhandenen Vorräthe von Lebensmitteln requirirt werden. Am 21. eröffneten die Deutſchen ein neues furchtbares Feuer auf St. Denis und ſeine ſtarken Forts. St. Denis gerieth in Brand und der Schrecken in Paris wurde immer größer. Am 22. legte General Trochu ſein Amt nieder. Er war erkrankt, wie es hieß, und tief ergriffen von den Vorwürfen der Unfähigkeit oder des Verraths, die ihm entgegen geſchleudert wurden. Man glaubte, General Vinoy habe ſtark gegen ihn intriguirt, um an ſeine Stelle zu kommen, und er erhielt ſie wirklich. Trochu ſoll den Ausfall am 19. nicht haben wagen wollen. Iſt das wahr, ſo hätte er ihn gar nicht unternehmen, ſondern vorher abdanken ſollen. Uebrigens erſparte er ſich, indem er vor der Capitulation zurücktrat, einen Wortbruch, denn er hatte früher gelobt, nie zu capituliren.

Die Rothen regten ſich wieder. In der Nacht vom 23. zum 24. Januar erhoben ſich die Bewohner von Belleville, ſtürmten das Gefängniß Mazzas, befreiten Flourens und hätten gern die Regierung geſtürzt und die der Commune eingeſetzt. Auch bemächtigten ſie ſich eines großen Vorraths von Brod und Wein, wurden jedoch von der Nationalgarde zurückgejagt und die Ordnung hergeſtellt. Alle Clubs wurden geſchloſſen, einige der wildeſten Zeitungen unterdrückt und man fahndete wieder auf den frei gewordenen Flourens. Die ſich bisher am wildeſten geberdet, waren nunmehr durch die Bomben der Deutſchen und durch die wachſende Hungersnoth in der Stadt ſoweit gezähmt, daß einem Verſuch zur Capitulation kein Hinderniß mehr im Wege ſtand. Wie die Lebensmittel ſich ſtufenweiſe verringerten, erkennt man aus folgender Berechnung: Paris, das für ſeine Ernährung in gewöhnlichen Zeiten täglich 8000 Centner Mehl bedarf, hatte während der Belagerung vom 22. September bis 18. Januar täglich 6360 Centner zu verbrauchen, ſeit dem 18. Januar aber, wo die Rationirung des Brodes eintrat, blieben ihm nur noch 5300 Centner zur Verfügung, d. h. mindeſtens 16 Prozent weniger als die Gewohnheit des Conſums war. Auch dieſe Zahl von 5300 Centner als Maßſtab angenommen, hätten die Vorräthe nur noch für eine Woche hingereicht. An Erſparung der für die Brodvertheilung ausgeworfenen Quote und an ihre Erſetzung durch andere Lebensmittel war nicht mehr zu denken, da man nur noch über Pferdefleiſch verfügte, und da von den 100,000 Pferden, die es in Paris gab, nur noch 33,000 übrig waren. Von dieſen 33,000 mußten 6500 für die Ambulanzen, den Transport und die Unterhaltung der nothwendigſten Verbindungen in jedem Falle erhalten werden. Bei einer Rationirung von 25—30 Grammes auf jeden Einwohner, unter beſonderer Fürſorge für die Hoſpitäler, brauchte Paris täglich 650 Pferde, die geſchlachtet wurden. Hätte man beim Ausfall des Brodes die Fleiſchrationen erhöhen müſſen, ſo wären täglich 3000 Pferde

nothwendig gewesen; es würde sich also auch dieses Lebensmittel in acht Tagen erschöpft haben.

Es mußte also endlich zur Capitulation kommen und Jules Favre übernahm dabei, woran er noch vor kurzem nicht gedacht hatte, die Hauptrolle.

Am 17. Januar sollte die Conferenz bezüglich der Pontusfrage in London zusammentreten, vertagte sich aber, um noch den Gesandten Frankreichs abzuwarten. Jules Favre sollte dahin abgehen und war auch anfangs sehr geneigt dazu, weil er in der Zuziehung eines französischen Gesandten zur Conferenz eine Anerkennung der republikanischen Regierung durch die neutralen Mächte voraussetzte und weil er hoffte, die Conferenz werde sich auch mit der französischen Frage beschäftigen und sich Frankreich günstig zeigen. Da aber indessen eine Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen erfolgt war, sank Favre's Hoffnung sehr tief herab und als Graf Bismarck dem Grafen Bernstorff, dem deutschen Gesandten in London, die Conferenz, wenn sie sich mit der französischen Kriegsfrage beschäftigen wolle, augenblicklich zu verlassen befahl, zog es Favre vor, lieber gar nicht nach London zu gehen. Er erklärte das in einem sehr weitläufigen Aktenstück, worin er sentimentale Thränen über das Bombardement von Paris vergoß und nichts Geringeres verlangte, als daß, wenn er verreisen sollte, das Bombardement eingestellt würde. Er machte sich natürlich damit nur lächerlich und man wendete ihm mit Recht ein, wenn er nicht selber nach London gehen wollte, hätte er einen andern schicken und jedenfalls dafür sorgen müssen, daß Frankreich bei der Conferenz vertreten werde.

Auf einmal wollte er wieder nach London gehen, weniger, wie man vermuthete der Conferenz wegen, als um der heillosen Verwirrung in Paris zu entfliehen und wie früher Thiers seine Person zu salviren. Er ersuchte den Grafen Bismarck um freies Geleit. Nun hatte aber Favre eben erst in einer Depesche an Lord Granville

die Voraussetzung ausgesprochen, daß seine Theilnahme an der Conferenz die Anerkennung der gegenwärtigen französischen Regierung in sich schließe. Das konnte Bismarck nicht zugeben, verweigerte ihm daher von Seite des auswärtigen Amtes den Geleitschein, überließ es ihm aber, sich einen solchen von der deutschen Militärbehörde vor Paris zu erbitten. Zugleich frug Bismarck, „ob es rathsam sey, daß Jules Favre jetzt nach London gehe, wo in Paris Interessen auf dem Spiele stehen, die für Frankreich und Deutschland wichtiger seyen, als die Pontusfrage, und die diplomatischen Agenten, sowie die Angehörigen der fremden Staaten im Vertrauen auf den Schutz der Regierung in Paris zurückgeblieben seyen. Es sey daher kaum anzunehmen, daß Jules Favre in einer so kritischen Lage, an deren Herbeiführung er so wesentlichen Antheil hatte, sich die Möglichkeit rauben wolle, zu einer Lösung mitzuwirken, für welche die Verantwortung auch ihn treffe."

Favre erhielt den Geleitschein von der Militärbehörde, ging aber nicht nach London, sondern — offenbar durch Bismarck's Wink belehrt und bekehrt — am 23. Januar nach Versailles und bot eine Capitulation an. Paris wolle sich ergeben, wenn der Garnison freier Abzug mit allen Kriegsehren bewilligt werde, was natürlicherweise abgelehnt wurde. Dagegen stellte Bismarck folgende Bedingungen: Die preußischen Truppen besetzen die Forts, die französischen Linientruppen und Mobilgarden gehen gefangen nach Deutschland, die unentwaffnete Nationalgarde beschützt Paris. Deutschland erhält Elsaß-Lothringen; es besetzt die Champagne bis zur Erhebung der Kriegskosten; Frankreich bestimmt seine eigene Regierungsform. Das kam nun wieder Favre zu hart vor. Indessen waren die Unterhandlungen eingeleitet. Es fiel auf, daß schon am 25. die englische Times wissen wollte, „daß Bismarck seit gestern die vollständige Annahme der deutschen Friedensbedingungen Seitens der Kaiserin Eugenie unter Zustimmung Napoleons besitze." Die Times knüpfte daran Bemerkungen, aus denen hervorzugehen schien,

daß die angebliche Zustimmung des Exkaisers zu den deutschen Forderungen nur eine Demonstration sey und nur einen Druck auf die republikanische Regierung üben sollte. „Bismarck sagt in seiner letzten Note dem Herrn Favre, daß er etwas mehr sey, als das Haupt der Verwaltung in Paris, daß er der leitende Geist der Regierung sey, unter welcher die Vertheidigung von Frankreich betrieben wird, daß Herr Favre sich ergeben muß, nicht im Namen von Paris allein, sondern im Namen von Frankreich, und daß er seinen Einfluß verwenden muß, die delegirte Regierung außerhalb Paris zu vermögen, die Uebergabe anzunehmen. Herr Favre wird das natürlich verweigern und behaupten, daß er und seine Collegen, nachdem es ihnen mißlungen ist, die Stadt zu vertheidigen, nicht mehr Autorität habe, Frankreich zu verpflichten, als der Commandant zu Belfort oder zu Longwy; aber dann wird Graf Bismarck eine andere Waffe aus seinem Arsenal hervorholen. Er wird Herrn Favre sagen, daß er eben von der verbannten Kaiserin mit völliger Zustimmung des Gefangenen von Wilhelmshöhe eine vollständige Annahme seiner Bedingungen erlangt hat und daß Herrn Favre und seinen Genossen keine Wahl übrig bleibt, als nachzugeben und die Möglichkeit der Erhaltung einer republikanischen Organisation zu bewahren, oder sich zu weigern und eine imperialistische Restauration zuzulassen." Die Kaiserin Eugenie dementirte diese Intrigue, die auch dem Grafen Bismarck fremd war. Man glaubte, die Bonapartisten, die unter dem Vorsitz des General Fleury in Brüssel tagten, hätten das Gerücht ausgesprengt.

Am 25. wurde der N. Pr. aus Versailles geschrieben, Favre habe geäußert: „Das Pariser Gouvernement willige mit blutendem Herzen sogar in die Abtretung von Elsaß, aber von Lothringen werde Frankreich sich niemals trennen, niemals! Eher werde Frankreich ganz eine Wüste, ein Schutthaufen werden. Doch sey Frankreich bereit, als Entschädigung für Lothringen eine Milliarde zu zahlen, denn Frankreich sey ein reiches Land und werde sich von

den Verluſten an Blut und Geld und von den Kriegsverheerungen wieder erholen, aber an dem Verluſte ſeines theuerſten Gliedes, Lothringen, werde es ſich verbluten.... Auf die Bemerkung des Grafen Bismarck, daß Deutſchland ſeinen früheren Siegespreis: Bezahlung aller Kriegskoſten und Abtretung von Elſaß und Lothringen — vollſtändig aufrechterhalten müſſe, und daß Deutſchland einen Waffenſtillſtand und Frieden nur in Paris ſchließen werde, erklärte Favre auch die Bereitwilligkeit von Paris, ſeine Thore zu öffnen, wenn — — ſeiner ganzen Beſatzung ein ehrenvoller Abzug mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zugeſtanden werde... worauf Graf Bismarck dem Herrn Friedens-Unterhändler mit ſeinem ſchneidenden Lachen ſagte: Sehr gut, ihr wollt uns das ausgehungerte Paris geben, aber ſeine 300,000 Mann Soldaten, die Monſieur Trochu mit anerkennenswerthem Leichtſinne in einer Feſtung brachlegte, mit klingendem Spiele in den Rücken unſerer Nord- oder Südarmee oder gar zu einer Reiſe nach Deutſchland führen? Paris wird entweder freiwillig unter den Bedingungen von Sedan und Metz capituliren: die Linientruppen und Mobilgarden werden ihre Waffen ausliefern und bis zum definitiven Friedensſchluſſe als Gefangene nach Deutſchland gehen; eure famoſe Nationalgarde mag ruhig in Paris bleiben; ihre bei Monſieur Trochu ſo beliebte moraliſche Unterſtützung in Gefechten fürchten wir nicht; für 250,000 Pariſer Kriegsgefangene iſt bereits in deutſchen Feſtungen Platz gemacht — oder Paris wird le combat à outrance in blinder Selbſtvernichtungswuth bis zum letzten Stück Brod fortſetzen und ſich erſt dem tödtlichen Hunger und unſeren Granaten ergeben — dann komme die Verantwortung auf alle die, welche Paris, Frankreich ihrem lieben, ehrgeizigen Ich opferten. Dixi! ... Mit dieſem ‚letzten‘ Worte Deutſchlands fuhr Favre des Nachmittags nach Paris zurück. Die Noth muß in Paris auf's Aeußerſte geſtiegen ſeyn. Denn heute Mittags ſchon ſendete Favre wieder einen Parlamentär, den Bundeskanzler um eine neue Unter-

redung zu bitten." Ein in den Grundgedanken gewiß richtiges Referat.

Favre kam täglich, von Bismarck's Wagen an den Vorposten abgeholt, nach Versailles und brachte am 27. den General Beaufort de Hautpoul *) mit, worauf große Berathung im Hauptquartier zwischen dem König, dem Kronprinzen, Bismarck, Roon, Moltke und Blumenthal gepflogen wurde. Auch in Paris hatte sich Favre der Zustimmung seiner Collegen in der Regierung und der angesehensten Generale versichert. Man erfuhr, Vinoy habe vor seinem Hotel Kanonen aufpflanzen lassen, um den noch immer unruhigen Pöbel abzuschrecken. So kam man in Versailles in Bezug auf die Capitulation überein. Favre wurde auf's freundlichste behandelt und konnte bereits die 15,000 Ochsen und 25,000 Schaafe sehen, die der großmüthige deutsche Kaiser schon bereit halten ließ, um sie nach Paris zu schicken, wie auch bereits für Mehl und Brod vorgesorgt war. Als Favre einmal nach Paris zurückfuhr, begegnete ihm Bismarck auf seinem gewöhnlichen Spazierritt und begleitete ihn im Gespräch bis zu den Vorposten.

Endlich wurde die Welt hoch erfreut durch das offizielle Telegramm des Kaisers an die Kaiserin. Versailles, 29. Januar. Gestern Abend ist ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand unterzeichnet worden. Linie und Mobile werden als Kriegsgefangene in Paris internirt. Die Pariser Nationalgarde übernimmt die Aufrechthaltung der Ordnung. Wir besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt, darf sich verpflegen, wenn die Waffen ausgeliefert sind. Die Constituante wird nach Bordeaux in 14 Tagen berufen. Die Armeen im freien Felde behalten ihre respektiven Landstrecken besetzt, mit

*) Als Beaufort zum zweitenmal nach Versailles herausfuhr, an der Brücke von Sevres ein wenig warten mußte und außerordentlich fror, reichten ihm deutsche Offiziere Cognac, um sich zu erwärmen. Er trank aber etwas zu viel und kam in so guter Laune in Versailles an, daß er es nachher vorzog, nicht zum drittenmal zu kommen.

Neutralitätszonen zwiſchen ſich. Das iſt der erſte ſegensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmuth und die ſchweren Opfer. Ich danke Gott für dieſe neue Gnade, möge der Friede bald folgen!

Die nähern Beſtimmungen waren folgende: „Der Waffenſtillſtand tritt bei Paris ſofort ein und beginnt in den Departements in drei Tagen. Derſelbe läuft am 19. Februar Nachmittags 12 Uhr ab. Die Demarcationslinie wird folgender Maßen feſtgeſetzt: Sie ſcheidet die Departements Calvados und Orne ab, läßt in deutſcher Occupation die Departements Sarthe, Indre und Loire, Loir und Cher, Loiret, Yonne und was davon nordöſtlich außer dem Pas de Calais und Nord liegt. Die Entſcheidung über den Beginn des Waffenſtillſtandes in Côte d'or, Doubs, Jura und bei Belfort iſt vorbehalten; bis dahin nehmen die dortigen Kriegsoperationen einſchließlich der Belagerung von Belfort ihren Fortgang. Die Seekräfte ſind in den Waffenſtillſtand einbegriffen mit dem Meridian Dünkirchen als Demarcationslinie. Die zwiſchen dem Abſchluſſe und dem Benachrichtigungstermine gemachten Gefangenen und Priſen werden zurückgegeben. Die Wahlen für die Verſammlungen, um ſich über den Krieg oder die Friedensbedingungen zu erklären, werden Statt finden; als Verſammlungsort wird Bordeaux beſtimmt. Sämmtliche Forts von Paris werden ſofort übergeben. Der Stadtwall wird desarmirt. Die Linie, Seetruppen und Mobilgarden ſind Kriegsgefangene, außer 12,000 Mann für den inneren Sicherheitsdienſt. Die Kriegsgefangenen bleiben während des Waffenſtillſtandes innerhalb der Stadtthore; ihre Waffen werden ausgeliefert; die Nationalgarde und Gensdarmerie behalten ihre Waffen für den Sicherheitsdienſt; alle Franctireurcorps ſind aufzulöſen. Deutſcherſeits wird den franzöſiſchen Commiſſarien die Verproviantirung von Paris möglichſt erleichtert. Zum Verlaſſen von Paris ſind eine franzöſiſche Erlaubniß und ein deutſches Viſa nöthig. Die Gemeinde Paris zahlt eine ſtädtiſche Contribution von 200 Millionen Francs innerhalb 14 Tagen. Oeffentliche Werthe dürfen während

der Dauer des Waffenstillstandes nicht entfernt werden. Alle deutschen Kriegsgefangenen sollen sofort gegen entsprechende Anzahl französischer Gefangener ausgewechselt werden, desgleichen die Schiffscapitäne und andere beiderseitige Gefangenen vom Civilstande."

Ein großes Ergebniß, worin die Deutschen dieselbe Kraft und Ruhe bewährten, mit welchen sie den ganzen Krieg geführt hatten. Die deutschen Heere hatten die Höhen, die der Feind mit mörderischen Geschossen besetzt hielt, todesmuthig gestürmt, in jeder Schlacht gesiegt, die festesten Städte bezwungen, die Nässe des Herbstes, den Frost des diesmal ungewöhnlich harten Winters unermüdlich und frohen Muthes ausgehalten. Dazu war man edel und großmüthig mit dem heimtückischen und grausamen Feinde verfahren, dessen Regierung sogar dem Kriegsgebrauch Hohn sprach und Wortbruch und Ehrlosigkeit patentirte. Und so beendete man auch den Kampf mit Großmuth und erbarmte sich derer, die sich im Lügen, in Verleumdungen und Verwünschungen der Deutschen überboten hatten, und stillte ihren Hunger, obgleich sie selbst durch Zerstörungen der Eisenbahnen und Brücken die Zufuhr nach Paris unsäglich erschwert hatten. Daß man die Garnison von Paris nicht nach Deutschland abführte, war natürlich, denn man hatte sie durch Besetzung der Forts in seiner Gewalt und konnte sich wohl die Mühe ersparen, noch einmal 150,000 französische Gefangene nach Deutschland zu bringen, wo ihrer schon so viele waren.

In der Stunde der Mitternacht zwischen dem 26. und 27. Januar hatte von beiden Seiten der Kanonendonner rings um Paris geschwiegen und am 29. wurden sämmtliche Forts von Paris den Deutschen ohne Widerstand und Störung übergeben. Auf dem Mont Valérien, den die Deutschen bisher den brummigen Onkel Baldrian genannt hatten, zogen zuerst Pioniere ein, um die Minen auszuleeren. Die französischen Soldaten bezeigten sich überall in den Forts über die Capitulation hoch erfreut. Ein Augenzeuge schrieb: „Es macht einen sonderbaren Eindruck, zu sehen, wie die

vorkommend, obgleich er, was die Sache ſelbſt betraf, ſich bis zum Frieden von Adrianopel ſehr ſtolz und hartnäckig zeigte. Gegen alle frühern Gebräuche beſuchte er die Mutter und die Schweſtern des däniſchen Geſandten, Herrn von Hübſch, in ihrer Wohnung. Wir können uns nicht enthalten, eine Beſchreibung dieſes merkwürdigen Beſuchs hier einzurücken: „Am 10 Jun. um 2 Uhr kam der Sultan zu Pferde, mit einem Gefolge von ungefähr ſechzig Perſonen auf dem Landſitze der Baronin an, und wurde von ihr und ihren beiden unverheiratheten Töchtern im Garten empfangen. Der Großherr ließ ſich auf der Terraſſe nieder, und forderte Frau von Hübſch, die ſich anfangs weigerte Platz vor ihm zu nehmen, mit vieler Freundlichkeit zum Niederſitzen auf. Er äußerte den Wunſch Zeichnungen von der Hand der Fräulein Emilie, die ihm gerühmt worden waren, zu ſehen, betrachtete ſie mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen, ließ ſich die darauf vorgeſtellten Gegenſtände erklären, verweilte beſonders bei einer Abbildung des Veſuv, und fragte endlich die Zeichnerin, ob ſie wohl unternehmen würde, ſein Bildniß zu verfertigen. Auf die Antwort, daß ſie im Figurenzeichnen nicht genug geübt ſey, erwiderte der Großherr, ſie möchte ſich nach der Wieſe begeben, um der Feierlichkeit des Kurban-Bairams, wobei die Großen des Reichs dem Souverän den Rockſchoß küſſen, beizuwohnen. Frau von Hübſch nahm ſich die Freiheit, zu bemerken, dieſer Act würde von zu kurzer Dauer ſeyn, als daß ihre Tochter ihn gehörig ſollte auffaſſen können, der Großherr verſicherte dagegen, er ſollte ſo langſam vollzogen werden, daß es ihr an Zeit zum Zeichnen nicht mangeln würde. — Nach dieſer erſten Unterhaltung verlangte der Sultan, Fräulein Emilie auf dem Forte Piano ſpielen zu hören, mehrere Bim-Baſchis wurden abgeſchickt, um das Inſtrument in den Garten zu holen, und

Franzoſen vor den Forts und Laufgräben ſich in tollen Spielen tummeln, Reigentänze aufführen, und durch lautes Jauchzen ihre Freude an der Waffenruhe zu erkennen geben. Eine Scene, die charakteriſtiſch iſt für die Leichtblütigkeit ihres Naturells, ſpielte auf der Parlamentärbrücke von Sevres. Ein franzöſiſcher Offizier, der mit Favre nach Verſailles gehen ſollte, trat auf die preußiſche Seite herüber. Als er hier von einem preußiſchen Offizier erfuhr, daß die Dinge gut ſtünden, rief er begeiſtert: La paix, la paix! und ſetzte ſich in Bewegung, um vor lauter Luſt Cancan zu tanzen." — Sobald die Deutſchen alle Forts beſetzt hatten, waren ſie der Stadt und der noch darin befindlichen franzöſiſchen Truppen ſicher, die ihre Waffen erſt innerhalb 14 Tagen zu Sevres niederlegen und dann in die Stadt zurückkehren ſollten.

Die Regierung der Nationalvertheidigung richtete folgende würdig gehaltene Proklamation an das Volk von Paris: Mitbürger! Die Uebereinkunft, welche dem Widerſtande von Paris ein Ziel ſetzt, iſt noch nicht unterzeichnet, doch geſchieht dies in wenigen Stunden. Die Grundlagen ſind die geſtern angekündigten, der Feind wird die Enceinte nicht betreten, die Nationalgarde behält ihre Organiſation wie ihre Waffen, eine Diviſion von 12,000 Mann bleibt intakt, die übrigen Truppen bleiben in Paris mitten unter uns (d. h. entwaffnet), die Offiziere behalten den Degen. Die Artikel der Uebereinkunft werden wir veröffentlichen, ſobald die Unterſchriften erfolgt ſeyn werden; gleichzeitig mit ihnen die genaue Ueberſicht unſerer Subſiſtenzmittel. Paris will verſichert ſeyn, daß der Widerſtand bis zu den äußerſten Gränzen des Möglichen gedauert hat. Unſere Ziffern werden den unwiderleglichen Beweis liefern, und wir fordern Jeden auf, ſie zu widerlegen. Wir werden beweiſen, daß uns gerade noch Brod genug bleibt, um die Verproviantirung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht verlängern durften, ohne 2 Millionen Männer, Frauen und Kinder zu ſicherem Tode zu verdammen. Die Belagerung von Paris hat

4 Monate 12 Tage gedauert, das Bombardement einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar war die Ration Brod auf 300, Pferdefleiſch ſeit 15. Dezember auf 30 Gramme reduzirt. Die Sterblichkeit ward verdreifacht und mitten in all' dem Unheil gab es keinen einzigen Tag der Entmuthigung. Der Feind ſelbſt zollt dem Muthe und der moraliſchen Thatkraft der Pariſer Bevölkerung die höchſte Anerkennung. Paris hat viel gelitten; aber der Republik werden dieſe langen edel getragenen Leiden nützen. Aus dem Kampfe der heute endigt, gehen wir feſt gefaßt dem, der da kommen wird, entgegen. Trotz der Schmerzen der gegenwärtigen Stunde gehen wir daraus hervor mit unſerer vollen Ehre, mit unſeren Hoffnungen; mehr als jemals vertrauen wir den Geſchicken des Vaterlands. Paris den 28. Januar 1871. Die Regierung: General Trochu, Jules Favre, Emmanuel Arago, Jules Ferry, Garnier-Pagès, Eugene Pelletan, Erneſt Picard, Jules Simon, Le Flo, Kriegsminiſter, Dorian, Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Magnin, Handelsminiſter.

Kaiſer Wilhelm blieb in Verſailles. Anfangs ging das Gerücht, er werde nach Berlin reiſen, allein er zog es vor, beim Heere zu bleiben, ſo lange nicht Alles definitiv entſchieden war. Er ſagte zu Forkenbeck, dem Vicepräſidenten des Berliner Abgeordnetenhauſes, der ihm eine Adreſſe dieſes Hauſes zu überreichen gekommen war: Wenn gleich in dieſem Augenblick Ausſicht beſteht, daß der ſchwere Kampf, wozu das deutſche Volk durch unberechtigten Angriff des unruhigen Nachbars getrieben wurde, bald geendigt ſeyn wird, muß ich doch bemerken, daß dies nur erſt eine Hoffnung iſt, und daß möglicherweiſe der Nation noch große Opfer bevorſtehen, wenn der Kampf fortgeſetzt werden ſoll. Die Leiſtungen der Armee und die Opferwilligkeit des ganzen Volkes ſind über alles Lob erhaben und ich kann derſelben nur mit großer Rührung gedenken. Seyen Sie in dieſer Richtung im Abgeordnetenhauſe mein Dollmetſch.

Der Kaiſer, der Kronprinz und großes Gefolge, beſuchten die von

den Deutſchen beſetzten Forts, beſonders den Mont Valérien, deſſen Feſtigkeit allgemeines Staunen erregte. Ein ungeheures Mauerwerk hatte dieſe Feſte völlig ſturmfrei gemacht und ſeine gewaltſame Eroberung würde viel Blut gekoſtet haben. Das größte der dort befindlichen Rieſengeſchütze warf ſeine Projectile 9000 Schritt weit bis dicht vor die Barrière von Verſailles, wurde aber noch übertroffen von einem preußiſchen Gußſtahlgeſchütz, welches, wie Favre erzählte, eine Granate 11,400 Schritte weit bis in die Kirche Madelaine geworfen hatte.

Die Beſetzung aller Forts von Paris erfolgte in Ruhe und ſogar ohne Muſik, was viele Pariſer ärgerte, da ſie auch im Unglück ſchau- und hörluſtig ſind. Die Soldaten in den Forts und außerhalb der Stadt gaben ihre Waffen willig ab und überhaupt hatte der Hunger und die Sehnſucht nach Frieden den Racenhaß ſehr gemildert. Nur der Pöbel im Innern der Stadt, der immer noch die Herrſchaft der Commune wünſchte, war noch ingrimmig und machte ſogar einen Verſuch, ſeine ſeit den letzten Aufſtänden in Fort Vincennes gefangenen Kameraden zu befreien. Dieſes Fort war das einzige, was die franzöſiſchen Truppen beſetzt halten durften. Der Verſuch mißlang. Trochu hatte ſich in ſeine Familie zurückgezogen. Ducrot mußte auf einen Wink von Vinoy ſein Commando niederlegen. Viele Noth machten den Pariſern die 80,000 Mobiots, welche jetzt entwaffnet aus den Forts und den Lagern vor der Enceinte in die Stadt zurückgezogen und einquartirt werden mußten. Indeß beſtand die Noth jetzt nur noch im Mangel an Lebensmitteln, welcher abzuhelfen der deutſche Kaiſer auf's großmüthigſte bemüht war. Auf der Seine und auf den großen Heerſtraßen von Norden und Weſten, beſonders von den Seeplätzen her, wurden, ſobald es die ſchnelle Wiederherſtellung der zerſtörten Eiſenbahn zuließ, Lebensmittel, theils aus den Provinzen, theils aus Belgien und Holland herbeigeſchafft, und der Kaiſer gab ſelbſt vom Proviant der deutſchen Truppen mehrere Millionen Rationen her, um dem dringendſten Bedürfniß abzuhelfen.

Dem entſprach nun auch die Stimmung in Paris. Man ſchrieb den Daily News aus Paris am 1. Februar: „Paris iſt ernſt. Wir ſind moraliſch und phyſiſch zuſammengebrochen. Wir haben einen vollſtändigen Ekel an uns ſelbſt und an aller Welt. Die Reaction iſt überwältigend. Jedermann wäſcht ſeine Hände in Unſchuld über das Vergangene, indem er auf jeden Anderen ſchimpft, nur auf ſich ſelbſt nicht.“ Zwiſchen den Truppen und Nationalgarden war noch immer böſes Blut, weil die erſtern viel mehr gelitten hatten. Nur beim letzten großen Ausfall hatten auch die Nationalgarden mitgekämpft und großen Verluſt erlitten. Die deutſchen Sieger fanden auf dem Schlachtfelde „zum erſtenmale zahlreiche Uniformen der franzöſiſchen Nationalgarde. Nach der feinen Wäſche, nach den goldenen Uhren und Ringen und ſonſtigen Schmuckſachen und den wohlgepflegten Händen zu urtheilen, müſſen dieſe Unglücklichen den vornehmen oder reichen Pariſer Kreiſen angehören. Was unſere Soldaten aber noch mehr überraſchte, waren die prächtigen Panzerhemden und Panzerbeinkleider, mit denen manche ſich für ihr erſtes Debüt im Feuer ausgerüſtet hatten. Nur das Geſicht war unbedeckt geblieben. Und doch hatte dieſer Panzer ſie nicht gegen die deutſchen Zündnadelkugeln und Granaten ſchützen können. Die Panzer waren von den Granatſplittern zerriſſen und von den Gewehrkugeln durchbohrt. Andere Nationalgarden fand man, die ſtatt der theuren Panzer auf Bruſt und Rücken dicke wollene Lappen trugen — die letzten Liebes- und Angſtzeichen ihrer theuren Ehehälften.“

Die eigentlichen Soldaten wurden bald zutraulich. Die 914 deutſchen Gefangenen, die man in Paris anſtändig behandelt hatte, wurden jetzt gegen franzöſiſche ausgeliefert. Zum Beweiſe, wie die Franzoſen nach ſo langen vergeblichen Kämpfen und bei ſteigender Hungersnoth zahm geworden waren, diente die freundliche Art, wie ſie ſich den deutſchen Soldaten näherten. Schon aus der Ferne ſchwenkten ſie weiße Tücher, riefen bon camerade! und nahmen

dankbar Brod und Fleisch, Speck und Erbswurst und Wein von den Deutschen an. Die Entwaffnung der in Paris zurückgebliebenen Truppen begann am 7. Februar und verlief ohne Störung; die Regimenter der mobilisirten Nationalgarde wurden aufgelöst.

Wie es hieß, nahm der Exkaiser auf Wilhelmshöhe von dem Waffenstillstand Notiz. Man schrieb ihm wenigstens einen Artikel der „Situation" zu, worin hervorgehoben wurde, daß Abtretungen von Land schon mehrmals in der französischen Geschichte vorgekommen seyen, ohne daß Frankreich dadurch zu Grunde gegangen wäre. Man müsse die Sache nehmen wie sie ist, die begangenen Fehler einsehen und überall zu bessern suchen. — Dagegen blamirte sich der alte Guizot mit einem Versöhnungsvorschlag zwischen Deutschland und Frankreich, wonach beide Rheinufer ihrer ganzen Länge nach neutralisirt werden sollten, um niemals mehr zum Streit Anlaß zu geben. Völlig verrückt schrieb damals der berühmte Geschichtschreiber Michelet: „Nicht die Preußen, nicht die Deutschen haben uns besiegt, sondern nur die Polen, die unter den deutschen Truppen stecken, also die Unsern."

Sehen wir uns nun nach Bordeaux um, wo auf einem vom Feinde noch unberührten Boden immer noch der Fanatismus Gambettas die Oberhand hatte. Er befand sich zwar noch bei der West- und Nordarmee, aber in seiner Abwesenheit regierte die Delegation doch noch immer in seinem Geiste. So erließ sie am 20. Januar ein Dekret, welches die Unabsetzbarkeit der Richter annullirte und eine große Anzahl von Präsidenten und Räthen der Tribunale und Appellationshöfe absetzte. Ferner am 25. Januar die Erneuerung eines schon im vorigen Oktober vorgeschriebenen Befehls, daß die Bauern in allen Departements, die dem Feinde nahe lägen, ihr Vieh wegtreiben sollten, um eine Wüste um den Feind her zu schaffen. Da die Bauern dem nicht nachgekommen waren, wurde nun befohlen, in allen Arrondissements ein Inventar über alles vorräthige Vieh, Korn, Hafer und Heu ꝛc. aufzunehmen.

Alſo ſollte das ganze Land ſofort behandelt werden, wie Paris, wo man gleichfalls alle vorhandenen Lebensmittel verzeichnet und requirirt hatte.

Auch die Preſſe Gambettas wüthete in gewohnter Weiſe fort. In der „Gironde" wurde Kaiſer Wilhelm mit Nero verglichen, weil er Paris verbrennen wolle, wie Nero einſt Rom. „Gegen ſolche Ungeheuer wäre jede Großmuth Schwäche. Haß gegen Haß, Blut gegen Blut! Um einen Deutſchen zu tödten, muß von dem kleinſten Hirten des Feldes bis zum greiſeſten Bewohner der Stadt jeder ſein Meſſer wetzen oder ſeinen Revolver laden. Wir wollen, daß dieſe Horde verſchwinde oder verende."

Gambetta hatte unter der Hand dem fähigen, nur zu voreilig von ihm entfernten General Aurelles Vorſchläge machen laſſen, wieder ein Commando zu übernehmen, aber zur Antwort erhalten: „Ich werde nur ein Commando unter einer geregelten Regierung annehmen, deren erſter Akt geweſen ſeyn wird, über die Ehrgeizigen und Unfähigen, welche Frankreich zu Grunde gerichtet haben, zu Gericht zu ſitzen."

Unterdeß wurde in Paris über die Capitulation unterhandelt, ohne vorher deshalb in Bordeaux anzufragen. Favre und die andern Mitglieder der Regierung in Paris ſcheinen vorausgeſetzt zu haben, ihre Kollegen in Bordeaux, Cremieux und Glais-Bizoin, würden ſich den Umſtänden fügen, ſofern nur, wie das auch geſchehen war, das republikaniſche Prinzip gewahrt bleibe. Von Gambetta dagegen dürfte man keine Fügſamkeit erwarten, weshalb es auch Favre unterließ, ihn zu fragen. Die Pariſer Regierung ſchloß daher die Capitulation allein ab und benachrichtigte die Delegation in Bordeaux erſt von ihr, als ſie ſchon ein fait accompli war.

Gambetta war von ſeiner Rundreiſe erſt am 27. Januar zurückgekehrt und am folgenden Tage langte Favre's Depeſche in Bordeaux an. Sie lautete einfach: „Wir unterzeichneten heute einen Vertrag mit Bismarck. Ein Waffenſtillſtand auf 21 Tage iſt ab-

geſchloſſen. Die Nationalverſammlung wird am 15. Februar nach Bordeaux einberufen. Bringen Sie dieſe Mittheilung zur Kenntniß Frankreichs; laſſen Sie den Waffenſtillſtand vollſtrecken und ſchreiben Sie die Wahlen für den 8. Februar aus. Ein Mitglied der Regierung reist ſofort nach Bordeaux ab." Die Delegation in Bordeaux machte dieſe Depeſche ſogleich öffentlich bekannt und ſetzte einfach hinzu: Die Regierungs-Delegation in Bordeaux, welche bisher über die Verſailler Verhandlungen nur durch die auswärtige Preſſe Kenntniß erhielt, empfing in verfloſſener Nacht dieſes Telegramm, welches ſie zur Kenntniß des Landes bringt. — Sie telegraphirte aber gleich nach Paris und verlangte nähere Auskunft. Die Aufregung in Bordeaux war ungeheuer. Am 30. wurde im großen Theater eine Volksverſammlung abgehalten. Dieſelbe ſprach ſich gegen den Waffenſtillſtand aus, für das Verbleiben Gambettas in der Regierung und Fortſetzung des Kampfes und verlangte endlich die Zuſammenſetzung eines Wohlfahrtsausſchuſſes, deſſen Mitglieder durch Acclamation der bedeutendſten Städte gewählt werden ſollen. Eine Deputation theilte Gambetta dieſe Beſchlüſſe mit. Auf der Präfektur fand eine Demonſtration zu Ehren Gambettas Statt. Derſelbe ließ der Menge mittheilen, daß er unwohl ſey und nicht erſcheinen könne.

Gambetta beſann ſich erſt, was er thun ſolle. Schwer gekränkt durch die Rückſichtsloſigkeit Favres, der eine ſo wichtige Angelegenheit allein abgemacht hatte, verlangte er von ihm Aufklärung und Abſchickung eines Kollegen nach Bordeaux und ſchrieb ſchon am 30. an die Präfekten: „Ich habe mich entſchloſſen, den status quo aufrecht zu erhalten bis zur Ankunft eines Mitgliedes der Regierung aus Paris; die Ankunft iſt nahe bevorſtehend, da daſſelbe wahrſcheinlich vergangene Nacht abgereist iſt. Sobald die Zuſammenkunft und Unterredung wird Statt gehabt haben, werden Sie die Benachrichtigung von den getroffenen Entſchließungen bezüglich der zu befolgenden Politik erhalten. Bleiben Sie feſt und voll Ver-

trauen." In einem weitern Programm befahl er: „Fahren Sie fort, zu exerciren und zu mobiliſiren in ihren Departements. Jede Unterbrechung würde ein ſchwerer Fehler ſeyn in dieſer Zeit der Waffenruhe, welche für die Vertheidigung des Landes unverzüglich nutzbar zu machen die ſchmerzlichen Verhältniſſe gebieten. Die Blokade der ganzen Küſte iſt aufgehoben." — Am 31. erklärte Gambetta, er werde die bisherige Politik aufrecht erhalten und den Krieg bis zum äußerſten Widerſtande, ſelbſt bis zur vollſtändigen Erſchöpfung fortſetzen. Er biete alle Energie auf, den Muth der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Die Waffenſtillſtandsdauer müſſe angewandt werden, drei Armeen durch Leute, Munition und Lebensmittel zu verſtärken. Ein Regierungsdekret ordnete die Neubildung 16 neuer Marſchregimenter, 5 neuer Chaſſeurregimenter uhd eines neuen Tirailleurregiments an.

Der Streit mit Gambetta wurde in Bordeaux ausgemacht, wohin der größte Theil der Pariſer Regierung abreiste. In Paris dauerte unterdeß die tägliche Auslieferung der Waffen und Einlieferung der Lebensmittel regelmäßig fort und ſtockte nur ein einzigesmal, was durch ein falſches Gerücht und Mißverſtändniß veranlaßt war. In dem Augenblick aber, in welchem die Pariſer mit der Waffenauslieferung inne hielten, wurde auch von deutſcher Seite die Einfuhr der Lebensmittel ſiſtirt und am andern Tage ging alles wieder in Ordnung vor ſich. Unter dem Proviant, der nach dem ausgehungerten Paris gebracht wurde, zeichnete ſich ein großer Transport aus England aus, welchen der Londoner Unterſtützungsverein durch den Oberſten Worthley und Herrn Georg Moore überſandte. Die Contribution von 200 Millionen Francs, welche der Stadt Paris auferlegt war, wurde bereits am 11. Februar bezahlt.

Sofern es immer noch möglich ſchien, daß Gambetta's Partei den Krieg auf eigene Fauſt würde fortſetzen, oder daß die Nationalverſammlung in Bordeaux ſich in die Friedensbedingungen nicht würde fügen wollen, traf Kaiſer Wilhelm von Verſailles aus alle

nöthigen Vorkehrungen, um den Krieg mit voller Energie zu Ende zu führen. Paris konnte sich nicht mehr rühren, denn alle seine Forts waren von den Deutschen besetzt. Sollte in den Provinzen noch eine französische Armee das Feld halten wollen, so war man stark genug, sie niederzuwerfen, wie alle frühern. Man schrieb aus Versailles: „Die deutschen Regimenter werden kompletirt, eine neue Reservearmee sammelt sich, 250,000 Mann Deutsche rücken bei Abbruch des Waffenstillstandes zwischen der Armee des Generals v. Treskow (Manteuffel) und des Marschalls Prinz Friedrich Karl unter dem Oberbefehl des Kronprinzen nach dem Süden vor, während der Großherzog von Mecklenburg mit General v. Göben den Norden Frankreichs völlig zu unterwerfen die Aufgabe hat. Die Reserve und eine Armee von etwa 100,000 Mann bleibt bei Paris."

Ueber die deutschen Streitkräfte auf französischem Boden gab die Correspondance de Berlin folgende Uebersicht: I. Armee (v. Göben), 56 Bataillone, 56 Eskadronen, 34 Batterien; II. Armee (Prinz Friedrich Karl), 98 Bataillone, 136 Eskadronen, 61 Batterien; III. Armee (Kronprinz von Preußen), 129 Bataillone, 56 Eskadronen, 58 Batterien; IV. Armee (Maas-Armee, Kronprinz von Sachsen), 93 Bataillone, 60 Eskadronen, 98 Batterien; V. Armee (Südarmee, v. Manteuffel), 118 Bataillone, 94 Eskadronen, 91 Batterien. Die Etappenkommandos haben unter ihrem Befehl 27 Bataillone Landwehr, 24 Eskadronen und 33 Batterien. Die Garnisonen der festen Plätze bestehen aus 89 Bataillonen Landwehr, 24 Eskadronen und 33 Batterien. Zusammen: 615 Bataillone, 401 Eskadronen und 290 Batterien, eine effektive Stärke von ungefähr 780,000 Mann darstellend. Unter der vorstehend angegebenen Ziffer der Artillerie sind nur Feldbatterien und keine Belagerungsgeschütze gerechnet. — Da die im Süden operirenden Corps nach ungeheuern Anstrengungen der Ruhe bedurften, wurde ein Theil von ihnen durch neue ersetzt. Da der deutsche Reichstag nicht versammelt war, wurden 50 Millionen Thaler neue

Kriegskoſten einſtweilen von Preußen allein übernommen. Das engliſche Kabinet verlangte Einſicht der Friedensbedingungen, was jedoch von Bismarck abgelehnt wurde, nachdem er ſchon früher ſich die Einmiſchung der Neutralen verbeten hatte.

In Paris wuchs die Verſöhnlichkeit. Das Journal Le Soir widerrief die falſchen Gerüchte von Barbareien, welche die deutſchen Truppen begangen haben ſollten, und brachte Zeugniſſe der Einwohner bei, die ſich über das Verhalten der preußiſchen Truppen auf's günſtigſte ausſprechen. Auch andere Zeitungen widerriefen die früher abſichtlich von ihnen verbreiteten Nachrichten, nach welchen in den außerhalb Paris befindlichen Kunſtſammlungen große Zerſtörungen vorgekommen ſeyn ſollen. Die Conſervatoren der Schlöſſer von Verſailles und St. Germain haben Berichte nach Paris geſchickt, in welchen ſie erklären, daß die ihrer Aufſicht unterſtellten Muſeen von den Commandos der deutſchen Armeen in jeder Weiſe in Schutz genommen worden ſeyen und ſich daher in unverſehrtem Zuſtande befänden.

Vor den Thoren von Paris hatten ſich viele Spekulanten eingefunden, um den Pariſern Lebensmittel zu verkaufen, ſo lange die Vertheilung im Innern der Stadt nur allmälig vor ſich ging. Auf dieſem Markt vor den Thoren übernahmen aber preußiſche Landwehrmänner, die ſich auf Marktpreiſe verſtanden, eine ſtrenge Polizei und ſchützten die Brodloſen vor der Habgier der Verkäufer. — Im Innern der Stadt wurden übrigens immer noch Clubverſammlungen gehalten, worin die alte Wuth und der alte Wahnſinn ſelbſt die Capitulation überdauerten. In einem dieſer Clubs trug der Bürger Gaillard unter großem Beifall darauf an, die Männer, welche capitulirt hätten, zum Tode zu verurtheilen. Es blieb aber beim bloßen Geſchwätz. Der Timescorreſpondent ſchrieb unterm 8. Februar: „Es iſt unmöglich die Tagesblätter zu leſen, den öffentlichen Verſammlungen beizuwohnen, und mit der Bourgeoiſie in ihren Läden und ſonſtwo zu plaudern, ohne zu bemerken, daß

Fräulein von Hübsch spielte eine Stunde lang, zum nicht geringen Vergnügen des Sultans, der sie mit Lob überhäufte. Die ihm hierauf vorgesetzten Erfrischungen nahm der Sultan nicht an, befahl aber seinen Caffee zu serviren, reichte davon den Damen, und fragte, ob solcher (trotz der Abwesenheit des Zuckers) nach ihrem Geschmack wäre? — Nachdem auf diese Weise ein paar Stunden verflossen waren, begehrte der Großherr ins Haus hinauf zu steigen, wohin Frau von Hübsch und ihre beiden Töchter ihn begleiteten. Er begab sich hier in sämmtliche Zimmer, nahm Alles, was sich darin befand, genau in Augenschein, betrachtete mit besonderer Aufmerksamkeit die Bildnisse des verstorbenen Barons von Hübsch, und des verewigten Kaisers Alexander, und war nicht wenig verwundert, auch sein eignes, von einem fremden Maler verfertigtes, zu erblicken. Er fragte eine der Damen, ob sie es ähnlich finde und erhielt eine schmeichelhafte Antwort, die ihm Vergnügen zu machen schien. In dem nämlichen Zimmer ward der Sultan auch ein Gemälde des alten Thurms der Janitscharen gewahr, und konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß er dieses Gebäude habe zerstören, und einen neuen Thurm aufbauen lassen, worauf Frau von Hübsch ihm erwiderte, daß ihre Tochter auch diesen zu zeichnen nicht unterlassen würde. Zuletzt ließ er sich auf einem Sopha nieder, vor welchem ein Fernrohr stand, und beschaute eine Zeit lang durch dieses Fernrohr die umliegende Gegend. Der Besuch dauerte ungefähr drei Stunden, der Großherr machte den Damen unter vielen Danksagungen für die gute Aufnahme Geschenke, mit kleinen Goldstücken, die man als einen Beweis seiner besondern Gnade nicht ausschlagen durfte, und ließ nachher auch die Dienerschaft des Hauses beschenken. Beim Hinweggehen wiederholte er die Einladung zu dem Bairamsfeste, mit

Frankreich im Begriffe iſt, ſich vor ganz Europa als eine Nation darzuſtellen, die politiſch eben ſo unfähig iſt, als ſie ſich ſchon militäriſch unfähig gezeigt hat. Es iſt eine Verbindung von Schrecken und Leichtfertigkeit, welche an das Betragen eines Kaninchens in dem Käfig einer Rieſenſchlange erinnert, das einen Augenblick ſich vor Entſetzen niederduckt und den anderen Augenblick in kläglicher Luſtigkeit umherſpringt." — General Chanzy kam nach Paris und ſprach ſich entſchieden gegen jede Fortſetzung des Kriegs aus, da ſeine Weſtarmee nicht mehr kampffähig ſey.

Von General Ducrot hieß es, er habe ſich freiwillig in Verſailles ſtellen wollen, was jedoch nicht geſchah. Dann ſollte er ſchwer erkrankt ſeyn. Man ignorirte ihn und ließ ihn nach Bordeaux entſchlüpfen. Die großen Zufuhren, die nach Paris kamen, wurden von Spekulanten ausgebeutet, namentlich die Kohlenſendungen. Man mußte dagegen einſchreiten.

Großes Lob ernteten die Geſandten der Vereinigten Staaten und der Schweiz, Waſhburne und Kern, weil ſie während der langen Einſchließung in Paris nicht nur für ihre Landsleute, ſondern auch für die dort noch zurückgebliebenen zum Theil ganz mittelloſen Deutſchen geſorgt hatten.

Der proviſoriſche Finanzminiſter Dorian wollte den Handelsvertrag mit England kündigen, angeblich wegen der Sympathien, welche die internationalen Arbeitervereine der franzöſiſchen Republik bezeugt hatten.

Die Waffen der Pariſer Beſatzung wurden vorſchriftsmäßig abgeliefert, 200,000 Gewehre, 602 Feldgeſchütze, 1357 Feſtungsgeſchütze. Die Rieſenkanone La Valérie, die auf dem Mont Valérien ſtand, wurde abgeführt, um mittelſt Eiſenbahn nach Berlin gebracht zu werden, wo man ſie im Kaſtanienwald aufſtellen wollte.

Siebentes Buch.

Die Nationalversammlung in Bordeaux.

Die Nationalversammlung, die nunmehr über das Schicksal Frankreichs entscheiden und erstens den Frieden oder die Fortsetzung des Kriegs wählen, zweitens Frankreich eine neue Verfassung und Regierung geben sollte, war eigentlich von Niemand anderm, als dem Grafen Bismarck durchgesetzt worden, von dem sich Favre desfalls inspiriren und unterstützen ließ. Ohne deren Zusammenwirken hätte wahrscheinlich Gambetta neues Unheil angerichtet, wäre der Kampf thörichterweise von Seiten der Franzosen fortgesetzt und der deutsche Kaiser genöthigt worden, mit seinen Truppen auch noch den Süden Frankreichs zu besetzen. Dazu mitgewirkt zu haben, daß dieses äußerste Maß des französischen Elends nicht vollgemacht wurde, bleibt das Verdienst Favres und macht den Fehler, den er zu Ferrières beging, indem er nicht damals schon den Frieden nachsuchte, einigermaßen wieder gut. Die gesunde Vernunft mußte jedem Franzosen sagen, es sey jetzt die höchste Zeit, von der deutschen Großmuth Gebrauch zu machen. Nachdem der geniale Moltke die beiden letzten französischen Armeen, die eine in Paris gefangen, die andere der neutralen Schweiz in Verwahrung gegeben hatte, durften sie noch Gott danken, daß ihnen der geniale Bismarck die

goldene Brücke baute, die ihnen noch einen anständigen, wenn auch nicht mehr militärischen, doch politischen Rückzug gewährte.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm Gambetta, nachdem seine Massenaufgebote ein so erbärmliches Ende genommen hatten, nun auch die von ihm so lange verhinderte Nationalversammlung zu Stande kommen sah. Er hatte seine Rolle noch nicht ausgespielt. Bei der Regierung zurückgesetzt, suchte er in der Nationalversammlung Herr zu werden. Die France richtete öffentlich an ihn die Frage, ob es wahr sey, daß er den Präfekten dekretirt habe: Schicken Sie mir „durch alle Mittel" eine republikanische Assemblée! Er bewies wieder einmal, daß die Freiheitsmänner größere Tyrannei üben, wenn sie zur Herrschaft kommen, als irgend welche conservative Partei. Frankreich sollte nicht frei wählen dürfen, sondern nur, wie Gambetta wollte. Die France warf ihm namentlich auch die Geldverschleuderung vor; wenn er selbst auch den Staat nicht bestahl, so duldete er doch, daß es seine Anhänger thaten: „Hunderte von Millionen wurden mit vollen Händen aus dem Fenster geworfen, Tausende von Existenzen wurden durch die Halsstarrigkeit seiner stolzen Beschränktheit zu Grunde gerichtet. Dabei sind nicht zu vergessen die scandalösen Geldbereicherungen aller Art, welche in seiner Umgebung aus der Ausbeutung eines lügnerischen Patriotismus und aus dem nur zu thatsächlichen Elende unserer Armee gemacht wurden." Wenn die France, welche in Bordeaux, also am Sitze der Delegation, erscheint, dies so offen aussprechen durfte, so muß der Schwindel wohl sehr arg gewesen seyn. Wie Gambetta verfuhr, lehrte u. A. die Absetzung des Linienschiffskapitäns de Marivault-Emeriau, welchem die Funktionen des commandirenden Generals der Mobilisirten der Bretagne übertragen waren. Gambetta befahl ihm, einen Theil der Mobilisirten, die er ausbildete, zur Armee Chanzys zu schicken. Er entgegnete: gegen den Feind Leute zu schicken „ohne Brod, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Kleidung und Schuhe", scheine ihm eben so unmensch-

lich wie nutzlos. Sofort erhielt er von Gambetta eine Abſetzungsdepeſche. Uebrigens ſind die Anklagen gegen die Lieferanten Gambettas nicht blos in Bordeaux laut geworden; auch der Progres de Lyon führt bittere Klagen: „Der ſcheußliche Schwindel der Lieferanten", ſchließt er ſeinen Nothſchrei, „iſt unter den jetzigen Verhältniſſen nicht blos ein Diebſtahl, ſondern ein Verrath gegen Frankreich."

Nicht minder trifft Gambetta der Vorwurf, auf's gewiſſenloſeſte die Armee ruinirt zu haben, indem er nach einander Hunderttauſende von unexercirten und undisciplinirten Menſchen aufbot und ſie weder mit Winterkleidung, noch Lebensmitteln verſah, noch ihnen Führer gab, wie ſie hätten ſeyn müſſen, um ſie gehörig kampffähig zu machen. Das franzöſiſche Offiziercorps der Gambetta'ſchen Epoche wird von dem Correſpondenten der „Wiener Preſſe" in nachſtehender Weiſe charakteriſirt: „Ja wohl, ſiegen möchten ſie Alle, würden ſich's auch jetzt viel Geld und auch einige ritterliche Bajonetſtiche, einige Säbelhiebe koſten laſſen; aber durch mühevolle Inſtruktion des Soldaten, durch tägliches Exerciren in der Kaſerne und auf dem Schießplatze, durch eigene Selbſtbildung und emſiges Studiren, durch raſtloſe Ueberwachung der Befehlsausführungen, durch ſolche Mittel zum Ziele zu gelangen, das gefällt hier nur den Wenigſten. Die Offiziere aller Grade, in ſo fern ſie nicht im Felde ſtehen, verbringen nach wie vor ihre beſte Zeit im Caféhauſe, beim Kartenſpiel, ſtundenlangen Dejeuners und Diners, mit Salongrimaſſen und müſſigem Herumlungern; und die Generale und Oberſten, die jetzt am meiſten über ihre ſchlechten Truppen hier klagen, tragen diesbezüglich ſelbſt die größte Schuld daran. Daß bei ſolchen Gebräuchen der junge Soldat nicht nur unwiſſend bleibt, ſondern — ſich in allen Gelegenheiten ganz allein überlaſſen, ganz verwahrloſt ſehend — auch im Felde disciplinlos und feige wird, vor dem Feinde unſerer Zeiten alſo nichts mehr bedeuten kann, das liegt doch für alle Welt bereits klar auf der Hand; nur hier iſt es noch Vielen ein Räthſel."

Gambetta saß aber immer noch hoch zu Roß und erließ am 1. Februar eine wüthende Proklamation: „Die Fremden fügten Frankreich eine grausame, die grausamste Beleidigung zu, welche unserem Volke in diesem schlimmen Kriege, der eine übermäßige Züchtigung für unsere Irrthümer und Schwächen ist, zu ertragen bestimmt war. Das uneinnehmbare Paris, durch Hunger bezwungen, konnte die deutschen Horden nicht länger abhalten; am 28. Januar ist es erlegen. Die Stadt Paris bleibt noch intakt; dies ist die letzte Huldigung, welche durch unsere moralische Größe der Barbarei abgerungen wurde. Nur die Forts wurden dem Feinde übergeben, aber noch fallend, hinterließ uns Paris den Preis heroischer Opfer. Während fünfmonatlicher Leiden und Entbehrungen gewährte es Frankreich Zeit, sich wiederzufinden, seine Söhne aufzurufen und sich zu waffnen, neue Heere zu bilden, welche allerdings jung, aber tapfer und entschlossen sind und denen nur eine gewisse Solidität mangelt. Paris verdanken wir, daß wir zu patriotischem Handeln entschlossen sind. In unseren Händen haben wir alles Nöthige, um Paris zu rächen und uns zu befreien, aber es scheint, ein schlimmes Geschick will uns noch größeres Unglück und Schmerz bereiten, als es bereits durch den Fall von Paris geschehen ist. Ohne unser Wissen, ohne euch zu benachrichtigen, ohne uns zu Rathe zu ziehen, unterzeichnete man einen Waffenstillstand, dessen sträfliche Leichtfertigkeit wir nur zu spät erfuhren, einen Waffenstillstand, welcher Preußen noch von uns besetzte Departements überliefert, welcher uns verpflichtet, drei Wochen uns ruhig zu verhalten, um in den traurigen Verhältnissen des Landes die Nationalversammlung zusammentreten zu lassen. Wir erbaten Aufklärung über das Verhältniß von Paris; bis dahin bewahrten wir Stillschweigen. Bevor wir uns an euch wandten, wollten wir die verheißene Ankunft eines Regierungsmitgliedes aus Paris abwarten. Wir beschlossen, unsere Vollmachten in seine Hände niederzulegen. Die hiesige Regierungsabtheilung hat den Willen, zu gehorchen, um

ein Pfand der Mäßigung und des guten Glaubens zu geben. Sie will ihre Pflicht erfüllen, welche erheiſcht, den Poſten nicht eher zu verlaſſen, als bis man davon enthoben iſt; ſie will ihren Freunden und Gegnern durch dieſes Beiſpiel beweiſen, daß die demokratiſche Regierung nicht nur die größte, ſondern auch die gewiſſenhafteſte iſt. Niemand kam von Paris, und ſo müſſen wir, koſte es, was es wolle, handeln. Um perfide Combinationen der Feinde Frankreichs zu Schanden zu machen — Preußen rechnet auf den Waffenſtillſtand, um unſere Armeen zu entnerven und aufzulöſen, Preußen hofft, daß die Verſammlung, welche nach vielen einander folgenden Unglücksfällen unter dem furchtbaren Eindrucke des Falles von Paris zuſammentritt, auch muthlos zur Annahme eines ſchmählichen Friedens geneigt ſeyn müſſe, — hängt es von uns ab, dieſe Berechnungen zu Schanden zu machen und zu bewirken, daß Werkzeuge, welche beſtimmt waren, den Geiſt des Widerſtandes zu ertödten, vielmehr denſelben wieder beleben und erhöhen. Benutzen wir den Waffenſtillſtand, um junge Truppen einzuüben und die Organiſation der Vertheidigung mit erhöhter Energie zu betreiben, bieten wir Alles auf, daß an Stelle der von den Fremden erhofften reactionären feigen Kammer eine wahrhaft nationale, republikaniſche Verſammlung zuſammentritt, welche den Frieden will, wenn derſelbe die Ehre, den Rang und die Integrität des Landes ſichert, welche aber eben ſo fähig und bereit iſt, den Krieg zu wollen und zu verhindern, daß ein Mord an Frankreich begangen werde. Franzoſen! Gedenken wir der Väter, welche uns Frankreich als einen compakten, untheilbaren Staat hinterließen, hüten wir uns, unſere Geſchichte zu verrathen, unſeren ererbten Beſitz in die Hände von Barbaren übergehen zu laſſen. Wer würde überhaupt ein ſolches Uebereinkommen unterzeichnen — ihr gewiß nicht, Legitimiſten, die ihr ſo tapfer unter der Fahne der Republik kämpft, um den Boden des alten königlichen Frankreichs zu vertheidigen, eben ſo wenig ihr, Söhne und Bürger von 1789, die vor Allen dahin gewirkt haben, die alten

Provinzen zu feſter, unlöslicher Einigung zuſammenzufügen; auch ihr Arbeiter in den Städten würdet euch hierzu gewiß nicht herbeilaſſen, deren intelligenter, edler Patriotismus ſich ſtets in Macht und Einheit als Ausgangspunkt für die Freiheit der Völker zeigte; eben ſo wenig ihr, die ihr den Boden des Landes bebaut und beſitzt, die ihr nie Blut ſpartet, um die Revolution zu vertheidigen, welcher ihr euer Eigenthum, euren Grund und Boden und die Würde des Bürgers verdankt. Kein Franzoſe wird ſich finden, einen ſo ehrloſen Vertrag zu unterzeichnen, die Fremden werden ſich getäuſcht finden, ſie werden verzichten müſſen, Frankreich zu verſtümmeln. Wir alle ſind von gleicher Vaterlandsliebe beſeelt und laſſen uns durch Unglücksfälle nicht niederbeugen; wir werden erſtarken und den Fremden verjagen. Um dieſes heilige Ziel zu erreichen, müſſen wir von Herzen wollen und unſer Leben hingeben dürfen vor dem ſchwerſten Opfer nicht zurückſchrecken, müſſen uns alle um die Republik ſchaaren und bekunden, daß wir kaltes Blut und Feſtigkeit beſitzen, und dürfen weder Schwächen noch Leidenſchaften uns hingeben. Schwören wir, als freie Männer, Frankreich und die Republik gegen alle Angreifer zu vertheidigen. Zu den Waffen! Es lebe Frankreich! Es lebe die eine untheilbare Republik! Gambetta.

Man erkennt daraus, wie pfiffig Gambetta gegen Favre operirte. Nachdem der Waffenſtillſtand nun einmal geſchloſſen war, hielt er ſich mit nutzloſen Deklamationen dagegen nicht auf, ſondern anerkannte ihn, ſuchte ihn aber ausſchließlich in ſeinem Intereſſe auszubeuten, nämlich nicht im Intereſſe des Friedens, ſondern einer energiſchen Fortführung des Kriegs. Auch riß er der Pariſer Regierung die Wahlen aus den Händen und verfügte darüber eben ſo eigenmächtig, wie Favre in Paris eigenmächtig den Waffenſtillſtand abgeſchloſſen hatte. Drei Dekrete der Delegation in Bordeaux verfügten: 1) Die Wahlen für die Conſtituante ſind auf den 8. Februar anberaumt. 2) Es iſt gerecht, daß alle Mitſchuldigen jener

Regierung, welche mit dem Attentat vom 2. Dezember begonnen, um durch die Capitulation von Sedan zu endigen, indem ſie Frankreich den Ruin und die Invaſion als Erbtheil hinterließ, daß dieſe Perſonen in dieſelbe politiſche Ohnmacht verſetzt werden, worin ſich die Dynaſtie befindet, deren mitſchuldige Werkzeuge ſie waren. Es iſt dieß die nothwendige Folge der Verantwortlichkeit, welche ſie auf ſich nahmen, indem ſie den Kaiſer bei Vollbringung gewiſſer Akte unterſtützten. Es ſind dieß alle Perſonen, welche vom 2. Dezember 1851 bis 4. September 1870 Miniſter, Senatoren, Stadträthe und Präfekten waren; ferner ſind von der Wählbarkeit ausgeſchloſſen alle Individuen, welche bei Wahlen zur Legislative vom 2. Dezember 1851 bis 4. September 1870 als offizielle Candidaten aufgeſtellt waren. — Ein drittes Dekret verfügt, daß alle Wähler im Hauptorte des Cantons ihre Stimmzettel abzugeben haben. Den Präfekten ſteht es frei, auf Grund lokaler Verhältniſſe die Cantone in zwei oder drei Wahlbezirke zu theilen. Die Wahlen dauern Einen Tag. Von der Wählbarkeit ausgeſchloſſen ſind Mitglieder derjenigen Familien, welche in Frankreich ſeit 1789 regiert haben. Als Volksrepräſentanten können ferner diejenigen Perſonen nicht fungiren, welche in einer der neun erſten Kategorien des Artikels 79 des Geſetzes vom 18. März 1849 und durch Artikel 81 desſelben Geſetzes beſonders bezeichnet ſind. Die Dekrete ſind von ſämmtlichen Mitgliedern der Regierungsabtheilung unterzeichnet.

Alſo wurden die Wahlen ſo angeordnet, daß die monarchiſch geſinnten Wähler, namentlich die Bonapartiſten, gegenüber den Republikanern in Nachtheil kamen. „Das allgemeine Stimmrecht ohne die Korrektur, welche die napoleoniſche Verfaſſung hinzugefügt hat, iſt ihnen nicht günſtig. Aus dieſem Grund hatte die Verfaſſung von 1852 die Wahl nach Departements und das Scrutinium der Liſten, welche das Geſetz vom 15. März 1849 vorſchreibt, in der Conſtitution ſelbſt abgeſchafft, und die Wahl nach Kreiſen, die willkürlich eingetheilt wurden, eingeführt. Während jetzt jeder Wäh-

ler z. B. im Seinedepartement 28 Candidaten aufſchreibt, und der die meiſten Stimmen hat, gewählt wird, hatte nach der napoleoniſchen Verfaſſung jeder Wähler nur eine begränzte Zahl von Deputirten in den Gemeinden zu wählen, was dem Einfluß des Klerus und anderer bonapartiſtiſchen Agenten Thür und Thor öffnet."

Der frühere Abgeordnete Guyot-Montpayroux hatte ſich heftig über Gambetta's Wahldekret ausgeſprochen. Dafür ließ Gambetta ihn drei Tage auf dem naſſen Stroh der Cachots einſperren. Der Deputirte war von Bordeaux nach Brioude gereiſt, um ſeine Wahl zur Aſſemblée zu betreiben; dort ließ der Generaldirektor für die Sicherheitspolizei, Rane, ihn unter dem Vorwande feſtnehmen, er gehöre der mobiliſirten Nationalgarde an. Nun war Guyot-Montpayroux aber mit einem Scheine verſehen, wodurch er von jedem Militärdienſte bis zum 15. Februar befreit war, abgeſehen davon, daß er als aufgeſtellter Candidat das Recht hatte, ſich ſeinem Wahlkreiſe zu ſtellen. Als Gambetta's Sturz erfolgt war, nicht eher, wurde er in Freiheit geſetzt.

Der Munizipalrath von Bordeaux unterſtützte Gambetta durch eine Erklärung vom 31. Januar, welche ſich gegen jeden die Ehre Frankreichs ſchädigenden Friedensſchluß ausſpricht und die Delegation der Regierung zu Bordeaux auffordert, einer ſolchen Eventualität gegenüber auf ihrem Poſten zu verbleiben und wenn nöthig den Krieg fortzuſetzen. Dagegen erklärte ſich das in Lille erſcheinende Echo du Nord, es ſtehe einer Munizipalität nicht zu, in dieſer Art das Volk aufzureizen, dem Volk ſey vielmehr der Frieden nöthig. Im Süden Frankreichs ſorgten die Anhänger Gambettas freilich dafür, daß Demonſtrationen für die Fortſetzung des Kriegs gemacht wurden, ſo namentlich in Lyon.

Dagegen ließ der berühmte Laguerronière in dieſen Tagen eine Flugſchrift ausgehen, worin er Gambetta die ſchlagendſten Wahrheiten ſagte. So heißt es darin: „Es iſt der Mangel an Ehrlichkeit, der uns vorzugsweiſe in's Unglück geführt hat. Man

begann mit Winkelzügen, erniedrigte ſich dann zu vollſtändigen Lügen und langte ſchließlich bei der Kataſtrophe an. Ehrliche Wahrheit iſt die beſte Politik. In dieſem durch eine Lüge begonnenen Kriege hat man nicht aufgehört, die Pillen zu überzuckern. Hätte man die Wahrheit nicht von vornherein verfälſcht, man würde nicht eine ſolche Reihe von Unglücksfällen herbeigeführt haben: eine andere Richtung nehmend, wäre es der Republik möglich geworden, die Folgen der Niederlagen zu mildern, aus denen ſie hervorgegangen iſt. Hat man es gethan? Nein. Die Mitglieder der Regierung haben ſich und Frankreich betrogen. Die Phraſe dient zu nichts. ‚Nicht einen Fuß breit Landes, nicht einen Stein unſerer Feſtungen‘, war ein ſtolzes Wort; aber reichten unſere Hülfsmittel hin, es geltend zu machen? Wie jetzt die Sachen ſtehen, ſo läuft unſer Volk Gefahr, in eine völlige Vernichtung des öffentlichen und Privatvermögens hineingeriſſen zu werden.“

In einem Artikel des preußiſchen Militär-Wochenblattes über die „Kriegführung Gambettas im Januar 1871“ heißt es zum Schluß: Die Franzoſen verloren allein an Gefangenen: General Roye etwa 12,000 Mann, General Chanzy 24,000 Mann, General Faidherbe 11,000 Mann, General Bourbaki 30,000 Mann. Nach der Schweiz traten über 80,000 Mann. Summa 157,000 Mann. Hierzu treten an Todten und Verwundeten wenigſtens: Von der Armee des Generals Chanzy 10,000 Mann, von der Armee des Generals Faidherbe 8000 Mann, von der Armee des Generals Bourbaki 16,000 Mann. In den Kämpfen bei Paris 7000 Mann. Summa 41,000 Mann. Der Totalverluſt der aktiven Streitkräfte Frankreichs berechnet ſich hiernach, wenn man von den Truppen Garibaldis und ſonſtigen Freiſchaaren abſieht, auf gegen 200,000 Mann, denen die augenblicklich noch in Paris deponirte kriegsgefangene Armee mit 150,000 Mann (ohne Nationalgarden) hinzutritt. Um 350,000 Mann alſo iſt durch die Operationen des Monat Januar die franzöſiſche Kriegsmacht geſchwächt worden. Ueber 800 Feld-

dem Zuſatz, daß Frau von Hübſch und ihre Familie die ihnen beſtimmten Plätze bereit finden würden."

Eben ſo empfing der Sultan gegen alle Etikette den General Müffling ganz allein nur in Geſellſchaft eines Dolmetſchers, und nicht weniger Conceſſionen machte er den Geſandten Gordon und Orloff. Dieſer Ton ſteckte den ganzen türkiſchen Hof an, und bei dem oben ſchon geſchilderten Gaſtmahl am Bord der Blonde fügten ſich die türkiſchen Großen ohne alle Gêne in die europäiſchen Sitten.

Conſtantinopel litt unterdeß durch die Blokade des Bosphorus und der Dardanellen bedeutend, indem die Zufuhren aus den Häfen des Mittelmeers und aus Odeſſa während der Dauer des Kriegs abgeſchnitten waren. Die Hungersnoth wurde aber durch Landtransporte von Smyrna aus und durch weiſe Maßregeln des Sultans gedämpft. Er gab nämlich den Verkauf jeder Art von Lebensmitteln, die bisher nur zu einem beſtimmten Preiſe verkauft und zum Theil in die Staatsmagazine abgeliefert werden mußten, völlig frei.

In den Provinzen ſtand es durchgängig ſehr ſchlimm. Das gemeine Volk hing noch mit mehr Aberglauben an den alten Gebräuchen als die Großen, und die Partei der Janitſcharen war noch nicht völlig ausgeſtorben. Es herrſchte alſo eine große Mißbilligung gegen die Reformen des Sultans. Außerdem ſuchte ſich, nach alter Gewohnheit, jeder Paſcha ſo unabhängig als möglich zu machen und benutzte die Noth des Sultans, um ihm zu trotzen. Vor Allem that der mächtige Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali-Paſcha, nichts zur Unterſtützung des Sultans. Er hatte zwar früher durch ſeinen Sohn Ibrahim Morea beſetzen laſſen, allein nur aus eigennützigen Abſichten. Seitdem er durch General Maiſon von da vertrieben

geſchütze, zahlreiche Waffen und anderes Armeematerial gingen verloren. Dem gegenüber betragen die ſummariſchen Verluſte der deutſchen Heere für den Monat Januar höchſtens 10,000 Mann. Dieſe Zahlen geben zu denken. Das Maſſenaufgebot iſt unwirkſam gegen wohl organiſirte Heere, ſelbſt wenn dieſe ſich in erheblicher Minderzahl befinden, wie dieß an jeder Stelle des Kriegsſchauplatzes der Fall war. Aber eine noch düſterere Seite bietet das Bild der kriegeriſchen Aktionen des Monats Januar dar. Faſt überall begegnen wir zahlloſen franzöſiſchen Verwundeten und Kranken, welche man ohne jeden Verſuch ärztlicher Hülfe an der Stelle, auf welcher ſie gefallen oder vor Erſchöpfung umgeſunken waren, liegen gelaſſen hatte. Da die deutſche Hülfe oft zu ſpät kam, ſo ergibt ſich hier eine Fülle des Elends, deren Verantwortung auf dem militäriſchen Dilettantismus ſchwer laſtet, welcher in der Zuſammenraffung bewaffneter Menſchen Armeen zu ſchaffen wähnte. Der organiſatoriſche Mangel begleitete dieſelben auf Schritt und Tritt; das Abſchneiden einer Bahnlinie, auf welcher Verpflegung, Munition, Medikamente, Verbandzeug ꝛc. allein nachgeführt wurde, genügte zur vollen und ſchleunigen Verkümmerung einer ganzen Armee.

Noch bitterer wurde in Frankreich ſelbſt über die Verſchleuderungen Gambettas geklagt: Hat die Vertheidigung von Paris viel gekoſtet, ſo hat Gambetta's Diktatur wahrhaft erſchreckliche Opfer erfordert, wenn es wahr iſt, was ich hier erzählen höre, daß außer der unter Napoleon III. gemachten Anleihe von 650 Millionen und außer der in London von Laurier abgeſchloſſenen Anleihe noch runde 1200 Millionen aus den verſchiedenen Zweigen zuſammenkommen, welche noch zu bezahlen ſind. Man ſpricht hier von Leuten, welche ſich ein ganz enormes Vermögen im Handumdrehen bei den Lieferungen von Gewehren, Kanonen und ſonſtigen militäriſchen Gegenſtänden gemacht haben, und wenn nur die Hälfte von dem wahr iſt, was man hier behaupten hört, ſo war die Verſchleuderung und

der Schwindel während der Diktatur entſetzlich. Wenn man dies bedenkt, ſo begreift es ſich, daß die Leute in der Umgebung des Diktators und die guten Freunde an der Krippe der Gewalt alle Urſache hatten, den Krieg bis zur Erſchöpfung zu predigen; ſetzte Frankreich die Feindſeligkeiten fort, ſo dauerten auch die Geſchäfte der biederen Genoſſen an. Jetzt, wo dem Lande endlich die Augen aufgehen, und man die Leiſtungen mit den Unkoſten vergleicht, ſieht man den Abgrund vor den Füßen, und die Frage iſt einfach die: entweder hineinzuſpringen oder Frieden zu ſchließen. Die Bauern zumal haben eine heilloſe Furcht vor dem Kriege, weil ſie wiſſen, daß ſie ſchließlich den ſchwerſten Theil der Schuldenlaſt zu tragen haben und ihr Ruin vor der Thür ſteht, wenn der Schwindel von Neuem aufflackern ſollte.

Der „Gaulois" donnerte gegen Gambetta und ſeinen Anhang: „Sie haben Hunderte von Millionen zu ſchmählichen Zinſen geborgt, ſo ſchmählich, daß ſelbſt die Darleiher nicht daran denken, jemals bezahlt zu werden. Sie haben auf irgend welche Art die Keller der Bank überwältigt, um ihre Kaſſen noch mehr zu füllen. Wo ſind dieſe Millionen? Wo ſind wenigſtens die bezahlten Fakturen, die Quittungen, die Berechnungen? Sie haben Tauſende von Beamten ihres Poſtens enthoben, auf welchem dieſelben ihrem Vaterlande treu gedient hatten, ſie haben ſie erſetzt ... durch wen! ... welche Schande! Sie hafteten für die Rettung des Vaterlandes? War es jemals ſo kompromittirt? Sie haben Generale gemacht, wo ſind ihre Siege? Sie haben umgeworfen, zerſtört unſere Einrichtungen, unſere Sitten, unſere Geſetze, was haben ſie an deren Stelle gebracht? Ihren Willen allein, ihren elenden, ehrgeizigen und zerſtörenden Willen! Wie lange noch wird dies Alles dauern und wie lange noch werden wir ihre Vergewaltigungen und ihre Schwäche, ihre Heuchelei und ihre Tyrannei, ihre Großartigkeit und unſern Ruin ertragen? Jetzt oder nie iſt die Stunde gekommen, dem ein Ende zu machen. Frankreich hat weder Geld noch Blut mehr,

welches es ihnen anvertrauen könnte." — Die France erhob gleichfalls schwere Vorwürfe gegen Gambetta wegen der scandalösen Unterschleife, die unter seiner Autorität begangen worden seyen.

Um aber das südliche Frankreich zu einer Fortsetzung des Krieges zu ermuthigen, ließ Gambetta im „Siècle" verkünden: Die Ankunft von Waffen erfolgt im Hafen von Bordeaux ohne Unterbrechung. Erst schifften Avon und Lafayette für Auftrag der Vertheidigungskommission ihre fast ganz aus Gewehren, Patronen und Mitrailleusen bestehenden Ladungen aus. Dann traf Dampfer Concordia mit unermeßlichem Artilleriematerial ein. Zwei andere Schiffe laufen mit Ladungen derselben Art in den Fluß ein. Der amerikanische Dampfer Concordia brachte von New-York 1250 Kisten Gewehre, 1707 Kisten Patronen, 3495 Kisten Kriegsmunition, 166 Kisten mit Artilleriesachen, 181 Kisten Kanonen, 249 Pulverkarren, 79 Lafseten zu Kanonen, 1017 Räder, 542 Kisten mit Pferdegeschirr und 593 andere Kisten.

Unterdeß wurde Simon von der Regierung in Paris schon am 31. Januar nach Bordeaux geschickt, um ihre Autorität daselbst gegen Gambetta's Eigenmächtigkeiten aufrecht zu erhalten. An demselben Tage protestirten die meisten Journale von Bordeaux (Liberté, Patrie, Français, France, Constitutionnel, Union, Gazette Universelle, Courier de Gironde, Journal Bordeaux, Guyenne) gegen das Wahldekret der dortigen Delegation. Eine Deputation begab sich zu Simon gleich nach seiner Ankunft und dieser machte ihr das allein rechtsgültige Wahldekret bekannt, welches am 28. Januar mit Zustimmung sämmtlicher Regierungsmitglieder erlassen worden sey. In diesem Dekret seyen Incompatibilitäten beseitigt. Aufrecht erhalten sey nur die Nichtwählbarkeit der Präfekten in den Departements, in welchen sie verwalten; zugleich erklärte Jules Simon, daß er darnach strebe, das Pariser Wahldekret durchzusetzen. In Paris ließ man nur das Wahldekret vom 28. gelten und nicht das von Bordeaux. Bismarck selbst erklärte in einem Schreiben an

Gambetta vom 3. Februar, gemäß der Pariſer Capitulation ſtehen den Franzoſen freie Wahlen zur Conſtituante zu, das Dekret von Bordeaux, welches dieſe Freiheit beſchränke, ſey daher ungültig. Es war merkwürdig genug, daß Bismarck die Freiheit der Franzoſen mehr achten ſollte als Gambetta. Der Letztere erklärte aber, es ſey Preußen nur um die Wiederherſtellung Napoleons zu thun. „Wir ſagen, erklärte er, daß Preußen zur Befriedigung ſeines Ehrgeizes auf eine Verſammlung rechnete, in welche Dank der Kürze der Friſten ſowie der materiellen Schwierigkeiten jeder Art Complicen und Begünſtigte abgeſetzter, mit Preußen verbündeter Dynaſtien hätten eintreten können. Das von der Regierungsdelegation unterm 31. Januar erlaſſene Ausſchließungsdekret vereitelt dieſe Hoffnungen. Der Anſpruch des preußiſchen Miniſters, ſich in die Zuſammenſetzung einer franzöſiſchen Volksvertretung einmiſchen zu können, iſt die glänzendſte Rechtfertigung der Seitens der Regierung der Republik ergriffenen Maßregel."

Die übrigen Mitglieder der Delegation in Bordeaux ließen ſich von Gambetta hinreißen oder durch die Kundgebungen des Pöbels ſchrecken. Am 3. Februar tobte eine große Volksverſammlung in Bordeaux gegen den Waffenſtillſtand, gegen Favre und Trochu, verlangte die Fortſetzung des Kriegs und wollte Gambetta zum Präſidenten des Wohlfahrtsausſchuſſes haben. Unter dieſen Eindrücken erließen Cremieux, Glais-Bizoin und Fourichon gemeinſchaftlich mit Gambetta am 4. ein neues Dekret, worin ſie feſt darauf beſtanden, ihr Wahlgeſetz vom 31. ſey das allein gültige. Simon ſelbſt, der die Pariſer Anſicht hätte vertreten ſollen, durfte nicht einmal wagen, das Pariſer Wahldekret in Bordeaux anſchlagen zu laſſen. Die noch in dieſer Stadt anweſenden Vertreter der neutralen Mächte fürchteten, zwiſchen Bordeaux und Paris oder Gambetta und Favre könne ein förmlicher Bürgerkrieg ausbrechen und Frankreich dadurch noch mehr ruinirt werden. Die Geſandten von Oeſterreich, Spanien und Italien boten Chaudordy an, zwiſchen

der Delegation und der Regierung in Paris zu vermitteln, und riethen dringlichſt der Delegation, in Uebereinſtimmung mit der Regierung vorzugehen. Sie ſollen ſogar mit ihrer Abreiſe gedroht haben. Gambetta wagte wirklich noch keinen förmlichen Bruch, gab aber auch noch nicht nach, ſondern behielt ſich vor, an der Spitze ſeiner Partei im Süden ſelbſtändig zu handeln, ſobald es ihm nöthig ſcheinen würde.

Auch nährte er fort und fort in ſeiner Preſſe die wahnſinnige Hoffnung auf neue Erfolge. So war in der Correſpondance Havas, dem Organe Gambettas, faſt keine Nummer erhalten, die nicht unter den ſtehenden Rubriken „Stimmen der auswärtigen Preſſe“ oder „die Demokratie in Deutſchland“ Auszüge aus angenehmen Artikeln der Zukunft, der Frankfurter Zeitung, des Beobachter und ähnlicher Zeitungen brachte. „Das Stärkſte in dieſer Art finden wir in der neueſten Nummer, die uns vorliegt, vom 3. Februar. In dem Blatte Helvetie nämlich hat ein Franzoſe Bericht erſtattet über eine Rundreiſe, die er bei den ſüddeutſchen Demokraten ausgeführt, und das offiziöſe Organ in Bordeaux verſäumt nicht, dieſen Artikel, der aus Stuttgart den 19. Januar datirt iſt, als willkommenes Anzeichen unvertilgbarer franzöſiſcher Sympathien in Deutſchland dem franzöſiſchen Volk vorzulegen. Dieſer Franzoſe alſo ſchreibt aus Stuttgart: Ich habe die verſchiedenen Häupter der ſüddeutſchen Demokratie beſucht, und ich kehre nunmehr nach Frankreich mehr denn je als ein Anhänger des Widerſtands bis zum Aeußerſten zurück. Der Gedanke, oder vielmehr die Ueberzeugung von dieſer Nothwendigkeit, die ich ſchon vor meiner Reiſe hatte, hat ſich noch beſtärkt, als ich dieſe tapferen Apoſtel der Freiheit zu mir ſagen hörte: Möge Frankreich triumphiren, und es wird auch uns retten.“ Das klerikale „Echo Français“ rieth den Franzoſen, zu Gift und Dolch zu greifen. Es beſchwört Gambetta, in einem Dekret vorzuſchreiben, daß die Bauern das Brod, das Waſſer und den Wein vergiften, daß die Franctireurs ſich in die

Zelte der ſchlafenden deutſchen Soldaten ſchleichen, um ſie zu erdolchen, und daß die Bürger ſelbſt ihre Städte, ſobald ſie dem Feinde in die Hände gefallen ſind, in Brand ſtecken! Auch der unerwartete Umſtand, daß im Elſaß und Deutſch-Lothringen, welche doch zu Deutſchland kommen ſollten, Vertreter in die franzöſiſche Nationalverſammlung gewählt werden ſollten, wurde von Gambetta's Preſſe ſo aufgefaßt, als zittere der deutſche Kaiſer, dieſe Provinzen von Frankreich zu trennen, und ſchlug daraus Kapital für ſeinen Uebermuth.

Indeſſen blieben auch Favre und die Pariſer Regierung feſt, ſie erklärten Gambetta's Wahldekret ausdrücklich für ungültig und ſchickten zur Unterſtützung Simons noch Em. Arago ab. Auch Favre ſelbſt wollte nach Bordeaux gehen und für ihn übernahm Herold einſtweilen das Miniſterium des Innern und Dorian für Magnin das Bautenminiſterium. Die Pariſer Regierung wurde durch Bismarck getrieben, der Gambetta's Wahldekret für einen Bruch der Waffenſtillſtandsbedingungen erklärte, Siſtirung der Lebensmittelzufuhr und mit dem Einmarſch der deutſchen Truppen in Paris drohte und auch wirklich am 4. hätte einmarſchiren laſſen, wenn Favre nicht die bündigſten Verſicherungen gegeben hätte. Doch hatte Bismarck nichts dagegen, daß Arago, geſtützt auf die frühern Geſetze von 1832 und 1848, durch welche die ältere und jüngere Linie der Bourbons von den Wahlen ausgeſchloſſen waren, dieſen Ausſchluß jetzt auch auf die Familie Bonaparte ausdehnte. Der deutſche Kaiſer bewies dadurch, wie ungegründet die Verleumdung ſey, die ihm nachſagte, er wolle den Exkaiſer herſtellen.

Die Regierung in Paris erließ am 4. Februar eine würdige Proklamation, worin ſie Gambetta's Unvernunft zurückwies: Franzoſen! Paris hat die Waffen geſtreckt am Vorabend des Tages, wo der Hungertod eintreten mußte. Man ſagte ihm: Warte einige Wochen, und wir befreien dich. Es widerſtand fünf Monate, und ungeachtet ſeiner heldenmüthigen Anſtrengungen konnten es die

Departements nicht unterſtützen. Es unterwarf ſich den grauſamſten Entbehrungen. Es nahm den Ruin, die Krankheit, die Erſchöpfung an. Während eines Monats ſchmetterten es die Bomben nieder, welche die Frauen und die Kinder tödteten. Seit mehr als ſechs Wochen reichten die paar Gramme ſchlechten Brodes, welche man an jeden Bewohner vertheilte, kaum hin, um es am Sterben zu hindern. Und als, ſo beſiegt durch die unerbittlichſte Nothwendigkeit, die große Stadt nachgibt, um nicht zwei Millionen Bürger zur ſchrecklichſten Kataſtrophe zu verurtheilen; als, den Reſt ihrer Kraft benutzend, ſie mit dem Feinde unterhandelt, anſtatt ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, klagt man außen die Regierung der nationalen Vertheidigung ſchuldvollen Leichtſinnes an; man denuncirt und verwirft ſie. Möge Frankreich zu Gericht über uns ſitzen, über uns und die, welche uns geſtern mit ihren Beweiſen der Freundſchaft und Achtung überhäuften und die uns heute inſultiren. Wir würden uns um ihre Angriffe nicht bekümmern, wenn die Pflicht uns nicht zwänge, bis zur letzten Stunde mit feſter Hand das Steuerruder zu halten, welches das Pariſer Volk inmitten des Sturmes uns anvertraut hat. Dieſe Pflicht, wir werden ſie erfüllen. Als Ende Januar wir uns entſchloſſen, Unterhandlungen zu verſuchen, war es ſehr ſpät. Wir hatten nur noch Mehl für zehn Tage, und wir wußten, daß die Verwüſtung des Landes die Verproviantirung ganz unſicher machte. Die, welche ſich heute gegen uns erheben, werden niemals die Angſt kennen, welche uns erfaßt hatte. Man mußte ſie aber doch verbergen, dem Feinde mit Entſchloſſenheit entgegentreten und bereit zum Kampf und mit Lebensmitteln verſehen erſcheinen. Was wir wollten, war Folgendes: Vor Allem kein Recht uſurpiren. Frankreich allein gehört es an, über ſich zu verfügen. Wir wollten es ihm bewahren. Es waren lange Kämpfe nothwendig, um die Anerkennung ſeiner Souverainetät zu erlangen. Es war der wichtigſte Punkt unſeres Vertrages. Wir bewahrten der Nationalgarde ihre Freiheit und ihre Waffen. Wenn wir ungeachtet

unſerer Anſtrengungen die Armee und die Mobilgarde den ſtrengen Kriegsgeſetzen nicht entziehen konnten, ſo retteten wir dieſelben wenigſtens vor der Gefangenſchaft in Deutſchland und der Internirung in ein Lager unter preußiſchen Gewehren. Man wirft uns vor, niemals die Delegation in Bordeaux conſultirt zu haben! Man vergißt, daß wir in einen eiſernen Kreis eingeſchloſſen waren, den wir nicht durchbrechen konnten. Man vergißt aber auch, daß jeder Tag die ſchrecklichſte Hungerkataſtrophe wahrſcheinlicher machte, und doch ſtritten wir während zehn Tagen um das Terrain Fuß für Fuß, während die Pariſer Bevölkerung ihre wahre Lage nicht kannte und nicht kennen durfte und, durch einen edelmüthigen Eifer hingeriſſen, zu kämpfen verlangte. Wir haben alſo einer fatalen Nothwendigkeit nachgegeben. Wir haben für die Zuſammenberufung der Nationalverſammlung einen Waffenſtillſtand ſtipulirt, als die Armeen, die uns zu Hülfe kommen konnten, weit von uns zurückgeworfen waren. Eine einzige hielt noch Stand; wir glaubten es wenigſtens. Preußen forderte die Uebergabe von Belfort. Wir verweigerten ſie, und um den Platz zu beſchützen, reſervirten wir für einige Tage die Aktionsfreiheit ſeiner Hülfsarmee. Was wir nicht wußten, war, daß es zu ſpät war. Durch die deutſchen Armeen in zwei Hälften getheilt, konnte Bourbaki ungeachtet ſeines Muthes nicht widerſtehen, und nach dem Akte edelmüthiger Verzweiflung, welchem er ſich überließ, wurde ſeine Truppe gezwungen, die Grenze zu überſchreiten. Die Convention vom 28. Januar hat alſo kein Intereſſe gefährdet und Paris wurde allein aufgeopfert. Es murrt nicht. Es bringt ſeine Ehrenbezeigung der Tapferkeit denen dar, welche weit von ihm entfernt zu ſeiner Unterſtützung gekämpft haben. Es klagt ſelbſt nicht den an, der heute ſo ungerecht und ſo verwegen iſt: den Herrn Kriegsminiſter, welcher den General Chanzy aufhielt, der Paris zu Hülfe marſchiren wollte und dem er den Befehl gab, ſich hinter die Mayenne zurückzuziehen. Nein, Alles war unnütz, und wir müſſen unterliegen. Aber unſere Ehre iſt aufrecht, und wir werden

nicht dulden, daß man daran rührt. Wir haben Frankreich berufen, um frei eine Verſammlung zu wählen, die in dieſer höchſten Kriſis ihren Willen zu erkennen geben wird. Eine von einem mächtigen Feinde angegriffene Nation kämpft bis auf's Aeußerſte, aber ſie hat immer das Recht, über die Stunde, wo der Kampf möglich zu ſeyn aufhört, zu entſcheiden. Dies wird das über ſein Schickſal befragte Land ſagen. Damit ſich ſein Wunſch Allen als ein geachtetes Geſetz aufzwingt, muß er der ſouveraine Ausdruck der freien Abſtimmung Aller ſeyn. Wir laſſen deshalb nicht zu, daß man dieſer Abſtimmung willkürliche Schranken auferlegt. Wir haben das Kaiſerreich und ſeine Gewohnheiten bekämpft. Wir wollen ſie nicht annehmen, indem wir offizielle Candidaturen durch den Weg der Ausmerzung aufſtellen. Große Fehler mögen gemacht worden ſeyn, ſchwere Verantwortlichkeiten daraus entſpringen; nichts iſt wahrer, aber das Unglück des Vaterlandes ſtellt Alles auf Eine Stufe; und wenn wir uns zur Rolle von Parteimännern erniedrigen, ſo würden wir den Schmerz und die Schande haben, die zu treffen, welche kämpfen und ihr Blut an unſerer Seite vergießen. Sich der vergangenen Streitigkeiten erinnern, wenn der Feind unſeren mit Blut getränkten Boden mit Füßen tritt, heißt das große Werk der Vertheidigung des Vaterlandes herabſetzen. Wir ſetzen die Prinzipien über dieſe Auskunftsmittel. Wir wollen nicht, daß das erſte Dekret Betreffs der Zuſammenberufung der republikaniſchen Verſammlung 1871 ein Akt des Mißtrauens gegen die Wähler ſey. Ihnen gehört die Souverainität an; mögen ſie dieſelbe ohne Schwäche ausüben, und das Vaterland kann gerettet werden. Die Regierung der nationalen Vertheidigung weist das von der Delegation ungeſetzlich erlaſſene Dekret zurück und annullirt es, und beruft alle Franzoſen ohne Kategorieen, für die Repräſentanten zu ſtimmen, welche ihnen die würdigſten ſcheinen werden, Frankreich zu vertheidigen. Es lebe die Republik! Es lebe Frankreich! Paris, 4. Februar 1871. Die Mitglieder der Regierung: General Trochu,

Jules Favre, Emanuel Arago, Garnier-Pagès, Jules Ferry, Pelletan, Ernſt Picard. Die Miniſter: Dorian, Leflô, Magnin, Hérold.

Sofort reiſten Arago, Garnier-Pagès, Pelletan von Paris nach Bordeaux ab, um Simon kräftig zu unterſtützen und Gambetta's Oppoſition niederzuſchlagen. Der alte Cremieux war ſeinerſeits von Bordeaux abgereiſt, um mit Paris zu vermitteln und womöglich die Einheit der Regierung zu ſichern. Als er in Vierzon ſeinen Pariſer Collegen begegnete, reiſte er gleich wieder mit ihnen nach Bordeaux zurück und ihrer und Simon's Vereinigung und Feſtigkeit gelang es, Bismarck's und Favre's Willen durchzuſetzen. Gambetta nahm ſchon am 6. freiwillig ſeine Entlaſſung, wie er ſelbſt in einem Rundſchreiben an die Präfekten erklärte, weil ſein Wahldekret von der Mehrheit ſeiner Collegen nicht anerkannt worden ſey. Seine Entlaſſung wurde angenommen und Arago einſtweilen mit dem Kriegsminiſterium betraut, Gambetta's Wahldekret aber förmlich für null und nichtig erklärt. Man wunderte ſich, daß der ſonſt ſo trotzköpfige Gambetta dießmal nachgab, und glaubte es daraus erklären zu müſſen, daß innerhalb ſeiner Partei ſelbſt eine Spaltung eingetreten, eine Oppoſition der Mäßigung aufgekommen ſey. Bisher hatte er ſeine Mittel noch nicht für erſchöpft gehalten. Er verſprach ſich ſogar noch viel von Beauregard, dem berühmten ſüdſtaatlichen General, der im amerikaniſchen Bürgerkriege den Nordſtaaten ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte und der mit einer Menge ſeiner ehemaligen Offiziere in London nur auf den Wink Gambettas wartete, um ein großes Commando in Frankreich zu übernehmen.

In den Provinzen erregte die Capitulation von Paris theils große Beſtürzung, theils Freude, weil man auf nahen Frieden hoffte. Garibaldi beeilte ſich ſehr, nachdem Bourbaki über die Schweizer Grenze getrieben war, die Capitulation anzuerkennen und ſich ſeinerſeits von Dijon hinter die in der Capitulation bezeichnete Demar-

worden war, machte er nur noch einen Versuch, sich Candia's zu bemeistern, der aber durch die Russen vereitelt wurde. Er versprach zwar, 12000 Mann gegen Paskewitsch zu stellen, unterließ es aber. Eben so wenig thaten die Barbareskenstaaten. Die Unthätigkeit des Pascha's von Scutari ist oben schon gerügt worden. Der Pascha von St. Jean d'Acre erlaubte sich, unbekümmert um den Sultan, die größten Erpressungen gegen christliche Handelsleute und selbst gegen Engländer.

Hierzu kamen die partiellen Empörungen, die immer mehr überhand nahmen, je mehr der Sultan durch die Siege der Russen geschwächt wurde. Schon beim Beginn des Jahres waren die Albanesen in Epirus im Aufstande gegen den neuen Großvezier, und obgleich dessen Sohn Emin-Pascha die Rebellen wieder besänftigte, so dauerte doch die Ruhe nicht lange. Die Griechen, denen diese Diversion sehr zu Statten kam, verfehlten nicht, die Albanesen aufzuhetzen, die immer begierig nach Sold und Beute und die zügellosesten Soldaten in der Welt sind. Ihre Empörung überlebte den russischen Krieg und nahm im Jahre 1830 einen gefährlichen Charakter an. — Auch auf andern Punkten herrschten Unruhen. Im Junius ließ der Sultan Mehemed-Bey von Aleppo als Verschwörer hinrichten. Als er aber Naim-Bey zur Eintreibung der Steuern nach Aleppo sandte, wurde dieser von den Einwohnern ermordet, am 31 Julius. Doch gelang es dem Gouverneur der Stadt, Ali-Bey, die Rebellen mit blutigen Köpfen zurückzuschlagen, am 5 August.

Weit gefährlichere Folgen hätte die große Verschwörung haben können, die zu Constantinopel in dem Augenblick ausbrach, in welchem die Russen sich dieser Hauptstadt näherten. Sie war von Anhängern der Janitscharen und Ulemas (die aristokratische Gelehrtenkaste) geleitet und hatte

lationslinie zurückzuziehen. Anders General Faidherbe, der ſich noch auf die Feſtungen im Norden ſtützte und die Demarkationslinie nicht anerkennen wollte, obgleich die Preußen ſich ſchon hinter dieſelbe zurückgezogen hatten. Nun drohte Göben ihn wieder anzugreifen und Faidherbe wurde von Paris aus dringend ermahnt, ſich zu fügen, was er dann auch that und die Linie einhielt. General Mazare in Bourges und General Loiſel in Havre verlangten in Bordeaux Aufklärung über den Waffenſtillſtand und beſtimmte Befehle. In Lyon beſchloß der Gemeinderath, die nationale Vertheidigung mit doppeltem Eifer fortzuſetzen. Ebenſo trotzte Grenoble, Marſeille, Toulouſe. Ueberall erhob ſich ein wüſtes Geſchrei gegen Trochu und Favre, die des Verraths beſchuldigt wurden, wie früher Bazaine. Der Verdacht gegen Bazaine von Seite fanatiſcher Republikaner ließ ſich noch erklären, weil dieſer ein Anhänger des Kaiſers war. Das waren Trochu und Favre nicht, aber die franzöſiſche Nationaleitelkeit wollte nie zugeben, daß man einer zwingenden Nothwendigkeit habe nachgeben müſſen; Frankreich ſollte nie beſiegt, immer nur verrathen worden ſeyn. Uebrigens vermuthete man, viele hätten nur mit dem Geſchrei über Verrath ihre geheime Freude, daß der Krieg nun bald zu Ende gehen werde, maskiren wollen.

Im Norden Frankreichs, wie auch im Weſten war man ungleich friedlicher geſinnt. Man ſchrieb: Namentlich in Rouen erinnert nur die Anweſenheit der Sieger an die Eroberung. Das Volk ſcheint ſo zufrieden und ruhig wie früher. Wenn die deutſchen Militärmuſiken auf den öffentlichen Plätzen ſpielen, ſieht man ſtets eine Menge wohlgekleideter Herren und Damen ihnen zuhören, und eine ältere Dame, die daran Anſtoß nahm, verſicherte mir, daß die jungen Damen gar gern mit den deutſchen Offizieren auf Bällen tanzen würden, wenn ſie ſich nicht vor patriotiſcher Läſterung fürchteten. Die deutſchen Offiziere finden, daß Rouen die angenehmſte Stadt in Frankreich iſt, und die Rouener werden die kräf-

tigen jungen Männer, die die beſte Laune zeigen nebenbei viel Geld ausgeben, ſchwerlich gern ſcheiden ſehen.

Um den Süden und namentlich die nach Bordeaux berufene Nationalverſammlung in einigem Reſpekt zu halten, verlegte Prinz Friedrich Karl ſein Hauptquartier am 2. Februar nach Tours. Sein Verweilen im Weſten bei Le Mans war nicht mehr nöthig, da ſich Chanzy's Armee in voller Auflöſung befand. Der Prinz-Feldmarſchall machte einen kurzen Beſuch in Verſailles und hielt dann Wacht in Tours.

In Bordeaux erhielt die Mäßigung der aus Paris angekommenen Regierungsmitglieder die Oberhand. Auch Leflo kam nach Bordeaux, um für Arago das Kriegsminiſterium zu übernehmen. Der alte Cremieux dankte ab und wollte nur noch bis zum Zuſammentritt der Conſtituante fungiren. Die Wahlen wurden überall in Frankreich nicht nach Gambetta's, ſondern nach dem Pariſer Wahldekret vollzogen und zwar unerwartet mit Ruhe und ohne Störung. Auch Elſaß und Lothringen durften mitwählen, weil dieſe Provinzen damals noch nicht offiziell und vertragmäßig in's deutſche Reich übergegangen waren. Damit aber die Bewohner dieſer Provinzen ſich nicht darüber täuſchen ſollten, daß ſie unter allen Umſtänden von Frankreich getrennt werden würden, wurde es ihnen in einem halb amtlichen Artikel der Straßburger Zeitung vom 6. Februar ſehr deutlich geſagt: „Die Nichtannahme der deutſchen Friedensbedingungen Seitens der franzöſiſchen Nationalverſammlung iſt gleichbedeutend mit der Fortſetzung des Krieges; Deutſchland hat die Berufung dieſer Verſammlung nicht deshalb ermöglicht, um mit ſich feilſchen zu laſſen, ſondern um von einer regelmäßigen Vertretung des beſiegten Landes das definitive Zugeſtändniß der Forderungen zu erhalten, die es zu ſeiner Sicherung gegen künftige franzöſiſche Angriffe ſchon vor Monaten aufgeſtellt hat. Deutſchland wünſcht den Frieden, aber es wird den Krieg ‚bis zur Erſchöpfung' Frankreichs fortführen, wenn die Verſammlung von Bor-

beaux der unverbeſſerlichen Verblendung der Kriegspartei verfallen ſollte, die ihr Vaterland ſchon jetzt an den Rand des Ruins gebracht hat." Die verbiſſene Wuth derer, die bisher im Elſaß vorgeherrſcht hatten, äußerte ſich in dem Trotz, mit welchem in Straßburg Gambetta und einige ſeines Gelichters gewählt wurden. Im Allgemeinen fielen die Wahlen überhaupt im Oſten und Süden mehr republikaniſch, im Norden und Weſten mehr conſtitutionell oder monarchiſch aus.

Hier im Norden und Weſten regten ſich auch beſonders die dynaſtiſchen Parteien, Orleaniſten und Bonapartiſten. Unter den Prinzen des Hauſes Orleans war der Herzog von Aumale der am meiſten populäre, hauptſächlich wegen der von ihm bewieſenen Mäßigung, da er nicht wie ſein Bruder Joinville den Franctireurs und dem Meuchelmord das Wort geredet, ſondern den Franzoſen eine moraliſche Reinigung empfohlen hatte. Er wendete ſich jetzt in einem Manifeſt vom 1. Februar an die Wähler, um ihnen zu ſagen, in die Kriegs- und Friedensfrage miſche er ſich nicht, da er für das Vorgefallene nicht verantwortlich ſey, er faſſe nur die Zukunft des Landes in's Auge und rathe zur Wiederherſtellung der conſtitutionellen Monarchie: „Wenn ich die Lage Frankreichs, ſeine Geſchichte, ſeine Traditionen, die Ereigniſſe der letzten Jahre in's Auge faſſe, ſo bin ich von den Vortheilen durchdrungen, welche die conſtitutionelle Monarchie darbietet; ich glaube, daß ſie den legitimen Aſpirationen einer demokratiſchen Geſellſchaft entſprechen und mit der Ordnung und Sicherheit alle Fortſchritte, alle Freiheiten garantiren kann. Es iſt mit einem Gemiſch kindlichen Stolzes und patriotiſchen Schmerzes, daß ich Frankreich in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande mit dem vergleiche, in welchem es ſich unter der Regierung meines Vaters befand. Dieſe Meinung, ich habe als Mann das Recht, ſie zu haben, und ich glaube heute, daß es meine Pflicht iſt, ſie als Bürger auszudrücken; aber ich miſche mich in keine Partei ein, verfolge keine ausſchließliche Tendenz. In meinen Geſin-

nungen, in meiner Vergangenheit, in den Traditionen meiner Familie finde ich nichts, was mich von der Republik trennt. Wenn Frankreich unter dieſer Form frei und definitiv ſeine Regierung conſtituiren will, ſo bin ich bereit, mich vor ſeiner Souverainetät zu beugen und werde ſein ergebener Diener ſeyn. Conſtitutionelle Monarchie oder liberale Republik; durch politiſche Redlichkeit, Geduld, Eintrachtsgeiſt, Selbſtverleugnung kann Frankreich gerettet, reconſtituirt und regenerirt werden."

Auch die Bonapartiſten waren von Belgien aus außerordentlich rührig und diesmal unterſtützte ſie der Exkaiſer ſelbſt. Am 4. Februar erließ Napoleon III. von der Wilhelmshöhe aus eine Proklamation, die aber erſt am 11. der Welt bekannt wurde, nachdem ſie von ſeinen Anhängern erſt vertraulich in den Wahlkreiſen Frankreichs war mitgetheilt worden. Sie lautete: „Franzoſen! Vom Glücke verlaſſen, habe ich ſeit meiner Gefangennahme jenes tiefe Stillſchweigen beobachtet, welches die Trauer des Unglückes iſt.

So lange ſich die Armeen gegenüber geſtanden, habe ich mich eines jeden Schrittes, eines jeden Wortes enthalten, welches Zwieſpalt hätte hervorrufen können. Heute bei dem tiefen Unglück des Landes kann ich mich nicht länger in Schweigen hüllen, ohne gefühllos für ſeine Leiden zu erſcheinen.

In jenem Augenblicke, als ich gezwungen war, mich gefangen zu geben, konnte ich in keine Verhandlungen über den Frieden eintreten. Da ich nicht frei war, ſo hätte es den Anſchein gewonnen, als ſeyen meine Entſchließungen durch perſönliche Rückſichtsnahmen dictirt. Ich überließ der Regierung der Regentſchaft, welche ihren Sitz in Paris inmitten der Kammern hatte, die Pflicht, darüber zu entſcheiden, ob das Intereſſe der Nation die Fortſetzung des Kampfes erheiſche. Trotz unerhörter Unglücksfälle war Frankreich nicht beſiegt; unſere feſten Plätze ſtanden noch aufrecht, Paris war im Zuſtande der Vertheidigung, einer weiteren Ausdehnung unſerer Unglücksfälle konnte noch Einhalt gethan werden.

Aber während alle Blicke gegen den Feind gerichtet waren, brach in Paris eine Insurrection aus. Die Volksvertretung wurde vergewaltigt, die Kaiserin bedroht, eine Regierung installirte sich durch Ueberraschung auf dem Stadthause, und das Kaiserreich, welchem die gesammte Nation soeben zum dritten Mal ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde durch diejenigen gestürzt, welche berufen waren, es zu vertheidigen. Meinen gerechten Unmuth unterdrückend, rief ich mir zu: ‚Was liegt an der Dynastie, wenn das Vaterland gerettet werden kann!', und anstatt gegen die Verletzung des Rechtes zu protestiren, richtete ich meine heißesten Wünsche auf den Erfolg der nationalen Vertheidigung, und die patriotische Hingebung, welche alle Klassen und alle Parteien bewiesen, hat mich mit Bewunderung erfüllt.

Aber jetzt, wo der Kampf unterbrochen und die Hauptstadt nach heldenmüthigem Widerstande gefallen ist, jetzt, wo jede vernünftige Aussicht auf den Sieg verschwunden ist, jetzt ist es Zeit, von jenen, welche die Gewalt usurpirt haben, Rechenschaft zu verlangen für das unnöthigerweise vergossene Blut, für die ohne Grund aufgehäuften Trümmer, für die ohne Controle verschleuderten Hülfsquellen des Landes.

Das Schicksal Frankreichs kann nicht einer Regierung ohne Mandat überlassen werden, welche, indem sie die Verwaltung desorganisirte, nicht eine einzige jener Autoritäten bestehen ließ, welche ihren Ursprung dem öffentlichen Stimmrechte verdankten. Eine Nation kann einer Regierung nicht lange Gehorsam schenken, welche kein Recht hat, zu befehlen. Ordnung, Vertrauen, ein sicherer Friede wird nur dann erzielt werden, wenn das Volk zu Rathe gezogen worden ist über jene Regierung, welche am meisten befähigt ist, das Vaterland von seinen Leiden zu befreien.

Unter den feierlichen Umständen, in welchen wir uns Angesichts der Invasion und des aufmerksamen Europa's befinden, ist es nöthig, daß Frankreich Eins sey in seinen Bestrebungen, in

ſeinen Wünſchen, in ſeinen Entſchließungen. Dies iſt das Ziel, welches alle guten Bürger beſtrebt ſeyn müſſen, zu erreichen. Was mich anbelangt, gebeugt durch ſo viele Ungerechtigkeiten und bittere Enttäuſchungen, will ich heute nicht jene Rechte in Anſpruch nehmen, welche Ihr vier Mal in zwanzig Jahren mir freiwillig übertragen habt. Angeſichts des Unglückes, welches uns umringt, iſt kein Raum vorhanden für perſönlichen Ehrgeiz; aber ſo lange nicht das Volk in regelmäßiger Weiſe in ſeinen Comitien verſammelt, ſeinen Willen wird kund gegeben haben, wird es meine Pflicht ſeyn, als wahrhafter Repräſentant der Nation mich an dieſelbe zu wenden und ihr zu ſagen: Alles, was ohne eure direkte Betheiligung geſchieht, iſt ungeſetzlich; nur eine aus der Volks-Souverainetät entſprungene Regierung, welche ſich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im Stande ſeyn, eure Wunden zu heilen, eure Herzen der Hoffnung und die entweihten Kirchen euren Gebeten wieder zu eröffnen, und die Arbeit, die Einigkeit und den Frieden in den Schoß des Vaterlandes zurückzuführen."

Obgleich der Kaiſer die erſte Schuld an dem unglücklichen Kriege trug, ſo war er doch als der viermal durch Plebiscite vom franzöſiſchen Volk Auserwählte ſicher nicht unberechtigt, der unvernünftigen Dictatur Gambettas, wie überhaupt dem mißlungenen Verſuch der dritten Republik entgegenzutreten. Indem er dem Volk andeutete, dem Socialismus und Atheismus gegenüber könne es ſein Eigenthum und ſeine Kirche wohl am beſten durch Wiederherſtellung des Kaiſerthums ſchützen, hatte er auch ſo unrecht nicht.

In Bordeaux befeſtigte ſich die gemäßigte Mehrheit der Regierung und nahm das unvernünftige Geſetz des Juſtizminiſter Cremieux, die Abſetzbarkeit des Richterſtandes betreffend, wieder zurück. Die zu der Nationalverſammlung Gewählten fanden ſich ſo ſchnell als möglich in Bordeaux ein. Favre kam am 12. Februar von Paris an, auch Trochu. Vom Oſten her kam Garibaldi. Bereits am 12. waren 200—300 Abgeordnete anweſend

und der Alterspräsident Benoit d'Azy eröffnete im großen Theater eine vorbereitende Sitzung, worin zunächst die jüngsten Mitglieder zu Sekretären gewählt wurden. Schon am folgenden Tage waren 450 Mitglieder anwesend und konnte die Versammlung förmlich eröffnet werden. Wie zu erwarten, hatte die große Mehrheit des Volks, des schrecklichen Krieges herzlich satt, friedliebende, conservative und monarchisch gesinnte Männer gewählt, so daß höchstens ein Drittheil der Republikaner übrig blieben. Die ersteren waren meist vom Landvolk, die letzteren von den Städtern gewählt. Auch die Bonapartisten waren nur in auffallender Minderzahl da.

Jules Favre ergriff das Wort, um Namens seiner Collegen in Paris und Bordeaux zu erklären, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung die Gewalt in die Hände der Volksvertretung niederlege. „Als wir die Last der Regierung, fuhr der Redner fort, auf uns nahmen, hatten wir keine andere Absicht, als die Gewalt, die wir unter den damaligen Umständen übernommen hatten, in die Hände der Nationalversammlung zurückzulegen. Wir hoffen, das Land, belehrt durch das Unglück, werde gelernt haben, seine Klagen zurückzudrängen, und die Bedingungen für eine normale Existenz wieder finden. Wir treten nunmehr völlig zurück, überlassen alles Ihrer Entscheidung und erwarten mit Vertrauen die Bildung einer neuen gesetzmäßigen Gewalt." Redner kündigte sodann an, daß die Minister, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen, so lange auf ihren Posten verbleiben werden, bis die neue Regierung gebildet worden wäre, und bat um die Erlaubniß, auf seinen Posten zurückkehren zu dürfen, um seine schwierige und heikle Aufgabe zu erfüllen. Jules Favre schloß folgendermaßen: „Ich erwarte Ihr Urtheil mit Vertrauen und hoffe, denjenigen, mit welchen wir unterhandeln, mittheilen zu konnen, daß das Land im Stande sey, seine Pflicht zu erfüllen. Der Feind soll wissen, daß wir für die Ehre Frankreichs sorgen; er wird auch wissen, daß es ganz Frankreich ist, welches sich gemäß den Bestim-

mungen der Convention nunmehr zu entſcheiden hat. Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes iſt wahrſcheinlich nothwendig. Verlieren wir keinen Augenblick. Denken wir an die Bedrängniſſe unſeres vom Feinde beſetzten Landes. Ich hoffe, die Regierung kann auf Ihren Beiſtand zählen, um den nöthigen Aufſchub zu erlangen." (Lebhafter Beifall.)

Garibaldi hatte genug geſehen, um überzeugt zu werden, daß hier ſein Platz nicht ſey. Er war in die Verſammlung gewählt worden, legte aber ſchon am Eröffnungstage ſein Mandat als Abgeordneter und zugleich ſein Commando der Vogeſenarmee nieder. Dennoch blieb er noch in der Verſammlung ſitzen und verlangte plötzlich noch einmal das Wort. Man bedeutete ihm, er ſey nicht mehr Mitglied, aber ſeine Anhänger und die Galerien brüllten: Es lebe Garibaldi! und verlangten, er ſolle reden. Es gab eine wilde Scene. Esquiros ſchrie wüthend auf: Eine franzöſiſche Verſammlung, die einem Garibaldi das Wort verſagt, iſt eine Unmöglichkeit. Eure Pflicht iſt ihn zu hören. Reden Sie, reden Sie! riefen Stimmen von der Tribüne. Ein junger Abgeſandter des Marſeiller Comités, einer der Hauptakteurs der dortigen Ultras, der ſich vorn in eine der erſten Logen des Centrums gedrängt hatte, rief mit furchtbaren Gebärden: „Verſammlung der nationalen Zerſtückelung! Bauernverſammlung! Ihr erſtickt die Stimmen der Patrioten! Das iſt eine Infamie!" In den oberen Tribünen machten die Zuſchauer, unter ihnen auch Nationalgardiſten, Chorus mit dem Schreien und Rufen was das Zeug hielt: Es lebe Garibaldi! „Die Verwirrung hat den Gipfelpunkt erreicht. Die Abgeordneten wenden ſich zu den Tumultuanten und fordern ſie auf, die Verſammlung zu achten. Der junge feuerſprühende Marſeiller Tribun fährt fort zu geſtikuliren und mit immer ſteigender Wuth die Verſammlung anzuſchreien: Ja! Ihr ſeyd eine Bauernverſammlung, Ihr zittert vor dieſer hochherzigen Stimme! Chorus: Es lebe Garibaldi! Still die Ruheſtörer! entgegneten die mit Recht erbitterten Abgeordneten.

Man laſſe die Tribünen mit Gewalt räumen! Der Präſident kehrt in den Saal zurück. Er bedeckt ſich und ſpricht mit lauter Stimme: Huiſſiers, laſſen Sie den Saal räumen. General Leflo, der Kriegsminiſter, hatte ſchon zu Anfang des Tumultes ſeinen Sitz verlaſſen. Er läßt den Commandanten des draußen befindlichen Nationalgardebataillons kommen und weist ihn an, den Befehl des Präſidenten auszuführen. Es genügt nur das Erſcheinen dieſer Bürgerwehr an den Thüren jeder Tribüne, um die Schreier zum Rückzug zu beſtimmen. Raſch ſind alle Tribünen geräumt, aber die Garibaldiſchreier faſſen im Veſtibul und auf der großen breiten Treppe Poſto, wo ſich auch eine Anzahl Garibaldineroffiziere befindet. Bald danach erſcheint Garibaldi ſelbſt in ſeinem grauen Mantel und ditto Filz, unter den Armen geſtützt von zwei ſeiner Adjutanten. Wieder geht ein furchtbares Gebrüll los. Hoch Garibaldi! Hoch Garibaldi! Hüte und Käppis wurden geſchwenkt! Der Spektakel dauerte auf der Straße fort." Garibaldi aber ließ ſich in einen Wagen heben, fuhr auf und davon über Marſeille nach ſeiner Inſel Caprera.

Er wagte nicht, nach ſeiner Vaterſtadt Nizza zu gehen, wo man ihn lange ſchon ſehnlich erwartet hatte und das er ſicher wieder mit Italien hätte vereinigen können, wenn er ſich nicht durch die Schmeicheleien Gambettas zu der lächerlichen Rolle hätte verlocken laſſen, die er in Frankreich ſpielte. Auch von Viktor Emanuel war das arme Nizza verlaſſen, denn er fürchtete ſich immer noch vor Frankreich. Auch die Schweizer rührten ſich nicht, um ihr gutes Recht auf Nordſavoyen, das ihnen Napoleon III. geraubt hatte, wieder zu erlangen. Die armen Nizzaner wußten nun nicht recht, wie ſie ſich helfen ſollten. Als die republikaniſche Regierung am 9. Februar in Nizza das italieniſch geſinnte Blatt Diretto unterdrückte, griff das Volk zu den Waffen und rief bald: Es lebe Italien! bald auch: Es lebe Deutſchland! und kämpfte in den Straßen mit den Truppen, mußte aber unterliegen, als dieſe verſtärkt wurden. Zehntauſend Franzoſen rückten in Nizza ein, zwei franzöſiſche Panzerfregatten

legten ſich vor die Stadt und ſo mußten die Nizzaner Franzoſen bleiben.

Am 9. März ſagte Marc Dufraiſſe, Präfekt von Nizza, in der Nationalverſammlung von Bordeaux: „Ich danke Garibaldi nicht, weil er die italieniſche Einheit mit begründen half, welche die Mutter der deutſchen geworden iſt.“ Das kennzeichnet den echten Franzoſen, der ohne Weiteres vorausſetzt: Frankreich allein habe Rechte, alle andern Völker nur Pflichten, nur Frankreich dürfe einig, alle ſeine Nachbarn müßten uneinig ſeyn, nur Frankreich dürfe annectiren, alle andern müßten ſich von ihm annectiren laſſen.

Was Savoyen betrifft, ſo las man in der Mitte des Februar in der Magdeburger Zeitung ein Telegramm, nach welchem aus Savoyen Petitionen nach Verſailles gingen, welche um Neutraliſirung dieſes Landes bäten. Man ſchrieb darüber aus Berlin: „Es liegt nahe, daß das Ländchen jene Neutralität faktiſch auszuüben wünſcht, welche wenigſtens dem Norden deſſelben, den Bezirken von Chablais und Faucigny und allem Land nördlich des Flüßchens Ugino, in der Wiener Kongreßakte zugeſichert worden. Dieſe neutrale Eigenſchaft war durch die Annexion an Frankreich verdunkelt worden, denn es liegt kein Staatsakt der franzöſiſchen Regierung vor, der die Neutraliſation ſicher geſtellt hätte. Man hält es in hieſigen politiſchen Kreiſen für ſehr wahrſcheinlich, daß beim Friedensſchluß den Wünſchen Savoyens entſprochen werde. In erſter Linie würde dieß eine der Schweiz erwieſene Wohlthat ſeyn.“

Wir kehren nach Bordeaux zurück. Von zwanzig Departements gewählt, erlangte der alte Thiers in der Nationalverſammlung das höchſte Anſehen. Er nahm hier aber als Republikaner eine unabhängige Stellung ein und ließ zweifeln, ob er noch wie früher die Orleans unterſtützen würde. Cremieux dankte definitiv ab. Von Gambetta hieß es, er ſey ſchwer erkrankt; jedoch gab er unter Rochefort's Redaktion ein neues Blatt heraus, le mot d'ordre, worin er ſelbſt erklärte: „In ſeiner Eigenſchaft als angebeteter Feld-

die Ermordung des Sultans und die Vernichtung aller seiner Reformen zum Zweck. Sie ward aber früh genug entdeckt, und der Sultan überließ es dem energischen Kapudan-Pascha, sie zu unterdrücken. Dieser traf die kraftvollsten Maßregeln. Am 19 August begannen die Hinrichtungen. Den Anfang machte Hamid-Aga, Commandant der Dardanellen, der sich verdächtig gemacht hatte. Dann wurden noch 500 Individuen größtentheils bei Nacht hingerichtet und so der Aufruhr im Blut erstickt.

Nach dem Frieden brach ein neuer heftiger Aufstand in Natolien aus. Die Zeybecks, unregelmäßige Gebirgssoldaten, waren unzufrieden mit der türkischen Verwaltung, setzten die Beamten ab und verliehen ihrem Anführer Kel-Ali die oberste Gewalt. Es gelang Elez-Aga, sie aus Cassabar zu vertreiben, doch wurden sie erst durch die mit Elez-Aga vereinigte Macht von Ibrahim Pascha und Kara-Osman-Oglu am 18 December bei Baindir aufs Haupt geschlagen.

Aegypten hing eigentlich nur noch dem Namen nach mit der Türkei zusammen, und war in der That vollkommen unabhängig. Mehemed-Ali-Pascha benahm sich schon seit geraumer Zeit als unumschränkter Herr Aegyptens und der durch die Tapferkeit seines Schwertes unterworfenen Länder, Nubien und Arabien. Seine Politik lernt man am besten aus Burkhards Reisen kennen. Er würde sich unfehlbar schon von der Pforte losgerissen haben, wenn es nöthig wäre, wenn er nicht ohnedieß schon im Besitz einer factischen Souveränetät wäre. Insbesondere aber scheint er zu fürchten, durch einen offnen Abfall von der Pforte den Engländern Gelegenheit zu einer Einmischung zu geben, da es seine fixe Idee ist, England

herr der Armee hat der elende Prim Spanien einen Sohn des Hauſes Savoyen aufgezwungen. Er iſt dafür durch drei Dolchſtiche beſtraft worden und wir freuen uns darüber. An dem Tage, an welchem derſelbe Dolch bei Amadeus I. Audienz verlangen wird, werden wir uns noch mehr freuen. Da aber das ſchöne, große Wort ‚Republik' von heute auf morgen von der Reaction geächtet werden kann, habe ich geglaubt, daraus die unverrückbare Baſis unſerer Politik machen zu ſollen. Deshalb haben wir unſer neues Journal ‚das Loſungswort' (Le Mot d'Ordre) betitelt. Man mag darüber denken, was man will, ich würde mir keine Scrupeln daraus gemacht haben, es den Königsmord (le régicide) zu nennen."

Favre eilte nach Paris zurück, um mit Bismarck die Friedensbedingungen feſtzuſtellen. Unterdeß hatten die Pariſer für die Nationalverſammlung faſt durchgängig die extremſten Republikaner gewählt: Victor Hugo, Louis Blanc, Edgar Quinet, Gambetta, Garibaldi, Rochefort, Pyat, Delescluzes, Greppo ꝛc. Zur Entſchuldigung bemerkte das Journal des Debats, die Conſervativen hätten nur in kleiner Zahl mitgewählt, weil ihrer eine große Menge unmittelbar nach Abſchluß der Capitulation nach Belgien und England gereiſt ſeyen, um ihre früher dorthin geflüchteten Familien zu beſuchen. Favre zeigte den beſten Willen, ſo daß er auch dem Commandanten von Belfort befahl, zu capituliren, damit der Waffenſtillſtand auch auf den Südoſten Frankreichs ausgedehnt werden könne. Unterdeß aber erfuhr man, die Partei Gambettas ſetze die Rüſtungen im Süden fort und habe ſogar die Altersklaſſe von 1872 einberufen. Als nun Favre um eine Verlängerung des Waffenſtillſtands bat, damit die Nationalverſammlung in Bordeaux noch die nöthige Zeit zu den Friedensberathungen gewinne, bewilligte ihm Bismarck nur fünf Tage bis zum 24. Februar, denn wenn er einen längern Termin bewilligt hätte, würde das nur von Gambetta's Partei zu neuen Rüſtungen benutzt worden ſeyn. Kaiſer Wilhelm

war feſt entſchloſſen, ſich nicht hinhalten zu laſſen, ſondern den Krieg ſogleich wieder zu beginnen, wenn die Nationalverſammlung ſich ſeinen Bedingungen nicht fügen wollte. Doch wurde der Waffenſtillſtand, nachdem Belfort am 16. capitulirt hatte, auf den ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatz ausgedehnt. Nach der N. Pr. wurden alle im Felde ſtehenden deutſchen Heere durch friſche Corps von Paris aus verſtärkt und die Pariſer Armee ſelbſt durch fortdauernde Nachſchübe von Erſatzmannſchaften aus Deutſchland auf die urſprüngliche Kriegsſtärke gebracht. Ueber ihre Stellung wurde berichtet: Von der im Weſten gegen Chanzy ſtehenden Armee des Prinzen Friedrich Karl befinden ſich das 9. Corps am rechten Flügel der Aufſtellung zwiſchen Rouen und Brionne; daſſelbe ſtellt hier die Verbindung mit der Nordarmee des Generals v. Göben her, von welcher ſich das 1. Armeecorps zwiſchen Rouen und Dieppe und das 8. Armeecorps, ſowie die Diviſion Prinz Albrecht Sohn zwiſchen Amiens und Peronne befinden. Weiter ſtehen von der Armee des Prinzen Friedrich Karl das 3. Corps in Alençon und Le Mans, ſowie das 10. Corps in Château-du-Loir und in Tours. Zur Verſtärkung dieſer Armee iſt das 4. Armeecorps von Paris nach Chartres abgerückt und dürfte daſſelbe nach Le Mans vorgeſchoben werden, während das 3. Armeecorps ganz in der Umgebung von Alençon concentrirt wird. Oeſtlich vom 10. Corps in Blois iſt die 25. (heſſiſche) Diviſion und in Orleans das 5. Corps und von dieſem wieder öſtlich im Yonne-Departement das 6. Armeecorps. Dieſe letzten Streitkräfte, 2½ Corps, dürften zur Formation einer neuen deutſchen Loirearmee beſtimmt ſeyn. Im äußerſten Oſten endlich, zwiſchen Dijon, Lons-le-Saulnier und Pontarlier ſteht die Armee Manteuffels, welche bekanntlich aus dem 2., 7. und 14. Corps und der Reſervediviſion Schmeling beſteht. Sollten demnach wider alles Erwarten die Feindſeligkeiten auf's Neue begonnen werden, ſo ſtehen vier beinahe gleich ſtarke deutſche Armeen bereit, den Krieg gegen Frankreich bis an die Grenzen dieſes Lan-

des zu tragen. Wie aus der oben mitgetheilten Aufstellung der Corps hervorgeht, bildet diese eine fortlaufende Linie, welche etwa bei Amiens beginnt und sich über Rouen, Alençon, Le Mans, Tours und Orleans bis in das Departement der Yonne hinzieht und sich über Dijon an die Cantonirungen der Ostarmee lehnt. In dem Augenblicke jedoch, da eine Wiedereröffnung der Feindseligkeiten angeordnet werden sollte, würden sich diese auf einer langen Linie postirten Armeecorps mit der Schnelligkeit und Ordnung, welche die Bewegungen der deutschen Armee charakterisirt, zu vier gewaltigen Massen zusammenballen und gegen jene Operationsobjekte vorrücken, welche durch die Natur der Verhältnisse, durch Lille, Rennes, Bordeaux und Lyon, vorgesteckt sind. Um Paris verbleiben dann noch das Garde-, 11. preußische und das 12. (sächsische) Corps, die beiden bayerischen Armeecorps und die württembergische, sowie die preußische Garde-Landwehr-Division, zusammen 6 Armeecorps, als Reserve-Armee.

Achtes Buch.

Die Friedenspräliminarien.

Thiers, Favre und die Commiſſion der Nationalverſammlung begaben ſich ſofort nach Verſailles, um bis zum 24. Februar, denn nur ſo weit war der Waffenſtillſtand verlängert worden, die Friedensbedingungen feſtzuſtellen. Doch wurde der Termin noch einmal nachträglich bis zum 26. hinausgeſchoben.

Die Verſammlung in Bordeaux beſtand zwar größtentheils aus Männern, die den Frieden wünſchten, aber viele von ihnen fürchteten, wenn ſie der Abtretung von Elſaß und Lothringen zuſtimmen würden, ſpäter der Feigheit oder des Verraths beſchuldigt zu werden. Die wilden Republikaner geberdeten ſich immer noch ganz trotzig. Gambetta, der ſich für krank hatte ausgeben laſſen, ſagte jetzt ſchon wieder, er habe ſich nie wohler befunden. Auch die Pariſer Preſſe fuhr in frechen Prahlereien fort und hielt den Pöbel in Aufregung. Es ſollte eine Unmöglichkeit ſeyn, daß von dem geheiligten Boden Frankreichs auch nur das kleinſte Stück abgeriſſen würde. Man erinnerte daran, wie viele Stücke Landes Frankreich widerrechtlich den Nachbarn entriſſen hatte und wie natürlich es ſey, daß Deutſchland das ihm Geraubte wieder nähme. Thiers ſelbſt läßt uns in ſeiner Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs IV. 88 leſen: „Preußen und Oeſterreich hatten Deutſchland in einen un-

gerechten Krieg gegen die französische Revolution hineingezogen und waren besiegt worden. Frankreich hatte durch das Recht des Sieges, dies unbestreitbare Recht, sobald die siegreiche Macht herausgefordert worden ist, das linke Rheinufer erobert." Gegen solche Wahrheiten blieben aber die Franzosen blind, denn es fehlt ihnen jedes Rechtsgefühl und sie werden nie das Recht eines Nachbars anerkennen, wenn er sie nicht dazu zwingen kann. Diesmal aber glaubten die Franzosen, die neutralen Mächte, vor allem England, werde ihnen noch helfen, die Forderungen des deutschen Kaisers herunterzustimmen, und sie wurden auch wirklich durch die schillernde Haltung des englischen Ministeriums, durch manche Reden im Parlamente und durch die großen Waffensendungen, die sie aus England empfingen, in ihrer Hoffnung bestärkt.

Die Pariser gingen immer noch in ihrer Eitelkeit und Selbstbelügung so weit, daß sie sich gegen den schließlichen Einmarsch der Deutschen in ihre Hauptstadt sträubten. So lange diese nicht förmlich einrückten, glaubten sie sich rühmen zu können, die Stadt sey auch nicht eingenommen, nicht besiegt worden. Selbst Trochu erließ ein öffentliches Schreiben, das wie verrückt klang: „Nach einer Belagerung von 4½ Monat, nach acht Kämpfen und vier Schlachten, deren Initiative immer dem Belagerten angehörte, nach dem Bombardement, welches so viele unschuldige Opfer gemacht, nach der Convention, welche nur der Hunger diktiren konnte, schuldete der Feind Paris die kriegerischen Ehren, wenn er sich um die Traditionen und die Regeln, welche vor der öffentlichen Meinung die Adelstitel der Sieger und der Besiegten sind, bekümmert hätte. Für Paris waren die kriegerischen Ehren die Achtung vor seinen Wällen und vor seinen Mauern. Der Feind will in Paris eindringen, wenn er keinen Punkt der Wälle erzwungen, kein Fort mit Sturm genommen, keine der äußeren Linien genommen hat. Wenn er will, daß ihm so die Regierung der Stadt übergeben wird, so möge er allein das Gehässige und die Verantwortlichkeit dieser Gewaltthat

haben. Mögen daher in Folge einer ſtillſchweigenden Proteſtation die Thore geſchloſſen ſeyn, und möge er ſie mit der Kanone öffnen, auf welche das entwaffnete Paris nicht antworten wird. Ueberlaſſen wir übrigens der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Geſchichte das Urtheil." In Paris gefiel das Schreiben Trochus nicht. Wenn man dort auch keineswegs ſehr zufrieden war, daß die Deutſchen einrücken wollten, ſo fand man es doch höchſt lächerlich, daß der ſo tief gefallene Gouverneur von Paris ſein Ehrenwort, nie zu capituliren, dadurch zu retten ſuchte, daß er verlangte, die Pariſer möchten geſtatten, daß die Deutſchen offene Thore einrennen, weil es dadurch doch noch zu ſchrecklichen Dingen für Paris kommen könnte.

Trotz alles Elends waren die Pariſer noch ſo frivol, daß in allen Straßen eine Karrikatur verkauft wurde unter dem Titel: „La marche du boeuf gras ou la promenade du roi Guillaume dans Paris." In Paris wird nämlich jährlich einmal der dickſte Maſtochſe, geſchmückt und bekränzt, im Triumph durch die Stadt geführt. Mit Recht war die Patrie über dieſe ruchloſe Karrikatur empört und über die entſetzliche Gemeinheit, noch unter der eiſernen Fauſt des Siegers ſpotten zu wollen. Uebrigens konnte man in denſelben Tagen in Paris erleben, daß man ſchwur, niemals mehr Deutſche in der Stadt aufzunehmen. Damals erſt faßten die beiden größten Clubs der Hauptſtadt, der Jockeyclub und derjenige der Rue Royale, den Beſchluß, daß die deutſche Nationalität als ſolche genüge, um in Zukunft jeden Bewerber von der Mitgliedſchaft auszuſchließen. Ein Berliner Bankier hatte in Paris Auftrag gegeben, ihn mit 200,000 Franken bei einer Börſenoperation zu betheiligen, der Agent aber gab ihm das Geld zurück, indem er bemerkte, mit Deutſchen mache man in Paris keine Geſchäfte mehr, geſetzt auch, es ſey viel dabei zu gewinnen.

Die Friedensverhandlungen wurden in Verſailles natürlicherweiſe ſehr geheim betrieben. Doch wollte man wiſſen, England habe die franzöſiſchen Unterhändler im zähen Widerſtande gegen die

deutſchen Forderungen möglichſt unterſtützt, andererſeits aber hörte man wieder, Thiers ſey zu den größten Opfern bereit geweſen, wenn er nur die Abtretung von Metz hätte verhindern können. Er wollte für dieſen Fall das Großherzogthum Luxemburg kaufen und an Deutſchland abtreten, ja er wollte eine Milliarde Thaler mehr an den Kriegskoſten bezahlen, wenn nur Metz franzöſiſch bliebe, aber beides ſey abgelehnt worden. Der Daily Telegraph ſchrieb unterm 23. Februar: „Wie ich höre, iſt auf die eine oder andere Weiſe der fernere Feldzugsplan des Grafen Moltke, welchen dieſer dem Kaiſer vorgelegt und welcher deſſen Billigung erhalten hat, zwei hervorragenden franzöſiſchen Staatsmännern bekannt geworden. Auf magiſche Weiſe wurden dieſe beiden Herren hiedurch für den Frieden um jeden Preis geſtimmt. Ueber das letztere Kapitel ſpricht Dr. Ruſſel, der Berichterſtatter der ‚Times‘ in Verſailles, ſich in ähnlicher Weiſe aus. Er ſagt: Die Militärs ſprechen hier mit größter Begeiſterung von dem großartigen Angriffsplan auf ſämmtliche Poſitionen, den Graf Moltke für eine etwaige Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten vorbereitet hatte. Es iſt Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Hauptzüge dieſes Planes in den geſtrigen Erörterungen den franzöſiſchen Militärbehörden mitgetheilt wurden, oder daß man ſie bekannt werden ließ, um ſie von der Hoffnungsloſigkeit der Lage Frankreichs und von der furchtbaren Entſchloſſenheit Deutſchlands zu überzeugen, den Krieg wo nöthig fortzuſetzen. Ich erzähle die Geſchichte, wie ſie mir mitgetheilt wurde.“

Endlich am 26. Februar wurden in Verſailles die Friedenspräliminarien unter dem Vorbehalt, daß die Nationalverſammlung in Bordeaux ſie erſt beſtätigen müſſe, abgeſchloſſen. Die Hauptbedingungen waren: Frankreich tritt das Elſaß und Deutſchlothringen mit der Feſtung Metz ab, dagegen wird ihm Belfort wieder zurückgegeben. Es hat 5 Milliarden Franken Kriegskoſten zu bezahlen und zwar binnen drei Jahren, während welcher Friſt die

deutſchen Truppen die Champagne noch beſetzt halten. In Paris findet kein feierlicher Einzug der deutſchen Truppen ſtatt. Der Kaiſer wird die Stadt beſuchen, aber nicht dort verweilen. Deutſche Truppen werden die Stadt nur theilweiſe beſetzen. Der Waffenſtillſtand wird bis zum 6. März verlängert, um der Nationalverſammlung in Bordeaux zu ihrer Berathung die nöthige Zeit zu laſſen.

Der offizielle Text der Friedenspräliminarien lautet: Zwiſchen dem Kanzler des Deutſchen Reiches, Herrn Grafen Otto v. Bismarck-Schönhauſen, verſehen mit den Vollmachten Sr. Majeſtät des Kaiſers von Deutſchland und Königs von Preußen, dem Miniſter des Staates und der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majeſtät des Königs von Bayern, Herrn Grafen Otto v. Bray-Steinburg, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majeſtät des Königs von Württemberg, Herrn Baron Auguſt von Wächter, dem Staatsminiſter und Präſidenten des Miniſterrathes Sr. königlichen Hoheit des Herrn Großherzogs von Baden, Herrn Julius Jolly, als Vertreter des Deutſchen Reiches einerſeits und andererſeits dem Chef der Executivgewalt der franzöſiſchen Republik, Herrn Thiers, und dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Jules Favre, Vertreter von Frankreich, nachdem die Vollmachten der beiden contrahirenden Parteien in guter und richtiger Form befunden, iſt vereinbart worden, um als vorläufige Grundlage für den endgültig abzuſchließenden Frieden zu dienen, wie folgt:

Art. 1. Frankreich verzichtet zu Gunſten des Deutſchen Reiches auf alle ſeine Rechte und Beſitztitel auf die Landſtriche öſtlich von der nachſtehend bezeichneten Gränze: Die Scheidungslinie beginnt an der Nordweſtgränze des Cantons von Cattenom gegen das Großherzogthum Luxemburg, folgt nach Süden den weſtlichen Gränzen der Cantone von Cattenom und Thionville, durchſchneidet den Canton von Briey längs der Weſtgränze der Gemeinden von Montois, La Montagne und Roncourt, ſo wie der öſtlichen Gränzen der Gemein-

den St. Marie aux Chênes, St. Ail, Habouville, berührt die Gränze des Cantons von Görze, welchen sie durchschneidet längs der Gemeindegränzen von Bionville, Bourières und Onville, folgt der südwestlichen, resp. der südlichen Gränze des Arrondissements von Metz, der westlichen Gränze des Arrondissements von Château-Salins bis zur Gemeinde von Pettoncourt, von welcher sie die westliche und südliche Gränze umfaßt, um dann weiter dem Kamm der Berge zwischen der Seille und dem Monkel bis zur Gränze des Arrondissements von Sarrebourg zu folgen bis im Süden von Garde. Die Scheidungslinie folgt weiter der Gränze dieses Arrondissements bis zu der Gemeinde von Tancouville, welche sie an der Nordgränze erreicht. Von dort folgt sie dem Kamme des Gebirges zwischen den Quellen der weißen Saar und der Vezouze bis zur Gränze des Cantons von Schirmeck, geht längs der Westgränze dieses Cantons, umfaßt die Gemeinden von Saales, Bruche, Calroy, La Roche, Plaine, Ranrupt, Saulxures und St. Blair und Blaiz la Roche des Cantons von Saales und geht zusammen mit der westlichen Gränze des Departements des Nieder- und Oberrheins bis zum Canton von Belfort, dessen südliche Gränze sie verläßt nicht weit von Bourvenans, um den Canton von Delle zu durchschneiden an den Südgränzen der Gemeinden von Bourogne und Froide Fontaine und längs den Ostgränzen der Gemeinden von Jonchery und Delle die Schweizer Gränze zu erreichen.

Das Deutsche Reich wird diese Landstrecken für immer und in voller Souverainetät und Zugehörigkeit besitzen.

Eine internationale Commission, zusammengesetzt aus Vertretern der hohen Vertragsparteien in gleicher Anzahl von beiden Seiten, wird beauftragt, sofort nach Auswechslung der Ratificationen des gegenwärtigen Vertrages auf dem Gelände selbst die Linie der neuen Gränze gemäß den vorstehenden Bestimmungen zu ziehen.

Diese Commission wird der Theilung der Güter, Fonds und

Kapitalien vorstehen, welche bisher gemeinschaftlich den Distrikten und Gemeinden zugehört haben, die durch die neue Gränze getheilt werden.

Im Falle von Uneinigkeit über die Gränzabsteckung oder der Maßregeln zu ihrer Ausführung, werden die Mitglieder der Commission darüber an ihre respectiven Regierungen referiren.

Die Gränze, wie sie vorstehend beschrieben, ist in grüner Farbe auf zwei gleichen Exemplaren der Karte des Gebietes bezeichnet, welches das General-Gouvernement von Elsaß bildet, die zu Berlin im September 1870 durch die geographische und statistische Abtheilung des großen Generalstabes veröffentlicht ist und wovon ein Exemplar jeder der beiden Ausfertigungen des gegenwärtigen Vertrages beigelegt wird. Inzwischen hat die angegebene Linie mit Einvernehmen beider contrahirenden Parteien folgende Abänderung erfahren: in dem vormaligen Departement der Moselle werden die Dörfer St. Marie aux Chênes bei St. Privat-la-Montagne und Vionville im Westen von Rezonville an Deutschland abgetreten; dagegen bleiben die Stadt und die Befestigungen von Belfort bei Frankreich, mit einem Umkreise, welcher später bestimmt wird.

Art. 2. Frankreich zahlt an Se. Majestät den Kaiser von Deutschland die Summe von fünf Milliarden Francs. Die Zahlung von wenigstens einer Milliarde Francs wird im Laufe des Jahres 1871 Statt finden und der ganze Rest der Schuld im Verlaufe von drei Jahren, von der Ratification des Gegenwärtigen an gerechnet.

Art. 3. Die Räumung des von den deutschen Truppen besetzten französischen Gebietes wird nach der Ratification des gegenwärtigen Vertrages durch die in Bordeaux tagende Nationalversammlung Statt finden. Sofort nach dieser Ratification werden die deutschen Truppen das Innere der Stadt Paris verlassen, so wie die Forts auf dem linken Ufer der Seine, und in der möglichst kurzen Frist, die durch eine Vereinbarung zwischen den Militär-

ſtrebe nach dem Beſitz Aegyptens, um eine directe Verbindung zwiſchen dem Mittelmeer und Oſtindien anzuknüpfen. Die beſtändigen Gerüchte, er werde ſich unabhängig erklären, ſcheinen demnach durchaus ungegründet.

Bekanntlich hat Mehemed-Ali ſchon früher als der Sultan zu reformiren angefangen. Er iſt ein entſchiedener Atheiſt und aus politiſchem Intereſſe gegen alle Religionsſecten tolerant. Wenn er gegen die Wechabiten in Arabien und gegen die Griechen auf Morea kämpfte, ſo geſchah es nur, um ſich in den Beſitz ihrer Länder zu ſetzen. In ſeiner Hauptſtadt Cairo ſelbſt begünſtigte er die Chriſten auf jede Weiſe, machte ſie zu ſeinen Günſtlingen, Officieren und Geſchäftsmännern und ſuchte durch ſie die Eingebornen zu civiliſiren. Beſonders ſtanden die Franzoſen bei ihm in Gunſt, um ſo mehr, je mißtrauiſcher er gegen England war. Allein auch bei ihm, wie beim Sultan, beſchränkte ſich Alles, was er für die politiſche Wiedergeburt ſeines Volkes that, auf die Vervollkommnung des Heeres und der Flotte. Er ließ in franzöſiſchen Häfen Schiffe bauen und ſeine Truppen völlig europäiſch kleiden und dreſſiren. Die innere Verwaltung der ihm unterworfenen Länder blieb aber höchſt unvollkommen. Freilich hat er uns am Schluſſe des Jahres zu Cairo auch das lächerliche Schauſpiel einer ägyptiſchen Nationalverſammlung gegeben, dieß iſt aber leere Spiegelfechterei, denn der Paſcha kann nichts Anderes als Deſpot ſeyn. Er fuhr fort, die Regierungsmonopole aufrecht zu erhalten, die immer mehr den Wohlſtand zu ruiniren drohten, indem er jeden nur einigermaßen bedeutenden Zweig des Handels und der Induſtrie der Concurrenz der Privatleute entzog und auf eigene Rechnung verwalten ließ. Dadurch bereicherte er zwar ſeinen Schatz,

Behörden beider Länder festgestellt wird, werden sie die Departements des Calvados, der Orne, der Sarthe, der Eure und Loir, des Loiret, der Loir und Cher, der Indre und Loire, und der Yonne und weiter die Departements der Seine Inférieure, der Eure, der Seine und Oise, der Seine und Marne, der Aube und der Côte d'Or bis zum linken Ufer der Seine vollständig räumen. Die französischen Truppen werden sich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, welche sie nicht überschreiten dürfen vor der Unterzeichnung des definitiven Friedens. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind die Garnison von Paris, deren Zahl nicht 40,000 Mann übersteigen darf, und die zur Sicherung der Festungen unerläßlichen Garnisonen. Die Räumung der Departements zwischen dem rechten Ufer der Seine und der Ostgränze durch die deutschen Truppen wird allmälig nach der Ratificirung des definitiven Friedensvertrages und der Zahlung der ersten halben Milliarde der im Art. 2 stipulirten Contribution Statt finden, indem mit den Departements, die Paris am nächsten sind, angefangen wird, und wird fortgesetzt nach Maßgabe, wie die Zahlungen der Contribution geleistet werden.

Nach der ersten Zahlung einer halben Milliarde wird diese Räumung Statt finden in den folgenden Departements: der Somme, der Oise, den Theilen des Departements der Seine Inférieure, der Seine und Oise, der Seine und Marne auf dem rechten Ufer der Seine, gleichwie in dem Theile des Departements der Seine und den auf dem rechten Ufer gelegenen Forts. Nach Zahlung von zwei Milliarden wird die deutsche Occupation nur noch die Departements der Marne, der Ardennen, der oberen Marne, der Maas, der Vogesen und der Meurthe, so wie die Festung Belfort nebst deren Gebiet umfassen, welche zusammen als Pfand für die übrigen drei Milliarden dienen sollen und wo die Zahl der deutschen Truppen nicht 50,000 Mann überschreiten soll. Se. Majestät der Kaiser wird bereit seyn, statt der territorialen Bürgschaft, die in der theilweisen Besetzung französischen Gebietes besteht, eine finan-

zielle Bürgschaft eintreten zu lassen, wenn ein solche von der französischen Regierung in dem von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige für die Interessen Deutschlands als genügend anerkannten Verhältniß angetragen wird. Die drei Milliarden, deren Zahlung noch verschoben wird, müssen mit 5 Prozent verzinst werden, vom Tage der Ratification dieses Vertrages an gerechnet.

Art. 4. Die deutschen Truppen werden sich enthalten, in den besetzten Departements Requisitionen zu machen, sey es in Geld, sey es in Naturalien. Dagegen wird die Beköstigung der in Frankreich verbleibenden deutschen Truppen auf Kosten der französischen Regierung in der Weise erfolgen, wie sie mit der deutschen Militär-Intendantur abgemacht ist.

Art. 5. Die Interessen der Einwohner der von Frankreich abgetretenen Gebietstheile werden in allem, was ihren Handel und ihr bürgerliches Recht betrifft, so günstig als möglich geregelt werden. Sobald die Friedensbedingungen endgültig festgestellt sind, wird zu jenem Behuf ein Zeitraum bestimmt werden, während dessen sie ganz besondere Erleichterungen genießen sollen für ihren Produktenverkehr. Die deutsche Regierung wird der freiwilligen Auswanderung der Einwohner der abgetretenen Gebietstheile nichts in den Weg legen und gegen sie keine Maßregeln ergreifen können, welche ihre Personen oder ihr Eigenthum berühren.

Art. 6. Die Kriegsgefangenen, die noch nicht im Wege des Austausches auf freien Fuß gesetzt worden sind, werden unmittelbar nach der Ratification dieser Präliminarien ausgeliefert werden. Um den Transport der französischen Kriegsgefangenen zu beschleunigen, wird die französische Regierung den deutschen Behörden im Innern des deutschen Gebietes eine Anzahl Eisenbahnwagen zur Verfügung stellen in einem durch besondere Arrangements bestimmten Maße, und zu den Preisen, welche in Frankreich von der französischen Regierung für Militär-Transporte gezahlt werden.

Art. 7. Die Eröffnung der Unterhandlungen für den auf

Grund dieſer Präliminarien endgültig abzuſchließenden Friedensvertrag findet in Brüſſel, unmittelbar nach der Ratification der Präliminarien Seitens der Nationalverſammlung und Seitens Sr. Majeſtät des Kaiſers von Deutſchland, Statt.

Art. 8. Nach Abſchluß und Ratification des endgültigen Friedensvertrages wird die Verwaltung der Departements, die noch durch die deutſchen Truppen beſetzt bleiben ſollen, den franzöſiſchen Behörden übergeben, aber letztere ſind gehalten, ſich nach den Befehlen zu richten, welche die deutſchen Truppenbefehlshaber im Intereſſe der Sicherung des Unterhalts und der Vertheilung der Truppen erlaſſen zu müſſen glauben werden. In den beſetzten Departements werden die Steuern nach der Ratification dieſes Vertrages für Rechnung der franzöſiſchen Regierung und durch deren Beamte erhoben.

Art. 9. Es iſt wohlverſtanden, daß das Gegenwärtige den deutſchen Militärbehörden kein Recht gibt auf die Gebietstheile, welche ſie gegenwärtig nicht beſetzt haben.

Art. 10. Das Gegenwärtige wird ſofort der Ratification Sr. Majeſtät des Kaiſers von Deutſchland und der franzöſiſchen National-Verſammlung, welche in Bordeaux ihre Sitzung hält, unterbreitet.

So geſchehen zu Verſailles am 26. Februar 1871. Folgen die Unterſchriften.

Man war ziemlich geſpannt, wie die Nationalverſammlung in Bordeaux die Präliminarien aufnehmen würde. Da ſich indeß der Krieg nicht fortſetzen ließ, gab ſie nach. Sie wählte am 16. Februar Grevy zu ihrem Präſidenten, einen beſonnenen Republikaner. Viktor Hugo renommirte hier wieder in demſelben hochfahrenden Ton wie in Paris und umringte ſich mit dem Pöbel, der ihn um ſo mehr vergötterte, je dümmeres Zeug er redete. Vor dem Sitzungsſaal auf der Straße das Volk haranguirend erklärte er wieder wie in Paris, man dürfe keinen Frieden ſchließen, ſon-

dern müſſe fortkämpfen. Von Abtretungen dürfe keine Rede ſeyn ꝛc. Das dadurch inflammirte Volk inſultirte nun mehrere für gemäßigt und friedliebend gehaltene Mitglieder der Nationalverſammlung, als ſie aus dem Sitzungsſaale traten. Man mußte die Ordnung durch Militär aufrecht erhalten und ließ, um ähnliche Scenen zu verhüten, am folgenden Tage das Sitzungsgebäude mit Reiterei und Fußvolk beſetzen. Da ſchrien die wilden Republikaner in der Verſammlung, die Sitzung ſey nicht frei, ſondern ſtehe unter der Tyrannei der Bajonette, und auch der Magiſtrat von Bordeaux proteſtirte gegen die Anweſenheit der Truppen. Das gab nun wieder tolle Scenen im Sitzungsſaal. Doch ſiegte die Mehrheit und die Ordnung.

Wie man erhitzt war, geht daraus hervor, daß Gambetta einige Tage vorher Favre hatte wollen verhaften laſſen und daß Cremieux und Glais-Bizoin für nöthig fanden, ſich gegen die Verleumdung zu verwahren, als hätten ſie den Verhaftbefehl mit unterzeichnet. Auch Thiers hatte verhaftet werden ſollen. Weil nun aber Favre und Thiers jetzt in der Verſammlung das meiſte Anſehen genoſſen, wagte es Gambetta nicht, in der Verſammlung zu erſcheinen, und ſchützte Krankheit vor. Gleichwohl agitirten ſeine Anhänger fort. Noch am 17. trug Keller aus dem Elſaß in der Verſammlung darauf an, daß Elſaß und Lothringen in keinem Fall abgetreten werden dürften. Er las desfalls eine von den Abgeordneten des Ober- und Niederrheins, der Murthe und Moſel unterzeichnete Erklärung vor, in welcher dieſe Herrn ſagten, ſie wollten ewig Franzoſen bleiben und ſeyen erbötig, den Krieg wieder anzufangen (ein Unſinn, da ihnen alle Mittel dazu fehlten).

Thiers ſagte zwar, er theile vollkommen die Gefühle Kellers, wenn aber deſſen Antrag angenommen würde, ſo hieße das ſoviel, als den Frieden geradezu ausſchlagen. Er meinte nun, das Beſte würde wohl ſeyn, wenn die Verſammlung den Friedensunterhändlern alle Verantwortung allein in die Hände legte, denſelben ohne befehlendes Mandat die Freiheit laſſe, nach eigenem beſten Er-

meſſen über den Frieden zu unterhandeln. Das war ohne Zweifel ein kühner Vorſchlag, da die Unterhändler (Favre und Thiers ſelbſt), wenn ſie überhaupt Frieden haben wollten, auch Elſaß und Deutſch-Lothringen nothwendig abtreten mußten. Doch war der Vorſchlag der einzig praktiſche, der gemacht werden konnte. Man mußte die Friedensvermittlung der aufgeregten Verſammlung in Bordeaux überhaupt aus den Händen winden, um ſie unabhängig von ihr in Paris zu Ende zu bringen, und Thiers wußte wohl, daß die Verſammlung ſich in dieſe Reſignation finden würde, nur um ſich hinterdrein rühmen zu können, ſie habe keine Gebietsabtretung zugeben wollen. Und in der That wurde beſchloſſen: „Die Verſammlung, indem ſie mit lebhafter Sympathie die Erklärung Kellers entgegennimmt, ſetzt ihr Vertrauen auf die Weisheit und den Patriotismus ihrer Friedensunterhändler.“ Jeder Theil hatte dabei ſeine Hintergedanken und zwar in ſchönſter Uebereinſtimmung. Die Vernünftigen und Gemäßigten übernahmen die Verantwortung für die Gebietsabtretungen und gönnten den Unvernünftigen und Exaltirten, nach Gambetta's Programm den Krieg wenigſtens mit Worten bis zur Erſchöpfung fortgeführt zu haben.

Man darf annehmen, die Republikaner ſeyen froh geweſen, durch dieſen Ausweg die vermeintliche Ehre retten zu können, während andere für ſie die Schande der Abtretungen übernahmen. Sie hätten ſonſt wohl nicht ſchon in der nämlichen Sitzung den alten ſchlauen Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der Republik gewählt und damit die ganze Regierung Frankreichs mit einemmal in ſeine Hand gelegt. Sie wußten wohl, was er thun würde und thun mußte, und ließen es ihn thun, nur um es nicht ſelber thun zu müſſen. Thiers wählte ſich ſelbſt ſein Miniſterium: „Dufaure Juſtiz, J. Favre Aeußeres, Picard Inneres, J. Simon Unterricht, Lambrecht Handel, Leflo Krieg, Pothuau Marine, de Larrey Arbeiten. Der deſignirte Finanzminiſter iſt noch nicht in Bordeaux eingetroffen, kann daher noch nicht genannt werden.“

Uebrigens kam man doch überein, der Regierung noch eine Commission zur Mitwirkung bei den Friedensvermittlungen beizugesellen. Dazu wurden am 19. gewählt: Laurenceau, de Lespérat, St. Marc Girardin, Barthelemy St. Hilaire, General Aurelles de Paladine, Admiral Roncière le Noury, Pouyer Quertier, Vitet, Benoist d'Azy, Teiserenc de Bord, de Mérode, Desseligny, Viktor Lefranc, Batbie und Admiral Saisset. Gambetta frug, ob die Commission sich an den Unterhandlungen betheiligen und ob ihre Entscheidung verbindlich seyn werde? Simon verneinte das Letztere, sie solle nur zwischen den Unterhändlern und der Nationalversammlung vermitteln.

Thiers blieb Meister der Situation und hielt eine vortreffliche Rede am 19. Februar. Zuerst dankte er für das in ihn gesetzte Vertrauen des Landes und bemerkte: „Ach, dieses Land ist unglücklich, unglücklicher als zu irgend einer Zeit seiner so ungeheueren, so glorreichen Geschichte, in der man es so oft in den Abgrund des Unglückes gestürzt sah, um plötzlich wieder auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes emporzusteigen, indem es beständig die Hand in Allem hatte, was groß, schön und der Menschheit nützlich war! Es ist allerdings im Mißgeschicke; aber es bleibt eines der größten, der mächtigsten Länder der Erde, immer jung, stolz, unerschöpflich in seinen Hülfsquellen, besonders immer heroisch, wie dieser lange Widerstand von Paris beweist, der eines der Monumente der menschlichen Beständigkeit und Energie bleiben wird. Voll Vertrauen in die mächtigen Facultäten unseres theuren Vaterlandes gebe ich mich ohne Zaudern, ohne Berechnung dem von Ihnen ausgedrückten nationalen Willen hin, und ich bin hier zu Ihrer Verfügung, zu Ihren Befehlen, wenn ich so sagen kann, bereit, Ihnen zu gehorchen, jedoch mit einem Vorbehalt, nämlich dem, Ihnen zu widerstehen, wenn Sie, hingerissen durch ein edelmüthiges, aber unüberlegtes Gefühl, von mir das verlangen, was die politische Klugheit verdammen würde, wie ich es that, als ich vor acht

Monaten mich plötzlich erhob, um den bedauernswerthen Hinreißungen zu widerſtehen, welche uns zu einem unglückſeligen Kriege führen ſollten. — Frankreich, ohne ernſthaften Beweggrund, ohne hinreichende Vorbereitung in den Krieg geſtürzt, ſah ſeinen Boden überfallen, ſeine Armee vernichtet, ſeine ſchöne Organiſation zerſtört, ſeine alte und mächtige Einheit in Gefahr gebracht, ſeine Finanzen zerrüttet, den größten Theil ſeiner Kinder der Arbeit entriſſen, um auf dem Schlachtfelde zu ſterben, die Ordnung durch ein plötzliches Erſcheinen der Anarchie geſtört und nach der erzwungenen Uebergabe von Paris den Krieg nur für einige Tage ſuspendirt und bereit, wieder zu beginnen, wenn nicht eine von Europa geachtete Regierung, mit Muth die Gewalt in die Hand nehmend und auf ſich die Verantwortlichkeit ſchmerzhafter Unterhandlung ladend, ſchrecklichen Unglücksfällen ein Ziel ſetzen werde. Gibt es, kann es Angeſichts einer ſolchen Sachlage zwei Politiken geben? Und gibt es im Gegentheil nicht eine einzige, gezwungene, nothwendige, dringliche Politik, darin beſtehend, ſchnellmöglichſt den Uebeln ein Ziel zu ſetzen, welche uns niederſchmettern? Wird irgend Jemand behaupten können, daß man nicht ſo ſchnell und ſo vollſtändig, als nur möglich, der fremden Occupation vermittelſt eines Friedens ein Ende machen muß, über den man noch unnöthiger Weiſe debattirt und der nur angenommen werden kann, wenn er ehrenhaft iſt; — daß es nicht nöthig iſt, unſere Landbevölkerungen vom Feinde zu befreien, der ſie niedertritt und ausſaugt; aus den fremden Gefängniſſen unſere Soldaten, Offiziere und Generale zurückzuberufen; mit ihnen eine disciplinirte und tapfere Armee zu reconſtituiren; die geſtörte Ordnung wieder herzuſtellen; alsdann und ſofort die Adminiſtratoren, die unwürdig ſind oder ihre Entlaſſung gegeben haben, zu erſetzen, unſere aufgelöſten General- und Gemeinderäthe durch die Wahl zu reformiren, ſo unſere desorganiſirte Verwaltung wieder herzuſtellen; die uns zu Grunde richtenden Ausgaben einzuſtellen, wenn auch nicht unſere Finanzen, was nicht das Werk eines

Tages seyn kann, doch unseren Credit wieder zu erheben, was das einzige Mittel ist, dringlichen Bedürfnissen die Spitze zu bieten; nach dem Lande, in die Werkstätten unsere Mobilen und Mobilisirten zurückzusenden; die unterbrochenen Landstraßen wieder zu öffnen, so die überall unterbrochene Arbeit wieder in's Leben zu rufen, welche allein unseren Arbeitern und Bauern wieder ihre Thätigkeit verschaffen kann? Gibt es irgend Jemand, der uns sagen könnte, daß es irgend etwas Dringlicheres gebe, als alles dieses? Und würde es zum Beispiele Jemanden hier geben, der wagen würde, auf gelehrte Weise Artikel der Verfassung zu discutiren, während unsere Gefangenen elendiglich in fernen Gegenden umkommen oder während unsere vor Hunger sterbenden Bevölkerungen genöthigt sind, den fremden Soldaten das letzte Stück Brod zu verabreichen, welches ihnen übrig bleibt? Nein! Nein! Meine Herren! Frieden machen, reorganisiren, den Credit erheben, die Arbeit beseelen — dies ist die einzig mögliche, in diesem Augenblicke allein begreifliche Politik. An dieser kann jeder vernünftige, ehrenhafte, erleuchtete Mann, wie er auch über die Republik oder die Monarchie denken mag, auf nützliche Weise arbeiten; und würde er daran nur ein Jahr, nur sechs Monate gearbeitet haben, so wird er in den Schooß des Vaterlandes mit hochgetragener Stirn und befriedigtem Gewissen zurückkehren können. Wenn wir unserem Lande die dringenden Dienste geleistet, die ich angeführt, wenn wir diesen edlen Verwundeten, den man Frankreich nennt, vom Boden, auf dem er hingestreckt liegt, aufgehoben haben, wenn wir seine Wunden geheilt, seine Kräfte neu belebt haben, so werden wir ihn auf seine eigenen Füße stellen und er, dann hergestellt und wieder im vollen Besitze seiner Freiheit des Geistes, wird sagen, wie er leben will. Wenn dieses Werk der Reparation beendet seyn wird — und es wird nicht lange währen können —, wird die Zeit zur Discussion, zur Abwägung der Regierungstheorien gekommen seyn, und dies wird nicht eine dem Wohle des Landes geraubte Zeit seyn."

Darin lag schon die Verheißung, daß Thiers in Verbindung mit Favre in Versailles einzig das Heil Frankreichs sich zur Richtschnur nehmen werde, ohne auf das Geschrei der Anhänger Gambettas ferner zu achten, denn man müsse Frieden haben. Grevy unterstützte ihn, indem er sagte: Mit dem Feinde Frieden schließen oder diesen furchtbaren Kampf fortsetzen — Frankreich eine Constitution zu geben, das sind die großen Aufgaben, welche der Nationalversammlung anheimfallen. Der Krieg! Diejenigen, welche ihn gesehen haben, wissen, was von ihm zu halten. Eure Repräsentanten werden besser als alle anderen die Wahrheit zu enthüllen vermögen, welche durch die Bulletins verdeckt wird. — Endlich setzte Thiers durch, daß man die Verfassungsfrage von der Friedensfrage trennen und über jene nicht eher berathen solle, als diese erledigt seyn würde. Zur Beruhigung eines großen Theils der Bevölkerung kündigte Thiers auch Neuwahlen der General- und Municipalräthe an. Während in Paris unterhandelt werden würde, sollten in Bordeaux keine Sitzungen gehalten werden.

Das offizielle Blatt von Bordeaux meldete schon am 21.: „Unverzüglich nach dem Votum der National-Versammlung, welches den Chef der Executivgewalt der französischen Republik ernennt, hat Herr Thiers von England, Oesterreich, Italien und Spanien die offizielle Anerkennung der neuen Regierung erhalten. Das spanische Cabinet hat Herrn Olozaga zum Botschafter bei der französischen Regierung ernannt." Doch erfuhr man nur von England, daß es sich in die Friedensverhandlungen einzumischen suche und sich zu Versailles bemüht habe, die deutschen Forderungen an Frankreich herabzustimmen.

Thiers, Favre und die Fünfzehner-Commission reisten unverzüglich nach Paris ab, von wo die beiden erstern sogleich nach Versailles gingen und mit dem Grafen Bismarck die Friedenspräliminarien feststellten. Die Verhandlungen waren sehr geheim. Erst nachher wurde bekannt, Thiers habe sich am längsten um Metz

gewehrt, und ſogar lieber ſeine Stelle niederlegen und die Verhandlungen abbrechen wollen, als auf Metz verzichten. Er habe ſich erboten, das Großherzogthum Luxemburg zu kaufen und für Metz herzugeben, er habe ſogar eine Milliarde Thaler mehr Kriegsentſchädigung angeboten, wenn nur Metz bei Frankreich bliebe. Endlich habe er ſich damit beruhigt, daß wenigſtens Belfort an Frankreich zurückfallen ſolle. Man erfuhr, als Thiers gar zu tief in's Schwatzen hinein gerathen ſey, habe Bismarck ihn unterbrochen und ihm geſagt, Belfort wolle er noch opfern, wenn aber Thiers den Krieg fortſetzen wolle, ſo ſolle er erfahren, was es hieße, „mit dem Feuer ſpielen".

Man wunderte ſich, daß der deutſche Kaiſer dieſe Zurückgabe von Belfort bewilligte; aber der einſichtsvolle Militär, der ſeine Gedanken über den Krieg in der Schleſiſchen Zeitung niederzulegen pflegte, ſchrieb damals, man ſolle Belfort nicht überſchätzen. „Aller Vorausſicht nach werden die franzöſiſchen Gebiete an den Gränzen der Schweiz auch in einem künftigen Kriege immer nur ein ſekundäres Operationsgebiet bilden, aus welchem Grunde ſchon die Bedeutung von Belfort mit derjenigen von Metz in keiner Weiſe in Vergleich gebracht werden darf. Ein Krieg zwiſchen Deutſchland und Frankreich iſt kaum denkbar, in welchem das an der Hauptoperationslinie belegene große verſchanzte Lager von Metz nicht im ſtrategiſchen Sinne eine Hauptrolle ſpielen würde; Belfort dagegen kann erſt in Frage kommen, wenn neben oder nach Beendigung der Hauptaktion entweder von deutſcher Seite ein Offenſivſtoß nach dem ſüdlichen Frankreich, oder von franzöſiſcher ein Einfall in's Elſaß beabſichtigt würde. In Bezug auf die letztere Eventualität bleibt dann immer noch zu beachten, daß Belfort ſchon ſeinen Dimenſionen nach keiner von denjenigen feſten Plätzen iſt, welche bei einer Offenſiv-Unternehmung gegen das obere Elſaß dem Feinde außerordentliche Vortheile zu gewähren vermöchten. Bleibt es nicht in franzöſiſcher Hand, ſo würde eintretenden Falles Beſançon dieſelben und wohl

allein die Kaufleute verarmten, die Schiffe und Karawanen verdünnten ſich, die Fabriken und Gewerbe geriethen in Stocken, der Ackerbau wurde vernachläſſigt. Das Volk wurde im wahren Sinne des Worts ausgebeutelt und zum Bettler gemacht, indem der Paſcha allein ſeinen Beutel füllte. Es ſcheint auch nicht, daß er ſo bald von dieſem Syſteme abgehen wird, da er ſchwerlich in ſeinem Alter dem Grundſatz entſagt, den er nach ſeiner eigenen Aeußerung (bei Burkhardt) ſein Leben lang befolgt hat: „Ein Herrſcher muß in der einen Hand das Schwert und in der andern den Beutel führen, um mit jenem dieſen zu füllen.“

In gleicher Unabhängigkeit leben ſchon ſeit längerer Zeit, wie bekannt, die Barbaresken. Von Algier und Marokko, die bei der Geſchichte des Jahres 1829 allein in Betracht kommen, wird bei Frankreich und Oeſterreich die Rede ſeyn.

Die Moldau und Wallachei war in Folge des Kriegs in ruſſiſche Hände gefallen, und als billige Entſchädigung für die großen Kriegslaſten, von denen dieſe Länder niedergedrückt wurden, ſorgte Rußland dafür, daß ſie durch die proviſoriſche Militärverwaltung an beſſere Ordnung gewöhnt und nachher durch den Frieden mit einer neuen wohlthätigen Verfaſſung beſchenkt wurden. An die Stelle des Grafen Pahlen trat am 8 Februar General Zeltuſchin als proviſoriſcher Gouverneur und Divanspräſident der beiden Fürſtenthümer, und da dieſer am 23 October zu Bucharest ſtarb, ſo folgte ihm der General Kiſſeleff. Alle dieſe Gouverneure wetteiferten, theils die beſtändig an verſchiedenen Orten ausbrechende Peſt zu bekämpfen und die nöthigen Lieferungen und Zufuhren an die ruſſiſche Armee zu beſorgen, theils die Wallachen an ſtrenge Ordnung zu gewöhnen und ihre noch ſehr an orien-

noch beſſere Dienſte zu leiſten vermögen. Daß der Beſitz von Belfort für eine unſererſeits gegen das ſüdliche Frankreich zu führende Offenſive nicht unbedingt erforderlich iſt, hat der gegenwärtige Krieg gezeigt.“ Schließlich wird noch bemerkt, daß gerade in jenem Vogeſenwinkel der verbiſſenſte Haß gegen die Deutſchen vorherrſche, und wir mußten darauf gefaßt ſeyn, in dieſem fernen, außer allem Verkehr mit Deutſchland belegenen Gränzgebieten einer Renitenz zu begegnen, welche diejenige der Polen und Nordſchleswiger noch überböte.

Die franzöſiſchen Unterhändler in Verſailles wollten auch den Einzug der deutſchen Truppen in Paris nicht zugeben, weil die franzöſiſche Eitelkeit dadurch zu ſehr gekränkt werden würde. Welche Thorheit, dem Feinde ſeinen Sieg gönnen zu wollen, wenn er ſich nur des Triumphs enthält! An ſich iſt der Triumph gleichgültig, wenn man nur den Sieg errungen hat. Aber man durfte den kindiſchen Pariſern doch die Freude nicht machen, daß ſie hinterdrein hätten prahlen können, die Deutſchen hätten ſich vor Paris gefürchtet und Paris ſey eigentlich nie in ihre Gewalt gekommen. Zudem miſchte ſich die engliſche Preſſe in die Sache ein und erfrechte ſich, den Deutſchen den Einmarſch in Paris verbieten zu wollen. Dieſen unberufenen Kläffern konnte man nun nicht nachgeben und der Einzug wurde beſchloſſen. Doch berückſichtigte man die Gefahr, womit die Tollköpfe in Paris die feierlich einziehenden deutſchen Fürſten hätten bedrohen können, nachdem ihnen Rochefort das Loſungswort régicide gegeben hatte. Es ſollte alſo nur ein Theil der Truppen in einem beſtimmten Theil der Stadt einziehen und der Kaiſer nur zum Beſuch hineinkommen. Die Kriegscontribution, die Frankreich auferlegt wurde, blieb 5 Milliarden Franken.

Auf dieſer Grundlage kamen am 27. Februar die Friedenspräliminarien zu Stande. Der deutſche Kaiſer meldete es ſeiner Gemahlin ſogleich in einem Telegramm, desgleichen dem König von Bayern, dem er ſchrieb: Mit dankerfülltem Herzen gegen die Vor-

ſehung zeige ich Ihnen an, daß geſtern Nachmittag die Friedenspräliminarien hier unterzeichnet worden ſind, auf Grund welcher der Elſaß, aber ohne Belfort und Deutſchlothringen mit Metz an Deutſchland abgetreten worden ſind, 5 Milliarden Francs gezahlt werden und Theile Frankreichs beſetzt bleiben bis zur Abzahlung dieſer Summe. Paris wird theilweiſe beſetzt. Wenn die Ratifikation in Bordeaux erfolgt, ſo ſtehen wir am Ende dieſes glorreichen, aber auch blutigen Krieges, der uns mit einer Frivolität ohne Gleichen aufgezwungen wurde, und an dem Ihre Truppen einen ſo ehrenvollen Antheil nahmen. Möge Deutſchlands Größe ſich nun im Frieden konſolidiren. Wilhelm. Der König antwortete: Innigſt bewegt von der erhebenden Friedenskunde, bringe ich Ihnen meinen tiefempfundenen Dank für eine Nachricht', welche von mir und von meinem treuen Volke auf's wärmſte begrüßt wird. Deutſchland iſt nach ſchweren Kämpfen zu ungeahnter Größe emporgeſtiegen, und mit Recht werden Mit- und Nachwelt Eure Majeſtät als den glorreichen Gründer dieſer neuen Aera preiſen.

Die franzöſiſchen Friedensunterhändler machten ſich nach Abſchluß der Präliminarien wieder auf den Weg und trugen ſchon am 28. in der Nationalverſammlung zu Bordeaux das Ergebniß der Verſailler Unterhandlungen vor: „Es iſt 4½ Uhr. Inmitten tiefen Stillſchweigens ſpricht Thiers: Wir übernahmen eine ſchmerzliche Miſſion und machten alle möglichen Anſtrengungen. Mit tiefem Bedauern müſſen wir Ihnen folgenden Geſetzentwurf unterbreiten, wofür wir Dringlichkeit verlangen: 1. Artikel: Die Nationalverſammlung, der Nothwendigkeit weichend und die Verantwortlichkeit zurückweiſend, nimmt die in Verſailles am 26. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien an. (Hier verlaſſen Thiers die Kräfte und er iſt genöthigt, den Saal zu verlaſſen. Barthelemy St. Hilaire ſetzt die Vorleſung fort.) 1) Frankreich verzichtet zu Gunſten Deutſchlands auf ⅓ von Lothringen, darunter Metz, Thionville; ferner auf Elſaß, ausſchließlich Belfort. 2) Frankreich zahlt 5 Mil-

liarden Francs, eine im Jahre 1871, den Reſt in Friſt von 3 Jahren. 3) Die Räumung des Landes beginnt unmittelbar nach Ratifikation des Vertrages, und zwar werden die deutſchen Truppen zunächſt das Innere von Paris und verſchiedene Departements, darunter vorwiegend die weſtlichen, räumen. Die Räumung der übrigen Departements erfolgt allmälig nach Zahlung der erſten Milliarde und entſprechend nach Erlegung weiterer Milliarden. Die noch zu zahlenden Summen geben 5 Prozent Zinſen, vom Ratifikationstag an beginnend. 4) Die Deutſchen unterlaſſen alle Requiſitionen in den von ihnen beſetzten Departements, jedoch werden dieſelben auf Koſten Frankreichs unterhalten. 5) Der Bevölkerung der annektirten Gebiete wird eine Friſt gewährt zur Entſcheidung, welcher Nationalität ſie angehören wollen. 6) Die Kriegsgefangenen werden unverweilt zurückgegeben. 7) Die Eröffnung der eigentlichen Friedensverhandlungen erfolgt in Brüſſel nach der Ratifikation des Vertrages. 8) Die Verwaltung der okkupirten Departements wird franzöſiſchen Beamten übergeben, jedoch ſtehen dieſelben unter den Befehlen der deutſchen Corpscommandeure. 9) Durch den gegenwärtigen Vertrag wird jedes Recht auf Häfen oder anderes nichtbeſetztes Territorium ausgeſchloſſen. 10) Der Vertrag ſoll der Ratifikation der Nationalverſammlung unterbreitet werden."

Die Zeit drängte, denn der Waffenſtillſtand, der bis zum 6. März verlängert worden war, ſollte doch ſchon am 3. gekündigt werden, wenn bis dahin die Präliminarien in Bordeaux nicht angenommen wären. Die Regierung bat alſo, die Nationalverſammlung möge ſich mit ihrer Berathung und Entſchließung möglichſt beeilen. Die rabbiaten Schreier meinten zwar, es eile nicht und von Gebietsabtretung dürfe gar keine Rede ſeyn, denn das wäre eine Schande für die Nation. „Aber Thiers ergreift wieder das Wort, um nochmals dringliche Berathung zu befürworten; er ſpricht ſich dahin aus, daß der Beſchluß nicht die vollſtändige Verzichtleiſtung auf eine Berathung des Vertrages bedeuten würde.

Es ſey nur höchſt wichtig, die Diskuſſion nicht zu verſchieben; wenn man gegenwärtig von Schande für irgend jemanden ſprechen wolle, ſo könne ſie nur diejenigen treffen, deren Abſtimmungen jederzeit dazu beitrugen, den Untergang des Landes herbeizuführen. Thiers ſchließt mit einem ergreifenden leidenſchaftlichen Appell an den Patriotismus der Verſammlung." Dieſe folgte ſeinem Impulſe und noch in der folgenden Nacht auf den 1. März ſprach ſie ihre Anerkennung der Friedenspräliminarien mit 546 gegen 107 Stimmen aus.

Die wilden Republikaner erhoben freilich ein großes Geſchrei dagegen, aber es half ihnen nichts mehr. Keller proteſtirte im Namen der Elſäßer gegen die Abtretung ihrer Provinz an Deutſchland und beſchwor Gott, die Nachwelt, alle Völker und das Schwert aller herzhaften Männer, den ſchmachvollen Vertrag wieder zu zerreißen. Thiers aber rief ihm zu, er ſolle keine Phraſen machen, ſondern der Wahrheit in's Geſicht ſehen und die Wahrheit ſey, man könne den Krieg unmöglich fortſetzen. Edgar Quinet ergriff das Wort und rühmte ſich, er habe ſein ganzes Leben dem Studium Deutſchlands gewidmet, ſein Urtheil müſſe alſo beſonders competent ſeyn. Und was ſagte der gelehrte Narr? „Elſaß und Lothringen bilden einen integralen Beſtandtheil Frankreichs. Wir haben nicht das Recht, zu unſeren Landsleuten zu ſagen: Ihr ſeyd heute Franzoſen; morgen werdet Ihr ſeyn, was Ihr wollt, — Preußen, Deutſche, und dieſes durch unſer Votum; es iſt abſurd! Niemand hat das Recht, ſolche Worte auszuſprechen; es iſt das allgemeine Stimmrecht der Nation, welches die Nation ſelbſt vernichtet. Auf was ſtützt ſich Deutſchland, um unſere franzöſiſchen Provinzen zu nehmen? Elſaß und Lothringen ſind keine Agreſſivſtellungen gegen Deutſchland, dies liegt auf der Hand, und der gegenwärtige Krieg hat es dargethan. Die Wahrheit iſt Folgendes: Durch die Verträge von 1814 und 1815 haben die europäi-

ſchen Mächte Frankreich alles das genommen, was ſie ihm nehmen konnten, ohne es zu vernichten. Elſaß und Lothringen ſind nicht allein zwei Provinzen, ſondern auch zwei Bollwerke Frankreichs; nehmen Sie ihm dieſelben weg, und Frankreich iſt ſofort mit Ruinen bedeckt. Der Feind rückt in die Ebenen der Marne ein; er iſt Herr von Paris. Er will nicht allein unſere Abſetzung, er will auch unſere Vernichtung. Wir müſſen alſo den Friedensvertrag zurückweiſen, weil er die Gegenwart und die Zukunft Frankreichs zugleich bedroht." (Das Mittel! Das Mittel! — rufen viele Stimmen. — Ihn zurückweiſen! — antworten andere.) — Wenn Quinet irgend etwas von Deutſchland verſtand, mußte er auch wiſſen, daß Elſaß und Lothringen von einem deutſchen Stamme bewohnt und alte deutſche Reichsländer ſind, alſo zum nationalen Organismus Deutſchlands gehören und nur auf unnatürliche Art und vorübergehend uns geraubt und an Frankreich angeklebt wurden.

Auch Viktor Hugo delirirte wieder: „Frankreich wird Lothringen und Elſaß wieder nehmen. Iſt dies Alles? Nein! Es wird Trier, Mainz, Coblenz, Köln, das ganze linke Rheinufer wieder nehmen. (Neues Murren.) Es wird ausrufen: Deutſchland! da bin ich! Sind wir Feinde? Nein! ich bin deine Schweſter! Die Völker bilden nur Ein Volk, eine einzige Republik, vereinigt durch die Brüderlichkeit. Seyen wir die vereinigten Staaten von Europa, die univerſelle Freiheit, der univerſelle Friede! Und dann möge Frankreich zu Deutſchland ſagen: Wir ſind Freunde. Ich werde niemals vergeſſen, daß du mich von meinem Kaiſer befreit haſt; ich werde dich von dem deinigen befreien."

Conti, früher Cabinetschef des Exkaiſers, wagte einer Aeußerung des Abgeordneten Bamberger von der Moſel (Napoleon III. ſey an allem Schuld und ſein Name werde auf ewig am Schandpfahl der Geſchichte angeheftet ſeyn) entgegenzutreten und daran zu erinnern, wie viele hier ſäßen, die dem Kaiſer den Eid der Treue geſchworen hätten. Aber allgemeines Geſchrei unterdrückte ſeine

Stimme. Man verlangte, die Verſammlung ſolle die Abſetzung der ganzen napoleoniſchen Dynaſtie; wie ſie ſchon von der Regierung der nationalen Vertheidigung ausgeſprochen ſey, beſtätigen, wie auch ſogleich geſchah. Nur ſechs Stimmen proteſtirten. Thiers donnerte die Anhänger Napoleons mit dem Vorwurf an, ſie hätten den Fehler (das Verbrechen! riefen mehrere Stimmen) ihres Herrn getheilt und unterſtützt und die Demüthigung, die ſie jetzt erfahren müßten, ſey ihre gerechte Strafe.

So tief hatte man den Fall der einſt ſo bewunderten Dynaſtie kaum für möglich gehalten. Paris wimmelte damals von den abſcheulichſten und unwürdigſten Karikaturen auf die kaiſerliche Familie und im lateiniſchen Quartier übte damals im Café Beuglant die Hauptanziehungskraft ein Schauſpieler aus, der in täuſchender Maske Napoleon III. karikirte. Bekleidet mit der Uniform eines Generals ſang er die gemeinſten Lieder auf den Kaiſer, ahmte deſſen Bewegungen und Geberden getreulich nach unter dem ſtürmiſchen Beifall und ſchallenden Gelächter der Zuhörer. Nach je zwei Verſen des gemeinen Liedes, das von Zoten wimmelte, ſprang der Sänger mit einem langen Schwerte zwiſchen den Beinen wie toll auf der Bühne herum, zur ungeheuren Beluſtigung ſeiner Zuhörer, die nicht müde wurden, „Badinguet! Badinguet! Vive l'Empereur! Encore! Encore!“ zu brüllen. Badinguet war der Uebelname, den man der Familie in den Gaſſenhauern zu geben pflegte. Nur unter den Offizieren, die in Deutſchland internirt waren, hatte der Exkaiſer noch Anhang. Eine Anzahl von ihnen unterzeichnete damals eine Bittſchrift an die Nationalverſammlung, worin ſie ein Plebiscit verlangten, in der Hoffnung, das neue Plebiscit würde wieder ſo gut kaiſerlich ausfallen, wie die frühern. Die Bittſchrift wurde nicht beachtet, vielmehr durch eine von 3000 gefangenen franzöſiſchen Offizieren unterzeichnete Erklärung, die der Republik zuſtimmten, todtgeſchlagen. Zum Ueberfluß wurde die abgeſetzte Kaiſerfamilie durch ihr verworfenſtes Mitglied, den Prinzen Napoleon, noch mehr

herabgewürdigt, indem derſelbe in ſeinem Organ Opinion Nationale den Exkaiſer einen „Imbecile“ nennen ließ.

Napoleon III. ſcheint immer noch gehofft zu haben, wenn erſt die zahlreichen Gefangenen, die einſt ſeine Armee gebildet hatten, nach Frankreich zurückkehrten, würden ſie für ihn wirken, erließ daher am 6. März einen Proteſt gegen die Abſetzung ſeiner Dynaſtie. Er that es nicht im Namen dieſer ſeiner Dynaſtie, ſondern der Nation, indem er ſagte: „Das franzöſiſche öffentliche Recht für die Gründung jeder legitimen Regierung iſt die Volksabſtimmung. Außerhalb von dieſem beſteht nur Uſurpation für die Einen, Unterdrückung für die Anderen. Auch bin ich bereit mich vor dem freien Ausdrucke des nationalen Willens zu beugen, aber nur vor dieſem. In Gegenwart ſchmerzlicher Ereigniſſe, welche Allen Entſagung und Selbſtverleugnung auferlegen, hätte ich gern Schweigen gewahrt, aber die Erklärung der Verſammlung zwingt mich, im Namen der beleidigten Wahrheit und der verkannten Rechte der Nation zu proteſtiren.“ — Er konnte einen kleinen Troſt darin finden, daß der Commandant der kleinen Feſtung Bitſch noch am 12. März ſich weigerte, zu capituliren, obgleich es ihm von Thiers befohlen wurde. Er erklärte, daß er die Republik gar nicht anerkenne, ſondern allein den Kaiſer, der ihm die Feſtung anvertraut habe.

Thiers, dem nächſt Favre das Zuſtandekommen des Friedens, ohne den Frankreich nur noch in tieferes Elend hineingerathen wäre, zu danken war, wurde von den Exaltirten doch nur mit Undank belohnt. Sie erblickten nämlich in ihm, obgleich er zunächſt die Republik für die unvermeidliche Regierungsform hielt, doch nur ein Werkzeug der Orleans. Pyat, der in der dritten Republik die ſchmutzige Rolle Marats ſpielte, derſelbe, der eine Prämie auf die Ermordung des Königs von Preußen geſetzt hatte, ſchrieb in ſeinem Blatt, dem Rächer, folgendes von Thiers: „Denkt euch Bicêtre oder noch richtiger die Morgue! Denkt euch dieſes Leichenhaus, bewacht von einem widerwärtigen alten Greis, der ſtets in Sorge iſt,

daß die Todten ſich rühren. Dieſer näſelnde Nußknacker, dieſer weinerliche Todtengräber, dieſer lacrymale Fiſtulant, der zwiſchen zwei Grimaſſen einen Witz zum Lachen gibt, dieſer Schluchzer, Seufzer, dieſer Knirps, dieſer Pavian mit grauem Haar, dieſes Gräberheimchen hört nicht auf zu beten, ſchreien, winſeln, Poſſen zu reißen. Hi! hi! Liebe Todten, bleibt ſtill, wir können euch nicht vertheidigen. Man muß ſich ergeben. Frankreich ergibt ſich und ſtirbt nicht! Ich bin der nationale Hiſtoriker! Frankreich wird nicht untergehen! Kinder, haben wir nicht die Energie unſerer Väter! Das einzige Mittel des Heils und der Revanche iſt, für den Augenblick alles hinzugeben, Waffen, Forts, Provinzen, Milliarden, Metz, Straßburg! Wir behalten die Statue und die Marſeillaiſe. Frankreich iſt reich genug, um die Begräbnißkoſten des Maire's von Straßburg in preußiſcher Erde zu zahlen! Schließen wir einen Pakt mit der Schande! Behalten wir keinen Zoll von Elſaß, keinen Stein von Lothringen! Nächſt Paris liefern wir Frankreich aus. Dafür erhalten wir einen König. Für Herrn Thiers als Miniſter wird Frankreich groß genug ſeyn. Es lebe der König!"

Obgleich man klugerweiſe erſt den Krieg beendigen wollte und deshalb die Verfaſſungsfrage hinausſchob, waren die republikaniſchen und dynaſtiſchen Parteien doch ſchon außerordentlich rührig, denn jede wollte die Zukunft beherrſchen. Zunächſt hatten die Republikaner noch die Oberhand, aber nicht mehr die Gambetta und Rochefort, ſondern die Favre, Grevy, denen ſich auch Thiers unter Verleugnung ſeines bekannten Orleanismus anſchloß. Wer auch monarchiſch geſinnt war, für den hatte doch die Beibehaltung der republikaniſchen Form für die nächſte Zeit den Werth, daß keine der dynaſtiſchen Parteien der andern zuvorkam. Daß die Republik Beſtand haben würde, daran glaubten wohl die Wenigſten. Auch ſprach die Erfahrung, die man mit der erſten und zweiten Republik gemacht hatte, gegen die Lebensfähigkeit der dritten. Einige exaltirte Republikaner verlangten, man ſolle durch ein Plebiscit beſchließen:

1) die französische Nation, von den preußischen Streitkräften besiegt, aber nicht erobert, weigert sich, den Frieden mit den Barbaren, die in's Land eingefallen sind, zu unterzeichnen; 2) die französische Nation „ergibt" sich der in Washington residirenden Regierung der Vereinigten Staaten; 3) die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt, im Falle sie acceptirt, sofort Besitz von dem französischen Territorium mit seinen Gränzen, wie sie 1870 waren; 4) Frankreich bildet einen integrirenden Theil der Republik der Vereinigten Staaten unter der Bezeichnung: Vereinigte Staaten von Europa, und wird durch die nämliche Verfassung und Gesetze regiert werden; 5) bis zur Besitzergreifung Frankreichs durch die Vereinigten Staaten wird Frankreich den Krieg bis zum Messer gegen die preußischen Streitkräfte fortsetzen.

Man glaubte, die Orleans hätten die meiste Aussicht, wieder auf den Thron zu gelangen. Von Joinville und Aumale hieß es, sie seyen nach Bordeaux gekommen, dann wieder, sie seyen nicht dahin gekommen. Sie liebäugelten, hieß es, mit ihrem Vetter Chambord und würden im Nothfall dessen Thronbesteigung unterstützen, nicht nur, weil er kinderlos war und sie nach ihm auf den Thron gelangen mußten, sondern auch weil sie dadurch mehr Sympathie bei den Priestern und beim katholischen Landvolk gewannen. Die Pall-Mall Gazette wollte aus Rom erfahren haben, am päpstlichen Hofe intriguirten die Freunde Chambords und die Bonapartisten, und gab folgende nicht ganz glaubwürdige Klatschereien zum Besten: „Auf der einen Seite hat die Erzherzogin Sophie mit ihrem Beichtvater, P. Beckx, dem Jesuitengeneral, gearbeitet, um dem Grafen Chambord Vorschub zu leisten; auf der andern Seite war Cardinal Bonaparte bestrebt, die Ansprüche des Exkaisers auf Wilhelmshöhe zu befürworten. Dem Papste wäre der eine dieser beiden so lieb wie der andere, wenn das französische Volk nur geneigt wäre, einen von beiden zu wählen. Da aber ohne fremde Hülfe die Aussichten beider sehr zweifelhaft sind, so gibt Se. Heiligkeit

ſeinen ganzen Einfluß dem Grafen Chambord. Die Erzherzogin Sophie hat zu Gunſten des Bourbonen-Prätendenten an Kaiſer Wilhelm ſowohl wie an den Grafen Bismarck geſchrieben, da ſie mit beiden auf ſehr freundſchaftlichem Fuße ſteht, und ſie war es auch, welche die Wünſche des Papſtes ihnen zur Kenntniß gebracht hat. Die Antwort des Grafen Bismarck war an P. Beckx gerichtet und lautete kurz und bündig: ‚Laſſen Sie den Grafen Chambord ſofort in die Vendée gehen.‘ Dorthin hatte ſich der Graf Chambord aber bereits gewendet, noch ehe ihm dieſe Weiſung zuging, und er befindet ſich gegenwärtig auf dem Platze und handelt unter dem Beirathe ſeiner Hauptſtütze, des Generals Charette. Cardinal Bonaparte hat eine Mittheilung vom Papſte erhalten des Inhaltes, ſeine Gegenwart im Vatikan ſey nicht länger gewünſcht.“

Unter allen Bewerbern ſchienen die Umſtände den Orleans am günſtigſten zu ſeyn, beſonders, wenn ſie die Fuſion mit der ältern Linie Bourbon zu Stande brächten und dadurch das Landvolk gewännen. Es war ſchon im Plan, alsdann die Verfaſſung von 1830 wieder einzuführen und die Armee unter den Oberbefehl Changarniers zu ſtellen. Einſtweilen ſollte ein Prinz von Orleans nur Präſident der Republik werden und gelind in die Monarchie zurückführen. Die Nordd. Allg. Zeitung war indeß nicht gut auf dieſen Plan zu ſprechen. Sie erinnerte an die Haltung der Orleans im Krieg, ihre Begünſtigung des Widerſtands „zum Aeußerſten“, des Franctireurweſens ꝛc., und ſchließt: „Daraus ergibt ſich, daß die Präſidentſchaft eines Orleaniſchen Prinzen an zwei gleich ſchlimmen Gebrechen leiden würde; ſie würde einerſeits die unmittelbare Gefahr des Wiederumſturzes der kaum aufgerichteten Staatsform in ſich tragen, und andererſeits würde ſie eine Verſöhnung zwiſchen Deutſchland und Frankreich, wie ſolche doch aus dem Friedensſchluſſe allmälig hervorgehen ſollte, faſt unmöglich machen, da die Orleans ſich als geſchworene Feinde Deutſchlands öffentlich bekannt haben.“

kalische Formen gewohnten Bojaren etwas zu civilisiren. Ohne Zweifel wird die Schule, die sie zwei Jahre lang durchgemacht, für die künftige Verwaltung des Landes von guten Folgen seyn. — Servien sah, wie oben schon bemerkt worden, noch der Wiederherausgabe der früher von ihm abgerissenen fünf Districte, einer eben so hoffnungsvollen Zukunft entgegen.

Ueber das künftige Schicksal des türkischen Reichs sind so ziemlich alle Meinungen einverstanden. Es scheint unmöglich, daß es noch lange in seiner Intregrität bestehen könne, da einerseits die ihm unterworfenen christlichen Nationen immer mehr der Emancipation sich nähern, Griechen, Wallachen, Servier, Armenier, und andrerseits entweder mächtige Statthalter, wie die Deys der Barbaresken und der Vicekönig von Aegypten, oder trotzige Völkerstämme und Secten, wie die Wechabiten und alle andern Beduinen, die Berbern, Drusen, Kurden, Zeybeks und Albanesen, entweder offenbare Feinde oder nur treulose Freunde des in sich selbst immer mehr versinkenden Türkenstammes sind, der überdieß nur der fünfte Theil so zahlreich ist als die nicht türkische Bevölkerung des Reichs. Unter den vielen möglichen Fällen dürfte der wahrscheinlichste der seyn, daß in nicht langer Zeit das türkische Reich sich zerstückeln und zum Theil erobert, zum Theil in kleine unabhängige Staaten getheilt werden wird.

7.

Rußland.

Wir werfen noch einen Blick auf die Verhältnisse Rußlands, die sich nicht unmittelbar auf die türkischen Angelegenheiten beziehen.

Inzwiſchen wollte man wiſſen, die Fuſion, die hauptſächlich der Herzog von Nemours und Biſchof Dupanloup betrieb, habe keine Ausſichten, da Chambord von der weißen Fahne nicht laſſen wolle und die Orleans nicht von der dreifarbigen. Zudem hieß es, Aumale wolle Präſident der Republik werden und agitire gegen den Grafen von Paris. Die Times wollte von einem ſchlauen Vorſchlag des alten Thiers wiſſen, wonach die Franzoſen ihren Thron dem König der Belgier hätten anbieten ſollen, um ſich durch den Beſitz von Belgien für den Verluſt am Oberrhein zu entſchädigen. Nach dem Journal von Bordeaux erlaubte Thiers den Prinzen von Joinville und Aumale nicht, nach Bordeaux zu kommen, weil das noch beſtehende Geſetz es verbiete. Sie blieben in Libourne im Schloſſe des Herzogs Decazes und fanden es ſogar vortheilhaft, nicht in der Nationalverſammlung erſcheinen und mitſtimmen zu müſſen, weil ſie dann gezwungen worden wären, ſich mit Ja oder Nein über Elſaß und Lothringen offen auszuſprechen; votirten ſie mit Nein, ſo würden ſie es mit der Kriegspartei verderben, mit der ſie ſich am Kriege auf's Aeußerſte betheiligten; votirten ſie mit Ja, ſo würden ſie bei dem nächſten Kriege um „den geraubten heiligen Boden", den die Republikaner allgemein als nicht fern denken, eine ſchiefe Stellung einnehmen.

Ueber die Stellung der Parteien ſchrieb man aus Bordeaux: Es haben ſich bis jetzt fünf Gruppen gebildet: 1) Die reinen Legitimiſten, die eine Gemeinſchaft von 215 Abgeordneten bilden. 2) Die Orleaniſten, welche ſich in verſchiedenen Salons zuſammenfinden, aber noch kein allgemeines Verſammlungslokal haben. Unter ihnen treten drei Strömungen ziemlich ſcharf hervor: die reinen Orleaniſten (Orléanistes purs) wollen ſofort eine rührige Propaganda für die unverzügliche Thronbeſteigung des Grafen von Paris beginnen; die gemäßigten Orleaniſten ſind der Anſicht, daß man nichts ertrotzen, ſondern den Gang der Ereigniſſe abwarten müſſe; die dritte Fraktion endlich, die ſchüchternen Orleaniſten, welche aus

jungen Leuten beſteht, die noch in den früheren Kammern ſaßen, würde die Republik von Herzen unterſtützen, wenn dieſelbe nicht mit Leuten wie Felix Pyat, Rochefort und tutti quanti behaftet wäre. Die Orleaniſten ſind, Alles zuſammengerechnet, etwa 280 Deputirte ſtark. 3) Die gemäßigten Republikaner zählen 120 Deputirte. 4) Die radicalen Republikaner, etwa 50, unter denen ſich Felix Pyat, Floquet, Millière befinden, kurz, faſt alle Pariſer Deputirten, denen ſich die Radicalen aus Algerien und aus einigen Departements angeſchloſſen haben. 5) Die Imperialiſten, die höchſtens 30 Köpfe ſtark ſind, alſo kaum mitzählen. Schon dieſe raſche Ueberſicht lehrt, daß die eigentlichen Orleaniſten minder ſtark vertreten ſind als die Legitimiſten.

Man ſchloß hieraus, daß die klerikale Partei bereits eine ultramontane Coalition gegen das neue deutſche Kaiſerthum in Ausſicht genommen hatte. Damit ſtand auch die gleichzeitige Einſetzung eines ultramontanen und czechiſchen Miniſteriums in Wien, der ultramontane Eifer in Belgien, der gleiche in Deutſchland für ultramontane Reichstagswahlen und die Bildung einer ultramontanen Union in England, nebſt reaktionären Umtrieben in Italien im Zuſammenhang. In derſelben Zeit ließen aber auch Rußland und Nordamerika ihre Stimmen vernehmen, um die ultramontane Coalition ein wenig zu warnen. Der deutſche Kaiſer dankte dem ruſſiſchen, daß er eine weitere Ausdehnung des Kriegs von 1870 (d. h. die Trippelallianz) verhindert habe, und Grant, der Präſident der Vereinigten Staaten, beglückwünſchte Deutſchlands Einheit, betonte den germaniſchen Charakter der Vereinigten Staaten und deutete an, die letztern hätten die franzöſiſche Expedition nach Mexiko, mit welcher Napoleon III. der romaniſchen Race in der neuen Welt das Uebergewicht über die germaniſche habe geben wollen, mit eben ſoviel Ueberlegenheit zurückgewieſen, wie Kaiſer Wilhelm den Angriff auf Deutſchland.

Nach Reuter's Bureau ſollte die Zahlung der Kriegskoſten von

Seite Frankreichs in drei Raten erfolgen: eine Milliarde vor Ende 1871, zwei Milliarden vor Ende 1872, letzte zwei Milliarden vor Ende 1873 zahlbar. Zinse für 5 Milliarden bei letzter Einzahlung zahlbar werden vom Tage der Ratification an bezeichnet. Von letzter Rate wird abgezogen ein Theil der französischen Staatsschuld, welcher auf das Elsaß und den abgetretenen Theil von Lothringen fällt. Diese Summe wird auf eine halbe Milliarde geschätzt. Ferner wird abgezogen der Werth der Ostbahn. Bei den Friedensverhandlungen ist es zwischen Thiers und Bismarck bezüglich des Handelsvertrags zu keinerlei Diskussion gekommen. Cremieux schlug vor, die ganze ungeheure Summe blos durch patriotische Subscriptionen zu decken, und wollte, für seine Person sogleich 100,000 Franken einzahlen.

Gambetta schien unthätig in seiner Vaterstadt Cahors zu verweilen, doch hieß es, er sey mit einer Anklage gegen General Trochu beschäftigt. Aus Bordeaux wurde am 23. Februar geschrieben: Kaum hatte Gambetta das Scepter niedergelegt, als die fabelhaftesten Enthüllungen über die Verwendung der Staatsgelder in Umlauf kamen. Der Finanzausschuß, dessen Präsident Casimir Perier ist, schickt sich an, die Rechnungen der Herren Le Cesne und Merton (Merton, nicht Morton), der großen Kriegslieferanten, zu untersuchen, desgleichen die Operationen Laurier's, der die Anleihe in London abschloß, die für die Republik so wenig vortheilhaft gilt, während sie ihm selbst, wie die böse Welt wenigstens behauptet, gar nicht schlecht bekommen seyn soll; man spricht blos von „einigen Millionen", die dabei als „Commission" verdient seyn sollen. Die Untersuchung ist abzuwarten; ich wollte nur daran erinnern, daß gerade diese Herren so entsetzlich viel Geschrei über die Mißbräuche unter dem Kaiserthum machen und den Ministern Napoleons III. die allerschlimmsten Dinge nachsagten. Buffet hat, wahrscheinlich um in kein Wespennest zu stechen, das Portefeuille der Finanzen abgelehnt. — Dagegen lautete ein anderer Bericht

von demſelben Tage, Laurier habe ſich vor dem Finanzausſchuß geſtellt und gerechtfertigt. Man muß dahingeſtellt ſeyn laſſen, wie ehrlich es in dieſen Regionen zugegangen ſeyn mochte. — Die Schuhlieferanten für die Nordarmee, welche Sohlen mit grauem Pappdeckel und einem dünnen Stück Leder geliefert hatten, wurden in Lille am 12. Februar verhaftet und zu den anderen geſetzt, welche Schuhe mit Sohlen von bloßem gelben Pappdeckel geliefert hatten. Das „Echo du Nord" vermuthet, daß die Farben von dem Geſetze als gleich behandelt werden dürften. Aber mit welcher Fahrläſſigkeit mußten Militärbehörden vorgehen, welche ſolche Schuhe annahmen und in ſolcher Jahreszeit an die armen Soldaten vertheilten! Der anrüchige General Ducrot wurde von deutſcher Seite ganz ignorirt und durfte ungehindert von Paris nach Bordeaux reiſen.

Die Nationalverſammlung in Bordeaux entließ, ſobald der Friede geſchloſſen war, die durch das Geſetz vom 10. September 1870 der Armee Einverleibten, die mobiliſirten Nationalgarden, die nur auf Kriegsdauer Engagirten und die Altersklaſſe von 1863, was eine große Wohlthat für die armen Opfer des Krieges war, die Gambetta's Wahnſinn ſo unvorbereitet auf die Schlachtfelder getrieben hatte. Der Verfaſſungsſtreit wurde vertagt, aus ſehr vernünftigen Gründen, welche die Amtszeitung erörterte: „Frankreich errichtet die Republik, weil dieſe allein die Geiſter zu einigen vermag; es würde alſo ein Verbrechen ſeyn, ſie durch Intriguen oder Gewaltakte anzugreifen, die den Erfolg einer Minderheit bezwecken, welche die Monarchie oder die Dictatur will, ein Verbrechen, Zwietracht zu ſäen, zur Unordnung anzuſtacheln und Unruhen hervorzurufen." Sehr vernünftig war auch der Vorſchlag, die Verſammlung ſo bald als möglich aus dem aufgeregten Süden hinweg, wenn nicht in das gleichfalls aufgeregte Paris, doch in die Nähe dieſes Landescentrums zu verlegen. Man bemerkte, es befänden ſich in der Nationalverſammlung 7 Herzoge, 8 Vicomtes, 11 Barone, 21 Marquis, 31 Grafen und noch mehr Herrn „von", denen in der

unruhigen Stadt des Südens nicht wohl war. Indeß hatte ſich der Uebermuth der Rothen ſchon ſehr gemäßigt. Gambetta hatte allen Einfluß verloren und ſich nach ſeiner Vaterſtadt Cahors zurückgezogen. Viktor Hugo ſah ſich nicht mehr genug reſpektirt und legte ſein Mandat nieder. Man erfuhr, daß auch in Lyon die rothe Fahne abgenommen worden ſey, und in Marſeille, Toulon ꝛc. ſchien alles ſtill geworden zu ſeyn. Die Nationalverſammlung beſchloß, ſobald die deutſchen Truppen das franzöſiſche Gebiet, ſoweit ſie es nicht nach dem Friedensvertrage noch ſollten beſetzt halten, verlaſſen haben würden, nach Fontainebleau überzuſiedeln. Doch bewog ſie Thiers, Verſailles vorzuziehen. Man bemerkte eine große Abneigung der Mehrheit, nach Paris zu gehen, weil die Provinzen immer von dieſem Centrum aus tyranniſirt worden ſeyen und weil der Pöbel in Paris die Verſammlung zu terroriſiren ſuchen würde.

Inzwiſchen hatte die Verſammlung ſelbſt doch auch wilde Elemente unter ſich, wie die Bevölkerung von Paris. Wie es im Sitzungsſaal zu Bordeaux (dem großen Theater) herging, davon erzählte die Times: „Es fehlte vollſtändig an Ordnung, Anſtand, Gehorſam und Pünktlichkeit. Zuweilen herrſchte die vollſtändige Anarchie. Selten begannen die Sitzungen zu feſtgeſetzter Stunde. Die Arrangements in dem Theaterſaal konnten natürlich nur ſehr mangelhaft ſeyn, der Raum für die Abgeordneten war zu klein, die einzelnen Sitze ſehr ſchmal. Statt um 2 Uhr Nachmittags pflegte der Präſident erſt halb 3 Uhr auf ſeinem Sitz Platz zu nehmen, erſt dann fand ſich die Mehrzahl der Abgeordneten ein und vor 3 Uhr begann die Sitzung ſelten. Grevy iſt ein Mann von angenehmem und urbanem Weſen, aber es fehlt ihm an Autorität und wohl auch an Energie, um die turbulenten Elemente der Verſammlung im Zaum zu halten und ſeine eigene Würde zu wahren. Einem Engländer mußten die Haare förmlich zu Berge ſtehen, wenn er ſah, wie manche Abgeordnete mit ihrem ‚Sprecher‘ umgingen. Was ſoll man z. B. dazu ſagen, wenn einer der miß-

achtetſten Abgeordneten auf die Tribüne ſteigt und dem Präſidenten mit der herausforderndſten und frechſten Miene in der Welt in's Geſicht ſagt, er glaube nicht an ſeine Wahrhaftigkeit und wolle überhaupt nichts mit einem Manne zu thun haben, der der College eines Fälſchers ſey. Für den zehnten Theil der Unverſchämtheiten, die Felix Pyat gegen den Präſidenten losließ, würde er in England ſofort in parlamentariſchen Gewahrſam gebracht ſeyn. Aber es geſchah ihm nicht das Mindeſte. Einer der größten Uebelſtände war der Lärm, den man den Gallerien geſtattete. Es waren der Zuſchauer zu viel und niemand war da, der ihr überlautes Reden, ihr rohes Gelächter und ihre gelegentlich ſehr gemeinen Aeußerungen verhinderte. Man hat darüber Klage geführt, daß den Damen zu viele Plätze überlaſſen würden, indeß waren ſie noch die aufmerkſamſten Zuhörer. Auf den ausſchließlich für Männer beſtimmten Tribünen konnte man oft den Redner vor dem Lärm der Zuſchauer gar nicht verſtehen. Da brüllt einer dem die Weisheit eines Abgeordneten nicht einleuchten will, ‚Einfaltspinſel' hinunter. Als Thiers über den Mangel an Organiſation des Heeres klagte, bekam er von einem Schreier zu hören: ‚Du Lump, warum haſt Du es nicht ſelbſt organiſirt!' Viktor Hugo hat zum Glück für die Nationalverſammlung an ſeinem Entſchluß, auszuſcheiden, hartnäckig feſtgehalten. Da Garibaldi-Kaſtor nicht Abgeordneter ſeyn kann oder will, ſo will es auch Viktor Hugo-Pollux nicht. Die Verſammlung iſt damit um zwei Narren ärmer geworden, denen ſie doch aus Achtung vor ihrem alten Ruhm die Narrheit nicht geradezu an den Kopf werfen konnte."

Sehr unwürdig war auch das Benehmen der Verſammlung, als dieſelbe nach Verſailles verlegt wurde. Sämmtliche Abgeordnete hatten für ſich und ihre Angehörigen Freikarten für die Eiſenbahnen anzuſprechen. „Nun ſtürmte Alles in die Bureaux, wo vier Sekretäre kaum ausreichten, um die Austheilung vorzunehmen. Die Volksvertreter ſtießen und pufften ſich dabei nach Noten und zeigten

dabei eine Habgier, die alle Denkbarkeit überſtieg. Als Beiſpiel will ich nur bemerken, daß ein orleaniſtiſcher Herzog nicht weniger als acht Plätze für ſich, ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Dienerſchaft unentgeltlich beanſpruchte. Fünf Plätze für den Deputirten waren die Durchſchnittsſumme, multipliciren Sie nun die 650 Deputirten, die etwa zugegen waren, ſo haben Sie 3350 Perſonen, die von Süd nach Nord, Oſt und Weſt im Lande auf Koſten der jungen Republik umher reiſen und je nach der Parteifarbe Propaganda machen. So viel wie möglich auf Staatsunkoſten leben, iſt eine der hauptſächlichſten Liebhabereien des gebildeteren Franzoſen."

Gambetta ging nicht mit nach Verſailles, ſondern zog ſich damals ſogar auf ſpaniſchen Boden nach San Sebaſtian zurück. — Garibaldi's Generalſtabschef Bordone, ein verrufener, früher ſchon beſtrafter Menſch, wurde in Avignon zur Unterſuchung gezogen, weil er nach dem Frieden Munition und Gewehre in's Ausland geſchafft hatte.

Nachdem Waffenruhe eingetreten war, kehrte der Großherzog von Mecklenburg nach Schwerin zurück. Sein herzlicher Abſchied an die Truppen war vom 3. Februar datirt. Prinz Friedrich Karl blieb in der Mitte ſeiner Armee zu Tours, von wo aus er nach Bordeaux gerückt wäre, wenn die Nationalverſammlung den Frieden nicht angenommen hätte. Der Kronprinz bereiſte die geſchichtlich intereſſanten Schlöſſer an der Loire und empfing nachher in Verſailles von der deutſchen Geſellſchaft in Philadelphia einen prachtvollen Ehrenſäbel. Die deutſche Geſellſchaft war einig geworden, dieſes Ehrengeſchenk einem der verdienſtvollen Generale bei der deutſchen Armee zu übermitteln, und die Wahl, an der auch verſchiedene elſäßiſche und lothringiſche Ausgewanderte deutſchen Stammes Theil nahmen, fiel einſtimmig auf den Kronprinzen. Die Waffe iſt in Silber gearbeitet mit goldenem Beſchlag; am Griff iſt, als Sinnbild des Kampfes zwiſchen Wahrheit und Lüge, das Emblem eines Schlangen zertretenden Panthers angebracht. — Das große Lazareth

im Schloß zu Verſailles wurde ausgeräumt und die letzten Verwundeten aus demſelben in die deutſche Heimath gebracht. Man ſchrieb vom Kronprinzen: „Er geht durch die ganze Reihe der untereinander verbundenen Waggons, ſpricht mit jedem der in Hängebetten untergebrachten Verwundeten, erkundigt ſich nach den Kämpfen, die ſie beſtanden haben, wünſcht ihnen Heil zur Fahrt in die Heimath und baldiges Wiederſehen.“ Im Hauptquartier zu Verſailles herrſchte die heiterſte Stimmung. Der König von Württemberg kam damals grade an, erfreute ſich ſeiner tapfern Truppen, die vor Paris ſo ſchweren und ſiegreichen Kampf beſtanden hatten, wurde vom Kaiſer, dem Oheim ſeiner Gemahlin, auf's herzlichſte empfangen und zum Inhaber deſſelben preußiſchen Regiments ernannt, deſſen Inhaber einſt ſein Vater geweſen war.

In Paris herrſchte unterdeß große Aufregung und Wuth. Ein Theil der Bevölkerung lebte immer noch im alten Wahne der Unüberwindlichkeit fort und ſuchte ſich mit der Täuſchung zu helfen, Paris ſey nicht erobert, weil die Deutſchen nicht einzuziehen wagten. Als dennoch der Einzug beſchloſſen wurde, geberdeten ſie ſich eine Weile wie toll und ihre Zeitungen überſchäumten von Verwünſchungen der Deutſchen. Dieſen jetzt noch Widerſtand zu leiſten, war unmöglich, aber ſchimpfen durften ſie und damit tröſteten ſie ſich denn auch, mehr auf weibiſche, denn auf eine männliche Art. In der Nacht vom 26. zum 27. Februar tobte der Pöbel auf dem Baſtilleplatz und bewährte ſeinen Heldenmuth an vier wehrloſen Individuen, die man für verkleidete preußiſche Offiziere hielt, und an einem Polizeiagenten, der in die Seine geworfen wurde. Auch baute man einige Barrikaden und pflanzte ſogar Kanonen und Mitrailleuſen dahinter. Inzwiſchen ſorgte die franzöſiſche Regierung dafür, daß die Hitzköpfe den Platz räumten, ſowohl ſie, als auch General Vinoy erließen eine Proklamation, die zur Ruhe ermahnte und jeden Angriff auf die einrückenden Deutſchen auf's Strengſte unterſagte, weil der Stadt daraus nur das größte Unglück

erwachsen würde. Auch die Redaktionen von 43 Pariser Zeitungen ermahnten das Volk zur Resignation und die Truppen unter General Vinoy waren zuverlässig, sperrten die Straßen ab, aus denen Gefahr hätte drohen können, und trennten die Riesenstadt in zwei Theile, indem sie das linke Ufer der Seine ausschließlich den Franzosen vorbehielten, wie es den in Versailles getroffenen Verabredungen entsprach. In dem Stadttheil auf dem rechten Seineufer, in welchem die Deutschen einziehen sollten, leerten sich die Straßen und wurden Thüren und Läden geschlossen. So lange die Deutschen in der Stadt seyn würden, sollten auch das Theater und die Börse geschlossen seyn und keine Zeitung erscheinen.

Die Demonstrationen in Paris dauerten auch am 28. Februar fort. Eine Unmasse von Soldaten, darunter auch Tausende von Mobilen, die in Reih und Glied marschirten, betheiligten sich an denselben. Unter denen, welche sich an der Bastille einfanden, waren auch eine Anzahl Gassenbuben, die mehrere Kanonen mit sich schleppten. (Die Zahl der Kanonen, deren sich die Nationalgarde und die Gassenbuben bemächtigten, beträgt 121, davon 13 Mitrailleusen.) Zu ernstlichen Unruhen kam es jedoch nicht, auch zu keinen neuen Mordthaten. Nur wäre es fünf preußischen Offizieren, welche in Civil nach Paris gekommen waren, beinahe schlecht ergangen. Man erkannte sie, als sie gerade in der Bouillonanstalt Duval (auf dem Boulevard Sebastopol) frühstückten. Sie wurden festgenommen und nach der Rue du Temple geschleppt. Dort befreiten sie aber einige muthige Bürger und halfen ihnen, sich in Sicherheit zu bringen. „An Vorsichtsmaßregeln haben es die Behörden nicht fehlen lassen. Die Nationalgarde von Passy, wo die Preußen ebenfalls eingerückt sind, mußte sogar ihre Gewehre abliefern. Auf das Ganze einzuwirken, sind aber die Behörden zu schwach, und man kann jeden Augenblick in Paris einen Conflikt erwarten. Gegen die Preußen werden die Pariser aber wohl nichts unternehmen. Sie wissen recht gut, daß dies ihnen schlecht bekommen würde, und sie befolgen

deshalb die betreffenden Befehle der Behörden, wenn sie auch zugleich fortwährend Drohungen gegen ihre Feinde ausstoßen. Unter denen, welche in den Straßen Demonstrationen machen, befinden sich auch viele Frauen. Dieselben sind übrigens von einem ganz besonderen Hasse gegen die Deutschen beseelt und viel wüthender als die Mitglieder des männlichen Geschlechtes. Zu vielen komischen Scenen kommt es natürlich alle Tage. So wählte ein Volkshaufen, der im Saale der Marseillaise zusammengekommen war, den ehemaligen Cavallerieoffizier Darras zum Obergeneral von Paris und gab ihm das Mandat, die Preußen aus Paris zu verjagen. Darras nahm die Sache auch au sérieux und begab sich zu Vinoy, um von ihm die Uebergabe des Obercommandos zu verlangen. Derselbe ließ ihn aber festnehmen und nach Vincennes abführen, ohne daß sich seine Mandatare weiter darum bekümmerten."

Die Pariser Presse übersprudelt von Koth und Feuer. „Einfach blödsinnig ist es, wenn ein übergeschnappter Nationalgardecapitän von Belleville an seine rothe Compagnie und alle übrigen eine Ansprache richtet, darin es heißt: ‚Also der deutsche Nebukadnezar will vor unseren Frauen und Töchtern paradiren. Werden wir solche Schmach dulden? Seit fünf Monaten hat Paris eine Gelegenheit erwartet, wo es die Tapferkeit seiner Söhne zeigen kann. So ergreife es denn diesen Moment, um muthig zu sterben und sich unter seinen Trümmern zu begraben.' Aus dem Kapitel der Lügen und Gemeinheiten einige Proben. Von deutschen Fürsten und Generalen werden die alleralbernsten und frechsten Dinge nacherzählt, z. B. wie ein General und zwei Prinzen einem Wirth, der ihnen ein luculliſches Mahl von 70 Couverts vorsetzte, zum Dank dafür höchst eigenhändig das Haus über dem Kopf anſteckten. Für den Empfang in Paris empfahl in einem vielgelesenen Blatt ein Einsender mit der Unterschrift: ‚Venus Kallipygos', daß zwar kein anständiger Franzose den Eindringlingen sein Angesicht zeigen solle, daß es aber sich sehr hübsch ausnehmen würde, wenn aus jedem

Bekanntlich hatte General Paskewitsch-Erivansky im Jahr 1827 den Krieg mit Persien glorreich geendet. Allein die Perser scheinen der Meinung gewesen zu seyn, ihr Schah habe etwas zu früh nachgegeben, und nur mit großem Unwillen sahen sie die Summen Geldes, die der Schah an Rußland zu zahlen hatte, aus dem Lande gehn. Der Nationalhaß, der sich auf diese Weise bis zur höchsten Bitterkeit steigerte, bedurfte nur eines kleinen Anlasses, um eine blutige Katastrophe herbeizuführen. Diesen Anlaß gab der russische Gesandte, Staatsrath von Gribojedoff durch eine unvorsichtige Handlung, die ihm in der persischen Hauptstadt Teheran in einem Volksauflauf das Leben kostete, am 12 April 1829. Folgender naiver Bericht gibt die sicherste Auskunft über das traurige Ereigniß: „Auszug eines Schreibens Sr. königl. Hoheit Ali Schahs an Se. königl. Hoheit den Prinzen Abbas Mirza. Da meine Befehle mir keine Wahl lassen, nehme ich mir die Freiheit zu versichern, daß der russische Gesandte von dem Tage seiner Ankunft in dieser Hauptstadt an, von dem Könige die größte Aufmerksamkeit und Achtung erhielt. Auch waren die Staatsminister Tag und Nacht beschäftigt, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ihm etwas Angenehmes zu erzeigen, und sich so gegen ihn zu benehmen, daß ihm seine Zeit auf die vergnügteste Weise vorüberfließen und er mit allen Ehren von uns zur Heimath zurückkehren möchte. Manche Dinge, die vorfielen, wurden um seinetwillen übersehen; z. B. zwei Armenier von Teheran tödteten einen Mahomedaner, und suchten Zuflucht in dem Hause des Gesandten, der sich für sie verwendete. Der König begnadigte sie und entschädigte die Hinterlassenen des Mahomedaners. Ein Armenier aber Namens Ruslan, der von Kindheit auf ein Sclave in Persien ge-

Fenster die Rückseite eines Pariser Individuums, durch die passende Medizin dazu vorbereitet, einen Gruß für die Vorbeiziehenden hinunterſende. Welche Rollen den Pariser Dirnen bei dieſer Sorte Empfangsfeierlichkeiten zugedacht ſind, kann man ſich denken." Es iſt ekelhaft und wäre nicht der Mühe werth, nacherzählt zu werden, allein es charakteriſirt die Stadt, die ſich rühmt, die civiliſirteſte der Welt zu ſeyn.

Alles ohnmächtige Wuth. Der Einzug erfolgte ohne Störung. Der Staatsanzeiger meldete: „Se. Majeſtät der Kaiſer und König begaben ſich am 1. März Morgens von Verſailles aus über Sevres und Boulogne nach dem Hippodrôme de Longchamp, auf dem rechten Ufer der Seine und an der weſtlichen Liſière des Bois de Boulogne gelegen, wo die zum erſten Einmarſche in Paris beſtimmten Truppentheile des deutſchen Heeres aufgeſtellt waren. Es waren hierzu Abtheilungen aller Waffen von dem ſechsten (Provinz Schleſien), eilften (Provinz Heſſen-Naſſau), königlich preußiſchen und der königlich bayeriſchen Armee beſtimmt. Der Kronprinz empfing den Kaiſer. Die Muſik ſpielte: ‚Heil dir im Siegerkranz.' Der Enthuſiasmus war ungeheuer. Es war nicht das ‚Vive l'Empereur' der franzöſiſchen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marſchiren. Das Hurrah der Deutſchen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonet zitterte in den Reihen. Nachdem Se. Majeſtät der Kaiſer und König über die vorbenannten Truppentheile in der Stärke von etwa 30,000 Mann Parade gehalten hatte, rückten dieſelben nach dem Vorbeimarſche bei Sr. Majeſtät in die franzöſiſche Hauptſtadt ein. Der Weg des Einzuges, welcher letztere vom ſchönſten Wetter begünſtigt und durch keinen Zwiſchenfall geſtört wurde, führte quer durch das Bois de Boulogne am Quartier les Thernes vorbei, die Avenue de la grande Armee entlang bis an den Arc de Triomphe auf der Place de l'Etoile, von welcher aus die Avenue des Champs Elyſées über den rond Point bis an die Place de la Concorde und das Schloß der

Tuilerien führt. Der für die Beſetzung durch die deutſchen Heerestheile vorbehaltene Raum iſt ſüdlich von der Seine begränzt vom Point du Jour an bis zur Brücke de la Concorde, weſtlich von der Stadtenceinte am Thor nach Sevres an bis zur Avenue des Thernes, der nächſten Avenue, die gleichlaufend und nördlich der großen Avenue zur inneren Stadt zieht. Im Norden und Oſten ſchließen die Vorſtadt St. Honoré und die Rue Royale den von den deutſchen Truppen beſetzten Abſchnitt der franzöſiſchen Hauptſtadt. Wenn dieſer letztere auch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil von Paris umfaßt, ſo iſt es doch jedenfalls derjenige, welcher den Stolz der Hauptſtadt bildet, bis in das Herz derſelben reicht und die größten hiſtoriſchen Erinnerungen umſchließt. Es iſt die Siegesſtraße vom Triumphbogen zum Kaiſerſchloß, dieſelbe, welche Kaiſer Napoleon I. zu gleichem Zwecke anlegen ließ, eine der ſchönſten Straßen von Paris. Tuilerien und Triumphbogen, Palais des Champs Elyſées und Induſtrie-Palaſt, die großartigen Gebäude am Concordienplatze, der Obelisk von Luxor auf demſelben, die vornehme Rue Royale und die ſchöne Egliſe Madeleine ſind die Zierden dieſes Stadttheiles, der vom Stern der Elyſéiſchen Felder bis zum Tuileriengarten zieht." Die Offiziere und ein Theil der Soldaten bezogen Quartiere im Palais de l'Induſtrie, dem Circus und dem Panorama; der Reſt wurde in Privatgebäude untergebracht. Der Zutritt zu den beſetzten Stadtvierteln war nicht unterſagt worden, doch machten nur wenige Perſonen von der Freiheit der Circulation Gebrauch.

Am 2. März kam die Zuſtimmung der Nationalverſammlung zu den Friedenspräliminarien in Verſailles an und dieſe wurden noch am gleichen Tage ratificirt. Der Kaiſer telegraphirte an die Kaiſerin: „Soweit iſt das große Werk vollendet, welches durch ſiebenmonatliche ſiegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer unſeres unvergleichlichen Heeres in allen ſeinen Theilen und ſeiner Opferfreudigkeit für das Vaterland.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet, daher hat er diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm die Ehre, der Armee und dem Vaterland mit tieferregtem Herzen meinen Dank."

Ein Augenzeuge beschreibt den Einmarsch: Um halb 2 Uhr ritt eine Abtheilung von Dragonern durch den Arc de Triomphe, gefolgt von einem brillanten Stabe, an dessen Spitze sich der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg befand. Bei ihm war der Prinz Adalbert von Preußen, der Prinz von Württemberg, und etwa 50 fürstliche Personen und Generäle, dann kam Bismarck geritten, diesmal in blanker Kürassier-Uniform und mit der Pickelhaube. Er rauchte eine Cigarre mit großer Seelenruhe und sah ganz aus wie ein Mann, der sein Spiel eben glücklich gewonnen hat. Als Graf Bismarck den Arc de Triomphe erreicht hatte, hielt er sein Pferd an und betrachtete das monumentale Bauwerk etwa 10 Minuten lang, dann wendete er sein Pferd und ritt nach Neuilly zurück. Es schien, als verzichte er auf den stolzen Akt, durch den Triumphbogen zu reiten, und in der Volksmasse gab es Viele, welche das geradezu bewunderungswürdig fanden. Ob der Graf wirklich diese Gedanken hegte, ist freilich eine andere Frage.

Eigenthümlich war der Contrast zwischen dieser glänzenden Anzahl fürstlicher Personen und Generäle und dem schlecht aussehenden Volkshaufen, welcher sie umgab. Dort schimmerte Alles von Gold, hier sah man zahllose zerlumpte Gestalten, dort Gesichter mit Anzeichen des besten Wohllebens, hier hungerbleiche und oft ungewaschene Gesichter. Bisweilen begannen die entfernteren Volkshaufen zu schreien und zu lärmen, es wurde auf hohlen Schlüsseln gepfiffen und Rufe wurden laut, wie: »Vive la Franco!« und »Vive la République!« Die Preußen nahmen indeß keine Notiz davon.

Nur die Bayern konnten einigemal ihren Zorn nicht zurückhalten und schlugen mit schrecklicher Faust „die frechen Strolche

dutzendweiſe nieder.“ Dafür rächte ſich der elende Pöbel an — den Frauen. Der Conſtitutionel erzählte: „Eine ſehr wohlgekleidete und von einem jungen Mann begleitete Dame grüßte den Herzog von Coburg. Alsbald ſtürzte die Menge auf ſie zu, brüllte ſie an, ſtieß ſie hin und her, und es gelang ihr nur mit Mühe, ſich in einen Laden zu retten, aus dem ſie von Bürgern und einem Linienkapitän nach dem Miniſterium des Innern in Sicherheit gebracht wurde. Mehrere andere Frauen wurden auf der Erde geſchleift und in jeder Weiſe mißhandelt. Es war ein herzzerreißendes Schauſpiel, dieſe unglücklichen Weiber halbnackt mit in Fetzen geriſſenen Kleidern, aufgelösten Haaren, von Schimpfwörtern und Brutalitäten überhäuft, angeſpieen, das Geſicht todtbleich, mit vor Schrecken verwilderten Blicken, von einer brüllenden, wilden Rotte verfolgt zu ſehen. Solche ſcheußliche Behandlung iſt mindeſtens 20 weiblichen Weſen zu Theil geworden, und unter ihnen war ganz ſicher ein großer Theil anſtändiger Frauen. Auf dem Eintrachtsplatz ſahen wir die Menge ſich anſtrengen, eine Frau von höchſt würdigem Ausſehen nach der Seine zu ſchleppen!“

Man rühmte die prächtige Haltung der deutſchen Truppen gegenüber dem Geſindel von Paris. Sie ſollten aber in der eroberten Stadt nicht wie die Truppen des Hannibal in Capua ſchwelgen, ſondern mußten die ſtrengſte Mannszucht üben, zur Schonung und zugleich zur Beſchämung der Beſiegten. Sie hielten nur einen Theil der Stadt drei Tage lang beſetzt und wurden auch nur zum Theil in die Häuſer einquartiert. Thüren und Läden blieben geſchloſſen.

Am 2. März war ſchon mehr Ruhe eingetreten, die einquartierten deutſchen Soldaten ſaßen gruppenweiſe vor den Häuſern, plauderten mit einander, ſchmauchten ihr Pfeifchen und waren bereit, ſich mit jedem Franzoſen und jeder Franzöſin in ein Geſpräch einzulaſſen. Deutſche Landwehrmänner nahmen hübſche franzöſiſche Kinder auf den Arm und liebkoſten ſie. Bald wurden ſie zum Mittelpunkt lebhafter Volkshaufen, und wo immer man 40 bis

50 Personen zusammengedrängt stehen sah, konnte man gewiß seyn, daß Hans oder Fritz das Centrum bildeten. Am 3. März marschirten die Deutschen wieder aus der Stadt hinaus. Das ganze deutsche Corps zog bei seinem Abmarsch durch den Triumphbogen der Champs Elysées. General Kamecke hatte sich dort mit seinem Stabe aufgestellt. Jedesmal, wenn eine Compagnie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie drei Hurrahs aus. Gamins, die auch hier wieder spektakelten, wurden auseinander gejagt. Dagegen ließ nun das Gesindel seine Wuth an zwei Wirthen aus, welche ihre Schenkstuben den Deutschen geöffnet hatten, und demolirten ihre Häuser, mit ganz besonderer Wuth wurden die französischen Linientruppen beschimpft, mit denen General Vinoy den Pöbel von größern Excessen abgehalten hatte. Man beschimpfte sie, wagte aber doch nicht sie anzugreifen; das dumme Volk machte sich auf diese Weise die Soldaten zu Feinden, wodurch es nur die Partei der Ordnung stärkte. Vinoy, der sich um die Ordnung sehr bemüht hatte, ließ noch 40,000 Soldaten nach Paris berufen und General Aurelles wurde zum Chef der Nationalgarde ernannt. — In der Umgegend von Paris wurde ein Pfarrer Miroy kriegsrechtlich erschossen, weil er Franctireurs Gewehre ausgetheilt hatte. Noch am 1. März überfielen Franctireurs 30 Mann Landwehr, die einen Geldtransport bringen sollten, bei Montmirail im Walde, tödteten den Lieutenant v. Keßlitz und raubten 300,000 Franken.

Der deutsche Kaiser, wie auch der Kronprinz machten am 2. März nur einen kurzen Besuch bei ihren Truppen in Paris. Am 3. hielt der Kaiser auf Longchamps eine große Parade über das Gardecorps, dankte demselben für seine beispiellose Tapferkeit und Ausdauer, gedachte der Todten als der treuen Opfer für eine große und heilige Sache, hob das welthistorische Moment des Krieges und Sieges hervor und nahm bis zum Wiedersehen im Vaterlande von seinen Helden einen tiefgerührten und rührenden Abschied. Am 6. hielt er Parade auf dem Schlachtfeld des 2. Dezember vor

Paris, über das erste bayerische Armeecorps und über die sächsischen und württembergischen Truppen, die hier so ruhmvoll gekämpft hatten, sagte ihnen den wärmsten Dank und drückte zum Abschied den Generalen v. d. Tann und v. Obernitz die Hand. Versailles verließ er am 7. März und wollte noch in Amiens von den Truppen der Nordarmee Abschied nehmen, wurde aber durch ein Unwohlseyn in Ferrières zurückgehalten und reiste direkt, begleitet vom Prinzen Karl und Grafen Moltke, nach Deutschland zurück. Der Kronprinz nahm statt seiner von den deutschen Truppen im Norden Frankreichs Abschied. Als derselbe nach Rouen kam, hingen die Einwohner schwarze Fahnen aus, wofür sie 10,000 Mann Einquartierung bekamen. Billets wurden dabei erspart, denn die Soldaten quartierten sich nur in den Häusern mit schwarzen Fahnen ein. In Amiens hielt der Kronprinz zum Abschied von den Truppen eine große Parade, dankte ihnen und ihrem tapfern General Göben und reiste sofort seinem kaiserlichen Vater nach, mit welchem er am 17. in Berlin eintraf.

In einem Armeebefehl von Nancy vom 15. März, nahm Kaiser Wilhelm den letzten Abschied von seinem glorreichen Heer: „Ich sage Euch Lebewohl, und Ich danke Euch nochmals mit warmem und gehobenem Herzen für Alles, was Ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtseyn in die Heimath zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, — daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist und daß dem deutschen Reiche jetzt Länder wieder erobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk seyn, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen."

Bismarck hatte Paris schon gleich nach dem Einzug verlassen

und traf am 9. wohlbehalten in Berlin ein. Unterwegs soll er in Frankfurt a. M. auf dem Bahnhof einem ihn begrüßenden ältern Herrn gesagt haben: „So lange wir leben, bekommen wir keinen Krieg mehr.“ Auch ihn empfing überall Jubel. Der Kronprinz und Roon folgten etwas später nach. Die Forts auf der Nordseite von Paris sollten von den Deutschen unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen besetzt bleiben, bis die erste Rate der französischen Kriegscontribution gezahlt seyn würde. Die verheiratheten Männer der Landwehr wurden am frühesten in die Heimath entlassen. Da die Eisenbahnen den Transport des eroberten Kriegsmaterials und der schweren Belagerungsgeschütze besorgen mußten und überfüllt waren, mußten viele deutsche Truppen, die jetzt auf dem französischen Boden nicht mehr nöthig waren, den Heimmarsch zu Fuß antreten. Sämmtliche deutsche Gefangene wurden sogleich ausgeliefert. Die französischen brauchten ihrer großen Zahl wegen mehr Zeit. Doch wurde Offizieren und Gemeinen sogleich die freie Heimkehr gestattet, wenn sie auf eigene Kosten reisen konnten. Sämmtliche von gekaperten Schiffen zurückgehaltene deutsche Seekapitäne wurden gegen die Geißeln ausgeliefert, die man für sie aus Frankreich entführt hatte.

In der Festung Longwy hatten sich die deutschen Offiziere zur Friedensfeier Musikanten aus dem nahen Luxemburg bestellt. Diese wurden aber, als sie auf dem Bahnhof in Longwy ankamen, vom wüthenden Pöbel angefallen, ihre Instrumente zerschlagen, sie selber verjagt.

Am 7. März begann der Rückmarsch des Prinzen Friedrich Karl und seiner Armee von Tours. Sie zog sich hinter die Seine zurück, wie die französischen Truppen hinter die Loire. Friedrich Karl nahm sein Hauptquartier in Fontainebleau.

Neuntes Buch.

Die rothe Republik in Paris.

Mit der anständigen Regierung des Herrn Thiers und Favre und der Nationalverſammlung in Bordeaux, die nach Verſailles überſiedelte, hatte man Frieden geſchloſſen, aber der Pöbel von Paris war nicht damit zufrieden und fühlte ſich in ſeiner Ueberzahl ſtark genug, ſich gegen jene honette Regierung aufzulehnen und um ſo mehr an ihr ſein Müthchen zu kühlen, als er es nicht wagte, die Deutſchen, die noch im Beſitze der nahen Forts waren, anzugreifen. Er nahm die Miene an, als könne er die blaue Republik ungenirt durch die rothe ſtürzen, ohne daß es die Deutſchen berühre, wenn er nur die einmal abgeſchloſſenen Friedenspräliminarien anerkenne.

Am 7. März wurden, den Friedenspräliminarien gemäß, bereits die Forts von Paris auf dem linken Seineufer von den Deutſchen geräumt. In dem Maaß aber, in welchem die Furcht vor der Anweſenheit der Deutſchen ſchwand, nahm auch der Trotz der Rothen zu. Dieſelben hatten, hauptſächlich die Nationalgarden in dem Stadttheil von Belleville, ein geheimes Revolutionscomité gebildet, ſich einer Menge von Kanonen und Mitrailleuſen, die man argliſtig bei der Capitulation verheimlicht und verſteckt hatte, bemächtigt, mit denſelben den Mont Martre beſetzt und die Ge-

ſchütze gegen die vornehmern Stadttheile gerichtet. Auch in den Straßen hatten ſie Barrikaden und Batterien aufgeworfen und an dem fanatiſchen Colonel Razoua einen Befehlshaber mit einem förmlichen Generalſtab gefunden. Man erwartete jeden Tag, daß ſie losbrechen und die Univerſalrepublik verkündigen würden. Die Regierung war in nicht geringer Verlegenheit, da General Vinoy nicht genug Truppen um ſich hatte und man um jeden Preis Blutvergießen vermeiden wollte. Man entſchloß ſich daher zu der allerdings nicht ſehr ehrenvollen Ausflucht, den Nationalgarden der Vorſtädte die tägliche Unterſtützung, die man ihnen bereits entzogen hatte, auf's neue auszuzahlen, um ſie zu beſchwichtigen. Zugleich aber warnte das Siècle die Rothen, ja keinen Tumult zu erheben, denn die Deutſchen ſeyen noch keineswegs fort und würden Paris augenblicklich wieder beſetzen, wenn in dieſer Stadt ein Bürgerkrieg und Straßenkampf ausbräche. Sie hätten auch das Recht dazu, denn Paris ſey ihnen ein Unterpfand der im Friedensvertrage ſtipulirten Kriegsentſchädigung. Wenn die Rothen Paris plündern und ſeinen Reichthum zerſtören wollten, ſo würden die Deutſchen, die denſelben geſchont hätten, mit vollem Recht einſchreiten. Die Rothen ließen es zunächſt nun bei bloßem Drohen bewenden.

Auf der Juliusſäule wehte fortwährend die rothe Fahne. Ein Marineſoldat, der ſie abnehmen wollte, um die Tricolore aufzupflanzen, wurde vom Volk mißhandelt. General Aurelles war ſchon angekommen, wagte aber noch nicht, gegen die Barrikaden der Rothen und den Mont Martre einzuſchreiten, ſo lange die Truppen, welche General Chanzy ſenden ſollte, noch nicht angekommen waren, um Vinoy's ſchwache Truppenzahl zu unterſtützen. Die Tollheit der Pariſer richtete ſich wieder gegen alle Deutſchen. Man ſchrieb in dieſen Tagen aus Paris: „Die Route d'Allemagne in Belleville iſt von der dortigen Bevölkerung in Route de la Revanche umgetauft worden. Die Rue de Berlin wurde vor einigen Tagen ſchon in Rue Richard Wallace umgeändert. — Nun, nachdem der Krieg

zu Ende ist, fängt die Pariser Presse an, die Bevölkerung zu beschwören, alle gesellschaftlichen und commerciellen Beziehungen mit den Deutschen aufzugeben, denselben jede Beschäftigung, jede Stelle, jede Arbeit in Frankreich unmöglich zu machen. Besonders heftig schreiben in dieser Hinsicht l'Opinion Nationale, le Siècle, la France, le Gaulois, Paris-Journal. Letzteres Blatt hat die Initiative zur Gründung einer antipreußischen Ligue ergriffen, welche bereits zahlreiche Beitrittserklärungen von Seiten der Pariser Fabrikanten und Kaufleute aufzuweisen hat. Auch auf der Börse hat sich eine Ligue von Banquiers gebildet, deren Anhänger sich verpflichten, keine Aufträge für deutsche Rechnung auszuführen und kein deutsches Papier anzunehmen. Eine seit gestern an den Börsenmauern veröffentlichte Kundmachung ersucht alle Elsässer, Lothringer und Oesterreicher, die wegen ihres deutschen Accents leicht für Deutsche gehalten werden könnten, immer ihre Papiere bei sich zu tragen, um im Nothfalle ihre Nationalität constatiren zu können. Mehrere preußische Angestellte sind bereits hier angekommen mit der Absicht, ihren Posten wieder anzutreten. Ihre Enttäuschung war groß — sie wurden zur Thür hinausgeworfen. Und so wird es, wenigstens für die nächste Zeit, fast allen Preußen in Paris ergehen. Die Erbitterung der Bevölkerung gegen sie ist groß. Vor dem Kriege waren hier 70 bis 80,000 Deutsche in Bank-, Waarenhäusern und Fabriken angestellt, wo sie die ersten Posten bekleideten. Fast alle diese Stellen sind vacant, und man beabsichtigt, dieselben nun den Franzosen, und — wenn die Kenntniß der deutschen Sprache nothwendig ist — den Elsässern und Oesterreichern zu geben. Ein Preuße, welcher das Café de l'Etoile du Nord auf dem Boulevard Denain gegenüber der Omnibusstation hielt und seit Anfang des Krieges verschwunden war, kam gestern nach Paris zurück und öffnete sein Café wieder. Aber er hatte die Vorsicht, die amerikanische Flagge über die Eingangsthür zu stecken. Von Mobilen erkannt, wurde er sofort nach dem Polizeicommissariat geführt. Dort

weſen, und von bekanntem ſchlechtem Charakter war und einige andere ſeines Gleichen, die den Geſandten begleitet hatten, wurden von ihm als Führer und Kundſchafter angeſtellt. Das Benehmen dieſer Leute war für das Volk beleidigend und unerträglich. Sie hetzten den Geſandten auf, ſich Handlungen zu erlauben, die darauf berechnet waren, eine feindſelige Stimmung zu erzeugen, und mit der der Regierung ſchuldigen Achtung im Widerſpruche ſtanden; z. B. ein Kuji von dem königlichen Zweige dieſes Stammes, der eine Verletzung am Kopfe hat, die ihn irre reden läßt, ward in das Haus des Geſandten zugelaſſen, wo er, auf deſſen Schutz vertrauend, alle möglichen beleidigenden und beſchimpfenden Reden gegen des Schahs Regierung führte. Mirza Yakub, ein Armenier von Erivan, ein Eunuche, vormals Aufſeher des ganzen königlichen Harems, der viele Jahre Vertrauen und Achtung genoſſen, ſpäter aber eine große Summe Juwelen und Gold mit ſich genommen hatte, wendete ſich in das Haus des Geſandten kurz nach deſſen Ankunft in Teheran. Der Schah überließ dem Geſandten alle Anſprüche an Mirza Yakub, forderte aber, daß das von ihm mitgenommene Eigenthum zurückgegeben werde. Der Geſandte erwiderte, es ſey nöthig, die Sache geſetzlich entſcheiden zu laſſen. Die Miniſter gaben ihre Einwilligung hiezu, Mirza Yakub aber, auf den Schutz des Geſandten zählend, trat mit Schmähungen gegen das Geſetz des Propheten und den Glauben des Islam auf, beſchimpfte den Oberſten der Prieſterſchaft, machte die perſiſche Regierung lächerlich und verfluchte das perſiſche Volk, ſo daß die Einwohner von Teheran aller Claſſen aufgereizt wurden und die Geduld verloren. Während ſich die Dinge in dieſem Zuſtande befanden, waren zwei armeniſche Frauen von Tukey in dem

Hauſe

behauptete er, amerikaniſcher Unterthan zu ſeyn und in Amerika lange Jahre gelebt zu haben. Während dieſer Zeit ſtieß die aufgeregte Menſchenmenge, die vor dem Café verſammelt war, die Thüren ein, zerbrach die Spiegel, verſchüttete die Bierfäſſer und zog ſich endlich zurück, folgende Worte mit Kreide an die Thür ſchreibend: ‚Prussien, qui a osé revenir après la conclusion de la paix!‘ Abends mußte das Café von Nationalgarden bewacht werden, um es vor einer weiteren Zerſtörung zu ſchützen.“

Dagegen wagte es die Pariſer „Preſſe“, die bisher immer äußerſt chauviniſtiſch geweſen war, die Wahrheit zu ſagen: „Wir können nicht verdächtig ſeyn, wenn heute der Augenſchein uns einen Schrei des Staunens und der Bewunderung entreißt. Unſere Feinde, wie ſehr wir ſie auch haſſen und wie tief auch der Abgrund iſt, in den ſie uns geſtürzt haben, nöthigen uns, ihre wunderbare Ausdauer und die unglaubliche Beharrlichkeit zu bewundern, mit welcher ſie unter ihren Soldaten die ſtrenge Disciplin und die Gewöhnung an regelmäßige Arbeit erhalten, welche ihre wirkliche und hauptſächlichſte Uebermacht bilden. Es iſt in der That zum Staunen und überwältigend zu ſehen, und alle, welche Paris verlaſſen und wieder hereinkommen können, geben das glänzendſte Zeugniß dafür: welche Armee und welche Soldaten! Der Sieg, unerhört in ſeiner Beſtändigkeit und Ausdehnung, welchen ſie erfochten haben, hat ſie weder berauſcht noch verweichlicht. Herren von Paris, von unſern Forts und unſern Waffen, Beſieger eines Drittheils von Frankreich, unſere Armee in Gefangenſchaft haltend und im Stande, unſerem unglücklichen Vaterlande den Frieden zu diktiren, ſind die Preußen nicht eine Minute lang von ihren ſtrammen Gewohnheiten abgewichen. Alle Tage exerciren ſie, manövriren ſie, unterrichten und vervollkommnen ſie ſich. Parade, Märſche, Revueen, Scheibenſchießen, alles Detail des militäriſchen Lebens geht bei ihnen fort, als ob nichts geſchehen und als ob der Feldzug nicht unterbrochen wäre. Sie haben unſere Gewehre geputzt, eingepackt, zugenagelt

und regelrecht etiquettirt und die Kiſten ſind ſchon unterwegs nach Deutſchland. Sie haben unſere Kanonen probirt, wie man ſie ihnen auslieferte; ſie verſuchen unſere Laffetten und Fahrzeuge alle Tage, und dieſes ganze ungeheure Kriegsmaterial ſteht bereit, um nach jenſeits des Rheins abgeführt zu werden, wie unſere Armee, wie unſere Schätze, wie Alles! Und immer, inmitten dieſer unaufhörlichen und beiläufigen Beſchäftigungen, geht der regelmäßige Dienſt fort; die Poſten löſen ſich ab, die ermüdeten Regimenter werden durch friſche Regimenter erſetzt; Vorpoſten, Reſerve, Feldwachen und Hauptwachen, Alles arbeitet mit unerſchütterlicher und mathematiſcher Regelmäßigkeit und dieſe ſiegreiche Armee weiß noch von keinem Ruhetage. Aus Deutſchland kommen Rekruten ohne Unterbrechung, erſetzen die ermüdeten Truppen, und die Erziehung dieſer neuen Ankömmlinge wird ſofort pünktlich und raſch vorgenommen. Drei Mal am Tage Appel, Morgens und Nachmittags Manöver, jeden Tag Exerciren im Feuer, und immer herrſcht die ſchreckliche Disciplin und nicht die leichteſte Uebertretung wird geduldet. Die eiſerne Hand der preußiſchen Militärautorität iſt immer da, bricht die Leute, zerdrückt den Eigenwillen und ſtraft ohne Gnade die geringſten Fehler. Geht über unſere Mauern hinaus und ſehet ſelbſt zu, ob dies übertrieben iſt! Ihr werdet zurückkehren erſchreckt und verwundert über dieſe Arbeit ohne Ruhepauſe und dieſe unermüdliche Thätigkeit. Sollte der Krieg wieder anfangen, ſo wird die preußiſche Armee in zwei Stunden bereit ſeyn, wieder in's Feld zu rücken und uns nochmals niederzuſchmettern. Was wir hier ſagen, haben wir ſelbſt geſehen, und wir kehren von dieſem unerwarteten Schauſpiele hoch erſtaunt zurück. Welches Beiſpiel und welche Lehre geben uns unſere Feinde!"

Da die Jagd auf die Deutſchen in Paris fortdauerte und zurückgekommene Deutſche, die früher in Paris anſäſſig geweſen und ihr Eigenthum hier zurückgelaſſen hatten, trotz des Friedensſchluſſes mißhandelt und abermals vertrieben wurden, ſoll eine Note Bismarcks

an Favre dieſen ernſtlich gewarnt und, falls man ſich in Paris fernerhin an den Deutſchen vergreife, mit neuen Kriegsſteuern in den noch von den Deutſchen beſetzten Provinzen gedroht haben. Man ging ſo weit, jeden Verkehr mit Deutſchen für immer abbrechen zu wollen. Man las an Läden in Paris die Inſchrift: Hier darf kein Deutſcher eintreten, auch nicht als Kunde. Der Kölner Jude Offenbach, in deſſen witzigen Opern ſich die ganze Corruption von Paris abſpiegelt und der eben deshalb bisher von den Pariſern vergöttert worden war, wurde jetzt proſcribirt und keine ſeiner Opern durfte mehr aufgeführt werden. Sogar vom Inſtitut wurde geſagt, es wolle ſeine deutſchen Mitglieder ausſtoßen und mit deutſchen Gelehrten keinerlei Verkehr mehr haben. Kein deutſches Buch ſollte mehr in Frankreich verkauft werden dürfen. Man verfuhr ſyſtematiſch. „Abgeſehen von dem Aufrufe der antipreußiſchen Liga, welche die franzöſiſche Jugend im Haſſe gegen Deutſchland großziehen und das deutſche Element von den Banken und größeren Geſchäften fern halten will, bilden ſich Zweigvereine — Comités patriotiques nennen ſie ſich —, die ſich zu Folgendem verpflichten: 1) keinen deutſchen Arbeiter oder Commis anzuſtellen; 2) keinen deutſchen Diener und keine deutſche Magd in's Haus zu nehmen; 3) von keinem deutſchen Händler Waaren für den Hausbrauch zu kaufen; 4) ſich überhaupt des Verbrauches deutſcher Erzeugniſſe zu enthalten und gegen deren Einfuhr und Verbrauch aus allen Kräften zu wirken.“ Es war hauptſächlich darauf abgeſehen, deutſche Concurrenten auszuſchließen. Auch von der Börſe, weshalb Daily News am 12. März ſchrieb, auch Rothſchild und Fould hätten ſich der antideutſchen Liga angeſchloſſen.

Die Truppen von Chanzy's Armee kamen an und am 11. März konnte Vinoy 40,000 Mann muſtern. An demſelben Tage ſuspendirte Vinoy kraft der durch den Belagerungszuſtand ihm übertragenen Rechte folgende ſechs Journale: Mot d'Ordre, Cri du peuple, Carricature, Pere Duchesne, Vengeur, Bouche du fer. Gleichzeitig

unterſagte er das Erſcheinen neuer politiſcher Zeitungen bis zur Aufhebung des Belagerungszuſtandes. In den im heutigen Journal offiziel enthaltenen Motiven heißt es: Eine freie Regierung iſt nicht möglich, wenn die Journale ſtraflos Aufruhr und Ungehorſam gegen die Geſetze predigen. Die Ordnung kann nicht hergeſtellt, die Arbeit nicht wieder aufgenommen werden, wenn die Journale, welche zum Aufſtande aufreizen, geduldet werden. Nichtsdeſtoweniger ſchrieb man dem Daily Telegraph aus Paris, auf dem Mont Martre ſeyen noch 250 Kanonen, 70 Mitrailleuſen, zwei Wagen mit Artilleriemunition, darunter Bomben, und eine große Menge Munition für Handfeuerwaffen aufgeſtellt. Mont Martre hat 22 Bataillone Nationalgarden, von denen 8 unter Befehl des „Comité Central de Réſiſtance" ſtehen, während die übrigen, welche den Petersplatz beſetzt haben, für reaktionär gehalten werden. Jeder Tag hat der Zahl der Geſchütze einen Zuwachs gebracht; dieſelben werden von Männern, Weibern und Kindern bergauf geſchleppt. Indeſſen wurde unterhandelt. Ein Theil der Nationalgarden war bereit, die Kanonen abzuliefern, wenn ihnen der Tagelohn von 1½ Franken geſichert bliebe. Das ſoll beſonders ihren Weibern zugeſagt haben, die ſie alſo friedlich zu ſtimmen ſuchten. Thiers ſelber, da ihm alles daran lag, Blutvergießen zu verhüten, verfehlte nicht, den Rothen zur Beruhigung zu ſagen, die gegenwärtige Nationalverſammlung, die ſo viele ihnen mißliebige conſervative Elemente enthalte, habe nur über Krieg und Frieden zu entſcheiden gehabt und damit gehe ihre Miſſion zu Ende. Ueber die künftige Verfaſſung Frankreichs könne nur eine neuzuwählende Verſammlung entſcheiden.

Gleichwohl hielten die Rothen den Mont Martre immer noch feſt und am 12. März fand man ſogar große rothe Maueranſchläge in den Straßen, worin die neu ankommenden Truppen zum Anſchluß an die neue Republik aufgefordert wurden. Der böſe Geiſt verrieth ſich auch in dem Eiſenbahnunglück von Puteaux. Hier

verunglückte ein Eisenbahnzug mit kranken und verwundeten Deutschen, von denen fünfzig theils getödtet, theils geschädigt wurden, und man vermuthete mit Grund, französische Bosheit habe das Unglück herbeigeführt.

Um die Gemüther noch mehr aufzureizen, verbreitete man damals ein „Todesurtheil" aus der Zeitschrift Le télégraphe in Brest. Dasselbe lautete: „Die in Lyon vereinigten Abgeordneten der Freimaurerlogen und Internationalen haben beschlossen: Wilhelm und seine beiden Gefährten Bismarck und Moltke, die Geißeln der Menschheit, sind außer Gesetz erklärt, für jedes der drei verurtheilten wilden Thiere wird von den sieben Großlogen dem, der sie tödtet, oder seinen Erben eine Million Franken ausgezahlt. Allen unsern Brüdern in Deutschland und auf dem ganzen Erdenrunde ist die Vollstreckung aufgetragen."

Die ganze Umgegend von Paris war, wie oben schon erzählt ist, ehe noch die Deutschen kamen, von den wohlhabenden Einwohnern verlassen und nachher vom Pariser Pöbel systematisch ausgeplündert worden. Jetzt logen die Pariser Blätter, alle diese Zerstörungen und Plünderungen rührten von den Deutschen her, die damit ihre Barbarei beurkundet hätten. Die antipreußische Liga machte in Paris von Tag zu Tag größere Fortschritte. Trieb dazu nicht wirklicher Haß oder das Interesse, sich deutsche Concurrenten vom Halse zu schaffen, so doch die Angst vor dem Pöbel. Man verfertigte lange Listen von allen den Deutschen, die noch in Paris lebten oder wieder dahingekommen waren, um den Pöbel gegen sie aufzureizen. Sie mußten sich verborgen halten, wenn sie nicht arretirt und mißhandelt werden wollten.

Zum Beweise, welche Rolle bei der Deutschenhetze in Paris der gemeinste Eigennutz spielte, schrieb die France, die guten Franzosen im Elsaß, welche auswandern wollten, um Franzosen bleiben zu können, sollten es doch lieber nicht thun, sondern im Elsaß bleiben, um dort den französischen Geist zu erhalten. Der wahre

Grund aber war, die Induſtriellen in Paris und Lyon fürchteten die Concurrenz der Ausgewanderten. Die Pariſer ſchwärmten für gänzlichen Abbruch allen Verkehrs mit Deutſchland. Wie lächerlich, da ſie bisher nur allein für den nichtsnutzigſten Modetand viele Millionen aus Deutſchland bezogen hatten! Die Weinhändler von Bordeaux waren geſcheidt genug, den Deutſchen, wenn auch auf einem kleinen Umwege, doch den Genuß ihres Weines ferner geſtatten zu wollen.

Thiers und die Miniſter rathſchlagten, was mit den gottloſen Montmartriniſten zu machen ſey, mit den hunderttauſend Nationalgarden, die immer noch ihren Sold bezogen und doch nicht gehorchten und einen Aufruf an die Truppen erließen, die Regierung zu verlaſſen, ſich an das Volk anzuſchließen und eine neue rothe Republik zu gründen, da die gegenwärtige Regierung offenbar nur die Wiederkehr der Monarchie vorbereiten wolle.

Damit nun die Pariſer nicht glauben ſollten, die Nachſicht der Regierung ſey bloße Schwäche, erhielt General Vinoy den Befehl, die Kanonen auf dem Mont Martre zu nehmen, da ſie dem Staate und nicht der Gemeinde gehörten. Vinoy, von dem man ſagte, er komme immer zu früh oder zu ſpät, kam diesmal zu früh, wie bei Sedan zu ſpät. Unbegreiflicherweiſe ließ er die Truppen nicht offen und bei Tage und nach vorheriger Ankündigung vorgehen, ſondern unerwartet, bei Nacht, wie ein Dieb. In der Nacht des 17. März ſchickte er den General Le Comte nach dem Montmartre und dieſem gelang es wirklich, die nicht zahlreichen Nationalgarden zu überraſchen und ihnen 40 Kanonen nebſt 400 Gefangenen abzunehmen.

Allein er hatte ſich nicht lange dieſes Erfolges zu erfreuen, denn am frühen Morgen des 18. wurde in den benachbarten revolutionären Stadtvierteln Generalmarſch geſchlagen und von allen Seiten ſtrömten die Nationalgarden herbei und umringten die Truppen. Die Generale befahlen zu ſchießen, aber die Truppen zauderten,

fraternisirten mit den Nationalgarden und verweigerten den Gehorsam. General Freron wurde mit 300 Mann gefangen, doch konnte er sich noch frei machen. General Paturel wurde verwundet, General Le Comte mit seinem ganzen Stabe gefangen. General Thomas, obgleich als guter Republikaner bekannt, wurde, als er in Civilkleidern dazu kam, von Soldaten des treulosen 88. Regiments und vom Pöbel gepackt und mit Le Comte in einen Garten am Montmartre geschleppt, wo der Pöbel eigenmächtig schnell ein Revolutionsgericht unter dem Vorsitz von Assy, einem berüchtigten Arbeiterführer, ernannte. Beide Generale wurden zum Tode verurtheilt und sogleich erschossen, Thomas auf eine grausame Weise, da er erst nach mehreren Schüßen in's Gesicht durch eine zweite Salve den Tod fand. Er rief noch sterbend: „Ihr Feiglinge!"*) Auch General Chanzy, der gerade in Paris ankam, wurde vom Pöbel körperlich so mißhandelt, daß er in ein Spital gebracht werden mußte, und als Geißel zurückbehalten. Dasselbe Schicksal erlitt auch sein Begleiter General Ladoriac, den man für Aurelles hielt. General Vinoy blieb für seine Person vom Kampfplaß entfernt und zog, da er die Nutzlosigkeit des Widerstandes erkannte, mit noch 10,000 Mann Truppen nach Versailles ab. Von Aurelles hörte man gar nichts mehr.

So war denn die ganze große Stadt Paris in die Gewalt der rothen Republikaner oder eigentlich des Pöbels gekommen. Die bisherigen bekannten Führer der extremsten republikanischen Partei waren abwesend wie Gambetta, oder krank wie Rochefort, oder hielten sie noch wie Blanqui, Flourens, Victor Hugo ꝛc. mit ihren Namen absichtlich zurück. Auch wurde noch keine

*) Thomas hatte im Dezember die besoffenen Nationalgarden scharf getadelt, daher der Haß gegen ihn. Der Pöbel verkaufte in den Straßen von Paris die angeblichen Knöpfe von der Uniform Le Comtes und es sollen an 20,000 solcher Knöpfe an den Mann gebracht worden seyn.

definitive Regierung der rothen Republik niedergesetzt, sondern nur ein provisorisches „Centralcomité der Nationalgarde". Dasselbe ordnete erst die Wahl einer Commune, ganz nach dem Muster von 1792, an. Als Mitglieder dieses Centralcomités waren unterzeichnet: Assy, Bellevray, Ferrat, Babak, Moreau, Dupochet, Varlin, Boursier, Mortier, Gouhier, Valette, Jourde, Rousseau, Lullier, Blanchet, Grollard, Baron Geresme, Halse, Pougeret. Lauter unbekannte Namen mit Ausnahme des Erstgenannten, Assy, der bekanntlich ein Haupt der internationalen Arbeiterassociation ist und Hauptanstifter der Unruhen im Creuzot war. Von diesem kann man auf die Farbe der Uebrigen schließen. Als militärischer Chef der Aufständischen fungirte ein gewisser General David und sein Adjutant Leon Meillet.

Das Comité nahm seinen Sitz im weltberühmten Stadthause unter der wieder aufgepflanzten rothen Fahne. Man glaubte, es werde Vinoy und die Truppen verfolgen und die Nationalversammlung in Versailles überfallen lassen, aber es drohte damit vorläufig nur und beschäftigte sich zunächst mit Proclamationen. Eine solche vom 19. März lautete: Bürger! Das Volk von Paris hat das Joch abgeschüttelt, welches man ihm aufzulegen versuchte. Ruhig und leidenschaftslos in seiner Kraft, hat es ohne Furcht, ohne Provokation die schamlosen Narren erwartet, welche an der Republik rütteln wollten. Dießmal haben unsere Brüder von der Armee ihre Hand auf die heilige Bundeslade unserer Freiheiten nicht legen wollen. Dank Allen! und möget ihr und Frankreich die Grundmauern der Republik errichten, durch allgemeinen Zuruf angenommen mit allen ihren Consequenzen, als die einzige Regierung, welche für immer die Aera der Invasionen und Bürgerkriege schließen wird. Die Amtszeitung schrieb: „Mitten in der Ohnmacht der regierenden Klassen haben die Proletarier begriffen, daß für sie die Stunde gekommen ist, rettend einzuschreiten und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen."

Inzwiſchen war die Pöbelregierung doch ſchlau, denn am 20. erklärte das Comité in einem Manifeſt, es werde die Friedenspräliminarien achten. Es wollte alſo jede Intervention der deutſchen Truppen vermeiden, welche noch die nördlichen Forts von Paris beſetzt hatten und deren zahlreiche Truppen noch unfern von Paris ſtanden. Einige Tollköpfe wollten zwar Paris ganz iſoliren und vom übrigen Frankreich trennen, das Comité aber wandte ſich an die Provinzen, forderte ſie auf, ſich mit Paris zu vereinigen und Delegirte dahin zu ſchicken. Das officielle Journal ſchrieb: „Paris hat nicht die Abſicht ſich von Frankreich zu trennen, im Gegentheil, um Frankreichs willen erduldete es das Kaiſerreich und die Regierung der Nationalvertheidigung mit all ihren Verräthereien, all ihren Feigheiten; auch heute will es Frankreich nicht verlaſſen, ſondern ihm zurufen: Stehe feſt, geſtützt auf dich ſelbſt wie ich.“ Alſo geberdete ſich das Comité als die einzig legitime Regierung Frankreichs. Es nahm eine Million Franken aus der Bank zur Beſoldung der Nationalgarde und erzwang von Rothſchild eine halbe Million. Der Pöbel ließ ſich durch das Geld wenigſtens von Plünderungen zurückhalten, geberdete ſich aber im Uebrigen als unumſchränkter Herr der Stadt. Die wohlhabenden Bürger waren von Schrecken gelähmt, Handel und Gewerbe ſtockten, die Läden blieben geſchloſſen. Man ſchrieb aus Paris: „Nur die Weinläden ſind offen und angefüllt von den Inſurgenten in verſchiedenen Stadien der Betrunkenheit. Das Pflaſter iſt aufgeriſſen; in allen Richtungen werden Barrikaden erbaut, Männer, Weiber und Kinder arbeiten um die Wette. Betrunkene Kerle liegen in den Straßen umher und ſpielen mit geladenen Gewehren; andere liegen hülflos auf Bänken ausgeſtreckt. Man ſieht Weiber mit Waffen; der Pöbel iſt ſouverain. Eine Abtheilung der Aufſtändiſchen beſetzte das Juſtizminiſterium; die Beamten entflohen.“

Für die große Maſſe des gemeinen Volks war die Inſurrection nur ein Mittel, das bisherige Faullenzerleben fortzuſetzen,

nichts zu arbeiten, täglich einen Sold von der Regierung zu empfangen und denſelben zu vertrinken. Auch die geheimen Lenker der Inſurrection konnten ihre Zwecke nicht erreichen, wenn ſie nicht dem Pöbel ſchmeichelten und deſſen nächſte Bedürfniſſe befriedigten. Daher ſetzte das Comité durch, daß nicht nur die ganze Nationalgarde beſoldet wurde, ſondern daß auch die Zahlung fälliger Wechſel ſiſtirt und ſich alle Hausmiether in Paris gefallen laſſen mußten, auf den Miethpreis der letzten drei Monate zu verzichten, und ſie auch keinem Miether mehr aufkündigen durften.

Alles, was zur Regierung gehörte, hatte ſich aus Paris nach Verſailles geflüchtet. Die Nationalverſammlung und die Regierung waren ohne Macht, und wenn auch Thiers in einer ſtolzen Proklamation ihre Würde aufrecht zu erhalten ſuchte, ſo achteten doch die Pariſer nicht darauf. Die Verſammlung ſelbſt war weniger zahlreich als ſie in Bordeaux geweſen war, namentlich fehlten viele Legitimiſten, die ſich in die gefährliche Nähe von Paris nicht getraut hatten. Der Präſident Grevy führte eine ſtolze Sprache wie Thiers und ſagte zur Verſammlung: „Eine aufrühreriſche Regierung ſtellt ſich der National-Souverainetät gegenüber, deren einzige legitime Repräſentanten Sie ſind. Sie werden ſich mit Muth und Würde zur Höhe der Lage erheben, welche dieſe Ihnen auferlegt. Möge Frankreich ruhig und vertrauensvoll ſeyn, möge es ſich um ſeine Erwählten ſchaaren, und die Kraft wird dem Rechte bleiben.“ Aber es fehlte eben an einer bewaffneten Macht, welche dieſen Worten hätte Nachdruck geben können. Der Mund rief nach Thaten, aber die Arme fehlten. Die ſog. blaue Republik der gebildeten Claſſen war machtlos gegenüber der rothen Republik des Pöbels. Thiers konnte nur eine Defenſivmaßregel ergreifen, indem er rings um Paris die Telegraphendrähte durchſchneiden ließ, um zu verhindern, daß ſich die Rothen in Paris mit denen in Lyon und Marſeille in Verbindung ſetzten. Sogar die äußerſte Linke der Nationalverſammlung, beſtehend aus den in Paris gewählten

Hauſe Allah Yar Khans, des vormaligen Aſuſedhowleh. Die Kundſchafter des Geſandten gaben ihm hievon Nachricht, und veranlaßten ihn zu dem Glauben, als wären dieß zwei Gefangene von Georgien und Karabagh. Der Geſandte nahm ſie in Anſpruch. Allah Yar Khan erwiderte, ſie ſeyen von Tukey und ſtänden in keiner Verbindung mit Rußland; der Geſandte aber wollte dieß nicht glauben und wurde dringend und heftig. Der König befahl Allah Yar Khan, die Frauen mit einem Manne ſeines Gefolges in das Haus des Geſandten zu ſchicken, damit dieſer ſie fragen und ſich überzeugen könne, daß ſie keine ruſſiſchen Gefangenen ſeyen. Dieſen Befehlen gehorchend ſendete Allah Yar Khan ſie ab, der Geſandte aber ſchickte den Mann zurück und behielt die Frauen. Bekanntlich kann nach perſiſcher Sitte ein Weib nicht in dem Hauſe eines Fremden bleiben, ohne ihrem Rufe zu ſchaden; überdieß hatte in dieſer Nacht Mirza Yakub ein Trinkgelag veranſtaltet, und die Leute des Geſandten hatten eine öffentliche Dirne aus der Stadt gebracht. Als die zwei in dem Hauſe befindlichen Frauen dieſe Dinge ſahen, begannen ſie ſich zu beklagen, und der Pöbel blieb bis zum Morgen in Aufregung, wo einige Leute forderten, daß die Frauen zurückgegeben werden ſollten; ſie wurden aber nicht zurückgegeben. Nun entſpann ſich ein Streit zwiſchen denen, welche die Frauen zurückforderten, und den Wachen des Geſandten. Auf beiden Seiten rottete man ſich zuſammen. Die Leute des Geſandten griffen die andern an, und erſchoſſen mit Flinten und Piſtolen mehrere von dem Volk aus der Stadt; die Verwandten der Getödteten miſchten ſich in den Kampf, und es entſtand allgemeiner Tumult und Bewegung. Als der König von dieſen Dingen Nachricht erhielt, ſendete Se. Majeſtät mich und Se. königl. Hoheit den Prinzen

Deputirten, hatte in dieſer Stadt das Heft nicht mehr in der Hand und ſuchte daher zu vermitteln. Sie trug in der Verſammlung darauf an, dem Pariſer Comité die Wahl aller Chefs der Nationalgarde und die Einrichtung eines von den Bürgern gewählten Gemeinderaths zu bewilligen, und meldete das dem Comité in einer Proklamation, unterzeichnet von Louis Blanc, Schölcher, Peyrat, Adam, Floquet, Bernard, Langlois, Lockroy Larey, Briſon, Greppo, Milliere. Mehr Muth bewieſen die Redakteure ſämmtlicher Pariſer Zeitungen, die an demſelben Tage, am 21. März, gemeinſchaftlich erklärten: In Erwägung, daß die Zuſammenberufung der Wähler ein ſouveräner nationaler Akt iſt, der nur denjenigen Gewalten zuſteht, die aus dem allgemeinen Stimmrecht entſtanden; in Erwägung, daß folglich das Comité des Stadthauſes weder Recht noch Beruf hat Wahlen vorzunehmen, erklären die Vertreter der Zeitungen die auf den 22. März ausgeſchriebene Wahl für null und nichtig und ermahnen die Wähler ſich nicht daran zu betheiligen.

Darboy, der Erzbiſchof von Paris, beſchwor die Bevölkerung in einem Hirtenbrief, nicht weiter zu gehen: „Die ganze Nation bedarf eines moraliſchen Umſchwunges, die Liebe zur Arbeit, Achtung vor dem Geſetze, Pflichtgefühl, Mäßigung, Eintracht, religiöſer Glaube dringen nicht mehr in die Herzen und beſeelen das geſellſchaftliche Leben nicht. Möchte es (Frankreich) raſch ſeine Wunden heilen, die vorzugsweiſe moraliſche ſind.“ Das Siècle entgegnete darauf: „Unſere Wunden ſind hauptſächlich moraliſche; aber woher kommen ſie? Wer hat der Nation ſeit zwanzig Jahren das ſchlechte Beiſpiel gegeben? Wer hat ſie zu Luxus, ſinnlichen Vergnügen, ſchamloſen Aufführungen, ſchmählichen Spekulationen, wer zu der Verachtung bürgerlicher Tugenden und zum Vergeſſen des Rechtes geführt? War es nicht eine aus Rechtsverletzung und Verbrechen hervorgegangene Regierung? Aber hat nicht gerade dieſe Regierung die Segnungen, Glückwünſche und Ermunterungen eines gewiſſen Klerus

erhalten, den der Herr Erzbiſchof von Paris ſehr wohl kennt?“ Wohl wahr, aber der engliſche Standard bemerkte mit Recht, jene liberale Oppoſition in der franzöſiſchen Kammer, die beſtändig den Kaiſer angegriffen, ſeine friedliche Politik gehemmt und den Chauvinismus großgezogen habe, ſie habe den Wind geſäet und müſſe nun den Sturm ernten.

Es fehlte nicht an bonapartiſtiſchen Agenten. Man wollte wiſſen, es ſey viel Geld vertheilt worden. Beſonders die Soldaten ſeyen gewonnen worden, die blaue Republik zu verlaſſen und auf die Rückkehr des Kaiſers zu warten. Damit ſtimmte ein Schreiben des Exkaiſers vom 12. März an Mac Mahon überein, worin der letztere aufgefordert wurde, ſich für Belohnungen der Armee von Sedan zu verwenden. Auch fiel es auf, daß ſo viele kaiſerliche Soldaten, die nach Paris zurückgekehrt waren, hier unangefochten blieben und ſogar öffentlich für den Kaiſer Propaganda machen durften. In einigen Mitgliedern des Centralcomités ſelbſt wollte man ehemalige Polizeiagenten des Kaiſerthums wiedererkennen. In Brüſſel ging die Rede, der Exkaiſer habe auf ſeiner Durchreiſe nach England Pariſer Nachrichten empfangen und ein ihn begleitender General habe nachher geſagt: In zwei Monaten ſind wir wieder in Paris! Der ehemalige Sprechminiſter Rouher, der ſich ſcheinbar in Familienangelegenheiten mit Gemahlin nach Paris wagte, wurde auf Befehl der Verſailler Regierung verhaftet.

Die Bonapartiſten hatten jedoch nur die zweite Hand im Spiel. Die erſte hatten die internationalen Arbeitervereine, welche ſeit lange gut organiſirt waren und Verbindungen durch ganz Europa hatten. Von ihnen war auch das Centralcomité beſetzt, daher die vielen bisher unbekannten Namen in demſelben. Die Arbeitervereine, ſchon lange nach einer univerſellen Socialrepublik trachtend, glaubten, ihre Zeit ſey jetzt gekommen. Unſinniger Weiſe, denn weitaus die Mehrheit Frankreichs wollte nichts von ihnen wiſſen, und überdies waren ja die deutſchen Heere noch im Lande. Auch

in Belgien gährte es unter den Arbeitern, doch waren sie so klug sich zurückzuhalten. Ohne Zweifel hatten die Arbeiter ein Recht zu klagen, daß nur sie arbeiten und entbehren sollten, während die Kapitalisten, für welche sie arbeiteten, in Ueberfluß und Müßiggang schwelgten. Sie hatten ein Recht, eine bessere Organisation der Gesellschaft, ein richtigeres Verhältniß des Lohns zur Arbeit zu verlangen. Aber sie wandten verkehrte Mittel an, um zum Zweck zu kommen. Sie ließen sich verführen, nach einer unmöglichen Gleichheit aller Menschen, nach der Vernichtung des Eigenthums durch Raub, Gewaltthat und Anarchie zu streben und am Ende sich nur in dieselben Genüsse und Wollüste stürzen zu wollen, um welche sie die Reichen beneideten, in thierischer Gier nur Rechte fordernd, ohne sich einer sittlichen Pflicht zu unterziehen.

Die Regierung in Versailles predigte den Parisern vergeblich Vernunft, verrieth aber damit nur ihre Schwäche. Thiers erklärte am 21. März: „Die Regierung wird Paris nicht den Krieg erklären, sie beabsichtigt nicht gegen Paris zu marschiren, sie erwartet von Paris nur Akte der Vernunft. Paris möge uns seine Arme öffnen und wir werden ihm sofort das Gleiche thun." Die Insurgenten ließen sich auch auf Verhandlungen ein. Man meldete: „Vor allen Dingen verlangen sie die Absetzung der Generale Vinoy, Commandanten der Armee von Paris, und d'Aurelles, Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris. Diese beiden Absetzungen werden auch wahrscheinlich erfolgen, weil diese Beiden sich als unfähige Führer erwiesen haben und ihrer Stellung keineswegs gewachsen sind. Die übrigen Forderungen, welche die Insurgenten stellen, sind folgende: 1. Wahl eines Gemeinderathes, 2. keine Garnison in Paris, die Truppen sollen in den Forts consignirt werden, 3. Unterdrückung der Polizeidiener oder Gardiens de la Paix, der Gendarmen, der Municipalgarde ꝛc. Die Polizei im Innern der Stadt soll von der Nationalgarde allein ausgeübt werden, 4. Wahl des Oberkommandanten der Nationalgarde, 5. Rückkehr der National-

verſammlung nach Paris." — Die Regierung willigte ein, Aurelles und Vinoy zu beſeitigen, und übertrug das Commando über die Pariſer Nationalgarde dem General Langlois. Als ſich dieſer aber der Commune unterwerfen ſollte, trat er wieder zurück. Nun vertraute die Regierung das Commando dem Admiral Saiſſet.

Eine wahre Vereinbarung wurde nicht erzielt und ſo blieb der allein als legitim anerkannten Regierung in Verſailles die des Pariſer Centralcomité an der Seite und machte denſelben Anſpruch, die einzig legitime Regierung Frankreichs zu ſeyn. Die Nationalverſammlung in Verſailles ſey illegitim, weil ſie zum Theil in Provinzen gewählt worden ſey, welche der Feind beſetzt hatte. Beide Regierungen gaben jede ein beſonderes Amtsblatt heraus und ertheilten darin Befehle an das franzöſiſche Volk. Die Regierung in Paris ernannte ihre eigenen Miniſter, z. B. Sanglier für das auswärtige Amt.

Am 22. März verſuchten die wohlhabenden und conſervativen Bürger von Paris eine große, jedoch nur friedliche Demonſtration, um zu beweiſen, daß ſie das eigenmächtige Vorgehen der Arbeiter mißbilligten, und damit es nicht heiße, dieſe ſeyen wirklich ſchon Meiſter von ganz Paris. Aber das war eine eben ſo halbe Maßregel wie die Vernunftpredigt des alten Thiers. Um zwei Uhr Nachmittags bewegte ſich eine große Maſſe unbewaffneter Bürger durch die Straßen mit einer Fahne, auf welcher geſchrieben war „Verein der Freunde der Ordnung". Als ſie aber zum Vendomeplatz kamen, wurden ſie von den Inſurgenten aufgehalten und durch Gewehrfeuer zurückgetrieben. Es gab 50 Todte und Verwundete, nach andern 117. Bankier Hottinger wurde tödtlich getroffen, der Chefredakteur des „Paris Journal", Henri de Pene (welcher die Deutſchenhetze am raffinirteſten betrieb), verwundet. Auch ein Wechſelagent Nathan wurde getödtet, den man anfangs für Rothſchild hielt. Der Allarm war groß. In allen Straßen wurden zum Theil haushohe Barrikaden aufgerichtet. Zwei Belgier

wurden für Deutſche gehalten und ermordet. Ein General Allart mit Frau ſoll vom Pöbel verhaftet und als Geißel behalten worden ſeyn. Der berüchtigte Cluſeret drängte ſich in's Kriegsminiſterium des Centralcomité, ein gewiſſer Eudes, früher wegen Verbrechen zum Tode verurtheilt, in's Finanzminiſterium ein. Menotti Garibaldi ſollte Oberbefehlshaber in Paris werden, blieb aber fern. Bonapartiſtiſche und orleaniſtiſche Agenten wurden beim Geldvertheilen ergriffen, der Exkaiſer erklärte aber ausdrücklich, jeder Agitation ſolcher Art fremd zu ſeyn. Schon hörte man, das Centralcomité erkläre die Regierung in Verſailles in Anklageſtand und ſchicke Delegirte in die Provinzen aus, als ſey es die allein rechtmäßige Regierung.

Uebrigens hüteten ſich die rothen Republikaner ſehr vor den Preußen. Es kam zwar vor, daß auf eine preußiſche Patrouille geſchoſſen wurde, aber das Centralcomité entſchuldigte ſich ſogleich, nur einige Wahnſinnige hätten den Frevel begangen. Am 21. März erhielt Favre eine Note von Berlin, worin ihm Bismarck eröffnen ließ: „Das Obercommando der Armee vor Paris unterſagt die Annäherung an unſere Linien vor den von uns beſetzten Forts, verlangt die Herſtellung des zerſtörten Telegraphen bei Pantin und wird Paris feindlich behandeln, ſobald weitere Handlungen verſucht werden, welche mit den mit der franzöſiſchen Regierung getroffenen Vereinbarungen und den Friedenspräliminarien im Widerſpruch ſtehen. Der Verſuch, die Enceinte wieder zu armiren, würde die ſofortige Eröffnung des Feuers von Seiten der von uns beſetzten Forts zur Folge haben.“ — Favre antwortete, die Regierung in Verſailles werde alles Mögliche thun, ihn zu befriedigen, und fügte die Bitte hinzu, er möge Paris womöglich ſchonen. Am 23. erklärte der ſächſiſche General Schlotheim, Commandirender vor Paris von Compiegne aus, er habe den Befehl, ſo lange eine friedliche und vollſtändig paſſive Haltung zu beobachten, als die Ereigniſſe, deren Schauplatz das Innere von Paris iſt, keinen derartig feind-

ſeligen Charakter gegenüber der deutſchen Armee annehmen, daß letztere gefährdet würde, ſich vielmehr innerhalb der durch die Friedenspräliminarien beſtimmten Grenzen zu halten. Sobald jedoch dieſe Ereigniſſe einen feindſeligen Charakter annehmen, würde die Stadt Paris feindlich behandelt werden. Der Delegirte des Centralcomités für auswärtige Angelegenheiten, Sanglier, antwortete hierauf: Die Revolution, welche ſich in Paris durch das Centralcomité vollzogen, habe einen weſentlich communalen Charakter, ſey mithin in keiner Weiſe aggreſſiv gegen die deutſchen Armeen. Auch haben wir, fügte der Delegirte hinzu, keine Befugniß, die durch die Nationalverſammlung in Bordeaux angenommenen Friedenspräliminarien einer Erörterung zu unterziehen.

Ueber die Stellung der deutſchen Truppen wurde Folgendes conſtatirt: In unſerem Beſitz iſt außer dem ſüdöſtlichen Frankreich das nordöſtliche rechts des ganzen Seinelaufs, einſchließlich der Pariſer Forts Charenton, Nogent, Noiſy, Romainville, Aubervilliers, St. Denis, bekanntlich der eigentlich beherrſchenden, überdies die unruhigen Viertel von Paris unmittelbar bedrohenden Werke. Die Aufſtellung der deutſchen Armee in Frankreich iſt nach Angaben preußiſcher Blätter folgende: Die 1. Armee hält die Stellungen nördlich der Seine inne, ſüdöſtlich ſchließen ſich an dieſe die bisherige Maasarmee und die 3. Armee an; vom Einfluß der Aube in die Seine bis zur Cote d'Or reichen die Stellungen der 2. Armee, während die Südarmee den linken Flügel dieſer ganzen Linie bildet, die von Rouen durch die mittleren Provinzen Oſtfrankreichs bis Dijon ſich ausdehnt. Erſt nach Bezahlung der erſten halben Milliarde, die noch nicht erfolgt iſt, hätten unſere Armeen ſich weiter zurückzuziehen gehabt, und ſelbſt dann nur ſo weit, um jeden Augenblick wieder zur Stelle, vor Paris, erſcheinen zu können. — Die deutſchen Landwehren, die mit in Frankreich eingerückt waren, wurden in die Heimath entlaſſen, aber es blieben noch die Linientruppen in hinreichender Zahl zurück.

Der deutſche Kaiſer blieb ſich in ſeiner bisherigen Großmuth gleich. Als die ſchwer bedrängte Regierung in Verſailles die Rate von 36 Millionen am Verfalltage nicht zahlen konnte, wurde ihr wohlwollend eine Friſt gewährt. Ueberhaupt geſchah alles, dieſelbe zu ſchonen, um ihr Anſehen gegenüber den Rothen nicht noch mehr zu ſchwächen. Daher billigte auch der preußiſche Staatsanzeiger, „daß die Reiſen der Deutſchen nach Frankreich von den franzöſiſchen Behörden anſcheinend deshalb verhindert werden, weil ſie noch nicht in der Lage ſind, den Deutſchen wirkſamen Schutz zu gewähren.“

Die fortwährende Nähe und Stärke der deutſchen Truppen übte begreiflicherweiſe einen großen Einfluß auf das toll gewordene Paris, reizte die Aufrührer aber keineswegs zu einem Angriff, ſondern jagte ihnen vielmehr eine heilſame Furcht ein, hemmte ſie in ihrem verwegenen Vorgehen gegen Verſailles und gewährte dadurch der ſchwachen Regierung von Thiers und Favre einen wirkſamen Schutz. Dieſe ohnmächtigen Regenten in Verſailles konnten ſich von ihrer erſten Beſtürzung erholen und gewannen wenigſtens Zeit. Die Situation war mehr lächerlich als ſchrecklich. Beide Theile, die Regierung in Verſailles und die Revolutionären in Paris, prahlten in Worten und hatten doch beide Furcht im Herzen, die honetten Leute vor dem Pöbel und der Pöbel vor den Preußen.

Die Aufrührer wollten ſich Offiziere unter den polytechniſchen Schülern wählen, dieſe aber weigerten ſich und ſtellten ſich der Regierung in Verſailles zur Verfügung. Das 69. Linienregiment, welches von den Aufrührern im Palaſt de Louzembourg zurückgehalten wurde, brach glücklich durch und kam nach Verſailles, zum großen Troſt der Regierung, die jeden Offizier um einen Grad avanciren ließ. Dieſe Regierung fühlte ſich aber noch immer nicht ſtark genug, die Inſurgenten von Paris mit Gewalt anzugreifen, wollte überhaupt Blutvergießen möglichſt vermeiden und ſuchte durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen. In der Sitzung der National-

verſammlung vom 23. verrieth ſich die Unfähigkeit dieſes Körpers, in einer ſolchen Kriſis einig und energiſch zu handeln. Thiers ſchlug vor, jedes Departement von Frankreich ſolle ein Bataillon nach Verſailles zu Hülfe ſchicken. Das führte zu einem einfältigen Streit, ob dieſe Bataillone unter der Civil- oder Militärbehörde ſtehen ſollten. Gegen zwanzig Maires von Paris ſuchten Straßenkämpfe zu verhüten und kamen nach Verſailles, um zwiſchen der Regierung und den Aufſtändiſchen in Paris zu vermitteln. Aber eine Mehrheit in der Nationalverſammlung, die Abgeordneten aus den Provinzen und vom Lande, die ſog. Ruralpartei hatte theils Furcht vor dem Pöbel von Paris, theils hätte ſie gern geſehen, es wäre in Paris zum Aeußerſten gekommen, weil dann die deutſchen Truppen am Ende doch hätten interveniren müſſen, der allgemeine Abſcheu des Landes vor den Ausſchweifungen der Pariſer aber jedenfalls eine monarchiſche Reſtauration begünſtigt hätte. Die Vermittler warfen wenigſtens der Ruralpartei dieſen Hintergedanken vor, um ſo mehr, als ſich auch das Gerücht verbreitete, der Herzog von Aumale ſey in der Nähe.

Erſt am folgenden Tage gelang es den eifrigen Bemühungen Favres, Grevys ꝛc. die Mehrheit der Verſammlung für den Vermittlungsvorſchlag der Pariſer Maires zu ſtimmen, und ſo wurde denn Admiral Saiſſet beauftragt, in einer Proklamation deſſelben Tages den Pariſern folgende Zugeſtändniſſe zu machen: Volle Anerkennung der Gemeindefreiheiten, freie Wahl ſämmtlicher Offiziere der Nationalgarde, Abänderung des Geſetzes bezüglich der Verfallfriſt der Wechſel, endlich ein Miethsgeſetz, welches den Wohnungsmiethern bis 1200 Franken große Begünſtigungen bietet. Das Centralcomité in Paris ging auf dieſe Vorſchläge ein, denn es waren ja überall nur Conceſſionen, die von Verſailles aus dem Pöbel gemacht wurden, und lag darin zugleich die Anerkennung der Pöbelregierung. Man kam alſo überein, Sonntag am 26. die neue Gemeindeverwaltung von Paris zu wählen. Das erregte nun

vorübergehend eine große Freude in Paris. Man beglückwünſchte ſich und drückte ſich die Hände, als ſey nunmehr der Frieden in der Stadt geſichert. General Chanzy wurde freigegeben, wie auch Rouher, der ſogleich nach Brüſſel abreiſte.

Am Wahltage wurden in Paris 90 neue Communalbeamte gewählt, denen das bisherige Centralcomité wirklich das Regiment in der Stadt abtrat. Aber die Wahlen fielen durchgängig im Sinne des Centralcomité aus, denn 250,000 Wähler gaben aus Angſt ihre Stimmen gar nicht ab. Die Agenten der Arbeiterassociation behielten alſo auch noch in der neuen Municipalität die Oberhand und ihre eigentliche Abſicht lag ziemlich deutlich zu Tage. Sie wollten nämlich zuerſt Paris als eine communiſtiſche Republik iſoliren und die Reichthümer dieſer Rieſenſtadt unter ſich vertheilen, desgleichen alle induſtriellen und Handelsunternehmungen, die bisher in Privathänden geweſen, in Communalanſtalten verwandeln. Schritten ſie auch nicht gleich zur Ausführung, ſo geſchah es doch nur aus Furcht vor den noch immer drohend in der Nähe ſtehenden Deutſchen, nicht aber vor der ohnmächtigen Regierung und Nationalverſammlung in Verſailles, deren Abſetzung und Beſtrafung vielmehr ſchon beantragt wurde. Ihre Lage war beklagenswerth, denn ſie konnten weder auf die eigenen Truppen zählen, noch durften ſie ſich vor Frankreich blamiren, indem ſie Hülfe von den Deutſchen erbettelten. Jedenfalls ſchien die Zukunft Frankreichs ihren Händen zu entſchlüpfen, deshalb klagte Favre in der Nationalverſammlung auf's bitterſte über die Störung im Vollzug des Friedens, über die Verzögerung des Rückzugs der Deutſchen und über die Möglichkeit, „daß die fremden Heere die Bevölkerung, auf deren Boden ſie ſtehen, die Folgen deſſen büßen laſſen wollen, was in Paris vorgeht. Dieſe Uebel und die, welche folgen können, müſſen dieſer auf ewig verfluchten Inſurrektion beigemeſſen werden; ſie iſt es, welche das Unglück des Landes vollſtändig machen wird. Gewiß iſt, daß die Pariſer Ereigniſſe die Unterhandlungen in der

Schwebe erhalten, und dies in einem Augenblicke, wo wir am Hafen angelangt waren. Wir ſtanden im Begriffe, eine Anleihe zu machen, welche den Feind entfernen, den Uebeln Frankreichs ein Ende machen ſollte. Heute iſt dies abſolut unmöglich. (Bewegung.) Wenn ich dieſe vielleicht ungelegene Mittheilung mache, ſo geſchieht es, weil ich darauf halte, nochmals zu erklären, daß, wenn wir nicht ſchnell Herren der Inſurrektion werden, unſer Unglück Verhältniſſe annehmen kann, die ich meinerſeits zu ermeſſen nicht im Stande bin."

Admiral Saiſſet kam am 26., nachdem er ſeinen Generalſtab aufgelöst hatte, mit den Maires von zwanzig Arrondiſſements, die ebenfalls ihre Entlaſſung nahmen, aus Paris nach Verſailles zurück und ließ die Stadt in den Händen des Aufſtands. Statt ſeiner ernannte die Commune drei Generale der Nationalgarde: Brunel, Duval und Eudes, und beſchloß am 27. für ganz Frankreich Wahlen zu einer neuen Nationalverſammlung auszuſchreiben, aber mit Beſeitigung des alten Wahlgeſetzes in einer Weiſe, daß die großen Städte mit ihren Arbeiterbevölkerungen vor dem Landvolk begünſtigt ſeyn ſollten. Einſtweilen war das Geſindel Meiſter der Stadt Paris und requirirte für ſeinen Bedarf ohne Umſtände in den Privathäuſern Lebensmittel, Geld, Pferde ꝛc. Augenzeugen ſchilderten die Bataillone von Belleville und verwandten Vierteln als wahre Galgengeſichter, denen man es anſah, die Doctrin des Communismus ſey ihnen Nebenſache und nur die Praxis des Raubes, wo ſich die Gelegenheit dazu bot, die Hauptſache. Die Bank mußte der Commune ſchon wieder eine halbe Million vorſchießen. Aſſy wurde Präſident der neuen Regierung im Stadthaus. Das Journal officiel frug, warum ſich denn noch keine Hand gefunden habe, um den Herzog von Aumale zu ermorden? Granier, der neu ernannte General und Commandant auf dem Mont Martre, der bisher nur gemeiner Soldat geweſen war, warf mit brutalen Proklamationen um ſich und ließ jeden Bürger von Paris ſtreng beſtrafen, der lieber arbeiten als den Nationalgardiſtendienſt verſehen

Imaum Wardi Mirza, Befehlshaber der Garden ab, mit zwei oder drei tauſend Mann der Garden des Palaſtes und der Beſatzung der Citadelle des Subays von Key. Wir rückten ſo ſchnell als möglich vor, ſtraften das Volk und trieben es vor uns her; ehe wir aber das Haus des Geſandten erreichten, war bereits Alles vorbei, und Alles, was nicht hätte geſchehen ſollen, war geſchehen. Nur dieß erreichten wir, daß der erſte Secretär mit drei andern Individuen gerettet wurden; alle andern im Hauſe befindlichen Perſonen waren umgebracht. Selbſt von den in dem Hauſe aufgeſtellten Feroſchen des Schahs und von den Garden des Subays, die dem Pöbel widerſtanden, wurden mehrere getödtet; von den Leuten, die mich begleiteten, waren gegen dreißig bis vierzig verwundet. Ich wollte, ſie wären alle erſchlagen worden, wenn ich damit ein ſolches Unglück hätte verhindern können. Ich ſchwöre vor Gott, bei dem Geiſte des Königs, daß ich lieber geſtorben wäre, daß ich mich lieber mit allen meinen Kindern zum Tode gebracht geſehen hätte, als dieſe Schmach zu erleiden."

Ein ruſſiſcher Bericht ſagt: „Außer dem Geſandten ſind der zweite Secretär (Carl von Adelung, Sohn des berühmten Sprachforſchers), ein junger Arzt (ebenfalls ein Deutſcher), ein Dolmetſcher und fünfzehn Diener des Geſandten aufs gräßlichſte umgekommen. Als nämlich alle Ausſicht zur Rettung verſchwunden ſchien, da flüchteten ſich die Unglücklichen in ein entlegenes Gemach des Geſandten, in der Abſicht, hier wenigſtens ihr Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen. Jeder, der hineinzudringen verſuchte, wurde niedergeſtoßen, und es gelang ihnen, ſich auf dieſe Weiſe länger als eine Stunde zu vertheidigen. Endlich erkletterte der wüthende Pöbel den obern Theil des Gebäudes, und legte auf dem Fuß-

wollte. Dagegen wurde der Mont Martre ein Magnetberg für alle Müßiggänger, die ohne zu arbeiten, täglich Sold bekommen wollten, und beſonders für debandirte Soldaten, die hier einen viel höheren Sold bekamen, als ſie früher bei ihrem Regiment bekommen hatten. Die Commune ſetzte den verrufenen Cremer zum Obergeneral der Nationalgarde ein. Ein Citoyen Jules Allex hielt Freiheitspredigten: Jeder Menſch ſey frei von Geburt an, ſo daß Eltern auch nicht einmal ihren kleinen Kindern zu befehlen hätten.

Da indeß der Pöbel in Paris doch nicht Muth genug hatte, über Verſailles herzufallen, weil ihn das zu einer gefährlichen Kataſtrophe hätte hintreiben und mit den deutſchen Heeren in Conflikt bringen können, ſo gewann Thiers wenigſtens Zeit, in klägelichen Proklamationen alle Provinzen um Hülfe anzuflehen. In einem ſolchen Aufruf vom 29. März bat er die Moblots, die er zur Rettung der Nationalverſammlung aufbot, den unzuverläſſigen Linientruppen mit ihrem loyalen Beiſpiel voranzuleuchten. Zugleich erbat er ſich und erhielt telegraphiſch aus Berlin die Erlaubniß, anſtatt nur 40,000 Mann franzöſiſche Truppen, wie die Friedenspräliminarien vorſchrieben, deren 80,000 in Paris halten zu dürfen. Viele Generale ſammelten ſich in Verſailles, um über die Maßregeln zu berathen, die gegen Paris zu ergreifen ſeyen. Andere beeilten ſich, die nach Frankreich zurückgekehrten Gefangenen für die Regierung anzuwerben. Ein Admiral Gnuyden, der einen Transport Gefangene von Hamburg zur See abholen ſollte, weigerte ſich, weil er die deutſche Flagge nicht begrüßen wollte. Man ſchickte ihn daher nach Algerien, um dort den Aufſtand der Araber zu bekämpfen. Welche Unverſchämtheit man ſich noch gegen Deutſchland erlaubte, beweiſt unter anderm die Verſailler Correſpondenz in einer engliſchen Zeitung, welche den deutſchen Kaiſer oder wenigſtens ſein Gefolge verleumdete, es habe im Präfekturgebäude zu Verſailles alle Gegenſtände von Werth mitgenommen.

In der Regierung der neu gewählten Commune, deren Mit-

glieder faſt lauter unbekannte Namen trugen, präſidirte der Arbeiter Aſſy. Man glaubte jedoch, Flourens ſey der geheime Lenker aller dieſer Leute, die jetzt im Stadthauſe regierten. Der freche Granier wurde ſeinen eigenen Kameraden plötzlich verdächtig und fortgejagt. Am 28. März wurde die Commune in Paris feierlich proklamirt, wobei die ganze Nationalgarde aufmarſchirte und defilirte. Viele darunter waren betrunken. Ein Blatt bemerkte, es ſey nie vorher ſo viel in Paris getrunken worden und die Commune habe Bachus zu ihrem Patron gemacht, obgleich das Trinken eigentlich das Laſter der in Paris ſo verhaßten Deutſchen war. Die neu gebackenen Generale der Commune hatten zum Theil noch nie geritten und ſaßen erbärmlich zu Pferde. Duval mußte ſich an dem Sattelknopf halten. Doch rühmte das offizielle Blatt der Commune: Ihr habt euch Einrichtungen gegeben, die jedem Angriff trotzen werden! Die Conſcription wurde abgeſchafft, Paris ſollte kein anderes Militär mehr ſehen außer der Nationalgarde. Die Zahlung der drei letzten Miethstermine wurde nochmals prolongirt. Man ſchrieb in den letzten Tagen des Märzes, die junge Commune habe bereits ein Deficit von 3 Millionen und brauche täglich 900,000 Franken nur um die Nationalgarde beſolden zu können. Man ſchritt daher zu Requiſitionen. Bewaffnete brachten den wohlhabenden Bürgern die Requiſitionszettel in's Haus, auf denen ſtand: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Im Namen der Republik. Requiſitionen: Geld . . ., Lebensmittel . . . Im Falle der Weigerung kann Bürger . . ., als Requiſitions-Beauftragter, ſich durch Nationalgarden des Quartiers unterſtützen laſſen. Das Mitglied der Föderation, gez. . . .“ Die Bureaus von fünf großen Verſicherungsgeſellſchaften wurden unter Siegel gelegt unter dem Vorwand, es befänden ſich darin Gelder der Exkaiſerin.

Zwiſchen Paris und Verſailles war der Verkehr völlig unterbrochen. An der Grenzlinie gab es täglich kleine Scharmützel. Doch wagte weder die Commune in Paris, noch die Regierung in Ver-

sailles einen ernsten Angriff. Thiers wartete erst noch auf Truppenverstärkungen. Inzwischen versicherte er immer, sie würden bald zahlreich genug seyn. Auch das ganze Land stünde zur Regierung, die Emeuten in Lyon, Marseille, Toulon seyen unterdrückt. Mit dem deutschen Oberbefehlshaber sey ein Abkommen dahin getroffen, daß feindliche Handlungen gegen die deutschen Truppen, wenn solche vorkämen, ausschließlich als das Werk der Aufständischen angesehen werden sollten. Die Rückkehr der französischen Gefangenen aus Deutschland sey nur einen Augenblick sistirt gewesen, werde aber nunmehr fortgesetzt. Favre war weniger zuversichtlich und soll damals gesagt haben, es reue ihn sehr, daß er bei den Friedensverhandlungen sich so viele Mühe gegeben habe, der Pariser Nationalgarde die Waffen zu erhalten, welche sie jetzt gegen die Regierung brauche. Die Nationalversammlung zeigte weder Einheit, noch Entschlossenheit, noch Würde. In der Sitzung vom 28. kam vor, daß ein Abgeordneter (Floquet) die andern sämmtlich Narren nannte. Der allgemeine Unwillen des Landes gegen den Pariser Pöbel schien übrigens günstig, um die Rückkehr zur Monarchie als das einzige Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung hoffen zu können. Der Exkaiser wurde damals von der Königin von England im Schloß Windsor wohlwollend empfangen, obgleich sie mehr den Orleans als den Bonapartes zuneigte. Dagegen hatte sich der Exkaiser unterwegs der Beweise von Zuneigung und Achtung zu erfreuen, die ihm die englische Bevölkerung bewies. Unterdeß kehrten immer mehr französische Gefangene aus Deutschland zurück und Thiers ertheilte dem General Ducrot sofort den Befehl, aus den heimgekehrten Gefangenen eine Armee zu bilden, während Mac Mahon die andere in Versailles commandiren sollte.

Die Confusion in Paris wurde noch dadurch vermehrt, daß das Centralkomité noch neben der Commune fortregieren wollte, während auch noch eine dritte geheime Regierung

thätig war. Man glaubte, die ganze große Arbeiterbewegung in Paris habe ihren Impuls von London aus empfangen, und zwar von Karl Marx, dem Haupt der Internationalen, der es jedoch ableugnete. Nun wurde aber der Wiener Presse aus London ein einläßlicher Bericht erstattet über anderweitige Umtriebe, die von London ausgingen. „Während des Kaiserthums von 1852—1870 hatte sich hier in London unter dem Vorsitze Felix Pyat's eine Gesellschaft erhalten, die den Namen ‚die revolutionäre Commune' annahm und die im Stillen jahrelang Dekrete erörterte und ausarbeitete, welche am Tage nach dem Triumphe einer socialen Revolution veröffentlicht werden sollten und die den Zweck hatten, den Staat abzuschaffen, die Gesellschaft unregierbar zu machen, und das sociale Band auf den einfachsten Ausdruck: die Concentration der Interessen, zurückzuführen. Diese extreme Partei, welche die Souveränetät des Individuums anstrebt und nicht blos in jeder Regierung, sondern auch in jeder Nationalvertretung eine Negation derselben findet und sie deshalb angreift, hat nichts mit der internationalen gemein und bildet eine besondere französische puritanische Gruppe. Dieselbe hat durchaus keinen communistischen Charakter, sie will im Gegentheil das Recht des Individuums zur äußersten Geltung bringen, und die Staatslosigkeit, welche sie anstrebt, ist blos die freie Vereinigung einzelner Individuen. Die Commune in Paris wäre daher der natürliche Gegensatz der Nationalversammlung. Die letztere besteht aus Volksvertretern, die erstere blos aus Munizipalvertretern, die letztere bildet eine Regierung und Minister, die erstere kennt blos Delegirte mit bestimmten, beschränkten, widerrufbaren Mandaten. Die Commune will mit einem Worte den ganzen Kram der Bureaukratie sowie die Armee, welche sie für den Giftzahn der Partei ansieht, die sich anmaßt zu regieren, abschaffen. Für die Commune ist die Republik eben so reaktionär wie die Monarchie, der einzige Unterschied liegt blos darin, daß die Republik eine Grundlage bildet, auf welcher die Auflösung der

ererbten eisernen Formen leichter vor sich gehen und die sociale Centrifugalkraft sich leichter äußern kann. Sobald Paris als Commune konstituirt ist, ist diese Stadt aus dem Staate herausgesprungen, und es handelt sich dann blos darum, daß die freie Constituirung der andern großen Städte folge und die Communalverwaltung alles Regierungswesen ersetze. Die einzelnen Communen können sich dann durch Delegirte über die Concentrirung und Selbstverwaltung ihrer gemeinschaftlichen Interessen verständigen, aber Frankreich hat aufgehört zu existiren, geradeso wie die freie Liebe die Heirath ersetzen soll. Diese Bewegung hat daher ebenso die Abschaffung des Parlamentarismus zum Zwecke, wie das Kaiserthum von dem Standpunkte ausging, daß der Parlamentarismus der Ruin der Gesellschaft sey. Es ist daher natürlich, daß der Imperialismus eine gewisse Wahlverwandtschaft mit der Commune besitzt, und auf der anderen Seite, daß die Gegner der Commune blos in dem Orleanismus, welcher das konstitutionelle System vertritt, eine Rettung sehen. Endlich wird dadurch klar, weshalb die Commune nichts mit den republikanischen Abgeordneten gemein hat und dies die erste Revolution ist, welche nicht die Mitglieder der Opposition als neue Regierung, sowie überhaupt gar keine Regierung proklamirt hat."

Inzwischen blieb die Commune die offizielle Regierung in Paris und wirthschaftete fort und würde, wenn das so hätte fortgehen können, die Metropole der Civilisation bald „abgemaiert" haben. Sie plünderte nämlich die fünf großen Versicherungsgesellschaften durch erzwungene Anleihen und schon ließen sich Stimmen vernehmen, welche die Kirchen und Klöster verkaufen wollten. Auch sämmtliche Krongüter wollte man verkaufen und hoffte sieben Milliarden daraus zu lösen, womit man geschwind die Deutschen bezahlen wollte, um sie los zu werden. Der gott- und sittenlose Geist der ersten Revolution fing auch schon hie und da zu spucken an. Die polizeilichen Sittengerichte wurden aufgehoben, „um der

Frau das Recht auf ihre Freiheit zu retten", und den Almoſenieren wurde verboten, in den Gefängniſſen Meſſe zu leſen. Aus der Kirche der heil. Genovefa machte man wieder das heidniſche Pantheon und pflanzte ſtatt des Kreuzes die rothe Fahne auf. Prahleriſch ſetzte die Commune zehn Commiſſionen nieder mit den Functionen von Miniſterien, als beherrſche ſie das ganze Reich, wie weiland der Wohlfahrtsausſchuß. Auch einen Anfang zum Revolutionstribunal machte eine Commiſſion zur Ausmittelung der Verdächtigen. Ebenſo machte man bereits Anſtalt, Aſſignaten zu fabriciren, welche Zwangscours erhalten ſollten. Ueberdies befahl die Commune, alle Beamten ſollten nur ihr, als der Centralregierung Frankreichs, und nicht mehr der Regierung in Verſailles gehorchen. Dadurch wurden faſt alle Verwaltungsbureaus geſprengt. Die Poſtbeamten flohen nach Verſailles und aller Briefverkehr ſtockte. Dagegen bediente ſich die Commune der durch ihre rothen Hemden ausgezeichneten Garibaldianer, die auf ſchnellen Velocipeden fahren mußten zu ihrem Poſtdienſt innerhalb der Stadt. Thiers, Favre und andere Mitglieder der Regierung in Verſailles wurden von der Commune nunmehr in Anklageſtand verſetzt und ihr Vermögen confiscirt. Auch das Vermögen aller religiöſen Geſellſchaften wurde von der Commune zum Nationaleigenthum erklärt, die Trennung von Staat und Kirche ausgeſprochen und das Cultusbudget ein- für allemal aufgehoben. Während die Commune in ſo blinder Wuth wieder wie in der erſten Revolution das Chriſtenthum abſchaffen zu wollen ſchien, ging in Paris ſchon wieder das Gas aus und lag die Stadt bei Nacht wieder in tiefer Finſterniß, weil ſie keine Zufuhr von außen her erhielt. Aus demſelben Grunde fehlte es auch ſchon wieder an Lebensmitteln. Zugleich wollte man erfahren haben, wenn die Verſailler Regierung nicht bis zum 15. April Paris unterworfen hätte, würden die Deutſchen, welche, 200,000 Mann ſtark, ſchon darauf vorbereitet ſeyen, in Paris einrücken.

Nun konnte ein Zuſammenſtoß der Nationalgarden von

Paris mit den Truppen von Verſailles nicht lange mehr ausbleiben. Wirklich rückten die Nationalgarden, nur einige tauſend Mann, am 2. April auf der Nordweſtſeite der Stadt aus und ſtießen bei Courbevoie auf die Regierungstruppen unter General Vinoy. Sie entſandten einen Arzt als Parlamentair, zogen ſich aber zurück bis zur Brücke von Neuilly, welche geſtürmt wurde. Am folgenden Tage drangen die Pariſer mit 110,000 Mann unter Bergeret und Flourens wieder vor, wurden aber vom Mont Valerien aus, den die Verſailler Regierung beſetzt hatte, heftig beſchoſſen und bei Chatillon abermals durch Vinoy zurückgeſchlagen. Flourens fiel. Am 4. April warfen die Regierungstruppen die Pariſer nochmals bei Chatillon zurück, deren General Henry gefangen wurde. Auch Duval wurde gefangen und ſogleich füſilirt. Die Pariſer hatten gehofft, die Linientruppen würden auch diesmal, wie früher am Montmartre, mit verkehrt gehaltenen Gewehren zu ihnen übergehen, diesmal aber blieben die Truppen treu und gingen mit den Gefangenen, beſonders den Deſerteuren, hart um. Am 7. April wurde die Brücke von Neuilly durch die Regierungstruppen noch einmal geſtürmt und von nun an behauptet, ſie verloren aber den General Beſſon durch den Tod und den General Pechaud durch eine ſchwere Verwundung, an der er ſtarb.

Die Pariſer hielten ſich hinter ihrer Enceinte und unter dem Schutz der von ihnen beſetzten Forts Iſſy und Vanvres, konnten aber keinen Erfolg über die Regierungstruppen mehr erringen. Die letztern richteten eben ſo wenig aus, da ſie noch nicht ſtark genug waren, um die Stadt ſelber anzugreifen. Man kanonirte doch nur und es kam nur ſelten zu einem Handgemenge. Auch ein Verſuch der Pariſer bei Asnières auszubrechen, um die Regierungstruppen im Rücken zu bedrohen, hatte keinen dauernden Erfolg. Thiers wartete noch auf die Ankunft und Reorganiſation von aus der Gefangenſchaft zurückkehrenden zuverläſſigen Regimentern und Mac Mahon ſollte den Oberbefehl erhalten, derſelbe Marſchall, der von

derſelben republikaniſchen Regierung, die ihn jetzt brauchte, noch vor einem halben Jahre als Verräther gebrandmarkt worden war.

In der Sitzung der Nationalverſammlung am 10. April theilte Favre mit, auch die Pariſer Commune habe ſich mit dem deutſchen Hauptquartier ins Vernehmen zu ſetzen geſucht, „das Dokument beſage, daß die Pariſer Commune ſich wie alle anderen Theile Frankreichs durch den Friedensvertrag gebunden erachtet, ſie nehme das Recht in Anſpruch, ſich zu informiren, wie es mit der Ausführung des Vertrages ſtehe, und frage an, ob das Gouvernement von Verſailles die erſte Zahlung von 500 Millionen geleiſtet habe, was zur Folge haben würde, daß alle Nordforts, welche zur Pariſer Commune gehörten, geräumt werden müßten. Eine Antwort auf dieſe Mittheilung ſey deutſcherſeits nicht ergangen. General v. Fabrice denke wie der Miniſter (Jules Favre), daß die einzige Antwort, welche ertheilt werden könnte, berechtigte Verachtung wäre.“ Der Miniſter theilte noch mit, daß die Aufſtändiſchen aus dem Miniſterium des Aeußern das Silberzeug entwendet hätten. „Das ſind die politiſchen Kundgebungen, durch welche ſie ihren Charakter enthüllt haben.“ Der Augenblick, wo das ſog. Gouvernement in Paris zuſammenbrechen werde, ſey nicht mehr fern. Er hob beſonders noch hervor, daß alle auswärtigen Regierungen in Frankreich nur die Verſailler Regierung als von der Nationalvertretung rechtmäßig ernannt anerkenne.

Die Kreuzzeitung wollte wiſſen, England habe ſich in dieſen Tagen eifrig bemüht, um den deutſchen Kaiſer dahin zu vermögen, daß er ſeine Truppen in Paris einſchreiten laſſe und dem Unfug ein Ende mache. England aber war nicht wenig an dem Unfug ſchuld, denn der Pariſer Pöbel war mit engliſchen Chaſſepots bewaffnet.

Als Bergeret, der faſt immer betrunken war, von Cluſeret wegen eigenmächtiger Anordnungen in dem Gefechte bei Courbevoie zur Rede geſtellt wurde, gab er die trotzige Antwort, ein franzöſiſcher

General brauche keinem amerikaniſchen General Rede zu ſtehen; ein Fauſtſchlag begleitete dieſe Worte. Cluſeret ließ hierauf Bergeret feſtnehmen, und die Commune ernannte an Bergeret's Stelle den Polen Dombrowski. Cluſeret ſelbſt ſoll früher wegen Betrügereien angeklagt geweſen ſeyn.

Im Innern der Stadt übten Rigault und Cournet an der Spitze des Sicherheitsausſchuſſes der Commune einen argen Terrorismus aus. Aſſy, der früher hier alles gegolten, war plötzlich verhaftet worden, weil er mit Rouher ſollte in Verbindung geſtanden haben. Man ließ ihn nachher wieder frei. Die lächerliche Anmaßung der Commune ging ſo weit, daß ſie in der Perſon Grouſſets, der früher in die Rochefort'ſchen Händel verwickelt geweſen war, einen Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten einſetzte, der ſich auch wirklich durch Rundſchreiben bei allen europäiſchen Cabinetten zu legitimiren verſuchte. Die Confiscationen und Requiſitionen in der Stadt dauerten fort. Jetzt kam die Reihe an die Kirchen. Die Kirchen Madelaine, Himmelfahrt und Notredame wurden geplündert. Der Raub aus der letzteren ſoll jedoch zurückgegeben worden ſeyn. Die Pfarrer dieſer und mehrerer anderer Kirchen gleichfalls geplündert und verhaftet. Der Erzbiſchof Darboy mit ſeiner Schweſter und allen ſeinen Hausgenoſſen und geiſtlichen und weltlichen Untergebenen wurde am 5. April auf Befehl der Commune gefangen weggeführt und als Geißel behalten. Eben ſo der Vorſtand der Dominikaner, der Direktor einer Jeſuitenanſtalt, der Groß-Almoſenier Croze ꝛc. Der Charfreitaggottesdienſt wurde nicht geſtattet. Das neue Blatt mot d'ordre hetzte, wie einſt Marat's Blatt, forderte zum Kirchenraub auf und verlangte nach der Guillotine. Eine ſolche wurde wirklich und zwar zu Ehren Voltaires auf dem Boulevard Voltaire aufgerichtet, aber auf Befehl der Commune ſogleich verbrannt, denn die Commune ſprach den Ruhm an, die Todesſtrafe abgeſchafft zu haben. Rochefort ſpottete darüber, ſie laſſe ja ſo viele Menſchen erſchießen. Wie alles in

der Stadt drüber und drunter ging, bewies die Thatsache, daß die Commune dahinter kam, es sey ein ganzes Bataillon Nationalgarde, welches gar nicht existirte, doch in den Listen fortgeführt worden und Betrüger hätten die tägliche Löhnung für dasselbe in Empfang genommen.

Nun bildete sich aber in Paris eine sog. „republikanische Ligue für die Rechte von Paris", welche vermitteln wollte. Ihr Programm war: Anerkennung der Republik, Anerkennung des Rechtes von Paris, sich durch einen frei gewählten und souveränen Rath zu regieren und in den Grenzen seiner Befugniß seine Polizei, seine Finanzen, seine öffentlichen Unterstützungen, seinen Unterricht und die Ausübung der Gewissensfreiheit zu regeln; die Wache von Paris ausschließlich der Nationalgarde, aus allen dienstlichen Wählern bestehend, überlassen. An der Spitze der Unterzeichner des Programms, welches am 5. April veröffentlicht wurde, stand der Advokat Le Chevalier. Am folgenden Tage verbot die Commune eine Versammlung der Versöhnlichen, weil sie nur auf Verrath sännen. Dennoch gingen Vertraute der letzteren am 11. nach Versailles, um mit Thiers zu unterhandeln, richteten aber nichts aus, weil Thiers unbedingte Unterwerfung verlangte.

Der Kampf dauerte also fort, aber unentschieden. Marschall Mac Mahon, von der Regierung in Versailles am 11. April zum Oberfeldherrn ernannt, wartete noch auf die Kerntruppen, die aus der Gefangenschaft in Deutschland zurückkehren sollten. Von Paris aus parirte Dombrowski, der die Nationalgarden befehligte, mit Geschick die Angriffe der Versailler, aber seine Streiter taugten nicht viel. Obgleich alles, was männlich war vom 15.—35., später noch bis zum 48. Jahre zum Kampf aufgeboten wurde, weigerten sich doch die conservativen Bataillone der Nationalgarde, der Commune zu dienen, und wurden aufgelöst und viele Tausende flüchteten aus Paris. Unter den Zurückgebliebenen waren die meisten Faullenzer, nahmen Sold und wollten doch gern vom Kampfe wegbleiben.

boden des über ihnen befindlichen Zimmers Feuer an. Die Flamme brach plötzlich von Oben herein, und mit ihr Steine, Balken, Kugeln und Dolche, denen in Kurzem alles unterlag. Nur der erste Secretär, von Maltsoff, der seine Wohnung auf einem entfernten Hofe des Gesandtschaftsgebäudes hatte, und außer ihm noch drei Bedienten entrannen dem Blutbade."

Der englische Gesandte benahm sich bei dieser Gelegenheit eben so edel als kraftvoll. Er stellte alle Russen unter seinen Schutz und drohte mit dem ganzen Zorne Englands, wenn ihnen noch die geringste Beleidigung zugefügt würde, da eine solche Verletzung des Völkerrechts alle Mächte gleich nahe angehe. Der Schah beeilte sich, der Rache Rußlands durch Betheurung seiner Unschuld und durch das Anerbieten jeder Genugthuung zuvorzukommen. Mehr als 1500 Perser erhielten die Bastonnade oder wurden verstümmelt. Man schnitt ihnen Nase, Ohren und Zunge ab. Um aber den Zorn Rußlands desto sichrer zu beschwören, ließ sich der Schah zu der unerhörten Demüthigung herab, den Kaiser durch einen persischen Prinzen von Geblüt persönlich um Verzeihung bitten zu lassen. Er sandte seinen eigenen Enkel, Chosrew-Mirza, Abbas Mirza's Sohn, ab, der sich zunächst nach Tiflis in das Lager des Grafen Paskewitsch und von da nach Petersburg zum Kaiser selbst begeben mußte. Indeß war der Schah doch auch so vorsichtig, auf alle Fälle einen Gesandten nach Constantinopel zu schicken, um, wenn der Kaiser von Rußland den Frieden brechen sollte, mit der Türkei gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Kaiser zeigte sich aber großmüthig und empfing den Prinzen Chosrew-Mirza in Petersburg sehr gnädig am 22 August. Ja er ging in seiner weisen Milde so weit,

Cluseret mußte den Nationalgarden befehlen „ihren Uniformen keine eitlen Auszeichnungen hinzuzufügen.“ Um ſie unter dem Gewehr zu erhalten, mußte man ihren täglichen Sold von 1½ auf 3 Francs erhöhen. Dennoch wurde unter allerlei Vorwänden in der Stadt geplündert. Unter anderm rächte man ſich an Thiers, indem man ſein reiches Hotel ausraubte. Die Bank mußte nach und nach der Commune 5 Millionen Francs auszahlen. Die räuberiſchen Nationalgarden plünderten nicht nur die Kaſſen aller großen Häuſer, ſondern notirten ſich auch aus ihren Büchern die Summen, welche ſie nachher von Privatleuten durch Wechſel erheben konnten. Auch die Kirchen wurden fortwährend geplündert. Die N. Pr. Zeitung ſchrieb aus Frankreich: „Eine Perſon, welche aus Paris kommt, ſagt mir, daß der Erzbiſchof von Paris aus dem Bette geriſſen und zu Fuß in das Gefängniß geſchleppt wurde. Auf dem ganzen Wege wurde er nicht blos verhöhnt, ſondern auch in der ſcheußlichſten Weiſe beſudelt. (Les gardes nationaux ont pissé sur lui.) Alle Klöſter wurden durchſucht und die dort Vorgefundenen verhaftet. An den Straßenecken war angeſchlagen, daß morgen (Charfreitag) ein großes Bankett ſtattfinden werde, mit der Bemerkung: On y mangera du prêtre (man wird dort Prieſterfleiſch eſſen). Preis 3 Fr. Die Frauenklöſter wurden bei Nacht überfallen; die meiſten der Damen hatten glücklicher Weiſe ſchon die Flucht ergriffen. Der Pfarrer der Magdalenen-Kirche (Deguerry), der auf der Flucht begriffen war, wurde erkannt und gefaßt; ebenſo die Pfarrer von St. Auguſtin und St. Philippe-du-Roche. Die Jeſuiten und Lazariſten hatten ſich bei Zeiten entfernt. Ihre Wohnungen wurden geplündert.“ Vom Erzbiſchof erfuhr man noch, er ſey als Gefangener dem Dictator Rigault vorgeführt worden, einem Studenten von nur 24 Jahren, der ihn auf's unverſchämteſte beſchimpft habe.*)

*) Erzbiſchof von Paris zu ſeyn iſt keine Freude. Die letzten vier beweiſen es. Erzbiſchof de Quelen mußte während der Julirevolution, nachdem der Pöbel ſeinen Palaſt zerſtört hatte, unter der Notredamebrücke

Auch wollte man ihn nur gegen ein Löſegeld von einer Million loslaſſen. Deguerry wurde mit Kolbenſtößen mißhandelt. Um mit der Kirche überhaupt aufzuräumen, beſchloß die Commune: „Art. 1. Die Kirche wird vom Staate getrennt. Art. 2. Das Cultusbudget wird unterdrückt. Art. 3. Die Güter, die der todten Hand genannt, welche den religiöſen Körperſchaften angehören, Mobilien und Immobilien, werden als Nationaleigenthum erklärt.“ — Der arme Erzbiſchof wurde gezwungen, der Regierung in Verſailles die unerhörteſten Grauſamkeiten vorzuwerfen, welche ihre Truppen an den Pariſern begangen haben ſollten. In der That hatten die Gensdarmen einige Gefangene im Zorn niedergeſchoſſen. Der Brief des Erzbiſchofs war aber nur von der Commune erzwungen, da nicht wohl angenommen werden darf, er habe ſich freillig der Commune zur Verfügung geſtellt. Zu den Verhöhnungen der Kirche gehörte damals auch ein Dekret der Commune, welches den Beiſchläferinnen der Nationalgardiſten alle Rechte einer Wittwe zugeſtand, wenn ihr Buhler etwa im Kampfe fiele.

Aſſy wurde auf einmal wieder freigegeben und auch in ſein Amt wieder eingeſetzt. Am 15. April wurden zwanzig große Hotels ausgeraubt. Bei den Gebrüdern Pereire ſuchten die Sendlinge der Commune vergebens nach Werthpapieren und räumten dafür den Keller, welcher ungefähr 25,000 Flaſchen Wein enthielt, aus. Ein Dekret der Commune ſtellte ſämmtliche Fabriken und Werkſtätten, deren Beſitzer Paris verlaſſen hatten, den zurückgebliebenen Arbeitern zur Verfügung. Am 16. April wurde die belgiſche Geſandtſchaft

---

ſechs Stunden lang bis an die Hüften im Waſſer ſtehen, um nicht entdeckt und ermordet zu werden, erholte ſich nie wieder und ſtarb am gebrochenen Herzen. Sein Nachfolger d'Affre wurde am 2. Juli 1848, als er von den Barrikaden herab Frieden predigte, niedergeſchoſſen. Deſſen Nachfolger Sibour bekam, während er in der Kirche das Hochamt verrichtete, von einem verrückten Prieſter einen Meſſerſtich mitten durch das Herz. Auf dieſen folgte der arme Darboy.

von Nationalgarden geplündert. Rochefort machte in seinem mot d'ordre auf die Krondiamanten aufmerksam, welche der Finanzminister Picard in der Bank niedergelegt habe, im Werth von 50 Millionen. Darunter befinde sich der berühmte große Diamant, welcher Regent heißt, den solle man nehmen, denn man brauche keine Edelsteine mehr für die Könige, wohl aber Mittel gegen die Royalisten, „also vertreiben wir vermittelst des Regenten — die Regentschaft!" Am 20. gab das Amtsblatt der Commune einen weitläufigen Bericht über das, was sie eigentlich wolle, nämlich Aufrechterhaltung der Republik, verbunden mit unbedingter Selbständigkeit aller französischen Gemeindewesen. Die Commune will nicht Diktatur. An Stelle der bisherigen despotischen Centralisation sollen freiwillige Associationen sämmtlicher lokalen und industriellen Kräfte treten. Die Commune kündigte damit förmlich ein neues Weltalter an: „Die durch die Volks-Initiative vom 18. März begonnene Communal-Revolution eröffnete eine Aera experimentaler, positiver, wissenschaftlicher Politik. Es ist das Ende der alten gouvernementalen und klerikalen Welt, des Militarismus, des Beamtenthums, der Ausbeutung der Agiotage, der Monopole, der Privilegien, welche die Knechtschaft des Proletariats und das Unglück und die Niederlage des Vaterlandes verschuldet haben. Möge sich also das durch Lügen und Verleumdungen getäuschte große und theure Vaterland beruhigen! Der Kampf zwischen Paris und Versailles ist einer von denen, welche nicht durch illusorische Compromisse beendet werden können; sein Ausgang kann nicht zweifelhaft seyn. Der von der Nationalgarde mit unbezähmbarer Energie verfolgte Sieg wird der Idee und dem Rechte verbleiben."

Die Commune schämte sich nicht, Denkmäler des französischen Ruhms absichtlich zu zerstören. Eins ihrer Dekrete befahl, die berühmte Vendomesäule als „ein Monument der Barbarei, ein Symbol der rohen Gewalt und des Militarismus niederzureißen." Pyat wollte, man solle auch die Mumie des großen Napoleon aus

der Invalidengruft reißen, und Rochefort verlangte die Zerſtörung der Sühncapelle für Ludwig XVI.

Der fortgeſetzte Kampf beſchränkte ſich von Seite der Verſailler auf das Feſthalten der Brücke von Neuilly, welche die Pariſer vergeblich wieder zu nehmen ſuchten. Im Allgemeinen waren die Pariſer im Nachtheil, aber auch die Verſailler wagten ſich noch nicht an die Enceinte. Die Erlaubniß, welche die Regierung in Verſailles vom deutſchen Kaiſer erhalten hatte, ſtatt der ſtipulirten 40,000 Mann das Doppelte in Paris zu verwenden, wurde bis auf 150,000 Mann ausgedehnt. Von deutſchen Streitkräften, die noch in Frankreich blieben, wurde gemeldet, General Fabrice habe am 13. April ſeinen Sitz von Rouen nach Soiſy, alſo dicht vor Paris verlegt. Officiell wurde gemeldet: Nach nunmehr erfolgter Auflöſung der Südarmee ſind die Commandoverhältniſſe innerhalb der occupirten Gebietstheile Frankreichs vorläufig, wie folgt, geregelt: Die 1. Armee unter Befehl des Generals v. Göben umfaßt das 1. und 8. Armeecorps, die 17. Infanterie- und die 3. Cavallerie-Diviſion. Die 2. Armee, deren Oberbefehl während der längeren Beurlaubung des Generalfeldmarſchalls Prinzen Friedrich Karl der General v. Manteuffel führt, beſteht aus dem 2., 3., 5., 9., 10. Armeecorps, der 1., 2., 4. und 6. Cavallerie-Diviſion. Die 3. Armee, unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachſen, ſetzt ſich aus dem Garde-, 4., 6., 11., dem 1. und 2. bayeriſchen Armeecorps, der Garde- und 5. Cavallerie-Diviſion zuſammen. Außer dieſen 3 Armeen beſtehen als ſelbſtändige Militärcommandos direkt unter dem Oberbefehl über die geſammten deutſchen Heere die Generalcommandos des 7., des 12. (ſächſ.) Armeecorps, letzteres mit der zugehörigen Cavallerie-Diviſion, und das Commando der württembergiſchen Felddiviſion. Auch das Generalcommando des 15. Armeecorps in Straßburg, ſowie das dortige Generalgouvernement für Elſaß und Deutſch-Lothringen reſſortiren direkt vom Obercommando der deutſchen Heere.

Die französische Bevölkerung freute sich des deutschen Schutzes. Das Organ der Ligue anti-prussienne zu Paris, das Paris-Journal, war bereits sehr mißvergnügt darüber, daß die französischen Bauern seiner Auffassung nicht huldigen wollen. Es raisonnirte: „Die Landbevölkerung, wenigstens die im Departement Seine-et-Oise, scheint von der anti-preußischen Liga gar keine Notiz nehmen zu wollen, welche von den Parisern mit so enthusiastischem Patriotismus aufgenommen wurde. Wir haben mit peinlicher Ueberraschung constatirt, daß die in den Dörfern einquartierten Preußen nicht als aufgedrungene Gäste, sondern als Freunde und Genossen von den Bauern behandelt werden. Diese letzteren lassen sich von den Siegern sogar bei der Feldarbeit helfen. Diese Hülfe kostet ihnen beinahe nichts — das ist auch der richtige Grund — und einer von diesen Preußen arbeitet mehr, als vier unserer Ackerknechte."

Die Vérité vom 10. April schrieb: „Gestern kamen die Frauen der Gemeinden von Colombes und Argenteuil in Masse zu den Preußen, welche Sannois besetzt halten. Ganz außer sich vor Angst, weinend und händeringend, flehten sie den Schutz der Preußen gegen die Föderirten an, welche alle möglichen Grausamkeiten bei ihnen begingen. Die letzten Tage habe man einige ihrer Männer weggeführt, um sie mit Gewalt in die Nationalgarde zu stecken, und mehrere erschossen, welche ihre Dörfer nicht verlassen wollten. Die grausamen und wilden Handlungen versetzten die Dörfer in Wuth, und die Unglücklichen wüßten sich nicht anders zu helfen, als daß sie ihr Land den Deutschen anvertrauten. In Folge dessen verließ heute Morgen ein 6000 Mann starkes deutsches Corps Sannois, um Argenteuil und Colombes zu besetzen."

Während die Erfüllung der Friedenspräliminarien durch den hartnäckigen Widerstand der Commune in Paris verzögert wurde, ergab sich am 23. März die Festung Bitsch, die letzte und zugleich die kleinste, die in diesem Feldzug Frankreich vertheidigte. Sehr fatal war die Sistirung der Geldzahlungen, welche Frankreich in

den Friedenspräliminarien übernommen hatte. Die Regierung in Verſailles, durch die Revolution in Paris ſchwer bedrängt, konnte nicht einmal die Verproviantirungskoſten für die auf franzöſiſchem Boden zurückbleibenden deutſchen Truppen beſtreiten und blieb ſie im Februar, März und April ſchuldig. Ebenſowenig zahlte ſie die erſte halbe Milliarde der Contribution. Von deutſcher Seite war man ſo großmüthig, ihr Friſt zu geben, wie es denn auch im Intereſſe Deutſchlands lag, die Franzoſen mit ſich ſelbſt fertig werden zu laſſen, ohne noch einmal deutſches Blut zu verſchwenden.

Aber die Franzoſen mißbrauchten dieſe Großmuth. Immer noch kamen auf den Etappenſtraßen Franctireurſtreiche, muthwillige Angriffe auf friedlich durchziehende Deutſche vor. So noch im März bei Dijon, in Lons le Saulnier und in Beaune. Und doch erfreuten ſich die Franzoſen überall der größten Schonung. Man ſchrieb der Pall Mall Gazette: „Ich beſuchte dieſer Tage das Nonnenkloſter l'Eſperance, wo ich eine Verwandte habe. Die Nonnen waren beſchäftigt, ſich für eine etwaige Flucht Laienkleider zu machen. Ich hörte, daß meine Verwandte mit einem Dutzend der jüngſten Nonnen kürzlich mit der Nordbahn nach der Abtei Royaumont abgereist war. Sie hatten gerade die Nordbahn gewählt, weil ſie in dieſer Richtung am erſten auf die Preußen treffen würden. Die Aebtiſſin fügte hinzu: ‚Sie werden dort in vollſter Sicherheit ſeyn, denn es ſind dreihundert Preußen in jenem Kloſter einquartirt. Sie ſind ehrerbietig und ſelbſt fromm. Einige ſind katholiſch, andere proteſtantiſch, mais tous sont pieux et d'une convenance parfaite.' Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieſer Ausſage, aber mit der Aebtiſſin iſt eine geradezu wunderbare Bekehrung vor ſich gegangen, denn ſie ſelbſt ſagte mir während der Belagerung, daß ſie abſcheuliche Geſchichten von der Behandlung der Klöſter durch die Preußen gehört habe."

Wachenhuſen bemerkte in der Kölner Zeitung: Man iſt in dieſem Kriege im Allgemeinen nur allzu ſchonend aufgetreten und ſteifte dadurch der Frechheit der Franzoſen den Rücken. Nament-

lich in den größeren Städten durften die Hotelwirthe von unſeren Offizieren Preiſe fordern, die gar nicht gerechtfertigt waren. Mit der größten Unverſchämtheit notirten die Wirthe in der Champagne zu Anfang 10 bis 12 Francs für eine Flaſche. Man reducirte die Preiſe auf 8 Francs. In Verſailles trieb der Wirth des Hotels des Reſervoirs ſeine Renitenz ſo weit, daß die Commandantur ihn endlich greifen, einſperren und das Hotel verwalten ließ, und unſere Offiziere waren ſo tolerant, daß ſie es ruhig mit anſahen, wenn die Franzoſen mit dem Hut auf dem Kopf in ihre Speiſeſäle traten und mit der größten Inſolenz die Daſitzenden muſterten. Einzelne unſerer Etappencommandanten trieben ihre Nachſicht ſo weit, daß die Municipalbehörden auf jede Forderung nur noch das Wort „impossible“ hatten und nur gehorchten, wenn ſie eingeſperrt wurden, und noch viel mehr iſt von der Geduld zu erzählen, welche unſere Unterpräfekten den Monate lang rückſtändigen Steuerzahlungen gegenüber an den Tag legten. Im erſten Moment der Beſetzung eines Ortes pflegte die Bevölkerung zu zittern, denn ſie erwartete Schandthat und Greuel; kaum hatte ſie ſich aber den Feind etwas näher angeſehen, ſo dachte ſie: pas plus méchant que ça! und zeigte freche Geſichter.

Zehntes Buch.

Der Frankfurter Frieden.

Wochen vergingen und der Kampf ſchwankte immer noch zwiſchen Neuilly und der Enceinte von Paris. Tag und Nacht wurde kanonirt, aber alle Verſuche der Pariſer, Neuilly wiederzunehmen, ſcheiterten und ebenſo fruchteten den Verſaillern ihre verſchiedenen Angriffe auf einzelne Thore und Verſchanzungen wenig. Die armen Einwohner von Neuilly ſchmachteten ſechs Tage und Nächte lang in ihren Kellern, während die Häuſer über ihnen zuſammengeſchoſſen wurden. Aus Paris deſertirten täglich viele Nationalgarden und junge Leute, um nicht zum Dienſt der Commune gezwungen zu werden. Der Verſailler Regierung warf man vor, daß ſie ſeit dem 16. April die vornehmen Stadtviertel von Paris, namentlich den Faubourg St. Honoré beſchießen ließ, wodurch mehrere große Häuſer zertrümmert und unſchuldige Menſchen getödtet wurden. Sogar Hotels von ſolchen Geſandten, die bei der Regierung in Verſailles accreditirt waren, blieben nicht verſchont, namentlich das des türkiſchen und nordamerikaniſchen Geſandten. Man frug, warum denn die geſammte Diplomatie nicht auch diesmal proteſtirte, da ſie doch früher, als die Deutſchen das Bombardement von Paris ankündigten, ſo laut gelärmt hatte?

Als endlich Mac Mahon etwa 100,000 alte Truppen zu-

ſammengebracht hatte, wurden dieſelben in zwei Corps unter den Generalen Douay und Clinchant getheilt und am 26. April der Angriff auf Paris im größern Styl begonnen. Man glaubte jedoch noch nicht, daß die Armee der Regierung ſtark genug ſey. Auch trat Mißtrauen in die Ehrlichkeit der Regierung ein, weil auf dem Friedenscongreß in Brüſſel neue Schwierigkeiten, ſowohl in politiſchen als finanziellen Punkten erhoben wurden. Die Entlaſſung der franzöſiſchen Gefangenen aus Deutſchland ſtockte plötzlich. 40,000 Mann, die von Hamburg aus eingeſchifft werden ſollten, wie auch die noch in Bayern befindlichen Gefangenen wurden zurückgehalten. In den letzten Tagen des April befanden ſich innerhalb der Corpsbezirke der zwölf norddeutſchen Armeecorps von Franzoſen nur noch 1500 Offiziere und 198,000 Mann in Kriegsgefangenſchaft.

In der Nationalverſammlung hatten die Legitimiſten eine Mehrheit und machten bereits einen Angriff auf Picard, Favre und Simon, wodurch ſie verriethen, ſie würden auch die gemäßigte Republik ſtürzen, ſobald ſie könnten. Aber Thiers, an den ſie ſich noch nicht wagten, vertheidigte ſeine Collegen in der Sitzung vom 27. April feurig und ſiegreich gegen den Legitimiſten Kerdrel, der einen Fehler beging, indem er die Fahne Heinrichs V. zu früh enthüllte.

Die Commune erzwang von den Eiſenbahngeſellſchaften zwei Millionen. Am 25. April zogen 1500 Freimaurer mit weißen Fahnen und grünen Zweigen vor das Stadthaus und drückten den Wunſch einer Verſöhnung aus. Sie wurden ſehr feierlich empfangen. „Bruder Tirifoque erklärte, daß von dem Tage an, wo die Commune beſtehe, die Freimaurerei begriffen habe, daß dieſelbe die Grundlage unſerer ſocialen Reformen ſeyn werde. Es iſt, ſagte er, die größte Revolution, welche die Welt jemals geſehen hat.“ Bruder V. von der „Schottiſchen Roſe“, bezeichnete dann u. A. die Commune, dieſen neuen Tempel Salomos, als das Werk, welches

die Freimaurer zu errichten strebten, das heißt, die Gerechtigkeit und die Arbeit als Grundlagen der Gesellschaft. Die Freimaurer schickten auch eine Deputation nach Versailles, Thiers aber schickte sie wieder an die Commune zurück. Diese habe den Kampf begonnen und müsse auch zuerst den Frieden antragen.

Man berechnete, daß sich in der Armee der Commune außer 20,000 entlassenen Verbrechern hauptsächlich Polen, Garibaldianer, Feniers, englische und belgische Internationale mausig machten und die Spießbürger von Paris in Angst und Furcht versetzten. Mit vieler Ostentation kündigte man die baldige Ankunft eines gewissen Rourrit an, der als Mörder des Generals Bréa vor 22 Jahren nach Cayenne verbannt wurde und den man jetzt wie einen Messias erwartete. Ein radicaler Club verlegte seine Sitzungen am 26. April in die Kirche St. Nicolas des Champs, wo man die Marseillaise sang. Ein Dekret der Commune befahl die Niederreißung der Kirche Bréa, die zum Andenken des ermordeten Generals errichtet worden war. Die Etoile belge schrieb aus Paris: Delegirte der Commune haben die Staatskassen erbrochen und 4 Millionen Francs (Rententitel und Anleihescheine auf den Ueberbringer) weggenommen. Während des Transportes in das Stadthaus wurde eine Million verloren oder unterschlagen.

Sofern von der Pariser Commune die Universalrepublik ausgehen sollte, erließ sie am 22. April ein äußerst schwülstiges Verbrüderungsschreiben an die Eidgenossenschaft, worin es hieß: „Die französische Republik ist der schweizerischen Eidgenossenschaft mehr als einen Gruß, sie ist ihr Dank schuldig. Verrath hat 80,000 Unterthanen des Kaisers auf den schweizerischen Boden geworfen; die schweizerische Nation und die Demokratie haben sie an ihren Herd aufgenommen und uns 80,000 Republikaner zurückgegeben. Das Schweizervolk hat sie nach seinem Bilde umgeformt, frei und der Freiheit würdig. Wie die Republik eine Lehre für die Monarchieen ist, so sind ihre Bürger ein Beispiel für die Sklaven. Die

dem Schah von Perſien ſogar einen Nachlaß von, wie es heißt, mehreren Millionen Silberrubeln an der noch rückſtändigen Kriegsſteuer zu erlaſſen. Der Prinz verließ Petersburg am 30 October. Seine Reiſe war in vieler Hinſicht intereſſant. Er zeigte ſehr viel Theilnahme für die ihm ganz neuen Dinge, die er in dem mächtigen und mit Rieſenſchritten in der Civiliſation fortſchreitenden Rußland ſah. Seine Naivetät gab zu mehreren artigen Anekdoten Anlaß. Am 7 Auguſt fand ſich noch ein andrer ausgezeichneter Gaſt in Petersburg ein, Muhamed Muſtapha, Prinz der Afghanen. Dieſes mächtige Volk, das zwiſchen den engliſchen Beſitzungen in Oſtindien und den ruſſiſchen Beſitzungen in Aſien in der Mitte liegt, iſt den Ruſſen befreundeter als den Engländern.

Von den unerſchöpflichen Hülfsquellen und der ſoliden Macht Rußlands gibt nichts ein ſo anſchauliches Bild, als was in einem Bericht aus Petersburg in der Allg. Zeitung über den Zuſtand der Finanzen geſagt wurde: „Auf den ſchweren unerwarteten Krieg in Perſien folgte unmittelbar ein noch ſchwererer in zwei Welttheilen, zu Lande und zu Waſſer. Beide erforderten außerordentliche Anſtrengungen und Geldopfer. Deſſen ungeachtet hatten wir keine neuen Auflagen oder Steuern; unſer ausländiſcher und inländiſcher Curs ſtand beſtändig ſehr gut. Unſere Staatspapiere hielten ſich ohne irgend eine bedeutende Fluctuation. Dabei gingen alle öffentlichen Bauten, alle großen öffentlichen Staatsunternehmungen und Arbeiten im ganzen Reiche mit unveränderter Schnelligkeit vorwärts. Der Kirilov'ſche Canal, von 113 Werſten, ein neuer Waſſerweg, welcher eine ununterbrochene Communication zwiſchen Aſtrachan, Petersburg und Archan-

ſchweizeriſche Republik iſt die älteſte und das Urbild der Republiken in beiden Welttheilen und auf beiden Seiten des Oceans. Sie iſt eine Veſtalin, ewig und rein wie ihre Schneeberge, auf welchen ſie thront, welche ſie ſchützen und auf welchen das Weltall ihr zuſieht, wie ſie die menſchliche Freiheit wahrt und das heilige Feuer in der Nacht des Mittelalters und der Reaktion der heutigen Zeit nährt; der allgemeine und fortwährende Leuchtthurm des Rechtes für das Heil beider Welten, des alten Europa wie des jungen Amerika."

Endlich wurde durch die Commune auch wieder der berüchtigte Wohlfahrtsausſchuß der erſten Revolution in Scene geſetzt. Das Journal officiel ſchrieb am 2. Mai: „Die Commune decretirte die ſofortige Bildung eines aus fünf Mitgliedern beſtehenden, durch die Commune erwählten Wohlfahrtsausſchuſſes. Derſelbe wird die ausgedehnteſte Vollmacht über alle Delegationen und Commiſſionen erhalten und nur der Commune verantwortlich ſeyn. Mitglieder des Ausſchuſſes ſind: Antoine Arnaud, Leo Meillet, Ranvier, Pyat, Charles Gerardin."

Bei allem Schrecken und aller Noth in Paris ließ ſich die Bevölkerung doch in ihrem gewohnten Leichtſinn nicht ſtören. Man ſchrieb der Times: „In der Avenue St. Cloud ſind billige Schaubuden und Schießzelte gerade gegenüber einer Reihe von Soldatenzelten aufgeſchlagen, und in nächſter Woche werden alſo Hanswurſte hinkommen, um eine lachende Menge zu unterhalten, während die Krankenkarren mit todten und verſtümmelten Franzoſen vorbeifahren. Der dünkelhafte Leichtſinn des Volkes gibt ſich auch in den Bemerkungen kund, die man über den Fortgang des Bombardements hört. ‚Ha, was die Franzoſen kämpfen können!' ‚Paris iſt noch nicht genommen!' ‚Warum ließen die Generale dieſe Tapfern doch früher nicht einen Ausfall machen und die Preußen ſchlagen?' ‚Iſſy ſchießt noch, nicht wahr?' ‚Gewiß, Madame.' ‚Die Inſurgenten ſind Halunken, aber wie alle Franzoſen, ſind ſie auch tapfer — ſehr

tapfer!' Die Sucht nach Orden ist dem entsprechend noch immer eine allgemeine Krankheit. Ein Franzose ohne Ordensbändchen wird immer seltener; aber nachdem alle Kreuze der Ehrenlegion für im verflossenen Kriege geleistete Dienste vertheilt sind, warten jetzt wieder 64,000 Gesuche um jene Auszeichnung auf die Entscheidung des Herrn Thiers."

In der Nicolauskirche zu Paris etablirte sich ein Club. „Denken Sie sich eine prächtige gothische Kathedrale von fünf Schiffen, wie alle Pariser Kirchen des Abends mit Gas beleuchtet und nun dicht gefüllt von einer volksthümlichen, beständig auf- und niederwogenden Gemeinde. In den Nischen und Kapellen ist der ganze bunte Apparat des katholischen Gottesdienstes noch unangetastet; frische Blumensträuße füllen die Vasen, goldene und silberne flammende Herzen schlingen sich um die Heiligenbilder; aber die Männer in der Menge lassen ihr Haupt bedeckt und die Weiber tauchen höchstens, um sich die Stirn zu erfrischen, das Taschentuch in das Weihbecken. Der Kanzel gegenüber tagt das Bureau zu Füßen eines ehernen Kruzifixes, von welchem die rothe Fahne herabweht. Ein junger Bürger, das blaue mit dem Tempel Salomonis bestickte Freimaurerband über der Brust, besteigt unter stürmischem Beifall die Kanzel: er heißt Landeck, ist aber trotz seines deutschen Namens ein ächtes Kind von Paris." Er predigt ungeheuer populär, wirft mit den gemeinsten Schimpfwörtern um sich und stellte unter anderm mit allgemeinem Beifall den Antrag, es sollte in jedem Stadttheil an der Mairie ein Schalter befestigt werden, in welchen die ächten Patrioten die Denunziationen der Verräther werfen würden, daran sollte sich dann eine Razzia auf alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum schließen u. s. w.

Auch das berüchtigte Journal Le père Duchêne der ersten französischen Revolution erschien auf's neue und führte dieselbe unflätige Sprache wie vor 80 Jahren. Im mot d'ordre las man Anfangs Mai die Schauergeschichte einer neuen Nonne Ubryk. In

der Rue Picpus nahe beim Gefängniß Mazas ſtehen ein Jeſuitenkloſter und ein Nonnenkloſter nahe bei einander. In dem letztern, deſſen Nonnen geflohen waren, fand man eine enge Zelle, in der drei Nonnen: Stephanie, Bernhardine und Viktoria, im Alter von 61, 40 und 30 Jahren, länger als neun Jahre eingeſperrt waren und im erbärmlichſten Zuſtande vorgefunden wurden. Nachgrabungen in den Souterrains hätten, nach dem bezogenen Blatte, zur Entdeckung von Kinderſkeletten und Knochen geführt. Die Kerker der Unglücklichen werden ſo beſchrieben: Eine Art feuchten Hundezwingers im Garten war durch einen Bretterverſchlag in zwei Zellen getheilt, deren Flächeninhalt ſo beſchränkt war, daß kaum die Lagerſtätten für die Eingeſperrten Platz fanden. Daneben ſollen ſich noch allerlei Marterwerkzeuge befunden haben. Vielleicht war die ganze Sache nur eine Erfindung, um den Volkshaß gegen die Kirche zu entflammen.

Die Regierung in Verſailles mochte wohl manche Angſt ausſtehen und Gewiſſensbiſſe fühlen. Sie beſtand weſentlich aus den Männern der ehemaligen Oppoſition, die im geſetzgebenden Körper und in der Preſſe ſeit zwanzig Jahren unaufhörlich die kaiſerliche Regierung angegriffen und dabei das wahre Wohl Frankreichs ihrem Ehrgeiz aufgeopfert hatten. Die kaiſerliche Regierung wahrte Frankreichs Wohlſtand und äußeres Anſehen, während die Oppoſition nichts Gutes an ihr gelten ließ und ihr überall Hemmſchuhe anlegte, z. B. in der freihändleriſchen Angelegenheit, in der die Regierung es beſſer mit Frankreich meinte, als die Oppoſition. Auch wurde Napoleon III. zu dem unglücklichen Kriege mit Deutſchland faſt weniger durch ſeine dynaſtiſche Politik, als durch das ewige Gehetze der Oppoſition hineingetrieben. Denn wer war es denn geweſen, der ihm beſtändig zum Vorwurfe gemacht, daß er Preußen nicht angreife, daß er für Waterloo und Sadowa keine Rache nehme? Wer anders als die Oppoſition und vor allem der kleine Thiers. Ohne deren beſtändiges Gehetze würde die Kriegspartei am Hofe

ohnmächtig geblieben und würde auch die Kaiserin Eugenie nicht im Stande gewesen seyn, den Jesuitismus mit dem Chauvinismus eng zu verknüpfen und den doppelten Angriff auf Deutschland durch weltliche Waffen von Paris, durch geistliche von Rom und dem Concil aus durchzusetzen. Die Versailler Regierung von 1871, die sich an die Stelle des Kaiserthums gedrängt hatte, schob diesem allein alle Schuld des Unglücks zu und trug doch selber die Mit-, wenn nicht die Hauptschuld.

Thiers und seine Freunde befanden sich in einer schlimmen Klemme. Allein nämlich vermochten sie Paris nicht zu bewältigen, ja sie würden durch einen Ausfall der Pariser wohl bald aus Versailles vertrieben worden seyn, wenn die Deutschen nicht noch die wichtigsten Forts besetzt und ihnen erlaubt hätten, mehr als die Anfangs stipulirten 40,000 Mann vor Paris zu sammeln. Sie lebten also nur von der Gnade der Deutschen und es sollte doch den Schein haben, als ob ihre Regierung schon aus eigener Kraft Paris bezwingen könne, ja sie machten sogar bei den definitiven Friedensverhandlungen in Brüssel noch Schwierigkeiten und versuchten den Deutschen noch zu guter Letzt weitere Concessionen abzuschwindeln. Sofern sich die Deutschen in den Forts und in der Nähe von Paris ganz ruhig verhielten, konnten die Regierung in Versailles und die Commune in Paris den Bürgerkrieg fortsetzen und konnten sich auch die Provinzen und die verschiedenen republikanischen und dynastischen Parteien wieder regen. Der Widerstand in Paris ging nicht blos aus anarchischen Gelüsten des Pöbels hervor, sondern es lag insofern auch ein gesunder Kern darin, als er zum Zweck hatte, dem bisherigen System eines alles centralisirenden Despotismus ein Ende zu machen und dem früher schon so oft von den Provinzen ersehnten und von Odilon Barrot warm vertheidigten Decentralisationsprinzip und namentlich einer freiern Communalverwaltung Achtung zu verschaffen. Die Commune von Paris wollte sich vor allem als selbständige Gemeinde emancipiren,

und auch die Tumulte in den größern Provinzialſtädten Frankreichs gingen nicht blos von abenteuerlichen Univerſalrepublikanern aus, ſondern trugen, wie früher die Juntas in Spanien, einen mehr particulariſtiſchen Charakter.

Sobald die Commune in Paris gegen die Regierung in Verſailles offenen Aufruhr erhoben hatte, ahmte der Pöbel in den andern größern Städten Frankreichs dieſes Beiſpiel nach, wobei auch Agenten der Pariſer Commune thätig waren. Es fehlte hier aber überall an Energie. In Lyon wurde am 22. März die rothe Fahne aufgepflanzt, General Prenet gefangen, der Präfekt Valentin ermordet und ein Ausſchuß der Commune, meiſt Arbeiter unter dem Vorſitz von Creſtin, maßte ſich die höchſte Gewalt an. General Crouſaz hielt den Bahnhof beſetzt und noch das Anſehen der Pariſer Regierung aufrecht. Auch in St. Etienne brach am 26. März die Empörung aus und der Präfekt Lespec wurde ermordet. In Marſeille erfolgte gleichfalls ein großer Pöbelaufſtand ſchon am 23. Hier aber ſtellte General Espinet am 5. April die Ordnung wieder her. In Bordeaux, Toulouſe, Perpignan, Narbonne, Arles, Limoges gab es ähnliche Pöbelaufſtände, die aber alle bald wieder unterdrückt wurden, ſo daß der Pöbel in Paris iſolirt blieb und keinen Zuzug aus den Provinzen erhalten konnte. In Lyon kam es am 30. April noch einmal zu einer blutigen Emeute, die abermals unterdrückt wurde.

Merkwürdigerweiſe verhielt ſich der Norden Frankreichs viel ruhiger. Die Stadt Rouen z. B. bat das deutſche Obercommando um eine ſtärkere und längere Beſatzung und gab, wie die Weſerzeitung meldete, aus freien Stücken jedem Mann der deutſchen Beſatzung eine Tageszulage von 2½ Silbergroſchen.

Aus Anlaß der Municipalwahlen tauchte der Gedanke auf, die Provinzen ſollten ſich ſelbſtändig conſtituiren. Es hieß, Gambetta ſey aus Spanien heimlich zurückgekommen, um die Provinzen auf's neue aufzuregen, und die Verſailler Regierung ließ auf ihn

fahnden. In Bordeaux bildete ſich ein proviſoriſches Comité, um einen Congreß von Delegirten der Städte Frankreichs zuſammenzurufen, welcher dem Bürgerkrieg in Paris ein Ende machen ſollte. Emil von Girardin machte den abenteuerlichen Vorſchlag einer franzöſiſchen Union nach dem Muſter der nordamerikaniſchen. Darnach ſollte Frankreich in 19 einzeln unabhängige, im Ganzen aber unirte Republiken zerfallen. Da ein ſolcher Unſinn nicht realiſirbar, die Verſailler Regierung aber bereits unpopulär geworden, die Commune in Paris geſpalten und im Widerſtreit theils mit dem Wohlfahrtsausſchuß, theils mit dem wieder aufgetauchten Centralcomité der Nationalgarde war, und auch die nur in der Nationalverſammlung zahlreich vertretene Partei der Legitimiſten bei den Municipalwahlen durchgefallen war, regten ſich wieder die Bonapartiſten. Ihr Organ, die Situation, ſagte geradezu, nur durch Wiederherſtellung des Kaiſerthums könne Frankreich gerettet werden. Auch die Orleaniſten blieben nicht unthätig. Durch den Nouvelliſte de Rouen erfuhr man, „es ſey ein öffentliches Geheimniß in der Normandie, daß der Escadre-Chef Robert Lefort, deſſen Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion das Verſailler Amtsblatt vergangene Woche meldete, identiſch iſt mit dem Herzog von Chartres, welcher würdig ſeine Pflicht erfüllte unter Eſtancelin, ſpäter unter Chanzy, gleich Joinville, welcher den Rückzug der franzöſiſchen Truppen bei Orleans gelegentlich des zweiten preußiſchen Einzugs deckte."

Auch die Legitimiſten blieben nicht müſſig. Im Anfang des Mai nämlich meldete der Gaulois, „die klerikale Partei habe Pius IX. zu dem definitiven Beſchluſſe gebracht, Rom möglichſt bald zu verlaſſen; der Papſt warte nur noch die Niederſchlagung des Pariſer Aufſtandes ab und werde alsdann ſofort in Marſeille eintreffen, um ſich dann über ſeine bleibende Reſidenz mit dem Chef der Executive zu vereinbaren. Thiers iſt bekanntlich eifrig für die Reſtauration des Kirchenſtaates und die Vernichtung der italieni-

ſchen Einheit, die ihm faſt noch mehr zuwider iſt als die deutſche. Die ultramontane Propoganda zu beiden Seiten des Rheines und der Donau würde durch die Verlegung des Sitzes des Papſtes nach Frankreich bedeutend an Schärfe gewinnen; es fehlte dann nur noch die Thronbeſteigung Chambords als Henri V., um die Herrlichkeit vollkommen zu machen. An der Spitze der klerikalen Bewegung ſteht gegenwärtig Mſgr. Dupanloup; ſein nächſtes Ziel iſt eine Aenderung des Unterrichtsgeſetzes, das im Geiſte des Syllabus reformirt werden ſoll. Der betreffende Geſetzentwurf, von Dupanloup, Wallon und Broglie unterzeichnet, liegt der Nationalverſammlung bereits vor, und die Majorität wird bei der Debatte zeigen, weß Geiſtes Kind ſie iſt." Graf Chambord bemerkte im „Monde", daß er auf das Glück Frankreich zu retten verzichtet habe, ſey eine Verleumdung.

Thiers erklärte ſich in der Nationalverſammlung entſchieden gegen den Plan von Bordeaux, der nur zu einer Decentraliſation Frankreichs führen könne, und ſetzte durch, daß freie Wahlen eines Maire in kleinern Gemeinden ſtattfinden ſollen, in jeder Stadt von mehr als 20,000 Seelen aber die Regierung den Maire zu ernennen habe. Man bemerkte mit Recht, es würde für Frankreich heilſamer ſeyn, wenn die Tyrannei der Hauptſtadt gezügelt und den Provinzen mehr Freiheit gewährt würde. Aber das richtige Maaß zwiſchen den beiden Extremen ſtrammſter Concentration und lockerſter Auflöſung war ſchwer zu finden. Thiers berief ſich auf ein Geſetz von 1855, welches den Gemeinderäthen als ſolchen verbot, ſich unter einander in Correſpondenz zu ſetzen. Man fürchtete aber, gerade ſeine Verbote würden die opponirenden Städte noch mehr reizen. Indeß kam einſtweilen alles nur darauf an, durch einen ſchnellen Friedensabſchluß mit dem deutſchen Reich die Mittel zu erlangen, die man noch brauchte, um Paris zu unterwerfen. Am 11. Mai ſtellte Thiers der Nationalverſammlung in Verſailles die Alternative, ihm ihr volles Vertrauen zu erklären oder ſeine Entlaſſung anzu-

nehmen. Sie gewährte ihm das erſtere mit 495 gegen 10 Stimmen. Am gleichen Tage befahl die Commune von Paris, alles Eigenthum des Herrn Thiers in Beſchlag zu nehmen und ſein Haus der Erde gleichzumachen. Grouſſet lud die Delegirten der Municipalitäten, deren Zuſammenkunft in Bordeaux Thiers verboten hatte, nach Paris ſelbſt ein.

Die franzöſiſche Regierung hielt noch 1500 deutſche Gefangene und 87 geraubte deutſche Handelsſchiffe zurück und verſäumte, die rückſtändigen Verpflegungsgelder für die deutſchen Truppen auf franzöſiſchem Boden, geſchweige denn die erſte halbe Milliarde der Kriegskoſten zu bezahlen. Thiers ſcheint gemeint zu haben: „Je länger der Kampf um Paris ſich hinziehe, um ſo vortheilhafter ſey er für Frankreich, denn er ermüde die Deutſchen, mache ſie ungeduldig, und ſetze ſie in eine Gemüthsverfaſſung, in welcher ſie geneigt würden, mit Verzicht auf die feſtgeſetzten Bedingungen des Präliminarfriedens ſo raſch als möglich aus dem Lande fortzukommen. Die Ausſichtsloſigkeit des Bürgerkriegs ſchien ihm ein Mittel, die Deutſchen zu prellen.“ Allein Thiers hatte ſich in Frankreich, wie in Deutſchland verrechnet. Die gerade damals in ganz Frankreich vorgenommenen Municipalwahlen fielen nicht im Sinne der Regierung aus und bewieſen das gegen ſie im Lande herrſchende Mißtrauen. Von deutſcher Seite aber durfte Thiers vorausſetzen, daß Bismarck ihm energiſch entgegentreten werde.

In Berlin entſtand der Verdacht, die Regierung in Verſailles meine es nicht ehrlich mit Deutſchland und wolle deſſen Großmuth nur zum eigenen Vortheil ausnutzen, um die Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen Deutſchland hinauszuſchieben. Am 24. April ſagte Bismarck ſelbſt im deutſchen Reichstag: „Ich kann nicht ſagen, daß die Verhandlungen in Brüſſel den raſchen Fortgang nehmen, den ich von ihnen unter dieſen Umſtänden erwartet hätte, ich kann mich im Gegentheile dem Eindrucke nicht verſchließen, als ob die franzöſiſche Regierung ſich der Hoffnung hingebe, zu einer

ſpäteren Zeit, wo ſie mehr erſtarkt ſeyn würde, andere Bedingungen als jetzt zu erlangen. (Hört! Hört!) Verſuchen, die Bedingungen des Präliminarfriedens abzuſchwächen, würden wir uns in keiner Weiſe hingeben, nach welcher Richtung dieſelben auch gemacht werden möchten (lebhaftes Bravo!), ſey es im territorialen, ſey es im finanziellen Theile der Abmachungen. Es wurde von Herrn Thiers als Erſatz für unſere Forderungen und als Garantie gegen die Gefahren, die wir beſorgten, der Vorſchlag gemacht, daß die franzöſiſche Armee bis zur Ratification des definitiven Friedens hinter der Loire internirt bleiben ſollte, ſo daß zwiſchen der Seine und Loire ein breiter neutraler Strich zwiſchen beiden Heeren geweſen wäre, der nicht überſchritten werden durfte, ſo daß die Ueberſchreitung der Loire durch einen irgendwie beträchtlichen franzöſiſchen Truppentheil ſofort das Signal zur Erneuerung des Krieges, d. h. die Ankündigung der Abſicht Seitens der franzöſiſchen Regierung den Krieg zu erneuern ſeyn würde. Wegen der beſonderen Verhältniſſe von Paris wurde eine Ausnahme ſtipulirt, dahin, daß 40,000 Mann franzöſiſche Truppen in Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung bleiben konnten. Man ſchätzt die Armeen der Regierung bei Verſailles auf über 100,000 Mann, ich weiß nicht, zu welchem Prozent aus Linientruppen, reſp. aus Nationalgarden beſtehend. Wenn die Regierung mit dieſer Armee die Aufgabe, die ſie ſich geſtellt hat, durchführt, ſo vertrauen wir auf ihre Loyalität in Ausführung des Friedens; wenn ihr aber die Aufgabe mißlingt, ſo können wir unmöglich vorher überſehen, welche Agglomerationen von Truppen und unter welcher Führung ſich in Frankreich aus den dort auf beiden Seiten vorhandenen Beſtandtheilen bilden können. Wir müſſen alſo, wenn wir ganz ſicher gehen wollen — und nach ſo großen Opfern iſt es Pflicht der Regierung, ganz ſicher zu gehen —, ſo ſtark bleiben, daß wir jeder Eventualität, jeder Combination von Streitkräften in unſerer Stellung gewachſen ſind. Das bedingt erhebliche finanzielle Opfer. Die Regierung in Verſailles hat zu-

geſagt, am 25. ſollten die Rückſtände bezahlt werden und vom 1. Mai an die Zahlungen regelmäßig erfolgen. Geſchieht dies nicht, ſo müßten wir zu Requiſitionen von Naturalien ſchreiten. Man hat geſagt, es wäre am beſten, dem jetzigen Zuſtande in Frankreich durch Eingreifen von unſerer Seite ein Ende zu machen; ich habe mich indeſſen nicht entſchließen können, Sr. Majeſtät zu dieſem Mittel zu rathen (Bravo!); ich muß befürchten, daß eine unerbetene Einmiſchung in dieſe Verhältniſſe alle Theile gegen uns, ich will nicht ſagen: einigen, aber doch einander nähern würde. Man würde nach franzöſiſcher Art raſch bereit ſeyn, alle Uebel der Situation auf die Einmiſchung des Auslandes zu ſchieben (ſehr richtig), und ſich gegenſeitig mit der Betheuerung: Nous sommes Français! umarmen. Ich will das Wort nicht gebrauchen, es geht zu weit, aber man würde ſich näher rücken auf unſere Koſten, und außerdem möchte ich ungern, daß wir von dem Programm, welches Se. Majeſtät der Kaiſer aufgeſtellt hat und nach dem wir zu handeln gedenken, von dem Programm der Nichteinmiſchung in die Angelegenheiten anderer Völker, uns entfernen (hört, hört!) ſelbſt in einem Falle, wo die Verſuchung dazu uns ſo nahe gelegt iſt und wo unſer eigenes finanzielles Intereſſe ſo ſehr dazu zu drängen ſcheint (Bravo!). Aber die Zuſage einer Enthaltung um jeden Preis zu geben, halte ich nicht für indicirt, es würde das eine Aufmunterung der Strafloſigkeit nach mehreren Seiten hin ſeyn können, und jedenfalls haben wir das Recht und die Pflicht uns vorzubehalten, daß wir da, wo wir unſere eigenen Intereſſen und Rechte verletzt oder gefährdet finden, auch nicht Behufs Einmiſchung in fremde Angelegenheiten, ſondern Behufs der Vertheidigung der eigenen eingreifen (Bravo!)."

Die Drohung wirkte. Die Verſailler Regierung ließ die bis zum 1. Mai rückſtändigen Verpflegungskoſten endlich auszahlen. Mit Paris konnte ſie immer noch nicht fertig werden. Hier aber wuchs die Verwirrung. Eine Partei geberdete ſich wie toll. Am

gel bewirkt, wurde im Jahr 1827 beendigt und eröffnet. Der neue Waſſerweg, der die Moskwa mit der Wolga verbinden ſoll, iſt in voller Arbeit. Er wird über 200 Werſte lang und erhält 36 Schleuſen. Der Windau'ſche Canal ſchreitet eben ſo raſch ſeiner Vollendung entgegen. Die große kaiſerliche Chauſſee von Petersburg nach Moskwa wird in dieſem Jahre beendigt ſeyn. Kurz alle Staatsunternehmungen gingen fort, als wären wir im tiefſten Frieden, und in allen Caſſen war Geld, nirgends ſtockte es mit den Zahlungen. Im vorigen Jahre wurde noch eine bedeutende Summe von der auswärtigen Schuld abbezahlt und ſehr viele Scheine der innern Schuldentilgungs-Commiſſion eingelöst."

Hiezu kommt noch, daß Rußland von der Pforte eine verhältnißmäßig äußerſt geringe Summe als Kriegsentſchädigung forderte, und ihr ſpäter ſogar einen Theil davon erließ, eben ſo wie es Perſien einen Nachlaß gewährt hatte. Auch erließ der Kaiſer am 18 December einen Ukas, nach welchem den Bewohnern von Neu-Rußland und den angränzenden Gouvernements, zur Vergütung der Kriegslaſten, die ſie zu tragen gehabt, alle rückſtändigen Abgaben zum Theil ganz, zum Theil halb erlaſſen wurden.

So ſehr aber begünſtigte der Himmel das ruſſiſche Reich, daß es, während es nach Außen in ſiegreichen Kriegen ſeine Gränzen erweiterte, im Innern eine Potoſi, eine immer zunehmende Quelle von edeln Metallen und Steinen entdeckte. Vor dem Jahre 1825 gewann Rußland aus ſeinen Goldwäſchen am Uralgebirge nur jährlich bis 10 Pud, von 1825 — 1828 aber binnen 4 Jahren an Gold 1012 Pud, an Platina 145 Pud. Im Jahre 1829 forderte der Kaiſer von Rußland den berühmten preußiſchen Reiſenden, Staatsrath Alexander von Hum-

6. Mai erließ das Centralcomité des „Frauenvereins für die Vertheidigung von Paris" eine feuerſpeiende Proklamation, worin es zum Kampf bis auf's Aeußerſte herausforderte. Auch Delescluze, eine Hauptperſon im Wohlfahrtsausſchuß, verhieß den Pariſern in einer Proklamation bereits triumphirend, ſie würden „Frankreich und die Welt" befreien. Inzwiſchen wurden in Paris Nr. 1. bis 7500 ſtädtiſche Obligationen vom Jahr 1869 geſtohlen und in London und Brüſſel verſilbert. Ueberhaupt bemerkte man, daß ſich die Pariſer trotz aller Prahlereien mehr mit Pulververſchwendung und lautem Kanoniren begnügten, ohne ernſthaft in's Gefecht zu gehen. Nur gegen Wehrloſe war man tapfer.

Die Friedensunterhändler in Brüſſel konnten zu keinem Schluſſe kommen, ſo lange die Dinge vor Paris nicht entſchieden waren. Die franzöſiſchen Unterhändler begannen aber Schwierigkeiten zu machen in Bezug auf die finanziellen und politiſchen Feſtſetzungen der Präliminarien. Thiers ſpielte ein falſches Spiel in Verſailles. Man war ihm von deutſcher Seite großmüthig entgegengekommen, um ſeine Regierung zu befeſtigen. Man erlaubte ihm, die Armee vor Paris um mehr als das Doppelte zu verſtärken, als die Präliminarien geſtatteten; aber auch nach der warnenden Rede Bismarcks am 24. April fand Thiers in ſeiner Rede am 27. noch kein Wort des Dankes dafür. Man fing in Deutſchland an, dieſes Benehmen beleidigend zu finden, aber Bismarck's Organ, die Provinzialcorreſpondenz, bemerkte: „So bedauerlich die jetzigen Zwiſchenfälle in Frankreich in manchen Beziehungen ſeyn mögen, ſo ſchwer zumal unſere Truppen und die betheiligte Bevölkerung die unvermeidlichen Verzögerungen des endgültigen Abſchluſſes empfinden, ſo darf das deutſche Volk doch darüber beruhigt ſeyn, daß der politiſche Erfolg unſerer Anſtrengungen und Siege, wie er zunächſt durch die Präliminarien von Verſailles feſtgeſtellt worden iſt, uns nicht mehr entriſſen werden wird, daß dagegen die jetzigen Ereigniſſe, welche für Frankreichs innere Lage und politiſche Stel-

lung so verhängnißvoll sind, uns zu den Erfolgen des Friedensschlusses noch vielfache moralische Errungenschaften gebracht haben, auf welche wir vor Kurzem nicht hoffen konnten."

Gleichzeitig las man in der Nordd. A. Zeitung einen scharfen Artikel gegen die Versailler Regierung. Nachdem von deutscher Seite so viele Großmuth gegen dieselbe geübt worden sey, habe sie gewagt, die von ihr selbst unterzeichneten Friedenspräliminarien wieder für ungültig zu erklären. Sie habe behauptet: „Der Gedanke, im Voraus 11 vierteljährliche Termine für die ganze Zahlung einer in klingender Münze oder Handelspapieren zu beschaffenden Summe von 5 Milliarden festzustellen, könne nicht angenommen werden. Er sey materiell nicht zu verwirklichen und es gebe in der Welt keinen Staat, kein Consortium von Bankiers, welches ernsthaft und ehrlich daran denken könne, solche Verpflichtungen zu übernehmen, einer ähnlichen Verantwortlichkeit sich zu unterziehen. Es sey eine materielle Unmöglichkeit, welche keines langen Beweises bedarf. Eine solche Masse disponibler Kapitalien existire nicht in der ganzen Welt."

Also habe die Versailler Regierung den Frieden geschlossen, gerade so, wie sie den Krieg geführt habe, um hinterdrein achselzuckend die Unmöglichkeit zu erklären, in welcher sie sey, eben so wenig den Frieden durchführen zu können, wie sie den Krieg durchgeführt habe. Die angebliche Unmöglichkeit sey aber eine Lüge. „Wir verweisen Herrn Thiers, den begeisterten Geschichtschreiber der Napoleoniden, auf einen Konkurrenten, den Grafen Röderer. Graf Pierre Louis Röderer, Pair de France, welcher in Metz geboren und während des ersten Kaiserreichs dem Tuilerienhofe, später allerdings mit echt französischer Eskamotage den Bourbonen und Orleanisten nahe stand, gibt in seinen, dem Herzog von Orleans gewidmeten Denkwürdigkeiten eine Unterredung wieder, welche er am 6. März 1809 gehabt hat, und welche stattfand, als der den Spaniern oktroyirte König Josef sich bei seinem

brüderlichen Protektor über Geldmangel beklagt und offen verlangt hatte, man möge Spanien ſchonen, um es nicht zu erſchöpfen. Die bei dieſer Gelegenheit von Napoleon geäußerten Worte betreffen gerade Preußen und lauten: Il se plaint de n'avoir point d'argent. Pourquoi n'en a-t-il pas? Il y en a en Espagne. J'ai tiré un milliard de la Prusse. Il me n'aurait pas été difficile d'en tirer deux de l'Espagne. Allez! Alſo Napoleon durfte ſich rühmen, von dem kleinen geſchwächten Preußen eine Milliarde erpreßt zu haben, und das unter den damaligen Handels- und Geldverhältniſſen; und jetzt ſoll ein Land von der Größe, dem Reichthume und den Hülfsquellen, wie Frankreich ſie auch nach Rückgabe von Elſaß-Lothringen noch immer aufzuweiſen hat, nicht fünf Milliarden tragen können? Habeat sibi!«

In Brüſſel hatten von preußiſcher Seite die Herrn v. Arnim und v. Balan, von bayriſcher Graf Quadt, von württembergiſcher Graf Urkull mit den franzöſiſchen Bevollmächtigten Baron Baude und Goulard ſeit dem 28. März erfolglos unterhandelt und die letztern hatten durch ihre Quängeleien Mißtrauen erregt. Thiers aber durfte es mit Deutſchland nicht verderben. Unter dieſen Umſtänden blieb ihm nichts übrig, als ſich abermals der Großmuth der Deutſchen anzuvertrauen und guten Rath von Berlin anzunehmen. Favre unterhandelte mit dem deutſchen General Fabrice und ſuchte ihn zu einer Cooperation gegen die Pariſer zu bewegen, wurde aber an die höchſte Inſtanz in Berlin verwieſen. Um nun die Sache abzukürzen, beſchied Fürſt Bismarck Jules Favre am 5. Mai nach Frankfurt a. Main, wo er mündlich mit ihm unterhandeln werde. Die Zuſammenkunft fand ſtatt und die Welt ſah wieder ein Meiſterſtück Bismarcks, denn ſchon am 10. Mai hatte er den definitiven Friedensſchluß zu Stande gebracht.

Nachdem er am 11. noch einem heitern Gaſtmahl beim Oberbürgermeiſter Mumm beigewohnt, reiste er wieder nach Berlin zu-

rück und erſtattete hier am 12. dem Reichstag ausführlichen Bericht, dem wir Folgendes entnehmen: „Wenn wir uns nicht verſtändigt hätten, würden wir Paris durch ein Abkommen mit der Commune oder durch Gewalt genommen und dann von der Regierung verlangt haben, ihre Truppen hinter die Loire zurückzuziehen und alsdann die Verhandlungen fortzuſetzen. Ich ging in der Abſicht nach Frankfurt, einige ſchwebende Fragen zur Entſcheidung zu bringen, nämlich die Zahlung der Kriegscontribution, die Verkürzung der Friſten, und die Verſtärkung der Garantieen; da ſich jedoch die Ausſicht zeigte, definitiv abzuſchließen, ſo hielt ich dies für einen Gewinn für beide Länder, da hierdurch für Deutſchland die militäriſche Laſt erleichtert und die Conſolidirung Frankreichs erzielt wird. Die franzöſiſche Regierung iſt nunmehr in der Lage, am beſten die Wünſche des franzöſiſchen Volkes nach Herſtellung des Friedens zu erfüllen. Jede andere Regierung, die ſich an ihre Stelle ſetzen wollte, hätte das Bedenken gegen ſich, daß ſie den Frieden nicht eben ſo vollſtändig ſichere. Es werden allerdings noch nachträglich Ausführungsbeſtimmungen nothwendig ſeyn, jedoch iſt der definitive Friede erreicht. Die Zahlungsfriſten ſind verkürzt worden, die erſte halbe Milliarde wird innerhalb 30 Tagen, welche der Einnahme von Paris folgen, bezahlt. Betreffs der Zahlungsmittel wurde feſtgeſetzt, daß nur Metallgeld oder Noten ſicherer Banken (engliſcher, niederländiſcher, preußiſcher, belgiſcher) angenommen werden, oder Wechſel erſter Klaſſe. Die zweite Zahlung von einer Milliarde hat im Laufe d. J. bis Ende Dezember ſtattzufinden. Erſt hierauf ſind wir verpflichtet, die Befeſtigungen vor Paris zu räumen. Die vierte halbe Milliarde wird bis zum 1. Mai nächſten Jahrs gezahlt. Für die letzten drei Milliarden bleiben die Beſtimmungen des Präliminarfriedens aufrecht, dieſelben ſind bis zum 1. März 1874 vollſtändig abzuzahlen. Die franzöſiſche Regierung hofft den Anforderungen genügen zu können. Schwierigkeiten ergab die Frage der Handelsbeziehungen. Die franzöſiſche

Regierung will den Handelsvertrag löſen. Sie ſcheint hiervon eine Steigerung der Zolleinnahmen zu erwarten. Ich begnügte mich mit der Beſtimmung, für uns das Recht der Meiſtbegünſtigten zu erlangen. Unter den Meiſtbegünſtigten ſind zu verſtehen England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oeſterreich, Rußland. Bezüglich der Frage der Gränzregulirung wurde beſtimmt, daß der Ausdruck ‚Rayon von Belfort' nicht im techniſchen Sinne zu verſtehen ſey, ſondern derſelbe wurde auf 4—5 Kilometer ausgedehnt. Es ſchien wünſchenswerth, einige deutſche Gemeinden bei Thionville mit Redingen zu erwerben, aber die franzöſiſche Regierung erklärte, ſich in der Unmöglichkeit zu befinden, dies zuzugeſtehen. Ich habe deshalb vorgeſchlagen, die Frage der Ratifikation der Nationalverſammlung zu überlaſſen, und ich beantragte hiefür noch weitere Abtretungen bei Belfort. Die übrigen Bedingungen werden Sie aus den demnächſt bevorſtehenden Veröffentlichungen erſehen. Wir haben die Bahnſtrecken der Oſtbahn in Elſaß-Lothringen für beſtimmte Summen erworben. Für die Ratifikation durch den Kaiſer und die Nationalverſammlung iſt eine zehntägige Friſt bis zum 20. Mai feſtgeſetzt." Fürſt Bismarck ſchließt: „Ich glaube, daß erreicht worden, was wir von Frankreich vernünftiger Weiſe erlangen konnten. Wir haben unſere Gränzen geſichert. Wir haben die Bezahlung der Kriegsentſchädigung geſichert, ſoweit nach menſchlichen Verhältniſſen möglich. Noch weitergehende Forderungen hätten größere Opfer erfordert. Ich habe das Vertrauen, es ſey die Abſicht der franzöſiſchen Regierung, den Vertrag auszuführen, und daß die Kräfte dazu vorhanden ſeyn werden. Die Behauptung, die Höhe der Kriegsentſchädigung ſey unerſchwinglich, wurde von dem franzöſiſchen Finanzminiſter nicht getheilt." Der Reichskanzler ſpricht ſchließlich die Hoffnung aus, der Friede werde ein dauerhafter und ſegensreicher ſeyn, und daß wir der Bürgſchaften, deren wir uns verſichert haben, um gegen erneute Angriffe gewahrt zu ſeyn, in langer Zeit nicht bedürfen werden.

Um weitläufige Wiederholungen zu erſparen, enthebe ich dem Wortlaut des Friedensinſtrumentes nur folgende Einzelheiten. Artikel 1. betrifft den Rayon von Belfort: „Die deutſche Regierung iſt Willens, dieſen Rayon ſolcher Weiſe zu vergrößern, daß er die Cantons von Belfort, Delle und Giromagny umfaßt, ſo wie den weſtlichen Theil des Cantons von Fontaine, weſtlich einer Linie von dem Punkte, wo der Canal von der Rhone nach dem Rhein aus dem Canton von Delle austritt, im Süden von Montreux le Château bis zur Nordgränze des Cantons zwiſchen Bourg und Felon, wo dieſe Linie die Oſtgränze des Cantons von Giromagny erreicht. Die deutſche Regierung wird indeſſen die oben bezeichneten Territorien nur unter der Bedingung abtreten, daß die franzöſiſche Republik ihrerſeits in eine Gränzrectification einwillige längs den weſtlichen Gränzen der Cantone von Cattenom und Thionville, welche an Deutſchland das Gebiet überläßt im Oſten einer Linie, die von der Gränze von Luxemburg zwiſchen Huſſigny und Redingen ausgeht, die Dörfer Thil und Villerupt an Frankreich laſſend, ſich zwiſchen Serrouville und Aumetz, zwiſchen Beuvillers und Boulange, zwiſchen Trieux und Lomeringen erſtreckt und die alte Gränzlinie zwiſchen Avril und Moyeuvre erreicht.

Aus Artikel 7. Nach Zahlung der erſten halben Milliarde und der Ratification des definitiven Friedensvertrages werden die Departements der Somme, der Seine Inférieure und der Eure geräumt, in ſo weit ſie noch von den deutſchen Truppen beſetzt ſind. Die Räumung der Departements der Oiſe, der Seine-et-Oiſe, der Seine-et-Marne und der Seine, ſowie der Forts von Paris wird ſtattfinden, ſobald die deutſche Regierung die Herſtellung der Ordnung ſowohl in Frankreich als in Paris für genügend erachtet, um die Ausführung der durch Frankreich übernommenen Verpflichtungen ſicher zu ſtellen. In allen Fällen wird dieſe Räumung bei Zahlung der dritten halben Milliarde ſtattfinden.

Die deutſchen Truppen behalten im Intereſſe ihrer Sicherheit die Verfügung über die neutrale Strecke zwiſchen der deutſchen Demarcationslinie und der Umwallung von Paris auf dem rechten Ufer der Seine.

Die Stipulationen des Vertrages vom 26. Februar, bezüglich auf die Occupation franzöſiſchen Gebietes nach Zahlung der beiden Milliarden, bleiben in Kraft. Von der Zahlung der erſten fünfhundert Millionen können keine Abzüge, wozu die franzöſiſche Regierung berechtigt ſeyn könnte, gemacht werden.

Artikel 8. Die deutſchen Truppen werden fortfahren, ſich der Requiſitionen in natura oder Geld in den beſetzten Territorien zu enthalten; da dieſe Verpflichtung ihrerſeits in gegenſeitiger Beziehung ſteht zu der von der franzöſiſchen Regierung übernommenen Verpflichtung, ſie zu unterhalten, ſo werden im Falle, daß trotz wiederholter Aufforderungen der deutſchen Regierung die franzöſiſche Regierung in Ausführung beſagter Verpflichtung zurückbleiben ſollte, die deutſchen Truppen das Recht haben, ſich das Nöthige für ihre Bedürfniſſe durch Erhebung von Steuern und Requiſitionen in den beſetzten Departements zu verſchaffen, und ſelbſt außerhalb derſelben, wenn deren Hülfsmittel nicht hinreichen ſollten.

Artikel 10. Die deutſche Regierung wird fortfahren, die Kriegsgefangenen zurückkehren zu laſſen, indem ſie ſich mit der franzöſiſchen Regierung in's Einvernehmen ſetzt. Die franzöſiſche Regierung wird diejenigen dieſer Gefangenen, welche verabſchiedet werden können, in ihre Heimath zurückſenden. Diejenigen, welche ihre Dienſtzeit noch nicht zurückgelegt, haben ſich hinter die Loire zurückzuziehen. Es iſt vereinbart, daß die Armee von Paris und Verſailles, nach Herſtellung der Autorität der franzöſiſchen Regierung in Paris und bis zur Räumung der Forts von Seiten der deutſchen Truppen, 80,000 Mann nicht überſteigen ſoll. Bis zu dieſer Räumung kann die franzöſiſche Regierung keine Truppenzuſammenziehung auf dem rechten Ufer der Loire vornehmen, jedoch wird ſie die regelmäßigen

Beſatzungen der in dieſer Zone gelegenen Städte gemäß den Bedürfniſſen der Aufrechthaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe ſtellen.

Nach Maßgabe des Fortſchrittes der Räumung werden ſich die Commandanten der Truppen über eine neutrale Zone zwiſchen den Armeen der beiden Nationen verſtändigen.

Zwanzigtauſend Gefangene ſollen ohne Verzug nach Lyon dirigirt werden, unter der Bedingung, daß ſie nach ihrer Organiſirung ſofort nach Algerien geſchickt werden, um in dieſer Colonie zur Verwendung zu kommen.

Artikel 12. Alle vertriebenen Deutſchen bleiben in vollem Genuſſe aller Rechte, welche ſie in Frankreich erworben haben."

Nachdem auch Favre mit dem Finanzminiſter Pouyer-Quertier nach Verſailles zurückgekehrt war, erſtattete Thiers der Nationalverſammlung ſeinerſeits folgenden Bericht: „Unterhandlungen waren eingeleitet zwiſchen dem Fürſten Bismarck und den Miniſtern des Aeußern und der Finanzen. Die Schwierigkeiten waren zahlreich. Ich darf es nicht verhehlen, keine Prüfung iſt uns in dieſer letzten Periode erſpart geblieben, wir haben den verderblichſten Bürgerkrieg ſehen müſſen und von allen Seiten waren wir mit neuen Gefahren bedroht. Die Verhandlungen, welche ſoeben beendet ſind, haben glücklicherweiſe dieſe Schwierigkeiten ſchnell beſeitigt. Der definitive Friedensſchluß iſt zwiſchen Frankreich und Deutſchland unterzeichnet. Ich wünſchte, Ihnen ſagen zu können, daß die durch die Präliminarien feſtgeſetzten Bedingungen verbeſſert ſind. Unſere Lage geſtattete es nicht, aber ernſte Verwickelungen, welche wir fürchten konnten, ſind abgewandt. Ich kann Ihnen das Friedensinſtrument noch nicht vorlegen, aber ich kann Ihnen wenigſtens ſo viel ſagen: Alle Franzoſen werden Frankreich zurückgegeben werden, die einen dem Vaterlande, welchem ſie ſo treulich gedient haben, die andern, welche noch Soldaten und glücklich ſind, fortdienen zu können, der Armee — alle ohne Ausnahme werden uns zurückgegeben werden.

(Bravo.) Unſere glorreiche, tapfere Armee wird auf eine weit größere Zahl, als die Präliminarien zuerſt erlaubten, gebracht werden können. Unſere Armee hat übrigens in Europa den hohen Ruf des franzöſiſchen Namens und der Macht Frankreichs wieder hergeſtellt, und man läßt ihr neuerdings Gerechtigkeit in der Welt widerfahren. (Beifall.) Dieſe neue Lage geſtattet uns zu ſagen: Für Afrika wird genügende Sorge getragen werden." Der Juſtizminiſter Dufaure fügte noch hinzu: Wenn Frankreich durch die Unterdrückung des Aufſtandes wieder Herr von Paris geworden iſt, wird die Gerechtigkeit ihre ganze Pflicht thun, indem ſie alle Schuldigen aufſucht und ſie beſtraft.

Die Regierung ſchöpfte dieſe Energie nur aus der Verhandlung in Frankfurt, übernahm aber auch die Verpflichtung, jetzt alles Ernſtes gegen Paris vorzugehen.

Die letzten Handlungen der Commune offenbarten die ganze Tiefe der Corruption in der Pariſer Bevölkerung. Man blickte wie in einen Knäuel hölliſchen Gewürmes hinein, welches ſich in der letzten Wuth ſelber zerfleiſcht. Die Commune und das Centralcomité, die Commune und der Wohlfahrtsausſchuß, die Mitglieder der Commune unter einander, die Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes unter einander beſchimpften, verklagten und verhafteten ſich gegenſeitig. *) Ebenſo jagte ein Pöbelgeneral den andern fort. Aus den geplünderten Kirchen wurden Clubs gemacht. Mortier wollte die Beichte, Pyat den Gottesdienſt abſchaffen. Tolle Weiber, 2500 an der Zahl, bildeten als ſog. Troupières eine Amazonenſchaar, die auf 10,000 gebracht werden ſollte, alle in blauen Zuaven-

*) Als Victor Hugo 1852 die Schmähſchrift „Napoleon der Kleine" ſchrieb, ſagte er darin inſtinktartig vorher, was 1871 geſchehen würde. Seine Worte waren: „Die Nationen kennen niemals ihren ganzen Reichthum an Schelmen. Es bedarf ſolcher Revolutionen, um ſie kennen zu lernen. Dann ſtaunen die Völker über dieſe Ausgeburten des Staubes."

jacken, aufgestülpten Käppis und rothen Kokarden. Das Haus von Thiers wurde gänzlich ausgeraubt und niedergerissen. *) Auch die Sühnkapelle für den Tod Ludwigs XVI. wurde rasirt, die Statue Heinrichs IV. abgebrochen und entfernt.

Am meisten Bedauern erregte die Vernichtung der Vendomesäule, weil sie, in Napoleons I. glänzendster Zeit aufgerichtet, Frankreichs ruhmvollstes Denkmal war. Mac Mahon erließ deshalb einen eigenen Tagesbefehl: „Die Fremden haben diese Säule geachtet, die Commune von Paris hat sie zu Boden geworfen. Menschen, die sich Franzosen nennen, haben unter den Augen der Deutschen, welche uns beobachteten, gewagt, dieses Zeugniß der Siege Eurer Väter über das verbündete Europa zu zerstören. Hoffen sie dadurch das Andenken der militärischen Tugenden, deren ruhmvolles Symbol die Säule war, zu verwischen? Soldaten, wenn die Erinnerungen, welche die Säule hervorrief, auch nicht mehr auf Erz eingegraben sind, sie werden dafür in unseren Herzen fortleben, wir werden, durch sie begeistert, Frankreich ein neues Pfand patriotischer Tapferkeit und Opfermuths geben." Die Säule fiel am 26. Mai. Bekanntlich war sie mit Basreliefs in Bronce umschlängelt, auf welchen die damaligen Thaten Napoleons dargestellt waren. Diese Darstellungen begannen mit dem Aufbruch des berühmten Lagers von Boulogne, dann folgt „der Abgang der verschiedenen Corps von Boulogne, Brest, Utrecht, Hannover zu dem großen convergirenden Marsch, der erst durch den letzten deutschen Feldzug in den Schatten gestellt ist. Im sechsten Bild nimmt Napoleon Abschied von dem servilen Senat, dem er anzeigt, daß er zum Kampf gegen die dritte Koalition aufbricht. Es folgen lange Truppenzüge, endlich erscheint Napoleon selbst, wie er mit seinem Generalstab am 1. Oktober

*) Die Nationalversammlung in Versailles beschloß dessen Wiederaufbau auf Staatskosten, aber Thiers verlangte, man solle zum ewigen Andenken die Ruine stehen lassen. Mehr eitel, als erhaben.

boldt auf, das Gebirg Ural zu bereiſen, und dieſem, der ſchon früher wegen der Aehnlichkeit der Gebirge Braſiliens mit denen des Ural vermuthet hatte, die letztern möchten gleich den erſtern Diamanten enthalten, gelang es wirklich, auf ſeiner Reiſe am 22 Juni den erſten ruſſiſchen Diamanten in einem Kryſtall zu entdecken, den ein Knabe in der Goldwäſcherei der Gräfin Palier gefunden hatte. Seitdem wurden noch mehrere gefunden. — Ueber die Fortſchritte, welche die Bergwerke auch in dem noch weiter entlegenen Altaigebirge machen, kann man ſich aus dem jüngſt erſchienenen Reiſewerk des Herrn von Ledebour belehren. Zur Beförderung des Handels errichtete Kaiſer Nikolaus am 4 November zu Petersburg ein Handelsconſeil, das dem Finanzminiſter berathend an die Seite treten ſoll. — Auch die Schulen und Gefängniſſe erhielten eine verbeſſerte Einrichtung.

Auch von Polen wurde berichtet, daß dieſes Land zuſehends in Cultur und Wohlſtand zunehme, und man wollte bemerkt haben, daß das benachbarte Schleſien ſchon anfinge, ſeine Concurrenz zu fühlen. Kaiſer Nikolaus begab ſich in dieſem Jahre in die polniſche Hauptſtadt, um daſelbſt die bis dahin verſchobene feierliche Krönung ſeiner ſelbſt und ſeiner erhabenen Gemahlin vollziehen zu laſſen. Er verließ Petersburg am 7 Mai, kam am 15 nach Warſchau, und die Krönung erfolgte am 21ſten. Alle Souveräne hatten außerordentliche Geſandte nach Warſchau geſchickt, den Kaiſer und König zu beglückwünſchen. Nach Beendigung dieſer glänzenden Feierlichkeit ſollte eine Zuſammenkunft mit dem König von Preußen zu Sibyllenort in Schleſien ſtatt finden. Da ſich aber der König unpäßlich befand, ſo reiste die Kaiſerin zu ihrem erlauchten Vater nach Berlin, und

über die Brücke von Kehl reitet. Die ſüddeutſchen Fürſten demüthigen ſich vor dem heranziehenden Kaiſer. Dann folgen Waffenthaten Soults, Neys und die Kapitulation von Ulm, welche der Genius des Sieges in die Annalen der Weltgeſchichte ſchreibt, der Einzug in München, der Uebergang von Inn und Traun, das Hauptquartier in Schönbrunn, die Ueberreichung der Schlüſſel von Wien, der Einzug in die öſterreichiſche Hauptſtadt, in Preßburg. Die Entſcheidung naht. In der Nacht des 1. Dezember beſichtigt der Kaiſer, in ſeinen Mantel gehüllt, die Vorpoſten, es iſt der Jahrestag ſeiner Krönung. Die Soldaten feiern ihn mit brennenden Fackeln. ‚Die Sonne von Auſterlitz‘ geht auf. Der Kaiſer zu Pferd ertheilt ſeinen Marſchällen und Generalen die Befehle. Die Schlacht beginnt, ein franzöſiſcher Reiterangriff durchbricht feindliche Infanterie, gefangene öſterreichiſche Generale übergeben ihren Degen; Oudinot's Garde treibt ein feindliches Corps (Ruſſen) in den See von Augard. Die Schlacht iſt gewonnen. Kaiſer Franz ſucht eine Unterredung mit Napoleon nach und begehrt einen Waffenſtillſtand. Franzöſiſche Soldaten ſchleppen Kanonen und Waffen aus dem Wiener Arſenal fort. Talleyrand kommt in Preßburg an und unterhandelt den Frieden, Napoleon unterzeichnet ihn am 26. Dezember, der Löwe von San Marco und reich geſchmückte Gondeln ſymboliſiren die Abtretung Venedigs, Bayern und Württemberg erhalten ihre Kronen, die Kaiſergarde kehrt mit den feindlichen Fahnen nach Frankreich zurück, Napoleon zieht durch den Triumphbogen, hinter ihm ein Wagen mit reicher Kriegsbeute, am Schluß verkündet Fama die Glorien des Feldzugs der ſtaunend aufhorchenden Nymphe der Seine.“ — Jetzt liegt die ganze Herrlichkeit auf dem Pflaſter der Friedensſtraße. Bei dem Sturz der Säule iſt Niemand zu Schaden gekommen, den größten trug Napoleon I. im Bilde davon. Sein Kopf trennte ſich vom Rumpf, auch ein Arm wurde gebrochen.

Pyat beantragte: „Nun die Vendomeſäule gefallen iſt, bleibt

der Rache des Volkes nur noch eine Aufgabe. Die Aſche des großen Mörders Napoleon iſt im Invalidendome beigeſetzt. Sie muß herausgenommen und in das Grab Traupmann's eingeſcharrt werden!" (Traupmann war nicht lange vorher durch ſeine ſchaudervollen Mordthaten berüchtigt worden.)

In der St. Euſtachekirche, wo der Centralclub von Paris ſeine Sitzungen abhält, donnerte ein Redner gegen die neueſte Proklamation, welche Thiers an die Pariſer gerichtet hat. „Herr Thiers", rief er aus, „hat es gewagt, die rothe Fahne eine ſcheußliche Fahne zu nennen! Warum? Die weiße und die tricolore Fahne haben ihre ruhmvollen Tage überlebt. Die eine fiel in den Straßenkoth von 1830, die andere in die Schmach von Sedan und Metz. Was iſt das für eine Zimperlichkeit, welche die rothe Fahne, die Fahne der Völkerverbrüderung verſchmäht? Dich rufe ich an", wendet ſich nun der Redner gegen den Altar, „der du dein Blut für uns vergoſſen haſt. In deinem Blut haben wir dies Banner des Volkes gefärbt und du wirſt uns nicht zurückſtoßen, denn du ſelber warſt ein Sohn des Volkes!" Dieſe oratoriſche Wendung ſoll einen unbeſchreiblichen Eindruck auf die Verſammlung hervorgebracht haben.

In der Pariſer Theaterwelt bildete ſich eine Ligue, an deren Spitze Alexander Dumas der Sohn ſtand. Dieſelbe machte allen Komödienſchreibern zur Pflicht, künftig nur Deutſche und vorzugsweiſe Preußen als die Lumpen, Schufte und Diebe in ihren Theaterſtücken figuriren zu laſſen.

In den Pariſer Blättern forderte Bürger Joſeph zur Bildung einer Freiwilligenſchaar von 1000 bis 1200 Mann auf, welche Tyrannenmörder heißen und ſich der edlen Aufgabe widmen ſollen, „mit allen möglichen Mitteln und gleichviel in welchem Lande bis zum letzten Sprößling jene königlichen und kaiſerlichen Geſchlechter auszurotten, die über Frankreich ſo viel Unheil gebracht haben."

Der Frankfurter Frieden wurde von der Nationalverſammlung

in Verſailles am 18. Mai angenommen. Ebenſo der Austauſch des bei Frankreich bleibenden Rayons um Belfort mit 40,000 Seelen gegen den kleinen deutſch redenden Landſtrich bei Diedenhofen mit nur 8000 Seelen, aber reich an Kohlen und von ſtrategiſcher Bedeutung. Mehrere franzöſiſche Generale bezweifelten die Wichtigkeit Belforts, aber der frühere Commandant dieſer Feſtung, Denfert, und General Ducrot legten den größten Werth auf Belfort als eins der wichtigſten Thore Frankreichs, von wo aus die Franzoſen leicht wieder nach Deutſchland hervorbrechen könnten. Fürſt Bismarck und Favre kamen nochmals in Frankfurt zuſammen, um den Frieden nunmehr am 20. Mai zu ratificiren.

Gleichzeitig wurde mit Paris Ernſt gemacht. Unter Mac Mahons Oberbefehl durchbrach die Armee von Verſailles durch Forcirung zweier Thore die Enceinte von Paris am 21. Mai und zog 80,000 Mann ſtark in die Hauptſtadt ein. Zwar waren alle ihre Straßen ſtark verbarrikadirt, aber die Pariſer verloren den Muth und Luftballons waren bereit, die compromittirteſten Führer durch alle Lüfte zu retten. Aber erſt am 23. wehte die Tricolore auf dem Mont Martre. Das Meiſte mußte das ſchwere Geſchütz thun; die Truppen wurden, um nicht zu große Verluſte vor den Barrikaden zu leiden, möglichſt geſchont. Aber dadurch gewannen die Aufrührer die erforderliche Zeit, um den ſchrecklichen Racheplan auszuführen, den ſie für den Fall ihres Unterliegens ſchon gefaßt und deſſen Ausführung ſie vorbereitet hatten. Schwere Vorwürfe trafen Thiers, daß er mit dem ernſten Angriff ſo lange gezögert und von geheimen Unterhandlungen mit Verräthern der Commune einen wohlfeilern Erfolg gehofft hatte. Schwere Vorwürfe trafen auch Mac Mahon, daß er innerhalb der Stadt nicht raſcher vorgedrungen und den Mordbrennern zuvorgekommen war. Die Commune hatte nämlich noch gerade ſo viel Zeit, um die größten Staatsgebäude und Paläſte der Hauptſtadt mit unermeßlichen Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft, geſchichtlichen Denkmälern, Bibliotheken,

Archiven ꝛc. mittelſt Petroleum ſchnell zu verbrennen. Dieſe ungeheuern Brände begannen am 24. und dauerten bis zum 28. fort. Sie vernichteten die Tuilerien, einen Theil des Louvre, des Luxemburg und Palais Royal, die Paläſte Elyſée, des Staatsraths, der Ehrenlegion, der Juſtiz, das Finanzminiſterium, das Stadthaus, den Rechnungshof, die Polizeipräfektur ꝛc. Rauch bedeckte Paris, während ſeine Straßen voll Blut, Leichen und Verwundeten lagen.

Dem Verbrechen, welches hier die franzöſiſche Nation an ſich ſelbſt beging, lag nicht blos politiſche Parteileidenſchaft zu Grunde, ſondern es war ein ſocialer Akt, eine Rache des Proletariats am Kapital, der in ternationalen Beſitzloſigkeit am Stolz und Luxus der egoiſtiſcheſten aller Nationen. Wohl war es ein Wahnſinn, aber in dieſem Wahnſinn lag Methode.

Sofern die weitere Entwicklung der Dinge in Paris ſeit dem definitiven Friedensſchluſſe Frankreich allein angeht, brechen wir die Kriegsgeſchichte hier ab. *)

Aus Algerien erfuhr man während des ganzen Krieges nur ſpärliche und widerſprechende Nachrichten. Natürlich hielt man dort die Niederlagen Frankreichs ſo gut als möglich geheim. Da aber faſt alle Truppen, um ſie in Frankreich ſelbſt zu gebrauchen, herausgezogen wurden, hörte man bald von Aufſtänden der Eingeborenen. Doch ereignete ſich nichts Entſcheidendes. Am 26. Januar machten die Araber einen Angriff auf die Stadt Suk-Arras, den aber eine franzöſiſche Colonne zurückſchlug, ſo daß nur die Umgegend ſtark ausgeplündert und verwüſtet wurde. Erſt als die Nachricht ankam, Paris ſey gefallen, brachen am 1. März in der Stadt Algier ſelbſt Unruhen aus. Nach dem Journal de Genève fielen die Einge-

*) Demnächſt werden von mir: „Die wichtigſten Weltbegebenheiten von 1866—1870“ erſcheinen, denen als Fortſetzung die „Weltbegebenheiten ſeit 1871“ folgen werden, worin dann auch der weitere Verlauf der Ereigniſſe in Frankreich erzählt werden wird.

borenen über die Juden her und plünderten ihre Läden, wurden jedoch zur Ruhe gebracht. Bald darauf verlautete, die Franzoſen ſelbſt hätten, entrüſtet über die Pariſer Regierung, eine Art proviſoriſche Regierung in einer Commiſſion von 15 Mitgliedern ernannt. Am 10. März war in Paris die Nachricht verbreitet, die in Algier gelandete Mobilgarde ſey von den Eingeborenen entwaffnet worden. Am 25. wurde ferner gemeldet, ein Heer von 40,000 Arabern und Kabylen unter dem Aga Mockrani von Medina, habe ſich des ganzen Südens von Algerien bemächtigt und rücke gegen die Hauptſtadt vor. Am 6. Mai aber ſoll er in einem Kampfe gefallen ſeyn.

Bemerkenswerth war ein Brief aus Algier vom 19. April, in der Helvetia abgedruckt, worin als Urſachen des Aufſtandes bezeichnet werden: 1) Die Niederlagen der Franzoſen, „denn jetzt ſagt ſich der Araber: Der Franzoſe iſt nichts mehr! Die Spahis und Turcos ſind zurückgekommen und haben den Stämmen erzählt, daß die Franzoſen den Krieg nicht mehr zu führen wiſſen. 2) Die Araber können die Naturaliſation der eingeborenen Juden, die ſie erbittert, nicht vergeſſen. Sie kennen beſſer den Namen Crémieux, als viele Franzoſen. Sie verwechſeln ſogar die Regierung oft mit dem ‚Juden Crémieux‘. 3) Seit dem pariſer Aufſtand ſagen ſie: Wer iſt denn jetzt Frankreich? Die Franzoſen ſind ‚maboul‘ (toll)! pariſer Regierung — verſailler Regierung — Crémieux — kein ‚Grand-Kebir‘ (Oberhaupt) mehr — in Frankreich nichts mehr. 4) Endlich ſind ſie ſehr überraſcht, zu ſehen, daß Paris, die Hauptſtadt, ſich der Regierung der Republik nicht unterwerfen will, und ſie ziehen daraus folgenden Schluß: Wenn Frankreich nichts mehr iſt, wenn die Franzoſen toll ſind, wenn Paris ſelbſt ſich der Regierung nicht unterwirft, wenn auch Algier gegen ſeine Regierung Beſchwerde erhebt, warum ſollen wir unterworfen bleiben und die Abgaben weiter bezahlen?“

Durch den Frieden wurde auch das Loos der Gefangenen

entſchieden. Die Franzoſen hatten nur ſehr wenige Deutſche zu Gefangenen gemacht. Dagegen war die Zahl der franzöſiſchen Gefangenen, die über den Rhein gebracht und überall in Deutſchland vertheilt worden waren, ungeheuer groß. Man zählte darunter 11,650 Offiziere und 363,000 Mann mit 120 Adlern und Fahnen und 6700 ſchweren Geſchützen. Dabei war die in Paris gefangene und die in die Schweiz geflohene und dort internirte Armee nicht mitgerechnet.

Die deutſchen Gefangenen hatten von den erbitterten Franzoſen, zumal in den Anfängen des Kriegs, häufig eine ſchlechte Behandlung erfahren, öfter aber auch eine gute und namentlich in Paris. Wie ſie die verwundeten und kranken Bayern aus Orleans fortſchleppten, iſt oben ſchon erzählt. Auch die 70 auf den gekaperten Schiffen gefangenen deutſchen Schiffskapitäne, die jetzt ausgewechſelt wurden, hatten manche Noth auszuſtehen gehabt. Ein deutſcher Arzt berichtete ausführlich, wie man ihn im ſüdlichen Frankreich lange zurückgehalten habe, bis er endlich langſam von einer Station zur andern zurückgebracht worden ſey. „In Montpellier, ſchreibt er, trafen wir unter der ungefähr 80 Mann betragenden Anzahl von gefangenen Offizieren und im Offiziersrang Stehenden die Aerzte und Beamten eines Feldlazareths des zweiten Armeecorps an, welche vom Schlachtfelde bei Dijon am 22. in die Gefangenſchaft abgeführt worden waren, drei ſchon ſeit geraumer Zeit inhaftirt gehaltene Truppenärzte, eine große Anzahl von Schiffskapitänen, ſowie Eiſenbahnbeamte, Auditeure, Zahlmeiſter ꝛc. Die Erzählungen, die Viele von dieſen über ihre Erlebniſſe während der Gefangenſchaft machten, waren im höchſten Grade intereſſant. Ein Theil hatte Wochen lang in Zellengefängniſſen, entweder in Einzelhaft oder mit Verbrechern gewöhnlichſter Art zuſammen zugebracht, wieder Andere waren mit Handſchellen an einander gefeſſelt transportirt und mit Steinwürfen und Kolbenſchlägen mißhandelt worden. Ein Offizier von den ſchwarzen Huſaren war während

des Transportes auf eine so niederträchtige Weise behandelt worden, daß er schon damals einen Selbstmordversuch gemacht hatte und gleich am zweiten oder dritten Tage nach seiner Ankunft in Montpellier in eine Art von Verfolgungswahnsinn verfiel, in Folge dessen er durch ein Fenster des dritten Stockwerkes auf den gepflasterten Hof hinabsprang und so erhebliche Verletzungen erlitt, daß er einige Tage später im Hospital starb. Als wir um ein ehrenvolles Begräbniß baten und um die Erlaubniß nachsuchten, der Leiche in Uniform das Geleite zu geben, wurde unser Gesuch rundweg abgeschlagen und die Leiche in der Dunkelheit in aller Stille und ohne Geleit fortgeschafft und beerdigt. — Im Uebrigen war die Behandlung in Montpellier erträglich."

Obgleich man die französischen Offiziere in Deutschland auf's anständigste behandelte, den Gemeinen Beschäftigungen, die ihnen angemessen waren und die sie wählen konnten, und Geldverdienst gewährte, wie auch ihre Verwundeten auf's humanste pflegte, so strotzte doch die französische Presse von lügenhaften Berichten, welche die Behandlung der französischen Gefangenen als grausam und unmenschlich schilderten. Dieselben wurden widerlegt. Französische Offiziere in Erfurt erklärten öffentlich, man verleumde die Deutschen, und Graf Dammas, Almosenier der französischen Armee, der ausdrücklich in Deutschland umherreiste, um überall den Zustand der Gefangenen zu untersuchen, bestätigte diese Ehrenrettung unseres Volks. Als dennoch Chaudordy, Gambetta's Creatur, der bei der Delegation in Tours und Bordeaux ein Filial des auswärtigen Amts übernommen hatte, die Verleumdungen wiederholte, wurde er in einer Erklärung des Grafen Bismarck vom 9. Januar 1871 glänzend widerlegt und derb zurechtgewiesen. Diese offizielle Erklärung hat geschichtlichen Werth, weil sie aktenmäßig nachweist, wie oft die Franzosen selbst sich der Grausamkeiten und Verletzungen der Genfer Convention schuldig gemacht haben, welche sie fälschlich den Deutschen andichteten.

Von Orten in Deutschland, die unsern einer neutralen Grenze lagen, desertirten ziemlich viele französische Gefangene, z. B. aus Sachsen und Schlesien nach Böhmen, aus Schleswig nach Dänemark, vom Niederrhein nach Belgien. Das thaten auch eine Menge Offiziere, indem sie ihr Ehrenwort brachen. Gambetta selbst provocirte sie durch ein Dekret vom 10. November 1870, worin er denjenigen französischen Offizieren, welche desertiren und nach Frankreich zurückkehren würden, um sogleich wieder in die Armee einzutreten und gegen Deutschland zu dienen, Prämien aussetzte. Diesen, einer Nation, die sich selbst achtet, so durchaus unwürdigen Bubereien mußte man nun von deutscher Seite einige Strenge entgegensetzen. General Vogel von Falkenstein ließ am 19. Dezember in Schleswig die gefangenen französischen Offiziere um sich versammeln, stellte sich in ihre Mitte und hielt ihnen vor, wie erbärmlich, wie niederträchtig es sey, wenn ein Offizier sein Wort breche. Zwei ihrer Kameraden seyen entflohen; damit nicht andere auch nachzulaufen Lust bekämen, müsse ein Exempel statuirt werden. Für jeden französischen Offizier, der sein Ehrenwort breche und heimlich entweiche, würden fortan je zehn seiner gefangenen Kameraden die ihnen bisher gewährte Ehrenrücksicht einbüßen und auf die Festung geschickt werden. Also sollten sie gleich loosen, welche zwanzig von ihnen gleich morgen auf eine süddeutsche Festung gebracht werden sollten. Diese Mittheilung des Generals brachte eine große Aufregung unter den französischen Offizieren hervor und sie protestirten. Der alte General aber donnerte sie an: Ruhig, kein Wort! ließ loosen und schickte die zwanzig, die das Loos getroffen, sofort auf den Bahnhof. Am 9. Januar 1871 machte derselbe alte General bekannt, der in Hamburg internirte französische Lieutenant Marchesan, den man auf der Flucht in Damenkleidern gefangen habe, sey wegen Bruchs seines Ehrenworts als Sträfling nach der Feste Boyen abgeschickt worden. Eben dahin würden auch die zur Zeit in Braunschweig auf Ehrenwort internirten Major Prinz Bonaparte und Capitän

de Mondion abgeführt, weil ſie ſchriftlich ihr gegebenes Ehrenwort zurückgezogen hätten.

In den Weihnachtstagen wurde eine Verſchwörung der franzöſiſchen Gefangenen in Mainz entdeckt und vereitelt. Hier waren 20,000 Franzoſen internirt, welche gleichzeitig mit andern in den Rheinfeſtungen internirten durchzubrechen verſuchen ſollten, um ſich mit Bourbaki's Armee zu vereinigen, von der man damals noch glaubte, ſie werde an den Oberrhein vorrücken.

Den Gefangenen aus dem Elſaß wurde freie Heimkehr geſtattet, wenn es Grundbeſitzer waren und wenn ſie ſchriftlich verſprachen, nicht mehr gegen Deutſchland dienen zu wollen. Sobald der Frieden geſchloſſen war, durften auch alle Nationalfranzoſen nach Frankreich zurückkehren, wenn ſie die Mittel zur Reiſe hatten. Der Reſt wurde erſt auf Staatskoſten nachgeſchoben, doch wurde die Rückkehr der Kriegsgefangenen nach Frankreich noch eine Zeitlang ſiſtirt, als in Paris die rothe Republik proklamirt worden war. Der Frankfurter Frieden ſchenkte endlich allen die Freiheit. Außer einer Flucht franzöſiſcher Gefangener im Poſen'ſchen, die im Owieſker Wald eine Räuberbande bildeten, und einer kleinen Widerſetzlichkeit der Gefangenen in Erfurt am 25. März kam nichts Unzuträgliches mehr vor.

Der Exkaiſer Napoleon erhielt Erlaubniß, Wilhelmshöhe zu verlaſſen und zu gehen, wohin er wolle. Er reiſte nun in guter Geſundheit am 19. März, begleitet von ſeinen treuen Anhängern, Bazaine, Caſtelnau, Fleury und einigen andern über Oſtende nach Chiſlehurſt zu ſeiner Gemahlin. Bazaine hatte vorher noch eine Zuſammenkunft mit Mac Mahon in Frankfurt a. M. gehabt, welcher gegen 30 franzöſiſche Generale anwohnten. Hier ſoll verabredet worden ſeyn, man wolle, wenn erſt die rothe Republik ausgetobt haben und eine allgemeine Sehnſucht nach Ruhe und Ordnung eingetreten ſeyn würde, eine Wiederherſtellung nicht des Kaiſers ſelbſt, aber ſeines Sohnes verſuchen.

Das Benehmen des *franzöſiſchen Volks* in dieſem Kriege iſt pſychologiſch intereſſant. Man muß ſo billig ſeyn, den normalen Zuſtand deſſelben von einem ſolchen Ausnahmszuſtand leidenſchaftlichſter Erregung zu unterſcheiden. Aber wie in der Trunkenheit der wahre Charakter der Menſchen ſich zu verrathen pflegt, weil er ſich nicht mehr verſtellt, ſo auch in Zeiten politiſcher oder religiöſer Exaltation. Nun läßt ſich nicht leugnen, daß ſich die Franzoſen in der Exaltation des letzten Krieges ſtark blamirt haben, ſofern ſie Charakterſchwächen verriethen, welche ſie ſelbſt für Charakterſtärke auszugeben nicht ermüdeten, und daß dabei tief unſittliche Züge zur Erſcheinung kamen. Da ſie Niemand über den wahren Sachverhalt täuſchen konnten, haben ſie ſich in ihrer Eitelkeit nur ſelbſt getäuſcht und der politiſchen und militäriſchen Niederlage, die ihnen nicht erſpart werden konnte, noch eine moraliſche hinzugefügt, die ſie ſich hätten erſparen können. Eitelkeit hatte ſie ſo ganz verblendet, daß ſie ſich einbildeten, die ganze übrige Welt würde die Wahrheit nicht ſehen, weil *ſie* dieſelbe nicht ſehen wollten.

Durch alle offiziellen Depeſchen und Manifeſte der franzöſiſchen Regierung, ſowohl der frühern kaiſerlichen, als nachher der republikaniſchen Regierung, aller ihrer Miniſter und Generale, wie auch durch die franzöſiſche Preſſe, ſehr wenige Zeitungen ausgenommen, zieht ſich von Anfang bis zu Ende des Kriegs eine ungeheure, ununterbrochene Lüge hindurch. Das Proton Pſeudos war, die Franzoſen ſeyen das erſte, geſitteſte und gebildetſte Volk der Welt, Paris das eigentliche Centrum der civiliſirten Welt, das h. Mekka, wo nicht das himmliſche Jeruſalem ſchon hier auf Erden, wir Deutſchen aber ſeyen Barbaren, immer noch die alten Kimbern und Teutonen. Ganz ebenſo bilden ſich bekanntlich die eitlen Zöpfe in China ein, außer ihrem Reich der Mitte gebe es keine Bildung, und die Europäer, die zu ihnen kommen, ſeyen nur rothborſtige Barbaren.

An der Spitze jener angeblichen Civiliſation ließ Napoleon III.

die Turcos marſchiren, afrikaniſche Halbthiere, deren angeborene Wildheit noch durch die Pariſer Verwilderung geſteigert war. Man hätte nun wenigſtens bei den franzöſiſchen Offizieren noch die alte Ritterlichkeit wiederfinden ſollen, aber wie viele brachen ihr Ehrenwort, wie viele mißachteten die Genfer Convention! Noch nie hatte eine Regierung das Banner der Lüge ſo hoch geſchwungen wie dieſe. Schon die kaiſerliche Regierung hatte gelogen, die republikaniſche log noch viel mehr. Jede Niederlage wurde als ein Sieg geprieſen. Immer geſchlagen und immer noch als Sieger ſich geberdend, verdoppelten und verdreifachten die Franzoſen ihre Verluſte und das Unglück ihres Landes. Aber der Egoismus jedes Einzelnen war ſo groß, daß ſie nicht einmal auf ihre Kameraden Rückſicht nahmen, ſondern ihre Verwundeten zu Tauſenden hülflos liegen und die wie Schafe zur Schlachtbank getriebenen Mobots ohne Sold und ohne Nahrung, ohne Kleider und ohne Schuhe im harten Winter umkommen ließen.

Dupanloup, der berühmte Biſchof von Orleans, längſt ausgezeichnet durch ſeine Schriften und ſeine freimüthige Oppoſition auf dem Concil, mußte die Erſtürmung ſeiner Stadt durch die Deutſchen erleben. Die bayriſchen Offiziere erwieſen ihm aber große Ehre und ſeine Kathedrale wurde von vielen frommen deutſchen Soldaten beſucht. Damals wurde ein Brief bekannt, den er an einen Freund geſchrieben und worin er unendlich vernünftiger über die Lage Frankreichs urtheilte als der pretiöſe Guizot; er wandte nämlich einfach auf das dermalige Unglück Frankreichs das Unglück Preußens im Jahre 1806 an und erinnerte an die Mutter des ſiegreichen König Wilhelm, die ſchöne, hochherzige Königin Louiſe, welche im Kummer über ihr Vaterland ſterbend noch ſagte: „Der Ruhm des großen Friedrich hat uns über unſere Macht getäuſcht, wir waren im Irrthum und unterliegen der Gewalt. Aber das Recht iſt etwas Höheres als die Gewalt. Thun wir das Rechte und wir werden beſſere Zeiten wiederkehren ſehen.“ So nun,

ſchrieb Dupanloup, ſoll auch Frankreich fühlen und denken und ſich in ſein ſelbſtverſchuldetes Unglück finden. Denn es ließ ſich durch den Ruhm des großen Napoleon täuſchen, deſſen Macht es nicht mehr beſaß. Aber über der Gewalt ſteht das Recht. Thun wir das Rechte und auch wir werden beſſere Zeiten wiederkehren ſehen! Eine beſſere Mahnung konnte der ehrwürdige Biſchof ſeinem Volke nicht geben. Liegt aber wohl noch ſo viele ſittliche Kraft im franzöſiſchen Volke, als ſie, nach der Schlacht bei Jena, noch im preußiſchen lag?

Viele verzweifelten an den Franzoſen. Die Times ſchrieb: „Das Ergebniß des Krieges iſt ein allgemeines Zuſammenbrechen. Der Kaiſer konnte nicht leiten, die auf einander folgenden Regierungen konnten nicht regieren, die öffentliche Meinung kannte kein Geſetz, und als die Stunde kam, zeigte ſich die Armee als eine große Täuſchung; die Offiziere konnten nicht commandiren, die Soldaten wollten nicht gehorchen. Unter dem Stoß eines furchtbaren Krieges und einer allgemeinen Niederlage ſehen wir Frankreich wie es wirklich iſt: ein ſociales Chaos heftiger Gegenſätze ohne die Hülfsmittel der Aufklärung, der Einheit, der Ordnung und der Geſetze."

Wachenhuſen hielt die Corruption in Paris für unüberwindlich. Die Bigotterie der ältern Linie Bourbon hatte dieſelbe nicht überwinden können; ebenſowenig das Bürgerkönigthum, welches mit Ehrbarkeit kokettirte. „Was ſoll, ſchrieb Wachenhuſen, aus dem Pariſer werden, aus ihm, der in jedem Jupon beſſer Beſcheid weiß als in der Geographie, wenn ein Orleans wieder mit dem Regenſchirm über die Boulevards ſpazieren ginge; wenn die Damen des Hofes ſolide werden und aus der Ariſtokratie keine Scandale mehr in den Caféhäuſern zu erzählen ſind! Womit ſoll ſich die Pariſer Preſſe ernähren, wenn ſie nicht täglich ihrem Publikum die pikanteſten Abenteuer jener Damen erzählen kann, die ihr Tabouret im kleinen Abendzirkel der Kaiſerin hatten? Von den Theaterdamen

und den Göttinnen des Berges Breda fortwährend zu erzählen, hat keinen Reiz, denn jeder, der einige Bankbillets in der Tasche hat, kann dergleichen Abenteuer selbst erleben, und zudem riechen sie nach Eau des Carmes und nicht Jeder liebt die Fettschminke. Das Publikum ist gewohnt, die Scandale aus der hohen Sphäre zu hören, aus welcher Feydeau seine Comtesse Chalis schöpfte; die Pariser Chroniqueure werden also aus Verzweiflung sich dem Absynth ergeben und das Pariser Volk wird schließlich der heiligen Cocotte, der Martyrerin der Politik, eine Bildsäule errichten."

Doktor Stark glaubte das Benehmen des französischen Volks als einen pathologischen, krankhaft degenerirten Geisteszustand auffassen zu sollen, weil darin ganz dieselben Erscheinungen vorkommen, wie bei Irren: 1) Gesteigerter Egoismus, grenzenlose Eitelkeit, Selbstüberschätzung, Größenwahnsinn; 2) Mißkennung und Mißachtung jedes fremden Rechts und Werthes, prüfungslose Verwerfung jeder fremden Ansicht; 3) Wuth beim geringsten Widerspruch, gesteigert bis zur raffinirten Bosheit und Grausamkeit; 4) Nichtachtung der Wahrheit, Nichtachtung der eigenen Ehre, ein Angriffs- und Vertheidigungssystem mittelst schamloser Lügen; 5) eine besonders charakteristische Bosheit, welche die Unthat, die man selbst begeht oder auf die man sinnt, lügenhaft dem unschuldigen Gegner zuschiebt und vorwirft. — Der Irrenarzt erklärt sich aber diese Geistesstörung einer ganzen Nation aus naheliegenden Motiven. Diese sind: 1) Der angeborene Racencharakter, die leichtere Gehirnmasse, die in der Regel den Franzosen vom Deutschen unterscheidet, die stärkere Anlage zur Sinnlichkeit; 2) die Entnervung durch frühzeitige und fortgesetzte Ausschweifung; 3) der Mangel an Erziehung, die große Menge von Franzosen, die nicht einmal lesen und schreiben können und die man doch überredet, sie allein repräsentirten die Bildung und alle andern Völker seyen Barbaren; 4) die gewissenlose Politik der frühern Regierungen, welche mit der Unsittlichkeit des Hofes auch das Volk ansteckten, oder um sich beim Volk be-

liebt zu machen, deſſen Schwächen und böſen Neigungen ſchmeichelten; 5) die Einfalt und Gutmüthigkeit der Nachbarvölker, die ſich von den Prahlereien der Franzoſen imponiren ließen und ihre Mode nachäfften. Inſofern trifft auch uns Deutſche die Schuld.

Niemand kannte die Franzoſen beſſer als Voltaire, in welchem ſie ſelbſt ihr größtes Genie verehren. Dieſer ſagte von den Franzoſen, ſie ſeyen halb Affe, halb Tiger, verkündete ihnen aber eben deshalb einen ſchlechten Ausgang, indem er einmal ſchrieb: Nous devenons l'horreur et le mépris de l'Europe.

Oberſt Stoffel, der bis vor Ausbruch des Kriegs militäriſcher Bevollmächtigter in Berlin war, und ſeinen Kaiſer vergebens vor dem Kriege warnte, ſchrieb in ſeinem äußerſt intereſſanten Militärbericht vom 12. Auguſt 1869 Folgendes: „Wenn man nunmehr die ſittlichen Zuſtände beider Länder betrachtet, ſo muß man anerkennen, daß dieſes ſo ſcharfblickende, ſo wachſame und der Aufgabe, die es ſich geſtellt, ſich ſo bewußte preußiſche Volk zugleich das am meiſten unterrichtete und disciplinirte in Europa iſt; daß es voller Saft, Thatkraft und Patriotismus iſt, noch nicht verdorben durch das Bedürfniß materieller Genüſſe; daß es ſich warme Ueberzeugungen und die Achtung vor allem Achtungswerthen bewahrt hat. — Welch ein betrübender Gegenſatz! Frankreich hat über Alles gelacht und das Ehrwürdigſte findet daſelbſt keine Achtung mehr. Die Tugend, die Familie, die Liebe zum Vaterlande, die Ehre, die Religion werden einem leichtfertigen und zweifelſüchtigen Geſchlecht als Gegenſtände des Spottes dargeſtellt. Die Theater ſind Schulen der Schamloſigkeit und Unflätigkeit geworden. Von allen Seiten träufelt das Gift, Tropfen um Tropfen, um die Organe einer unwiſſenden und entnervten Geſellſchaft, die weder die Einſicht noch die Thatkraft beſitzt, um ſich beſſere, auf Recht und Gerechtigkeit gegründete Einrichtungen zu geben, die dem Geiſte unſerer Zeit angemeſſen, aber vor Allem geeignet wären, ſie unterrichteter und ſittlicher zu machen. So ſchwinden allmälig alle ſchönen Eigenſchaf-

ten der Nation dahin; der Edelmuth, die Loyalität, der Zauber unſeres Geiſtes und der Schwung der Seele verlieren ſich, ſo daß dieſe edle franzöſiſche Race ſich bald nur noch an ihren Fehlern wiedererkennen wird. Und unterdeſſen bemerkt Frankreich nicht, wie ernſthaftere Nationen ihm auf der Bahn des Fortſchrittes vorauskommen und es auf den zweiten Rang zurückdrängen."

In Brüſſel erſchien eine Histoire de l'armée de Châlons, worin es heißt: „Wie viel Unheil hatte dieſes Lager von Chalons dem wahrhaftigen militäriſchen Geiſte Frankreichs bereitet! Da hatten unſere jungen Offiziere unter feſten und comfortablen Zelten, bei ſtets ohne Mühe geſicherten Mahlzeiten, die falſchen Ideen über das Feldleben eingeſogen. Da hatte die Intendanz die üppige Verpflegung von Armeen gelernt, aber von unbeweglichen Armeen. Da hatten die Schießübungen der Artillerie uns die Zuverſicht auf die ſtets unbeſtrittene Ueberlegenheit unſerer Geſchütze eingeimpft, da hatte die Cavallerie gelernt, Recognoscirungen mit Regimentern mit Escadronsdiſtance auszuführen. Da hatten die Generale gelernt, wöchentlich einmal zwiſchen zwei Mahlzeiten zu ſiegen, da war Lorbeer und Ruhm von denjenigen leicht errungen, die die Gunſt dazu beſtimmt hatte, große Männer zu werden, wenn an ſie auf der feſtgeſetzten Liſte die Reihe kam. Das Lager von Chalons war das Treibhaus für die Avancements geworden. Viele derjenigen, welche an unſerer Spitze marſchirten, waren eben nur die großen Krieger des kleinen Mourmelon. Es genügte zuweilen, einen Sieg errungen zu haben — im Lager von Chalons. Wie weit waren wir davon entfernt, zu handeln, wie General v. Moltke, der Terrainſtrecken mit denjenigen Offizieren durcheilte, welche er in ſeiner Schule bilden wollte, indem er ſie auf den Feldern die Strategie und die Kenntniß des Terrains lehrte und ſie während langer, arbeitsvoller Jahre neben ſich beobachtete, ehe er den Ausſpruch that: Dieſer kann ein General der Armee werden. Wie weit waren wir von der wahren Nachahmung des Feldlebens entfernt, bei der man all-

jährlich während zweier Monate militäriſche Märſche ausführt, um die Truppen lagern zu lehren und ſie unterhalten und verpflegen zu lernen! Bei dergleichen Uebungen entwickeln ſich die militäriſchen Talente und kann ein General nach ernſter Prüfung, nicht nach oberflächlicher und oft vorgefaßter Meinung, die geeigneten Candidaten erwählen. Durch dieſes Mittel würde man auch die vollſtändige Unfähigkeit mancher Offiziere für den Krieg erkennen. Dieſes in freier Luft gewonnene Urtheil würde geſtatten, eine heilſamere Wahl zu treffen, als in den Vorzimmern der Miniſter oder an der Tafel der Tuilerien, und dem Lande brauchbare und energiſche Generale ſichern."

Der Engländer John Coleridge ſagte im März in einer Wählerverſammlung zu Exeter: „Von den Zeiten Ludwigs XIV. ab war Frankreich der große europäiſche Störenfried; ich kann daher nicht bedauern, daß das Götzenbild der franzöſiſchen Gloire ſo erbarmungslos in Stücke geſchlagen worden iſt. Im Gegentheil freue ich mich darüber, denn es iſt ſelbſt zu Frankreichs Beſtem. Man kann allerdings behaupten, daß nun der Gegenſtand unſerer Beſorgniß gewechſelt habe, daß Deutſchland in Zukunft zu der ſchrecklichen Geißel werde, die Frankreich in der Vergangenheit war. Aber ich glaube dieß nicht. Ich fürchte nichts derart, ich habe Vertrauen zur deutſchen Geſchichte und zum deutſchen Volkscharakter, und meiner Anſicht nach wird die Welt ſich binnen Kurzem unſäglich erleichtert fühlen, indem an der Spize des europäiſchen Feſtlands eine große, tapfere und entſchloſſene, aber friedlich geſinnte Nation ſteht, anſtatt einer Nation, die gleichfalls groß, tapfer und entſchloſſen, aber kriegeriſch raſtlos und angriffsſüchtig iſt."

Trotz allem, was vorgefallen iſt, ſollen wir Deutſche unſere Gemüthsruhe und geiſtige und ſittliche Ueberlegenheit auch darin bewähren, daß wir die im Kriege geübte Großmuth gegen einen allerdings boshaften Feind auch im Frieden bewähren, an der franzöſiſchen Nation, wie viele ſchlechte Elemente wir in ihr auch haben

bekämpfen müſſen, doch nicht verzweifeln und es den wohlwollenden und verſtändigen Franzoſen nicht ſauer machen, ſich wieder mit Deutſchland zu verſöhnen. Vielleicht kommen ſie noch zu der Einſicht, daß ein dauernder Friede und möglichſt treues Zuſammenhalten der romaniſchen mit der germaniſchen Race die beſte europäiſche Politik iſt.

Wir Deutſche ſelbſt können jedenfalls auf den großen Krieg nur mit Genugthuung zurückblicken. Er wurde uns aufgedrungen, wir hatten ungeheure Verluſte *), edles deutſches Blut wurde in Strömen vergoſſen, aber wir ſiegten, und der nationale Gewinn war ſo großer Opfer werth. Aus dem vergoſſenen Blut iſt unſer Volk, iſt unſer Reich verjüngt und ſtärker als je hervorgegangen.

Es bleibt uns nun noch übrig einen Blick auf die Wirkungen zu werfen, welche der große Krieg auch außerhalb Frankreich in Deutſchland, Italien und bei den neutralen Mächten hervorgerufen hat.

---

*) Nach einer im preußiſchen Kriegsminiſterium für das Invalidengeſetz ausgearbeiteten Denkſchrift betrugen die Verluſte:

I. Offiziere:

	todt	verwundet	vermißt	Summa
Nordd. Bund	918	2972	30	3920
Bayern	156	564	—	720
Württemberg	25	64	—	89
Baden	22	132	—	154
Großh. Heſſen	44	63	—	107
	1165	3795	30	4990

II. Unteroffiziere und Soldaten:

	todt	verwundet	vermißt	Summa
Nordd. Bund	14839	71792	5902	92533
Bayern	1524	10217	—	11744
Württemberg	664	1688	—	2352
Baden	423	2578	263	3264
Großh. Heſſen	681	1467	—	2148
	18131	87742	6165	112,038

Elftes Buch.

Die Wiederherſtellung des deutſchen Kaiſerthums.

Wir Deutſche haben oft Kriege mit Frankreich führen müſſen, weil uns die Franzoſen ſeit drei Jahrhunderten wiederholt anfielen, und immer blieben ſie ſtark genug, um ihre räuberiſchen Angriffe auf uns erneuern zu können, weil wir Deutſche nicht einig waren. Deshalb hatten alle jenen frühern Franzoſenkriege keine tiefergreifende welthiſtoriſche Bedeutung. Das Verhältniß des übermüthigen Frankreich zu Deutſchland blieb weſentlich das nämliche. Das hat nun aufgehört. Der letzte Krieg mit Frankreich hat ungleich größere Bedeutung, als jeder frühere, und bildet einen Wendepunkt in der Geſchichte Europas. Denn wir Deutſche haben endlich friſchweg den alten Fehler abgelegt, dem lange von uns ſelbſt an uns begangenen Unrecht entſagt und ſind als Nation wieder eins geworden. Das gemeinſchaftlich vergoſſene Blut hat dies Wunder bewirkt. Die ſchöne Einheit der deutſchen Heere in Frankreich wirkte zurück auf das ganze deutſche Volk und ſeine Fürſten. Ein unwiderſtehlicher Zug zur Nationaleinheit brach alle bisherigen Hinderniſſe nieder.

Die Initiative in Bezug auf die künftige deutſche Reichsverfaſſung ergriff Bayern. Das war auch ſehr natürlich. Das bisherige Verhältniß der ſüddeutſchen Staaten zum norddeutſchen Bunde war erſt ein unreifes. Preußen hatte wiederholt erklärt, es ſey

einſtweilen mit dem Zollverein und mit den Schutz- und Trutzbündniſſen zufrieden und werde nie einen Druck auf die ſüddeutſchen Staaten ausüben, ſondern ruhig abwarten, ob ſie nicht ſelber kommen und ſich dem Nordbund näher anſchließen würden. Zu dem letztern Schritte gab nun die Waffenbrüderlichkeit im großen Kriege von 1870 die ſchicklichſte Veranlaſſung. Der König von Bayern hatte ſich mit Wärme der deutſchen Sache hingegeben, ſeine Bayern hatten an der Seite der Preußen Wunder der Tapferkeit verrichtet, überall mitgekämpft und mitgeſiegt. Es war ein Blutbund zwiſchen Preußen und Bayern geſchloſſen worden auf dem Schlachtfelde, den die Diplomaten am grünen Tiſch nur noch zu beſiegeln hatten. Weil Graf Bismarck ſelbſt im Hauptquartier des Königs von Preußen verweilte, mußte ihn Staatsminiſter von Delbrück in Berlin einſtweilen als Bundeskanzler vertreten und kam, von Bayern dazu eingeladen, am 21. September nach München, um die bayriſchen Reichsverfaſſungsvorſchläge entgegenzunehmen. Er ſelbſt hatte keine mitgebracht. Der Enthuſiasmus unter den nationalgeſinnten Münchnern war groß. Als Delbrück am 23. vom Schloſſe Berg, wo er den König geſprochen hatte, nach München zurückkehrte, wurde er mit ungeheurem Jubel empfangen. Man ließ im Voraus den deutſchen Kaiſer leben. Da dies aber doch zu voreilig erſcheinen und manchem ſog. Patrioten in Bayern Anſtoß geben mußte, brachte Delbrück vom Balkon ſeines Gaſthofes aus mit feinem Takt ein Hoch dem deutſch geſinnten König Ludwig aus, deſſen bundestreuem raſchem Entſchluß allein das Erringen der glänzenden Erfolge des gegenwärtigen Krieges zu verdanken ſey.

Magiſtrat und Gemeindebevollmächtigte von München verlangten am 19. September den Anſchluß Bayerns an den Norddeutſchen Bund. Viele andere Gemeinden folgten nach. Es war ein gewaltiger Umſchwung im Bayerlande. Der berühmte Abgeordnete Völk drückte noch am 10. Oktober in einer Volksrede zu Traunſtein die damalige Stimmung aus, wies am Faden der Geſchichte

nach, wie die Selbſtändigkeit Bayerns immer nur eine illuſoriſche geweſen ſey, ſofern es ſich bald von Oeſterreich, bald von Frankreich habe müſſen bevormunden und befehlen laſſen, pries das natürliche Recht und die Pflicht der Deutſchen, einig zuſammenzuſtehen, und ſagte dem König Ludwig II. innigen Dank für ſeine bisherige treffliche deutſche Haltung unter ungeheuerm Jubel der Zuhörer.

Auch hörte man aus ganz Bayern Berichte über den Umſchlag der Geſinnungen beim Landvolk, veranlaßt durch die Briefe, die ihm ſeine tapfern Söhne aus Frankreich ſchrieben. Man meldete aus München am 26. September: „Lutheriſch ſan mir nit worden in dem Krieg, aber preußiſch. Dös könnts dem Herrn Pfarrer ſag'n, weil er bei unſerm Ausmarſch gär ſo a Angſt g'habt hat um unſer Seelenheil. Die Preußen ſan gar brave Kameraden und halten mit uns dringeſt zuſammen, wo's auf die Franzoſen losgeht. Das ſan a falſch Volk, ob's wohl katholiſch ſeyn wollen, wie die Bayern; d' Preußen machen koa Kreuz, ſan aber doch chriſtlich. Der Herr Pfarrer hät's nur ſeh'n ſoll'n dort bei Sedan, wie preußiſche Jäger neben uns nach der Schlacht a geiſtliches Lied g'ſungen hab'n und die Muſik hat dazu g'ſpielt. Wir hob'n alle g'juchzt aus Freud, aber glei a aufg'hört, wie die Preußen z'ſingen ang'fangt hob'n, g'ſchamt hob'n wir uns a a weni, denn uns is koa Lied eing'falle, dös ſo rührt war wie das von den Preußen! — Alſo lautet der Brief eines oberländer Buben, der bei dem landsberger Jäger-Bataillon ſteht, ſein Vater las denſelben am letzten Markttag im blauen Bock zu München mehrere Male vor und fand der Inhalt allgemeinen Beifall. Der Umſchlag in der Stimmung Altbayerns gegen unſere norddeutſchen Stammesgenoſſen macht ſich nicht allein in den Siegesfeſtivitäten, die allenthalben veranſtaltet werden, bemerkbar, ſondern auch in den Privatunterhaltungen."

Unter dieſen Umſtänden kam eine Spaltung in die bisherige Kammermehrheit der ſog. bayeriſchen Patriotenpartei. Nach dem Vorgang des Präſidenten Weiß trennten ſich am Ende des Oktober

[illegible]

die Gemäßigten von den Unverſöhnlichen. Aber auch dieſe letztern, vertreten durch die Donauzeitung, ergoßen ſich in Wuth über Oeſterreich, welches ſie im Stich gelaſſen habe, und erklärten, auch ſie wollten ſich an das neue deutſche Reich anſchließen, aber nur um mit den norddeutſchen Katholiken und Conſervativen vereint für Rom zu wirken.

Unterdeß wurde in Verſailles am Hoflager des Königs von Preußen zwiſchen Bismarck und den Miniſtern der ſüddeutſchen Staaten, nachdem ſich auch Württemberg, Heſſen und Baden mit Bayern übereinſtimmend erklärt hatten, über den Anſchluß der letztern an Norddeutſchland unterhandelt. Man kam nicht gleich zu Stande, weil Bayern ſich eine Sonderſtellung im deutſchen Reiche vorbehielt. Endlich glich man ſich aus, ſo daß am 1. Dezember ſämmtliche Verträge der ſüddeutſchen Staaten mit dem Norddeutſchen Bunde vom Bundesrath in Berlin ratificirt werden konnten. Die Zuſtimmung der Stände, wie im Norddeutſchen Reichstag, ſo in den ſüddeutſchen Landtagen erfolgte in den nächſten Monaten. Baden war längſt deutſch geſinnt, auch Darmſtadts Bevölkerung, während die Regierung ſich wenigſtens den Umſtänden fügte. In Württemberg war die demokratiſche Kammermehrheit durch Neuwahlen aus dem Felde geſchlagen und hatten die Deutſchgeſinnten geſiegt. Am längſten ſträubten ſich noch die Schwarzen am bayeriſchen Landtag, unterlagen aber endlich auch hier bei der letzten Abſtimmung. Im Norddeutſchen Reichstag machten Liebknecht und Bebel, die Vorſteher internationaler Arbeitervereine, eine freche Demonſtration, indem ſie zu Gunſten Gambettas und der franzöſiſchen Republik gegen das ganze Verfahren Deutſchlands proteſtirten. Lange ſchon Agitatoren der internationalen Arbeitervereine, die auf eine Univerſalrepublik hinſteuerten, gaben ſie ſich auch ganz folgerichtig zu Werkzeugen Gambettas her, deſſen Preſſe nicht verfehlte, aus der Mücke einen Elephanten zu machen und die Franzoſen zu überreden, ſie hätten mitten in Deutſchland und ſelbſt im Schooß des Reichstags eine große Partei für ſich. Da Bebel und

Liebknecht ſich wirklich verrätheriſcher Verbindungen mit dem Feinde ſchuldig gemacht hatten, wurden ſie verhaftet.

Die neue deutſche Reichsverfaſſung war eigentlich föderaliſtiſcher, als es die bisherige norddeutſche Bundesverfaſſung geweſen war und in der Einheit weniger ſtramm zuſammengefaßt. Von 58 Stimmen im künftigen Bundesrathe ſollte Preußen nur 17 behalten. Aus dem Bundesrath ſollte ein ausſchließlich auswärtige Angelegenheiten behandelnder Ausſchuß nur vom bayeriſchen, ſächſiſchen und württembergiſchen Bundesgeſandten gebildet werden. Zu einer Verfaſſungsänderung ſollte es nicht mehr wie früher nur zwei Drittel, ſondern drei Viertel der Stimmen bedürfen. Eine Kriegserklärung ſollte dem Bundesoberhaupt nur mit Bewilligung des Bundesraths zuſtehen, außer wenn Deutſchland angegriffen würde. Bayern behielt ſich noch insbeſondere ſeine bisherige diplomatiſche Vertretung, die eigene Verwaltung ſeiner Verkehrsanſtalten, ſeine Malzſteuer, ſeine beſondere Geſetzgebung und Verwaltung vor und auch ſein Heer ſollte nur im Kriege unter dem Befehl des Bundesoberhauptes ſtehen. In Betreff des Heimaths- und Niederlaſſungsrechts ſchloß ſich Bayern von der allgemeinen Bundesgeſetzgebung aus und endlich erhielt ſein Bundesgeſandter das Recht, dem Bundesrath zu präſidiren, wenn der preußiſche Präſident verhindert ſeyn ſollte. Trotz ſolcher noch allerdings ſehr föderaliſtiſchen Beſtimmungen hatte dieſer neue weitere Bund doch große Vorzüge vor dem bisherigen engern norddeutſchen Bunde und zwar nicht blos in ſeiner äußern Ausdehnung, ſondern hauptſächlich durch die Verſchmelzung ſüddeutſcher und norddeutſcher Intereſſen.

Unterdeß hatte der König von Bayern dem König von Preußen die deutſche Kaiſerkrone angetragen, die übrigen Fürſten ſtimmten zu und am 18. Dezember nahm König Wilhelm zu Verſailles, wie oben ſchon berichtet wurde, die kaiſerliche Würde an, womit auch der Name des deutſchen Bundes verſchwand und der des alten ehrwürdigen deutſchen Reichs wieder hergeſtellt wurde.

Nachdem der glorreiche Krieg beendigt und der Friede beſchloſſen war, verließ Kaiſer Wilhelm am 7. März Verſailles, nahm noch Abſchied von den ſüddeutſchen Truppen und kehrte dann, begleitet vom Kronprinzen, Prinzen Karl und Graf Moltke über Nanzig, Metz, Saarbrücken, Mainz, Frankfurt, Magdeburg und Weimar nach Berlin zurück. In Nanzig begrüßte ihn General Werder, dem er herzlich für ſeine Führung der Truppen dankte. In Saarbrücken an der Reichsgrenze empfingen ihn 400 Bürgermeiſter der Rheinprovinz und überreichten ihm „des Rheinlands Dank“ in einer Adreſſe und einen prachtvollen goldenen Lorbeerkranz. Ueberall unterwegs empfingen ihn die freudigſten Glückwünſche. In Weimar beſuchte er ſeine hohen Verwandten und traf am 17. März im beſten Wohlbefinden in Berlin wieder ein, empfangen von der Kaiſerin, allen anweſenden Prinzen und Prinzeſſinnen, vom Grafen Bismarck und dem auch ſchon zurückgekehrten General von Roon unter unermeßlichem Volksjubel. Ganz Berlin war beflaggt und wurde bei Nacht illuminirt. Am 21. eröffnete der Kaiſer den erſten deutſchen Reichstag mit einer herrlichen Rede, an deren Schluß er wünſchte, dem glorreichen Kriege möge ein eben ſo glorreicher Frieden folgen. Am 22. wurde ſodann der Geburtstag des Kaiſers mit ſolenner Pracht und lebhafteſter Theilnahme des Volks gefeiert, wobei auch Prinz Friedrich Karl ſich einfand, der glorreiche Feldmarſchall, den das Volk mit Begeiſterung begrüßte.

Der alte General Steinmetz, der als Gouverneur in Poſen faſt verſchollen war, wurde, als er den neuen Kaiſer in Berlin begrüßte, von demſelben zum Feldmarſchall ernannt mit den Worten: „Dem Manne, dem Ich die Erfolge von 1866 verdanke, der in den letzten Kämpfen ſo treue Dienſte geleiſtet, gebe Ich den verlangten Abſchied nicht. Sie bleiben Chef Meines 37. Regiments und treten zu den Offizieren der Armee; außerdem verleihe Ich Ihnen die höchſte Würde der Armee.“ Auch General Herwarth von Bittenfeld wurde Feldmarſchall.

Werfen wir einen Rückblick auf die Politik des neuen deutschen Kaisers seit der Zeit, in welcher er zuerst als Prinz-Regent die Regierung in Preußen übernahm, so stellt sich uns vor allen Dingen fest, daß sein erster Gedanke derselbe war, dem er unausgesetzt treu geblieben ist. Das war der Gedanke, zunächst Preußen durch die Erinnerung an das Jahr 1813 zu stärken und dann erst auch wieder Deutschland durch die erstarkte Macht Preußens dem Ziele seiner Einheit näher zu bringen, den lockern und uneinigen deutschen Bund fester zusammenzuschließen in einem neuen Reiche. Zu diesem Zwecke galt es vor allem, Kraft zu entwickeln. Daher die Armeereorganisation der unumgänglich nothwendige Anfang aller seiner weiteren Operationen seyn mußte. Dabei wählte er sich das tüchtigste Werkzeug aus im Kriegsminister v. Roon. Hierauf mußte er darauf Bedacht nehmen, mit eben so viel Kühnheit als Geschick die preußische Diplomatie zu Gunsten Gesammtdeutschlands am Bundestage und gegenüber den österreichischen, mittelstaatlichen und auswärtigen Intriguen zu lenken, und dazu ersah er sich wieder als das passendste Werkzeug den Herrn v. Bismarck-Schönhausen aus. Es ist nicht wahr, daß ihn Bismarck erst in die Bahn der deutschen Politik hineingeführt habe. Der König hatte sein Programm schon festgestellt und seine wundervolle Heerverfassung schon eingerichtet, ehe er Bismarck auf seinen Posten stellte. Für die oberste Leitung der unvermeidlich bevorstehenden Kriege hatte er sich auch schon ein drittes eben so geniales Werkzeug in dem General v. Moltke vorbehalten.

Waren die Umstände, unter denen er die preußische Regierung antrat, auch die ungünstigsten, so waren doch gerade sie es, die ihn veranlaßten und anspornten, allem aufzubieten, um Preußen aus seiner unnatürlichen und eigentlich schimpflichen Lage durch die Wiederaufnahme der ihm allein natürlichen von den Zollern geerbten Politik herauszureißen. Aus einem kleinen Anfang war Preußen durch die Genialität früherer Kurfürsten und Könige des Hauses Zollern nicht nur zu dem bedeutendsten unter den Staaten Norddeutschlands em-

vorgewachsen, sondern hatte auch schon seit dem Constanzer Conzil Gesammtdeutschland die wichtigsten Dienste geleistet. Aber seit dem Wiener Congreß hatte es, von Feinden und falschen Freunden umlagert, die Macht, die es aus der Begeisterung von 1813 geschöpft, preisgegeben, sich als europäischer Staat von Rußland, als deutscher Staat von Oestreich bevormunden, sogar von den ehemaligen Rheinbundstaaten mißachten, den Schimpf von Olmütz sich gefallen und im Innern eine muthwillige und frivole, ganz in französischer Art zugestutzte Kammeropposition aufkommen lassen, wodurch es trotz seiner soliden Verwaltung und trotz des großen Verdienstes, welches es sich durch Gründung des Zollvereins erworben hatte, doch sehr in der öffentlichen Achtung gesunken war. Preußen mußte sich nothwendig wieder ermannen, wieder den alten Respect einflößen, sich wieder an die Spitze Deutschlands stellen wie 1813, sonst war seine und Deutschlands ganze Zukunft gefährdet.

König Wilhelm schlug mit tiefstem Verständniß seiner Zeit und mit wärmstem Gefühl für die deutsche Sache den einzig richtigen Weg ein. Das Ziel bezeichnete er. Die großen Männer, deren politische wie strategische Operationen Deutschland diesem Ziele zuführten, stellte er an ihren Platz. Noch ist das Jahrzehnt nicht vergangen und in so überraschend kurzer Zeit ist Deutschland zur ersten Macht in Europa erhoben, man darf wohl sagen, ein welthistorisches Wunder vollbracht worden.

Wie Kaiser Wilhelm zum erstenmal wieder die Reichseinheit im Innern herstellte, so war er auch wieder der erste Mehrer des Reichs. Im Innern stärkte er die Einheit, indem er die Vielstaaterei einschränkte und Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt, Holstein und Lauenburg mit Preußen vereinigte. Von außen erwarb er die bisher vom deutschen Bunde getrennt gewesenen Länder Schleswig, Elsaß und Deutsch-Lothringen. Durch den Erwerb der beiden Elbherzogthümer wurden erst die deutsche Flotte und Marine zu einer Wahrheit; durch den Erwerb von Elsaß und Lothringen

wurde unsere natürliche und strategische Grenze gegen Frankreich endlich wieder gesichert.

Unser Recht auf Elsaß und Lothringen ist von der deutschfeindlichen Presse sophistisch bestritten worden, allein es versteht sich von selbst, daß der rechtmäßige Eigenthümer, was ihm gestohlen worden ist, wieder zurücknehmen darf. Ebenso würde es sich von selber verstehen, daß, wenn die Franzosen uns vollends das ganze linke Rheinufer haben rauben wollen, wie sie das so oft verkündet haben, wir ein eben so gutes Recht gehabt hätten, ihnen nicht nur Elsaß und Lothringen, sondern dazu auch noch französisch redende Departements abzunehmen. Für unser Recht spricht die Nationalität, der uralte Verband Elsaß und Lothringens mit dem deutschen Reiche, und dazu ist auch noch das Recht der Wiedervergeltung, das Recht des Stärkern und der Eroberung und das natürliche Recht, uns gegen den bösen Nachbar, der uns nie in Ruhe lassen will, gehörig zu schützen, auf unserer Seite. Was die Elsäßer und Lothringer selbst betrifft, so sind sie Deutsche und bleiben Deutsche. Die angeborene Race macht es aus und nicht der fremde Anstrich. Die unter ihnen, welche gern Franzosen bleiben möchten, sollen hinüber nach Frankreich auswandern, wir brauchen sie nicht, und hätten sogar das Recht, sie fortzujagen, nachdem auch alle Deutschen aus Frankreich ausgewiesen worden sind. Die noch gut deutsch gearteten Elsäßer und Lothringer aber werden bald inne werden, wie viel besser sie daran sind, wenn sie mit ihren Stammgenossen wieder vereinigt unbehindert deren Tugenden theilen und sich von der Befleckung der französischen Corruption wieder reinigen können.

Obgleich schon Ludwig XIV. scharfe Dekrete erließ, um Elsaß zu degermanisiren, und sogar im Jahr 1685 den Weibern ihre deutsche Tracht verbot, was der Convent 1793 wiederholte, blieb das Volk doch gut deutsch. Unter Ludwig Philipp erneuerte sich die Unterdrückung des deutschen Elements und war härter als unter dem ersten Napoleon, denn dieser große Corse theilte den fran-

zöſiſchen Nationalhaß gegen die Deutſchen nicht, ſondern betrachtete vom internationalen Standpunkt des Imperators aus die Deutſchen als ſeine eben ſo guten Unterthanen als die Franzoſen. Ludwig Philipp dachte wieder nur franzöſiſch und ließ z. B. in Weißenburg die deutſchen Lehrbücher wegnehmen. Auch der zweite Napoleon befolgte dieſes Syſtem. Noch 1865 wollte der Cultminiſter Duruy die deutſche Sprache in Elſaß und Lothringen ausrotten. Die Lothringer verſicherten: „Die Lücke zwiſchen Saarlouis und Landau hat die franzöſiſche Bruſt der Deutſch-Lothringer zum Walle. Niemals, niemals wird Preußen uns beherrſchen.“ Aber dieſe alberne Verſicherung, ſie trügen in ihrem deutſchen Leibe ein franzöſiſches Herz, genügte der Regierung nicht. Der Präfect des Moſel-Departements decretirte am 25. November 1868: „Wir wollen Franzoſen ſeyn, nicht Deutſche. Die Ausrottung unſeres deutſchen Idioms iſt ein großer Vortheil für Religion und Sittlichkeit.“

Verrückter konnte ſich die Vaterlandsvergeſſenheit nicht ausdrücken. Doch ſo dachten nicht alle Deutſche unter franzöſiſcher Herrſchaft. Die proteſtantiſche Gemeinde Ruprechtsau bei Straßburg ließ über der Thür ihrer neuen Kirche eine offene Bibel anbringen und wollte ihr die Inſchrift geben: „Chriſtus geſtern und heute und derſelbe in Ewigkeit.“ Der Präfect befahl eine franzöſiſche Inſchrift, das wollte die Gemeinde nicht und ſo blieb die Bibel leer.

Beſonders klagte man im Elſaß unter der franzöſiſchen Herrſchaft über den ſchlechten Zuſtand der Schule. Die Verbeſſerung derſelben, die Einführung guten deutſchen Schulunterrichts war eine der erſten Sorgen der neuen deutſchen Regierung. Ein franzöſiſches Blatt ſchrieb: „So iſt alſo das eroberte Elſaß wenige Monate ſpäter im Beſitz der Reformen, welche die republikaniſche Partei für ganz Frankreich ſeit 20 Jahren anſtrebt und die den Konſervativen ſtets zu revolutionär erſcheinen, um ſie ohne Gefahr in's Leben zu rufen! Werden wir nun endlich unſere thatſächliche Inferiorität und die Urſachen unſerer Niederlage erkennen?“

Indem wir Elsaß wieder nehmen, müssen wir uns in's Gedächtniß zurückrufen, wie wacker sich einst die Straßburger Bürger unter ihrem Ammeister Dietrich gegen alle Verführungs- und Angriffsversuche Frankreichs gewehrt haben, bis die Stadt, die vom deutschen Reich im Stich gelassen war, durch den Verrath elender, von Frankreich erkaufter Menschen an Ludwig XIV. ausgeliefert wurde. Dem Verrath aber ging eine Selbstvergessenheit der Deutschen und Hingabe an die französische Mode voran. Johannes Schmid, damals Präsident des lutherischen Kirchenconvents und Professor der Theologie in Straßburg klagte in einer noch erhaltenen Predigt: „Man hat, Gott erbarms, die welsche Unart allzu sehr einreißen lassen, große Höflichkeiten gebraucht, aber aus untreuem Herzen welsche Ceremonien eingeführt, krumme Hände und Füße gegen einander gemacht, also sind auch die Gemüther in die welschen krummen, von den alten teutschen schlichten Wegen abgewichen und geht jetzo, wenn ihr zween zusammenkommen, oftmals krumm wider krumm, oder wie Jeremias 9. 5. sagt: Ein Freund deutet den andern und redet kein wahr Wort. Höret ihr verstockten Teutschen, wenn der Morgen schon kommt, so wird es doch Nacht seyn, wenn ihr schon alle eure besten politischen Anschläge zusammentragt und die Sache auf's klügste angreift Friede zu machen, meinet, jetzt habt ihr die Sache bei allen fünf Zipfeln gefaßt, so wird es doch zu nichte werden. In dieser finstern Kriegsnacht werdet ihr sitzen und verderben. Denn wenn die gottlose Politik unter und mit dem welschen und teutschen Complimentiren, Betrug, Falschheit, Ehrgeiz, Geldgeiz, Eigennutz, schnöde Wollust überhand nimmt, kann Gottes Segen über gemeiner Stadt nicht walten!“ Neben ihm wirkte sein College Professor Danhauer, der eben so kraftvoll gegen das Welschthum predigte und darunter nicht blos Ludwig XIV. sondern auch die Jesuiten meinte, denn wenn diese nicht die Reformation verhindert und dadurch Deutschland getheilt und geschwächt hätten, so würden auch die französischen Könige niemals einen Vorrang über den

deutſchen Kaiſer erlangt haben und würden niemals bis zum Rhein vorgedrungen ſeyn. „Wollte Gott, ſagte Danhauer in einer gleichfalls noch erhaltenen Predigt, wir wären in ſo geſegneter Ordnung geblieben bei unſern Großvätern, die das Wort mit Freuden angenommen, Teutſchland ſtünde noch als eine erſchreckliche Amazone für ihren Feinden, aber ſeit den gefährlichen Reiſen in Welſchland iſt uns die Welſchſucht ankommen und laſſen Jammers ein Anfang worden. Da man ſich an den päpſtlichen Baal Peor gehängt, durch Heuchelei, durch Favor, durch unzeitige Liebe, da man ſich an der römiſchen Dam vergafft und ihr einen Kuß gegeben, ja mancher mit der franzöſiſchen Midianitin geſcherzt, daß er ſich vor der Sonne ſchämen muß, die alles an's Licht bringen wird. Daher kommt aller Jammer und Noth. Welſche Künſte und Leichtfertigkeiten, die heilloſe Zungenmuſik, die abgöttiſchen Gedichte, die leichtfertigen Lieder und ſinnloſe welſche Muſik meidet und laßt ungeſungen. Gott gebe großmüthigen Potentaten in Sinn, bei nächſtem Reichstag die Propoſition zu thun, wie der Papſt nach Welſchland geſperrt und die Allamoderei abgeſchafft werden möchte!"

Heute nach faſt zweihundert Jahren, leſen wir mit innigem Vergnügen, was jetzt ein im Elſaß hochgeachteter Mann von der Wiederaufnahme des ſchönen Ländchens in das deutſche Reich geſchrieben hat. Graf von Dürckheim-Montmartin befand ſich unter der Deputation, welche das Elſaß nach Berlin zum Kaiſer Wilhelm geſchickt hatte, und ſchrieb von da an den niederrheiniſchen Courier: „Die geſchlagenen Wunden zu heilen, ein die Gemüther verſöhnendes, die Intereſſen ſicherſtellendes Regime einzuführen und das Land nicht als ein erobertes, ſondern als ein mit Deutſchland in jeder Hinſicht gleichberechtigtes zu behandeln, ſchien mir der ernſte Wille aller derer, welche jenſeit des Rheines irgend einen Einfluß auf unſere Zuſtände ausüben. Aber nicht nur von den höheren Regionen der Regierung und Verwaltung, ſondern auch von jedem gebildeten und denkenden Deutſchen, mit welchem wir in Berührung

kamen, sind uns unvergeßliche Beweise der innigsten Theilnahme und Sympathie gegeben worden. Namentlich die würdigen Abgeordneten der verschiedenen Staaten, welche wir zahlreich kennen lernten, bezeigten uns, gleichviel welcher politischen Richtung sie angehören, ihre warmen, brüderlichen, ganz uneigennützigen Gesinnungen, so daß wir fest überzeugt bleiben, daß auch in der Volksvertretung unsere elsässer Sache eine aufrichtige, kräftige Stütze gefunden hat. Die Grenzen, die ich dieser kurzen Mittheilung stecken muß, erlauben mir nicht, in nähere Details einzugehen; ich kann nur Folgendes schließlich beifügen: Die Beschlüsse, welche noch ferner gefaßt werden können — ja, ich kann sagen: das ganze Verfahren gegen unser Elsaß wird bald beweisen, daß ich mich nicht getäuscht und daß, wenn jenseits der Vogesen hinter uns leider Alles morsch und faul zusammensinkt, jenseits des Rheines eine gesunde Kraft vor uns steht, an die wir uns pflichtgemäß zum Heile unseres Landes unbedingt anschließen müssen, wenn wir wollen, daß auch unser Elsaß einer kräftigen Zukunft theilhaftig werde."

Elsaß und Lothringen bekamen sogleich nach ihrer Besitzergreifung eine deutsche Verwaltung, die mit größter Schonung verfuhr. Auch wurden Vertrauensmänner aus der Bevölkerung selbst zu Rathe gezogen, damit auf's Beste für sie gesorgt werde. Die Amtssprache wurde wieder deutsch, auch in den Volksschulen der deutsche Unterricht obligatorisch. Nur einige Professoren des Straßburger Liceums erhielten den Befehl das Land zu verlassen, weil sie erklärten, sie wollten keine Deutschen seyn, sondern Franzosen bleiben. Am meisten lamentirten die Fabrikanten in Mühlhausen, die ihren Hauptabsatz bisher in Paris gefunden hatten und fortan durch eine Zollgrenze von Frankreich getrennt seyn sollten. Man machte sich deutscherseits daher zur Pflicht, ihnen den ferneren Verkehr mit Frankreich zu erleichtern oder ihnen einen Ersatz zu verschaffen; jedenfalls wurden die Elsäßer und Lothringer, indem sie zu Deutschland kamen, von der bisherigen Steuerlast sehr erleichtert. Nach

dem Bericht des Generaldirektors der Landwirthſchaft, J. de Morny de Mornay, über die Ackerbau-Enquete beträgt die vom Elſaß aufzubringende Grundſteuer 782,045 Thaler, während die preußiſche Grundſteuer auf dieſelbe Fläche (866,116 Hectaren) nur 347,020 Thaler betragen würde. Die Zuckerrübenſteuer und andere Steuern ſind in Preußen weſentlich kleiner, als in Frankreich. Die Spiritusſteuer brachte 1865 dort 21,333,935, in Preußen dagegen nur 10,372,180 Thaler, die Getränkeſteuer überhaupt 63, im Norddeutſchen Bunde 1869 nur 18½ Millionen Thaler.

Da in Deutſch-Lothringen infolge des Kriegs eine Hungersnoth eingetreten war, wurden den Bewohnern durch Privatwohlthätigkeit aus Schwaben eine Maſſe Lebensmittel aller Art in langen Wagenzügen zugeführt, alles freiwillige Gaben Deutſcher an ihre wiedergewonnenen Brüder. Eine Anzahl Schulzen aus Lothringen kamen im April 1871 nach Schwaben, um dafür zu danken, und Pfarrer J. Winter aus Finſtingen drückte dieſen Dank im Namen ſeiner Mitbürger in einem Schreiben an den Schwäb. Merkur mit herzlichen Worten aus: „Wir werden laut und freudig verkünden, daß uns bei unſern deutſchen Brüdern in Schwaben heimathlich zu Muthe geworden iſt, faſt wie lange verlorenen Kindern, die ihre rechte Mutter wieder gefunden haben. Unſere Stimme wird wohl nicht überall durchdringen, ſie wird aber gewiß auch hie und da eine gute Stätte finden. Auch ſind wir feſt überzeugt, daß Elſaß nicht lange widerſpenſtig bleiben wird: ſeine deutſche Abſtammung kann es ja doch einmal nicht verleugnen und Liebe muß Liebe erzeugen.“

Es hieß eine Zeitlang, Weißenburg mit einem kleinen Diſtrikte werde an Bayern kommen, was aber großen Widerſpruch in der Preſſe fand. Auch Preußen ſollte das Elſaß und Lothringen nicht für ſich bekommen, ſondern nur einſtweilen als Reichsland und im Namen des deutſchen Reichs verwalten. Die noch im Reichstag ſchwebende Frage wegen des Rechtstitels, unter welchem Elſaß

künftig verwaltet werden ſoll, wird keine Schwierigkeit bereiten, da die Hauptſache, daß Elſaß wieder deutſch iſt, genug geſichert iſt. — Bismarck's Wunſch, die Diöceſen in Elſaß und Lothringen von den franzöſiſchen Erzbisthümern abzutrennen, findet, wie es heißt, noch Widerſpruch im Vatican, dieſer wird jedoch wohl mit manchem andern gehoben werden.

Zwölftes Buch.

Ende der weltlichen Papstgewalt.

Das wichtigste Ereigniß in Italien war während des großen Krieges in Frankreich die Besitznahme Roms durch die Truppen des Königs Victor Emanuel, die Einverleibung des Kirchenstaats in das Königreich Italien und das einstweilige Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. Dieses Ereigniß war die natürliche Folge der furchtbaren Niederlage, welche das französische Kaiserthum erlitt, erfolgte daher auch unmittelbar nach der Gefangennahme Napoleons III. bei Sedan. Beide Ereignisse standen auch in einem innern Zusammenhang. Schon im Eingange des vorliegenden Werks ist erörtert worden, daß der französische Imperator in der Erwartung, Italien, Oesterreich und das größtentheils katholische Süddeutschland werde sich mit ihm zur Niederwerfung des Norddeutschen Bundes vereinigen, den Krieg muthwillig angefangen habe, während zugleich das lang vorbereitete und von den Jesuiten gelenkte Concil dem Papste die Infallibilität und in Sanctionirung des Syllabus die Berechtigung, über alle Fürsten und Völker der Erde zu gebieten, verliehen habe. Wenn nun die katholische Trippelallianz unter der militärischen Oberleitung Frankreichs das größtentheils protestantische Norddeutschland würde niedergeworfen haben, so sollte der Papst den Siegern die Weihe der

Kirche ertheilen, den staatlichen Sieg zu einem confessionellen und Racensiege, zu einem neuen glänzenden Triumph der romanischen Race über die germanische machen. Napoleon III. vermaß sich, den Frieden erst in Königsberg schließen zu wollen, worin angedeutet lag, er werde, mit Oesterreich im Bunde, auch das katholische Polen in seiner alten Größe herstellen. So war der Plan gemacht, dessen Ausführung aber gleich anfangs auf Hindernisse stieß. Denn erstens schlossen sich die süddeutschen Staaten nicht an Frankreich, sondern ehrlich den Augustverträgen gemäß dem großen deutschen Nationalinteresse treu an Norddeutschland an, und zweitens wurde Oesterreich durch die drohende Haltung Rußlands veranlaßt, die Trippelallianz mit Frankreich lieber nicht einzugehen, sondern neutral zu bleiben, was Italien ebenfalls that.

Am 13. Juli 1870 nahm das Concil in Rom das neue Dogma an. Am 19., also nur sechs Tage später, empfing der König von Preußen die französische Kriegserklärung. Am gleichen Tage zog Napoleon III. seine Truppen unter General Dumont aus Rom zurück und Victor Emanuel mußte sich dagegen verpflichten, den Schutz des Papstes zu übernehmen. Diese Maßregel war darauf berechnet, den König von Italien in die Trippelallianz hineinzuziehen und zugleich die Liberalen in Frankreich, Italien und Deutschland zu beruhigen und über das letzte Ziel des Jesuitenplans zu täuschen. Aus demselben Grunde kündigte Oesterreich am 30. Juli dem Papste das Concordat auf, denn es beruhigte dadurch die Liberalen im eigenen Lande, wie auch in Süddeutschland, und erleichterte sich dadurch den Eintritt in die Trippelallianz, so lange es überhaupt noch hoffen konnte, dieselbe werde zu Stande kommen.

Da sie nun aber nicht zu Stande kam, Frankreich besiegt und Napoleon bei Sedan gefangen wurde, entschloß sich Victor Emanuel rasch, den günstigen Augenblick zu benutzen und das von den Franzosen nicht mehr beschützte Rom trotz der Schutzverpflichtung, die er

dem Papſt gegenüber übernommen hatte, zu beſetzen und den Kirchenſtaat zu ſäculariſiren. Das gänzlich darniedergeſchlagene Frankreich konnte ihn nicht mehr daran hindern. Der fromme General Trochu bezeugte zwar in einem Schreiben dem Papſte ſeine wärmſte Theilnahme und ließ ihn hoffen, Frankreich werde ſpäter ſeinen Schutz wieder übernehmen; Jules Favre dachte aber ganz anders, wollte ſich die Freundſchaft des Königs von Italien erhalten und ſprach ihn förmlich vom Septembervertrage los. Oeſterreich hatte eben erſt das Concordat annullirt, hatte noch ein liberales Miniſterium, wollte gut mit Italien ſtehen und konnte allein und ohne Frankreichs Hülfe für den Papſt nichts thun, ließ alſo den Dingen ihren Lauf.

Dem König von Italien kam es zu ſtatten, daß ihn damals gerade die republikaniſche Partei in Italien am wenigſten genirte. Denn erſtens war es derſelben doch lieber, wenn der weltliche König mit ſeinem frivolen Miniſterium, als wenn der Papſt mit ſeinen Jeſuiten in Rom herrſchte. Zweitens hatte ſich der alte ſchlaue Mazzini bei ſeinen Wühlereien in Süditalien endlich einmal fangen laſſen, der König aber ließ ihn, um keiner Rache dafür ausgeſetzt zu werden, großmüthig wieder frei und verpflichtete ihn nur, das Land zu meiden und ſich nach England zurückzuziehen. Drittens wurde er glücklicherweiſe auch den alten Garibaldi los, denn derſelbe ließ ſich, wie oben erzählt iſt, zu einer theatraliſchen Heldenrolle in Frankreich verlocken und hörte dadurch auf, für Italien gefährlich zu ſeyn. Viertens wurde Victor Emanuel auch noch dadurch vom Glück begünſtigt, daß die monarchiſch geſinnte Mehrheit der Cortes und die proviſoriſche Regierung in Spanien unmittelbar, nachdem die Republik in Frankreich ausgerufen worden war, um den ſpaniſchen Republikanern, die Frankreich nachahmen wollten, zuvorzukommen, die ſo lange verzögerte Königswahl raſch vornahmen. Der erſte beſte Prinz war ihnen recht, nur um die monarchiſche Staatsform zu retten, und ſo machte man geſchwind

Victor Emanuel's Sohn, den jungen Prinzen Amadeo, zum König von Spanien.

Als Victor Emanuel bereits am 6. September eine Armee unter dem Befehl des General Cadorna ausmarschiren ließ, um sich des Kirchenstaats und der Stadt Rom zu bemächtigen, standen dem Papst nur noch etwa 9000 Mann unter dem General Kanzler zur Verfügung, denn ein großer Theil seiner bisherigen Armee hatte sich aufgelöst. Sowohl die Franzosen, als die Deutschen unter derselben kehrten in ihre Heimath zurück, um sich ihren vaterländischen Armeen einzureihen. Der Papst hatte nicht verfehlt, sich schon am Ende des Juli an den König von Preußen zu wenden und sich eventuell seinem Schutze zu empfehlen. Die Antwort war eine wohlwollende; doch war es weder die Aufgabe Preußens, noch der geeignete Augenblick, in Italien zu interveniren. Am 8. September richtete Victor Emanuel ein ehrerbietiges Schreiben an den Papst, worin er bedauerte, daß „die Sicherheit Italiens die Besetzung Roms durch die italienischen Truppen nothwendig mache", er ihm aber zugleich die Erhaltung seiner geistlichen Gewalt und seiner persönlichen Freiheit zusicherte. Es war nicht daran zu denken, daß sich der Papst mit weltlichen Waffen erfolgreich gegen Victor Emanuels Uebermacht hätte vertheidigen können, da in Rom selbst eine zahlreiche republikanische Partei den Sturz des Papstthums kaum erwarten konnte. Da aber der Papst gegen die gewaltsame Besitznahme Roms als gegen ein Sacrilegium protestirte, wollte auch die treue kleine Schaar seiner Truppen sich nicht ergeben, noch weichen ohne Kampf. Nachdem nun Cadorna am 20. September Rom cernirt hatte, erfolgte ein glücklicherweise nur kurzer Kampf, in welchem Cadorna nur 24 Todte und 117 Verwundete verlor, da Kanzler doch nicht zu siegen vermochte und den Kampf noch zur rechten Zeit abbrach.

Die italienischen Truppen hielten nun ihren Einzug in Rom und ließen zwar dem Papste die Peterskirche, den Vatican und

Trastevere unberührt, bemächtigten ſich aber, wie des ganzen Kirchenſtaats, ſo auch der Stadt Rom mit der Engelsburg und dem größern Stadttheil diesſeits des Tiber, ſetzten die bisherige Verwaltung ab und richteten im Namen des Königs ein weltliches Gouvernement ein, an deſſen Spitze General Lamarmora trat. Cardinal Antonelli ſchrieb zwar ſchon am 28. September an alle europäiſchen Mächte Proteſte und Bitten um Hülfe, empfing aber von allen ohne Ausnahme nur Antworten, in denen herzliches Bedauern und Theilnahme ausgedrückt war, eine Hülfe aber nicht zugeſichert wurde. In Rom ſelbſt erlaubte ſich nicht nur der republikaniſche Pöbel grobe Verhöhnungen des Papſtthums, ſondern fiel auch ein großer Theil des Adels vom päpſtlichen Hofe ab, um ſich dadurch deſto mehr beim Hofe Victor Emanuels einzuſchmeicheln, ein echt romaniſches charakterloſes Volk, dem der Heiligenſchein immer nur Maske geweſen war.

Der Papſt ließ ſich inzwiſchen durchaus nicht beunruhigen, noch gab er auch nur im allergeringſten Punkte nach. Die ehrfurchtsvollen Anerbietungen des Königs Victor Emanuel wies er als Heucheleien mit Verachtung von ſich und riskirte nichts dabei, denn er wußte wohl, der König würde aus Furcht vor den katholiſchen Bevölkerungen und Regierungen außerhalb Italien die perſönliche Freiheit des Papſtes und ſeiner Hofhaltung und Dienerſchaft in Rom nicht antaſten. Auch machten ihm die Jeſuiten Muth. Dieſe Geſellſchaft beſaß dieſelbe Zähigkeit und Rührigkeit wie die ihr diametral entgegengeſetzte internationale Revolutionspropaganda, nur war ſie klüger, heimlicher, verſchlagener. Der ungeheure Schlag, der die Partei getroffen, indem zu gleicher Zeit der romaniſche Cäſar und der romaniſche Pontifex durch die Siege der Deutſchen entwaffnet wurden, hat ſie doch nicht um die Beſinnung gebracht. Mit längſt erprobter Rührigkeit und Schlauigkeit haben ſie das an einem Ort zerriſſene Netz gleich wieder an einem andern angeſponnen. Sowohl die Gründung des neuen

deutschen Reichs, als die Depossedirung des Papstes gab ihnen Anhaltspunkte dafür. Ein bayrischer sog. Patriot schwatzte das Geheimniß der neuen Instruktion aus: Wir Ultramontane wären in Bayern isolirt und ohnmächtig, im weiten deutschen Reich aber können wir mit allen andern Ultramontanen in Deutschland verbunden, eine Macht werden. Also wählen wir getrost in den deutschen Reichstag uns selbst! Das traurige Schicksal des Papstes weckte bei allen Katholiken eine neue warme Theilnahme für ihn und sogar bei seinen bisherigen Gegnern eine großmüthige und mitleidige Schonung. Auch das mußte schnell ausgebeutet werden. So lange der Krieg noch auf's heftigste entbrannt war, gewährte auch das einen Vortheil. Daher wurden die schon für die Infallibilität gewonnenen deutschen Bischöfe geschwind nach Fulda instruirt, um im Kriegstumult unbemerkt das neue Dogma in Deutschland einzuschmuggeln und ihre Diöcesanen darauf zu verpflichten und in der Verdammung der Opposition die deutsche Wissenschaft unter die romanische Censur und Inquisition zu beugen. In demselben Sinn arbeitete die romanische Propaganda auch in Oesterreich und brachte dort glücklich ein ultramontanes und zugleich föderalistisches Ministerium zu Stande.

In diese Operationen griffen noch weitere ein. In Belgien verlangte die ultramontane Mehrheit gleichsam gebieterisch die Wiederherstellung des Papstes in seine weltliche Herrschaft. Dem gleichen Ziel wollte eine katholische Union selbst in England zustreben. In Frankreich waren die Republikaner dem Papst nicht geneigt, nahmen aber doch Rücksicht auf das katholische Landvolk und ihre Herrschaft schien überhaupt nicht lange dauern zu können. Schon bei den Wahlen in die Nationalversammlung in Bordeaux erhielt die legitimistische und ultramontane Partei des Grafen von Chambord ein sehr charakteristisches Uebergewicht, und schon im Anfang des Märzes 1871 durfte das berühmte Jesuitenjournal l'Univers frohlockend ausrufen: „Der Krieg ist beendigt, man rüste sich zum

Kriege!" Trotz der Schmeicheleien, die dem neuen deutschen Kaiser in zahlreichen Bittschriften um Wiederherstellung des Papstes, in Deputationen und selbst von Rom aus gemacht wurden, war doch die jesuitische Kriegserklärung gegen Niemand anders gerichtet als gegen den Germanismus, gegen das neue deutsche Reich.

Victor Emanuel wagte noch nicht, seine Residenz in Rom zu nehmen, da er doch noch nicht wußte, ob die Großmächte nicht interveniren würden. Inzwischen wollte er formell sein Besitzrecht geltend machen und begab sich zu Neujahr persönlich nach Rom, jedoch nur auf einen Tag, ohne eine glänzende Begleitung, ohne einen feierlichen Einzug. Es sah aus wie ein heimliches Einschleichen und er eilte sogleich wieder nach Florenz zurück, wozu ihm die große Tiberüberschwemmung, von welcher gerade in diesen Tagen Rom heimgesucht wurde, zum Vorwand diente. Bald darauf fand sich indessen sein Kronprinz Humbert mit Gemahlin in Rom ein und nahm dort seinen längern Aufenthalt. Zugleich hielt man im Parlament zu Florenz (im Februar 1871) lange Berathungen über einen Gesetzesentwurf, betreffend die dem Papste zu leistenden Garantien. Diese beschränkten sich darauf, daß ihm persönlich die souveraine Würde und Unverletzlichkeit, die vollkommen freie Ausübung seiner geistlichen Gewalt, der freie Verkehr mit den Bischöfen und den an seinem Hofe acreditirten Gesandtschaften, die alleinige Aufsicht über die geistlichen Seminare, der Besitz des Vatican und Lateran, die Erlaubniß, eine eigene Garde zu halten, und eine jährliche Dotation von 3¼ Millionen Lire zugesichert wurden. Er nahm jedoch diese Gnaden nicht an, sondern protestirte energisch dagegen.

In Rom erlaubten sich die Republikaner, eben so unbekümmert um den König wie um den Papst, dieselbe Narrenfreiheit, wie zur Zeit der ersten französischen Republik unter dem Pontificat des sechsten Pius. Die schändlichsten Karikaturen verhöhnten nicht nur den Papst, sondern die Religion selbst. So ein sog. digitus

Dei, der die Priapeia der alten Römer wieder einführte. Auch eine Guillotine drohte ſymboliſch den Ariſtokraten. Doch bemerkte man keine Sympathie für die neueſte franzöſiſche Republik. Vielmehr ſchrie der römiſche Pöbel oft: Tod den Franzoſen! und verhöhnte den galliſchen Hahn, füllte ihn auf dem Platze St. Carlo mit Luft und ließ ihn davonfliegen.

Von nicht geringem Intereſſe war in dieſem Augenblick das Wiederauftreten des berühmten Pater Hyacinth. Derſelbe erließ nämlich einen Aufruf an alle katholiſchen Biſchöfe, worin er ſie ernſt und dringend ermahnte, eine ſittliche Reformation der katholiſchen Kirche durchzuſetzen, ſonſt würde die Kirche unter den Sünden des Papſtthums jetzt bald zuſammenbrechen. Gott ſelbſt habe durch den letzten Krieg ſeinen Willen kundgegeben und ſeinen Blitz auf den Vatican herabgeſchleudert. „Wie Stroh vom Winde verweht wird, ſahe ich die beiden Abſolutismen, die ſo ſchwer auf der Kirche und der Welt gelaſtet, dahin fahren, das Kaiſerthum der Napoleoniden und die weltliche Macht der Päpſte. — Frankreich kann das Chriſtenthum nicht entbehren und doch kann es daſſelbe nicht in der verderbten Form annehmen, in die man es mit dem neuen Dogma eingekleidet hat. Soll es nicht zwiſchen Aberglauben und Unglauben rettungslos verloren ſeyn, ſo darf es nicht länger ſeine Vernunft, noch weniger ſein Gewiſſen einer unbefugten, eben ſo unvernünftigen als gewiſſenloſen Autorität unterordnen.“ Als Heilmittel empfiehlt ſodann der kühne Redner den Biſchöfen, ſich an die Bibel zu halten, der Bibel ihre volle Macht wieder zurückzugeben, und ſchließlich ermahnt er ſie, die Religion auch von dem unnatürlichen Zwange zu befreien und ihre natürliche Verbindung mit der Heiligkeit der Familie herzuſtellen durch Aufhebung des Cölibats. So frei, ſo wahrheitsgetreu und ſo muthvoll hatte innerhalb der katholiſchen Geiſtlichkeit ſeit Luther noch kein zweiter geſprochen. Ob aber die romaniſche Race fähig iſt, ihn zu begreifen, und noch moraliſche Kraft genug beſitzt, um zwi-

schen Aberglauben und Unglauben zur Wahrheit hindurch zu steuern, ist noch sehr die Frage.

Von einem höhern welthistorischen Gesichtspunkt aus betrachtet, erlebte die romanische Welt im Herbst 1870 eine schreckliche Demüthigung. Seit ein paar Jahren hatte die romanische Race in ihren Centralpunkten Paris und Rom in einem ganz übertriebenen Hochmuth geschwelgt. Der Imperator in Frankreich hatte alles zu einem großen Kampf und vermeintlichen Siege über Deutschland vorbereitet und würde, wenn er gesiegt hätte, auch den ihm lästig gewordenen Parlamentarismus gleich seinem großen Oheim unterdrückt und wieder nach dem Muster der altrömischen Kaiser mit Soldatenwillkür geherrscht haben. Genau in derselben Weise hatte man sich seit einigen Jahren in Rom vorbereitet, mittelst des Concils und des neuen Dogma dem Papste absolute Untrüglichkeit, die Oberhoheit über alle weltlichen Fürsten und persönliche Allmacht zuzuerkennen. Und auch dieses tolle Gebahren war hauptsächlich gegen Deutschland, deutschen Geist, deutsche Wissenschaft gerichtet. Höher war der romanischen Race gegenüber der germanischen noch niemals der rothe Kamm geschwollen, als im Frühjahr 1870.

Und nun im Herbst? Welcher furchtbare Umschlag! In Frankreich der Imperator gefangen und in Deutschland internirt. Statt der Monarchie die Republik. Statt des einen allgewaltigen Willens die Anarchie. In diesem Chaos herrscht nur ein Grundgedanke, in diesem Wahnsinn nur ein Instinkt, der im größten Gegensatze zum Germanismus steht und im vorzüglichsten Grade die romanische Race charakterisirt, nämlich der Egoismus, die Habgier, das ausschließliche Pochen auf Rechte, ohne irgend eine Pflicht anzuerkennen, der gewissenlose Mißbrauch von List und Gewalt, die gänzliche Abwesenheit germanischer Treue, Gutmüthigkeit und Großherzigkeit.

Was nun dem Imperator in Paris so schmählich mißlungen und in's Gegentheil dessen, was er gewollt, verkehrt worden ist, das mißlang auch und zwar zu derselben Zeit dem Pontifex in Rom.

Kaum hatte das Concil in einer Art Trunkenheit die Allmacht des Papſtes decretirt, ſo ſank er in die tiefſte Ohnmacht hinab. Kaum hatte man ihn zum Herrn aller Herrn der Erde erklärt, ſo raubte man ihm noch den Reſt ſeines Kirchenſtaats und machte ſeiner weltlichen Herrſchaft ein Ende. Aber auch die katholiſche Einheit, die das neue Dogma hatte befeſtigen ſollen, wurde auf's äußerſte gefährdet. Nicht nur waren alle beſonnenen Katholiken über die brutale Anmaßung der italieniſchen Biſchöfe auf dem Concil entrüſtet und häuften ſich die Proteſte dagegen, ſondern auch die weltlichen Mächte konnten der Einheit der römiſchen Kirche nicht mehr in dem Maaße wie früher zu Stützen dienen. Denn ſeit dem Concil von Trient gewohnt, den Papſt nur als Mittel für ihre weltlichen Zwecke zu brauchen, wollte die neue Lehre des Syllabus und des Infallibilitätsdogmas ſie jetzt auf einmal zu Sklaven der Curie machen.

Gewiß iſt, daß ſich die katholiſche Kirche in Deutſchland noch nie in einer beſſern und befriedigteren Lage befand, als in den letzten Jahrzehnten. Erſt das neue Dogma hat eine Störung veranlaßt. Nirgends regte ſich in Deutſchland auch nur das geringſte Verlangen nach einer ſolchen Neuerung. Die bedeutendſten deutſchen Biſchöfe haben ſogar auf dem Concil ſelbſt dagegen geſtimmt. Ueberhaupt iſt das neue Dogma gar nicht aus einem religiöſen Grunde und zu einem religiöſen Zwecke ausgedacht worden. Die Religion diente vielmehr nur zum Aushängeſchild, um damit eine politiſche Abſicht zu maskiren. Das Concil hatte keinen andern Zweck, als den lange vorbereiteten Angriff Frankreichs auf Deutſchland zu unterſtützen, und auch heute noch bezwecken die von den Jeſuiten forcirten Anmaßungen der Curie nichts anderes, als die kaum vollendete Einheit Deutſchlands wieder zu ſtören, das deutſche Volk wieder zu zerreißen durch confeſſionellen Hader, womöglich durch Fanatiſirung des katholiſchen Landvolks hier und dort einen förmlichen Religionskrieg auf deutſchem Boden zu entzünden und

dadurch Frankreich und andern Feinden Deutſchlands vielleicht Gelegenheit zu verſchaffen, die Niederlage von 1870 zu rächen und Deutſchland mit beſſerm Glück auf's Neue auch von außen anzugreifen.

Kann man an der böſen Abſicht im geringſten zweifeln, wenn man lieſt, was Veuillot erſt unlängſt im Univers hat drucken laſſen: „Wir haben den Frieden, aber nur unter ſolchen Bedingungen, daß Frankreich, um ihn zu halten, auf den letzten Grad der Schwäche und Erniedrigung herunter gekommen ſeyn müßte. Dieſem Schickſal wird es nicht entgehen, wenn die Nationalverſammlung ſich einſchüchtern läßt. Thut ſie aber ihre Schuldigkeit und gibt dem Lande eine chriſtliche monarchiſche Regierung, ſo wird der Vertrag, der uns heute beohrfeigt, zerriſſen werden." Das heißt alſo: Frankreich ſoll Chambord wählen, ſeine ganze Stärke im Ultramontanismus ſuchen, alle katholiſchen Sympathien für ſich gewinnen, dann den Friedensvertrag mit Deutſchland zerreißen, ſtatt die rückſtändigen Milliarden Kriegskoſten zu bezahlen, Deutſchland abermals den Krieg erklären und mit Hülfe einer ultramontanen Oppoſition in Deutſchland und mit Hülfe Oeſterreichs auf's neue angreifen.

Inzwiſchen hat das geeinigte Deutſchland ſeine Stärke im franzöſiſchen Feldzug erprobt. Es wird hoffentlich in dem Feldzug, den ihm jetzt die Jeſuiten aufdrängen, auch ſeine Einſicht erproben, denn mehr als Einſicht in die böſen Abſichten der alten Feinde Deutſchlands, Klarheit und Feſtigkeit im Entſchluß und Beſonnenheit im Handeln, wird es kaum bedürfen, um dieſen Kampf auch ohne Blutvergießen zum Schluß zu bringen.

Dreizehntes Buch.

Die russische Note und Oesterreich.

Da der Kaiser von Rußland fast unmittelbar vor der französischen Kriegserklärung im Bade Ems verweilt hatte, wo der König von Preußen die Sommermonate zubrachte, war es natürlich, daß sie sich über die drohende Zukunft besprachen und auch demgemäß einige Verabredungen für mögliche Fälle trafen. Das geht auch aus dem Telegramm hervor, in welchem der neue deutsche Kaiser nach Abschluß des Friedens dem russischen Kaiser dankte, eine weitere Ausdehnung des Kriegsschauplatzes verhindert zu haben. Eine solche wäre erfolgt, wenn die Trippelallianz zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich zu Stande gekommen wäre, worauf sich aber Oesterreich aus Furcht, von Rußland im Rücken angegriffen zu werden, nicht einlassen konnte. Es genügte, wenn Rußland mit Preußen sich zum Behuf einer Verhinderung der Trippelallianz verständigte, ohne daß sie deshalb einen förmlichen Vertrag abzuschließen brauchten. Die deutschfeindliche Presse log wieder einmal, es existire ein russisch-preußischer Vertrag; aber das englische Ministerium erklärte auf eine Interpellation, nichts von einem solchen zu wissen. Das beiderseitige Interesse entschied allein. Es nützte Deutschland, wenn ihm der Rücken durch Rußland frei gehalten wurde, und Rußland mußte Deutschland gegen die Trippelallianz zu schützen suchen, denn ein

Sieg der letztern über Deutschland würde das russische Interesse in Polen wie im Orient gefährdet haben. Diese Interessen entschieden. Wenn andererseits die altrussische und panslavistische Partei in ihrer Presse in wüthendem Deutschenhaß mit der französischen wetteiferte, so war darauf zunächst gar kein Gewicht zu legen.

Oesterreich hatte zwar bereits gerüstet und eine Partei am Wiener Hofe war äußerst kriegslustig. Preußen mußte im Anfang des Kriegs noch eine Armee in Schlesien parat halten, für den Fall, daß Oesterreich wirklich einen Angriff wagen würde. Allein sowohl Beust als Andrassy waren besonnen genug, in einem Doppelkampf gegen Preußen und Rußland keine Opfer bringen zu wollen. Nur auf diplomatischem Wege wollte Oesterreich dem Siegeswagen der Deutschen, der das schöne Frankreich unter seine Füße brachte, noch Hemmschuhe anlegen, indem es eine Liga der neutralen Mächte zu Stande zu bringen suchte, aber nicht brachte, welche die Erfolge der Deutschen hätte überwachen und wenigstens beim Friedensschluß Deutschland hätte übervortheilen sollen. Die Wiener Presse adoptirte Jules Favre's Programm: Frankreich dürfe keinen Fuß breit Landes und keinen Stein seiner Festungen abtreten.

Die Deutsch-Oesterreicher nahmen herzlich theil an den deutschen Erfolgen, feierten die deutschen Siege, sammelten für die deutschen Verwundeten und freuten sich, daß die wachsende Macht Deutschlands auch ihnen zum Schutz dienen werde gegen die Unterdrückung, mit der ihnen die nichtdeutschen Kronländer Oesterreichs drohten.

Die Ungarn handelten im Ganzen besonnen und klug. Sie waren gegen eine Theilnahme am Kriege, um sich die Kosten und Opfer desselben zu ersparen, und benutzten die Verlegenheit der Wiener Regierung fortwährend, um die Unabhängigkeit ihres Königreichs zu sichern. Ihr Pesth war eigentlich schon der Mittelpunkt der Monarchie geworden, der kaiserliche Kronprinz Rudolf wurde hier als Ungar erzogen.

Was die Slaven betrifft, so rechneten sowohl die Czechen als

die Polen ſehr auf den Krieg und hätten ihn gern provocirt. Zu dieſem Zweck hatte Rieger im Namen der Czechen den Kaiſer der Franzoſen förmlich eingeladen, nach Böhmen zu kommen, wo man ihn aus allen Kräften gegen die Deutſchen unterſtützen würde, und Fürſt Chartorisky hatte den Polen die Wiederherſtellung ihres großen Reichs von Galizien aus verheißen, wenn die Franzoſen ſiegreich in Deutſchland vorrücken würden. Obgleich dieſe Hoffnungen zu ſchanden wurden, unterhielt doch Klaczko in Galizien immer noch das Feuer in den Herzen der Slaven und den fanatiſchen Deutſchenhaß, bis die öſterreichiſche Regierung gerathen fand, ihn zu beſeitigen, um nicht durch ihn compromittirt zu werden. Thiers, der im Lauf des Oktobers nach Wien kam, fand die Regierung unfähig, Frankreich zu helfen.

Dieſen Zeitpunkt erſah ſich der Kaiſer von Rußland, um den durch die deutſchen Siege conſternirten neutralen Mächten zu erklären, er halte ſich an den Artikel des Vertrags von 1856, welcher nach dem Krimkriege das Schwarze Meer neutraliſirte, nicht mehr gebunden. Dieſe ruſſiſche Note war vom 31. Oktober datirt und machte große Senſation in ganz Europa. Da jedoch Frankreich niedergeworfen und die neutralen Mächte nicht in der Verfaſſung waren, aus dem eigenmächtigen Vertragsbruche Rußlands einen Kriegsfall zu machen, ſo gelang es Preußen, dieſelben einſtweilen durch den Vorſchlag einer Conferenz in London zu beruhigen. Die Conferenz trat zuſammen, Rußland benahm ſich friedfertig; was Rußland wollte, ſchien nicht ſo gefährlich, als man anfangs gemeint hatte, und weil Paris gerade damals belagert war und Favre, der als der Geſandte Frankreichs zur Conferenz hätte abgehen ſollen, lieber zurückblieb, wurde die letzte Beſchlußnahme der Conferenz bis nach dem Frieden verſchoben.

Sie erfolgte wirklich am 13. März 1871 und war der ruſſiſchen Forderung günſtig. Sehr natürlich, denn welche Macht hätte damals Rußland mit einem casus belli drohen mögen? Die Pforte,

die am meiſten bedroht war, erklärte nachgeben zu wollen, „weil Rußland von Deutſchland unterſtützt werde“. Nun erklärten ſich auch die andern Mächte in demſelben friedlichen Sinne und man decretirte den 11. Artikel des Pariſer Vertrags von 1856 in Abgang. Es handelte ſich ſchließlich um folgende Streitfrage. Rußland erklärte: „Die Unabhängigkeit der Staaten um das Schwarze Meer ſey durch die Neutraliſation des letzteren angegriffen; die Durchführung der Neutraliſation auf ewige Zeiten ſey unſinnig und unmöglich; die durch den Pariſer Vertrag auferlegten Beſchränkungen ſeyen — anſtatt den Frieden im Orient zu befeſtigen — eine Quelle beſtändiger Gereiztheit und werde das Nationalgefühl Rußlands auf's Tiefſte verletzt. Die Erwiderungen des türkiſchen Vertreters auf dieſe Gründe gingen dahin, daß ſich zahlreiche Beiſpiele von Staaten anführen ließen, welche ſich beſondere Einſchränkungen willig gefallen ließen, um die Eintracht aufrecht zu erhalten; daß der Vertrag zu neu ſey, um den Einwendungen gegen die Dauer ‚auf ewige Zeiten‘ Kraft zu geben, und daß er bisher nicht wenig dazu beigetragen habe, die Aufrechterhaltung des Friedens im Orient zu fördern. Nichtsdeſtoweniger wurde die Ausmerzung des Paragraphen XI. beſchloſſen, und von jetzt ab drehten die Verhandlungen ſich hauptſächlich um die Abfaſſung der dafür zu ſetzenden Klauſel. Es wurde vorgeſchlagen, die Schließung des Bosphorus und der Dardanellen zu Friedenszeiten im Grundſatz anzuerkennen, dem Sultan indeß deren Oeffnung in Ausnahmefällen zu geſtatten, wenn er es Angeſichts der Intereſſen oder der Sicherheit ſeines Reichs für nöthig erachte, Kriegsſchiffe der ‚Nicht-Flußmächte‘ zuzulaſſen. Dem Vertreter der Pforte ſagte dieſe Einſchränkung nicht zu. Er ſchlug vor, die Worte ‚freundliche Mächte‘ zu ſubſtituiren, weil das Wort ‚Nicht-Flußmächte‘ die Souveränetät der Pforte einſchränke und überdies zu offenbar gegen Rußland gerichtet ſey, alſo ſpäter leicht zu Mißhelligkeiten Anlaß geben könnte. Da dieſer Vorſchlag der Türkei

keine Unterſtützung fand, wurden die Sitzungen zweimal vertagt, damit Muſurus Paſcha ſich mit ſeiner Regierung in Verbindung ſetzte. Als dann ſchließlich am 13. März der türkiſche Vertreter erklärte, die Pforte könne die Beſchränkung auf die ‚Nichtflußmächte' keinenfalls annehmen, wolle aber die Beſtimmungen des 1856er Vertrags bezüglich der Dardanellen intakt halten, wurde auf Antrag des italieniſchen Bevollmächtigten ein Paragraph angenommen, dahin lautend, daß es dem Sultan freiſtehen ſolle, die Dardanellen den Flotten verbündeter oder freundſchaftlicher Mächte zu öffnen, falls die Durchführung der Vertragsbeſtimmungen von 1856 dieſes verlangen ſollte. Sonach war jetzt die einzige ernſtliche Schwierigkeit erledigt, welche ſich bei der ganzen Conferenz ergeben hatte. Erſt bei der letzten eigentlichen Sitzung der Conferenz, am 13. März, legte der Herzog v. Broglie ſeine Vollmachten als Vertreter Frankreichs vor, und erklärte, ſeine Regierung ſehe keine hinreichenden Gründe für eine Reviſion des Vertrags von 1856, ſondern würde im Gegentheil deſſen vollſtändige Aufrechterhaltung gewünſcht haben; da jedoch die hohe Pforte, welche zunächſt intereſſirt ſey, in ein für Rußland günſtiges Abkommen gewilligt habe, wolle Frankreich ſich dieſem nicht widerſetzen. Dann fand noch eine formelle Sitzung ſtatt, und die Londoner Conferenz von 1871 löste ſich auf. — Der Türkei blieb alſo wenigſtens noch der Troſt, wenn Rußland wieder Kriegsſchiffe auf dem Schwarzen Meere rüſtete, auch ſeinerſeits Flotten der Weſtmächte zu Hülfe rufen und in's Schwarze Meer einlaufen laſſen zu dürfen."

Oeſterreich verhielt ſich ruhig, ließ aber doch durch den Kriegsminiſter von den Delegationen die Bewilligung neuer Summen einholen, um ſein Heer verſtärken zu können. Die wundervolle Heerverfaſſung Preußens ſollte wenigſtens einigermaßen nachgeahmt werden. Indeſſen hatten die alten Schäden der Armeeverwaltung mit der Judenwirthſchaft in Wien ungehindert fortgedauert und man erfuhr, daß unter der Hand nicht nur eine große Anzahl abgeſchätzter

Sättel und Pferdegeſchirre, ſondern auch noch ganz brauchbare aus den Magazinen nach Frankreich verkauft worden ſeyen. Waren ſolche Gerüchte nur Verleumdung, ſo hätte man ſie ernſtlich dementiren und die Urheber ſtreng beſtrafen ſollen.

Sofern der König von Preußen den vollſtändigſten Sieg über Frankreich errungen, durch den einſtimmigen Anſchluß der ſüddeutſchen Staaten an den Norddeutſchen Bund dieſen zu einem neuen großen deutſchen Reiche erweitert hatte, ohne daß es Oeſterreich hatte verhindern können, entſchloß er ſich großmüthig, eben dieſem Oeſterreich jetzt die Hand zu reichen. Von jeher war es ſeine Anſicht geweſen, Preußen und Oeſterreich ſollten zuſammenhalten; wenn Oeſterreich die Oberleitung der deutſchen Angelegenheiten Preußen überließe, ſo bliebe ihm noch ein großes Feld der Thätigkeit und Machtentfaltung an der untern Donau übrig und zu dieſer Machtentfaltung würde ihm Niemand treuer behülflich ſeyn, als Preußen. Auch Bismarck hatte längſt Oeſterreich ſein Programm geſtellt, es müſſe ſeinen Schwerpunkt nicht mehr in Wien, ſondern in Peſth ſuchen. Da nun die Zeit gekommen war, in welcher Oeſterreich wirklich ſeinen Schwerpunkt mehr in Peſth als in Wien geſucht zu haben ſchien, bot eine Note Bismarcks vom 14. Dezember an den Grafen Beuſt Oeſterreich wieder Anknüpfungen freundſchaftlicher Beziehungen dar. Dieſe Note wurde in Wien gut, ja mit Wärme aufgenommen und auf's freundſchaftlichſte beantwortet.

Allein allen denen, die bisher Oeſterreich als ein Werkzeug hatten benutzen wollen, um die Einheit Deutſchlands zu verhindern, kehrte ſich gleichſam der Magen um, als ſie noch einmal, wie unter dem Miniſterium Rechberg, mit Preußen ſchön thun ſollten. Auch wußten ſie wohl, die Freundſchaft zwiſchen Wien und Berlin werde diesmal von ſo kurzer Dauer ſeyn, wie früher. Sie arbeiteten alſo auf's eifervollſte, das kaiſerliche Kabinet wieder umzuſtimmen, und Beuſt, der eine Friedenspolitik für Oeſterreich gerade jetzt mehr als je für nothwendig erachtete, ſah ſich in ſeiner Stellung auch mehr

als je theils von der föderaliſtiſchen, theils von der chauviniſtiſchen Hofpartei, theils von den Ultramontanen bedroht, während zugleich die vom Exkönig von Hannover bezahlte Preſſe, an der wohl ein Dutzend alter Vaterlandsverräther Antheil nahmen, ein neues Kreuzfeuer von Lügen und Schimpfwörtern gegen das wiedererſtandene deutſche Reich und Kaiſerthum eröffnete. Am zuverſichtlichſten geberdeten ſich die Czechen. Als ob gar nichts vorgefallen wäre, beharrten ihre ſog. Deklaranten dabei, die Reichsverfaſſung und den cisleithaniſchen Reichstag nicht anzuerkennen und für Böhmen wenigſtens eben ſoviel Selbſtändigkeit zu verlangen, wie ſie Ungarn genoß. Die Siege der Deutſchen in Frankreich hatten die Czechen nicht erſchreckt, ſondern bei ihnen nur die äußerſte Frechheit provocirt und den Deutſchenhaß bis zum Wahnſinn geſteigert.

Der Kaiſer und Reichskanzler beharrten bei den neu angeknüpften guten Beziehungen zu Preußen, auch dann noch, als König Wilhelm die deutſche Kaiſerkrone annahm. Die offizielle Anzeige davon, die aus Verſailles anlangte, wurde in Wien durchaus wohlgeneigt aufgenommen und der Kaiſer von Oeſterreich ergriff dieſe Gelegenheit, um dem neuen deutſchen Kaiſer, ſo wie auch den kaiſerlichen Kronprinzen zum Inhaber je eines öſterreichiſchen Regimentes zu ernennen. Um ſo auffallender war ſchon am 7. Februar 1871 die ganz unerwartete Ernennung eines neuen cisleithaniſchen Miniſteriums von vorherrſchend ultramontaner und czechiſcher Färbung, dem man ein Wohlwollen für Deutſchland von vorn herein abſprechen zu müſſen glaubte. Der bisherige cisleithaniſche Miniſterpräſident Graf Potocky hatte bisher leidlich die deutſchen und ſlaviſchen Kronländer Cisleithaniens zuſammengehalten und im Uebrigen dem Grafen Andraſſy in Transleithanien ein gewiſſes Uebergewicht im kaiſerlichen Rathe zugeſtanden. Als nun aber die Czechen mit ihren Forderungen immer rückſichtsloſer herausrückten, wußte er ſich keinen Rath mehr. Zwar trat der Reichskanzler der Geſammtmonarchie gleichſam ſchützend vor ihn und

der Kaiſer ſelbſt kam heimlich nach, um bei ſeiner Ankunft in Berlin eine deſto angenehmere Ueberraſchung zu bewirken. Die Majeſtäten kamen am 6 Junius in Berlin an, wo Feſt an Feſt ſich reihte, ihre Gegenwart zu feiern. Bei dieſer Gelegenheit wurde am 11 Junius der Prinz Wilhelm von Preußen mit der Prinzeſſin Auguſte von Sachſen-Weimar vermählt. Am 12 Junius verließ der Kaiſer Berlin und kam am 29 Julius nach Petersburg zurück. — Im November befiel ihn eine kurze Krankheit, die zufällig durch eine Erkältung verſchlimmert wurde. Während der Nacht ſtürzte nämlich eine Porphyrvaſe in der Nähe des Betts, in welchem der junge Sohn des Kaiſers, Großfürſt Conſtantin, ſchlief, mit großem Geräuſch herab. Der beſorgte kaiſerliche Vater verließ erſchreckt ſein Krankenlager und fand den jungen Prinzen zwar wunderbar unbeſchädigt, zog ſich ſelbſt aber dadurch eine Erkältung zu, von der er ſich indeßnach kurzer Zeit wieder vollkommen erholte.

wies die Czechen in einem ſtreng verweiſenden Briefe an Rieger in die verfaſſungsmäßigen Schranken zurück. Aber die ganze Welt erſtaunte, als auf einmal der arme Potocky entlaſſen und ſtatt ſeiner der ultramontane Graf Hohenwart cisleithaniſcher Miniſterpräſident wurde, der ſich zwei bis dahin kaum bekannte Czechen Jirecek für den Cultus und Habietinek für die Juſtiz beigeſellte. Wie ſtimmt das, frug man, zu den Hoffnungen, welche ſich die Deutſch-Oeſterreicher gemacht hatten, ihr Kaiſer werde fortan mit dem deutſchen Kaiſer Hand in Hand gehen, und die deutſche Nationalität auch in Oeſterreich fernerem Druck von Seite der nicht deutſchen Kronländer entzogen werden? Da erfuhr man, Graf Beuſt habe gar nichts von dem Miniſterwechſel gewußt und ſey durch denſelben ganz ebenſo überraſcht worden, wie das Publikum. Man erwartete nun, auch Beuſt werde entlaſſen werden, oder freiwillig zurücktreten. Es geſchah aber nicht. Die Zeitungen meldeten, Hohenwart habe dem Reichskanzler im Namen des Kaiſers erklärt, derſelbe habe ihm ſein Vertrauen keineswegs entzogen.

Noch war der Wiener Reichstag verſammelt. Die Mehrheit deſſelben ſo wie auch die Mehrheit in der Tagespreſſe begrüßte das neue Miniſterium mit einem tiefen Mißtrauen, ja mit Entrüſtung. Giskra wollte in der erſten Hitze der neuen Regierung keinen Kredit geben und wirklich wurde ihr die Steuererhebung nur auf einen Monat bewilligt. Auch im Herrenhauſe gab Schmerling, der neue Präſident deſſelben, als Vater des öſterreichiſchen Liberalismus, dem neuen Miniſterium einen Seitenhieb. Das Mißbehagen wurde dadurch vermehrt, daß das miniſterielle Programm ganz farblos war und ſeine Tendenz verſchleierte, denn nur wie zum Spott leierte es das von allen frühern Miniſterien gegebene Verſprechen, es werde die Quadratur des Zirkels erfinden, d. h. die Reichseinheit und die berechtigten Sonderthümlichkeiten der Kronländer ausgleichen, von neuem und noch einmal ab.

Am Ende des Februar erſchienen in allen Blättern die beiden

Telegramme, welche der deutſche und ruſſiſche Kaiſer am 27. mit einander gewechſelt hatten. In dem erſtern dankte Kaiſer Wilhelm dem Kaiſer Alexander II., die weitere Ausdehnung des franzöſiſchen Kriegsſchauplatzes verhindert zu haben, und im zweiten Telegramm drückte Alexander ſeine Freude aus, daß er Deutſchland ſeine Sympathien habe beweiſen können, und ſchloß mit den Worten: „Möge unſere Freundſchaft das Glück und den Ruhm unſerer beiden Reiche ſegnen.“ Die Bekanntmachung dieſer Telegramme wurde als eine Warnung für Oeſterreich angeſehen und ſchien das Mißtrauen zu beſtätigen, dem das neue Miniſterium in Wien begegnet war. Aber auf was wollte das neue Miniſterium ſich ſtützen, wenn es das neu entſtandene deutſche Reich etwa zu bedrohen wagen wollte? Auf die Czechen? Dieſe Hand voll Fanatiker fürchtete in der That Niemand. Es fiel auf, daß Hohenwart den berüchtigten Rieger, den eben erſt Beuſt ſo derb abgefertigt hatte, zu ſich nach Wien berief und vertraulich mit ihm unterhandelte, ja, wie das Gerücht ging, ihm ſogar ein Portefeuille angeboten haben ſoll. Aber auf die jedenfalls iſolirten Czechen kam es nicht an. Ungleich wichtiger erſchien die ultramontane Tendenz des neuen Miniſteriums. Kaum war dasſelbe einige Wochen ernannt, als der bekannte Jeſuit Klinkowſtröm vor einer illuſtren Gemeinde in der Wiener Univerſitätskirche und in Gegenwart der beiden Eltern des Kaiſers eine Predigt hielt, worin er das deutſche Kaiſerreich der Hohenzollern als ein unechtes kennzeichnete, da das echte römiſche Kaiſerthum deutſcher Nation nur in dem von Gott und ſeinem Stellvertreter dem Papſte in legitimer Weiſe eingeſetzten Hauſe Habsburg beruhe. Zwar ſagte Niemand, das ſey das Programm des neuen Miniſteriums, allein man durfte doch einen Zuſammenhang dieſer Vorkommniſſe am Wiener Hofe mit dem ultramontanen Eifer vermuthen, der ſich gleichzeitig bei den deutſchen Reichstagswahlen kund gab.

Das Miniſterium hielt noch bis tief in's Frühjahr 1871 hinter dem Berge. Die äußern Beziehungen zu Preußen aber

blieben freundliche. Graf Bellegarde wurde vom öſterreichiſchen Kaiſer eigens nach Berlin geſchickt, um am 22. März dem deutſchen Kaiſer zu ſeinem Geburtstage Glück zu wünſchen.

Die Deutſch-Oeſterreicher haben während der ganzen Dauer des deutſchen Krieges ihre warme Theilnahme an der deutſchen Sache nicht verleugnet. So der deutſche Nationalverein in Graz, ſo am 16. Oktober eine Verſammlung deutſcher Männer in Neumarkt bei Salzburg.

Unter den Studenten in Wien regte ſich ganz der nämliche Geiſt, wie auf den preußiſchen Univerſitäten 1813. Die gebildete deutſche Jugend empfand tief den doppelten Schmerz, ſich vom Uebermuth der Magyaren und Czechen verhöhnt und Deutſch-Oeſterreich von dem ſo ſtolz bewaffneten und ſo herrlich ſiegenden Deutſchland getrennt zu ſehen. Bei einer Stiftungsfeier der „Silesia" pries man die unter Preußens Führung erfolgte Einigung Deutſchlands, das aber leider noch nicht ganz Deutſchland ſey. „Aber All-Deutſchland muß es werden, alle andern Rückſichten müſſen den nationalen weichen. Die Wacht am Rhein hat ſich trefflich bewährt, jetzt braucht es auch eine Wacht an der Donau." Am 1. Dezember gab die Studentenſchaft in Wien (der akademiſche Leſeverein) bei einem großen Feſt ihren Sympathien für das deutſche Einigungswerk Ausdruck. Ein Magyar zerriß die deutſche Fahne im Feſtſaal, Czechen tobten, aber ſie wurden hinausgeworfen, was zum Einſchreiten der Polizei führte. Student Bürger hielt eine Rede in edler Entrüſtung: „Wir Deutſche in Oeſterreich waren gebannt in eiſernen Schranken, man hatte ſich nicht begnügt, den Arm zu feſſeln, der ſo gerne für Deutſchland geſtritten, ſelbſt die Schläge unſerer Herzen wollte man controliren, als die Jubelbotſchaft deutſcher Siege uns erreichte. Als das geſammte Deutſchland ſich erhob, als erſchütternd und hinreißend das deutſche Schlachtenlied aus Nord und Weſt zu uns herüberdrang, als die Kinder Germania's allenthalben ſich todesmuthig den Fahnen ſtellten, da

ward unſer nationales Bewußtſeyn zum Hochverrath geſtempelt und heimlich wie Staatsverbrecher mußten wir uns verſchwören, um eine Liebesgabe für unſere blutenden Brüder in Deutſchland opfern zu können! (Bravo! Bravo!) Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang aber durch die wirren Stimmen der Gegner ſiegreich der Zauberruf: Wir wollen Deutſche ſeyn und Deutſche bleiben. (Begeiſterter Beifall.) Und der Traum, um den man uns verlacht und verſpottet, er iſt der Erfüllung nahe; durch Blut und Eiſen iſt Deutſchland gerächt an ſeinem Erbfeind, Elſaß und Lothringen ſind unſer (Bravo, Bravo!), das deutſche Volk, es ſteht feſt und einig da, die deutſche Kaiſerkrone, ſie ſchwebt im leuchtenden Glanze nieder auf unſer vielgeprüftes Vaterland, ein Wahrzeichen des einigen ſtarken ſtolzen Deutſchland. (Bravo!) Und dieſem Deutſchland ſollen wir in des alten Reiches Oſtmark uns entfremden, wir ſollten vergeſſen des gleichen Blutes, das in unſeren Adern rinnt, der Sprache, des Geiſtes, der uns innewohnt, der Beſtimmung, die die Geſchichte uns vorzeichnet? Wir waren der Kitt der Völkerſchaften der berechtigten Eigenthümlichkeiten, wir waren die Vorrathskammer, in die man greift, um billige Ausgleiche und Compromiſſe zu ſchließen, wir waren der Einſatz des privilegirten Hazardſpiels, denn wer ſonſt hat in Oeſterreich etwas zu verlieren, außer der Deutſche? (Bravo, Bravo!) Feſt und unerſchütterlich müſſen wir ausharren. Laut und offen wollen wir, die deutſche Jugend, es bekennen, daß es bis tief in die glücklich deutſchen Lande dringe, daß unſer Schlachtruf an der Donau an den Felſen des Rheins widerhalle, die Worte, die wir unſeren ſiegreichen Brüdern in den Gefilden von Paris zurufen (mit gehobener Stimme): Fern im Oſten, umringt von fremden Stämmen und Völkern bleiben wir Euch treu, wir jubeln bei Euren Siegen, wir weinen um Eure Todten, wir leben für Eure Verwundeten. Wir kämpfen hier für Euch, wie Ihr für uns, nichts ſoll uns trennen und ſcheiden aus Eurem Herzen, mit unſerem größten Dichter ſey es geſchworen: ‚Wir wollen ſeyn ein einig Volk

von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr.' (Langanhaltender Beifall und Hochrufe.)"

Die sonnenklare Wahrheit, daß die deutschen Oesterreicher Deutsche sind und daß sie um so fester an ihrer Nationalität halten müssen, als sie von andern Nationalitäten schwer angefochten werden, durfte gleichwohl aus Rücksicht auf eben jene andern in Wien nicht gesagt werden und somit wurde der akademische Verein aufgelöst.

Der in Versailles abgeschlossene Frieden und dessen frohe Feier im ganzen deutschen Reiche veranlaßten die Deutsch-Oesterreicher, eine Mitfeier zu veranstalten und dabei ihre nationalen Sympathien kundzugeben. Am 3. März wurde der Frieden durch einen glänzenden Fackelzug zu Innsbruck gefeiert. Desgleichen zu Bozen und Villach in Kärnthen. Auch in Wien und Prag fand wenigstens in deutschen Vereinslokalen eine Feier statt. Weil aber für den 6. März noch größere Feierlichkeiten in ganz Oesterreich, Steiermark und Kärnthen vorbereitet waren, trat die Regierung schon am 4. dazwischen und verbot jede fernere deutsche Siegs- und Friedensfeier. Das Grazer Amtsblatt fügte dem Verbot hinzu, eine deutsche Siegesfeier spotte Oesterreichs, „gehe aus dem Enthusiasmus für eine fremde Sache hervor, sey aufdringlich und gehe von Schmeißfliegen aus, welche hier ihre Brut unterbringen möchten." Eine in Baden bei Wien veranstaltete Feier wurde durch bestellten Pöbel gestört. Die Wiener „Tagespresse" schrieb: „Dieses sog. Fest feiert all die schmachvollen Thaten, welche die preußische Kriegführung kennzeichnen, es feiert die Verhöhnung aller Menschlichkeit, welche in diesem Kriege in so entsetzlicher Weise zu Tage getreten, es feiert die Verleugnung des heiligsten Volksrechts, die durch die gewaltsame Lostrennung französischer Provinzen bethätigt worden ist." In demselben Blatt, welches übrigens das Organ der Welfen und der französischen Gesandtschaft ist, affectirte man, einen österreichischen Invaliden seine Wunden vorzeigen und klagen

zu laſſen: „Unſere Wunden ſind noch nicht vernarbt und nun ſollen wir es mit anſehen, wie in Wien, Graz, Linz und Krems für die preußiſchen Erfolge und die Grauſamkeiten, welche preußiſche Soldaten in Frankreich verübt haben, Freudenfeuer angezündet werden?“

Merkwürdigerweiſe war das Friedensfeſt in Ungarn nicht verboten und durften es die Deutſchen in Peſth ungehindert feiern. Auch in Linz, der Hauptſtadt Oberöſterreichs, wurde das Feſt öffentlich begangen und Turner und Sänger zogen mit klingendem Spiel durch die Straßen. Im Wiener Reichstag wurde das Miniſterium interpellirt, wie ſich das Verbot der Friedensfeier mit den Freundſchaftsverſicherungen gegenüber dem neuen deutſchen Kaiſer vertrage? Die Antwort gab Hohenwart erſt am 14.: „Die öffentliche Meinung in der Preſſe ſowie die Bevölkerung habe ſich entſchieden gegen die Feier ausgeſprochen. Gegendemonſtrationen ſeyen angeſagt geweſen, und es liegen genügende Erfahrungen vor, wohin derlei nationale Demonſtrationen in unſerem von ſo verſchiedenen Volksſtämmen bewohnten Staate führen. Die Regierung erkläre es als ihre Hauptaufgabe, das öſterreichiſche Bewußtſeyn der Bevölkerung zu kräftigen, und werde jedem Verſuch entgegentreten, die öffentliche Meinung künſtlich in entgegengeſetzter Richtung zu leiten. Die Regierung ſey überzeugt, die Regierung des deutſchen Reichs lege höheren Werth auf die Freundſchaft des Staats, der ſich ſelbſt zu achten wiſſe, als auf die Sympathien der Regierung, die dieſer erſten Aufgabe gegenüber ſich zu ſchwach erweiſe.“ Eine etwas ſonderbare Logik, daß der Bund zwiſchen Deutſchland und Oeſterreich um ſo enger werden ſollte, eine je ſchroffere Scheidewand das Miniſterium zwiſchen beiden aufführte. Es klang wie Hohn.

Die deutſch geſinnten Oeſterreicher verfehlten daher nicht, die Regierung daran zu erinnern, wie freudig ſie ſelbſt die Wiederannäherung Deutſchlands an Oeſterreich begrüßt haben. Man kam auf einen Artikel des Tiroler Boten vom 9. Januar, eines ultra-

montanen und mit dem Wiener Preßbureau vertrauten Blattes zurück. Derselbe macht die Depesche, welche Graf Beust unter dem 26. Dezember 1870 in der deutschen Frage nach Berlin richtete zum Gegenstand seiner Erörterung und sagt wörtlich: „Seine (des Grafen Beust) nach Berlin gerichtete Depesche beweist wohl zur Genüge, wie lebhaft die Sympathien sind, mit denen hier Kaiser wie Regierung die Neugestaltung Deutschlands begleiten; ... Aufrichtig, würdig und hochsinnig wird das deutsche Reorganisationswerk begrüßt, kein Mißton soll in dasselbe hineintönen, keine Diskussion der Rechtsfrage, keine — wenn auch noch so nahe liegende Erörterung des Prager Friedens soll das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes auch nur um ein Atom verkürzen. Das deutsche Volk findet an der Monarchie seinen wärmsten Freund, die deutsche Politik wird ihn finden, sobald sie ihn zu suchen sich bestrebt .... Das lebhafte Interesse, welches Oesterreich-Ungarn an der nationalen Entwicklung Deutschlands naturgemäß nehmen muß, bedarf des politischen Interesses Deutschlands an der staatlichen Erstarkung und Entwicklung unserer Monarchie; diese beiden Interessensphären ergänzen sich so vollkommen, daß auch die leiseste Alterirung der einen eine Erschütterung der andern im Gefolge hat. In Deutschland wird man sich dieser Erkenntniß nicht verschließen dürfen, und der Umstand, daß Preußen den Impuls zu der jetzigen Kundgebung des österreichisch-ungarischen Kabinets gab, beweist, daß man sich derselben bewußt ist. Oesterreich hat die ihm dargebotene Hand offen und rückhaltslos angenommen; an Deutschland ist es nun, die Formel zu finden, damit dieser vor Europa ausgetauschte Handschlag seine praktische Geltung finde ....."

Mit dieser frühern Sprache stimmte das neue ministerielle Verbot allerdings nicht zusammen. Auch hatte kurz vorher eine hochadelige Deputation aus Wien, Altgraf von Salm, Fürst Egon Hohenlohe und noch viele andere Grafen und Herrn, am 5. März Audienz beim Papst in Rom gehabt, um ihm ihre Ergebenheit zu

bezeigen und, wie die Zeitungen meldeten, hatte der Papſt ihr geantwortet: „Ich weiß, daß Ihr Kaiſer in ſeinem Herzen den Triumph der Religion und der Kirche wünſcht.“ Im Wochenblatt von St. Pölten las man am 9. März, es ſtehe eine neue Adels- und Prieſterherrſchaft bevor. „Dieſelbe will ſich in den einzelnen Landtagen feſtſetzen, wo ſie durch geſchickte Ausbeutung der nationalen Leidenſchaften, des Ehrgeizes und des religiöſen Fanatismus ein leichteres Spiel zu haben glaubt. Hierin erblicken wir zugleich das Beſtreben, den Einfluß der Deutſchen in Oeſterreich zu verdrängen und im Falle des Gelingens — den Anfang vom Ende des von uns Deutſch-Oeſterreichern begründeten und geiſtig großgezogenen einigen und mächtigen Oeſterreich.“

Auch wurde in den Blättern das Schreiben wieder abgedruckt, welches der hochſelige König Wilhelm von Württemberg am 23. März 1842 an einen hohen Verwandten gerichtet hat. Es lautet vollſtändig: „Aus Ihrem Briefe, der dem Bericht beilag, erſehe ich, daß Tettenborn dem Blittersdorf die nämlichen Nachrichten gegeben hat, welche mir Latour ſchon vor einiger Zeit mittheilte. Aus beiden geht das lebhafte Intereſſe hervor, uns mit Preußen zu entzweien, indem ſie uns mißtrauiſch machen. Es kann durchaus nicht in dem wohlverſtandenen Intereſſe von Preußen liegen, Süddeutſchland zu ſchwächen, denn es würde diejenigen Hülfsmittel verringern, auf welche es (Frankreich gegenüber) nothwendigerweiſe angewieſen iſt. Dieß ſind öſterreichiſche Inſinuationen, die Blittersdorf durchſchauen muß, wenn er ſich nicht mit Wiſſen täuſchen will. Preußen ſteht und fällt mit Süddeutſchland; nicht ſo Oeſterreich, dem Alles an der Schwäche von Deutſchland liegt, um es deſto bequemer für ſeine Privatzwecke benützen zu können. Ich bin nicht blind für die wirklichen Fehler der preußiſchen Politik; aber in Hauptſachen ſind ſie gezwungen, im deutſchen Intereſſe zu handeln; nicht ſo Oeſterreich, und wenn ich noch daran gezweifelt hätte, ſo würden mich die Unterredungen mit Fürſt Metternich vori-

gen Herbſt davon ganz überzeugt haben. Sein übel verdeckter Grimm gegen den König von Preußen, ſeine Verhöhnung jedes echt deutſchen Nationalgefühls, ſeine römiſche Tendenz ſind alles Schlagbäume zwiſchen ihm und uns, die wohl mit Höflichkeit übertüncht werden können, aber auch veranlaſſen müſſen, ihn immer mehr in ſeinen römiſchen Jeſuitismus verſinken zu ſehen. Und wenn die Welttrompete ſich einſt hören läßt, und ſein Staat in ſeiner ganzen natürlichen Schwäche erſcheint (1859 und 1866!), — wenn Deutſchlands Wiedergeburt vor ſich gehen ſoll, muß Oeſterreich untergehen, iſt mein Wahlſpruch, ſo lang ich lebe! Ewiger Krieg mit dieſen Jeſuiten und allen ihren Werken! Doch das Alles unter uns! Hören muß man immer, was ſie ſagen, aber nichts glauben. Ihr ganz ergebener Wilhelm."

Auf Tirol übten die Zeitereigniſſe einen eigenthümlichen Einfluß aus. Das fromme Landvolk daſelbſt hatte ſich trotz der ſeltenen faſt übermenſchlichen Geduld, mit der es ſeit ſo vielen Jahren die Mißregierung und Judenwirthſchaft in Wien, die ſyſtematiſche Zurückſetzung, ökonomiſche Benachtheiligung, man darf wohl ſagen Ausſaugung ertrug und trotz ſeiner unverbrüchlichen Treue gegen das Kaiſerhaus, doch denjenigen Wiener Verfügungen widerſetzt, die in ihren religiöſen Glauben eingriffen, und dieſem Volksgefühl hatte der Tiroler Landtag in ſeinen Proteſten beredte Worte geliehen. Aber der fromme Glaube des Volks und die berechtigte Entrüſtung, womit ſich das Tiroler Volk der alles Chriſtliche verſpottenden Judenherrſchaft in Wien widerſetzte, war von den Jeſuiten und von der auswärtigen Politik, der die Jeſuiten in die Hände arbeiteten, mißbraucht worden, um das kerndeutſche Bergvolk zu bethören, es gegen ſeine norddeutſchen und proteſtantiſchen Stammgenoſſen zu fanatiſiren, wie daſſelbe im benachbarten Oberbayern geſchah. Neben der klerikalen Partei in Tirol bildete ſich nun aber auch eine liberale Partei aus, welche anfangs ſehr in der Minderheit war, ſo lange ſie nur den unklaren und oberflächlichen Na-

tionalismus der Wiener adoptirte, die aber in dem Augenblick mehr Kraft gewann, in welchem ſie ſich zu einer national liberalen Partei ſteigerte. Was überall in Deutſchland geſchehen war, geſchah nun allmälig auch hier. Das Bewußtſeyn, man gehöre einer großen Nation an und dürfe nicht zurückbleiben, wenn dieſelbe einer glänzenden Zukunft zuarbeite, fing auch hier aufzudämmern an und die deutſche Geſinnung brach ſich zwiſchen der einſeitig katholiſchen und einſeitig liberalen endlich Bahn.

Wie in Wien, Steiermark und Kärnthen, ſo wurde auch in den Bergen von Tirol der Erfolg der deutſchen Waffen im Auguſt 1870, trotz der grollenden Regierung in Wien und trotz dem klerikalen Fanatismus, mit Jubel begrüßt. In Meran ſogar mit Victoriaſchießen, in Bozen nach der ſiegreichen Schlacht bei Sedan mit einem Fackelzuge. Auch wurde öffentlich für die verwundeten deutſchen Krieger geſammelt und das Geld den barmherzigen Schweſtern in München übermittelt. Tiroler Blätter bemerkten, ſogar die arme, auf den Bergen zerſtreute Bevölkerung des obern Zillerthals habe nach Kräften beigeſteuert und eine arme alte Frau dem einſammelnden Pfarrer freudig das Scherflein der Wittwe gebracht. Daß es in Tirol noch Prieſter gab, welche fromm katholiſch und zugleich gut deutſch ſeyn wollten, geht aus folgender Nachricht des Innsbrucker Tagblatts vom 13. Dezember 1870 hervor.

(Hw. Herr Kooperator Welponer in Auer) hat uns heute neuerdings fünf Napoleond'or für die verwundeten deutſchen Krieger perſönlich übergeben mit nachſtehendem Schreiben: „Ich übergebe hiemit neuerdings 5 Napoleond'or an die Redaktion des „Innsbrucker Tagblattes" für die verwundeten deutſchen Krieger, da unſere katholiſchen Zeitungen für dieſelben nicht ſammeln, obwohl die franzöſiſchen dies reichlich für die verwundeten Franzoſen thun. Dabei bitte ich auch zu Gott, daß die deutſchen Waffen in dieſem gerechteſten Kriege vollſtändig ſiegen, daß die zu verlangende Entſchädigung den gebrachten Opfern angemeſſen ſey, und endlich der Nord-

II.

England.

1.

Die Emancipation der Katholiken.

England war berufen, als Beherrscher der Meere und Rival Rußlands, in den orientalischen Angelegenheiten eine große Rolle zu spielen; allein Sorgen, die es im Innern bewegten, hinderten es, seine ganze Aufmerksamkeit und Kraft der äußeren Politik zu widmen.

In Folge der Reformation und der Vertreibung der Stuarts aus England hatten die Katholiken im brittischen Reich die wichtigsten politischen Rechte verloren, und dieß traf vorzüglich die Bevölkerung Irlands, die größtentheils katholisch blieb.*) Der Druck, der auf ihnen lastete, veranlaßte die Irländer häufig zu blutigen Empörungen, welche die Engländer jedoch immer gewaltsam wieder zu besiegen wußten. In den neuen Zeiten endlich, wo der Religionshaß beschwichtigt schien, und eine po-

*) Außer 5 Millionen in Irland lebten in London allein 180,000 Katholiken (also mehr als in Rom selbst), 80,000 in Glasgow, 60,000 in Manchester, 50,000 in Liverpool.

bund mit den Südstaaten zu einem herrlichen deutschen Kaiserthum sich einigen mögen. Der Priester J. Welponer."

Dieser würdige Priester bewies, daß Religiosität und Patriotismus beim Volke Hand in Hand gehen sollen und daß es von den Ultramontanen in Bayern und Tirol sehr unrecht war, ihrem frommen und kerndeutschen Volke weißmachen zu wollen, wenn man Gott dienen wolle, dürfe man nicht deutsch gesinnt, sondern müsse französisch gesinnt seyn. Die ultramontane Partei griff den edlen Welponer auf's heftigste und boshafteste an. Er antwortete ihr aber im Innsbrucker Tagblatt Nr. 213 mit Flammen, aus der Sonne der Wahrheit geschöpft, vor denen die Eulen in ihren finstern Höhlen zurückschreckten. Nichts charakterisirt die Situation in Tirol besser, als die Antwort des deutschen Priesters an die franzosentollen Römlinge. Wir theilen sie daher ihrem wesentlichen Inhalte nach mit.

Auer, 17. September. In der letzten Nummer des „Tiroler Volksblattes" wird der Priester Josef Welponer, der es gewagt hatte, öffentlich für die Gerechtigkeit der deutschen Sache Zeugniß abzulegen, in den gemeinsten Ausdrücken ein „Verrückter" genannt. Nun gut, das „Tiroler Volksblatt" möge sich beruhigen: der Priester Josef Welponer ist sich bewußt, gegenwärtig in keiner andern Geistesverfassung zu seyn als damals, da er nicht wenige tausend Franken als Peterspfennig für den heiligen Vater an die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" abgegeben hat; und er ist noch gegenwärtig gesonnen, dasselbe auch noch in der Zukunft zu thun, wenngleich nicht mehr durch das „Volksblatt".

Die Geschichte und alle Vernünftigen werden einmal „unsere Franzosen" richten, welche, aller Gerechtigkeit und Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande in das Gesicht schlagend, jeden Sieg der Deutschen über den Erbfeind, jede größere Einigung der Südstaaten zum Nordbund als eine Niederlage ihrer mehr als Don Quixotischen, und deshalb wahrhaft spanischen Ideen ansehen.

Nun aber ſollten unſere großen Theologen des „Tiroler Volksblattes“ und der „Tiroler Stimmen“ als Theologen doch wiſſen, daß es nach der katholiſchen Moral und nach allen Grundſätzen des Rechtes vollkommen unerlaubt ſey, das Unrecht, in welcher Art immer es ſich darbiete, zu vertheidigen, zu loben, zu beſchönigen, zu bemänteln, zu demſelben zu rathen und zu helfen; während die Sache des Rechtes überall aufrechtzuerhalten iſt, und jeder Chriſt, ja jeder ehrliche Mann die Erringung des Rechtes gar bei ſeinem Feinde wünſchen muß; da jeder ſeinem Nebenmenſchen wie ſich ſelber wünſchen muß, gerecht behandelt, nicht ungerecht beeinträchtigt zu werden. Wie werden alſo dieſe Blätter ihre ungerechteſten Sympathien für Frankreich zu vertheidigen wiſſen, angenommen auch, daß Preußen Oeſterreich Schaden zugefügt und noch zufügen wolle?

Ferner iſt es keine Sklaverei, wie die genannten zwei Blätter ihre Leſer belehren möchten, wenn die Südſtaaten mit dem Nordbund ſich einigen wollen. Denn keine Sklaverei iſt es, ein großes geeinigtes Deutſchland mit gerechten Mitteln bilden zu wollen; keine Sklaverei iſt es, unter der Hegemonie des edelſten deutſchen Stammes zu ſeyn, der durch ſeine Großthaten beide Hemiſphären in Staunen ſetzt.

Ja „Volksblatt“ und ihr undeutſchen und deshalb untiroliſchen „Tiroler Stimmen!“ kein Hochverrath iſt es, wie ihr uns beinahe auf jedem eurer Blätter verleumdet, wenn wir Deutſch-Oeſterreicher zu den Siegen unſerer Stammesgenoſſen jubeln, da wir ſogar allen Völkern Gutes wünſchen müſſen, mehr aber dem eigenen Volke, mehr aber noch dem Heere der gerechteſten Sache; nicht Hochverrath an Oeſterreich iſt es, da auch das deutſche Haus der Habsburger wünſchen muß, daß Recht und Deutſchland ſiege; nicht Hochverrath an der katholiſchen Sache iſt es, da gerade die reine katholiſche Moral jedes Unrecht verbietet.

Ihr aber ſeyd die Hochverräther der Wahrheit, des Rechtes

und der deutſchen Sache, da ihr doch mehr als alle andern die Wahrheit vertheidigen ſolltet; ihr ſeyd die Hochverräther eures Stammes, und wahrlich nicht von euch hängt es ab, wenn bis jetzt die „treu gehorſamſte ſtaatsrechtliche Oppoſition", mit an der Spitze die Czechen und alle Deutſchenfeinde, noch nicht geſiegt hat; ihr ſeyd die Hochverräther an der katholiſchen Sache, die ihr doch vertheidigen wollt; ihr bringt unſere allein wahre Religion, die niemals etwas Unrechtes wünſchen und wollen kann, vor den Augen der deutſchen Proteſtanten in die ſchiefſte Stellung und ſetzt ſie auch noch Verfolgungen aus.

Ihr werft allen gegenwärtig deutſch Geſinnten vor, daß ſie alle zur „deutſch-liberalen Sippe und Klique" gehören; mädchenhafte Preußenſchwärmer ſeyen es, alle ſammt und ſonders vom Golde Bismarcks beſtochen. Die Anſicht des „Verrückten" aber iſt es, daß die Hauptſtadt eures Vaterlandes mehr Paris, Prag und Peſth, als Wien, Berlin und Rom zu ſeyn ſcheint; und daß ihr zwar keine preußiſchen Thaler, doch jedenfalls das Großkreuz der franzöſiſchen „Ehrenlegion" verdient hättet, wenn Napoleon von ſeinem zerſchellten Dreifuß daſſelbe euch noch darreichen könnte.

Und nun zum Schluſſe „Volksblatt" und ihr „Tiroler Stimmen" ärgert euch doch nicht über die Worte eines „Geiſtesverwirrten". Doch ſage ich euch, ich habe dennoch noch Gefühl für Recht und Gerechtigkeit; und ſobald ihr mir authentiſch es beweiſt, daß der heil. Vater Pius der neunte, der oberſte und unfehlbare Richter in Rechts- und Gewiſſensſachen, eurer politiſchen Meinung in dieſem Punkte huldigt, unterwerfe ich meinen Verſtand und lege noch 4000 Frank in Gold als Peterspfennig für ihn in eure Hände nieder. Der Prieſter Joſef Welponer.

Sogar von Feldkirch in Vorarlberg, wo bekanntlich ein großes Jeſuitenhaus Einfluß übt, ſchrieb die dortige Zeitung: „Die zehn Millionen Deutſche in Oeſterreich wird man nicht zu Schmerzenskindern machen wollen. Dieſe zehn Millionen Deutſche darf eine

öſterreichiſche Regierung nicht zu ſtark vor den Kopf ſtoßen, denn fangen erſt die Deutſchen an, in das ſeparatiſtiſche Horn zu blaſen, wo bleibt dann Oeſterreich? Im deutſchen Lager iſt Oeſterreich. Wir ſollten uns nicht freuen über die deutſchen Siege, welche in ſo glänzender Weiſe die Tugenden unſeres Stammes dargethan? Wir ſollten uns Deſſen nicht freuen in Oeſterreich, wo jedes lumpige Nationchen auf den Deutſchen herabzuſehen ſich berechtigt glaubt, wo eine förmliche Verſchwörung aller intereſſirten Nationalitäten gegen den Schwaben ihr Unweſen treibt? So weit die deutſche Zunge klingt, erſchallt der Jubel, den keine Polizeimaßregel wegzudecretiren vermag. Als man ſeinerzeit in Lemberg wegen des Rückzugs v. d. Tanns von Orleans illuminirte, als man in Prag deswegen Feſte feierte und unter dem Geſange der Marſeillaiſe durch die Straßen zog, da hörte man nichts von Einſtellungsverfügungen der Behörde; die Polen, die von Frankreich das Polenreich erwarteten, die Czechen, deren Führer Rieger Oeſterreich dem Bonaparte ausliefern wollte, durften ihrer Sympathie mit Frankreich demonſtrativen Ausdruck geben, während uns Deutſchen in Oeſterreich, deren Loyalität ſich in allen ernſten Fällen glänzend bewährte, verwehrt werden ſoll, daß wir uns freuen über die Siege der Deutſchen und über den Frieden? Man reize den Löwen nicht!“

In Innsbruck wurde der Bürgermeiſter Doktor Tſchurtſchenthaler, der erſt kürzlich, während der letzten Tirolerreiſe des Kaiſers, von dem Monarchen eine perſönliche Anerkennung ſeines patriotiſchen und gemeinnützigen Wirkens, ſeines untadelig loyalen Strebens erhalten hatte, von den Ultramontanen wüthend angeklagt, weil er ſich bei der deutſchen Siegesfeier betheiligt hatte. Er wandte ſich nun unmittelbar an den Kaiſer und erklärte, ſeine Stelle als Bürgermeiſter der Landeshauptſtadt und den vor dritthalb Monaten ihm verliehenen hohen Orden zu den Füßen Sr. Majeſtät niederlegen zu wollen, wenn ſein Souverän und Landesherr in der werkthätigen Betheiligung an der Veranſtaltung der Feſtfeier eine Handlung ſehe,

durch welche die Unterthanentreue verletzt worden. Der Kaiſer ließ ihm antworten, er ſehe darin keine Verletzung.

Am 2. Februar 1871 zu Lichtmeß ſtiegen bei Nacht zwei brave Männer aus Berchtesgaden, Illſacker und Hölzl, bei grimmiger Winterkälte im tiefen Schnee den 8435 Fuß hohen Watzmann hinauf, den ſchönen Berg, der weithin über Bayern ſichtbar iſt, zündeten hier ein großes Feuer an und pflanzten die deutſche Fahne auf.

Vierzehntes Buch.

Verhalten der übrigen neutralen Staaten.

Frankreich kämpfte während des ganzen Krieges allein, von ſeinen alten Bundesgenoſſen verlaſſen. Wenn Oeſterreich im Anfang des Krieges auch einen Anlauf nahm zu Rüſtungen und zur Trippelallianz, ſo hielt es doch bald wieder inne. Wenn England erſt etwas ſpäter Frankreich mit Waffen verſah und auch Miene machte, bei den Friedensverhandlungen zu Gunſten Frankreichs interveniren zu wollen, ſo hielt es ſich doch wieder in Schranken, weil Deutſchland eine Intervention nicht zuließ.

Man hat England mit Recht vorgeworfen, es hätte den franzöſiſchen Kaiſer vom Kriege abhalten können, wenn es ihm Ernſt damit geweſen wäre. Es hätte ſich überhaupt etwas mehr auf die deutſche Seite ſtellen ſollen; erſtens, weil das Recht auf Deutſchlands Seite war, das von Frankreich ohne Grund auf's übermüthigſte angegriffen wurde; zweitens, weil England beſorgen mußte, Frankreich würde, wenn es ſiege, außer dem linken Rheinufer auch Belgien annektiren und zur Eroberungspolitik des erſten Napoleon, d. h. ſchließlich zum Continentalſyſtem zurückkehren; drittens, weil es einen blutigen und erſchöpfenden Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland ungern ſehen mußte, ſofern die Schwächung dieſer beiden Reiche nur Rußland zur Stärkung dienen konnte, wie das

auch bald genug die ruſſiſche Note bewieſen hat. Aber es fehlte England an großen Staatsmännern, die eine geniale und conſequente Politik unter neuen Verhältniſſen durchzuführen verſtanden hätten. Man merkte den Miniſtern Englands an, daß ſie ſich in die neue Machtentfaltung Deutſchlands nicht zu ſchicken wußten und an die alte Diplomatie gewöhnt, mit greiſenhaftem Eigenſinn gern das bisherige Bevormundungsſyſtem gegenüber von Deutſchland fortgeſetzt hätten, was ſie doch nicht mehr vermochten. Daher die Halbheit ihrer Politik, das Zulaſſen und raſche Entſchuldigen der Waffenſendungen an Frankreich, die unberufenen und zugleich feigen Einmiſchungsverſuche.

Die engliſche Bevölkerung, der deutſchen ſo nahe verwandt, bezeigte auf widernatürliche Weiſe den Franzoſen mehr Sympathie, als den Deutſchen. Das hatte zweierlei Gründe, einmal die Verdorbenheit der engliſchen Ariſtokratie, die ſich in der Nachahmung franzöſiſcher Lüderlichkeit gefiel, und ſodann die unter den engliſchen Arbeitern aufgekommene Agitation für die ſociale Univerſalrepublik. Zumal ſeitdem in Paris eine neue Republik ausgerufen worden war, intereſſirten ſich für dieſe die engliſchen Arbeitervereine auf das lebhafteſte.

Die wenigen Stimmen, welche ſich in England für das gute Recht der Deutſchen erhoben, vermochten dem Unfug nicht zu ſteuern. Stuart Mill behauptete, daß die engliſche Regierung eigentlich mitſchuldig an dem Kriege ſey, „daß ſie durch ein einziges entſchiedenes Wort, durch eine einzige männliche Erklärung dem Ausbruch des Kriegs hätte vorbeugen können; und wir werden beifügen dürfen, daß auch die gegenwärtige franzöſiſche Regierung ihren ausſichtsloſen Widerſtand gegen einen von Deutſchland annehmbaren Frieden ſchwerlich ſo lang fortgeſetzt hätte, wenn ſie nicht durch die thörichten Sympathieen, welche nach Sedan dem franzöſiſchen Volke von England aus entgegengebracht wurden, eine moraliſche, durch den ungehemmten Waffen- und Munitionsverkauf eine materielle Unter-

ſtützung gefunden hätte, durch welche ſie in ihren Täuſchungen befeſtigt wurde.“ Samuel Smith in Liverpool bemerkte in einer Flugſchrift, wie ſehr England Unrecht habe, den Franzoſen Waffen zu liefern und mit ihnen zu ſympathiſiren. Wenn in dieſem Kriege Frankreich geſiegt hätte, ſo würde es unfehlbar Belgien haben annektiren wollen und England würde die ſchwerſten Opfer haben bringen müſſen, um Belgien wie bisher zu ſchützen. Dieſe Opfer würden ihm nur durch die Siege der Deutſchen und durch die Loyalität, mit welcher dieſelben Belgiens Unabhängigkeit achten, erſpart.

Derſelbe Smith kann nicht umhin, ſehr zu bedauern, daß die Engländer, welche doch vorzugsweiſe Germanen ſind, ſo viel von den ſchlechten Sitten Frankreichs nachahmen und ſich nicht vielmehr die deutſchen zum Muſter nehmen. „In England treiben die höhern Stände einen großen, ſelbſtſüchtigen Luxus auf franzöſiſche Art, die unteren Klaſſen ſind eine widrige Maſſe von Dummheit und Vernachläſſigung. In Deutſchland iſt weniger Reichthum, aber auch weniger Armuth vorhanden. Die Heeresverfaſſung bewirkt dort keine Entartung, im Gegentheil, ſie iſt eine Schule phyſiſcher Kraft und guter Ordnung, zugleich aber auch eine Verſchmelzung der Stände, welche die niederen emporhebt, indem ſie den Stolz der höheren mindert. Dieſe Vortheile von großem Werthe könnte England auch erwerben, wenn es mit einigen Modificationen das preußiſche Wehrſyſtem annähme.“

Eine Correſpondenz aus London vom 19. Oktober in der Augsb. Allg. Ztg. beklagte, daß die zahlreichen Pariſer und Pariſerinnen, die nach der engliſchen Hauptſtadt geflüchtet ſeyen, ſich dort der glänzendſten Aufnahme erfreuen dürften und einen äußerſt üblen Einfluß auf die Sitten übten. Stutzer und Koketten in der neueſten Pariſer Mode ſtolziren auf den Straßen Londons. In zwei Theatern ſpielen franzöſiſche Geſellſchaften. Halbweltliche Damen, berüchtigte Courtiſanen, mit denen ſich bisher nur die Pariſer Ariſtokratie encanaillirte, wurden jetzt auch in den ariſtokratiſchen Theilen

des Weſtendes von London gern geſehen. In den Muſikhallen und öffentlichen Vergnügungsorten herrſchte die Pariſer Mode. Die ſog. Alhambra in Leiceſter-Square machte ſeit der neufranzöſiſchen Emigration fabelhafte Geſchäfte. Aber dieſes Rendez-vous der vornehmen und gemeinen Proſtitution gab den guten Bürgern von London doch ſo viel Anſtoß, daß ſich die Polizei veranlaßt ſah, einzuſchreiten der Alhambra wenigſtens die Tanzlicenz zu entziehen und den ſchändlichen Tänzen der Franzöſinnen hier ein Ende zu machen.

Der engliſche Geſchichtſchreiber Carlyle ſchrieb, „es gebe kein Naturgeſetz, keine ‚himmliſche Parlamentsakte‘, wodurch Frankreich ein Privilegium erhalten hätte, geſtohlenes Gut dem Eigenthümer nicht zurückgeben zu müſſen. Wie Elſaß und Straßburg ſey ſchon früher Lothringen auf ganz niederträchtige Weiſe erworben worden. König Heinrich II. beſetzte es im Jahre 1552, er rückte mit fliegenden Fahnen, unter Trommelſchall in die Städte und rief Gott zum Zeugen an, daß er nur ‚zum Schutze der deutſchen Freiheit‘ komme, that aber weder für den Proteſtantismus, noch für die deutſche Freiheit das Mindeſte, ſondern behielt einfach das beſetzte Gebiet. Es ſey vollkommen gerecht, klug und vernünftig, wenn die Deutſchen nun zurückholten, was ihnen auf ſo freche und hinterliſtige Weiſe geraubt worden. Die Franzoſen klagen ſchrecklich über den angedrohten ‚Verluſt der Ehre‘ und weinerliche Beiſtände verfechten ernſthaft den Grundſatz: ‚Entehrt Frankreich nicht, laßt des armen Frankreichs Ehre unverſehrt‘. Rettet es die Ehre Frankreichs, wenn es ſich weigert, die in des Nachbars Fenſtern muthwillig eingeſchlagenen Scheiben zu bezahlen? Der Angriff auf die Fenſter war ſeine Schande. . . . Die Ehre Frankreichs kann nur durch die tiefſte Reue Frankreichs gerettet werden und durch den ernſten Entſchluß, nie wieder ſo zu handeln, ſondern von jetzt an das Gegentheil zu thun. . . Für den Augenblick, das muß ich geſtehen, wird Frankreich mehr und mehr verrückt, erbärmlich, tadelns-, mitleids-, ja ſelbſt verachtungswürdig. Es weigert ſich, die Thatſachen zu ſehen, die hand-

greiflich vor seinen Augen liegen, die Strafen, die es selbst verschuldet. Ein Frankreich, das von anarchischer Zerstörung verwüstet wird, ohne sichtbares Haupt; ein Haupt oder Häuptling, das man nicht von den Füßen, dem Pöbel, unterscheiden kann; Minister, die in Ballons auffliegen ohne anderen Ballast, als empörende Lügen und Proklamationen über Siege, die Erzeugnisse der Phantasie sind; eine Regierung, die sammt und sonders auf der Verlogenheit fußt und das schreckliche Blutvergießen lieber fortsetzen und vermehren will, als daß sie, die schönen republikanischen Geschöpfe, die Führung der Angelegenheiten verlieren: ich weiß nicht, wann oder wo man ein Volk sah, das sich selbst so mit Unehre bedeckte. Das traurigste Symptom in Frankreich ist für mich die Figur, welche seine Männer von Genie, seine ersten literarischen Sprecher machen. Sie glauben offenbar, daß von Frankreich himmlische Weisheit über alle Völker ausstrahlt, die im Dunkel liegen, daß Frankreich das Zion des Weltalls ist, daß all dieses traurige, schmutzige, halb verrückte und zum guten Theil halb höllische Zeug, das uns die französische Literatur in den letzten fünfzig Jahren brachte, ein neues Evangelium des Himmels ist, segenbringend für alle Menschensöhne."

Treffend ist folgende Vergleichung, welche Carlyle macht. „Die Franzosen glauben sich den Christus der Völker, ein schuldloses, gottähnliches Volk, das da leidet für die Sünden der Völker, das alle zu erlösen gedenkt. Sind sie nicht vielmehr ein Cartouche der Völker? Cartouche hatte manche brave Eigenschaft, war viel bewundert und viel bemitleidet und manche schöne Dame bettelte um eine Locke von ihm, während der unerbittliche, unvermeidliche Galgen aufgerichtet wurde. Aber schließlich war keine Rettung für Cartouche. Besser, er fügte sich dem schwerfaustigen deutschen Polizeimann, der ihn so schauerlich fest an der Kehle hat, er gäbe einen Theil seines gestohlenen Gutes heraus, er hörte auf ein Cartouche zu seyn und versuchte wieder ein Ritter Bayard zu werden."

Unbekümmert um die Vorwürfe des Grafen Bernstorff, dauerten

litiſche Aufklärung allgemein verbreitet war, vor welcher die Unterdrückung Irlands als eine baare Ungerechtigkeit und Unklugheit erſcheinen mußte, fing man an, auf geſetzliche Gleichſtellung der Irländer mit den Engländern und Schotten, auf die Emancipation der Katholiken zu dringen.

Je mehr allmählich unter den Proteſtanten ſelbſt Stimmen zu Gunſten der Katholiken laut wurden, deſto kühner traten auch die letztern auf. Der Zeitgeiſt war auf ihrer Seite. Redner, Schriftſteller vertheidigten die Emancipation mit Gründen, gegen die ſich nichts einwenden ließ als rohe Gewalt. Ein ſo klares und von ſo vielen Seiten her anerkanntes Recht mußte aber endlich über die Gewalt ſiegen. — Da Anfangs bloße Bitten und Vorſtellungen nichts halfen, waren die Irländer klug genug, den Augenblick zu benutzen, in welchem die Regierung durch andere wichtige Angelegenheiten ins Gedränge kam. Je mehr der dirigirende Miniſter, Herzog von Wellington, im Innern die Ruhe zu erhalten wünſchte, um auswärts thätig ſeyn zu können, deſto unruhiger wurden die Irländer, um ihn zu zwingen, ſich die ihm ſo nothwendige Ruhe erſt durch die ihnen ſo nothwendige Emancipation zu erkaufen. Sie bildeten eine große, über ganz Irland verbreitete Aſſociation, deren Zweck die Durchſetzung der Emancipation war, und dieſe durch Zahl, Geiſt und Entſchloſſenheit gefährliche Geſellſchaft nahm eine Stellung ein, die der Regierung nur die Wahl ließ zwiſchen der Emancipation und dem Bürgerkrieg.

An ihrer Spitze ſtand Daniel O'Connel, ein Advocat, berühmt durch ſeine Beredſamkeit und große Kühnheit. Er leitete alle Unternehmungen der Katholiken, und ihre ganze Macht ſtand ihm zu Gebot. Dieſer feſte Mann war unwiderruflich entſchloſſen, die Emancipation um jeden Preis durchzu-

die Waffen- und Munitionssendungen aus England für Frankreich fort. Schwärmeriſche Republikaner und Franzoſenfreunde hielten öffentliche Verſammlungen. Ein Herr Olliver, der die internationale demokratiſche Aſſociation vertrat, berichtete, ſeine Genoſſen von dieſer Geſellſchaft hätten beſchloſſen, falls das angedrohte Bombardement von Paris wirklich zur Ausführung käme, in einem Meſſenmeeting bei Fackelſchein dem Abſcheu des engliſchen Volkes Ausdruck zu geben. Es fand dieſer Vorſchlag allgemeinen Anklang und begeiſterte Annahme. Herr Merriman, ein kleiner Agitator aus dem niederen Advocatenſtande, der ſich bei iriſchen Demonſtrationen hervorgethan hat und ein ſcharfes Auge auf einen Sitz im Parlament richtet, trat darauf mit der folgenden Reſolution hervor: „Im Falle eines Bombardements von Paris verlangt das engliſche Volk, daß allen bisher deutſchen Fürſten, die unmittelbar oder mittelbar bei dem Bombardement betheiligt ſind, ausgeworfene Penſionen oder die Penſionen für ihre Frauen und Kinder in Zukunft nicht mehr ausgezahlt werden ſollen."

Das Uebelwollen der engliſchen Regierung ſelbſt bewies folgender Vorfall. Das Roſtocker Handelsſchiff „Frey", wurde innerhalb dreier Meilen von der engliſchen Küſte, alſo innerhalb eines engliſchen Gewäſſers, von den Franzoſen gekapert. Graf v. Bernſtorff forderte die engliſche Regierung auf, das Schiff zurückzuverlangen, aber dieſe ſuchte ſich dadurch aus der Affaire zu ziehen, daß ſie behauptete, es ſtehe nicht feſt, ob das Schiff wirklich innerhalb dreier Meilen von der engliſchen Küſte von den Franzoſen genommen worden. Sie behauptete das, obgleich der engliſche Lootſe das Gegentheil mit der vollſten Beſtimmtheit bezeugt hat. Es fällt damit ein grelles Streiflicht auf die klägliche Zwitterſtellung, die England mit der „wohlwollenden" Neutralität während des deutſch-franzöſiſchen Krieges einnahm. Dagegen erfrechten ſich die Engländer, die in Frankreich wohnten und hier deutſche Einquartierung erhalten hatten, dafür Entſchädigung von Deutſchland

zu verlangen. — England handelte auch rücksichtslos gegen Oesterreich. Eine Rede Gladstones konnte so verstanden werden, als habe sich England das Verdienst erworben, im Anfang des Krieges Oesterreich von einem Offensivbündniß mit Frankreich abzuhalten, eine Unterstellung, die sogleich von Oesterreich dementirt wurde.

Von der fortdauernden Unfreundlichkeit Englands gegen die Deutschen meldeten die Blätter: „Der König von Belgien hat dem Central-Comité zur Pflege im Felde erkrankter oder verwundeter deutscher Krieger 12,000 Thaler und das internationale Comité Belgiens 4000 Thaler übersendet. Es fällt dem gegenüber nicht wenig auf, daß das internationale Comité in London, dem für gleiche Zwecke aus den von ihm veranstalteten Sammlungen 242,000 Pfund Sterling zugegangen sind, dem erwähnten deutschen Centralcomité bis jetzt nicht die kleinste Summe überwiesen hat, während demselben selbst aus der transatlantischen Welt fortwährend reiche Gaben zufließen."

Spanien, welches wenigstens formell den Anlaß zur Kriegserklärung des französischen Kaisers an Deutschland gegeben hatte, nahm auffallender Weise von diesem Kriege gar keine Notiz. Das hatte seinen natürlichen Grund in der durch Jahrhundert lange Mißregierung verschuldeten Ohnmacht des Reichs nach Außen und in seinen Parteiungen im Innern. Dem elenden Regiment der Bourbons war durch die Revolution von 1868 ein Ende gemacht. Nun stritten sich aber die Monarchisten mit den Republikanern, welche Verfassung Spanien künftig haben solle. Die erstern hatten die Mehrheit in den Cortes, konnten aber über die Wahl eines neuen Königs nicht schlüssig werden. Der Prinz von Hohenzollern würde sich am besten zum König geeignet haben. Nach seiner Ablehnung war man wieder unschlüssig, bis Castelar, das Haupt der spanischen Republikaner, nach Tours ging und hier mit Gambetta und Garibaldi die Republikanisirung aller drei romanischen Reiche im Südwesten Europas verabredete. Da Frankreich bereits eine

Republik war, lag die Gefahr nahe, wenn dieſelbe irgend einen Erfolg erringe oder auch nur nach dem Frieden noch fortbeſtehe, ſo könnten auch die ſpaniſchen Republikaner von dort Unterſtützung erhalten. Die ſpaniſchen Monarchiſten, General Prim an der Spitze, entſchloßen ſich daher, den Republikanern zuvorzukommen und ſo raſch als möglich einen König zu wählen, ſey es auch nur der erſte beſte. Dieſen nun fanden ſie in dem Prinzen Amadeo, Herzog von Aoſta, Sohn des König Victor Emanuel von Italien. Am 3. November ſchlug ihn Prim den Cortes vor und am 16. wurde er zum König von Spanien gewählt. Zu ſchwach, in offene Rebellion auszubrechen, nahmen die Republikaner eine feige Rache durch den Meuchelmord Prims am 28. Dezember. Derſelbe ſtarb an ſeinen Wunden und konnte den neuen König nicht mehr ſehen, der am 2. Januar 1871 trauernd in Madrid einzog.

Man frug ſich mit Recht, warum das auf ſeine Ehre ſonſt immer ſo eiferſüchtige Spanien ſo ganz unempfindlich die Beleidigung hinnahm, die ihm Napoleon III. durch ſeine Einmiſchung in die ſpaniſchen Angelegenheiten, ja durch ein förmliches Verbot, den zum König zu wählen, den die Spanier haben wollten, zugefügt hatte. Allein man konnte dem innerlich ſo ſehr geſchwächten und zerrütteten Spanien in ſeiner auswärtigen Politik wohl keinerlei Energie mehr zutrauen.

Belgien war, wie die Enthüllungen dargelegt haben, ſchon lange von Frankreich bedroht. Napoleon III. wollte um jeden Preis, wenn nicht das linke Rheinufer, doch Belgien annectiren. Unter den Correſpondenzen, die er in Paris zurückließ, fand ſich auch ein Brief, den er ſeinem Cabinetschef dictirt hatte. Darin ſpricht er Belgien das Recht auf Unabhängigkeit, ja ſogar auf ſeine vlämiſche Nationalität ab und behandelt es, als gehöre es nothwendig zu Frankreich. „Wenn Frankreich, dictirt der Kaiſer, ſich auf das Gebiet der Nationalitäten ſtellt, ſo iſt es von jetzt an nothwendig, feſtzuſtellen, daß es keine belgiſche Nationalität gibt, und

dieſen weſentlichen Punkt mit Preußen abzumachen. Das zukünftige Loos Belgiens muß im Einverſtändniß mit Preußen geregelt werden, indem man in Berlin beweist, der Kaiſer ſuche anderswo als am Rhein die Frankreich nothwendig gewordene Ausdehnung*)." Belgien wußte alſo, was ihm bevorſtand, wenn Preußen auf die Anträge Frankreichs eingegangen wäre. Belgiens Unabhängigkeit wurde lediglich durch die Großmuth Preußens geſchützt und gewahrt. Und dennoch herrſchten in Brüſſel immer noch warme Sympathien für Frankreich, welche durch die von Frankreich beſtochene Preſſe und durch die große Menge von Franzoſen, die nach Brüſſel geflüchtet waren, nicht ſo ſtark hätten genährt werden können, wenn nicht die gebildeten Klaſſen in Belgien ſchon längſt an franzöſiſche Sprache und Bildung gewöhnt geweſen wären. Das gemeine Volk war zwar gut deutſch, kannte aber nur ſeine vlämiſche Mundart und nächſte Umgebung und wußte vom großen Deutſchland ſo wenig wie von Japan.

Noch vor kurzem hatte die franzöſiſche Regierung gehofft, ſich der belgiſchen Eiſenbahnen bemeiſtern, ein franzöſiſches Heer nach Holland werfen und mit den Holländern und den Landungstruppen, welche die franzöſiſche Flotte an die Nordſee bringen ſollte, vereinigt, Hannover befreien zu können. Man kann ſich denken, mit welchem verbiſſenen Ingrimm ſie jetzt auf dieſen Raubzug verzichtete. Ihre ohnmächtige Bosheit konnte ſich nur Luft machen, indem ſie den Durchzug von Sanitätswagen mit Verwundeten durch belgiſches Gebiet für einen Neutralitätsbruch erklärte. Dieſe elende Regierung, die dem bewaffneten Feind nicht widerſtehen konnte, rächte ſich an wehrloſen Verwundeten.

In jenen verhängnißvollen Tagen des Auguſt erfuhr man, die Kaiſerin Charlotte, die Wittwe des unglücklichen Maximilian, deſſen Mord in Mexiko durch die Treuloſigkeit Napoleons III. ver-

*) A. A. Zeitung 1870, Nr. 277.

schuldet worden war, sey bei der Nachricht von den Niederlagen Napoleons und vom nahen Ende seiner Herrschaft aus ihrem traurigen Seelenschlafe plötzlich erwacht, habe ihre Besinnung wieder gefunden und spreche von der alles richtenden Nemesis.

Nach der Schlacht bei Sedan ließ die belgische Regierung nicht nur den Kaiser Napoleon als Gefangenen, wie sie von ihm selbst und dem König von Preußen gemeinschaftlich ersucht worden war, durch Belgien nach Köln reisen, sondern erlaubte auch einer gleichen Anzahl verwundeter Preußen und Franzosen den Durchzug durch Belgien. Dieser Durchzug führte durch das wallonische oder wälsche Gebiet, wo das Volk den Franzosen mehr als den Deutschen zugeneigt ist. Die Deutschen hatten daher sehr über ungleiche Beobachtung der Neutralität zu klagen. Verwundete preußische Offiziere bekamen von dem verstockten Volke unterwegs weder eine Lagerstätte, noch etwas zu essen oder zu trinken. Man rief ihnen nur höhnisch zu: Rien pour les Prussiens! während die französischen Offiziere willkommen geheißen und reichlich gepflegt und bewirthet wurden. Nach der am 6. September zu Köln amtlich erhobenen Klage zweier preußischer Offiziere, Thieme und Winterberger, womit eine zweite Klage des Lieutenant Schubert übereinstimmt.

Auch den aus Frankreich ausgewiesenen deutschen Familien erging es in Belgien nicht besser. Nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung wurden sie unterwegs beschimpft und mit Steinen geworfen. „Die Waggons wurden streng verschlossen gehalten und nicht einmal den Kindern erlaubte man, auf den Aborten ihre Nothdurft zu verrichten. Es war nicht gestattet, für die armen Kleinen nur einen Trunk Wasser sich geben zu lassen. So handelte Belgien, das es Deutschland verdankt, daß Napoleon es nicht verschlungen hat, gegen unglückliche Gäste, denen es nach dem Völkerrecht sogar den freien ungehinderten Aufenthalt nicht verwehren durfte. Geflüchtete französische Soldatenmassen werden aufgenommen und unentgeltlich verpflegt; arme vertriebene Deutsche werden wie

Feinde, wie Aussätzige behandelt. Daß die rohen Wallonen so gegen Deutsche verfahren, dafür mag der Regierung wohl keine Verantwortung auferlegt werden können, allein die mitleidlose Behandlung von Seiten der Staatseisenbahnverwaltung kann nur auf höheren Befehlen beruhen, und diese werden gewiß Veranlassung zu einer unangenehmen Abrechnung mit dem jetzt so frommen belgischen Ministerium geben."

Professor Edel, der bayerische Abgeordnete, bezeugte in einem Schreiben aus Würzburg, daß am 11. September zu Bouillon in Belgien Wagen mit deutschen Verwundeten von den Einwohnern insultirt, daß zwei schwerverwundete bayrische Soldaten unter lautem Beifall der Umstehenden aus dem Wagen gerissen und mit Füßen getreten und daß auch an andern belgischen Orten unterwegs die Verwundeten vom Volk verlacht und verhöhnt worden seyen. Ein belgischer Professor schrieb dagegen, solche Rohheit theile das belgische Volk im Ganzen nicht, die deutschen Verwundeten hätten an andern belgischen Orten liebevolle Aufmerksamkeit und Pflege gefunden, was auch von deutschen Sanitätsbeamten bestätigt wurde. Die Rohheiten beschränkten sich also auf den wallonischen Theil des Landes und erklären sich zum Theil vielleicht auch aus dem klerikalen Fanatismus. Besonders wurde die Stadt Lüttich wegen ihrer Theilnahme für die Deutschen gerühmt. Auch in den Lazarethen hatten belgische Aerzte und Krankenwärter für die deutschen Verwundeten dieselbe Sorgfalt, wie für die französischen. Dagegen ergoß sich ein großer Theil der belgischen Presse in Wuthausbrüchen gegen die Deutschen, was nicht Wunder nehmen darf, da nicht weniger als 30,000 Franzosen und hauptsächlich Pariser nach Brüssel geflüchtet waren und auch dort ihre Parteiblätter organisirten wie in Paris. Am meisten Gift streute die Independance belge aus. Begreiflicherweise wurde auch vielen nach der Schlacht bei Sedan über die belgische Grenze geflüchteten französischen Soldaten die Desertion nach Frankreich erleichtert. In-

zwischen wurde das neutrale Verhalten der belgischen Regierung in dem Maaße korrekter, in welchem die deutschen Heere Sieg auf Sieg erfochten.

Wir können nicht von Belgien reden, ohne auch des nordwestlichen Endes von Frankreich an der belgischen Grenze zu gedenken, welches man das vlämische Frankreich nennt. Es wurde in den Zeiten des französischen Uebermuths vom deutschen Reiche abgerissen und Frankreich einverleibt, obgleich es von einem kerndeutschen Volke bewohnt ist, welches noch die vlämische Mundart redet. Es ist ein seetüchtiges Ufervolk, der Hauptort Dünkerken ein berühmter Hafen. Hier war auch der berühmteste Seeheld zu Hause, den Frankreich gehabt hat, der eben so tapfere als treuherzige und ein wenig bäurische Hans Barth. Nun zeigte sich in neuester Zeit, daß die deutsche Gesinnung bei diesem Ufervolk wieder hervortritt. „Selbst die Indepandance mußte constatiren, daß Testelin, der Obercommissär der französischen Republik in den beiden Norddepartements, sich gezwungen sah, an die mobilisirten Nationalgarden einen strengen Tagesbefehl zu erlassen, in welchem gedroht wird, daß ‚fernere Desertions- und Fluchtversuche unnachsichtlich mit Ueberführung der Schuldigen nach Cherbourg geahndet werden sollen.' Der Drohung folgte die That bald auf dem Fuße, denn die Nationalgarden von Hazenbroek, dem Hauptherde der vlamischen Bewegung, wurden wegen vollständiger Meuterei entwaffnet und zur Strafabtheilung nach Cherbourg versetzt. Eine noch viel wichtigere Erscheinung trat aber vor einigen Wochen in Dünkirchen zu Tage. Dort äußerten nämlich die Mobilgarden eine so ausgelassene Freude über die Schläge, welche Frankreich betroffen, daß ihr Befehlshaber sie mit Gefängnißstrafe bedrohen mußte. Haß gegen Alles, was französisch heißt, das eigenartige Merkmal des vlamischen Charakters, lodert bei jeder Gelegenheit in hellen Flammen empor. ‚Het volksbelang' in Gent, ein Blatt, das in erster Linie die vlämischen Interessen vertritt, sagt, daß ihm tagtäglich derartige Berichte aus dem nörd-

lichen Frankreich zugehen. Alle Männer von 19 bis 40 Jahren sind zwar auch dort unter die Waffen gerufen und werden gezwungen, ihr Blut für eine ihnen fremde Sache zu vergießen; die Furcht vor durchgreifenden Schreckensmaßregeln hält sie allein ab, ihren Antipathieen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Dagegen ist eine Thatsache, daß viele junge Leute das Heer verlassen und sich nach Hause begeben, von wo sie dann allerdings mit Gewalt wieder der französischen Armee einverleibt werden; wer kann, flüchtet über die belgischen Grenzen. Diejenige Partei, welche eine vollständige Trennung dieses sog. Vlaamischen Westhoek von Frankreich und Vereinigung desselben mit Belgien wünscht, gewinnt zusehends an Boden."

Was das Königreich der Niederlande betrifft, so war man hier den Deutschen noch abgeneigter als in Belgien, mußte sich aber den Umständen bequemen. Holland war dem Kriegsschauplatz nicht unmittelbar nahe, wohl aber das durch Personalunion mit ihm verbundene Großherzogthum Luxemburg. Hier war die echt deutsche Bevölkerung von den gebildeten Klassen, Beamten und Liberalen, die sich zu Affen der Franzosen hergaben, daher nur französisch redeten und dachten, den sog. Franquillons, tyrannisirt und durch eine ganz französisch gesinnte Presse bevormundet. Der Klerus war früher mehr deutsch, d. h. österreichisch gesinnt, seit den großen Erfolgen des protestantischen Preußen in Deutschland spie er aber Gift und Galle gegen alles Deutsche und begünstigte nur noch das Franzosenthum. Zudem übten die französische Ostbahngesellschaft und der französische Viceconsul in Luxemburg großen Einfluß und sandten, unbekümmert um die Neutralität, ganze Transporte nach der französischen Festung Diedenhofen und verzögerten dadurch deren Uebergabe an die Deutschen. In gleicher Weise wollten sie auch die französische Festung Longwy verproviantiren als Graf Bismarck energisch einschritt und mit der Besetzung Luxemburgs drohte, wenn von dieser Seite her die Neutralität ferner ver-

letzt würde. Da bekamen die Schurken den gehörigen Respekt und vermieden von nun an alles, was Deutschland beleidigen konnte. Die Franquillons sammt dem Klerus erschöpften sich aber in Ergebenheitsadressen an den König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg und affectirten, die vorher immer nur Frankreich gedient hatten, eine lächerliche Begeisterung für holländischen Particularismus.

Die Schweiz zog ihre Truppen, welche sie in unnöthig großer Zahl an die Grenzen geschickt hatte, wieder zurück, sobald der Kriegsschauplatz sich immer weiter von ihren Grenzen entfernte, und besetzte nur noch einmal die Westgrenze, als deutsche Truppen durch das obere Elsaß gegen Lyon zogen. Gegen die aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen, welche die Schweiz passirten, war man wohlwollend, auch unterdrückten die Behörden die Agitation in Neuenburg, als von hier aus der internationale Arbeiterverein am 5. September, also unmittelbar nach Ausrufung der Republik in Paris, an alle internationale Arbeitervereine in Deutschland einen Aufruf drucken ließ, welcher verlangte, sie sollten die Waffen gegen Preußen ergreifen und Frankreich beistehen.

Im Uebrigen aber waltete in der Schweiz, wie in Belgien und Holland mehr Sympathie für die Franzosen als für die Deutschen*) vor und zwar aus derselben particularistischen Gewissensangst, welche bekennen mußte, man gehörte zwar der deutschen Nation an, aber man wolle ihr nicht angehören. Es kam aber noch ein sehr greifbares Geldinteresse hinzu. Wie die Holländer 800 Millionen Gulden in österreichischen Papieren stecken hatten, daher beständig für Oesterreich zitterten und aus diesem Grunde Preußen bitterlich haßten, so waren viele Schweizer mit ihrem Gelde für das Prestige Frank-

*) Sie hätten doch an ihren Waldmann denken sollen, einen ihrer größten Helden, der im Jahr 1477 zu den Eidgenossen sagte: „Lieber lönd uns Tütsche blieben, die welsch Zung ist untrüw."

reichs interessirt. Die St. Galler Zeitung erfrechte sich im Anfang des Oktober einen Artikel abdrucken zu lassen, dessen Verfasser die Schweiz dringend auffordert, zu Gunsten der „Schwesterrepublik“ ihre Neutralität aufzugeben und Frankreich zu helfen. Sie spricht von den deutschen Führern als dem Gottesgnadengesindel. Der Umstand, daß die Franzosen in aller Geschwindigkeit eine Republik improvisirt hatten, wurde nur zum Vorwand genommen, um die Parteinahme für Frankreich als natürliche Sympathie unter Republikanern zu entschuldigen.

Die Kreuzzeitung berichtete aus dem Privatbrief eines Schweizers am 20. Oktober. „Wer nicht unbedingt mit der französischen Schwindel-Republik sympathisirt, gilt nachgerade als Vaterlandsverräther! Die Leidenschaft ist so weit gestiegen, daß vorgestern nicht weit von hier ein Deutscher im politischen Meinungskampfe von einem bernerischen Juristen in einem Wirthshause ermordet wurde. Auch das niedere Volk wird fanatisirt; dafür sorgen unsere zahlreichen Localblätter, die eine Sprache führen, welche nicht ärger seyn könnte, wenn sie in französischem Solde ständen.“ So weit der Brief, welcher beweist, daß viele Schweizer gegen Frankreich für die Vernichtung der sie sichernden Neutralisirung des Chablais eben so rührende Dankbarkeit bewahren, als die Belgier für die beharrlichen Annexionsgelüste.

Man erinnerte an das Unrecht, welches Napoleon III. der Schweiz zugefügt habe, indem er die Verträge von 1815 verletzte und Nordsavoyen Frankreich annectirte, ohne der Schweiz das ausschließliche Besatzungsrecht in diesem gebirgigen Nachbarlande zu wahren. Aus Hochsavoyen selbst kamen von Behörden und Einwohnern dringende Bitten, die Schweizer möchten von ihrem Recht, die neutralen Provinzen Chablais und Faucigny militärisch zu besetzen, wieder Gebrauch machen. Der Bundesrath aber erklärte sich: „Die französische Regierung habe allerdings die im Cessionsvertrage vom 24. März 1860, Art. 2 übernommene Verpflichtung, sich mit

ſetzen, und er ſprach dieſen unerſchütterlichen Willen im Namen ſeiner Landsleute durch einen entſcheidenden Act aus, indem er ſich von den ſ. g. Vierzig-Schillings-Männern der Grafſchaft Clare, d. h. von der zahlreichen Maſſe der Bauern, die nur 40 Schillinge Steuern zahlten, in's Parlament wählen ließ, ohne ſich zu dem, einem Katholiken unerlaubten Eide zu verſtehen, den jedes Parlamentsglied abzulegen hatte. Es handelte ſich nun darum, ob das Parlament ihn aufnahm oder nicht. Wenn nicht, ſo war der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Dieß ſah der Herzog von Wellington ein. Riß ſich Irland von England los, ſo waren die Folgen nicht zu berechnen, und auf jeden Fall war dann das brittiſche Cabinet gehindert, im Orient ſo energiſch aufzutreten, als es ſein Intereſſe verlangte. Auf der andern Seite mußte es dem Herzog ſchmeicheln, der Emancipator, der Befreier Irlands zu heißen, und wenn ihm die Torypartei große Hinderniſſe in den Weg legte, ſo war es deſto rühmlicher für ihn, ſie zu beſiegen. Er entſchloß ſich alſo, ſich für die Emancipation zu erklären, und den König, ſo wie das Parlament dafür zu ſtimmen. Er brach deßhalb mit den Tories, ſeinen alten Freunden, und zog die Whigs, ſeine Feinde, an ſich.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß er eine ſchwere Arbeit auf ſich nahm, dabei mit großer Vorſicht und Entſchloſſenheit zu Werke ging und ſie zu ſeinem Ruhm beendigte. Einmal geneigt, den Katholiken die Hauptſache zu bewilligen, dämpfte er den Trotz in ihrem Betragen ſo viel als möglich, um ſich vor dem Vorwurf zu wahren, er ſey von ihnen gezwungen worden. Er nahm alſo eine ſehr barſche Miene an. Zu Anfang des Jahres verwendete ſich der engliſche Vicekönig in Irland, Marquis von Angleſea auf eine warme Weiſe für die Irländer. Welling-

der Schweiz über Garantien zum Schutze ihrer Rechte zu verständigen, nicht erfüllt. Es sey daher erklärlich, daß einzelne schweizerische Preßorgane dieses Verhältniß besprochen. Da die Presse in der Schweiz ganz frei sey, so erwachse dem Lande aus solchen individuellen Aeußerungen keine Verantwortlichkeit. Was die Bundesbehörden anbelange, so haben sie sich damit begnügt, in ihrer Neutralitätserklärung die bezüglichen Rechte der Schweiz zu wahren und auf eine bezügliche Rückäußerung der frühern kaiserlichen Regierung die Geneigtheit zu erkennen zu geben, bei einem gegebenen Anlaß dieses Verhältniß in freundschaftlicher Weise neu zu ordnen. Dagegen habe der Bundesrath seither weder bei Frankreich noch bei einer andern Macht irgend welche bez. Reklamationen erhoben. So wünschenswerth auch eine Regulirung dieses Verhältnisses sey, wozu sich schon noch Gelegenheit finden werde, so beabsichtige der Bundesrath doch keineswegs aus der gegenwärtigen Nothlage Frankreichs für die Schweiz irgend welchen Nutzen zu ziehen." Eine achtungswürdige Noblesse, die nur überall besser angewendet wäre als gegenüber dem stets rücksichts- und treulosen Frankreich.

Die Stimmung in Savoyen war antifranzösisch, trotz des gefälschten Plebiscits. Auch gegen Italien war man in Savoyen erbittert, weil es von Italien preisgegeben worden war. „Die Savoyer möchten nun die jetzige günstige Gelegenheit benützen, um vollständig unabhängig zu werden, sich loszureißen von Frankreich und einen neutralen Staat in ähnlicher Weise wie die Schweiz zu bilden." Ein Comité in Bonneville stellte an die Eidgenossenschaft die dringende Bitte, ihrem Rechte gemäß die nordsavoyischen Bezirke zu besetzen, aber der Bundesrath weigerte sich. Wie nahe lag es da, einen Anschluß an die Schweiz zu beantragen, wenn diese selbst Muth genug gehabt hätte, darauf einzugehen. Aber sie fürchtete Italien ebensosehr wie Frankreich und bewährte wenig Energie gegenüber den italienischen Umtrieben in Tessin.

Im italienischen Schweizerkanton Tessin war schon lange ein

Gelüſten vorherſehend, ſich von der Eidgenoſſenſchaft freizumachen und an Italien anzuſchließen. Man meinte damit freilich nicht das Königreich Italien, ſondern eine italieniſche Republik, für welche Mazzini ſchon lange und zwar zumeiſt von der Stadt Lugano im Kanton Teſſin aus agitirte. Nachdem Rom von italieniſchen Truppen beſetzt worden war, aber gerade in Rom die republikaniſche Partei überwog, machten die ſüdlichen Ortſchaften des Kanton Teſſin jenſeit des Monte Cenere den Verſuch, ſich als beſonderer Kanton zu conſtituiren, was nur der Anfang eines unmittelbaren Anſchluſſes an Italien geweſen wäre, und alle ihre Vertreter traten aus dem großen Rathe des Kantons aus. Die Bundesregierung ſah ſich genöthigt, einen eidgenöſſiſchen Commiſſär in den Kanton zu ſchicken, dem aber fortwährend italieniſche Agenten entgegenarbeiteten. Der Bund beſchloß, die Trennung nicht zu geſtatten.

Aber die Schweiz war im Ganzen zaghaft und viel zu rückſichtsvoll gegen die Franzoſen und Italiener. Sie verſäumte überdies, ſich in gehörige wehrhafte Verfaſſung zu ſetzen. Was ihr ſchon vor vier Jahren Stämpfli vergebens zugerufen hatte, ihr Milizſyſtem tauge nichts, wurde ihr immer wiederholt. Man las im Oktober in den Zeitungen: „Den 17. September d. J. hat einer der tüchtigſten eidgenöſſiſchen Offiziere, Herr Oberſt Trümppi, welcher vor drei Wochen auf dem Kriegsſchauplatz die Kriegsmanöver der deutſchen Truppen beobachtete, Bataillon 9 von der 5. Diviſion ungefähr mit folgenden Worten verabſchiedet: Soldaten! Offiziere und Unteroffiziere! Mit eurem Muthe und eurer Willigkeit bin ich zufrieden, jedoch fehlt es euch gänzlich an der rechten Führung, am Geiſte ſtreng militäriſcher Ordnung und Disciplin. Nehmet es mir nicht übel, wenn ich euch erkläre, daß ihr hinter der deutſchen Armee, deren Kriegsmanöver ich in der letzten Zeit beigewohnt habe, weit zurückſteht. Bei euch geht es nicht ſo am Schnürchen, wie bei jenen. Dort war es nicht ſo, wie bei euch, wo das halbe Bataillon oft 10 Schritte voraus, das andere

10 Schritte hinterdrein marſchirt. Auch ſollte vom Oberſten bis zum Unterſten das Militärweſen beſſer organiſirt ſeyn, ſonſt ſind wir verloren, wenn wir mit Feinden zu kämpfen haben. Gott ſchütze unſer Vaterland!"

Als Paris cernirt war, verlangte der ſchweizeriſche Bundesrath für ſeinen Geſandten, der in Paris zurückblieb, freien Verkehr nach außen. Die deutſche Preſſe tadelte dieſes Anſinnen, weil es dem Kriegsrecht widerſpreche, aus einer belagerten Stadt einen uncontrolirten Verkehr ſtattfinden zu laſſen. Eine Antwort wurde nicht bekannt. Mittlerweile aber hatte Preußen die Erfahrung von unerlaubten Communicationen von Diplomaten gemacht. — Vormals Schweizer Offiziere in päpſtlichen Dienſten ſind zahlreich nach Frankreich gegangen, um dort gegen die Deutſchen zu kämpfen. „Die ſchweizeriſche Freimaurer-Großloge ‚Alpina' erließ ein verkehrtes Manifeſt, mit den ſchiefſten, gegen Deutſchland gerichteten Anſchauungen und ein Theil der ſchweizeriſchen Preſſe log und ſchmähte über Deutſchland in empörendſter Weiſe. Einer ſolchen Gemeinheit machte ſich der durch ſeine Dresdener Schwindelbeſtrebungen bekannte Dr. Eduard Löwenthal ſchuldig. Er hat ſeiner derangirten Verhältniſſe wegen Dresden verlaſſen und iſt in die Schweiz gegangen, um ſich dort durch die Gründung eines preußen-feindlichen Blattes bei den Preußenfeinden beliebt zu machen. Nachdem er in Baſel vergeblich nach einem Verleger für ein ſolches Blatt geſucht hatte, hat er ihn endlich in Zürich gefunden. Das neue Blatt führt den pomphaften Titel: ‚Die Freiheitswacht' und beginnt mit der erwähnten Inſinuation: Preußen habe den Krieg angefacht."

Im November zogen Elſäßer, die ſich hatten bereden laſſen, dem Aufruf Gambettas nachzukommen, truppweiſe durch die Schweiz, um über Genf zu einer republikaniſchen Armee zu ſtoßen. Der eidgenöſſiſche Bundesrath verbot es endlich, um aber die Herrn Franzoſen nicht zu kränken, verbot er auch den badiſchen Reſerviſten durch die Schweiz zu paſſiren. Bei Ruffach wurden 30 junge

Elsäßer, die nach Frankreich wollten, von den Preußen abgefangen und gestanden ehrlich, ihr Maire und ihr Pfarrer hätten sie fortgeschickt. In Basel wurde die Neutralität so schlecht gehandhabt, daß französische Offiziere in Civil hier Rekruten für Frankreich warben, sie ganz offen sammelten und zum Appell riefen. Von hier wurden sie dann in Compagniestärke sogar durch die Bundesstadt Bern nach Genf geschafft, wo umgekehrt das Personal deutscher Ambulanzen kaum vor Insulten sicher war.

Schweizer gaben sich auch dazu her, aus Oesterreich über Graubündten Waffensendungen nach Frankreich zu vermitteln. „Vom 29. Oktober ab langten, von Aarau, Luzern und Chur kommend, im Bahnhof von Lausanne Eisenbahnwagen in beträchtlicher Zahl an, deren Inhalt außen an den Waggons als ‚Eisenbarren, Maschinenstücke, alte Eisenwaaren, Theer ꝛc.' deklarirt war. Sämmtliche Waaren waren an zwei Personen in Lausanne adressirt. Die Wagen enthielten in Wirklichkeit 4200 Gewehre, 112,500 Patronen und 630,000 Zündkapseln und wurden auf Befehl der Kantonspolizei bei der Ankunft im Bahnhofe mit Beschlag belegt und in's Arsenal nach Morges dirigirt. Nationalrath Eytel, Namens Herrn Jules Mathey, verlangte im Rechtswege vom Bahnhofvorsteher die sofortige Herausgabe des Inhalts der Wagen. Als dies verweigert wurde, auch von Seiten des Vertreters des Staates, theilte Herr Eytel dem eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement mit, daß er eine Civilklage zur Wiedererlangung der Waaren anzustrengen beabsichtige. Der Bundesrath ertheilte sofort dem Staatsrath von Waadt die Weisung, einer solchen Klage keine Folge geben zu lassen, da der fragliche Sequester aus allgemein politischen Gründen und im Interesse der Eidgenossenschaft gelegt worden sey, die Maßregel daher einen rein administrativen Charakter trage, und der Bundesrath bei ihr keine andère Autorität anerkennen könne, als die seinige. Daraufhin erklärte der Gerichtspräsident von Lausanne sich für incompetent, die Aufhebung der Beschlagnahme zu verfügen.

Der Bundesrath hat seine Pflicht gethan, aber ein Mitglied der obersten souveränen Behörde der Schweiz (Herr Eytel ist Advokat, politisch enragirt deutschfeindlich) sehen wir bemüht, dem Waffenschmuggel für Frankreich seinen advokatischen Vorschub zu leisten." — Das internationale Comité zu Genf bestellte in Basel ein besonderes Comité zur Fürsorge für die französischen Gefangenen in Deutschland, ohne daß es ihm einfiel, auch für die deutschen Gefangenen in Frankreich zu sorgen. „Ist nicht neuerdings in Orleans von französischer Seite im grellen Widerspruch mit allen Vorschriften der Genfer Convention eine bayrische Ambulanz geplündert worden, während man deutsche Verwundete aus dortigen Lazarethen nach fernen Orten in Gefangenschaft schleppte? Bei solcher Handlungsweise eines der kämpfenden Theile dürfte es sich in der That lohnen, internationale Abhülfs-Delegirte lieber nach Frankreich zu entsenden."

Man schrieb am 8. Dezember aus Romanshorn am Bodensee: „Gestern Mittag glaubten sich die Bewohner von Romanshorn in einen französischen Ort versetzt, wo Aufkauf von Remontepferden stattfindet. In aller Stille wurden vom Bataillonscommandanten Heinrich Guhl (Besitzer des Hotel Romanshorn), sowie Kantonsrath Pferdehändler Schöneberger von Rorschach die Pferdebesitzer in weiter Umgegend eingeladen, ihre Pferde hieher zu bringen. Standquartier in Romanshorn, in dem Wirthsschaftszimmer waren die französischen Händler, Guhl und Schöneberger besichtigten die vorgeführten Pferde, kauften sie nach vorheriger Rücksprache mit den Franzosen und wurden in kurzer Zeit circa 150 Pferde gekauft, die heute früh 8 Uhr nach St. Gallen gebracht, dort ausbezahlt werden. In St. Gallen wurden gestern circa 200 Pferde gekauft, die sofort nach Frankreich eingeführt werden."

Am 5. Dezember trat der Bundesrath zusammen und Präsident Anderwerth betonte in der üblichen Anrede die Mangelhaftigkeit der eidgenössischen Wehrverfassung, ganz so wie das schon

Präſident Stämpfli vergeblich gethan hatte. Nach den letzten Erfahrungen des franzöſiſchen Kriegs ſey die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und eine tüchtigere Pflege des Heerweſens noch dringender geworden, als ſie es ſchon nach dem böhmiſchen Kriege waren. Der Bundesrath wählte Welti zu ſeinem Präſidenten. Gonzenbach von Bern tadelte, daß die Schweiz ſo voreilig die neue franzöſiſche Republik anerkannt habe.

Am 23. Dezember ſah ſich die preußiſche Verwaltung im Elſaß genöthigt, die Eiſenbahnverbindung zwiſchen Mühlhauſen und Baſel gänzlich aufzuheben, denn unter dem Aushängeſchild der ſchweizeriſchen Centralbahn hantirten die bisherigen Angeſtellten der franzöſiſchen Oſtbahn. Zugführer, Heizer und das Bureaux-Perſonal waren ſämmtlich franzöſiſche Angeſtellte, die mit verbiſſenem Ingrimm auf ihren Plätzen ausharrten, einzig in der Hoffnung, den Deutſchen ſchaden zu können. Nur der Poſtcondukteur war ein Schweizer. Man gab ſich nicht einmal die Mühe, die franzöſiſchen Angeſtellten in Centralbahnuniform zu ſtecken.

Unter den Schweizer Blättern brachte unter anderm die neue Züricher Zeitung eine Correſpondenz aus St. Gallen vom 26. Januar, worin es hieß: „Seit dem Tage von Sedan, ſeit der Proklamation der franzöſiſchen Republik, noch mehr aber ſeit der großartigen und ruhmhaften Aufraffung des unglücklichen franzöſiſchen Volkes und vor Allem ſeitdem die deutſche Kriegführung den ausgeprägten Charakter der Eroberung und der Schlächterei angenommen hat, finden Sie in unſerer St. Galliſchen Hauptſtadt und in der Bevölkerung des ganzen Kantons von nahezu zweimalhunderttauſend Seelen wohl kaum hundert Menſchen, die nicht mit ihren innerſten Sympathien auf der Seite Frankreichs und ſeines ſchwer geprüften Volkes ſtehen. Hindert das unſer St. Galliſches Volk gleichwohl nicht, auch die großen Leiden des deutſchen Volkes mit zu empfinden und ſchwer zu beklagen, ſo kann es doch die ſchwerſten Vorwürfe über die Fortführung des mörderiſchen Krieges, die

nach seiner redlichsten Auffassung Deutschland zur Last fällt, und über den Vandalismus desselben nicht unterdrücken. Es wird wohl für Jedermann selbstverständlich seyn, daß die Freundlichkeit des St. Gallisch-süddeutschen Grenzverkehrs am Bodensee bei solcher Stimmung hierseits, der jenseits am schwäbischen Ufer der deutsche Machtschwindel und der germanische Größenwahnsinn begegnet, sehr gelitten hat."

Wo die Presse in deutscher Sprache den deutschen Namen so frech lästerte, deutsches Recht so blind mißkannte, war es begreiflich, daß der Pöbel für erlaubt hielt, auf alles Deutsche zu schimpfen und sich gleich dem feigen französischen Pöbel an wehrlosen Deutschen zu vergreifen. Dazu wurden von Agenten Gambettas, Liebknechts und der internationalen Arbeitervereine auch die Fabrikarbeiter aufgereizt. Ueberdies war die jüngst gewählte Regierung im Kanton Zürich eine ultra-radikale, die der Pöbel nicht fürchten zu dürfen glaubte, und um so weniger, als gerade damals eine Menge Franzosen von der über die Schweizer Grenze geflüchteten Armee Bourbakis in Zürich internirt waren, auf deren Beistand der Pöbel rechnete. Als daher am 9. März etwa 900 Deutsche und deutschgesinnte Schweizer in der Tonhalle zu Zürich das deutsche Sieges- und Friedensfest feierten, wurde das Gebäude vom Pöbel umringt und vier Stunden lang mit Steinen bombardirt, ohne daß die herbeigerufene Miliz etwas anderes that, als zusehen. Zweimal commandirte ein Hauptmann die Mannschaft zum Laden, zweimal commandirte dagegen der Feldwebel: „Ladet nüt!" und das Laden unterblieb. Ein anderer Offizier bemerkte, nach bestimmten Zeugnissen, seinen Leuten: „Den Frauen lasset Ihr nüt geschehen; mit den Andern könnt Ihr machen, was Ihr wollt!" Alle Fenster wurden zertrümmert, Personen in der Halle verwundet. Plötzlich drangen 30 französische Offiziere mit gezogenem Säbel an der Spitze des Pöbels durch eine erbrochene Thür ein, wurden aber von den Gästen, unter denen sich viele Studenten und Turner be-

fanden, mit Stuhlbeinen und Notenpulten zurückgeschlagen, die Degen ihnen entwunden, sie selbst furchtbar durchgeprügelt und 20 gefangen genommen. 12 Deutsche wurden dabei verwundet, noch mehr Franzosen, und ein Franzose getödtet. Am folgenden Tage stürmte der Pöbel die Tonhalle noch einmal und zerstörte alles darin, bis Truppen erschienen und 30 Aufrührer, darunter 16 französische Mobiloffiziere verhafteten. In der Nacht des 11. wollte der Pöbel die Gefangenen befreien, bestürmte das Gefängniß und auch das Rathhaus. Die Truppen mußten feuern und es gab 2 Todte und 25 Verwundete. Endlich erschien ein eidgenössischer Bundescommissär, Dr. Heer von Glarus, und wurden noch mehr Truppen aufgeboten.

Der unfähige Polizeidirektor Forrer entließ die Gefangenen aus Angst, der Bundesrath verlangte von der Züricher Regierung, sie solle strenge untersuchen, schritt aber selbst nicht weiter ein und zog die bereits aufgebotenen eidgenössischen Truppen wieder zurück. Eine Anzahl französischer Offiziere in Zürich verwahrten sich, sie hätten an dem Scandal keinen Theil, sondern ihn sehr mißbilligt. Eine Adresse an den Regierungsrath, von zahlreichen Unterschriften edler Züricher bedeckt, drückte ihre Entrüstung über den Vorfall aus. — Auch zu Kreuzlingen im Thurgau brachte der Pöbel denen, die das Friedensfest begingen, tumultuarisch eine Katzenmusik.

Der Schwäb. Merkur bemerkte sehr richtig: „Einige Erwägungen können wir, uns der freundlichsten Gesinnungen gegen die Nachbarn von jeher bewußt, nicht zurückhalten. Einmal hat hier die Schweiz selbst sehen können, wessen sie sich von den Franzosen zu versehen hat, wenn schon internirte, gastfreundlich gepflegte, mit Freundlichkeiten überschüttete französische Offiziere einen solchen geradezu nie dagewesenen Bruch des Gastrechts, eine solche furchtbare Rohheit im Hause des Gastfreundes sich herausnehmen. Vielleicht gewinnen unsere Nachbarn nunmehr richtigere Begriffe über französische Anmaßung und eine wahre Würdigung der Menschlichkeit,

mit welcher das deutsche Heer eben solchen Gegnern gegenüber handelte. Zum Andern wird man hoffentlich jetzt fühlen, welches Unrecht ein Theil der schweizerischen Presse, besonders der kleinen, verübte mit den ewigen Hetzereien gegen die Deutschen und der Liebäugelei mit den Franzosen. Zum Dritten sehen wir, wohin es führt, wenn unter dem angemaßten Namen der Freiheit die jedes staatsmännischen Elements entbehrende Zügellosigkeit Herrscherin wird. Ohne die gerade in Zürich großgezogene Straßendemagogie und die bereite Beihülfe der vaterlandslosen ‚Internationalen' hätten die französischen Abenteurer keine Bande gefunden, welche sich von ihnen zu solchen Schandthaten anführen ließ."

Man versprach sich übrigens von dem ärgerlichen Vorfall doch einen Nutzen, nämlich er werde nicht nur der Züricher Regierung, die durch Beschmeichelung des Pöbels emporgekommen war, sondern auch manchem der mißhandelten Deutschen selbst, die als Schwärmer für den vorgeblich republikanischen Musterstaat und für das Milizsystem nach der Schweiz gekommen waren, zu einer guten Lehre dienen.

Die A. A. Z. bemerkte: Das Schlimmste an den neuzürcherischen Zuständen ist nicht die Unfähigkeit der Regierung, deren baldigen Sturz man jetzt schon von allen Dächern predigt, sondern die betrübende Thatsache, daß das wirkliche Staatsbewußtseyn, der staatsrechtliche Gedanke an die Gewalt des Ganzen über die Einzelnen und die Achtung vor den Gesetzen in den beiden letzten Jahren immer mehr aus den Gemüthern des Volkes geschwunden sind und daß das Beispiel von Zürich auch viele andere Kantone angesteckt hat. Popularitätshascherei und Volksschmeichelei haben der Menge so viel von der erhabenen Volkssouverainetät vorgeschwindelt, daß Jeder sich zum Herrschen berufen glaubt und seinen eigenen Willen an Stelle des Gesammtwillens zum Gesetz erheben möchte. Man denkt nicht mehr an Lasten und Pflichten für das Ganze, sondern nur an Rechte und Freiheiten. Neid und

Mißgunst gegen den größeren Besitz, gegen die höhere Bildung, gegen überlegene Arbeitskraft und geschäftliche Tüchtigkeit werden zu bewegenden politischen Triebfedern, und der Ordnung liebende fleißige Bürger, der nicht in dieses Geschrei einstimmt, sieht sich von tausend Tyrannen umgeben, die jeden Augenblick seine persönliche Freiheit und Sicherheit bedrohen können, während sie über die Monarchie schimpfen, wo man solcher Massentyrannei noch keinen Geschmack abzugewinnen vermag.

Ungemein naiv war folgende Aeußerung des Präsidenten Sulzer, des eigentlichen Gründers der neuzüricher Verfassung, im Kantonsrath vom 14. März: „Wäre die Stellung der Deutschen noch dieselbe wie vor zehn Jahren gewesen, so wäre eine solche Spannung nicht eingetreten; seither aber sind die Forderungen und Ansichten der deutschen Nation ganz andere geworden. Sie war von der Ueberzeugung erfüllt, daß ihr nicht die Achtung gezollt werde, auf die sie Anspruch machen könne. Dies hat sie nun in glänzendem Siegeslauf erreicht. Was heißt aber das: eine Machtstellung ersten Ranges in Europa erringen? Das heißt, jedem Anderen, so bald es beliebt, Furcht einflößen. Wer diese Stellung einnimmt, muß sich nicht wundern, daß man ihm nicht mit Liebe entgegen kommt. Von der Furcht zum Haß ist aber nur ein kleiner Schritt. Wenn daher in unserer Bevölkerung Befürchtungen aufgetaucht sind, so ist dies nichts Unerklärliches. Es kommt zu diesem noch eine andere psychologische, nicht zur Unehre gereichende Regung — das Mitleid mit der zu Boden getretenen Nation. Es ist in einem großen Theil unserer Geschichte niedergelegt, daß das schweizerische Volk mit stärkeren Banden der Freundschaft mit jener Nation verbunden ist, die nicht unsere Sprache spricht und zu einem anderen Stamme gehört."

Inzwischen wurden die vielen französischen Gefangenen aus der Schweiz heimtransportirt, sobald die Wege auf französischem Gebiet wieder fahrbar geworden waren. Nur vier Offiziere blieben

ton ſetzte ihn dafür ab und rief ihn am 19 Januar aus Dublin zurück. Ein anderer Proteſtant, Herzog von Leiceſter, hielt den folgenden Tag in Dublin eine Verſammlung aller Katholikenfreunde und ſandte deren Wünſche dem Miniſter ein. Aber Wellington antwortete verächtlich: „Ich habe von Ew. Herrl. eine Schachtel erhalten, worin ſich die Erklärungen gewiſſer Proteſtanten zu Gunſten der von ihnen ſ. g. katholiſchen Emancipation befanden.“ Auch ſandte er an Angleſea's Stelle den Herzog von Northumberland, einen bekannten Feind der Emancipation, als Vicekönig nach Dublin.

Deſſen ungeachtet wurde die Emancipation das erſte und wichtigſte Geſchäft des Parlaments, nachdem es ſich am 5 Februar verſammelt hatte. Peel, neben Wellington der ausgezeichnetſte engliſche Miniſter, früher Feind der Katholiken, übernahm es, die Sache einzuleiten. Er trug zuerſt eine Bill gegen die irländiſche Aſſociation vor, denn die Auflöſung dieſer gefährlichen Geſellſchaft ſollte der Emancipation ſelbſt vorhergehen, damit es nicht ſcheinen möchte, die drohende Stellung dieſer Geſellſchaft habe dem Parlament die Emancipation abgetrotzt. Wenn die Irländer nicht gewußt hätten, daß dieſer Bill die Emancipation ſelbſt folgen werde, würden ſie ſich ohne Zweifel dagegen empört haben. In dieſer Vorausſetzung aber, und um den Engländern zu zeigen, wie friedlich ſie geſinnt ſeyen, ſobald man ihnen ihre Rechte bewilligen wolle, legten ſie die Waffen nieder, und löſten die Aſſociation auf Shiels (eines andern neben O'Connel ausgezeichneten Irländers) Antrag zu Dublin ſchon am 13 Februar freiwillig auf, während die Bill ſelbſt erſt am 17 im Unterhauſe, am 24 im Oberhauſe und am 5 März vom König angenommen wurde.

Mit der Auflöſung der Aſſociation waren natürlicherweiſe

als Theilnehmer an den Exceſſen gefangen in Zürich zurück. Mitte April erfuhr man, das Bundeskriegsgericht habe die Angeklagten Dibier, Rainmond, Poirel und Peyre zu drei Monaten Gefängniß, Tragung der Koſten, ſowie zur Entſchädigung des verwundeten Riedel mit 3000, der Tonhalle mit 700 und des Wirthſchaftseigenthümers zu 100 Franken verurtheilt. Die übrigen Angeklagten wurden freigeſprochen.

In gewohnter Großmuth erwiderte damals das deutſche Reich die Züricher Unverſchämtheit damit, daß ſie im Ausland den Schutz der Schweizer überall da übernahm, wo es keine Schweizer Conſuln gab.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika war die Stimmung zu Anfang des Krieges der gerechten Sache der Deutſchen günſtig. Erſt als Frankreich ſich zur Republik erklärte, traten auch bei den Yankees die republikaniſchen Sympathien mächtiger hervor. Im Allgemeinen war die demokratiſche Partei am meiſten für Frankreich eingenommen und nur in der republikaniſchen behielt Deutſchland noch ſeine Freunde.

Präſident Grant hielt in ſeiner gewohnten Rechtlichkeit die Neutralität aufrecht. Den bewaffneten Auszug den Franzoſen zu Hülfe verbot er in einer Proklamation vom 13. Oktober: „Da gewiſſe übelwollende Unionsſtaaten Truppenkörper organiſiren unter dem Vorwande, ſie beſäßen die Vollmacht der Regierung hierzu, und militäriſche Expeditionen gegen Gebiete von Mächten, mit denen die Union in Frieden lebt, in's Leben gerufen, ſowie zu dem angegebenen Zwecke Gelder geſammelt, Leute angeworben und Schiffe ausgerüſtet haben, ſo wird verkündet, daß alle Betheiligten Seitens der Regierung keine Schonung hinſichtlich der Folgen ihrer Schuld zu erwarten haben. Die Regierungsbeamten ſollen jede Anſtrengung machen, um die Uebertreter des Geſetzes feſtzunehmen und vor Gericht zu bringen."

Auch wurde gerühmt, daß der amerikaniſche Kriegsdampfer

„Mohican" ſich des deutſchen Handels in Mexiko angenommen habe. Gegen Ende Mai wurde in San Blas, wo ein früherer Straßenräuber als „General" nach Belieben ſchaltete, eine Piraten-Expedition per Dampfer nach Guaymas unternommen, welcher Hafen überrumpelt und 2½ Tag geplündert wurde, bis endlich die Bürgerſchaft die Räuber verjagte. Mit der Beute, die zum großen Theil einem deutſchen Handlungshauſe geraubt war, kehrten die Helden wohlbehalten zurück. Die Reklamationen des norddeutſchen Bundesconſuls in Tepic an die mexikaniſchen Behörden, denen der „General" nur, ſo weit ihm gut dünkte, Folge leiſtete, bewirkten endlich, daß ein Theil des deutſchen Gutes, theilweiſe durchnäßt und beſchädigt, den Räubern wieder abgenommen wurde. Den wirkſamſten Dienſt aber leiſtete der beſagte Kriegsdampfer, welcher das Piratenſchiff in den Grund ſchoß und ſo unſere, in dortiger Gegend ſo zahlreichen Landsleute von ferneren Beſuchen deſſelben bewahrte.

Allein, wie wir ſchon bei Beſprechung der engliſchen Neutralität bemerkt haben, war nach den Geſetzen der Union unbeſchränkte Ausfuhr von Waffen an jede der kriegführenden Parteien erlaubt, und die ſpeculativen Yankees, zu denen ſich leider auch ein deutſches Haus geſellt haben ſoll, verfehlten nicht, von der Noth der beſiegten und doch noch kampfluſtigen Franzoſen Nutzen zu ziehen, und ſchickten eine ungeheure Menge Waffen und Munition in die franzöſiſchen Häfen, wobei auch, ſeit Frankreich zu einer Republik erklärt war, republikaniſche Sympathien mitwirkten. Die Hamburger Börſenhalle ſchrieb im Dezember, bis dahin ſeyen aus Nordamerika nach Frankreich ausgeführt 378,500 Gewehre und Carabiner, 45,000,000 Stück und 11,000 Doſen Patronen, 55 Kanonen, 5 Gatlingbatterien und 2000 Piſtolen. Wahrſcheinlich haben noch andere Verladungen ſtattgefunden, welche nicht gemeldet worden ſind. Seitdem ſind noch viel mehr Waffen aus Nordamerika für Frankreich eingeſchifft und namentlich in Bordeaux gelandet worden, wodurch allein es möglich wurde, Gambetta's Maſſenaufgebote mit Gewehren zu

verſehen. Aus Baltimore wurde am 15. Januar 1871 geſchrieben: Sogar entbehrliche Regierungswaffen ſeyen von der Adminiſtration in Waſhington an die Franzoſen verkauft worden.

Präſident Grant konnte dieſen Handel freilich nicht verhindern, erklärte aber am 7. Februar 1871 ſeine warmen Sympathien für Deutſchland in einer Botſchaft an den Senat und das Repräſentantenhaus. Darin hieß es: „Die Einigung der deutſchen Staaten unter einer Regierungsform, die in vielen Punkten derjenigen der nordamerikaniſchen Union gleicht, iſt ein Ereigniß, welches nicht verfehlen kann, die Sympathien des Volkes der Vereinigten Staaten zu erwecken. Dieſe Einigung hat ſich in Folge der ſtetigen und ausharrenden Anſtrengungen der Bevölkerung von 24 deutſchen Staaten im Verein mit ihren rechtmäßigen Regierungen vollzogen. Das amerikaniſche Volk muß dieſes Reſultat als einen in Europa unternommenen Verſuch der Nachahmung einiger der beſten Beſtimmungen ſeiner eigenen Verfaſſung betrachten, abgeſehen von den Modificationen, welche die Geſchichte und der ſociale Zuſtand Deutſchlands zu erfordern ſcheinen. Eine jede der Localregierungen der verſchiedenen Glieder des Bundes iſt durch die Macht ſelbſt geſchützt, welche dem Oberhaupte übertragen iſt. Dieſes erhält im Falle eines Defenſivkrieges die nothwendige Gewalt, aber nicht die Autorität, welche ihm einen Eroberungskrieg zu beginnen geſtatten würde. Die Wünſche nach nationaler Einheit, welche ſtets die vielen Millionen gleichſprachiger und benachbarter, aber durch dynaſtiſche Eiferſüchteleien und den Ehrgeiz kurzſichtiger Führer getrennter und getheilter Menſchen erfüllt haben, ſie ſind endlich befriedigt. Deutſchland umfaßt heute eine Bevölkerung von ungefähr 34 Millionen (nach der Zählung vom 3. Dezember 1867 hatten die Staaten des jetzigen Deutſchen Reiches 38,581,522 Einwohner), welche, wie die unſerige, für ihre Beziehungen nach auswärts unter Einer Regierung geeinigt iſt, während ein jeder der Staaten das Recht und die Macht der Controle über ſeine Localintereſſen, ſeine

Eigenthümlichkeiten und beſonderen Einrichtungen behält. Die Vereinigung großer Mengen freier und gebildeter Menſchen unter einer einzigen Regierung muß aus den Regierungen das machen, was ſie in Wirklichkeit ſeyn ſollten: der Ausdruck des Volkswillens und die Organiſation der Macht des Volkes. Die Annahme des amerikaniſchen Syſtems durch ein freies Volk in Europa, welches gewohnt iſt, ſich ſelbſt zu leiten, wird ſchließlich zur Folge haben, demokratiſche Einrichtungen zu verbreiten und den friedlichen Einfluß amerikaniſcher Ideen zu erhöhen.

Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutſchland ſind freundſchaftlich und herzlich. Die Handelsverbindungen der beiden Länder nehmen von Jahr zu Jahr zu. Die große Zahl der Bewohner und Bürger deutſchen Urſprungs, der fortwährende Zug der Auswanderung, welcher Bewohner dieſes Landes in das unſerige führt, haben in den ſocialen und politiſchen Beziehungen der beiden Völker eine Intimität herbeigeführt, welche derjenigen ähnelt, falls ſie ihr nicht gleichkommt, die einſt die Nationen verband, von denen unſere Gründer abſtammten. Die Ausdehnung unſerer Beziehungen, ebenſo wie die Größe der deutſchen Union, ſcheint es zu erfordern, daß die Stellung unſerer Vertreter bei dieſer Regierung nicht länger der Wichtigkeit ihrer Miſſion nachſteht und daß die Gleichheit zwiſchen unſeren Geſandten in Deutſchland und denen, die wir in Großbritannien und Frankreich haben, hergeſtellt werde. Es wird ihnen gerecht erſcheinen, unſeren Geſandten in Berlin auf denſelben Fuß zu ſetzen, wie die zu London und Paris. Die Vereinigung der verſchiedenen deutſchen Staaten unter Einer Regierung und die Zunahme der Handelsbeziehungen werden auch die Verantwortlichkeit des Geſandten vermehren. Aus dieſem Grunde wünſche ich, daß die Beſoldungen des Geſandten und des Geſandtſchaftsſecretärs zu Berlin auf die reſpective Höhe der gleichen Poſten zu London und Paris gebracht werden." Die franzöſiſche Preſſe war über dieſe Kundgebung ganz wüthend.

Die Deutſchen in Amerika aber jubelten um ſo mehr. Ueberall feierten ſie die Siege ihrer Landsleute in der alten Welt. Am glänzendſten in Newyork, wo überhaupt bei dieſer Gelegenheit die Zahl und das Anſehen der Deutſchen ſehr bemerklich wurde. Auch im fernen S. Franzisko wurden unſere Siege durch einen großen Umzug gefeiert. Der Zug erſtreckte ſich über 2½ Meilen und entwickelte eine nie geſehene Pracht in Dekorationen und Flaggen. Reiter vertraten die deutſchen Soldatentrachten aus allen Zeiten der deutſchen Geſchichte. Viele Beamten ſchloßen ſich dem Zuge an und einige Kompagnien amerikaniſchen Militärs bildeten Spaliere oder nahmen die Ordnung wahr. Kein Geſchäft der Stadt war an dieſem Tage offen, die Stadt war feſtlich geſchmückt und die ganze Bevölkerung zollte dem Feſte ihr volles Intereſſe. — Beſonders charakteriſtiſch war die Feier der deutſchen Siege in Cincinnati: Ein impoſanter Feſtzug mit Tauſenden von Fackeln, glänzenden Transparentbildern und reich an Ausſtattungen aller Art ſetzte ſich am Abend des 4. Februar in Bewegung. In drei Abtheilungen waren die ungeheuren Maſſen geordnet, und zwar in folgender Reihenfolge. Voran marſchirte eine Polizeiabtheilung, an welche ſich der Groß-Marſchall, Kap. A. G. Abae, begleitet von zwei Fackelträgern und gefolgt von ſeinem Stabe, anſchloß. Alsdann folgte der Verein Orpheus mit einem Muſikchor an der Spitze. Auch die patriotiſch geſinnten Damen des Vereins hatten es ſich nicht nehmen laſſen, in dem Zuge zu erſcheinen. In einem ſechsſpännigen, offenen Wagen kamen ſie wie ein wandelnder Blumengarten daher gefahren, nach beiden Seiten zum Jubelgruße mit den Taſchentüchern wehend. Der nächſtfolgende Verein war der Cincinnati Liederkranz, der ein ſchönes ſinnreiches Transparent, das eiſerne Kreuz darſtellend, deſſen Mitte das Bild Moltke's zierte, mit ſich trug. Dieſer Schaar ſchloſſen ſich dann der Harugari Männerchor, St. Cäcilien Männerchor und der Mendelsſohn Klub an. Jetzt folgte der Cincinnati Männerchor mit fliegender Fahne und einem

herrlichen Musikcorps an der Spitze. Die Anzahl seiner Fackelträger mochte wohl etwa 300 seyn. An den Männerchor schloß sich der „Junge Männerchor" an, der den Bundespräsidenten Steinkamp als Moltke verkleidet in seiner Mitte führte. Dann kamen die Bierbrauer, welche in reich decorirten Wagen folgten und wahrscheinlich zur Stärkung „etwas Gutes aus ihren Kellern" mitgenommen hatten. Damit der herrliche Zug, welcher einen ächt friedlichen Charakter trug, auch eine kleine Abwechslung habe, erschienen jetzt einige Schwadronen „Ulanen", mit „Lanzen und Schwertern", von denen Viele recht martialisch aussahen. Diese tapferen Reiter wurden überall mit lautem Jubel begrüßt, wozu namentlich auch ihre humoristischen Transparente viel beitrugen. In größter Anzahl waren sodann die Turner ausgerückt, deren Reihen gar kein Ende nehmen wollten. Ihnen folgten die Veteranen des 9. Ohio Regiments, das Mac Cook Encampment und das Schimmelpfennig Encampment. Hierauf kam der Jahn Turnverein. Imposant, wie auch an Zahl sehr bedeutend, war der Zug der Buchdrucker, die eine sehr bedeutende Auswahl von Transparenten hatten. Ihnen folgten jetzt viele katholische Vereine, wie auch noch Hunderte von Bürgern zu Pferde und diesen reihte sich eine unabsehbare Wagenreihe an. Unter den Transparenten las man:

Ob Katholik, ob Protestant, —
Es gilt dem deutschen Vaterland!
Was kraucht in Frankreich jetzt herum?
Eine neue Konstitutium.
Ein einig Volk von Brüdern laßt uns sein,
Und halten am Ohio fest „die Wacht am Rhein".

Jenseits des Kanals gab es fast kein Haus, das nicht reichlich mit Flaggen verziert und vom Dunkelwerden an illuminirt war. Die Orpheushalle, Sängerhalle, Turnhalle und andere große Vereinslokale strotzten von Lichtern. Dem Programme gemäß hatte sich der Festzug nach der Sängerfesthalle begeben, wo eine in musi-

kalischen Vorträgen und Reden bestehende Feier gehalten wurde. Das Riesenlokal war Kopf an Kopf gedrängt voll und es mochten wohl 8000 Menschen in demselben anwesend gewesen seyn.

Auch in Mexiko wollten die Deutschen ein Sieges- und Friedensfest feiern, wurden von den dort anwesenden Franzosen überfallen, schlugen sie aber tapfer zurück. Die mexikanische Regierung zeigte keinen rechten Ernst gegen die Ruhestörer und ließ sogar die neue deutsche Reichsfahne vom deutschen Klub entfernen.

Dagegen haben die Deutschen in Australien durch ihren Consul v. Treuer in Adelaide schon im Oktober 1870 dem König von Preußen in folgenden schönen Worten Glück gewünscht: „Genehmigen Sie, hoher Herr und König, unseren wärmsten Dank für Ihre Wahrung der heiligen deutschen Ehre, die sich ja auch auf uns, auf alle Deutschen erstreckt, wie weit sie auch von dem theuren Vaterlande getrennt seyn mögen. Freudig thun wir, was uns allein zu thun vergönnt ist: Gaben auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen für diejenigen, welche durch diesen entsetzlichen Krieg gelitten haben, und mit diesem übersenden wir dem Herrn Bundeskanzler unseren ersten Beitrag für diesen Zweck. Wir flehen zu dem Allmächtigen, daß er Ew. Majestät noch lange zum Ruhm und Segen Deutschlands erhalten möge."

Rom's Unrecht.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1871.

alle Protestanten einverstanden. Als es sich nun aber um die Emancipation handelte, gerieth Alles in Gährung. Für dieselbe erklärte sich das ganze Ministerium aus Staatsgründen, — die Herzoge von Clarence, Sussex und Cambridge, jüngere Brüder des Königs, so wie der Herzog von Glocester, ihr Vetter, um sich populär zu machen, — im Oberhause vorzüglich die Marquis von Anglesea und von Lansdown, die Lords Holland und Plunkett ꝛc., — im Unterhause die berühmten Namen Huskisson, Francis Burdett, Brougham, Robert Wilson, Horton, Lord Palmerston, Mackintosh, General Murray und die ganze Whigpartei, theils aus Staatsgründen, theils aus Humanität; — viele protestantische Gesellschaften im Lande, welche Petitionen zu Gunsten der Emancipation einsandten, z. B. die Bevölkerung der Altstadt London (die stets den Whigs anhing im Gegensatz gegen die aristokratische Westseite der Stadt), die protestantischen Katholikenfreunde in Dublin und in Edinburgh, zu welchen letztern auch Walter Scott gehört, aus Humanität und Gerechtigkeit, — endlich die Radicalreformer, den berüchtigten Cobbet an der Spitze, die in der Emancipation den Anfang von großen Reformen erblickten und in ihren tumultuarischen Pöbelversammlungen das Volk zu stimmen suchten. Hierzu kam nun noch die ganze katholische Bevölkerung des Landes, die ruhig und dennoch drohend des Ausgangs harrte.

Gegen die Emancipation erklärte sich nur ein jüngerer Bruder des Königs, der Herzog von Cumberland, nach der alten Regel, daß immer ein Prinz des Hauses in England opponirt. Doch leitete ihn besonders der Grundsatz, daß das Haus Braunschweig auf dem englischen Thron mit dem Protestantis-

BIBLIOTECA

Druck von Gebr. Mänttler in Stuttgart.

Vorrede.

Das vorliegende Werk ist schon seit Jahren von mir vorbereitet und größtentheils schon im Jahre 1869 niedergeschrieben worden. Da ich als Geschichtschreiber der neuern und neuesten Zeit den Intriguen des Tuilerienkabinets immer mit Aufmerksamkeit gefolgt bin, entging mir nicht, daß jenes Kabinet auch mit Rom intriguirte, um erstens dem Kaiser von Oesterreich die Hegemonie in Italien und die Schutzherrschaft über Rom zu entwinden, zweitens durch die Expedition nach Mexico (wie Napoleon III. selbst in seinem offenen Schreiben an General Forey verkündete) auch in der neuen Welt der romanischen Race ein neues Uebergewicht über die germanische zu geben, und drittens um durch die ultramontane Presse die Süddeutschen gegen die Norddeutschen zu fanatisiren und einen Angriff Frankreichs auf Preußen vorzubereiten. Als nun vollends der Papst durch Heiligsprechungen, durch das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß, durch Promulgirung der Encyclika und des Syllabus, endlich durch die Einberufung des ökumenischen Concils eine Glorification nach der andern erlebte, ihm eine ganz neue Wichtigkeit beigelegt und vom Concil eine maßlose Macht in der Zukunft zugesprochen wurde, ließ sich leicht erkennen, es stehe uns Deutschen ein combinirter Angriff von Paris und Rom aus bevor. Dieser Angriff sollte das eben in den Geburtswehen seiner Einigung liegende Deutsch-

land in dieſer Einigung ſtören, ſie im Intereſſe des romaniſchen Weſtens und Südens verhindern, wie ſich denn Frankreich und Rom ſchon ſeit Jahrhunderten immer und immer wieder in Deutſchland eingemiſcht haben, um uns nicht einig bleiben oder nicht wieder einig werden zu laſſen. Um nun dieſe Wahrheit dem deutſchen Volke klar zu machen, das deutſche Volk vor der nahen Gefahr zu warnen, entwarf ich das vorliegende Buch.

Frankreich griff uns im vorigen Jahr unverſehens und muthwillig an, ohne im geringſten von uns beleidigt oder herausgefordert worden zu ſeyn. Ebenſo unverſehens und muthwillig werden wir jetzt wieder von Rom aus durch die ungeheuerſten Zumuthungen des Ultramontanismus angegriffen, ohne die mindeſte Veranlaſſung dazu gegeben zu haben. Denn nie war die Lage der Katholiken in Deutſchland befriedigender als in den letzten Jahrzehnten und niemals ſchien der confeſſionelle Friede und die Verträglichkeit andersgläubiger Nachbarn geſicherter. Erſt die maßloſen Forderungen Rom's an alle Deutſchen, ſich den Befehlen des unfehlbaren Papſtes blind zu unterwerfen, ſtören uns in dem bisherigen Frieden, wie derſelbe uns im vorigen Jahre vom franzöſiſchen Kaiſer durch die freche Forderung der Rheingrenze geſtört worden iſt. Beide Forderungen ſtehen aber im genaueſten Zuſammenhange und gingen aus dem nämlichen Operationsplane hervor. Wenn der franzöſiſche Imperator uns Deutſche nicht mit weltlichen Waffen würde bezwingen können, ſollte Rom uns mit geiſtlichen Waffen überfallen, und die Niederlage der franzöſiſchen Marſchälle ſollte durch Siege der Jeſuiten in Deutſchland ſelbſt gerächt werden. Denn deren ſchwarze Armee war die Reſerve der Turcos.

Die Ultramontanen nehmen die Miene an, als ſey es ihnen nur um den Glauben und um die ſo werthvolle Glaubenseinheit zu thun. Sie ſprechen für ihre Kirche einen abſolut internationalen Charakter an und verwerfen mit großer Oſtentation das Nationali-

tätenprincip, als ſey es der Kirche gegenüber gänzlich unberechtigt. Und doch ſind ſie ſelbſt durch und durch Nationale, nämlich Lateiner, Romanen, und im lateiniſchen Racendünkel ſeit Jahrhunderten gleichſam hart geſotten. Der internationale Charakter der römiſchen Hierarchie iſt eine bloße Vorausſetzung, ein Aushängeſchild, eine Täuſchung, eine Uſurpation, ein bequemes Mittel, um andere Racen der romaniſchen unterzuordnen. Das Chriſtenthum in ſeiner evangeliſchen Reinheit iſt international und eine Offenbarung Gottes, die römiſche Hierarchie dagegen trägt ſo einſeitig als möglich den Racentypus zur Schau, nicht anders wie die griechiſch-ruſſiſche Kirche auch. Wenn dem nicht ſo wäre, ſo würden dieſe beiden Kirchen ſich nie getrennt und würde auch die germaniſche Race nicht dahin getrieben worden ſeyn, ſich von der römiſchen Kirche loszureißen. Hier liegen uns lauter unumſtößliche Thatſachen der Geſchichte vor, und was einfach chriſtliches Licht iſt, kann man durch die hiſtoriſche Spectralanalyſe auf's genaueſte von den Färbungen unterſcheiden, die es bei den verſchiedenen Racen und Nationalitäten auf Erden angenommen hat. Unter dieſen nationalen Färbungen kommen leider auch Trübungen und grobe Verunreinigungen jenes Lichtes vor, und ich bitte um Entſchuldigung, daß ich manches der Hierarchie zur Laſt fallende Scandalöſe nicht habe verſchweigen können, weil es unumgänglich nöthig war, den Beweis zu führen, bis zu welchem Grade die angeblichen Statthalter Chriſti auf Erden ſich von Chriſto ſelbſt und ihre Diener ſich von den Apoſteln und Jüngern Jeſu in der Lehre nicht minder wie in der Moral unterſchieden haben.

Das Werk, worin ich alle frühern Angriffe Roms auf unſere geduldige deutſche Nation zur Anſchauung bringe, ſchließt mit einer Mahnung zur Abwehr des Infallibilitätsdogma's als des letzten und keckſten römiſchen Angriffs, der auf uns gemacht wird. Wir werden, wenn wir nur mit rechter Erkenntniß der

gegnerischen Absichten und Mittel, mit Ruhe und Besonnenheit und mit dem vollen Bewußtseyn unserer Ueberlegenheit zu Werke gehen, ihn eben so gewiß von uns abwehren, wie im vorigen Jahre den französischen Angriff. Vor Allem gilt es, das verfassungsmäßige Recht der Katholiken, wie es vor dem 18. Juli 1870 in allen deutschen Ländern bestand, als das gute Recht der Altkatholiken festzuhalten und gegen jede Ueberrumpelung oder Schleicherei der Jesuiten zu schützen. Den Altkatholiken dabei behülflich zu seyn ist ebenso das Recht als die Pflicht ihrer protestantischen Mitbürger, aller weltlichen Regierungen Deutschlands, des wiedererstandenen Kaisers und der wiedererstandenen großen einheitlichen Nation. Die Usurpationen, die aus dem neuen Dogma heraus versucht werden, sind schon formell ungültig, weil das Dogma von einem unfreien und incompetenten Concil beschlossen wurde; noch weniger aber kann man sie aus materiellen Gründen dulden, weil sie in Bezug auf den Glauben grundstürzend sind und durch die dem Papst zuerkannte Allmacht alle andern bestehenden Autoritäten, alle weltlichen Mächte, alle Verfassungen, die natürlichen und positiven Rechte aller Nationen gefährden. Wir aber, wir Deutschen sind am meisten und zunächst dadurch gefährdet, denn von Anfang an war die ganze Spitze des Concils, wie gleichzeitig die Spitze des Degens, der aus der Scheide des französischen Imperators fuhr, gegen die neue Einheit der Deutschen gerichtet.

Inhalt.

Seite

Vorrede III

Erſtes Buch. Die Verdienſte der Deutſchen um das Chriſtenthum 1

1. Urſprünglicher Arianismus der Deutſchen S. 3. 2. Die Katholiſirung der Deutſchen 9. 3. Die Rettung der Chriſtenheit durch die Deutſchen 19. 4. Die Romantik 25. 5. Der theokratiſche Grundgedanke des chriſtlich-germaniſchen Mittelalters 32. 6. Werth der Gothik 35.

Zweites Buch. Die Verſündigungen Roms an Deutſchland . 43

1. Die römiſche Hierarchie S. 45. 2. Die römiſche Kleriſei 55. 3. Allianz Roms mit Frankreich gegen Deutſchland 60. 4. Verrath deutſcher Fürſten an Deutſchland im Bunde mit Rom und Frankreich 74. 5. Syſtematiſche Unterdrückung germaniſcher Volksfreiheit durch die römiſche Kirche 88. 6. Die Habgier der römiſchen Curie 100.

Drittes Buch. Was die romaniſche Race aus dem Chriſtenthum gemacht hat 105

1. Der römiſche Aberglauben S. 107. 2. Mißbräuche des Chriſtuscultus 114. 3. Mißbräuche des Mariencultus 124. 4. Mißbräuche des Reliquiencultus 141. 5. Mißbräuche des Heiligencultus 146. 6. Der religiöſe Wahnſinn 153. 7. Die römiſche Werkheiligkeit und Scheinheiligkeit 160. 8. Der heidniſche Prunk im römiſchen Gottesdienſt 169.

Viertes Buch. Die deutſche Reformation 175

1. Reaction deutſcher Innerlichkeit gegen die römiſchen Aeußerlichkeiten S. 177. 2. Wachſende Unzufriedenheit der Völker mit

Seite

dem Papſtthum 183. 3. Die Mängel des Reformationswerks 194. 4. Die Sektirerei 207. 5. Irenische Verſuche 217.

Fünftes Buch. Der Neukatholicismus nach dem Tridentinum 227

1. Die Päpſte nach dem Tridentinum S. 229. 2. Die heidniſche Renaiſſance im engſten Bunde mit dem römiſchen Papſtthum 238. 3. Die Verweltlichung der Kirchenbaukunſt 249. 4. Ueber die Peterskirche in Rom 256. 5. Die Paganiſirung der bildenden Kunſt 266. 6. Zweck und Moral der Jeſuiten 279. 7. Die katholiſche Reaction im 17. Jahrhundert 297. 8. Drangſale der Proteſtanten in Oeſterreich 308. 9. Ein Blick auf Polen 319.

Sechstes Buch. Rom's Herabſinken im Zeitalter der Aufklärung 325

1. Neuer Gegenſatz des Romanismus und Germanismus im philoſophiſchen Jahrhundert S. 327. 2. Die Zeit der galanten Cardinäle 337. 3. Die geiſtlichen Fürſtenthümer in Deutſchland 311. 4. Der Nationalismus 349. 5. Der Naturalismus 358. 6. Der Pietismus 363. 7. Der Gallicanismus und Joſephinismus 369. 8. Die Abſchaffung der chriſtlichen Religion in Frankreich 376. 9. Ein wunderbares Heimweh 381.

Siebentes Buch. Der Ultramontanismus der Neuzeit . . . 387

1. Die Reſtauration S. 389. 2. Die große antichriſtliche Gegenſtrömung 395. 3. Der neue kirchliche Aufſchwung 406. 4. Das zweite Kaiſerreich in Frankreich und das öſterreichiſche Concordat 412. 5. Der Maſtai'ſche Herkules am Scheidewege 416. 6. Das vaticaniſche Concil 423. 7. Die römiſche Frage ſeit 1870 436. 8. Die jüngſten ultramontanen Agitationen 442. 9. Die zunächſt vorliegende Rechtsfrage in Bezug auf das Vorgehen der infallibiliſtiſchen Biſchöfe Deutſchlands 448. 10. Von der Toleranz 452. 11. Von der Parität 460. 12. Die große Aufgabe des germaniſchen Nordens 465.

I.

Urſprünglicher Arianismus der Deutſchen.

Das Chriſtenthum ging aus dem Judenthum, wie die freie Blüthe aus der gebundenen Wurzel hervor. Im Judenthum müſſen wir eine Uroffenbarung an die erſten Menſchen erkennen, die ſich nur in einem frommen, freilich nachher ausartenden Geſchlecht fortpflanzte und deren Grundgedanken im Gegenſatz gegen das Heidenthum folgende waren: 1) Es gibt nur einen Gott und keine Vielgötterei. 2) Gott iſt ein geiſtiges Weſen, Schöpfer der Körperwelt, aber nicht ſelbſt etwas Körperliches, wie die Heidengötter. 3) Gott iſt der Herr ſchlechthin, dem man gehorchen und unbedingt vertrauen muß. 4) Des Herrn Gebote ſind Verbote alles Unſittlichen und wer dagegen handelt, zieht ſich den Zorn Gottes und ewige Verdammniß zu. Allein das jüdiſche Geſetz blieb ungenügend, weil es 1) ein Privilegium der jüdiſchen Race ſeyn und bleiben ſollte, die Juden gegen die übrige Menſchheit lieblos abſchloß und dadurch auch ihrem ſchönen Gottvertrauen einen egoiſtiſchen Beiſchmack gab, 2) weil es die Gerechtigkeit allein und nicht auch die Liebe in Gott ſuchte, 3) weil es äußern Werkheiligkeiten den Werth von ſittlichen Handlungen beilegte, und 4) weil es nur Gehorſam forderte und der eigenen Prüfung und Ueberzeugung keinen Raum ließ.

Ueber dieſen verhältnißmäßig niedrigen und engen Standpunkt wuchs das Chriſtenthum hoch, frei und majeſtätiſch empor.

Es durchbrach 1) die Schranken einer blos nationalen oder Racenreligion und wurde Weltreligion. Die Chriſten ſollten ſich

mus ſtehen oder fallen müſſe. Er ſah in allen Katholiken geſchworne Feinde ſeiner Familie und der Ruhe Englands, und glaubte daher, man müſſe ſie eher ausrotten, als ihnen neue Mittel zu ſchaden in die Hände geben. — Im Oberhauſe waren gegen die Emancipation faſt alle Biſchöfe, ferner die Lords Eldon, Winchelſea, Falmouth, die Herzoge von Richmond, Newcaſtle ꝛc.; im Unterhauſe der geiſtvolle Sadler, Inglis, Bankes, Trant, Wetherell, und die ganze Torypartei. Es gab darunter eifrige Proteſtanten, die in der That die Wiederkehr der Jeſuiten und der ganzen Hierarchie fürchteten, und eifrige Braunſchweiger, die wie Cumberland dachten. Im Allgemeinen aber hegten die Tories vielmehr die Beſorgniß, Irland möchte ein großes Gewicht in die Schaale der Whigs werfen, und das monarchiſche und demokratiſche Element zum Nachtheil des ariſtokratiſchen enger verbinden. Die proteſtantiſche Geiſtlichkeit aber ſah in der Begünſtigung der Katholiken eine Beeinträchtigung ihres Vorrechts und ihres Vortheils. Aus demſelben Grunde erklärte ſich auch die Univerſität Orford, als von der Kirche völlig abhängig, gegen die Emancipation. Alle dieſe Gegner ſtützten ſich zuletzt auf den großen Orange- oder Braunſchweig-Klubb, der aus den wüthendſten Proteſtanten und Alt-Engländern zuſammengeſetzt war, ſich über das ganze Land ausbreitete und der katholiſchen Aſſociation die Wage halten ſollten. Der Herzog von Cumberland war der Vorſteher dieſer zahlreichen und fanatiſchen Geſellſchaft.

Beide Parteien bekämpften ſich aufs hartnäckigſte. Im Cabinet wendete der Herzog von Cumberland alle Mittel an, die Miniſter zu ſtürzen und den König gegen die Emancipation zu ſtimmen, indem er ſein Gewiſſen in Beſchlag zu nehmen, und ſeine Phantaſie mit gräßlichen Bildern der Zukunft

nicht von andern Menſchen abſcheiden, nicht ſie meiden, haſſen und verachten, ſondern ſie als Brüder lieben und ſie des gleichen Heils theilhaftig machen, deſſen ſie ſelbſt gewürdigt waren. Dem Chriſtenthum genügte es 2) nicht mehr am Geſetz und unfreiwilligen Gehorſam, ſondern es trug dem freien Willen und der Vernunft des Menſchen volle Rechnung und verlangte die Bekehrung, den Glauben an das Evangelium und die ihm entſprechende Sinnesänderung nur aus Ueberzeugung. So erkannte es 3) auch in Gott ſelbſt nicht blos den ſtrengen Geſetzgeber für unartige Kinder und widerſpenſtige Sklaven, ſondern auch den liebenden Vater mündiger, freier, vernünftiger, ſeiner würdiger Weſen. Es begriff, daß Gottes innerſtes Weſen die Liebe ſey, daß es die Liebe allein geweſen, die ihn bewog, Menſchen zu ſchaffen als ſeine Ebenbilder, ſeine Kinder, die allein ihn wieder zu lieben vermöchten, Licht von ſeinem Licht, theilhaftig ſeines Geiſtes, ſeiner Freiheit, die allen übrigen Geſchöpfen verſagt ſind. Er wollte nicht blos todte Dinge und unvernünftige Thiere ſchaffen, ſondern Weſen, welche durch den rechten Gebrauch ihres freien Willens und ihrer Vernunft ſich ſeiner würdig machen würden. Nur zu dieſem Zweck ſchuf er für die Menſchen die ſichtbare Natur, als Wohnung und Wirkungskreis während ihrer irdiſchen Prüfungszeit. Hatte das Judenthum nur Gehorſam gefordert, ſo brachte das Chriſtenthum dem Menſchen das in ihm liegende Göttliche zum Bewußtſeyn und ermahnte ihn, dasſelbe in einem über alles Gemeine erhabenen Seelenadel auszubilden, wie ihn Chriſtus durch Lehre und Beiſpiel ſeiner Gemeinde zum Erbtheil hinterlaſſen hatte.

Das Chriſtenthum blieb aber nicht rein und unverfälſcht. Schon die ſittlich verkommenen Griechen brachten allerlei Heidniſches hinein. Gewöhnt an ihre „ſchöne Götterwelt", die noch unſer Schiller über das Chriſtenthum erheben zu müſſen glaubte, nahmen ſie aus derſelben ſo viel als möglich in ihre griechiſche Kirche hinüber, den äußern Prunk der Tempel, des Prieſterthums, der Ceremonien und Feſte, die Vervielfältigung der göttlichen Perſonen, die Statuen und Bilder und deren Anbetung. Zudem hatten ſich die Griechen, als ſie noch Heiden waren, viel mit Philoſophie abgegeben

und waren Virtuosen in der Dialektik, in Sophismen und Spitzfindigkeiten geworden, und auch diese Liebhaberei behielten sie noch als Christen bei und ihre Theologen stritten sich noch eben so eitel und bissig mit einander herum, wie früher ihre heidnischen Sophisten.

Im vierten Jahrhundert nach Christo, als die Deutschen das Christenthum bei den Griechen kennen lernten, war unter diesen letztern gerade ein heftiger theologischer Streit ausgebrochen zwischen dem Bischof Arius von Antiochien, der den ursprünglichen reinen Glauben an einen Gott vertheidigte, und dem Bischof Athanasius von Alexandrien, der diesen einen Gott in drei Personen zerlegen wollte. Vergebens ermahnte Kaiser Constantin der Große die theologischen Zänker zum Frieden. Sie stritten über Dinge, die der sterbliche Mensch gar nicht entscheiden könne, weil es ihm unmöglich sey, in die Geheimnisse der Wesenheit Gottes einzudringen. Aber auch sein Mahnruf half nichts und das Concilium von Nicäa entschied sich für das neue Dogma des Athanasius. Der arme Arius wurde auf's abscheulichste verleumdet und grausam aus der Welt geschafft. Doch blieb ihm noch ein zahlreicher Anhang und auch die deutschen Gothen, die damals in's oströmische oder griechische Reich einfielen, nahmen die einfache Lehre des Arius an und verwarfen das neue Dogma. Ein richtiges Gefühl leitete sie, denn wenn man einmal den alleinigen Gott vervielfältigte, so war damit dem Zuge zur heidnischen Vielgötterei das Thor geöffnet. Es dauerte in der That nicht lange, so wurde auch die Jungfrau Maria vergöttert und in unsern Tagen erleben wir, daß wieder ein neues Dogma auch den Papst zum Gott macht, indem es ihm das Prädikat der Untrüglichkeit verleiht und also die Weisheit Gottes selbst in ihm personificirt.

Constantin der Große hatte das römische Reich in zwei Hälften getheilt. Im Westen blieb Rom die Hauptstadt und hier regierte sein Sohn Constans, der die bereits im Jahre 325 auf dem Concil zu Nicäa verkündete Lehre des Athanasius beibehielt; im Osten wurde Constantinopel die Hauptstadt und hier regierte Constantius, der, um von Rom unabhängig zu bleiben, dem Arianismus anhing, so daß Athanasius von Alexandria nach Rom entfloh im Jahre 340.

Von dieſem Zeitpunkt an datirt der Aufſchwung der römiſchen Kirche. Der damalige römiſche Biſchof Julius, ſowie auch Conſtans nahmen ſich gern des Athanaſius an und hielten in Rom ein Concil ab, welches die Lehre des Arius von neuem verdammte. Conſtans that es aus Eiferſucht gegen ſeinen Bruder und weil er Rom immer noch als die eigentliche Hauptſtadt des ganzen Reiches anſah. Julius, bisher ein Biſchof wie jeder andere, durfte hoffen, in der Gunſt ſeines Kaiſers und in der Hauptſtadt der alten Welt einen Vorrang über die übrigen Biſchöfe zu erlangen, und nahm darnach ſeine Maßregeln. Während die arianiſchen Biſchöfe des oſtrömiſchen Reichs in einem Gegenconcil den Athanaſius verdammten, brachte Julius die Biſchöfe des weſtrömiſchen Reichs dahin, ihn als ihr Haupt anzuerkennen. Damals erſt wurde der h. Petrus zum Vorwand genommen, um die Uſurpation des römiſchen Biſchofs zu rechtfertigen. Dieſem Apoſtel habe Chriſtus ſein Reich anvertraut und deshalb ſtehe auch die Erbfolge im Amt nur ſeinen Nachfolgern, den Biſchöfen in Rom zu. Das wurde zum erſtenmal auf der Synode zu Sardica feierlich proclamirt, 347.

Die chriſtliche Kirche wurde ſeitdem ſtets nach nationalen und politiſchen Zwecken umgemodelt. Der theologiſche Streit zwiſchen Arius und Athanaſius war zunächſt der Ausdruck des Gegenſatzes zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Race. Jene wollte von Rom unabhängig werden und dieſe dagegen das weite römiſche Reich auch geiſtlich uniformiren. Das Verlangen nach Glaubenseinheit hatte viel weniger ein chriſtliches Motiv, als ein Racenmotiv, und das wußte der Biſchof von Rom ſchlau zu benutzen.

Als nun die gothiſchen Völkerſtämme, welche ſämmtlich Arianer waren, auch in den römiſchen Weſten eindrangen, geriethen ſie mitten unter die Anhänger des Athanaſius, welche ſich Katholiken nannten, weil ihr Glaube der allgemeine der Kirche ſeyn ſollte. Es iſt begreiflich, wie die Deutſchen nun nicht blos als ſiegreiche Eroberer, ſondern auch als Arianer den Romanen verhaßt waren. Die Oſtgothen unter Theodorich dem Großen bemächtigten ſich Italiens, die Weſtgothen des ſüdlichen Frankreichs und Spaniens, die Vandalen der römiſchen Provinz Karthago in Afrika. Die Oſtgothen

begingen aber den Fehler, zu gnädig mit den ihnen unterworfenen Römern umzugehen. Schon Theodorich erfuhr ihren Undank und in der Folge gelang es ihnen mit Hülfe des Kaisers in Constantinopel, den Gothen allmälig Italien wieder zu entreißen. Indessen hatte doch die Anwesenheit der Gothen in Italien auch auf die römischen Einwohner wohlthätig gewirkt. Es war dem Bischof in Rom dadurch gelungen, unter dem Schutz der großmüthigen Gothen, gegen die er sich freilich treulos benahm, eine selbständigere Stellung gegenüber von Constantinopel einzunehmen. Auch ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß die gesunde Vernunft und der Freisinn der Gothen nicht ganz ohne Einwirkung auf die erste Gründung und Organisation des abendländischen Mönchthums geblieben ist. Der berühmte h. Benedikt, der mit dem Gothenkönig Totila in freundschaftlicher Beziehung stand, schuf ein abendländisches Mönchthum, unabhängig von dem ältern griechischen, und gab demselben auch eine neue Regel, deren Vernünftigkeit und gesunde Praxis sich sehr zu ihrem Vortheil von den Extravaganzen des griechischen, hauptsächlich von Afrika her entzündeten Mönchsfanatismus unterschied. Seine Regel hieß nämlich die Mönche nicht unnütz grübeln, noch zanken, noch mit abenteuerlicher Ascese theatralisch prahlen oder bis zur Verrücktheit ausschweifen, sondern arbeiten und, was vorzugsweise wichtig und löblich war, seine Regel ließ der menschlichen Freiheit das ihr gebührende Recht und verbannte den Zwang, der nur zu Unnatur und Scheinheiligkeit, nicht zur Unterdrückung, sondern nur zum Versteckenspielen mit der Sünde führen konnte. Er verordnete nämlich, wenn ein Mönch zu schwachen Charakters sey, das Gelübde der Keuschheit zu halten, so solle er einfach aus dem Kloster scheiden und es frei verlassen (si non potes servare, liber discede). Da war noch keine Rede vom unfreiwilligen Cölibat, von gezwungenem Verweilen im Kloster, von grausamen Einsperrungen und Klostertorturen wie später.

Die Vandalen handelten vorsichtiger und mithin auch rücksichtsloser gegen die Römer, als es die Ostgothen gethan hatten. Sie täuschten sich nur insofern, als sie es für möglich hielten, das in tiefster Seele verdorbene Römervolk durch gesetzlichen Zwang und

Strafen keuſch und ſittlich machen zu können. Sie wurden ihm dadurch nur um ſo verhaßter. Die römiſchen und katholiſchen Geſchichtſchreiber, aus denen allein wir leider Kunde von den Vandalen erhalten haben, wetteifern in ihrer Beſchimpfung und Verdammung. Doch vermögen wir auch aus dieſen Lügenberichten das Bild eines heroiſchen Kampfs deutſcher Tugend gegen römiſches Laſter überall herausſtrahlen zu ſehen. Der größte Fehler, den die Gothen und Vandalen begangen haben, war, daß ſie ſich nicht rechtzeitig an einander ſchloßen, nicht gemeinſchaftlich ein großes einiges Reich am Mittelmeer gründeten. Als der geniale Weſtgothenkönig Eurich dieſe Vereinigung anſtrebte, war es ſchon zu ſpät und ſein Tod vereitelte den Plan.

Die Deutſchen ſind in ihrer gutmüthigen Leichtgläubigkeit und Beſcheidenheit gewohnt, alles Schlechte und Verunglimpfende, was Griechen und Römer und ſpäter auch noch andere ausländiſche Geſchichtſchreiber von uns Deutſchen ausgeſagt haben, für wahr zu halten und nachzuſchreiben. Desgleichen auch das Lob, welches jene Fremden auf unſere Koſten ſich ſelber ſpenden. So wird Kaiſer Juſtinian geprieſen, von dem ſich die Deutſchen auf Befehl ihrer Fürſten den Fluch des römiſchen Rechts haben holen müſſen, und jedes empfindſame Mädchen in Deutſchland, ja faſt jedes Schulkind bemitleidet gerührt den Feldherrn Beliſar, der im Alter blind und ein Bettler wurde. Mit ſolchen Albernheiten wird immer noch auf unſeren Univerſitäten und Schulen die Wahrheit verdunkelt und Fremdes zu unſerem Nachtheil geprieſen. Die Wahrheit iſt, daß jener Juſtinian, abgeſehen von dem Unheil, was ſein römiſches Recht über uns gebracht hat, ein Scheuſal war, wie auch ſeine Gemahlin Theodora, die ſich öffentlich auf dem Theater proſtituirte. Und dennoch ſo in niedrigſtem Serviliſmus und ſchamloſer Corruption war die griechiſche Kirche damals verſunken, daß die Biſchöfe auf dem Concil zu Conſtantinopel jenem abſcheulichen Kaiſerpaar den Ehrentitel des „Allerchriſtlichſten“ zuerkannten, den ſpäter auch die eben ſo lüderlichen franzöſiſchen Könige adoptirten. Der Geſchichtſchreiber Procopius konnte aber nicht umhin, jenen Juſtinian und ſeine Theodora „zwei eingefleiſchte Teufel zu nennen, welche

Gott in der Welt zugelassen habe, um die Menschheit zu züchtigen."

Und Belisar? Er ist unserer Aufmerksamkeit würdig, denn wie begabt er auch als Feldherr war, so diente er doch als Werkzeug Justinians der schlechtesten Sache. Die Gothen und Vandalen, die er in Italien und Afrika bekämpfte, waren Deutsche und ein viel edleres Volk, als jene nichtswürdigen Griechen, die als Sklaven eines weltlichen Tyrannen die ganze Unzucht des alten Heidenthums, die Circusspiele und jede Art von sittlicher Infamie unter christlicher Maske fortsetzten. Die Deutschen wurden als Arianer der abscheulichsten Ketzerei beschuldigt und waren doch viel bessere Christen, als jene Orthodoxen des Dreieinigkeitsdogmas in dem sittenverpesteten Constantinopel.

Auch ist es unserer unwürdig, unsere Stammgenossen, die sehr heldenmüthigen und achtungswürdigen Vandalen, noch immer als die rohesten Barbaren anzusehen und den beschimpfenden Begriff des Vandalismus auf ihnen lasten zu lassen. Wenn sie römische Städte und Tempel zerstört haben, so thaten sie damit nichts anderes, als was den orthodoxen Mönchen in Griechenland und Aegypten in noch höherem Grade zur Last fällt und was Belisar selber that, als er tausende der schönsten Statuen von den Mauern Roms herabstürzen ließ.

II.

Die Katholisirung der Deutschen.

Unter allen deutschen Stämmen waren die Franken die am meisten praktischen, aber auch nicht so ehrlich wie die andern, denn schon lange Zeit Nachbarn der Römer, hatten sie vor diesen auf der Hut seyn müssen und ehe sie dieselben nach langen Kämpfen unterwarfen, vielerlei Arglist von ihnen gelernt. Nach der Eroberung

Galliens nahmen ſie nicht wie die gothiſchen Stämme das arianiſche Chriſtenthum, ſondern das römiſch-katholiſche an und zwar aus zweierlei Gründen. Die galliſchen Biſchöfe, weit entfernt von Conſtantinopel, ſtanden ſchon lange in näherer Beziehung zum römiſchen Biſchof und der Frankenkönig Chlodwig hielt es für eine kluge Politik, die ihm unterworfenen Galloromanen durch Annahme ihres Glaubens mit ſeiner neuen Herrſchgewalt zu verſöhnen. Dies um ſo mehr, als er wohl hatte wahrnehmen können, wie ungern ſich die katholiſchen Romanen der Herrſchaft der arianiſchen Gothen, Vandalen, Burgunder und Longobarden unterworfen hatten. Die Galloromanen waren auch froh daran und ließen ſich ſogar gefallen, daß die merovingiſchen Könige fortan die galliſche Kirche zur Staatskirche machten. Bisher waren die Biſchöfe von den Gemeinden und vom Klerus unter Mitwirkung der Nachbarbiſchöfe gewählt worden und der römiſche Biſchof hatte nur Mittheilung davon bekommen, ohne daß ihm ein Ernennungsrecht zugeſtanden hätte. Von nun an aber ernannten die Könige den Biſchof und zwar häufig aus dem fränkiſchen Adel, denn nur ſo konnten ſie die Kirche beaufſichtigen und beherrſchen. Auf einer Synode zu Vaiſon im ſüdlichen Frankreich wurde in fränkiſch-römiſchem Intereſſe der Arianismus abermals verdammt.

Gregor der Große, der ausgezeichnetſte Papſt im ſechsten Jahrhundert, war ſchwer bedrängt vom Kaiſerthum in Conſtantinopel, für deſſen Unterthan der römiſche Biſchof damals noch galt, und von den arianiſchen Longobarden. Sein Scharfblick ſah ſich daher nach Hülfe im germaniſchen Norden um. Von jenen kräftigen und noch unverdorbenen Völkerſtämmen durfte Schutz hoffen, wenn ſie erſt Chriſten und zwar katholiſche geworden waren. Die Franken waren es ſchon, Gregor wandte ſich daher an ihren König und knüpfte freundſchaftliche Beziehungen zu ihm an. Er ſchickte aber auch Miſſionäre nach England, um das Volk der Angeln und Sachſen daſelbſt zu bekehren. Dieſe Bekehrung ſchritt auch ergiebig fort. Dagegen hörte die Verbindung der römiſchen Biſchöfe mit den Frankenkönigen im ſiebenten Jahrhundert wieder auf, theils wegen der Unruhen in Frankreich, theils wegen der Longobarden, die ſich

in Italien festsetzten. Erst im Beginn des achten Jahrhunderts konnte Gregor II. die Verbindung wieder anknüpfen und zwar um so leichter, als die Muhamedaner damals schon die Patriarchate von Jerusalem, Antiochia und Alexandria erobert hatten und nur der Patriarch von Constantinopel ihm noch den Vorrang streitig machte.

Unterdeß hatten sich die Verhältnisse in Frankreich geändert. Das merovingische Königsgeschlecht war geistig sehr heruntergekommen und das Geschlecht der Pipine hatte unter dem Titel der Hausmeier das Staatsruder für sie in die Hand genommen. Doch hatten den letztern die früheren Merovinger gut vorgearbeitet und nicht nur die arianischen Burgunder und Westgothen (im südlichen Gallien), sondern auch die heidnischen Alemannen, Bayern und Thüringer unterworfen. Noch größere Erfolge erlangten die Hausmeier. Der Sohn des ersten Pipin, Karl der Hammer, schlug ein ungeheueres Heer von Arabern zurück, die von Afrika her Spanien erobert und in Frankreich eingefallen waren, und schreckte sie dermaßen ab, daß sie dem christlichen Europa nicht mehr gefährlich werden konnten. Dieser glänzende Erfolg bewog nun den römischen Bischof, der immer noch Unterthan des Kaisers in Constantinopel war und den die Longobarden, obgleich sie von der arianischen zur katholischen Kirche übergetreten waren, doch sehr genirten, den Versuch Gregors des Großen wieder aufzunehmen und den Schutz der mächtigen Franken anzusprechen. Ohne Zweifel wirkten auch die Weiber mit, die im pipinischen Hause sehr fromm waren und viele Kirchen und Klöster stifteten.

Nachdem schon Papst Gregor II. die Verbindung mit Frankreich wieder angeknüpft hatte, wandte sich Papst Stephan III. flehentlich an Pipin den Kleinen (den Sohn Karl Martells und Vater Karls des Großen) um Schutz im Jahre 755, der ihm auch zugesichert wurde.

Alles gestaltete sich damals günstig für den Papst. Die Ostgothen waren in Italien schon untergegangen. Die Longobarden, die den Ostgothen in der Herrschaft Italiens nachfolgten, waren gleich ihnen Arianer, merkten indessen bald, daß sie zwischen dem

griechischen Kaiserthum und dem mächtig aufstrebenden Frankenreich und bei der Abneigung ihrer römischen Unterthanen, mit ihrem Arianismus isolirt werden würden, gingen also zur katholischen Kirche über. Dasselbe thaten auch die Westgothen in Spanien. Auch die Vandalen in Afrika konnten den Arianismus nicht retten. Ihr junger König Hulderich ließ sich vom griechischen Kaiser Justinian verführen und so verlor die Vandalenherrschaft ihren bisherigen festen Halt, sie ging in einem letzten blutigen Kampfe unter. Indessen dauerte es doch noch lange, bis der germanische Geist dem romanischen Katholicismus gänzlich erlag. Indem die Franken, Longobarden und Westgothen das nicäische Dogma annahmen, nahmen sie noch nicht alles an, was Rom befahl. Es blieb noch immer ein starkes germanisches Element in den Nationalsynoden und im Ritus der verschiedenen Nationalkirchen übrig, was der römische Bischof noch nicht mit seiner Allmacht überwältigen konnte. Der Ritus der westgothischen Kirche in Spanien blieb ein anderer als der römische. Das missale Gothicum ging nachher unter der Araberherrschaft in die eigenthümliche Form der mozarabischen Kirche über. Sogar in Italien selbst behielten die Longobarden in Mailand einen andern Ritus bei als in Rom. Desgleichen die Burgunder in Lyon. Die Franken allein nahmen den römischen Ritus an wegen der politischen Verbindung ihrer Könige mit dem Papst. Dagegen war wieder der Ritus in Irland und England ein ganz anderer als der römische und beide sollten sich unter den neubekehrten Christen im Innern Deutschlands nicht ohne große Leidenschaftlichkeit bekämpfen.

Das römische Britannien und Irland hatten das Christenthum schon zu einer Zeit angenommen, in welcher der römische Bischof noch nicht ausschließliches Ansehen im Abendlande genoß. Als die Angeln und Sachsen England erobert hatten, sorgte Gregor der Große, das Bekehrungswerk bei ihnen einzuleiten. Dasselbe schritt in den sieben getheilten Königreichen nur langsam fort. Die Angeln und Sachsen wollten gleich den zum Arianismus bekehrten germanischen Stämmen nur in ihrer deutschen Muttersprache beten, obgleich sie nicht Arianer waren. Das war das natürliche Gefühl

und das Recht aller Deutschen. Wenn auch weniger wichtig, so war es doch eben so natürlich, daß schon die britischen Christen manches Eigenthümliche in ihrem Ritus hatten, was mit dem römischen nicht übereinstimmte, eine andere Osterzeit, andere Taufgebräuche, eine andere Tonsur. Auch in Bezug auf die Fasten waren die alten Briten nicht so streng, weil der Norden eine andere Diät vorschreibt als der Süden. Genug, man nahm sich damals noch die Freiheit, indem man das Volksleben durch das Christenthum veredelte, doch dabei nicht in Unnatur verfallen zu wollen.

Auf eine gewiß sehr merkwürdige Weise herrschte bei den Christen in Irland und England eine viel größere Frömmigkeit und strengere Sittlichkeit als bei den Christen in Frankreich und zwar gerade deshalb, weil sie weiter von Rom und von den politischen Intriguen entfernt waren, die zwischen Frankreich und Rom zu spielen anfingen. Die Frankenkönige hatten von Anfang an das Christenthum zu ihren politischen Eroberungszwecken benutzt, sich mit Rom gegen die Arianer verbunden und guten Erfolg gehabt. Sie waren also sicher und übermüthig. Die fränkischen Bischöfe ließen es an Heiligkeit und Sittenstrenge fehlen. In ihnen prägte sich mehr der Charakter des siegesstolzen, kriegs- und jagdlustigen, habgierigen und üppigen fränkischen Adels aus, als der sittenreiner und demüthiger Seelenhirten. Zudem hatten sich die Franken durch ihre Lust, andere Völkerstämme zu unterdrücken, bei den in Deutschland zurückgebliebenen noch heidnischen Alemannen, Bayern, Hessen und Sachsen so verhaßt gemacht, daß sich am allerwenigsten fränkische Bischöfe und Priester zu ihrer Bekehrung eigneten. Nur den wahrhaft heiligen, uneigennützigen und von den Franken unabhängigen Engländern und Irländern schenkten die deutschen Heiden Vertrauen und nur von ihnen nahmen sie freiwillig das Christenthum an, während sie sich gegen die Franken verzweifelt wehrten. Daher bedienten sich die Frankenkönige jener über den Canal herüber gekommenen fremden Mönche, um die noch heidnischen Deutschen durch sie bekehren zu lassen. Rom spielte dabei eine zweideutige Rolle. Nach der Regel divide et impera sah es die Spaltung zwischen dem englischen Mönchthum und dem fränkischen Bisthum, zwischen den deutschen Volksstämmen

zu erfüllen ſuchte. In beiden Häuſern des Parlaments lieſen die Redner ihre Batterien gegen einander ſpielen, während zugleich von allen Theilen des Landes her Bittſchriften für oder wider die Emancipation einliefen, Bittſchriften von denen die eine 40,000, die andre 50,000, die dritte 100,000, eine ſogar 160,000 Unterſchriften zählte. Die Bittſchrift der irländiſchen Proteſtanten gegen die Emancipation, die der Herzog von Cumberland ins Parlament brachte, war aus 1800 Pergamentfellen zuſammengeſetzt. Im Lande ſelbſt herrſchte der größte Tumult. Man ſtritt auf allen Straßen und in allen Häuſern. Am heftigſten gebärdeten ſich die Braunſchweiger, weil ſie die Schwächern waren. Sie erlaubten ſich jedes Mittel der Liſt und des Fanatismus, um die Gemüther gegen die Katholiken zu erbittern. Sie ſchickten unzählbare Schmähſchriften in alle Winkel des Landes aus, und ſammelten überall Unterſchriften für ihre Petitionen, wobei die gröbſten Betrügereien vorgingen. Mitten in dieſem Tumult donnerten die Geiſtlichen von der Kanzel herab, und es ſchien, als ob das ſechzehnte Jahrhundert wieder gekehrt ſey, als ob der Papſt, der Ablaßkram, die Inquiſition, die Scheiterhaufen, die Dominicaner und Jeſuiten ſchon vor den Thoren ſtünden. In Irland aber ging dieſe Partei noch weiter, die Braunſchweiger in dieſem Lande bewaffneten ſich und mißhandelten die Katholiken, um ſie zur Nothwehr zu reizen und dadurch einen Bürgerkrieg anzuzetteln, der ihnen lieber war als die Emancipation. Allein die Katholiken ließen ſich nicht irreführen und behielten die ruhige Haltung bei, die ihnen den Erfolg ſicherte.

Die Wahl eines Parlamentsgliedes zu Oxford war das Vorſpiel des Kampfes. Die Univerſität entſchied ſich am 28

und den Frankenkönigen gern. Bei ſeiner Tendenz zur Alleinherrſchaft über die Kirche und zur Uniformirung aller Angehörigen derſelben konnte es aber die nationalen Anſprüche jener Engländer z. B. auf die Mutterſprache im Kirchengebrauch nicht dulden, noch auch die Verheirathung der Prieſter. Die Prieſter in England aber verheiratheten ſich ohne Anſtand nach dem Bibelwort, welches vom Biſchof verlangt, er ſolle eines Weibes Mann ſeyn.

Der höchſt intereſſante Conflict der engliſchen und iriſchen Mönche und den von ihnen neu bekehrten Volksſtämmen und Herzogen mit dem Frankenkönig einer- und dem römiſchen Papſt andererſeits kam ſchließlich durch den h. Bonifacius zur Entſcheidung, welcher, obgleich ſelbſt ein engliſcher Mönch (urſprünglich Winfried genannt) und thätigſter Miſſionär oder Apoſtel der Deutſchen, doch dem Nationalitätsprincipe ſeiner Stammgenoſſen entſagte, der katholiſchen Einheit mit der ausſchließlich lateiniſchen Kirchenſprache huldigte und auch die Eiferſucht Roms und Frankreichs dadurch beſchwichtigte, daß er beiden zugleich über die deutſche Oppoſition zum Siege verhalf.

Schon im ſiebenten Jahrhundert trachteten die Deutſchen diesſeits des Rheins unter Leitung des bayriſchen Herzogs Theodo, eine unabhängige Nationalkirche zu gründen, was auch der Papſt gut hieß, damit das ſchon allzu mächtige Frankenreich an Deutſchland ein Gegengewicht erhielte. Aber der mächtige Hausmeier Pipin von Heriſtal trieb die Widerſtrebenden zu Paaren und octroyirte ihnen fränkiſche Biſchöfe, die ſich freilich nur verhaßt machten. In der Mitte des achten Jahrhunderts erneuerte ſich die Oppoſition, welche diesſeits des Rheins eine deutſche Nationalkirche gründen wollte, unter dem bayriſchen Herzog Odilo, mit dem ſich Alemannen, Sachſen und ſogar Aquitenier verbanden. Auch Papſt Zacharias ſegnete damals dieſen Bund, weil er größere Furcht vor den Franken, als Scheu vor der nationalen Ketzerei der engliſchen Mönche hatte. Allein auch diesmal zog die Oppoſition den kürzern, denn Pipin der Kleine ſchlug an der Spitze des fränkiſchen Heerbanns die Bayern auf's Haupt, ließ den päpſtlichen Legaten Sergius vor ſich beſcheiden, ſpottete ihn aus und ſchickte ihn heim im Jahr 743.

Während dieser Händel hatte sich Winfried ganz auf die fränkische Seite gestellt, denn es war ihm nur um die Glaubenseinheit der Deutschen zu thun, welche allerdings der Franke eher durchführen konnte als der Bayer. Er hatte also den Vorstellungen Odilos nicht nachgegeben und diesmal auch des Papstes nicht geachtet, weil der Papst von der Politik abgewichen war, die ihm nach Winfrieds Anschauung allein geziemte. Das verschaffte ihm nun nach dem Siege der Franken ein solches Ansehen, daß auch der Papst sich gern seinen Weisungen fügte. Winfried, jetzt erst umgetauft in Bonifacius und als Erzbischof von Mainz zum Oberhirten Deutschlands ernannt, mußte um so gewisser triumphiren, als er mit den Franken die alles entscheidende Macht des Schwertes auf seiner Seite und überdies ein festes Programm hatte, ohne je zu schwanken und zu laviren. Dieses Programm war: Politische Einheit aller Deutschen unter dem Geschlecht Pipins und kirchliche Einheit unter dem römischen Papst. In dieser doppelten Einheit sollte zugleich die romanische Race mit der germanischen unzertrennlich verbunden und gemischt werden, so zwar, daß das germanische Element im Staat, das romanische mit der lateinischen Sprache in der Kirche vorherrschen sollte. Der Papst gewann dadurch so viel, daß er sich gern mit Frankreich versöhnte und Pipin den Kleinen, nach Beseitigung der unfähigen Merovinger mit der fränkischen Königskrone schmückte.

Die irischen und angelsächsischen Mönche, die in Deutschland als Missionäre hoch verehrt und heilig gehalten waren, setzten dem Bonifacius nicht geringen Widerstand entgegen, obgleich vergeblich, da jener die weltliche Macht für sich hatte. Es ist der Mühe werth, in diese Kämpfe hineinzublicken, obgleich es schwer ist, die ganze Wahrheit zu ermitteln, da uns keine andern als römische Quellen zu Gebote stehen, die in parteiischer Einseitigkeit die Gegner des Bonifacius mit schlecht verhaltenem Ingrimm als heillose Ketzer verdammen. Politisch von keiner großen Wichtigkeit, jedoch charakteristisch erscheint die Fehde des Bonifacius mit dem von Odilo begünstigten Abt Virgilius, einem irländischen Mönche, der eigentlich Feargil hieß. Ein Priester in Bayern, welcher der lateinischen

Sprache nicht mächtig war, hatte bei einer Taufe die lateiniſche Taufformel grammatikaliſch verhunzt und Bonifacius befahl ihm, die Taufe in richtigem Latein zu wiederholen. Virgilius aber verhinderte es, indem er das zufällige Sprachverſehen nur für Nebenſache erachtete, das einmal in der Taufe ertheilte Sakrament für die Hauptſache und für etwas ſo Heiliges, daß man nicht damit ſpielen dürfe. Das iſt gewiß ſehr entſcheidend für den Streit zwiſchen römiſchem Formalismus und Aeußerlichkeit und deutſcher Sachlichkeit und Innerlichkeit. In dieſem einzigen Falle triumphirte Bonifacius nicht, denn Papſt Zacharias war ſo vernünftig, ſich für Virgilius zu entſcheiden, und erhob ihn ſogar zum Biſchof von Salzburg, wo derſelbe ſegensreich wirkte. Bonifacius ließ hier viel Leidenſchaftlichkeit blicken, denn er ſuchte noch hinterdrein, wiewohl ebenſo vergeblich, den einſichtsvollen und gelehrten Virgilius zu verketzern, weil derſelbe lehrte, die Erde ſey rund und es gäbe Antipoden. Die Anhänger des Bonifacius verſchrien nun den Virgilius als einen Zauberer, ohne daß es ihnen gelang, ihm die Gunſt weder des Papſtes noch des Volkes zu entziehen. Der Glauben an den Zauberer Virgilius verbreitete ſich ſpäter nach Italien und man übertrug ihn auf den berühmten altrömiſchen Dichter desſelben Namens.

Ungleich wichtiger und folgenreicher waren die Kämpfe des Bonifacius gegen eine ziemliche Anzahl meiſt engliſcher Miſſionäre in mehr nördlich liegenden Landſchaften Deutſchlands und am Niederrhein. Die leider nur zu oberflächlichen Nachrichten bezichtigen ſie einfach als Ketzer und unzüchtige Prieſter. Das letztere Schimpfwort bezog die römiſche Geiſtlichkeit immer auf die verheiratheten Prieſter, ohne Rückſicht darauf, daß die Prieſterehe in England geſetzlich, auch in Deutſchland und ſelbſt in Frankreich herkömmlich und in der griechiſchen Kirche nicht nur geduldet, ſondern befohlen war. Die Quellen nennen uns die Ketzer Berchtere, Eanbrecht, Hunred, Eremwulf, lauter deutſche oder ſpeziell angelſächſiſche Namen. Ein anderer, dem Bonifacius ſehr abgeneigter ſog. Ketzer, welcher Clemens hieß, war gewiſſermaßen ſchon ein Vorläufer Luthers, ſofern er in der h. Schrift allein das Kriterium des chriſtlichen Glaubens

ſuchte, nicht aber in griechiſchen und römiſchen Concilienbeſchlüſſen und Dekreten. Der bedeutendſte aller damaligen Ketzer war Adalbert, gegen den daher auch Bonifacius am heftigſten eiferte. Derſelbe verwarf nämlich den ganzen Reliquien- und Heiligenkultus als heidniſch und unchriſtlich und widerrieth den Deutſchen die damals häufigen Pilgerreiſen nach Rom, denn von Rom könnten ſie nichts Gutes holen.

Bonifacius hatte ohne Zweifel den beſten Willen und handelte in Begeiſterung für eine große Sache, für die er auch Märtyrer geworden iſt. Als ihn die heidniſchen Frieſen erſchlugen, fanden ſie bei ihm eine Abſchrift der Bibel und zerſtachen ſie mit einem Schwerte, ohne jedoch, wie die Legende ſagt, einen Buchſtaben derſelben verletzen zu können. Darin liegt ein tiefer Sinn. Das einzige Attribut, welches dem „Apoſtel der Deutſchen" zukommt, iſt die h. Schrift. Darin liegt gleichſam ſchon die Reformation Luthers vorbedeutet, obgleich es auch grade wieder dieſer Bonifacius geweſen iſt, welcher den Widerſpruch zwiſchen der Bibel und dem auf Tradition und willkürliche Auslegung geſtellten römiſchen Papismus mißkennend, Deutſchland ſo an den Romanismus gebunden hat, daß daraus die ſchlimmſten Nachtheile nicht nur für die deutſche Nation insbeſondere, ſondern auch für die Chriſtenheit überhaupt hervorgegangen ſind. Der ſchlimme Erfolg aber kann uns nicht abhalten, unbedenklich vorauszuſetzen, daß Bonifacius in gutem Glauben *gehandelt habe*. Er konnte die Folgen noch nicht vorausſehen. Als ein Mönch aus England herüber gekommen, war er mit dem Naturell der Romanen, mit ihrem Egoismus, mit ihrem Hängen am Aeußerlichen und Sinnlichen und mit ihrem Mangel an germaniſcher Treue und Ehrlichkeit nicht vertraut genug. Er durchſchaute die Römer nicht genug und hielt ſie für fähig, dankbar zu ſeyn. Indem er das römiſche Papſtthum durch den feſten Verband mit der deutſchen Großmacht für lange Jahrhunderte ſicher ſtellte, kam ihm wohl keine Ahnung, daß ſich daſſelbe Papſtthum einſt im Bunde mit allen Laſtern des wieder aufgeweckten heidniſchen Römerthums gegen das ehrliche und fromme Deutſchland auflehnen und es ſchmählich unterdrücken würde.

Aus dem aber, was hier von den erſten Kämpfen des chriſtlichen Germanismus gegen den Romanismus mitgetheilt iſt, erhellt auch noch zur Belehrung unſerer Zeit, daß vom Arianismus der Gothen an bis zum Martyrium der eben ſo chriſtlich als deutſch geſinnten ſog. Ketzer Adalbert und Clemens ein zuſammenhängender Faden fortläuft, an den die deutſche Reformation im ſechszehnten Jahrhundert wieder angeknüpft hat.

Noch iſt zu bemerken, daß der **Bilderdienſt** der römiſchen Kirche, weil ſich in ihm doch nur die altheidniſche Bilderluſt des Südens abſpiegelte, die den Deutſchen auch ſchon zur Heidenzeit immer fremd geweſen war, in Deutſchland auf Widerſtand ſtieß. Karl der Große ſelbſt billigte ihn nicht. Eine Synode zu Frankfurt am Main, in der er den Vorſitz führte, verwarf ausdrücklich die abgöttiſche Anbetung der Bilder, wollte aber auch nicht, daß man die Bilder zerſtören ſolle. Letzteres deutet darauf hin, daß hie und da im Fränkiſchen Reiche Bilderſtürmerei vorgekommen war. Von dem Biſchof Claudius in Turin wiſſen wir gewiß, daß er überall in ſeiner Diöceſe die Bilder zerſtören ließ und ebenſo, daß der geiſtreiche und beſonnene Biſchof Agobard von Lyon, deſſen Schriften uns noch erhalten ſind, gegen die Bilderanbetung eiferte, beides noch im neunten Jahrhundert.

Der Anſchluß germaniſcher Stämme an die römiſche Kirche hinderte nicht, daß ſie noch lange ihren älteren Ritus beibehielten. So gaben die Weſtgothen in Spanien den ihrigen in Aragon erſt 1071, in Caſtilien erſt 1086 auf.

III.

Die Rettung der Christenheit durch die Deutschen.

Obgleich durch den Romanismus mehr inficirt, als es hätte geschehen sollen, that doch der Germanismus im frühern Mittelalter Wunder, indem er nicht nur durch seine bessern nationalen Charakterzüge die romanische Christenheit vielfach läuterte und veredelte, sondern auch die siegreichen Waffen der Deutschen allein die christliche Welt vor der Ueberwältigung durch den Islam schützten und retteten. Die erschlafften und tief verderbten Griechen und Römer hätten das nicht vermocht.

Erst als das tief herabgesunkene weströmische Reich von den Deutschen erobert wurde und deutsche Stämme, die sich früher oder später zum Christenthum bekehrten, in der Herrschaft über Rom abwechselten, konnte der Bischof von Rom sich vom byzantinischen Reiche allmälig unabhängig machen. Die Noth selbst, in die er gerieth, wenn die Wellen der Völkerwanderung über die Mauern Roms wegschlugen, kam dem Christenthum zu Gute, denn die Noth lehrt beten, läutert und kräftigt die Charaktere. Das war es, was dem römischen Bischof nach und nach eine höhere Autorität verlieh, als sie der höfische Patriarch in Byzanz ansprechen durfte. Seine Autorität stieg aber in dem Maße, in welchem das tapfere Volk der Franken unter den übrigen deutschen Stämmen der mächtigste wurde, auch auf Italien Einfluß übte und den Bischof in Rom gegen alle seine Feinde schützte.

Mittlerweile war im Orient aus der Mischung jüdischer und christlicher Vorstellungen mit den heidnischen Traditionen der Araber und Perser der Islam hervorgegangen, die Lehre Muhameds, und hatte unter dessen Nachfolgern die reißendsten Fortschritte gemacht, so daß er das ganze byzantinische Reich, soweit es in Asien und Afrika ausgebreitet war, eroberte und von Afrika hinüber Sici-

lien, Unteritalien, die Inſeln Sardinien und Korſika und ganz Spanien überſchwemmte, ja über die Pyrenäen tief in Frankreich eindrang.

Nun denke man ſich, was aus der Chriſtenheit geworden wäre, wenn der Islam ſich noch weiter in Europa ausgebreitet hätte? Man frage ſich, ob das äußerlich ſo ſehr geſchwächte und innerlich ſo tief corrumpirte Byzanz die Chriſtenheit hätte retten können? Ohne allen Zweifel würden die welterobernden Chalifen das ganze bisherige Gebiet der Chriſtenheit überwältigt haben, wenn ihnen nicht die Franken und die mit ihnen vereinigten, damals ſchon chriſtlichen Burgunder, Thüringer, Alemannen, Bayern und Longobarden bei Poitiers Halt geboten hätten, wo Karl Martell die Muhamedaner ſo gründlich beſiegte, daß ihrer 300,000 todt auf dem Platze blieben. Durch dieſe große Schlacht wurde die Chriſtenheit gerettet. Sie wurde es noch durch andere ſiegreiche Schlachten der Deutſchen im Kampf wider die heidniſchen Hunnen, Avaren, Ungarn, Slaven und Normanen, die von Oſten und Norden her kaum weniger ſtürmiſch in das chriſtliche Gebiet eindrangen.

Ich habe ſchon vor vielen Jahren einmal das deutſche Volk mit dem großen Chriſtoph verglichen, denn wie dieſer nach der Legende das Chriſtkind durch tiefe Gewäſſer trug, ſo unſer Volk das Chriſtenthum durch die Fluthen der Völkerwanderung. Kein anderes Volk wäre ſtark genug dazu geweſen. Bedeutungsvoll wählten die Deutſchen zu ihrem Schutzpatron den Erzengel Michael, d. h. den kriegeriſchen Engel, der ritterlich den Lucifer und ſeine finſteren Schaaren bekämpfte und ſeine Lanze dem urböſen Lintwurm in den Rachen ſtieß. Das Chriſtenthum bedurfte ritterlicher Kämpfer gegenüber dem Islam und den vielen kriegeriſchen Heidenvölkern. Als der Frankenkönig Chlodwig Chriſt wurde, ſich in der evangeliſchen Geſchichte unterrichten ließ und vom Tode des Heilands am Kreuze hörte, zog er zornig das Schwert aus der Scheide und rief: „O wären meine Franken dabei geweſen“! Sehr charakteriſtiſch für die Deutſchen, als Streiter Gottes, iſt der altſächſiſche Heliand, jene wundervolle Dichtung, in welcher Chriſtus ſelbſt vorzugsweiſe ritterlich aufgefaßt iſt. In dieſem Gedicht hat ſich der deutſche

Geist in den christlichen tiefer versenkt, als in gar manchen spätern theologischen Systemen deutscher Professoren.

Zum Dank für den Segen des Christenthums, den die Deutschen vom römischen Volk empfingen, brachten sie demselben eine reiche Gegengabe wie in der körperlichen Kraft und Gesundheit, so in dem sittlichen Adel, der Ehrenhaftigkeit und Keuschheit ihrer Race. Indem sie das römische Reich eroberten und in den Provinzen desselben sich niederließen und nach und nach mit den römischen Einwohnern sich vermischten, kräftigten und verjüngten sie diese Romanen und gossen wieder edleres Blut in ihre Adern.

Denn trotz des Christenthums, was die Griechen und Romanen vor den Germanen anfangs voraus hatten, waren sie durch die lange heidnische Corruption, die ihrer christlichen Bekehrung voran gegangen war, noch immer physisch und moralisch entnervt und verpestet geblieben. Ohne diese Corruption wäre das so große, über drei Welttheile ausgebreitete, alle Länder des Mittelmeers umfassende römische Reich nicht vor den Deutschen zusammengebrochen, denn in seiner staatlichen Organisation hatte es eine viel mächtigere Einheit und reichere Hülfsmittel besessen, als die immer nur einzeln, nach und nach und niemals vereint anrückenden deutschen Völkerstämme. Aber die einst so berühmten Römer waren entartet, so daß auch das Christenthum ihre Corruption nicht zu bemeistern vermochte. So lange es nur noch wenige Christen gab und dieselben von der Mehrheit der Heiden verfolgt wurden, erprobte sich der echt christliche Glaube und Wandel dieser wenigen. In dem Maß aber, wie die Verfolgungen aufhörten und die römischen Kaiser selbst, durch äußere Feinde bedrängt, den Religionskampf im Innern am leichtesten beendigen zu können glaubten, wenn sie selber Christen würden und das Christenthum zur Staatsreligion machten, traten Millionen Heiden auch nur aus Politik und weil es die Kaiser so befahlen, ohne innern Antrieb zum Christenthum über und pflegten, wenn sie sich auch bekreuzigt hatten, fort und fort die alten Laster. Die alte Unzucht hörte keinen Augenblick auf. In Constantinopel selbst, wohin Constantin der Große den Mittelpunkt des Reichs verlegt hatte, dauerten die alten Circusspiele, das

ganze wahnsinnige Treiben eines nur an Schauspiele und sinnliche Genüsse gewohnten Volkes fort. Als die Angriffe der Deutschen auf das römische Gallien die Anwesenheit eines Nebenkaisers daselbst nothwendig machten und die damals große römische Stadt Trier Residenz dieses Kaisers wurde, gab sich auch dort die zahlreiche gallisch-römische Bevölkerung, trotz ihres Christenthums, der greulichsten Unzucht hin. Bischof Salvianus entwirft eine entsetzliche Schilderung der damaligen Trierer. Jedes Alter und Geschlecht wetteiferte in jeder Art von Unkeuschheit und Blutschande. Niemand hatte Sinn für etwas anderes als für Befriedigung der Sinnenlust und Theater. Dreimal wurde Trier von den Franken erobert und jedesmal wurde ein Theil der Stadt zerstört und ein Theil der römischen Einwohner kamen um. Die aber übrig blieben, dachten trotz alles Elends und Jammers an nichts, als an Wiederaufrichtung ihrer Theater, an denen ihre ganze Seele hing.

Auch darf man nicht vergessen, daß christliche Zucht um so weniger unter den verdorbenen Römern Platz greifen konnte, als ihnen der Glaube und das Vertrauen fehlte. Indem sie äußerlich die christlichen Gebräuche mitmachten, verlangten sie auch dafür von den Kaisern und vom Gott der Christen belohnt und wenigstens geschützt zu werden. Als nun aber die Deutschen von allen Seiten und immer wiederholt in das römische Reich einbrachen und die kaiserlichen Heere je länger je weniger im Stande waren, sie aufzuhalten, verbreitete sich im fünften Jahrhundert unter den römischen Christen die Meinung, das sey die Strafe dafür, daß sie von den alten Heidengöttern abgefallen seyen, *) was sie natürlich dem Christenthum abhold und ihnen die alten heidnischen, ihrer Sinnlichkeit so sehr schmeichelnden Gewohnheiten lieb und werth machte. Fromme und eifrige Bischöfe klagten über die heidnische Verdorbenheit ihrer Gemeinden und sehnten sich nicht selten, die deutschen Barbaren möchten bald kommen und das Land einnehmen, weil sie, obgleich noch Heiden, eine viel edlere und tugendhaftere Race seyen

*) Gfrörer, Kirchengeschichte II. 190, 989.

als die Römer, welche sich zwar Christen zu seyn rühmen, aber wie Heiden leben. Der oben genannte Salvianus in Marseille schrieb ein Buch de gubernatione Dei einzig zu dem Zweck, um die christlichen Römer durch das Beispiel der deutschen Heiden zu beschämen. Es ist gewiß höchst interessant, wie dieser ehrwürdige und einsichtsvolle christliche Priester des fünften Jahrhunderts die Deutschen den Römern genau auf dieselbe Weise als Muster aufstellt, wie es vierhundert Jahre früher Tacitus gethan hatte. Er schrieb in jenem Buch: „Zwar bekennen sich die Romanen zum christlichen Glauben aber nicht der Glaube macht den Christen aus, sondern der Wandel. Ein wahrer Christ ist nicht, wer nur immer den Namen des Herrn im Munde führt, sondern der nach seinen Geboten lebt." Das Stärkste, was er zum Lobe der Deutschen sagt, ist die Bemerkung, wo die Deutschen als Eroberer hinkämen, brächten sie eine so gute sittliche Zucht mit, daß selbst die Römer keuscher würden. Ja obgleich die Römer in Gallien katholisch und die Burgunder, Gothen und Vandalen, Arianer waren, gesteht doch der katholische Bischof von Marseille gerne ein, jene Deutschen seyen, obgleich unschuldigerweise einer Irrlehre verfallen, doch viel bessere Christen als die katholischen, von allen Lastern trunknen Romanen, „unter denen schon derjenige für einen Heiligen erachtet würde, der nur weniger lasterhaft sey als die andern".

Wo die deutschen Eroberer hinkamen, wurden die Sitten besser. Bleibt, sagte König Gundobald zu seinen Burgundern, im stolzen Bewußtseyn eurer edlen Race, eurer Kraft, Tapferkeit, Keuschheit und Treue, und vermischt euch niemals mit jenem römischen Gesindel, das durch seine Laster so verächtlich ist! Wie eine frische Quelle klärte die deutsche Einwanderung den Sumpf im altrömischen Reiche und verlieh der Kirche eine Stärke, ohne welche sie weder dem Islam von außen, noch der nachwirkenden heidnischen Corruption im Innern hätte widerstehen können, und ohne welche sie niemals dem byzantinischen Cäsaropapismus entronnen, niemals eine unabhängige Kirche geworden wäre. Die Deutschen brachten, indem sie sich in das altrömische Reich ergossen und dessen Herrn wurden, edle Eigenschaften mit, gleichsam ein reines Gefäß, um den christ-

Februar gegen Peel für Inglis, und dieſer kleine zufällige Sieg wurde von den Braunſchweigern mit Affectation zu einer Wichtigkeit erhoben, die er nicht hatte. Weit wichtiger hätten die raſtloſen Bemühungen des Herzogs von Cümberland beim König werden können. Schon hieß es, er habe ihn gegen die Emancipation geſtimmt, und die Gemüther geriethen in die heftigſte Bewegung, als man erfuhr, Wellington habe am 4 März mit allen übrigen Miniſtern im Conſeil eine energiſche Erklärung gegeben und mit dem Austritt des ganzen Miniſteriums gedroht, falls die Emancipationsſache rückgängig würde, worauf der bisher unentſchloſſene König ihm definitiv ſeine Zuſtimmung gegeben.

In Folge dieſes Conſeils brachte Peel ſchon am folgenden Tag, am 5 März, den Vorſchlag zur Emancipation vor das Parlament und hielt eine der denkwürdigſten und folgereichſten Reden, die je in England gehalten wurden. In der Emancipationsbill wurde verlangt: 1) die Katholiken ſollen mit den Proteſtanten gleiche bürgerliche Rechte erhalten; 2) ſie ſollen in beiden Häuſern des Parlaments gewählt werden können, ohne den bisher vorgeſchriebenen Eid gegen die Transſubſtantiation zu leiſten; 3) doch bleiben ſie, um einen Mißbrauch ihrer Gewalt zu verhüten, von den wichtigen Stellen eines Lordkanzlers (erſten Miniſters) und des Vicekönigs von Irland ausgeſchloſſen, ſo wie von allen Stellen, die unter der Aufſicht der engliſchen Kirche ſtehen; 4) in kirchlicher Hinſicht werden die Katholiken den Diſſenters gleich geſtellt; 5) die Klöſter dürfen nicht erweitert werden; 6) Jeſuiten ſind gänzlich auszuſchließen; 7) es wird kein Concordat mit dem Papſte geſchloſſen, und England verläßt ſeinen Grundſatz nicht, nie mit dem Papſte zu unterhandeln. — Um aber den Triumph

lichen Geiſt darin aufzunehmen, zum Unterſchied von dem unreinen Gefäß der ſo tief entſittlichten Byzantiner, Italiener und Gallier. Die altromaniſche Bevölkerung wurde überall durch die germaniſche aufgefriſcht, verjüngt. Als Unterworfene mußten die Romanen die Sitten ihrer germaniſchen Herrn annehmen, auch die deutſche Tracht. Die alten Römer hatten niemals Beinkleider getragen, ihre Weiber niemals Röcke, Mieder und Hauben. Nacktheiten, den Deutſchen ein Greuel, waren den Romanen etwas Gewöhnliches. Seit der deutſchen Eroberung wurde die keuſche deutſche Kleidung in allen romaniſchen Ländern üblich und iſt es heute noch. Anfangs bedienten ſich die deutſchen Eroberer auch noch ausſchließlich ihrer Mutterſprache und erſt allmälig entſtanden die neuromaniſchen Mundarten des Italieniſchen, Spaniſchen, Franzöſiſchen, in denen ein deutſcher Beſtandtheil die großen Veränderungen des lateiniſchen Sprachſtoffs herbeiführte.

Der Einfluß des deutſchen Geiſtes und Weſens auf die romaniſche Welt war in jeder Beziehung ein wohlthätiger. Mit Recht ſagt Montesquieu, alles, was die Franzoſen an Ehre, Recht, Freiheit beſäßen, hätten ihnen die Franken aus den deutſchen Wäldern mitgebracht, denn die alten Gallier beſaßen nichts mehr davon. In Italien war der Reſt der altrömiſchen Einwohner von den Longobarden alles Grund und Bodens beraubt und zu Knechten gemacht worden. Während des ganzen Mittelalters war der Adel Italiens in den Städten wie auf dem Lande, ausſchließlich deutſcher Adel mit deutſchen Namen, was er ſpäter undankbar verleugnet hat. Dagegen rühmt ſich heute noch jeder edle Spanier, von den Gothen abzuſtammen. Alle romaniſchen Länder empfingen von ihren deutſchen Eroberern eine neue freiheitliche Verfaſſung und Rechte, welche ſie unter der altrömiſchen Deſpotie gänzlich entbehrt hatten.

Durch die deutſchen Männer drangen Begriffe von perſönlicher Ehrenhaftigkeit, Ritterlichkeit und Treue, durch die deutſchen Frauen Begriffe von Häuslichkeit, Treue, Keuſchheit in die romaniſche Welt ein, die höchſt wohlthätig auf dieſelbe wirkten und ihr erſt den ſog. romantiſchen Charakter verliehen, welcher die ältere franzöſiſche,

provenzalische, italienische und spanische Poesie so auffallend von der sog. classischen unterscheidet.

IV.

Die Romantik.

Mit der südlichen Sinnengluth, lebhaften Phantasie, Liebe zum Bunten und Prächtigen, leichten Erregbarkeit und Wundersucht contrastirt die nordische Innerlichkeit, Einfachheit, nüchterne Vernünftigkeit und strenge Gewissenhaftigkeit. Daraus folgte, daß der Supranaturalismus oder die Lehre vom Uebernatürlichen, die Romanen in eine weit reichere und buntere, aber auch werthlosere, weil nur illusorische Wunderwelt einhüllen mußte, als die Germanen. Die ersteren wollten wie die Kinder, alles, was sie aus der Ferne reizte, gleich haben, das Unsichtbare sehen, das Ungreifbare mit Händen greifen, umarmen und küssen, das unnahbar Heiligste selber ganz naiv in den Mund stecken. Die Germanen waren insofern viel vernünftiger, zurückhaltender und bescheidener. Hatten sie doch schon als Heiden nur unsichtbare Gottheiten verehrt und eine heilige Scheu vor ihnen gehabt. Man contrastirt die beiden Racen am richtigsten, wenn man den Romanen mehr Aeußerlichkeit, den Germanen mehr Innerlichkeit zuerkennt. Die ersteren haben eigentlich keine Ahnung, daß sich Gott in unserem Innern offenbaren könne. Was sie nicht sehen, das ist auch für sie nicht vorhanden. Deswegen machten sie sich schon zur Heidenzeit unzählige Bilder von den mannigfaltigsten Gottheiten, und mußten sie überall um sich haben. Deswegen genügte ihnen auch als Christen der Glaube an einen unsichtbaren Gott keineswegs, sie wollten und mußten ihn sehen und machten sich unzählige Bilder von ihm in mannigfaltigen menschlichen Formen oder auch in thierischen Sinnbildern und dazu noch von einer Menge Nebengötter und Halbgötter, d. h.

göttlichen Perſonen, einer göttlichen Mutter, von Engeln und Erzengeln, unzähligen Heiligen ꝛc. Das alles nahmen ſie aus ihrem Heidenthum in's Chriſtenthum mit hinüber und überluden damit auch die Deutſchen, die es wohl mit in den Kauf nahmen, die aber damit nicht ſo natürlich ſympathiſirten, wie die Romanen. Daher die natürliche Folge, daß weitaus die Mehrheit aller germaniſchen Völker in der Reformation die überreiche Wunderwelt der römiſchen Kirche als illuſoriſch erkannte, die auch im Augenblicke der Erkenntniß wie eine ſchöne Seifenblaſe vor ihnen zerplatzte.

Wie jene Wunder- und Bilderwelt, ſo war auch der Cultus und die äußere Werkheiligkeit das charakteriſtiſche Kennzeichen der romaniſchen oder ſüdeuropäiſchen Kirche. Ihr kam es nicht darauf an, daß der Prieſter wahrhaft fromm und ſittenrein, ſondern nur darauf, daß er geweiht war mit Waſſer, Oel und Chryſam und mit der Tonſur ꝛc., und eben ſo wenig kam es ihr darauf an, daß der Sünder innerlich und ernſtlich bereute und ſich beſſerte, wenn er nur die vorgeſchriebenen Aeußerlichkeiten verrichtete. Daraus erklärt ſich die Thatſache, daß der Klerus in den romaniſchen Ländern mehr den Ceremoniendienſt, die bildenden Künſte, die Legende und die ſpitzfindige Scholaſtik, in den germaniſchen Ländern aber mehr die Sittenlehre, Sittenſtrenge, Bußfertigkeit, zarte Gottesminne und tiefſinnige Myſtik ausbildete. Gleichwohl nahmen die Deutſchen vieles von den Romanen an. Die National-Charaktere miſchten ſich ein wenig, ſo weit dies bei heterogenen Nationen möglich iſt, wie es aber natürlich war, ſobald deutſche Herrn und römiſche Knechte, römiſche Prieſter und deutſche Laien ein Jahrhundert um das andere in demſelben großen Reiche zuſammenlebten.

Der Gegenſatz zwiſchen der romaniſchen und germaniſchen Race wurzelt in dem noch ältern Gegenſatz von Süd und Nord, Aequator und Pol. Im Süden kehrt ſich alles Leben an die Oberfläche und wird äußerlich, im Norden ſchließt es ſich mehr im Innern ein. Die Neger machen das Unbedeutendſte, was ihnen in die Augen fällt, zum Fetiſch, die Südſee-Inſulaner zum Tabu. In den Polarländern zittert man nur vor unſichtbaren Dämonen oder citirt ſie. Griechen und Römer beteten nur körperliche Götter an und formten

sie in Stein. Die alten Deutschen glaubten im geheimnißvollen Rauschen heiliger Bäume und Quellen die Stimmen unsichtbarer Mächte zu vernehmen.

Ohne Zweifel ging in das Christenthum der germanischen Völker auch etwas von ihrem ältern Heidenthum über. Das war aber von viel reinerer und unschuldigerer Art, als was Griechen und Römer in ihr Christenthum hinübertrugen. Die germanische Race war immer keuscher, ehrenhafter, vernünftiger, als die der südlichen Völker. Sie ließ sich nicht so leicht über Wahrheit und Recht hinwegtäuschen. Ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht, wie sie es aus der heidnischen Zeit mit hinübernahm, hat sich in ihr auch in der katholischen Zeit unter der Geistestyrannei Roms immer wieder gegen die römische Lüge aufgelehnt und ist endlich in der großen Reformation siegreich durchgedrungen. Wir sind es unsern edlen Vorfahren schuldig, zu ihren Ehren das Gute, was sie aus ihrem Heidenthum in's Christenthum mitbrachten, dem Schlechten gegenüber zu stellen, was die Römer aus dem ihrigen mitgebracht haben. Wie durch die ganze classische Mythologie der Griechen und Römer ein unsittlicher Grundzug hindurch geht, so durch die altgermanische ein sittlicher. Der classische Olymp entartete bekanntlich zu einer Art von Menagerie, denn der thierische Trieb bemeisterte sich aller Götter und Ovid's Metamorphosen rechtfertigten die grenzenlose Corruption der römischen Kaiserzeit durch das Vorbild göttlicher Unzucht im Himmel. Davon hielt das germanische Heidenthum sich rein.

Nirgends begegnet uns in den altdeutschen Dichtungen aus der ältern Heidenzeit eine Corruption, wie die altrömische gewesen war. Ueberall tritt uns hier ein gesundes Volkselement entgegen, eine gewisse Unschuld, Biederkeit und Ehrlichkeit auch im rauhen Gewande und ein hoher sittlicher Ernst. Wenn die uns erhaltenen altdeutschen Dichtungen ihrer Form wegen literarisch interessanter sind, so erreichen sie doch kaum die Fülle von Poesie und Lebensweisheit, die in den noch im Volksmunde lebenden Märchen enthalten sind. In beiden aber, in den alten Heldengedichten wie in den Volksmärchen, spiegelt sich der Geist eines edlen Volkes ab.

Grundzug in dieſer alten germaniſchen Poeſie iſt die Treue. Dieſe tritt überall im Nibelungenliede, im Heldenbuch, im Sagenkreiſe Karls des Großen als die Hauptſache auf's glänzendſte hervor und zwar als Gottestreue, Königstreue, Freundestreue, Gattentreue. Man denke an Sifrid, den Haupthelden der germaniſchen Sage, an die Haimonskinder, Lother und Maller, an die treue Bertha und Hildegard, an Genoveva, Griſeldis, Alexander von Metz. In der deutſchen Märchenwelt begegnet uns überall der nämliche Seelenadel und hier erſcheint derſelbe um ſo rührender, als er im Gegenſatz gegen die Prahlereien der romaniſchen Poeſie immer auf's Beſcheidenſte zur Erſcheinung kommt, ja oft in Knechts- und Magdgeſtalt. Aus dem ſtarken und dummen Hans entpuppt ſich im deutſchen Märchen der edelſte Held, aus der Aſchenbrödel eine zarte Königin, die erſt ihrer Tugend die Krone verdankt.

Durchmuſtert man unſere ganze reiche nationale Märchenwelt, ſo enthält dieſelbe in ihren poetiſchen Erzählungen zugleich eine muſterhafte Sittenlehre und der pädagogiſche Zweck leuchtet überall aus ihnen hervor, ſofern ſie den Kindern vorerzählt wurden.

Was wir jetzt Romantik nennen, war ein Hauptfaktor der Umwandlung, die mit den Deutſchen vorging, als ſie von der arianiſchen Lehre abfielen und zur römiſchen Kirche übergingen. Die Politik der Franken gegen die gothiſchen Stämme hat allerdings mitgewirkt, doch hatte die Hingebung des deutſchen Gemüthes an die katholiſchen Vorſtellungsweiſen auch noch einen tiefern Grund. Die deutſchen Eroberer behagten ſich in dem ſchönen Süden und gewannen nach und nach die Unterworfenen lieb. Derſelbe Zauber, den heute noch die ſchöne Natur der ſüdeuropäiſchen Länder und insbeſondere die Schönheit der Frauen auf deutſche Reiſende ausübt, hat zwar auf die erſten deutſchen Eroberer in der Völkerwanderung keine Macht gehabt, erlangte dieſelbe aber ſpäter. Anfangs brachten die Deutſchen ihre Weiber mit, heiratheten auch nur ehrbare und freie deutſche Jungfrauen und verachteten die verderbten Römerinnen. Allmälig aber nahmen die deutſchen Sieger mit der romaniſchen Sprache, wenigſtens zum Theil auch romaniſche Denk- und Gefühlsweiſe an, oder verſenkte ſich das deutſche Gemüth lie-

bend in die mancherlei Reize der südlichen Natur. Das war Romantik, etwas Neues, wie es die alten Römer nicht gekannt hatten, weil sie sich selbst nicht mit deutschen Augen ansehen konnten, was aber auch den Deutschen selbst neu war, weil sie erst in die südlichen Länder kommen mußten, um es kennen zu lernen.

Was insbesondere den katholischen Kirchenglauben betrifft, so bot die Poesie der Tradition und Legende vieles dar, was die Deutschen ansprechen mußte, und was sich mit den noch unvergessenen Erinnerungen ihres frühern Heidenthums fast unmerklich vermischte. So vergaßen sie die ursprüngliche Reinheit ihrer arianischen Gottesverehrung, vernachlässigten sie die Anbetung des alleinigen Gottes und verliebten sich allmälig in die poetischen Gestalten der katholischen Tradition und Legende, in eine neue verführerische Vielgötterei. Doch warfen sie sich an die Romanen nicht weg, denn sie waren noch die herrschende Nation. Sie brachten einen eigenen Charakter mit und prägten denselben der Romantik auf. In ihrem mittelalterlichen Katholicismus waltete noch die volle Energie und der ritterliche Geist der Nation. Es waren Helden, welche freiwillig das eiserne Knie vor dem Kreuze beugten, eine bewaffnete Gemeinde, die in Christo ihren Lehnsherrn erkannte. Denselben ritterlichen Charakter nahm auch der Mariendienst bei den Deutschen an. Aus den wilden Kriegern der Heidenzeit, die nur als Nachkommen und Geisteskinder Odins durch die Welt gestürmt hatten, waren Ritter hervorgegangen, welche schon lange vor der Zeit, ehe die eigentlich geistlichen Ritterorden auftauchten, ihr Schwert der Frauenehre, einer edlen Sitte, dem Schutz der Unschuld und der Vertheidigung des Rechtes weiheten und welche alles das Heilige, dem sie die Dienste ihres starken Armes weihten, in der himmlischen Jungfrau personificirt sahen.

War doch schon in der deutschen Heidenzeit der Unbarmherzigkeit der Odinsdiener ein Ritterthum edlerer Art entgegengetreten, wie es die alte Edda uns in Sigurd, die nordeuropäische Dichtung in Olger Danske ausgemalt hat, ein Ritterthum, welches dem Beherrscher der irdischen Zeit zum Trotz sich nur dem Dienste des Rechts und der Wahrheit, dem Schutz der Unschuld weihte und dabei durch die Huld einer himmlischen Jungfrau erfreut wurde,

(worüber man ausführlichere Auskunft am Schluſſe meiner vorchriſtlichen Unſterblichkeitslehre findet.) Ein Volk, das ſo großherzige und ſchöne Erinnerungen aus dem Heidenthum bewahrte, war in vorzüglichem Grade geeignet, den Mariencultus von der edelſten Seite aufzufaſſen.

Auch darin verleugnete ſich der altgermaniſche Geiſt nicht, daß man das Göttliche als eine geheimnißvolle und unſichtbare Macht lieber in heiligem Walddunkel als in plumpen Götzenbildern verehrte. Das war und blieb das Motiv der Wallfahrten. Damit hing auch der Zauber der Gothik zuſammen. In den kunſtreichen Spitzbogen und Thürmen der gothiſchen Kirchen hatte ſich der altdeutſche heidniſche Wald chriſtianiſirt, verklärt.

Die Romantik ging lediglich von den Deutſchen aus, denn ſie war nur der Ausdruck der Liebe, mit der ſie ſich allem Schönen in der romaniſchen Natur und Race hingab. Nie hätte es eine romantiſche Poeſie gegeben, wenn die Galloromanen, Italoromanen auf ſich ſelbſt beſchränkt geblieben wären. Sie empfingen die neue Poeſie erſt von den Deutſchen. So gingen aus dem weſtgothiſchen Adel die erſten provenzaliſchen Troubadours und die erſten ſpaniſchen Romanzendichter hervor. So mußte erſt der ſchwäbiſche Kaiſer Friedrich II. ſeinen Thron in Palermo aufſchlagen und die erſten Lieder in italieniſcher Sprache dichten. Selbſt in Dante wallte mehr deutſches als romaniſches Blut.

In der Liebe, welche die Deutſchen den Romanen widmeten, offenbarte ſich die ganze Uneigennützigkeit und Selbſtloſigkeit der deutſchen Race, während die Romanen immer eigennützig blieben und im Verkehr mit uns ſtets lieblos nur an ihr eigenes Intereſſe dachten. Wir waren ihnen überlegen an Geiſt und Gemüth, ohne ſtolz darauf zu ſeyn, ja ohne es zu merken. Wir trugen mehr Liebenswerthes in ſie hinein, als ſie beſaßen. Wir ehrten ſie mehr, als ſie es verdienten. Wir bekümmerten uns überhaupt um ſie, lernten gern von ihnen, hatten Intereſſe für ſie. Das erwiderten ſie aber niemals. Von jeher und bis auf den heutigen Tag kümmerten ſie ſich nur um ſich, lernten nie etwas von uns und blieben in gänzlicher Unwiſſenheit über deutſches Land, deutſches Volk,

deutsche Literatur. Dieser Gegensatz ist notorisch und gewiß von großer Bedeutung. Es geht daraus hervor, daß die germanische Race schon ihrer angeborenen Gemüthsart nach dem Christenthum wahlverwandt ist. Oder ist es etwas anderes als angeborener Seelenadel, der sich selbst über der Theilnahme an andern vergessen kann? Die Abwesenheit des Egoismus, das Sichhingeben an Andere und für Andere in reiner Unschuld und Gutmüthigkeit, kann dem, der diese Eigenschaften besitzt, ungemein nachtheilig werden. Er kann damit irre gehen, sich von andern täuschen und betrügen lassen. Die Gutmüthigkeit kann in Dummheit übergehen, wovon leider unsere Geschichte tausendfache Beispiele gibt, und doch ist di:se Gutmüthigkeit etwas Höheres und Edleres, als der raffinirte Egoismus und die Weltklugheit der romanischen Race, die welsche Arglist. Der Romane besteht nur auf seinem Recht und achtet nie das Recht eines andern Volks freiwillig, sondern nur wenn er muß. Der Deutsche achtet es freiwillig, mit Gewissenhaftigkeit und voller Uneigennützigkeit, blos weil es recht ist. Das ist eine moralische Ueberlegenheit, um die uns die Romanen beneiden müssen, selbst, wenn sie mit ihrer Verschmitztheit über uns triumphiren.

Unter der Herrschaft der Deutschen nahmen auch die Gallo-romanen, wie die Italiener, viel von jenem Romantischen an, was von den Deutschen ausgegangen war, das Ritterthum, die Frauenehre ꝛc. Aber es lag nicht ursprünglich in ihrer Race, deshalb immer und immer wieder die Gefühls- und Denkweise des heidnischen Rom bei ihnen zum Durchbruch kam. Die prosane Poesie der romanischen Race blieb angesteckt von dem Gift der altrömischen Corruption und hat dieselbe in der christlichen Zeit bis auf unsere Tage fortgesetzt. So lange die Franken ihre deutsche Sprache und Sitte in Gallien, die Longobarden in Italien beibehielten, konnte der schlechte Ton nicht wieder aufkommen; nachdem sie aber romanisirt waren, fing auch der alte Unfug wieder an. In Frankreich wurden die Dichtungen des altfränkischen Sagenkreises von Karl dem Großen durch die welschen Dichtungen des Sagenkreises von König Artus zurückgedrängt und in den letztern spiegelte sich schon

wieder die tiefe Corruption der altrömiſchen Kaiſerzeit. Die Artusromane wimmeln von Unſittlichkeiten, von buhleriſchen Weibern, übertölpelten Ehemännern, luſtigen Ehebruchs- und Verführungsgeſchichten. Ebenſo die zahlreichen Fabliaux und Contes, die ihnen nachfolgten. In Italien neigten die berühmteſten Dichter, welche Beifall an den kleinen Höfen und ſelbſt am päpſtlichen fanden, ganz derſelben luſtigen Frivolität zu, ja ſie durften hier, grade in der Nähe Roms, ſich auch Spöttereien erlauben, hinter denen ſich ſchon der Unglaube verſteckte. Der Uebertreibung der Scheinheiligkeit geſellte ſich die witzige Verſpottung des Heiligen ſelbſt zu, ganz ebenſo wie ſchon bei den Alten in der Zeit des dickſten Aberglaubens und der ſervilſten Vergötterungen der Spötter Lucian mit ſeinem Witz alle Gebildeten entzückt hatte. So im chriſtlichen Italien Boccaccio, Aretino, Poggio ꝛc.

Bis auf unſere Zeiten hat ſich in den von dem römiſchen Kirchenprinzip durchdrungenen Ländern neben der dickſten Superſtition und groben Werkheiligkeit des gemeinen Volks eine Neigung der gebildeten Klaſſen zu Sinnenluſt, Spott und Unglauben erhalten. Zu gleicher Zeit konnten in Frankreich die unglücklichen Hugenotten als Ketzer hingerichtet und der über alles Heilige ſpottende Voltaire bewundert werden.

V.

Der theokratiſche Grundgedanke des chriſtlich-germaniſchen Mittelalters.

Man hat in neuerer Zeit wohl oft über das chriſtlich-germaniſche Mittelalter geſpottet und den theokratiſchen Gedanken deſſelben, wie er von Karl dem Großen im Sinne des heil. Bonifacius verwirklicht wurde, für unpraktiſch und unnatürlich ausgegeben. Es läßt ſich auch in keiner Weiſe leugnen, daß jene Theokratie

etwas zu Ideales war, dem die Menſchen auf die Dauer nicht nachkommen konnten. Indeſſen macht es den Deutſchen doch Ehre, daß ſie allein es geweſen ſind, die ein ſo erhabenes, ſowohl Gottes als der Menſchheit allein würdiges Ideal erkannt und zu realiſiren verſucht haben. Das Ideal an ſich iſt nicht anzufechten, ſondern nur die Schwäche und Bosheit der Menſchen anzuklagen, die es nicht feſtzuhalten wußten.

Die Theokratie des Mittelalters ſah in Gott und ſeinem Wort allein die Quelle des Rechts wie der Macht und geſtattete ſämmtlichen ſterblichen Menſchen nur, Recht und Macht zu üben im Namen Gottes, als Beauftragte oder Lehnsträger Gottes und in den Schranken ſeines Gebotes. Dabei blieb alles, was die Seelen und ihre Beziehung zu Gott betraf, als das Gebiet der Kirche ſcharf abgeſondert von dem, was das äußere Leben und die weltliche Stellung im ſtaatlichen Gemeinweſen betraf. Die Einheit in der Kirche wurde durch den Papſt, die im weltlichen Reiche durch den Kaiſer gewahrt und beide, wenn auch in getrennten Gebieten der Wirkſamkeit, ſollten doch in brüderlicher Einigkeit die ihnen von Gott verliehenen großen Aemter verwalten. Von ihnen empfingen wieder die Biſchöfe der Kirche und die Beamten des weltlichen Reiches ihre Aemter zu Lehen, alles in den Schranken des göttlichen Geſetzes und im Dienſte Gottes. In gleicher Weiſe ſtellten ſich alle Stände, hohe und niedere, alle einzelnen Gemeinden und Genoſſenſchaften unmittelbar unter den Schutz Gottes und ſeiner Heiligen. In beiden Sphären der Kirche und des Staates aber ſtand den Gebietenden eine Controle der Gehorchenden zur Seite, dem Papſte das Concil, dem Biſchof das Kapitel, wie dem Kaiſer der Reichstag, dem Herzog der Landtag. In abſteigender und aufſteigender Bewegung ſymmetriſcher Glieder eine harmoniſche Einheit.

Es war im Grunde nur eine Uebertragung des germaniſchen Lehnweſens auf Reich und Kirche zugleich. Das Lehnweſen, was man heutzutage gröblich mißverſteht, war urſprünglich nur der Ausdruck der im deutſchen Grundweſen liegenden Treue, des gegenſeitigen herzlichen Vertrauens, des wohlwollenden und pflichttreuen Befehlens von oben, des freiwilligen Gehorchens von unten. Das iſt

der Katholiken bei Erſcheinung dieſer Bill zu mäßigen und den erbitterten Braunſchweigern auch einen kleinen Triumph zu gewähren, ſchlug Peel zu gleicher Zeit eine zweite Bill zur Aufhebung des Wahlrechts der Vierzig-Schillingsmänner vor. Am 10 März wurden beide Bills dem Unterhauſe förmlich vorgelegt.

Nunmehr wurde der Tumult noch ärger als zuvor, weil man der Entſcheidung näher kam. O'Connel und ſeine Anhänger erklärten ſich heftig gegen die Einſchränkungen der Emancipationsbill, ſofern ſie den Katholiken noch nicht Alles bewilligte, was ſie auf völlig gleichen Fuß mit den Proteſtanten ſetzte, und gegen die Wahlentfähigung der Schillingsmänner. Allein die Irländer fanden es noch für gerathen, ſich ruhig zu verhalten, und ſie beſchloſſen in einer Verſammlung zu Dublin am 16 März, ſich nicht zu widerſetzen. Deſto zorniger gebärdeten ſich die Braunſchweiger. Am 19 März wurde Wellington, als er das Oberhaus verließ, vom Pöbel inſultirt. Eine Menge Menſchen umringten ihn und ſtießen die gröbſten Schimpfreden gegen ihn aus. Er gab ſeinem Pferde die Sporen, aber man verfolgte ihn bis in ſeine Wohnung. Am 21 März mußte ſich Wellington mit Lord Winchelſea, dem eifrigſten Gegner der Emancipation, den er in Folge der Verhandlungen beleidigt hatte, duelliren. Er hatte den erſten Schuß und fehlte. Winchelſea war edel genug, ſeine Piſtole in die Luft zu feuern und dem Herzog Genugthuung anzubieten.

In beiden Häuſern wurde drei Wochen lang über die Emancipationsbill, äußerſt heftig, und zugleich gründlich debattirt. Was die Heftigkeit betrifft, ſo erwähnen wir nur folgende kleine Scenen. Lord Eldon brachte eine Bittſchrift von Frauen für die Emancipation. Lord King frug: ob es alte oder junge

die älteſte deutſche Verfaſſung, während die römiſche auf ſtetes Mißtrauen gegründet nur ein ängſtliches Abzirkeln von Rechten war. Jene deutſche Anſchauung tritt auch deutlich aus dem herrlichen altſächſiſchen Gedicht, dem Heliand hervor, in welchem das Verhältniß der Chriſten zum Heiland kein anderes iſt, als das getreuer Vaſallen zu ihrem Lehns- und Kriegsherrn.

Eine ſo ideale Auffaſſung der Theokratie im kirchlich ſtaatlichen Dualismus konnte nur von Germanen ausgehen, denn ſie ſetzte eine Treue voraus, deren nur Germanen fähig waren. Und eben das war der große Irrthum, daß Karl der Große die Romanen der gleichen Treue fähig hielt. Ohne Zweifel hätten ſich die beiden Brennpunkte der großen theokratiſchen Sphäre des Mittelalters einander nicht ſo feindlich entgegengeſetzt, wenn das Reich ein rein germaniſches geweſen wäre und nicht ein romaniſches Element in ſich aufgenommen hätte. Einer der beiden Brennpunkte fiel in den romaniſchen Süden und von ihm ging die Störung aus. Nur der Antagonismus der Racen zerriß die ſchöne Harmonie und nur die Romanen waren es, von denen der Riß zuerſt verſucht und durchgeführt wurde, in der Losreißung des romaniſirten Frankreich von Deutſchland und in dem immerwährenden Kampf der Italiener gegen die Deutſchen zum Zwecke derſelben Losreißung. Erſt aus dieſem Racenkampf ging der Inveſtiturſtreit, das rieſenhafte Ringen des Papſtthums mit dem Kaiſerthum hervor, indem die Päpſte mit den Italienern und Franzoſen gemeine Sache machten gegen die Deutſchen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob es nicht beſſer und natürlicher geweſen wäre, wenn der deutſche Kaiſer als Herr der abendländiſchen Chriſtenheit Kraft des Uebergewichts der deutſchen Race, den geiſtlichen Brennpunkt, wie den weltlichen, aus dem romaniſchen Nebentheil des Reichs in den germaniſchen Haupttheil verlegt hätte. Es war nicht gut, daß die Kirche den romaniſchen Charakter beibehielt und nur das weltliche Reich den germaniſchen. Jedenfalls hätten die Deutſchen in überwiegender oder wenigſtens in gleicher Zahl zur päpſtlichen Würde gelangen ſollen, wie die Romanen. Die Deutſchen waren in dieſer Beziehung viel zu beſcheiden und zu gut-

müthig. Sie waren dafür, daß ſie von Rom aus das Chriſtenthum empfangen hatten, dankbar genug geweſen, indem ſie Rom vor Byzantinern und Muhamedanern beſchirmt und dem Chriſtenthum eine neue Kraft auch des Geiſtes verliehen hatten, es wäre nicht nöthig geweſen, die Dankbarkeit bis zu dem Grade von Duldung auszudehnen, der es dem romaniſchen Racenhaſſe möglich machte, ſich des Papſtes gegen die Deutſchen zu bedienen.

Die ideale Theokratie des deutſchen Mittelalters hat durch den welſchen Neid und die welſche Argliſt längſt ihr Ende gefunden, doch hat ſie uns noch den ſichtbaren Ausdruck ihrer Heiligkeit in der unvergänglichen Steinſchrift ihrer gothiſchen Dome hinterlaſſen. Dieſe bezeugen noch den rein germaniſchen Einfluß, den edelſten, den das Chriſtenthum je von einer Nation empfangen hat. Ehe die Gothik aufkam, waren die chriſtlichen Kirchen nur Nachahmungen der altrömiſchen Tempel und als die Gothik wieder abkam, wurden die neuen Kirchen auch wieder nur im Styl der Renaiſſance, d. h. des wiederaufgeweckten altrömiſchen Heidenthums gebaut. Die Romanen kamen nie aus ihren heidniſchen Tempeln heraus, nur die Deutſchen haben es verſtanden, dem Gott der Chriſten ein eigenes, ſeiner würdiges, von den heidniſchen Tempeln durchaus verſchiedenes Haus zu bauen.

VI.

Werth der Gothik.

Griechen und Römer behielten, als ſie Chriſten wurden, den antik-heidniſchen Bauſtyl bei, mit wenigen Abänderungen. Erſt als die Deutſchen das römiſche Reich eroberten und alle Deutſche auch in ihrer nordiſchen Heimath das Chriſtenthum annahmen, bildete ſich allmälig ein neuer eigenthümlich chriſtlicher Bauſtyl aus. Man nannte denſelben anfangs romaniſch, obgleich ſich in ihm, namen-

lich im Verlaſſen der Kuppel und im Hochbau des Thurms ſchon deutlich der deutſche Charakter verrieth. Auch gehörte er ſchon der deutſchen Kaiſerzeit an. Als er ſich immer eigenthümlicher ausbildete und immer auffallender von dem älteren griechiſch-römiſchen Styl unterſchied, nannten ihn die Italiener den gothiſchen Styl und meinten damit etwas Barbariſches zu bezeichnen.

Bekanntlich charakteriſirt den gothiſchen Styl der Spitzbogen, den romaniſchen dagegen noch der antike Rundbogen. Aus den genauen Unterſuchungen des Herrn von Quandt hat ſich ergeben: 1) daß Spitzbogen in Frankreich in älteren Zeiten immer nur angewandt wurden, wo es galt, große Laſten zu tragen; und dagegen überall der Rundbogenſtyl vorherrſchte, wo dieſe Bedingung nicht eintrat und wo es rein auf den Geſchmack ankam; 2) daß es kein altes Gebäude in Frankreich gibt, in welchem der Spitzbogenſtyl durchgeführt wäre; 3) daß dieſe Durchführung des Spitzbogenſtyls als eines neuen Geſchmacks im Gegenſatz gegen den Rundbogenſtyl zuerſt in Deutſchland und zwar an der Kirche zu Memleben aus dem zehnten Jahrhundert vorkommt; 4) daß dieſer von den ſächſiſchen Ottonen ausgegangene Geſchmack von der römiſchen Geiſtlichkeit, die den Rundbogenſtyl feſthielt, ungern geſehen wurde; 5) daß er ſich gleichwohl Bahn brach; davon ſind die Dome zu Naumburg 1002—1050, zu Merſeburg 1013—1021, zu Baſel 1006—1019, zu Bamberg 1003—1012, die Sebalduskirche zu Nürnberg, der Dom zu Mainz 1100, der zu Worms 1110 ꝛc. ſichere Beweiſe; 6) daß der in Deutſchland ausgebildete Spitzbogenſtyl ſich erſt von Deutſchland aus nach andern Ländern verbreitete.

Die gothiſche Baukunſt iſt ausſchließlich die deutſche. Schon deshalb iſt es unverantwortlich, daß ſie ſo lange in den letzten Jahrhunderten, in denen der claſſiſche Geſchmack allein herrſchte, vergeſſen, unterſchätzt, ja ſogar verachtet wurde. Eine Kunſt, die uns Deutſchen allein eigen war und zu deren Höhe ſich die Kunſt keines andern Volkes erhoben hat, verdiente ſchon deswegen allein die Aufmerkſamkeit und Achtung aller Deutſchen.

Die gothiſche Baukunſt charakteriſirt ſich durch die ſenkrechte, die altgriechiſche durch die wagrechte Linie. Die alten Griechen

richteten Balken oder Säulen auf und breiteten darüber eine Decke aus. Daher waren ihre Dächer flach, wie sie es noch heute im Süden sind. Die Deutschen im Mittelalter neigten die Balken einander zu, daß sie einen Giebel bildeten, daher noch jetzt in ganz Deutschland das spitze Giebeldach vorherrscht.

Das rohe Gebälk veredelte sich bei den alten Griechen in Säulen und Plafonds, behielt aber die Grundform bei. In der gothischen Baukunst veredelte es sich in dem aus Stein gewölbten Spitzbogen, behielt aber ebenfalls die Grundform bei, den nach oben geschlossenen Winkel, das Streben zur Höhe. Der ganze Bau gipfelte sich im Thurm, bestand aber eigentlich aus einer Menge symmetrisch geordneter und proportional aufsteigender Giebel, Spitzbogen oder Thürmchen. Die gothische Baukunst kennt weder die Säule, noch den Plafond, noch die Wand zwischen den Säulen. Statt der Säule hat sie nur die unten sich an einander schmiegenden Schenkel des Spitzbogens; statt der glatten Decke hat sie nur Kreuzgewölbe; statt der Wand hat sie nur Fenster und Stabwerk, wie auch am Thurm überall das Licht durch das Stabwerk bricht.

Man hat nicht mit Unrecht vermuthet, daß die gothische Baukunst in einer dunklen Erinnerung an die heiligen Haine der alten Deutschen wurzelt, denn man wird nicht blos durch das Stab- und Laubwerk der Verzierungen, sondern auch durch die Grundformen der Spitzbogen, Gurten, Fialen und Thürme an den Tannenwald erinnert. Die Hauptschönheit der Tanne ist aber ihre Zuspitzung und Tendenz zur Höhe, das Vorbild aller gothischen Thürme. Hier ist der Grundgedanke plus ultra, d. h. das Streben sucht das höchste Ziel, wenn es auch wirklich nicht erreicht werden kann. Die ältere griechische und spätere römische Kirchenbaukunst will etwas Fertiges abrunden. Die äußere Kirche soll das Reich Gottes auf Erden fertig in sich schließen. Die gothische Kirchenbaukunst erkennt, das Ziel ist höher, als daß wir es erreichen können.

Die gothische Kirche besteht ursprünglich aus einem Hauptschiff, an welches sich niedere Gänge oder Seitenschiffe anschließen. Ist der Bau sehr hoch, so laufen von beiden Seiten schräge Strebepfeiler zu ihm auf, um ihn zu stützen. Sind Seitenschiffe

vorhanden, ſo ſpringen ſie oben in einem Bogen über dasſelbe hinweg.

Der Steinbau in ſteinreichen Gegenden läßt die mannigfaltigſten Abwechſelungen in den Seitenſchiffen, Strebepfeilern, Vorhallen, Chören und Chornischen, Fenſtern und Roſetten, Gurten und Stabwerk zu. In den ſteinarmen Ebenen Norddeutſchlands verlangt der Ziegelbau weniger Abweichungen und Verzierungen, imponirt dagegen durch Einfachheit, Feſtigkeit und Höhe des Schiffs wie der Thürme. Die Mauern bleiben hier geſchloſſen.

Ein großer Vorzug der gothiſchen Bauten vor den römiſchen iſt die Höhe. Der römiſche Rundbogen auf kurze Säulen geſtützt und das Tonnengewölbe oder die ganz flache Decke machen einen viel niedrigern und gedrückteren Eindruck, als das hohe gothiſche Schiff mit Spitzbogen auf ſchlanken Pfeilern, die oben in Kreuzgewölbe ſchließen.

Auch die innere Perſpektive iſt ſchöner und mannigfaltiger in den gothiſchen Kirchen. Die Pfeiler der letzteren wachſen wie Rohr oder Palmen in die Höhe und wölben ſich oben wie ein Palmenhain, nicht unterbrochen wie die römiſchen Säulen. Auch der Hinblick auf die Seitenſchiffe der gothiſchen Kirchen iſt ſchöner, ſey es daß dieſelben hoch und weit ſind, oder auch enger und niedriger. Im erſten Fall dehnt ſich gleichſam der Palmenhain aus und die Formen ſind es, die das Auge feſſeln. Im andern Fall wirkt durch die concentrirtere Beleuchtung mehr der Lichteffekt.

Der Chor der gothiſchen Kirche iſt höher und länger, als der der römiſchen, hinten auch weder glatt noch im Halbzirkel abgeſchloſſen, ſondern bildet hinten gleichſam eine halbe Roſette, oder wie ein Schneekryſtall mit Seitenflächen für die hohen Fenſter, oder auch für Seitenkapellen, die zuweilen unter ſich durch einen Gang verbunden vorkommen.

Die Verlängerung des Chors entſpricht überhaupt der Längenausdehnung der gothiſchen Kirchen, die nicht aus einem Punkt conſtruirt ſind, ſondern aus einer Linie, oder aus dem römiſchen Kreuz als Grundriß der Kirchen. Dieſes Kreuz bildet einen längeren Stamm mit zwei kürzeren Armen, während das ſog. griechiſche Kreuz

vier gleiche Arme hat. Die auf das Letztere gebauten griechischen Kirchen haben daher einen Mittelpunkt und oben eine Kuppel. Der gothische Bau hielt sich an die längere römische Grundform, gab aber die Seitenarme auf oder zog sie wenigstens sehr in's Kurze zusammen.

Der Vorzug der gothischen vor den römischen Kirchen besteht auch darin, daß der gothische Bau aus einer ganz klaren und einigen Construction heraus doch eine viel größere Mannigfaltigkeit von Linien entwickelt, wie der römische und zwar Linien, die nicht steif, sondern in lebendiger Bewegung erscheinen. Das ist nie bei römischen Säulen, die eine wagrechte Decke oder einen Rundbogen tragen, möglich, sondern nur bei ununterbrochenen rohr- und palmenartig aufwachsenden Pfeilern, deren Linien sich reizend durchschneiden und verschlingen und doch harmonisch im Kreuzgewölbe abschließen. Außer mit einem majestätischen und zugleich lieblichen Palmenwalde hat man diese Pfeilerconstruction auch verglichen mit einem Springbrunnen, der seine lebendigen Strahlen regelmäßig nach verschiedenen Seiten ausstrahlt. Es versteht sich von selbst, daß die Harmonie des Ganzen durch die Mannigfaltigkeit, die von ihr beherrscht wird, gewinnt. Daher das auffallende und doch natürliche Bestreben der Gothik nach möglichster Durchsichtigkeit und scheinbarer Leichtigkeit des Steinbaues. Daher sie auch die schmalen Pfeiler und zierlichen Pfeilerbündel liebt, nicht aber dicke und massenhafte Pfeiler, die überdieß die Perspektive versperren oder verdunkeln.

„Die gothische Baukunst ist die wahre christliche erbauliche Baukunst, ihr Bau steigt wie ein Gebet, wie ein geistlicher Gesang mit Orgelton und Glockenton zum Himmel." So schrieb v. d. Hagen in seinen Briefen in die Heimath II, 289. Görres nannte in seinen Aphorismen über die Kunst die Gothik eine versteinerte Musik. In der That gleichen ihre proportional-aufsteigenden und symmetrisch sich reproducirenden Spitzbogen und Fialen den Fugen Sebastian Bachs. Ueberhaupt besteht eine geheimnißvolle Wahlverwandtschaft zwischen Architektur und Musik, den eigentlich germanischen Künsten, während Sculptur und Malerei vorzugsweise romanische Künste sind.

Wenn in dieser geistreichen architektonischen Symbolik die Beziehung der Erde zum Himmel das Hauptmoment ist, so wird doch

auch in der innern Harmonie aller Theile zum Ganzen der gothiſche Bau ein Sinnbild der deutſchen Nation, wie ſie noch zur Zeit der frommen Kaiſer, unter welchen dieſe Kirchen entſtanden, organiſirt und aus verſchiedenartigen Gliederungen doch zu einem großartigen und ſchönen Ganzen zuſammengefügt war. Kein Pfeiler, kein Schwibbogen, kein Thürmchen, kein Fenſter war dem andern vollkommen ähnlich, und doch machten ſie alle zuſammen nur einen harmoniſchen Eindruck. So ſollte ſich der moderne Particularismus mit ſeinem „berechtigten Sonderintereſſe“ nicht iſoliren, nicht vom Ganzen losreißen, ſondern dem ſtarken Geſammtreich wieder einfügen.

Im Verlauf der Zeit artete die gothiſche Baukunſt einigermaßen aus. In England nämlich wurde die ältere rein gothiſche Form des Spitzbogens und der pyramidaliſchen Zuſpitzung in's Quadratiſche, in vorherrſchende Parallellinien, in den Niederlanden und Frankreich mehr in's Rundliche entſtellt. In England nämlich fing man an, den Fenſtern mehr Bedeutung zu geben, als dem übrigen Bau, daher Doppelfenſter mit vielem perpendikulären Stabwerk anzulegen, woraus ſich eine Art Staketenform ergab, dem auch die übrigen freien und pflanzenhaft ausrankenden Ornamente ſich anreihen mußten, in Reihe und Glied geſtellt wie Orgelpfeifen. Diesſeits der Nordſee gab man eben ſo einſeitig dem Portal die höchſte Bedeutung, vergrößerte dasſelbe auf Koſten des übrigen Baues und dehnte es ebenſo in die Breite, wie man in England alles in die Länge zog. Daraus folgte auch ein Breiterwerden des ganzen Baues und wie man das Portal überaus reich und mannigfaltig ausſchmückte, ſo überzog ſich auch der ganze Bau mit viel reichern Ornamenten und Umrankungen als früher.

Im echt gothiſchen Styl ſind Sculptur und Malerei der Architektur principiell und unbedingt untergeordnet und dürfen niemals das Intereſſe vom ganzen Bau auf ein einzelnes Bildwerk hinlenken. So ſchloß ſich die Glasmalerei lediglich dienend der Architektur in den Fenſtern an, ebenſo die Sculptur in verhältnißmäßig wenigen und kleinen Statuen und Schnitzwerken an Portalen, Taufſteinen, Altären, Chorſtühlen. Inſofern trat die echte Gothik in den beſtimmteſten Gegenſatz gegen die byzantiniſche und ſpätere römiſche

Bauweise, die den Mosaik- und Freskobildern das Uebergewicht gab und von den Kirchen nichts anderes verlangte, als daß sie für die Malerei recht breite Wände darbieten. Daß die Gothik im 16. Jahrhundert verlassen und aufgegeben wurde, hatte seinen Hauptgrund zwar nur im politischen und nationalen Interesse des romanischen Südens, welcher den Germanismus, dem es das ganze Mittelalter hindurch unterlegen war, um jeden Preis zurückdrängen und unterdrücken wollte. Weil er sich aber dazu der Renaissance bediente, welche die Wandmalereien des heidnischen Alterthums wieder in Flor brachte, ordnete er auch die kirchliche Architektur der Malerei unter und brauchte wieder breite Wände, um Fresken darauf zu malen oder Oelbilder daran zu hängen. Das wurde nun mit ein Grund, warum zur Zeit der Jesuitenherrschaft im katholischen Deutschland eine große Menge alte gothische Kirchen niedergerissen und durch häßliche Kirchen im jesuitischen Zopfstyl mit breiten Wänden für die Bilder, ersetzt wurden. Fast nur die größten gothischen Kirchen entgingen dieser jesuitischen Barbarei. Man hätte sich doch schämen müssen, den Kölner Dom, oder den Stephansthurm in Wien einzureißen. Man begnügte sich also, dergleichen große und berühmte Kirchen stehen zu lassen und nur nicht weiter auszubauen, wenn sie noch nicht fertig waren. Mit den kleinern Kirchen nahm man es aber nicht so genau und zerstörte alles Gothische. Die Lutheraner ehrten die alten gothischen Kirchen ungleich mehr, weshalb sich solche noch in großer Zahl in Sachsen, Thüringen, Hessen und Württemberg befinden, während im katholischen Franken, Bayern, Schwaben ꝛc. fast alle gothischen Kirchen auf dem Lande und aus den kleinen Städten verschwunden sind und man hier überall nur die geschmacklosen birnförmigen Thürme des Jesuitenstyles sieht.

Mancherlei ist in die gothischen Kirchen hineingekommen, was dem reinen und ursprünglichen Gedanken der Gothik nicht entspricht und dem Menschlichen mehr huldigt, als es in einem Gotteshause schicklich ist. Dahin gehören zunächst die Gräber und Grabdenkmäler. Es war verzeihlich, zu glauben, der unsterbliche Geist habe einen Nutzen davon, wenn der Leib, den er im Leben bewohnt, im

geweihten Raum der Kirche begraben werde. Aber es schickte sich nicht, den Weihrauchduft der Kirche mit Leichengeruch zu schänden, und noch viel weniger schickten sich die Grabdenkmäler, die den Ruhm sterblicher Menschen mit eitlem Prunke zur Schau trugen, in's Gotteshaus. Wenn der Tod repräsentirt seyn sollte, so doch gewiß nur durch das Grab Christi, zur Erinnerung der Menschwerdung Gottes und des Todes am Kreuze. Ebensowenig gehören Siegestrophäen, eroberte Fahnen aus blutigen Kriegen, die oft nur um nichtiger irdischer Zwecke willen geführt wurden, in's Gotteshaus. Es entsteht sogar die Frage, ob die scharfe Trennung des Chors vom Schiff der Kirche des Gotteshauses würdig war? weil sie ein Privilegium des Priesterstandes, welches bei heidnischen Indern und Aegyptern entschuldbar erscheint, in's Christenthum hinüber trug. Menschliche Macht und menschlicher Stolz machte sich auch in den Schloßkirchen und Schloßkapellen breit, in denen das Heilige gleichsam in den Dienst einer Familie hinabgezogen wurde, deren Gottseligkeit sich keineswegs immer nachweisen läßt. Kurz, weltliche Ansprüche drängten sich auch schon in die gothischen Kirchen ein und entweihten das Gotteshaus, doch immer noch in einem viel bescheideneren Maße, als es später in den im Renaissancestyl gebauten Kirchen geschehen ist.

Zweites Buch.

Die Versündigungen Roms an Deutschland.

I.

Die römiſche Hierarchie.

Die römiſche Kirche hat ſich mit ihrer Hierarchie, ihrer weltlichen Pracht, ihrem heidniſchen Bilderdienſt, ihrer furchtbaren Glaubenstyrannei und ihrer laxen Sündenvergebung gegenüber den ihr Gehorſamen offenbar ſehr weit vom ſittlichen Grundcharakter des wahren Chriſtenthums und von den einfachen Formen des apoſtoliſchen Zeitalters entfernt. Sie war aber eben die römiſche Kirche. Der Racencharakter, der ihr in den Augen anderer Racen zum Vorwurf gereicht, dient doch zugleich zu ihrer Entſchuldigung. Die Nachkommen der alten Römer von der ſüdeuropäiſchen Race können eben nicht anders ſeyn, als ſie ſind. Eine gewiſſe Art zu denken und zu handeln iſt ihnen angeboren und was auch in ihren Bereich kommt, ſie modificiren es nach ihrer Weiſe. So haben ſie auch das Chriſtenthum ſo lange manipulirt, bis es am Ende ganz romaniſch werden mußte.

Zur Eigenthümlichkeit ihrer Race gehört vor allem eine ſtärker entwickelte Sinnlichkeit und heißeres Blut, gepaart mit lebhafter Einbildungskraft und Schönheitsſinn. Dieſe Eigenſchaften prägten ſich ſchon zur Heidenzeit in der Pracht der Tempel und des Tempeldienſtes, in der Schönheit und Fülle der Götterbilder, in dem Luxus ihrer Mythen aus und, einmal daran gewöhnt, konnten ſie von den Erinnerungen daran nicht mehr laſſen und trugen dieſelben auch in den neuen chriſtlichen Glauben und Cultus über. Daher die Pracht und das Schaugepränge, die vielen Aeußerlichkeiten bei wenig

Innerlichkeit, in Bezug auf den Stifter der christlichen Religion selbst die fast ausschließliche Rücksicht auf seinen Leib und sein Blut, seine Reliquien, seine Bilder und Sinnbilder, überall auf das Körperliche und Aeußerliche. Daher auch die Ausschweifung vom einfachen Evangelium in die durchaus wieder mythenartige Tradition und Legende.

Unter allen Erinnerungen und Gewohnheiten, welche die Romanen aus ihrer heidnischen Vorzeit in das christliche Zeitalter mit hinüber nahmen, wirkte die an die Weltherrschaft am mächtigsten nach. Besonders in Rom selbst. Die ungeheure Stadt konnte nicht vergessen, daß sie drei Welttheile beherrscht und deren Reichthümer als Tribut empfangen hatte. Diese Weltherrschaft bestand zwar nicht mehr, doch kam es dem Bischof in Rom sehr zu statten, daß ihn die fränkischen Eroberer gegen den Kaiser in Constantinopel, gegen den Islam und gegen die Longobarden schützten und Karl der Große, indem er ein neues großes Reich gründete, als weltlicher Oberherr desselben den römischen Bischof oder Papst als geistlichen Oberherrn neben sich Platz nehmen ließ. Gegen diese deutsche Großmuth zeigte sich aber der römische Papst nicht dankbar, sondern trachtete, den deutschen Kaiser zu überlisten und sich über ihn emporzuschwingen, und zwar einzig im Interesse der romanischen Race, die sich dafür rächen wollte, daß sie von der deutschen war unterworfen worden. Den deutschen Kaiser zu schwächen und sich unterzuordnen und die romanischen Völkerschaften im Süden und Westen Europa's wieder die Oberhand in Europa gewinnen zu lassen, darauf zielten fortan alle päpstlichen Manöver hin.

Obgleich der Papst seine einflußreiche Stellung einzig der Gnade der Frankenkönige und nachher Karls des Großen verdankte und wenn er von diesen nicht so hoch gestellt worden wäre, ohnmächtiger Unterthan der Kaiser in Constantinopel und durch den Patriarchen daselbst zurückgesetzt worden wäre, leugnete er doch aus Racenstolz und Racenhaß den Deutschen Dank schuldig zu seyn, ab und gab sich einen Schein von absoluter Unabhängigkeit. Zu diesem Zweck leitete er seinen Rechtstitel nicht sowohl von der Schenkung Karls des Großen oder noch einer ältern, die ihm angeblich Constan-

tin der Große gemacht haben sollte, sondern vom Apostel Petrus her, dessen angebliches Grab in Rom er für den Felsen Petri ausgab, auf den Christus seine Kirche gebaut habe. Wie nahe auch dem Bischof von Rom diese Usurpation lag, so war sie doch aus dem Evangelium nicht gerechtfertigt. Denn wenn auch nach Matthäi 16, 18. 19. Christus den Apostel Petrus mit dem Schlüsselamt begabte, so war doch damit nur Petrus selbst gemeint und es steht kein Wort davon in der Bibel, daß diese Begabung auf den zufälligen Bischof der Stadt habe übergehen sollen, in welcher Petrus den Tod fand. Welcher vernünftige Christ möchte sich einbilden, daß Christus etwa Scheusalen wie Johannes XXIII. und Alexander VI. das Recht habe verleihen wollen, seine Gemeinde zu regieren und auf Erden und im Himmel zu binden und zu lösen? Uebrigens ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß Petrus nicht einmal beim ersten Concil oder bei der Ausgießung des h. Geistes zu Pfingsten den Vorsitz gehabt hat, sondern alle Apostel waren einander damals gleich. Ferner ist geltend gemacht worden, daß die Apostel nach 1. Petri 4, 7. und nach Jacobi 5, 8. 9. die Wiederkunft des Herrn, als ganz nahe erachtet haben, und daß damals Niemand an ein künftiges Papstthum in Rom gedacht hat. Gilt es die Continuität und das Alter, so ist ohne Zweifel die griechische Kirche älter als die römische, und gilt es die Dignität, d. h. wägt man die Kirchen nach der Treue ab, welche sie der ursprünglichen christlichen Lehre und Moral gehalten haben, so haben wieder die evangelischen Kirchen den Vorrang anzusprechen. Der römische Bischof brauchte den Apostel Petrus nur als Mittel. Sein Zweck war die Erneuerung des Anspruches auf Weltherrschaft in Rom. Der sog. Felsen Petri sollte nur den Thron der Cäsaren ersetzen, der Papst wollte gleich dem altrömischen Kaiser, nur in einer andern Façon, das ganze Erdreich beherrschen.

Die römische Hierarchie machte noch weitere Fälschungen, um sich von Alters her Vorrechte anzudichten, welche sie niemals besessen hatte. So wenig wie die Apostel hatten auch die Kirchenväter je etwas von einem Primat des römischen Stuhls gewußt. Auch auf den Concilien hatten andere Bischöfe, als der römische,

präſidirt und waren die Concilien immer nur vom Kaiſer berufen worden. Gegen die erſten Anmaßungen Roms hatten nicht nur oſtrömiſche Kaiſer, Patriarchen und Concilien, ſondern auch der h. Baſilius, der Vater des morgenländiſchen Mönchthums, proteſtirt. Nun aber wurden eine Menge Urkunden von Schenkungen, kirchlichen Satzungen, Wundergeſchichten ꝛc. geſchmiedet, die aus früheren Jahrhunderten herſtammen und durch welche der römiſche Papſt die Rechtmäßigkeit und das angeblich hohe Alter ſeines Primats, ſeines Kirchenſtaats und nicht nur hierarchiſcher Anmaßungen, ſondern auch gewiſſer dem hierarchiſchen Zweck dienender Dogmen und Legenden beweiſen wollte. Dem leichtgläubigen Volk konnte durch die römiſchen Pfaffen alles weiß gemacht werden und da überhaupt in jenen frühen Jahrhunderten faſt Niemand leſen und ſchreiben konnte, als eben dieſe Pfaffen, ſo mußte es ihnen auch leicht werden, ihren falſchen Urkunden Glauben zu verſchaffen.

Die Conſtantiniſche Schenkung wurde argliſtig erſonnen, um der romaniſchen Race zu ſchmeicheln, ſofern man ſie glauben machte, die Befreiung des römiſchen Biſchofs von der oſtrömiſchen Kirche ſchreibe ſich nicht erſt von den Frankenkönigen her, ſondern ſey ſchon ein national-romaniſcher Akt geweſen. Als nach dem Tode Karls des Großen die Enkel deſſelben ſich entzweiten, benutzte wieder Papſt Nikolaus I. dieſe Zwietracht, um auf Koſten des zerrütteten Kaiſerthums ſein Papſtthum zu heben. Damals wurden die falſchen Decretalen Iſidors geſchmiedet, jenes berüchtigte Machwerk, auf welchem zuerſt die volle Unabhängigkeit und Göttlichkeit der Papſtgewalt verkündet wurde. Durch dieſes Lügenſyſtem aber und durch die Anmaßung weltlicher Gewalt und weltlichen Prunks im Kirchenſtaat kam in die päpſtliche Hofhaltung bald die tiefſte Corruption. Römiſche Familien ſtritten ſich um den Beſitz des h. Stuhls, ſeiner Macht und reichen Einkünfte. Weiber miſchten ſich ein. Die buhleriſche Marozzia vergab den apoſtoliſchen Stuhl und damals ſchon nannte man das Papſtthum die babyloniſche Hure. Wirklich war der Hof des angeblichen Statthalters Chriſti auf Erden eine offene Hurenwirthſchaft. Und nun begreife man den Unterſchied zwiſchen romaniſcher Untreue und deutſcher Treue. Die ſächſiſchen Kaiſer,

die den Karolingischen nachfolgten, benutzten die Zerrüttung des römischen Papstthums nicht, um es zu schwächen und zu erniedrigen, wie kurz vorher die Päpste die Zerrüttung im Kaiserhause zur Schwächung des kaiserlichen Ansehens überhaupt und zur Ueberhebung des päpstlichen ausgenutzt hatten, sondern sie blieben dem theokratischen Grundgedanken des h. Bonifacius treu, und gaben dem durch sich selbst geschändeten Papstthum sein ehrwürdiges Ansehen zurück, indem sie eine Zeit lang statt der romanischen Bösewichte und Wollüstlinge fromme deutsche, sittlich reine und edle Männer auf den päpstlichen Stuhl setzten und den römischen Kloak wieder reinigten.

Kaum aber kam unter den folgenden salischen Kaisern wieder Zerrüttung in's deutsche Reich, als dieselbe auch gleich wieder von den Päpsten in ihrem romanischen Interesse zur Unterdrückung der Deutschen benutzt wurde. Das war die Tendenz des berüchtigten Hildebrandismus. Hildebrand, als Papst Gregor VII. genannt, erhob die Macht des Papstthums hoch über die des Kaiserthums. Von dieser Zeit an mehrten sich auch die Fälschungen, die alle darauf berechnet waren, die Allmacht des Papstes als ein schon ursprünglich christliches und unmittelbar von Gott eingesetztes Institut und eine Menge Legendenwunder, welche diese päpstliche Anmaßung unterstützen sollten, für wahre Thatsachen auszugeben. Unter diesen Fälschungen spielten die von Gratian gesammelten Dekrete die Hauptrolle als ein Gesetzbuch, welches den ganzen päpstlichen Absolutismus in ein System brachte. Gregor hatte insofern Recht, als er dem Bubenregiment des damaligen deutschen Kaisers steuerte und als es überhaupt nöthig war, der Verwilderung auf dem weltlichen Gebiete und dem Uebermuth weltlicher Herrn mit sittlichem Ernst entgegenzutreten. Diese schöne und würdige Aufgabe hatte sich der neue Mönchsorden der Cluniacenser gesetzt, der dadurch in großem Ansehen stand und mit diesem Ansehen auch den Papst unterstützte. Der Papst jedoch gehorchte nicht einer sittlichen Pflicht, sondern trat das unsittliche Regiment des Kaisers wesentlich zu dem Zweck nieder, das Papstthum allein mächtig zu machen, und wenn er vielleicht auch nicht geahnt hat, daß die Päpste nach ihm ein noch viel unsittlicheres Regiment führen würden, als jemals die Kaiser, so hat

er doch dem Papſtthum eine ſo unverantwortliche Gewalt verliehen, daß ein Mißbrauch derſelben nicht ausbleiben konnte. Er zuerſt maßte ſich das Recht an, Fürſten zu entthronen, und behauptete dagegen die Heiligkeit aller Päpſte, da er doch wiſſen konnte, wie viele gottloſe Päpſte ſchon den heil. Stuhl geſchändet hatten.

Vieles kam ihm zu Statten, vor allem der fromme Glaube des deutſchen Volks, welches in ſeiner Unſchuld lange nicht merkte, wie ihm die romaniſche Herrſch- und Habgier unter der Maske der Religion argliſtig mitſpielte. Großen Nutzen zogen die folgenden Päpſte ſodann aus den Kreuzzügen, die der Papſt allein anordnete und als oberſter Kriegsherr der Chriſtenheit leitete. Indem nun der deutſche Kaiſer, die Könige von Frankreich, England, Spanien, Dänemark, Schweden, Polen und Ungarn gemeinſchaftlich das Kreuz nahmen, ordneten ſie ſich für den Zweck der Kreuzzüge in der That dem Papſte unter. Der Papſt aber gab bei jeder Gelegenheit auch zur Zeit der Kreuzzüge den Romanen und ihren Fürſten den Vorzug vor den Deutſchen und ihrem Kaiſer. Da die Kreuzzüge immer nur kurz dauerten, organiſirte ſich der Papſt in den geiſtlichen Ritterorden, die in ihm allein ihr Oberhaupt erkannten und von keinem weltlichen Monarchen mehr abhingen, ein ſtehendes Heer und geſellte denſelben noch ein zweites in den Bettelmönchen zu, die ebenfalls allein von ihm abhängig und keinem Biſchof mehr unterworfen, die Völker bearbeiteten und im Gehorſam des Papſtes erhielten. Einer ſolchen Macht, wie ſie nunmehr die Päpſte entfalteten, mußten unſere heldenmüthigen Kaiſer aus dem edlen ſchwäbiſchen Geſchlecht der Hohenſtaufen am Ende unterliegen und Papſt Innocenz III. durfte der Welt verkünden, die von Karl dem Großen gegründete Theokratie des Mittelalters beſtehe *nicht mehr in dem Dualismus von Staat und Kirche*, von Kaiſer und Papſt, welche beide gleich berechtigt ſeyen, ſondern von nun an *herrſche die Kirche über den Staat* und empfange der Kaiſer ſein ſchwaches Anſehen nur noch vom Papſt, wie der Mond ſein ſchwächeres Licht von der Sonne.

Die Miſſion der Kirche war, fromme und ſittliche Menſchen zu erziehen und auf das Jenſeits vorzubereiten, aber nicht nach tyranniſcher

Weltherrschaft zu trachten. Das war nur romanischer Racenübermuth, was der christlichen Demuth geradezu widerspricht. Denn Christus hat nur freiwillige Anhänger und Jünger verlangt, keine gezwungenen. Auch hat er keine Hierarchie, keine Papstgewalt, am wenigsten die weltliche Herrschaft eines Papstes eingesetzt, sondern ausdrücklich gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Die römische Usurpation war eine Entstellung des Christenthums und ein Unrecht gegen alle andern Völker.

Was die christliche Kirchensprache betrifft, so war die römische Anmaßung, allen Nationen die römische aufzudrängen, eine durchaus unberechtigte, ein Unrecht gegen die Nationen. Denn wir lesen in der Apostelgeschichte, daß der heil. Geist, als er zum erstenmal zu Pfingsten sich auf die versammelten Jünger Jesu niederließ, aus ihnen in allen Zungen redete, und zwar einfach deshalb, damit allen Völkern in allen Sprachen das Evangelium verkündet werde. Wenn es eine einzige christliche Kirchensprache hätte geben sollen, so würde der heil. Geist nicht in so vielen Zungen geredet haben, und dann hätte die hebräische und die griechische Sprache den Vorzug verdient, in denen die heil. Bücher der Christenheit ursprünglich geschrieben sind, nicht aber die römische, die darauf so wenig einen Anspruch hatte, als die deutsche, slavische, persische, arabische, indische ꝛc.

In gleicher Weise war jede andere Anmaßung eines Vorzugs und einer Herrschaft der römischen Kirche unberechtigt, unvernünftig und ein Widerspruch gegen das wahre Christenthum. Die römische Hierarchie, eine aus der Priesteraristokratie hervorgegangene Monarchie, die sich zuletzt bis zu einer förmlichen Unfehlbarkeitserklärung, d. h. Vergötterung des Papstes hat zuspitzen wollen, schließt das Grundprinzip der christlichen Gemeinde, nämlich die Brüderlichkeit aller ihrer Mitglieder, von vorn herein aus. Zweitens will sie die christliche Wahrheit durch eine Lüge ersetzen. Wenn nämlich Christus spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! so macht der Papst daraus seine Universalmonarchie, ein Reich von dieser Welt mit einer Hofhaltung, mit Ministern, mit einer unersättlichen Finanzkammer, sogar mit Armeen. Wenn Christus spricht: Gebt dem

Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! so will dagegen der Papst die Macht aller Kaiser und Könige an sich reißen, über alle gebieten, sie nach Willkür ein- und absetzen, sich zum unumschränkten Herrn des ganzen Erdkreises aufwerfen.

Das ist nun nicht möglich, ohne eine Usurpation, die in die Rechte nicht nur aller Nationen, sondern auch in die aller weltlichen Staatsgewalten eingreift, mithin ungeheure Störungen der Völkerruhe, Revolutionen, unnatürliche und grausame Gewaltthaten herbeiführt. Es ist längst bekannt, wie lächerlich und verächtlich sich die Päpste durch ihre Anmaßung der Weltherrschaft gemacht haben, wenn sich erwies, sie seyen zu ohnmächtig dazu, und in welche grausame Ungeheuer sie sich verwandeln konnten, soweit sie wirklich Gewalt genug erlangten. Wie lächerlich machte sich Papst Bonifacius VIII., als er sich in der Bulle Unam sanctam zum Herrn der ganzen Erde erklärte, der schlaue König von Frankreich ihn aber beim Kopf nehmen ließ und einsperrte. Wie lächerlich machte sich Papst Paul V., als er das ganze Erdreich zwischen Spanien und Brasilien vertheilte, ohne daran zu denken, daß die ketzerischen Holländer und Engländer den besten Theil davon für sich nehmen würden. Wie lächerlich haben sich die Päpste noch in unserer Zeit gemacht, sofern sie die angeblich rechtmäßige Herrschaft über alle Christen, also auch über die griechischen Schismatiker und Protestanten ansprechen, und den Umstand ignoriren, daß mehr als zwei Drittheil der auf Erden lebenden Menschen nicht einmal Christen sind. Auf der andern Seite hat sich das Papstthum leider mehr als lächerlich, nämlich fürchterlich zu machen gewußt, sobald es ihm möglich wurde, die angemaßte Herrschaft wirklich zu erringen. Wie vieler Völker Glück hat es dadurch zerstört! Wie viele blutige Kriege, schauerliche Hinrichtungen und Martern unschuldiger Menschen hat einzig die römische Herrschsucht verursacht! Wie viele Trauerspiele hat sie in die Weltgeschichte eingeflochten! Wir Deutschen brauchen nur an das Ende der Hohenstaufen zu denken, das wir noch immer an ihren Henkern zu rächen schuldig geblieben sind.

Wenn selbst große Kaiser- und Königsgeschlechter durch die römische Arglist ihr Recht verloren, wie viel weniger konnte die

Völkerfreiheit vor der maßlosen Tyrannei des Papstthums bestehen! Von jeher und bei jeder Gelegenheit half das Papstthum den weltlichen Königen die Volksfreiheit unterdrücken und verdammte oder tadelte wenigstens die Könige, die ihren Völkern Freiheit gewährten. Das auffallendste Beispiel aus dem Mittelalter, die päpstliche Verdammung der englischen Magna Charta, ist Jedermann bekannt, die innige Verbindung des Papstthums mit den Häusern Habsburg und Bourbon schreibt sich eben daher. Es war unter spezieller Vermittlung des Jesuitenordens ein Bund von Despoten gegen die Völkerfreiheit und zwar der großartigste, schrecklichste, gottwidrigste, ja völlig teuflische, den die Weltgeschichte kennt. Aus demselben Grunde hat das Papstthum bis auf die neueste Zeit den Uebergang aus der absoluten zur constitutionellen Monarchie bitter getadelt. So die Charte Ludwigs XVIII. in Frankreich und die neue Reichsverfassung in Oesterreich. Man sollte daher meinen, Papst Pius IX. habe, weil er sich im Anfang seiner Regierung selber dem Liberalismus in die Arme warf, aus plötzlicher Reue, ja aus Entsetzen über dieses Verbrechen am Papstthum, durch seine Infallibilitätserklärung alles wieder gutzumachen und Verzeihung bei den Manen aller Päpste zu finden gehofft.

Um nun mit Sicherheit die Völker beherrschen und jeder Freiheit berauben zu können, bediente sich das Papstthum von Anfang seiner Machtentfaltung an des besten Mittels, was ihm sein System, das Christenthum in sein Gegentheil zu verkehren, an die Hand gab. Verhieß das Christenthum „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ so mußte das Papstthum daraus folgern, „also kann man euch nur durch die Lüge in Knechtschaft halten“. Daraus ging nun folgerichtig das ganze System der Völkerverdummung hervor, welche das Papstthum immer so geschickt anzuwenden verstanden hat. Oder um es milder auszudrücken, das Papstthum benutzte die Unwissenheit der Völker und die Gewohnheit ihres alten heidnischen Aberglaubens, um sie theils in Furcht und Gehorsam zu erhalten, theils auch, um ihnen das geistliche Regiment bequem zu machen. Dem ersten Zweck diente die Angst vor der Hölle, vor Dämonen und Teufelsgespenstern, dem andern die leichte Sünden-

vergebung, die tauſenderlei Gnadenmittel durch Werkheiligkeit, ſakramentale Magien, Amulette ꝛc. Sodann durch die Pracht des Gottesdienſtes, die Buntheit und Luſtbarkeit der Kirchenfeſte und ſchließlich durch die kirchliche Armenpflege. Man hat es zwar der römiſchen Kirche mit Recht vorgeworfen, daß ſie bei aller ihrer Einmiſchung in's weltliche Regiment, doch nirgends eine nationalökonomiſche Weisheit verrathen habe, da im Gegentheil alle katholiſchen Länder Landbau, Induſtrie und Handel viel mehr vernachläſſigt haben als proteſtantiſche; indeſſen war die Kirche immer ſehr liebreich gegen die Armen, ſo daß man es ihr ſogar zum Vorwurf angerechnet hat, ſie habe die Armuth durch die Faulheit provocirt.

Auf der Höhe ſeiner Macht geberdete ſich der Papſt förmlich wie nach gnoſtiſcher Lehre der Demiurg, der die ſichtbare Welt innerhalb der Zeit allein regiert, ohne ſich darum zu kümmern, daß es einen ewigen Gott gibt, der über ihm ſteht, wenn er ihn auch in der Zeit gewähren läßt. Als Erdengott maßte der Papſt ſich an, Kaiſer und Könige ein- und abzuſetzen und, wenn ihm einer nicht gehorchen wollte, die Völker ihres demſelben geleiſteten Eides zu entbinden und das Land mit dem Interdikt zu belegen. Sein Interdikt war ein klerikaler Strike, wirkſamer noch als es die heutigen induſtriellen ſind, nämlich eine von ihm befohlene Arbeitseinſtellung der Geiſtlichkeit. Damit erzwang er Alles, denn die frommen Völker ſahen die ewige Verdammniß vor ſich, wenn die Kirchen verſchloſſen waren, keine Glocke mehr läutete, kein Prieſter mehr Sakramente verwaltete, Beichte hörte oder predigte. Dadurch wurde der vom Papſt auf einen Fürſten geſchleuderte Bannſtrahl erſt entzündlich und tödtlich. Um ſich vor ſeinen ſchrecklichen Folgen zu retten, mußte Kaiſer Heinrich IV. bekanntlich zu Canoſſa den Papſt um Gnade anflehen, denn das deutſche Volk hatte aus Furcht vor dem Interdikt ſeinen Kaiſer verlaſſen.

II.

Die römische Klerisei.

Die Glaubenseinheit diente zum Vorwand, um allen Christen, welchem Volk und welcher Sprache sie auch angehörten, durch die römischen Priester auch die römische (lateinische) Kirchensprache aufzudringen. Ein widernatürlicher Zwang. Der Christ sollte nicht in seiner Muttersprache beten dürfen. Aber in dieser päpstlichen Tyrannei wiederholte sich nur die der altrömischen heidnischen Kaiser, die durch ihren Staatscultus, durch ihre Beamten und Legionen in allen eroberten Ländern so viel als möglich die Landessprache verdrängten und die römische einführten.

Damit der Papst die gesammte römische Klerisei wie ein Feldherr seine wohldisciplinirte Armee beherrschen könne, wurde jedem Priester blinder Gehorsam zur ersten Pflicht gemacht. Hing seine Neigung noch an seinem Vaterlande oder an seiner Familie, so wurde sie vom Kirchengesetz wie durch ein scharfes Messer zerrissen. Er durfte Niemand mehr angehören als der Kirche und mußte ganz der Leibeigne des Papstes werden. In den früheren Jahrhunderten der Christenheit collidirte die Pflicht gegen die Kirche noch nicht mit der gegen Vaterland und Familie. Der Priester durfte eine Heimath und eine Frau haben. Das wurde seit Gregor VII. für eine schwere Sünde erklärt. Weil es aber wider die Natur und auch keineswegs im Evangelium vorgeschrieben war, that die Neuerung den Priestern wehe, der Papst aber wußte sie durch die Macht und den Reichthum der Kirche und aller ihrer Diener und durch die laxe Observanz zu entschädigen, die ihnen erlaubte, im Fleische zu sündigen, wenn nur kein öffentliches Aergerniß daraus entstehe. Allerdings war es der Mühe werth, in jenen Zeiten, in denen das Ansehen der Kirche noch nicht gesunken war, ein Priester zu seyn. Er war alles, der Laie nichts mehr. In jeder Kirche blieb der

vornehme Chor den Prieſtern allein vorbehalten, desgleichen beim Abendmahl der Kelch.

Die Prieſter bildeten den geehrteſten Stand und waren von Heiligkeit umgeben, hauptſächlich wegen der Sakramente, die allein der Prieſter mit Mund und Hand verwaltete. Durch den Gottesdienſt überhaupt, bei dem die Prieſter allein ſich activ, die Laien paſſiv verhielten, wurden die Seelen des gläubigen Volkes mit Sclavenketten an die Kirche gebunden. Kein Laie konnte ſich unmittelbar zu Gott wenden, er bedurfte dazu die Vermittlung des Prieſters. Die Herrſchaft der römiſchen Prieſter beſchränkte ſich demnach auch nicht auf die Lebenszeit der Laien, auf die Bevormundung ihrer Seelen im täglichen Leben, beim Gottesdienſt, Genuß der Sakramente, Beichte und Buße, ſondern dehnte ſich auch auf das Leben nach dem Tode aus und beſtimmte den unſterblichen Seelen im Voraus ihr künftiges Schickſal. Was die Prieſterſchaft hier auf Erden gebunden, das ſollte auch im Himmel gebunden ſeyn.

Das Syſtem war, der Laie dürfe nichts beſitzen, ohne daß es durch des Prieſters Hand erſt legitimirt war und nichts unternehmen, ohne daß ihn der Prieſter durch eine Weihung dazu bevollmächtigte. Der Prieſter bevormundete den Laien bis in's kleinſte Detail des täglichen Lebens. Von der Wiege bis zum Grabe galt er eigentlich nichts ohne die prieſterliche Weihe. Haus und Stall, Bett und Tiſch mußte der Prieſter weihen. Jährlich wurde jede Gattung Vieh beſonders eingeſegnet, was freilich mehr zum Lachen als zur Andacht ſtimmte. Bis wie weit hier der Aberglauben geht, ſieht man bei den Bauern in der Bretagne. Dieſe ſind ſtarke Raucher, jeder aber hat eine kleine, vom Prieſter geweihte Zange bei ſich, um damit die glühende Kohle zu faſſen, mit der er ſeine Pfeife anzündet. Wer eine ſo angezündete Pfeife ununterbrochen ausraucht, wird dadurch der himmliſchen Seligkeit verſichert. (Ausland 1866. S. 902.) — Der Prieſter weiht und ſegnet aber nicht nur, ſondern er bannt und verflucht auch. In dieſer Beziehung erweiſt ſich der Aberglaube noch viel unvernünftiger und lächerlicher. Es hat nicht ſelten Prieſter und Biſchöfe gegeben, welche durch

einen bloßen Bannspruch Raupen, schädliche Insekten oder Mäuse meinten verbannen zu können. — Durch eine Menge strenger Eheverbote, Fastengesetze, Anhalten zur Beichte, zum Kirchenbesuch ꝛc. beherrschte der Priester seine Gemeinde wie ein Herr seine Sclaven und wußte sie sich dann auch wieder zu verpflichten durch Ablässe, Indulgenzen, Dispensen ꝛc.

Die Einmischung der Priester, welche selber familienlos im Dienst einer romanischen, also prinzipiell antideutschen Gewaltherrschaft standen, in das innerste deutsche Familienleben war um so weniger zu rechtfertigen, als sie durch nichts auf eine natürliche Weise motivirt und oft nur zu Geldschneiderei und Seelenquälerei mißbraucht wurde. Gewiß war es eine Unnatur, wenn im Innern Deutschlands unter einem sittlich reinen Volke ein ehrlicher Jüngling ein braves Mädchen nicht sollte heirathen dürfen, außer mit besonderer Erlaubniß; eines höhnisch über die Dummheit der Deutschen lachenden verschmitzten und selber in Wollust schwelgenden Pfaffen in Rom, dergleichen es dort so viele gegeben hat.

Hierbei müssen wir noch insbesondere den Cölibat in's Auge fassen. Die unbedingt gegen dieses Institut ankämpfen, haben insofern Unrecht, als sie dem Körper mehr Stärke als der Seele zuschreiben. Nur dann ist das Institut zu verwerfen, wenn es zwangsweise eingeführt wird. Wer dem Menschen gar keine Keuschheit zutraut, erniedrigt ihn zum Thier, wer aber den Unkeuschen zwingen will, keusch zu bleiben oder nur zu scheinen, handelt unnatürlich, ungerecht, grausam und fördert mit Bewußtseyn die Lüge. Aus diesem gewiß vernünftigen Gesichtspunkt ist der Cölibat des ersten abendländischen Mönchthums nach der Regel des heil. Benedikt nicht im mindesten zu beanstanden, denn die Regel stellt es noch jedem Mönche, wenn seine sinnliche Natur die Gebote nicht halten könne, völlig frei, das Kloster zu verlassen. Das Cölibatgesetz Gregors VII. dagegen zwingt auch den unkeuschen Mönch und die unkeusche Nonne, gegen ihren Willen lebenslänglich im Kloster zu bleiben, bei Vermeidung der grausamsten Strafen. Die Folge dieses Gesetzes war notorisch, daß neben den wirklich frommen und keuschen Klostergenossen, wie auch Weltgeistlichen, denn

auch auf diese dehnte Gregor das Gesetz aus, nur zu viele andere entweder in dem unnatürlichen Zwange verschmachteten oder unter der Maske der Heiligkeit die ärgste Unzucht trieben. Gaben ihnen doch nicht wenige Päpste selber dazu das Beispiel. Viele Familien entledigten sich ihrer jüngern Söhne und Töchter, um ihr Vermögen auf den ältesten Sohn allein zu bringen, in den ehelosen geistlichen Stand. Die Töchter oft auch gegen ihren Willen. Andere drängten sich in die Pfründen und Klöster, um von deren Reichthümern zu schwelgen. Die vornehmen Geistlichen hielten sich Maitressen und buhlten auch um vornehme Damen. Man nannte daher die Bischöfe nicht mehr gute Hirten, sondern verliebte Schäfer. Das System der Hauserinnen, die den unverheiratheten Pfarrern Tisch und Bett besorgten, verbreitete sich durch die ganze katholische Welt von Cadix bis nach Polen, von Manilla bis San Franzisko. Zur Zeit der Reformation galt das Sprichwort: Die Priester haben keine Weiber, aber die Weiber haben Priester. Besonders in den romanischen Ländern galten die Beichtväter und geistlichen Hausfreunde als die verschmitztesten Buhler und das System der Hauserinnen war blos deshalb überall populär, weil man diese Dirnen wenigstens als Schutzmittel der Weiber und Mädchen in der Gemeinde vor dem pfäffischen Satyrn betrachtete.

Auch die Mysterien der Religion, scholastisch definirt in Dogmen, die dem Volke unverständlich blieben, dienten die Priester mit einem heiligen Schauer des Geheimnisses zu umgeben und über die Laien zu erheben. Daher auch die Neigung im Papstthum, die Dogmen zu verkünsteln und zu vervielfältigen bis auf diesen Tag. Abgesehen davon, daß die Deutschen, wenigstens das gemeine Volk, die lateinische Kirchersprache nicht verstanden, lag auch in den weitläufigen Ceremonien, z. B. in der Messe, eine überkünstelte, den Laien ganz unverständliche Symbolik. Aber grade das Unverständliche, Geheimnißvolle sollte den Laien imponiren. Luther sagt einmal in seinen Tischreden: Einem, der sich beklagt habe, er verstehe alle diese heiligen Dinge nicht, habe ein Pfaff geantwortet, er brauche sie auch nicht zu verstehen, wenn sie nur der heil. Geist verstehe.

Unter den strengen Gelübden der Priester war eigentlich nur das des Gehorsams ein wesentliches und unvermeidliches, denn das Gelübde der Armuth wurde in den meisten Fällen nur zum Schein geleistet. Die Klerisei, die meisten Mönchsorden nicht ausgenommen, schwamm im Ueberfluß und Reichthum.

Der Widerspruch der Gelübde mit der Art, wie sie umgangen wurden, eröffnete in der Klerisei einen Abgrund von Corruption. Lambert von Aschaffenburg erzählt uns in seinen Annalen zum Jahr 1075, die gallischen Bischöfe hätten gegen die Einführung des Cölibats protestirt. Der Papst, sagten sie, wolle die Menschen zwingen, wie Engel zu leben, und mache sie gerade durch den Zwang noch begieriger nach der verbotenen Lust. Sie wollten lieber ihre Priesterwürde als ihre Weiber verlassen. Dann solle er sehen, wo er Engel herbekäme, wenn ihm Menschen nicht mehr genügten, oder er ihnen verbieten würde, Menschen zu seyn. — Schon im elften Jahrhundert war die Verdorbenheit des Klerus so hoch gestiegen, daß der berühmte Sittenrichter Peter Damiani schreiben konnte: „Täglich halten sie kostbare Mahlzeiten und das, wovon die Hungernden gespeist werden sollten, wird an Possenreißer verschwendet. Sie geizen nach Reichthum, nicht um den Armen zu helfen, sondern um aus größeren Schüsseln köstlichere Gerichte zu speisen ꝛc." In einer besonderen Schrift vergleicht er die Sitten des Klerus in geschlechtlicher Beziehung mit denen von Sodom und Gomorra.

Viele Päpste gaben selbst das Beispiel der Sittenverderbniß, alle aber deckten gern den Schleier über die Sünden der Priester, um öffentliches Aergerniß zu vermeiden. Auch war es die Politik der Päpste, den geheimen Ausschweifungen der Priester nachzusehen, damit sie ihnen willig Gehorsam leisteten, denn sie brauchten sie, wie weltliche Fürsten ihre Soldaten und ihre Polizei brauchen, um die Völker in Unterwürfigkeit zu halten.

Um die klerikale Armee leichter zu beherrschen, begünstigte der Papst in derselben gewisse Gegensätze und Rangstufen. Wenn sich die Weltgeistlichkeit mit dem Volksstamm, unter dem sie lebte, assimiliren sollte, so wurde ihr in der Klostergeistlichkeit ein Gegengewicht gegeben, die ungleich weniger an die Scholle gebunden war

und den internationalen Charakter der römiſchen Kirche ſicherer durchführte. Auch wurde der Geiſtlichkeit das Schwert in die Hand gegeben. Biſchöfe wurden weltliche Fürſten und zogen mit ihrem bewaffneten Lehensadel ſelber in's Feld. Sollten aber auch dieſe dem Intereſſe ihres Landes eher dienen wollen als dem Roms, ſo ſetzte ihnen der Papſt in den geiſtlichen Ritterorden einen von der Fürſtenmacht unabhängigen Adel entgegen. Unter dieſen Ritterorden wurden die welſchen (Tempelherrn und Johanniter) vom Papſt ungleich mehr begünſtigt als der deutſche. Immer ſeinem Syſtem getreu, die Deutſchen zurückzuſetzen, überließ der Papſt die Bewachung des heil. Grabes und das heil. Land in den Kreuzzügen ausſchließlich den Welſchen und verbannte den deutſchen Ritterorden argliſtig an die fernſten Grenzen der Oſtſee.

III.

Allianz Roms mit Frankreich gegen Deutſchland.

Die Losreißung Roms und ſeiner Hierarchie aus dem von Karl dem Großen gegründeten theokratiſchen Dualismus fiel zuſammen mit der Losreißung des romaniſchen Frankreich vom rein germaniſchen deutſchen Reiche. Bekanntlich ging dieſe Theilung ſchon unter den Karolingern vor ſich und war eine Scheidung der Racen. Damit begann eine neue Wahlverwandtſchaft zwiſchen dieſem Frankreich und Rom, gebaut auf die Uebereinſtimmung der Race. Die frühere Verbindung der damals noch deutſchen Franken unter den Merovingern mit Rom war keine Racenverbindung, ſondern nur eine politiſche von Seiten der Franken gegen die Gothen, von Seite Roms gegen den Arianismus gerichtet geweſen. Jetzt verband ſich Rom abermals mit Frankreich gegen Deutſchland und die Bande waren diesmal ſtärker, weil Franzoſen und Italiener Vorkämpfer der romaniſchen Race gegen die germaniſche waren.

Hier nur eine flüchtige Skizze der Art und Weise, wie Rom und Frankreich den von Karl dem Großen zwischen Germanismus und Romanismus geschlossenen Bund einseitig, treulos und undankbar auflösten, um den Romanismus über den Germanismus zu erheben. Zunächst benutzte der Papst die Zerwürfniß unter den Nachkommen Karls des Großen und die Trennung Frankreichs von Deutschland, um Frankreich zu begünstigen und Deutschland zu schädigen, obgleich es ihm nicht gelang, die kaiserliche Würde von der deutschen Nation zu trennen. Da die Anfänge der verhängnißvollen Allianz Roms mit Frankreich gegen Deutschland von den Geschichtschreibern gewöhnlich nicht genug gewürdigt werden, muß ich hier die wichtigsten Thatsachen in Erinnerung bringen. Hugo Capet nahm die letzten Karolinger in Frankreich durch Verrath eines Bischofs gefangen und wurde ihr Nachfolger in dem von Deutschland getrennten Frankreich. Weil nun damals Deutschland unter den sächsischen Kaisern Italien beherrschte und den Papst zum Freunde hatte, suchte sich Frankreich wie von Deutschland, so auch vom Einfluß des Papstes frei zu machen und war dem letzten so wenig hold, daß die französischen Bischöfe im Jahr 991 auf der Synode zu Rheims eine selbständige Haltung gegenüber von Rom einnahmen. Allein die Italiener scheuten kein Mittel, die deutsche Herrschaft zu bekämpfen und insbesondere die deutschen Päpste, die durch den Einfluß der sächsischen Kaiser eingesetzt wurden, zu chikaniren. Ja sie rafften zwei der edelsten derselben, Gregor V. und Damasus II., frühzeitig durch Gift weg, den letztern im Jahr 1048, womit sie erreichten, daß den deutschen Bischöfen das Papstwerden verleidete und keiner mehr gewählt wurde. Dennoch kam damals noch keine feste Allianz des Papstthums mit Frankreich zustande. König Heinrich I. von Frankreich, der Capetinger, hatte noch zu großen Respekt vor dem Einfluß des deutschen Kaisers in Italien, mußte fürchten, auch die italienischen Päpste würden ferner diesem Einfluß erliegen, und setzte daher im Sinne der Synode von Rheims die Opposition gegen das Papstthum fort. Berengar von Tours hatte damals der Transsubstantiation den Krieg erklärt und galt deshalb in Rom als Ketzer, hatte aber großen Anhang in Frank-

reich und wurde vom Könige beschützt, der ein Schisma und die Trennung einer selbständigen französischen Kirche gern gesehen hätte. Der erste Versuch einer gallikanischen Kirche.

Nun wandte sich aber das Blatt. Der oben schon genannte Mönch Hildebrand, von deutschem Ursprung, wie sein Name bezeugt, war doch wie fast alle andern Nachkommen der deutschen Eroberer in Italien, ein eingefleischter Romane geworden, um in dieser Eigenschaft der gefährlichste Feind des Germanismus zu werden. Bevor er unter dem Namen Gregor VII. selber Papst wurde, diente er mehreren seiner Vorgänger auf dem heiligen Stuhle als höchst gewandter Diplomat und ging nach Frankreich, um die Ketzerei des Berengar von Tours auf einer französischen Synode zu Tours selbst, ohne andere Mittel als sein Genie zu unterdrücken. Dieses Genie gab dem wehrlosen Mönch ein, den stolzen Capetinger zu belehren, Frankreich werde im Abfall von Rom weniger gewinnen, als im Bunde mit Rom. Nichts könne natürlicher seyn als ein solcher Bund, weil Frankreich und Italien vermöge der Verwandtschaft ihrer romanischen Bevölkerung zusammengehörten und Italien genau das nämliche Interesse habe, sich des Kaisers und der Deutschen zu erwehren, wie Frankreich. Ja Hildebrand mag dem Capetinger wohl schon die Möglichkeit einer künftigen Ueberwältigung des Germanismus durch den Romanismus in Aussicht gestellt haben. Genug, er erfreute sich des besten Erfolges seiner Mission. Berengar mußte seiner Opposition ein Ende machen, wurde aber aus Rücksicht auf die Gunst, die ihm der König bisher zugewendet hatte, geschont und nicht als Ketzer bestraft.

Von diesem Zeitpunkt an datirt des neue Bund Roms mit Frankreich. Auch das romanische Spanien, welches damals schon zum großen Theile den Arabern wieder entrissen war und in seinem Glaubenskampfe mit dem Islam die religiöse Begeisterung begreiflicherweise mit einer warmen Anhänglichkeit an den Oberhirten der abendländischen Christenheit in Rom verband, wurde in's Interesse gezogen. Was die Romanen bei der Theilung des karolingischen Reichs vor hundert Jahren im Vertrage von Verdun noch nicht hatten wagen dürfen, den Deutschen die Kaiserkrone zu

entfremden und einem Romanen zuzuwenden, das wagten sie jetzt. König Ferdinand von Castilien, ohne Zweifel von Rom aus dazu veranlaßt, warf sich zum Kaiser auf, fern genug von Deutschland, um vor einer Züchtigung durch den energischen deutschen Kaiser Heinrich III. sicher zu seyn. Dieser Kaiser protestirte zwar im Jahr 1054, Hildebrand meinte aber, ein Streit zweier Kaiser könne nur durch den Papst entschieden werden. Heinrich III. unterwarf sich einer solchen Entscheidung nicht, konnte aber auch nicht wohl durch Frankreich nach Spanien marschiren wollen und das castilianische Kaiserthum erlosch ohnehin wieder, weil es überhaupt nur ein Fühler gewesen war und den Deutschen hatte andeuten sollen, die Nationalität des Kaisers, wenn es auch nur einen geben sol'e, sey eine offene Frage und die deutsche Nationalität allein habe desfalls kein ewiges Vorrecht.

Als nun bald darauf Kaiser Heinrich III. starb und ihm sein leichtsinniger Sohn Heinrich IV. auf dem Throne folgte, durfte Hildebrand, der nunmehr den päpstlichen Thron bestieg, in der systematischen Bekämpfung Deutschlands noch weiter gehen und mit noch größerm Erfolge operiren. Er brauchte dazu zweierlei Mittel, ein indirektes in der Reorganisation der katholischen Kirchenverfassung, die dem Papst mehr Gewalt als bisher über Klerus und Laien verschaffen sollte, und ein direktes, eine neue Organisirung aller dem Romanismus nützlichen Allianzen gegen die deutsche Einheit.

Was das erste Mittel anlangt, so war es ihm die Hauptsache, den Primat Roms als unleugbar, unantastlich und als schon aus Christi Zeit selbst herstammend constatiren zu wollen. Er schämte sich nicht, zu behaupten, die beiden Schutzheiligen Roms, der heil. Petrus und der heil. Paulus, seyen ihm selber erschienen, um den Primat über allen Zweifel zu erheben. Sodann machte er die Ehelosigkeit der gesammten weltlichen und Klostergeistlichkeit zum Zwangsgesetz, um den gesammten Klerus als eine nur ihm unterthänige und von der Laienwelt gänzlich getrennte Armee benutzen zu können. Weiter legte er den höchsten Werth theils auf die Transsubstantiation, theils auf den Mariencultus, um die Aufmerksamkeit der Christen von Gott dem Vater und seinen Geboten,

junge Weiber wären? Eldon ſagte: manche Frau kenne die Geſetze des Landes beſſer und habe mehr geſunden Verſtand als dieſer oder jener Abkömmling eines Kanzlers (King ſtammt von einem Kanzler). Dieſer erwiderte: wie die Bittſchrift, ſo dächten alle alten Weiber in England. — Ein noch heftigerer Auftritt fand zwiſchen den Brüdern des Königs ſtatt. Der Herzog von Clarence ſprach mit Begeiſterung für die Emancipation und nannte ihre Gegner „ränkeſüchtig und niedrig.“ Dadurch fand ſich der Herzog von Cumberland beleidigt, aber der Herzog von Suſſex vertheidigte Clarence. Unter den Gründen gegen die Emancipation ſtand die Beſorgniß vor dem unverſöhnlichen Geiſte des Papismus oben an. Der proteſtantiſche Erzbiſchof von Armagh, Lord Primas von Irland, äußerte ſich: „Ich bin geneigt, zuzugeben, daß in gewiſſen Rückſichten manches Gute durch die Maßregel hervorgebracht werden möchte, wird aber irgend Jemand behaupten wollen, daß ſie die römiſche Kirche tolerant machen, oder daß ſie die katholiſche Geiſtlichkeit verſöhnen werde mit dem Vorrang, den Rechten und Privilegien der Kirche, die ſie als falſch und verdammungswürdig bezeichnet? Wird dieſe Geiſtlichkeit je die Macht über die Gefühle, Vorurtheile und Befürchtungen des Volks aufgeben, durch welche ſie zu allen Zeiten den geiſtigen Deſpotismus zu erhalten wußte? Die fünf Millionen Katholiken werden, ſobald einmal dieſes Bollwerk gefallen iſt, durch die Advocaten neuer Conceſſionen immer aufs Neue aufgeregt werden. Sie werden ihre Mitglieder ins Parlament ſenden, gewählt unter dem ausſchließlichen Einfluſſe der inconſtitutionellen Macht der katholiſchen Prieſterſchaft, welche dieſe Macht ſelbſt wieder aus den Händen eines fremden Gewalthabers empfängt. Die Feindſchaft der römiſch-

überhaupt von der Bibel und der einfachen Sittenlehre, die in den Evangelien enthalten iſt, in eine neue Wunderwelt abzulenken. In jene Märchenwelt der katholiſchen Legende, in welcher der evangeliſche Chriſtus ein Pantheon und mit allen möglichen und unmöglichen göttlichen Attributen überladen, ſeine irdiſche Mutter aber ihm nicht nur gleichgeſtellt, ſondern ihm übergeordnet wird.

Das zweite Mittel, die Offenſive gegen Deutſchland betreffend, umfaßte die drei Allianzen Roms, einmal mit Frankreich, zweitens mit den Normannen in Sicilien und Apulien, welche förmlich Lehensträger des Papſtes wurden, drittens mit denjenigen deutſchen Reichsbeamten, die als Reichsfürſten gegen ihr Oberhaupt, den Kaiſer, immer zu rebelliren Luſt hatten, um ihr Reichsamt erblich und ſich ſelbſt zu ſouveränen Fürſten zu machen. Papſt Gregor VII. fing ſelber gleich damit an, den Herzog Rudolf von Schwaben zur Rebellion gegen Kaiſer Heinrich IV. zu verleiten und ihn ſogar zum Gegenkaiſer machen zu wollen. Rudolf fiel in der Schlacht. Der Papſt weckte aber unermüdlich neue Gegner auf, ſo daß Heinrich IV. in Canoſſa ſchmählich vor ihm Buße thun mußte. Ja zuletzt, als der alte Kaiſer dem Papſt wieder nicht gehorchen wollte, hetzte der Letztere des Kaiſers eigenen Sohn Heinrich V. gegen den Vater. Allerdings war dieſer Vater ein ſchlechter Kaiſer, aber wenn die deutſchen Fürſten hätten ehrlich am Reich und an der Nation handeln wollen, würden ſie ihn gemaßregelt, abgeſetzt und einen beſſern dafür ernannt haben, ohne als Verräther der Nation mit dem Papſt und den Romanen gemeine Sache zu machen. Sie waren aber ſo treu und ehrlich nicht, ſondern ſetzten mit wenigen edlen Ausnahmen ihr Familienintereſſe über das Intereſſe der Nation, deren ergebene Beamte ſie hätten ſeyn ſollen, und buhlten fort und fort mit dem Papſt und Frankreich, um den deutſchen Kaiſermantel zu zerreißen und aus den Fetzen ſich eigene Uniformen zuzuſchneiden. Ohne ſie hätte der Papſt ſchon vor achthundert Jahren nichts gegen Deutſchland ausrichten können. Sie trifft die Hauptſchuld. Daß uns eine fremde Race mit fremder Sprache haßt und anfeindet, iſt natürlich; daß unſere eigenen Fürſten aber unſere Nation verrathen und verkauft haben, war unnatürlich.

Am gefährlichsten für uns Deutsche blieb unter diesen Umständen Roms fortdauernde Allianz mit Frankreich, die unsern treulosen Fürsten stets zum Rückhalt diente. Der Papst half den Königen von Frankreich deutsches Reichsland an den Grenzen abzureißen, zunächst einen Theil von Flandern und das Königreich Burgund an der Rhone in seine Gewalt zu bringen. Er vernichtete das schwäbische Kaiserhaus mit Hülfe Frankreichs. Er schenkte Neapel und Sicilien dem französischen Hause Anjou. In grenzenlosem Hasse gegen die Deutschen waren Rom und Frankreich immer verbunden.

In der Severinskirche zu Neapel kann man noch ein Bild sehen, auf welchem Papst Gregor VII. mit funkelnden Augen und hochrothem Gesicht ingrimmig eine Geißel schwingt und zu seinen Füßen Krone und Scepter liegen hat. Auf der Kirchenversammlung in Lyon, in welcher Papst Innocenz IV. unsern Kaiser Friedrich II. absetzte und in den Bann that, stießen schließlich alle anwesenden Bischöfe die brennenden Fackeln zur Erde und der Papst rief laut und die Versammlung rief ihm nach: So erlösche der Glanz und das Glück des deutschen Kaisers! Zu Lyon befand sich der Papst unter dem Schutz des französischen Königs und seine sog. Kirchenversammlung war eigentlich nur eine politische Nationalversammlung des romanischen Europa gegen die Deutschen.

Aber es gab auch in Italien Männer, die in dem Abfall vom germanischen Charakter des Mittelalters ein tiefes Verderben erkannten. So schrieb Amatus von Montecasino: „Der Anstand ist in Rom verloren gegangen, seitdem die Macht der Deutschen zerfiel!“ Und auch der große Dante wendet sich mit Abscheu von den Päpsten ab, die seit dem Untergang der Staufen so viel Unheil angerichtet und hofft Hülfe für sein unglückliches Vaterland nur noch von dem frommen deutschen Kaiser.

Im Bunde mit Rom gewann das französische Haus Anjou eine Zeitlang auch den Thron von Ungarn, um Deutschland im Rücken fassen zu können. Auch in Jerusalem und in den kleinern christlichen Herrschaften, die in Folge der Kreuzzüge entstanden, duldete der Papst nur französische Herren. Wie weit die Ansprüche des

Papsts und der französischen Könige gingen, erhellt aus den Gesandtschaften, theils des Papstes (1241), theils König Ludwigs des Heiligen von Frankreich (1253) an den Tatarchan, der damals fast ganz Asien beherrschte, ganz Rußland, Polen und Ungarn eroberte, aber in Schlesien zum erstenmal vor den Deutschen zurückweichen mußte. Ihn hätten sie gern für ihre antigermanischen Pläne gewonnen. Man vergesse dabei nicht, was fast gleichzeitig der berüchtigte Papst Innocenz III. that, um durch Bann und Interdikt im gleichfalls germanischen England die Volksfreiheit und ständige Vertretung in der Magna Charta zu unterdrücken, was ihm jedoch nicht gelang.

Im Romanismus lag ein Zug, der zum altrömischen Heidenthum zurückverlangte, ein angeborener Racenzug, der sich aus dem sittlichen Zwange des Christenthums immer und immer wieder herauszuarbeiten suchte und endlich im 15. Jahrhundert zur Renaissance oder zu einer förmlichen Wiedergeburt des heidnischen Geistes und Geschmacks in der sog. classischen Bildung, Wissenschaft und Kunst zurückgeführt hat. Dieser heidnische Zug aber machte sich schon viele Jahrhunderte früher bemerklich, erstens kirchlich in der Werkheiligkeit, dem Bilderdienst, den mannigfaltigen Magien, im Pomp und Prunk des Papstthums, in der Tendenz zur Apotheose, den vielen Heiligsprechungen, und endlich einer förmlichen Vergötterung des Papstes, zweitens staatlich im französischen Königthum, welches altrömischen Despotismus an die Stelle des altfränkischen Rechtsstaates, der ständischen und persönlichen Freiheit setzen wollte.

Beide Tendenzen, die kirchliche und staatliche, culminirten im Papst Bonifacius VIII. und im König Philipp dem Schönen von Frankreich, welche eben deshalb um die Obergewalt in den heftigsten Streit geriethen, bis der Papst sich vor dem Könige demüthigen und die geistliche Macht sich der weltlichen unterwerfen und zur Verfügung stellen mußte. Bonifacius VIII., das vollkommene Gegenbild zum gleichnamigen Apostel der Deutschen, erließ in dem Zeitpunkt, in welchem in Deutschland die schwäbischen Kaiser untergegangen und die Habsburger nur durch die Gunst und Gnade des Papstes, nachdem sie ihm unbedingten Gehorsam geschworen hatten,

aufgekommen waren, im Jahr 1301 die berüchtigte Bulle, worin er die Oberherrſchaft über Kaiſer und Könige, über alle Fürſten und Reiche der Erde als höchſter Richter, nicht nur in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen in Anſpruch nahm. Der ſchlaue Philipp aber hatte ſich als Spiritus familiaris den Nogaret zugeſellt, einen ſog. Legiſten (Juriſten), der das altrömiſche und byzantiniſche Kaiſerrecht gründlich ſtudirt hatte und daſſelbe auf das franzöſiſche Königsrecht anwandte, während auf der Univerſität zu Paris eine ganze junge Generation von Juriſten herangezogen wurde, deren einzige Aufgabe war, einerſeits dem römiſchen Kirchenrecht, andererſeits dem altfränkiſchen Volksrecht mit dem wieder erneuerten altrömiſchen Staatsrecht entgegenzutreten. Als nun Bonifacius den Zumuthungen des Königs nicht nachgab, ſchickte Philipp ganz einfach ſeinen Nogaret mit Truppen nach Italien und ließ den in ohnmächtiger Wuth tobenden Papſt kurzweg einkerkern. Die Italiener hatten damals ſo wenig wie heute Energie genug, ſich franzöſiſchen Truppen widerſetzen zu können.

Die Schwächung der kaiſerlichen Gewalt und die hauptſächlich durch den Papſt und durch die Eigenmächtigkeit deutſcher Fürſten veranlaßte Verwirrung in Deutſchland erlaubte dem franzöſiſchen Könige, ſich zum Herrn der Lage zu machen und den neuen Papſt Clemens V. einfach und kurzweg von Rom nach Avignon zu verſetzen. Die Stadt Avignon am Ufer der Rhone gehörte zwar mit Burgund dem Namen nach noch zum deutſchen Reiche, war aber ſchon längſt romaniſirt und unter franzöſiſchen Einfluß gekommen. Hier nun verband ſich Rom mit Frankreich, ein hinter dem Papſtthum verſtecktes Heidenthum und ein wieder aufgeweckter weltlicher Despotismus, zu einer kirchlich politiſchen Monſtroſität, das Zerrbild des germaniſchen Ideals der von Karl dem Großen in's Leben gerufenen Theokratie in faſt teufliſcher Verhöhnung der chriſtlichen Moral und des deutſchen Rechts, der deutſchen Treue.

Was der Papſt noch kurz vorher den Hohenſtaufen vorgeworfen hatte, ſie trachteten nach weltlicher Alleinherrſchaft gleich den altrömiſchen Kaiſern oder türkiſchen Sultanen, das duldete, förderte

und pries er jetzt selbst am französischen Könige und erniedrigte die Kirche zur Magd des Staats. Philipp der Schöne mißhandelte Flandern und der Papst gab seinen Segen dazu und drohte den deutschen Vlämingen mit Bann und Interdikt, wenn sie dem Franzosen nicht gehorchten. Derselbe König raubte den Tempelherrn ihre reichen Güter und ließ ihre unschuldigen Häupter verleumden und hinrichten, wozu der Papst wieder seinen Segen gab, obgleich die Vernichtung des Ordens dem Interesse der christlichen Kirche im Morgenlande wesentlich schadete. Das Alles geschah 1307. Im folgenden Jahr wurde der Habsburger Albrecht I., der sich immer Frankreich und dem Papste gefügt hatte, ermordet und König Philipp hatte die Frechheit, den Deutschen einen Franzosen zum Kaiser aufdringen zu wollen, einen Valois, und auch dazu gab der Papst wieder seinen Segen. Die Deutschen wählten zwar den edlen Luxemburger Heinrich VII. zum Kaiser, derselbe hatte aber keine ruhige Stunde vor den Intriguen Frankreichs und des Papstes und wurde, als er das päpstliche Verbot, dem die Habsburger immer gehorcht hatten, sich um Italien zu bekümmern, nicht mehr achtete, auf italienischem Boden im Abendmahl vergiftet.

Die Kirche war ganz in der Gewalt Frankreichs. Sie hörte auf, Zweck zu seyn, sie blieb nur noch ein Mittel für den weltlichen Despotismus. Philipp aber ließ, in tiefer politischer Arglist, dem Papste, indem er ihn wie einen Hund an der Kette hielt, doch dem Volk gegenüber das volle Ansehen des Statthalters Christi auf Erden. Der unterwürfige Gehorsam, den die ganze abendländische Christenheit, hauptsächlich aber die Deutschen, dem Papst erwiesen, kam zuletzt immer dem französischen König zu gute. Beinahe das ganze 14. Jahrhundert hindurch, achtzig Jahre lang blieben die Päpste in der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon und mußten thun, was ihnen die französischen Könige befahlen, wie sie denn auch selbst fast immer nur Franzosen waren. Ein Hauptgeschäft für sie war es, Bannstrahlen auf die deutschen Kaiser zu schleudern, die den französischen Königen nicht genehm waren, oder von denen zu besorgen war, sie könnten das deutsche Reich wieder einigen und kräftigen. Deshalb sahen es die französischen Könige gern, daß der

Papst von den abendländischen Völkern und besonders von den Deutschen, wie ein Gott angebetet und gefürchtet wurde, und sie gestatteten ihm auch, den gläubigen Völkern Steuern aller Art aufzulegen und ungeheure Reichthümer in Avignon zusammenzuhäufen. Ueberhaupt machten sie den Päpsten den Aufenthalt in Avignon so angenehm als möglich. Man schwelgte hier in Lüsten und Lastern und die Stadt glich nicht einem neuen Jerusalem, sondern einem neuen Babylon.

Auf eine sehr charakteristische Weise verband sich in Avignon mit dem Servilismus gegenüber der weltlichen Macht, mit der schamlosesten Unzucht und mit der Geldschneiderei noch ein anderes Element des alten Heidenthums, nämlich der Glauben an die Zauberei und die Angst davor. Papst Johann XXII. schwebte in beständiger Furcht vor Zauberern und Hexen, erließ daher eine berüchtigte Bulle gegen dieselben und setzte ein Inquisitionsgericht nieder, das alle Verdächtigen ergreifen mußte. In dem Inquisitionsprozeß zu Carcassone im Jahr 1328 kam vor, ein Carmelitermönch sollte sich dem Teufel ergeben und mittelst Krötenblut gräßliche Zauberstücke vollbracht und Menschen dem Teufel geopfert haben. Und das alles glaubte der Papst und zitterte selbst vor dem Teufel. Vergl. Görres, Mystik IV. 2. 497.

In Avignon mischte sich der italienische und französische Charakter zu einem Gift der Immoralität, wie es in einer weltlichen, geschweige in einer geistlichen Residenz kaum je auf Erden gebraut wurde. Der päpstliche Hof zu Avignon war die Hochschule der Unzucht in jenem Jahrhundert. Hier wurde die heidnische Renaissance vorbereitet, schon vor den Medicäern. Hier machte die Königin Johanna von Neapel die ganze Schule des Lasters durch. Hier unter den Augen des französischen Papstes stiftete sie eine sog. „Abtei der Venus", deren Aebtissin sie selber war und worin die raffinirteste Unzucht getrieben wurde. Ueber die Greuel des päpstlichen Hofes in Avignon lese man: Sincerus itin. Gallico 204. Auch der berühmte Dichter Petrarca war in Avignon und obgleich dieser Dichter sich bei allen schwachen Herzen durch sentimentale Beschönigung des Ehebruchs angeschmeichelt hat, neben seiner affectirten

Liebe zur schönen Laura aber sich gemeiner Sinnenlust hingab, für Geld und Ehrenbezeugungen jedem Herrn diente, er also selber ein ganz unmoralischer Charakter war, so kam ihm die Unzucht in Avignon doch gar zu arg vor, so daß er sich nicht enthalten konnte zu schreiben: „Avignon ist das occidentalische Babylon, die Schule des Lasters, der Mittelpunkt der Irreligiosität und zugleich des schändlichen Aberglaubens. Jede Straße ist voll Laster, das Aller verderbt die Jugend. Entführung, Entehrung, Ehebruch und Blutschande sind dem römischen Hof ein Spiel. Nur Gold ist im Stande, das Ungeheuer zu zähmen, das hier sein Wesen treibt. Für Geld öffnet man hier den Himmel. Für Geld verkauft man Jesum Christum. Die Nachfolger der armen Fischer gehen hier stolz einher in Purpur, Seide und Gold, der Beute von Fürsten und Völkern. Ein Pergament mit etwas Blei ist das Netz, womit sie die armen Narren fangen. Hier ist der Niederträchtigste der Glücklichste. Kein Christenthum ist hier, nur Heidenthum. Man sieht Nimrod und Semiramis, Cerberus, der alles frißt, und Pasiphaë entzündet in wilder Lust gegen einen Stier." Die letztere Anspielung bezieht sich auf Johanna von Neapel oder auf die Gräfin von Turenne, die Hauptmaitresse des Papstes Clemens VI., der einen ganzen Hofstaat von Weibern um sich hatte.

Von ihrer festen Burg in Avignon aus warfen die französischen Päpste, indem sie lustig Nüsse knackten und Orangen aßen, die Schaalen den geduldigen Deutschen an den Kopf, aber diese Abfälle vom Nachtisch der päpstlichen Mahlzeiten und Hurengelage waren tödtliche Blitze, Bannstrahlen, Interdikte, die den deutschen Kaiser trafen und die das deutsche Volk in seiner Dummheit, durch verrätherische Fürsten betrogen, für Machtsprüche Gottes nahm. Niemand litt länger und schwerer unter diesen Mißhandlungen als unser edler Kaiser, Ludwig der Bayer.

Wie entsetzlich Deutschland durch die römisch-französische Allianz von Avignon aus entkräftet und demoralisirt wurde, erhellt am deutlichsten aus der Politik des zweiten Luxemburgers, Kaiser Karls IV. Denn gewarnt durch das traurige Schicksal seines Großvaters, Kaiser Heinrichs VII., den die römische Kurie im

Abendmahl vergiften ließ, und seines Vorgängers, jenes bayrischen Ludwig, begriff er, daß jene systematische Allianz Roms mit Frankreich nur mit gleichen Waffen, d. h. mit gleicher Arglist überwunden werden könne, entehrte also freiwillig seinen guten deutschen Charakter, nur um die Bosheit in Avignon zu täuschen, Lüge gegen Lüge. Er schmeichelte sich beim Papst ein. Er war erst noch Markgraf von Mähren, als er am 22. April 1346 zu Avignon mit dem französischen Papst Clemens VI. eine Kapitulation abschloß, worin er gelobte, alle Verordnungen Ludwigs des Bayern aufzuheben, in Italien nichts vorzunehmen, was die Ueberordnung des Papstes über den Kaiser in Frage stellen könnte, Rom selbst niemals zu betreten und sogar zum Behuf der Kaiserkrönung daselbst nur eben die Ceremonie abzumachen und sogleich, ohne dort zu übernachten, wieder abzureisen; endlich auch mit allen Freunden des Papstes Frieden zu halten und mit dessen Feinden, namentlich mit dem Hause Wittelsbach keinerlei Bündniß und Vertrag einzugehen. Somit sollte Karl auf seine Heirath mit der Pfalzgräfin Anna verzichten und sollte ihm auch ein friedliches Abkommen mit Ludwig dem Bayer unmöglich gemacht werden. Mit einem Wort, der Papst wollte das Haus Wittelsbach vernichten, wie er das hohenstaufische vernichtet hatte, und Karl sollte ihm dabei nur Handlangerdienste leisten. Schließlich mußte er geloben, wenn das deutsche Reich je mit Frankreich in Conflict käme, sich unbedingt dem Schiedsgericht des (französischen) Papstes zu unterwerfen.

Man erstaunt und frägt sich, wie jener Karl, der sich später als Kaiser durch nicht geringe Weisheit auszeichnete, einen so nichtswürdigen Vertrag in Avignon schließen konnte, der einem Verrath am deutschen Reiche gleichkam? Aber die Sache klärt sich auf, wenn man erwägt, daß damals überhaupt nur Falschheit, Lüge, Betrug, Verrath und Meineid zum Ziele führen konnten. Karl war frühzeitig gereift und trachtete mit demselben Machiavellismus, der seinen kaiserlichen Großvater hingemordet und seinen Vater um die Kaiserkrone betrogen hatte, diese Krone für sich selbst zu erobern. Hier mußte der Zweck die Mittel heiligen. Derselbe Karl IV., der sich die deutsche Krone auf so unwürdige Art vom französischen

Papſt erbettelt hatte, war es auch wieder, der den für Deutſchland ſo unheilvollen Bund zwiſchen den Päpſten und den franzöſiſchen Königen mit ſeltener Klugheit wieder auflöste und den Papſt aus dem franzöſiſchen Intriguenneſt Avignon nach Rom zurückführte, wo hinfort nicht mehr Franzoſen, ſondern wieder Italiener zu Päpſten gewählt wurden und die Kurie ſich wieder mehr an Deutſchland anſchloß. Auch Ludwig der Bayer ſelbſt hatte in Nothzeiten dem franzöſiſchen Papſtthum Conceſſionen machen müſſen. Iſt es nun auch richtig, was Höfler zu Gunſten Ludwigs bemerkt hat, daß dieſen die Noth entſchuldigte, während Karl ohne alle Noth, blos aus Ehrgeiz den Bund mit dem Papſte gegen den rechtmäßigen deutſchen Kaiſer einging und das Reich an den Erbfeind verrieth, ſo bezweckte doch Karl mit ſeinem Machiavellismus nicht blos die Erhebung des Hauſes Luxemburg über das Haus Wittelsbach, ſondern auch das Wohl des deutſchen Reichs, welches beſſer in Acht zu nehmen als ſeine Vorgänger er ſich für fähig hielt und auch wirklich fähig war.

Die einmal am päpſtlichen Hofe eingeriſſene Corruption ſiedelte von Avignon nach Rom über, als der Papſt in letztere Stadt zurückkehrte. Da es dem Papſt gelang, das ihm blind ergebene Haus Habsburg auf den deutſchen Kaiſerthron zu bringen und mit ihm verbündet zu bleiben und hinfort geſchickt zwiſchen dieſem Hauſe und dem der franzöſiſchen Könige zu balanciren, ſo wuchs dadurch, die geiſtliche Macht Roms immer mehr an und mit ihr wuchs auch der Uebermuth und die Ueppigkeit in Rom. Die Scandale des päpſtlichen Hofes im 15. Jahrhundert ſind ebenſo bekannt wie die von Avignon. Man denke nur an die Hofhaltung Alexander VI. aus der ruchloſen Familie Borgia der mit ſeiner eigenen Tochter Lucretia ein Kind zeugte. Dieſe Dame, die außerdem auch mit ihren Brüdern buhlte, wurde von ihrem Vater an einen einfältigen Prinzen verheirathet, der ſich dazu hergab, und bei der Hochzeit ſah das Brautpaar ſammt dem Vater Papſt und den hohen Gäſten einem Schauſpiele zu, welches ihnen nackte Paare geben mußten, von ſolcher Unzüchtigkeit, wie je zur verderbteſten Zeit des altrömiſchen Kaiſerthums. Burkhard, der damalige Ceremonienmeiſter des Papſtes,

erſtattet darüber ausführlichen Bericht. In neuerer Zeit hat eine berühmte Oper dem ganzen europäiſchen Publikum die Buhlerin und Giftmiſcherin Lucretia Borgia in Erinnerung gebracht, während das neue Concil in Rom ihren Vater wie alle andern Päpſte für infallibel erklären ſollte. Der edle Savonarola, der in Florenz wagte, dem Greuel des Papſtthums entgegenzutreten, wurde auf Befehl jenes Alexander lebendig verbrannt. Ueberall mußte die Tugend Verzeihung flehn vom Laſter.

Bis heran wurde das franzöſiſche Königshaus immer noch mehr von Rom begünſtigt, als das deutſche Haus der Habsburger, theils aus romaniſcher Racenſympathie, theils weil das Haus Habsburg ſeine Erhebung überhaupt nur dem Papſt zu verdanken und in ſeinem Dienſt nur immer eine Lakaienrolle geſpielt hat, dem Papſt daher zwar volles Vertrauen, aber keine Achtung einflößte. Daher durfte Karl VIII. von Frankreich den Verſuch wagen, Italien enger mit Frankreich zu verbinden, wobei ihn der Papſt unterſtützte, nachdem ſein Sohn Cäſar Borgia mit Frankreichs Hülfe ein großes Erbreich in Italien zu gründen ſchon den Anfang gemacht hatte. Alles aber geſtaltete ſich anders, als am Ende des 15. Jahrhunderts das Haus Habsburg Spanien erbte und bald darauf der mächtige Kaiſer Karl V. den Papſt von ſich abhängig machte, ſich die Hegemonie im romaniſchen Europa aneignete und Frankreich demüthigte. Gleichwohl verlor Rom nichts dabei, denn der Kaiſer verband ſich mit Rom und zugleich mit Frankreich gegen die deutſche Reformation.

katholiſchen Prieſterſchaft gegen die proteſtantiſche Kirche iſt ewig, und muß es ſeyn. Dieſer Clerus muß ſtets allein und geſondert ſtehen in einem proteſtantiſchen Staate. Er hat ſelbſt den Markſtein ewiger Trennung geſetzt, durch ſeine, der Natur, nicht aber der Politik widerſprechenden Principien ſeiner collectiven Exiſtenz, durch ſeinen anmaßenden, aber imponirenden Anſpruch auf Untrüglichkeit, durch das gemeinſame Band mit dem Souverän eines fremden Staats, und vor Allem durch jenes Grundprincip ſeines Standes, das ihm gebietet, die ausſchließlichen Intereſſen und die Oberherrſchaft ſeiner Kirche höher zu ſchätzen, als Vaterland, Freunde und Verwandte.“ Auf einen noch wichtigeren Punkt machte der treffliche Redner Sadler aufmerkſam. Er ſagte: „Erſt wenige Jahre iſt es her, daß die arbeitenden Claſſen Englands Beſchäftigung und Brod forderten; da ſagten ihnen Demagogen, ſie ſollten die Parlamentsreform verlangen. In Irland hingegen, wo die Noth allgemein iſt, machen die Aufreger dem Volke weiß, das, was ihm fehle, ſey die Emancipation. Beide Fälle gleichen ſich, und nur der Unterſchied findet zwiſchen ihnen ſtatt, daß man in dem einen Falle die Aufreger beim Kopfe nahm, in dem andern ſie duldete, wo nicht insgeheim ſie unterſtützte. In dieſer ganzen katholiſchen Emancipation finde ich keinen einzigen Vorſchlag zu Gunſten der Maſſe des irländiſchen Volks, dieſes braven, dieſes großſinnigen, dieſes langleidenden Volks, das nur der Narr der Großen beider Länder iſt. Im Gegentheil ſehe ich eine Maßregel (die Aufhebung des Vierzig-Schillings-Wahlrechts), die man ohne zu erröthen vorlegt, um die irländiſche Hütte ihres langgeübten Vorrechts zu berauben, und mit dem Raube dem katholiſchen Coronet einen neuen Glanz zu verleihen: fürwahr, dieß ſoll das

IV.

Verrath deutſcher Fürſten an Deutſchland im Bunde mit Rom und Frankreich.

Grade die edelſte Eigenſchaft der deutſchen Nation, nämlich ihre Frömmigkeit, ihre Gottestreue ſollte ihr zum Verderben gereichen, denn der erſtaunliche Reſpekt, welchen ſie vor der Kirche und den Prieſtern hatte, wurde von den Päpſten auf das ſchnödeſte mißbraucht und im romaniſchen Intereſſe ausgebeutet. Um aber unſer mächtiges Kaiſerthum aus den Fugen zu reißen, bedurfte es erſt des Verrathes deutſcher Fürſten, die dem Papſt und Frankreich halfen, um ſich aus unſerm Reiche ihre Territorien herauszuſchneiden, in denen ſie ſouverän werden wollten und es nach und nach auch wirklich wurden. Dieſe Fürſten, die vorher nur dem Kaiſer unterwürfige Reichsbeamte waren, fielen zum Theil vom Kaiſer ab, zum Theil verkauften ſie ihm ihre Treue um Privilegien. Ein Kaiſergeſchlecht nach dem andern unterlag dem romaniſchen Bunde und den deutſchen Verräthern und die letztern theilten ſich in den Raub an Kaiſer und Reich. Sie würden dieſe trotzige Stellung gegenüber dem Kaiſer nicht haben einnehmen können, wenn ihnen der Papſt und Frankreich nicht Vorſchub gethan hätten. Der Papſt that die Kaiſer in den Bann, ſprach alle Reichsgenoſſen von ihren Eiden und Pflichten los, hetzte ſie gegen den Kaiſer im Namen Gottes und bearbeitete auch das gemeine Volk in Deutſchland durch die Prieſter, dem Kaiſer zu fluchen. Merkwürdigerweiſe waren es aber grade die höhern Würdenträger der deutſchen Kirche, insbeſondere oft die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, welche den Kaiſer unterſtützten und dem römiſchen Uebermuthe trotzten. Dieſe unverheiratheten Kirchenfürſten hatten nicht daſſelbe Intereſſe wie die weltlichen Fürſten, Stammländer für ihre Familien zuſammenzurauben. Auch wollten ſie nicht Sclaven des römiſchen Biſchofs werden und auch in reinen Kirchenangelegenheiten das Recht der

Bischöfe und der Landeskirchen wahren. Daher sich oft im Mittelalter das seltsame Schauspiel wiederholte, daß Bischöfe dem Kaiser zur Seite standen und deutsches Recht und Nationalinteresse vertheidigten, während Laienfürsten als Parteigänger des Papstes dem Reiche die Treue brachen.

Unter den Laienfürsten wählte der Papst, so wie er den deutschen Kaiser in den Bann gethan hatte, gewöhnlich einen Gegenkönig, den das Volk zum Spott den Pfaffenkönig nannte. Solche waren Rudolf von Schwaben, Heinrich Raspe, Wilhelm von Holland ꝛc. Ja es gelang den päpstlichen Ränken zuweilen sogar, eigene Verwandte des Kaisers gegen ihn aufzuhetzen, so gegen Kaiser Heinrich IV., dessen eigenen Sohn. Das größte Ansehen und doch zugleich den schlechtesten Ruf erlangte das herzogliche Geschlecht der Welfen, indem es immer zum Papst hielt gegen den Kaiser. Das alte deutsche Geschlecht dieser Welfen war ausgestorben, mit Welf III. im Jahr 1055, der sein Erbe dem Kloster Weingarten vermachte, aber vom Papst begünstigt, schickte der italienische Markgraf von Este, als Schwager des Verstorbenen seinen Sohn nach Deutschland, der das Testament umstieß und sich der Erbgüter bemächtigte. Von diesem Welschen Welf IV. stammen alle nachfolgenden Welfen ab, die im Dienste des Papstes den edlen schwäbischen Kaisern trotzten. Das ganze mittlere Europa theilte sich von da an bis in's 13. Jahrhundert in die zwei großen Parteien der Welfen und Waiblinger, ital. Guelfen und Ghibellinen. Waiblinger hießen die letztern vom staufischen Allode Waiblingen in Schwaben. Der Parteiname bedeutete aber die Kaiserlichen oder Deutschgesinnten, der Name der Welfen dagegen den ganzen Anhang des Papsts, also vorzugsweise die Welschen.

Als am Schluß des 12. Jahrhunderts der Papst die Welfen und Hohenstaufen zusammen hetzte, klagte unser berühmter Sänger Walther von der Vogelweide: Ahi wie christlich lacht der Papst nun, wenn er seinen Welschen sagt: „So hab' ich's gemacht und die Deutschen hintereinander gebracht, unterdeß füllen wir die Kasten!" Und Propst Burkhardt von Ursburg schrieb entrüstet: „Freue dich, Rom, über die Sünde der Welt, welche dir durch Ablaß so viel

einträgt, daß du wieder deine Werkzeuge damit beſtechen kannſt. Freue dich der Zwietracht der Deutſchen, die du aus der Hölle herauf beſchworſt, dir zu helfen. Die du durch Glauben die Welt dir zu unterwerfen ſcheinſt, gewinnſt ſie doch nur durch die Ruchloſigkeit der Menſchen."

Es iſt hier der Ort, an die ſchwäbiſchen Kaiſer zu erinnern, an die große Zeit der Hohenſtaufen, an den Kaiſer Friedrich, der nach der Volksſage im Kyffhäuſerberge ſchläft, aber wieder erwachen und Deutſchland wieder einig machen ſoll. Auf ſeinem letzten Kreuzzuge im Jahr 1088 hielt dieſer große Kaiſer in ſeinem Fehdebrief dem Sultan Salaheddin die Macht und Größe des deutſchen Reiches vor: Norunt haec reges et tu quidem in ipsa rerum experientia intelliges, quid nostrae victrices Aquilae, quid cohortes diversarum nationum, quid furor Teutonicus, etiam in pace arma capescens, quid caput indomitum regni, quid juventus, quae nunquam fugam novit, quid procerus Bavarus, quid Suavus astutus, quid Francia circumspecta, quid Albania, quid Cimbria, quid in gladio ludens Saxonia, quid Thuringia, quid Westphalia, quid agilis Brabantia, quid nescia pacis Lotharingia, quid inquieta Burgundia, quid Frisonia in armento praevolans, quid Boemia suis feris ferior, quid Austria, quid partes Illyricae, quid Lombardia, denique quid dextera nostra possit. *) Das war die Macht der Deutſchen in der Zeit der Einheit.

Und dieſe Einheit wäre uns geblieben, wenn nicht der Papſt in Rom und der König von Frankreich unabläſſig unſere Fürſten, vor allen die Welfen, verführt hätten, vom Kaiſer abzufallen. Ihrem

*) Wiſſen ſollen die Könige und Du ſollſt es ſelber erfahren, was unſere ſiegreichen Adler, was die Streitkräfte unſerer verſchiedenen Stämme, was die Zornwuth des deutſchen, auch im Frieden waffenfreudigen Volkes, was das unbezwingliche Reichsoberhaupt, was die keine Furcht kennende Jugend, was der ſtämmige Bayer, der kluge Schwabe, das umſichtige Franken, was das Elbland, was Cimbrien, was das ſchwertgeübte Sachſen, was Thüringen, was Weſtphalen, was das muntere Brabant, was das kriegsluſtige Lothringen, was das unruhige Burgund, was das heerdenreiche Friesland, was Böhmen, wilder als ſein Wild, was Oeſterr ich, was die Illyriſchen Marken, was die Lombardei, endlich was unſere Rechte vermag.

Neide, ihrem Racenhaß gelang es, auf dieſe Weiſe das kaiſerliche Anſehen in Deutſchland zu ſchwächen. Verleumdung über Verleumdung häuften ſie auf unſern edlen Kaiſer Friedrich II. und heute noch läſtern ihn ultramontane Geſchichtſchreiber. Einen Ketzer nennen ſie den, der nur den verrückteſten römiſchen Aberglauben bekämpfte, und Streben nach Despotengewalt werfen ſie dem vor, der ſich doch nur ehrlich gegen den römiſchen Despotismus wehrte. Es genügte dem tückiſchen Bündniß zwiſchen Rom und Frankreich nicht, nur die deutſche Kaiſermacht zu untergraben, auch das deutſche Ritterthum, weil es zum Kaiſer hielt, war ihnen in tiefer Seele verhaßt. Daher die Päpſte auch im heil. Lande gegen die Deutſchen intriguirten und immer nur die Franzoſen bevorzugten. Daher die Verbannung des deutſchen Ritterordens bis zum fernen finniſchen Meerbuſen, während die welſchen Ritterſchaften den Platz behaupteten. Wie eine giftige Schlange den edlen Adler umringelt, ſo das römiſche Papſtthum unſer deutſches Kaiſerthum. Vom Papſt beſtochen, verriethen Friedrichs II. Sohn, Konrad IV. ſeine ſchwäbiſchen Vaſallen in der Schlacht gegen den Pfaffenkönig Wilhelm bei Frankfurt a. M., und durften zum Lohn das Herzogthum Schwaben zerſtückeln. Nur achtzig Jahre nach jenem ſtolzen Fehdebrief des großen Kaiſer Friedrich, fiel das Haupt des letzten Hohenſtaufen in Italien unter dem Beil eines franzöſiſchen Henkers.

Das war der große Sieg der Guelfen über die Ghibellinen, der Papiſten über die Kaiſerlichen, der Welſchen über die Deutſchen. Die Welfen, die dazu geholfen hatten, blieben noch lange im Dienſte der welſchen Politik und ließen es ſich beſonders angelegen ſeyn, von ihrem norddeutſchen Herzogthum aus in der von ihnen beneideten Hanſa die herrlich aufblühende deutſche Seemacht zu vernichten. Sofern ſich aber die Welfen durch Theilungen ſchwächten, mußte eine andere deutſche Dynaſtie, die habsburgiſche, den bisher von den Welfen geleiſteten Dienſt übernehmen und zu Gunſten des Romanismus den Germanismus immer tiefer herunter bringen.

Nachdem es dem romaniſchen Bunde, d. h. Rom und Frankreich, gelungen war, die Hohenſtaufen von der Erde zu vertilgen, gab es eine Zeit lang gar keinen Kaiſer mehr. Die Fürſten, die

mehr oder weniger in verrätheriſchem Einverſtändniß mit dem romaniſchen Bunde am Untergang der ſchwäbiſchen Kaiſer mitgearbeitet hatten, durften jetzt unter der Vormundſchaft des Papſtes ihrem Partikularismus genügen. Es würde auch wohl in Deutſchland kein Kaiſer mehr aufgekommen ſeyn, wenn nicht der mächtige König Ottokar von Böhmen, der ſchon Mähren, die Lauſitz und ganz Oeſterreich an ſich geriſſen und Steiermark den Ungarn geſchenkt hatte, mit der Gründung eines großen Slavenreichs gedroht hätte, welches die deutſchen Fürſten im eigenen Intereſſe verhindern wollten, und wenn nicht andererſeits das deutſche Volk, ſo weit es in der Reichsritterſchaft und in den Reichsſtädten noch eine Stimme hatte, wieder nach einem Kaiſer verlangt hätte. Da der Papſt nun nicht wußte, wie weit es der Slave treiben werde, erlaubte er den deutſchen Fürſten, ſich wieder einen Kaiſer zu wählen, und empfahl, d. h. octroyirte ihnen dazu den Grafen Rudolf von Habsburg. Dieſer arme Graf mußte zu ihm nach Italien reiſen, ihm blinden Gehorſam ſchwören, zweitens ſchwören, ſich nie in italieniſche Dinge einzumiſchen, drittens ſchwören, Frankreich zu Willen zu ſeyn, die Herrſchaft der Franzoſen in Neapel und Sicilien zu dulden, ja ſeine Tochter dem Sohn deſſelben Karl von Anjou, der den letzten Hohenſtaufen in Neapel hatte hinrichten laſſen, zu vermählen. Die deutſchen Fürſten wählten ihn nun zum Kaiſer, nachdem er auch ihnen hatte ſchwören müſſen, ihnen alle Rechte und Güter zu laſſen, welche ſie ſich in der kaiſerloſen Zeit gewaltthätig angeeignet hatten, und auch als Kaiſer niemals etwas ohne ihre Zuſtimmung zu unternehmen. Als er nun mit ihrer Hülfe den König Ottokar beſiegt hatte, erhielt er Oeſterreich und Steiermark für ſich und ſeine Familie zum Lohn.

Als König Peter von Aragon, den Hohenſtaufen verwandt, dem elenden Anjou Sicilien wieder entriß, erlaubte Rudolf von Habsburg dem Papſte, aus den deutſchen Reichsbisthümern Lüttich, Metz, Verdun und Baſel den Zehnten zu beziehen, um davon die Truppen zu bezahlen, mit welchen Frankreich, obwohl vergeblich, Sicilien wiederzuerobern trachtete. Der Kaiſer nahm nur die Miene an, als klage er deshalb über den Papſt Martin IV., war aber heimlich mit ihm einverſtanden und bewilligte ihm Alles. Unter anderm ver-

mehrte ihm Rudolf auch ſeinen Kirchenſtaat durch Zuziehung neuer oder beanſtandeter Gebiete, unter Zuſtimmung der deutſchen Kurfürſten. Dieſes Verbrechen am deutſchen Kaiſerrecht in Italien wurde alſo von Rudolf im Complott mit Rom und mit dem deutſchen Particularismus begangen, im Jahr 1279.

Rudolf's Sohn Albrecht I. war ein Tyrann, wollte gleich dem König von Frankreich als abſoluter Monarch herrſchen, mißhandelte den deutſchen Adel in Steiermark und wollte die uralte alemanniſche Freiheit in der Schweiz unterdrücken, was ihm aber mißlang. Auch er ſchwur dem Papſt unbedingten Gehorſam. Nachher theilten ſich die Habsburger in mehrere Linien und machten ſich durch nichts mehr bemerklich, als durch wiederholte vergebliche Verſuche, die Schweizer um ihre Freiheit zu bringen. In der unheilvollen Zeit, in welcher der Papſt zu Avignon reſidirte und ganz das Werkzeug Frankreichs war, wurde von dort befohlen, nicht Ludwig der Bayer, welcher redlich deutſches Nationalintereſſe verfocht, ſondern wieder ein immer mit den Welſchen verhängter Habsburger, Friedrich der Schöne, ſolle deutſcher Kaiſer ſeyn. Ludwig aber ſiegte in der Schlacht bei Mühldorf, 1322, denn alle guten Deutſchen waren entrüſtet über die Frechheit der welſchen Einmiſchung. Unter den ritterlichen Helden, die dem Bayern beiſtanden, zeichnete ſich Friedrich Burggraf von Nürnberg vom ſchwäbiſchen Hauſe der Zollern aus. Alſo ſtand dieſes edle Haus damals ſchon vor mehr als einem halben Jahrtauſend auf der nationalen Seite gegenüber den Habsburgern. Der franzöſiſche Papſt in Avignon hatte die Stirn, unſern Kaiſer vor ſein Gericht zu laden und in den Bann zu thun. Aber der franzöſiſche König wagte doch nicht, eine Armee nach Deutſchland zu ſchicken. Nur die gutmüthige Frömmigkeit der Deutſchen wurde unabläſſig von Avignon aus benutzt, um den edlen Kaiſer Ludwig zu verdächtigen, jeden Verrath an ihm zu entſchuldigen und kirchlich zu ſanktioniren.

Als es dem klugen Kaiſer Karl IV. aus dem Hauſe Luxemburg endlich gelungen war, den Sitz des Papſtthums wieder von Avignon nach Rom zu verlegen, ließ ſich das Frankreich nicht gefallen und ſtellte einen Gegenpapſt auf. In Spanien meldete ſich ein dritter und ſo hatte man auf einmal drei Päpſte, von denen

jeder der alleinige Erdengott seyn wollte, die sich aber nur verächtlich machten, indem sie wie böse Drachen Feuer und Gift gegeneinander spieen. Bei diesem Anlaß staunte und empörte sich zum Theil die abendländische Christenheit. Die bisher vom römischen Papstthum begangenen Greuel kamen endlich zur Sprache und die germanischen Völker des Nordens verlangten fast einstimmig „eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern". Karl's IV. Sohn, Kaiser Sigismund, konnte nun ein Concil nicht nur von Bischöfen, sondern auch von weltlichen Fürsten und Doctoren nach Constanz einberufen, um über die drei Päpste zu richten und die Kirche zu reformiren. Auch ihm stand, wie einst Ludwig dem Bayer, ein zweiter Burggraf Friedrich von Nürnberg mit Rath und That zur Seite und half ihm zum Siege.

Damals machte der Habsburger Herzog Friedrich von Tirol den schmählichen Versuch, im Bunde grade mit dem ruchlosesten der drei Päpste, Johann XXIII., das Concil zu sprengen, zugleich im Bunde mit dem französischen Herzog des neuen Burgund. Der Versuch mißlang ihm, aber er beurkundete dadurch die habsburgische Politik, die immer nur Rom und Frankreich gedient und das Recht der deutschen Nation mißachtet hatte. Alle drei Päpste wurden abgesetzt. Aber die große Frage der Kirchenreform blieb unentschieden und wurde erst auf einem zweiten Concil zu Basel wieder aufgenommen und diesmal gelang es der habsburgischen Politik, dem Romanismus wieder auf ein ganzes Jahrhundert hin den Sieg über den Germanismus zu verschaffen, die Kirchenreform zu vereiteln und im Bunde mit dem neuen Papste die Mißbräuche des Papstthums zu sanktioniren, ja noch ärger werden zu lassen. Das Haus Habsburg war nämlich um diese Zeit zu außerordentlicher Macht gelangt, denn es hatte alle Länder des ausgestorbenen Hauses Luxemburg geerbt, besonders Böhmen und Ungarn. Nun schloß der neue habsburgische Kaiser Friedrich III. wieder den engsten Bund mit Rom, annullirte alle Concilienbeschlüsse und ließ das Papstthum alle seine Mißbräuche erneuern.

In dem mehr unabhängigen England griff zwar Wicleffe das Papstthum an, was aber keinen bessern Erfolg hatte, als die blutigen Hussitenkriege zu veranlassen. In Deutschland bildete sich den Habsburgern gegenüber zwar ein Verein von Kurfürsten, um die

Rechte der deutſchen Biſchöfe und der deutſchen Nation gegen den päpſtlichen Abſolutismus zu ſchützen, und Georg von Heimburg ſagte als Geſandter dieſes Kurvereins dem Papſte grobe Wahrheiten, aber alles vergebens, denn die Kurfürſten gaben bald wieder kleinmüthig nach.

Derſelbe Kaiſer Friedrich III., der den unheilvollen Bund mit Rom geſchloſſen, ſprach auch die Hülfe Frankreichs gegen die Schweizer an, rief als ehrvergeſſener deutſcher Kaiſer Franzoſen in's Land, um die deutſche Volksfreiheit in den Alpen zu unterdrücken, da er allein der tapfern Schweizer nicht Meiſter werden konnte. Auf ſeinen Ruf kam der franzöſiſche Dauphin Ludwig mit den berüchtigten Armagnacs, ſprach damals ſchon den Rhein als die angeblich natürliche Grenze Frankreichs an und hauste auf's unmenſchlichſte im Elſaß, wobei der habsburgiſche Adel ihm Vorſchub leiſtete, bis die Tapferkeit der Schweizer bei St. Jakob ihn zum Rückzug nöthigte. Das Haus Habsburg verband ſich ſeitdem auf's engſte mit den franzöſiſchen Herzogen von Burgund, überließ denſelben die ſchönen deutſchen Niederlande, überließ ihnen Elſaß, Sundgau, bis das empörte Volk wieder mit Hülfe der Schweizer den burgundiſchen Landvogt Hagenbach im Elſaß köpfte und der letzte Herzog von Burgund in der Schlacht bei Nancy von den Schweizern erſchlagen wurde. Nachher nahm zwar das Haus Habsburg die dem Burgunder ſo ſchmählich preisgegebenen deutſchen Grenzlande wieder an ſich, vernachläſſigte ſie aber, zerſtückelte ſie und freute ſich der Fehden ihres Adels, ihrer Biſchöfe und ihrer Reichsſtädte, nur damit ſie nicht zu den freien Schweizern übertreten möchten. Dieſe Verzettelung unmittelbar an den Grenzen des einigen franzöſiſchen Reichs erleichterte den Franzoſen alle die Razzias, die ſie von nun an in's deutſche Reich machten.

Am Ende des 15. und im Beginne des 16. Jahrhunderts wurde das Haus Habsburg noch mächtiger als je zuvor, denn durch Heirath gewann es das neue große Herzogthum Burgund mit den Niederlanden, und noch einmal durch Heirath Spanien, Neapel mit Sicilien und das neu entdeckte Weſtindien. Die Kronen aller dieſer Länder waren auf dem Haupte Kaiſer Karls V. vereinigt, als ſich in Deutſchland das große Werk der Reformation vollzog, welches

Luther in Sachsen begonnen hatte und allen germanischen Völkern als so natürlich und nothwendig erschien, daß auch die meisten Fürsten sich ihm anschlossen und Rom widersagten, fast alle norddeutschen Reichsfürsten, auch einige süddeutsche, die Könige von England, Dänemark und Schweden, die Schweizer und Niederländer. Nichts wäre natürlicher gewesen, als daß auch der deutsche Kaiser dieser großen germanischen Bewegung sich angeschlossen und sie geleitet hätte. Man erwartete es auch in Deutschland; aber Karl V. war ein Habsburger und die Politik der Habsburger war nie eine andere, als eine romanische gewesen. Ueberdies war Karl gerade jetzt Monarch des romanischen Südens, sowohl der pyrenäischen als der apenninischen Halbinsel geworden und besorgte, diese schönen Länder könnten seinem Hause wieder verloren gehen, wenn er sich der deutschen Reformation annehme. Denn die Romanen im Süden, berechnete er, würden sich dann lieber mit dem romanischen Frankreich vereinigen und er würde dann keine andere Stütze mehr haben, als die deutschen Fürsten, von denen er wohl wußte, daß ihnen ihr Sonderinteresse mehr am Herzen lag, als das des Reichs, oder der deutschen Nation. Er schwankte also auch keinen Augenblick, was er zu wählen habe, und entschied sich, wie alle seine Vorfahren, zu Gunsten des Romanismus gegen den Germanismus. Mithin suchte er auch die deutsche Reformation, wie sein Vorfahr Kaiser Friedrich III., abermals zu vereiteln und, da er das doch nicht mehr im Stande war, sie wenigstens auf enge Grenzen einzuschränken.

Der damals sehr bedrängte Papst schwankte seinerseits, ob er sich mehr an den Habsburger, der jetzt so sehr mächtig geworden war, oder an Frankreich anschließen sollte, dessen König mit dem Kaiser rivalisirte und sogar Krieg führte. Inzwischen wurde der König geschlagen und der Kaiser siegte. Als Romane neigte der Papst immer mehr zu Frankreich, er mußte sich aber doch dem Kaiser unterwerfen und dieser verfehlte nicht, ihm auf alle Art zu schmeicheln und ihm die sichersten Bürgschaften zu geben, daß das Papstthum, wenn es sich nur der weltlichen Politik des Hauses Habsburg füge, von seinem bisherigen Ansehen und Reichthum nichts verlieren, sondern vielmehr noch gewinnen solle.

Papſt Paul III. aus dem Hauſe Farneſe wurde von Kaiſer Karl V. dadurch perſönlich gewonnen, daß er dem Sohne deſſelben ſeine eigene natürliche Tochter vermählte und ihn zum Herzog von Parma und Piacenza erhob. Und doch ſagte er bei Pauls Tode, man werde wohl in ſeinem Leichnam die drei Lilien (des franzöſiſchen Wappens) gefunden haben, d. h. „er war trotz meiner Güte doch heimlich immer nur Frankreich zugeneigt". Dieſer Paul III. war ſo ſehr der heidniſchen Renaiſſance ergeben, daß er die Religion in einer nackten Marmorſtatue vollkommen einer liegenden Venus ähnlich verfertigen und dieſe üppige Figur unmittelbar unter dem Stuhl Petri in der Peterskirche anbringen ließ, wo ſie einen hitzigen Spanier in dem Grade ſinnlich verführte, daß man ihr nachher eine meſſingene Schürze vorgelegt hat. Es iſt charakteriſtiſch, daß unter dieſem heidniſchen Papſte im Jahr 1540 der Jeſuitenorden ſanktionirt und ſeinem politiſchen Zweck gemäß organiſirt wurde.

Dieſer politiſche Zweck ſtand im genaueſten Zuſammenhange mit dem Compromiß, welchen die Habsburger mit dem König von Frankreich eingingen und welcher bald darauf im Concil von Trient formulirt wurde. Beide katholiſche Großmächte vereinigten ſich nämlich dahin erſtens, die deutſche Reformation gemeinſchaftlich und mit allen Kräften zu bekämpfen und die katholiſche Hierarchie mit allen ihren Mißbräuchen aufrecht zu erhalten, zweitens aber als Gegenleiſtung vom Papſt deſſen Unterwürfigkeit unter ihre weltliche Politik zu verlangen oder zu erzwingen. Die römiſche Hierarchie ſollte ihr ganzes altes Anſehen behalten, die Seelen beherrſchen und die Völker auf die bisherige Weiſe in Dummheit, Aberglauben, Werkheiligkeit und blindem Gehorſam niederhalten, aber nur zum Vortheil der weltlichen Monarchie, welcher die Kirche nur noch dienen ſollte. Die Vermittlung zwiſchen den beiden weltlichen Großmächten einer- und Rom andererſeits übernahm der neue Jeſuitenorden.

Das Concilium in Trient nahm zwar die Miene an, als wolle es die ſo lang erſehnte Kirchenreformation vornehmen und als ſey es ihm Ernſt, darüber mit den Proteſtanten zu traktiren, weshalb auch Vertreter derſelben zum Concil eingeladen wurden. Allein dieſe Conceſſionen waren nur Schein, um einen guten Willen zu

Land für den Augenblick zufrieden ſtellen, und für die Zukunft beruhigen! (Lauter Beifall.) Nie wird, nie kann Irland ruhig und zufrieden ſeyn, als bis die Wohlthaten der Civiliſation und die Rechte der Menſchheit bis auf die unterſten Reihen des Volks ausgedehnt und geſichert werden. Gebt, um ihnen zu helfen, Geſetze im Geiſte der Philanthropie; naht euch mit dem Licht des Verſtandes und der Erfahrung ihren bisher unbenützten, meiſt unberührten innern Hülfsquellen; führt zur Unterſtützung ihrer in Noth verſunkenen Bevölkerung ein gemäßigtes Syſtem von Armengeſetzen ein; verbreitet, ſtatt der Prieſterherrſchaft, die Wohlthaten einer chriſtlichen Erziehung; gebt Beſchäftigung dem hungernden Volke, das ſein tägliches Brod haben muß, deſſen Arbeiten man nun verliert und deſſen Charakter zerſtört, indem man es unfreiwilligem Müſſiggange und dem Bettelſtabe überliefert. Irland bittet euch um einen Fiſch und ihr gebt ihm eine Schlange; um Brod und ihr gebt ihm — Emancipation!" Für die Emancipation wurden dagegen alle Gründe der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit geltend gemacht, und Makintoſh hoffte noch insbeſondere, die Großmuth Englands gegen die Katholiken werde die Toleranz allgemein machen. „Es iſt bekannt, daß Proteſtanten jetzt von allen Dienſten und Ehrenſtellen in den beiden Staaten jenſeits der Pyrenäen ausgeſchloſſen ſind, daß ſie in Italien in Stellen nur heimlicher Weiſe geduldet werden, daß man ſie ſogar in Frankreich als ungeeignet zu manchen Stellen und Ehrenämtern betrachtet, wiewohl viele andre Functionen ihnen dort wie in Oeſterreich geöffnet ſind. Man darf mit Recht hoffen, daß eine freiſinnige Politik gegen die Katholiken Englands auch eine entſprechende freiſinnige Politik jener Regierungen gegen ihre proteſtantiſchen Unterthanen zur Folge haben werde."

zeigen, der wirklich nicht vorhanden war. Das Tridentiner Concil hatte keinen andern Zweck, als den Compromiß zwiſchen den Häuſern Habsburg und Valois und dem Papſtthum zu ſanctioniren und alles was daraus für die römiſche Kirche folgte, zu formuliren, d. h. das ganze katholiſche Kirchengebiet als bewaffnete Macht gegen die deutſche Reformation zu organiſiren, nur zum Schein in einigen Nebendingen zu reformiren, wirklich aber alle bisherigen Mißbräuche des Papſtthums auf's neue zu autoriſiren. Das Concil und der Papſt mußten thun, was ihnen die beiden genannten mächtigen Dynaſtien vorſchrieben. Daher damals ſchon das Witzwort: Der heil. Geiſt kommt mit dem Poſtſelleiſen von Madrid, Paris und Wien in Trient an, bleibt die Poſt etwas länger aus, ſo muß das Concil ein wenig warten.

Karl V. wollte die Univerſalmonarchie und glaubte durch das außerordentliche Glück, das ihm lachte, zum höchſten Anſpruch berechtigt zu ſeyn. Sein Wahlſpruch war plus ultra und er rühmte ſich, in ſeinem Reiche gehe die Sonne nicht unter. Die Eroberungen in Mexiko und Peru machten ihn zum Herrn der neuen Welt und von dort bezog er ungeheure Maſſen Gold, das ihm dienen ſollte, ſich auch die alte Welt zu unterwerfen. Das letztere war aber nicht ſo leicht. Nicht nur alle Anhänger der Reformation waren gegen ihn, ſondern auch der Papſt ſelbſt, der von einer neuen weltlichen Univerſalmonarchie für die geiſtliche Weltherrſchaft, die er ſelber anſprach, die größte Gefahr beſorgte. Zudem gönnte Frankreich ihm die Hegemonie im romaniſchen Europa nicht und hetzte auch die Türken gegen ihn auf. Wenn er nun auch ſeinen großen Plan, dem Hauſe Habsburg die Univerſalmonarchie zu verſchaffen, nicht ganz aufgab, mußte er die Ausführung doch vertagen. Gezwungen, die habsburgiſche Macht zu theilen, that er es doch nur auf eine Weiſe, daß ſie ſpäter wieder zuſammenwachſen konnte. Er ſorgte dafür, daß der eine Theil vom andern abhängig blieb.

Daraus erklärt ſich das Arrangement, nach welchem er Spanien und Italien nebſt den deutſchen Niederlanden ſeinem Sohn Philipp II., ſeine übrigen deutſchen Beſitzungen aber mit Ungarn ſeinem Bruder Ferdinand I. vererbte. Von Italien und von den

Niederlanden aus wurden ſowohl die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, als auch Frankreich überwacht und konnten von hier aus die ſpaniſchen Habsburger ihren deutſchen Vettern in Wien wirkſam zu Hülfe kommen. Gewiß klug ausgedacht von der habsburgiſchen Politik, aber unwürdig eines deutſchen Kaiſers, dem deutſchen Intereſſe entgegen. Die ſchönen deutſchen Niederlande hätten niemals Deutſchland entfremdet und ſpaniſcher Herrſchaft unterworfen werden ſollen. Aus dem Arrangement Karls V. gingen für Deutſchland die traurigſten Folgen hervor, denn die Habsburger überſchwemmten fortan unſer armes, verrathenes, verkauftes und zerriſſenes deutſches Vaterland mit ſpaniſchen Heeren von den Niederlanden, mit italieniſchen von den Alpen und mit ungariſchen und ſlaviſchen von Wien aus.

Die Niederlande ſind ſeit jener Zeit dem übrigen Deutſchland entfremdet. Holland, welches ſich ritterlich gegen die Spanier wehrte und gleich der Schweiz ſich die Freiheit mit dem Schwert erkämpfte, wurde doch nicht genug vom proteſtantiſchen Deutſchland unterſtützt, theils weil dieſes letztere ſelbſt bedrängt war, theils weil ſeine Fürſten in ihrem Souveränetätsſchwindel den Holländern ihre republikaniſche Freiheit nicht verzeihen konnten und die Lutheraner ſie als Calviniſten haßten. Alſo wendeten ſich die Holländer trotzig von Deutſchland ab. Die ſüdlichen Niederländer, Vlamingen und Brabanter, die man dummerweiſe jetzt Belgier nennt, blieben unter der Tyrannei der Spanier und wurden von den Jeſuiten zum finſterſten katholiſchen Fanatismus erzogen, durften daher am Entwicklungsgange des Geiſtes und der Wiſſenſchaft im übrigen Deutſchland keinen Theil nehmen, und diejenigen unter ihnen, die ſich vom ſpaniſchen und römiſchen Joch frei machten, ließen ſich von den Franzoſen bethören, von ihnen den Namen Belgen geben, der nur der altrömiſchen Zeit angehört, redeten und ſchrieben nur noch franzöſiſch und vergaßen gänzlich, daß ſie Deutſche ſeyen, ja ſie ſahen es ſogar ungern, wenn einige wenige vlamiſche Gelehrte die deutſche Volksmundart des gemeinen Volks und die altvlamiſchen Sprachdenkmäler in Ehren halten wollten.

In Oeſterreich wirkte das habsburgiſche Syſtem ebenfalls zur

größten Schädigung der deutschen Nationalität. Die nächsten Nachfolger Karls V. hingen zu sehr von Spanien ab und waren zu unentschlossen, um sich durch festen Anschluß an die deutschen Protestanten von der spanischen Vormundschaft zu befreien. Da nun auch in Spanien die Nachfolger Philipps II. Schwachköpfe geworden waren, wurde durch den Einfluß Roms und der Jesuiten der Schwerpunkt der habsburgischen Macht unerwartet von Madrid wieder nach Wien zurückverlegt und der von den Jesuiten erzogene junge Ferdinand II. als deutscher Kaiser zum Werkzeug ausersehen, den Protestantismus ein für allemal auszurotten, die ganze Reformation in ihre Quelle zurückzudrängen und zu ersticken. Es gelang auch vortrefflich. Die uneinigen Protestanten wurden durch Tilly und Wallenstein überwunden und das Haus Habsburg schien auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen. Ferdinand II. war aber nur das Werkzeug Roms und der Jesuiten gewesen und diese wollten nicht, daß er ihnen durch seine weltliche Uebermacht beschwerlich werde. Sie ließen ihn daher durch die Franzosen und Schweden im dreißigjährigen Kriege so lange ängstigen, bis er die Hoffnung, Alleinherr in Deutschland zu werden, aufgeben mußte.

Von diesem Zeitpunkt an neigte sich Rom und die Jesuiten auch wieder mehr Frankreich zu. Daher die guten Dienste, welche sie Ludwig XIV. leisteten, als derselbe die Schwachköpfigkeit der spanischen und deutschen Habsburger und das Aussterben der erstern benutzte, um sich Spaniens, Neapels und des Elsaßes zu bemeistern. Die Jesuiten waren es hauptsächlich, welche den Kaiser Leopold I. in Wien einschläferten und in Spanien für die Bourbons und gegen die Habsburger agitirten. Die Habsburger würden Spanien haben behaupten können, wenn sie verständiger regiert hätten. Ihrem Verdummungssystem und ihrer Inquisition konnte es nicht gelingen, weder Spaniens äußern Wohlstand zu erhalten, noch auf eine segensreiche Weise in der neuen Welt und auf den ostindischen Inseln christliche Mission zu pflegen und zu civilisiren.

Die Habsburger in Deutschland versäumten die materiellen Interessen ihrer Völker, Verkehr, Handel, Gewerbe, Schifffahrt noch ungleich mehr. Standen ihnen auch die Meere nicht in dem Grade

offen, wie ihren ſpaniſchen Vettern, ſo hatten ſie doch den Hafen von Trieſt, gewannen die an Spanien verlorenen Niederlande wieder mit dem ſchönen Hafen von Antwerpen, konnten bei einiger Anſtrengung leicht die ganze Donaufahrt bis in's ſchwarze Meer beherrſchen und erwarben ſpäter auch noch Venedig. Aber ſie unterließen alles, was Handel und Seefahrt ihrer Länder in gehörigen Aufſchwung hätte bringen können. Die öſterreichiſchen Niederlande ſpielten nur noch eine armſelige Rolle neben Holland. Das einſt ſo ſeemächtige Venedig wurde von Oeſterreich noch mehr als von den letzten verrotteten Nobili der Republik vernachläſſigt. Seinen ſchönen Hafen ließ man verſanden. Aber alle dieſe Fahrläßigkeiten hingen genau mit dem alten und unveränderlichen politiſchen Syſtem der Habsburger zuſammen. Gewerbfleiß und Handel haben ſtets den Bürgerſinn und Freiheitsgeiſt begünſtigt, wie ſchon die Phönicier, die griechiſchen Republiken, im Mittelalter die deutſche Hanſa, die Republiken Venedig und Genua, ſpäter Holland, England und Nordamerika bewieſen haben. Seit der Reformation waren es vorzugsweiſe die germaniſchen Völker, welche die materiellen und geiſtigen Intereſſen zugleich, Civiliſation, Induſtrie, Handel, Schifffahrt, Technik und Wiſſenſchaften pflegten, freies Eigenthum, Wohlſtand, Bürgerſinn und politiſche Freiheit förderten. Das aber waren grade die Dinge, welche von Rom aus am meiſten perhorrescirt wurden und für die der Romanismus überhaupt, weil man im üppigern Süden mehr müßig geht, nicht ſo viel Sinn und Kraft hat, wie der in rauherem Klima zur Arbeit berufene Germanismus. So widerſprachen ſich das romaniſche Abſperrungsſyſtem und das germaniſche Freihandelsſyſtem, die Stagnation und der Fortſchritt, der Zwang und die Freiheit, die abſichtliche Verdummung und der Wiſſensdrang.

Um jeden Preis ſollte nun das germaniſche Element romaniſch gebeugt werden, zuerſt in Oeſterreich. Der niedere Adel war hier größtentheils reformirt geweſen, als er in der blutigen Verfolgungszeit ausgerottet oder vertrieben wurde. Seine Güter wurden an gräfliche und fürſtliche Günſtlinge vertheilt, unter denen viele ausländiſche, insbeſondere italieniſche Geſchlechter Platz nahmen. Die höhern und gebildeten

Claſſen wurden ausſchließlich in Jeſuitenſchulen in lateiniſcher Sprache unterrichtet, durften nichts vom proteſtantiſchen Deutſchland und ſeiner Bildung wiſſen und erfahren. Aus ihnen rekrutirte man dann die fanatiſchen Diener des ſog. ſpaniſchen Dominatus absolutus und des Papismus, den unfähigern Reſt wiegte man in behagliches Wohlleben und Dummheit ein. Die Ariſtokratie blieb bevorzugt, wurde in die Vergnügungen des Hofes hineingezogen und durfte das Bauernvolk draußen auf den Gütern unter Prügeln in Knechtſchaft und Armuth niederhalten. Dieſes arme Volk blieb gänzlich ohne Schulunterricht und wurde noch abſichtlich von den Pfaffen zum dümmſten Aberglauben und zugleich zum fanatiſchen Haß gegen die Ketzer abgerichtet und Niemand ſagte ihnen, dieſe Ketzer ſeyen ihre deutſchen Brüder und rechtſchaffene Leute. Damit aber das halbverthierte Volk nicht unzufrieden werde, ließ man ſeiner Sinnlichkeit freien Lauf, unterhielt es mit geiſtlichen Ceremonien und Schauſpielen und machte ihm in der Beichte die Gewohnheitsſünden leicht und bequem.

V.

Syſtematiſche Unterdrückung germaniſcher Volksfreiheit durch die römiſche Kirche.

Schon die römiſchen Kaiſer und ihre Statthalter und Feldherrn trachteten unabläſſig, die freien Germanen zu unterjochen, was ihnen aber nicht gelang, vielmehr wurden die romaniſchen Völker durch die Germanen überwunden. Der ganze Weſten und Nordweſten des römiſchen Reichs zerfiel in deutſche Königreiche, deren Könige aber nur über freie Männer geboten und Vertreter derſelben zum Beirath hatten. Indem ſie Herrn über die Romanen wurden, gewährten ſie denſelben allmälig auch gleiche Rechte. Großmüthige Sieger machten ſie aus Sklaven wieder Freie und erhoben tief ge-

ſunkene Nationen zum Bewußtſeyn ihrer Menſchenwürde. Sie ernteten aber ſchlechten Dank dafür.

Der römiſche Papſt betrachtete ſich als den geiſtlichen Erben der durch die Germanen zerſtörten altrömiſchen Weltherrſchaft, und ſuchte dieſe durch geiſtliche Mittel wieder herzuſtellen. Wenn auch in jeder Prieſterſchaft, ſey ſie chriſtlich oder heidniſch, eine gewiſſe Herrſchſucht hervortritt, weil ihr von frommen Laien Glauben und Gehorſam entgegen kommt, ſo trat doch dieſer allgemeine Charakterzug des Prieſterthums beim Biſchof in Rom noch ſchärfer als anderswo hervor. Er begnügte ſich nicht mit der ihm von Karl dem Großen allzu gnädig verliehenen Nebenordnung neben den deutſchen Kaiſer, ſondern er wollte denſelben unter ſich bringen und zugleich alle germaniſchen Völker den romaniſchen unterordnen. Aus dieſem Grunde, und aus ihm allein ſuchte er als Vorkämpfer der romaniſchen Race die germaniſchen Völker um ihre zwei koſtbarſten und unerſetzlichſten Nationalgüter zu bringen, nämlich um ihre Einheit und um ihre Freiheit. Unter ſeinem Zuthun wurde das Reich Karls des Großen zerriſſen und trennten ſich die Romanen des Frankenreichs von den eigentlichen Deutſchen. Aus dem gleichen Grunde bemüheten ſich die Päpſte nicht nur ſtets, die übrigen germaniſchen Stämme in England und Skandinavien zu beſchmeicheln, um ſie von Deutſchland getrennt zu halten, ſondern ſchmeichelten auch zu demſelben Zweck den Ungarn und Polen und maßten ſich ſogar die Oberlehnsherrſchaft über die deutſchen Oſtſeeprovinzen an, nur um das deutſche Kaiſerreich zu ſchwächen. So oft ein ſchwacher Kaiſer in Deutſchland regierte, brachen ſie eine Gelegenheit vom Zaun, um dem Kaiſer unverſchämte Machtbefehle zuzuſchicken und deutſche Reichsfürſten gegen ihn aufzuhetzen und ihre Empörung mit dem Segen der Kirche zu belohnen. Auf jede Weiſe begünſtigte der Papſt den politiſchen Particularismus in Deutſchland, während er die kirchliche Einheit auf's ſchärfſte zuſpitzte. Daß die Könige von Frankreich in ihrem Lande die Einheit förderten und den Particularismus unterdrückten, war dem Papſt ſchon recht, denn dadurch wurden die franzöſiſchen Könige mächtig genug, im Bunde mit Rom das deutſche Kaiſerthum vollends zu zerrütten.

Also trat der Papst stets der deutschen Einheit entgegen, ebenso aber auch der deutschen Freiheit. Auf's angelegentlichste rottete er die Reste derselben in Italien selbst aus und half sie überall den romanischen Fürsten ausrotten, was nur in Spanien nicht ganz gelang. Ueberall ließ er die alten deutschen Volksrechte theils durch das canonische oder Kirchenrecht, theils durch das altrömische Recht ersetzen. In Deutschland selbst, wie auch in England und Skandinavien begünstigte der Papst stets das Souveränwerden und die despotische Gewalt der minder mächtigen Fürsten, um theils die Macht des Kaisers zu schwächen, theils die Verfassungen und Gesetze zu zerstören, welche aus der altgermanischen Freiheit den Bauern geblieben und dem freien Ritter- und Bürgerthum im Mittelalter entsprossen waren. Nichts war dem geistlichen Despoten in Rom von jeher verhaßter, als die germanische Volksfreiheit, er wollte alle Völker in altrömischer Sclaverei nivelliren. Daher sein Haß gegen das deutsche Bürgerthum in den Reichsstädten, daher die Bannstrahlen, die er in äußerster Wuth gegen die magna charta der Engländer schleuderte. Daher die Hülfe, die er dem König von Frankreich leistete, um die altständische Freiheit zu unterdrücken, daher die Freude, mit der er der Sistirung der französischen états généraux zujauchzte, wie der Bartholomäusnacht und der Vertreibung der Reformirten aus Frankreich. Daher noch der bittere Groll, mit dem er nach dem Sturze Napoleons die neue constitutionelle Verfassung Frankreichs, die Charte Ludwigs XVIII. tadelte, und der gleiche Groll des jetzigen Papstes über die neue liberale Reichsverfassung in Oesterreich.

Der weltliche Despotismus des alten Rom und die durch ihn hervorgerufene allgemeine Sclaverei und tiefe Corruption im alten Römerreich war das entsetzlichste Uebel der Menschheit gewesen, von welchem einerseits nur das Christenthum und andererseits nur die gesunde Natur, Ehrenhaftigkeit und Tugend der Deutschen Europa wieder heilen konnten, und gerade der angebliche Statthalter Christi in Rom war es, der das Christenthum in einen neuen noch viel schrecklicheren Despotismus verwandelte und mittelst desselben auch den Germanismus wieder unterdrücken wollte. Es gab freilich

fromme und einſichtsvolle Männer, ſogar Heilige der römiſchen Kirche, die das begriffen und dem Papſte heftige Vorwürfe machten. Aber wenn ſie nicht einflußreich genug waren, wurden ſie verlacht und als Ketzer verbrannt. Beſaßen ſie jedoch Einfluß genug, ſo machte man ſie unter Segensſprüchen verſtummen und erſtickte ſie unter Lorbeern. So erging es dem h. Bernhard. Dieſer ſchrieb dem Papſt Eugen III.: „Kein Gift und kein Schwert wird dir mehr ſchaden, als deine eigene Herrſchbegierde. Wähle zwiſchen dem Apoſtelamt und der Tyrannei; willſt du beides zugleich beſitzen, ſo wirſt du beides verlieren.“

Wenn die erſten Chriſten alles aus freier Liebe thaten, ſo wollte das römiſche Papſtthum von dieſer freien Liebe nichts mehr wiſſen, ſondern man ſollte ihm nur aus Furcht oder aus Intereſſe gehorchen. Dieſe Methode wandte es zuerſt auf die Prieſterſchaft an, die Werkzeuge, deren es ſich bediente, um ſo viele Millionen Menſchen nach ſeinem Willen zu lenken. Das erſte Gebot der Prieſterſchaft war nicht mehr Liebe und Pflichterfüllung aus Ueberzeugung, ſondern blinder Gehorſam. Den Gehorſam aber erzwang das Papſtthum durch Androhung ſchrecklicher Strafen, oder erſchlich ihn durch Prämien, durch Befriedigung des prieſterlichen Stolzes und üppiges Wohlleben der Geiſtlichkeit. Aus der freiwilligen Aſkeſe der älteren Chriſten wurden im römiſchen Papſtthum die Zwangsgeſetze des Cölibats, der Faſten ꝛc. Nichts ſollte mehr freiwillig geſchehen dürfen und Niemand wurde mehr aus dem Zwang entlaſſen, die Regel des h. Benedict aufgehoben, nach welcher noch jeder Mönch das Kloſter frei hatte verlaſſen können, wenn er ſich zu ſchwach fühlte, ſeinen Gelübden treu zu bleiben. Dagegen geſtattete das Papſtthum mittelſt der ſog. laxen Obſervanz denjenigen Prieſtern und Orden, die ſeinem hierarchiſchen Zwecke eifrig dienten und auf die es ſich verlaſſen konnte, heimlich alle möglichen Erholungen und Sinnengenüſſe.

Der römiſche Terrorismus culminirte aber von jeher in der Verfolgung der Ketzer, in der fortwährenden Kreuzigung derer, welche die wahren Nachfolger Chriſti waren. Nichts kann den ungeheuern Gegenſatz zwiſchen dem wahren Chriſtenthum und der

römiſchen Kirche deutlicher machen, als die Grauſamkeit der letzteren, namentlich in der Inquiſition.

Die römiſche Hierarchie hat ſchon im Mittelalter, in welchem ſie noch nicht ſo abhängig von weltlichen Kaiſern und Königen war wie ſpäter, auf eigene Rechnung furchtbare Ungerechtigkeit und Tyrannei geübt in der blutigen Verfolgung edler und ſittlich reiner Menſchen, die nur zum urſprünglich echten Chriſtenthum zurückkehren und die himmelſchreienden Mißbräuche der Kirche abgeſchafft wiſſen wollten, wie die Albigenſer und Waldenſer. Aber das Uebel wurde noch ärger, als ſich die römiſche Curie, um ſich der Reformation gegenüber behaupten zu können, dem weltlichen, politiſchen Despotismus zur Verfügung ſtellte.

Je mehr die Hierarchie aufhörte, die Religion der Liebe zu vertreten, je mehr ſie den Menſchen die Freiheit abſprach, welche ihnen Chriſtus, um ihnen den rechten Gebrauch derſelben zu lehren, in vollem Maße gelaſſen hatte, um ſo weniger konnte dieſe Hierarchie auch noch auf freiwillige Hingebung rechnen und mußte Gewalt üben. Wenn ſie auch die Menſchen wie Kinder mit allerlei Tand und Spiel lockte und ergötzte, wenn ſie auch die liebende Mutter ſpielte, ſo ſtand doch hinter den Kindern immer der Teufel oder das Inquiſitionsgericht. Man erzählt, das Glaubensgericht der römiſchen Kirche habe die Ketzer einer Statue der Mutter Gottes in die offnen Arme gelegt, worauf ihre Arme denſelben feſtgehalten und eine Menge aus ihrem Leibe herausfahrende Meſſer ihn zerſchnitten hätten. So ein Ding wurde die Mutterkirche wirklich unter der Herrſchaft des Papſtthums und im Dienſte ſpaniſcher Königstyrannei. Vorn wurde immer die Gnadenmutter zur Schau getragen und hinten fletſchte ein Drache ſeine gräßlichen Zähne. Die Hierarchie konnte nicht anders verfahren oder ſie hätte ſich ſelbſt aufgeben müſſen. So lange ſie noch fortdauern wollte, ſey es auf eigene Rechnung, ſey es im Dienſte weltlicher Tyrannei, mußte ſie ſich Gehorſam erzwingen.

Die Hierarchie bedurfte eines großen Apparates von Mitteln, um die Menſchenmenge in allen ihren Abſtufungen, Nationen, Ständen, Berufsklaſſen bis in's geheimſte Familienleben hinein be-

herrschen zu können und zwar täglich und stündlich die Menschen in Anspruch zu nehmen, ihnen jeden Augenblick die Allgegenwart der kirchlichen Autorität fühlbar zu machen. Die Gebote Christi sind einfach. Die römische Kirche hat sie vertausendfältigt auf eine für Gott und die Menschen gänzlich unnütze, ja oft unsinnige Art, einzig zu dem Zweck, jeden Katholiken jeden Augenblick polizeilich überwacht zu halten. Etwas der Art kam nur im alten Aegypten vor, wo ein ähnliches Priestersystem jedem Menschen sein Tagewerk vorschrieb. Der römischen Hierarchie dienten zum gleichen Zwecke unzählige Gebote und Verbote, in Bezug auf Kirchenbesuch, Messehören, Beten, Bekreuzigen, fromme Gebräuche aller Art, Fasten, Cölibat, Einhalten der Ehegesetze, welche der Kirche gestatteten, das Familienleben gänzlich zu beherrschen, Verbot der Heirathen unter Verwandten, sogar unter Gevatteru ꝛc.

Ein Hauptmittel für die Hierarchie war sodann das Angstmachen. Der Katholik sah sich immer von Schrecken umgeben, immer gefährdet durch dämonische Mächte und bedroht mit Strafen, wogegen ihm nur die Kirche eine Hülfe und Rettung darbot. Schon um nicht in eine gewöhnliche Kirchenstrafe zu fallen, mußte er beständig aufpassen und sich vor Uebertretung irgend eines der vielen Kirchengebote hüten. Dazu drohten ihm von jenseits die Flammen des Fegefeuers, oder gar die Hölle. Auf den Mauern der meisten italienischen Kirchhöfe sind zahlreiche Flammen gemalt, die jedem schon von weitem roth in die Augen leuchten, und wenn man näher kommt, erblickt man darin nackte Menschen, die von Teufeln geneckt und gequält werden. In diesem Zustand sollte sich die gläubige Gemeinde alle ihre Todten denken und aus diesem Zustand der Qual sollten sie nur durch die Geistlichkeit, durch Messe lesen, Fürbitten, Opfer, Stiftungen erlöst werden können.

Der Wahn der Zaubereien und der Teufelswirkungen wurde auf alle Weise von der Hierarchie gepflegt, weil er ihr ungemein einträglich war. Nichts war leichter, als auf irgend einen ehrlichen Mann, der nachdachte und studierte und mehr wußte, als der gemeine Haufen, den Verdacht zu werfen, er schöpfe sein Wissen aus verbotenen Künsten und stehe mit dem Bösen im Bunde. Da nun

Alle dieſe Gründe der Billigkeit und Humanität würden aber die harten Herzen brittiſcher Staatsmänner nicht erweicht haben, wenn nicht die Klugheit die Emancipation geboten, wenn nicht die dringende Gefahr eines Bürgerkriegs ſie nothwendig gemacht hätte. Der Herzog von Wellington war aufrichtig genug, dieß offen einzugeſtehen. Er erklärte im Oberhauſe: „Ich, Mylords, habe eine längere Zeit meines Lebens als gar viele Menſchen in Kriegsſcenen zugebracht, beſonders in Scenen bürgerlichen Kriegs, und ich kann ſagen, daß ich gern mein Leben zum Opfer bringen würde, wenn ich damit einem Lande, das ich liebe, auch nur einen Monat Bürgerkrieg erſparen könnte. Nichts zerſtört jedes Recht, jedes Eigenthum, jede Sittlichkeit ſo ſehr, als wenn Nachbar aufſteht gegen Nachbar, Bruder gegen Bruder, wenn der Sohn die Hand erhebt gegen ſeinen Vater, der Diener gegen ſeinen Herrn. Dieß, Mylords, iſt das Mittel, das man uns anräth; darauf mußten wir uns gefaßt halten, wenn wir uns nicht entſchließen wollten, die Maßregeln vorzubringen, für die ich verantwortlich bin.“

Dieſer entſcheidende Grund ſiegte. In der Nacht vom 30 zum 31 März nahm das Unterhaus die Emancipationsbill durch Acclamation an, am 10 April auch das Oberhaus mit 213 gegen 109 Stimmen, und am 13 April wurde ſie vom König beſtätigt. Umſonſt verließ Lord Winchelſea am 6 April das Oberhaus, um nie wieder in ein Haus zurückzukehren, worin man Englands Verderben beſchließe; umſonſt verſuchte der Herzog von Newcaſtle noch zuletzt eine Kutſchenproceſſion nach Schloß Windſor zuſammenzubringen, um den König umzuſtimmen. Die Sache war entſchieden. Am 23 April

ehrliche und freisinnige Männer oft genug im Fall waren, die Mißbräuche der Hierarchie einzusehen und zu rügen, so entledigte sich die letztere solcher gefährlicher Opponenten am bequemsten durch eine Anklage auf Zauberei. Auf diese Weise hat die Inquisition oder das Ketzergericht, welches der Papst zuerst dem unbarmherzigen Dominikanerorden anvertraute, zahllose sog. Ketzer, die nichts anderes als eine sittliche Reform der Kirche wollten, als Zauberer angeklagt und dem Feuertode überliefert. Als die Hierarchie sich unter das Joch der katholischen Großmächte beugen und den politischen Zwecken derselben dienen mußte, verwandelte sich, zunächst unter den spanischen Königen, die Inquisition in ein wesentlich weltliches und nur noch dem Namen nach geistliches Gericht, um unter dem Vorwand des Unglaubens, der Ketzerei, des heimlichen Judenthums ꝛc. alle die Personen, Familien, ja ganze Einwohnerschaften vertilgen zu können, die dem Königthum gefährlich schienen oder mißliebig waren. Die spanischen Könige hatten am Ende des 15. Jahrhunderts Spanien endlich den Muhamedanern entrissen und verfuhren mit unerhörter Grausamkeit gegen die noch heimlichen Muhamedaner, um neuen Aufständen vorzubeugen. Diesen grausamen Charakter behielt aber die spanische Inquisition später noch bei und wandte ihn auf die Niederländer an, die sich gegen die Tyrannei Philipps II. empörten. Es ist bekannt, daß der General desselben, der berüchtigte Herzog von Alba, in den deutschen Niederlanden achtzehntausend Menschen hat hinrichten lassen. Das war aber dem König Philipp noch nicht genug, denn das am 16. Februar 1568 vom spanischen Inquisitionstribunal erlassene Decret, wonach 3 Millionen Niederländer, das ganze Volk mit nur wenigen namentlichen Ausnahmen, Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied hätten vertilgt werden sollen, wurde ausdrücklich von ihm bestätigt. Nicht selten geschah es auch, daß reiche Leute von der Inquisition fälschlich angeklagt und verurtheilt wurden, blos damit man ihre Güter confisciren könne.

Man gewöhnte das Volk absichtlich an Grausamkeiten. Zu diesem Zweck dienten in Spanien theils die blutigen Stiergefechte, theils die Autodafés, beides unter der doppelten Autorität der Kirche

und des Königthums. Es kam vor, daß ein besonders heiliges Marienbild feierlich aus der Kirche abgeholt wurde, um den Vorsitz bei einem Stiergefecht zu übernehmen. Jedes Autodafé, bei welchem oft hundert und mehr Ketzer lebendig verbrannt oder sonst martervoll hingerichtet oder auch nur blutig gepeitscht wurden, wurde feierlich als ein großes Fest begangen in Gegenwart der königlichen Familie, der hohen Geistlichkeit und des ganzen Volks. Als der Inquisitor Argues, unersättlich in Verfolgung, es gar zu arg machte, empörte sich das Volk und erschlug ihn. Dieses Mordes wegen wurden aber über zwei hundert Menschen, die dazu mitgewirkt haben sollten, hingerichtet. Das Muttergottesbild von Guadeloupe that dem gräßlichen Inquisitor zu Ehren Wunder und der Papst erhob ihn unter die Heiligen.

Der Zweck mußte jedes Mittel heiligen. Reichte das Inquisitionsgericht nicht aus, um diejenigen zu vertilgen, die dem weltlichen Despotismus und der im Dienst desselben scheinheilig, ja hyänenartig herbeischleichenden Hierarchie widerstanden, so griff man zum Mord in Masse. So verfuhren die Habsburger unter dem Segen der römischen Kirche zur Zeit Philipps II. gegen die Niederländer, zur Zeit Ferdinands II. gegen die Oesterreicher und Böhmen. So verfuhr der französische Hof gegen die Hugenotten in der sog. Bartholomäusnacht, einem unvorhergesehenen, treulosen, ungeheuern Massenmord.

Bischof Hefele in seiner Conciliengeschichte glaubt die Kirche freisprechen zu dürfen von der Schuld der durch die Inquisition verübten Unmenschlichkeiten, da sie vielmehr eine Staatsanstalt als eine kirchliche gewesen sey. Das wurde sie allerdings, als die weltlichen Mächte sich mit der Kirche gegen die Freiheit der Völker verschworen, namentlich unter den Habsburgern in Spanien. Aber schon viele Jahrhunderte vorher war die Inquisition eine echt päpstliche Veranstaltung gewesen, z. B. in den Albigenserkriegen und unter Konrad von Marburg in Hessen. Wenn aber auch die Kirche von allen diesen Versündigungen freizusprechen wäre, so müßte man immer noch fragen, warum ist die Kirche, welche den Gott der Liebe vertreten soll, gegen die Unbarmherzigkeit der Autodafés unter dem

spanischen Philipp niemals auch nur mit dem kleinsten Tadel aufgetreten? Hat sie nicht alle diese Scheußlichkeiten gebilligt, wie auch die Pariser Bluthochzeit? Die Kirche rühmt sich mit Recht des heil. Ambrosius, welcher unerschrocken dem mächtigsten Kaiser die Wahrheit sagte und ihn von Sünde abhielt. Aber wo hat sie denn seit dem Aufkommen der päpstlichen Allmacht jemals wieder einen so hochherzigen Bischof erzeugt?

Nach der Pariser Bluthochzeit ließ Papst Gregor XIII. in seinem Vatican und zwar in dem Audienzsaal, in welchem er fremde Gesandte empfing, drei große Bilder malen, welche die gräßliche Ermordung der Hugenotten darstellten, ja er ließ zum Ueberfluß noch eine Medaille prägen mit seinem Bildniß und Namen auf der Vorderseite und mit dem Engel Michael, der auf die hinstürzenden Hugenotten einhaut, auf der Rückseite.

Dergleichen Greuel sind oft im Alterthum und bei heidnischen Völkern vorgekommen, die das Recht des Stärkeren übten und nur dem thierischen Trieb ihres Egoismus folgten, wie überall in der Natur stärkere Thiere die schwächeren auffressen. Aber solche Greuel sind niemals vorher, ehe es eine römische Kirche, ehe es ein Papstthum gab, im Namen und zu Ehren der christlichen Religion und des Gottes der Liebe begangen worden. Zu dieser äußersten Gotteslästerung hat es nur die römische Kirche gebracht. Christus lehrte, wir seyen alle Kinder Gottes, wir sollten uns daher wie Brüder untereinander lieben. Niemand hat er beauftragt, im Namen Gottes zu morden. Seine Barmherzigkeit hat er auch denen verheißen, die seine Gebote nicht gehalten, wenn sie aufrichtige Reue fühlen und sich bessern. Nach christlicher Lehre sind alle göttlichen Gebote nur von sittlicher Art, sie verlangen vom Menschen nur, daß derselbe ein würdiges Kind Gottes sey und es in Gedanken, Worten und Handlungen beweise, durch Seelenadel und in reinem Wandel. Nirgends aber hat er Ceremonien und äußerlich gleichgiltige Handlungen vorgeschrieben, wie die römische Kirche. Nirgends hat er auch nur ahnen lassen, daß es jemals möglich seyn würde, in seinem Namen zum einzigen Vortheil eines weltlichen Tyrannen wie Philipp II., eines neuen Herodes, die als Ketzer zu verdammen und

einem grausamen Tode zu überliefern, welche gerade die besseren Christen sind, die Gottes Geboten treuer nachleben. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, in welchem grellen Widerspruch mit dem liebevollen Christus sein angeblicher Nachfolger in Rom den Henker unschuldiger und edler Völker abgegeben oder wenigstens die königlichen Henker derselben gesegnet hat. Wahrlich sehr mit Recht schrieb schon Steffens in seiner Schrift von der falschen Theologie S. 140: „Der Gott der Liebe ist nicht Mensch geworden, damit wir unmenschlich würden."

Das königliche Ungeheuer, welches im Namen Jesu und seiner Kirche die Menschheit peinigte und schändete, der spanische Philipp, war der Fleischeslust ergeben, Ehebrecher, umringt von wollüstigen, heidnischen Bildern, die ihm die ersten Maler seiner Zeit für die Schlafzimmer auf seinen vier Lustschlössern verfertigen mußten, Mörder seines eigenen Sohns, Mörder ganzer Völker in der neuen wie in der alten Welt. Zugleich war er kleinmüthig und feig, denn er ließ sich seine Gruft wie eine Festung bauen, damit die Teufel nicht an ihn kommen könnten, das berühmte Escoreal, das größte Kloster in der Welt mit 25 Fuß dicken Mauern. Seinen Leichnam befahl er ganz in heilige Reliquien, wie in einen Harnisch einzuhüllen, und zum Ueberfluß mußten nach seinem Tode über seinem Grabe zweihundert Mönche ununterbrochen Tag und Nacht für seine Seele beten, psalmiren und Seelmessen lesen und das sollte fortgesetzt werden bis an's Ende der Welt.

Nicht einmal die frommste Unschuld und Demuth fand Gnade vor der geistlichen Tyrannei. Der Spanier Molinos war weit entfernt, der Inquisition, der weltlichen und kirchlichen Gewalt widersprechen zu wollen. Er wandte sich nur mit stummem Schmerze von dem gräßlichen Brande der Scheiterhaufen und von dem scheinheiligen Prunk und Pomp der Kirche ab und suchte in der Einsamkeit die Stille Gottes. Er erhob keine Hand gegen die Kirche, sondern faltete sie nur in wehrloser Ruhe. Das nannte man aber einen sträflichen Quietismus, denn er hätte mit den Henkern jauchzen sollen. Man warf ihn in den Kerker, in welchem er glücklicherweise starb, ehe die Verurtheilung zum Feuertode an ihm vollzogen

werden konnte, im Jahr 1697. Eine eifrige Anhängerin des frommen Molinos, die Nonne Geltruda, der nichts zur Last zu legen war, als ihre tiefe Frömmigkeit und ihr schwärmerischer Glauben an ihre mystische Vereinigung mit Gott, wurde gleichfalls ein Opfer der grausamen Inquisition. Sie lebte in Palermo, welches damals dem deutschen Kaiser Karl VI., dem letzten Habsburger, gehörte, und dieser Herr schämte sich keineswegs, ganz so barbarisch wie Philipp II. zu verfahren und seinem Vicekönig auf Sicilien, Portocarero, ausdrücklich am 7. Juli 1723 in einem Dekret von Prag aus zu befehlen, die fromme Nonne mit 27 andern sog. Ketzern lebendig verbrennen zu lassen. Das Autodafé, bei welchem sie alle verbrannten, wurde mit großer Pracht zu Palermo begangen, Geltruda trug ein mit schwarzem Pech getränktes und mit Flammen bemaltes Kleid, in welchem die Flammen sie verzehrten. Vergl. Hartwig, Aus Sicilien II. 40.

Zu derselben Zeit wurden auch die frommen Nonnen von Port Royal in Frankreich und die Jansenisten gleichfalls eine dem Pietismus ergebene und zugleich durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete katholische Sekte, mit wüthendem Hasse von den Jesuiten verfolgt, doch nicht bis zum Feuertode. Diese frommen Christen waren dem heidnischen Tyrannen, Ludwig XIV. und seinen jesuitischen Spür- und Hetzhunden in tiefster Seele verhaßt, während an demselben französischen Hofe Voltaire als unverhohlener Atheist und Religionsspötter, dessen bekannte Parole écrasez l'infame war, d. h. reißt das Christenthum mit der Wurzel aus! wohlgelitten und hochverehrt war.

Ich schließe dieses Capitel mit einer allgemeinen Bemerkung über den Vorzug der germanischen Race in Bezug auf Schätzung und Handhabung der politischen Freiheit. Die romanische Race ist überall dem despotischen Absolutismus verfallen, aus welcher sie sich durch wilde Revolution herausreißt, um von neuem hineinzufallen. Die germanische Race dagegen hält an einer gemäßigten Freiheit fest als an einem geheiligten Herkommen oder weiß sie sich immer wieder zu erringen. Es ist daher auch sehr merkwürdig, daß der uralte Freiheitssinn der germanischen Race und die gegenseitige Ach-

tung der Rechte unter freien und ehrenhaften Männern sich nur im protestantischen Gebiet erhielt. Zwar hatte sich auch in dieses Gebiet durch die Sünde der Fürsten, denen die französischen Könige zum Vorbild dienten, der Despotismus eingeschlichen, aber in England, wie in den skandinavischen Reichen blieb doch den alten volksthümlichen Ständen neben dem Königthum ihr Recht und in Holland und der Schweiz, in den freien deutschen Reichsstädten und später in den englischen Colonien Nordamerikas blühten intelligente, reiche und sogar mächtige Republiken auf. Erscheinungen dieser Art zeigten sich nicht im katholischen Gebiete, mit einziger Ausnahme der alten Republiken Venedig und Genua, welche noch in der nachtridentinischen Zeit fortdauerten. Diese Republiken können aber als Ausnahme die Regel um so weniger umstoßen, als sie hoch aristokratisch waren, das Volk in tiefer Unterthänigkeit niederhielten und überhaupt ihre Existenz nur durch die gegenseitige Eifersucht der katholischen Großmächte fristeten. Es ist und bleibt Thatsache, daß politische Freiheit und Menschenrechte seit dem Tridentinum nur auf protestantischem Boden haben gedeihen können, nicht aber auf dem katholischen, weil sie hier durch den bereits charakterisirten Compromiß, durch die gemeinschaftlich mit dem Papst unter Vermittlung des Jesuitenordens vereinbarte Politik der Häuser Habsburg und Valois-Bourbon zum Vortheil eines unbeschränkten Despotismus, von vorn herein waren ausgeschlossen worden.

Im protestantischen Deutschland haben die Fürsten leider das römische Recht eingeführt, weil es ihnen trefflich diente, das alte deutsche Recht auf die Seite zu schieben und den Freisinn des Volks zu lähmen. Das stand im unzertrennlichen Zusammenhange mit der Renaissance und den classischen Studien. Hauptsächlich aber war das Haus Habsburg schuld, daß das vorher so humane und auf freie Männer berechnete deutsche Recht durch das grausame, mehr auf Sklaven berechnete römische Recht verdrängt wurde. Kaiser Karl's V. berüchtigte Carolina documentirte die Herrschaft des Romanismus über den Germanismus in der prägnantesten Weise. Man glaubt die schadenfrohen Gesichter seiner römischen Juristen dahinter über die deutsche Nation höhnen und lachen zu

ſehen. Die römiſche Juſtiz etablirte ſich auf dem deutſchen Boden mit einem ungeheuern Apparat vorher nie erhörter Folterqualen, alle herübergenommen aus der alten römiſchen Kaiſerzeit, aus der greulichſten Heidenzeit, aber die Seelenluſt aller Römlinge.

VI.

Die Habgier der römiſchen Curie.

Chriſtus und die Apoſtel lebten arm. Mäßigkeit, Uneigennützigkeit, Selbſtloſigkeit ſollten die ſittlichen Grundlagen des chriſtlichen Lebenswandels bilden. Der eifrigſte Chriſt legte ſogar als Mönch das Gelübde ewiger Armuth ab. Dagegen findet man in unzähligen chriſtlichen Legenden und Bildwerken die Habgier, den Geiz, die Unmäßigkeit, die Schwelgerei, ſinnliche Ausſchweifung, eitle Pracht und Ueppigkeit ſämmtlich als Teufel perſonificirt oder als die Sippſchaft der babyloniſchen Hure. Das heidniſche Babylon mit ſeinem Luxus und ſeiner Unzucht wurde ausdrücklich immer dem armen Bethlehem oder dem von lauter Reinen, Seligen und Engeln bewohnten himmliſchen Jeruſalem entgegengeſetzt.

Und doch konnte Rom als Reſidenz des ſog. Statthalters Chriſti auf Erden und als Mittelpunkt derjenigen chriſtlichen Kirche, zu welcher ſich die Mehrheit aller Chriſten bekannte, ſelber zu einem Babel werden.

In den früheren Jahrhunderten der Chriſtenheit wurde der Krämergeiſt in der Kirche noch nicht geduldet, eingedenk deſſen, daß Chriſtus ſelber einmal die Krämer aus dem Tempel hinausgegeißelt hatte. Der h. Auguſtinus weigerte ſich ausdrücklich, Vermächtniſſe, welche Väter für die Kirche beſtimmt hatten, anzunehmen, wenn Kinder vorhanden waren, die dadurch um ihr Erbe gekommen wären. Auch der h. Chryſoſtomus ermahnte die Olympias, mit ihren übertriebenen Schenkungen an die Kirche innezuhalten. Später nahm die Kirche alles, alles an, und ihre Diener konnten ſich nicht ſatt

genug mästen. Da die meisten Schenkungen an die Kirche Liebesgaben für die Armen waren, kann man sich kaum etwas Empörenderes denken, als die fauken Bäuche der Mönche und das weltliche Prassen der spätern Fürstbischöfe und Fürstäbte.

Die Stille und Sicherheit des Klosterlebens war für fromme Seelen, für Unglückliche und von der Welt Verlassene ein Bedürfniß, und durch den Fleiß der Mönche sind in wilden und kriegerischen Zeitaltern Wissenschaften und Künste gepflegt, ist auch der rationelle Landbau gefördert worden, und sie waren Träger der Cultur. Das ist nun zu berücksichtigen, wenn man auch mit Recht die Ausartung des Klosterlebens verdammt. Alles ging damit sehr natürlich zu. Die das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, wurden reich und dadurch verführt, auch den Reichthum zu genießen. Wo aber einmal der Reichthum war, da lockte er auch müßiges und unwürdiges Gesindel an, sich dem bequemen Klosterleben zu widmen. Der Reichthum entstand ursprünglich aus der Frömmigkeit und Mildthätigkeit der Laien, deren Schenkungen und Stiftungen die Klöster und Kirchen in den Stand setzen sollten, Arme und Kranke zu pflegen. Nach und nach vergaß man diesen Zweck der Mildthätigkeit und es war meistentheils nur noch die Furcht vor der Ewigkeit der Höllenstrafen, welche reiche Sünder bewog, Stiftungen für die Kirche zu machen und Geld dahin zu spenden, von dem nicht mehr Arme und Kranke gepflegt, sondern Seelenmessen für den reichen Sünder gelesen werden sollten. Je reicher nun die Klöster wurden, um so mehr drängte sich gemeine Habgier der Laien hinzu, sich in bleibenden Besitz dieses Reichthums zu setzen, oder wenigstens die Zinsen davon zu ziehen. Adelige und gräfliche Familien machten die Aufnahme in ein reiches Kloster zu ihrem Privilegium und ließen keinen anderen mehr zu, so daß aus ursprünglich armen und demüthigen Mönchen und Nonnen am Ende vornehme Stiftsherrn und Stiftsdamen wurden.

Durch die allmälige Bereicherung der Kirche wurden Bischöfe zu Fürsten und sogar Aebte erlangten fürstlichen Rang. Geistliche Höfe ahmten den weltlichen nach mit zahlreichem Hof-, Stall-, Jagd-, Kammer-, Küchen- und Kellerpersonal, mit Lustschlössern und Maitressen. Auch Klöster wurden oft ungeheuer reich, sogar weib-

liche. Als im vorigen Jahrhundert unter Joseph II. die Klöster visitirt wurden, zeigte sich, daß das Nonnenkloster Himmelport in Wien eine Menge Weinkeller hatte. Einer hieß Gottvaterkeller, der zweite Gottsohnkeller, der dritte Heiliggeistkeller, der vierte Muttergotteskeller, der fünfte Johann Evangelistenkeller ꝛc. und alle zusammen enthielten 6801 Eimer Wein.

Die Päpste gingen mit ihrem Beispiel voran. Früher hatte man in Rom wohl schon um theures Geld Reliquien verkauft und desfalls die Katakomben förmlich geplündert. Jetzt dehnte sich der geistliche Kram noch weiter aus, nicht blos durch Verkauf von Amuletten der mannigfaltigsten Art, die den Reliquien zur Ergänzung dienen sollten, weil, wenn sie auch nur Fabrikate waren, ihnen die päpstliche Einsegnung doch angeblich Heiligkeit und Wunderkraft verlieh. Dieser wohlberechneten Spekulation auf den Aberglauben des gemeinen Volks gesellte sich eine noch ergiebigere auf die Sünderangst bei. Die bisher durch die Beichte erlangte Absolution wurde verkauft. Der reiche Sünder zahlte und die Sünde war ihm vergeben. Um vieles Geld wurden besondere Altäre vom Papst privilegirt, daß, wer zu ihnen pilgerte und vor ihnen betete, eine gewisse Zahl von Jahren Ablaß der Sünden genoß. Dazu überall der Luxus des Messelesens für Geld, die Entweihung des Sakramentes für nichtige Zwecke der Reichen und Vornehmen.

Es erregt Staunen, wenn man die Blätter der Geschichte umschlägt und findet, wie lange die christlichen Bevölkerungen, sonderlich die am meisten mißbrauchten Deutschen, sich den welschen Unfug haben gefallen lassen. Der päpstliche Stuhl wurde unter dem französischen Einfluß nicht nur zu Avignon, sondern auch wieder in Rom von Menschen besetzt, von denen man nicht zuviel sagt, wenn man sie moralische Ungeheuer nennt. Papst Johann XXIII., der ausschließlich im französischen Interesse gewählt wurde, während der damalige deutsche Kaiser Ruprecht einen bessern Papst wollte, war ein Scheusal, ein Wucherer, der eine förmliche Taxe erfand, nach welcher er den Ablaß für alle möglichen Sünden feilbot, der überdies wie ein Sultan lebte und die besondere Passion hatte, Nonnenklöster zu seinen Haremen zu machen.

Ueber den Ablaß ist schon so erstaunlich viel geschrieben worden, daß ich mich nicht weiter dabei aufhalten will. Seine Verwerflichkeit ist in neuerer Zeit oft genug von den Katholiken selbst anerkannt worden und um diese grobe Sünde der Päpste einigermaßen zu bemänteln, hat man vorgegeben, die Protestanten hätten die Anklage übertrieben. So glaubte Fürst Lichnowsky in seiner Geschichte des Hauses Habsburg IV. 122, sofern er das Haus Habsburg mit Lob überschüttete und alles, was es einzig zum Vortheil des Romanismus und des Papstthums an Deutschland gesündigt hat, verschleierte, auch die Sünden des Papstthums selbst beschönigen zu müssen. Er wagte zu schreiben, „der Ablaß sey nicht Lossprechung der Sünden, wie so oft von Unwissenden und Böswilligen gesagt worden, sondern nur Abkürzungen der Buß- und Strafzeit. Ablässe für Verstorbene heißen aber nur: übernommene Verpflichtungen von feierlichen Fürbitten für dieselben mit demuthsvoller Anheimstellung der Genehmhaltung." Eine mildere Ansicht, die, wenn sie zu den Zeiten von Huß und Luther die herrschende Ansicht der Kirche gewesen wäre, uns alles Blut der Reformationskriege freilich hätte ersparen können. Aber diese mildere Ansicht war niemals in der Kirche und ist es auch heute noch nicht. Ein vor uns liegender, unter dem Pontificat Sr. Heiligkeit des Papst Leo XII. ausgestellter Ablaßbrief vom 10. Oktober 1824, auf Pergament, unterzeichnet vom Cardinal Albani, sagt ausdrücklich: omnium peccatorum vestrorum indulgentiam et remissionem concedimus. Das ist doch wohl „Lossprechung der Sünden". Dabei wird nichts „demuthsvoll" einer höhern „Genehmhaltung anheimgestellt," sondern es ist eine unbedingte Zusicherung. Dabei wird keine „Verpflichtung" auferlegt, sondern es wird ein Recht zugesprochen. In einem andern, ebenfalls vor uns liegenden Ablaßbriefe vom 18. August 1826 heißt es eben so bestimmt: ut a purgatorii poenis liberetur concedimus, d. h. kraft dieses Briefes soll die arme Seele aus dem Fegfeuer erlöst seyn.

Das päpstliche Finanzsystem spekulirte auf die Vermehrung der Einkünfte auch durch die sog. Simonie oder den Aemterverkauf. Sie vergab Bisthümer und einträgliche Pfründen dem Meistbietenden.

erhielt die Bill Geſetzeskraft, zufällig am Todestage Shakeſpeare's, und grade im 1000ſten Jahr der engliſchen Monarchie. Die altkatholiſchen Lords traten wieder ins Oberhaus, der Herzog von Norfolk, Graf Schrewsburn, die Lords Clifford, Arundel, Dormer, Strafford, Steurton. Sobald die Emancipation geſetzlich geworden, beruhigten ſich ihre Gegner. Lord Eldon war ſo großmüthig, zu erklären, er werde nunmehr Alles thun, um das neue Geſetz aufrecht zu erhalten.

Am würdigſten benahmen ſich die Katholiken. Obgleich unzufrieden, daß ihnen nicht Alles bewilligt worden, wozu ſie ſich berechtigt glaubten, erkannten ſie doch mit Dank an, was geſchehen war, und bemühten ſich, den Zorn der Braunſchweiger zu beſchwichtigen. Sie beſchloſſen daher, in Dublin jedes Triumphgeſchrei und jede öffentliche Feierlichkeit, welche die Proteſtanten hätte reizen können, zu unterlaſſen. O'Connel ſagte: „Ich habe vielleicht meinem Lande einige Dienſte geleiſtet, und mich um das Volk etwas verdient gemacht. Ich ſah ſeine verachteten und unterjochten Millionen das Brandmal verlöſchen, das ein armſeliges Uebergewicht ihm aufgedrückt hatte. Die jämmerliche Ariſtokratie iſt nicht länger mehr Herr des Volkes. Wir ſtehen nun auf gleichem Fuße, und das ſogenannte proteſtantiſche Uebergewicht iſt für immer vernichtet. Wir prahlen damit nicht; wir erſtreben nichts weiter, als Bürger und nicht Sclaven zu ſeyn; ich freue mich deſſen, nicht mit der Inſolenz des Triumphs, ſondern weil wir würdig ſind, unſre Stelle neben ihnen zu nehmen, und weil ſie nicht gut genug ſind, unſere Herren zu ſeyn."

O'Connel verſuchte, noch während der dießjährigen

Jeder Bischof mußte seine Bestätigung (das Pallium) vom Papst erkaufen. Bis ein neuer Bischof gewählt war, bezog der Papst die Einkünfte des Bisthums. Dazu legte er den Bischöfen jährliche Steuern auf, behielt sich Entscheidungen vor, die der Bischof selbst nicht treffen durfte, und ließ sich theuer dafür bezahlen, erlaubte für Geld, was sonst verboten war ꝛc. Kurz die Annaten, Vacanzen, Reservationen, Appellationen, Exemtionen, Dispensen, Indulgenzen ꝛc. summirten sich zu einem überaus kunstreichen Besteuerungssystem. Dazu gesellten sich noch eine Menge specielle Fälle von päpstlicher Geldschneiderei. Jede Schonung oder Begünstigung von Seiten eines päpstlichen Legaten mußte von Geistlichen und Laien theuer bezahlt werden. Ebenso die Lossprechung vom Bann. Nicht selten wurde mit dem Bann gedroht, nur um Geld zu erpressen.

Die Religion wurde zur Finanz, sagt einmal v. Moser. Ungeheuern Profit machten die Päpste, zuerst Bonifacius VIII. vom sog. Jubeljahr, an welchem allen Gläubigen, die nach Rom kamen, oder welche die Jubiläumsbulle kauften, Ablaß ertheilt wurde. Das erste Jubeljahr erwies sich so einträglich, daß Papst Clemens VI., obgleich es erst nach hundert Jahren wiederkehren sollte, verordnete, es solle alle fünfzig Jahre gefeiert werden. Urban VI. setzte den Termin auf fünfunddreißig und Paul II. gar auf fünfundzwanzig Jahre herab und später gefiel es den Päpsten, auch noch extra Jubeljahre auszuschreiben. Dazu die Geldschneiderei mittelst der Kreuzbulle. Der Papst hatte zur Zeit der Kreuzzüge zum Behufe derselben Geld gesammelt. Die Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzbulle wurde immer noch verkauft. Wer sie kaufte, erlangte dadurch Ablaß für sich selbst, oder wie er wollte auch für andere, für seine Familie, für Verstorbene, für besondere Fälle. Wenn einer z. B. in der Fastenzeit sich recht an Fleisch sättigen wollte, brauchte er nur die Kreuzbulle zu kaufen. Kein Börsenschwindel verstand es besser, Käufer zu locken, als dieser infame Kreuzbullenhandel. In der vom Papst für Spanien bestimmten Kreuzbulle lautet der 9. Artikel: wer diese Bulle kaufe, werde dadurch von seinen Schulden befreit und brauche sie dem Gläubiger nicht zu bezahlen.

Drittes Buch.

Was die romaniſche Race aus dem Chriſtenthum gemacht hat.

I.

Der römiſche Aberglauben.

Das Hauptmittel des römiſchen Papſtthums, als es ſich die Völker blind unterwarf, war der Aberglauben, ein unnatürlicher und mißbräuchlicher Auswuchs des Glaubens, indem man ihn zu hierarchiſchen und politiſchen Zwecken von ſeiner Verbindung mit der Sittlichkeit ablöste.

Der religiöſe Glaube äußert ſich immer zuerſt im Gebet, denn das Gebet iſt nichts anderes, als die Sprache, in welcher der Menſch zu Gott redet. Er wendet ſich zu ihm hülfeflehend in Angſt und Noth, oder in ſeines Herzens Freude, um ihm zu danken.

Es iſt dabei aber nicht gleichgiltig, wie man ſich Gott vorſtellt. Man betet an, aber wen? Die Heiden haben eine falſche Vorſtellung von Gott, denn ſie beten nicht den ewigen Schöpfer, ſondern das in Zeit und Raum Geſchaffene, die Natur, das Gewitter, die Elemente, die Sterne, ja ſogar die Thiere an, oder Menſchen in ihrer Leiblichkeit oder im Bilde. Wenn ſie alſo an den wahren Gott zu glauben vorgeben, ſo iſt das Irrthum. Ihr Glaube iſt nur Aberglaube. Die römiſche Hierarchie aber hat von Anfang an den Aberglauben gepflegt. Sie hat nämlich, um deſto mehr Heiden zur chriſtlichen Kirche hinüberzulocken und darin feſtzuhalten, den ihnen gewohnten und lieb gewordenen Aberglauben unter chriſtlichem Namen fortdauern laſſen, ihm alſo den unſichtbaren Gott nicht nur in ſichtbarer Menſchengeſtalt vorgeſpiegelt, ſondern ihn ſogar, weil das Volk einmal an Vielgötterei gewöhnt war, in drei

Perſonen getheilt, wozu ſich bald noch eine vierte als Gottesmutter geſellte und dazu noch im Himmel eine Rangliſte von Engeln und auf Erden von Heiligen in derſelben Unterordnung unter jenen göttlichen Perſonen, wie im altrömiſchen Heidenthum den obern Göttern eine Menge niedere Gottheiten, vergötterte Heroen, Genien ꝛc. untergeordnet waren.

Der wahre alleinige Gott wohnt in ſeiner verborgenen Ewigkeit, außer Raum und Zeit. Die römiſche Hierarchie aber verſetzt ihn, indem ſie ſich wieder ganz den gewohnten Vorſtellungen der Heiden anſchmiegt, in den Wolkenhimmel unſerer Erde, alſo wieder in den heidniſchen Olymp, in die Wolken über dem Berge. Wie ſollte aber der ewige und unſichtbare Gott ausſchließlich in dieſe niedere Atmoſphäre eines kleinen Planeten, der nicht einmal feſtſteht, ſondern ſich täglich um ſich ſelber dreht, hineingebannt ſeyn? Das iſt doch eine gar zu bornirte Einbildung, die aber von der römiſchen Hierarchie gebilligt und in Tauſenden von ihren Kirchenbildern zur Anſchauung gebracht iſt. Ueberdies muß man doch auch Rückſicht nehmen auf die unzähligen andern Himmelskörper, die gleich dem unſern von Gott geſchaffen ſind und von denen wir nicht vorausſetzen dürfen, ſie ſeyen eine bloße Decoration, ſondern von denen wir vernünftigerweiſe nach Analogie unſerer Erdkugel vorausſetzen müſſen, ſie dienen, wie die Erde uns, ſo andern vernunftbegabten und mehr oder weniger uns Menſchen ähnlichen Weſen oder Kindern Gottes zur Wohnung. Wir dürfen alſo in keinem Fall die Reſidenz Gottes an unſern kleinen Planeten gebunden glauben.

Und dennoch iſt uns Gott beſtändig nahe, ja viel näher als wenn er nur aus den Wolken zu uns ſpräche. Wir haben ihn nämlich in uns ſelbſt, wir finden ihn nicht auswärts, ſondern inwärts mittelſt eines geheimen Pförtleins im Herzen, wie unſer frommer Prediger Eckart ſchon im finſtern Mittelalter ſagte und ſich dadurch Rom's Ungnade zuzog. Vermöge unſerer Unſterblichkeit iſt auch etwas im Innerſten unſeres Weſens über Zeit und Raum Erhabenes und hier allein können wir Gott ſuchen und finden, nicht irgendwo draußen in der Luft.

Der wahre Chriſt betet aus ſeiner eigenen tiefſten Empfindung

heraus, die Andacht kommt bei ihm aus dem Herzen und alles Aeußere iſt dabei gleichgültig. Die römiſche Hierarchie aber befiehlt dem Laien, mechaniſch nachzubeten, was der Prieſter ihm vorbetet oder im Gebetbuch vorſchreibt. Auf die innere Stimmung kommt es dabei nicht an, wenn nur der Mund mechaniſch und vorſchriftsmäßig das Auswendiggelernte herſagt und die Finger dazu den Roſenkranz abkugeln. Das iſt vom wahren chriſtlichen Gebet grade ſo entfernt, wie die Gebetmaſchinerie der Bonzen, die Gebetfahnen, Gebeträder, Gebettrommeln, Gebetmühlen, Gebetwindmühlen, welche der Lamaite nur in Bewegung zu ſetzen braucht, ohne dabei etwas zu denken oder zu empfinden, und die dann doch Gott angeblich zwingen ſollen, ſeine Wünſche zu erfüllen. Unmündige Menſchen freilich muß man beten lehren, aber auf die rechte Weiſe, im rechten chriſtlichen Sinne. Man muß ihr Herz rühren, den frommen Trieb zu Gott in ihnen wecken, ſie aber nicht zu bloßem Zungendreſchen und zu Handſpielereien abrichten.

Rechter Glaube iſt, daß Gott dem Sünder verzeihe, wenn er die Sünde erkennt, in wahrer Reue büßt und ſich ernſtlich und gründlich beſſert. Die römiſche Hierarchie nahm aber die Sünde viel leichter und vergab ſie im Namen Gottes dem Sünder auch ohne der innern Reue und Beſſerung deſſelben verſichert zu ſeyn, für bloße Worte, äußere Werkthätigkeit oder gar für Geld, zur Bequemlichkeit des Sünders und zum eigenen Nutzen. Die leichte Sündenvergebung war das Hauptmittel, wodurch ſie die Menſchen gewann. Wie hätte die gemeine Menge ſich nicht gern eine Kirche gefallen laſſen ſollen, die ihr für ihre Gewohnheitsſünden ſo leicht und gern Abſolution ertheilte, ſo daß ſie, heute abſolvirt, morgen wieder luſtig fortſündigen konnte. Die Sündenvergebung der römiſchen Kirche im Namen Gottes nahm verſchiedene Formen an. Anſtändigere Formen waren noch die Beichte, die Fürbitte, die Bußfahrt, die wohlthätige Stiftung; ſehr mißbräuchlich waren ſchon die Schenkungen an die habgierige Geiſtlichkeit, der abergläubige Gebrauch von Sacramenten, Reliquien, Amuletten ꝛc. und am gottloſeſten der förmliche Verkauf der Sündenvergebung, der Ablaßkram.

Die Beichte, ein ſchönes Inſtitut, welches dem beichtenden Laien

zum Segen gereicht, wenn der Priester die wahre Besserung des Sünders im Auge hat, ist nur zu oft mißbraucht worden. Bekanntlich gibt es eine Menge Bücher mit zahllosen geschichtlichen Zeugnissen, die vom Mißbrauch der Beichte, besonders in den romanischen Ländern handeln. Schon sehr alte Bücher sprechen davon. Schon lange vor der Reformation ergoß sich Spott darüber. Thatsächlich ist aber auch, daß die Beichtväter an den Höfen die Beichte zu politischen Zwecken brauchten. Die Beichtväter Philipp's II. und Ferdinand's II. mußten diesen mächtigen Fürsten die ewige Seligkeit nur als Lohn ihrer Tyrannei und ihrer gräßlichen Frevel an der Menschheit zusichern. Auch Ludwig XIV. wurde für alle seine politischen Treulosigkeiten und Fleischessünden absolvirt und ihm die ewige Seligkeit zum Lohne dafür zugesichert, daß er seine reformirten Unterthanen durch Aufhebung des Edikts von Nantes und durch die grausamste Verfolgung zur Verzweiflung brachte. Maria Theresia willigte in die Aufhebung des Jesuitenordens erst ein, als man ihr die schriftlichen Beweise geliefert hatte, daß ihr jesuitischer Beichtvater ein politischer Spion gewesen war und was sie ihm in der Beichte vertraute, verrathen hatte.

Fürbitten sind schöne Zeugnisse der Nächstenliebe, aber sie können niemals die Absolution ersetzen. Jeder Mensch ist für sein Thun selbst und allein verantwortlich und Niemand kann ihm die Verantwortung abnehmen. Der Politik gemäß, die den Menschen das Sündigen erleichtern wollte, hat aber die römische Hierarchie den Aberglauben befördert, daß Fürbitten anderer dem Sünder die Verzeihung Gottes und die ewige Seligkeit verschaffen könnten, ohne daß er sich selbst zu bemühen braucht. Da sollen Opferspenden für ein Heiligenbild von Holz, Stein oder Leinwand helfen, welches angeblich die Fürbitte bei Gott übernimmt. Insbesondere soll die Fürbitte Marias, welche für die wirksamste gehalten wird, auch am leichtesten zu erlangen seyn, denn sie ist die Güte selbst. In einer Menge von Legenden wird diese Vorspiegelung näher ausgeführt und den Sündern zum Trost gegeben.

Bußen, die den Nebenmenschen nützen, sind ein schönes Zeugniß wahrer Reue. Es ist besser, in der Buße den Nebenmenschen die-

nen, als faul im Winkel Reuethränen vergießen. Unſere ritterlichen Vorfahren büßten daher gern als Streiter Gottes oder übernahmen Krankenpflege, freiwillige ſchwere Arbeit, und die Reichen unter ihnen bauten Brücken und andere gemeinnützige Werke. Je mehr aber der ſpezifiſche Charakter der römiſchen Kirche zur Habgier führte, deſto gewiſſer eignete ſie ſich auch den Ertrag der Bußen an, namentlich in Vergabungen, mittelſt Erbſchleicherei der Beichtväter. Auch ließ ſie an die Stelle der ſtrengen Bußfahrten luſtige Wallfahrten treten, die weniger einer reuevollen Andacht, als einem Vergnügungszuge entſprachen.

Die Kirche ſoll keine Aſſekuranz für faule und böſe Menſchen ſeyn, die ihr Lebenlang nur irdiſcher Luſt und Sünde pflegen und ſich durch die Prieſter auch noch die Seligkeit im Himmel verſichern laſſen. Die Kirche ſoll mit ſolchen Verſicherungen, überhaupt mit heiligen Dingen, die ausſchließlich ihres Amtes ſind, kein ſo freventliches Spiel treiben. Und doch war die römiſche Hierarchie viele Jahrhunderte hindurch nur deshalb die Gebieterin in Europa, weil ſie der Sünde durch ihre leichte Sündenvergebung Vorſchub leiſtete und ſich dadurch den ungeheuern Anhang der leichtſinnigen Weltkinder ſicherte. Aus dem angeblich unerſchöpflichen Gnadenſchatz der römiſchen Kirche wurde für jede Sünde mit ungeheurer Verſchwendung Ablaß geſchöpft. Das Gnadenmeer vertheilte ſich in viele Ströme. Ueberall aber erneuerte die römiſche Hierarchie dabei die Gewohnheiten des alten Heidenthums. An die Stelle der Opfer vor den heidniſchen Altären, durch welche man die Gunſt und Verzeihung der alten Götter erkauft hatte, traten jetzt die Opfer, die man den Prieſtern brachte. Auch die alten heidniſchen Magien, Beſchwörungen und Zaubermittel, durch welche man die Götter und Dämonen zur Erfüllung jeden Wunſches zwingen zu können geglaubt hatte, wurden in's Chriſtenthum übertragen. Es iſt notoriſch, daß die römiſche Hierarchie den Aberglauben beförderte, nach welchem der Sünder ſich durch Berührung von Reliquien, durch Amulette und Heiligenbilder gegen den Teufel ſchützen könne, wenn dieſer käme, ihn verdientermaßen in die Hölle zu ſchleppen. Sogar der Leib Chriſti in der Hoſtie und im Meßopfer wurde in frevent-

licher Absicht mißbraucht. Wie man in der sog. schwarzen Magie den Teufel, oder noch ganz nach heidnischer Art die Astral- und Elementargeister durch zauberische Beschwörungen zwingen zu können glaubte, so bildete man sich ein, auch in der weißen Magie Gott und seinem Sohne die Hülfe, die man zu bösen Werken brauchte, durch Mißbrauch der Hostie abtrotzen oder abliſten zu können.

Zu allem diesem Aberglauben kam nun noch der Zwang, der ihn förmlich dem christlichen Volke aufnöthigte. Die römische Hierarchie unterdrückte jeden Versuch, das Volk von seinem unvernünftigen Aberglauben zurückzubringen, mit unbarmherziger Härte. Besonders der Dominikanerorden machte es sich im Interesse des römischen Papstthums und nachdem ihm die Handhabung der Inquisition anvertraut worden war, zu einer Hauptaufgabe, den Zauberwahn zu pflegen, um jeden, der sich nicht blind der Kirche unterwarf, nicht blos als Ketzer, sondern auch als Zauberer und Hexenmeister anklagen und dem Tode überliefern zu können.

Der gebildete und verständige Mann darf sich nicht an allem stoßen, was im Kirchenglauben und in den kirchlichen Gebräuchen vorkommt. Er muß gelten lassen, daß die Fassungskräfte der Menschen gar verschieden sind. Der freie Wille des gereiften Mannes bedarf der Anweisungen und Leitungen nicht, wie unmündige Kinder, die meisten Weiber, ein großer Theil des gemeinen Volks, die tieferstehenden Racen und auch die vielen Armen am Geist in den edleren Racen; auch nicht der Schreckmittel und des Zwanges, deren die Schwachen und Leichtsinnigen bedürfen. Ein gewisser pädagogischer Aberglauben, den man anwendet, um Kinder von Unarten und gefährlichem Treiben abzuhalten, oder um Wilde aus dem Rohen herauszubilden, ist wohl erlaubt und fast unvermeidlich. Aber die Macht des lehrenden und gebietenden Priesters über die Seelen sollte im rein christlichen Sinne gehandhabt werden mit der zartesten Rücksicht auf Sittlichkeit und Recht, nicht im Sinn hierarchischer Herrschsucht und Habgier, nicht um natürliche Anlagen zur Sittlichkeit zu vergiften, rohe Naturen vollends zu verdummen, Sünden zu beschönigen, edlen Naturen einen unerträglichen Zwang anzuthun.

Unbedenklich muß zugegeben werden, daß bei allen unmündigen

Geiſtern, ſo wie auch bei mündigen, im Zuſtand leidenſchaftlicher Aufregung (der Gewiſſensangſt, einer ſchwärmeriſchen Inbrunſt ꝛc.) ein Bedürfniß hervortritt, welchem Eckart's geheime Pforte in der Seele ſich verſchließt. Ein körperliches Bedürfniß, welchem nicht genügt, Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, ſondern welches ihn ſehen und greifen will. Ohne Zweifel kann der Gottesdienſt nicht blos im Vernunft- und Moralpredigen beſtehen. Nie kann der Religion das Myſterium, das heilige Geheimniß einer reellen Verbindung des Menſchen mit Gott fehlen und ſofern des Menſchen Seele im Leibe lebt, läßt ſich auch das Seeliſche vom Leiblichen nicht ſo haarſcharf trennen, daß ſie ſich nicht auch im Verhältniß zu Gott, wenn auch nur auf die zarteſte Weiſe, berühren ſollten.

Der Fromme hat ein Bedürfniß, Gott zu ſehen, mit ſinnlichen Augen leiblich zu ſehen. Aber das Bedürfniß, ſo natürlich es iſt, kann er nicht befriedigen, weil Gott keinen Körper hat und weil andere Organe und andere Tugenden dazu gehören, um das erreichen zu können, was man mit Recht nur für den Vorzug der höchſten Geiſter hält — Gott zu ſchauen. Es iſt daher kindiſch, ſich ein Bild von Gott zu machen, ohne daß man ihn wirklich je geſehen hat. Es iſt ausdrücklich in der h. Schrift verboten, wir ſollen uns kein Bild machen. Alle Bilder Gottes von Menſchenhand ſind nur Surrogate, willkürliche Vorſtellungen, Täuſchungen.

Man will ſich aber nicht blos mit dem Sehen begnügen. Man will ihn auch greifen, eine verzeihliche kindliche Unſchuld will ihn ſogar in den Mund ſtecken. Fromme Inbrunſt geht häufig noch weiter und trachtet nach leiblicher Vereinigung mit Gott, wie das z. B. bei den Nonnen von Piſtoja der Fall war. Welchen Mißbrauch hat man durch Mißverſtändniß des Hohenliedes mit dem Seelenbräutigam getrieben! Wie haben die Herrnhuter in der Uebertreibung frommer Liebe geſchmacklos und unanſtändig in der Seitenwunde ſich gebettet! Man kann in dieſen Gebieten nicht zurückhaltend und zart genug ſeyn. Das hat Dante gefühlt, als er in ſeinem ſchönen Gedicht vom Paradieſe die Andacht in den höheren Regionen nur in den Blick und in weite Abſtände verlegte, fern von jedem täppiſchen Zugreifen. In der That ſollte man ſich be-

Sitzung des Parlaments in demſelben Platz zu nehmen, indem er mit Recht behauptete, er ſey von den Schillingsmännern eher gewählt worden, ehe ſie des Wahlrechts geſetzlich beraubt worden ſeyen. Man erkannte dieß an, verlangte aber, er ſolle noch den Supremateid leiſten, da er ja auch eher gewählt worden ſey, ehe dieſer Eid den Katholiken erlaſſen worden ſey. Er begab ſich am 18 Mai ins Parlament, mußte es aber wieder verlaſſen, da er den Eid nach der alten Form nicht leiſten wollte. Das Haus war mit Menſchen angefüllt, die alle den Great Agitator ſehen wollten. Alles ſtarrte ihn an. Er ſchien ein Fünfziger, mit einem eher häßlichen als ſchönen Geſicht, das aber in allen Zügen Denkkraft und Feſtigkeit verrieth. — Er kehrte am 2 Junius nach Dublin zurück und wurde am 30 Julius abermals in der Grafſchaft Clare nach der Beſtimmung des neuen Geſetzes gewählt, ſo daß für die nächſte Sitzung des Unterhauſes ſeinem Eintritt kein Hinderniß mehr im Wege ſtand.

Irland war aber noch nicht beruhigt. Die Braunſchweiger konnten ihren Groll nicht verhehlen, und je ruhiger und duldſamer ſich die Katholiken verhielten, deſto mehr glaubten ſie ſich an ihnen reiben zu dürfen. Am 12 Julius feierten ſie das Jahresfeſt der Schlacht bei Antrim, von welcher Irlands Unterdrückung ſich datirt. In der Nähe von Dublin und im Süden Irlands lief das Feſt bei der Wachſamkeit der Behörden und Vorſicht der Katholiken ruhig ab, in den nördlichen Grafſchaften aber, wo der Parteigeiſt immer am heftigſten getobt, wie in Fermanagh, Armagh, Tyrone, ſo wie auch in einigen Gegenden von Tipperary brachte es die ungezügelte Frechheit der Oranienklubbiſten zu blutigen Kämpfen; denn wenn ſie mit Abzeichen, Muſik

gnügen, könnte man von einem einzigen Blick Gottes getroffen werden. Wenn doch der Mund dabei in's Spiel kommen soll, so hat Luther das richtigste Verständniß und den zarteſten Takt bewährt, indem er die Transſubſtantiation, die vor ihm ſo maſſiv grob gedacht wurde, nur als den momentanen Kuß auffaßte, den der Himmel der Erde, Gott dem Menſchen gibt.

Ueber alle Zweifel gewiß bleibt es, daß Rom die Lehre Jeſu in drei Hauptpunkten mißverſtanden hat: 1) ſofern es die Betrachtung der Chriſten vom Geiſt und von der Wahrheit Chriſti vorzugsweiſe auf ſeine Leiblichkeit oder gar auf den bloßen Schein in Bildern von ihm abgelenkt hat; 2) ſofern es die Chriſten überredet hat, anſtatt den Willen auf das Gute zu richten und Chriſto nachzufolgen im ſittlichen Wollen und Handeln, ſich mit auswendig gelernten und einexercirten Werkheiligkeiten oder mit Ablaßkauf zu begnügen; 3) ſofern es der menſchlichen Schwäche und Faulheit durch den allzeit bereiten Troſt der Prieſter und durch magiſche Täuſchungen geſchmeichelt und über den tiefen Ernſt der religiöſen Pflicht hinweggeſchwindelt hat. Die Sünde der Welt iſt dadurch unverkennbar in dem Maße vermehrt worden, in welchem prieſterlicher Lug und Trug Volksdummheit nicht nur benutzt, ſondern auch abſichtlich genährt und die den Menſchen angeborne und ihnen von Gott verliehene Freiheit und Vernunft verdammt und ihnen abgeſprochen hat.

II.

Mißbräuche des Chriſtuscultus.

Die römiſche Kirche hat zwar das Dogma der Dreieinigkeit, legt aber doch den größten Werth auf den Sohn allein. Und zwar weil derſelbe die ganze Gottheit in Menſchengeſtalt perſonificirt. Es entſprach am beſten dem Intereſſe der römiſchen Kirche, den Anthropomorphismus fortzuſetzen, an den einmal die römiſchen Heiden

gewöhnt waren und der ihr auch unentbehrlich war, um den Bilderdienſt zu rechtfertigen, dem nun einmal die Völker des claſſiſchen Alterthums aus Sinnlichkeit und Schönheitsſinn ergeben waren und den ſie nicht miſſen konnten. Auch kam es der römiſchen Hierarchie darauf an, die Perſon Chriſti als den Gründer der Kirche überall voranzuſtellen und ſich ſelbſt gleichſam mit ihm zu identificiren. Deshalb häufte ſie auf den Sohn allein die Attribute des Vaters und des Geiſtes und nahm keinen Anſtand, in Chriſto auch den Schöpfer aller Dinge und den alleinigen Richter der Lebenden und Todten zu erkennen.

Es iſt unſtatthaft 1) im Gottmenſchen das Prädikat Menſch zu ſtreichen, ihn gleich dem Vater zum Schöpfer, Erhalter und Richter des Weltalls zu machen. Chriſtus iſt Gottmenſch, Gottes Sohn, aber nicht Gott ſelbſt. Er hat nichts mit dem Univerſum zu ſchaffen, ſondern iſt lediglich göttlicher Erlöſer der Menſchen auf Erden, die Efflorescenz des Göttlichen im Menſchen. In ihm erſcheint das Maaß des Menſchlichen ganz durchdrungen und erfüllt vom göttlichen Geiſte, aber eben nur dieſes Maaß innerhalb der Menſchheit und der irdiſchen Geſchichte.

Eben ſo unſtatthaft wie die Paterniſirung des Sohns iſt 2) die Vorſtellung, nach welcher Gott der Vater im Sohne am Kreuze mitgelitten habe. Es iſt genug, daß der Sohn Fleiſch geworden iſt, den Vater auch noch in's irdiſche Fleiſch hineinzuziehen, heißt ihn gänzlich verkennen. *)

Gottmenſch und Erlöſer der Menſchen iſt Chriſtus nur durch die Ausſtrahlungen ſeines Geiſtes, ſeiner Lehre und durch das Beiſpiel des reinſten, vornehmſten, heiligſten Seelenadels, welches er ſeinen Mitmenſchen gegeben hat. Man kann daher den Segen, den er über die Menſchheit ergoſſen hat, nicht verkehrter und kleinlicher auffaſſen, als es die römiſche Hierarchie gethan hat, ſofern ſie

*) In der fleiſchlichen Auffaſſung Gottes iſt die koptiſche Kirche am weiteſten gegangen, ſofern ihre Prieſter beim Abendmahl die Hoſtie in drei Theile zerſtückeln und wieder zuſammenfügen, um damit zu conſtatiren, daß der Vater und der Geiſt mit dem Sohne zugleich gelitten haben.

alle Andacht vor dem Geiste Christi auf seinen Körper abgeleitet hat. Sie knüpft den Christuscultus hauptsächlich an die Leiblichkeit des Heilands und läßt sich die Beschäftigung mit seinem Leib und Blut ungleich mehr angelegen seyn, als die mit seiner Geistesart und Sittenlehre. Im Evangelium Johannis 6. 54 und 56 ist allerdings Fleisch und Blut sehr materiell vorgestellt. Das Ganze ist aber nur ein Gleichniß, denn Vers 35 heißt es: Wer zu mir kommt und an mich glaubt, der hungert und dürstet nicht mehr. Es handelt sich also nicht von Zähnen, Zunge und Gaumen, die eine materielle Speise zerreißen, schmecken und verschlingen, sondern vom Geist, vom Gemüth, von der Liebe, die eine geistige Gabe empfängt. Und weiter Vers 63 heißt es ausdrücklich: Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. In demselben Kapitel Vers 15 sagt Christus zu den Jüngern und Gläubigen: Ich bin der Weinstock und ihr seyd die Reben. Das ist wieder nur ein sinnliches Bild für eine rein geistige Sache. So etwas darf man nicht buchstäblich nehmen, wie leider oft genug geschehen ist. Dieser Mißbrauch, wie jeder andere, kam erst allmälig auf. Die ersten Jahrhunderte der Christenheit wußten nichts davon. Erst im 11. Jahrhundert erklärte sich Papst Leo IX. gegen die Lehre des Berengar von Tours für die Transsubstantiation, d. h. für die wirkliche Verwandlung der vom Priester geweihten Hostie in den Leib Christi. Erst über hundert Jahre später führte Papst Innocenz III. das Fronleichnamsfest ein, welches die Oblate völlig dem Heiland selbst gleichstellte. Und erst noch zweihundert Jahre später nahm das Concilium zu Constanz das neue Dogma förmlich an.

Um die Identität der aus Mehl gebackenen Oblate und des im Abendmahl gereichten Weines mit dem Leibe und Blute Christi zu beweisen, erfand man alberne Wundergeschichten von kleinen Christkindlein oder von kleinen Crucifixen ꝛc., die in der Hostie sichtbar geworden seyen. Im Register der Acta S. S. findet man unter der Rubrik Eucharistia eine Menge solcher Legenden beisammen. Als einmal zu Bettbrunn in Bayern mit der Kirche auch der Tabernakel mit den geweihten Hostien verbrannte, fand man in der Asche ein altes hölzernes Salvatorbild. Sogleich versicherte die

Geiſtlichkeit, die Hoſtien hätten ſich in dieſes Bild verwandelt, und ſeitdem wird zu ihm gewallfahrtet. Reiſe durch den bayriſchen Kreis. Salzburg 1784 S. 15. Auf Kirchenbildern wird nicht ſelten die Verwandlung des Heilands in die Oblate, ſofern ſie ſich durch Prieſterhand vollzieht, dem gemeinen Volke anſchaulich gemacht. Die Apoſtel drehn eine Mühle, die vier Evangeliſten werfen oben Zettel hinein und unten fällt ein Kindlein in den Kelch. Bild zu Göttingen. Fiorillo, kleine Schrift I. 351. Auf einem Bilde in Ansbach keltert Chriſtus und unten fallen Hoſtien heraus, die der Papſt auffängt. Waagen, Kunſt in Deutſchland I. 316. Am Eingang der Martinskirche in Worms befand ſich früher ein Bild, auf dem Maria das Chriſtuskind kopfüber in eine Mühle ſteckte, deren Rad die zwölf Apoſtel umdrehten. Vorn aber lag der Papſt auf den Knien und fing mit einem goldnen Kelch die unten aus der Mühle herausfallenden Hoſtien auf. Berkenmayer, cur. Antiqu. I. 561. Auch auf einem Bilde in Prag liegt Chriſtus unter einer Preſſe und unten wird ſein Blut in einem Kelche aufgefangen, v. d. Hagen, Briefe in die Heimath I. 17. Der berühmte franzöſiſche Maler Ingres malte eine Madonna, welche ihr Kind in der Hoſtie anbetet, aſſiſtirt vom heil. Alexander und heil. Nicolaus, den Schutzheiligen Rußlands. Da Niemand ein Kind beſſer kennt als ſeine Mutter, ſo kann ſie ſtatt ſeiner ſelbſt ſchwerlich eine Oblate anbeten, am wenigſten in der ſinnbildlichen Geſtalt, die man eſſen kann. Vor der Reformation wurde zu Halle in Sachſen am Markustage eine große Proceſſion abgehalten, bei welcher jeder Pfarrer eine beſondere Monſtranz trug. Haltaus, Jahrzeitbuch S. 100.

Wenn man im romaniſchen Süden dem Fronleichnamsfeſte anwohnt, muß man wie v. Raumer unwillkürlich fragen: „Wird hier Gott noch als Geiſt angebetet? Wer denkt da noch an die heilige Seele, an den Seelenadel des Gottmenſchen, an die Pflicht, ihm im reinen Wandel nachzufolgen, wenn man nichts als äußern Prunk, Lärmen und Haß ſehen muß. Das ſchreckliche Geſinge oder Geplärre, das Läuten, die Trommeln, Trompeten und kleinen Pfeifen machten einen ſo argen Lärm, daß mir der Kopf ganz wüſt war. Am ſchlimmſten an den Scheidepunkten, wo man zugleich dreierlei

Musik aus drei Tonarten hörte, das unreine Choralisiren der Geistlichen, die Opernmusik des Fußvolks und die Fanfaren der Reiterei. Die zahlreichen Geistlichen und Mönche glichen einer Armee. Den heitersten Theil bildeten die unzähligen Jungen mit ihren weißen Nachtmützen und Gesichtschleiern, die den zugespitzten Leinwandrüssel wie Elephanten gebrauchten. Ab und zu gab es auch Tritte vor den Hintern und eine kleine Prügelei." So beim Fronleichnamsfest in Florenz 1839. In Südamerika kann man an diesen Festtagen noch viel phantastischere Maskeraden sehen. In einer überaus großen Menge von Legenden wird eine geweihte Hostie absichtlich oder zufällig weggeworfen, aber an ihrem leuchtenden Glanz, oder daran erkannt, daß Rinder, Schafe, Esel, Schweine, wilde Thiere, Bienen ꝛc. sich darum sammeln und sie anbeten. Außerordentlich oft wiederholen sich die Legenden von geweihten Hostien, in welche boshafte Juden hineingestochen und geschnitten haben sollen und aus denen Blut geflossen sey.

Den ärgsten Mißbrauch trieb man mit der Hostie, sofern man den angeblich darin lebendigen und mit Wunderkraft begabten Heiland zwang, zu verbrecherischen Zwecken Wunder zu thun. Der Jäger z. B. lud die geweihte Hostie in seine Flinte und nun mußte der Schuß nothwendig treffen, oder er that die Hostie zu dem siedenden Blei, aus dem er Kugeln goß, und nun mußten es sog. Freikugeln werden, die immer trafen. Aller Mißbräuche scheußlichster war aber der, welchen nach des Bischofs Ricci authentischem Bericht die Nonnen von Pistoja mit der geweihten Hostie zum Behuf innigster Vereinigung mit Christo trieben.

Bekanntlich hat Luther eine Transsubstantiation nur im Moment des Genusses im Abendmahl und nur für die genießende Person, für welche Christus gestorben ist, anerkannt. Das allein hat Sinn, dagegen ist es Wahn, der Oblate jene magische Kraft zuzuschreiben, bevor sie genossen wird, und schon dadurch allein, daß die Hand des Priesters sie geweiht hat. Kaum gibt es etwas Ekelhafteres, als die Erzählungen von Hunden und Mäusen, die geweihte Hostien gefressen hätten, oder von Würmern, die darin entstanden wären. Eine Hostie, die ein Dominikaner in Saragossa

eben einer Dame reichen wollte, wurde von deren Schooßhündchen weggeschnappt und gefressen. Das gab einen großen Prozeß, welcher dahin entschieden wurde: 1) das Hündchen sollte künftig nicht mehr Cupido sondern Perillo del Sacramento heißen, 2) nach seinem Tode in die Kirche begraben werden, 3) sich nie mehr mit andern Hunden vermischen; 4) sollte ein Hund von Silber gleicher Größe auf den Altar gestiftet und 5) sollten zwanzig Pistolen baar erlegt werden. Nach Gavin.

Wenn man lügt, geräth man gern in Widersprüche. Breda in seinem Traktat von der Brüderschaft des heil. Sakramentes mirac. 222 erzählt, als einmal ein unwürdiger Priester unmittelbar nach einer unreinen Handlung das Meßopfer habe bringen wollen, sey eine Taube herbeigeflogen, habe ihm die Hostie weggenommen und auch den Wein aus dem Becher mit einem Schluck weggetrunken und erst die Hostie wieder gebracht und den Wein wieder in den Kelch gegossen, nachdem der Meßpfaffe Buße gethan. Dagegen will Silbert in seinen Legenden I. 273 wissen, als einmal ein eben so unwürdiger Priester Messe las, habe eine fromme Frau sich darüber empört und gezweifelt, ob seine unreine Hand auch das Mehl der Oblate in den wirklichen Leib Christi verwandeln könne? Da sey aber in der Oblate die Gestalt Christi selber deutlich sichtbar geworden, um ihr zu beweisen, daß das Sakrament nicht vom moralischen Werth oder Unwerth des Priesters, sondern lediglich von der Priesterweihe abhänge.

Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Christus nur einmal für die Menschen gestorben seyn kann und daß er die Vollendung seines Erlösungswerkes durch die Worte am Kreuz: „Es ist vollbracht!“ selber bestätigt hat. Wozu also die unzähligen Wiederholungen seines Opfertodes, die auch nur im symbolischen Sinne verstanden ein Mißbrauch wären, geschweige wenn man an eine immer und immer wiederholte Marterung des Fleisches und Vergießung des Blutes glaubt? Kann man sich eine größere Unverschämtheit denken, als die des reichen Marquis von St. Martin, der für seine Seele 100,000 Messen für Geld lesen ließ. (Nach Gavin I. 259), d. h. also Christus sollte noch 100,000 Mal

für ihn allein sterben. Um die unsinnig große Zahl ein wenig zu vereinfachen und doch das Geld für alle einzuziehen, hat das Papstthum bekanntlich auch sog. hundertfältige Messen zugelassen. Wenn eine derselben gelesen wird, gilt es soviel, als wenn hundert gelesen werden.

Nach dem in der römischen Kirche herrschend gewordenen Glauben ist die Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi durch den Priester, das sog. Meßopfer, eine wenn auch unblutige, doch thatsächliche Wiederholung des Opfertodes Christi. Also kann jeder geweihte Priester, so oft er will, den Heiland noch einmal an's Kreuz schlagen und ihn zwingen, das Wunder der Erlösung unzähligemal zu wiederholen. Daher die unwürdige Sitte der verkäuflichen Messen, die eigentlich ruchlose Vorstellung, wenn man dem Priester Geld gebe, damit er eine Messe lese, so könne man dadurch den Zweck erreichen, zu welchem man die Messe lesen lasse. Lasse man die Todtenmesse für einen Verstorbenen lesen, so müsse Christus sich desselben erbarmen. Im südlichen Italien lassen die Räuber Messe lesen, damit es ihnen an einem reichen Raube nicht fehle. In einem Buch aus der josephinischen Zeit wird aus Oesterreich berichtet, wenn die Wiener Garnison wechsle oder in's Feld ziehe, lassen viele Köchinnen der Stadt für die von ihnen scheidenden Grenadiere, daß ihnen draußen nichts geschehe, Messe lesen. Nun denke man vollends an die häuslichen Messen der weiland Fürstbischöfe im Schlafrock, an die Hundemessen zur Einsegnung der Jagdhunde, an die Hurenmessen, wie man die bei den Kapuzinern in Wien nennt, weil während derselben die nächtlichen Stelldicheins bestellt werden. Aerger als alles aber war zur Zeit der Verfolgung der Protestanten in Oesterreich und Frankreich, daß die Menschen mit Hunden in die Messe gehetzt wurden. Kaum kann man etwas Gräßlicheres lesen, als was Peschek in seiner Geschichte der Gegenreformation in Böhmen erzählt, wie man z. B. den Utraquisten den Mund gewaltsam aufbrach und mit Hölzern auseinander sperrte, um ihnen die Hostie sub una d. h. den wirklichen Leib Christi mit Leib und Blut einzustopfen und mit Gewalt hinunterwürgen zu lassen.

Hirſcher, der berühmte katholiſche Theologe in Freiburg, konnte nicht umhin, in ſeiner kleinen Schrift vom Ablaſſe Seite 64 den Mißbrauch des Ablaßverkaufens für Meſſe leſen laſſen, bitter zu tadeln. Man meint, ſchrieb er, der Ablaßunfug ſey ſchon längſt, ſeit der Reformation abgeſchafft. „Aber man findet noch häufig, beſonders an Wallfahrtsorten, Zettel und Tafeln in den Kirchen, worauf Abläſſe von dreißig, hundert Tagen, ja von Jahren gegen eine gewiſſe Leiſtung angeboten werden.“

Beiläufig muß ich noch bemerken, welches Intereſſe die Hierarchie hatte, der Meſſe eine ſo überwiegende Bedeutung im Cultus zu geben. Es kam ihr auf die Erhebung der Hoſtie in des Prieſters Hand an, als auf das Centralwunder der Kirche, ein Wunder, das nicht ſowohl Gott, als der Prieſter verrichtet, wobei Chriſtus ſich paſſiv als das Gemachte, der Prieſter activ als der Macher verhält. Deutlicher konnte man nicht ausdrücken, daß nicht Gott die Kirche, ſondern die Kirche Gott macht und zwar eben alles aus ihm macht, was ſie will. Die Hoſtie, vom Prieſter geweiht, war nun wichtiger, als Chriſtus ſelbſt, und wurde ihr ein Jahresfeſt (Fronleichnam) geweiht und dieſes Feſt ſo hoch geſtellt als Chriſti Geburt.

Damit hing auch die Neuerung zuſammen, daß den Laien im Abendmahl der Kelch entzogen wurde. Die Hoſtie konnte man immer bequem handhaben und überall herumtragen, nicht aber den Wein, der zu ſehr dem Verſchütten ausgeſetzt war. Zwar befahl der Papſt nicht ohne Ironie, den Laien den Kelch deshalb zu entziehen, weil ſie zu plump und unbehülflich ſeyen, um das heil. Blut nicht gelegentlich zu verſchütten, und da ja im Fleiſche auch das Blut enthalten ſey, ſo müſſe ihnen die Hoſtie genügen; der wahre Grund dieſer Maßregel war aber, man wollte den Prieſtern ſelbſt die Gefahr, den Wein bei dem häufigen Herumreichen zu verſchütten, erſparen. Zudem wurde den Prieſtern, indem man ihnen allein den Genuß des Kelches ließ, ein neuer Vorzug vor den Laien ertheilt. Daß man damit von den Einſetzungsworten des Erlöſers (trinket alle daraus) abwich, darauf kam es nicht an, wenn nur der hierarchiſche Zweck erreicht wurde.

Später haben die Jesuiten sich mit dem Leibe Christi nicht begnügt, sondern ihm auch noch speziell das Herz ausgeschnitten, um ihm einen besondern Cultus zu widmen, ja sie haben durchgesetzt, daß das Fest zum Herzen Jesu unter die Hauptfeste der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Ein im vorigen Jahrhundert im katholischen Schwaben sehr verbreitetes Gebetbuch unter dem Titel „Schöner, wohl aprobirter Heiligensegen" enthält Folgendes: „Christus sagt, die Zahl der Blutstropfen, so aus meinem Leibe geflossen, ist 30,430 gewesen. Alle die da sprechen täglich sieben Vaterunser und sieben Ave Maria, so lange bis die obbemeldete Zahl meiner Blutstropfen wird vollbracht seyn, denen will ich geben vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden. — Folgende Grüßung hat 8000 Jahre Ablaß: Gegrüßet seyst du, heiliger Mund und süßeste Kehl unseres Seligmachers! Seyd gegrüßet allerliebste Augen! Gegrüßet seyst du mildeste Brust Christi! Seyd gegrüßt ihr alleradeligste Ohren! Seyd gegrüßt ihr ehrwürdigen Adern Jesu Christi ꝛc."

Noch ist ein Wort über die Christusbilder zu sagen. „Du sollst dir kein Bild machen" sagt die Schrift. Die Besorgniß, der christliche Bildercultus könne in den heidnischen zurückführen, erregte bekanntlich im frühern Mittelalter einen langen, sogar blutigen Streit. Doch siegten die Bilder und es läßt sich nicht leugnen, daß dadurch wieder etwas Heidnisches in's Christenthum gekommen ist. Man betet Christusbilder von Stein, Holz oder Leinwand an, als ob es Christus selbst wäre. Wie sich auch die Sophistik der Hierarchie dagegen verwahrt, das gemeine Volk macht keine Unterschiede und betet die Christus- und Heiligenbilder gerade so an, wie die Heiden ihre Götzenbilder. Auch hat die Hierarchie niemals verboten, an alberne Wunder folgender Art zu glauben. Da sollen einem Crucifix Haare und Nägel gewachsen seyn, oder es soll geblutet, Thränen vergossen und geseufzt, die Augen verdreht, geredet, einen Arm los gemacht, mit dem Kopfe genickt, den Kopf vor einer feindlichen Kanonenkugel gebückt, die Füße vor einem Feuer an sich gezogen haben ꝛc. Unzählige Legenden berichten von Verlobungen des Heilands mit einer frommen Nonne mittelst eines Ringes, von

Besuchen des Heilands und Gesprächen, die er mit Heiligen geführt, von Spielen mit dem Christkind, daher auch das Spielen mit Puppen, die das Christkind vorstellen. So spielen die Spanier mit dem Nino Dios, das ist das Gottkind oder Christkind, ein Figürchen, das in Spanien außerordentlich beliebt ist und das man als Schutzgeist in vielen Wohnungen angebetet findet. Sie werden von Nonnen verfertigt und auf's zierlichste und mannigfaltigste geputzt. Im Priesterröckchen und Priesterhütchen sieht man es in den Wohnungen der Priester, mit einer Perücke und einem goldknopfigen Rock in den Wohnungen der Aerzte, in Andalusien in andalusischer, unter den Basken in baskischer Tracht, sogar unter Räubern als kleine Räuber mit Pistolen im Gürtel. Baur, Raritätencabinet I. 147. — Noch berühmter ist der römische Bambino, eine Holzpuppe, welche das Christkind darstellt, in einer Krippe liegend und von andern Figuren der heil. Familie umgeben, zu Rom in der Kirche ara coeli. Die Puppe ist eingewickelt in Windeln, die von Perlen und Juwelen strotzen, und hat eine eben so kostbare Krone auf dem Kopfe. Sie soll Wunder thun, namentlich Heilungen bewirken. In schweren Krankheiten lassen sich Cardinäle und vornehme Personen die Puppe vor ihr Bett bringen. Zur Cholerazeit wurde sie feierlich durch die Straßen gefahren und obgleich die Cholera noch fortdauerte, schrieb man doch ihr endliches Aufhören dem Bambino zu. Papst Pius IX. schenkte seinen prächtigsten Staatswagen mit sechs weißen Rossen bespannt, dem Bambino, damit er bei solchen Anlässen auch seiner würdig „im schönsten Wagen der Welt" fahren könne. Auch Dickens hat die Puppe in seinen italienischen Reisebildern II. 51 beschrieben.

Es ist eine Versündigung an der christlichen Religion, wenn man ihre Heiligkeit und hohe sittliche Würde so tief verkennt. Eben so unwürdig ist auch der heute noch überaus häufig vorkommende Gebrauch häßlicher Christusbilder und Crucifixe, wie man sie in so vielen Kirchen und an so vielen Wegen sehen muß. Kann sich die Einbildungskraft nichts Schöneres und Edleres denken als die Physiognomie des Heilands, so ist es ein wahrer Greuel, rohe und fabrikmäßig verfertigte und grell gefärbte Bilder von ihm sehen

zu müssen, deren Häßlichkeit das religiöse wie das Kunstgefühl gleich sehr abschreckt. Man versetze sich z. B. in das Wirthshaus eines kleinen Orts in Mähren. Da ist ein großer Christus aus Holz am Kreuz an die Wand befestigt. An dem Fuß des Kreuzes stellen die Gäste ihre Biergläser so nahe an die Füße des Heilands, als wollten sie damit die dicken, hölzernen, roth bemalten Blutstropfen auffangen, die aus den durchnagelten Füßen hervorstrotzen. — Vor dem Klausenthor in Salzburg sah man früher, ich weiß nicht ob noch jetzt, ein doppeltes Crucifix, zwei mit dem Rücken gegen einander, gleich einem doppelten Adler. Reisen durch das südliche Deutschland, Ulm 1793. III. 290.

Man sieht aber auch in den Kirchen zum Theil von berühmten Meistern Bilder, deren Gegenstand unvernünftig und unwürdig ist, obgleich das heilige Christkind darin die Hauptfigur ist, z. B. Bilder der Beschneidung Christi, die mit anatomischer Genauigkeit dargestellt ist, oder Engel, die aus den Wolken mit Windeln niederschweben um das Christkind zu trocknen, wie ein gemeines Kind, das sich verunreinigt hat. Wahrhaftig das sind Sottisen auf das Christenthum. Man soll die Lehre und den Wandel des Heilands im Auge haben und ihm darin nachfolgen, nicht aber das Augenmerk auf solche gemeine Kindereien richten.

III.

Mißbräuche des Mariencultus.

In den ersten Jahrhunderten der Christenheit fiel es noch Niemand ein, die Maria zu vergöttern. Sie galt nur als die irdische Mutter des Erlösers, als das Weib des Zimmermann Joseph, von dem sie mehrere Kinder hatte, welche ausdrücklich die Geschwister Jesu genannt werden. Erst allmälig wurde ihr eine größere Verehrung gewidmet, wurde sie zu einer Göttin gesteigert und endlich sogar in

mancher Beziehung ihrem göttlichen Sohne übergeordnet. Da alles in der Welt seinen natürlichen Grund hat, so erklärt sich auch der Mariencultus aus natürlichen Interessen derer, die ihn beförderten.

Man darf wohl annehmen, daß es den Heiden auch noch nach der Bekehrung zum Christenthum ein Gewohnheitsbedürfniß gewesen ist, ihre Andacht auch an ein weibliches Wesen zu adressiren und die Weiblichkeit, wie sie das schon zur Heidenzeit gethan hatten, auch noch für die christliche Vorstellungsweise in einem bezaubernden Bilde zu idealisiren. Instinktartig vermischten sich heidnische Erinnerungen ihres schönen alten Göttercultus mit den neuen christlichen Anschauungen. Die höchste weibliche Gottheit der alten Aegypter, Griechen und Römer war eine gute Göttermutter, Isis, Rhea, die ephesische Diana, die bona dea gewesen. Die Isis, deren Cultus und deren Mysterien sich in der spätern Kaiserzeit nach Rom verbreiteten, wurde gewöhnlich als göttliche Mutter mit einem göttlichen Kinde (Horus) dargestellt. Daneben war in den griechischen Mysterien, welche besonders auch nach Unteritalien gelangt waren, wie die dort aufgefundenen zahlreichen Grabmäler beweisen, die Göttin Athene, die ewig jungfräuliche, das reinste Licht der Natur und des Geistes, als höchstes Wesen verehrt. Der Begriff der göttlichen Mutter und der ewigen Jungfrau verschmolzen nun in dem christlichen Ideal der jungfräulichen Gottesmutter.

Der lebhafte Antheil, den die Deutschen am Mariencultus nahmen, erklärt sich ebenfalls aus heidnischen Gewohnheiten. Unsere ritterliche Nation hat den Adel der Weiblichkeit schon in der ältesten Heidenzeit verehrt, wie uns schon Tacitus berichtet. Im Cultus der Maria gipfelte das germanische Ritterthum mit seiner Frauenehre. Damit verbanden sich heidnische Erinnerungen. Auch die germanischen Völkerstämme hatten in ihrer Bertha oder Frau Holde eine gute Mutter angebetet und in ihrer Iduna die ewig jungfräuliche Reinheit, beide Elemente, das mütterliche und das jungfräuliche, sichtbar geworden in der Sonne.*)

*) Vergl. meine vorchristliche Unsterblichkeitslehre, in welcher das alles näher dargelegt ist.

Der Mariencultus wurde, wie im romaniſchen und germaniſchen Abendlande, ſo auch im griechiſchen Morgenlande mit Vorliebe ausgebildet und gepflegt, hier aber wieder in anderer Weiſe. Hier nämlich miſchte ſich die heidniſche Gewohnheit philoſophiſcher Syſtemſucht und Scholaſtik ein. Während der römiſche Biſchof alles praktiſch angriff, um zu ſeinem hierarchiſchen Zwecke zu kommen, veruneinigten ſich die griechiſchen Biſchöfe und Theologen wegen der Dogmen, die ſie in unerſchöpflicher Menge aus ihren gelehrten Schulen zu Tage förderten und deren Mannigfaltigkeit dadurch immer größer wurde, daß ſich Ideen aus den ältern heidniſchen Religionsſyſtemen des Orients, namentlich Perſiens und Indiens einmiſchten. Indem das Chriſtenthum ſich weiter nach Oſten ausbreitete, nahm es ſolche Ideen in ſich auf, nach denen ſich verſchiedene große Sekten unterſchieden, z. B. die manichäiſche mit perſiſchen Grundideen, und die dann in den griechiſchen Schulen ſo recht profeſſorenmäßig weiter verarbeitet wurden, in der ſog. Gnoſis, d. h. Erkenntniß. Das Evangelium enthielt ja nur eine Geſchichte, war nur eine Erzählung. Das genügte den Schulmännern nicht, ſie mußten ein Syſtem, ein Denkgebäude daraus machen, die allzu natürlich gewundene Paſſionsblume an einen hölzernen Stock binden. Das nannten ſie die richtige Erkenntniß und Verſtändniß. Sie modelten aber ihre Syſteme nach dem Muſter der vorhandenen heidniſchen Philoſopheme und ſuchten ihre gelehrte Virtuoſität in den künſtlichſten Ausdüſtelungen, Combinationen und Haarſpaltereien darzulegen. Die verſchiedenen Syſteme der griechiſchen Gnoſtiker liefen aber alle mehr oder weniger auf perſiſche und indiſche Vorſtellungen von einem urweltlichen Dualismus oder von harmoniſchen Urkräften hinaus, in die dann auch ein weibliches Element aufgenommen wurde.

In den verſchiedenen gnoſtiſchen Syſtemen kehrt eine weibliche Perſon der Gottheit in verſchiedenen Faſſungen wieder und heißt insgemein Sophia, die göttliche Weisheit. Einmal ſchwebt ſie als der Geiſt Gottes über den Waſſern, der Hyle, dem Chaos, und heißt die Mutter alles Lebendigen. Die Eſſener, Ebioniten, das Evangelium der Hebräer, die Clementinen, die Nazaräer glaubten

an ein mannweibliches Urweſen, Gott Vater und Sophia in eins zuſammengewachſen, deren Sohn Chriſtus wurde. Ein andermal (nach der Lehre des Bardeſanes) iſt ſie mit Chriſtus zuſammen gewachſen, ein Zwitter, rechts männlich als Sonne, links weiblich als Mond. In den meiſten gnoſtiſchen Syſtemen erſcheint Sophia als Mutter der Achamoth, die in die Hyle hinabgeſunken, von Chriſtus erlöst und in den Himmel erhoben wird. Im Syſtem des Simon Magus wird ſie mit der ſchönen Helena identificirt, jedoch ſo, daß die berühmte griechiſche Helena das ſchönſte Weib auf Erden, nur ein Scheinbild der wirklichen und ewigen Helena geweſen ſeyn ſoll, welche Simon für die Mutter aller Dinge, zugleich aber auch für die jungfräuliche Athene ausgab. Genug, man erkennt in dieſer Gnoſis überall die Spuren älterer Vorſtellungsweiſen und insbeſondere auch die der indiſchen Göttin Bhawami, des göttlichen Urweibes, welches Mutter der Trimurti oder der indiſchen Dreieinigkeit wurde. Die Inder waren vom Polytheismus zum Monotheismus ihres Brahma emporgeſtiegen, indem ſie aber wieder zum Polytheismus herunterſtiegen und den alleinigen Gott in drei Perſonen zertheilten, führte ſie das Bedürfniß der herzuſtellenden Einheit unwillkürlich auf ein Urprincip des „Ewigweiblichen“. Auch die Buddhiſten laſſen ihren höchſten Gott Buddha von einer Jungfrau geboren werden und haben davon ſehr anmuthige Legenden verſchiedener Art. Vergl. v. Bohlen, Das alte Indien I. 312.

Die griechiſche und römiſche Kirche ſind mit ihrem Mariencultus doch ein wenig in daſſelbe gnoſtiſch-indiſche Fahrwaſſer gerathen, wenigſtens haben ſie es dahin gebracht, daß das gemeine Volk häufig mehr Andacht vor den Muttergottesbildern als vor den Chriſtusbildern hat. Die Judenchriſten enthielten ſich ſolcher Ausſchweifungen, die ſich nur die Heidenchriſten in Folge ihrer heidniſchen Traditionen zu ſchulden kommen ließen. Sie faßten in der Maria nur mehr die menſchliche Seite auf, die ſchmerzensreiche Mutter, nicht die Königin der Engel.

Maria, zum Himmel auffahrend, in einer Wolke von Engeln getragen, dann als Himmelskönigin, den Fuß auf den Mond geſtellt und das Haupt mit Sternen umkränzt, iſt eine recht poetiſche

Vorstellung, aber auch nur eine poetische. Der Wolkenhimmel über unserm kleinen Planeten ist nicht der Himmel, den uns die christliche Lehre verheißt. Als Urweib dem Urmann in einer pantheistischen Vorstellungsweise untergeordnet, wurde Maria zu einer Personification der materiellen Welt oder des Wassers, über welchem der Geist Gottes schwebt. Diese Vorstellung wurde durch ein Wortspiel unterstützt, sofern man aus dem Namen Maria das lateinische Wort mare, Meer, herauskünstelte. Daher spielt in der Mariensymbolik das Meer eine nicht geringe Rolle. Sie gilt als Patronin der Seefahrer und in so fern faßt man sie gewöhnlich nur als Stern des Meeres auf, dessen Erscheinen den Seefahrern Glück bringt. Aber sie wurde auch als das Meer selbst gedacht, als das feuchte, weibliche Weltprincip im Gegensatz gegen das männliche Feuer, oder als das unerschöpfliche Meer der Gnade. Auch war unter dem Meere, mit welchem sich einst alljährlich die Republik Venedig feierlich vermählte, indem ihr Doge vom Prachtschiff Bucentauro hinab einen goldenen Ring in's Meer warf, nicht das Element, sondern die Mutter Gottes als Königin des Meeres und Schutzpatronin verstanden.

In der römischen Kirche kommt vieles vor, was sich weder mit dem Zartgefühl vereinigen läßt, mit dem wir an die irdische Mutter des Heilands denken sollen, noch mit der allein wahren und natürlichen Stellung, die ihr gegenüber dem Sohne Gottes zukommt. Dem Zartgefühl widerstreiten die vielen Legenden, worin Heilige sich unanständige Vertraulichkeiten mit der Mutter Gottes erlauben, und der christlichen Wahrheit widerstreitet, daß sich in so vielen Legenden Maria herausnehmen darf, förmlich in die göttliche Gerechtigkeit einzugreifen. Man setzte voraus, Maria sey viel mächtiger als ihr Sohn, ja als Gott selbst, und wer ihr zu schmeicheln wisse, dem könne nichts fehlen. Eine durchaus unchristliche, willkürliche und verdammliche Voraussetzung. Man machte die Madonna förmlich zur Advokatin der Sünde. Der schöne Glaube, Fürbitten bei Gott könnten helfen, wurde hier in wahrhaft frevelhafter Weise mißbraucht. Als Fürbitter beim lieben Gott galten die Heiligen, weshalb jeder Katholik sich den Heiligen, auf dessen Namen er

getauft war, zum Patron auserſah, an den er die Bitten richtete, welche derſelbe Gott übermitteln und empfehlen ſollte. Der Legion dieſer Fürbitter ſtand aber die Jungfrau Maria als die eigentliche ſog. Gnadenmutter voran. Sie war immer die letzte Inſtanz der Gnade, an die man ſich wendete, denn man ſetzte gemüthlich voraus, einer ſo guten Mutter könne der Sohn nichts abſchlagen. Alſo durfte auch der ärgſte Böſewicht hoffen, wenn er ſich nur an Marien wende, ſo ſey ihm geholfen, ſo werde er ſtraflos und könne der ewigen Gerechtigkeit Gottes ein Schnippchen ſchlagen. Davon handeln viele Legenden. So erzählt ſchon Cäſarius von Heiſterbach, ein Ritter habe ſich dem Teufel ergeben und Chriſto förmlich abgeſchworen. Der Teufel verlangte von ihm, er ſolle auch der Jungfrau Maria abſchwören, das aber wollte der Ritter nicht thun. Nachdem dieſer nun in allen Laſtern herumgeſchwelgt, ſeine Zeit aus war und ihn der Teufel ſeinem Vertrage gemäß holen wollte, miſchte ſich die Jungfrau Maria ein und bat ihren Sohn, er ſolle den Ritter ſelig werden laſſen. Chriſtus weigerte ſich, es ſey ganz unmöglich, aber Maria beſtand darauf und drohte Chriſto mit dem vierten Gebot „Du ſollſt Vater und Mutter ehren". Darauf demüthigte ſich Chriſtus vor ihr und ſchloß dem Böſewicht den Himmel auf.

Unter dem Titel le mystère du Chevalier wurde in Frankreich im 16. Jahrhundert ein geiſtliches Schauſpiel aufgeführt, folgenden Inhalts. Ein Edelmann hat ſein Gut verſchwendet und ergibt ſich dem Teufel. Dieſer verſpricht, ihn reich zu machen, verlangt aber erſtens, daß er ihm ſeine Frau abtrete. Der Edelmann willigt ein. Er ſoll zweitens Gott abſchwören, verlangt der Teufel. Der Edelmann thut es. Er ſoll auch die heil. Jungfrau verleugnen, verlangt der Teufel drittens. Das will aber der Edelmann nicht thun, und der Teufel ſteht davon ab. Nun ſoll der Edelmann ihm die Frau ausliefern und er holt ſie ab. Die Frau aber ahnt Böſes und geht unterwegs in eine Kirche hinein, um zu beten. Der Mann wartet draußen, nun aber tritt die heil. Jungfrau ſtatt der Frau aus der Kirche heraus und läßt ſich dem Teufel zuführen. Dieſer aber erkennt ſogleich, daß es nicht die

verſprochene Frau iſt, und klagt, der Edelmann betrüge ihn, wird aber durch die heil. Jungfrau gezwungen, dem Edelmann ſein Wort zurückzugeben und verjagt. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur IV. 240.

Noch mehr Beiſpiele: In der Johanneskirche zu Hamburg befand ſich ein altes Bild, auf dem die Gottesmutter den Sohn, indem ſie ihm die Bruſt zeigt, die ihn geſäugt hat, zurückhält, die Hamburger wegen ihrer Sünden zu beſtrafen. Nach Stapherſt. Eine Aebtiſſin hatte ſich durch den Teufel berücken laſſen, ſich einem Mönch ergeben, und ein Kind bekommen. Da erſchien ihr die Jungfrau Maria, nahm ihr das Kind weg und ſtellte ihre jungfräuliche Reinheit wieder her. Eine ganz ähnliche Legende wiederholt ſich in vielen Sammlungen, bei Vincenz von Beauvais, speculum hist. 7. Eccardi script. II. 515. Am häufigſten iſt es eine Nonne, die als Pförtnerin mit ihrem Liebhaber davongeht, deren Geſtalt aber die Jungfrau Maria annimmt und jahrelang den Pförtnerdienſt verſieht, bis die Nonne reuig zurückkehrt. Cäſarius von Heiſterbach VII. 33. Legrand, fabliaux V. 219. Wolf, niederl. Sagen. Nr. 344. Emmeran, Glorie der Jungfrau S. 21. Kaltenbaek, Marienſagen Nr. 45. Bucher, Werke II. 324.

In der Lombardica wird erzählt, Chriſtus ſey zürnend gekommen mit drei Speeren in der Hand, um die drei Hauptlaſter auf Erden, Geiz, Wolluſt und Hochmuth zu vertilgen. Seine Mutter aber habe ihn zurückgehalten und ihn endlich dahin gebracht, zurückzugehen und den Krieg gegen die Laſter zwei Kämpfern zu überlaſſen, die ſie ſelbſt ihm ſtellen wolle. Dieſe Kämpfer ſeyen aber der heil. Dominicus und der heil. Franziscus geweſen. Ein Bild des Fieſole, welches dieſe Scene darſtellt, befindet ſich in Berlin. Der Dominicanerorden, der blutdürſtigſte von allen, welchem daher auch vom Papſte die Inquiſition übertragen wurde und deſſen würdige Attribute ein Hund (Spürhund) und eine Fackel (die Brandfackel der Autodafés) waren, rühmte ſich doch, Liebling der Gnadenmutter zu ſeyn. Die Legende vom heil. Dominicus erzählt, er ſey einmal in einer Viſion in den Himmel entrückt worden und habe darin viele Mönche, aber keinen ſeines eigenen Ordens geſehen.

Als er nun bitterlich darüber weinte, habe ihm der heil. Petrus eine ganze Schaar von Dominicanern unter dem weiten Reifrock der Mutter Gottes gezeigt.

Am weitesten gingen die Griechen im Mißbrauch des Marien-cultus. Noch im Jahr 1827 verehrten die griechischen Seeräuber auf der Insel Carabusa ein Marienbild, dem sie regelmäßig von ihrem Raube Opfer darbrachten, als Diebsmutter (Panaghia Klef-trina). Zinkeisen, griechische Revolution II. 555.

Im südlichen Deutschland gab es noch im vorigen Jahrhun-dert sog. Conceptionszettel, mit gewissen Formeln beschrieben, die, wenn man zuvor zu Ehren der unbefleckten Empfängniß gebetet hatte, gegen alle Uebel schützen sollten, die man daher als Amulette bei sich trug, oder auch in Aecker, Gärten, Ställe ꝛc. vergrub. Nicolai, Reise durch Deutschland VI. Anhang S. 57.

Durch solche Vorstellungsweisen ist nun das reine und heilige Bild der Jungfrau Maria, wie es uns aus den Evangelien ent-gegentritt, in eine heidnische Schutzgöttin des Lasters und Zauberin verunstaltet worden, in eine weibliche Willkür, die sich über Gott selbst erheben zu dürfen glaubt. Und wir werfen den Indern ihre Bhawani-Durga vor! Im Himmelschlüssel des Jesuiten Bari, der Marienandachten allein den Weg des Himmels öffnen läßt, wird jedem Sünder einfach der Rath gegeben, er solle, wenn der Teufel komme und ihn holen wolle, ihn nur an die Gottesmutter weisen, dann werde derselbe erschrocken fliehen und er könne bequem in's Himmelreich hineinspazieren. Papst Johann XXII. verhieß jedem, der in einer Carmeliterkutte stürbe, am nächsten Sonnabend nach seinem Tode werde ihn die heil. Jungfrau aus dem Fege-feuer holen.

Eigentlich war es die römische Kirche selbst, die sich in der Maria personificirte. Die Kirche stellte sich über Gott. Damit hing das Dogma von der Transsubstantiation zusammen. Die Kirche war es, welche durch des Priesters Hand am Altar aus der Hostie den lebendigen Gott machte. Sie gebar also Christum, so oft sie wollte, wie ihn Maria nur einmal geboren hatte. Das alles diente dazu, die Aufmerksamkeit des katholischen Volks von

dem einzig wahren Gott Vater abzulenken, vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf die Mutter und zugleich von der wirklichen Person auf das Abbild, von Chriſtus auf die Oblate, von Marien auf die Marienbilder. Eine ſyſtematiſche Veräußerlichung und Vervielfältigung des einen wahren Gottes. — In Südamerika haben die Franziskaner und Jeſuiten ein Gebet eingeführt, welches täglich vor dem Eſſen, Abends vor dem Anzünden der Lichter und beim Anfang jedes Unternehmens geſprochen wird. Daſſelbe lautet: Gelobet ſey das allerheiligſte Sakrament des Altars und unſere liebe Frau, die Jungfrau Maria! Von Gott oder dem wirklichen Chriſtus iſt dabei nicht die Rede. In der Hoſtie und in der Jungfrau Maria allein concentrirt ſich alles Göttliche. Dem entſpricht das in Südamerika geſungene Marienlied:

Maria todo es Maria,
Maria todo es à vos.

Das heißt: Maria, alles iſt Maria, Maria dein iſt alles.

Vuestro calçado es la Luna,
Vuestro vestidura el Sol,
Manto bordado de Estrellas,
Por corona el mismo Dios.

d. h. dein Fußſchemel iſt der Mond, dein Kleid iſt die Sonne, dein Mantel iſt mit Sternen eingefaßt und deine Krone iſt Gott! Frezier, Reiſe 313. Alſo iſt nach dieſer Vorſtellung Maria Alles in Allem und Gott nur ein Appendix zu ihr, nur ein Stück ihrer Toilette, wenn auch das vornehmſte. — Das weltberühmte Wunderbild der Madonna zu Loretto trägt bedeutungsvoll auf dem Kopfe die dreifache Krone des Papſtes und macht jedem anſchaulich, ſie bedeute eigentlich das Papſtthum ſelbſt. Außerdem kommt auf Kirchenbildern nur Gott der Vater mit der päpſtlichen Tiare vor.

Der ſog. Ritter von St. Georg (Graf Marſey) lehrte, Chriſtus und das himmliſche Jeruſalem befänden ſich in der Sonne, die Planeten umher enthielten nur die verſchiedenen Fegefeuer für die Hauptklaſſen der Sünder; hoch über ihnen im eigentlichen

Himmel throne die Mutter Gottes am Nordpol und in den ſieben Sternen des Siebengeſtirns genößen die ſieben Klaſſen der Seligen den Lohn ihrer verſchiedenen Tugenden. Alſo ordne ſich der Sohn ſeiner göttlichen Mutter unter, dürfe ſie und ihre ſieben Himmelreiche aber zuweilen beſuchen. Ein anderer Franzoſe, Nicolas, hat noch unlängſt in ſeinen Studien über das Chriſtenthum die Mutter dem Sohn übergeordnet, weil Maria mit unverſehrtem Fuße der Schlange den Kopf zertreten, während der arme Chriſtus am Kreuz habe leiden müſſen.

Bekanntlich iſt Loretto der berühmteſte und beſuchteſte Wallfahrtsort in Italien, weil ſich hier einmal das angebliche Haus der heil. Familie von Nazareth, aus Paläſtina von Engeln über Meer getragen, niedergelaſſen haben ſoll. Dieſe santa casa iſt mit einer großen Kirche überwölbt worden und am Eingang lieſt man die Inſchrift, hier ſey das Allerheiligſte der Erde (Orbis terrarum nil sanctius habet). Alſo ſoll das Haus der Maria und des Joſeph noch heiliger ſeyn als das Grab Chriſti in Jeruſalem und als das Grab des Petrus im weltbeherrſchenden Rom. Das heil. Haus iſt überfüllt mit Silber, Gold, Perlen und Juwelen, weil eine Menge katholiſche Fürſten, Reiche und Vornehme und Millionen Pilger ſeit mehreren Jahrhunderten hierher Geſchenke machen, um die Huld der Gottesmutter zu erflehen oder ihr für eine vermeinte Huld zu danken. Zu den Füßen ihres Bildes legte die phantaſtiſche Tochter Guſtav Adolfs Krone und Scepter nieder. Hier erblickt man auch Ludwig XIV. als Kind von purem Golde und 24 Pfund ſchwer, wie er von einem ſilbernen Engel, welcher 300 Pfund wiegt, der Gottesmutter zum Dank für ſeine Geburt dargebracht wird. Vergl. Moritz, Reiſe nach Italien I. 81 f., wo auch der Caſtraten gedacht iſt, welche im Dienſt der Madonna von Loretto eine Muſikkapelle bilden gleich den Gallen im Tempel der heidniſchen Kybele. In einer hölzernen Schaale, aus der das Chriſtkind gegeſſen haben ſoll, werden unzählige Roſenkränze, Amulette ꝛc. herumgerührt und dadurch geweiht und den Pilgern doppelt ſo theuer verkauft als andere dergleichen.

Die gute Mutter von Loretto war aber undankbar. Das

ganze Geschlecht des so gepriesenen Ludwig XIV. ist jetzt entthront. Auch der letzte Stuart machte nach Loretto ein reiches Geschenk, um seinen Thron wieder zu erlangen, die Mutter Gottes half ihm aber nicht.

Das grasseste Wunder von Loretto ist folgendes. Man hätte gar zu gern gewußt, an welcher Stelle der kleinen Hütte der Engel Gabriel stand, als er der heil. Jungfrau das Heil verkündete. Da begab es sich, daß die Priester in Grenoble aus einer besessenen Frau den Teufel austrieben, der nun in seiner Angst vor den Priestern die Stelle bezeichnete, wo die Verkündigung durch den Engel stattfand. Keyßler, Reise II. 893. — Nicht genug, die Leichtgläubigkeit kennt keine Grenze, daher schrieb man der magischen Kraft eines Bildes zuweilen eine Fernwirkung zu, die blos durch eine Copie desselben, wenn auch durch eine noch so schlechte, vermittelt seyn sollte. So genoß zu Chiquinquia in Columbien eine von Spaniern dahin gebrachte Copie des Muttergottesbildes von Loretto eben so große Verehrung und galt als eben so wunderthätig, wie das in Loretto selbst. Als es Hitze und Feuchtigkeit in Südamerika nicht aushielt, sondern verwitterte und verfaulte, fand man eines schönen Tages an seiner Stelle ein nagelneu, wenn auch schlecht gemaltes Bild und das galt wieder als eben so wunderthätig. Mollien, Reise S. 152.

Und was soll man zu der Legende sagen, welche Depons auf seiner Reise durch Terrafirma S. 291 in der Stadt Caraccas kennen lernte! Hier wird Unsere Liebe Frau von Copa Cobana hoch verehrt wegen eines Wunders, welches zu vollbringen ihr einmal die gute Laune eingab. Ein liederlicher Indianer, der auch nicht entfernt ihre Huld verdiente, hatte schon alles verspielt, als er zufällig einmal den Hut vom Kopfe nahm und — einen halben Real darin fand. Er stutzte, vertrank aber das Geldstück in der nächsten Kneipe sogleich in Branntwein. Als er zufällig wieder den Hut abnahm, lag darin wieder dasselbe Geldstück. Er vertrank es noch einmal. Zum dritten Mal aber bemerkte er auf dem Geldstück das Bild der Mutter Gottes und nun vertrank er es nicht mehr, sondern behielt es. Dasselbe wurde aber immer größer, indem es

förmlich wuchs. Ihr Bildniß aber schwitzte und sah traurig aus, weil der gottlose Indianer von seinen Sünden nicht abließ und schließlich wegen einer Mordthat gehenkt wurde. Da nahm man die Münze in die Kirche und betete dieselbe an. Insbesondere pflegte man sie bei anhaltender Dürre um Regen anzuflehen, wahrscheinlich, weil sie für den Säufer so viele Gnade gehabt und ihm die Mittel verschafft hatte, seinen Durst zu stillen.

Das albernste Marienwunder, das sich denken läßt, wird von Altötting in Bayern erzählt. Ein Jesuit hatte aus einer besessenen Weibsperson bereits sechs Teufel ausgetrieben, aber der siebente wollte nicht weichen. Da kam die Gottesmutter in eigener Person und belehrte die Besessene, sie müsse sich nach Altötting bringen lassen, dort allein könne sie durch das berühmte Muttergottesbild vom Dämon befreit werden. Das Weib soll sich nun dahin begeben haben und hier erst der siebente Dämon endlich entwichen seyn. Also blos weil die Jesuiten das schwarze Madonnenbild in Altötting zu ihrem Monopol gemacht und auf dieses allein die Aufmerksamkeit von allen andern wunderthätigen Marienbildern abgelenkt hatten, mußte die Mutter Gottes selber kommen, um ihr Bild in Altötting als etwas zu empfehlen, das mächtiger sey als sie, das Original selber. Denn wäre sie eben so mächtig gewesen als ihr Bild, so hätte sie das arme Weib nicht zu demselben hingeschickt, sondern das Wunder gleich selbst verrichtet. Bis zu diesem Wahnsinn haben die Jesuiten in der That den Bilderdienst gesteigert. Vergl. Agricolae Hist. Soc. Jesu, Provincia Germania I. 57.

Die Marienverehrung gedieh bis zum äußersten Extrem bei einer italienischen Sekte erst im 17. Jahrhundert. Zu Mailand nämlich lehrte der berühmte Alchymist Burrhus (Borri), die aus dem Judenchristenthum des Apostel Petrus hervorgegangene römische Kirche lehre irrig, aus dem Heidenchristenthum des Apostel Paulus gehe dagegen die bessere Lehre hervor, die er hiermit verkünde: Gott der Vater ruhe, nur der Sohn habe aus Eitelkeit und Ehrgeiz die Welt geschaffen, welche verderben würde, wenn nicht der heil. Geist als Jungfrau Maria sie hüte und segne. Deßwegen genoß Borris

Sekte auch in der Hostie nicht mehr Christum, sondern die leibliche Gegenwart der Maria, und nur in diesem Sinn wurde von ihr Messe gelesen. Der phantastischen Königin Christina von Schweden gefiel diese Lehre eine Zeit lang, weil sie ihrem weiblichen Stolze schmeichelte, und sie nahm sich des Schwärmers an, der Papst aber ließ ihn in die Engelsburg einsperren, in welcher er 1695 gestorben ist.

Auch abgesehen von solchen Extremen gewann der Marienkultus die weiteste Ausdehnung in allen katholischen Ländern. Die Zeit wurde mit Marienandachten, der Raum mit Marienbildern erfüllt. Die Kirche schrieb vor, täglich dreimal zur Maria zu beten, ihr wöchentlich einen Tag (den Sonnabend), monatlich einen Festtag, und jährlich einen ganzen Monat (den Mai) zu heiligen. Diese letztgenannte Heiligung wurde erst noch im Jahr 1815 von Papst Pius VII. genehmigt und noch fünfzig Jahre später hat Pius IX. sie durch ein neues Dogma eigentlich zur vierten Person der Gottheit gemacht.

Die zahllosen Marienbilder gleichen einander nicht, indem jeder Künstler sich ein eigenes Ideal von ihr ausgedacht hat oder irgend eine lebende Schöne für schön genug hielt, um ihr Portrait zu dem einer Göttin zu erheben. Die katholischen Kirchen haben auf diese Weise in ihrer Gesammtheit eine Bildergallerie der schönsten, edelsten, aber auch mannigfaltigsten und einander niemals ganz ähnlichen Frauenköpfen und Frauengestalten zusammengebracht, abgesehen von den vielen Marienbildern, welche nur nach einer Schablone verfertigt sind oder nur ein gemeines Weib darstellen. Allein auch die schönsten und edelsten Marienbilder lassen das Göttliche vermissen, welches doch nach katholischen Begriffen in ihnen vorausgesetzt werden soll, und es bleibt ewig wahr, was einmal Novalis gesungen hat, keins von allen diesen Bildern vermöge die heilige Jungfrau so zu zeigen, wie sie nur der Seele vorschweben könne.

Das Gefährliche, was darin liegt, wenn sich unwillkürlich die Liebe verirrt und in die rein geistige Beziehung des Anbeters zur Angebeteten eine körperliche einmischt, ist von den Dichtern mit mehr Zartheit vermieden worden, als von den Malern. Es gibt wohl

kaum etwas ſo Schändliches in der Kirchenmalerei als die Bilder, welche einen an der Bruſt der Gottesmutter ſaugenden Pfaffen darſtellen, z. B. den h. Alanus, den h. Bernhard, den h. Dominicus, den Biſchof Fulbert. Solche Vorſtellungen kommen oft vor. In der 1764 vom Jeſuiten Pemble zu München herausgegebenen Pietas quotidiana erga S. D. Matrem Mariam heißt es, der Gläubige ſolle ſich zwiſchen die Wunden Chriſti und die Brüſte der Maria legen. Auf dem Titelbilde zu Steills Ephemeriden des Dominikanerordens füllt die aus den Brüſten der Maria ſpritzende Milch ein großes Baſſin, zu welchem Kaiſer Leopold I. mit ſeiner ganzen Familie herbeikommt, um davon zu trinken. Auf einem berühmten Kirchenbild in Brixen fließt die Milch aus den Brüſten der Maria mit dem Blut aus der Seitenwunde Chriſti in ein Baſſin zuſammen, in welchem die Seele baden ſoll, um ſich im Blute zu reinigen und in der ſüßen Milch die Taufe zur Seligkeit zu erlangen. In Herzogenbuſch ließ ſich Biſchof Maſius zwiſchen dem blutenden Heiland und den Brüſten der Maria malen mit der Inſchrift: Quo me vertam, nescio?

Man darf ſich daher nicht wundern, daß Kirchenfürſten ihre Maitreſſen als Madonnen malen ließen. Noch ſieht man im Vatican die ſchöne Giulia Farneſe, die Geliebte des berüchtigten Papſtes Alexanders VI. als h. Jungfrau gemalt. In Mais in Tirol hat ſich der Deutſchmeiſter Maximilian auf einem Kirchenbilde als einen der h. drei Könige malen laſſen, ſeine Maitreſſe als die Gottesmutter, die er anbetet, das mit ihr erzeugte Söhnchen als das Chriſtkind in ihren Armen und ihren betrogenen Ehemann daneben als den h. Joſeph. Auch der letzte Biſchof von Merſeburg ließ ſich auf einem Kirchenbilde als den Evangeliſten Johannes und ſeine Maitreſſe als die ohnmächtig in ſeinen Armen liegende Maria malen.

Wenn freilich die hohen Würdenträger der Kirche ſelbſt ſolchen Unfug trieben, ſo konnte man ihnen nicht zumuthen, die Kirchenbilder in ſtrengere Aufſicht zu nehmen, um der andächtigen Gemeinde kein Aergerniß zu geben. Pflicht der Biſchöfe wäre geweſen, nirgend dergleichen zu dulden.'

Die Unschicklichkeiten in Marienbildern sind unzählbar und von der verschiedensten Art. Am meisten Entschuldigung verdienen die ältern, naiven und nur symbolischen Darstellungen. Man pflegte im frühern Mittelalter ein kleines Wickelkind zum Sinnbild der Seele zu machen. Da gibt es nun mehrere alte Bilder, auf denen ein solches Wickelkindchen von der Taube im Himmel (dem h. Geist) in einem Lichtstrahl in den Mund der Jungfrau Maria hinabgelassen wird, und wieder andere Bilder, auf denen Christus ein ähnliches Wickelkindchen aus der Leiche seiner Mutter hervorzieht, um es (ihre Seele) in den Himmel zu tragen. Das ist doch nur naiv. Dagegen liegt schon viel mehr Raffinement in einem Bilde, auf welchem die Madonna statt ihres wirklichen Kindes eine Hostie anbetet. Unschicklich ist auch manches Bild der Verkündigung durch den Ausdruck falscher Pruderie in der Haltung der Jungfrau und durch den Ausdruck einer allzu persönlichen Theilnahme in den Mienen des verkündigenden Engels.

Eine allzu menschliche und gemeine Auffassung der Madonna kommt am häufigsten vor, wo sie als Mutter dargestellt wird. Selbst sehr berühmte italienische Maler geben uns nur eine irdische, ihr Kind stillende Mutter, gleich jedem andern gemeinen Weibe, oft nicht einmal schön, oft in Handlungen, die der Gottesmutter nicht würdig sind. Bourdon malte die Madonna waschend, und Joseph wie er die Wäsche aufhängt. Auf einem Bilde von Laury in England (Waagen II. 315.) fliegt ein Engel mit den Windeln herbei. Auch auf einem Bilde von Murillo hat die Mutter mit den Windeln zu thun. Auf einem von Annibal Carracci kehrt das Kind, indem es sich an die Mutter schmiegt, höchst unanständig das Hintertheil hervor. Maria als schmerzensreiche Mutter wird sehr oft häßlich gemalt und solche Bilder berechtigten Wessenberg zu der Bemerkung in seinem Buch über christliche Bilder, es sey katholischen Seelsorgern wohl bekannt, daß sich Frauen, welche die Kirche regelmäßig besuchen, an schlecht gemalten Madonnen- und Heiligenbildern versehen, und daß sich deren häßliche Züge nachher in ihren Kindern abspiegeln. Ich habe das selbst in einer Gegend am Niederrhein wahrgenommen.

Eine ungeheure Menge von Marienbildern führen profane Namen. Die Maler haben sich solcher Mittel bedient, um ein Bild vom andern zu unterscheiden. Da spielt das Kind auf ihrem Schooß mit einer Blume, mit einem Vogel, mit einem Kaninchen, mit einer Taube, sogar mit einem Affen, oder es kommt eine Schwalbe, ein Schmetterling, eine Heuschrecke ꝛc. auf dem Bilde vor, und nach diesen Nebendingen wird nun das Bild genannt. Oder die Madonna ist ländlich gekleidet oder auch phantastisch, oder es werden ihr die verschiedensten Hintergründe gegeben, ein Rosengarten, Felsen, Palmen, Säulen ꝛc. und davon bekommt sie nun den Namen. Oft concurriren solche Bilder in verschiedenen Kirchen mit einander und das Volk glaubt, das eine Bild sey noch wunderthätiger als das andere, als ob es sich von zwei ganz verschiedenen göttlichen Personen handele, die wohl gar miteinander streiten sollten. Ein wirklicher Polytheismus.

Sehr ergötzlich schildert der Kirchenvater Arnobius IV. 16. den Streit der vielen, durch ihre Beinamen unterschiedenen Statuen der Minerva im altheidnischen Rom. Ihr strengt euch an, ihr guten Heiden, sagt er, ihr laßt es euch etwas kosten und opfert der Göttin, die ihr für eine einzige haltet. Nun kommen ihrer aber viele, wovon jede die einzige seyn will, herbei und jede will das Opfer allein haben und schilt die andere, die es ihr vorwegnimmt, und wirft ihr die Lächerlichkeiten ihres Mythus vor. So schreibt der Kirchenvater mit wahrhaft lucianischem Humor, und doch hat das Papstthum die von jenem Kirchenvater verspottete Vielgötterei der Heiden wieder in seine Kirche eingeführt. Jene vielen Minerven waren nichts anderes, als die spätern vielen und vielnamigen Marien.

Als Königin des Himmels durfte Maria in Bezug auf äußern Schmuck und äußere Pracht nicht hinter einer irdischen Königin zurückstehen. Man putzte daher ihre Bilder auf's kostbarste heraus und womöglich nach der neuesten Mode, daher die zahlreichen Marienbilder in Frisuren und Reifrock zum Unterschied von den früheren des Mittelalters. Und wieder die modernen Ballkostüme im Gegensatz gegen jene Reifröcke. In Assisi sah ich einmal eine große Puppe,

welche die Madonna darstellte, im Kostüm einer modernen Balletänzerin mit kurzem weißen Röckchen und himmelblauer Schärpe, zugleich in einer theatralischen Stellung. Im Ausland von 1859 S. 691 ist ein Marienbild in Neapel beschrieben: „Eine Madonna im Ballstaat, die Modejournalpuppe in höchster Potenz. Sie hat unter der Crinoline eine weißseidene Robe mit drei Volants, silberdurchwebt, durchaus hoffähig. In der Hand hält sie ein Ballbouquet, nur der Fächer fehlt."

Mit Marienbildern wird auch in Prozessionen viel Mißbrauch getrieben. Geistliche Schauspiele, wie das in Oberammergau, können etwas Tiefrührendes, ja Heiliges haben, grade nur als Schauspiel. Dagegen sind wirkliche Festumzüge an Kirchenfesten, wobei die heil. Jungfrau durch ein nach einem Bilde kostümirtes lebendiges Mädchen vertreten wird, doch nicht schicklich. In Freiburg in der Schweiz streiten sich die schönsten Mädchen, welcher die Ehre zu Theil werden soll, in der Prozession als Maria auf dem Esel zu reiten. In Antignano bei Neapel werden am Ostermontage ein Christusbild und ein Marienbild in zwei großen Prozessionen einander entgegengetragen. Sie ist verschleiert, er verbeugt sich vor ihr und nun erst läßt sie den Schleier fallen, steht plötzlich in weißem Seidenkleide mit blonden Locken da und eine Menge Vögel fliegen auf und in die schmetternde Musik und das Jubelgeschrei donnern die Kanonen. Das ist eine Komödie, aber kein Gottesdienst.

Die Marienbilder müssen noch unwürdigere Dienste leisten. In Neapel wurde jährlich die Madonna des Positipp zum Schlosse getragen, um dem König einen Besuch zu machen. Gregorovius, Wanderjahre III. 13. — Die Statue der Madonna vom Rosenkranz begleitete ehemals die spanischen Galeonen auf ihrer Reise nach den spanischen Colonien und zurück und zwar auf dem Admiralschiff der Silberflotte, um dieser als Schutzgöttin zu dienen. Zu diesem Behuf wurde sie vorher mit Reisekleidern und Schmuck reichlich ausgestattet und in großer Prozession an den Hafen gebracht. Der Admiral und alle seine Offiziere schwuren, sie wieder zu bringen. Unter eben so vielen Ceremonien wurde sie bei der Rückkehr wieder ausgeschifft. Labat, Reisen in Spanien I. 382. — De Payes er-

zählt in seiner Reise um die Welt S. 104, er habe in der Stadt Sartillo in Mexiko gesehen, wie das gefeiertste Muttergottesbild aus der Kirche getragen worden sey, um dem Stiergefecht im Circus und später noch einem Ball und Tanz zu präsidiren. Als im Anfang unseres Jahrhunderts Mexiko sich von Spanien losriß, wußte sich der Vicekönig keinen bessern Rath, als durch den Klerus die hochgefeierte Madonna de los Remedios zur Vicekönigin von Mexiko erklären zu lassen, damit sie statt seiner die Vertheidigung der Regierung übernehme.

IV.

Mißbräuche des Reliquiencultus.

Man soll Gott als ewigen Geist anbeten, nicht die Natur. Man soll im Gottmenschen Christo nur seinen göttlichen Geist und was aus diesem hervorging, seine Worte, seine Lehre, seinen Wandel verehren, nicht sein Fleisch. Daher darf auch die Verehrung seiner Jünger und Heiligen nur ihrem Geist und dem, was sie aus ihrem Geiste wirkten, gelten und nicht den Ueberresten ihrer Knochen. Es ist eitel Aberglauben, wenn man diesen Letzteren eine wunderbare Kraft und Wirkung zuspricht. Die gothische Synode zu Saragossa im Jahr 592 kam zu dem ganz logischen Beschluß, alle damals vorhandenen Reliquien verbrennen zu lassen, denn wenn eine Wunderkraft in ihnen wäre, würden sie die Feuerprobe bestehen, wenn nicht, so wäre auch ihr Verlust kein Schade.

Das war noch in der westgothischen Zeit, in welcher die römische Curie es noch nicht wagen durfte, zum einzigen Vortheil der besiegten romanischen Race den germanischen Siegern die Augen mit heiliger Salbe zu verkleben. Erst tausend Jahre später durfte ein Jesuit unter Zustimmung seines Ordens und der römischen Curie schamlos drucken lassen, die Reliquien seyen alle ohne Ausnahme

echt und wenn auch in verſchiedenen Ländern zehnerlei Todtenſchädel des heil. Johannes den Andächtigen vorgezeigt würden, ſo ſey doch jeder der echte, denn Gottes Allmacht ſey ſo groß, daß er allerdings den nämlichen Kopf verzehnfachen könne.*) Es kam aber der römiſchen Kirche darauf an, den Aberglauben an die magiſchen Heil- und Schutzkräfte der Reliquien zu verbreiten und zu verſtärken, denn dadurch wurden die Völker an die Kirche gebunden, die ſo reiche Mittel beſaß. Auch echte Reliquien hätten keine Wunder thun können, der Aberglaube aber, der überhaupt Knochen, Haare und dergleichen Wunderkraft zuſchrieb, ließ ſich auch an unechte heften. Ganze Frachtfuhren von Menſchengebeinen wurden gewerbsmäßig aus den römiſchen Katakomben nach den katholiſchen Ländern dieſſeits der Alpen geliefert, nachdem auch ſolche, die ganz unbekannten Todten angehört hatten, geſchwind noch in Rom mit einem Heiligennamen getauft worden waren. In München verehrte man den angeblichen Rücken des großen heil. Chriſtoph, der aber von einem Elephanten genommen war. Miſſon, Reiſen I. 135. Man hat bekanntlich eine ungeheuere Menge unechte Reliquien aufgebracht, weil jedes Kloſter, jede Kirche darin mit andern concurrirte. Später haben längſt zuſammengezählt, daß man mit den wunderthätigen Zähnen der heil. Apollonia, die überall in Europa als Reliquien gezeigt werden, ein ganzes Faß füllen könne. Ebenſo mit den angeblichen Nägeln Chriſti. Desgleichen könne man mit allen angeblichen Splittern vom Kreuze Chriſti einen ganzen Holzgarten füllen. Vom ungenähten Rocke Chriſti werden fünf Exemplare vorgezeigt, zu Trier, Argenteuil, San Jago, Rom und Friaul. Viermal kommt das Schweißtuch der heil. Veronika vor.

Viele Reliquien ſind unziemlich, z. B. das Längenmaß des Heilands, was man im Lateran vorzeigt und von dem man fabelt, es paſſe keinem andern Menſchen an. Oder zu Siena der angebliche Fußtapfen des Heilands, zurückgeblieben von dem Beſuch, den er der heil. Katharina hier abgeſtattet haben ſoll, oder die angebliche Thräne des Heilands in der Kirche Maria Maggiore in Rom.

*) Ferrandus, disquisitio reliquiaria, Lugdun. 1647 p. 2.

Auch die zahllosen Reliquien von angeblichem Hausrath von Nazareth, Kleidern der heil. Familie, Windeln des Christkinds, Hemden, Haare, Kämme und Milch der Maria, Stroh und Heu aus der Krippe ꝛc. gehen bis in's Unanständige und geradezu Ekelhafte über, z. B. das Präputium von der Beschneidung Christi, womit bekanntlich in einem Nonnenkloster so schnöder Unfug getrieben wurde. Dasselbe wird noch an fünf verschiedenen Orten angebetet, zu Compostella in Spanien, zu Compiegne in der Abtei der heil. Cornelia, zu Puy en Velay, zu Notre Dame de la Colomba in der Diöcese Chartres und zu Antwerpen.

[Uebrigens darf hier wohl bemerkt werden, daß der Aberglaube, der mit den Reliquien des Heilands getrieben wurde und noch wird, immerhin etwas noch Unschuldigeres ist, als der raffinirte Unglaube und die boshafte Verspottung des Heilands durch das moderne Heiden- und Judenthum in der deutschen Literatur. Wie viel unschuldiger z. B. war die Andacht von mehr als einer Million frommer katholischer Landleute vor dem heil. Rock in Trier, als die gleichzeitige Verhöhnung des wirklichen Heilands, seines Geistes und seiner Lehre durch die Jung-Hegelianer, Lichtfreunde, Deutschkatholiken, Radikalen, Materialisten und Juden à la Heine!]

Zu den ekelhaften Thorheiten des Reliquiencultus gehören auch die bekannten drei Gallensteine der heil. Klara, von denen jeder so viel wie der andere und auch wieder wie zwei und wie alle drei zusammen gewogen haben soll, zum Beweise der heil. Dreieinigkeit. v. Bucher beschreibt uns in seinen Werken I. 82 den Hirnschädel des heil. Sebastian im bayrischen Kloster Ebersberg, aus dem die zahlreichen Wallfahrer trinken, wodurch sie besonderen Segen empfangen sollen. Zwei Maas Wein, die man in diesen Schädel gegossen, seyen ehemals als geweihter Wein an den Hof in München geschickt worden.

Einen nichts weniger als heiligen, sondern gräßlichen Anblick gewähren ganze Gerippe von Heiligen. Der in der Schweiz mit Recht hochverehrte Niklas von der Flue ist nicht begraben worden, sondern sein Gerippe von ungewöhnlicher Höhe steht statt des Altarbildes über dem Hochaltar, in den Augen funkelnde Juwelen, zu

und Liedern mitten durch die von Katholiken bewohnten Orte zogen, welche dieſelben an ihre vieljährige Erniedrigung erinnern ſollten und mußten, wenn ſie ihnen mit frechem Hohn die Fenſter ihrer Wohnhäuſer und Capellen einſchlugen, Flinten und Piſtolen vor dem Geſichte abfeuerten, Triumphbögen in den gangbarſten Straßen errichteten, unter welchen alle vorübergehenden Katholiken wie unter einem Joche hindurch mußten, wenn ſie dieſelben durch Schimpfworte und Drohungen aufs Aeußerſte trieben, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn die Katholiken hier und da an Rache dachten, und Gewalt mit Gewalt abzutreiben ſuchten.

Bei Dunganon in der Grafſchaft Tyrone fiel ein förmliches Treffen vor, worin ſechs Menſchen getödtet und zwanzig verwundet wurden. Eine Proclamation und ſtrenge Verbotsmaßregeln des Vicekönigs von Irland machten dieſen Unruhen ein Ende.

Fortwährend aber klagte man, daß die Aemter in Irland in den Händen der Proteſtanten bleiben und daß ſich beſonders die Juſtiz bei Proceſſen die größten Parteilichkeiten gegen Katholiken erlaube. Als der ſchlimmſte Umſtand aber wurde angeſehen, was Sadler in der oben angeführten Rede ſchon bezeichnet hatte, die feudaliſtiſche Abhängigkeit des armen irländiſchen Volks von den reichen proteſtantiſchen Gutsherren. Hier half die Emancipation nichts. Der reiche Herr fuhr nur um ſo hartnäckiger fort, die armen Bauern zu bedrücken, und da die letztern vor Gericht ſelten oder nie Hülfe fanden, ſo ſahen ſie ſich zur Selbſthülfe gewiſſermaßen gezwungen. Dieß veranlaßte im October einen wichtigen Proceß zu Cork. Fünf Bauern, die ſich verſchworen hatten, drei Gutsherren zu ermorden, wurden zum Tode verurtheilt.

Sarneln im Kanton Unterwalden. Zu Eben im Innthal iſt das Gerippe der heil. Notburga ausgeſtellt, jedoch nicht nackt, wie das jenes Niklas, ſondern im vollen Putz mit einem Reifrock und Schmuck. Ganz ebenſo in Wien das gräßliche Gerippe der heil. Reſtituta mit Gold und Perlen geſtickten Kleidern auf Prachtkiſſen ruhend.

Nicht wenige Reliquien ſind von der Art, daß man glauben muß, nur ſchlechter Witz und Spott kann ſie erfunden haben, und doch iſt verſichert worden, ſie ſeyen echt, und man hat ſie vom leichtgläubigen Volk bewundern laſſen. So wurde vor der Reformation im ſächſiſchen Kloſter Pforta ein angebliches Stück von der ägyptiſchen Finſterniß aufbewahrt (vielleicht ein Rauchtopas). So kommen vor: Evas Feigenblatt; eine Flaſche mit dem Waſſer der Sündfluth; Bretter von der Bundeslade; eine Handvoll aus Hiobs Miſthaufen; der Schwanz von Bileams Eſel; ein Strahl vom Stern der heil. drei Könige; der Hut des verlorenen Sohnes; die Schuhe der Maria, die ſie trug, als ſie endelich über das Gebirge ging (zu Magdeburg); die Dornen vom feurigen Buſche; eine Sproſſe von der Leiter, die Jakob im Traum geſehen; Holz und Nägel von der Arche Noä; Haare aus Noahs Bart; Manna aus der Wüſte; die Scheere der Delila; ein Fetzen vom Mantel des Elias; Stein von der Steinigung des heil. Stephan; Silberlinge aus dem Beutel des Judas; der Strick, an dem ſich Judas erhängte; das Becken, worin ſich Pilatus die Hände wuſch; eine Rippe vom Wallfiſch des Jonas; Federn aus dem Flügel des heil. Michael; die Schminkbüchſe der heil. Magdalena; die Laterne, mit der Chriſtus im Garten geſucht wurde; die Stange, auf der der Hahn des Petrus krähete; ein Hobel des heil. Joſeph; der Stuhl, auf dem der Hohepriester Eli den Hals brach; Wachs von der Kerze, die bei Maria's Tode brannte (in Prag); ein Stück von dem Stein, auf welchem Moſes kniete, als ihm Jehovah das Geſetz vom Sinai ertheilte (zu Oviedo in Spanien); eine Gräte von dem Fiſch, womit der Heiland die 10,000 ſpeiste (in Neapel); ein Seufzer des heil. Joſeph und die Hörner des Moſes (in Venedig); der Schwanz der Eſelin, auf der Chriſtus in Jeruſalem einzog (in Genua); und doch wird in Verona noch dieſe ganze Eſelin ausgeſtopft gezeigt, ſammt dem Schwanze.

Luther erzählt in ſeiner Kirchenpoſtille, zu Aachen würden noch die Hoſen des h. Joſeph verehrt, und in ſeinen Tiſchreden, irgendwo werde ein Theil der Flamme vom brennenden Buſche Moſis, und zu Compoſtella in Spanien die Siegesfahne aufbewahrt, mit welcher Chriſtus in die Hölle einzog. Allgemeiner bekannt iſt die gleichfalls in Luthers Tiſchreden enthaltene Anekdote von einem Ablaßkrämer, der immer Heu aus der h. Krippe vorzeigte, als es ihm aber einmal heimlich geſtohlen wurde, es geſchwind durch die erſte beſte Kohle erſetzte, von der er ſagte, ſie ſey vom Roſt des h. Laurentius. Ein hübſches Beiſpiel von Reliquienmacherei iſt auch das folgende. Eine Frau hatte ein unwiderſtehliches Gelüſten nach einer Gliedmaße Johannes des Täufers. Ihr Beichtvater rieth ihr, ſo lange darum zu bitten und nichts dabei zu eſſen, bis der Heilige ihre Bitte erfüllen würde. Und ſiehe da, nach ſieben Tagen lag auf dem Altar ein Daumen. Die hohe Geiſtlichkeit verſammelte ſich, um das Wunder zu prüfen, und erkannte es demüthig an, da der Daumen noch Blut von ſich gab. Alt, der chriſtliche Glaube S. 107.

Mit der Wunderkraft einer Reliquie konnten auch die weit davon entfernt wohnenden kranken Perſonen durch bloße Uebertragung geheilt werden. Ein Häubchen z. B. einem weiblichen Heiligenſchädel aufgeſetzt, half einer kranken Perſon in weiter Ferne, wenn man ihr das Häubchen ſchickte und ihr es aufſetzte. Auch bloße Bilder ſollten dieſe magiſche Kraft haben, z. B. die ſog. Lorettohäubchen vom Muttergottesbild in Loretto. In dieſen Wunderkreis gehören auch die Monicagürtel, die verſchiedenen von Reliquien abgezogenen Waſſer und Oele, auch bloße gleichſam vom Heiligen geweihte und mit magiſcher Kraft erfüllte Kerzen, Zettel, Pfennige ꝛc., z. B. Ignatiuswaſſer, Ignatiuspulver, Walburgaöl, Blaſikerzen, Lucaszettel, Benedictuspfennige, Ignatiuspfennige, Teufelsgeißeln ꝛc.

V.

Mißbräuche des Heiligencultus.

Nichts war natürlicher und löblicher, als daß in der chriſtlichen Gemeinde das Andenken ihrer würdigſten, thätigſten und treueſten Hirten bewahrt blieb, vor allem das Andenken der Märtyrer. Melanchthon hat einmal mit Recht bemerkt, die Reformation hätte keineswegs alle Heiligen wie mit dem Beſen aus der Kirche hinausfegen ſollen, denn es hätten ſich höchſt reſpektable darunter befunden. Das reformatoriſche Verfahren wird aber einigermaßen entſchuldigt durch den gar zu argen Mißbrauch, den die römiſche Kirche mit ihrem Heiligencultus getrieben hat.

Die Heiligen mußten dem Zweck des Papſtthums dienen. Und zwar mußten ſie zunächſt die himmliſche Hierarchie des Dionyſios Areopagita mit der irdiſchen römiſchen Hierarchie vermitteln. Was in jener himmliſchen Hierarchie Gott des Vaters die verſchiedenen Chöre und Abſtufungen der Engel ſind und was auf Erden der Papſt mit ſeinen Cardinälen, Erzbiſchöfen und Biſchöfen iſt, das ſollte ſein Verbindungsglied finden in dem von allen Heiligen umgebenen Heiland. Zweitens ſollten ſich in den unzählbaren Wundern der Heiligen nur immer die Wunder der evangeliſchen Zeit wiederholen, wie auch in den eben ſo unzähligen Viſionen und Entrückungen der Heiligen die Offenbarung als eine perennirende, ununterbrochene erſcheinen ſoll. Drittens behielt ſich der Papſt die Canoniſation oder das Recht vor, zu entſcheiden, wer heilig ſey, alſo die Heiligen zu ernennen und gleichſam im Kirchendienſte anzuſtellen.

Damit war nun den gröbſten Mißbräuchen Thür und Thor geöffnet. Man machte ſo ungeheuer viele Heilige, daß ihre Namen im Kalender gar nicht mehr Platz hatten, ſo viele, die einander gleich ſahen wie gemeine Soldaten und von denen man etwas Beſonderes gar nicht zu erzählen wußte. Dazu noch viele, namentlich

Fürſten und Fürſtinnen der ſpäteren Zeit, welche die Kirche für heilig erklärte, blos um den herrſchenden Fürſtengeſchlechtern zu ſchmeicheln. Sodann handhabte die Kirche in Bezug auf die Heiligen und ihre angeblichen Wunder keine ſtrenge Kritik und duldete, daß die abgeſchmackteſten Dinge von ihnen erzählt wurden.

Man trieb eine Art von Induſtrie mit den Heiligen, ihren Reliquien und Bildern, und wie bei jeder Induſtrie ſpielte auch in dieſer die Concurrenz eine Hauptrolle. Anſtatt daß man ſich begnügt hätte, zu Einem Gott zu beten, den alle Chriſten gemeinſchaftlich verehren ſollten, wollte jedes Land und Volk, jede Stadt und Genoſſenſchaft, jede Kirche und jedes Kloſter einen beſonderen Heiligen zum Patron haben, gleichſam zum Vicegott, an den man die Gebete richtete. Dieſe Vicegötter concurrirten nunmehr. Man ſchrieb einem Heiligen oder auch nur ſeiner Reliquie oder ſeinem Bilde Wunderkräfte zu und lockte das Volk zu ihm. Auch die geiſtlichen Orden eröffneten ihren Heiligen eine lebhafte Concurrenz, weil immer einer heiliger ſeyn ſollte, wie der andere. Somit blieb die Kirche dem Humbug keineswegs fremd, der mit der Anpreiſung concurrirender Handelsartikel getrieben wird. — Bis zu welchem Grade man den Heiligencultus übertrieb, erhellt unter anderem daraus, daß man ſich nicht mit der Taufe begnügte, ſondern die neugebornen Kinder einer Heiligenſtatue in die Arme legte, ja daß man ſich auch nicht einmal mit dem h. Abendmahl begnügte, ſondern Leib und Blut des Heilands erſt noch heiliger zu machen glaubte, wenn man Oblate und Wein mit Farbenſtaub vermiſchte, den man von einem Heiligenbild abkrazte. *)

Ueberhaupt war die Zahl der Statuen und Bilder von Heiligen viel zu groß. Man hatte ein ganzes Volk von Heiligen vor ſich. Die Zahl der in Rom abgebildeten übertrifft ſogar die der Bevölkerung. Auf ſechs Werktage iſt nur ein heiliger Tag geſetzt. Im katholiſchen Süden hat man das Verhältniß beinahe umgekehrt. Das Heilige aber darf nicht alltäglich werden, oder es hört auf, einen tiefen Eindruck zu machen. So konnte auch nur

*) Zimmermann, über die Einſamkeit II. 399.

ein verkehrter Andachtstrieb jedes Wohn- oder sogar Schlafzimmer mit Heiligenbildern anfüllen. Das Heilige wird mitten unter profanen Verrichtungen entweiht. Man kann nicht zugleich andächtig seyn und natürliche Bedürfnisse befriedigen. Man kann nicht immer andächtig seyn, und wenn man den Gegenstand der Andacht immer vor sich hat, wird man gleichgültig dagegen.

Nur gewisse Heilige in verhältnißmäßig nicht zu großer Anzahl sind ausgezeichnet als ächt christliche Charakterbilder, als Träger irgend einer speciellen christlichen Tugend, als lebendiges Beispiel für andere Christen. An diejenigen Heiligen aber, welche das Beispiel der Geduld in Leiden, des Gottvertrauens in Krankheit und Gefahr gegeben haben, oder denen man zuschrieb, sie hätten durch ein Wunder aus Leiden, Krankheiten und Gefahren gerettet, schloß sich schon ein arger Mißbrauch an. Der Schutzheiligen wurden gar zu viele. Für alle und jede Krankheit erfand man einen und reihte sie in Menge an einander wie die Büchsen in einer Apotheke. Sehr häufig traten christliche Heilige hier nur für altheidnische Heilgötter, hülfreiche Dämonen ein. Auch in vielen Heiligenfesten läßt sich leicht wieder erkennen, daß hier nur Heidnisches auf Christliches übertragen ist. In der Kirche Maria Maggiore in Rom wird die Krippe des Christkindes als Reliquie gezeigt und an derselben Stelle stand ehemals ein Tempel der Juno Lucina, der heidnischen Geburtsgöttin. In Catania auf Sicilien wird jährlich ein großes Fest der h. Agatha gefeiert. Ihr Bild wird auf einem kolossalen Wagen von zwanzig Ochsen gezogen und ihre Brust wird als Reliquie im Pomp durch die Straßen getragen, weil ihr nach der Legende die bösen Heiden sollen die Brüste abgeschnitten haben. An demselben Ort aber wurde zur Heidenzeit das Fest der Ceres oder Demeter oder der guten Göttin (bona dea) gefeiert. Agatha heißt auf deutsch die Gute. Bei jenem alten Ceresfeste wurde eine kolossale Brust im Triumph herumgetragen, weil Ceres als Getreidegöttin gleichsam die Nährmutter aller Menschen ist. An ihrem Fest wurden auch große Fackeln getragen zur Erinnerung an die, welche sie einst angezündet haben soll, um ihre verlorne Tochter zu suchen, und auch noch am christlichen Agathenfest werden in der Prozession

rieſenhafte Kerzen getragen. Vergl. Blunt über den Urſprung der Reliquien. Es gibt noch viel mehr ſolche Beiſpiele und ſie ſind meiſt unſchuldiger Natur, eine Niemand ſchädliche fromme Lüge, aber doch eine Lüge.

Durchaus unwürdig war die Concurrenz, welche ſich die Heiligen als Schutzpatrone oder Stifter verſchiedener Mönchsorden machten. Jeder Orden übertrieb die Wunder ſeines Heiligen, um ſich den Vorzug zuzuſchreiben. Am unverſchämteſten die Dominicaner und Franciscaner. Die erſteren ließen in der Legende und auf Kirchenbildern ihren Dominicus an der Bruſt der Jungfrau Maria ſaugen und die letzteren bewieſen in einem grenzenlos abgeſchmackten Buche, ihr Franciscus habe mehr Wunder gethan als Chriſtus. Zu Vasvar in Ungarn ſieht man auf einem Kirchenbild die heil. Veronica mit ihrem Schweißtuch, auf dem aber nicht der Chriſtuskopf, ſondern der Kopf des heil. Franciscus abgebildet iſt. Kohl, Reiſe in Ungarn II. 485. — Zu Talcaguana in Chile hörte Frezier, als der heil. Franciscus in den Himmel kam, ſey die zur Seite Gottes ſitzende Madonna gleich aufgeſtanden und habe ihm Platz gemacht, daß er ſich zwiſchen ſie und Gott, alſo an den vornehmſten Platz im Himmel habe ſetzen können. Dem Heiligen zu Ehren laſſen ſich die Sünder in Franciscanerkutten begraben und glauben, er ſteige jährlich einmal in's Fegefeuer nieder und nehme alle die mit ſich in den Himmel hinauf, die ſeine Kutte tragen. Frezier, Reiſe 72, 317. In der Schatzkammer des heil. Marcus in Venedig zeigt man zwei alte Moſaikbilder des heil. Franciscus und des heil. Dominicus, die zufolge einer Prophezeiung des Abt Joachim, der ihre künftige Geburt ankündete, lange vor ihrer Geburt ſchon angefertigt und verehrt worden ſeyn ſollen. Miſſon, Reiſe in Italien I. 277.

In Rio Janeiro wird am Tage des heil. Georg, weil derſelbe Schutzpatron von Braſilien iſt, ein glänzendes Feſt gefeiert, wobei er zu Pferde als Generaliſſimus der Armee mit allen Orden des Reichs geſchmückt in großer Proceſſion durch die Stadt geführt wird. Da es nur eine Puppe iſt, die man auf das Pferd bindet, ſchwankt ſie unter deſſen Bewegungen und hat trotz ihrer ſchönen ſilbernen Rüſtung

und der Feierlichkeit des ganzen Zuges doch etwas Lächerliches. Steen Bille, Reise um die Welt II. 503. — In Portugal wurde einmal der heil. Antonius, d. h. seine Statue in der Kirche, zum Feldherrn ernannt, um den Muth der Soldaten durch den Glaubenseifer zu erhöhen. Da man aber von den militärischen Vorschriften des Avancements nicht abweichen wollte, zog man dem Heiligen zuerst die Uniform eines gemeinen Soldaten an und ließ ihn täglich avanciren. Als er endlich die Feldmarschallsuniform trug, nahm ihm die erste Kanonenkugel in der Schlacht den Kopf weg. Duchatelet, Reise nach Portugal S. 22.

Die Katholiken im Süden, die auf diese Weise wie Kinder mit ihren Heiligen wie mit großen und kleinen Puppen spielen, fallen in einen seltsamen Widerspruch, indem sie dieselben einmal in vollem Ernste flehentlich anbeten, ein andermal aber verächtlich behandeln, ja sogar schlagen. In Neapel ist es ganz gewöhnlich, daß die eben so leidenschaftlichen als kindischen Einwohner, wenn ihnen der Heilige ihre Bitten nicht erfüllt hat, demselben fluchen. Sie halten dann die offene Mütze hin, verwünschen alle Heiligen hinein und treten sie mit Füßen. Meyer, Neapel II. 8. Wenn sie etwas vom Heiligen wünschen, so putzen sie ihn heraus, küssen und liebkosen ihn; wenn er aber ihren Wunsch nicht erfüllt, werden sie zornig, prügeln ihn, verstümmeln ihn und werfen ihn aus dem Hause; geht es ihnen aber nachher wieder gut, so holen sie auch den mißhandelten Heiligen wieder, flicken ihm die zerbrochnen Glieder wieder an, putzen ihn wie zuvor und beten ihn wieder an. Lady Morgan, Italien IV. 187. Auch Rengger, Reise nach Paraguay Seite 450 erzählt, wenn die Leute dort gebetet haben und ihr Gebet gehe nicht in Erfüllung, so lassen sie ihren Aerger am Rosenkranz aus und schlagen ihn.

Es ist nicht zu leugnen, daß das katholische Volk, zumal im Süden, leidenschaftlich an den Heiligenbildern hing und zum großen Theil noch hängt, mögen sie vernünftigen Leuten auch noch so abgeschmackt und lächerlich erscheinen. So lesen wir in den Memoiren des Bischofs Ricci, des Reformators von Toscana in der josephinischen Zeit, nachdem er dem Aberglauben durch Wegschaffung der

zu zahlreichen Heiligenbilder geſteuert habe, ſey das Volk gegen ihn aufgeſtanden, habe ſeine Wohnung geſtürmt, ſeine Bibliothek zerſtört, ihn zur Flucht gezwungen, die götzenhaften Heiligenbilder alle wieder an ihren Platz geſtellt und mit ſchwärmeriſchem Entzücken angebetet. Man kann ſich das erklären. Der Biſchof hatte dem unwiſſenden Volk Gewalt angethan. Er hätte erſt abwarten ſollen, bis es hinlänglich unterrichtet und überzeugt war. Aber nichts deſto weniger iſt eine ſolche Verliebung in Puppen für eine männliche Nation doch zu läppiſch, weibiſch und kindiſch. Vor allem iſt ſie nicht chriſtlich und die chriſtliche Religion kann ihr nicht zum Vorwand dienen, denn Chriſtus hat die Bildmacherei verworfen und die Märtyrer, die vor den Götzenbildern der Heiden geſchlachtet wurden, hätten ſich gewiß niemals träumen laſſen, daß man ſpäter einmal mit ihren eigenen Bildniſſen Götzendienſt treiben würde.

Der ungeheuerlichen Menge von Bildern, mit denen ſich Kirchen und Kapellen der Heiligen füllten, entſprach die Menge der Heiligenlegenden, die zum Behufe der Volksbethörung förmlich fabricirt wurden, indem man zu frühern Vorſtellungen immer Neues hinzudichtete. Wo ein Heiliger gelebt und gewirkt hatte, oder auch nur wo ſein Bild verehrt wurde, theilte er der Oertlichkeit und Einwohnerſchaft eine beſondere Ehre mit und die Ortsgeiſtlichkeit that alles, um ſeinen Ruhm zu erhöhen und ſeine Legende durch Aufzählung immer neuer Wunderthaten zu bereichern. Durch die vielen Pilger, die dem Gnadenbild zuſtrömten, kam Geld in den Ort. Da wurden die albernſten Legenden erſonnen, um den Ort zu heiligen, und viele andere Orte thaten das nämliche, um ihren Kirchen gleiche Vortheile zu ſichern. Da hieß es: Ochſen und Eſel, welche die Reliquien des Heiligen gebracht, ſeyen hier ſtehen geblieben und nicht mehr von der Stelle zu bringen geweſen, bis man ihm hier eine Kirche gebaut habe. Oder die Reliquien, noch häufiger das heilige Bild, hätten ihre Anweſenheit durch einen Glanz in der Nacht oder dadurch verrathen, daß Vieh und wilde Thiere im Kreis umher gekniet hätten, oder das Bild habe einem Hirten zugerufen, man ſolle hier eine Kirche bauen. Das berühmte Gnadenbild „zur Noth Gottes“ am Rhein war ein im Walde verſtecktes Crucifix, welches

immer rief: Noth Gottes! Noth Gottes! als ob Christus hier wirklich in Noth gelegen hätte und um Hülfe hätte rufen müssen. Auch im fernen Amerika sind die meisten Wallfahrtsorte da entstanden, wo Heiligenbilder von Stein, Holz oder Leinwand im Urwald sollen gefunden worden seyn, da doch diese von europäischen Künstlern verfertigten Bilder nur von den Geistlichen aus Europa mitgenommen und im Walde versteckt worden sind, um das Volk mit einem erlogenen Wunder zu täuschen.

Die unzähligen Heiligenwunder wurden auch erfunden, um zu constatiren, daß die Wunder der apostolischen Zeit sich ununterbrochen in der Kirche fortgepflanzt hätten. Der Papst aber behielt sich das Recht der Controle über alle diese Wunder vor. Schon lange, ehe man daran dachte, die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma zu erheben, nahm sie der Papst schon factisch in Anspruch, soferne er allein sich das Recht anmaßte, zu canonisiren, d. h. zu bestimmen, wer ein wirklicher Heiliger sey? Das heißt also soviel, der Papst machte die Heiligen erst. Die Art, wie er sich dieses Rechtes bediente, charakterisirte nicht selten die Lage der Kirche und das besondere Interesse der Hierarchie. Abscheuliche, gehässige theologische Zänker wurden canonisirt, blos weil sie dem römischen Papstthum zu größerm Ansehen verholfen hatten, aus demselben Grunde, aus welchem die treuesten Bekenner Christi von demselben Papst als Ketzer in die Hölle verdammt wurden. Wenn das Papstthum von der Gnade mächtiger Könige leben mußte, canonisirte es geschwind irgend eine bigotte Dame oder einen Ahnen der herrschenden Dynastie.

Noch ist zu bemerken, daß der Papst, wenn man ihn bittet, Jemand heilig zu sprechen, sich diese Ehre theuer bezahlen läßt. Er läßt zum Schein eine Art Prozeß einleiten und allerlei für und wider den Heiligen beibringen, woraus dann große Prozeßkosten hervorgehen. In der Schweiz lebte bekanntlich Niclas von der Flue als ein wahrer Heiliger, und stiftete Frieden in der Eidgenossenschaft zu seinem ewigen Verdienste. Die Eidgenossen wünschten nun, der Papst möge ihn auch canonisiren; da er ihnen aber gar zu viel Geld dafür abforderte, ließen sie den Handel fallen, verehrten ihren

Niclas auch ohne des Papſtes Atteſt und rieſen: Uns iſt er heilig genug.

Eine Hauptſache für die römiſche Hierarchie bei der Begünſtigung der Lüge einer fortgeſetzten Wunderthätigkeit und bei der Pflege der Legende, war immer die Escamotirung der heil. Schrift. Legendenſammlungen wurden in Menge verbreitet und geleſen, die heil. Schrift aber den Laien verboten, und als die Proteſtanten ſie in andere Sprachen als in die lateiniſche überſetzten, ſogar durch den Henker verbrannt. Tradition und Legende ſollten das Evangelium gänzlich zudecken, der große Unterſchied zwiſchen dem urſprünglichen Chriſtenthum der Evangelien und dem römiſchen Papſtthum nicht bemerkt werden.

VI.

Der religiöſe Wahnſinn.

Die gemeine Alltäglichkeit wird durch wunderbare Erſcheinungen unterbrochen. Es gibt Begeiſterungen für das Edelſte und Höchſte. Es gibt Kräfte in der Seele bevorzugter Menſchen, ſo urſprünglich, wie die des Heilquells, der aus unbekannter Tiefe mächtig hervorbricht, allen Schmutz und Unrath, der ihn von außen zurückzudrängen und zu erſticken ſucht, hinauswirft und eine Heilkraft kundgibt, die Millionen zu gute kommt. Es gibt noch ein Licht im Menſchengeiſt, welches gewöhnlich verhüllt iſt, plötzlich aber in bevorzugten Individuen glanzvoll hervortritt und weitum die Menſchenwelt erleuchtet. Man mag ſie Propheten, Heilige, Boten Gottes nennen; nicht auf dieſe Namen und Reſpectsvorſtellungen kommt es an, ſondern auf die Leiſtungen und Wirkungen. Allein es gibt auch krankhafte Ueberreizungen der Nerven und bösartige Impulſe, die gleichfalls aus den geheimnißvollen Tiefen der menſchlichen Seele hervorbrechen, und die Wunderſucht, die den Zwecken der Hierarchie dienen ſollte, erhielt reichliche Nahrung aus dieſem Nacht-

Aus den Verhandlungen geht hervor, daß die Herrschaften in jener Grafschaft mit den Bauern in beständigen Fehden leben, und daß jene, indem sie Alles thun, was sie dürfen, d. h. was die aristokratischen Gesetze ihnen erlauben, diese zu der Selbsthülfe treiben, zu welcher der Bedrückte immer seine Zuflucht nimmt, wenn es ihm nicht an dem Muthe fehlt, im Nothfall sein Leben daran zu wagen, gleichviel ob im offnen Kampfe oder am Galgen! Denn fast in demselben Augenblicke, wo dieser Proceß verhandelt wurde, und Niemand an dem Schicksal der Angeklagten zweifeln konnte, ward in derselben Gegend ein Geistlicher, Namens Gring, der Bruder eines vor drei Jahren erschossenen Beamten wenige Schritte von seinem Hause ermordet, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Rache, indem er eben aus einer Gerichtssitzung zurückkehrte, wo er 37 Bauern wegen rückständiger Zehnten hatte pfänden lassen! Ein andrer Mann wurde verwundet und seine Mutter erschossen, wie man vermuthet, weil sein Bruder wichtiges Zeugniß gegen einige Bauern angeboten hatte, die sich wegen einer Gewaltthätigkeit zu Clonmell im Kerker befanden! Alles dieses sind indessen Uebel, welche von der Religion unabhängig zu seyn scheinen, obgleich freilich die Herren meistentheils Protestanten und die Bauern Katholiken sind.

Die gesellschaftlichen Elemente Irlands, so äußerte sich ein Schreiben aus London in der Allg. Zeitung, sind so widerstrebend und unzusammenhängend, die Abwesenheit jedes Bandes, das die Bewohner dieses Landes gemeinsam umschlösse, ist so fühlbar, und das von dem Daseyn harter Eroberungsgesetze und Institutionen unzertrennliche und rachsüchtige Mißtrauen so groß, daß man in Erwägung der zahlreichen Umbildungen, die das staatsbürgerliche Leben Irlands nach der

gebiet der Seele. Dahin gehören zunächſt die nur krankhaften Vorkommniſſe, die Ueberreizung der Nerven durch eine abnorme Lebensweiſe und Leidenſchaften, durch unnatürlichen Zwang oder durch freiwillige Entbehrungen. Chriſtus empfahl durch ſein Beiſpiel und durch ſeine Lehre zwar ein beſcheidenes, mäßiges, genügſames Leben, fern von Ueppigkeit und ſinnlicher Genußſucht, aber er verlangte von ſeinen Jüngern nie etwas Unnatürliches, weder eine häßliche Entſtellung des von Gott geſchaffenen Körpers (namentlich keine Tonſuren, oder lächerliche Bekleidungen), noch unnütze eitle und verrückte Selbſtquälereien. Gleichwohl kam allmälig und zwar zunächſt in Aegypten auch bei den Chriſten die ſog. Aſkeſe oder Abtödtung des Leibes in die Mode.

Eine wirklich verrückte Mode, die ſchon lange bei den Heiden in Indien vorgeherrſcht und von da ſich auch nach Vorderaſien und Aegypten hin verbreitet hatte. Bei den Indern war das Motiv der Selbſtquälerei gemäß ihren religiöſen Vorſtellungen die Sehnſucht, ſich mit Gott zu vereinigen, in das alleinige Weſen der Gottheit zu verſinken, daher aller Lebensluſt abzuſterben und abſichtlich Schmerzen und Pein zu leiden. Der Büßende glaubte ſich nämlich dadurch eine neue Seelenwanderung zu erſparen und durch Größe der Qual die Dauer derſelben abzukürzen. Da dem Chriſtenthum jene Seelenwanderungslehre fremd iſt, hat auch die chriſtliche Aſkeſe andere Gründe.

Sie erklärt ſich in den erſten Jahrhunderten der Chriſtenheit zunächſt aus der Oertlichkeit und aus den Zeitumſtänden. In Aegypten grenzte das bewohnte Nilland an weite Wüſten und rauhe Gebirge, in deren Einſamkeit ſich alle zurückziehen konnten, welche den Laſtern und Gewaltthaten der damals tief verderbten Welt entrinnen wollten. In jenem heißen Klima hat der Menſch wenig Bedürfniſſe, kann weniger arbeiten und wird dadurch zum Müßiggang geneigt. Außer den wirklich Heiligen, die der böſen Welt entflohen, um ſich ganz in die Betrachtung Gottes zu verſenken, gab es gewiß viele, die es nur reizte, bei völligem Müßiggang den Schein der Heiligkeit anzunehmen, ſonſt könnte man kaum begreifen, warum die Zahl der Einſiedler und Mönche ſo auffallend ſchnell

zunahm. In der Stadt Oxyrinthus in Aegypten wimmelte es von Mönchen und in derſelben Stadt zählte man auch 20,000 Nonnen. Jedes Haus ſteckte voller lebendiger Heiligen. Das war nur im Nilthal möglich und erklärt ſich auch wohl nur durch eine gewiſſe Anſteckung. Es wurde förmlich Mode, heilig zu ſeyn.

Im kühlern Norden blieb man beſonnener. In der Regel kamen ſtrenge Bußen hier nur vor, wenn übermüthige Ritter oder Damen ihr bisheriges Sündenleben bereuten und ſich nun mit der Energie eines heil. Gregorius auf dem Stein und einer heil. Magdalena in die Buße warfen, oder wenn ſchreckliche Naturereigniſſe, wie z. B. die Erdbeben und der ſchwarze Tod im 14. Jahrhundert, Gottes Zorn verkündeten und die ſündenvolle Welt zu Reue und Buße mahnten, weßhalb damals die Menſchen zu Tauſenden mit Bußgeſängen als Geisler, die ſich ſelbſt blutig peitſchten, umherzogen. Beinahe regelmäßig entarteten die anfangs frommen Mönchsorden durch ihren Reichthum. Da tauchte dann immer wieder ein neuer Orden auf, der ſich durch die ſtrengſte Lebensweiſe den Ruf neuer Heiligkeit zuzog, dadurch außerordentlich beliebt und beſchenkt, im Genuß des Reichsthums aber wieder üppig wurde. Sehr merkwürdig erſcheint der berühmte Karthäuſerorden, der zwar in ſeiner ſtrengen Disciplin verharrte und in ſeiner Kloſtereinſamkeit ſchon außerhalb der Welt zu leben ſchien, und doch ſeinen Stolz darin ſuchte, die Kloſtergebäude aller andern Orden durch Größe, Pracht und Reichthum zu übertreffen.

Eine große Menge von Legendenwundern haben die aſketiſche Exſtaſe zur Quelle. Da wurde die fromme Perſon, die den Leib möglichſt abgetödtet hatte, deſto lebendiger im Geiſt, bekam Viſionen und empfing den Beſuch von göttlichen Perſonen und Engeln. Der heil. Franziscus empfing auch ohne Kreuzigung genau dieſelben Wundenmale wie Chriſtus. Unzähligen Heiligen erſchien die Madonna und beſchenkte ſie, Engel muſicirten vor ihnen, oder ſie wurden ſelber hinauf in den Himmel entrückt. Exſtatiſche Nonnen fanden ihre höchſte Seligkeit in der eingebildeten Vereinigung mit Chriſto, tauſchten mit demſelben ihr Herz aus oder vermählten ſich mit dem Chriſtkind mittelſt eines Ringes.

Der höchſte Grad der Nervenaufreizung führt zum Wahnſinn, wie der höchſte Grad der Nervenſchwächung zum Blödſinn. Dieſe beiden Erſcheinungen bilden oft das Ende unnatürlich übertriebener religiöſer Andachten und Superſtitionen, aber auch der qualvollen Zuſtände, in welche der kirchliche Zwang Mönche und Nonnen verſetzt. Es iſt längſt nachgewieſen, in welchem nahen Zuſammenhange die religiöſen Ueberſchwänglichkeiten, Entzückungen der Andacht oder aſketiſchen Uebungen mit dem erotiſchen Wahnſinn, zumal im Kloſterzwange ſtehen. In dieſen Regionen ſpielen nun die Legendenwunder eine Hauptrolle. Jede Sinnestäuſchung, jedes Traumgeſicht, welches nur etwas Innerliches und eine Nervenaffection war, wurde zu einer wirklichen äußern Erſcheinung heiliger oder himmliſcher Perſonen gemacht und von der kirchlichen Autorität für glaubwürdig erklärt.

Dabei kam nun viel Komödie und Betrug vor, man erfand die Wunder aus hierarchiſchen Abſichten, weil man keine wirklichen hatte. Als Perſonen, denen man ſolche andichten konnte, eigneten ſich vorzüglich halbverrückte Aſketen und hyſteriſche Nonnen, die ohnehin mit ſtarken Affectionen, Extaſen, Viſionen ꝛc. geplagt waren. Man brauchte nur deren Einbildungen für wirkliche Wunder auszugeben. Manche ſolche Fälle gewähren ein pſychologiſches Intereſſe, andere ſind poetiſch aufgefaßt und zuweilen nicht ohne Geſchmack für die Legende oder den Malerpinſel hergerichtet worden. Die meiſten aber ſind von ſehr ſchlechtem Geſchmack, von plumper und gemeiner Erfindung. Was ſoll man z. B. von der heil. Paſſidea rühmen, die ſich nackt und verkehrt im Schornſtein ſoll aufgehangen haben, um ſich lebendig zu einer heiligen Mumie räuchern zu laſſen? Oder von dem gehorſamen Mönche, welcher vom Dache fallend mitten in der Luft ſchweben blieb, einfach aus geiſtlichem Gehorſam, weil es ihm der unten ſtehende Prior, um ihn zu retten, ſo anbefahl? Und was von den öfter wiederholten ſog. Stigmatiſationen? Welcher wahre und vernünftige Chriſt ſähe nicht ein, daß es darauf ankommt, dem Heiland in ſeinen Tugenden nachzuahmen, und nicht auf die Eitelkeit, im Haarſchnitt der Tonſur ſeine Dornenkrone oder in angemalten fünf Wunden ſein Leiden am Kreuz nachäffen zu wollen.

Görres, welcher in ſeinem Werk über die Myſtik faſt alle Legendenwunder dieſer Art für echt erklärt, ſagt uns damit doch nichts anderes, als was vor ihm ſchon Windiſchmann in ſeiner Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte von den exſtatiſchen Zuſtänden, der indiſchen Yogis geſagt hatte. Es ſind durchaus nur ſubjektive Erſcheinungen, welche durch den Somnambulismus natürlich erklärt werden, Erſcheinungen eines jedenfalls krankhaften Zuſtandes. Das Objekt der eingebildeten Viſionen iſt jedesmal dem gewohnten Vorſtellungskreiſe des Viſionärs angemeſſen, hier des indiſchen und heidniſchen, dort des europäiſchen und katholiſchen. Bekanntlich kehrten die Erſcheinungen der Exſtaſe, der Viſionen und Entrückungen in aufgeregten Zeiten auch bei Reformirten wieder, z. B. bei den Camiſarden. Die krankhafte Aufregung der Nerven, das Subjektive iſt hier überall daſſelbe. Aber das Objektive der angeblichen Viſionen und Erſcheinungen hat auf Realität nicht den geringſten Anſpruch.

Es iſt ſchade, daß man noch niemals eine rechte Sichtung mit den Legenden vorgenommen hat. Viele darunter zeigen uns chriſtliche Tugenden in Beiſpielen, welche die Seele tief bewegen, allen Chriſten unvergeßlich bleiben ſollten und nicht ſelten auch von hoher poetiſcher Schönheit ſind. Wenn man ſolche zuſammenſtellte, würde man ein Buch haben, was nicht blos Katholiken, ſondern jeden guten Chriſten erfreuen und erbauen könnte. Die vielen und bändereichen Legendenſammlungen, mit denen die katholiſche Welt überſchwemmt iſt, laſſen eine ſolche Auswahl vermiſſen, ſofern ſie zuviel Wiederholungen, zu viel läppiſche Wunder, überhaupt zu viele Namen enthalten, die dem Gedächtniß bald wieder entfallen müſſen.

Jedes neue Dogma, z. B. der Transſubſtantiation, der Maria ꝛc. brauchte eine neue Menge Wundergeſchichten zu ſeiner Beglaubigung. Ebenſo jeder neue Mönchsorden, indem er beweiſen wollte, er ſey noch heiliger als die frühern. Hier ein kleines Beiſpiel. Magdalena de la Crux, eine Aebtiſſin zu Bordeaux, wurde 1340 vor die Inquiſition gezogen, weil ſie angeblich mit dem Teufel im Bunde ſtand und durch dieſen in den Beſitz aller Mittel geſetzt wurde, um eine Heilige zu ſpielen und ſogar ſcheinbar Wunder zu

thun. Man glaubte, sie sey nur das Werkzeug des Franziscanerordens, die mehr Heilige haben wollten als andere Orden. Daher die Dominicaner zu Toledo eine andere Nonne abrichteten, ebenfalls die Heilige zu spielen. Diese trieb es aber zu grob und mußte auf die Seite geschafft werden. Nun aber ruheten die Dominicaner nicht, bis sie auch die Magdalena der Franziscaner in gleiche Schande gestürzt hatten. Und da ihnen das Inquisitionsgericht anvertraut war, diente ihnen dasselbe als bestes Mittel, sich an den Franziscanern zu rächen. Sie zogen sie vor Gericht, verurtheilten sie jedoch nur zu ewigem Gefängniß, so daß sich jetzt nicht mehr ermitteln läßt, ob sie nicht eigentlich unschuldig war. Gavin III. 114.

Als die höchste Steigerung des religiösen Wahnsinns haben wir die Dämonomanie zu betrachten. Ohne mich auf das vielbesprochene Thema der Geister- und Dämonenwelt hier näher einzulassen, kommt es mir nur darauf an zu constatiren, daß die römische Kirche diese dunkelste Partie in der Nachtseite der Natur auch am reichlichsten für ihre hierarchischen Zwecke ausgebeutet hat. Was im frühern Heidenthum von Zauberei, Beschwörungen der Elemente, der Dämonen, der Todten ꝛc. gang und gäbe war, ist von den ersten Christen schon aus sittlichen Gründen verworfen worden, weil es fast immer zum Mittel für schlechte Zwecke diente. Die Deutschen, die als Eroberer in's römische Reich kamen und Christen wurden, hatten als Heiden wohl auch allerlei Aberglauben gehegt, aber von anderer Art. Das Zauberwesen des classischen Alterthums war ihnen fremd und sie lachten darüber als über einen Wahn, mit demselben Rechte, mit welchem sie auch den Götzendienst und die den Götterbildern inwohnende Heiligkeit als bloße Lüge erkannten. Das in Italien entworfene longobardische Gesetz des König Rotharis erklärt ausdrücklich den Zauberglauben für eine bloße Einbildung. Ebenso dachten westgothische und fränkische Synoden von der Zauberei und erklärten den Glauben daran als unstatthaft, weil nichts Wahres dahinter sey. Also waren die ersten Jahrhunderte der Christenheit vernünftiger als die spätern und das war auch natürlich, weil früher mehr germanischer Einfluß vorherrschte

und die römiſche Hierarchie erſt ſpäter und nach und nach ihre Macht entfalten konnte.

Der Zauberwahn nahm als ein Mittel der römiſchen Hierarchie genau in dem Maaße wieder überhand, in welchem dieſe ſelbſt zu größerer Macht heranwuchs. Es iſt gewiß ſehr charakteriſtiſch, daß der Papſt die Zauberei zwar wiederholt verbot, aber nicht mehr, wie es jene ältern germaniſchen Geſetze gethan hatten, als einen Wahn, als eine dumme und den Menſchen ſchädliche Einbildung, ſondern als etwas Wahres und Wirkliches. Wie hätte auch der Papſt die Zauberei leugnen können, da er ſelber welche trieb? Der Unterſchied war einzig der, daß die römiſchen Prieſter mit ihren Weihen, mit ihren Hoſtien, Reliquien, Amuletten, Meſſen und Bildern im Namen Gottes und der Heiligen zaubern zu können vorgaben, während die von der Kirche verdammten Zauberer nur nach heidniſcher Weiſe die Elemente, die aſtraliſchen Mächte, die Todten und die Dämonen der Unterwelt beſchworen. Die einen trieben die weiße, die andere die ſchwarze Magie.

Das verbotene Zauberweſen diente der römiſchen Hierarchie nicht weniger zu ihren Zwecken, wie das erlaubte, welches ihre Prieſter ſelber trieben. Der Teufel diente der Hierarchie nicht nur als Popanz, um die ungehorſamen Kinder der Kirche zu ſchrecken, auch nicht nur als Jagdhund, ſondern ſogar als Lockvogel, um die Seelen, die ſich von ihm hatten verführen laſſen, deſto ſicherer der Gnade zuzuführen. So diente dem Wahne von der Allmacht der Gottesmutter der Wahn vom Blutbund der Menſchen mit dem Teufel nur zur Ergänzung. Denn nichts konnte die Maria höher ſtellen als der Glaube, ſie und ſie allein vermöge den Menſchen auch dann noch ſelig zu machen, wenn er die ärgſte Todſünde begangen und ſich mit ſeinem Blute dem urböſen Principe ſelbſt verſchrieben habe. Einen Menſchen auch in dieſem Falle noch erlöſen, das könne der ſtrenge Gott Vater nicht, das könne auch Chriſtus am jüngſten Gerichte nicht, das könne nur Maria.

VII.

Die römiſche Werkheiligkeit und Scheinheiligkeit.

Das Chriſtenthum, wie wir es aus den Evangelien kennen, bezweckte überhaupt nur einen gottesfürchtigen und ſittenreinen Wandel und eine Hinweiſung auf das Jenſeits, in welchem der ewige Richter uns nach unſerem irdiſchen Wandel belohnen oder beſtrafen wird. Es verlangte keinen künſtlichen und überſtudirten Glauben, ſondern nur den einfachſten von der Welt, den Glauben an Gott, ſeine Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, und gab uns kein anderes Gebot, als Gott und ſeine Gebote ſtets vor Augen zu haben, das Böſe zu meiden, unſere Mitmenſchen als Brüder zu lieben, in Leiden geduldig, in Anfechtungen ſtandhaft zu ſeyn und Gott zu vertrauen.

Von dieſer edlen Einfachheit des Chriſtenthums ſind ſchon die Griechen mit ihrer mehr oder weniger durch die älteren heidniſchen Philoſophen verfälſchten, theologiſchen Speculation abgewichen und haben auf die Evangelien ungeheuerliche Denkgebäude aufgethürmt, in denen ſich nur der Gelehrte orientiren kann und welche dem gemeinen Volk die Wahrheit mehr verdunkeln als klar machen. Ein Theil dieſer Verkünſtelung der Chriſtuslehre iſt auch auf die römiſche Kirche übergegangen, obgleich dieſe ſich das Verdienſt erworben hat, der luxurirenden Spekulation eine Schranke zu ziehen, dagegen aber in einen andern Fehler gefallen iſt, der durch jene einſeitige Speculation als entgegengeſetzte Einſeitigkeit hervorgerufen wurde, nämlich in die Werkheiligkeit. Der Chriſt ſollte nicht mehr über die göttlichen Dinge nachdenken, er ſollte nur nach einer beſtimmten Vorſchrift mechaniſch äußere Handlungen vornehmen, ſich nicht mehr in den Geiſt verſenken, ſondern ſich äußere, materielle, ſicht- und greifbare Bilder von Gott, ſeinen Engeln und Heiligen machen und dieſelben anbeten, nicht mehr durch Inſichgehen den böſen Trieb überwinden, ſondern ſich durch äußere magiſche Mittel, die er ſich

vom Prieſter zu erbitten oder zu erkaufen hatte, von den Folgen ſeiner Sünde befreien. Auch dieſe ganz äußerliche Werkheiligkeit war aus dem Heidenthum entlehnt, war nur die Fortſetzung des heidniſchen Bilderdienſtes und der heidniſchen Magien.

Das evangeliſche Chriſtenthum legt den Grundton weder auf die Speculation, noch auf die Werkheiligkeit, ſondern auf die Sittlichkeit, alſo auch auf den freien Willen, auf die freie Wahl des Menſchen zwiſchen Gut und Böſe, durch welche jede ſittliche Entſchließung, jede ſittliche Handlung bedingt iſt. Bekanntlich iſt man aber auf dem Irrweg der Speculation dahin gelangt, den Glauben an gewiſſe Dogmen für die alleinige Bedingung des göttlichen Wohlwollens und der Seligkeit zu halten, ohne dabei dem ſittlichen Wandel einen Werth beizulegen, ſo zwar, daß der gläubige Sünder und Verbrecher ſelig werden müſſe, der unſchuldigſte und edelſte Chriſt dagegen, wenn er an jene Dogmen nicht glaube, der Verdammniß anheimfalle. Und eben ſo bekannt iſt, daß man auf dem zweiten Irrwege dahin gelangt iſt, daß jeder, der die vorgeſchriebnen Gebete gedankenlos herſagt, vor einem ſteinernen oder hölzernen Bilde kniet und anbetet, für ſein Geld Meſſe leſen läßt, ſein Erbe mit Hintanſetzung ſeiner Hinterbliebenen der Kirche vermacht, Bullen und Ablaßbriefe kauft, wenn ſonſt ſein Charakter und ſeine Handlungsweiſe auch noch ſo ſchlecht iſt, ſelig werden müſſe, dagegen auch der rechtſchaffenſte und frömmſte Chriſt, wenn er jene äußere Werkheiligkeit nicht übe, ewig verdammt werde.

Der Luxus von Ceremonien in der römiſchen Kirche diente dazu, der Menge zu gefallen, den Heiden, die an dergleichen gewohnt, oder auch, denen dieſe geheimnißvollen und prächtigen Aeußerlichkeiten noch neu waren, den Eintritt in's Chriſtenthum leichter und bequemer oder anlockender zu machen, zugleich aber auch, dem Prieſterſtande ſeinen höheren Rang zu ſichern. Der Gottesdienſt wurde je mehr und mehr ein Schauſpiel, deſſen Akteure die Prieſter waren, indeß die Gemeinde mehr das paſſive Publikum bildete. Man muß dabei erwägen, daß es die ſüdlichen Völker waren, in deren Mitte ſich zuerſt die griechiſche und römiſche Kirche ausgebildet hat. Hier war man theils an das Schauſpiel prachtvoller Götter-

feste, reicher Priesterschaften mit vielen Ceremonien, theils an eine Menge von meist ausländischen Geheimdiensten gewöhnt, allerlei ägyptische, syrische, persische Mysterien, zu denen sich die gebildeten Klassen damals ziemlich so verhielten, wie sie sich jetzt zu den Freimaurerlogen verhalten.

Zur germanischen Natur paßt diese Werktheiligkeit nicht. Die Deutschen sind von Haus aus nicht so theatralisch wie die Südländer und hatten auch, als sie noch Heiden waren, keine Neigung dafür wie Griechen und Römer. Sie hatten auch nicht das Talent dazu, wie überhaupt nicht für die Schauspielkunst und bildende Kunst, sie waren einfacher, derber, Leute, die sich nicht gern verstellten und Rollen spielten, sondern feste und stolze Krieger. Deßhalb nahmen sie auch als Christen zuerst die einfachere arianische Glaubenslehre an. Wenn der Arianismus nicht untergegangen wäre, würden wahrscheinlich auch die wüthenden Angriffe der Muhamedaner auf die Christenheit unterblieben seyn. Denn die Muhamedaner sahen im griechischen und römischen Christenthum, nachdem auch in der griechischen Kirche, nach langem und heftigen Kampfe der Bilderdienst den Sieg errungen hatte und die edlen Gothen vom Schauplatz verschwunden waren, nur den heidnischen Götzendienst wieder aufleben und trachteten ihn auszurotten. Obgleich sie Christum selbst für einen gottgesandten Propheten hielten, den sie heute noch verehren, unterschieden sie ihn doch auf's schärfste von seiner verderbten Kirche.

Der berühmte Möhler hat die prunkvollen und mannigfaltigen Aeußerlichkeiten, welche die römische Kirche dem ältern heidnischen Cultus entlehnte, etwas obenhin zu entschuldigen gesucht, indem er sagt, grade darin habe sich der freisinnige Geist der Kirche bewährt, daß sie keinen Anstand genommen habe, solche äußere Gebräuche, in denen an sich nichts Böses ist, gelten zu lassen. Er hätte aber wohl überlegen sollen, daß es in der That etwas Böses ist, wenn man das Volk belügt, das Bild Christi sey so heilig und wunderthätig, als er selber gewesen, wenn man es auch die Maria und die Heiligen und ihre Bilder für eben so wunderthätig zu halten lehrt und wenn man ihm einredet, mit einer Ceremonie, einem

Geldopfer, einer bezahlten Meſſe, einem gekauften Ablaßbrief richte es eben ſo viel aus, als wenn es ſich innerlich beſſere. Gewiß iſt es etwas Böſes, wenn man Stein und Holz anbetet, die nicht anbetungswürdig ſind, und wenn man die ewige Gerechtigkeit beſtechen will, um fortſündigen zu können, ohne eine Strafe fürchten zu müſſen.

Wenn man nun die Werkheiligkeit auch in ihrer äußerſten Ausartung mit Recht verwerfen muß, darf man deshalb doch nicht alles Feierliche und Feſtliche entfernen wollen, was zum chriſtlichen Gottesdienſte gehört. Die Heiligkeit der Feier an ſich verlangt, daß man ſich ſchmücke und, wie das Evangelium ſelber ſagt, ein hochzeitliches Kleid anlege. Ungeſucht aber bietet die Natur und die Jahreszeit viel des erlaubten und gebotenen Schmuckes dar. Feierte nicht Chriſtus ſelbſt das Oſterfeſt und zog unter Palmenſchmuck in Jeruſalem ein? Die Hauptfeſte der Chriſtenheit fallen in dieſelben Solſtitien und Aequinoctien, an denen auch ſchon zur Heidenzeit die wichtigſten Götterfeſte begangen wurden. Das iſt aber keine Entweihung der chriſtlichen Idee, das Natürliche dient hier vielmehr nur zur Unterlage und zum Sinnbild der höheren chriſtlichen Idee. Wie in der Winterſonnenwende aus tiefſter Nacht die Sonne gleichſam neu geboren wird, ſo das Chriſtkind als ein noch höheres Licht, welches die Menſchheit aus der tiefſten Nacht ihres Heidenthums erwecken und erleuchten ſollte. Wenn Pfingſten, das Feſt der Ausgießung des h. Geiſtes, in die Pracht und den Glanz der Frühlingsblüthe fällt, in welcher über die wintertich abgeſtorbene Erde ein neuer Lebensgeiſt ſich ergießt und alles grünt und ſproßt und vorher verſchloſſene Kelche ſich öffnen, ſo dient auch hier dem chriſtlichen Feſte auf ſinnige Weiſe die Jahreszeit zur Unterlage. Ebenſo dem Allerſeelenfeſt im Herbſt, wenn das Naturleben hinſtirbt. Wie ſollte bei der Firmelung oder Confirmation die Jugend ſich nicht feſtlich mit Blumen ſchmücken, was ſo ſchön zu ihren Jahren und zu der Weihe paßt, die ſie empfangen? Alle dieſe Arten der Feier ſind Gottes und der Menſchen würdig, unſchuldig, ſchön und ſinnvoll, dürfen alſo nicht mit der Werkheiligkeit verwechſelt werden, und vieles davon hätten die Kirchen der Reformation wohl aus der katholiſchen Kirche beibehalten dürfen.

nunmehr erlangten allgemeinen politiſchen Gleichheit zu einer praktiſch friedlichen Ausgleichung der Parteien noch fordert, jenen großen Schritt — die Emancipation — im Gegenſatze eines bekannten Wortſpiels, nur als den Anfang eines Anfangs bezeichnen kann. Kein Land in Europa, ſogar die elendeſten und aufs ſchlechteſte regierten nicht ausgenommen, leidet an ſo vielen heterogenen Verhältniſſen der Einwohner zu einander, als Irland; es ſind dieß die Folgen einer von einem freien Volke ausgegangenen Eroberung eines Nachbarlandes, dem mit der einen Hand ſeine freien Inſtitutionen genommen und mit der andern Zwangsgeſetze aufgelegt wurden. Der vollkommenſten Verſammlungs-, Sprech- und Druckfreiheit wie England ſich erfreuend, dienen dieſe großen Gaben nur dazu, das in den Verhältniſſen der verſchiedenen Claſſen und Parteien im Volke entwickelte Grelle und Unbillige ſtets mit den lebhafteſten Farben zu zeigen. Die Geringeren und Aermeren drückt ihre verzweifelte Lage zu ſehr, als daß ſie nicht die höher Stehenden, beſonders die Gutseigenthümer als Beſitzer urſprünglich aus vielen Gründen confiscirter Ländereien als ihre natürlichen Feinde anſehen ſollten. Es braucht nur an das Uebel des Außerlandwohnens ſo vieler großen Landeigenthümer, und des daraus entſtandenen allgemeinen Syſtems der Unteragentſchaft, wie auch der ſchweren Verſchuldung der irländiſchen Güter an England, an den Mangel verſtändiger Armengeſetze oder Armenordnungen bei einer allgemeinen Zehntbelaſtung in den Händen von Geiſtlichen und Laien, an den, namentlich aus weltlichen Intereſſen entſtehenden Conflict der Hierarchie beider Kirchen, an den beengenden ausſchließenden Corporationsgeiſt der bisher herrſchend geweſenen politiſchen Partei in den Städten, an die Parteilichkeit der Geſchwornen-

Dagegen ist die Werkheiligkeit unbedingt zu verwerfen, wenn sie nur gleichsam Gott betrügen und an die Stelle wahrer Reue und Buße nur gleichgültige Handlungen setzen will. Durch nichts hat sich die römische Kirche an den ehrlichen Deutschen mehr versündigt, als indem sie sie zu dieser Täuschung Gottes anhielt. F. K. von Moser sagte schon: „Der Wahn, daß man alle Sünden und Schlechtigkeiten abbeten, abbeichten, abkaufen könne, ohne eine Besserung des Herzens, erhält das Volk in seiner unmoralischen Stupidität und macht es immer dummer, fühlloser und schlechter."

Indem das römische Papstthum die christliche Wahrheit ganz allein inne zu haben behauptete, allein im christlichen Erbe zu sitzen, allein zur Herrschaft über das Reich Gottes auf Erden, über alle in Christo getauften Seelen berechtigt zu seyn und die allein seligmachende Kirche darzustellen vorgab, nahm es natürlicherweise auch eine äußerst heilige Miene an, die sich aber nur zu bald den gerechten Vorwurf der Scheinheiligkeit zuzog. Denn sie war in der That eine Maske, hinter der sich drei sehr unheilige Gesinnungen verbargen. Erstens nämlich die hierarchische Herrschsucht und Habgier, die einer weltlichen Tyrannei vollkommen glich und auch die geistliche Gewalt mit einer weltlichen verband. Zweitens der Servilismus, mit welchem das Papstthum, nachdem es ihm mißlungen war, auch die weltliche Alleinherrschaft an sich zu reißen, denjenigen katholischen Großmächten, die ihm Schutz angedeihen ließen, zu Willen war und für sie die Völker verdummte und zu sclavischem Gehorsam anhielt. Drittens die heidnische Gesinnung und das heidnische Leben, wie sie sich unter der frommen christlichen Maske wieder geltend machten. Es ist bekannt, welche heidnische Lüderlichkeit und Schwelgerei am päpstlichen Hofe und zwar nicht nur in Avignon, sondern allzu oft auch in Rom geherrscht haben, welche Ueppigkeit noch bis an's Ende des vorigen Jahrhunderts an den fürstbischöflichen Höfen in Deutschland Mode war und wie viele Klöster wegen ihrer Unsittlichkeit verrufen waren.

Die Unsittlichkeit des Klerus wuchs genau in dem Maaße, in welchem die Hierarchie sich immer mehr in Rom concentrirte und in kirchlichen Angelegenheiten alles nur noch von oben her commandirt

wurde. Die oben ſtanden und die Macht hatten, waren unverantwortlich, alſo leicht zum Mißbrauch ihrer Gewalt gebracht, und ſo verbreitete ſich die Corruption von oben nach unten. Wenn die Pfarrer nur das Ceremonielle beſorgten und das Volk im blinden Gehorſam erhielten, ſo genügte es den Oberen, und Rohheit und Unwiſſenheit diente der niederen Geiſtlichkeit in den Augen der Oberen ſogar zur Empfehlung, weil alsdann weder eine intellectuelle, noch eine ſittliche Kritik von unten her zu beſorgen war. Die Zahl der Kirchen und Kapellen und der dabei angeſtellten Pfarrer und Kaplane, die Zahl der Klöſter, der Mönchsorden männlichen und weiblichen Geſchlechts wuchs ungeheuer nicht nur durch die vielen frommen Stiftungen, ſondern auch durch die Anordnungen der Päpſte und Metropoliten, weil die geiſtlichen Heerſchaaren und die Macht der Kirche dadurch vermehrt wurden. Andrerſeits lockte das geiſtliche Anſehen und die lebenslängliche Verſorgung mit der Pfründe oder im Kloſter eine Menge Menſchen in den geiſtlichen Stand hinein und ſehr häufig gerade ſolche, die am wenigſten zur Heiligkeit berufen und geneigt waren. Daher die bittern Klagen über unwürdige Geiſtliche.

Man darf nicht ungerecht urtheilen, die Verdienſte ſo vieler Mönchsorden des Mittelalters nicht verkennen, noch auch zweifeln, daß wohl in der Mehrzahl der Nonnenklöſter Zucht und Sitte gehandhabt wurden und daß ſie wahre Aſyle der Unſchuld waren. Eben ſo gewiß aber iſt, daß auch in Klöſtern ſchändlicher Unfug getrieben wurde. In den Mönchsklöſtern nahm die Scheinheiligkeit meiſtentheils einen komiſchen Charakter an, den der Selbſtironiſirung. Derſelbe prägt ſich ſchon in den ſehr alten lateiniſchen Mönchsgedichten von Benedict-Beuren (carmina Burana) aus und in einer Sitte der Bettelmönche in Frankreich, die im 16. Jahrhundert Weingefäſſe, vollkommen wie Brevire geſtaltet, mit ſich trugen (nach Rabelais). Schon bei Boccaccio und in unzähligen Schwänken und Satiren des Mittelalters ſchon vor der Reformation kommen die poſſenhafteſten Beiſpiele mönchiſcher Scheinheiligkeit vor. Dagegen nahm die Scheinheiligkeit in den Nonnenklöſtern häufig einen nichts weniger als komiſchen Charakter an. Aus einer Menge von Quellen

geht aktenmäßig hervor, daß bei dem schwachen Geschlecht in Klöstern die erotische Phantasie auf die seltsamste Weise in religiöse Schwärmerei verirrte. Eines der merkwürdigsten Beispiele gab ein Prozeß, der in den Memoiren des Bischofs Ricci enthalten ist.

Obgleich der fromme Mann Recht hatte, welcher sagte, die Nonnen hätten weniger gesündigt, als an ihnen gesündigt worden sey, so ist doch gewiß, daß die Corruption sich der weiblichen Klöster bemeistert hat, wie der männlichen. Die armen Nonnen waren wohl selber nicht daran Schuld. In der Regel lebten sie in frommer Demuth dahin, wenn sie aus wirklicher Neigung oder auch nur, um in schwereren Zeiten ein Asyl ihrer Unschuld zu finden, ins Kloster gegangen waren. Nur wo sie von ihren Familien aus Nützlichkeitsgründen zwangsweise in die Klöster gebracht worden waren, ließen sich Ausschreitungen kaum vermeiden. Dasselbe war der Fall bei solchen Frauenzimmern auch aus niedern Ständen, die zum arbeiten zu faul, lieber ihren reichlichen Unterhalt im Kloster suchten. Sehr viele Nonnenklöster wurden mit adeligen Töchtern bevölkert, damit das Vermögen der Familie den Söhnen blieb und man die Aussteuer für die Töchter ersparte. Der Adel trat förmlich zusammen und stiftete Nonnenklöster als Versorgungsanstalten für seine Töchter, so daß nur adelig geborene oder sog. stiftsfähige Damen in solche Klöster aufgenommen werden durften. Diese armen Damen, die ohne Neigung Nonnen werden mußten, erleichterten sich nun das Leben durch Herrenbesuche ꝛc. und viele solche Klöster erwarben sich schon im Mittelalter einen sehr üblen Ruf, noch viel mehr aber seit dem Tridentinum. Auf einer kleinen Insel bei Venedig stand ein galantes Nonnenkloster, andere ähnliche in Frankreich im übelsten Rufe. Lüderliche Prinzessinnen oder abgedankte Maitressen der Fürsten wurden gewöhnlich Aebtissinnen solcher Klöster. Ein Muster dieser Art war die berüchtigte Aebtissin von Maubisson, von der die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans allerlei erzählt.

In Nonnenklöstern, die nicht der Aristokratie angehörten, waren es vornehmlich die Beichtväter, welche die Nonnen als ihre Beichttöchter verführten, Wölfe im Schafsstall. Es ist überflüssig, Beispiele davon zu verzeichnen, da ihrer genug bekannt sind. Seit

Diderots berühmter Réligieuse haben eine Menge Romane, Memoiren und Scandalgeſchichten dieſes Kapitel erörtert. Mönchiſche Beichtväter beherrſchten nicht blos die Seelen der Nonnen und beſaßen nicht ſelten auch Mittel, um ſich in ihren Klöſtern auch affiliirte Damen zuzulegen. Als franzöſiſche Truppen im ſpaniſchen Erbfolgekrieg nach Saragoſſa kamen, hoben ſie dort in einem Dominikanerkloſter ein Neſt von ſechzig jungen Mädchen auf, welche die verruchten Mönche ihren Eltern geraubt hatten. Bougainville beſchreibt in ſeiner Reiſe um die Welt, Seite 13 die Sitten in Buenos Ayres und erzählt unter andern, ſogar vornehme Damen trügen Mönchskutten desjenigen Ordens, für den ſie die Garderobe der Madonna und die Drapirung der Altäre beſorgten, und die Jeſuiten daſelbſt hätten ſogar das Recht, Weiber und Mädchen aus der Stadt zwölf Tage lang in ihrem Kloſter zum Behuf geiſtlicher Uebungen zurückzuhalten.

Die Unnatur des Cölibats iſt längſt erkannt und doch hat die römiſche Kirche darauf beſtanden. Schon Kaiſer Ferdinand I. ſagte den Vätern von Trient, unter hundert Pfaffen ſey kaum einer, der nicht heimlich oder öffentlich ein Weib habe. Sturm in Straßburg ſagte dem Kaiſer Karl V., ein Weib ſey für den Pfaffen beſſer, als keins, denn habe er die eine nicht, dann giere er nach allen. Ich ſchließe mit den vernünftigen Worten C. Waagens (über die Aufgabe des ökumeniſchen Concils S. 33): „Wir können es dem allgemeinen Urtheil anheimſtellen, ob es eines Prieſters würdiger iſt, ſeine freie Zeit der Erziehung, Bildung und Belehrung ſeiner Kinder zu widmen, oder bei Bier und Kartenſpiel im Wirthshaus zuzubringen, oder gleich den italieniſchen Abbates zu Liebesintriguen zu verwenden?“

Das gemeine Volk in katholiſchen Ländern hat an den Pfarrköchinnen niemals Anſtoß genommen. Die Macht der Gewohnheit entſchuldigt an den Prieſtern alles. Noch vor wenigen Jahren erlebte Aſchenbach auf der Inſel Capri bei Neapel Folgendes: Eine engliſche Familie, die hier wohnte, hatte ſich eines jungen Mädchens angenommen, als daſſelbe von einem Pfaffen in der Beichte verführt und, kaum 15 Jahre alt, entehrt wurde. Die engliſche Familie

war darüber entrüstet und wollte klagen, aber das Volk, bei dem die Pfaffen im höchsten Ansehen standen, gerieth in Aufruhr, schoß in das Fenster der Engländer und drohte ihnen mit dem Tode, so daß sie schleunigst flüchten mußten. Im Herbst 1870 wurde ein Pfaffe mit dem Sakrament zu einem sterbenden Mädchen in Tirol gerufen und schändete sie. Man ergriff ihn, aber eine Deputation seiner Gemeinde bat für ihn bei der Kaiserin in Meran. Nach dem Innsbrucker Tagblatt 1871, Nr. 16.

Alle Städte im katholischen Süden wimmelten noch bis auf die neueste Zeit der liberalen Reaction von Klöstern und Kirchen mit zahllosen Mönchen und Priestern. Aber wo hat man je gehört, daß durch dieselben die Sittlichkeit des Volkes gefördert worden wäre? Auch in Deutschland waren die geistlichen Residenzen immer die lüderlichsten. Noch viel mehr in Italien. Wo viele Priester beisammen sind, gibt es auch immer Hunderte von Frauen, die blos für die Pfaffen leben und dieses Verhältniß nur oberflächlich dadurch beschönigen, daß sie irgend einen bürgerlichen Müßiggänger heirathen, der dann auf Kosten der Pfaffen lebt. In denselben Straßen, in denen sich Hunderte und Tausende von Mönchen aller Farben aus langer Weile herumzutreiben pflegten, wurde der Fremde am hellen Tage von schamlosen Ruffianis (Kupplern) belästigt. Wenn nun auch alle Mönche selber dem Keuschheitsgelübde treu blieben, so ist es doch unverantwortlich, daß sie nicht auch die Laien zu einem sittlichern Verhalten bewogen.

Die ungeheure Unnatur scheinheiliger Unzucht war nirgends so auffallend als in Venedig, wo sie Jahrhunderte lang absichtlich von der Staatsregierung gepflegt und den Venetianern so zur anderen Natur wurde, daß es Niemand einfiel, daran Anstoß zu nehmen. Die herrschende Aristokratie einer großen Handelsstadt, die gern Fremde an sich lockte, mußte diesen auch Vergnügen machen und war auch des Gehorsams ihrer Unterthanen um so sicherer, je mehr Lebenslust sie denselben gönnte. Deshalb herrschte in Venedig eine Art ewiger Carneval, wimmelte es hier von galanten Frauen, Theatern, Spielhäusern und wurden von hier aus alle Höfe Europas mit Maitressen, Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen,

Spielern, Glücksrittern, Gauklern ꝛc. verſehen. In dieſes Luderleben war aber auch die Geiſtlichkeit Venedigs hineingezogen. Hier waren die größten Ausſchweifungen geſtattet, auch den Nonnen. Trotz des äußeren Scheines in Kirchenpracht, Kirchenbildern, geiſtlichen Coſtümen und Prozeſſionen, befand man ſich hier nicht wie in einer chriſtlichen Stadt, ſondern wie in der Reſidenz der Liebesgöttin zu Paphos.

VIII.

Der heidniſche Prunk im römiſchen Gottesdienſt.

Aus dem einfachen chriſtlichen Gottesdienſte hat die römiſche Hierarchie ein neues heidniſches Syſtem von Tempelpracht und theatraliſchem Feſtgepränge herausgekünſtelt. Der chriſtliche Gottesdienſt iſt urſprünglich gemeinſchaftliches Gebet der Gläubigen und, wie es natürlich iſt, in der Mutterſprache. Die römiſche Hierarchie hat aber auch allen nichtromaniſchen Völkern die lateiniſche Kirchenſprache aufgedrungen, die ſie nicht verſtehen. Sie erlaubt alſo dem Menſchen nicht, nach eigener Empfindung mit Gott zu reden. Er ſoll glauben, er rede mit Gott, wenn er betet, und verſteht nicht einmal, was er betet. Der Prieſter ſchiebt ſich als Dolmetſcher zwiſchen ihn und Gott ein, wenn er ſich überhaupt herabläßt, dem dummen Bauer das Latein zu überſetzen. Jedem ſoll das Gebet aus dem Innern kommen, er ſoll freiwillig und von Herzen beten, aber die römiſche Hierarchie läßt ihm durch den Prieſter vorbeten, macht ihn zu einem bloßen Zuſchauer beim Schauſpiel des Gottesdienſtes, oder läßt ihn blos auf Commando beten und Zeichen machen.

Die chriſtliche Kirche war urſprünglich nur ein Betſaal. Es kam weniger auf den Ort, wo man betete, als auf die Innigkeit des Gebetes an. Sobald man aber Kirchen baut, verſteht es ſich von ſelbſt, daß man dem Gebäude eine würdige und erhabene Form zu geben ſucht, die den Eindruck des Heiligen macht. Wir Deutſchen

haben das Ideal einer ſolchen Kirche in der Gothik gefunden und von andern Künſten hauptſächlich nur noch die Muſik beim Gottesdienſt verwendet. Die römiſche Hierarchie aber hat, ganz dem romaniſchen Racencharakter gemäß, in mehr heidniſcher Weiſe die bildende und theatraliſche Kunſt vorgezogen, die Tempel zu Glyptotheken und Pinakotheken und zu Theatern gemacht. Zugleich hat ſie die Zahl ſowohl der einzelnen gottesdienſtlichen Funktionen, als der kirchlichen Gebäude und der Kirchenfeſte in übertriebenſter Weiſe vermehrt. Alles nur zum Vortheil der Prieſter, die dabei in unnützer Mehrzahl angeſtellt werden, als ob die Kirche blos der Prieſter wegen da wäre.

Eben ſo hat die römiſche Kirche die Feſttage unnütz vermehrt. Sie iſt weit über das Bedürfniß hinausgegangen. Es genügt gewiß, wenn man nach ſechs Tagen irdiſcher Arbeit, den ſiebenten Tag dem Gottesdienſt widmet und noch dazu einige hohe Jahresfeſte feiert. Es iſt aber unnatürlich, die Feſttage ſo zu häufen, wie es die römiſche Hierarchie beliebt hat. Wenn darin in neuern Zeiten eine Mäßigung eingetreten iſt, ſo beweist das eben, daß man den frühern Mißbrauch eingeſehen hat. Die Bedeutung eines Kirchenfeſtes ſoll der gläubigen Gemeinde klar und einleuchtend ſeyn. Das, was man feiert, muß durch ſeine Erhabenheit und Heiligkeit imponiren. Die Feier ſelbſt muß würdevoll ſeyn und dem Ernſt der Religion entſprechen. Das geſchieht aber nicht in dem ſüdeuropäiſchen und ſüdamerikaniſchen Gebiet der römiſchen Kirche. Hier feiert man ſolchen Heiligen Feſte, die erſt die Jeſuitenpolitik erfunden hat und deren Legende oft die albernſten Dinge enthält. In der Feier ſelbſt iſt dann auch kein Ernſt. Sie wird zum bloßen Schauſpiel mit Prozeſſionen im bunteſten Schmuck der Farben, mit lärmender Muſik, Böllerſchießen, Feuerwerk, Volksjubel und ſogar Poſſenreißerei. Der verkleidete Teufel ſpielt dabei förmlich den Hanswurſt. Es iſt nicht genug, daß man das Heilige alltäglich und dadurch gemein macht, man zieht es auch gefliſſentlich in's Niedrig-Komiſche herab.

Die kaum überſehbare Menge göttlicher und heiliger Perſonen, welche die römiſche Kirche in Bildern oder theatraliſchen Schauſtellungen dem Volke vorführt, zerſtreut die Andacht und zieht die

Seele von dem Gedanken an den alleinigen unsichtbaren Gott ab. Diese Gestaltenfülle ist heidnisch, in ihr kehrt vollständig die Vielgötterei wieder. Man soll Gott in seinem Innern suchen, nicht in einem äußern Bilde, welches immer nur betrügt. Reißt vielleicht sein Kunstwerth uns zur Bewunderung hin, so ist das keine Andacht, so kann man das in einer Bildergallerie empfinden, aber es gehört nicht in die Kirche. Auch ist die römische Hierarchie weit über die Grenze hinausgegangen, die der kirchlichen Kunst unabänderlich vorgeschrieben ist. Sie hat ihren Künstlern erlaubt, heiligen Personen den Ausdruck sehr irdischer Affecte zu geben, ja sogar üppige und verführerische Bilder in die Kirchen zu malen. Und hat sie nicht auch an die Stelle des frommen Gesanges, der aus dem Herzen kommen soll, opernähnliche Musik und sogar Castraten in die Kirche eingeführt?

Der ganze Prunk der römischen Kirche, ihre Marmorpaläste, ihre von Gold und Juwelen strahlenden Capellen, ihr Purpur, der Pomp des Papsts und der Cardinäle, die bunte Mannigfaltigkeit der geistlichen Talare und Kutten, Bischofsmützen und Tonsuren ist unchristlich, widerspricht der evangelischen Einfachheit dessen, nach dem sich die Kirche die christliche nennt, contrastirt auf wahrhaft ärgerliche Weise mit dem schlichten ungenähten Rock des Heilands, mit seiner Geburt in der Krippe und mit seinem Tode am Kreuz. Ausdrücklich verkündete der Heiland, sein Reich solle nicht von dieser Welt seyn, und nur der Römer Spott machte ihn zum König der Juden. Niemals hätte es daher einem Christen einfallen sollen, sich als angeblichen Statthalter Christi mit der Pracht und dem Hofstaat eines irdischen Herrschers zu umgeben und die bescheidenen Apostel in Cardinäle in Purpur und mit Königsrang und mit stolzen Rossen umherkutschirende Legaten, und das Schwert, welches Petrus einmal gegen Malchus zuckte, zu einer Armee von Schlüsselsoldaten, geharnischten Schweizern und päpstlichen Zuaven in türkischer Tracht zu verwandeln.

Allerdings ist die übertriebene Pracht der päpstlichen Hofhaltung erst in der Renaissancezeit aufgekommen, aber die Tendenz dazu lag immer in der hierarchischen Anmaßung des römischen Stuhls.

Der heil. Geiſt war hier keine ſanfte weiße Taube mehr, ſondern ein hoffährtiger Pfau mit rollendem Prachtrade. Im Capitel von der Hierarchie haben wir ſchon erörtert, wie der Papſt ſich als den Erben der altrömiſchen Weltmonarchie anſah. Durch Karls des Großen Gnade war er dem Kaiſer nebengeordnet worden, aber in ſeinem romaniſchen Racendünkel wollte er dem germaniſchen Kaiſer nicht nebengeordnet bleiben, ſondern ſich ihm überordnen. Er drückte das in dem berühmten Gleichniß aus, wonach er die Sonne, der Kaiſer aber nur der Mond ſeyn ſolle, der ſein Licht von ihr empfange. Bonifacius VIII. maßte ſich an, alle Kaiſer und Könige in der Welt ab- und einzuſetzen. Die römiſche Vorausſetzung war, alle Menſchen ſollten und müßten katholiſch werden und der Papſt unumſchränkt über ſie alle herrſchen. Deswegen ſchrieb er ſeine Dekrete urbi et orbi, für die Stadt Rom und für die ganze Welt aus. Daß er den ganzen Erdkreis für ſein Eigenthum erachte, bewies er mit der Linie, mittelſt welcher er die neu entdeckten Meere und Welttheile zwiſchen Spanien und Portugal theilte.

Der Papſt ſah alſo nicht blos auf die Pracht, ſondern auch auf die Macht eines Weltmonarchen. Aus dem ſanften Lamme Gottes, als welches Chriſtus in der Bibel gedacht wird, war ſein Statthalter in Rom ein brüllender Löwe geworden, der die Völker blutig zerfleiſchte und mit ſeinen Bannſtrahlen Fürſten und Völker zittern machte. Was mußte ein Papſt empfinden, der die Autodafés befahl, der der Pariſer Bluthochzeit zujauchzte, wenn er die Augen zum Crucifix aufſchlug! Da hing der Gottesſohn am Kreuze und hier ſtand ſein Statthalter an der Spitze eines Heeres von Henkern und Schlächtern, der die von Chriſto gebotene Bruderliebe vergeſſen und ſich nicht anders verhielt wie der heidniſche Opferprieſter in Mexiko, wenn er Hekatomben von Menſchen dem ſcheußlichen Kriegsgott opferte.

Vermöge des den ſüdeuropäiſchen Romanen angeborenen Racenzuges hatte ſich der altrömiſche Staat zur Kaiſerzeit zu einer Art von Schauſpiel ausgebildet, mit ungeheurer äußerer Pracht, mit feſtlichem Pomp, mit Triumphzügen, mit öffentlichen Schauſpielen. Durch das ganze Syſtem dieſer Schauſtellungen zog ſich aber eine

grauſame Luſt hindurch. Bei den Triumphzügen wurden die zum Tode verdammten Gefangenen erſt noch zur Schau herumgeführt. Auch in den gewöhnlichen Theatern und Amphitheatern, von denen es im römiſchen Reiche wimmelte, wurden grauſame Schauſpiele aufgeführt, blutige Gladiatorenkämpfe, Thierhetzen, wobei Hunderte von wilden und großen Thieren Afrikas zu Tode gequält wurden. Dieſes altrömiſche Staatsſyſtem wurde nun ſpäter auch wieder römiſches Kirchenſyſtem. In das kanoniſche Recht ſchlich ſich das ganze grauſame Raffinement der altrömiſchen Juſtiz ein, und in den Ketzerverfolgungen, in den Triumphzügen, in denen man die armen Ketzer zum Tode führte, in den Autodafés, die man wie große Kirchen-, Hof- und Volksfeſte zugleich feierte, wiederholte ſich alles wieder, was das alte Rom in dieſem Genre dargeboten hatte. In Spanien wiederholten ſich auch die altrömiſchen Thierhetzen in den Stiergefechten und nährten den grauſamen Hang des Volkes, ohne daß es die Kirche je getadelt hätte, die im Gegentheil erlaubte, daß man Madonnenbilder aus der Kirche nahm und ihnen bei Stiergefechten den Ehrenſitz anwies.

Etwas ſpäter, in der Roccocozeit, wurde der Kirchenſchmuck und ſogar die Kirchenbildnerei mehr und mehr der weltlichen Mode unterworfen. Die Altäre wurden überladen mit Juwelen, Blumen, Lichtern und allerlei unnützem Prunk. Sonderlich von den Kolonien der Spanier und Portugieſen aus ergoßen ſich Juwelen, Gold und Silber in die Kirchen. Während die Spanier in Peru den alten Sonnenkultus vernichteten, fing in ihrem Mutterlande ein neuer Sonnenkultus an, denn es wurde Mode, die Altarbilder mit großen Monſtranzen zu erſetzen, von denen wie von einer Sonne Strahlen bis zu den Seitenwänden und zur Decke der Kirche von maſſivem Golde, zuweilen ſogar von Juwelen ausliefen. Die Jeſuiten machten dieſe Sonne mit der Inſchrift I. H. S. zu ihrem Wappen.

Wenn ich hier gegen den äußeren Prunk der römiſchen Kirche eifere, ſo will ich mich doch verwahrt haben, als wolle ich alle Aeußerlichkeit eines gemeinſamen Gottesdienſtes verwerfen und der Kunſt ihr unveräußerliches Recht im Kirchendienſte abſprechen. Das

männer beider Glaubensparteien, da, wo die Verbrechen im Charakter des religiösen und politischen Fanatismus liegen, endlich an den so oft stattgehabten Wechsel der höchsten Regierungspersonen Irlands und der Regierungspolitik in Downing-Street, die bis vor wenig Jahren noch ausschließlich englisch war, es braucht nur an alles dieses erinnert zu werden, um sich von der Wahrheit der oben aufgestellten Behauptung zu überzeugen. Die Gleichstellung aller Religionsparteien, die festeste und erste Grundlage zum künftigen innern Frieden Irlands konnte unmöglich diesen letzten großen Endzweck sogleich erreichen. Das aus ihr entsprießende Gute, mit allen Modificationen des Bestehenden, kann sich nur langsam entwickeln, wo hingegen alle Uebel einer langjährigen Mißverwaltung fast noch in vollem Umfange bestehen.

Unter diesen Umständen faßte O'Connel den kühnen Plan, die Unionsacte zwischen Irland und England dergestalt aufzuheben, daß zwar beide Länder fortwährend durch das Band der Krone verbunden bleiben, aber jedes sein eigenes Parlament erhalten sollte. Durch dieses Mittel hoffte er, Irland auch die politischen Rechte zu gewähren, die ihm nach Erringung der kirchlichen Rechte noch mangelten. Bei einem Gastmahl am 16 November in Dublin sprach er also: „Es gibt ein grünes Land, auf dem zu wohnen mein Herz entzückt ist, das all meine Liebe vereint, und dem all mein Streben geweiht ist. Es ist die schönste Insel, über die je die Sonne leuchtete, und die Gott mit den auserwähltesten Gaben der Natur gesegnet hat. Sie hält den besten, sie bildet den letzten Ring der Länderkette Europa's; sie liegt am nächsten den Republiken der westlichen Welt und ist das natürliche Depot der einen wie der andern. Sie hat die trefflichsten Häfen, die

ſey ferne! Dem eben geſchilderten romaniſchen Extrem des eitlen Kirchenprunks ſteht ein anderes des ſchalen Rationalismus, des kahlen Rigorismus und des langweiligen Moraliſirens gegenüber, die alles Schöne, alle Poeſie aus der Kirche verbannen. Möge nie der heilige Glockenton verſtummen, der die Gemeinde zur Kirche ruft, und etwa blos eine Rathhaus- und Schlafglocke übrig bleiben. Möge der Gemeinde nie eine Kirche fehlen, deren Architektur die Seelen zur Andacht ſtimmt. Möge die Kirchengemeinde beim Gottesdienſt nie einem politiſchen Club gleichen und es an Ordnung, Ruhe, feierlichem Anſtand und dem hochzeitlichen Kleide nicht fehlen. Möge auch das Sinnbildliche, was ſich ſo natürlich an den Gottesdienſt anknüpft, nie beſeitigt werden, weder das Händefalten und Kniebeugen, noch der Schmuck, den die Jahreszeiten bei Dankfeſten für Gottesſegen darbieten!

Jeder vernünftige Menſch muß erkennen, daß dieſes unſchuldige Herbeiziehen von Aeußerlichkeiten, von Naturſchmuck und Naturſymbolik zum Gottesdienſt erlaubt und gerathen, aber himmelweit verſchieden iſt von den Magien, welche der römiſche Aberglauben mit körperlichen Dingen treibt, und von der eitlen, unheiligen und geſchmackloſen Pracht des Papſtthums und ſeiner Diener.

Viertes Buch.

Die deutsche Reformation.

I.

Reaction deutſcher Innerlichkeit gegen die römiſchen Aeußerlichkeiten.

Im 14. und 15. Jahrhundert, in welchen das Papſtthum nach Unterdrückung und Ausrottung des edlen ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes im engen Bunde mit dem franzöſiſchen Königthum und mit dem Hauſe Habsburg dem germaniſchen Norden das Joch des Romanismus auflegte und im Beſitz unumſchränkter geiſtlicher Gewalt, die von der weltlichen unterſtützt wurde, die freie und natürliche Regung des germaniſchen Geiſtes für immer unterdrücken wollte, konnten ſich unter dieſem fürchterlichen Doppeldruck nur noch ſelten Spuren jener edlern Auffaſſung des Chriſtenthums blicken laſſen, die den Deutſchen von jeher die natürlichſte war. Das römiſche Papſtthum verlangte nur blinden Gehorſam und blinden Glauben an alle ſeine Fabeln. Um aber dieſen Gehorſam und blinden Glauben den Völkern leicht zu machen, ließ es ſie ohne irgend einen beſſern Unterricht in der Dummheit und im Aberglauben dahinleben. Um das Gewiſſen in den Völkern zu betäuben, wurde ihnen das Sündigen ſo leicht und bequem als möglich gemacht durch äußere Werkheiligkeit und Ablaß. Um das Volk zu beſchäftigen, daß es niemals in ſich gehe und nachdenke, gab man ihm mit Andachten, Feierlichkeiten und Ceremonien vollauf zu thun und feſſelte ſeine Sinne durch die bunten Aeußerlichkeiten und Luſtbarkeiten der Kirchenfeſte. Und das alles nur im Intereſſe des römi-

ſchen Papſtthums und der franzöſiſchen Könige und um die romaniſche Race über die germaniſche zu erheben.

Aber der Germanismus ließ ſich nicht ganz unterdrücken. Es gab immer noch Geiſter, welche fragen: iſt dieſe Heidenwirthſchaft in Rom und Paris denn wirklich das Chriſtenthum? Es war freilich unendlich ſchwer, das Netz zu zerreißen, welches der Papſt und die Könige von Frankreich dem deutſchen Kaiſer und Volk geſchmiedet hatten, denn dem geringſten Widerſtande folgten Bann und Interdikt, Inquiſition und Scheiterhaufen.

Ehe ich die deutſchen Geiſter muſtere, welche damals die edlere germaniſche Auffaſſung des Chriſtenthums gegenüber der romaniſchen Corruption deſſelben geltend machten, muß ich des großen Dante gedenken, der mitten in Italien dieſen edlen Germanismus vertrat. Dante verglich gleich im Eingang ſeines unſterblichen Epos das wahre Chriſtenthum mit dem Berge Gottes hochragend zum Himmel hinauf über einen finſtern unermeßlichen Wald, welcher zu ſeinen Füßen ſich ausbreitete und nichts anderes als die romaniſche Race und Kirche ſeiner Zeit bedeutete, denn die drei wilden Thiere, welche den finſtern Wald beherrſchten, bedeuteten ihm die vorherrſchenden Gewalten ſeiner Zeit, alle drei romaniſchen Urſprungs, der Panther die heidniſche Unzucht in Florenz, der Löwe die Gewaltthaten des franzöſiſchen Königthums, die hungrige Wölfin die unerſättliche Habgier des Papſtthums. Den Papſt Bonifacius VIII. und den Papſt Clemens V. ſah er für ihre Sünden büßen in der Hölle. Den Habsburger Albrecht I. verdammte er als gottvergeſſenen Kaiſer, der im Dienſt des Papſtes und Frankreichs die Kaiſerkrone ſchändete. Dagegen ſah er in dem edlen Kaiſer Heinrich VII. (il pio Arrigo), dem erſten Luxemburger, den einzigen Troſt und die einzige Hoffnung, den Einzigen, der mittelſt germaniſcher Kraft, Tugend und Treue Reich und Kirche wieder herſtellen und von dem romaniſchen Greuel reinigen könne. Wirklich zog dieſer Heinrich mit einem ſiegreichen deutſchen Heer über die Alpen, aber ein römiſcher Pfaffe vergiftete ihn im Abendmahl. Ein welthiſtoriſches Ereigniß von tiefer Bedeutung, gleichſam ein Blitz aus der Hölle, der den ganzen Abgrund des in der römiſchen Kirche eingeriſſenen Verderbens

beleuchtete. Man erwäge die katholische Vorstellung von der Transsubstantiation, die Vorstellung, die allen Katholiken als heiligster Glaubenssatz vorgeschrieben war, daß des Priesters Hand das Mehl in der Oblate in Fleisch und Blut des lebendigen Christus verwandle, und man denke sich nun dazu, wie der ruchlose Priester diesen lebendigen Leib Christi mit Arsenik vergiftete, um mit ihm zugleich den Kaiser der Deutschen zu tödten und dem mit dem französischen Königthum verbundenen Papstthum zum Opfer zu bringen.

Fast gleichzeitig mit Dante lebte und wirkte der deutsche Mystiker Suso, auch Amandus genannt. Seine Mutter hieß Seuß, sein Vater war ein Herr vom Berg im Hegau. Er selbst wurde Dominikanermönch in Constanz und war, entsprechend seinem Namen, der sanfteste, liebevollste und gleichsam süßeste aller deutschen Mystiker. Seine hinterlassenen Werke hat der ihm seelenverwandte liebenswürdige Fürstbischof Diepenbrok herausgegeben, mit einer Vorrede von Görres. Es sind fast durchaus Gespräche, die seine minnende Seele mit der Weisheit gehalten und worin sich alles spezifisch Christliche in der Liebe und in dem Adel der Seele concentrirt, so daß darin nicht eine Spur von der gemeinen römischen Werkheiligkeit, von Aberglauben und Bilderdienst zu finden ist. Obgleich Milde und Sanftmuth bei ihm vorherrschen, so verlangt er doch: „Seyd kühn und männlich, die ihr Gott vertraut!“ (S. 249. 445. 447. bei Diepenbrok). In seinem Buch von den neun Felsen stimmt er auffallend mit Dante überein, denn er versteht unter denselben die Zacken und Stufen am Berge Gottes, die zum Himmel empor führen und zu denen nur die wahren Christen gelangen, während die falschen Christen und Sünder in der Tiefe bleiben und nicht emporkommen können. Die ewige Weisheit erklärt S. 513 der minnenden Seele das Papstthum, welches ganz wie bei Dante unten im wilden Walde mit den Thieren haust: „Ich sage dir, die Päpste, die hievor waren, führten ein viel anders Leben, denn die nun leben. Denn statt daß sie von Grund meinten die Ehre Gottes, meinen sie sich selber und das Ihre in allem ihrem Thun, Gut und Ehre, ihre Neveten und weltliche Gewalt.“ Auch den Klerus findet

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21478 / 097

Suſo im tiefen Grunde verdorben. Die Beichtväter, ſagt er 517, ſuchen nur ihren Nutzen, die Kloſterfrauen, heißt es 519, ſingen wohl mit dem Munde, aber im Herzen ſind ſie fern von Gott, ſie leben in fremder Minne. Ueberhaupt ſollte man die Klöſter Gottes Zerſtörer nennen, denn ſie treiben Gott aus.

Auch bei allen andern berühmten deutſchen Myſtikern kehrt im Gegenſatz gegen die romaniſche Auffaſſung des Chriſtenthums immer die germaniſche wieder. Sie kümmern ſich nicht um die Superſtitionen und Magien, durch die es dem katholiſchen Chriſten ſo bequem gemacht wurde, ſich immer auf die Pfaffen zu verlaſſen und niemals ſelbſt zu denken, das eigene Herz, das eigene Gewiſſen zu fragen und ebenſowenig um die mechaniſche Werkheiligkeit, den wieder ganz heidniſch gewordenen Bilder- und Ceremoniendienſt. Sie verlangten vielmehr, das Innerſte des Menſchen, ſeine Seele, ſeine Liebe ſolle ſich zu Gott wenden, ſein Geiſt ſolle ſich in Gott verſenken. Sie lehrten zweitens, der Menſch ſolle ſich nicht einbilden, durch blos fremdes Verdienſt, ohne eigenes Hinzuthun, zum Heile gelangen zu können. Gott wolle keine dummen Sklaven an ihnen haben, die nur den Pfaffen nachbeteten und in Aeußerlichkeiten nacherercirten, ſondern ſeine, ihres gemeinſchaftlichen Vaters würdige Kinder ſollten ſie ſeyn und das durch den rechten Gebrauch ihres freien Willens beweiſen. Sie verlangten vom Menſchen Selbſtbewußtſeyn, freien Gebrauch des Willens zu Gottes Ehre, tiefes Gefühl des innern Seelenadels und der ſittlichen Würde.

So lehrte Deutſchlands berühmter Prediger Eckhart im 14. Jahrhundert, deſſen Werke Pfeiffer im zweiten Bande ſeiner Deutſchen Myſtiker, Leipzig 1857, in ihrer alterthümlichen Sprache herausgegeben hat. Kein deutſcher Prediger hat je den Menſchen höher geſtellt, keiner aber auch ſo große Anſprüche an ihn gemacht. Nur die Edelkeit der Seele, ſagt er Seite 530, hebt den Menſchen über alle Kreatur. Der freie menſchliche Wille vermag Alles, ſagt er Seite 552, in ihm liegen alle Tugenden, wenn er ſie nur erkennen will. Die edelſten Menſchen, ſagt er Seite 303, fliegen über alle Hügel und Berge, wie der Adler des Johannes, in die flammende Sonne Gottes, die jede Schlacke von ihm brennt. Jeder Menſch,

ſagt er Seite 504 mit Auguſtinus, hat eine heimliche Thür in der Seele, die zu Gott hinführt. Nichts in der Welt (keine Prädeſtination, kein verkehrtes Glaubensgebot oder Verbot der Kirche und auch kein Dämon) vermag dem Menſchen den ihm von Gott verliehenen freien Willen zu nehmen und mittelſt deſſelben (und der erwähnten geheimen Thür in der Seele) kann er ſelbſt (ohne Vermittlung eines Prieſters) rein aus der eigenen Kraft zu Gott gelangen und mit ihm einig werden, ſagt er Seite 399. Die Menſchheit iſt edel, das Oberſte an ihr hat Gleichheit mit den Engeln und Sippſchaft (Verwandtſchaft) mit Gott, ſagt er Seite 56. Genug, man erkennt aus dieſen Grundgedanken, die in Meiſter Eckharts Predigten immer wiederkehren, wie himmelweit er vom Syſtem des römiſchen Papſtthums und gar von der ſpätern Jeſuitenmoral fern geblieben iſt. Das merkten die Pfaffen ſeiner Zeit auch wohl und verklagten ihn, ſo daß er im Jahr 1327 öffentlich widerrufen mußte, „was etwa in ſeinen Schriften gegen die Kirche enthalten ſey.“ Es geſchah ihm weiter nichts, weil er beim Volk unermeßlich populär und beliebt war.

In echt deutſchem Geiſte lehrte auch Nikolaus von Straßburg, deſſen Schriften man im erſten Bande von Pfeiffer's Myſtikern findet, nicht auf blinden Glauben und Gehorſam komme es an, ſondern auf das eigene rechte Wollen und Handeln. Er forderte erſtens, der Menſch ſey raſch zu allen guten Arbeiten, denn der heil. Geiſt mahnt uns: Steht auf, betet und arbeitet! zweitens: Verbannt alle unnützen Gedanken und böſen Begierden! drittens: Seyd enthaltſam, laßt euch nicht verführen durch Sinnlichkeit und Reichthum! viertens: Thut Andern Gutes. In Chriſto ſieht er den Spiegel aller Tugenden und mahnt, ſeinem Beiſpiel zu folgen, denn am Wandel, am Handeln und Leben ſey Alles gelegen, damit allein könne der Menſch beweiſen, ob er ein wahrer Chriſt ſey.

Der berühmte Auguſtinermönch Ruisbroch, den man zu den Vorläufern der Reformation zu rechnen pflegt, nahm eine mehr pietiſtiſche als praktiſche Richtung, aber in ſeinem Werk „von der Vollkommenheit der Kinder Gottes“ abgedruckt in „der Seelen Adelſpiegel“ Ulm 1722, ſieht er ebenfalls von allen falſchen Andach-

ten und Werkheiligkeiten ab und verlangt, der Menſch ſolle in ſein Inneres einkehren, ſich ſelbſt prüfen, aus eigener Einſicht die Sünde abthun. Ganz übereinſtimmend mit Meiſter Eckhart ermahnt er, der Menſch ſolle das „Inzichende“ des göttlichen Geiſtes (durch die oben erwähnte innere Thür der Seele) wahrnehmen. Auch fand er es nöthig, daran zu erinnern, daß man Gott niemals aus irgend einem Eigennutz, oder um menſchlicher Ehre willen dienen ſolle, gewiß eine ſehr zweckmäßige Mahnung in einer Zeit, die von Scheinheiligen wimmelte.

Noch iſt zu gedenken des ſehr berühmten Tauler, deſſen Buch medulla animae, oder „vom Seelenadel“, gleichfalls alles vom Innerlichen des Menſchen abhängig macht, vom Seelenadel, vom Ritterthum der Seele, alſo dem freien Willen die höchſte Bedeutung zuſchreibt. Indem auch er den ganzen Werth des Chriſten nur in ſeinem Wandel erkennt, zeichnet er ſich dadurch aus, daß er nicht blos verlangt, jeder ſolle für ſich redlich ſeyn, ſondern auch jeder ſolle andern Menſchen in Tugend voranleuchten. Im 11. Kapitel ſchildert er in überaus ſchöner Weiſe den Heiland am Kreuz, ringsum von Sündern umgeben, die ihn kreuzigen und höhnen, während er doch nur das Werk ihrer Erlöſung vollbringt. Wer nun daran denke und die Betrübniß der Seele bis in den Tod mit ihm fühle, ſolle auch Muth haben, ſie auszuhalten und ſich dadurch auszuſcheiden von jenen Sündern, die das Kreuz mit Wuth und Hohn umheulen. Leiden, fährt er fort, iſt im Ohre Gottes ſüßes Harfenſpiel. Muth im Leiden beweiſt am beſten und entſchiedenſten die Macht unſeres freien Willens und den Adel unſerer Seele. Doch kann Tauler ſich nicht enthalten, im 62. Kapitel vorherzuſagen, daß der freie Wille des Menſchen, den die nur Gehorſam und Werkheiligkeit fordernde Kirche feſſle, ſpäter einmal in voller Entfeſſelung nicht mehr dem Zuge zu Gott, ſondern zum Böſen folgen und daß die Welt in der Anarchie des Atheismus enden werde.

Kurz vor der Reformation erregte auch noch die „teutſche Theologia“ eines ungenannten deutſchen Ordenspriеſters ungemeines Aufſehen. Auch hier wird der freien Wahl des Menſchen das Wort geredet. Im 9. Kapitel heißt es, wenn der Menſch die Werke

im Stande ſind, die Flotten aller Welt aufzunehmen. Die Flüſſe, die von ihren ſtolzen Bergen ſtrömen, können tauſend und aber tauſend Gewerke treiben. Ihre Bevölkerung hat allen Leiden und einer ſiebenhundertjährigen Mißherrſchaft zum Trotz an Zahl und Kraft zugenommen. Wie kann dieſes Land allein glücklich werden? durch Gerechtigkeit. Und wie wird dieſe erlangt? durch eine einheimiſche Legislatur. Wir ſind zu gut, um fortwährend eine bloße Provinz zu bleiben, und kein Volk lebt, das gut genug wäre, unſer Herr zu ſeyn. Irland muß wieder werden, was es war, unabhängig, an England zwar geknüpft durch das goldne Band der Krone, aber im Beſitz einer eigenen einheimiſchen Legislatur. Von den Proteſtanten hängt es ab, ob dieß ſo werden ſoll; wollen ſie, daß Irland unabhängig werde, ſo verſpreche ich ihnen, es ſoll gelingen. Was mich betrifft, ſo werde ich nie aufhören für unſre Unabhängigkeit zu kämpfen; vielmehr ſollen ſich alle Irländer mit einander vereinen, Proteſtanten, Diſſenters und Quäcker, kurz alle, was für Namen ſie haben mögen, ſollen ihre irländiſchen Brüder zur Unabhängigkeit ihres Landes aufrufen. Und dieſer Tag wird kommen, deſſen bin ich ſo gewiß, als daß morgen die Sonne am Horizont aufgehen wird. Unmöglich kann Irland länger eine bloße Provinz ſeyn. Es iſt doppelt ſo bevölkert und weit mehr würdig der Unabhängigkeit als Portugal, das einen unabhängigen Staat bildet. Es trägt in ſich doppelt ſo viel politiſche Macht als Spanien, das ein unabhängiger Staat iſt. Es verdient an unabhängiger Macht bei weitem den Vorrang vor den Staaten Italiens. Es hat mehr Bevölkerung und Energie als Preußen, das doch in der neuen Weltgeſchichte eine große Rolle geſpielt hat. Es hat eine mehr zuſammenhängende

Gottes in der Natur bewundert habe, solle er in sein Inneres blicken und in sich selbst das größte Wunder Gottes erkennen. Wenn er bewundernd anerkenne, wie Gott alle Dinge in der Natur so wohl gemacht habe, solle er auch bewundern, wie wohl gemacht er selber sey, solle dabei aber erwägen, daß während Pflanzen und Thiere und alle niedern Kreaturen keinen freien Willen, also auch keine Verantwortlichkeit haben, das höchste und unschätzbarste Gut des Menschen sein freier Wille sey, ihm dadurch aber auch die heilige Pflicht auferlegt werde, ihn recht und würdig anzuwenden. Da helfe keine Ausrede, keine fremde Einmischung, keine Assecuranz, kein Ablaß. Der Mensch selbst ganz allein sey dafür verantwortlich, welche Richtung er seinem Willen gebe und wie er sich entscheide.

II.

Wachsende Unzufriedenheit der Völker mit dem Papstthum.

Es konnte nicht fehlen, daß das römische Papstthum bei den germanischen Völkern mancherlei Unzufriedenheit erregte. Was darin unchristlich, nur scheinheilig, heidnisch und gewaltthätig war, kränkte das christliche, und der Beigeschmack romanischen Uebermuthes beleidigte das germanische Gefühl. Wie mächtig nun auch das Papstthum war und wie kunstreich es mit seinem Netz alles umflochten hatte, zuckten doch die gefesselten Glieder und sträubte sich die Natur gegen die Unnatur. Da die Geschichte im Mittelalter durchgängig von Mönchen geschrieben wurde, welche dem Papstthum blind ergeben waren oder aus Klugheit sich jeder Opposition enthielten und alles verschwiegen oder bemäntelten, was von kirchlicher Seite Böses geschah, so sind auch die Nachrichten, die uns von den sog. Ketzern erhalten sind, theils sparsam, theils parteiisch und absichtlich gefälscht. Es lag im Interesse des Papstthums, jeden Widerstand

gegen seine Anordnungen, jede Nichtanerkennung seines Ansehens, jeden Zweifel an seiner Heiligkeit wenigstens im Volk unbarmherzig niederzukämpfen. Nur gegen mächtige Fürsten mußte es Rücksicht nehmen; da aber die Fürsten selbst die Völker gern im Gehorsam erhielten, so halfen sie in den meisten Fällen, jede freie Regung im Volk unterdrücken. Nun lesen wir in den Annalen der Kirche während des Mittelalters von Ketzern immer nur als von ganz verruchten Menschen und es werden ihnen greuliche Laster aufgebürdet, während doch häufig auch ihre Unschuld durchblickt und wir aus einzelnen Zeugnissen erkennen, diese sog. Ketzer hätten nur die Ueppigkeit und das lasterhafte Leben der Pfaffen getadelt, den Götzendienst, den man mit den Bildern trieb, und den römischen Aberglauben verabscheut, für wahrhaft christlich nur ein sittenreines Leben gehalten und — was eine Hauptsache war, sie hätten die Bibel gelesen, was ihnen durch das Papstthum auf's strengste verboten war. Was konnte auch natürlicher seyn, als daß viele ehrliche Leute so dachten und über die Verdorbenheit des römischen Klerus klagten! Das ist es, worin durch lange Jahrhunderte alle sog. Ketzer immer übereinstimmten, und nur selten läßt sich nachweisen, daß die Ketzer schlechte Christen gewesen seyen. In der Regel war alles, was die Ketzerverfolger von ihnen fabelten, nur Verleumdung, um die mit dem Kreuz bezeichneten Soldaten, die man zu ihrer Vertilgung abschickte, gegen sie zu erhitzen.

So hat man vorgegeben, die sog. Albigenser im südlichen Frankreich seyen Manichäer gewesen. Das ist aber eine Lüge. Wenn sich auch an der südfranzösischen Küste in einigen Hafenplätzen durch Schiffe, die aus der Levante kamen, hie und da manichäische Ideen kundgegeben haben, so konnten dieselben doch am allerwenigsten unter dem muntern und lebenslustigen Volke der Provence herrschend werden. Denn bekanntlich war bei den Manichäern der vertraute Umgang beider Geschlechter als Todsünde verdammt und ging ihr ganzes Trachten dahin, das Menschengeschlecht nicht länger fortzupflanzen, sondern sobald als möglich aussterben zu machen, wodurch allein die Sünde vertilgt werden könne. So dachte man in der Provence nicht. Hier war mit dem westgothi-

ſchen und burgundiſchen Adel unter der galloromaniſchen Bevölkerung ein neuer friſcher Geiſt erwacht, der ſich in den noch erhaltenen berühmten Dichtungen der Troubadours abſpiegelt. In dieſen Dichtungen iſt der Grundton männlicher Muth, ritterliche Verehrung der Frauen, Trotz gegen die unberechtigten Anmaßungen des Papſtthums und Verachtung unwürdiger Pfaffen. Ganz ſo wie auch bei den deutſchen Minneſängern. Auch wiſſen wir, daß ſchon im neunten Jahrhundert Biſchof Claudius von Marſeille die von der römiſchen Kirche empfohlenen Bilder aus den Kirchen ſeines Bisthums hinauswerfen ließ, als wieder aufgewärmtes heidniſches Götzenthum. Es handelte ſich hier um die Oppoſition eines durch deutſches Blut aufgefriſchten naturwüchſigen Volkes, welches wahres Chriſtenthum von ſeinem römiſchen Zerrbilde wohl zu unterſcheiden wußte.

Dieſe Leute hießen Katharer, Reiniger, wie auch ſpäter die Puritaner in England daſſelbe bedeuteten und aus dem gleichen Grunde, weil beide die Kirche von ihren Mißbräuchen reinigen wollten. Daraus iſt nun der Name Ketzer entſtanden. Sie zeigten ſich ſchon im elften Jahrhundert in Orleans und in Lyon, hauptſächlich in den Thälern von Piemont. Von dieſen Thälern (vaux, valles) nannte man ſie Waldenſer. Das iſt die richtige Erklärung des Namens, den man ſonſt auch von Petrus Waldus herleitet, einem reichen Kaufmann in Lyon, der im Jahr 1175 ſein ganzes Vermögen den Armen gab und die fromme Gemeinde der ſog. Armen von Lyon bildete. Im Gegenſatz gegen die hartherzige, üppige und nur ſcheinheilige Pfaffheit wollten ſie wahre Chriſten ſeyn und laſen die Bibel, verwarfen daher die römiſchen Satzungen und zogen ſich dadurch arge Verfolgung zu, gingen aber doch nicht unter, weil in den ſchwer zugänglichen Gebirgen ſich ihre fromme Geſinnung forterbte. Um ſie zu verhöhnen wurde einer ihrer Lehrer, Arnaud von Breſſe, im Jahr 1155, wie Chriſtus gekreuzigt.

Am Ende des 12. Jahrhunderts ließ der Papſt das Kreuz gegen die Albigenſer predigen. Er wollte ſie um jeden Preis gänzlich ausrotten und beauftragte ausdrücklich den heil. Dominicus und deſſen neuen Mönchsorden (Domini canes, Hunde des Herrn,

wie man ſagte) mit der Ketzerverfolgung. Nun wurden die armen Albigenſer auf's ungeheuerlichſte verleumdet und das Volk gegen ſie fanatiſirt. Es miſchte ſich aber auch ein politiſches Intereſſe ein. Der ziemlich unabhängige Graf von Toulouſe, der die Albigenſer als ſeine fleißigen und rechtſchaffenen Unterthanen in Schutz nahm, war dem König von Frankreich ein Dorn im Auge, denn die franzöſiſche Monarchie ſtrebte darnach, allmälig die verſchiedenen Stämme in Frankreich ihrer noch verhältnißmäßigen Selbſtändigkeit zu berauben. Alſo nahm der König den Glaubenseifer zum Vorwand, um den Kreuzzug zu unterſtützen. Raymund von Toulouſe und ſeine Unterthanen wehrten ſich faſt zwanzig Jahre lang mit heroiſcher Tapferkeit, erlitten aber die ſchwerſten Verluſte. Der unbarmherzige Papſt Innocenz III. gab ſie gänzlich der Wuth des fanatiſirten Kreuzheeres preis, welches an dem frommen Volk mit Weibern und Kindern im Namen des Gottes der Liebe die gräßlichſten Grauſamkeiten ausübte.

Die Albigenſer ſind längſt verſchwunden. Merkwürdigerweiſe aber haben ſich die Waldenſer bis auf unſere Tage erhalten, obgleich ihre Verfolgungen ſich faſt in jedem Jahrhundert wiederholt haben. Sie ſagten ſich von der römiſchen Kirche los, hielten ſich nur an's Evangelium und hatten Prieſter, welche ſie Barben nannten (was Oheim, urſprünglich aber wohl bärtige Männer bedeutet). Sie genoſſen in denſelben Gebirgsgegenden durch alle Jahrhunderte den gleichen Ruf ſtrenger Rechtlichkeit und Sittlichkeit, des Fleißes und der Reinlichkeit. Oft auf's grauſamſte verfolgt und vertrieben kehrten doch ihre Reſte immer in die alte Heimath wieder und pflanzten den alten Geiſt in ihren Gemeinden fort. Das älteſte Zeugniß, welches Biſchof Claudius von Marſeille zu ihren Gunſten ausgeſtellt hat, wurde ſpäter beſtätigt von dem Geſchichtſchreiber Thuanus und ſogar von dem berühmten Cardinal Baronius. Als Papſt Sixtus V. im Jahr 1477 einen Kreuzzug gegen die armen Waldenſer predigte und auch Herzog Philipp von Savoyen verheerend in ihre Dörfer einfiel, ſtaunte dieſer Fürſt. Die Pfaffen hatten ihn überredet, die Waldenſer ſeyen Teufelskinder, kämen nur mit einem einzigen Auge auf der Stirn zur Welt und mit ſcheußlichen

schwarzen Zähnen. Als er nun das schöne und reinliche Volk und die liebenswürdigen Kinder sah, erkannte er den Trug der Pfaffen und ließ seine Truppen sogleich zurückgehen, indem er von den Waldensern nur verlangte, auch sie sollten entwaffnen. Nachher rühmte er, er habe keine besseren und treueren Unterthanen als die Waldenser. Obgleich sich nun seit der Reformation die Schweizer ihrer annahmen, wurden sie doch auch im 16. Jahrhundert noch öfter durch die päpstlich-spanische Partei verfolgt. Auch noch im 17. bald nach dem 30jährigen Kriege im Jahr 1655 wurde noch einmal ein Kreuzzug gegen sie unternommen mit noch ärgerer Grausamkeit, als früher im Albigenserkriege, denn man mordete die unschuldigen Leute nicht nur in Masse, sondern die entmenschte Soldateska, von den römischen Pfaffen dazu angereizt, marterte die Waldenser mit raffinirtester Wollust, mit Verstümmeln, Spießen, Schinden. Kinder wurden an den Mauern zerschmettert oder lebendig geviertheilt, indem die Soldaten sie an Armen und Beinen auseinander rissen. Kranke und Greise wurden in einen Knäuel zusammengebunden und in Abgründe gestürzt. Weiber und Mädchen wurden entehrt, dann auf Pfähle gesteckt oder ihnen der Bauch mit Pulver vollgestopft, das man dann anzündete und sie in die Luft sprengte. Schwangern Weibern wurde das Kind aus dem Leibe geschnitten, auf eine Picke gesteckt und herumgetragen und das alles im Namen Gottes und unter dem Segen des Papstes. Nun aber legten sich die Schweiz, Holland, die Pfalz, der große Kurfürst von Brandenburg und England ernstlich in's Mittel und der Rest der Waldenser blieb geschont. Doch war es dem Papstthum unerträglich, diesseits der Alpen Ketzer zu haben, und 1730 wurden die Waldenser noch einmal verfolgt, behaupteten sich aber bis auf den heutigen Tag. Napoleon nahm sie in Schutz; nach seinem Sturze 1814 wurden sie schon wieder bedroht, doch geschützt durch eine Verwendung des Königs von Preußen. Es ist wohl der Mühe werth, diese armen treuen Waldenser in Erinnerung zu behalten, an denen sich die römische Kirche beinahe ein Jahrtausend hindurch so schwer versündigt hat.

Zahlreicher noch als die von Rom abgefallenen, als Ketzer ver-

folgten Gemeinden waren die gelehrten Geiſtlichen, welche die Mißbräuche der Hierarchie mißbilligten und in Kloſterſchulen oder auf Univerſitäten anders lehrten. So Berengar von Tours, der im 11. Jahrhundert die römiſche Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weins in Chriſti Leib und Blut durch des Prieſters Hand verwarf und die myſtiſche Verwandlung nur mittelſt des Glaubens von Seite des Genießenden zugab, alſo ſchon wie es ſpäter Luther that. Auch der berühmte Abälard wich vom römiſchen Syſtem in manchen Dingen ab und einer ſeiner Schüler, Arnold von Brescia litt, weil er die Macht und Ueppigkeit des Papſtthums für unchriſtlich erklärte, den Feuertod, im 12. Jahrhundert. Ueberhaupt hat es in jenen Jahrhunderten nie an edlen Männern gefehlt, ſelbſt an ſolchen nicht, die der Papſt wegen ihrer unermeßlichen Popularität am Ende heilig ſprechen mußte und die doch ſeiner Herrſchſucht und Tyrannei zürnten. So der heil. Bernhard von Clairvaux, (De Considerat. II, 6; III f.) die heil. Hildegard. Daneben mehrere berühmte provençaliſche Troubadoure und ritterliche deutſche Minneſinger, welche die Hohenſtaufen gegen den Papſt vertheidigten; die Chronik von Auersperg, die ſich nicht ſcheute zu ſagen, nicht Frömmigkeit ziehe die Menſchen nach Rom, ſondern Bosheit; der heil. Bonaventura, der zuerſt und vor allen Reformatoren das römiſche Papſtthum mit der babyloniſchen Hure verglich, der Biſchof Palayo, der berühmte Machiavelli. Nicht zu vergeſſen die deutſchen Franziscaner, welche Kaiſer Ludwig dem Bayer mit ſo vieler Treue beigeſtanden ſind in ſeinem langen Verzweiflungskampf mit Rom, Frankreich und der Treuloſigkeit der deutſchen Fürſten. Dieſe Franziscaner gehören zu den edelſten Märtyrern, welche Deutſchland nicht ſo undankbar hätte vergeſſen ſollen, denn Hunderte von ihnen büßten ihren deutſchen Patriotismus in päpſtlichen Scheiterhaufen.

Im Jahr 1360 trat in England Wicleffe ungewöhnlich offen und kühn dem Papſtthum entgegen, verwarf wie Berengar die Conſecration der Hoſtie, eiferte aber vorzugsweiſe gegen die weltliche Gewalt und Habgier des Papſtes, die im größten Widerſpruch ſtehe mit dem Wandel des Heilands. Auch er wäre wie Arnold ſicher

verbrannt worden, wenn ihn nicht sein König geschützt hätte, der es gern sah, daß der römische Stuhl ein wenig erschüttert würde, weil England damals noch immer unter der angemaßten Oberlehnsherrlichkeit des Papstes stand. Die Lehre Wicleffes blieb nicht in den engen Grenzen der Schule, sie drang in's Volk und veranlaßte 1395 einen blutigen Bauernkrieg in England, weil die Bauern die christliche Freiheit ebenso mißverstanden, wie später im deutschen Bauernkriege. Bekanntlich war es auch Wicleffes Lehre, die von Johannes Hus in Böhmen adoptirt wurde und hier den Hussitensturm hervorrief.

Unabhängig von diesen neuen Lehren war die Entrüstung, die um dieselbe Zeit durch ganz Europa ging, als aus dem von Rom nach Avignon übersiedelten Papstthum eine greuliche Corruption und endlich das Schisma der drei Päpste hervorging. Jetzt mußten sich alle Fürsten Europas dreinlegen, um dem Unfug in der Kirche zu steuern, und der deutsche Kaiser Sigismund berief das Concilium in Constanz ein, um die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren. Damals gab es sowohl in Frankreich als Deutschland sehr respektable Bischöfe und Theologen, welche den Reformplan unterstützten, der auch endlich durchgeführt worden wäre, wenn es die Hauspolitik der Habsburger nicht verhindert hätte. Die berühmtesten Sprecher für die Reform waren damals aus Frankreich d'Ailly, Gerson, Clemanges, d'Allemand, aus Deutschland Theodor von Niem, Heinrich von Langenstein und der feurige Georg von Heimburg.

Nachdem das Concil vereitelt war und auch die Hussiten unterlagen, gelangte das Papstthum zu seiner ganzen vorigen Gewalt, strotzte vor Uebermuth und wurde immer heidnischer, weltlicher, habgieriger. Daher eine neue allgemeine Entrüstung durch Europa ging und zur deutschen Reformation führte. Bevor aber diese begann, machte in Italien selbst und zwar zu Florenz, am Sitze der heidnischen Mediceer, der edle Savonarola noch einen Versuch, die Kirche vom heidnischen Unrath zu reinigen und das durch die laxe Observanz der Kirche zu allen Lastern verführte Volk wieder an gute und fromme Sitte zu gewöhnen. Vergeblich, auch er starb

den Feuertod. Daraus erklärt sich die Timidität und Zurückhaltung so vieler, die wohl den römischen Unfug erkannten und beseufzten, aber aus Todesfurcht nicht wagten, ihm entgegenzutreten. Man bemerkte im 15. Jahrhundert in Deutschland mehrere tugendhafte Lehrer, ja ganze fromme Gesellschaften, welche sittenrein lebten und mehr auf Gesinnung und Werke der Liebe als auf äußere Werkheiligkeit und scholastische Spitzfindigkeiten sahen, doch aber nicht wagten, eigentliche Opposition zu machen. So die berühmte Schule zu Deventer, so der edle Wessel.

Beim Concil von Basel zeichnete sich Nicolaus von Cues (de Cusa) durch seinen feurigen deutschen Patriotismus aus. Ganz so wie der große Dante in Italien hoffte er alles Heil auch für die Kirche nur vom deutschen Kaiser, nur von einem neuen Uebergewicht des ehrlichen Germanismus über den verschmitzten und verlogenen Romanismus. Er verlangte Wiederherstellung des Verhältnisses zwischen Reich und Kirche, wie es unter Karl dem Großen und den sächsischen Kaisern bestanden hatte. Er hoffte, Kaiser Sigismund werde diese Wiederherstellung durchsetzen können. Er hoffte auch auf das deutsche Volk und seine ständische Vertretung; in seiner Schrift von der katholischen Einheit frischte er nicht nur das ideale Bild der mittelalterlichen Theokratie mit dem weltlichen und geistlichen Amt, dem Kaiser und Papst, wieder auf, sondern betonte insbesondere den im Reichstage vertretenen Nationalwillen, den in allgemeinen Concilien, Landessynoden und Priesterwahl durch die Gemeinden vertretenen Willen der gesammten katholischen Christenheit. Allein seine edlen Bestrebungen wurden durch den Papst und durch das Haus Habsburg, welches nach Sigismunds Tode wieder zum Kaiserthum gelangte, vereitelt. Beide vereinigten sich, das Reformationsbestreben der Zeit zu unterdrücken, und Nicolaus von Cues selbst verzweifelte, wechselte die Partei und ging zum Papste über.

Auch Windeck, der Geschichtschreiber und Vertraute Kaiser Sigismunds, der mit gleicher Wärme an dem Gedanken hing, die Kirche zu reformiren und dabei dem Germanismus wieder das Uebergewicht zu geben, und Friedrich von Landskron, Sigismunds Geheimerrath, der noch entschiedener den Staat über die Kirche setzte,

vermochten nichts mehr auszurichten. Ebenso wenig die vielen edlen und freisinnigen Männer unter dem deutschen Adel und unter den gebildeten Bürgern der deutschen Reichsstädte, die entschieden der Reform geneigt waren, die aber zurückhaltender werden mußten, um nicht hussitischer Sympathien verdächtigt zu werden. Die Raserei der Hussiten war gerade in jener Zeit in vollster Blüthe und mußte jeden abschrecken, der die religiöse und politische Freiheit zugleich in dieser scheußlichen Karrikirung vor Augen sah. Ohne diese Tollheiten der Hussiten hätte die gemäßigte Reformpartei in Deutschland vielleicht gesiegt und hätte das Haus Habsburg im Bunde mit dem Papst seinen Reaktionsplan nicht so schnell und vollständig durchführen können.

Nachdem der Versuch der Concile von Constanz und Basel, dem Papstthum künftig einen Zügel anzulegen, mißlungen war, wurde der Unfug am römischen Hofe unter dem Schutz der weltlichen Mächte nicht nur fortgesetzt, sondern noch kolossaler als vorher, denn die Päpste fühlten sich ganz sicher. So konnte Papst Alexander VI. ungescheut das Beispiel der altrömischen Kaiser nachahmen und Blutschande treiben, wie auch seine gleich verruchten Söhne, denn er hatte, obgleich Papst, mehrere Kinder. Cäsar, der verruchteste unter diesen verlor einmal 10,000 Scudi auf einen Sitz im Spiel. Da sagt Olympia, eine Verwandte des Hauses: „Es sind ja nur die Sünden der Deutschen," d. h. das Geld, welches die frommen Deutschen für den römischen Ablaß bezahlten. Die altheidnischen Namen der Papstfamilie: „Lucretia, Cäsar, Olympia" waren dem heidnischen Alterthum entlehnt in Folge der Renaissance. Christliche Namen und christliche Sitten wurden am Hofe des Papstes selbst verschmäht. In einer bekannten Unterredung Alexanders VI. mit dem gelehrten Picus von Mirandola kam vor, daß der Papst frug: Wen hältst du für den Vater meines Enkels? und meinte damit sich selbst, denn er selbst hatte das Kind mit seiner ruchlosen Tochter gezeugt. Als Picus ausweichend antwortete, es komme auf den Glauben an und der Glaube unterscheide sich vom Wissen grade dadurch, daß man Unmögliches glauben könne, — lachte der Papst laut auf und meinte, ja der

Glaube ſey wohl etwas Gutes, denn wenn er nicht durch den Glauben, ſondern nur durch ſeine Werke ſelig werden ſollte, ſo würde er es niemals werden. Dieſer Abſchaum der Päpſte ſtarb aber ſelbſt eines elenden Todes, denn als er einige reiche Leute zu ſich zur Tafel geladen hatte, um ſie zu vergiften und dann ihre Schätze zu rauben, verwechſelte er die Flaſche und vergiftete ſich ſelbſt.

Sein Nachfolger Papſt Julius VI. ſpielte den Soldaten und ſchlug ſich in kleinen Fehden in Mittelitalien herum. Unter ihm wurde im Schutte des alten Rom die antike Statue des Laokoon aufgefunden, und ſo ſehr war durch die neue Schwärmerei für das heidniſche Rom das neue Rom ſchon entchriſtlicht, daß die Erhebung jener Statue als großartiges Nationalfeſt unter dem Vorſitz des Papſtes gefeiert werden konnte. Noch größern Aufſchwung nahm das Heidenthum im neuen Rom unter dem nachfolgenden Papſt Leo X. Derſelbe ſtammte aus dem Hauſe Medici in Florenz, welches durch Handelsſpekulationen und Bankgeſchäfte ungeheuer reich geworden war, Kaiſer und Königen Geld vorſtreckte und auch auf den päpſtlichen Stuhl ſpekulirte, weil ſich mit demſelben ein einträgliches Geſchäft machen ließ. Wie eine ſo reiche Familie gehätſchelt wurde, erhellt daraus, daß Leo ſchon als Knabe von dreizehn Jahren Cardinal werden konnte. Ohne ſein Zuthun auf den heil. Stuhl erhoben, lebte er in ſeiner neuen Würde nur wie ein weltlicher Prinz, luſtig, lüderlich, bequem, und da es ihm nicht an Geiſt fehlte, begriff er ſelbſt die Ironie des Schickſals, die ihn zum Statthalter Chriſti auf Erden gemacht hatte. Frühzeitig durch Ausſchweifungen erſchöpft (er war ſchon im Conclave ſyphilitiſch), und bei guter Eßluſt zum Fettwerden geneigt, machte er ſich Bewegung auf Jagden und ließ ſich einmal vom König von Portugal mit einem aus dem Orient geholten Jagdpanther beſchenken. Seinen heidniſchen Geſchmack beurkundete er als Gönner der unzüchtigſten Freigeiſter ſeiner Zeit, des berüchtigten Aretino, des Bembo und Poggio, noch viel mehr aber durch ſeine ausſchließliche Vorliebe für den Geſchmack der Renaiſſance und die Gunſt, die er den klaſſiſchen Studien und allem Altrömiſch-Heidniſchen zuwandte. Indem er von

Kraft und politiſche Gewalt als das neue Königreich der Niederlande, deſſen Monarch die Religion ſeiner redlich geſinnten Unterthanen mit Füßen trat. Es iſt kraftvoller als Schweden, Dänemark oder zwanzig Republiken Südamerika's; und ſelbſt Nordamerika's glorreicher Adler kann in die Sonne der Freiheit nicht mit feſterem Auge blicken. Nie habe ich an meinem Lande verzweifelt, ſelbſt damals nicht, als ich kaum fünf oder ſechs Männer zuſammen bringen konnte. Wir waren eine Art politiſcher Vogelfreier; wir wurden kaum bemerkt, und die einzige Aufmerkſamkeit, welche uns die Oranienmänner ſchenkten, war, daß ſie uns zeigten, wie ſehr ſie uns verachteten. Faſt die ganze Preſſe war gegen uns, und wer es wagte, unſere Partei zu nehmen, wurde in düſtre Kerker geworfen, wo der redliche John Magee ſeine Treue gegen Irland mit dem Leben bezahlte, und wo Hugh Fitzpatrik ſtarb, der letzte Märtyrer ſeines Vaterlandes. Zu jener Zeit ſtanden vereinigt gegen uns, die Regierung, der Hof, die Polizei, die Yeomanry, das Geſetz und die Kirche, und mit allen dieſen Gegnern war die Mehrzahl des engliſchen Volks verbündet, deſſen Vorurtheile gegen uns aufgethürmt wurden; und dennoch wuchſen wir, die ſo klein begonnen hatten, immer höher und höher, bis wir endlich unſre Emancipation errangen. Jeder Irländer, mag er Proteſtant ſeyn oder Katholik, iſt in der Frage betheiligt; und in der Hoffnung, daß ich zum Ende führe, für was ich zu kämpfen nie aufhöre, rufe ich aus: Alt-Irland, wie es ſeyn ſoll!"

Man iſt indeß der Meinung, daß es O'Connel mit der Ausführung eines ſo ſchwierigen Planes, als es die Aufhebung der Union zwiſchen England und Irland ſeyn würde, nicht Ernſt

den ungeheuern Geldſummen, die ihm aus ganz Europa durch den Ablaßkram zufloßen, in Rom die große Peterskirche bauen ließ, mußte ſein berühmter Baumeiſter, Michel Angelo, über dieſe kreuzförmig gebaute Kirche hoch oben ein genaues Nachbild des noch aus dem Heidenthum erhaltenen römiſchen Pantheon ſetzen, in welchem ehemals alle Götter des alten Rom in Statuen vereinigt ſtanden. Der geheime Sinn dieſer Bauordnung war, das Heidenthum ſolle wieder über das Chriſtenthum erhöht werden. Papſt Leo ſtarb in Folge ſeines unſittlichen Lebenswandels, nachdem er kaum 47 Jahre alt geworden war.

Es charakteriſirt die welthiſtoriſche Bedeutung der Mediceer, daß ſie es hauptſächlich waren, welche durch den Eifer und den Geldaufwand, mit welchem ſie die klaſſiſchen Studien, das Wiederaufſuchen und Vervielfältigen altrömiſcher und griechiſcher Handſchriften der alten heidniſchen Dichter und Philoſophen unterſtützten, und durch das recht eigentlich jüdiſche Talent, mit welchem ſie alles zu Gelde zu machen und die Arbeit anderer zum eigenen Nutzen auszubeuten wußten, den großen Wendepunkt herbeiführten, in welchem das bis dahin feſtſtehende Chriſtenthum durch ein neues Heidenthum und Judenthum erſchüttert werden ſollte.

Wahrlich, es macht den Deutſchen Ehre, daß ſie in dem Augenblick, in welchem dieſer verhängnißvolle Wendepunkt eintrat, das auf dem Basler Concil mißlungene Werk der Reformation in die eigene Hand nahmen. Während die Romanen im Süden dem neuen Heidenthum zujauchzten, waren es die Deutſchen im Norden, welche jetzt erſt recht Chriſten ſeyn wollten durch Verwerfung des welſchen Tandes und Truges und durch Verkündigung des Wortes Gottes, wie es nur in der heil. Schrift rein erhalten iſt.

Es wäre inzwiſchen den Romanen wohl kaum gelungen, ſich ſo viel gegen die Germanen herauszunehmen und ſie in ſo maßloſer Weiſe zu übertölpeln, wenn nicht die deutſchen Kaiſer ſelber, nämlich die Habsburger, es immer mit dem Romanismus gehalten hätten. Das war Deutſchlands traurigſtes Verhängniß, daß ſeine eigenen Kaiſer für die deutſche Sache kein Herz mehr hatten.

Wenn der deutsche Kaiser sich für die Reformation erklärt hätte, so würde, nachdem schon Böhmen und Oesterreich sich zu ihr bekannt hatten, auch ganz Deutschland reformirt worden seyn, und dann hätte nicht nur die politische Einheit des Reichs, sondern auch die confessionelle, diese nur in einer neuen Form, erhalten werden können. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Reformation sich auch auf den romanischen Süden hätte ausdehnen können, weil hier die Volksart und zugleich das politische Interesse eng mit der römischen Kirche verwachsen waren. Das Natürliche wäre gewesen, wenn jede der beiden großen Racen ihren eigenen Weg gegangen wäre. Das wurde nun einzig durch die Politik des Hauses Habsburg verhindert.

III.

Die Mängel des Reformationswerks.

Die Reformation begann in Deutschland bekanntlich mit der volksthümlichen Entrüstung gegen die römischen Ablaßkrämer. Der ganz heidnisch gewordene Papst in Rom, Leo X. erlaubte den Deutschen so oft und dick und grob zu sündigen, als sie immer wollten. Alle und jede Sünde, die sie schon begangen hatten oder noch begehen wollten, sollte ihnen erlassen seyn, wenn sie nur seine Ablaßbriefe kauften, die er durch Krämer im ganzen Reiche feil bieten ließ. Die frommen, aber durch die Pfaffen systematisch verdummten Deutschen zahlten und zahlten, bis ihnen denn doch die Augen aufgingen und es ihnen zu arg wurde. Da saßen in Rom Huren und Buben, schwelgten von dem Gelde, welches sie den Deutschen abgeschwindelt hatten, und lachten sie aus. Wer kennt nicht die Anekdoten von den damaligen Ablaßkrämern in Deutschland, welche die schändlichsten Laster und Verbrechen förmlich er-

sannen und zu ihrer Begehung aufmunterten, nur um den Ablaß dafür verkaufen und das Geld einstreichen zu können, bis ein märkischer Edelmann dem unverschämtesten dieser Krämer, dem berüchtigten Tetzel, unterwegs Ablaß für eine noch zu begehende Sünde abkaufte, ihn dann packte und ihm den Geldkasten abnahm, ihm zurufend, das sey eben die Sünde, für die er den Ablaß gekauft habe! Genug, die Deutschen wollten sich von Rom aus nicht mehr übertölpeln lassen. Luther schlug seine berühmten Thesen gegen den Ablaß und andern römischen Unfug an die Schloßkirche zu Wittenberg an und das Volk rief ihm Beifall zu. Jetzt erst schämte man sich, jetzt erst loderte der deutsche Zorn über die welschen Schurken in hellen Flammen auf.

Aber Luther bekam einen schweren Stand. Die deutsche Nation war auf die Aenderung der Dinge, die so plötzlich eintrat, nicht vorbereitet, überhaupt nicht als Nation organisirt. Sie hatte ihre eigene Vergangenheit vergessen, sonst würde sie sich an die Gothik, an die älteren Nationalconcile der deutschen Volksstämme und an den Arianismus erinnert haben. Ihr Gedächtniß ging nicht weiter als auf Hus zurück, den sie gutmüthig als Märtyrer feierte, obgleich er die Deutschfresserei so arg getrieben hatte, wie irgend die heutigen Czechen. Die Deutschen des 16. Jahrhunderts empörten sich gegen Rom, ohne eine historische Basis unter den Füßen zu haben. Nur der nationale Instinkt und das Bewußtseyn, sie seyen doch bessere Christen, als die Welschen, trieb sie an. Sie trotzten Rom, sie brachen mit ihm, aber — was weiter? wo wollten sie hinaus? Man dachte zwar wieder, wie zur Zeit des Constanzer Concils, an eine durchgreifende Reformation der ganzen Kirche „an Haupt und Gliedern", aber man traute nicht mehr. Man begnügte sich, niederzureißen, was man haßte, konnte aber nicht gleich wieder bauen, weil man noch keinen Plan hatte und überhaupt nicht einig war.

Luther entwarf ein Programm: wir wollen, schrieb er, frei, christlich und deutsch seyn! (Werke XXIV. 112.) Gewiß ein schönes Programm! Freiheit, sie war dem vom Romanismus in Fesseln geschlagenen Germanismus dringend nöthig; sie kam auch, aber die

Schwarmgeiſter, Wiedertäufer und der Pöbel im Bauernkriege machten einen ſchlechten Gebrauch davon und die Fürſten nahmen ſie für ſich in Beſchlag. Chriſtlich! wie ſehnte man ſich aus dem heidniſchen Papſtthum hinaus endlich einmal wieder zum urſprünglichen Chriſtenthum zurück, aber es war verloren gegangen. Man wußte gar nicht mehr, was es war, und doch bildete ſich jeder ein es zu wiſſen und wollte es beſſer wiſſen als der andere, und gerade das Einfachſte, echt Chriſtliche, in welchem ſich alle hätten vereinigen ſollen, das „liebe deinen Nächſten als dich ſelbſt", wurde in das biſſigſte Theologengezänk und in den giftigſten Bruderhaß verkehrt. Deutſch! ja wahrhaftig, es kam darauf an, ſich deutſch zu fühlen in jener Zeit. Aber war denn nicht der deutſche Kaiſer ſelber mit den Welſchen gegen Deutſchland verſchworen? und was machten die Reichsfürſten von der Reformation für einen andern Gebrauch, als den, das deutſche Reich vollends in Fetzen zu reißen und jeden Fetzen zu ihrem Privateigenthum zu machen?

Es war natürlich, daß Luther erſt einreißen mußte, ehe er bauen konnte. Was er aber am bisherigen Papſtthum niederriß, dafür bot ſich in den meiſten Fällen der Erſatz von ſelber dar. Er verwarf die Tradition, den daraus gefolgerten Primat des Papſtes, die canoniſchen Bücher, die päpſtlichen Decrete und Bullen und ſah in der heil. Schrift allein Quelle und Richtſchnur des chriſtlichen Glaubens und Geſetzes. Ihr habt ſie, rief er den Römern zu, bisher unter die Bank geſchoben, aber ich will ſie wieder hervorholen. Seine deutſche Ueberſetzung der Bibel iſt ein Meiſterwerk für alle Zeiten. Ein großes, ein unſchätzbares Verdienſt Luthers, wenn auch theils die Orthodoxie des Buchſtabenglaubens, theils die verſchiedenartige Auslegung der Bibel neues Unrecht und neue Noth herbeigeführt haben.

Indem Luther Stück für Stück die Zwangsjacke zerriß, welche das römiſche Papſtthum dem deutſchen Volk über den Hals gezogen hatte, verwarf er auch wie den römiſchen Primat, ſo das ganze bisherige Monopol der Prieſterſchaft, gab alſo auch den Laien zurück, was ihnen gebührte, den Kelch im Abendmahl, und den Prieſtern, was ihnen gebührte, das anerkannte rechtmäßige Ehe-

weib, um dem Scandal der Prieſterconcubinen ein Ende zu machen und den unſittlichen Schmutz aus der Kirche hinwegzufegen. In allen dieſen Beziehungen ſtellte alſo Luther wieder her, was ſchon chriſtlicher Gebrauch der Deutſchen nach ihrer Bekehrung in der Völkerwanderung geweſen war, was die Gothen nur nach ſchwerem Kampf eingebüßt, die Angelſachſen am längſten behauptet hatten.

Daß Luther die Bibel zum alleinigen Fundament des Chriſtenthums machte, war natürlich und unvermeidlich, weil das Papſtthum vielfach von ihr abgewichen war, um einer willkürlich behandelten Tradition mehr Werth beizulegen. Aber Luther verfuhr dabei nicht folgerichtig. Er erkannte zum Beiſpiel gleich dem römiſchen Papſtthum die Dreieinigkeit an, von der kein Wort, das nicht mißverſtanden werden könnte, in der Bibel ſteht, und er verfehlte ſich ſehr durch den ſog. Buchſtabenglauben, der jedes Wort in der Bibel als unmittelbar von Gott eingegeben annahm, als ob die Evangelien nicht von Menſchen und zwar von verſchiedenartigen Menſchen geſchrieben worden wären, und als ob es dabei auf etwas anderes, als auf die innere Glaubwürdigkeit allein ankommen könnte. Nur in der Wahrheit, in der Erhabenheit, im ſittlichen Adel der Lehre und des Lebens Jeſu liegt die Göttlichkeit der h. Schrift, nicht im Buchſtaben, und dieſer heilige Inhalt bedarf keiner andern Beglaubigung, als daß er da iſt.

Ueberdies hat Luther ſelbſt in ſeiner mit Recht ſo hoch bewunderten Bibelüberſetzung doch im Intereſſe ſeiner einſeitigen Glaubenslehre das eine oder andere Bibelwort willkürlich abgeändert. Wie bekannt, flickte er in Römer 3. 28 das Wörtchen „allein“, welches im griechiſchen Texte fehlt, eigenmächtig ein, ſo daß es nun hieß: „Der Menſch wird gerecht ohne des Geſetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Dieſer alleinige Glaube, die berühmte sola fides, wurde nun der Grundgedanke der lutheriſchen Lehre. Der zweite Grundgedanke war der von der leiblichen Gegenwart Chriſti im Abendmahl, jedoch nur im Moment des Genuſſes, womit den Katholiken nicht genügt, dem Zwinglianer und Calviniſten aber zu viel behauptet war. Um ſolcher Glaubensſätze willen brach nun der er-

bitterſte Kampf unter den Theologen der Reformation aus. Luther rief einmal in ſeiner Heftigkeit, Zwingli ſey noch ſiebenmal ärger als der Papſt.

Die sola fides hatte zur Vorausſetzung, das ſittliche Verhalten des Menſchen ſey ganz ohne Verdienſt, überhaupt nur eine eitle Täuſchung, denn der Menſch ſey durch und durch verderbt und könne gar nichts aus ſich ſelber machen, ſondern allein Gottes Gnade könne in ihm wirken und ihn zur Seligkeit fähig machen durch den Glauben. Daraus entſtand nun bei den eifrigſten Lutheranern eine Ueberſchätzung des Glaubens, die nothwendig zu einer ungerechten Unterſchätzung des ſittlichen Handelns führen mußte und geführt hat. Es kam in der That ſo weit, daß der tugendhafteſte Chriſt von den Lutheranern als Ungläubiger verketzert und dagegen der größte Schurke für gerechtfertigt erklärt wurde, wenn er nur glaubte. Lutheriſche Hofpfaffen konnten daher ihren laſtervollen Fürſten ebenſo bequem alle Sünden erlaſſen und die ewige Seligkeit zuſichern, wie die jeſuitiſchen Beichtväter den übrigen. Für den, der vom Laſter nicht laſſen wollte, war Glauben eben ſo bequem als Werkheiligkeit. Der höchſte Werth des Chriſtenthums aber beſteht nicht in der Entſchuldigung und Erleichterung des böſen Thuns. Würde die Nachfolge Chriſti nicht die reinſte Moral und den zarteſten Seelenadel bedingen, ſo würde das Chriſtenthum tiefer ſtehen, als manche Heidenreligion.

Die sola fides wurde Zwangsglaube und führte zu derſelben unbarmherzigen Intoleranz zurück, die der römiſchen Kirche zu ſo ſchwerem Vorwürfe gereichte. Andere des Glaubens wegen zu verdammen oder gar hinrichten zu laſſen, iſt nicht chriſtlich. Wenn die Lutheraner in Sachſen den armen Kanzler Krell als heimlichen Calviniſten köpfen ließen, ſo war das nicht beſſer als die Blut- und Feuerurtheile der ſpaniſchen Inquiſition. Dadurch aber, daß man den Menſchen unter Drohungen und Schrecken das Bekenntniß mit dem Munde aufzwang, machte man ſie nur zu Heuchlern.

Die Calviniſten geriethen auf denſelben Irrweg. Auch ſie verdammten Andersdenkende. Das Verhältniß der Lutheraner oder ſog. Proteſtanten zu den ſog. Reformirten oder Anhängern Zwinglis

in Zürich und Calvins in Genf war kurz folgendes. Auch die letzteren erkannten, wie Luther, in der vom h. Geist inspirirten Bibel die alleinige Quelle der christlichen Lehre. Auch sie verwarfen den Primat, das Monopol der Priesterkaste, den Cölibat, und gaben den Laien den Kelch zurück. Sie entfernten sich aber von der katholischen Kirche noch mehr als Luther, sofern sie gar keinen Altarschmuck, keine Bilder, nicht einmal mehr ein Kreuz in der Kirche litten. Am weitesten vom alten Ritus entfernte sich Zwingli, welcher im Abendmahl Brod und Wein lediglich nur noch als Sinnbild des Leibes und Blutes Christi gelten ließ, wobei man an seinen Tod denken sollte, während Calvin zwar nicht auch nur einen momentanen Genuß des wirklichen Leibes und Blutes Christi, wie Luther, immer aber noch eine mystische Mittheilung des göttlichen Geistes im gläubigen Genuß des sinnbildlichen Brodes und Weines zugab. Eigentlich hätte sich also die Lehre Luthers mit der Calvins wohl können vereinigen lassen. Aber ihre Bekenner verfeindeten sich untereinander mit äußerster Erbitterung, fast noch mehr als gegen die Katholiken. Diese Unvernunft und dieser unchristliche Bruderhaß wird gewöhnlich der Verstocktheit und Rechthaberei theologischer Zänker zugeschrieben. Unter der Oberfläche dieses Gezänks lag aber ein tieferer Grund verborgen, nämlich die Sonderpolitik der Fürsten. Der Pfälzer Kurfürst bekannte sich zu Calvin aus Eifersucht gegen Sachsen und um sich auf Schweizer und Holländer stützen zu können, welche gleichfalls Calvinisten geworden waren. Jeder Fürst hatte das Interesse, daß alle seine Unterthanen auch nur seinem Glauben anhingen, woraus am Ende das Reichsgesetz hervorging, welches wirklich befahl, in jedem fürstlichen Territorium solle einzig der Glaube gelten, zu welchem der Fürst sich bekenne und den er vorschreibe. Luther selbst unterstützte die fürstliche Autorität mit der seinigen, nicht als ob er den Fürsten nur Gutes zugetraut hätte, sondern weil ihn der Wahnsinn der Wiedertäufer und anderer Schwarmgeister und Volksverführer und die entsetzliche Dummheit und Rohheit des Volks im Bauernkriege abgeschreckt hatte und nur die Fürsten noch vermochten Zucht und Ordnung herzustellen. So bildete sich hauptsächlich in der lutherischen Kirche

eine Art Aberglauben an das Königthum von Gottes Gnaden und die Lehre des unbedingten Gehorsams gegen Potentaten und Obrigkeiten aus, auch wenn dieselben unwürdig waren und ungerecht verfuhren. Wie in der katholischen Kirche auch der persönlich gottloseste Pfaffe, blos weil er die Weihe empfangen, geheiligt war, so wurde in der protestantischen Kirche nunmehr auch der schlechteste Fürst blos wegen seiner fürstlichen Geburt und göttlichen Rechts geheiligt. Auch in den calvinischen Staaten übte die Staatsgewalt, selbst die republikanische in der Schweiz und Holland, den stärksten Einfluß auf die Kirche. Auch hier schloß man Andersgläubige aus politischen Gründen aus und handhabte die strengste Orthodoxie.

Das Hauptübel war, daß in den protestantischen Staaten zwar die Kirche germanisirt und von den römischen Mißbräuchen frei werden sollte, die Staaten aber als solche jetzt selber romanisirt wurden, theils durch das römische Recht, theils durch die classischen Studien und den Geschmack der Renaissance, die in den lutherischen wie in den calvinischen Staaten das deutsche Recht verdrängten und die deutsche Gesinnung verfälschten. Was die Jesuiten im katholischen Gebiete waren, die Todfeinde und Unterdrücker alles Germanismus, das wurden im protestantischen Gebiete die Juristen und Humanisten. Die Juristen waren weit mächtiger als die Geistlichen. Die Theologen wurden aus der fürstlichen Kanzlei geleitet. Die Fürsten bildeten um sich her eine Staatsdienerschaft, die allein waltete und sich die Geistlichkeit als dienendes Werkzeug unterordnete. In den Staatsdienerfamilien wurden fast regelmäßig der talentvollere und energischere Sohn ein Jurist, der beschränktere ein Pfarrer. Auch in den calvinistischen Republiken standen Juristen mit ihrem römischen Recht immer an der Spitze. Auf allen protestantischen Universitäten und Schulen wurden zugleich die classischen Studien zur Grundlage des Unterrichts und der Bildung gemacht und die protestantischen Höfe huldigten, mit den katholischen hierin wetteifernd, dem heidnischen Geschmack der Renaissance.

Erst dadurch kam in den protestantischen Ländern ein Aberglauben auf, so arg, wie er irgend in katholischen Ländern herrschte. Erst durch das Studium der altgriechischen und altrömischen Classiker

lernten die Humanisten den ganzen altheidnischen Aberglauben an böse Dämonen, Zauberei, Geisterbeschwörungen ꝛc. kennen und führten ihn überall in's Leben ein. Zugleich entlehnten die Juristen dem altrömischen Recht die grausamsten Folterqualen und Todesstrafen, welche das ältere deutsche Recht nicht gekannt hatte, und fanden darin ganz ebenso, wie die Katholiken in ihrer Inquisition, ein bequemes Mittel, um das Volk durch Schrecken besser in Gehorsam zu halten und mißliebige Personen dadurch unschädlich zu machen, daß man sie der Zauberei anklagte und verurtheilte. Die Barbarei des Rechts in protestantischen Ländern war von der Reformation an bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der größte Schandfleck der protestantischen Staaten, und wenn sie auch von den Juristen ausging, denen die Geistlichkeit dabei nur Dienste leisten mußte, so fällt die Schmach jedoch auch auf die letztere zurück. Daß die Katholiken demselben Wahn huldigten, hätte für die Protestanten ein Grund seyn sollen, ihn zu verabscheuen. Die Protestanten aber waren in der classischen Bildung und Renaissance befangen und dadurch fast ebenso degermanisirt, wie die Katholiken, trotz ihrer Reformation. Unter den protestantischen Fürsten hatten nur die wenigsten aufgehört, Katholiken zu seyn, um wahre Christen zu werden. Sie waren vielmehr Heiden geworden, eifrige Diener der Venus und des Bachus und bei ihren Verschwendungen immer gierig nach dem Mammon. Daher fast an allen Höfen der fürchterlichste Aberglaube herrschte, Geldmacher den Fürsten Geldmittel und andere Chymiker das Lebenselixir oder den Stein der Weisen fabriciren sollten, um ihren durch Ausschweifungen entnervten Leibern ewige Jugendkraft zu gewähren.

In ihrer Abhängigkeit von den Höfen und Juristen behielten die Geistlichen der beiden reformirten Kirchen nur einen engen Spielraum, fanden aber ihre Genugthuung in der Handhabung der Orthodoxie. In diesem Gebiet allein durften sie mit Zustimmung der Höfe und Juristen die Herrn spielen, was sie denn auch mit derselben finsteren Intoleranz thaten wie die Inquisitoren der römischen Kirche. Fanatische Prediger schleuderten von ihren Kanzeln herab Verdammungsurtheile nicht anders wie die Päpste. Sie dienten da-

mit dem dynaſtiſchen Intereſſe ihrer Fürſten und blähten ſich um ſo hochmüthiger auf. Die Dogmen, um die man ſich ſtritt, waren nur Vorwand, der Zweck der Polemik war immer nur, die calviniſchen Fürſten zum Vortheil der lutheriſchen zu ſchädigen, oder umgekehrt. Die lutheriſchen Zeloten trieben dadurch die calviniſchen Höfe in die Arme des katholiſchen Frankreich und ihrerſeits trieben wieder die calviniſchen Zeloten die lutheriſchen Fürſten in die Arme des katholiſchen Kaiſers. Man kann ſich kaum etwas Jämmerlicheres denken, als den glühenden Eifer ſcheinbar für die Ehre Gottes in den falſchen Augen ſerviler Hofprediger, denen es um den Glauben gar nicht ernſt war, ſondern die ſich nur bei ihren Fürſten einſchmeicheln wollten.

Schon Melanchthon hatte, obwohl vergeblich, die theologiſchen Zänker zur chriſtlichen Bruderliebe ermahnt und Muth genug gehabt, ſelbſt gegen ſeinen Freund Luther die guten Werke der Liebe in Schutz zu nehmen und für etwas Beſſeres zu erklären, als den liebloſen Glauben und die Disputationen. Ganz in derſelben Weiſe, obgleich ebenfalls vergeblich, kämpfte der edle Johann Valentin Andreä im Anfang des 17. Jahrhunderts gegen die vielen proteſtantiſchen Päpſtlein und gegen die gänzlich unmoraliſche Orthodoxie. „Sie wollen, ſchrieb er, lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten; lieber die Gegenwart Chriſti beweiſen, als ihn überall verehren, lieber die Reue beſchreiben, als ſelber empfinden, lieber das Verdienſt der guten Werke herabſetzen, als ſelber gute Werke thun; lieber die heiligen Bücher durchblättern, als chriſtliche Liebe zu pflegen. Sie machen die Religion zu einer Wiſſenſchaft, nur um gelehrten Ruf zu erlangen.“ Die Schrift, in der er das drucken ließ, nannte er „Die Freiheit des wahren Chriſtenthums“ die eben nirgends mehr zu finden war. Bitter klagt er, daß, wer rechtſchaffen lebe, ein Schwärmer und Separatiſt geſcholten werde, die aber lüderlich und voll Egoismus ſeyen und andere plagten, mit ihrer Rechtgläubigkeit prahlen.

Die lutheriſche Vorausſetzung, die menſchliche Natur ſey ſeit Adams Fall gänzlich verderbt, trug nicht wenig zur Roheit und Verwilderung der Zeitgenoſſen bei, denn mit einem ſo durch und durch

ſey, und daß er nur die Irländer in Aufregung erhalten wollte, um über ihre Intereſſen zu wachen.

Im December wurde das künftige Kirchenweſen Irlands organiſirt. Bei Erledigung eines Bisthums ſoll das Capitel in Gemeinſchaft mit der Geiſtlichkeit des ganzen Sprengels drei Candidaten wählen, aber Zeugniſſe beibringen, daß ſie brittiſche Unterthanen und unbeſcholtenen Rufes ſind. Dann hat der Papſt aus dieſen dreien Einen zu wählen. Auf dieſe Weiſe iſt das Ernennungsſyſtem ein durchaus einheimiſches geworden. Der neue Biſchof muß nothwendig ein loyaler brittiſcher Unterthan ſeyn, und der Papſt beſitzt nicht einmal ein Veto. Indem der Papſt dieſe neue Einrichtung anerkannte, und ſomit von der Strenge der römiſchen Grundſätze etwas nachließ, erwies er ſich für die Toleranz erkenntlich, welche ihrerſeits die Engländer durch die Emancipation an den Tag gelegt hatten.

2.

Zuſtand Englands.

Das Parlament, das am 5 Februar eröffnet und am 24 Junius vertagt wurde, nahm außer der katholiſchen Emancipation zwar noch einige Sachen von Wichtigkeit vor, z. B. die Parlamentsreform, die Noth der Armen, das Handelsmonopol der oſtindiſchen Compagnie, kam aber darüber zu keinem Schluß. Man machte dem Parlament wegen ſeiner Lauigkeit und Gefügigkeit in den Willen Wellingtons bittre Vorwürfe, die aber zu nichts fruchteten.

Wellington, der durch die Emancipation ſich ſehr po-

verdorbenen Maden- und Sündenſack glaubte man nicht grob genug verfahren zu dürfen. Glaubenszwang und Intoleranz machten grauſam, aber die Theologie half dazu. Im Streit über die göttliche und menſchliche Natur, die geſchaffenen und ungeſchaffenen Eigenſchaften des Heilands verwandelten ſich die Theologen eigentlich in Proſectoren und ſecirten den Leib Chriſti mit einem Cynismus, der jede wahre Ehrfurcht und Andacht ausſchloß. Schamloſe Theologen wühlten im heiligen Leibe bis auf die Eingeweide und in die Excremente hinein (Stercoriſten), und ſtritten, ob Chriſtus, der in den durch Adam verderbten Menſchen eingehe, um ihn ſündenlos oder aus dem alten Adam den neuen zu machen, auch in einen ſchon todten und verweſenden Menſchenleib eingehen könne (Cadaveriſten). Dergleichen Verirrungen der Phantaſie, mit denen aber die zänkiſchen Pfaffen ihre Gemeinden von der Kanzel herab behelligten, wirkten gewiß eben ſo auf die zunehmende Roheit der Menſchen ein, wie die entſetzliche Grauſamkeit, die mit dem römiſchen Recht aufgekommen war, die Henkerluſt der Juriſtenfacultäten in den Hexenprozeſſen. Man hatte daher auf proteſtantiſcher Seite kaum ein Recht, ſich über die Autodafés der ſpaniſchen Inquiſition und über die gräßlichen Marterbilder zu beklagen, mit denen ſeit dem Aufkommen der Renaiſſance die katholiſchen Kirchen aller Länder ſich anfüllten. Beſtialiſche Grauſamkeit und Unzucht, rohe Sitten und Unfläterei ſelbſt an den Höfen und auf den Univerſitäten, wie auch eine auffallende Vergröberung der Sprache, charakteriſiren die ganze Zeit.

Man muß ſo billig ſeyn anzuerkennen, daß das deutſche Volk auch noch unter dem Glaubenszwange viele gute Eigenſchaften bewährte, und zwar unter dem katholiſchen wie unter dem lutheriſchen und calviniſchen. Unter dem doppelten, kirchlichen und politiſchen Druck litt zwar das Volk ſehr, aber dadurch an Gehorſam und Demuth gewöhnt, blieb ihm eine gewiſſe patriarchaliſche Unſchuld und Einfalt treu. Auch der Aberglaube ſtand kindlichen Seelen gut, die innige andachtsvolle Hingebung an das, was man für heilig hielt, war auch dann noch löblich, wenn der Gegenſtand der Anbetung von ſehr fraglicher Heiligkeit oder auch nur ein

Phantom war. Denn die Liebe iſt auch dann noch ſchön, wenn es ihr Gegenſtand nicht iſt. Aber damit iſt gerade bewieſen, daß nur das gläubige und andächtig ſich hingebende Subject Lob verdient, nicht aber der Prieſter oder das, was er für heilig ausgibt und was doch nicht heilig iſt. So übte das deutſche Volk und übt noch eine liebens- und hochachtungswürdige Frömmigkeit, trotz der Unheiligkeit der Prieſter und ihrer Satzungen. Wenn uns das katholiſche Landvolk in Deutſchland ſo oft durch ſeinen frommen Sinn anmuthet, ſo iſt das nur möglich, weil unſer Volk von Natur ſo ehrlich und brav iſt, und dadurch wird keineswegs der römiſche Pfaffentrug gerechtfertigt. Daſſelbe gilt von dem frommen proteſtantiſchen Landvolk. Hier liegt der Segen im Volksgemüth und nicht im confeſſionellen Dogma.

Sollte auch dem Glaubenszwange als ſolchem das Verdienſt zukommen, manchen in der Race liegenden Troz zu beugen, manche Wildheit zu zähmen, ſo ruft er doch andererſeits einen neuen Troz, eine neue Wildheit des Unglaubens hervor. Nicht alle Menſchen vermögen das zu glauben, was zu glauben man ihnen befiehlt. Gegen einen Glauben, der keine innere Wahrheit enthält, oft ſogar der evangeliſchen Wahrheit und Sittenlehre in's Geſicht ſchlägt, hat man nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, ſich zu empören. Geht der Glaubenszwang ſo weit, daß der vernünftige Chriſt von der Hierarchie auf Leben und Tod verfolgt wird, ſo reizt das zu einem billigen Mißtrauen gegen die Kirche auch bei den nicht unmittelbar Betheiligten auf, und bei Betheiligten zu bitterm Haß. Aus dem Mißtrauen wird Gleichgiltigkeit und Religionsſpötterei und aus dem Haß wächſt endlich der dem Aberglauben diametral entgegengeſetzte Unglauben und der Geiſt der Verneinung hervor, der in der franzöſiſchen Revolution zur förmlichen Abſchaffung der chriſtlichen Kirche führte. Abgeſehen von dieſen Nutzanwendungen, von denen uns die Geſchichte ſo ſchreckliche Beiſpiele aufſtellt, wie aus Glaubenszwang Glaubenshaß entſpringt, iſt es ſchon principiell unchriſtlich, das von Chriſtus ſelbſt verworfene Phariſäer- und Zelotenthum in ſeine Kirche wieder einſchmuggeln zu wollen, an die Stelle der Wahrheit und der Freiheit ihrer Anerkennung

eine Lüge und den Zwang zu ſetzen, der ſie als Wahrheit geltend machen will.

Bekanntlich nannte Jakob Böhme die katholiſche Kirche die ſteinerne und die proteſtantiſche die der Zänker. Es iſt nicht zu leugnen, daß unſere proteſtantiſchen Theologen, zumal die Hofprediger und die vom Hofe begünſtigten Profeſſoren in den Fehler der Griechen zurückfielen, d. h. in die gelehrten Spitzfindigkeiten, und indem ſie alle Glaubensſätze in den Prozeßweg leiteten, zugleich auch in den byzantiniſchen Servilismus, mit welchem ſie redend oder ſchweigend nur dem politiſchen Intereſſe der weltlichen Obern dienten. Das war der Hauptgrund, aus welchem die Mehrheit der Gebildeten auch im proteſtantiſchen Gebiete gegen die Orthodoxie eine Abneigung faßte und ſich mehr und mehr, wenn auch nicht dem Unglauben, doch einer religionsloſen Humanitätsſchwärmerei hingab. Wie viele Vorzüge auch die Kirchen der Reformation vor der katholiſchen anſprechen durften, ſo entfernten doch auch ſie ſich vom ſittlichen Ideal des wahren Chriſtenthums. Namentlich trifft Holland und England der ſchwere Vorwurf, daß ſie die Chriſtenpflicht ſyſtematiſch über ihrer Handelspolitik verleugneten. Die Holländer ſteckten tief in calviniſcher Orthodoxie und nahmen doch keinen Anſtand, um in Japan das Handelsmonopol zu erwerben, den argwöhniſchen Heiden dort zu verſichern: Wir ſind keine Chriſten, ſondern Holländer. Auch verhütet die holländiſche Regierung bis auf den heutigen Tag in ihren Colonien die Bekehrung der Heiden zum Chriſtenthum und ebenſo die Einwanderung von Europäern, weil durch freie Weiße das Chriſtenthum unter den Heiden verbreitet werden könnte. Ebenſo verfährt die engliſche Regierung in Oſtindien, und wenn ſie auch anſtandshalber Miſſionäre duldet, ſo läßt ſie dieſelben doch gefliſſentlich nicht aufkommen und duldet auch eine europäiſche Coloniſation in Oſtindien nicht, ja ſie baut den Heiden Tempel und beſoldet ihre Prieſter. Der abſcheulichſten Verſündigung am Chriſtenthum aber hat ſich England ſchuldig gemacht, ſofern es chineſiſche Städte zerſtörte und unmenſchlich mit den Chineſen umging, um ſie zu zwingen, ihnen noch fernerhin Opium abzukaufen. Der Opiumhandel mit China brachte England jährlich viele Millionen ein. Das Opium

aber iſt ein Gift, wodurch ein großer Theil der chineſiſchen Bevölkerung entnervt wird. Der Kaiſer von China verbot es, aber England zwang ihn, den ſchändlichen Handel fortdauern zu laſſen, und er dauert heute noch fort. Die Taiping, eine große Partei in China, die ſich freiwillig zum Chriſtenthum bekehrt hatte, warfen den Engländern vor, ſie ſeyen ſchlechte Chriſten, und die Engländer halfen mit ihren Flotten und mit ihrer überlegenen Artillerie den heidniſchen Chineſen die chriſtlichen unterdrücken.

Unter den verſchiedenen Reformationskirchen gebührt der lutheriſchen immerhin ein Vorrang, ſofern ſie ſich nicht nur zwiſchen den Extremen möglichſt in der Mitte hielt, ſondern auch der deutſchen Volksnatur am beſten zuſagte. Sie verwarf zwar den äußern Prunk der römiſchen Kirche, aber auch die Leerheit und nüchterne Proſa der calviniſchen und behielt feierliche und würdige Formen bei. Sie verwarf das Theatraliſche und Poſſenhafte der katholiſchen Feſte und die Frivolität der laren Beichten und des Ablaſſes, aber auch den kahlen Rigorismus der Puritaner. Sie verwarf die katholiſche Transſubſtantiation als eine grobe und unerlaubte Gottmacherei durch Prieſterhände, aber auch die bloße Sinnbildlichkeit der reformirten Abendmahlsfeier, und hielt inſofern die richtige Mitte ein, als ſie hier das Myſterium keineswegs aufgab, daſſelbe aber ungleich zarter behandelte und profanem Mißbrauch nicht ſo ausſetzte, wie es in der römiſchen Kirche der Fall war. Sie rettete den echt chriſtlichen Grundgedanken des Prediger Eckhart, nach welchem der Menſch mit Gott nicht leiblich, ſondern nur durch die geheime Pforte ſeiner Seele verkehrt, und beſchränkte den Genuß im Abendmahl auf einen Moment ſubjectiver Empfindung der Gottheit, ohne dieſelbe, gleich den Calviniſten, für abweſend und die ganze Handlung nur für eine ſinnbildliche zu erklären.

Indem die lutheriſche Kirche das Myſterium feſthielt, behauptete ſie auch die rechte Mitte zwiſchen dem römiſchen Aberglauben und zwiſchen dem modernen Unglauben.

Wäre die lutheriſche Kirche nicht durch die Fürſtenpolitik und durch das theologiſche Gezänk in der Achtung geſunken, ſo würde ihre Form für das deutſche Volk wohl die angemeſſenſte geweſen ſeyn.

Sie sagte gleich im Anfang der Reformation auch dem Volk in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Tirol und Salzburg am meisten zu und wurde freudig und lange von ihm festgehalten, bis es der Ferdinandeischen Tyrannei unterlag. Die Lutheraner waren deutsch gesinnt, daher sie auch immer gern zum Kaiser hielten, wenn dieser ihre Glaubensfreiheit nur einigermaßen schonte. Bei den Calvinisten vermissen wir diesen patriotischen Instinkt. Sie neigten zum Kosmopolitismus und zu internationalen Bündnissen. Sie hielten zu Frankreich gegen Deutschland oder wurden particularistisch und schlossen sich vom deutschen Reich ab, als ob sie gar keine Deutsche wären (Schweizer und Holländer).

IV.

Die Sektirerei.

Weil die beiden neuen Kirchen der Reformation allgemein eben so wenig befriedigten, als es die katholische vermocht hatte, dauerte das Reformbestreben auch in ihnen noch fort. Zwar hatten sich die beiden neuen Kirchen so scharf umgrenzt, wie die alte, und jede übte in ihrem Gebiet aus politischen Gründen den Terrorismus, den wir schon kennen gelernt haben. Doch war es natürlich, daß vielfältig dagegen rebellirt wurde und daß man es Luther und Calvin schwer verübelte, einen neuen Glaubenszwang eingeführt zu haben, nachdem sie den alten der römischen Kirche durchbrochen hatten. Indeß war die Macht der neuen Orthodoxie, weil sie der Fürstenmacht diente, schwer zu bekämpfen und die neuen Reformer, die sich dagegen auflehnten, konnten es immer nur bis zur Bildung verhältnißmäßig kleiner Sekten bringen, was ihnen noch am ehesten in den calvinischen Republiken gelang, weil bei politischer Freiheit die Gedankenfreiheit nicht so ganz unterdrückt werden konnte, wie in den Monarchien.

In den neuen Sekten, die aus der großen Bewegung der Reformation hervorgingen, war dem heil. Geiſt eine große Rolle vorbehalten. Gott den Vater hatte man in der römiſchen Kirche ſo gut wie vergeſſen, nur immer Gott den Sohn und ſeine Mutter in den Vordergrund geſtellt und mit ihrem Cultus den argen Mißbrauch getrieben, den wir oben ausführlich erörtert haben. Nun war die Zeit gekommen, auch mit dem heil. Geiſt Mißbrauch zu treiben. Das geſchah noch zu Lebzeiten Luthers im Bauernkriege und in den Wiedertäuferunruhen. Die Zeit war außerordentlich aufgeregt. Die lange von Klerus und Adel mißhandelten Bauern verſtanden unter der chriſtlichen Freiheit, in deren Namen Luther das Joch des römiſchen Papſtthums zerbrach, auch die politiſche Freiheit und zerſtörten die Klöſter und Burgen des Adels. Die Führer aber, die ſich ihnen aufdrängten, waren entweder phantaſtiſche Schwärmer, die ſich wirklich einbildeten aus ihnen rede der heil. Geiſt, oder ſie gaben es vor und ſetzten den heil. Geiſt, in deſſen Namen ſie alles Mögliche behaupten konnten, theils der römiſchen Hierarchie, theils der Autorität der Bibel entgegen, auf die ſich Luther berief. Es iſt kein Zweifel, daß die Fanatiker, welche Luther die Schwarmgeiſter zu nennen pflegte, ihn nicht wenig in ſeinem bibliſchen Buchſtabenglauben befeſtigt haben, denn gegen alle die Ungeheuerlichkeiten, welche einerſeits das Papſtthum aus der ſog. Tradition und andrerſeits die Schwarmgeiſter aus dem angeblich in ihnen wirkſamen heil. Geiſt ſchöpften, konnte in der That nur der Wortlaut der heil. Schrift helfen. In gewiſſer Beziehung ſtanden die Schwärmer dem Calvinismus näher als dem Lutherthum, denn es entſprach einigermaßen der calviniſchen Prädeſtination, wenn ſie ſich einbildeten, ſie allein ſeyen die von Gott Auserwählten und vom heil. Geiſt gleichſam Beſeſſenen.

Bei vielen dieſer Schwärmer findet ſich als charakteriſtiſches Merkmal, daß ſie, als die vom heil. Geiſt Erfüllten dadurch ſelbſtverſtändlich über alles Fleiſch erhaben ſeyen, alſo auch unbedenklich im Fleiſch ſündigen könnten, ohne daß es ihren Geiſt anfechte oder verunreinige. Daher die merkwürdige Einführung der Vielweiberei in dem von Johann v. Leyden im Jahr 1535 zu Münſter in Weſt-

phalen gegründeten neuen Reiche Gottes. Dieſe Vielweiberei hat ſich in neuerer Zeit bei den frommen Mormonen in Nordamerika wiederholt. Desgleichen iſt bekannt, in wie viele Fleiſchesſünden die überfrommen ſog. Mucker gefallen ſind. Aus Irrenhäuſern weiß man, wie nahe der religiöſe Wahnſinn mit dem erotiſchen verwandt iſt. Schon im 13. Jahrhundert zogen die ſog. „Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes“ umher, die ſchon ganz der freien Liebe huldigten. Sie behaupteten, durch das Geſetz des Geiſtes über jedes andere Geſetz erhaben zu ſeyn und ſich alles erlauben zu dürfen, wozu ſie der Geiſt treibe.

Viele Schwärmereien gingen aus der Vorſtellung hervor, daß die Welt bald untergehen, Chriſtus zur Erde zurückkehren und auf derſelben das tauſendjährige Reich beginnen werde. Die das glaubten, hießen Chiliaſten oder Millenarier. Die Vorſtellung war ſchon unter den Jüngern Jeſu ſelbſt aufgekommen und ging aus einer heißen Sehnſucht nach ſeiner Wiederkehr hervor. Sie erneuerte ſich aber lebhaft vor dem Jahr 1000 nach Chriſti Geburt, weil man glaubte, an dieſem Zeitabſchnitt werde Chriſtus wiederkommen. Viele Menſchen bereiteten ſich damals auf die große Kataſtrophe vor, tauſende pilgerten nach Jeruſalem, um dort zu ſterben und im neuen Jeruſalem wieder zu erwachen. Das Jahr ging ruhig vorüber und die Welt dauerte fort. Aber der Glaube an ein baldiges Weltende kehrte auch ſpäter immer wieder und zwar vorzugsweiſe bei chriſtlichen Sekten, die ſich entweder verfolgt ſahen und ſich nach Befreiung ſehnten, oder bei ſolchen, die ſehr hochmüthig waren, den heil. Geiſt allein gepachtet zu haben glaubten und ſich als die allein Auserwählten betrachteten, welche Chriſtus nach Vertilgung der ganzen übrigen böſen Menſchheit in ſein Reich aufnehmen werde.

Ein gewiſſer Abt Joachim in Calabrien, der 1202 geſtorben iſt, hinterließ ein Buch, worin er drei Weltalter annahm. Das erſte des Vaters habe mit Chriſto aufgehört, das zweite des Sohnes werde im Jahr 1260 endigen und dann das dritte des heil. Geiſtes beginnen. Ein Theil der Franziskaner huldigte dieſer Anſicht, die ſich freilich nicht lange behaupten konnte, und wartete vergeblich auf das ſog. ewige Evangelium des heil. Geiſtes. Dieſer ſeltſame

Glaube hatte aber seinen Grund nur in dem Abscheu frommer Mönche vor der weltlichen Ueppigkeit des Papstthums.

Besonnener dachten die frommen Katholiken, die unter dem Druck des habsburgischen Despotismus und in beständiger Furcht vor der Inquisition in Spanien sich ganz in die Stille zurückzogen und ohne sich Illusionen über ein baldiges Weltende hinzugeben, nur im Bewußtseyn, daß ihr eigenes Ende sie bald erwarte, sich auf dasselbe und auf den Eingang in das ewige Leben vorbereiteten. Diese Frommen vom Jahr 1575 nannten sich Illuminaten, weil sie das Licht nicht in der Jesuitensonne draußen, sondern im eigenen Innern fanden, im Gebet und Absehen von allem Aeußern. Weil sie aber in dieser innerlichen Vereinigung mit Gott die äußerlichen Sakramente verschmähten, fielen sie trotz ihrer Privattugenden der grausamen Inquisition anheim. Wahrscheinlich wegen des germanischen Blutes, das noch in den Spaniern rollte, ließ sich diese Innerlichkeit der Gottesminne nicht ganz ausrotten. Sie kehrte im 16. Jahrhundert in Holland in der Sekte des friedseligen Menno und im sog. Quietismus wieder, der Religion des sanften Spaniers Molinos.

Schon der heil. Augustinus hat einmal gesagt: „Ich suchte Gott sehnsüchtig überall auswendig, da fand ich ihn auf einmal in meinem Innern; wer möchte doch an allen Ecken der Welt und an allen Straßen suchen, was er in sich selbst hat!" Darauf beruft sich Molinos und vergleicht sich mit Noah, der mitten im ungestümen Meere der Sündfluth in einem Schifflein verschlossen ohne Segel und ohne Ruder sich den Wellen und dem Willen Gottes überließ. Ein andermal sagt Molinos, man müsse alles, was man an Erkenntniß in sich aufgenommen, auslöschen und seine Seele wie ein weißes Papier leer halten, damit Gott darauf schreibe. Vollkommene Passivität sey das erste Gebot. Man müsse schweigen, nicht nur mit dem Munde, man müsse auch jede Willensregung tödten und dürfe nicht einmal mehr denken, damit allein Gott in uns wirken könne. Diese Tödtung des freien Willens wurde auch hin und wieder in der lutherischen Kirche beliebt, hier aber so, daß er durch den Glauben ersetzt werden sollte, was nicht ganz mit

Molinos übereinstimmt, sofern dieser Spanier Gott nicht vorschrieb, was er in seiner Seele wirken sollte, der lutherische Glaube dagegen schon eine ganz besondere, vorgeschriebene Form und Einschränkung hatte. Nur der sächsische Theosoph Valentin Weigel lehrte noch am Ende des 17. Jahrhunderts: „Wem Freude nicht ist wie Betrübniß, der hat Gott nicht lieb. Freue dich nicht, wenn du selig wirst, betrübe dich nicht, wenn du verdammt wirst, so bleibst du in Gott unbeweglich."

Mit einer solchen furchtsamen, sich verbergenden und nur defensiven Tugend wollten sich die sog. Quäker in England nicht begnügen, sondern muthig die christliche Bruderliebe im praktischen Leben durchführen. Fox gründete diese Sekte im verhängnißvollen Jahr 1649, in welchem die Engländer ihren König hinrichteten und Cromwell die schreckliche Republik regierte, und in welchem Deutschland verblutete und in rauchenden Trümmern eben das Ende des dreißigjährigen Krieges erlebte. Grade damals zur Zeit, wo der Haß in der germanischen Race seine schaudervollsten Triumphe feierte, gründete jener fromme Engländer die Adelphen oder die Gesellschaft der Bruderliebe, denen die gemeine Welt den Ekelnamen der Quäker gab. Die Religionskriege hatten leider bewiesen, wie sehr die Religion der Liebe in ihr Gegentheil verkehrt worden war. Fox wollte sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herstellen und verfuhr ganz folgerichtig, sofern er alle kirchlichen Aeußerlichkeiten und alles Dogmengezänk verwarf und das wahre Christenthum nur in der Nachahmung Christi in der Tugend, im Seelenadel, in der Menschenliebe erkannte. Man müsse, sagt er, Christum in seinem eigenen Innern, in einem innern Lichte, im Licht vom Lichte Gottes finden, ganz in Uebereinstimmung mit unserm altdeutschen Prediger Eckhart. Da die Quäker aber keine der bestehenden Kirchensatzungen gelten ließen, wurden sie hart verfolgt und da sie den Krieg verabscheuten und keine Soldaten werden wollten, als feige Memmen verlacht, bis William Penn ihnen auf seinem reichen Erbe jenseits des Meeres ein Asyl eröffnete, in dem nach ihm benannten Pennsylvanien. Sie setzten sich durch ihre Frömmigkeit und Humanität bald in Achtung; die große Menschenmenge zu bekehren, gelang ihnen aber nicht, denn es kann kein Frieden auf Erden seyn.

Es wäre ſehr zu verwundern geweſen, wenn in der deutſchen Reformation nicht auch eine ſpecifiſch arianiſche Erinnerung aufgelebt wäre. Es geſchah auch, aber mit geringem Erfolg. Eine allzu lange Zeit war vorüber gegangen, der urſprüngliche Arianismus der deutſchen Volksſtämme vergeſſen. Die Lostrennung vom römiſchen Dogma konnte keine vollſtändige ſeyn, es koſtete Kampf genug, nur das Gröbſte davon abzuſchütteln. Zufrieden, die Marien- und Heiligenanbetung beſeitigt zu haben, taſtete man die Dreiheit der göttlichen Perſonen nicht an. Zufrieden, die Werkheiligkeit beſeitigt zu haben, ließ man doch die Rechtfertigung durch den Glauben und durch das alleinige Verdienſt Chriſti beſtehen und gab dem Willen noch immer ſeine Freiheit nicht zurück. Ja ſogar ſchränkte man den Willen noch enger ein, weil man über die Werkheiligkeit empört war und dem Menſchen nicht mehr geſtatten wollte, eigenes Verdienſt zu haben. Auch mußte der lutheriſche Glauben einigermaßen die römiſche Werkheiligkeit erſetzen. Man mußte ein Mittel haben, mit der bequemen Sündenvergebung der alten Kirche concurriren zu können. Die größtentheils in grobe Sinnlichkeit verſunkenen Fürſten würden die Reformation ſchwerlich unterſtützt haben, wenn ihnen die neuen Kirchen die Nachfolge Chriſti in einem durchaus ſittlichen Wandel und in einer Erhebung der Seele über alles Gemeine zur Pflicht gemacht hätten. Dann wären ſie lieber katholiſch geblieben, hätten für ihre Sünden Ablaß gekauft oder ſich mühelos durch ein kleines Ceremoniell abſolviren laſſen. Wenn man aber nur Glauben von ihnen verlangte und über den ſittlichen Wandel wegſah, kamen die vornehmen Sünder auf der proteſtantiſchen Seite eben ſo wohlfeil weg, wie auf der katholiſchen.

Daß damit nun die Reformation ihr letztes Ziel noch nicht erreicht habe, hat vielen edlen Menſchen jener Zeit eingeleuchtet, aber unter dem ſchrecklichen Terrorismus der Parteien wagten es nur wenige, mit ihrer beſſern Ueberzeugung hervorzutreten, und die wenigen, die es wagten, wurden faſt durchgängig hart verfolgt, von den katholiſchen Inquiſitoren lebendig verbrannt, von den proteſtantiſchen wenigſtens geköpft. Wer auch gar nicht ein neues Dogma aufſtellen wollte, ſondern nur einfach das Weſen des Chriſtenthums

pulär machte und eine Zeit lang die Whigpartei für sich gewann, herrschte seitdem fast unumschränkt, so daß der König in der That nicht unrecht gehabt hätte, wenn er wirklich, wie es hieß, gesagt haben sollte: „Wellington ist König von England, O'Connel König von Irland und ich bin der Dechant von Windsor." Georg IV ließ seinem Minister vollkommen freie Hand und beschäftigte sich in seinem prachtvollen Lustschloß Windsor, wo ihn fortwährend Kränklichkeit fesselte, mit seinen Privatvergnügungen, vorzüglich aber mit seiner Liebhaberei an Pferderennen. Unter den Brüdern des Königs waren gerade die thätigsten, der Herzog von Clarence wegen seiner Theilnahme für die Griechen, der Herzog von Cumberland wegen seines Eifers gegen die Emancipation, durch Wellington von aller Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Der erstere, nächste Thronfolger des kinderlosen Königs, war selbst schon alt, kränklich und kinderlos. Hoffnungsvoll blühte dagegen die schöne Prinzessin Victorie von Kent heran, die Tochter des dritten Bruders König Georgs IV, also zweite Thronfolgerin von England, die am 24 Mai ihren zehnjährigen Geburtstag feierte, und dabei die Glückwünsche der Königin Maria von Portugal empfing, die mit ihr in dem gleichen jugendlichen Alter stand. Die Zeitungen haben uns von der Prinzessin Victorie gemeldet: Sie genießt einer trefflichen Gesundheit, ist aber für ihr Alter sehr klein. Sie besucht ihre Lehrstunden sehr fleißig und zeigt große Leichtigkeit im Auffassen. Sie liebt die Musik ungemein, und hat darin schon große Fortschritte gemacht. Ihre Mutter erzieht sie in strenger Frömmigkeit.

Die Hauptvorwürfe, welche die schwache Opposition dem Herzog von Wellington machte, betrafen die auswärtige Politik, daher auch, nächst Wellington selbst, Lord Aberdeen, Mini-

in die Nachfolge Christi, in die christliche Liebe zu den Mitmenschen, in den reinen Wandel setzte, wurde wenigstens, wie der edle Caspar v. Schwenckfeldt, als ein Schwärmer verachtet, vertrieben, verhöhnt.

In Italien, Ungarn und Polen wirkte das reformatorische Streben, als es von Deutschland aus hier eindrang, in einer andern Richtung hin und kam merkwürdigerweise dem Arianismus nahe. Es war begreiflich, daß in diesen der Türkei näher liegenden Ländern während der großen Bewegung der Reformation der Gedanke auftauchen mußte, die Entstehung des Islam habe kein anderes Motiv gehabt, als denselben Ekel vor der griechisch-römischen Verhunzung des Christenthums in Vielgötterei und Götzendienst, wie ihn jetzt wieder die Reformationspartei empfand. Besonders unter den Calvinisten, die in den südlichen Ländern mehr Anklang fanden als die Lutheraner, kam die Meinung auf, man müsse sich den Muhamedanern, als uralten Feinden des römisch-griechischen Pfaffenthums, ein wenig nähern und Sympathien bei ihnen gewinnen. Zumal in den Nothzeiten blutiger Verfolgung durch die spanischen und deutschen Habsburger sahen sie im Feind ihres Feindes einen Freund. Daher das Motto der holländischen Geusen: Lieber türkisch als päpstlich! In Ungarn befanden sich die der Reformation Zugeneigten in furchtbarer Klemme zwischen den Türken und den scheußlichen Ketzerverfolgungen der deutschen Habsburger und die letztern wurden ihnen so unerträglich, daß sie mehr als einmal die türkische Herrschaft vorzogen. Die Fürsten von Siebenbürgen hielten damals einigermaßen zwischen beiden die Waage, zum Theil mit polnischer Hülfe. Daher kam es, daß grade hier die sog. Antitrinitarier oder Unionisten Raum fanden und es bis zur Bildung einer förmlichen Kirche brachten. Man nannte sie auch Socinianer, weil der Italiener Socini ihre Lehre articulirte. Der Hauptgedanke darin war: es gibt nur einen Gott in einer einzigen und nicht in drei Personen. Dasselbe hatte auch Muhamed gelehrt.*) Christus galt dieser Sekte nur als ein Mensch,

*) Wie sehr die Massen geneigt sind, immer in die heidnische Vielgötterei zurückzufallen, zeigte sich auch im Islam. Muhamed hatte die

unbeschadet seiner Heiligkeit, da die göttliche Kraft sich in ihm offenbart habe. Die Persönlichkeit des heiligen Geistes hielt sie für etwas ganz Ueberflüssiges, sofern es gar nicht möglich sey, Gott und seinen Geist von einander zu trennen. Das alles erinnerte nun sehr an den ältern Arianismus. Die Sekte fand aber nur eine Zeitlang auf dem christlichen Gebiete Duldung und auch nur in Siebenbürgen und Polen, im ganzen übrigen Gebiet der Christenheit wurde sie mit fanatischem Ingrimm verfolgt und zwar nicht nur in den katholischen Ländern, sondern auch in den protestantischen, weil man hier zwar die katholische Werkheiligkeit verwarf, aber an den drei Personen der Gottheit, am alleinigen Verdienst Christi und an der ausschließlichen Rechtfertigung durch den Glauben festhielt und hauptsächlich aus politischen Gründen festhalten zu müssen glaubte, um die Kluft zwischen der neuen und alten Kirche nicht noch weiter aufzureißen.

Es hatte so viele Mühe gekostet, dem Kaiser und den mit ihm verbündeten katholischen Fürsten endlich die Anerkennung einer Gleichberechtigung der lutherischen und calvinischen mit der katholischen Kirche im Reiche abzunöthigen, daß die Fürsten und Consistorien der beiden neuen Kirchen es auf's ängstlichste vermieden, und, wenn sie ihren Fortbestand behalten wollten, es auch vermeiden mußten, neue Sekten aufkommen und die Glaubenseinheit noch weiter stören zu lassen. Aus diesem politischen Grunde allein erklärt es sich, warum Calvin selbst den Socinianer Servet in Genf als Ketzer lebendig verbrennen ließ, an Grausamkeit wetteifernd mit der spanischen Inquisition. Auch fast alle andern Anhänger des Socini wurden in protestantischen, wie in katholischen Ländern hingerichtet. Wäre diese Verfolgung aus politischen Gründen nicht über die Socinianer gekommen, so würden sie ohne Zweifel wegen

---

Dreieinigkeit, wie auch den Heiligen- und Bilderdienst der verderbten Griechen auf die Anbetung des einen wahren Gottes zurückgeführt, hinterdrein aber verehrten die Muhamedaner vielmehr ihn, als Gott selbst, erfanden den Cultus von neuen Heiligen und beteten an deren Gräbern. Dagegen mußte erst wieder die neue Sekte der Wechabiten kämpfen und den einfachen Glauben an einen Gott wiederherstellen.

der Reinheit und Sittlichkeit ihrer Lehre viel mehr Anhang gefunden haben. Man weiß wenigstens von vielen Theologen der Reformationszeit, daß sie zu ihnen neigten, aber ihre Meinung nicht öffentlich kundzugeben wagten. Das gemeine Volk dafür zu gewinnen, war freilich schwierig, denn dieses war zu sehr gewöhnt an eine wohlfeile Sündenvergebung und an eine bequeme Rechtfertigung durch die katholischen Werke, durch den lutherischen Glauben und durch die calvinische Prädestination.

Ich kann nicht umhin hier einiger längst vergessenen Männer zu gedenken, die es damals auch in Deutschland wagten, an den Arianismus der ältesten deutschen Volksstämme zu erinnern und zwar in der Pfalz, in welcher überhaupt zur Reformationszeit ein sehr reger geistiger Kampf war. Unter Kurfürst Friedrich III. lebten im Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Johann Sylvan, Superintendent in Ladenburg, und Neuser, Prediger in Heidelberg, denen sich Vehe, Diaconus in Lautern, zugesellte, äußerlich der hier herrschenden calvinischen Kirche angehörig, aber der Lehre des Arius noch mehr als der Calvins zugeneigt. Sie fanden noch mehrere Anhänger, wurden aber verdächtigt und faßten den Plan, nach Siebenbürgen zu flüchten, dessen Fürst Johann Sigismund seinen Gesandten Beckheß im Jahr 1570 zum Reichstag nach Speyer schickte, was die Pfälzer Socinianer veranlaßte, sich an ihn zu wenden. Neuser ließ sich verführen, an die Möglichkeit einer Allianz des Sultans mit den Protestanten zu glauben, und grade der Arianismus schien ihm die natürliche Vermittlung zwischen dem Islam und der deutschen Reformation werden zu können. Er schrieb also selbst an den Sultan, sein Brief aber wurde aufgefangen und er mußte nun als Flüchtling umherirren, während seine Gesinnungsgenossen Sylvan, Vehe und Suter daheim eingekerkert wurden. Neuser selbst ließ sich abermals täuschen, als ob man ihm daheim verzeihen würde, kehrte in die Pfalz zurück, wurde ebenfalls eingekerkert, entkam aber nach England, ging von da in die Türkei, soll dort Muhamedaner geworden seyn, sich aber nicht befriedigt gefunden haben und endlich von Würmern zerfressen unter Gebrüll gestorben seyn. Wahrscheinlich eine Uebertreibung, denn er hatte bös-

artige Feinde. Die arianische Richtung wurde für so gefährlich gehalten, daß man, indem man dem armen Sylvan den Prozeß machte, von allen Theologen- und Juristenfakultäten sowohl in den lutherischen als calvinischen Staaten Gutachten über ihn einforderte, infolge deren er im Jahr 1572 auf dem Marktplatze zu Heidelberg enthauptet wurde. Vehe und Suter wurden als minder bedeutende Mitschuldige nur des Landes verwiesen. *)

Es fehlte zur Reformationszeit auch nicht an einer rigoristischen Sekte, die den sittlichen Gehalt des Christenthums allem andern voranstellte und mit Feuer und Schwert die Laster vertilgen wollte. An solchen Schreckensmännern hat es auch früher während großer kirchlicher Krisen nicht gefehlt. Schon die Donatisten in Afrika, schon die Husiten in Böhmen glaubten die christliche Religion bestehe einfach in der Bezwingung und Vernichtung alles Sündhaften auf Erden. Auch Savonarola, der unglückliche Reformator von Florenz, schlug diesen Weg ein, entriß den muntern Florentinern alles, womit sie sich das Leben froh gemacht hatten, allen Putz und Schmuck, alle Luxusgegenstände, alles was zu Spiel und Tanz gedient hatte, sogar die musikalischen Instrumente, schichtete sie zu einem großen Scheiterhaufen zusammen und ließ sie verbrennen. Nach der Reformation fielen die Puritaner in England auf dasselbe Verfahren und verboten alle und jede Lust des Lebens, schafften allen Putz ab, verschlossen alle Vergnügungsorte, alle Theater und ließen dem englischen Volke keine andere Straße mehr offen, als zwischen einem Betsaal und Schlachtfelde. Das war nun gut gemeint und die Uebertreibung des Luxus und der Sinnenlust hatte eine solche vorübergehende Züchtigung auch wohl verdient. Dennoch gingen die Forderungen der Puritaner an die menschliche Gesellschaft viel zu weit, wollten ihr auch jede erlaubte Freude rauben und stellten ein Extrem dar von solcher Unnatur, daß ihre Herrschaft nicht lange dauern konnte.

Die Hauptsache war auch hier die Verirrung vom wahren

*) Das Nähere über diesen interessanten Prozeß findet man in Schuchs Kirchengeschichte von Ladenburg. Heidelberg 1843.

Wege, den Chriſtus ſeiner Gemeinde vorgezeichnet hatte. Chriſtus verlangte vom Menſchen, nicht wie Moſes blinden Gehorſam, ſondern freie Ueberzeugung, den rechten Gebrauch des ihm von Gott verliehenen freien Willens. Auch das Gute hat für den, der es übt, keinen Werth, wenn er es nicht freiwillig übt. Wer die Menſchen zur Tugend peitſchen will, behandelt ſie eben nur wie Vieh oder macht ſie zu Heuchlern. Der Terrorismus der Tugend iſt ſo gut ein Abweg als der des Aberglaubens, denn beide machen grauſam und widerſprechen der chriſtlichen Liebe. Nirgends läßt ſich deutlicher erkennen, daß es ohne Freiheit keine Tugend, daher auch kein wahres Chriſtenthum geben kann.

Einen merkwürdigen Gegenſatz gegen den ſchrecklichen Phariſäismus der ſelbſtgerechten Puritaner bildete hundert Jahre ſpäter in demſelben England die Angſtbank der Methodiſten, die ſich convulſiviſch in Bußgedanken wanden, ſeufzten, heulten und wahnſinnige Geberden machten, bis die Gnade bei ihnen zum Durchbruch kam und ſie aus armen Sündern auf einmal Heilige wurden.

Im Allgemeinen blieb inzwiſchen die germaniſche Race der angeborenen Ruhe und Mäßigung treu und leidenſchaftliche Ausbrüche blieben auch in ihren Sekten immer nur ſeltene Ausnahmen.

V.

Ireniſche Verſuche.

Das Natürlichſte und Vernünftigſte wäre geweſen, daß alle Deutſchen in ihrem Nationalintereſſe gegen die Romanen zuſammengehalten hätten, weil es unmöglich war, länger zu zweifeln, daß die Italiener das kirchliche Anſehen lediglich als Mittel brauchten, um Deutſchland auszuplündern, zu knechten und zu verhöhnen. Auch ihr Gewiſſen, ihr ſittliches Gefühl, ihre wahrhaft chriſtliche Frömmigkeit und ihre geſunde Vernunft mußten ihnen ſagen, das

römiſche Papſtthum iſt nicht das rechte Chriſtenthum. Aber ein großer Theil der Fürſten und des Volks hielt aus Intereſſe, aus Furcht oder aus Trägheit an der katholiſchen Gewöhnung und namentlich am Kaiſer feſt, der nun einmal nichts von der Reformation wiſſen wollte, und manchen ſchreckten auch wohl die Auswüchſe der Reformation im Bauernkriege und in den Schwärmereien der Wiedertäufer ab. Sofern es nun nicht möglich war, alle Deutſchen in der Oppoſition gegen Rom zu vereinigen, ſo hätten ſich wenigſtens die ſehr zahlreichen Anhänger der Reformation zu einem gemeinſamen Verfahren verſtändigen können und ſie würden dann ſtark genug geweſen ſeyn, ſich wenigſtens mit dem katholiſchen Deutſchland auf einen vertragsmäßigen Friedensfuß zu ſetzen und den brudermörderiſchen Krieg von Deutſchen gegen Deutſche zu vermeiden.

Das gelang aber nicht, denn die katholiſche Partei wollte das ganze Deutſchland wieder unter ſich bringen und abwechſelnd hofften auch die lutheriſche und die calviniſche Partei ihrerſeits zur Hegemonie in Deutſchland zu gelangen. Aber die beiden letzten Parteien handelten einander zuwider und konnten alſo auf einen entſcheidenden Sieg über die Katholiken nicht rechnen, während auch die katholiſche Partei nicht ſtark genug war, die gewaltige Strömung der Reformation in ihrer Quelle zu erſticken, ſondern ſie nur einzudämmen vermochte. Da es ſich nun einmal ſo verhielt, fehlte es trotz der leidenſchaftlichen Aufregung der Zeit nicht an beſonnenen Männern, welche den blinden Fanatismus der Parteien zu beſchwichtigen ſuchten und einen modus vivendi ausdachten und bevorworteten, der den ſtreitenden Parteien wenigſtens erlaubt hätte, als deutſche Stammgenoſſen in äußerlichem Frieden zuſammenzuleben, den Streit nur mit geiſtigen Waffen auszufechten und nicht Bruderblut zu vergießen. Unter den Theologen, welche dieſe Friedensgedanken hegten, ſtand Melanchthon, unter den Fürſten Kurfürſt Joachim Neſtor von Brandenburg voran. Eine Zeitlang ſchien es, als könne der Frieden erhalten, oder der ſchon geſtörte wieder hergeſtellt werden, namentlich nach dem Augsburger Religionsfrieden, nachdem Karls V. Bruder Ferdinand aus Eiferſucht gegen ſeinen

Neffen, den spanischen Philipp, sich den Protestanten genähert hatte. Allein, obgleich es sogar dahin kam, daß die Vertreter des Protestantismus zum Concil von Trient eingeladen wurden, so gingen doch die Interessen der tonangebenden weltlichen Mächte zu weit auseinander, als daß eine aufrichtige Versöhnung möglich gewesen wäre.

Kaiser Ferdinand I. hätte sich gern von Spanien losgerissen und eine selbständige deutsche Politik eingehalten, wobei ihn sogar Herzog Albrecht von Bayern unterstützte, wie denn das Haus Wittelsbach das enge Zusammenstehen der deutschen Habsburger mit den spanischen als nächster und schwächerer Nachbar Oesterreichs sehr ungern sehen und daher gern mitwirken mußte, beide Habsburger Linien auseinander zu halten. Sowohl Ferdinand als Albrecht drangen beim Concil auf eine wahre und ernstliche Abstellung der Mißbräuche und der Papst bewilligte im Jahr 1564 den Unterthanen Ferdinands den Kelch unter der Bedingung, daß sie im Uebrigen Katholiken bleiben sollten. Allein Philipp II. duldete keine solche Concession und die Jesuiten waren äußerst rührig, seine Ansicht durchzufechten, unterstützt von der großen Mehrheit der spanischen und italienischen Bischöfe auf dem Concil. Da nun auch den zum Concil eingeladenen Protestanten nur bewilligt wurde, gehört zu werden, nicht aber mitzustimmen, so kehrten sie begreiflicherweise dem Concil den Rücken und der gute Wille des deutschen Habsburgers und des Wittelsbachers vermochte keine Einigung mehr zu erwirken.

Des Kaisers Sohn und Nachfolger Maximilian II. nahm den Sühneversuch noch einmal auf und war sehr geneigt, die kirchliche Reform in seinen Kronländern durchzuführen, da schon Böhmen, Schlesien, Mähren, Oesterreich ob und unter der Enns fast ganz lutherisch geworden waren. Es lag ihm alles daran, das deutsche Reich zusammen zu halten durch eine neue Glaubenseinheit und zwar im lutherischen Sinn, weßhalb er auch den Kurfürsten von der Pfalz dringend ermahnte, den Calvinismus fahren zu lassen und sich mit den Lutheranern zu vereinigen. Wäre das geschehen, so würde er auch wohl die Lutherisirung Oesterreichs vollendet haben

und ganz Deutschland wäre dann lutherisch gewesen. Aber es glückte ihm nicht, den Eigensinn des Pfälzers zu besiegen, eine Einigung zwischen den Anhängern Luthers und Calvins zustande zu bringen, und unter diesen Umständen gelang es dem Cardinal Hosius, ihn zur alten habsburgischen Politik zurückzuführen und ihm begreiflich zu machen, wenn er auf dem lutherischen Wege fortginge, würden ihn Spanien, Italien und Frankreich als Feind behandeln, ohne daß er an den protestantischen Fürsten einen verläßlichen Rückhalt fände.

Beide, Kaiser Ferdinand I. und Max II. bedienten sich zu ihren irenischen Versuchen seit 1562 des Niederländers Cassander, eines gelehrten katholischen Laien, der sehr triftige Einwendungen gegen die Einseitigkeit des lutherischen Bekenntnisses machte, aber auch die vielen Mißbräuche in der katholischen Kirche verdammte, den Cölibat abschaffen, den Laien den Kelch und die deutsche Kirchensprache bewilligen wollte, die Hostienwunder verwarf ꝛc. Er konnte begreiflich nichts ausrichten und kam sogar auf den Index der in Rom verbotenen Bücher, doch hat er sich ein ehrenvolles Andenken bewahrt als Bekenner eines gewissen idealen Katholicismus, weßhalb er auch oft citirt wurde, wo es galt Schattenseiten des Katholicismus zuzudecken.

Gleichzeitig machte sich Thamer, Professor in Marburg, um die Versöhnung der Parteien verdient. In einem Werke, welches er 1564 herausgab, unterwarf er die katholische Werkheiligkeit und die lutherische „alleinige Rechtfertigung durch den Glauben" einer gleich scharfen Kritik, ermahnte beide Theile, fallen zu lassen, was unchristlich, und nur das zu pflegen, was wahrhaft christlich sey, also nicht äußere, todte Werke, sondern Werke der Liebe, keinen todten Glauben, sondern einen in Werken der Liebe thätigen Glauben. Denn nur an den Früchten könne man den rechten Glauben erkennen, wie es im Hebräerbriefe 6, 10 heißt: Gott ist nicht ungerecht, daß er vergesse eures Werks und Arbeit der Liebe. Ein reines Herz und Werke der Liebe seyen allein das Kennzeichen des wahren Christen. Aber mit solchen Ideen durfte man der damaligen Zeit nicht kommen. Sie erregten nur die Wuth beider Parteien. Die

proteſtantiſchen Zänker aber machten es dem armen Thamer am ärgſten, ſo daß er am Ende aus Ekel vor ihnen und um ſich aus ihrer Nähe zu retten, katholiſch wurde.

Im Jahr 1640 erſchien ein äußerſt verſtändiges Buch eines angeblichen Hyppolitus a lapide, vom ältern Chemnitz verfaßt, über den Zuſtand des deutſchen Reichs, worin offen geſagt wurde, alles Uebel komme von den Fürſten her, deren Herrſch- und Habgier die Religion nur zum Vorwand nehme. Das Hauptübel für Deutſchland aber ſey das Haus Habsburg, welches ſchon Macchiavelli die Unglücksfamilie für Deutſchland nannte. Aber nicht minder hätten ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten an der deutſchen Nation verſündigt durch Zerreißung des Reichs und durch ihren Particularismus, dem der Glaubenshaß und Glaubenszwang nur als Mittel dienen müſſe. Es wäre beſſer, ſie alle wären fort und der kahl gerupfte deutſche Reichsadler könnte wieder geſund und kraftvoll ſeine Federn ſchütteln.

Auch dem wohlwollenden König Wladislaw von Polen war es ſehr darum zu thun, die Glaubensparteien in Deutſchland zu verſöhnen, denn ihre Gegenſätze griffen auch tief in Polen ein. Er veranlaßte daher im Jahr 1645 ein Religionsgeſpräch zu Thorn, welches aber erfolglos blieb, weil die fanatiſchen Lutheraner nichts von Vernunftgründen und nichts von Bruderliebe wiſſen wollten. Als Vertreter dieſer letztern glänzte Calixtus von Helmſtedt. Derſelbe wollte die katholiſche Kirche als ſolche nicht aufgeben, nur von ihren Mißbräuchen reinigen und glaubte, wenn dies geſchähe, brauchten die Lutheraner und Calviniſten ſich auch nicht abzuſondern. Die Katholiken wollten aber grade ihre Mißbräuche beibehalten und die lutheriſchen Theologen die Vortheile, die ihre Fürſten durch die Reformation bereits erlangt hatten, nicht aufgeben. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein diente ihnen zum Vorwand, um jede Mahnung zur chriſtlichen Bruderliebe mit Hohn zurückzuweiſen. Sie nannten die Verſöhner nur Synkretiſten, d. h. Religionsmiſcher und blieben bei ihrem Extrem gegenüber dem papiſtiſchen, während Calixtus von beiden Extremen wollte zurückführen zum wahren evangeliſchen Chriſtenthum.

Bei diesem Religionsgespräch zu Thorn sagte der polnische Castellan Goriansky ein großes Wort: Das Ziel sey nicht blos der Frieden, sondern auch die Wahrheit. Man müsse nicht dahin streben wollen, einen Compromiß zwischen zwei gleich sehr im Irrthum befindlichen Parteien zustande zu bringen, sondern vielmehr zwischen den Irrthümern die Wahrheit ungefährdet durchzuführen und zu retten. Aber gerade von der Wahrheit des sittlichen Ideals, welches Christus der Menschheit aufgestellt hat, wollten die Zeloten rechts und die Zeloten links nichts wissen, weniger freilich aus theologischer Zanksucht, als aus Servilismus, weil sie entgegengesetzten Interessen der Fürsten dienten.

Aus Ekel an diesem Treiben im lutherischen Lager wurden nicht wenige Lutheraner lieber wieder katholisch. So der Marburger Professor Hunnius, so der feine Holstein, der die Unsittlichkeit, die auf den lutherischen Universitäten unter Professoren und Studenten nach dem Muster der Höfe eingerissen war, nicht aushalten konnte und der eine etwas feinere Gesellschaft in Italien und Frankreich aufsuchte. So auch die Königin Christine von Schweden aus demselben Grunde. So auch jenes Holsteins Neffe Lambeccius, der als Bibliothekar in Wien berühmt wurde. So der Schlesier Scheffler, unter dem Namen Angelus Silesius bekannt, einer unserer seelenvollsten Dichter.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Haus Hohenzollern, welches in Deutschland zuerst und wiederholt am consequentesten den religiösen Frieden zu erhalten suchte, leider aber in jener Zeit der Reformationskämpfe nicht Macht genug besaß, um sein Friedensprincip zum herrschenden zu machen. Das kurfürstlich brandenburgische Haus der Zollern hielt die confessionelle Friedenspolitik schon vom Anfang der Reformation an ein, hatte sich daher weder zum Lutherthum noch zum Calvinismus bekannt, sondern zwischen beiden Parteien vermittelt, wie auch zwischen sämmtlichen protestantischen Fürsten und dem katholischen Kaiser. Das war die allein richtige Politik vom deutschen Standpunkt aus. Es kam vor allem darauf an, daß durch die Religionshändel das deutsche Reich nicht in Stücke brach. Aus Furcht vor einer Ueberwältigung durch

Leben von Gerstenbrandtnern

den allzu mächtig gewordenen habsburgischen Nachbar hatte sich der Herzog von Bayern nicht nur dem schmalkaldischen Bunde der Protestanten angeschlossen, sondern auch mit Frankreich und dem ganz vom Sultan abhängig gewordenen Ungarkönig Johann Zapolya Verbindungen angeknüpft. Kurfürst Joachim Nestor von Brandenburg machte ihm deshalb schwere Vorwürfe und mahnte ihn, sich nicht mit Nichtdeutschen gegen Deutsche einzulassen.

Joachim Nestor's Nachfolger seit 1535, Kurfürst Joachim II., vermochte nicht mehr zu verhindern, daß sich die Reformation auch über ganz Brandenburg ausbreitete, denn sie war eine volksthümliche Sache. Um sich nun nicht von seinem Volk zu trennen, trat er 1539 zum Lutherthum über. Sein katholischer Schwiegervater, König Sigismund von Polen, nahm ihm das sehr übel, aber Melanchthon schrieb für den Kurfürsten eine Rechtfertigung, worin er hervorhob, es sey Pflicht in dieser Zeit, Pflicht gegenüber Gott, dem Reiche und den nicht immer zurechnungsfähigen Unterthanen, die beiden Extreme, die zur unheilvollen Spaltung führten, zu vermeiden, die Reformation zu vertheidigen gegen die anerkannten Mißbräuche des Papstthums, aber auch innerhalb der Reformation die Ausschreitungen und Parteiungen zu vermeiden, die ihr so sehr zum Schaden gereichten. Das vernünftigste Votum, welches in jener Sturmzeit abgegeben worden ist.*) Als bald darauf der schmalkaldische Krieg ausbrach, blieb der Brandenburger Kurfürst neutral, trat aber nach der Entscheidung bei Mühlberg sogleich als Vermittler auf und hauptsächlich seinem Eifer gelang es, den Frieden herzustellen und das augsburgische Interim zustande zu bringen.

Sein Nachfolger Johann Sigismund wurde im Jahre 1613 calvinisch, was man ihm von lutherischer Seite sehr übel nahm. Allein er war in zweierlei Beziehung vollkommen gerechtfertigt, denn einmal konnte er das jülich'sche Erbe am Niederrhein nur ansprechen, wenn er sich dem dort schon herrschenden Calvinismus anschloß, wie sich sein Vater dem bereits in Brandenburg volksthümlichen Lutherthum angeschlossen hatte, und zweitens konnte er seine patriotische

*) Seckendorf III. 75.

Neutralitätspolitik nicht augenfälliger bethätigen, als wenn er innerhalb seines Territoriums Lutheraner und Calviniſten vollkommen gleich berechtigte und das erſte Muſter eines paritätiſchen Staates aufſtellte. Eine außerordentliche Kühnheit und Neuerung in jener Zeit, in welcher der Grundſatz cujus regio ejus religio herrſchte und jedes Land nur einen Glauben haben durfte, nämlich den ſeines Fürſten. Zu ſeiner Rechtfertigung ließ der Kurfürſt ſein Glaubensbekenntniß veröffentlichen, welches ganz dem von Melanchthon entſprach. Er erklärte nämlich, er werde die Gewiſſen ſeiner Unterthanen in Glaubensſachen achten, wenn auch der Glaube verſchieden, wenn derſelbe nur einzig und allein auf das Wort Gottes gegründet ſey. Das allein verlange er. Widerſprechen ſich auch die Auslegungen der heil. Schrift, ſtritte man ſich darüber und kämen Irrthümer vor, ſo laſſe ſich das mit der Zeit wohl beſſern. Gott ſelbſt werde den Cours und Lauf der Wahrheit ſchon leiten, er vermöge es ja ohnehin allein, und mit Läſtern, Schmähen, Diffamiren, Haß und Neid der Calviniſten und Lutheraner unter einander komme man nicht zum Ziele. Mit Schwachgläubigen ſolle man Geduld tragen ꝛc. In Folge deſſen erließ der Kurfürſt 1615 eine auch von ſeinem Sohn unterzeichnete Erklärung, worin er jedem ſeiner Unterthanen frei ſtellte, ſich ganz ſo, wie es ihm ſein eigenes Gewiſſen vorſchreibe, zur lutheriſchen oder calviniſchen Kirche zu halten.

Gegen dieſes ſehr vernünftige Edikt wüthete und tobte zwar der kurſächſiſche Hofprediger Hoë als Ultra-Lutheraner, aber vergebens. Als auch ähnliche Fanatiker in Königsberg lärmen wollten, wurden ſie durch die brandenburgiſchen gleichfalls lutheriſchen Stände beſchämt, welche dem Kurfürſten zuſtimmten und ſein Syſtem zu würdigen wußten. Während in allen andern Staaten nur immer eine einſeitige und unbarmherzige Orthodoxie jede andere religiöſe Meinung verdammte, unterdrückte und grauſam ausrottete, konnten in den brandenburgiſchen Staaten gute Chriſten friedlich nebeneinander leben, wenn ſie auch im Dogma nicht buchſtäblich übereinſtimmten. Darin lag für das Haus Zollern eine große Vorbedeutung. Es war ſeinem Jahrhundert mit Vernunft vorangeeilt.

Auch noch König Friedrich I. von Preußen beschäftigte sich mit der Frage des religiösen Friedens und dachte zunächst an eine Union der lutherischen und calvinischen Kirche, wobei er auch den großen Philosophen Leibnitz und den freisinnigen Abt Molanus zu Rathe zog. Die Herren aber sahen bald ein, daß eine förmliche Union, ein zwangsweises Zusammenschmiedenwollen den Haß nur wieder aufwärmte und den heftigsten Widerstand hervorrief, ließen es also gern bei der Parität bewenden, welche jeder Partei ihr Recht gönnte, ohne daß sie sich darum zu streiten brauchten.

Leibnitz betheiligte sich auch, und zwar eben so vergeblich bei dem Versuch, die Katholiken und Protestanten zu versöhnen. Das war zu der Zeit, in welcher Ludwig XIV. den Gallicanismus verschärfte und den Papst damit ein wenig drangsalirte, weshalb auch Bossuet mit Leibnitz in Verbindung trat. Dieser berühmte französische Theologe vertheidigte aber zu scharf die katholische Tradition gegen die von den Protestanten allein anerkannte Autorität der heil. Schrift. Nach 2. Thessal. 2. 15. habe der Apostel Paulus selbst die Tradition zur Norm erklärt und die schriftliche Ueberlieferung sey erst aus der mündlichen hervorgegangen. Die Frage entstand, wer Recht habe, wenn Tradition und Schrift nicht zusammenstimmen. Da sagte Bossuet: allemal die Kirche. Nun konnte man aber nicht eins werden, denn der Protestant kann nicht zugeben, daß die römische Kirche nie irre.

Das Haus Zollern nahm gegen die Glaubensfanatiker am Ende des 17. Jahrhunderts zwei höchst würdige Männer in Schutz. Der berühmte Spener, Hofprediger in Dresden, wagte den sächsischen Kurfürsten Johann Georg III. um Aenderung seines schlechten Lebenswandels zu bitten, wurde aber zornig von ihm fortgejagt, denn die rechtgläubigen sächsischen Hofprediger hatten bisher allen Kurfürsten, sie mochten noch so unflätig saufen und lüderlich seyn, die ewige Seligkeit zugesichert, der fromme Spener aber wurde als ein Pietist verachtet und verleumdet. Thomasius in Leipzig hatte sich damals öffentlich gegen die lutherische Satzung erklärt, die den bösartigsten Buben selig spricht, wenn er nur zu glauben vorgibt, und die edelsten Menschen verfolgt, die sich gegen einen solchen Glauben

sträuben. Auch er mußte wie Spener, Schutz beim ersten König von Preußen Friedrich I. suchen und fand ihn in Halle.

Unter dem Nachfolger dieses verständigen Fürsten, König Friedrich Wilhelm I., erfolgte wieder ein Versuch, die lutherische und calvinische Kirche zu vereinigen. Der sächsische Kurfürst war nämlich, um die polnische Königskrone erlangen zu können, katholisch geworden, und seit Karls XII. Ermordung war auch Schweden geschwächt und konnte den Protestantismus nicht mehr schützen. Im protestantischen Süddeutschland hegte man um so mehr Sorge um die Religionsfreiheit, als der frivole Herzog von Württemberg keine Kinder hatte und sein Land an seinen katholischen Vetter Karl Alexander kommen sollte, welcher später wirklich das Land katholisiren wollte. Solche trübe Aussichten veranlaßten 1720 den Tübinger Kanzler Pfaff und Professor Klemm, in Druckschriften eine Union der Lutheraner und Calvinisten zu ihrer beiderseitigen Stärkung gegen katholische Bedrohungen vorzuschlagen. Der lutherische Pastor Neumeister in Hamburg polterte zwar fürchterlich dagegen und nannte jede Concession des Lutherthums an den Calvinismus einen Ehebruch. Aber König Friedrich Wilhelm I., jetzt der mächtigste protestantische Fürst in Norddeutschland, fühlte sich verpflichtet, den Schutz des Protestantismus zu übernehmen, und ließ durch seinen Gesandten beim Reichstag in Regensburg dem corpus Evangelicorum die Union empfehlen. Da er sie hier nicht durchsetzen konnte, octroyirte er sie wenigstens seinen eigenen Unterthanen, nach seiner derben militärischen Art, ohne eine Widerrede zu dulden. Er wich damit sehr übereilt von der verständigen Politik seiner Vorfahren ab, die sich mit der Parität begnügt und gerade dadurch den Frieden der Confessionen gewahrt hatten, den die erzwungene Union gefährden mußte. Weil er aber persönlich mehr zum Calvinismus neigte, duldete er den lutherischen Altardienst, die Chorhemden, den Kirchengesang, nicht mehr und ließ die Altarkerzen durch Gerichtsboten auslöschen. Lutherische Pastoren, die nicht gehorchen wollten, wurden abgesetzt. Diesen Ungerechtigkeiten machte aber sein Sohn, der große Friedrich, sogleich ein Ende, als er zur Regierung kam.

Fünftes Buch.

Der Neukatholicismus nach dem Tridentinum.

I.

Die Päpſte nach dem Tridentinum.

Auf dem Concilium zu Trient wurde die alte Kirche in die neue Form gegoſſen, wie ſie am beſten geeignet ſchien, um die Reformation von den noch katholiſch gebliebenen Ländern abzuhalten. Es kam darauf an, nicht nur das ſittliche Element der Reformation fern zu halten und alle Mißbräuche des Papſtthums beſtehen zu laſſen, ſondern auch das germaniſche Element, ſoweit es ſich in der alten Kirche ausgeprägt hatte, auszumerzen und unter Herbeiziehung der Renaiſſance und der ſog. klaſſiſchen Studien der katholiſchen Kirche ein ausſchließlich romaniſches Kleid zu geben. Die Hierarchie als ſolche war aber nur noch ein Schein, denn weſentlich hatte ſich das Papſtthum, um durch die katholiſchen Fürſten geſchützt zu werden, zum Werkzeug ihrer despotiſchen Politik hergegeben und durfte ſeine alte Macht über die Seelen nur ſo weit ausüben, als die Bigotterie und Verdummung durch das Pfaffenthum dem Volk auch unbedingten Gehorſam gegen die Fürſten eintrichterte. Die katholiſchen Großmächte, die Habsburger in Oeſterreich und Spanien, die Valois in Frankreich, diktirten dem Concil von Trient, was ihr Wille war. Die Päpſte, die nun folgten, blieben alle in Abhängigkeit von den weltlichen Kronen. Von einer Uſurpation eines Gregor VII., Innocenz III. oder Bonifacius VIII. konnte entfernt nicht mehr die Rede ſeyn.

Daher trat in Rom von nun an eine gewiſſe Bequemlichkeit und Behaglichkeit ein. Die Stadt war nicht mehr der Sitz einer

ſelbſtändigen und übermächtigen Regierung, ſondern hier reſidirte nur noch ein geiſtlicher Miniſter der katholiſchen Großſtaaten. Derſelbe wurde aus einer Ariſtokratie römiſcher oder wenigſtens italieniſcher Familien gewählt, nachdem die Häuſer Habsburg und Valois ſich über die zu wählende Perſon vereinigt hatten. Jene Familien bildeten gleichſam einen Samenbehälter, aus welchem regelmäßig ein Papſt gefiſcht wurde. Sie verhielten ſich ganz ſo, wie die Phanarioten in Byzanz. Dieſe griechiſchen Familien lieferten dem türkiſchen Sultan jederzeit den Patriarchen, wie er ihn haben wollte. Die Aehnlichkeit greift hier durch alles durch. Mittelſt des Patriarchen und ſeiner Kleriſei hielt der Sultan ſeine griechiſchen Unterthanen in ſklaviſchem Gehorſam. Ebenſo die Habsburger und Valois die ihrigen mittelſt des Papſtes und ſeiner Kleriſei. Die Phanarioten waren theils alte und reiche griechiſche Familien, theils gelangten ſie erſt zu Reichthum, ſofern einer aus ihrer Mitte Patriarch wurde und ſeine Nepoten begünſtigte. So geſellten ſich auch in Rom zu den alten Familien der Orſini, Colonna, Savelli, Conti ꝛc. die neuen päpſtlichen Nepotenfamilien der Farneſe, Borgheſe, Aldobrandini, Barberini, Ludoviſi, Pamfili, Giuſtiniani, Chigi, Roſpigliſi ꝛc.

Dieſer ganze Complex von römiſchen Papſtfamilien war eigentlich nur ein Complex von Sinecuren. Sie zehrten von altem Gewinn, der zugleich ein Wartegeld war, bis wieder einer der Familie zur Tiare und zum Genuß der päpſtlichen Einkünfte auserkoren wurde. Wenn, wie man vorausſetzte, der heil. Geiſt den Papſt erkor, ſo hatte der arme heilige Geiſt doch keine freie Wahl und kam aus dem Zirkel jenes italieniſchen Verwandtſchaftshimmels nicht heraus, einfach weil der Kaiſer mit den Königen von Frankreich, Spanien und Neapel es ihrem politiſchen Intereſſe für angemeſſen erachtet hatten, den Papſt in einem neutraliſirten Terrain zu wählen. Jene römiſchen Familien ſtanden nicht unmittelbar unter kaiſerlicher oder franzöſiſcher oder ſpaniſcher Hoheit, konnten alſo ſämmtlichen katholiſchen Großmächten gefallen und allen zugleich dienen. Ein franzöſiſcher Papſt würde dem deutſchen Kaiſer, ein deutſcher dem franzöſiſchen König nicht gefallen haben.

Je weniger nun der Papſt mit ſeinen Cardinälen, welche mit

ſchwachen Ausnahmen alle aus dem gemeinſchaftlichen Samenbehälter ſtammten, wirklich zu regieren, ſondern nur den Winken der katholiſchen Höfe zu gehorchen hatten, um ſo mehr pflegten ſie den Schein der Autorität. Man bemerkte am päpſtlichen Hofe und in den Paläſten der Cardinäle und Nepoten eine zahlreiche Dienerſchaft, ein höchſt umſtändliches Ceremoniell, unglaublich viel Prunk und Aeußerlichkeit, eigentlich mehr morgenländiſch als abendländiſch. Dieſe Aeußerlichkeiten und Scheinheiligkeiten hingen aber auf's genaueſte zuſammen mit dem politiſchen Zwecke, dem das Papſtthum im Intereſſe der despotiſchen Monarchen dienen mußte. Sie waren auf Verblendung des gemeinen Volkes berechnet, erregten Neugier, Erſtaunen, Bewunderung, erfüllten die Sinne, beſchäftigten die Phantaſie und dienten daher, das Volk zu feſſeln, angenehm zu unterhalten und von ernſterm Nachdenken abzubringen. Dieſe Methode, das Volk zu behandeln, war um ſo wirkſamer, als man ihm die bloße Anſchauung all des Prunks zur Tugend anrechnete. Die bloße Anweſenheit in Rom an gewiſſen Feſttagen gewährte Ablaß, Erlaß der Sündenſtrafe. Ebenſo die Wallfahrten nach heiligen Orten, das Beten vor heiligen Bildern oder an bevorzugten Altären. Dazu wurde an den heiligen Orten Markt gehalten und man verkaufte dem einfältigen Volke hunderterlei nichtsnutzigen Kram als Amulette, Schutz- und Heilmittel, ſogar als Zaubermittel. Dadurch zog man das Volk von jedem ernſtern Nachdenken über göttliche Dinge ab, beſchwichtigte ſein Gewiſſen, machte ihm das Sündigen durch die wohlfeile Sündenvergebung leicht und bewirkte, daß demſelben das Verbleiben in einer ſo angenehmen und nachſichtigen Kirche lieb wurde. Es fehlte nicht an Leuten, welche dieſes Verhältniß des Papſtthums zu den weltlichen Mächten richtig beurtheilten. So ſchrieb der gleichzeitige Stellatus, Papſt Clemens vermöge den deutſchen Luther nicht mit Gründen zu widerlegen, ſondern nur durch ſpaniſche Armeen. Non disputando sed ferro mavult sua jura tueri. Auch ſieht dieſer Dichter die Hölle voller Päpſte und Mönche. Noch energiſcher ſchrieb Franco im Jahr 1542 „An die infamen Fürſten dieſes infamen Jahrhunderts", wurde aber dafür unter Papſt Pius V. gehenkt.

Damals schrieb Spagnolo, genannt Mantuanus, General des Carmeliterordens, ein Ehrenmann und achtungswürdiger Dichter, ein lateinisches Epos Alphonsus, worin er, Dante nachahmend, den König Alphons von Castilien durch die Hölle wandern läßt. Hier hört er dem Gespräch eines Papstes mit dem Teufel zu, der denselben martert. Der Teufel heißt Jupiter, der mit allen Lastern eines irdischen Königs sich anmaßte, bei den Heiden König der Götter zu seyn. Die Wahl grade dieses Jupiter zum Teufel, der den Papst zu züchtigen hat, ist sehr sinnreich, denn auch der Papst maßte sich mit allen Lastern eines weltlichen Prinzen an, der Statthalter Gottes zu seyn. Der Papst erscheint in seinem Gespräch als einer, der, um sich in irdischer Wollust zu sättigen, die Kirche zum Werkzeug der Mächtigen macht und diesen Mächtigen alles Heilige, ja Gott selber feil macht, wie Judas den Heiland verkaufte.

— — Petrique domus polluta fluenti
Marcessit luxu. — — —
Sanctus ager furibus, venerabilis ara cinaedis
Servit, honorandae divum Ganymedibus aedes
— — — venalia nobis
Templa, Sacerdotes, altaria, sacra, coronae,
Ignes, thura, preces, coelum est venale, Deusque.

Philipp II. von Spanien baute in seinem berühmten Escoreal die Kirche nicht nur mitten in seinen weltlichen Palast hinein, sondern stiftete in dieser Kirche, in der er begraben liegt, auch eine ewige Messe für seine Seele. So dehnte er seine königliche Allmacht und den Zwang, den er der Kirche angethan, auch noch bis in die Ewigkeit aus. Derselbe Philipp wohnte feierlich mit seiner Familie und dem ganzen Hofe, den Autodafés bei, zusehend, wie die Ketzer lebendig verbrannt wurden, erhob sich dabei vom Sitze und zog das Schwert, indem er schwur, die heilige Inquisition mit aller seiner Macht zu unterstützen und die Ketzer zu vertilgen. Er genügte damit nur seiner weltlichen Herrschgewalt und die Inquisition, wie auch der Papst und die ganze Klerisei dienten ihm nur als Mittel. Das aber war

die Schmach und Schande der römischen Kirche, daß sie sich zum Mittel für solche Zwecke hergab.

Die Fürsten ließen sich von der Kirche bis zur Unverschämtheit huldigen und insbesondere mußte die bildende Kunst dazu dienen, dem unterthänigen Volke, die innige Allianz der Kirche mit der weltlichen Dynastie zur Anschauung zu bringen. Beispielsweise betrachte man das berühmte Bild von Mignard, das größte Frescobild in ganz Frankreich in der Kuppel von Val de Grace. Hier wird die Königin Anne d'Autriche von Frankreich, welche die Häuser Habsburg und Bourbon gleichsam zu einem verband, von der heil. Anna in den Himmel eingeführt und feierlich von den göttlichen Personen und Heiligen empfangen, um förmlich unter ihnen aufgenommen zu werden, wie nach heidnischen Vorbildern die Ariadne in den Olymp.

In diesen Bildwerken, die man in großer Zahl in den Palästen und Kirchen der Habsburger und Bourbons findet, ist das besonders charakteristisch, daß der heidnische Olymp und der christliche Himmel zugleich jenen Dynastien schmeicheln, gleichsam um ihre Gunst buhlen und ihnen Dienste zu leisten wetteifern. Die Völker haben sich an diese Bildnerei gewöhnt und die Kunstgeschichtschreiber ihren Werth als Kunstwerke gepriesen, aber es gibt nichts Unnatürlicheres und Gottloseres, als diese Vermengung des Heidnischen und Christlichen im Knechtsdienst des Despotismus.

In Venedig hatte die weltliche Regierung einen Priester gerichtet, einen Mönch, der ein elfjähriges Mädchen mißbraucht und dann umgebracht hatte. Das sah Papst Paul V. als einen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit an, glaubte sich auf seine Macht verlassen zu können, und belegte den Staat Venedig mit Bann und Interdikt. Venedig protestirte, wurde von dem scharfsinnigen Sarpi in genialer Weise vertheidigt und achtete nicht auf das Interdikt. Dem Papst fehlten die Waffen, um Venedig zum Gehorsam zu zwingen. Ihn aber in diesem Handel zu unterstützen, fiel seinen mächtigen Beschützern, den Habsburgern und Bourbons, gar nicht ein. Es machte ihnen Spaß zuzusehen, und daß der Papst sich

vor Venedig beugen mußte, bewies ihnen nur, wie viel tiefer er ſich vor ihnen ſelbſt beugen müſſe.

Auf allen proteſtantiſchen Schulen und in hundert Lehrbüchern wird den armen Jungen geſagt, Philipp II. ſey ein Sklave und Werkzeug der Kirche geweſen, da ſich die Sache doch gerade umgekehrt verhielt. Derſelbe König ließ denſelben Herzog von Alba nicht blos gegen die empörten und ketzeriſchen Niederländer, ſondern auch gegen Rom, gegen den Papſt marſchiren, um die einen, wie die andern ſeiner despotiſchen Willkür zu unterwerfen. Alles, was er that, that er nicht aus kirchlichem Fanatismus, ſondern aus Staatsraiſon. Die katholiſche Begeiſterung, welche Gott allein dienen wollte und nicht die königliche Livrée anzog, war ihm ganz ebenſo zuwider, wie die proteſtantiſche Begeiſterung. Deswegen mußte die ſpaniſche Statthalterſchaft in Mailand dem heil. Karl Borromäus allen Tort anthun. Schon die Reformationskriege, der dreißigjährige Krieg, legten die Ohnmacht des Papſtes klar zu Tage. Als Haupt der katholiſchen Kirche und bei der Vorausſetzung ſeiner Autorität, mußte er unter allen Umſtänden eine Allianz des katholiſchen Königs von Frankreich mit den deutſchen Proteſtanten, mit den Schweden, noch vielmehr mit den Türken verhindern. Aber das hat er nie gethan. Als im weſtphäliſchen Frieden die katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten ihren Streit endlich ausglichen und der Papſt dagegen proteſtirte, bewies er grade dadurch ſeine Ohnmacht und machte ſich nur noch lächerlich.

Obgleich die deutſchen Habsburger von jeher zu den Romanen und zum Papſt gehalten hatten und das deutſche Nationalintereſſe, wie oben ſchon erörtert iſt, hintanſetzten, nahmen die Päpſte doch immer, ſo oft die franzöſiſchen Könige Angriffe auf habsburgiſche Beſitzungen machten, viel mehr für Frankreich als für den deutſchen Kaiſer Partei. Schon Karl V. wußte, daß der Papſt, wo er konnte, gegen ihn die Partei Franz I., des franzöſiſchen Königs ergriff. Als ſpäter Ludwig XIV. den Habsburgern das ſpaniſche Erbe entreißen wollte, ſtand ihm wieder der Papſt bei und diesmal mit beſſerem Glück, als unter Franz I., denn Frankreich hatte es damals nur mit dem ſchläfrigen Kaiſer Leopold I. zu thun, deſſen Miniſter von

ihm bestochen waren. Also diente auch der Papst dem übermächtigen Franzosen und bearbeitete während des spanischen Erbfolgekrieges Klerus und Volk in Spanien, daß es sich mehr dem französischen als dem deutschen Kronkandidaten zuneigte.

Aus demselben Grunde thaten die Päpste auch nichts, um die Monarchie der deutschen Habsburger sich ausdehnen zu lassen. Der alte Haß gegen die Deutschen und die Vorliebe für die Romanen haben sich in Rom niemals verleugnet. Wie wichtig und heilsam wäre es für die abendländische Kirche gewesen, wenn sie sich, sobald die türkische Macht in Schwäche fiel, gegen Osten ausgebreitet hätte! Die deutschen Habsburger führten mit den Türken Krieg und ihr tapferer Feldherr, Prinz Eugenius, eroberte Belgrad und Bosnien. Der damalige Papst Clemens XI. schickte ihm zum Lohn einen geweihten Hut und Degen. Das war alles, was der Papst in dieser Sache zu thun wußte. Ganz andere Anstrengungen hatten die Päpste im Mittelalter gemacht, um zur Zeit der Kreuzzüge die Christenheit im Orient auszubreiten. Jetzt nahm sich das Papstthum der Sache nicht mehr an, denn es mußte Frankreich schonen, welches damals schon in Bezug auf die Türkei dieselbe Politik befolgte wie heute. Wie es sie nämlich heute gegen Rußland zu schützen sucht, so hat es sie damals gegen den deutschen Kaiser geschützt. Deutschland sollte an der untern Donau nicht mächtig werden, es sollte überhaupt nicht mächtig werden, weil es sonst vielleicht einmal deutsche Nationalpolitik zu treiben veranlaßt worden wäre. Dies zu verhindern, war ebenso die Politik der römischen Curie, wie die Frankreichs.

Als die spanische Linie des Hauses Habsburg ausstarb, entstand die Besorgniß für Frankreich, daß, wenn auch nicht ein deutscher Habsburger mit der deutschen Kaiserkrone zugleich die Kronen von Spanien und Neapel auf sein Haupt setzen würde, und wenn auch Spanien und Neapel unter einer jüngeren Linie des habsburgischen Hauses von Deutschland getrennt blieben, diese jüngere Linie doch zuviel deutsche Traditionen mitbringen würde. Frankreich machte daher ein Erbrecht durch die weibliche Linie geltend, um Spanien und Neapel für einen bourbonischen Prinzen zu erwerben. Hierbei

nun wurde es durch die römiſche Curie und durch die Jeſuiten eifrig unterſtützt, denn es galt abermals, germaniſche Anſprüche durch das Zuſammenhalten der Romanen zu vereiteln und die deutſche Dynaſtie ganz aus Spanien und Italien zu vertreiben. Im Oſten ſollte ſie nichts gewinnen dürfen, im Südweſten, was ſie ſchon hatte, verlieren. Anfangs zwar ſchwankte Papſt Clemens XI. noch hin und her und trat den Anſprüchen des Erzherzog Karl, der als Karl VI. ſpäter Kaiſer wurde, eben ſo wenig entgegen, als denen ſeines Nebenbuhlers, der nachher als Philipp V. König von Spanien wurde. Weil ſich aber die deutſchen Habsburger in ihrem ſchweren Kampf mit Frankreich durch England und Holland unterſtützen ließen und Karl ſogar eine proteſtantiſche Prinzeſſin geheirathet hatte, entſchied ſich der Papſt mit den Jeſuiten bald für Philipp und unterſtützten den franzöſiſchen Anſpruch mit allen Mitteln des katholiſchen Fanatismus. Von allen Kanzeln wurde den ſpaniſchen Bauern die Seligkeit verkündet, wenn ſie einen Engländer oder Holländer meuchlings umbrächten, weil es verfluchte Ketzer ſeyen.

Auch erneuerte der Papſt damals zu Gunſten Philipps V. die berüchtigte Kreuzbulle. Im Mittelalter hatten die Päpſte denen, die das Kreuz nahmen, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, große Privilegien im Himmel zugeſichert, d. h. Ablaß der Sünden, damit ſie ſicher in den Himmel kommen könnten. Jetzt erneuerte Papſt Clemens XI. die Kreuzbulle zunächſt für die franzöſiſchen Truppen, welche die Wahl Philipps V. unterſtützten, und für deſſen ganzen Anhang in Spanien. Das ſtellte die Deutſchen völlig den Heiden und Ungläubigen gleich, während Philipp's Vater, Ludwig XIV., dem der Papſt in ſo hohem Grade willfahrte, mit den wirklich Ungläubigen, nämlich den Türken, ein enges Bündniß gegen die Deutſchen geſchloſſen hatte, ohne daß die römiſche Curie und ohne daß die Jeſuiten daran ein Aergerniß nahmen. So hat der angebliche Statthalter Chriſti in Rom als oberſter Schiedsrichter ſtets die Waage gehalten, parteiiſch zu Gunſten des Romanismus und zum Nachtheil des Germanismus. — Die gedachte Kreuzbulle wurde von allen Kanzeln empfohlen und allen Gemeinden zuge-

ſchickt. Jeder Spanier, der ſich nicht einer Verfolgung durch die Inquiſition ausſetzen wollte, mußte, ſobald er das ſiebente Lebensjahr zurückgelegt hatte, ein gedrucktes Exemplar der Bulle kaufen und mindeſtens zwei Reale dafür bezahlen, wenn er nicht mehr geben wollte. Jede Perſon mußte die Bulle im Jahr wenigſtens einmal kaufen, Standesperſonen öfter. Dem Inhaber der Bulle wurden alle und jede Laſter und Verbrechen ohne beſondere Beichte getilgt. Man empfahl den Ankauf der Bulle dem Mitleid der Reichen, weil der Arme, für den man eine Bulle kaufte, dadurch denſelben Ablaß von allen Sünden empfing, als ob er die Bulle ſelbſt bezahlt hätte. Ja man konnte die Bulle für ſchon Verſtorbene kaufen, die dadurch aus dem Fegefeuer erlöst wurden.

Und alle dieſe ausſchweifenden Mißbräuche, dieſe Anmaßungen der höchſten göttlichen Gewalt, wozu? Einzig um der Familie Bourbon ihre despotiſche Gewalt in Madrid und Neapel zu ſichern, einzig um die romaniſchen Länder von der deutſchen Familie loszureißen, welche ſie bisher innegehabt hatte und der man, wenn ſie auch noch ſo großen Verrath an der deutſchen Nation beging, um ſich dem Romanismus anzuſchmeicheln, doch immer noch mißtraute.

Man darf wohl daran erinnern, daß den katholiſchen Völkern in der ganzen Runde der Welt vorgeſpiegelt wurde, wenn ein Papſt ſtürbe, ſo werde ſein Nachfolger unmittelbar durch den h. Geiſt gewählt, welcher unſichtbar über dem Conclave, wie einſt über der Pfingſtverſammlung der Apoſtel und Jünger, ſchwebe und ſich auf die Cardinäle niederlaſſe, ſo daß dieſelben immer nur den rechten Statthalter Chriſti auf Erden wählen könnten und müßten. Eine ungeheuere Lüge und wahre Gotteslästerung, da bei jeder Papſtwahl arge Intriguen im Spiele ſind und alle Mittel angewendet werden, um die Cardinäle zu beſtechen, daß ſie nach dem politiſchen Intereſſe der einen oder andern der rivaliſirenden Großmächte den Papſt wählen, damit er der betreffenden Großmacht, der bourboniſchen oder habsburgiſchen Dynaſtie zum Werkzeuge diene.

II.

Die heidnische Renaissance im engsten Bunde mit dem römischen Papstthum.

Die Concile von Constanz und Basel hatten das römische Papstthum doch einigermaßen erschüttert und ihm eine neue Sorge vor dem Widerstand der Deutschen erweckt. War es nun auch durch das enge Bündniß mit den Habsburgern einstweilen wieder geschützt, so griff es doch gern zu allem Neuen, was ihm einen dauernden Sieg des Romanismus über den Germanismus versprach.

Nur fünf Jahre nach Abschluß des Wiener Concordats wurde Constantinopel 1453 von den Türken erobert und viele Griechen von dort flüchteten nach Italien und brachten Handschriften altgriechischer heidnischer Philosophen, Dichter, Geschichtschreiber ꝛc. mit, dergleichen auch schon von gelehrten Mönchen in Klöstern des Abendlandes gerettet und abgeschrieben worden waren, die indeß jetzt erst allgemeines Aufsehen erregten und von denjenigen Romanen, welche die Deutschen am tiefsten haßten, als ein neues Mittel benutzt wurden, dem Germanismus zu trotzen und seinen bisherigen Einfluß im Abendlande zu schwächen, wo nicht ganz zu verdrängen. Die neue Schwärmerei für das Studium und die Wiederbelebung des griechisch-römischen Geistes, der sog. classischen Wissenschaft und Kunst, begann an den Höfen kleiner italienischer Fürsten, der Medici, Malatesta, Este ꝛc., welche schon bisher durch die Gunst Frankreichs und der Päpste unabhängig genug geworden waren, jedoch dem Namen nach immer noch zum deutschen Reiche gehörten und gern auch noch das letzte Band, welches sie an Deutschland knüpfte, zerrissen hätten. Sie nahmen also an ihren Höfen die verbannten Griechen auf und gründeten Akademien für italienische Gelehrte und Dichter, die den classischen Geschmack verbreiteten.

War nun dieser neue Geschmack auch ein heidnischer und schien insoferne eigentlich mehr gegen die christliche Kirche, als gegen den

Germanismus gerichtet zu ſeyn, ſo nahm doch der Papſt keinen Anſtand, ihn freudig zu begrüßen und auf alle Weiſe zu unterſtützen. Denn er erkannte in ihm eine mächtige Waffe gegen die Deutſchen. War ja doch das Papſtthum ſelbſt aus dem heidniſchen Geiſte der Romanen hervorgewachſen, eine Art Verjüngung des vergötterten Imperiums im alten Rom, und hatte nicht die römiſche Kirche in ihren Bildern und Gebräuchen ſchon ſo viel Heidniſches wiederaufgenommen? Ohne Zweifel beſtand eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen dem echten alten Heidenthum und der heidniſchen Geſinnung, die ſich nur in chriſtliche Formen maskirt hatte. Der große Reichthum an Geiſt, Wiſſen, Schönheitsſinn und Kunſttalent, den das Studium der alten Welt zu Tage förderte, ließ das bisherige Chriſtenthum ſammt der einfältigen germaniſchen Tugend als Armuth erſcheinen, und indem die Romanen ſchnell dieſen Reichthum ſich aneigneten und den claſſiſchen Geiſt als ihr Erbe und Eigenthum anſahen, glaubten ſie auch wieder wagen zu dürfen, auf die Deutſchen, wie auf rohe Barbaren herumzuſehen. Zudem ließ ſich hoffen, daß die Verführung des Sinnenreizes, der in der wiedererweckten claſſiſchen Kunſt und Poeſie lag, die Fürſten und Vornehmen im ganzen Abendlande berücken und daß dadurch das ohnehin ſchon durch die lateiniſche Kirchenſprache bedingte geiſtige Uebergewicht romaniſcher Sprache und Denkart noch ungemein verſtärkt werden würde. Da nun das Papſtthum nie etwas anderes als die ſchärfſte Zuſpitzung des romaniſchen Racenſtolzes geweſen war, ſo darf man ſich nicht darüber verwundern, daß es die Renaiſſance zu ſeinem Schooßkind machte, wenn es auch auf den erſten Blick noch ſo widerſinnig erſcheint, daß der Statthalter Chriſti den heidniſchen Olymp in ſeinen Vatican verſetzte.

Während Rom dieſen neuen Angriff auf den Germanismus machte, der deutſche Kaiſer aber, Friedrich III., derſelbe, der im Wiener Concordat Deutſchland verrathen und die Reformation vereitelt hatte, die heidniſche Renaiſſance auch ſeinerſeits bewillkommte und in der Perſon des niederträchtigen Celtis, der in lateiniſchen Gedichten ovidiſche Unzucht pries, mit Lorbeern krönte und Deutſchland gleichſam wehrlos der neuen Verpeſtung von Rom aus preisge-

geben war, erfand Johannes Guttenberg in Mainz die Buchdruckerkunſt. Das war kein Zufall, ſondern ein Verhängniß, ein Wink Gottes, daß deutſcher Geiſt doch berufen ſey, den römiſchen zu überwältigen und zu überleben.

Um jedes Mißverſtändniß zu vermeiden, verwahre ich mich gegen den Verdacht, ich wiſſe vielleicht den Werth der claſſiſchen Studien nicht zu ſchätzen. Ich habe mich ſelbſt dieſen Studien lange und einläßlich gewidmet. *) Man muß nur unterſcheiden. Wenn wir Deutſchen nicht uns ſelbſt dabei vergeſſen, wenn wir der Pflicht, die wir der eigenen Nation ſchuldig ſind, eingedenk bleiben, ſo gibt es daneben nichts Großartigeres und Rühmlicheres, als unſere allumfaſſende Weltkenntniß, unſer Intereſſe für die Kunde aller Zeiten und Völker. Grade die Deutſchen ſind wegen ihres angeborenen Rechtsgefühls und wegen des gutmüthigen Wohlwollens, mit welchem ſie andern Völkern entgegenkommen und fremdes Verdienſt anerkennen, in vorzüglichem Grade befähigt, auch das claſſiſche Alterthum zu verſtehen und zu würdigen. Ohne uns ſchmeicheln zu wollen, dürfen wir doch dreiſt behaupten, die Deutſchen haben für gründliches Studium des griechiſchen und römiſchen Alterthums mehr geleiſtet, als Italiener und Franzoſen. Ehre alſo den claſſiſchen Studien! aber man muß ſie auch nicht überſchätzen, man muß um ihretwillen nicht das Deutſche vernachläſſigen, nicht in die Unvernunft einſtimmen, mit welcher die Romanen es gewagt haben, uns im Vergleich mit ihnen Barbaren zu nennen. Die deutſchen Humaniſten des 15. und 16. Jahrhunderts ſind allerdings in dieſe Unvernunft verfallen und auch jetzt noch gibt es pedantiſche Schulmänner in Deutſchland, denen alles Chriſtlich-Germaniſche nur barbariſch, das Heidniſch-Claſſiſche aber das Höchſte dünkt. Die Schwärmer für das Claſſiſche in jener erſten Zeit der Renaiſſance waren zugleich die feigſten Fürſtenknechte, Beſchmeichler der Gewalt und Beſchöniger der höfiſchen Unzucht. Sie vorzüglich waren es, die auf den deutſchen Univerſitäten die Studenten zur Nachahmung der Höfe und unter claſſiſchen Beſchönigungen zu der berüchtigten Sitten-

*) Die vorchriſtliche Unſterblichkeitslehre. Leipzig 1870.

verwilderung anhielten, die unter dem Namen der akademiſchen Schweinerei fortgedauert hat und die auf's gründlichſte in einem Werk des Profeſſors Tholuck von Halle geſchildert iſt. Dieſem ſervilen Profeſſorenvolke dienten die claſſiſchen Dichter immer nur, um in Bildern aus der griechiſchen Götterwelt die ſchmutzigſte Unzucht zu maskiren und recht eigentlich den Koth zu vergolden.

Verfolgen wir jetzt den Weg der Renaiſſance. Unter den kleinen Fürſten Italiens hatten die durch Handel und Bankgeſchäfte unermeßlich reich gewordenen und zu fürſtlichem Rang emporgeſtiegenen Mediceer ſich der Renaiſſance oder Wiedergeburt des Heidenthums am wärmſten angenommen und die Gelehrten und Künſtler, welche dieſem neuen Geſchmack huldigten, auf's reichlichſte unterſtützt. Man brachte die Sprachdenkmäler des claſſiſchen Alterthums in Menge zuſammen, überſetzte ſie, commentirte ſie, ahmte ſie nach. Man grub aus dem Schutt altrömiſcher Städte heidniſche Statuen aus und betete ſie beinah ſchwärmeriſcher an, als chriſtliche Bilder, weil man ſie als heiliges Erbe der Väter anſah. Wir neuen Römer, das war die Parole, ſind immer noch die alten Römer. Ein Mönch aus dem vornehmen Hauſe Colonna ſchrieb den ſog. architektoniſchen Roman, worin er im Geiſt das ganze altheidniſche Rom mit ſeinen prächtigen Tempeln und Götterbildern wieder aufgerichtet ſah, und ſchließlich führte ihn ſeine Phantaſie zur Inſel der heidniſchen Liebesgöttin, wo die irdiſche Geliebte, der er als Mönch hatte entſagen müſſen, wieder mit ihm vereinigt wurde. Durch ſolche Beiſpiele wird ein helles Schlaglicht in die kirchlichen Zuſtände des damaligen Rom geworfen.

Und führte nicht, als die berühmte Gruppe des Laokoon aufgeführt wurde, wie ſchon oben erwähnt iſt, Papſt Julius II. ſelbſt bei dem Feſte den Vorſitz, wobei eine größere Begeiſterung herrſchte, als je beim Auferſtehungsfeſt des Herrn in der Oſterzeit. Man feierte die Auferſtehung des altrömiſchen Heidenthums.

Am meiſten aber ſchwärmten die Künſtler für dieſe Neuerung. Im Herzen Heiden, brachten ſie in ihren Kirchenbildern Verſpottungen des Chriſtenthums an. Auf einem Bilde des berühmten Malers Spagnoletto iſt das Martyrium des heil. Bartholomäus

dargeſtellt. Der Heilige wird lebendig geſchunden. Abſichtlich hat der Maler den Moment gewählt, in welchem dem Heiligen ſchon Kopf und Oberleib abgeſchunden ſind, und ihn mit Abſicht ſo ſcheußlich gemalt, daß jedes Auge ſich ſchaudernd davon abwendet und unwillkürlich auf eine weiße Statue des Apollo fällt, die der Maler dem Heiligen vor die Füße gelegt hat als einen von Chriſtenhand umgeſtürzten Heidengötzen. Nun hat aber Spagnoletto's Pinſel dieſem Apollo eine wunderbare Schönheit verliehen, gegen welche die Häßlichkeit des chriſtlichen Märtyrers grell abſticht. Der Maler wollte damit ausdrücken: wie häßlich iſt doch euer Chriſtenthum und wie ſchön war dagegen unſer altes Heidenthum!

Der neurömiſche Katholicismus war in das altrömiſche Heidenthum gleichſam verliebt und ſuchte es ſo viel als möglich aus allen ſeinen Gräbern wieder aufzuwecken. Antike Tempel, Ruinen und Bildwerke aller Art wurden faſt noch mehr bewundert und geſchont als chriſtliche Kirchen und Bilder. Der päpſtliche Palaſt des Vatican füllte ſich mit vielen tauſend Statuen, Büſten, Basreliefs und gemalten Bildern der altheidniſchen Götter und Halbgötter, Nymphen und Faunen, Eroten ꝛc. an, und dieſes Heidenthum verlieh der Stadt Rom faſt noch mehr Anſehen, als ſeine chriſtlichen Kirchen und Heiligenbilder.

Man bildet ſich ein, man laufe in Rom als Ketzer Gefahr und als müſſe es aus jedem Fenſter des Vaticans von Bannſtrahlen blitzen. Aber hinter dieſen Fenſtern ſtehen die Statuen der heidniſchen Götter, der nackten lieblichen Venus, der nackten lieblichen Nymphen, der nackten üppigen Satyrn, und laden, weit entfernt, abſchrecken zu wollen, zum derbſten und fröhlichſten Sinnengenuſſe ein. Mit einem Wort, Rom lebt wie ein Badeort von den Fremden, die Geld hinein bringen und denen es nicht um katholiſche Andacht, ſondern um das Studium der Antike und um das fröhliche Leben zu thun iſt. Dieſe werden nun gelockt und geliebkost. Ich habe in meiner Reiſe nach Italien, Stuttgart 1835 die erſtaunliche Toleranz geſchildert, mit der man in Rom ſelbſt beim Hochamt des Papſtes in der Peterskirche die Fremden, die engliſchen, deutſchen, ſcandinaviſchen Ketzer und ruſſiſchen Schismatiker mit

ſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſich den meiſten Haß zuzog. Die Summe dieſer Vorwürfe ward in folgender Phraſe der Oppoſition niedergelegt: „Geht in den Norden und hört die Ausdrücke der Bitterkeit und Verachtung, mit denen England von der ruſſiſchen Regierung um unſerer Wankelmüthigkeit, von dem ruſſiſchen Volke um unſerer Illiberalität willen angegriffen wird. Geht nach Deutſchland, und ihr werdet vergeblich das Lob ſuchen, das der Name Englands hervorzurufen pflegte, als Canning deſſen Schickſale lenkte. Die Türkei beklagt ſich, wir hätten ſie betrogen. Griechenland betrachtet uns als ſeinen Feind. Durchſchifft den Canal, und ihr werdet in Frankreich die Gefühle alter Eiferſucht, die Cannings Politik beinahe ganz erlöſcht hatte, mit faſt unglaublicher Heftigkeit wieder aufgelebt ſehen. Segelt nach Portugal, und ihr werdet ſehen, daß wir dort von allen Parteien gehaßt ſind und daß keine uns traut, während die Tauſende, die in Folge der Aenderung unſerer Politik aus ihrer Heimath verbannt wurden, Verwünſchungen ausſtoßen über die brittiſche Treuloſigkeit, und eine Warnung für alle ſind, nicht auf brittiſchen Schutz zu zählen.“

In der That war England in der öffentlichen Meinung Europa's tief geſunken, ohne dafür ſeinen Egoismus hinlänglich befriedigt zu haben. Im Orient ſchlug Alles zum Vortheil der Ruſſen aus, und wenn ſich der Herzog von Wellington dagegen durch die Aufrechthaltung des Don Miguel und durch die Einſetzung des Miniſteriums Polignac in Frankreich ein Gewicht auf der Wagſchaale geben wollte, ſo war dieß wenigſtens ein ſehr zweideutiger und prekärer Gewinn im Vergleich mit den ſoliden Reſultaten der ruſſiſchen Feldzüge. Aber die Ehre? nun die Meinung Europa's iſt darüber entſchieden, daß der Bundesgenoß des Sultans, des Don Miguel und der Congregation in Frank-

ihren Damen protegirt, ihnen die ersten Sitze im Umkreis anweist und durch ein Spalier von Schweizergarden das römische Volk von ihnen trennt, damit sie ungestört und unbelästigt von diesem Volk alles Ceremonial des heil. Vaters sehen können.

Noch heute stehen die Paläste vieler päpstlichen Nepotenfamilien in Rom und kann man darin die geschmacklose Pracht jener Zwitter bewundern, die halbe Fürsten und halbe Priester, halbe Heiden und halbe Katholiken waren. In ihren Sälen wechseln die Statuen und Büsten altrömischer Götter, Nymphen und Pane mit Gemälden der Renaissancezeit, und in diesen wechseln wieder Darstellungen aus der christlichen Geschichte und Legende mit solchen aus der heidnischen Götterwelt ab. Dazwischen haben sich jene Nepoten von den Künstlern Bilder malen lassen, in denen sie selbst in lächerlicher Weise beschmeichelt und fast vergöttert werden. Man sieht zum Beispiel im Palast Colonna den aus diesem Geschlecht stammenden Papst Martin V., der auf dem Constanzer Concil die Christenheit verrieth und die von ganz Europa verlangte Reformation vereitelte, von den allegorischen Figuren aller Tugenden umgeben. Man sieht in dem Palast Barberini ein großes Deckengemälde, auf welchem die allegorischen Tugenden das Wappen der Barberini zum Himmel emportragen in Gegenwart der Parzen, der Zeit, der Ewigkeit, desgleichen der heidnischen Göttin Minerva, welche Blitze auf die Titanen hinabschleudert. Man sieht in der Villa Ludovici ein Bild, auf dem oben eine Sonne glänzt, zu der ein Phönix emporfliegt; hinter diesem eine Fama mit der Trompete und dann ein Genius (der Familie Ludovici), der einen Lorbeerkranz und eine Krone dem Apollo und der Bellona anbietet. Man sieht in der Kirche St. Agostino das Grabdenkmal des Cardinal Imperiali. Hier hebt Fama den Deckel des Sarkophags und aus diesem fliegt ein Adler (das Wappen der Imperiali) empor.

In Bembo's Briefen lesen wir, daß Leo X. selbst einmal gesagt habe, er sey durch Beschlüsse der unsterblichen Götter Papst geworden. Die berühmten ersten italienischen Dichter der Renaissance, Sannazar, welcher die Maria, und der Bischof von Vida, welcher Christus in lateinischem Epos besang, ahmten beide nur den

Virgil nach und brauchten für chriſtliche Perſonen und Begriffe lediglich Namen aus der antiken Mythologie. Der letzte nennt einmal die Hoſtie oder das ungeſäuerte Brod der Euchariſtie die reine Ceres, sinceram Cererem. Michel Angelo malte den heidniſchen Charon als Todtenführer in ſeinem Kirchenbild vom Weltgericht.

Die Könige von Frankreich und die Herzoge von Burgund (welſchen Geſchlechts) begannen die Renaiſſance zuerſt dieſſeits der Alpen einzuführen und vermiſchten anfangs an ihren üppigen Höfen noch auf eine ſehr phantaſtiſche Weiſe die Romantik des germaniſchen Mittelalters mit der neuen Luſt an den claſſiſchen Nuditäten. Beim Einzug Ludwig XI. in Paris ließen ſich im Jahr 1461 ſchon drei völlig nackte Mädchen als Sirenen blicken. Beim Einzug Karls des Kühnen zu Lille im Jahr 1468 wurde dem Herzog zur Luſt das Urtheil des Paris aufgeführt von drei nackten Frauenzimmern, einer ungeheuer dicken Venus, einer ungeheuer magern und langen Juno und einer kleinen und buckligen Minerva. Flögel, Geſchichte des Groteskkomiſchen. S. 203.

Die katholiſchen Fürſten nahmen alle den Geſchmack der Renaiſſance an und zwar zunächſt König Franz I. von Frankreich. Der franzöſiſche Hof, durch die Artusromane längſt eingeweiht in den Haß gegen den Germanismus, begrüßte die neue italieniſche Mode mit Jubel und erkannte augenblicklich in ihr die wirkſamſte Waffe des romaniſchen Racenhaſſes und Racenſtolzes. Franz I. verſchrieb ſich ſogleich aus Italien berühmte Künſtler wie Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto, Bevenuto Cellini ꝛc., die ihm Paläſte bauen und mit Bildern der Renaiſſance ausſchmücken mußten, was ſeine Nachfolger fortſetzten. Heute noch ſieht man die Luſtpaläſte der franzöſiſchen Könige, namentlich Fontainebleau und Verſailles mit Heidenbildern ſo reich ausgeſtattet, wie es irgend die Paläſte der heidniſchen Kaiſer in Rom geweſen waren. Auch die Habsburger in Spanien, Neapel und Wien, die Wittelsbacher in München und Düſſeldorf huldigten dieſem heidniſchen Geſchmack und ſelbſt die geiſtlichen Kurfürſten und Erzbiſchöfe, deren prächtige Luſtſchlöſſer man heute noch anſtaunt. Am bigotteſten und am meiſten fanatiſch gegen die ſog. Ketzer waren die Habsburger Karl V.

und Philipp II., aber auch ſie huldigten der Renaiſſance und füllten ihre Paläſte mit heidniſchen Bildern. Der ſpaniſche Philipp, der perſönlich den Autodafés beiwohnte, die Ketzer vor ſeinen Augen lebendig verbrennen ließ (ſog. Ketzer, die oft die treueſten und reinſten Chriſten waren), ließ ſich von Tizian ſeine Maitreſſen als antike Liebesgöttinnen nackt, und von Correggio die Buhlerei der Leda mit dem Schwan dreimal in drei aufeinander folgenden Situationen für ſein Kabinet malen. Noch frecher verhöhnte Ludwig XIV. das Chriſtenthum, denn um zu beweiſen, daß er des Chriſtengottes nicht bedürfe, ließ er ſich in ſein Schlafzimmer als den blitzenden Zeus malen, den allmächtigen Gott der Heiden.

Begreiflicherweiſe wetteiferten die Künſtler, dieſem heidniſchen Geſchmack der Machthaber zu dienen. Lebrun mußte zu Verſailles als Vorbild für die Bourbons die Thaten Alexanders des Großen malen. An die eines chriſtlichen Königs, etwa Karls des Großen oder Ludwigs des Heiligen wurde nicht mehr gedacht. Im Louvre malte Rubens das Leben der Maria von Medicis und ſtellte die Königin und ihren Hof im gewöhnlichen Coſtüme der Zeit dar, umgab ſie aber mit lauter, zum großen Theil nackten Perſonen der heidniſchen Mythologie. Parzen ſpannen ihr den Lebensfaden, Lucina aſſiſtirte ihrer Geburt, der ganze Olymp machte ihr Pathengeſchenke. Hymen und Amor verbanden ſie mit Heinrich IV. Das neue Königspaar fuhr ſodann mit einem Löwengeſpann als Jupiter und Juno einher. Von chriſtlichen Erinnerungen, vom Schutz der Engel und der höchſten Mächte des chriſtlichen Himmels keine Spur. Heinrich IV. iſt gemalt, wie er nach ſeinem Tode nicht in den chriſtlichen Himmel, ſondern in den heidniſchen Olymp eingeht. Die Götter deſſelben leiſten ſodann ſeiner Wittwe Marie obligate Dienſte. Indem ſie über Meer fährt, umringen das Schiff nackte Tritonen. Im vollen Hofſtaat empfängt ſie eine Botſchaft vom nackten Merkur. Im Coſtüm der Bellona zieht ſie in den Krieg und mit ihrem Sohn verſöhnt ſie ſich in Gegenwart des ganzen Olymps.

Im königlichen Palaſt zu Madrid ſind Chriſtusbilder, Muttergottesbilder, Heiligenbilder, allegoriſche Gemälde von der Herrlichkeit der römiſchen Kirche, von der Macht Spaniens, die einen heiligen

und ehrfurchtsvollen Eindruck machen ſollen, ganz ungenirt vermiſcht mit üppigen Bildern aus der heidniſchen Mythologie. Da ſehen wir z. B. ein großes Bild von Pouſſin, auf welchem Nymphen in den verführeriſcheſten Attitüden mit Blumenguirlanden um den Priapus herumtanzen. Auf einem andern großen Bilde iſt das Autodafé vom Jahr 1680, dem König Karl II. mit ſeinem ganzen Hofe beiwohnte, die Verurtheilung und Verbrennung zahlreicher Ketzer dargeſtellt. Dieſe Miſchung heidniſcher Unzucht mit chriſtlicher Scheinheiligkeit und Inquiſitionsgrauſamkeit kehrt wieder in dem wenig bekannten letzten Prozeß, den die abgeſchwächte ſpaniſche Inquiſition noch im Jahr 1784 vornahm. Ein Bettler in Madrid wurde angeklagt, Liebeszauber bereitet und verkauft zu haben. Derſelbe bediente ſich zu dieſem Zauber ſolcher Mittel, wie ſie ſchon im heidniſchen Alterthum gebräuchlich und zum Theil von der ſchamloſeſten Art waren. Vor dem Inquiſitionsgericht kramte er offenherzig und ſichtbar mit Luſt alle dieſe Schamloſigkeiten und zwar vor einer großen Menge von Zuſchauern und Zuſchauerinnen aus. Die heilige Inquiſition ſelbſt behandelte die Sache nur wie einen ergötzlichen Scandal und verurtheilte den Bettler nur zu einer gelinden Strafe. Der Henker mußte ihn ſtäupen, aber ſo ſanft, daß es ihm nicht weh that. de Bourgoing, Reiſe in Spanien, I. 215.

Der berühmte Dichter Camoëns hat in ſeinen Luſiaden die Vermengelung der altrömiſch heidniſchen und der neurömiſch katholiſchen Mythologie bis zum Exceß getrieben. In der That iſt nichts lächerlicher, als wenn z. B. Vasco de Gama die heil. Dreieinigkeit anruft und Venus zu ſeinem Schutze erſcheint, oder wenn die Nymphen der bezauberten Inſel ſeinen Rittern nach dem Ritus der katholiſchen Kirche angetraut werden.

Unter den deutſchen Fürſten war es zuerſt Herzog Wilhelm von Bayern, welcher ſeit 1579 den Geſchmack der Renaiſſance an ſeinem kunſtliebenden Hofe einführte und mit katholiſcher Bigotterie verſchmolz. In Weſtenrieder's Beiträgen finden wir noch ein Fronleichnamsfeſt beſchrieben, welches er in München begehen ließ. Da kamen in der großen Prozeſſion hinter Adam und Eva, den Patriarchen des alten, den Heiligen des neuen Bundes, ſechszehn (sic)

Marien, Gott dem Vater und dem Sohne, den Aposteln, Pharisäern und Schriftgelehrten, Henkern und Hirten, Riesen und Pharaonen, Engeln und Teufeln, zuletzt auch noch die heidnischen Götter vor, alle von verkleideten Menschen dargestellt. — Im Anfang des 17. Jahrhunderts baute sogar der Erzbischof von Salzburg, Markus Sittich, das berühmte Lustschloß Hellbrunn mit einem Lustgarten von einer Stunde Umfang, worin sich der ganze Charakter des seit dem Tridentinum durch die Jesuitenschule und durch die Renaissance entwürdigten deutschen Episcopats kund that. In der Schloßkapelle war dem heil. Borromäo ein Altar errichtet, weil derselbe mit dem Geschlecht der Sittiche verwandt war. Auch das Familienwappen der Sittiche, ein Steinbock, war überall in zahlreichen Statuen und Bildern angebracht. Im Garten prangte eine allegorische Statue der Roma, womit zwar dem päpstlichen Rom gehuldigt werden sollte, unter der aber doch nur das altheidnische Rom gemeint war. Denn an den vielen Weihern des großen Gartens waren überall geschmackvolle Grotten angebracht, mit Muscheln und bunten Steinen tapezirt und mit Götterstatuen geschmückt. Nicht nur eine Neptungrotte mit obligaten Tritonen und Seeböcken, sondern auch eine Venusgrotte, eine Grotte der nackt gefesselten Andromeda, eine Grotte des Orpheus ꝛc. Um die Grotten her waren im Boden versteckte Spritzröhren angebracht, um die arglos darüber hinschreitenden Damen von unten her zu bespritzen, ein damals an den Höfen sehr beliebter Spaß. Der Garten enthielt ferner ein Theater der Diana und neben einer Statue der Weisheitsgöttin Minerva auch eine Narren- und Zwergengrotte mit lauter Fratzen.

Wie der Katholicismus durch die Renaissance verderbt worden ist, davon zeugt noch das berühmte Nonnenkloster di San Paolo in Parma. Man bewundert in demselben die Gemälde Correggios, erstaunt aber über das, was sie darstellen, nämlich die Göttin Diana, reizend und halb nackt auf einem Wagen von zwei weißen Hindinnen gezogen, aber auch die andern heidnischen Götter und Göttinnen, desgleichen Satyrn und Nymphen, so daß man die Vermuthung, Diana habe die Keuschheit der Nonnen bezeichnen sollen,

bald wieder muß fallen laſſen. Wie kommen ſolche üppige Bilder in ein frommes Nonnenkloſter? Antwort: durch die Mode und durch die ſträfliche Zulaſſung ſolcher Scandale, die das römiſche Papſtthum einzig deshalb duldete, um durch den Geſchmack der Renaiſſance den keuſcheren Geſchmack der Deutſchen, die Gothik zu verdrängen, aus tödtlichem Haß des Romanismus gegen den Germanismus. Eine vornehme Aebtiſſin, Johanna, aus reichem Hauſe, ließ alle dieſe koſtbaren Bilder malen, über die ein eignes Werk geſchrieben worden iſt. Millin in ſeiner Reiſe durch die Lombardei II. 172 kann nicht umhin, über dieſe Verweltlichung eines Nonnenkloſters zu ſpotten. Er nennt ſie eine „galant religiöſe Verbindung des Biſchofsſtabs mit dem weiblichen Fächer und des prieſterlichen Rauchfaſſes mit dem Spiegel."

Im Kloſter St. Antonio zu Macarellos in Portugal ſind Bilder chriſtlicher Heiligen und heidniſcher Götter verwechſelt. „So paradirte Venus oft als die heilige Jungfrau, Jupiter wurde als der heilige Petrus gezeigt, während Mars die Ehre widerfuhr, den heiligen Antonius vorzuſtellen. Jedermann behauptete, eine Statue mit dem Caduceus in der Hand und mit Flügeln an den Ferſen ſey Niemand anders, als der Engel Gabriel, und man würde Jeden, der dies bezweifelt hätte, für einen höchſt gottloſen Menſchen gehalten haben. Apollo mit ſeiner Harfe wurde ſtets als der König von Iſrael vorgeſtellt und der arme Pan, dieſes ergötzliche Ungeheuer, galt für den König der Finſterniß. Kurz, der Irrthümer war kein Ende; aber was kam auch darauf an, die Frommen bekreuzigten ſich vor jedem Bilde mit gleicher Andacht und gingen nie nach Hauſe, ohne von dem Schauſpiel höchlich erbaut zu ſeyn." — Adam Friedrich, Biſchof von Bamberg, geborner Graf von Seinsheim, welcher 1779 ſtarb, hatte in ſeinen Schlöſſern und Gärten zu Bamberg und Würzburg an 1000 Statuen, aber nicht von chriſtlichen Heiligen, ſondern Figuren aus der claſſiſchen Mythologie. Nicolai, Reiſe I. 120.

III.

Die Verweltlichung der Kirchenbaukunst.

Wie schon die Tempel der alten Heiden, so sind auch die Kirchen in den christlichen Ländern dasjenige, was zuerst und am meisten in die Augen fällt, Land und Volk am bestimmtesten charakterisirt. Insofern ist es nun von welthistorischer Wichtigkeit, daß seit der Reformation und seit der Herrschaft der Renaissance und des tridentinischen Neukatholicismus die alten Kirchen niedergerissen oder wenigstens im Ausbau gehemmt und an ihre Stellen Kirchen in einem ganz neuen Style gebaut wurden. Die Baukunst folgte eben nur dem großen Gange weltgeschichtlicher Entwickelungen. In dieser war ein Wendepunkt eingetreten. In dem großen Racenkampfe zwischen dem Romanismus und Germanismus, der beinahe so alt ist wie das Christenthum, hatte der Romanismus trotz der Reformation mittelst der Renaissance einen neuen großen Sieg über den Germanismus erfochten und das sichtbare Zeichen davon war das Verschwinden der gothischen Kirchen und das Aufkommen der Kirchen neu romanischen Styls.

Dieser Styl war eine Fälschung des heidnischen altrömischen Baustyls, obgleich er dessen Grundformen beibehielt. Bei Kirchenbauten war in diesem Style nichts mehr auf einen heiligen Eindruck, sondern nur auf den Eindruck weltlicher Größe und Pracht berechnet. Der Grundgedanke des neuen Baustyls war ausgedrückt im Escoreal, dem berühmten Riesenpalast König Philipps II. in Spanien. Mitten in diesem ungeheuren Palast ist nämlich eine Kirche eingeschlossen und gleichsam gefangen gehalten. So dachten sich die katholischen Großmächte, die Dynastien Habsburg und Valois seit dem Compromiß, den sie mit dem Papstthum geschlossen hatten, die katholische Kirche als ihre Gefangene, als ihre Sklavin.

Der Renaissancestyl hält das Quadrat den Zirkel und Halbzirkel als seine Grundformen fest. Er baut nur Würfel mit run-

den Kuppeln und Fenſtern und mit halbrunden Thoren und Fenſtern, wodurch er ſich weſentlich vom deutſchen oder gothiſchen Styl unterſcheidet. Muß man unbedenklich zugeben, daß für gewiſſe Gebäude zum profanen Gebrauch die gothiſche Bauart zu heilig und vornehm erſcheint, ſo bleibt es doch gewiß, daß Kirchen im gothiſchen Styl ungleich mehr Heiligkeit und Würde zur Schau tragen, als ſolche im Renaiſſanceſtyle. Die viereckigen Kirchen gleichen mehr weltlichen Paläſten als Gotteshäuſern; die Kuppel iſt unſchön und entſpricht am wenigſten der Tendenz zur Höhe, welche die Andacht haben ſollte und deren Ausdruck die Kirche ſeyn muß.

Das rauhere Klima des Nordens und der Mangel an weißem Marmor geſtatteten den Aufbau echt antiker Tempel diesſeits der Alpen nicht, die Bauten der Renaiſſance blieben daher auch immer nur mehr oder weniger rohe und verzerrte Nachahmungen der antiken Architektur. Ich will hier nur einige Abirrungen verzeichnen, die am meiſten in die Augen fallen.

Ungemein geſchmacklos war der Kirchenbau, den man noch in Oberitalien findet, von doppelten Farben. Weiße und ſchwarze Steine wechſeln da in Streifen oder Würfeln ab. Die geiſtreich ſeynſollende Bemerkung, man habe damit eine Verſöhnung der Guelfen und Ghibellinen ausdrücken wollen, kann uns nicht hindern, dieſe Spielerei am Gotteshauſe unwürdig zu finden, denn der Anblick erinnert unwillkürlich an Hoſen oder Bettziechen.

An ſehr vielen Bauten der Renaiſſance bemerkt man ein einſeitiges Vorherrſchen der Façade, hinter welcher der übrige Bau vernachläſſigt erſcheint. Ein ungeheuer großes und reichgeſchmücktes Portal verſpricht ungleich mehr, als der kleine und ſimple Bau dahinter hält.

Am meiſten hat ſich die Renaiſſance an den claſſiſchen Säulenordnungen verſündigt. Zwar kommen ſchon im alten Rom verkleinerte Säulen vor, die reihenweiſe in einer Wand eingemauert erſcheinen und nicht mehr frei ſtehen; dieſe unnatürlichen und zweckwidrigen Einklebungen und Anklebungen von Säulen finden ſich aber noch viel häufiger in den Bauten der Renaiſſance. Womöglich noch häß-

licher ſind in dieſen letztern Bauten die ſpiralförmig gewundenen Säulen, wie z. B. die, welche den Baldachin über dem Hochaltar der Peterskirche tragen. Dazu auch die Schnecken, der übertriebene Gebrauch der Spirallinie an den Kapitälen. An den antiken Säulen war die Schneckenform der Voluten viel einfacher und durch den ſcheinbaren Druck, welchen der Abacus unter der Laſt des Gebälks erleidet, natürlich motivirt. An den Renaiſſancebauten iſt dagegen die übertriebene Schnörkelung durchaus unnatürlich. Guarini überlud die joniſchen Säulen, wie man eine Dame mit allerlei Flitter herausputzt. Bei ihm ging die Kleinigkeitskrämerei, zu der er die erhabenſte der Künſte herabwürdigte ſo weit, daß er auch ſeine Kuppeln mit einer Menge kleiner Fenſter wie mit Argusaugen betüpfelte.

Die Bedachung überhaupt iſt dem Renaiſſanceſtyl überall ſchlecht gelungen. Dieſer durchaus weltliche und unheilige Styl hatte nämlich die Tendenz, die Kirche zu erniedrigen und wenn man auch Kirchen in großer räumlicher Ausdehnung aufbaute, doch die Tendenz zur Höhe nicht mehr dabei vorwalten zu laſſen, vielmehr den gothiſchen Thurm zu einer turban- oder ſchlafmützenähnlichen Kuppel herabzuwürdigen. Ueberhaupt wußte die Renaiſſance gar nicht, wo ſie die Thürme hinthun ſollte. Häßlicher als alles Bisherige waren die von den Jeſuiten beliebten Zwiebelkuppeln auf dünnen Thürmen. Noch jetzt ſieht man überall in katholiſchen Ländern ſolche die Landſchaft entſtellende Thürme ſtehen, als gehörten ſie zu einem Kegelſpiel. Nur hin und wieder kommen ſehr hohe Thürme vor, in denen mehrere Zwiebeln übereinander gen Himmel ſtreben, als wollten ſie die gothiſchen Thürme verſpotten. Dieſer Geſchmack, der nicht der Renaiſſance angehört, ſcheint durch die jeſuitiſchen Miſſionäre aus China entlehnt worden zu ſeyn, wo übereinander gethürmte Dächlein einen Thurm vorſtellen. Auch die gothiſchen Giebeldächer wurden erniedrigt, in Manſarden mitten abgeſchnitten, mit vielen kleinen Fenſtern, Ochſenaugen decorirt. Die erhabenen Dächer verloren ſich immer mehr und das platte Dach wurde mit einem Geländer und vielen Statuen verziert.

Mit einem merkwürdigen Eifer verfolgten die Jeſuiten und die

unter ihrem Einfluß ſtehenden Biſchöfe die Gothik, riſſen alle gothiſchen Kirchen nieder und erſetzten ſie durch neue Kirchen im neuromaniſchen Styl. Nur ſehr große Dome und Münſter, alte Zierden der Städte mußten ſie ſtehen laſſen; wenn ſie aber noch nicht fertig waren, durften ſie nicht mehr ausgebaut werden, oder verunſtaltete man ſie durch Reſtaurationen im neuen Styl. In dieſen Zerſtörungen des Gothiſchen verrieth ſich der tiefe Racenhaß der Romanen gegen die Deutſchen. Es iſt gewiß merkwürdig, daß die alten gothiſchen Kirchen in den lutheriſchen Ländern mehr Schonung erfuhren als in den katholiſchen. Noch jetzt ſind ſie im lutheriſchen Sachſen und Altwürttemberg zahlreicher erhalten als im katholiſchen Franken und Oberſchwaben, in den proteſtaniſchen Reichsſtädten beſſer als in den Reſidenzen der katholiſchen Biſchöfe und Fürſtäbte.

Ueber die katholiſchen Kirchenbauten im Jeſuitenſtyl ſagt Alfred Reumont in ſeinen Römiſchen Briefen (I. 365) ſehr wahr, die des 17. Jahrhunderts ſehen einander alle ähnlich, die des achtzehnten ſind gar nicht anzuſehen. Auch das Innere der Kirchen wurde ſeit der Renaiſſance durch übelangebrachten Prunk und Schmuck überladen, verunſtaltet, ohne mehr den heiligen Eindruck der ältern Kirchen zu machen. So hat man die Altäre vervielfältigt und geſchmacklos herausgeputzt. In jede Kirche gehört nur ein einziger Altar, denn nach dem erſten Gebot gibt es nur einen Gott und ſoll es keinen zweiten neben ihm geben. Weſſenberg verlangte wenigſtens, daß, wenn ſich in der Kirche auch mehrere Altäre befänden, doch der Hauptaltar immer nur den höchſten Perſonen der Gottheit und nicht einem untergeordneten Heiligen gewidmet ſeyn ſoll. Ferner muß der Altar durch edle Einfachheit imponiren und ſoll nicht mit Putz und Flitter überladen ſeyn. Retablo heißt in Spanien die architektoniſche Umkleidung und Ausſchmückung der Altäre. Man hat damit ſeit der Renaiſſance einen übertriebenen und geſchmackloſen Luxus getrieben. An den vier Ecken des Altars pflanzte man Säulen auf, die über dem Altar einen Baldachin trugen. Von dieſer geſchmackloſen Art ſind die noch dazu gewundenen Säulen am Hochaltar der Peterskirche in Rom. Andre Altäre haben Säulen zur Seite und ſind gleichſam in Niſchen hineinge-

reich den ehrenvollen Beruf verkannt, der England zur natürlichen Beſchützerin der Volksfreiheiten macht. Indeß iſt in England immer ſchon der gute Wille, dem eigenen Vortheile nichts zu vergeben, hinreichend, um auch die ungerechteſte Politik gegen das Ausland zu entſchuldigen, ſelbſt wenn der Erfolg dem guten Willen nicht entſpricht, und da man nicht in Abrede ſtellen konnte, daß Wellington dieſen guten Willen habe, ſo blieb ſeine Politik immerhin ächt engliſch und populär, ja die Oppoſition zu Gunſten der Humanität würde gänzlich haben ſchweigen müſſen, wenn Wellington mit ſeiner Politik größere Erfolge errungen hätte.

In Bezug auf die innern Angelegenheiten Englands befeſtigte ſich das Anſehen Wellingtons vorzüglich durch die Emancipation der Katholiken. Dieſe in jeder Hinſicht ſowohl humane als kluge Maßregel machte vieles Andere wieder gut. Allein es blieben auch hier noch manche wichtige Punkte übrig, worüber die Oppoſition gerechte Klage führte. Die Emancipation half, wie oben ſchon gezeigt worden, der drückenden Armuth der Irländer nicht ab, und in England ſelbſt nahm das Elend des Volkes reißend überhand, ohne daß die Regierung kräftige Maßregeln dagegen ergriffen hätte. Während es Wellingtons Stolz nicht ertragen konnte, daß die engliſche Preſſe den Tadel offen ausſprach, und während er kleinliche Angriffe gegen dieſe alte geheiligte Preßfreiheit machte, mußte er ſich von denſelben Journalen, die er anklagen und beſtrafen ließ, Folgendes ſagen laſſen: „Der Herzog von Wellington, der Held von Waterloo, das militäriſche Idol aller Höfe Europa's, der Favoritminiſter Georgs IV läßt ſich herunter, das Old-Bailey-Gericht zu beſuchen — wo die Diebe verſammelt ſind und die Miſſethäter, wo die Landſtreicher und Winkeladvocaten ihre Ju-

baut, oben überwölbt mit künſtlichen Wolken und Engeln. Wieder andere ſind mit einer Menge von Statuen verziert, daß man glaubt vor einem Theater zu ſtehen. Außer den ſilbernen Leuchtern auf dem Altare ſtehen noch vor dem Altar und an ſeinen Seiten koloſſale Candelaber von gleichem Metall ꝛc.

Gut gemeint ſind die Votivbilder, die maſſiven meiſt verkleinerten Nachbilder ſolcher Körpertheile, welche erkrankt durch Fürſprache eines Heiligen geheilt ſeyn ſollen, geformt in Gold, Silber, Wachs oder auch Gemälde, welche die Rettung durch den Heiligen aus einer Gefahr darſtellen. Wenn ſich darin auch eine rührende Dankbarkeit ausſpricht, ſo iſt doch der Anblick ſolcher Bilder oft ekelhaft und ſcandalös, z. B. der von Kröten, welche bekanntlich die Gebärmutter bedeuten und von Wöchnerinnen geopfert werden.

Indem man die Kirchen mehr palaſtähnlich machte, wurde es auch erſt möglich, daß in ſolchen angeblichen Kirchen auch ein förmliches Boudoir für die Dame des Hauſes eingerichtet werden konnte. Oder wurde nicht das berühmte Wunderbild der Mutter Gottes zu Loretto (ehemals wenigſtens, ob jetzt noch, weiß ich nicht) täglich neu eingekleidet, jeden Tag neu wie eine eitle Königin oder Hofdame? In einer Kirche zu Sevilla beſaß ehemals ein ſolches Bild 365 verſchiedene Halsbänder von Diamanten und Perlen und täglich wurde ihm ein anderes angelegt. Auch zu Saragoſſa wurde eine Marienſtatue täglich von vornehmen Damen mit einem neuen Anzug bekleidet. Sehr häufig werden auch in den Sakriſteien die bunten Prachtgewänder der Prieſter zur Schau geſtellt und wird mit ihrem Reichthum geprahlt. Gleich fürſtlichen Schatzkammern öffnet man die Anſammlungen von goldnen und ſilbernen, reich mit Edelſteinen geſchmückten Reliquienkäſten, Kirchengefäſſen, Biſchofsmützen, Krumſtäben ꝛc. Das alles iſt nicht evangeliſch. Mit ſolchen eitlem Tand beluden ſich Chriſtus und die Apoſtel nicht. Auch kleideten ſie ſich wie natürliche Menſchen, während die häßlichen Biſchofsmützen, Tonſuren und Mönchskutten nur zu ſehr an die Baalspfaffen und Bonzen erinnern.

Nicht minder unpaſſend wie die Garderoben und Toiletten ſind die Gräber und Grabdenkmäler in den Kirchen. Die Kirche ſoll

weder ein Wohnzimmer, noch ein Grab seyn. Die Gräber sind Denkmäler irdischer Eitelkeit oder servile den Mächtigen und Reichen dargebrachte Huldigungen. Persönliche Auszeichnungen gehören nicht in die Kirche, denn vor Gott sind wir alle gleich. Aber genau in dem Maaß, wie die weltliche Fürstenmacht anwuchs, das Papstthum nur noch den katholischen Großmächten zur Unterdrückung der Völker geistliche Waffen leihen mußte, häuften sich auch überall in den Kirchen die Grabdenkmäler und Statuen der Fürsten an, so daß es aussah, als sey nicht mehr Gott, sondern das weltliche Fürstengeschlecht Herr des Hauses. Das Volk sollte dadurch gewöhnt werden, die Andacht vor Gott mit der vor den Fürsten zu verbinden. So wurden die Kirchen Sitze menschlicher Hoffahrt und Eitelkeit.

Wenn man über die bayerische Ebene fährt und von fern die Stadt München sieht, so fallen zuerst die beiden dunklen Frauenthürme auf, die aus derselben hervorragen. Diese Thürme und die Frauenkirche dazu können zum Maßstab dienen, wie die ältere Gothik und demuthsvolle Andacht vor Gott durch die Renaissance verbunden mit der Eitelkeit des weltlichen Fürstenthums verdrängt wurde. Die Frauenkirche stammt aus dem 13. Jahrhundert und wurde 1468 von Meister Heinrich von Straubing in schönem gothischen Style umgebaut, die Thürme blieben aber unvollendet, weil die große Katastrophe der Reformation hereinbrach und die bayerischen Fürsten der Politik der Habsburger und Valois folgend, sclavisch dem neuen Romanismus huldigten und alles Germanische, was aus dem frühern katholischen Mittelalter erhalten war, mit demselben Eifer und Haß, wie die Reformation verleugneten und verdammten. Nimmermehr hätten die Jesuiten, hätte die welsche Praktik des Neukatholicismus geduldet, daß die beiden Thürme der Frauenkirche im Styl dieser Kirche gothisch ausgebaut worden wären. Man setzte den unvollendeten Thürmen die häßlichen Birnen- oder Zwiebelformen auf, die sie noch jetzt tragen und die man schon damals „die welschen Hauben" nannte. Diese Form ist die charakteristische des Jesuitenstyls, wiederholt sich daher in allen Neubauten katholischer Kirchen und verunziert die Dörfer überall im südlichen

Deutschland. Diesem schlechten Geschmack entsprechend wurde auch das Innere der Frauenkirche umgebaut, alles Gothische darin, zumal der schöne ältere Altar, hinausgeworfen, wie auch die alten schön geschnitzten Kirchenstühle, und durch gemeine Rundbögen, durch einen eben so riesenhaften als geschmacklosen Altar im Zopfstyl und durch Statuen der fürstlichen Familie ersetzt. Im Uebergang zum Renaissancestyle kamen unter andern Ungeheuerlichkeiten auch die großen Christophe auf, kolossale Statuen, dergleichen auch einer vor die Frauenkirche gestellt wurde. Man sah solche damals überall in und vor den Kirchen, auf Märkten, an Thoren ꝛc. Nach der Legende war der heil. Christoph ein Ferge, der die Leute über das Wasser trug, und der stärkste und größte aller Männer. Als ihn aber einmal das Christkind bat, vermochte er es nicht, denn das Kind war ihm zu schwer. Der schöne Sinn dieser Legende wurde nun von den Papisten in dem Sprichwort mißbraucht: „Christus trägt die Welt, aber der heil. Christoph trägt Christum." Darin lag der geheime Sinn, der Papst oder die römische Kirche sey der heil. Christoph und das Wasser sey die zweite Sündfluth oder die Reformation. Aus diesem Grunde wurde die Riesenfigur des Heiligen überall ein Sinnbild des Triumphs der römischen Kirche.

Im Uebergang vom Renaissance- zum sog. Roccocostyl, in der Zeit, in welcher die Gottesmutter in den Kirchen frisirt und gepudert und mit einem Reifrock bekleidet wurde und hölzerne Engel aus hölzernen Wolken überall ihre fleischfarbenen Gliedmaßen ausstreckten, kamen auch die kirchlichen Komödien in Flor. Man zog Figuren des Heilands und der Gottesmutter an Stricken zur Kirchendecke empor, als führen sie gen Himmel. Man ließ eine weiße Taube als heil. Geist von der Decke herunterfliegen. Man ließ Hostien, Blumen, flammendes Werg von der Decke herabregnen. Man ließ den Judas oder auch den Lucifer von der Decke herabstürzen und unten vom Pöbel zerreißen oder verbrennen. Dergleichen Schauspiele sah man auch in der Frauenkirche zu München, wie in unzähligen andern Kirchen. Man schleppte den Inhalt der Kirchen sogar auf die Straße hinaus. In den Prozessionen spielten die tragbaren Riesenaltäre, die spanischen Retablos, eine große

Rolle, eine ungeheure Anhäufung von pyramidaliſch aufſteigenden Figuren, wie ſolche in den indiſchen Pagoden, an den Pfeilern der indiſchen Grottentempel häufig vorkommen, weshalb man vermuthen darf, die grotesken und ſchwülſtigen Gebilde ſeyen erſt durch jeſuitiſche Miſſionäre in die Mode gebracht worden.

IV.

Ueber die Peterskirche in Rom.

Ich habe dieſe weltberühmte Kirche ſelbſt geſehen und den Eindruck, den ſie auf mich machte in meiner „Reiſe nach Italien“ 1835 in Folgendem niedergelegt: dieſer Bau iſt für die weite katholiſche Welt, was der Tempel von Jeruſalem für die Juden war, doch nirgends wird die Erwartung ſo ſehr getäuſcht, als hier. Ich ſtimme vollkommen mit Fernow überein, der es zuerſt gewagt hat, die Geſchmackloſigkeit dieſes Gebäudes nachzuweiſen. Der Hofraum vor der Kirche mit dem ägyptiſchen Obelisk (der ſchlecht zu einer chriſtlichen Kirche paßt) und den zwei ſchönen Fontainen, umgeben von zwei prachtvollen Säulengängen (aber in häßlicher Hufeiſenform) kann eine ungeheure Menſchenmenge faſſen und nimmt ſich doch nicht ſonderlich aus, weil ſeine Größe mit der der Kirche im Mißverhältniß ſteht. Neben der großen Kirche erſcheint er noch zu klein. Dieſe ungeheure Kirche erſcheint aber ſelber wieder zu klein, weil ihre Form mit ihrer Größe im Mißverhältniß ſteht. Bei ſehr großen Maſſen verlangt man eine erhabene Form, ſo wie bei ſehr kleinen eine niedliche. Die Peterskirche macht überall nur den Eindruck eines Vierecks und ein Viereck iſt nie erhaben. Aus dieſem oben glatten Viereck ſteigt in der Mitte die berühmte Rotunde auf, die genau ſo groß iſt, wie das Pantheon. Mehr zu thun als die alten Römer und das Pantheon vom Boden hinauf in die Luft zu ſtellen, war der Ehrgeiz der geſchmackloſen neuen Römer. Nun

ſteht das Pantheon in der Luft, aber es erſcheint klein und ärmlich, denn es ſteht im Mißverhältniß zu dem großen Viereck der Kirche. Es iſt viel zu klein für dieſes ungeheure Viereck. Es ſitzt darauf wie der Affe auf dem Bären. Wenn man nicht ſehr weit von der Peterskirche entfernt iſt, kann man vor dem großen Viereck die kleine Kuppel gar nicht ſehen. Die beiden runden Formen, die des Vorhofs unten und die der Rotunde oben, ſind in einem viel zu kleinen Maßſtab gehalten im Vergleich zu dem rieſenhaften Viereck, mit dem ſie verbunden ſind; und außer dieſem Mißverhältniß der Größe iſt wohl auch ſchon die Verbindung der runden Form mit der viereckigen an ſich nicht ſchön.

Um die Geſchmackloſigkeit zu vollenden hat man auch das Innere der Kirche anſtatt architektoniſch blos plaſtiſch und pittoresk geziert. Das Auge wird nicht auf ſchöne Linien und Wölbungen des Baues, ſondern auf koloſſale Marmorfiguren und Moſaikbilder gezogen. Dieſe Figuren ſind groß, aber ſie ſcheinen es nicht. Die Künſtler haben darauf ſtudirt, mit den größten Mitteln die kleinſte Wirkung hervorzubringen. Da tritt man in die Kirche und ſieht einen Engel an einem Seitenpfeiler. Man glaubt, es ſey ein gewöhnlicher kleiner Engel, wie in andern Kirchen, aber man hat weit zu gehen, bis man dort iſt, und dann findet man, daß das vermeintliche Kind ein Koloß iſt. Darüber ſoll man nun erſtaunen. So ſieht man oben in der Kuppel höchſt geſchmacklos unter lauter Moſaikbildern kleine goldne Sterne. Dieſe bunten Spielereien paſſen gar nicht zur Größe des Gebäudes und nehmen ſich nur kleinlich aus. Da erzählt man, ein ſolcher goldner Stern habe ſo und ſo viele Fuß im Durchmeſſer und ſehe doch von unten nur ſo klein aus, und da ſoll man das Maul aufſperren vor Erſtaunen. Die ganze ungeheure Kirche iſt aber nichts als eine ſolche Spielerei; ſie iſt ſo groß, daß man den Straßburger Münſter hineinſtellen kann, ohne daß die Spitze deſſelben die Decke der Kuppel berührt, und doch erſcheint ſie klein. Um den Eindruck der Höhe zu vernichten, hat man einen unbegreiflich geſchmackloſen Aufſatz von vier Broncesäulen mit einem Baldachin mitten in die Kirche hineingeſtellt, ſo geſchnörkelt wie das Werk eines Zuckerbäckers. Um auch den Eindruck der Weite zu

vernichten, hat man an die breiten Wände koloſſale, zum Theil nackte und höchſt wollüſtige (für eine Kirche durchaus unanſtändige) Figuren hineingeſteckt, deren Größe den umgebenden Raum verkleinert, ohne daß ſie ſelbſt einen erhabenen Eindruck machen. Dicht am allerheiligſten Stuhle des Apoſtel Petrus liegt eine nackte Figur der Religion. So weltlich iſt hier alles. Unter den Verzierungen an den ungeheuren Broncethüren des Haupteingangs ſieht man die Leda in der Umarmung des Schwans dreimal abgebildet.

Bald nach mir bereiſte Fenimore Cooper Italien und ergoß ſich in Bewunderung des Rieſenbaues der Peterskirche. Ich widerlegte ihn in meinem Literaturblatt von 1838, Nr. 68. Nichts fand er erhabener, als daß die Figuren, die er von fern für klein gehalten, in der Nähe koloſſal groß waren. Dies iſt aber eine architektoniſche Verkehrtheit, denn die Kirchenbaukunſt, die etwas Großes und Erhabenes ſchaffen will, muß vielmehr darauf ausgehen, den Eindruck der wirklichen Größe noch durch künſtliche Mittel zu ſteigern und ſelbſt Kleines ſcheinbar groß zu machen. Die Peterskirche mit ihrer gemalten Rotunde iſt uns immer wie eine koloſſale Porzellantaſſe vorgekommen, und nicht wie eine Kirche, und Herr Cooper ſcheint die naive Aeußerung ſeines Söhnchens „iſt denn das eine Kirche?“ nicht einmal verſtanden zu haben.

Fürſt Pückler-Muskau ſtimmte in ſeinen „Jugendwanderungen“ 1835 mit mir überein. Er ſchrieb nämlich: „Wenn Bramante (oder Michel Angelo) wirklich geſagt hat: ‚Ihr bewundert die Kuppel des Pantheon auf der Erde, ich will ſie in die Luft ſetzen‘ ſo hat er, wie das nicht ſelten geſchieht, blendende Worte geſprochen, die im Anfange frappiren, bei näherer Beleuchtung aber doch nicht Stich halten, denn Manches kann auf der Erde ſehr bewundert werden, was in der Luft ſehr unvortheilhaft placirt wäre. Wenn z. B. ein, mit noch weit größern Mitteln Ausgerüſteter zu uns ſagte: ‚Ihr bewundert die Pyramiden auf der Erde, ich will ſie in die Wolken ſetzen‘, und dann auch wirklich die Pyramiden auf die Spitze des Cimboraſſo oder Montblanc wieder hinbaute, wo die ungeheuren Maſſen nur noch wie Schilderhäuſer erſcheinen würden, — müßten wir da nicht zwar über das ſchwierige Unternehmen er-

ſtaunen, aber doch geſtehen, daß die Pyramiden auf der Erde einen weit impoſanteren Anblick gewährten, als die unſerm Augenmaaß Entrückten in den Wolken? Die für die Architektur ſo unglückliche Kreuzesform, die endloſe Menge von Pfeilern, Gewölben, Kuppeln, abgeſonderten Kapellen, zurücktretenden Niſchen, hervorſtehenden Altären und Grabmälern, größtentheils mit unzähligen, höchſt ſchlecht gearbeiteten Zierrathen dicht bedeckt, die bald in Arabesken, Schnörkeln, Symbolen und Wappen beſtehen, bald in Basreliefs, Tauben, Engeln und Päpſten, oder in kleinen und großen Figuren der Heiligen und Kirchenväter — dies Alles zuſammen genommen macht ein ſo getheiltes und verworrenes Ganze, daß man hier nie einen an Einheit und Größe dem ähnlichen Eindruck erhalten kann, mit dem der erſte Anblick des Pantheons ſo unwillkürlich als mächtig überraſcht. Dieſe Ueberladung an Ausſchmückungen und das daraus entſtehende moderne Anſehen der Kirche, verbunden mit ihrer Größe, bewegen oft ihre Bewunderer, mit Enthuſiasmus auszurufen: ſie ſeyen eben ſo erhaben als elegant! Wenn man indeß überlegt, was eine elegante Erhabenheit oder eine erhabene Eleganz iſt, ſo geräth man in Verſuchung, dieſe Lobeserhebung für ein Epigramm zu halten."

Profeſſor Greverus ſagt in ſeinen Reiſen in Italien 1840 Folgendes: „Der Styl im Innern iſt in Kreisbögen und Kuppel römiſch, die fürchterlich maſſigen Pfeiler aber, welche das Gewölbe ſtützen, gehören nicht allein keinem Style an, ſondern verderben jeden. Eben ſo iſt die Façade ein Monſtrum der Baukunſt. Acht (oder mit den Eckpilaſtern zehn) ungeheure korinthiſche Säulen von 7 bis 8 Fuß Durchmeſſer tragen einen Oberbau, der, irre ich nicht, noch bedeutend höher iſt, als die Säulen, in verſchiedenen Gliedern. Durch dieſen aller Kunſt der Alten hohnſprechenden Oberbau wird die aufſtrebende Bewegung der Säulen ganz und gar paralyſirt oder ertödtet und verliert alle Bedeutung, indem das Negative, die Maſſe oder das Phlegma in der Façade vorwaltet. Auf den vier mittleren Säulen ruht ein falſches Giebelfeld (Pſeudo-Attoma), welches von der Attike (wenn ich das obere Bauglied oder Geſchoß mit den Fenſterhöhlen ſo nennen darf) überragt wird, alſo keine Bedeutung hat, ſondern als leere Zierde daſteht. Endlich hat Ma-

derno die ganze manierirte Façade durch zwei kleine kuppelförmige Glockthürme gekrönt, die neben der großen Kuppel wie zwei kleine Schlafmützen neben der dreifachen päpſtlichen Biſchofsmütze ſich ausnehmen und ganz vortrefflich das in der Façade vorwaltende Princip der Ruhe und der Trägheit perſifliren. Man hätte nach dieſem Aeußerſten nicht glauben ſollen, daß es möglich wäre, noch mehr Phantaſtik, Perrücke und Friſur anzubringen; aber was Keiner konnte, das gelang dem Bernini. Er fügte die berühmte vierfache Colonnade hinzu, die ihre beiden gekrümmten Arme wie Krebsſcheeren ausſtreckt, und wahrſcheinlich das bibliſche Cogite intrare verſinnlichen ſoll. Andere wollen die mütterlichen Arme der Kirche in ihnen ſymboliſirt erblicken! In dieſen Arkaden ſpricht ſich freilich ein Princip der Bewegung aus, aber ohne Ruhe, und verfällt dadurch in den Fehler der Unruhe, der ſchroff mit dem der Trägheit in der Façade kontraſtirt. Die Unruhe aber wird durch die Krümmung zuwege gebracht, die nirgends Perſpektive, und allenthalben einen Wald von Säulen gewährt. Fehlerhaft in Hinſicht des Gebäudes aber ſcheinen mir dieſe Portikus gedacht, weil ſie den leeren Raum anfüllen, der großartige Gebäude, im Verhältniſſe zu ihrer Größe umgeben ſoll, damit ſie durch den Kontraſt gehoben werden. Dazu kommt, daß dieſe Arkaden ſelbſt etwas ſeyn wollen, und wenn ſie etwas ſind, den Eindruck des Gebäudes ſchwächen. Ganz dem Sinne des Werks angemeſſen endlich, Ueberladung, Geziertheit, Charakterloſigkeit und Friſur zur Schau tragend, iſt der von jenen Armen umſpannte Platz, mit ſeinem Obelisk, den Springbrunnen, und dem keilförmigen, weiß und ſchwarzen Pflaſter, wiewohl die Springbrunnen an und für ſich, beſonders bei Sonnen- und Mondenſchein, ein ſchönes Schauſpiel gewähren. Wir kehren zum Innern zurück. Der durch alle dieſe äußeren Kunſtfüßigkeiten vergiftete, hoffnungslos kleinmüthig gewordene Sinn wird beim Eintritt in die das Veſtibulum bildende Halle wieder erquickt und mächtig gehoben. Einen großartigern, edlern Raum habe ich nie geſehen. Höhe und Länge ſcheinen unermeßlich; ſie werden durch die geringere Tiefe gehoben und gewähren eben dadurch den Charakter einer erhabenen Halle. Aber dieſes vortreffliche Veſtibulum bereitet

wieder auf das Innere der Kirche im verkehrten Sinne vor. Man will natürlich den Eindruck gesteigert haben, und er wird verringert! Die Halle scheint höher als die Gewölbe der Kirche, deren ungeheure kubische Räumlichkeit sich durch die ungeschlachten plumpen Pilaster der augenblicklichen Schätzung ganz und gar entzieht. Nur wenn eine große Anzahl Menschen in ihr versammelt sind, gewinnt man den Maßstab wieder, und man sollte daher Sonntags oder Freitags in den Fasten die Kirche zum ersten Male betreten. Die Menge der auf dem Boden wie Ameisen wimmelnden Menschen gewährt dann am sichersten die Idee der ungeheuren Ausdehnung des hier mit Mauern umspannten Raumes. Aber diese Ueberzeugung ist dann eine mathematische und hat nichts mit dem Gefühl der Erhabenheit und Majestät gemein, welches mir, wie so vielen andern unbefangenen Besuchern der Peterskirche, fremd war. Auch die Kuppel verfehlte bei mir ihrer vollen Wirkung; sey es, daß meine Seele nun einmal hartnäckig geworden war, oder daß die in der untern Kuppel angebrachten Fenster dem Eindruck schadeten. Diese scheinen mir den in derselben befindlichen Bildern zu Gefallen angebracht; da eine Beleuchtung des Raumes durch blos von oben einfallendes Licht dem umgekehrten Abgrunde, wie Frau von Staël die Kuppel nennt, mehr Perspektive und eine magische Unergründlichkeit verleihen würde. — Die innern Verzierungen der Kirche entsprechen mehr oder weniger dem Baustyl derselben. Allenthalben Pracht, Glanz und Affectation, anstatt Einfachheit, Schönheit und Wahrheit."

Dieses Urtheil ist vollkommen wohlbegründet und bietet einige neue Momente dar, die man nicht vergessen darf, um die gesunde Kritik, die zuerst Fernow geltend machte, und auf die nachher noch mehrere Leute von unbestochenem Auge eingegangen sind, noch zu schärfen.

Auch A. v. Reumont konnte nicht umhin, in seinen neuen römischen Briefen, ein der Peterskirche sehr ungünstiges Votum abzugeben. „Die alten edeln Basilikken waren christliche Kirchen aus den vorgefundenen heidnischen Elementen christlich konstruirt. Aber der neurömische Styl, dessen große Mutter die Peterskirche ist, führt mit Bewußtseyn das Christliche wieder in's Heidnische zurück, und

zwar in dem weltlichen Palaststyl; denn es kostet Mühe, die neurömischen Kirchen von den Palästen und das neue Rom von Versailles zu unterscheiden. — Die ungeheuren Prachtgebäude Roms, die in diesem Style gebaut sind, gehören fast sämmtlich dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert an. Seitdem ist wenig mehr gebaut worden, weil es an Geld fehlte. Daher konnte sich auch kein neuer besserer Baustyl ausbilden. Nur außerhalb Rom sah Italien noch in jüngster Zeit einige neue Kirchen entstehen, allein im alt verdorbenen Geschmack."

Der gute G. H. v. Schubert ließ sich in seiner „Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien" wieder zu einer Bewunderung der Peterskirche hinreißen. Er spendet (zweite Auflage II. 148) diesem Bauwerke das höchste Lob und stellt es dem gothischen gegenüber, wie das sichtbare Herabsteigen des Göttlichen zur Erde dem betenden Hinaufsehen zum Himmel von der Erde aus. „Mir scheint es nämlich immer, als wenn jene eigentliche Kunst, welche der Geist im Menschen schafft, zwar in allem ihren Thun und Wirken den Menschen zu einem Göttlichen hinführen und an dieses erinnern wolle, aber dieses vorbildliche Hinführen zu dem, was ewig ist und beseligend, geschieht in zweifacher Richtung und Weise. Nach der einen (gleichsam weiblichen) bemüht sich der schaffende Geist der Kunst, die Flamme der Andacht und des innigen Sehnens nach dem Leben, das von oben ist, in seinen Gebilden darzustellen, und sucht durch jene Flamme in der Seele des Betrachtenden die gleiche Glut der Andacht zu entzünden; nach einer anderen, allerdings durch steilere Höhen gehenden Richtung will die Kunst das Leben, das von oben ist, das Anbetungswürdige und Göttliche, unmittelbar in der ganzen Fülle der unvergänglichen Kraft und Schönheit vor das betrachtende Auge stellen und durch dieses unmittelbare Annahen des Hehren die Seele beugen und erheben. Auch in der Baukunst scheint mir diese doppelte Richtung offenbar; die erstere in jenen altgothischen Kirchen, in denen weniger die augenfällige Schönheit und Pracht, als der tiefe Sinn der Andacht, der in der Anordnung aller einzelnen Theile sich aussprach, das Gemüth zum Fluge des Gebetes erhob, die andere in Tempelgebäuden, welche

durch die Uebermacht ihrer Schönheit ein sichtbares Abbild der unsichtbaren Urschönheit darstellen." Diese Uebermacht der Schönheit findet nun Schubert im Bau der Peterskirche. Wir sind anderer Ansicht. Die Peterskirche hat uns mit ihrer in den Himmel gestreckten und doch schweren und steifen Kuppel, mit ihren ungeheuren Dimensionen, die doch nur die kleinste Wirkung hervorbringen, nur den Eindruck gemacht, wie eine Gruppe übereinander gestülpter Theetassen in vergrößertem Maßstabe. Wenn auch die ungeheure Größe den winzigen Menschen, der sie betrachtet, gleichsam physisch erschreckt, so bleibt doch die Seele dabei kalt, ja diese herzlose Verschwendung der großartigsten Mittel, um mit dem Anspruch, die Centralkirche der christlichen Welt zu bauen, doch nur eine so kleinliche Wirkung hervorzubringen, empört das religiöse Gefühl. In der Peterskirche ist auch nicht ein Zug, nicht eine leise Spur von Heiligkeit im architektonischen Ausdruck, alles ist daran weltlich empfunden und ausgeführt. Wir müssen hinzufügen, daß es den Charakter der gothischen Baukunst durchaus verkennen hieße, wenn man in ihm nur den Ausdruck der Sehnsucht zum Himmel, überhaupt nur etwas Subjectives sehen wollte. Wenn je von einer Kirchen-Baukunst das gilt, was Herr von Schubert von der römischen will gelten lassen, so ist es gerade umgekehrt die gothische. Nicht nur in der Symbolik ihrer Formen, auch in den tiefsten und bestimmtesten Eindrücken, die sie auf den Beschauer hervorbringt, bezeichnet sie die Gegenwart des göttlichen Geistes, dem sie zur Einkehr dienen soll. Was könnte objectiver seyn? In den großen gewaltigen Salon der Peterskirche muß dagegen erst die subjective Frömmigkeit der Menschen etwas Heiliges hineinbringen, was in seinen Formen keineswegs vorgezeichnet ist.

Den Italienern selbst ist es nicht entgangen, welch unheiliger Bau die Peterskirche ist. So sagt Cantu in seiner Weltgeschichte: „Der eifrigste Arbeiter an dem Riesenbau war Bernini, der den Unterbau der Kuppel mit seinen Bildsäulen schmückte und den mit krummen Säulen, Kuppeln und den mannigfaltigsten Schnörkeleien überladenen Hochaltar von der Höhe des farnesischen Palastes ausführte, die riesigste Gußarbeit der Welt und zugleich das traurigste

Denkmal der vollendeten Geschmacklosigkeit jener Zeit. Auch die St. Peterskanzel aus Bronce ist sein Werk, woran nur die theatralische Haltung der an sich so passend angebrachten Kirchenlehrer und ihre kokette Weise, die Riesenlast mit einem einzigen Finger zu stützen, zu bedauern ist. Vor allem war es der Jesuitenorden, der diesen barocken Baustyl für seine Kirchen massenhaft verwendete und dadurch eben so sehr zu seiner Blüthe beitrug, wie zu seiner Zeit die Franziskaner die Ausbreitung und Entwicklung des gothischen Styles gefördert hatten." Man muß sich in der That verwundern, daß der Jesuitenorden diesen schon an sich unschöneren, aber noch viel weniger für kirchliche Zwecke geeigneten, durchaus unheiligen Baustyl so sehr begünstigte. Dieser Baustyl hatte die Bedeutung einer weltlichen Livrée, welche die weltlichen Fürsten der Kirche aufnöthigten. Der Fürst trat in die Kirche wie in seinen Palast, jeder heilige Schauer war daraus gewichen. Wenn früher ein Fürst in den gothischen Dom trat, wurde er von diesem heiligen Schauer ergriffen, fühlte er tief, er sey im Gotteshause und demüthigte sich. Gleichwohl war der Baustyl der Zeit angemessen, in der einmal die Kirche und ihre Diener unter die weltliche Gewalt erniedrigt waren.

Speyer in seinen Bildern italienischen Landes und Lebens II. 9 sagt von der Peterskirche: „In dem Gedanken — den größten Dom der Christenheit, ja — in Dimensionen — das größte Werk christlicher Kunst zu betreten, lag etwas, was das Herz mit hochschlagender Ungeduld erfüllte. Da kommt die Theaterfaçade und zerstört alles. Beim Anblick der Kirche selbst schwindet alle Andacht, aller Schwung unserer Stimmung. Die Kuppel steht bekanntlich so weit zurück, daß sie sich nirgends übersehen läßt. Die Vorderseite ist geschmacklos und trotz der heiligen Statuen oben auf der Balustrade profan und unkirchlich. Ich fand die Kirche größer, als ich sie mir gedacht, und doch fühlte ich mich unbefriedigt. Der ganze Bau, innen durchaus in dem zopfigen Style des 17. Jahrhunderts aufgerichtet, paßt nicht zu unsern Begriffen von Religion und Gottesverehrung. Es fehlt an allem hier, was uns nach oben emporziehen, was uns von der Erde ablösen könnte."

Die geistreiche Gräfin Ida Hahn-Hahn, die eine sehr eifrige Katholikin geworden ist, sah doch die Peterskirche in Rom mit großem Mißfallen. Sie bemerkt darüber in ihrem liebenswürdigen Buche „Jenseits der Berge" Folgendes: „Baute sich diese Kirche so hoch auf wie der babylonische Thurm, dennoch bliebe sie niedrig. Für die Seele ist St. Peter eben so klein, als für das Auge groß. Und dann weht in ihm eine niedrige Servilität; er huldigt dem Lutherthum. Die Reformation war aufgetreten ein Panier schwingend, worauf die Worte standen: Licht über den Erdkreis! St. Peter mit seinen hunderttausend Fenstern sieht aus, als wolle er dies Licht so recht in Strömen von allen Seiten empfangen und den Seinen mittheilen. Diese knechtische Falschheit empört mich."

Dickens, der geistvolle englische Dichter, sagt in seinen italienischen Reisebildern II. 27 und 30, trotz ihrer Größe habe ihm die Peterskirche keinen heiligen Eindruck gemacht und er sey in englischen Kirchen viel gerührter gewesen. „Die Peterskirche macht keine religiöse Wirkung. Es ist ein ungeheures Gebäude, ohne einen einzigen Punkt, auf dem der Geist verweilen könnte, und er wird müde durch das ewige Herumschweifen. Die Kirche könnte eben so gut eine weltliche Bestimmung haben."

Der französische Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, sagt in seiner sicilianischen Reise Seite 3 von der Peterskirche: „Der gothische Styl wäre mit der Kirche mehr im Einklang gewesen. Düster, ernst führt er zum Nachdenken, zur Betrachtung, zur Ruhe. In St. Peter zeigt ein lästiger Glanz vor allem den Prunk der Welt und der Künste; unsere Religion verschmäht diese strahlenden Freuden."

An der Peterskirche ist der künstlerische Werth eigentlich etwas Gleichgültiges; von welthistorischer Bedeutung ist nur der politische Zweck, dem der Bau dienen sollte und heute noch dient. Die Peterskirche (ich muß es der Wichtigkeit der Sache wegen, die man noch nie recht erkannt hat, hier wiederholen) wurde die Burg des romanischen und mit der heidnischen Renaissance verkuppelten Neukatholicismus gegen die von Deutschland ausgegangene Reformation. Papst Leo X. setzt das heidnische Pantheon als Kuppel über den Kreuzbau

der Peterskirche, in der unverkennbaren Absicht, damit symbolisch anzudeuten, daß das Christenthum des finstern Mittelalters jetzt durch ein neues Heidenthum, durch die lichtstrahlenden Götter der alten classischen Welt überwunden seyn solle. Die Ironie dieses Papstes übertraf alles, was die Weltgeschichte in dieser Gattung aufzuweisen hat, denn bekanntlich ließ er die Peterskirche, die ihm als Zwing-Uri, der deutschen Nation dienen sollte und die heute noch als das Symbol romanischer Todfeindschaft gegen Deutschland dasteht, fast ausschließlich von den ungeheuern Geldsummen erbauen, die er den einfältigen Deutschen durch den berüchtigten Ablaßkram abschwindelte.

V.

Die Paganisirung der bildenden Kunst.

Man muß den Kirchenbildern seit der Renaissance, ganz abgesehen von ihrem Kunstwerth, eine große Wichtigkeit zuschreiben, weil sie es hauptsächlich gewesen sind, durch welche das heidnische Element im romanischen Neukatholicismus sich am deutlichsten ausgeprägt hat. Was man auch sagt, die Bilder seyen nicht der Anbetung dargeboten worden, so ist es doch Thatsache, daß man sie wirklich angebetet hat und heute noch anbetet, daß es eine Menge ausdrücklich als wunderthätig anerkannte Bilder gab und gibt, die sich ganz so verhalten, wie die Götterbilder des classischen Heidenthums. In ihnen hat sich wirklich die Vielgötterei des Heidenthums gespiegelt. Wie es einst verschiedene Gottheiten gab, zu denen man betete, um von irgend einer Krankheit geheilt, aus irgend einer Gefahr gerettet zu werden, oder in einem bestimmten Falle Glück zu haben, so gelten auch jetzt noch die Heiligen für solche Schutz- und Hülfsgottheiten und man kniet betend vor ihren Bildern.

Das classische Heidenthum spiegelt sich aber auch in einer an-

dern Beziehung in den Bildern ab und zwar erſt ſeit der Renaiſſance. Früher hatten die Kirchenbilder weniger Kunſtwerth, waren ſteifer, ärmlicher, aber die Künſtler hatten ſich doch immer bemüht, einen heiligen Ausdruck hineinzulegen. Ihre minder kunſtgeübte Hand wurde ihnen doch von wahrer Andacht und Ehrfurcht vor dem Heiligen geführt. Und grade das war es, was ſeit der Renaiſſance verloren ging, worauf man mit Geringſchätzung herunterſah. Man wollte die Kunſt als ſolche wieder auf die Höhe erheben, welche ſie im claſſiſchen Alterthum eingenommen hatte, und den göttlichen und heiligen Perſonen des chriſtlichen Glaubens dieſelbe körperliche Majeſtät, Schönheit, athletiſche Kraftäußerung, denſelben mannigfaltigen und leidenſchaftlichen Ausdruck und auch den verführeriſchen Liebreiz geben, wie den olympiſchen Göttern, Heroen und Heroinen. Es kam nicht mehr darauf an, etwas eigentlich Heiliges zu malen und die Seele zu frommer Andacht zu ſtimmen, ſondern nur noch den Effect der Bewunderung hervorzubringen, der Bewunderung des Künſtlers wegen der Energie oder Grazie ſeines Meißels oder Pinſels, wegen des Impoſanten und Ausdrucksvollen ſeiner Gruppen und Figuren, wegen ihrer bezaubernden Körperſchönheit, wegen der Meiſterſchaft in der Beleuchtung und Färbung.

Baukunſt und bildende Künſte folgten alle der neuen Richtung und nicht ohne Begeiſterung der Künſtler, denn für dieſe ging ein unermeßliches Feld der Thätigkeit auf, wie zur Zeit des Perikles in Athen, des Auguſtus und Hadrian in Rom. Allen ſtand als Muſter voran der berühmte Michel Angelo, deſſen ſich Papſt Leo X. als Hauptwerkzeug bediente, um die Kirche zu paganiſiren, indem er die kirchliche Kunſt ſoviel als immer möglich der antiken Kunſt ähnlich machte. Paſſarge in ſeinen Fragmenten aus Italien S. 35 erkennt im Wirken dieſes berühmten italieniſchen Künſtlers den Genius des claſſiſchen Alterthums, der mit Rieſenkraft durch die Barbarei des Mittelalters, d. h. des Chriſtenthums und des Germanismus hindurchbricht, alſo eine Art von Welterlöſer. Dies iſt die vollkommen richtige Auffaſſung, wie ſie zur Zeit Leos X. in Rom vorherrſchte. Auch ſammelte dieſer Papſt nur deßhalb die noch im Schutt altrömiſcher und griechiſcher Städte erhaltenen Sta-

turen, Basreliefs und Wandbilder des heidnischen Alterthums, damit sie den von ihm reich besoldeten neuern Künstlern zum Muster dienen sollten.

Michel Angelo war der hauptsächlichste Wiedererwecker des antiken Geschmacks sowohl in der Baukunst, als Plastik, als Malerei, ein großer Genius, ein mächtiger Schöpfer in drei Kunstgebieten. Allein mit ihrem künstlerischen Zauber war doch die Renaissance etwas Unnatürliches. Sie vermochte nicht ganz mehr die antike Welt zu verjüngen, sie trat in die christliche Welt ein, ohne sie verdrängen zu können, und so mischte sie Heidnisches und Christliches widernatürlich zusammen. In Michel Angelo selbst herrschte ein ernstes Streben vor und er faßte alles großartig auf. Aber in seinen erhabenen Gestalten, die er der christlichen Tradition entnahm, herrschte doch die antike, heroische und athletische Auffassung vor und war das specifisch christlich Heilige verschwunden. Durfte nun die Kirchenmalerei in dieser männlichen Richtung in die heidnische Bildnerei zurückgreifen, so war bald auch in der weiblichen Richtung die Ausschreitung in's sinnlich Reizende entschuldigt. Sobald die männlichen Propheten und Heiligen herkulische Arme und Beine in gewaltsamen Gruppen ausstrecken durften, konnte bald auch kokette und schmachtende Grazie der heiligen Frauenzimmer nicht fehlen. Welche Berechtigung auch das Kunstschöne an sich überall haben mag, so kommt doch hier das Verhältniß der Kunst zur Kirche in Betrachtung, welches kein natürliches mehr war. Bildwerke wie die bezeichneten paßten nicht in die Kirchen, für welche sie doch gemalt wurden.

Raphael, der gefeiertste Maler der Italiener, hatte wahren Sinn für das Heilige, wurde aber vom Zeitgeist mit fortgerissen. Nur in seinen frühern Werken finden wir noch die liebliche Heiligkeit seiner ältern Meister, aber nur zu bald wurde er in den Begeisterungstaumel für die neue, von den Päpsten allein noch befohlene und beförderte Kunst hineingerissen. An die Stelle des Interesses, welches allein dem Heiligen gebührt, trat ein ausschließliches Interesse für die Kunst, wie sich dasselbe in der berühmten Künstlergeschichte von Vasari mit übersprudelnder Lust und dem Uebermuth

ausspricht, welcher sich der Künstler von jeher bemeistert hat, wenn eine neue Kunstperiode hereinbrach und reiche Monarchen sie förderten. Man dachte mit Vasari damals in Rom nur an den Künstler und sein Kunstgeschick, der Inhalt und Zweck der Bilder war ihm völlig gleichgültig, ein Satyr grade so viel werth, als ein Christusbild, eine nackte Venus grade so viel, als ein Marienbild, und eine allegorische Schmeichelei, worin päpstliche Nepoten oder kleine italienische Tyrannen vergöttert wurden, grade so viel, als eine Verklärung Christi oder Anbetung des Lammes.

Raphael stand an der Scheidewand des Mittelalters und der neuern Zeit. In seiner frühern Periode zu Perugia war er noch ganz in der Heiligkeit der ältern italienischen Kirchenmalerei befangen; sobald er aber an den päpstlichen Hof gezogen wurde, warf er sich mit Begeisterung der heidnischen Renaissance in die Arme. Er gab damit ohne Zweifel kein gutes Beispiel, denn das Christenthum war eine höhere Stufe welthistorischer Entwicklung, als das altrömische Heidenthum, und wenn man das Christenthum vernachlässigte, um nur noch inbrünstig der heidnischen Verlockung nachzugehen, so war das kein Fortschritt der Menschheit, sondern ein Rückschritt. Allein dem jungen Raphael gereichte vieles, ja alles in seiner Umgebung zur Entschuldigung. Er ist bekanntlich nicht alt geworden, war immer mit seiner Kunst beschäftigt und darin unglaublich fleißig, kam auch nie aus Italien hinaus, hatte also weder Zeit noch Veranlassung, die Welt und die Menschen in einem weitern Horizonte zu kennen, und ermangelte aller historischen Erfahrung und Kenntniß. Von Natur vorzugsweise nur für Auffassung und Darstellung des Schönen geschaffen, mußte er nothwendig von der Schönheit tief ergriffen werden, die ihm theils in den wiederaufgefundenen antiken Kunstdenkmälern, theils in der toscanischen und römischen Race entgegentrat. Konnte ihm die tiefe Corruption des römischen Hofes auch nicht entgehen, so war er doch durch Dankbarkeit an den heidnischesten der Päpste Leo X. gebunden und konnte, ganz in seine Kunst versunken, sich nicht wohl zur Rolle eines strengen Sittenrichters, wie Savonarola, berufen fühlen. Genug, wenn er die eigene Unschuld nie verscherzte und in allen seinen, wenn auch heid-

nischen Stoffen und Ideen zugewandten Werken niemals sinnlich ausschweifte, so daß die keusche Anmuth seiner Galatea nicht unwürdig der lieblichen Heiligkeit seiner Madonnen zur Seite steht.

Leo X., Raphaels gnädiger Gönner, war ein lebenslustiger und frohsinniger Mediceer, lebte und webte mitten in der Christenheit, als nomineller Stellvertreter Christi auf Erden, nur im classischen Heidenthum und dachte an nichts anderes als an diese seine Liebhaberei. Sein geheimster Vertrauter und Sekretär war Cardinal Bembo, der die Liebeslieder Petrarcas herausgab und selbst mit einer schönen jungen Maitresse drei Kinder zeugte, woran damals in Rom Niemand Anstoß nahm. Als Oberhirt der Christenheit beschäftigte sich Leo X. mit seiner Heerde nur soweit, als nöthig war, um sie zu scheeren. Der von ihm ausgegangene Ablaßkram hatte keinen andern Zweck, als dem Mediceer Geld und immer wieder Geld zu seinen classischen Vergnügungen und Prahlereien herbeizuschaffen. Daß die Geduld der Deutschen dabei reißen, daß die frommen Deutschen dem heidnischen Frevel in Rom nicht länger ruhig zusehen würden, hätte sich Leo freilich nicht träumen lassen, aber als ein fröhlicher Lebemann setzte er sich auch darüber hinweg, grämte sich lediglich nicht dabei, noch regte sich irgend in ihm ein christliches Pflichtgefühl. Er fuhr vielmehr fort, Geld zusammenzuraffen, um das große Werk zu gründen, das seinen Namen unsterblich machen sollte. Das war der Riesenbau der neuen Peterskirche, der alle Gebäude der Welt an Größe und Pracht übertreffen sollte und in dem er den Grundgedanken der mediceischen Politik verewigen wollte. Es ist übrigens bekannt, daß der perfide Gedanke, das Pantheon über das Kreuz zu stellen, von Michel Angelo ausgeführt worden ist und nicht von Raphael, obgleich dieser anfangs mit der Oberleitung des Baues betraut war.

Dem edlen Raphael ist es nie eingefallen, des Christenthums zu spotten, wenn er auch immer tiefer in die einseitige Vorliebe für den classischen Geschmack versank. Man hat noch ein ausführliches Schreiben Raphaels an Leo X. in Bezug auf die classischen Kunstdenkmäler aus dem letzten Lebensjahre des großen Malers. Darin heißt es: „Es dürfte daher, heiliger Vater, nicht zu den letzten Ge-

danken Ew. Heiligkeit gehören, Sorge zu tragen, daß das Wenige, was von der altehrwürdigen Mutter des Ruhmes und des italieniſchen Namens übrig iſt zum Zeugniß für jene göttlichen Geiſter, die allein ſchon durch das Andenken an ſie die Menſchen unſerer Tage zu allem Guten anreizen, nicht von böswilligen und unwiſſenden Leuten beſchädigt werde, wie bisher jene Geiſter, die mit Aufopferung ihres Lebens ſo großen Ruhm der Welt, dieſem unſern Vaterlande und uns gebracht, nur zu vielen Mißhandlungen ausgeſetzt geweſen ſind." Nachdem Raphael den Untergang der ſchönen Heidenzeit mit ihren Kunſtwerken beklagt hat, fährt er fort: „Hierauf begann, gleichſam die Kläglichkeit zu mehren, der Styl deutſcher Architektur ſich einzuführen, der — wie man noch ſieht — im Ornament himmelweit entfernt iſt von der ſchönen Weiſe der Antike und der Römer, die außer dem Gebäude ſelbſt noch die ſchönſten Geſimſe, Frieſe, Architrave, Säulen, Capitäle und Baſen und überhaupt alle Ornamente auf das ſchönſte und vollkommenſte hat. Und die Deutſchen, deren Geſchmack noch jetzt an vielen Orten beibehalten wird, ſtellen oft eine kleine zuſammengekrümmte und ſchlecht ausgeführte Figur und andere phantaſtiſche und formloſe Thier- und Menſchengeſtalten als Tragſteine unter die Balken. Doch hat dieſe Baukunſt noch einigen Sinn, indem ſie ihre Motive aus den noch nicht gefällten Bäumen nimmt, deren in einander verſchränkte Aeſte ihnen die Form ihres Spitzbogens gegeben. Und obſchon dieſer Urſprung nicht gänzlich zu verwerfen, iſt er doch ſchwach, da Hütten aus verbundenen, nach Art der Säulen aufgerichteten Pfoſten mit ihrem Giebel und Dach, wie Vitruvius den Urſprung der doriſchen Ordnung beſchreibt, eine größere Haltbarkeit haben, als die Spitzbogen mit ihren zwei Mittelpunkten. Und überdies hat nach mathematiſchem Geſetz ein Halbkreisbogen, von dem jeder ſeiner Radien nur nach Einem Mittelpunkt geht, eine größere Tragkraft; der Spitzbogen aber außer ſeiner Schwäche auch noch den Mangel an Wohlgefälligkeit für unſer Auge, das die vollkommene Kreislinie liebt, und man ſieht, daß die Natur ſelbſt gleichſam keine andere Form ſucht."

Förſter bemerkt dazu mit Recht: „Es mag uns auffallen, daß

in Raphael's Augen die Bauwerke aus der letzten Kaiserzeit denselben architektonischen Werth haben, als die Tempel und Triumphbogen aus der Zeit des Augustus und Titus; daß er es für eine leichte Sache erklärt, antike Gebäude von denen einer spätern Zeit zu unterscheiden, während doch bekanntermaßen grade in dieser Beziehung so viele falsche Annahmen traditionell geworden waren; daß er die ganze Periode romanischer Baukunst entweder unberührt läßt, oder nur mit der sog. gothischen vermengt; auch mag die sehr unbestimmte Bezeichnung der verschiedenen Baustyle, die er jedoch für ganz genügend hält, befremden, die Bemerkung über die Entstehung des Spitzbogens und der dorischen Ordnung vor seinen kunstgeschichtlichen Studien eine sehr hohe Achtung nicht einflößen: — der Brief, soweit er hier mitgetheilt worden, hat eine andere, in den künstlerischen Charakter Raphaels tief eingreifende Bedeutung. Wir sehen ihn hier mit ganzer Seele sich in die Kunst des Alterthums versenken, vor deren Herrlichkeit jede Erinnerung an die nachfolgende christliche Zeit und deren aus der Religion hervorgegangene Werke verschwunden ist, so daß er zwischen der antiken und modernen Kunst nur eine Periode der Barbarei kennt."

Daß diese Auffassung Raphaels eine sehr einseitige ist, versteht sich von selbst. Ihm, der Schönes in so reichem Maaß zu schaffen wußte, wollen wir aus dieser Auffassung umsoweniger einen Vorwurf machen, als er in seinen Werken die Achtung vor dem specifisch Christlichen niemals außer Augen gesetzt hat, wie er auch am Heidnischen niemals das Widerchristliche auffaßte. Ein sehr charakteristisches Zeichen der Zeit aber ist sein Brief, weil man daraus erkennt, wie blind der päpstliche Hof bereits in die Renaissance versunken war und wie das damalige Papstthum den großen und wesentlichen Antheil des germanischen Europa und vorzugsweise der deutschen Kaiser am Schutz und Ausbau der Kirche des Mittelalters gänzlich vergessen zu haben schien. Ohne die vom h. Bonifacius eingeleitete und von Karl dem Großen durchgeführte Verbindung des Kaiserthums mit dem Papstthum hätte sich das letztere gar nicht behaupten können. Daß die abendländische Kirche nicht unterging, daß sie glorreich das ganze Mittelalter hindurch bestand und daß die Päpste

in ihrem unabhängigen Kirchenstaate sicher leben konnten, das verdankten sie einzig und allein den eben so heldenmüthigen als frommen Deutschen. Welchen schnöden Undanks unterfing sich nun jener zehnte Leo, daß er der Deutschen vergaß oder ihrer nur noch gedachte, um sie als vermeintliche Barbaren zu verachten und mit schamloser Habgier auszupfänden!

Auch hatten die Deutschen der römischen Kirche nicht blos mit ihren Schwertern gedient, sondern auch mit ihrem Geiste. Davon wußte und verstand ein in der unzüchtigen Schule des Heidenthums aufgewachsener Mediceer nichts, denn seine ganze Seele steckte, wie sein Vatican, voll von antiken Götzenbildern. Wie hätte ein lüderlicher Prinz aus dem Hause Medicis, tief versunken in die Wollust classischer Verführung, auch nur eine Ahnung haben sollen von der tiefen Gottesminne in der deutschen Kirche des Mittelalters, von der Ideenfülle der deutschen Mystik und der deutschen Baukunst und von der heiligen Unschuld der deutschen Legende und Hymnologie?

Wie Raphael von der mediceischen Politik mißbraucht wurde, davon hier nur ein Beispiel. Man hat über die im Louvre befindlichen Bilder von Raphael gestritten und mancherlei davon gefabelt, was jetzt urkundlich widerlegt ist. Diese Bilder dienten zur Bestechung des König Franz I. von Frankreich, damit er zu einer Schandthat Leos die Augen zudrücke. „Auf die unverantwortlichste Weise hatte Leo den rechtmäßigen Fürsten von Urbino, Herzog Friedrich, welchem Raphael (vgl. den Brief an seinen Oheim Sciarla, von ganzem Herzen zugethan war, durch eine päpstliche Bulle seines Landes für verlustig erklärt, und dafür einen Neffen von sich, Lorenzo de' Medici, als Herzog eingesetzt. Die Erbitterung in Italien über diese Gewaltthat war allgemein, aber — ungefährlich, bis sie der König von Frankreich benutzte und mit Waffengewalt unterstützte. Dieser Gefahr zu begegnen, bot sich in der Kunstliebe des K. Franz ein wirksames Hülfsmittel, und Raphael ward erlesen, sie zu befriedigen. Die schuldige Rücksicht auf seinen mächtigen Gönner auf dem päpstlichen Thron, zu welcher sich noch die zweite auch zu seinem künftigen Schwiegeronkel, dem Cardinal da Bibiena, gesellte, der mit der Ausführung der Bulle von Leo nach

Urbino gesendet wurde, mußten ihn wohl zur Nachgiebigkeit zwingen, konnten ihm aber in keinem Fall die bittern, ja peinlichen Empfindungen ersparen bei dem Gedanken, selbst mitwirken zu müssen für die Befestigung ungerechter gegen sein von ihm hochverehrtes Fürstenhaus ausgeübter Handlungen; zumal er noch selbst Zeuge seyn mußte der Demüthigung und der vergeblichen Bitten der Herzogin Elisabeth, die nach Rom gekommen war, um Leo's Herz zu rühren. Freilich ward ihm die Genugthuung, daß K. Franz durch diese Geschenke für Lorenzo de' Medici gewonnen wurde, so daß er dem Usurpator sogar eine Französin, Madelaine, Tochter des Jean de la Tour-d'Auvergne, zur Gattin gab, die Mutter der berühmten Katharina von Medicis geworden."

Man darf für die ganze, noch nicht einmal geschlossene Sphäre der Kunst nicht einen einzigen Künstler, und wäre er noch so groß, zum Maßstab nehmen. Für die kirchliche Baukunst hat Raphael kein Verständniß gehabt und dieser Mangel wirkt auch einigermaßen auf seine malerische Auffassung des Heiligen ein. Es ist nicht zu leugnen, daß in seinen Albaneserinnen, wie sie lächelnd mit Kindern spielen, der heilige Ernst des Kirchenbildes zu sehr hinter dem Liebreiz des Genrebildes zurücktritt. Fast alle seine Nachfolger haben bewiesen, daß dieser Kunstweg immer weiter von der Kirche abgeführt hat, und wenn nicht die frommen Spanier und seit Overbeck auch deutsche und französische Maler die Heiligkeit, die noch die Bilder von Perugia auszeichnete, wiedergefunden hätten, so würde es gar keine Malerei mehr geben, die man noch christlich nennen könnte und die zu einer tiefen Andacht zu stimmen vermöchte.

Auch noch in der Periode, in welcher Raphael der Renaissance verfiel, entsagte er keineswegs dem christlich Heiligen, sondern stellte es in hoher Schönheit dar, wenn auch freier und mit einer hin und wieder schon gefährlichen und jedenfalls aus dem Kirchenstyle heraustretenden Hinneigung zum Naturalismus. Wer einigermaßen den tiefen Ernst des Heiligen begreifen gelernt hat, kann gewiß nicht in allen Madonnen Raphaels mehr als eine menschlich schöne Mutter, gewiß nicht in allen seinen Jesuskindern mehr als ein natürlich spielendes Kind sehen. Mehrere seiner heiligen Conver-

sationen lassen sich nur für die Hausandacht vornehmer Familien rechtfertigen, nicht aber für den Gottesdienst in der Kirche. Der große Raphael selbst geht zwar nie über die Linie des Schicklichen hinaus, aber die Natürlichkeit, die er in seine Heiligenbilder hineintrug, mußte seine Nachfolger nothwendig verleiten, noch natürlicher seyn zu wollen, und nachdem einmal Raphael die schönen jungen Bäuerinnen vom Albanergebirge in Kirchenbilder eingeführt hatte, kamen an der Hand minder taktvoller Maler bald auch die Hetären von Rom und andern italienischen Hauptstädten unter der Maske einer liebeschmachtenden heil. Magdalena, heil. Bibiena, heil. Teresa ꝛc. hinein, und ließen berüchtigte Päpste, Cardinäle und Bischöfe ihre Maitressen als Madonnen in die Kirchen malen, um über das Volk, welches sie anbetete, zu hohnlachen. Bei aller Bewunderung für die Kunstfertigkeit der Maler muß man doch sagen, es kann keine tiefere Verletzung des reinen religiösen Gefühls geben, als solche Kirchenbilder der Renaissancezeit. Anstatt heilige Schauer der Ehrfurcht vor der Gottheit und eine tiefe Andacht zu erwecken, flößen sie nur ein Wohlgefallen an menschlicher Anmuth oder gar sinnliche Gelüsten ein. Und ganz so wie mit den weiblichen Heiligen jener Kirchenbilder der Renaissance verhält es sich mit den männlichen Athleten, wie sie Michel Angelo in die Kirchenmalerei eingeführt hat, mit jenem Herkules, der uns für Christus, mit jenen Titanen, die uns für Propheten, und mit jenem Adonis, der uns für den heil. Sebastian ausgegeben wird.

Wer die göttliche Komödie des Dante und die schönen Autos des Calderon kennt, wird Gelegenheit gehabt haben, sich mit dieser Manier zu befreunden. Sie spricht uns aus Raphael's Bildern ganz besonders an, durch die Fülle von Geist in schöner Form. Nur einigemal hat sich Raphael vom mediceischen Modegeschmack hinreißen lassen, mit seinem Pinsel heidnische Autoritäten anzuerkennen, die ein christlicher Maler nie und nirgends anerkennen darf. Schon das war unüberlegt, daß er dem elenden Petrarca, dem gemeinen Wollüstling und Ehebrecher, der die zartesten Empfindungen der Entsagung nur heuchelte, dem schmutzig habgierigen Schmeichler der Großen, denselben hohen Rang einräumte, wie dem reinen

Dante. Daß er nun aber vollends den nichtswürdigen Kuppler Ovid, der die feinen Partien und nackten Orgien des Kaisers Augustus arrangirte, unter die größten Dichter und in den Himmel versetzt, ist ihm gar nicht zu verzeihen. Ueberhaupt ist dieses Bild Raphaels, der berühmte „Parnaß", von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn auch noch so schön gemalt. Die ganze Verherrlichung der heidnischen Poesie war eines Raphael unwürdig, etwas Gemachtes und Unnatürliches im Dienst der schlechtesten Fürstenpolitik, welche den christlichen Ernst durch einen neuen heidnischen Epikuräismus verdrängen und das germanische Rechts- und Freiheitsgefühl in Tyrannei und Hofunzucht ersticken wollte. Die Gönner Raphaels waren die verabscheuungswürdigen Vorbilder Ludwigs XIV. Man kann den großen Maler nur bedauern, daß er in solcher Umgebung leben und wirken mußte.

In Raphael's unsterblichen Bildern spiegelt sich der ganze tiefe Contrast der altchristlichen und der neuheidnischen Kunst, denn erzogen in der Schule Peruginos zur heiligen Einfalt, jungfräulichen Reinheit und Lieblichkeit in der mittelalterlichen Kirchlichkeit, gerieth er am üppigen Hof der Mediceer in Florenz und der heidnischen Päpste in Rom in die Bezauberung der Renaissance hinein, und obgleich in seiner harmonischen Seele beide Kunstrichtungen sich verschmolzen und in seinen Bildern für das künstlerische Auge der grelle Gegensatz verwischt erscheint, so bleibt nichtsdestoweniger dieser Contrast der größte, der jemals in der Kunst vorkam.

Unter den Nachfolgern Michel Angelos und Raphaels prägten sich in der italienischen Kirchenmalerei die heidnischen Motive immer bestimmter aus. Das Heilige verlangt vor allem Ruhe. In der Malerei der Renaissance aber drückte sich immer mehr und mehr Unruhe aus, lebhafte, stürmische Bewegung der männlichen Figuren und Gruppen, wurden die leidenschaftlichen und theatralischen Mienen und Geberden und in den zahlreichen Marterbildern der Ausdruck der gräßlichsten Henkerslust und des jammervollsten Leidens herrschend. Damit contrastirte dann in den weiblichen Bildern die feinste Koketterie und selbst in Scenen und Figuren, die nur Andacht hätten erwecken sollen, raffinirte Wollüstelei. Was sich der Himmel in jener Zeit alles von den Künstlern gefallen lassen mußte, zeigt

unter andern auch das reizende Porträt der berüchtigten Lucretia Borgia von Tizian. Der große Maler hat das Bild dieser gräßlichen, blutschänderischen, giftmischenden Messalina der neueren Zeit in der frömmsten Situation vor der heiligen Familie gemalt, als deren besonderen Schutzes sie sich zu erfreuen haben sollte. Dafür malten denn auch andere Maler wieder die wirklich fromme und heilige Theresia in der Situation einer trunkenen Bacchantin. So stellte Bernini die heilige Theresia zu Rom in der Kirche St. Maria della Victoria in einer rein sinnlichen Verzückung dar, wie sie von einem Engel, der völlig dem heidnischen Amor gleicht, mit einem Pfeil im Herzen verwundet wird. Auch Caccia malte in Turin diese Heilige in eben so üppiger Verzückung. Hier ist es das Jesuskind selbst, welches den Pfeil abdrückt, und der heil. Joseph lächelt über den losen Streich des Kindes. Ein ganz ähnliches Bild von Santerre sieht man in einer Kapelle zu Versailles.

Wenn aber auch die Kirchenbilder nicht in so arger Weise der christlichen Heiligkeit entsagten, wie in diesen Fällen, so forderten sie doch durchgängig nicht das Herz zur Andacht, sondern nur das Auge zur Bewunderung der Schönheit und des Kunsttalentes auf. Das italienische Volk hat nirgends das Begaffen der Bilder durch ungläubige Ketzer unwürdig gefunden, sondern nur seine Eitelkeit dabei geschmeichelt gefühlt. Aber auch die ungläubigen Ketzer denken nicht daran, daß die Kirche eine Stätte der Andacht und keine Bildergallerie seyn soll.

Ein Artikel im Kunstblatt von 1843 Nr. 43 machte mit Recht darauf aufmerksam, welche frommen Künstler wahrhaft heilige Kirchenbilder in den deutschen Niederlanden gemalt haben, ehe die Spanier mit ihrer Inquisition und mit ihrem gräßlichen Alba dahin kamen. Philipp II. und der ganz von ihm abhängige Papst, die das Christenthum allein gepachtet zu haben sich anmaßten, deren Glauben der allein seligmachende seyn sollte, haben statt einer christlichen Kunst nur eine heidnische nach den Niederlanden gebracht und es ist seitdem hier kein frommes Bild mehr gemalt worden, was den ältern Bildern nur entfernt an Heiligkeit gleichkäme. Philipp II. selbst ließ durch den berühmten Tizian seine Maitresse, die aus

Schiller's Don Carlos bekannte Prinzessin von Eboli, als nackte Venus für sein Boudoir malen, und hier verrichtete er seine Andacht, während 18,000 fromme Niederländer unter seinen Henkerbeilen bluteten.

Ueberhaupt wiederholte sich in der Zeit der Renaissance das uralte Bündniß der Wollust und Grausamkeit, wie es schon zur altrömischen Kaiserzeit ausgebildet worden war. Beide sind die unvermeidlichen Attribute der Tyrannei. Herrscher, die in Wollust schwelgen, gerathen immer auch in die Henkersluft hinein. Die alten Römer ließen sich an den Freuden der Tafel und des Bettes nicht genügen, sondern weideten beim Festmahl die Augen an blutigen Gladiatorenkämpfen. So kam auch, sobald der alte christlich germanische Geist des Mittelalters durch die romanische Renaissance verdrängt war, mit der Wollust der weltlichen und geistlichen Höfe zugleich auch die unmenschliche Grausamkeit der Carolina und der spanischen Inquisition auf. Diese Tendenz und Mode der Zeit spiegelte sich nun auch in der Kunst ab, daher die berühmte italienische Malerei zwischen der Wollüstelei des Giulio Romano und der Marterlust des Spagnoletto schwankt. Die römische Kirche verschmähte üppige und verführerische Bilder so wenig wie die gräßlichsten Henkerbilder. Die Maler spekulirten auf das Vergnügen, welches die romanische Race stets bei Nuditäten, beim Anblick von Blut und Wunden, bei Stiergefechten, Banditenstreichen, Meuchelmorden, Hinrichtungen und Leichen empfindet. Während solche Bilder zu hunderten und tausenden für die römischen Kirchen gemalt wurden, herrschte zugleich in Rom die schamloseste Lüderlichkeit.

Die von berühmten Meistern in Hauptkirchen verfertigten Bilder wurden blos noch nach ihrem Kunstwerth geschätzt und bewundert, ob sie in christlichem Geist gedacht waren und zur Andacht paßten oder nicht. Für die geringern Kirchen wurden von mittelmäßigen Künstlern Bilder nach der Schablone irgend einer berühmten Malerschule schülerhaft gemalt. Für die Dorfkirchen endlich und für Stationen, Straßen und Brücken ꝛc. wurden die Heiligen völlig fabrikmäßig geliefert. Besonders hölzerne Statuen. Die größte

Fabrik der Art befand ſich bisher in Neapel. Gregorovius, Wanderjahre III. 14 beſchreibt ſie. In einem langen tiefen Saale ſtanden ganze Reihen ſchon fertiger Heiliger übereinander an den Wänden, alle von Holz und in jeder Größe, angemalt und geſchminkt und wie Puppen herausgeputzt, in grellen Farben, vieles daran vergoldet und verſilbert. Eine Menge Heilige waren als Märtyrer dargeſtellt, zerhackt, geſpießt, gerädert, geſchunden. Der Reiſende dankte Gott, als er aus dieſer Höhle der Kunſt wieder herauskam an die freie Natur.

VI.

Zweck und Moral der Jeſuiten.

Der Stifter des Jeſuitenordens, Ignaz von Loyola, war ein edler Schwärmer und ſtrenger Asket, ſeine Anhänger eiferten ihm nach und ſo kam der Orden bald in den Geruch der Heiligkeit und wurde ſehr populär. Das veranlaßte nun die katholiſchen Großmächte und den Papſt, nachdem ſie den bekannten Compromiß geſchloſſen hatten, grade dieſen Orden zum Werkzeug ihrer Politik zu machen. Große Heiligkeit empfahl ihn und erhielt ihm ſein Anſehen fort, wenn er auch unter der ſcheinheiligen Maske der unheiligſten Politik zu dienen übernahm. Der berühmte Orden iſt faſt immer falſch beurtheilt worden, man mochte ihn von katholiſcher Seite zu hoch preiſen, oder von proteſtantiſcher zu tief herabwürdigen. Vor allem hat man ſich darin getäuſcht, daß man ihm eine ſelbſtſtändige, oder wenigſtens eine nur vom Papſt abhängige rein hierarchiſche Politik zuſchrieb. Er diente der Hierarchie nur ſo weit, als die Hierarchie ſelbſt nur noch dem Despotismus der katholiſchen Großmächte, der Häuſer Habsburg und Valois diente. Es iſt alſo ganz verkehrt, wenn man ihn dadurch zu charakteriſiren glaubt, daß ihm für den heiligen Zweck kein Mittel zu unheilig geweſen ſey.

Man muß den Satz geradezu umkehren und sagen, für ihren unheiligen Zweck bedienten sich die Jesuiten alles dessen, was für heilig gilt, zum Mittel. Mit einem Wort, sie dienten wie das ganze Papstthum seit dem Tridentiner Concil nur noch der dynastischen Politik, die Kirche war Magd und Kupplerin weltlicher Herrn geworden.

Zweitens täuscht man sich darin, daß der Jesuitenorden blos für ein hierarchisches oder auch weltlich monarchisches Princip ausschließlich gekämpft haben soll. Sein Grundprincip war Racenhaß, tödtlicher Haß des Romanismus gegen den Germanismus. Er machte es sich zur Aufgabe, nicht nur für alle Zukunft den germanischen Protestantismus, germanisches Verfassungswesen, germanische Volksfreiheit zu bekämpfen, sondern auch alle Spuren germanischer Einwirkung auf den Katholicismus im frühern Mittelalter auszutilgen, damit es den Anschein haben sollte, als sey der Katholicismus immer nur etwas spezifisch Romanisches gewesen und die dummen und rohen Deutschen hätten immer nur einen passiven, nie einen activen Antheil daran gehabt. Sehr richtig macht von Lianno (die Kirche Gottes und die Bischöfe, S. 37) der römischen Kirche „den curialistischen und jesuitischen Vandalismus" zum Vorwurf, mit dem sie, namentlich in Frankreich das Brevier, die Officien, den Ritus in armseligster Weise verschlimm-bessert, was schön und erhebend war, häßlich, gemein und albern gemacht hat. Man braucht aber nur zu wissen, wie viele der schönsten gothischen Kirchen in allen katholischen Ländern seit dem Tridentinum von den Jesuiten geflissentlich niedergerissen und in dem unwürdigen und häßlichen Renaissance- oder Zopfstyl umgebaut worden sind, ohne alle Noth und blos zu dem Zweck, den Katholiken in Deutschland die schönen und heiligen Formen der ältern germanisch katholischen Kirche vergessen zu machen. Daher auch die neuen Namen statt der bisherigen. Die Jesuiten wollten keine Klöster, keine Aebte und Mönche mehr haben, sondern tauften sie Profeßhäuser, Collegien, Residenzen, Präfekten, Officiale, Provinciale, Minister, Subminister, Consultatoren ꝛc. Um den deutschen Priesterstand gründlich zu romanisiren, hatte schon Ignaz von Loyola selbst, im Jahre 1552 in Rom das berüchtigte Colle-

gium Germanicum gegründet, als ein Seminar, in welchem ausschließlich Deutsche zu Priestern und für die Zwecke der römischen Curie erzogen wurden.

Die Jesuiten drängten alle ältern Orden zurück und sich vor. Aus einer großen Abzweigung der Franziscaner, den Capuzinern, machten sie sich dienstbare Geister, denn während sie selbst die aristokratische Welt einschulten, mußte der Cynismus der Capuziner die rohen Bauern bearbeiten. Den ältern Klöstern gelehrter, besonders deutscher Benediktiner liefen die von den Fürsten begünstigten Jesuitencollegien den Rang ab. Im dreißigjährigen Kriege benutzten die Jesuiten das Restitutionsedikt, um die den Reformirten wieder entrissenen Klöster, welche anderen Orden gehört hatten, dem ihrigen zu annektiren. Ihre Herrschsucht, ihr Uebermuth machten ihnen viele Feinde bei Kloster- und Weltgeistlichen, aber durch des Papstes und der Fürsten Gunst behielten sie die Uebermacht. Sie wählten die Sonne mit dem Namenszuge Jesu in der Mitte zu ihrem Ordenswappen. Das neue Licht der Jesuitensonne sollte nicht nur Gegenwart und Zukunft beherrschen, sondern sich auch die Vergangenheit unterthan machen. Der französische Jesuit Harduin schrieb unter der Autorität seines Ordens und der Curie ein Buch, worin er behauptete, der hebräische und griechische Text der heil. Schrift sey jünger als die lateinische, in der römischen Kirche allein giltige Vulgata, nämlich nur eine erst später von Ketzern angefertigte und gefälschte Uebersetzung jener Vulgata.

Uebrigens hat man sich auch der Täuschung hingegeben, die Jesuiten in Bausch und Bogen seyen böse Leute und alle im Complott gewesen. Das darf man nicht glauben, obgleich es oft behauptet worden ist. Die Obern des Ordens waren schlau genug, sich auch vortreffliche, wahrhaft fromme und evangelische Männer zu Mitgliedern des Ordens auszusuchen, besonders unter den guten Deutschen, welche sie in den Missionen brauchten, um Zutrauen einzuflößen und eine gewisse Heiligkeit im Orden nicht untergehen zu lassen. Diese guten Leute wurden nicht in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht. Solche wurden vielmehr Italienern und Franzosen anvertraut, die ihnen als Ränkemacher und Beichtväter an den Höfen dienen mußten.

Wie der Orden zu dem Zweck gegründet war, durch alle erdenkbaren, kirchlichen Mittel die Völker zu unbedingtem Gehorsam gegen die Kirche und gegen die katholischen Fürsten zu erziehen, so war auch innerhalb des Ordens Gehorsam das erste Gesetz. Jeder Jesuit war sein Leben lang seinen Obern, dem Rector des Collegiums, dem Provinzial und schließlich dem General stricten Gehorsam schuldig und mußte alles thun, ohne zu fragen warum? Der geheime Befehl ging vom General aus, der allein das Ganze übersah, aber von seinen vertrauten Beiräthen, Provinzialen, Beichtvätern der Fürsten, Agenten und Spionen (Jesuiten à courte robe in weltlicher Verkleidung) vortrefflich bedient war. Bei den Novizen, die der Orden annahm, sah man schon immer darauf, daß sie talentvoll waren und sich für irgend eine den Zwecken des Ordens angemessene Bestimmung besonders eigneten, weshalb die Jesuiten für vornehmer galten, als die Mönche anderer Orden. Auch besaßen sie wirklich mehr Macht, weil aus ihnen die Beichtväter der katholischen Fürsten und Fürstinnen gewählt wurden und weil man ihnen in allen katholischen Staaten Universitäten und Schulen, die ganze Leitung des Unterrichts anvertraute. Der Orden hatte somit die festeste innere Organisation und ersetzte seinen Mitgliedern, was ihnen an freiem Willen abging, reichlich durch Macht und Ehre vor der Welt.

Den größten Einfluß übten sie auf die weltlichen Machthaber, wie auch auf deren Damen und Günstlinge als Beichtväter. Sie erfuhren alles, was an den Höfen, ja sogar was in den Seelen der Mächtigen vorging, konnten daher unbemerkt auch denselben mittheilen und beibringen, was sie von andern Höfen wußten und sich das Vertrauen ihrer vornehmen Beichtkinder erwerben, indem sie sich denselben nützlich machten, theils durch leichte Sündenvergebung, theils durch kluge politische Insinuationen. Thatsache ist, welchen großen Einfluß die Jesuiten, insbesondere auch durch ihr Einverständniß mit den kaiserlichen und königlichen Maitressen geübt haben. Ihr Zweck dabei war und blieb immer, das Interesse der katholischen Großmächte mit dem der römischen Curie zu vermitteln und auch dann, wenn Eifersucht zwischen den Häusern Habsburg und

bilden feiern — um mit zwei Anklagebills gegen ein paar unbedeutende Individuen aufzutreten, die weder sein Silber gestohlen, noch seinen Wein getrunken, noch seine Garderobe berührt, sondern bloß über seine Politik das Urtheil gesprochen und seine elenden, inconstitutionellen Maßregeln verspottet haben. Dieß Benehmen ist so unwürdig, so unedel, so kleinlich, so verächtlich, daß wir von allen Ministern, welche die letzten Tage unseres verehrten Monarchen besudelten, den Herzog von Wellington zuletzt als unsern persönlichen Ankläger erwartet hätten. Wir klagten seine Apostasie an, setzten seine politischen Irrthümer auseinander, lachten über seine Unwissenheit, bedauerten sein eigenwilliges, gebieterisches Wesen, dachten aber nie so niedrig von ihm, um zu glauben, daß er als ein Anklagekrämer gegen das Morning Journal nach Old-Bailey kommen werde. Aber unglücklicherweise für ihn hat er diese Thorheit begangen. Statt dem Kaiser von Rußland Bedingungen vorzuschreiben, verfolgt er ein Londoner Zeitungsblatt; statt die Noth des Landes zu erleichtern, denkt er darauf, an Einem Manne seine Rache auszulassen" (Morning Journal).

Man weiß, daß die Ungleichheit des Vermögens nirgends größer ist, als in England. Man darf nur bedenken, daß die reichen Engländer als Staatsgläubiger jährlich 29 Millionen Pfund Sterling bloß an Zinsen ziehen, welche größtentheils die ärmere Bevölkerung in Steuern und Zöllen bezahlen muß. (Nur $^1/_{64}$ der Staatsschuld wird an auswärtige Staatsgläubiger verzinst.) Während dort ein Theil des alten Adels und viele Kaufleute und Fabrikherren ein Vermögen besitzen, das Millionen nur in Zinsen trägt und manches kleine Königreich aufwiegen könnte, darbt der größte Theil des gemeinen Volks, die Pächter auf dem Lande und die Fabrikarbeiter

Valois ausbrach, doch deren beiderſeitige Freundſchaft mit der römiſchen Curie zu unterhalten, und insgeheim auch Rom zu beeinflußen, und jeden Conflict zwiſchen Rom und jenen Großmächten zu vermeiden. Das iſt ihnen auch mit großem Geſchick gelungen. Der Gehorſam der Völker ſowohl gegen die weltlichen Despoten als gegen die Kirche wurde in den katholiſchen Ländern ſo lange bewahrt, als der Orden gedauert hat.

Wenn das dynaſtiſche Intereſſe der Habsburger und Bourbons collidirte oder gar ein Krieg zwiſchen dieſen katholiſchen Großmächten ausbrach, ſo war es regelmäßige Politik des Jeſuitenordens, mehr dem Mächtigern zu dienen, als dem Schwächern. Im 16. Jahrhundert diente er alſo mehr den Habsburgern, insbeſondere dem ſpaniſchen Philipp, dagegen im 17. Jahrhundert, als die Habsburger erſchlafften, mehr den Bourbons und ganz beſonders dem mächtig vorgreifenden Ludwig XIV. Dieſem dienten ſie gerade am eifrigſten, als er ſeine gallicaniſche Kirche von Rom unabhängig machte, während Oeſterreich dem Papſte treu und devot blieb. In Jeſuitenaugen hat immer nur der Stärkere und Schlauere Recht. — Der Papſt ſelbſt hatte nur das Zuſehen. Zwar gab es wohl auch einmal einen Papſt, der ſich zwiſchen den weltlichen Großmächten in ſeiner Ohnmacht unbehaglich fühlte und die Miene annahm, als wolle er ſich von ihnen emancipiren, wie Sixtus V. und Urban VIII., der die berüchtigte Nachtmahlbulle erneuerte; aber ſie wagten doch nie, mit irgend einem drohenden Ernſt gegen die Kabinette aufzutreten, und noch viel weniger der Jeſuitenorden, der immer den Höfen näher ſtand als dem Papſt.

Daß von Jeſuiten der Königsmord gebilligt wurde, z. B. von Mariana, worüber man einen großen Lärm erhob, entſcheidet gar nichts. Die Jeſuiten blieben dabei ſo ſervil als zuvor. Sie richteten ja Gift und Dolch nur gegen ketzeriſche Könige, wie Heinrich IV., Wilhelm von Oranien, die Königin Eliſabeth ꝛc. Frankreich wußte die Jeſuiten zu ſchätzen und zu brauchen. Es lag im Intereſſe des franzöſiſchen Hofes, den Jeſuiten zu ſchmeicheln. Sonſt wäre Frankreich der Reformation in die Arme getrieben worden. Nachdem ſchon Franz I. es räthlicher gefunden, der Reformation keinen Er-

folg in Frankreich zu geſtatten und lieber, wenn auch als der Schwächere, mit dem mächtigen Hauſe Habsburg in der katholiſchen Hegemonie zu rivaliſiren (weil offenbar der Katholicismus mit dem galloromaniſchen Beſtandtheil der franzöſiſchen Bevölkerung das Uebergewicht über den der Reformation zuneigenden Germanismus hatte), befeſtigte ſich das katholiſche Syſtem in Frankreich vollends durch die berüchtigte Katharina von Medicis, die Italienerin. Dieſe Dame antwortete auf den Widerſtand, welchen die Stände in Frankreich der Berufung der Jeſuiten entgegenſetzten, man müſſe mit der Berufung eilen, weil die Jeſuiten ſonſt eine feindliche Stellung gegen Frankreich einnehmen würden und ſpäter nicht mehr kommen würden, wenn man ſie auch bäte. Lag in dieſen Worten offenbar ein Hohn, ſo waren ſie doch zugleich ein klarer Ausdruck jener franzöſiſchen Politik, die nur mit Hülfe der Jeſuiten den Habsburgern die Hegemonie im katholiſchen Europa beſtreiten zu können hoffte. Die Stände widerſtrebten, die Sorbonne widerſtrebte. Pasquier deckte damals ſchon den ganzen Machiavellismus des Jeſuitenordens auf. Dieſen Orden aber ſchützte die Königin und ihre Partei. Die berüchtigte katholiſche Liga wurde im Jeſuitencollegium der Stadt Paris gegründet. Aus ihr gingen die Mörder der Bartholomäusnacht hervor. Obgleich Heinrich von Bourbon, dem das Erbe der ausſterbenden Valois zukam, anfangs Führer der Hugenotten war, ſah derſelbe doch nach ſeiner Thronbeſteigung ein, der ſinnliche Charakter der Franzoſen neige mehr zum Katholicismus als zum Proteſtantismus, verbürgte daher den Hugenotten durch das Edikt von Nantes zwar ihre Religionsfreiheit, wurde aber ſelber katholiſch, und nach ſeiner Ermordung wandten die Jeſuiten alle Mittel an, ſeine Nachfolger noch mehr für die katholiſche Sache zu gewinnen und zwar hauptſächlich dadurch, daß ſie ihnen erſtens halfen im Sinne des altrömiſchen Despotismus ihre monarchiſche Gewalt von den Beſchränkungen durch das germaniſche oder fränkiſche Ständeweſen zu befreien, und zweitens ſie zu einem ſyſtematiſchen Eroberungskriege gegen das deutſche Reich zu reizen. Nur unter dieſer Bedingung vernachläſſigten ſie die Habsburger und wandten ihren ganzen Dienſteifer den Bourbons zu.

Seitdem machten ſich in Frankreich auch auffallend viele Cardinäle als erſte Miniſter des Reichs bemerklich: Richelieu, Mazzarin, Fleury, Dubois, zu denen man auch noch Alberoni, am Hofe der ſpaniſchen Bourbons, rechnen kann. Außer Fleury waren alle dieſe geiſtlichen Miniſter die ärgſten Intriganten und ſchmeichelten allen Laſtern der Könige und ihren Maitreſſen, verbreiteten aber doch in den Augen des Volks einen heiligen Schein über Hof und Regierung.

Im Jahr 1614 verſammelten ſich die Stände von Frankreich nach alter Sitte in drei Curien, Klerus, Adel und Bürger (tiers état); hier wagte es der letztere Stand und zwar voran die Deputirten der Stadt Paris, den König vor den Jeſuiten und dem päpſtlichen Nuntius zu warnen, er möge dieſen Fremden keinen Einfluß auf ſeine Regierung gönnen und die Jeſuiten beſtrafen, wenn ſie ferner Königsmord predigten. Es war kurz nach der Ermordung Heinrichs IV. unter Ludwig XIII. Die unbedingte Hingebung des dritten Standes an das Königthum wurde nun zwar gern anerkannt und mit ſolcher Effronterie benutzt, daß man die Volksvertreter von da an bis zur Revolution überhaupt nicht mehr einberief. Den Jeſuiten aber durfte nichts geſchehen. Der tiers état wurde von den beiden andern Ständen überſtimmt. Klerus und Adel konnten die Anmaßung des Bürgerſtandes nicht ertragen und demüthigten ihn mehr als je zuvor. Ludwig XIV. wurde der mächtigſte Monarch in Europa und die Jeſuiten waren unter ihm mehr als je begünſtigt, ſetzten die Aufhebung des Edikts von Nantes durch und mordeten oder vertrieben Hunderttauſende von rechtſchaffenen Reformirten, während gleichzeitig die bürgerliche Freiheit in Frankreich auf Null herunterſank und der königliche Hof mit ſeinen Huren und Buben, ſo wie der durch die Hofzucht immer mehr verderbte Klerus und Adel ſich alles mit dem Volk erlauben durften.

In demſelben 17. Jahrhundert wurde auch der blutigſte und längſte Krieg, den Deutſchland je erlebt hat und der in dreißig Jahren zwei Drittheile des deutſchen Volks vertilgte, hauptſächlich durch die Intriguen der Jeſuiten heraufbeſchworen. Der Pfälzer

Kurfürst Friedrich würde niemals gewagt haben, den Kaiser zu bekriegen, wenn nicht dieser ganz von den Jesuiten erzogene Kaiser Ferdinand II. die von seinen Vorgängern bereits anerkannten Rechte der Protestanten in Oesterreich und Böhmen treulos verletzt hätte, was die Böhmen veranlaßte, den Pfälzer zu Hülfe zu rufen. Eben so wenig würde Gustav Adolf von Schweden jemals haben wagen dürfen, seine räuberischen Hände nach deutschen Provinzen auszustrecken, wenn nicht jener Kaiser eben so treulos die längst von Reichs wegen anerkannten Rechte der Protestanten auch im übrigen Deutschland nach den großen Siegen Tillys und Wallensteins verletzt hätte. Das berüchtigte Restitutionsedikt des Kaisers vom Jahre 1629 reclamirte die seit der Reformation säcularisirten Bisthümer und Klöster, wovon die Jesuiten die Haupttriebfeder waren. Denn die reclamirten Klostergüter sollten ihnen allein zufallen und nicht den Orden, denen sie früher gehört hatten. Auch den Episcopat verdrängten sie aus seinen alten Rechten durch ihre neuen kaiserlichen und päpstlichen Privilegien und durch das Monopol des Unterrichts. So mußte ihnen z. B. der Erzbischof von Prag weichen.

Auch in Oesterreich wie in Spanien und Frankreich dienten sie nicht sowohl dem kirchlichen als dem politischen Interesse der weltlichen Herrscher, dem Despotismus, und halfen daher auch in Oesterreich die bürgerliche und ständische Freiheit unterdrücken.

Bei alledem war es für die Jesuiten keine Kleinigkeit, die absoluten Monarchen und ihre männlichen und weiblichen Günstlinge immer bei guter Laune zu erhalten. Es genügte den Beichtvätern nicht, ihnen für alle Fleisches- und Schwachheitssünden Absolution zu ertheilen, sie mußten auch bisweilen Gewissen beruhigen und wenn eine Sünde der Fürsten den Ordenszwecken zum Vortheil gereichte, der Fürst selbst aber noch schwankte, ob er auch die Sünden begehen dürfe, denselben beruhigen. Das galt auch in minder wichtigen Fällen und bei minder mächtigen Personen, wenn die Sünde nur auf irgend eine Weise von Nutzen für den Orden und seine Zwecke war. Daher die berüchtigte Casuistik der Jesuiten, die Advokatur der Sünde, die sophistische Rechtfertigung der ge-

wissenlosesten Handlungen, eine förmliche Umkehr der Moral, der christlichen Gebote im Namen Jesu selbst. Die Jesuiten waren im Fall, in den Beichtstühlen von dieser Casuistik so häufigen Gebrauch machen zu müssen, daß sie dieselbe in ein förmliches Lehrsystem brachten, in Büchern, welche noch gedruckt vorliegen, in den Büchern zweier spanischer Jesuiten Escobar und Sanchez, und wovon auch vieles in dem Werk des deutschen Jesuiten Busenbaum enthalten ist.

Wenn man erwägt, daß das Lehrbuch des Escobar in 36 Auflagen gedruckt worden ist, so kann man nicht zweifeln, daß es auch viel im Gebrauch war. Die verhältnißmäßig unschuldige Sophisterei hieß der Probabilismus und war unter allen möglichen Auslegungen einer gebeichteten Sünde die mildeste. Um den Sünder zu entschuldigen, fand es der jesuitische Beichtvater probabel, vorauszusetzen, was er gethan, lasse eine milde Auslegung zu. Völlig diabolisch war dagegen die sog. directio intentionis, die Richtung der Absicht, d. h. der jesuitische Beichtvater belehrte das Beichtkind, es solle selber die gebeichtete Sünde entschuldbar finden, es solle nur annehmen, es habe nicht aus böser Absicht, nicht aus Eigennutz, nicht aus einem verwerflichen Grunde gehandelt, sondern einen ganz unschuldigen, ja sogar löblichen Grund gehabt. Wenn der Sünder z. B. seinen Vater umgebracht habe, so brauche er nur anzunehmen, er habe es nicht etwa gethan, um den Vater schneller zu beerben, sondern aus Liebe, damit der Vater früher selig werde. Oder wenn der beichtende Sünder Jemand zu einer Frevelthat bestochen habe, so solle er sich nur selbst überreden, er habe es nicht gethan, um aus der Frevelthat einen Vortheil zu ziehen, sondern nur, um sich an der Freude zu laben, die der Empfänger der Bestechungssumme empfinden würde.

Noch frecher war die sog. reservatio mentalis, d. h. der Vorbehalt in Gedanken. So, lehrt der jesuitische Beichtvater, kannst du ganz unschuldig einen Meineid schwören, wenn du in Gedanken hinzufügst: „Ich schwöre, daß ich hier vor Gericht sage, daß ꝛc." Der Ehebrecher braucht nur zu sagen, er habe nur an das Vergnügen, aber nicht an die Sünde gedacht, so ist er entschuldigt. Endlich genügt es schon, wenn der Sünder sagt: „Ich habe nur

gesündigt, weil ich auf Absolution hoffte," oder „es reut mich, daß ich keine Reue empfinde."

Man kann sich denken, wie das an sich so preiswürdige Institut der Beichte durch ruchlose Beichtväter dieser Art entweiht wurde, und solche Scheußlichkeiten sind auch in einer Menge von Büchern aufgezeichnet worden. Die Beichtväter begnügten sich aber nicht damit, wo es ihr Vortheil erheischte, den Sünder frischweg für sündenlos zu erklären, sondern sie drohten auch nach Umständen einem ganz Unschuldigen, ihn bei der Inquisition einer Sünde anzuklagen, wenn er nicht thue oder gebe, was der Beichtvater von ihm verlange. Insbesondere wurden schöne Frauenzimmer so bedroht, um sich aus Angst den Lüsten des Beichtvaters preiszugeben. Es kamen Fälle vor, in welchen ganz unschuldige und wohlerzogene Mädchen erst durch unzüchtige Beichtväter verdorben wurden. Das vorige Jahrhundert enthüllte eine Menge Prozesse, in denen die Beweise dafür geliefert wurden, mit welcher faunischen Lust oft die Beichtväter das Vertrauen ihrer Beichttöchter mißbrauchten, so daß es zum Sprichwort wurde, die Beichte wirke umgekehrt, rein gehe das Mädchen an den Beichtstuhl und unrein komme sie davon zurück. Anstatt einfach die Beichte anzuhören, pflegten die gewissenlosen Beichtväter die frommen Mädchen auszufragen und ihnen dadurch erst Kenntnisse mitzutheilen, die ihnen bisher gefehlt hatten. Der Jesuit Sanchez hat in seinem Lehrbuch, das einen ganzen Foliband füllt, in Fragen an die Beichtkinder einen Vorrath von obscönen Vorkommnissen oder auch bloßen Möglichkeiten ausgekramt, als ob die Kirche nur ein großes Bordell wäre. Der Jesuit Benzi gab den Nonnen eine förmliche Anweisung, wie sie den Geschlechtstrieb auch ohne Zuthun eines Mannes befriedigen könnten.

Die laxe Observanz, welche die Jesuiten in ihren Beichten beobachten durften, wandte die römische Curie auch auf sie selber an. Ihre guten Dienste wurden dadurch belohnt, daß man bei ihren eigenen Lastern durch die Finger sah und ihnen alles erlaubt war, wenn es nur nicht zu einem öffentlichen Scandale führte. Auch wurden sie von den Gelübden entbunden, wenn sie in weltlicher Verkleidung (à courte robe) dem Orden geheime Dienste leisteten.

Ja es kam vor, daß sie Kraft des Gehorsams im Interesse der römischen Kirche und des Ordens Verbrechen begehen mußten. Eine Todsünde zu begehen, war nicht verboten, sofern sie von den Obern des Ordens in nomine Domini nostri Jesu Christi, vel in virtute obedientiæ (Epit. p. 273. Constitt. P. VI. Cap. 5.) befohlen wurde.

Merkwürdig erscheint, daß die Jesuiten zahlreiche Brüderschaften der Mutter Gottes unter den Laien stifteten und überhaupt den Cultus der Mutter noch höher trieben als den des Sohnes, damit sie recht liebreich erscheinen möchten.

Welche Verwirrung der sittlichen Begriffe durch die Jesuiten, gerade in der sonst so ritterlichen spanischen Nation hervorgerufen wurde, davon gibt sogar der für Ehre so sehr empfängliche Calderon Zeugniß. Das Christenthum ist durch und durch sittlich, kann niemals mit einem Gebote der Moral in Widerspruch kommen. Gleichwohl läßt Calderon in dem Auto Virgen del Sagrario eine unsittliche, unehrliche, schändliche Handlung von Christen durch die Gottesmutter selbst rechtfertigen und entschuldigen. König Alphons VI. belagert Toledo, worin sich die Mauren noch tapfer vertheidigen. Endlich kapituliren sie und König Alphons schwört feierlich, ihnen Religionsfreiheit zu gewähren und die größte Moschee der Stadt ihrem Gottesdienste zu belassen. Während seiner Abwesenheit bricht seine Gemahlin Constanza eigenmächtig den Vertrag, läßt die Moschee in eine christliche Kirche umwandeln und ein Bild der heil. Jungfrau darin aufstellen. Darüber ist Alphons nach seiner Rückkehr sehr erzürnt, aber die heil. Jungfrau selbst erscheint, umgibt Constanza's Haupt mit einer Strahlenkrone und belehrt den König, sie habe recht gethan, denn es sey eine Sünde, Ketzern Wort zu halten.

Sofern den Jesuiten die Aufsicht über das Unterrichtswesen in den katholischen Ländern zustand, richteten sie auch dieses lediglich für ihre Zwecke ein. In ihren Schulen war also keine Rede von unbefangener Forschung und von Sinn für Wahrheit. Was irgend dem päpstlichen und dem absolut monarchischen Interesse entgegen war, wurde verschwiegen oder verdammt, der Lehrstoff, wie alle öffentlichen Kundgebungen überhaupt der schärfsten Censur unterworfen. Da ihnen die classische Literatur unentbehrlich war, um

von ihrer Höhe herab alles Deutsche als Barbarei verächtlich machen zu können, in den Schriften der alten Griechen und Römer doch aber auch vieles vorkam, was entweder als gar zu unzüchtig, oder auch als zu freisinnig besser weggelassen wurde, veranstalteten die Jesuiten die sog. castrirten Ausgaben der Classiker. Auch schrieben und lehrten sie selbst nur lateinisch und hinderten damit unter anderm den Fortschritt der Germanisirung im österreichischen Kaiserstaat durch das verrufene Kirchen- und Husarenlatein. Es ist ihnen jedoch bekanntlich nicht geglückt, die deutsche Sprache und den deutschen Geist zu unterdrücken.

Ihr pädagogisches Prinzip stand dem modernen von Rousseau diametral entgegen. Wie dieser die vollkommen freieste Entwickelung des Menschen, so verlangten die Jesuiten von der Erziehung die engste Beschränkung des Menschen. Die von ihnen erzogene Jugend, das von ihnen geleitete Volk sollte nicht rechts noch links weiter sehen dürfen, als ihnen das jesuitische Scheuleder gestattete, d. h., das Volk sollte von Jugend auf in Dummheit verharren, oder die Dummheit sollte in dasselbe hineingeschult und hineingeschreckt werden. Es sollte gewöhnt werden, im dicksten Aberglauben zu verharren, blind zu glauben, was ihm die Pfaffen vorsagten, ohne je selber zu denken und zu urtheilen. Es war daher Grundsatz der Jesuiten, nachdem ihnen die katholischen Mächte trotz alles Widerspruchs von Seiten der Bischöfe, der Universitäten und der andern Mönchsorden die Oberleitung des gesammten Schulwesens in die Hand gelegt hatten, die Söhne der höhern Stände nur lateinisch und im italienisch-spanischen System, das gemeine Volk aber gar nicht zu unterrichten. Wer blos zum Dienen berufen sey, solle auch weder lesen noch schreiben lernen, sagt das Institutum Soc. Jesu II. 76. und setzt hinzu: satis ei erit, sancta cum simplicitate Christo servire.

Damit aber das dumme Volk immer bei guter Laune bleibe und nicht grüble und nachdenke und zu den Protestanten übertrete, machte man ihm das Gewohnheitssündigen im Fleisch in der Beichte leichter und bequemer als je früher, wurden die Jesuiten förmlich die Advokaten der Sünde und beschäftigten auch die Sinne des katho-

lischen Volkes viel mehr als früher durch Aeußerlichkeiten der Andacht, durch Bilder und geistliche Schauspiele. Mit dem Jesuitenorden kamen eine ganze Menge neue Wunder auf, so viele alte auch schon vorhanden waren, Jesuiten trachteten desfalls zu einem Monopol zu gelangen. Ihre Kirchen, ihre Schulen, ihre Heiligen, ihre Bilder, ihre Wallfahrtsorte, ihre Reliquien und Amulette sollten alle ältern übertreffen und verdrängen. Daher rissen sie die ältern gothischen Kirchen nieder und bauten neue, daher ersannen sie in allen Provinzen, in denen sie zur Herrschaft gelangten, neue Mirakel. Daher wollten sie in Oesterreich und Böhmen und überall, wo bereits protestantisch gewordene Länder wieder katholisch werden mußten, die säcularisirten Klöster nicht den Orden, den sie ursprünglich gehört hatten, zurückgeben, sich allein dadurch bereichern, alles über den jesuitischen Kamm scheeren, und wenn Kaiser Ferdinand II. im dreißigjährigen Kriege gesiegt und sein Restitutionsedikt in seinem ganzen Umfang hätte durchführen können, so würden nach völliger Unterdrückung des Protestantismus wahrscheinlich auch noch alle mittelalterlichen, noch aus der germanischen Zeit stammenden Kirchen, Orden und Institute weggetilgt und das ganze katholische Europa jesuitisch uniformirt worden seyn.

Indem die Jesuiten dem dynastischen Interesse der spanischen Habsburger und der französischen Könige dienten, die von den Ostgrenzen Europas am weitesten entfernt waren, wurden sie von diesen Königen, denen sie das Volk im Gehorsam hielten, auf alle Weise hochgeehrt. Bis zu welcher Uebertreibung dieser allerhöchst privilegirte Jesuitencultus ging, mag ein Beispiel darthun. Im Jahr 1622 erschien zu Roermond in Gelderland eine jetzt freilich längst vergessene „Apotheosis oder Canonisirung des heil. Ignatii von Lojola, Stifters der Societät Jesu, vorzustellen durch die Jugend des Collegii derselben Societät in Roermond am 10. Mai." In der ersten Handlung empören sich die Riesen gegen Gott und werfen „durch Hülfe des Betrugs, der Ketzerei und der Freiheit" ganze Berge nach dem Himmel. Da flieht die Gerechtigkeit „sammt der Tugend und Wissenschaft" gen Himmel, weil sie es auf der Erde nicht mehr aushalten können. Der deutsche Kaiser aber, die Könige von Spa-

nien, Portugal, Frankreich, Polen, die italieniſchen Prinzen, kurz alle katholiſchen Fürſten flehen den Ignatius um Rath und Hülfe an. Da ſchmieden die Tugenden im Himmel den Namen Jeſu als Waffe für den Ignatius und in ſolcher Rüſtung kommt er mit ſeiner Societät in die böſe Welt, in welcher „Lutherus, Calvinus, Zwinglius, Menno, Beza und andere Erzketzer freſſen, ſaufen und wohlleben.“ Erſchrocken fahren ſie auf und fliehen, die Ketzerei aber wird vom Glauben gefangen genommen. Da kommt die Gerechtigkeit vom Himmel herab, erfreut ſich an dem Schlachtfelde, auf dem die Gottloſen niedergeſchmettert liegen, und umarmt den triumphirenden Ignatius. Dazu ſingen alle Tugenden und Wiſſenſchaften ſein Lob. Auch der heidniſche Herkules kann nicht umhin, er muß herbeikommen, ſich gleichfalls an der Arbeit erfreuen, mit welcher, wie er ſagt, Ignatius ſeine berühmten zwölf Arbeiten noch weit übertroffen habe. Nun kommt vollends die „Glory“ vom Himmel herab, um „Ignatium von der Sterblichkeit zu erledigen und mit einem feurigen Wagen, als den andern Helias gen Himmel zu führen.“ Dabei neigen ſich die Sterne und verkündigen den Eintritt des Ignatius in den Himmel und die Engel im Himmel ſingen zu ſeiner Ehre.

Damit könnte die Vorſtellung zu Ende ſeyn, iſt es aber nicht, denn nun tritt erſt „die Zeit“ auf und will nach Rom, damit der bereits im Himmel vollzogene Akt auch noch vom Papſt beſtätigt werde, weil er ſonſt ja nichts gelten könne, d. h. Ignatius ſoll in herkömmlicher Weiſe vom Papſt heilig geſprochen werden. Aber der gar zu beſcheidene Ignatius, obgleich er ſchon im Himmel iſt, hält ſich ſo großer Ehre, vom Papſt in Rom canoniſirt zu werden, für nicht würdig genug, hält die Zeit auf, will durchaus nicht, daß ſie nach Rom gehe, und weiß ſich endlich nicht anders zu helfen, als daß er ſie einſperren läßt. Da ſitzt nun die arme Zeit, jammert und ruft Hülfe vom Himmel herbei. Nun ſteigt die Glory abermals vom Himmel herab, begleitet von allen Tugenden und öffnet den Kerker der Zeit. Die letztere begibt ſich nach Rom, wo die Canoniſirung ſtattfinden ſoll. Unterdeß öffnet ſich die Hölle und alle Teufel tanzen ihren eigenen Todestanz, denn ihre Macht iſt

in den Städten, im bitterſten Elend. Bekanntlich ſind in England alle Lebensmittel bei Weitem theurer als auf dem Continent, und doch wetteifern die reichen Landbeſitzer, das Pachtgeld zu erhöhen, und die reichen Fabrikherren, den Arbeitslohn zu erniedrigen. Die Pächter, die nicht ſo viel zahlen können, müſſen die Pacht verlaſſen und Bettler werden. Die Fabrikarbeiter müſſen mit einem unglaublich geringen Lohn vorlieb nehmen und Hungers ſterben. Die Weber in Nottinghamſhire und Leiceſterſhire erhalten, wie der Demagoge Cobbet, ihr unermüdeter Vertheidiger, ſagt, wöchentlich nur 6 Pences (18 Kreuzer). Auch zeigen ihr magereres Ausſehen, ihre entfleiſchten Körper, ihre hohle Stimme von den ſtrengen Faſten, die ſie, obgleich wider Willen, beobachten. Erdäpfel gehören für ſie ſchon zu den Luxusartikeln. Mehrere leben allein von geſalzenem Kraute. Andere nähren ſich von geſottener Kleie. Der Leſer weiß, daß die letztere ein Mittel iſt, welches in Pferdekrankheiten häufig gebraucht wird.

Manche Fabricanten und Manufacturiſten zahlen ihre Arbeiter nicht mehr in Gelde, ſondern liefern ihnen die zum Lebensunterhalte nöthigen Bedürfniſſe, ſo ſelten ſind jetzt Baarſchaften geworden. Ja noch mehr: „ſie ſchließen Uebereinkünfte mit den Barbieren ihrer Arbeitsleute ab, um dieſelben zu einem gewiſſen Preis monatlich oder nach dem Duzend raſiren zu laſſen. Die Arbeiter würden ſich gern gegenſeitig raſiren, wenn man ihnen dazu einen kleinen Beitrag bewilligte, aber man will ihnen durchaus kein Geld geben. Es herrſcht ein ſtrenges Tauſchſyſtem im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber das iſt noch nicht Alles. Mehrere Barbiere von Birmingham, einſehend, daß dieſe Raſirerei im Großen ihrem Geſchäft ſchade, haben bekannt machen laſſen, daß ſie bereit wären, Jeden gegen Abgabe eines

für immer dahin. Ein großes Begräbniß dieser teuflischen Macht im Geleit aller trauernden Laster und Unholde bereitet das andächtige Publikum auf die brillante Schlußscene vor. Die Stadt Rom hat durch die Canonisirung Ignatii einen neuen, den schönsten Schmuck erhalten und schickt Boten nach allen Welttheilen aus, um ihr Glück zu verkünden. Da huldigen alle Länder dem Heiligen und bieten ihm goldene Kronen an. Die Societät Jesu bedankt sich im Namen ihres Stifters für die ihm widerfahrenen Ehren und stellt alle Thaten und Wunder desselben dem Publikum in einer Reihe von Bildern vor Augen. Zuletzt aber kommt die vom König von Spanien gesandte goldene Statue des Heiligen auf einem Triumphwagen, den die Tugenden ziehen und die Liebe Gottes kutschirt. Hinter dem Heiligen steht die Glory und hält ihm die Krone der Unsterblichkeit über den Kopf. Hinter dem Wagen aber wird die gefesselte Sünde zum Spott herumgeführt und heult wie ein Hund.

Man kann dieses Spektakelstück als Muster des Jesuitengeschmacks betrachten, wie er sich in allen von den Jesuiten veranstalteten Festen und Schauspielen wiederholt hat.

Es versteht sich von selbst, daß der General und die obersten Leiter des Ordens allein das politische Verständniß bewahrten und daß diese klugen Menschenkenner sich ihre Organe auswählten, um als diplomatische Beichtväter den Höfen zu schmeicheln, als Gelehrte den Ruhm ihrer Schule zu verbreiten und als opferfreudige Missionäre mit dem apostolischen Heiligenschein ihr I. H. S. zu umkränzen. Diese Männer dienten nur als Mittel und die letztern waren in das politische Geheimniß nicht eingeweiht. Wir finden daher, namentlich unter den deutschen Jesuiten, die reinsten und achtungswürdigsten Charaktere, wie die Dichter Balde, Spee und Angelus Silesius, die Missionäre Verbiest, Schall, Tiefenthaler in China und Indien, Sepp in Südamerika. Der Tiroler Anton Sepp kam 1692 nach Paraguay und schildert in rührender Weise den heiligen Frieden dieser großen Mission. Man hatte ihn berufen, um die Musik unter den Indianern zu fördern, und so sehen wir ihn in seiner naiven Reiseschilderung unter den Indianern

ſitzen, die ſeinem Spiel und Geſang wie dem chriſtlichen Orpheus lauſchen. Man muß alſo unterſcheiden und nicht allen Jeſuiten als ſolchen alles vorwerfen, was dem Orden zur Laſt fällt.

Erſt gegen das Ende ſeiner Thätigkeit machte der Orden Verſuche, ſich eine gewiſſe ſelbſtändige Stellung zwiſchen dem Papſtthum und den katholiſchen Großmächten zu erringen. Seine Miſſionäre ſammelten in Paraguay die wilden Indianer um ſich her, behandelten ſie menſchlich und regierten unter ihnen ſo muſterhaft, daß ſich hier ein von der ſpaniſchen Regierung unabhängiger Jeſuitenſtaat bilden konnte, der ſeine Grenzen den ſpaniſchen Coloniſten mit Recht verſperrte, weil dieſelben durch ihre Habgier, durch ihre Laſter und Gewaltthätigkeiten den Frieden des Miſſionsſtaates nur geſtört haben würden. Aber die Selbſtändigkeit des letztern mißfiel doch der ſpaniſchen Regierung. Sie trat daher Paraguay an Braſilien ab und duldete die endliche Vertreibung der Jeſuiten aus dieſem Lande, nachdem die bekehrten Indianer ſich für ihre geiſtlichen Hirten ritterlich gewehrt hatten. Hier war das Recht jedenfalls auf Seite der Jeſuiten, obgleich es auch wohl richtig iſt, was v. Lang zu dieſem Ereigniß bemerkt hat. „So ſchön und idylliſch das Bild des Prieſterſtaates in Paraguay war, ſo verwandelte ſich doch unnatürlicher Weiſe die Rolle eines evangeliſchen Lehrers in die eines Pflanzers, die eines Pflanzers fortſchreitend in die eines Kaufmanns und endlich in die einer mit weltlicher Macht zu regieren entſchloſſenen Handelsgeſellſchaft.“

Eine Zeitlang hatten auch die Jeſuitenmiſſionäre in China ſo großen Einfluß erlangt, daß man ſchon erwartete, ſie würden dieſes mächtige Reich zum Chriſtenthum bekehren. Sie wollten aber, um dieſen Zweck zu erreichen, dem Heidenthum in China wenigſtens anfangs noch einige Conceſſionen machen. Auch das erregte den Verdacht in Europa, ſie trachteten nach einer unabhängigen Macht. Da ſie nun in ihren weit zerſtreuten Miſſionen auch Handel trieben und große Reichthümer zuſammenhäuften, ſo wurden ſie darum beneidet und ihre Schätze fingen an die habgierigen Blicke geldbedürftiger Staatsmänner auf ſich zu ziehen. Die katholiſchen Höfe waren nicht mehr ſo bigott wie früher; indem ſie unter dem Segen der

Kirche und mit Erlaubniß der Beichtväter ſich in allen Ueppigkeiten und Laſtern des wiedererweckten Heidenthums gewälzt, wurde ihnen das Chriſtenthum läſtig und die bisherige Scheinheiligkeit lächerlich. Ludwig XIV. ſelbſt ergötzte ſich am Tartuffe, einem Luſtſpiel, welches die fromme Heuchelei der Jeſuiten verſpottete, und der Atheiſt Voltaire wurde der Liebling des franzöſiſchen Hofes. Auch in Spanien, Portugal, Neapel, Oeſterreich wurde die ſog. Aufklärung Mode. Was brauchte man da noch Jeſuiten? Der Compromiß mit Rom hatte ſich überlebt. Man nahm den Jeſuiten ihr Geld, jagte ſie fort und zwang den gehorſamen Papſt den Orden ganz aufzuheben.

Indeſſen war der Orden nur ſcheintodt. Die Exjeſuiten arbeiteten als Lehrer, Beichtväter und in allerlei Lebensſtellungen heimlich fort. Auch nahmen Neid und Eiferſucht bei den andern Mönchsorden gegen die Jeſuiten jetzt ein Ende. Namentlich die Dominikaner, die ihnen früher am heftigſten opponirt hatten, ſchloßen ſich jetzt an ſie an.

Eine neue Organiſation nahm der Jeſuitenorden mit Weglaſſung des bisherigen Namens in den Brüder- und Schweſterſchaften zum Herzen Jeſu an. Wie nach altem heidniſchen Mythus Athene das Herz des von den Titanen zerriſſenen Dionyſos rettete, um ihn in neuer Geſtalt wieder aufleben zu laſſen, ſo zog ſich die Geſellſchaft Jeſu jetzt in das Herz Jeſu zuſammen und hoffte auf die künftige Auferſtehung, die denn auch wirklich ſchon während der Erſchütterungen Europas durch die franzöſiſche Revolution zuerſt nur heimlich in Neapel und Polen, 1814 aber öffentlich erfolgte, denn Papſt Pius VII. ſtellte in dieſem Jahr den Jeſuitenorden wieder her. Ein Extrem rief hier das andere hervor. Der Orden wurde durch die Aufklärung geſtürzt, die Aufklärung führte zu den Greueln der Revolution, und aus Ekel und Schauer vor dieſen Greueln wurde man wieder bigott.

In dieſer Gegenüberſtellung liegt das Problem der Zukunft. Es handelt ſich um die zwei wichtigſten, zugleich kirchlichen und politiſchen Principe. Nach dem einen, dem jeſuitiſchen, können die Völker niemals zurechnungsfähig, niemals mündig, ſondern müſſen immer wie Kinder gegängelt und in Zucht gehalten werden. Nach dem andern Principe, dem revolutionären, ſind alle Menſchen frei

und gleich und haben das Selbstbestimmungsrecht, wobei vorausgesetzt wird, jeder sey nicht nur gleich berechtigt, sondern auch gleich befähigt, und nur das sey Gesetz, was die Mehrheit beschließe. Nach dem einen Princip geht alle Gewalt von oben, nach dem andern von unten aus. Beide Principe auf die Spitze getrieben gehen der Wahrheit vorbei, daher man wie mit dem einen, so mit dem andern auf die Dauer allemal bankerott macht. Die Menschen sind nicht durchaus eine so träge, dumme und leichtgläubige Masse, daß sie nur von Jesuiten regiert werden könnten. Gegen diese Herrschaft und namentlich auch gegen die schlechten Mittel, deren sie sich zu ihrem Zweck bedienen, wird der Widerspruch nie aufhören. Eben so wenig aber wird jemals das Ideal einer Republik gleich befähigter und berechtigter Bürger zu verwirklichen seyn.

Eine der geistreichsten Auffassungen des Jesuitenordens war die des Franzosen Edgar Quinet nach dem Sturze der ältern Linie Bourbon. Derselbe ließ nicht nur das große Talent des Ordens, sondern namentlich auch das Verdienst seiner Missionen gelten. Aber er unterschied sehr scharf die Jesuitengenerale, Jesuitenbeichtväter und politischen Agenten des Ordens, bei denen die politische Leitung war, und die frommen Väter, Gelehrte und Missionäre, die geleitet wurden. „Was die Jesuiten mit einer Hand, sagt Quinet, im Namen des Evangeliums aufrichten, das zerstören sie mit der andern im Namen der Politik. Deswegen war auch das Blut ihrer Märtyrer unfruchtbar und wuchsen daraus nur Dornen.“ Ein Todeshauch geht immerwährend von dem Orden aus und daß der Orden aus seinem eigenen Grabe wieder auferstanden ist, hat diesen Todtengeruch nur verstärkt. Quinet bemerkt mit Recht: „Ueberall, wo eine Dynastie ausstirbt, sehe ich eine jener düstern Gestalten jesuitischer Beichtväter aus der Erde hervorsteigen und sich wie ein böser Geist hinter ihr erheben, um sie sanft und väterlich in den Tod zu ziehen: Den Pater Nidhart bei dem letzten Habsburger in Spanien, den Pater Auger bei dem letzten Valois, den Pater Peters bei dem letzten Stuart.“ Er vergaß hinzuzufügen, auch bei der Tochter des letzten Wasa, bei dem letzten König aus der ältern Linie Bourbon, und jetzt dürfen wir noch hinzufügen, den Pater

Claret, jesuitischen Beichtvater der vertriebenen Königin Isabella von Spanien und den des vertriebenen König von Neapel. Nur insofern ist Quinet's Urtheil einseitig, als er in der Arglist und Immoralität des Jesuitenordens einen ausschließlich italienischen Charakterzug erkennen will und es beklagt, daß die gleichsam ehrliche französische Politik erst durch die Jesuiten vergiftet worden sey. Die Wahrheit ist, daß die Jesuiten immer nur die gehorsamen Diener der dynastischen Politik der französischen Könige gewesen sind, niemals selbständig und maßgebend auf dieselbe eingewirkt haben, sondern immer nur Mittel für sie waren.

VII.

Die katholische Reaction im 17. Jahrhundert.

Da sich nun der nördliche Theil Deutschlands von Rom losgerissen hatte, der südliche fast ganz in den Banden Roms verblieben war, die germanische Reformpartei aber selber in mehrere Kirchen und Sekten sich spaltete, war nichts natürlicher, als daß Rom und die mit ihm verbündeten katholischen Mächte die Hoffnung faßten, die ganze Reformation wieder rückgängig und den Norden, wenn auch nur allmälig, wieder katholisch zu machen. Um diesen Zweck zu erreichen, verbanden sich die katholischen Großmächte, dem Jesuitenorden diese beabsichtigte Rekatholisirung der germanischen Welt zur besondern Aufgabe zu machen, ihm deshalb alle denkbaren Privilegien zu gewähren und mit Zustimmung des Papstes gewissermaßen die ganze Macht der Kirche in ihre Hände zu legen. Der Habsburger in Spanien, Philipp II., hatte die eigentliche Oberleitung dieser ganzen Reaktion gegen den Protestantismus und der Papst war ganz von ihm abhängig, wie auch die deutschen Vettern in Oesterreich es waren. Die Bourbons in Frankreich wollten freilich die habsburgische Macht nicht vergrößern, hielten es aber ihrem

Intereſſe und den romaniſchen und katholiſchen Sympathien, wie ſie nun einmal in Frankreich vorherrſchten, für angemeſſen, die Hegemonie im katholiſchen Europa wenigſtens mit Habsburg zu theilen, und gingen darauf aus, die Jeſuiten ſoviel als möglich auf ihre Seite zu ziehen, was ihnen auch ſchon im 17. Jahrhundert gelungen iſt. Daher wetteiferten ſie, die Jeſuiten zu begünſtigen, und rotteten die Proteſtanten in Frankreich ſelbſt mit Feuer und Schwert aus. Auch adoptirten ſie den politiſchen Despotismus jenes ſpaniſchen Philipp, den berüchtigten dominatus absolutus, bekämpften mit der deutſchen Reformation zugleich auch die politiſche Freiheit und unterdrückten alle Reſte altfränkiſcher Volksrechte und ſtändiſcher Vertretung, die ſich in Frankreich noch erhalten hatten, wie die Habsburger daſſelbe in Spanien und in Oeſterreich thaten. Und zwar folgerichtig. Denn beides, die Kirchenverbeſſerung und die Wahrung der Volksrechte waren germaniſcher Natur. Der Romanismus konnte ſie von politiſcher wie von kirchlicher Seite nur durch ihr Gegentheil, Despotismus und Hierarchie, zu überwältigen hoffen. Dem ſpaniſchen Philipp bot die Entdeckung und Eroberung der neuen Welt jenſeits des atlantiſchen Oceans ungeheure Goldſchätze zur Führung des Kampfs in Europa und ſogar eine gewiſſe Ausſicht auf die Weltmonarchie dar. Daher ſein grenzenloſer Uebermuth.

Gleichwohl geriethen ſeine Unternehmungen, Dank ſey es der ausdauernden Tapferkeit der kalviniſchen Holländer und Engländer, in's Stocken. Da aber Calviniſten und Lutheraner ſich nicht vereinigen konnten, nahmen die Jeſuiten im Anfang des 17. Jahrhunderts den Plan des ſpaniſchen Philipp wieder auf und hofften ihn diesmal durch einen Druck auf die deutſchen Lutheraner leichter durchſetzen zu können. Denn dieſe Lutheraner hatten ſich unter der Leitung der ſächſiſchen Kurfürſten oft genug ſchwach und unklug benommen und ſich den Calviniſten feindlicher gezeigt als den Jeſuiten. Die Weltlage war überhaupt den Jeſuiten damals günſtig. Frankreich unter dem ſchwachen Ludwig XIII. ließ die Habsburger gewähren, Jakob I. von England, der Sohn Maria Stuarts, war dem Katholicismus zugeneigt, Holland durch die Intriguen des

Oraniers gelähmt, der Pfälzer Kurfürst Friedrich als Haupt der Calviniſten zwar ehrgeizig, aber unfähig und unvorſichtig, ſein bayeriſcher Vetter Herzog Maximilian ganz in den Händen der Jeſuiten und ein Werkzeug Oeſterreichs, die ſchwachen Nachkommen Philipps in Spanien, Neapel und der Lombardei ebenfalls ganz von den Jeſuiten geleitet und der ſächſiſche Kurfürſt, ein eben ſo einfältiger Regent, ließ ſich durch ſeinen fanatiſch lutheriſchen Hofprediger Hoë und durch argliſtige Beſchmeichelungen von Seiten Oeſterreichs bethören, ſich mit den Katholiken gegen die Calviniſten zu verbünden.

Der durchaus von den Jeſuiten geleitete und katholiſcherſeits muthwillige Angriff auf die deutſchen Proteſtanten begann faſt gleichzeitig auf verſchiedenen Punkten. Der bayeriſche Maximilian überfiel mitten im Frieden die freie Reichsſtadt Donauwörth und machte ſie katholiſch. Die Katholiken in Graubündten ahmten durch plötzlichen Ueberfall der Reformirten in dem berüchtigten Veltliner Mord die Pariſer Bartholomäusnacht nach und Kaiſer Ferdinand II. vernichtete eigenmächtig die Privilegien der Evangeliſchen in Böhmen. Das ganze proteſtantiſche Deutſchland hätte nun wie ein Mann gerüſtet daſtehen ſollen, um ſich gegen ſo bübiſche Angriffe wirkſam zu vertheidigen. Aber es geſchah nicht, weil die lutheriſchen und calviniſchen Fürſten nicht einig waren. Nur Kurfürſt Friedrich von der Pfalz rüſtete zum Kriege und ließ ſich von den empörten Böhmen zum König wählen, nachdem er doch ſelber in ſeiner Bornirtheit den fanatiſchen Ferdinand II. zum Kaiſer hatte wählen helfen. Auch ſtieß derſelbe durch den Fanatismus ſeines calviniſchen Hofpredigers die Lutheraner dermaßen vor den Kopf, daß Sachſen ſich gradezu gegen ihn mit dem Kaiſer verband. Da nun Friedrich eben ſo wenig ein Feldherr als ein Staatsmann war, erlitt er die ſchmähliche Niederlage bei Prag, worauf Ferdinand das furchtbarſte Blutgericht hielt und die Proteſtanten in allen ſeinen Erbſtaaten hinrichten ließ, alle ihres Vermögens beraubte und zur Auswanderung zwang, wenn ſie ſich nicht wieder katholiſch machen ließen. Der ſchwache Dänenkönig wollte ſich zum Beſchützer des Proteſtanismus gegen den Kaiſer aufwerfen, erlitt aber ebenfalls nur Niederlagen.

Im Beginn dieſer Kämpfe war Kaiſer Ferdinand II., dem in ſeinen Erblanden Ungarn, Böhmen und Oeſterreich überall die evangeliſchen Stände und Bevölkerungen gleich ſehr grollten, zu ſchwach, um auf eigenen Füßen zu ſtehen, und mußte ſich der Hülfe der ſog. katholiſchen Liga bedienen, eines Bundes Bayerns und der geiſtlichen Kurfürſten, dem auch die Spanier von Italien und den Niederlanden aus beiſtanden und an deſſen Spitze der bayeriſche Maximilian geſtellt worden war, um ſeinem Ehrgeiz zu ſchmeicheln. Dieſe Schmeichelei ging von den Jeſuiten aus, war aber trügeriſch, denn die Jeſuiten dachten sic vos, non vobis und wollten nur, daß er in blindem Eifer der Sache der Habsburger dienen ſolle, bis der Kaiſer mit ſeiner Hülfe erſt Böhmen und den Pfälzer überwältigt und in den öſterreichiſchen Erbſtaaten ſelbſt wieder freie Hand gewonnen hätte. Sobald dies geſchehen war, warb der berühmte Wallenſtein als Werkzeug der Jeſuiten, die ihm eifrig dazu beiſtanden, dem Kaiſer ein großes ſelbſtändiges Heer, wodurch ihm die Hülfe Maximilians mehr und mehr entbehrlich wurde. Offenbar war es die Abſicht der Jeſuiten, aus Ferdinand II., den ſie von früher Jugend an für dieſe Rolle vorbereitet hatten, einen Philipp II. zu machen, das Haupt der habsburgiſchen Dynaſtie und der ganzen katholiſchen Welt, wozu ſich die ſpaniſchen Habsburger wegen Verſtandes- und Charakterſchwäche jetzt nicht mehr eigneten. Wallenſtein war durch ſeine Siege über den Dänenkönig Gebieter in Norddeutſchland geworden und Herr der Lage. Die Proteſtanten mußten ſich alles gefallen laſſen, was der Kaiſer ihnen vorſchrieb. Derſelbe erließ nun auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahr 1629 das verrufene Reſtitutionsedikt, durch welches zwar nicht die ganze Reformation rückgängig gemacht, jedoch den Proteſtanten ein großer Theil ihres bisherigen Beſitzſtandes entriſſen wurde, vornehmlich die ſäculariſirten Bisthümer und Klöſter. Hätte man den Proteſtanten gleich alles nehmen wollen, ſo würde man ſie zur Verzweiflung gebracht und Scandinavien, England, Holland und die Schweiz in die Waffen gerufen haben. Durch eine halbe Schonung hofften die Jeſuiten leichter zum Ziele zu gelangen. War erſt der Beſitzſtand katholiſcher Fürſten in Deutſchland wieder bedeutend ver-

größert, so hatte man dadurch eine neue Operationsbasis gewonnen, von welcher aus man weiter annektiren konnte.

Dieser, man kann nicht leugnen klug ausgedachte Plan der Jesuiten wurde aber plötzlich durchkreuzt durch die zähe und unwiderstehliche Macht des deutschen Partikularismus oder jenes Schlangenknäuls fürstlicher Oligarchie, welcher Deutschland schon seit Jahrhunderten umstrickt hielt. Der religiöse Eifer war bei der großen Mehrheit der deutschen Fürsten immer nur erheuchelt gewesen. Sie hatten nicht an die Pflichten gegen Gott, sondern nur an ihr dynastisches Interesse gedacht. Jetzt aber sahen nicht nur die protestantischen, sondern auch die katholischen Kurfürsten, Fürsten und Herrn ihren Besitzstand auf's äußerste gefährdet. Hatte doch Wallenstein gedroht, man werde ihnen ihre Fürstenhüte herunterziehen, sie auf die Seite schieben und die Alleinherrschaft des Kaisers im Reiche wieder herstellen. Also einigten sich alle Fürsten jeglicher Confession gegen den Kaiser und drohten ihn zu verlassen, wenn er ihre dynastischen Rechte kränke, gelobten ihm aber Treue, wenn er den gefährlichen Wallenstein entferne und die Ueberwachung der Protestanten wieder ausschließlich der katholischen Liga unter dem berühmten General Tilly überlasse. Nun hegte der Kaiser selber einiges Mißtrauen gegen seinen allzu glücklichen und allzu kühnen Feldherrn Wallenstein und auch die Jesuiten scheinen dieses Mißtrauen getheilt zu haben, sonst würden sie ihr bisheriges Werkzeug nicht so bald aufgegeben haben. Den Ausschlag gab der Papst selbst und in zweiter Linie Frankreich, denen nichts unangenehmer gewesen wäre, als wenn das deutsche Reich unter einem Kaiser wieder einig und stark geworden wäre. Wenn auch ein katholischer Kaiser den Protestantismus völlig unterdrückte, so konnte er doch hinfort gleich den ältern Kaisern wieder ghibellinische Politik treiben und das war es, was Rom und Frankreich am wenigsten wollten.

Hier liegt wieder der Beweis klar zu Tage, daß die Religion auch dem Papst nur zum Vorwand diente und daß der romanische Racenhaß und Racenübermuth allein die Seele des Papismus war. Nur damit Deutschland nicht einig werde, schonte jetzt der Papst

die Protestanten und ließ sich mit Frankreich in die Intrigue ein, die dem Kaiser in dem kriegskundigen König Gustav Adolf von Schweden einen neuen gefährlichen Feind erweckte. Frankreich rief die Schweden und zahlte ihnen Geld, um die Protestanten wieder gegen den siegreichen Kaiser zu unterstützen, nur damit Deutschland nicht einig werde. Zuvor aber wurde Wallenstein auf die Seite geschafft. Die Jesuiten, die ihn bisher so hoch gehoben hatten, verließen ihn jetzt, um den bigotten, ganz von ihnen abhängigen Kaiser gegen ihn einzunehmen. Wäre Wallenstein an der Spitze der kaiserlichen Armee geblieben, so würde er die Schweden von Deutschland schon abgehalten und ein strenges kaiserliches Regiment in ganz Deutschland durchgesetzt haben. Damals war Wallenstein weit entfernt, den Kaiser verrathen zu wollen. Er wurde vielmehr vom Kaiser auf Antrieb der Jesuiten verrathen. Dieser Kaiser aber hatte nicht eigenen Geist genug, um zu begreifen, welches heillose Spiel man mit ihm trieb. In einem Augenblick, wie er vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrte, in welchem es in seiner Hand lag, der vielköpfigen Fürstenherrschaft in Deutschland für immer ein Ende zu machen und Wallenstein's Programm: „Wie in Spanien und Frankreich, so solle auch in Deutschland nur ein Einziger herrschen!" durchzuführen. Er gab den Jesuiten, dem Papst und dem Particularismus nach und dankte Wallenstein ab.

Zu spät merkte der Kaiser, daß er nicht gut berathen gewesen sey, denn kaum war Wallenstein beseitigt und Norddeutschland nicht mehr von ihm gehütet, so landete Gustav Adolf mit seinem schlagfertigen Heere und erfocht Sieg auf Sieg über den alten Tilly. Da warf sich der erschrockene Kaiser wieder in die Arme Wallensteins, der ihm auch mit wunderbarer Schnelligkeit eine große Armee herstellte, sich aber wie billig vor neuem Undank sichern wollte und daher Vollmachten vom Kaiser verlangte und erhielt, die ihn mit seinem Heer fast unabhängig machten. Auch damals hat er den Kaiser nicht verrathen, sondern sich nur für alle Fälle eine Hausmacht gründen wollen, um als Herzog von Mecklenburg, Sagan und Friedland einen Sitz unter den übrigen deutschen Fürsten einzunehmen. Er ließ in seiner Seele nicht lesen und Urkunden sind

geräucherten Härings (letztere ſind in dieſer Gegend ſehr wohlfeil) zu barbiren.“ Unter ſolchen Umſtänden iſt es natürlich, daß die Geduld zuweilen reißt, das menſchliche Gemüth gegen das Unerträgliche ſich empört. Die immer mehr verbeſſerten Maſchinen, durch welche ſo viele Hände entbehrlich und ſo viele Arbeiter brodlos werden, ſind der vorzüglichſte Gegenſtand des Haſſes bei dieſen Arbeitern. Auch die, welche noch Arbeit finden, müſſen ſich gefallen laſſen, daß ihnen bei jeder Gelegenheit der Sold geſchmälert wird, weil der Fabricant bei einer ſo großen Concurrenz von Händen das Minimum vorſchreiben kann, um das ſie ihm arbeiten müſſen. Dieß Mißverhältniß hat ſchon oft partielle Empörungen der Arbeiter erzeugt, die, von der Verzweiflung des Hungers getrieben, die neuen Maſchinen zerſtörten und mit gewaffneter Hand die Fabrikherren zu einer Erhöhung des Arbeitslohnes zu zwingen verſuchten. Auch im Frühjahr 1829 brachen wieder ſolche Unruhen aus, am 27—29 April zu Hundsfield, 28—30 April zu Rochdale, 4—5 Mai zu Mancheſter, 5—7 Mai zu London in den Stadtvierteln Bethnal-Green und Spitalfield, 8 Mai zu Stockport. Ueberall wurden Fabriken zerſtört, bis es dem Militär, obwohl nicht ohne Blutvergießen, gelang, die Meuterer auseinander zu treiben. Nachher blieb es ruhig, weil die Ehrfurcht vor dem Geſetz in England zu ſtark iſt, als daß dergleichen locale Unordnungen üble Folgen haben könnten; allein es geſchah auch nichts, um einem künftigen noch größeren Unglück dieſer Art vorzubeugen. Das Elend nimmt mit der Bevölkerung zu. Am Ende muß dieſer Krebsſchaden Englands geheilt werden, oder er wird die ganze Organiſation des Landes zerrütten. Im Parlament kam die Sache zur Sprache, doch nur, um wieder, wie ſchon öfters, vertagt zu werden. Die Armen ſuchten ſich auf

nicht vorhanden. Es bleibt daher ungewiß, ob die Thatsache, daß er auch Tausende von Protestanten für sein Heerlager warb, aus dem Bedürfniß, überhaupt Leute zusammenzubringen, oder aus einer Rücksicht auf die protestantische Bevölkerung seiner großen Besitzthümer in Mecklenburg und der Lausitz erklärt werden darf? Andererseits waren seine Besitzthümer in Norddeutschland, die er mit Bewilligung des Kaisers erhalten hatte, auch trefflich gelegen, um die protestantischen Fürsten von Sachsen, Hannover, Brandenburg und Pommern in Schach zu halten. Jedenfalls wurde er erst allmälig durch die jesuitische Intrigue am kaiserlichen Hofe dahin getrieben, zu seiner eigenen Sicherheit sich mehr auf seine deutschen Generale und Truppen zu verlassen, als auf die italienischen, und er mochte wohl, wenn er doch einmal mit dem Kaiser brechen mußte, an eine Befreundung mit den Protestanten denken, um an ihrer Seite eine feste Stellung dem Kaiser gegenüber zu gewinnen. Da raffte ihn der Meuchelmord hin, den die italienischen Generale seines Heeres an ihm und zwar in nothwendiger Folgerung aus der Jesuitenintrigue begingen.

Die Jesuiten fuhren fort, den Kaiser zu bethören, obgleich sie schon das habsburgische Interesse dem französischen aufgeopfert hatten. Es gelang ihnen indeß doch nicht ganz, das römische Interesse mit dem französischen zugleich ohne die Hülfe Habsburgs triumphiren zu machen. Indem sie den Kaiser schwächten, mußten sie auf das Restitutionsedikt verzichten, denn der Kaiser ließ sich durch seine Besorgniß vor Frankreich zu einem engern Bündniß mit Sachsen im Prager Frieden bewegen, wodurch die Durchführung jenes Restitutionsedikts unmöglich wurde. Die Jesuiten mußten ihren bittern Groll darüber verbeißen.

Es ist nicht unwichtig, bei diesem Wechsel der Jesuitenpolitik, auch den Blick auf Bayern zu werfen. Bayern wurde damals schändlich betrogen. Herzog Maximilian erfuhr von den Jesuiten, nachdem er so großen Eifer gezeigt und so viele Opfer gebracht hatte, denselben Undank wie der Kaiser, und er war ihnen gut genug, dem Kaiser, den sie immer noch an sich zu fesseln suchten, mit der Schwächung Bayerns einen Ersatz zu gewähren, indem sie

ihm unter Johann von Werth einen großen Theil seines Heeres ab- und in österreichischen Dienst hinüberführten. Dieser bayerische Maximilian ist von katholischen Geschichtschreibern (namentlich auch von dem sonst urtheilsfähigen Görres) sehr überschätzt worden. Wenn er aber auch mit mehr Besonnenheit die Schritte der Jesuiten und des Kaisers überwacht hätte, würde er, zwischen Frankreich und Oesterreich eingekeilt, doch immer der einen oder andern dieser beiden Großmächte haben dienen müssen. Bayern war und ist zu klein, um eine selbständige Politik befolgen zu können; es würde daher, anstatt sich bald auf die habsburgische, bald auf die französische Seite zu werfen, besser gethan haben, wenn es weder der einen noch der andern dieser Deutschland ewig feindseligen Mächte, sondern immer nur dem großen deutschen Nationalinteresse gedient hätte.

Nachdem Maximilian gestorben war, regierte seine Wittwe während der Minderjährigkeit des neuen Kurfürsten Ferdinand Maria und hegte eine gerechte Entrüstung über die Jesuiten, täuschte sich aber, sie könne den großen Einfluß dieses Ordens in Bayern vom Hofe aus durch einen bloßen Handstreich beseitigen. Sie stellte den Jesuiten die Theatiner entgegen und machte sie zu Beichtvätern und Hofpredigern. Allein dieser junge Mönchsorden war viel zu wenig zahlreich und energisch, um auf die Dauer mit den Jesuiten concurriren zu können. Lang erzählt uns in seiner Geschichte der Jesuiten in Bayern den lächerlichen Wettstreit zwischen Theatinern und Jesuiten in München. Die erstern hatten im Jahr 1656 in ihrer Kirche daselbst ein Bild des h. Cajetan, ihres Lieblingsheiligen aufgestellt, auf dem gemalt war, wie er die Pest in Neapel gestillt haben soll. Die Jesuiten erklärten dieses Wunder für erlogen und schrieben es vielmehr ihrem Lieblingsheiligen, dem Franz Xaver zu. Der junge Kurfürst erhob nun den Jesuiten zum Trotz jenen Cajetan zum Schutzpatron des Hauses Wittelsbach und der Stadt München. Bald aber hatten die Jesuiten wieder die Oberhand.

Eben so wenig wurden sie aus Wien vertrieben, vielmehr ein von ihnen veranlaßtes Attentat auf das Leben Kaiser Leopolds I. (ein Vergiftungsversuch) vertuscht. Sie fuhren fort, die Protestanten

(diesmal besonders in Ungarn) zu verfolgen, und im fanatischen Haß gegen die Protestanten war Leopold I. mit Ludwig XIV. völlig einverstanden. Das war das Band, mit welchem die Jesuiten trotz aller politischen Rivalität die Häuser Habsburg und Bourbon immer wieder verknüpften. Hob doch Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf und verfolgte die Reformirten in Frankreich mit denselben Dragonaden, wie Leopold I. die reformirten Ungarn. In einer höchst charakteristischen Weise ließ sich Leopold von den Jesuiten vorzugsweise durch den Mariencultus bethören, ganz so wie in unsern Tagen Papst Pius IX. wieder durch dasselbe Mittel von den Jesuiten bethört wurde. Von Franzosen und Türken bedrängt, von heillosen Intriguen umstrickt fand Leopold einen beständigen guten Trost in der Ueberzeugung, die ihm die Jesuiten beigebracht hatten, daß unter allen Umständen die h. Jungfrau seine himmlische Beschützerin sey.

Wenn der nachfolgende Kurfürst von Bayern, Max Emanuel, ein fluchwürdiges Andenken in der Geschichte hinterlassen hat, sofern er Deutschland an Frankreich verrieth und im spanischen Erbfolgekriege der eifrigste Bundesgenosse Ludwigs XIV. wurde, so entschuldigt ihn doch einigermaßen der wiederholte Undank des Habsburgers, denn Leopold I. betrog ihn um die Bezahlung der großen Kriegskosten, welche der Kurfürst aufgewendet hatte, um dem Kaiser gegen die Türken beizustehen.

Dem unverjährten Reaktionsplane der Jesuiten entsprach es, den Protestanten auch unter der Hand ohne Krieg, nur durch heimliche Bekehrungsversuche an protestantischen Höfen Abbruch zu thun und wo möglich ganze Länder zu entfremden. Zu diesem Zweck wurden von Paris und insbesondere auch von Venedig aus verführerische Tänzerinnen und Opernsängerinnen an jene Höfe geschickt, um junge und alte Fürsten zu verführen, desgleichen Glücksritter von schöner Gestalt, Kühnheit und Schlauigkeit, Spieler, Geheimnißkrämer, Don Juans, Großkophtas, Casanovas, um vornehme Damen zu verführen. Auch wo es nur reiche Erbinnen von nicht regierenden Häusern galt, waren die jesuitischen Tartüffes immer bei der Hand, um schwache Herzen und Sinne zu verführen. Die Conver-

ſion Chriſtinens, der Tochter Guſtav Adolfs von Schweden, machte großes Aufſehen, hatte aber keine wichtige Folge. Merkwürdig iſt ein von Theiner enthüllter Verſuch der Jeſuiten, den erſten König von Preußen Friedrich I. zur katholiſchen Kirche hinüberzulocken. Sie ſchmeichelten ihm nämlich, das Haus Hohenzollern ſey von der Vorſehung beſtimmt, dereinſt den größten Einfluß auf Deutſchland zu üben, werde ihn aber nie erlangen, wenn es nicht zur katholiſchen Kirche übertrete, und ſie riethen ihm deshalb, die neue preußiſche Königskrone aus den Händen des h. Vaters zu empfangen. Dieſe jeſuitiſche Intrigue hängt genau mit dem Wechſel zuſammen, der überhaupt in der Jeſuitenpolitik ſeit Wallenſtein's Kataſtrophe vorgegangen war, ſofern ſie ſeitdem die Habsburger an jedem neuen Verſuch, in Deutſchland zu erſtarken und Deutſchland zu einigen, hinderten und dagegen der Vergrößerung Frankreichs dienten.

Es gelang ihnen zu derſelben Zeit, am Ende des 17. Jahrhunderts, den lutheriſchen Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen katholiſch zu machen, was demſelben zwar half, unter dem Namen Auguſt II. König von Polen zu werden, wodurch den Wettinern in Sachſen aber der alte Ruhm, Luther's Beſchützer geweſen zu ſeyn und unter den proteſtantiſchen Fürſten des deutſchen Reichs den Vorrang gehabt zu haben, verloren ging. Die romaniſche Conſequenz hat ſich auch hier bewährt. Mit dem römiſchen Katholicismus zog am ſächſiſchen Hofe die heidniſche Renaiſſance im Triumph ein. Beides nach dem Vorbilde des franzöſiſchen Hofes. Der neue König erſchöpfte das arme Sachſenland durch unerhörte Laſten und Abgaben, um ſich neue Paläſte und Luſtſchlöſſer zu bauen und dieſelben mit Gemälden und Seltenheiten auszufüllen, wobei der italieniſche Geſchmack vorherrſchte. Auch zog er viele Italiener der Oper und anderer Liebhabereien wegen nach Dresden. Von ſeinen Maitreſſen hatte er ſo viele Kinder als Tage im Jahr. Das erſte Zimmer in ſeinem berühmten grünen Gewölbe, worin ſeine vergoldete Statue zu Pferde ſtand, ließ er mit lauter Bildern aus Ovids Verwandlungen ausſtatten. Dieſe italieniſche Liebhaberei herrſchte überall bei ihm vor. Daneben noch der orientaliſche Geſchmack an Haremsſcenen und Sultansvergötterung. Bei Feſten ließ er ſich gern im

Coſtüm des Sultans ſehen und warf ſeiner Lieblingsdame das ſeidene Tuch zu. Galante Schäferſcenen und Monarchenvergötterungen waren das Thema faſt aller Schauſpiele und Hoffeſte. Da war jede Spur ſowohl des lutheriſchen Geiſtes, als auch des germaniſchen Volksgeiſtes ausgetilgt und dem fluchwürdigen Doppelgötzen römiſchen Papſtthums und heidniſcher Renaiſſance zum Opfer gebracht. Das ſächſiſche Volk aber litt zwar geduldig, was die Miſſethat ſeines Fürſten über daſſelbe verhängte, blieb jedoch eifrig lutheriſch.

Die jeſuitiſchen Verführungen brachten den Fürſtenhäuſern ſchließlich nirgends Glück. Ihr erſtes Opfer war das Haus Stuart in England. Auch die Bourbons in Frankreich, Neapel und Spanien nahmen aus demſelben Grunde ein eben ſo erbärmliches Ende. Die Habsburger in ihrer ſpaniſchen Linie ſchon längſt verkommen, hielten ſich in Oeſterreich am Concordat nur noch wie an einem ſchwachen Halm über dem Abgrund der Revolution. Die Welfen, im Mittelalter die großen Stützen des römiſchen Papſtthums gegen den Germanismus, verſchwinden gegenwärtig und die Nachkommen des ſächſiſchen Auguſt haben die frühere Macht wohl für immer verloren. Alle die deutſchen Fürſtenhäuſer, die ſich je einmal an Rom verkauft haben, ſprachen ſich dadurch ſelber ihr Todesurtheil, mochte ſich die Vollziehung auch um Jahrhunderte vertagen.

Wenn der Kaiſer und die katholiſche Liga auch auf die größeren proteſtantiſchen Kurſtaaten aus Politik Rückſicht nehmen mußten, ſo verfuhren ſie dagegen völlig rückſichtslos den ſchwachen proteſtantiſchen Reichsſtädten und kleinen Herrn gegenüber. Hier nur ein kleines Beiſpiel. Die Freiherrn von Aufſeß, zur reichsfreien fränkiſchen Ritterſchaft gehörig, waren lutheriſch geworden und wurden deshalb in mehreren Generationen vom Biſchof von Bamberg unabläſſig bedrängt und argliſtig und gewaltthätig ihrer ſchönen Burgen und Güter beraubt, ohne daß ſie vor Kaiſer und Reich Recht hätten finden können. Fanden ſie je einmal Recht, ſo geſchah es erſt nach Jahrzehnten und immer nur halb. Die Burg Freienfels wurde ihnen mit Gewalt genommen, in ein Kapuzinerkloſter verwandelt und von hier aus wurden alle ihre lutheriſchen Unterthanen

gewaltſam katholiſch gemacht. Die ſyſtematiſche Mißhandlung dieſes ſtandhaften Rittergeſchlechts dauerte bis zum Jahr 1729 fort, in welchem der junge Sohn und Erbe von Auffeß ſeiner Mutter gewaltſam entführt und in Bamberg katholiſch gemacht wurde. Als er aber heranwuchs, machte er ſich frei, kehrte zu den Seinen zurück und wurde wieder Proteſtant. — Und was erleben wir jetzt? Vor wenig Wochen iſt ein Sproſſe dieſes Hauſes in Bamberg katholiſch geworden.

VIII.

Drangſale der Proteſtanten in Oeſterreich.

Die deutſchen Oeſterreicher waren keineswegs die letzten, welche ſich zur Reformation bekannten. Schon im Jahr 1522 traten Speratus in Wien und 1524 Calixtus in Steyer als Reformatoren auf und nicht nur Bürger und Adel, ſondern auch das Landvolk und die Bergleute nahmen in Maſſe die Anſichten Luthers an, weit mehr als die Calvins. Kaiſer Karl V. trat dieſer Geiſtesſtrömung in Oeſterreich nur Anfangs, nachher weniger ſchroff entgegen, als in Spanien und den Niederlanden, weil er auf die Deutſchen Rückſicht nehmen und wegen ſeiner Erwählung zum Kaiſer die proteſtantiſchen Fürſten anfangs ſchonen mußte. Nachher übernahm ſein Bruder Ferdinand die Verwaltung der öſterreichiſchen Erblande, mußte zwar im Allgemeinen der katholiſchen Politik ſeines Bruders folgen, that aber den Proteſtanten nicht wehe, ſondern benutzte ſie einigermaßen, um von ſeinem Bruder weniger abzuhängen und hauptſächlich, um den Plan ſeines Bruders zu durchkreuzen, der gern ſeinem Sohn Philipp die Kaiſerkrone mit dem deutſchen Erbe verſchafft und den Bruder nach Spanien verſetzt hätte. Als Moritz von Sachſen dem Kaiſer untreu wurde, denſelben bis nach Tirol verfolgte und ſich mit Frankreich verband, war es Ferdinand, der im Einverſtändniß mit Moritz

seinen kaiserlichen Bruder zur Nachgiebigkeit nöthigte. Unter diesen Umständen erklärt es sich, warum die Lutheraner in Oesterreich in Ruhe gelassen wurden.

Sogar dann noch, als die Jesuiten ihren großen Reaktionsplan in's Werk zu setzen begannen, im Jahr 1551 zum erstenmal nach Wien kamen und ihr berühmter Pater Canisius (dessen Katechismus den heutigen Römlingen doch noch zu wenig römisch ist), den lutherischen Geist in der Bevölkerung rührig bekämpfte, blieb Ferdinand I. den Anhängern des letzteren immer noch gewogen und gestattete ihnen das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Dasselbe that sein bayerischer Schwiegersohn, Herzog Albrecht, zum großen Aerger des damaligen Papstes Pauls V. Ferdinands Sohn, Kaiser Maximilian II., war den Protestanten noch mehr zugeneigt, dem spanischen Fanatismus noch mehr abgeneigt, proclamirte daher im Jahre 1568 in seinen Erblanden freie Religionsübung und im folgenden Jahr erhielt die evangelische Kirche in Oesterreich eine neue Agende, wobei vornehmlich die ausgezeichneten lutherischen Theologen Camerarius und Chyträus mitwirkten. Es war wohl zu bedauern, daß fast alle deutschen Reformatoren ihre ehrlichen deutschen Namen in so abgeschmackter Weise latinisirten, weil sie dadurch demselben Romanismus, den sie doch bekämpfen wollten, ein sprachliches, also auch geistiges Vorrecht zugestanden. Sie hätten nicht deutsch genug seyn können. Die lateinische Schule hat ihnen unendlich geschadet. Maximilian II. hätte etwas mehr Charakterstärke haben sollen. Sofern er die Jesuiten neben den Lutheranern zugleich duldete, verewigte er den Kampf und ließ den Ausgang unentschieden.

Zu noch größerem Unheil für die deutsche Reformation mußte der tollköpfige Flacius in Leipzig den Lutheranern wüthenden Haß gegen die Calvinisten einheizen, was auch auf Oesterreich zurückwirkte. Man erkennt daraus, wie weise die Brandenburger Kurfürsten handelten, sofern sie sich schon vom Anfang der Reformation an um Aussöhnung der Lutheraner und Calvinisten und, sofern dieses nicht möglich war, wenigstens um ihre Parität bemühten. Hätten auch Sachsen und die Pfalz diese echt christliche und zugleich deutsche Politik befolgt, so würden die Protestanten in ihrer Ver-

einigung ſtark genug geweſen ſeyn, den Reaktionsplan der Jeſuiten zu vereiteln und ihre Glaubensbrüder in Oeſterreich zu ſchützen. Aber das unſinnige Toben des Flacius gab überall Aergerniß, ekelte den folgenden Kaiſer Rudolf II. an und veranlaßte denſelben, wieder mehr die katholiſche Partei zu begünſtigen. Im Jahr 1581 begann in Wien Cardinal Khleſl ſeine unheilvolle Wirkſamkeit zur Unterdrückung des Proteſtantismus und dieſe wurde nun Schritt vor Schritt gefördert. Ein Bauernaufruhr in Oberöſterreich, wo alles lutheriſch geworden war, rief nur noch ſtrengere Gewaltsmaßregeln auf katholiſcher Seite hervor. Auch die Beſchwerden der evangeliſchen Stände wurden nicht mehr beachtet. Erſt als ſich gegen Rudolf II., deſſen Unfähigkeit notoriſch war, ſein Bruder Mathias empörte und den unzufriedenen Proteſtanten in Oeſterreich, um ſie auf ſeiner Seite zu haben, neue Freiheit gewährte, folgte auch Rudolf ſeinem Beiſpiel, machte den Proteſtanten gleichfalls Conceſſionen und gab den Böhmen den berühmten Majeſtätsbrief.

Dieſer Gunſt folgte aber nur zu bald eine deſto größere Ungunſt des Glücks. Denn der neue Kaiſer Ferdinand II. war ganz von den Jeſuiten geleitet und diente, wie bereits erörtert iſt, deren großartiger Reaktionspolitik. Die katholiſche Liga unter dem Herzog von Bayern unterſtützte ihn und ſogar das lutheriſche Sachſen hielt zu ihm aus Haß gegen den Pfälzer Calviniſten, den die Böhmen zu ihrem König gewählt hatten. In der berühmten Schlacht bei Prag ſiegte die katholiſche Uebermacht und ſofort wurde in allen öſterreichiſchen Erblanden unter ſchrecklichen Blutgerichten, Beraubungen und Verfolgungen der Proteſtantismus ausgerottet. In Böhmen, wo die Entſcheidung gefallen war, wurden die Häupter des proteſtantiſchen Adels, wie auch der Bürger hingerichtet. Andere konnten ſich nur durch die Flucht retten. Die proteſtantiſchen Prediger wurden hingerichtet, von Soldaten und Pöbel, den die Jeſuiten anführten, mißhandelt und ermordet, wenn ſie nicht flüchteten. Im böhmiſchen Martyrbüchlein, welches 1650 zu Baſel gedruckt wurde, lieſt man ein langes Verzeichniß der gräßlichen Unterdrückungen der Religionsfreiheit in Böhmen. Ein Pfarrer wurde in ſeiner Kirche erſchoſſen, ein anderer auf ſeinen Büchern verbrannt,

die man zu einem Scheiterhaufen aufrichtete; wieder andere dienten, an Bäume gebunden, den Soldaten zur Zielscheibe. Einen belegte man abwechselnd mit Eis und glühenden Kohlen, bis er starb. Alle Prediger und Lehrer der Protestanten, die nicht umkamen, mußten fliehen und keiner durfte sich mehr im Kaiserstaate blicken lassen. Ebenso alle protestantischen Bürger, die nicht katholisch werden wollten. Desgleichen der zahlreiche kleine Adel, dessen weit überwiegende Mehrheit aller seiner Güter beraubt wurde. Diese Güter schenkte der Kaiser seinen von den Jesuiten bevorzugten Günstlingen, großentheils Welschen, die daraus Latifundien machten, so daß fast ganz Böhmen nur noch wenigen, hohen Adelsgeschlechtern gehörte, die mit dem Kaiser und den Jesuiten wetteiferten, bis in's letzte Dorf hinein nicht nur dem Protestantismus, sondern auch dem Germanismus entgegen zu arbeiten und in Böhmen mit der Sklaverei der Bauern zugleich die unglaublichste Roheit und Verdummung zu fördern. Um alle Erinnerungen sowohl an die Reformation als an die Hussitenzeit vergessen zu machen, erhoben die Jesuiten den heil. Nepomuk zum Nationalheiligen der Böhmen, priesen ihn in erlogenen Legenden, feierten ihm große Feste und ließen seine Statuen überall aufrichten.*) Böhmen sollte ganz und gar von der Ketzerei gereinigt werden, weshalb man sogar die Kirchhöfe ausräumte, alle protestantischen Leichen aus denselben hinausschaffte und vertilgte. Alle Bibeln, die man auffinden konnte, wurden verbrannt. Alle Kirchen wurden wieder katholisch geweiht und man zwang das Volk mit Säbeln und Prügeln, in die Messe zu gehen. An der Grenze zündeten die Protestanten zuweilen selber ihre Häuser an und flohen nach Sachsen.

Aus Rücksicht auf den damals mit ihm verbündeten lutherischen Kurfürsten von Sachsen und um sich das Reaktionswerk zu erleichtern, schlachtete der Kaiser seine Opfer nur einzeln nach einander ab, so daß, wenn das erste schon blutete, das zweite, dritte und vierte dem kaiserlichen Versprechen, es werde geschont werden, noch

*) Man vergleiche dazu die einläßliche kleine Schrift über den heil. Nepomuk von Abel.

traute. So wurden zuerſt nur die Calviniſten und böhmiſchen Brüder (Huſiten) verfolgt, ſpäter erſt die czechiſchen Lutheraner und ganz zuletzt die deutſchen Lutheraner. Die Hauptwerkzeuge der Drangſalirung waren die lichtenſteiniſchen Dragoner, die nie vor dem Feinde geſtanden, ſondern aus dem verworfenſten Geſindel zuſammengeworfen und eigens dazu abgerichtet waren, wehrloſe Männer, Weiber und Kinder auf's raffinirteſte zu quälen, eine Henkerbande in Soldatenuniform. Sodann die polniſchen Koſaken, die man als fanatiſch katholiſche Hülfstruppen herbeigerufen hatte. Drittens die noch fanatiſcheren Bayern, die in der Liga zur ärgſten Grauſamkeit abgerichtet waren und unter ihrem General Herbersdorf die Proteſtanten in Oberöſterreich in furchtbarſter Weiſe mißhandelten. Obgleich überall die brutalſte Gewalt angewendet wurde, nahm doch der Kaiſer den Schein an, als unterwerfe ſich das Volk der Wiederbekehrung zur katholiſchen Kirche freiwillig und als werde es gleichſam nur von einem Zwange befreit, den ihm der Proteſtantismus angethan habe. Aus dieſem Grunde mußten die armen Leute unter Prügeln und Säbelhieben einen Revers unterzeichnen, worin ſtand, ſie ſeyen ganz ungezwungen und gern zur alten Kirche zurückgekehrt. Durch ſolche Mittel kam es dahin, daß, wie der Geſchichtſchreiber Pelzel ſagt, Böhmen vor 1620 ganz proteſtantiſch, ein paar Jahre ſpäter aber wieder ganz katholiſch war.

Der lutheriſche Kurfürſt von Sachſen nahm ſich der Böhmen nur zum Schein in ſchwachen Vorſtellungen, aber nicht im Ernſt an. Es ſey kein Religionskrieg, ſagte er, ſondern nur ein Regionskrieg. Ein ſächſiſcher Miniſter ſchrieb damals an ſeinen Bruder in Wien: der Kurfürſt nehme ſich die Vertreibung der böhmiſchen Geiſtlichen nicht ſehr zu Herzen. Er werde trotz aller zu erhebenden Klagen dem Kaiſer nachgeben, wenn ihm nur die Lauſitz nicht wieder abgefordert würde.

Schleſien wurde in derſelben Weiſe gemaßregelt. Nur den kleinen ſchleſiſchen Fürſtenthümern Breslau, Liegnitz, Oels, Wohlau, Brieg, Münſterberg war die Religionsfreiheit durch frühern Religionsfrieden verbürgt und der Kaiſer ſchonte ſie hauptſächlich um Sachſens willen, deſſen ihm ſo nützliche Allianz er nicht verſcherzen

ihre Weiſe ſelbſt zu helfen, indem ſie immer mehr das Syſtem der Verbindungen ausbildeten. Dieſe großen Geſellſchaften, zunächſt nur zur wechſelſeitigen Abhülfe des äußerſten Elends geſtiftet, dürften leicht einen politiſchen Charakter annehmen, wenn die Regierung und das Parlament nicht endlich dieſe Selbſthülfe durch weiſe Maßregeln überflüſſig machen. Ein Londoner Correſpondent in der Allg. Zeitung ſagt darüber: „Unter den Fabrikarbeitern ſcheint die Idee der Zuſammenwirkung ſich immer mehr begründen zu wollen; faſt allenthalben in den größeren Städten bilden ſich Vereine zur gegenſeitigen Unterſtützung. Die meiſten fangen damit an, daß ſie die zum Hausbedarf nöthigen Dinge im Großen kaufen, ſie nach dem Bedürfniß jedes Einzelnen unter ſich vertheilen, und ſo die Vortheile des Kleinhändlers in allen Fächern ſelbſt genießen. Andere haben Land gepachtet, welches ſie gemeinſchaftlich bearbeiten, und wenn ſie ihre Producte zu Markte bringen, finden ſie nicht nur den Betrag ihres Taglohns, ſondern auch alle die Vortheile, welche ſonſt der Capitaliſt, für den ſie zu arbeiten pflegten, aus ihrem Schweiße zog. Ein Aehnliches ſoll an manchen Orten mit Webern, Meſſerſchmieden u. ſ. w. ſtatt finden. Dieſe Mittel müſſen nothwendig zur Erhebung der Maſſe, und (wenn ſie allgemein werden ſollten) zu einer gänzlichen Umgeſtaltung des geſellſchaftlichen Verbandes führen. Doch iſt dieſes noch in weiter Ferne, indem es noch lange dauern wird, ehe das gemeine Volk aus ſeiner Unwiſſenheit, Trägheit und Trunkenheit hervor, ſeinen wahren Vortheil erkennen wird.“

Mit der Abhülfe der Volksarmuth ſteht die Parlamentsreform im genauen Zuſammenhang. Auch dieſe iſt längſt dringend verlangt worden, aber noch immer nicht zu Stande gekommen. Sie wurde auch in der Parlamentsſitzung des Jah-

wollte. Indem er dagegen die anderen kleinen schlesischen Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer, Oppeln, Ratibor, die ebenfalls längst protestantisch geworden waren, für sich behielt und seinem Sohn, das Fürstenthum Jägerndorf aber seinem Liebling, dem zum Fürsten erhobenen Protestantenfresser Lichtenstein verlieh, übte er hier den Grundsatz cujus regio, ejus religio in der fürchterlichsten Strenge aus und ließ in diesen Fürstenthümern alle Einwohner mit Gewalt katholisch machen. Lichtensteins Dragoner zogen, vom Grafen Dohna geführt, von Jesuiten begleitet, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, lagerten sich bei Bürgern und Bauern ein, fraßen und soffen, nahmen weg, was ihnen gefiel, mißhandelten die Männer und Kinder und schändeten Frauen und Mädchen, bis die armen Leute endlich „zu Kreuze krochen", d. h. das ihnen von den Jesuiten vorgehaltene Crucifix küßten und katholisch wurden. Es gab dabei auch komische Scenen, denn die Angst machte viele Leute dumm und feig. So ließ Graf Dohna alle Einwohner der Stadt Breslau mit Einquartirung belasten, erklärte aber, jeder Bürger, der wieder katholisch werden wolle, werde augenblicklich von der Einquartirungslast frei werden. Um nun ihre Häuser vor gänzlicher Ausplünderung, ihre Weiber und Töchter vor Entehrung durch die Soldaten zu schützen, drängten sich eine Menge Bürger zu den Beichtzetteln und prügelten sie sich unter einander, um schnell genug ihre Katholicität beweisen zu können. Dohna aber rühmte sich lachend, Petrus habe am Pfingsttage nur 3000 Menschen, er aber noch viel mehr bekehrt. Die Bekehrungen selbst dienten den Soldaten und ihren jesuitischen Führern oft zum Spaß. Man hieb die Bauern so lange in die Kniekehlen, bis sie niederknieten. Man brachte große Hunde mit und hetzte mit ihnen die Bauern in die Messe. Man sperrte das Vieh ein und hinderte die Bauern, es zu füttern, bis das Gebrüll der armen Thiere und die Angst, um ihr Vieh zu kommen, die Bauern bewog, lieber katholisch zu werden. An den meisten Orten war das Raffinement der kaiserlichen Henker viel grausamer. Man sperrte eine große Menge Männer in einen engen Raum zusammen, eine Menge Frauen in einen anderen und ließ sie tagelang in diesem Zustand, bis Hunger und Durst, Hitze

und Geſtank ſie zwangen, katholiſch zu werden, oder man quetſchte ſie einzeln in enge Käfige zuſammen, in denen ſie weder ſtehen, noch ſitzen, noch liegen konnten. Man band junge Mütter feſt und legte ihren Säugling ihnen gegenüber, daß ſie ihn ſehen und ſein Gewimmer hören mußten, bis Mutterangſt ſie dazu brachte, lieber katholiſch zu werden, als ihr Kind verſchmachten zu laſſen. Um das Abendmahl in beiderlei Geſtalt zu verhöhnen, hieben die Dragoner einmal vor den Augen der Eltern deren Kind in zwei Stücke. Es iſt daher heute noch in Schleſien ſprichwörtlich, wenn einem etwas recht Greuliches zugemuthet wird, zu ſagen: „Da möchte man katholiſch werden".

Gleichwohl rühmten ſich die Jeſuiten, die Bekehrung nur durch Gründe und durch ihre Beredſamkeit zu Stande gebracht zu haben, eine durchaus freiwillige Bekehrung. Die vorher Unſeligen ſeyen nun wieder der Seligkeit fähig geworden. Man nannte daher das ganze Gewaltverfahren mit grauſamer Ironie nur eine Seligmacherei, die Dragoner Seligmacher. Das ganze Syſtem dieſer Bekehrungen erhielt den Namen der Dragonaden und wurde ſpäter unter Ludwig XIV. in Frankreich bei der Verfolgung der Hugenotten nachgeahmt. Viele ſchleſiſche Proteſtanten flüchteten nach Sachſen und Brandenburg, aus der Stadt Löwenberg allein 1500 Menſchen. Der dreißigjährige Krieg führte ſächſiſche und ſchwediſche Truppen nach Schleſien, von denen die Jeſuiten vertrieben und der Proteſtantismus hergeſtellt wurde. Sobald aber die kaiſerlichen Truppen zurückkehrten, wurden die proteſtantiſchen Einwohner wieder entſetzlich gemaßregelt. Um der katholiſchen Rache zu entgehen, wanderten alle Einwohner der Stadt Hirſchberg mit den abziehenden Schweden aus und ließen die Stadt gänzlich leer zurück.

Erſt unter Kaiſer Joſeph I. wurde den ſchleſiſchen Proteſtanten einige Erleichterung verſchafft, weil ſich der berühmte Schwedenkönig Karl XII. auf ſeinem Durchmarſch von Polen nach Sachſen ihrer annahm und der Kaiſer überdieß den Jeſuiten nicht mehr ſo hold war, wie früher, denn ſie dienten jetzt mehr Frankreich als Oeſterreich und halfen im ſpaniſchen Erbfolgekriege den Franzoſen. Deshalb gab Joſeph I. den Proteſtanten in Schleſien 125 Kirchen zurück und erlaubte ihnen, noch einige neue zu bauen.

Noch iſt zu erwähnen, daß durch das unglückliche habsburgiſche Syſtem Schleſien wie Böhmen und alle habsburgiſchen Länder in ihrem Wohlſtand zurückgehalten wurden. Um den Verkehr mit den proteſtantiſchen Nachbarn zu hemmen, wurde nicht nur die Einfuhr, ſondern auch die Ausfuhr mit hohen Zöllen belaſtet. Kaiſer Karl IV. aus dem Hauſe Luxemburg, der Wohlthäter Böhmens, gegen den ſich nicht nur die huſitiſchen Czechen, ſondern auch ſeine habsburgiſchen Nachfolger undankbar erwieſen, hatte in Schleſien unter Anderem den Grund zu dem berühmten und einträglichem Leinwandhandel gelegt, indem er Weber aus Brabant in's ſchleſiſche Gebirge kommen ließ. Dieſer Handel aber gerieth unter den Habsburgern in's Stocken und nur das Rohprodukt wurde ausgeführt, um im ſächſiſchen Erzgebirge und in Brabant verarbeitet zu werden. In allen ihren Erbſtaaten hemmten die Habsburger die Fortſchritte des Ackerbaues, der Induſtrie und des Handels abſichtlich, denn dumme Bauern und arme Bürger ließen ſich beſſer im blinden Gehorſam erhalten, während die Intelligenz, die zur Förderung der materiellen Intereſſen, zur rationellen Benutzung der Naturſchätze und Naturkräfte führt, auch der geiſtigen und politiſchen Freiheit zu Gute kommt, Dingen, die in Wien, wie in Rom auf's äußerſte gehaßt und bekämpft wurden.

In Ungarn ging es nicht beſſer. Erſt in neuerer Zeit konnte der edle Graf Szechenyi Gelegenheit gewinnen, auf die furchtbare Vernachläſſigung Ungarns durch die lange habsburgiſche Mißregierung hinzuweiſen und darauf aufmerkſam zu machen, wie ſträflich man verſäumt habe, den Naturreichthum Ungarns nutzbar zu machen. Die vielen verheerenden Kriege und der Einbruch der Türken waren nicht allein daran ſchuld. Auch wurden dieſe Kriege zum Theil durch die Unduldſamkeit der Habsburger hervorgerufen, welche die proteſtantiſchen Ungarn zur Verzweiflung brachten. Hier war ſchon ſeit dem Beginn der Reformation ein großer Theil des Adels und der Bürger eifrig für die Kirchenverbeſſerung eingenommen, bis auch hier die Reaction unter Ferdinand II. und die raſtloſe Thätigkeit des Jeſuiten Pazman den Sieg erfocht und der Proteſtantismus, wenn auch nicht gänzlich unterdrückt, doch ſo geſchwächt

wurde, daß er die katholiſche Mehrheit nie mehr beunruhigen konnte.

In den deutſchen Provinzen Oeſterreichs war das Lutherthum am früheſten eingedrungen, wie oben ſchon berichtet iſt, und von allen Ständen, auch vom Landvolk mit derſelben Begeiſterung aufgenommen worden, wie in Norddeutſchland. Der geſunde Sinn der oberländiſchen Bauern war damals noch rege, noch nicht gebrochen durch die Tyrannei, noch nicht vergiftet durch die Jeſuiten. Als ſie ſich im Jahr 1524 in Oberöſterreich, Tirol und Salzburg in Waffen erhoben, hatten ſie dazu mehr Urſache als die Bauern, die gleichzeitig in Schwaben, Franken, Thüringen und am Rhein das Banner des Bundſchuhs erhoben. Denn in gräßlicher Weiſe waren in der erſten Zeit auf Karls V. Befehl und ſonderlich durch den Fanatismus des Salzburger Biſchofs die edelſten und angeſehenſten Proteſtanten, wie z. B. der evangeliſche Pfarrer zu Braunau, der Stadtrichter zu Tittmanning und zwanzig andere als Ketzer lebendig verbrannt worden. Dieſe Mißhandlungen ehrlicher Chriſten empörten die Bauern in den öſterreichiſchen und Salzburger Alpen, dieſe aber unterlagen nach der tapferſten Gegenwehr und der mit dem Papſt eng verbundene Habsburger verfügte die Ausrottung des Evangeliums in ſeinen Erblanden durch Scheiterhaufen und Henkerbeil, ſo daß allein in den genannten Alpenländern 15,000 brave Deutſche der römiſchen Hierarchie zum Opfer fielen.

Unter des Kaiſers Bruder Ferdinand I. beſſerte ſich die Lage der Proteſtanten in Oeſterreich wieder, denn dieſer Fürſt, der ſich nicht unter die Tyrannei des ſpaniſchen Philipp, ſeines Neffen beugen wollte und gern einen Frieden mit den Proteſtanten eingegangen wäre, ſchonte dieſelben in ſeinen Erblanden und bis auf den Jeſuitenkaiſer Ferdinand II. blieb den Städten und Grundherrn die Glaubensfreiheit geſichert. Jener ſtupide Kaiſer aber, welcher ganz das Werkzeug der Jeſuiten und Spaniens war, rottete im Beginn des dreißigjährigen Krieges den Proteſtantismus in ſeinen Erblanden mit derſelben Grauſamkeit aus, wie es die Spanier in den deutſchen Niederlanden gethan hatten. Die Pariſer Bluthochzeit war das große Beiſpiel, nach welchem, wie die ſpaniſchen

und franzöſiſchen Könige, nun auch die Habsburger in Deutſchland verfuhren. In die Klaſſe dieſer Greuel gehört auch der Veltliner Mord, der gleichfalls in die Anfänge des dreißigjährigen Krieges fällt. Alle Proteſtanten im Veltlin wurden an einem Tage von den Katholiken meuchlings überfallen und umgebracht. Wer nicht unbedingt dem Papſt, den Jeſuiten, den Bourbons und Habsburgern gehorchte, mußte ſterben. Das war die Politik der romaniſchen Race, womit dieſelbe die germaniſche niederzukämpfen trachtete. Das deutſche Haus Habsburg aber gab ſich zu der Rolle her, die romaniſche Bosheit und Lüge im Kampf gegen die Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der Deutſchen zu unterſtützen.

Um ſich des Gräßlichen zu erwehren, was ihnen vom Jeſuitenkaiſer drohte, conföderirten ſich ſämmtliche Stände der deutſchen Erblande Oeſterreichs, aber der Kaiſer rief katholiſche Spanier, Italiener und Polen in's Land, wurde ihrer Meiſter wie der Böhmen, verfügte zahlreiche Hinrichtungen und zwang Tauſende vom Adel und Bürgerſtande zur Flucht aus dem Lande. Noch einmal erhoben ſich die lutheriſchen Bauern in Oberöſterreich im Jahr 1626 gegen den unerträglichen Druck, kämpften auf's heldenmüthigſte, ſiegten in vielen Schlachten, unterlagen aber zuletzt der Uebermacht und ſeitdem wurde bei Todesſtrafe kein Proteſtant und kein proteſtantiſches Buch in Deutſchöſterreich mehr geduldet. Nur heimlich erhielt ſich der lutheriſche Glaube und die deutſche Bibel noch faſt zwei Jahrhunderte hindurch bei dem frommen deutſchen Landvolk in den Alpen. Wurde irgend das Geheimniß gelüftet, ſo traf die Ueberführten die grauſamſte Strafe. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden im Erzbisthum Salzburg viele Bauern als heimliche Proteſtanten verrathen. Aber Einkerkerungen und Todesſtrafen führten nur dazu, daß immer mehr Proteſtanten im Bauernvolk entdeckt wurden oder ſich freiwillig als Lutheraner bekannten. Da nahm ſich Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, ritterlich ihrer an und ſorgte dafür, daß ihrer 30,000 mit ihrer Habe frei auswandern durften. Doch blieb bis auf Joſephs II. Toleranzedikt die unbarmherzige Unterdrückung des proteſtantiſchen Glaubens in den deutſchen Alpen noch immer Regel. Ein Bauer in Kärnthen z. B. hatte in ſeinem

Hauſe eine lutheriſche Bibel in einem Kaſten verſchloßen und vergraben, ein Erbſtück ſeit dem Beginn der Reformation, welches ſich immer vom Vater auf den Sohn ganz heimlich in dieſem Bauernhauſe erhalten hatte und zur gemeinſamen Andacht der Familie aus ſeinem Verſteck hervorgeholt wurde. (Reiſen durch das ſüdl. Deutſchland III. 83.)

Nur kurz will ich hier noch der Drangſale gedenken, welche die Proteſtanten am Rhein, ſo wie in Frankreich ſelbſt durch die Franzoſen zu erdulden hatten. Auch hier wie in Oeſterreich waren die Jeſuiten die Hetzer und Henker. Immerhin ſind die franzöſiſchen Könige, denen der romaniſche Racenhaß gegen die Deutſchen angeboren war, eher zu entſchuldigen als die Habsburger, die ſelber Deutſche waren und doch den Romanen zuliebe die furchtbarſten Grauſamkeiten an Deutſchen ausübten. Die romaniſche Race hatte in ihrer Mehrheit nicht Vernunftanlage und ſittliches Gefühl genug, um das Recht und die Wohlthat der Reformation zu begreifen. Daher die Beſtialität der Pariſer Bluthochzeit, bei welcher 30,000 Reformirte von Katholiken meuchlings überfallen und abgeſchlachtet wurden. Daher die von Jeſuiten geleiteten Dragonaden, die blutige Wütherei unter den Camiſarden, die Vertreibung der fleißigſten Bürger Frankreichs, weil ſie ſich zur Reformation bekannten. Als Ludwig XIV. uns das Elſaß geraubt hatte, verfolgte er auch hier die Proteſtanten, die es vorzogen, maſſenhaft nach Amerika auszuwandern, wo ihre Nachkommen noch jetzt in Pennſylvarien leben und noch Elſäßer-Deutſch ſprechen. Bis auf die neuere Zeit hat der Glaubenshaß in Frankreich fortgedauert, namentlich beim Landvolk im Süden, während in den Städten eine heidniſche Gottloſigkeit aufkam. Kaum waren 1814 und 1815 die Bourbons reſtaurirt, als auch im ſüdlichen Frankreich durch die wieder hergeſtellten Jeſuiten aufgeſtachelt in Nismes und der Umgebung das Landvolk die Proteſtantenmorde wieder begann.

IX.

Ein Blick auf Polen.

Einer der größten Sünden machte ſich der Jeſuitenorden in Bezug auf Polen ſchuldig. Er hätte dieſe Vormauer gegen die griechiſch-ruſſiſche Kirche beſſer vertheidigen ſollen, nachdem ihm einmal ſo viel Einfluß auf Polen geſtattet war. Einen großen Theil der Schuld trägt allerdings die nationale Indolenz und Inſolenz des polniſchen Adels, dieſelben hätten jedoch überwunden und wenigſtens ſehr modificirt werden können, wenn die Jeſuiten ernſtlich, anſtatt immer nur gegen die Proteſtanten Front zu machen, ihre Blicke auf die Gefahr hingelenkt hätten, die von der griechiſchen Kirche her drohte.

Die Bekehrung der Slaven zum Chriſtenthum überhaupt erfolgte durch die Griechen von Conſtantinopel aus. Nur in Mähren und Böhmen führten Cyrillus und Methodius den katholiſchen Glauben ein, der aber damals ſchon von Rom aus nicht gehörig unterſtützt wurde, weil Papſt Gregor VII. nicht leiden wollte, daß Methodius die ſlaviſche Mutterſprache beim Gottesdienſt beibehielt. Er wurde deshalb im Jahr 1060 auf der Synode von Solona verdammt. Inzwiſchen drang die katholiſche Lehre auch nach Polen hinüber und Polen bekehrte ſich dazu unter König Miezislaw. Nun beging Rom den zweiten großen Fehler. Weil nämlich der König von Polen ſeine Krone vom deutſchen Kaiſer zu Lehen empfing, wollte ihn der Papſt nicht anerkennen, nannte ihn auch nur einen Herzog und hetzte die Biſchöfe und den Adel gegen ihn. Als nachher Boleslaw III. Polen unter ſeine Söhne vertheilte, wurde das Königthum hier noch mehr abgeſchwächt und der tumultuariſche Adel behielt in Verbindung mit den Biſchöfen die Oberhand. Im 14. Jahrhundert drangen in Polen wie in Böhmen ketzeriſche, d. h. reformatoriſche Ideen ein, doch nicht ſo ſtark wie in Böhmen, wo im folgenden Jahrhundert der Huſitenſturm begann. Im Jahr

1471 nahmen die Böhmen den König Wladislaw von Polen auch zu ihrem Könige an und dieſe Verbindung katholiſcher Slaven hätte um ſo mehr zur Ueberwältigung des Griechenthums unter den öſtlichen Slaven führen können, als das polniſche Reich auch bereits die Ruthenen in Galizien annektirt hatte, eine Zeitlang ſich auch das preußiſche Ordensland lehnpflichtig machte, auch auf die Kleinruſſen im Süden Einfluß gewann und ſomit viel mächtiger war, als das damalige Rußland. Durch geſchicktere Operationen würde die römiſche Kirche auch die ſchwer bedrängten Griechen in der Türkei haben gewinnen können. Dieſe unermeßlichen Vortheile der abendländiſchen Kirche wurden aber alle verſäumt.

Nun begannen erſt die Stürme der deutſchen Reformation, die auf Polen weſentlichen Einfluß übten, daſſelbe aber nicht ſtärkten, weil ſich die katholiſche und die Reformpartei hier die Waage hielten. Zur katholiſchen Partei gehörte der Klerus und die Mehrheit des Adels. Viele vom Adel ſchloßen ſich aber auch den verſchiedenen reformirten Parteien an, die ſich leider niemals einigten, obgleich eine Zeitlang die Reformationsbewegung eine ſehr lebhafte war. In Preußen, was damals noch zu Polen gehörte, war alles lutheriſch geworden. Viele Slaven wurden lieber Calviniſten, wozu einigermaßen die Einmiſchung der damals noch ſtark hugenottiſchen Franzoſen mitwirkte. Ein franzöſiſcher Prinz, Heinrich von Anjou, wurde wirklich, wenn auch nur auf ein paar Monate, König von Polen. Einen nicht unbedeutenden Anhang gewann auch Socinus in Polen, ſo daß er hier Kirchen gründen und bis 1598 wirken konnte, bis ihn ein Pöbelaufſtand vertrieb. Endlich waren auch aus Böhmen die ſog. böhmiſchen Brüder als Nachzügler der Huſiten nach Polen geflohen und dieſe vier reformirten Parteien konnten zwar zunächſt von der katholiſchen noch nicht bewältigt werden, verſchuldeten aber ihren allmäligen Verfall nur ſelbſt durch ihre Uneinigkeit. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte Cardinal Hoſius die Jeſuiten nach Polen und die vier reformirten Parteien verſäumten ihr Intereſſe ſo ſehr, daß die Lutheraner ſogar lieber zu den Katholiken, als zu den Calviniſten hielten. Der Zufall ſpielte den Jeſuiten ein Werkzeug in die Hände in der Perſon

des Betrügers, der unter dem Namen des falschen Demetrius bekannt ist. Derselbe sprach ein vorgebliches Erbrecht auf den Thron der Czaaren in Rußland an, hoffte mit Hülfe der Polen auf den Thron zu gelangen, wurde von den Jesuiten unterstützt und leistete dem päpstlichen Nuntius einen Eid, er werde Rußland katholisch machen, wenn er siege. Sicher ein unheiliges Mittel für einen heiligen Zweck und ein unwürdiges Werkzeug! Das war nicht die Art, wie vierhundert Jahre früher die Cistercienser den Glauben der abendländischen Kirche im Nordosten Europas erfolgreich und ruhmvoll verbreitet hatten. Der Betrüger unterlag, ein zweiter setzte seine Rolle fort und wurde wieder von Polen unterstützt. Nun aber fürchtete das lutherische Schweden den Sieg der Katholiken und schickte den Russen eine Armee zu Hülfe, bei der sich auch französische Soldtruppen befanden. Eine ungeheure Verblendung, da die Russen dem Lutherthum eben so feind waren, wie die Katholiken, Schweden aber in noch größerer Nähe und mit größerer Macht Verderben drohten. Die Schweden wurden damals zwar zurückgedrängt, aber auch die Polen konnten sich nicht lange halten und mußten vor einem Ausbruch des russischen Fanatismus weichen.

Dieser Fanatismus war in seiner Art berechtigt und von einer Energie, welcher gegenüber die Jesuitenintrigue in ihrer ganzen Blöße dastand. Unmittelbar vorher hatte das russische Volk sich die gräßliche Tyrannei seines Czaaren Iwans des Schrecklichen geduldig gefallen lassen, weil dieses Volk von seinen Popen überredet war, der Czaar sey Statthalter Gottes auf Erden und was immer der Czaar wolle, Gutes oder Böses, es sey Gottes Wille. Ein Russe, den er hatte spießen lassen, lebte noch am andern Tage und rief immerfort: Gott erhalte den Czaaren, Heil und Segen dem Czaaren! Einem solchen Felsenglauben konnte freilich ein von den Jesuiten improvisirter Betrüger nichts anhaben. Um den Russen einen Glauben beizubringen, welcher sich nicht ganz so weit von der Vernunft entfernte, bedurfte es der Wahrheit, der reinsten Moral, des höchsten Seelenadels, keines Betrugs, keiner listigen Schliche.

Zu den confessionellen Wirren kamen in Polen nun noch die constitutionellen. Nach dem Aussterben des Jagellonischen Geschlechts

war Polen eine Adelsrepublik geworden, die zwar einen König wählte, die Königswahlen aber nur benutzte, um sich die Stimmen bezahlen zu lassen. Je nachdem nun ein Theil des Adels diesen, ein anderer jenen König wählen wollte, zerfiel der Adel in Parteien, die sich vom Ausland bestechen ließen. Dabei spielten die Jesuiten eine Hauptrolle, weshalb auch das Königthum katholisch blieb. Der tief corrumpirte Adel aber riß, da die Könige von ihm abhingen, immer mehr Rechte und Vortheile an sich und vergaß in seinem Uebermuthe jede politische Weisheit und Vorsicht, jede Rücksicht auf das große nationale Interesse, und that somit alles, was Rußland nur wünschen konnte.

Die Polen selbst verschuldeten ihr Mißgeschick. Nichts Unvernünftigeres läßt sich denken, als die Tyrannei, welche sie im 17. Jahrhundert in der Ukraine übten. Alles hätten sie anwenden müssen, um die Kosacken oder Kleinrussen für sich zu gewinnen und an ihnen treue Bundesgenossen gegen die eigentlichen oder Großrussen zu gewinnen. Das wäre leicht gewesen, da die Kosacken theils um der Freiheit willen das Reich der russischen Czaaren verlassen, theils sich mit den freien Tatarn und Tscherkessen vermischt hatten und dadurch zu einer schönern, ritterlichern, freiheitsstolzeren Race herangewachsen waren, welche heute noch an Adel die gemeinen Russen übertrifft. Anstatt nun aber die Kosacken zu schonen, betrug sich der herrschende polnische Adel in der Ukraine eben so barbarisch, wie es irgend die Russen unter Iwan dem Grausamen gethan hatten. In rohem Uebermuth behandelten die polnischen Magnaten die Kosacken wie Hunde. Ein polnischer Herr Namens Jarinski überfiel den Hetmann der Kosacken, der nach alter Sitte auch noch unter polnischer Herrschaft der gewählte Nationalfürst des tapfern Reitervolkes war, raubte ihm seine Ländereien, verbrannte seine Mühlen und Gebäude, schändete seine Gemahlin und mordete sie sammt ihren Söhnen. Da entbrannte ein furchtbarer Krieg. Die Kosacken sammelten sich um ihren mißhandelten Hetmann Chmelnizki und nahmen blutige Rache an den Polen. In einer einzigen Schlacht bei Kiew fielen 10,000 Polen, im Jahr 1648. Später zwar gelang es Polen unter dem König Johann Casimir, die Kosacken wie-

res 1829 berathen, aber wieder vertagt. Bekanntlich handelt es ſich darum, den ſ. g. Boroughs, den elenden, oft kaum bewohnten Flecken, die von den Zeiten Wilhelms des Eroberers her das Recht beſitzen, ein Parlamentsglied zu wählen, dieſes Recht zu entreißen und es auf die großen und volkreichen Städte überzutragen, welche, weil ſie erſt in den letzten Jahrhunderten entſtanden ſind, noch nicht im Parlament repräſentirt werden. Längſt verlangt dieß eine weiſe Politik, weil das Wahlrecht der Boroughs zu den ſchändlichſten Beſtechungen Anlaß gibt, und Leute ins Parlament bringt, die weit weniger geeignet ſind, das Intereſſe des Volkes zu ſchützen, als es die Deputirten der großen Handelsſtädte ſeyn würden. Man verſuchte in dieſem Jahr der Stadt Birmingham das Wahlrecht eines jener alten Flecken zuzuwenden, aber der Verſuch ſcheiterte an der Macht der übeln Gewohnheit und an den Intriguen derer, denen das Beſtechungsſyſtem eben recht iſt. Indeß feuerten doch die Verhandlungen über dieſen Gegenſtand im Parlament die alten Demagogen Hunt und Cobbet an, aufs Neue die ſeit mehreren Jahren unterbrochenen großen Volksverſammlungen zu halten, in denen die Parlamentsreform von den Radicalreformers beſprochen und als vox populi geltend gemacht wurde.

Indeß geſchah im Jahr 1829 manches Löbliche in England. Es wurde eine neue Univerſität in Briſtol geſtiftet außer der, welche ſchon im Herbſt 1828 zu London geſtiftet worden war. Beide haben den Zweck, der engliſchen Jugend einen zeitgemäßern Unterricht zu ertheilen, als es bisher bei dem alten lateiniſchen und orthodoxen Schlendrian der einzigen Landesuniverſität zu Oxford der Fall war. Ferner wurde endlich die ſeit Jahrhunderten vernachläſſigte Polizei zu London neu und beſſer organiſirt. Am Tunnel, dem berühmten Gang unter der

der zurückzuſchlagen, aber ein Theil der Letztern, die ſog. ſlobodiſchen Regimenter, unterwarfen ſich den Polen nicht mehr, ſondern ſtellten ſich (1660) unter ruſſiſchen Schutz. Somit waren es die Polen ſelbſt, welche den unermeßlichen Vortheil verſcherzten, den ihnen der dauernde Beſitz der Ukraine gewährt haben würde. Denn Rußland wäre dann auf das Moskowitergebiet beſchränkt geblieben und hätte niemals nach dem ſchwarzen Meer und Kaukaſus vordringen können.

Das Alles geſchah im katholiſchen Polen zu einer Zeit, in welcher der Jeſuitenorden in der Blüthe ſtand und der König ſelbſt, Johann Caſimir, ehe er die Krone erhielt, ein Jeſuit war. Die Jeſuiten nährten nur den unſinnigen Kampf der Polen mit den Proteſtanten in den Oſtſeeprovinzen und Schweden und verſäumten dagegen den Schutz der katholiſchen Kirche gegen Rußland. Erſt im folgenden Jahrhundert, alſo viel zu ſpät, entwarf der franzöſiſche Jeſuit Henry den Plan einer großen Miſſion im Kaukaſus, um hier ein Jeſuitenreich zu gründen, wie in Paraguay. Aber Rußland verhinderte die Ausführung, wie Klaproth in ſeiner Reiſe in den Kaukaſus I. 120. f. 549. berichtet.

Dagegen eiferten die Jeſuiten mit unvernünftiger Wuth gegen die ſchwachen Reſte der Proteſtanten in Polen, was im Jahr 1724 in der Stadt Thorn zu einem blutigen Greuel führte. Unter dem unwürdigen Regiment des ſächſiſchen Auguſt III. und ſeines frivolen Miniſters Brühl durften ſich die Jeſuiten in Polen Alles erlauben. Als ſie nun hier in Thorn die Proteſtanten zwingen wollten, vor einer ihrer Prozeſſionen niederzuknieen, und tödtliche Mißhandlungen an ihnen übten, thaten ſich die erbitterten Proteſtanten zuſammen und ſtürmten das Jeſuitenkollegium. Der König aber verhängte über ſie furchtbare Strafen, ließ ſogar den rechtſchaffenen Bürgermeiſter Rösler hinrichten, gab die proteſtantiſche Kirche den Katholiken und brachte die Rechte der Proteſtanten auf ein Minimum, ſo daß bald darauf die Ruſſen heuchleriſch als ihre Beſchützer auftreten, ſich in Polen einmiſchen und die Theilung dieſes Reichs vorbereiten konnten.

Die Fahrläßigkeit und Unvernunft der Polen war unverantwortlich. Schon mehr als einmal waren ſie der Ruſſen Meiſter

geworden, hatten ſogar Moskau einmal erobert und waren Herrn Podoliens und der Ukraine. Und doch verloren ſie Alles wieder durch eigene Verſäumniß. Ihnen war die welthiſtoriſche Aufgabe geworden, das Abendland im Nordoſten Europas gegen das Popenthum zu ſchützen, wie es die Aufgabe der Spanier geweſen war, es im Südweſten gegen den Islam zu vertheidigen. Die Spanier haben ihre Aufgabe erfüllt, die Polen nicht. Ihr nationaler Leichtſinn war indeß nicht allein daran Schuld. Da es ſich um das Intereſſe der katholiſchen Kirche handelte, hätten die ſonſt doch ſo klugen und energiſchen Jeſuiten ſie belehren und leiten ſollen. Aber ausſchließlich vom Haß gegen den Germanismus erfüllt, vergaßen ſie jede Vorſicht gegenüber von Rußland.

Sechstes Buch.

Rom's Herabsinken im Zeitalter der Aufklärung.

I.

Neuer Gegensatz des Romanismus und Germanismus im philosophischen Jahrhundert.

Trotz der Reformation war es dem Romanismus gelungen, den Germanismus nach wie vor zu beherrschen, im katholischen Deutschland durch die römische Curie und die Jesuiten, im protestantischen durch die classische Schule und französische Mode. Die protestantischen Fürsten hatten sich mit wenigen Ausnahmen von der Wollust des Souverainetätsschwindels anstecken lassen, in welcher die französischen Könige schwelgten. Fast alle Freiheit der Völker war im dreißigjährigen Kriege begraben worden. Die weltlichen Fürsten fühlten sich so sicher, daß sie auch der Kirche als Mittel, die Völker im Gehorsam zu erhalten, nicht mehr zu bedürfen glaubten, daß ihnen die Scheinheiligkeit lästig fiel, sie über die Pfaffen nur noch lachten und es namentlich auch praktisch fanden, sich die reichen Kirchengüter anzueignen. Dieser Uebermuth aber gebar sich selbst die Strafe. Die den Altar nicht mehr achteten, mußten erleben, daß man bald auch den Thron nicht mehr achtete. Die gebildeten Stände fingen an, in Religionsspötterei mit den Höflingen zu wetteifern. Das unterdrückte Volk fand Demagogen, die es gegen die Kirche und Throne zugleich aufreizte, weil all ihr Elend doch nur Folge kirchlicher und weltlicher Tyrannei sey, und die gräßliche Parole wurde aufgeworfen, es werde nicht eher besser werden, „bis am letzten Pfaffendarm der letzte König hänge!“ Die Parole der französischen Revolution.

Aber ſchon hundert Jahre früher war man in der romaniſchen Welt, ja in Rom ſelbſt vor den Conſequenzen bange geworden, zu welchen das Tridentinum und der Compromiß zwiſchen der römiſchen Curie und den katholiſchen Großmächten geführt hatte. Die ſouveraine Allmacht Ludwigs XIV. ſchien alles verſchlingen zu wollen. Dieſer übermüthige Monarch hatte eben die ſpaniſchen Niederlande und Holland angegriffen, einen Rheinbund geſtiftet, Straßburg erobert, die Pfalz verheert, die Türken gegen Wien gehetzt, und war entſchieden den beiden habsburgiſchen Linien in Madrid und Wien an Thatkraft und Argliſt weit überlegen. Er ſchien ein neuer Karl der Große werden zu ſollen und deswegen wetteiferten auch die Jeſuiten ihm zu dienen, als der die Zukunft beherrſchen würde. Das machte nun den damaligen Papſt Innocenz XI. ſtutzig. Die Jeſuiten dienten Frankreich gegen die Habsburger, ein Verfahren, was dem frühern Compromiß der beiden katholiſchen Großmächte nicht mehr entſprach, demzufolge die Jeſuiten ſtets nur zwiſchen dieſen beiden Großmächten hätten vermitteln und dadurch dem Papſtthum eine neutrale Stellung ſichern ſollen. Noch mehr fühlten die beiden habsburgiſchen Linien das Bedürfniß ſich enger an einander anzuſchließen und gemeinſchaftlich mit dem Papſte Frankreich Widerſtand zu leiſten. Sie hielten ſich aber allein für nicht ſtark genug und rechneten ſeit dem Verſuch der Franzoſen, Holland zu erobern, auf eine Vereinbarung mit Holland und England als den natürlichen Feinden Frankreichs. Das führte nun weiter zu dem Gedanken, ob nicht auch die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, die in der Pfalz ſo ſchwer verletzt worden waren, zu einer aufrichtigen Verſöhnung mit den Habsburgern und dem Papſte bewogen werden könnten.

Nur die damalige Sachlage erklärt es, daß ein ireniſcher Verſuch dieſer Art, ſo phantaſtiſch er auch ſcheinen mag, wirklich gemacht werden konnte. Den Plan dazu entwarf Chriſtoph Royas von Spinola, ein ſpaniſcher Franziskanermönch und Beichtvater der Königin von Spanien, der Gemahlin Philipps IV. und Tochter Kaiſer Leopolds I. Es war aber gewiß kein Phantaſieſtück von ihm, ſondern eine politiſche Combination, die in den Umſtänden

lag und wobei ihn die Intentionen des ſpaniſchen Hofes unfehlbar unterſtützt haben. Er übernahm es, die europäiſchen Höfe zu ſondiren, und ging zuerſt nach Oeſterreich, um ſich vom Kaiſer, der ihm ein Bisthum in Ungarn ſchenkte, förmlich zu ſeiner Rundreiſe legitimiren zu laſſen. Sein Plan war, Rom ſolle den Proteſtanten die Prieſterehe, den Kelch und vieles andere bewilligen, die Beſchlüſſe des Tridentiner Concils aufheben, die Verdammungsbullen gegen die Proteſtanten zurücknehmen, auch innerhalb der katholiſchen Kirche einmal ernſtlich reformiren, dagegen aber von den Proteſtanten als Oberhaupt der Kirche anerkannt werden. Um die Vereinbarung in allen Punkten durchzuführen, ſollte ein neues freies Concil eröffnet werden, bei dem auch Lutheraner und Calviniſten vollſtändig vertreten ſeyn ſollten. Für dieſen Plan war auch der Papſt ſchon heimlich gewonnen, dem nur große Zurückhaltung nöthig ſchien, ſo lange Spinola nicht alle Höfe, auf die es hier ankam, für den Plan gewonnen hatte.

In Deutſchland ließ ſich zunächſt Herzog Johann Friedrich von Hannover, der katholiſch geworden war, für den Plan begeiſtern. Dagegen wollte der berühmte Spener, das Haupt der Pietiſten, die ſich damals den liebloſen Orthodoxen in beiden Kirchen der Reformation widerſetzt hatten, nicht auf den Plan eingehen, weil er von äußerlichen Unionen nichts hielt und nur innere Durchdringung mit chriſtlicher Liebe verlangte. Anders wieder der berühmte Philoſoph Leibnitz, der den Plan Spinolas unterſtützte und ihm lebhaft zuſtimmte. Aber die Entſcheidung lag bei den proteſtantiſchen Fürſten und dieſe trauten nicht. Auch der große Kurfürſt von Brandenburg kannte die Verhältniſſe und Menſchen zu gut, um ſich einzubilden, die drei verbiſſenen Orthodoxien zu verſöhnen. Er ſchüttelte daher den Kopf zu Spinola's Anträgen und ſtellte die Vorbedingung, der Papſt ſolle, daß es ihm ernſt ſey, durch die That beweiſen, d. h. durch Einſtellung jeder Schmähung und Mißhandlung der Proteſtanten. Die zu Hannover fortgeſetzten Unterhandlungen führten zu nichts. Spinola ſtarb und die Sache blieb liegen.

Der Nachfolger des großen Kurfürſten, König Friedrich I. von

Preußen, machte nachträglich noch einen schwachen Versuch, wenigstens Lutheraner und Calvinisten zu uniren, stand aber bald davon ab.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, in welcher die Aufklärung an den katholischen Höfen so große Fortschritte gemacht hatte, daß einige Staaten bereits anfingen, die Jesuiten zu vertreiben, und bald darauf Joseph II. auf eigene Hand die österreichische Kirche zu reformiren begann, machte der kur-trierische Weihbischof von Hontheim im Jahr 1763 in einem sehr berühmt gewordenen Buche „Ueber den Zustand der Kirche", welches er unter dem Namen Febronius herausgab, wieder einen sehr merkwürdigen Versuch, die katholische Kirche mit den Kirchen der Reformation auszusöhnen. Er war der Liebling des geistlichen Kurfürsten von Trier, des sächsischen Prinzen Clemens August. Das sächsische Kurhaus war katholisch geworden, um die polnische Krone zu erwerben, während das sächsische Volk streng lutherisch geblieben war. Confessionelle Friedensgedanken und eine Nachahmung der brandenburgischen Paritätspolitik lagen also diesem Kurhause nahe. Hontheim aber faßte die Aufgabe großartig auf. Zunächst im patriotischen Sinn, sofern er lehrte, jede Nation und jeder Staat hätten das Recht, innerhalb ihrer Grenzen sich jede Herrschaft einer fremden Macht zu verbitten. Demnach seyen auch die Deutschen berechtigt, ihr Gebiet dem päpstlichen Befehle zu verschließen. Zweitens kam er auf den ältern Friedensplan Spinolas zurück, der unter der Autorität des damaligen deutschen Kaisers entworfen worden war, und drittens bezeichnete er den Episcopat als den Arzt, der allein die kranke Kirche heilen könne. Nicht sowohl die weltlichen Regierungen sollten gegen Rom opponiren, sondern vielmehr die Bischöfe. Dann werde die Sache eine kirchliche bleiben und das Gehässige eines weltlichen Eingriffs in kirchliche Angelegenheiten vermieden werden. Die Bischöfe seyen die rechtmäßigen Hirten der Kirche, die päpstliche Monarchie nur eine Usurpation. Also sollten die Bischöfe sich vom Papste lossagen und auf einem neuen Concil die Kirche in der Art reformiren, daß dadurch eine Wiedervereinigung der Katholiken mit den Protestanten möglich werde.

Obgleich hinter dieſem Plan auch noch die Abſicht verſteckt war, die geiſtlichen Kurfürſtenthümer zu ſäculariſiren und an das öſterreichiſche, ſächſiſche oder bayeriſche Haus zu bringen, war das doch nur eine Nebenſache in Bezug auf den großen Gedanken, die Glaubenseinheit in Deutſchland herzuſtellen. Schade, daß Kaiſer Joſeph in ſeinen Reformen ſo oberflächlich verfuhr und er Hontheim's Plan in ſeiner ganzen Größe nicht zu würdigen gewußt hat. Deshalb erfolgte auch nichts weiter, als daß der päpſtliche Nuntius Pacca von den rheiniſchen Kurfürſten zurückgewieſen wurde und Kaiſer Joſeph II. im Jahr 1787 durch den Reichshofrath den Nuntien für immer unterſagte, Gerichtsbarkeit im deutſchen Reiche üben zu wollen. Dagegen nahm ſich der neue Kurfürſt von Bayern, Karl Theodor, des Papſtes an. Bald darauf brach die franzöſiſche Revolution aus und in den Wirren und Kriegen derſelben gingen die rheiniſchen Kurfürſtenthümer unter. Mithin blieb von Hontheim's Plane nur noch die Erinnerung übrig. Derſelbe hatte aber doch bewieſen, daß der große Gedanke einer confeſſionellen Verſöhnung der Deutſchen nie ganz unterdrückt werden konnte und von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchen mußte.

Unterdeß hatten ſich von den Höfen und dem Adel aus Religionsſpötterei und Unglauben auch in die Mittelklaſſen verbreitet und wie früher der Glauben, ſo nahm auch jetzt wieder der Unglauben in der germaniſchen Welt einen andern Charakter an. Die Romanen hatten unter der ſcheinheiligen Maske ſchon längſt einem modernen Heidenthum gehuldigt, welches ihren Sinnen und ihrem Witze ſchmeichelte. Seit ſich das heidniſche Pantheon triumphirend über die Kreuzform der Peterskirche erhoben, ſeit die Päpſte ihren Vatican ganz mit Statuen heidniſcher Götter vollgepfropft hatten, waren auch Humaniſter und Poeten der frivolſten Art, die nur das claſſiſche Heidenthum vergötterten, die chriſtliche Offenbarung und Moral verachteten und ſogar die Kleriſei verſpotteten, unter den Augen der Päpſte die Lieblinge der italieniſchen Höfe, des italieniſchen Adels und zum Theil ſogar der Päpſte ſelbſt geworden. Der edle Savonarola wurde als Ketzer verbrannt, der affenartig boshafte und unzüchtige Aretino dagegen geſchont und geehrt. Eben-

ſo der ehebrecheriſche Petrarca, der ſäuiſche Poggio, der frivole Boccaccio. Am franzöſiſchen Königshofe nahm man noch weniger Rückſicht. Aeußerlich zwar behielt man immer noch die Maske der Bigotterie vor dem Geſicht. Der ſog. allerchriſtlichſte König ließ Hugenotten morden, betete aber in ſeinen Paläſten nur die Bilder der Venus an und aus der Meſſe gingen Herrn und Damen des Hofes zu Galanterien über, in denen die tiefe Corruption der altrömiſchen Kaiſerzeit ſich verjüngte. Wo man mit dem Roſenkranz in der Hand heilig that, und doch ſo heidniſchen Unfug trieb, konnte der Spott nicht fehlen, mit dem man die durch den Anſtand noch gebotenen religiöſen Ceremonien mitmachte. Daraus entſtand endlich ein förmliches Syſtem von Verleugnung der chriſtlichen Religion und Sitte, der witzigen Verhöhnung alles Heiligen und Unſchuldigen. Die Propheten dieſes neuen Antichriſtenthums nannten ſich theils ésprits forts, theils ésprits beaux und hoch über alle ragte im Anfang des vorigen Jahrhunderts Voltaire hervor.

Schon König Franz I. huldigte dem neuen heidniſchen Geiſt, verpflanzte den Geſchmack der Renaiſſance nach Frankreich, brachte das Maitreſſenregiment bei Hofe auf. Noch tiefer verſank der franzöſiſche Hof in den Mediceismus, als eine Dame dieſes florentiniſchen Hauſes, die berüchtigte Katharina von Medicis, Königin von Frankreich wurde. Leichtſinn und Sittenloſigkeit hatten bereits ſo ſehr überhand genommen, daß ſogar der Führer der Hugenotten, Heinrich von Navarra, und der ihm anhängende franzöſiſche Adel ganz ebenſo ausſchweiften, wie der Hof. Im Lager der Hugenotten drehte ſich alles Intereſſe ganz ebenſo um galante Intriguen, wie am Hofe der Mediceerin. In beiden diente der Kampf um den alten oder neuen Chriſtenglauben lediglich als ein Mittel für politiſche Zwecke. Im Herzen waren ſie alle Heiden und mehr in Ovid's Verwandlungen als in der Bibel bewandert. Daher auch die Leichtigkeit, mit welcher nicht nur Heinrich von Navarra, ſondern auch der größte Theil des zahlreichen hugenottiſchen Adels wieder katholiſch wurde. Die chriſtliche Scheinheiligkeit, womit ſich das neue Heidenthum in Frankreich maskirte, erreichte ihre Höhe unter den Cardinälen Richelieu und Mazarin, welche für die Habsburgerin

Themſe, wurde fleißig fortgearbeitet, und überhaupt ſtand das Bau- und Maſchinenweſen im höchſten Flor.

Was die Colonien anbelangt, ſo geſchah auch hiefür manches Gute. Die engliſchen Schiffe bewachten die Meere und fuhren fort, überall den Sclavenhandel zu zerſtören. Am 1 Februar nahmen ſie an der Küſte von Africa ein ſpaniſches Schiff mit 1—500 Sclaven nach einem ſehr hartnäckigen Kampf. Am 13 März wurden auf der Inſel Trinidad die farbigen Freien den Weißen bürgerlich gleichgeſtellt. Daſſelbe geſchah am 6 April auf der Inſel Sainte-Lucie. Neu-Süd-Wales erhielt eine repräſentative Verfaſſung. Eine neue Colonie am Schwanenfluß auf der Weſtſeite von Neuholland fing an in Flor zu kommen, wurde aber durch Ueberſchwemmungen ſehr gefährdet. Am Cap ſtarb im Februar Chakka, der berühmte König der Kaffern. Später machten die Buſchmänner einen kurzen räuberiſchen Einfall. — Mit Nordamerica walteten noch Gränzſtreitigkeiten wegen Canada ob, worüber freundſchaftlich unterhandelt wurde. Dagegen legte England auf den Bermudiſchen Inſeln, als einem Centralpunkt für die weſtindiſche Schifffahrt große Befeſtigungen an. In Canada ſelbſt war man aber nicht ganz mit der engliſchen Verwaltung zufrieden und beſchwerte ſich über Beamtenwillkür.

Oſtindien bot eine wichtige Frage dar. Das Privilegium der oſtindiſchen Compagnie wird 1831 verfallen; es frägt ſich nun, ſoll es erneuert werden, oder ſoll die engliſche Regierung ſelbſt die Verwaltung der Colonie übernehmen? Whitmore brachte, von zahlreichen Bittſchriften unterſtützt, den Antrag ans Parlament, der Compagnie die Privilegien nicht zu erneuern. Dieſer Antrag hängt mit dem Intereſſe Englands

Anne d'Autriche Frankreich regierten, und unter Ludwig XIV. Man würde sich diese Vorgänge in Frankreich kaum zu erklären wissen, wenn es nicht feststünde, daß sich damals das Königthum, der weltliche Despotismus, wie zur Zeit der altrömischen Kaiser alles erlauben durfte, das stumm gehorchende Volk sich alles gefallen lassen mußte. Insoweit hatte der Compromiß zwischen den Habsburgern und den französischen Königen, wodurch alle geistlichen Mittel dem weltlichen Despotismus waren zur Verfügung gestellt worden, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Durch die Klerisei, hauptsächlich durch die Jesuiten waren alle katholischen Bevölkerungen an blinden Gehorsam gewöhnt, ohne zu murren, was sich auch die Höfe und der mit den Höfen verbundene Adel in ihrem Uebermuthe gegen sie herausnahmen.

Ludwig XIV., der sich den allerchristlichsten König nennen und in majorem Dei gloriam die Hugenotten in Frankreich zu vielen Tausenden als Ketzer hinrichten ließ, ging gleichwohl ganz ungenirt ein Bündniß mit dem türkischen Sultan gegen christliche Staaten und mit dem lutherischen Schweden gegen den katholischen Kaiser ein. Seine jesuitischen Beichtväter haben es sogar in der Ordnung gefunden, daß er in dem neuerbauten Versailles genau so wie der Sultan in seinem Harem lebte und beständig mit Maitressen wechselte, und daß er seine Paläste und Gärten mit Nuditäten der heidnischen Mythologie ausschmückte. Diese Scandale dauerten auch unter Ludwig XV. noch fort, ja noch viel ungenirter und schamloser, denn seine Maitresse, die aus einem gemeinen Pariser Bordell zur eigentlichen Beherrscherin von Frankreich erhobene Dubarry, ließ sich einmal von zwei Cardinälen, die vor ihr Bette kommen mußten, Schuhe und Strümpfe anziehen. Auch fiel es dem Papst gar nicht ein, den lüderlichsten Höflingen und Kupplern die Cardinalswürde zu verweigern, wenn es am französischen Hofe verlangt wurde. So kam das Scheusal Dubois zum Purpur.

Damals nun lebte und wirkte Voltaire, der mit seinem überlegenen Geist und Witz nicht nur Frankreich, sondern das ganze von der französischen Mode beherrschte Europa bezauberte, die Gunst der Fürsten wie die aller Gebildeten im Volke genoß und

nach seinem Tode sogar der Ehre des Pantheons gewürdigt wurde. So sehr war damals das Christenthum schon in Verachtung gesunken, daß grade dieser Mensch sich eines so unermeßlichen Erfolges erfreuen durfte. Denn er verhöhnte jedes religiöse Gefühl, alles, was den Völkern bisher heilig war, und eben so sehr alles Sittliche, jede Tugend, jede Unschuld. Vom Christenthum sagt er immer nur écrasez l'infame und nannte sich selbst Christomoque, der sich über Christum moquirt, seiner spottet. Unter seinen von den Franzosen vergötterten und bis auf den heutigen Tag beliebten Werken, die in unzähligen Auflagen mit schändlichen Kupferstichen in die Welt gingen und in alle Sprachen übersetzt wurden, war das berühmteste la Pucelle, die ärgste Verhöhnung des Christenthums. Dieses Gedicht macht nämlich aus der berühmten Jungfrau von Orleans, aus der edelsten Erscheinung in der französischen Geschichte, eine gemeine Dirne, auf die alle erdenklichen Lächerlichkeiten und Schändlichkeiten gehäuft werden, bis sie zuletzt in der sodomitischen Paarung mit dem geflügelten Esel endet, den Voltaire zum Sinnbild des christlichen Glaubens macht. In seinem berühmten Romane Candide sodann verhöhnt Voltaire mit eben so schmutzigem Witz den Germanismus, die deutsche Ehrlichkeit in der Person eines jungen westphälischen Edelmanns. Mit richtigem Instinkt erkannte Voltaire die Wahlverwandtschaft des Germanismus mit dem Christenthum, deswegen konnte er beide nicht leiden. Das war die äußerste Zuspitzung des Romanismus in seiner widerchristlichen Richtung und in seinem Racenhaß.

Was wir Deutschen dabei hauptsächlich in's Auge fassen sollen, ist die Thatsache, daß der moderne Unglaube auf katholischem und romanischem, nicht auf evangelischem und germanischem Boden gewachsen ist. Immer noch verbreiten katholische Schriftsteller die Lüge, in der Reformation seyen die Deutschen vom Glauben abgefallen, während sie nur den Glauben reinigten und verbesserten. Immer noch geberden sich die Jesuiten, als seyen sie eine Legion Engel, die den Leviathan des Unglaubens bekämpfen. Und doch hat grade der Jesuitismus durch sein Uebermaaß von Aberglauben und Lüge den Unglauben hervorgerufen und jene Legion von böser

Geiſtern ausgebrütet, die in Voltaire ihren Herrn und Meiſter erkennen.

Es darf freilich nicht Wunder nehmen, daß in der romaniſchen Welt ein ſo raſcher und vollſtändiger Uebergang vom Aberglauben zum Unglauben ſtattgefunden hat, weil ja immer ein Extrem das andere hervorruft. Derſelbe Mangel an ſittlichem Gefühl und Gemüthstiefe, der die romaniſchen Völker und das römiſche Papſtthum dahin gebracht hatte, das Chriſtenthum ſo äußerlich aufzufaſſen und Hierarchie und Werkheiligkeit, leichte Sündenvergebung ꝛc. zur Hauptſache zu machen, bewährte ſich auch wieder in der Periode, in welcher man der alten Kirche ſatt zu werden anfing. Man wollte nichts Beſſeres an die Stelle ſetzen. Man fühlte kein Bedürfniß einer ſittlichen Reformation, wie es ſich ſo mächtig in der germaniſchen Race geregt hat. Man ſuchte nicht das mißbrauchte Chriſtenthum zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückzuführen, ſondern verwarf es ganz und gar.

Auf eine charakteriſtiſche Weiſe nahm der Voltaireanismus an den Grenzen der romaniſchen und germaniſchen Welt, in der Stadt Genf, etwas von germaniſcher Ehrlichkeit in ſich auf. Hier theilte Rouſſeau zwar die Negation alles ſpezifiſch Chriſtlichen mit Voltaire, nicht aber auch den rein diaboliſchen Hohn, den jener Voltaire auch über alles Poſitive in der ſittlichen und ſocialen Sphäre ausgeſchüttet hatte. Voltaire begnügte ſich, wie ein alter Affe, die ganze Welt anzugrinſen, zu verlachen und mit Koth zu bewerfen. Rouſſeau wollte die Menſchheit beſſern und glücklich machen, wenn auch nicht mehr durch das Chriſtenthum, ſo doch durch Humanität. In dieſem löblichen Streben aber gerieth er in den argen Irrthum hinein, den Menſchen in Maſſe die gleiche Berechtigung und die gleiche Befähigung zuzutrauen und die allgemeine Demokratie zu predigen. Er gab zwar zu, für ſeinen contrat social ſeyen die Menſchen jetzt noch nicht reif, aber durch Erziehung könne man ſie reif dazu machen.

In Deutſchland nahmen die meiſten Fürſten und der Adel beider Confeſſionen den Voltaireanismus an. In Wien erhielt ſich noch lange der ſpaniſche Geiſt. In den bürgerlichen Kreiſen des

proteſtantiſchen Deutſchland fand dagegen Rouſſeau die wärmſten Anhänger und ſchloß man ſich auch gern an das aufgeklärte aber ſittenreine England an.

Die Habsburger ſchliefen in der Langenweile des Völkergehorſams ein. Sowohl in Spanien als in Oeſterreich ließen ſie ſich von ihren jeſuitiſchen Beichtvätern, wie Kinder in der Wiege von der Amme, in Schlaf beten. Hier ging alle Energie ſo gänzlich aus, daß nach dem Ausſterben der Habsburger in Spanien, Frankreich ſich dieſes ſchönen Landes wie auch Neapels bemächtigen konnte. Vergebens waren alle Anſtrengungen des eben ſo verſtändigen als tapferen Prinzen Eugenius; die Geiſtloſigkeit und Corruption am Hofe und beim hohen Adel Oeſterreichs, mit denen er beſtändig zu kämpfen hatte und über die er ſich in ſeinen Briefen oft auf das Bitterſte beklagte, vereitelte den Erfolg ſeiner Siege über die Franzoſen wie über die Türken. An die Franzoſen ging dem Hauſe Habsburg Spanien und Neapel, an die Türken Belgrad und Bosnien wieder verloren. Die Proteſtanten in Ungarn blutig zu verfolgen, hatte das elende Jeſuitenregiment in Wien noch Kraft genug, aber die chriſtliche Miſſion im Orient zu erfüllen, dazu fehlte jede ſittliche Kraft und das Haus Habsburg that hier keinen Schritt mehr vorwärts, ſondern überließ im ſträflichſten Phlegma dem drohend heranwachſenden ruſſiſchen Reiche alle die Poſitionen, die es ſelbſt hätte einnehmen ſollen. Der Wiener Hof war mehr bigott als lüderlich, zu ſchläfrig ſelbſt zur Sünde und unterſchied ſich darin weſentlich vom Verſailler Hofe. Aber der hohe Adel Oeſterreichs, der ſein ariſtokratiſches Intereſſe auf Koſten des unterdrückten Volks unter dem Schutz des Thrones geltend zu machen ſuchte, war deſto lüderlicher und gab hierin dem Pariſer Adel gar nichts nach, wovon die Briefe der Lady Montague ein parteiloſes Zeugniß ablegen.

An den übrigen katholiſchen Höfen Deutſchlands ging es nicht beſſer zu. Der ſächſiſche Kurfürſt Friedrich Auguſt wurde katholiſch, blos um die undankbare Wahlkrone Polens auf ſeine Allongeperücke ſetzen zu können. Ein Herr, welcher der katholiſchen wie der lutheriſchen Kirche gleich große Schande machte, indem er das arme treue Sachſenvolk gänzlich erſchöpfte, um ſeine ungeheuern Ver-

ſchwendungen beſtreiten zu können. Er ahmte nämlich Ludwig XIV. nach und ſchwelgte mit Maitreſſen. Die Kurfürſten von Bayern ahmten abwechſelnd die ſchläfrige Bigotterie des Wiener, und die Sultanswirthſchaft des Verſailler Hofes nach. In Nymphenburg ſchwamm der Kurfürſt mit ſeinen vielen Maitreſſen bei ſanfter Muſik im Bade herum.

II.

Die Zeit der galanten Cardinäle.

Die Auflehnung gegen das Papſtthum innerhalb des katholiſchen Kirchengebietes ſelbſt, des Gallicanismus, Voltaireanismus, Joſephinismus bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens und zur Abſchaffung der Kirche überhaupt in der franzöſiſchen Revolution, erklärt ſich nicht zum geringſten Theile daraus, daß die hohen Würdenträger der Kirche durch die Gunſt der damals allmächtigen Häuſer Habsburg und Bourbon in zu große Sicherheit eingewiegt, alle Scham vergaßen und ſich bei allen Beſſern im Volke, ja bei jenen allmächtigen Gebietern ſelbſt verächtlich machten. Es iſt gewiß charakteriſtiſch, daß Ludwig XIV., indem er ſich der Jeſuiten bediente, um die Reformirten in Frankreich auszurotten und Spanien und Neapel den Habsburgern abzuliſten, dieſe Jeſuiten doch nur wie ſeine Jagdhunde behandelte und trotz ihrer allerunterthänigſten Gegenvorſtellungen doch Molière's Tartuffe, der ihre Scheinheiligkeit verſpottete, im Hoftheater aufführen ließ.

Die Entwürdigung der Kirche durch die Schergen- und Henkerdienſte, die ſie den weltlichen Despoten in Madrid, Paris und Wien leiſten mußte, brachte ihren hohen Würdeträgern allerdings große perſönliche Vortheile, ſchadete aber der Achtung, welche ſie nie hätten verſcherzen ſollen. Der päpſtliche Hof und die kleinen Höfe der Nepotenfamilien in Rom ahmten alle in Pracht, Prunk

und Wolluſt die weltlichen Höfe nach, bauten prächtige Paläſte im Renaiſſanceſtyl und füllten ihre Säle und Gärten theils mit antiken, theils mit modernen Statuen und Bildern an, welche wirkliche altheidniſche Götzenbilder zum großen Theil von ſchamloſer Nacktheit und Obſcönität, theils neue Werke der italieniſchen Kunſt waren, die im Geſchmack der Renaiſſance nur die ganze heidniſche Sinnenluſt des Alterthums nachahmten. Die römiſche Kirche ſchien, nachdem ſie einmal die Sclavin der weltlichen Macht geworden war, auch auf nichts anderes mehr zu ſinnen, als ihren Gebietern zu ſchmeicheln und ſich für ſie herauszuputzen wie eine Favoritin. Wie Rom früher die unerſchöpfliche Fundgrube der Reliquien geweſen war, mit denen man die Kirchen der ganzen katholiſchen Welt überſchwemmte, ſo wurde es jetzt der Urſprung- und Fabrikort für alle die üppigen und verführeriſchen Kunſtwerke, womit ſich die weltlichen Paläſte und Gärten in ganz Europa ſchmückten.

Rom hatte dabei den Vortheil, daß ununterbrochen eine Menge vornehmer oder für Kunſt und Alterthum ſchwärmender Fremden zu der h. Stadt am Tiber pilgerten, ſich länger dort aufhielten und den Reichthum und Ruhm der Stadt vermehrten, obgleich ſie kein frommes chriſtliches Bedürfniß hinzog, ſondern vielmehr nur das alte und neue Heidenthum der Kunſt. Wie der Papſt ſelbſt im Vatican und auf dem Capitol tauſende von Statuen altgriechiſcher und altrömiſcher Heidengötter, Satyrn, Nymphen und Maſſen von Schamloſigkeiten, vor denen Meißel und Pinſel ſich hätten ſträuben ſollen, zuſammen häufte und als die koſtbarſten Schätze hütete, den ſtaunenden Fremden aber enthüllen ließ, ſo ſammelten auch die meiſten Nepotenfamilien, die römiſchen Fürſten Albani, Colonna, Farneſe, Borgheſe, Barberini, Pamphili, Montalti, Giuſtiniani, Ludoviſi, Sciara, Spada, Chigi, Savelli, Roſpigliosi ꝛc. dergleichen Antiken und Renaiſſancebilder in Menge, füllten damit berühmte Gallerien und machten aus Rom ein Mekka des neuen Heidenthums.

Damit verband ſich nun auch an den geiſtlichen Höfen dieſelbe Galanterie, die an den weltlichen herrſchte. Cardinäle, Monſignoren und Abbati wetteiferten, in Damengeſellſchaften zu glänzen und wurden aus Hirten der Seelen, wie das Sprichwort ſagte,

verliebte Schäfer. Schon Bandello, ein Piemonteſe, der 1550 Biſchof wurde, kümmerte ſich nicht um die Seelſorge, ſondern ſchrieb galante Novellen, die er auch als Biſchof öffentlich herausgab, und aus denen erſt die ſpäteren Ausgaben und Ueberſetzungen das Unzüchtige wegließen. Cardinal Bembo unter Papſt Paul III. ſchrieb eine Menge höchſt obſcöner Gedichte und rühmte ſich ſelbſt, niemals die Bibel (vulgata) zu leſen, weil ihr Latein nicht claſſiſch genug ſey. Er las nur die heidniſchen Claſſiker und ahmte ſie nach.

Als es in Paris Mode wurde, Cardinäle zu erſten Miniſtern zu machen, wurde dadurch Frankreich keineswegs geheiligt, ſondern die geiſtlichen Herrn bei Hofe wurden galante Höflinge wie die weltlichen auch; am Hofe die Cardinäle und Biſchöfe, in den Mittelklaſſen die Abbés, ſtereotype Hausfreunde, die dem Hausherrn Hörner aufſetzten, eine Gattung Leute, die Molière in ſeinem Tartuffe am beſten gezeichnet hat. Galante Abenteuer bildeten ſchon im 17. Jahrhundert den pikanteſten Gegenſtand der Unterhaltung. In Italien, in Rom ſelbſt trug man dieſe Frivolität nicht ganz ſo öffentlich zur Schau wie in Paris, hier aber erreichte die Corruption einen noch tiefern Grad. Man war hier, wie in Griechenland, dem Orient näher und adoptirte von dort das berüchtigte griechiſche Laſter. Bekanntlich entblödete ſich der Papſt nicht, eine förmliche Caſtratenfabrikation zu dulden, um immer Caſtraten als Sänger in ſeiner Capelle zu haben. Junge Knaben von ſchöner Stimme wurden zu dieſem Behufe entmannt. Wuchſen ſie heran, ſo nahmen ſie in Folge ihrer unnatürlichen Verſtümmelung weiche, halb weibliche Formen an und übten dann auf alle Freunde des griechiſchen Laſters einen eigenthümlichen Zauber aus. Sie und die Zöglinge, die auf dem Theater Frauenzimmerrollen ſpielen mußten, wurden nun die eigentlichen Hierodulen des ſich chriſtlich nennenden neuen Venustempels. Gorani ſchrieb in ſeinen Nachrichten von Italien II. 331: „Ich bin Zeuge der wahnſinnigen Entzückungen geweſen, von welchen ſich ernſthafte Prälaten und Cardinäle hinreißen ließen, wenn dieſe Menſchen auf der Bühne erſchienen. Da habe ich noch Schamloſeres gehört als in Paris und bald wußte ich die Namen von all den begünſtigten Liebhabern jener Hiſtrionen. Dieſe Neigung iſt hier

allgemein bekannt und wird allgemein eingeſtanden. Ich war ſelbſt unter der Anzahl der Eingeweihten und die Toilettengeheimniſſe dieſer Idole wurden mir enthüllt. Ich wohnte der Toilette eines ſolchen Muſici bei, der Weiberrollen ſpielte. Seine Schönheit, ſeine Reize, der ſüße Ton ſeiner Stimme, alles trug dazu bei, den Zauber zu verſtärken. Vor ſeiner prächtigen Toilette ſitzend minaudirte er, lächelte und ließ von Zeit zu Zeit einige bezaubernde Töne entfallen. Seine Liebhaber, darunter Prälaten vom beſten Ton, ſtrengten ſich eifrigſt an, um einen Blick von ihm zu erhaſchen. Der eine reichte ihm eine Blume, der andere einen Diamant, der dritte weiblichen Putz ꝛc. Die Dienſte, welche die biſchöflichen Dummköpfe dem jungen Ganymed zu leiſten ſich bemühten, waren den Ehrenbezeugungen gleich, wie Kirchendiener ſie den Prälaten erweiſen ꝛc."

In Paris war man nicht ganz in ſo wüſte Unnatur verſunken. Hier herrſchten nicht die Ganymede, ſondern die Aſpaſias und Phrynen vor, von der Königin abwärts. Es iſt bekannt wie an dieſem Hofe auch die Cardinäle und Biſchöfe galant wurden und galant werden mußten, wenn ſie ſich der Hofgunſt erfreuen und durch dieſelbe zu großer Macht gelangen wollten. Damals lag es noch im Intereſſe des franzöſiſchen Königthums, das Volk mittelſt der römiſchen Kirche in Verdummung und Knechtſchaft niederzuhalten, wenn man auch am Hofe dem lüderlichſten Heidenthum huldigte. Die Cardinäle, die an der Spitze des Miniſteriums in zwei Jahrhunderten wiederholt Frankreich regierten (Richelieu, Mazarin, Fleury) waren nur das ſcheinheilige Deckblatt einer durch und durch heidniſchen Despotie. Richelieu bereitete das Syſtem Ludwigs XIV. vor. Mazarin wurde dieſes jungen Königs Mentor, Verführer und Kuppler. Dieſer ſchändliche Italiener legte ſeine ſchönen Nichten, eine nach der andern dem jungen König als Maitreſſen bei. Später ſuchte der ſanfte und gewiſſenhafte Cardinal Fleury als Miniſter einiges wieder zu beſſern, aber vergebens. Sowohl unter den Regenten als unter Ludwig XV. ſch.ollen die Laſter des Hofes und die Verbrechen an der Nation immer höher an. Noch war es Mode, die ſervilſten Höflinge und königlichen Kuppler durch den ganz von Frankreich abhängigen Papſt mit dem

Cardinalshut ſchmücken zu laſſen. So erhielten ihn Bernis, Dubois, Rohan. Dubois ſteckte bis über die Ohren im tiefſten Sumpfe der Unzucht. Rohan ließ durch ſeine Jäger als Biſchof von Straßburg die hübſcheſten Mädchen des Elſaßes einfangen und in ſeinen Harem auf dem Schloße Zabern bringen und machte nachher noch der Königin Maria Antoinette buhleriſche Anträge.

III.

Die geiſtlichen Fürſtenthümer in Deutſchland.

Eine große Eigenthümlichkeit im deutſchen Reich war das Vorkommen von Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Aebten, welche zugleich weltliche Fürſten waren, ſofern ſie größere oder kleinere Territorien mit landesherrlicher Gewalt vom Kaiſer zu Lehen beſaßen. Sogar drei geiſtliche Kurfürſten hatten neben den vier weltlichen Platz genommen. Dieſe Eigenthümlichkeit in der deutſchen Reichsverfaſſung erklärt ſich einfach aus der natürlichen Politik der Kaiſer. Schon Karl der Große begünſtigte die Biſchöfe, um an ihnen treue Bundesgenoſſen gegenüber den immer zur Untreue geneigten weltlichen Fürſten zu gewinnen, und um durch ſie zugleich das deutſche Nationalintereſſe gegenüber von Rom wahren zu laſſen. So geſchah es, daß nicht ſelten deutſche Erzbiſchöfe und Biſchöfe im Harniſch und an der Spitze von bewaffneten Vaſallen für den Kaiſer in den Krieg zogen. Nicht ſelten waren es die großen deutſchen Erzbiſchöfe, beſonders die von Mainz, die als Reichserzkanzler das deutſche Reich noch feſt zuſammenhielten, wenn ſchwache Kaiſer regierten oder zweierlei Fürſten um die Kaiſerkrone ſtritten. Sogar noch in der Zeit, in welcher ſchon die Habsburger das Reich an die Welſchen verriethen, traten noch deutſch geſinnte Erzbiſchöfe muthig gegen ſie auf. So der kühne Diether von Iſenburg, der im Namen der deutſchen Nation dem Papſt und Kaiſer zugleich trotzte, als dieſe

beiden sich 1448 zum Verderben Deutschlands im Wiener Concordat verschworen hatten.

Haben nun auch manche Erzbischöfe und Bischöfe in Deutschland sich ein patriotisches Verdienst erworben, so dienten doch die meisten nur theils dem deutschfeindlichen System der römischen Curie, theils dem Despotismus der katholischen Großmächte. Ueberhaupt aber war und blieb die weltliche Herrschaft von Priestern etwas Unnatürliches und stand im Widerspruch mit der Lehre des Evangeliums, nach welcher der Priester nur das Reich Gottes auf Erden fördern, nicht aber eine weltliche Herrschaft ausüben oder gar sich mit weltlichem Hofstaat und Prunk umgeben soll.

In der Reformation gingen die meisten norddeutschen Bisthümer ein und verloren die übrigen ihre nationale Bedeutung, da sie sich seit dem Tridentinum nur noch gehorsam unter die Uebermacht der Habsburger, der Bourbons und Roms unterwerfen mußten. Diese katholischen Großmächte und Rom machten fortan aus den deutschen Bisthümern nur noch Sinecuren für die nachgebornen Söhne des habsburgischen Hauses, desgleichen des bayerischen, um Bayern stets an der Hand zu behalten, später auch des sächsischen, als die Kurfürsten von Sachsen katholisch geworden waren, und des höheren deutschen Adels, wie auch des französischen, soweit Frankreich sich deutscher Grenzländer bemächtigte. So war z. B. im vorigen Jahrhundert der durch seine Lüderlichkeit berüchtigte Cardinal Rohan ein französischer Duc und zugleich Bischof in Straßburg. In den meisten geistlichen Fürstenthümern waren alle Domherrnstellen ausschließlich den jüngern Söhnen von Fürsten, Grafen oder wenigstens Freiherrn vorbehalten, was man den stiftsfähigen Adel nannte. Solche einträgliche Domherrnstellen wurden vornehmen Knaben schon in der Wiege als Pathengeschenk verliehen, wodurch sie Anwartschaft erhielten, später den fürstbischöflichen Stuhl selber zu besteigen. In dem einläßlichen Werk, welches Freiherr von Moser 1787 „über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland" geschrieben hat, lesen wir, daß ein einziger vornehmer Knabe drei bis vier Hochstifte zugesichert erhalten habe. Ob er zum geistlichen Amt passen würde, danach frug Niemand. Auf gute Köpfe

aufs innigſte zuſammen. Das Handelsmonopol, welches die Compagnie bisher beſaß, ſchloß alle engliſchen Schiffe vom indiſchen und chineſiſchen Handel aus, während es doch nicht verhindern konnte, daß andere Nationen ſich die Vortheile dieſes Handels aneigneten. Ferner durfte, denſelben Privilegien zufolge, kein Engländer Landeigenthum in Oſtindien beſitzen. Dieſe Vorrechte einer Geſellſchaft, die Anfangs nützlich und nothwendig geweſen ſeyn mögen, hörten auf dieß zu ſeyn, als die Colonie unermeßlich zunahm. Schon längſt hätte die Concurrenz allen Engländern freigegeben werden müſſen, und es wird ohne Zweifel geſchehen, ſobald der Termin jener Vorrechte abgelaufen iſt. Dießmal wurde die Entſcheidung des Parlaments noch verſchoben. Doch wurde es in Oſtindien den Engländern erlaubt, Ländereien auf 60 Jahre zu pachten, welches ſich dem Erbbeſitz ſchon bedeutend näherte. Es verdient bemerkt zu werden, daß es dem Lord Bentink, Generalgouverneur von Oſtindien, 1829 gelang, endlich die Verbrennung der indiſchen Weiber am Grabe ihrer Gatten abzuſchaffen.

Auch hörte man von einigen Unruhen, die in dieſem Jahr in Oſtindien vorfielen. Die Compagnie wagte es, den Sold ihrer Officiere herabzuſetzen, welche keineswegs geneigt waren, ſich dieß gefallen zu laſſen, ſondern im Anfang des Jahres eine drohende Adreſſe eingaben. Da die Macht in ihren Händen war, ſo beeilte man ſich, ſie zufrieden zu ſtellen, und die Beſorgniſſe, die man Anfangs von einem Aufſtande der Truppen hegte, verſchwanden wieder. — Dagegen gab es im Mai einige kriegeriſche Vorfälle an der Gränze, die durch die feindſeligen Bewegungen des Radſcha Tirut Singh und der hierauf erfolgten Ermordung zweier britti-

kam es auch nicht an. Fromme, erfahrene und edelgeſinnte Bürgerliche waren von vorn herein ausgeſchloſſen. Wenn in der apoſtoliſchen Zeit die chriſtliche Gemeinde ſich ſelber ihren Biſchof wählte, um einen gewiſſenhaften Hirten an ihm zu haben, ſo wurden die Biſchöfe jetzt blos im Intereſſe der katholiſchen Großmächte aus einem ihnen ergebnen Verwandtſchaftshimmel von Prinzen, oder aus einem devoten und ſervilen, den Höfen verkauften Adel ernannt. Der Wiener Hof gab dabei gewöhnlich den Ausſchlag, denn zunächſt in ſeinem Intereſſe lag es, die geiſtlichen Fürſten zu ergebnen Werkzeugen ſeiner Politik zu machen. Moſer ſcheute ſich nicht zu ſchreiben, ein kundbarer Dummkopf werde dem Mann von Verdienſt und hellleuchtendſten Geiſtesgaben vorgezogen, wenn er nur Haus Oeſterreich mit Leib und Seele verpflichtet ſey.

Im Allgemeinen lebten die geiſtlichen Fürſten wie die weltlichen in ſchamloſer Ueppigkeit. Das geiſtliche Kleid war bei ihnen nur noch eine Maskirung wie zum Scherze. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſo erzählt uns Duclos in ſeinen Memoiren vom Kölner geiſtlichen Kurfürſten Clemens Auguſt, einem bayeriſchen Prinzen, derſelbe habe ſeine meiſte Zeit in Paris unter anderen lüderlichen Prinzen des dortigen Hofes zugebracht und alle Schwelgereien und Luſtbarkeiten mitgemacht und ſo toll luſtig ſey dieſer geiſtliche Herr geweſen, daß er einmal, als er zu den Feierlichkeiten der Oſterzeit von Paris nach Köln zurückkehren mußte, unterwegs zu Valenciennes verkünden ließ, er werde am 1. April hier predigen, aber nur einen dummen Spaß machte. Denn nachdem die Kirche von Menſchen voll war und alles auf die Predigt wartete, ſchrie er: zum April! lachte laut und ließ eine Jagdfanfare blaſen. Auch genirten ſich dieſe geiſtlichen Fürſten nicht, ihre Hofhaltungen ganz nach dem Beiſpiel der weltlichen Höfe zu beſtellen. Ja ſie ahmten faſt alle vorzugsweiſe die Ueppigkeit und Verſchwendung Ludwigs XIV. nach. Das geſchah nicht blos aus ungeiſtlicher Wolluſt, ſondern auch, wenigſtens bei den rheiniſchen Biſchöfen, aus Politik. Obgleich ſie nämlich den Proteſtanten gegenüber ſich eng an das kaiſerliche Haus Habsburg anſchloſſen, um ſich durch deſſen Schutz in ihren katholiſchen Territorien behaupten zu können, ſchmeichelten ſie ſich doch

auch an Frankreich an, als dieſes ſeit dem dreißigjährigen Kriege zu größerer Macht gelangt war. Ihre faſt durchgängig jeſuitiſchen Beichtväter unterſtützten dieſe Politik, ſeitdem ſie für ihren Orden und für Rom von dem unter Ludwig XIV. ſo ſehr erſtarkten Frankreich mehr Vortheile zu erkaufen hofften, als von dem geſchwächten Oeſterreich. Suchte doch Wilhelm von Fürſtenberg ſich auf dem Kölner Erzſtuhl als förmlicher Söldner Frankreichs gegen den Kaiſer zu behaupten.

In welchem Grade die geiſtlichen Fürſten ihres apoſtoliſchen Berufes vergaßen, erhellt daraus, daß nicht nur die drei geiſtlichen Kurfürſten, ſondern auch die Erzbiſchöfe von Salzburg, die Deutſchmeiſter und ſelbſt minder mächtige Fürſtbiſchöfe von Würzburg, Bamberg, Speier, Augsburg ꝛc. ſich prächtige Paläſte bauten, gewöhnlich auch eine Sommerreſidenz, Luſtſchlöſſer mit Gärten nach dem Muſter von Verſailles, Jagdſchlöſſer mit Jagdrevieren. Auch bauten ſie Theater, meiſt für italieniſche Opern, hielten einen unglaublich zahlreichen Hofſtaat und Maitreſſen, gaben Hofbälle ꝛc. Ueberall waren ſie vom Adel umgeben, der die Domherrnſtellen und die Hofämter beſetzte und ſeine Schule regelmäßig in Paris durchmachte. Domherr in Köln konnte nur ein Reichsgraf werden, in Mainz nur ein Freiherr oder Graf, der wenigſtens ſechszehn Ahnen zählte. Der Kurfürſt Erzbiſchof von Mainz hatte als Reichserzkanzler den Vorrang vor allen andern. Dieſen älteſten deutſchen Kirchenſtuhl, den zuerſt der heil. Bonifacius eingenommen, beſaß ſeit 1774 ein Freiherr von Erthal, welcher ſechszig Kammerherrn an ſeinem Hofe hatte und den berühmteſten ſeiner Maitreſſen, mit denen er öffentlich im Theater ſaß, die claſſiſchen Namen Aſpaſia, Danaë, Kratina, Laïs und Phryne gab. In Köln hatte der obgenannte Clemens 120 Kammerherrn im Dienſt und noch 180 blos betitelt. Sein zweiter Nachfolger, ein luſtiger Bruder Kaiſer Joſephs II., konnte ſich nicht genug Luſtſchlöſſer bauen (Bonn, Brühl, Falkenluſt, Poppelsdorf). Der Kölner Kurfürſt baute ſich ſeine Paläſte in Coblenz und Philippsfreude, der Erzbiſchof von Salzburg das Luſtſchloß Hellbrunn mit einer Venusgrotte, einem Theater der Diana ꝛc., der Biſchof von Paſſau einen Freudenhain ꝛc. Die Lüderlichkeit

der geiſtlichen Höfe war ſprichwörtlich. Mit den meiſten bürgerlichen Aemtern wurden die Kinder der Fürſtbiſchöfe, Domherrn und anderer Pfaffen verſorgt. Nirgends war beim andern Geſchlecht die germaniſche Keuſchheit durch das römiſche Pfaffenthum ſo tief entartet.

Zu den Verſchwendungen brauchte man Geld. Daher z. B. ein Kurfürſt von Köln, ein Graf Königsegg, Nachfolger des bayeriſchen Clemens, das Land durch Juden ausſaugen ließ. Moſer bemerkt, die geiſtlichen Fürſten und Herrn hätten in den ſeltſamſten Finanzkünſten gewetteifert, durch geiſtliche Kramläden, Verkauf von Amuletten, Anlockung zu Wallfahrten, Concurrenz von Gnadenbildern, von denen immer eines wunderreicher ſeyn ſollte als das andere. Lief dann das gläubige Volk herbei, ſo ſetzte ein einziges Gnadenbild einen ganzen Ort, beſonders die Wirthe in guten Nahrungsſtand, die Wein- und Bierconſumtion nahm bedeutend zu und die geiſtliche Kammer hatte ihren Nutzen davon. Natürlicherweiſe mußte das Volk in dicker Dummheit erhalten werden. Moſer beklagte tief die „Unwiſſenheit, Geiſtesträgheit und Nervloſigkeit, das hölzerne unmoraliſche Leben des niederen Klerus, beſonders aber der geiſtlichen Regenten.“

Da es im Intereſſe der Habsburger lag, die Kurfürſten und die größeren Herzoge des Reichs nicht zu mächtig werden zu laſſen, ſchirmten und begünſtigten ſie auf alle Weiſe die kleineren ſowohl geiſtlichen als weltlichen Fürſten. Sie erhoben viele Reichsgrafen nicht nur, ſondern auch Aebte reicher Klöſter zur reichsfürſtlichen Würde. Dieſe kleinen reichsunmittelbaren Herrn pflegten nun ihre Bequemlichkeit, ſtimmten auf den Reichstagen mit Haus Oeſterreich und ließen Gott einen guten Mann ſeyn. Die Fürſtäbte in den Klöſtern thaten es an Hoffart und Ueppigkeit den Fürſtbiſchöfen gleich. Faſt in allen Klöſtern war das geiſtliche Leben erſtorben, nur die Jeſuiten und Kapuziner waren ungemein rüſtig in der Bearbeitung der höhern und niedern Stände. Die reichen Stiftungen der Benediktiner waren Sinecuren für faule Bäuche geworden. Nur einige Wenige trieben noch gelehrte Studien. Zu welcher Unnatur das Mönchthum ausgeartet war, erkennt man am beſten an den

Karthäusern, die sich der strengsten Askese rühmten und sich doch in ihrer heiligen Armuth die prachtvollsten, berühmtesten, innerlich mit den kostbarsten Bildern und Gesteinen ausgeschmückten Kirchenpaläste im geschmacklosesten, aber reichsten Renaissancestyle bauten. Diese Bauwuth der Klöster kam im romanischen Süden viel häufiger vor als diesseits der Alpen. In Deutschland wurde weniger der Prachtsinn als der Bauch gepflegt, hier waren Küche und Keller die Hauptsache. Trotz der Fastengebote und Gelübde schmauste man in den Klöstern wie auf der Insel der Phäaken und wichtiger als der Chor und sein frommer Gesang war der Keller mit seinen vollen Fässern.

Das Schlimmste, was man vielen deutschen Fürstbischöfen, zumal denen am Rhein, vorwerfen muß, ist ihr oft wiederholter Vaterlandsverrath. Viele von ihnen dienten, von Frankreich bestochen und verführt, der Raubpolitik Frankreichs gegen Deutschland. Je übermächtiger Frankreich wurde, um so serviler schloßen sie sich ihm an, und ihre Abhängigkeit von Rom entschuldigte sie; sie gehörten ja als katholische Priester Rom an und ihre Beichtväter und geheimen Räthe waren meist Jesuiten. Sie haben durch die Dienste, welche sie Frankreich leisteten, unserm deutschen Vaterlande unermeßlich geschadet. Sie waren eigentlich die treulosen Pförtner, die den Franzosen Deutschlands Thore immer bereitwillig öffneten. Ich hebe hier nur sieben der auffallendsten Beispiele hervor:

1) Robert, Bischof von Metz, als solcher deutscher Reichsfürst, während Metz noch eine blühende deutsche Stadt war, zettelte Verrath in ihr an, benutzte, selber von Frankreich bestochen, seinen örtlichen Einfluß und seine Personalkenntniß, um einen Theil der Rathsgeschlechter von Metz zu bestechen, die deutschgesinnte Bürgerschaft zu verrathen und den Franzosen unter König Heinrich II. im Jahr 1552 die Thore zu öffnen. Man pflegt diesen schändlichen Verrath, durch welchen Metz, des deutschen Reiches festestes Bollwerk, den Franzosen in die Hände gespielt wurde, immer allein dem sächsischen Kurfürsten Moritz und den mit ihm verbündeten protestantischen Fürsten Schuld zu geben. Sie riefen allerdings den französischen König zu Hülfe und machten sich dadurch des Ver-

rathes an Deutſchland ſchuldig, aber ſie nicht allein, und ſie waren von Metz ferne. Wenn der katholiſche Biſchof Robert ihm nicht geholfen hätte, würde der König ſchwerlich Metz bekommen haben.

2) Bernhard von Galen, Biſchof von Münſter, ſpielte den großen Herrn, drückte das Volk mit Auflagen und brachte es zur Verzweiflung, ſo daß es bei den Hanſeſtädten Hülfe ſuchte, zu denen es vor der Reformation gehört hatte, ehe der Wahnſinn der Wiedertäufer zur katholiſchen Reaction führte. Der Biſchof aber ſchloß ſich ſofort 1658 an den eben damals gegründeten erſten Rheinbund an, der dem König von Frankreich gegen Deutſchland diente, und gelangte dadurch zu ſolcher Macht, daß er drei Jahre ſpäter die Stadt Münſter beſchießen, überwältigen und aller alten Freiheiten berauben konnte.

3) Johann Philipp, Kurfürſt von Mainz, war zu derſelben Zeit Mitglied jenes fluchwürdigen erſten Rheinbunds geworden und drangſalirte die ſeinem Gebiet zugehörige Stadt Erfurt in Thüringen in derſelben Weiſe, wie Biſchof Bernhard die Stadt Münſter, ja er ſchämte ſich nicht, franzöſiſche Truppen, die ihm König Ludwig XIV. zu dieſem Zwecke lieh, bis nach Thüringen zu führen, Erfurt zu beſchießen, zu überwältigen und ſeiner alten Freiheiten zu berauben. Ein ſo unerhörter, mitten in Deutſchland von Franzoſen ausgeführter Frevel wurde nur dadurch möglich gemacht, daß einerſeits der Rheinbund ſehr mächtig war und andererſeits die weltlichen Fürſten Deutſchlands der Unterdrückung reichsſtädtiſcher Freiheiten mit Schadenfreude zuſahen.

4) Wilhelm von Fürſtenberg, Coadjutor des Erzſtifts Köln, die Seele jenes erſten Rheinbunds unter Ludwig XIV., der thätigſte unter allen Verräthern des damaligen Deutſchland, hatte ſich mit Leib und Seele den Franzoſen verkauft, ſo daß ſelbſt in jener traurigen Zeit deutſcher Troſtloſigkeit und Ohnmacht doch eine ſittliche Erzürnung in der öffentlichen Meinung die Beſtrafung dieſes ehrloſeſten aller Verräther verlangte. Aber der katholiſche Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg ließ ihm Schonung angedeihen.

5) Franz Egon von Fürſtenberg, Bruder des Vorigen, Biſchof von Straßburg, diente dem Reichsfeind mit derſelben Niedertracht,

half mit zu der Verrätherei, welche Straßburg in die Hände der Franzosen fallen ließ, empfing Ludwig XIV., als dieser in Straßburg einzog und redete ihn an: Nun will ich gern sterben, da mein Auge den Herrn gesehen hat! Derselbe Bischof nahm den Protestanten in Straßburg den Münster weg und las hier dem französischen Eroberer die erste Messe.

6) Joseph Clemens, Kurfürst von Köln, Bruder des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, gleich diesem Verräther am Reich, öffnete den Franzosen den Niederrhein und brachte langen Jammer über Deutschland, bis Prinz Eugen und Marlborough das Franzosenvolk wieder über den Rhein zurückjagten. Sein Neffe und Nachfolger in Köln, Clemens August, war der elende Spaßmacher von Valenciennes, dessen oben gedacht ist.

7) Constantin Franz von Hoensbroek, Bischof von Lüttich, verhöhnte noch am Ende des vorigen Jahrhunderts jeden einem Bischof geziemenden Anstand, jede Rücksicht auf das seiner Führung anvertraute Volk. Hier hatten schon lange die Pfaffen unerhörte Anmaßungen durchgesetzt. Zwei Drittheile des reichen Bisthums gehörten ihnen und waren steuerfrei. Nur das letzte Drittel, welches den Laien blieb, war ungeheuer mit Steuern überladen. Die Pfaffen schwelgten vom Schweiße des armen Volkes. Alle gute Sitte verhöhnend, hatte der lüderliche Bischof im Bade Spaa eine Spielhölle gegründet, die größte und besuchteste auf dem Festlande, von der er immense Einkünfte bezog, die er für sich behielt und von denen dem Lande nichts zugute kam. Nun faßten die Laien aber Muth, als Kaiser Joseph II. zur Regierung gekommen war, klagten gegen ihren Bischof und mußten lange mit ihm Prozeß führen, weil er heimtückisch aus dem Lande entfloh, im Ausland fortschwelgte und alle Mahnungen zur Billigkeit zurückwies. Unterdeß gährte es im nahen Frankreich und in dem verhängnißvollen Jahr 1789, in welchem die französische Revolution begann, empörte sich auch das Volk in Lüttich in Abwesenheit des Bischofs gegen seine Regierung, um mit Gewalt zu seinem Rechte zu kommen. Weil nun Lüttich damals zum niedersächsischen Kreise des deutschen Reichs gehörte, wurde der König von Preußen als Herzog von

Cleve von Kaiſer und Reich beauftragt, durch ſeine Truppen die Ordnung in Lüttich herſtellen zu laſſen. Die preußiſchen Truppen entledigten ſich dieſer Miſſion auf die ſchonendſte Weiſe, ſo daß man ſie in Lüttich als Beſchützer anſah. Aber der Sturm der franzöſiſchen Revolution kam in wenigen Jahren über den Niederrhein und das Bisthum Lüttich zerſchmolz in der franzöſiſchen Republik.

IV.

Der Rationalismus.

Weil die franzöſiſche Mode von den Höfen aus gepflegt wurde, fehlte es auch in Deutſchland nicht an Freigeiſtern und Schöngeiſtern, die den franzöſiſchen nachahmten. In der Mehrheit faßte unſere bürgerliche und Gelehrtenwelt die Kritik des unerträglich gewordenen Glaubenszwangs nicht mit Spott und gottloſem Witz, ſondern ernſthaft auf und ſuchte ſogar eine ſittliche Erhebung darin. Wie zur Zeit der Reformation ergriff die deutſchen Denker eine edle Entrüſtung über die Unvernunft nicht mehr blos der katholiſchen, ſondern auch der lutheriſchen und calviniſchen Intoleranz und über die Grauſamkeit der Orthodoxie in den Hexenprozeſſen und in der Verfolgung Andersdenkender. Das Programm in dieſer Periode war, man müſſe das durch die Pfaffen aller Kirchen unvernünftig gemachte Chriſtenthum wieder zur Vernunft bringen, weshalb die Neuerer Rationaliſten hießen.

Ihr Streben war berechtigt, wie es das der erſten Reformatoren geweſen war. Durch die Verirrungen und Sünden der rechtgläubigen Kirchen war man mit Nothwendigkeit dahin getrieben, an die Vernunft zu appelliren. Man mußte endlich die Menſchheit aus den eiſernen Krallen der grauſamſten Intoleranz und aus der Finſterniß des Wahns befreien. Man mußte die offizielle Vor-

ſtellung von Gott als eines Tyrannen und Henkers der Menſchen auf den Begriff eines Vaters zurückführen.

Es entſprach der ſeit der Reformation bewährten Paritäts- und Toleranzpolitik des Hauſes Zollern in Brandenburg, daß es den im lutheriſchen Sachſen ſchwer verfolgten Rationalismus in Schutz nahm. Thomaſius, der eigentliche Apoſtel des deutſchen Rationalismus, war am Ende des 17. Jahrhunderts Profeſſor in Leipzig. Er zuerſt wagte im Jahr 1685 wieder deutſch zu ſchreiben, da bisher noch alle Facultäten auf deutſchen Univerſitäten ſich ausſchließlich der lateiniſchen Sprache bedient hatten. Er wurde deshalb furchtbar verketzert. Als er nun in einer Zeitſchrift ſyſtematiſch alles Unvernünftige der theologiſchen und juridiſchen Facultäten angriff, ſtieß er in eine Menge Weſpenneſter zugleich. Hofprediger galten damals noch alles bei den Fürſten. Wenn ſie nur denſelben zu ſchmeicheln wußten, ſo durften ſie ſich nach unten hin alles erlauben. Der däniſche Hofprediger Maſius hatte ein Buch geſchrieben, worin er voll der niederträchtigſten Kriecherei vor den Fürſten den lutheriſchen Glauben als denjenigen empfahl, der für ihren Despotismus der bequemſte wäre. Thomaſius ſchrieb dagegen, aber Maſius ſetzte durch, daß dieſe Gegenſchrift in Kopenhagen vom Henker verbrannt wurde. Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen hatte den ſanften Spener zu ſeinem Hofprediger gemacht; als dieſer ihn aber einmal ermahnte, von ſeiner lüderlichen Lebensweiſe abzulaſſen, jagte er ihn zornig fort. Nicht anders erging es dem frommen Auguſt Hermann Francke, der als Pietiſt mißhandelt und vertrieben wurde. Thomaſius hatte nicht blos mit den Theologen zu kämpfen, unter denen der gräßliche Carpzow ihn am biſſigſten verfolgte, ſondern auch mit den Juriſten, da er gegen den damals noch von bei den Facultäten auf's zäheſte vertheidigten Hexenglauben und gegen die Tortur eiferte. Dieſe Leipziger Facultätsmenſchen brachten es dahin, daß Thomaſius vor ihr Gericht gezogen werden ſollte, und er konnte dem Schaffot nur durch die Flucht entgehen. Er ſuchte aber und fand Schutz bei Friedrich I., König von Preußen, der auch den edlen Spener zu ſich nach Berlin nahm und den Werth des Thomaſius ſo zu ſchätzen wußte, daß er ihmzuliebe die

kleine Ritterakademie in Halle an der Saale zu einer Univerſität erhob. Hier wirkte nun Thomaſius ungehindert in echt deutſchem Sinne für Recht und Vernunft und neben ihm gleichfalls der aus Sachſen vertriebene Franke, der hier das berühmte große, noch jetzt blühende Waiſenhaus gründete.

Ehe noch die Neuerungen auf den deutſchen Univerſitäten wiſſenſchaftlich formulirt wurden, waren ſie in England ſchon in's praktiſche Leben übergegangen. Aus dem Deismus wuchs hier die Freimaurerei hervor. Die Deiſten ſahen von dem excluſiven Gott jeder einzelnen Kirche ab und kehrten eigentlich zum Arianismus zurück, indem ſie wieder nur an einen Gott glaubten und in demſelben nur die höchſte weltregierende Vernunft perſonificirten. Man unterſtellte dieſem alleinigen Gott nun auch alle Menſchen ohne Unterſchied der Race oder Nation oder des bisherigen Bekenntniſſes einfach als Weltbürger (Kosmopoliten), denn die Menſchen ſeyen alle gleich. Sofern es noch nicht möglich ſchien, die Maſſe der Menſchen von ihren herkömmlichen Vorurtheilen loszuſchälen, erneuerte man das Verfahren der Myſten im alten Griechenland, welche ihre klarere Gotteserkenntniß in ihren Myſterien vor dem profanen Volke geheim hielten, und bildete die geheime Geſellſchaft der Freimaurer. Man wählte dieſen Namen, weil man die Menſchheit nach einem neuen Humanitätsideal gleichſam neu aufbauen wollte. Dieſe engliſche Maurerei fand bald auch in Deutſchland großen Anhang. Hier war durch die Vielſtaaterei, durch die confeſſionellen Gegenſätze, durch die claſſiſche Schule, die römiſche Juriſterei und franzöſiſche Mode das Nationalbewußtſeyn längſt verloren gegangen, und weil die Einſichtsvollen ſich an den einheimiſchen Zuſtänden ekelten, wurden ſie gern Kosmopoliten und malten ſich ein Menſchheitsideal an ihre kleinſtaatlichen Stall- und Kerkerwände.

Die rationaliſtiſche Bewegung wurde unterſtützt durch den Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften, durch eine neue Luſt am Reiſen und Erweiterung des Horizonts, indem man fremde Völker kennen lernte, desgleichen durch welthiſtoriſche Studien und Alterthumsforſchung, endlich auch durch ein neues Studium der Philoſophie, in welchem man, über das ganze chriſtliche Mittelalter hinweg ſehend, unmittel-

bar an die heidniſche Philoſophie der Griechen und Römer wieder anknüpfte. Auch die proteſtantiſche Geiſtlichkeit durfte dem Zuge der Zeit folgen, denn die von der franzöſiſchen Freigeiſterei angeſteckten Höfe duldeten es. Friedrichs des Großen Toleranz war dafür maßgebend. Auch England und die Maurerei übten weſentlichen Einfluß. Die rationaliſtiſchen Exegeten machten es ſich zur Aufgabe, die bibliſchen Wunder natürlich zu erklären. Man gerieth dabei in das Extrem, an Chriſtus nur die menſchliche Seite gelten zu laſſen, wie man früher ausſchließlich die göttliche angebetet hatte. Er ſollte nur noch ein gewöhnlicher, wenn auch ein beſonders edler und hochbegabter Menſch geweſen ſeyn, ein jüdiſcher Sokrates.

Auch noch in anderer Beziehung gerieth man aus dem einen Extrem in's andere. Die lutheriſche Rechtgläubigkeit hatte den Menſchen tief erniedrigt und unterſchätzt, nichts Gutes mehr an ihm gelaſſen, ſondern ihn durch Adams Fall für gänzlich verderbt und unfähig zu jeder Beſſerung gehalten, wenn Chriſtus ſich ſeiner nicht erbarme. Ja Flacius, der fanatiſcheſte aller Lutheraner, hatte den Menſchen ſogar eo ipso und von Geburt an des Teufels ſeyn laſſen. Von dieſer Uebertreibung kam man jetzt zurück, gerieth aber wieder in eine andere hinein, ſofern man den Menſchen auf einmal für gar zu gut erklärte, ihm ſchmeichelte und ihn hätſchelte. Wenn man das mit Recht tadelt, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß es eine wahre Wohlthat war, nach der ſo langen Schrecken- und Angſtperiode der Religionskriege und Hexenprozeſſe doch wieder die Humanität zur Geltung gelangen zu ſehen. Die gemarterte Menſchheit erholte ſich endlich wieder und athmete wieder freier. Auch die Kunſt nahm an dieſer Wandlung theil. Nachdem die Malerei genug Schlachten und in den Kirchen am liebſten blutige Martyrien und gräßliche Henkerſcenen dargeſtellt hatte, begann auf einmal, wenigſtens im germaniſchen Norden, die Landſchafts- und Genremalerei Mode zu werden. An den Höfen kamen ſtatt der ritterlichen Spiele die Schäfereien auf. Auf den Theatern wurden die ſchauerlichen Haupt- und Staatsactionen durch feine Luſtſpiele abgelöst.

Die deutſche Gemüthlichkeit, in der Kirche nicht mehr befriedigt,

ſcher Offiziere veranlaßt worden waren. Die Engländer griffen Tirut Singh an, und er mußte flüchten. Im November fiel eine kleine Empörung in den von den Birmanen eroberten Provinzen vor, die aber durch die Hinrichtung von 13 Verſchwornen beigelegt wurde. — Ferner meldeten die Zeitungen, daß der König von Queda aus dem Lande vertrieben, und der König von Laos in Hinterindien von den Siameſen gefangen und ſammt ſeiner Familie in einem großen eiſernen Käfig dem Volke vierzehn Tage lang zur Schau ausgeſtellt worden ſey. Neben dem Käfig lagen die Marterinſtrumente, mit welchen ſie nachher hingerichtet wurden, mit Ausnahme des Königs, der ſchon vorher vor Gram ſtarb.

Wir ſchließen hier die wenigen Nachrichten über

China

an, die uns ſeit 1829 zugekommen ſind. Im Laufe des Winters, der dieſem Jahr vorher ging, hatte der Kaiſer eine große tartariſche Empörung glücklich gedämpft. Am 25 Januar wurde zu Peking Changkiuhr, das Haupt des Aufſtandes, vom Kaiſer perſönlich verhört und darauf ſogleich hingerichtet. Er betrug ſich ſehr freimüthig und behauptete, er ſey nicht als Empörer zu betrachten, da die acht mahomedaniſchen Städte, deren er ſich bemächtigt, im rechtmäßigen Beſitz ſeiner Vorfahren geweſen. Der Kaiſer erließ hierauf eine Proclamation: „Den fünf großen Bergen und vier großen Strömen China's ſollen durch beſonders dazu vom Kaiſer ernannte Perſonen Opfer dargebracht werden; ein Gleiches ſoll allen Tempeln und Grabmalen der Kaiſer aller vergangenen Geſchlechter geſchehen, ſo wie dem Grabe von Confucius an ſeinem Geburtsorte in der

ſuchte und fand einen Erſatz in der „ſüßen heiligen Natur", in der Heiligung, ja Selbſtvergötterung des menſchlichen Herzens, in der Rührung, mit welcher man gleichſam ſtaunend inne wurde, der gute Menſch ſey doch bisher allzu übel behandelt worden. Wie hart war man bisher mit den Kindern umgegangen, mit welchen Hinderniſſen hatten die Liebenden zu kämpfen gehabt! Welche Ungerechtigkeiten waren aus den allzu ſchroffen Unterſchieden der Stände, der Nationen, der Confeſſionen erwachſen! Noch war die Sklaverei in der Welt nicht ausgerottet. Noch gab es Hörige auf deutſchem Boden, noch waren die Juden eine verachtete Race. Daher bemächtigte ſich der gebildeten Mittelklaſſen in Deutſchland ein tiefes Mitleid mit der leidenden Menſchheit, ein ſentimentaler Schmerz mit Süßigkeit gepaart, ſofern in dem Mitleid ein gar ſo edles Selbſtbewußtſeyn lag. Wenn der frühere doch ungleich härtere deutſche Bürger zu ſolcher Weichherzigkeit gelangen konnte, ſo trug dazu wohl einerſeits die engliſche Maurerei und andererſeits der große Beifall bei, mit denen Rouſſeau's neue Ideen begrüßt wurden. Aber man überſtürzte ſich und kehrte das Unterſte zu oberſt. Aus übertriebener Gerechtigkeitsliebe wollte man in dem Maaß alles Niedere erhöhen, in welchem man alles Hohe erniedrigte. Königthum, Adel, Prieſterthum wurden verabſcheut. Auch die edlere Race ſollte nichts mehr gelten. Selbſt das Verbrechen und die Schande wurden glorificirt, als Folgen eines Unrechts, welches die Mächtigen und Vornehmen den Wehrloſen und Armen angethan hätten. Die Dichter wetteiferten, ſich Tugendideale in den Judengaſſen und Negerplantagen, in den Gaunerherbergen und Räuberhöhlen zu ſuchen. So erfand Leſſing den edlen Juden, Schiller den edlen Räuber, Cramer den edlen Hechelkrämer, Zſchokke den edlen Galeerenſklaven, Kotzebue den edlen Dieb, den edlen Lügner, die edle Hure.

An dieſe Verhätſchelung der außer der bisherigen Geſellſchaft ſtehenden Wilden, Vagabunden und Auswürflinge ſchloß ſich auch bald eine Verhätſchelung der durch unſer chriſtliches und ſociales Sittengeſetz bisher verpönten Lüſternheit der Sinne, eine Emancipirung und Glorifikation unreiner und verbotener Triebe, eine Los-

reißung von der unſerer germaniſchen Race angeborenen Schamhaftigkeit unter äſthetiſchen Beſchönigungen. Man meinte die gemeinſte Fleiſchesluſt, das ſündliche Behagen der Verführung und des Ehebruchs und nannte das „ſüße heilige Natur", Rückkehr zur urſprünglichen paradieſiſchen Unſchuld und Freiheit, eine ſchöne Stimmung, ein Sehnen und Schmachten des Herzens. Goethe lehrte die Deutſchen den gemeinen Wolluſttrieb, wenn er befriedigt wird, als natürliches Recht der Wahlverwandtſchaft im Gegenſatz gegen den unnatürlichen Zwang der Ehe entſchuldigen und, wenn er nicht befriedigt wird, als ein dem Menſchen zugefügtes ſchweres Unrecht und als Weltſchmerz beklagen.

Dieſer weibiſchen Weichlichkeit, Herzenskoketterie und Selbſtbeſchmeichelung ſetzten edlere Geiſter, vor allem Schiller, doch noch männliche Menſchheitsideale, noch das Heldenthum der Freiheit, des ewigen Rechts, der Tugend entgegen und wenn ſie dabei auch die deutſche Nationalität und das Chriſtenthum nicht beachteten, ſo bewahrten ſie doch den ſittlichen Ernſt und ein edles Feuer und verſanken nicht in den Cloak des Voltaireanismus. Und das kam unſern nationalen Intereſſen zugute, wenn man auch keinerlei Patriotismus dabei betonte.

Uebrigens muß darauf aufmerkſam gemacht werden, daß der dem ſchroffen Lutherthum diametral entgegenſtehende rationaliſtiſche Humanismus doch eigentlich nur den Faden fortſetzte, der durch die ganze Kirchengeſchichte hindurchläuft, nämlich die Tendenz zur Bequemlichkeit der böſen Leute, zur leichten Sündenvergebung. Der Katholik wurde beruhigt durch Werkheiligkeit, der Lutheraner durch den allein rechtfertigenden Glauben, der Rationaliſt durch die eitle Selbſtüberſchätzung in der Vorausſetzung, die Menſchen ſeyen viel zu gut, als daß einer verdammt werden könnte, ſeine Sünden ſeyen nur Schwachheiten oder Folgen der Erziehung, des Beiſpiels ꝛc., alſo verzeihlich, und zweitens ſey auch Gott viel zu gut, um ſich nicht aller Menſchen zu erbarmen. Mit dieſer Verirrung des rationaliſtiſchen Zeitbewußtſeyns hängt auch die ſentimentale Juſtiz zuſammen, welche alle Leib- und Lebensſtrafen abſchaffen will.

Die Rationaliſten und die ihnen verwandten Philoſophen ur-

theilten überaus geringſchäßig vom katholiſchen Glauben, merkten aber nicht, daß ſie es völlig den Meßpfaffen gleich thaten, indem nämlich auch ſie den lieben Gott machen zu können meinten. Die philoſophiſchen und theologiſchen Hörſäle wurden förmliche Götterfabriken. Da wurde erſtens das Daſeyn Gottes in hochnaſiger Scholaſtik bewieſen. Nun war er da, aber noch nicht fertig. Der eitle Profeſſor mußte ihm erſt die Form und die Eigenſchaften geben, die ihm beliebten, und jeder ſuchte ſeinen Ruhm darin, irgend etwas Neues und Anderes von Gott zu wiſſen. Daher der gelehrte Streit unter ihnen auch nicht enden wollte, denn immer neue Eitelkeiten miſchten ſich ein, die ſich wieder durch etwas anderes auszeichnen wollten. So ging in den Händen der Dogmatiker die urſprüngliche Lehre Jeſu und in den Händen der Exegeten die Bibel in Stücken oder völlig unter. Der Gottesbegriff wurde immer mehr verdünnt, bis er zerriß. Und doch ſchöpften ſie ihre ganze Afterweisheit nur aus der wahren Weisheit. Schon St. Martin ſagte: „Wenn ſie den Tempel nicht umgeſtoßen hätten, würden ſie keine Steine haben, um ſie auf einander zu werfen.“

In einer gewiß ſehr auffallenden Weiſe glich der nun ſchon hundert Jahr alte Kampf des Rationalismus gegen den Gott der chriſtlichen Offenbarung der ſyſtematiſchen Oppoſition des modernen parlamentariſchen Liberalismus gegen den Thron. Die Vorausſetzung dabei war, die Reformation ſey die Befreiung des Subjekts von jeder kirchlichen Autorität geweſen, ein Durchbruch der menſchlichen Vernunft durch den unvernünftigen Kirchenglauben. Obgleich nun allerdings die Reformatoren ſich eifrig bemüht hatten, falſche Autoritäten für ungültig zu erklären und das chriſtliche Geſetz von ſpätern Zuthaten möglichſt zu reinigen, ſo war es ihnen doch niemals eingefallen, alle und jede Autorität auf kirchlichem Gebiet zu leugnen und jene allgemeine Freiheit zu predigen, wie es ſpäter der Jakobinismus auf dem politiſchen Gebiete that. Auch wurde das Recht der geſunden Vernunft, falſche Glaubensſätze zu verwerfen, vom Rationalismus mißverſtanden und die wirklich geſunde Vernunft mit der Eitelkeit des ſophiſtiſchen, mit der Plattheit des ordinären Verſtandes verwechſelt.

Der moderne Nationalismus in Verbindung mit der Humanitäts-Schwärmerei, den allgemeinen Menschenrechten, der Freiheit und Gleichheit, wie sie in der französischen Revolution verkündet wurden und im Liberalismus fortdauern, ist auf einen gefährlichen Irrweg gerathen, indem er erstens bei der Berechtigung die Befähigung nicht in Anschlag brachte und zweitens die Rechte nicht durch Pflichten einschränkte. Diesen Irrweg schlug aber zuerst die romanische Race ein, in welcher die Atomistik, allgemeine politische und kirchliche Sclaverei als das eine, die allgemeine Freiheit und Gleichheit als das andere Extrem überwiegt, während die germanische Race nie in solche Extreme fiel, sondern die natürlichen Unterschiede der Menschen festhielt in einer organischen Gliederung der Gesellschaft, in welcher jedem nach dem Maaße seiner Befähigung sein Platz innerhalb eines gewissen Standes angewiesen war, die Genossen des Standes aber ihre Rechte nur nach ihren Pflichten abmaßen und unter einander solidarisch verbunden waren. Das entsprach der wirklichen Sachlage und sicherte jedem seine ökonomische Existenz.

In neuerer Zeit hat man das alles übersehen, sind nach dem Vorgang der französischen Revolution auch in Deutschland durch den ganz im romanischen Fahrwasser fortgetriebenen Liberalismus die Grundlagen der germanischen Gesellschaft zerrüttet worden, und zwar merkwürdigerweise im germanischen Nordamerika, wie im germanischen Europa. Dort emancipirt man unvernünftigerweise die Neger, nach dem zuerst von der französischen Revolution gegebenen Beispiel, wie sehr dieses Beispiel auch gerade zur Warnung hätte dienen sollen. Man vergißt, daß der Negerrace die Capacität für den Gebrauch der ihr zugemessenen Rechte fehlt, und um eine gesicherte ökonomische Existenz derselben kümmert sich Niemand. Man läßt sie zu Grunde gehen, das Recht wird ihnen zum Unrecht, der vermeintliche Segen zum Fluch. Der Pendant dazu, die Emancipation der Juden in Europa, hat zwar diesen selbst sehr genutzt, aber nur auf Kosten ihrer christlichen Mitbürger, denn die von der germanischen grundverschiedene semitische Race ist insofern bevorrechtet worden und hat mit ihren christlichen Mitbürgern nicht gleiche

Pflichten übernommen, als ſie die Arbeit ſcheut und ihren chriſtlichen Mitbürgern nur den Lohn der Arbeit abzulisten weiß. Auch dieſe Judenemancipation iſt romaniſchen Urſprungs, denn ſie kam in der franzöſiſchen Revolution auf. Die Stadt Straßburg proteſtirte ausdrücklich dagegen im Jahr 1791 und ſagte vorher, die Juden würden auch nach der Emancipation wie vorher Juden bleiben, nie arbeiten wollen wie der Chriſt, ſondern nur ſchachern und wuchern, als eine privilegirte Klaſſe von der Arbeit der Chriſten leben, nur als fremder Paraſit dem einheimiſchen Baum die Säfte ausſaugen. Weit entfernt, ſich in der allgemeinen Menſchheit aufzulöſen, würden ſie ihren Racencharakter zähe beibehalten.

Am ungünſtigſten hat die moderne Freiheits- und Gleichheits-Theorie auf unſere zahlreichen armen Arbeiter eingewirkt, ſofern man die Innungen aufhob, welche ihnen lange Jahrhunderte hindurch ſowohl die Arbeit, als den Lohn derſelben ſicherte. Jetzt gibt man ihnen dafür Wahlrechte, Nationalwerkſtätten, fing ſogar an, ſie in den Parlamenten zuzulaſſen. Aber ſie ſind gegen Stocken der Arbeit, gegen Herabſetzung der Löhne, gegen Hunger nicht geſchützt. Man wollte ihnen in Schulen höhere Bildung beibringen, böſe Verführer machten ihnen die Religion lächerlich, verlockten ſie zu zuchtloſer Lüderlichkeit und zum Trunke und warben ſie für die Revolution. Andererſeits gaben ſich katholiſche Vereine und Pietiſten Mühe, ſie auf den Weg der Gottesfurcht zurückzuführen. Aber das alles genügt nicht. Das einzige Mittel iſt, ſie vom romaniſchen Wege auf den germaniſchen zurückzuführen, die in Atome ſich auflöſende Geſellſchaft wieder ſtändiſch zu gliedern und die Familien in Innungen zu vereinigen, in denen wieder den Rechten und zwar nicht blos den politiſchen, ſondern auch dem Recht der Familienexiſtenz, Pflichten und zwar nicht blos politiſche, ſondern auch ſittliche an die Seite treten. Zugegeben, daß in der ältern ſtändiſchen Gliederung vieles entartet war, ſo kam es doch nur darauf an, die Mißbräuche auszurotten und nicht den ganzen Organismus aufzulöſen, ſo wie es auch nur darauf ankam, die entartete Kirche zu reformiren, nicht ſie zu zerſtören.

V.

Der Naturalismus.

Man war mit der Zeit in eine ungeheure Unnatur gerathen und die Völker hatten die Schmerzen derſelben fühlen müſſen. Man ſehnte ſich unwillkürlich aus den blutigen Schlachtfeldern der Glaubenskriege heraus zum Frieden der Natur, zur Idylle eines glücklichen Hirtenlebens. Daher ſchon im dreißigjährigen Kriege und unmittelbar nachher eine Vorliebe für arkadiſche Schäfereien an den Höfen, bei den Dichtern und zumal in den beliebten Singſpielen aufkam, deren ſanfte Melodien nach ſo langem ſchrecklichen Kriegslärm einen lieblichen Troſt gewährten. Aber auch aus dem Geſchrei und Gezänk der Orthodoxen, von dem alle Kirchenwände widerhallten, ſehnte man ſich unwillkürlich hinaus in Gottes freie Natur und hörte lieber die fromme Lerche ſingen und weidete ſein Auge am ruhigen Grün der Wieſen, an der ſtummen Andacht der Blumen, oder am Anblick der ewigen Sterne im Frieden der Nacht. Es konnte nicht anders ſeyn. Man mußte endlich begreifen, die Natur ſey vollkommen überall, wo nur der Menſch nicht hinkomme mit ſeiner Qual. Man mußte ſchaudernd erkennen, was die Menſchen mit ihren wilden Leidenſchaften und böſen Trieben aus der Religion der Liebe gemacht, wie ſie das Ebenbild Gottes geſchändet und wie unwürdig ſie ſich als Geſchöpfe ihres Schöpfers gemacht hatten, der in ewiger Güte die Sonne immer noch den Böſen wie den Guten leuchten, die von Schlachtroſſen zerſtampfte und blutgetränkte Erde immer wieder reinlich grünen und fruchtreiche Saaten tragen ließ.

Daher am Ende des 17. Jahrhunderts und in der nächſt folgenden Zeit die ganz ungewöhnliche und neue Hinneigung zur Natur, wenn auch nur im germaniſchen Europa. Das romaniſche nämlich behielt mit allen Aeußerlichkeiten und aller Bigotterie theils der Renaiſſance, theils des Katholicismus auch jenen Mangel am Naturgefühl bei, der ſchon bei den alten Griechen und Römern

in ſo auffallendem Grade bemerkt worden war. Der äſthetiſche Sinn des Südens ging nur der menſchlichen Form nach, die ſüdliche Kunſt war und blieb Bildhauerei und Malerei. Für die Schönheit der Natur, abgeſehen vom Menſchen, der Landſchaft, des Himmels, der Gebirge, des Meeres, des Waldes, war kein Sinn da. Die Pflanzenwelt blieb ganz unbeachtet, außer wo man ein Symbol aus ihr ſchöpfte. Auf die Thierwelt nahm man nur in ſofern mehr Rückſicht, als ſich in ihr auch mehr menſchliche Formen und Charaktere abſpiegeln. Dieſer romaniſche Geſchmack war nun allmälig mit der römiſchen Kirche auch im germaniſchen Norden herrſchend geworden. Jetzt erſt brach das germaniſche Naturgefühl mächtig hindurch. Zunächſt in den deutſchen Niederlanden wandten ſich die großen Malerſchulen der Landſchafts- und Genremalerei zu, einer ſeelenvollen Auffaſſung der Natur im Gegenſatz gegen den heroiſchen und erotiſchen Styl der Renaiſſance. Zugleich fingen die Dichter die Natur zu bewundern an. Albrecht v. Haller machte zum erſtenmal auf die erhabene Schönheit der Alpenwelt aufmerkſam, der Engländer Thompſon auf die zarten Reize der Frühlingsnatur. Brockes in Hamburg ſchrieb ein bändereiches „Irdiſches Vergnügen in Gott", worin er mit eben ſo viel Frömmigkeit als poetiſchem Gefühl die Schönheiten aller Naturreiche als Wunder Gottes pries.

Man hat über den Naturalismus der Holländer geſpottet, deren berühmte Maler mit einer gewiſſen Vorliebe ganz alltägliche, gemeine und ſogar häßliche Dinge malten, gewöhnliches Vieh, Hausgeräthe, bäuerliche Scenen ꝛc. Allein dieſes Extrem war hervorgerufen durch eine Gemeinheit ganz anderer Art, nämlich durch die vornehmthuende Gemeinheit der Heiligen- und Hiſtorienbilder nach der italieniſchen Schablone, der fabrikmäßigen, conventionellen Affectation des Heiligen, die keinen Menſchen mehr zu einer wahren Andacht ſtimmen konnte.

In Frankreich verband ſich der Naturalismus einerſeits mit dem gröbſten Atheismus im ſog. Materialismus, in derjenigen Philoſophie, welche Gott und Geiſt überhaupt leugnete und nichts gelten ließ als die Materie allein, ſo daß auch der Menſch einzig Materie

und sein Leben nur eine mechanische Verrichtung seyn sollte, nach dem kurzen Programm l'homme-machine. Ein schlechter Witz, welcher nur bezweckte, die damals in der Pariser Gesellschaft herrschende Sittenlosigkeit zu entschuldigen und die lüderlichen Sünder, Ehebrecher, Verführer, falschen Spieler ꝛc. jeder Verantwortung zu entlasten. Andrerseits nahm der Naturalismus bei Rousseau etwas Empfindsames an. Rousseau dachte sich die Menschheit als eine schöne und unschuldige Gefangne, die seit Jahrhunderten durch Glaubenszwang, durch weltliche Tyrannei und durch ein verkehrtes, lügenhaftes und grausames Erziehungssystem gequält und unglücklich gemacht worden, die man daher befreien müsse. In seinem Emile empfiehlt er eine ganz neue naturgemäße Erziehung der Kinder in der Voraussetzung, jedes Kind sey von Natur gut. In seinem contrat social empfiehlt er der Menschheit eine neue freie Verfassung, abgesehen von allem Herkommen in der Geschichte und wieder in der Voraussetzung, alle Menschen seyen nicht nur gleich berechtigt, sondern auch gleich befähigt. Das stimmte in gewisser Beziehung mit den Grundsätzen der in England entstandenen Freimaurerei überein; die Freimaurer jedoch täuschten sich darüber nicht, daß es unter den Menschen an der gleichen Befähigung fehlt, ihr geheimer Bund traf also vorerst eine Auswahl der Fähigen.

Jener Rousseau rief in Frankreich eine Begeisterung für das natürlich Menschliche hervor, welches unter den bisherigen kirchlichen und staatlichen Gewalten grausam unterdrückt worden sey. Diderot schilderte in seiner Réligieuse das traurige Schicksal einer Nonne, die im Kloster, anstatt darin ein Asyl ihrer Unschuld zu finden, durch gottlose Pfaffen verführt worden sey. Viele Schauspiele und Romane stimmten in diesen Ton ein. Wer noch auf die bestehende Kirche Rücksicht nehmen wollte, verlegte den Schauplatz pfäffischer Greuel in's Alterthum, in den Orient oder nach Peru. Ein ruchloser Oberpriester verdirbt oder verfolgt die Unschuld, verdammt den natürlichsten Trieb des Menschen als Todsünde und will das unschuldige Opfer schlachten, als ein junger Held oder ein großmüthiger König rettend dazwischen tritt. Dieses Thema des unterbrochnen Opferfests ist außerordentlich oft variirt worden und lauft heute

noch in Opern verſchiedenen Namens über die Bühne. Es war und iſt noch ein zeitgemäßes Thema, worin der liberale Staat aufgefordert wird, die arme Menſchheit von der Tyrannei der Kirche zu befreien.

Auch nach Deutſchland verpflanzte ſich ſeit Rouſſeau die neue Mode, im Namen der Natur gegen die Kirche anzukämpfen und den Staat gegen die letztere um Hülfe zu rufen. Der berühmte deutſche Roman vom ſchmachtenden Siegwart war nur ein Seitenſtück zu Diderot's Nonne. Drei oder vier Mönche, die der Kloſterzucht entſprungen waren, rechtfertigten dieſen ihren Schritt durch Enthüllungen, die ein ſchlimmes Licht auf das Kloſterleben warfen. In den Ritterromanen, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkamen und die beim deutſchen Publikum außerordentlich beliebt wurden, traten in der Regel edle Ritter und zuweilen auch groſsmüthige Fürſten den obligaten Intriguen und Schandthaten der Pfaffen entgegen und wurden auch die Freimaurerbünde der neueren Zeit in die alte Ritterzeit zurück verlegt, um mit dem jüngſten Humanitätspathos alle Pfafferei zu verdammen. Aber auch die lutheriſche und calviniſche Orthodoxie wurde von den Schwärmern für die Natürlichkeit ſcharf kritiſirt. Unter vielen damals ſehr populären Romanen, worin die Natürlichkeit und die Philoſophie des ſog. geſunden Menſchenverſtandes dem tyranniſchen Buchſtabenglauben entgegengeſetzt wurden, nahm „Sebaldus Nothanker" des vielgeſchmähten, zu ſeiner Zeit aber ſehr einflußreichen Nikolai verdientermaßen den erſten Rang ein. Derſelbe ſchildert gute und natürliche Menſchen, die unter der unbarmherzigen Rechtgläubigkeit, unter den Intriguen und der Habgier lutheriſcher und calviniſcher Päpſtlein nicht weniger zu leiden hatten, als andere Unſchuldige in katholiſchen Ländern unter der Inquiſition oder unter jeſuitiſchen Ränken. Dieſer gut geſchriebene Sebaldus Nothanker, worin deutſche Ehrlichkeit und Gerechtigkeit dem Phariſäerthum gegenübergeſtellt werden, iſt ein viel geſünderes Geiſtesprodukt, als Leſſing's berühmter Nathan, der einem Juden Tugenden anlügt, die keinem Volk in der Welt weniger zukommen, als gerade den Juden.

Wie man aber kaum je Glaubens- und Sittenzwang abge-

worfen hat, ohne dabei auch wieder der reinen Religiosität und Moral zu nahe zu treten, so beuteten die Weltkinder des 18. Jahrhunderts auch die neue zur Lieblingssache gewordene Mode des Naturalismus zu einer Philosophie der Lüderlichkeit aus, wozu denn das Beispiel der laxen französischen Sitten viel beitrug. Schon Rousseau hatte in seiner „neuen Heloise" die Ehe nicht mehr als heilig gelten lassen und der freien Liebe mehr Werth beigelegt, als dem Gesetz. Er selbst pflegte zwar der Liebe bis in sein Alter, sagte sich aber von jeder ehelichen Pflicht los und schickte seine unehelichen Kinder in's Findelhaus. Auf die gleiche schlüpfrige Bahn führte unser großer Göthe seine Leser in den „Leiden des jungen Werthers" und in den „Wahlverwandtschaften". Auch der berühmte Wieland ließ sich auf die französische Manier ein, Tugend und Unschuld zu bespötteln und an ehrbare Frauen, fromme und unschuldige Jungfrauen mit nur sauniſcher Gier oder höhnischem Lachen zu denken. Unzählige Romane und Schauspiele machten diese französische Lebensansicht eine Zeitlang zum Gemeingut des gebildeten Publikums in Deutschland und Kotzebue, der die Gemeinheit der Seele am weitesten trieb, wurde der Abgott des vornehmen und niedrigen Pöbels.

Nach einer andern Seite hin wirkte der Naturalismus günstiger, nämlich aufklärend und belehrend. Auch das größere Publikum fing an, sich mehr mit Naturwissenschaften zu beschäftigen. Dadurch wurde mancherlei alter Aberglaube beseitigt, manche nützliche Erfindung gefördert. Knüpfte sich daran auch mancherlei Verstandeshoffart, so war es im Ganzen doch sehr ersprießlich, daß durch Bereicherung und Sichtung der Naturerfahrung der Unwissenheit und oft, z. B. in der Medizin, schädlichen Vorurtheilen gesteuert wurde.

Provinz Schautung; die Gouverneure der Provinzen ſollen Tempel und Gräber alter Kaiſer und Könige aufſuchen und ausbeſſern laſſen; die Verwandten verſtorbener Civil- und Militärbeamten ſollen Ehrentitel erhalten; den Generalen und Subalternen, die für ihr Vaterland gefochten haben, ſollen alle Vergehen, deren ſie ſich etwa ſchuldig gemacht haben, verziehen werden; den Studenten der Nationalhochſchule werden vierwöchentliche Ferien bewilligt. — Es folgen ſodann Gnadenbezeugungen für das Militär und die Polizei, Begnadigungen für alle, die ſich gegen die Geſetze vergangen, mit Ausnahme von Capitalverbrechen; Befehle zu Wegeverbeſſerungen; zur Ausſtattung von Hoſpitälern und zur ſorgfältigen Unterſtützung von Wittwen, vaterloſen Kindern und kinderloſen Greiſen. Am Schluſſe heißt es: Der große Potentat, der vom Himmel und der ſchaffenden Natur die Regierung der Welt empfing, befiehlt, Alles dieſes dergeſtalt bekannt zu machen, daß Alles, was unter der Decke des Himmels lebt, ſolches hören könne."

Der Kaiſer hat auch eine Ode auf die Einnahme und Zerſtörung der Aufrührer-Stadt Changkiuhr verfaßt. Uebrigens ſcheint ſich der Geiſt der Neuerungen, der den Sultan in Conſtantinopel ergriffen, ſelbſt bis nach Peking verbreitet zu haben, denn der Kaiſer von China hat in dieſem Jahre der alten Etikette zum Trotz mit äußerſter Liberalität ſeinem jüngern Bruder erlaubt, im Bezirk des innern Palaſtes ſpazieren zu gehen, und ſeinem 81jährigen Oheim, vor ihm zu erſcheinen, ohne niederzuknien. Dieſe Liberalität erſtreckte ſich indeß nicht bis auf die engliſchen Kaufleute, die um Abſchaffung der drückenden Auflagen gebeten hatten, und denen der Kaiſer antworten ließ: „Betrachtet das himmliſche Reich, ſeine rei-

VI.

Der Pietismus.

Die liebloſe Härte der proteſtantiſchen Orthodoxie trieb viele fromme Seelen aus den Banden der äußern Kirche hinaus, um die Religion der Liebe anderswo zu ſuchen und zu pflegen. Hatte doch ſchon im Mittelalter der äußere Prunk, die Werkheiligkeit und grauſame Intoleranz des Papſtthums ähnliche Erſcheinungen hervorgerufen. Wenn ſie auch die Kirche nicht verließen, ſo kennzeichneten ſich doch die deutſchen Myſtiker des Mittelalters durch Innerlichkeit der Gottesminne, durch Milde, man möchte ſagen durch eine gewiſſe Süßigkeit der Empfindung. So Eckhart, Suſo, Tauler, desgleichen viele heilige Frauen. So auch wieder nach der Reformation die Quietiſten, Mennoniten, Quäker. Der eigentliche ſogenannte Pietismus kam erſt im vorigen Jahrhundert auf, gleichzeitig mit dem Rationalismus, ſofern die Einen das Chriſtenthum mehr mit dem Herzen, die Andern mehr mit dem Verſtande auffaßten. Eine gewiſſe Vermittlung zwiſchen beiden ſtellte der Janſenismus dar.

Beſonders wichtig war dieſer Janſenismus, weil er das meiſte dazu beitrug, das Anſehen des Jeſuitenordens zu erſchüttern. Schon im 17. Jahrhundert hatte der Holländer Janſen, Biſchof von Ypern, nach ſeinem Tode ein Buch hinterlaſſen, worin er chriſtliche Liebe und einen ſittlichen Wandel im Gegenſatz gegen die Gewaltthaten, den Prunk und die Scheinheiligkeit der römiſchen Kirche empfahl. Seine Lehre fand beſonders Anhang in Frankreich und alsbald fingen die Jeſuiten daſelbſt ſie zu bekämpfen an. Unter den franzöſiſchen Janſeniſten aber befanden ſich ſo viele achtungswürdige Charaktere und ſo viele geiſtreiche und gelehrte Männer, daß die Pariſer Univerſität ſelbſt ſie nicht verdammen wollte. Aber die Jeſuiten gaben nicht nach und obgleich der berüchtigte La Chaiſe, jeſuitiſcher Beichtvater Ludwigs XIV. beim König durchſetzte, daß

der Papſt 1713 die Janſeniſten verdammte, ſo trugen die Jeſuiten von dieſem Siege doch keinen Gewinn, denn ein Reſt von Janſeniſten hat ſich bis auf den heutigen Tag im Bisthum Utrecht behauptet und die Schriften, die von ihren Freunden damals gegen den Jeſuitenorden geſchrieben wurden und deſſen tiefe und ſyſtematiſche Immoralität enthielten, ſchadeten dem Orden in der öffentlichen Meinung unendlich. Namentlich die berühmten Schriften von Pascal, Perrault und Quesnel, der ein neues Teſtament herausgab. Seit dieſer Zeit war dem Orden die Maske abgeriſſen und da gleichzeitig Voltaire in Frankreich, obgleich er die Religion und Moral zugleich verhöhnte, ja vielleicht grade weil er es that, hoch gefeiert und beinahe vergöttert werden konnte, ohne daß die Jeſuiten ihn jemals verdammt oder auch nur verklagt hätten, konnte man dieſe Jeſuiten nicht mehr als ſtarke Pfeiler der Religion betrachten. Damit verloren ſie auch ihre Bedeutung für das Königthum und es währte nicht mehr lange, ſo jagte man ſie als überflüſſig aus Frankreich fort.

In Deutſchland konnte leider die lutheriſche und calviniſche Orthodoxie tiefere Seelen eben ſo wenig befriedigen, als die katholiſche. Schon zu Luther's Zeiten ſelbſt war das von vielen frommen und erleuchteten Männern empfunden worden. So von Schwenckfeld. Nachher beſonders auch von dem edlen Valentin Andreä, welcher ſchrieb: „Nachdem die Lutheraner das Joch der Menſchenſatzung abgeſchüttelt, hätten ſie ſich unter das ſanfte Joch des Herrn beugen ſollen; aber nun vertauſcht man nur eine Menſchenſatzung mit der andern. Man nennt es Gottes Wort, aber das Uebel bleibt. Man nennt es Freiheit, aber man möchte oft lieber die härteſte Sclaverei wählen.“ Auch Comenius ſeufzte: „Wollte Gott, daß Babel ſo unterginge, daß es nirgends mehr wäre. Wir rühmen uns, wir ſeyen aus dem antichriſtlichen Babel (Rom) ausgegangen. Aber ſind wir auch wirklich ausgegangen? Haben wir nicht einen Irrthum nur mit dem andern verwechſelt? Sind wir Ein Volk geworden, Eine Zunge? Ein Herz und Eine Seele? Ach, ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne! Jeder baut ſich einen Thurm, auf dem er in den Himmel ſteigen will. Darum verwirrt uns Gott, daß wir einander

nicht verſtehen. Das iſt das alte Babel. Wir ſind uneinig im Glauben und wären es nur dann nicht, wenn wir die Wahrheit in der Liebe bethätigten." So klagte auch Spanheim: „Wir wollen einander alle an Scharfſinn und in der Lehre, nur nicht in der Gottſeligkeit und Geduld überlegen ſeyn." Ebenſo dachte der fromme Arnd.

Doch erſt am Ausgang des 17. Jahrhunderts gelang es dem frommen Spener im lutheriſchen Straßburg, als dieſe deutſche Reichsſtadt noch zu unſerm Reich gehörte, ein Jahrzehnt vor ihrer Eroberung durch die Franzoſen, mit dem Geiſt der Liebe einigermaßen die harte Schaale des damaligen lutheriſchen Buchſtabenglaubens zu durchbrechen. Er verließ Straßburg und lebte zuerſt in Frankfurt a. M., wo er im Jahr 1670 ein collegium pietatis ſtiftete, den berühmten Ausgangspunkt des ſog. Pietismus. Später kam er nach Sachſen und Preußen, hatte an Carpzow den verbiſſenſten Gegner, aber an Thomaſius den edelſten Vertheidiger. Spener fand ausreichenden Schutz in Preußen, nachdem er als Oberhofprediger in Dresden nicht mehr gelitten war, und wurde 1691 Probſt in Berlin, wo er 1705 in Frieden geſtorben iſt. Er war eine der liebenswürdigſten Erſcheinungen im proteſtantiſchen Deutſchland. Schon ſein Aeußeres war einfach und apoſtoliſch. Er zuerſt wagte, als lutheriſcher Geiſtlicher wieder ſein natürliches Haar geſcheitelt zu tragen, da allen andern lutheriſchen Geiſtlichen durch die orthodoxen Conſiſtorien eine Perücke zu tragen vorgeſchrieben war. Eine Lächerlichkeit, in welche die Orthodoxen geriethen, um der katholiſchen Kirche Hohn zu ſprechen, die ihren Prieſtern falſches Haar zu tragen nicht erlaubte. Es iſt wohl ſehr charakteriſtiſch für die damalige Orthodoxie, daß ſie dieſe elende Perückenangelegenheit ſo wichtig nahm und daß vierzig Streitſchriften darüber erſchienen.

Spener's Syſtem war, im Chriſtenthum ſolle nicht der Dogmenſtreit, ſondern die Liebe und zwar die thätige Liebe vorherrſchen. Daher widmeten ſich ſeine Schüler nicht blos einer pietiſtiſchen Privatfrömmigkeit, ſondern der innern Miſſion. Sein Hauptſchüler Franke gründete das noch jetzt berühmte Waiſenhaus in Halle a. d. Saale.

Bald nach Spener begann auch die Wirkſamkeit des ſächſiſchen Grafen von Zinzendorf, der die berühmte Colonie Herrnhut gründete. Er nahm nämlich die ſog. mähriſchen Brüder, Ueberreſte der Huſiten, die nach Sachſen geflüchtet waren, auf ſeinen Gütern auf und ſammelte zu ihnen noch anderes frommes Volk zu einer Gemeinde, welche abgeſondert von der böſen Welt in brüderlicher Einigkeit, wie die erſten Chriſten leben ſollte, die er daher auch die Brüdergemeinde nannte. Sie war das ganz eigenthümliche Kind einer eigenthümlichen Zeit. Zinzendorf lebte im Anfang des 18. Jahrhunderts mit ſeiner reinen chriſtlichen Bruderliebe, eingezwängt zwiſchen der grenzenlos lüderlichen Hofhaltung in Dresden unter Auguſt II., der in allen Wollüſten der Renaiſſance ſchwelgte, und der herzloſen Orthodoxie, welche Carpzow in Leipzig vertrat. Er ſuchte alſo ein Aſyl, in welchem er die Liebe und die reine Sitte eines echten Chriſten pflegen konnte. Auch er wurde anfangs noch verfolgt, und mußte ſeine Gemeinde verpflanzen, dieſelbe erlangte aber durch ihre muſterhafte Sitte und durch regen Fleiß einen ſo guten Ruf, und erfreute ſich namentlich des Schutzes in Preußen, wo ſie neue Colonien anlegen durfte, daß ſie bald keiner andern Verfolgung mehr ausgeſetzt war als der des Spottes.

Dazu gab nun allerdings Zinzendorf's Manier Veranlaſſung. Als reicher Graf war er unter den Schäfereien des ſächſiſchen Hofes und im Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule aufgewachſen und trug nun dieſen empfindſamen und galanten Geſchmack auf ſeine Liebe zum Lamm Gottes und auf ſein Hirtenamt inmitten einer frommen Heerde über, daher man die Herrnhuter auch Lämmelbrüder nannte. In ſeinen geiſtlichen Liedern, wie herzinnig auch ihre Frömmigkeit iſt, wird die Zärtlichkeit doch oft unanſtändig und bekommt eine widrige Saftigkeit. Davon ging auch etwas in die Ehegebräuche der Herrnhuter über. Das menſchliche Individuum in beiden Geſchlechtern ſollte ſich vollſtändig paſſiv verhalten und nur den Heiland aus ſich und in ſich wirken laſſen. Die perſönliche Zuneigung des Menſchen zum Menſchen ſollte ganz wegfallen, ſo daß ſich auch immer nur die zwei Perſonen heirathen durften, welche Chriſtus durch's Loos dafür beſtimmte. Ueberhaupt ging die

ganze Dreieinigkeit in einer einzigen Perſon, Vater und Geiſt im Sohne auf und in dieſem ſollte nun auch die Menſchheit aufgehen. Die Seitenwunde des Gekreuzigten wurde den Herrnhutern zur Wiege der Wiedergeburt und zur Pforte des Paradieſes. Außerdem brauchten ſie das Lamm als beliebteſtes Sinnbild für den Heiland. Der freie Wille fiel bei ihnen ganz weg, der Heiland allein ſollte in ihnen wirken. Auch war man ſo liebevoll, zu glauben, alle Menſchen ſeyen der Wiedergeburt fähig, alle würden ſelig werden und zuletzt ſogar der Teufel.

Aus gleichen Urſachen wie Zinzendorf wandten ſich im 18. Jahrhundert noch viele Perſonen vom deutſchen Adel, beſonders viel fromme Gräfinnen dem Pietismus und der Sektirerei zu, weil die an den deutſchen Höfen wachſende franzöſiſche Unzucht ſie ekelte. Barthold hat in Raumer's Taſchenbuch ihnen eine ausführliche Abhandlung gewidmet. Die fromme Richtung führte andere, z. B. den Grafen Stolberg, der katholiſchen Kirche in die Arme. Hin und wieder kamen in den frommen Damenkreiſen Ausſchreitungen vor, und ſoll die Liebe zum Seelenbräutigam bei den proteſtantiſchen Ueberfrommen nicht immer eine platoniſche geblieben ſeyn, was den Uebelnamen Muckerei erhielt.

Die großartigſte und würdigſte Gegenwirkung gegen die Aeußerlichkeiten, gegen die todten Werke der Katholiken und gegen den todten Buchſtabenglauben der Proteſtanten aus der tiefſten Seele heraus, erfolgte in der proteſtantiſchen Kirchenmuſik, in der berühmten Schule des Sebaſtian Bach. Es ſchien, als ob das innerſte Gemüth der deutſchen Nation ſich einmal auflehnen wollte gegen alles Fremdartige, was man ihm aufgedrängt hatte. Die heiligen Töne ſtiegen hier wie aus der tiefſten und reinſten Quelle hervor und ſtießen alles Unheilige, allen Schaum und Unrath ab, welche der Quelle ſelbſt nicht eigen, ſondern nur von außen hineingeſchüttet waren. Daher auch die innige Verwandtſchaft dieſer heiligen Tonkunſt mit der deutſchen Baukunſt des Mittelalters, denn die Fugen Sebaſtian Bachs entſprechen völlig den ſymmetriſch aufſteigenden Proportionen eines gothiſchen Doms, wie man dieſe auch mit Recht nur eine verſteinerte Muſik genannt hat.

Dieſe germaniſche Auffaſſung der Kirche in Stein und Ton war der Gottheit ungleich würdiger als die Bildergallerien und die Schauſpiele, denen Rom ſeine Kirchen geöffnet hatte. Töne, welche die tiefſte Seele bewegten, die Herzen ſchmolzen und zu den edelſten Entſchließungen begeiſterten, waren auch für die ſeelenloſe Orthodoxie der Proteſtanten eine ernſte Mahnung, an die Stelle des theologiſchen Haders und Haſſes wieder die Liebe treten zu laſſen. Desgleichen eine Mahnung an den neuen Rationalismus, allen Verirrungen der Kirche nicht blos mit dem Verſtande, ſondern auch mit dem Gemüth entgegenzuarbeiten. Endlich lag in dieſer ernſten tief ergreifenden Kirchenmuſik auch ein Correctiv für den Pietismus, wenn derſelbe zu ſehr in kindiſche Spielerei ausartete, oder gar in eine Seelenwolluſt, welche, aus Egoismus hervorgegangen, kaum weniger verwerflich iſt, wie die leibliche.

Es hat fromme Schwärmer gegeben, die, anſtatt Buße zu thun und demüthig ſich ſelbſt zu prüfen, was ſie denn ſeyen und ob ſie auch würdig ſeyen, ſich Gott zu nahen, friſchweg mit unverſchämter Habgier Gott allein für ſich haben wollten. Dieſe Seelenwolluſt, die Inbrunſt im Umgange mit dem Seelenbräutigam iſt ſchwach und zärtlich organiſirten Individuen wohl zu verzeihen, ſollte aber nicht als Muſter aufgeſtellt werden. Denn zwiſchen den Sterblichen hienieden und dem ewigen und allmächtigen Gott ziemt ſich keine täppiſche Vertraulichkeit. Die Liebe iſt zwar immer ein Kind, aber dem Kinde darf man grobe Unarten nicht nachſehen und mit Gott darf man nie wie mit ſeines Gleichen umgehen wollen, er ſteht immer in hoher und heiliger Ferne über uns. Wenn ſelbſt der ſonſt ſo edle St. Martin einmal zu ſagen wagte: „Gott iſt meine Paſſion“, ſo darf man ſich freilich über manchen andern nicht wundern, der ſeine Familiarität mit Gott noch weiter trieb. Man träumte ſich Gott als Liebhaber, ſogar als eiferſüchtigen Liebhaber der menſchlichen Seele und kokettirte mit ihm.

VII.

Der Gallicanismus und Josephinismus.

Die sog. gallicanische Kirche oder die katholische Kirche in Frankreich hatte von den ältesten Zeiten an Rechte der Gemeinden, der Bischöfe und Landessynoden, wie auch gewisse Rechte circa sacra der Könige bewahrt, welche Rom umsoweniger hatte beanstanden können, als es zur Zeit der Merovinger und Karolinger seine Ansprüche noch nicht gar zu hoch hatte steigern können und froh seyn mußte, bei Frankreich Schutz zu finden. Auch später noch, als die römische Curie schon sehr gewaltthätig um sich griff, mußte sie doch Frankreich immer schonen, weil sie ohne dessen Beistand Deutschland nicht hätte unterdrücken können.

Es ist gewiß sehr charakteristisch, wie katzenartig die römische Curie den französischen Königshof belauerte, mit der devotesten Miene doch jeden Augenblick zu einem tigerartigen Sprunge oder Raubgriff bereit, wenn die Schwäche eines französischen Königs hier ein kühneres Vorgehen zu erlauben schien. Als z. B. König Ludwig IX. sich durch seine große Frömmigkeit und durch seinen Eifer in den Kreuzzügen den Namen des Heiligen erwarb, glaubte Rom sogleich, diesen seinen kirchlichen Sinn mit verschmitzter Habgier ausbeuten zu können, und fing ein System geistlicher Erpressungen in Frankreich an. Der h. König unterschied jedoch sehr wohl, was man Gott schulde, der Curie aber nicht, trat im Jahr 1246 auf's entschiedenste gegen Rom auf, behauptete das alte Recht der französischen Bischöfe, sich nicht von Rom ausplündern zu lassen, hielt das königliche Placet aufrecht und als der Papst ihn zu bestechen versuchte, warf der König dessen Schreiben verächtlich in's Feuer. Aus diesen Vorgängen erklärt sich zum Theil die feste Haltung des nachfolgenden Philipp des Schönen gegenüber den fast verzweifelten Versuchen des achten Bonifacius, sich das französische Königthum wie das deutsche Kaiserthum unterzuordnen.

Philipp ließ nicht mit ſich ſpaßen, ſondern den Papſt mit Gewalt beim Kragen nehmen.

Obgleich nun die franzöſiſchen Könige ſich mit den folgenden Päpſten auf's engſte gegen Deutſchland verbündeten und denſelben ihr ganzes Anſehen ließen, ja ihre Macht und ihre Einkünfte vermehrten, ſo weit es galt, die frommen und dummen Deutſchen zu übertölpeln, durften ſich dieſelben Päpſte doch nicht unterſtehen, in die Rechte der gallicaniſchen Kirche einzugreifen. Sie waren ja in Avignon blinde Werkzeuge des franzöſiſchen Hofes geworden. Zum Ueberfluß hatten die franzöſiſchen Könige ſich in der Sorbonne, der berühmten Univerſität zu Paris, ein höchſt nutzbares Organ geſchaffen, eine Lehranſtalt, theils von Theologen, theils von Legiſten (Juriſten), welche die Rechte des Königs und der gallicaniſchen Kirche gegen Rom mit den Waffen des Geiſtes und der Wiſſenſchaft ſchirmten und ſich an Gelehrſamkeit den Curialiſten überlegen zeigten. Aus dieſer Schule gingen nun auch die berühmten Männer hervor, die auf dem Concilium zu Conſtanz dieſelben Rechte Frankreichs und der gallicaniſchen Kirche mit dem beſten Erfolg verfochten. Während die Hoffnung auf eine Reformation der geſammten Kirche, nach Abſetzung der drei Afterpäpſte durch das Bündniß vereitelt wurde, in welches ſich der Habsburger Friedrich III. mit dem neuen Papſt einließ, nahm Frankreich wohlbedacht eine ſichere Stellung gegen jeden etwa neuen Verſuch des Papſtthums, nach dem Beiſpiel des achten Bonifacius wieder einmal auf Frankreich drücken zu wollen, in der pragmatiſchen Sanction zu Bourges, welche die Vorrechte der gallicaniſchen Kirche auf's neue beſtätigte. Rom hütete ſich auch, es mit Frankreich zu verderben, denn um nicht von der ungeheuern Uebermacht des Hauſes Habsburg ſeit Kaiſer Karl V. gänzlich dominirt zu werden, brauchte es Frankreich als Gegengewicht und die Jeſuiten verſtanden es, mit großem Geſchick ihre Devotion gegen die Habsburger mit einer gewiſſen Vorliebe für Frankreich zu verbinden.

Als die Habsburger in Stumpfſinn und Schwäche verſanken, durfte jene Vorliebe deutlicher zu Tage treten und die Jeſuiten wie auch Rom hielten ſich jetzt vorzugsweiſe an Frankreich. Man

ſah einigermaßen die Zeiten von Avignon wiederkehren. Die Deutſchen wurden von Rom blos übertölpelt und ausgebeutet. Eine innige Uebereinſtimmung der Intereſſen beſtand nur zwiſchen Rom und Frankreich, Rom aber ordnete ſich auch hier wieder dem franzöſiſchen Hofe unter. Ludwig XIV. betrachtete ſich als den eigentlichen Gott auf Erden, dem alles unterthan ſeyn müſſe. Hatte ihm der Papſt, hatten ihm die Jeſuiten geholfen, den Habsburgern Spanien und Neapel zu entreißen, wie hätten ſie ſich unterſtehen dürfen, in Frankreich ſelbſt irgend ein gallicaniſches Recht anzutaſten, oder ſich den Uebergriffen des Königs in die Rechte der Kirche zu widerſetzen? Der König ernannte Biſchöfe, brauchte Kirchengut zu politiſchen Zwecken und benützte die Sorbonne und das Pariſer Parlament, um ſeine Willkür in kirchlichen Dingen gut heißen zu laſſen.

Als der König aber in ſeinem Uebermuth zu weit ging und die gekränkten Habsburger mit dem Papſte eine gemeinſchaftliche Abwehr verabredeten, welche, wie wir im erſten Capitel dieſes Buchs erörtert haben, der Spanier Spinola vermitteln ſollte, die aber nicht zu ſtande kam, handelte König Ludwig XIV. in vollem Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit. Es war der Glanzpunkt ſeiner Regierung. Nach allen Seiten Blitze ſchleudernd rottete er unbarmherzig die Hugenotten in Frankreich aus, nahm uns Deutſchen Straßburg weg, ſchickte dem deutſchen Kaiſer die Türken in den Rücken und ſchreckte zugleich den Papſt durch die Synode von Paris im Jahr 1682, auf welcher er durch die franzöſiſchen Biſchöfe die berühmten vier Artikel beſchließen ließ, die ſeine Königsmacht gegen jede päpſtliche Anmaßung ſicher ſtellten. Bei dieſem Anlaß hielt der berühmte Boſſuet eine ſehr merkwürdige Rede, worin er ausſprach, die gallicaniſche Kirche bilde keinen Gegenſatz gegen die römiſche, ſondern ſey vielmehr ihre Stütze, denn das franzöſiſche Königthum ſey ein göttliches Inſtitut wie das Papſtthum und nur aus ihrer beider innigen Allianz könne die allgemeine Einheit der Kirche hervorgehen. Deutlicher hatte noch niemals der Romanismus ſeinen Anſpruch auf die alleinige Weltherrſchaft erklärt. In unzertrennlicher Einheit ſollte der franzöſiſche und römiſche Deſpotismus die ganze katholiſche Welt regieren

und ihr dadurch auch das Uebergewicht über die akatholische verleihen. Der römische Despotismus wurde aber diesmal ganz von dem des französischen Königthums verschlungen. Vom Hause Habsburg als dem dritten Faktor in der katholischen Weltherrschaft war nicht mehr die Rede.

Dieser verwegenen Usurpation gegenüber nahm Deutschland eine neue Stellung ein. Der Trierer Weihbischof Hontheim warf die Parole aus „Unabhängigkeit des deutschen Episcopats von Rom" und Kaiser Joseph II. trotzte Rom offen, hob eine Menge Klöster auf und verkündete allgemeine Toleranz. Er stützte sich dabei auf die Macht der öffentlichen Meinung in den gebildeten Klassen und hatte das ganze protestantische Deutschland zum Rückhalt. Schon unter dem vorletzten Habsburger Joseph I. war in der Wiener Burg eine Wendung eingetreten. Die weltliche Monarchie ließ von ihrer Rücksicht auf die Kirche schon ein wenig nach. In der neuen Landesordnung Josephs I. von 1708 wurde die Oberherrlichkeit des Staats scharf betont und der geistliche Stand angewiesen, „von seinen Landgütern und Realpossessionen nicht minder als andere Stände auch ohne allen anderweitigen Consens zu contribuiren, weil der Kaiser, wenn er auch die Steuern von den Landtagen begehre, dies aus bloßen Gnaden thue und dadurch sein oberherrliches Recht im geringsten nicht limitirt ist, sondern ihm das absolutum exercitium supremae regiae jurisdictionis in publicis tributis jederzeit zustehe." Man muß dabei erwägen, daß Ludwig XIV. in Frankreich nach dem gallicanischen System gleichfalls überzeugt war, die Klerisei lebe nur von seiner Gnade. Die Zeit war nicht mehr fern, in welcher sich zeigen sollte, daß der Jesuitenorden seine Lebenskraft nur von den Höfen im Dienst der weltlichen Gewalt gesogen hatte, und sie verlor, sobald die Höfe ihm den Rücken kehrten.

Die letzte deutsche Habsburgerin, die Kaiserin Maria Theresia, heirathete den Herzog Franz von Lothringen. Ihr berühmter Sohn nun, Kaiser Joseph II., wich in auffallender Weise vom habsburgischen System ab und regierte zwar noch ganz absolutistisch, bediente sich aber der Kirche nicht mehr als Mittel, um das Volk zu ver-

chen Ernten, ſeine Berge voll Fülle. Sein Schatz iſt voll zum Ueberſtrömen! Was kann ihm an den erbärmlichen Waaren von euch barbariſchen Nationen allen liegen! Wenn ihr dermalen, wo die Abgaben an den Hof geſandt werden, die alte Regulirung ändern wollet, ſo werde ich es als ein Zwangsmittel anſehen. Die Folge wird ſeyn, daß ihr euch ſelbſt des Lebens berauben werdet, das euch vom himmliſchen Reich gegeben wurde, und wieder entzogen werden wird; fortan wird euer Benehmen einen ſolchen Grad von Beleidigung abgeben, der eure Vertreibung herbeiführen wird."

Dagegen ließ der Kaiſer ſtrenge Gerechtigkeit gegen die Mörder einer franzöſiſchen Schiffsmannſchaft üben. Sie wurden am 30 Januar 1829 hingerichtet. — Aus Canton meldete man daß daſelbſt die Blattern und eine Ueberſchwemmung viele Menſchen weggerafft haben. Auch ſoll daſelbſt die Luſt zum Selbſtmorde gleich einer Epidemie herrſchen, und es ſollen zuweilen 10 — 20 Frauenzimmer an einander gebunden ſich freiwillig ins Waſſer ſtürzen.

Ueber die Statiſtik des ſeinem Gebiet wie ſeiner Bevölkerung und ſeinen Hülfsmitteln nach unermeßlich reichen und mächtigen China findet man in der Allg. Zeitung von 1830 Nr. 211 ff. einen ſehr intereſſanten Aufſatz, auf den wir verweiſen, da uns der enge Raum nicht erlaubt, ihn hier mitzutheilen.

dummen und an knechtiſchen Gehorſam zu gewöhnen, ſondern er entwaffnete und discreditirte die Kirche, huldigte der Aufklärung und war der erſte und größte Liberale ſeines Reiches. Aber äußere Umſtände unterſtützten ihn. Die Monarchen, die ſich noch ein Jahrhundert früher der Kirche bedienen zu müſſen geglaubt hatten, bildeten ſich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein, dieſes Mittels, welches ſie vielfach genirte, nicht mehr zu bedürfen, ſeitdem die Aufklärung ſchon ſo große Fortſchritte gemacht habe. Sämmtliche Zweige ſowohl der habsburgiſchen als der bourboniſchen Dynaſtie in Wien, Madrid, Paris und Neapel verſtändigten ſich dahin, daß der Compromiß, den ſie unter Vermittlung des Jeſuitenordens mit der römiſchen Curie eingegangen hatten, nunmehr überflüſſig geworden ſey, daß man jetzt ungenirt dem Papſte den Daumen auf's Auge drücken und den Jeſuitenorden aufheben ſolle, deſſen reiche Güter überdies für die Finanzen der betreffenden Staaten ein angenehmer Zuwachs ſeyn würden.

Da die Jeſuiten immer die Untrüglichkeit des Papſtes gelehrt hatten, in welchem Vergötterungsſyſtem Bellarmin am weiteſten gegangen war, wurden ſie geneckt, daß der Papſt jetzt ſelber ihren Orden aufgehoben habe. Allein ſie wußten ſich zu helfen und antworteten dem Philoſophen Reinhold: „Der h. Vater iſt allerdings untrüglich, wenn er ex cathedra ſpricht, unſer Orden iſt aber nur ex curia aufgelöst worden und dieſe wird nicht vom h. Geiſt, ſondern nur von der Weltklugheit geleitet."

Bekanntlich haben ſich die Regierungen in der Vorausſetzung, die Aufklärung werde ihnen mit der gleichen Loyalität dienen, wie bisher die Kirche, entſetzlich getäuſcht. Die franzöſiſche Revolution hat ſie gründlich darüber belehrt.

Joſeph II. hatte dieſe Erfahrung noch nicht gemacht, als er das große Werk ſeiner Reformen in Oeſterreich begann. Sein Wille war gut, obgleich er ſehr leichtſinnig in's Zeug ging. Er überſtürzte ſich. Das Volk, ſo lange von Jeſuiten und Kapuzinern geleitet, verſtand ihn nicht oder wurde gegen ihn gehetzt. Auch hatte Joſeph keine Ahnung davon, was er als deutſcher Kaiſer eigentlich dem deutſchen Volke ſchuldig geweſen wäre. In der

Oberflächlichkeit der damaligen, aus Frankreich ſtammenden Philoſophie erzogen, wußte er weder den Werth des Chriſtenthums, noch die Unentbehrlichkeit einer Religion für die Völker zu würdigen und glaubte die Frömmigkeit hinlänglich durch Moral, die Kirche durch Staat und Schule erſetzen zu können. Noch weniger begriff er, wie eigentlich die Mißbräuche, die er abſchaffte, entſtanden ſeyen, und ſchob alle Schuld auf die Kirche, die an ſich unſchuldig und erſt durch die habsburgiſche und bourboniſche Politik unter Oberleitung der Jeſuiten zu der Verknechtungs- und Verdummungsmaſchine geworden war, die ſeinem natürlichen Gefühl mit Recht ſo tiefen Abſcheu einflößte. Er kannte zu wenig die Geſchichte, ſonſt hätte er den Neukatholicismus von der Kirche des Mittelalters unterſchieden und eingeſehen, daß es darauf ankam, vom heidniſch romaniſchen Princip zum chriſtlich germaniſchen zurückzukehren oder die Reformation anzunehmen. Statt deſſen verwarf er die kirchliche Autorität überhaupt und impfte ſeinen Oeſterreichern nur Voltaire's Unglauben und Rouſſeau's empfindſame Humanität ein. Ohne Zweifel war es ein großer Gewinn, daß er die lateiniſche Schule der Jeſuiten mit ihrem italieniſch-ſpaniſchen Beigeſchmack vom deutſchen Boden wegtilgte, aber die franzöſiſche Modephiloſophie war kein guter Erſatz dafür. Auch nicht die ſog. claſſiſche Literatur, die damals hauptſächlich im proteſtantiſchen Deutſchland aufblühte. Wir legen kein hohes Gewicht auf das, was den Deutſchöſterreichern vom deutſchen Geiſt aus der damaligen Literatur zuſtrömte. Es war auch in Norddeutſchland damals kein eigentlicher deutſcher Geiſt vorhanden. Auch hier hatten die Fürſten in ihrem dynaſtiſchen Intereſſe den deutſchen Geiſt ſyſtematiſch durch die claſſiſchen Studien und durch das römiſche Recht unterdrückt und die großen Dichter und Philoſophen, welche Deutſchland im vorigen Jahrhundert hervorbrachte, ſchwärmten für die Menſchheit in's Blaue hinaus und hatten für das ſpecifiſch deutſche Nationalintereſſe keinen Sinn. Durch die franzöſiſche Mode war vollends eine ſeichte Aufklärerei und maureriſche Prahlerei aufgekommen, die bei den einflußreichen Nicolaiten in Berlin mit nicht viel mehr Geiſt, wenn auch mit noch viel größerer Anmaßung auftrat, als in Wien.

Wie gut es auch Joſeph II. gemeint hat, ſo gelang es ihm doch nicht, das ſo lange an Geiſtesſchlaf und groben Sinnengenuß und an triviale Unterhaltungen gewöhnte Volk mit irgend einer edlen Begeiſterung zu erfüllen.

Der in Oeſterreich herrſchende Joſephinismus hatte die Wirkung, daß in dem benachbarten damals noch ſehr bigott katholiſchen Bayern die geheime Geſellſchaft der ſog. Illuminaten oder Erleuchteten aufkam, geſtiftet von Weishaupt, Profeſſor des Kirchenrechts zu Ingolſtadt. Im Allgemeinen den Maurerlogen nachgebildet, nahm der Orden neben dem Geheimniß auch noch aus den Inſtitutionen der Jeſuiten das Gelübde des ſtricteſten Gehorſams auf. Der Zweck des Ordens war, die joſephiniſche Aufklärung auch in Bayern zur Herrſchaft zu bringen und zwar durch allmälige Aufnahme der höhern Beamten und ſelbſt Kleriker. Wirklich ließen ſich viele Gebildete oder ehrgeizige Beamte und ſelbſt hohe Geiſtliche am Rhein, wie Dalberg in Mainz, die gern ſäculariſirt hätten, in den Orden aufnehmen. Man beſchuldigte die Mitglieder revolutionärer Pläne, die aber nur in Paris Eingang fanden oder ausgebrütet wurden, wo norddeutſche Mitglieder des Ordens für ihn warben. In Bayern ſelbſt ſollen die ſog. ſchottiſchen Ritter, wie ſich die eigentlichen Leiter der Geſellſchaft nannten, nur eine Läuterung des Chriſtenthums bezweckt haben, indem ſie von dem Satz ausgingen, Chriſtus ſelbſt ſey eigentlich ein Illuminat geweſen und habe die ſchon zu ſeiner Zeit durch Pfaffenthum, weltliche Tyrannei und Adelsanmaßung herabgewürdigte Menſchheit wieder zu ihrer urſprünglichen Würde erheben wollen.

VIII.

Die Abschaffung der christlichen Religion in Frankreich.

Es wäre gut, wenn man sich der französischen Revolution etwas mehr erinnerte, als es zu geschehen pflegt, namentlich in Bezug auf ihren irreligiösen Charakter. Man betrachtet sie meist nur als ein politisches Ereigniß und erwägt zu wenig die wichtige Rolle, welche sie in der Geschichte des Christenthums spielt. Sie war die reife Frucht der Renaissance, des nach und nach immer weiter gehenden Abfalls von der Religion des Kreuzes zu einem neuen Heidenthum. Sie offenbarte, wessen die Menschheit fähig sey in der Abtrünnigkeit von Gott. Nicht nur alles äußerlich Kirchliche wurde in der französischen Revolution zerstört, sondern auch der Glauben selbst durch ein Gesetz verboten, durch ein Decret des französischen Nationalconvents der liebe Gott förmlich abgesetzt und für etwas erklärt, das nicht existire. Diese Thatsache allein beweist, welche ungeheure Störung in das christliche Leben hereingebrochen ist, und, wenn auch der revolutionäre Brand wieder erlosch und man zur Kirche zurückkehrte, in welchen Convulsionen sich doch die Christenheit bewegt, an deren ruhiger Fortexistenz man früher nicht gezweifelt hat. Auch heute wieder, nach kaum achtzig Jahren, wuchert der Unglauben wie Unkraut überall wieder auf und die gleichen Ursachen drohen uns mit gleichen Wirkungen.

Das Uebel wurzelt nirgend anderswo als in der Renaissance bei den Romanen, in den heidnischen Tendenzen der römischen Hierarchie und in dem Despotismus des französischen Königthums, in welche der Geist des alten römischen Heidenthums gefahren ist. Die romanische Race fiel nur aus einem Extrem ins andere, vom Aberglauben in gänzlichen Unglauben, von sclavischer Unterwürfigkeit in tolle Anarchie. Einen vernünftigen Mittelweg einzuschlagen, dazu war sie nicht fähig. Vom Bösen zu etwas Gutem überzugehen vermochte sie auch nicht. Dazu war sie zu wenig gut geartet.

Sie konnte nur aus einem Böſen in's andere übergehen und dieſes Zuſammenkochen zweier böſer Gifte ließ in die ſchwärzeſte Tiefe ihres Racencharakters hineinblicken. Die Engländer hatten 140 Jahre früher auch eine Revolution gemacht, in ihr aber kamen die Puritaner, die ſtarkgläubigſte Partei mit der ſtrengſten Sittenzucht zur Herrſchaft, dagegen in Frankreich die Jakobiner als Atheiſten mit ſchamloſer Unzucht.

Die romaniſche Race hat im Unglauben doch nur daſſelbe innerſte Böſe herausgekehrt wie im Aberglauben. Die Guillotinen, die Septembermorde, die Nojaden hatten dieſelbe Quelle wie die ſpaniſche Inquiſition, die Autodafés, die Pariſer Bluthochzeit, in dem allzu heißen durch Leidenſchaft vergifteten Blute der Race. Dieſe urſprüngliche Anlage im Blut gereicht der Race wohl zu einiger Entſchuldigung, wir gutmüthigern und gewiſſenhaftern Deutſchen ſollten uns aber hüten, über den mancherlei Liebenswürdigkeiten und Talenten, ihre ſo oft und am meiſten gegen uns gerichtete Bösartigkeit zu vergeſſen.

Die franzöſiſche Revolution wurde vorbereitet durch die Finanznoth und den Steuerdruck in Folge der unſinnigen Verſchwendungen des Hofes. Das mit Recht unzufrieden gewordene Volk ließ ſich nun von den Anhängern Voltaires und Rouſſeaus verführen, von den frechen Religionsſpöttern, die ſich nicht damit begnügten, einen gerechten Abſcheu gegen die jeſuitiſchen Hofpfaffen, lüderlichen Biſchöfe und Abbés an den Tag zu legen, ſondern der chriſtlichen Religion ſelber alles zur Laſt legten, was in ihrem Namen von den Pfaffen geſündigt worden war und von den Freiheitsfreunden, welche zum Theil im nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskriege mitgekämpft und Rouſſeau's Freiheitsideen in der neuen Welt verwirklicht geſehen hatten. Auch die Freimaurerei war aus England in Frankreich eingebürgert worden und half die Revolution mit in Fluß bringen.

Als ganz beſonders charakteriſtiſch muß hervorgehoben werden, welche warme Sympathie die Partei der beginnenden Revolution in Frankreich für dieſelbe Renaiſſance zu hegen fortfuhr, welche ſeit drei Jahrhunderten ausſchließlich der Monarchie gedient hatte. Wenn

Ludwig XIV. ſich gern mit dem Kaiſer Auguſtus verglich und ſein Zeitalter mit dem auguſteiſchen, ſo verglichen ſich die Jakobiner mit Brutus, Grachus. Kurz, ſie wollten ihre Abſtammung von den alten Römern beurkunden und das romaniſche Racenintereſſe ſprach ſich in ihnen mit faſt noch mehr Entſchiedenheit aus, als in der antigermaniſchen Politik der franzöſiſchen Könige. Während der Revolution wurde es allgemeine Vorausſetzung in Frankreich, das galloromaniſche Volk ſtehe endlich auf gegen den eingedrungenen germaniſchen Adel der Franken, Burgunder und Weſtgothen, um dieſe für immer vom galliſchen Boden zu vertreiben. Mit dieſer Fiction hing dann auch genau zuſammen, daß die neue franzöſiſche Republik die altrömiſchen Namen und Titel wieder auffriſchte, Tribunen, Conſuln, einen Senat wieder aufleben, die mittelalterlichen deutſchen Länder- und Völkernamen verſchwinden ließ, aus der Schweiz wieder Helvetien, aus den öſterreichiſchen Niederlanden wieder Belgien, aus Holland Batavien, aus dem Genueſergebiet Ligurien, aus Toscana Hetrurien ꝛc. machte.

Mit den Antipathien gegen alles Germaniſche verband ſich bei den Franzoſen wie immer, ſo auch wieder in der Revolution die Antipathie gegen das wahrhaft Chriſtliche, was durch die römiſche Praktik escamotirt worden war. Schon Rouſſeau, deſſen Anhänger eine ſo große Rolle in der Revolution ſpielten, hatte vom Chriſtenthum nie etwas wiſſen wollen und nicht blos nichts von der chriſtlichen Lehre, ſondern auch nichts von der chriſtlichen Moral. Er abſtrahirte von allem Geweſenen, von aller Geſchichte, wollte mittelſt der Erziehung eine ganz neue Menſchheit ſchaffen, um ſie nach ſeinem contrat social in einer ſeiner Meinung nach naturgemäßen, auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Socialdemokratie zu vereinigen. Rouſſeau dachte nicht daran, zu welchem gräßlichen und unnützen Blutvergießen ſeine Ideen in der Revolution führen würden; es konnte aber nicht anders kommen, weil ſeine Ideen wie von der Gottesfurcht, ſo auch vom Ernſt der ſittlichen Pflicht abſtrahirten.

Rouſſeau's berühmteſter Schüler war Robespierre, der eine Zeitlang die franzöſiſche Republik beherrſchte und dem es ohne Zweifel ernſt war, die Franzoſen zur Tugend und ſogar zur Religion,

wenigſtens zur Verehrung eines höchſten Weſens zurückzuführen. Aber auch in ſeiner gräßlichen Tugend hat ſich der romaniſche Racenzug nicht verleugnet. Er wollte nämlich die Franzoſen mit dem Henkerbeil zur Tugend zwingen und ließ Köpfe über Köpfe abſchlagen, bis endlich auch der ſeinige unter demſelben Beile fiel.

Die Anbetung des höchſten Weſens, welche Robespierre empfohlen hatte, nahm verſchiedenartige Formen an. Cloots ſchlug vor, nur le peuple Dieu, das vergötterte Volk anzubeten. Der republikaniſche Kalender aber, der in ganz Frankreich eingeführt wurde, miſchte Natur- und Vernunftcultus mit dem patriotiſchen. Indem er das chriſtliche Jahr abſchaffte, rechnete er nur noch nach Jahren der Republik und ſetzte an die Stelle der Heiligennamen die Namen von nützlichen Pflanzen und Thieren, Erzeugniſſen der Induſtrie, Geräthſchaften, wie auch republikaniſchen Tugenden. Die amtlichen Kalendermacher ließen es dabei an Verhöhnung des Chriſtenthums nicht fehlen, wie denn der ehemalige Weihnachtstag den Namen chien, ein Marientag den Namen poule, Allerheiligentag den Namen salsifis (Bocksbart) erhielt. Die neue Naturreligion artete in den heidniſchen Venuscultus aus. Als Göttinnen der Vernunft wurden nackte Frauenzimmer herumgeführt und angebetet. Als Robespierre verlangte, man ſolle, wenn auch keinen perſönlichen Gott mehr, doch wenigſtens ein abſtraktes höchſtes Weſen (être suprême) anerkennen, ſpotteten ſeiner die Sanscoulotten und feierten bei Nacht ſcheußliche Orgien, wobei die blaue Flamme eines Napfs, worin man Zucker mit Branntwein angezündet hatte, jenes être vorſtellen ſollte. Dieſen Wahnſinn begleitete aber ein furchtbarer Blutdurſt. Wo ſich noch ein Prieſter blicken ließ, wurde er ermordet. Wer noch das Kreuz ſchlug oder die Hände zum Gebet faltete, wurde ermordet. Die frommen Bauern der Vendée, die im tapfern Kampf ſich ihres Glaubens wehrten, kamen großentheils um. Der Reſt ließ ſeine Kinder heimlich im Walde chriſtlich taufen und hörte heimlich die Predigt eines verkleideten Prieſters, doch nur unter ſteter Todesgefahr.

Napoleon ſtellte die Kirche wieder her, aber nicht aus chriſtlicher Frömmigkeit, ſondern blos aus Nützlichkeitsgründen. Vor der

Revolution war Robespierre's Bruder der, an den er ſich hielt, in Aegypten war er Muhamedaner, nach dem 18. Brumaire ſpielte er den Chriſten. Die Kirche ſollte ihm nur dienen, ihm bei den Maſſen, beſonders dem Landvolk blinden Gehorſam zu verſchaffen. Daher ſchrieb er in ſeinem Katechismus der franzöſiſchen Jugend vor: Den Kaiſer ehren heißt ſo viel als Gott ehren! Auch der Papſt ſollte ihm blos zum politiſchen Werkzeug dienen. Der arme Papſt war in dem Falle, mit der größten Dankbarkeit die Gnade anzunehmen, die der neue Kaiſer des Weſtens ihm gewährte, und es beweist von ſeiner Seite wenig Takt, daß er ſich ſo oft gegen Napoleon ſperrte. Napoleon bewilligte ihm in dem neuen Concordate weit mehr, als der Papſt irgend hätte erwarten können. Freilich that es Napoleon nur um ſeiner ſelbſt und nicht um des Papſtes willen, aber der Papſt gewann doch viel dabei. Napoleon opferte geradezu den Gallicanismus auf und machte den Papſt zum unumſchränkten Herrn der franzöſiſchen Kirche. Die Biſchöfe verloren völlig ihre Selbſtändigkeit und noch ſclaviſcher wurden die Pfarrer gehalten. Napoleon wollte, der Papſt ſolle die Kirche ganz ſo von oben herab regieren, wie ſein Miniſter des Innern die weltliche Adminiſtration leitete. Der Befehl ſollte vom Papſt ausgehen. Die Biſchöfe ſollten denſelben nur vollziehen, wie die Präfecten den Befehl des Miniſters, und die Pfarrer ſollten ihnen denſelben unbedingten Gehorſam leiſten, wie die Maires den Präfecten. Bei alledem aber ſetzte Napoleon voraus, der Papſt werde ſich auch nur wie ein Cultminiſter verhalten und nur dem kaiſerlichen Willen dienen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Napoleon die abendländiſche Kirche auf den Fuß der ruſſiſchen bringen wollte. Alexander I. ſchien ihm beneidenswürdig, ſofern derſelbe Czaar und Patriarch war und Staat und Kirche zugleich regierte. Es war offenbar ſeine Abſicht, den Papſt zunächſt in die Stellung eines Patriarchen herabzudrücken, wie im alten byzantiniſchen Reiche. Wenn er aber länger regiert hätte, würde er wohl vielleicht den Verſuch gemacht haben, wie ihn Peter der Große mit ſo vielem Glücke gemacht hat, das Papſtthum mit dem Kaiſerthum zu verſchmelzen.

Unter Napoleon dem Großen hatte alſo die gallicaniſche Kirche

nichts gewonnen, ſondern verloren. Der römiſche Centralismus hatte grade erſt mit Napoleon's Hülfe die gallicaniſchen Ausnahmen und Vorrechte verſchlungen. Erſt nach Napoleon's Sturz tauchte, aber auch nur ſehr vorſichtig und allmälig, das gallicaniſche Sonderintereſſe wieder auf. Noch nicht unter den ältern Bourbons, die vielmehr nach ihrer Wiederherſtellung dem Papſt, dem römiſchen Syſtem und den gleichfalls wieder hergeſtellten Jeſuiten eifrig anhingen. Aber ſpäter, wie wir denn in unſern Tagen franzöſiſche Biſchöfe auf dem Concil in einem mehr oder weniger gallicaniſchen Sinne dem römiſchen Centralismus lebhaft opponiren ſahen.

IX.

Ein wunderbares Heimweh.

Die Deutſchen hatten ſich ſelbſt vergeſſen. Erdrückt vom Romanismus durch das Tridentinum, in den proteſtantiſchen Ländern auch durch das römiſche Recht und durch die claſſiſche Schule, particulariſtiſch eingepfercht durch das Geſetz cujus regio und durch die moderne Bureaukratie, hatte die deutſche Nation das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt verloren. Ihre großen Denker und Dichter lebten in anderen Welten, waren Gräcomanen, Gallomanen, Anglomanen oder insgemein Kosmopoliten. Eine Nation nun, die ſo zerriſſen und uneins und ſelbſt in der Gedankenwelt ſo ganz ſich ſelbſt entfremdet war, konnte ihre Selbſtändigkeit nach außen unmöglich länger behaupten. Sie mußte in fremde Gewalt fallen. Das war die Gewalt Napoleons, die uns gänzlich überwältigte und unſer einſt ſo großes und ehrwürdiges Reich zertrümmerte. Zum erſtenmal, ſeit die Welt ſteht, wurden alle Deutſchen unmittelbare oder mittelbare Unterthanen eines fremden Herrn. Eine Hälfte der Deutſchen erniedrigte ſich im Rheinbund im Dienſt des fremden

Tyrannen am tiefſten, die andere Hälfte litt am entſetzlichſten unter der Rohheit und Habgier der Eroberer, wurde von ihnen ſyſtematiſch ausgeſogen und mit unſäglicher Verachtung behandelt. Das alles hatten die Deutſchen wohl verdient, weil ſie ſich ſo lange von ihren Fürſten und deren feilen Gelehrten um ihr Nationalgefühl, um ihre nationale Ehre hatten betrügen laſſen.

Aber auch die Schande hat ein Maaß. In Deutſchland konnte ſie nicht weiter gehen, als in der Zeit, in welcher der niederträchtigſte Gelehrte, den die deutſche Erde hervorgebracht hat, der ekelhafteſte Lobhudler Napoleons, Johannes Müller, als deutſcher Tacitus geprieſen wurde und man den Namen des edlen Römers, der unſerer älteſten Vorfahren Ehre gerühmt, an die Schande ihrer Enkel wegwarf. In dieſem Augenblicke trat ein Wendepunkt ein, denn weiter konnte die Selbſtentehrung Deutſchlands nicht gehen. Die deutſche Nation exiſtirte doch noch, wenn ſie auch ſo lange nichts mehr von ſich gewußt hatte. Sie war nicht todt, ſie hatte nur in langer Lethargie gelegen. Sie war betäubt geweſen, aber die Fähigkeit zu erwachen und zu voller Beſinnung zu kommen, war nicht in ihr erſtorben.

Wohl war es eine rührende, wunderbare Erſcheinung, wie das deutſche Ehrgefühl, das nationale Bewußtſeyn zum erſtenmale, wie im Traume eines Halbſchlafs in nur wenigen edlen Seelen aufdämmerte, in denen die jedem Deutſchen angeborne Unſchuld am wenigſten von der romaniſchen Unzucht befleckt worden war. Es waren kindliche Seelen, die ſich unwiderſtehlich zur Kindheit der Nation hingezogen fühlten und wenigſtens im Traum der Erinnerung und Dichtung das deutſche Volk noch einmal ſich verjüngen ließen. Es waren poetiſche Kinder, die in den ſchönen Ruinen des einſt von den Franzoſen verbrannten Heidelberger Schloſſes vom alten Kaiſer und Reiche träumten in dem Augenblick, in welchem Napoleon's Regimenter lärmend mit ihren Kanonen und blitzenden Bajonetten vorüberzogen, um auf dem Schlachtfeld von Jena das ruhmvoll vor tauſend Jahren von Karl dem Großen gegründete deutſche Reich ruhmlos zu begraben. In den Tagen jenes finſteren Verhängniſſes ſpielten jene poetiſchen Kinder fröhlich und lachend

III.

Frankreich.

1.

Die Lage Frankreichs vor Eröffnung der Kammern des Jahres 1829.

Seit dem Sturze Napoleons und der Wiedereinsetzung der Bourbons hatte sich Frankreichs unermeßliche Kraft und Thätigkeit von den äußern Angelegenheiten mehr auf die innern geworfen. Es hatte die erste Rolle auf dem großen europäischen Schauplatz an Rußland und England abgetreten, und obgleich es seine Truppen früher nach Spanien, später nach Griechenland zur Pacification dieser Länder absandte, so wurde ihm diese thätige Rolle doch mehr durch eine allgemeine Combination der großen Cabinette zugetheilt, als daß es sich dieselbe völlig selbstständig gewählt hätte.

Während Frankreich nun die Früchte seiner Revolution, die Charte, die beiden Kammern, die Geschwornengerichte, die Preßfreiheit, eine besser geordnete Administration, ein besser vertheiltes Grundeigenthum, eine erhöhte Industrie und eine in jeder Hinsicht verständigere und gereiftere Bildung im ungestörten Frieden genoß, war seine Kraft doch in seinem

mit der goldnen Kaiſerkrone, die nur ihnen noch gehörte, nur der ewigen Jugend, nur der Zukunft des deutſchen Volkes.

Wie der claſſiſche und franzöſiſche Modegeſchmack damals alles verkehrte und auf den Kopf ſtellte, ſo nannte man jene poetiſchen Kinder die romantiſche Dichterſchule. Es war nichts Romantiſches oder Romaniſches an ihnen, ſie waren vielmehr durch und durch deutſch, was die andern damaligen Dichter nicht waren. Sie bezeichneten nach Jahrhunderten wieder zum erſtenmal die Rückkehr von allen Verirrungen in's Fremde zur Heimath. Sie knüpften die Gegenwart und Zukunft an die große Vergangenheit unſeres Volkes wieder an und überſprangen die Jahrhunderte der Ausländerei. Man hätte ſie alſo nicht Romantiker, ſondern das junge Deutſchland nennen ſollen. Aber ſo verkehrt dachte man, daß man zwanzig Jahre ſpäter den Namen des jungen Deutſchland an die elende Judenſchule Heines wegwarf, an geile Affen, die nur wieder die Franzoſen nachäfften.

Indem nun jene erſten ſog. romantiſchen Dichter das ſoeben draußen in der Wirklichkeit durch Napoleon zertrümmerte deutſche Kaiſerthum in ihrer poetiſchen Fata Morgana wieder aufbauten, ehrten ſie im alten Reich auch die alte Kirche und Gothik des Mittelalters. Auch Novalis hörte im ahnungsvollen Ohr die Glocke der alten Kirche tönen und ihr Echo in einer Kirche der Zukunft. Der tapfere Görres aber frug: Warum ſollten wir nur träumen? Laßt uns mit wachen Augen friſch und muthig Reich und Kirche wieder aufbauen!

Die noch von Joſephinismus und Napoleonismus trunkenen Freigeiſter und die eingeſchüchterten Philiſter ſtaunten, ärgerten ſich und ſpotteten über die Träumer, über das längſt verſchollene Deutſchland und die alte Kirche. Aber noch viel mehr erſtaunten ſie und erſchracken, als das deutſche Volk, ſoweit es nicht gleich ihnen durch die claſſiſche Schule und franzöſiſche Mode entnationaliſirt war, der gemeine Mann, das eigentliche Volk ſich plötzlich wie ein Rieſe, der vom Schlaf erwacht, erhob, im unvergeßlichen Frühjahr 1813, ein nie geahnter Patriotismus Millionen Herzen elektriſirte und hunderttauſend und aber hunderttauſend Arme ſich waffneten, um die Fran-

zoſen und ihren weltüberwindenden Kaiſer aus Deutſchland hinauszujagen und in furchtbaren Schlachten das ihnen entriſſene Reichsbanner wiederzuerobern. Nur die verderbteſten Rheinbündler verharrten in ihrer verrätheriſchen Verſtocktheit, die anfangs erſchrockenen Philiſter nahmen doch endlich ſelbſt an der Begeiſterung theil.

Die Opferfreudigkeit des deutſchen Volks wurde von der öſterreichiſchen Politik mißbraucht, die Reichsfahne wieder eskamotirt, das deutſche Reich nicht wieder hergeſtellt, vielmehr ſtiftete Metternich in enger Allianz mit den auswärtigen Mächten den deutſchen Bund nur als Nothſtall für das wild gewordene deutſche Roß, nur als Ueberwachung Preußens, damit von da aus nie wieder eine deutſche Begeiſterung ausgehe, und das deutſche Volk ließ es ſich in ſeiner unendlichen Gutmüthigkeit wieder von den Fürſten gefallen, wie alles frühere Unheil.

Aber das große Jahr 1813 hatte nicht vergeblich ſo viel deutſches Blut fließen ſehen. Getränkt mit dieſem edlen Blute ließ der deutſche Boden den goldnen Waizen nicht mehr wie früher im welſchen Unkraut untergehen. Die Forderung der Einheit deutſcher Nation tauchte immer von Neuem auf und mit ihr die Sehnſucht nach der Wiedervereinigung der ſo unnatürlich getrennten Confeſſionen.

Ein Umſtand iſt dabei beſonders charakteriſtiſch. Nicht nur der große kriegeriſche Aufſchwung des Jahres 1813 ging von Norddeutſchland und von den Proteſtanten aus, ſondern auch die ſog. romantiſche Schule und das oben geſchilderte Heimweh nach der alten Kirche. Novalis, Tieck, Arnim waren norddeutſche Proteſtanten. Hier in proteſtantiſchen Kreiſen hatte man zuerſt eingeſehen, durch welche Sünden Deutſchland in ſo tiefe Schmach verſunken ſey; man hatte erkannt, daß die ausſchließliche Herrſchaft der claſſiſchen Schule und franzöſiſchen Mode uns wie dem guten alten Glauben ſo auch der eigenen Nationalität entfremdet habe. Man ſchnitt ſich den claſſiſchen Philiſterzopf herunter, verſpottete die hohle Aufgeblaſenheit des Kosmopolitismus, zürnte den Verräthern der Nation, weckte die großen Erinnerungen der Vorzeit, ſammelte deren ſchriftliche Denkmäler, wendete ſich auf einmal wieder mit Liebe den

ſchönen altdeutſchen Dichtungen zu, erkannte wieder die heilige Schönheit der Gothik und vertiefte ſich andächtig in die alte Zeit, wo noch Frömmigkeit und Treue der Deutſchen Art war. Das führte nun auch zur Wiederanerkennung der mittelalterlichen Kirche. Proteſtantiſche Maler wurden katholiſch, um Heiligenbilder für die Kirchen im ältern, von der Renaiſſance noch nicht entweihten Style zu malen, die von den profanen Malern ſpöttiſch ſog. Nazarener. Man begann ſchon, den Ausbau der gothiſchen Dome zu wünſchen. Dieſe ganze Schule, die man fälſchlich die romantiſche nannte, da ſie doch nur den deutſchen Kern endlich wieder von der romaniſchen Schale befreien wollte, ging von Proteſtanten aus. Der einzige namhafte Katholik, der ſich ihr anſchloß, Joſeph Görres, faßte aber die eigentliche Aufgabe des wiederbefreiten Deutſchland am großartigſten und klarſten auf und gab dem poetiſchen Traume erſt Leben und Realität durch ſeine Vorſchläge in Bezug auf eine neue Einheit Deutſchlands im Reich und in der Kirche.

Außer dieſem genialen Görres, dem intimſten Freunde von Arnim, und einigen wenigen erſt ſpäter auftretenden Dichtern, wie Eichendorff, nahmen ſich die Katholiken der romantiſchen Schule nicht an, erwiederten die katholiſchen Sympathien der Norddeutſchen nicht und dieſes ihr kaltes Verhalten hätte auffallen müſſen, wenn es ſich nicht ganz natürlich erklären ließe. Derſelbe philiſtröſe Rationalismus, gegen den ſich die romantiſchen Dichter empörten, war mit der joſephiniſchen Tendenz auch überall im katholiſchen Deutſchland herrſchend geworden und ſträubte ſich gegen die neue Schule hier wie dort. Auf jene proteſtantiſchen Dichter wirkte überdies ein Reiz der Neuheit. Die ihnen bisher fremd geweſene katholiſche Welt erſchien ihnen im Zauberlicht einer ſchönen Vergangenheit. Die katholiſche Kirche des Mittelalters war ihnen beſſer bekannt als die neue ſeit dem Tridentinum. Umgekehrt verhielt es ſich mit den Katholiken, welche ganz in den neurömiſchen Mechanismus ſeit dem Tridentinum oder in den Joſephinismus eingelebt für die Gothik des frühern Mittelalters und überhaupt für das Germaniſche im Katholicismus keinen Sinn hatten. Wenn aus ihrer Mitte eine Oppoſition gegen das Beſtehende hervorging, ſo herrſchte darin nur

ein ſittliches und Humanitätsprinzip vor, gegenüber der todten Werkheiligkeit. So hat der fromme Sailer den Katholicismus in einer Zeit, die demſelben am ungünſtigſten geworden war, unter den joſephiniſchen und napoleoniſchen Verfolgern, rationaliſtiſchen und freimaureriſchen Verhöhnungen, in einer edlen Weiſe vertheidigt und dabei der chriſtlichen Wahrheit und dem ſittlichen Ernſt einen reinen Weg gebahnt zwiſchen den beiden Extremen des äußern romaniſchen Flitters und der faden und grundgemeinen Religionsſpötterei. Auf dieſem Wege ging Weſſenberg noch einen Schritt weiter und dachte an die Herſtellung einer deutſchen Kirche, welche wieder zwei Extreme vermeiden ſollte, einmal die ausſchließlich romaniſche und jeſuitiſche Einſeitigkeit und ſodann den modernen Unglauben. Aus der ſittlichen Forderung Sailers machte Weſſenberg zugleich eine nationale. Aber beide Forderungen fanden entſchloſſene Gegner und zwar nicht blos im romaniſchen Süden. Der deutſche Bund, wie ihn Metternich auf dem Wiener Congreß herrichtete, wurzelte in einem tief unſittlichen Prinzip und hatte zugleich einen antinationalen Zweck, nämlich den, die dynaſtiſche und confeſſionelle Uneinigkeit in Deutſchland unter dem Einfluß der auswärtigen Mächte zu verewigen.

Siebentes Buch.

Der Ultramontanismus der Neuzeit.

I.

Die Reſtauration.

Nach Napoleon's Sturz glaubten die europäiſchen Machthaber neuen Revolutionen am ſicherſten vorbeugen zu können, wenn ſie der römiſchen Curie ihre frühere Macht zurückgäben, ja ſie duldeten ſogar die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens. Sie verſtanden das aber nur in dem Sinne des frühern oben bezeichneten Compromiſſes, demzufolge die Curie dem wiederhergeſtellten Thron zur Stütze dienen ſollte. Dieſes Bedürfniß fühlten namentlich die in Frankreich, Spanien und Neapel wiederhergeſtellten Bourbons. Ein geiſtloſes, ſtumpfſinniges, greiſenhaftes Verfahren. Es kam darauf an, einen Neubau der zerſtörten Kirche vorzunehmen und dabei alles zu vermeiden, was den Sturz des ältern Gebäudes veranlaßt hatte. Nimmermehr durfte man das Alte mit allen ſeinen Mißbräuchen wieder einführen. Die Kirche mußte wie ein kraftvoller Baum in friſche Blüthen ausſchlagen, nicht wie altes trocknes Holz den lendenlahmen Bourbons blos zur Krücke dienen. Ein junger friſcher Geiſt in einem neuen, den veränderten Zeitumſtänden angemeſſenen Orden mußte die Völker anregen und mit Enthuſiasmus durchdringen, feurige Liebe wecken und finden. Nimmermehr aber durfte man den Jeſuitenorden aus ſeinem Grabe wecken, jenen Orden, der das Maaß der Sünden gegen den heiligen Geiſt voll ausgefüllt hatte durch die Dienſte, die er in Madrid, Wien und Paris geleiſtet, und deſſen Wiederkehr nur noch die eines Vampyrs, eines lebensunfähigen und doch blutſaugenden Geſpenſtes ſeyn konnte. Mit ſolchen

Mitteln richteten die Bourbons ſowohl ihren Thron als den Altar nur auf kurze Zeit ſchlotternd und wackelig wieder auf. Nichts hat den politiſchen Liberalismus und zugleich den Unglauben mächtiger gefördert und gegenüber der bourboniſch-jeſuitiſchen Corruption ſogar zu einer moraliſchen Macht heranwachſen laſſen, als jener Reſtaurationsverſuch.

In Spanien machte ſich die Reſtauration noch verhaßter, noch verächtlicher. Man hat geſtaunt, wie es möglich war, daß das ſpaniſche Volk, nachdem es noch gegen Napoleon voll religiöſer Begeiſterung gekämpft und geſiegt hatte, ſich binnen wenigen Jahrzehnten ganz auf die liberale Seite warf und mit wollüſtigem Ingrimm ſeine ſchönen alten Kirchen zerſtörte. Aber der raſche Umſchlag in der Denkungsart der Spanier wird genügend erklärt durch den ungeheuern Undank Ferdinands VII. und durch die Laſter ſeiner Wittwe und Tochter. Nirgends ſind die Bourbons ſittlich tiefer geſunken und entartet als hier. An den faulenden Leichnam dieſer Dynaſtie gebunden, mußte das ſpaniſche Volk, von Ekel und Wuth ergriffen, ſich loszureißen ſuchen und hat es gethan. Die Kleriſei aber in Spanien hat bewieſen, wie tief ſie ſeit den Zeiten Philipps II. demoraliſirt ſeyn mußte, daß ſie es noch über ſich gewinnen konnte, das ewige und heilige Intereſſe ihres Altars mit dem vergänglichen eines von allen Laſtern beſudelten Thrones zu verwechſeln. Nie hat ſie ſich tiefer herabgewürdigt, als in Madrid, wo in den königlichen Vorzimmern Beichtväter mit Kutſchern und Maitreſſen zuſammen ſaßen, um gegen ein edles und großherziges Volk zu conſpiriren. Etwas Aehnliches hatte man allerdings ſchon in Verſailles unter Ludwig XIV. erlebt, aber hier trug das Laſter wenigſtens eine anſtändigere und vornehmere Maske.

Der kaiſerlichen Regierung in Oeſterreich war nach dem Sturz Napoleons eine hohe und doppelte Aufgabe geſtellt, für die Kirche und für die deutſche Nation. Aber wie immer verſagte ſie ſich dem höhern Rufe. Sie blieb dem alten habsburgiſchen Syſteme treu, indem ſie den Compromiß mit den wiederhergeſtellten Bourbons einfach erneuerte. Ihre natürliche Aufgabe wäre geweſen, ſowohl das deutſche Reich auf neuer Grundlage im Intereſſe der Einhei:

und nicht des Particularismus herzuſtellen, als auch die Kirche, nachdem ſie mit dem Romanismus nahezu Bankerott gemacht hatte, zu regermaniſiren. Die Gelegenheit dazu wäre äußerſt günſtig geweſen. Der Papſt war durch den Napoleonismus dermaßen geſchwächt worden, daß er den alliirten Mächten, die ihn aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft retteten, die größten Conceſſionen hätte machen müſſen, wenn nur Oeſterreich ſolche verlangt hätte; denn Preußen, England und Rußland hätten nichts einwenden wollen, das beſiegte Frankreich nichts einwenden können.

Als zur Zeit der napoleoniſchen Herrſchaft Oeſterreich und Preußen, der katholiſche Süden und der proteſtantiſche Norden von Deutſchland für die früher begangenen Sünden gleich ſchrecklich und ſchimpflich büßen mußten, die heldenmüthige Geſammterhebung deutſcher Nation aber den Fürſten in's Gedächtniß rief, was ſie der Nation ſchuldig ſeyen, bot ſich dem Kaiſer von Oeſterreich eine neue Gelegenheit dar, das lang Verſäumte in Bezug auf die Kirche nachzuholen. Er mußte dem jeſuitiſchen Romanismus und dem Joſephinismus zugleich entſagen und der Kirche den germaniſchen Charakter zurückgeben. Er vermochte es, denn ſowohl der Papſt als die rivaliſirende katholiſche Großmacht Frankreich waren damals ohnmächtig und in Norddeutſchland hatte damals nicht nur der ſehr populäre Görres das Banner der Gothik entfaltet, ſondern auch unter den Proteſtanten ſelbſt hatte die neu aufgekommene romantiſche Schule eine warme Liebe und Begeiſterung für die Kirche des deutſchen Mittelalters geweckt. Der Jeſuitenzopf war nicht damit gemeint und überhaupt durch Joſephinismus und Napoleonismus längſt abgeſchnitten. Ein energiſcher Kaiſer der Deutſchen hätte damals den Papſt beſtimmen können, nachdem er ſelber im Romanismus dem Untergange nahe gekommen war, im Germanismus ſeine Rettung und die Wiedergeburt der Kirche zu ſuchen. Aber das unproductive Metternich'ſche Syſtem unter zwei ſchläfrigen Kaiſern wußte nichts aus der Kirche zu machen, blieb beim alten durchaus corrumpirten und greiſenhaft gewordenen Romanismus und rief zum Ueberfluß, damit weder die deutſche noch die chriſtliche Begeiſterung in Oeſterreich jemals in Flammen aufſchlagen

könne, das Judenthum zu Hülfe und vertraute ihm seine Finanzen und seine Presse an. Der edle Görres wurde von Gentz, der Metternich's Gedanken stylisirte, verhöhnt und Jedermann weiß, daß niemals weniger Geist in der katholischen Kirche Oesterreichs zu spüren war, als unter Metternich.

Diese verkehrte Politik war nur die Fortsetzung der alten Politik Karls V. Das Haus Lothringen hätte sich für berufen erachten sollen, dieser schlechten undeutschen Politik der alten Habsburger zu entsagen, an der es keine Schuld getragen hatte. Es machte sich jetzt erst derselben mitschuldig. Anstatt sich ehrlich für das deutsche Nationalinteresse zu erklären und dafür thätig zu seyn und den warmen Sympathien, welche 1813 in ganz Deutschland für die Wiederherstellung unseres alten Reichs erwacht waren, mit gleicher Wärme und Begeisterung entgegenzukommen, zog es Franz II. schon im Sommer 1813 vor, durch die Bedingungen, unter denen er Preußen und Rußland seine Allianz verkaufte, und durch den Schutz, welchen er den Rheinbundfürsten zusicherte, an die deutschen Einheitsbestrebungen den Hemmschuh zu legen. Indem er nach Napoleon's Sturz den Compromiß mit Frankreich zu Gunsten der römischen Curie erneuerte und im Einverständniß mit eben diesem Frankreich, dazu mit England, Rußland und den Rheinbundstaaten das deutsche Kaiserthum nicht wieder herstellte, dem deutschen Nationalinteresse durch die neue deutsche Bundesverfassung sträflich zuwider handelte, mittelst derselben nur die Uneinigkeit und Schwäche Deutschlands und den Einfluß fremder Mächte verewigen wollte, bewies er damit, daß er dem deutschfeindlichen Princip Karls V. vollkommen treu geblieben war.

In Bezug auf die Kirche war das Verhalten der österreichischen Regierung auffallend zweideutig. Metternich glaubte mit der ihm eigenen Frivolität das alte spanische System nach außen mit dem josephinischen nach innen verbinden zu können. Eine Unnatur, die für die Träger des Systems nur die schlimmsten Folgen haben konnte. Oesterreich, dem damals unbestritten der erste Rang unter den katholischen Mächten zukam, setzte seinen Gesandten in Rom ein, um die Curie zu überwachen. Es bediente sich der Curie in

Innern selbst gefesselt durch die beiden großen einander bewachenden Parteien, in die es seit der Restauration zerfiel. Seit dieser Zeit war Frankreich weniger mit dem Gleichgewicht Europa's als mit seinem eignen Gleichgewicht beschäftigt. Jede seiner großen Parteien, hier die Ultras, dort die Liberalen, strebten das Uebergewicht zu erhalten, während die Gemäßigten von beiden Parteien das Gleichgewicht suchten. In diesen wechselseitigen Bestrebungen bestand der ganze Inhalt der innern Geschichte Frankreichs seit vierzehn Jahren.

Unter dem kraftvollen Ministerium Villele erhielt die Ultrapartei entschieden das Uebergewicht. Sie gewann dem Hofe den Sieg über die Pairskammer, indem sie dieselbe mit ihren Creaturen in Masse bevölkerte, und über die Deputirtenkammer, indem sie durch eine Veränderung des Wahlgesetzes die Wahl aus den Händen der zahlreichen wohlhabenden Mittelclasse in die Hände der wenigen Reichen spielte. Sie gewann der alten Aristokratie eine Milliarde als Entschädigungssumme für ihre Verluste in der Revolution, und der alten Kirche den Einfluß aufs Volk durch Begünstigung der Jesuitenschulen und Missionare. Allein es war nicht mehr möglich, ein Frankreich herzustellen, wie es vor 1789 gewesen. Das Ministerium Villele mußte fallen, sobald es zu weit ging, oder vielmehr, sobald es seinen Zweck erreicht hatte. Denn es konnte nur sein Zweck seyn, die royalistische Partei zu befestigen, zu erhalten, ihr so viel Kraft zu geben, daß sie der liberalen Partei das Gegengewicht zu halten im Stande war, keineswegs aber ihr Uebergewicht bis zur Vernichtung der liberalen Partei zu treiben. Dieses Ministerium scheint nur insofern zu viel verlangt zu haben, um so viel zu erhalten, als möglich war. Es hat höher auf-

ſeiner auswärtigen Politik, theils um das Uebergewicht über die bourboniſchen Höfe zu behaupten, theils um den paritätiſchen Staaten Schwierigkeiten zu bereiten. In ſeiner innern Politik aber ließ es keine Einmiſchung der Curie zu und hielt auch von ſeinen Kronländern die Begeiſterung fern, die ſich in Frankreich, in dem nicht öſterreichiſchen Deutſchland, in Belgien und in England für eine neue „Glorie der katholiſchen Religion" entflammte. Man hätte glauben ſollen, eine ſolche Begeiſterung auch in Oeſterreich zu nähren, wäre der öſterreichiſchen Politik natürlich und zuträglich geweſen, natürlich, weil Oeſterreich der Erbe des alten deutſchen Kaiſerthums war, zuträglich, weil Oeſterreich dringend nöthig hatte, in ſeinen öſtlichen Provinzen und in den chriſtlichen Provinzen der Türkei der ruſſiſchen Propaganda mit der vollen geiſtigen Ueberlegenheit der abendländiſchen Kirche entgegenzutreten. Das that aber Oeſterreich nicht. Es begnügte ſich, die Bisthümer mit Perſönlichkeiten zu beſetzen, die dem Hofe unbedingt ergeben waren, das gemeine Volk durch geiſtesarme und abſichtlich ſchlecht unterrichtete Pfarrer zu den herkömmlichen Andachten anzuhalten und mit äußerlichem Ceremoniel, zahlreichen und prunkvollen Feſten, Prozeſſionen, Wallfahrten ꝛc. zu beſchäftigen. Auf keiner Univerſität aber und in keinem Prieſterſeminar wurden geiſtreiche und feurige Theologen geduldet. Der bequeme Schlendrian durfte nirgends überſchritten werden. Wie es ſcheint, herrſchte damals in den maßgebenden Kreiſen Wiens ein Widerwille gegen den Geiſt überhaupt, wie gegen ſittlichen Ernſt und Tiefe des Gemüths. Metternich war bekanntlich der frivolſte Lebemann. Doch darf man auch annehmen, er habe in die Fähigkeit der Jeſuiten Mißtrauen geſetzt, wie ſie denn in der That die Throne der Bourbons nicht haben retten können. Genug, nicht nur die öſterreichiſchen Finanzen, ſondern auch die Preſſe kam faſt ausſchließlich in die Hände der Juden, die Sittenloſigkeit nahm in erſchreckender Weiſe überhand und ſtatt eines Herdes chriſtlicher Begeiſterung wurde Wien, wie Feldmarſchall-Lieutenant v. Welden ſagte, „ein abfaulender Miſthaufen".

Die Strafe eines ſo verkehrten Syſtems, wie es Metternich handhabte, ließ nicht lange auf ſich warten. Hatte er ſich, um

Preußen und die deutſchen Einheitsbeſtrebungen zu unterdrücken, auf Italiener, Slaven und Ungarn geſtützt, ſo wuchſen ihm dieſe bald über den Kopf, revolutionirten und brachten das große Reich aus den Fugen. Hatte er den Joſephinismus nur als Mittel gebrauchen wollen, ſo emancipirte ſich auch dieſer, ſetzte ſich ſelber zum Zweck, alliirte ſich mit dem modernen Liberalismus, duldete nicht länger die Doppelzüngigkeit und riß der Regierung die Waffe des Concordats aus der Hand.

Die Reſtauration fand edle Kräfte unter den ſog. liberalen Katholiken vor, welche fähig und geneigt waren, der katholiſchen Kirche in Deutſchland eine neue, zeitgemäße Stellung zu geben, wodurch ſowohl das jeſuitiſche, als das unchriſtliche Extrem, oder Aberglauben und Unglauben vermieden worden wären. Sailer, Weſſenberg, Hirſcher, Staudenmaier, Diepenbrock ꝛc. waren damals hochgeachtete, bei der katholiſchen Bevölkerung beliebte Männer und hatten zahlreiche und begeiſterte Schüler. Aber ſie wurden von den Regierungen gegen die Verdächtigungen der Jeſuiten und der römiſchen Curie nicht geſchützt. Metternich ließ lieber die beiden Extreme, Jeſuiten und Juden gewähren, ehe er wackern deutſchen Männern von wahrer Frömmigkeit und wiſſenſchaftlicher Bildung Unterſtützung gewährt hätte. Damals hätte die Staatsgewalt noch Mittel in den Händen gehabt, eine gemäßigte und vernünftige Mehrheit unter den deutſchen Katholiken zu conſolidiren und der Gefahr vorzubeugen, in welche ſie nothwendig zuletzt zwiſchen den Extremen des Jeſuitismus und des irreligiöſen Radikalismus gerathen mußte.

II.

Die große antichriſtliche Gegenſtrömung.

Unmittelbar nach dem Sturze Napoleons hatte die chriſtliche Religion viel mehr Geltung, als ſie vor und während der Revolution und der napoleoniſchen Herrſchaft gehabt hatte und als ſie wenige Jahre ſpäter wieder haben ſollte. Die Völker hatten in großer Noth und ſchwerem Kampf wieder beten lernen. Die Fürſten ſelbſt vereinigten ſich zu einer ſog. heiligen Allianz und verſprachen, wieder chriſtlich regieren zu wollen. Das Martyrium der katholiſchen Kirche während der franzöſiſchen Revolution und die grauſame Mißhandlung der letzten beiden Päpſte erweckten auch bei denen Mitleid, welche ſonſt Gegner der katholiſchen Kirche geweſen waren, ſo bei England und Rußland. Da man aber bald inne wurde, die h. Allianz ſey eine bloße Spiegelfechterei, der alte diplomatiſche Macchiavellismus habe ſein verſchmitztes Geſicht nur in fromme Falten gelegt, konnte von den Regierungen aus der wirklich damals vorhandene fromme Sinn der Bevölkerungen nicht belebt, ſondern nur zurückgedrängt werden. Als man ferner ſah, wie Ferdinand VII. in Spanien den kirchlichen Eifer ſeines Volks mißbrauchte, wie er unter ſcheinheiliger Maske unerhörte Schandthaten an einer edlen Nation verüben ließ und wie auch die neuen Jeſuitenmiſſionen in Frankreich einen Beigeſchmack politiſcher Abſichtlichkeit hatten, erkalteten die Herzen für die Religion. Dazu kam, daß die Bureaukratie faſt aller Länder mehr oder weniger in joſephiniſchen und napoleoniſchen Erinnerungen lebte und nicht gern die Pfaffen wollte wieder aufkommen laſſen.

Was zuerſt Frankreich betrifft, ſo warf ſich der ganze Haß, den die ſtolze Nation gegen die Bourbons faßte, weil ihnen dieſelben vom Ausland aufgedrängt wurden, zugleich auf die Kirche wegen der Gunſt, die ihr eben dieſe Bourbons zuwandten. Aus Abſcheu vor den Greueln der Revolution und vor der Tyrannei

Napoleons würden die Franzoſen gewiß weniger feindlich gegen die Kirche geſtimmt geweſen ſeyn, wenn nicht die Bourbons aus der Kirchlichkeit ihr Privilegium gemacht hätten. Mit den Bourbons, durch die Bourbons wollten ſie die Kirche nicht haben. Darin lag auch ein richtiges Urtheil und natürliches Gefühl. Die Franzoſen hatten es Jahrhunderte hindurch erleben müſſen, wie die h. Kirche als Mittel des unheiligſten Despotismus mißbraucht worden war. Mit der liberalen Strömung, die allmälig ihren Wellenſchlag immer höher und immer lauter gegen den Thron der Bourbons antrieb, war ein fanatiſcher Kirchenhaß gepaart, dem die Chanſons von Beranger den volksthümlichſten Ausdruck gaben. Während die Liberalen, den alten Lafayette an der Spitze, das Königthum angriffen, ſtürmten andere gegen die hohen Kreuze, welche die Jeſuiten in ihren wandernden Miſſionen errichteten. Hinter den Liberalen tauchten aber bald wieder Republikaner und hinter den Jeſuitenfeinden Feinde des Chriſtenthums überhaupt, Atheiſten auf. Die Sturmfluth wuchs an und die Bourbons wurden zum zweitenmal aus Frankreich vertrieben. Ihr böſer Vetter, der treuloſe Ludwig Philipp, erkaufte den Thron nur durch alle möglichen Conceſſionen, die er den Liberalen machte. Beide vertrugen ſich dahin, zwiſchen Thron und Parlament die Regierung, hauptſächlich aber die Staatseinkünfte zu theilen. Mit Recht wurde auch das Regiment dieſer Corruption geſtürzt und nach einem mißlungenen Verſuch, die Republik herzuſtellen und den Terrorismus der Revolution von 1793 zu erneuern, gelang es einem Napoleoniden, ein zweites Kaiſerreich in Scene zu ſetzen. Napoleon III. benutzte die Umſtände mit Klugheit. Der Liberalismus hatte ſich durch die Wuchergeſchäfte, die er mit Ludwig Philipp gemacht, entehrt und discreditirt. Die rothe Republik, der man ſchon wieder nahe gekommen war, hatte den ganzen Abſcheu vor den Jakobinern und Atheiſten erneuert. Die Mehrheit der Franzoſen wollte Ruhe haben und ſchenkte wie dem Thron, ſo auch dem Altar wieder Achtung, dem Thron, weil ihn ein Napoleonide inne hatte, dem Altar, weil er jetzt nicht mehr zum Fußſchemel der verhaßten Bourbons diente. Die Vertreibung der Bourbons war dem Wegziehen einer dunklen Wolke zu vergleichen,

welche bisher das vom Kreuz ausstrahlende Licht getrübt und beschmutzt hatte. Napoleon III. bewies Klugheit, indem er das Vertrauen des Klerus und des frommen Landvolks durch sein rücksichtsvolles Benehmen gegen die Kirche rechtfertigte, ohne sie zu verachten, wie Ludwig Philipp gethan hat, aber auch ohne sich in eine Intimität mit ihr einzulassen und sich den Jesuiten hinzugeben, wie die älteren Bourbons. Er konnte somit sich die Sympathie des Klerus bewahren, ohne sich dem Haß der Kirchenfeinde auszusetzen. Er beobachtete eine gewisse Neutralität zwischen der Kirche und ihren Gegnern, um nach Umständen verfahren zu können, wenn die eine oder andere Partei ihm besonders nützlich oder schädlich werden könnte.

In Spanien hatte das System Philipps II. den Neuerungen am längsten widerstanden. Hier hatte der Neukatholicismus mit dem geschmacklosen Prunke, der die Gothik auch hier wie in Frankreich und Deutschland verdrängte, hier der Terrorismus der Inquisition am längsten ausgehalten, hier hatten die Feuer der Autodafés in weitester Ausdehnung und am längsten gelodert. Hier hatten sich noch die Spanier mit derselben Begeisterung für ihre heilige Kirche gegen die Franzosen geschlagen, wie einst die Helden des Cid gegen die Mauren. Aber der gräßliche Undank, mit dem Ferdinand VII. ihren Heldenmuth lohnte, öffnete ihnen die Augen und viele von ihnen und eine immer größere Zahl des Volks erkannte, daß sie ihr edelstes Herzblut hingeopfert hatten für eine schlechte Sache. Da nun der spanische Klerus aus alter Gewohnheit und aus einem jedenfalls mißverstandenem Interesse das Königthum trotz seiner Frevel immer noch stützte, unterzog er sich demselben Fluche, der das Königthum ereilt hatte. Wenn die römische Kirche sich eines h. Ambrosius rühmte, der dem mächtigsten Monarchen unverzagt die Wahrheit sagte, warum hatte sie in Spanien keinen Bischof aufzuweisen, der Ferdinand VII. zurechtgewiesen hätte, der die Sache des Altars von der des lastervollen Thrones getrennt hätte? Zum erstenmal grollte das an langen Gehorsam gewöhnte Volk dem Klerus wie dem Könige. Mit der alten Liebe zum Klerus endigte auch die Blindheit dieser Liebe. Man rechnete

jetzt erst der Geistlichkeit das ganze Register ihrer Sünden aus und faßte es in ein volksthümliches Couplet zusammen:

Vor dreien bösen Vögeln behüt' uns, lieber Herr:
Vor Mönchen und vor Priestern und Spatzen allzumal,
Die Spatzen fressen alles, was wir an Korn gesät,
Die Mönche schlucken hinunter, was wir an Wein gebaut,
Den Priestern aber stehen die Schönen all bereit;
Vor diesen dreien Plagen behüt uns, lieber Herr!

Auffallenderweise schien der Geist im Klerus ausgestorben zu seyn. Während in Frankreich so viele geistvolle und feurige Stimmen für den Glauben sich erhoben, war in Spanien nur ein gewisser Balmes, der desgleichen that.

In Italien hatte niemals eine so tiefe religiöse Begeisterung das Volk ergriffen, wie in Spanien. Je näher an Rom, um so weniger Heiligkeit. In den Regionen der höhern Bildung war der Spottgeist längst zu Hause, sogar am päpstlichen Hofe, wovon oben schon Beispiele angeführt sind. Die vielen kleinen Fürstenhöfe Italiens waren alle mehr oder weniger lüderlich, wovon Gorani Zeugniß gibt. Italien lieferte auch den deutschen Höfen nur das verdorbenste Gesindel von Komödianten und Glücksrittern aller Art. Das katholische Venedig verhielt sich zum Christenthum wie das calvinische Holland. Bekanntlich versicherten die Holländer in Japan, damit man ihnen dort den einträglichen Handel nicht verbiete: „Wir sind keine Christen, wir sind Holländer". Im vorigen Jahrhundert fehlte Italien jeder höhere sittliche Aufschwung. Man darf Casanova als den Normalitaliener jener Zeit bezeichnen. Als die Franzosen in der Revolutionszeit Rom besetzten, fanden sie dort Anhänger genug. Auch die Restauration des Papstes im Jahr 1814 brachte keine Begeisterung des Klerus oder Volks mit sich. Die Diplomatie hatte daran mehr Antheil als die Frömmigkeit. Ein großer Theil der gebildeten Klassen sah den Papst höchst ungern nach Rom zurückkehren. Den wiederhergestellten Jesuiten wirkten die Carbonari entgegen. Mazzini, der jetzt ein Greis ist, entzündete damals in der italienischen Jugend eine feurige Begeisterung

nicht mehr für Freiheit und Gleichheit allein, wie früher die italieniſchen Anhänger der franzöſiſchen Revolution, ſondern für die nationale Ehre, die Einheit Italiens. Derſelben Sache widmete der heroiſche Garibaldi ſein ganzes Leben. Dieſer mächtigen Partei war nichts ſo ſehr verhaßt als das römiſche Papſtthum, und aus dieſem Grunde haßte ſie auch die Kirche, die Religion überhaupt. Auf der klerikalen Seite war Niemand, der auch nur mit einigem Feuer die Kirche vertheidigt, die im Volk ſchlummernden kirchlichen Sympathien geweckt hätte. Nur der Geſchichtſchreiber Cantu war conſervativ. Die ganze moderne Literatur der Italiener gehörte mehr oder weniger der Oppoſition an. Gioberti meinte, es ſey ja doch wohl das Natürlichſte, daß ganz Italien ſich an den Papſt anſchließen müſſe, dann habe es die erſehnte Einheit wie von ſelbſt. Davon wollte aber Mazzini's Partei nichts wiſſen. So lange übrigens der öſterreichiſche Geſandte noch im venetianiſchen Palaſt zu Rom reſidirte und noch keine bewaffnete Macht ſich der italieniſchen Patrioten annahm, war für dieſe auch keine Hoffnung. Erſt als die franzöſiſche Politik dem König von Sardinien erlaubte und ihn ſogar dazu anreizte, ſich der Patrioten gegen den Papſt anzunehmen, um Oeſterreichs Einfluß aus Italien zu verdrängen, erſt dann erhielt die Oppoſition Nachdruck, und mit Hülfe Frankreichs konnte Italien wirklich geeinigt werden.

Damit war die anti-öſterreichiſche Politik Frankreichs befriedigt, der Papſt aber keineswegs beſeitigt, weil es andererſeits wieder der Politik des franzöſiſchen Kaiſers entſprach, ſich durch Schonung und Beſchützung des Papſtes die Sympathien des franzöſiſchen Klerus und Landvolks zu erhalten. Immerhin wollte und konnte Frankreich nicht hindern, daß die neue italieniſche Regierung der Kirche all ihre Güter nahm, die Klöſter aufhob, das Anſehen des Klerus auf jede Art ſchwächte und daß Mazzini und Garibaldi freie Hand bekamen, nicht nur auf die katholiſchen Prieſter jede Schmach zu häufen, ſondern auch den Glauben und die Gebräuche der Kirche ſelbſt zu verhöhnen.

Im katholiſchen Deutſchland wurde zwar der politiſche Liberalismus unter der ſtrengen Polizei des Bundestags lange niederge-

halten, nicht aber die antikirchliche Strömung im Leben und in der Presse. In Oesterreich gesellte sich zur fortdauernden Lüderlichkeit der Sitten jetzt auch noch die fabelhafteste Fahrlässigkeit in den Finanzen und die wachsende Macht der Börsenjuden, der Vampyre der Monarchie, der sich auch bald eine wohlorganisirte Schaar von Literaturjuden zugesellte und die periodische Presse fast ausschließlich beherrschte. Wie schon oben bemerkt ist, kokettirte man nach außen mit dem alten habsburgischen System, mit Papismus, Jesuitismus, Concordat, berief Convertiten nach Wien, immer mit vieler Ostentation und bezahlte sie gut. Das war aber alles nur Maske, unter welcher der Josephinismus fortdauerte, der den Prälaten eben so bequem war, wie der Regierung. Metternich duldete keine Spur von Geist in der Kirche, weshalb auch Oesterreich allein zurückblieb, als in Frankreich, im südwestlichen Deutschland, in Belgien, sogar den katholischen Provinzen Preußens und in England ein mächtiger Aufschwung des katholischen Geistes erfolgte. Jarke, ein nach Wien berufener Convertit, der voll Begeisterung für die Kirche hinkam, hat in seinen hinterlassenen Schriften auf's bitterste über das Metternich'sche System geklagt, welches nirgends eine heilige Begeisterung duldete und die Convertiten lediglich zu politischen Werkzeugen brauchte. Auch die gebildeten Klassen in Oesterreich waren noch von Josephinismus inficirt und empfingen ihre Geistesnahrung meist unter Vermittlung der schadenfrohen Juden, von denen sie sich förmlich gegen das Christenthum erbittern ließen. Eine ziemliche Anzahl junger österreichischer Dichter nannte sich selbst Lerchen des jungen Völkerfrühlings. Sie hätten aber eher den Namen der Spatzen verdient, weil sie meist dem das Christenthum verhöhnenden und unzüchtigen Juden Heine nachpfiffen. Nur Sebastian Brunner allein spiegelte in seinen Schriften den frommen Glauben des katholischen Oberlandes ab, durchblitzt von ohnmächtigem Zorn über das in Oesterreich allmächtig gewordene Judenthum.

Außerhalb Oesterreich im katholischen Süddeutschland, in den vormaligen Rheinbundstaaten glaubten die Regierungen im bequemen Geleise des Josephinismus und Napoleonismus weiter fahren zu dürfen. Die Lüderlichkeit der geistlichen Höfe im vorigen Jahrhun-

dert, die Gunst, welche der Aufklärung an den kurfürstlichen Höfen von Köln und Mainz geschenkt worden war, die Revolutionsideen und schließlich die Gunst, die auch Napoleon immer nur den geschmeidigen und unterthänigen Bischöfen gewährt, das alles hatte auch die niedere Geistlichkeit in die Bahn der Toleranz, Aufklärung und jenes Schlendrians gelenkt, der den weltlichen Beamten am besten gefiel. Erst die Rücksichtslosigkeit, mit welcher unter Friedrich Wilhelm III. die strenggläubigen Katholiken und Lutheraner bureaukratisch gemaßregelt wurden, rief den bekannten Widerstand des Erzbischofs von Köln hervor, welcher das größte Aufsehen erregte und wozu alle Feinde Preußens laut applaudirten. Unterdeß nahm der katholische Geist in Frankreich, Belgien und am Niederrhein einen neuen Aufschwung und die Ausstellung des h. Rocks in Trier, zu welcher über eine Million Fromme wallfahrteten, bewies dem erstaunten Publikum der aufgeklärten und liberalen Philister, das katholische Mittelalter, das man längst ausgestorben glaubte, rage wieder lebendig in die Gegenwart hinein. Daher großer Aufruhr; großer Lärmen und Wogen des Zornes bäumten sich gegen den Bischof Arnoldi von Trier auf. Doch ungefährlich für ihn, es war nur Schaum.

Der junge Ronge, ein unwürdiger katholischer Priester aus Schlesien, wollte den allgemeinen Unwillen der aufgeklärten und liberalen Presse benutzen, um ein großes Schisma herbeizuführen und alle liberalen Katholiken um sich als um einen zweiten Luther zu sammeln, und das nannte man die neue „deutsch-katholische" Kirche. Der Idee nach sollte es noch dem Wessenbergischen Plan entsprechen, aber dem Ei fehlte das Dotter, was Wessenberg darin gelassen hatte, nämlich der religiöse Glaube. Der sog. Deutsch-Katholicismus war glaubenslos, irreligiös, ein Ding wie weiland der Theophilanthropismus der französischen Revolution, und Ronge war nur ein eitler Maulheld ohne allen innern Beruf zu einem Reformator. Sein Werk mißlang daher völlig. Der ehrliche, wenn auch nur noch halbwegs gläubige Protestantismus wollte von ihm nichts wissen, und ohne eine Vereinbarung mit der Kirche der alten

Reformation konnte die der neuen keine Stellung zur Weltgeſchichte nehmen.

Im proteſtantiſchen Deutſchland zeigte ſich die antikirchliche und irreligiöſe Agitation ungleich energiſcher und zog in der Geiſterwelt viel tiefere Furchen. Ohne die Tragweite der Maßregel zu kennen, ließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ſich durch ruſſiſchen und öſterreichiſchen Einfluß veranlaſſen, den Patriotismus von 1813, die Begeiſterung für die Einheit und Macht Deutſchlands zu unterdrücken, und verband damit auch die Proſcribirung des eifrigen Lutherthums, theils weil ſich die altlutheriſche Frömmigkeit während der Freiheitskriege mit der patriotiſchen Begeiſterung innig verbunden hatte, theils weil der König die Union der lutheriſchen und reformirten Kirche beſchloſſen hatte und es ihm unbequem war, wenn die alte lutheriſche Rechtgläubigkeit ihn an dieſem wohlgemeinten Werke hindern wollte. Es kam ſoweit, daß er nur noch die Heuchler begünſtigte, die eine fromme Miene annahmen, aber nichts glaubten, und dagegen die wirklich frommen Lutheraner in Schleſien als Rebellen verfolgen ließ. Aus demſelben Grunde wurden auch die Pietiſten als Mucker verleumdet und dem Hohne des Publikums bloßgeſtellt. Um aber die chriſtliche und patriotiſche Begeiſterung der Jugend oder mit andern Worten das chriſtlich deutſche Programm der unmittelbar nach den Freiheitskriegen auf allen deutſchen Univerſitäten organiſirten allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft in den Herzen der ſtudirenden Jugend auszutilgen, bediente ſich der damalige preußiſche Cultminiſter v. Altenſtein einer Anzahl von Akademikern und Profeſſoren, die durch officielle Reclame als die größten Geiſter aller Zeiten ausposaunt und mit Ehren überhäuft wurden, von denen allein die Anſtellungen der Lehrer ausgingen, die daher eine ungeheure Clientel von ſich abhängig machten und deren zuſammenfließender Ruhm die Stadt Berlin als große Metropole der Intelligenz mit unvergänglicher Glorie umkleiden ſollte.

Als das tauglichſte Werkzeug Altenſteins erwies ſich der Philoſoph Hegel, der die ſtudirende deutſche Jugend zum Dünkel der Selbſtvergötterung hinriß. Wenn ſich dieſe gehämmelten Geiſter

geſchlagen, damit ihm nicht zu viel abgeſchlagen würde. Nachdem aber die erſten der durch die Charte conſtituirten Gewalten, der König, durch die Energie des Miniſteriums Villele eine mehr als bisher Achtung gebietende Stellung erlangt hatte, durfte und mußte die Anſpannung wieder nachlaſſen. Nachdem man der Sache verſichert war, durfte und mußte man die Perſonen beſeitigen, auf die man zugleich den Parteihaß geſchickt ableiten konnte. Man hatte die neuen Pairs, das veränderte Wahlgeſetz, die Milliarde, die Aufhebung der Nationalgarde; man brauchte nicht mehr reelle Vortheile, und opferte dagegen unbedenklich Villele, die Jeſuiten und die Cenſur auf, um durch dieſe Conceſſionen die Gemüther zu verſöhnen. Es liegt in dieſem Gange ſehr viel vorausſichtliche Klugheit, und wehe der Regierung, daß ſie auf dieſem Wege nicht fortgegangen iſt.

Villele gab dem Königthum eine reelle Kraft, wie ſie die ihrer Natur nach immer bloß ideale Legitimität allein den Bourbons nicht geben konnte; aber Villele gab dem Königthum mit der Kraft nicht zugleich das Vertrauen des Volks, die Liebe. Um ſich auch dieſer zu verſichern, ihr wenigſtens entgegenzukommen, wurde das Miniſterium Villele, das nach den einmal errungenen Vortheilen nicht weiter nöthig war, durch ein dem Volk mehr ſchmeichelndes, aus dem gemäßigten Centrum gewähltes vergleichungsweiſe liberales Miniſterium erſetzt, wurden die Jeſuiten, die man eben ſo geſchickt als Sündenböcke, wie als Schreckbilder zu brauchen wußte, mit Eclat aus dem Lande gejagt, wurde der Preßfreiheit mit brittiſcher Großmuth der Zügel frei gelaſſen. Dieſe Conceſſionen befriedigten die Menge, und ſelbſt die Unterrichtetſten hofften, die liberale Richtung des Miniſte-

hinter ihrem Leithammel als privilegirte Götter schaarten, kam ihnen freilich der Patriotismus nur noch kleinlich und die Frömmigkeit gar nur lächerlich vor. Ein Hochmuthswahnsinn wurde hier vom Minister schlau benutzt und ein neuer Beweis geliefert, daß nichts so dumm ist, was nicht durch Unverschämtheit zur Geltung gebracht werden könnte. Nachhaltiger noch als Hegel, der unter der neuen Regierung bald wieder aus der Mode kam, wirkte Alexander von Humboldt, zwar immer als angeblich größter Gelehrter des Erdkreises und mehr französischer Akademiker als deutscher, in vornehmer Zurückhaltung, doch ganz dem System entsprechend. Denn für ihn gab es weder ein deutsches Vaterland, noch eine christliche Religion. Er lenkte daher die Geister, ganz ebenso wie Hegel, vom Patriotismus und von der Gottesfurcht ab und führte sie dahin, wo sich ihrer nothwendig der gröbste Materialismus bemächtigen mußte. Die weitern Handlanger des schlechten Systems will ich hier übergehen. Nur Diesterweg muß noch besonders erwähnt werden, weil ihm das ganze Volksschulwesen der preußischen Monarchie übergeben worden war und er die Schule nicht nur von der Kirche trennen, sondern die letztere am liebsten ganz vernichten wollte. Von den ihm untergebenen Schullehrerseminarien aus drang nun der Unglaube massenhaft in die Volksschulen ein und wurde durch jährliche Lehrerversammlungen genährt.

Auch im übrigen protestantischen Deutschland außerhalb Preußen übte das in Berlin beliebte System verderblichen Einfluß. Hegel war ein Schwabe, und stolz auf seinen Landsmann und Meister schrieb David Strauß sein berüchtigtes „Leben Jesu", worin er ein- für allemal das Christenthum mit seiner Wurzel herausheben und vernichten wollte, sofern er die Evangelien für bloße Märchen und Fischeranekdoten erklärte. Das Buch wurde mit Beifall überschüttet. Hirzel, damals Regent in Zürich, berief Strauß dorthin und kündete der Welt an, mit Strauß beginne eine eben so große Reformation wie einst mit Zwingli. Er hat zwar eben so falsch prophezeit, wie die Katholiken, die in Ronge den zweiten Luther hatten verehren wollen. Indeß war die protestantische Welt doch stark aufgewühlt. Man wollte sich nicht mehr mit

der Theorie begnügen, ſondern zur Praxis übergehen. Zu Halle an der Saale, zu Königsberg, zu Breslau ſchwuren evangeliſche Prediger förmlich den Chriſtenglauben ab. In Berlin mahnte eine Deputation des Magiſtrats den König, die antichriſtliche Geiſterbewegung gewähren zu laſſen. Die zahlreichen Lichtfreunde in ihren ſog. Lichtverſammlungen bildeten ſchon die Anfänge der nachher ſog. Freikirchen, waren aber ſo geiſtlos und ordinär rationaliſtiſch, ſo ſehr nur ein Tummelplatz gemeiner Schwätzer, daß ſie ſo wenig Anklang fanden, wie der Deutſch-Katholicismus.

Es iſt überhaupt merkwürdig, daß die Kirchenzerſtörer und Chriſtushaſſer ebenſo in der Minderheit blieben, wie die Strenggläubigen beider Confeſſionen. Die breite Mitte protegirte gern den kirchlichen Liberalismus im Allgemeinen, ohne ſich jedoch den Deutſch-Katholiken, Lichtfreunden oder Freikirchlern mit Entſchiedenheit anſchließen zu wollen. Sie war nicht grade dem Chriſtenthum feind, aber doch gegen daſſelbe gleichgültig. Sie widmete ihr Intereſſe zunächſt ihrer äußerlichen Stellung in der Welt, Nahrungs- und Familienſorgen, Geſchäften, geſelligen und Privatgenüſſen, dem Mitmachen der Mode, dem Theater, der Tagespolitik, ließ die Kinder taufen und confirmiren, ging auch wohl anſtandshalber in die Kirche, aber alles nur der Convenienz wegen, ohne Ernſt und innere Neigung. Muthete man ihr einen ſolchen Ernſt zu, ſo fühlte ſie ſich dadurch geärgert und genirt oder lachte darüber. In den Augen dieſer gebildeten Geſellſchaft war jeder wahre Chriſt nur ein verſchmitzter Pfaffenknecht, ein widerwärtiger Pietiſt oder ein bigotter ſtockdummer Bauer. Man behielt nur der Convenienz wegen ein Namenchriſtenthum bei, es verſtand ſich jedoch von ſelbſt und man war es ſeit dem vorigen Jahrhundert auch nicht anders gewöhnt, als daß jeder gebildete Menſch aufgeklärt ſeyn müſſe, an kein Wunder, an keine Hölle mehr glauben dürfe. Sofern der chriſtliche Fanatismus in frühern Jahrhunderten zu großen Grauſamkeiten geführt hatte, wandte man ſich mit Schaudern davon ab und rühmte ſich, daß man jetzt unendlich humaner geworden ſey, wobei man vergaß, daß das atheiſtiſche Revolutionsgericht in den Jahren 1793 und 1794 nicht weniger grauſam verfahren war, als

einſt das ſpaniſche Inquiſitionsgericht. Es läßt ſich nicht leugnen, daß der Rationalismus friedlicher Natur war und nur gute Menſchen erziehen wollte. Allein er verbitterte ſich in Haß, ſobald auf proteſtantiſcher, wie auf katholiſcher Seite die Gottheit Chriſti wieder ſchärfer betont und die geoffenbarte Religion der philoſophiſchen Aufklärung und Vernunftreligion entgegengeſetzt wurde.

Gegen die katholiſche Kirche ſchleuderte er unbedenklich den Vorwurf, ſie ſey nie etwas anderes geweſen, als eine Anſtalt, die Völker zu knechten und zu verdummen. Die Pfaffenherrſchaft des finſtern Mittelalters könne in unſerem aufgeklärten Jahrhundert nicht wiederkehren. Sollte Oeſterreich mit ſeinem Concordat etwa die Religionsfreiheit in Deutſchland gefährden wollen, ſo drohte ihm der Guſtav-Adolfsverein mit dem blutigen Geſpenſt des Schwedenkönigs. Als Ronge den Apfel der Zwietracht in's katholiſche Lager warf, führten ihm dabei die proteſtantiſchen Rationaliſten die Hand und unterſtützten ſeine Affectation eines zweiten Luther mit ernſthaften und feierlichen Geſichtern. Man affectirte dabei eine große Verehrung vor dem alten Luther, ſetzte ihm Denkmäler, pries ſein großes Reformationswerk, ſang ſein Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott" — und wußte doch gar nichts von Luther, hatte keine Ahnung mehr von dem, was Luther geglaubt und gelehrt hatte. Als Heyder in Erlangen die erſte vollſtändige Sammlung der Werke Luthers herausgab, konnte er nur wenige Exemplare davon verkaufen. Die wahren Lutheraner, die ſeiner Lehre treu geblieben, wurden in Schleſien erſt verfolgt, in die Kerker geworfen oder verbannt, und als dieſe äußere Verfolgung endlich aufhörte, noch viel grimmiger in theologiſchen Streitſchriften mißhandelt. So war alſo der Name Luthers, den ſie den Katholiken entgegen hielten, nur ein Trugbild. Die rationaliſtiſche Mehrheit der Gebildeten wußte gar nichts mehr von ihm, oder haßte und verfolgte ihn in ſeinen wahren Anhängern.

Man hatte ſich ſchon lange in den Wahn hineingelogen, Luther's Reformation habe nicht die chriſtliche Religion läutern und auf's neue feſt begründen wollen, ſondern ſie habe nur überhaupt allgemeine Glaubensfreiheit proklamirt, jedem zu glauben geſtattet,

was ihm das Vernünftigste scheine, also an die Stelle der göttlichen Offenbarung die menschliche Kritik oder Philosophie gesetzt. Der Rationalismus versicherte daher, er setze nur das große Werk des Doktor Luther fort, indem er blos Vernunft predige und Christum nur als einen weisen Lehrer verehre. Er bestätigte dadurch nur zu sehr, was die Katholiken dem Protestantismus vorwarfen, derselbe sey ein Abfall nicht nur vom Papst, sondern auch von Christo überhaupt. Die Rationalisten kümmerten sich aber nicht viel um diesen Vorwurf, denn sie konnten darauf pochen, daß sie unter den gebildeten Katholiken genug Gesinnungsgenossen zählten, die auch nicht mehr an die Gottheit Christi glaubten.

Unter diesen Umständen befand sich das gebildete Publikum im protestantischen Deutschland nicht in dem Falle, mit den Strenggläubigen zu gehen, aber auch nicht, alle Extravaganzen der Glaubenslosen mitzumachen. Dabei gedieh das Juste Milieu der Union, und es gab Leute genug, welche dieselbe am liebsten über die ganze protestantische und reformirte Welt, über Scandinavien, England und Nordamerika in der evangelical alliance ausgebreitet hätten, die indeß nur wie ein Nebel das feste Land, so die verschiedenen Staatskirchen und Sekten umschleierte und selber keine feste Gestalt gewann.

III.

Der neue kirchliche Aufschwung.

Sobald die Bourbons in Frankreich gestürzt waren, fiel der Hauptgrund weg, aus welchem man die Kirche gehaßt hatte, und alsbald erhoben sich, trotz der liberalen Politik Ludwig Philipps, laute und mächtige Stimmen in Frankreich für die Kirche, deren heilige Sache nicht verwechselt werden dürfe mit dem Interesse verderbter Dynastien. Am schärfsten faßte Lamennais diesen Unter-

ſchied auf und verlangte, die Kirche, welche bisher Fürſtenſache geweſen ſey, ſolle ganz und ausſchließlich Volksſache werden. Wie das Papſtthum ſich in dieſe neue Rolle finden ſollte, war freilich nicht leicht begreiflich, da die Demokratie überhaupt keine Kirche wollte, am wenigſten eine hierarchiſche Monarchie. Aber der Papſt war einmal interpellirt und — was ſagte der kleine dicke Gregor XVI. mit ſeiner freundlichen Miene? Du ſprichſt, antwortete er dem franzöſiſchen Reformator, von einer Erneuerung und Wiedergeburt der Kirche, aber die Kirche iſt ja niemals weder alt geworden noch geſtorben, ſie iſt immer jung und geſund geblieben, immer die neue und alte zugleich, immer die eine und gleiche, vollkommene, an der nichts zu beſſern noch zu ändern iſt. Damit war auch alles abgewieſen, was andere eifervolle Katholiken in Frankreich mit mehr oder weniger klarem Bewußtſeyn zu Gunſten einer Regermaniſirung der Kirche plaidirten. Man erkannte zum erſtenmal die Würdeloſigkeit und Unheiligkeit des Renaiſſanceſtyles an. Man ſtudirte und bewunderte die Gothik. Didron edirte die ſchönſten Denkmäler der mittelalterlichen Kirche. Gaume wies den Zuſammenhang der franzöſiſchen Revolutionsgreuel mit der Renaiſſance nach. Graf Montalembert wollte die franzöſiſche Denkungsart mit deutſchem und engliſchem Geiſte durchdringen.

Napoleon III. war durch Plebiscit auf den Thron berufen worden, hauptſächlich durch die Stimmen des frommen Landvolks und unter Mitwirkung des Klerus. Die Achtung vor der Kirche, welche nach dem Sturze Ludwig Philipps in den Tuilerien wieder Mode wurde, war doch etwas anderes, etwas Friſcheres und Geſunderes als die Bigotterie der alten Bourbons. Sogar die franzöſiſche Armee theilte dieſe Achtung in der Vorliebe für die Feldprieſter und die barmherzigen Schweſtern. Nun kam neues Leben in den Episcopat. Viele, die meiſten Biſchöfe dienten nicht bedingungslos dem Kaiſerthum, ſondern verlangten und erhielten von ihm Bürgſchaften. Unter den genialen Männern, die eine neue Begeiſterung für die katholiſche Religion auch unter einem großen Theile der gebildeten Klaſſen in Frankreich erweckten, ragten die Pariſer Lieblingsprediger Lacordaire und Pater Hyacinth, Veuillot,

Herausgeber des Univers, und Dupanloup, Biſchof von Orleans, hervor.

In England zeigte ſich eine Erſcheinung, die zwar dem Aufkommen der ſog. romantiſchen Poeſie in Deutſchland entſprach, ein faſt wunderbares Heimweh zur alten Kirche hin, ſich jedoch etwas anders als in Deutſchland äußerte, nämlich praktiſcher, entſchiedener, wie es nicht nur im engliſchen Nationalcharakter lag, ſondern auch durch die Eigenthümlichkeit des Anglicanismus bedingt war. Die engliſche Kirche hatte aus der ältern katholiſchen Zeit noch die biſchöfliche Hierarchie und die Continuität der Weihen beibehalten, dabei aber den calviniſchen Glauben in ſeiner ganzen Nüchternheit, Trockenheit und Härte angenommen. In Bezug auf das erſtere war alſo dieſe Kirche von der römiſchen nicht ſo ſchroff getrennt, wie die lutheriſchen und calviniſchen Kirchen in Deutſchland, der Schweiz und Holland. In der zweiten Beziehung war die engliſche Kirche allerdings von der römiſchen noch ſchroffer getrennt, aber grade das rief in vielen Gemüthern ein Bedürfniß nach einem wärmern und poetiſcheren Glauben hervor. Dieſes Bedürfniß nahm die Geſtalt des Puſeyismus an, eines auf der Univerſität Oxford von Doktor Puſey ſeit dem Jahr 1833 gepredigten Halbkatholicismus. Derſelbe fand großen Anhang, namentlich unter den ſtudirenden Theologen, die ſich aber nicht damit begnügten, ſondern weiter gingen und förmlich zur katholiſchen Kirche übertraten, was Puſey ſelber nicht that. Unter dieſen Convertiten haben ſich insbeſondere Newmann und Wiſeman hervorgethan, welch letzterer als Erzbiſchof von Weſtminſter und Cardinal an die Spitze der katholiſchen Kirche Englands trat. Dieſe Kirche kam unerwartet durch Uebertritte von mehr als hundert anglicaniſchen Geiſtlichen in Aufſchwung und es entſtanden ſogar anglicaniſche Klöſter, worin auch ſolche Geiſtliche, welche nicht katholiſch wurden, ſich doch zu mönchiſchem Beiſammenleben verpflichteten. In den Kreis dieſer überraſchenden Erſcheinungen gehört auch die ſtufenweiſe fortſchreitende Emancipation der Katholiken in Irland, die nur durch die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher unter den Iren der Haß gegen ihre bisherigen engliſchen Unterdrücker ausbricht, länger aufgehalten worden iſt.

Gehen wir nun zum deutſchen Proteſtantismus über, ſo finden wir, daß auch hier ſeit dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV. in Preußen eine unaufhaltſame Reaktion der chriſtlichen Glaubenskraft gegen den früher herrſchenden Unglauben oder wenigſtens religiöſen Indifferentismus erfolgte. Und zwar in einem vorzugsweiſe lutheriſchen Sinne, im Gebiet der Theologie und des Gemeindelebens, alſo durchaus verſchieden ſowohl von dem Kryptokatholicismus der außer Mode gekommenen romantiſchen Schule, als auch vom Puſeyismus in England. Die Ermannung der gläubigen Chriſten begann im Jahr 1830 mit dem muthigen Auftreten Hengſtenbergs in Berlin. Dieſer hatte unter der alten Regierung noch mit ſchweren Hinderniſſen zu kämpfen, die ihm von der damals noch privilegirten Hegelei und noch mehr von dem alles überflutenden flachen Rationalismus entgegen geworfen wurden. Indeſſen traten ihm bald eine nicht unbeträchtliche Anzahl muthiger Chriſten, glaubensſtarker und geiſtvoller Theologen zur Seite und die neue Regierung entſagte dem frühern verderblichen Syſtem. Und zwar nicht blos ſtrenge Lutheraner, ſondern auch Unioniſten, wie denn Hengſtenberg ſelbſt der Union angehörte.

Der proteſtantiſche Glauben hat ſchwer mit den feindlichen Extremen des Popenthums, der Sectirerei und des Unglaubens zu kämpfen. In den Oſtſeeprovinzen ſperrt ſich der weite ruſſiſche Rachen auf, um die Lutheraner zu verſchlingen, wie er in Polen die Katholiken verſchlingt. Noch mächtiger wirkt der Unglauben in ſeinem Innern zu ſeiner Zerſetzung. War er ſchon von Anfang an in eine lutheriſche, calviniſche, ſchweizeriſche, anglicaniſche, presbyterianiſche Kirche getrennt, zu denen ſich bald noch die Sekten der Wiedertäufer, Quäcker, Mennoniten, böhmiſchen und mähriſchen Brüder, Herrnhuter, Methodiſten, Baptiſten, Swedenborgianer, Irvingianer, Mormonen, Shakers ꝛc. ꝛc. geſellten, ſo hat ſeit dem vorigen Jahrhundert auch der Unglaube, der Zweifel an der Göttlichkeit Chriſti, an der evangeliſchen Wahrheit, an einem perſönlichen Gott überhaupt in den verſchiedenen Formen des Deismus, Rationalismus, Atheismus unter Beiſtand der heidniſchen Philoſophie im proteſtantiſchen Gebiet ungeheure Eroberungen gemacht.

Auf den protestantischen Universitäten Deutschlands haben schon seit vier Generationen, theils die Zweifler und Krittler, theils die Vermittler vorgeherrscht, welche das Christenthum angeblich zur Vernunft bringen oder in irgend eine neueste Modephilosophie umwandeln wollten. Einige namhafte theologische Facultäten pflegten vor noch nicht langer Zeit nur Ungläubige zu Doctoren der Theologie zu ernennen. Ein protestantisches Päpstlein in einem glücklicherweise nur kleinen Staate stellte keinen Pfarrer und Schulmeister an, der ihm nicht mit Handschlag gelobte, daß er an die Gottheit Christi nicht glaube. Wie die Theologen in der Farbe schillerten, beweist Schleiermacher, der anfangs für einen Wiederhersteller des Christenglaubens galt und heute als ein Heros der ungläubigen Opposition gefeiert wird. Mit Recht mußte Julius Müller, auch Ehrenberg in der Berliner General-Synode einmal aussprechen, seit einem Jahrhundert habe kein lutherischer Theologe in völliger Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern nach Form und Inhalt gelehrt. Die Stellung der Theologen und Prediger zu den symbolischen Büchern ist eine immer freiere geworden. Ebenso weichen die Theologen in der Erklärung wichtiger Bibelstellen von einander ab, wenn sie auch nicht die ganze Bibel verwerfen. Eine große Rolle spielt in den theologischen Facultäten die Eitelkeit der Professoren, wie sie z. B. bei Ewald hervortrat, und die Koketterie mit der Fortschrittspartei. Eine gewisse Gattung von Theologen hat immer im persönlichen Interesse hofirt, früher den Fürsten, jetzt den Demokraten.

Die letzten Jahrzehnte zeigten uns eine Nothwehr gläubiger Protestanten gegen die unzweifelhafte Mehrheit ihrer noch nominellen Glaubensgenossen, die es aber in der Wirklichkeit nicht mehr sind, sondern schwanken, zweifeln oder gar nichts mehr vom Christenthum wissen wollen, und leider hat das Gezänk unter den Gläubigen selbst nicht wenig dazu beigetragen, einem großen Theil des gebildeten Publikums einen unvermeidlichen Ekel einzuflößen. Wer nun diese Sachlage ernsthaft in's Auge faßt, kann nichts anderes wünschen, als daß der Zank unter den Gläubigen selbst aufhören möge. zunächst der Familienstreit unter den Protestanten, dann der fanatische

Haß, mit dem ſich Katholiken und Proteſtanten noch immer verfolgen. Gläubige Katholiken und Proteſtanten ſollten ſich an ihren gemeinſchaftlichen Gegnern, den Ungläubigen, inſofern ein Beiſpiel nehmen, als ſie gegen dieſelben eben ſo feſt zuſammenhalten ſollten, wie die ungläubigen Katholiken und Proteſtanten es ihrerſeits gegen die Gläubigen jeder Confeſſion thun.

Gegenüber den immer mehr überhand nehmenden Spaltungen mußte bei den Katholiken umſomehr das Bewußtſeyn ihrer Einheit lebendig werden. Zunächſt im Papſtthum, dem ſichtbaren Träger dieſer Einheit, und in den Jeſuiten, die nach der Wiederherſtellung ihres Ordens vor Begierde brannten, ſich durch große Erfolge wieder in die Weltgeſchichte einzuführen. Dabei kam ihnen zu ſtatten, daß ſeit Gründung des zweiten Kaiſerreichs in den Tuilerien ein unverkennbares Streben hervortrat, die romaniſchen Nationen unter einen Hut zu bringen, und die katholiſche Glaubenseinheit ſchien ein nicht zu verachtendes Mittel für dieſen Zweck zu ſeyn. Auch war der römiſche Stuhl in Italien ſelbſt durch das neue Königreich Italien bedroht, mußte ſich alſo nach Stärkung von außen umſehen. Daher die auffallende Rührigkeit in Rom und in der ultramontanen Preſſe, die endlich zur Einberufung des Concils geführt hat.

IV.

Das zweite Kaiſerreich in Frankreich und das öſterreichiſche Concordat.

Die Erſchütterungen des Jahres 1848, die doppelte Niederlage der zweiten Republik in Frankreich und der Demokraten in Deutſchland erweckten dem Ultramontanismus neue Hoffnungen. Er fand auch wirklich wie in Frankreich ſo in Oeſterreich hohe Gönner, jedoch nicht ſo ausſchließlich, wie es früher der Fall geweſen war. Es waren eigentlich mehr Gönnerinnen als Gönner. Die Gönner ſelbſt kokettirten zwar einerſeits mit Rom und der alten Bigotterie, andererſeits aber auch mit dem liberalen Zeitgeiſt. Der neue Kaiſer der Franzoſen war den Biſchöfen gnädig, weil ſie ihm die zahlreichen Stimmen des Landvolks verſchafften, denen er in wiederholten Plebisciten die Krone und deren längere Erhaltung zu verdanken hatte. Er ſchützte auch den Papſt in Rom. Nichts deſtoweniger aber wollte er es auch mit dem Liberalismus und Parlamentarismus nicht verderben und erlaubte dem neuen König von Italien, wenn auch nicht Rom ſelbſt, doch den größten Theil des Kirchenſtaats in Beſitz zu nehmen und den Papſt beſtändig zu ängſtigen.

Papſt Pius IX. hatte bald nach ſeinem Regierungsantritt die alten Traditionen des h. Stuhles ſo weit aus den Augen geſetzt, daß er mit dem Liberalismus kokettirte, bis ihn Mazzini und Garibaldi aus Rom verjagten. Glücklich wieder reſtaurirt reute ihn ſein liberales Debut gründlich und gab er ſich ganz den Jeſuiten hin, die auf nichts geringeres ſpeculirten, als auf einen neuen Compromiß Roms mit den katholiſchen Großmächten und auf einen neuen großen Sieg des Romanismus über den Germanismus, des Katholicismus über den Proteſtantismus. In dieſem Sinn wurde nun fort und fort in Rom gearbeitet. Im Jahr 1853 mußte der

riums werde weiter verfolgt werden, sobald sie einmal eingeschlagen sey, da in Frankreich Schwung und Gegenschwung in der Regel die gleiche Höhe erreichen.

So begann das Jahr 1829 für Frankreich sehr hoffnungsvoll. Die Parteien hatten sich freundlich genähert, nur die Jesuitenfreunde und unbedingten Anhänger der Autokratie grollten und bedienten sich der Preßfreiheit, um in den Blättern der Gazette de France und der Quotidienne ihrem Aerger über die Freude der Liberalen Luft zu machen und zugleich das Concessionssystem der Regierung bitter zu tadeln. Die Nation im Ganzen bezeugte dagegen der Regierung ihr Zutrauen, und als das ministerielle Blatt, der Moniteur, am 15 Januar berichtete, daß das Einkommen des Jahres 1828 das des Jahres 1827 um 28,865,000 Fr. übertroffen habe, so galt dieß allgemein als Beweis, daß auch die materiellen, die dem Volk wie der Regierung wichtigsten Interessen bei dem neuen liberalen System gewonnen hätten, und hierin lag zugleich die Bürgschaft für die Fortdauer dieses Systems. Auch die unter General Maisen nach Griechenland geschickte französische Expedition schmeichelte dem Rechts- und Ehrgefühle der Nation, die sich längst für die Griechen entschieden hatte und in jener Expedition zugleich eine Handlung des Ansehens und der Kraft sah, die Frankreich in Europa Gewicht und Ehre gab. Obgleich zu Anfang des Jahres bereits ein Theil der Expedition aus Morea zurückkehrte, so konnte dieser Umstand doch den guten Eindruck der Pacification Morea's nicht auslöschen, da die Expedition ihren Zweck ja erreicht hatte, und eine hinlängliche Anzahl Truppen zurückbleiben sollte, um die den Griechen erkämpfte Freiheit ferner zu beschützen.

Allein in den ersten Tagen des Januar ereignete sich ein

Papſt den Episcopat in England und Holland herſtellen und zum nicht geringen Erſtaunen der Engländer tauchte mitten in London ein katholiſcher Erzbiſchof von Weſtminſter auf. Zwei Jahre ſpäter ſchloß Oeſterreich mit Rom das berüchtigte Concordat, welches den Liberalen und Proteſtanten etwas zu große Beſorgniſſe einflößte, da die Gefahr in der That nicht groß war und die Judenwirthſchaft und arge Sittenloſigkeit in Wien mächtiger waren als das Concordat. Allein ganz ohnmächtig war das Concordat auch wieder nicht. Es verhinderte nämlich jede beſſere Heranbildung der katholiſchen Prieſter, die ſich leiblich wohlbefanden, denen man nichts weniger als eine Aſkeſe zumuthete, die aber nur keinen Geiſt haben durften, damit ſie immer möglichſt unwiſſend und unterthänig wie ihre Bauern blieben. Bei dieſem Syſtem hatten es auch die reichen Biſchöfe bequem, ſtimmten daher ganz mit der Regierung in Wien und mit der Curie in Rom überein. Echt jeſuitiſch war das Vorgehen gegen den Benediktinerorden.

Dieſer reiche und bisher hoch geachtete Orden war der einzige, der ſich außer dem Jeſuitenorden und ſchon viel früher als dieſer um Schulweſen und Gelehrſamkeit bemüht und ſich darum verdient gemacht hatte. Das war deutſches Verdienſt und den Römlingen ein Dorn im Auge. Auch zu den reichen Gütern der Benediktiner hatte man Luſt; ſie brauchten ja nicht ſo viel, als ſie beſaßen. Auch die Biſchöfe ſahen gewöhnlich ſcheel auf die von ihnen unabhängigen Mönche. Alſo wurde von Rom aus eine apoſtoliſche Viſitation der öſterreichiſchen Benediktinerklöſter verfügt und dieſelbe durch den bekannten ultramontanen Biſchof Rudigier von Linz und den ſloveniſchen Biſchof von Lavant ausgeführt.

Die öſterreichiſchen Biſchöfe begannen endlich auch einmal gegen die Corruption aufzutreten, der ſie ſo lange nachſichtig zugeſehen hatten, aber es geſchah zu ſpät und nicht energiſch genug. Die Wiener lachten dazu. Wie ſollte auch eine gutmüthige und von Natur zur Luſtigkeit geneigte, ſeit Metternich's Zeiten allem religiöſen und ſittlichen Ernſte, jedem chriſtlichen, wie jedem germaniſchen Ehrgefühl ſyſtematiſch entfremdete Nation gebeſſert, der Verführung der Judenpreſſe und der ewigen Spaßmacherei, dem Taumel von

einer ſinnlichen Luſt in die andere entzogen werden können, wenn man dem Klerus, der lange genug in Oeſterreich geſchlafen hat, in dem Augenblick, in welchem er endlich erwacht und ſich beſinnt, ſeine Pflicht zu thun, dieſe Pflichterfüllung zum Verbrechen macht, den ganzen Prieſterſtand dem Hohn der Judenpreſſe bloßſtellt? Es iſt eine überaus traurige Wahrnehmung, daß die Hirtenbriefe der Erzbiſchöfe und Biſchöfe in Oeſterreich, die ſo eindringlich die Wahrheit geſagt haben, von der liberalen Regierung mißachtet worden ſind.

Die deutſchen Erzbiſchöfe und Biſchöfe Oeſterreichs ſagten in ihrer Adreſſe an den Kaiſer: „Außer Italien gibt es kein Land, wo die heiligſten Güter der Menſchheit Angriffen von ſolcher Schamloſigkeit und Tragweite ſo ſchutzlos preisgegeben wären, wie in Oeſterreich; das Geſetz iſt ohnmächtig geworden. Es hat eine ſchmerzliche Ueberraſchung erregt, daß es am Weihnachtstag, an dem ſelbſt der Gleichgültige einen Anhauch von oben fühlt, in der Hauptſtadt des Reichs geſtattet war, das Chriſtenthum öffentlich als ein Märchen zu verſpotten. Damit war ein Verſuch gemacht, ob jedem Frevel am Chriſtenthum Strafloſigkeit geſichert ſey; er iſt gelungen, und der Sieg über das Geſetz wird mit der Frechheit ausgebeutet, welche zum Handwerk gehört. Das berührt nicht die Katholiken allein; es berührt in gleicher Weiſe die Proteſtanten, welche Chriſten ſind.“ Bekanntlich antwortete der Kaiſer den Erzbiſchöfen und Biſchöfen: „Ich muß es beklagen, daß dieſelben, anſtatt wie Ich es gewünſcht hätte, die ernſten Beſtrebungen Meiner Regierung in den einſchlagenden wichtigen Fragen zu unterſtützen und deren ſo dringende Löſung im Geiſte der Verſöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorgezogen haben, durch Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tief erregenden Adreſſe jene Aufgabe zu erſchweren, zu einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Biſchöfe ſelbſt treffend bemerken, uns Eintracht ſo ſehr noththut, und es dringend geboten iſt, die Anläſſe zu Zwieſpalt und Beſchwerde nicht zu mehren.“

Eine andere Stimme aus Wien: „Jeder Tag bringt neue Verhöhnungen der Kirche und jeder katholiſchen Kundgebung.

Straflos gehen die ärgſten Schmähungen aus. — Sogar die unſittlichſten, ſchmachvollſten Pamphlete des ehrenwerthen Gemeinderathes Much, der ſelbſt eine öffentliche Perſon auf Koſten des Klerus beſingt, finden einen freiſprechenden Richter. Dagegen erſcheinen täglich pflichtgetreue katholiſche Prieſter, der Ruheſtörung angeklagt, vor den Schranken der Gerichte und werden in allen Fällen zu Gefängnißſtrafen verurtheilt. Wo gibt es bei uns heute mehr Recht und Gerechtigkeit? Bald wird der wahre glaubenstreue Katholik in Oeſterreich der Paria ſeyn, den jeder ungeſtraft zu Tode prügeln darf. Die Mönche, die im Leben gehaßt und verläſtert werden, ſind auf den Bühnen der Theater, die nur mehr der roheſten Sinnlichkeit und den frivolſten Laſtern fröhnen, täglich gern geſehene Gäſte. Schon folgen in dem von dem Juden Aſcher mit dem Gelde einiger jüdiſcher Banquiers gepachteten Carltheater demnächſt weitere Stücke im Genre des ‚Mönch und Soldat.‘“

Mußten nun die frommen Bauern nicht jedes Vertrauen zu der Regierung, die dergleichen duldete, verlieren und hatte Greuter nicht völlig Recht, wenn er im Reichstag die Glaubenstreue ſeiner Tiroler gegen den liberalen Judenſchwindel in Wien vertheidigte? War aber eine ſolche Gegenwehr einmal überhaupt nothwendig geworden, ſo mußten freilich die jeſuitiſchen Einflüſterungen bei dem tiefbeleidigten katholiſchen Volk Eingang finden.

Welche Schmach iſt es aber, daß die ſtolzen Germanen ſich noch im 19. Jahrhundert durch Welſche und Juden zugleich in eine ſo erbärmliche Klemme bringen laſſen, und daß ſie die Einſicht und den moraliſchen Muth nicht haben, beide Verführer zugleich von ſich zu ſchleudern!

Es war ein trauriges Verhängniß, daß ſich das brave katholiſche Landvolk in Tirol und Bayern von ſeinen jeſuitiſchen Beſchützern und Verführern auch einreden ließ, die deutſchen Einheitsbeſtrebungen, der norddeutſche Bund und Preußen ſeyen mit dem Wiener Liberalismus und Judenthum ſo gut wie identiſch, ſo daß ihr Haß in Fanatismus ausartete. Daß Preußen eine große katholiſche Bevölkerung habe, daß die katholiſche Kirche dort viel mehr geachtet, geſchützt und geſichert ſey als in Oeſterreich, daß auch die nord-

deutſchen Proteſtanten gute Chriſten und gute Deutſche ſeyen, die gleiches Intereſſe mit den guten Chriſten und Deutſchen in Süddeutſchland hätten, das verſchwieg man jenem braven, aber leichtgläubigen Landvolk, darüber täuſchte man es und wandte alle Mittel der Lüge an, um es ausſchließlich dem antideutſchen Plane Roms und Frankreichs dienſtbar zu machen. Aus der ultramontanen Preſſe Bayerns leuchtete als Grundgedanke hervor, zunächſt komme alles darauf an, dem katholiſchen Landvolk in Süddeutſchland glauben zu machen, es könne nur bei Frankreich und in einem neuen Rheinbunde Rettung finden. Was die Väter und Urgroßväter dieſer frommen Bauern in den zweimaligen Rheinbundzeiten 1703 und 1809 durch die Franzoſen gelitten haben, davon ſchwiegen die ultramontanen Wühler.

So wurde es möglich, daß noch in unſeren Tagen nach ſo großen Erfahrungen in der Geſchichte und nach ſo reichen Belehrungen der Schule und Literatur deutſche Volksſtämme, die zu den älteſten und wackerſten gehören, durch welſche Argliſt zum Haß gegen ihre deutſchen Brüder entflammt und zum Sclavendienſt antinationaler Intereſſen gepreßt werden konnten.

V.

Der Maſtai'ſche Herkules am Scheidewege.

In Rom wurde unter der Erde eine vergoldete antike Statue des Herkules gefunden, dem regierenden Papſte Pius IX. verehrt und nach ſeinem Familiennamen der Maſtai'ſche Herkules genannt. Ein Wink für ihn, an dem Scheidewege, an dem er ſtand, den rechten Weg zu wählen. Aber er hat den falſchen gewählt, denn ſich für irrthumsunfähig zu halten, iſt der größte Irrthum, deſſen ein ſterblicher Menſch fähig iſt.

Wir leben nicht mehr im Mittelalter. Zwei Jahrhunderte der

Bildung sind auch an der katholischen Welt nicht umsonst vorübergegangen. Wie sehr auch das Papstthum die Reformation verdammt und bekämpft hat, so konnte es doch nicht hindern, daß zunächst die Katholiken im germanischen Norden einen großen sittlichen und intellectuellen Gewinn aus der Reformation zogen. Sie haben viel von den Protestanten gelernt. Katholische Regierungen, Bischöfe, Priester und Laien wichen allmälig immer mehr von den romanischen Extremen und Mißbräuchen ab. Die Zahl der Priester überhaupt, wie der Klöster insbesondere verringerte sich merklich. In keiner katholischen Stadt Deutschlands erblickte man so viele Kutten und Tonsuren, wie in den Städten des romanischen Südens, wo man sie noch unlängst zu Tausenden als Pflastertreter konnte herumlaufen sehen. In gleicher Weise wurden auch allmälig in den katholischen Staaten Deutschlands die große Ueberzahl der Kirchenfeste und Feiertage eingeschränkt, wie denn auch die Wunder, die den Aberglauben nähren sollten, viel seltener wurden. Dagegen wetteiferten die Katholiken Deutschlands in Schulen und Universitäten, überhaupt in wissenschaftlicher Bildung mit ihren protestantischen Landsleuten und Nachbarn, um nicht zu weit hinter ihnen zurückzubleiben, während im romanischen Süden fast gar nichts für Bildung geschah und ein sehr kleiner Theil des Volks auch nur lesen und schreiben lernte. Und doch hat man auch in den romanischen Ländern allmälig das Bedürfniß gefühlt, die Binde der finstersten Unwissenheit, unter welcher das Papstthum bis dahin die ihm am treusten anhängenden Völker erhalten hatte, zu lüften und abzureißen. In dem bisher so bigotten Spanien und in Rom selbst haben große Parteien im Volk, hat die spanische und italienische Regierung selbst, wie früher schon durch den Josephinismus und die französische Revolution, eine große Ungeduld gezeigt, das Joch des römischen Papstthums abzuwerfen, und der Kirchenstaat wurde im Jahr 1870 wirklich säcularisirt.

Pius IX., der diese verhängnißvolle Zeit erleben mußte, befand sich in der Lage, entweder dem berechtigten Bedürfniß aller wahren Christen und aller vernünftigen Leute durch eine zeitgemäße Abstellung der längst anerkannten römischen Mißbräuche entgegen

zu kommen, oder das Aeußerſte zu wagen, um das ganze alte verrottete Syſtem zu retten. Im Beginn ſeines Pontificats ſchien er den Reformen günſtiger, am Ende deſſelben aber hat er ſich nicht nur für das Feſthalten der alten Mißbräuche entſchieden, ſondern auch einen neuen, den größten Mißbrauch in ſeiner Infallibilitätserklärung hinzugefügt. So lange er noch die Wahl hatte und auf dem Scheidewege ſtand, wäre es wohl beſſer geweſen und hätte in Zukunft viel Blutvergießen erſpart, wenn er ſich mit den gläubigen Proteſtanten, anſtatt ſie in ſeiner Encyclica zu verdammen, verſöhnt hätte, um im Bunde mit ihnen den mächtig anſchwellenden Unglauben zu bekämpfen. Er hätte begreifen ſollen, daß der Unglaube ſeine Stärke jetzt wie immer hauptſächlich aus den Mißbräuchen der Kirche ſchöpft. Warum hat er ſo viel Weisheit nicht bewährt? Die Antwort iſt einfach, weil er ein Romane iſt und weil ihn die Jeſuiten zu ihrem Werkzeug gemacht haben.

Lange Zeit nachher im März 1871 ſchrieb man vom Papſt, er habe in einer ſeiner Audienzen zu den Anweſenden geſagt: „Ich vermuthe, daß unter Euch, wie Ihr aus ſo verſchiedenen Ländern hieher zuſammengekommen ſeyd, viele Proteſtanten ſich befinden. Nun weiß ich aber, daß auch in proteſtantiſchen Ländern der Glaube noch lebendig iſt, daß man auf eine göttliche Vorſehung vertraut, und Gebete zum Himmel ſchickt. In Italien, dieſem Lande, wo faſt alle ſich Katholiken nennen, iſt es leider ganz anders. Ich ſehe mich hier umringt vom Unglauben und vom kraſſen Materialismus. Die Achtung vor allem Heiligen iſt dahin.“ Sollte der Papſt das wirklich geſagt haben, was durchaus nicht unmöglich ſcheint, ſo würde es ein günſtiges Zeichen ſeyn, daß ihn die Infallibilität nicht blind gemacht habe! Aber warum beliebte ihm dann doch die offizielle Verdammung der Proteſtanten?

Im Allgemeinen gehört die Einberufung des neuen Concils in die lange Reihe von Kriegserklärungen des römiſchen Papſtthums gegen den Germanismus, im Beſondern aber wollte daſſelbe auch wieder der eben ſo alten antigermaniſchen Politik Frankreichs einen Dienſt leiſten.

Zum Vorwand diente die notoriſche Ueberhandnahme des Un-

glaubens in der Welt, das Chaos der Meinungen und Parteien, die Verachtung der Gebote Gottes, die Abweſenheit oder Nichtachtung der Autorität. In dieſem Sinne war die Encyclica mit dem Syllabus verfaßt, welche die Einberufung des Concils vorbereiteten. In dieſen päpſtlichen Manifeſten war viel Wahres enthalten und wurde damit die Abſicht, dem Germanismus womöglich den Todesſtreich zu verſetzen, unter einer pathetiſchen, ja heiligen Maske verſteckt. Gewiß hat jeder gläubige Chriſt auch unter den Proteſtanten dem zugeſtimmt, was der Papſt von der Gemeinverderblichkeit des modernen Unglaubens, des Atheismus, des Materialismus, der Selbſtvergötterung ꝛc. geſagt hat. Das alles iſt aber auch ſchon von andern und am beſten von Proteſtanten geſagt worden. Auch den Zwieſpalt der Confeſſionen haben ſchon andere bitter beklagt und welcher nicht nur gute Chriſt, ſondern auch beſonnene Staatsbürger hätte ſich nicht nach einer Autorität geſehnt, die einen guten Glauben, eine gute Sitte überall in der Menſchenwelt herſtellen würde. Wenn aber jene Manifeſte ausſchließlich die Autorität der römiſchen Kirche allen Völkern unter dem Monde aufdringen wollten, ſo hätte ja der Erſte Beſte, der im Namen der griechiſchen Kirche zu den Nationen redete, mit dem gleichen Rechte die Autorität ſeiner Kirche voranſtellen können, da dieſe ſogar das Vorrecht des Alters für ſich hat.

Wir müſſen nun die edlen Eiferer für den Glauben von den unedlen Eiferern für die blos äußere Machtſtellung der Kirche unterſcheiden. Dieſe letztern haben wieder wie im 16. Jahrhundert ihre Partei organiſirt und ihre Parole iſt wieder wie damals: Kampf auf Tod und Leben nicht etwa gegen Heidenthum und Judenthum, ſondern gegen Proteſtantismus und Germanismus! Hier tritt uns der alte unverſöhnliche Haß gegenüber, während von unſerer Seite immer noch eine Liebe für die katholiſche Kirche, wenn auch nicht für deren romaniſtiſche Auswüchſe vorhanden iſt. Als ſchon faſt alle Blüthen des romantiſchen Frühlings vom Froſt der Zeit zerſtört waren, traten auf proteſtantiſcher Seite noch ehrliche und geiſtvolle Geſchichtſchreiber auf, wie Karl Adolf Menzel, Leo, Barthold, Gfrörer ꝛc., welche der Parteilichkeit offen entſagten, mit welcher

die Geſchichte bisher von Proteſtanten geſchrieben zu werden pflegte, und voll Wahrheitsliebe alle Sünden enthüllten, die von proteſtantiſcher Seite waren begangen worden, und lobten, was auf katholiſcher Seite Achtbares zu loben war. Aber dieſe armen Ritter der Wahrheit wurden grade deshalb, weil ſie nicht mehr logen, unpopulär, allen Proteſtanten und Liberalen verdächtig gemacht oder todt geſchwiegen und fanden auch bei den Katholiken nur eine kalte oder halbe Anerkennung, und die gutmüthige Ehrlichkeit, mit der ſie der geſchichtlichen Wahrheit und nicht irgend einem Parteihaſſe gedient hatten, wurde von katholiſcher Seite nicht erwidert. Je mehr proteſtantiſche Geſchichtſchreiber etwas Katholiſches gelten ließen, deſto weniger Proteſtantiſches ließen die katholiſchen gelten. Der Krieg zwiſchen den ſog. klein- und großdeutſchen Geſchichtsbaumeiſtern, wie man die proteſtantiſch-preußiſchen und katholiſch-öſterreichiſchen nannte, kam erſt recht in Gang.

Ich will nicht von der Bosheit und Dummheit reden, mit welcher katholiſche Geſchichtſchreiber das Andenken der größten deutſchen Männer, Luthers, Friedrich des Großen, noch in neueſter Zeit beſudelt haben. Die Hauptſache iſt, daß alle Thatſachen der Geſchichte, der ganze große Entwicklungsgang der deutſchen Nation in ein falſches Licht geſtellt wird. Drei Sätze ſind von der katholiſchen Preſſe als Parole ausgegeben: 1. Die Reformation ſey nur eine Revolution geweſen, ein Abfall von der Kirche, wie der Fall Lucifers vom Himmel; Luther habe nichts beſſern wollen, denn die Kirche ſey zu allen Zeiten, alſo auch damals, vollkommen und unverbeſſerlich geweſen; er habe nur ſtören und zerſtören wollen und die Periode der freien Forſchung, der ungläubigen Philoſophie, der Aufklärung und Revolution begonnen. 2. Eben deshalb ſey der ganze Proteſtantismus nur Negation und das zerſtörende Princip in ihm bewirke, daß die Proteſtanten auch unter einander ſelbſt ſich zu bekämpfen und zu vernichten trachten, daher man das große Wort der Selbſtauflöſung des Proteſtantismus erfunden hat. 3. Weil der Proteſtantismus hauptſächlich in Norddeutſchland zu Hauſe und Preußen der mächtigſte Staat in Norddeutſchland iſt, hat die ultramontane Preſſe lügen müſſen, die Preußen ſeyen keine Deutſchen, nur ſlaviſche Wenden.

Dieſer dritte Satz der Lüge verräth die romaniſche Tendenz der Polemik. Die Romanen ſuchen Deutſchland zu verkleinern, wie zu der Zeit, als das Haus Habsburg mit dem Hauſe Valois, indem der Jeſuitismus beide umſchlang, den unheilvollen Bund gegen Proteſtantismus und Germanismus zugleich ſchloſſen.

Am ungerechteſten war die in der Encyclica wiederholte Verdammung der Proteſtanten. Der Papſt hätte die ſchönſte Gelegenheit gehabt, den gläubigen und begeiſterten Chriſten auf proteſtantiſchem Gebiete, welche gegen die Entchriſtlichung und Entſittlichung der Neuzeit kämpfen, die Hand zu bieten. Es wird dem Papſtthum zum unberechenbaren Nachtheil gereichen, daß es dieſe Gelegenheit verſäumt und ſich nur auf den alten faulen romaniſchen Boden geſtellt hat, anſtatt die von romaniſchen Auswüchſen gereinigte alte Kirche einen feſtern und fruchtbarern germaniſchen Boden gewinnen zu laſſen. Nur die Einigung gläubiger Katholiken mit gläubigen Proteſtanten vermag die abendländiſche Kirche noch zu retten vor der Ueberfluthung hier des neuen Heidenthums und Judenthums, dort des Ruſſenthums.

Genug, der Papſt und ſeine Jeſuiten wollten eigentlich mehr den Proteſtantismus und Germanismus, als den Unglauben bekämpfen. Die Jeſuiten hatten auch diesmal nur die Abſicht, das römiſche Kirchenintereſſe mit dem franzöſiſchen Staatsintereſſe zu vermitteln. Die Einberufung des Concils ſcheint insgeheim ſchon lange vorbereitet geweſen zu ſeyn. Die Jeſuiten ließen es nicht fehlen, beſonders in Deutſchland ultramontane Beſtrebungen anzuregen durch Stiftung von frommen Congregationen, katholiſchen Vereinen und Verſammlungen und durch den Eifer der Preſſe, durch Bearbeitung des bigotten Landvolks für klerikale Wahlen in die Landtage. Die ultramontane Agitation verband ſich ſeit dem Jahr 1866 mit dem durch die preußiſchen Siege tief aufgeregten Haß der Beſiegten, die depoſſedirten Fürſten verſchwendeten Millionen für eine Lügenpreſſe, welche die Einigung Deutſchlands und Preußen unermüdlich angreifen und verleumden mußte, und zu dieſer greulichen Katzenmuſik vereinigte ſich der Ultramontanismus nicht nur mit der Beuſt'ſchen Politik und dem Particularismus, ſondern auch mit den rothen Republikanern und Socialdemokraten.

Was unterdeß in Rom vorging, bewies, daß die ultramontane Agitation in Deutſchland dem Vorhaben dort zur Unterſtützung dienen ſollte. Seit einer Reihe von Jahren hat der Papſt Schritte gethan, deren innerer Zuſammenhang und deren Ziel anfangs nicht bemerkt wurde. Er verſammelte wiederholt die Biſchöfe der katholiſchen Welt um ſich her, verfügte wiederholt Heiligſprechungen, wie ſie lange nicht in dieſem Maaße vorgekommen waren. Endlich beſchenkte er die katholiſche Welt ſogar mit dem neuen Dogma der unbefleckten Empfängniß und berief das ökumeniſche Concil zuſammen. Man hat die Vermuthung für erlaubt gehalten, das Vorgehen des Papſts habe einem politiſchen Plane dienen ſollen. Man combinirte die wiederholten Verſuche Napoleons III., ſämmtliche romaniſche Nationen von den Rumänen an der untern Donau an bis nach Mexiko hin unter einen Hut zu bringen, einerſeits mit dem Deutſchland beſtändig bedrohenden Chauvinismus und mit der immer in der Luft ſchwebenden franzöſiſch-öſterreichiſchen Allianz, andererſeits mit den Oſtentationen des Papſtthums. Man wagte zu vermuthen, die Italien Phraſen des franzöſiſchen Kaiſers, wie das vom leichteſten Winde wieder wegzublaſende liberale Doctorenminiſterium in Wien, könnten vielleicht nur Masken ſeyn. Man bemerkte, der Papſt habe einen Bonaparte zum Cardinal ernannt, der unter franzöſiſchem Einfluß wohl ſein Nachfolger werden könnte, und derſelbe Papſt habe der lüderlichen Königin Iſabella von Spanien aus Anerkennung und zum Lohn ihrer „Tugend" die goldene Roſe verehrt, zu einer Zeit, in welcher Napoleon III. bereits mit gedachter Königin den Plan abgekartet haben ſollte, daß ein anſehnliches ſpaniſches Heer Italien überwachen ſolle, während die franzöſiſchen Truppen aus Rom abgezogen ſeyn würden, um das franzöſiſche Heer zu verſtärken, welches mit dem öſterreichiſchen vereinigt, den Norddeutſchen Bund angreifen ſollte. Man vermuthet ferner, auch die Einberufung des Concils ſey auf die Zeit berechnet geweſen, in welcher vorausſichtlich die beiden katholiſchen Kaiſer den Norddeutſchen Bund zertrümmert und ſich zu Herrn des Abendlandes gemacht haben würden. Alsdann hätte das Concil der kaiſerlichen Reactionspolitik ſo ziemlich dieſelben guten Dienſte leiſten können, wie früher das tridentiniſche.

Umſtand, der dem alten Mißtrauen wieder Nahrung gab. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Laferronnays, wurde von einem Schlaganfall getroffen und mußte von den Geſchäften abſtehen. Dieß war ein Verluſt für alle Parteien. Herr von Laferronnays machte bei ſeinem edlen Charakter und durch ſeine geprüfte Treue auf alle Meinungen tiefen Eindruck. Die liberale linke Seite der Kammer liebte ihn, und ſeine Geburt, ſeine Auswanderung während der Revolution gaben ihm Anſehen bei Hofe und bei der royaliſtiſchen Partei der rechten Seite. Mehr als irgend ein Andrer war er geeignet, das Syſtem der Mäßigung und Verſöhnung aufrecht zu erhalten und in ſeiner Perſon den Frieden Frankreichs zu repräſentiren. Man fing an, zu fürchten, ſeine Stelle möchte durch einen Miniſter beſetzt werden, der Villele's Syſtem erneuern könnte, und dieſe Furcht wurde noch lebhafter, als der Fürſt von Polignac, damals franzöſiſcher Geſandter in England, am 20 Januar London verließ und einen Monat lang in Paris zubrachte. Deutlich bezeichnete man ihn als den Nachfolger Laferronnays und fing in demſelben Maß, in dem man ſeine Einſetzung nahe glaubte, auch an, ihn zum Gegenſtande des Nationalhaſſes zu machen. Man ſah in ihm den erklärten Freund der Jeſuiten, den Feind der Charte und der Nation, den Verräther der Nationalintereſſen an England, den Schüler und das Werkzeug Wellingtons, und er ſchien um ſo gefährlicher, als ihm eine lange perſönliche, durchs Unglück bewährte Freundſchaft mit Carl X ein Anſehen und eine Macht verleihen mußte, wie ſie nicht leicht ein andrer Miniſter neben dem König gewinnen würde. — Allein die Beſorgniſſe waren voreilig. Polignac wurde nicht zum Miniſter gewählt, vielmehr ſchien das wichtigſte Geſchäft, das er in Paris verrichtete,

Auffallend bleibt es, daß die ſpaniſche Revolution und die gewaltſame Vertreibung der franzöſiſchen Bundesgenoſſin Iſabella grade in dieſelbe Zeit fiel, die am beſten geeignet war, jenen europäiſchen Reactionsplan zu durchkreuzen, und daß ſie von denen ausging, die allenfalls darum wiſſen konnten und in deren nächſtem Intereſſe es lag, ſeine Durchführung zu verhindern. Spanien hat ſich nun eben ſo antirömiſch conſtituirt als Italien. Das war ein dicker Strich durch die Rechnung des romaniſchen Planes, der aber deßhalb nicht aufgegeben wurde. Wenn auch Napoleon III. alle Urſache hatte, mit keinem Wort, mit keiner Miene zu verrathen, ob ihm das Vorgehen Roms und der Jeſuiten genehm ſey oder nicht, ſo blieb doch in Rom die Vorausſetzung feſtſtehen, er werde dem Papſtthum nicht wehe thun, noch wehe thun laſſen, ſelbſt wenn er von der Gelegenheit, die durch das Infallibilitätsdogma noch mehr zu fanatiſirenden Ultramontanen in Deutſchland zu unterſtützen und einen Krieg mit dem Norddeutſchen Bunde vom Zaun zu brechen, keinen Gebrauch machen wollte. Es konnte auch ſeiner zuwartenden Politik nicht unangenehm ſeyn, wenn Rom den Deutſchen das Meduſenhaupt der Infallibilität vorhielt und deſſen Schlangenhaare ſchüttelte. Confeſſionellen Haß und Bruderkrieg in Deutſchland anzuflammen, war ja die älteſte Politik Roms und kam immer Frankreich zu gute.

VI.

Das vaticaniſche Concil.

Am 29. Juni 1868 erließ Papſt Pius IX. die Bulle Aeterni Patris, worin er „im Namen des allmächtigen Gottes, des Sohnes und heiligen Geiſtes, der Apoſtel Petrus und Paulus, welche Autorität auch Wir auf Erden haben," ein ökumeniſches Concil einberief, welches am 8. Dezember des folgenden Jahres in Rom er-

öffnet werden ſollte. Zweierlei fiel dabei auf. Einmal, daß der Papſt von vorn herein die göttliche Autorität anſprach, womit er indirekt ſagen wollte, daß dem Concil keine Autorität über ihn zuſtehe, ſondern daß es nur Allem zuzuſtimmen habe, was er befehlen würde. Sodann war die Bulle nur an die Katholiken gerichtet, da doch zu einem ökumeniſchen Concil auch die übrigen chriſtlichen Kirchen hätten eingeladen werden müſſen, wie auf den ältern ökumeniſchen Concilen die griechiſchen Biſchöfe zugleich mit den römiſchen getagt hatten. Auch durfte, ſo lange die griechiſche Kirche noch nicht von der römiſchen getrennt war, der Papſt ſich ſo wenig, als der griechiſche Patriarch anmaßen, über dem Concil zu ſtehen. Aber auch nach der Abtrennung der griechiſchen Kirche ſtand der römiſche Papſt nicht über, ſondern unter dem Concil der ausſchließlich katholiſchen Biſchöfe. Das Concil von Conſtanz ſetzte drei Päpſte ab. Als einer derſelben, Benedikt XIII. ſich die Abſetzung nicht gefallen laſſen wollte, ſich wie hundert Jahre früher der verrückte Papſt Bonifacius VIII. für den Alleinherrn der Erde erklärte und von einem Felſenneſt aus, in das er ſich zurückgezogen hatte, die ganze Chriſtenheit in den Bann that, wurde er wie billig ausgelacht, wie denn auch jener Bonifacius VIII. mit ſeiner Anmaßung nichts ausgerichtet hatte, ſondern auf Befehl des Königs von Frankreich gefangen geſetzt worden war.

Erſt im September ließ ſich Pius IX. herbei, die Griechen in der Türkei (nicht in Rußland) und die Proteſtanten zum bevorſtehenden Concil unter der Bedingung ihrer Rückkehr zur römiſchen Kirche einzuladen. Der Patriarch in Conſtantinopel und das Oberconſiſtorium in Berlin antworteten ablehnend. Zum Ueberfluß erhielt der Schotte Cullen auf eine Anfrage die Antwort, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß Ketzer, deren Meinungen längſt von der Kirche verdammt ſeyen, auch auf dem Concil nicht mitſtimmen dürften.

Die Welt war bei der Nachricht, es ſolle wieder einmal ein Concil zuſammenkommen, zwar ein wenig überraſcht, kümmerte ſich aber nicht viel darum, hielt es nur für ein neues Auskramen päpſtlicher Eitelkeit und für eine Komödie, wie die früher zu Rom in Scene geſetzten Biſchofsverſammlungen, Heiligſprechungen und das

letzte Dogmenfabrikat von der unbefleckten Empfängniß, was ja fast spurlos vorübergegangen war. Nur in der theologischen Presse erregte die Einberufungsbulle eine lebhafte Bewegung, aber man war ja gewohnt, daß die Presse begierig jedes Neue auffaßte und von allen Seiten besprach, weil es eben ein Neues war und weil man der Presse wie einer Mühle, wenn sie nicht stillstehen sollte, immer aufschütten mußte. So begann nun eine leidenschaftliche Polemik zwischen der ultramontanen und der gemäßigt liberalen und radikalen Presse. Die Hauptorgane der erstern waren römische und Pariser Blätter, insbesondere das in Rom erscheinende Jesuitenblatt Civiltà cattolica und das in Paris von Veuillot geistvoll redigirte Univers. An sie schloßen sich auch die fanatischen Blätter der sog. bayerischen Patrioten an. Im Allgemeinen war die ultramontane Presse nicht so reich an Blättern und Brochüren wie die der Opposition, hatte aber den Vorzug, einig zu seyn, zu wissen, was sie wollte, völlig rücksichtslos vorzugehen und auf das gemeine Volk, namentlich das bigotte Landvolk einen sehr großen Einfluß zu üben. Die weit umfangreichere Literatur der Opposition war nicht so einig, nicht so rücksichtslos und übte weniger Einfluß auf die niedern Klassen. Unter den Protestanten selbst war man wohl gegen Rom, sonst aber unter sich nicht einig. Die katholische Opposition in Frankreich und Deutschland war zu rücksichtsvoll, griff zwar die Jesuiten an und verlangte Freiheit für das Concil, wollte sich aber doch von Rom nicht losſagen.

Mit der meisten Rührigkeit traten die gemäßigten und gelehrten Katholiken Bayerns unter Führung des berühmten Dompropsts von Döllinger den jesuitischen Anmaßungen entgegen; ihnen gesellten sich auch Gesinnungsgenossen aus andern Theilen Deutschlands zu. Selbst mehrere Bischöfe mißbilligten das Vorgehen der römischen Curie. Einer Adresse gemäßigter Katholiken aus Coblenz im Juni 1869 folgten bald mehrere andere nach. Am 6. September desselben Jahres erließen die zu diesem Zweck in Fulda versammelten deutschen Bischöfe einen ungemein charakteristischen Hirtenbrief, worin sie alle Katholiken in Deutschland aufforderten, dem bevorstehenden Concile Vertrauen zu schenken, da es unmöglich sey, daß

die Absichten „schwärmerischer Menschen" (der Jesuiten) je auf dem Concil die Mehrheit erhalten könnten. Also verbürgten sich die deutschen Bischöfe gewissermaßen für die Vernunft eines Concils, von dem sie im Gegentheil im Voraus große Unvernunft erwarten und dessen Ausgang sie gar nicht berechnen konnten. Die Jesuiten konnten sich nur über die Selbsttäuschung der deutschen Bischöfe freuen.

Auch in Frankreich traten bedeutende Gegner der Jesuiten auf, vor allem der geistreiche und literarisch sehr thätige Bischof Dupanloup von Orleans, der berühmte Prediger Pater Hyacinthe, der edle Graf Montalembert, der bald darauf starb, Maret, Gratry ꝛc. Doch war die Mehrheit des französischen Episcopats und auch das Landvolk ultramontan.

Die weltlichen Regierungen verhielten sich auffallend ruhig, nur der Ministerpräsident in Bayern, Fürst von Hohenlohe, wurde durch den Conflict der Krone mit der klerikalen Mehrheit in der bayerischen Kammer veranlaßt, in einem Umlaufschreiben an die Mächte auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche möglicherweise die Staatsgewalten in allen katholischen und paritätischen Reichen bedrohen könnten, wenn die Jesuiten auf dem Concil ihre hierarchischen Anmaßungen durchsetzen würden. Hierbei ist noch zu erwähnen, daß der Papst im Jahr 1867 den berüchtigten Inquisitor Arbues, der in Spanien der unbarmherzigste Ketzerverfolger gewesen war, heilig gesprochen hatte und daß der berühmte Maler Kaulbach in München ein von diesem Arbues veranstaltetes Autodafé gemalt und das Bild ausgestellt hatte, welches er aber zurückziehen mußte, weil die klerikale Partei ihn bedrohte. Das Landvolk in Bayern wurde von den Priestern und von der jesuitischen Presse auf's äußerste für den Papst und gegen den Protestantismus, gegen den Nordbund und gegen die deutschen Einheitsbestrebungen fanatisirt. Grund genug für das bayerische Ministerium, zum Aufmerken zu ermahnen. Frankreich und Oesterreich lehnten aber jede gemeinsame Maßnahme der Regierungen, wie sie Hohenlohe gewünscht hatte, gleichgültig, Oesterreich sogar ein wenig hofmeisternd ab. Der König von Italien war durch Frankreich gebunden und hielt es für

das beſte, das Concil gewähren zu laſſen. Ging daſſelbe im Uebermuth zu weit, ſo durfte er Vortheil davon zu ziehen hoffen. In Spanien erklärte der Miniſter Silvela am 7. Dezember 1869, die in Rom tagenden Biſchöfe hätten ſich die üblen Folgen ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie vergäßen, was ſie der ſpaniſchen Verfaſſung ſchuldig ſeyen.

Unterdeß wurde in Rom alles zum Concil vorbereitet, jedoch nur nach und nach der ganze Plan deſſelben enthüllt. Am 11. April 1869 feierte der Papſt ſein fünfzigjähriges Prieſterjubiläum und ertheilte allen denen Ablaß, die an dieſem Tage für die Ausbreitung des katholiſchen Glaubens beten würden. Es fiel auf, daß die Stadt Rom bei dieſer, wie bei jeder andern feſtlichen Gelegenheit eine koſtſpielige Pracht entfaltete mit Drapirung der Kirchen, Illumination der Peterskirche ꝛc., während zugleich in allen Winkeln der katholiſchen Welt der ſog. Peterspfennig für den Papſt geſammelt wurde, als ob derſelbe in größter Dürftigkeit lebe. Im Mai rückte die Civiltà Cattolica mit der Behauptung heraus, das bevorſtehende Concil werde die berüchtigte Bulle Unam sanctam, in welcher Papſt Bonifacius VIII. ſich zum Herrn über alle Kaiſer und Könige erklärt hatte, auf's neue für gültig zu erklären haben. Man erfuhr, die Prälaten der Curie und die Jeſuiten, denen ſich der Papſt ganz hingegeben habe, bereiteten mit regem Eifer alles für das Concil vor, ſo daß den dazu einberufenen Biſchöfen nichts übrig bleiben ſolle, als hinzuſitzen und zu allem ja zu ſagen, was ihnen der Papſt würde vorlegen laſſen. In der höchſten Gunſt beim Papſte ſtand Cardinal Bilio, von dem man ſogar glaubte, er ſey ſchon für die nächſte Papſtwahl in Ausſicht genommen. Das dem Concil vorzulegende Schema des Glaubens wurde von Schrader, einem Jeſuiten aus Wien, das Schema von der Unfehlbarkeit des Papſtes, welches zum Dogma erhoben werden ſollte und wegen deſſen man überhaupt das Concil einberufen hatte, von Cardoni, dem Erzbiſchof von Edeſſa, verfaßt. Die Congregationen oder Ausſchüſſe und Commiſſionen des Concils wurden im Voraus beſtimmt. Kurz, der Papſt behielt ſich in allen Beziehungen die Initiative vor, und beſtimmte überdies zum Verſammlungsſaal des Concils

einen Seitenflügel der Peterskirche, welcher akuſtiſch ſo ungünſtig conſtruirt war, daß man im Voraus wiſſen konnte, die Redner würden nicht verſtanden werden. Das war aber eben die Abſicht. Der Papſt ſelber ſoll ſich ſcherzend darüber geäußert haben, es brauche des Geredes gar nicht. Endlich war auch ſchon die Geſchäftsordnung für das Concil vorgeſehen, um den verſammelten Vätern octroyirt zu werden, ohne daß ſie nach dem Vorgang der frühern Concile und aller Parlamente ihre Geſchäftsordnung ſelber ſollten beſchließen dürfen. Es war alſo im vollſten Maaße dafür geſorgt, daß das Concil, obgleich es der Papſt ſelbſt als ein ökumeniſches bezeichnet hatte, doch der Freiheit eines ſolchen entbehren mußte. Durchaus eigenmächtig und gewaltthätig kehrte Papſt Pius IX. die altgewohnte Sitte um und ordnete ſich dem Concil nicht mehr unter, wie es jeder frühere Papſt hatte thun müſſen, ſondern ſtellte ſich über daſſelbe als Herr deſſelben und wollte die Väter commandiren wie ein Regiment Soldaten.

Natürlicherweiſe mußte er darauf rechnen, daß viele der einberufenen Biſchöfe das alte und ausſchließliche Recht der Concile reclamiren würden, daß ſie ſich frei von päpſtlicher Beeinfluſſung als unabhängiges geiſtliches Parlament und höchſtes Tribunal der Kirche würden conſtituiren wollen. Um nun dem zuvorzukommen, hatte der Papſt für Einberufung einer Menge von Titularbiſchöfen geſorgt, die ohne ein Bisthum von ihm allein ernannt und bezahlt, als ſeine Koſtgänger auch für alles ſtimmen mußten, was er dem Concil vorſchreiben würde. Außerdem durfte er auf die Zuſtimmung der überaus zahlreichen italieniſchen Biſchöfe rechnen, die theils im Kirchenſtaat ihm unmittelbar untergeben, theils über die Verfolgungen, die ſie im Königreich Italien erlitten, erbittert und gern geneigt waren, durch Wiederherſtellung der vollen Papſtgewalt ſelber wieder in eine beſſere Lage zu kommen. Daſſelbe galt von den meiſten Biſchöfen Spaniens. Wenn man nun erwägt, daß der Kirchenſtaat, der nur 700,000 Seelen zählt, 62 Biſchöfe in's Concil ſchickte, das kleine Königreich Neapel 68, daß man der oben erwähnten Koſtgänger wenigſtens 300 zählte, und daß in Frankreich und Deutſchland mehr als die Hälfte der Biſchöfe ultramontan geſinnt waren, eben ſo die ſüd-

amerikaniſchen und die engliſchen, ſo war dem Papſt von vorn herein eine ungeheure Stimmenmehrheit auf dem Concil geſichert, wenn — die katholiſchen Mächte nicht einſchritten und, wie auf dem Concil in Conſtanz eine Abſtimmung nach Nationen und nicht nach Köpfen verlangten und durchſetzten. Da dies nun aber nicht in den Abſichten Frankreichs und Oeſterreichs lag, ſo unterblieb es, und der Papſt bekam mit ſeinen Jeſuiten freies Spiel.

Die Verletzung der Rechtsgleichheit war enorm. Der Erzbiſchof von Paris war der Hirt von 2 Millionen Seelen, der Fürſtbiſchof von Breslau von 1,700,000, der Erzbiſchof von Köln von 1,400,000, der von Cambray von 1,300,000 Seelen und doch hatte jeder auf dem Concil nur eine Stimme. Deutſchland und Frankreich waren jedes kaum mit mehr als 40 Stimmen auf dem Concil vertreten. Nach dem Verhältniß wie der Kirchenſtaat mit 62 Stimmen vertreten war, hatte Frankreich nicht weniger als 3400, die Stadt Paris allein über 100 Stimmen auf dem Concil anzuſprechen.

Am 8. Dezember 1869 wurde das Concil wirklich in Rom eröffnet. Man zählte 767 Theilnehmer deſſelben. Die Mehrheit war im Voraus gewonnen und alles erfolgte, wie es die Curie mit den Jeſuiten eingeleitet hatte. Ein Widerſpruch wurde nicht geduldet oder durch Stimmenmehr niedergeſchlagen. Der trefflich organiſirten Mehrheit ſtand eine kleine Minderheit gegenüber, deren Mitglieder einander kaum kannten, die keinerlei Vorbereitung und Verabredung getroffen hatte und ſich in einer merkwürdigen Weiſe überraſchen und brüskiren ließ. Es fehlte zwar nicht an Proteſten gegen die Wahl des Verſammlungsſaals, in dem ſich nur die allerſtärkſten Stimmen hörbar machen konnten, gegen die octroyirte Geſchäftsordnung, gegen die ſchon fertigen Commiſſionen, gegen die Rechtsungleichheit der Vertretung, gegen die Koſtgänger des Papſtes ꝛc. Aber die Opponenten begingen den Fehler, das unfreie Concil dennoch anzuerkennen und ſich für alle Beſchlüſſe deſſelben mit verantwortlich zu machen, weil ſie darin ſitzen blieben und nicht ſofort daſſelbe mit der energiſchen Erklärung, es ſey ein unfreies, alſo auch incompetentes Concil, verließen. Sie entſchuldigten ſich zwar damit, es ſey immerhin gut, wenn die Stimme der Wahrheit wenig-

ſtens gehört würde, aber an dieſem Ort wurde ſie eben nicht gehört. Durch dieſe Schwäche, Unentſchloſſenheit und Halbheit der Oppoſition wurde der Triumph der Jeſuiten nur vergrößert. Kein Wunder, daß ihre Stimmen auf dem Concil, die ihnen unterthänige Mehrheit nur Hohn über die arme Oppoſition ergoß und ſich in Brutalität gegen ſie überbot.

Was half es auch, daß Biſchof Stroßmayer und mit ihm noch einige wenige andere der papiſtiſchen Mehrheit, wie Achilleus den Ueberflutungen des Skamandros trotzte? Sie wurden von zu wenig Stimmen unterſtützt, denn in der Oppoſition ſelbſt bildete ſich eine gemäßigte Linke und erhielt die Mehrheit bei allen Parteibeſchlüſſen. Sämmtliche Gegenreden wären unter dieſen Umſtänden beſſer unterblieben, denn die Redner mußten ſich doch den Mehrheitsbeſchlüſſen unterwerfen und dadurch, daß ſie überhaupt mitſtimmten, auch deren Gültigkeit anerkennen. So war es alſo wieder einmal romaniſche Unverſchämtheit und Rückſichtsloſigkeit, welche über germaniſche Beſcheidenheit und ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit ſiegen mußte. Es wurde zwar viel davon geredet, daß die papiſtiſche Mehrheit an Kenntniſſen, theologiſchem Studium, überhaupt an Geiſt, wie auch an moraliſchen Vorzügen weit hinter den deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfen zurückſtehe, daß namentlich unter den Koſtgängern viele ſeyen, für die man eben ſo gut Packträger in biſchöflichen Ornaten hätte in's Concil ſchicken können, ja daß der Papſt ſelbſt nur eine ſehr mangelhafte theologiſche Bildung beſitze. Aber auf das Wiſſen kam es gar nicht an, ſondern auf das Wollen. Die Papiſten wußten, was ſie wollten, und genirten und ſchämten ſich vor nichts. Sie hatten Schneide, die gelehrte Oppoſition dagegen mit wenigen Ausnahmen war unentſchloſſen und uneinig.

Der edle Stroßmayer redete zum Concil, als ob daſſelbe fähig wäre, ihn zu verſtehen, oder wohl gar ihm zu glauben, wie vor einem weiſen Senate der geſammten Chriſtenheit. Er entrollte den bunten Teppich der Kirchengeſchichte und wagte zu ſagen, die größten Uebel der abendländiſchen Chriſtenheit hätten ihre Wurzel in den Mißbräuchen der römiſchen Kirche. Auch wies er darauf hin, daß der Unglaube der neuern Zeit nicht von Proteſtanten, ſondern

von Katholiken ausgegangen ſey. Im katholiſchen Frankreich wurde zur Zeit der Revolution das Chriſtenthum förmlich abgeſchafft, nicht anderswo. Renan, der Chriſtum herabwürdigte, iſt ein Katholik, und die beſte Schrift, die gegen ihn geſchrieben wurde, ſchrieb Guizot, der Proteſtant. „Ihr Alle nicht, rief Stroßmayer den italieniſchen Biſchöfen zu, keiner von Euch Allen wäre im Stande geweſen, ein Buch wie Guizot zu ſchreiben.“ Eben deßhalb aber waren ſie nicht werth, daß er mit ihnen redete.

Im Dezember 1869 wurden vom Papſt eine Menge ältere Bannbullen erneuert, theils um zu zeigen, welchen Schrecken die Curie auch heute noch einzuflößen vermöge und welchen Gebrauch der regierende Papſt nöthigenfalls, wenn man ſich ihm widerſetzen wolle, von ſeiner Infallibilität machen werde, und zweitens um zu conſtatiren, daß alle Befehle aller Päpſte immerwährende Gültigkeit hätten, daß die Geſammtheit der Päpſte nur ein Papſt und daß dieſer infallibel ſey. Auch in den Aeußerungen und Anträgen der Mehrheit im Concil ſah man immer mehr die Hörner hervortreten, eine Bedrohung der modernen Freiheitsgewohnheiten und Freiheitsideen nach der andern.

Im Frühjahr 1870 nahm die Siegeszuverſicht der Ultramontanen noch mehr zu, nachdem das Plebiscit in Frankreich durch das überwiegende Stimmenmehr des katholiſchen Landvolks für den Kaiſer deren gegenſeitige Sympathie Jedermann vor Augen gelegt hatte. Die Folgen zeigten ſich auch bald in einer Steigerung des Eifers, mit welchem die ultramontanen Wühler das katholiſche Landvolk in Belgien, Bayern, Oberöſterreich und Steiermark bearbeiteten und eine Mehrheit klerikaler Wahlen durchſetzten. Eine Note des Grafen Daru, des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs, an die römiſche Curie ſuchte zwar die liberale Welt über die Abſichten des Kaiſers zu beruhigen und auch die übrigen Staaten warnten Rom vor Uebereilungen und Eingriffen in die Rechte der Nationen, der Regierungen und Verfaſſungen. Das that diesmal auch Preußen und noch einmal Bayern durch den neuen Miniſter Grafen Bray. Aber Daru legte bald ſein Amt nieder und ſein Nachfolger, der Herzog von Grammont, rügte zwar die Veröffent-

lichung päpſtlicher Decrete in Frankreich, ohne Wiſſen und Zuſtimmung der Regierung, verſüßte aber dieſen öffentlichen Tadel dadurch, daß er dem Nuntius ſeine Aufwartung machte, anſtatt denſelben zu ſich zu fordern.

Kleine Demonſtrationen der äußerſten Linken in Kirchenſachen, oder der ganz Ungläubigen dienten nur, den Uebermuth der Ultramontanen zu ſtärken. Die Mazziniſten verſuchten gleich bei Eröffnung des Concils in Rom ein antikirchliches, ja förmlich atheiſtiſches Gegenconcil in Neapel abzuhalten, welches aber auf Befehl der italieniſchen Regierung alsbald aufgelöst wurde und im Volk keine Vertheidiger fand. Der deutſche Proteſtantenverein conſtituirte ſich in einer Verſammlung zu Worms am Lutherdenkmal gleichfalls als eine Art von Gegenconcil, ſtand aber mit ſeinem allzu einſeitigen Rationalismus zu vereinzelt innerhalb der großen Mehrheiten, die am Bekenntniß der Landeskirchen feſthielten.

Sofern die Infallibiliſten auch ſchon allen früheren Päpſten als ſolchen Infallibilität zuerkannten, gingen ſie weit von der Wahrheit ab, denn es iſt allbekannt, wie oft ſich Päpſte und Gegenpäpſte gegenſeitig bannten, andere ihre Vorgänger verdammten. Sogar zwei der am meiſten romaniſch geſinnten und den Deutſchen feindſeligſten Päpſte erkannten die Fehlbarkeit ihresgleichen an. Innocenz III. decretirte, die Kirche könne wegen Ketzerei einen Papſt richten, und Innocenz IV.: Der ketzeriſchen Entſcheidung eines Papſtes dürfe man nicht gehorchen. Sie ſtellten alſo ein allgemeines Kirchengeſetz über die jeweilige Perſon des Papſtes und waren noch nicht ſo unvernünftig, den wandelbaren Willen einer wechſelnden Perſon zum alleinigen Geſetz machen zu wollen, ſo daß der Papſt etwa ſagen könnte: sum Ecclesia, wie Ludwig XIV. ſagte, l'état c'est moi.

Im letzten Concile ſelbſt wurden alle erdenklichen vernünftigen Gründe geltend gemacht, welche gegen die Unfehlbarkeit ſprachen. 1. Der h. Geiſt theilte ſich nicht einem Apoſtel allein, ſondern der ganzen Pfingſtgemeinde mit. 2. Der h. Geiſt ließ ſich auch ſpäter nicht im Papſte, ſondern im Concile nieder, welches Päpſte ab- und einſetzte, ſo wie auch im Conclave, welches den Papſt erſt zu wählen

nur die laute und öffentliche Verſicherung ſeiner conſtitutionellen Grundſätze, ſeiner Anhänglichkeit an die Charte zu ſeyn. In einem Miniſterrath am 25 Januar entſchloß ſich der König, das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten einſtweilen unbeſetzt zu laſſen und nur proviſoriſch den Miniſter der Juſtiz, Graf Portalis, damit zu beauftragen, dagegen das Juſtizminiſterium eben ſo proviſoriſch dem General-Domainendirector Bourdeau zu geben. Man billigte die Wahl dieſer achtungswerthen Männer, allein man tadelte ziemlich bitter das proviſoriſche Verfahren. Der franzöſiſche Stolz ertrug es nicht, während die wichtigſten Angelegenheiten von den großen europäiſchen Cabinetten zu verhandeln waren, mit einer bloß proviſoriſchen Diplomatie aufzutreten. Später trug der König das Porteſeuille der auswärtigen Angelegenheiten dem Herzog von Laval-Montmorency an, der damals Geſandter in Wien war, und es ausſchlug. Darauf wurden am 11 Mai Portalis und Bourdeau definitiv in ihrem Amt beſtätigt, allein das Miniſterium hatte damals ſchon ſeiner Schwäche wegen den Credit verloren.

2.

Die franzöſiſchen Kammern im Jahre 1829 vom 27 Januar bis zum 31 Julius.

Am 27 Januar eröffnete der König im Louvre die dießjährige Sitzung der Kammern, und hielt in eigener Perſon die Thronrede. Dieſe Rede war in Bezug auf die äußere Politik Frankreichs überaus friedfertig, in Bezug auf die innere Politik

hatte. 3. Die Päpste haben sich oft widersprochen und einander gegenseitig in den Bann gethan; andere sind von einem Concil als Ketzer verurtheilt worden, wie sollten sie da unfehlbar seyn können? 4. Unfehlbar ist nur Gott; wer sich für unfehlbar erklärt, sündigt gegen das erste Gebot. 5. Jeder Mensch ist in Sünde geboren und sterblich, der Papst auch. 6. Wer unfehlbar ist, dessen Gesinnung und Wille kann niemals wechseln; die Menschen aber haben sehr verschiedene Gesinnungen und ändern oft auch die, welche sie früher gehabt haben, nie wird ein Papst dem andern völlig gleich denken. 7. Die Unfehlbarkeit spricht zugleich eine Art Allmacht über alle Menschen an, aber welche menschliche Macht wäre nicht dem Mißbrauch ausgesetzt? Das Infallibilitätsdogma an sich gibt keine Bürgschaft, daß der für unfehlbar erklärte Papst auch immer Recht haben wird. 8. Ob er Recht habe oder nicht, darüber werden die Menschen so frei seyn zu urtheilen. Hat er nicht Recht, so wird man rebelliren, wie gegen jeden weltlichen Tyrannen. Dann wird er auch weltliche Waffen haben müssen und diese wird er wieder von irgend einer weltlichen Dynastie leihen müssen, von der er dadurch abhängig wird, von der er trotz seiner Unfehlbarkeit Befehle annehmen muß. 9. Weil er ein Mensch ist, kann er aus Unverstand oder Muthwillen oder Verrücktheit etwas ganz Unsinniges befehlen. Müßte man ihm auch alsdann gehorchen? 10. Die Ausdehnung der Infallibilität auf künftige Päpste wäre unerlaubt, weil man nie im Voraus wissen kann, was einem solchen Privilegirten in seiner Machtbesoffenheit alles einfallen könnte; ihre Ausdehnung auf die früheren, bereits historisch bekannten Päpste ist aber vollends widersinnig, weil viele dieser Päpste sich der gröbsten Irrthümer und Sünden schuldig gemacht hatten. Sollte nun auch eine Macht auf Erden entstehen können, die alles überwältigte und keinem lebenden Menschen mehr die geringste Freiheit gestattete, so würde sie doch niemals im Stande seyn, über die todten Menschen und über die Vergangenheit überhaupt zu richten und an der Wahrheit der geschichtlichen Thatsachen das Geringste zu ändern.

Das römische Concil ging zu Ende. Die Mehrheit nahm das neue Dogma an und der Papst verkündete feierlich seine Unfehlbar-

keit, am 18. Juli 1870, also genau in denselben Tagen, in welchen der Kaiser der Franzosen den verhängnißvollen Krieg mit Deutschland anfing. Die Promulgation der Unfehlbarkeit wird sich für das Papstthum ganz eben so verhängnißvoll erweisen.

Es ist nicht denkbar, daß die Welt im 19. Jahrhundert, daß die weltlichen Mächte und die Vernünftigen aller Nationen ein Dogma anerkennen und sich darnach richten sollten, welches, weil es den persönlichen Willen eines Menschen zum alleinigen Gesetz macht, eine eben so unerhörte Neuerung und allen älteren Kirchengesetzen zuwider als unvernünftig an sich und unausführbar ist, weil die weltlichen Mächte und die einigermaßen gebildeten und ihr Interesse kennenden Nationen sich einer solchen persönlichen Willkür nie unterwerfen können und werden, denn die Infallibilität ist eine Kriegserklärung gegen sie, wie das v. Schulte, Professor des canonischen Rechts in Prag, in einer Flugschrift unter Benützung des Syllabus, der päpstlichen Bullen und der einschlagenden Jesuitenschriften kurz und bündig zusammengefaßt hat. Demnach ist die neue päpstliche Lehre folgende: 1. Weil die weltliche Gewalt vom Bösen ist, muß sie unter dem Papste stehen. 2. Sie darf nicht anders verfahren, als ihr die geistliche Gewalt vorschreibt. 3. Weltliche Herrschaft wird gegeben und genommen ausschließlich von der Kirche. 4. Der Papst hat das Recht, nicht katholische Länder und Völker katholischen Fürsten zu schenken. 5. Der Papst kann auch Länder und Völker katholischer Fürsten, die im Banne sind, an andere verschenken. 6. Die päpstliche Macht beruht auf göttlicher Inspiration. 7. Die Kirche allein hat alle Schriften zu censiren. 8. Der Papst kann weltliche Staatsgesetze vernichten, wenn sie der Kirche nicht conveniren. 9. Der Papst kann Kaiser und Könige tadeln und erforderlichen Falls strafen. 10. Dem weltlichen Staate darf kein Priester eine Steuer oder Abgabe entrichten. 11. Der Papst kann alle Unterthanen von ihren Eiden gegen weltliche Fürsten entbinden. 12. Der Papst kann alle Rechtsverhältnisse der Gebannten, insbesondere ihre Ehe, lösen. 13. Der Papst kann von jeder Verpflichtung entbinden.

Ist nun auch zunächst keine Gefahr vorhanden, daß der ohn-

mächtige und in Rom gleichsam gefangen sitzende Papst von seiner blos angemaßten Gewalt einen wirklichen Gebrauch machen könnte, so darf doch kein Staat es darauf ankommen lassen, auch nur stillschweigend die Gültigkeit jener Vorschriften vorläufig anzuerkennen. Denn es könnten Zeiten eintreten, in welchen der Papst doch noch seine scheintodte Allmacht wieder aufleben lassen würde. Der Staat darf kein so gefährliches Dogma ignoriren, so wenig ein guter Hausvater ein geladenes Gewehr in einer Ecke des Wohnzimmers stehen lassen wird, wenn es auch Jahre lang Niemanden einfallen sollte, damit Schaden zu thun.

Was die Päpste früher sündigten, ließ sich immer noch mit der menschlichen Schwäche und Fehlbarkeit entschuldigen. Sobald man sie für unfehlbar erklärt, entzieht man ihnen diesen Entschuldigungsgrund und ladet ihnen eine ungeheure Verantwortung auf. Jeder Fehlgriff des angeblich Unfehlbaren schadet aber nicht nur ihm, sondern der römischen Kirche überhaupt. So lange sich die Päpste noch von Concilien abhängig erachteten, ihre Entscheidungen noch von der Zustimmung der Cardinäle abhängig machten, war die persönliche Willkür des Papstes durch ein schweres aristokratisches Gewicht vor Verirrungen gehütet, hatte die Hierarchie überhaupt einen stabilen Charakter. Die Kirche, die ihrer Natur nach etwas durchaus Conservatives ist, wird nicht nur durch Willkür von unten, durch Opposition und Rebellion, sondern auch durch Willkür von oben, durch Mißbrauch der Papstgewalt gefährdet. Gegen beide Arten von Willkür kann nur die Aristokratie des Episcopats und überhaupt des Klerus schützen. Fällt dieser Schutz nach oben weg, so wird er auch nach unten wegfallen und das Hohnlachen der Jesuiten beim letzten Concil wird ein tausendfaches gräßliches Echo finden im Hohngelächter der verwilderten Demokratie.

Neuerungen, die man ohne alle Noth macht, sind der Autorität immer gefährlich, auch wenn sie scheinbar die Autorität zu stärken bestimmt sind. Wie oft haben die Ultramontanen den Liberalen vorgeworfen, daß ihre zufälligen und wechselnden Mehrheitsbeschlüsse nur vorüber blasende Winde seyen, während ihre Kirche auf Felsengrund steht. Ganz demselben Wechsel aber, wie die Autorität

liberaler Kammerbeschlüsse sind von nun an auch die päpstlichen Beschlüsse unterworfen, da sie mit der Person des Papstes fortan beständig wechseln werden. Sollte wohl einer den andern nicht zu übertreffen suchen im Aushecken von immer neuen Akten der Willkür in Thaten und Gesetzen, Encycliken und Dogmen? Schon der erste infallible Papst, Pius IX., hat eine auffallende Eitelkeit im Ersinnen neuer Dogmen verrathen und provocirt dadurch seine Nachfolger, in dieser heiligen Superfötation fortzufahren.

VII.

Die römische Frage seit 1870.

Der König von Italien hat die große Niederlage Frankreichs im Jahr 1870 ausgenutzt, um über das von Frankreich nicht mehr geschützte Rom herzufallen und den Kirchenstaat zu säculariſiren. Es wird sich nun darum handeln, ob die katholischen Bevölkerungen der alten und neuen Welt diese am Oberhaupt ihrer Kirche begangene Gewaltthat auch zu dulden gewillt sind. Es handelt sich aber nicht blos um die weltliche Herrschaft des Papstes, denn eine solche könnte ihm auch wohl außerhalb Italiens zuerkannt werden. Der Kern der Frage liegt in dem Umstande, daß seit der Reformation und seit dem Tridentinum das Papstthum lediglich durch einen Compromiß des in Frankreich regierenden Hauses Valois und des in Madrid und Wien regierenden Hauses Habsburg sein Daseyn gefristet hat. Beide Dynastien bedienten sich des Papstthums, um ihre Unterthanen, namentlich die große Masse der Landbevölkerung durch die römischen Priester in blindem Gehorsam niederzuhalten, verbürgten zum Dank dem Papst ihren Schutz und vermieden jeden, die Kirche betreffenden Conflikt unter sich dadurch, daß sie den Kirchenstaat neutralisirten und immer nur einen Ita-

liener, vorzugsweiſe einen Römer zum Papſte wählen ließen, weil ein deutſcher oder ſpaniſcher Papſt den Franzoſen, ein franzöſiſcher den Deutſchen und Spanien nicht zugeſagt haben würde. Dieſer Compromiß erlitt nur kurze Zeit durch die franzöſiſche Revolution eine Störung und wurde nach der Reſtauration erneuert. Es frägt ſich alſo vor allen Dingen: kann auch jetzt noch jener Compromiß erneuert werden? Was ſoll an ſeine Stelle treten? Oder iſt er überhaupt noch nothwendig?

Man hat ſchon bemerkt, es liege ein Unrecht darin, daß immer nur ein Italiener Papſt ſeyn ſoll, das italieniſche Volk verdiene dieſen Vorzug nicht, es gäbe katholiſche Völker von mehr Macht und Größe, von mehr Frömmigkeit und Sittlichkeit und von mehr Intelligenz und Bildung als das italieniſche. Es würde ſich alſo endlich geziemen, dem Monopol dieſer Italiener ein Ende zu machen. Gewiß eine billige Forderung. Sobald man ihr aber entſprechen wollte, würde man auf eine außerordentliche Menge von Hinderniſſen ſtoßen.

Erſtens hat die Stadt Rom eine geſchichtliche Bedeutung für das Papſtthum, welche dem Papſt keinerlei andere Reſidenz zu erſetzen vermöchte, ſelbſt wenn er den h. Petrus noch einmal mit ſich fortwandern ließe. Zweitens würde der Papſt, ſelbſt wenn man ihm wieder einen unabhängigen Kirchenſtaat irgend anderswo als am Tiberfluß gewährte, doch von den großen Nachbarmächten mehr oder weniger abhängig und in ihre politiſchen Intriguen verwickelt werden. Reſidirte er nicht mehr in Italien, ſo brauchte er auch kein Italiener zu ſeyn. Keine katholiſche Nation hat ein ausſchließliches Recht auf die Papſtwürde. Man hat ſchon an einen Turnus gedacht, nach welchem die Päpſte künftig abwechſelnd aus verſchiedenen katholiſchen Nationen gewählt werden ſollten, aber die Franzoſen würden ſich ſchwerlich gern einem deutſchen, die Deutſchen einem franzöſiſchen Papſt unterwerfen. Ohne Zweifel würde es am beſten ſeyn, wenn der Papſt einmal aus der germaniſchen Race gewählt würde, weil dieſe offenbar in ſittlicher und intellectueller Beziehung der romaniſchen weit überlegen iſt und weil in ihr, wie Döllinger mit Recht betont hat, noch eine Theologie und zwar in

voller Blüthe besteht. Allein es ist zu hoffen, daß sich die Romanen niemals einen deutschen Papst werden gefallen lassen, denn wenn es geschähe, würden sie doch wieder wie unter den sächsischen Kaisern nicht ruhen, bis sie ihn wieder los wären, und ihn zum drittenmal vergiften, wie sie es schon zweimal mit deutschen Päpsten gethan haben.

Solche Erwägungen und Erfahrungen führen dazu, daß man überhaupt fragen muß, ob die internationale Kirche dasselbe Recht anzusprechen hat als der internationale Glaube? Die äußere Kirche hat so viele Beziehungen zum Staate und zur bürgerlichen Gesellschaft, daß sie fast immerwährend in den Fall kommt, denselben entweder im Namen der internationalen Glaubenseinheit unnatürlich Gewalt anzuthun, oder aber so manches von der Glaubenseinheit zum Opfer zu bringen. Die internationale Glaubenseinheit kann nur durch Zwang, Gewalt und Tyrannei durchgeführt werden, wenn sich die Völker ihr in blinder Unwissenheit oder zitternder Furcht unterwerfen, ganz ebenso, wie eine Staatseinheit, welche sich, wie z. B. die österreichische, die verschiedenartigsten Racen und Völkerstämme unterworfen hat, dieselben nur durch ein eisernes Band der Gewalt zusammenhalten kann. Das ist eine so große, durch die geschichtliche Erfahrung aller Zeiten erwiesene Binsenwahrheit, daß man kaum begreift, wie so viele gescheidte Leute sich in unserer Zeit noch darüber täuschen können. Oesterreich und der sonst so geistreiche Graf Beust haben sich darüber getäuscht.

Die Jesuiten nicht. Sie begriffen vollkommen, worauf es hier ankomme. Sint, ut sunt, aut non sint. Nur aus diesem Grunde haben sie durch den Syllabus und durch das Unfehlbarkeitsdogma dem Papst, wenn sie ihm auch noch nicht die Allmacht decretiren konnten, doch das formelle Recht gewährt, sobald es ihm die äußern Umstände irgend möglich machen sollten, den Allmächtigen zu spielen und schonungslos mit Bann und Interdikt, Folter und Scheiterhaufen jeden, der sich seinem Willen widersetzen würde, zu vernichten. Diesem entschlossenen Jesuitenplan gegenüber erscheinen alle andern vermittelnden Vorschläge, das Papstthum zu retten, kleinlich und schwächlich, lauter Halbheiten.

Der kühne Plan war darauf berechnet, daß der Kaiser der Franzoſen im Jahr 1870 ſiegreich in Berlin einziehen, Oeſterreich und die ſüddeutſchen Staaten ſich an ihn anſchließen und ein großer Triumph des Katholicismus und Romanismus über den Proteſtantismus und Germanismus unter dem Segen des Concils und des infallibel daraus hervorgegangenen Papſtes gefeiert und daß in Folge deſſen auch der Liberalismus, den ſchon der Syllabus als das böſe Princip der Neuzeit bezeichnete, durch ein großartiges Reaktionsſyſtem niedergekämpft werden ſollte.

Es kam anders. Der Kaiſer der Franzoſen unterlag und unmittelbar nach ſeiner Gefangennehmung wurde auch der Papſt ſeiner weltlichen Herrſchaft beraubt. Das war die furchtbarſte Niederlage, welche die romaniſche Race noch jemals ſeit der Völkerwanderung erlitten hatte. Der altrömiſche Kaiſer-Despotismus, wie er in Frankreich wieder auferſtanden war, und der geiſtliche Despotismus des römiſchen Papſtes wurden zugleich, in demſelben Jahr, in demſelben Monat niedergeworfen. Das erſte geſchah unmittelbar durch die Deutſchen, das zweite mittelbar. Denn Viktor Emanuel würde niemals gewagt haben, Rom einzunehmen, wenn der Kaiſer der Franzoſen noch regiert hätte.

Inzwiſchen ließen ſich die Jeſuiten durch ſo ſchreckliche Schläge doch nicht irre machen, ſondern hielten an ihrem Plane feſt und hofften, ihn, wenn auch mit andern Mitteln, durchzuſetzen, nämlich mittelſt der Deutſchen ſelbſt. Wenn man den Waffen der Deutſchen nicht widerſtehen konnte, ſo durfte man doch getroſt auf ihre Einfalt, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit ſpekuliren. Es wäre ja nicht das erſtemal geweſen, daß Romanen, im Kriege von den Germanen beſiegt, ihnen im Frieden wieder alles Gewonnene abliſteten. Die ſchreckliche Niederlage der Römer durch die Deutſchen in der Völkerwanderung hatte den Deutſchen doch nichts genutzt, denn ſie ließen ſich in den folgenden Jahrhunderten von den ſchlauen Römern durch geiſtliche Mittel doch wieder unter das römiſche Joch beugen. Auch die ſchreckliche Niederlage des großen Napoleon nützte den Deutſchen nichts, denn ſie ließen ſich durch die franzöſiſche und Frankreich geneigte Diplomatie völlig dupiren und von neuem Elſaß

und Lothringen und Burgund, die Niederlande mit der freien Rheinschifffahrt und die Elbherzogthümer abschwindeln.

Damals war es die Angst vor dem rothen Gespenst, vor einer Wiederkehr der Revolution, womit das schadenfrohe Ausland unsere deutschen Fürsten zu allem bringen konnte. Schont Frankreich, hieß es, damit es befriedigt wird und nicht gleich wieder in Revolution ausbricht! Stellt den Papst, stellt die Jesuiten wieder her, damit sie euch helfen, die unruhigen Völker in Ehrfurcht vor der Legitimität und in Unterthänigkeit zu erhalten. Warum sollte dasselbe Mittel nicht auch jetzt wieder anschlagen?

Die ultramontane Propaganda hat aus Frankreichs letzter Niederlage sogar neue Hoffnungen geschöpft und die veränderten Umstände mit großer Keckheit und Geschicklichkeit zu ihrem Vortheile benutzt. Es kommt ihr nämlich zu statten: 1. das Mitleid mit dem Papste, welches selbst seine Gegner theilen, sofern der feige Ueberfall Roms durch die Italiener erst in einem Augenblick, in welchem es diese wagen durften, allerdings jeden ehrlichen Mann empören mußte; 2. die Noth, welche jede künftige Regierung Frankreichs veranlassen wird, da ihr so viele andere Waffen zerbrochen sind, die Sympathien des stockkatholischen Landvolks zu Hülfe zu rufen; 3. das Vorhandenseyn starker katholischer Sympathien in Deutschland, welche, wenn man sie schlau benutzt, dem protestantischen Kaiser viel zu schaffen machen könnten; 4. die Noth Oesterreichs, welche auch hier die Regierung leicht dahin bringen könnte, im Bunde mit Frankreich und durch den Einfluß der bereits für die Infallibilität gewonnenen Bischöfe und Priester sich in neue Kampfbereitschaft gegen Deutschland zu setzen.

Ehe wir prüfen, wie bereits im Sinne dieses Operationsplans vorgegangen worden ist, schicken wir noch eine Bemerkung voraus. Viele Uneingeweihte gaben sich der Täuschung hin, die Anmaßung der Infallibilität und der Oberherrschaft über alle Kaiser und Könige von Seiten des Papstes sey ein direkter Angriff auf alle weltlichen, auch katholischen Regierungen, eine Drohung oder wenigstens eine Impertinenz gegen dieselben. Dem ist aber nicht so. Diese ganze Prahlerei ist nur eine Maske, um die einfältige Menge zu

täuſchen. Es wäre nicht das erſtemal, daß Jeſuiten ſolche Drohungen gegen die weltlichen Herrſcher ausgeſtoßen hätten. Jeſuiten waren es, die ſchon im 16. Jahrhundert ganz offen den Königsmord predigten. Aber die katholiſchen Dynaſtien wußten recht gut, daß die Dolche der Jeſuiten nicht gegen ſie geſchliffen waren, ſondern nur gegen ihre Gegner, nur gegen proteſtantiſche Fürſten, nur gegen Heinrich IV., die Königin Eliſabeth, den Oranier. So hat auch in unſern Tagen der Syllabus und die neue Bekräftigung der Bulle Unam sanctam nicht den Zweck, irgend einen katholiſchen Monarchen unter die Füße des römiſchen Pontifex zu reißen, ſondern die katholiſchen Fürſten ſollten dadurch nur geſtärkt werden gegen die proteſtantiſchen.

Die Allgewalt des Papſtes, womit der Syllabus allen Kaiſern und Königen der Erde droht, iſt katholiſchen Fürſten gegenüber in keiner Weiſe ernſt gemeint, denn das Papſtthum kann niemals der Hülfe und des Schutzes weltlicher Mächte entbehren. Die Spitze dieſes Dogmas des achten Bonifacius iſt heutzutage nicht gegen katholiſche Fürſten und Reiche gerichtet, ſondern nur gegen akatholiſche, und zwar in erſter Linie gegen den proteſtantiſchen Germanismus in allen ſeinen ſtaatlichen Verzweigungen, vornehmlich aber gegen das neue Centrum, das er in dem wiedererſtandenen deutſchen Reiche gefunden hat. Wir dürfen wohl darauf achten, ob nicht Pläne geſchmiedet werden, denen ähnlich, die im Jahre 1756 den berüchtigten Vertrag von Verſailles herbeiführten, den Vertrag der drei Unterröcke, Pompadour, Maria Thereſia und Eliſabeth. Beinahe ganz Europa verſchwor ſich damals, die Monarchie des großen Friedrich zu vernichten. Und warum? Blos weil man ahnte, hier erwachſe eine junge Kraft, die im Stande ſeyn könnte, der deutſchen Nation wieder einen nationalen Schwerpunkt zu geben und ſie von dem internationalen Schwerpunkt in Wien loszureißen, an den unſere unglückliche Nation ſeit dem Untergang der Hohenſtaufen angekettet war. Am Schmieden dieſer Ketten hat aber der Papſt den größten Antheil gehabt. Was man nun im Jahr 1756 nur ahnte, wovor alle Feinde der deutſchen Nation erſt eine leiſe Furcht beſchlich, das iſt 1871 zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden, die Wiedergeburt

des deutſchen Reichs aus nationaler Wurzel durch das Haus der Zollern. Alle alten Feinde Deutſchlands, die ſich damals ſchon zur Vernichtung Preußens verſchworen, haben ſeit ſo langer Zeit ihre Geſinnung nicht geändert. Ihr Intereſſe, Deutſchland durch dynaſtiſchen und confeſſionellen Hader innerlich zu ſchwächen, ſein nationales Herz vor allem durch den Druck des internationalen Magens der habsburgiſchen Monarchie zu drücken und zuſammenzupreſſen und dann dieſes zerriſſene und verkrüppelte Deutſchland von außen zu berauben, zu plündern und unter beſtändiger Vormundſchaft zu halten, iſt immer noch daſſelbe und wenn ſie können, werden ſie noch einmal Alles verſuchen, uns zu unterdrücken. Darum ſeyen wir wachſam und laßt uns unſere Feinde ſchon von weitem erkennen!

VIII.

Die jüngſten ultramontanen Agitationen.

Während in Rom die Einberufung des Concils und in Paris der muthwillige Angriff auf Deutſchland geplant wurden, ſetzte ſich auch in Deutſchland ſelbſt eine unter jeſuitiſchem Einfluß ſtehende ultramontane Partei im Bunde mit dem Particularismus und ſogar mit den Social-Demokraten in Bewegung, um für Rom und Frankreich gegen die deutſchen Einheitsbeſtrebungen zu agitiren, den Deutſchen Verrath an Deutſchland anzuſinnen. Die ſog. großdeutſchen Geſchichtsbaumeiſter Onno Klopp, Graf Vitzthum, Herr von Vivenot untergruben die geſchichtliche Wahrheit, um Preußens ruhmwürdige Vergangenheit zu verdächtigen und ſeine Verdienſte um die deutſche Sache zu leugnen. Die depoſſedirten Mißregenten von Hannover und Heſſen-Kaſſel ließen es ſich Millionen koſten, um im In- und Auslande die Preſſe zu beſtechen und den Auswurf der Literaten aller Länder in Sold zu nehmen, damit ſie die öffentliche Meinung gegen den wiedererwachten Geiſt von 1813 ſtimmen, Preußen als

tik überaus wohlwollend, und brachte einen ſo guten Eindruck hervor, daß ſie in den liberalen Blättern allgemein gelobt und nur in den Ultrablättern getadelt wurde. Ueberdieß wählte der König Herrn Royer Collard, ein berühmtes Haupt der gemäßigten Liberalen, zum Präſidenten der Deputirten-Kammer.

Wenn man heute ſieht, was binnen anderthalb Jahren aus Frankreich geworden iſt, kann man auf jene Tage der Eintracht und wechſelſeitigen Anſpruchsloſigkeit nicht zurückblicken, ohne im Namen Carls X tief zu erröthen. Die Geſchichte wird nie vergeſſen dürfen, daß beim Antritt der Kammern von 1829 die große liberale Partei mit wahrer uneigennütziger Hingebung, liebenswürdiger Beſcheidenheit und einer beinah naiven Verſöhnlichkeit einem König entgegen gekommen iſt, der in demſelben Augenblick nur Mäßigung heuchelte, um die Kammern und das Volk deſto ſichrer in das Netz zu locken, das die geheime Propaganda bereits ausgeſtellt hatte.

Gleich in der erſten Sitzung beider Kammern hatten beide Parteien Gelegenheit, ihre Neigung zum Frieden auszuſprechen und ſich wechſelſeitig Conceſſionen zu machen. Am 5 Februar hielt Fürſt Polignac, der zum Beſuch aus London gekommen war, in der Pairskammer eine Rede, worin er ſein conſtitutionelles Glaubensbekenntniß ablegte und der Nation jeden Verdacht auszureden ſuchte. Er ſagte unter Anderm: „Die Verläumdung muß erröthen, mir Geſinnungen zugeſchrieben zu haben, die ſo ganz nicht mit den meinigen in Einklang ſtehen. Meine Stimme, edle Pairs, widerſpricht denſelben; mein Leben wird ihnen immer widerſprechen. Für mich, meine Herren, erſcheint der feierliche Vertrag, auf dem unſere monarchiſchen Grundſätze beruhen, als ein himmliſches Zeichen, das Ruhe und Heiterkeit verkündet; ich erblicke darin einen

den alleinigen Störenfried Europas verleumden und die Franzosen als die alleinigen Wiederherſteller des Rechts und Retter Deutſchlands empfehlen ſollten.

Gleichzeitig wurde in Bayern die Partei der ſog. Patrioten (lucus a non lucendo) organiſirt und unter jeſuitiſchem Einfluß der katholiſche Klerus zur Aufwiegelung des Landvolks angewieſen, um die unwiſſende Menge im blinden Fanatismus wieder einmal gegen die norddeutſchen Ketzer zu hetzen, ihm einzureden, die Preußen ſeyen gar keine Deutſchen, ſondern Wenden. Da übrigens Bayern ein paritätiſcher Staat iſt, ſo konnten die Ultramontanen mit der Ketzerriecherei nicht weit ausreichen, ſchoben daher das partikulariſtiſche Intereſſe vor und warfen ſich zu eifrigen Vorkämpfern der bayriſchen Unabhängigkeit auf, die vom norddeutſchen Bunde bedroht ſey und wie zur Rheinbundzeit nur durch Frankreich gerettet werden könne. Das bayriſche Landvolk, was ſich in dieſem Sinne beſchwatzen ließ, merkte die tiefe Argliſt ſeiner Verführer nicht. Die Jeſuiten ſind eine internationale Macht, die am liebſten die ganze Erde beherrſchen und alles darin über einen Kamm ſcheeren würde. Wie mag man ſich belügen laſſen, daß ſie ſich ausſchließlich für die Specialität des bayriſchen Volksſtamms intereſſiren ſollten? Sie wollen dieſen Volksſtamm nur als Mittel zu ihren Zwecken benutzen und lachen über die Schwachköpfe, die ihre Kleinſtaaterei für den Zweck halten.

Die Preſſe der bayriſchen Patrioten war inſtruirt, auch noch während des Kriegs von 1870, ſoweit es ihr immer möglich war, für Frankreich Partei zu nehmen und die Ehre der deutſchen Waffen zu verkleinern. Auch machte die franzöſiſche Preſſe davon den geeigneten Gebrauch, daher die mehrmaligen Senſationsnachrichten, die bayriſchen Truppen würden aus Frankreich zurückberufen.

Sobald nun im letzten Kriege Frankreich niedergeworfen war und Niemand mehr die Einigung der Deutſchen in einem neuen Reiche hindern konnte, taugten den Jeſuiten die bisher angewendeten Mittel nicht mehr. Sie hatten mit dem Particularismus zunächſt Bankerot gemacht, wußten ſich aber zu helfen und gaben alsbald eine neue Parole aus. Nur der Umſtand, daß nicht alle

Parteigenossen soviel Verstand haben als die Leithämmel, erklärt es, warum unter der ultramontanen Mehrheit der bayrischen Kammer eine Zerklüftung eintrat. An die alte Methode gewohnt, konnten viele die neue noch nicht begreifen. Die A. A. Zeitung bemerkte, dem großen internationalen Zwecke des Ultramontanismus „können offenbar nur die Kräfte einer Großmacht und vollends derjenigen verwendbar erscheinen, welche jetzt durch die Niederwerfung Frankreichs die entscheidende Stimme in Europa erlangt hat. Zudem hat ja der Papst selbst sich dem König von Preußen zu nähern gesucht." Deshalb trat in der bisherigen ultramontanen Presse Bayerns plötzlich die Ansicht hervor, sämmtliche bayrische Ultramontane könnten, ohne ihrem Princip das geringste zu vergeben, in das neue deutsche Reich eintreten. Wenn sie sich mit den norddeutschen Katholiken und mit der ultraconservativen Partei in Preußen verbänden, würden sie stärker werden als zuvor. Sofern nun auch Oesterreich sich Preußen wieder nähere, würde die ultramontane Partei auch von hier aus verstärkt werden, und so ließe sich grade auf dem deutschen Boden, den man bisher feindlich behandelt habe, durch eine deutsche Partei selbst für den Romanismus mehr ausrichten, als je vorher. Dem lag der Gedanke zu Grunde, was vor dreihundert Jahren das Haus Habsburg gethan, um die Reformation zu bekämpfen, das müsse jetzt das von den Jesuiten commandirte katholische Volk thun und mit seinen deutschen Waffen Rom beschützen, die weltliche Herrschaft des Papstes wieder herstellen.

Man hat sogar die Wiederkehr des deutschen Reichs und Kaisers damit in Verbindung gebracht und dem König von Preußen sehr an's Herz gelegt, er solle doch als deutscher Kaiser den Schutz des Papstes übernehmen, nach der ursprünglichen Idee des deutschen Kaiserthums unter Karl dem Großen. Aber man vergaß dabei, daß es ganz allein Rom gewesen ist, welches jene alte Nebeneinanderstellung des weltlichen und geistlichen Reichs im Mittelalter treulos aufgelöst hat, sofern es dem Papst nicht mit der Nebenordnung neben dem Kaiser genug war, sondern er sich ihm überordnen wollte und wirklich eine Zeitlang übergeordnet hat. Man vergaß, daß es Rom nie ehrlich mit Deutschland gemeint, daß

es ſich vielmehr immer im ausſchließlichen Intereſſe der lateiniſchen Race mit Frankreich gegen Deutſchland verbunden hat. Und nun wagt man in einem Augenblick, in welchem man eben erſt den Papſt für untrüglich und die Bullen (Bonifacius VIII. und Pauls IV.), welche dem Papſt die Oberherrſchaft über alle Kaiſer und Könige der Welt zuerkennen, auf's neue für rechtskräftig erklärt hat, dem neuen deutſchen Kaiſer zuzumuthen, er ſolle ſich dem Untrüglichen in Rom zur Verfügung ſtellen.

Vor allem mußte den Jeſuiten daran liegen, die Oppoſition der deutſchen Biſchöfe und Theologen, die ſich aus Anlaß des Concils und auf dem Concil ſelbſt ſo laut ausgeſprochen hatte, zu beſchwichtigen oder niederzuſchlagen. Denn die wiſſenſchaftliche Bildung der katholiſchen Facultäten auf deutſchen Univerſitäten, wie ſie vornehmlich Döllinger's große Schule kennzeichnete, war der gefährlichſte Gegner des Jeſuitismus, weil ſie auf altkatholiſchem Boden ſtand. Daher wurde den deutſchen Biſchöfen, die ſich dazu herzugeben ſchwach genug waren, die Hand geführt, um Decrete zu erlaſſen, durch welche die deutſche Wiſſenſchaft geächtet, ihren achtbarſten Lehrern die Vorleſungen unterſagt oder wenigſtens ihren Diöceſanen der Beſuch ſolcher Vorleſungen verboten wurde. Nichts beweist ſo deutlich die geheime romaniſche Leitung dieſer biſchöflichen Willküren, als der darin ſich ausſprechende Haß gegen die deutſche Wiſſenſchaft, derſelbe Haß, der die Mehrheit der welſchen Idioten auf dem Concil zu halbthieriſchem Gebrüll gegen die deutſchen Redner veranlaßte. Kein Haß geht tiefer, als der unwiſſender Menſchen gegen die wiſſenden, zumal wenn ſie von anderer Race ſind.

Das dem Krieg in Frankreich ausſchließlich zugewandte Intereſſe des deutſchen Volks war Urſache, daß man der Infallibilitätsfrage zunächſt keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenkte, und ſo konnten jene von den Jeſuiten inſpirirten Biſchöfe während des Kriegslärms faſt unbemerkt das neue Dogma in ihren Diöceſen einſchmuggeln. Wollte ſpäter nach Beendigung des Krieges die Oppoſition noch gegen das neue Dogma proteſtiren, ſo war es immerhin für die ultramontane Partei ein großer Gewinn, durch das fait accompli der Fuldaer Biſchofsverſammlung einen bedeutenden Vorſprung zu haben.

Verfolgen wir nun den Operationsplan. In Bezug auf Frankreich fällt zuerſt auf, daß die Biſchöfe Maret und Dupanloup, die auf dem Concil am entſchiedenſten gegen die Infallibilität plaidirten, dieſelbe jetzt doch anerkannt haben. Eine dieſe Biſchöfe demüthigende und doch gerechtfertigte Conceſſion an die Ueberlegenheit des Jeſuitencalculs. Eine Anerkennung nämlich, daß die Jeſuiten das franzöſiſche Volk am richtigſten beurtheilt haben, ſofern ſie vorausſetzten, dieſes Volk vermöge ſich außerhalb der beiden Extreme des Aberglaubens und Unglaubens nicht zu bewegen und müſſe aus dem Paroxismus des Unglaubens in die Lethargie des Aberglaubens zurückfallen, weil es ein- für allemal der ſittlichen Kraft zu einer Reformation ermangle. Obgleich Napoleon III., der bisherige Schutzherr des Papſtes, geſtürzt war, gaben doch auch die neuen republikaniſchen Machthaber ihre Sympathien für die römiſche Kirche kund. Zwar rief Gambetta den alten Papſtfeind Garibaldi herbei, dieſer aber blieb in Frankreich unpopulär, konnte nichts ausrichten und mußte ſich zurückziehen. Der alte Jude Cremieux bewies durch den Compromiß, den er mit den Legitimiſten der Vendée einging, daß die Republik nicht ohne den Beiſtand des Klerus und des katholiſchen Landvolks durchzuführen ſey. Daher ſeine lächerliche Proclamation, in der er verkündete, die Göttin der Freiheit mit der rothen Jakobinermütze müſſe der neuen Jungfrau von Orleans mit dem Banner der Gottesmutter die Hand reichen. Auch die Vertreibung der Deutſchen aus Frankreich war zum Theil auf das bigott katholiſche Volk berechnet, bei dem wenigſtens an vielen Orten die Geiſtlichkeit den alten Haß gegen die Ketzer auffriſchte. Bei den Wahlen zur Nationalverſammlung von Bordeaux war keine Partei ſtärker vertreten als die der Legitimiſten, als die Anhänger der ältern, bekanntlich ſehr bigotten Linie Bourbon. Die Ultramontanen durften daher hoffen, bei der Neugeſtaltung Frankreichs eine Rolle zu ſpielen, und da die ganze franzöſiſche Nation in ihrer ohnmächtigen Wuth Rache, Rache! ſchrie, ſo konnten die Ultramontanen dieſe Stimmung benutzen, um ihr ein Mittel der Rache zu bezeichnen, nämlich die Anfachung eines katholiſchen Fanatismus, mit dem man auch die katholiſchen Deutſchen gegen ihre

protestantischen Stammgenossen würde aufhetzen können. Deshalb schrieb der Univers, das ultramontane Hauptorgan Frankreichs: „Der Krieg ist zu Ende, rüsten wir uns zum Kriege!“

Oesterreich gab sich zu einem Echo dieses Rufes her. Das war der Sinn der famosen Predigt, welche der Jesuit Klinkowström in Wien in Gegenwart der Eltern des Kaisers, des Erzherzog Franz Karl und der Erzherzogin Sophie, im Anfang des Jahres in der Universitätskirche hielt. Der Jesuit meinte nämlich, ein deutsches Kaiserreich der Hohenzollern sey kein rechtes; ein echter Kaiser deutscher Nation könne nur von Gott und seinem Stellvertreter, dem Papste, in legitimer Weise eingesetzt werden und dereinst werde das Haus Habsburg, wenn es sich wieder als Hort der katholischen Kirche und des wahren Glaubens bewähre, wieder zu seinem Rechte gelangen.

Dem entsprach nun auch am 7. Februar 1871 die ganz unerwartete Ernennung eines neuen cisleithanischen Ministeriums, an dessen Spitze der als ultramontan bekannte Graf Hohenwart stand und in welchem ein Czeche die Justiz, ein anderer den Cultus übernahm. Man mußte daraus erkennen, das Kabinet kehre zum System des Concordats zurück und wolle sich zugleich der Slaven bedienen, um theils das deutsche Element in Oesterreich niederzudrücken, theils sich Rußland zu befreunden und an demselben einen Bundesgenossen gegen Deutschland zu finden. Auch begann die neue Regierung sogleich, die Universität Prag, die älteste deutsche, zu czechisiren, auch in den Schulen die czechische Sprache der deutschen überzuordnen und in Deutsch-Oesterreich die Mitfeier des Friedens der Deutschen nach ihren glorreichen Siegen in Frankreich zu verbieten.

Begreiflicherweise mußte Oesterreich in Versuchung geführt werden, sich anzuschließen, sobald ein ultramontaner Bund gegen das neue deutsche Kaiserthum eingeleitet wurde. Das Haus Habsburg war ja von jeher der intimste Verbündete des Papstthums gewesen, war durch das Papstthum erhöht worden und hatte ihm dafür die wichtigsten Dienste geleistet.

Oesterreich befand sich eigentlich ganz in derselben Lage wie der Papst, als eine internationale Macht, welche sehr verschiedene

Nationen zugleich beherrſcht. Eine ſolche Herrſchaft über mehrere und verſchiedene Nationen iſt an ſich unnatürlich, kann daher nur durch Gewalt oder durch eine Verblendung oder Verdummung der unterworfenen Völker behauptet werden.

IX.

Die zunächſt vorliegende Rechtsfrage in Bezug auf das Vorgehen der infallibiliſtiſchen Biſchöfe Deutſchlands.

Wie haben ſich die deutſchen Regierungen und wie die katholiſchen Biſchöfe, Theologen und Laien in Deutſchland gegenüber dem neuen Dogma von der Unfehlbarkeit des Papſtes zu verhalten?

Eine anſehnliche Zahl katholiſcher Theologen und Laien haben ſich in ausführlichen Schriften oder in Adreſſen dahin erklärt: 1. daß das neue Dogma das bisherige Fundament der katholiſchen Kirche untergrabe, ſofern es vom Tridentinum, welches allein zu Recht beſteht und auf welches allein die katholiſchen Geiſtlichen und Lehrer vereidet ſind, weſentlich abweicht. 2. Daß das Concil, von welchem dieſes neue Dogma ausging, incompetent war, weil es weder ein wahrhaft ökumeniſches, noch mit den Rechten eines freien Concils ausgeſtattet war, weil es ſich von einer nur argliſtig erſchlichenen, nicht die wahre Mehrheit der katholiſchen Seelen vertretenden Mehrheit von Titularbiſchöfen ohne Diöceſen, überrumpeln und terroriſiren ließ. 3. Daß das neue Dogma an ſich eben ſo unchriſtlich als unvernünftig die Willkür eines einzigen Menſchen zur alleinigen Quelle des Kirchenrechts machen will, folglich die katholiſche Kirche in unauflöslichen Conflict theils mit den Staatsgewalten, theils mit der Theologie, theils mit dem geſunden Menſchenverſtande der Laien bringt. Dagegen hat die Mehrheit der deutſchen Biſchöfe, inclusive auch ſolcher, die auf dem Concil gegen

die Infallibilität ſtimmten, in einer Verſammlung zu Fulda ſich für dieſelbe erklärt, den Glauben an dieſelbe ihren Diöceſanen einzuprägen und aufzunöthigen beſchloßen, und einige von ihnen haben bereits in ihren Diöceſen Prieſter und Lehrer gemaßregelt, beziehungsweiſe ihres Amts enthoben, die das neue Dogma nicht anerkennen wollten. Die auf ſolche Art Mißhandelten haben ſich auf das Tridentinum berufen, auf das ſie allein verpflichtet ſeyen und welches von der Infallibilität des Papſtes nichts wiſſe.

Was ſoll nun aus dieſem Widerſtreite werden? In Oeſterreich haben die Biſchöfe das neue Dogma gar nicht verkündet, alſo auch Niemand darauf verpflichtet. In Bayern hat ſich die Regierung bis jetzt der Gemaßregelten angenommen. Auch in Preußen hat der Cultminiſter ſchon am 24. Oktober und wiederholt am 21. November dem Erzbiſchof von Köln erklärt, die Regierung könne ſich ſelbſt, wie auch die vom Erzbiſchof beanſtandeten Lehren nur an die professio fidei Tridentina verfaſſungsmäßig gebunden erachten.

Im Allgemeinen iſt eine einläßliche Erörterung der Frage bis zur Herſtellung des Friedens vertagt worden. Sie iſt aber ſo wichtig, daß die Regierungen bald werden zu ihr Stellung nehmen müſſen. Alle weltlichen Regierungen ſind gleichmäßig veranlaßt, auf's entſchiedenſte allen Conſequenzen eines Dogmas vorzubeugen, wodurch ihnen unbedingte Unterwerfung unter einen fremden Willen zugemuthet wird, und welches ſie eventuell mit Rebellionen der eigenen Staatsangehörigen im Intereſſe eines fremden Souverains bedroht. Die Regierungen müſſen ſich ſelbſt und ihre Staatsangehörigen zur unzweideutigen Klarheit und Gewißheit bringen, daß die Zeiten der Bannſtrahlen und Interdikte, daß die Heiligung des Landesverraths durch einen römiſchen Biſchof nie mehr wiederkehren dürfen. Das ſind die Regierungen ſich ſelber und ihrem Lande ſchuldig.

Sodann ſind ſie ſpeziell den katholiſchen Prieſtern und Laien ihres Landes Schutz ſchuldig, welche den bisherigen verfaſſungsmäßigen Rechtszuſtänden der Kirche, wie die Regierungen ſelbſt, treu bleiben und deshalb von der Willkür einzelner Biſchöfe im

Intereſſe einer ultramontanen Partei mißhandelt werden. Dieſe Partei, die man kurzweg die jeſuitiſche nennen kann, iſt in keiner Weiſe berechtigt, einen Terrorismus innerhalb deutſcher Staaten gegen Staatsangehörige auszuüben. Nur dieſe letztern befinden ſich auf dem Rechtsboden der Staatsverfaſſung und des Tridentinums. Jene aber nehmen nur eine uſurpatoriſche und revolutionäre Stellung ein. Denn mit der Infallibilität des gegenwärtigen Papſtes wird auch die aller frühern Päpſte (wenigſtens in Bezug auf das, was ſie ex cathedra geſprochen haben) zum Glaubensartikel erhoben, alſo auch die Bulle Unam sanctam, welche dem Papſt die Oberherrlichkeit über die ganze Erde und das Recht, Kaiſer und Könige abzuſetzen und ihre Unterthanen des Eides zu entbinden, zuerkennt, und womit auch der vor einigen Jahren vom gegenwärtigen Papſt promulgirte Syllabus übereinſtimmt. Unſer Volk nun auf einen ſolchen Glaubensartikel verpflichten zu laſſen, widerſtrebt allen verfaſſungsmäßigen Rechten in Deutſchland und eine ſolche Inpflichtnahme nicht zu dulden, ſind dem deutſchen Volke ſeine Regierungen ſchuldig.

Drittens ſind die Regierungen in paritätiſchen Staaten gewiß verpflichtet, alles zu vermeiden und zu verhüten, was den Gegenſatz der in demſelben Staate zuſammen lebenden Genoſſen verſchiedener Confeſſionen noch verſchärfen könnte. Das Dogma der Infallibilität aber iſt eine ſolche Verſchärfung, erweckt gegenſeitige Erbitterung und bedroht den innern Frieden der Staatsgenoſſen.

Viertens haben die Völker, beziehungsweiſe die Regierungen und Kammern, das Recht, wenn von Rom aus durch willkürlich vorgenommene Neuerungen der bisherige verfaſſungsmäßige oder durch ein Concordat feſtgeſtellte Rechtsbeſtand gemäß dem Tridentinum alterirt wird, es als einen förmlichen Vertragsbruch von Seiten der römiſchen Curie zu betrachten. Daraus geht für ſie die Freiheit hervor, entweder Rom zu veranlaſſen, ſich neue Verträge gefallen zu laſſen, oder aber unabhängig von Rom die katholiſche Landeskirche nach Verabredungen mit den katholiſchen Landeskindern allein neu zu conſtituiren. Jedenfalls würde nicht nur das nationale, ſondern auch das confeſſionelle Intereſſe ſelbſt dabei

gewinnen, wenn es die Deutſchen ſelbſt und allein einträchtig und unabhängig von jeder fremden Einmiſchung handhabten.

Es handelte ſich dabei nicht um einen Abſagebrief an den Papſt überhaupt, ſondern nur um die Nichtanerkennung von Befugniſſen, die ihm erſt neuerdings und auf incompetente Weiſe waren übertragen worden, eine unerträgliche Anmaßung in ſich ſchloßen und notoriſch das bisherige Rechtsverhältniß zwiſchen der Kirche und dem Staate, wie zwiſchen dem Papſt und dem Episcopat einſeitig abänderten. Es war alſo wieder einer von den Fällen, in welchen man, ohne im übrigen die anerkannten Rechte des Papſtes anzutaſten, doch de male informato Papa ad melius informandum appelliren kann und muß.

Wenn ſich die katholiſchen Biſchöfe und Bevölkerungen Deutſchlands auf einen ſo billigen Compromiß nicht einlaſſen, nicht das alte Recht ihrer Kirche gegen das neue Dogma mit allen ſeinen gefährlichen Conſequenzen vertheidigen, ſondern auf die Seite des neuen ultramontanen Unrechts treten wollten, würden ſie ſich ſchwer an denjenigen ihrer Glaubensgenoſſen verſündigen, die ehrlich am alten Recht feſthalten wollen. Sie würden zugleich einen neuen Glaubenskrieg entzünden und ſich dabei lediglich zu blinden und betrogenen Werkzeugen einer Politik hergeben, der die Glaubensſache doch nur Mittel iſt und die keinen andern Zweck verfolgt, als zum Beſten der Franzoſen das vereinigte und erſtarkte Deutſchland wieder zu verunreinigen und zu ſchwächen. Es wäre nicht das erſtemal, daß die Welſchen den deutſchen Seelenverkauf trieben und unſerer edlen germaniſchen Race ihr Beſtes, die Seelen, ſtehlen, abliſten und mit welſchen Seelen vertauſchen wollen. Der jeſuitiſche Angriffsplan auf das neue deutſche Reich iſt aber eben ſo übel berechnet, wie es der des franzöſiſchen Imperators im vorigen Jahre war. Auch der Imperator ſpeculirte auf den Abfall der Deutſchen von Deutſchland und ließ ſich überreden, ſeine Emiſſäre und die jeſuitiſche Propaganda habe in Altbayern ſchon alle deutſchen Herzen in franzöſiſche umgezaubert. Mag auch das neue Dogma dem Papſt das Recht verleihen, alle katholiſchen Genoſſen des Reichs vom Eid der Treue gegen den Kaiſer zu entbinden, Inquiſitionsgerichte bis nach

Memel und Rendsburg hin zu errichten und Autodafés zu veranſtalten. Er wird nicht Gelegenheit finden, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Die Deutſchen laſſen ſich heutzutage von den Welſchen nicht nur nicht mehr mit Waffen beſiegen, ſondern auch nicht mehr in dem Grade übertölpeln und dumm machen, wie die welſche Propaganda ſich einbildet.

X.

Von der Toleranz.

In jeder Kirche zählt man Märtyrer, feiert ſie und weiß es nicht genug zu preiſen, daß ſie eher das Leben, als ihren Glauben laſſen wollten. Das iſt das nämliche Ehrgefühl, aus welchem der rechte Mann für ſein Vaterland, für ſeine Ehre, für den, dem er Treue geſchworen, wie auch für das Recht und die Unſchuld ſein Leben opfert, und daſſelbe Gefühl, in welchem das rechte Weib den Tod der Entehrung vorzieht. Dieſem natürlichen und heiligen Gefühl der Ehre ſteht aber ein anderes zur Seite, nämlich das gerechter Entrüſtung über die Gewalt, die uns zu einer ehrloſen Handlung zwingen will, alſo auch über den Glaubenszwang. Derſelbe Glaube, für den ich gern ſterbe, wird, wenn ich ihn ſelbſt andern gewaltſam aufdringen will, zu einer Tyrannei, aus einer guten Sache eine ſchlechte Sache. Daraus folgt, daß das Martyrium die Toleranz nicht ausſchließen kann. Wer Glaubenszwang zu leiden fürchten muß, ſoll auch keinen ausüben.

Gegen dieſe einfache Wahrheit ſträuben ſich aber die Menſchen faſt noch überall, weil die Genoſſen einer jeden Kirche die ihrige für die abſolut beſſere halten und es daher für keinen Zwang, ſondern für eine Wohlthat anſehen, wenn ſie andern ihren Glauben aufdrängen. Bekanntlich rühmte ſich Kaiſer Ferdinand II., wenn

ſichern Hafen gegen neue Stürme, ein neutrales Land, Erinnerungen, die nicht ohne Gefahr wären, eben ſo unzugänglich wie unnützem Bedauern; ich ſehe darin den Thron mit mächtigen Garantien zur Ausübung ſeiner Vorrechte umgeben, weil ſich zu dem Gefühle des öffentlichen Wohls, das eine Feſthaltung geheiligter Rechte gebietet, die Empfindung der Dankbarkeit geſellt, durch die neuen Wohlthaten aufgeregt, die über ein Volk gebreitet ſind, das gewohnt iſt, ihm ſo viel Glück und Ruhm zu verdanken. Ja, meine Herren, unſere Inſtitutionen ſcheinen mir Alles zu vereinen, was einerſeits Kraft und Würde des Throns, anderſeits eine gebührende Nationalunabhängigkeit anſprechen können; ich habe daher, in Uebereinſtimmung mit meinem Gewiſſen und meiner Ueberzeugung, die feierliche Verpflichtung auf mich genommen, zu ihrer Aufrechthaltung beizutragen."

Wie ſich nun hier in der Pairskammer eines der bedeutendſten Organe der Ultrapartei entſchieden mäßig und verſöhnlich ausſprach, ſo antwortete hierauf die liberale Partei in der Deputirtenkammer mit der gleichen Mäßigung und Verſöhnlichkeit, indem der am 10 Februar von Salverte erneuerte Vorſchlag einer Anklage des Miniſteriums Villele nur von wenigen ihrer heftigſten Mitglieder unterſtützt, und durch die ſchonende Geſinnung der andern verworfen wurde.

So hoffnungsvoll ſich die Sitzung der Kammer von 1829 anfangs anließ, ſo entſprach ſie doch dieſen Hoffnungen im Verfolge durchaus nicht. Der Hauptfehler lag darin, daß ſich das liberale Miniſterum Martignac mit der liberalen Linken der Kammer nicht ſo feſt vereinigte und keine ſo entſchiedene Majorität erlangte, wie früher das Ultraminiſterium

er die unglücklichen Proteſtanten niedermetzeln, köpfen und verbrennen ließ, es geſchehe alles nur zum Beſten ſeiner übrigen proteſtantiſchen Unterthanen, denn durch jenes Beiſpiel abgeſchreckt und mit Dragonern und Hunden in die Meſſe gehetzt, könnten ſie nun doch alle ſelig werden. In dieſem Wohlgefallen an ſeiner eigenen Grauſamkeit lag keine Schadenfreude, keine Bosheit. Er war zu ſtumpfſinnig, um ſich nur die Frage aufwerfen zu können, ob ſein Glaube auch der richtige ſey. Er ließ morden und hinrichten mit demſelben guten Gewiſſen und mit derſelben Herzensfreude, wie beſſere Fürſten hungernden Unterthanen wohl thun.

Außer der abſoluten Dummheit und Bigotterie, die gar keines Urtheils fähig iſt, iſt es gewöhnlich ein politiſches Intereſſe, welches den Glaubenseifer nährt und erhitzt, der Selbſterhaltungstrieb, die Habgier und der Ehrgeiz der Hierarchie, ſodann das Intereſſe der weltlichen Fürſtenmacht, den Glauben zu einem Mittel des Gehorſams ihrer Unterthanen zu machen. Zwiſchen jener Dummheit und dieſem Intereſſe ſteht dann noch das Nationalgefühl in der Mitte, die natürliche, wenn auch noch ſo bornirte Berechtigung der Race, mit deren angeborener Charaktereigenthümlichkeit der Glaube eng zuſammenhängt. Man denke an die Juden. Man weiß oft nicht, wie man Glaubens- und Nationalhaß unterſcheiden ſoll. Man denke an den gegenſeitigen Haß der katholiſchen Spanier und der calviniſchen Holländer, an den Fanatismus der Muhamedaner in Oſtindien gegen die chriſtlichen Engländer.

Man braucht noch nicht die lächerliche Anmaßung zu haben, als überſehe man von einem höheren Standpunkt aus alle Religionen oder Glaubensarten und wiſſe ganz genau, was jede werth ſey; wenn man ſich aber auch darauf beſchränkt, ein ſo hohes Wiſſen nicht zu beſitzen, wenn man auch erwägt, daß in der Weltgeſchichte alle Glaubensformen noch gar nicht erſchöpft ſind, und wenn man ſelbſt in einſeitiger Vorliebe für die eine oder andere befangen iſt (wie das gewiß bei den meiſten Menſchen der Fall iſt), ſo kann man ſich doch nicht darüber täuſchen, daß der Glaubenszwang, an andern ausgeübt, ein Unrecht und ſchweres Uebel iſt. Denn erſtens iſt jeder, der in gutem Glauben handelt, dem andern, der daſſelbe

thut, gleich berechtigt, und wenn der Glaube des einen Theils beſſer als der des andern iſt, ſo muß die allmälige Anerkennung des Beſſeren auf dem Wege der Belehrung und Ueberzeugung gewonnen werden, nicht aber durch einen Zwang, welcher im Gegentheil auch die beſſere Religion dem, welchem ſie aufgezwungen werden ſoll, verhaßt macht.

Wenn es ſich vollends um die Religion der Liebe handelt, ſo erſcheint es im höchſten Grade unnatürlich, daß gerade in ihrem Namen fanatiſcher Haß die Andersgläubigen verfolgt. In der ganzen Weltgeſchichte gibt es keinen größern Contraſt, als zwiſchen dem ſanften Heiland, der den Menſchen Bruderliebe empfahl und ſeine Arme liebend der ganzen Menſchheit öffnete, und jenen Päpſten, Inquiſitoren und bigotten Königen, welche unter ihren Mitmenſchen und Mitchriſten mit ärgerer Grauſamkeit als die roheſten zähnefletſchenden Kannibalen wütheten. Denn ſie verübten ihre Schandthaten im Namen des milden Jeſu. Sie kannten ſeine Lehre und handelten ihr wiſſentlich zuwider. Sie waren nicht roh wie die Wilden, ſondern wohl unterrichtet und ſtolz auf ihre allein entſcheidende Theologie und Scholaſtik. Es war alſo boshaftes Raffinement, wiſſentliche und abſichtliche Sünde gegen den h. Geiſt, wenn ſie einzig von hierarchiſcher Habgier und im Intereſſe des weltlichen Despotismus, unter dem Namen Ketzer Chriſten verfolgten, welche wirklich Chriſten waren und nicht Heuchler, nicht bekreuzigte Teufel.

Ich habe auf die Wahlverwandtſchaft zwiſchen gewiſſen Glaubensbekenntniſſen und Racencharakteren aufmerkſam gemacht. Racenintereſſe und Racenhaß gereichen der confeſſionellen Verfolgung, indem ſie dieſelbe verſchärfen, doch gewiſſermaßen zur Entſchuldigung, denn es gibt tiefe Racenzüge, die einem thieriſchen Inſtinkte gleichen und dem Menſchen etwas von der thieriſchen Unverantwortlichkeit mittheilen. Unter dieſem Geſichtspunkt darf man mancherlei religiöſen Fanatismus mit dem Racenzuge der Nation entſchuldigen, bei der er ſich ausgeprägt findet. Ich glaube das ſogar auf die romaniſche Race ausdehnen zu dürfen. Bis zu welcher hohen Geiſtesbildung es dieſelbe auch gebracht hat, ſteht ſie doch darin der germaniſchen Race nicht gleich und noch viel weniger in der Tiefe und

dem Adel des Gemüthes. Deshalb iſt auch in der germaniſchen Race der religiöſe Fanatismus niemals bis zu dem Grade von Beſtialität und Wahnſinn geſteigert worden, wie in der romaniſchen.

Man hat die welthiſtoriſche Bedeutung der germaniſchen Race noch nie recht gründlich gewürdigt. Sie iſt die reich begabteſte von allen. In ihr halten ſich Eigenſchaften das Gleichgewicht, die bei andern Racen nur einzeln vorkommen. Vermöge ihres Univerſalismus eignet ſie ſich am beſten, theils ihren Einfluß allen andern Racen mitzutheilen durch Coloniſation und Ausbreitung über alle Welttheile, theils auch wieder von allen zu empfangen, ſich für alle zu intereſſiren, alle zu verſtehen, von allen zu lernen. Nur die germaniſche Race hat es verſtanden, großartig zu coloniſiren und zugleich das Wiſſen aller Völker und Zeiten ſich anzueignen. Weder das eine noch das andere iſt der romaniſchen Race jemals in ſo weitem Umfang und mit ſolcher Energie und Gründlichkeit gelungen. Von allen andern Racen zu ſchweigen, welche mehr oder weniger tief unter dieſen beiden ſtehen. Nun wird aber, was der große Vorzug der germaniſchen Race iſt, zugleich zum größten Nachtheil derſelben, denn bei ihrer erſtaunlichen Vielſeitigkeit iſt es unvermeidlich, daß ſich Gegenſätze in ihr bilden und bekämpfen, ſowie auch, daß ſie, angezogen von dem Reiz des Fremden, über dem Intereſſe für daſſelbe ſich ſelbſt, ihren eigenen höhern Werth, ihren Nutzen, leider auch oft ihre Ehre vergißt.

Daraus nun erklärt ſich, warum die germaniſche Race einerſeits ſich das größte Verdienſt um das Chriſtenthum erworben hat und es ſich in noch höherem Grade zu erwerben berufen iſt, und ſich doch andererſeits des Glaubens wegen ſpaltet und kirchliche Gegenſätze ausbildet, wie ſie in keiner andern Race vorkommen. Das größte Verdienſt um das Chriſtenthum hat ſich die germaniſche Race erworben dadurch, daß ſie zur Zeit der Völkerwanderung leiſtete, was die verkommene griechiſche und römiſche Race nicht mehr leiſten konnte, die ſiegreiche Behauptung des chriſtlichen Gebiets gegenüber dem Islam, welcher ſchon tief in Europa eingedrungen war, und gegenüber dem im Oſten und Norden noch immer übermächtigen Heidenthum. Nicht minder groß war das Verdienſt der

Deutſchen um das Chriſtenthum dadurch, daß ſie daſſelbe nicht ſophiſtiſch wie die Griechen und auch nicht hierarchiſch wie die Römer, ſondern viel reiner von menſchlichem Egoismus auffaßten, zumal in ſeinem ſittlichen Adel und in ſeiner Gemüthstiefe. Trotz des Chriſtenthums iſt das ſittliche Verhalten der ſüdeuropäiſchen Race von ſehr zweifelhaftem Werthe geblieben. Nur in der germaniſchen Race hat das Chriſtenthum die Sinnlichkeit und das Verſtandesraffinement mehr überwunden, die Unſchuld der Seelen, die Treue des Charakters beſſer bewahrt, aber auch zugleich die weitaus umfaſſendſte und gründlichſte Theologie erzeugt. Aus demſelben Grunde bleibt ihr auch für die Zukunft ihre chriſtliche Miſſion geſichert, wie das auch ſchon Döllinger in ſeinen Erörterungen aus Anlaß des neuen Concils hervorgehoben hat.

Wenn man nun dieſe Thatſachen anerkennt, ſo muß man auch zugeben, daß es keiner Race näher liegt, als der germaniſchen, die confeſſionelle Toleranz zu pflegen. Denn dadurch allein wird ſie fähig, die Vorzüge, welche ſie auszeichnen, andern Racen zu vermitteln, da im Gegentheil durch Intoleranz und gegenſeitiges Anfeinden und Zerfleiſchen um des Glaubens willen ſie ſich um ihren Vorzug bringt, gegenüber den andern Racen ſchwächt und ihnen zum Spott wird. Ja zum Spott! Auf dem letzten römiſchen Concil durften ſich die unwiſſendſten römiſchen Pfaffen anmaßen, die frömmſten, ſittenreinſten und hochgebildetſten Biſchöfe und Theologen überſtimmen und mit ihrer Unvernunft deren Weisheit verdammen zu wollen, während das große Deutſchland ihnen wegen ſeiner Trennung in verſchiedene andersgläubige Kirchen nicht imponiren konnte. Wären wir nicht confeſſionell getrennt, kümmerten wir uns Deutſche alle um einander und ſtünden uns einander bei gegen jene romaniſche Rotte, ſo würden wir nicht nur das Recht haben, ſie tief zu verachten, ſondern wir würden uns ihrer auch reell und mit Leichtigkeit erwehren können.

Man kann aber die Toleranz nicht empfehlen, ohne erſt ein wenig zu unterſuchen, wie ſie richtig zu verſtehen iſt, denn ſie iſt leider nur zu oft arg mißverſtanden worden. Aus der Gleichgültigkeit gegen beſondere Religionen iſt oft eine Gleichgültigkeit gegen die

Religion überhaupt geworden und wegen des genauen Zusammenhangs der Moral mit der Religion hat man auch gegen die Moral gleichgültig werden zu müssen geglaubt. Dasselbe gemeine Volk, welches leichtgläubig alles angenommen hat, was ihm verschmitzte Pfaffen vorgelogen haben, um es in den dicksten Aberglauben hineinzuführen, läßt sich im Zeitalter der Aufklärung auch wieder von verschmitzten Verführern anderer Art überreden, weil dies und das, was ihnen die Pfaffen vorgeschwatzt hätten, notorische Lügen gewesen seyen, so sey auch alles, was ihnen durch die Kirche und durch den Religions-Unterricht beigebracht worden sey, nichtig und verwerflich und brauchte es sich auch an die Vorschriften der Moral nicht mehr zu binden, eben weil sie von dieser der Verachtung anheimfallenden Kirche herkäme. Manchem modernen Volksverführer kam es viel weniger darauf an, das Volk vom Aberglauben zu befreien, als vielmehr es zuchtlos zu machen, um sich seiner zu revolutionären Zwecken zu bedienen.

Sofern die Toleranz zur Indifferenz und religiösen Gleichgültigkeit geführt hat, machte sie sich nicht selten auch lächerlich. So war es im vorigen Jahrhundert einmal Mode, dem Gott der Juden und Christen nicht nur den muhamedanischen Allah, sondern auch die alten Heidengötter Jupiter, Odin, Brahma, Buddha und Vitzliputzli gleichzustellen. Das war ein Lieblingsthema des alten Johann Heinrich Voß, wie auch Kotzebues und wie es auch in Freimaurerliedern anklingt. Vor einem Criminalgericht wurden zwei Verbrecher nach Namen, Heimath, Religion gefragt. Der eine, ein Engländer, antwortete: Ich habe gar keine Religion; der andere, ein Franzose, sagte höflich: Ich habe jede Religion, welche Sie wünschen. In China ist eine der ersten Pflichten der Gesellschaft, seine Religion tief unter die desjenigen zu stellen, mit dem man spricht. O wie beneidenswürdig sind Sie, Mitglied einer so vortrefflichen Religionsgesellschaft zu seyn, sagt der Eine. O ich bitte Sie, erwiderte der Andere, die Ihrige ist ja noch viel vorzüglicher. Kommt ein Dritter dazu, so wird wieder dessen Religion als die allervorzüglichste gepriesen, wogegen er wieder lebhaft protestiren muß. Kurz, jeder setzt seine Religion so viel als möglich herab,

um die des andern zu erheben. Das ist ganz allgemein in China Gebrauch, wo sich außer der Staatsreligion des Confutius und dem Buddhismus noch mehrfache Sekten zwar streng von einander unterscheiden, einander aber niemals verfolgen, sondern auf die liebenswürdigste Weise von der Welt toleriren. Nur gegen die Christen ist man in China intolerant geworden, woran aber nicht die Chinesen, sondern nur die Christen selber schuld sind, weil sie im Widerspruch mit der Gewohnheitstoleranz und dem feinen gesellschaftlichen Takte der Chinesen auf die unhöflichste und rücksichtsloseste Weise die einheimischen Heidenreligionen verhöhnen und verdammen.

Obgleich die chinesische Toleranz jedenfalls vernünftiger und humaner ist, als die katholische Intoleranz, welche die Scheiterhaufen der Inquisition anzündete, oder als die griechisch-russische Intoleranz, welche die armen Katholiken in Polen zur Verzweiflung bringt, so ist sie doch auf uns Europäer nicht anwendbar, so lange noch ein Gefühl religiösen Ernstes in uns lebt und wir das Heiligste unserer Ueberzeugung nicht einer bloßen gesellschaftlichen Convenienz und Höflichkeitsphrase aufopfern. Aber was immer mit der Toleranz für ein Mißbrauch getrieben worden ist, so heben diese Ausnahmen die Gültigkeit ihrer Regel nicht auf. Sie ist und bleibt die Regel der Humanität, der auch das Evangelium nicht widerspricht, denn Christus war ein sanfter Lehrer der Wahrheit, die allein frei macht. Er war duldsam und nachsichtig gegen die, welche nicht aus bösem Herzen, sondern nur aus Schwachheit irrten. Es fiel ihm niemals ein, die von ihm verkündete Religion mit Feuer und Schwert durchsetzen zu wollen, wie Muhamed oder wie Philipp II. mit der Brandfackel des heil. Dominicus. Und was würde er wohl dazu gesagt haben, daß der russische Czaar, welcher zugleich Papst der griechischen Kirche ist, nur Christen, Katholiken in Polen, Lutheraner in den Ostseeprovinzen verfolgt, gleichzeitig aber in Bezug auf die Heiden große Toleranz übt und den Buddhisten an der chinesischen Grenze prachtvolle Tempel baut und zahlreiche Priester besoldet? Beides aus dem gleichen politischen Interesse: nach Westen hin spielt man das allein heilige Rußland,

nach Oſten hin ſucht man die Heiden zu gewinnen, um ſie von China abzuziehen. Toleranz und Intoleranz gilt der hohen Politik gleich. Bald ſetzt ſie ein weltliches Intereſſe mit dieſer, bald mit jener beſſer durch, und das allein entſcheidet.

In dieſer Weiſe iſt nun das Chriſtenthum ſchon von Conſtantins des Großen Zeiten an, der es zum erſtenmal zu politiſchen Zwecken benutzte, mißbraucht worden. Dieſer Kaiſer war noch tolerant, weil ſein Reich noch voll Heiden war, die er ſchonen mußte. Spätere Kaiſer in Conſtantinopel wurden fanatiſche Verfolger andersgläubiger Chriſten, wie daſſelbe auch die römiſchen Päpſte, die franzöſiſchen Könige und die Habsburger in Spanien und Deutſchland wurden. Die Jeſuiten hetzten in Europa die katholiſchen Fürſten zur grauſamſten Verfolgung der Proteſtanten auf und nahmen doch zu gleicher Zeit aus politiſcher Klugheit nicht den mindeſten Anſtand, den Chineſen, welche ſie zur katholiſchen Kirche hinüber locken wollten, noch allerlei heidniſche Andachten zu geſtatten.

Ludwig XIV. verfolgte bekanntlich die Reformirten in Frankreich, nachdem er ihnen durch Aufhebung des Edikts von Nantes ſein königliches Wort gebrochen hatte, auf die unbarmherzigſte Weiſe und vertrieb Hunderttauſende dieſer rechtſchaffenen Chriſten aus dem Lande, nachdem Zehntauſend von ihnen hingerichtet oder erſchlagen worden waren. Zu derſelben Zeit trieb derſelbe König die ärgſte heidniſche Unzucht an ſeinem galanten Hofe und füllte ſeine Schlöſſer und Gärten mit nackten Statuen heidniſcher Götter und unzüchtiger Satyrn und Nymphen an. Zu derſelben Zeit lud derſelbe König von Frankreich den heidniſchen König Chaon-Naraye im fernen hinterafiatiſchen Siam argliſtig ein, er möge doch, um ſeiner Seligkeit willen katholiſch werden. Die Bekehrung ſollte ihm nämlich dienen, feſten Fuß in Siam zu faſſen, um von hier aus ſeinem Handel und ſeiner Marine in den oſtindiſchen und chineſiſchen Gewäſſern mehr Aufſchwung zu geben. Der König von Siam ertheilte ihm aber eine Belehrung, die heute noch von großem Werth für die iſt, die es trifft.

„Ich muß mich wundern, ſchrieb der Siameſe an den großen König in Paris, daß ſich mein guter Freund in Frankreich ſo ſehr

für eine Sache intereſſirt, die Gott allein angeht und für die Gott ſelbſt ſich nicht einmal zu intereſſiren ſcheint, da er ſie unſerer menſchlichen Willkür überläßt. Denn dieſer wahre Gott, welcher Himmel und Erde ſchuf und alle Kreatur, hätte er nicht, wenn er gewollt hätte, die Seelen aller Menſchen für die Religion gleich ſtimmen können? Da er es nicht gethan hat, ſo müſſen wir vernünftigerweiſe annehmen, es gefalle ihm und er wolle es, daß die Menſchen ihn auf verſchiedene Weiſe anbeten. Gott hat überall in ſeiner ſchönen und reichen Schöpfung das Einförmige vermieden und die größte Mannigfaltigkeit verſchiedener Klimate, Länder und Kreaturen vorgezogen. Warum ſollten wir alſo die Verſchiedenheit der Religionsformen mißbilligen wollen, da ſie in der Weisheit Gottes begründet iſt?" Nach des bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft betheiligten Pater Tachard Bericht in Rollins neuer Geſchichte III. 267.

Ganz in derſelben humanen Weiſe äußerte ſich Kublai Chan, der berühmte Kaiſer der Mongolen, als in ſeinem Reiche Juden und Muhamedaner die Chriſten verſpotteten. Indem er ihnen dieſes unduldſame Benehmen ſtreng verbot, bemerkte er: „Gott, welcher die Güte ſelbſt iſt, iſt zugleich auch die Gerechtigkeit, alſo verbietet er den Menſchen, den Glauben Anderer zu verhöhnen, weil das weder gut, noch gerecht iſt." Nach Marco Polos Bericht.

XI.

Von der Parität.

Die romaniſchen Stämme ſind im katholiſchen Glauben geeinigt, die ſlaviſchen mit wenigen Ausnahmen im griechiſchen Glauben. Die Deutſchen dagegen ſind weder in der alten noch neuen Welt im Glauben einig. Darüber wird geklagt, aber man ſollte bedenken, daß es nicht anders ſeyn kann. Die romaniſchen und

ſlaviſchen Völker ſind einſeitiger geſchliffen als unſere brillante Nation. Sie vermögen keinen ſolchen Reichthum und ſolche Mannigfaltigkeit der geiſtigen Efflorescenzen und Tendenzen aus ſich zu entwickeln wie die germaniſche. Wir ſind das univerſellſte Volk auf Erden. Das würde uns auch nicht ſchaden und könnte unſerm politiſchen Zuſammenhalten nach außen keinen Eintrag thun, wenn wir vernünftig genug wären, uns unter einander zu vertragen und allen unſern Sonderthümlichkeiten ihr Recht zu gewähren, ohne daß ein Recht das andere ausſchließen und ohne daß die zum gemeinſamen Schutz nothwendige Einheit darüber verabſäumt werden dürfte.

Das Uebel, unter dem wir ſeit Jahrhunderten ſo ſchwer leiden, iſt nur aus der unrichtigen Vorſtellung hervorgegangen, daß wir Deutſche nach einer Glaubenseinheit ſtreben müßten, wie die Romanen und Slaven. Man hat ſie mit Gewalt durchzuſetzen verſucht, in mehr als einem blutigen Kriege und doch immer vergebens. Die Parteien mußten ſich endlich dahin vertragen, friedlich neben einander fortzubeſtehen. Und doch iſt man immer noch ſo unvernünftig, auf den alten Haß, auf die alten Anſprüche zurückzukommen und mittelſt Glaubenszwanges durchſetzen zu wollen, wozu ſich der freie Wille nicht bequemen will. Die germaniſche Race in Nordamerika iſt praktiſcher. Ihre religiöſen Parteien hegen keine ſolche Hintergedanken, die katholiſche vielleicht ausgenommen, die aber nicht die vorherrſchende iſt. Man hat ſich dort gewöhnt, die kirchlichen Bedürfniſſe je nach den Faſſungskräften und Neigungen zu befriedigen, ohne desfalls Andern Zwang anzuthun oder ſich ſelbſt Zwang anthun zu laſſen. Dabei gedeiht der Staat, gedeihen die Intereſſen des Friedens. Das entſpricht den Umſtänden und liegt auch ganz im germaniſchen Charakter.

Wir haben oben bemerkt, wie ſehr der germaniſche Norden Europas ſich gegen die Uniformität des römiſchen Kirchenglaubens geſträubt hat, welche Bonifacius den deutſchen, engliſchen und iriſchen Mönchen entgegenſetzte. Wir haben nicht unerwähnt gelaſſen, wie lange die longobardiſchen, weſtgothiſchen, burgundiſchen, fränkiſchen und bayriſchen Synoden ſich gegen Rom ſträubten und die Eigenheit ihres Ritus und ihrer Kirchenſatzungen behaupteten. Nach

langen Zuckungen der ſog. Ketzerei während des ganzen Mittelalters warf endlich der germaniſche Nacken das römiſche Joch von ſich ab und traten wieder die Grundzüge der germaniſchen Natur in einem verhältnißmäßigen Reichthum von kirchlichen Tendenzen hervor. Man ſpürte freilich dieſen wieder aufgrünenden Organismen an, wie viele Jahrhunderte ſie unter der fremden Steinlaſt zuſammengedrückt gelegen hatten. Es war noch keine recht geſunde, völlig freie Entfaltung des ureigenen deutſchen Geiſtes. Man lebte trotz alles nationalen Zornes gegen das römiſche Papſtthum doch immer noch in vielen Illuſionen deſſelben. Man konnte ſich ſogar vom Grundprincip der römiſchen Vielgötterei nicht losreißen, welche doch die erſten zum Chriſtenthum übergetretenen Deutſchen im vierten Jahrhundert ſo entſchieden perhorrescirt hatten. Ja die Deutſchen der Reformationszeit lebten ſogar noch in der hierarchiſchen Illuſion, fabricirten Dogmen und wollten ſie Andersdenkenden aufzwingen. Statt des römiſchen Papſtes bekam man jetzt kurſächſiſche, kurpfälziſche, genferiſche, züricher, holländiſche, engliſche, däniſche, ſchwediſche Päpſtlein genug, von denen jeder behauptete, ſein und ſeines gnädigen Landesherrn Glaube ſey der allein ſelig machende und wer anders glaube, müſſe ewig in der Hölle brennen. Niemand genoß Glaubensfreiheit. Wer anders glaubte, als der Landesherr mit ſeinen Hofpfaffen befahl, konnte dem Kerker und dem Henkerbeil nur entkommen, wenn er ſich in einem andern Lande niederließ.

Einzig die Kurfürſten von Brandenburg aus dem Hauſe Zollern machten eine ehrenvolle Ausnahme, denn ſie ſuchten die deutſchen Proteſtanten gegen den übermächtigen, gemeinſchaftlichen Feind einig zu erhalten, mahnten ſie von ihren Spaltungen ab und führten, als ihnen dieß nicht gelang, wenigſtens in ihren eigenen Landen die Parität oder Gleichberechtigung der lutheriſchen und calviniſchen Confeſſion ein. Während dieſe beiden Confeſſionen ſich ſonſt überall in tödtlichem Haſſe verfeindeten, lebten ſie im Kurſtaate Brandenburg friedlich beiſammen. Hier wurde das erſte Beiſpiel eines vernünftigen Verhaltens des Staats zur Kirche gegeben, wie es ſpäter erſt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgeahmt wor-

Villele ſich mit der royaliſtiſchen Rechten vereinigt und eine entſchiedene Mehrheit errungen hatte. Daß dieſe Vereinigung des Miniſteriums mit der Linken nicht zu Stande kam, hatte verſchiedene Urſachen, die wir näher kennen lernen wollen. Zunächſt fällt die Schuld auf das Miniſterium. Es konnte allerdings in vielen Fällen der Linken nicht ſo weit entgegenkommen, als dieſe wünſchte und forderte, weil es durch den königlichen Willen gebunden war, weil es eine geheime Partei am Hofe gab, die dem liberalen Miniſterium die Wage hielt, deſſen Schritte hemmte, und nur darauf bedacht war, es zu ſtürzen, um es durch ein neues royaliſtiſches Miniſterium unter Polignac zu erſetzen. Allein wenn das Miniſterium Martignac inſofern Entſchuldigung verdient, ſo beging es auch auf der andern Seite Fehler, die es hätte vermeiden können. Seine Schwäche fühlend, war es unklug genug, dieſelbe bedecken zu wollen, und der Kammer gegenüber eine Stärke zu affectiren, welche, ohne ihm zu nutzen, das gute Einverſtändniß trübte. Es zeigte ſich hartnäckig in Kleinigkeiten, und ſuchte bei wichtigen Angelegenheiten mit glänzenden Reden, worin beſonders Martignac ſich auszeichnete, den Mangel der Energie zu beſchönigen. Es ſcheute ſich, der Linken nachzugeben, theils um ſich beim König in Gunſt zu erhalten, theils um zu beweiſen, daß es von den überlegnen Talenten der Linken nicht unterjocht, daß es ſelbſtſtändig ſey. Darum nahm es ein Syſtem an, welches man das Schaukelſyſtem nannte, indem es ſich bald zur Linken, bald zur Rechten neigte, und ſich durch das Gleichgewicht der Kammer zu erhalten ſuchte, da es doch wohl hätte einſehen ſollen, daß ein gemäßigtes Miniſterium, das dem Villele'ſchen folgte, nothwendig nur durch das Uebergewicht der Linken beſtehen konnte oder fallen mußte. — Die Linke beging nicht weniger Fehler. Die

den iſt. Sind die Confeſſionen gleichberechtigt, ſo vertragen ſie ſich unter einander, ſo wird das Abſchleifen von Vorurtheilen leichter, ſo wird es möglich, daß jeder mündige Geiſt frei wählen kann, welches Glaubens er leben will. Kein Zwang feſſelt mehr die Glieder der Gemeinde. Nur freiwillig unterwerfen ſie ſich der Autorität, die ihnen durch ihre Vorzüglichkeit am meiſten imponirt. Parität iſt dem Zwangsſyſtem einer angeblich allein ſeligmachenden Kirche, einer allein herrſchenwollenden Kirche, einer erobernden Propaganda, wie auch der unnatürlichen Unionen bei weitem vorzuziehen. Was würden die Nordamerikaner wohl denken, wenn man ihnen die Infallibilität des Papſtes oder des Czaaren aufdrängen, oder wenn man Methodiſten und Baptiſten eine Union zumuthen wollte.

Herrſchſucht und blinder Glaubenseifer verſchärfen nur die Gegenſätze, fordern ein Extrem durch das andere heraus und nähren und ſteigern die unſinnigſten Vorurtheile, während es nur bei gegenſeitiger Duldung und Parität Vernunftgründen möglich wird, die Extreme des unvernünftigen Unglaubens wie des unvernünftigen Aberglaubens allmälig zu bewältigen. Sofern nun die romaniſche Race die Neigung hat, aus dem Aberglauben in den Unglauben überzuſpringen, und die ſlaviſche, in der dickſten Finſterniß des Aberglaubens fortzuſchlafen, ſo iſt der germaniſchen Race die welthiſtoriſche Aufgabe geſtellt, der Vernunft zwiſchen den Extremen Recht zu verſchaffen. Die Vernunft verwirft den Glauben nicht, verlangt aber einen natürlichen und zugleich durch das Bewußtſeyn der ſittlichen Pflicht geheiligten Glauben, ſo daß ſie hier dem römiſchen und griechiſchen Aberglauben, wie dort dem modernen Unglauben entgegentreten muß. Ueber die rechten Grenzen fehlt es aber noch ſehr an Verſtändniß.

Wir unterſcheiden in der germaniſchen Race, die redlich nach Vernunft ſtrebt, doch immer noch ein rechtes und linkes Centrum, eine Partei des Supranaturalismus und des Rationalismus. In der erſteren ſpielen die Schattirungen mehr und mehr in den Aberglauben hinüber und die letztere magert allmälig zum Unglauben ab. Allerdings iſt es ſchwer, hier nicht auszuſchreiten. Der mün-

dige Geiſt ſpricht völlige Befreiung vom Aberglauben als ſein unveräußerliches Recht an; aber die Rückſicht auf die vielen Unmündigen in der Welt findet den Supranaturalismus nothwendig, um die Böſen zu ſchrecken, die Kinder zu leiten.

Juſtus Möſer, der treffliche Patriot, ſchrieb 1779 „über die künftige Vereinigung der evangeliſchen und katholiſchen Kirche", abgedruckt in der Berliner Monatsſchrift 1786 I. 495, und ſagte darin: „Der h. Geiſt redet anders mit Kindern als mit Männern. Die Empfänglichkeit eines Leibnitz verträgt höhere Ideen, als die des gemeinen Mannes, und die Kirche fehlt nicht, wenn ſie ſo lange, bis alle Bauern Mathematiker ſind, die Sonne am Zeiger Ahas ſich verweilen läßt." Darin liegt ſehr viel Wahres, aber ſchon Pichler hat mit Recht dagegen bemerkt, die katholiſche Kirche zwinge die Mathematiker zu der kindiſchen Vorſtellungsweiſe der Bauern. Nur bei voller Toleranz können die Ueberzeugungen hochgebildeter Menſchen ſich neben dem Köhlerglauben des Volks ausſprechen. Die Kirche, welche notoriſche Wahrheiten verketzert und die Freigeiſterei, welche den Unmündigen allen guten Glauben wegraiſonnirt, ſind beides Extreme.

Wenn die Buchdruckerkunſt nicht erfunden wäre, ſo könnte man zu den heilſamen Einrichtungen des claſſiſchen Alterthums zurückkehren und die reifen und höher gebildeten Geiſter könnten gleich den Myſten in Geheimbünden ihre beſondere Weisheit pflegen, ohne dem gemeinen Volke, das bei ſeinem niedern Götzendienſte verharrte, Anſtoß zu geben.

XII.

Die große Aufgabe des germaniſchen Nordens.

Das Chriſtenthum hat vom heiligen Lande aus ſeinen Durchgang durch das Griechen- und Römerthum genommen, bis es zu uns Deutſchen kam. Da iſt ihm unterwegs, wie wir bereits ausführlich erörtert haben, überaus viel Unchriſtliches angeflogen. Eine Zeitlang wurde durch die Verbindung der zum Chriſtenthum bekehrten Deutſchen mit Rom ein beſſeres Element in das römiſche Chriſtenthum hineingetragen. Indem aber Rom dieſes beſſere Element wieder ausſtieß und durch ein heidniſches vermittelſt der Renaiſſance erſetzte, verdunkelte und verunreinigte es das urſprüngliche wahre Chriſtenthum immer mehr, und obgleich es gleichſam krampfhaft ſeine Kirchentyrannei feſtzuhalten ſuchte und dabei der weltlichen Tyrannei der Häuſer Habsburg und Bourbon die niedrigſten Schergendienſte leiſtete, ſank doch ſein Anſehen und ſeine Macht über die Seelen immer mehr herunter.

Die romaniſche Race war nicht geeignet, das Chriſtenthum rein und richtig aufzufaſſen. In dieſer Race herrſchten zu viel thieriſche Inſtinkte, zu wenig ſittliche Selbſtbeherrſchung, zu viel Sinnlichkeit, zu viel Luſt an Aeußerlichkeiten und am Scheine, zu viel Genußſucht und Habgier, zu viel Eitelkeit. Daneben beſaß ſie Geſchmack, Kunſtſinn, einen ſcharfen Verſtand und Raffinement, womit ſie ſich gern über ihre eigenen Fehler täuſchte und ihre Sünde beſchönigte. Daß eine ſolche Race das Chriſtenthum ſo lange manipulirt hat, bis es ein ganz ander Ding, nämlich ein Mittel der Herrſchſucht, ein Schreckensſyſtem und zugleich ein Täuſchungsſyſtem, ein Schauſpiel, eine Lüge wurde, darf nicht Wunder nehmen. Als eine Hauptſache muß betont werden, daß der romaniſchen Race grade das fehlte, was vorzugsweiſe Pflicht des Chriſten iſt, nämlich die Nächſtenliebe, die Humanität, das Intereſſe, die Sorge, die Aufopferung für andere. Egoismus, Eitelkeit, Selbſtüberhebung

und erbarmungslose Härte gegen andere Menschenracen charakterisiren alle Romanen. Sie sind sogar gegen die Thiere grausamer als andere Racen. Aus diesem Grunde sind sie auch trotz ihres angeborenen Scharfsinns ungeheuer unwissend in Bezug auf alles, was nicht sie selbst betrifft. Sie würden gleich uns Deutschen mehr von andern Ländern und Völkern wissen, wenn sie sich nur um sie bekümmern wollten, aber das erlaubt ihnen ihr Egoismus nicht.

Wenn gleich die römische Curie, zumal unter der Leitung der Jesuiten, eine große Orientirung besitzt, so hat sie doch geflissentlich ihre Weltkunde für sich behalten und den katholischen Völkern nichts davon mitgetheilt. Die Klugheit des Hirten bestand darin, die Schafe immer dümmer zu machen. Daher finden wir im Bereich der römischen Kirche den Unterricht vernachlässigt, in romanischen Ländern fast gänzlich. Nur in den germanischen ließ sich das Verdummungssystem der protestantischen Nachbarschaft wegen nicht so consequent durchführen. Man sehe in Frankreich, Italien und Spanien, wie Wenige vom gemeinen Volke nur lesen und schreiben können und wie wenig selbst die sog. gebildeten Classen von Geographie und Geschichte wissen? Ueberall tritt uns hier die crasseste Unwissenheit entgegen, aber gepaart mit einem Dünkel der Verachtung, man brauche von andern Völkern nichts zu wissen.

Diese Race nun, auf der die größte Schuld der Verfälschung des Christenthums lastete, war nicht im Stande, das angemaßte Privilegium der alleinseligmachenden Kirche siegreich durchzuführen. Sie konnte weder selber die verderbte Kirche reformiren, noch die germanische Reformation verhindern. Nichts gereicht ihr so sehr zur Beschämung, als daß ihr jeder sittliche Muth zu einer Reformation abging und nur der unsittliche Muth zu Revolution und Anarchie übrig blieb, sofern sie vom dicksten Aberglauben gleich in den frechsten Unglauben fiel.

Das Papstthum erholte sich nur zum Scheine von seiner doppelten Niederlage, die es durch die deutsche Reformation und durch die französische Revolution erlitt. Es verdankte seine Fristung nach Napoleon's Sturze wieder nur der Gunst der weltlichen Mächte, deren reaktionäre Politik sich der römischen Curie und des wieder-

hergeſtellten Jeſuitenordens zur Bekämpfung des Liberalismus bedienen wollte. Aber zu einer neuen tiefen Beſchämung der romaniſchen Race gelang es derſelben zwar, die reaktionäre Politik zu überwinden, aber nur um wieder in den Unglauben und die anarchiſchen Triebe der erſten franzöſiſchen Revolution zurückzufallen, ohne irgend eine geſunde Reform durchzuſetzen oder auch nur dazu den Entſchluß zu faſſen. Alles hat hier in Frankreich, Italien und Spanien den unproduktiven Revolutionscharakter, ein ewiger Fortſchritt zwar, aber nur einer des zerſtörenden Sturms und nicht der gedeihlichen Saat. Das römiſche Papſtthum nun, ringsum von Vulkanen umgeben, verlor in den romaniſchen Ländern von Jahr zu Jahr mehr ſein Anſehen an die revolutionären Parteien der Republikaner, Mazziniſten, Progreſſiſten, und machte auch nicht den geringſten Verſuch, durch geſunde Reformen in der Kirche ſelbſt, welche jetzt nöthiger als jemals geweſen wären, wenigſtens den beſſern Theil der Bevölkerungen mit einer ſchönen Begeiſterung zu erfüllen und ihm einen ſittlichen Impuls zu geben. Es beharrte vielmehr nicht nur auf allen bisherigen kirchlichen Mißbräuchen, ſondern vermehrte ſie noch und ſtellte ſich in einem faſt wahnſinnigen Uebermuthe Allem entgegen, was ihm die Liebe und das Vertrauen der Völker und der weltlichen Regierungen etwa wieder hätte gewinnen können. Anſtatt die Wildheit in der modernen Geſellſchaft, wie ſie vorzugsweiſe bei den romaniſchen Völkern hervortrat, mit chriſtlicher Weisheit und Milde zu zähmen, überbot es ſelbſt auch die wildeſten und trotzigſten Parteien durch ſein neues Dogma der Unfehlbarkeit, womit es friſchweg die Weltherrſchaft und die umfaſſendſte Befriedigung ſeiner Willkür mit einer Gewaltthätigkeit in Anſpruch nahm, mit welcher ſeine faktiſche Ohnmacht merkwürdig genug contraſtirte. Das durch die Encyclica und den Syllabus, durch das neue Dogma der unbefleckten Empfängniß vorbereitete und durch die unberechtigte Mehrheit des terroriſirten Concils erzielte Unfehlbarkeitsdogma war ein Streich der Verzweiflung, ein Auswerfen des letzten Trumpfes, ein va banque-Ruf. Und wie zu erwarten war, ließ derſelbe die ausſchließlich katholiſchen Völker des europäiſchen Südens viel gleichgültiger als die des germaniſchen

Nordens. Die Achtung vor dem Papſtthum war bei den gutmüthigen Deutſchen noch ungleich größer als bei den Romanen, weil man überhaupt in Deutſchland religiöſe Fragen noch ernſt und wichtig nimmt.

Die Verkommenheit der katholiſchen Theologie in den romaniſchen Ländern bildet gleichſam die Folie zu der imperatoriſchen Anmaßung des Papſtthums. Es befiehlt gebieteriſch, weil es nicht belehren kann, nicht belehren will. Döllinger hatte ſehr recht, als er einmal ſagte, der Hort der katholiſchen Theologie werde allein noch in Deutſchland gehütet. Man kann hinzufügen: Der Hort des Chriſtenthums überhaupt.

Nur die germaniſche Race beſitzt die Eigenſchaften, welche der romaniſchen fehlen, um das Chriſtenthum in möglichſter Reinheit aufzufaſſen. Denn ſie läßt es nicht in äußeres Geſetz, Schein und Prunk aufgehen, ſondern erfaßt es mit dem Herzen innerlich und mit ſittlichem Ernſte. Auch iſt ſie ſinnig und will wiſſen, was ſie glaubt und warum ſie es glaubt. Sie ſucht die Vernunft mit der Ueberlieferung in Einklang zu ſetzen und läßt ſich nichts Abergläubiſches aufbürden, was der Vernunft widerſtrebt und wovon ſich ein Menſch mit geſundem Geiſte unmöglich überzeugen kann. An dieſem vernünftigen und wenn man will kritiſchen Grundzug in der deutſchen Race nehmen nun auch die Katholiken in Deutſchland als Stammgenoſſen theil. Trotz aller Verwahrungen der römiſchen Kirche hat doch der angeborene deutſche Sinn ſich nicht bei ihnen verleugnet, iſt bei ihnen die Erinnerung an den wohlthätigen Einfluß des Germanismus auf die frühere Kirche des Mittelalters noch nicht erloſchen und hat in unſern paritätiſchen Staaten das Zuſammenleben mit den Proteſtanten die Katholiken in Deutſchland und insbeſondere ihre Theologen mit unendlich mehr chriſtlichem Geiſt, gediegenem Wiſſen und Gewiſſenhaftigkeit erfüllt, als die Katholiken und ihre Theologen im romaniſchen Süden. Mit Recht bemerkt Quirinus in ſeinen römiſchen Briefen vom Concil: „Durchſchnittlich gelten in Rom alle deutſchen Katholiken für halbe Proteſtanten; ein Deutſcher muß erſt beſondere Beweiſe ſeiner correkten Geſinnung gegeben haben, ehe man ihm traut. Vor allem ſteht

die deutſche Theologie in ſchlimmem Rufe und das bloße Wort ‚Geſchichte‘ im Munde eines Deutſchen wirkt hier wie rothes Tuch auf gewiſſe Thiere.“

Auf einer ſolchen Grundlage darf man nun wohl die Hoffnung aufbauen, daß der germaniſche Geiſt bald begreifen wird, welche überragende Stellung ihm auf kirchlichem Gebiete zu theil geworden und welche Verpflichtung ihm damit auferlegt iſt. Die katholiſche Frage, welche, nachdem die weltliche Herrſchaft des Papſtes ein Ende genommen, die romaniſchen Völker nicht mehr zu löſen vermögen, kann nur von den Deutſchen gelöst werden. Zwiſchen dem vorherrſchenden Unglauben im Süden und Weſten, dem Proteſtantismus im Norden und dem Popenthum im Oſten kann ſich die katholiſche Kirche auf die Dauer ſchwerlich behaupten, wenn ſie nicht durch die germaniſche Race gerettet wird. Das iſt aber nur möglich, wenn ſie ſich einer Reinigung und Verjüngung im germaniſchen Sinne unterzieht.

Eine Fortſetzung und Vollendung der deutſchen Reformation unter Beſeitigung des Einſeitigen, in das ſie hineingerieth, wird uns grade in der heutigen Zeit ſehr nahe gelegt, da der katholiſche Aberglauben in den romaniſchen Ländern ſelbſt immer unvermeidlicher in Unglauben umgeſprungen iſt, und die beſſern Elemente im Katholicismus nur noch durch den religiöſen und ſittlichen Ernſt der germaniſchen Race gerettet werden können. Es läßt ſich nicht mehr leugnen, daß im romaniſchen Süden und Weſten Europas der Katholicismus in der Selbſtauflöſung begriffen iſt, welche nach der ſchadenfrohen Vorausſetzung einiger ultramontanen Klopffechter angeblich den Proteſtantismus bedrohe. Seit dem Joſephinismus, ſeit der förmlichen Abſchaffung der Kirche in der franzöſiſchen Revolution, ſeit dem Raube des Kirchenguts in Italien, Spanien und Südamerika, ſeit der Dekatholiſirung Polens, ſeit dem Sturm gegen das Concordat in Oeſterreich hat die römiſche Kirche immer neue, ſchwere und unerſetzliche Verluſte erlitten. Man hat der Hierarchie die Maske abgeriſſen und die nackte Corruption kam zum Vorſchein. Das Unglück dieſer romaniſchen Länder iſt nicht, daß dem einen Extrem des Aberglaubens das andere des Unglaubens über den

Kopf wächst, ſondern daß gar keine Ausſicht vorhanden iſt, ſie könnten die vernünftige und die ſolide Mitte finden, um von ihr aus das eine wie das andere Extrem zurückzuweiſen. Der Maſtai'ſche Herkules ſelbſt, der auch am meiſten dabei intereſſirt geweſen wäre, dieſe rechte Mitte zu finden, hat auf ſeinem Scheidewege ſie nicht geſucht. Anſtatt den Weg, den einzig richtigen, zum wahren evangeliſchen Chriſtenthum und zur Demuth vor Gott einzuſchlagen, hat er die höchſte Steigerung menſchlichen Hochmuths, die Infallibilität des Eigenwillens, das Non plus ultra des kirchlichen Despotismus als ſein Recht gefordert und beim Concil ertrotzt.

Dieſem Extrem römiſcher Untrüglichkeit und Allmacht ſteht nun das andere der wildeſten Anarchie in Frankreich gegenüber, beide unvermittelt und unfähig je vermittelt zu werden. Auf der einen Seite glänzt noch der Sodomsapfel der römiſchen Hierarchie in voller Pracht und auf der andern Seite zeigt er die abſchreckende Fäulniß. Der letzte Krieg in Frankreich hat uns in der franzöſiſchen Nation einen Abgrund von Irreligioſität und Unſittlichkeit, von Lüge und Beſtialität enthüllt, wie er in einer germaniſchen und zudem proteſtantiſchen Nation gar nicht möglich wäre. Dieſe entſetzliche Corruption iſt eine Frucht der römiſchen Hierarchie, und gleich ihr der romaniſchen Race allein angehörig. Auch in Italien, was in daſſelbe romaniſche Gebiet gehört, erblicken wir dicht um den Vatican denſelben Abgrund von Gottloſigkeit. In Spanien gibt es wohl noch fromme katholiſche Elemente, aber ſie ſind durch das ſervile Pfaffenthum und durch die Scheinheiligkeit, in welche ſich die Unzucht bei Hofe einkleidete, der Mißachtung anheimgefallen. Ueberdem herrſcht in der Kleriſei ſelbſt neben der jeſuitiſchen Argliſt in den romaniſchen Ländern durchgängig nur Unwiſſenheit und Stumpfſinn.

Wären dieſe Romanen noch zu irgend einer Selbſterkenntniß fähig, auf den Knien würden ſie die germaniſche Race, von der ſie an Religioſität wie an Bildung ſo weit übertroffen werden, um einen Oberhirten bitten, der ſie auf beſſere Waide führe. Aber ſie ſind zu ſehr verkommen in Selbſtüberſchätzung und die edlern Eigenſchaften ihrer Seele ſind erſtickt. Es wird uns nichts übrig

bleiben, als, von ihnen abgesondert, ihnen wenigstens ein besseres Beispiel zu geben. Jedenfalls aber sind die Deutschen selbst in ihrer großen Heimath fähig, eine Germanisirung des Katholicismus durchzuführen, und das ist das Ziel, dem wir zusteuern sollten. Die Mittel hätten wir, es fehlt nur an Muth, sie zu gebrauchen, und an Stolz, uns unserer Ueberlegenheit über die Romanen bewußt zu werden, welche nicht länger berufen noch fähig sind, Deutschland zu ihrer Domäne zu machen. Die deutschen Katholiken haben mehr Macht in der Hand, als sie sich noch deren bewußt sind. Aber diese ihre Macht ist latent, so lange sie immer nur rückwärts blicken nach Rom und nicht gradeaus in ihr großes deutsches Vaterland.

äußerſte und reine Linke träumte zu frühzeitig von ihrem Siege, verlangte von dem Miniſterium zu viel auf einmal, war beſonders in Kleinigkeiten hartnäckig gegen daſſelbe, reizte deſſen Ehrgeiz und ließ ſich durch den eignen Ehrgeiz zu weit fortreißen, indem ſie ſich fürchtete, zu ſchwach zu erſcheinen. Sie legte unklug den Accent auf die kleinen perſönlichen Differenzen mit dem Miniſterium und nicht auf die im Weſentlichen mit ihr übereinſtimmende Geſinnung deſſelben. — Das linke Centrum benahm ſich am ungeſchickteſten und unſchicklichſten, da es, eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit affectirend, ſeine Stimme nicht ſelten der Linken entzog und mit der Rechten ſtimmte, auch bei den Debatten eine große Lauigkeit zeigte, die Sitzung öfters verſäumte ꝛc. — Das rechte Centrum, gebildet aus dem Verein, an deſſen Spitze Agier ſtand, handelte am klügſten und würdigſten, indem es zwar gewöhnlich ſeinen Grundſätzen zufolge mit der Rechten ſtimmte, aber in allen Fällen, wo die Rechte hinterliſtig es nur auf den Sturz des Miniſteriums abſah, mit der Linken gegen die Rechte, um ein ſo gemäßigtes und wohlwollendes Miniſterium Frankreich zu erhalten. — Die Rechte handelte mit großer Ueberlegung und eben ſo viel Treuloſigkeit. Sie wußte aufs geſchickteſte den Zwieſpalt zwiſchen dem Miniſterium und der Linken zu benutzen, um beide zu entkräften. Wollte ſich das Miniſterium auf das Centrum ſtützen, ſo machte die rechte Seite mit der linken gemeinſchaftliche Sache, um ihm die Majorität der Stimmen zu entreißen. Wollte ſich das Miniſterium auf die Linke ſtützen, ſo entriß ihm die Rechte wieder die Mehrheit, indem ſie ſich mit dem Centrum vereinigte. Wollte es ſich auf die Rechte ſelbſt ſtützen, ſo wies ſie es ab und ſtimmte mit der Linken und dem Centrum zugleich gegen es. Auf dieſe Weiſe machte ſie es

dem Miniſterium ſowohl als der Linken unmöglich, eine ſichre Mehrheit in der Kammer zu erhalten, und durch die treuloſe und ſpöttiſche Weiſe, mit der ſie in ihren Abſtimmungen wechſelte, machte ſie die Kammer noch überdieß lächerlich. Der für das Komiſche ſehr empfängliche Geiſt der Franzoſen unterſtützte ſie bei dieſer Abſicht. In den Protokollen lieſt man alle Augenblick: „man lacht, langes Gelächter, allgemeines Lachen, herzliche Fröhlichkeit in der ganzen Kammer.“

Es ſcheint ein verabredeter Plan der Ultras geweſen zu ſeyn, theils dem König, theils dem Lande zu beweiſen, daß ein liberales Miniſterium nicht beſtehen könne, und da ſie ſich der liberalen Linken ſelbſt bedienten, das Miniſterium zu ſchwächen, ſo kann man ihnen wenigſtens große Klugheit nicht abſprechen, obgleich ihr treuloſes Verfahren mit dem Namen des politiſchen Peſſiſſimus gebrandmarkt worden iſt und zu werden verdient. Dieſe Partei hatte notoriſch den Fürſten von Polignac als Miniſter in Petto.

So wurde durch die Ungeſchicklichkeit der Liberalen und durch die Ränke der Ultras jede ſchöne Hoffnung vereitelt, die ſich an die Ständeverſammlung des Jahres 1829 unter einem beliebten und geachteten Miniſterium geknüpft hatte. Indeß iſt dieſe Sitzung eben durch die neue Tactik der Parteien und durch das Beiſpiel, durch die politiſche Lehre, die ſie gab, ſehr intereſſant. Sie iſt es ferner durch die vielen glänzenden Reden, die während dieſer Sitzung gehalten wurden, und worin ſich eine ungemein cultivirte ſtaatsökonomiſche Intelligenz ausſprach. Es fand ſich in der Kammer der Gemeinen dieſesmal ein ſeltener Zuſammenfluß von erfahrnen Staatsmännern, wodurch die Debatten über die Verwaltung und über die Finanzen Frankreichs höchſt lehrreich und glänzend

wurden. Der Minister Martignac wetteiferte in der Tribunenberedsamkeit mit den berühmtesten Rednern der Kammer, und je schöner die Reden von beiden Seiten waren, desto mehr beklagte man, daß so wenig gethan würde.

Die Kammer verhandelte mehrere neue Gesetzentwürfe von bloß örtlichem Interesse, betreffend den Militärcoder, die Bestrafung der Duelle, das Tabaksmonopol, die Flußfischerei, die Posten ꝛc. Das Ministerium beging durch seine Hartnäckigkeit, das verhaßte Tabaksmonopol beizubehalten, den ersten Fehler gegen die linke Seite, die es nicht hätte reizen sollen. Der wichtigste Entwurf, welcher der Kammer vorgelegt wurde, betraf eine neue Municipal- und Departementaleinrichtung, auf welche die Erwartung im höchsten Grade gespannt war, da diese Institute mit Recht für nicht minder wichtig gehalten wurden als die Charte selbst. General Sebastiani sagte daher: „Ludwig XVIII gab dem ganzen Staat eine Charte, Carl X wird sie den Departementen und den Gemeinden geben." Bisher wurden die Beamten der Provinzen, so wie der einzelnen Städte und Dörfer von der Regierung ernannt, und das Volk hatte dabei keine Stimme. Nach dem neuen Gesetz sollten dem Präfecten Departementalconseils, und dem Maire Municipalconseils in demselben Sinne beigegeben werden, wie dem Ministerium die Kammern zur Seite stunden, und diese Conseils sollten wie die Kammern vom Volk gewählt seyn und dessen Interesse im einzelnen Departement und in der einzelnen Gemeinde eben so wahrnehmen, wie die Kammern im Großen das Interesse von ganz Frankreich. Diese Einrichtung ist eine Consequenz des Repräsentativsystems. Der Stufenleiter, die vom Maire zum Präfecten und zum Minister aufsteigt, muß eine andere entsprechen, die vom Gemeinderath

zum Departementalrath und zur Kammer aufſteigt. Dieſe Räthe müſſen im Kleinen die Maires und Präfecten controliren, wie die Kammer im Großen die Miniſter controlirt. Noch iſt dieſer wichtige Grundſatz in unſern modernen Repräſentativſtaaten keineswegs angewandt. So lange man ihn nicht befolgt, hinkt das Repräſentativſyſtem.

Die Miniſter legten den Entwurf der beiden Geſetze den 9 Februar der Kammer vor. Der Entwurf war doppelſinnig. Er erkannte den Grundſatz an, machte aber bei der Ausführung große Einſchränkungen. Er ſchränkte ein, ließ aber der Kammer Freiheit, ihn auf eine ungleich liberalere Weiſe umzugeſtalten. Die Miniſter hofften, ſich durch ihn ſehr beliebt zu machen, allein da ſie der Wille des Königs band, ſo durften ſie in ihren Conceſſionen nur ſehr klug ſeyn. Ihr Entwurf ſchlug alſo zwar jene Conſeils der Departemente und Gemeinden vor, erlaubte aber nur den Höchſtbeſteuerten die Räthe zu wählen, ſo daß die Mittelclaſſe, das eigentliche Volk, keinen Antheil an der Wahl erhielt und dieſe in der Hand der Reichen, mithin auch der Regierung blieb. Dieſe Einſchränkung ging ſo weit, daß man nicht einmal denen, die jährlich 300 Franken ſteuerten und dadurch berechtigt waren, Deputirte in die Kammern ſelbſt zu wählen, erlauben wollte, Departemental- und Gemeinderäthe zu wählen. In Hinſicht der Gemeinden war der König nicht abgeneigt, ein wenig nachzugeben, aber die Departementalräthe verlangte er, ihrer größern Wichtigkeit wegen, ſo viel als möglich von der Krone abhängig und vom Einfluß des Volks unabhängig. Aus dieſem Grunde wünſchten die Miniſter, das Gemeindegeſetz möchte vor den Kammern zuerſt verhandelt werden. Die Schwierigkeit wegen des Departementalgeſetzes wurde dann weiter hinausgeſchoben und die Bewilligung des Gemeindegeſetzes mußte die Gemüther günſtig

ſtimmen. Allein die Kammer wollte die Schwierigkeiten nicht hinausſchieben, ſie wollte auf einmal und vollſtändig ſiegen. Sie vergaß die Regel, daß ein kleiner Vortheil, der uns gewiß iſt, dem großen, der ungewiß iſt, vorgezogen werden muß. Sie hätte Frankreich einſtweilen ein gutes Gemeindegeſetz geben können, und beraubte es deſſelben indem ſie zuviel auf einmal wollte. Die Miniſter drohten, beide Geſetze zurückzunehmen, wenn die Kammer nicht das Gemeindegeſetz zuerſt verhandeln wolle. Die Kammer gab nicht nach, ſondern nahm am 20 März das Departementalgeſetz zuerſt vor. Dadurch erbitterte ſie die Miniſter gegen ſich, ſo wie ſie durch das Tabaksmonopol erbittert worden war, und die rechte Seite fachte dieſen ausbrechenden Zwieſpalt noch lebhafter an, indem ſie treulos die linke Seite gegen das Miniſterium unterſtützte, dieſem die Majorität entriß und ihm die erſte empfindliche Niederlage beibrachte. — Die Kammer blieb bei dieſem Siege nicht ſtehen. Sie bekämpfte den Entwurf ſelbſt Schritt vor Schritt, und wie ihn die Miniſter zu ſehr im monarchiſchen Geiſt abgefaßt hatten, ſo veränderte ihn die Kammer ſo ſehr im demokratiſchen Geiſt, daß den Miniſtern nichts weiter übrig blieb, als beide Entwürfe zurückzunehmen. Am 8 April entſchied die Kammer über die Amendements, und ſo wie die Miniſter Martignac und Portalis keine Hoffnung mehr ſahen, ihren Entwurf, ſo wie ihn der König gewollt, durchzuſetzen, verließen ſie den Sitzungsſaal, und kamen nach einer kleinen halben Stunde mit einer königl. Ordonnanz wieder, durch welche beide Geſetzesentwürfe zurückgenommen wurden. Die Rechte triumphirte, und die Linke mußte ſich beſchämt geſtehen, ſie hätte bei ein wenig mehr Nachgiebigkeit Frankreich durch die Einführung des Gemeindegeſetzes einen großen Dienſt leiſten können.

Von nun an war an keinen glücklichen Erfolg der Kammer mehr zu denken. Das Vorgefallene hatte ſowohl die Miniſter als die linke Seite gereizt und entmuthigt, die rechte allein jubelte und ſah bereits ihren Sieg vorher. Das Wichtigſte, was ferner noch vor der Kammer verhandelt wurde, betraf das Budget. Bei dieſer Gelegenheit hörte man ſehr belehrende und geiſtvolle Reden, da ſich treffliche Financiers und mehr als ein Necker in der Verſammlung befanden. Allein man ſagte, die Kammer verſtehe nur gut zu ſprechen, aber nicht zu votiren, denn ſie tadelte Alles, was die Miniſter zu viel verlangten, und bewilligte es doch. Sie klagte über Verſchwendung und gab doch aufs Neue Geld her. Die hauptſächlichſten Gegenſtände der Klage waren folgende: 1) Der Cumulus, oder die Anhäufung vieler Gehalte auf Einem Kopf. So bemerkte man, daß der Erzbiſchof von Rouen zu gleicher Zeit als Cardinal 30,000, als Erzbiſchof 25,000, als Groß-Almoſenier 100,000, als erſter Chorherr von St. Denis 20,000, als Pair 12,000, und von den Departementalgeldern 25,000 Fr., alſo zuſammen 212,000 Fr. Gehalt bezöge. 2) Die geheimen Penſionen, die Privatbeſoldungen der Ultrapartei. 3) Der militäriſche Hof des Königs, der 62 Adjutanten hat, worunter drei Ausländer allein jährlich 70,000 Fr. koſten. 3) Die Schweizertruppen, welche Frankreich jährlich ungeheure Summen koſten und überdieß ſehr unpopulär ſind. 4) Der Luxus der Flotte, da Frankreich ſeine Seemacht in dieſem Jahr ohne Noth und mit dem größten Aufwande vermehrt hatte. 5) Die ungleiche Vertheilung der Steuern, worunter beſonders die kleinen Weinbergbeſitzer litten, die daher auch eine Petition bei der Kammer eingaben. 6) Der hohe Zoll, wodurch manche wichtige Einfuhrartikel übertheuert wurden. 7) Die

Ungerechtigkeit gegen die Invaliden der alten Armee, denen man noch immer ihre Gehalte entzog oder schmälerte, während so viele Summen unnütz an die Günstlinge der Ultras und Neulinge der Restauration verschwendet wurden. Es kam darüber zu sehr lebhaften Erörterungen; allein die Kammer bewilligte am Ende Alles, was die Regierung verlangte, sowohl die Zuschußcredite zum Jahr 1828, als das Budget von 1830, und machte nur so unbedeutende Reductionen daran, daß dieser Contrast der Handlungen mit den Reden die Kammer zum Gespött machte. Die einzige Reduction von Bedeutung betraf 179,865 Fr., welche der Ex-Justizminister Peyronnet zur Erbauung eines prächtigen Salons benutzt hatte. Diese weigerte sich die Deputirtenkammer zu bewilligen, und verurtheilte den Exminister selbst zur Bezahlung; allein die Pairskammer stimmte in diesem Falle gegen die Deputirtenkammer, und ließ den Beschluß nicht durchgehen. Die Pairs waren von den Deputirten durch die Strenge, mit welcher sie ihre Dotationen untersucht und ihre Gehaltsanhäufungen getadelt hatte, etwas gereizt und rächten sich auf diese Weise. Ueberdieß saßen in der Pairskammer noch 73 von Villele ernannte Pairs, welche gegen Peyronnet, einen ehemaligen Clienten Villele's, nicht stimmen durften.

Die Großmuth, mit welcher die Kammer die Credite und das Budget bewilligte, erklärt sich theils aus der Apathie, welche sich so auffallend in dieser Sitzung zeigte, theils auch aus den Hoffnungen aller Parteien. Die Linke hoffte auf die Fortdauer eines liberalen Ministeriums, die Rechte auf den baldigen Eintritt Polignacs. Beide hatten also Grund, ein reichliches Budget zu bewilligen, indem beide erwarteten, daß es ihrer Partei zu Gute kommen werde.

Nachdem dieſe Finanzangelegenheiten berichtigt waren, ging die Kammer am 31 Jul. auseinander. Aus Unwillen über die Schwäche, Apathie und Nutzloſigkeit dieſer Kammer gaben zwei angeſehene Deputirte, die Herren d'Argenſon und Chauvelin, ihre Entlaſſung ein. In den Journalen wurde die Kammer mit bitterm Spott verfolgt. Man gab ihr die Deviſe: „Ich komme, du kommſt, er kommt, wir kommen, ihr kommt, ſie kommen. Ich verſpreche, du verſprichſt ꝛc. Ich ſpreche, du ſprichſt ꝛc. Ich gehe fort, du geheſt fort ꝛc.“ Auch hieß es: „Die Kammer trennt ſich unzufrieden mit den Miniſtern, die Miniſter mit der Kammer, die Deputirten unzufrieden mit den Pairs, die Pairs mit den Deputirten, die Linke unzufrieden mit der Rechten, die Rechte mit der Linken, viele Deputirte unzufrieden mit ſich ſelbſt, und Frankreich mit der ganzen Kammer.“

3.

Das Miniſterium Polignac.

Kaum war die Kammer entlaſſen, ſo geſchah, was die Ultras längſt gewünſcht und vorbereitet hatten. Der König dankte das liberale Miniſterium ab und ernannte ein neues Ultraminiſterium. Alles ſcheint bei dieſem verhängnißvollen Schritt übel berechnet geweſen zu ſeyn. Frankreich genoß der Ruhe, man ſtürzte es aufs Neue in Unruhe; die liberale Partei hatte ſich, unbedeutende Zänkereien mit den Miniſtern abgerechnet, ſehr gemäßigt benommen und der Regierung mehr als je Vertrauen bewieſen, man reizte ſie aufs Neue zu einer ſtürmiſchen Oppoſition; die Regierung fing an, populärer zu werden, und ſie

machte ſich aufs neue unpopulär. Es iſt nicht möglich, daß die Regierung in Frankreich, der in politiſcher Erfahrung und in conſtitutioneller Geſinnung und Energie gereiften Nation gegenüber, eine ſtärkere Stellung gewinnen kann, als ſie ſie unter Villele gewonnen. Sie genoß ungeſtört alle Vorzüge dieſer Stellung, und ſie ſelbſt ſetzte ſie wieder aufs Spiel, indem ſie, ohne von der Nation im mindeſten gereizt oder gedrängt zu ſeyn, dieſelbe aufs Neue beleidigte, herausforderte.

Nachdem Villele der Regierung alle die Vorrechte errungen, die ſie bedurfte, war ein neues und noch heftigeres Ultraminiſterium nicht mehr nöthig, vielmehr im höchſten Grade der Regierung verderblich, weil es natürlicherweiſe den Argwohn erregen mußte, es wolle noch viel weiter gehen als Villele, die Charte verletzen, die Nation ihrer bisherigen Freiheiten berauben und den alten Deſpotismus, wie er vor der Revolution war, wiederherſtellen. Die Namen und der bekannte Charakter der neuen Miniſter rechtfertigte dieſen Argwohn.

Schon am 28 Jul. hatte ſich Fürſt Polignac unvermerkt wieder in Paris eingefunden, und acht Tage nach dem Schluß der Kammer, am 8 Auguſt wurde die längſt gegrabene Mine geſprengt, und eine königliche Ordonnanz verkündete einen gänzlichen Wechſel des Miniſteriums. Das ganze Miniſterium Martignac wurde entlaſſen, und zwar in Ungnade, da keines ſeiner Mitglieder, wie es ſonſt Sitte war, zum Pair ernannt wurde. Man ſagt, der König habe Martignac und Roy allein beibehalten wollen, dieſe hätten ſich aber entſchieden geweigert, mit Polignac zu arbeiten.

Ernannt wurde 1) der Fürſt von Polignac, Sohn der als Freundin der Königin Maria Antoinette in der Revolution berühmten Gräfin von Polignac, mit der königlichen Fami-

lie emigrirt und perſönlicher Freund des jetzt regierenden Königs, bisher Geſandter in London — zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an die Stelle von Portalis. Dieſe Wahl mußte die Franzoſen erbittern, weil Polignacs Name theils von den Zeiten ſeiner Mutter her, theils wegen ſeiner eigenen früheren Handlungen im höchſten Grade unpopulär war. Man konnte es ihm nicht vergeſſen, daß er 1814 eine heftige Proteſtation gegen die Charte eingelegt hatte. Trotz ſeiner im Frühjahr in der Pairskammer gehaltenen conſtitutionellen Rede glaubte man ihn für einen geſchwornen Feind der franzöſiſchen Freiheit halten zu müſſen, man haßte ihn als den entſchiedenen Freund der Jeſuiten, was ihm den Uebelnamen Paul-Ignace zuzog, und überdieß war er als ein Mann ohne Talent, als ein flacher Höfling bekannt, oder nicht einmal Kraft genug beſaß, um das Steuer des Staats zu handhaben.

2) General Bourmont, Günſtling des Dauphins, zum Kriegsminiſter an die Stelle von De Caur. Sein Name war noch mehr verhaßt als der des Fürſten Polignac, denn Bourmont war es, der vor der Schlacht bei Waterloo verrätheriſch die Armee verließ und zu den Alliirten überging, und Bourmont war es, der, als Adjutant des Marſchalls Ney, von ihm mit Wohlthaten überhäuft, ihn, den Tapferſten der Tapfern, denunciirte und dem Tode überlieferte.

3) Labourdonnaye, berühmter Deputirter der Rechten, zum Miniſter des Innern an die Stelle von Martignac. Royaliſt im ſtrengſten Sinne, hatte er ſich längſt durch ſeine Energie und Kühnheit gefürchtet gemacht. Von ihm waren im Jahre 1815 die ſogenannten politiſchen Kategorien erfunden worden, d. h. die Proſcriptionsliſten derer, die bei der Reſtauration nach der Stufenleiter ihrer Gefährlichkeit für

die Bourbons verfolgt werden ſollten. Seinem grauſamen Gemüth, ſeiner rückſichtsloſen Gewaltthätigkeit traute man das Schlimmſte zu. Sobald er ins Miniſterium trat, glaubte man allgemein, die Charte werde durch einen Staatsſtreich vernichtet werden. Allein Labourdonnaye genoß vor ſeinen Collegen doch den Vorzug, daß er gefürchtet wurde, während ſie nur verachtet und verſpottet wurden. Das franzöſiſche Volk iſt immer geneigt, Energie zu ehren, ſelbſt am Feinde.

4) Montbel, ein alter Trabant Villele's und berüchtigter Jeſuitenſclave, zum Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten und des Unterrichtsweſens. Die liberalen Blätter erlaubten ſich, ihn als äußerſt unwiſſend und bigott und als ein unterthäniges Werkzeug darzuſtellen.

5) Courvoiſier, früher Liberaler, dann Proſelyt des Villeleſchen Miniſteriums und affectirter Jeſuitenknecht (daher er auch ſeine beiden Söhne nach Freyburg in der Schweiz in die Jeſuitenſchule ſchickte), zum Miniſter der Juſtiz, an die Stelle von Bourdeau. Auch er war ſo unpopulär, daß das Handelstribunal es verſchmähte, ihm die Aufwartung zu machen.

6) Chabrol, früher Seeminiſter unter Villele, zum Finanzminiſter an die Stelle von Roy. Er wurde als bloße Maſchine Villele's betrachtet.

7) Baron d'Hauſſez, ebenfalls eine politiſche Null, zum Seeminiſter, an die Stelle von Hyde de Neuville; nachdem der allgemein geſchätzte Admiral Rigny, der die franzöſiſche Flotte im Mittelmeere befehligte, dieſe Stelle ausgeſchlagen hatte, um nicht die Popularität zu verlieren.

Kaum war dieſes neue Miniſterium ernannt, als ein allgemeiner Schrei des Unwillens aus ganz Frankreich wider-

hallte. Je weniger Kraft die letzte Deputirtenkammer entwickelt hatte, deſto energiſcher brach nun der Nationalunwille in den Journalen aus, und der Ton der Oppoſition ſtimmte ſich beinahe bis auf die Höhe von 1789. Das durch ſeinen Witz beliebte und einflußreiche Journal, der Figaro, erſchien mit ſchwarzen Rändern in Trauer. Das Journal des Debats ſprach unverhohlen ſeine Befürchtungen in einem berühmt gewordenen Artikel aus. „So iſt es alſo noch einmal zerriſſen das Band der Liebe und des Vertrauens, das das Volk an den Monarchen knüpfte! Siehe da noch einmal den Hof mit ſeinem alten Groll, die Emigration mit ihren Vorurtheilen, das Prieſterthum mit ſeinem Freiheitshaſſe ſich auf Frankreich und ſeinen König werfen. Was es errang durch 40 Jahre voll Mühen und Leiden, entreißt man ihm; was es zurückſtößt mit aller Macht ſeines Willens, mit aller Kraft ſeiner Wünſche, zwingt man ihm gewaltſam auf. Und welche treuloſe Rathſchläge konnten ſo ſehr die Weisheit Carls X irre leiten, und ihn in dieſer Zeit, wo die Ruhe um ihn die erſte Bedingung des Glücks iſt, in eine neue Bahn der Zwietracht ſtürzen? Und warum? Was haben wir gethan, daß ſich unſer König auf dieſe Weiſe von uns trennt? War das Volk je ſeinen Geſetzen gehorſamer? Wo hat die königliche Autorität den geringſten Angriff erlitten, wo hat die Juſtiz irgend ein Hinderniß ihrer Gewalt gefunden? Iſt die Religion nicht ſtets von unſerer Ehrerbietung umgeben? Vor einem Jahre, zu dieſer nämlichen Zeit, beſuchte Carl X ſeine Nordprovinzen; wir rufen ſein Gedächtniß an: mit welchen Beweiſen der Liebe und des Danks ward er empfangen? Das rührende Bild eines von ſeinen Kindern umgebenen Vaters ward damals zur glücklichen Wirklichkeit: heute würde er noch

überall getreue Unterthanen, aber von unverdientem Mißtrauen ſchmerzlich ergriffene Herzen finden. Was hauptſächlich den Ruhm dieſer Regierung ausmachte, was um den Thron die Herzen aller Franzoſen vereinigte, war die Mäßigung in der Ausübung der Gewalt, die Mäßigung! Heute iſt dieſe unmöglich. Die, welche jetzt die Angelegenheiten leiten, wollten ſie auch gemäßigt ſeyn, ſie könnten es nicht. Der Haß, den ihr Name in allen Gemüthern weckt, iſt zu tief, um nicht zurückgegeben zu werden. Gefürchtet von Frankreich werden ſie ihm furchtbar werden. Vielleicht in den erſten Tagen werden ſie die Worte Charte und Freiheit ſtammeln wollen: ihre Ungeſchicklichkeit, dieſe Worte auszuſprechen, wird ſie verrathen; man wird darin nur die Sprache der Furcht oder der Heuchelei erblicken. — Werden ſie eine Stütze in der Gewalt der Bajonette ſuchen? Die Bajonette haben Intelligenz, ſie kennen und achten das Geſetz. Werden ſie, da ſie unfähig ſind, nur drei Wochen lang mit der Preßfreiheit zu regieren, ſie zurückziehen wollen? Sie könnten es nicht, ohne das von den drei Gewalten angenommene Geſetz anzutaſten, d. h. ohne ſich außerhalb dem Geſetz des Landes zu ſtellen. Werden ſie dieſe Charte zerreißen, die Ludwig XVIII die Unſterblichkeit und ſeinem Nachfolger die Macht verleiht? Sie mögen ſich wohl bedenken! Die Charte hat jetzt eine Autorität, an der alle Bemühungen des Deſpotismus ſcheitern würden. Dem Geſetz zahlt das Volk eine Milliarde; den Ordonnanzen eines Miniſters würde es keine zwei Millionen bezahlen. Mit den ungeſetzlichen Steuern würde ein Hampden erſtehen, um ſie zu brechen. Hampden! iſt es noch nöthig, dieſen Namen des Kampfs und des Kriegs zurückzurufen? Unglückliches Frankreich! Unglücklicher König!"

Der

Der Constitutionnel nannte das Ministerium einen Bund der Aristokratie (Polignac) mit der Treulosigkeit (Bourmont) der Unwissenheit (Montbel) und dem Haß der Verfolgung (Labourdonnaye). Monate lang ergossen sich die zahlreichen liberalen Blätter von ganz Frankreich, die Organe der überwiegenden Mehrheit des Volkes, in furchtbaren Anklagen und Drohungen, in vernichtendem Spott und Hohn über die Minister, die ihrerseits, entweder von dieser unerwarteten Wirkung geschreckt, oder aus Politik, dem Sturme eine völlige Ruhe und Unthätigkeit entgegensetzten, und die Preßfreiheit nicht aufhoben, sondern nur die heftigsten Journale wegen einzelner Artikel anklagten und in den Ultrablättern sich vertheidigen ließen. Diese Unthätigkeit vermehrte aber den Argwohn. Man erwartete jeden Augenblick einen Staatsstreich, bis man sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Minister nur aus Furcht sich ruhig verhielten, daß sie unentschlossen zwischen dem Wunsch, etwas zu thun, und der Besorgniß vor der Unausführbarkeit schwankten.

Wie kam der König dazu, dieses Ministerium zu wählen? Man schob ihm vorzüglich zwei Beweggründe unter. Zunächst scheinen es ihm die Ultras, und unter ihnen besonders die geheime Propaganda der Jesuiten, dringend zur Pflicht gemacht zu haben, dem System der Nachgiebigkeit gegen die Liberalen ein Ende zu machen, und dieß in dem günstigen Augenblicke zu thun, wo sich die Liberalen schwach und ungeschickt gezeigt hatten. Der König selbst soll ausgesprochen haben: Keine Concessionen mehr! (Point des concessions! j'agis et je ne cesserai d'agir dans les intérêts de la religion et de la royauté.) — Auf der andern

Seite unterſtützte Wellington den Wunſch Polignacs, Miniſter zu werden, aufs kräftigſte, um die auswärtige Politik Frankreichs von der engliſchen abhängig zu machen. Man ſprach von einem Plane, den Martignac mit dem ruſſiſchen Cabinet eingegangen ſey, um gemeinſchaftlich mit Rußland England entgegenzuwirken. Es ſoll dabei auch von einer Abtretung der preußiſchen Rheinprovinzen an Frankreich, und Hannovers an Preußen die Rede geweſen ſeyn, was jedoch ins Reich derjenigen Hypotheſen gehört, die man ſeit geraumer Zeit bald als Reiz, bald als Schreckmittel beliebig zu gebrauchen pflegt, ohne daß ſie mehr ſind als Hypotheſen. Genug, Martignac ſchien ſich zum ruſſiſchen Intereſſe hinzuneigen, und Wellington kam ihm durch die Unterſtützung Polignacs zuvor, der ſofort dem engliſchen Intereſſe das Uebergewicht und dadurch dem ruſſiſchen Geſandten in Paris, Pozzo di Borgo, Anlaß gab, in der gegen das neue Miniſterium ſich erhebenden Oppoſition mit genannt zu werden.

Das Miniſterium wurde nun auch aus einem doppelten Geſichtspunkte betrachtet. Man ſagte, es drohe den Umſturz der Verfaſſung, die Vernichtung aller conſtitutionellen Freiheiten, und es ſey verkauft an England, es ſetze in der auswärtigen Politik Frankreichs Intereſſe dem engliſchen nach. Grund genug, dieſes Miniſterium im höchſten Grade verhaßt zu machen. Auch waren es keineswegs die Liberalen allein, die es mißbilligten, auch unter den Anhängern des Königs ſelbſt erhob ſich eine Oppoſition dagegen, beſonders gegen Bourmont, deſſen mit einem unauslöſchlichen Schimpf gebrandmarkter Name das Miniſterium entehrte, und gegen Labourdonnaye, von dem man fürchtete, er werde die Sachen ſo auf die Spitze ſtellen, daß eine zweite

Revolution ausbrechen könnte. Die ausgezeichnetsten Mitglieder des Staatsraths, z. B. Cambon, Agier, Alexander de Laborde, Villemain, Bertin de Vaux, Hely d'Oisel, gaben ihre Entlassung ein, und dasselbe that sogar der berühmte Chateaubriand, Gesandter in Rom, anerkannter Royalist und Freund der Kirche, der es aber verschmähte, unter einem solchen Ministerium zu dienen. Dazu kam noch, daß die Partei Villele aus persönlichen Rücksichten Polignac nicht günstig war, weil sie lieber Villele selbst an der Spitze der Geschäfte gesehen hätte. Endlich gab es auch eine Partei am Hofe selbst, die sogenannte Whistpartie des Königs, welche vor der bloßen Möglichkeit einer neuen Emigration zu zittern schien, und dem König Vorstellungen zu machen wagte, aber durch ein Taisez-vous! zum Schweigen gebracht wurde.

Unter solchen Umständen hatte das Ministerium allerdings eine sehr mißliche Stellung, und mit Recht sagte das Journal des Debats: „Himmel, welches Leben! Alle Morgen unter der Ruthe der öffentlichen Meinung durchmüssen! Welches Leben, besonders für Menschen, die sich aussprachen endlich das Joch dieser Freiheiten zu brechen! O wie bitter werden sie diese ersehnte Gewalt finden! Eingeschlossen in die Presse, wie ein Verbrecher in ein mit Nägeln ausgeschlagenes Faß, müssen sie von Wunde zu Wunde rollen, ermattend und blutend, bis zur Schwelle der Deputirtenkammer, um hier jämmerlich den Geist aufzugeben!"

Das Sonderbarste scheint, daß Carl X Energie mit Männern versuchte, welche sich theils allgemein verächtlich gemacht hatten, theils nicht Talent genug besaßen. Darauf legte auch die Opposition beständig den Accent und wenn sie früher das Mini-

ſterium Villele das beklagenswerthe (déplorable) genannt hatte, ſo nannte ſie jetzt das Miniſterium Polignac das unmögliche (le ministère impossible).

Der König hatte ſich indeß einmal zur Energie entſchloſſen und fürchtete den größten Beweis von Schwäche zu geben, wenn er ſich corrigirte. Das Miniſterium verfehlte überdieß nicht, ihn an ſeinen Bruder Ludwig XVI zu erinnern, der durch ſeine allzufurchtſame Bereitwilligkeit, ſein Miniſterium zu ändern, ſeinen Gegnern die Macht in die Hände geſpielt hatte. Endlich übte der König bei der Wahl ſeiner Miniſter nur ein conſtitutionelles Recht, und es ſtand nur der rechtmäßigen Oppoſition in den Kammern zu, ſich über wirkliche Handlungen der Miniſter zu beklagen. Die Kammern waren aber nicht mehr verſammelt, und die Miniſter hatten noch gar nicht gehandelt.

So lange Labourdonnaye im Miniſterium und ſein Günſtling, der durch ſeine Härte in der Sache des General Berton verſchriene Mangin an die Stelle des allgemein beliebten Bellevme zum Polizeipräfecten von Paris ernannt war, hegte man ernſtliche Beſorgniſſe vor Staatsſtreichen und hielt die Unthätigkeit der Miniſter nur für trügeriſch. Man ſagte: „die guten Tage des Titus waren die, wo er etwas that; die guten Tage des Nero waren die, wo er nichts that.“ Auf alle Fälle hielt ſich die Oppoſition gefaßt, und ſuchte jeder möglichen Gewaltthätigkeit der Miniſter durch eine außerordentliche Maßregel vorzubeugen, nämlich durch einen Verein zur Verweigerung ungeſetzlicher Steuern. Dieſer Verein entſtand zu Anfang des Septembers in den Departementen der ehemaligen Bretagne, und man bemerkte, daß eben da auch die erſten Unruhen in der Revolution aus-

gebrochen waren. Sein Plan lautete alſo: „Wir unterzeichnete Einwohner beiderlei Geſchlechts in den fünf Departements der ehemaligen Provinz Bretagne, in dem Gerichtsbezirk und unter dem Schutz des königlichen Gerichtshofes zu Rennes, durch unſere eigenen Eide und durch jene unſerer Familienhäupter an die Pflicht der Treue gegen den König und der Anhänglichkeit an die Charte gebunden; in Betracht, daß eine Hand voll politiſcher Unruheſtifter das verwegene Project zu verſuchen drohen, die Grundlagen der durch die Charte geheiligten conſtitutionellen Bürgſchaften umzuſtürzen; im Betracht, daß, wenn die Bretagne in dieſen Bürgſchaften den Erſatz derjenigen finden konnte, die der Vertrag ihrer Vereinigung mit Frankreich ihr ſicherte, ihre Pflicht und ihr Intereſſe es erfordern, dieſes Ueberbleibſel ihrer Freiheiten und Vorrechte zu bewahren, und es in ihrem Charakter und ihrer Ehre liegt, den edlen Widerſtand ihrer Vorfahren gegen die Uebergriffe, die Launen und den Gewaltmißbrauch der miniſteriellen Macht nachzuahmen; in Betracht, daß der Widerſtand durch Gewalt ein furchtbares Unglück wäre; daß er ohne Motiv ſeyn würde, wenn der Weg zum geſetzlichen Widerſtand offen bleibt; daß das ſicherſte Mittel, der Zuflucht zur richterlichen Gewalt den Vorzug zu verſchaffen, darin beſteht, den Unterdrückten eine brüderliche Solidarität zu ſichern, — erklären, unter den Banden der Ehre und des Rechts: 1) daß wir Jeder für die Summe von 10 Franken, und ſolidariſch die auf die Wahllisten von 1830 Eingetragenen auch noch für das Zehntel des Betrags ihrer Steuern, ſubſcribiren, welche Summe wir auf die Aufforderung der Generalprocuratoren, falls ſich zu deren Ernennung nach Art. 5 Anlaß findet, zu bezahlen uns verpflichten. 2) Dieſe Subſcrip-

tion wird einen der Bretagne gemeinſchaftlichen Fonds bilden, der dazu beſtimmt iſt, die Subſcribenten für die Koſten zu entſchädigen, die ihnen zur Laſt fallen könnten in Folge der Weigerung, öffentliche Abgaben zu bezahlen, die ungeſetzlicher Weiſe auferlegt würden, ſey es ohne die freie, regelmäßige und conſtitutionelle Mitwirkung des Königs und der in Gemäßheit der Charte und der jetzigen Geſetze conſtituirten beiden Kammern, die durch ein Wahlſyſtem gebildet würden, das nicht nach denſelben conſtitutionellen Formen votirt worden wäre. 3) Im eintretenden Falle des officiellen Vorſchlags entweder zu einer inconſtitutionellen Veränderung im Wahlſyſtem oder zu der ungeſetzlichen Einführung der Abgaben, werden zwei Bevollmächtigte von jedem Bezirk ſich in Pontivy verſammeln, und ſobald ihrer zwanzig beiſammen ſind, können ſie unter den Subſcribenten drei Generalprocuratoren und Unterprocuratoren in jedem der fünf Departements ernennen."

Die Aſſociation der Bretagne wurde bald in der Normandie, dann im Elſaß und ſpäter faſt in ganz Frankreich nachgeahmt, und verfehlte nicht, den Miniſtern groſſe Beſorgniſſe zu erregen. Ohne Zweifel hat dieſe Vollsmaßregel großen Einfluß auf den Sturz Labourdonnaye's geübt. Dieſer kraftvolle Mann wollte mit Gewalt durchgreifen. Er erklärte, er werde den Erſten, der ihm die Steuern weigern würde, ſchon zu treffen wiſſen. Aber Polignac und die andern Miniſter dachten anders und hielten es für nöthig, aufs Neue ihre conſtitutionellen Grundſätze zu proclamiren. Triumphirend ruft nun das Journal des Debats: „Nach langem grauſamem Zaudern erklärt ihr, man müßte den Verſtand verloren haben, wenn man etwas gegen die Charte unternehmen wollte! Warum habt

ihr das nicht ſchon früher geſagt? Man hätte nicht an euch gedacht. Die Leute, die nichts von der Charte wollen, und wenigſtens aufrichtig genug ſind, es offen zu ſagen, hätten ſich anderswo umgeſehen. Man hätte der Armee den Schmerz erſpart, den Grafen Bourmont an ihrer Spitze zu erblicken, der Kammer die Demüthigung, Herrn de Labourdonnaye als ihren beabſichtigten Führer zu ſehen, ganz Frankreich den Schimpf, den ihr ihm anthatet, indem ihr behauptetet, es laſſe ſich durch euch regieren, durch euch, die ihr es mit Fluch und Schande bedeckt habt. Alſo um das Regime der Charte feſtzuſtellen, geſchah es, daß die Herren Labourdonnaye, Polignac und Montbel kühn verſuchten, das Widerſtreben des Landes zu überwinden und ſich der Gewalt zu bemächtigen? Wem hofft man ſolche Thorheiten weiß zu machen? Zu was ſoll es helfen, daß man uns als Einfaltspinſel behandelt, nachdem man uns bisher als Aufrührer bezeichnet hat? Nein, nein, die Miſſion dieſer Menſchen, ſie haben es ſelbſt geſagt, war, den Thron und den Altar zu retten, und man weiß, was ſie unter dem Altar und dem Throne verſtehen! Sie verzichten auf Staatsſtreiche, weil ſie Furcht fühlen. Ihr hattet die Cenſur, ihr hattet die gewaltſame Einführung von zweihundert Creaturen in die Kammer nöthig; die Drohung der Weigerung der Abgaben läßt euch heute verläugnen, über was ihr vielleicht geſtern noch brütetet. Die Furcht rettet zum hundertſtenmal Frankreich vor euren feindlichen Anſchlägen. Sehet da, euch auf die Charte reducirt! Ihr ginget zu Grunde durch Staatsſtreiche; aber wie könntet ihr leben mit der Kammer und den Wahlcollegien? Euer Todesurtheil iſt alſo unterſchrieben. Beklagt euch nicht über die Ungerechtigkeit Frankreichs, das ſo gemäßigte, ſo conſtitutionelle Leute hartnäckig

zurückweist. Euer Glaubensbekenntniß kommt zu spät; ihr hättet es machen sollen, ehe es für euch zur Nothwendigkeit wurde. Man hält nicht viel auf die Bekehrung von Sterbenden. Werden sie wieder gesund, lebt wohl dann all ihr guten Versprechungen! Die Schlacht ist verloren; ihr bittet um Waffenstillstand. Streckt zuerst die Waffen, wenn nicht das siegreiche Frankreich fortfahren soll, gegen euch anzurücken. Man traut euren Eiden nicht, weil es Leute unter euch gibt, die sich nichts aus einem Eide machen. Man lacht über eure neugebackene Anhänglichkeit an unsere Institutionen, weil ihr seit 15 Jahren versucht, sie zu zertrümmern, weil ihr gestern noch die klarsten Principien derselben bestrittet, weil ihr nicht Einen Freund habt, der nicht ein Feind der Charte wäre."

Um den Gemüthern noch mehr Schwung zu geben, improvisirte der alte General Lafayette, der constitutionelle Abgott Frankreichs und Nordamerica's, eine Reise nach Lyon, wo er unter den rauschendsten Ehrenbezeugungen empfangen wurde, im September. Die Regierung war klug genug, die Bevölkerung in ihrem Jubel nicht durch unzeitige Dazwischenkunft der Polizei zu stören, was zu gewaltthätigen Auftritten geführt und die Gemüther noch heftiger gereizt haben würde. Doch wurde der Maire von Visille abgesetzt, weil er Lafayette feierlich empfangen hatte. Man bemerkte, daß zu Visille sich im Beginn der Revolution die empörten Stände von Dauphiné versammelt hatten.

Mittlerweile fuhr das Ministerium in seiner Unthätigkeit fort. Die einzige Lebensthätigkeit, die man an ihm bemerkte, bestand aus matten Anklagen gegen die liberalen Journale, aus matten Versicherungen seiner Anhänglichkeit an die Charte, und aus matten Versuchen, sich durch kleine Concessionen po-

pulär zu machen. Die Rückzugsgehalte der Soldaten wurden vermehrt, um dieſe für Bourmont günſtiger zu ſtimmen, und dagegen wurden die Gehalte der Präfecten verringert und im Finanzperſonal eine Reduction vorgenommen. Zwar wurde die Buchhändlerpolizei aufgehoben und die Literatur der gemeinen Polizei unterworfen, um bequemer die Journale beaufſichtigen zu können, doch wagte man nicht den geringſten Eingriff in die Preßfreiheit. Man hoffte, die Journale würden ſich am Ende ausſchreien.

Das Miniſterium handelte aber weſentlich deßwegen nicht, weil es über den Plan, nach welchem gehandelt werden ſollte, nicht einig war. Es gab vier royaliſtiſche Parteien, wovon wenigſtens drei im Miniſterium repräſentirt wurden. Die Partei Polignac, die man auch die engliſche nannte, war zur Mäßigung, zum Warten, zum Laviren geſtimmt; die Partei Labourdonnaye wollte dagegen handeln und Gewaltſtreiche thun; die Partei Villele, der im Miniſterium Montbel und Chabrol anhingen, ſtand zwiſchen beiden und ſuchte Villele wieder ans Ruder zu bringen. Endlich wünſchte die Whiſtpartie des Königs ein Ende der gefährlichen Spannung durch Veränderung des Miniſteriums. Die beiden erſten Parteien bekämpften ſich im Miniſterium ſelbſt, indem ſie es beide zu erhalten wünſchten. Die beiden andern bekämpften es von Außen, um es zu verändern. Unter jener opponirenden Hofpartei verſtand man die Herzoge von Guiche, Fitz-James, Duras, zu ihr geſellte ſich auch der ruſſiſche Geſandte, Pozzo di Borgo.

Es dauerte lange, ehe die Verwicklungen dieſer verſchiedenen Parteien ſich auflöſten. Die Gemäßigten ſiegten dießmal. Man wollte nicht das Aeußerſte wagen, da die

Association der Bretagne und die ganze Stimmung Frankreichs eine zweite Revolution befürchten ließ, wenn man Gewalt brauchte und die Gesetze verletzte. Also mußte man auch den Schein der Gewalt vermeiden und folglich mußte Labourdonnaye, auf den deßfalls alle Augen gerichtet waren, aus dem Ministerium weichen. Die Villelesche Partei hätte gern auch Polignac entfernt, aber dieser wurde durch seine angenommene Mäßigung und durch den persönlichen Willen des Königs gehalten. Man hätte auch Bourmonts Entfernung gern gesehen, aber ihn stützte die Gunst des Dauphins. Labourdonnaye mußte austreten, und diese Zurücksetzung machte, daß er wie Villele und die Hofpartei in die royalistische Opposition gegen das Ministerium trat. An seiner Stelle wurde Montbel Minister des Innern, und an Montbels Stelle Guernon de Ranville, ein ehemaliger Chouan und gewandter Kopf, Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtes. Da nun mit Labourdonnaye der einzige Mann ausgetreten war, der Polignac den Vorrang streitig machen konnte, und man vor allen Dingen im Ministerium Einheit haben wollte, so wurde Polignac zum Präsidenten des Ministerialconseils ernannt, am 12 November.

Aber auch in dieser neuen Gestaltung behielt das Ministerium seine Unthätigkeit bei. Die Kammern, von denen man eine Entscheidung hoffte, wurden für das kommende Frühjahr angesagt, und so blieb die Katastrophe des großen Drama's auf das nächste Jahr verschoben.

4.

Andere Angelegenheiten Frankreichs.

Von der Expedition nach Morea iſt oben ſchon die Rede geweſen. Während dieſelbe ihrem Ende entgegen ging, bereitete ſich eine neue von eben ſo großer Wichtigkeit vor. Schon ſeit einiger Zeit fanden Zwiſtigkeiten zwiſchen Frankreich und Huſſein-Bey, dem Dey von Algier, ſtatt. Der letztere hatte noch von der Zeit der franzöſiſchen Republik her eine Forderung von 14 Millionen an Frankreich zu machen, die von der franzöſiſchen Regierung auf 7 Millionen reducirt und dem Juden Bacry übermacht worden war, der ſeine Verpflichtungen gegen den Dey nicht erfüllt hatte. Der Dey erneuerte nun und übertrieb ſeine Forderungen. Duval, franzöſiſcher Conſul in Algier, unterhandelte mit ihm, und die Sache würde ſich zuletzt haben gütlich beilegen laſſen, wenn nicht ein Zufall die Unterhandlungen abgebrochen hätte. In einer Audienz beim Dey ſoll ſich Duval etwas zu vertraulich auf den Armſeſſel des Dey gelehnt haben, worauf ihm dieſer mit ſeinem Fächer einen Schlag gab. Nach dieſer völkerrechtswidrigen Miſshandlung ſeines Geſandten beſchloß Frankreich, eine drohende Stellung anzunehmen und ließ einſtweilen Algier durch eine kleine Escadre blokiren. Die Feindſeligkeiten, die bei dieſer Blokade vorfielen, ſind von geringer Bedeutung. Am 24 Mai 1829 wurden zwei algieriſche Feluken gezwungen, auf den Strand zu laufen und eine zerſtört. Am 17 Jun. dagegen geriethen einige franzöſiſche Boote ebenfalls auf den Strand, wobei 24 Franzoſen gemordet wurden, deren Köpfe man in Algier zur Schau trug. Am 3 Auguſt wurde ein Par-

lamentär an den Dey geschickt, der ihn folgendermaßen angeredet haben soll: „Der allerchristlichste König schickt mich zu dir, um dir zu wissen zu thun, daß er nicht dein Feind ist und den Krieg nicht wünscht; da du ihm aber in der Person seines Consuls eine Beleidigung zugefügt hast, so wünscht er zu wissen, welche Genugthuung du ihm zu geben gesonnen bist?" Der Dey soll hierauf geantwortet haben: „Christenhund, schätze dich tausendmal glücklich, daß ich deinen Kopf nicht vor meine Füße rollen lasse; entferne dich aufs eiligste und sage deinem Herrn, daß ich ihm keine Genugthuung schuldig bin und daß er mir Genugthuung schuldig ist." Als das Parlamentärschiff hierauf wieder absegeln wollte, aber wegen widriger Winde unter den Kanonen von Algier einige Stunden länger sich aufhielt, wurde es von mehreren Batterien heftig beschossen. Diese neue Verletzung des Völkerrechts nöthigte Frankreich, nunmehr Ernst zu gebrauchen. Zwar starb Herr Duval am 25 August, was auf die Beseitigung des Streits einen guten Einfluß hätte haben können, aber der Dey hatte Beleidigung auf Beleidigung gehäuft und keinen Versöhnungsvorschlag mehr angenommen; also mußte sich Frankreich entschließen, sich durch eine förmliche Belagerung und Eroberung Algiers Recht zu verschaffen. Zu diesem Entschluß wurde die französische Regierung noch durch zwei wichtige Interessen angetrieben, theils nämlich durch das Handelsinteresse, da die Zerstörung der dem Handel so gefährlichen Raubstaaten schon längst die Aufgabe der europäischen Politik war, theils durch das persönliche Interesse des Ministeriums Polignac, dem eine so glänzende Eroberung Ansehen und Popularität verschaffen zu müssen schien. Wir behalten uns vor, über die Motive und Erfolge der Expedition nach Algier uns im zweiten Jahrgange dieses

Taſchenbuchs umſtändlicher auszulaſſen, da die Kataſtrophe ins Jahr 1830 fällt.

Frankreich unternahm 1829 noch eine andere kleine, in Europa kaum bemerkte Expedition. Es ſandte nämlich am 15 Jun. von der Inſel Bourbon aus acht Schiffe nach Madagaskar, wo Veränderungen eingetreten waren, die den dortigen franzöſiſchen Niederlaſſungen gefährlich zu werden drohten. Nachdem nämlich der ſehr zur Civiliſation ſich neigende, allgemein geachtete König der Ovas auf Madagaskar, Radama, geſtorben war, hatte ſeine Wittwe die Regierung übernommen eine deſpotiſche und den Franzoſen abgeneigte Fürſtin, welche die Niederlaſſungen derſelben überfallen ließ. Die franzöſiſche Expedition nahm indeß am 18 September das Fort Teintingue in Beſitz und am 10 October Tamatave mit ſtürmender Hand. Später aber ſollen die Franzoſen beim Angriff auf Foulpointe 30 Mann verloren haben und zurückgeſchlagen worden ſeyn. Der Ausgang iſt noch nicht bekannt worden.

Auf einigen andern Colonien ereigneten ſich Vorfälle, die der Humanität des franzöſiſchen Charakters wenig Ehre machen. Im Jahre 1828 hatte der edelmüthige Seeminiſter Hyde de Neuville eine Ordonnanz durchgeſetzt, vermöge welcher die farbigen Leute den Weißen vor Gericht gleich geſtellt wurden. Die Weißen waren aber keineswegs geneigt, ſich dieſer Neuerung zu unterwerfen, und ſie proteſtirten dagegen zu Guadeloupe und Martinique, indem ſie nach einem unſterblichen Ausdruck Cannings „einen Aufſtand für die Freiheit der Peitſche“ machten. Auch dauerte leider der Negerhandel, trotz aller Verbote der Regierung, in den franzöſiſchen Colonien fort.

Die älteſte und ſchönſte, aber nunmehr frei gewordene Co-

lonie Frankreichs, Hayti, befand ſich in einer ſehr unangenehmen Lage durch den mit der franzöſiſchen Regierung eingegangenen Vertrag, kraft deſſen die ſchwarze Republik den im Negeraufſtande vertriebenen weißen Pflanzern die enorme Summe von 150 Millionen Franken Entſchädigung zahlen ſollte. So löblich es war, daß Frankreich den neuen Negerſtaat anerkannte und auf ſeine Souveränetät Verzicht leiſtete, ſo unklug war auch eine ſo übertriebene Forderung, da deren Erfüllung unmöglich ſcheint. Die Pflanzer, die vielleicht etwas erhalten hätten, wenn weniger gefordert worden wäre, erhielten nichts. Frankreich ſtellte den Präſidenten der ſchwarzen Republik, Boyer, zur Rede, aber die Republik war eben zu arm, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. Man ſchloß nun am 10 April einen neuen Vertrag, wodurch der Zahlungstermin jener Entſchädigungsſumme bis auf 10 Jahre ausgedehnt wurde. — Man wollte übrigens bemerkt haben, daß auf Hayti zwiſchen den Gelben, d. h. den Mulatten, welche die erſten Stellen im Staat inne haben, und den Schwarzen, d. h. den Negern, welche die überwiegende Maſſe des Volkes bilden, viel Eiferſucht herrſche.

Am 24 Februar 1829 ereignete ſich ein unangenehmer Vorfall in Mahon auf der Inſel Minorca. Hier geriethen franzöſiſche und nordamericaniſche Matroſen von daſelbſt ſich zufällig aufhaltenden Schiffen in Streit und der franzöſiſche Schiffslieutenant Mesnard, der Ruhe ſtiften wollte, wurde von den Nordamericanern auf eine brutale Weiſe umgebracht. Die Thäter wurden indeß der ſpaniſchen Behörde zur Beſtrafung ausgeliefert.

HENDRICUS
Henry van Rensselaer

IV.

Portugal und Braſilien.

1.

Die Sache der Donna Maria da Gloria, legitimer Königin von Portugal.

König Johann VI von Portugal verließ im Jahre 1807 Liſſabon, in Folge der Napoleoniſchen Invaſion, und verlegte ſeine Reſidenz nach Rio Janeiro in Braſilien. Im Jahre 1821 kehrte er nach Liſſabon zurück, nachdem er ſeinen älteſten Sohn Don Pedro als Regenten in Braſilien zurückgelaſſen hatte. Pedro aber machte ſich eigenmächtig 1822 zum Kaiſer von Braſilien, und wurde als ſolcher 1825 von ſeinem Vater anerkannt, nachdem er für ſeine Perſon auf die Thronfolge in Portugal verzichtet hatte. Johann ſtarb 1826; Pedro ſetzte anfangs eine Regentſchaft in Portugal ein, erklärte dann aber, da er einmal für ſeine Perſon entſagt hatte, ſeine älteſte Tochter, Donna Maria da Gloria (geboren 1819) zur rechmäßigen Nachfolgerin König Johanns in Portugal. Als ſolche wurde ſie auch von allen Höfen anerkannt, und Don Miguel, Pedro's jüngerer Bruder, der ſich damals in Wien aufhielt, beeilte ſich ebenfalls, ſeiner Nichte zu huldigen. Niemand konnte ihr von Rechts wegen den portugieſiſchen Thron

ſtreitig machen, da ſie nach dem Recht der Erſtgeburt und der weiblichen Thronfolge, welche beide in Portugal gelten, als die älteſte Tochter des älteſten Bruders dem jüngern Bruder vorgezogen werden mußte.

Pedro wünſchte indeß, das Intereſſe ſeiner Tochter, mit dem ſeines jüngern Bruders aufs innigſte zu verbinden. Deßhalb verlobte er Donna Maria mit Don Miguel und ernannte dieſen zum Regenten Portugals während der Minderjährigkeit ſeiner Braut. Allein Miguel war, um die Regentſchaft zu übernehmen, nicht ſobald aus Wien nach Liſſabon zurückgekehrt, als er den Haß der Prieſter-, Adels- und Pöbelpartei gegen die conſtitutionelle Regierung benutzte, eine Revolution erregte, die Verfaſſung ſtürzte und ſich durch eine feile Cortes-Verſammlung zum unumſchränkten König von Portugal erklären ließ. Es ſchien dieſem leidenſchaftlichen Jüngling unerträglich, nur Regent und nicht ſelbſt König zu ſeyn, ſich einem Kinde unterzuordnen und nicht vielmehr die Zügel der Herrſchaft allein zu übernehmen.

Dieſer Schritt verſtieß zu ſehr gegen die Grundſätze der Legitimität, als daß die europäiſchen Höfe den neuen König hätten anerkennen ſollen, und Miguel verfuhr überdieß gegen die Conſtitutionellen und gegen die Anhänger der legitimen Königin ſo unmenſchlich grauſam, daß ein allgemeines Geſchrei des Unwillens ſich in ganz Europa gegen ihn erhob. Allein ohne auswärts anerkannt zu ſeyn, befeſtigte er ſich doch in ſeiner uſurpirten Gewalt. Die abſoluten Royaliſten und die Prieſterpartei huldigten ihm, weil er in ihrem Sinne handelte. Die Conſtitutionellen, die ſich aus demſelben Grunde für Donna Maria entſchieden, waren die Minderzahl und mußten theils das Land verlaſſen, theils wurden ſie ſchaarenweiſe hin-

hingerichtet oder in die Kerker geschleppt. Pedro war durch die Abneigung der Brasilianer, sich für ihr altes Mutterland aufzuopfern, so sehr gebunden, daß er mit Mühe nur so viel Geld auftrieb, um die in England, Frankreich und auf der Insel Terceira zerstreuten Anhänger seiner Tochter zu unterstützen, keineswegs aber an eine Truppensendung aus Brasilien selbst denken konnte. Die europäischen Mächte waren mit der Lösung der großen orientalischen Frage beschäftigt und konnten einstweilen ihre Aufmerksamkeit noch nicht auf Portugal richten. In England sprachen sich zwar die Whigs sehr entschieden für Donna Maria aus, aber die wichtige Angelegenheit der irländischen Emancipation ließ sie neben der des Orients wenig an Portugal denken. Die Tories und das Tory-Ministerium unter Wellington waren dagegen entschieden für Miguel gestimmt, trotz seiner Illegitimität. Sie waren theils immer geneigt, die absolute Gewalt gegen die constitutionelle zu begünstigen, theils hofften sie dem Don Miguel die Anerkennung seiner Krone für große Vortheile zu Gunsten Englands verkaufen zu können. In Frankreich war das liberale Ministerium gegen Miguel, das spätre royalistische Ministerium Polignac aber wieder für ihn. Die Ultras, die Jesuiten waren alle seine entschiedenen Anhänger. Sie vergaßen die sonst von ihnen so heilig geachtete Legitimität, die sonst von ihnen so tief verabscheute revolutionäre Usurpation, weil in diesem Falle die legitime Königin constitutionell, der usurpirte König aber ein Ultra war. Von jeher nahm man Grundsätze nur aus Interesse an, und wenn die Grundsätze dem Interesse widersprachen, wurden sie ihm aufgeopfert. Nicht die Idee, sondern der Nutzen regiert.

Don Pedro hatte seine Tochter nach Europa gesendet. Sie

befand ſich in England in einer ſehr traurigen Lage. König Georg IV behandelte ſie perſönlich mit Wohlwollen, that aber nichts für ſie. Wellington that dagegen alles, was ihr zum Nachtheil gereichen konnte. Der Bevollmächtigte Pedro's, Marquis von Palmella, und ihr Begleiter, Marquis von Barbacena, wurden in England nur ſcheel angeſehen und übermüthig behandelt. Zu der Abneigung, ihr beizuſtehen, geſellten ſich noch beſondere Streithändel mit Braſilien, die wir ſpäter erwähnen werden, wodurch die Lage der unglücklichen Königin und ihrer Getreuen immer unleidlicher wurde.

Da unter dieſen Umſtänden den portugieſiſchen Flüchtlingen ihr längerer Aufenthalt in England ſehr erſchwert wurde, beabſichtigten ſie, unter dem Commando des General Saldanha, ſich nach Braſilien einzuſchiffen, um unter Pedro's Schutz zu treten. Da ſie aber erfuhren, daß eine der azoriſchen Inſeln, Terceira, ein wohlbefeſtigter Waffenplatz, der Königin Maria treu geblieben ſey, ſo änderten ſie ihren Entſchluß und wollten ſich auf dieſer Inſel feſtſetzen, um von hier aus, wenn ſie gehörige Streitkräfte geſammelt haben würden, die Wiedereroberung Portugals zu verſuchen. Allein Wellington, der unter dem Vorwande der ſtrengſten Neutralität für Donna Maria nichts hatte thun wollen, handelte jetzt handgreiflich zu Gunſten Don Miguels. Er ließ nicht nur die Portugieſen vor ihrer Abfahrt aus England entwaffnen, ſondern ſchickte ihnen auch zwei Fregatten, Pallas und Royaliſt, nach Terceira voraus, um ſie nöthigenfalls mit Gewalt an einer Landung daſelbſt zu hindern.

Am 6 Januar ſegelte Saldanha mit etwa 600 Mann ſeiner waffenloſen Truppen auf einem Transportſchiffe von Plymouth ab. Am 16 langte er vor Terceira an, und eines

ſeiner Schiffe machte eben Anſtalt zum Ausſchiffen, als es augenblicklich von einer der engliſchen Fregatten beſchoſſen wurde, wobei ein Portugieſe das Leben verlor. Ohne Waffen und zum Widerſtand unfähig, mußte Saldanha ſich der Gewalt unterwerfen. Der engliſche Commodore Walpole erklärte ihm auf die inſolenteſte Weiſe und mit Beiſeitſetzung aller üblichen Formen, er ſolle ſogleich, ſogleich gehorchen, und ſich entfernen. Saldanha erzählt ſelbſt: „Der Himmel, die Erde, die Könige und Völker mögen es erfahren, daß während ich mich aufs äußerſte beeilte, meine Antwort zu ſchreiben, die Kanonen von Neuem ertönten und die Kugeln derſelben durch unſer Takelwerk flogen. Dieß Alles fand in einem der Königin Donna Maria II, der Freundin und älteſten Verbündeten Sr. brittiſchen Majeſtät, gehörigen Hafen ſtatt. Ich bot darauf jeder Gefahr Trotz, beſtieg einen Kahn, und fuhr nach dem Ranger, wo ich meinen Brief dem Commodore ſelbſt übergab, aber ſtatt aller Antwort nur die wiederholte Zumuthung den Hafen zu verlaſſen, und neue Drohungen, wenn ich nicht gehorchen würde, erhielt. Ich kehrte hierauf an Bord der Suſanne zurück, und bemerkte zu meinem großen Erſtaunen bei meiner Ankunft, daß die vier Transportſchiffe ſich zwiſchen den beiden engliſchen Fregatten befanden, die ihre Kanonen gerichtet hatten und bereit waren, uns in Grund zu bohren, wenn wir mit der Ausfahrt aus dem Hafen länger zögern würden. Da ich nun einſah, daß ein längerer Widerſtand zu nichts dienen würde, als unnützer Weiſe das Leben einer großen Zahl von Unterthanen Ihrer Majeſtät auszuſetzen, und da ich mich überdieß als Kriegsgefangenen zwiſchen zwei engliſchen Fregatten betrachtete, ſo befahl ich den Transportſchiffen, den Fregatten zu folgen, die in der Richtung nach Nord-

oft abſegelten. Auf dieſe Art aus dem Hafen um 4 Uhr Nachmittags fahrend, ſteuerten wir bis um acht Uhr Abends. Um dieſe Stunde war die Suſanne durch einen Windſtoß genöthigt einen Reff zu machen; bald aber gab uns ein Kanonenſchuß die Kunde, daß es uns nicht frei ſtünde, für die Sicherheit unſerer Fahrt zu ſorgen. Daſſelbe geſchah auch der Brigg Minerva, und die beiden Schiffe waren genöthigt, wieder mit vollen Segeln zu fahren, in Gefahr, ihre Maſten zu verlieren oder ſelbſt umzuſchlagen. Um nun das Feuer der Batterien der engliſchen Fregatten zu vermeiden, waren wir genöthigt, aufs genaueſte auf ihre Manöuvres zu achten und ihnen zu folgen. — Wir ſchifften bis Nachmittag am 17 unter dem Geleite der zwei engliſchen Fregatten; darauf trennte ſich die eine von uns, die andere begleitete uns fortwährend, und fuhr fort, bei der geringſten Abweichung, die die Gewalt des Windes nöthig machte, uns durch ſcharf geladene Kanonenſchüſſe wieder zu ſammeln.“

Endlich ſegelte am 21 auch die andere engliſche Fregatte davon, und Saldanha entſchloß ſich nun nach Breſt zu gehen, wo er am 30 ankam. Seine energiſche Proteſtation gegen das völkerrechtwidrige Betragen Englands diente wie natürlich zu nichts, als daß die Sache der geflüchteten Portugieſen in England nur noch mißlicher wurde. England entſchuldigte ſein Verfahren damit, daß es auf die Erhaltung ſeines Handels mit Portugal habe bedacht ſeyn müſſen, Don Miguel würde denſelben gefährdet haben, wenn England nicht die feindſelige Rüſtung auf Terceira verhindert hätte.

In Breſt wurden die Portugieſen unter dem damaligen gemäßigten Miniſterium Martignac ſehr gut aufgenommen. Eine Deputation der Bürgerſchaft erklärte dem General Sal-

danha, „ſie kennen den Muth der großherzigen Vertheidiger der Inſtitutionen, welche Portugal von ſeinem rechtmäßigen Könige gegeben worden ſeyen, und ſie hoffen, daß der franzöſiſche Boden für ſie gaſtfreundlicher ſeyn werde, als der engliſche. Einſtweilen böten ſie ihm alle guten Dienſte an.“ Saldenha begab ſich darauf nach Paris, wo man ihn ebenfalls ſehr gut aufnahm. Hier gab man am 26 März zum Beſten ſeiner Gefährten einen glänzenden Ball, dem die angeſehenſten Perſonen beiwohnten, und der 56,000 Fr. eintrug. Man bemerkte dabei auch die Marquiſe von Loulé, Schweſter Don Miguels, mit ihrem leidenden, melancholiſchen Geſichte, und ihrem Gemahl, einem ſchönen Mann, welche beide ebenfalls aus Portugal verbannt in Paris lebten. Nur die franzöſiſchen Ultras ſahen dieſen Ball mit ſcheelen Augen an, und da in derſelben Nacht zufällig ein Brand in Paris ausbrach, ſo ſchrieen ſie dieß als ein Zeichen des Himmels, als die göttliche Mißbilligung des Feſtes aus.

Auch in Havre kamen am 1 Februar 110 geflüchtete Portugieſen aus England an. Die franzöſiſche Regierung duldete die Flüchtlinge auf ihrem Boden, theilte ſie in drei Depots und gab ihnen den nothdürftigen Unterhalt. Als aber am 8 Auguſt das Ultraminiſterium Polignac zur Herrſchaft gelangte, drohte man, ſie weniger glimpflich zu behandeln und im Lande zu zerſtreuen, was die Bitten einiger vornehmen Damen verhindert haben ſollen. Marquis von Palmella hat, ſie alle nach Oſtende bringen zu laſſen, um ſie einzuſchiffen. Hier verſammelten ſie ſich im October, und am 2 November fand ſich auch die Gräfin Villaflor bei ihnen ein, um ihrem Gemahl nach Terceira zu folgen, wo ſie am 26 December anlangten.

Während auf dieſe Weiſe die Expedition von Saldanha von Terceira zurückgewieſen und in Frankreich aufgehalten wurde, glückte es den übrigen geflüchteten Portugieſen nichtsdeſtoweniger, ihren Plan auszuführen, und Terceira zu einem bedeutenden Waffenplatz ihrer Partei zu machen. Es wurden zwar noch einige theils aus England, theils aus Frankreich abgeſegelte Schiffe mit portugieſiſchen Flüchtlingen durch die beiden engliſchen Fregatten von der Landung auf Terceira abgehalten, doch gelang es dem nordamericaniſchen Schiff, James Cropper, 7 — 800 Mann glücklich auf die Inſel zu bringen. Obgleich die Engländer das Schiff anhielten und der Capitän der Pallas, Fitz Clarence, ſelbſt ſich an Bord deſſelben begab, wurden ſie doch durch die Unbefangenheit des Nordamericaners getäuſcht, der ſich ganz unſchuldig ſtellte und ſie mit der Lecture der neueſten Zeitung aus London zu beſchäftigen wußte, während er die Flüchtlinge im Schiffsraume verſteckt hielt. Man erlaubte ihm, auf Terceira zu landen, um friſches Waſſer einzunehmen, und er bediente ſich ſogleich dieſer Gelegenheit, um alle Portugieſen auszuſchiffen. Natürlich herrſchte zwiſchen den Engländern auf der Fregatte, und den auf Terceira befindlichen Portugieſen keine ſehr freundliche Stimmung, und als die Fregatte Pallas Leute ans Land ſchickte, um ſich mit friſchem Waſſer zu verſehen, ſoll es unter den engliſchen Matroſen und portugieſiſchen Schildwachen zu blutigen Händeln gekommen ſeyn.

Die Engländer zogen indeß ihre Schiffe noch im Laufe des Februars zurück, indem ſie durch das Blokadegeſchwader des Don Miguel ſelbſt abgelöst wurden. Sobald nämlich der Uſurpator erfuhr, daß die Anhänger der rechtmäßigen Königin Terceira zur Baſis ihrer künftigen Operationen gewählt hat-

ten, rüſtete er einige Schiffe aus, um die Inſel einſtweilen blokiren, und jede fernere Landung der Conſtitutionellen auf derſelben verhindern zu laſſen, bis er eine noch größere Flotte zur förmlichen Eroberung derſelben würde abſenden können. Die Blokade Terceira's wurde am 27 Februar in Liſſabon proclamirt, nachdem die ſichere Nachricht eingegangen war, daß die Blokadeſchiffe vor der Inſel angekommen ſeyen. Dieſes Geſchwader verfuhr ſehr gewaltthätig gegen alle Handelsſchiffe, die ſich in der Nähe der Inſel blicken ließen, und ſchonte ſelbſt nicht die engliſche Flagge. Im Vertrauen auf die geheime und offene Gunſt Wellingtons erlaubten ſich die Migueliſten jede Unverſchämtheit ſogar gegen brittiſche Unterthanen, und die engliſchen Oppoſitionsblätter beklagten ſich aufs bitterſte über die Geduld, mit welcher das Miniſterium den Beleidigungen zuſah, welche die engliſchen Schiffe Halkin und Conach durch Don Miguels Geſchwader vor Terceira erfuhren. Auch zwei americaniſche Schiffe wurden genommen, wofür Portugal aber ſpäter Entſchädigung geben mußte.

Es koſtete Don Miguel nicht wenig Mühe, eine Seemacht zuſammenzubringen, um Terceira zu erobern; da ſeine Finanzen und der Zuſtand Portugals überhaupt ſich in der tiefſten Erſchöpfung befanden. Erſt am 16 Jun. lief die Expedition von Liſſabon aus. Aber noch ehe ſie vor der Inſel angekommen war, gelang es am 22 Jun. dem Grafen Villaflor, der im Namen der Königin Maria, das Commando auf Terceira übernehmen ſollte, daſelbſt glücklich zu landen, obgleich ſein Schiff von Miguels Blokadeſchiffen beſchoſſen wurde. Am 23 legte die proviſoriſche Regierungsjunta ihre Gewalt in die Hände Villaflors nieder, der die Beſatzung muſterte, und ihr eine von Donna Maria eigenhändig geſtickte Fahne überreichte.

Es herrſchte der lebhafteſte Enthuſiasmus auf der Inſel, und man war bereit, ſich aufs tapferſte gegen den Angriff Don Miguels zu vertheidigen. Man warf neue Verſchanzungen und Batterien auf, um die Landung des Feindes noch ſchwieriger zu machen. Die Beſatzung betrug im Ganzen 1800 Mann. — Die Flotte Don Miguels beſtand im Verein mit dem ſchon früher vor der Inſel ſtationirten Blokadegeſchwader aus 1 Linienſchiff, 3 Fregatten, 2 Corvetten, 5 Briggs und 3 kleinern Schiffen. Sie führten ſieben Bataillone Landungstruppen mit ſich und eine gute Artillerie. Ihre Geſammtmacht betrug 3500 Mann. Es ſollen ſich auch Richter und Henker dabei befunden haben, um die Conſtitutionellen auf Terceira zu beſtrafen. Dieſe Flotte langte am 19 Julius, alſo nach einer ungewöhnlich langen und mühſamen Fahrt bei den azoriſchen Inſeln an und landete auf S. Michael, einer Don Miguel ergebenen Inſel. Die Truppen befanden ſich in üblem Zuſtande und litten an Krankheiten. Erſt nach einigen Wochen waren ſie wieder in Stand geſetzt, den Angriff auf Terceira zu unternehmen, der am 11 Auguſt ausgeführt wurde und an der Tapferkeit der Conſtitutionellen ſchmählich ſcheiterte. Graf Villaflor ſelbſt gibt darüber folgenden Bericht: „Am 29 Julius Abends zeigte ſich die feindliche Escadre, 20 Segel ſtark, auf der Höhe der Inſel. Sey es, daß ſie durch die Windſtille und durch die Süd- und Süd-Oſtwinde aufgehalten wurde; ſey es, daß ſie den verläumderiſchen Gerüchten, die man über den Geiſt und die Stimmung der Bevölkerung verbreitete, Glauben beigemeſſen, und innere Unruhen erwartete, um ihre Operationen zu erleichtern; ſey es endlich, daß ſie verſchiedene Angriffsmittel vereinigen wollte, genug ſie fuhr fort zu laviren bis zum 10 Auguſt. An dieſem Tage bemerkte ich die Abſicht,

Villa de Praya anzugreifen, deſſen Beſatzung dem tapfern Bataillon der Freiwilligen der Königin anvertraut war. Am folgenden Morgen beim Anbruch des Tages erſchien die Escadre, um ihre Bewegungen beſſer zu verbergen, unter dem Lande, den Buchten gegenüber, weſtlich von Angra und dem Schloſſe; dann aber als der Wind ſtärker wurde, und Regenſchauer den Horizont verdunkelten, veränderte die Escadre die Stellung, und zeigte ſich plötzlich in der Bucht von Villa de Praya. Die Nähe des Landes, die Nebel und Regenſtöße verbargen ihre Bewegungen, ſo daß man erſt um 11 Uhr das Linienſchiff Juan VI erblickte, das die Avantgarde bildete, gefolgt von allen Schiffen der Escadre, mit Ausnahme der Corvette, die man auf der Höhe von Angra gelaſſen hatte. Das Fort des Hafens begann das Feuer, das die Escadre erwiderte, indem ſie ihre Bewegung ſo weit fortſetzte, als das Waſſer ihr geſtattete; dann warf ſie Anker, zog ihre Segel ein, und ſetzte eine gut unterhaltene Kanonade fort; das Fort, das gleichfalls zu feuern fortfuhr, beſchädigte bald das Linienſchiff, zerſtörte einen Theil ſeines Takelwerks, und verwundete viele Mannſchaft an deſſen Bord. Vergebens verſuchte der Feind durch das Feuer aus hundert Geſchützſtücken die Freiwilligen des Forts einzuſchüchtern; ſie dachten nur an die ihnen anvertraute Vertheidigung und erwarteten mit kaltem Blute die Ausſchiffung des Feindes. Um 4 Uhr ſchickte dieſer, ohne das Feuer einen Augenblick einzuſtellen, eine Colonne in ſeinen Landungsbooten und griff das Fort Eſpirito Santo an. Sogleich wurden Verſtärkungen abgeſendet, um dieſen Punkt zu unterſtützen, und die tapfern Soldaten begannen, unter dem Feuer der Batterien der feindlichen Flotte und der beiden Kanonenböte, welche die Landung deckten, ein ſo wohl unterhal-

tenes Kleingewehrfeuer, daß es ihnen gelang, einige der Landungsfahrzeuge zur Entfernung zu zwingen. Indeſſen ſtürzte die größere Zahl der feindlichen Truppen ſich dreiſt auf die Felſen, erkletterte das Fort Eſpirito-Santo, das geräumt wurde, und einige von ihnen drangen in daſſelbe ein. Die Abſicht des Feindes war, ſich des Forts der Felſenſpitze ſo wie der Höhen zu unſerer Linken zu bemächtigen, um ſeine weiteren Operationen zu decken; die Tapferkeit der Freiwilligen aber vereitelte dieſen Entwurf. Die Höhen erkletternd, die das Fort beherrſchen, drangen ſie mit gefälltem Bajonnet ein, vertrieben den Feind, und beſetzten die Felſenſpitze. Der Feind, erſchreckt von dem Feuer, das ſeine Boote zerſchmetterte, und mit einer zweiten Colonne beſchäftigt, die gegen unſre rechte Flanke gerichtet war, zog die Boote zurück, ſo daß ſeine erſte Colonne, die aus ſeinen beſten Truppen beſtand, zwiſchen dem Meere und den von unſern Füſſilieren beſetzten unzugänglichen Höhen blieb. In dieſem Augenblick rückten die Truppen der Inſel, die beim Beginn des Angriffs aufgebrochen waren, in Villa de Praya ein. Die erſte Colonne des Feindes, ihres Befehlshabers und mehrerer tödtlich verwundeter Officiere beraubt, und von einem Hagel von Kugeln angegriffen, ward in die vollſtändigſte Flucht gejagt. Verzweifelnd riefen die Soldaten mit großem Geſchrei nach ihren Booten; aber vergebens; ſie blieben unſrem Feuer ausgeſetzt, während die feindlichen Schiffe das ihrige auf die Küſte richteten. Während das Geſchütz der Escadre gegen alle Theile von Praya und der benachbarten Hügel feuerte, antworteten unſre Forts mit einer ſehr kleinen Anzahl Kanonen, die durch Küſtenartilleriſten bedient wurden, hundert Feuerſchlünden. Der Feind, auf den Felſen verlaſſen, an welchen die Fluth ſtets höher und höher ſtieg, konnte ſich

weder ausbreiten noch fliehen, und gerieth in Verzweiflung, da er meinte daß wir, die Befehle nachahmend, die er empfangen hatte, ihm jeden Pardon versagen würden. Die schreckliche Lage dieser Unglücklichen rührte das Herz der edelmüthigen Freiwilligen, und da sie in ihren besiegten Feinden bloß die verführten Opfer sahen, so luden sie sie ein sich zu ergeben, unter der Zusicherung, daß sie nichts zu befürchten hätten. Man warf ihnen Seile zu, einige unserer Freiwilligen kletterten die Felsen herunter und retteten die Unglücklichen von dem Abgrunde, vor dem sie sich befanden. Der Feind bereitete einen zweiten Angriff auf der rechten Seite der Bucht. Er kam bald an, unterstützt von dem Feuer seiner Schiffe; da aber unsere Feldartillerie das erste seiner Boote in Grund bohrte, zogen die andern zurück, unter dem Siegesruf, der auf der ganzen Küste ertönte und unter dem Feuer unserer Batterien, das Unordnung in die feindliche Linie gebracht hatte. Inzwischen war die Nacht herangekommen, und die Fluth ging hoch; daher ließ der Befehlshaber des feindlichen Linienschiffs die gelandeten Truppen im Stich, und gab dem Rest der Escadre Signale; die Schiffe schnitten in der Eile ihre Taue ab, verließen die Bai und spannten die Segel auf, was sie Alles nicht hätten thun können, wenn ich Zeit gehabt hätte eine größere Zahl Geschützstücke von stärkerem Kaliber in Batterie zu stellen, oder wenn die von mir verlangten Mörser mir früher zugekommen wären. Der Feind verlor an diesem Tage alle Streitkräfte, mit denen er unsere Linke angegriffen hatte. Sie belaufen sich nach meinen Beobachtungen und der Versicherung der Gefangenen auf 800 bis 1000 Mann, von denen 338 gefangen wurden. Die andern wurden meist auf den Felsen getödtet oder ertranken, wie die Leichname, die bereits auf die Küste

geworfen wurden, beweiſen. Der Feind verlor auch mehrere Officiere, unter andern den Obriſtlieutenant Azaredo und den Major Don Gileanos da Coſta. Der erſtere war, tödtlich verwundet, Zeuge unſres Siegs; wenige Augenblicke darauf ſtarb er, erſtaunt über die Großmuth mit der man ſeine Kameraden behandelte. Endlich wurden die vier Kanonierſchaluppen im Stich gelaſſen, welche die Landung gedeckt hatten. Auch der Verluſt der zweiten Colonne muß bedeutend geweſen ſeyn, wegen der Unmöglichkeit, die Mannſchaft zu retten, die ſich am Bord der zerſtörten oder umgeſchlagenen Boote befand; ferner verkünden die Gefangenen, daß an Bord des Linienſchiffs viele Menſchen verwundet wurden, unter andern, durch einen Holzſplitter, der Obriſtlieutenant Doutel, der die zweite Brigade befehligte. Stücke zerſtörter Boote, einige im Stich gelaſſene Barken und eine große Zahl Leichname wurden ans Ufer geſpült. Unſer Verluſt beläuft ſich auf neun Todte, worunter drei Officiere, und 25 Verwundete. Dieß iſt der Erfolg des erſten und wahrſcheinlich auch des letzten Verſuchs des Feindes gegen das Bollwerk der Treue. Die Beſatzung betrug ſich wie es den Vertheidigern einer ſo heiligen Sache geziemte."

Die Miguelisten waren ſo vollſtändig geſchlagen, daß ſie keinen zweiten Angriff auf Terceira wagen konnten. Sie ließen nur einige Schiffe zurück, um die Blokade fortzuſetzen, die übrigen aber kehrten nach Liſſabon heim, wo ſie in einem traurigen Zuſtande zu Anfang des September anlangten. Don Miguel verbiß ſeinen Groll, rächte ſich aber an Villaflor dadurch, daß er ſeine Güter in Portugal einzog und dem Pöbel erlaubte, ſeinen Palaſt in Liſſabon zu plündern und zu zerſtören. Terceira blieb den ganzen übrigen Theil des Jahres hindurch in Ruhe. Die Blokadeſchiffe hielten ſich immer mehrere Stun-

den weit von der Insel entfernt, hinderten nicht, daß noch mehrere Schiffe mit Flüchtlingen auf derselben landen konnten, und verschwanden am 17 December völlig. Durch die Miguelisten, die am 11 August gefangen wurden und zu den Constitutionellen übergingen, so wie durch die neu aus England und Frankreich angekommenen Flüchtlinge wurde die Besatzung Terceira's ansehnlich verstärkt, und man schätzte sie am Ende des Jahres auf beinahe 5000 Mann. Sie hatte Ueberfluß an Allem und befand sich in so rüstigem Zustande, daß man für das nächste Jahr einen Angriff auf Portugal beabsichtigte. Auch erwartete man die im Namen der Königin Maria während ihrer Minderjährigkeit für Portugal ernannte Regentschaft, die einstweilen auf Terceira residiren sollte und aus dem Marquis von Palmella, dem Marquis von Valença, und dem Herrn Guerreiro (ehemaligem Justizminister unter den Cortes) bestand.

Wir fügen hier eine kurze Beschreibung der interessanten Insel ein: „Terceira, den Römern unter dem Namen Tertiaria bekannt, ist die erste der Inselgruppe der Azoren (eine westlich von Nordafrica gelegene, Portugal gehörige, aus neun Inseln von 53 Q.M., 200,000 Einwohnern bestehende, Inselgruppe). Terceira hat 15 französische Meilen in der Länge, sechs in der Breite und 22 im Umfang, und ist von steilen Felsen umschlossen, die sie unzugänglich machen, ausgenommen auf einigen Punkten, die jedoch von starken Festungswerken beschützt sind. Das Innere von Terceira ist sehr angenehm. Der Boden ist sehr fruchtbar, besonders an Erzeugnissen der südlichen Länder, und reichlich bewässert. Die Bevölkerung der Insel beläuft sich auf 60,000 Seelen. In der Geschichte Portugals ist sie berühmt geworden durch die Verbannung

Alphons des VI, der im Jahr 1563 ſtarb. Die Inſel enthält zwei Städte, Angra und Prava. Erſtere iſt die Hauptſtadt von ſämmtlichen Azoren, hat einen guten Hafen, 6000 Einwohner, und wird von zwei feſten Schlöſſern vertheidigt. Prava beſitzt einen vom Handel ſehr belebten Hafen und eine Bevölkerung von 4000 Seelen."

Außer Terceira erkannte auch Goa, die alte Hauptſtadt der portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtindien, die Königin Maria an und erklärte ſich gegen Miguel. Allein Goa lag zu weit entfernt, um der Partei der Königin weſentliche Dienſte leiſten zu können.

Während der Feindſeligkeiten, die wir erzählt haben, dauerten die Unterhandlungen der Cabinette in der portugieſiſchen Angelegenheit fort. Sie ſind indeß im Verlauf des Jahres 1829 noch zu keinem Reſultat gediehen, und es iſt ſchwer, ja ſogar unmöglich, ihrem verwickelten Gange zu folgen, ehe dieſes Reſultat bekannt ſeyn wird. Don Miguel verſuchte Alles, ſich die Anerkennung der fremden Mächte zu verſchaffen, allein es gelang ihm nur bei Spanien und Nordamerica, wie wir nachher ſehen werden, wenn wir auf Don Miguels Regierung insbeſondere zu ſprechen kommen. Die übrigen Mächte verſagten ihm ſeinen Wunſch, und weder Wellington, noch Polignac, noch Metternich erklärten ſich für ihn, obgleich der erſtere ſeine Sache unter der Hand unterſtützte. Auf der andern Seite aber geſchah noch weit weniger zu Gunſten der Donna Maria, obgleich man ihren Titel als Königin überall, außer in Spanien und Nordamerica anerkannte. Im engliſchen Parlament ſprach ſich zwar die Oppoſition namentlich durch Lord Holland und Sir James Mackintoſh ſehr energiſch zu Gunſten der Königin aus, allein die

Miniſter bewieſen ihnen, daß man unterhandle und daß die Unterhandlungen eben noch nicht geendet ſeyen. In Frankreich trat derſelbe Fall ein. Die Liberalen erklärten ſich in der Kammer ebenfalls ſehr heftig für Marien, und eine Stimme ging ſo weit, von der Tribune herab Don Miguel ein „zweifüßiges Ungeheuer" zu nennen; allein dieß führte zu nichts.

Es ſcheint nun, was die Unterhandlungen betrifft, man habe anfänglich im Sinne gehabt, Don Miguel zur Vollziehung ſeiner Heirath mit Donna Maria zu bewegen, und ihn dann als Souverän von Portugal anzuerkennen. Da nun aber Don Pedro feſt erklärte, er wolle in keinem Falle ſeine unſchuldige Tochter dem Tyrannen opfern, und auf der andern Seite auch Don Miguel die Hand Maria's entſchieden abwies und ſich um andre Prinzeſſinnen, obwohl vergeblich, bewarb, ſo ſcheint man einen andern Plan gefaßt zu haben, nämlich den, Don Miguel ohne Weiteres anzuerkennen, ſobald 1) er den Conſtitutionellen eine Amneſtie ertheile und England gewiſſe Handelsvortheile bewillige, 2) Don Pedro ſeine Unfähigkeit erkläre, die Sache ſeiner Tochter mit Gewalt der Waffen aufrecht zu erhalten. Die Ausführung dieſes Planes zog ſich aber wieder in die Länge, da Don Miguel nichts von einer Amneſtie wiſſen wollte, und Don-Pedro zwar für den Augenblick nichts thun zu können eingeſtand, aber keineswegs die Rechte ſeiner Tochter aufgab.

Wenn die europäiſchen Mächte ſich in dieſem Falle der Legitimität nicht ſo energiſch annahmen, wie früher in Neapel, Piemont und Spanien, ſo iſt der Grund davon nicht bloß in der beſondern habſüchtigen Politik Englands, oder in der beſondern feindſeligen Stimmung der Ultra- und Prieſterpartei zu ſuchen, ſondern hauptſächlich in dem Umſtande, daß Don

Miguel in Portugal selbst offenbar die Mehrheit der Bevölkerung für sich hat. Dieß muß auch den bei dieser Sache nicht persönlich interessirten Mächten Bedenklichkeit gegen eine gewaltsame Vertreibung Don Miguels erregen. Allein auf der andern Seite beträgt sich Don Miguel wieder so unpolitisch, daß man kaum hoffen darf, Portugal werde unter seiner Regierung je gedeihen können, obgleich es ihn der rechtmäßigen Königin vorgezogen hat. Dem Volk eine constitutionelle Regierung aufzwingen, die es nicht will, oder eine despotische Usurpation bestehen lassen, die das Land mit Armuth und Elend, Blut und Mord erfüllt, beides ist gleich gefährlich und die Wahl schwer.

2.

Portugal.

Mittlerweile stand Portugal selbst unter der eisernen Zuchtruthe des Don Miguel. Dieser herrschte nach dem Umsturz der Verfassung vollkommen unumschränkt. Die Partei der Constitutionellen war aus dem Lande gejagt, oder umgebracht, oder eingekerkert; von dieser Seite hatte Don Miguel nur unmächtige Verschwörungen zu befürchten. Seine eigene Partei, die der absoluten Royalisten und der Priester, war wie die zahlreichste, so die herrschende im Lande. Sie zerfiel aber wieder in zwei Massen, wovon die eine mehr dem Don Miguel selbst, die andere mehr dessen Mutter, der Wittwe Johanns VI, Schwester Ferdinands VII von Spanien, Königin Charlotte, anhing.

Zur Partei des Don Miguel gehörte die Mehrheit der Minister, der einflußreiche Herzog von Cadaval, der Adel, die

DON MIGUEL.

die Linientruppen. Sie wurde von England unterſtützt. — Zur Partei der alten Königin gehörte die Minderzahl der Miniſter, an deren Spitze aber der energiſche Graf von Baſtos, ein vier und achtzigjähriger Greis ſtand, ferner die Prieſter, der Pöbel und die königlichen Freiwilligen. Der Marquis von Chaves, welcher früher eine große Rolle unter den Abſolutiſten geſpielt, hatte ſeinen Einfluß verloren. Don Miguel konnte es ihm nicht verzeihen, daß er einmal unter dem Namen Manuel II zum König ausgerufen worden war. Er klagte über Undank, es hieß er ſey wahnſinnig geworden und er iſt ſeither geſtorben. — Im Grunde beſtand zwiſchen Don Miguel und ſeiner Mutter keine entſchiedne Trennung. Der Sohn war immer grauſam genug, um den Blutdurſt der Mutter zu befriedigen, und nur wenn er den ernſthaften Vorſtellungen auswärtiger Mächte wenigſtens ſcheinbar Gehör gab und zu einiger Mäßigung zurückzukehren die Miene annahm, klagte ſeine Mutter über ſeine feigherzige Nachgiebigkeit und drohte mit Empörung. Dann ging der Fanatismus der Abſolutiſten ſo weit, daß man hin und wieder vorſchlug, die Königin Charlotte zur Regentin zu machen, um alle Conſtitutionellen morden zu können.

Wie unmenſchlich grauſam Don Miguel mit den alten Anhängern der Donna Maria und der Conſtitution umging, es war der Königin und ihrer Partei noch immer nicht genug, und ſehr oft miſchte ſich der von Prieſtern aufgehetzte Pöbel in die Juſtiz ein, und mordete die Opfer, die das Gericht freigeſprochen hatte. Die Geſchichte dieſer Grauſamkeiten iſt ſehr traurig und ein Schandfleck unſeres Jahrhunderts. Ein großer Theil der Schuld fällt auf England, denn es iſt eine Thatſache, daß jede günſtige Nachricht aus England Don Miguel über-

müthig machte und zu immer härtern Maßregeln verleitete, während ungünstige Nachrichten ihn einschreckten und eine Zeit lang mild und gnädig machten. Indeß sind auch die Constitutionellen selbst nicht ohne alle Schuld, indem sie durch unmächtige Conspirationen den Haß ihrer Feinde immer aufs Neue reizten.

Schon der Anfang des Jahres 1829 wurde durch blutige Thaten bezeichnet. General Moreira stellte sich an die Spitze einer Verschwörung in Lissabon selbst. Er hoffte die Linientruppen auf seine Seite zu bringen, weil sie die von Don Miguel begünstigten königlichen Freiwilligen haßten, weil ihnen der Sold schlecht bezahlt wurde, weil noch viele heimliche Constitutionelle in ihren Reihen waren. Er hoffte ferner die zahlreichen Constitutionellen, die in den Gefängnissen saßen, befreien zu können. Sein Plan war, sich in der Nacht vom 9 auf den 10 Januar des festen Schlosses von Lissabon, San Julian, worin die meisten Gefangenen saßen, zu bemächtigen und Donna Maria als Königin zu proclamiren. Allein er verkannte die Schwäche seiner Partei, und durch Verrätherei erhielt Don Miguel Nachricht von der Verschwörung. Sie mißlang gänzlich, denn als Moreira in der vorherbestimmten Nacht die Soldaten der Marine aufzuwiegeln kam, ward er mit seinen Anhängern verhaftet. — Am 6 März sah man ihn und vier Andere zum Tode führen. „Der Zug der Unglücklichen aus dem Gefängnisse Limoiero begann erst gegen Mittag. Sie waren baarfuß, trugen lange weiße Kleider, hielten Crucifixe, und waren auf beiden Seiten von Priestern begleitet. Fünfzig Mann Polizeicavallerie eröffneten den Zug, ihnen folgten 100 Mann Polizeisoldaten zu Fuß, dann 50 Justizdiener mit weißen Stäben, einige Desembargadores in großer

Gerichtsuniform, und die Richter der Verurtheilten. An dieſe ſchloſſen ſich 15 barmherzige Brüder mit Wachskerzen unter Vortragung einer Fahne. Darauf kamen die fünf Verurtheilten, mit Prieſtern aus dem Orden der Jeſuiten umgeben. Der jüngſte, kaum achtzehn Jahre alt, Sohn des Capitäns Chabis, kam zuerſt, ihm folgte ein andrer faſt eben ſo junger Mann. (Die Mutter und Schweſter des Letztern ſollen aus Gram geſtorben ſeyn.) Der dritte war ein braſiliſcher Capitän, der vierte ein Obriſtlieutenant der Milizen, beide mit ſehr feſter und muthiger Haltung; der fünfte war der Brigadier Moreira, deſſen Gattin ebenfalls in der Nacht zuvor in Verzweiflung geſtorben iſt. Dieſen fünf Unglücklichen folgten der Capitän Chabis und der Sohn des Brigadiers Moreira, beide lebenslänglich zu den Galeeren in Angola verurtheilt. Der eine ſollte noch der Hinrichtung ſeines Sohnes, der andere der ſeines Vaters beiwohnen. Zwei Scharfrichter gingen unmittelbar hinter ihnen, und der Zug ſchloß ſich durch 100 Polizeiſoldaten zu Pferd. Um halb ein Uhr kam er vor der Magdalenenkirche an, wo die Verurtheilten länger als eine halbe Stunde baarfuß im Straßenkothe eine Rede des Paters Bonaventura anhören mußten. Auf dem Hinrichtungsplatze wurden die Unglücklichen vor dem Galgen aufgeſtellt. Die Henker faßten ſie in der Ordnung, wie ſie angekommen waren, ſo daß die Hinrichtung mit dem jüngſten begann. Dieſe dauerte eine Viertelſtunde; man hieb ihm in Gegenwart der andern den Kopf ab, und pflanzte denſelben auf dem Schaffotte auf. Beide jungen Leute ſtarben muthig, ohne zuvor ein Wort geſprochen zu haben. Die zwei folgenden zeigten noch mehr Muth und Lebensverachtung. Der braſiliſche Capitän ſagte unter Anderem: „Ich habe den Tod nicht verdient, meine Richter hat-

um ſeine Rache zu kitzeln oder Geld von ihnen zu erpreſſen. Er ließ ſie hungern oder gab ihnen die ungeſundeſte Koſt. Sein Sohn ſteckte einmal einen mit Koth beſchmutzten Stock in ihre Speiſen; ein Obriſtlieutenant, der ihn dafür anpackte, ward erſtochen. Die Gefangenen durften die Wäſche nicht wechſeln, und allen wurde der Kopf kahl geſchoren, damit man ſie bei einem Verſuch der Flucht ſogleich erkennen könne. Viele lagen in den kalten Kerkern am Ufer des Tajo, wo ſie zur Zeit der Fluth auf die Tiſche flüchten mußten, weil das Waſſer den halben Kerker ausfüllte. Man trennte die Gattin vom Gatten, das Kind von der Mutter. Die Wittwe Rodriguez durfte nicht einmal ihr vierzehn Monat altes Kind bei ſich behalten. Ein vierjähriges Kind wurde von ſeinen Eltern getrennt und oft gegen ſie verhört. Die vierzehnjährige Tochter eines Conſtitutionellen wurde mit liederlichen Dirnen zuſammengeſperrt. Die Gefangenen wurden körperlich mißhandelt und zuweilen ſogar ermordet. So wurde General Cuba im Kerker vergiftet, General Soarez in der Nacht aus dem Gefängniß geführt und von Banditen ermordet, ein tapfrer Capitän, der ſich bei der Verhaftung zur Wehr ſetzte, in Mancorno vom Pöbel auf einen Karren befeſtigt und lebendig verbrannt. Welch grauſames Spiel man mit den Menſchen trieb, zeigt unter Anderm, daß Don Miguel mit der Verhaftung eines reichen Mannes, Margato Roma, ſo lange wartete, bis dieſer das Hochzeitsfeſt eines ſeiner Söhne feierte. Dann ließ er mitten im Feſt alle Gäſte verhaften. Unter ſolchen Umſtänden darf man ſich nicht wundern, daß ein Edelmann ſich einzuſchmeicheln hoffen durfte, als er Don Miguel bat, ihn zum Henker zu ernennen.

Die meiſten Gefangenen waren Anhänger der Conſtitu-

tion und der Königin Maria; doch ſchleppte man auch ganz Unſchuldige ins Gefängniß, um ſie ihres Vermögens zu berauben. Diener gaben ihre Herren, Schuldner ihre Gläubiger an, und der Unfug ging ſo weit, daß Don Miguel am Ende ſelbſt den Befehl gab, es ſolle künftig Niemand verhaftet werden, deſſen Ankläger nicht ein bekannter Mann ſey. Auch Ausländer ſchonte man nicht. So wurde Herr Hume, ein Hamburger, deßhalb verhaftet, weil man einige Trauerſpiele von Voltaire bei ihm fand. Selbſt Engländer wurden verhaftet, doch wieder frei gegeben. — Es iſt begreiflich, daß die ſpaniſchen Conſtitutionellen, die ſich nach Portugal geflüchtet hatten, hier von Don Miguel nicht ſehr freundlich behandelt wurden. Er ließ ſie auf Schiffsgefängniſſen im Tajo einſperren, und ihre Lage war ſo ſchrecklich, daß viele ſich entſchloſſen, nach Spanien zurückzukehren und lieber ihren Kopf aufs Spiel zu ſetzen, als länger die Qualen einer ſolchen Gefangenſchaft zu erdulden. — Don Miguel verfuhr aber auch gegen ſeine eigenen Anhänger nicht ſehr gnädig. Als 18 ſeiner Officiere, die auf Terceira gefangen worden waren, nach Liſſabon zurückkehrten, ließ er ſie ſogleich ins Gefängniß ſetzen, damit ſie Niemand erzählen könnten, wie es auf Terceira ausſähe.

Die königlichen Freiwilligen, die Prieſter und der fanatiſche Pöbel begnügten ſich indeß keineswegs mit den ſtrengen Maßregeln der Juſtiz. Sie übernahmen das Strafamt ſelbſt und plünderten und mordeten ungeſcheut Jeden, der ihren Haß auf ſich gezogen hatte. Täglich ſah man die übermüthigen Freiwilligen in Liſſabon oder in den Provinzen Mordthaten verüben. Nur eine, die an dem Engländer Maechens, wurde beſtraft. Im März wurden 70 Officiere und Bürger, die man aus den Gefängniſſen von Liſſabon wegen Ueberfüllung

derſelben in die von Elvas abführte, zu Villa viciosa vom Pöbel überfallen und ermordet oder verwundet. Im Augenblicke ihrer Ankunft läuteten die Mönche die Sturmglocke und munterten das Volk zum Morden auf. Am 27 Mai wurden in Liſſabon ſelbſt eine Anzahl Gefangene auf dem Wege nach dem Schloſſe San Julian von 200 Migueliſten überfallen und zum Theil ermordet. Der Prieſter Barreiro führte öffentlich und ungeſtraft eine Mörderbande durch die Straßen Liſſabons und erlaubte ſich jede Art von Mißhandlung gegen die Einwohner.

Die Anarchie im Lande wurde durch die große Geldnoth noch vermehrt. Die arbeitende Mittelclaſſe, aus denen größtentheils die Conſtitutionellen beſtanden, war theils der Freiheit beraubt, theils ausgewandert, theils geplündert und verarmt. Der Handel und jedes Gewerbe gerieth ins Stocken. Der Pöbel zog es ſeinerſeits vor, in den Reihen der Freiwilligen dienend. dem Müßiggang und Raub obzuliegen. Die Finanzen Portugals waren auf eine bedenkliche Weiſe erſchöpft. Don Miguel erhielt wenig oder keine Steuern, durfte die Güter der Geiſtlichen nicht antaſten, um dieſe nicht zu beleidigen, und hatte keine reichere Hülfsquelle, als die Güter der Hingerichteten, Verhafteten und Ausgewanderten, die er einzog. Er ſah ſich genöthigt, eine große Summe aus der Bank zu nehmen, und gezwungene Anleihen zu machen. Wie er dabei verfuhr, mag folgendes Beiſpiel darthun. Als der Tabaks- und Seifen-Contract wieder auf drei Jahre, vom Januar 1830 an, verſteigert werden ſollte, bot der gegenwärtige Inhaber an, 40,000 Pfund Sterling zu deponiren, wenn ihm der Contract erneuert würde. Ein Theil der Migueliſten überredete aber die Regierung den Contract ihnen zu geben, und ihn dem

bisherigen Inhaber, der des Constitutionalismus verdächtig war, zu entziehen. Sie leisteten dabei nicht nur keine Caution, sondern durften auch eine geringere Pachtsumme bezahlen. Dagegen ward der bisherige Inhaber aufgefordert, das von ihm angebotene Geld zur Verfügung Don Miguels zu stellen. Seine und seiner Familie persönliche Sicherheit stand auf dem Spiele; er wagte es nicht die Forderung abzulehnen. Mit diesem Gelde wurde das Drängen der Soldaten für einige Zeit befriedigt, damit war aber die schlimme Stunde bloß hinausgeschoben.

Dennoch reichte Don Miguels Einkommen auf die Dauer nicht aus, die Ausgaben zu bestreiten. Die Expedition nach Terceira kostete ihm große Summen. Auch sagte man, er habe Kostbarkeiten vom Werth einiger Millionen nach England geschickt, um sich dort Gönner zu erkaufen. Seine erschöpften Cassen reichten zuletzt nicht mehr aus, den Civilbeamten ihren Gehalt, den Soldaten ihren Sold, den öffentlichen Arbeitern ihren Lohn auszuzahlen. Die erstern mußten warten, die beiden andern wagten es, sich zu empören. Auf der Insel Madera brach eine ernsthafte Gährung unter den Truppen aus, auch in Elvas zeigten sich Spuren davon. Die Arbeiter am Arsenal in Lissabon empörten sich im December und ließen sich nicht eher beschwichtigen, bis man sie bezahlte. Doch wurden ihre Rädelsführer eingekerkert.

Der Hof des usurpirten Königs bot einen traurigen Anblick dar. Alle fremden Gesandten hatten Lissabon verlassen und selbst die untergeordneten Agenten, die sich hin und wieder einfanden, erwiesen Don Miguel nicht die königliche Ehre; im Hafen liegende fremde Schiffe gewährten ihm nicht den königlichen Gruß. Erst am 15 October hatte er das Ver-

gnügen, den neuen ſpaniſchen Geſandten d'Acoſta in feierlicher Audienz bei ſich zu empfangen. Der König von Spanien, Bruder der Königin Charlotte, hatte ſich bisher nur aus Rückſicht gegen die übrigen europäiſchen Mächte geweigert, Don Miguel als rechtmäßigen König von Portugal anzuerkennen. Im Herzen war er ihm dagegen immer ſehr geneigt geweſen, und da er in Spanien ſelbſt das conſtitutionelle Syſtem mit Feuer und Schwert ausgerottet hatte, ſo war es ſehr natürlich, daß er auch Don Miguel ſeinen Beifall nicht verſagen konnte. Er entſchloß ſich alſo, ihn anzuerkennen, und durch ſein Beiſpiel vielleicht andre Mächte zu bewegen, daſſelbe zu thun. Er fand aber auch ſeinen Vortheil dabei, denn er ſoll die Anerkennung nur unter der Bedingung bewilligt haben, 1) daß ihm die für die Truppen des Marquis von Chaves bei ihrem Aufenthalt in Spanien aufgewendeten Summen ſogleich vergütet würden, 2) daß das Getreide oder andere ſpaniſche Producte, deren Einfuhr in Portugal verboten ſey, entweder frei oder gegen eine ſehr geringe Abgabe eingebracht werden dürfte.

Spaniens Beiſpiel wurde aber noch von keiner andern Macht nachgeahmt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Nordamerica. Es fiel auf, daß der freieſte Staat in der Welt einem Uſurpator und Deſpoten die Hand reiche. Man hatte von Nordamerica erwartet, es werde ſich immer für die Sache der Freiheit, alſo in dieſem Falle für die portugieſiſche Conſtitution und Donna Maria entſcheiden. Ueberdieß herrſchte einiger Zwieſpalt zwiſchen Don Miguel und den Nordamericanern, da einige ihrer Schiffe von dem Blokadegeſchwader vor Terceira genommen worden waren, worauf die Nordamericaner Repreſſalien gebrauchten. Allein

dieß Alles hinderte nicht, daß nicht Don Miguel als König von Portugal von den Vereinigten Staaten anerkannt worden wäre. Die Regierung dieſer Republik hat nämlich den Grundſatz, daß jeder König, der es de facto iſt, es auch mit Einwilligung des Volkes oder wenigſtens der Mehrheit im Volke ſeyn müſſe, weil, wenn dieß nicht der Fall wäre, er auch nicht wirklich auf dem Thron und im Beſitz der Macht ſeyn würde. Dieſer Beſitz aber und die Zuſtimmung des Volkes erſcheint den americaniſchen Republicanern hinlänglich, um die Rechtmäßigkeit des königlichen Titels zu beweiſen. Um das Recht der Geburt bekümmern ſie ſich nicht. Der Grundſatz der Legitimität iſt ihnen, als Republicanern, fremd, und muß es ſeyn.

Indeß machte die ſtolze Republik ihre Verachtung der Legitimität auf eine etwas barſche Weiſe geltend. Am 2 October überreichte der Geſchäftsträger Don Miguels, Ritter Torlade Pereira d'Azlembrigo in Waſhington dem neuen nordamericaniſchen Präſidenten Jackſon ſein Beglaubigungsſchreiben. Da nun aber der bisherige portugieſiſche Geſchäftsträger, Herr Barrozo, ein treuer Anhänger der Königin Maria, gegen dieſen Nachfolger proteſtirte, und ſich weigerte, ihm ſeine Geſandtſchaftspapiere und Briefe auszuliefern, ſo belangte ihn dieſer bei den nordamericaniſchen Gerichten, und als Barrozo nicht im Stande war, als Angeklagter die ungeheure Caution von 100,000 Dollars zu leiſten, ſo wirkte ſein Gegner nach dortigen Geſetzen Perſonalarreſt gegen ihn aus, der auch am 30 October vollzogen wurde.

Da ſomit Don Miguel nur von zwei Mächten anerkannt wurde, blieb ſein Hof immer noch ſehr einſam und verlaſſen. Dieſe Zurückſetzung, die Beſorgniß vor einem unglücklichen

Ausgange ſeiner Uſurpation, wenn etwa die großen Mächte ſich endlich für die legitime Königin entſcheiden ſollten, die Finanznoth und das Mißlingen ſeiner Unternehmung auf Terceira ſcheinen ihn in eine ſehr gereizte Stimmung verſetzt zu haben. Dazu kam noch, daß er im Anfange des Jahres 1829 noch an den Folgen ſeines frühern unglücklichen Sturzes aus dem Wagen litt. Er verließ daher ſeinen Palaſt in Queluz nur ſelten, wo er, in ſteter Furcht vor Meuchelmördern oder Empörern, ſich durch eine zahlreiche Leibwache hüten ließ. Erſt ſpäter kam er wieder nach Liſſabon, machte Jagdpartien und beſuchte fleißig das Landgut des Marquis von Barba, ſeines Günſtlings. Unter ſeiner perſönlichen Tyrannei litten vorzüglich ſeine beiden Schweſtern, Maria de l'Aſſumption und Iſabella. Die letztere war bis zur Zurückkunft Don Miguels Regentin von Portugal geweſen, und hatte ſich bei den Conſtitutionellen ſehr beliebt gemacht. Dieß reizte den Zorn des Uſurpators. Er zwang die Schweſter, immer in ſeiner Nähe zu bleiben, und ließ alle ſeine böſen Launen an ihr aus. Er ſoll ſie öfters thätlich mißhandelt haben, und welcher Gefahr ſie bei ihm ausgeſetzt war, mag folgender Vorfall darthun, der ſich im März ereignete: „Dem Uſurpator kam zu Ohren, daß eine Perſon aus der Dienerſchaft der Prinzeſſin nach England mit Briefen von derſelben an die Agenten Don Pedro's abgegangen ſey, und zugleich einen Theil ihrer Juwelen mit ſich genommen habe, welche ſie vor den Angriffen Don Miguels nicht ſicher hielt, da er ſich ſchon mehrere Eingriffe in das Privateigenthum ſeiner Verwandten erlaubt hat. Aufgebracht über dieſe Nachricht ſtürzte er mit einer Piſtole in der Hand in das Zimmer ſeiner Schweſter, und verlangte über die Abreiſe ihres

Bedienten Auskunft. Schon ging er mit der Waffe auf sie zu, als sie den Muth faßte, sich auf ihn hinzuwerfen, was ihn zu Boden stürzte; worauf sie zu entfliehen suchte. Don Miguel verfolgte sie wüthend, verwundete den Grafen Camarido, der ihn zu besänftigen suchte, in den Arm, und schoß auf die Prinzessin, die Kugel traf sie aber nicht, sondern tödtete einen unglücklichen Bedienten, der blutend niedersank. Sein Günstling, der Graf Queluz, eilte nun herbei, warf sich zu Don Miguels Füßen, und bat um das Leben der Infantin." Er begnügte sich damit, ließ aber die Infantin einsperren und mehrere Personen des Hofes verhaften, die von dem Morde im Schlosse gesprochen hatten. Beide Prinzessinnen wurden gegen das Ende des Jahres krank. Ihre Tante, die Prinzessin Maria Benedicta, starb am 17 August.

Die Königin Charlotte hielt ihren eigenen Hof, und von hier aus wurde eigentlich die Regierung geleitet. Don Miguel gab in der Regel seiner Mutter nach, und opferte ihr seine Anhänger auf. So früher den Herzog von Cadaval, der seinen Einfluß in der Regierung verlor, so später seinen ersten Günstling selbst. Dieser sein ehemaliger Barbier, jetzt sein vertrautester Freund und Rathgeber, war bereits zum Vicomte von Queluz erhoben und so sehr bereichert worden, daß sein Vermögen dem der ältesten Familie in Portugal gleich kam. Es hieß schon, er sollte zum Herzog ernannt werden, als er plötzlich gestürzt wurde. Die Königin Mutter war ihm nicht gewogen, weil er ihre eignen Anhänger in der Gunst ihres Sohnes verdrängte, und da er die Unvorsichtigkeit beging, mit seinem Einfluß auf Don Miguel zu prahlen, und sich von denen brauchen zu lassen, die es versuchen wollten,

dem Uſurpator gemäßigte Geſinnungen einzuflößen, ſo reichte dieß hin, ihn raſch von ſeiner Höhe herabzuſtürzen. Es heißt, er habe deßhalb der Infantin Iſabelle Gehör gegeben, und Don Miguel habe dieſes politiſche Einverſtändniß beider erfahren. Einige meinen, der Vicomte ſey in eine Liebesintrigue verwickelt worden, „deren Folgen die Zahl der Mitglieder der königlichen Familie hätte vermehren können.“ Genug, man berichtete folgende Thatſachen. „Am 26 September begab ſich Don Miguel auf das Landhaus des Marquis von Barba, wo man eine theatraliſche Vorſtellung gab; die beiden Infantinnen, Schweſtern Don Miguels, der Vicomte von Queluz und andere Hofleute begleiteten den Prinzen. Man bemerkte an dieſem Tage nicht das Geringſte von einer eingetretenen Kälte zwiſchen Don Miguel und ſeinem Günſtlinge. Am 27 Morgens hatte Don Miguel eine Luſtpartie nach Alfeite, einem Luſthauſe am Ufer des Tajo, Liſſabon gegenüber, angeordnet, und lud dazu ſeine Schweſter, Donna Maria Aſſumption, den Vicomte von Queluz, den Marquis von Vellas und den Marquis d'Avito ein. Man beluſtigte ſich den ganzen Vormittag mit Fiſchfang auf einem See des Schloſſes, ſpeiſte dann, und richtete ſich nach Tiſche zu einem Ritte auf Pferden und Eſeln, als man vor dem Aufbruche bemerkte, daß Don Miguel ins Geheim den Befehl gab die Schaluppe ungefähr 200 Schritte vom Schloſſe bereit zu halten. Er ging hierauf zu dem Vicomte von Queluz und ſagte ihm laut: „Du wirſt nicht mitreiten, weil du während meiner Abweſenheit einen Brief an .... und ein Billet an .... zu ſchreiben haſt. Du bleibſt bis zu meiner Zurückkunft oder bis ich dich holen laſſe.“ Da Don Miguel ihm häufig ſolche Befehle gab, ſo ſchöpfte der Vicomte keinen Verdacht.

Der Ritt dauerte nicht lange; Don Miguel verließ das Schloß, begab ſich unmittelbar mit ſeinem ganzen Gefolge an den Ort, wo die Schaluppe ſtand, und kehrte nach Liſſabon zurück. Im Augenblicke der Abfahrt ſagte er zu dem Schloßvogt von Alfeite: „Ich mache dich für die Perſon des Vicomte verantwortlich; du wirſt ihn bis auf weiteren Befehl im Schloſſe bewachen.“ Auf dem ganzen Rückwege wagte Niemand ihm ein Wort in Betreff des Vicomte von Queluz zu ſagen; eben ſo war es im Palaſte, wo man die Abweſenheit des Barbiers bald bemerkte. Am folgenden Tage ward der Seeminiſter berufen, und ihm befohlen, eine Fregatte zur Verfügung ſeines Collegen bereit zu halten, um den Vicomte ins Ausland zu bringen.“ Dann erfuhr man, er ſey am 13 November abgereist, man wußte nicht wohin.

3.

Braſilien.

Seitdem das unermeßliche Land, das die ſchöne Oſtküſte Südamerica's einnimmt, vom Mutterlande ſich losgeriſſen und zum ſelbſtſtändigen Kaiſerthum erhoben hatte (1822), zeigte die Bevölkerung eine entſchiedene Abneigung, ſich ferner um das Schickſal Portugals zu bekümmern, und wie ſehnlich auch Don Pedro wunſchen mußte, ſeine Tochter kräftigſt zu unterſtützen, ſo ſah er ſich doch gezwungen, in dieſer Angelegenheit ſein perſönliches Intereſſe dem Intereſſe der Braſilianer unterzuordnen. Weit entfernt, dem Kaiſer Hülfsmittel anzubieten, um Don Miguel mit Gewalt von ſeinem

uſurpirten Thron zu ſtürzen, waren die Braſilianer ſogar noch unwillig über das Wenige, was der Kaiſer und ſeine diplomatiſchen Agenten in Europa für die Anhänger der Königin Maria thaten. Der Kaiſer rief die Kammern am 2 April zu einer außerordentlichen Sitzung zuſammen, in welcher die Sache zur Sprache kam. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Pereira, mußte in einer Rede am 6 April die Regierung gegen die Kammer entſchuldigen, und ihr die Verſicherung geben, daß es durchaus nicht in der Abſicht der Regierung liege, den Braſilianern Anſtrengungen für Portugal zuzumuthen, und daß der Kaiſer das Recht des Vaters der Pflicht des Landesvaters aufzuopfern wiſſen werde.

Der klar ausgeſprochene Wille des braſilianiſchen Volks, nichts für Donna Maria da Gloria thun zu wollen, und die Unmöglichkeit, es gegen ſeinen Willen zu nöthigen, endlich die drohende Stellung Englands, deſſen Miniſterium eine braſilianiſche Expedition gegen Portugal würde zu entwaffnen gewußt haben, auch wenn ſie zu Stande gekommen wäre, alle dieſe Umſtände leiten dem Kaiſer die Nothwendigkeit auf, ſeinem liebſten Wunſch, Donna Maria auf den portugieſiſchen Thron zu ſehen, wenigſtens einſtweilen zu entſagen. Er faßte daher den Entſchluß, die geliebte Tochter aus England zurückzurufen, um ſie der drückenden Lage zu entziehen, in der ſie ſich daſelbſt mitten unter Feinden und falſchen Freunden befand, und zugleich, um die bedeutenden Koſten ihres königlichen Hofſtaats in einem fremden Lande zu erſparen.

Don Pedro hatte auch noch mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen. Zu Anfang des Jahres brachen in der nördlichen Provinz Pernambuco Unruhen aus, wie dieß ſchon

früher öfters geſchehen war, da die Nähe des ſpaniſchen Freiſtaats Columbia die Nordbraſilianer mit demokratiſchen Ideen anſteckte. Der Kaiſer ſuspendirte am 7 März die Freiheiten der Provinz, nahm aber dieß Decret ſchon am 27 April wieder zurück, wo die Unruhen beigelegt wurden. Die conſtitutionelle Oppoſition des Landes zeigte ſich indeß ſo ſtark, daß die Kammern den Kriegsminiſter, der bei dieſer Gelegenheit ſeine Gewalt überſchritten haben ſollte, anklagten, ihn jedoch durch Stimmenmehrheit wieder frei ſprachen.

Dieſelbe conſtitutionelle Energie entwickelten die Kammern während aller Verhandlungen der regelmäßigen Sitzung. Sie drückten dem Kaiſer ihren Dank und ihre Bewunderung aus, daß er ſeine väterliche Liebe dem Frieden Braſiliens zum Opfer bringe, aber ſie fuhren fort, den Gang der Unterhandlungen in Betreff Portugals mit eiferſüchtigen Augen zu bewachen. Die dießjährige Sitzung der Kammern war auch dadurch merkwürdig, daß in ihr neue Grundſätze zur Sprache kamen, für die man die kaum erſt emancipirten Braſilianer noch nicht reif gehalten hätte. Man fing bereits an, die Einziehung der geiſtlichen Güter, bürgerliche Gleichſtellung aller Confeſſionen, und Verwandlung der Ehe in einen bloßen Civilact vorzuſchlagen. Ferner wurden mißhandelte Neger gegen tyranniſche Pflanzer unterſtützt. Man bemerkte mit Vergnügen, daß, wie es hieß, der Papſt ſich namentlich an den Kaiſer gewendet und ihm die Abſtellung des Sclavenhandels empfohlen habe, und da nach früherem Uebereinkommen mit England der 10 Februar 1830 als der Tag beſtimmt war, an welchem in Braſilien für immer der Negerhandel abgeſchafft werden ſollte, ſo ſchien in der Stimmung der Braſilianer nichts zu liegen, was dem Grundſatz oder der Ausführung dieſes Uebereinkommens entgegen

gegen geweſen wäre. Die Miniſter beeiferten ſich ihrerſeits, den Kammern in allem Guten entgegenzukommen, und beſonders der Finanzminiſter Calmon Dupin wurde wegen ſeiner Bemühungen zur beſſern Anordnung der Finanzen gerühmt. Dennoch glaubte man, der allzu kühne Ton der Kammern habe den Kaiſer veranlaßt, dieſelben am 3 September zu entlaſſen.

Ein Ereigniß von drohender Natur unterbrach kurze Zeit die äußere Ruhe Braſiliens. Bekanntlich hatte Don Pedro unlängſt den in jeder Hinſicht unglücklichen Krieg mit Buenos-Ayres beendigt. Unglücklich war dieſer Krieg, weil er Don Pedro zur Abtretung der ſtrittigen Provinz, der öſtlichen Banda nöthigte, weil er die Kräfte Braſiliens erſchöpfte und weil er eben dadurch das wichtigſte Hinderniß wurde, ohne welches Don Pedro vielleicht ſeiner Tochter in Portugal hätte beiſtehen können. Wenn er, ſtatt unnütz Buenos-Ayres anzugreifen, ſeine Flotte gegen Don Miguel geſchickt hätte, ſo wären alle die Unannehmlichkeiten vermieden worden, in die ihn ſeitdem ſein Unvermögen, ſeiner Tochter beizuſtehen, geſtürzt hatte. Ueberdieß hatte jener nachtheilige Krieg einen Zankapfel zwiſchen Braſilien und England geworfen. Die Engländer reclamirten von Don Pedro 400,000 Pfund Sterling, als Erſtattung ihres Verluſtes bei der Blokade von Buenos-Ayres. Lord Strangford, den ſie deßhalb nach Rio de Janeiro ſandten, unterhandelte vergeblich, da die braſilianiſche Regierung ſich zur Erſtattung jener Summe nicht verpflichtet glaubte; und kehrte am 30 Jun. nach London zurück. Nach ihm aber erſchien Lord Ponſonby mit einer engliſchen Eskadre vor Rio de Janeiro und drohte, die Stadt zu beſchießen, wenn ihm nicht binnen 48 Stunden die ſchul-

dige Summe ausgezahlt würde. Es kam indeß nicht zu dieſem Aeußerſten, ſondern man ſetzte eine Commiſſion nieder, welche die Sache friedlich ausgleichen ſollte.

Trotz dieſer mannichfaltigen Sorgen ſollte ſich dem Kaiſer von Braſilien dieß Jahr mit einem glücklichen Ereigniß ſchließen. Als ein noch junger Mann und kürzlich erſt verwittwet, ſuchte er ſich eine neue Gemahlin und trug die kaiſerliche Krone von Braſilien der Prinzeſſin Amalie von Leuchtenberg, der ſchönen Tochter des berühmten Helden Eugen, ehemaligen Vicekönigs von Italien und Stiefſohn Napoleons an. Am 29 Julius erſchien der Graf Barbacena als außerordentlicher Geſandter in München, um die Prinzeſſin zu werben, die am 2 Auguſt durch Procuration dem Kaiſer vermählt ward. Am 4 Auguſt verließ die neue Kaiſerin München unter den Segenswünſchen der Bevölkerung, bei der ihre edle Familie ſich allgemeine Liebe erworben, begleitet von ihrem Bruder, Herzog Auguſt von Leuchtenberg. Am 25ſten ſchied ſie zu Oſtende vom Feſtlande, während eine unermeßliche Volksmenge mit inniger Theilnahme der liebenswürdigen Tochter Eugens Lebewohl winkte. Sie kam am 27 Auguſt vor Portsmuth an, betrat indeß die engliſche Küſte nicht, welche Donna Maria an demſelben Tage zu verlaſſen eilte, um ſich in die Arme ihrer ſchönen Mutter zu werfen. Heftiger Regen und Ungewitter machten den Abſchied der Königin Maria vom brittiſchen Boden ſo unfreundlich, als es ihr Empfang geweſen war. Die Fregatte Imperatriz führte die jugendlichen Majeſtäten über das atlantiſche Meer, ohne daß ihnen der geringſte Unfall zuſtieß, obgleich Don Miguel dem Blokadegeſchwader von Terceira den Befehl zukommen ließ, das Schiff, das ſeine ehemalige Braut

ADELAIDE

Queen of the Belgians

DON PEDRO

Kaiser von Brasilien.

führte, zu nehmen, oder wenn es ſich zur Wehre ſetzen ſollte, in Grund zu bohren.

Am 16 October ſah die Kaiſerin die Hauptſtadt ihres neuen Reiches. Rio de Janeiro war zu ihrem Empfang aufs herrlichſte geſchmückt. Die üppige Blumenpracht Braſiliens mußte alle ihre Farben leihen, um die Triumphbögen zu ſchmücken, durch welche ſie einziehen ſollte. Ein Augenzeuge ſchildert das Feſt ihrer Ankunft alſo: „Der Kaiſer fuhr ſeiner Gemahlin auf einem Dampfſchiff entgegen, während ſie ihn mit ihrem Bruder und Donna Maria auf dem Verdecke erwartete. Als der Kaiſer mit ſeinen Begleitern das Verdeck betrat, führte ihm Marquis von Barbacena ſeine junge Gemahlin entgegen. Der Kaiſer irrte ſich natürlich keinen Augenblick in der Perſon. Er trat ihr raſchen Schrittes entgegen, und nachdem er an ſie die erſten freudigen Begrüßungen gerichtet, wendete er ſich zu Donna Maria, ſeiner Tochter, die er mit unausſprechlicher Zärtlichkeit in ſeine Arme ſchloß und lange weinend umſchloſſen hielt. Nun umarmte er auch Barbacena, den treuen, unerſchütterlichen Führer des königlichen Kindes, und blieb, von Rührung überwältigt, lange an ſeinem Halſe hängen. Der Kaiſer erſchien uns Allen viel ſchöner, als alle Portraite, die wir von ihm in Europa geſehen hatten. Er iſt nicht ſehr groß, aber fein gebaut, mit dunkeln, feurigen, ſehr determinirten Zügen, ſchwarzem, ſtark gelocktem, etwas langem Haar, großen lebhaften Augen, auffallend ſtarkem Backen- und Schnurrbart, voll militäriſchen Anſtands, und in jeder Miene ſo wie in der ganzen Haltung entſchiedene Feſtigkeit zeigend. — Bei der eingetretenen Windſtille nahm das kaiſerliche Dampfſchiff die Fregatte Imperatriz ans Schlepptau. Bald war ſo der Eingang in die Bai erreicht. In die-

ſem Augenblicke donnerten die ſieben Forts und Batterieen des Hafens vereint mit allen vor Anker liegenden Kriegsſchiffen uns ihren Willkomm entgegen. Zwei bis dreihundert Schiffe aller Nationen lagen in dem ungeheuren Raume vor uns ausgebreitet, mit wehenden Flaggen, vollgedrängten Verdecken und ſchmetternder Muſik; auch von den höchſten Maſten blickten neugierige Matroſen auf das lebenvolle Gewimmel herunter; unzählige, von Schwarzen und Farbigen gerud erte, mit Blumen und Bändern geſchmückte Barken umſchwammen und umjubelten das Schiff der Kaiſerin, neugierig ob ſie nicht einen Blick der hohen Ankömmlingin erhaſchten oder wenigſtens eine Miene, eine Bewegung, einen Saum ihres Kleides erblickten. Hinter dieſen Schiffen und dieſen Barken winkte uns die herrliche Stadt, der wir ihre Kaiſerin brachten, ſelbſt entgegen, von der tiefblauen See umfloſſen, und im vollen Sonnenglanze blinkend mit ihren weißen Häuſern, ihren Thürmen, Klöſtern und Kirchen, mit ihren reizenden, von Landhäuſern und Capellen bedeckten Ufern, und dem grünen Inſel-Kranze von duftenden Palmenwäldern bedeckt.

Am Arſenal betrat die Kaiſerin, ihren Gemahl zur Seite und von glänzendem Hofſtaate umgeben, den Boden ihres neuen Vaterlandes. Alle Straßen, durch die der Zug ging, waren voll bedeckt mit den herrlichen Blumen des braſiliſchen Himmels. Ein Wagen mit acht weißen Roſſen zog die Kaiſerin, ein gleicher Don Pedro mit Donna Maria und dem Herzoge von Leuchtenberg. Acht, je mit ſechs Mauleſeln beſpannte Hofwagen folgten mit dem braſiliſchen, portugieſiſchen und leuchtenbergiſchen Gefolge; der ganze Zug war umgeben von kaiſerlichen Ehrengarden, Hellebardieren, Piqueurs ꝛc. Die ganze Bevölkerung Rio's, mit ihren hundert Farbenſchattirun-

gen, war herbeigeſtrömt, und drängte ſich, beſonders an den zahlreichen Triumphbögen. An einem der letzten war eine lebende Ceres und Flora aufgeſtellt, die Blumen und Früchte in den Wagen warfen; ich erhielt von der Flora eine tüchtige Hand voll Roſen ins Geſicht. Von allen Balconen und Fenſtern wehten Shawls, bunte Tücher und Teppiche herunter. So gelangten wir in ſtetem Feſtzug zur reichgeſchmückten Capelle, in der Alles vereinigt war, was Braſiliens Hauptſtadt an bedeutenden Einheimiſchen und hohen Fremden in ſich ſchließt. Während innen in erhebender Trauungsfeier die Hand der Tochter Eugens in die Hand des Monarchen gelegt wurde, der der einzige iſt, den America kennt, und das Tedeum erklang, wurden außerhalb der Kirchenthüren, wie dieß hier bei allen kirchlichen Ceremonien der Fall iſt, von dem jubelnden Volke alle Arten von Luſtfeuerwerk abgebrannt. Seit dieſem Tage folgten ſich in faſt ununterbrochener Reihe Hoffeſte, Truppenrevuen, Beleuchtungen, kurz Feierlichkeiten aller Art."

Zu Ehren dieſer Heirath ſtiftete der Kaiſer einen neuen Orden, den Roſenorden, und ernannte den Herzog von Leuchtenberg zum Herzog von Santa-Cruz.

Die Ankunft der Kaiſerin blieb auch auf die innere Politik Braſiliens nicht ohne Einfluß. Noch ehe ſie in Braſilien anlangte, mußte die ſchöne Marquiſe von Santos, des Kaiſers bisherige Geliebte, mit ihren Kindern dieſes Reich verlaſſen, um ſich nach Paris zurückzuziehen. Sie war nicht ohne bedeutenden Einfluß geweſen. Im Anfang des Decembers veränderte aber der Kaiſer ſein ganzes Miniſterium. Barbacena erhielt die Finanzen, Calmon die auswärtigen Angelegenheiten, Rio-Pardo das Kriegsminiſterium, Caravella

das Portefeuille des Innern, Alcantara das der Justiz. Dieſes neue Miniſterium war in einem völlig populären Sinne zuſammengeſetzt, da alle ſeine Glieder, mit einziger Ausnahme Rio-Pardo's, geborne Braſilianer waren. So befand ſich denn Braſilien am Schluſſe des Jahres in einem hoffnungsvollen Zuſtande. Die kluge Nachgiebigkeit des Kaiſers hatte die ihrer conſtitutionellen Kraft ſich immer mehr bewußt werdenden Braſilianer zufrieden geſtellt, und es herrſchte Einigkeit und Vertrauen auf beiden Seiten.

Ein Unglücksfall, welcher der kaiſerlichen Familie begegnete, erregte zwar großen Schrecken, lief aber ohne üble Folgen ab. Als am 7 December der Kaiſer, die Kaiſerin, die Königin von Portugal und der Herzog von Leuchtenberg-Santa-Cruz von einer Promenade zurückkehrten, geſchah es, daß beim Hinabfahren in die Straße Lavradio die Wagendeichſel brach und die Zügel riſſen. Bei der Unmöglichkeit, die ſcheu gewordenen Pferde zu leiten, ſchlug der Wagen auf einem Trottoir um, und die in demſelben Sitzenden thaten einen ſchrecklichen Fall. Man brachte die Verwundeten ſogleich in das nahe ſtehende Haus des Marquis von Carta-Gallo, und es ergab ſich, daß zum Glück die Verletzungen nicht ſo gefährlich waren, als man anfangs befürchtet hatte. Der Kaiſer war auf die rechte Seite gefallen und hatte die ſechste und ſiebente Rippe zerbrochen. Donna Maria erhielt ſtarke Contuſionen am Kopf. Der Herzog Auguſt hatte den rechten Ellenbogenknochen ausgefallen. Die Kaiſerin war glücklicherweiſe mit dem bloßen Schrecken davongekommen, ohne im mindeſten verletzt zu werden. Die ſorgfältigſte ärztliche Behandlung ſtellte indeß auch die Verwundeten bald wieder her.

V.

Spanien und die ſüdamericaniſchen Freiſtaaten.

1.

Spanien.

Das ſchöne, einſt mächtige Spanien erblicken wir in tiefem Verfall. Die großen Umwälzungen, welche dieſes Land von 1808 bis 1823 erlebte, hatten für daſſelbe nicht die wohlthätigen Folgen gehabt, wie die früheren ähnlichen Revolutionen in England und Frankreich. Es hatte durch ſie nur ſeine Reichthümer, einen Theil ſeiner Bevölkerung und ſeine freilich nur einem Schlaf ähnliche Ruhe verloren, ohne irgend etwas dafür wieder gewonnen zu haben. Die Urſache davon war, daß ſeine Revolution nicht vollendet worden, daß aus den in ihr gährenden politiſchen Elementen nur das eine, das des alten Deſpotismus, ſiegreich hervorgegangen war. — Spanien hatte in ſeinem Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon (1808—1814), während ſein König in Frankreich gefangen war, in den Cortes eine Nationalverſammlung gebildet, welche die dem Zeitgeiſt angemeſſenen conſtitutionellen Grundſätze annahm und von dem, 1814 befreit aus Frankreich heimkehrenden, König eine Charte verlangte.

Allein Ferdinand VII, die beiſpielloſe Treue und Aufopferung ſeines Volkes mit Undank belohnend, verwarf die conſtitutionelle Verfaſſung und verfolgte die Liberalen, worunter ſich die tapferſten und edelſten Vertheidiger ſeiner Rechte gegen Napoleon befanden, mit Ketten und Henkerbeilen. Dieß führte zu unheilbringender Parteiung. Die conſtitutionell geſinnten Spanier, beſtehend faſt aus allen gebildeten Militärs, Staatsdienern, Gelehrten, Kaufleuten und Bürgern, mochten die Herrſchaft der dem Deſpotismus huldigenden ſervilen Partei, beſtehend aus einem Theil des Adels, aus der zahlreichen Geiſtlichkeit, aus den rohen Bauern und dem durch Armuth und Faulheit überall verbreiteten Pöbel, nicht lange dulden, und die zur Wiedereroberung der emancipirten americaniſchen Colonien gebildete Armee empörte ſich zu Cadir, am 1 Januar 1820. Dieſe liberale Bewegung theilte ſich ganz Spanien mit, die Cortes wurden wieder eingeſetzt und der König gezwungen, conſtitutionell zu werden. In Frankreich aber bewirkte der mächtige Miniſter Villele eine groſſe Kriegsrüſtung zu Gunſten des Deſpotismus. Die Franzoſen rückten 1823 in Spanien ein, ſchlugen die Liberalen, die ſich theils ungeſchickt benahmen, theils der ſervilen Partei gegenüber nicht zahlreich genug waren, und ſetzten Ferdinand VII aufs Neue in den Beſitz der abſoluten Gewalt. Abermals nahm der Deſpotismus nun blutige Rache, und je mehr die liberale Partei dießmal ſich compromittirt hatte, deſto mehr Opfer fielen. Ein Theil wurde eingekerkert und hingerichtet, ein anderer floh aus dem Lande, beſonders nach Portugal und nach England. Die übrigen wurden im Lande in ſtrenger Aufſicht gehalten und mußten ſich von den übermüthigen Servilen jede Mißhandlung gefallen laſſen.

In den ſechs Jahren, welche bis zum Beginn des Jahres 1829 der Reſtauration folgten, wurde der innere Zuſtand Spaniens nicht gebeſſert. Eine Menge fleißiger Hände waren mit den Liberalen ausgewandert, ſofern dieſe durchgängig dem gebildeten Mittelſtande angehörten. Der bewaffnete Pöbel, der unter dem Namen der königlichen Freiwilligen in zahlreichen Banden zur Stütze des Throns und Altars gegen die Liberalen aufgerufen worden war, legte auch im Frieden die Waffen nicht nieder, fing vielmehr an, die Rolle der Janitſcharen in der Türkei zu ſpielen, trotzte ſelbſt der Regierung, erzwang von dieſer ſeinen Sold und war ſo wenig geneigt zum Arbeiten, als die unermeßliche Menge von Prieſtern und Mönchen, die Spanien noch immer bevölkerten. Die Regierung ſteckte tief in Schulden. Die Staatsſchuld war ſchon vor den Cortes ſehr hoch angelaufen, dazu kamen während der Cortesregierung 2 Milliarden Realen, die ſpäter der König nicht anerkannte, und nun die neuen Schulden, die beſonders der Krieg von 1823 veranlaßte. Die große Verwirrung in den Finanzen wurde erſt am 30 December 1828, etwas entwirrt, an welchem Tage Spanien 80 Millionen Franken als proviſoriſches Entſchädigungscapital für Frankreich anerkannte, und demgemäß der franzöſiſchen Regierung dieſes Capital vom 1 Januar 1829 an mit 3 pCt. zu verzinſen, und außerdem halbjährlich 1,600,000 Franken am Capital ſelbſt abzutragen verſprach. Deßgleichen wurden England für alle ſeine Reclamationen in Bauſch und Bogen 700,000 Pfund Sterling bewilligt; wobei angeführt werden muß, wie ſich der Herzog von Wellington insbeſondere als Privatgläubiger benahm. Nach der Reſtauration hatte ihm der König von Spanien Ländereien in Soto de Roma, der ſchönſten und

fruchtbarſten Gegend in Grenada geſchenkt, und ihn zugleich zum Generalcapitän von Spanien ernannt, einer mit großem Gehalt verbundnen Würde. Dieſer Gehalt war ihm bei den Finanzverlegenheiten Spaniens einige Jahre nicht ausgezahlt worden, und er benutzte nun ſeine Stellung als Premierminiſter Englands, denſelben zu reclamiren, und ſtatt des Geldes neue Ländereien zu verlangen. Er erhielt dieſelben in Xeres de la Frontera, und ſeitdem ſoll der erſte Miniſter in England auch der erſte Weingartenbeſitzer in Spanien ſeyn.

Die dringende Nothwendigkeit, dem Bankerott des Landes zuvorzukommen und eine einigermaßen feſtere Stellung wieder zu gewinnen, führte die ſpaniſche Regierung nach und nach zu einem etwas gemäßigteren Syſtem, woran aber die Abſolutiſten großes Aergerniß nahmen. Die Miniſter, welche die Noth am beſten einſahen und von denen am meiſten gefordert wurde, waren in demſelben Maß auch zu gemäßigteren, Ruhe und Wohlſtand herſtellenden Maßregeln geneigt, und fanden zum Glück an dem Juſtizminiſter Calomarde ein Haupt, das die dringenden Intereſſen des Landes mit den perſönlichen Neigungen des Königs geſchickt zu vereinigen wußte. Unter den Miniſtern am meiſten ſervil, war Calomarde unter den Höflingen am meiſten gemäßigt, und indem er auf der einen Seite zwar die Liberalen zu hart und die Abſolutiſten zu gelinde behandelte, ſetzte er doch auf der andern heilſame Maßregeln durch, die ein liberalerer Miniſter unter der noch obwaltenden Stimmung des Hofes nicht durchgeſetzt haben würde. Es geſchah manches Gute. Schon das erwähnte Finanzdecret vom 30 December 1828 war ein großer Fortſchritt. Dazu kamen im Lauf des Jahres 1829 noch mehrere ſehr vortheilhafte Neuerungen. Am 21 Februar wurde Cadix

zu einem Freihafen erklärt, um dem gesunkenen Handel wieder aufzuhelfen und den Spaniern die Vortheile zuzuwenden, welche sich bisher die Engländer in dem benachbarten Gibraltar zugeeignet hatten. Sodann wurde ein neuer Handelscoder ausgearbeitet, der von Kennern als ein Meisterwerk gepriesen wurde. Auch bereitete man einen neuen Criminal- und Civilcoder und eine neue Territorialeintheilung Spaniens vor, durch welche letztere die schädlichen Privilegien der einzelnen Provinzen zerstört werden sollten.

Der König hielt trotz aller Umtriebe der apostolischen Partei an seinem Günstling Calomarde fest, der wieder seinerseits die übrigen Minister trotz vorübergehender Streitigkeiten festzuhalten wußte, und so dem Ministerium gegenüber der apostolischen Partei eine imposante Stellung gab. Diese Partei, deren Haupt der älteste Bruder des Königs, Don Carlos, deren Seele die Priester und deren bewaffnete Macht die königlichen Freiwilligen waren, verlor unter dem gemäßigten Ministerium einen großen Theil ihres Einflusses, um so mehr, als sie unklug genug war, den König persönlich zu reizen. Ferdinand VII war kinderlos, Don Carlos also sein bestimmter Nachfolger. So wie nun Ferdinand nicht Alles that, was die Absolutisten wollten, gaben sie ihm oft roh genug zu verstehen, sie sähen gern, wenn er bald seinem Bruder Platz mache, und der Name Carlisten, der ihnen beigelegt wurde, und den sie sich von Zeit zu Zeit in kleinen Aufständen, wobei Carl V schon als König proclamirt wurde, selbst beilegten, mußte natürlicherweise die Eifersucht Ferdinands reizen. Er war also keineswegs geneigt, in alle Forderungen der Apostolischen einzuwilligen. Sie verlangten die Wiederherstellung der Inquisition. Er soll erwidert

haben: Sie hat seit 9 Jahren aufgehört, und wenn ich 9000 Jahre regierte, sollte sie nicht wieder eingeführt werden.

Dennoch blieb der Groll gegen die Liberalen und der Uebermuth der Apostolischen noch immer vorherrschend. Die längst gehoffte Purification der Liberalen unterblieb gänzlich oder erfolgte nur sehr langsam bei einzelnen Personen. Oft wurde sie versprochen, nie erfüllt. Noch immer mußten die unter den Cortes angestellten Officiere und Beamten aus der Nähe der Städte verbannt und brodlos ihr kümmerliches Daseyn fristen. Die nach Portugal Geflüchteten wurden dort in Kerker geworfen; von den in England lebenden Flüchtlingen gaben die Times im Herbst 1829 folgende Schilderung: „Wir begegneten seit einigen Tagen einer großen Zahl mit Lumpen bedeckter junger Leute, die von Hunger, Mattigkeit und Entbehrungen aller Art erschöpft schienen. Es sind Spanier, die sich vor vier Jahren nach Portugal geflüchtet hatten, und nachdem sie daselbst lange in den Gefängnissen Don Miguels zugebracht, auf dessen Befehl aus dem Königreiche vertrieben wurden. Diese Unglücklichen, die ohne irgend eine Hülfsquelle in England angekommen sind, bringen ihre Nächte auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen zu. Die englische Regierung kann nichts für sie thun, und die spanische Committee hat keine Fonds mehr."

Vor Allem aber mußte die Handlungsweise des Grafen Espanna in Catalonien jedes Gemüth empören. Jahrelang hausten hier die Agraviados (Apostolischen), von Priestern geführt, die Absetzung des Königs verlangend und Münzen mit dem Namen Don Carlos schlagend. Da ward Graf Espanna als Gouverneur nach Barcellona geschickt, um die Agraviados zu zähmen; er aber wandte sich vielmehr gegen

die Negrós (Liberalen) und ließ dieſe entgelten, was jene verſchuldet hatten. Wie einſt der Herzog von Alba in Brüſſel, ſo führte er in Barcelona jenes Henkerſyſtem ein, das den Unſchuldigen verdächtigt, den Verdächtigen mordet. Unter dem Vorwand von Verſchwörungen ließ er Hunderte von Liberalen in die Gefängniſſe ſchleppen und gab von Zeit zu Zeit das blutige Schauſpiel einer Hinrichtung in Maſſe, ohne daß ein Menſch etwas von dem Proceß erfuhr. So wurden am 26 Februar zehn, am 30 Julius neun Conſtitutionelle hingerichtet. Auch ſollen ſich dreizehn aus Verzweiflung ſelbſt umgebracht haben. Unter den Verhafteten befand ſich auch Obriſtlieutenant Voitel von Solothurn, der ehemals unter den Schweizern in Spanien gedient und ſeitdem als friedlicher Bürger ſich zurückgezogen hatte. Mehrere hundert Gefangene wurden auf die Galeeren geſchmiedet. Als es der Gerichtshof wagte, gegen Eſpanna's Willkür zu proteſtiren, ward er von dieſem mit Grobheiten überſchüttet, und als er deßhalb beim Könige klagte, erklärte ſich dieſer für Eſpanna, der ſofort dem Gerichtshof ſagen ließ, es gebe noch Galgen genug, an die man nöthigenfalls alle Mitglieder des Gerichtshofes hängen könne. Im Auguſt ließ Eſpanna auch in Saragoſſa viele Verhaftungen vornehmen. Die Verſchwörungen, die er den Liberalen Schuld gab, ſcheinen von ihm ſelbſt angezettelt worden zu ſeyn, um jene ins Garn zu locken, wofern ſie nicht ganz erdichtet waren. Dieſe Vermuthung beſtätigte die Verhaftung des ſpaniſchen Generals Milans, eines durch Krankheit geiſtesſchwachen Mannes, der in Frankreich als Verbannter lebte und ſich bereden ließ, an einer Empörung in Catalonien Theil zu nehmen. Er wurde noch auf franzöſiſchem Gebiet verhaftet, am 31 Mai, aber trotz der Wünſche der

Ultras den Spaniern nicht ausgeliefert. Man überzeugte ſich, daß der ſchwache ſiebenzigjährige Greis ſich nur durch Agenten der Apoſtoliſchen habe verführen laſſen. Eſpanna's Blutdurſt verfehlte nicht, die den Spaniern angeborne Rachluſt zu wecken. Der Verwandte eines Hingerichteten ſchwor ihm den Tod, ſtieß aber aus Verſehen einen andern Mann nieder, der dem Grafen ſehr ähnlich ſah. Weniger glücklich war Eguia, Generalcapitän von Gallizien, der ſich ebenfalls durch übertriebene Strenge verhaßt gemacht hatte. Er erhielt durch die Poſt ein Paket, und als er daſſelbe öffnete, erfolgte eine Exploſion, die ihm beide Hände zerſchmetterte und am Unterleib tödtlich verwundete.

Auch der Umſtand, daß Ferdinand Don Miguel als König von Portugal anerkannte, bewies, welches Syſtem in Spanien noch das überwiegende ſey. Man darf ſich daher nicht wundern, daß die Abſolutiſten trotz den Miniſtern ſich höchſt übermüthig betrugen. Beſonders frech gebärdeten ſich die königlichen Freiwilligen. Der Kriegsminiſter drang darauf, dieſes beſchwerliche, ſehr koſtſpielige und unnütz gewordene Corps aufzulöſen; allein Calomarde widerrieth es. Sie waren noch zu mächtig, als daß ſie ohne Gefahr hätten beſeitigt werden können. Sie blieben nicht nur unter den Waffen, ſondern maßten ſich ſogar nicht ſelten den Vorrang über die Linientruppen an, mit denen ſie am 15 März in Madrid, und am 18 Auguſt in Segovia förmliche Gefechte hatten. Wie weit ihre Unverſchämtheit ging, bewies folgende Anekdote. Als der Graf Onate, von Paris heimgekehrt, ſich zum König begab, ſprach ein Garde du Corps im Vorzimmer des Königs ganz laut: „wann werden wir einmal dieſer Negros entledigt ſeyn!“ Der König ließ den Gardiſten verhaften. —

Wie unter dieſen Umſtänden die Polizei beſchaffen ſeyn mußte, läßt ſich erwarten. Das ganze Land wimmelte von Räubern, indem theils die aufs Aeußerſte gebrachten Liberalen dieß letzte Mittel ergriffen, um ſich zu ernähren, theils die königlichen Freiwilligen ſelbſt immer beutegierig waren. Kein Poſtwagen, kein Courier war ſicher, auch nicht in der Nähe der Hauptſtadt. Ein Brief aus Madrid vom Mai in der Allgemeinen Zeitung ſchreibt: Frau von St. Prieſt, die kürzlich von Sevilla nach Madrid zurückreiſte, hatte einen Diener vorausgeſchickt, um mit den Räubern über eine Aſſecuranzſumme zu ihrer Sicherheit bis Madrid übereinzukommen. Dieſe begleiteten dann Frau von St. Prieſt bis unter die Thore von Madrid, um, wie ſie ſagten, eine ſo ſchöne Dame zu ſchützen, daß ſie in keinen Hinterhalt von Leuten falle, die weder ihre Börſe, noch ihren Stand, noch ihr Geſchlecht geachtet haben möchten.

Wie es ſonach mit den Sitten des Landes, ſelbſt denen der Geiſtlichen beſtellt war, darüber gibt ein königliches Decret vom 28 Februar Aufſchluß, in welchem das Concubinat verboten wird. Die Ausführung dieſes Befehls bot große Schwierigkeiten dar, da das Concubinat in Spanien ganz allgemein iſt. Vorzüglich, ſagt der Correſpondent in der Allgemeinen Zeitung, vorzüglich legt man ſich in Andaluſien in dieſer Hinſicht keinen Zwang mehr auf, und es iſt ſogar in Geſellſchaft ſehr gewöhnlich, eine Frau mit dem Namen deſen zu nennen, mit dem ſie in einer ſolchen Verbindung lebt, z. B. Frau Priorin, Frau Kanoniſſin u. ſ. w. Dem hohen Adel fällt in dieſer Beziehung weniger zur Laſt, hingegen ſind Mißheirathen unter ihm ſehr häufig. Beharrt der König, wie es allen Anſchein hat, auf Vollziehung ſeines Decrets,

ſo würde Herr Calomarde genöthigt werden, die Mariquita, Herr Salmon die Violante, der Herzog von Infantado die Pepa, der Prieſter Minnano die Paquita und die Kinder derſelben, der Pater Cirullo das Harem zu entlaſſen, das ihm ein Abgeſandter an einem nordiſchen Hofe mit großen Koſten zuſammengebracht hat. Wahrſcheinlich werden die Miniſter Valleſteros und Salazar, die in dieſer Beziehung ein exemplariſches Leben führen, mit der Vollziehung von Seite des Königs beauftragt werden. — Es iſt übrigens zu bemerken, daß es in Spanien unter vierzehn Millionen Einwohnern 120—130,000 Geiſtliche gibt, ſo daß beinahe ſchon je auf 100 Seelen ein Hirt kommt.

Da die Sachen in Spanien nun auf dieſem Fuße ſtehen, ſo ſind die liberalen Arbeiten der Miniſter immer nur als erſte ſchüchterne Verſuche und Verarbeiten zu einer andern Ordnung der Dinge zu betrachten, weit entfernt, daß Spaniens Lage jetzt ſchon ſich gebeſſert hätte. Daher dürfte wohl Anwendung finden, was jener Correſpondent ferner bemerkt: „Wir in Spanien ſind ſo gewöhnt an Verfolgungen, Confiscationen und Feſte des ſiegenden Aberglaubens, daß die gegenwärtige Erholung uns ſchon als eine Verbeſſerung erſcheint. Wir glauben an Rückkehr der Gerechtigkeit, wenn nicht täglich ſich die Gefängniſſe füllen, und die Schauſpiele der Hinrichtungen ſeltener werden. Wir ſprechen von Ordnung in den Finanzen, wenn die Privatcaſſen nicht geplündert werden, ſondern unſer Credit durch Operationen gehoben wird, deren Natur zu unterſuchen freilich als Staatsverbrechen ausgelegt werden würde. Wir hören von Wiedergeburt unſeres Anſehens in Europa, weil die Anerkennung Don Miguels von unſerer Seite Nachahmer finden dürfte.

In dieſer letzten Beziehung würden wir nun wirklich mit Unrecht getadelt werden; denn wir ſind dieſem Prinzen viel Dank ſchuldig, da ſeine Art zu regieren die unſrige als milde, weiſe und gerecht in Ruf bringen könnte. Wenigſtens ſind wir ihm dafür verbunden, daß die liberalen franzöſiſchen Blätter nicht alle ihre Galle gegen uns ergießen, ſondern einen würdigern Gegenſtand in Portugal erblicken. Von einer andern Seite, allerdings, mag es nicht ſehr tröſtlich ſeyn, daß die europäiſche Diplomatie uns wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt; denn beachtete ſie den traurigen Zuſtand, in welchem wir uns bei dem Kampfe unſrer apoſtoliſchen verſchiedenen Factionen befinden, ſo würde ſie vielleicht Anlaß nehmen, uns mit nachdrücklichem gutem Rath zu Hülfe zu kommen; denn unſere Parteien (von einer conſtitutionellen iſt längſt nicht mehr die Rede) erhalten ſich nur dadurch am Leben, daß ſie wiſſen, wie keine auswärtige Macht ihnen Hinderniſſe zu ſchaffen geneigt iſt. Wir ſind durchaus hülflos unſerem Schickſal überlaſſen, zum Lohn dafür, daß wir die Cortes nicht unterſtützt, ſondern uns für den abſoluten König erklärt haben. Der Großtürke erregt Theilnahme; wir — wir ſind vergeſſen, wahrſcheinlich weil man uns für glücklich und zufrieden hält. Doch gehören wir zur chriſtlichen Familie Europa's und haben ſonach Anſpruch auf Gerechtigkeit; es war nicht genug uns von den Liberalen zu befreien, man ſollte uns auch Schutz gegen den Unverſtand der Mönche zugeſtehen. War die Großmuth erlahmt, als ſie auf halbem Wege Halt machte? Wahrlich es iſt Zeit, daß Europa Mitleiden zeige bei dem Jammer unſerer Halbinſel."

Das Unglück Spaniens wurde während des Jahres 1829 noch durch ein furchtbares Naturereigniß vermehrt, durch

das große Erdbeben in der Provinz Murcia und in den benachbarten Provinzen Valencia und Grenada. Die ersten Erdstöße spürte man am 21 März um 6 ½ Uhr Abends und sie wiederholten sich am 23 und 24. In den Städten Orihuela, Quadamar, Rafal, Daya, Rocamora, Vigalmo ꝛc. wurden mehr als 4000 Häuser zerstört und über 2000 Leichname aus den Trümmern gezogen. Nach diesen ersten heftigen Ausbrüchen dauerte das Erdbeben noch immer, wenn auch in schwächerm Grade, fort. Es entstanden eine Menge neue vulcanische Oeffnungen, die Asche, Sand, bituminöse Stoffe und stinkendes Wasser auswarfen, alle Pflanzen ringsumher zerstörten und den Boden unfruchtbar machten. Die Thiere flohen aus der Gegend. Die Menschen, die sich in den Städten wegen der fortwährenden Erdstöße nicht sicher glaubten, flüchteten überall aufs Land. In der Stadt Murcia selbst richtete das Erdbeben wiederholte Zerstörungen an, und die prächtige Kathedrale, die schönste in Spanien, bekam solche Risse, daß sie den Einsturz drohte. Am 18 April erfolgte wieder ein äußerst heftiger Erdstoß, der vollends alle noch übrigen Gebäude zu Quadamar und Salinas zerstörte und die Bewohner Murcia's zu einer neuen Flucht nöthigte. Zwischen dem 15 und 17 Mai bemerkte man aufs Neue fünf und dreißig heftige Stöße, ungerechnet die kleineren. Am 4 und 5 Junius wiederholten sich die Stöße zu Quadamar so heftig, daß die zurückgekehrten Einwohner beschlossen, dießmal die Gegend ganz zu verlassen. Bald darauf entstand zu Torrevieja ein großer Erdriß. Im September erneuerten sich die Erdstöße und nochmals am 9 und 10 October im Königreich Grenada, ja noch später, bis der erstaunlich kalte Winter von 1829 auf 1830 das Elend des Landes vollendete.

Es ſcheint unbegreiflich, daß bei ſo vieler Noth die ſpaniſche Regierung ſich noch dem abenteuerlichen Plane, die verlornen Colonien in America wieder zu erobern hingeben konnte. Und doch that ſie es. In allen Gliedern verblutet und erſchöpft, dachte Spanien, wie in den Zeiten des höchſten Glanzes, an Eroberungen. Schon längſt rieth eine kluge Politik den Spaniern, durch Anerkennung der ſüdamericaniſchen Republiken das Beiſpiel zu befolgen, das die Engländer durch die Anerkennung Nordamerika's gegeben hatten. Bekanntlich zieht England jetzt aus dem Handelsverkehr mit dem freien Nordamerica große Vortheile, während ihm früher die Verwaltung des abhängigen Nordamerica's nur große Unkoſten verurſachte. Die Spanier würden die nämlichen Vortheile aus dem Handel mit Merico, Columbia, Buenos-Ayres ziehen, wenn ſie ſich entſchlöſſen, endlich die Unabhängigkeit dieſer Staaten anzuerkennen. Allein wie man von den Mauren erzählt, daß ſie bei ihrer Vertreibung aus Spanien die Schlüſſel ihrer Häuſer mitgenommen und Jahrhunderte hindurch bewahrt hätten, in der Hoffnung, noch einmal zurückzukehren, ſo ſcheinen nun die Spanier ſelbſt mit derſelben Hartnäckigkeit am Boden America's zu hängen. Alle Verſuche einer Wiedereroberung der Colonien waren bisher mißlungen. Im Jahre 1829 machte die an Mitteln ſo erſchöpfte ſpaniſche Regierung dennoch einen neuen höchſt klägli chen Angriff auf Merico. Zu Anfang des Jahres waren alle Altſpanier aus Merico vertrieben worden, und trotz dieſer ſchlagenden Thatſache, hoffte König Ferdinand, es werde ihm bei der großen Parteiung der mericaniſchen Republicaner leicht gelingen, ſich wieder zum Herrn des Landes zu machen. Er bedachte nicht, daß die Creolen, obwohl unter ſich beſtän-

dig uneins, doch gegen die Altſpanier beſtändig einig ſeyen. Der Gouverneur auf der Inſel Cuba, Vives, rieth dem König dringend ab, die ſo koſtſpielige und unnütze Expedition gegen Mexico auszuführen, aber die glänzende Vorſpiegelung des Wiederbeſitzes jener reichen Länder und die zuverſichtliche Sprache des Generals Barradas, der die Expedition befehligen ſollte, trug den Sieg davon. Wir wollen die Geſchichte dieſes unglücklichen Feldzuges nachholen, wenn von Mexico die Rede ſeyn wird. — Wie wenig die ſpaniſche Regierung geneigt war, irgend eine Verſöhnung mit den Colonien einzuleiten, erhellt unter Anderm auch daraus, daß ſie ſich bitter beim Papſt beſchwerte, als dieſer zu Anfang des Jahres in den ſüdamericaniſchen Freiſtaaten neue Biſchöfe ernannte und dadurch indirect die Unabhängigkeit dieſer Staaten anerkannte. — Die wenigen Colonien, die Spanien noch übrig geblieben, befanden ſich in einem ſehr precairen Zuſtande. Die ſpaniſche Herrſchaft auf der großen Inſel Cuba ſcheint nur noch an einem dünnen politiſchen Faden zu hängen. Längſt ſchon, behauptet man, ſey die Inſel bereit, ſich ebenfalls zu emancipiren, und ſchon hatten Columbia und Mexico den Plan gefaßt, ſie mit Gewalt zu befreien; nur die Drohungen der Engländer und Nordamericaner, welche beide jede Vergrößerung der ſpaniſchen Freiſtaaten in Amerika ungern ſehen, haben die Ausführung bisher verhindert. — In der ſpaniſchen Colonie Manilla brach im Februar 1829 eine Verſchwörung aus, die aber wieder unterdrückt wurde.

Am Ende des Jahres zeigte ſich Spanien aufs Neue eine heitere Ausſicht, und es wurde in die Wagſchaale der Mäßigung und Ordnung ein ſtarkes Gewicht gelegt durch die Wiedervermählung des Königs. Die Königin Amalia,

geborne Prinzeſſin von Sachſen, fiel im Anfang des Jahres in eine ſchwere Krankheit. „Als Grund davon wird angegeben, ſie habe das Gelübde gethan, der Wiedereröffnung des Gottesdienſtes in einer Capucinerkirche, in welcher gebaut worden war, barfuß beizuwohnen; die ehrfurchtsvollen Vorſtellungen des Priors haben ſie nur dahin bringen können, die Strümpfe beizubehalten; da es aber Januar und der Boden äußerſt kalt geweſen ſey, ſo habe ihr dieß eine tödtliche Erkältung zugezogen. Die Aerzte ſollen anfangs nichts Bedenkliches im Zuſtande der erlauchten Patientin erblickt haben, bis Ihre Majeſtät im Gefühle ihres Zuſtandes die letzte Oelung verlangte. Erſt dann wurden mehrere Aerzte herbeigerufen, deren bald neunzehn in Aranjuez verſammelt waren. Die Reliquien von San Iſidoro und von Santa Maria de la Cabeza wurden mit mehreren andern von Madrid eiligſt unter dem Geleite einer Cuiraſſierabtheilung dahin abgeſchickt, und auf beſonderen Altären im Zimmer der Königin aufgeſtellt. Sie ſind bekanntlich in einer Kiſte eingeſchloſſen, zu der acht Grandes von Spanien die Schlüſſel haben, die man zuvor alle zuſammen ſuchen mußte, um die Kiſte zu öffnen. Als man zu Alcala auch den heiligen Diego wegſchleppen wollte, um zur Heilung der Königin beizutragen, mußte man Gewalt brauchen, weil das Volk glaubte, wenn der Heilige die Stadt verließe, werde eine große Waſſersnoth entſtehen. Auch hieß es, kurz vor dem Tode der Königin habe ſich in ihrem Zimmer ein Streit zwiſchen ihrem Arzte Caſtello und ihrem Beichtvater, dem Biſchof von Ciudad Rodrigo, erhoben. Erſterer habe der erlauchten Kranken den Puls fühlen wollen, welches Letzterer nicht gelitten habe. Der König ſey aber darauf dazwiſchen getreten und habe dem Beichtvater heftige Vorwürfe gemacht, unter An-

derm auch darüber, daß er die Königin bewogen habe, sich im Fall der Wiedergeneſung dem Kloſterleben zu widmen, und ihm dadurch die Hoffnung auf eine Nachkommenſchaft zu entziehen.“ Die Königin ſtarb am 17 Mai.

Ihr Tod war ein Verluſt für die apoſtoliſche Partei, da ihre Frömmigkeit ſie zum Spielwerk der Prieſter gemacht hatte. Dieſer Partei war Alles daran gelegen, daß der König keine Kinder bekomme, damit dem Infanten Don Carlos die Thronfolge geſichert bliebe. Um ſo lebhafter aber wünſchte der König ſich Kinder, und ſetzte die Apoſtoliſchen in nicht geringe Beſtürzung, da er unmittelbar nach dem Tode der Königin erklärte, ſich wieder vermählen und die neue Vermählung in ſo kurzer Friſt vollziehen zu wollen, als es das Ceremoniell nur immer geſtattete. Man wollte ſeitdem auch ein kaltes Betragen des Königs gegen Don Carlos bemerkt haben. Die Wahl Ferdinands, der gerade ſein fünf und vierzigſtes Jahr vollendete, fiel auf die Prinzeſſin Marie Chriſtine, Tochter des Königs beider Sicilien (geb. 1806). Die Prinzeſſin kam, begleitet von ihren königlichen Eltern über Rom und durch das ſüdliche Frankreich zu Lande nach Spanien, ward am 10 December zu Aranjuez vermählt und hielt am 11 zu Madrid ihren feierlichen Einzug. Unterwegs wurde ſie von den geflüchteten conſtitutionellen Spaniern in Frankreich mit Bittſchriften überhäuft, und man rechnete ziemlich allgemein auf eine Amneſtie. Sie erfolgte jedoch nicht. Der König begnügte ſich, nur gemeine Verbrecher zu begnadigen und hielt die oft verſprochene Purification der Liberalen zurück. Nichts deſto weniger hoffte man durch den Einfluß der neuen Königin und durch die Ausſicht auf einen jungen Thronerben die apoſtoliſche Partei und ihren verderblichen Einfluß allmählich beſiegt zu ſehen.

Wir führen nun die Betrachtung unmittelbar zu den ehemaligen ſpaniſchen Colonien nach America hinüber.

2.

Das ſpaniſche America.

Alle ſpaniſchen Colonien in America ſind jetzt vom Mutterlande losgeriſſen, und alle haben eine republicaniſche Regierungsform angenommen. Allein nach einer jahrhundertlangen Sclaverei mußte die plötzliche Entfeſſelung nothwendig eine Periode von Stürmen und Unruhen herbeiführen, die jetzt noch nicht ganz vorüber iſt. Ein leidenſchaftliches, aber durchaus ungebildetes Volk kann nicht ſchnell den Uebergang zur Ordnung und Civiliſation machen. Die Veränderung geſchah zu plötzlich. Trotz der Trennung vom Mutterlande erhielt ſich in den Colonien eine große Partei von Altſpaniern und von ſolchen Creolen, die gebildeter und reicher als ihre Mitbürger, ein ariſtokratiſches Intereſſe hatten. Dieſe ſuchten den neuentſtandenen Republiken eine ihrem Intereſſe möglichſt günſtige Form zu geben. Sie verlangten die Vereinigung vieler kleiner Republiken in wenige große, und die Gründung von Centralregierungen. Je größer nämlich und je einiger ein Staat war, deſto mehr Gewalt erhielt auch ſeine Regierung, deſto mehr näherte ſie ſich der alten monarchiſchen Form, deſto leichter erhielten ſich die durch Geburt, Reichthum oder Talent Vornehmen am Ruder. Machten ſich aber alle einzelnen Provinzen ſouverän und verbanden ſich nur durch ein lockeres Förderativband, ſo ſiegte umgekehrt das demokratiſche Inter-

esse über das aristokratische. Gemeine kleine Stadtbehörden verdrängten die große Staatsbehörde, rohe Landbesitzer die gebildeten Kaufleute, rohe Guerillaführer die gebildeten Officiere, farbige Leute die weißen. Eben aus diesem Grunde aber waren die minder großen Städte und das Landvolk in je größerer Entlegenheit von den Hauptstädten auch um so geneigter, sich loszureißen, und so kämpften im ganzen ehemaligen spanischen America die aristokratischen Unitarier, welche Centralrepubliken wollten, in den Hauptstädten, mit den demokratischen Föderalisten, die nur locker verbundene Eidsgenossenschaften wollten, in den Provinzen. Der Kampf schwankt noch gegenwärtig. Hier siegen auf kurze Zeit die Unitarier, dort wieder die Förderalisten. Die letzteren werden ohne Zweifel endlich überall siegen, weil sie die eigentlich americanische Partei sind, während die ersteren sich nur auf dem alten europäischen Einfluß stützen, der nothwendig immer mehr abnehmen muß. Allein es ist eben so wahrscheinlich, daß die Förderalisten später selbst das Bedürfniß größerer Einheit wieder fühlen werden. So lange der Kampf dauert, erzeugt sich fast in allen Republiken eine stets wechselnde Militärherrschaft.. Man hat die Bemerkung gemacht, daß überhaupt in allem americanischen Republiken Generale an der Spitze der Regierung stehen, seitdem auch in Nordamerica General Jackson an die Stelle von Adams getreten ist. Allein man würde sich täuschen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, die bürgerliche Ordnung werde dieser Soldatenherrschaft nicht endlich ein Ende machen.

Es ist sehr begreiflich, daß der Bürgerkrieg in diesen noch keineswegs consolidirten Staaten dem Credit sehr nachtheilig ist. Die Gazette de France geht indeß zu weit, wenn sie sagt: „Die republicanischen und revolutionären Regierun-

gen hatten anfangs mit Hülfe der Bankiers und der liberalen Journale von Frankreich und England eine Art von Credit uſurpirt; dieſer war aber nicht von langer Dauer. Ihre anarchiſchen Grundſätze haben bald ihre gewöhnlichen Früchte, Desorganiſation, Unmacht, Unredlichkeit getragen. Dieſe Republiken haben alle Verpflichtungen verletzt; ſie haben weder die Capitalien heimbezahlt, noch die Rückſtände berichtigt, außer ein oder zwei Jahre lang, wodurch ſie nur um ſo mehr Getäuſchte in die Falle lockten. Das monarchiſche Peru war das Ideal des Reichthums; das republicaniſche Peru iſt ohne Gold, ohne Silber, ohne Credit. Die argentiniſche Republik beſitzt keinen Heller. Merico, Chili, Columbien und die großen Königreiche, deren Gruben an Gold und Silber unerſchöpflich ſchienen, deren Tribut Spanien und Europa bereicherte, wurden durch die revolutionären Principien mit Unfruchtbarkeit und Elend betroffen. Dieſe Principien haben in America, wie in Europa, alle Quellen der Wohlfahrt vertrocknet. Der alte Ruf dieſer Eldoradoländer iſt dahin, und hat den Untergang der Kaufleute und Capitaliſten herbeigeführt, die unvorſichtig ihre Waaren und ihre Capitalien dahin geſchickt hatten. Die revolutionären Journale und die liberalen Speculanten Frankreichs und Englands, die Mitſchuldigen dieſer perfiden Republiken, haben die leichtgläubigen Menſchen von allen Claſſen unwürdig getäuſcht. Während lügneriſche Journaliſten die Macht, den Reichthum und die Redlichkeit der anleihenden Republiken prieſen, vertheilten liberale Speculanten um hohen Preis die Coupons der republicaniſchen Anleihen an die Liberalen der Vorzimmer der Boutique, der Salons, und theilten die Beute unter ſich. Dieſe mehrmals wiederholte liberale Myſtification bewirkte unermeßlichen Ver-

luſt und einige große Reichthümer. Im Ganzen waren ſeit 15 Jahren die monarchiſchen Fonds immer im Steigen, die republicaniſchen und revolutionären immer im Fallen.“

Wenn man dagegen mit dieſem traurigen Gemälde vergleicht, was Ward in ſeiner trefflichen Schrift „Merico im Jahr 1827“ ſagt, ſo erkennt man, daß alle dieſe Uebel ihrer Natur nach nur vorübergehend ſind, und daß die Republiken Südamerica's in ihrem Boden unermeßlich reiche Hülfsquellen beſitzen, die ihren Credit und überhaupt ihren Einfluß im Handel frühe genug zu einer früher nie geahnten Größe erheben werden. Der Parteienkampf muß und wird endigen, und dann erſt werden die früher von Spanien verſchloſſenen oder unbenutzten Schätze America's auf die Induſtrie und auf den Handel überraſchend wirken. Humboldt gab der ſpaniſchen Bevölkerung America's bei Weitem den Vorzug vor der portugieſiſchen und in mancher Beziehung ſelbſt vor der britiſchen. Dieſes edle Volk wird ſeine große Beſtimmung früher oder ſpäter erfüllen.

a.

Merico.

Das Jahr 1829 iſt für die Geſchichte Merico's ſehr merkwürdig und wichtig geworden. Um aber die in dieſem Jahre dort vorgefallenen Ereigniſſe richtig zu würdigen, iſt es nöthig, daß wir die vorausgegangenen Begebenheiten und die Lage Merico's beim Beginn dieſes intereſſanten Jahres kennen lernen.

Bis zum Jahre 1810 ſtand Mexico unter der Herrſchaft des ſpaniſchen Mutterlandes. Seine Bevölkerung theilte ſich in Altſpanier, die alle Aemter und faſt den ganzen Handel des Landes innen hatten, in Creolen, Abkömmlinge frühe-rer ſpaniſcher Einwohner, viel zahlreicher als die erſtern, aber an Anſehen und Bildung weit hinter ihnen zurück, endlich in Indier, die Ueberreſte der Ureinwohner. Das Land blieb ruhig, bis es ſich 1810, als Napoleon Spanien in Beſitz nahm, vom Mutterlande losriß. Nun begann der Kampf der Creolen gegen die Altſpanier. Die letztern hielten ſich trotz ihrer geringern Zahl noch geraume Zeit, da ſie im Beſitz der Hauptſtadt und der öffentlichen Hülfsquellen waren. Die abſolute Unabhängigkeit Mexico's wurde erſt am 19 November 1825 vollendet, an dem Tage, da San Juan de Ulloa, der letzte von den Spaniern beſetzte Punkt, in die Hände der Me-xicaner überging. Die letztern verfuhren ſehr gemäßigt. Sie verſöhnten ſich nicht nur mit den Spaniern, die im Lande blie-ben, ſondern ließen auch eine große Anzahl derſelben im Dienſte des neuen Staats. Die Spanier hatten den dritten Theil der öffentlichen Stellen inne; viele von ihnen waren Mitglieder des Congreſſes, Officiere des Heeres oder Beamte der Miniſterien; mehrere von ihnen hatten ſogar an der voll-ziehenden Gewalt Theil, oder waren mit Obercommandos in den Provinzen oder an den Küſten bekleidet — mit Einem Worte, zwiſchen beiden Stämmen herrſchte die beſte Eintracht. Bei dem Zuſammentritte des mexicaniſchen Congreſſes am 1 Januar 1827 wünſchte der Präſident Vittoria in ſeiner Eröffnungsrede dem Lande Glück zu der Ruhe, deren es genoß, und zu dem Wohlſtande, der aus der fortſchreitenden Ent-wickelung der freien Inſtitutionen erwachſen würde. Bald

darauf aber ward einige Bewegung durch ein encykliſches Schreiben des Papſtes veranlaßt, in dem der heilige Vater die Independenten ermahnte, ſich der Autorität des Mutterlandes wieder zu unterwerfen. Dieß benutzten viele Spanier um Unruhen aufzuregen, an denen der Clerus nie aufhörte Theil zu nehmen. Das mericaniſche Volk hingegen wollte nichts mehr von einem Concordate wiſſen. Die von dem Congreſſe mit der Prüfung der römiſchen Angelegenheiten beauftragte Commiſſion reichte ihren Bericht ein, in welchem ſie zwar ihre Anhänglichkeit an den apoſtoliſchen Stuhl und den ihm in Glaubensſachen ſchuldigen Gehorſam ausdrückte, zugleich aber die Nothwendigkeit erklärte, eine beſondere Junta einzuſetzen, die ſich alle zehn Jahre verſammeln ſollte, um die in die Kirchendisciplin einſchlagenden Angelegenheiten ohne Intervention des Papſtes zu ordnen, dem übrigens unter dem Titel eines freiwilligen Geſchenks, keineswegs eines Tributs, eine Jahresſumme votirt werden ſollte, an die Stelle der durch die Concordate beſtimmten Annaten. Während dieſe Berathungen das Publicum beſchäftigten, verſuchte der Mönch Arenas, der ſich einen Abgeſandten des Königs von Spanien nannte, mit Hülfe einer ziemlich groſſen Zahl Spanier eine Contrerevolution zu Stande zu bringen. Bald aber ward dieſer Mönch gefangen genommen und erſchoſſen, und der Verſuch hatte kein anderes Reſultat, als daß er der Regierung alle Spanier verdächtig machte, und den Haß der Eingebornen gegen ihre ehemaligen Herren noch vermehrte. Die Creolen und vor allen die niederen Claſſen des Volks hegten die gröſte Eiferſucht gegen die Spanier, wegen der Superiorität der letztern an Bildung, ſo wie an Gewandtheit in politiſchen und Handelsſachen, beſonders aber auch wegen ihrer außerordent-

lichen Reichthümer. Die öffentlichen Blätter Merico's fröhnten den Leidenschaften der Menge durch Angriffe und Satyren gegen die Spanier, und ließen keine Gelegenheit vorüber, sie verhaßt oder lächerlich zu machen. Die Folge von alle Dem war ein Decret des Föderalcongresses, wodurch alle in dem Heere, den Douanen und der Postverwaltung angestellten Spanier von ihren Stellen so lange suspendirt wurden, bis das Mutterland die Unabhängigkeit Merico's anerkannt haben würde. Dieses am 14 Mai 1827 bekannt gemachte Decret ward von dem Pöbel mit den ausgelassensten Zeichen der Freude aufgenommen. Durch diese Maßregel aber fanden sich alle Geschäfte suspendirt, und die mit Recht beunruhigten spanischen Handelsleute kamen in die größte Bestürzung, indem sie künftig directe Angriffe gegen ihre Personen und ihr Eigenthum fürchteten. Die Provinciallegislaturen folgten dem Beispiele des Congresses, und mit noch größerer Strenge. In diesem Zustande blieben die Dinge einige Monate lang; endlich brachen Acte der Gewaltthätigkeit und eine offene Verfolgung gegen die Europäer aus. — In Acapulco und der Umgegend fanden mehrere Aufstände gegen die Spanier statt, und diese wurden gezwungen, sich auf die Schiffe zu flüchten, die sich auf der Rhede befanden. Hier wie überall überließ sich das Volk allen Arten von Ausschweifungen; mit dem Dolch in der Hand verfolgte es die Spanier, unter dem Rufe: Tod den Guachapinos! Tod den Gothen! Derselbe Ruf, den in den ersten Tagen der Revolution der Pfarrer Hidalgo erhoben hatte. Endlich am 16 October 1827 decretirte der Gouverneur von Merico die Vertreibung des spanischen Clerus, mit dem Befehl, daß dessen Güter den mericanischen Priestern zugetheilt werden sollten. — Um diese Zeit nahmen die beiden Parteien,

welche die Mexicaner in aristokratiſche und demokratiſche Independenten theilten, die nachher ſo bekannt gewordenen Namen an, welche aus der Freimaurerei entlehnt wurden, der beide Parteien anzugehören ſchienen. In der engliſchen Freimaurerei beſteht ein Schisma, das die eingeweihten in zwei Secten theilt: in die von York und in die von Schottland. Die ariſtokratiſche Partei in Mexico nahm nun den Namen Escoſeſos, die demokratiſche den der Yorkinos an. Die Escoſeſospartei in Mexico begreift die Mitglieder der hohen Geiſtlichkeit, die Landariſtokratie und die Monarchiſten, die auf dem Throne einen Prinzen des Hauſes Spanien zu ſehen wünſchten; ferner die Centraliſten, die ſtatt der neunzehn Staaten der Union eine einzige Centralregierung wünſchen; endlich die europäiſchen Spanier, deren Stolz es widerſtrebt, ſich einer in der Hand der Creolen ruhenden Autorität zu unterwerfen. Die Yorkinos dagegen bilden die Volkspartei; zu ihr gehören die gegenwärtigen Mitglieder der Regierung, die Maſſe der Eingebornen und der Indier, und alle Anhänger des Föderalſyſtems. Dieſe Unterſcheidungen darf man, wenn man die Ereigniſſe verſtehen will, nicht aus dem Auge verlieren. — Im Mai 1827 ernannte die Regierung zum Seeintendanten und Generalcommiſſär der Douanen von Veracruz Don Joſe Ignacio Eſteva, einen Mann, den Talente, Charakter und Erfahrung gleich ſehr zu dieſer Stelle empfahlen. Allein die damals in Veracruz herrſchenden Escoſeſos und Spanier ſetzten ihn willkürlich ab. Eſteva kehrte nach Mexico zurück, wo ihn die Yorkinos im Triumph empfingen. Die Legislatur von Veracruz hätte erkennen ſollen, daß ſie unklug gehandelt hatte; ſtatt deſſen erließ dieſe Verſammlung ein ſtolzes Manifeſt, in welchem ſie erklärte, die Meinungen

der Yorkinos ſeyen verderblicher, als es eine Landung von fünfundzwanzig tauſend Spaniern ſeyn würde. Zugleich benützten die Urheber dieſes Manifeſtes die Gelegenheit, um den Generalconſul der Vereinigten Staaten von Nordamerica Poinſett anzugreifen. Er iſt es, ſagten ſie, der die verderblichſten Plane für die Republik ſchmiedete, und zur Ausführung zu bringen wußte. — Die Escoſeſos betrachteten als Werk des Herrn Poinſett, was bloß eine natürliche Folge der Bewegung der entfeſſelten öffentlichen Meinung war. Die Spanier dachten, daß ihnen keine Hoffnung mehr bleibe in Merico geduldet zu werden, denn das Proſcriptionsgeſchrei wurde allgemein und drohender als je; viele derſelben beeilten ſich daher, ihre Güter zu verkaufen und das Land zu verlaſſen. Ihre Beſorgniſſe waren gegründet. Der Congreß, dem Drängen der Eingebornen endlich nachgebend, beſchäftigte ſich mit einer allgemeinen Maßregel für alle Staaten der Union. Nach fünftägiger Berathung ward decretirt, die unverheiratheten Spanier, mit Inbegriff der Militärs, ſollen aus Merico vertrieben werden, und die, welche davon ausgenommen würden, und an den Küſten wohnten, ſollten ſich wenigſtens in das Innere des Landes zurückziehen. Die Ausnahme erſtreckte ſich auf die ſeit acht Jahren im Lande anſäſſigen Handelsleute. Da dieß Decret nicht unbedingt allgemein war, ſo hatten die Regierungen der einzelnen Staaten freies Feld, über die Ausnahmsfälle zu entſcheiden, ſo daß die Zahl der Vertriebenen weniger beträchtlich war, als ſie hätte ſeyn können. — Kurze Zeit darauf brach eine Verſchwörung aus, die zum Zweck hatte, die Regierung zu ſtürzen und die Gewalt in die Hände der Escoſeſos zu bringen. An ihrer Spitze ſtand der Vicepräſident Bravo. Der Präſident Vittoria erklärte

die Republik in Gefahr, und erließ einen Aufruf an die Vaterlandsliebe der Bürger. Diese beeilten sich in die Bataillone der Nationalgarde sich einschreiben zu lassen. General Guerrero setzte sich an ihre Spitze, marschirte gegen die Rebellen, und schlug sie bei Tuloncingo aufs Haupt. General Baragon, Gouverneur von Veracruz, der den Aufrührern 1500 Mann zuführte, ward überfallen, sein Corps in die Flucht geschlagen, und er selbst von dem Obristen Castro zum Gefangnen gemacht. So ward in weniger als einem Monat ein Bürgerkrieg niedergeschlagen, der ohne Guerrero's Thätigkeit das Land wieder unter den unmittelbaren Einflusse der spanischen Partei hätte bringen können. Vittoria entschloß sich, der öffentlichen Meinung einen Theil der Spanier zu opfern, welche das erste Verbannungsdecret nicht getroffen hatte; er befahl, daß die, welche den meisten Einfluß ausübten, unverzüglich das mexicanische Gebiet verlassen sollten. Die Vertreibung der Spanier ward in Veracruz ohne Blutvergießen vollzogen. Ordnung und Ruhe kehrten in die Stadt so wie nach Mexico zurück, wo mehrere spanische Handelsleute Erlaubniß erhielten, ihre Etablissements beizubehalten. Während des ganzen Sommers von 1828 ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Bravo und seine Mitschuldigen wurden durch ein Congreßdecret zur Deportation verurtheilt. Bald aber kamen alle politischen Leidenschaften in neue Gährung. Es handelte sich um die Wahl eines Präsidenten. Zwei Candidaten traten auf: General Guerrero und der Kriegsminister Gomez Pedraza. Guerrero, mit dem Beinamen des Helden der Südprovinzen, war das Idol der Yorkinos und vereinigte mit einer großen Popularität ausgezeichnete Dienste. Einer der Ersten hatte er die Sache der Unabhängig-

gigkeit ergriffen, und ſie ſelbſt im traurigſten Mißgeſchick nie verlaſſen. Indeſſen war ſein Verdienſt doch vorzüglich nur das eines ausgezeichneten Soldaten; Verwaltungskenntniſſe mangelten ihm. Pedraza, der Candidat der Escoſeſos, war ein Mann von Verdienſt und Charakter. Er hatte ſeit der Revolution die Stelle behalten, die er ſchon unter der ſpaniſchen Regierung inne hatte. Er galt für einen entſchiedenen Anhänger der Ariſtokratie, und ſeine Feinde nannten ihn den zweiten mericaniſchen Kaiſer. Er war ein großer Freund der Spanier, die Alles anwendeten, um ihm den Sieg zu verſchaffen; zwar war ihre Zahl nach ſo vielen theilweiſen Vertreibungen ſehr zuſammengeſchmolzen, aber ſie erſetzten die Zahl durch ihre Reichthümer. Trotz der Drohungen der Yorkinos und des Generals Santa Anna in Xalapa fielen bei der Wahl am 1 September die meiſten Stimmen auf Pedraza. Sogleich griffen die Yorkinos zu den Waffen. Santa Anna, dem ſich Obriſt Gomez anſchloß, brach gegen Merico auf, und rückte mit 1500 Mann bis Perote vor, wo er ſein Hauptquartier aufſchlug. Von hier aus erließ er eine Proclamation, in der er erklärte: die Nation vernichte die Ernennung Pedraza's, den ſie, wegen ſeines Widerwillens gegen die Föderativverfaſſung des Landes, weder zum Präſidenten noch zum Vicepräſidenten wolle; da die Spanier die einzige Urſache der Leiden Merico's ſeyen, ſo ſey es dringend nothwendig, daß alle Legislaturen deren vollſtändige und definitive Verbannung decretirten. Zu Wiederherſtellung des Friedens und zur Befeſtigung der Föderativregierung des Landes müſſe Guerrero zur Präſidentſchaft erhoben werden. — Die Regierung blieb ihrerſeits nicht unthätig. Santa Anna wurde als Verräther proſcribirt und durch ein Truppencorps in Perote belagert. Aus Mangel an

Streitkräften aber verließ er die Stadt und wandte ſich nach Oaraca, wo es ihm in kurzer Zeit gelang, den ganzen Süden aufzuregen. Dieſe Ereigniſſe waren das Vorſpiel der Umwälzung, die bald in Merico ſelbſt vor ſich gehen ſollte. Am 30 November benutzten die Yorkinos die Abweſenheit der Beſatzung, die ausgezogen war, um einen Geldtransport auf dem Wege von Veracruz zu geleiten, bemächtigten ſich der Batterien und des Arſenals, und bewaffneten die Milizen, die ſich für Guerrero erklärt hatten. General Lobato, der dieſe Bewegung leitete, erließ ſogleich eine Proclamation, in welcher er Pedraza's Wahl für ungültig erklärte, und ſeine Mitbürger einlud, Guerrero zur Präſidentſchaft zu erheben. Am 2 December wurden die Parteien mit furchtbarer Erbitterung handgemein; ein blutiger Kampf entſpann ſich in den Straßen Merico's. Jede der beiden Parteien erkannte, daß dieſer Kampf der letzte entſcheidende wäre. Das Treffen dauerte drei Tage; drei Tage lang ertönte Kleingewehrfeuer und Geſchütz in den Straßen der Hauptſtadt. Endlich am 4 December blieb der Sieg den Yorkiniſchen Milizen, unterſtützt von einigen Linientruppen und der ganzen Pöbelmaſſe Merico's. Im Rauſche des Siegs und noch in der vollen Wuth des blutigen Kampfes überließ ſich dieſe zügelloſe Menge dem Raube und jeder Ausſchweifung; es war, als wäre die Stadt von einem fremden Feinde im Sturm genommen. Die Häuſer der Escoſeſos, der Spanier und ſelbſt vieler europäiſchen Handelsleute wurden geplündert und zum Theil angezündet. Die Plünderung dauerte drei Tage. Endlich gelang es den Militärchefs und den Regierungsmitgliedern, Ruhe und Gehorſam wieder herzuſtellen. Pedraza und die erſten Behörden hatten die Stadt verlaſſen,

mit Ausnahme des Präsidenten Vittoria, der sich der Partei der Unzufriedenen anschloß. Am 6 December wurden die Behörden durch Anhänger Guerrero's ersetzt, so daß, Vittoria ausgenommen, die ganze Verwaltung erneuert ward. Lobato erhielt das militärische Commando des Districts Merico, Guerrero das Kriegsministerium. Santa Anna, Zabalo, Montes und die andern Generale, welche die Waffen für die Volkssache ergriffen hatten, beeilten sich, die neue Verwaltung anzuerkennen, der auch die föderirten Staaten beitraten. Pedraza begab sich seiner Rechte auf die oberste Staatsstelle, und da für diesen Fall die Constitution die Präsidentschaft dem Candidaten zusprach, der nach dem, welcher seine Entlassung einreichte, die größte Zahl Stimmen erhalten hatte, so fand sich Guerrero von Rechts wegen mit jener Stelle bekleidet, um sie nach Ablauf der Gewalten Vittoria's anzutreten. Am 1 Januar bestätigte der Congreß Guerrero's Wahl, und annullirte das gegen Santa Anna und seine Anhänger ergangene Proscriptionsdecret. Auch gab der Congreß dem wiederholten Drängen der Eingebornen und des Heeres nach, welche die Spanier als Anstifter aller Leiden des Landes und als unversöhnliche Feinde jedes auf Freiheit gegründeten Regierungssystems bezeichneten; er promulgirte am 20 März ein Gesetz, das alle Spanier ohne Ausnahme, definitiv und für immer, von dem Boden des mericanischen Gebiets verbannte. Man darf hiebei nicht vergessen, wie wenig es bedurft hätte, um den Escoseses in dem eben beendigten Kampfe den Sieg zu verschaffen; ihr Triumph wäre zugleich der Spaniens gewesen. Auch entschuldigten die Yorkinos ihr Benehmen und die damit verbundenen Ausschweifungen bloß damit, daß sie erklärten, diese Frage sey für sie und die mericanische Unabhän-

gigkeit eine Frage über Leben und Tod. Der Präsident Guerrero ward mit der Vollziehung dieses Decrets beauftragt, in dessen Folge 22,000 Spanier das Land verließen, und, wie ihnen dieß frei stand, den ganzen Werth ihres Eigenthums mit sich nahmen. Ausgenommen von dieser Maßregel wurden bloß einige Militärs, die gewisse Proben ihrer Ergebenheit für die Republik abgelegt, so wie die Seeleute, die 1825 das spanische Linienschiff Asia (jetzt der Congreß) ausgeliefert hatten. Am 25 April begaben sich 250 spanische Frauen zu Guerrero, um ihn zu Milderung des Vertreibungsdecrets zu bewegen. Er schien gerührt, erklärte aber, da die Maßregel einmal zum Gesetz erhoben sey, könne er nichts daran ändern."

Am 14 Junius schloß Guerrero die Sitzung des Nationalcongresses mit einer beruhigenden und den Frieden Merico's bestätigenden Rede. Die Parteien im Innern waren versöhnt oder unterdrückt; von Außen her war Ruhe. Nur die Finanzen Merico's befanden sich nach so vielen unruhigen Jahren in einem traurigen Zustande. Der an die Stelle von Angulo gewählte Finanzminister Zavala erklärte ein Deficit des Jahres 1828 von drei Millionen Dollars, und ein wahrscheinlich noch bedeutenderes vom Jahre 1829.

Allein kaum war der Bürgerkrieg geendigt, so drohte schon wieder der auswärtige Krieg. Spanien gab den Plan noch nicht auf, sich seine alten Colonien in America wieder zu erobern, und der Bürgerkrieg in Merico schien hierzu eine günstige Gelegenheit zu bieten. In der That hätte es dem Könige Ferdinand VII gelingen können, in Merico wieder Einfluß zu erhalten, wenn er sich damit begnügt hätte, es zu einer unabhängigen Monarchie unter einem spanischen Infanten zu erklären. Dann würden die einer ge-

mäßigten monarchiſchen Form nicht abgeneigten Escoſeſos zu gewinnen geweſen ſeyn. In jedem Fall aber hätte der König eine bedeutende Macht ins Land ſchicken müſſen, um die Escoſeſos, als die ſchwächere Partei, kräftig zu unterſtützen. Allein er handelte nicht ſo klug. Er machte ſich auch die gemäßigte Partei in Merico zum Feinde, indem er von der Unabhängigkeit dieſes Landes nichts wiſſen wollte, und er konnte nicht ſiegen, weil er zu wenig Truppen ſchickte.

Schon zu Anfange des Jahres gingen Gerüchte von einer neuen Expedition der Spanier. Sofort fingen die Mericaner an ſich zu rüſten. Santa Anna, der in Veracruz commandirte, und hier eine feſte, von Guerrero ziemlich unabhängige Stellung nahm, ſoll den Lieblingsplan gehabt haben, den Spaniern zuvorzukommen und die Inſel Cuba anzugreifen. Cuba iſt der große Waffen- und Handelsplatz der Spanier in America, allein die Eingebornen ſind auch dort nicht übel geneigt, das ſpaniſche Joch abzuwerfen. Auch Bolivar in Columbia hat ſein Augenmerk längſt auf dieſe Inſel gerichtet, und würde ſich mit den Mericanern zu ihrer Eroberung oder vielmehr Befreiung verbündet haben, wenn nicht der mächtige Einfluß Englands es verhindert hätte.

Auch in dieſer Sache hat England nicht die beſte Rolle geſpielt. Indem es das Schiedrichteramt ſich anmaßte, und unter dem Vorwande, die beſtehenden Verhältniſſe und den Frieden des Handels zu ſchützen, die Columbier und Mericaner abhielt, ſich Cuba's zu bemächtigen, hätte es aus denſelben Gründen auch die Spanier abhalten müſſen, von Cuba aus in Merico einzufallen; allein es hinderte die Spanier nicht daran, weil es ihm vortheilhaft ſchien, die ſüdamericaniſchen Republiken nie recht mächtig werden zu laſſen, ihnen immer

gigkeit eine Frage über Leben und Tod. Der Präsident Guerrero ward mit der Vollziehung dieses Decrets beauftragt, in dessen Folge 22,000 Spanier das Land verließen, und, wie ihnen dieß frei stand, den ganzen Werth ihres Eigenthums mit sich nahmen. Ausgenommen von dieser Maßregel wurden bloß einige Militärs, die gewisse Proben ihrer Ergebenheit für die Republik abgelegt, so wie die Seeleute, die 1825 das spanische Linienschiff Asia (jetzt der Congreß) ausgeliefert hatten. Am 25 April begaben sich 250 spanische Frauen zu Guerrero, um ihn zu Milderung des Vertreibungsdecrets zu bewegen. Er schien gerührt, erklärte aber, da die Maßregel einmal zum Gesetz erhoben sey, könne er nichts daran ändern."

Am 14 Junius schloß Guerrero die Sitzung des Nationalcongresses mit einer beruhigenden und den Frieden Merico's bestätigenden Rede. Die Parteien im Innern waren versöhnt oder unterdrückt; von Außen her war Ruhe. Nur die Finanzen Merico's befanden sich nach so vielen unruhigen Jahren in einem traurigen Zustande. Der an die Stelle von Angulo gewählte Finanzminister Zavala erklärte ein Deficit des Jahres 1828 von drei Millionen Dollars, und ein wahrscheinlich noch bedeutenderes vom Jahre 1829.

Allein kaum war der Bürgerkrieg geendigt, so drohte schon wieder der auswärtige Krieg. Spanien gab den Plan noch nicht auf, sich seine alten Colonien in America wieder zu erobern, und der Bürgerkrieg in Merico schien hierzu eine günstige Gelegenheit zu bieten. In der That hätte es dem Könige Ferdinand VII gelingen können, in Merico wieder Einfluß zu erhalten, wenn er sich damit begnügt hätte, es zu einer unabhängigen Monarchie unter einem spanischen Infanten zu erklären. Dann würden die einer ge-

mäßigten monarchiſchen Form nicht abgeneigten Escoſeſos zu gewinnen geweſen ſeyn. In jedem Fall aber hätte der König eine bedeutende Macht ins Land ſchicken müſſen, um die Escoſeſos, als die ſchwächere Partei, kräftig zu unterſtützen. Allein er handelte nicht ſo klug. Er machte ſich auch die gemäßigte Partei in Merico zum Feinde, indem er von der Unabhängigkeit dieſes Landes nichts wiſſen wollte, und er konnte nicht ſiegen, weil er zu wenig Truppen ſchickte.

Schon zu Anfange des Jahres gingen Gerüchte von einer neuen Expedition der Spanier. Sofort fingen die Mericaner an ſich zu rüſten. Santa Anna, der in Veracruz commandirte, und hier eine feſte, von Guerrero ziemlich unabhängige Stellung nahm, ſoll den Lieblingsplan gehabt haben, den Spaniern zuvorzukommen und die Inſel Cuba anzugreifen. Cuba iſt der große Waffen- und Handelsplatz der Spanier in America, allein die Eingebornen ſind auch dort nicht übel geneigt, das ſpaniſche Joch abzuwerfen. Auch Bolivar in Columbia hat ſein Augenmerk längſt auf dieſe Inſel gerichtet, und würde ſich mit den Mericanern zu ihrer Eroberung oder vielmehr Befreiung verbündet haben, wenn nicht der mächtige Einfluß Englands es verhindert hätte.

Auch in dieſer Sache hat England nicht die beſte Rolle geſpielt. Indem es das Schiedrichteramt ſich anmaßte, und unter dem Vorwande, die beſtehenden Verhältniſſe und den Frieden des Handels zu ſchützen, die Columbier und Mericaner abhielt, ſich Cuba's zu bemächtigen, hätte es aus denſelben Gründen auch die Spanier abhalten müſſen, von Cuba aus in Merico einzufallen; allein es hinderte die Spanier nicht daran, weil es ihm vortheilhaft ſchien, die ſüdamericaniſchen Republiken nie recht mächtig werden zu laſſen, ihnen immer

traf alle Anſtalten, die Spanier nach ihrer Landung anzugreifen. Da er aber noch nicht wußte, wo ſie landen würden, ſo erwartete er ſie auch nicht an einem beſtimmten Punkte der Küſte, wo er ſie vielleicht verfehlt haben würde, ſondern blieb von der Küſte etwas entfernt, um zu beobachten, wohin ſie zuerſt ſich wenden würden.

Die ſpaniſche Flotte wurde unterwegs am 11 Julius von einem heftigen Sturme überfallen, der alle Schiffe zerſtreute. Da indeß Capo Rojo zum Vereinigungspunkte beſtimmt war, ſo fanden ſich am 21 alle Schiffe wieder zuſammen, mit Ausnahme eines Linienſchiffes, das 500 Mann Landungstruppen trug, und nach New-Orleans verſchlagen worden war, wo es ausgebeſſert werden mußte. Am 27 Julius landete Barradas an der mexicaniſchen Küſte bei Capo Rojo, und gab den Seinigen das erſte Beiſpiel der Ausdauer und des Muths, indem er, bis an die Hüften im Waſſer ſtehend, den Matroſen half, die Soldaten auszuſchiffen. Von den wenigen mexicaniſchen Truppen, die in der Nähe waren, begab ſich ein Officier, La Garza, der nämliche, der den Exkaiſer Iturbide verhaftet hatte, zu Barradas. Dieſer ſuchte ihn durch glänzende Verſprechungen zum Uebertritt zu bewegen, aber La Garza trennte ſich als Feind von ihm. Die Spanier marſchirten darauf gegen Tampico, und fielen unverſehens am 1 Auguſt in den Hinterhalt eines kleinen mexicaniſchen Corps, deſſen Feuer ihnen 100 Mann koſtete. Hätten die Mexicaner Stand gehalten, ſo würden ſie aus dem ſichern Hinterhalte heraus ihren Feinden noch ungleich mehr Schaden gethan haben. Allein La Garza fühlte ſich zu ſchwach, und zog ſich zurück. Mit ihm flohen die Einwohner der umliegenden Dörfer. Alle Lebensmittel wurden

von den Mericanern ſelbſt zerſtört, und zum Theil die Dörfer verbrannt, um den Spaniern keine Exiſtenzmittel zu hinterlaſſen. Am 7 zog Barradas in Tampico ein, das von allen Einwohnern verlaſſen war, mit Ausnahme der Fremden.

Von beiden Seiten wurden Proclamationen an das mericaniſche Volk erlaſſen. Barradas pries das Glück, unter dem ſpaniſchen Scepter zu leben, und nannte die Freiheit ein Unglück, die Liebe zu ihr eine Thorheit: „Eine lange und traurige Erfahrung muß euch überzeugt haben, daß die trügeriſchen Täuſchungen, die unter dem Namen Freiheit und Unabhängigkeit die Unverſtändigern unter euch verführten, keinen andern Zweck hatten, als jeder Art von Ausſchweifung freie Bahn zu öffnen ꝛc.“ Er war übrigens nicht ſparſam mit Gnadenverſicherungen für die, welche ſich willig unterwerfen würden. Allein konnten die Mericaner ſich wohl auf ſolche Verheißungen verlaſſen? Stets war in America die Bekanntmachung einer Amneſtie das Signal zu blutigen Reactionen. Der „friedebringenden“ Armee, die 1816 Neu-Granada beſetzte, gingen auch die ſanfteſten Proclamationen vorher; allein kaum war das royaliſtiſche Heer in der Hauptſtadt eingerückt, ſo begannen die Hinrichtungen. Die Gnadenverheißungen des Generals Barradas waren überdieß nur lächerlich, da er mit ſeinem kleinen Corps ſo ſchwach war, daß er weder Vertrauen noch Schrecken einflößen konnte. Noch lächerlicher war der Hirtenbrief eines Mönchs, des Pater Bringas, der die Mericaner im Namen Chriſti aufforderte, ſich gleich verirrten Schafen im Schoße des beſten Königs, Ferdinands VII, wieder zu verſammeln. — Guerrero erwiderte mit allem Feuer des Stolzes und Haſſes: „Nach langen Jahren tiefen Schlafs erhebt ſich der

Löwe Iberiens wieder, und wagt den jugendlich kräftigen Adler Mexico's herauszufordern. Bewohner Yucatans, ihr werdet Zeugen seyn der jämmerlichen Anstrengungen Spaniens, das bloß noch ein Leichnam ist. Die Intriguen unwissender Priester und schwacher Militärs, aus denen Ferdinands Conseil gebildet ist, haben eine armselige Expedition einiger tausend Söldlinge geboren, befehligt von einem ehemaligen Schmuggler, dem verächtlichen Sohne der canarischen Inseln, Isidor Barradas, der 1811 sich als würdigen Nebenbuhler des Henkers von Columbien, des Ungeheuers Boves zeigte, Gefangene, welche die Waffen niedergelegt hatten, ermorden, alle wohlhabenden Bewohner der Ebenen von Venezuela ihrer Güter berauben, die Felder verwüsten, die Wohnungen anzünden, und so Dörfer, Städte, ganze Provinzen veröden ließ. Dieß sind die Truppen, dieß der Chef der gegen euch gesandten Expedition." In demselben Sinne erließ auch Santa Anna eine lange Proclamation, die voll Begeisterung, aber auch voll republicanischen Schwulstes war.

Nachdem Barradas sich in Tampico etwas ausgeruht und diese Stadt befestigt hatte, zog er gegen Altamira aus, um La Garza weiter zu verfolgen. Diesen Umstand benutzte Santa Anna, und brach am 21 August mit 1400 Mann von Alt-Tampico nach Tampico auf, um in Barradas Abwesenheit die dort zurückgelassene Besatzung zu überrumpeln. Am 22 begann der Kampf auf den Straßen und den Dächern der Häuser. Um 10 Uhr sahen sich die Spanier gezwungen, zu capituliren, und waren eben im Begriff vor Santa Anna die Waffen zu strecken, als Barradas unerwartet zurück kam. Santa Anna war viel zu schwach, ihm zu widerstehn, hatte aber Geistesgegenwart genug, mit ihm zu unterhandeln, und

ihm als eine Gunſt zu bewilligen, wozu ihn die harte Nothwendigkeit zwang. Er annullirte die Capitulation der Beſatzung von Tampico, erhielt dagegen freien Abzug und marſchirte mitten durch die ihm weit überlegnen Spanier hindurch.

Barradas blieb von nun an zu Tampico, und erwartete, nachdem Laborde mit allen Schiffen nach der Havannah zurückgekehrt war, ſehnlichſt auf Verſtärkung. Er war zu ſchwach, um tiefer in das Land einzudringen, und fand bei den Mexicanern auch nicht den geringſten Anhang. Ueberdieß riſſen in ſeiner kleinen Schaar Krankheiten ein, die natürliche Folge des Klima's und der Jahreszeit. In ſeinem Aerger beging er große Fehler. Er wagte es, die Heiligkeit der Neutralität mißachtend, einem in Tampico anſäſſigen nordamericaniſchen Bürger, Herrn Harriſon, eine Summe Geldes widerrechtlich und gewaltſam abzufordern. „Auf Hrn. Harriſons Gegenvorſtellungen verwundete ein Meuchelmörder, aus dem Gefolge des ſpaniſchen Generals, den Handelsmann mit einem Säbelſtich. Die Ankunft des Hornet, eines Kriegsſchiffs der Vereinigten Staaten, führte zur Rückgabe des Eigenthums, das Hrn. Harriſon geraubt worden war. Der Charakter und die Disciplin einer Armee und das Benehmen ihres Führers kann aus Einer Thatſache ſo gut als aus tauſend erkannt werden. Wäre der ſpaniſche General ein Mann von nur gewöhnlichem Verſtande oder gewöhnlicher Entſchloſſenheit geweſen, ſo würde er das Eigenthum des Hrn. Harriſon entweder nicht weggenommen, oder nachdem dieß einmal geſchehen war, es nicht zurückgegeben haben, wenn auch ein ganzes Neſt voll Hornets (Horniſſen) die Rückgabe verlangt hätte; und hätte er die Geſinnungen, entweder eines Soldaten oder eines Gentleman beſeſſen, ſo würde er den brutalen Spitzbuben aufgehängt haben,

der es wagte, in Gegenwart ſeines Generals den Säbel gegen einen entwaffneten Mann zu ziehen. Während Santa Anna's Angriff ward das Haus deſſelben Kaufmanns gleichfalls angegriffen und geplündert, der Mericaner wartete aber nicht, bis ein americaniſches Schiff ankam, um die Genugthuung zu erzwingen, ſondern bot dieſe ſogleich an, ſo wie er den Mißgriff ſeiner Truppen erfahren hatte."

Mittlerweile löste ſich am 27 Auguſt der Nationalcongreß in Merico auf, nachdem er den Präſidenten Guerrero bis zur völligen Vertreibung der Spanier vom mericaniſchen Boden mit unumſchränkter dictatoriſcher Gewalt bekleidet, und da die Steuern nicht raſch genug eingingen, eine erzwungene Anleihe zur augenblicklichen Deckung der Kriegskoſten erhoben hatte. Wegen der geringen Hülfsmittel und großen Ausdehnung des Landes gingen die Rüſtungen freilich nicht ſchnell von Statten, doch brachten Santa Anna und La Garza ihre kleine Armee auf 1000 Mann; außerdem führte Buſtamente von Merico aus 6000 Mann herbei, und in Xalapa und S. Louis de Potoſi ſammelten ſich ebenfalls Truppen, um Barradas in Tampico von allen Seiten einzuſchließen.

Barradas ſah ſich bald in ein verzweifelte Lage verſetzt. Es kam kein Schiff aus der Havannah zurück, ihm Unterſtützung zu bringen. Die Krankheiten in ſeinem Heere nahmen überhand, und zu allen Uebeln geſellte ſich zuletzt noch der Mangel an Lebensmitteln. Zwar gelang es ihm, ſich Altamira's zu bemächtigen und La Garza von dort zu vertreiben, allein Santa Anna, dem General Teran neue Verſtärkungen zuführte, entriß ihm bald wieder alle Vortheile. Er rückte vor und belagerte ihn in Tampico. Am 7 und 8 September fielen hitzige Gefechte vor, wobei die

Spanier viel Verluſt erlitten. Das Schwert und die Krankheiten hatten ihnen ſchon 1500 Mann geraubt, während Santa Anna täglich aus dem Innern des Landes verſtärkt wurde. Er bewilligte den Spaniern nur eine Friſt von 48 Stunden zum Capituliren, nach deren Verlauf er ſie über die Klinge ſpringen zu laſſen drohte, und ſtürmte die Stadt in der Nacht vom 10 auf den 11 September. In derſelben Nacht zog ein furchtbares Gewitter herauf, das ſein ganzes Lager überſchwemmte, und die Mexicaner in eine bedenkliche Lage brachte. Nachdem ſich aber das Gewitter wieder verzogen hatte, gelang es Santa Anna ſich eines Forts zu bemächtigen, und nun entſchloß ſich Barradas, die weiße Fahne aufzuſtecken und zu capituliren. Es blieb ihm nichts weiter übrig, da er auf keinen Entſatz rechnen konnte, und ſeine Leute von Strapazen, Hunger und Krankheiten gänzlich erſchöpft waren. Die Capitulation war milde und machte den Mexicanern Ehre. Sie bewilligte den Spaniern freien Abzug, jedoch mit Zurücklaſſung ihrer Waffen und unter der Bedingung, nie mehr gegen Mexico zu dienen. Die Officiere behielten ſogar ihre Degen. Barradas reiste am 21 nach Neu-Orleans ab, um dort die Transportſchiffe zu miethen, welche ſeine Truppen nach der Havannah zurückführen ſollten. Das ſpaniſche Linienſchiff, das ſich vom Sturm verſchlagen in Neu-Orleans verſpätet hatte, kam an, als die Capitulation ſchon geſchloſſen war, und kehrte ſogleich wieder um. Auf dieſe klägliche Weiſe endete die Expedition, von der kaum 1000 Mann geſund heimkehrten. Barradas ſelbſt ging nach Frankreich, um dort einſtweilen ſeine Scham zu verbergen.

Am 15 September wurde in Mexico der Jahrestag der

Unabhängigkeit der Republik feierlich begangen, und dabei die Sclaverei für immer abgeschafft. General Bravo, der aus der Verbannung zurückgekehrt war, um sein Vaterland zu vertheidigen, wurde von seiner frühern Strafe ehrenvoll freigesprochen. Die schöne Eintracht unter den Mericanern dauerte indeß nur so lange als die gemeinsame Gefahr. Nach dem Siege wachte der Parteihaß von Neuem auf. Man erwartete allgemein, der Held des Tages, Santa Anna, werde sich gegen Guerrero erklären, um sich selbst an die Spitze der Republik zu stellen. Die Escoseſos hofften, ein siegreicher General werde am ersten im Stande seyn, eine Centralregierung an die Stelle der Föderativregierung zu setzen. Allein Santa Anna erließ eine sehr friedliche Proclamation, und warnte vor dem Bürgerkriege. Die Escoseſos wollten deßhalb aber die Contrerevolution gegen die Yorkinos nicht aufgeben. Diese Partei, die, der föderativen Vereinzelung abhold, eine kräftigere Centralregierung wünschte, mußte natürlicherweise durch einen Angriff von Außen verstärkt werden, weil durch die Gefahr die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Einheit am augenscheinlichsten bewiesen wurde. Sie wollten nun den günstigen Augenblick nicht verstreichen lassen, und General Bustamente, Vicepräsident der Republik, der mit zur Bekämpfung der Spanier ausgezogen war, erklärte sich im Einverständniß mit der Provinz Yucatan gegen Guerrero's Regierung, im November. Am 11 Dezember wurde in Merico eine außerordentliche Sitzung des Nationalcongresses zusammenberufen, um diese Unruhen beizulegen, und Guerrero zog mit einigen Truppen gegen Bustamente aus. Kaum aber hatte er Merico verlassen, als die daselbst zurückgebliebenen Truppen sich für Bustamente erklärten und nach einem unbe-

beutenden Gefechte ſich der Stadt bemeiſterten, am 22 December. Guerrero fühlte ſich zu ſchwach zu widerſtehen, und entfloh nach dem Süden. In Merico trat einſtweilen Don Velez, Präſident des oberſten Gerichtshofs, an die Spitze der Regierung. Santa Anna, der in Veracruz zurückgeblieben war, und von Allem, was in Merico vorging, erſt, nachdem die Revolution vollendet war, Nachricht erhalten hatte, erklärte ſich nun auch für die neue Regierung, um nicht unnöthig von Neuem Bürgerblut zu vergießen. Auf den 1 Januar 1830 wurde ein neuer Congreß in Merico zuſammenberufen.

Am 3 Oktober ſchloß Merico mit Dänemark und Hannover einen Handelsvertrag und erweiterte ſomit, trotz der innern Unruhen, ſeine auswärtigen Verbindungen. — Nur Eine fremde Macht fand ſich in dieſe innern Unruhen verwickelt, nämlich Nordamerica. Der Geſandte dieſes Staates, Poinſett, war durch Stiftung der erſten Freimaurerlogen in Merico die Seele der Yorkinos geworden und mithin den Escoſeſos verhaßt. Dazu kam, daß Nordamerica ernſthafte Abſichten auf die Nordprovinz Merico's, Teras, hegte. Bald hieß es, die Nordamericaner, die ſich bereits ſchaarenweiſe in dieſer Provinz angeſiedelt hatten, wollten Teras unter irgend einem Rechtstitel an ſich reißen, bald, ſie wollten Merico zwingen, ihnen dieſe Provinz käuflich zu überlaſſen. Parteihaß und Nationalſtolz waffneten ſich nun gegen Poinſett, deſſen Zurückberufung von den Escoſeſos am Schluſſe des Jahres dringend verlangt wurde.

b.

Guatemala.

Dieſe ſchöne Provinz Mittelamerica's war die erſte, die ſich von dem mericaniſchen Staatenvereine losriß und ſeitdem

unabhängig behauptete. Hier herrschte jedoch beim Beginn des Jahres 1829 noch die spanische, aristokratische Partei in der Hauptstadt San Salvador, während im ganzen Lande die demokratische Partei dieselbe siegreich bekämpfte. Endlich am 9 April nahm der demokratische General Morazan die Stadt San Salvador mit Sturm ein. Die Aristokraten wehrten sich wie Verzweifelte, und es wurde vier Tage lang in den Straßen gekämpft, bis Morazan den Sieg davon trug. Die Folge davon waren sehr harte Maßregeln gegen die Altspanier und gegen die Geistlichen, die, wie natürlich, immer mit jenen zusammenhängen. Am 11 Jul. wurden alle Mönche sammt dem Erzbischof ohne Gnade aus der Stadt gejagt und mit allen Häuptern der aristokratischen Partei in die Verbannung geschickt. Barantia wurde zum provisorischen Präsidenten der Republik erklärt, allein die Ruhe war noch lange nicht hergestellt. Noch kämpften die kleinern Städte gegen einander, Leon und Menagua gegen Grenada und Nicaragua, und nach Allem, was uns die zerstreuten Zeitungsberichte gemeldet haben, muß der Bürgerkrieg in Guatemala blutiger und verwickelter gewesen seyn, als in irgend einer andern Republik. Unter diesen Umständen mußte natürlicherweise das längst gehegte Project, die Landzunge von Darien zu durchbrechen und das atlantische Meer mit demstillen Ocean zu verbinden, ins Stocken gerathen. Nach der glücklichen neuen Entdeckung, daß diese beiden Meere nicht, wie man bisher glaubte, in verschiedner, sondern in völlig gleicher Ebne lägen, hatte man von dem Durchstich des Landes um so weniger Gefahr zu besorgen, und der niederländische Gesandte, Verveer, ließ sich die Ausführung des Projects vorzüglich angelegen seyn; allein gerade die Provinz Nicaragua, wo der Canal gegraben werden sollte, war vom Bürgerkriege

kriege am heftigsten heimgesucht, und so mußte der Plan einstweilen verschoben werden.

c.

Columbia, Peru, Bolivia.

Die reichen und wunderbaren Tropenländer, die zu beiden Seiten der Anden und Cordilleren liegen, waren nicht minder Schauplätze eines blutigen Bürgerkriegs. Die Nachbarschaft und der Einfluß ihres gemeinschaftlichen Befreiers Bolivar verbindet die Nordstaaten Südamerica's trotz ihrer politischen Trennung zu einem Systeme, und sie haben eine gemeinschaftliche Geschichte. Doch haben wir leider über diesen interessanten Theil des spanischen America's weit weniger zusammenhängende Nachrichten als über Merico.

In Columbia finden wir beim Beginn des Jahres 1829 den Helden Bolivar, zubenannt der Befreier (Libertador), an der Spitze der Republik, für die Zeiten des Krieges ausgestattet mit dictatorischer Gewalt. Allein grade diese große Macht und sein alle seine Landsleute überstrahlender Ruhm war die Ursache vielfältigen heimlichen Neides und offnen Widerstandes, so daß seine Lage ziemlich schwierig war. Die minder berühmten Generale Columbiens waren fast sämmtlich eifersüchtig auf ihn. Er hatte zwar so eben den General Santander besiegt und aus der Republik verwiesen (Santander kam im October 1829 als Verbannter in Hamburg an); allein unter der Maske der Freundschaft brüteten verschiedene andere Generale schon wieder neue Unruhen, so Obando in der Provinz Popayan, Cordova in Antioquia, Paez in Venezuela. Am treuesten schienen ihm die Generale

Sucre und Florez zu seyn, welche damals gegen die Peruaner zu Felde standen, jener bei der Südarmee, dieser bei der Nordarmee in der Nähe der Stadt Guayaquil. Was die militärischen Empörungen der Generale noch gefährlicher machte, war der Argwohn, den sie auch den ruhigen Bürgern einflößten, Bolivar wolle die republicanische Verfassung stürzen und, die Rolle Napoleons nachahmend, sich zum erblichen Kaiser machen. Man hat nie ausmitteln können, ob Bolivar wirklich diesen Plan gefaßt habe; gewiß aber ist, daß die Besorgniß vor einem solchen Plan von allen seinen politischen Gegnern angeregt und zu seinem Nachtheil benutzt worden ist. Endlich wurde der Gährungsstoff im Lande durch die Eifersucht der verschiedenen Provinzen noch vermehrt. Jede strebte so viel als möglich nach Unabhängigkeit und eigener Regierung, indem sie keiner andern den Vorzug geben wollte.

In Peru herrschte nicht minder heftige Parteiung, um so gefährlicher, als dort kein großer Mann, wie Bolivar, an der Spitze war. Damals überwog die Partei des Generals Lamar, der sich zum Präsidenten der Republik aufgeworfen hatte, und gegen den General Sucre mit der Hauptmacht der Peruaner im Felde stand. Lamar repräsentirte die Partei, welche der politischen Vereinigung der ehemaligen spanischen Provinzen am meisten entgegen war, und sehr undankbar gegen Columbia handelte, welches einst ihr Gebiet von den Altspaniern befreit hatte, dem sie nun aber jede Entschädigung verweigerten, ja es selbst mit Krieg überzogen. Es gab indeß noch eine zweite Partei in Peru, welche heimlich mit Bolivar einverstanden gewesen zu seyn scheint, und an deren Spitze die Generale Lafuente und Gamarra standen, wovon der erste in der Hauptstadt Lima Antheil an der Regierung hatte, der andre

aber gegen Florez im Felde ſtand. Außerdem gab es noch eine kleinere dritte Partei des früher mächtigen Riva Aguero, der zu Anfang des Jahres in St. Jago den mißlungenen Verſuch machte, ſich zum legitimen Präſidenten zu erklären. Auch hörte man, daß im April zu Lima eine Verſchwörung der Neger ausgebrochen, jedoch wieder erſtickt worden ſey. Ohne Zweifel wollten die Schwarzen die Eiferſucht und Parteiung der Weißen zu ihren Gunſten benutzen.

Der Krieg zwiſchen Peru und Columbia wurde ziemlich nachläſſig geführt, da Bolivar, mit der Dämpfung der Empörungen im Innern beſchäftigt, nicht Zeit fand, an die Gränzen zu eilen. Daher begünſtigte das Glück auch anfangs mehr die Peruaner, welche ſich auf dem columbiſchen Gebiet feſtſetzten und die Stadt Guayaquil einnahmen. Florez wurde geſchlagen. General Mosquera eilte von Bogota zu ſeiner Hülfe herbei.

Als aber Mosquera durch die Provinz Popayan marſchirte, hatte ſich dieſelbe, ſo wie die Provinz Cauca ſo eben unter Anführung der Generale Obando und Lopez Valdes empört. Mosquera, der ſie zu bekämpfen ſuchte, wurde von ihnen bei Caderas geſchlagen, und Bolivar ſelbſt mußte gegen die Inſurgenten ins Feld ziehen. Es gelang ihm, ſie im Januar zu Paaren zu treiben und durch ein Amneſtiedecret, von welchem Obando Gebrauch machte, die Gemüther wieder zu verſöhnen.

Bald darauf begünſtigte das Glück die Columbier auch gegen die Peruaner. Die letzteren wurden in der Schlacht bei Tarqui am 26 Februar geſchlagen, und ihr General Laplaza gefangen genommen. Darauf ſchloß Gamarra ſchon am folgenden Tage mit Florez den Frieden von Giron

ab, worin die Peruaner alle Forderungen Columbia's zu befriedigen verſprachen. Dieſer Friede ſcheint indeß nur einſeitig und voreilig von der Partei des Gamarra, im Einverſtändniß mit Bolivar, abgekartet geweſen zu ſeyn. Er kam nicht zur Ausführung. Prieto, Commandant von Guayaquil, weigerte ſich, dieſe Feſtung zu räumen und erlaubte ſich große Grauſamkeiten gegen die Einwohner, worüber ſich Columbia bitter beklagte. Zum Unglück dieſer Stadt kam noch, daß die peruaniſche Fregatte Prueba mitten im Hafen in die Luft flog und viele Häuſer zertrümmerte, am 18 Mai. Lamar ſelbſt weigerte ſich, den Friedenſchluß zu vollziehen, allein er mußte der ſtärkeren Partei doch zuletzt unterliegen. Gamarra ſetzte ihn mitten in ſeinem Lager ab und verbannte ihn nach Chili, im Mai; Lafuente aber veränderte am 5 Junius die Regierung in Lima und machte ſich zum einſtweiligen Oberhaupt der Republik Peru. Nun ſtand dem Frieden kein Hinderniß mehr im Wege, da Lafuente, ein alter Freund Bolivars, und auch Gamarra mit ihm einverſtanden war. Man ſchloß am 27 Julius den Waffenſtillſtand zu Biujo, worin ausgemacht wurde, daß die Peruaner das columbiſche Gebiet räumen, die Blokade der columbiſchen Küſte aufheben und alle Priſen zurückgeben, dagegen aber nicht gehalten ſeyn ſollten, die früher geforderten Entſchädigungen für die Hülfe Columbia's im Befreiungskriege zu zahlen. Aus dieſem Waffenſtillſtand wurde ein förmlicher Friede gemacht, den 22 September. Nach Beendigung des Krieges trat Lafuente dem General Gamarra die Präſidentenſtelle ab und begnügte ſich mit der eines Vicepräſidenten. Der Friede ſchien dauernd befeſtigt, um ſo mehr, als auch Santa Cruz, der ſich in der Republik Bolivia an die Spitze des Staats geſtellt hatte, beiden kriegführenden

Parteien zum Frieden Glück wünschte, und mit Bolivar, dem Gründer der boliviſchen Verfaſſung, in dem innigſten Einverſtändniß lebte.

So ſchien ſich Alles zu Bolivars Gunſten zu geſtalten, und er ſchrieb auf den 2 Januar 1830 einen allgemeinen Congreß der Columbier nach Santa Fe de Bogota aus, auf welchem Columbia eine definitive Verfaſſung gegeben werden ſollte. Bei dieſer Gelegenheit erklärte ſich eine bedeutende Partei für die Anſicht, die Regierung müſſe mehr concentrirt werden. Man glaubte, es ſey damit gemeint, Bolivar ſolle zum erblichen Kaiſer ernannt werden, und ſo entſtund große Unzufriedenheit bei den ſtrengen Republicanern, welche Bolivars Neider benutzten. Man erinnerte daran, daß Bolivar ſchon in Bolivia eine Verfaſſung eingeführt habe, die zur Alleinherrſchaft hinneige, daß er daſſelbe Syſtem in Peru begünſtige, und daß die Häupter dieſer beiden Republiken ſeine Verbündeten ſeyen. Man glaubte alſo, nun ſey die Zeit gekommen, da er auch in Columbia die Zügel der Regierung enger faſſen und ſeine Thronbeſteigung vorbereiten werde.

Dieſe Stimmung benutzte General Cordova, der am 12 September zu Antioquia die Fahne der Empörung aufpflanzte, indem er laut aufforderte, ſich gegen Bolivars ehrgeizige Plane zu waffnen. Allein Bolivar hatte noch nichts gethan, was den Argwohn entſchieden hätte rechtfertigen können, und die Columbier nahmen wenig Antheil an der Empörung. General O'Leary, den Bolivar abſandte, ſchlug den General Cordova bei Santriario am 17 October, wobei der letztere den Tod fand, den er ſuchte. Das Bemerkenswertheſte bei dieſer an ſich unbedeutenden Empörung iſt aber, daß der engliſche Generalconſul Henderſon und der

nordamericaniſche Geſchäftsträger Harriſon, als in die Verſchwörung Cordova's verwickelt, ungeſäumt den Befehl erhielten, die Hauptſtadt Bogota zu verlaſſen.

Kaum war aber dieſer Sturm abgeſchlagen, ſo erhob ſich ein neuer, der mit einer weit größern Gefahr drohte. Schon lange ſaß General Paez lauernd zu Venezuela, unter der Maske der Treue die Eiferſucht verbergend und im Stillen ſeinen Abfall vorbereitend. Als die Bürger von Carraccas ſich verſammelten, die Deputirten zum Congreß zu wählen, kamen alle Beſchuldigungen zur Sprache, die man Bolivar machte, und Paez legte ein Schreiben von Urdaneta, dem Miniſter des Innern vor, worin dieſer eifrige Anhänger Bolivars ihn aufforderte, zur Erhebung Bolivars beizutragen. Dieß empörte die Burger ſo, daß ſie, Bolivars Ehrgeiz fluchend, am 26 November feierlich erklärten: „Damit die Freiheiten Venezuela's unangetaſtet bleiben, trennt ſich Venezuela von der Regierung von Bogota.“ Die Summe der Anklagen gegen Bolivar iſt in folgender von den Bürgern von Carraccas an dieſem Tage erlaſſenen Erklärung enthalten: „Selbſt wenn wir vergeſſen könnten den Inhalt der Botſchaft des Generals Simon Bolivar an den Congreß von Angoſtura im Jahre 1819, in welcher er Grundſätze vorſchlug, die im Widerſpruch ſtanden mit dem in Venezuela im Augenblicke ſeiner politiſchen Umbildung proclamirten Syſtem; ſeine Abweichung von der Conſtitution von Cucuta, trotz des Eides der Treue, den er ihr geſchworen, und den er umging, indem er ſich in entfernte Gegenden zurückzog; das Geſtändniß ſeiner politiſchen Grundſätze in der Conſtitution, die er der Boliviſchen Republik vorſchlug, und Peru und Columbien dringend empfahl; die

Mittel, die er anwandte, um den Congreß von Peru und die große Convention von Ocana aufzulöſen; die günſtige Aufnahme und Unterſtützung, die er denen zu Theil werden ließ, die durch eine revolutionäre Bewegung die volksthümlichen Grundlagen der Regierung in Bogota vernichteten, um ihn zum oberſten Chef und Schiedsrichter über das Leben der Bürger zu beſtellen; endlich die zu verſchiedenen Zeiten in Umlauf geſetzten vielen Gerüchte über den Plan eines Umſturzes der Republik — wenn wir, wie geſagt, dieſes Alles vergeſſen könnten, ſo könnten wir doch unmöglich mit Gleichgültigkeit die wiederholten und directen Angriffe betrachten, die unter der Dictatorialverwaltung gemacht wurden und gemacht werden auf die unveränderlichen und heiligen Principien, die durch Weisheit und geſunde Politik gegründet, und gegen ihre Feinde durch ſo viel Blut und ſo mächtige Opfer für die Freiheit gerettet wurden; gegen jene Principien, die von America vor zwanzig Jahren beim Anfange der Revolution proclamirt wurden, für die unſre Väter und unſre Brüder in den Tod gingen, für die wir Friede und Glück opferten, und unſre aufwachſenden Städte und fruchtbaren Felder in Trümmer und Verödung brachten. Seit der Wille Eines Mannes das einzige Geſetz der Columbier wurde, haben ſie aufgehört, die begeiſterten Rufe der Freiheit ertönen zu laſſen, und die Preſſe, die unſre Meinungen ausgeſprochen und durch eine Menge Schriften unſre Schritte gebilligt hatte, ward gezwungen, ihre großen Zwecke aufzugeben, ſo daß man von ihr nichts mehr hörte als das Lob der abſoluten Gewalt und Verwünſchungen gegen die Freiheit. Die Miniſterialzeitung von Columbien und die von der Regierung herausgegebenen officiellen Blätter der Diſtricte gingen zuletzt ſo weit, daß ſie

ſagten: Principien ſeyen der Krebs der Geſellſchaft und das Verderben America's, dagegen ſey die Regierung Eines Mannes die beſte und nur ſervile Unterwerfung und blinder Gehorſam könnten uns glücklich machen. Welch' niedrige Unwürdigkeit! wie beſchimpfte ſie uns! Die von den Agenten der Regierung aus der Hauptſtadt in die Provinzen geſendeten Druckſchriften, derſelben Quelle entſprungen und denſelben Geiſt athmend, empfahlen beſtändig als ſicheres Schutzmittel Schweigen ſtatt Wahrheit, blinden Gehorſam, feige Unterwerfung ſtatt redlicher Ausübung unſerer Rechte, Sclaverei ſtatt Freiheit. Ganz Columbien ſah mit Unwillen das Eco del Teguandeme und andere ähnliche Schriften. Die Creaturen der Sclaverei wurden ſchamlos vermehrt, alte Patrioten und freie Männer überall verfolgt; für die Erſtern war der Schatz verſchwendet, die Familien der Letztern weinten in Noth und Verwaiſung. Der Ackerbau iſt ſeinem Verderben nahe; ſeine achtbaren Beförderer ſterben vor Hunger. Der Handel, durch willkürliche, unverſtändige Maßregeln niedergedrückt, läßt unſre Häfen verödet, unſre Waarenhäuſer verſchloſſen, die Hälfte der Bevölkerung in Unthätigkeit. Derſelbe General Bolivar hat in einem von ſeinen Freunden gedruckten Briefe erklärt, die Regierung habe keine Einheit, keine Stetigkeit, keine Ausſicht der Dauer; ſie bewege ſich ſprungweiſe, und laſſe ungeheure leere Räume hinter ſich; er könne die Laſt der Verwaltung nicht länger tragen, Ehre und Pflicht forderten ſeinen Rücktritt. Das Volk ſah alles Dieß geduldig mit an, und litt mehr als man ſagen kann, denn es ſchöpfte aus der wachſenden Natur des republicaniſchen Syſtems wenigſtens die Hoffnung, es werde ein Tag kommen, wo die Dinge anders würden und unſre Leiden durch die Einſchlagung einer regelmäßi-

gen Bahn geheilt werden könnten. Diese Ideen aber wurden mißdeutet, der Schein für Wirklichkeit genommen; man glaubte, des Volks Stillschweigen bewiese Zustimmung, seine Mäßigung Furcht, sein Patriotismus beruhe auf niedrigen Gefühlen, und der ersehnte Augenblick sey endlich gekommen. Machiavellistische Bewegungen fanden statt, denen die schlimmsten Absichten zu Grunde lagen, Männer von Vertrauen und Macht wurden aufs übereilteste beunruhigt, und das ganze Volk überzeugte sich bald von den furchtbaren Angriffen auf seine Freiheit. Jedermann weiß, daß der oberste Chef des Centrums, ein Mitglied des Regierungsconseils und Kriegsminister, der Urheber dieser Verschwörung ist. Es ist bekannt, daß nach dem Inhalte dieser Mittheilungen mittelst des betheiligten Einflusses fremder Cabinette auf eine mächtige Hülfe gezählt wird, und daß (in einem Schreiben Bolivars an Paez) ausdrücklich erklärt wurde: „die fremden Verbindungen sind verbürgt, und es kann kein Rückschritt gethan werden.“ Ein solcher Versuch scheint einem Traume gleich, aber man muß den Thatsachen glauben, daß man wirklich eine Monarchie im Sinne hat. Caraccas, fest in den Grundsätzen, die es verkündigte, als es die spanischen Fesseln brach, beschließt nach reiflicher und besonnener Erwägung: Trennung von der Regierung von Bogota und Verwerfung der Autorität des Generals Bolivar, Beibehaltung jedoch des Friedens, der Freundschaft und der Eintracht mit seinen Schwesterdepartementen des Centrums und des Südens von Columbien, mit denen in Betreff der gemeinsamen Interessen Verbindungen zu bilden und festzustellen sind.“

Die meisten Städte Venezuela's schlossen sich an Caraccas an, am 8 December La Guayra, am 20sten Cumana unter

General Bermudez, am 25ſten Puerto Caballo. Es iſt übrigens ſehr wahrſcheinlich, daß die alte Eiferſucht zwiſchen den ſpaniſchen Provinzen und der Unabhängigkeitsſinn einer jeden an dieſem Abfall Venezuela's wenigſtens eben ſo viel Antheil gehabt haben, als die Beſorgniß vor Bolivars Tyrannei und als die Demagogie des General Paez.

Unterhandlungen mit Venezuela, um dieſe Provinz wieder zu gewinnen, und die Verſammlung des großen Congreſſes zur definitiven Conſtituirung der Republik blieben die wichtigſten Aufgaben Columbia's für das folgende Jahr.

d.

Chili.

In dieſer Republik herrſchte zu Anfang des Jahres 1829 vollkommne Eintracht und Ruhe. Der Congreß ging am 31 Januar aus einander, nachdem er zwei Kammern, der Senatoren und der Deputirten, organiſirt hatte. Die Präſidentſchaft wurde dem General Pinto übertragen, der allgemein beliebt war. Man hegte den Plan, Valparaiſo zu einem Freihafen zu erklären, um den Handel zu fördern, und daß auch die Aufklärung befördert wurde, beweist die Vertreibung des Pater Farinelly, der ſich durch Ablaßkram bereichert hatte, die gewonnenen Summen aber wieder hergeben und das Land verlaſſen mußte. Gegen Ende des Jahres aber wurde die Ruhe der Republik wieder geſtört. Die Provinz Conception riß ſich unter dem General Prieto los, deſſen rohe Banden, die Marodeurs genannt, die öffentliche Sicherheit ſehr gefährdeten. Um dieſem Unfug zu begegnen, erklärte das vor Valparaiſo liegende franzöſiſche Geſchwader, es werde Truppen ans Land

ſetzen laſſen, und die Regierung ſelbſt ſchickte den General Lacaſtra gegen Prieto aus. Nach einem heftigen Gefecht ſollen ſie die Sache gütlich beigelegt haben.

e.

Das Staatenſyſtem am Rio de la Plata.

Die neuen ſpaniſchen Republiken, die ſich wie Blätter an einem Zweige, an den la-Plata-Strom reihen, bieten ein ganz ähnliches Schauſpiel dar, wie die Republiken am Orinoco und an den Cordilleren; nur daß hier nicht eine ſo mächtig vorragende Heldengeſtalt, wie dort Bolivar, die Augen auf ſich zieht. Auch hier erblicken wir Alles in Anarchie, die Provinzen uneins, die Gewalt in den Händen militäriſcher Parteien.

Der Hauptſtaat Buenos-Ayros, befand ſich zu Anfang des Jahres 1829 in großer Gährung. Unlängſt hatte die Republik den Krieg mit Braſilien ehrenvoll geendet, und der neuen Republik (öſtliche Banda, oder Freiſtaat Montevideo) die Unabhängigkeit erkämpft, die ihm Braſilien verweigert hatte. Als aber General Juan Lavalle mit den Truppen nach Buenos-Ayres zurückgekehrt war, hatte er am 1 December 1828 den geſetzgebenden Körper aufgelöst, den Präſidenten der Republik, Manuel Dorrego, zur Flucht gezwungen, verfolgt, im Felde beſiegt und am 11 December erſchießen laſſen. Dieſer Lavalle war das Werkzeug der ſogenannten Unitarier, deren Zweck die politiſche Einheit der Plata-Staaten war, im Gegenſatz gegen die Partei der Föderaliſten, die nur einen Bund unabhängiger Republiken wollten. Die Unitarier hatten früher unter der Präſident-

ſchaft Rivadavia's in Buenos-Ayres geherrſcht, und ſich Maßregeln der Gewalt zu Schulden kommen laſſen, welche der Freiheitsſinn der jungen Republik nicht ertrug. Sie waren daher durch die Föderaliſten unter der Präſidentſchaft Dorrego's, der großes Vertrauen genoß und ſich namentlich im Kriege mit Braſilien verdient gemacht hatte, in der Herrſchaft abgelöst worden. Rivadavia glaubte nun, entweder ſeiner Partei aufs Neue den Sieg zu verſchaffen, oder fürchtete er nur, noch nachträglich zur Verantwortlichkeit wegen ſeines frühern Betragens gezogen zu werden, wovon man wenigſtens ſprach; genug, er verſchwor ſich mit Lavalle, blieb aber ſelbſt im Hintergrunde und ſchob dieſen vor. Lavalle benutzte einen Zeitpunkt der Ruhe und des Vertrauens, um die Föderaliſten zu überraſchen, und es gelang ihm, das Haupt ihrer Partei, Dorrego, zu ermorden, und die Regierung zu ſtürzen.

Lavalle erklärte ſich ſofort ſelbſt zum Präſidenten der Republik. Buenos-Ayres gehorchte ihm, theils weil er hier ſeine Militärmacht concentrirt hatte, theils weil die Stadt mehr als das Land den Unitariern geneigt war. In Santa Fe aber erklärte ſich, am 20 Februar, der Congreß der vereinigten Provinzen am Rio de la Plata gegen ihn, und der Gouverneur dieſer Provinz, Lopez, ſo wie in Cordova der Gouverneur Buſtos und auf dem Lande der reiche Güterbeſitzer Roſas riefen alle Föderaliſten zu den Waffen. Anfangs war das Glück nicht auf ihrer Seite. Die nächſten Anhänger Dorrego's, die unter General Molinas gegen ihn fochten, wurden von Lavalle's Obriſten Suarez bei Palmitas am 7 Februar 1829 geſchlagen, und dabei ihr zweiter General Meſa gefangen. Lavalle ließ ihn auf der Stelle erſchießen,

wie er überhaupt durch große Grausamkeiten Schrecken zu verbreiten suchte. So ließ er am 24 Februar eine große Menge ihm verdächtiger Föderalisten verhaften. Ein militärisches Schreckenssystem schien ihm klug gegenüber einer Partei, die fast nur aus Bürgern und Bauern bestand. Er, der die disciplinirten Truppen auf seiner Seite hatte, hoffte durch raschen Gebrauch der Gewalt zu imponiren.

Er sandte sofort den General Paz gegen Bustos in Cordova, den Obrist Rauch, einen Deutschen, gegen Rosas im Norden und zog selbst am 10 März gegen Lopez in Santa Fe während er dem Admiral Brown die Bewachung von Buenos-Ayres überließ. Allein Rauch wurde am 28 März nach einem heldenmüthigen Kampf von den Indianern erschlagen, die mit Rosas gezogen waren, weil er ihnen die Plünderung von Buenos-Ayres versprochen haben soll. Rauch hatte sich um Buenos-Ayres große Verdienste erworben und wurde allgemein betrauert. Die Indianer trugen seinen Kopf wochenlang auf einer Stange umher. Nach diesem Siege drang Rosas mit seinen Montoneros (föderalistisches Landvolk) und Indianern gegen Buenos-Ayres selbst vor und verbreitete den größten Schrecken. Lavalle mußte nun den Zug gegen Lopez einstellen und kehrte sogleich um, die Hauptstadt zu decken. Aber Lopez folgte ihm auf dem Fuß, und viermal kam es zu einzelnen Scharmützeln, bis am 26 April Abends 12 Stunden von Buenos-Ayres ein allgemeines Treffen erfolgte. Die Truppen der Stadt betrugen im Ganzen ungefähr 4000 Mann. Das Heer von Santa Fe, mit den Truppen des Landes und den Montoneros vereinigt, zählte 6000 Mann. Das Treffen begann am 26 Mittags, und Lavalle scheint darin mit der Verzweiflung eines Mannes gekämpft zu haben, dessen Leben

an dem Ausgange hing. Der rechte Flügel unter Lavalle war siegreich, der linke Flügel aber und das Centrum wurden vollständig geschlagen, verloren einen großen Theil ihrer Reiterei und alle ihre Pferde. In Buenos-Ayres selbst herrschte die größte Bestürzung; viele Frauen und Kinder hatten sich eingeschifft. Die Localbehörden hatten sich gleichfalls auf Schiffe geflüchtet. Alle Communication mit dem Lande war abgeschnitten. Von dem anrückenden Heere erzählte man sich die größten Excesse. Sie sollen überall, wo sie einrückten, geplündert und gemordet haben, und man fürchtete die Stadt Buenos-Ayros würde gestürmt und der Plünderung Preis gegeben werden.

Lavalle warf sich mit seinen von Lopez verfolgten Truppen in die Stadt, die er nunmehr gegen Lopez und Rosas zugleich zu vertheidigen hatte. In dieser Noth befahl er allen anwesenden Fremden, die nicht, wie die Engländer, durch besondere Verträge geschützt waren, sich zu bewaffnen, um zum Schutze der bedrängten Stadt beizutragen. Der französische Consul Mendeville protestirte gegen die Bewaffnung der Franzosen, und da Lavalle keine Ausnahme gestatten wollte, nahm der Consul seine Pässe. Die Föderalisten blokirten nun die Stadt und im Mai fielen täglich Gefechte vor. Lavalle aber kam noch weit mehr ins Gedränge, als am 24 Mai plötzlich ein kleines französisches Geschwader unter Capitän Picard im Hafen erschien, alle Kriegsschiffe der Republik in Beschlag nahm und eins derselben verbrannte. Dieß geschah auf Anstiften Mendeville's, und Lavalle erließ, um größeres Unheil zu verhüten, den Franzosen in der Stadt den Kriegsdienst. Es gereicht ihnen indeß zur Ehre, daß sie größtentheils freiwillig in der Miliz blieben, weil sie bei einer Plünderung der Stadt durch die

Indianer gleich sehr gefährdet gewesen wären, also auch gleiche Pflicht hatten, zur Vertheidigung mitzuwirken. Glücklicherweise verschwanden die Besorgnisse schon am folgenden Tage, am 25, indem die Indianer, mit der aus der Umgegend zusammengeraubten Beute die föderalistische Armee verließen. Auch wurden die Generale Quiroga und Bustos am 22 und 23 Junius von Paz geschlagen. Indeß sah Rivadavia dennoch den Sturz seiner Partei vorher und hielt es für das Klügste, nach Europa zu gehen, worauf Lavalle sogleich mit Rosas in Unterhandlung trat. Beide Generale umarmten sich im Angesicht ihrer Truppen, und beide kamen überein, um alle Parteien zu versöhnen, den sehr gemäßigten General Viamont zum Gouverneur von Buenos-Ayres zu ernennen. Dieß geschah am 26 August. Viamont erließ eine Proclamation: „Mitbürger! Endlich ist der brudermörderische Krieg ganz aus unserer Mitte verschwunden, aber unsre Provinz, einst so blühend und glücklich, ist jetzt eine große Wüste! Der Drang der Umstände dem ich nicht zu widerstehen vermochte, hat mich auf eine überraschende Weise meinen friedlichen Beschäftigungen, der stillen Zurückgezogenheit, die meinem vorgerückten Alter ziemt, entrissen, um mich an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu stellen. Nie habe ich ein Opfer gescheut, wenn das Glück und der Ruhm des Vaterlandes solches forderten, doch von dem, welches ich heute bringe, kennt ihr selbst den Umfang besser, als ich es auszudrücken weiß. Ein langes öffentliches Leben hat euch Gelegenheit gegeben, meinen Charakter und seine Mängel, meine treue Anhänglichkeit an das theure Land unserer Geburt, und die religiöse Gewissenhaftigkeit, mit der ich beschworne Pflichten zu erfüllen bemüht war, kennen zu lernen. Auch den Eid,

den ich ich heute geleiſtet, werde ich getreu erfüllen. Ein dichter Schleier werde über die unglückliche Periode gezogen, die nun vorüber iſt, mein ganzes Beſtreben wird auf die möglichſt ſchnelle Wiederherſtellung unſrer Inſtitutionen, auf die Wiedererlangung der Einigkeit und des verlornen Zutrauens gerichtet ſeyn."

Es gelang ihm in der That, die Ruhe vollſtändig herzuſtellen. Die Parteien wurden entwaffnet, die Gemüther durch allgemeine Amneſtie verſöhnt, die Anſtände mit Frankreich friedlich ausgeglichen, die Polizei gut gehandhabt und für das geſtörte Unterrichtsweſen geſorgt. Der Wittwe Dorrego's wurden die ihrem Manne zur Belohnung beſtimmten 100,000 Piaſter zugeſtellt, die ſie aber aus Patriotismus nicht annahm. Lavalle und ſeine nächſten Anhänger entſchloſſen ſich zu einem freiwilligen Exil, Rivadavia's Beiſpiel folgend. Am 18 October ſchloß Buenos-Ayres mit Santa Fe einen Bund gegen die Indianer, welche, unbekümmert um die Parteien und nur nach Beute gierig, einen neuen Einfall gemacht hatten. Nachdem Viamont ſolchergeſtalt aufs beſte für die Herſtellung der Ordnung gewirkt hatte, krönte er ſein Werk durch die Herſtellung der alten, ſeit Dorrego's Tode geſtürzten Verfaſſung, am 1 December, und trat vom Schauplatz, indem er die erſte Stelle in der Republik an Roſas übergab, deſſen Waffen den Ausſchlag gegeben und deſſen Popularität beim Landvolk eine Bürgſchaft für die Dauer des Friedens darzubieten ſchien. Man beſorgte jedoch, daß der Sieg der Föderaliſten über die Unitarier ſpäter noch üble Folgen haben könne, ſofern der Mangel an Einheit und die Lockerheit des Bundes der einzelnen

zelnen La Plata-Staaten früher oder ſpäter wieder zu Fehden Anlaß geben müſſen.

Trotz der innern Unruhen in Buenos-Ayres ließ dieſe Republik im Jahre 1829 die Falklandsinſeln beſetzen, um zu verhindern, daß dieſelben etwa bei einem künftigen Angriff den Spaniern zum Stützpunkte dienen möchten. — In dem Kriege gegen Buenos-Ayres zeichnete ſich ein indianiſcher Häuptling, Pinheira, Sohn eines Europäers und einer Indianerin, vorzüglich aus. Er hatte ſich zum Chef des Stammes der Pampas erhoben, und zerſtörte wegen des Mords einiger Indianer die patagoniſche Pflanzung am Bahia-Blanca. Hierauf zog er ſich in das Innere Südamerica's zurück und drang bis an die Anden, indem er überall die Indianerſtämme gegen die Weißen aufzuregen verſuchte und dabei vorgab, für Ferdinand VII Südamerica zurückerobern zu wollen.

f.

Paraguai.

Von dieſem geheimnißvollen Lande, das ehemals die Jeſuiten beherrſchten und das nun unter dem patriarchaliſchen Deſpotismus des berühmten Dr. Francia eben ſo iſolirt fortvegetirt, iſt ſeit dem intereſſanten Bericht des Gefährten Bonplands, Dr. Rengger, wenig bekannt worden. Es hieß, Bonpland, der früher mit Alexander von Humboldt, ſpäter mit Dr. Rengger gereist und mit dem letztern in Francia's Gefangenſchaft gerathen war, ſey im Laufe des Jahres 1829 freigelaſſen worden, dieſe Nachricht hat ſich aber noch nicht beſtätigt. Ferner erfuhr man, der berühmte

Guerillachef der öſtlichen Banda, Artigas, der 1822 ebenfalls in Francia's Gefangenſchaft gerathen war, und den man längſt todt geſagt hatte, lebe noch und ſtehe in der Gunſt Francia's.

K.

Montevideo.

Dieſe ſogenannte cisplatiniſche Republik iſt bekanntlich eine Frucht des ſiegreichen Krieges von Buenos-Ayres gegen Braſilien. Nachdem die Unabhängigkeit dieſes ausgedehnten Länderſtriches, auf dem aber noch kaum 80,000 Menſchen leben, im Frieden feſtgeſetzt und die Truppen der kriegführenden Mächte zurückgezogen worden waren, conſtituirte ſich die neue Republik und machte den General Rondeau zu ihrem Gouverneur. Allein auch hier waltete ein unruhiger Geiſt, wie in allen andern Staaten Südamerica's. Die Generale Lavalleja und Ribeira, Rondeau's Rivalen, erklärten ſich jeder in dem Gebiet, das er beſetzt hatte, für unabhängig, und es hieß, am 13 December ſey ein neuer proviſoriſcher Gouverneur, Suarez, eingeſetzt worden.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21454 / 073

VI.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerica.

Dieſes geſegnete Land der Freiheit genoß in ungeſtörter Ruhe die Früchte ſeiner trefflichen Verfaſſung, einer Verfaſſung, die alle Kräfte der Nation ſich entwickeln läßt, ohne, gleich den Hof- und Militärſtaaten Europa's, den beſten Theil des Nationaleinkommens wieder zu verſchlingen. Wie raſch die Bevölkerung Nordamerica's, die neuen Dörfer, Städte und Staaten, die öffentlichen Anſtalten, Straßen, Canäle, vor Allem aber die Induſtrie und die Reichthümer der Privaten zunehmen, iſt allgemein bekannt. In gleichem Maß aber, wie der Wohlſtand des Landes zunimmt, nimmt ſeine öffentliche Schuld ab. Die Nationalſchuld Nordamerica's iſt faſt ganz getilgt. Im Jahr 1827 belief ſie ſich noch auf 74, 1828 nur noch auf 62 $^1/_2$, und 1829 nur noch auf 48 Millionen Dollars, ſo daß man ihre gänzliche Ablöſung auf das Jahr 1833 vorausbeſtimmen konnte.

Zu Anfang des Jahres 1829 nahm das Intereſſe aller Nordamericaner eine wichtige Nationalangelegenheit in Anſpruch, die Wahl eines neuen Präſidenten der Republik, der dem Geſetze zufolge alle vier Jahre erneuert werden muß. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegt ſich der ſonſt ſchlummernde Parteigeiſt mit Heftigkeit zu äußern. Die Gränzen zwiſchen

den Parteien in Nordamerica ſind nicht ſcharf gezogen. Im Grunde fühlen ſich alle Bürger bei ihrer Verfaſſung gleich glücklich, und alle wachen ſo ſtreng über ihre Rechte, daß es dem perſönlichen Ehrgeize nicht gelingen kann, der Republik gefährlich zu werden. Auch ſteht die Verfaſſung ſowohl der ganzen Union als der einzelnen föderirten Staaten ſo feſt, daß weder die unitariſche Partei die Unabhängigkeit der letztern, noch die föderaliſtiſche die Einheit der erſtern zu gefährden im Stande iſt. Inzwiſchen findet noch, wie in den ſüdamericaniſchen Provinzen, ſo auch hier eine Parteiung zwiſchen denen ſtatt, welche eine einigere Centralrepublik, und denen, welche eine lockerer verbundne Föderation ſouveräner Staaten wollen. Jene haben dabei ein mehr ariſtokratiſches, dieſe ein mehr demokratiſches Intereſſe. An der Spitze der erſtern ſtand der bisherige Präſident Adams, an der Spitze der letztern der General Andrew Jackſon, der durch den Sieg ſeiner Partei bei der Präſidentenwahl zu Waſhington am 11 Februar 1829 mit 178 gegen 83 Stimmen für die vier folgenden Jahre zum Haupt der Republik ernannt wurde.

General Jackſon hat ſich bekanntlich durch ſeinen glänzenden Sieg über die Engländer bei New-Orleans um ſein Vaterland das größte Verdienſt erworben. Von ſeiner Perſon erfahren wir: „Er genießt einer guten Geſundheit; ſeine Kleidung und äußere Erſcheinung ſind höchſt einfach, ſeine Perſon aber und ſein Betragen ganz darauf berechnet, einem Fremden etwas mehr als bloße Achtung einzuflößen. Selten, vielleicht nie, haben wir einen Mann von ſeinem Alter geſehen, der ſo ungezwungen in ſeinen Bewegungen, ſo einnehmend in den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen des feinern Lebens geweſen wäre. Sein Antlitz iſt das eines im Kriege grau ge-

wordenen Veteranen; ohne Schönheitslinien darzubieten, hat es einen Ausdruck von Wohlwollen und Geist, der durchaus Intereſſe für ihn erregen muß."

Die geſtürzte Partei benahm ſich im erſten Augenblick ſehr heftig, namentlich der austretende Staatsſecretär Clay, den Jackſon durch van Buren erſetzte. Ein Schreiben aus New-York in der Allgemeinen Zeitung ſagt darüber: „Jackſon iſt hier durch die vereinigten Anſtrengungen der Demokraten des Mittelſtandes und der untern Volksclaſſen, Präſident geworden. Dieſes Ereigniß hat den Gang der Ariſtokratie um vier Jahre zurückgeſetzt, aber es iſt unzweifelhaft, daß Jackſon im Jahre 1832 nicht zum zweitenmale gewählt werden wird. Schon jetzt fangen die Werbungen für den Demagogen Clay (vorigen Staatsſecretär) an. Dieſer reist in den weſtlichen Staaten und beſonders in Kentucky von einem Orte zum andern, und ſpricht bei den öffentlichen Mahlzeiten, die ihm gegeben werden, in einem Tone, welcher in zwei bis drei Jahren einen Wahlkampf vorausſehen läßt, der noch weit heftiger ſeyn wird, als der letzte zwiſchen Adams und Jackſon, und der von einem bürgerlichen Kriege nur wenig verſchieden ſeyn dürfte. Es iſt augenſcheinlich, daß den Vereinigten Staaten eine Kataſtrophe bevorſteht. Die Partei der Ariſtokraten verſtärkt ſich jeden Tag, und da der Weſten mit ihnen vereinigt iſt, ſo müſſen blutige Scenen erfolgen. Von der Bitterkeit und Animoſität der Anhänger Jackſons, Clay's und Adams kann man ſich keinen Begriff machen, und da Clay die Kentuckier und den ganzen Weſten für ſich hat, ſo wird dieſer heftige und rohe Mann, der ſo ganz den weſtlichen Halbwilden zuſagt, nicht nur im Jahre 1832 Präſident werden, ſondern der Weſten wird auch eine entſchiedene Oberhand über den Oſten gewinnen."

Dieſe Sprache bezeichnet indeß nur die Leidenſchaft des Augenblicks. Nordamerica hat keineswegs ſchon in ſo kurzer Friſt blutige Bürgerkriege zu befürchten. Wir ſind gewohnt, die Engländer eine ſehr derbe und drohende Sprache führen zu hören, ohne daß die innere Ruhe Englands dadurch gefährdet würde. Eine noch heftigere Sprache iſt in den Vereinigten Staaten gebräuchlich, wo die Verfaſſung noch viel feſter begründet iſt.

Hatte die ariſtokratiſche Partei ausgeſprengt, General Jackſon werde die Leidenſchaft und den Ehrgeiz eines Demagogen auf den Präſidentenſtuhl mitbringen, gewaltthätig verfahren, Händel ſuchen und vielleicht gar eine militäriſche Dictatur improviſiren, ſo wurden alle dieſe Verläumdungen durch ſein Betragen als Präſident widerlegt. Er zeigte ſich nicht heftig, ſondern ruhig, nicht gehäſſig, ſondern mäßig, nicht militäriſch, ſondern ſehr bürgerlich. Alle Handlungen ſeiner Regierung, ſo wie die Rede mit der er am 8 December den Congreß der Vereinigten Staaten eröffnete, athmeten Frieden, Geſetzlichkeit, Billigkeit. Weit entfernt, der Gegenpartei zuwider zu handeln, nahm er Rückſicht auf ſie und ihre Wünſche, dem richtigen Grundſatze folgend, daß, wenn er als Candidat der Präſidentſchaft ihr Gegner ſeyn durfte, er doch als Präſident in der Eigenſchaft des Staatsoberhaupts die Intereſſen Aller gleich ſehr wahrnehmen müſſe. Die Acte ſeiner Regierung, ſo wie die neuen Vorſchläge, die er dem Congreß machte, beweiſen dieß.

Nur in Einem Punct machte er, der ariſtokratiſchen Partei gegenüber, einen rein demokratiſchen Grundſatz geltend. Er hatte nicht nur, gegen den Wunſch jener Partei, alle von ſeinem Vorgänger Adams eingeſetzten Beamten abgeſetzt, ſondern

ſchlug auch ein Geſetz vor, daß künftig kein Beamter länger als vier Jahre (wie der Präſident ſelbſt) ſeine Stelle behalten dürfe, indem dieſes ächt republicaniſche Verfahren allein im Stande ſey, die allmähliche, dem Staat gefährliche, Bildung einer Beamtenkaſte und Ariſtokratie zu verhindern. — Dagegen wich Jackſon von den einſeitigen Wünſchen ſeiner Partei ab, indem er die der Gegner in Betreff des neuen Zolltarifs berückſichtigte. Dieſe Sache war von großer Wichtigkeit in einem handeltreibenden Staate. Die mehr conſumirenden Provinzen hatten ſich längſt über den zu hohen Zoll, der die aus England eingeführten Waaren belaſtete und vertheuerte, beſchwert; während die Provinzen, welche die einheimiſche Induſtrie in die Höhe zu bringen ſuchten, umgekehrt die Beibehaltung des ſtrengen Zollſyſtems verlangten. Jackſon ging den Mittelweg, indem er eine nur mäßige Herabſetzung des Zolles vorſchlug, um die verſchiedenen Anſprüche auszugleichen und nicht durch allzu einſeitige Durchführung des einen oder andern Syſtems, je eine Hälfte der Nation zu beleidigen. — Eben ſo zart und mäßig benahm ſich der Präſident dem Ausland gegenüber. Er befeſtigte die Freundſchaft mit England, dem Staat, der trotz der politiſchen Trennung mit Nordamerica noch immer durch das wechſelſeitige Handelsintereſſe aufs innigſte und enger als irgend zwei andere Staaten in der Welt verbunden iſt. Der alte Gränzſtreit beider Staaten in Betreff Canada's wurde dem Könige der Niederlande zur ſchiedsrichterlichen Entſcheidung vorgelegt. Auch der alte Streit mit Frankreich wegen der von Napoleon confiscirten nordamericaniſchen Waaren ſollte friedlich ausgeglichen werden. Um die ſüdlichen Nachbarn nicht zu beleidigen, wurde auf Verlangen der in Republik Mexico beherrſchenden Escoſeſospartei

der nordamericaniſche Geſandte Poinſett, der als Stifter der Yorkinospartei in die Unruhen des Landes tief verwickelt war, zurückberufen. Ferner wurde der 1828 mit Preußen ſtipulirte Handelsvertrag ratificirt, und die öſterreichiſchen Schiffe erhielten gleiche Rechte wie die einheimiſchen. Daß auch Don Miguel, als factiſcher Regent von Portugal, von Nordamerica anerkannt wurde, iſt ſchon erwähnt worden. Die Republik bekümmert ſich nicht um die Legitimität der Könige, ſondern nur um den wirklichen Beſtand ihrer Herrſchaft, und inſofern war die Anerkennung Don Miguels ganz conſequent. Allein ſie war von Umſtänden begleitet, die das Gefühl empören. Don Barrozzo Pereira, Conſul der Königin Maria in New-York, proteſtirte gegen den neuen Botſchafter Don Miguels, Don Torlade d'Alambriza, und weigerte ſich, demſelben die Geſandtſchaftsacten auszuliefern. Da der letzte aber einmal anerkannt war, ſo wurde Pereira geſetzlich zur Auslieferung der Papiere oder zu einer Caution von 100,000 Dollars angehalten, und da er dabei blieb, jene nicht auszuliefern, und dieſe nicht bezahlen konnte, ſo ward er am 30 October in das gemeine Gefängniß geſetzt.

Eine wichtige Angelegenheit des Congreſſes war ferner das Verhältniß der Indianer. Die Ausbreitung der Weißen dießſeits des Miſſiſippi hatte dergeſtalt zugenommen, daß es ihnen nöthig wurde, ſich auch in den Beſitz der Gegenden zu ſetzen, die noch immer von wilden Indianerſtämmen bevölkert waren. Man ſtritt nur noch darum, ob man die Indianer zu europäiſcher Civiliſation zwingen, oder ſie jenſeits des Miſſiſippi auswandern heißen ſolle. Beides war gleich grauſam, allein das Schickſal der unglücklichen Wilden muß doch auf die eine oder die andere Weiſe entſchieden werden. Jackſon

war für die Auswanderung, weil dieß das menſchlichſte Mittel war, ſich der Indianer zu entledigen. In den ungeheuern Ländern, die jenſeits des Miſſiſippi und Miſſouri liegen, iſt Raum genug für ſie. Insbeſondere bereitete man die Ueberſiedelung der Creeks und Irokeſen vor, deren Hauptſitz bekanntlich in der Mitte zwiſchen den Staaten Georgia und Alabama iſt. Dieſe zahlreichen Stämme waren aber keineswegs geneigt, ſich der Forderung des Präſidenten zu fügen. Sie wünſchten, einen unabhängigen Staat in ihren alten Gränzen bilden zu können. Allein was vermögen ſie gegen die Uebermacht der Weißen? Sie rathſchlagten über die Botſchaft des Präſidenten. Ein alter Krieger, Spekled Snacke (bunte Schlange), deſſen Haupt die Kälte von hundert Wintern mit Schnee bedeckt hatte, hielt, geſtützt auf die Schultern zweier Jünglinge, folgende charakteriſtiſche Rede: „Brüder! Wir haben gehört, was unſer großer Vater ſagt; er iſt ſehr gut; er ſagt, er liebe ſeine rothen Kinder. Brüder! Ich habe unſern großen Vater ſchon oft ſprechen hören. Als er zuerſt über das große Waſſer herkam, war er nur ein kleiner Mann, und trug einen rothen Rock. Unſere Häuptlinge empfingen ihn an den Ufern des Savannah Stromes und rauchten mit ihm die Friedenspfeife. Er war ſehr klein. In ſeinem großen Boote ſitzend, waren ſeine Beine zuſammengezogen, und er bat um etwas Land, um ſein Feuer anzuzünden. Er ſagte, er käme über das große Waſſer her, um die Indianer neue Dinge zu lehren und ſie glücklich zu machen. Er ſagte, er liebe ſeine rothen Brüder; er war ſehr gut. Die Muscogees gaben dem weißen Manne Land, und machten ihm Feuer an, damit er ſich wärmen könne; und als ſeine Feinde, die blaſſen Geſichter vom Süden, ihn mit Krieg heim-

ſuchten, da zogen die jungen Leute ihren Tomahawk, und ſchützten ſein Haupt vor dem Scalpier-Meſſer. — Als der weiße Mann ſich aber bei dem Feuer der Indianer erwärmt, und ihre Nahrungsmittel zu ſich genommen hatte, ward er ſehr groß. Mit Einem Schritt überſtieg er die Berge, und ſein Fuß bedeckte die Ebenen und die Thäler. Seine Hände ergriffen die in Oſten und Weſten liegenden Seen, und ſein Haupt berührte den Mond. Da wurde er unſer großer Vater. Er liebte ſeine rothen Kinder, und ſagte: „Geht etwas weiter, oder ich trete euch.“ Mit einem Fuß ſtieß er die rothen Leute über den Ocean hinaus, und mit dem andern trat er die Gräber ihrer Väter, und die Wälder nieder, wo er ſo lange Zeit ihr Wild gejagt hatte. Aber immer noch liebte unſer großer Vater ſeine rothen Kinder, und bald ſprach er wieder zu ihnen: Gehet etwas weiter, ihr ſeyd mir zu nahe. Es waren aber ſchon damals, wie jetzt, einige ſchlechte Leute unter den Muscogees. Sie ſchmachteten um die Gräber ihrer Vorfahren herum, bis ſie erſchöpft dem ſchweren Tritt unſres großen Vaters nahten; ihre Zähne drangen in ſeinen Fuß, und er ward böſe. Dennoch fuhr er fort, ſeine rothen Kinder zu lieben, und da er fand, daß ſie ſich zu langſam bewegten, ſchickte er ſeine großen Kanonen vor ſich her, um ſeinen Weg frei zu machen. Brüder! Ich habe unſern großen Vater ſprechen gehört; er endigte aber immer mit den Worten: Gehet etwas weiter, ihr ſeyd mir zu nahe.“

Das Rührende, das in dem Schickſal dieſes Volkes liegt, bewegte eine große Anzahl rechtlicher Bürger, die am 28 December deßfalls zu New-York eine Verſammlung hielten, dem Congreß eine Bittſchrift für die ſüdlichen Indianer einzureichen. Uebrigens wurden von einigen kleinern Indianerſtämmen, den

Winnebagos, Potavatamiern und Uttawas den Weißen 6 — 7 Millionen Akres zwischen dem Missisippi und dem See Michigan vertragsmäßig abgetreten.

Wie sehr die weiße Bevölkerung beständig zunimmt, beweisen unter andern die Fremdenlisten. In den ersten vier Monaten des Jahres 1829 kamen allein in New-York über 20,000 Fremde an, und zwar größtentheils Einwanderer. Außerdem aber vermehren sich die Nordamericaner selbst sehr rasch, da Jedermann leicht ein Unterkommen findet, die Ehen sehr leicht geschlossen werden und viele Kinder, beim Mangel der Dienstboten, jeder Haushaltung erwünscht sind. Aus diesem Grunde bilden sich auch die neuen Weststaaten sehr rasch. Außer Ohio, das immer mehr in Flor kommt, rühmte man besonders das Gedeihen des neuen Staates Talahassan, mitten unter den Wildnissen und Wilden. Neue Städte und Dörfer entstehen fast in allen Theilen der Vereinigten Staaten, wie durch Zauberei, und da hier kein Hof, keine übertriebene Militärmacht, kein kostspieliger Clerus, keine supernumeräre Bureaukratie das Besitheil des Nationaleinkommens verschlingt, so thut man desto mehr für öffentliche Anstalten, die dem Bürger von unmittelbarstem Nutzen sind. Nirgends findet man daher so treffliche Canäle, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Realschulen, Armenhäuser, Gefängnisse ꝛc. In Boston wurde in diesem Jahre unter Anderm eine prachtvolle Brücke vollendet, die 1768 Fuß lang und 44 Fuß breit ist. Weniger erfreulich ist, was man aus den südlichen Staaten vernahm. Die Provinzialregierung von Georgia erließ unterm 22 December ein Gesetz, nach welchem jeder Sclave oder freie Neger zu Peitschenhieben oder zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, wenn er einem andern Sclaven oder auch nur einem

freien Schwarzen lesen und schreiben lehre. So barbarisch geht man dort noch mit den Negern um, und so sehr scheint man die Aufklärung derselben zu fürchten. Ein solches System muß aber früher oder später dennoch zur Empörung führen. — Merkwürdig ist auch, was in kirchlicher Hinsicht 1829 in den Vereinigten Staaten geschah. In Baltimore wurde das erste katholische Concilium in America gehalten. In New-York dagegen nahm der Pietismus einen energischen Aufschwung. Man verlangte daselbst vom Congreß, er solle den Sonntag so streng heiligen, daß künftig selbst die Post am Sonntag ruhen müßte. Auch wurden die Maskenbälle in New-York verboten. Unter einer der bedeutendsten religiösen Secten, der bischöflichen Methodisten, war ein Schisma ausgebrochen, und bereits hatten sich 40,000 Individuen von den übrigen getrennt.

Da in diesem Jahre die Instruction bekannt worden ist, welche der zum allgemeinen americanischen Congreß nach Panama abgeschickte Gesandte der Vereinigten Staaten am 5 Mai 1826 erhalten, und in dieser Instruction die ganze Politik Nordamerica's ziemlich deutlich enthüllt ist, so wird es angemessen seyn, hier die Hauptzüge davon mitzutheilen. Die Regierung erkennt an, daß ein allgemeiner Congreß der sämmtlichen Freistaaten von Süd- und Nordamerica einen neuen Abschnitt in der Geschichte bilde, allein sie ist nicht geneigt, die Einheit so fest zu begründen, daß dadurch der Wille der einzelnen Staaten im mindesten beschränkt werde. „Jeder Gedanke an einen Amphiktyonischen Rath, mit der Macht versehen, Streitigkeiten zwischen den americanischen Staaten zu schlichten, oder in irgend einer Beziehung ihre Schritte zu leiten, bleibt verworfen.“ Der Congreß soll sich darauf be-

ſchränken, den Handel der betheiligten Staaten durch gemeinſame Maßregeln zu fördern. Auch gegen Außen, namentlich Europa gegenüber, macht ſich Nordamerica keineswegs verpflichtet, den ſüdamericaniſchen Staaten beizuſtehen, ausgenommen in dem Falle, wenn Spanien von andern europäiſchen Staaten bei ſeinem Verſuch, ſeine alten Colonien wieder zu erobern, unterſtützt würde; dann würde Nordamerica mit Südamerica zuſammenſtehen. Ausdrücklich aber verlangen die Vereinigten Staaten, daß ihre ſüdamericaniſchen Brüder „zur Erlangung des Friedens nicht einen Zoll von ihrer unabhängigen Souveränetät aufopfern," alſo weder durch ein ausſchließliches Handelsprivilegium, noch durch Geld (wie Hayti von Frankreich) von Spanien die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit erkaufen ſollen, weil dieß „der Ehre und dem Nationalſtolz" zuwider ſey. Ferner empfiehlt Nordamerica ſeinen ſüdlichen Nachbarn, thätig gegen das von der alten Welt ausgegangene barbariſche Seerecht mitzuwirken. „Nichts würde den Charakter America's ſo ſehr erheben, als eine Vereinigung ſeiner Bemühungen, um die rückſtändigen Rechte der Civiliſation auf dem Ocean auf denſelben Punkt zu bringen, den ſie auf dem feſten Lande erreicht haben, und dadurch den Menſchen und ſein Eigenthum gegen alle Ungerechtigkeit und Gewalt ſicher zu ſtellen. Sie werden daher bei dem Congreſſe den Antrag vorbringen, den Krieg auf dem Ocean gegen Privateigenthum und Wehrloſe (die Caperei) abzuſchaffen. Auf dem Lande bleibt friedliches Privateigenthum geſchützt. Wer keine Waffe trägt, wird in ſeinen Berufsgeſchäften nicht geſtört. Warum ſollen nicht dieſelben humanen Grundſätze auch auf der See Anwendung finden? Sie werden daher die Annahme des Princips vorſchlagen, daß freies Schiff freies Gut

mache.“ Sodann ſoll der Geſandte vorſchlagen: „daß keine americaniſche Nation an irgend eine andere fremde Macht Vortheile im Handel oder der Schifffahrt bewillige, die nicht ebenfalls auf alle andern americaniſchen Nationen übergetragen würden.“ Ferner ſollen alle americaniſchen Staaten gemeinſchaftlich den Staaten Europa's erklären: „daß fernerhin die Gründung neuer europäiſcher Colonien im Umfang ihres Gebiets nicht mehr geduldet werde.“ In Betreff Cuba's erklären die Vereinigten Staaten, ſie erkennen die Spanier im Beſitz dieſer Inſel an, würden aber nicht zugeben, daß die Spanier ſie einer fremden Macht (England) abträten. Dagegen verlangen ſie auch, daß Merico und Columbia nichts gegen Cuba unternehmen ſollen. Sie empfehlen endlich den katholiſchen Südamericanern den Grundſatz der Religionsduldung, machen ſich indeß ſelbſt einer großen politiſchen Unduldſamkeit ſchuldig, indem ſie noch immer darauf beharren, die ſchwarze Republik Hayti nicht anzuerkennen. Der Grund dieſer Härte und republicaniſchen Inconſequenz liegt in der Beſorgniß der ſüdlichen Provinzen Nordamerica's, das Beiſpiel der Neger auf Hayti werde ihre eigenen Sclaven anſtecken; und in der That, wenn man die Sclavenempörung auf Hayti als rechtmäßig anerkennt, ſo haben auch die Sclaven in Virginien ein Recht, ſich zu empören, NB ſo lange es ihren Herrn gefällt, ſie ſo hart zu halten, wie ehemals die Franzoſen. Der Empörung kann auch hier nur die allmähliche Loslaſſung zuvorkommen.

BIBL. UNIVERS. LIPS

VII.

Die Niederlande.

Im Jahre 1829 entflammten in den Niederlanden eben so heftige constitutionelle Kämpfe, als in England und Frankreich. In diesem neugebildeten Königreich hatten sich die von frühern Zeiten her sehr heterogenen Elemente noch nicht gemischt. Bekanntlich trennte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die protestantische Republik Holland von den katholisch und monarchisch gebliebenen südlichen Niederlanden. Die französische Revolution schmolz beide mit Frankreich zusammen, und nach der Restauration blieben sie vereinigt unter dem zur königlichen Würde erhobenen Hause Oranien, das früher nur in Holland die Erbstatthalterwürde bekleidet hatte. Seitdem nun haben sich in den Südprovinzen drei verschiedene Oppositionsparteien gegen die Regierung gebildet, eine belgische, eifersüchtig auf die größeren Vorzüge, welche der König den Holländern angedeihen läßt, eine jesuitische, den Aufklärungsmaßregeln der protestantischen Regierung feind und die Rückkehr der alten Priesterschaft in diesen ehemals so bigotten Ländern bezweckend, und eine ultraliberale, vom benachbarten Frankreich mit Oppositionsideen angesteckt, über manche Unbill mit Recht sich beklagend, aber mit zu viel Leidenschaft-

lichkeit erpicht, die Tribune zu Brüssel oder im Haag so welthistorisch zu machen, als die in Paris und London.

Im Jahre 1828 vereinigten sich die jesuitische und ultraliberale Partei zu einer einzigen in und mit der belgischen, namentlich seitdem der talentvolle Herr von Potter, ein junger Liberaler, öffentlich zur jesuitischen Partei übergetreten war und seinen Anhängern das Beispiel gegeben hatte. Mit Erstaunen sah man die unnatürliche Verbindung zweier so ganz heterogenen Parteien, derselben, die sich in Frankreich auf Leben und Tod bekämpfen. Aber die Politik erklärt und rechtfertigt Alles. Beide Parteien, einander ursprünglich selbst fremd und gehässig, vereinigten sich gegen eine dritte Partei, die ihnen in diesem Augenblick am gefährlichsten war. Man verglich den monströsen Bund der Jesuiten und Jacobiner mit den zwei zusammengewachsenen Siamesen, welche damals zur Schau in Europa herumreisten.

Durch ihren Zusammentritt verstärkt, wurden die Oppositionsmänner kühner, und der Kühnste unter Allen, Potter, zog sich durch seine literarischen Ausfälle einen Proceß zu. Als er aber am 20 December 1828 in Brüssel verhaftet wurde, kam es zu einem Auflauf, und man warf dem Justizminister van Maanen die Fenster ein. Dieser Minister hatte sich vorzüglich den Haß der Opposition zugezogen, weil er mit Strenge die Preßvergehen bestrafte, und weil er die Unvorsichtigkeit begangen hatte, in einem constitutionellen Staate dictatorisch zu erklären, die Minister seyen nicht verantwortlich.

So war im Beginn des Jahres 1829 die Stimmung in den Niederlanden sehr aufgeregt. Die Journale wütheten trotz

trotz der Preßprocesse fort, der katholische Clerus schürte das Feuer und zahlreiche Bittschriften bestürmten mit ihren Klagen die Kammer, in welcher selbst eine heftige und siegreiche Opposition den Ministern entgegentrat.

Was die Kammer, was die Bittschriften, was die Journale verlangten, bestand in folgenden Punkten. Die Belgier als solche verlangten 1) den freien Gebrauch der französischen Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen. Die Regierung verweigerte ihnen denselben, weil sie mit Recht wünschte, der holländische Dialekt möge der allgemein herrschende bleiben, da die französische Sprache nur die Gemüther der Belgier von Holland abziehen und immer zu Frankreich hinwenden muß. Allein die Belgier berufen sich darauf, daß sie, die niedern Classen in einige Provinzen ausgenommen, seit geraumer Zeit nur französisch sprechen, und daß eine Menge Advocaten und andre Geschäftsmänner nicht mehr im Stande sind, sich holländisch auszudrücken. Man bemerkte, daß zwei Falschmünzer zum Tode verurtheilt worden seyen, ohne die Sprache zu verstehen, in der das Urtheil abgefaßt war. Die Belgier verlangten 2) Gleichstellung mit den Holländern bei Vergebung der Staatsämter, da sie bisher auffallend zurückgesetzt und gleichsam nur wie die Bevölkerung einer eroberten Provinz behandelt worden seyen. Man bemerkte, daß sich unter 32 Gesandten und Consuln 30 Holländer und nur zwei Belgier, unter 40 Beamten beim Ministerium 38 Holländer und wieder nur zwei Belgier befanden, und daß in Holland schon auf 41,000 Bürger ein Abgeordneter käme, in Belgien erst auf 70,000. Die jesuitische Partei verlangte 3) die Vollziehung des Concordats, da die Regierung noch immer mit dem Papst über die Bischofswahlen sich nicht vereinigt hatte, 4) die Frei-

heit des öffentlichen Unterrichts, weil die Regierung im Jahre 1825 die kleinen jesuitischen Seminarien unterdrückt hatte, welche die Partei gern wiederherstellen wollte. Die Liberalen endlich verlangten, 5) unbeschränkte Preßfreiheit, 6) Geschwornengerichte, 7) Verantwortlichkeit der Minister. — Alle diese Dinge wurden mit einer Heftigkeit, ja Wuth verlangt, die den König veranlaßt haben soll, das Betragen der Opposition infam zu nennen, die ihrerseits dieses Wort sich zum Ehrentitel machte. Man hat die Meinung ausgesprochen, die Ultrapartei in Frankreich habe bei dieser niederländischen Opposition unter der Decke gespielt und insgeheim gehetzt, um entweder die Jesuiten zu unterstützen oder das constitutionelle System in den Niederlanden zu compromittiren. Wahrscheinlich traut man in diesem Falle, wie in manchem andern, den Jesuiten zu viel zu.

Die zweite Kammer der Generalstaaten erließ am 25 März im Sinn der Opposition eine Adresse an den König, Wilhelm I, in welcher sie ihm die zahlreichen Petitionen der Südprovinzen zur Berücksichtigung empfahl; allein die erste Kammer, weil sie, vom König persönlich gewählt, auch nur von ihm abhängig ist, verwarf die Adresse. Am 13 April verwarf die zweite Kammer selbst den Vorschlag, die Geschwornengerichte einzuführen, weil sich dieses Institut noch nicht mit den localen Sitten und Gewohnheiten in den Niederlanden vertrüge. Am 28 April dagegen errang die Opposition einen Sieg, indem die erste Kammer zu dem vom Justizminister entworfenen neuen Preßgesetz so viele Amendements machte, daß es seine ganze Strenge dadurch verlor. Und noch entschiedener siegte die Opposition, da sie am 14 Mai das zehnjährige Budget verwarf, theils weil der Finanzminister Tets van Goudrian

es zu verwickelt und unklar entworfen hatte, theils weil die ungeheure Schuldenlaſt der Niederlande vor einer Vermehrung derſelben ſchaudern machte. Es iſt wohl ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte, daß während einer vierzehnjährigen Friedenszeit die Schulden eines kleinen, ſonſt aber an Hülfsmitteln nicht armen Staates ſich bei aller Höhe der Steuern um 200 Millionen vermehrt haben. Die niederländiſche Staatsſchuld beläuft ſich auf nicht weniger als 1,620,000,000 fl. nach der jüngſten Angabe von Malchus.

Nach dieſem Siege der Oppoſition ging die Kammer auseinander und ließ die Parteien in der höchſten Spannung. Dagegen geſchah wieder ein Schritt zur Verſöhnung, als am 18 Mai der Papſt die königliche Wahl der Biſchöfe von Lüttich, Gent und Tournay beſtätigte. Der König beſchloß im Mai und Junius ſeine Rundreiſe durch die aufgeregten Provinzen, um perſönlich die Stimmung derſelben kennen zu lernen, und durch ſeine Gegenwart die Verwegenheit zu ſchmeidigen, den Unwillen zu beſänftigen. Er wurde überall mit Jubel und großen Feierlichkeiten empfangen, beſonders zu Lüttich, dem Herde der Oppoſition; allein man affectirte, den König um ſo glänzender zu ehren, je mehr man ſein Miniſterium angreife, und man unterſtand ſich ſogar, ihn merken zu laſſen, daß man dieſe Unterſcheidung mache.

Die neuen Wahlen fielen gleich den vorigen aus. Die Südprovinzen wählten wieder lauter opponirende Deputirte, während die Nordprovinzen dem Miniſterium ergeben blieben. Die Oppoſition erhob die alten Klagen aufs Neue, allein ſie befand ſich jetzt in einiger Verlegenheit, da der furchtbare Kampf der Liberalen gegen die Jeſuiten in Frankreich ſeit dem 8 Auguſt die Verbindung der Liberalen mit den Jeſuiten in den Nie-

derlanden immer ſonderbarer und lächerlicher machte. Die belgiſchen Liberalen mußten viel Sophiſtik aufwenden, um ſich des Spottes zu erwehren, und dieß war nicht die kleinſte Urſache, wodurch ihre Oppoſition allmählich geſchwächt wurde.

Der König leitete eine gröſsere Energie des Miniſteriums vorerſt durch Conceſſionen ein. Um mit Strenge gegen die Uebertreibungen der Oppoſition verfahren zu können, mußte er erſt gegen den Vorwurf ſich rechtfertigen, als ob er ſelbſt billigen Forderungen nicht nachgeben wolle. Ein Beſchluß am 20 Junius erklärte das Collegium philosophicum zu Löwen für facultativ, ein andrer am 28 Auguſt bewilligte den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache bei Heirathsverträgen, Teſtamenten und verſchiednen andern beſtimmten Fällen. Da der Beſchluß vom 20 Jun. noch nicht alle Gemüther in Abſicht auf die Freiheit des Unterrichts zufrieden ſtellte, ſo erweiterte ein Beſchluß am 4 October dieſe Freiheit noch mehr.

Unter dieſen Auſpicien wurde die Kammer am 19 October wieder eröffnet, und zwar, wie es dießmal die Reihe traf, im Haag, nicht in Brüſſel, alſo in dem Lande, wo die königliche, nicht wo die Oppoſitionspartei vorherrſcht, welches die Sache des Miniſteriums augenſcheinlich begünſtigte. Je mehr nun die Oppoſition durch das Bündniß mit den Jeſuiten genirt, durch die Conceſſionen beſchämt, und durch die Erwartung energiſcher Maßregeln von Seiten des Königs wenigſtens zum Theil eingeſchüchtert war, deſto eifriger ſuchten die Journale dieſe Schwäche durch eine wüthende Sprache zu verhüllen. Dadurch gaben ſie aber der Regierung nur einen guten Vorwand, ſie anzugreifen. Der Angriff auf die Sache ſelbſt ſchien gerecht, indem es der Angriff auf die zügelloſe Sprache ihrer Vertheidiger wirklich war. Der König benutzte den Augenblick

und erließ unmittelbar vor den neuen Abſtimmungen über das Budget eine energiſche Botſchaft an die Kammer, worin er ſich in den kräftigſten Ausdrücken gegen die Preßlicenz erklärte und eine drohende Stellung annahm. Er that dieß unmittelbar ſelbſt, nicht durch ſeine Miniſter, indem er dadurch deſto mehr Gewicht auf die ihm perſönlich widerfahrne Beleidigung durch die Preßfrechheit legte, um diejenigen Mitglieder der Oppoſition, die nur gegen die Miniſter, aber nicht gegen den König ſelbſt Muth hatten, einzuſchüchtern. Am folgenden Tage erließ auch der Miniſter van Maanen ein Circularſchreiben an alle Gerichts- und Polizeiſtellen, worin er dieſen Behörden den ausdrücklichen Willen Sr. Majeſtät kund that, künftig mit der größten Strenge gegen die immer kühner werdende und die Ruhe des Staats bedrohende Oppoſition zu verfahren. Dieſe Maßregeln hatten zur Folge, daß am 19 December nur das zehnjährige Einnahmebudget verworfen, dagegen aber das zehnjährige Ausgabebudget, ſo wie das Jahresbudget angenommen wurde, wie trotzig auch vorher einige Journale auf die Verweigerung dieſer Budgets gedrungen hatten. Der König blieb bei dieſem Siege nicht ſtehen. Er verfügte unmittelbar nach dem Jahresſchluß die Abſetzung mehrerer angeſehener Staatsdiener, die in der Kammer nicht mit der Regierung geſtimmt hatten, und dieſe Schläge, ſo wie der ſpäter gegen Potter erhobne neue Proceß ſchwächten die Oppoſition nicht wenig, ſo daß ſie zu Anfang des Jahres 1830 weit hinter den Gefahren zurückblieb, mit denen ſie noch kurz vorher die Regierung zu bedrohen ſchien.

Im Jahr 1829 wurde der Kronprinz, Wilhelm, Prinz von Oranien, zum Präſidenten des Miniſterraths und der zweite Prinz, Friedrich, zum Oberbefehlshaber der Land-

und Seemacht ernannt. Die Prinzessin Mariane, deren Schwester, wurde am 7 November mit dem Prinzen Albrecht, jüngsten Sohn des Königs von Preußen, verlobt, nachdem mehrere andere Prinzen, unter andern Prinz Gustav Wasa, Sohn des vormaligen Königs von Schweden, sich vergeblich um die Hand derselben beworben hatten. Der Prinzessin von Oranien wurden mitten aus ihren Appartements im Schloß bei Nacht ihre Kleinodien, von mehreren Millionen an Werth durch Einbruch geraubt, ohne daß es gelang, der frechen Thäter habhaft zu werden. — Der Franzose Fontan, der frech genug gewesen war, in einem Pariser Winkelblatt den König von Frankreich Mouton zu nennen, hatte sich, um der Strafe zu entgehen, nach den Niederlanden geflüchtet, da er aber keinen Paß hatte, so war die Regierung nicht geneigt, der Opposition, die ihn geduldet wissen wollte, nachzugeben, und man übte sogar eine etwas kleinliche Rache an ihm, indem man ihn zu Fuß und in Fesseln über die Gränze bringen ließ. Der Abbé Zinzerling, den man einer grausamen Mißhandlung seiner Schüler angeklagt hatte, wurde frei gesprochen, zur Genugthuung der Opposition, deren Leidenschaft seinen Proceß mit der Sache des freien Unterrichts verwechselt hatte.

Die Colonien der Niederlande befanden sich in einem nicht sehr glänzenden Zustande. Fortwährend war Hollands Seemacht und Colonialwesen im Sinken. Zuerst durch die Siege Englands, dann durch die unglückliche Vereinigung mit Frankreich während der Herrschaft Napoleons, hatte es den größten Theil seiner Colonien und seiner Schiffe und damit seine Wichtigkeit zur See verloren. Seine Hauptcolonie, die Insel Java, war im Aufstande. Die eingebornen Indianer suchten das Joch der Niederländer abzuschütteln. Der Gouverneur

in Batavia, de Kock, mußte beſtändig mit den Inſurgenten Krieg führen, an deren Spitze der kühne Diepo Negoro ſtand. Zwar ſiegten die Niederländer gewöhnlich in den Gefechten, allein die Inſurgenten verſtärkten ſich und griffen immer wieder von Neuem an, gleich den ſpaniſchen Guerillas, und man bemerkte, daß ſie allmählich die europäiſche Kriegskunſt lernten und daß die Engländer ſie heimlich unterſtützten. Zu Anfang des Jahres gelang es den Niederländern, den Inſurgentenprieſter Kai Madjo mit 500 Mann zu fangen, und im Sommer ſich den Diſtrict Bromti zu unterwerfen. Zu Anfang des Auguſt wurde die Frau und ein Sohn Diepo Negoro's bei einem Ueberfall ſeines Lagers gefangen. Am 9 September ergab ſich der Häuptling Pakon Mingrat. Diepo Negoro ſelbſt ward am 17 September vom Generallieutenant Sollimyn geſchlagen, wobei ein niederländiſcher Huſar mit ihm handgemein wurde, aber dabei das Leben verlor. Hierauf ergaben ſich mehrere Häuptlinge, unter andern Pangerang Munko Bremie, der Bruder Diepo Negoro's. Dieſer ſelbſt entfloh mit dem Reſt ſeiner Leute in die Gebirge von Lioni. — Generallieutenant van den Boſch, ein ſehr fähiger und gemäßigter Mann, wurde zum Gouverneur der oſtindiſchen Colonien ernannt, und man hoffte von ihm die endliche Beilegung des Kampfes. — Auch auf den molukkiſchen Inſeln wurde eine Verſchwörung entdeckt und bald unterdrückt. — Die weſtafrikaniſchen Colonien der Niederländer wurden durch die Fantes, einen Negerſtamm, angegriffen, ſchlugen jedoch den Feind zurück. — Von Neu-Guinea wurde gemeldet, daß daſelbſt 1828 eine niederländiſche Colonie gegründet, und ein großer Theil der Küſte im Namen des Königs in Beſitz genommen worden ſey.

VIII.

Scandinavien.

1.

Schweden.

Unter der Regierung seines Bürgerkönigs, Carl Johann, erfreut sich Schweden einer großen Wohlfahrt. Bernadotte, ein Gascogner von niederer Geburt, konnte nur durch seine Talente und durch das Vertrauen, das man in seine Liberalität setzte, auf den Thron eines fremden Königsreichs gelangen, und nur durch dieselben Mittel sich darauf erhalten. Die ungetheilte Liebe des Volkes beweist, wie sehr er fortfährt, dieselbe zu verdienen. Es herrscht in Schweden ein musterhaftes Einverständniß zwischen der Regierung und den Ständen, und zwar keineswegs von der zweideutigen Art, wie man sich dessen anderwärts zu rühmen pflegt, wo die Ständeversammlungen eben nur die blinden Werkzeuge der Regierung sind. Der schwedische Reichstag ist sehr unabhängig, aber es hat sich daselbst in neuerer Zeit keine eigentliche Opposition bilden können, weil die Regierung jedem billigen Wunsch stets freundlich entgegenkommt und sich selbst hütet, unbillige Forderungen zu machen.

Der Reichstag war seit dem Herbst 1828 in Stockholm versammelt und blieb es das ganze Jahr hindurch. Seine Verhandlungen, obwohl sie durchaus nur locale Interessen betrafen, zogen sich deßhalb so sehr in die Länge, weil er der altschwedischen Verfassung gemäß in vier Versammlungen getheilt ist, nämlich in die der Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und der Bauern, die ihre Sitzungen abgesondert halten und sich dann erst auf eine ziemlich zeitraubende Weise die Resultate ihrer Debatten mittheilen. Da nun vollends das Veto eines einzigen Standes hinreicht, um einen Beschluß der drei übrigen ungültig zu machen, so wird vieles ganz umsonst verhandelt. Der Reichstag von 1829 zeichnete sich durch nichts besonders Interessantes aus. Die Stände verwahrten ihre Rechte ohne Hitze und der König gab mehreren ihrer Einwürfe ohne Widerrede nach, bei andern belehrte er sie eines Bessern und erhielt ihre Zustimmung. Alles ging in Liebe und Frieden ab. Der Baron Ankarswärd, der einzige Opponent von Bedeutung, gab am 14 Februar eine Beschwerdeschrift gegen den dirigirenden Minister Grafen Wetterstädt ein, die Stände rechtfertigten aber den Minister. Dagegen nahm der Reichstag am 1 Julius den verfassungsmäßigen großen Lossprechungsbericht (decharge-betänkandet) vor, d. h. er untersuchte das Betragen sämmtlicher Minister seit dem letzten Reichstage und klagte die Schuldigen an. Er fand indeß nur Kleinigkeiten zu tadeln, z. B. die Unterdrückung eines Journals und den Verkauf eines Staatsschiffs. Wegen letzterer Handlung wurde der Staatsrath Graf Cederström abgesetzt. Da sich die Finanzen Schwedens im blühendsten Zustande befanden, so bewilligten die Stände die vom König verlangte Erhöhung des Militäraufwands und noch 800,000 Rthl.

für die Vollendung des großen Göthacanals, der die Oſt- und Nordſee verbinden ſoll und an dem nur noch eine Strecke von 1 ½ Meilen zu vollenden war. Jedoch wurde dieſe Summe erſt nach langen Debatten, nachdem jeder Einwurf conſtitutioneller Sparſamkeit beſeitigt war, zugeſtanden. Als ein charakteriſtiſcher Zug verdient von dieſem Reichstage noch bemerkt zu werden, daß die drei höhern Stände ſich zu Gunſten der in Schweden einzuführenden unumſchränkten Preßfreiheit ausgeſprochen hatten, als der Bauernſtand am 27 Februar ſie verwarf. Dagegen decretirte der Adelſtand am 16 Mai die Oeffentlichkeit ſeiner Sitzungen. Welches Vertrauen übrigens zwiſchen dem König und den Ständen herrſchte, mag daraus erhellen, daß die Stände es nicht zugaben, als der König ſich uneigennützig erklärte, er wolle ſich ſeiner doppelten Stimme und ſeiner Wortführerſchaft beim höchſten Gericht begeben.

Um die Bande, welche die neue königliche Familie an Schweden knüpfen, noch mehr zu befeſtigen, wurde die Königin, Eugenie Bernhardine Deſiderie, geborne Demoiſelle Clary, am 21 Auguſt zu Stockholm feierlich gekrönt. Die Stände wollten die Koſten der Krönung übernehmen, aber der König gab es nicht zu. Dagegen erklärten ſich ihrerſeits wieder die Stände mit zartem Tact gegen den undelicaten Vorſchlag, den einer aus ihrer Mitte machte, man möchte die Königin bitten, lutheriſch zu werden. Der Kronprinz machte ſich ſehr populär, indem er fleißig den Herbſtübungen der Scheerenflotte beiwohnte. — Das letzte Glied der ehemaligen königlichen Familie, das in Schweden zurückgeblieben war, Sophie Albertine, Tante des abgeſetzten Königs Guſtav's IV (jetziger Obriſt Guſtavſon), ſtarb am 17 März zu

Stockholm. Der Sohn Guſtav's IV, Prinz Guſtav, der wie die übrigen Glieder ſeiner Familie die Entſagung ſeines Vaters nicht anerkannte und ſich fortwährend Prinz von Schweden genannt hatte, nahm in dieſem Jahre den Titel Prinz von Waſa an. Indeß behielten ſeine Schweſtern den Titel der Prinzeſſinen von Schweden.

Mit Merico und Columbia wurde in dieſem Jahr ein Handelsvertrag geſchloſſen. In ganz Schweden herrſchte übrigens vollkommne Ruhe. Nur aus den Nordprovinzen berichtete man, daß daſelbſt eine ſonderbare religiöſe Secte ihr Weſen treibe. Dieſe Leute, welche ſich die Läſare nannten, hielten am 27 December zu Budbye, im Diſtrict Ober-Luliá, eine Verſammlung, wobei ſie, völlig entkleidet, obſcöne Tänze aufführten. Sie glaubten nämlich, gleich der alten Secte der Adamiten, daß die Kleider ein Zeichen des Sündenfalls ſeyen, und daß man zum Urſtande der Natur zurückkehren müſſe. Man ſchritt von Polizei wegen gegen ſie ein.

In Norwegen ereignete ſich, zu Chriſtiania, am 17 Mai, als am Jahrestage der norwegiſchen Verfaſſung, wieder wie in den frühern Jahren, ein tumultuariſcher Auftritt, den fanatiſche Studenten erregten, und das Militär ohne Blutvergießen ſtillte. Dieß ſind nur unbedeutende Nachwehen der Unzufriedenheit, welche die Vereinigung Norwegens mit Schweden früher erzeugt hatte. Am 6 December ſtarb Graf Platen, der Reichsſtatthalter in Norwegen.

2.

Dänemark.

Dieſes Reich ſcheint fortwährend dem alten Sprüchworte nachzuleben, daß diejenigen Staaten und Frauen die beſten ſeyen, von denen man am wenigſten ſpreche. Außer der am 1 Auguſt erfolgten Vermählung der Kronprinzeſſin Wilhelmine mit ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich von Dänemark, mit dem ſie ſchon längſt verlobt war; außer einem Handelsvertrag mit Braſilien und außer der Nachricht, daß durch einen königlichen Befehl die in Deutſchland mit Unrecht vernachläſſigte Turnkunſt in allen öffentlichen und Privaterziehungsanſtalten Dänemarks eingeführt ſey, iſt von der alten cimbriſchen Halbinſel im Jahre 1829 nichts Intereſſantes bekannt worden.

IX.

Italien.

In Italien ereignete ſich 1829 außer dem Papſtwechſel wenig Bedeutendes.

Man hatte die Hoffnung gehegt, Papſt Leo XII werde zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach dem Carlsbad in Böhmen reiſen und zugleich die Jubelfeier des Nepomukfeſtes in Prag durch ſeine Gegenwart verherrlichen. Allein er ſtarb ſchon am 10 Februar, von Jedermann als einer der friedliebendſten und gemäßigtſten Päpſte betrauert. Das Conclave trat hierauf zuſammen, beſtehend aus 58 Cardinäle, die insgeſammt nicht weniger als 3891 Jahre zählten. Bei der Wahl des neuen Papſtes befolgte man die in neuern Zeiten gewöhnliche Maxime. Da nämlich der Papſt ſeit einigen Jahrhunderten ſeine große politiſche Bedeutung verloren hat, und es auch wohl unmöglich iſt, daß ſeine hierarchiſche Gewalt je wieder auf die weltlichen Mächte ſo großen Einfluß gewinnen könnte, wie ehemals, ſo liegt es im Intereſſe dieſer Mächte, auch jedem unnützen und ſtörenden Verſuche dazu im Keime vorzubeugen, und man nimmt bei jeder neuen Wahl in Acht, einen Papſt von einer religiöſen, nicht von politiſcher Tendenz zu wählen. Das Conclave ſaß nicht ſehr lange. Am

31 März wurde der Cardinal Xaver Castiglione (geboren 1761), unter dem Namen Pius VIII römischer Papst, und als der zweihundert drei und fünfzigste Statthalter Christi, am 5 April in der Peterskirche mit der dreifachen Krone geschmückt.

Unmittelbar nach dem Tode Leo's XII, brachen in Rom kleine Unruhen aus. Man entdeckte eine Carbonariverschwörung und verhaftete die Theilnehmer. Sie wurden am 21 September verurtheilt, jedoch keiner hingerichtet.

Der neue Papst erregte kurz nach seinem Regierungsantritt bei den Gemäßigten einige Besorgnisse, indem er strenger auftrat, als man erwartet hatte. Drei seiner Edicte athmeten einen Geist, wie man ihn seit lange nicht mehr gewohnt war. Das erste zu Forli aus der Canzlei der heiligen Inquisition, am 14 Mai hervorgegangene Edict enthält folgende Stellen: „Wir Bruder Angelo Dominico Ancarani ꝛc. gebieten in der ganzen Kraft unsrer richterlichen Würde ꝛc. Allen und Jedem, der unter unsrer Gerichtsbarkeit lebt ꝛc. uns Alles zu hinterbringen, was sie wissen oder erfahren werden in Betreff eines Jeden von denen, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig oder deren Anhänger oder Gönner sind ꝛc., welche Bücher von ketzerischen Verfassern lesen, besitzen, drucken oder drucken lassen ꝛc. Und wenn der Dämon, um die Erfüllung der so heiligen und frommen Pflicht, durch die man Gottes Ehre und die Lauterkeit und Reinheit seines Glaubens vertheidigt, zu hindern, in den Geist und das Gemüth derer, denen die Pflicht Anklage auferlegt, den Gedanken einzugraben sucht, daß, klagen sie an, sie alsdann Ankläger und Spionen genannt werden könnten, und unwürdig seyen, Zutritt in eine achtbare, ehrwürdige Gesellschaft zu er-

halten, ſo ermahnen wir alle Getreuen und Rechtgläubigen, dieſen Betrug, das Machwerk eines bösartigen, feindſeligen Geiſtes zu verachten.“

Am 21 Mai erließ der Papſt ein encykliſches Schreiben an alle Patriarchen, Primaten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, worin es heißt: „Wir ſprechen zu euch von Uebeln, die euch bekannt ſind, die vor aller Welt Augen liegen, die uns gemeinſame Thränen auspreſſen, und deßwegen auch unſre gemeinſamen Anſtrengungen fordern, um ſie zu heilen, zu bekämpfen, auszurotten. Wir ſprechen zu euch von jenen zahlloſen Irrthümern, von jenen lügenhaften und verkehrten Lügen, die, nicht mehr geheim und im Dunkeln, ſondern offen und gewaltſam, den katholiſchen Glauben angreifen. Ihr wißt, wie ſtrafbare Menſchen der Religion den Krieg erklärt haben, mit Hülfe einer falſchen Philoſophie, deren Doctoren ſie ſich nennen, und mittelſt Trugbildern, von weltlichen Gedanken erzeugt. Beſonders iſt dieſer heilige Sitz, dieſer Stuhl, auf den Jeſus Chriſtus ſeine Kirche gegründet, die Zielſcheibe ihrer Pfeile. Daher werden die Bande der Einigkeit von Tag zu Tag loſer, die Autorität der Kirche wird mit Füßen getreten, und die Diener des Heiligthums dem Haſſe und der Verachtung Preis gegeben. Das Heilige iſt den Gottloſen ein Geſpött, und der Gottesdienſt des Herrn ein Gräuel geworden; Alles, was Religion heißt, wird als lächerlich, fabelhaft und eitel Aberglauben betrachtet. Mit Thränen ſagen wir: „Ja, die Löwen ſind los, brüllend gegen Israel. Ja, ſie ſind vereint gegen den Herrn und ſeinen Geſalbten. Ja, die Gottloſen ſchreien laut: Zerſtörung, Zerſtörung dem wahren Glauben!“ Dieß iſt der Zweck der finſtern Werke der Sophiſten dieſer Zeit, welche die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe als

gleichbedeutend betrachten, ſagen, daß die Pforte des Heils jeder Religion offen ſtehe, und die mit dem Makel des Leichtſinnes und der Thorheit brandmarken, welche die Religion, in der ſie erzogen ſind, verlaſſen, um ſich der andern in die Arme zu werfen, ſelbſt wenn dieß die katholiſche Religion, wäre. Iſt es nicht die ſchrecklichſte Gottloſigkeit, der Wahrheit und dem Irrthum, der Tugend und dem Laſter, der Ehre und der Schande gleiches Lob zu ertheilen? Dieſes unglückliche Gleichgültigkeitsſyſtem in Religionsſachen wird zurückgeſtoßen ſelbſt von der Vernunft, die uns lehrt, daß von zwei Religionen, die nicht miteinander übereinſtimmen, die eine nothwendig falſch ſeyn muß, wenn die andere wahr iſt, und daß keine Gemeinſchaft beſtehen kann zwiſchen dem Licht und der Finſterniß. Ehrwürdige Brüder, das Volk muß befeſtigt werden gegen dieſe Lehrer des Trugs; es muß erkennen, daß der katholiſche Glaube der einzig wahre iſt. — Ein anderer Gegenſtand eurer Wachſamkeit ſind jene Geſellſchaften, die neue Ueberſetzungen der heiligen Schrift in allen Zungen bekannt machen, Ueberſetzungen, die gemacht werden in Widerſpruch mit den heilſamſten Ordnungen der Kirche, und in denen der Text nach Privatauslegungen künſtlich ins Schlechte gekehrt iſt. Dieſe Ueberſetzungen werden von allen Seiten mit großen Koſten vertheilt; man bietet ſie unentgeldlich den Unwiſſendſten an, und fügt ihnen oft kleine Schriften bei, um ſie da ein tödtliches Gift trinken zu laſſen, wo ſie aus dem heilſamen Borne der Weisheit zu ſchöpfen glauben. — Wenn ihr auf dieſe Weiſe gewacht habt über die Unantaſtbarkeit der heiligen Schriften, ſo iſt es ferner eure Pflicht, ehrwürdige Brüder, eure Aufmerkſamkeit auf jene geheimen Geſellſchaften aufrühreriſcher Menſchen zu richten, der erklärten Feinde Got-

Gottes und der Könige, deren ganzes Dichten und Trachten iſt, die Kirche zu veröden, die Staaten zu verderben, und die Welt in Verwirrung zu ſetzen, und die, den Zügel des wahren Glaubens löſend, jeder Art von Verbrechen Thür und Thor öffnen. — Wir werden nach allen unſern Kräften dahin wirken, daß die Kirche und die Staaten nicht unter den Anſchlägen dieſer Secten leiden, und rufen zu dieſem großen Werk euren thätigen Beiſtand an, damit wir, umgürtet mit dem Schwerte des Eifers und einig durch die Bande des Geiſtes, unſere gemeinſame Sache, oder vielmehr die Sache Gottes, tapfer vertheidigen mögen, und die Bollwerke niederreißen, hinter denen ſich die Gottloſigkeit verſchanzt und die Verderbniß der Verkehrten. Unter allen dieſen Geſellſchaften wollen wir euch beſonders auf eine aufmerkſam machen, die neuerlich gebildet wurde, und deren Zweck iſt, die Jugend, die in Collegien und Schulen erzogen wird, zu verderben. Da es wohl bekannt iſt, daß die Lehren der Meiſter allmächtigen Einfluß üben auf das Herz und den Geiſt ihrer Zöglinge, ſo wendet man alle Arten von Mühen und Kunſtgriffen an, um der Jugend entartete Führer zu geben, die ſie durch Lehren, die nicht des Herrn ſind, in die Fußſtapfen Baals leiten. So geſchieht es, daß wir mit Sorgen ſehen müſſen, wie dieſe Jugend zu einem ſolchen Gipfel der Frechheit gelangt iſt, daß ſie alle Religionsfurcht abgeworfen, jeden moraliſchen Zügel zerriſſen, die heiligen Lehren verſchmäht, die Rechte der göttlichen und weltlichen Gewalt mit Füßen getreten hat, und nun ſich nicht länger mehr ſcheut, ſich jeder Unordnung, jeder Verwirrung, jedes böſen Anſchlags ſchuldig zu machen, ſo daß wir mit den Worten des heiligen Leo des Großen ſagen mögen: „ihr Geſetz iſt die Lüge, ihr Gott iſt der Teu-

fel, und ihre Verehrung die Sünde und die Schande.“ — Da jeder Tag auf eine schreckliche Weise die so ansteckenden Bücher sich vermehren sieht, zu deren Gunsten die Lehre der Gottlosen sich wie der Krebs in den ganzen Körper der Kirche einschleicht, so wachet über eure Heerde, und setzet Alles ins Werk, um von ihr ferne zu halten die Pest schlechter Bücher, die von allen Ansteckungen die furchtbarste ist. Führet den Schafen Jesu Christi, die euch anvertraut sind, oft jenes Wort Pius VII, unseres sehr heiligen Vorgängers und Wohlthäters, zu Gemüthe, daß sie nur diejenigen Weiden als zum Heile führend betrachten, auf die sie die Stimme und die Gewalt des heiligen Petrus leitet, daß sie nirgends als hier ihre Nahrung suchen, daß sie Alles für schädlich und verderblich halten, was ihnen diese Stimme als solches bezeichnet, daß sie davon mit Abscheu fliehen, und sich durch keinen Schein verführen, durch keinen Reiz täuschen lassen.“

Sodann erließ der Papst am 15 Junius noch insbesondere ein strenges Edict gegen die geheimen Gesellschaften, worin Jedem, der zu einer solchen Gesellschaft gehöre, mit der Todesstrafe und der Confiscation seines ganzen Vermögens gedroht wurde, und am 18 Junius ein allgemeines Jubiläum.

Mit diesem neuen Eifer, der von Rom ausgehen sollte, schien auch nach dem Tode des sanften und schwachen Jesuitengenerals Fortis, die Wahl eines neuen kräftigen Generals, des Pater Roothan, zusammen zu stimmen. Dieser von Amsterdam gebürtige Priester erhielt die höchste Gewalt im Jesuitenorden am 9 Julius. Zugleich wurde P. Rosaven für Frankreich, und P. Landez für Deutschland zum Provinzial ernannt. Man schrieb aus Rom: Ein kleiner Vorfall, der

ſich am 18 Julius hier ereignete, wurde von allen Gläubigen Roms als eine günſtige Vorbedeutung für die Geſellſchaft Jeſu ausgelegt. An jenem Tage brach um drei Uhr Nachmittags ein furchtbarer Sturm über die Stadt aus. Der Blitz ſchlug auf zwei Punkten in das römiſche Collegium, in den Garten und in die Kirche. Es war dieß der Vorabend der Gelübdeerneuerung der Scholaſtiker der Jeſuiten. Sie waren achtzig an der Zahl in der Capelle des heiligen Ludwigs von Gonzaga vereinigt, das Gebet verrichtend am Fuße des heiligen Sacraments. Plötzlich fuhr der Blitz in die Capelle, und ſchlug, ein breiter Feuerſtrahl, gerade in Mitten in den zur Erde niedergeworfenen Kreis der Betenden. Nicht einer dieſer jungen Männer ward von ihm berührt; aber auch ſie zeigten ſich dieſer Gnade würdig; ſie hörten nicht auf zu beten, und blieben, der Vorſehung vertrauend, unbeweglich in der Stellung, in der der Donner ſie gefunden hatte. Die ganze Stadt ſprach und ſpricht noch von dieſem Vorfalle mit einer Art Bewunderung für die Jeſuiten.

Außerdem ereignete ſich nichts Merkwürdiges im Kirchenſtaat. Im Mai erregten einige Erdſtöße im Albanergebirge voreilige Beſorgniß. Man fürchtete, der Monte Cavo werde ſich entzünden und den See Nemi verſchütten, doch ging die Gefahr vorüber. Der berüchtigte Emanuel Godoy, der in Rom privatiſirt und dem der König von Spanien ſeinen bisherigen Titel als Friedensfürſt entzogen hatte, erhielt dafür vom Papſt den Rang eines römiſchen Fürſten. Im Winter bildete ſich zu Rom ein Kunſtverein von Mitgliedern aus allen Nationen, wodurch einem längſt gefühlten Bedürfniß entſprochen werden ſollte. —

Im Königreich Neapel fiel in dieſem Jahre wenig

Merkwürdiges vor, außer der Reise des Königs Franz und der Königin Isabella nach Spanien zur Vermählung ihrer Tochter, Maria Christina, mit Ferdinand VII, König von Spanien, wovon schon oben die Rede war. Der König setzte am 14 September den Prinzen von Calabrien zu seinem alter ego während seiner Abwesenheit ein, und reiste am 30 September mit Gemahlin und Tochter von Neapel ab, stattete in Rom dem heiligen Vater einen Besuch ab und fuhr sodann in Gesellschaft seiner Tochter, der Herzogin von Berry, die ihm von Paris entgegengereist war, durch das südliche Frankreich, und weiter über die Pyrenäen nach Madrid, wo er den Winter über bei seinem königlichen Schwiegersohn verweilte. Bei dieser Gelegenheit gaben die Zeitungen folgende Personalbeschreibung: „Die Königin von Neapel ist von starkem Körperbau; sie hat ein kleines Kind zwischen zwei und drei Jahren, und doch ist der König an 57 Jahre alt. Der spanische Infant, Don Francisco de Paula, hat kein ausgezeichnetes Aussehen, auch seine Gemahlin nicht; beide scheinen sehr ernsthaft. Die königlich spanische Braut, Prinzessin Christina, hat ein jugendliches schönes Aussehen; man sagt, sie mache gute französische Verse, und zwar nicht in dem ernsten, melancholischen Geiste, in welchem die verstorbene Königin, ihre Vorgängerin, spanische Verse machte."

Was sonst über Neapel verlautete, betraf Verschwörungen und Hinrichtungen. Die in die Verschwörung vom Junius 1828 verwickelten Personen wurden, 85 an der Zahl, theils zum Tode, theils zu Kettenstrafen verurtheilt und am 4 April drei derselben, Migliorati, Carola und de Mattia zu Neapel hingerichtet. Im Mai verhaftete man einen gewissen Benzi, der unvorsichtig über die Straße ritt, vom Pferde fiel

und dabei einige Papiere verlor, die den Plan enthielten, den König bei Gelegenheit einer Proceſſion zu ermorden. Am 25 März wurde in Sicilien die berüchtigte Räuberbande des Buzzetto vernichtet. Am 17 Junius wurden die Gebrüder Capozolli und ein gewiſſer Roſſi, die als Räuber und Verſchwörer im Junius 1828 die Unruhen zu Salerno veranlaßten, gefangen genommen und am 27ſten zu Palinuro erſchoſſen. Am meiſten Aufſehen aber erregte Galotti, einer ihrer Mitverſchwornen, der ſich nach Corſica geflüchtet hatte, daſelbſt aber auf Anſuchen der neapolitaniſchen Regierung verhaftet und durch den voreiligen Eifer des Präfecten von Corſica am 30 Mai an Neapel ausgeliefert wurde. Die franzöſiſche Kammer ſprach ſich heftig gegen dieſe Verletzung der Geſetze aus und verlangte die Reclamation des unglücklichen Galotti, allein der Befehl, der ihn retten ſollte, traf zu ſpät ein. Er blieb in den Kerkern Neapels, und man erfuhr nichts Beſtimmtes mehr über ſein Schickſal. — Noch verdient erwähnt zu werden, daß der König von Neapel durch Ordonnanz vom 7 April verordnete, kein Mitglied der königlichen Familie dürfe fernerhin ohne ſeine Einwilligung eine Ehe eingehen. —

Aus Piemont verlautete faſt gar nichts, außer daß der Thronfolger, Prinz von Savoyen-Carignan, im Frühjahr eine Reiſe nach der Inſel Sardinien unternommen habe, eine Entfernung, die man als eine Art von Ungnade anſehen wollte.

Der Herzog von Modena erließ ein neues, ſehr ſtrenges Cenſuredict, wornach alle Bücher dem geiſtlichen ſowohl als politiſchen Cenſurſtempel unterworfen wurden. Am 14 November ſuccedirte der Herzog der verſtorbenen Frau Erz-

Herzogin Maria Beatrix von Eſte in den Fürſtenthümern Maſſa und Carrara. —

Zu Parma ſtarb am 22 Februar General Graf Neipperg, Ehrencavalier der Frau Erzherzogin Marie Louiſe. Sie ernannte dagegen am 21 Februar den Freiherrn von Werklein zum Staatsſecretär und Haupt der Regierung. Wegen Unpäßlichkeit brachte ſie eine Zeit lang in Genf zu. Die Zeitungen rühmten überdieß ihre Wohlthätigkeit gegen die Armen, beſonders gegen die durch den Austritt der Flüſſe Ueberſchwemmten.

X.

Die Schweiz.

Seit dem Anfang des Jahrhunderts wohnt in den glücklichen Thälern der Alpen ungestörter Friede. Selbst Napoleon, der die größten Reiche niederwarf, hielt es für besser, die Schweizer, die ihm nicht gefährlich werden konnten, in Ruhe zu lassen; und um so sichrer mußten sie nachher unter den schirmenden Fittigen der heiligen Allianz ihr altherkömmliches Recht der Selbstregierung und europäischen Neutralität genießen.

Während dieser Friedensepoche bietet ihre Geschichte freilich wenig Interessantes dar, doch ist es erfreulich zu bemerken, daß sie die allgemeine Ruhe benutzen, um sich in ihrem Staatshaushalt allmählich immer behaglicher einzurichten, alte Uebelstände abzuschaffen, und nützliche Neuerungen einzuführen. In diesem Sinne ist das Jahr 1829 nicht ohne Bedeutung für die Schweizergeschichte gewesen.

Die eidgenössische Tagsatzung, die nicht viel länger als einen Monat, vom 6 Julius bis 17 August, zu Bern versammelt war, erledigte einige Ehrensachen würdevoll und mit altschweizerischem Freisinne. Die erste betraf die von der Tagsatzung ausgeübte strenge Censur und Fremdenpolizei, welche 1823 durch die Gesandten der auswärtigen Mächte

veranlaßt und ſeitdem jährlich erneuert worden waren. Schon mehrmals hatten ſich Stimmen erhoben, welche bemerkten, daß die Gefahr, womit die Preßfreiheit in der Schweiz und die wenigen dahin geflüchteten Liberalen die auswärtigen Staaten bedrohen ſollten, gleich anfangs nur illuſoriſch geweſen, daß jetzt vollends nicht die mindeſte Spur einer ſolchen Gefahr auch nicht mehr in der Einbildung vorhanden, und daß es ein Nationalſchimpf ſey, länger ſolchen politiſchen Aengſten bei ſich Raum zu geben. Dieſe Stimmen wurden endlich von allen Seiten laut und drangen durch, ſo daß die Tagſatzung erklärte, es ſey kein Grund mehr vorhanden, jene ſtrengen Geſetze zu erneuern. — Eben ſo würdig benahm ſich die Tagſatzung in Betreff der in Frankreich dienenden Schweizertruppen. Dieſelben hatten von Bern am 5 März ein neues zeitgemäßes Militärſtrafgeſetzbuch erhalten, in welchem namentlich die Stockſchläge, die zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts und der Schweizerfreiheit bisher noch ſtatt gefunden hatten, abgeſchafft worden waren. Allein die Oberſten der Schweizerregimenter hatten ſich geweigert, die neuen Geſetze anzuerkennen, weil ſie ſich bei den Stockſchlägen beſſer zu befinden glaubten. Sie ſtützten ſich hiebei auf das franzöſiſche Miniſterium, welches gleichfalls gegen das neue Geſetzbuch proteſtirte, weil es die Schweiz abgefaßt hatte, ohne Frankreich dabei zu Rathe zu ziehen. Die Tagſatzung aber, in Erwägung, daß den Oberſten unbedingter Gehorſam gezieme, und daß die Geſetze, denen die Schweizertruppen in Frankreich unterworfen ſeyen, nach altem Vertrage lediglich von den Cantonen zu beſtimmen ſind, welche die Truppen ſtellen, wies die Proteſtation Frankreichs und der Oberſten zurück und beſtätigte das neue Geſetzbuch.

Weniger energiſch zeigte ſich die Tagſatzung, wo es die inneren Angelegenheiten der Cantone galt. Es handelte ſich vorzüglich um die Auslegung des 11 Artikels der Bundesacte, den freieu Verkehr im Innern betreffend. Die nicht beſtimmt genug abgefaßten Ausdrücke dieſes Artikels ließen der Sophiſtik Raum, ihn ſo auszulegen, als ob er gerade das zuließe, was er verbot, und ſo war ſchon mehr als ein Decennium verfloſſen, ohne daß ſich die Schweiz eines innern freien Verkehrs erfreute, indem der Ergoismus der einzelnen Cantone jene traurige Länderſperre beibehielt, die auch ſo lange die Plage Deutſchlands war. Insbeſondere kam bei der dießjährigen Tagſatzung der Canton Waadt klagbar gegen Bern ein, weil dieſer Staat einen übertriebenen Zoll auf die waadtländiſchen Weine geſchlagen habe und jährlich über 200,000 Franken davon zöge. Obgleich dieß nun dem klaren Sinne des 11 Artikels zuwider war, ſo wagte die Tagſatzung doch nicht, das Richteramt zu übernehmen, ſondern drückte bloß den Wunſch einer freundlichen Vermittlung aus, der ſich zu fügen aber Bern wenig geneigt war.

Wie von der Tagſatzung im Allgemeinen, ſo geſchah auch von den Cantonen im Einzelnen manches Gute. Namentlich zeigte ſich eine lebhafte Sorgfalt für Reviſion der noch mangelhaften Verfaſſungen. So wurden in Zürich, Luzern, Glarus, Außerrhoden, Unterwalden nid dem Wald einzelne Theile der Verfaſſung und meiſtentheils in demokratiſchem Sinne revidirt, und im Waadtlande eine allgemeine Reviſion eingeleitet. Ja St. Gallen und Graubündten erhob man Klage gegen das allzu Koſtſpielige und bloß auf den äußern Schein Berechnete des Militärweſens, ſo daß es ſcheint, auch dieſem ſchon oft gerügten Mangel werde einmal abgeholfen

werden. In Zürich wurde die Censur aufgehoben und dagegen ein neues Preßgesetz gegeben. In Appenzell Innerrhoden brachte man der Humanität des Zeitalters ein würdiges Opfer, indem man die Ehre des 1784 grausam und ungerecht hingerichteten Suter wiederherstellte und seine Ueberreste in geweihter Erde begrub. — Dagegen mußte es billiges Erstaunen erregen, als man in den Zeitungen las, der Kanton Schwyz habe den siebenzig Familien sogenannter neuer Landleute, die aber schon seit Jahrhunderten im Lande leben, aufs Neue die bürgerliche Gleichstellung mit den alten Landleuten versagt, und in Glarus sey von der Landesgemeinde die Stelle eines Landwaibels für 181, die eines Landschreibers für 500 Louisd'or öffentlich an den Meistbietenden überlassen worden. Von Freiburg erfuhr man, daß daselbst die Jesuiten zusehends überhand nahmen, indem die Zahl derselben à robe courte schon 220, und die der Jesuitenschüler in den verschiedenen Anstalten zu St. Michael 57, im Pensionat zu Freiburg 380, im Gymnasium und Athenäum 660, im Majorat zu Stäfis 47 betrage. Missionäre aus Freiburg feierten zu Küßnacht am Vierwaldstädtersee eine heilige Komödie, so auch die Ligorianer in Sarein, wobei eine sehr materielle Vorstellung der Hölle vorkam. Als einen Sieg der päpstlichen Partei sah man es ferner an, daß sich der Canton Aargau nach einem langen und heftigen Widerstreben bequemte, sich dem neuen Bisthum Basel einverleiben zu lassen, 5 Julius. Im Waadtland fuhr man fort, die armen Momiers zu verfolgen.

Von einigen ausgezeichneten Männern der Schweiz erfuhr man Folgendes. Am 9 Julius starb der letzte Fürstabt von St. Gallen, Pancratius Forster, in hohem Alter zu Kloster Muri. Der durch seine Restauration der Staatswissenschaft

berühmt gewordene, von Bern vertriebene Herr von Haller erhielt vom Canton Solothurn das Bürgerrecht. Der bekannte Heinrich Zschokke wurde wegen eines Journalartikels belangt und nahm, weil er sich für gekränkt hielt, die Entlassung von seinen zahlreichen Aemtern im Canton Aargau. Professor Monnard in Lausanne, ebenfalls ein ausgezeichneter Schriftsteller, wurde wegen einer von ihm besorgten Druckschrift suspendirt. Dagegen erhielt Professor Dr. Wette von Basel das Bürgerrecht, und der ehrwürdige um die Kunst hochverdiente Hans Heinrich Fueßli nahm unter würdigen Feierlichkeiten an seinem fünfundachtzig jährigen Geburtstag seine Entlassung aus dem Dienste des Staats.

Auf erfreuliche Weise schritt das System der Privatvereine fort. Der Verein der Naturforscher hielt am 21 — 23 Julius seine Sitzung auf dem Hospiz des großen Bernhard. Außer den ältern nützlichen Gesellschaften bemerkte man besonders die Thätigkeit derer für Musik und Weinbau. So wurden auch die großen Straßenbauten mächtig gefördert. Basel führte eine neue bequeme Straße über den wichtigen Jurapaß des Hauenstein; die St. Gotthardstraße rückte fort, und die prachtvollen Brücken auf derselben, in Göschenen und Hospital, so wie der Umbau der berühmten Teufelsbrücke wurden vollendet; Graubündten aber bereitete eine Correction des Rheins vor. Auf diese Weise wird das große Beispiel, das Napoleon an der Simplonstraße aufgestellt, aufs thätigste befolgt, und bald werden die Alpen in allen Richtungen von den schönsten Handelsstraßen durchschnitten seyn.

XI.

Deutſchland.

1.

Allgemeine Angelegenheiten.

Ehe wir die einzelnen größten, großen, mittelmäßigen, kleinen und kleinſten Staaten betrachten, die zum deutſchen Bunde gehören, wenden wir den Blick auf die Angelegenheiten, die ſie gemeinſam betreffen. Die wichtigſten dieſer Angelegenheiten waren im Jahre 1829 die Zollvereine. Bekanntlich hat der 19te Artikel der deutſchen Bundesacte ſchon vor 15 Jahren einen freien Verkehr im innern Deutſchland verſprochen, allein die Erfüllung dieſes Verſprechens hat ſich in die Länge gezogen. Es blieb dem Gutachten einzelner Staaten überlaſſen, ob und was ſie für die Handelsfreiheit thun wollten. So gerecht die Klagen ſind, die ſich von allen Seiten gegen das Prohibitivſyſtem erhoben haben, ſo muß doch auf der andern Seite eingeſtanden werden, daß nach Aufhebung der unter Napoleon verfügten Continentalſperre einerſeits das Einſtrömen engliſcher Fabricate und anderſeits die während jener Sperre ſo hoch geſteigerte einheimiſche Induſtrie das Prohibitivſyſtem eine Zeit lang entſchuldbar, ja vielleicht nothwendig machte, als ein Staat

gezwungen war, gegen den andern Repreſſalien zu gebrauchen. Immerhin war es höchſt wünſchenswerth, daß dieſem unnatürlichen Zuſtande ein Ende gemacht würde.

Deutſchland theilte ſich zu Anfang des Jahres 1829 in vier größere Handelsgebiete und noch mehrere kleine: 1) Oeſterreich, in ſich allein abgeſchloſſen; 2) der Zollverein von Preußen, Darmſtadt, Anhalt und Sondershauſen; 3) der Zollverein von Bayern, Würtemberg und Hohenzollern; 4) der mitteldeutſche Handelsverein, beſtehend aus Hannover, Braunſchweig, Kaſſel, Oldenburg ꝛc. Allein ſtanden noch Baden, Mecklenburg, Lippe, Waldeck, Lübeck, Bremen. So war Deutſchland immer noch innerhalb ſeines weiten Gebiets mannichfach verbarricadirt und der geſunde Blutlauf durch Unterbindung ſeiner Pulsadern gehemmt. Insbeſonder befand ſich zwiſchen Nord- und Süddeutſchland eine große Scheidewand. Dieſe ſtürzte endlich zuſammen, als der preußiſch-darmſtädtiſche und der bayeriſch-würtembergiſche Zollverein ſich am 27 Mai zu Berlin in Einen Verein verſchmolzen. Deutſchland kann den Fürſten und Staatsmännern, welche dieſen heilſamen und folgenreichen Bund ſtifteten, nicht genug dankbar ſeyn. Die erſte Idee deſſelben, ſo wie die Löſung der ſchwierigen Aufgabe, die mannichfachen Intereſſen der verſchiedenen theilnehmenden Staaten bei dieſer Angelegenheit auszugleichen, ging von dem von beiden Königen von Bayern und Würtemberg bevollmächtigten, ſchon längſt um Deutſchland hochverdienten Freiherrn von Cotta, und von dem nun verewigten königl. preuß. Finanzminiſter von Moß aus. Die nähere Ausführung aber verdankt man der Thätigkeit und Umſicht der zu dieſem Zweck in Berlin verſammelt geweſenen Commiſſion, nämlich den Herren von Maaßen (jetzt Finanz-

miniſter), von Schönberg und von Eichhorn einer-, und den Herren Graf von Lurburg, Freiherrn von Cotta und von Blomberg andrerſeits. „Dieſer Vertrag, deſſen Beſtimmungen ſich nicht mit einem ängſtlichen Abmarkten der Gränzen engherzig zugemeſſener Conceſſionen befaſſen, wird in der Geſchichte der Handelsverträge Epoche machen, und gleich dem bayeriſch-würtembergiſchen Zollvereine — dem erſten Vereine in Deutſchland, welcher zu Gunſten eines freien Verkehrs und zur Freude verbrüderter Völker ſo ſchön und wohlthätig wirkend ins Leben getreten iſt, — ein unvergängliches Denkmal der Weisheit großherziger Monarchen bleiben, welche das Ziel und die Belohnung ihres Strebens darin finden, die innere Kraft ihrer Staaten zu entfalten und den inländiſchen Erzeugniſſen — ſchützend und ermunternd — einen weiten, gemeinſamen Markt aufzuſchließen, dagegen mit Ernſt den Entſittlichungsverſuchen des Schmugglergewerbes zu ſteuern und der Induſtrie des Auslandes gegenüber eine Achtung gebietende Stellung zu behaupten. Gleich an der Stirne des Vertrags ſteht die Befreiung der inländiſchen Erzeugniſſe von den auf dem Eingang ruhenden Abgaben: dieſe Freiheit ſoll ſich auf die Erzeugniſſe der Natur, des Gewerbfleißes und der Kunſt erſtrecken, und für dieſe mit Ausnahme einzelner Kategorien am 1 Januar 1830 beginnen. Der Beſchränkungen dieſes Princips ſind nur wenige, ein Theil derſelben geht aus dem beſondern Steuerſyſtem der contrahirenden Staaten von ſelbſt hervor, und ſetzt im Grunde nur ein Surrogat für die auf den bezeichneten Gegenſtänden ruhenden Conſumtionsſteuern; der andere Theil iſt bloß tranſitoriſcher Natur, und bereitet mit vieler Vorſicht und richtiger Auswahl im Intereſſe der Staatswirthſchaft und zum Schutze beſtehender Etabliſſements die Uebergänge zur

vollen Ausdehnung des Hauptprincips vor. Wohl berechnet sind Verfügungen zur Erleichterung des Durchgangs und des Ausgangs und schöne Hoffnungen für die wechselseitigen Begünstigungen des gewerblichen Verkehrs gegeben. Die Dispositionen zur Regulirung der Chaussee-Abgaben, Damm-, Brücken-, Fährgelder ꝛc., wegen Assimilirung der Eingangszölle ꝛc., ferner wegen Reduction des Maßes und Gewichts, und wegen Herbeiführung eines gleichen Münz-, Maß-, und Gewichtssystems, verkünden dem deutschen Handel eine neue Epoche; die so wichtigen Wasserzölle oder Weggeldgebühren auf Flüssen, die Canal-, Schleusen-, Brücken-, Fähr-, Hafen-, Wag-, Krahnen-, und Niederlagegebühren sind in gleichem Geiste zum Vortheile des gegenseitigen Verkehrs berücksichtigt; die Benützung der preußischen Seehäfen ist mit größter Liberalität den bayerischen und würtembergischen Unterthanen gegen gleiche Abgabenentrichtung wie den preußischen Staatsangehörigen gesichert; auch der Schutz und die Unterstützung von Seite der in fremden See- und andern Handelsplätzen aufgestellten Consuln wechselseitig den Unterthanen verbürgt; dem bayerischen Rheinkreise aber, dessen Markt bisher auf sich selbst beschränkt war, und welcher gleichsam im Reichthum seiner Erzeugnisse ersticken mußte, die gleiche Theilnahme von dem Zeitpunkte an, wo daselbst die Zollordnung in Anwendung kommt, zum Voraus vergewissert, und nunmehr demselben für seine Producte ein Markt eröffnet, dessen Terrain von 15 bis 16 Millionen Menschen bewohnt ist.“

Am 27 Mai wurde auch zwischen Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel der Verkehr erleichtert. Der mitteldeutsche Verein, der zu Cassel einen Congreß hielt, kam am

11 October überein, seinen Fortbestand bis zum Jahre 1834 auszudehnen.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands, die freie Rheinschifffahrt bis ins Meer, konnte noch immer nicht zur Erledigung kommen, obgleich mit großen Kosten immerfort darüber debattirt und internunciirt wurde. Die am 5 Jun. in Mainz niedergesetzte Rheinschifffahrtscommission verfaßte am 19 August einen Entwurf, der aber bloßer Entwurf blieb. Die deutschen Uferstaaten waren, vom gleichen Bedürfniß geleitet, auch in ihren Forderungen einig; England, das seine Schiffe unmittelbar nach Köln senden möchte, unterstützte sie; von Frankreich war ebenfalls eine günstige Entscheidung zu erwarten; nur die Niederlande, dasselbe Gouvernement, das seine Erhebung den Anstrengungen der Alliirten im Jahre 1814 verdankt, weigerte sich hartnäckig, dem damaligen Vertrage und Versprechen gemäß, die Durchfahrt aus dem Rhein ins Meer frei zu geben. Das englische Schiff Cornelia, das nach Köln fuhr, mußte, aller Protestationen ungeachtet, den Niederländern einen hohen Zoll zahlen, und wurde auf der Rückreise sogar angehalten und zur Strafe gezogen, weil es des niedern Wasserstandes wegen nicht durch die Waal, wie ihm geboten war, sondern durch den Leck fuhr.

Die rheinisch-westindische Compagnie hielt am 12 November ihre gewöhnliche Jahressitzung zu Elberfeld. Es ging aus dieser Sitzung hervor, daß ihre Geschäfte in Mexico einen ziemlich guten Fortgang haben.

Das große Project, den Rhein und die Donau durch einen Canal zu verbinden, sollte einer Pariser Actiengesellschaft zur Ausführung übertragen werden. Dieselbe

ſelbe beabſichtigte, von der in den Rhein fallenden Kinzig aus durch den Schwarzwald, mit Benutzung mehrerer Bäche, den Canal bis in die Donau bei Tuttlingen zu führen. Früher ſchon wollte man in Bayern einen ähnlichen Plan ausführen, nämlich die Donau mit dem Main vermittelſt der kleinen Flüſſe Rednitz und Altmühl zu verbinden.

So viel über Handelsangelegenheiten. In politiſcher Hinſicht fiel im Jahr 1829 nichts vor, was das deutſche Vaterland insgeſammt betroffen hätte. Der Bundestag in Frankfurt beſchäftigte ſich nur mit Beilegung der braunſchweigiſchen Streitſache, auf die wir nachher zurückkommen werden. Außerdem erließ er am 12 März einen Beſchluß, kraft deſſen den ehemaligen reichsgräflichen Häuſern der Titel Erlaucht zuerkannt wurde, — Das Gouvernement der Bundesfeſtung Mainz erhielt der Herzog Ferdinand von Würtemberg, in öſtreichiſchem Dienſt.

Die tiefe politiſche Ruhe, welche Deutſchland genoß, war beſonders den Wiſſenſchaften und der Literatur günſtig. Die Leipziger Meßkataloge wieſen nahe an 6000 Werke nach, die im Jahre 1829 in deutſchem Verlage erſchienen ſind. Unter den Univerſitäten glänzten vorzüglich Berlin und München. Die deutſchen Naturforſcher hielten dießmal ihre jährliche Verſammlung zu Heidelberg, am 28 September. Es waren 288 Mitglieder aus der Nähe und Ferne verſammelt. Am 10 Auguſt feierte man zu Köthen das fünfzigjährige Jubiläum des Stifters der Homöopathie, Dr. Hahnemann, wobei ſich 72 deutſche und 52 ausländiſche Aerzte einfanden. So hatte man auch durch fromme Stiftungen das Andenken Leſſings und Mendelsſohns geehrt, indem man in Camenz und in Berlin den hundertjährigen Geburtstag derſelben feierte. Auch

für Schiller wurde in Stuttgart die Errichtung eines Denkmals vorbereitet, deſſen Modell zu fertigen der große Thorwaldſen in Rom ſich erbot. Dagegen hatten wir den Tod mehrerer ausgezeichneten Männer zu beklagen, Friedrich von Schlegel, Adam Müller, Müllner, Haſſel, Karſten, Haug, Weſtenrieder, Reiſig, Dobrowsky, Buttmann, Tiſchbein, Büſching und Frau Thereſie von Huber. Als eine erfreuliche Erſcheinung muß die Ueberhandnahme der Singvereine und öffentlichen Muſikfeſte betrachtet werden.

Auch in dieſem Jahre zeigten ſich wieder Spuren von Uebervölkerung und Verarmung im deutſchen Bauernſtande. Es fanden ſehr viele Auswanderungen ſtatt. Aus Würtemberg allein wanderten über tauſend Menſchen nach Nordamerica.

2.

Oeſterreich.

Das ſchöne Kaiſerreich an den Ufern der Donau befand ſich mit der ganzen Welt im Frieden, außer mit dem Raubſtaat von Marocco. Die Seeräuber dieſes Barbarenſtaates hatten dem beſtehenden Friedens- und Handelstractat zuwider ein öſterreichiſches Handelsſchiff gekapert. Sofort wurde Capitän Bandeira mit einem kleinen Geſchwader an die Küſte Africa's abgeſandt, um die Herausgabe des Geraubten zu betreiben. Es gelang ſeinen energiſchen Vorſtellungen, im Frühjahr die öſterreichiſchen Gefangenen in Tanger zu erlöſen. Allein zur Herausgabe des Schiffs und der Waaren wollte ſich der Sultan von Marocco nicht verſtehen. Bandeira brauchte nun Gewalt und griff am 3 Junius den

Hafenplatz Larasch an, zerstörte zwei Forts und verbrannte zwei feindliche Kriegsbriggs. Dieß machte aber den Sultan nur noch halsstarriger, und Oesterreich fuhr fort, die marocanischen Häfen zu blokiren. — Von einer ähnlichen Expedition des Grafen Dandolo nach Griechenland, ebenfalls wegen Reclamation geraubter Schiffe, ist oben unter dem Artikel Griechenland schon die Rede gewesen.

Während Oesterreich, diese kleinen Seeräuberangelegenheiten abgerechnet, nach Außen vollkommnen Frieden hatte und namentlich in der russisch-türkischen Sache eine imposante Neutralität behauptete, wandte es seine ganze Kraft auf Verbesserungen im Innern. Der Tilgungsfonds erhielt eine zweckmäßigere Bestimmung, indem er allein für die ältere und neuere Schuld und nicht mehr für Nebenzwecke verwendet wurde. Die Finanzen hatten sich bereits so gut gestellt, daß in den letzten eilf Friedensjahren 55 Millionen Gulden an der ältern Schuld getilgt und 54 Millionen auf den ursprünglichen Zins reducirt worden waren. Die Nationalbank setzte den Disconto von 5 auf 4 pCt. herab, Mit dem 1 November hörte die lästige, von tüchtigen Staatsökonomen schon längst verworfene Personal- und Classensteuer auf, und an die Stelle vieler einzelner trat eine allgemeine Verzehrungssteuer. Ein neuer Handelsvertrag mit Nordamerica sicherte dem österreichischen Handel in Westindien große Vortheile. Am 1 October wurde Venedig zum Freihafen erklärt, wodurch der italienische Handel einen neuen Schwung erhielt. Statt der bisherigen Civilaufsicht an den Gränzen wurde eine militärische Gränzwacht errichtet. Am 18 Mai wurden die seit Jahrhunderten zum Bedarf der Reichenhaller Saline bestimmten Saalforsten an Bayern überlassen, jedoch unter österreichi-

ſcher Hoheit. Am 17 Auguſt feierte man die Vollendung der großen Moraſtentſumpfung bei Laibach. Die große Militärſtraße am Ufer des Comerſees ſchritt fort, und zwiſchen der Donau und dem Gmunderſee wurde eine neue Eiſenbahn angelegt. Auch verlautete, die Ungarn hätten der Regierung dringend ans Herz gelegt, nach Beendigung des Türkenkriegs den Handel auf der Donau bis ans ſchwarze Meer frei zu machen. Die Verhältniſſe und Ausſichten Ungarns wurden in dieſem Jahre durch ein treffliches Werk von Cſaplovics dargelegt. Man erſieht daraus, was aus Ungarn werden könnte, wenn ſeine Iſolirung allmählich ermäßigt würde.

Am 8 Junius wurde in Prag das hundertjährige Jubiläum der Heiligſprechung Nepomuks mit großer Pracht gefeiert. Unmittelbar darauf aber, am 10 Junius, richtete eine Ueberſchwemmung der Elbe große Verheerungen an. Auch brach im Spätjahr in Böhmen die Rinderpeſt aus. Am 8 October wurde die Stadt Trieſt durch Sturmfluthen überſchwemmt, die zu gleicher Zeit auch Livorno und Genua trafen.

Am 29 December ſtarb die Erzherzogin Henriette Alexandrine Friedrike Wilhelmine, geborne Prinzeſſin von Naſſau-Weilburg, Gemahlin des Erzherzogs Carl, 32 Jahre alt. Gerüchte, welche ausſprengten, die katholiſche Geiſtlichkeit habe der Leiche dieſer proteſtantiſchen Prinzeſſin die gebührende Ehre verſagt, wurden von öſterreichiſchen Blättern widerlegt. Ein andres Gerücht, den jungen Franz Napoleon, Herzog von Reichſtadt betreffend, geben wir hier unverbürgt. Der Dichter Mery, der in Gemeinſchaft mit Barthelemy das bekannte Gedicht „Napoleon in Aegypten“ geſchrieben, wollte daſſelbe dem Sohn Napoleons zueignen und reiste deßhalb

nach Wien. Allein er wurde, wie er ſelbſt erzählt, nicht vor den Herzog von Reichſtadt gelaſſen, noch durfte er ihm jenes Gedicht überreichen. Der Gouverneur des jungen Prinzen, Fürſt Dietrichſtein, bemerkte gegen Mery, der Prinz höre, ſehe und leſe nichts, als was er hören, ſehen und leſen ſolle, und würde, wenn ihm zufällig ein anderer Zettel, Buch u. ſ. w. zuerſt in die Hände falle, dieſelben ſeinem Gouverneur überreichen und nicht leſen, ehe man ihn verſichert hätte, er könne es ohne Gefahr thun. Der Prinz ſey glücklich, aber ohne Ehrgeiz. Er werde ſich Frankreich nie nähern, und dieſes werde ihm nie in den Sinn kommen. Jenes Werk könne in ſeinem Kopf nur einen zweckloſen Enthuſiasmus oder Ehrgeiz erwecken, und darum paſſe es nicht für ihn. Er wiſſe von der Geſchichte, was er davon wiſſen ſoll, d. h. Data und Namen.

3.

Preußen.

Dieſer Staat genoß dieſelbe Vortheile des Friedens, wie Oeſterreich, und ſeine Finanzen hatten ſich auf einen noch glänzenderen Fuß geſtellt. Der Etat derſelben wurde von dem trefflichen Finanzminiſter von Motz am 2 März öffentlich bekannt gemacht und der Nation wie ein Budget vorgelegt. Ueberdieß that der Oberfinanzrath Ferber in einem äußerſt intereſſanten Werke: „Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commerciellen Zuſtandes der preußiſchen Monarchie," den zunehmenden Wohlſtand Preußens auf überzeugende Weiſe dar. Eine große, nie genug zu ſchätzende Wohlthat erzeigte Preußen dem deutſchen Handel durch den Zollvertrag mit Bayern und Würtemberg, von dem oben ſchon die Rede war. Außer-

dem schloß Preußen Verträge mit Sachsen-Meinungen und Gotha, welche darum wichtig sind, weil durch diese Länder die Handelsstraßen zwischen Bayern und Preußen gehen. Am 14 März wurden die Ratificationen des zwischen Preußen und Nordamerica abgeschlossenen Handelsvertrags in Washington ausgewechselt. Auch erkannte Preußen in diesem Jahre die südamericanischen Freistaaten an, welchem Beispiel bald darauf auch Rußland folgte. Der erste preußische Ostindienfahrer, Oswald, kehrte glücklich aus China zurück. Am 17 Mai landete das erste preußische Dampfschiff von Hamburg in Magdeburg. Am 19 September wurde der Tarif für die Rheinzölle zweckmäßig verändert. Eine Verbindung der Weser mit dem Rhein beabsichtigt. Am 23 October kam endlich auch eine Uebereinkunft mit Frankreich zu Stande, wegen einiger im Pariser Frieden vergessenen Gränzdörfer.

Was die ständischen Verhältnisse in Preußen betrifft, so ist davon wenig zu sagen. Die Regierung, an uneingeschränkte Selbstthätigkeit gewöhnt, kommt den Bedürfnissen der Nation im Ganzen immer wohlwollend entgegen, und so scheint nach den längst verheißenen Reichsständen nicht einmal eine Sehnsucht vorhanden zu seyn. Die Provinzialstände erregen wenig Aufmerksamkeit. Man wurde die der Provinz Brandenburg, die sich in diesem Jahr in Berlin versammelten, kaum gewahr. — Dagegen gingen von der Regierung selbst viele Verbesserungen aus. Ein neuer Criminalcoder ward entworfen. Die schon an sich vortreffliche preußische Städteordnung sollte eine noch weitere Ausdehnung erhalten, um dem ursprünglichen Plane des Ministers Stein näher zu kommen. Die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse hatte raschen Fortgang, und die Amtsblätter berichteten

immer häufiger, daß die Bauerschaften ihre den Gutsherren aus den Feudalzeiten noch schuldigen Verpflichtungen abgelöst hätten. Im Brandenburgischen traten zwei und zwanzig Rittergutsbesitzer ihre Patrimonialgerichtsbarkeit freiwillig an den Staat ab. Merkwürdig ist ferner, daß in diesem Jahre Preußen zum erstenmal dem Grundsatze huldigte, den schon mehrere kleinen deutsche Staaten angenommen, im Civilfach ohne ausdrückliche königliche Willenserklärung keinen Ausländer mehr anzustellen. Das Motiv zu diesem Beschluß scheint in dem übermäßigen Zudrange der Landeskinder zu den Universitätsstudien und Staatsstellen zu liegen.

In kirchlicher Hinsicht genoß Preußen im Jahr 1829 vollkommne Ruhe. Der Agendenstreit schien völlig beigelegt. Die Liturgie wurde endlich auch von Schleiermacher und den letzten Berliner Geistlichen, die sich derselben entgegengesetzt, angenommen. Auch wurde in Berlin ein neues Gesangbuch publicirt, ohne daß der Streit darüber heftig geworden wäre. Auch in Schlesien herrschte Ruhe, und die dortige katholische Geistlichkeit schien einstweilen von ihrem verhängnißvollen Reformationsversuch abzustehen.

Im Anfang des Aprils wurde das Königreich Preußen und später Schlesien von heftigen Ueberschwemmungen heimgesucht. Die Weichsel trat am 5 April bei Thorn und am 8 bei Danzig über die Ufer, durchbrach alle Dämme und setzte das Land in einem Umkreise von 36 Meilen unter Wasser. Ueber 50 Dörfer standen wochenlang in den erst allmählich trocknenden Sümpfen, welche die Fluth zurückließ. Eben so überschwemmte der Memelfluß die Niederung bei Tilsit. Der König sandte sogleich 100,000 Thaler aus seiner Privatcasse an die Verunglückten ab, dann noch 1 Million und nochmals

300,000 Thaler, für eine Rheinreiſe beſtimmt, die nun unterblieb. Auch wurden den überſchwemmten Provinzen dieſes Jahr die koſtſpieligen Herbſtmanöuvres erlaſſen. In den Rheinlanden wurde, des ſchlechten Weinjahres wegen, die Weinſteuer auf die Hälfte herabgeſetzt.

Berlin erfreute ſich, im Sommer dieſes Jahres, glänzender Feſte, als der Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland daſelbſt zum Beſuch eintrafen. Davon haben wir ſchon in dem Capitel über Rußland geſprochen. Zwei Prinzen des preußiſchen Hauſes ſchloſſen in dieſem Jahre eheliche Verbindungen. Prinz Albrecht verlobte ſich mit der niederländiſchen Prinzeſſin Mariane, und Prinz Wilhelm vermählte ſich mit der weimariſchen Prinzeſſin Auguſte.

4.

Die kleinen deutſchen Staaten.

Bayern erfreute ſich unter der Regierung ſeines gefeierten Königs Ludwig fortwährend nützlicher Reformen. Der in dieſem Jahre abgeſchloſſene Zollvertrag mit Preußen riß eine große Handelsſchranke nieder, und hatte die nicht genug zu ſchätzende ſymboliſche Bedeutung einer auch geiſtigen Wiedernäherbringung der Süd- und Norddeutſchen. Von dieſem wichtigen Act des 27 Mai iſt oben ſchon gehandelt. — Auch die Uebertragung der adeligen Gerichtsbarkeit an die königliche (2 Oct.) und die Eröffnung der Landräthe in allen bayeriſchen Kreiſen (7 Dec.) müſſen als weſentliche Verbeſſerungen betrachtet werden. Dagegen drohte der am 21 April publicirte neue Schulplan, Bayern ſtatt mit ächter Civiliſation nur mit falſcher Gelehrſamkeit zu beſchenken.

indem er auf eine unverantwortliche Weise den der Mehrzahl der Jugend unentbehrlichen Realunterricht beschränkte, um nur die Philologie zu begünstigen. — Die Universität München stand in schönem Flor, und in noch höherm Maße die Kunstakademie, da des Königs entschiedene Vorliebe für die bildenden Künste, die große Anhäufung von Kunstschätzen und der geniale Geist des Directors von Cornelius, München zum Centralpunkt der Kunst dießseits der Alpen gemacht haben. — Zur Belohnung vielfältigen Verdienstes wurde der ehrwürdige Sailer am 28 October, zum Bischof von Regensburg ernannt. — Der Geh. Kirchenrath Paulus in Heidelberg machte in seiner ultrarationalistischen Zeitschrift Sophronizon einen heftigen Angriff auf den, nach seiner Meinung in Bayern herrschenden Jesuitismus, der sich indeß nirgends als in dem sehr unmächtigen Oppositionsjournale, Eos, verlautbar machte. — An der sächsischen Gränze trieben bei dem Fortbestand eines strengen Zollsystems die Schleichhändler großen Unfug, und am 15 December kam es zwischen etlichen 100 Mann derselben und den Gendarmen zu einem förmlichen Gefecht. — In der Nacht vom 28 auf 29 April entwurzelte ein furchtbarer Sturm im Spessart 30,000 Stämme Hochwald.

König Ludwig unternahm in diesem Jahr eine längere Reise nach Italien, und während seiner Abwesenheit erschienen im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern, Gedichte, die durch Adel der Gesinnung, warme Vaterlandsliebe, heilige Begeisterung für Menschenwohl den unsterblichen Gesängen unsers großen Schiller würdig an die Seite treten, und welche die Nachwelt als ein heiliges Vermächtniß bewahren wird.

Auch Würtemberg öffnete durch seine Zollverbindung mit Bayern und Preußen seinem Verkehr eine heitre Aussicht. Der wohlwollende König Wilhelm verkündete am 15 November, daß er künftig an jedem Freitag jedem seiner Unterthanen, der etwas von ihm zu bitten habe, freien Zutritt zu seiner Person gestatte. Im Uebrigen fiel im Würtembergischen in diesem Jahre nichts von Bedeutung vor. Nur ein literarisches Werk, die Seherin von Prevorst, von Dr. Justinus Kerner, machte großes Aufsehen, indem es die Visionen einer Somnambulen im Städtchen Weinsperg bekannt machte, und den Glauben an Geister predigte.

Im Königreich Sachsen herrschte unter dem greisen König Anton die diesem Lande seit lange eigenthümliche Ruhe. Doch deckte diese Ruhe eine heimliche Unzufriedenheit. Im Herbst kam eine sehr freisinnige Adresse des sächsischen Volkes an seinen König (angeblich von dem verstorbenen Tschirner verfaßt) in Umlauf, worin namentlich über die Heimlichkeit und über die altmodischen unzeitgemäßen Formen des Landtags und über die schroffe Trennung der privilegirten Classen von den Bürgern geklagt wurde. — Von Leipzig, dem großen Mittelpunkt des deutschen Binnenhandels, hörte man im Ganzen nur gute Nachrichten. Eine für den Handel wichtige Unternehmung, der große Brückenbau bei Wurzen, wurde in diesem Jahre vollendet. — Am 4 Julius erließ die Regierung ein weises Edict gegen den übermäßigen Andrang junger Leute zum Studiren. Es ist dieß ein nicht genug zu beklagendes Uebel unserer Zeit, hervorgegangen aus dem falschen Begriff von Niedrigkeit, den man in Deutschland noch immer mit dem Gewerbstande verbindet. Der Honoratior schämt sich, seine Söhne ein Handwerk lernen zu lassen, sie

Herzog von Würtemberg

müſſen ſtudiren, um ſich Rang und Anſehen zu erwerben, und ſo entſtehen jene Schaaren von Studirenden und Candidaten, die der Staat, auch wenn er noch ſo viel unnütze und ſupernumeräre Stellen ſchafft, zuletzt nicht mehr alle verſorgen kann.

Vom Königreich Hannover erfuhr man ſehr wenig. Die Kammer wurde daſelbſt am 13 März vertagt. Man beabſichtigte auch hier, nach dem Vorgange vieler andern Staaten, den Zinsfuß der Staatsſchuld herabzuſetzen, eine glückliche Folge des langen Friedens und der Anhäufung von Geld bei den Capitaliſten. — Der Verweſer des Königreichs, Herzog von Cambridge, legte am 22 April den Grundſtein zum Waterloodenkmal.

Auch vom Großherzogthum Baden verlautete in den Zeitungen nichts von Belang. Man bedauerte, daß dieſer Staat noch nicht dem Zollvereine der benachbarten Staaten beigetreten war. Das Alter und die Kränklichkeit des regierenden Großherzogs Ludwig ließ deſſen Ende in nicht zu ferner Zeit erwarten, und dieß brachte den Erbfolgeſtreit in Anregung der, wie man fürchtete, ſich zwiſchen der ſuccedirenden gräflich Hochbergiſchen Linie (Halbgeſchwiſter des Großherzogs) und der Krone Bayern, wenigſtens in Betreff der ehemaligen pfalzbayeriſchen Lande, erheben werde. Es erſchienen bereits Schriften für und wider, und der Oberrechnungsrath Bohwinkel in Carlsruhe kam wegen Veruntreuung der Urkunden, die ſich auf dieſe Sache bezogen, ins Zuchthaus.

In Kurheſſen fiel nichts Merkwürdiges vor, außer dem Congreß des mitteldeutſchen Handelsvereins in Caſſel. — Im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt zeigte ſich dagegen eine verhältnißmäßig ſehr lebhafte conſtitutionelle Thätigkeit. Das bedeutendſte Mitglied der Oppoſition in der

Kammer, Commerzienrath Hoffmann, der ungesetzlicher Einmischung in die Wahlen angeklagt war, wurde am 9 September frei gesprochen. Die Kammer selbst trat am 3 November wieder zusammen, um im bevorstehenden Jahre sehr interessante Gegenstände zu erörtern. — Der Großherzog Ludwig, der Nestor deutscher Fürsten (76 Jahr alt), feierte am 19 Junius bereits die silberne Hochzeit seines Sohnes, des Erbprinzen Ludwig (52 Jahr alt), und verlor am 24 October seine Gemahlin, die Großherzogin Louise Caroline Henriette, nachdem er mit ihr in glücklicher Ehe 33 Jahr lang gelebt hatte. — Am 28 November wurde Bischof Burg in das neue Bisthum Mainz feierlich eingesetzt. — In Hessen-Homburg starb am 2 April der Landgraf Friedrich, dem sein Bruder Ludwig succedirte.

Der Herzog Peter von Oldenburg starb am 20 Mai in Wiesbaden. Ihm succedirte sein Sohn August, der am 28 Mai den herzoglichen Titel mit dem großherzoglichen vertauschte.

Im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin wurde am 10 November nach altem Herkommen der Landtag auf dem Judenberge unter freiem Himmel eröffnet, und am 8 December geschlossen. Man eiferte daselbst gegen den im Mecklenburgischen so sehr eingerissenen Advocatenunfug.

Im Großherzogthum Weimar wurde der Landtag am 22 Februar eröffnet, und am 29 Mai beendigt. Der Herzog von Meinungen erließ am 23 August ein neues Grundgesetz für die landschaftliche Verfassung. Der Herzog von Coburg-Gotha ordnete am 1 Februar eine neue Landesverwaltung an, schloß am 25 August den Coburgischen Landtag

und eröffnete am 6 December die erste Ständeversammlung in Gotha seit der Vereinigung Gotha's mit Coburg.

Im Herzogthum Nassau wurde der Landtag am 16 März begonnen, am 14 April geschlossen. Am 23 April vermählte sich der Herzog Wilhelm mit der Prinzessin Pauline von Würtemberg, Tochter des Prinzen Paul, Bruder des Königs.

Unter den kleinen deutschen Staaten erregte das meiste Aufsehen das Herzogthum Braunschweig wegen seiner Streitsache mit Hannover. Während der Minderjährigkeit des Herzogs Carl hatte der König von England in seiner Eigenschaft als König von Hannover und als nächster Verwandter des Herzogs die vormundschaftliche Regierung geführt, mit der das Land um so mehr zufrieden war, als ihm auch, dem dreizehnten Artikel der Bundesacte zufolge, eine neue landständische Verfassung verliehen wurde. Kaum aber war der junge Herzog im Jahr 1823 zur Regierung gekommen, als er die Acte der vormundschaftlichen Regierung umstieß, mehrere ausgezeichnete Staatsdiener vertrieb, die Landstände verwarf und auf mehrfache Weise, namentlich aber durch ein Edict vom 10 Mai 1827 den König von England beleidigte. Dieser unangenehme Streit hatte sich schon ziemlich in die Länge gezogen, indem man immer auf ein freundliches Nachgeben des Herzogs hoffte; da indeß diese Hoffnung täuschte, so wurde von Seite Hannovers am 9 April 1829 endlich eine förmliche Klagschrift gegen den Herzog von Braunschweig beim Bundestage eingereicht. Bald darauf traten auch die vom Herzog nicht anerkannten braunschweigischen Stände (63 Deputirte) zusammen und erließen eine Adresse an den Herzog, worin sie die Rechtmäßigkeit ihres Bestandes erklärten, am 21 Mai. Der Herzog er-

klärte dagegen, er erkenne nur die alte Landschaftsordnung von 1770 an, nicht aber die neue, von der vormundschaftlichen Regierung gegebene Verfassung. Die Stände schickten nun die Herren von Cramm und von Calm nach Frankfurt ab, wo sie am 2 Junius gleichfalls eine Beschwerdeschrift gegen den Herzog beim Bundestage einreichten.

Der Bundestag beschloß nun am 20 August: 1) der Herzog solle das Edict vom 10 Mai 1827, als beleidigend für England, zurücknehmen und sich beim König von England entschuldigen; 2) in keinem Bundesstaate solle der Druck von Controversschriften in dieser Sache geduldet werden; 3) aber wurde die Klage der braunschweigischen Stände abgewiesen. Der Herzog seinerseits weigerte sich, diesem Bundestagsbeschluß Folge zu leisten, und die Sache blieb am Schlusse des Jahres noch unentschieden. Herr von Cramm wurde als Kammerherr ohne Abschied entlassen und ihm der Hof verboten, auch jedem Staatsdiener untersagt, mit ihm zu verkehren.

In den freien Städten ereignete sich nichts Wichtiges. Nur in Hamburg fiel ein Streit zwischen dem Senat und der Bürgerschaft vor. Die letztre verlangte die Abschaffung der hohen Zölle und setzte dieselbe in einer Versammlung am 23 Julius gegen den Vorschlag der Beibehaltung von Seiten des Senats durch.

B.

Kleine Chronik.

Naturmerkwürdigkeiten.

Die wichtigſte unter allen war das oben bereits geſchilderte Erdbeben in Murcia. Außerdem bemerkte man Erdbeben am 21 Februar auf der Inſel Island, am 8 März zu Irkutzk in Sibirien, am 13 April an der Küſte von Macedonien, am 5 Mai bei Salonichi und Adrianopel, am 1 und 27 Julius in Ungarn, am 18 Auguſt in Coppenhagen, am 6 September in Cremona, am 26 October in Chili (wobei die Stadt Valparaiſo zerſtört wurde) und am 26 November in der ganzen Wallachei, Moldau, Siebenbürgen und Gallizien.

Von vulcaniſchen Ausbrüchen erfuhr man, daß im Januar der Veſuv in großer Bewegung geweſen und Rauch und Steine ausgeworfen, und daß ſich in Schottland bei Grantown eine vulcaniſche Oeffnung gebildet habe, aus welcher Waſſer und Steine ausgeworfen worden ſeyen.

Ein Bergſturz ereignete ſich am 15 October in den Alpen. Der Berg Blonay begann zu rutſchen und ſenkte ſich ſanft ins Thal, indem viele Bäume, eine Sennhütte und 30 Kühe, die ſich auf der Oberfläche deſſelben befanden, mit fortbewegt wurden, ohne Schaden zu leiden.

Große Ueberſchwemmungen verheerten das Thal

der Weichsel, des Niemen und der Elbe im Frühjahre, und am 8 October eine Sturmfluth die Stadt Triest.

Ein schrecklicher Sturm wüthete auf der Insel Martinique. „Eine Menge zum Absegeln bereiter Schiffe lag auf der Rhede von Saint-Pierre, Hauptstadt der Insel, vor Anker. Der Watt zeichnete sich unter denselben durch seine Größe aus. Er trug 1300 Tonnen, und bereits waren an seinen Bord 2000 Fässer Zucker gebracht worden. Der Orcan brach mit solcher Heftigkeit und so unversehens aus, daß die meisten Schiffe, in einem kleinen Raume beisammen, nicht Zeit hatten, sich von einander zu entfernen, um das Zusammenstoßen zu vermeiden. Der Sturm bedurfte nur wenige Augenblicke, um diejenigen zu verschlingen, welche durch das Zusammenstoßen in Trümmer gingen. Der Watt, welcher an starken Ankern und mit guten Tauen vor Anker lag, widerstand lange dem Ungestüm des Sturmes und der Gewalt der schrecklichen Wogen, die ihn zuweilen vom Vorder- bis zum Hintertheile bedeckten, um hernach mit entsetzlichem Geräusche an dem Ufer sich zu brechen, das bereits mit den Trümmern von mehr als 30 Schiffen bedeckt war. Allein zuletzt siegte der Sturm über alle Rettungsmittel, die der Capitän und das Schiffsvolk angewendet hatten, um ihrem Untergange zu entgehen. Eines der Kabeltaue brach; man hieb den Mast ab. Das zweite Kabeltau erlitt bald das Schicksal des erstern: von da an blieb nichts mehr übrig, als sich in einen unvermeidlichen Tod zu ergeben. Die andern Anker, nicht mehr durch den Hauptanker unterstützt, brachen gleichfalls; das Schiff, in diesem Augenblicke durch eine ungeheure Woge fast verschlungen, ward mit so entsetzlicher Gewalt an die Küste geschleudert, daß es plötzlich zertrümmert wurde, und man

eine Minute nachher seine Trümmer nicht mehr von jenen der andern Schiffe unterscheiden konnte, die vor ihm in Stücken gingen. Das Schiffsvolk, welches, einige Augenblicke vor dem Schiffbruche, sich auf einem Schiffstheil gesammelt hatte, in der Hoffnung, mit diesem von dem Schiffe schon getrennten Theile an das Land geworfen zu werden, wurde von Niemand mehr gesehen: Alles war mit Blitzesschnelligkeit und einem donnerähnlichen Krachen verschwunden."

Ein anderer Sturm entwurzelte in der Nacht vom 28/29 April 30,000 Bäume im Spessart. Eine Windhose zerstörte am 26 September im russischen Gouvernement Minsk mehrere Häuser. Nicht minder wüthete eine Wasserhose am 30 Junius bei Pultusk in Polen. Sie war von Hagel begleitet, dessen Körner so groß wie Hühnereier.

Als seltenes meteorologisches Phänomen bemerkte man: „Am Zobtenberge in Schlesien hat in der Nacht vom 28 Julius ein heftiges Unwetter bei einer erstickenden Hitze gewüthet. Der ganze Zobtenberg warf dabei einen Phosphorschein von sich, welcher in der Entfernung noch erhellte. Dieses Lichtausströmen dauerte eine Stunde. Während dieses Phänomens fühlten sich fast alle Menschen in den nahen Ortschaften unwohl und beklommen: namentlich aber spürten schwachnervige Personen eine sehr unangenehme Wirkung auf den Magen, indem sie starken Reiz zum Erbrechen fühlten. Nach 10 Uhr hob ein starker Blitz, welcher aus dem Berge nach den Wolken zu fahren schien, das ganze Phänomen auf, und nun begann bei der größten Windstille ein fast halbstündiges ununterbrochenes Blitzen ohne Donner über dem Zobtenscheitel. Nachdem gegen 11 Uhr ein starker Donner gehört worden, ergoß sich starker, fast wolkenbruchähnlicher Regen, so daß

binnen wenigen Minuten die auf den Seiten des Berges herabrieſelnden Bäche um 2 — 3 Ellen ſchwollen.“

In Fürſtenwalde im Brandenburgiſchen ſah man am 8 December ſieben Nebenſonnen mit Regenbogenfarben, und in Berlin am 23 December einen Regenbogen um die Sonne, ebenfalls mit Nebenſonnen.

Auch in der Witterung zeigten ſich einige ſeltene Abweichungen. Auf der Inſel Island war der Winter von 1828/29 auffallend gelinde geweſen, worauf Erdbeben folgten. Im Thüringer Walde herrſchte dagegen noch im Mai eine ſo ſtrenge Kälte, daß man Schlitten fuhr. Im Junius trat gleichfalls auf dem Cap der guten Hoffnung ein ganz ungewöhnlicher Froſt ein. Der Winter von 1829/30 wurde einer der kälteſten, die man kennt, beſonders nach dem Neujahre.

Im organiſchen Gebiet bemerkte man nicht minder einige merkwürdige Naturſeltenheiten. In Paris wurden zwei mit den Leibern zuſammengewachſene Mädchen aus Corſica, Ritta und Chriſtina, und in London zwei nur am Nabel zuſammengewachſene Knaben aus der oſtindiſchen Provinz Siam vorgezeigt. Die erſtern ſtarben zu Paris am 21 November. Die letztern zeichneten ſich beſonders durch ihr Alter und ihre Größe aus, indem ſie bereits 18 Jahre alt und fünf Fuß hoch waren. In Warſchau fand ſich eine Frau, die das Herz auf der rechten Seite hatte. — Im Meere zwiſchen England und Holland in der Nähe von Harwich entdeckte man in einer Maſſe eiſenhaltigen Kalkſteins eine ungeheure verſteinerte Schildkröte, und im Thale des Miſſiſippi in America die Knochen von einem unglaublich großen Thiere der Urwelt. Es befand ſich darunter ein Unterkinnbacken von 20 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 1200 Pfund Gewicht.

Groſses Aufſehen erregte die Entdeckung der Arracacha, einer Pflanze, deren Knollenwurzeln die Kartoffeln an Güte und Maſſe noch übertreffen ſollen, und deren allgemeine Einführung in Europa man beabſichtigt. — Ein anderes tropiſches, aber nicht verpflanzbares Knollengewächs, ward in Neuholland entdeckt, und wegen ſeiner Nahrhaftigkeit native bread (Landesbrod) genannt.

Reiſen.

Es ſind im Jahre 1829 wieder eine Menge wiſſenſchaftliche und Entdeckungsreiſen nach allen Weltgegenden gemacht worden. Die wichtigſte iſt die Reiſe des berühmten Alexander von Humboldt nach Sibirien. Er unternahm dieſelbe aus Auftrag und auf Koſten des ruſſiſchen Kaiſers in Begleitung der Profeſſoren Ehrenberg und Roſe von Berlin aus. Am 20 Mai verließ er Petersburg, unterſuchte das Uralgebirge und wandte ſich dann durch Sibirien und die Kirgiſenſteppe, woſelbſt er kaum einer Peſt entging, bis an die chineſiſche Gränze und von da über Aſtrachan zurück nach Petersburg, wo er am 13 November wieder anlangte, nachdem er in nicht ganz 6 Monaten 2142 deutſche Meilen zurückgelegt hatte. Von welcher Wichtigkeit dieſe Reiſe für die Gewinnung des Goldes und der Diamanten am Ural war, iſt oben in dem Capitel über Rußland ſchon gezeigt worden. Auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht war dieſe Reiſe ſehr fruchtbar. — Eine zweite Reiſe in Sibirien machte Profeſſor Hanſteen von Chriſtiania in Norwegen. Es glückte ihm, den magnetiſchen Pol zu finden. — Der ruſſiſche Akademiker

Kupfer beſtieg in Begleitung der Phyſiker Lenz und Meyer und unter dem Schutze des ruſſiſchen, im Caucaſus ſtationirten Generals Emanuel den berühmten Elbrus, den höchſten Berg im caucaſiſchen Gebirge, den er 16—17000 Fuß hoch fand, deſſen höchſten Gipfel er aber nicht zu erreichen vermochte. — Am 21 October beſtieg der ruſſiſche Profeſſor Parrot den höchſten Punkt des Ararat, 15000 Fuß hoch. — Von noch größerem Intereſſe iſt die Reiſe des engliſchen Capitäns Herbert, der in dieſem Jahre über den 17,780 Fuß hohen Paß von Oota Dhoora im Himalayagebirge bis zur Stadt Gerthok in der chineſiſchen Tartarei vordang, der erſte Europäer, der ſo weit gekommen iſt. — Dagegen hat die Wiſſenſchaft den Verluſt des trefflichen Profeſſors Schulz von Gießen zu bedauern, der, auf Koſten des Königs von Frankreich Aſien bereiſend, in Kurdiſtan von den Einwohnern ermordet wurde.

Dr. Maflot von Frankfurt a. M. bereiste die niederländiſchen Colonien in Oſtindien, und Oswald, der erſte preußiſche Oſtindienfahrer, kam glücklich nach China. In Japan gelang es dem Dr. Sibold mit dem größten Theile ſeiner Sammlungen aus der Gefangenſchaft loszukommen. — Der engliſche Capitän Coffin entdeckte vier neue Inſeln im ſtillen Ocean, Island, Coffins-Island und zwei Ganges-Islands. Der engliſche Capitän Dillon erhielt vom König von Frankreich die Belohnung, die derſelbe dem ausgeſetzt hatte, der ihm Reliquien von dem unglücklichen franzöſiſchen Seefahrer Laperouſe bringen würde. Zwei ruſſiſche Schiffe, welche die Welt umſegelt hatten, brachten nach Havre, wo ſie anlegten, Weidenzweige und Erde vom Grabe Napoleons auf St. Helena mit. — Der engliſche Capitän Roß wurde

nach dem Nordpol und der nordamericaniſche Capitän Palmer nach dem Südpol auf Entdeckungen ausgeſchickt — Die engliſche Geſellſchaft für Erforſchung des innern Africa's ſandte dahin zwei neue Expeditionen ab, unter Capitän Weſt, und unter dem wackern Richard Landers, Clappertons treuem Gefährten. Eine franzöſiſche Geſellſchaft unter Champollion und eine toscaniſche unter Roſellini bereiste Aegypten und Nubien, und Dr. Pariſet Syrien, woſelbſt er Unterſuchungen über die Peſt anſtellte. Eine franzöſiſche Geſellſchaft unter Bory de S. Vincent unterſuchte Morea. — Der öſterreichiſche Naturforſcher Natterer bereiste Braſilien, und Herzog Friedrich Paul von Würtemberg reiste, ebenfalls naturwiſſenſchaftliche Zwecke verfolgend, über Spanien nach America.

Kunſt und Alterthümer.

Die Ruſſen erbeuteten auf ihren Feldzügen gegen die Türken unter Anderm auch mehrere intereſſante Alterthümer. Graf Paskewitſch fand in Akhalzik eine Bibliothek von 300 gedruckten Werken und Handſchriften, in Bajazed neun Handſchriften, in Erzerum 34 Handſchriften und viele koſtbare alterthümliche Waffen. Auch in Adrianopel fand man Bibliotheken. Aus dem Tribut, den Perſien an Rußland zahlte, ſammelte man eine prächtige perſiſche Münzſammlung. In Varna und auf andern Punkten am ſchwarzen Meere fand man mehrere Alterthümer. — Ferner wurde Herr Strojeff von der Akademie zu Petersburg ausgeſandt, alle ruſſiſchen Klöſter und Städte zu bereiſen, und

die in ſämmtlichen Bibliotheken und Archiven vorhandenen Alterthümer zu bezeichnen. In Sebaſtopol, der alten Stadt Cherſones, wo Fürſt Wladimir den erſten chriſtlichen Unterricht erhalten hatte, ſollte ein Denkmal errichtet werden. In der Eremitage zu Petersburg wurde die koloſſale Büſte Alexanders I, von Orlowsky, einem Schüler Thorwaldſens, in Rom verfertigt, aufgeſtellt, und eine noch koloſſalere Statue deſſelben Kaiſers ſollte gefertigt werden. Der Bau der prächtigen Iſaakkirche in Petersburg war der Vollendung nahe.

In Griechenland entdeckte die franzöſiſche Commiſſion einen verſchütteten Tempel zu Olympia. Die griechiſche Regierung ſowohl als der Paſcha von Aegypten beſchloſſen, die Denkmäler ihrer Länder unter ihren Schutz zu nehmen und vor fernerer Verſchleuderung zu hüten.

Bei Canino in Italien machte man reichliche Ausgrabungen von hetruriſchen Gefäßen, Figuren und Bildnereien. Auch der Papſt veranlaßte neue Ausgrabungen in und um Rom. Von Herculanum erfuhr man: „Die Nachgrabungen, welche hier fortwährend betrieben werden, liefern mit jedem Tage wichtigere Reſultate, und geben noch glänzenderen Hoffnungen Raum. Man iſt zu Herculanum mit der Ausgrabung einer prächtigen Wohnung beſchäftigt, deren Garten mit einem Säulengang umgeben iſt, und der größte ſeyn ſoll, welcher bisher entdeckt wurde. Unter mehreren andern Darſtellungen mythologiſcher Gegenſtände zeichnen ſich darin aus: Perſeus, der mit Minervens Hülfe die Meduſa tödtet; Mercur, welcher beſchäftigt iſt, den Argus einzuſchläfern, um ihm die ſchöne Jo zu entführen; Jaſon, der Drache und die drei Heſperiden. Das Merkwürdigſte ſind einige ſilberne, auf Täfelchen von Bronze angebrachte Basreliefs, welche Apollo und Diana dar-

ſtellen. Eine Menge Mobilien und Geräthſchaften von ausgeſuchtem Geſchmack erhöhen noch das Intereſſe dieſer ſchönen und reichen Wohnung.“ — In der Peterskirche ſollte dem Papſt Pius VII ein Denkmal von Thorwaldſen errichtet werden. In Neapel wurde an der ſchönen Vincentkirche gebaut, in Mailand an dem prächtigen Friedensbogen.

In München ward das von Thorwaldſens Meiſterhand geſchaffene Denkmal des Herzogs Eugen von Leuchtenberg enthüllt, deßgleichen die Frescomalereien in den Arkaden und die Büſte des Königs Max von Rauch. Bei Lienz im Puſterthale und zwiſchen Görtſchach und Nußdorf wurden zahlreiche römiſche Alterthümer ausgegraben, da hier die alte Stadt Loncium geſtanden. In Hannover wurde der Grundſtein zu dem 156 Fuß hohen Waterloodenkmal gelegt, in Fulda beabſichtigte man ein Denkmal für den heil. Bonifacius, in Poſen für die Glaubenshelden Boleslaus und Miceslaus, in Rouen für Corneille. In Sasbach wurde das Denkmal Turennes eingeweiht, in Baltimore in America eine koloſſale Statue Waſhingtons aufgeſtellt, in Stockholm die von Byſtröm in Rom verfertigten Statuen Carls X, XI und XII. In den Niederlanden fand man noch ungedruckte Briefe Wilhelms von Oranien. In London langte die Bibliothek Tippo Saibs an. Der prächtige altgothiſche Münſter in York wurde von einem Schwärmer in Brand geſteckt, dagegen an den Domen in Köln und Erfurt ausgebeſſert.

Miscellen.

Nach Malchus iſt das Verhältniß der Staatsſchulden zu dem jährlichen Steuerbeitrag eines Individuums im Staate folgendes:

	Staatsſchuld.	Jährliche Abgabe eines Individuums.
England	8,940,971,000 fl.	24 fl. 36 kr. 30 — 16 —
Frankreich	2,116,820,000 —	15 — 25 —
Niederlande	1,620,000,000 —	11 — 20 —
Oeſterreich	851,878,952 —	5 — 53 —
Spanien	763,209,968 —	4 — 40 —
Rußland	387,691,073 —	2 — 50 —
Preußen	324,027,461 —	6 — 5 —
Neapel	206,078,680 —	4 — 26 —
Kirchenſtaat	187,000,000 —	2 — 13 —
Bayern	123,377,673 —	4 — 52 —
Polen	62,600,000 —	2 — 58 —
Portugal	64,620,000 —	6 — 18 —
Toscana	52,000,000 —	4 — 27 —
Sardinien	50,000,000 —	5 — 46 —
Dänemark	40,689,337 —	5 — 14 —
Sachſen	36,000,000 —	5 — 50 —
Würtemberg	27,328,694 —	4 — 4 19/26
Hannover	26,000,000 —	4 — 20 —
Baden	18,233,038 —	5 — 31 —
Norwegen	2,750,000 —	3 — 19 —
Schweden		8 — 9 —

Unter den deutſchen Staaten hat das Großherzogthum Heſſen die meiſten Schulden, und muß das Individuum auch daſelbſt am meiſten zahlen, während Schaumburg-Lippe keine Schulden hat, und dort das Individuum am wenigſten zahlt.

	Staatsſchuld.	Jährliche Abgabe eines Individuums.
Großherzogthum Heſſen	12,926,552 fl.	6 fl. 12 kr.
Kurheſſen	2,100,000 —	6 — —
Braunſchweig . . .	7,500,000 —	5 — —
Mecklenburg Schwerin .	9,500,000 —	1 — 57 —
Schaumburg Lippe .		1 — 2 —

Nach Balbi iſt das Verhältniß der Menſchen, die ſich mit Induſtrie und Handel beſchäftigen, zu denen, die ſich mit Ackerbau beſchäftigen, in England wie 45:34; in Frankreich wie 36:44; in Preußen wie 18:66 (?); in Oeſterreich wie 9:62; in Rußland wie 6:79.

In Großbritannien wohnen über 50, in Frankreich etwa 33, in Preußen etwas über 27, in Oeſterreich nicht ganz 23 und in Rußland nur 12 pCt. der Einwohner in den Städten. In England iſt die Bevölkerung von Glasgow binnen 30—40 Jahren von 60—70,000 Einwohnern auf 170,000, in Liverpool von 50—60,000 auf 160,000, und in gleichem Verhältniß ſind die Bevölkerungen von London, Edinburgh, Manchester, Birmingham ꝛc. geſtiegen. Paris hat von 1817—1827 um mehr als 176,000 Einwohner zugenommen. Berlin hatte 1822 nur 209,039 Einwohner und 1828 hatte es deren 236,830. Preußen überhaupt hat ſich binnen 8 Jahren um 1,160,800 Seelen vermehrt.

Nach Balbi ergeben ſich folgende Verhältniſſe:

1) Verhältniß der Repräſentation zur Bevölkerung:

	Deputirte.		auf Einwohner.
Frankreich hat	430	1	74,418
Nordameric. Freiſtaat . .	187	1	60,129
Niederlande	110	1	55,845
Großbritannien	658	1	35,435
Norwegen	75	1	14,000

2) Verhältniß der Bevölkerung zum Unterricht und zur periodiſchen Preſſe:

	zählt Schüler	auf Einwohner.	Journal	auf Einwohner.
Frankreich	1	17,6	1	74,418
England	1	15,3	1	46,800
Preußen	1	7	1	43,090
Niederlande	1	9,7	1	40,953
Vereinigte Staaten von Nordamerica . . .	1	11	1	11,600
Oeſterreich	1	15	1	376,471

3) Vergleichung der drei Haupthandelsſtaaten:

	zählt Fahrzeuge.	Tonnen.
Die franzöſiſche Handelsmarine	14,530	700,000
Die nordameric. — —	—	1,423,000
Die brittiſche — —	18,631	2,141,000

	Die Einfahrt Fr.	Die Ausfahrt Fr.
In Frankreich beträgt	554,710,000	610,068,000
In den Vereinigten Staaten:	464,758,000	462,696,000
In Großbritannien:	1,056,522,000	1,411,768,000

4) Vergleichung der weltlichen Verhältniſſe der Geiſtlichkeit:

	Franken.
In Frankreich kommen auf den katholiſchen Geiſtlichen .	757
Im europäiſchen Rußland auf den griechiſchen . . .	244
In Preußen auf den katholiſchen und proteſtaniſchen .	1,460
In Oeſterreich und Böhmen auf den kathol. und prot. .	1,263
In Ungarn auf den kathol. und prot.	1,482
In Spanien — — — — —	1,439
In Portugal — — — — —	2,926
In England — — anglicaniſchen	10,153
— — — — diſſidentiſchen	1,560
In Schottland auf den presbyteriſchen	5,500
— — — — diſſidentiſchen	2,057
In Irland — — anglicaniſchen	19,090
— — — — diſſidentiſchen	2,090

Nach neuerer genauer Berechnung zählt Frankreich über 200 Meilen an vollendeten und 250 bis 300 Meilen an angefangenen Canälen, 38 Meilen an vollendeten oder in Arbeit befindlichen Eiſenbahnen, 8,000 Meilen Staats-, 7,000 Meilen Departementalſtraßen. England, deſſen Oberfläche nur 2 Fünftheile von der Frankreichs beträgt, hat 9,800 Meilen Straßen mit Barrièren, viele ſchiffbar gemachte Flüſſe, 12 bis

1500 innere Canäle, und über 100 Meilen Eisenbahnen, ungerechnet die leichtern Transportmittel mittelst der Küstenfahrt.

Ein Pariser Blatt enthält folgende Statistik der französischen Presse.

Es bestehen in Paris 152 Journale für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Religion, und 17 politische, zusammen 169 Zeitblätter, 151 davon gehören der liberalen Partei, die übrigen 18 sind ihre Oppositionsblätter und auf der Seite Villèle, Polignac u. s. w. Die 151 liberalen Blätter haben zusammen 197,000 Abonnenten, ungefähr 1,500,000 Leser, und bezahlen dem Fiscus für Stempel u. s. w. 1,155,200 Francs. Die 18 andern haben 21,000 Abonnenten, ungefährt 192,000 Leser, und bezahlen an den Fiscus 157,000 Fr. jährlich.

Hier folgen nun die Namen der vorzüglichsten Redacteurs der 10 in Paris gedruckten politischen Tageblätter.

„Le Moniteur," officielles Journal, zählt 2500 bis 3000 Abonnenten, und zwar vorzüglich unter denen, die in öffentlichen Aemtern stehen. Director ist M...., Redactoren sind: Massabian, Peuchet, Amar, Aubert de Vitry.

„Le Constitutionnel." Die Zahl seiner Abonnenten beträgt 18—20,000. Redactoren: Etienne, Jay, Evariste-Dumoulin, Thiers, Léon, Thiésse, Année, Gilbert Désvosins, der Graf von Laborde, Thierry, Rolle.

„Le Journal des débats" hat 13—14,000 Abonnenten. Redactoren: Bertin Devaur, Duviquet, Feletz, Lesourd, Guizot, Salvandy, Saint-Marc, Girardin, Becquet. Wird vom Vicomte Chateaubriand unterstützt.

„La Quoditienne" mit 3000 Abonnenten. Redactoren:

Laurentie, Michaud, Soulier, Mennechet, Merle, Laroſe, Audibert, Bazin und C. Nodier.

„Le Courrier français“ mit 4,500 Abonnenten. Redactoren: Chatelain, Keratry, Jouy, Avenel, de la Pelouſe, Al. Juſſieu, Moreau, Guyet, de Pradt und Benjamin Conſtant.

„Journal du commerce“ hat 3500 Abonnenten. Redactoren: Bert, Larreguy, Rouen, Desloges, Juſt. Genhoul, Lecbert, Guillemont und Thomas.

„La Gazette de France,“ mit 7000 Abonnenten. Redacteurs: de Genoude, Colnet, Sevelingues, Boisbertrand, Benaben, de Rougemont, Renné Perrin; die Grafen Peyronnet und Corbière haben vielen Einfluß darauf.

„Messager des Chambres“ mit 2500 Abonnenten. Redacteurs: A. Romieu, J. Janin, Brucker, Veron, Royer.

„Nouvel Journal de Paris“ mit 1000—1500 Abonnenten, redigirt von Leon Pillet, de Montglave und E. Salverte.

„Tribunes de Département.“ Redacteurs: Dannon und die meiſten Mitarbeiter der Revue encyclopédique.

In den 85 Departements erſcheinen 75 Journale, von denen ſich 66 zur Partei der Liberalen bekennen. Eines von den neun andern wird vom Erzbiſchof von Toulouſe geſchrieben und bezahlt, und heißt „Mémorial de Toulouse.“ Vier andre erhalten ſich durch geheime Zuſchüſſe.

Der franzöſiſche Graf von Mallorme, der als Poſtbeamter in Paris längere Zeit Briefe unterſchlagen hatte, iſt am 21 September vor dem Juſtizpalaſt öffentlich an den Pranger ausgeſtellt, und dann zu ſiebenjähriger Haft ins Gefängniß abgeführt worden. Der Graf weinte fortwährend.

Der größte unter den Sterblichen befindet sich gegenwärtig zu Pitna in der schwedischen Provinz Westerbotte. Derselbe ist ein junger Mensch von 19 Jahren und der Sohn eines Schiffszimmermanns. Seine Höhe beträgt schon jetzt 9 Schuh 5 Zoll 5 Linien, und nach seinem Knochenbau zu urtheilen, scheint er das Ziel seines Wachsthums noch nicht erreicht zu haben. Als ein Knabe von 8 Jahren hatte sein Körper schon eine Höhe von 5 Fuß 4 Zoll, der Riese wird eine Reise durch Europa unternehmen, um von der Neugierde der Menschen Nutzen zu ziehen.

Nach einer Nummer der in Stockholm erscheinenden Börstidinngen ist die jetzige Favorit-Sultanin des Serails ein schwedisches Frauenzimmer, Namens Rydwall, deren Eltern in Wermeland leben, und die, vor mehreren Jahren von einem Barbaresken-Kaper von Algier aufgebracht, von dort als Sclavin nach Constantinopel geführt und in den Harem verkauft worden ist.

Das Assisengericht des Gers-Departements zu Auch hat am 11 Julius ein vierundzwanzigjähriges Mädchen, Namens Francisca Trenque, als Eltern- und Geschwister-Mörderin, zum Tode verurtheilt. Dieses Ungeheuer hatte ihren leiblichen Vater und ihre leibliche Mutter, ihre beiden Brüder und ihre beiden Schwestern vergiftet, um sich in den alsbaldigen und alleinigen Besitz des elterlichen Vermögens zu setzen. Alle diese sechs Personen sind zum Theil unter langen, namenlosen Leiden langsam gestorben.

Ein gewisser Samuel Patch hat es gewagt, einen Sprung in den Wasserfall des Niagara zu thun. Es war dabei die Ein-

Einrichtung getroffen, daß Patch von einer Leiter, die am Rande des unterhalb der Ziegeninsel befindlichen Abgrundes, gerade in der Mitte zwischen dem brittischen und americanischen Fall (es spaltet ein vorstehender Fels den Stromfall in zwei Hälften) aufgestellt war, hinabspringen sollte. Samuel trat weiß gekleidet aus einer Felsspalte heraus, und stieg rasch die Leiter hinauf, unter einem Gejauchze, das wohl an jedem andern Orte, als am donnernden Niagarafall, hörbar gewesen wäre. Endlich saß er oben und erschien wie eine Seemöve im trüben Nebel. Jetzt erhob er sich, verbeugte sich vor dem Publicum und that den fürchterlichen Sprung. Im Bassin angelangt, verschwand er im Nu im kochenden Strudel. Das unten bereit stehende Boot umschiffte den Strudel nach allen Seiten, um den Wagehals bei dem Schopf zu fassen, sobald er wieder hervorkäme; während man unten noch nach ihm suchte, kletterte Samuel, triefend naß, schon den Felsen hinan. Aber das Gelingen seines ersten Sprungs in den Niagara machte ihn tollkühn, und bewog ihn, sein Wagestück zu wiederholen. Er sprang wie das erstemal, und durchflog ungefähr die zwei Drittheile der Linie ohne Unfall; hierauf aber breiteten die Arme sich aus, die Beine wichen aus einander, und in dieser Haltung stieß er auf das Wasser, und wurde von ihm verschlungen, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Der merkwürdige Fündling, Caspar Hauser in Nürnberg, an dessen Geburt sich ein undurchdringliches Geheimniß knüpft, wurde am 17 October 1829 durch einen unbekannten Mörder in seiner Wohnung angefallen und schwer verwundet. Wahrscheinlich sollte sein Tod verhindern, daß die Umstände seiner Geburt nicht endlich entdeckt würden.

Regenten-Tafel

oder

Verzeichniß der Souveräne und republicaniſchen Regierungs-Chefs im Jahr 1829.

I.

Souveräne.

1.

Kaiſer.

Braſilien: Don Pedro.
China: Tao-Kuang.
Oeſterreich: Franz I.
Perſien: Feth-Ali, Schah.
Rußland: Nikolaus I.
Türkei: Mahmud II, Sultan.

2.

Geiſtlicher Fürſt.

Kirchenſtaat: Papſt Leo XII, † 10 Februar.
Papſt Pius VIII, gewählt am 31 März.

3.

Könige.

Bayern: Ludwig I.
Dänemark: Friedrich VI.
England: Georg IV.

Frankreich: Carl X.
Niederlande: Wilhelm I.
Portugal: Maria da Gloria, an ihrer Statt als Uſurpator Don Miguel.
Preußen: Friedrich Wilhelm III.
Sachſen: Anton.
Sardinien: Carl.
Schweden: Carl Johann.
Sicilien: Franz.
Spanien: Ferdinand VII.
Würtemberg: Wilhelm.

4.

Kurfürſt.

Heſſen-Caſſel: Wilhelm II.

5.

Großherzoge.

Baden: Ludwig.
Heſſen-Darmſtadt: Ludwig.
Mecklenburg-Schwerin: Franz.
Mecklenburg-Strelitz: Georg.
Oldenburg: Auguſt, nahm nach dem Tode ſeines Vaters, des Herzogs Peter († 20 Mai) den Titel eines Großherzogs an (28 Mai).
Sachſen-Weimar-Eiſenach: Carl Friedrich.
Toscana: Leopold II.

6.

Herzoge.

Anhalt-Deſſau: Leopold.
Anhalt-Bernburg: Alexius.

Anhalt-Köthen: Ferdinand.
Braunschweig: Carl.
Lucca: Carl.
Modena: Franz IV.
Nassau: Wilhelm.
Parma: Maria Louise.
Sachsen-Meinungen: Bernhard.
Sachsen-Altenburg: Friedrich.
Sachsen-Coburg: Ernst.

7.

Fürsten.

Hohenzollern-Hechingen: Friedrich.
Hohenzollern-Sigmaringen: Anton Aloys.
Lichtenstein: Johann.
Lippe-Detmold: Leopold.
Lippe-Schaumburg: Georg Wilhelm.
Monaco: Honoratus.
Reuß-Greiz: Heinrich 19.
Reuß-Schleiz: Heinrich 62.
Reuß-Ebersdorf: Heinrich 72.
Schwarzburg-Rudolstadt: Friedrich Günther.
Schwarzburg-Sondershausen: Günther Friedrich Carl.
Waldeck: Georg.

8.

Landgraf.

Hessen-Homburg: Friedrich † 2 April. Ihm folgte sein Bruder Ludwig.

II.

1) Regierende Präſidenten von Republiken:

Bolivia: Santa-Cruz.
Buenos-Ayres: Lavalle.
Viamont.
Roſas.
Chili: Pinto.
Columbia: Bolivar.
Guatemala: Barandia.
Hayti: Boyer.
Mexico: Guerrero.
Buſtamente.
Montevideo: Roudeau.
Nordamerica: Adams, bis zum 11 Februar.
Jackſon, ſeit dem 11 Februar.
Peru: Lamar.
Lafuente.
Gamarra.

2) Proviſoriſcher Chef.

Griechenland: Capodiſtrias.

Nekrolog
des Jahres 1829.

Gestorben.

Januar.

2 v. Arndt, russischer Hofrath, einst sehr geschätzt von Katharina II, zu Heidelberg.

5 Joseph Dobrowsky, Abbé, berühmt durch Forschungen über slavische Sprache und Alterthümer, zu Brünn auf der Reise.

12 Friedrich von Schlegel, k. k. Legationsrath, bekannt als einer der größten und einflußreichsten Schriftsteller Deutschlands, in der letzten Zeit durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche vielfältig angefeindet, doch wegen seiner frühern großen Verdienste um Poesie, Philosophie, Alterthümer und Kritik, und als Mitgründer der nach ihm und seinem Bruder A. W. v. Schlegel benannten Schlegel'schen Geschmacksschule ein glänzendes Andenken hinterlassend, — zu Dresden auf der Reise.

17 Adam von Müller, k. k. Hofrath, ebenfalls berühmter philosophischer Schriftsteller. Er starb am Schlage, so tief erschütterte ihn der Tod seines Freundes Friedrich von Schlegel, dessen Tendenz er theilte, zu Wien.

17 Carl Reisig, Professor in Halle, ausgezeichneter Philolog, zu Venedig auf der Reise.

18 Georg Hassel, berühmter Geograph und Statistiker, zu Weimar.

21 Graf von Zeppelin, würtembergischer Gesandter in Wien.

Januar.

25 Pacho, Verfaſſer der Reiſe nach Marmarika und Cyrenaika, entleibte ſich ſelbſt im Wahnſinn zu Paris.

27 Ludwig Fortis, General der Jeſuiten, 81 Jahre alt, in Rom.

— Chappe, Erfinder der Telegraphen, zu Paris.

— Shield, Componiſt, in London.

— Lecarpentier, Conventsmitglied, war als Königsmörder verbannt worden, ohne Erlaubniß zurückgekehrt und daher ins Gefängniß geworfen worden, worin er ſtarb, zu Paris.

30 General Barras, der in der franzöſiſchen Revolution eine der erſten Rollen geſpielt, vorzüglich berühmt durch die Belagerung von Toulon, durch die Begünſtigung Bonaparte's, den 9 Thermidor, 13 Vendemiair und 18 Fructidor. Seine gewiß höchſt intereſſanten Papiere wurden leider von der franzöſiſchen Regierung in Beſchlag genommen und der Oeffentlichkeit entzogen.

— Johann Chriſtoph Friedrich Haug, beliebter Epigrammatiſt, zu Stuttgart.

? Tierney, berühmter engliſcher Parlamentsredner.

Februar.

1 Hezel, Profeſſor, ausgezeichneter Orientaliſt in Dorpat.

2 Lefevre Geneau, älteſtes Mitglied des franzöſiſcheu Inſtituts, ausgezeichneter Phyſiker.

5 Gail, Wiederherſteller der griechiſchen Literatur in Frankreich, Ueberſetzer des Thucydides und Xenophon, zu Paris.

9 Johann Carl, Fürſt von Hohenzollern-Hechingen, Obriſt, in München.

Februar.

10 Papſt Leo XII, ehemals Cardinal Annibale della Genga, geboren 1760, zum Papſt erwählt 1823.

14 Carl von Grolman, Miniſter des Innern und der Juſtiz, in Darmſtadt.

17 Mangourit, ehemaliger Agent der franzöſiſchen Republik, zu Paris.

19 Chriſtiane Louiſe, Markgräfin von Baden, Wittwe des Markgrafen Friedrich, geborne Prinzeſſin von Naſſau, zu Carlsruhe.

22 General Graf Neipperg, Ehrencavalier der Frau Erzherzogin Marie Louiſe, zu Parma.

28 Geheime Hofrath Karſten, landwirthſchaftlicher Schriftſteller, in Roſtock.

März.

15 Lorenz von Weſtenrieder, Geheimer Rath, hiſtoriſcher Schriftſteller, 81 Jahre alt, in München.

17 Sophie Albertine, Prinzeſſin von Schweden, Stieftochter Friedrichs des Großen, Tante des vormaligen Königs von Schweden, jetzigen Obriſt Guſtavſon, zu Stockholm.

19 Alexander Lameth, Gefährte Lafajette's im nordamericaniſchen Befreiungskriege, ausgezeichnetes Mitglied der erſten conſtituirenden Verſammlung in Frankreich.

31 Ramel, Conventsmitglied und Finanzminiſter unter dem Directorium, zu Brüſſel.

? Graf Bielinsky, ehemaliger Präſident der inſurrectionellen Regierung in Kaliſch.

April.

April.

2 Friedrich Joseph Ludwig, regierender Landgraf von Heſſen-Homburg, 60 Jahre alt, zu Homburg.

6 Fuchs, ruſſiſcher Staatsrath, Gefährte und Geſchichtſchreiber Suwaroffs.

14 Profeſſor Fiſcher, durch Reiſebeſchreibungen bekannt, in Mainz.

16 Kern, ausgezeichneter Wundarzt, in Wien.

24 General Graf Chanikoff, ruſſiſcher Geſandter in Dresden, großer Kunſtfreund.

26 Albertine Wilhelmine Amalie, Herzogin von Würtemberg, geb. Prinzeſſin von Schwarzburg-Sondershauſen, 60 Jahre alt, in Wetzlar.

? Biſchof Stagnelius, ausgezeichneter Gelehrter, in Stockholm.

? Obriſt St. Aulaire, Mitkämpfer im nordamericaniſchen Freiheitskriege und Geſchichtſchreiber deſſelben.

? Gioja, ehemals Chef des ſtatiſtiſchen Bureau's der cisalpiniſchen Republik.

Mai.

4 Profeſſor Büſching in Breslau, berühmt durch ſeine Forſchungen über deutſche Alterthümer.

13 F. W. Meyern, Verfaſſer des bekannten politiſchen Romans Dya-Na-Sore, in Frankfurt a. M.

17 Joſephine Amalie Beatrix, Königin von Spanien, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachſen, 26 Jahre alt, zu Aranjuez.

21 Peter, regierender Herzog von Oldenburg, 74 Jahre alt.

23 Schweppe, ausgezeichneter Juriſt, in Lübeck.

Mai.

28 Humphrey Davy, berühmter Chemiker, zu Genf auf der Reise.

31 Ludwig Aloysius, Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, Marschall und Pair von Frankreich, 64 Jahre alt.

? Wagenbauer, Landschaftsmaler in München.

Junius.

11. Adolph Müllner, berühmter dramatischer und kritischer Schriftsteller, durch seine egoistische Tendenz, Grobheit und Ungerechtigkeit in der letzten Zeit fast allgemein verhaßt, zu Weißenfels.

15 Therese v. Huber, berühmte Schriftstellerin, Tochter des großen Philologen Heyne, Wittwe des edeln Georg Forster und des ausgezeichneten politischen Schriftstellers Huber, 65 Jahre alt, in Augsburg.

21 Buttmann, ausgezeichneter Philolog, besonders berühmt durch seine griechische Grammatik, 65 Jahre alt, in Berlin.

26 H. W. Tischbein, bekannter Maler, in Eutin.

? Monge, Obristlieutenant, der von der Insel Elba aus befehligt wurde, die Erzherzogin Marie Louise zu entführen. Er starb blind und im größten Elend zu Paris.

? Umbreit, Componist, zu Rehnstädt im Gothaischen.

Julius.

7 General Bischof, Befehlshaber der niederländischen Truppen in Batavia.

9 Pancratius Forster, letzter Fürstabt von St. Gallen, hochbetagt im Kloster Mury.

26 Alexander Krüloff, russischer Dichter.

August.

5 v. Perla, Polizeidirector in Wien, durch einen freiwilligen Sturz aus dem Fenster.

4 General Burzoff, am 31 Julius im Treffen bei Chart tödtlich verwundet, zu Beiburt. Er war der tapferste Gefährte des Feldmarschalls Paskewitsch.

12 Major v. Ciriacy, militärischer Schriftsteller, in Berlin.

14 v. Schäfer, ausgezeichneter Arzt und Schriftsteller, in Regensburg.

17 Maria Benedicta, Infantin von Portugal, Tante Don Miguels, in Lissabon.

18 Graf von Gyllenborg, schwedischer Justizminister, in Stockholm.

25 Duval, französischer Consul in Algier, derselbe, der vom Dey von Algier eine Ohrfeige mit dem Fächer erhalten, wodurch der Krieg zwischen Frankreich und dem Dey veranlaßt wurde.

30 Kanzler und Conferenzminister von Werthern, in Dresden.

? Sapinaud, Pair von Frankreich, ehemaliger Chef in der Vendée.

? Fauche Borel, berühmt durch seine Memoiren. Er stürzte sich aus seinem Fenster, zu Neufchatel.

September.

6 Graf Daru, Pair von Frankreich, Generalintendant der französischen Armee in dem preußischen Kriege von 1807.

12 Tombazi, berühmter Admiral der Griechen, zu Hydra, 43 Jahre alt.

September.

15 General v. Gersdorf, militärischer Schriftsteller, in Sachsen.

16 Generallieutenant Fürst Madatow, in Schumla.

29 Etienne Dumont, ein ausgezeichneter Genfer Staatsmann, zu Mailand auf der Reise.

October.

10 Graf Blücher, ältester Sohn des seligen Feldmarschalls.

15 James Hamilton, Verfasser des verbesserten Systems des Sprachunterrichts, in Dublin.

19 Graf von Harrach, ausgezeichnet als Arzt und Menschenfreund.

21 Constantia Spencer Smith, durch ihre Lebensschicksale und als Schriftstellerin berühmt, in Wien.

23 Generallieutenant von Zeltuschin, Divanspräsident in der Moldau und Wallachei.

24 Louise Caroline Henriette, Gemahlin des regierenden Großherzogs von Hessen, 69 Jahre alt und 53 Jahre lang vermählt, zu Auerbach.

? v. Bahrdt, Erfinder der Gesundheitsmagnete, in München.

? Montucci, Orientalist, zu Siena.

? Oldmann, ausgezeichneter Theolog, zu Upsala.

? Dawe, Maler, in London.

November.

9 Staatsrath Hirzel, entleibte sich auf einem Berge in der Nähe von Zürich.

— Staatssecretär v. Leopold, in Stockholm.

12 Director Süskind, ausgezeichneter Theolog, in Stuttgart.

13 Ghika, König der Kaffern, am Cap.

November.

14 Erzherzogin Maria Beatrix von Este, Herzogin von Massa und Carrara, Wittwe des Erzherzogs Ferdinand, in Wien.

16 Prinz Friedrich Paul Alexander von Oldenburg, 19 Jahre alt.

17 Malling, dänischer Staatsminister und Historiograph, in Coppenhagen.

28 Washingtons Wittwe.

? Vauquelin, Chemiker.

? Regnault, Maler.

December.

2 Geheime Rath von Stürmer, in Wien.

4 Bermudez, Kunstgelehrter, in Madrid.

6 Graf von Platen, Reichsstatthalter in Norwegen, in Christiania.

15 Marchesi, berühmter Sänger, in Mailand.

21 Professor Jacobs, ausgezeichneter Philolog, in Halle.

22 General Caro, zu Alcala de Henares.

29 Hofrath Pfister, bekannter Criminalist, in Mannheim.

— Erzherzogin Henriette Alexandrine Friderike Wilhelmine, geborne Prinzessin von Nassau-Weilburg, Gemahlin des Erzherzogs Carl, in Wien.

? Cardinal Herzog von Lafar, zu Paris.

? Dombray, Canzler und Präsident der Pairskammer.

? Mangili, Naturforscher, in Pavia.

Chronologiſche Tabelle

über

alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1829.

Januar.

1 Jaubert, franz. Commiſſär, kommt in Conſtantinopel an.
3 Eröffnung des mericaniſchen Congreſſes.
6 Saldanha mit den portugieſiſchen Flüchtlingen verläßt Plymouth.
8 Perſien wird von den Ruſſen geräumt.
— Capitän Maitland hebt die Blocade von Candia auf.
9 Aufruhr des Gen. Moreira in Liſſabon.
12 Der öſterreichiſche Contre-Admiral Dandolo befreit die öſterreichiſchen Schiffe in Aegina.
13 Die Türken überfallen ein ruſſiſches Commando bei Koslidſcha.
— Das erſte Drittel der franzöſiſchen Expeditionsarmee aus Morea langt in Toulon an.
15 Stratford-Canning, engliſcher Botſchafter in Conſtantinopel, langt in Neapel an.
16 Guilleminot, franzöſiſcher Botſchafter in Conſtantinopel, langt in Neapel an.
— Der engliſche Commodore Walpole hindert den General Saldanha mit ſeinen Portugieſen auf der Inſel Terceira zu landen.
— Zu Gibraltar wird die Quarantaine wegen des gelben Fiebers aufgehoben.

Januar.

17 Ribeaupierre, russischer Botschafter in Constantinopel, langt in Neapel an.
— Jackson wird Präsident der Vereinigten Staaten.
19 Lord Anglesea, Vicekönig von Irland, wird zurückberufen.
20 Große Versammlung der Katholikenfreunde zu Dublin.
— Polignac reist von London nach Paris.
— Bolivar ertheilt den Insurgenten von Popayan eine Amnestie.
22 Die freien Tabassaraner unterwerfen sich Rußland.
23 Recognoscirung des Generals Roth in der Gegend von Bazardschick.
24 Die türkische Festung Kalé von den Russen mit Sturm genommen.
25 Changkiuhr, Chef der Insurgenten in China, wird hingerichtet.
— Portalis und Bourdeau werden zu provisorischen Ministern ernannt, jener der auswärtigen Angelegenheiten, dieser der Justiz.
27 Eröffnung der französischen Kammern.
— Matuschewitsch, außerordentlicher Gesandter Rußlands, kommt nach London.
28 Ein Theil der französischen Expeditionsarmee aus Morea landet in Marseille.
29 Don Miguel kommt nach Lissabon.
30 General Saldanha kommt mit den geflüchteten Portugiesen nach Brest.
— Die Mörder einer französischen Schiffsmannschaft in China werden hingerichtet.
31 Reschid-Mehemed-Pascha wird Großvezier.

Februar.

1 Die Engländer nehmen ein spanisches Sclavenschiff weg.
— Zu Havre landen 140 geflüchtete Portugiesen.
— Neue Landesverwaltung in Coburg.
2 Der Münster in York verbrannt.
3 Herzog von Northumberland wird Vicekönig von Irland.
4 Miaulis vertreibt die Türken aus dem ambrazischen Meerbusen.
— Augustin Capodistrias wird Stellvertreter seines Bruders auf dem griechischen Festlande.
5 Eröffnung des englischen Parlaments.
— Rede Polignac's in der Pairskammer.
7 Obrist Suarez schlägt die Anhänger Dorego's bei Palmitas.
8 General Zeltuschin wird provisorischer Gouverneur der Moldau und Wallachei.
9 Das Departemental- und Municipalgesetz wird der französischen Kammer vorgelegt.
10 Papst Leo X stirbt.
— O'Connel kommt nach London.
— Wasso siegt bei Martino über Omer Vrione.
— Salverte's Antrag auf eine Anklage des Ministeriums Villele wird von der französischen Kammer verworfen.
11 Langeron erobert die türkische Festung Turno.
— Die Wahl Jackson's proclamirt.
12 Der russische Gesandte Gribojedoff wird in Teheran ermordet.
— Die Russen nehmen eine ägyptische Corvette in den Gewässern von Candia.
— Der katholische Verein in Dublin löst sich freiwillig auf.

Februar.

14 Sieg der Truppen von Guatemala über die von S. Salvador.
— Der Sultan macht eine Fahrt auf dem Meer di Marmora.
— Baron Ankarswärd reicht eine Beſchwerdeſchrift gegen den Miniſter Wetterſtedt ein.
17 Peel's Bill zur Unterdrückung der Aſſociationen, wird vom Parlament angenommen.
20 Der Congreß zu Santa-Fe erklärt ſich gegen Lavalle.
21 Graf Diebitſch wird Oberbefehlshaber der ruſſiſchen Truppen am Balkan.
— Cadir zum Freihafen erklärt.
— Erdbeben auf Island.
22 General Maiſon wird Marſchall.
— Eröffnung des Weimariſchen Landtags.
24 Stepanoff verbrennt die türkiſche Flotte vor Nikopolis.
— Lavalle läßt die Anhänger Dorrego's verhaften.
— Mord des franz. Fähnrichs Mesnard zu Mahon.
— Freiherr von Werklein wird Staatsſecretär in Parma.
26 Hinrichtungen in der Citadelle zu Barcelona.
— Niederlage der Peruaner bei Tarqui.
27 Waffenſtillſtand von Giron, zwiſchen Peru und Columbia.
— Don Miguel proclamirt die Blocade Terceira's.
— Der ſchwediſche Bauernſtand verwirft die Preßfreiheit.
28 Die Ruſſen eroberten Sizepolis.
— Parlamentswahl zu Orford.
— Decret gegen das Concubinat der ſpaniſchen Geiſtlichkeit.

März.

2 Der Finanzminiſter von Motz publicirt den Finanzetat Preußens.

März.

2 Capodistrias macht eine Rundreise durch Griechenland.
3 Hattischerif des Sultans wegen der neuen Tracht.
— Die Russen verbrennen das türkische Lager am Kamtschik.
4 Die Türken stürmen Akhalzik.
— Jackson tritt die Regierung an.
5 Peel bringt die Emancipationsbill vor das Parlament.
— Obando unterwirft sich Bolivar.
— Neues Militärgesetzbuch für die Schweizertruppen in Frankreich.
6 Hinrichtung Moreira's und seiner Gefährten.
7 Die Freiheit der Provinz Pernambuco suspendirt.
10 Lavalle rückt gegen Santa-Fe ins Feld.
12 Burzoff schlägt die Türken an der Kura.
— Der Bundestag ertheilt den ehemals reichsgräflichen Häusern den Titel Erlaucht.
13 Die Farbigen auf der Insel Trinidad werden den Weißen bürgerlich gleichgestellt.
— Vertagung des hannöverischen Landtags.
14 Ratification des Handelsvertrags zwischen Preußen und Nordamerica.
15 Gefecht zwischen den Linientruppen und den königl. Freiwilligen in Madrid.
16 Die Türken verlassen Akhalzik.
— Die Blocade der Dardanellen wird bis auf die Meerbusen von Contessa und Saros ausgedehnt.
16 Die Katholiken in Dublin beschließen, sich der Emancipation zu fügen, wenn sie auch nur wenig bewilligen sollte.
— Eröffnung des Nassauischen Landtags.
17 Die Griechen erobern Vonitza.

März.

19 Wellington vom Pöbel in London insultirt.
20 Die französische Kammer beschließt, das Departementalgesetz zuerst zu erörtern.
— Mexicanisches Decret wegen Vertreibung der Spanier.
21 Erdbeben in Murcia.
— Duell zwischen Wellington und Winchelsea.
22 Unterzeichnung des Londoner Protokolls, Griechenland betr.
23 Die Generalstaaten empfehlen dem König die belgischen Petitionen zur Berücksichtigung.
— Vernichtung der Räuberbande des Buzzetto in Sicilien.
26 Ball in Paris zum Besten der mit Saldanha geflüchteten Portugiesen.
27 Die Griechen erobern Lepanto.
28 General Rauch von den Indianern ermordet.
31 Cardinal Castiglione wird Papst unter dem Namen Pius VIII.
— Die Emancipationsbill wird vom Unterhause angenommen.
— Der Großvezier kommt nach Schumla.

April.

2 Eröffnung der außerordentlich versammelten Kammern Brasiliens.
— Tod des regierenden Landgrafen von Homburg.
4 Hinrichtungen in Neapel.
5 Papst Pius VIII, gekrönt.
— Das große Bairamsfest in Constantinopel.
6 Die Farbigen auf St. Lucie werden den Weißen bürgerlich gleichgestellt.
— Das brasilische Ministerium erklärt den Kammern, nichts gegen Portugal unternehmen zu wollen.

April.

7 Hausgesetz des Königs von Neapel, wornach kein Glied seiner Familie künftig ohne seine Einwilligung heirathen darf.
8 Guerrero wird Präsident von Merico.
— Plötzliche Zurücknahme des französischen Departemental- und Municipalgesetzes.
— Ueberschwemmung bei Danzig.
9 Hannover reicht eine Beschwerdeschrift gegen Braunschweig beim Bundestag ein.
— Morazan nimmt S. Salvador ein.
10 Das Oberhaus nimmt die Emancipationsbill an.
— Hayti erhält eine Frist von vierzig Jahren, um die Entschädigungssummen an Frankreich zu zahlen.
11 Der Ausschuß der braunschweigischen Stände ruft die Glieder auf den 21 Mai zusammen.
13 Der König von England bestätigt die Emancipationsbill.
— Die Generalstaaten verwerfen die Einführung der Geschwornengerichte.
14 Diebitsch verläßt Jassy, um ins Feld zu rücken.
— Schluß des Nassauischen Landtags.
18 Wiederholtes Erdbeben in Murcia.
21 Diebitsch kommt in Gallacz an.
— Publication des bayerischen Schulplans.
22 Der Herzog von Cambridge legt den Grundstein zum Waterloodenkmal in Hanover.
23 Die Emancipationsbill erhält Gesetzeskraft.
— Herzog Wilhelm von Nassau vermählt sich mit der Prinzessin Pauline von Würtemberg.
— Montevideo wird von den Truppen von Brasilien und Buenos-Ayres vollständig geräumt.

April.

23 Die ſpaniſche Frauen bitten Guerrero vergeblich um Milderung des Verbannungsdecrets.
26 Lavalle wird von Lopez und Roſas geſchlagen.
27 Unruhen der Fabrikarbeiter in Hurdsfield.
— Herſtellung der Ruhe in Pernambuco.
28 Die Generalſtaaten amendiren das ſtrenge Preßgeſetz.
— Unruhen zu Rochdale.
28 Ein Sturm entwurzelt 30,000 Bäume im Speſſart.

May.

3 Schluß der außerordentlichen Kammern Braſiliens.
5 Unruhen der Fabrikarbeiter in London.
6 Diebitſch geht über die Donau bei Hirſova.
7 Hinrichtungen in Oporto.
— Kaiſer Nikolaus reist von Petersburg nach Warſchau zur Krönung ab.
8 Fabrikunruhen zu Stokport.
12 Der Sultan verlegt ſein Hauptquartier von Ramis-Tſchiftlik nach Tarapia.
13 Burzoff ſchlägt die Türken bei Tſurtskab.
14 Die Generalſtaaten verwerfen das zehnjährige Budget.
— Portalis und Bourdeau werden definitiv zu Miniſtern ernannt.
— Inquiſitionsedict aus Forli.
15 Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland in Warſchau.
— Wiederholte Erdſtöße in Murcia.
16 Admiral Greigh verbrennt eine türkiſche Fregatte.
— Der ſchwediſche Adelſtand decretirt die Oeffentlichkeit ſeiner Sitzungen.

Mai.

17 Diebitsch beginnt die Belagerung von Silistria.
— Der Großvezier greift den General Roth bei Pravady an.
— Die Griechen erobern Missolunghi.
— Tod der Königin von Spanien.
— Unruhen zu Christiania.
18 Der brittische Generalconsul Dawkins fordert Capodistrias auf, die Feindseligkeiten gegen die Türken einzustellen.
— O' Connel wird aus dem Parlament zurückgewiesen.
— Der Papst bestätigt die niederländischen Bischöfe.
— Die peruanische Fregatte Prueba fliegt im Hafen von Guayaquil auf.
19 Chosrew-Mirza kommt in Tiflis an.
20 Maison und Fabvier verlassen Modon.
— Schluß der Generalstaaten.
— Humboldt reist von Petersburg ab.
21 Tod des regierenden Herzogs Peter von Oldenburg.
— Versammlung der braunschweigischen Stände.
25 Capodistrias weist die Forderungen der Engländer ab.
24 Krönung des Kaisers und der Kaiserin in Warschau.
— Encyklisches Schreiben des Papstes.
— Die französische Flotte legt auf die Schiffe von Buenos-Ayres Beschlag.
— Das französische Blocadegeschwader zerstört zwei algierische Feluken.
25 Die Indianer verlassen Buenos-Ayres.
26 Tapfere Vertheidigung der russischen Brigg Merkur.
27 Zollvertrag zwischen Preußen, Bayern, Würtemberg und Darmstadt.
— Ausfall der Türken aus Silistria.

Mai.

27 Gefangene werden in Liſſabon auf offener Straße ermordet.
28 Paskewitſch reist von Tiflis zur Armee ab.
— Herzog Auguſt von Oldenburg nimmt den großherzoglichen Titel an.
29 Schluß des weimariſchen Landtags.
30 Galotti in Corſica ausgeliefert.

Junius.

1 Eröffnung des Congreſſes des mitteldeutſchen Handelsvereines in Caſſel.
2 Die braunſchweigiſchen Stände reichen beim Bundestag eine Beſchwerdeſchrift gegen den Herzog ein.
— Ausfall der Türken aus Siliſtria.
3 General Milans bei Perpignan verhaftet.
— Die Oeſterreicher zerſtören zwei maroccaniſche Corvetten bei Larraſch.
— O' Connel kommt nach Irland zurück.
4 Wiederholte Erdſtöße in Murcia.
5 Diebitſch bricht von Siliſtria gegen den Großvezier auf.
— Lafuente ſtürzt die Regierung Lamar's in Peru.
— Eröffnung der Rheinſchifffahrtscommiſſion in Mainz.
6 Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin von Rußland in Berlin.
7 Der preußiſche Geſandte, Herr von Moyer, kommt nach Conſtantinopel.
8 Contreadmiral Roſamel unterhandelt eine Waffenruhe auf der Inſel Candia.
— Nepomukfeſt in Prag.
9 General Geismar erobert Nachova.
— Scharmützel bei Theben.

Junius.

10 Beſuch des Sultans bei Frau von Hübſch.
— Ueberſchwemmung der Elbe in Böhmen.
11 Schlacht bei Kulewtſcha.
— Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzeſſin Auguſte von Weimar.
— Ueberſchwemmung in Schleſien.
12 Abreiſe des Kaiſers Nikolaus von Berlin.
13 Burzoff hält die Türken im Engpaß von Pozhok auf.
14 Omer Vrione bei Anaforiti geſchlagen.
— Schluß des mexicaniſchen Congreſſes.
15 Eine franzöſiſche Expedition geht von der Inſel Bourbon nach Madagascar ab.
— Päpſtliches Edict gegen geheime Geſellſchaften.
16 Die portugieſiſche Expedition gegen Terceira verläßt Liſſabon.
17 Die Brüder Capozolli werden gefangen.
— Zwei franzöſiſche Boote gerathen an der Küſte von Algier auf den Strand.
— Vives fordert die Mexicaner zur Unterwerfung unter Spanien auf.
18 Gordon und Guilleminot kommen nach Conſtantinopel.
— Heftiger Ausfall aus Siliſtria.
— Der Papſt verkündet ein Jubiläum.
19 Der Erbprinz Ludwig von Darmſtadt feiert ſeine ſilberne Hochzeit.
20 Das Collegium philosophicum zu Löwen facultatis erklärt.
21 Maiſon kommt nach Toulon zurück.
22 Villaflor kommt nach Terceira.

Junius.

22 Quiroga und Buſtos von Paz geſchlagen.
— Entdeckung des erſten ruſſiſchen Diamanten.
23 Note Frankreichs gegen das Verfahren Englands in der griechiſchen Angelegenheit.
24 Prorogation des brittiſchen Parlaments bis zum 20 Auguſt.
25 Rückkehr des Kaiſer Nikolaus nach Petersburg.
26 Paskewitſch geht über das hohe Saganlougebirge.
— Die griechiſchen Candioten überfallen die türkiſchen Einwohner von Retymo.
27 Die Brüder Capozolli erſchoſſen.
30 Siliſtria capitulirt.
— Rückkehr des Lord Strangford aus Braſilien.

Julius.

1 Großer Sieg des Grafen Paskewitſch im Saganlougebirge.
— Der ſchwediſche Reichstag nimmt den Losſprechungsbericht vor.
2 Der Paſcha von Van greift Bajazet an.
4 Kleines Gefecht bei Theben.
— Sächſiſches Edict gegen den Zudrang zum Studiren.
5 Die Feſtung Haſſan-Kalé, der Schlüſſel von Erzerum, von den Türken verlaſſen.
— Der Canton Aargau vereinigt ſich mit dem Bisthum Baſel.
6 Barradas ſegelt mit der ſpaniſchen Expedition von Cuba aus gegen Merico.
— Eröffnung der Tagſatzung in Bern.
7 Paskewitſch erobert Erzerum.
9 Pater Roothan wird Jeſuitengeneral.

Julius.

10 Santa Anna kommt nach Veracruz, die Vertheidigung Merico's gegen die Spanier zu leiten.
11 Ein Sturm zerstreut die spanische Flotte.
12 Unruhen in Irland bei der Jahresfeier der Schlacht bei Antrim.
13 Diebitsch bricht gegen den Balkan auf.
14 Der Reis Effendi erklärt, die Pforte werde nie den Vertrag vom 6 Julius 1827 annehmen.
18 Der Sieg bei Kiuprikioi eröffnet den Russen den Weg über den Balkan.
19 Uebergang der Russen über den Kamtschik.
— Burzoff zieht in Beiburt ein.
— Die portugiesische Flotte landet auf S. Michael.
22 Graf Diebitsch auf der Höhe des Balkan.
23 Eröffnung des Nationalcongresses in Argos.
— Die Hamburger Bürger zwingen den Senat, die hohen Zölle herabzusetzen.
25 Die Russen erobern Aidos.
— Die Russen überfallen das türkische Lager an der Osma.
27 Barradas landet bei Tampico.
— Waffenstillstand von Biujo zwischen Peru und Columbia.
28 Polignac kommt nach Paris.
— Die Russen besetzen Karnabat.
— Merkwürdiges Lichtphänomen am Zobtenberge.
29 Graf Barbacena wirbt in München um die Hand der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg für den Kaiser von Brasilien.
30 O' Connel wird zum zweitenmal ins Parlament gewählt.
— Hinrichtungen in Barcelona.

Julius.

31 Schluß der franzöſiſchen Kammern.
— Burzoffs Tod bei Chart.
— Gefecht bei Zambol auf der Straße nach Adrianopel.
— Aufſtand in Aleppo.

Auguſt.

1 Die Spanier fallen in einen Hinterhalt der Mexicaner bei Tampico.
— Vermählung der Kronprinzeſſin Wilhelmine von Dänemark mit ihrem Vetter, Prinz Friedrich.
2 Vermählung der Kaiſerin von Braſilien durch Procuration.
— Die Ruſſen erobern Vaſſiliko.
3 Der Dey von Algier läßt auf ein franzöſiſches Parlamentärſchiff feuern.
4 General Müffling kommt nach Conſtantinopel.
— Die Kaiſerin von Braſilien verläßt München.
5 Ali Bey ſchlägt die Rebellen von Aleppo.
— Die Ruſſen erobern Agathopolis.
6 Kraſſowsky ſchlägt den Großvezier bei Matſchin und Truly.
— General Church dankt ab.
7 Der Prinz der Afghanen kommt nach Petersburg.
8 Sturz des Miniſterium Martignac durch das Miniſterium Polignac.
— Paskewitſch ſchlägt die Laſen bei Chart.
9 Der Sultan verlegt ſein Hauptquartier wieder nach Ramis-Tſchiftlick.
10 Jubelfeier des Stifters der Homöopathie, Dr. Hahnemann, in Köthen.

August.

11 Tapfere Vertheidigung der Insel Terceira gegen die portugiesische Flotte.
12 Schlacht bei Sliwno.
14 Einfall der Türken in die Wallachei.
17 Eröffnung des Congresses von Hayti.
— Schluß der Tagsatzung in Bern.
— Vollendung der großen Morastentsumpfung bei Laibach.
18 Schluß des Nationalcongresses in Argos.
— General Hesse schlägt die Türken im Sandschak Kabulet.
— Gefecht der Linientruppen und königlichen Freiwilligen in Segovia.
19 Große Hinrichtungen in Constantinopel.
— Die Russen erobern Iniada.
— Entwurf der Rheinschifffahrtscommission.
20 Eroberung von Adrianopel.
— Erklärung des Bundestages in der braunschweig. Sache.
— Heftiger Ausfall der Türken aus Giurgewo.
21 Krönung der Königin von Schweden.
22 Schlacht bei Tampico.
— Chosrew-Mirza's Audienz beim Kaiser von Rußland.
23 Neue Landschaftsordnung in Meinungen.
24 Die Russen erobern Gjumisch-Chane auf dem Wege nach Trapezunt.
25 Die Kaiserin von Brasilien reist von Ostende ab.
— Coburgischer Landtagsabschied.
26 Viamont wird Präsident von Buenos-Ayres.
— Die Russen erobern Enos.
27 Die Königin Maria da Gloria verläßt England und begibt sich zu Plymouth auf das Schiff, daß ihre Stief-

August.

mutter, die Kaiserin von Brasilien, nach Rio Janeiro bringen soll.

27 Der Nationalcongreß von Merico ertheilt Guerrero die Dictatur während des Krieges.

28 Den Belgiern wird in Notariatsgeschäften der Gebrauch der französischen Sprache gestattet.

29 Die Russen erobern Midia.

— Die Dehli-Baschis vereinigen sich mit den Russen in Erzerum.

September.

1 Eröffnung der Friedensverhandlungen zu Adrianopel.

3 Schluß der brasilischen Kammern.

5 General Müffling verläßt Constantinopel.

9 Der javanesische Häuptling Pakon Mingrat ergibt sich an die Niederländer.

— Commerzienrath Hoffmann in Darmstadt wird freigesprochen.

11 Santa Anna stürmt Tampico. Barradas capitulirt.

12 Aufruhr des General Cordova in Antioquia.

14 Frieden von Adrianopel.

— Sieg der Griechen bei Petra.

— Der Prinz von Calabrien wird zum Alter ego des Königs von Neapel, während dessen Abwesenheit, ernannt.

15 Abschaffung der Sclaverei in Merico.

17 Sieg der Niederländer über Diepo Negoro.

18 Die Franzosen erobern Teintingue auf Madagaskar.

19 Preußen verändert den Tarif der Rheinzölle.

21 Barradas verläßt Tampico.

— Verurtheilung der Carbonari in Rom.

September.

22 Definitiver Frieden zwiſchen Peru und Columbia.
25 Capitulation der Türken, wonach ſie Livadien räumen.
26 Große Windhoſe im Gouvernement Minsk.
27 Verhaftung des Marquis von Queluz.
— Der Sultan ratificirt den Frieden von Adrianopel.
28 Verſammlung der Naturforſcher in Heidelberg.
30 Abreiſe des Königs und der Königin von Neapel nach Madrid, zur Vermählung ihrer Tochter.

October.

1 Venedig wird zu einem Freihafen erklärt.
2 Don Miguels Geſandter wird von Jackſon empfangen.
3 Handelsvertrag Merico's mit Dänemark und Hannover.
4 Beſchluß des niederländiſchen Miniſteriums, wodurch die Freiheit des Unterrichts erweitert wird.
7 Das franzöſiſche Miniſterium erklärt die Räumung Morea's.
7 Suleiman Paſcha ſchlägt die Griechen auf Candia.
8 Sturmfluthen überſchwemmen Trieſt.
9 Paskewitſch ſchlägt den Paſcha von Trapezunt bei Beiburt.
10 Die Franzoſen erobern Tamatava auf Madagaskar.
11 Einſtellung der Feindſeligkeiten am Kaukaſus.
— Der mitteldeutſche Handelsverein erklärt ſeinen Fortbeſtand bis 1834.
15 Beglaubigung des ſpaniſchen Geſandten bei Don Miguel.
— Senkung des Berges Blonay.
16 Geismar ſchlägt den Paſcha von Scutari bei Arnaut-Keliſſi.
— Ankunft der Kaiſerin von Braſilien und der Königin Maria da Gloria in Rio de Janeiro.

October.

17 Niederlage und Tod Cordova's bei Santriario.
18 Buenos-Ayres und Santa-Fe verbinden ſich gegen die Indianer.
19 Eröffnung der Generalſtaaten.
21 Parrot erſteigt den höchſten Gipfel des Ararat.
23 Zeltuſchin ſtirbt. Ihm folgt General Kiſſelew als Gouverneur der Moldau und Wallachei.
— Uebereinkunft Frankreichs und Preußens, einige Gränzdörfer betreffend.
26 Erdbeben in Chili. Valparaiſo zerſtört.
28 Der Kaiſer von Rußland ratificirt den Frieden von Adrianopel.
— Sailer wird Biſchof von Regensburg.
30 Barrazzo Pereira, Geſandter der Königin Maria, wird in New-York arretirt.
— Chosrew-Mirza verläßt Petersburg.

November.

1 Die Perſonal- und Claſſenſteuer in Oeſterreich wird aufgehoben.
3 Eröffnung der Kammer in Darmſtadt.
4 Gordon gibt den türkiſchen Großen auf der Fregatte Blonde einen glänzenden Ball.
7 Verlobung des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzeſſin Mariane von den Niederlanden.
10 Eröffnung des mecklenburg-ſchweriniſchen Landtags.
12 Verſammlung der rheiniſch-weſtindiſchen Compagnie zu Elberfeld.
— Austritt Labourdonnaye's aus dem Miniſterium.

November.

13 Humboldt kommt von seiner asiatischen Reise nach Petersburg zurück.

14 Matuschewitsch reist von London ab.

— Der Herzog von Modena succedirt, durch den Tod der Frau Erzherzogin von Este, in Massa und Carrara.

15 Der König von Würtemberg gestattet dem Volk an jedem Freitag freien Zutritt zu seiner Person.

— Der Marquis von Queluz wird verbannt.

16 O' Connels heftige Rede zu Dublin, die Aufhebung der Unionsacte betreffend.

18 Der Blitz schlägt zu Navarin in einen Pulverthurm.

20 Giurgewo wird den Russen übergeben.

23 Guilleminot gibt den türkischen Großen einen Ball in Constantinopel.

26 Venezuela erklärt seine Unabhängigkeit.

— Erdbeben in der Moldau, Wallachei, Siebenbürgen, Gallicien und Odessa.

28 Burg wird als Bischof von Mainz eingesetzt.

December.

1 Rosas wird Präsident von Buenos-Ayres.

6 Der erste gothaische Landtag wird eröffnet.

7 Die bayerischen Landräthe treten in Wirksamkeit.

— Unglücksfall der kaiserlichen Familie in Rio-Janeiro durch einen Sturz aus dem Wagen.

8 Eröffnung des nordamericanischen Congresses.

— Schluß des mecklenburg-schwerinischen Landtags.

9 Capodistrias macht eine Rundreise durch Griechenland.

10 Vermählung des Königs von Spanien mit der Prinzessin Christine von Neapel.

December.

11 Einzug der Königin in Madrid.
— Eröffnung eines außerordentlichen Congreſſes in Mexico wegen Buſtamente's Empörung.
13 Gerard übernimmt an Dentzels Stelle die Leitung der griechiſchen Truppen.
15 Matuſchewitſch kommt nach Petersburg.
— Die fünf ſerviſchen Diſtricte werden Servien wieder einverleibt.
— Gefecht der Schleichhändler an der bayeriſch-ſächſiſchen Gränze.
18 Niederlage der Zeybeks bei Baindir.
— Der Kaiſer von Rußland erläßt denen, die durch den Krieg gelitten, die rückſtändigen Abgaben.
19 Die Generalſtaaten nehmen das zehnjährige Ausgabenbudget und das Jahresbudget an.
— 2500 Franzoſen aus Morea landen in Toulon.
22 Empörung in Mexico. Guerrero wird geſtürzt.
26 Die portugieſiſchen Flüchtlinge kommen aus Frankreich auf Terceira an.
27 Schwärmeriſche Verſammlung der Läſare in Schweden.
28 Bittſchrift der Einwohner von New-York zu Gunſten der Indianer.

Entschuldigung.

Statt der versprochenen 25 Portraits konnten nur 24 aufgenommen werden, weil das Bildniß Bolivars zufällig mißrathen ist, und in der Kürze der Zeit nicht schnell genug hergestellt werden konnte. Doch wird dasselbe unfehlbar im zweiten Jahrgange nachfolgen.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	6	von unten	lies: übergeordnet statt untergeordnet.
—	75	—	9	— —	— vergeblich st. angeblich.
—	80	—	8	— —	— Kanone st. Kanonen.
—	109	—	4	— —	— Mächten st. Mächte.
—	129	—	13	— —	— Hydra st. Hydria.
—	142	—	9	— —	— den 5ten st. der 5te.
—	145	—	12	von oben	— Februar st. April.
—	149	—	7	von unten	— ein Potosi st. eine P.
—	150	—	7	von oben	— Polier st. Palier.
—	157	—	7	von unten	— sollte st. sollten.
—	159	—	12	— —	— beide Häuser st. beiden Häusern.
—	160	—	13	von oben	— doch st. noch.
—	189	—	2	— —	— erste st. ersten.
—	209	—	3	von unten	— de st. des.
—	272	—	5	von oben	— von st. an.

Taſchenbuch
der
neueſten Geſchichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang.
Geſchichte des Jahres 1830.
Erſter Theil.

BIBL. UNIVERS. LAUS.

Mit 16 Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1831.

Inhalt.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

	Seite
Einleitung	3
I. Frankreich	5
1) Zustand vor Eröffnung der Kammern	5
2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März	15
3) Die Expedition gegen Algier	28
4) Die Eroberung von Algier	41
5) Die letzten Anstrengungen der Ultras	72
6) Die Ordonnanzen	90
7) Die drei Tage	102
8) Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs	137
9) Die Vertreibung der Bourbons	147
10) Reform der Charte	164
11) Louis Philipp, König der Franzosen	180
12) Reformen	201
13) Die Partei des Widerstandes	208
14) Unruhen im October	219
15) Proceß der Exminister, und Unruhen im December	228

Seite

II. Die Niederlande 251
1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution 251
2) Der Aufstand in Brüssel 261
3) Täuschende Unterhandlungen. 276
4) Dreitägige Schlacht in Brüssel 295
5) Die Trennung Belgiens von Holland 301
6) Der Brand von Antwerpen 315
7) Der Nationalcongreß und die Protokolle . . 327

Die Geſchichte des Jahres 1830.

Erſter Theil.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Einleitung.

Die Weltbegebenheiten haben plötzlich eine andere Wendung genommen. Die Physiognomie Europa's ist im Jahre 1830 eine andere als im Jahre 1829. Nicht mehr sind Aller Augen nach dem Oriente gerichtet, sie haben sich wieder nach dem Westen gewendet, und es handelt sich nicht mehr um das Primat Rußlands oder Englands, nicht mehr um den Rangstreit rivalisirender Cabinette, sondern um den Riesenkampf der Revolution und Restauration, des Liberalismus und der Legitimität, der Bewegung und des Widerstandes, nicht bloß in Einem Lande, sondern in ganz Europa. Die Revolution, von der einst Mirabeau prophezeyte, sie werde die Reise um die Welt machen, kehrte nach ihrem ersten Ausfluge nach Frankreich zurück; Napoleon tödtete, die heilige Allianz begrub sie. Plötzlich aber wacht sie wieder auf, und gleich einem unvorhergesehenen Erdbeben von Westen nach Osten streichend, erschüttert sie das Gebäude jener legitimen Allianz, in das die europäische Menschheit sich schon einzuwohnen angefangen hatte.

Die erste Hälfte des Jahres 1830 schleppte sich noch langsam in Unterhandlungen über die Wiederherstellung Griechenlands hin, die zu keinem Resultate führten. Selbst der Tod Georgs IV und die Erhebung seines liberalen Bruders Wilhelm IV auf den

englischen Thron, änderte noch nichts in den Verhältnissen Europa's, da das Ministerium Wellington am Staatsruder blieb. Die Eroberung Algiers durch die Franzosen ist als bloße Episode zu betrachten. So sehen wir Europa bis zum Schlusse des Julius in tiefer Ruhe und verhängnißvoller Unthätigkeit. Kaum war je ein früheres Semester so leer an Ereignissen. Aber diese Stille verkündete den Sturm. Am Ende des Julius bricht die Revolution in Frankreich aus, und dann in reißender Schnelligkeit folgen im August und Septemberdie belgische Revolution und die Unruhen in Deutschland. Darauf im October die mißlungene Insurrection Spaniens, und im November die Volksbewegung in England, welche Wellington stürzt. Neu erstarkend dann in der furchtbarsten Explosion bricht am Schlusse des November und Anfangs December die Revolution in Polen aus, und in demselben Monate erhebt sich das Volk in allen Schweizer Kantonen und stürzt seine aristokratischen Verfassungen und Regierungen, um sie im demokratischen Sinne zu ändern.

So hat dieses ewig denkwürdige Jahr sich erfüllt, reich an Gegenwart, reicher noch an Zukunft, das Schlußjahr der fünfzehnjährigen Restaurations- und Friedenszeit, die mit dem zweiten Pariser Frieden 1815 begann, wahrscheinlich der Anfang einer neuen Sturmperiode, aus der das alte Europa entweder verjüngt, oder, wenn es dazu nicht die moralische Kraft hat, in trauriger Erschöpfung wie nach den Stürmen der Reformation hervorgehen wird.

Die Geſchichte des Jahres 1830.

Erſter Theil.

I.

Frankreich.

1.

Zuſtand Frankreichs vor Eröffnung der Kammern.

Die Folgen des unheilſchwangern 8 Auguſt 1829 begannen ſich mehr und mehr zu enthüllen, und ein ſchweres Ungewitter hing näher ſtets und drohender über dem ſchönen Frankreich. Der kleine Funke des Haſſes, der in der Seele eines Jeſuiten glomm, ſollte zum verzehrenden Weltbrande werden. — Wie das Miniſterium Polignac zum Staatsruder gelangt, welchen Geiſt des Widerſtandes es in Frankreich aufgeregt und bis zu welchem Grade die wechſelſeitige Erbitterung zwiſchen der herrſchenden Partei und dem Volke am Schluſſe des Jahres 1829 gediehen war, haben wir im vorigen Jahrgange geſchildert. Wir knüpfen nun die Erzählung wieder da an, wo wir ſie fallen laſſen.

König Karl X war fest und unwiderruflich entschlossen, seinem Volke nicht nachzugeben. Er beharrte auf diesem Entschlusse mit religiöser Gewissenhaftigkeit, wie es denn außer Zweifel gesetzt ist, daß jesuitischer Einfluß ihn ganz und ungetheilt beherrschte. Die jesuitische Propaganda, die durch ihn regierte, war keine bloße Fiction des Parteihasses, sie existirte wirklich. Man rechnet vorzüglich dazu den Erzbischof von Paris, Latil, und andere Geistliche, welche bei Hofe Ansehn genossen. Indeß würde man dem Verstande und der Energie des Königs Unrecht thun, wenn man sich ihn als einen Bethörten, Betrogenen denken wollte. Er dachte und handelte vielmehr selbst, mit Einem Wort, er war selbst Jesuit.

Ueber den Plan dieser Partei kann kein Zweifel obwalten, da sie ihn bei dem mißlungenen Versuche ihn auszuführen (durch die Ordonnanzen im Julius), verrathen hat. Man wollte zunächst die Preßfreiheit aufheben und ein neues Wahlgesetz einführen, wodurch die Kammer ein bloß serviles Werkzeug der Regierung werden sollte. Wie weit man dann noch ferner gehen wollte, läßt sich leicht errathen, denn die Contrerevolution hat immer das eine nämliche und fest bestimmte Ziel, den Absolutismus, die uneingeschränkte Despotie des siècle de Louis XIV.

Das Ziel stand fest, der Wille es zu erreichen nicht minder. Allein die Regierung schwankte noch in Betreff der Mittel, durch welche sie das Ziel des Absolutismus erreichen wollte. Es ist nothwendig, diesem dunkelsten und zugleich wichtigsten Theile der Geschichte eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Wollte man den liberalen Blättern glauben, so wäre die

Regierung schon längst, schon am 8 August 1829 auf Staatsstreiche vorbereitet, zu Staatsstreichen entschlossen gewesen, denn es ist bekannt, daß unmittelbar nach der Einsetzung des Ministeriums Polignac durch die liberalen Blätter in ganz Frankreich jener furchtbare Argwohn verbreitet wurde, der jeden Augenblick einen Staatsstreich erwartete. — Wollte man dagegen den spätern Versicherungen der angeklagten Minister und ihrer Vertheidiger glauben, so hätte die Regierung nicht eher ernstlich an einen Staatsstreich gedacht, als unmittelbar vor dessen Ausführung im Julius.

In beiden Meinungen ist etwas Wahres und etwas Falsches. Daß die Regierung dem Gedanken, die Charte durch einen Gewaltstreich zu verletzen, von Anfang an nicht fremd war, ist nicht zu bezweifeln, weil sie oft damit drohte, und weil sie ihn endlich — wirklich ausführte. Der Argwohn, daß die Regierung mit diesem Gedanken umgehe und den Fall der Gewalt unter die möglichen Fälle gesetzt habe, war nur zu wohl begründet. Dagegen gingen die liberalen Blätter offenbar zu weit, wenn sie selbst glaubten und das französische Volk glauben machten, daß alle constitutionellen Versicherungen der Regierung, vom 8 August an, nur Betrug und Heuchelei gewesen seyen, um den Staatsstreich zu maskiren, der gleich anfangs beschlossen gewesen sey und für den man nur Vorwände und einen gelegenen Zeitpunkt gesucht habe. Es läßt sich im Gegentheil aus den eigenen Handlungen der Regierung beweisen, daß sie sich bis auf den letzten Augenblick vor einem Staatsstreiche wegen seines ungewissen Erfolgs gefürchtet habe, daß es ihr mit der Bemühung, ihre Vortheile auf constitutionellem Wege und vermittelst der Kammern zu verfolgen, schmerzlicher Ernst gewesen sey, und daß sie endlich nur in ei-

nem Anfalle von Verzweiflung, als sie auf constitutionellem Wege nicht mehr siegen konnte und doch um keinen Preis nachgeben wollte, sich zu dem Staatsstreiche entschlossen habe, den sie ohne gehörige Vorbereitung, mit Uebereilung und mit zitternder Hand ausführte. Der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach. Dieß ist die Auflösung des Räthsels.

Wozu auch die Regierung zuletzt sich entschließen mochte, sie mußte so lange als möglich auf dem constitutionellen Wege bleiben. Gelang es ihr, die Kammern für ihre Absichten zu gewinnen und durch neue, von servilen Kammern sanctionirte Gesetze das friedlich zu erlangen, was sie sonst nur durch Gewalt zu erlangen hoffen durfte, — desto besser für sie. Gelang es ihr aber nicht, so gab sie sich wenigstens den Schein, als ob sie von der constitutionellen Bahn nicht weichen und als ob im Gegentheil die Kammern dieselbe verlassen wollten. Sie konnte dann die Kammern zu Beleidigungen reizen, die ihr einen Vorwand zu Staatsstreichen liehen, und wenn sie endlich wirklich diese Staatsstreiche ausführen wollte, so konnte die bisherige constitutionelle Heuchelei nur dazu dienen, das Volk einzuschläfern, und man konnte dann durch eine plötzliche Ueberraschung mit Gewaltstreichen die Liberalen unvorbereitet treffen.

Die Regierung wünschte offenbar den ersten Fall und zitterte vor dem zweiten. Allein wenn man ihren Gang verfolgt, so erkennt man leicht, daß sie sich anfangs vor einem Staatsstreiche, da derselbe noch fern war, nicht so sehr fürchtete, als nachher, da er nahe kam. Je näher dem 8 August, dem Anfangspunkte dieser verhängnißvollen Periode, desto freigebiger war die Regierung mit Drohungen. Je näher dem 25 Julius, dem Endpunkte dieser Periode, desto dringender und ängstlicher wurden ihre Bemühungen, noch wo möglich die

Kammern zu gewinnen und den Staatsſtreich zu vermeiden, bis ihr dieß entſchieden unmöglich ward. Das unbeſonnene Schwanken aber zwiſchen Drohungen und verſöhnlichen Betheurungen diente nur dazu, die Schwäche der Regierung ruchtbar zu machen, ohne der Nation ihren Argwohn zu nehmen.

Zu Anfang des Jahres 1830 herrſchte noch das Syſtem der Drohungen, und die Sprache der miniſteriellen Blätter war ſehr kriegeriſch. Dieß erklärt ſich daraus, daß die alte Kammer noch beſtand, von der die Regierung keine Zuſtimmung hoffen durfte, welche ſie alſo auflöſen wollte. Um ſie aber mit Eclat auflöſen zu können, und den Schein des Rechts auf ſeine Seite zu bringen, wünſchte der König, ſie zu einem unvorſichtigen, vielleicht gar illegalen Schritte und zu einer Beleidigung ſeiner Würde zu verleiten. Zu gleicher Zeit ſuchte man auch durch zügelloſe Angriffe der Ultrablätter die liberalen Blätter zu einer gleichen Heftigkeit aufzureizen und dadurch einen legalen Vorwand zu Einſchränkung der Preßfreiheit zu erhalten. Wenn dieß gelang, ſo hoffte man, die liberale Partei in der Kammer und in den Journalen als Ruheſtörer behandeln und rechtmäßig verdammen zu können. Dann aber hoffte man, öffentlich durch eine würdige conſtitutionelle Haltung und heimlich durch Drohungen und alle Arten von Wahlumtrieben eine neue Kammer zuſammenzuſetzen, deren Mehrheit miniſteriell ſeyn würde, und dem Allem ſollte die Eroberung von Algier die Krone aufſetzen. Triumphirte die weiße Fahne, zeigte ſich Bourmont als großer Feldherr, wurde dem kriegeriſchen Sinne und den Mercantil-Intereſſen der Nation durch eine ſolche Eroberung geſchmeichelt, ſo hoffte die Regierung, ihr moraliſcher Credit werde dadurch unermeßlich ſteigen und na-

mentlich die Armee werde sich für sie aussprechen. Endlich hoffte man auch die ungeheuern Schätze des Deys von Algier zu erbeuten, die der Regierung bei ihren Planen sehr zu Statten kommen mußten.

Waren dieß die Plane und Hoffnungen der Regierung, so müssen wir nun auch die der Nation und die der Vermittler zwischen beiden kennen lernen. Schon im vorigen Jahrgange haben wir die royalistische Opposition geschildert, welche, eifrig dem Königthum ergeben, große Besorgnisse für dasselbe hegte, wenn der König fortführe sich der Nation feindselig entgegenzustellen. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß diese gemäßigten Royalisten den Argwohn der Liberalen theilten, die Möglichkeit eines Staatsstreichs als sehr wahrscheinlich voraussetzten und die Regierung beständig davor warnten, ein Beweis mehr, daß jener Argwohn keine bloße Fiction war. Diese royalistische Opposition bestand theils aus den alten Höflingen Karls, die mit ihm einst seine Verbannung getheilt, und die nun fürchteten, daß Staatsstreiche zu einer neuen Revolution und zu einer neuen Verbannung der Bourbons vom französischen Boden führen würden, theils aus den ritterlichen, romantischen und ehrlichen Anhängern des Thrones und Altars, die, wie der berühmte Chateaubriand, eine gute Sache nicht durch schlechte Mittel vertheidigt wissen wollten, daher bei gränzenloser Ehrfurcht vor der legitimen Dynastie doch das Ministerium verabscheuten, theils endlich aus Nebenbuhlern des Ministeriums, aus den gestürzten Parteien Villèle's und Labourdonnaye's.

Indem diese royalistische Opposition, die Männer, die nach und nach die Sache des Ministeriums verließen, die sogenannten Defectionen Agier, der die rechte Seite der Kammer nach sich

zog, Chateaubriand, der die Pairs nach sich zog, Villèle und Labourdonnaye, die selbst einen großen Theil der Staatsdiener nach sich zogen, und Fitz-James, der den Hof nach sich zog, indem alle diese Defectionen sich entweder neutral verhielten oder sogar geradezu, um nur das Ministerium zu stürzen, mit den Liberalen gemeine Sache machten, wuchs die Volkspartei täglich mehr zu einer imposanten Masse an. Alle Fractionen des Liberalismus, das linke Centrum und die äußerste Linke der Kammer, und alle Oppositionsjournale vergaßen die Unterschiede, die bisher zwischen ihnen bestanden, und wirkten einhellig zu demselben Zwecke des Widerstandes zusammen, ja ihre Einigkeit war so groß, daß sie selbst in der Art und Weise den Widerstand zu äußern, nicht von einander abwichen, sondern alle auf gleiche Weise neben der festesten Entschlossenheit zugleich die vorsichtigste Mäßigung und die pünktlichste Beobachtung der durch die Verfassung vorgeschriebenen Formen sich zur Pflicht machten. Dadurch allein waren sie im Stande, einerseits die gemäßigten Royalisten für sich zu gewinnen, und andrerseits die böse Absicht des Ministeriums, welches sie gern zu ungesetzlichen Schritten gereizt hätte, zu vereiteln. Festen Blickes, aber mit Anstand und Zurückhaltung, immer den Finger auf der Charte, stand das französische Volk seinen Ministern in einer drohenden Ruhe gegenüber, einem Löwen gleich, den eine Schlange von allen Seiten umschleicht, ohne den Sprung zu wagen.

Man hat den Liberalen, sofern sie damals noch in allen ihren Unterhandlungen neben dem offenkundigen Hasse gegen das Ministerium eine treue Anhänglichkeit an die Person des Königs und an die Dynastie der Bourbone zur Schau trugen, deßfalls Heuchelei vorgeworfen. Uns dünkt, mit Unrecht.

Mag immer eine kleine Anzahl von Demokraten und vielleicht noch von Napoleoniſten unter ihnen geweſen ſeyn, die den König mehr haßten als das Miniſterium, — die große Mehrzahl der Franzoſen war gewiß in ihren Aeußerungen der Ergebenheit, Friedlichkeit und Mäßigung aufrichtig, und wenn Karl X damals noch das Miniſterium entfernt und den beſcheidenen Forderungen der Nation nachgegeben hätte, würde er ſicher die traurige Kataſtrophe ſeiner Abſetzung vermieden haben. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß die Perſon Karls X den Franzoſen eine beſondere Liebe eingeflößt habe; aber gewiß iſt, daß die Mehrzahl der Franzoſen aufrichtig eine conſtitutionelle Monarchie wollte, und daß ihnen inſofern jeder Monarch, Karl X ſo gut als jeder andere, recht war, ſo lange er nur der Conſtitution treu blieb. Man würde ſich täuſchen, wenn man glauben wollte, jene damals noch von den Liberalen ausgeſprochenen Verſicherungen der Ergebenheit ſeyen der Perſon des Königs gewidmet und inſofern erheuchelt geweſen. Nein, ſie galten nur dem conſtitutionellen Throne an ſich, und waren inſofern ganz aufrichtig.

Schon bei den üblichen Neujahrsaudienzen ſprach der König Worte aus, die man für Drohungen nehmen mußte. Er äußerte z. B. gegen den wegen ſeines unabhängigen Sinnes allgemein geehrten Präſidenten des Gerichtshofs, Seguier, er erwarte, daß der Gerichtshof ſeine Pflichten „nicht vergeſſen werde," und gegen den berühmten Naturforſcher Cuvier, der im Namen der Univerſität den Glückwunſch abſtattete: „aller Unterricht muß auf die Religion gegründet werden." Jener Ausſpruch drohte den Gerichten, wenn ſie gegen die liberalen Journale zu gelinde Urtheile fällen ſollten, und dieſer ſchien eine neue Jeſuitenherrſchaft anzukündigen. Eines der wü-

thendſten Ultrablätter, L'Apostolique, ſchrieb um dieſe Zeit: „Alle göttlichen und menſchlichen Geſetze verurtheilen die Feinde Gottes und der Könige (die Liberalen) zum Tode. Warum wendet man dieſe Geſetze nicht an? König und Regierungen werden vor Gott und Menſchen verantwortlich, und auf Saumſeligkeit in dieſem Stücke folgt Strafe. Hätte König Saul nicht verſäumt den Agap hinrichten zu laſſen, ſo hätte er nicht ſelbſt Thron und Leben verloren!"

Indeß erließ der König am 6 Januar eine Ordonnanz, welche die Kammern auf den 2 März zuſammenberief, und beide Parteien ſchienen einſtweilen ruhig abwarten zu wollen, was aus dem Zuſammenſtoße der Regierung mit den Kammern entſtehen würde. Am 12 Januar nahm die Regierung eine neue Anleihe von 80 Millionen auf, um für den Krieg von Algier Geldmittel in den Händen zu haben, und das Haus Rothſchild ſtand nicht an, die andern Concurrenten bei dieſer Anleihe ſo hoch zu überbieten, daß es 102 Fr. 7½ Cent. für 100 Fr. bezahlte. Am 27 Januar ernannte der König ein halbes Dutzend entſchiedene Ultras zu neuen Pairs, unter andern den Baron Vitrolles und den Grafen Labourdonnaye, den letztern, um ihn für ſein verlornes Miniſterium zu entſchädigen. Doch verſäumte die Regierung auch nicht, dem Volke, beſonders den niedrigſten Claſſen, durch kleine Conceſſionen zu ſchmeicheln. So erließ der König am 14 Februar eine Ordonnanz, wodurch allen Gemeinden des Königreichs die Wohlthat von Primärſchulen ertheilt wurde, und der Hof gab einen glänzenden Ball zum Beſten der Armen, die durch die Strenge des Winters gelitten hatten, wobei 113,750 Fr. einliefen.

Mittlerweile arbeiteten die Journale, die unſtreitig

eine der wichtigsten Rollen in diesem großen Drama spielten, immerwährend gegen einander. Von der royalistischen Seite der Moniteur als Organ der Regierung, die Gazette de France als Organ Villèle's, äußerst geistvoll redigirt, aber nur im Tadel der liberalen Blätter geschickt und consequent, in den eigenen Rathschlägen dagegen schwankend, bald hitzig, bald zurückhaltend; endlich die Quotidienne, der Drapeau blanc und die Apostolique, die ihren Haß weniger verbargen und durchgängig zu offener Gewalt aufforderten. Von der liberalen Seite der ältern liberalen Journale, der Constitutionnel, das Journal des Debats, der Courier français, der Messager des Chambres; die früher mehr dem Handel, den Gewerben und Wissenschaften gewidmeten, jetzt aber in die Politik übergegangenen Journale: der Globe, das Journal du Commerce; endlich die neuentstandenen trefflich redigirten und ganz der Sache der Freiheit gewidmeten Journale: der National, der Temps und der Figaro, dessen Kühnheit und sprudelnder Witz den Ernst und die Würde der andern Journale mächtig unterstützte. Die größten Talente Frankreichs wirkten in diesen Blättern für Eine Sache zusammen, und sie waren deßfalls so einig, daß sie alle ihre Schritte gleichzeitig thaten, alle zugleich Mäßigung zeigten, wo es die Klugheit gebot, und Energie, wo es galt, etwas zu wagen.

Da die Ultrablätter an Zahl, Talent und Wirksamkeit den liberalen Blättern sehr weit nachstanden, so nahm man seine Zuflucht zu Broschüren. Namentlich sollte die Schrift des Herrn Cottu, worin derselbe das System der Regierung rechtfertigen wollte, eine große Wirkung hervorbringen. Sie erschien jedoch nur, um von allen Seiten verdammt und verspottet zu werden.

2.

Kurze Sitzung der französischen Kammern im März.

Dienstag den 2 März eröffnete der König die Session der Kammern im Louvre. Er trat in den Sitzungssaal und setzte sich auf seinen Thron. Rechts vom Könige war der Dauphin, links der Herzog von Orleans. Hierauf hielt er die Thronrede, in welcher außer der Anzeige, daß Prinz Leopold König von Griechenland geworden sey, und daß eine französische Armee Algier angreifen werde, nichts von Belang vorkam, bis zum Schlusse, der wörtlich also lautete: (Was wir in Klammern eingeschlossen haben, hat der König in der Kammer wirklich gesprochen, ist aber nachher im officiellen Bericht absichtlich, um die Rede zu mildern, ausgelassen worden.) „Meine Herren, das erste Bedürfniß meines Herzens ist, Frankreich glücklich zu sehen, wie alle Reichthümer seines Bodens und Gewerbfleißes sich entwickeln, und wie dasselbe die Institutionen, deren Wohlthat zu befestigen ich fest gesonnen bin, im Frieden genieße. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone gestellt, diese Rechte sind geheiligt; meine Pflicht gegen mein Volk ist, dieselben unverkümmert auf meine Nachfolger zu bringen. Pairs von Frankreich, Deputirte der Departemente, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung, um das Gute zu bewirken, das ich thun will. Sie werden (mit Verachtung die Verleumdungen,) die treulosen Einflüsterungen, welche die Bosheit zu verbreiten sucht, abweisen. Setzten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse entgegen, die

ich nicht vorausſehen will (und nicht vorausſehen kann), ſo werde ich (in meiner Macht und) in meinem Entſchluſſe, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzoſen und in der Liebe, die ſie jederzeit für ihre Könige bewieſen, Kraft finden, dieſelben zu beſiegen."

Als Karl X die Worte ſagte, er werde ſeine Kronrechte unangetaſtet auf ſeine Nachkommen zu vererben wiſſen, ſo ſchöpfte er mit ſichtbarer Anſtrengung Luft, um ſtärker zu ſprechen; aber die Bewegung in ſeinem Herzen wurde heftig genug, um ſeine Stimme zu ſchwächen; es entfiel ihm aus den Händen der Hut; der Herzog von Orleans hob ihn auf und gab ihn zurück. — Die Rede wurde von der rechten Seite und von etwa hundert Pairs ſtark beklatſcht, die übrigen Zuhörer verhielten ſich ſtillſchweigend. Doch in dieſem Stillſchweigen lag Entrüſtung. Der König hatte die Stimme von ganz Frankreich eine verleumderiſche, treuloſe genannt. Er hatte in dem ſophiſtiſchen Satze, die Landesfreiheiten ſtänden unter dem Schutze der Kronrechte (anſtatt zu ſagen, beide ſtehen unter dem Schutze der Charte), die Charte ſchon aufgehoben und ſeine abſolute Gewalt angekündigt. Er hatte endlich mit einem Staatsſtreiche gedroht und dem Volke den Krieg erklärt.

Die Kammern waren unterdeſſen ordnungsmäßig eröffnet. Herr Royer Collard, ein gemäßigter Liberaler, wurde zum Präſidenten der Deputirtenkammer gewählt, und dieſe ſo wie die Pairskammer ſchritt ſofort zur Abfaſſung der Antwort-Adreſſe an den König. Es zeigte ſich, was die liberalen Blätter längſt vorhergeſagt und die Ultrablätter nur ſophiſtiſch beſtritten hatten, daß in beiden Kammern die überwiegende Mehrheit der Mitglieder ſich entſchieden gegen

gen das Miniſterium und mithin auch gegen die Thronrede erklärten, und mit einziger Ausnahme der äußerſten Rechten waren alle Parteien, die gemäßigte Rechte wie das Centrum und die Linke, hierin vollkommen einig. Die Beibehaltung des Miniſteriums und des in der Thronrede angekündigten Syſtems drohte Frankreich und dem Könige ſelbſt die größte Gefahr. Die wahren Anhänger des Königs vereinigten ſich daher gern mit den wahren Anhängern des Volks, jene um den König, dieſe um die Freiheit des Landes zu retten, beide, um die Miniſter zu ſtürzen. Ueberdieß fühlten beide Kammern das Bedürfniß, ſich beim Volke wieder populär zu machen und ſich von dem gerechten Tadel zu reinigen, den ihnen ihr laues Benehmen in der Sitzung des vorigen Jahres zugezogen hatte. Beſonders die Pairs ſuchten ihren in der Meinung des Volks ziemlich geſunkenen Credit wieder zu gewinnen.

Am 8 März hielt Herr von Chateaubriand in der Pairskammer eine glänzende Rede, welche tiefen Eindruck machte. Er ging den ganzen Gang des Miniſteriums Polignac durch und belaſtete jeden Schritt deſſelben mit centnerſchweren Vorwürfen, die um ſo gewichtiger waren, als er ſelbſt kein ſogenannter Liberaler, ſondern ein bekannter warmer Royaliſt war. Er ſagte unter Anderm über die auswärtige Politik Frankreichs: „Es iſt wahr, daß wir unſere Soldaten haben ausrücken, unſere Schiffe auf den Wogen ſich umtreiben, unſere Schätze fließen laſſen, um den Thron Griechenlands dem Tochtermanne des Königs von England zu geben. Und was hat England gethan, um im Namen ſeines Mandatars über die Hellenen zu herrſchen? Es hat ſich, ſo lange es konnte, ihrer Freiheit widerſetzt. Es drückte öffentliche Wünſche für den Sieg derer aus, welche die Väter erwürgt und die Kinder verkauft hatten. Die

Griechen werden die Matroſen der brittiſchen Flotte werden; wir dürften uns damit begnügen, glanzvolle Reiſende an berühmten Ufern geweſen zu ſeyn, einem engliſchen Prinzen das Geſchenk eines Scepters gemacht zu haben, der durch einige Tropfen unſers Bluts geweiht und durch unſer Gold geſchmiedet ward. — Warum iſt Don Miguel, der illegitime Souverain, ein legitimer Fürſt in den Augen derer, die ſich die einzigen Vertheidiger des Throns und des Altars nennen? Darum, weil Don Miguel die Conſtitution ſeines Vaterlandes umgeworfen hat. Sollte es ihm einmal einfallen, Portugal eine Charte geben zu wollen, ſo wird man bald gefunden haben, daß er nur ein Uſurpator ſey. Ueber Algier habe ich nur einige Worte zu ſagen; es würde mich zu weit führen, wenn ich prüfen wollte, ob die Expedition zu gehöriger Zeit gemacht wird, ob die nöthigen Fonds von den Kammern gefordert werden ſollten, ob die Anſchaffungsacte öffentlich und mit Concurrenz beſchloſſen werden ſind. Und wenn ich wiederholen höre, daß man uns erlaubt hat, Soldaten nach Afrika überzuſetzen, ſo frage ich, bei wem man um dieſe Erlaubniß hätte anfragen mögen. Hatten wohl die alten Feldherren, die ich in dieſer Verſammlung erblicke, vor etwa zwanzig Jahren ſich Marſchrouten von der engliſchen Admiralität auszubitten, um mit dem Siege von einem Ende von Europa zu dem andern zu reiſen?"

Ueber die innere Politik bemerkt er: „Daß ein Miniſter in einem Augenblicke des Schreckens oder in einem Anfalle von Unklugheit einen Staatsſtreich führt, iſt begreiflich; daß er ſich aber zu einer Reihe von Staatsſtreichen vorbereitet, ohne zu wiſſen, was ihm auf dieſer mit Abgründen beſäeten Laufbahn aufſtoßen dürfte, dieß iſt in der That ganz unerklärlich. Frankreich war vor dem 8 Auguſt in der tiefſten Ruhe; der König,

von Liebe und Ehrfurcht umgeben, durfte nur noch das Schauspiel der Wohlthaten genießen, die er auf seine Völker verbreitet hatte. Jedes Princip der Bewegung war in den Massen zerstört; sie hatten das, was sie verlangt, erhalten: die Freiheit und Gleichheit durch und vor dem Gesetze. Wo waren sie, jene großen Freunde der Legitimität, gegen welche der Widerstand der vorigen Minister sich unzureichend fand?"

Am 9 März überreichte eine Deputation der Pairskammer dem Könige ihre Antwortsadresse, worin sie mit Mäßigung und Würde den vom Ministerium eingeschlagenen Weg mißbilligte, unter Anderm auch für Donna Maria und gegen Don Miguel sprach, und in Bezug auf die Schlußstelle der Thronrede eine wohlgemeinte Warnung gab: „Frankreich will eben so wenig mehr Anarchie, als sein König den Despotismus wünscht! Sollten strafbare Umtriebe Ihrer Regierung Hindernisse erregen, so würden sie bald nicht nur durch die Pairs, sondern auch durch das gleichzeitige Zusammenwirken der beiden Kammern und der unermeßlichen Mehrheit der Franzosen überstiegen seyn." Dieß konnte dem König mit hinlänglicher Deutlichkeit beweisen, daß er im Fall eines Staatsstreichs auf die Pairskammer so wenig zu zählen habe, als auf die Deputirtenkammer, und daß die erstere entschlossen sey, mit der letztern gemeinschaftliche Sache zu machen.

In der Deputirtenkammer war die Mehrheit so stark auf Seite der Liberalen, daß die rechte Seite auch nicht einen einzigen ihrer Candidaten bei der Wahl des Präsidenten, der Vicepräsidenten und Secretaire durchsetzte. Diese Mehrheit wurde durch die kluge Mäßigung der äußersten Linken erhalten, denn um die royalistische Opposition nicht zu verletzen und von der Sache der Liberalen zu trennen, hüteten sich die letzteren

vor jeder Uebertreibung, so daß z. B. der greise Labbey de Pompières, der als Alterspräsident die erste Sitzung eröffnete und in seinem Feuereifer für die Freiheit sich allzu kühne Reden erlauben wollte, von seinen klügern Freunden bald zum Stillschweigen gebracht wurde. Bei den Verhandlungen über die Antwortsadresse der Kammer sprach der Royalist Agier eben so energisch gegen das Ministerium, wie Chateaubriand in der Pairskammer. Er legte den Accent vorzüglich auf die schon beginnende, und zwar durch das Ministerium selbst herbeigeführte Anarchie im Innern: „Alles ist in Unordnung, ich gehe noch weiter, ich behaupte, daß jedes umgewälzt ist, nichts geachtet wird, daß jedes Gefühl des Anstandes vergessen ist. Mit Einem Worte, die Gesetze sind ohne Kraft, weil sie ohne Vollziehung bleiben. Die Journale, die dafür bekannt sind, ministeriell zu seyn, verspotten, beschuldigen, verleumden täglich Frankreich, und das Ministerium bleibt still dabei! Sie verlangen die Aufhebung der Charte, den Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, und das Ministerium rührt sich nicht!“

Der Minister Guernon de Ranville suchte seine Collegen zu vertheidigen, und sein Argument war zuletzt: „Im Jahre 1789 verlangte man von dem Könige die Entlassung der Minister, und Ludwig XVI gab nach. Die Geschichte hat aber mit blutiger Schrift die Folgen dieser Nachgiebigkeit aufgezeichnet.“ Dieß war ganz im Sinne des montre à cheval, das in den Tuillerien sprüchwörtlich geworden. Man sagte: steigen wir lieber zu Pferde als auf den Karren, und die Minister bedachten dabei nicht, daß sie verantwortlich seyen, und daß bei dieser Verantwortlichkeit das zu Pferde steigen gerade das Mittel seyn mußte, auch auf den Karren zu steigen. — Die Antwortsadresse ging mit 221 Stimmen gegen 181 durch. Sie

würde noch 30 Stimmen mehr für ſich gehabt haben, wenn ſich die Mehrheit hätte bequemen wollen, eine von der royaliſtiſchen Oppoſition gewünſchte Milderung in die Adreſſe aufzunehmen.

Am 18 März wurde ſie durch Royer-Collard an der Spitze einer Deputation dem Könige überbracht, und mit feſter Stimme vorgeleſen. In dem minder bedeutenden Eingange befindet ſich nur Eine merkwürdige Stelle: „Es iſt ein würdiger Gegenſtand der Fürſorge Ew. Majeſtät, dem Jammer, der Portugal heimſucht, ein Ziel zu ſetzen, ohne den heiligen Grundſätzen der Legitimität, die für Könige ſo unverletzbar wie für die Völker iſt, Eintrag zu thun.“ Folgendes aber ſind die wichtigen Schlußworte: „Sire, dieſes Volk liebt und verehrt Ihre Autorität; fünfzehn Jahre des Friedens und der Freiheit, die es Ihrem erlauchten Bruder und Ihnen verdankt, haben in ſeinem Herzen den Dank tief eingewurzelt, der es an Ihre erlauchte Dynaſtie knüpft. Seine durch die Erfahrung und die Freiheit der Erörterungen gereifte Vernunft ſagt ihm, daß vorzüglich in Sachen der Autorität das Alterthum des Beſitzes der heiligſte aller Rechtsanſprüche iſt. Seine Ueberzeugung iſt demnach mit ſeiner Pflicht im Einklange, und es betrachtet die heiligen Rechte ihrer Krone als die ſicherſte Bürgſchaft ſeiner Freiheiten, und die Integrität Ihrer Prärogativen für Erhaltung ſeiner Rechte nothwendig. Inzwiſchen, Sire, offenbart ſich mitten unter den einſtimmigen Gefühlen der Ehrfurcht und Ergebenheit, womit Ihr Volk Sie umgibt, in den Gemüthern eine lebhafte Unruhe, die die Sicherheit ſtört, die Frankreich angefangen hatte zu genießen, die Quellen der Wohlfahrt trübt, und wenn ſie länger fortdauern ſollte, für ſeine Ruhe verhängnißvoll ſeyn könnte. Unſer Gewiſſen, unſre Ehre, die

Treue, die wir Ihnen geſchworen haben und immer bewahren werden, legt uns die Pflicht auf, Ihnen die Urſache davon zu enthüllen. Sire, die Charte, die wir der Weisheit Ihres erlauchten Vorgängers verdanken, und deren Wohlthat zu befeſtigen Ew. Majeſtät den feſten Willen haben, ſetzt als ein Recht die Dazwiſchenkunft des Landes bei Berathung der öffentlichen Intereſſen feſt. Dieſe Dazwiſchenkunft ſollte nur mittelbar ſeyn, und iſt auch nur mittelbar, weiſe abgemeſſen, mit genau gezogenen Schranken umgeben, zu deren Ueberſchreitung wir niemals irgend einen Verſuch dulden würden; aber ſie iſt poſitiv in ihrem Reſultate; denn ſie macht aus der fortwährenden Zuſammenwirkung der politiſchen Abſichten Ihrer Regierung mit den Wünſchen Ihres Volkes die unabweisliche Bedingung des regelmäßigen Ganges der Staatsgeſchäfte. Sire, unſre Loyalität, unſre Ergebenheit verpflichten uns Ihnen zu ſagen, daß dieſes Zuſammenwirken nicht vorhanden iſt. Ein ungerechtes Mißtrauen in die Gefühle und in die Geſinnungen Frankreichs iſt gegenwärtig der herrſchende Gedanke der Verwaltung. Ihr Volk iſt darüber bekümmert, weil er für daſſelbe beleidigend iſt! Dieſes Mißtrauen ſollte ſich Ihrem edeln Herzen nicht nähern. Nein, Sire, „Frankreich will eben ſo wenig Anarchie, als Sie Deſpotismus wollen,“ es iſt würdig, daß Sie in ſeine Loyalität Vertrauen ſetzen, ſo wie es Ihren Verſprechungen vertraut. Zwiſchen denen, die eine ſo ruhige, ſo treue Nation mißkennen, und uns, die wir mit inniger Ueberzeugung in dem Schoße Ew. Majeſtät die Schmerzen eines ganzen Volkes niederlegen, das auf die Achtung und das Vertrauen ſeines Königs eiferſüchtig iſt, möge die Weisheit Ew. Majeſtät den Ausſpruch fällen! Ihre königlichen Prärogativen haben in

Ihre Hände die Mittel gelegt, zwiſchen den Staatsgewalten jenen conſtitutionellen Einklang zu ſichern, der die erſte und nothwendigſte Bedingung der Stärke des Throns und der Größe Frankreichs ausmacht.“

Der König antwortete Hrn. Royer-Collard: „Mein Herr, ich habe die Adreſſe, die Sie mir im Namen der Deputirtenkammer überbringen, angehört. Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der beiden Kammern zur Vollziehung alles Guten, das ich beabſichtigte, zu rechnen. Mein Herz fühlt Kummer, die Deputirten der Departements erklären zu hören, daß von ihrer Seite dieſe Mitwirkung nicht vorhanden iſt. Meine Herren, ich habe meine Entſchließungen in meiner Rede zu Eröffnung der Seſſion angekündigt; dieſe Entſchließungen ſind unerſchütterlich; das Intereſſe meines Volks verbietet mir, mich davon zu entfernen. Meine Miniſter werden Ihnen meine Abſichten bekannt machen.“

Dieſer feindſeligen Antwort entſprach das Betragen der Dauphine. Die Tochter Ludwigs XVI ging durch den „Friedensſaal,“ in welchem die Deputation ſich befand, erwiederte aber den ehrfurchtsvollen Gruß derſelben nur mit einem ſtolzen vorübergleitenden Blick, und wandte ſich mit auffallender Geringſchätzung nach der andern Seite, um einige Officiere zu grüßen.

Dieſer Empfang entſprach ſehr wenig den Hoffnungen Frankreichs und der redlichen Geſinnung der Kammern. Beide Antwortsadreſſen hatten dem Könige die Mittel an die Hand gegeben, ſich aus ſeiner bedenklichen Lage zu ziehen. Sie hatten eben ſo ehrfurchtsvoll als fein den König von ſeinen Miniſtern getrennt, und den gerechten Tadel nur auf dieſe

letztern gewälzt. Sie hatten, wie es ihre Pflicht war, ihn ernstlich vor den Gefahren gewarnt, womit die Beibehaltung des Ministeriums drohte. Noch war es Zeit. Ohne seiner Würde das Mindeste zu vergeben, konnte der König die Minister entlassen, ja er war gewiß, dafür den wärmsten Dank einzuernten. Allein in unseliger Verblendung befangen, sah er in der Warnung der Kammer nichts als die Beleidigung, die sein Anhang längst gewünscht hatte. Er erklärte nun jene pflichtmäßige Warnung für eine revolutionäre Handlung, für einen Eingriff in die Rechte des Throns, für eine Beleidigung der Majestät.

Schon am nächsten Tage wurden beide Kammern auf den 1 September prorogirt, am 19 März. Der Saal der Deputirtenkammer war gedrängt voll, und eine große Menschenmenge hatte sich um denselben versammelt. Als die königliche Ordonnanz, welche die Sitzung aufhob, vorgelesen worden, standen die Deputirten der Rechten unter lautem Jubel auf, schwenkten ihre weißen Taschentücher und riefen: es lebe der König! Die Mehrheit der Deputirten und der Zuhörer blieben in tiefer Stille und riefen, nachdem die Rechte geendet, mit donnerndem Rufe ein dreimaliges: Es lebe die Charte! Die Rechte erhob von Neuem den Ruf: Es lebe der König, der wiederholt von dem Rufe: Es lebe die Charte! gedämpft wurde. — Am Abende desselben Tages versammelten sich die liberalen Deputirten in der Straße Richelieu, wo sie ihre gewöhnliche Zusammenkunft hielten, und gelobten sich feierlich, „unwandelbar in den gesetzlichen Schranken zu bleiben, ihre Mitbürger aufzufordern, immer Klugheit mit Festigkeit zu verbinden und den Versuchen der Gewaltthätigkeit, des Betrugs und der Bestechung den Widerstand entgegenzu-

ſetzen, zu dem das Geſetz ermächtigt, und den die Ehre gebietet.“

Das Betragen der beiden Kammern, beſonders der Deputirtenkammer erweckte allgemeinen Enthuſiasmus in Frankreich und hauptſächlich unter den Pariſern. Die Stadt gab am 1 April den Deputirten der Seine ein glänzendes Gaſtmahl, wobei Herr Odillon-Barrot ſie anredete: „Als dieſes Miniſterium, das alle unſere Gefühle der Ehre und der Nationalität verletzt und höhnt, und ſich dieß zum Ruhme anrechnet; dieſes Miniſterium, deſſen politiſches Glaubensbekenntniß darin beſteht, daß wir der Würde, der Freiheit des Menſchen nur durch Conceſſion genießen, daß wir nur durch Conceſſion leben und athmen, und deſſen erſter Ausruf war: Keine Conceſſionen mehr! als dieſes Miniſterium unvermuthet in Frankreich einfiel, haben Sie alle dem von Frankreich ausgeſtoßenen Schrei der Beſorgniß geantwortet; Sie eilten alle auf den Poſten der Ehre herbei; Sie verweigerten eine Mitwirkung, die eine Mitſchuld geweſen wäre; Sie brachten an die Stufen des Thrones den feſten und ehrfurchtsvollen Ausdruck der Klagen und der Angſt des Vaterlandes; Sie wußten Mäßigung mit Feſtigkeit zu verbinden; Sie haben bei dieſer großen Prüfung unſerer Repräſentativregierung das edelſte Mandat würdig erfüllt. Wir fühlen uns auch noch zu einem Zeugniſſe der Theilnahme und des Danks für die Preſſe verpflichtet. Auch ſie hat unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen ihre Pflicht gethan. Unſer innigſtes Mitgefühl begleitet dieſe muthigen Schriftſteller, die Vertheidiger unſeres politiſchen Glaubens und unſerer Rechte. Mögen ſie ihren Muth nicht verlieren; es iſt ſchön, ſelbſt um den Preis der perſönlichen Freiheit

die Freiheit Aller zu vertheidigen. In dieſem Kampfe zwiſchen der fortrückenden und der zurückſchreitenden Civiliſation, zwiſchen der Gleichheit und dem Privilegium, zwiſchen der Herrſchaft der Geſetze und derjenigen des bon plaisir oder der blinden Gewalt, kann der Sieg nicht zweifelhaft ſeyn: die Tribüne und die Preſſe haben ihre Pflicht gethan; wir werden die unſere thun.“

Anders lautete die Sprache der Ultras, die voller Jubel waren. Die Quotidienne ſagte: „Der König hat alle Eigenſchaften des glänzenden Grafen von Artois, verſtärkt durch die Erfahrungen des Unglücks und die harten Prüfungen der Tugend. Dieß iſt der König, welchem die Deputirtenkammer in ſeinem Palaſte einen Verweis zu geben den Muth hatte. Dieſe Verwegenheit hat bereits ihren Lohn; ſie wird deſſen noch mehr erhalten. Wir Royaliſten dürfen uns Glück wünſchen; wir haben einen König, der die Rechte und Pflichten der Herrſcher kennt; um ihn einen Dauphin, der es werth iſt, wenn es ſeyn muß, das Scepter in der Hand ſeines Vaters zu befeſtigen; ein junges Kind, unſerer Kinder edle Hoffnung; eine erlauchte Familie, die jedem Unglücke zum Troſt, jeder Tugend zum Muſter dient.“ — In demſelben Sinne ſchreibt der Drapeau-blanc: „Geſtern wagte die Revolution eine Drohrede und einen herausfordernden Blick gegen den Thron zu erheben. Heute gedemüthigt, mit gebeugtem Haupte, bekümmerter Stirne, ſtaunt, erſchrickt die Revolution, daß ſie einen Augenblick an den Sieg ihrer Plane glauben konnte. Was hat ſich denn zugetragen, daß der Stand der Dinge ſo plötzlich und völlig ſich änderte? Ein Schritt iſt geſchehen, ein Wort wurde geſprochen: der König beliebte an Männer, deren einige höchſt ſtrafbar, andere höchſt thöricht

ſind, das Wort zu richten, was ihnen zur Genüge ſagt: Für ſie ſey bloß noch in der Reue Heil. Die Häupter der anarchiſchen Partei gratulirten einer dem andern um die Wette zu der Weisheit ihrer Maßregeln, zu der Würde ihres Benehmens, zu dem Adel ihrer Worte. Eine Stunde ſpäter wußte die Hauptſtadt, auf welcher Seite Adel und Würde ſey. Der 18 März iſt beſtimmt, eine neue Zeit für die Monarchie zu eröffnen."

Dennoch richteten zwanzig Deputirte der Rechten, welche nicht für die Adreſſe geſtimmt hatten, eine eigene Adreſſe an den König, worin ſie ihm erklärten, daß ſie zwar jederzeit mit dem Miniſterium ſtimmen würden, doch aber fürchteten, das jetzige Miniſterium ſey unfähig. Auch von dieſer Warnung, ſo wie von der der gemäßigten Hofpartei (Fitz-James) wurde keine Notiz genommen.

Die Abſicht der Regierung war nun offenbar, die Eroberung von Algier abzuwarten. Um aber bis dahin die Gemüther zu beruhigen, wurde die Kammer nicht aufgelöst, ſondern nur prorogirt, und zwar auf den 1 September, damit es noch wahrſcheinlicher werde, daß ſie nicht aufgelöst werden würde, denn jeder mußte denken, wenn der König wirklich die Kammer auflöſen wolle, würde er ihren Fortbeſtand nicht bis zum September erklärt haben. Auch die Gazette de France fuhr mit großer Kunſt fort, das Verfahren der Regierung als ächt conſtitutionell zu vertheidigen und dagegen das Verfahren der Kammer unconſtitutionell zu nennen, ſofern die Kammern nur das Recht hätten, Miniſter, welche die Charte wirklich verletzt, anzuklagen, aber nicht vor Miniſtern zu warnen, welche die Charte noch nicht verletzt hätten.

Aller Augen richteten ſich nunmehr auf die Expedition von Algier. Die Oppoſition wußte wohl, in welcher genauen

Verbindung dieſe auswärtige militäriſche Unternehmung mit der innern Politik Frankreichs ſtand, auch verfehlte ſie nicht, zu bemerken, daß die Gelder zu dieſem koſtſpieligen Kriege von keiner Kammer votirt worden ſeyen, allein ſie hütete ſich wohl, allzu heftige Einwendungen gegen dieſe Expedition zu erheben, theils weil der Krieg in Frankreich immer populär iſt und der Nationalſtolz in dieſer Angelegenheit geſchont werden mußte, theils weil durch die Expedition eine bedeutende Menge Truppen, die im Innern das Volk hätten beſſer im Zaum halten können, aus Frankreich entfernt wurden, und endlich weil dieſer Krieg in der großen Angelegenheit des Landes den Ausſchlag geben ſollte, und man eine baldige Entſcheidung herbeiwünſchte. Einige ſcheinen auch auf den Fall einer Niederlage vor Algier gehofft zu haben, weil in dieſem Falle das Miniſterium Polignac eben ſo viel an Credit verlieren mußte, als es durch den Sieg zu gewinnen hoffte.

3.

Die Expedition gegen Algier.

Wenn auch das franzöſiſche Miniſterium bei dem Kriege gegen Algier ganz andere Zwecke verfolgte als die der Humanität, ſo kam doch der Erfolg wirklich der Humanität zu Statten. Es wäre längſt die Pflicht des bewaffneten Europa's geweſen, jene elenden Raubneſter Afrika's auszurotten, welche die kleinern europäiſchen Seeſtaaten zu ſchimpflichen Tributen zwangen, oder ihrem wehrloſen Handelsſtande unſäglichen Schaden zufügten, die Menſchen in die Sklaverei ſchleppten und von ihrer Beute jene Schätze aufhäuften, die in den

Sälen der Caſaubah das Erſtaunen der franzöſiſchen Soldaten erregten.

Frankreich insbeſondere hatte, wie wir ſchon im vorigen Jahrgange auseinandergeſetzt, die gerechteſten Urſachen zum Kriege gegen Algier. Der Seeminiſter, Baron d'Haufez, entwickelte dieſe Urſachen in der kurzen Sitzung der Kammer am 16 März ſehr ausführlich: „Frankreich beſaß ſeit mehrern Jahrhunderten auf der Küſte von Afrika ein weites Gebiet und eine wichtige Niederlaſſung, beſtimmt die Korallenfiſcherei zu ſchützen, die es auf einer Strecke von mehr als ſechzig Lieues ausübte, als, von der Zeit der Reſtauration an, die Regierung von Algier durch Erklärungen und Handlungen die Abſicht an den Tag legte, es in dieſem Beſitze zu ſtören. Dieſe Acte ſind der lang voraus angekündigte und ſpäter ausgeführte Entwurf, uns von einer franzöſiſchen Beſitzung zu verjagen, und die Zerſtörung unſerer Niederlaſſungen auf der afrikaniſchen Küſte; — die Verletzung des uns durch die Verträge geſicherten Privilegiums der Korallenfiſcherei; — die Weigerung, ſich dem allgemeinen Völkerrechte zu fügen, und ein Seeräuberſyſtem aufzugeben, das die gegenwärtige Exiſtenz der Regentſchaft von Algier gefährlich für alle Flaggen macht, die das Mittelmeer beſchiffen; — bedeutende Eingriffe in die im gemeinſamen Einverſtändniſſe mit Frankreich für die Unterſuchung der in der See befindlichen Schiffe getroffenen Anordnungen; — die willkürliche Beſtimmung verſchiedener Zölle und Abgaben trotz der Verträge; — die Plünderung verſchiedener franzöſiſcher, ſo wie zweier römiſcher Schiffe, trotz der eingegangenen Verpflichtung dieſe Flagge zu reſpectiren; — die gewaltſame Zurückſendung des Generalconſuls des Königs in Algier im Jahre 1811; — die Verletzung

des Domicils des Consularagenten in Bona im Jahre 1815; — und inmitten dieser einzelnen Thatsachen ein stets an den Tag gelegter Wille, uns der Besitzungen, der Vortheile jeder Art, der unter lästigen Bedingungen erworbenen Privilegien zu berauben, welche die Verträge uns zusichern, und sich den Verpflichtungen zu entziehen, welche die Verträge auflegen. Endlich kam die Anmaßung, die den Bruch zwischen den beiden Staaten entschied. Eine Uebereinkunft am 28 Oct. 1819 mit den algierischen Häusern Bacri und Busnach abgeschlossen, von dem Dey gebilligt und ratificirt, hatte den Betrag der Summe, die Frankreich (für Getreidelieferungen) jenen Häusern schuldete, auf sieben Millionen Franken festgestellt. Der Art. 4 dieser Uebereinkunft gab den französischen Unterthanen, die selbst Gläubiger von Bacri und Busnach waren, das Recht, auf die Summe beim königlichen Schatze Einsprache einzulegen für einen ihren Ansprüchen entsprechenden Werth, und diese Ansprüche sollten von den königlichen Gerichtshöfen zu Paris und Aix entschieden werden. Die Unterthanen des Königs declarirten für $2^1/_2$ Millionen Reclamationen; $4^1/_2$ Millionen wurden an Bacri und Busnach bezahlt, und der Rest in der Depots- und Consignations-Casse gelassen, bis die Tribunale darüber ihr Urtheil gefällt hätten. Die Jahre 1821 und 1825 verflossen unter Prüfung jener vor die königlichen Gerichtshöfe gebrachten Reclamationen; aber der Dey, ungeduldig den Rest der sieben Millionen ankommen zu sehen, schrieb im Oct. 1828 dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs einen Brief, in welchem er ihn auffordert die $2^1/_2$ Millionen unverzüglich nach Algier absenden zu lassen, und verlangte, die französischen Gläubiger sollten ihre Reclamationen vor ihm rechtfertigen. Baron von Damas,

damals Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der es nicht für paſſend erachtete, ſelbſt auf ein ſo wenig anſtändiges Schreiben zu antworten, beſchränkte ſich darauf, dem Generalconſul zu wiſſen zu thun, daß die Forderung des Deys unzuläſſig ſey, weil ſie in directem Widerſpruche mit der Uebereinkunft vom 8 Oct. 1819 ſtünde. Unter dieſen Umſtänden war es, daß der Generalconſul, der ſich am 30 April in der Audienz des Deys präſentirt hatte, um ihn, am Tage vor den muſelmänniſchen Feſten, der Sitte gemäß zu complimentiren, vom Dey ungeſtüm gefragt wurde, ob er die Antwort auf ſein Schreiben noch nicht erhalten hätte; der Generalconſul erwiederte, er habe noch keine erhalten, worauf ihm der Dey mit einem Fliegenwedel mehrere Schläge gab, und ihm befahl, ſich zu entfernen. Die Regierung des Königs, von dieſer Inſulte benachrichtigt, ſchickte dem Conſul den Befehl zu, Algier zu verlaſſen. Als er am 15 Junius abgereiſt war, befahl der Dey ſogleich dem Gouverneur von Conſtantine, die franzöſiſchen Niederlaſſungen in Afrika, namentlich das Fort Lacalle, zu zerſtören, das, nachdem es die Franzoſen am 21 Junius geräumt hatten, vollſtändig geplündert und vom Giebel bis zum Grunde in Trümmer verwandelt wurde. Damals fing die Blokade an, die ſeit dieſer Zeit, ohne zu irgend einem Reſultate zu führen, Frankreich jährlich mehr als ſieben Millionen koſtet. Im Julius 1829 glaubte die Regierung des Königs, die Unwirkſamkeit dieſes Repreſſionsſyſtems erkennend und auf entſchiedenere Maßregeln denkend, um den Krieg zu endigen, doch ehe ſie ihren Entſchluß faßte, dem Dey gegenüber noch einen letzten Schritt thun zu müſſen. Herr von Labretonnière ward nach Algier geſandt; er trug unſre gerechten Reclamationen dem Dey bis in ſeinen Palaſt.

Der Dey weigerte ſich, ihm Recht widerfahren zu laſſen, und als Herr von Labretonnière ſich aus dem Hafen entfernen wollte, gaben die nächſten Batterien, auf ein von dem Schloſſe ſelbſt, in dem ſich der Dey befand, ausgegangenes Signal, plötzlich Feuer auf das Parlamentärſchiff. Das Feuer dauerte eine halbe Stunde, bis das Schiff, das Herrn von Labretonnière trug, ſich außerhalb der Kanonenſchußweite befand. Dieß iſt die Reihe der Klagen, dieß iſt das treue Bild des Zuſtandes der Dinge, der jetzt den König zwingt, zu den Mitteln zu greifen, welche die Vorſehung in ſeine Hände legte, um die Ehre ſeiner Krone, um die Privilegien, das Eigenthum, ja ſelbſt die Sicherheit ſeiner Unterthanen zu ſichern, und endlich Frankreich und Europa von der dreifachen Geißel zu befreien, welche die civiliſirte Welt unwillig iſt noch zu tragen, von der Seeräuberei, der Sclaverei der Gefangenen und den Tributen, die ein barbariſcher Staat allen chriſtlichen Mächten auflegt.“

Indeß war der Krieg keineswegs nothwendig. England und die Pforte boten ihre Vermittlung an, und der Dey von Algier würde haben nachgeben müſſen. Allein das franzöſiſche Miniſterium wies jeden Vermittlungsvorſchlag zurück und beſtand auf dem Kriege, weil ihr eine glänzende Expedition und ein Sieg nothwendig war, um die weiße Fahne mit Lorbeeren zu ſchmücken, die Armee zu gewinnen, Bourmont zu einem Nationalhelden zu machen und durch Siegsgeſchrei die Stimme der Unzufriedenheit in Frankreich zu übertäuben.

England beſorgte, der Beſitz von Algier werde Frankreich eine reiche Colonie und größern Einfluß auf dem mittelländiſchen Meere verſchaffen und es vielleicht zu noch weitern Eroberungen verleiten. Man erwartete daher, daß England ſich=

ge=

gegen die Expedition erklären und sie mit Gewalt verhindern würde. Schon hieß es, Admiral Malcolm habe mit einer großen englischen Flotte sich vor Algier aufgestellt, um die Landung der französischen Flotte unmöglich zu machen. Allein diese Besorgnisse waren eitel. Das Ministerium Polignac in Frankreich hatte sich mit dem Ministerium Wellington in England längst verständigt. Wellington erlaubte den Zug nach Algier, Polignac aber versprach dagegen, den Sieg nur gegen die liberale Partei zu benutzen, Algier selbst aber nach dem Siege nicht zu behalten. Das englische Parlament, das von diesem Verständnisse noch nicht gehörig unterrichtet war und den Rüstungen Frankreichs mit Eifersucht zusah, verlangte dringend zu wissen, was Wellington gethan habe, um die Nachtheile zu verhindern, welche für England aus dieser Expedition erwachsen könnten; — worauf das englische Ministerium versicherte, es habe von Frankreich in dieser Beziehung „die befriedigendsten Erläuterungen" erhalten.

Die Pforte besorgte, ihre ohnehin nur noch scheinbare Souveränetät über die Nordküste Afrika's vollends zu verlieren, wenn Frankreich einen Theil dieser Küste eroberte. Sie sandte daher einen gewandten und kräftigen Mann, Tahir Pascha, nach Algier, um im Namen des Sultans den Dey abzusetzen, die Regierung selbst zu übernehmen und Frankreichs Forderungen zu befriedigen. Allein so geheim diese Sendung gehalten wurde, so wurde doch der französische Gesandte in Constantinopel, Graf Guilleminot, davon unterrichtet, und gab sogleich dem französischen Blokadegeschwader vor Algier einen Wink, welches Tahir Pascha nicht durchließ, sondern nach Toulon führte, unter dem Vorwande, ihn dort Quarantaine halten zu lassen.

Dagegen glaubte man, der Pascha von Aegypten werde mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen, und Tripolis angreifen, während die Franzosen Algier angriffen. Allein dieses Gerücht, das eine Zeit lang ganz Europa beschäftigte, bestätigte sich nicht.

Am 11 April wurde der Kriegsminister, General Bourmont, zum Obergeneral der Armee von Algier ernannt, mit Uebergehung aller französischen Marschälle, welche auf diese Ehre Anspruch machten. Es hieß sogar, Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, dem man mit dem Oberbefehle geschmeichelt, habe den geschickten Plan zur Eroberung Algiers entworfen, den nachher Bourmont in seinem eigenen Namen ausgeführt. Der Obergeneral verließ Paris am 19 April unter den Segenswünschen des Königs. Als er aber am 21 April in Lyon eine große Heerschau hielt, ward er vom Volke daselbst öffentlich ausgepfiffen. Hierauf begab er sich nach Toulon, um die Ausrüstung zu beschleunigen. Ihm folgte am 25 April der Dauphin, der zwar die Expedition nicht mitmachen, aber doch die Armee inspiciren und ihr gute Gesinnungen einflößen sollte. Eine lange Proclamation im Moniteur, worin nochmals alle Gründe des Kriegs auseinander gesetzt waren, kündigte dem Publicum die nahe bevorstehende Ausführung des lang erwarteten Unternehmens an.

Die vor Toulon liegende französische Seemacht, welche die Landungsarmee überführen und unterstützen sollte, bestand aus 11 Linienschiffen, 2 rasirten Linienschiffen, 21 Fregatten, 7 Corvetten, 21 Briggs, 2 Goeletten, 8 Bombarden, 15 Frachtschiffen, 6 Dampfbooten, und war bemannt mit 12,000 Mann. Admiral Duperré, ein in Frankreich allgemein geachteter und populärer Mann, commandirte sie.

BOURMONT

Außerdem wurden eine große Menge Transportschiffe herbeigebracht. Auch Sardinien gab Schiffe her, obgleich der Turiner Hof anfangs Furcht zeigte, gegen Algier mitzuwirken, — so großen Respect hatten die kleinen italienischen Staaten vor den Barbaresken! Spanien seinerseits öffnete der französischen Flotte alle seine Häfen, und befahl, dieselbe im Nothfalle mit allem Erforderlichen zu unterstützen.

Die Landmacht, die in Toulon eingeschifft wurde, und unter dem Befehle Bourmonts stand, betrug 30,000 Mann Infanterie und 5000 Mann von andern Waffengattungen. Bourmont hatte, um zu zeigen, daß er sich gänzlich für die Ehre dieser Unternehmung aufopfern wolle, seine vier Söhne mitgenommen.

Die Armee war verschwenderisch mit Allem ausgerüstet, was sie nur irgend zur Eroberung Algiers und zum Aufenthalte an einer fremden und feindlichen Küste bedurfte. Aber man hatte dabei unerhörte Summen vergeudet, worüber das Volk sich heftig beklagte.

Der National schrieb: „Ueberall zeigten sich die Nachtheile einer aufs Aeußerste getriebenen Eile, eines schlechten Verprovlantirungssystems und einer thörichten Verschwendung in den Mitteln. Das Material ist ungeheuer, zweimal beträchtlicher als es für die ägyptische Expedition gewesen, die doch die Bestimmung hatte, ein unermeßlich großes Land zu erobern und sich darin für die Dauer niederzulassen. Man spricht von hundert Stücken Belagerungsgeschütz, von Kanonen, wo jede mit Munition zu 1000 Schüssen versehen sey. Neben vielen scharfsinnigen Mitteln zu Erhaltung des Lebens der Soldaten und zu Sicherung ihrer Gesundheit hat man kindische, lächerliche, prunkhafte angewendet, die rein hin-

ausgeworfen sind, und an welche Leute von wahrer Erfahrung und Kenntniß niemals denken. Für die Generalstäbe soll ein außerordentlicher Luxus entwickelt seyn. Man will in Afrika mit einer imposanten Pracht ans Land steigen. Man verlangt Ruhm und die Bequemlichkeiten von Paris. Dieß war nicht die Art, mit der der junge Held vorrückte, der Malta im Vobeigehn einnahm, und der in einigen Stunden bei Alexandrien landete. Muß und Sparsamkeit sind die Kennzeichen vollendeter Praxis und wahrer Geschicklichkeit."

Ein Schreiben aus Toulon vom 17 Mai fügt hinzu: „Man sah gestern in der Stadt eine Menge angebundener Hunde umherführen. Ich fragte, ob man sie einschiffen würde, und erhielt zur Antwort, sie seyen bestimmt, das Wasser der Brunnen zu kosten, die man an der afrikanischen Küste antreffen würde, in der Besorgniß, sie möchten vergiftet seyn. Man sah auch Puppen aus Pappendeckel, die wie unsere Soldaten gekleidet und bewaffnet waren. Man soll im Sinne haben, sie um irgend eine falsche Redoute aufzustellen, die durch angebrachte Feuer absichtlich beleuchtet würde, um die Aufmerksamkeit des Feindes dahin zu leiten, der alsdann die wahre Stellung des Heeres vernachlässigen würde."

Noch ehe die Flotte von Toulon absegelte, ereignete sich an der Küste von Algier ein trauriger Vorfall. Zwei französische Briggs, Aventure und Silène, geriethen am 15 Mai beim Cap Binguet während eines sehr nebeligen Morgens auf den Sand und konnten aller Anstrengungen ungeachtet sich nicht mehr flott machen. Zum Unglück waren keine andern französischen Schiffe in der Nähe. Die Mannschaft mußte sich, um nicht von den anbrechenden Wellen verschlungen zu werden, auf das Land retten, und da ihre Zahl gering und ihr Pulver

durchnäßt war, so hielt sie es für gerathen, sich den an der Küste umherschweifenden Beduinen ohne Widerstand zu ergeben. Der Schiffslieutenant d'Assigny, welcher die Aventure befehligt hatte, erzählt selbst: „Wir schlugen den Weg nach Algier ein. Es war ungefähr vier Uhr Morgens. Kaum waren wir eine Viertelstunde gegangen, als ein Hause bewaffneter Beduinen auf uns losstürzte. Nun befand sich unter uns ein Malteser, der das Arabische verstand, und lange Zeit mit Seeleuten von Algier umhergesegelt war. Dieser bot sich für die Rettung von uns Allen zum Opfer dar. Er versicherte den wüthenden Barbaren, wir seyen Engländer. Dreimal ward ihm der Dolch an die Kehle gesetzt, um ihn zu schrecken, und darnach zu beurtheilen, ob seine Angaben wahr wären. Seine Festigkeit imponirte den Arabern, und machte sie, obgleich sie nicht ganz überzeugt waren, wenigstens zweifelhaft. Unter dem Vorwande, uns auf einem kürzeren Wege nach Algier zu führen, ließen sie uns die Gebirgsroute einschlagen. Als wir in einem kleinen Dorfe angekommen waren, begannen sie uns zu plündern und ließen uns ohne Hemd dem Winde und den kalten Regengüssen von Norden ausgesetzt. Nachdem wir ungefähr vier Stunden in den Gebirgen zurückgelegt hatten, gelangten wir in ein ziemlich beträchtliches Dorf, wo sie uns anhalten ließen, und an Einige von uns etwas weniges Brod vertheilten. Mehrere Male während dieses peinlichen Marsches gingen wir in die Hände anderer Haufen dieser Araber über, und jeder solche Wechsel veranlaßte unter diesen Räubern das entsetzlichste Geschrei und die feindlichsten Demonstrationen. Indessen trotz der erhobenen Dolche und Yatagans floß kein Blut; ein Einziger von uns wurde leicht am Kopfe verwundet. Nach einer halbstündigen Ruhe faßten die Araber den Entschluß, uns

zu vertheilen. Herr Bruat, Commandant des Silène, mit ungefähr der Hälfte der Mannschaft ward in diesem letztern Dorfe beherbergt, ich schlug mit den Uebrigen den Weg wieder ein, den wir gekommen waren. Man vertheilte uns unterwegs in zerstreute Weiler, die jedoch einander nahe genug standen, daß wir uns nöthigen Falls von dem, was vorgehen könnte, Zeichen geben konnten. Die Officiere, die Eleven, die Bootsmänner (maitres) wurden unter diesen Gruppen vertheilt, und ich empfahl ihnen, in ihren Berührungen mit diesen wilden Bewohnern aufs vorsichtigste zu Werke zu gehen. — In dem Hause des Beduinen angekommen, der uns unter seinen Schutz genommen hatte, weigerten sich zuerst die Weiber, uns aufzunehmen; auch in einer andern Hütte wurden wir abgewiesen; endlich aber ließen sie sich durch unser Schicksal erweichen. Man zündete uns Feuer an, gab uns zu essen, und zwei Tage gingen ohne Störung vorüber. Der erste Anlaß zur Unruhe ward uns durch einige Seesoldaten gegeben, die aus den benachbarten Häusern entflohen und das Feld durchliefen, in der Hoffnung sich zu retten. Sie wurden bald wieder eingefangen, aber die Beduinen gaben nun genauer auf uns Acht. Am 18 Abends hatten die Fregatten und einige Briggs sich den gestrandeten Schiffen genähert, und schickten Bote aus, um sie zu recognosciren. Diese Landungsvorkehrungen verbreiteten von allen Seiten Schrecken. Alle Araber bewaffneten sich und stiegen heulend die Berge herunter. Die Weiber nahmen ihre Kinder auf den Rücken und bereiteten sich zur Flucht. Uns schloß man in die stärksten Hütten ein, uns bei der geringsten Bewegung mit dem Tode drohend. Ein Kanonenschuß, den wir hörten, schien für alle der Augenblick der Ermordung, denn auf welche Seite auch das Glück sich wenden, ob die Beduinen besiegt wer-

den oder siegen mochten, mußten sie sich an uns wegen ihrer Verluste rächen, oder durch ihren Sieg exaltirt uns den unglücklichen Opfern ihrer Wuth beigesellen. Glücklicher Weise aber zog die Fregatte ihre Boote wieder an sich, und Alles kehrte für uns in die frühere Ordnung zurück. Auch in den Gebirgen stand Herr Bruat, bei dem 23 Mann und der Malteser waren, eine dreitägige Todesgefahr aus. Endlich durfte der Malteser sich in das Lager der Türken begeben, um Schutz für sie nachzusuchen. Kaum war er eine Stunde auf dem Wege, als unsere Leute besser behandelt wurden. Mehrere der Araber gaben ihnen die Effecten zurück, deren sie sie am ersten Tage unserer Gefangenschaft beraubt hatten. Herr Bruat wurde nun selbst über den Fluß ins türkische Lager gebracht und in das Zelt des Effendi geführt, der ihn gut behandelte und ihm die Sicherheit seiner Gefährten versprach. Auch frug ihn der Effendi, ob es wahr sey, daß die Truppen gegen ihren Willen abgingen? Herr Bruat antwortete, das Betragen unserer Soldaten, wenn sie gelandet wären, würde ihm die Falschheit dieser Versicherung beweisen. Alles schien ruhig in den Bergen, und das Schicksal unserer Kameraden gesichert; aber ungefähr um 8 Uhr Abends ließ sich auf der andern Seite des Flusses großes Geschrei hören. Man sagte, die Schiffsdivision habe sich den Trümmern der Briggs wieder genähert, durch das Feuer der Artillerie seyen Beduinen verletzt worden, endlich hätten mehrere in die Gebirge entflohene Franzosen daselbst eine Frau verwundet. Diese Ursachen zusammengenommen, waren wahrscheinlich die Gründe der Niedermetzelung. Der Effendi erblaßte, als er diese Nachrichten erhielt, und beklagte sich gegen Herrn Bruat, daß die Gegenwart dieser Schiffe die Araber erbittert habe, ohne uns irgend eine Hülfe bieten

zu können. Der Capitän bemerkte ihm, die Schiffe hätten ihre Pflicht gethan, indem sie wohl voraussetzten, daß wir noch in den Bergen verborgen wären; und was die andern Angaben des ihm gemachten Berichts betreffe, so seyen sie wahrscheinlich falsch. Den folgenden Tag ward Herr Bruat auf Befehl des Dey's nach Algier gebracht, und kam daselbst am 20 Morgens an. Er ward vor den Aga geführt, der ihm die bereits an ihn gestellten Fragen erneuerte. Ein von Toulon datirtes Schreiben, das ihm gezeigt wurde, bewies ihm, daß er von Allem, was vorging, Nachricht erhielt. Am folgenden Tage, nachdem Herr Bruat die Berge verlassen hatte, führten die Araber 11 Personen in zwei Abtheilungen an den Fluß, und darunter zwei Officiere. Sie wurden sogleich nach Algier gebracht. Endlich am 20 um 4 Uhr Morgens versammelten uns die Araber, bei denen ich mit einem Theile der Meinigen gewohnt hatte, um uns an den Fluß Buberak zu führen und uns in die Hände der Officiere des Dey's zu übergeben. Einer derselben, der Französisch sprach, sagte uns, wir könnten uns sehr glücklich schätzen, dem Blutbade entgangen zu seyn; bereits seyen 20 Köpfe nach Algier gebracht, und man spreche von einer noch viel größern Zahl. Bei diesen Nachrichten blutete uns das Herz; am folgenden Tage, gegen 4 Uhr Abends, gelangten wir nach Algier, von türkischen Soldaten escortirt und zahlreichem Pöbel gefolgt. Man führte uns vor den Palast des Dey's, wo das schreckliche Schauspiel unserer Leiden unsere Blicke in seiner ganzen furchtbaren Wahrheit traf — die Häupter unserer Kameraden waren hier vor den Augen eines zügellosen Pöbels ausgestellt. Mehrere von uns konnten diesen Jammerblick nicht ertragen und sanken ohnmächtig zu Boden. Nach zehn Minuten führte man uns in den

Bagno, wo wir zwölf der Unsrigen fanden, die, vereinigt mit denen, die ich begleitete, bis jetzt die einzigen Trümmer sind, welche ich von diesem unglücklichen Schiffbruche sammeln konnte. Der englische und der sardinische Consul hatten eine Audienz beim Dey gefordert, um die Officiere für sich zu erhalten, aber wir baten sie, keine Schritte deßhalb zu thun, da wir entschlossen sind, stets bei unsern Leuten zu bleiben, und in Allem ihr schlimmes Loos zu theilen. Der sardinische Consul übernahm es, die nöthigen Fonds zur Nahrung der beiden Schiffsmannschaften vorzuschießen; wir regelten darnach die Ausgaben mit aller möglichen Ordnung und Sparsamkeit. Der Dey selbst schickte uns am Tage unserer Ankunft die Gegenstände unserer ersten Bedürfnisse."

Es fanden sich später noch einige Gerettete ein, so daß die Gesammtzahl der Schiffbrüchigen, die in Algier eingekerkert waren, 86 betrug. In Ketten geschmiedet und während der Belagerung von Algier in beständiger Todesfurcht schwebend, rettete sie dennoch die Großmuth des Dey's vor der Wuth des Pöbels.

4.

Die Eroberung von Algier.

Widrige Winde verzögerten die Einschiffung der Truppen zu Toulon. Sie begann am 11 Mai und endete am 19ten. Doch konnte die Flotte erst am 25, 26 und 27 Mai in verschiedenen Abtheilungen die Anker lichten und in die hohe See gehen. Admiral Duperré berichtet über das Schicksal der Flotte: „Sie trat gut zusammengeschlossen ihre Fahrt an, als sie in der Nacht vom 27sten auf den 28sten von einem Ost- und Ost-Süd-Ost auf der Höhe von Minorca und

Majorca überfallen ward. Ich führte sie unter den Wind der Inseln, wo sie Schutz fand. Das Wetter war wieder schön geworden; nachdem ich die Armee und das Convoi gesammelt und für die Abfahrt der Landungsflottille, die in der Bucht von Palma vor Anker lag, Fürsorge getroffen hatte, nahm ich meine Richtung nach der Küste von Algier. Am folgenden Abend am 29 recognoscirte ich dieselbe, so weit das Auge reichte. Das Wetter war schön; der Wind wehte von Osten, vielleicht etwas zu stark. Die Flotte manövrirte in der Nacht so, daß sie den folgenden Morgen am 30 Mai, mit Anbruch des Tages in kleiner Entfernung vom Lande war. In der That befand sie sich am 30 um 4 Uhr Morgens auf der Nordseite des Caps Carine, in einer Entfernung von höchstens 5 bis 6 Stunden. Die Küste war aber mit Wolken bedeckt, der Horizont sehr trüb, die Stärke des Windes nahm immer zu, und Alles deutete schlechtes Wetter an. Die Flotte entfernte sich von der Küste in nördlicher Richtung mit Ost und Ost-Süd-Ost, ohne daß sie, wie ich glaube, wegen der trüben Witterung bemerkt worden wäre. Es war unmöglich eine Masse von Schiffen von so verschiedener Art und Güte vereinigt, und in der gehörigen Richtung auch so dicht als möglich beim Winde segelnd zu erhalten. Also konnten wir uns nicht auf dem Meridian von Algier behaupten. Die Reserve, aus Gabarren und andern Schiffen von geringerer Güte bestehend, ward unter den Wind getrieben. Das Convoi, das ich aus Vorsicht mehrere Meilen weit im Winde gehalten hatte, behauptete sich darin ziemlich gut. Aber ein dreitägiger starker Wind aus Ost-Süd-Ost ließ uns keine weitere Hoffnung, die Küste von Algier wieder gewinnen zu können. Es blieb demnach nichts übrig, als die Reserve und das Convoi in der

Bucht von Palma zu sammeln, und in Erwartung guten Wetters, so wie der Wiedervereinigung und neuen Anordnung der Convois, die Armee unter dem Winde der Inseln zu halten. Das von Toulon am 27 abgesegelte Convoi, das sich der Armee an der Küste von Algier anschließen sollte, ward nach seiner Abfahrt durch einen heftigen Nord-Ostwind zerstreut. Ich traf auf mehrere Schiffe desselben, die ich dem Convoi, das die Armee begleitet, anschloß. Andere erhielten durch leichte von mir ausgeschikte Schiffe die Anweisung, nach der Bucht von Palma zu steuern, wo die allgemeine Vereinigung statt finden wird."

Der Admiral kam am 2 Junius nach Palma, es gelang ihm, daselbst die ganze Flotte wieder zu versammeln, und am 10 brach er von Neuem auf. Die Landungstruppen, die nun schon seit dem 11 Mai, also vier Wochen, zur See gewesen, waren zum Theil mißvergnügt und sehnten sich sehr, endlich das Ufer zu erreichen. Die Beschädigungen durch den Sturm waren verhältnißmäßig nur unbedeutend.

Ehe wir die Armee landen lassen, wollen wir den Blick auf die feindliche Küste richten „Auf der westlichen Seite der Rhede von Algier erhebt sich die Stadt dieses Namens, mit ihren blendend weißen Häusern (ungefähr 15,000 an der Zahl), amphitheatralisch an dem vom Mittelmeere bespülten gebirgigen Ufer. Die Straßen sind uneben und eng, mit Ausnahme der die Stadt von Nord-West nach Süd-Ost durchschneidenden, ungefähr 30 Fuß breiten, mit Buden besetzten Hauptstraße. Ueber den Terrassendächern der (meist von Backsteinen erbauten) Häuser ragen zehn große Moscheen, einige christliche Capellen und Hospitien, das Arsenal und eine Reihe Casernen hervor, in denen die Besatzung der

Stadt, die türkiſche Miliz, haust. Der von einigen Porphyrſäulen getragene Palaſt des Dey's liegt in der Spitze des Dreiecks, das die Stadt bildet. Die letztere hat etwas über eine Stunde im Umfange, und iſt von einigen vermauerten und ſechs offenen Thoren umſchloſſen, von welch letzteren ſich drei auf der Landſeite befinden: Babazun gegen Oſten (von welcher Seite Karl V 1541 die Belagerung eröffnete), das Neuthor gegen Süden (das zum Kaiſerfort [Sultansfort] führt) und gegen Weſten Babaluette (der Hinrichtungsplatz der Chriſten). Das vierte Thor Alkazava iſt die Pforte des Arſenals, das fünfte die Pforte des Molo, und das ſechste am weſtlichen Meeresufer, das Thor Pescada. Auch innerhalb der Stadt befinden ſich viele Thore, welche die verſchiedenen Quartiere von einander trennen und die des Nachts geſchloſſen werden. Das Hauptfort, die Citadelle, iſt das Kaiſerſchloß (Sultansfort), das von Karl V angelegt wurde, und auf der Krone eines die Stadt beherrſchenden Berges gelegen iſt. Die Stadt iſt ganz nach alter Art befeſtigt, d. h. bloß mit einer dreißig Fuß hohen Mauer umgeben, vor der ein trockener Graben gezogen iſt, der durch eine zweite, 4½ Fuß hohe und 3 bis 4 Fuß dicke, oben ſpitz zulaufende Mauer gedeckt wird. Die geneigte Lage der Gräben macht es unmöglich, ſie mit Waſſer zu füllen, und die hohe Ringmauer ſelbſt wird von unbefeſtigten Wohnhäuſern unterbrochen. Indeſſen läuft von einem bis zum andern Ende des die Rhede von Algier bildenden Halbzirkels eine faſt ununterbrochene Reihe von Baſtionen, Schanzen und Batterien, von denen manche erſt ſeit Lord Exmouths Angriff aufgeworfen wurden, und die mit einer furchtbaren Artillerie beſetzt ſind. Zu den am ſtärkſten befeſtigten Punkten gehört die Alkazava (worin

ſich früher der Schatz befand) und der Molo. Auf den Klippen, die den Molo umgeben, befindet ſich gleichfalls ein Fort, das von Zöglingen der polytechniſchen Schule in Paris erbaut worden ſeyn ſoll, die 1815 bei einer Purification jenes Inſtituts vertrieben wurden. Vom Kaiſerſchloſſe aus, wo 1611 eine reiche Quelle entdeckt wurde, führt ein offener Aquäduct in gemauerten Röhren den vielen an den Straßenecken befindlichen Brunnen das Waſſer zu, das, wenn es abgeſchnitten würde, in der Stadt durch nichts erſetzt werden könnte, da ſich daſelbſt außer jenen Brunnen bloß Ciſternen befinden. Auf einer felſigen Inſel (Al Je Zeire) vor dem Hafen der Stadt erbaute 1509 Ferdinand der Katholiſche ein Caſtell, aus dem Khair Eddyn, des berüchtigten Haruk Barbaroſſas Bruder, die Spanier vertrieb, und die Inſel durch einen Steindamm mit dem feſten Lande verband. Auf dieſer, nun ſtark befeſtigten und mit einem Springbrunnen und Leuchtthurme verſehenen Inſel liegen die für das Seeweſen beſtimmten Gebäude. Alle, die dieſes Land beſchrieben, ſagen einſtimmig, daß das Klima der Berberei mild und geſund ſey. Die Jahreszeiten folgen ſich in regelmäßiger Ordnung, und obgleich im Herbſte die Hitze ſehr groß iſt, ſo wird ſie doch meiſt, ſelbſt in dieſer Jahreszeit, von dem Nordwinde gemäßigt. Die Küſte von Algier iſt keineswegs dürr und unfruchtbar; die Höhen, welche die Stadt umgeben, ſind mit zahlreichen Obſtgärten bedeckt, mit Weinreben, Orangen und Oliven bepflanzt, und die ſchönſten und verſchiedenartigſten Landſchaften darbietend. In den Umgebungen der Stadt zählt man nicht weniger als zwanzig tauſend Gärten und Weinberge. Der Boden bringt im Ueberfluſſe Gerſte, Weizen und alle zur Nahrung des Menſchen nöthigen Dinge hervor.“

„Die Elemente, welche die gegenwärtige Bevölkerung der afrikaniſchen Küſte ausmachen, ſind: 1) auf den Gebirgen an dem ſüdlichen Abhange des Atlas und in der Wüſte der Stamm der Berbern, der von den beiden mauriſchen und arabiſchen Stämmen ſowohl durch die Sprache, als durch die phyſiſche Conſtitution ſich unterſcheidet. Dieſer, in vier Hauptnationen abgetheilte Stamm erſtrekt ſich längs der Kette des Atlas von den Gränzen von Aegypten bis an das atlantiſche Meer. Er herrſcht in der Wüſte bis an die Gränzen des Negerſtamms. Es iſt unmöglich an ihm die alten Reſte der Getuler im Weſten, und der alten Libyer im Oſten des Atlas zu verkennen. 2) Dießſeits des Atlas, von dem Fuße der großen Kette bis an das Meer der große Stamm, der Mauren, der für ſich allein die Städte und die angebauten Ebenen bewohnt, ein angeſiedelter Stamm zum Unterſchiede des wandernden Stamms der Araber, der die Sprache der letztern annahm, aber ſie mit Idiotismen ſpricht, die gleichſam die Reſte ſeiner alten Sprache ſind. 3) Die Negerſklaven, die aus dem Innern von Afrika eingeführt ſind. Die Räuber der Wüſte ſchleppen ſie von den Ufern des Joliba mit ſich fort. Die Karawanen kaufen deren von den Nationen des mittlern Afrika's, mit denen ſie Handel treiben, und die ihre Gefangenen und oft ſelbſt ihre Kinder verkaufen. Die Afrika fremden Elemente ſind: 1. Die aus Aſien gekommenen Araber, die in Afrika die Sitten ihres Vaterlandes und ihres Stamms beibehalten haben. Sie ſind in Unterſtämme abgetheilt, die mit ihren Zelten und ihren Heerden in den Ebenen und den nicht angebauten Thälern reiſen. Nur ſehr wenige bebauen das Feld, und ſelbſt dieß vorübergehend. Ihre phyſiſche Conſtitution iſt dieſelbe wie in Aſien, und unterſcheidet ſie eben

ſo genau wie ihre Sitten von dem Stamme der Mauren. 2) Die Türken, eine fremde, wenig zahlreiche Miliz, die deſpotiſch zu Algier herrſcht, deren Herrſchaft aber zu Tunis und Tripoli von den Mohren geſtürzt ward. 3) Die Juden, verachtete Händler, die gegen Beleidigungen unempfindlich ſind, und ſich überall verbreitet haben, von den Städten, wo ſie wohnen, bis in die Thäler der Berbern und die tiefe Wüſte, die ſie in Handelsgeſchäften beſuchen. 4) Einige ſeltene chriſtliche Einwohner, die der Handel herbeiruft, oder die Gefangenſchaft an dieſen unwirthbaren Geſtaden zurückhält, die aber kaum gezählt zu werden verdienen. 5) Endlich die Chiulis, die von Türken mit den Weibern des Landes entſprungen ſind, troz der ſtrengen Vorſchrift, die ſolche Heirathen verbietet. Sie bilden einen beſondern, ziemlich zahlreichen Stamm zu Algier, der von den Türken und Mauren gleich gehaßt iſt, der aber einig, thätig, und wie alle gekreuzten Stämme ſcharfſinnig iſt, und bei weiterer Vermehrung eines Tags gerade deßwegen, weil er von Jedermann zurückgeſtoßen wird, in Afrika dieſelbe Rolle ſpielen dürfte, die die Kreolen in Amerika geſpielt haben. Dieß ſind die Elemente der Bevölkerung an den Küſten der Berberei. Man ſieht bei dem erſten Blicke, wie groß die Schwäche der Türken in Algier iſt, und welchen Nutzen ein gewandter Politiker von dem Haſſe ziehen könnte, den die Mauren und Araber gegen ſie hegen.“

Eine zu Toulon erſchienene Schrift ſchildert die Perſönlichkeit des Dey's und ſeiner vornehmſten Beamten folgendergeſtalt: „Aly-Soco — heißt es darin] — der Vorgänger des jetzigen Dey's, hatte den Entwurf gefaßt, ſich von der türkiſchen Miliz unabhängig zu machen. Er ließ die Geſin-

nungen der vielvermögendſten Einwohner ausforſchen, hatte ſich der Unterſtützung mehrerer Scheikhs der Araber und Kabaylen verſichert, und verſtärkte die mauriſche Miliz und das Corps der Chiulis (Abkömmlinge der Türken), welche die Algieriſche Politik ſonſt ſtets von den hohen Stellen entfernt hält. Sein innigſter Vertrauter war Huſſein, ſein geheimer Secretär, der ſcheinbar den Planen ſeines Herrn ſchmeichelte, aber unter der Hand alle Entwürfe des Dey's den Chefs der türkiſchen Miliz mittheilte. Da nahm die Peſt Aly hinweg. Huſſein ward ohne Oppoſition zum Dey erwählt. Er hatte weder Mitbewerber noch gefährliche Gegner zu fürchten, daher auch nicht viele Köpfe zu opfern. Es ſcheint, daß man ihm nicht vorwerfen kann, ſehr blutdürſtig zu ſeyn. Er gehört zu der Claſſe der Ulema's oder Lehrer des Geſetzes, und iſt deßwegen unterrichteter als ſeine meiſten Vorgänger. Er iſt feſt, ja hartnäckig, wie alle dieſe Emporkömmlinge. Gar wohl bekannt iſt ihm die Stellung Algiers den europäiſchen Mächten gegenüber, deren Politik er übrigens verachtet; aber ſeine Erfolge gegen die Engländer im Jahre 1814 geben ihm eine ſehr hohe Idee von ſeiner Macht. Man kann nicht ſagen, daß Huſſein Bei grauſam ſey, in dem Sinne, den die Algierer mit dieſem Worte verknüpfen; ſtreng in ſeinen Urtheilen, gilt er doch für ſehr gerecht, wenigſtens gegen die Seinigen, und es wäre thöricht, von ihm eben ſo viel Gerechtigkeit für die Juden und Chriſten zu erwarten. Seine geſchickt angewandten Freigebigkeiten erwarben ihm die Liebe der Miliz; ſchon öfter vertheilte er unter ſeinen Soldaten die Tribute der europäiſchen Mächte, und noch neuerlich eine beträchtliche Summe, die Spanien bezahlte. Der Hazenagi oder Großſchatzmeiſter, ſein erſter Miniſter, heißt Braham.

Er

Er gilt für sehr verschmitzt, und sein natürliches Mißtrauen macht alle Unterhandlungen mit ihm sehr schwierig. Ibrahim Bah Aga ist Befehlshaber des Landheeres und Kriegsminister, der vom Dienste eines Pfeifenstopfers und Kaffeeträgers rasch zum Schwiegersohne des Dey's und zum Seeminister erhoben wurde. Den jetzigen Posten erhielt er kurz nach dem Anfange der Feindseligkeiten mit Frankreich, da der Dey seinen Vorgänger verurtheilt hatte, unter dem Stocke zu sterben. Ibrahim ist ein sehr schöner Mann, noch jung, ein Muster Algierischen Stolzes und Uebermuthes. Der Wekil-Ardji oder Generalintendant der Marine, ist heftig und auffahrend. Er trägt den Beinamen Soco (Narr), wegen seiner häufigen Anfälle von Wuth gegen seine Untergebenen. Hadji Achmet, Bey von Constantine, ist ein Coluglu (Türken-Ablömmling). Er stammt aus sehr geachteter Familie; auch sein Vater und Großvater waren lange Zeit Beys. Er stand früher beim Dey in Ungnade, bis ihm der letzte Bahaga seine jetzige Stelle verschaffte — eine doppelte Anomalie in diesem Lande: daß ein Coluglu zu so hohen Functionen berufen wird, und ein Schützling dem Sturze seines Beschützers entgeht. Hussein, Bey von Oran, soll ein vortrefflicher Mensch seyn, der seit mehr als zehn Jahren die Provinz verwaltet, ohne sie zu sehr zu drücken, und doch den Forderungen des Dey's genügt, was gewöhnlich sehr schwer mit einander zu vereinen ist."

Die Streitkräfte des Dey's bestanden aus 7 — 8000 Türken, 5 — 6000 Caluglu's, (oder Chiulis) und 5 — 6000 Mauren, welche die Besatzung Algiers bildeten. Dazu kamen 30 — 40,000 Mann arabische Beduinen, unter ihren Scheikhs, und maurische Truppen, welche die Beys von Oran, Con-

ſtantine und Titeri herbeiführten. Die letztern fanden ſich erſt am 18 Junius vor Algier ein, und der Dey beeilte ſich überhaupt nicht, die Landung zu verhindern. Es ſcheint ſein Plan geweſen zu ſeyn, die Franzoſen aufzureiben, wenn ſie gelandet ſeyn würden. Das Vertrauen auf ſeine überlegene Stärke iſt, allen Nachrichten zufolge, ſehr groß geweſen.

Wir gehen nun zur Landung der franzöſiſchen Expeditionsarmee über. Die Flotte ging am 10 Junius vor Palma unter Segel und kam am 12ten ins Angeſicht der afrikaniſchen Küſte. Allein der ſtarke Wind verhinderte die Landung. Man ſagt, Bourmont habe auf der Stelle landen wollen und ſey darüber mit Duperré in Streit gerathen, der die Gefahr einer Landung beſſer einſah. Gewiß iſt, daß beide Befehlshaber ſich nachher im Angeſichte der Truppen umarmten, um denſelben den Verdacht der Uneinigkeit, der auf den Geiſt der Truppen ſchädlich hätte wirken können, zu benehmen. Duperré theilte die politiſchen Anſichten und Zwecke Bourmonts nicht, weßhalb ihn auch die öffentliche Meinung in Frankreich um ſo viel höher ſtellte. Auch hat Duperré ſpäter das Benehmen Bourmonts in Algier nicht undeutlich getadelt, allein Ehre und Pflicht geboten ihm damals, ſich mit ſeinem Nebenbuhler zu vertragen, um den Truppen kein Aergerniß zu geben. — Die Landung wurde erſt am 14 Junius bewerkſtelligt, nachdem der Wind ſich gelegt hatte. Die Flotte bot einen impoſanten Anblick dar. Alle Schiffe waren feſtlich geſchmückt, und von allen Maſten wehte die weiße Flagge. Die Truppen jubelten, endlich das Ziel ihrer langen, beſchwerlichen Fahrt erreicht zu haben.

„Man wählte zum Landungspunkte die Halbinſel Sidi-Ferruch. Sie iſt faſt eine halbe Stunde lang und hat die Form

einer Sanduhr. Auf der Hälfte ihrer Länge befindet sich ein Thurm (Torre-Chica), an welchem eine Batterie aufgestellt war. Die Algierer hatten die Küste vollständig geräumt, sich auf mehr als Kanonenschußweite zurückgezogen, und hielten sich hinter Hügeln versteckt. Selbst ihre Batterien waren durch Gesträuch maskirt. Sie hofften ohne Zweifel, die Landung würde langsam vor sich gehen, es würde zuerst nur ein schwaches Corps ans Land gesetzt werden, das vertrauensvoll vorrückte, wo dann ihre Cavallerie gut mit ihm fertig geworden wäre. Die an Bord der Flotte erhaltenen Nachrichten ließen Maßregeln ergreifen, welche jene Dispositionen scheitern machten. Das Linienschiff Breslau befand sich auf der einen Seite der Bucht, eine Corvette und zwei Briggs stellten sich mit Tauen verbunden auf der andern Seite auf, und die Bombarden bildeten die Flügel. Das Linienschiff Breslau erhielt mehrere Kugeln vom Fort, wodurch ein Matrose getödtet und ein anderer verwundet wurde. Am 14 befanden sich die an Bord der Linienschiffe eingeschifften platten Fahrzeuge bereits um 2 Uhr Morgens mit Soldaten beladen im Meere. Die Division der Dampfboote näherte sich dem Lande, um das Ufer zu säubern, und die Ausschiffung begann mit einer Schnelligkeit, welche die Plane und Hoffnungen des Feindes vereiteln mußte. Alle Operationen gingen in größter Ordnung vor sich, unter den Augen des Admirals selbst, der auf seinem Boote die Positionen recognoscirte. Die Dampfboote, deren Artillerie sehr gut bedient ist, begannen das Feuer, und wurden von den beiden Briggs und den Bombarden secondirt. Unter ihrem Schutze wurden die Truppen ans Land gesetzt, und formirten sich trotz des Feuers des Feindes mit vollkommener Ordnung. Als es vollständig Tag ge-

worden war, befanden sich bereits zehntausend Mann mit ihren Feldstücken am Lande. Um neun Uhr war fast die ganze Infanterie vereinigt. Das Heer rückte aus der Halbinsel divisionsweise hervor, in geschlossenen Colonnen, mit Tirailleurs in den Zwischenräumen. Nun demaskirte der Feind dreißig Feuerschlünde, die durch ein unterhaltenes Feuer unsere Truppen belästigten, aber von dem Geschütze der oben bemerkten, durch Taue verbundenen Schiffe bald zum Schweigen gebracht wurden. Auf diesem Theile der Küste befinden sich vier bis fünf Fuß hohe Dünen. Da es nicht klug gewesen wäre, sich dieser Position zu nähern, erhielt die Division Berthezène Befehl sie zu umgehen, während die Flotte sie in die Flanke nahm. Die Truppenbewegungen geschahen mit vieler Ordnung und Kaltblütigkeit, trotz der zahlreichen Angriffe der arabischen Cavallerie, die eine Masse von ungefähr 15,000 Mann entwickelte. Eine ungefähr gleiche Zahl von Fußvolk und Reiterei hielt die Höhen besetzt. Das Feuer der Flotte und die gute Haltung unserer Truppen zwangen die Cavallerie zum Rückzuge, und die Stellung selbst wurde von dem Feinde geräumt, der einen Theil seiner Kanonen darin zurückließ."

Die weiße Fahne wehte nunmehr auf Torre-Chica, wo Bourmont sein Hauptquartier nahm, und die Landung wurde ungehindert fortgesetzt. Aber am 16 Junius brach ein heftiges Ungewitter aus, das für die Flotte förmlich zum Sturm wurde. Die Ausschiffung des Materials ward dadurch unterbrochen. Am 18 überschwemmte ein zweiter Sturm die Bivouacqs der Soldaten und unterbrach abermals die Ausschiffung. An diesem Tage rüstete man sich desto eifriger zu Algier.. Die drei Beys von Oran, Titeri und Constantine rückten in das Lager von Sidi-Chalef (Staoueli), gegenüber von dem französischen

Lager, und der Dey ernannte unter großen Feierlichkeiten seinen Eidam Ibrahim-Bach-Aga zum Oberbefehlshaber des Heeres, und der Mufti gab den ausziehenden Truppen den Segen. Man schätzte ihre Zahl auf 40,000 Mann, die am folgenden Tage, 19 Junius, gegen die Franzosen ausrückten und ihnen die große Schlacht bei Sidi-Chalef lieferten. Bourmont beschreibt die Schlacht folgendermaßen: „Am 19 rückte bei Tagesanbruch die feindliche Armee auf einer Linie vor, die bei weitem ausgedehnter als die Fronte unserer Stellungen war; seine Hauptanstrengungen waren aber auf die Brigaden, Clouet und Achard, gerichtet. Hier befand sich die türkische Miliz. Sein Angriff erfolgte mit vieler Entschlossenheit; Janitscharen drangen bis in die Verschanzungen ein, welche die Fronte unserer Bataillone bedeckten, hier fanden sie den Tod. Die dritte Brigade der Division Berthezène und die beiden ersten Brigaden der Division Loverdo wurden von den Contingenten von Oran und Constantine angegriffen. General Loverdo ließ den Feind bis in den Grund der Schlucht vordringen, die die Stellung deckt, und ihn dann mit dem Bajonnette angreifen. Viel arabisches Fußvolk fand hier seinen Tod. Nach Zurückschlagung des Feindes ergriff die Brigade Clouet wieder die Offensive. Die Hitze der Truppen war so groß, daß man sie kaum in Schranken halten konnte. Die Brigaden Achard und Poret de Morvan rückten zur Unterstützung der Brigade Clouet vor. Der entscheidende Augenblick war gekommen; ich befahl den Angriff der Batterien und des Lagers der Feinde. Die zwei ersten Brigaden der Division Loverdo, unter Anführung der Generale Damremont und d'Uzer rückten vor. Die dritte Brigade, die auf den linken Flügel detachirt war, folgte unter dem Befehle

des Generals d'Arcine der Bewegung des Generals Clouet. Drei Regimenter der Diviſion d'Escars rückten zur Bildung der Reſerve vor. Der Enthuſiasmus läßt ſich kaum beſchreiben, den die Truppen äußerten, als das Zeichen zum Angriffe des feindlichen Lagers gegeben ward. Das Vorrücken erfolgte mit außerordentlicher Schnelligkeit. Trotz der Schwierigkeiten des Terrains war die Artillerie, nach neuern Muſtern eingerichtet, beſtändig in erſter Linie. Ihre ausnehmende Beweglichkeit mußte kräftig zum Erſtaunen des Feindes beitragen. Für alle diejenigen, die Theil an dem Kampfe von Staoneli nahmen, wird die Frage zwiſchen dem alten und neuen Syſteme entſchieden erſcheinen. Das Feuer der Batterie, die der Feind vorwärts von ſeinem Lager errichtet hatte, hielt unſere Truppen keinen Augenblick auf. Die acht Feuerſchlünde von Bronze, mit denen ſie ausgerüſtet waren, wurden von dem 20ſten Linienregimente genommen. Die Türken und Araber hatten von allen Seiten die Flucht ergriffen; ihr Lager fiel in unſere Gewalt; 100 Zelte waren darin errichtet, das des Aga's von Algier, und die der Beys von Conſtantine und Titeri ſind von großer Pracht. Man fand eine beträchtliche Menge Pulver und Wurfgeſchütz, Magazine von Lebensmitteln, mehrere Schafheerden und etwa hundert Kamele, die unſere Transportmittel vermehren werden." Man focht von beiden Seiten mit großer Erbitterung. Die Araber ſchnitten allen Franzoſen, deren ſie todt oder lebendig habhaft werden konnten, die Köpfe ab, weil ihnen der Dey jeden Franzoſenkopf theuer bezahlte. Daher auch die Wuth der franzöſiſchen Soldaten, welche ſelten den Arabern Pardon gaben, den übrigens auch keiner verlangte. Mehrere türkiſche Officiere ſtießen ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt, um nicht in die Hände

der Franzoſen zu fallen, und ein Araber, den man verwundet gefangen hatte und um die Urſache der Grauſamkeit ſeiner Landsleute befragte, antwortete: „Tödtet mich, aber fragt mich nicht.“

Es gab Franzoſen, welche den Sieg raſch verfolgen und Algier durch einen Handſtreich nehmen wollten. Namentlich ſoll der tapfere General Berthezène, dem die Ehre des Tages gebührt, dieſer Meinung geweſen ſeyn. Allein Bourmont war nicht ſo tollkühn, da das Kaiſerſchloß, der Schlüſſel von Algier, noch nicht genommen war, einer regelmäßigen Belagerung bedurfte und überdieß rings mit Minen umgeben war, deren Sprengung man bei einem erſten Vordringen fürchtete. Ueberdieß war die Beſtürzung in Algier keineswegs ſo groß, als man zum Theil im franzöſiſchen Lager geglaubt haben mag. Der Dey ließ mehrere Chefs, die ſich nicht tapfer gehalten hatten, auf der Stelle köpfen, und ſein Eidam, der Oberbefehlshaber, kam nicht nach Algier zurück, ſondern ſammelte die Truppen vor der Stadt, und ſchwur, die erſte Niederlage bald blutig zu rächen.

Während nun Bourmont die Ausſchiffung und Zurüſtung des ſchweren Belagerungsparks betrieb, rückten die Algierer, 35,000 Mann ſtark, aufs neue gegen Sidi-Chaleff vor. Bourmont erzählt: „Am 24 Junius, beim Anbruche des Tages, zeigten ſich die Türken und Araber in ſehr ausgedehnter Front und nicht geringerer Ordnung als am 19. Alle Dispoſitionen waren getroffen, daß der erſte Angriff ihnen zwei Stunden Terrain verloren machte; ſie wurden mit großer Präciſion ausgeführt. Die Diviſion Berthezène und die erſte Brigade der Diviſion Loverdo rückten mit einer Batterie Feldgeſchütz vor. So wie unſere Infanteriebataillone, in Colon-

nen geſtellt, in der Ebene erſchienen waren, die ſich vorwärts des Lagers ausbreitet, ergriff der Feind auf allen Punkten die Flucht. Mit großer Schnelligkeit überſchritten die franzöſiſchen Truppen dieſe Ebene. Sechstauſend Metres vom Lager verändert ſich der Anblick des Landes, die Formen werden beſtimmter, und man befindet ſich auf der Gruppe der Höhen, die Algier mit ſeinen Gärten einnimmt. Man ſieht hier zahlreiche Wohnungen. Die Reben, Hecken und Fruchtbäume, mit denen der Boden bedeckt iſt, erinnern an die fruchtbarſten und beſtcultivirten Länder Europa's. Man hätte vorausſetzen ſollen, die Türken würden ſich mit Kraft hinter dieſen zahlreichen Hinderniſſen vertheidigen, die ihnen das Terrain darbot, aber geſchlagen und entmuthigt hielten ſie nirgends Stand. Ich glaubte dieß benützen zu müſſen, um raſch dieſen Raum zu überſchreiten, und bald erreichten die franzöſiſchen Truppen die Gränze, die ihn von einem offenen Lande trennt. Sie faßten Stellung. Eine Schlucht trennte ſie von dem Feinde, der endlich auf dem Höhenrücken, der dem, den wir beſetzten, gegenüber lag, Halt gemacht hatte. Die Artillerie hatte mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit alle Schwierigkeiten des Terrains überwunden. Sie ſtellte ſich in Batterie auf, und einige mit großer Genauigkeit geworfene Granaten zerſtreuten die Gruppen, die ſich noch zeigten. Vielleicht fürchteten die Türken, ſie möchten nun in den Platz zurückgeworfen werden, von dem uns nur noch ein Zwiſchenraum von 4000 bis 6000 Metres trennte. Auf dem Abhange der Höhen, deren Rücken ſie beſetzt hielten, war ein Pulvermagazin errichtet. Sie ſprengten es in die Luft; das Aufſliegen war furchtbar. Dichte Rauchwolken, die ſich auf mehr als hundert Metres erhoben, und die Strahlen der afrikaniſchen Sonne widerſpiegelten, boten

dem Heere ein prachtvolles Schauspiel dar. Die Explosion war von keinem Unfalle begleitet. Zwei Escadronen Chasseurs waren der Bewegung der Infanterie gefolgt, aber die eilige Flucht des Feindes und die Natur des Bodens gestatteten ihnen keinen Angriff. Der Feind hatte kein Geschütz; vielleicht hatte er eingesehen, daß es mitführen so viel heiße, als es uns in die Hände liefern. Die Zahl der kampfunfähig gemachten Mannschaft war wenig beträchtlich; ein einziger Officier wurde gefährlich verwundet — der zweite der vier Söhne, die mir nach Afrika gefolgt sind." — Der hoffnungsvolle junge Mann starb bald darauf, allgemein betrauert. Die liberalen Blätter in Frankreich bezeigten ihm ihr Beileid auch. Der Temps sagte: „Auch wir werden bei unserer Strenge gegen den Flüchtling von Waterloo, gegen den ausgezeichneten Officier von Staoneli gerecht seyn. Wir lieben jenes großherzige Ungestüm eines Sohnes, der fühlt, daß ihm und seinen drei Brüdern die eben so edle als schwierige Aufgabe obliegt, den väterlichen Namen wieder zu Ehren zu bringen."

Das Wetter blieb noch immer unbeständig. Am 26 Junius überfiel die Flotte ein neuer Windstoß und die Verluste und Schäden waren noch bedeutender als am 16ten. Mehrere Linienschiffe rissen von den Ankern. Duperré schrieb, er sehe ein, daß die Bucht von Sidi-Ferruch unhaltbar sey, allein die Gegenwart der Flotte war zur Ausschiffung und zur Unterstützung des Landheeres unumgänglich nothwendig. Duperré hielt sich also mit der größten Anstrengung aller Kräfte seiner Marine. Er sah sich gezwungen, um die Schiffe zu erleichtern; 150 Ballen Lebensmittel, Wein- und Branntweinfässer über Bord zu werfen, wobei es ihm zu Statten kam, daß der Wind diese Gegenstände an die Küste trieb, wo sie von der Armee

glücklich aufgefangen wurden. Doch fielen einige Unordnungen und kleine Plünderungen dabei vor.

Bourmont betrieb unterdessen sehr eifrig die Ausrüstung des Belagerungsparkes, und richtete sein Augenmerk nunmehr auf das Kaiserschloß. In der Nacht vom 29 auf den 30 Junius ließ er die Laufgräben eröffnen. Er erzählt selbst: „Während der Nacht, und selbst in den Stunden, wo die Arbeiter wieder am Werke sind, schoß die feindliche Artillerie wenig. Den Tag über schlichen sich türkische und arabische Tirailleurs, von dem Gebüsche begünstigt in die Hohlwege, die sich zur Linken der Angriffswerke befanden. Sie verwundeten eine ziemlich große Zahl Mannschaft, bald aber deckten die Schulterwehren die Truppen. Man mußte sich auf kräftige Ausfälle gefaßt machen. Der Besitz des Kaiserforts erlaubte dem Feinde, sich ohne Gefahr vorwärts der Casauba zusammenzuziehen; er benutzte diesen Vortheil nicht. Uebrigens war Alles in Bereitschaft gesetzt ihn gut zu empfangen. Die Batterien waren mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit errichtet worden. Unter den 26 Feuerschlünden, die in ihnen aufgepflanzt waren, zählte man 10 Vierundzwanzigpfünder, 6 Sechzehnpfünder, 4 zehnzöllige Mörser und 6 achtzöllige Haubitzen. Alles war am 4ten vor Tage bereit. Um 4 Uhr Morgens gab eine Rakete das Signal; das Feuer begann. Das des Feindes antwortete darauf drei Stunden sehr lebhaft. Die türkischen Kanoniere blieben, ungeachtet die Ausweitung der Schießscharten sie fast ganz bloßstellte, tapfer auf ihren Posten, aber sie konnten nicht lange gegen die Geschicklichkeit und Unerschrockenheit der Unsern kämpfen, die General Lahitte mit seinem Beispiele und seinem Rathe belebte. Um 8 Uhr war das Feuer des Forts zum Schweigen gebracht; das unserer Batterien fuhr fort, die Vertei-

digungswerke zu zertrümmern. Der Befehl, Bresche zu schiessen, war gegeben, und begann, ausgeführt zu werden, als um 10 Uhr eine furchtbare Explosion einen Theil des Schlosses verschwinden machte. Feuerwürfe und Wolken von Staub und Rauch erhoben sich auf eine ungeheure Höhe. Steine wurden in allen Richtungen umhergeschleudert, jedoch ohne bedeutende Unfälle zu veranlassen. General Hurel befehligte die Laufgräben; er verlor nicht einen Augenblick, um den Raum zu überschreiten, der unsere Truppen von dem Schlosse trennte, und sie daselbst inmitten der Trümmer aufzustellen. Es scheint gewiß, daß um 9 Uhr die entmuthigten Vertheidiger in die Stadt gezogen waren, unter dem Geschrei, daß sie nutzlos geopfert würden, und daß dann der Dey befohlen hatte, das Pulvermagazin des Schlosses in die Luft zu sprengen. Um 2 Uhr ward mir auf den Ruinen des Kaiserschlosses ein Parlamentär zugeführt. Es war der Secretär des Dey's. Er bot an, Frankreich für die Kriegskosten zu entschädigen. Ich erwiederte, vor Allem müßten die Casauba, die Forts und der Hafen den französischen Truppen übergeben werden. Er schien zu bezweifeln, ob diese Bedingung angenommen würde, gab aber doch zu, daß die Hartnäckigkeit des Dey's verderblich gewesen sey. Da die Algierer, hieß es, im Kriege mit dem Könige von Frankreich seyen, so dürfen sie nicht das Abendgebet verrichten, wenn sie nicht vorher den Frieden erlangt hätten. Er kehrte nach Algier zurück. Kurz darauf wurden zwei der reichsten Mauren von Algier von dem Dey geschickt. Sie verhehlten nicht, daß unter den Milizen wie unter den Einwohnern der Schrecken aufs höchste gestiegen sey, und daß alle eine augenblickliche Unterhandlung wünschten. Sie suchten nach, daß ich das Feuer aufhören lasse, indem sie versprachen, daß auch

die Artillerie des Platzes schweigen sollte. Diese Einstellung der Feindseligkeit hatte in der That statt. General Valazé benützte sie, um vorwärts dem Kaiserschlosse Communicationen zu eröffnen. Um 3 Uhr kam der Secretär des Dey's abermals, begleitet von dem Consul und dem Viceconsul von England. Er wünschte, daß die Friedensbedingungen schriftlich abgefaßt würden. Sie wurden es, und ich ließ ihnen ein Document übergeben, von dem Ew. Exc. beigeschlossen eine Abschrift finden. Um 4 Uhr fand sich der Secretär zum drittenmal ein. Der Dey ließ darum nachsuchen, daß man ihm einen Dolmetscher schicken möchte, mit Hülfe dessen er Alles verstehen könnte, was man von ihm forderte. Herr Braschewits, ehemaliger erster Dolmetscher der Armee von Aegypten, begab sich in die Casauba. Als man dem Dey den Conventionsentwurf kennen gelehrt hatte, sagte er, er nehme die Bedingungen desselben an, und die französische Loyalität flöße ihm vollkommenes Vertrauen ein. Ich hatte die Convention unterzeichnet. Er versah sie mit seinem Siegel, suchte aber nach, daß der Waffenstillstand bis um 5 Uhr Nachmittags verlängert würde, damit er Zeit hätte, sein Conseil zu versammeln und es zu bestimmen, die aufgelegten Bedingungen zu unterschreiben. Das Feuer wurde bis auf neuen Befehl eingestellt. Indessen gingen die Arbeiten ihren Gang fort, und am 5ten mit Tagesanbruch verband eine Communication von 800 Metres das Kaiserschloß mit dem Platze, auf dem die Breschebatterie gegen die Casauba errichtet werden sollte. Heute kamen die beiden Mauren wieder. Sie waren von dem Dey beauftragt, die Verpflichtung zu bestätigen, die er eingegangen, indem er sein Siegel auf die Convention gedrückt hatte; aber sie wünschten eine Verschiebung der Besetzung um 24 Stunden. Ich forderte, daß die Forts, der

Hafen und die Stadt um 11 Uhr Vormittags den franzöſiſchen Truppen übergeben würden. Der Dey willigte ein, und in dieſem Augenblicke weht Frankreichs Fahne auf den Thürmen dieſer Stadt, deren Demüthigung ſeit ſo vielen Jahrhunderten der Gegenſtand der Wünſche des ganzen Europa's war.“

Admiral Duperré unterſtützte den Obergeneral nachdrücklich mit der Flotte. Er berichtet: „Um die Operationen der Belagerungsarmee zu unterſtützen, hatte ich ſchon am 29ſten einen falſchen Angriff auf die Seebatterien des Feindes befohlen, um ſeine Aufmerkſamkeit auf mehrere Punkte zumal zu ziehen und ihn zu veranlaſſen, die Kanoniere und ſelbſt einen Theil der Beſatzung in die Batterien zu rufen. Eine tiefe Windſtille, welche am 30ſten den ganzen Tag über herrſchte, widerſetzte ſich der Ausführung des Befehls. Am 1 Julius trat indeſſen ein gelinder Weſtwind ein, und wir ſetzten uns in Bewegung. Admiral Roſamel ſegelte mit ſeiner Diviſion in voller Kanonenſchußweite unter den Batterien von der Landſpitze Pescada bis zum Molo, indem er mit ſeinen Batterien das Feuer des Feindes erwiederte. Während des Defilirens vor den Forts bemerkte man, daß dieſe von Kanonieren entblößt waren, denn das Feuer begann nur gegen die Schiffe des Centrums. Erſt nach der Ankunft der Kanoniere, die wohl von andern Punkten herbeigerufen wurden, ward ihr Feuer anhaltend auf alle unſere Schiffe gerichtet, ohne ſie jedoch zu treffen, obgleich mehrere über ſie wegſchoſſen. Als die Diviſion in die Schußweite der furchtbaren Werke des Molo gekommen war, wechſelte ſie ihre Kugeln mit denen des Feindes, und verfolgte ihren Lauf nach der Bai; hier fand ſie aber eine vollkommene Windſtille, ſo daß ſie unter Matifu hin trieb, wo ſie geſtern, den 2ten, hingehalten wurde. Den ganzen Morgen des 3ten ſuchte die

Armee, der die Windstille nicht gestattet hatte, sich in irgend einer Ordnung zu sammeln, dem Signale gemäß, das ich ihr gemacht hatte, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Um 2 Uhr war dieß 10 Linienschiffen und Fregatten, sowohl von der Schlachtescadre als von der Landungsescadre gelungen, die sich dem Admiralschiffe, das die Spitze derselben bildete, anschlossen. Die andern suchten ihre Posten zu gewinnen. Um 2 Uhr 15 Minuten defilirte die Armee in Linie an allen Batterien des Meeres vorüber, indem sie bei den drei Batterien an der Spitze der Pescada den Anfang machte. Kurz vorher, ehe ich in schiefer Richtung bei denselben angelangt war, sah ich, daß sie vom Feinde geräumt waren, und zu gleicher Zeit erblickte ich eine Abtheilung unserer Truppen, die aus einem benachbarten Lager herunterkam, Besitz davon ergriff und ein weißes Sacktuch wehen ließ, das aber bald durch eine Flagge ersetzt ward, die durch das Boot der Bellona, die ihre Stellung vor der Armee eingenommen hatte, abgeschickt wurde. Diese Bewegung der Räumung ward ohne Zweifel durch den am 1sten von dem Gegenadmiral Rosamel gemachten Angriff, und durch die gestern von mir vorgenommene Recognoscirung mit der gesammten Armee veranlaßt. Diese Batterien sind drei an der Zahl: eine von 5 Kanonen war entwaffnet; die zweite, mit 18, und die dritte, mit 10 Kanonen ausgestattet, hatten noch ihr ganzes Geschütz und ihre Ausrüstung. Eine benachbarte, die Fläche bestreichende Batterie ward ebenfalls geräumt. Der Feind hatte bei dieser Bewegung ohne Zweifel die Absicht gehabt, alle seine Kanoniere auf den der Stadt, dem Platze und der Marine näher gelegenen Forts und Batterien zu versammeln. Um 2 Uhr 40 Minuten eröffnete der Schiffscapitän Gallois, Commandant der Bellona, vorwärts von der Armee, auf das

Fort der Engländer in kleiner Schußweite ſeiner Achtzehnpfünder ein lebhaftes und wohlunterhaltenes Feuer. Der Feind beantwortete daſſelbe ſogleich. Um 2 Uhr 50 Minuten begann das Admiralſchiff in halber Kanonenſchußweite das Feuer, und nun defilirten alle Schiffe der Armee nach einander ſelbſt bis auf die Briggs in halber Kanonenſchußweite unter dem donnernden Feuer aller Batterien von dem Fort der Engländer bis zu dem des Leuchtthurms einſchließlich. Die Bombarden erwiederten fortſegelnd das ſtarke von dem Feinde gemachte Bombenfeuer. Um 5 Uhr hörte mit dem letzten Schiffe der Armee das Feuer auf. Am 4 Julius, den Tag nach dem Angriffe, deſſen Hauptzweck war, die Kanoniere und Truppen des Feindes, die ich in großer Zahl nach dem Kaiſerſchloſſe abziehen geſehen hatte, wieder zur Rückkehr in die Stadt zu veranlaſſen, eröffneten die Belagerungsbatterien ihr Feuer auf das Fort um 3 Uhr Morgens. Um 10 Uhr, nach einer furchtbaren Exploſion, die 60 Meilen weit gehört ward, ſahen wir, daß das Fort zum Theil zerſtört war, und unſere Truppen Beſitz davon genommen hatten. Nach einer halben Stunde bereitete ich eine Bewegung zu Erneuerung eines Angriffs auf die Batterien des Meeres vor, als ich, durch ungünſtige Winde gehindert, mich noch überdieß in Vollziehung dieſes Entwurfes durch die Ankunft eines Parlamentärboots aufgehalten ſah, das den Admiral der algieriſchen Flotte an Bord hatte, der mich im Namen des Dey's anflehen ſollte, die Feindſeligkeiten einzuſtellen, und mich um Frieden bat. Man bemerkte in demſelben Augenblick einen andern Parlamentär, in der Richtung nach dem Kaiſerſchloſſe. Unſere und die feindlichen Batterien hatten ihr Feuer eingeſtellt. Ich erklärte dem Abgeſandten, er ſollte ſeinem Gebieter ſagen,

die Dispositionen der Armee unter meinen Befehlen seyen denen der Landarmee untergeordnet, und er müßte sich demnach in dieser Beziehung an den Obergeneral wenden.“ Wenn demnach, worüber die liberalen Blätter sich bitter beklagten, Duperré bei der Capitulation nicht zu Rathe gezogen worden ist, so hat er doch selbst anerkannt, daß dieß allein dem Obergeneral zugestanden habe.

Die Capitulation selbst lautete: „Das Fort der Casauba, alle andern Forts, die von Algier abhängen, und der Hafen dieser Stadt werden den französischen Truppen diesen Morgen um 10 Uhr (französische Stunde) übergeben. Der Obergeneral des französischen Heeres verpflichtet sich gegen Se. Hoh. den Dey von Algier, ihm die Freiheit und das Besitzthum zu lassen, das ihm persönlich zugehört. Der Dey kann sich mit seiner Familie und was ihm angehört frei nach dem Orte zurückziehen, den er wählen wird, und so lange er in Algier bleibt, wird er daselbst mit seiner ganzen Familie unter dem Schutze des Obergenerals des französischen Heeres stehen; eine Schutzwache wird die Sicherheit seiner Person und seiner Familie verbürgen. Der Obergeneral sichert allen Soldaten der Miliz dieselben Vortheile und denselben Schutz zu. Die Ausübung der mahomedanischen Religion wird frei bleiben. Die Freiheit der Einwohner aller Classen, ihre Religion, ihr Eigenthum, ihr Handel, und Gewerbe werden auf keine Weise angegriffen, und ihre Frauen werden geachtet werden; der Obergeneral verpflichtet sich hiezu mit seinem Ehrenwort. Die Auswechslung dieser Uebereinkunft wird vor 10 Uhr diesen Morgen statt finden, und die französischen Truppen werden unmittelbar darauf in die Casauba und sofort in alle die andern Forts der Stadt und der Marine einziehen. Im La-

ger

ger vor Algier, 5 Julius 1830. (Unterz.) Graf Bourmont. (Hier das Siegel des Dey's.) Der Generallieutenant, Chef des Generalstabs, Baron Desprez."

Die Seetruppen drangen zuerst in die Stadt und befreiten die schiffbrüchigen Gefangenen der Briggs Aventure und Silène. Diesen waren von den Algierern selbst ihre Ketten in dem Augenblick abgenommen worden, da die Unterhandlung wegen der Uebergabe begonnen hatte. So lange die Algierer sich einbildeten, sie könnten das französische Heer vernichten, insultirten sie die Gefangenen auf jede Art und zeigten ihnen die Köpfe ihrer ermordeten Kameraden; als der Dey aber fand, daß das Glück den Christen lächelte, nahm auch das Schicksal der Gefangenen schnell eine andere Wendung. Sie wurden von den Galeeren abgeholt und durften frei in der Stadt herumgehen. Die Einwohner küßten ihnen die Hände und flehten sie um ihren Schutz an gegen die Wuth der Soldaten, die in die Stadt einziehen sollten. Außer den Schiffbrüchigen wurden drei oder vier andere Franzosen gefunden, die kürzlich gefangen worden waren, und eine Anzahl Griechen, die in einem abscheulichen Kerker fast ohne Luft und Nahrung in Ketten lagen.

Das Heer zog am 7 Julius gegen Mittag in Algier ein, die Artillerie an der Spitze, was sie wohl verdiente, denn ihr gebührt die größte Ehre des Feldzugs. Ein Privatschreiben meldet: „Die Casauba fanden wir in der größten Unordnung; der Dey scheint sie in höchster Eile verlassen zu haben. Das Innere erinnerte uns an die Erzählungen von „Tausend und Eine Nacht." Es ist unglaublich, welche Menge von kostbaren Dingen wir fanden. Das Serail war angefüllt mit Frauenkleidern vom höchsten Reichthum, herrlichen Teppichen,

silber- und goldgestickten Polstern, und einer Unzahl von Sachen, die zur Toilette der Damen gehören, im mannichfaltigsten Farben- und Goldglanze. Der Dey reclamirte sie, da sie sein Privateigenthum seyen, aber es herrschte in unserer Einrichtung noch so wenig Ordnung, daß ein großer Theil in die Hände einer Menge von Plünderern kam, die dem Hauptquartiere folgen und dem Heere Schande machen. Dieß ist die Kehrseite der Medaille, und sie ist mit Schändlichkeiten bedeckt. Der Schatz der Regentschaft ist viel beträchtlicher, als man gehofft hat; bei der ersten Schätzung wurden hundert Millionen angenommen. Man hat die Siegel darauf gelegt. Der Generalzahlmeister Firino, der Oberintendant Denniée und der Souschef des Generalstabs, General Tholozé, wurden beauftragt, das Inventarium davon aufzunehmen; alle drei stehen im Rufe ausgezeichneter Redlichkeit, und das Heer setzt das vollste Vertrauen in sie." Was diese berüchtigte Plünderung der Schätze von Algier betrifft, so ist dieselbe anfangs in den liberalen Blättern übertrieben worden; indeß ist es erwiesen, daß die französischen Officiere, und gerade solche von hohem Range, sich nicht geschämt haben, im Palaste des Dey's dessen Privatschätze zu stehlen, und man glaubte von Bourmont, daß er mehrere Millionen auf die Seite geschafft, die Hauptmasse des eigentlichen Staatsschatzes aber, 40—50 Millionen Franken, sind richtig in die Hände der französischen Regierung gekommen. Wie man privatim stahl, erhellt aus folgendem spätern, glaubwürdigem Berichte: „Man kann sich keine Idee von den Verschleuderungen machen, die statt fanden; man hätte glauben sollen, diese Expedition sey bloß unternommen worden, um den Generalen Gelegenheit zu liefern, sich zu bereichern. Die Schamlosigkeit, die bei diesen Plünderungen

den Vorsitz führte, ist empörend. Ich will nur Ein Beispiel anführen. Ein junger Officier war zuerst in einen der Säle der Casauba gedrungen, und hatte ein Schmuckkästchen ergriffen, das Diamanten vom höchsten Werth enthielt. Wohlgefällig betrachtete er diese reiche Beute, als sich General L..... wie ein Wüthender auf diesen kostbaren Schatz warf und ihn dem Officier entriß, indem er ihm Vorwürfe über sein Benehmen machte. Ein Obrist kam hinzu, der mit dem General theilen wollte. Nach großem Streite blieb der Sieg dem General, der ohne Zweifel die Rechte des Löwen in der Fabel geltend machte. Der Dey reclamirte später das Schmuckkästchen als Privateigenthum seines Harems. Der Obergeneral versicherte, fruchtlose Nachforschungen darüber angestellt zu haben, und um Hussein zu befriedigen, ließ er ihm endlich $1^1/_2$ Millionen Franken auszahlen. Der Werth des Schmuckkästchens soll an drei Millionen betragen haben."

Man glaubte übrigens von Bourmont, er habe auch den Staatsschatz angegriffen, da man bemerkte, er habe unterm 7 Julius geschrieben, der Schatz übersteige bei weitem die Kriegskosten, während er am 8ten sich schon corrigirt und geschrieben, der Schatz reiche nur aus, um einen Theil der Kriegskosten zu decken. Indeß schrieb drei Monate später der Messager des Chambres: „Sehr umständlichen Details gemäß, die uns von Algier in Betreff der Ergebnisse der Untersuchungscommission zugekommen sind, scheint erwiesen, daß aus dem Schatze der Casauba nichts genommen ward, und daß es selbst physisch unmöglich gewesen seyn würde, insgeheim irgend eine beträchtliche Summe daraus zu veruntreuen; daß wenn aber der öffentliche Schatz, der der Eroberung zugehört, nichts für Privatvermögen geliefert hat, dieß nicht mit dem

Privatschatze des Dey's und der vornehmsten türkischen Grossen der Fall gewesen ist, die im Verhältnisse der Summen, die man ihnen mitzunehmen gestattete, ihr Lösegeld bezahlen mußten. Die Commission mußte also jetzt hauptsächlich in Bezug auf diese mittelbaren Beraubungen nachforschen, und es ist wichtig, daß sie mit unerschütterlicher Festigkeit die Erpresser ausfindig mache, da der vielfache Verdacht zu viele Männer mit Schmach bedroht." — Man fand übrigens im Schatze des Dey's viele alte und seltene Münzen, unter andern auch aus der Zeit Carls V, der bekanntlich Algier vergeblich belagerte.

Nachdem Bourmont von der Casauba Besitz genommen, stattete ihm der Dey einen Besuch ab. Man empfing ihn mit militärischen Ehren. Ein Privatschreiben meldet darüber: „Der Dey hat sein Unglück mit vieler Resignation erduldet. Er ist ein Mann von 60 Jahren, aber noch frisch für sein Alter. In seiner Miene ist ein Gemisch von Sanftheit und Gleichgültigkeit, nach dem man nicht hätte erwarten sollen, daß er so lange an der Spitze einer solchen Regierung habe stehen können. Den Tag nach unserm Einzug in Algier schien er etwas bekümmert, und sagte, als man ihn darüber fragte: Wenn man von solcher Höhe gefallen ist, so kann man schon etwas betroffen seyn. Er faßte sich aber bald wieder, und gab dem Obergeneral in einer Unterredung, die er mit ihm hatte, Auskunft über Staatseinkommen, über Summen, die die Beys von Titeri, Constantine und Oran noch schuldig seyen, über den Charakter der ausgezeichnetern Bewohner der Stadt und des Landes, sowohl Franken als Algierer, und wie man sich auf ihre Versprechungen verlassen könne. — Die erste Bedingung bei Uebergabe des Platzes bestand darin, ihn der

Pforte nicht auszuliefern, deren seidene Schnur er gefürchtet hätte. Er sagte, wenn wir die von Tahir Pascha befehligte Fregatte nicht angehalten hätten, so würde er sie selbst mit Kanonen zurückgewiesen, und nie dem Tahir Pascha den Eintritt in Algier gestattet haben, der von dem Sultan beauftragt gewesen sey, ihn enthaupten zu lassen." Da es ihm frei stand, sich den Ort seines künftigen Aufenthaltes selbst zu wählen, so entschied er sich anfangs für Livorno, dann für Paris, zuletzt aber für Neapel. Er schiffte sich am 12 Julius mit seinen zwei Tochtermännern, 52 Frauen und 60 Personen seines Gefolges ein und kam am 31 Julius in Neapel an. In der Nähe dieser Stadt ließ er sich auf einem Landgute nieder, und lebte sehr zurückgezogen. Am 2 October ertheilte ihm der König von Neapel eine Audienz. Man erzählte sich unter Anderm auch die Anekdote von ihm, daß er sich sehr gewundert habe, als man ihm in diesem christlichen Königreiche nicht gestatten wollte, einen seiner Sklaven ohne weitern Proceß umbringen zu lassen. Am 24 October begab er sich nach Livorno, wo er ebenfalls ein Landhaus bezog.

Algier ward unterdeß von Bourmont zweckmäßig organisirt. Er ließ die noch übrigen 2500 unverheiratheten Türken, welche die Hauptmacht des Dey's gebildet hatten, auf Schiffe bringen und nach Kleinasien überführen. Den verheiratheten Türken ward gestattet, in Algier zu bleiben, doch folgten viele ihren Brüdern nach Asien, weil sie, wenn sie in Algier blieben, die Rache der Eingebornen fürchteten, deren harte Unterdrücker sie so lange gewesen waren. Die Eingebornen, Mauren, Araber und Juden, waren über ihren Abzug sehr erfreut und empfingen die Franzosen mit einem zwar keineswegs aufrichtigen, aber doch erheuchelten Vertrauen. Bour-

mont ernannte den General Tholozé zum Platzcommandanten, Herrn d'Aubignose zum Chef der Polizei, und eine Commission unter dem Vorsitz des Oberintendanten Denniée, zur Organisirung einer neuen Verwaltung.

Was die Provinzen betrifft, so war der Bey von Titeri der erste, der Unterwerfung heuchelte. Bourmont berichtet: „Schon den Tag nach der Eroberung Algiers kam sein kaum 16 Jahre alter Sohn, um mir anzukündigen, er sey bereit sich zu unterwerfen, und wenn ich es ihm gestattete, würde er sich selbst vorstellen. Sein junger Abgesandter erfüllte seine Mission mit einer Naivetät, die an die Zeiten des Alterthums mahnte. Ich gab ihm ein sicheres Geleit für seinen Vater, der den folgenden Tag sich nach Algier begab. Ich ließ ihn an der Spitze der Regierung seiner Provinz, unter der Bedingung, daß er uns denselben Tribut bezahle wie dem Dey."

Die Beys von Constantine und Oran dagegen behielten noch ihre feindliche Stellung bei und zogen sich mit den Trümmern ihres Heeres in ihre Provinzen zurück. Da aber auf diese Weise die Umgegenden von Algier gesäubert waren, so kamen die Araber bald in großer Zahl mit Lebensmitteln in die Stadt, um sie für gute Bezahlung an die Franzosen zu verkaufen, und ein friedlicher Verkehr trat an die Stelle der kriegerischen Ereignisse. Allein die plötzliche Ruhe, die reiche Beute, die Nachsicht, welche die höhern Officiere gegen die Soldaten üben mußten, weil sie im Plündern deren Mitschuldige geworden oder sie darin noch übertroffen hatten, alle diese Umstände stimmten den Geist der Landtruppen herab, erzeugten ein lockeres Leben und veranlaßten Krankheiten. Duperré klagt darüber in einer officiellen Depesche vom 28 Julius, indem er sagt: „Es gibt auch Kranke unter den Seeleuten,

aber in weit geringerer Zahl. Der Grund liegt in der unter ihnen aufrecht erhaltenen Polizei und Disciplin.“

Wir machen hier, nachdem wir die Eroberung der Hauptstadt geschildert, einen Abschnitt, und verschieben die Geschichte der kleinen Expeditionen, welche zum Zwecke hatten, auch die noch widerspänstigen Beys der Provinzen zu unterwerfen, auf ein späteres Capitel, um jetzt zu den großen Ereigniſſen in Frankreich überzugehen, welche bald nach der Eroberung Algiers erfolgten.

Bourmonts Sieg machte bei Hofe und bei den Ultras große Sensation. Der König ernannte durch Ordonnanz vom 15 Julius den General Bourmont zum Marschall von Frankreich, den Admiral Duperré aber nur zum Pair, um diesen einigermaßen den Beifall entgelten zu lassen, den ihm die Liberalen zollten, da es schon nicht mehr möglich war, daß ein Günstling des Volks Günstling des Königs seyn konnte, oder umgekehrt. Die liberalen Blätter aber erklärten auf der Stelle, daß der Sieg von Algier den Ministern nichts nützen, sondern vielmehr schaden sollte. Sie verlangten nunmehr, daß Algier als französische Colonie behalten und nicht wieder verlassen werden sollte, und setzten dadurch Polignac, der den Engländern die Räumung Algiers hatte versprechen müssen, in nicht geringe Verlegenheit. Das Journal des Debats äußerte sich: „Sollten unsere Gegner in Folge dieſes ganz französischen Siegs einige Ligueurodomontaden machen, so wollen wir sie gewähren lassen, und uns nicht darum kümmern. Wir haben in Bezug auf Algier zweierlei Dinge zu thun, die mehr werth sind als eine Antwort auf die unmächtigen Rodomontaden unserer Gegner; das Erste ist, zu prüfen, was die Minister mit ih-

rer Eroberung anfangen werden; das Zweite, sie anzuklagen, daß sie den Krieg ungesetzlich, ohne Credite, die durch die Kammern votirt worden wären, begonnen haben. Die Minister anklagen! Wie, nach einem Siege! — Ja! denn Algier ist besiegt, aber nicht die Charte, nicht die Staatsgesetze. Sie leben, sie stehen aufrecht diese Gesetze, die verbieten, Krieg ohne regelmäßig votirte Credite anzufangen, diese Gesetze, welche Minister verurtheilen, die das Geld des Volks ohne Ermächtigung ausgeben. Der Sieg gehört dem Könige, der Armee, Frankreich; das Vergehen aber den Ministern, und das Recht anzuklagen und zu bestrafen, gehört den Kammern. Jedem wird werden, was ihm gebührt: unsern Soldaten ihr Ruhm, den Ministern ihre Strafe."

5.

Die letzten Anstrengungen der Ultras.

Frankreich ging mit immer raschern Schritten seiner großen Katastrophe entgegen. Nirgends ist die damalige Lage Frankreichs klarer, und wie der Erfolg bewiesen hat, treuer geschildert worden als in einem Artikel des englischen Morning-Journal: „Die Partei, welche in diesem Lande der Regierung opponirt, besteht nicht aus armem, unwissendem Pöbel. In ihren Reihen findet man fast alle die reichsten Männer Frankreichs, sowohl Landeigner, als Manufacturisten, Kaufleute und Bankiers, und eine sehr große Majorität der besterzogenen Classen, Professoren der Wissenschaft und Literatur, Aerzte, Rechtsgelehrte und Magistrate jeden Ranges, von den Friedensrichtern bis zu den Präsidenten der königlichen Ge-

richtshöfe. Dieſe bilden die wahre Ariſtokratie Frankreichs; denn da die Pairs meiſt dürftig und abhängig ſind, während der Clerus ſo unwiſſend als arm iſt, ſo üben die Andern über die Nation im Ganzen allen jenen Einfluß aus, den höherer Reichthum und Bildung unabänderlich verleihen. Auch muß bemerkt werden, daß die wenigen reichen und einflußreichen Mitglieder der Pairie — die Talleyrand, Louis und Dalberg — zu der liberalen Partei gehören. Im Ganzen iſt es keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß neun Zehntheile des Eigenthums und der Intelligenz Frankreichs gegen die Miniſter in Schlachtordnung ſtehen, die bloß von einem Zehntel unterſtützt werden: von den rückgekehrten Emigrés, von den Prieſtern und von den Leuten aus allen Claſſen, deren Imagination die Prieſter mit einer abergläubiſchen Verehrung für den Nachkömmling des heiligen Ludwig eingenommen haben. Unter die letztern muß man eine bedeutende Zahl Soldaten zählen, obgleich drei Viertel ihrer Officiere mit liberalen Anſichten ſchwanger gehen. Faſt alle unſere Collegen machen auf den hohen Stand der franzöſiſchen Renten aufmerkſam, der beweiſen ſoll, daß die Franzoſen ſelbſt keine Furcht vor einer Kriſis haben. Wir glauben, daß die große Maſſe der Nation keine Kriſis fürchtet, daß ſie aber dennoch eine hoffen und erwarten mag. Allerdings muß zugegeben werden, daß die Fonds fallen müßten, wenn die Nation es für möglich hielte, daß der König ohne die Kammern, und bloß durch ſeinen eigenen „unveränderlichen Willen" regierte. Dieß alſo wird weder gehofft noch gefürchtet. Es ſcheint daraus zu folgen, daß die Nation vertrauensvoll darauf zählt, die Regierung zu beſiegen, daß ſie aber in einem ſolchen Siege keinen Grund zur Furcht findet. Ein Gefühl der Macht iſt ein Ge-

fühl der Sicherheit. Wären die Parteien von fast gleicher Stärke, so würden die Fonds wahrscheinlich gefallen seyn, weil man einen verlängerten, vielleicht blutigen Kampf erwartet hätte; so aber mögen sie einen hohen Stand beibehalten, weil man einen kurzen und unblutigen Sieg von Seite der Nation erwartet."

Wahrheiten dieser Art waren indeß weit entfernt, von der französischen Regierung begriffen zu werden, sie schien es vielmehr recht darauf anzulegen, Mißgriffe zu machen. Zu Anfang des Aprils kam Villèle, der seit seinem Sturze zurückgezogen in Toulouse lebte, nach Paris, und bot in dieser gefährlichen Zeit aufs neue der Regierung sein Talent an. Man hätte ihn nicht verschmähen dürfen; allein da er nicht neben, sondern über Polignac stehen wollte, so fand er kein Gehör und reiste am 12 April unverrichteter Sache nach Toulouse zurück. Dieß veranlaßte einen unpolitischen Zank der Gazette de France mit der Quotidienne, da erstere Alles aufbot, Villèle zu empfehlen, letztere aber Polignac beim Ministerium zu erhalten strebte. Noch unpolitischer handelte der Moniteur, der mit vornehmer Miene beide Journale abkanzelte. Dieß diente nur, die Unsicherheit und die Zerwürfnisse der Ultras aufzudecken und sie in den Augen der Liberalen lächerlich zu machen. Der Moniteur verbot es gleichsam den übrigen Ultrajournalen, die Regierung zu vertheidigen, als ob das gar nicht nöthig oder unter ihrer Würde gewesen wäre. Polignac redete kein Wort in der Kammer, schrieb auch kein Wort und that auch nichts. Er schien sich in der Rolle eines Vezlers zu gefallen, dessen Sklaven in stummer Unterthänigkeit warten, bis er sein asiatisches Stillschweigen bricht und einen Blutbefehl gibt. Dieß war höchst un-

klug. Das redſelige und hörſelige Frankreich verzeiht nichts ſo wenig, als ein Stillſchweigen, das Verachtung auszudrücken ſcheint; ja es würde vielleicht den lauten Deſpotismus ſogar der ſtummen Freiheit vorziehen. Ein Bekannter frug Polignac damals, wie er bei ſeinem großen Amte noch Zeit finden könne, ſo oft aufs Land zu gehen? „Bah, erwiederte der Miniſter, alle vierzehn Tage gebe ich meinem Departement einen Druck mit dem Daumen, und dann geht Alles von ſelbſt.“

Der Hof beging außerdem mehrere Fehler, die mit dazu beitrugen, ihn unpopulär zu machen. Noch immer hatte Karl X einen großen Theil der Schulden nicht bezahlt, die er einſt als Graf von Artois gemacht. Die Gläubiger, ſchon von fern die Möglichkeit einer Vertreibung der Bourbons ahnend, beeilten ſich, in ihren Forderungen dringender zu werden, aber ſie wurden, wie immer, abgewieſen. Auch der Aufenthalt der königlichen Familie von Neapel, die auf ihrer Rückreiſe aus Spanien am 15 Mai in Paris ankam und mehrere Wochen daſelbſt verweilte, konnte in einer ſolchen Zeit keinen günſtigen Eindruck machen. Man erinnerte ſich an den unglücklichen Gallotti, der in den Kerkern von Neapel ſchmachtete, an die Gräuelſcenen der letzten neapolitaniſchen Reſtauration, an den Triumph des Abſolutismus in dieſem Lande, und man vergaß nicht, daß die Bourbons in Frankreich denen in Neapel nahe verwandt ſeyen, ja es ſchien, als ob dieſe neuen in Paris veranſtalteten Familienfeſte ſchon im voraus die Rückkehr des alten Bourboniſchen Deſpotismus auch in Frankreich feiern ſollten.

Nunmehr folgte eine Uebereilung auf die andere. Unmittelbar nach der Ankunft des Königs von Neapel, am 17

Mai, wurde trotz der frühern Prorogation auf den 1 September die Kammer definitiv aufgelöst und die Wahl einer neuen Kammer anbefohlen, die am 3 August ihre Sitzung eröffnen sollte. Gleich darauf wurde am 19 Mai eine Ministerveränderung im Sinne des Absolutismus und der Gewaltstreiche proclamirt. Die beiden Minister Chabrol und Courvoisier nämlich waren aus Gewissenhaftigkeit und Furcht von Polignac abgefallen, wollten auf der constitutionellen Bahn bleiben, und widersetzten sich der Auflösung der Kammer. Man entfernte sie daher aus dem Ministerium und nahm in dasselbe kühnere Männer auf. Darf man auch den nachherigen Versicherungen der Minister glauben, daß damals noch durchaus keine Staatsstreiche beschlossen worden seyen, so ist es doch klar, daß man Minister wählte, die sich nicht weigern würden, Staatsstreiche auszuführen, falls sie räthlich scheinen sollten.

Graf Peyronnet, nächst Polignac der unpopulärste Mann in ganz Frankreich, berüchtigt durch seine Gewaltthätigkeit als Justizminister unter Villèle und besonders verrufen durch den bekannten Saloubau (vergl. den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs Seite 202), oder wie es in der königlichen Ordonnanz hieß, „unser sehr lieber und getreuer Graf," wurde Minister des Innern, anstatt Montbel's, der sich wider Willen genöthigt sah, die Finanzen anzunehmen, von denen Chabrol entfernt wurde. Chantelauze, ein bigotter Royalist von der Rechten, wurde anstatt Courvoisier's Justizminister, und Baron Capelle, ehemals Generalsecretär unter Villèle, erhielt das neugemachte Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Außerdem wurden noch mehrere, dem Volke längst verhaßte Männer, wie der berüchtigte Dudon, Berthier,

Eigenthümer der Quotidienne, ꝛc. zu Staatsminiſtern ohne Portefeuille ernannt.

Die Wahl ſo äußerſt unpopulärer und zugleich ſo gewaltthätiger Männer ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß unmittelbar nach dem Siege von Algier Staatsſtreiche erfolgen würden. Nun war kein Rückſchritt mehr möglich. Die Leidenſchaften begannen ihr Spiel, und jeder ergriff ſeine Partei. Furcht und Hoffnung brachte die erſte geheime Anarchie unter die Staatsdiener ſelbſt. Man bemerkte, daß trotz der ängſtlichen Wechſel der Präfecten und anderer wichtiger öffentlicher Beamten doch nicht mit Sicherheit auf dieſe Subalternen zu zählen ſey, daß viele, abſichtlich heuchelnd, die Stimmung des Volks in ihrem Departement der Regierung günſtiger ſchilderten, als ſie es war, und daß mehrere bei den neuen Deputirtenwahlen, indem ſie öffentlich für die Regierung zu handeln ſchienen, heimlich das Volk begünſtigten, weil ſie bereits die Popularität dem Beifall einer Regierung vorzogen, deren kurze Dauer ein gewiſſer Inſtinct ſie ahnen ließ. Dazu kam, daß der allzuhäufige Miniſterwechſel Männer von allen Syſtemen in die Aemter gebracht hatte, welche zu controliren den neuern Miniſtern in ſo kurzer Zeit nicht möglich war.

Damals nahmen die Brandſtiftungen in den Provinzen auf beunruhigende Weiſe überhand und vermehrten die Beſtürzung, welche das neue Miniſterium des Schreckens bewirkt hatte. Sie verheerten vorzüglich die Normandie, doch verbreiteten ſie ſich bald noch weiter, und häufige Feuersbrünſte wiederholten ſich in den Departementen der Drome, der Yonne, der Somme und Aisne. In der niedern Normandie nahmen ſie dergeſtalt überhand, daß das Volk aufzuſtehen

drohte, und mehrere Regimenter zur Erhaltung der Ruhe dahin abgesandt wurden. Die Thäter blieben unbekannt. Die Ultras behaupteten, sie seyen von den Liberalen aufgestiftet, um Anarchie herbeizuführen. Die Liberalen dagegen schoben die Schuld den Ultras zurück, und behaupteten, diese seyen es, welche Anarchie veranlassen wollten, um dadurch ihre Staatsstreiche zu rechtfertigen. Bei dieser Gelegenheit sagte der National: „Es gibt nichts Verächtlicheres als diese Anschuldigungen aller Verbrechen, die die Parteien einander zuschieben. Leute von einiger Rechtlichkeit und Besonnenheit wissen, daß auf allen Seiten nur Menschen sich befinden, die guter eben so sehr wie böser Leidenschaften fähig sind; daß alle Parteien sich gleichen; daß alle eine furchtbare Rechnung abzulegen haben; daß der einzige Unterschied zwischen ihnen in der gerechten oder ungerechten Sache liegt, die sie vertheidigen; daß nur diese allein und nicht die Menschen über den Vorzug von Seite aufgeklärter und redlicher Gemüther entscheiden dürfte. So beurtheilt ist die Partei der Revolution, mit Allem was man ihr vorwirft, dennoch diejenige, auf deren Seite man seit 40 Jahren vorzugsweise gewesen seyn möchte. Es wäre jetzt Feigheit und Undankbarkeit, die Sache der Revolution zu verlassen. Wir verdanken ihr Alles, was wir sind, und nicht nur wir, die wir sie vertheidigen, sondern auch unsre Gegner, die sie verleumden und schmähen. Das regierende Haus verdankt ihr seine Unabhängigkeit von der Hofaristokratie, die Möglichkeit zu regieren, die am Ende des Lebens Ludwigs XV nicht mehr existirte; ein Einkommen von mehr als 40 Millionen. Der Adel des alten Regime's verdankt ihr ein neues Daseyn durch die Pairie, die aufgefrischten Titel, die bezahlten Schulden und eine Mil-

liarde. Der Adel des neuen Regime's verdankt ihr Alles, Alles von dem Brode an, das er ißt, bis zu ſeinen Titeln von Herzogen und Fürſten, obgleich dieß Viele zu vergeſſen ſcheinen. Die Schmähſchriftſteller, die ſie verleumden, verdanken ihr jene Freiheit, die ſie gegen ſie mißbrauchen. Die Revolution hat Alles wieder neu errichtet, Thron, Paläſte, Hütte; ſie hat Alles beſſer, ſicherer und wohlthätiger gemacht; und wir als undankbare Bewohner dieſes umfaſſenden Gebäudes, wir leben, um diejenigen zu verleumden, die es errichtet haben. Die Sache der Revolution hat Alles mit ihrem umfaſſenden und erhabenen Nutzen bedeckt; wenn man aber von der Sache zu den Menſchen herabſteigen, ihre Handlungen ausrechnen will, ſo nehme man ſich wohl in Acht; die Rechnung kann furchtbar für Alle, vorzüglich aber für die Feinde der Revolution ſelbſt ausfallen. Wir verachten dieſen niedrigen Wahnſinn der Recriminationen; weil man uns aber dazu nöthigt, ſo möchten auch wir unſrerſeits jene Männer, die ſich ausſchließlich Royaliſten nennen, und dadurch dieſen Titel entweihen, fragen, wer denn die Anſtifter ſo vieler Handlungen ſind, die entweder die Revolution angefangen oder erbittert, und ſo viel in ihren Kräften ſtand, ihre erhabenen Reſultate zerſtört haben? Wer hat die Revolution durch Betreibung der Entlaſſung der HH. Turgot und Neker, durch Verhinderung, daß der Riß der Finanzen geheilt wurde, durch Widerſtand gegen eine Reform der unerträglich gewordenen Mißbräuche unvermeidlich gemacht?... Diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Wer hat dem unglücklichen Foyras den Untergang bereitet?... Diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen... Wer hat zu der verhängnißvollen Reiſe nach Varennes gerathen, während welcher der erſte Gedanke, ſich

des Königthums zu entledigen, aufſtieg? Wer hat ſich geweigert im Augenblicke der Reviſion wieder zurückzukehren, in einem Augenblicke, wo eine Wiederausſöhnung möglich war? Wer hat ein beſtändiges Mißtrauen zwiſchen dem Könige und dem Volke unterhalten? Wer hat den dringenden Briefen Ludwigs XVI widerſtanden? Wer hat ihn dazu gebracht, ſich durch die Verweigerung der Sanction der Geſetze gegen die Ausgewanderten zu compromittiren? Wer verlor die Zeit mit unnützen und ſtrafbaren Reiſen durch Europa, wo man mit ſeiner Perſon an der Seite des Monarchen hätte ſtehen ſollen? ... Diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Wer hat das berüchtigte braunſchweigiſche Manifeſt gemacht, gedroht, zu Paris keinen Stein auf dem andern zu laſſen, und den Sturm vom 10 Auguſt hervor zu rufen; wer? Ebenfalls diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Wer befand ſich bald zu Paris, bald an den Gränzen, bald auf der Reiſe durch Europa, die Plane Frankreichs ausliefernd, den Weg nach der Hauptſtadt zeigend und überall Feinde aufſtiftend? Wer waren die Franzoſen, die ſich bei den Preußen 1792 im Lager bei La Lune befanden, und die 1814 mit den Ruſſen vor Montmartre ſtanden, die auf die Nationalgarden Frankreichs feuerten; wer?... Diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Wer forderte zu den erſten Füſilladen der Vendee auf? Wer ermordete die Friedensrichter, die Maires, die Käufer der Nationalgüter? Wer hielt die Diligencen an? Wer füllte die Rhone mit Leichnamen 1795? Wer mordete zu Marſeille, zu Fort-Saint-Jean? Wer ließ unſere Soldaten während der Belagerung von Kehl umbringen, bezeichnete den Punkt, wohin der Feind ſchießen ſollte, und ließ die Franzoſen unter den Haubitzen zerſchmettern?

Wer

Wer beſoldete Mörder unter dem Conſulate, und ſprengte Pariſer Straßen in die Luft? .... Diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Und wer mordete im Jahre 1815 im Süden zu Nimes, zu Marſeille? Wer brachte Brune um? Wer ſchoß Labedoyère, Ney, Mouton-Duvernet nieder? Immer die Männer, die ſich die Royaliſten nennen. Wer hat ſeit 15 Jahren Frankreich in Gährung geſetzt, die friedliche Einführung ſeiner Inſtitutionen gehindert, anfangs verſucht die Charte zu zerſtören, und als das Zerſtören derſelben unmöglich ſchien, ſie zu verfälſchen? Wer hat mitten in einem allgemeinen Frieden noch einmal an die Fremden gedacht, und ſeine Zuflucht durch geheime Noten zu ihnen genommen? ... Diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Endlich im verfloſſenen Jahre, wer hat in einem Augenblicke der Wiederausſöhnung von Neuem Verwirrung verbreitet, die Staatsgewalten in Oppoſition geſetzt und einen neuen Kampf zwiſchen ihnen hervorgerufen, deſſen Ausgang ſchwer vorauszuſehen iſt? Immer diejenigen, die ſich die Royaliſten nennen. Dieß findet man, wenn man in ſeinen traurigen Erinnerungen nachſuchen will; dieß, was man weit eher aus allen Gedächtniſſen verbannen ſollte; dieß, was der Stifter der Charte gerathen hat, weiſe zu vergeſſen; dieß, was einer Partei Stillſchweigen auflegen ſollte, die dabei, daß ſie ſich alle dieſe Handlungen vorzuwerfen hat, jene große und ſchöne Entſchuldigung nicht geltend machen kann: Ich habe das Vaterland befreien und vor den Fremden erretten wollen; und die im Gegentheile bekennen muß: Ich habe das Vaterland in Knechtſchaft verſetzen, und es an die Heere von Europa überliefern wollen." — Später hat man Spuren entdeckt, die ziemlich ſtarken Verdacht erregen, daß die Brand-

ſtiftungen der geheimen, hinter dem Miniſterium und durch daſſelbe agirenden Regierung nicht fremd geweſen ſind. Wir kommen darauf zurück.

Vor der Auflöſung der Kammer und dem Miniſterwechſel handelte es ſich nur um das Miniſterium. Nachher handelte es ſich ſchon um mehr, um die Dynaſtie ſelbſt. Waren Staatsſtreiche nicht mehr zu vermeiden, ſo war auch die Revolution nicht mehr zu vermeiden, und dieſe konnte leicht weiter führen, als man anfangs im Sinne hatte. Unter dieſen Umſtänden machte ſich der Name Orleans bemerklich. Der erſte Gedanke an einen Sturz der herrſchenden Dynaſtie war auch der erſte Gedanke an eine Erhebung des Hauſes Orleans. Schon hatte man es ominös gefunden, daß während der verhängnißvollen Rede in der Kammer dem Könige der Hut vom Kopfe gefallen, und daß der Herzog von Orleans ihn aufgehoben hatte. Jetzt zog dieſer Herzog von Neuem die Aufmerkſamkeit auf ſich, als er am Ende Mai's die Anweſenheit der königlichen Familie von Neapel benutzte, um kurz vor deren Abreiſe (30 Junius) in ſeinem Palaſt, dem in der Geſchichte der Revolution ſo berühmten Palais-Royal, einen glänzenden Ball zu geben. Dreitauſend Perſonen waren zu dieſem Feſte geladen, und eine noch zahlreichere Menſchenmenge umgab den Palaſt des längſt als Volksfreund beliebten und unter den jetzigen Umſtänden doppelt gefeierten Herzogs, und drängte ſich tumultuariſch in ſeinen Garten, wobei im Taumel der Freude einige kleine Exceſſe vorfielen, die Gartenſtühle auf einen Haufen geworfen und verbrannt wurden ꝛc.

Das Hauptintereſſe lenkte ſich nun zunächſt auf die neuen Wahlen zur Deputirtenkammer. Die Regierung wandte alle möglichen Mittel an, dieſelben zu ihren Gunſten zu len-

ten. Es wurden dabei auch ungesetzliche Intriguen gebraucht, welche später die Annullirung vieler einzelnen Wahlen zur Folge hatten. Officiell aber erließ das Ministerium am 27 Mai ein Umlaufschreiben an die Militärcommando's, wodurch alle Officiere, welche zugleich ein Wahlrecht besaßen, ermächtigt und aufgefordert wurden, Urlaub zu nehmen und zu den Wahlen im ministeriellen Sinne mitzuwirken. Im Widerspruche mit allen constitutionellen Grundsätzen verwechselte der Kriegsminister Bourmont die Militärpflicht mit der Bürgerpflicht, und verlangte von den Officieren in ihrer Eigenschaft als bürgerliche Wähler denselben Gehorsam gegen das Ministerium, den sie in ihrer Eigenschaft als Soldaten ihm schuldig waren. Er sagte in jenem Schreiben: „es sey unverträglich mit der Pflicht eines Officiers, sich bei den Wahlen gegen ein Ministerium auszusprechen, das Se. Majestät gebilligt habe." — So wurde, wer nur irgend von der Regierung abhing, durch Drohungen angetrieben, für sie zu stimmen. Auch die Bischöfe beeilten sich, durch Hirtenbriefe das Volk zu bearbeiten. Diese Hirtenbriefe waren größtentheils in der Sprache der wüthendsten Leidenschaft abgefaßt. Sie schleuderten jede Art von Verleumdung und Verwünschung auf die Liberalen und forderten eben so fanatisch wie der Apostolique und die Quotidienne auf, sie zu vertilgen. Besonders zeichnete sich durch seine inquisitorische Wuth der Hirtenbrief des Herrn von Cosnac, Bischofs von Meaux, aus. — Am 13 Junius erließ der König selbst eine Proclamation. Darin hieß es: „Franzosen, die letzte Deputirtenkammer hat Meine Absichten mißkannt. Ich hatte das Recht auf ihre Mitwirkung zu Vollbringung des Guten, das Ich im Sinne hatte, zu zählen; sie hat Mir dieselbe verweigert!" Als

Vater Meines Volks ward Mein Herz darüber bekümmert; als König ward Ich dadurch beleidigt: Ich sprach die Auflösung dieser Kammer aus. Franzosen! Eure Wohlfahrt macht Meinen Ruhm; euer Glück ist auch das Meinige. Ihr werdet in dem Augenblicke, wo die Wahlcollegien auf allen Punkten Meines Königreichs eröffnet werden sollen, auf die Stimme eures Königs hören. Die constitutionelle Charte und die durch sie gegründeten Institutionen aufrecht erhalten, war immer das Ziel Meiner Bestrebungen, und wird es immer seyn. Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß Ich die geheiligten Rechte, die das Erbtheil Meiner Krone sind, frei ausüben und ihnen Achtung verschaffen. In ihnen liegt die Bürgschaft der öffentlichen Ruhe und Eurer Freiheiten. Die Natur der Regierung würde verkehrt seyn, wenn strafbare Eingriffe Meine Prärogativen schwächten; und Ich würde Meine Eide verrathen, wenn Ich dieß duldete. Beruhigt euch über eure Rechte. Ich sehe sie als mit den Meinigen verschmolzen an, und werde sie mit gleicher Sorgfalt beschützen. Laßt euch durch die hinterlistige Sprache der Feinde eurer Ruhe nicht irre führen. Stoßt unwürdigen Argwohn und falsche Besorgnisse zurück, die das öffentliche Vertrauen erschüttern würden, und ernste Unordnungen veranlassen könnten. Die Absichten derer, welche diese Besorgnisse verbreiten, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, werden an Meiner unerschütterlichen Entschließung scheitern. Eure Sicherheit, eure Interessen sollen eben so wenig wie eure Freiheiten bloßgestellt werden: Ich wache über die einen wie über die andern. Wähler, begebt euch eilig in eure Collegien. Möge nicht eine tadelnswerthe Nachlässigkeit sie eurer Gegenwart berauben! Möge dasselbe Gefühl euch beseelen, dieselbe Fahne

euch vereinigen! Es iſt euer König, der dieß von euch verlangt; es iſt ein Vater, der euch ruft. Erfüllt eure Pflichten; Ich werde die Meinigen zu erfüllen wiſſen.“

Das ängſtliche Bemühen, die Wahlen zu Gunſten der Regierung zu lenken, ſcheint zu beſtätigen, was die angeklagten Miniſter nachher immer behauptet, daß nämlich die Regierung noch der Conſtitution treu bleiben und keine Staatsſtreiche verſuchen wollte. Allein in dieſem Falle hat der König etwas Unmögliches gewollt. Er konnte nicht „die Rechte des Volks mit gleicher Sorgfalt, wie die ſeinigen, beſchützen“ und zu gleicher Zeit den durch die Kammern ausdrücklich ausgeſprochenen Nationalwillen verdammen. Er konnte nicht „die Intereſſen und Freiheiten des Volks zu reſpectiren“ verſprechen und zu gleicher Zeit dem Volke drohen und Miniſter um ſich verſammeln, die als kühne und durchgreifende Fanatiker bekannt waren. Wer zweifelte, daß er geſetzlich regieren wollte, ſo lange das Volk ſich ſtumm und leidend den Geſetzen unterwerfen würde, die ſeine Willkür ihm auflegte? Allein es zweifelte auch Niemand, daß er den geſetzlichen Weg verlaſſen würde, wenn das Volk ſich jene Willkür nicht gefallen laſſe. Man ſah alſo in den Verſprechungen des Königs nur einen letzten Wunſch, durch Liſt zu gewinnen, was, wenn die Liſt nicht gelänge, trotz allen jenen Verſprechungen mit Gewalt verſucht werden ſollte. Während der König, wie es ſcheint, mit wirklicher Angſt das Reſultat der Wahlen abwartete und dieſelben für ſeine Miniſter günſtig zu ſtimmen ſuchte, um nicht zu dem letzten gefährlichen Mittel der Staatsſtreiche greifen zu müſſen, glaubte man faſt allgemein, und ſuchten alle liberalen Blätter zu überreden, daß die Staatsſtreiche ſchon vorher beſchloſſen und daß die Bemühungen von Seite der Re-

gierung bei den Wahlen, so wie ihre Versprechungen nur affectirt seyen, um sagen zu können, man habe erst dann Staatsstreiche versucht, nachdem man alle constitutionellen Mittel vergeblich erschöpft habe.

Daher schlugen denn auch alle Maßregeln der Regierung fehl. Die Wahlen fielen mit weit überwiegender Mehrheit zu Gunsten der Liberalen aus. Noch ein letztes Mittel wurde versucht, indem 20 Wahlcollegien bis auf den 19 Julius prorogirt wurden. Man wollte theils Zeit zu neuen Wahlumtrieben gewinnen, theils den Sieg von Algier abwarten. Allein dieß Alles half nichts mehr. Die öffentliche Meinung war weit mächtiger und sicherer. Die Liberalen waren durch ganz Frankreich eng mit einander verbunden und durch ein geheimes Comité directeur geleitet, welches, von den angesehensten Männern gebildet und unterstützt, überall Vertrauen und Gehorsam fand, und von dem alle gemeinsamen Maßregeln ausgingen. Hier wurde die Wiedererwählung der 221 Deputirten, welche in der letzten Kammer für die Adresse gestimmt, den Wählern zum Gesetze gemacht, und außer diesen 221 fielen auch die meisten übrigen Wahlen liberal aus. Indeß muß man der Thätigkeit des Comité directeur nicht zu viel Gewicht beilegen. Die öffentliche Meinung und das Volk thaten Alles, ohne sie wären alle Propaganden und Verschwörungen unnütz und lächerlich gewesen.

Eben da die letzten Wahlen statt fanden, in der Mitte des Julius, wurde die Eroberung von Algier bekannt, und wie wir schon oben gesehen, diente dieser Sieg nicht, die Schwierigkeiten, mit denen das Ministerium zu kämpfen hatte, wegzuräumen, sondern nur, sie zu vermehren.

Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Zauderte

der König, so erkaltete vollends der laue Triumph, der seiner Partei durch den Sieg von Algier geworden war, und ließ er die so entschieden liberal gestimmte Kammer, in welcher jene 221 Deputirten aufs neue und sehr verstärkt den Ministern gegenübertreten sollten, sich versammeln, so mußten die Minister weichen. Da nun aber der König um keinen Preis dem Volke nachgeben wollte, so blieb ihm nichts übrig, als den Staatsstreich, mit dem er längst gedroht hatte, rasch und kraftvoll auszuführen. Noch einmal warnten die treuen Anhänger des Königs vor diesem gefährlichen Schritte. Man sagte damals, daß selbst eine erlauchte Dame, die Dauphine, ihren Oheim beschworen habe, den letzten Worten des sterbenden Ludwig XVIII: „Regiert gesetzlich!" treu zu bleiben (eine übrigens unverbürgte Nachricht, die nicht ganz mit dem früheren Betragen der Dauphine übereinstimmt). Auch fremde Cabinette sollen gewarnt haben. Der König muß entweder noch in seinem Vorsatze geschwankt haben, oder er verstellte sich. Er behielt bis zum entscheidenden Moment die Maske der Gesetzlichkeit bei. Die Minister affectirten so viele constitutionelle Mäßigung, daß man von Peyronnet sagte, „er wolle die Charte mit seinen Umarmungen ersticken." Auch auswärtige Höfe erhielten durchaus beruhigende Versicherungen, und man ging so weit, einen deutschen Souverain, der damals gerade auf der Rückreise aus England begriffen war, nach Paris einzuladen, als ob ihn dort Festlichkeiten erwarteten, während man zur nämlichen Zeit sich zum Bürgerkriege rüstete.

Daß der König, obgleich er lang genug mit der Gewalt gedroht hatte, doch keineswegs ernstlich darauf vorbereitet war, geht aus den erbärmlichen Anstalten hervor, die dabei getroffen wurden. Wenn er wirklich schon längst zu Staatsstreichen

fest entschlossen gewesen wäre, so würde er ohne Zweifel bessere vorbereitende Maßregeln getroffen haben. Was er that, trägt sichtbar die Spuren einer übereilten Entschließung. Auch haben die angeklagten Minister einstimmig ausgesagt, daß ihnen der Entschluß des Königs erst unmittelbar vor der Ausführung bekannt geworden sey.

Die große Tragödie begann mit einem lächerlichen Vorspiele. Man hatte den eben so barbarischen als thörichten Einfall, den Pöbel gegen die wohlhabende Mittelclasse bestechen zu wollen. „Am 19 Julius hatten Deputationen der Damen der Halle, der Kohlenträger ꝛc. die Ehre, dem Könige in Saint-Cloud ihren huldigenden Glückwunsch zur Einnahme Algier's darzubringen, wobei die Damen der Halle (die berüchtigten Poissarden) Sr. Majestät Bouquets überreichten. Ein Kohlenträger wendete sich an den König mit den Worten: Sire, ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause. Machen Sie es wie der Kohlenträger, und zählen Sie auf uns.“ Trotz dieser lächerlichen Farce sah man bald darauf den eigentlichen Pöbel von Paris noch kräftiger als der wohlhabende Mittelstand gegen den König sich erheben. Eine große Proscriptionsliste und Verhaftbefehle gegen die liberalen Häupter von Paris, gegen die berühmtesten Deputirten, gegen die einflußreichsten Journalisten waren vorbereitet, aber man zauderte, sie rasch in Vollzug zu setzen. Man ließ diesen mächtigen Männern Zeit, sich an die Spitze der Revolution zu stellen. Eine kleine Armee von 12,000 Mann war zusammengezogen, durch große Geldverschwendungen bestochen, und Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, ein alter Napoleonischer Feldherr, sollte sie befehligen; aber dieses Heer war der unermeßlichen Bevölkerung von Paris nicht gewachsen, und man zögerte, es die Offensive

ergreifen zu laſſen. — Hätte man zuerſt die Bayonnette gebraucht, Paris mit ſtarker Macht beſetzt, die Häupter des Volkes verhaftet, ſo hätte der Staatsſtreich doch Nachdruck gehabt, und der Sieg wäre zweifelhafter geweſen; aber in unbegreiflicher Verblendung fing man damit an, Ordonnanzen zu erlaſſen, welche das ganze Volk erbittern und unter die Waffen bringen mußte, und dann erſt verſuchte man es mit der Gewalt, als es zu ſpät war."

Allein wir dürfen fragen: war Napoleon ſtärker als Marmont, da er 1795 die Sectionen der Pariſer mit Kartätſchen niederſchmetterte? und war ſeit jenem Tage nicht jede Volksbewegung, jede Bürgerbewaffnung in der ganzen Runde von Europa durch die wohlorganiſirte Militärgewalt beſiegt worden? Was war ſeit fünf und dreißig Jahren der Bürger? — Nichts! der Soldat? — Alles! Es iſt nur zu gewiß, daß der waffenloſe Bürger nicht mehr gefürchtet wurde, daß man ihm, daß er ſich ſelbſt die Energie nicht zutraute, die er nachher unerwartet entwickelte, und es iſt eben ſo gewiß, daß es nicht zu kühn war, zu hoffen, die ſo oft geſchlagene, ſo oft entwaffnete, ſo oft in ihren Meinungen leichtſinnig wechſelnde, ſo oft feig und ſervil erſchienene, ſo oft ihre eigene Verächtlichkeit nicht einmal beſchönigende Maſſe, als welche die Bevölkerung von Paris ſich ſeit jenen Tagen das Vendemiaire gezeigt hat, werde ſich auch dießmal im Angeſicht des für den Abſolutismus bewaffneten Europa's der Beweiskraft der Kartätſchen, der ultima ratio regum fügen. Der Heroismus des Bürgers war beinahe fabelhaft geworden, und die liberalen Chorführer, — was waren ſie? Schreier, Phraſendrechsler, ihre ganze Energie eine abgenutzte Wortmacherei, die ein Kanonenſchlag zerſchlagen konnte. Dieſe Beſchuldigungen ſind hundertmal wiederholt

worden und schienen selbst dem Unparteiischen nicht ganz aus der Luft gegriffen. Und dennoch! Völker sind so unergründliche Räthsel, daß sie jeder Berechnung spotten.

6.

Die Ordonnanzen.

Am 25 Julius, demselben Tage, an welchem vor 38 Jahren der Herzog von Braunschweig jenes unglückliche Manifest gegen die Franzosen erließ, welches damals den Sturz der Bourbons nach sich zog, erließ auch Karl X die unglücklichen Ordonnanzen, die ihn vom Throne stürzen sollten. Sie gingen unmittelbar vom Könige und von dem geheimen jesuitischen Comité aus, das im Hintergrunde Alles leitete, während die Minister im Vordergrunde nur ihre Befehle zu vollziehen hatten. Chantelauze mußte die Ordonnanzen nach der Vorschrift des Königs abfassen, alle Minister mit Ausnahme des abwesenden Bourmont, mußten sie unterzeichnen. Nur Polignac scheint es ohne Widerstreben gethan zu haben. Die übrigen fühlten das Gewicht ihrer Verantwortlichkeit, und gehorchten nur dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Peyronnet sagte, indem er unterschrieb, mit Würde: „Sie wollen meinen Kopf, hier ist er!“ Der Exminister Labourdonnaye soll aber darüber gespottet haben, daß die Minister sich zu so willenlosen Werkzeugen hergegeben. „Wenn um meinen Kopf gespielt wird,“ soll er gesagt haben, „so will ich wenigstens die Karten selbst in der Hand halten.“

Die erste der sechs verhängnißvollen Ordonnanzen hob die Preßfreiheit auf, die zweite löste die Depu-

tirtenkammer auf, die dritte ſchuf ein neues ganz illiberales Wahlgeſetz, die vierte berief eine neue Kammer auf den 28 September, und die fünfte und ſechste ernannte eine Menge höchſt unpopulärer Ultras zu Staatsräthen. Es iſt wichtig, die erſte, zweite und dritte Ordonnanz ganz vorzulegen, damit man genau erkenne, was Frankreich berechtigte, ſeine Dynaſtie zu ändern.

I. Ordonnanz. Karl von Gottes Gnaden ꝛc. haben befohlen und befehlen, wie folgt: Art. 1. Die Freiheit der periodiſchen Preſſe iſt ſuspendirt. 2. Die Verfügungen der Art. 1, 2 und 9 des erſten Titels des Geſetzes vom 21 Oct. 1814 ſind wieder in Kraft geſetzt. Demnach wird kein Journal und keine periodiſche oder halbperiodiſche Schrift, die bereits errichtet iſt oder errichtet werden ſoll, ohne Unterſchied der Materien, die darin abgehandelt werden ſollen, weder zu Paris noch in den Departements anders erſcheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns ſowohl die Verfaſſer als der Drucker beſonders erhalten haben. Dieſe Ermächtigung ſoll alle drei Monate erneuert werden. Sie ſoll wieder zurückgenommen werden können. 3. Die Ermächtigung ſoll durch die Präfecten proviſoriſch zugeſtanden und proviſoriſch entzogen werden können den Journalen und periodiſchen oder halbperiodiſchen Werken, die in den Departements herausgegeben werden oder herausgegeben werden ſollen. 4. Die mit Uebertretung des 2. Art. herausgegebenen Journale und Schriften ſollen unverzüglich mit Beſchlag belegt werden. Die Preſſen und Schriften, die zum Drucke derſelben gedient hatten, ſollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder außer Dienſt geſetzt werden. 5. Keine periodiſche Schrift unter 20 Druckbogen kann anders als mit Ermächtigung Unſers Miniſter-Staatsſecretärs des

Innern zu Paris und der Präfecten in den Departements erscheinen. Jede Schrift von mehr als 20 Druckbogen, die nicht ein und dasselbe Werk ausmachen wird, soll gleichfalls der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterworfen seyn. Schriften, die ohne Ermächtigung herausgegeben würden, sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder außer Dienst gesetzt werden. 6. Die Denkschriften über Processe, und die Denkschriften der gelehrten oder literarischen Gesellschaften sind einer vorläufigen Ermächtigung unterworfen, wenn sie im Ganzen oder zum Theil politische Materien behandeln, in welchem Fall die durch den 5. Art. vorgeschriebenen Maßregeln auf sie anwendbar sind.

II. Ordonnanz. In Betracht des 50. Art. der constitutionellen Charte, nachdem Wir von den Umtrieben benachrichtigt sind, die auf mehreren Punkten Unseres Königreichs verübt worden waren, um die Wähler während der letzten Wahlcollegien zu täuschen und irre zu führen, nach Anhörung Unseres Conseils, haben Wir befohlen und befehlen: Die Deputirtenkammer ist aufgelöst.

III. Ordonnanz. Da Wir beschlossen haben, der Wiederkehr der Umtriebe vorzubeugen, welche einen verderblichen Einfluß auf die Wirksamkeit der letzten Wahlcollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der constitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechts zu bedienen und durch von Uns ausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staats und die Unterdrückung jedes die

Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen, und haben, nach Anhörung Unseres Staatsraths, befohlen und befehlen: Art. 1. Gemäß den Artikeln 15, 36 und 50 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2) Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliarsteuer eingetragen sind. 3) Jedes Departement wird so viele Deputirte haben, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. 4) Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Art. 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. 5) Die Wahlcollegien werden sich in Bezirkscollegien und Departementalcollegien theilen. Davon sind ausgenommen die Wahlcollegien jener Departements, welchen bloß Ein Deputirter zukommt. 6) Die Bezirkswahlcollegien werden aus sämmtlichen Wählern bestehen, deren politischer Wohnort in dem Bezirke liegt. Die Departements-Wahlcollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Wähler des Departements bestehen. 7) Die gegenwärtige Umgränzung der Bezirkswahlcollegien ist beibehalten. 8) Jedes Bezirkswahlcollegium wird so viele Candidaten wählen, als seinem Departement Deputirte zukommen. 9) Das Bezirkscollegium theilt sich in so viele Sectionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Diese Theilung geschieht im Verhältnisse der Zahl der Sectionen und der Gesammtzahl der Wähler des Collegiums, mit möglichster Rücksicht auf die Anforderungen der Localität und Nachbar-

schaft. 10) Die Sectionen des Bezirkswahlcollegiums können sich an verschiedenen Orten versammeln. 11) Jede Section eines Bezirkscollegiums wird einen Candidaten wählen, und abgesondert von den übrigen ihre Functionen ausüben. 12) Die Präsidenten der Sectionen des Bezirkscollegiums werden durch die Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. 13) Das Departementscollegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichnisse der von den Bezirkscollegien vorgeschlagenen Candidaten genommen werden. Ist jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerad, so geschieht die Theilung ohne Schmälerung des dem Departementalcollegium vorbehaltenen Rechts. 14) Im Falle, wo durch Auslassungen, durch wichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichniß der von den Bezirkswahlcollegien vorgeschlagenen Candidaten unvollständig wäre, kann, wenn dieses Verzeichniß unter der Hälfte der erforderlichen Zahl steht, das Departementalcollegium einen weitern Candidaten außerhalb des Verzeichnisses erwählen; steht das Verzeichniß unter dem Viertel, so kann das Departementalcollegium die ganze Zahl der Departementaldeputirten außerhalb des Verzeichnisses ernennen. 15) Die Präfecten, Unterpräfecten und Oberofficiere, welche eine Militärdivision befehligen, können in den Departements, wo sie ihre Functionen ausüben, nicht gewählt werden. 16) Das Verzeichniß der Wähler wird durch den Präfecten im Präfecturrath abgeschlossen. Es wird fünf Tage vor dem Zusammentritte der Collegien angeschlagen. 17) Reclamationen über das Wahlrecht, welche von den Präfecten nicht gewürdigt wurden, werden von der Deputirtenkammer beurtheilt, zur Zeit, wo diese über die Gültigkeit der Operationen der Collegien entscheidet. 18) In den

Departementalcollegien werden die beiden älteſten und die beiden höchſt beſteuerten Wähler das Amt der Scrutatoren verrichten. Dieſelbe Anordnung wird in denjenigen Sectionen der Bezirkscollegien beobachtet werden, die aus mehr als 50 Wählern beſtehen. In den andern Sectionen wird das Scrutatorenamt von dem älteſten und von dem höchſtbeſteuerten Wähler ausgeübt werden. Der Secretär wird in dem Collegium der Sectionen der Collegien von dem Präſidenten und den Scrutatoren ernannt. 19) Keiner hat in das Collegium oder die Section des Collegiums Zutritt, der nicht in das Verzeichniß der dahin gehörigen Wähler eingetragen iſt. Dieſes Verzeichniß wird dem Präſidenten übergeben und bleibt in dem Sitzungsorte des Collegiums, ſo lange daſſelbe ſeine Functionen ausübt, angeſchlagen. 20) Jede Discuſſion oder Berathſchlagung irgend einer Art iſt in dem Wahlcollegium unterſagt. 21) Die Polizei des Collegiums ſteht dem Präſidenten zu. Ohne ſein Anſuchen kann keine bewaffnete Macht an dem Orte der Sitzungen aufgeſtellt werden. Die Militärcommandanten ſind gehalten, ſeinen Requiſitionen nachzukommen. 22) Die Wahl geſchieht in den Collegien und Sectionen der Collegien nach der abſoluten Mehrheit der eingegangenen Stimmen. Sollte indeſſen die Wahl nach zweimal vorgenommenem Scrutinium noch nicht entſchieden ſeyn, ſo nimmt das Wahlbureau das Verzeichniß derjenigen, welche bei dem zweiten Scrutinium die meiſten Stimmen erhalten haben, auf. Dieſes Verzeichniß muß eine doppelt ſo große Anzahl von Namen enthalten, als noch Candidaten zu wählen ſind. Beim dritten Scrutinium kann die Stimme nur ſolchen gegeben werden, welche auf jenem Verzeichniſſe ſtehen, und die Wahl erfolgt durch relative Stimmenmehrheit. 23) Die Wähler werden durch Wahlzettel

ſtimmen. Jeder Wahlzettel muß ſo viele Namen enthalten, als Candidaten zu wählen ſind. 24) Die Wähler werden ihr Votum auf dem Schreibtiſche des Wahlbureau's niederſchreiben, oder dort von einem der Scrutatoren niederſchreiben laſſen. 25) Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der ſeinen Zettel abgibt, werden von dem Secretär auf eine behufs der Conſtatirung der Stimmenzahl geführte Liſte eingetragen. 26) Jedes Scrutinium wird ſechs Stunden lang offen bleiben und dann noch in derſelben Sitzung erledigt. 27) Ueber jede Sitzung wird ein Protokoll aufgenommen. Dieſes wird von ſämmtlichen Mitgliedern des Wahlbureau's unterzeichnet. 28) Nachdem Art. 46 der conſtitutionellen Charte kann in der Kammer zu einem Geſetze kein Amendement gemacht werden, wenn dieſes nicht von Uns vorgeſchlagen oder bewilligt worden, und wenn es nicht zuvor an die Bureaux gewieſen und von dieſen discutirt worden iſt.

Die IV. Ordonnanz berief in einfachen Worten eine neue Kammer. Die fünfte und ſechste erhob die HH. Delavau, Vaublanc, Dudon, Forbin, Frenilly Desperey, Caſtelbajac, Mayrinhac, Cornet d'Incourt, Villebois, Formon, Conny, Curgay, Villeneuve, Chaulieu, Contades und Bergaſſe zu ordentlichen und außerordentlichen Staatsräthen. Dieſen ſechs Ordonnanzen folgte ein Bericht der Miniſter an den König, durch den dieſelben motivirt werden ſollten. Darin heißt es: „Trotz eines materiellen Wohlſtandes, wovon unſere Annalen kein Beiſpiel aufweiſen, geben ſich faſt auf allen Punkten des Königreichs Zeichen der Desorganiſation und der Anarchie kund. Ein thätiger, heftiger, unermüdlicher Uebelſinn arbeitet daran, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben, und Frankreich das Glück zu rauben,

deſſen

deſſen es unter dem Scepter ſeiner Könige genießt. Geſchickt, jede Unzufriedenheit zu benützen, jeden Haß zu beleben, rührt derſelbe unter dem Volke einen Geiſt des Mißtrauens und der Feindſeligkeit gegen die höchſte Macht auf, und ſucht allenthalben die Keime der Unruhe und des Bürgerkriegs auszuſäen. Man darf es durchaus nicht verkennen: dieſe Bewegungen, welche ohne große Gefahr in einem noch höhern Grade anwachſen können, ſind faſt gänzlich durch die Freiheit der Preſſe hervorgerufen und angeſtiftet. Zu allen Zeiten ward in der That die periodiſche Preſſe nur ein Werkzeug der Unordnung und des Aufſtandes, und es liegt in ihrer Natur nur ein ſolches Werkzeug zu ſeyn. Welche zahlreiche und unumſtößliche Beweiſe laſſen ſich zur Behauptung dieſer Wahrheit aufführen! Durch die gewaltſame und ununterbrochene Thätigkeit der Preſſe erklären ſich die allzu raſchen und allzu häufigen Wechſel unſerer inneren Politik. Sie erlauben weder, daß ſich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungsſyſtem feſtſetzte, noch daß man ſich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbeſſerungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren ſie fähig ſind, beſchäftigen konnte. Alle Miniſterien ſeit 1814, obgleich ſie unter verſchiedenen Einflüſſen gebildet wurden und entgegengeſetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denſelben Pfeilen, denſelben Angriffen und derſelben Zügelloſigkeit der Leidenſchaften ausgeſetzt. Opfer aller Art, Conceſſionen der Staatsgewalt, Parteiallianzen, nichts konnte ſie dieſem gemeinſchaftlichen Geſchicke entziehen. Dieſe an Betrachtungen ſo fruchtbare Vergleichung würde allein hinreichen, um der Preſſe ihren wahren und unwandelbaren Charakter anzuweiſen. Sie ſtrebt durch fortwährende, ausdauernde, täglich wiederholte Bemühungen da-

hin, alle Bande des Gehorsams und der Subordination zu erschlaffen, die Springfedern der öffentlichen Autorität abzunützen, diese in der Meinung der Völker herabzusetzen und verächtlich zu machen, und ihr überall Verlegenheiten und Widerstand zu schaffen. Ihre Kunst besteht darin, nicht etwa an die Stelle einer allzu leichten Unterwerfung des Geistes eine weise Freiheit der Prüfung zu setzen, sondern die positivsten Wahrheiten als Probleme darzustellen; nicht etwa über politische Fragen eine offene und nützliche Controverse anzuspinnen, sondern diese unter einem falschen Gesichtspunkte darzustellen und sie durch Sophismen aufzulösen. Auf diese Art hat die Presse Unordnung in die unbefangensten Intelligenzen gebracht, die festesten Ueberzeugungen erschüttert, und inmitten der Gesellschaft eine Verwirrung von Grundsätzen erzeugt, die zu den verhängnißvollsten Versuchen führt. Durch die Anarchie in den Doctrinen macht sie das Vorspiel zu der Anarchie im Staate. Es ist merkwürdig, Sire, daß die periodische Presse nicht einmal selbst ihre wesentlichste Bedingung, nämlich die der Publicität erfüllt hat. Es ist befremdlich, aber dennoch wahr, daß es keine Publicität in Frankreich gibt, wenn man dieses Wort in seiner richtigen und strengen Bedeutung auffaßt. Bei diesem Zustande der Dinge kamen die Thatsachen, wenn sie nicht ganz unterschoben sind, nur entstellt und auf die gehässigste Art verstümmelt zur Kenntniß mehrerer Millionen von Lesern. Eine von den Journalen erhobene dichte Wolke verschleiert die Wahrheit und hemmt gewissermaßen den Durchgang des Lichts zwischen Regierung und Volk. Die Könige, ihre Vorfahren, Sire, liebten immer, sich ihren Unterthanen mitzutheilen, ein Vergnügen, das die Presse Ew. Majestät bisher nicht genießen lassen wollte.

Eine alle Gränzen überschreitende Frechheit achtet, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, weder den ausdrücklichen Willen des Königs, noch die vom Throne herabgeklungenen Worte. Jener wurde verkannt und entstellt, diese wurden der Gegenstand treuloser Auslegung und bittern Hohns. In dieser Art ward der letzte Act der königlichen Gewalt, die Proclamation, im Publicum in Mißcredit gesetzt, noch ehe er zur Kenntniß der Wähler gekommen war. Dieß ist noch nicht alles. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie die Debatten beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen eben so traurigen als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Insulten und ihren Schmähungen verfolgen. Zu oft schon, Sire, mußte in der Kammer die Freiheit der Berathungen den wiederholten Streichen, welche die Presse gegen dieselbe führte, unterliegen. Wir tragen kein Bedenken, hier den ganzen Umfang unserer Uebel aufzudecken, um auch den ganzen Umfang unserer Hülfsquellen besser würdigen zu können. Eine systematische, im Großen angelegte und mit beispielloser Hartnäckigkeit geleitete Veränderung greift von fern und nah auch den untersten Agenten der Regierung an. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähung gesichert, wenn er von seinem Souverän das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält. Ein großes über Frankreich

ausgespanntes Netz umgarnt alle öffentlichen Beamten; in beständigen Anklagestand gesetzt scheinen sie gewissermaßen ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft; man schont bloß die, deren Treue wankt; und lobt bloß die, deren Treue unterliegt; die übrigen werden von der Faction bezeichnet, ohne Zweifel, um später als Opfer der Volksrache zu fallen. Nicht minder eifrig bemühte sich die periodische Presse mit ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester zu verfolgen. Sie will — und wird es stets wollen — in den Herzen der Völker die religiösen Gefühle bis auf den letzten Keim vernichten. Zweifeln Sie nicht, Sire, es wird ihr gelingen, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht, und mit vollen Händen Hohn und Verachtung über die Diener des Altars ausschüttet. — So großen, durch die periodische Presse zur Welt gebrachten Uebeln gegenüber müssen Gesetze und Gerechtigkeit gleichmäßig ihre Unmacht bekennen. Wenn sie einschreitet ist der Schaden bereits geschehen, und statt ihn zu ersetzen, fügt die Strafe noch den Scandal der öffentlichen Verhandlung bei. Die gerichtliche Verfolgung ermüdet, die aufrührerische Presse ermüdet niemals. Die Unzulässigkeit, oder vielmehr die Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen bestimmten Vorsichtsmaßregeln ist durch die Thatsachen nachgewiesen. Ebenso haben die Thatsachen bewiesen, daß die öffentliche Preßfreiheit bloßgestellt ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, deren Verheerungen Schranken zu stecken. Es gibt nur Ein Mittel, sie zu befriedigen — zur Charte zurückzukehren. Sind auch die Worte des Art. 8 zweideutig, so ist doch sein Sinn offenbar. Es ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht zugestanden hat. Im Jahre

1819, zu der Zeit selbst, als ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde darin offen verkündet, daß die periodische Presse nicht durch die Verfügung des Art. 8 geregelt sey. Diese Wahrheit ist überdieß auch durch die Gesetze bestätigt, die den Journalen die Bedingung einer Cautionsleistung auflegten. Jetzt, Sire, bleibt nur noch zu fragen, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetze vom 21 October 1814 bewerkstelligt werden soll. Die Staatsconstitution ist erschüttert. Ew. Majestät allein bewahrt die Kraft, sie wieder herzustellen und auf ihren Grundlagen zu befestigen. Der Art. 14 bekleidet Ew. Majestät mit einer hinlänglichen Gewalt, allerdings nicht um unsere Institutionen zu ändern, aber um sie zu befestigen und desto unwandelbarer zu machen. Gebieterische Nothwendigkeiten gestatten nicht mehr, die Ausübung dieser obersten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, zu Maßregeln Zuflucht zu nehmen, die im Geiste der Charte, aber außerhalb der gesetzlichen Ordnung liegen, deren sämmtliche Hülfsquellen fruchtlos erschöpft wurden."

Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Gazette de France zuerst dem 14ten Artikel der Charte eine Auslegung gegeben, wie sie der König in diesem kritischen Augenblicke gebrauchte. Der Artikel sagt nur: Le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'exécution des lois et de la sûreté de l'état. Das heißt, der König hat die Pflicht, die Gesetze zu vollziehen; die Gazette de France aber legte den Sinn hinein, der König hat das Recht, die Gesetze umzustoßen. Diese dem ganzen Sinne der Charte widerstreitende und durchaus sophistische Auslegung wurde aber vom Könige angenommen und den Ordonnanzen zu Grunde gelegt.

7.

Die drei Tage.

Am 26 Julius, Montag Morgens, wurden die Ordonnanzen durch den Moniteur bekannt. Diese Nachricht traf die bisher friedliche Hauptstadt wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Anfangs betäubte sie und machte allen Verkehr still stehn, bald aber entflammte sie den Zorn und brachte die Leidenschaften zu einem wüthenden Ausbruche. Jedermann verließ sein Gewerb. Man versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, man las in den Gärten der Tuillerien und des Palais royal die Ordonnanzen vor. Die großen Handelshäuser stellten augenblicklich ihre Zahlungen ein, die reichen Fabrikherren und Buchdrucker entließen ihre Arbeiter. Diese letztere höchst wichtige Maßregel rührte nicht allein von Furcht her, sie war auch von Seiten der reichen Liberalen darauf berechnet, die große Masse der plötzlich entlassenen und dadurch für den Augenblick brodlosen Arbeiter aufzureizen. Diese Arbeiter, vorzüglich aber die zahlreichen Drucker der durch die Ordonnanzen aufgehobenen liberalen Journale tobten nun durch die Straßen, schrien um Brod, und berathschlagten, nach Saint-Cloud zu ziehen, wohin der Hof sich zurückgezogen hatte, um die Wirkung der Ordonnanzen abzuwarten. Indeß verging dieser Tag noch ohne Excesse. Erst gegen Abend kam es zu einem noch unbedeutenden Streite. Ein gewisser Marquis von Chabannes, ein excentrischer Kopf, der in dem Journal Le Régénérateur allen Parteien den Krieg erklärte, hing in seinem Bureau satyrische Verse und Carricaturen aus. Gendarmen eilten herbei, sie abzureißen, wurden aber vom Volk ausgezischt und hart gedrängt. Zu gleicher Zeit lauerten an-

dere Volkshaufen dem Fürsten von Polignac auf, den man von Saint-Cloud zurück erwartete, sie verfehlten aber den rechten Wagen, und der Fürst kam unerkannt in sein stark bewachtes Hotel, in welchem nur unter dem Ruf: Nieder mit Polignac! einige Fenster eingeworfen wurden. — Die in Paris anwesenden Deputirten versammelten sich bei Casimir Perier, um gemeinsame Maßregeln zu ergreifen. Dasselbe thaten die Journalisten. Die Drucker einiger Journale zeigten Angst, selbst einige Redactionen, namentlich des Constitutionnel, fühlten eine menschliche Schwäche. Desto muthiger traten andere auf. Das Journal du Commerce, dem der Buchdrucker aus Furcht vor der Polizei seine Pressen verweigerte, wandte sich noch in der Nacht an Herrn Debelleyme, Präsidenten des ersten Tribunals von Paris, der auch nicht anstand, dem Drucker die Fortsetzung des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen erst in den Journalen und noch nicht officiell durch das Gesetzbulletin bekannt gemacht seyen, also auch noch keine Gesetzeskraft hätten. Dieser gesetzliche, aber dem Könige gegenüber sehr kühne Schritt des Gerichtspräsidenten machte den Journalisten nicht wenig Muth.

Am 27 Julius erschien früh Morgens eine Protestation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteurs fast aller liberalen Pariser Blätter, an deren Spitze aber die kühnen und berühmten Verfasser des National, Thiers und Mignet, und die des Globe und Courrier français standen. In dieser Proclamation hieß es: „Das gesetzmäßige Regime ist unterbrochen, das Reich der Gewalt hat begonnen. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge hört der Gehorsam auf, eine Pflicht zu seyn. Die Bürger, welche vor allen zu gehorchen haben, die Herausgeber öffentlicher

Blätter, müssen zuerst das Beispiel des Widerstandes gegen eine Autorität geben, die sich ihres gesetzlichen Charakters entäußert hat. Es genügt, die Gründe, auf welche sich jener Widerstand stützt, hier anzuführen. Die Gegenstände, über welche die heute bekannt gemachten Ordonnanzen Verfügungen treffen, gehören zu denen, über die, der Charte gemäß, die königliche Autorität nicht allein entscheiden darf. Der Art. 8 der Charte sagt, daß sich die Franzosen in Allem, was die Presse betrifft, nach den Gesetzen zu richten haben, also nicht nach Ordonnanzen. Ferner sagt die Charte im 35sten Art., die Organisation der Wahlcollegien soll durch Gesetze, also nicht durch Ordonnanzen geregelt werden. Der Wortlaut der Charte, das bisherige Verfahren der Krone selbst und die Entscheidungen der Gerichtshöfe stellen es außer Zweifel, daß in Betreff der Presse und der Wahlorganisation nur die Gesetze, d. h. der König, vereint mit den Kammern, Verfügungen treffen können. Die Regierung hat somit heute die Gesetzmäßigkeit verletzt, und wir sind des Gehorsams entbunden. Wir machen den Versuch unsere Blätter erscheinen zu lassen, ohne die uns auferlegte Autorisation nachzusuchen; wir werden alles Mögliche thun, um sie wenigstens heute nach ganz Frankreich zu versenden. Die Bürgerpflicht gebietet uns dieß; wir erfüllen sie hiermit. Es steht uns nicht zu, der gesetzwidrig aufgelösten Kammer ihre Pflichten vorzuschreiben, indessen dürfen wir sie im Namen Frankreichs auf das angelegentlichste bitten, sich auf ihr unbestreitbares Recht zu stützen, und nach Kräften der Uebertretung der Gesetze zu widerstreben. Die Charte sagt zwar im 50sten Art., daß der König die Deputirtenkammer auflösen kann; aber dazu ist es nothwendig, daß sie vorher versammelt gewesen, und als Kammer

conſtituirt ſey, kurz, daß ſie irgend ein Syſtem an den Tag gelegt habe, welches ihre Auflöſung hervorrufen konnte. Bevor alſo die Kammer verſammelt und conſtituirt iſt, kann nichts weiter als das Wahlgeſchäft beendigt ſeyn; die Charte ſagt aber nirgends, daß der König berechtigt ſey, die Wahlen für ungültig zu erklären, folglich ſind die heute bekannt gemachten Ordonnanzen geſetzwidrig, weil ſie etwas thun, was durch die Charte nicht autoriſirt iſt. Die auf den 3 Aug. zuſammenberufenen Deputirten ſind in geſetzmäßiger Form zuſammenberufen; ihr Recht muß eben ſo gut heute noch beſtehen, als es geſtern beſtand. Frankreich ſchwört, ſie nicht zu vergeſſen; ſie müſſen Alles thun, was ſie können, um ihr Recht zu behaupten."

Zu gleicher Zeit erklärte der feurige Dunoyer, Herausgeber des Cenſeur, mit ſeiner Namensunterſchrift: „Er ſchwöre bei ſeinem Leben, keine Steuern zu bezahlen, bis die monſtröſen Ordonnanzen zurückgenommen ſeyen."

Wie nun die Journale den Widerſtand begannen, ſo wurde auch zuerſt gegen ſie Gewalt gebraucht. Schon früh um neun Uhr belagerten die Gendarmen die Bureaux des National und des Temps, brachen das erſtere gewaltſam auf, ließen ſich aber mit dem andern in Unterhandlungen ein. Die Eigenthümer, welche die Thüre feſt verrammelt hatten, hielten ihnen aus dem Fenſter den Criminalcoder vor und laſen ihnen mit größter Kaltblütigkeit den Artikel vor, der den gewaltſamen Einbruch in ein Haus verbot. Die Gendarmen ließen einen Schloſſer nach dem andern kommen, die Thüre zu öffnen, aber kein einziger wollte ſich dazu verſtehn. Man mußte einen Kerkerwächter zu dem entehrenden Geſchäfte des Thürerbrechens gebrauchen. Die Preſſen wurden zerſtört, die Journa-

liſten verhaftet. Zugleich erließ der verhaßte Polizeipräfect Mangin einen verſchärften Befehl, keine den letzten Ordonanzen zuwiderlaufende Zeitung oder andere Druckſchrift öffentlich auszubieten.

Nun vergrößerten ſich die Zuſammenläufe des Volkes, die von den Gendarmen denſelben Vormittag mehrmals auseinander getrieben wurden. Man jagte die Menge aus dem Palais-Royal, welches der Mittelpunkt der Zuſammenläufe war, und ſchloß deſſen Gitter. Aber nun ſchloſſen auch die Bürger ihre Läden, alle Arbeit hörte auf, und die müßige Menge wogte immer zahlreicher und immer zorniger durch die Straßen. Die Fäuſte ballten ſich, und wüthendes Geſchrei erfüllte die Luft, den ſchrecklichen Ausbruch der Volksrache vorher verkündend. Aber noch war die Menge nicht bewaffnet, noch war kein Blut vergoſſen, noch konnten verſöhnende Maßregeln den Sturm beſchwören. Statt deſſen ließ der König, der unterdeſſen ruhig zu Saint-Cloud Whiſt ſpielte, die Bajonnette brauchen, und der verhängnißvolle Kampf begann.

Um 4½ Uhr erhielten die Truppen Befehl, ſich aufzuſtellen, die Garde auf den Plätzen des Carouſſel, des Palais-Royal, Ludwigs XV, und vor dem Hotel des Fürſten von Polignac, die Linientruppen auf dem Platze Vendome und den Boulevards. Unterdeſſen wuchs aber auch die Volksmenge von Stunde zu Stunde und drängte ſich beſonders in den Straßen Richelieu und Saint-Honoré. Um ſie auseinander zu treiben, wurden zwei Abtheilungen Truppen nach verſchiedenen Seiten abgeſchickt, jedoch Gendarmerie an der Spitze, weil man das Militär erſt im äußerſten Nothfalle brauchen wollte. Die erſte dieſer Abtheilungen gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux ſo ins Gedränge des Volkes, daß ſie weder

vorwärts noch rückwärts konnte, und in Folge dieses Gedränges und der herrschenden Erbitterung wurde sie von einem Hause aus, an welchem gerade gebaut wurde, mit einem Hagel von Steinen und Ziegeln überschüttet. Bald darauf fielen die ersten Schüsse, die Einen behaupten vom Volke aus, die Andern von den Soldaten. Die letzteren jagten durch ein Pelotonfeuer die Menge aus einander und rückten vor. — Die andere Abtheilung zog durch die Straßen Saint-Honoré und stieß hier auf eine heranwogende Volksmasse, die einige große Wagen (Omnibus) umgestürzt und dadurch eine Verrammlung gebildet hatte. Die Soldaten forderten das Volk dreimal auf, auseinander zu gehen, aber da diese Aufforderung nicht von der gesetzmäßigen bürgerlichen Behörde ausging, so achtete das Volk nicht darauf, sondern antwortete durch Steinwürfe. Jetzt rückten die Truppen vor, drangen durch die Verrammlung und schossen, jedoch anfangs nur in die Luft. Erst hinter der Kirche Saint-Roch, wo das Volk von Neuem sich setzte und einen fürchterlichen Steinhagel auf die Truppen machte, wurde scharf geschossen. Da das unbewaffnete Volk nun nicht länger Stand hielt, vereinigten sich die beiden Truppenabtheilungen in der Straße Castiglione, stellten Wachen aus und zogen sich dann auf ihre Corps zurück. Allein da es dunkel wurde, kam die Menge wieder hervor, plünderte die Buden der Waffenhändler, wenn diese nicht freiwillig ihre Waffen hergaben, und allarmirten die Wachtposten der Gendarmen; jedoch gelang es ihnen nur den an der Börse zu überwältigen und das Wachthaus in Brand zu stecken. Aber die einbrechende Nacht kam dem Volke trefflich zu Statten, da sich die Soldaten nicht in die dunkeln und unsichern Gassen wagen durften.

Die in Paris anwesenden Deputirten fühlten, daß sie die Journale und das Volk, die bisher allein auf dem Kampfplatze erschienen waren, unterstützen müßten. Schon am Tage zuvor (am 26sten) hatten sie Zusammenkünfte bei Casimir Perier und Alexander Delaborde gehalten, die jedoch noch ohne Resultat geblieben waren. Am Abende des 27sten versammelten sie sich wieder und verfaßten eine Protestation, die indeß erst am folgenden Tage bekannt gemacht werden konnte, da sie denn nicht verfehlte, den Muth des Volkes lebhaft anzufeuern. Sie lautet: „Unterzeichnete regelmäßig gewählte und jetzt in Paris anwesende Deputirte halten sich durch Pflicht und Ehre für verbunden, laut gegen die Maßnahmen zu protestiren, welche die Räthe der Krone geltend gemacht haben, um das gesetzliche Wahlsystem umzustürzen und die Preßfreiheit zu vernichten. Besagte in den Ordonnanzen vom 25 Julius 1830 enthaltene Verfügungen laufen schnurstracks den verfassungsmäßigen Vorrechten der Pairskammer, dem öffentlichen Rechte der Franzosen, den Befugnissen und Aussprüchen der Gerichtshöfe entgegen, und drohen den Staat in eine Verwirrung zu bringen, welche eben so sehr für den Frieden in der Gegenwart als für die zukünftige Sicherheit gefährlich werden kann. Ihrem Eide unverbrüchlich getreu, protestiren deßhalb die Unterzeichneten einstimmig nicht nur gegen jene Verfügungen an sich selbst, sondern gegen alle Acten, die daraus abgeleitet werden könnten; und in Betracht, daß einerseits die Deputirtenkammer nicht aufgelöst werden kann, weil sie sich noch nicht constituirt hat, und daß sodann der Versuch, eine andere Deputirtenkammer mittelst eines neuen, willkürlichen Verfahrens zu bilden, mit der Verfassung und den verjährten Rechten der Wähler in offenem Widerspruche steht, erklären Un-

terzeichnete, daß sie sich noch immer als die rechtmäßigen Erwählten derjenigen Bezirks- und Departemental-Wahlcollegien, die ihnen ihre Stimmen gegeben haben, betrachten, und daß nur solche an ihre Stelle treten können, die durch Wahlen ernannt würden, welche den vom Gesetze aufgestellten Grundsätzen und Formen gemäß wären. Wenn aber Unterzeichnete ihre Rechte nicht wirklich ausüben und nicht alle Pflichten erfüllen, die ihnen ihre gesetzliche Wahl auferlegt hat, so ist die Ursache nur darin zu suchen, daß materielle Gewalt sie daran hindert. Labbey de Pompières, Sebastiani, Mechin, Casimir Perier, Guizot, Audry de Puyraveau, André Collot, Gaëtan de la Rochefoucault, Mauguin, Bernard, Voisin de Gartempe, Froidefond de Bellile, Villemont, Firmin Didot, Daunou, Rollis, Villemant, de Laribolsière, Comte de Bonty, Louis Dufresne, Girod de l'Aine, Laisné de Villevesque, Benjamin Delessert, Marchal, Rau de Champlouis, Millaux Comte d'Estourmell, Comte de Lobau, Baron Louis, Comte de Montguyon, Levaillant, Tranchont, General Gérard, Jacques Lafitte, Garnier, Dugas-Monbel, Vassal, Alexander de Laborde, Jacques Lefebvre, Matthieu Dumas, Eusèb, Salverte, de Doulmaine, Chardel, Hernaux, Bavoux, Charles Dupin, Hely d'Oissel, Eugen d'Harcourt, Baillot, General Lafayette, Georges Lafayette, Jouvencel, Bertin de Vaux, Comte de Lameth, Bernard, Duchafaut, August de Saint-Aignan, Keratry, Ternaux, Jacques Odier."

Der reiche Banquier Lafitte spielte bei diesen und allen nachfolgenden Vorfällen eine Rolle, die ihm die Dankbarkeit seiner Mitbürger und die Verehrung ihrer Nachkommen zusichert; obgleich mit der Regierung in allerlei Finanzverbin-

dungen stehend; obgleich unermeßliche Reichthümer ihn hätten behutsam machen können; obgleich durch eine Wunde am Fuße im Gehen gehindert, nahm er an allem den thätigsten Antheil, versammelte er wiederholt bei sich seine Amtsbrüder, leitete deren Schritte und war einer der Ersten, die sich an die Spitze des Umschwungs stellten. Daß die Namen Lafayette und Benjamin Constant vergeblich auf der Liste gesucht wurden, darf nicht befremden; beide Freunde der Freiheit waren nicht in Paris zugegen und mußten erst von ihrem Landsitze oder ihren Vergnügungsreisen herbeigerufen werden; daß aber Dupin der Aeltere nicht nur anfangs fehlte, sondern auch dann noch nicht unterschrieb, als sein Bruder schon längst auf der Liste stand, beweist, daß schön reden leichter ist, als muthig handeln, und daß auch feste Charaktere im Augenblicke der Gefahr unschlüssig bleiben können.

Auch der König und die Minister waren in dieser verhängnißvollen Nacht vom 27sten bis auf den 28sten Julius nicht ganz unthätig. Paris wurde in Belagerungszustand und Marschall Marmont officiell zum Befehlshaber der bewaffneten Macht erklärt, die von allen Seiten aus der Umgegend zusammengezogen und nach Paris geschickt wurde. Allein Karl X sowohl als der Dauphin blieben selbst ganz ruhig in Saint-Cloud, anstatt sich den Truppen und dem Volke zeigen, und à cheval zu steigen, was sie so oft thun zu wollen sich gerühmt hatten. Polignac und die übrigen Minister befanden sich in Paris unter dem Schutze der Truppen, ihre ganze Thätigkeit bestand aber auch weiter in nichts, als 45 Verhaftsbefehle gegen die vornehmsten Liberalen zu erlassen. Der Polizeipräfect sollte diese Befehle vollziehen, allein es wurde, wie es heißt aus Furcht, unterlassen.

So brach der ewig denkwürdige 28 Julius heran, ein klarer heißer Sommertag und zufällig der Jahrestag des 9 Thermidor, an welchem Robespierre gestürzt worden und die Schreckensherrschaft ein Ende genommen. Das Volk hatte die Nacht trefflich benutzt, in vielen Straßen Barricaden errichtet und sich so gut als möglich bewaffnet. Die zahlreichen Schüler der Rechts- und Arzneischule ließen sich nicht länger halten, ebenfalls in Reihe und Glied zu treten, und die Schüler der polytechnischen Anstalt, die einst 1814 mit Heldenmuth den Montmartre vertheidigt, befreiten sich ebenfalls mit Hülfe des Volks aus ihren Mauern, wo man sie vergeblich zurückzuhalten suchte. Endlich zögerten auch die ehrbaren und wohlhabenden Bürger nicht länger, dem niedern Volke beizustehen und in der alten Tracht und Bewaffnung der Nationalgarde strömten sie aus allen Häusern zusammen. Zugleich waren in der Nacht alle königlichen Wappen und Zeichen zertrümmert worden, und an ihre Stelle trat die dreifarbige Fahne, die alte Farbe der Freiheit und des Ruhmes, der Republik und des Kaiserreichs. Sie wurde zuerst in der Vorstadt Saint-Antoine entfaltet unter dem tausendstimmigen Jubel des Volks. Ganz Paris stand mit dem ersten Strahle der Sonne unter den Waffen, von glühender Kampflust beseelt.

Der Marschall versäumte es, dem Volke zuvorzukommen. Er hielt die Soldaten in den Casernen zurück, während das Volk sich ungehindert sammeln, ordnen und Muth zusprechen konnte. Das Gemeindehaus auf dem Grèveplatze, ein wichtiger Posten, wurde um 8 Uhr vom Volke ohne Widerstand genommen. Erst um 9 Uhr stellte der Marschall die Truppen auf, beging aber dabei wieder den Fehler, sie viel zu sehr zu

zerſtreuen. In enge, von ſehr hohen Häuſern umgebene Straſſen eingekeilt, vermochten ſie dem in den Häuſern und hinter Barricaden verſchanzten Volke nicht kräftig genug zu widerſtehen und konnten ſich wechſelſeitig keinen Beiſtand leiſten, ja ſelbſt die Communication zwiſchen den einzelnen Abtheilungen wurde häufig abgeſchnitten. Der Marſchall bildete vier Colonnen, die er nach verſchiedenen Richtungen in der Stadt vertheilte. Nun erſt, gegen Mittag, begann der eigentliche Kampf.

Die erſte Colonne marſchirte gegen das Gemeindehaus und um daſſelbe entſpann ſich auf dem Grèveplatz ein furchtbares Gefecht, das den ganzen Tag ununterbrochen anhielt. Die erſte kleine Abtheilung von Soldaten, welche heranrückte, wurde von den Bürgern zurückgeſchlagen. Den Kanonen der Garde gelang es, das Gemeindehaus zu nehmen. Bald aber ſtrömte das Volk aus allen umliegenden Gaſſen wieder herbei. Das ſchreckliche Feuer der Garden hemmte den Angriff. Auf einer Hängebrücke, die an der Inſel de la Cité zum Grèveplatz führt, ſtanden Schweizer. Ein Jüngling, Namens Arcole, ſtürzte mitten durch den Kugelregen auf ſie zu, und fiel. Doch das Volk drang ihm nach und ſchrieb ſeinen bedeutungsvollen Namen (man denke an die berühmte Brücke von Arcole in Italien) auf den Schwibbogen der Brücke. Das Stadthaus wurde zum zweitenmal von den Bürgern genommen, doch verſtärkt kehrten die Soldaten zurück, und in raſtloſem Gefechte wurde nun das Stadthaus verloren und wiedergenommen, nochmals verloren und wieder genommen, bis die tapfern Bürger das Schlachtfeld behaupteten und die hart mitgenommenen Truppen bei anbrechender Nacht ſich mühevoll den Rückweg bahnten. Alle umliegenden Häuſer waren theilweiſe zertrümmert und

BIBL. UNIVERS. LIPS.

MARMONT.
Herzog v. Ragusa

und ſtarrten von Kugeln, der Platz war von Todten und Verwundeten erfüllt, doch die dreifarbige Fahne wehte am Gipfel des Gemeindehauſes, der Stadt den Sieg ihrer Bürger verkündend.

Die zweite Colonne marſchirte gegen die Vorſtadt Saint-Antoine über die Boulevards. Sie wurde vom Volke nicht minder lebhaft empfangen, zuerſt am Thore Saint-Denis, dann am Thore Saint-Martin. Indem ſie in die Straße Saint-Antoine eindringen wollte, um von da nach dem Grèveplatze vorzurücken und die daſelbſt kämpfenden Truppen zu unterſtützen, fand ſie den Weg verbarricadirt und erlitt aus den umliegenden Häuſern ſo großen Verluſt, daß ſie, voll Erbitterung, mit Haubizen zu ſchießen begann. Aber die erſte Kugel wurde aufgefangen und ſogleich zu einem Fenſter herausgehängt, mit der Aufſchrift: Karl X an ſein Volk! Bei der evangeliſchen Kirche gelang es den Soldaten, das Volk zu vertreiben. Nur ein Fahnenträger blieb zurück, und pflanzte unerſchrocken die Fahne auf, bis man ihn niederhieb. Da indeß die Barricaden ſich von allen Seiten vervielfältigten, ſah die Colonne ſich endlich unverrichteter Dinge zum Rückzuge gezwungen.

Die dritte Colonne marſchirte gegen den Platz des Victoires, kam aber auf der Straße Montmartre in ein eben ſo furchtbares Gedränge. Die Schweizer retirirten mit Zurücklaſſung einer Kanone. Ein Zögling der polytechniſchen Schule ſtürzte vor, warf ſich auf die Kanone und rief: Sie iſt unſer, ich halte ſie, und will eher ſterben, als ſie fahren laſſen! Die Bürger retteten ihn und die Kanone aus den Händen der zurückgekehrten Schweizer. Der Kampf wurde immer furchtbarer und die Colonnen abgeſchnitten, von allen Seiten mit Barricaden umringt. Da rückte Marmont ſelbſt mit ſeiner Reſerve ihr zu Hülfe, allein auch er vermochte nicht durch die

Straße Montmartre zu dringen und mußte endlich den Rückweg ſuchen.

Eine vierte Colonne ſtand bei der Magdalenenkirche, behauptete dieſen Poſten nach einem kurzen Kampfe, und blieb übrigens unthätig.

Die geſchlagenen Truppen zogen ſich in die Tuillerien und das Louvre zurück. Von letzterem Palaſte aus ſchoſſen die Schweizer, bis es Nacht wurde, unaufhörlich auf die Bürger, ſelbſt auf Weiber, und wer nur in den Bereich ihres Schuſſes kam. Und ſelbſt die Nacht machte dem Kampfe noch kein Ende, denn um 11 Uhr wurde die Caſerne der Gendarmen in der Straße Saint-Martin von den Bürgern erſtürmt.

Die Tapferkeit und noch mehr der Edelmuth des Volkes zeigte ſich an dieſem Tage im glänzendſten Lichte. Unverzagt warfen ſich wohlhabende Bürger, arme und ungebildete Arbeiter, Studenten, ſelbſt Weiber und Knaben, Menſchen, die nie eine Waffe geführt hatten, den Kugeln und Bajonnetten entgegen. Und es fand nicht die mindeſte Ausſchweifung ſtatt. Selbſt der roheſte Pariſer Pöbel zeigte ſich großmüthig gegen den überwundenen Feind, keine Grauſamkeit ward begangen, keine Plünderung. In einem Zimmer, aus welchem das Volk den ganzen Tag hindurch geſchoſſen hatte, fanden die Beſitzer das Silberzeug unberührt, das in demſelben offen herumſtand. Einem halbverſchmachteten, verwundeten Arbeiter bot man Geld. Da zog er wüthend den Säbel und ſchrie: „Elender, du wagſt mir Geld zu geben, mir, einem Soldaten des Vaterlandes!“ Zahlloſe Anekdoten, Züge der edelſten Großmuth ſchildernd, wurden durch Flugſchriften und Lithographien bald überall verbreitet. Mehr davon hier anzuführen, erlaubt uns der Raum nicht.

Die geschlagenen Truppen befanden sich in einer traurigen Lage. Zwar hatte man große Summen Geldes unter ihnen ausgetheilt. Es war dazu, wie später nachgewiesen wurde, beinahe eine Million verschwendet worden (553,271 Fr. von der Civilliste, und 421,000 aus dem Staatsschatze). Man fand bei jedem gemeinen Soldaten bei 50 Fr. Allein für dieses Geld konnten sie sich nicht die dringendsten Lebensbedürfnisse anschaffen. Von Mattigkeit übermannt fanden sie auf ihren Stationen nur Wein und Branntwein, aber kein Brod. Des Sieges schon im voraus versichert, hatte man nicht daran gedacht, daß die Thüren der Bürger sich den Soldaten verschließen würden. Zu dieser physischen Entmuthigung gesellte sich eine moralische. Das zermalmende Gefühl, Bürgerblut in Strömen vergossen zu haben und doch geschlagen zu seyn, die Scham, die Reue folterte die Soldaten. Eine solche Nacht war schrecklicher als das Gemetzel des Tages. Viele Officiere verließen die Reihen. Ein alter Edelmann, Graf Latour du Pin, schrieb folgenden Brief an Polignac: „Monseigneur, nach einem Tage, der, wider alle göttlichen und menschlichen Gesetze, mit Gemetzel und Unglück erfüllt war, an dem ich nur aus menschlichen Rücksichten Antheil nahm, die ich mir nicht vergebe, verbietet mir mein Gewissen auf das bestimmteste, auch nur einen Augenblick länger im Dienste zu bleiben. In meinem Leben habe ich oft genug Beweise meiner Ergebenheit an den König gegeben, so daß man meine Absichten nicht verleumden kann, wenn ich das, was von ihm ausgeht, von den Gräueln unterscheide, die man in seinem Namen verübt. Demzufolge habe ich die Ehre, Sie zu bitten, Monseigneur, meine Dimission als Capitän der Garde unter die Augen des Königs zu bringen.“

Polignac achtete auf so etwas nicht. In seinen Augen war der Sieg gar nicht zweifelhaft. „Schießen Sie, wohin Sie wollen, wohin Sie können," soll er bei Ertheilung der Blutbefehle gesagt haben. Weit entfernt, dem Gemetzel ein Ende zu machen, dachte er auch am Abende dieses unheilvollen Tages nur daran, es morgen zu erneuern. An diesem blutigen Abende des 28 Julius begaben sich die Häupter der Liberalen, General Gérard, Graf Lobau, Lafitte, Casimir Perier und Mauguin, in die Tuillerien. Der beredte Lafitte führte das Wort, forderte den Marschall Marmont nachdrücklich auf, den Kampf einzustellen und machte ihn im Namen der Kammer für die Folgen verantwortlich. Der Marschall zuckte die Achseln und entschuldigte sich damit, daß Gehorsam die Ehre des Soldaten sey. „Aber die Ehre des Bürgers", rief Lafitte mit Feuer, „ist es nicht, seine Mitbürger zu erwürgen!" Er erklärte sodann dem Marschall, das Volk werde zur Ordnung und Ruhe zurückkehren, wenn die Ordonnanzen widerrufen, die Minister entlassen und die Kammern am 3 August versammelt würden. Der Marschall erbot sich, diese Bedingungen dem Fürsten Polignac mitzutheilen, kam aber von diesem nach einer Viertelstunde mit der Antwort zurück, der Fürst verschmähe es, in Unterhandlung zu treten, wenn sie keine andern Bedingungen zu machen hätten. „So will man den Bürgerkrieg!" rief Lafitte mit Heftigkeit; der Marschall machte eine stumme Verbeugung, und die Deputation kehrte unverrichteter Sache aus den Tuillerien zurück.

Indeß schickte der Marschall sogleich den Obristlieutenant Komierowsky an den König, um ihn von den Vorschlägen der Deputirten in Kenntniß zu setzen. Der Obristlieutenant kam mit Staub bedeckt in St. Cloud an, und verlangte,

ſogleich vor den König gelaſſen zu werden. Wie? in dieſem Anzuge? rief man ihm zu, und es hielt ſchwer, bis man ſich endlich entſchloß, für dießmal die Etikette bei Seite zu ſetzen und den Obriſten, wie er war, vorzulaſſen. Allein der König dachte noch ganz wie Polignac und ließ dem Marſchall antworten: „er ſolle ſich feſt halten, man müſſe jetzt alle Truppen auf dem Carouſſelplatz und dem Platze Ludwigs XV vereinigen und nur noch mit Maſſen agiren.“

So brach der Donnerſtag, der 29 Julius an. Am Morgen dieſes Tages ließ Polignac Herrn Arago kommen, um ihn über den Zuſtand der Hauptſtadt zu befragen. „Man muß ſobald als möglich dem Blutvergießen ein Ende machen, ſagte Herr Arago, dieß iſt das Einzige, was übrig bleibt; denn die Linientruppen wanken, und werden bald zur Nation übergehen.“ — „Gut, erwiederte Polignac, ſo muß man auf die Einen wie auf die Andern ſchießen.“ — Ganz hoffnungslos war übrigens die Sache des Königs noch nicht. Obgleich die Linientruppen nicht Luſt hatten, gegen das Volk zu kämpfen, konnte man doch auf ihre Neutralität rechnen. Die ſichern Garden aber hatten noch die Tuillerien, das Louvre und deren Umgebungen, die wichtigſten Punkte der Stadt, beſetzt und Ueberfluß an Kanonen und Munition, während den Bürgern Pulver und Blei ausging.

Auch die Nacht auf den Donnerſtag war indeß vom Volke benutzt worden. Ganz Paris war ein Lager: Die öffentlichen Gebäude waren theils in Hoſpitäler, theils in Caſernen verwandelt, auf den Plätzen goß man Kugeln und verfertigte Pulver, das Pflaſter der Straßen ward allenthalben aufgebrochen, die Steine wurden zu Barricaden aufgehäuft oder in die Häuſer vertheilt, und dieſe Barricaden erhöhte man zu

bedeutender Höhe durch mit Steinen angefüllte Fäſſer, durch umgeworfene Karren, Wagen und Eilkutſchen, durch aufgehäufte Geräthſchaften aller Art, und nur gering waren die Zwiſchenräume von einer Barricade zur andern, auf denen zum Theil dreifarbige Fahnen wehten, und hinter welchen Bewaffnete aufgeſtellt waren. Während die Einen arbeiteten, ſtellten die Andern ſich in Reih' und Glied oder hielten Wache, und ohne Gefahr zu irren, kann man die Anzahl der an jenem Morgen auf den Sammelplätzen unter Waffen Stehenden auf 30 bis 40,000 anſchlagen. Die Bewaffnung war noch eben ſo bunt, als ſie den Tag zuvor geweſen war. Zöglinge der polytechniſchen Schule ſchienen ſich zu vervielfältigen um überall mit Rath und Beiſtand gegenwärtig zu ſeyn. Die Sturmglocke läutete unaufhörlich in allen Thürmen, man feuerte ohne Unterlaß. Schon hatte man ſich der meiſten Barrieren verſichert, und die umliegenden Gemeinden machten mit den Pariſern gemeinſchaftliche Sache. Unterdeſſen waren die Arbeiter der Vorſtädte St. Marceau und St. Victor, unter Anführung der Zöglinge, vom Platze des Odéon und andern Punkten ausgezogen, und hatten ſich des in ganz Europa berühmten Artillerie-Muſeums, das hinter der Kirche St. Thomas d'Aquin iſt, bemeiſtert; in einem Augenblicke war die ganze vortreffliche Sammlung zerſtreut, jeder nahm, wozu er gelangen konnte, und ſelbſt ſolche Waffen wurden mit fortgeführt, die nicht mehr zum Gebrauche ſich eigneten. Man ſah nun in den Händen zerlumpter Arbeiter die koſtbarſten Gewehre, Säbel oder Piken aus früherer Zeit, manche von ungeheurem Gewichte, andere mit den ſchönſten Verzierungen geſchmückt, einige von unſchätzbarem Werthe. Auch Kanonen erbeutete man hier. Die Invaliden waren übergegangen, auch

die Kriegsschule, die daran stößt, hatte sich für das Volk erklärt; aber in der Straße de Babylone, die sich von der du Bac nach dem Boulevard der Invaliden zieht, war noch eine Schweizercaserne übrig, welche von mehreren hundert Mann vertheidigt wurde. Ein Zögling der polytechnischen Schule, ein unbärtiger Feldherr, leitete den Angriff. Erst nahm man die nahe liegenden Häuser ein, um aus den Fenstern die Casernen zu beschießen, dann stürzte man sich aus der nahe liegenden Straße des Brodeurs auf dieselbe los, deren Thore geschlossen waren, und wo die Schweizer hinter allerlei Geräthen sich verschanzt hatten. Aus den Fenstern schossen diese auf die wogende Menge, unter der sie ein fürchterliches Blutbad anrichteten; ihnen selbst war lange nicht beizukommen, da sie den Schüssen der Stürmenden Matrazen und Betten entgegenhielten. So wurden alle Versuche abgeschlagen, und groß war die Verlegenheit, als der Rath gegeben wurde, die Caserne in Brand zu stecken. Längs der Mauer derselben häufte man nun Heu, Stroh und brennbare Materialien aller Art auf; ein fürchterlicher Rauch erhob sich zu den Belagerten und hüllte die Angreifenden mit dichtem Schleier ein. Nun konnten die Schweizer nicht länger widerstehen; von allen Seiten drangen ihre Feinde ein, viele wurden niedergemacht, und nur der Großmuth einzelner Bürger, die sie vertheidigten, hatten andere ihr Leben zu verdanken; indessen hatte ein Theil dieselben Mittel gefunden, durch einen hintern Ausgang sich zu retten.

Auf der ganzen linken Seite der Seine blieb jetzt kein Feind mehr übrig, und die Sieger liefen nach den Quais, um ihren jenseits ebenfalls von Sieg zu Sieg eilenden Brüdern beizuspringen.

Der Börſenplatz war früh um 9 Uhr noch von den Königlichen beſetzt, allein in der Umgegend hatten ſich zahlreiche Schaaren geſammelt, die nur auf einen Anführer warteten, um von ihrer Seite zu handeln. Ein Publiciſt forderte den eben vom Lande angekommenen General Dubourg, einen wenig bekannten Mann, der aber 1815 den König nach Gent begleitet, ſeitdem eine Militärdiviſion in der Picardie commandirt und allmählich ſich von der Hofpartei, die auch ihre eifrigſten Anhänger durch ihre unſinnigen Maßregeln verlor, entfernt hatte. Zu einem Volksführer ſchien der General ſich nicht zu eignen, auch war ſein Name der Menge fremd, indeſſen muß die Aufforderung ſeinem Ehrgeize geſchmeichelt haben oder des Mannes Patriotismus wirklich groß geweſen ſeyn. Als er in Generalsuniform erſchien, erſchallte ein langes und allgemeines Freudengeſchrei; ohne Verzug ward er durch Acclamation zum Anführer ernannt, eine Stelle, in welcher er ſich jedoch nicht lange behauptete. Unterdeſſen führte er die Menge auf den Börſenplatz, bemächtigte ſich deſſelben, und von nun an ward das herrliche Gebäude, das ihm den Namen gegeben hat, in ein Krankenhaus für Verwundete verwandelt.

Zugleich zeigten ſich zwei bekanntere Volksfreunde auf dem Schauplatze, Lafayette und Gérard, und an den Straßen wurde die Nachricht angeſchlagen, die proviſoriſche Regierung ſey gebildet, und aus denſelben Generalen nebſt dem Pair von Frankreich, Herzog von Choiſeul, zuſammengeſetzt. Dieſe Namen waren ſo auf dem Placate gedruckt, als ob es wirkliche Unterſchriften geweſen wären; allein dem aufmerkſamen Beobachter entging nicht, daß dieß ein bloßer Kunſtgriff, und daß die Anzeige nicht von den angegebenen Männern aus-

gegangen ſey. In der That hat auch ſeitdem der Herzog von Choiſeul erklärt, daß er nie Mitglied einer ſolchen Regierung geweſen, noch von ihn betreffenden Maßregeln in Kenntniß geſetzt worden ſey; allein er habe geſchwiegen, weil ſein Name der guten Sache nützlich ſchien und die Gefahr nur für ihn war. Lafayette aber erhielt wirklich von den verſammelten Deputirten den Auftrag, ſich an die Spitze der Nationalgarden zu ſtellen; General Gérard wurde ihm als Gehülfe beigegeben. Lafayette erließ folgenden Tagsbefehl. „Liebe Mitbürger und tapfere Waffenbrüder! Das Zutrauen des Pariſer Volkes ruft mich noch einmal auf, den Oberbefehl ſeiner öffentlichen Macht zu übernehmen. Mit Hingebung und Freude habe ich die mir auferlegten Pflichten angenommen, und wie im Jahre 1789 macht mich der Beifall meiner in Paris verſammelten Collegen ſtark. Ich werde kein Glaubensbekenntniß ablegen; meine Geſinnungen ſind bekannt genug. Das Betragen der Bevölkerung von Paris während der letztverfloſſenen Tage ſchwerer Prüfung macht mich ſtolzer als je, ſie zu befehligen. Die Freiheit wird ſiegen, oder aber wir ſterben mit einander! Es lebe die Freiheit, es lebe das Vaterland!"

Während er ſich im Rathhauſe einrichtete, übernahm Graf Mathieu Gérard, einer der beſten Napoleoniſchen Generale, die Leitung der ungeregelten Haufen, welche ſich anſchickten das Louvre zu erſtürmen. Aus demſelben hatten ſeit früh Morgens die Schweizer unabläſſig auf das Volk gefeuert und mehrere Angriffe, vom Pont des Arts aus gemacht, abgeſchlagen. Endlich gegen eilf Uhr vereinigten ſich Tauſende von Bürgern zu einem förmlichen Angriffe auf das viereckige Gebäude, welches, durch ſeine Bauart feſt, von ſo

guten Truppen lange hätte vertheidigt werden können. Dieſer Angriff geſchah von verſchiedenen Seiten zugleich; Bürger kamen vom Quai, von der Straße de l'Arbre ſec und St. Honoré her und feuerten erſt aus Schlupfwinkeln, die ſich ihnen um die Kirche St. Germain l'Auxerrois herum darboten. Dann beſtiegen ſie das Dach der Kirche, drangen in alle umliegenden Häuſer und machten aus dieſer Höhe ein fürchterliches Feuer auf die Schweizer, welche indeſſen die ſo berühmte Colonnade des Palaſtes ziemlich dagegen ſchützte. Da ſie ſahen, wie wenig auf ſolche Weiſe ausgerichtet werden würde, liefen die Bürger näher hinzu und feuerten hinter der Mauer der Esplanade, die für ſie eine bequeme Bruſtwehr bildete. Eine ähnliche Bruſtwehr deckte diejenigen, die von der Brücke des Arts her den Hauptangriff machten; um zu laden, ſetzten ſie ſich, und ſtanden wieder auf, um zu feuern. Allein dieſe Mittel waren alle zu ſchwach, um die tapfern Schweizer in ihrer Citadelle zur Uebergabe zu zwingen. Ein Zögling der Schule ſah ein, daß ohne Kanonen nicht an Einnahme derſelben gedacht werden könnte und ließ die vier Stücke herbeiholen, welche man in dem Artillerie-Muſeum vorgefunden hatte. Dieſe wurden alſobald auf der Brücke aufgepflanzt. Unter den Schlägen der Kugeln wich das Gitter. Darum aber war der Eingang doch nicht frei; denn im Hofe zeigten ſich nicht nur die Schweizer, es waren auch noch andere Garde-Infanterie und Cuiraſſiere darin aufgeſtellt. Ein ehemaliger Officier hatte den glücklichen Einfall, man müſſe von der andern Seite eine Diverſion machen und einen Sturm verſuchen. Unerſchrocken folgten die Schaaren der Nationalfahne bis an den Fuß des Gebäudes. Kurz vorher war an jener Seite gebaut worden, und an die Fenſter angelehnt ſtand da eine

hölzerne Maſchine, welche man wahrſcheinlich dazu gebraucht hat, Steine und dgl. auf- und abzuziehen oder Geröhr auszuwerfen; mittelſt dieſes Canals erſtieg ein Knabe von 16 Jahren, mit einer Flinte und Piſtolen bewaffnet, das obere Geſchoß, wo ein Schuß ihm den Arm zerſchmetterte; aber andere folgten, und das Gitter war zugleich eingeſtoßen. Wahrſcheinlich wurden die Schweizer von den übrigen Gardeſoldaten ſchlecht unterſtützt, ſonſt wäre es ſchwer zu begreifen, wie ſie in ſo vortheilhafter Stellung ſich ſo ſchnell überwinden ließen. Viele waren gefallen, die übrigen zogen ſich durch die Gemäldegalerie, die durch ihre ungeheure Länge eine Verbindung zwiſchen dem Louvre und den Tuillerien bildet, in letzteres Schloß zurück. Von den franzöſiſchen Gardiſten ergaben ſich viele an die Sieger, die ſich begnügten, ſie zu einem wiederholten: Es lebe die Charte! zu zwingen. Im Louvre fiel keine Unordnung vor, nur mit den Abzeichen der königlichen Gewalt trieb man Muthwillen; entwandt wurde nichts, und abermals gaben zum Theil ſehr arme Taglöhner das Beiſpiel der bewundernswürdigſten Enthaltſamkeit. Ohne Zeitverluſt folgten nun die Bürger den Schweizern durch das Muſeum nach den Tuillerien. Jetzt fürchtete mancher Verehrer der Kunſt, daß die in der Galerie aufgehäuften Schätze von dieſen durch den Kampf erhitzten Leuten gemeinen Standes vandaliſch zertrümmert werden möchten. Es geſchah nicht: mehrere Künſtler hatten ſich eingeſtellt, die Gemälde zu beſchützen. Nur zwei von Gérard, ein Portrait Karls X und die unlängſt fertig gewordene Krönung in Rheims wurden vernichtet, und ein drittes bedeutend beſchädigt.

Gegen 1 Uhr rückte man nun gegen die Tuillerien fort, in welchen ſich, außer dem Herzoge von Ragusa, noch

die Minister befanden, und welche mehrere Regimenter vertheidigten. Während die Einen an der Erbrechung der Thüre in der langen Galerie arbeiteten, zogen die Andern über die Königsbrücke (Pontroyal), auf welcher seit Morgens hin und her gefeuert wurde. In ihrem strafbaren Eifer hatten hier vor einigen Stunden die Schweizer eine arglose Frau erschossen; um so heftiger wurde nun der Kampf. Indessen hatten sich mit den Bürgern verkleidete Gardes du Corps und Schweizeroffiziere gemischt, unter dem Scheine gemeine Sache mit ihnen zu machen. Plötzlich zogen sie ihre Waffen hervor und viele wurden das Opfer dieser Hinterlist. Nichts desto weniger aber wurde der Pavillon de Flore auf der Seite der Brücke erstiegen, als eben auch die aus der Galerie eindrangen, und auch vorn auf dem Hofe wurden die Garden durch die siegreiche Menge zurückgeschlagen, welche unerschrocken ihrem jungen Fahnenträger folgte, gegen den das unaufhörliche Feuern nichts vermochte. Seine Fahne wehte bald auf dem Triumphbogen des Carousel; ihr Anblick, der Anblick der Unerschrockenheit, mit der ihr Träger unter tausend Gefahren sie fest hielt, erhöhte den Muth des begeisterten Heeres, und nach kurzem Kampfe wichen auf allen Punkten die Königlichen, durch den Garten nach dem Platze Ludwigs XV sich zurückziehend. Alsobald ward die Fahne der Nation auch auf dem Hauptgebäude aufgepflanzt.

Ein Zögling der polytechnischen Schule, der an der Spitze von Bürgern ein Eisengitter stürmte, forderte den Officier, der es vertheidigte, zur Uebergabe auf. Dieser schoß nach ihm, aber die Pistole versagte. Da ergriff ihn der Zögling bei der Brust und sagte ihm, indem er ihm den Degen vorhielt: Ihr Leben ist in meiner Gewalt, aber ich will kein Blut ver-

gießen. Der Officier riß seinen Orden ab und bot ihn dem Zögling an. „Tapferer junger Mann, Niemand ist würdiger als Sie, dieses Zeichen der Ehre zu tragen; empfangen Sie es aus meiner Hand. Ihr Name? — „Zögling der polytechnischen Schule", war die Antwort, und sogleich kehrte der junge Mann zu den Seinigen zurück. Ein anderer Zögling dieser Schule fiel in den Sälen der Tuillerien, und seine Leichnam wurde auf den Thron gelegt.

Staunend irrte nun die ungeregelte Menge in den Prachtsälen des Schlosses umher, auch hier wieder alle Abzeichen des Königthums, die Büsten des Monarchen und Marmonts Portrait im Marschallsaale zerstörend, sonst aber sich mäßigend und nichts von Werth sich zueignend. Im Pavillon de Flore, der Wohnung der Dauphine, wo man allerlei Briefschaften nebst Planen zur Contrerevolution vorfand, wurde indessen einiger Unfug getrieben und Bücher und Geräthe aus den Fenstern geworfen, im Augenblick als die Prinzessin von einer Reise zurück in St. Cloud ankam. Das vorgefundene Gold und andere Kostbarkeiten wurden unberührt nach dem Stadthause gebracht, eine Mühe, der sich Arme, an Allem Mangel leidende Arbeiter ohne Murren unterzogen, ja für welche sie selbst die angebotene Belohnung verschmähten. Ein Mann aus dieser Classe hatte sich eines Federhuts, wie die Prinzen ihn tragen, bemächtigt; mit diesem Abzeichen der Gewalt, eine Flinte auf der Schulter, stellte er sich denen entgegen, die aus dem Schlosse herabkamen, um darüber zu wachen, daß nichts Kostbares entwendet würde. Ludwigs XVIII Büste sollte mit denen der Familie zerschlagen werden, aber einer der Sieger rettete sie durch den Zuruf: „Es ist ja der Vater der Charte!"

Während dieß vorging hatte sich ein anderer Hause vom Platz de Grève nach dem erzbischöflichen Palaste gewandt, aus welchem längst der früher so muthige Prälat entwichen war. Sie kamen ohne böse Absicht, in der Hoffnung nur in des Bischofs Vorrathskammern ihren Hunger, in seinem Keller ihren Durst zu stillen; allein das unerwartete Vorfinden von Pulverfässern und von frischgeschliffenen Dolchen brachte die Gemüther auf; man verfuhr schonungslos, stürzte Geräthe, Möbel und Bücher in die Seine und richtete allerlei Verwüstung an. Aber auch hier zeigte sich der menschenfreundliche Sinn dieser so cannibalisch aussehenden Leute; alle Betten, vor der Zerstörung gerettet, wurden eiligst nach dem Hotel-Dieu gebracht, wo die Zöglinge der Medicinschule unermüdet der zahlreichen Verwundeten pflegten, und weder bei Tag noch bei Nacht ihren Posten verließen; die Kostbarkeiten hingegen, goldene und silberne Gefäße, brachte man nach dem Rathhause, wohin bald auch die kamen, mit denen der alte Cardinal Latil zu entwischen gehofft hatte, welche ihm aber am Schlagbaume abgenommen wurden, damit er seine Reise desto leichter fortsetzen könnte. Dieser, wie ersterer Prälat, hatte unablässig zu strengen Maßregeln gerathen, und nun waren sie die Ersten, welche die unglückliche Familie sowohl als ihre Heerde im Stiche ließen. Die Seine war mit Trümmern übersäet; Bücher, Stühle und Getäfel schwammen unter einander nach St. Cloud, die Niederlage zu beurkunden.

Auf einem Punkte aber hielten sich noch immer die ringsumher geschlagenen königlichen Truppen. Mehrere Abtheilungen derselben waren im Hofe des Palais-Royal, auf dem Platze vor demselben und in den dahin auslaufenden

Straßen aufgeſtellt. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und kühnem Muthe hielten ſie ſich ſeit Morgens früh gegen alle verſuchten Angriffe, obgleich ihre Anzahl von Stunde zu Stunde abnahm. Denn die Linienregimenter gingen zum Volke über. Sie hatten ſchon früher nur lau gefochten, in die Luft geſchoſſen oder ſich förmlich geweigert, zu ſchießen. Das 53ſte Regiment, das auf dem Platze Vendome ſtand, erklärte ſich jetzt zuerſt für die Sache des Volks und ſchickte ſeine Fahne an die Deputirten. Dieſem Beiſpiele folgte das 5te Regiment in der Straße Richelieu, und das 15te und 50ſte machten Miene daſſelbe zu thun. Auch von außen wurde den noch kämpfenden Garden die Hülfe abgeſchnitten. Ein Cuiraſſier-Regiment, das eben herbeieilte, ward in Saint-Denis von den Bürgern entwaffnet, ein Schweizerregiment in Orleans zurückgehalten. Dennoch ſetzten die Garden den unglücklichen Kampf fort. Sie verſchanzten ſich in die Eckhäuſer der Straßen von St. Honoré, Richelieu und Rohan, in welchen ſie alſobald förmlich belagert wurden. Nirgends war das Blutbad ärger geweſen; nach ſtundenlangem Kampfe drangen die Bürger in die Häuſer, aus deren Fenſtern viele Schweizer herabgeſtürzt wurden. Auch viele franzöſiſche Gardiſten wurden das Opfer ihres hartnäckigen Widerſtandes, welcher Hunderten ſchon das Leben gekoſtet hatte. Indeſſen bemühten ſich mehrere edeldenkende Bürger ſie zu retten, und an dieſer Stelle ward ein Beiſpiel der Großmuth gegeben, das würdig iſt, der Geſchichte aufbewahrt zu werden, ſo wie es zur tiefen Bewunderung beiträgt, welche ſo viele Züge von Heldenmuth und Seelengröße unwillkürlich einflößen. Eben fiel einer der unglücklichen Gardiſten in die Hände eines racheſchnaubenden Haufens. „Retten wir den

Unglücklichen!" rief ein wackerer Bürger einem Jünglinge zu, der von Blut triefte. „Ach, antwortete dieser, der Elende hat meinen Bruder erschlagen! Doch es sey: ich helfe Ihnen!" Bis in das dritte und vierte Stockwerk hatte der Kugelregen gereicht, und jene Häuser sind von unten nach oben durchlöchert.

Unterdessen ward es bekannt, daß die Tuillerien übergeben seyen; es war Zeit allem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun. Aber vom Branntwein und dem Gefechte erhitzt, unterließen die Garden das Feuern nicht, und nur mit Mühe konnte man die Grenadiere des ersten Garderegiments dazu bewegen, die Waffen niederzulegen, um mit den Bürgern sich auszusöhnen. Mit einander vermengt und Arm in Arm, zogen nun Bürger und Soldaten auf den Carousselplatz, durch die Straße Chartres; aber an der Ecke der Straße St. Nicaise, da wo vor 30 Jahren, nicht ohne Theilnahme des Fürsten Polignac, die Höllenmaschine geborsten war, empfing sie aufs neue Gewehrfeuer, dem nun auch die entwaffneten Soldaten ausgesetzt waren. Man zog sich nach dem Platze des Palais-Royal zurück, aufs neue zum Kampfe gezwungen. Vergebens bemühte man sich die bethörten Krieger zum Frieden zu bereden; so lange ihr Pulver ausreichte, bedienten sie sich desselben gegen die Bürger, und dennoch verziehen ihnen diese, dennoch nahmen sie auch nachher noch die Ueberwundenen gern in ihre Reihen auf. Nur ein Officier, der bis zuletzt Befehle zum Feuern gegeben hatte, ward militärisch gerichtet und auf dem Platze erschossen.

Es war um drei Uhr Nachmittags: kein Feind war mehr zu sehen, auf allen Thürmen wehte die dreifarbige Fahne, der Sieg war vollkommen.

Wäh-

Während die Jugend von Paris, die Nationalgarde und die unzähligen Arbeiter auf diese Weise die Hauptstadt von Bewaffneten befreiten und auf Schlachtfeldern ihr Blut verspritzten, hatten sich die vermögenden Bürger auf den Mairien versammelt, die liegen gebliebenen Geschäfte besorgt und sich über die dringendsten Maßregeln berathen. Andere hatten sich der Verwundeten angenommen, deren Zahl von Stunde zu Stunde sich mehrte und alle Hospitäler, die Halle, die Börse und andere öffentliche Gebäude überfüllten; noch andere erwiesen die letzte Ehre den Verstorbenen, von denen jedoch viele noch bis zum folgenden Tage unbegraben in den Straßen liegen blieben."

Man beerdigte die Todten in Gärten und Höfen und auf dem Quai machte man zwei große Gruben, in welche zwischen zwei Lagen von Kalk 80 Leichname begraben wurden. Einer der Arbeiter erkannte unter den Todten seinen Bruder, dessen Züge durch Blut und Staub ganz entstellt und fast unkennbar waren. Er warf sich unter jammervollem Geschrei auf den Leichnam und schnitt zum Andenken eine blutige Locke von seinem Haupte. Die Todten wurden mit allen militärischen Ehrenbezeugungen begraben. Der Geistliche der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois in seinem Ornat weihte die Erde. Die Gräber wurden mit Blumen und Lorbeeren bestreut, ein einfaches schwarzes Kreuz war auf sie gepflanzt, mit der Inschrift: Den Franzosen, die für die Freiheit gestorben sind!

Am 30 Julius fuhr ein großes Schiff die Seine herauf, von dem die schwarze Fahne wehte. Es hielt unterhalb der Morgue, um die Leichname der Gefallenen einzunehmen. Sie

wurden auf Tragbahren an Bord gebracht. Man sah unter ihnen Kinder von 10 bis 12 Jahren, Weiber und Greise. — Man hat die Zahl der Todten anfangs überschätzt, und später dieselben wieder wahrscheinlich zu gering angegeben. Die geringste Schätzung war 700 Todte und 2300 Verwundete.

Die geschlagenen Truppen zogen sich durch die elysäischen Felder nach St. Cloud zurück. Hier kam dem tiefgebeugten Marschall der Dauphin entgegen, der ihm allein die Schuld der Niederlage zuschrieb. Er soll wüthend auf ihn losgestürzt seyn und ihm wiederholte Stöße auf die Brust und die Kehle gegeben haben. Auf die Drohung des Marschalls, sich zu vertheidigen, forderte ihm der aufgebrachte Prinz den Degen ab. In dem Augenblick, als Marmont ihn übergab, grif der Dauphin so unvorsichtig darnach, daß seine Hände sich sogleich mit Blut färbten. Alsbald rief er: Wache! mir zu Hülfe! und plötzlich eilte ein Dutzend Gardisten mit vorgehaltenem Bajonnet herzu, welche, als sie den Prinzen verwundet sahen, den Marschall durchbohren wollten. Der Herzog von Angoulême hielt ihn jedoch zurück. „Er ist ein Verräther," sagte er; „aber ich will, daß man ihn schone." Dieser Auftritt wurde bald bekannt, und Karl X hatte viele Mühe, eine Versöhnung zu bewerkstelligen. Endlich willigte der Dauphin ein, zu verzeihen. „Ich habe Unrecht gehabt," sprach er zu Marmont; „aber ich bin bereits dafür gestraft; da sehen Sie meine Hände!" Dieß ist das Schicksal des Mannes vom 31 März! Eben so unglücklich, wenn er den Verräther macht, als wenn er treu bleibt. Der Dauphin hatte indeß so weit nicht Unrecht, als Marmont allerdings große Fehler begangen hatte, indem er seine Truppen zu sehr in der Stadt zerstreute, und zu wenig für Lebensmittel sorgte. —

Die Deputirten hatten sich schon am Morgen des 29sten bei Herrn Lafitte versammelt, und nachdem sie dem General Lafayette den Oberbefehl über die Nationalgarden gegeben, ernannten sie eine provisorische Regierung oder Municipalcommission von Paris, welche bis zur völligen Herstellung der Ordnung dem aufgeregten Volke einen Mittelpunkt geben sollte. Sie bestand aus fünf Deputirten, Lafitte, Casimir Perier, Graf Lobau, Odier und Graf Gérard. Nachdem aber letzterer seiner militärischen Geschäfte wegen sich die Stelle verbeten hatte, traten noch hinzu Mauguin, Schonen und Audry de Puyraveau.

Die Pairskammer zeigte nicht den gleichen Eifer, wie die Deputirtenkammer. Sie versammelte sich erst am Morgen des 29sten, als der Sieg schon so gut als entschieden war, und that auch dann noch keinen kraftvollen Schritt. Sie begnügte sich, ihren Großreferendair, Herrn von Semonville, einen ehrwürdigen Greis, als bittenden Vermittler an den König zu senden. Nur ein Pair, Herr d'Argout, zeigte sich kühner, indem er noch während des Kampfes dem Marschall den nicht unzweckmäßigen Vorschlag that, die Minister in seinem eigenen Namen zu verhaften und das Blutvergießen sogleich einzustellen. Aber der Marschall, „der vor Wuth und Entrüstung bis zu Thränen ergriffen war, schwankte zwischen seinen militärischen Pflichten und seinen Gefühlen. Er gerieth in einen beinahe convulsivischen Zustand." — Herr von Semonville kam beinahe zu gleicher Zeit mit den Ministern in St. Cloud an. Es entspann sich ein Wortwechsel zwischen ihm und Polignac, zu dem der edle Greis unwillig sagte: „Sie stürzen den König und die Monarchie ins Verderben." Der Fürst erwiederte: „Das ist die Sprache eines

Aufrührers. Statt die Monarchie und den König ins Verderben zu stürzen, rette ich sie. In einigen Stunden werden Sie den Beweis davon haben." „Ich bin zu alt, entgegnete Herr von Semonville, um mich mit einem Narren zu streiten."

Er ging zum König, aber dieser wollte noch immer nichts von Nachgiebigkeit wissen. „Ich glaube, und habe immer geglaubt, erzählt Herr von Semonville, daß die Entschließung des Königs, die ich mittelst des Besuchs in seinem Cabinette bekämpfte, persönlich, alt, tief, überlegt, daß sie das Resultat eines zugleich politischen und religiösen Systems gewesen ist. Hätte ich in dieser Hinsicht einige Zweifel nähren können, so würden sie durch die schmerzhafte Unterredung, die ich mit dem Könige gehabt, völlig gehoben worden seyn. Jedesmal, wenn ich seinem Systeme zu nahe trat, ward ich mit unerschütterlicher Festigkeit zurückgewiesen. Er wandte seinen Blick von den Unordnungen zu Paris ab, und glaubte, mein Mund stelle sie übertrieben dar. Er wandte seinen Blick von dem Sturme ab, der seinem Haupte und seiner Dynastie drohte. Nur dadurch, daß ich meinen Weg durch sein Herz nahm, erfuhr ich endlich seinen Entschluß. Nachdem ich Alles versucht, wagte ich endlich, ihn für das Schicksal verantwortlich zu machen, das er der Frau Dauphine zuziehen möchte, die aus den Bädern zurück erwartet wurde. „Eine Stunde, eine Minute Zaudern, sagte ich zu ihm, kann in diesem Augenblicke alles compromittiren. Denken Sie, was geschehen könnte, wenn die Unordnungen von Paris sich den Gemeinden mittheilten, durch die sie auf ihrem Wege kommen muß. Könnte dann die Behörde sie beschützen?" Darauf sah ich Thränen in den Augen des Königs und seine Festigkeit war dahin; jetzt änderte er seine Entschließung; er senkte sein Haupt

und ſagte mir mit leiſer, tief gerührter Stimme: „Ich werde meinem Sohne ſchreiben laſſen und das Conſeil verſammeln.“

Das Reſultat dieſes letzten Conſeils war die Widerrufung der Ordonnanzen, die Entlaſſung der Miniſter, die Einberufung der Kammern auf den 3 Auguſt. Der gemäßigte Herzog von Mortemart ſollte ein neues Miniſterium bilden, Herr von Semonville die Deputirtenkammer und die proviſoriſche Regierung zu einem Vergleiche bewegen. Die Herabſtimmung des königlichen Geiſtes ging ſo weit, daß man verſichert, Karl X habe zu einem General, der über die bisherigen Mißgriffe geklagt, ganz kleinlaut gefragt: „was wollen Sie, das ich jetzt thun ſoll?“

So ſehr nun auch der König jetzt eine gütliche Ausgleichung wünſchte, ſo war es doch nun ſchon zu ſpät. Lafayette und die meiſten Mitglieder der proviſoriſchen Regierung wollten nichts von einem Vergleiche mit Karl X wiſſen, den ſie als den perſönlichen Feind der Freiheit, ihres Idols, betrachteten, und von dem man ſchon wußte, daß unglückliche Erfahrungen ihn nicht klüger machten. Wenn aber auch dieſe Männer weniger Widerwillen gegen die Bourbonen gehabt hätten, ſo wäre die Rückkehr derſelben nach Paris um nichts leichter geweſen: das Volk ſchrieb ihnen, nicht mit Unrecht, das vor ſeinen Augen vorgefallene Blutbad zu; von ihnen forderte es ſeine Brüder, Verwandten und Freunde zurück, die ein Opfer davon geworden waren; der König war ihm verächtlich geworden, der, ruhig und fern von der Gefahr, ſeine, auf genaues Halten an dem Geſetze beſtehenden Unterthanen hatte ſchlachten laſſen.

Des Großreferendars Vorſchläge konnten alſo nicht angenommen werden, denn aus Uebel wäre dann Aergeres ent-

ſtanden; eine ſolche Entſcheidung hätte das Volk nicht anerkannt, und ein zweiter Aufſtand hätte fürchterlich werden können. Der Greis gab aber darum die Hoffnung nicht auf, ſondern veranlaßte den folgenden Tag eine abermalige Sitzung der Kammer, in welcher beſchloſſen wurde, daß dieſelbe mit der Deputirtenkammer in Unterhandlung treten würde, um auf dieſem Wege die Beibehaltung der Bourbonen durchzuſetzen. Die Vermittlung war in Abweſenheit des Herzogs von Mortemart dem Grafen de Suſſy übertragen, deſſen Bemühungen doch eben ſo erfolglos blieben, als die des ältern Staatsmannes geweſen waren. Die Nation hatte ſich von Karl X und ſeiner Familie abgewandt: alle Vorſchläge ihretwegen kamen zu ſpät. Der unglückliche Monarch mußte nun ſeine ganze Hoffnung auf den Bürgerkrieg ſetzen, bis auch dieſe Illuſion als ſolche ſich ihm fühlbar machte. Indeſſen gingen Befehle an die Uebungslager von St. Omer und Luneville ab, und der ganze Vorrath an Geſchütz von Vincennes wurde noch den Tag, um Paris herum, nach St. Cloud gebracht.

Paris bot jenen Abend einen impoſanten Anblick dar. Der Donner des Geſchützes und das lange Feuern und Trommeln ſchwieg jetzt, nur hie und da wurden noch einige Freudenſchüſſe abgebrannt, die in den Gemüthern eine gewiſſe Spannung unterhielten. Dagegen arbeitete Groß und Klein an der Befeſtigung der Straßen, an jenen Barricaden, die man mit Recht die unſterblichen genannt hat, und welche Paris uneinnehmbar machten. In den Hauptſtraßen waren ſie einige hundert Schritte von einander entfernt, wo aber andre Nebenſtraßen auf jene ausliefen, waren wieder ſolche angebracht, und auf einem geringen Raume fand man deren oft fünf bis ſechs beiſammen. Plätze waren damit umgeben, und auf den

Boulevards wurden sie durch gefällte Bäume ersetzt, welche quer über die Straßen gelegt wurden. Jene Bäume, zum Theil hundertjährig, gehörten mit zur Zierde der Stadt: obgleich sie einen der beliebtesten öffentlichen Spaziergänge der Pariser bildeten, nahmen diese keinen Anstand, sie der öffentlichen Sicherheit zu opfern, und noch waren viele mit Fällung derselben beschäftigt. Die Hälfte der Bevölkerung war in den Straßen; die Weiber saßen mit ihren Kindern an den Thüren der Häuser oder in den öffentlichen Durchgängen, beschäftigt Charpie für die Verwundeten zu zupfen, kein Waarenlager war geöffnet, nur hie und da konnte man sich in halb geöffneten Buden den nothwendigsten Lebensbedarf verschaffen. Tausend Anschlagzettel, um welche die Bürger sich sammelten, beschäftigten die Aufmerksamkeit und belebten die Gespräche. Gegen die nördlichen Vorstädte waren Kanonen aufgepflanzt, und die Kanoniere mit brennender Lunte dabei. Auf den Barricaden wehte die Nationalfahne, und eine Schildwache stand dabei, um Ordnung beim Uebersetzen über dieselben zu erhalten. Zugleich fand jenen Abend beim Fackelscheine ein Triumphzug statt. Eine junge Heldin hatte an den Waffenthaten der Männer Antheil genommen und auf dem Börsenplatze eine Kanone erobert. Diese wurde nun, zu einem Armstuhle sitzend und mit Blumenkränzen geschmückt, auf dem Haupte den Lorbeer, nach dem Stadthause getragen, dann auf einen mit Fahnen, Palmen und Siegeszeichen verzierten Wagen gesetzt, und von muthigen Jünglingen durch alle Quartiere der Stadt gezogen, wo die Bevölkerung durch Händeklatschen die Amazone begrüßte.

Bis Mitternacht dauerte das unermüdete Arbeiten an der Befestigung. Dann aber trat eine vollkommene Stille

ein, die nur von Minute zu Minute durch den einem Laufeuer ähnlichen Ruf der Schildwachen unterbrochen wurde, die sich gegenseitig zur Wachsamkeit ermunterten. Kein Feind ließ sich sehen, alle Anhöhen um die Stadt schwiegen, und in frohem Ueberraschen sahen beim grauenden Morgen die Bewohner der Hauptstadt, daß die befürchtete Gefahr glücklich vorüber gegangen sey. Alles wendete sich nun der Sorge für die Verwundeten zu, und es entstand ein Wetteifer der Wohlthätigkeit. Subscriptionen wurden eröffnet und die reichlichste und zärtlichste Pflege belohnte die Tapferkeit.

Unterdeß war die provisorische Regierungscommission in großer Thätigkeit. Herr Lafitte, die Seele der Volksbewegung, stellte ihr aus seinem Privatvermögen 600,000 Fr. zur Verfügung, die ersten Bedürfnisse des Augenblicks zu decken, und zwei wichtige Proclamationen wurden erlassen, die eine um den Bürgern zu danken und ihnen die Früchte ihres Siegs, die Vertreibung der Bourbons zu verkündigen; die andere, um den Soldaten Verzeihung anzukündigen, und sie mit den Bürgern zu versöhnen. In der ersten hieß es: „Karl X hat aufgehört zu regieren! Außer Stande, den Ursprung seines Ansehens zu vergessen, hat er sich immer als einen Feind unseres Vaterlandes und jener Freiheiten, welche er nicht verstehen konnte, betrachtet. Nachdem er lange im Stillen und mit allen Mitteln, welche der Betrug und die Heuchelei ihm boten, am Umsturze unserer Verfassungen gearbeitet hatte, beschloß er, sobald er sich dazu stark genug fühlte, sie offen zu zerstören und in dem Blute der Franzosen zu ertränken. Allein, Dank sey es eurem Heldenmuthe, mit den Verbrechen seiner Regierung hat es nun ein Ende! — Wenige Augenblicke reichten hin,

dieſe ſo verdorbene Regierung zu ſtürzen, die eine unausgeſetzte Verſchwörung gegen die Freiheit und den Wohlſtand Frankreichs zu nennen war. Die Nation ſteht allein noch aufrecht mit jenen Nationalfarben geziert, die ſie auf Koſten ihres Blutes erobert hat; ſie fordert nun eine Regierung und Geſetze, welche ihrer würdig ſeyen. Welches Volk in der Welt hat in höherem Grade die Freiheit verdient, als ihr?" —

8.

Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs.

Das Wort, das die Abſetzung Karls X und die Ausſchließung ſeiner Familie vom Throne ausſprach, hallte in den Herzen der ungeheuren Mehrheit der Franzoſen wieder. Das Thronrecht der Bourbons war im Blute der Pariſer erloſchen. Dieſe Sache betrachtete das Volk als abgethan. Es handelte ſich nur noch darum, welche neue Regierungsform Frankreich erhalten ſollte. Dieſer Gegenſtand beſchäftigte ſofort alle Köpfe, und die Mauern und Wände von ganz Paris wurden mit Adreſſen und Proclamationen bedeckt, worin jeder ſeine Anſicht geltend machte. Nur die meiſten Pairs und einige Deputirte ſtimmten für den Herzog von Bordeaux, der nach Ausſchließung ſeines Großoheims (Karls X) und Oheims (des Dauphins, Herzogs von Angoulême) das nächſte Recht an den Thron hatte. Noch wenigere dachten an den Herzog von Reichſtadt, Napoleons Sohn. Viele Stimmen verlangten die Republik, doch bei weitem die meiſten vereinigten ſich dahin: 1) die monarchiſche Regierungsform bei-

zubehalten, dieſelbe jedoch durch republicaniſche Inſtitutionen einzuſchränken, und 2) den Herzog von Orleans zum Könige auszurufen.

Die Mehrheit entſchied ſich dafür, weil für den Augenblick nichts Beſſeres zu paſſen ſchien. Die Beibehaltung des Königs und des Dauphins war unmöglich, die des jungen Herzogs von Bordeaux höchſt mißlich, da er ganz unter dem Einfluſſe ſeiner dem Volke verhaßten Familie ſtand. Die Herſtellung der Republik aber oder der Napoleoniden mußte Frankreich in Anarchie ſtürzen. Der Herzog von Orleans dagegen war nach dem Herzoge von Bordeaux der nächſte legitime Thronfolger, und er war überdieß in Folge ſeiner Tugenden und Schickſale in hohem Grade Liebling des Volks. Man durfte ſich in ihm einen exemplariſchen Bürgerkönig verſprechen.

„Ludwig Philipp ſtammt von Philipp von Orleans, dem jüngern Bruder Ludwigs XIV. Sein Vater war der in der Geſchichte der Revolution ſo übelberüchtigte und unglückliche Herzog Philipp von Orleans, der ſich den Beinamen Egalité gab, und unter der Guillotine ſtarb. Als deſſen älteſter Sohn, geb. den 6 October 1773, war Ludwig Philipp, genannt Herzog von Chartres, beim Ausbruche der Revolution noch ein Jüngling, theilte aber mit ſeinem Vater die Gunſt des Volks und trat als Soldat in die Armee der Republik. 1792 kämpfte er zu Quiévrain und Bouſſu unter General Biron, in demſelben Jahre unter d'Harville gegen den Herzog von Braunſchweig; den 11 September wurde er General-Lieutenant. Dann focht er mit Erfolg bei St. Ghislain und bei Jemmappes. Als Befehlshaber des

Bataillons von Mons war er ſiegreich; er kämpfte bei Anderlecht, Brüſſel, Varrour, zog im November 1792 in Lüttich ein. Proſcribirt, weil ſein Führer Dumouriez Ludwig XVII erheben wollte, begab er ſich zu Koburg, der ihm vergebens die Stelle eines General-Lieutenants anbot. Der Herzog reiste nun mit geringen Mitteln durch die Alpen, war 1793 und 1794 Schullehrer in Reichenau, verweilte kurze Zeit in Hamburg, bereiste Europa bis zum Kap Nord, und zwar zu Fuß. 1795 ſchiffte ſich der nunmehrige Herzog von Orleans nach Philadelphia ein, und rettete durch dieſe Reiſe ſeine Brüder. Er reiste mit einem Paſſe der franzöſiſchen Regierung; der Herzog und ſeine Brüder drangen bis in die Wildniſſe Nordamerica's vor. Als er 1798 ſeinen Verwandten, den König von Spanien, erſuchte, ſeine Staaten betreten zu dürfen, erhielt er keine Antwort. Immerhin wurde er bereitwillig in Cuba aufgenommen; Humboldt ſpricht in ſeinem Werke über Cuba von der Anhänglichkeit, welche die Bewohner der Inſel noch für den Herzog von Orleans zeigten. Von Halifax in Neuſchottland aus gelangte der Herzog 1800 nach England; ſein Bruder Montpenſier ſtarb 1797, Beaujolais 1808. Hierauf begab ſich Orleans nach Palermo und vermählte ſich am 25 November 1809 mit der Tochter Ferdinands IV; 1810 wurde der Herzog von Chartres geboren. Bei der zweiten Reſtauration kehrte Orleans erſt Ende 1816 nach Frankreich zurück, und wurde nicht in die Pairskammer berufen. Er gehörte zur Oppoſition, proteſtirte gegen die Legitimität des Herzogs von Bordeaux, und war volksthümlicher als irgend einer ſeiner Verwandten. Er wohnte bis jetzt im Palais-Royal, hat bedeutende Beſitzungen, iſt ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, verſteht die meiſten

europäiſchen Sprachen, und hat ſeine Söhne in den Pariſer Gymnaſien erziehen laſſen."

Das glänzendſte Zeugniß hat ihm der berühmte Paul Louis Courrier gegeben, der 1825 als ein Opfer ſeines Liberalismus unter Meuchlerdolchen fiel. Er ſagt: „Ich liebe den Herzog von Orleans, weil er, der geborne Fürſt, ſich herabläßt, ehrlicher Mann zu ſeyn. Er hat mir nichts verſprochen; träfe ſichs aber, ich würde ihm trauen, und er würde, glaub' ich, nach geſchloſſenem Vertrage ſolchen halten ohne Trug, ohne deßhalb mit Edelleuten Rückſprache zu nehmen, ohne ſich bei Jeſuiten zu berathen. Ich ſage, was mir dieſe Meinung gibt: er iſt aus unſerer Zeit, gehört dieſem Jahrhunderte, nicht einem andern, und hat wenig geſehen, was man die alte Herrſchaft nennt. Er iſt mit uns in den Krieg gezogen, darum hat er auch keine Furcht vor Unterofficieren. Später wider Willen ausgewandert, führte er nie Krieg gegen uns, denn er wußte, was man der heimathlichen Erde ſchuldig iſt, und daß man nie Recht hat gegen ſein Land. Er weiß dieß, und noch andere Dinge, die ſelten in dem Range, worin er geboren, erlernt werden. Sein Glück wollte, daß er von dem hohen Stande herabſteigen, und, noch jung, wie unſer Einer leben konnte. Der Fürſt war Menſch geworden. In Frankreich bekämpfte er unſere gemeinſchaftlichen Feinde, im Auslande arbeitete er, um zu leben. Von ihm gilt das Wort nicht: „Nichts vergeſſen, nichts gelernt." Die Fremden haben ihn geſehen Kenntniſſe ſammeln, nicht Almoſen betteln. Er hat weder den Pitt erſucht, noch bei Koburg geſteht, unſre Felder zu verheeren, unſere Dörfer zu verbrennen, um unſere Schlöſſer zu rächen. Zurückgekehrt, ſtiftete er keine Meſſen,

keine Seminarien, bereicherte nicht Klöſter auf unſere Koſten; aber weiſe im Leben und in Sitten, predigte ſein Beiſpiel beſſer als Miſſionäre. Kurz er iſt ein Mann des öffentlichen Wohls. Ich meinerſeits wünſche, daß alle Fürſten ihm glichen; keiner von ihnen würde dabei verlieren, und wir, wir würden gewinnen. Wenn er regierte, würde er viele Dinge zurecht ſtellen, nicht nur mittelſt der Weisheit, die in ihm ſeyn kann, ſondern mittelſt einer nicht weniger bedeutenden, zu wenig gefeierten Tugend: Ordnung im Haushalte. Dieſe iſt, wenn man will, ein bürgerlicher Vorzug, den der Hof an einem Fürſten verabſcheuet; aber für uns ſo herrlich, in der Verwaltung ſo ſchön, — wie ſoll ich ſagen? — ſo göttlich, daß ich ihm quasi alle andern guten Eigenſchaften erlaſſen möchte."

Wenn übrigens irgendwo die Beſorgniß entſtände, Louis Philipp möchte allzu bürgerlich, oder gar jacobiniſch ſeyn wie ſein Vater, ſo wird dieß am beſten durch eine Anekdote widerlegt, die in den Zeitungen aufgewärmt wurde, und die eben ſo wahrſcheinlich als charakteriſtiſch iſt. Der Erzieher eines ſeiner Söhne frug den Herzog, welche politiſche Meinung er ſeinem Sohne beibringen ſolle? Erziehen Sie ihn nur, antwortete der Herzog, zum Republicaner; ich bin gewiß, daß er noch immer genug Royaliſt bleiben wird.

Dieß war der Mann, auf den ſich jetzt alle Blicke der Pariſer richteten. Das Volk überließ der Deputirtenkammer zutrauensvoll die Entſcheidung, und dieſe erklärte am 30 Julius den Herzog von Orleans zum General-Lieutenant des Königreichs oder zum Chef der ausübenden Macht, während ſie zugleich in ihrer nächſten Seſſion die

Charte nach dem Wunsche und Bedürfnisse der Nation zu reformiren versprach.

Der Herzog von Orleans war mit seiner zahlreichen und blühenden Familie in Neuilly, unfern von St. Cloud. Nur sein ältester Sohn, der Herzog von Chartres, war nicht bei ihm, sondern eilte an der Spitze seines Husarenregiments von Joigny nach Paris. Es glückte dem Herzoge, Neuilly noch in der Nacht des 30sten zu verlassen, ohne von St. Cloud aus beunruhigt zu werden, wo er, sobald man seine Ernennung zum General-Lieutenant erfuhr, in der ersten Wuth von Karl X außer dem Gesetze erklärt worden seyn soll.

Am 31sten erließ der General-Lieutenant eine Proclamation: „Einwohner von Paris! Frankreichs Deputirte, die in diesem Augenblicke in Paris vereinigt sind, haben gegen mich den Wunsch geäußert, daß ich mich in diese Hauptstadt begeben möchte, um die Geschäfte eines Generalverwesers des Königreichs zu übernehmen. Ich stand keinen Augenblick an herbeizueilen, eure Gefahren mit euch zu theilen, mich mitten unter eure heldenmüthige Bevölkerung zu stellen und aus allen Kräften daran zu arbeiten, euch vor dem Unglücke des Bürgerkriegs zu bewahren. Indem ich nach Paris zurückfuhr, trug ich mit Stolz jene glorreichen Farben, die ihr wieder angenommen, und welche ich selbst lange getragen habe. In Kurzem werden sich die Kammern vereinigen; sie werden auf Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu gründen. Von nun an wird die Charte eine Wahrheit seyn.“

Die Würde dieser Sprache, die Vorsicht, mit der der Prinz alles vermied, was die Anmaßung, streitige Fragen selbst entscheiden zu wollen, hätte verrathen, oder ihn mehr, als

ihm zukam, für die Zukunft binden können, ist nicht zu verkennen, auch schien diese Proclamation geeignet, alle Parteien zu befriedigen. Indessen traf sie doch hie und da auf heftigen Widerspruch: vor dem Rathhause zeigte sich Gährung, und selbst im Palais-Royal hörte man: „Was bedürfen wir eines Generalverwesers des Königreichs! Es lebe die Charte, weg mit den Prinzen! Man gebe uns einen Präsidenten!" Doch, solche Aeußerungen konnten sich nicht lange Gehör verschaffen, man machte sie durch die Erklärung verstummen, daß nur verkappte Jesuiten, Anhänger der absoluten Monarchie, solche Reden führen könnten und überstimmte sie durch den lauten Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!" Bald erschien der Prinz selbst auf der neuen Terrasse seines Pallastes mit den Farben der Nation geschmückt. Sein edler Anstand, die Einfachheit seiner Kleidung, sein freundliches Grüßen, die Herablassung, mit der er selbst seine Proclamation unter die Umstehenden vertheilte, nahm die Menge für ihn ein, und obgleich noch keine entschiedene Anhänglichkeit sich zeigte, so konnte man doch erkennen, daß sie keinem Andern so leicht, wie diesem, sich unterwerfen würde.

Unterdessen fuhr auch die Municipalcommission in ihrer Thätigkeit fort, und sorgte mit großer Umsicht für Alles, was zunächst nöthig war, die Rettung der Krondiamanten, die sich noch in St. Cloud befanden, die Empfangnahme der aus Algier kommenden Millionen, die Errichtung einer beweglichen Nationalgarde, falls von den königlichen Truppen noch fernerer Widerstand zu befürchten wäre ꝛc. Zugleich schuf sie ein neues Ministerium, in welches die Veteranen des Liberalismus eintraten, Dupont de l'Eure, General

Gérard, Marschall Jourdan, Guizot, Bignon, Admiral Rigny, Louis.

Am 31 Julius, Sonnabend, dem letzten Tage der grossen Woche, versammelten sich die Deputirten abermals unter dem Vorsitze des Herrn Lafitte und verfaßten eine Proclamation an das Volk, um demselben ihre Ansichten mitzutheilen und seine Ungeduld zu stillen. Diese Proclamation sollte dem General-Lieutenant zugesendet werden, aber die Kammer beschloß, sich selbst in corpore zu ihm ins Palais-Royal zu verfügen, um ihm einen glänzenden Beweis ihrer Achtung zu geben und das Volk nach sich zu ziehen. Unter unbeschreiblichem Jubel zogen die Deputirten in Masse, vom Volke begleitet, zum Pallaste des Herzogs und lasen demselben die Erklärung der Kammer vor, worin folgende wichtige Stelle ihm und dem Volke schon seine Ernennung zum Könige von fern andeutete: „Der Herzog Orleans ist der Sache der Nation und der Verfassung ergeben, er hat immer die Interessen derselben vertheidigt und zu deren Grundsätzen sich bekannt. Er wird unsere Rechte achten, da er die seinigen aus unsern Händen empfangen hat. Uebrigens werden wir uns durch Gesetze alle Gewährleistungen zusichern, die nöthig sind, um die Freiheit stark und dauerhaft zu machen; die Wiederherstellung der Nationalgarde, deren Officiere von den Gliedern derselben selbst erwählt werden sollen; die Theilnahme der Bürger an der Bildung der Departements- und Municipalverwaltungen; die Geschwornengerichte auch auf Preßvergehen angewandt; eine gesetzliche Feststellung der Verantwortlichkeit der Minister und der Beamten zweiten Ranges; die gesetzliche Regulirung des Looses der Kriegsbeamten; die Erneuerung der Wahlen für den Fall, da ein Ge-

Gewählter ein öffentliches Amt erhalten sollte. Mit Einem Worte, wir werden in Uebereinstimmung mit dem Fürsten, welcher an der Spitze des Staates steht (avec le chef de l'état), unsern bürgerlichen Rechten alle die Entwicklungen zufließen lassen, deren sie bedürfen. — Franzosen, schon hat der Herzog selbst sich vernehmen lassen, und seine Sprache ist die, welche man an ein freies Land richten soll. Die Kammern werden nächstens zusammenkommen, sagt er euch, sie werden auf Mittel denken, die Herrschaft der Gesetze und die Erhaltung der Rechte der Nation zu begründen. Von nun an wird die Charte eine Wahrheit seyn!" Nachdem Herr Laffitte geendigt hatte, ertheilte der Prinz folgende Antwort: „Meine Herren! Die heilsamen Grundsätze, die Sie aufstellen, sind immer die meinigen gewesen. Sie rufen mir alle Erinnerungen meiner Jugend wieder ins Gedächtniß, deren Fortsetzung meine letzten Jahre seyn sollen. Wie ein guter, wie ein wahrer Familienvater werde ich mit Ihnen und durch Sie am Glücke Frankreichs arbeiten. Indessen werden mich die Deputirten der Nation ohne Mühe verstehen, wenn ich ihnen erkläre, daß ich aus Herzensgrund die traurigen Umstände beweine, die mich nöthigen, das hohe Amt anzunehmen, das Sie mir auftragen, und dessen ich mich würdig zu machen hoffe." Alle drückten dem Herzoge ihren Dank, ihre Bewunderung aus. Dieser, wahrscheinlich weil er einsah, wie wichtig es sey, gleich im Anfange seine Popularität durch die der Deputirten zu verstärken, und einen Schritt zu thun, der die Einbildungskraft derer, die ihm gehorchen sollten, mächtig anspräche, erklärte nun den Volksrepräsentanten, daß er im Augenblicke ihrer Ankunft sich anschicke, nach dem Rathhause sich zu begeben, und daß er sich

glücklich schätzen würde, auf diesem Wege durch die Straßen von Paris von den Deputirten der Nation umgeben zu seyn. Sogleich war Alles zum Aufbruche bereit; der Herzog in Generalsuniform und mit dem großen Bande der Ehrenlegion und der dreifarbigen Cocarde geschmückt, stieg allein zu Pferd. Die Deputirten zu Fuß umringten ihn von allen Seiten, nur zwei derselben ließen sich wegen Schwäche in Sänften tragen. Eine unzählige Volksmenge schloß ihn von allen Seiten ein und erfüllte die Luft mit ihrem Freudengeschrei. Als er an den Stufen abstieg, die hinauf auf das Rathhaus führen, rief er den Nationalgardisten, die davor Wache hielten, zu: „Ihr seht, meine Herren, einen alten Nationalgardisten, der seinen ehemaligen General zu besuchen kommt.“ Der General war eines solchen Besuches würdig. Lafayette hatte sich, seine eigenen mit ihm alt gewordenen Ansichten gern dem allgemeinen Wunsche seiner Mitbürger aufopfernd, ohne Rückhalt seinen Collegen angeschlossen, als sie die Nothwendigkeit erkannt hatten, einen Reichsverweser zu ernennen. Er nahm nun den Prinzen, dem er bis dahin fremd geblieben war, mit Ehrerbietung und Freude auf. Nachdem der Aufruf an die Franzosen noch einmal in dem großen Saale verlesen worden war, erschienen beide, der Held der Freiheit und der Mann der Stabilität, Arm in Arm auf den nach außen führenden Stufen, die Nationalfahne in der Hand haltend. Ein lautes Beifallklatschen verrieth die Freude des Volks, und das Bravorufen, die Vivats nahmen kein Ende.

Doch wurde erzählt, daß mitten unter diesem Jubel der General Dubourg zum Herzoge gesagt habe: „Wir hoffen, Sie werden Ihre Eide halten; wenn nicht, so würden Sie sehen, was geschähe.“ Der Herzog soll erwiedert haben:

„Die Drohung war überflüssig. Sie kennen mich nicht. Ich bin Franzose, ich bin ein Mann von Ehre. Die Zukunft wird lehren, ob ich meine Versprechungen zu erfüllen weiß.“

Die Municipalcommission legte sofort ihre Vollmachten in die Hände des General-Lieutenants nieder.

9.

Die Vertreibung der Bourbons.

Während dieses Alles in Paris vorging, herrschte zu St. Cloud die größte Bestürzung. Schon am 30sten begann der Abfall. Die Höflinge, die sonst alle Thüren belagert hatten, verschwanden, und bald war nur noch die engste Camarilla und das Militär, das ein Gefühl der Ehre bis zum letzten Augenblicke aushalten ließ, um den Exkönig versammelt. Die gemeinen Soldaten fingen an sich zu zerstreuen, und die Bauern der umliegenden Dörfer aufzustehn. Da flüchtete der König in der Nacht auf den 31 Julius aus St. Cloud, ließ aber den Dauphin daselbst zurück, der noch einmal versuchte, die Truppen zu einem Angriffe auf Paris zu encouragiren. „Man sah ihn durch die Allee von St. Cloud reiten. Das Hin- und Herwanken des Prinzen auf dem Pferde, die Stellung seines nach hinten geschobenen Hutes und das Lachen, welches beständig auf seinen Lippen schwebte, contrastirte auf eine sehr widrige und verdrießliche Weise mit der ernsten und nachdenkenden Stellung dieser Soldaten, deren Gedanken einzig mit der Erinnerung an die gestrigen Ereignisse und mit der Voraussicht des Urtheils der Zeitgenossen und der Nachwelt über die ehrlose Verrätherei beschäf-

tigt ſchien, zu deren blindem Werkzeuge man einen übelverſtandenen militäriſchen Gehorſam mißbraucht. — Während die königlichen Truppen, von Beſchwerden erſchöpft, im Gehölze von Boulogne ſtanden, verlangte man vom Maire von Auteuil Lebensmittel und Erfriſchungen für ſie. Der Maire wendete ſich an die vornehmſten Einwohner ſeiner Gemeinde, um ihnen welche zu verſchaffen. Dieſe antworteten ihm: daß dieß ſeine eigenen Feinde unterſtützen hieße, indem dieſe Truppen auf ihre Brüder in Paris geſchoſſen. Indeſſen wurden ihnen bloß aus dem Motiv der Menſchlichkeit Lebensmittel verabfolgt. Der Herzog von Angoulême kam perſönlich, dem Maire für die ſeiner Armee (er bediente ſich wörtlich dieſes Ausdrucks) verſchafften Nahrungsmittel zu danken. Der Maire konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß alle die Unfälle, die gegenwärtig Frankreich träfen und welche auf die königliche Familie ſelbſt zurückfielen, ſich nicht ereignet hätten, wenn der König conſtitutionell regiert. Auf dieſe Worte wandte der Prinz ſein Pferd um und entfernte ſich. Einige Augenblicke darauf ſandte er indeſſen einige Adjutanten zu dem Maire und ließ ihm ſagen: wenn er ihm etwas mitzutheilen habe, wolle er ihm gern Gehör geben, nur dürfe dieß nicht in Gegenwart der Truppen geſchehen. — Das tapfere Benehmen der Einwohner von Chaillot darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Von den Herren Luchet und Villemain, Sohn, von Lorient inſurgirt, hielten dieſe braven Leute, nur 25 Mann ſtark, nachdem ſie drei Poſten entwaffnet, den 29ſten den ganzen Tag das Feuer von fünf Regimentern Garde aus, die ihren Rückzug durch die Barriere von Paſſy nehmen wollten. Sie machten mehr als achtzig Gefangene. — Als am 29ſten die Truppen der

königlichen Garde zu Fuß ihre rückgängige Bewegung über Neuilly begannen und die Einwohner davon benachrichtigt wurden, errichteten dieſe in weniger als einer halben Stunde mit ungeheuren Bäumen, Balken und andern zuſammengerafften Hölzern auf der Brücke und vor derſelben Barricaden, um den Uebergang zu ſperren. Die Garde ließ auf dieſe unvorhergeſehenen Barrieren mit Kanonen feuern, um ſie zu durchbrechen und nach Courbevoye zu gelangen; aber das Feuer der Plänkler von Neuilly, die ſich in einen Hinterhalt verſteckt, zwang ſie, ihr Vorhaben aufzugeben und den Chemin de la Revolte einzuſchlagen, um Saint-Denis wieder zu erreichen, wo ſie aber ebenfalls zurückgeſchlagen und gezwungen wurden, eine andere Richtung zu nehmen, um ſich wieder mit den königlichen Truppen zu vereinigen. Man ſieht, daß ſowohl die moraliſche als die phyſiſche Gewalt die Werkzeuge des Deſpotismus verabſcheuen. Alle umliegenden Gemeinden waren unter den Waffen und hatten die Anhöhen, beſonders die des Calvarienbergs beſetzt."

Der Dauphin folgte nun dem Könige nach, der ſich vorerſt nach Trianon geflüchtet hatte, aber der Aufſtand der Verſailler und mehrere in der Allee von Trianon niederfallende Kugeln trieben die königlichen Flüchtlingen weiter. Sie begaben ſich in das Schloß von Rambouillet, wo ſie am Abend des 31ſten anlangten. Hier fand ſich am folgenden Tage auch die Dauphine ein, für welche nach den oben angeführten Worten der Herr von Semonville ſo zärtliche Beſorgniß gehegt hatte. Sie war in den Bädern von Vichy geweſen, und man hat ſogar behauptet, ſie ſey ins Bad geſchickt worden, um in der kritiſchen Periode des Staatsſtreichs nicht um die Perſon des Königs zu ſeyn und durch ihre bangen

Ahnungen und Aengſtlichkeiten deſſen Energie zu lähmen. In Dijon erhielt ſie die erſte Nachricht von den Pariſer Ereigniſſen. Sie beſuchte daſelbſt das Theater und wurde durch das wüthende Geſchrei der Zuſchauer genöthigt, es zu verlaſſen. Verkleidet und zur Sicherheit mit dreifarbigen Bändern geſchmückt kam ſie glücklich durch die revolutionirten Umgebungen von Paris, um in Rambouillet das Maß des Jammers voll zu machen, denn der Tag nach ihrer Ankunft war auch der, welcher ihren Oheim und Gemahl der ſchönen Krone von Frankreich beraubte. Die bedauernswürdige Tochter Ludwigs XVI, der man unter allen Gliedern ihrer Familie das meiſte Gefühl und den meiſten Ehrgeiz zuſchreibt, mußte zum Schrecklichen das noch Schrecklichere erleben, denn zum Morde der Eltern und des Bruders fügte das grauſame Schickſal nun noch die Entehrung des Gatten.

Die Nation hatte die Vorſchläge, die ihr der König durch Herrn von Semonville machen ließ, nicht angenommen und Karl X des Throns verluſtig erklärt. Nichts blieb nun übrig, als dieſen Thron wenigſtens ſeiner Familie zu erhalten. Der Dauphin war nächſter Thronfolger, aber dieſer Stumpfſinnige war ſeinem Vater ſtets blind gefolgt, in die gleiche Schuld verwickelt, und wenn vielleicht weniger gehaßt vom Volke, doch noch weit mehr verachtet. Alſo entſchloß ſich der König, mit Uebergehung des Dauphin, dem Throne zu Gunſten des jungen Herzogs von Bordeaux zu entſagen. Am 2 Auguſt ſchrieb er an den Herzog von Orleans, ernannte ihn zu ſeinem General-Lieutenant und verſuchte noch einmal, ſich durch glänzende Verſprechungen von der Abſetzung loszukaufen. Da dieß aber vergeblich war, ſchrieb er noch an demſelben Tage einen zweiten Brief an den Herzog: „Mein

Vetter! Die Uebel, welche mein Volk bedrücken oder die es noch bedrohen könnten, gehen mir allzusehr zu Herzen, als daß ich nicht auf Mittel, ihnen zuvorzukommen, hätte sinnen sollen. So habe ich denn den Entschluß gefaßt, der Krone zu Gunsten meines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, zu entsagen. Auch der Dauphin, der meine Gesinnungen theilt, verzichtet auf seine Rechte zu Gunsten dieses seines Neffen. Es liegt Ihnen demnach, als Generalverweser des Königreichs, ob, die Thronbesteigung Heinrichs V öffentlich verkündigen zu lassen. Außerdem werden Sie alle von Ihnen abhängenden Maßregeln treffen, um die Formen der Regierung während der Minderjährigkeit des neuen Königs festzusetzen."

Begreiflicherweise wurde die Entsagung angenommen, aber nicht so die Ernennung des jungen Königs Heinrichs V. Dagegen wurde auf die Bitte des Exkönigs eine Commission nach Rambouillet geschickt, um ihn vor der Wuth des Volkes zu schützen und sicher dahin zu geleiten, wohin er sich zurückziehen würde. „Die Commissäre Marschall Maison, der Deputirte von Schonen und der bekannte Advocat Odillon-Barrot, begaben sich noch an demselben Tage nach Rambouillet, erklärten aber dem Könige, sie würden seine Bewachung nur dann übernehmen, wenn seine unbedingte Verzichtleistung auf den Thron und die Auslieferung der Krondiamanten erfolgt sey. Der Herzog von Ragusa antwortete, es sey mit dem Hofe noch nicht so weit gekommen, daß er solche Bedingungen annehmen müßte; es blieben ihm noch Truppen übrig, und der König würde sich nicht entfernen, bis man ihm die Forderungen, zu denen er berechtigt sey, erfüllt hätte. Nach neuen Bemerkungen der Commission entfernte sich der Herzog von Ragusa und kam nach einiger Zeit wieder zurück. Er

brachte die Abdankung Karls X und die Verzichtleiſtung des Herzogs von Angoulême, mit Uebertragung ihrer Rechte auf den Herzog von Bordeaux. Karl X ſoll überdieß vier Millionen Rente verlangt haben. Selbſt die ihn umgebenden Hofleute verlangten eine Stipulation der Erhaltung ihrer Ehrenſtellen, Gehalte, Würden u. ſ. w. Die Commiſſion hatte auf ſolche Forderungen keine Antwort zu ertheilen. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als ſich zu entfernen, was ſie denn auch that. Wenige Augenblicke nach ihrer Zurückkunft zu Paris ward ein Entſchluß gefaßt, deſſen Folgen bald die ganze Bevölkerung erblicken konnte. Eine elektriſche Bewegung theilte ſich derſelben mit. Man hörte nur Einen Ruf: Nach Rambouillet! Nach zwei Stunden waren 10- bis 12,000 Mann in den Champs Elyſées verſammelt; alle kleinen Wagen der Umgebungen von Paris, 7- bis 800 an der Zahl, boten ihre Dienſte an, um die bewaffneten Bürger zu fahren. Eine große Zahl von Reitern und beſpannten Kanonen ſchloß ſich der Colonne an, die durch weitere Verſtärkungen unterwegs zu Rambouillet 20- bis 30,000 Mann ſtark ankommen ſollte. General Pajol und Obriſt Jacqueminot wurden zur Leitung dieſer Bewegung beſtimmt. Andrerſeits hatten ſich die Rouener und die Havrer, die zu Poiſſy oder zu St. Germain angekommen waren, nach derſelben Richtung gewandt. Die Commiſſarien reisten um drei Uhr Nachmittags wieder nach Rambouillet zurück, um Karl X und deſſen Familie von Neuem zu fragen, ob ſie begleitet oder geführt zu werden wünſchen."

Aus Furcht vor den wüthenden Volkshaufen, die hinter den Commiſſarien herzogen, entſchloß ſich der Exkönig ſogleich, ehe dieſe Haufen ankämen, unter dem Schutze der Com-

miſſäre nach dem Hafen von Cherbourg abzureiſen, von wo er ſich nach England einſchiffen wollte. Er ſtand zugleich von allen ſeinen Forderungen ab, lieferte die Krondiamanten aus und erhielt dagegen, weil er von Allem entblößt war, eine Million Reiſegeld. Zugleich verabſchiedete er alle ſeine noch übrigen Truppen, bis auf einen Theil der Garde, die ihn ferner begleiten durfte. Um 11 Uhr Abends am 3 Auguſt erfolgte die Abreiſe, die ſogleich nach Paris gemeldet wurde. Dieß hielt die Pariſer auf ihrem Marſche auf. Nur ihre erſte Colonne kam nach Rambouillet, wo ſie das Schloß ſchon verlaſſen fand. Sie verübten keinen andern Unfug, außer daß ſie ſich acht reich vergoldeter Hofwagen bemächtigten. Die Pferde des Königs wurden vorgeſpannt und ſo die Wagen im Triumph nach Paris geführt. Es war ein eignes Schauſpiel, dieſe prachtvollen Carroſſen zu ſehen, in denen man ſonſt nur bei den feierlichſten Gelegenheiten die Mitglieder der königlichen Familie erblickt hatte, jetzt angefüllt mit Leuten aus dem Volke, mit Pariſer Soldaten, deren Piken, Bajonnette, Säbel zu den Kutſchenſchlägen herausragten, während andere oben auf dem Verdecke, auf dem Bocke, und auf den Pferden ſaßen, umgeben von einer jubelnden Menge, die vor Freude ihre Gewehre in die Luft ſchoß.

Der Rückzug des Königs geſchah in bewundernswürdiger Ordnung und wurde nirgends durch tumultuariſche Angriffe beunruhigt. Nach einem ſo erhabenen Heldenmuthe zeigte ſich das franzöſiſche Volk nicht minder erhaben in der Großmuth. Einer, der den Zug begleitet, erzählt: „Am 4 Auguſt Morgens auf dem Wege nach Dreux erzeigte die Garde dem Könige die letzte Ehre, mehrere Officiere brachen ihre Degen, die Obriſten händigten ihre Fahnen ein. Die Be-

deckung des Königs, nunmehr bloß 800 Pferde, kam jetzt schneller vorwärts: um drei Uhr sah man in Dreux die dreifarbige Fahne; die Nationalgarden präsentirten vor dem Könige das Gewehr und ließen trommeln. Den 5 August in Verneuil, den 6ten in l'Aigle. Hier, wie in Dreux, ließ die Menge, gedrängt, ohne Bewegung (impassible) kaum einen schmalen Durchzug für unsere Pferde. Man gewahrte wenig befreundete Gesichter, aber kein beleidigendes Wort wurde vernommen. Etliche Frauenzimmer an den Fenstern gaben durch Thränen ihr schmerzhaftes Gefühl zu erkennen. Die Menge verspottete ihren Schmerz nicht, als hätten sie eine Art von Großmuth zur Schau tragen wollen (!)."

Von dem ganzen Zuge erhalten wir folgendes Bild: „Der Zug bestand noch am 5 August aus 2500 bis 3000 Personen, Militärs und Leuten des königlichen Dienstes. Die vier Compagnien Gardes du Corps waren beinahe vollständig: ein Dutzend Artilleristen führten zwei Kanonen; Kuirassiere, Grenadire der Garde zu Pferd, Jagd-Gendarmen, Lanciers und andere Soldaten verschiedener Corps drängten sich gemischt hinter dem königlichen Wagen. Der Herzog von Ragusa, an der Spitze des noch ziemlich zahlreichen Generalstabs, brüstete sich in seiner Marschallsuniform; aber sein blasses und abgemattetes Gesicht zeigte einen düstern Ausdruck. Wenige Schritte auf ihn folgte der Herzog von Guiche. Karl X befand sich in einer vierspännigen Kutsche mit seinem Sohne und der Herzogin von Angoulême. Der Marschall Maison, einer der Commissarien der provisorischen Regierung, nahm den vierten Platz im Wagen ein. Der alte König schien tief ergriffen; man vernahm kaum einige Worte von ihm. Der vormalige Dauphin war unbekümmert und

faſt heiter; er ſchien ſein Unglück weder zu fühlen noch zu verſtehen. Die Herzogin von Angoulême hingegen äußerte ihren tiefen Kummer aufs heftigſte. Die Unordnung in ihrem Anzuge zeigte hinreichend die Unruhe ihres Gemüthes, und Alles deutete darauf hin, daß ſie den ganzen Umfang des erlittenen unerſetzlichen Verluſtes vollkommen einſah. Die Herzogin von Berry, in männlicher Kleidung, die ſie gern öfters anlegt, befand ſich mit ihren zwei Kindern in einem andern Wagen. Ihre mit acht Pferden beſpannte Kutſche trug noch alle Inſignien ihrer vormaligen Würde; an der des Königs waren im Gegentheile alle Wappen und Lilien halb verwiſcht. Der Zug ſchloß ſich mit 17 Wagen mit dem Gepäcke der königlichen Familie. Mehrere Karren waren mit Gold beladen. Das Seltſamſte und Auffallendſte bei dieſem Zuge waren einige Leute mit magerem und ſchwarzgallichtem Geſichte, die mit bloßen Füßen und die Hände auf den Rücken gelegt, mit auf die Erde gehefteten Blicken, ganz maſchinenartig ihren Vorgängern folgten, ohne auf etwas, was um ſie her vorging, zu achten oder zu blicken, ganz in Betrachtungen über ihr Unglück verſunken. Trotz der groben Gewänder, die ſie bedeckten, konnte man ſie leicht erkennen. Es waren Jeſuiten, die am Hofe Karls X eine Rolle geſpielt und wahrſcheinlich keine andere Freiſtätte gefunden hatten, als in dieſem traurigen Zuge. Auf der Straße war eine unermeßliche Menge von Bauern und Bürgern herbeigeſtrömt. Auf allen Geſichtern war Neugierde, auf mehreren Mitleiden ausgedrückt. Uebrigens war die düſtere Stille durch kein Wort, keinen Zuruf, keinen Vorwurf geſtört."

In l'Aigle nahm der Exkönig bei Herrn von C. Quartier, der daſelbſt ein ſchönes Schloß beſitzt. Es wurden der königs-

lichen Familie alle Zimmer des Schloſſes eingeräumt. Um 7 Uhr Morgens kam der Maitre d'Hotel mit einer Menge Küchenbeamten, Köche, Küchenjungen ꝛc. an. Er nahm ſogleich alle Zimmer in Augenſchein. Als er das zum Schlafzimmer beſtimmte Appartement ſah, wendete er ſich feierlich an Herrn von C.: „Mein Herr! Die Etikette verbietet ausdrücklich, daß der König in einem Gemache ſchlafe, hinter dem ſich nicht ein anderes eben ſo großes befindet, in dem ſich Alles, was den Dienſt hat, die Nacht über aufhalten kann.“ Nun wurden die Betten aufgeſchlagen, die reichen Draperien abgenommen ꝛc. und Alles in den Salon verſetzt, der zum Schlafgemache umgewandelt wurde. Hierauf inſtallirte der Maitre d'Hotel ſeine Leute in der Küche. Von den zwanzig Köchen, die er in Rambouillet mitgenommen, waren nur eilf übrig geblieben, die übrigen davon gelaufen; um dieſem Mangel abzuhelfen, wurden 25 Mädchen aus der Stadt aufgeboten, um den Köchen zu helfen. Die Tafeln gaben eine neue Schwierigkeit; der König konnte der Hofetikette gemäß an keiner runden Tafel ſpeiſen, indeſſen es fand ſich keine andere, man mußte ſich reſigniren, und zum erſtenmale ſeit Ludwig XIV ſpeiſte ein König von Frankreich an einem runden Tiſche. Gegen Mittag langte die ganze königliche Familie an. Der König traurig, aber ruhig, in einer Haltung, der es nicht an Würde fehlte. Die Herzogin von Berry in Mannskleidern, einem ſchlechten grünen Ueberrocke, übrigens mit feſtem, ihrem Coſtume entſprechenden Ausſehen. Die Dauphine in einem Zuſtande der Erbitterung, der an Wuth gränzte. Als ſie den Fuß auf den Boden ſetzte, rief ſie, als wenn ſie in einer angefangenen Unterhaltung fortfühe: „Seit zwei Jahren widerſetzte ich mich ihren Entwürfen aus allen meinen

Kräften. Sie fanden nur Ein Mittel ihren Staatsſtreich einzuleiten — mich nach Vichy zu ſchicken und die Ordonnanzen während meiner Abweſenheit zu erlaſſen. Was ich ihnen ſeit zwei Jahren beſtändig vorausſagte, geht nun in Erfüllung, zu ſpät ſehen ſie ein, wie ſehr ich Recht hatte. Dieß iſt abſcheulich, ſchrecklich; da haben wir nun die ſchöne Beſcheerung!" Die Kinder liefen in dem Garten herum wie losgelaſſene Füllen. Der Herzog von Bordeaux befand ſich in einem Wagen mit Frau von Gontaut. Auf der einen Seite ritt der Dauphin, auf der andern der Herzog von Raguſa. Der Erſtere lächelte mit gleichgültigem, ausdrucksloſem Geſichte. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft ließ der König Herrn von C. rufen und dankte ihm für ſeine Gaſtfreundlichkeit. Herr von C. erwiederte, er fühle ſich glücklich, daß Se. Majeſtät ſich mit dem, was er habe thun können, begnügen wolle; es ſchmerze ihn aufs tiefſte, daß es ſo unglückliche Umſtände ſeyen, die ihm die Ehre verſchafften, ihn zu empfangen. Der König entgegnete: „Ja, dieß iſt ſehr unglücklich. Ich verlaſſe Frankreich ſehr ungern. Ich liebe Frankreich; es iſt ein ſchönes Land. Ich wünſche, daß es glücklich ſeyn möge. Mir fehlte das, was dazu gehört, es glücklich zu machen; es braucht eine eiſerne Hand. Ich habe nicht Feſtigkeit genug. Doch hoffe ich, es wird glücklich ſeyn, ich wünſche es. Ich werde Frankreich ſtets mit meinen Wünſchen begleiten."

Am 7 Auguſt verließ der Zug l'Aigle bei drückender Hitze mit Staubwirbeln. Die königliche Familie ſtieg oft aus, der König und der Dauphin ritten alsdann, die Fürſtinnen und Kinder gingen zu Fuße. Da indeß auf dieſe Weiſe der Marſch ſich verzögerte, legte man dieß dem Könige übel aus. Es hieß, er zögere nur, um ſich mit den Vendéern und mit

den Royaliſten der Bretagne zu vereinigen, die Herr von Laroche-Jacquelin in Aufſtand bringen ſolle. Am 8 Auguſt zog man bei ſtarkem Regen nach Argentan, wo die Nationalgarde nicht präſentirte. Die Commiſſarien wünſchten, der Exkönig möge ſich nach dem Hafen Granville wenden, der von der Bretagne weiter entfernt lag; aber gerade das verweigerte er. In Condé zeigte das Volk am 10ten große Gährung, die beſonders durch den Anblick Marmonts aufgeregt wurde. Man wollte ihn bei Nacht aufheben. Von nun an legte der Marſchall ſeine glänzenden Zeichen ab. Zu Carenton rotteten ſich 6- bis 7000 Nationalgarden zuſammen, um dem Exkönige die Verbindung mit der Bretagne abzuſchneiden. Am 16 Auguſt in Valognes nahm der Exkönig von der Garde zu Fuß Abſchied. Die Officiere und die 24 Aelteſten der Leibwache begaben ſich zu ihm, um ihm ihre Fahnen einzuhändigen. Der König war tief bewegt, die Dauphine zerfloß in Thränen, der Dauphin ſchien ſich in ſein Loos zu fügen, die Herzogin von Berry war ruhig, der Herzog von Bordeaux und Mademoiſelle freundlich. Karl X nahm die Fahnen, umarmte die Officiere, dankte ihnen und ſprach: „Ich nehme eure Fahnen zurück; ſie ſind ohne Makel, mein Enkel wird ſie euch wieder geben.“ Der König, die Dauphine und die Herzogin von Berry reichten die Hand zum Kuſſe. Die Gendarmerie und Officiere ohne Truppen nahmen ebenfalls Abſchied. Den 16ten um 9 Uhr Morgens verließ Karl X Valognes, von ſieben Schwadronen der Leibwache begleitet, und wandte ſich nach dem fünf Stunden entfernten Cherbourg.“

Die Einwohner dieſer Stadt hatten ſich auf dem Wege, wo der Zug vorüber kam, verſammelt, beobachteten aber das tiefſte Stillſchweigen. Kein Ruf verletzte die Ohren dieſer von

ſolcher Höhe gefallenen Familie. Die Regierungscommiſſarien erwarteten die Familie beim Eingange des Hafens, der von dem Quai zu dem königlichen Paketboote führte. Der Hofpomp, das Schmettern der Trompeten, die letzten Lebewohl einer überflüſſigen Garde, das Schweigen der zahlreichen Zuſchauer, Alles gab dieſer großen Scene einen theatraliſchen, traurigen Anblick. Aus dem erſten Wagen ſtiegen der Herzog von Damas, Hr. v. Mesnard, die Herzogin von Gontaut und der Herzog von Guiche. Sie erreichten raſch das Schiff. Frau von Gontaut blieb einen Augenblick vor dem Marſchall Malſon ſtehen, und ſagte zu ihm: „Wie grauſam iſt es, Hr. Marſchall, Frankreich verlaſſen zu müſſen!“ Ihre Augen ſtanden voll Thränen, und ihr ganzes Weſen drückte den tiefſten Schmerz aus. Der königliche Wagen enthielt Karl X, im einfachen blauen Frack gekleidet; den Dauphin in olivenfarbenem Ueberrock, mit grauem Hut auf dem Kopfe; die Dauphine, mehr als einfach gekleidet; den Herzog von Bordeaux, Mademoiſelle, die Herzogin von Berry, mit einem Mannshut und als Amazone gekleidet. Zuerſt ſtieg der Herzog von Bordeaux aus; der Dauphin führte ihn; er gab der Dauphine den Arm, deren Züge über allen Ausdruck entſtellt waren. Karl X war niedergeſchlagen, ſeine Augen matt, aber er behielt Ruhe bei. Nichts kommt dem Ausdrucke der Verzweiflung gleich, der auf dem Geſichte der Frau Herzogin von Berry lag. Einige Augenblicke blieb ſie unbeweglich an Bord der Brücke ſtehen, dann drückte ſie die Hände eines alten Beamten ihres Hauſes — und ſtürzte raſch in das Paketboot. Bis zum letzten Augenblicke beobachteten die Seebehörden von Cherbourg, und die Commiſſarien den gefallenen Prinzen gegenüber die ſchicklichſte und feſteſte Haltung. Dieſe Familie,

die in ihrem langsamen Zuge gegen das Ende ihrer Reise noch einige Hoffnung zu bewahren schien, wie man aus der Wahl der Orte, die sie durchzog, schließen mochte, konnte sich überzeugen, daß das ganze Volk sie ohne Haß, ohne Entrüstung, rein und einfach verwarf. Ein Kern von Garden, der einem Heere glich, konnte nöthigenfalls den Anhängern der Autorität Karls X als Vereinigungspunkt dienen, wenn Karl X Anhänger hatte; aber nichts regte zu ihren Gunsten die Bewohner der Provinzen auf, in denen sie einst den Samen des Bürgerkriegs ausgestreut hatten. Vier Commissarien, ohne Escorte, nichts für sich habend als die moralische Macht einer großen Mission und die öffentliche Meinung, genügten, um überall die tiefste Ruhe zu erhalten. Unter den Personen, die den Exkönig begleiteten, bemerkte man den Herzog von Ragusa, den Herzog Armand von Polignac, den Herzog von Guiche, Frau von Bouillé und einige Hausbeamte. Im Ganzen waren es sechszig Personen von Auszeichnung. General Talon, der für die Quartiere gesorgt hatte, reiste gleich nach der Einschiffung nach Paris zurück. Die Schiffe stachen am 16 August um 2 Uhr in See. Der Lootse, der das Paketboot aus dem Hafen führte, kam gegen 7 Uhr zurück, und erzählte, im Augenblicke als die Prinzen die Küsten Frankreichs sich entfernen sahen, hätten sie sich dem lebhaftesten Schmerze hingegeben und seyen in Thränen geschwommen. Das Wesen des Dauphins zeichnete sich durch den Contrast aus, den es gegen den schmerzlichen Ausdruck der andern Mitglieder der gefallenen Familie darbot; sein Mund, der mit seiner Nase in beständiger Berührung stand, und seine blinzenden Augen gaben seiner Physiognomie ein Aussehen von Lustigkeit, das die Zuschauer nicht begreifen konnten. Ein

LOUIS

Herzog v. Angoulême. Dauphin

von Paris angekommener Officier näherte sich ihm: „Nun! ist es drunten ruhig?“ — Ja, Monseigneur, vollkommen ruhig. „Ah! ah! ah! und die Barricaden, he!“ „Es findet sich keine Spur mehr davon.“ „Ah! ah! ah! Sie haben also keine Furcht mehr!“ Dabei bewegte er sich und sprang, als ob diese Nachricht ihm die größte Freude machte. Die Dauphine, die ohne Zweifel einsah, wie peinlich eine solche Unterhaltung für Karl X und die andern Mitglieder der Familie seyn müsse, machte ihr schnell ein Ende, indem sie den Officier verabschiedete.“

Am 17 August kam der Exkönig vor Portsmouth an, zufällig auf dem nämlichen Schiffe, welches ihn und seinen Bruder, nach Napoleons Entthronung, nach Frankreich hinübergeführt hatte. Sein Empfang war sehr schlecht, denn das englische Volk, das sich in ungeheurer Menge am Ufer einfand, hatte sich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen bedeckt, und die Behörde deutete ihm an, er könne wohl als Privatmann, nicht aber als König von Frankreich in England landen. Er begab sich daher vor Cowes auf die Insel Wight, um hier, den Blicken der Menge weniger ausgesetzt, das Resultat seiner Vorstellungen beim Londoner Hofe abzuwarten. Dieser Hof konnte nämlich, sofern er mit der neuen französischen Regierung in freundschaftlichen Verhältnissen bleiben wollte, nicht zugeben, daß Karl X oder Heinrich V als König von Frankreich in England aufgenommen werde, und erst nachdem der Exkönig deßfalls von seinen Forderungen abgestanden, wurde ihm gestattet zu landen und das Schloß Lulworth in Dorsetshire zu bewohnen, wohin er am 24 Aug. mit seiner Familie abreiste.

Ueber den Aufenthalt der unglücklichen Familie in Lul-

worth verbreiteten sich vielerlei, größentheils gehässige und lächerliche Gerüchte. Bald klagte man über die außerordentliche Verschwendung, die sich der Exkönig zu Schulden kommen ließe, indem er die Pracht und Etikette des Hofes beibehielt; bald spottete man über die abenteuerlichen Plane, welche diese Familie machen sollte, um wieder nach Frankreich zurückzukehren. Man wollte gehört haben, daß die Frau Dauphine und der Herzog von Ragusa schon beim Abschiede zu Cherbourg den Officieren gesagt haben: „Wir werden uns bald wieder sehen!" Karl X selbst soll gesagt haben: „Es wird dießmal nicht hundert Tage dauern." Im Herbste wurde aus Lulworth geschrieben, der Hof habe seine Andachtsübungen verdoppelt, weil ihm die Vision einer Nonne mitgetheilt worden, nach welcher Heinrich V schon am 13 December d. Jahres in Paris zum Könige ausgerufen werden würde.

Die königliche Familie blieb indeß nicht lange in Lulworth, sondern zog sich im Herbst auf das schöne alte Schloß Holyrood, in der Nähe von Edinburg, zurück, wo Karl X in seiner frühern Verbannungszeit zugebracht hatte, und wo sie am 20 October anlangte. Der Exkönig wurde achtungsvoll aufgenommen und grüßte seinerseits die Anwesenden. Das Gefühl seiner gegenwärtigen Lage schien ihn zu durchdringen, und die Rührung, die sich augenscheinlich in ihm aussprach, theilte sich bald den Zuschauern mit. Er trug einen großen, [illegible] zugeknöpften Ueberrock. Der Herzog von Bordeaux, ein interessantes [illegible] Knabe, trug eine blaue Jacke, und hatte einen kleinen Helm auf dem Kopfe. Mit einer seinem Alter entsprechenden Beweglichkeit sprang er gleichfalls aus Ufer.

Der berühmte Walter Scott forderte seine Landsleute

öffentlich auf, die Verbannten großmüthig zu behandeln. „Unter solchen Umständen würde es unserer, wie als Schottländer so als Menschen, unwürdig erscheinen, wenn dieser unglücklichen Familie auch von der unbedeutendsten Person ein Wort oder Blick zukäme, der eine Empfindung noch schärfte, welche in diesem Augenblicke so schmerzlich seyn muß, daß sie auch durch solche Beleidigungen, die zu einer andern Zeit ganz unbeachtet bleiben würden, gekränkt werden dürfte. Die Widersacher des Königs in seinem vormaligen Reiche haben den Beifall Europa's für den Edelmuth erhalten, womit sie Gebrauch von ihrem Siege machten, und für die Achtung, welche sie durch Mäßigung gegen einen Feind für sich selbst aussprachen. Es würde ein großer Abstich gegen dieses allgemein gelobte Benehmen seyn, wollten wir, die der Sache selbst fremd sind, eine weitergehende Rache an den Tag legen als diejenigen, welche dabei so nahe betroffen waren."

Dagegen sagte der Scotsman: „Es würde von Seite einer versammelten Menge unmännlich erscheinen, irgend eine Art von Triumph gegen einen gefallenen und schwachen alten Mann auszudrücken. Allein die Gesinnungen des Edinburger Volks sind bekannt, und wir hoffen um Karls eigenen Vortheils willen, daß unter dem Scheine von Mitleid mit seinem Unglück kein Versuch gemacht werde, ihm auch nur ein einziges Zeichen der Sympathie, auch nur einen einzigen Zuruf darzubringen."

In Holyrood sah sich der Exkönig bald den Verfolgungen seiner Gläubiger ausgesetzt, die zu befriedigen er früher als König versäumt hatte, und die nun seinen Privatstand benutzten, um ihn nach englischen Gesetzen zur Zahlung seiner Schulden anzuhalten. Der Graf von Pfaffenhofen, der dem

Exkönige während der Emigration große Summen vorgestreckt, brachte es nun dahin, daß zu Anfang des Novembers die Kutschen des Exkönigs mit Beschlag belegt wurden.

Dagegen erfuhr man später, daß Marschall Bourmont, der von Algier über Spanien nach England gereist war, wo er am 8 November ankam, bedeutende Summen mitgebracht habe, und daß seitdem die königlichen Wagen wieder eingelöst worden seyen. Auch bildete sich in Holyrood ein neues Conseil aus den Ministern Capelle, d'Haussez, Blacas und Bourmont. Es hieß, die Herzogin von Berry sollte zur Regentin im Namen ihres Sohnes, Heinrichs V, erklärt werden, und zwischen Holyrood und den zurückgebliebenen Anhängern der alten Dynastie in Frankreich (jetzt Karlisten genannt) trat eine sehr lebhafte Correspondenz ein.

10.

Reform der Charte.

Wir kehren nun nach Paris zurück, um die weitern Erfolge der großen Revolution im Julius zu betrachten.

Am 3 August, dem nämlichen Tage, an welchem die Kammern der frühern Bestimmung zufolge durch Karl X hatten eröffnet werden sollen, wurden sie durch den Herzog von Orleans als Generallieutenant des Königreichs eröffnet, und zwar nicht im Louvre, sondern im Saale der Deputirten, in deren Händen damals die Herrschaft lag, da die Pairs unpopulär waren. Vor dem Saale waren Nationalgarden in Menge versammelt, im Saale Damen, Bürger, polytechnische Schüler, die Aller Blicke auf sich zogen. Die für die fremden Di-

plomaten beſtimmten Plätze waren leer. An den Verzierungen hatte man noch nichts geändert. Weite Draperien von carmoiſinrothen Sammet, mit goldenen Lilien beſäet, waren von dem mit weißen Federbüſchen umgebenen Thronhimmel überſchattet. Ueber der Krone erblickte man die dreifarbige Fahne. Bald bemerkten einige Deputirte, daß die Nationalfarben nicht glänzend genug entfaltet ſeyen, es wurden daher in der Eile zwei große dreifarbige Fahnen an goldenen Stäben und eine große Zahl dreifarbiger Wimpel aufgezogen, welche die lilienbedeckten Draperien faſt ganz maskirten. Der Thron erhob ſich im Grund der Eſtrade. Vor dem königlichen Lehnſeſſel ſtanden zwei einfache ſammetbedeckte Seſſel, der eine zur Rechten des Throns für Monſeigneur Herzog von Orleans, der andere zur Linken für den Herzog von Nemours. Der mit violettem Sammet bedeckte Armſtuhl, auf dem gewöhnlich der Kanzler von Frankreich ſitzt, ſtand zur Linken des Stuhls des Herzogs von Nemours. Allmählich traten die Deputirten ein und bildeten ſich in belebte Gruppen. Unter den erſten, die ſich einfanden, bemerkte man die HH. v. Bondy, Laisné de Villevesque, Demarçay, v. Sade, Mechin, Labey de Pompières, Etienne, die beiden Dupin, de Tracy, Villemain. Hr. de Lezardières empfing, von den HH. Delalot, Bourdeau, Hyde de Neuville, Vatimesnil, Martignac umgeben, ihre Glückwünſche. Mit neugierigem Auge ſuchte man die heftigen Redner der äußerſten Rechten, die Dupleſſis de Grénédan, Laboiſſière, Dudon, Laboullaye, aber vergebens; ſie blieben aus. Indeſſen erſchienen doch viele ihrer eifrigſten Freunde, namentlich die HH. Berryer, Jacquinot de Pampelune, v. Meffray, v. Conny, de l'Epine, v. Murat, v. Beauſſet, v. Boisbertrand, v. Beliſſan, Bizien du Lezard, v. Hautzeul

und Roger (neugewählt in Corsica). Hr. Lafitte, der an einer Verrenkung litt, hatte sich in die Kammer tragen lassen. So wie man ihn erblickte, bildete sich um ihn eine große Gruppe der Linken; er schien wichtige Nachrichten mitzutheilen. Die ersten Pairs, die im Saale sichtbar wurden, waren die HH. v. Chateaubriand, Pasquier, Chaptal und der Herzog von Choiseul. Allmählich erschienen gegen 40, Andere sagen gegen 60, welche den verschiedenen Meinungsnuancen der erblichen Kammer angehören. Man bemerkte unter ihnen (außer den obgenannten) die Herzoge von Mortemart, v. Bellune, Marschall Jourdan, die Grafen Mollien, Montalivet, Vaublanc und Lanjuinais, Hrn. v. Semonville, den ersten Präsidenten Grafen Portalis, den ersten Präsidenten Baron Seguier, die Grafen Roy und Noé, Marquis von Dreux-Brézé, Baron Bastard de l'Etang, die Herzoge von Caraman, von Treviso, Coigny ꝛc. Weder einer der Pairs noch einer der Deputirten trug das liliengestickte Costume; sie waren alle theils in blauer, theils in schwarzer Kleidung. Einige hatten das große Band der Ehrenlegion umhängen; das blaue Band erblickte man nirgends. Einzelne der Deputirten, namentlich Hr. v. Vatimesnil, trugen ein dreifarbiges Band. General Lafayette, dem sich, als er unter die Pforte des Saals trat, Alles entgegendrängte, um ihm die Hand zu drücken, erschien in einfacher bürgerlicher Kleidung. Kurz vor Anfang der Sitzung zählte man 194 Deputirte; später scheint deren Zahl sich noch um etwas vermehrt zu haben, wenigstens sprechen einige Journale von ungefähr 250. Um ein Uhr verkündigte der Kanonendonner die Ankunft des Herzogs von Orleans, der mit seinem Sohne, dem Herzoge von Nemours, in Begleitung eines zahlreichen Generalstabs, nach dem Pa-

laste der Deputirten ritt, und unterwegs von der längs dem Quai aufgestellten Nationalgarde mit den militärischen Ehrenbezeugungen begrüßt wurde. Als die Prinzen in den Saal eintraten, erhob sich die ganze Versammlung unter dem lauten Zurufen: „Es lebe der Herzog von Orleans.“ Letzterer war in Generalsuniform, sein Sohn trug die des Jägerregiments, dessen Oberster er ist. Sie setzten sich auf zwei auf dem erhöhten Platze, in dessen Hintergrund der Thron sich erhob, stehende Tabourets; die Herzogin nebst ihrer Familie saß in einer Tribune, die für sie angebracht worden war. Nach der alten Hofetikette befahl sonst der König den Pairs sich zu setzen, und erlaubte durch den Kanzler den Deputirten ein Gleiches zu thun. Jetzt, da alle Erinnerungen an feudale Gebräuche verschwinden sollten, sagte der Reichsverweser der stehenden Versammlung nur die Worte: „Meine Herren, setzen Sie sich!“ bedeckte sich dann, und hielt die Eröffnungsrede, worin es heißt: „Ich eilte herbei in der festen Entschließung mich herzugeben zu Allem, was in der Lage, in welche mich die Umstände versetzt haben, letztere mir auflegen würden, um die Herrschaft wieder herzustellen, die bedrohte Freiheit zu retten, und die Wiederkehr so großer Unglücksfälle dadurch unmöglich zu machen, daß auf ewige Zeiten das Ansehen jener Charte festgestellt würde, die, so wie im Kampfe, auch nach demselben das Losungswort war.“

„Den Kammern kommt es zu, mich in der Erfüllung dieser erhabenen Pflicht zu leiten; alle Rechte sollen fest begründet werden, alle Gesetze, die zu deren vollkommener und freier Ausübung erforderlich sind, sollen die Erweiterung erhalten, welcher sie noch bedürfen. Von Herzen und aus voller Ueberzeugung an den Grundsätzen einer freien Regierung hängend,

verſtehe ich mich auch gern zu Allem, was die Folge einer ſolchen iſt, und heute ſchon glaube ich Sie aufmerkſam machen zu müſſen auf die Einrichtung der Nationalgarde, auf die Anwendung der Geſchwornen-Gerichte auf Preßvergehen, auf die Anordnung der Departements- und Municipalverwaltung, und vor Allem auf den vierzehnten Artikel der Charte, dem man eine ſo gehäſſige Auslegung gegeben hat."

„Ja, meine Herren, es wird glücklich und frei ſeyn, das uns ſo theure Frankreich; es wird Europa zeigen, daß, allein mit ſeinem innern Aufblühen beſchäftigt, es den Frieden nicht minder als die Freiheit liebt, und daß es für ſeine Nachbarn Glück und Ruhe wünſcht. Achtung für alle Rechte, Sorgfalt für alle Intereſſen, Treue und Glauben bei der Regierung, dieß ſind die beſten Mittel die Parteien zu entwaffnen und in die Gemüther Vertrauen, in die Grundgeſetze Feſtigkeit zu bringen, welche allein das Glück der Völker und die Stärke der Staaten begründen."

„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirte! Sobald die Kammern conſtituirt ſeyn werden, werde ich ſie von dem Entſagungsacte Sr. Majeſtät des Königs Karl X. in Kenntniß ſetzen laſſen, durch welchen zugleich Se. königl. Hoheit der Dauphin, Ludwig Anton von Frankreich, ſeinen Rechten entſagt. Dieſes Actenſtück iſt mir geſtern den 2 Auguſt um eilf Uhr Abends übergeben worden. Heute habe ich Befehl gegeben, es im Archive der Pairskammer niederzulegen und in den amtlichen Theil des Moniteurs einzurücken."

Nachdem er dieſe von den Anweſenden mit lärmendem Beifall aufgenommene Rede gehalten hatte, ſtand der Reichsverweſer auf und grüßte die Verſammlung. Begleitet von ſeinem Sohne ſtieg er zu Pferd und ritt durch die gedrängten

Reihen des Volks, der Linie der Nationalgarde entlang, die in prachtvoller Haltung wie eine geregelte Kriegsschaar daſtand. Ihm folgte in einem dreiſitzigen, offenen, höchſt einfachen Wagen die Herzogin von Orleans mit der Schweſter ihres Gemahls, mit allen ihren Töchtern und den jüngſten Prinzen des Hauſes. Bisher hatte jene im häuslichen Kreiſe das ſchönſte Glück genoſſen, das dem Menſchen zu Theil werden kann; ſie ſah voraus, daß es auf der ſchwindelnden Höhe, auf welche die Umſtände ſie geführt hatten, gefährdet werden würde. Zwar hatte ſie ihrem Gemahle nicht abrathen können, dem ehrenvollen Aufrufe der Nation zu folgen; allein Thränen hüllten ihr Auge, als er zu dieſem Zwecke ſie verließ: „Mit unſerem ſtillen Glücke, ſprach ſie, hat es nun ein Ende!“

Am folgenden Tage, den 4 Auguſt, hielt auch der älteſte Sohn des Generallieutenants, der Herzog von Chartres, unter lautem Jubel ſeinen Einzug in Paris.

Indeß war der Herzog von Orleans der Krone noch nicht gewiß. Die meiſten Pairs waren für die Legitimität, alſo für Heinrich V, dem unter der liberalen Regentſchaft des Herzogs von Orleans der Thron geſichert bleiben ſollte. Unter dem Volke dagegen waren Viele für die Republik. Selbſt unter den Deputirten glaubte eine bedeutende Zahl, die Kammer dürfe nicht eigenmächtig einen neuen König wählen, ſondern müſſe erſt die franzöſiſche Nation fragen, die ſich zu dieſem Zweck in Urverſammlungen zu bilden habe. Dieſe entgegengeſetzten Meinungen bewegten die Gemüther ſehr lebhaft, und würden ohne Zweifel große Unruhen erzeugt haben, wenn die Mehrheit der Deputirten nicht das augenblickliche Vertrauen der Nation, die ihr die Entſcheidung in die Hände legte, be-

nutzt und einen raschen Entschluß gefaßt hätte. Sie entschied sich für Orleans, der in der That in dieser kritischen Lage am besten auszuhelfen schien; aber sie gab ihm die Krone nicht eher, als bis sie das Reichsgrundgesetz reformirt und das neue Königthum mit republicanischen Institutionen umgeben hatte.

Nachdem die Deputirtenkammer sich mit der Reinigung ihrer Vollmachten beschäftigt und die durch ungesetzliche Umtriebe Gewählten aus ihrer Mitte ausgeschieden hatte, erklärte sie nochmals feierlich den Thron für erledigt, legte die Entsagungsacte Karls X und des Dauphins ins Archiv nieder, (wogegen Mauguin, einer der kühnsten Deputirten von der äußersten Linken, protestirte, weil ein vom Volke abgesetzter König nicht mehr das Recht habe, freiwillig zu entsagen), setzte das Ministerium Polignac in Anklagestand und nahm mehrere wesentliche Veränderungen in der Charte vor.

Auch die Pairskammer hielt ihre Sitzungen, sah sich indeß darauf beschränkt, in unmächtigen Worten vergeblich das legitime Recht Heinrichs V zu reclamiren. Dadurch nahm ihre Unpopularität in dem Grade zu, daß sich am 6 August Abends 400 junge Leute vor dem Saale der Deputirten versammelten und das wüthende Geschrei erhoben: Nieder mit der Pairie! Wirklich sah ein großer Theil des Volkes die Pairs als sehr überflüssig, als eine kostspielige Last der Nation und als eine gefährliche Aristokratie an. Es gelang indeß den Vorstellungen des Generals Lafayette, die Tobenden zu beruhigen.

An dem nämlichen Tage legte Herr Bérard der Deputirtenkammer den Entwurf einer Declaration der Kammer vor, die Aenderung der Charte und des Thrones betreffend. Eine von ihr niedergesetzte Commission modificirte sie,

LOUIS PHILIPPE

König der Franzosen.

und am 7 August wurde sie mit 219 gegen 38 Stimmen angenommen. Sie lautet:

Die Deputirtenkammer, in Erwägung der dringenden Nothwendigkeit, die aus den Ereignissen des 26, 27, 28 und 29 Julius und der folgenden Tage und aus der allgemeinen Lage hervorging, in der sich Frankreich in Folge der Verletzung der constitutionellen Charte befand; in Erwägung ferner, daß in Folge dieser Verletzung und des heldenmäßigen Widerstandes der Bürger von Paris Se. Majestät Karl X, Se. königl. Hoheit Louis Antoine, Dauphin, und alle Mitglieder des ältern Zweigs des königlichen Hauses in diesem Augenblicke das französische Gebiet verlassen, erklärt, daß der Thron factisch und von Rechts wegen erledigt und es unmittelbänglich nöthig ist, dafür eine Verkehrung zu treffen. Die Deputirtenkammer erklärt zweitens, daß nach dem Wunsche und im Interesse des französischen Volkes der Eingang der constitutionellen Charte als eine Verletzung der Nationalwürde aufgehoben ist, indem er den Franzosen die Rechte zu octroyiren scheint, die ihnen wesentlich angehören, und daß die nachstehenden Artikel derselben Charte auf die hier anzugebende Weise aufgehoben oder modificirt werden sollen. Art. 6. Aufgehoben. Dieser Art. lautet: „Die katholische, die römisch apostolische Religion ist die Staatsreligion.“) Art. 7. Die Diener der katholischen, apostolischen und römischen Religion, welche die Mehrheit der Franzosen bekennt, und diejenigen der andern christlichen Culte, bekommen Gehalte aus dem öffentlichen Schatze. (Bisher lautete der 7. Art.: „Die Diener der katholischen Religion und die der andern christlichen Culte erhalten allein Gehalte aus dem Schatze.“) Art. 8. Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und dru-

cken zu lassen, indem sie sich den Gesetzen fügen. Die Censur kann nie wieder eingeführt werden. Art. 14. Der König ist der oberste Staatschef; er befehligt die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt Friedens-, Allianz- und Handelstractate, ernennt zu allen Stellen der öffentlichen Verwaltung, und macht die nöthigen Verordnungen und Ordonnanzen zur Vollziehung der Gesetze, ohne jemals die Gesetze selbst suspendiren, noch von ihrer Vollziehung dispensiren zu können. Es dürfen keine fremden Truppen anders als in Gemäßheit eines Gesetzes in den Staatsdienst zugelassen werden. Art. 15. Auslassung der Worte: „Der Departemente." (Bisher lautete der Artikel: „Die Gesetzgebungsgewalt wird collectiv von dem Könige, der Pairskammer und der Kammer der Deputirten der Departemente ausgeübt." Der Beisatz „der Departemente" wurde gestrichen, weil es auch Bezirksdeputirte gibt.) Art. 16 und 17. Der Vorschlag der Gesetze gebührt dem Könige, der Pairskammer und der Deputirtenkammer. (Bekanntlich hatte bis jetzt bloß der König die Initiative). Gleichwohl muß jedes Auflage-Gesetz zuerst von der Deputirtenkammer votirt seyn. Art. 19, 20 und 21 aufgehoben und durch folgende Verfügung ersetzt: Wenn ein Gesetzesvorschlag von einer der drei Gewalten verworfen ward, so darf derselbe nicht wieder in derselben Session vorgelegt werden. Art. 26. Jede Versammlung der Pairskammer, die außer der Zeit der Session der Deputirtenkammer gehalten würde, ist unerlaubt und von Rechts wegen nichtig, ausgenommen in dem einzigen Falle, wo sie als Gerichtshof versammelt wird, und dann kann sie nur gerichtliche Verrichtungen ausüben. Art. 30. Die Prinzen von Geblüt sind durch das Recht der Geburt Pairs; sie sitzen unmittelbar

nach dem Präſidenten. Art. 31. Aufgehoben. (Der Artikel bezog ſich auf die Gegenwart der Prinzen in der Pairskammer, und iſt alſo jetzt durch den vorhergehenden Artikel überflüſſig.) Art. 32. Die Sitzungen der Pairskammer ſind öffentlich, wie die der Deputirtenkammer. (Bisher waren die Verhandlungen der Pairs geheim.) Art. 36. Aufgehoben. (Der Artikel lautete: „Jedes Departement wird dieſelbe Zahl von Deputirten haben, die es bis jetzt hatte.") Art. 37. Die Deputirten werden auf fünf Jahre gewählt. (Bisher auf ſieben Jahre.) Art. 38. Kein Deputirter kann in die Kammer zugelaſſen werden, wenn er nicht dreißig Jahre alt iſt und andere durch das Geſetz beſtimmte Bedingungen vereinigt. (Bisher wurde ein Alter von 40 Jahren erfordert.) Art. 39. Sollten ſich gleichwohl in dem Departement keine 50 Perſonen von dem angezeigten Alter finden, die den durch das Geſetz beſtimmten Wahlcenſus (von 1000 Franken directer Steuer) bezahlen, ſo ſoll ihre Zahl durch die Höchſtbeſteuerten unter dem Tarif dieſes Cenſus vervollſtändigt werden, und letztere ſollen gemeinſchaftlich mit den erſteren gewählt werden können. Art. 40. Niemand iſt Wähler, wenn er unter 25 Jahren (bisher 30 Jahre) alt iſt, und nicht die andern durch das Geſetz beſtimmten Bedingungen erfüllt. Art. 41. Die Präſidenten der Wahlcollegien werden durch die Wähler ernannt. Art. 43. Der Präſident der Deputirtenkammer wird bei Eröffnung jeder Seſſion von ihr gewählt. Art. 46 und 47. Aufgehoben. (In Folge der Initiative.) Art. 63. Es können keine außerordentlichen Commiſſionen und Tribunale, unter welchem Titel und unter welcher Benennung dieß ſeyn möchte, geſchaffen werden. Art. 73. Die Colonien werden durch beſondere Geſetze regiert. Art. 74. Der König und ſeine Nachfolger werden bei ihrer

Thronbeſteigung in der Gegenwart der verſammelten Kammern ſchwören, die conſtitutionelle Charte treu zu beobachten. Art. 75. Die gegenwärtige Charte und alle Rechte, welche ſie weiht, bleiben dem Patriotismus und dem Muthe der Nationalgarden und aller franzöſiſchen Bürger anvertraut. Art 76. Frankreich nimmt wieder ſeine Farben an. In Zukunft ſoll keine andere Cocarde mehr als die dreifarbige getragen werden. Art. 75 und 76 aufgehoben. Beſondere Verfügung. Alle Ernennungen und neuen Erſchaffungen von Pairs, unter der Regierung Karls X erfolgt, ſind für null und nichtig erklärt. Der 27 Art. der Charte (in Betreff des Rechts der Krone, Pairs zu creiren) ſoll in der Seſſion 1831 einer neuen Prüfung unterworfen werden. Die Deputirtenkammer erklärt drittens, daß es nöthig ſey, allmählich durch beſondere Geſetze und in der möglich kürzeſten Friſt für folgende Gegenſtände zu ſorgen: 1) Die Anwendung der Jury auf Preßvergehen und auf politiſche Vergehen; 2) die Verantwortlichkeit der Miniſter und andrer Agenten der Gewalt; 3) die Wiedererwählung der zu öffentlichen beſoldeten Verrichtungen beförderten Deputirten; 4) das jährliche Votum des Contingents der Armee; 5) die Organiſation der Nationalgarde unter Dazwiſchenkunft der Nationalgarde bei der Wahl ihrer Officiere; 6) Verfügungen, die auf eine geſetzliche Weiſe den Stand der Officiere von jedem Grade zu Land und zur See ſichern; 7) Departemental- und Municipalinſtitutionen auf ein Wahlſyſtem gegründet; öffentlicher Unterricht und Lehrfreiheit; 9) Abſchaffung des doppelten Votums, und feſte Beſtimmung der Wahlrechts- und der Wählbarkeitsbedingungen; 10) Erklärung, daß alle Geſetze und Ordonnanzen in dem, was ſie den angenommenen Verfügungen zur Reform der Charte Entgegengeſetztes enthalten, von

jetzt annullirt und abgeschafft sind. Mittelst der Annahme dieser Verfügungen und Vorschläge erklärt endlich die Deputirtenkammer, daß das allgemeine und dringende Bedürfniß des französischen Volkes Se. königliche Hoheit Louis Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, Lieutenantgeneral des Königreichs und dessen Nachkommen auf ewige Zeit, in männlichen Linie, nach der Ordnung der Erstgeburt, und mit beständiger Ausschließung der Frauen und ihrer Nachkommenschaft zum Throne berufe. In Folge dessen soll Se. königl. Hoheit Louis Philipp von Orleans, Herzog von Orleans, Lieutenantgeneral des Königreichs, eingeladen werden, die oben ausgesprochenen Clauseln und Verpflichtungen, die Beobachtung der constitutionellen Charte und der angezeigten Modificationen anzunehmen und zu beschwören, und wenn er dieß vor den versammelten Kammern gethan hat, den Titel König der Franzosen anzunehmen. Berathschlagt in dem Palaste der Deputirtenkammer am 7 August 1830. (Unterz.) Der Präsident und die Secretarien, Lafitte, Vicepräsident, Jacqueminot, Pavée de Vandœuvre, Cunin-Gridaine, Jars.

Nachdem die Erklärung angenommen war, beschloß die Kammer, sich unverzüglich in corpore nach dem Palais-Royal zu begeben, um den Reichsverweser davon in Kenntniß zu setzen. Auch dieser Schritt hatte etwas Außerordentliches; es wäre natürlicher gewesen, die Declaration sofort der Pairskammer zuzustellen, deren Sanction dazu in eben dem Grade erforderlich war, als die der executiven Gewalt; allein um die Ungeduld des Volkes zu beschwichtigen und die Aussicht auf die Zukunft letzterem etwas aufzuhellen, schien es besser, gleich die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Beschluß der Deputir-

tenkammer zu ziehen. Begleitet von einer Abtheilung der Nationalgarde, ihren Präsidenten an der Spitze, begaben sich die Repräsentanten der Nation, je vier und vier, in feierlichem Aufzuge, nach der Residenz des Herzogs von Orleans, der sie im Beisein seiner ganzen Familie mit höflichem Entgegenkommen empfing. Herr Laffitte, an der Spitze seiner 219 Collegen (denn die Gegner der Erklärung hatten sich natürlich letzteren nicht angeschlossen), las selbige mit wohltönender Stimme laut vor, und erhielt folgende Antwort, die mit sichtbarer Rührung und überströmendem Gefühle von dem Prinzen gesprochen wurde. „Ich empfange mit tiefer Rührung die mir von Ihnen vorgelegte Erklärung; ich betrachte sie als den Ausdruck des Nationalwillens, und sie scheint mir den politischen Grundsätzen, die ich mein ganzes Leben hindurch bekannt habe, angemessen. Voll von Erinnerungen, die mich immer hatten wünschen lassen, nie zur Besteigung des Thrones bestimmt zu seyn, von Ehrgeiz entfernt, und an das friedliche Leben, das ich in meiner Familie führte, gewöhnt, kann ich Ihnen nicht alle Gefühle verbergen, die mein Herz bei dieser großen Lage ergreifen; es gibt aber eines, das sie alle beherrscht, nämlich die Liebe zu meinem Vaterlande: ich fühle, was sie mir vorschreibt, und ich werde es thun.“ Hierauf ertönte nicht nur der Palast, sondern ganz Paris von dem Freudenrufe: Es lebe der König! Es lebe die Königin! Es lebe die königliche Familie! Der Enthusiasmus stieg aber erst dann auf den höchsten Grad, als der neue Regent mit dem greisen, ehrwürdigen Veteranen der Sache der Freiheit, Lafayette, an der Hand, auf dem Balcon des Palais-Royal erschien. Der General ergriff, hingerissen von dem allgemeinen Jubel, die beiden Hände seines neuen Fürsten, und rief begeistert aus:

„Wir

„Wir haben Treffliches gethan; Sie sind ein Fürst, wie wir ihn brauchen; das ist die beste Republik!“

Die Antwort des Reichsverwesers auf die Erklärung der Deputirtenkammer war indeß noch keine Annahme, und konnte es nicht seyn, so lange die Pairskammer sie nicht auch angenommen hatte. In den Augen des Volkes war er aber nun schon König der Franzosen und mit diesem Titel empfing es ihn, als er sich, von den Deputirten umgeben, auf der Terrasse des Palastes zeigte. Mehr als einmal mußte er wieder heraustreten; der Hof ward jenen Abend keinen Augenblick von Gedräng frei, die Musik der Nationalgarde spielte unter den Fenstern nicht nur die Marseillaise, in welche das Volk mit einstimmte, und deren Verfasser, Rouget Delisle, ein armer Greis, dem der Reichsverweser einen Jahrgehalt auf seine Casse hatte anweisen lassen, ja die er mehr als einmal selbst öffentlich mit der Menge sang, sondern auch das schöne Lied: Où peut-on être mieux etc., das alle Revolutionen nicht um seine Popularität bringen konnten, denn der Franzose schließt sich gern einem Könige an, der seiner Liebe werth ist. Nach der Reihe stellte Ludwig Philipp dem Volke seine Gemahlin, seine Schwester und seine acht Kinder vor, und zum ersten Male seit langen Jahren hörte man jetzt wieder den freudigen Ruf: „Es lebe die Königin!“

Die Pairskammer, welcher die Deputirtenkammer ihre Resolution hatte überbringen lassen, versammelte sich noch jenen Abend, nach 9 Uhr. Sie konnte nicht gleichgültig ansehen, daß sie übergangen worden sey, indem die Erklärung direct an den Reichsverweser gebracht worden; da Letztere jedoch auch ihr mitgetheilt worden war, glaubte sie nicht umhin zu können, sich auf die Berathung einzulassen. Diese nächtliche Sitzung

war nur durch die merkwürdige Rede wichtig, in der, obgleich so lange verstoßen, beschimpft, zu den Abtrünnigen gezählt, der berühmte Chateaubriand seine Anhänglichkeit an die gestürzte Familie aussprach und die Rechte des Herzogs von Bordeaux vertheidigte. Man bewundert in dieser glänzenden Rede vorzüglich folgende Stelle: „Nach Allem, was ich für die Bourbons gethan, gesprochen und geschrieben habe, würde ich der erbärmlichste Mensch seyn, wenn ich sie in dem Augenblicke verläugnete, wo sie zum dritten und letzten Male ins Exil ziehen. Ich überlasse die Furcht jenen großmüthigen Royalisten, die ihrem Königthume nie einen Obolus oder eine Stelle aufgeopfert, jenen Vorfechtern des Altars und des Throns, die mich noch kürzlich als Renegaten, Apostaten und Revolutionär behandelten. Fromme Libellisten, der Renegat ruft euch nun auf! Kommt doch, stammelt auch nur ein einziges Wort mit ihm für den unglücklichen Gebieter, der euch mit seinen Geschenken überhäufte, und den ihr zu Grunde gerichtet habt. Ihr Aufforderer zu Staatsstreichen, ihr Prediger der constituirenden Gewalt, wo seyd ihr? Ihr verbergt euch in der Tiefe des Schlamms, aus dem ihr tapfer das Haupt erhoben habt, um die wahren Diener des Königs zu verleumden; euer heutiges Stillschweigen ist ganz eurer Sprache von gestern würdig. Alle diese Tapfern (preux), deren projectirte Großthaten bewirkten, daß die Nachkommen Heinrichs IV mit Heugabeln vertrieben wurden, zittern jetzt, demüthig unter der dreifarbigen Cocarde gebeugt."

Die Gründe indeß, welche Chateaubriand zu Gunsten Heinrichs V als des legitimen Thronerben anführt, konnten in der damaligen Lage der Dinge keinen Beifall finden. Er sprach von der Legitimität, von dem Rechte der Geburt; aber

Graf Alexander de Laborde rief in der Deputirtenkammer: „Was ſpricht man von Legitimität, wenn die Rechte des Volks, wenn das Daſeyn der Bürger mit Füßen getreten wurde? Wiſſen Sie, was die Folge der Legitimität eines Kindes wäre? Man zwänge den tugendhaften Prinzen, den wir an die Spitze des Landes ſtellen wollen, das Haupt zu beugen vor einem Schattenkönige, der uns an nichts mahnen würde als an Leiden und Verbrechen. Man führe ihn herum in den Mauern von Paris! Was zeigen ſie ihm? Leichname, Hoſpitäler mit Verwundeten angefüllt, Wittwen, Waiſen! Dieſes Schauſpiel, das ihm alle Herzen verſchließen würde, hält uns die Tugenden einer andern Familie vor Augen. Die Söhne des Herzogs von Orleans haben inmitten ihrer Jugendgenoſſen gekämpft; ſeine Gattin reichte den Opfern des Bürgerkriegs die hülfreiche Hand. Die Legitimität, die man anruft, iſt untergegangen im Blute der Franzoſen.“

Wenn Chateaubriand fürchtete, das Haus Orleans werde ſich nicht auf ſeinem neuen Throne behaupten können, ſo iſt er durch das Beiſpiel des Hauſes Braunſchweig widerlegt, welches unter ganz gleichen Umſtänden den Thron der Stuarts einnahm. Wenn aber Chateaubriand hoffte, die Wahl Heinrichs V zum Könige und die Regentſchaft des Herzogs von Orleans bis zur Großjährigkeit dieſes jungen Königs werde der Gerechtigkeit zugleich und einer klugen Politik genügen, ſo hat er ſich offenbar geirrt, denn nie würde ſich Frankreich vor einer Contrerevolution ſicher geglaubt haben und der Herzog von Orleans würde nicht im Stande geweſen ſeyn, zugleich dieſe Contrerevolution und zugleich die argwöhniſche und kühne Oppoſition zu bekämpfen. Zwiſchen den Haß der Bourbons gegen die Nation und den Haß der Nation gegen die Bourbons in die Mitte

geſtellt, würde er ihr Opfer geworden ſeyn. Antipathien ſolcher Art ſind unheilbar, und eine förmliche Scheidung war in dieſem Falle nicht nur klüger, ſondern auch gerechter als eine länger fortgeſetzte gezwungene Ehe, denn eine ſolche war das Verhältniß der Bourbons zum franzöſiſchen Volke. Wie aber Kinder aus gezwungenen Ehen immer deren unſchuldige Opfer werden, ſo muß man als ein ſolches den jungen Herzog von Bordeaux allerdings vollkommen anerkennen und bedauern.

Die Pairs bequemten ſich, indem ſie alles dieß berückſichtigten, der Deputirtenkammer beizutreten. Es ſtimmten 89 Pairs für, nur 18 gegen die Erklärung, die übrigen nahmen an der Abſtimmung keinen Theil. Doch fügten ſie auf den Vorſchlag des Barons von Barante der Erklärung eine Clauſel bei, worin ſie der Annullirung der von Karl X creirten Pairs nicht beipflichten, dieſe Sache aber der hohen Klugheit des Generallieutenants anheimſtellen. Mit dieſer Modification nahm die Pairskammer die Beſchlüſſe der Deputirtenkammer an, und ſandte nun auch ihrerſeits eine feierliche Deputation an den Herzog von Orleans, der die Declaration durch ſeine Sanction zum Geſetze erhob.

11.

Louis Philipp, König der Franzoſen.

Es blieb nun noch übrig, die neue Charte zu beſchwören, durch welchen Act der Generallieutenant factiſch zum

König erhoben wurde. Dieß geschah Montags, gerade ein Jahr nach der Einsetzung des Ministeriums Polignac.

Der 9 August war der Tag, an welchem der Herzog von Orleans den Thron von Frankreich bestieg. Schon um acht Uhr Morgens umlagerte eine große Menschenmasse den Palast der Deputirtenkammer, in dem sich die Pairs und die Abgeordneten Frankreichs versammeln sollten, um die Eidesleistung des Herzogs zu empfangen. Um Mittag wurden die Pforten geöffnet, und schnell waren alle Tribunen von einer glänzenden Versammlung erfüllt. An der Stelle der Rednerbühne und des Präsidentenbureau's erblickte man, wie bei der Eröffnungssitzung am 3 August, eine Estrade aufgeschlagen, auf welcher, unter reichem Purpurbaldachin, der Thron sich erhob. Zur Rechten und Linken desselben waren vier große dreifarbige Fahnen entfaltet, alle Lilien aber, mit denen sonst die sammetenen Draperien übersäet waren, verschwunden. Auf einer Tafel zur Rechten des Thrones lagen auf purpurnen Kissen die Attribute der königlichen Gewalt, die Krone, das Scepter, das Schwert und die Hand der Gerechtigkeit. Auf der Bank, auf der in den Sitzungen der Kammer die Minister sitzen, dem Throne gegenüber, bemerkte man die mit rothseidenen Draperien behängten Plätze der beiden Präsidenten der Kammern, Hrn. von Pasquier und Hrn. Casimir Perier. Das Amphitheater des Saals, das gewöhnlich von den Deputirten eingenommen ist, war für die Mitglieder beider Kammern bestimmt, die rechte Seite für die Pairs, die linke für die Deputirten. Die Tribune der Journalisten hatte man auch dießmal wieder dem diplomatischen Corps eingeräumt. Von den fremden Gesandten war keiner sichtbar; man bemerkte nur einige Legationssecretäre und den Obristen Fitz-

Clarence. Mehrere darin befindliche Damen von Rang waren mit dreifarbigen Schärpen geschmückt. Um halb zwei Uhr begaben sich die Deputirten in den Conferenzsaal, um die große Deputation durchs Loos zu bestimmen. Bald kehrten sie zurück, begleitet von vielen Pairs, unter denen man die HH. von Semonville, Richelieu, Lanjuinais, Montalivet, Chaptal, Bastard de l'Etang, Valmy, Barbé-Marbois, Osmond, Saint-Aulaire, Piacenza, Montmorency, Montesquiou, Choiseul, Caraman, Mollien, Avaray, Talleyrand, Castries, Tascher de la Pagerie, Truguet, Seguier, Delaplace, Cadore, Praslin, Montebello, Simeon, Louvois, Mortemart, Roy, Clauparede, Portal, Haussonville, Ambrugeac, Broglie, Portalis ꝛc. bemerkte. Im Ganzen waren ungefähr 100 Pairs und gegen 300 Deputirte gegenwärtig. Unter den letzteren sah man nur äußerst wenige Mitglieder der Rechten, dagegen waren die Mitglieder des rechten Centrums in sehr großer Zahl anwesend. In der Nähe des Hrn. von Martignac saßen die HH. Berryer, Jacquinot Pampelune, Chevalier Lemore, Saint-Cricq, Lardemelle, Murat, Paul von Chateaudouble, und die Generale Bannemains und Lahont Cavaignac. Weder Herr von Conny, noch Herr Syrieys de Mairinhac waren sichtbar. Sämmtliche Pairs und Deputirte trugen einfache schwarze Kleidung, und keine andere Decoration als das Band der Ehrenlegion. Um ein Viertel auf drei Uhr öffnete sich eine reservirte Tribune, und es erschien die nunmehrige Königin, Herzogin von Orleans, an ihrer Seite ihre Stiefschwester, Mademoiselle d'Orleans, und umgeben von ihren drei Prinzessinnen Töchtern und ihren beiden jüngern Söhnen, dem Prinzen von Joinville und dem Herzog von Aumale. Der Letztere, ungefähr acht Jahre alt, blieb

neben seiner erlauchten Mutter stehen. Der jüngste Sohn, der Herzog von Montpensier, der erst sechs Jahre zählt, war allein abwesend. Die Prinzessinnen Töchter trugen einfache weiße Kleider, die Prinzen hellblaue Fracks. „Nicht Ein Ruf (sagt der Globe) ließ sich vernehmen; es richteten sich bloß alle Blicke nach der Tribune mit achtungsvoller Neugier. Die Prinzessin, dieses Stillschweigen verstehend, grüßte mehrere Male mit jener einfachen Grazie und Hoheit, die einen trefflichen Richter von ihr sagen ließen, sie sey die letzte Großdame von Europa. Sie schien tief bewegt, und man begriff, welche verschiedenen Gefühle in ihrer Seele sich drängen mußten. Tochter von Königen, welche die Lehren der Verbannung erhielten, Nichte der Bourbone, die vom Boden des Vaterlandes fliehen, glückliche Gattin eines von Frankreich erkorenen Prinzen, nicht weniger glückliche Mutter einer Familie voll glänzender Hoffnung, schien ihr ganzes Leben vor ihrem innern Blick vorüber zu gehen, mit Allem, was es Schönes, mit Allem, was es Sorgenvolles einschloß.“ — Um halb drei Uhr verkündigten Kanonendonner und die Töne der Musik der Nationalgarde, welche die Marseillaise und la Victoire est à nous spielte, vor Allem aber der Freudenruf des Volkes, das Nahen des Herzogs, der zu Pferde ankam, zwischen seinen beiden ältesten Söhnen, den Herzogen von Chartres und von Nemours. Er erscheint im Saale, bloß von wenigen Officieren begleitet. Ihm voraus treten vier Marschälle von Frankreich, Oudinot, Mortier, Macdonald und Molitor. Wiederholter Ruf: „Es lebe der Herzog von Orleans!“ empfängt ihn. Er steigt, ernst und langsam, die Stufen des Thrones hinan, und setzt sich auf den Stuhl vor demselben, umgeben von seinen Söhnen, den Marschällen und den provisorischen

Miniſtern. Er bedeckt ſich, und ladet die Verſammlung ein, ſich zu ſetzen. Dann wendet er ſich an Herrn Caſimir Perier mit den Worten: „Herr Präſident der Deputirtenkammer, leſen Sie gefälligſt die Erklärung der Deputirtenkammer.“ Nachdem dieß geſchehen, legt der Präſident die Erklärung in die Hände des Herzogs, der hierauf auch an Herrn von Pasquier die Worte richtet: „Herr Präſident der Kammer der Pairs, übergeben Sie mir gefälligſt die Beitrittsacte der Kammer der Pairs zu der Erklärung der Kammer der Deputirten.“ Es geſchieht. Nachdem der Herzog ſich verneigt, und ſich dann wieder geſetzt und bedeckt hat, ſpricht er zur Verſammlung: „Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Mit großer Aufmerkſamkeit habe ich die Erklärung der Kammer der Deputirten und die Beitrittsacte der Kammer der Pairs geleſen. Ich habe alle Ausdrücke derſelben erwogen und überdacht. Ich nehme ohne Beſchränkung oder Vorbehalt die Beſtimmungen und Verpflichtungen an, welche dieſe Erklärung einſchließt, und den Titel König der Franzoſen, den ſie mir überträgt. Ich bin bereit deren Beobachtung zu beſchwören.“ Der Herzog erhebt ſich mit ſeinen Söhnen. Das Gleiche thun alle Pairs und Deputirten. Herr Dupont de l'Eure, die Functionen als Siegelbewahrer erfüllend, legt die Eidesformel in die Hand des Herzogs, der das Haupt entblößt und unter tiefſter Stille, mit feſter Stimme und erhobener Hand die Worte des Eides ſpricht: „In Gegenwart Gottes ſchwöre ich, die conſtitutionelle Charte mit den in der Erklärung ausgedrückten Modificationen getreulich zu beobachten; nur durch die Geſetze und nach den Geſetzen zu regieren; gutes und genaues Recht zu ſprechen, jedem wie ihm gebührt; und in allen Dingen nichts vor Augen zu haben als das In-

treffe, das Wohl und den Ruhm des französischen Volks.“ Da ertönt von allen Seiten der Ruf: „Es lebe der König! es lebe Philipp! es lebe der König der Franzosen!“ Die Marschälle von Frankreich ergreifen die königlichen Attribute und überreichen sie Sr. Majestät. Der Herzog von Tarent bietet die Krone dar, der Herzog von Reggio das Scepter, der Herzog von Treviso das Schwert, der Marschall Molitor die Hand der Gerechtigkeit. Herr Dupont de l'Eure übergibt dem Könige eine Feder, der sie ergreift und unterzeichnet. Neues Lebehoch. Nun wird der Sessel, auf dem bisher der Herzog von Orleans saß, weggenommen, und der Herzog besteigt als König Ludwig Philipp I. den Thron, setzt und bedeckt sich und spricht, abermals zur Versammlung sich wendend, mit ernster, aber bewegter Stimme: „Meine Herren Pairs, meine Herren Deputirte! Ich habe so eben einen großen Act vollendet. Tief fühle ich den ganzen Umfang der Pflichten, die er mir auflegt; ich trage das Bewußtseyn in mir, daß ich sie erfüllen werde. Mit voller Ueberzeugung habe ich den Vereinigungsvertrag (pacte d'alliance) angenommen, der mir vorgelegt war. Ich hätte lebhaft gewünscht, nie den Thron einzunehmen, auf den so eben der Nationalwunsch mich berief; aber das in seinen Freiheiten angegriffene Frankreich sah die öffentliche Ordnung in Gefahr; die Verletzung der Charte hat Alles erschüttert; die Thätigkeit der Gesetze mußte wieder hergestellt werden, und den Kammern kam es zu, Vorsorge dafür zu treffen. Sie thaten es, meine Herren; die weisen Modificationen, die wir so eben in der Charte vornahmen, verbürgen die Sicherheit der Zukunft, und Frankreich, ich hoffe es, wird glücklich im Innern, geachtet nach außen seyn, und der Friede Europa's mehr und mehr be-

festigt werden.“ Neuer Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“

Der König nahm den Titel Louis Philipp I, König der Franzosen an, behielt aber neben der dreifarbigen Fahne das Wappen des Hauses Orleans als Staatswappen bei. Der Name eines Herzogs von Orleans ging auf seinen ältesten Sohn über, die sämmtlichen Prinzessinnen sollten ebenfalls Prinzessinnen von Orleans heißen. Der Name Dauphin verschwand, der älteste Sohn des Königs sollte künftig nur Kronprinz heißen. Auch blieb der neue König noch in seinem Palais-Royal und behielt eine sehr einfache Umgebung bei. Es hieß von ihm: „Den Tag über sieht man den König nicht oft; er arbeitet mit seinen Ministern und arbeitet wirklich; gegen sechs Uhr Abends spielen Musikcorps, Bürger und Linie abwechselnd, im Hofe des Palais-Royal Märsche und Nationallieder, besonders die Marseillaise, und Mehreres aus Rossini's Wilhelm Tell; das Volk begleitet mit Castagnetten, Gesang und Händeklatschen, die losen Buben klettern bis unter die Fenster Sr. Majestät, die kleinen Prinzen zeigen sich in halber Uniform und spielen mit Gewehrchen, und um 7 Uhr kommt der König auf den Balkon, immer im braunen Frack. Das Volk jubelt, schreit Vivat und schwenkt die Hüte und Mützen, der König grüßt und sieht vergnügt aus, schlägt den Tact zur Marseillaise; nun umringt ihn seine Familie, man bringt der Königin, der königlichen Familie ein Lebehoch, und der Balcon füllt sich mit Höflingen von neuem Schlage. Diese Höflinge haben Stiefel an, und nicht einmal ein Kleid à la française, es kommen sogar Höflinge, welche so tief in der Cultur stehen, daß sie nicht wissen, beim Besuch trage Niemand Beinkleider, die mehr als Eine Farbe haben; end-

lich kommen Studenten und sprechen unaufgefordert mit der Königin. Ein Mann unterhält sich mit der Schwester des Königs, und hat den Hut auf dem Kopf. Als ob nicht Ludwig XIV bei Nacht und Regen den Hut in der Hand gehalten hätte, wenn er eine Dame begleitete!" Man suchte das Volk auf alle Weise zu überzeugen, daß es dem Könige Ernst sey mit dem damals so populären Gedanken, den Thron mit republicanischen Einrichtungen zu umgeben. Man sprach von einer äußerst mäßigen Civilliste und von Reformen jeder Art, durch welche der Thron und das Ministerium den mehr republicanischen Anstrich einer Präsidentschaft erhalten sollte. Doch blieb die Ausführung dieser Reformen den Kammern überlassen, welche dazu Zeit brauchten.

Nachdem der König die Charte beschworen hatte, begann dieß wichtige Geschäft auch in der Pairskammer am 10ten und in der Deputirtenkammer am 11 August. Der Präsident verlas die Eidesformel, jeder Pair und Deputirte mußte einzeln schwören. Natürlicherweise weigerten sich nur die treuesten unter den Anhängern der Bourbons, „dem Bastardkönig" den Eid zu leisten, und wurden auf diese Weise von den Anhängern des neuen Systems ausgeschieden, denn keiner, der den Eid nicht leistete, konnte seine Stelle behalten. Die meisten, die den Eid verweigerten, waren schon abwesend. Unter den Pairs blieben nach Ausscheidung derer, welche Karl X ernannt hatte, nur wenige übrig, die den Eid nicht leisteten. Selbst ein persönlicher Freund des Königs, der früher schon erwähnte Herzog von Fitz-James, leistete ihn, indem er sagte: „Bis zum letzten Hauche meines Lebens werde ich mit lauter Stimme meine Liebe, meine Achtung für meinen alten Gebieter bekennen; aber in diesem Augenblicke bin ich selbst nichts

als Franzoſe, und in der Kriſe, in der es ſich befindet, gehöre ich ganz meinem Vaterlande an.“ Der berühmteſte unter den Pairs, der den Eid ausſchlug und ſich zurück zog, war Herr von Chateaubriand. Man nahm es ihm nicht übel. Man ehrte ſein Gewiſſen. Der Temps ſagte: „Er iſolirt ſich, wie das Genie. Frankreich und er werden ſich eines Tags wieder finden, denn ſie verſtehen ſich beſſer als je, ſelbſt in dem Augenblicke, wo ſie ſich trennen. Seine Tugend raubt ihn uns, ſein Ruhm wird ihn uns zurückbringen.“ Unter den wenigen Deputirten, die nach Ausſcheidung der durch Wahlumtriebe illegal Gewählten, den Eid verweigerten, iſt der berühmteſte Herr Hyde de Neuville, der ehemalige Seeminiſter, ein allgemein geachteter, doch eben ſo gewiſſenhafter Mann, wie Chateaubriand.

Der alte Herzog Heinrich von Bourbon-Condé, das einzige noch übrige Glied der Familie Bourbon in Frankreich, ein kinderloſer 75jähriger Greis, ſchloß ſich der Revolution an und wünſchte ſeinem Vetter Orleans zu ſeiner Thronbeſteigung Glück. Allein plötzlich, am 27 Auguſt, fand man ihn todt in ſeinem Zimmer. Von der darüber vorgenommenen Inſtruction hieß es im Meſſager: „Man weiß nun, daß der Prinz ſich mit einem Halstuch an einem Fenſter ſeines Schlafzimmers erhenkt hatte. Eigenhändige Briefe, die man in ſeinem Zimmer fand, laſſen nicht daran zweifeln, daß er die Abſicht hatte, ſich zu tödten.“ Und im National: „Man iſt über die Natur und die Urſachen des Todes des Prinzen von Condé nicht mehr in Zweifel. Der unglückliche Greis wollte ſich darüber beſtrafen, oder glaubte ſich darüber beſtrafen zu müſſen, daß er ſeinen Stamm entehrt hätte. Seitdem er ſich entſchloſſen hatte in Frankreich zu bleiben und Se. Maje-

ſtät Ludwig Philipp anzuerkennen, ward er faſt Tag und Nacht durch einige alte Hofleute gequält, die ihm den Vorwurf machten, daß er die Sache des Enkels des Exkönigs verlaſſen hätte. Sein Kopf war ſeit einiger Zeit geſchwächt; er konnte den Zudringlichkeiten und Drohungen, mit denen man ihn überhäufte, nicht mehr widerſtehen. Er gab ſich den Tod.“

Der Fall war ſeltſam, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß Manche glaubten oder Andere glauben machen wollten, der Prinz habe ſich nicht freiwillig das Leben genommen, ſondern ſey ermordet worden. So endete der greiſe Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien. Der vierte Sohn des Königs, Herzog von Aumale, wurde ſein Univerſalerbe und erhielt ſeinen Titel als Herzog von Condé.

Was die Provinzen betrifft, ſo nahmen dieſelben an der Pariſer Revolution, an der Vertreibung des ältern Zweiges der Familie Bourbon und an der Erhebung des Hauſes Orleans den lebhafteſten Antheil. Der allgemeine Enthuſiasmus, der das Land beſeelte, rechtfertigte und bekräftigte jede Handlung der Hauptſtadt. Gleich der erſten Nachricht von den Pariſer Ereigniſſen im Julius folgte eine Volksbewegung in ganz Frankreich. Ueberall wurden Nationalgarden gebildet, und das Militär ſo wie die Behörden, welche ſich der neuen Ordnung der Dinge nicht ſchnell genug fügen wollten, überwannt. Doch faſt überall ſchloſſen ſich die Linienregimenter an die Nationalgarden an, und gehorchten die Civilbehörden der neuen, durch die Deputirtenkammer ſanctionirten Pariſer Regierung. Es gingen folgende telegraphiſche Nachrichten aus den Departementen ein: „Der Vicomte Caſter in Straßburg, Commandant der fünften Militärdiviſion, befahl allen unter ſeinen Befehlen ſtehenden Truppen ſich mit den

Nationalgarden zur Vertheidigung des Vaterlandes zu vereinigen; alle Städte und Garnisonen der beiden Rheindepartements erklärten sich für die neue Regierung. Zu Nantes besetzt die Nationalgarde alle Posten, die sie, nach hartnäckigem Widerstande dem 10ten leichten Infanterieregiment abnahm. Da eine Cavallerieverstärkung aus Niort und ein Artilleriepark aus Rennes angekündigt wurde, verrammelte das Volk von Nantes alle Straßen, riß das Pflaster auf, und hob die Brücke ab. In Angers wurde jeden Abend illuminirt. In Mans und Chartres durchzieht das Volk die Straßen, unter dem Rufe: Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! In Calais fragte der commandirende General die Officiere, in wie weit man sich auf ihre Ergebenheit für den König verlassen könne; als Antwort zerbrachen sie ihre Degen. Die Bürger empfingen jubelnd die Nachrichten aus Paris. Zu Boulogne begrüßte die ganze Bevölkerung die Nationalfarben. Die Stadt Lille, die den Tag zuvor noch Besorgnisse wegen der daselbst in Besatzung liegenden Cuirassiere gehegt hatte, war am 1 August völlig beruhigt. Alle Besatzungstruppen verbrüderten sich mit der Nationalgarde. Nur der Obrist der Cuirassiere und ein andrer Officier waren consignirt. In Clermont Ferrand schlossen sich die Truppen sogleich den Nationalgarden an. Zu Moulins versahen die Cuirassiere gemeinsam den Dienst mit den Bürgern. Zu La Charité, Cone, Briare, Montargis, Nemours, Fontainebleau steht das Volk unter den Waffen; allenthalben weht die dreifarbige Fahne. In Mezières traten gleich auf die ersten Nachrichten die Linientruppen mit den Bürgern zusammen. In Rethel ergriffen die Gendarmen die Flucht. In Rheims ward unter dem Rufe: Es lebe die Freiheit! die Proclamation der neuen

Regierung angeschlagen. In Bordeaux hatten am 28sten die Behörden die Pressen der constitutionellen Journale in Beschlag nehmen lassen; am 29sten zerschlugen die jungen Leute die des ministeriellen Blatts. Zahlreiche Aufläufe strömten nach dem Präfecturhotel und entwaffneten den Posten. Der Präfect, der den Degen gezogen hatte, und einen jungen Menschen tödtete, ward vom Volke ergriffen, das ihn peitschte und in den Straßen herumschleppen wollte. Nur einem einflußreichen Manne verdankte er seine Rettung. Auch in Poitiers hatte die Volksbewegung begonnen. In Toulouse besetzte die Nationalgarde alle Posten. In Blois ließ der Präfect selbst die dreifarbige Fahne aufziehen. In Rennes erklärte sich sogleich die Artillerie für die neue Ordnung der Dinge In Lyon waren die Ereignisse von Paris kaum bekannt, als man sich auf allen Plätzen versammelte und sogleich die Nationalgarde errichtete. Die die Straßen durchziehenden Linientruppen und Jäger zu Pferd betheuerten ihre Hingebung für die Sache der Nation. Von Havre und Ivetot brachen viele hundert junge Leute nach Paris auf. In Lisieux und allen Städten von Caen nach Paris weht die dreifarbige Fahne. In Douai Vereinigung der Besatzung mit der Nationalgarde. In Colmar steckten die Linientruppen, Husaren und Chasseurs die dreifarbige Cocarde auf; Abends allgemeine Illumination. Eben so in Münster."

Das Nämliche geschah im Süden. Marseille und Toulon pflanzten sogleich die dreifarbige Fahne auf, und die in letzterer Stadt von Algier angelangten Millionen wurden der neuen Regierung zur Verfügung gestellt. Wie die Nordfranzosen den flüchtigen König auf seiner Durchreise empfingen, haben wir eben schon gesehen. Eben so eifrig zeigte sich das Volk bei der

Verhaftung der geflohenen Minister zu Tours und Granville, worauf wir später zurückkommen werden, wenn von dem Processe dieser Minister die Rede seyn wird. Es erwies sich sonnenklar, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen die Revolution billigte.

Man dachte an die Vendée, an den muthigen und kraftvollen Widerstand, den sie der ersten Revolution entgegengesetzt hatte. Allein die Zeiten waren andere geworden. Es hieß, fünf und zwanzig Vendée-Chefs hätten sich in einem alten Schlosse versammelt, um zu berathen, was zu thun sey, sich aber dahin entschieden, in Frieden zu bleiben. Zum Ueberflusse wurde General Lamarque in diese verdächtige Provinz geschickt, um sie zu inspiciren. Er berichtete, daß Alles ruhig sey. Erst nach mehrern Monaten, da die herrschende Partei der Revolution uneinig wurde und aus diesem Grunde die Anhänger des Erkönigs wieder einige Hoffnung faßten, fand eine, jedoch nur unbedeutende Bewegung in der Vendée statt. In den Mattes, einer sumpfigen Gegend dieser Provinz, bildete sich eine Zusammenrottung, die aber durch schnelles Einschreiten der Behörde erstickt wurde. Der Bataillonschef Langermann überraschte die Aufrührer am 30 November in Islot und nahm sie, 91 an der Zahl, gefangen.

Ungleich bedeutender waren die Unruhen in Nismes. Diese durch ihren religiösen Fanatismus berüchtigte Stadt glaubte auch diesmal durch die Vertreibung der Bourbons die Sache des Katholicismus gefährdet. Als daher die Nachricht von der Pariser Revolution ankam, stellte sich die katholisch-royalistische Bevölkerung der protestantisch-patriotischen drohend gegenüber. Schon sah man einem furchtbaren Blutbad entgegen, als zwei ehrwürdige Pfarrer, ein katholischer, Herr Von-

Bonhomme, und ein protestantischer, Herr Vincent, unter die bewegte Menge traten, sie zur Einigkeit und zum Frieden ermahnten und sich vor dem Volke öffentlich umarmten, am 5 August. Dieses edle Betragen beschwichtigte den Sturm, doch nur auf kurze Zeit. Am 15 August wurde der Preis des Brodes erhöht, und da man dieß als eine Folge der Revolution ansah, so erregten die Katholiken am folgenden Tage Unruhen, und man prügelte sich in den Straßen. Am 24 August sollte sich der Tumult erneuern, ward aber plötzlich unterdrückt, da die Liberalen ihre Häuser nicht verließen. Aber am 30 und 31 August kam es zum blutigem Kampfe. Anfangs siegten die Katholiken durch ihre Mehrzahl, da sich aber die Protestanten vom Lande her verstärkten und mehrere tausend protestantische Bauern aus den nahen Cevennen, auch Truppen aus den umliegenden Städten und die Nationalgarde von Lyon den Liberalen zu Hülfe eilten, so erhielten diese die Oberhand, und am 2 September war die Ruhe hergestellt.

Anderwärts wurde hin und wieder die Reaction gegen Jesuiten, Ultras und Bourbons übertrieben. So fand in Rheims am 16 August ein tumultuarischer Auftritt statt, indem der Pöbel das von den Jesuiten aufgerichtete große Kreuz wegriß und den Palast des Erzbischofs zu stürmen versuchte. Bei weitem wichtiger dagegen war der Aufstand der Soldaten in Metz am 29 August. Die liberalen Gemeinen jagten alle ihre noch aus Ultras bestehenden Officiere fort, welche die neue Regierung, mit zu vielen andern Dingen beschäftigt, zu entlassen versäumt hatte. Dasselbe thaten die Regimenter in Saargemünd, Pont a Mousson und Befort. Zu Anfang des Septembers gab es kleine Zusammenläufe der Fabrikarbeiter zu Rouen und Amiens, und zu Moissac gegen

die zu hohen Steuern. Doch alle diese kleinen Unruhen waren nur partiell und vorübergehend, und man muß sich eher wundern, daß ihrer so wenig vorfielen, und daß eine so große Revolution im Ganzen so ruhig ablief, daß der Zustand der Ordnung in ganz Frankreich sich erhielt, oder sogleich wieder hergestellt wurde.

Die Geistlichkeit befand sich in einer ungewissen und zweideutigen Stellung. Man schonte sie und suchte auf jede Weise eine Aufregung der Gemüther für oder wider sie zu vermeiden. Die Regierung mußte hier sehr vorsichtig zu Werke gehen, um Unruhen, wie sie zu Nismes bereits angefangen hatten, im Keime zu ersticken, und die aufgeklärte Mehrheit, so wie die irreligiöse Minderheit des Volkes schien einstweilen zufrieden zu seyn, der Jesuitenpartei eine unheilbare Niederlage beigebracht zu haben. Dieses schonende Benehmen der Sieger hatte einestheils gute Folgen, denn mehrere Bischöfe schienen sich der neuen Ordnung der Dinge mit Aufrichtigkeit anzuschließen, und die Bischöfe von Arras und Troyes erließen sehr liberale Hirtenbriefe. Allein auf der andern Seite wurden die Anhänger der Jesuiten durch die Schonung ihrer Sieger kühn gemacht, unterhielten Verbindungen mit Holyrood und Spanien, und verheimlichten nicht einmal ihre entschiedene Abneigung gegen die neue Dynastie. Als der Kronprinz im November eine Rundreise durch die Provinzen machte, kam er unter andern nach Saint-Etienne und lud die dortige Geistlichkeit zur Audienz und zur Tafel ein, sie beliebte aber, nicht zu kommen.

Was die auswärtigen Mächte betrifft, so mußte die Anerkennung Louis Philipps für dieselben eine Frage von hoher Wichtigkeit seyn. Seine Thronbesteigung

ſtritt offenbar gegen die Grundſätze der Legitimität, welche ſeit 1815 durch die heilige Allianz und durch die engliſche Continentalpolitik geheiligt und mit gewaltiger Hand aufrecht erhalten worden waren, den einzigen Fall von Portugal ausgenommen, welcher zu beweiſen ſchien, daß, wo Legitimität und Abſolutismus nicht Hand in Hand gingen, der letztere noch heiliger ſeyn ſollte als die erſtere. In Frankreich aber war eben der Abſolutismus noch weit mehr gefährdet als die Legitimität. Inzwiſchen war es mißlich, eine ſo große Nation, wie die franzöſiſche, zur europäiſchen Strafe zu ziehen, zumal in einem Augenblicke, wo dieſe Nation voll Begeiſterung und kriegeriſcher Energie war. Einer neuen Coalition gegen Frankreich lag die Beſorgniß nicht fern, daß Frankreich ſich derſelben Waffen gegen ſie bedienen würde, wie zur Zeit der Republik, und daß es in den revolutionären Elementen ſeiner Nachbarländer gefährliche Werkzeuge entweder einer allgemeinen Anarchie oder eines neuen militäriſchen Ehrgeizes finden würde. Da nun Frankreich ſelbſt der alten Politik Europa's auf halbem Wege entgegen kam, und durch Unterdrückung des republicaniſchen Elements in ſeinem Innern, durch die Wahl eines neuen Königs aus dem Hauſe Bourbon, ſo wie durch die heiligſten Verſicherungen, daß es den Status quo im übrigen Europa und den allgemeinen Frieden auf keine Weiſe ſtören wolle, ſobald es ſelbſt nicht angegriffen werde, den andern Mächten ſehr achtungswerthe Garantien gab, ſo wurde Louis Philipp auf dieſe Bedingungen hin von allen großen und kleinen Mächten anerkannt, mit Ausnahme des Herzogs von Modena, der die Depeſche Louis Philipps uneröffnet zurückſchickte, auf den es indeß am wenigſten ankam, und des Don Miguel, den

man gar nicht frug, weil er selbst von Frankreich nicht anerkannt war. Inzwischen erfolgten jene Anerkennungen nicht ohne Mißtrauen und geheimen Vorbehalt, denn wie sehr es auch dem neuen Könige der Franzosen darum zu thun war, sich ruhig auf seinem Throne festzusetzen; wie weit entfernt er von jedem europäischen Ehrgeize war, und wie kräftig ihn dabei die hohe Aristokratie und die doctrinäre Mehrheit in den Kammern unterstützte, so gab es doch im französischen Volke noch eine mächtige Partei, die entweder im Sinne der alten Republik ganz Europa revolutioniren, oder im Sinne des alten Kaiserreichs Europa erobern und beherrschen wollte. Von der völligen Unterdrückung dieser Partei und von der sichern Befestigung des neuen Thrones und des gemäßigten, aristokratisch-doctrinären Systems in Frankreich hing also die Dauer einer Anerkennung und eines Friedenszustandes ab, die man von einem höhern welthistorischen Standpunkte aus nur als provisorisch betrachten konnte. Das Mißtrauen war aber ein gegenseitiges, denn auch Frankreich seinerseits hegte die Besorgniß, daß die lauen Freundschaftsversicherungen, die es namentlich von Rußland und Spanien erhielt, Vorboten einer offensiven Coalition seyn könnten.

Einen entschiedenen Beweis, wie ernstlich es dem neuen Könige der Franzosen angelegen war, das gute Vernehmen zu erhalten, gab derselbe durch Unterdrückung der diplomatischen Correspondenzen, welche man bei Polignac gefunden hatte.

England erkannte Louis Philipp zuerst an. König Wilhelm IV soll, als er die Ordonnanzen Karls X gelesen, ausgerufen haben: die Leute sind alle verruckt (the are all mad). Er nahm nicht den mindesten Anstand, der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich seine Zustimmung zu geben, und er

theilte in dieser Hinsicht die Gesinnung des englischen Volkes, das über die französische Revolution in unglaublichen Jubel ausbrach. Dennoch ließ Wellington im Herbst einige, Frankreich und das liberale System bedrohende Stellen in die englische Thronrede einfließen; allein dieß trug nur dazu bei, daß die Opposition im Parlament und die Volksmassen von London sich der Sache Frankreichs mit verdoppelter Energie annahmen und das Ministerium Wellington stürzten, wie wir später bei der Geschichte Englands ausführlicher erörtern werden.

Oesterreich, Preußen, die Pforte und die Staaten zweiten und dritten Ranges folgten dem Beispiele Englands. Spanien schwankte anfangs, verbot die Zulassung der dreifarbigen Flagge in seinen Häfen, erlaubte sie aber unmittelbar darauf und empfing Louis Philipps Gesandten, den Herzog von Montebello, doch soll derselbe sehr kalt aufgenommen worden seyn. Der König von Sardinien legte dagegen eine auffallende Theilnahme für Frankreich zur Schau, tadelte Karl X wegen seines Wortbruchs, und erlaubte den Einlaß aller französischen Journale. Man vermuthete, daß Furcht vor einer Insurrection in Savoyen, wo sich der König damals nahe an der französischen Gränze befand, der Grund dieser liberalen Aeußerungen gewesen sey.

Rußland rief auf die erste Nachricht von der Pariser Revolution alle russischen Unterthanen aus Frankreich zurück und versagte der dreifarbigen Flagge den Zugang zu seinen Häfen, nahm jedoch diese Maßregel zurück, als die Ruhe und der Thron in Frankreich wieder hergestellt waren. Baron Athalin, den Louis Philipp nach Petersburg sandte, brachte folgenden Brief des Kaisers zurück, vom 18 September: „Ich habe aus den Händen des Generals Athalin das Sendschreiben er-

halten, dessen Ueberbringer er war. Ewig beklagenswerthe Ereignisse haben Ew. Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Ew. Majestät hat einen Entschluß gefaßt, der ihr allein geeignet schien, Frankreich von größerem Unheil zu retten, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Ew. Majestät dabei geleitet haben. Aber ich schicke den sehnlichsten Wunsch zur göttlichen Vorsehung, daß es ihr gefallen möge, die Absichten Ew. Majestät und ihre Anstrengungen zur Wohlfahrt des französischen Volkes segnen zu wollen. Im Einverständnisse mit meinen Verbündeten nehme ich wohlgefällig den von Ew. Majestät mir ausgedrückten Wunsch auf, friedliche und freundschaftliche Verbindungen mit allen europäischen Staaten zu unterhalten. So lange diese Verbindungen auf die bestehenden Verträge und auf den festen Willen gegründet seyn werden, die von denselben feierlich anerkannten Rechte und Verbindlichkeiten, so wie den Territorialbesitz aufrecht zu erhalten, wird Europa eine Bürgschaft des Friedens darin finden, der selbst für Frankreichs Ruhe so nothwendig ist. Gemeinschaftlich mit meinen Verbündeten dazu berufen, mit Frankreich unter seiner neuen Regierung jene ruhebefördernden Verbindungen (rélations conservatrices) fortzusetzen, werde ich, meines Theils, mich nicht nur aller der Sorgfalt befleißigen, die sie erheischen, sondern auch stets jene Gesinnungen an den Tag legen, von deren Aufrichtigkeit, als Austausch der von Ew. Majestät mir ausgedrückten Gefühle, dieselben zu versichern mir zur Freude gereicht. Genehmigen Ew. Majestät zugleich ꝛc. (Unterz.) Nikolaus."

Der Ton dieses Briefes erregte in Frankreich Mißvergnügen und Besorgnisse. Man erfuhr, daß eine bedeutende Streitmacht in Litthauen zusammengezogen würde, und daß der

russische Gesandte in Madrid großen Einfluß übe. Ein drohendes Gewitter schien von fern gegen Frankreich anzuziehen, und es mußte unter diesen Umständen um so mehr Aufmerksamkeit erregen, daß der russische Botschafter in Paris sein neues Beglaubigungsschreiben noch immer nicht erhalten hatte. Da brach am 29 November die Revolution in Warschau aus, und die Polen erklärten, sie seyen zur Avantgarde der Armee bestimmt gewesen, welche gegen Frankreich hätte marschiren sollen, daher sey ihre Sache auch die Frankreichs. Vier Wochen später, am 30 December, wurde dem Grafen Pozzo di Borgo seine Beglaubigung am französischen Hofe vom Kaiser Nikolaus ausgestellt, und zugleich, wie es hieß, in Betreff der litthauischen Rüstungen Frankreich die beruhigendsten Versicherungen gegeben.

Dieß war das Benehmen der Mächte gegen Frankreich. Die Revolution von Belgien, die im September unmittelbar der französischen folgte, gab, ohne den Frieden zu unterbrechen, der französischen Politik gegen das Ausland größere Bestimmtheit. Die Belgier waren sehr geneigt, sich Frankreich in die Arme zu werfen, und der Besitz dieses schönen Landes war für Frankreich in militärischer und mercantilischer Hinsicht von unschätzbarem Werthe. Allein dieser Preis schien dem Könige der Franzosen nicht zu theuer, sich darum den Frieden zu erkaufen. Er erklärte bestimmt, sich in die belgische Sache nicht mischen zu wollen, verlangte aber das Gleiche von jeder andern Macht, und so entstand das Princip der Nichteinmischung, das seitdem die Richtschnur der französischen Politik wurde. Die Mächte ihrerseits widersetzten sich diesem Principe nicht, da ihnen die Nichteinmischung Frankreichs in die belgische Sache so viel werth seyn mußte, als es

ihnen ihre eigene Einmischung hätte seyn können. Um nun nach diesem Principe sich über die belgische Sache zu verständigen, wurde ein Congreß der fünf Großmächte, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen, in London niedergesetzt, und um daselbst zugleich das Freundschaftsband zwischen England und Frankreich noch enger zu knüpfen, sandte Louis Philipp den Erzvater der Diplomatik, den als Greis noch immer thätigen Fürsten von Talleyrand, als seinen Botschafter nach London, wo er am 25 September ankam. Wirklich gelang es diesem, namentlich seit dem Sturze des Ministeriums Wellington, dem französischen Systeme so viel als möglich Vertrauen, immerhin aber Achtung zu verschaffen.

Die neue Dynastie Orleans hatte an der alten Dynastie Napoleon, wenigstens in der Meinung, einen Nebenbuhler. Die Anwesenheit von Brüdern und Neffen Napoleons in Frankreich konnte zu Parteiungen Anlaß geben, daher blieben die Napoleoniden vom französischen Boden verbannt und wurden nicht in der Amnestie mitbegriffen, kraft welcher alle alten Feinde der Bourbons aus der Verbannung zurückkehrten. Auch die Asche Napoleons, die seine alten Anhänger an die Seine versetzt wünschten, blieb auf St. Helena. Die Napoleoniden in Europa vermochten dem neuen Beschlusse nichts entgegenzusetzen, indeß las man in den nordamerikanischen Journalen eine Protestation Joseph Napoleons, datirt vom 14 September, worin derselbe die Rechte Napoleons II, des Herzogs von Reichstadt, gegen die Orleaniden verwahrte.

12.

Reformen.

Der neue König machte dem provisorischen Zustande ein Ende, indem er am 11 August ein neues Ministerium bildete. Er wählte dasselbe aus allen Schattirungen der siegenden liberalen Partei, theils weil er allen gleich sehr verpflichtet war, theils weil er dadurch den Enthusiasmus der Eintracht, der zum Siege geführt hatte, verlängern wollte. Die neuen Minister waren: Dupont de l'Eure, Justizminister, Deputirter der äußersten Linken, ein offener, gerader, fester Mann von republicanischen Sitten, der dieselben auch als Minister nicht ablegte und es durchsetzte, daß die Minister künftig schlechtweg Monsieur und nicht mehr Monseigneur genannt werden sollten. — General Gérard, bald darauf (17 Aug.) zum Marschall ernannt, Kriegsminister, Deputirter der Linken, alter Freund des Königs. — Herzog von Broglie, Minister des öffentlichen Unterrichts und der Culte, Pair, gelehrt und constitutionell gesinnt, Eidam der berühmten Frau von Staël. — Guizot, Minister des Innern, Doctrinär, Gemäßigter, mehr Gelehrter als Staatsmann. — Baron Louis, Finanzminister. Er hatte diese Stelle schon zweimal, 1814 und 1818 bekleidet und genoß als Financier und Constitutioneller einen guten Ruf. — Graf Molé, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pair und gemäßigter Constitutioneller, den man vorzüglich deßwegen wählte, um Europa die Versicherung zu geben, daß Frankreich den Frieden wolle. — General Sebastiani, Seeminister, bekannter Kriegsgefährte Napoleons, entschiedener Liberaler mit allen ange-

nehmen Formen des Hofmanns. — Außerdem wurden zu Miniſtern ohne Portefeuille, zu bloßen Beiſitzern im Conſeil ernannt: Laffitte, der reichſte Banquier von Paris, Deputirter der äußerſten Linken, die Seele der Pariſer Revolution. — Dupin der Aeltere, berühmter Advocat, unter den Gemäßigten der gehäſſigſte Feind und Ankläger der äußerſten Linken, feig in den Tagen des Julius, daher ſehr unpopulär. — Bignon, berühmter Geſchichtſchreiber Frankreichs, ſehr geachteter Liberaler.

Mit dieſem Miniſterium waren anfangs ſo ziemlich alle Parteien zufrieden, weil alle darin repräſentirt waren, ſpäter aber wurden alle damit unzufrieden, weil keine ausſchließlich darin herrſchte. Die Nachwirkung der ſchönen Eintracht der Juliustage ſchuf dieſes Miniſterium, und es ſchien eine Bürgſchaft für die Fortdauer dieſer Eintracht; allein es zeigte ſich bald, daß zwiſchen denen, welche die Revolution ſtille ſtehen machen, und denen, welche ſie weiter führen wollten, kein langer Friede beſtehen konnte. Für den Anfang indeß war ein ſo zuſammengeſetztes Miniſterium das Natürlichſte und Beſte, weil es die Parteien im Innern in Schranken hielt, der neuen Regierung Zeit gewährte, ſich zu befeſtigen, und die Beſorgniſſe und Drohungen der auswärtigen Mächte beſchwichtigte. Frankreich mußte ſich in jeder Hinſicht erſt erholen, erſt Zeit gewinnen, ehe es im Stande war, ſeiner Politik einen großen Nachdruck zu geben. Die Armee befand ſich im ſchlechteſten Zuſtande, ſo wie die Finanzen.

Nächſt dem Miniſterium bot die Deputirtenkammer die wichtigſte Frage dar. Sollte dieſelbe, noch unter Karl X gewählte Kammer fortbeſtehen, oder ſollte ſie aufgelöst und eine neue, nach den in der Charte veränderten Wahlbeſtim-

mungen, gewählt werden? Die gemäßigte Partei der Ordnung und des Friedens wünschte das Erstere, weil sie in der bestehenden Kammer das Uebergewicht hatte. Dagegen wünschte die entgegengesetzte Partei, welche die Revolution weiter zu führen gedachte, die Auflösung dieser alten Kammer, indem sie hoffte, in die neue Kammer mehr junge, feurige Köpfe zu bringen. Beide Parteien maßen sich in den Debatten über den Fortbestand der Kammer, und erhielten von da an den Namen der Partei des Widerstandes (die Doctrinärs, welche die Revolution auf der Stelle fixiren wollten, wohin sie bei der Thronbesteigung des neuen Königs gelangt war) und der Partei der Bewegung (die äußersten Liberalen, die alten Republicaner und die kriegerische Jugend Frankreichs, welche theils im Innern so viel als möglich demokratisiren, den Thron mit republicanischen Schranken umgeben, theils nach außen das im Pariser Frieden Verlorene wieder erwerben und auch andern Völkern die Freiheit erkämpfen wollte). Die Gemäßigten siegten. Sie brachten es dahin, daß die alte Kammer fortbestand, und daß nur 117 neue Wahlen decretirt wurden, um die Stellen ausgetretener oder wegen Wahlumtriebe ausgestoßener Deputirten zu ersetzen, am 30 August.

Das Ministerium und die Kammer unternahmen sofort gemeinschaftlich eine Menge nothwendig gewordener Reformen, wobei jedoch die überwiegende gemäßigte Partei mit großer Vorsicht zu Werke ging, um in der Hast der Anordnungen und Neuerungen nicht wieder die Fehler zu begehen, wie die Nationalversammlung von 1789, und um den Zweck, Ruhe und Ordnung zu erhalten, bis Frankreich alle seine Kräfte gesammelt habe und dem Auslande gerüstet gegenüber stehen würde, auf keine Weise zu verfehlen.

Zunächst sorgte man für Abschaffung vieler Mißbräuche und warf gleichsam der vertriebenen alten Dynastie ihre noch übrigen Institutionen nach. Am 11 August wurden alle Garden Karls X aufgelöst und am 16ten die Gendarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Die Schweizertruppen wurden für immer abgeschafft, und zu Anfang Septembers der mit französischem Bürgerblute bedeckte Rest derselben über die Gränze geschickt. Marschall Bourmont wurde von seiner Stelle als Obergeneral in Afrika entlassen, und General Clauzel mußte ihn ersetzen. Das überflüssige Staatsministerium wurde am 28 August aufgehoben. Das Personal der Staatsdiener in allen Civil- und Militärämtern wurde einer Sichtung unterworfen, und großentheils geändert, die Ultras und Karlisten durch Liberale und Orleanisten ersetzt. Nur die Justizbeamten, als unabhängig von der Administration, wurden nicht gewechselt, obgleich sich viele Anhänger des Exkönigs darunter befanden. Die Partei der Bewegung war über die Beibehaltung derselben sehr erbittert, aber die Partei des Widerstandes setzte sie durch, um dem Principe der Unbeweglichkeit in den Justizstellen Achtung zu verschaffen. Dagegen wurden fast alle Präfecten geändert, weil diese ersten Departementalbeamten immer blind der Regierung ergeben seyn müssen, daher auch bis zur Revolution ausschließlich aus wahren oder wenigstens heuchlerischen Anhängern Polignacs und des Jesuitismus bestanden. Auch viele Officiere, namentlich aus der hohen Hofaristokratie, wurden abgesetzt, und oben haben wir schon erwähnt, daß die Soldaten zu Metz ꝛc. sie aus freien Stücken fortjagten. Dagegen drängten sich die bisher verabschiedeten, auf halben Sold gesetzten oder ganz unbesoldeten, von den

Bourbons unwürdig mißhandelten alten Officiere der Napoleonischen Armee schaarenweise zu den erledigten Stellen, und machten so ausschließliche Ansprüche, daß sich die jungen Leute, die im Julius mitgefochten hatten, dadurch zurückgesetzt sahen und viele Klagen laut wurden, warum man des Kriegs entwöhnte Greise der kraftvollen und begeisterten Jugend, der wahren Hoffnung Frankreichs vorziehe. Auch bei den erledigten Civilstellen war der Zudrang der Sollicitanten außerordentlich groß und gab zu gerechten Klagen Anlaß. Der Minister des Innern, Guizot, ein besserer Bücher- als Menschenkenner, stellte, da er die Aemter nicht unbesetzt lassen konnte, in der Eile viele Leute an, welche untauglich oder unpopulär waren; allein er rechtfertigte sich mit Würde, indem er bewies, wie wenig es möglich sey, nach einer solchen Krisis in so kurzer Zeit eine so große Menge Individuen so genau zu kennen, um sich nicht in einigen zu täuschen, und wie unschädlich der Irrthum sey, da er in kurzer Zeit bei nur einiger Ruhe erkannt und wieder gut gemacht werden müsse.

Nachdem man im Personale reformirt, blieb noch eine Reform mißbräuchlicher Gesetze übrig. Man begann mit dem verhaßten Sacrilegien-Gesetze, welches am 9 September abgeschafft wurde. Das Alter der Geschwornen ward, wie das der Wähler, von 30 auf 25 Jahre herabgesetzt und zugleich die Jury auch auf politische und Preßvergehen angewendet, am 4 October. Gegen den Mißbrauch der Cassengelder (man denke an den Saal, den sich Peyronnet als Justizminister von Staatsgeldern baute) wurde am 5 October ein Gesetz erlassen, daß künftig der Minister über keine Summe verfügen könne, ohne Zustimmung der Kammer. Den Cardinälen wurden ihre bisherigen Gehalte

entzogen und der des Erzbiſchofs von Paris auf 50,000 Fr. verringert. Den 21 October. Eine Reviſion der Penſionen, womit das alte Regime argen Mißbrauch getrieben, wurde am 25 November verfügt. Am 10 December wurden die noch übrigen 100 Millionen Franken von der früher den Emigranten als Entſchädigung bewilligten Milliarde denſelben entzogen und zur Verfügung des Staats geſtellt. Endlich löste man am 25 December die Geſellſchaft der Miſſionäre auf. Von andern Vorſchlägen zu Reformen oder durch den Widerſtand der Gemäßigten nur halb durchgeſetzten Reformen wollen wir nachher reden, wenn wir der Entwicklung des Parteikampfes folgen werden. Die hier genannten Geſetzesänderungen wurden ohne Widerſtand angenommen.

Auch war die neue Regierung bemüht, das Unrecht und die Kränkungen wieder gut zu machen, welche die vorige ihren alten Feinden zugefügt. Schon am 18 Auguſt wurde die Büſte des unglücklichen Marſchalls Ney im Triumph durch die Straßen von Paris getragen und ſeiner Mutter eine Penſion von 20,000 Fr. zuerkannt. Am 24 Auguſt wurde das Geſetz vom 12 Januar 1816 aufgehoben, und die Verbannten zurückgerufen. Auch die ſogenannten Königsmörder, d. h. die ehemaligen Conventsmitglieder, welche für den Tod Ludwigs XVI geſtimmt hatten, durften zurückkehren, und ſo kam unter andern auch der mehr als 80jährige Sieyes im September nach Paris zurück. Nur die Napoleoniden blieben auch fernerhin verbannt, wie wir oben ſchon anführten. Am 26 Auguſt wurden alle ſeit 1815 über politiſche Vergehen gefällten Urtheile annullirt und an demſelben Tage das Pantheon hergeſtellt. Am 21 September, als am Todestage der vier Ser-

genannten von la Rochelle, die als Martyrer der Freiheit 1822 hingerichtet worden, hielt man denselben auf dem Greveplatz eine Todtenfeier.

Auch das gegen Ausländer begangene Unrecht sollte wieder gut gemacht werden. Der unglückliche Galotti, der unsern Lesern aus dem vorigen Jahrgange bekannt seyn wird, wurde von der neapolitanischen Regierung reclamirt und wirklich freigegeben. Die bisher vom französischen Boden ausgeschlossenen Flüchtlinge wurden gastfreundlich geduldet, und bald nach den Ereignissen im Julius vereinigten sich in Paris die Helden und Rädelsführer der unterdrückten Liberalen von Belgien, Spanien, Portugal und Italien, Potter, Mina, Saldanha, Pepe. — Eine der dringendsten und folgenreichsten Handlungen der neuen französischen Regierung aber war die schleunige Anerkennung der südamericanischen Freistaaten, die am 4 September erfolgte.

Auch trug die Regierung den Helden des Julius, denen sie ihre Existenz verdankt, ihre Schuld reichlich ab. Den Wittwen und Waisen der Gefallenen, so wie den Verwundeten, wurden am 26 August Nationalbelohnungen decretirt, nämlich Pensionen von 3= bis 500 Fr. Die Waisen sollten bis zum 18ten Jahre vom Staate erhalten und erzogen werden. Die unerschrockenen Journalisten, die so viel für die Sache der Freiheit gethan, so wie die heldenmüthigen Jünglinge der polytechnischen Schule schlugen, großmüthig die ihnen vom Könige angebotenen Orden und Beförderungen aus.

Nachdem diese verschiedenen Pflichten erfüllt waren, wendete die Regierung ihre ganze Sorgfalt auf die Beruhigung und kraftvolle Organisirung des Landes. Ueberall wurden Nationalgarden gebildet, und Lafayette am 16 August zum

Generalcommandanten derselben für ganz Frankreich ernannt. Im October betrug ihre Zahl schon 1,400,000 Mann. Vom trefflichsten Geiste beseelt, wußten sie überall die Ordnung zu erhalten oder schnell wieder herzustellen. Nicht so energisch wie Lafayette für die Bildung der Nationalgarden, war Marschall Gérard für die Reorganisation der stehenden Armee thätig, die unter Karl X auffallend vernachlässigt worden war. Die Regierung zauderte, sich Europa gegenüber eine drohende Stellung zu geben, denn ihre Absicht war die Erhaltung des Friedens. Erst am 18 September wurden nun 40,000, und den 26 September noch 108,000 Mann ausgehoben. Auch dachte man die großen Städte Paris und Lyon zu befestigen. — Um in Absicht auf die Finanzen nicht in Verlegenheit zu kommen, wurden die alten Auflagen provisorisch beibehalten, aber um das Volk zu unterstützen, die Getreide-Einfuhr erleichtert, und um die unruhigen Arbeiter zu beschäftigen, dem Handelstande ein Vorschuß von 30 Millionen Franken bewilligt.

Im Allgemeinen muß es gebührend anerkannt werden, daß noch niemals eine so große Revolution so wenig Unordnungen hervorgebracht, so schnell und vollständig durchgesetzt und geendet wurde.

13.

Die Partei des Widerstandes.

Schon in den ersten Wochen nach der Revolution hörte man die Klage, der König, die Minister und die Kammern wollten aus dieser glorreichen Revolution nur eine amendirte

dirte Restauration machen. Die Partei der Bewegung war äußerst unzufrieden, daß ihre republicanischen und kriegerischen Hoffnungen getäuscht werden sollten, daß die Reformen so sparsam und unvollständig seyen, und daß man ängstlich einen Frieden aufrecht zu erhalten strebe, der doch Frankreich 1814 und 1815 nur durch feindliche Bajonnette aufgedrungen worden, und den zu annulliren es jetzt Zeit sey. Schon blickte die Habgier der alten Soldaten nach Belgien und dem linken Rhein-Ufer.

Der verhaltene Unmuth machte sich zuerst bei der niedrigsten Volksclasse Luft, bei derselben, die in den Tagen des Julius die Freiheit mit ihrem Blute bezahlt hatte, und die nun nicht genug Freiheit erhalten zu haben glaubte. Schon am 15 und 16 August brachen Unruhen unter den Arbeitern in Paris aus. Mehrere hundert derselben zogen auf die Polizeipräfectur und verlangten die Entfernung der fremden Arbeiter; sie ließen sich zwar beschwichtigen, rotteten sich aber am folgenden Abende wieder zusammen, um Maschinen zu zerstören. Die Nationalgarde trieb sie aus einander. Am 23 und 24 August erneuerten sich diese Zusammenrottungen, man mußte das Aufruhrgesetz proclamiren; doch fünf Millionen, die man für Beschäftigung der Arbeiter decretirte, und die oben erwähnten 30 Millionen, die zu gleichem Zwecke dem Handelsstande vorgeschossen wurden, stellten die Ruhe wieder her.

Nun fingen aber die Drucker ähnliche Unordnungen an. Sie forderten die Abschaffung der mechanischen Pressen, durch welche so viele ihrer Hände entbehrlich wurden, sie also auch weniger Arbeit fanden. Da man ihnen vorstellte, daß dieß die so nothwendige Schnelligkeit des Drucks unmöglich ma-

chen würde, so verließen sie die Druckereien am 2 September und den folgenden Tagen, und mehrere Journale konnten deßhalb gar nicht mehr oder nur fragmentarisch erscheinen. Indeß wurden auch diese Unruhen durch die Energie der Nationalgarde beschwichtigt, obgleich eine geheime Gährung im Volke zurückblieb, die sich später mehrmals Luft machte.

Die Unzufriedenen im Volke fingen an, Clubs zu bilden, ganz nach Art der alten Jacobiner. Die Grundlage dazu war schon in ältern Vereinigungen vorhanden, welche sich zum Widerstande gegen das Ministerium Polignac gebildet hatten. Die mächtigste dieser Gesellschaften war die der Volksfreunde (amis du peuple), dann die Gesellschaft aide-toi, le ciel t'aidera, ferner die Gesellschaft der Wahrheitsfreunde, die constitutionelle Centralgesellschaft, die Gesellschaft der Saint-Simonianer und die Gesellschaft der drei Tage. Diese demokratischen Vereine organisirten sich nach derselben Form, wie die Deputirtenkammer, verhandelten in ihren Debatten die gleichen Gegenstände und übten eben daher eine scharfe demagogische Kritik alles dessen, was die Deputirtenkammer beschloß. Da nun die Partei der Bewegung entschieden in den Clubs vorherrschte, so wie die Partei des Widerstandes in der Kammer, so suchten die Clubs vor Allem das Volk zu bearbeiten, um die jetzige Kammer aufzulösen, und eine neue, mehr demokratische zu wählen. Die Volksfreunde schlugen zu Anfang Septembers an allen Straßenecken von Paris eine Aufforderung an die Bürger an, sich zu versammeln, um sich über die Auflösung der Kammer zu berathen.

Dieser kecke Schritt der Volksgesellschaften war indeß weit entfernt, die Partei des Widerstandes einzuschüchtern oder

zu beſiegen, vielmehr machte ſie nur dieſelbe aufmerkſam auf die Gefahr, vermehrte ihre Energie und gab ihr einen erwünſchten Anlaß, die drohende Anarchie ſchon im erſten Keime zu erſticken. Der König, die Hälfte der Miniſter, die Mehrheit in den Kammern und der wohlhabende, in der damals Alles vermögenden Nationalgarde repräſentirte Mittelſtand war für Aufrechthaltung der Ordnung und gegen die Volksgeſellſchaften. Darum diente nur deren voreilige Kühnheit, ſie deſto früher zu ſtürzen.

Der König billigte Alles, was die Partei des Widerſtandes that; allein er ließ es durch die Miniſter und durch die Kammern thun, ohne ſelbſt durch irgend ein Wort die Partei der Bewegung zu kränken oder ſeine Popularität aufs Spiel zu ſetzen. Unter den Miniſtern waren Dupont, Laffitte, Bignon, Perier und Gérard für die Bewegung; Guizot, Broglie, Sebaſtiani, Molé und Louis für den Widerſtand. Dieſe Spaltung wurde bald offenbar und mußte zu einer Aenderung im Miniſterium führen, einſtweilen aber hielt man noch zuſammen, weil die der Regierung ſo nothwendige Energie nur durch eine wenigſtens ſcheinbare Einigkeit bewirkt werden konnte. In der Kammer war die Partei des Widerſtandes ſtark in der Mehrheit und ſetzte alle ihre Abſichten durch. Ihren erſten und wichtigſten Sieg erkämpfte ſie dadurch, daß ſie ihren Fortbeſtand erklärte. Ungeſtüm verlangte die Partei der Bewegung in der Kammer ſelbſt die Auflöſung der Kammer. Ihr kühnſter und heftigſter Redner, Mauguin, ſagte am 30 Auguſt: „Was bisher die Kammer that, mußte ſie thun: als einzige beſtehende Gewalt mitten in der allgemeinen Aufregung war ſie verpflichtet für das Staatswohl zu wachen. Nun aber, bei wieder hergeſtellter Ordnung, muß

ein neues Wahlſyſtem ein mit den letzten Begebenheiten übereinſtimmendes Organiſationsſyſtem hervorrufen. — Was war bei den letzten Wahlen unſer Mandat? Mit der jetzt verſtümmelten Pairskammer zu concurriren, mit der Adminiſtration des abgeſetzten Karl X. Unſer Mandat war, einen Theil des Gouvernements zu bilden, das der König getödtet hat. Unſere Vollmacht iſt todt. Hat uns der Monat Julius als nothwendige Macht erſchaffen, ſo hat er uns als legale Macht zerſtört!" Allein man erwiederte ihm, daß die Nothwendigkeit, beiſammen zu bleiben, daß die Gefahr der Anarchie noch nicht vorüber ſey; man erinnerte ihn an das traurige Beiſpiel der conſtituirenden Verſammlung, die 1791 durch ihre freiwillige Auflöſung das Signal zur Anarchie gab; man bewies, daß die Lage der Dinge jetzt eine ganz ähnliche ſey, und daß von einer neuen, aus jüngern, ehrgeizigen Demagogen zuſammengeſetzten Kammer daſſelbe Unglück zu beſorgen ſey, wie von der geſetzgebenden Verſammlung, die 1791 auf die conſtituirende folgte. Man blieb alſo beiſammen. — Nun verlangte die Oppoſition wenigſtens, daß die Kammer vertagt werden ſolle, bis die noch fehlenden Mitglieder durch neue Wahlen erſetzt ſeyen; allein auch dieß wurde, zwar zugegeben, doch verſchoben. Da die Oppoſition gegen die Kammer ſelbſt nichts ausrichtete, kehrte ſie ihre Angriffe ſofort gegen den gemäßigten Theil des Miniſteriums, beſonders gegen Guizot. Doch die Mehrheit der Kammer wies alle dieſe Angriffe zurück. Die einzige Veränderung, welche die Oppoſition bewirkte, war, daß Guizot im Miniſterium und der ältere Dupin in der Kammer, ſonſt allgemein geachtet und lang erprobt liberal, alle Popularität verloren und von den revolutionären Journalen täglich ſo arg mißhandelt wurden, wie früher Polignac.

Der Lärm, welchen die Volksgeſellſchaften machten, führte zu einer Kriſis. Wegen des aufrühreriſchen Anſchlags, den die Volksfreunde zu Anfang Septembers gemacht hatten, wurden ihre Häupter, Hubert und Thierry, vor Gericht geladen. Sie zeigten ſich aber nicht nur äußerſt keck vor Gericht, ſondern es verlangten auch 128 Mitglieder der Geſellſchaft die gleiche Verurtheilung. Die Gährung wurde künſtlich dergeſtalt übertrieben, daß am 25 September in der Deputirtenkammer Morel den Antrag machte, die Clubs aufzulöſen. Guizot unterſtützte ihn. Er ſagte: „Ich bin geneigt zu glauben, daß in den Beſorgniſſen, welche die ſogenannten Volksgeſellſchaften einflößen, ein wenig Uebertreibung liegt. Bis jetzt ſcheinen ſie mir noch kein großes Uebel gethan, noch keine große Macht entwickelt zu haben. Ich glaube, daß die Erinnerungen an die frühere Zeit viel zu dem Schrecken beigetragen. Indeſſen iſt die Aufregung wirklich; das ganze Publicum iſt davon eingenommen. Dieß allein ſchon iſt ein großes Uebel, für das ein Heilmittel gefunden werden muß. Sie ſehen überall die Capitale ſich zurückziehen, die Induſtrie ſich verengen; die Unruhe iſt allgemein, beſonders in den arbeitenden Claſſen, welche die Kraft und der Fonds unſerer Geſellſchaft ſind. Wie übertrieben auch dieſe Beſorgniſſe ſeyn mögen, ſo haben ſie doch eine beſtimmte Begründung; der Charakter, die Folge der Volksgeſellſchaften iſt, daß ſie von Tag zu Tag unter uns den revolutionären Zuſtand unterhalten, ſchüren, exaltiren. Wir haben eine Revolution gemacht, eine glückliche, eine glorreiche Revolution, aber wir wollten Frankreich nicht in Revolutionszuſtand bringen. Wir wollten es nicht in der Aufregung, Unruhe, Angſt erhalten, die ſolche Ereigniſſe begleiten. Was ſind die Hauptmerkmale des Revolutionszuſtandes? Daß Alles

in Frage geſtellt iſt, daß die Anſprüche unbegränzt ſind, daß beſtändige Aufrufe an die Kraft, an die Gewalt ſtattfinden. Wohlan, dieſe Merkmale finden wir in allen Volksgeſellſchaften. Und bemerken Sie wohl, meine Herren, es iſt nicht dieſe oder jene Lehre, der man darin das Uebergewicht verſchaffen will, es ſind die Dinge ſelbſt, die conſtitutiven Thatſachen der Geſellſchaft, die man angreift: es iſt unſere Regierung, die Vertheilung von Eigenthum und Vermögen, es ſind endlich alle Grundlagen der geſellſchaftlichen Ordnung, die täglich in den Volksgeſellſchaften in Frage geſtellt und erſchüttert werden. Daher jene allgemeine Gährung, die ſich nach außen verbreitet und alle Gemüther beunruhigt. Zu gleicher Zeit erheben ſich unbegränzte, unbegränzbare Anſprüche, in denen es ſich nicht um dieſe oder jene Reform, dieſen oder jenen beſonderen Zweck handelt; es handelt ſich um Entwürfe, Hoffnungen, die außer Stand ſind, ſich ſelbſt zu begränzen. Es herrſcht darin ein Ehrgeiz, der ſeinen eigenen Gegenſtand nicht kennt, ſich zwecklos entfaltet, keine Arbeit, ſondern eine Krankheit des Geiſtes iſt. Hier iſt nicht von Bewegung, von Fortſchritt die Rede, zu denen man uns unaufhörlich auffordert. Wir wollen ſo ſehr als irgend Jemand die Bewegung und den Fortſchritt; Niemanden ſind die Fortſchritte der Geſellſchaft theurer als uns; aber Unordnung iſt nicht Bewegung, Unruhe iſt nicht Fortſchritt, der Revolutionszuſtand iſt nicht der wahrhaft progreſſive Zuſtand der Geſellſchaft. Frankreich wollte keineswegs ſich in permanenten Revolutionszuſtand ſetzen.“

Die Mehrheit der Kammer ſtimmte dieſer Rede bei, und die Oppoſition widerſprach ihr vergeblich. Mauguin ging in ſeiner Heftigkeit ſo weit, eine Commiſſion zu verlangen, das Betragen der Miniſter zu unterſuchen. Doch die Mehrheit

ſiegte, um ſo gewiſſer, als an dem nämlichen Tage auch die Mehrheit des Volks ſich gegen die Clubs erklärte.

An dieſem Tage (25 September) hatten ſich die Volksfreunde in der Reitbahn Pellier wie gewöhnlich verſammelt, als die zahlreichen Zuſchauer anfingen zu murren und zu pfeifen und die Redner zu unterbrechen. Bald wuchs der Lärm, das Volk ſtrömte von allen Seiten herbei und bezeigte denſelben Unwillen gegen den Club. Man rieth den bedrängten Mitgliedern deſſelben, nach Hauſe zu gehen. Sie weigerten ſich deſſen; aber das Volk ließ ſie nicht mehr zu Worte kommen, und zwang ſie ſo mit Gewalt, die Sitzung aufzuheben. Die Nationalgarde ſtellte die Ordnung wieder her.

Mauguins Klage gegen das Miniſterium veranlaßte indeß in den folgenden Tagen noch äußerſt heftige Debatten, beſonders am 30 September. Mauguin ſagte unter Anderm: „Jeder Sieger will ſeinen Theil an den Gewinnſten des Sieges haben, weil er ſeinen Theil an den Gefahren des Kampfes hatte. Die Einen halten ſich an Glücksgüter und Ehren, die Andern an den Triumph ihrer Grundſätze; ſie treiben ſie zu den letzten Conſequenzen; ſie verlangen als ein Recht, was ſie mit ihrem Blute bezahlt haben; ihre Ungeduld verdoppelt die allgemeine Gährung, denn die Forderungen der ſiegenden Partei ſind keine der geringſten Verlegenheiten des Sieges, ſo wie die Beſorgniſſe der beſiegten Partei eine ſeiner Gefahren ſind. Dieſe drei Erſcheinungen mußten ſich beſonders bei unſerer Nation fühlbar machen, die ſo warmen Blutes und noch voll von den Erinnerungen und Beſorgniſſen unſerer erſten Revolution iſt. Alſo die Bewegung der Geiſter zu lenken, den arbeitenden Claſſen Beſchäftigung, Allen Sicherheit zu geben, dieß mußte das Miniſterium thun, mußte

es auf der Stelle thun, denn in einer Revolution muß die Regierung an der Spitze der Nation ſchreiten, und ſich hüten, ihr bloß folgen zu wollen. Das Gefühl der perſönlichen Sicherheit iſt von allen das mißtrauiſchſte. Frankreich hatte nicht bloß eine innere Partei zu fürchten, es hatte ſich auch gegen die fremden Mächte vorzuſehen. Man darf es ſich nicht verhehlen: das Princip der Nationalſouveränetät, plötzlich in das alte Europa geworfen, muß es aufregen, und veranlaſſen ſich ſchlagfertig zu halten. Man mußte daher eine Armee ſchaffen. Auch mußte man Frankreich organiſiren, aber mit mächtiger Hand, die Alles zu umfaſſen weiß, und durch Commiſſarien wie 1815. Jedermann fühlt dieß jetzt; aber was der Maſſe offenbar wird, wenn es geſchehen iſt, das müſſen die Miniſter vorausſehen: ſie müſſen ſich des Staates ſo bemeiſtert haben, daß ſie ihn im Augenblicke der Gefahr in ihren Händen halten, und daß auf den Ruf des Commando's Alles ſich drängt und gehorcht. Man mußte beſonders die Beſchäftigungsmittel entwickeln, Canäle eröffnen, Austrocknungen vornehmen, den Ackerbau beleben; man mußte endlich dieſen von tauſend Hinderniſſen gefeſſelten Boden Frankreichs der Induſtrie überliefern. Dann hätte ſich die Nationalthätigkeit auf tauſend verſchiedene Punkte gewendet, die Bewegung der Gemüther hätte ſich gelegt, und ſtatt die Revolution aufzuhalten, hättet ihr ſie geleitet. Auch vergeſſe ich nicht jene Grundſätze der Freiheit, deren Conſequenzen zu entwickeln man ſich hätte beeilen ſollen, jene durch die Charte verſprochenen Geſetze, die noch auf ſich warten laſſen. Man gebe ein gutes Wahlgeſetz, ſetze den Wahlcenſus auf 200 Fr. herunter, und Frankreich wird größere Freiheit genießen, als je irgend eine Nation der Welt hatte.“

Caſimir Périer vertheidigte hierauf das Miniſterium

in einer glänzenden Rede: „Wie kommt es, daß diejenigen, die zuſammen auf dem Stadthauſe bivouakirten, ſich einem Kampfe im Schoße der Kammer überlaſſen; was ſage ich? daß einer derſelben dem andern den Krieg, und im Namen Frankreichs erklärt? Wenn der Ruhm der drei Tage nicht nöthig hat, ſich andere Beſiegte zu ſchaffen, als diejenigen, die er verjagt oder gerettet hat; wenn die Sieger, die ihr Blut verſchwendeten, mit dem Blute der in ihre Hände gefallenen Opfer geizten: was haben Sie im Sinne mit jenen neuen Kategorien von Beſiegten die Sie nach dem Siege, nach der Gnade ausdenken! Ohne Zweifel wollen Sie eben ſo wenig wie wir Proſcriptionen oder Verdächtige, das heißt, neue Revolutionen! Wir ſehen in unſerer glorreichen Revolution keine Uſurpation, und dürfen keine Uſurpation darin ſehen, die ganz neue Intereſſen mit ſich führt, bereit, über das Land, wie über einen neuentdeckten Boden herzufallen, auf welchem Alles neu zu erſchaffen ſeyn würde, oder wie eine eroberte Provinz, worin man Alles zerſtören müßte. Das was zerſtört werden mußte, ward in den drei Tagen des Ruhms, und ſo vollſtändig zerſtört, daß, ſo wie einmal die Aenderung der Dynaſtie vollbracht war, die Kämpfer von dem Siege zu der Arbeit zurückgekehrt ſind, und alle Wünſche ſich dieſer Kammer zugewendet haben, um Inſtitutionen von ihr zu verlangen!“

Hierauf beantwortet er Punkt für Punkt die Beſchuldigungen des Herrn Mauguin und zeigt, daß das Miniſterium ſo wie die Kammer in ſo kurzer Zeit unmöglich Alles habe thun können, was Mauguin verlangt, daß aber wirklich ungeheuer viel ſchon geſchehen ſey, und daß gerade die Mäßigung und der Enthuſiasmus für die Ordnung Frankreich die ſicherſte Bürgſchaft für die Erfüllung aller ſeiner noch übrigen Hoff-

nungen gebe: „Alle Gemüther sind jetzt eben so leidenschaftlich für die Idee der Ordnung eingenommen, wie vor zwei Monaten für die Idee der Freiheit, und die Mäßigung zeigt sich eben so siegreich, als der Sieg sich mäßig zeigte.“ Diesen schönen Worten wurde allgemeine Huldigung zu Theil, und Herr Mauguin nahm seine Anklage freiwillig zurück.

Noch heftiger als in der Kammer war der Zwist im Ministerium selbst, wo beide Parteien hart an einander geriethen und beide nach einander ihre Entlassung nehmen wollten. Allein, vom Enthusiasmus der Ordnung beseelt, versöhnten sie sich, um wenigstens bis zur vollendeten Ergänzung der Kammer das Staatsruder mit vereinigten Kräften fortzuführen. Die Widerversöhnung unter Männern, die so lange für Einen Zweck vereinigt gewirkt hatten, wie dieß bei allen alten Liberalen statt fand, war leicht. Man ehrte wechselseitig die längst erprobte Gesinnung, wenn man auch anderer Ansichten war.

Am 4 October wurden Hubert, Thierry und Coffin, die Chefs der Volksfreunde, verurtheilt. Sie hielten Reden voll Kühnheit und Leidenschaft und sagten ihren Richtern geradezu ins Gesicht: „Tretet ab, denn ihr könnt nicht unsre Richter seyn, ihr seyd von Karl X gewählt, ihr gehört zu denen, die wir im Julius geschlagen haben!“ Hubert wurde zu dreimonatlichem Gefängniß und 300 Fr. Geldbuße verurtheilt, die Strafe der Andern war noch geringer.

In Folge der Versöhnung des Ministeriums erfüllte die Kammer endlich den Wunsch der Opposition und vertagte sich vom 10 October an bis zur Vollendung der neuen Wahlen.

14.

Unruhen im October.

Die Nothwendigkeit, das Schickſal der verhafteten Exminiſter zu entſcheiden, war ein neuer Gährungsſtoff für Frankreich. Die Partei der Bewegung verlangte blutige Rache, die des Widerſtandes wollte auch hierin mäßig ſeyn.

Wie wir in der Geſchichte der groſſen Woche erzählt haben, flohen die Miniſter am 29 Julius aus den Tuillerien, und zwar theils nach Saint-Cloud zum Könige, theils auf der Stelle über die Gränze. Montbel, d'Hauſſez, Capelle entkamen glücklich. Dagegen wurde Graf Peyronnet am 2 Auguſt am Thore von Tours verhaftet, als er eben verkleidet und unter dem Namen eines reiſenden Kaufmanns durchpaſſiren wollte. Gleich darauf wurde auch Herr von Chantelauze und Guernon de Ranville in Tours entdeckt und verhaftet. Das Volk tumultuirte zwar, that aber den Gefangenen nichts zu Leide. — Fürſt Polignac, deſſen Verhaftung das Volk am meiſten wünſchte, blieb lange unentdeckt, und nur weil er nirgends auſſerhalb Frankreichs ankam, muthmaßte man, daß er noch im Lande verſteckt ſey. Er hatte ſich, als Bedienter verkleidet, unter die Flüchtlinge von Rambouillet gemiſcht und war dem Könige bis an die Küſte gefolgt. Aber aus Furcht, wie es hieß, vor den erbitterten Garden des Königs, die in ihm den Urheber alles Unheils ſahen, und um bei der öffentlichen Abfahrt von Cherbourg nicht entdeckt zu werden, begab er ſich mit der Frau Marquiſe von Saint-Jargeau nach Granville, um von hier aus heimlich nach England überzuſchiffen. Da indeß die Marquiſe die Unvorſichtigkeit beging, Polignac,

der in ärmlicher Kleidung in einer elenden Schenke eingekehrt war, dreimal des Tags zu besuchen und mit auffallendem Geheimthun zu sprechen, so schöpfte man natürlich Verdacht und der Exminister wurde arretirt, am 15 August. Gegen ihn bezeigte sich das Volk noch wüthender als gegen Peyronnet. Unter dem Rufe: zur Guillotine! wollte man sein Gefängniß stürmen; allein die Nationalgarde rettete ihn, und er wurde nebst den andern drei gefangenen Ministern nach Vincennes gebracht.

Schon am 7 August wurden die Exminister, weil sie die Ordonnanzen des 25 Julius unterzeichnet, von der Deputirtenkammer auf den Antrag Salverte's, des Hochverraths angeklagt, und am 23 September stattete Berenger den Bericht der Untersuchungscommission ab, in welchem die Gründe der Anklage ausführlich erörtert waren, worauf die Angeklagten der Verfassung gemäß vor die Pairskammer geladen wurden.

Das Verbrechen war klar. Die Exminister hatten die Verfassung dreifach verletzt, durch Wahlumtriebe, durch Unterzeichnung der Ordonnanzen und durch ungesetzliches Blutvergießen (da sie mit Umgehung der bürgerlichen Behörde das Militär hatten unter das Volk schießen lassen). Ihr Hochverrath war also eine ausgemachte Sache; es handelte sich nur um die Strafe, und hierüber waren die Meinungen getheilt. Die Todesstrafe stimmte mit dem Buchstaben des Gesetzes überein, und es schien zugleich weise und gerecht, ein warnendes Strafexempel aufzustellen, und Ministern, die sich etwa künftig wieder zu Henkern der Nation hergeben sollten, nicht den Trost zu lassen, mit dem Leben und mit ihrer Beute davonkommen zu können. Die niedern Volksclassen, in denen die Leidenschaften sich immer am stärksten aussprechen, verlangten blutige

Rache für blutiges Verbrechen, und auch unter den hochgestellten Männern der Bewegung waren mehrere, welche den Tod der Exminister für nothwendig hielten, um zu beweisen, daß es der neuen Staatsgewalt Ernst sey, dem Volke volle Genugthuung zu geben und eine Scheidewand zu ziehen zwischen dem alten und neuen Regime. — Allein die weit zahlreichere Partei des Widerstandes war gegen die Todesstrafe, denn sie wollte die Leidenschaften nicht durch Blut nähren, sondern durch Mäßigung besänftigen. Sie sah in der Hinrichtung der Minister einen revolutionären Act der Rache, durch den leicht die republicanischen Erinnerungen wieder geweckt werden könnten. Der Wunsch des Königs, in Ruhe und Frieden zu regieren, als ob nichts vorgefallen wäre, war auch der Wunsch der Doctrinäre, die nicht geneigt waren, jüngern und exaltirten Menschen den Platz zu räumen, daher auch Alles, was die Exaltation fördern konnte, vermeiden wollten. Die hohe Aristokratie konnte sich überdieß mit dem Gedanken nicht vertragen, ihre alten Mitglieder auf dem Schaffot zu sehen, und endlich gab es selbst unter den entschiedensten Anhängern der Bewegung viele, die aus Grundsätzen der Menschlichkeit und Großmuth die Todesstrafe entweder überhaupt verabscheuten oder sie insbesondere in diesem Falle als eine unedle Rache verschmähten. So dachte namentlich Lafayette. — Daher war es natürlich, daß die Regierung und die Kammern sich mit überwiegender Mehrheit gegen die Todesstrafe entschieden, und es war leicht, den Buchstaben des Gesetzes mit einigen kleinen Sophismen zu umgehen, und die allzugroße Milde mit dem glänzenden Aushängschilde französischer Großmuth zu bedecken.

Indeß handelte die Deputirtenkammer sehr unklug, sich der Exminister auf eine so auffallende, das Volk beleidigende

Weise anzunehmen. Sie sah ein, daß das Volk, bei dem die Pairskammer ohnehin übel angeschrieben war, noch heftiger gegen dieselbe erbittert werden würde, wenn die Pairs allein die Entschuldigung der Exminister übernähmen. Sie suchte sie also aus dieser Verlegenheit zu ziehen, indem sie selbst mit ihrem Beispiele voranging, und den Vorschlag machte, die Todesstrafe überhaupt abzuschaffen. Mit wie triftigen Gründen der Menschlichkeit auch dieser Vorschlag unterstützt wurde, so war es doch klar, daß er dießmal nur ein Mittel seyn sollte, die Exminister zu retten, und das französische Volk hatte nicht Unrecht, wenn es frug; warum denn die drei herrschenden Staatsgewalten so viele Mühe aufwendeten, um jene vornehmen Verbrecher zu retten? Es gab Leute, welche in dieser mitleidigen Theilnahme eine Art von Mitschuld und wenigstens das Bestreben sahen, nicht das alte System durch ein neues zu verdrängen, sondern nur, es mit einigen Modificationen fortzusetzen. Die ganze Popularität der Staatsgewalten stand auf dem Spiele.

Am 18 October fanden Zusammenrottungen in Paris statt. Man schrie: Nieder mit Polignac! Nieder mit den Ministern! Am 19ten wiederholten sich die Aufläufe, und nur die Festigkeit der Nationalgarde stellte die Ordnung wieder her. Der König selbst ritt durch die Gassen und dankte der Nationalgarde. Ueber hundert Menschen wurden verhaftet. Ein Haufe strömte nach Vincennes, um sich der Exminister zu bemächtigen, doch General Daumesnil schickte sie durch die Erklärung zurück, er werde die Festung in die Luft sprengen. — Dieser Auflauf hatte indeß die Folge, daß der Vorschlag, die Todesstrafe abzuschaffen, zurückgenommen wurde. Bei dieser Gelegenheit trat zum ersten-

male Odillon-Barrot, Präfect des Seinedepartements, mit der Energie auf, die ihn seitdem unter den Häuptern der Bewegung in vorzüglichem Grade ausgezeichnet hat. Odillon-Barrot hatte bisher mehr im Hintergrunde agirt, als ehemaliges Haupt des Comité directeur, und sein Einfluß war weit größer als sein Ruf. Die Ereignisse riefen ihn je mehr und mehr in den Vordergrund. Obgleich als Präfect der Untergebene Guizot's, Ministers des Innern, klagte er diesen doch und das ganze System der Doctrinäre in der Kammer an, und zeigte, wie unklug und unpopulär, wie gefährlich für sie selbst die Stellung sey, die sie dem Volke gegenüber eingenommen hatten. Diese Zurechtweisung durfte sich der Vorgesetzte von seinem Untergebenen nicht gefallen lassen, aber die Volksaufläufe hatten bewiesen, daß das Volk der Seine eben so dachte, wie sein Präfect, und man durfte sich in keinen Kampf mit der unermeßlichen Popularität Odillon-Barrots einlassen. Darum mußte der Minister dem Präfecten weichen.

Diese Umstände bewirkten, daß nicht lange nach der durch die schöne Rede Casimir Perier's veranlaßten Versöhnung der Parteien das Ministerium dennoch geändert wurde. Der König hielt es für dringend nothwendig, sofern er die Popularität nicht verlieren wollte, sein Ministerium im Sinne der Bewegung zu modificiren. Dabei verlor der Widerstand doch wenig oder nichts, da ihm die Mehrheit in den Kammern blieb. Am 3 November erschien eine Ordonnanz, durch welche Lafitte zum Präsidenten des Ministerconseils und Finanzminister (statt Louis), Marschall Maison zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten (statt Molé), Graf Montalivet zum Minister des Innern (statt Guizot) und Herr Merilhou zum Cultminister (statt des Herzogs

von Broglie) ernannt wurden. Man betrachtete indeß dieses Ministerium nur als ein Uebergangsministerium, wie es denn auch bald darauf nochmals geändert wurde, denn als neben den innern Angelegenheiten auch die auswärtigen immer wichtiger wurden, als die belgische Frage sich verwickelte und man Rußland schon in der Ferne sich rüsten sah, wurden für das Ministerium des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten energische und gewandte Männer erfordert, und Gérard mußte das erstere dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, und Maison das andere dem General Sebastiani abtreten, an dessen Stelle Graf d'Argout Seeminister wurde, am 17 November.

Marschall Gérard hatte verhältnißmäßig nur sehr wenig und langsam für Ergänzung und Ausrüstung der von Karl X auffallend vernachlässigten Armee gesorgt. Soult verdoppelte jetzt die militärischen Anstrengungen und sorgte dafür, daß den Winter über 500,000 Mann vollständig ausgerüstet wurden. Der Kriegsminister erwarb sich dadurch die größte Popularität. Dagegen kam der Minister der auswärtigen Angelegenheiten beinahe um die seinige, da die diplomatischen Unterhandlungen, welche der König der Franzosen durch Sebastiani leiten ließ, weit entfernt waren, dem französischen Stolze zu schmeicheln. Die Revolution der Pariser im Julius war die Losung für die Liberalen andrer Länder, sich ebenfalls zu erheben, und die Partei der Bewegung mußte wünschen, diese ihre natürlichen Verbündeten außerhalb Frankreichs zu unterstützen, und da der Krieg früher oder später doch erfolgen mußte, ihren Gegnern zuvorzukommen. Aber Louis Philipp wünschte seinen Thron in Frieden zu besitzen, und die Doctrinäre wünschten unter ihm in Frieden

zu

zu regieren, die Aristokratie unter ihm in Frieden ihre Privilegien zu genießen, ja selbst die Mehrheit des wohlhabenden Mittelstandes schien eine minder ehrenvolle Sicherheit den Wechselfällen des Kriegs und vielleicht dann auch der innern Anarchie vorzuziehen. Daher desavouirte das französische Cabinet die fremden Revolutionen, und ließ die Liberalen andrer Länder, die sich Frankreich in die Arme warfen, im Stiche. Belgien bot sich Frankreich an, es wurde ausgeschlagen. Die spanischen Constitutionellen bereiteten einen Einfall in Spanien, die französische Regierung trat hemmend dabei ein. Endlich empörten sich Frankreichs alte Verbündete, die Polen, in dem Augenblicke, da sie, als die Avantgarde einer großen russischen Heeresmacht, die Bestimmung erhielten, die neue Ordnung der Dinge in Frankreich umzustürzen. Aber auch sie wurden von dem französischen Cabinet desavouirt, und um den Preis aller dieser Desavouements hoffte Louis Philipp sich die Freundschaft der Großmächte zu erkaufen. Wir werden darauf zurückkommen, wenn von Belgien, Spanien, Polen die Rede ist.

Der Wille des Königs lenkte die Minister mehr, als er glauben lassen wollte, und Lassitte, Sebastiani, Montalivet geriethen mehr als Einmal in Verlegenheit, wie sie der Politik des Königs ein populäres Gewand leihen und den Vorwürfen der Bewegung begegnen sollten. Doch wurde die Friedens- und Widerstandspolitik des Königs durch die Mehrheit der Kammer kräftig unterstützt. Die Kammer besaß eine so starke Elasticität, daß die Unruhen im October und die, wenigstens scheinbare, Nachgiebigkeit des Königs gegen die Partei der Bewegung nur einen flüchtigen Eindruck auf sie machte. Sie fuhr mit einer Art von Stolz und Trotz fort, sich gefliſſent-

lich unpopulär zu machen, und diese Unpopularität nahm einen immer gefährlichern Charakter an, da sich die Pietät, welche das Volk gegen die alten Doctrinäre hegte, durch die lung fortgesetzten Reibungen am Ende aufrieb. Der neue Haß setzte sich fest und verdrängte die alte Liebe mit jedem Tage mehr. Diese feindselige Stimmung gegen die Kammer wurde genährt durch mehrere ganz unpopuläre Gesetze, welche die Mehrheit durchsetzte, zunächst durch das Gesetz über die Caution der Journale. Man hatte gehofft, eine unbeschränkte Preßfreiheit zu erhalten, aber die Partei des Widerstandes legte der journalistischen Presse indirect einen Zügel an, indem sie die hohe Caution, welche die Unternehmer jedes Journals leisten mußten, und die hohe Stämpelgebühr beibehielt. Dadurch wurde den kleinern revolutionären Journalen, vor deren Ueberschwemmung man sich besonders fürchtete, ein Damm gesetzt, und den großen, mehr gemäßigten Journalen ihr altes Ansehen erhalten. Das Gesetz wurde von der Deputirtenkammer angenommen, am 8 November. Eben so unpopulär war das Gesetz, die Nationalgarde betreffend. So ergeben die Nationalgarde dem Systeme der Ordnung war, so fürchtete man doch, sie könnte einst eine zu gefährliche Macht gegen die Regierung bilden, daher wandte man das divide et impera auf sie an, und beschloß, ihre Kraft mehr zu zertheilen, um sie bequemer beherrschen zu können. Man trug daher darauf an, die Stelle eines Obergenerals der Nationalgarde für ganz Frankreich (welche Lafayette, das Haupt der Bewegungspartei, bekleidete) zu cassiren, und ferner die Nationalgarde nicht nach Departements, sondern nur nach Kantons zu organisiren. Dazu kam nun noch der Vorschlag der Minister, dem Könige eine sehr reichliche Civilliste zu

bewilligen. Man hatte auf Sparsamkeit gehofft, und die ersten Aeußerungen des Königs nach den Tagen des Julius ließen mehr in ihm einen einfachen republicanischen Präsidenten als einen mit Pracht umgebenen Erbkönig erwarten, allein jetzt schien sich das System geändert zu haben und Lafitte verlangte am 15 December 18 Millionen Fr. Civilliste für den König.

Aus dem Allem ging nun ganz klar hervor, daß die herrschende Partei in der Regierung und in den Kammern um jeden Preis nach außen Frieden, nach innen Ruhe und Ordnung haben wollte und daher sich in den Besitz aller Machtmittel zu setzen suchte, durch welche sie die Partei der Bewegung im Zaume halten konnte. Daß sie dabei so weit ging, hatte seinen Grund in der Furcht des Königs vor einem auswärtigen Kriege, der Doctrinärs vor innerer Anarchie. Der König schien mehr an das Unglück von 1814 und die Doctrinärpartei mehr an das von 1793 zu denken, und beide Schreckbilder bewirkten, daß sie alles Mögliche thaten, sich vor ähnlichem Unglück sicher zu stellen. Allein ihre Diplomatik nach außen verrieth Furcht, und ihre Maßregeln im Innern schienen die eben blutig erkämpfte Freiheit wieder zu gefährden.

Charakteristisch ist, daß das Volk seinen Unwillen, als es ihn wieder einmal auslassen mußte, nicht an der Regierung und den Kammern, sondern an den Erministern und Karlisten ausließ, welche als die allgemeinen Sündenböcke nicht nur für die alten, sondern auch für die neuen Sünden leiden sollten. Aber in demselben Maße, wie sie dem Volke hassenswürdiger schienen, sofern es seinen Groll gegen die neue Ordnung der Dinge auf sie übertrug, eben so verfuhr die herrschende Partei mit ihnen glimpflicher, da sie wohl fühlte, daß das Geschrei des

Volkes nicht bloß den unglücklichen Exministern, sondern auch und vielleicht noch mehr ihren Richtern galt.

Hieraus erklären sich die sonderbaren Umstände, unter denen den Exministern ein eben so sonderbarer Proceß gemacht wurde.

15.

Proceß der Exminister, und Unruhen im December.

Dem Processe der Exminister gingen einige kleinere Processe als Vorspiel vorher. Der erste betraf die Brandstiftungen in der Normandie. Schon vor den Tagen des Julius waren in Caen vier junge Mädchen als überwiesene Mordbrennerinnen verhaftet worden. Daß sie bloß Werkzeuge Anderer gewesen, lag am Tage; sie verschwiegen aber, unter dem Zeichen der heftigsten Gewissensangst, aufs hartnäckigste die Namen derer, die sie zu dem Verbrechen angereizt. Später erklärte ein anderer, in Toulouse Verhafteter, Namens Berryé, er sey von Polignac durch die Jesuiten von Mont-Rougé zu Brandstiftungen befehligt worden. Diese Sache kam zu Anfang des Octobers zur Sprache und erregte großes Aufsehen. Polignac betheuerte aufs heiligste seine Unschuld, und der Commissionsbericht Berengers erklärte, daß Berryé ein Betrüger sey.

Ein zweiter Proceß betraf den Grafen Kergorley. Dieser Pair und eifrige Anhänger der Bourbons bediente sich der Preßfreiheit, um in der Quotidienne eine Protestation abdrucken zu lassen, sowohl gegen die Ausschließung der von

Karl X ernannten Pairs, als gegen die Verurtheilung der Exminister, und sogar gegen die Rechtmäßigkeit Ludwig Philipps. Seine Ausdrücke waren so stark, daß er vor die Pairskammer geladen wurde. Hier bediente er sich der den Angeklagten gestatteten Redefreiheit abermals, um die neue Ordnung der Dinge aufs beschimpfendste herabzusetzen, ja er nannte den neuen König vor den versammelten Pairs ungescheut „den Sohn des Königsmörders." Man verurtheilte ihn am 24 November zu sechsmonatlicher Haft und 500 Fr. Geldstrafe. Man tadelte dieß. Es war zu viel oder zu wenig. Allein die Regierung befand sich in Verlegenheit. Sie durfte sich nicht das Ansehen geben, tyrannisch und willkürlich in Preßangelegenheiten zu verfahren, und durfte sich auch wieder nicht öffentlich von den Karlisten höhnen lassen.

Bald darauf mußte die Regierung auch die Zeitschrift l'Avenir angreifen, worin der geistreiche Lamennais die neue Regierung im Namen der Geistlichkeit angriff, gegen den Gallicanismus eiferte und, nach Weise der belgischen Geistlichkeit, eine papistische Opposition zu organisiren suchte.

Der Proceß der Exminister selbst wurde von dem Pairsgerichtshofe am 15 December vorgenommen. Die vier Angeklagten, Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze protestirten gegen das Gericht. Ihre Vertheidigung beruhte wesentlich auf den Punkten, daß der 14te Artikel der Charte wenigstens zweideutig genug gewesen sey, um die Ordonnanzen zu entschuldigen, daß nicht die Truppen, sondern das Volk zuerst angegriffen hätte, und daß für alles Blutvergießen nicht sie, die Minister, sondern der Herzog von Ragusa verantwortlich sey, da ihre Autorität in dem Augenblicke aufgehört habe, seit er das Com-

mando übernommen. Peyronnet vertheidigte sich mit der ihm eigenen stolzen Haltung, welche die Franzosen unter allen Umständen als männliche Eigenschaft auch am Feinde respectiren. Polignac mißfiel dagegen durch ein abgeschmacktes Läugnungssystem, das er jedoch durch seine Pietät gegen Karl X, den er durch keinerlei Erläuterungen compromittiren wollte, zu entschuldigen suchte. Die beiden andern gaben bereitwillig jeden Bescheid, den man verlangte. Chantelauze, der am meisten angegriffen schien, war zugleich der aufrichtigste. Aus den Gründen übrigens, die wir oben schon entwickelt haben, wurde den Angeklagten die Vertheidigung so leicht als möglich gemacht und gleichsam in den Mund gelegt. Geflissentlich ließ man in der Anklageacte erschwerende Umstände aus, ging auf gewisse Punkte nicht tief ein, bemäntelte andere. Freiwillig übernahm Herr von Martignac die Advocatur seiner Excollegen und der hochachtbare und greise Herr von Semonville wußte mit vieler Feinheit alle Verantwortung auf Karl X zu schieben, während die Erminister selbst diesen nicht im geringsten compromittirten, um nicht das einzige Verdienst, das ihnen in den Augen der Franzosen noch übrig blieb, das der Treue zu verscherzen. Endlich riefen die Angeklagten die französische Großmuth an, und ihre Wehrlosigkeit selbst war ihre beste Waffe. Polignac rief aus: „Ich sage es hier laut in Anwesenheit aller der Personen, die zu der bewaffneten Corporation von Paris gehören; sie mögen es ihren Waffenbrüdern wieder sagen, daß ich mein Land hinlänglich kenne, um zu wissen, daß nirgend in Frankreich ein Richter den Leidenschaften den Zutritt in dem Heiligthume der Justiz gestatten würde, und daß die Franzosen nur auf dem Schlachtfelde von Feinden etwas wissen.“ Peyronnet

PEYRONNET.

aber machte seine frühere Handlungsweise und namentlich den Umstand geltend, daß er bei der zweiten Restauration in Bordeaux das Blutvergießen verhindert habe, mit dem damals die Bourbonisten, die Napoleonisten und Liberalen bedrohten. Es hätte nicht viel gefehlt, daß man die Exminister belobt und mit Lorbeerkränzen heimgeschickt hätte. Doch Herr Persil, Commissär der Deputirtenkammer, erhärtete die weichen Gemüther der Richter wieder etwas. Namentlich verwarf er die Taktik der Vertheidiger, vermöge welcher dieselben alle Schuld dem Exkönige zuschoben, der dafür auch schon durch seine Absetzung hinlänglich bestraft sey. Er machte dagegen den constitutionellen Grundsatz geltend, daß allein die Minister verantwortlich seyen, weil ohne deren Unterzeichnung eine Ordonnanz gar keine Gültigkeit habe. Demnach wäre freilich der König selbst unverletzbar und seine Entsetzung ungesetzlich. Diesen Einwurf machte man auch — allein Thatsachen sind mächtiger als Rechtsgründe. Die Sache mußte mehr aus einem politischen als streng juridischen Standpunkte behandelt werden, und wurde so behandelt. Das Volk verlangte Rache an beiden, an den Ministern wie am Könige, die gemäßigte Majorität in den Staatsgewalten dagegen, die herrschende Partei des Widerstandes, suchte, was auch immer strengstes Recht seyn mochte, die Exminister aus den schon angegebenen politischen Gründen zu schonen. Um nun diesen Zweck durchzusetzen und andererseits auch die aufgereizte Partei der Bewegung zu schonen, schlug sie den Mittelweg ein, die Exminister strafbar zu finden, aber nur halb, sie zu verurtheilen, aber nicht zum Tode.

Die Entschuldigungsreden, von denen der Pairsgerichtshof widertönte; der matte bemäntelnde Ton in den Anklagen,

worin von den mit Begierde erwarteten näheren Aufschlüssen über die Motive der Ordonnanzen und über die geheime Politik des Exkönigs und seine Verbindungen nichts erfolgte, und worin die alte diplomatische Geheimnißkrämerei dem freien und souveränen Volke Hohn zu sprechen schien; die Sentimentalität, die alle Strenge der Volksjustiz aus der Pairskammer zu verbannen schien; die Thränen um Männer, die so viel Blut vergossen; die Händedrücke und Freundschaftsbezeugungen, welche sogar Polignac empfing, — das alles mußte die Menge aufreizen. Zugleich wurde vor der Deputirtenkammer gerade in denselben Tagen das Gesetz über die Nationalgarde und die neue Civilliste debattirt und die gemäßigte Mehrheit in der zweiten Kammer zeigte die größte Sympathie mit den Gesinnungen der ersten und ein hartnäckiges Ignoriren der Volkswünsche.

Unter diesen Umständen erwartete man neue Volksunruhen. Lafayette erließ im Voraus eine Proclamation, worin er zur gesetzlichen Ordnung ermahnte und im Falle von Unordnungen seine Nationalgarden zur Erfüllung ihrer Pflicht enthusiasmirte, am 19 December. Noch in derselben Nacht sammelten sich Arbeiter um den Palast Luxemburg, wo die Exminister verwahrt wurden. Doch erst am Mittag des folgenden Tages wurde der Auflauf so bedeutend, daß die Nationalgarde in Masse heranzurücken und den Palast zu umstellen genöthigt war. Das Volk schrie unaufhörlich: Nieder mit den Ministern! auch: Weg mit den Pairs! und zeigte große Erbitterung, doch ohne es zu wagen, die Nationalgarde anzugreifen, die 15,000 Mann stark um das Luxemburg stand, in welchem Lafayette sein Hauptquartier aufschlug. Da die Häupter der Bewegungspartei, Lafayette und Odillon-Barrot,

da die kriegerische Jugend der polytechnischen und der andern Schulen, die Haupttheilnehmer an den Siegen des Julius, die Brutalität eines ungesetzlichen Ministermords aufs strengste mißbilligten, und da sogar der sonst schonungslose Figaro damals schrieb, er habe nie gehört, daß Franzosen ihre Kriegsgefangenen fünf Monate nach der Schlacht ermordeten, so hatten die Tumultuanten alles gegen sich. Dennoch nahm der Auflauf am 21sten einen noch gefährlichern Charakter an; 30,000 Nationalgardisten hatten genug zu thun, um mit gefälltem Bajonnet die Volksmasse, die sie erdrücken wollte, zurückzudrängen, ohne es zu einem Blutvergießen, das unabsehbare Folgen hätte haben können, kommen zu lassen. Allein durch diese Schonung kühn gemacht, strömte das Volk aufs hartnäckigste immer wieder zusammen.

Während dieses großen Tumultes von außen sprach die Pairskammer am 21 December ihr Urtheil über die Exminister. Es lautete wörtlich: „Der Gerichtshof der Pairs, nach geendigter Berathung; in Betracht des Beschlusses der Kammer der Deputirten; nach Anhörung der HH. Commissarien dieser Kammer in ihren Reden und Anträgen, und der Angeklagten in ihren Vertheidigungen; in Erwägung, daß durch die Ordonnanzen vom 25 Julius die constitutionelle Charte von 1814, die Wahlgesetze und die Gesetze, welche die Preßfreiheit verbürgten, offenkundig verletzt wurden, und daß die königliche Gewalt die gesetzgebende Gewalt usurpirte; in Erwägung, daß wenn auch der persönliche Wille des Königs Karl X den Entschluß der Angeklagten nach sich ziehen konnte, dieser Umstand doch sie nicht von der gesetzlichen Verantwortlichkeit befreien durfte; in Erwägung, daß aus den Verhandlungen hervorgeht, daß August Julius Armand Marie Fürst

von Polignac, in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter-Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Kriegsminiſter por interim, und Präſident des Miniſterconſeils; Peter Denis, Graf von Peyronnet, in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter-Staatsſecretär des Innern; Johann Claudius Balthaſar Victor Chantelauze, in ſeiner Eigenſchaft als Siegelbewahrer, Miniſter-Staatsſecretär der Juſtiz; und Martial Come Hannibal Perpetue Magloire Graf von Guernon Ranville, in ſeiner Eigenſchaft als Miniſter-Staatsſecretär der geiſtlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, verantwortlich nach den Beſtimmungen des Art. 13, der Charte von 1814, die Ordonnanzen vom 23 Julius unterzeichneten, deren Ungeſetzlichkeit ſie ſelbſt anerkannten; daß ſie ſich bemühten, deren Vollziehung zu bewerkſtelligen, und daß ſie dem Könige riethen, die Stadt Paris in Belagerungszuſtand zu erklären, um mittelſt der Waffen über den legitimen Widerſtand der Bürger zu triumphiren; in Erwägung, daß dieſe Handlungen durch den Art. 56 der Charte von 1814 vorgeſehene Verbrechen des Verraths begründen; erklärt Auguſt Julius Armand Marie Fürſten von Polignac; Peter Denis, Grafen von Peyronnet; Johann Claudius Balthaſar Victor Chantelauze, und Martial Come Hannibal Perpetue Magloire Grafen von Guernon Ranville, des Verbrechens des Verraths ſchuldig; in Erwägung, daß kein Geſetz die Strafe des Verraths beſtimmt hat, und daß alſo der Gerichtshof ſich in der Nothwendigkeit befindet, hierin eine Ergänzung eintreten zu laſſen; in Betracht des Art. 7 des Strafgeſetzbuchs, der die Deportation unter die Zahl der infamirenden Leibesſtrafen zählt; in Betracht des Art. 77 deſſelben Geſetzbuchs, der beſtimmt, daß die Deportation lebenslänglich iſt; in Betracht

des Art. 18, der erklärt, daß sie den bürgerlichen Tod mit sich führt; in Betracht des Art. 25 des Civilgesetzbuchs, der die Folgen des bürgerlichen Todes angibt; in Erwägung, daß es außerhalb des Festlandgebiets von Frankreich keinen Ort gibt, wohin die zur Strafe der Deportation Verurtheilten gebracht und daselbst in Gewahrsam gehalten werden könnten; verurtheilt den Fürsten Polignac zu lebenslänglichem Gefängnisse auf dem Festlandgebiete des Königreichs, erklärt ihn seiner Titel, Grade und Orden verlustig, erklärt ihn für bürgerlich todt; unter Aufrechthaltung aller andern Wirkungen der Deportation, wie sie durch die vorerwähnten Artikel angegeben sind; in Berücksichtigung der Thatsachen des Processes, wie sie sich aus den Verhandlungen ergeben, verurtheilt den Grafen von Peyronnet, Victor Chantelauze und den Grafen von Guernon-Ranville zu lebenslänglichem Gefängnisse, befiehlt, daß sie in Gemäßheit der Art. 23 und 29 des Strafgesetzbuchs im Zustande des Interdicts verbleiben, und erklärt sie gleichfalls ihrer Titel, Grade und Orden verlustig; verurtheilt den Fürsten Polignac, den Grafen von Peyronnet, Victor Chantelauze und den Grafen v. Guernon-Ranville persönlich und solidarisch in die Proceßkosten; befiehlt, daß die Ausfertigung des gegenwärtigen Beschlusses der Kammer der Deputirten durch eine Botschaft übersandt werde; befiehlt ferner, daß derselbe in Paris und allen andern Gemeinden des Königreichs gedruckt und angeheftet, und dem Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär der Justiz, zugesandt werde, um für dessen Vollziehung zu sorgen."

Lafayette und die Nationalgarde, so wie der Minister des Innern, Montalivet, der an diesem Tage überall zugegen war, wetteiferten, das über diesen milden Urtheilsspruch wü-

thende Volk von Exceſſen abzuhalten, und es glückte ihnen, es eine Zeit lang zu beſchwichtigen, und die Exminiſter in einem unbemerkten Augenblicke, obwohl an hellem Tage, aus dem Luxemburg nach Vincennes zurückzubringen. Auch die meiſten Pairs entfernten ſich mit einer Eilfertigkeit, die etwas Lächerliches hatte. Mehrere wurden vom Volke inſultirt. Am folgenden Tage, am 22ſten, ſchien das Volk ſeine Gutmüthigkeit zu bereuen und nahm eine noch gefährlichere Haltung an, als an den vorigen Tagen. Es ſtemmte ſich kräftiger gegen die Nationalgarde, ſchimpfte ſie Jeſuiten, warf ſie mit Steinen und brachte ſie in ein Gedränge, in dem ſie ſich endlich würde haben entſchließen müſſen, zu ſchießen, wenn ihr nicht die ſämmtlichen Zöglinge der polytechniſchen, Rechts-, Medicin-, Pharmacie- und Alfortiſchen Veterinärſchule zu Hülfe gekommen wäre. Dieß war um ſo wichtiger, als die Nationalgarde ſelbſt nur aus Pflichtgefühl, keineswegs aber aus Neigung dem Volke widerſtand, denn eine große Menge ihrer Glieder war mit dem Proceſſe der Exminiſter und mit der gemäßigten Partei eben ſo unzufrieden wie der Pöbel. Insbeſondere war die Artillerie der Nationalgarde ſehr für die Volksſache geneigt. Allein das Gefühl der Nothwendigkeit, eine ſo große Revolution nicht durch Pöbelunfug beflecken zu laſſen und das Geſetz aufrecht zu erhalten, ſiegte über alle beſondern Intereſſen und Neigungen. Die Ruhe wurde vollſtändig hergeſtellt, und man verhaftete über 400 Aufrührer, worunter mehrere Karliſten, die ſich unter die Menge gemiſcht hatten, ſey es in der Hoffnung, die Exminiſter im Tumulte zu befreien, ſey es, um die Anarchie, die letzte Hoffnung der Bourbons, zu befördern.

So erfocht die Partei des Widerſtandes einen glänzenden

Sieg, den sie indeß so unvorsichtig benutzte, daß er nur eine noch gefährlichere Erbitterung erzeugte. Obgleich sie nur mit Hülfe Lafayette's, Odillon-Barrots, der Nationalgarde und der studirenden Jugend diesen Sieg erfochten hatte, so bediente sie sich doch eben dieses Sieges jetzt gegen die Genannten, um denselben ihren großen Einfluß zu entziehen. Sie schien zu rechnen: haben diese Männer sich gegen ihre Neigung bereit gezeigt zu kämpfen, so werden sie auch bereit seyn abzutreten, und hat der Name der Ordnung solchen Zauber, warum sollen wir uns desselben nicht gegen jene Menschen bedienen, die vielleicht nur heute so großmüthig gegen uns gewesen sind und es morgen nicht mehr seyn werden? Man schmiedete also das Eisen, so lange es warm war, und während noch die Begeisterung für Ordnung und strenge Aufrechterhaltung des Gesetzes glühte, wurden die undankbaren Schläge gegen jene Männer geführt, die ehrenhalber dazu still halten mußten.

Besonders war Lafayette, Dupont de l'Eure und Odillon-Barrot den Doctrinärs ein Dorn im Auge. Kleinlicherweise beschuldigte man sie, es heimlich mit dem Volke gehalten zu haben, da sie doch so glänzende Beweise von Aufopferung ihrer Privatmeinung zu Gunsten der bestehenden Ordnung gegeben hatten. In Folge der Berathungen über das Nationalgardengesetz wurde schon am 24 December in der Deputirtenkammer vorgeschlagen, Lafayette als Generalcommandant der Nationalgarden Frankreichs zu entlassen und diese Stelle ganz aufzuheben. Am folgenden Tage gab Lafayette freiwillig seine Entlassung ein, die angenommen wurde. An seine Stelle trat Graf Lobau, jedoch nur als Generalcommandant der Pariser Nationalgarde. Hierauf

gab am 27 December auch Dupont de l'Eure seine Entlassung als Justizminister ein. Ihm folgte Merilhou, dessen Stelle als Cultminister Barthe bekam. Jedermann wunderte sich, daß Odillon-Barrot noch als Seinepräfect beibehalten wurde. Er hielt eine glänzende Vertheidigungsrede gegen die unwürdigen Beschuldigungen, die man gegen ihn erhoben.

Zu gleicher Zeit wurde die Artillerie der Nationalgarde von Paris aufgelöst und neu organisirt, weil sie sich der Sache der Aufrührer geneigt gezeigt hatte. Wie ein großer Theil der Nationalgarde dachte, erhellt aus folgender Adresse einer ihrer Compagnien an den König: „Sire, die Nationalgarde legt nach Wiederherstellung der Ordnung die Waffen nieder. Sie hat eine peinliche Pflicht erfüllt, indem sie ihre Mitbürger, in deren Reihen sie Siegesgefährten vom Julius erblickte, zurückdrängte. Ihr Fehler bestand darin, daß sie tumultuarisch Meinungen ausdrückten, die auch die unsrigen sind. Ja, Sire, dasselbe Verlangen nach Freiheit beseelt uns, und wenn eine unbedingte Hingebung für die öffentliche Ordnung uns heute das Recht gibt, unsere Wünsche zu äußern, so bitten wir Ew. Majestät die Hindernisse zu heben, die sich seit vier Monaten der Entwicklung unserer Institutionen entgegen stellen. Wir wünschen mit Sehnsucht die Verfertigung eines Wahlgesetzes im Einklange mit den Bedürfnissen des jungen Frankreichs; die durch den 68sten Artikel der neuen Charte versprochene Reconstitution der Pairie. Gestern, Sire, hat das bloße Gerücht, man werde in der Folge eine Wahlpairie einführen, unsern Eifer verdoppelt, und das Aufbrausen der Gemüther gedämpft. Sire, Ihr populärer Thron, auf unsere glorreiche Revolution errichtet,

hat die öffentlichen Freiheiten zur Grundlage. Wir dürfen demnach hoffen, daß Ihre Regierung uns die liberalen Bürgschaften geben wird, die das Volk in den unsterblichen Tagen erobert hat.“

Auch die Aufopferung der studirenden Jugend von Paris wurde mit Mißtrauen aufgenommen. Man beschloß in der Deputirtenkammer, ihnen für die in den letzten Tagen bewiesene Hingebung zu danken, aber von mehreren Mitgliedern wurde dieser Dank bestritten, und das hatte zur Folge, daß die tief an ihrer Ehre gekränkten Jünglinge gegen diesen bestrittenen Dank feierlich protestirten. Alle Schulen ließen Protestationen in die öffentlichen Blätter rücken, und als man dieselben für unächt ausgeben wollte, bestätigten sie sie aufs neue. Unter Anderm sagte die Rechtsschule: „Man hatte die Schulen verleumdet, man beschuldigte sie, sie wollten sich an die Spitze der Unruhestifter stellen, und durch rohe Gewalt die Folgen des mit unserem Blute geweihten Princips durchsetzen. Wir haben feierlich protestirt, und wir, die wir die Freiheit baar bezahlt haben, wegen der man jetzt mit uns marktet, wir haben die öffentliche Ordnung gepredigt, ohne die es keine Freiheit gibt. Haben wir aber dieß gethan, um Dank und Beifallklatschen von der Deputirtenkammer zu erhalten? Nein, wir haben eine Pflicht erfüllt. Allerdings würden wir stolz auf den Dank Frankreichs seyn; wir suchen aber Frankreich vergeblich in der Deputirtenkammer.“

Die allgemeine Unzufriedenheit nahm noch mehr überhand, als das Wahlgesetz, welches man vorbereitete, gleich dem Gesetze über die Nationalgarde und über die Civilliste den republicanischen Institutionen nicht entsprach, mit denen der französische Thron dem

frühern Versprechen und der öffentlichen Meinung zufolge umgeben werden sollte. Alles ließ voraussehen, daß diese wichtigen neuen Gesetze, die im Anfange des nächsten Jahres zum Schlusse kommen sollten, von der Partei des Widerstandes so aristokratisch, als es irgend noch möglich wäre, abgefaßt werden würden. Dazu kam, daß auch der Hof für die Neujahrsfeste, ganz gegen das frühere Versprechen, seine bürgerliche Einfachheit ablegte, und unter dem Vorwande, der Industrie Nahrung zu geben, sich mit neuem Glanze umkleidete.

Allein der Enthusiasmus für die Ordnung hielt die Leidenschaft der Mißvergnügten in Schranken, und sie machten sich nur in den öffentlichen Blättern Luft, deren große Mehrzahl dem Widerstande abhold war. Mit der äußersten Heftigkeit sprach der National: „Vor sechs Tagen erst legte General Lafayette den Eid ab, eher seine Popularität und sein Leben zu opfern, als zu gestatten, daß ein aufgebrachtes Volk die Unabhängigkeit eines hohen Tribunals verletze, und Männern nach dem Leben trachte, die unter den Schutz des Gesetzes gestellt sind. Man hat gesehen, wie General Lafayette Wort gehalten. Mit 75 Jahren zeigte er die Energie und die Thätigkeit eines Jünglings. Diese drei letzten Tage waren die glorreichsten, die glücklichsten seines Lebens; wir sagen die glücklichsten, denn zu andern Zeiten begünstigte das Glück nicht immer seine guten Absichten, und Feige konnten ihn verleumden. Heute hat die Deputirtenkammer die Absetzung Lafayette's votirt. Lafayette war allerdings über jede Belohnung erhaben; aber man glaubte auch, daß er über Unwürdigkeiten eines Rumpfparlaments (parlement croupion) erhaben sey. Die Reaction beginnt; die Reaction

LAFAYETTE.

tion wird zertrümmert werden. Man sagt, sie suche schon überall Verschwörer, und habe versprochen, deren zu finden. Wir fordern sie heraus zu beweisen, daß es eine andere Verschwörung als diejenige gegeben habe, die es seit zwei Monaten im Angesichte und mit Wissen derer, die sie kennen und verachten, gegeben hat. Fahrt nur fort, ihr, die ihr schmachvoll den ältesten Zweig der Bourbons verrathen, nachdem ihr ihn in eine Bahn gestürzt habt, die ihn zu Grunde gerichtet, und wohin ihr ihm in eurer Furcht nicht folgen wolltet; ihr, die ihr seit fünf Monaten, als niedrige Schmeichler unter der Nationalsouveränetät, die ihr verabscheutet, gekrochen seyd; fahrt nur fort, sagen wir, an dem Wiederaufbaue der Legitimität zu arbeiten; aber wir wollen euch die Larve abreißen, wir wollen in eure Freude hineinstürzen, wir wollen euch schlechte Nächte bereiten, bis ihr unterliegt, und euer Reich soll nicht von langer Dauer seyn."

Das Journal, die Revolution, sagt von den Kammern: „Was haben sie gethan? Sie haben sich die Ehre eines Siegs angemaßt, der ohne sie und ihnen zum Trutz errungen ward, denn das Volk hatte bereits mit der Tyrannei ein Ende gemacht, während sie noch unterhandelten. Sie haben sich der constituirenden Gewalt bemächtigt, um in ihrer improvisirten Constitution alle aristokratischen Monstruositäten des alten Regime's aufrecht zu erhalten, um den Richtern Karls X eine neue Sanction der Inamovibilität zu geben. Sie haben sich auf die Stellen, auf die Ehrenbezeugungen, auf die Würden geworfen, gleichsam um ihren Wunsch damit zu beweisen, das System der Restauration fortzusetzen, nur daß sie weniger Fähigkeit und mehr Parvenusfadheit dabei zeigten. Sie haben durch ihre Abstimmungen das Monopol der Druckerei, der

Anheftungen, der Journale geweiht. Sie haben mit lautem Geſchrei die Anwendung der Artikel des Strafcoder gegen die Aſſociationen verlangt, und auf dieſe Art eine der wohlthätigſten Aeußerungen der öffentlichen Meinung unterdrückt. Sie haben durch ihre Abſtimmungen alle Mißbräuche des bis auf dieſen Tag befolgten Finanzſyſtems verewigt. Sie haben patriotiſche Magiſtrate denuncirt, angeklagt, ihnen Befehle gegeben und ſie beinahe vor ihre Schranken gerufen. Sie haben in Anweſenheit eines unfähigen Miniſteriums regiert, und einen ſchmachvollen Frieden geboten, als Frankreich einen Krieg verlangte, der die Revolution und ihre Grundſätze feſtgeſtellt haben würde. Sie haben in der Stille Haß zwiſchen den wohlhabenden Claſſen und dem Volke ausgeſtreut, um die Tage des 19 Octobers und des 22 Decembers zu ernten. Sie haben mühſam ein desorganiſirendes Geſetz der Nationalgarde zuſammengebaut. Sie haben den General Lafayette abgeſetzt.“

Der Figaro ſchrieb: „La France est malade, elle garde la chambre.“

Die Lage der Parteien am Schluſſe des Jahres 1830 hat ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung ſehr ſcharf bezeichnet: „Die Regierung iſt weder mit der Majorität noch mit der Minorität, und in einem repräſentativen Staate muß ſie doch nothwendig erſtere für ſich haben; ſie theilt viele Wünſche und Anſichten letzterer, kann aber doch die Mehrheit nicht entbehren, und läßt ſich von ihr am Schlepptau nachziehen, da ſie ſelbige weder ändern noch auflöſen kann. Da ſie eigentlich keiner Seite angehört, kann ſie ſich auch mit keiner verſtändigen, und ſo kommt es, daß ihre Vorſchläge von allen bekrittelt, verändert, durcheinander geworfen werden. Das linke und das

rechte Centrum bilden die Majorität, und huldigen dem sogenannten Quasi-Legitimitätsprincipe, das der Menge unerträglich ist, die es weder kalt noch warm findet. Man muß gestehen, daß dieses System auf die gerechte Furcht vor übereilten Neuerungen sich gründet, und vielleicht allein geeignet ist, der reißenden Beweglichkeit der Nation das Gegengewicht zu halten; von der andern Seite beruht es aber auf Theorien, denen es an Freimüthigkeit und Folgerichtigkeit mangelt, und welche die Menge Mühe hat zu begreifen. Diese Seite bildet eine starke und compacte Masse, und hat in der Person der Herren Guizot, Dupin Brüder, Gebrüder Perier, Vatimesnil u. a. gewaltige Verfechter, so wie in der der Herren Royer-Collard, Humann, Bignon, Berenger u. s. f. vortreffliche Anführer. Freilich schließen sich auch die wirklich Stationären dieser Partei an, und man kann zugestehen, daß mehrere Mitglieder derselben ihre Furcht vor der Demokratie so weit treiben, daß man sie eine wahre Monomanie nennen möchte. Im Ganzen aber spricht sich für diese Partei die öffentliche Stimme in den Departementen entschieden aus, so wie sie denn auch die meisten Fähigkeiten, vorzügliche Erfahrung und anerkannt rechtliche Charaktere in ihrer Mitte hat. Aus ihr war das vorige Ministerium hervorgegangen, zwischen ihr und der linken Seite schwankt das jetzige, und in der That wäre es wünschenswerth, daß beide ihm einige Concessionen machten. Der linken Seite fehlt es, seitdem Benjamin Constant todt ist, an einem tüchtigen Haupte: Lafayette scheint sich zu einer solchen Stellung nicht zu eignen, Dupont de l'Eure ist der Rede nicht mächtig genug, Demarçay gibt zu leicht und zu häufig Blößen, und aus ähnlichen oder andern Gründen passen auch de Tracy, Daunou, Cormenin und andere Opposi-

tionsmänner nicht zu dieſer Stelle, in welcher Foy, Manuel und Conſtant ſich ſo hohen Ruhm erworben haben. Indeſſen ſcheint ſich doch dieſe Seite allmählich conſtituiren, und beſonders um Dupont de l'Eure ſammeln zu wollen, der an Odillon-Barrot, welcher jedoch ſeinen Regierungspoſten beibehält, einen höchſt talentvollen Gehülfen gefunden hat. Dieſer geübte Redner ſcheint, obgleich ein Neuling in der Kammer, zu einer Hauptrolle in derſelben beſtimmt. Wenige thun es ihm in leichter Improviſation und ergreifendem Vortrage nach, und mit mehr Uebung und Erfahrung wird er glänzend daſtehn. Seiner Partei gehören übrigens Männer von allen Schattirungen an: aufrichtige Republicaner wie Lafayette, Dauncu, Voyer d'Angerſon, und wahrſcheinlich de Tracy; Parteimänner, die jeder Gewalt ſich gegenüber ſtellen würden, wie de Corcelles, Euſèbe Salverte, Demarçay, Petou; Ehrgeizige, die nach Macht und Anſehen ſtreben, wie Mauguin, Marchal u. a.; Anarchiſten und dergl. Alle dieſe verlangen ſchon jetzt alle Conſequenzen der letzten Revolution; ſie ſprechen der tobenden Menge und der vorwitzigen Jugend das Wort, compromittiren das Land den auswärtigen Mächten gegenüber, führen einen unermüdlichen Krieg gegen alle beſoldeten Stellen, und räumen der Leidenſchaft Rechte ein, die der Umſicht und der Erfahrung allein zuſtehen. Ließe man dieſe gewähren, ſie würden in Frankreich eine Republik, außerhalb des Landes einen allgemeinen Brand zuwege bringen, und die Ruhe im Innern, ſo wie der Friede von außen gelten ihnen nichts im Vergleiche mit dem Siege ihrer gränzenloſen Anſprüche. Die rechte Seite hält ſich bei dem Allem paſſiv; ſie bleibt während des Kampfes eine müßige Zuſchauerin, und nur zuweilen laſſen ſich auf der Tribüne Berryer,

Vizien de Lezard und andere ehemalige Royaliſten hören, von denen der erſte die Erwartungen nicht mehr erfüllen kann, die man auf ſeine glänzende Rednergabe geſetzt hatte. Zwiſchen ihnen und dem rechten Centrum ſteht Herr von Martignac, den man beinahe für ſich allein eine Macht nennen möchte, der aber in dieſem Augenblicke noch krank darnieder liegt, ſeit dem Proceſſe, von dem er vorausgeſagt hat, daß er ſein Tod ſeyn würde. Hoffentlich eine Hyperbel!"

Der berühmte Benjamin Conſtant ſtarb am 8 December. Die Kränkung, ſich bei der Wahl eines neuen Mitglieds zur franzöſiſchen Akademie zurückgeſetzt zu ſehen, ſoll zu ſeinem Tode beigetragen haben. Dieſe Kränkung galt zum Theil ſeiner Anhänglichkeit an die Linke, an deren Spitze er fünfzehn Jahre lang gekämpft, und die nun in ihm eins ihrer bedeutendſten Häupter verlor.

Wie ſchon geſagt, entgingen die Erminiſter durch das Uebergewicht der gemäßigten Partei dem Tode. Nur acht Pairs hatten für die Todesſtrafe geſtimmt (Lanjuinais, Becker, Boiſſy d'Anglas, Herzog von Valmy, Laroche Aimon, Graf Dejean, Montville und Darjugeon). Die engliſche Sun ſagte: „Wären die Erminiſter, ſtatt des Volkes, Sieger geblieben, ſo würde der Ausgang ein ganz anderer geweſen ſeyn. Dann hätte man von Seite ihrer Opfer keine Gnadenbitte angenommen, die Gefängniſſe wären mit Gefangenen vollgepfropft worden, die Schaffotte würden von Blut getrieft haben. Wir hoffen, dieſer Act einer beiſpielloſen Milde von Seite der großherzigen franzöſiſchen Nation gegen ihre Tyrannen wird eine heilſame Lehre für die wenigen noch übrig bleibenden Vertheidiger des Deſpotismus in Europa ſeyn; wir hoffen, ſie werden nie vergeſſen, daß das erſte Beiſpiel

der Mäßigung von den Unterdrückten gegen die Unterdrücker gegeben wurde, nicht von den Unterdrückern gegen die Unterdrückten.“

Die Ermini ſter wurden von Vincennes nach dem Schloſſe Ham gebracht, wo Polignac ſchon früher als Mitſchuldiger in dem berüchtigten Proceſſe der Höllenmaſchine gefangen gehalten worden war, am 29 September. Oft mußten ſie noch unterwegs den Todesruf hören. Als das Geſchrei am ärgſten war, ſagte Chantelauze zu Polignac: „Unter uns ſcheinen Sie der Populärſte zu ſeyn.“ Polignac ſchnupfte Tabak. Die vier Gefangenen wurden in Ham ſo gut behandelt, daß man fürchtete, ſie würden bald Gelegenheit finden, über die nahe Gränze zu entfliehen.

Im December erregte ein berüchtigter Mörder in Nimes, Quatre Taillon, großes Aufſehen, weil er, wie es hieß, auf den Mord des neuen Königs ausging. Die Polizei ſtellte ihm aufs ſorgfältigſte nach, und er fiel in der Nacht auf den 30 December nach tapferer Gegenwehr ſeinen Verfolgern tödtlich verwundet in die Hände.

16.

Fernere Ereigniſſe in Algier.

Wir verließen den Marſchall Bourmont in Algier unmittelbar nach der Eroberung dieſer reichen Stadt, beſchäftigt mit der Plünderung der Schätze, welche der Dey in der Caſaubah aufgehäuft. Dieſes Plünderungsſyſtem, das von der Generalität ausging, war der Mannszucht nichts weniger als günſtig, und in Folge der unpolizeilichen Debauchen und der ſchädlichen Ein-

wirkung des Klima's riſſen Krankheiten in der Armee ein, ſo daß in den Herbſtmonaten mehrere tauſend Kranke theils nach Frankreich zurückgebracht wurden, theils die Spitäler von Algier füllten. Admiral Duperré mißbilligte öffentlich, wie oben erwähnt wurde, die Zuchtloſigkeit der Landarmee in ſeinem Berichte an die Regierung.

Noch war erſt die Hauptſtadt erobert; um auch das Land zu unterwerfen, ſchickte Bourmont drei Expeditionen aus. An der Spitze der erſtern brach er ſelbſt am 23 Julius nach Blida am Fuße des Atlas auf, nahm dieſe Stadt, wurde aber in der Nacht von den Cabayen, die aus dem Gebirge herbeiſtrömten, überfallen und mit empfindlichem Verluſte zurückgeſchlagen. Dadurch und durch die ſchlechte Mannszucht der Franzoſen kühner gemacht, bereiteten die Algierer eine ſicilianiſche Veſper vor. Allein die Verſchwörung ward entdeckt, und es wurden nur einige franzöſiſche Soldaten vergiftet und ein Wachtpoſten niedergemacht. Bourmont hielt ſtrenges Gericht und ließ am 29 Julius vierzig Aufrührer erſchießen.

Eine zweite Expedition ging unter dem Contreadmiral Roſamel zur See nach Bona ab, welches am 1 Auguſt von franzöſiſchen Truppen ohne Blutvergießen beſetzt wurde. Hierauf ſegelte Roſamel ſogleich weiter nach Tripoli und nöthigte den Dey daſelbſt am 11 Auguſt zu einem Vertrage mit Frankreich, worin er ſich verpflichten mußte, die Seeräuberei, die Chriſtenſklaverei, die Tributforderungen von chriſtlichen Nationen abzuſchaffen, allen Europäern Handelsfreiheit zu geſtatten, ſchiffbrüchigen chriſtlichen Fahrzeugen Schutz zu gewähren und Frankreich eine Entſchädigung von 800,000 Fr. zu zahlen.

Ein dritte kleinere Expedition ging am 6 Auguſt nach

Oran ab, und unterwarf den Bey daselbst mit leichter Mühe. Die sorglosen Türken ließen sich im Fort von den Franzosen überraschen, die ungehindert durchs offene Thor eingedrungen waren.

Um diese Zeit traf den Marschall Bourmont in Algier wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Revolution in Paris. Anfangs war er nicht geneigt, dieselbe anzuerkennen, und in seiner nächsten Umgebung sprach sich ein ritterlicher Unternehmungsgeist zu Gunsten des Exkönigs aus. Vielleicht dachte er an die Möglichkeit, mit der afrikanischen Armee nach Frankreich zurückzukehren und dem Exkönige beizustehn. Wenigstens ließ er mit großer Uebereilung sogleich die Besatzungen von Bona und Oran zurückrufen, und concentrirte seine ganze Macht in Algier. Allein die Truppen dachten nicht wie er. Sie nahmen die Nachricht von der Pariser Revolution mit dem größten Jubel auf, zeigten jetzt ganz offen ihre Unzufriedenheit mit dem Obergeneral und sahen dessen Entfernung und Ersetzung durch einen populären General mit Sehnsucht entgegen. Duperré pflanzte am 11 August auf allen seinen Schiffen die dreifarbige Flagge auf, und unterwarf sich der neuen Regierung unbedingt. Bourmont vertauschte die weiße Fahne mit der weiß-roth-blauen erst am 17 August und erklärte in seiner Proclamation an die Landarmee, daß er im Namen Heinrichs V, zu dessen Gunsten Karl X abgedankt, das Commando fortführe. Allein schon am 28 August schiffte sich General Clauzel, von Louis Philipp zu Bourmonts Nachfolger ernannt, in Toulon ein und übernahm in Algier am 2. September die Heerführung im Namen des Königs der Franzosen. In derselben Nacht war eine große Mondfinsterniß. Alle Bewohner von Algier waren im Freien, und machten einen ungeheuern Lärm, schreiend, heulend und auf Kessel schlagend, um dadurch, wie sie glaubten,

den Mond aus der Gewalt eines Drachen zu befreien. — Am folgenden Tage schon schiffte Bourmont mit seinen Söhnen sich nach Spanien ein. Im Augenblicke seiner Abreise zog ein heftiger Sturm über Algier, der ganze Horizont stand in Feuer. Beim Leuchten der Blitze sah man die weißen Segel der Briga, die den neuen Marius von hinnen trug, und selbst die am wenigsten empfindsamen Herzen wurden durch den so raschen Glückswechsel eines Mannes bewegt, der noch vor wenigen Tagen eine Armee befehligte und jetzt mit seinen Söhnen verlassen im Sturme dahinfuhr. — Bourmont landete in Spanien und begab sich von da nach England, wo er am 8 November ans Land trat und sofort nach Holyrood zu seinem Gebieter eilte, bei dem er blieb. — Auch Admiral Duperré zog sich jetzt mit dem Gros der Flotte zurück und landete am 17 September in Toulon. Schon früher waren viele Kranke übergeschifft worden. Im November wurden mehrere Regimenter nach Frankreich zurückberufen. Im Ganzen kamen 15,000 Mann zurück.

Unter den zurückbleibenden Truppen stellte General Clauzel die gute Ordnung wieder her, und der Eifer der Soldaten kam ihm dabei entgegen. Unter Bourmont war Unzufriedenheit und Muthlosigkeit eingerissen, und die Algierer waren wieder kühner geworden. Wenige Schritte vor dem Thore hatten sie den Oberst Fraicheville umgebracht, und besonders der Bey von Titteri, der sich zum Dey von Algier aufwarf, bereitete einen Volkskrieg gegen die Franzosen vor. Allein andere Häuptlinge, wie der Bey von Constantine, bleiben den Franzosen treu, und die Eifersucht unter diesen Häuptlingen und den arabischen Stämmen war ihnen sehr günstig. Auch der Dey von Tunis, von Frankreichs Sieg über Algier eingeschüchtert, schickte

eine ehrerbietige Gesandtschaft an General Clauzel und ließ demselben kostbare Geschenke überreichen, am 29 October.

Der Bey von Titteri sammelte seine Streitkräfte zu Midiah im Gebirge Atlas. Clauzel brach gegen ihn auf. Die Stadt Blida, am Fuße des Atlasses, widersetzte sich und ward mit Sturm genommen. Am folgenden Tage versperrte ein Heer Araber den Gebirgsweg. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, da ihn aber die Araber durch kleine Neckereien brachen, so ließ Clauzel stürmen und Alles niedermachen. Am 21 November wehte die dreifarbige Fahne auf der Höhe des Atlas, am 22sten ward Midiah genommen. Der Bey entfloh, gab sich aber am 23sten freiwillig gefangen und wurde später nach Frankreich gebracht. Midiah blieb von den Franzosen besetzt, allein die Aufregung der Bevölkerung war noch nicht erstickt. Im Anfang des Decembers wurde Midiah zweimal von den Arabern angegriffen, und die Besatzung verlor 150 Mann. Eine Abtheilung von 53 französischen Artilleristen, die in Algier Munition holen wollten, wurde unterwegs ermordet. Auch im Gebiete von Oran hegte man Besorgnisse vor den Streifereien eines Neffen des Kaisers von Marocco, der den Fall des Dey's von Algier benutzen wollte, seine Macht zu erweitern. Indeß zeigten sich diese Gefahren als unbedeutend, und General Clauzel trug selbst darauf an, nur etwa 10,000 Mann in Algier zu lassen, welche vollkommen hinreichen würden, das Land in Gehorsam zu erhalten.

II.

Die Niederlande.

1.

Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution.

Es ist bekannt, daß, während der nördliche Theil der Niederlande (Holland) im 16ten Jahrhunderte protestantisch wurde und sich von der Herrschaft der Spanier losriß, um eine freie Republik zu bilden, der südliche Theil (Belgien) katholisch und theils unter spanischer, nachher österreichischer, theils unter reichsbischöflicher Herrschaft blieb. Diese durchgreifende, politische und religiöse Scheidung vermehrte die Handelseifersucht, welche schon früher zwischen den nördlichen und südlichen Städten bestanden hatte, und als vollends, namentlich seit der Revolution, die französische Sprache und Sitte in Belgien vorherrschend wurde, so erreichte der Contrast zwischen beiden Provinzen seine höchste Spannung. Allein gerade zu dieser Zeit wurden die beiden einander so sehr entfremdeten Nachbarn, ohne ihr eigenes Zuthun, nur durch eine Combination der großen eu-

ropäiſchen Mächte aufs innigſte mit einander verſchmolzen. Als Napoleons Reich zertrümmert war, gefiel es Rußland und England nicht, eine ſo ſchöne und militäriſch wichtige Provinz, wie Belgien, im Beſitze Frankreichs zu laſſen, und es gefiel ihnen eben ſo wenig, ſie, wie es recht geweſen wäre, wieder mit Deutſchland zu vereinigen, von dem ſie losgeriſſen worden. Man vereinigte daher Belgien mit Holland, unter dem Namen eines Königreichs der Niederlande, und ſetzte, zum Theil mit engliſchem Gelde, eine bedeutende Anzahl belgiſcher Gränzfeſtungen in Stand, welche beſtimmt waren, von den Truppen einer neuen Coalition beſetzt zu werden, wenn Frankreich ſeine alten Eroberungsplane erneuern ſollte.

Dieſer neue Zuſtand der Dinge war den Belgiern auf jede Weiſe mißfällig. Sie hatten ſich dazu verſtehen müſſen, die Hälfte der ungeheuern Nationalſchuld Hollands zu übernehmen, allein wenn die Holländer ihnen gern die Hälfte ihrer Laſten aufbürdeten, ſo zeigten ſie ſich deſto ungroßmüthiger bei der Theilung der Vortheile. Holland, obwohl an Flächenraum und Einwohnerzahl bedeutend kleiner als Belgien, wählte doch eben ſo viele Deputirte zu den Generalſtaaten, und bei der Adminiſtration wurden ungleich mehr Holländer angeſtellt als Belgier, in einem wirklich das Nationalgefühl beleidigenden Verhältniſſe. Zugleich ſollte die holländiſche Sprache mit Gewalt auch in den Theilen Belgiens eingeführt werden, wo nur noch franzöſiſch geſprochen wurde. Endlich wurden die beiden in Belgien herrſchenden Parteien von der Regierung auf gleiche Weiſe beleidigt. Die alte, ultrakatholiſche Partei, welche Jahrhunderte lang unter dem ſpaniſchen Scepter die Oberhand gehabt, ertrug es ſchwer, ſich jetzt unter das Joch einer proteſtantiſchen Regierung beugen zu müſſen, die auf

jede Weise dem alten Pfaffenthum entgegenarbeitete. Die moderne liberale Partei aber, die in der Schule Frankreichs erzogen war, haßte den bureaukratischen Ministerialabsolutismus, zu welchem die Regierung im Haag sich mehr hinneigte, die constitutionelle Verantwortlichkeit umgehend. Es war unter diesen Umständen sehr natürlich, daß beide Parteien, die Pfaffen und die Liberalen, sich zu gemeinsamer Opposition vereinigten, und in den Kammern, in den Journalen und in den Petitionen die gleiche Sprache führten. Die Liberalen stimmten unter dem Vorwande des freien Unterrichts für die Beibehaltung oder Herstellung der halbjesuitischen Seminare, und dafür stimmten die beim niedern Volke sehr einflußreichen Geistlichen wieder mit den Liberalen für Preßfreiheit, Geschwornengerichte und Verantwortlichkeit der Minister. Durch dieses Zusammenhalten wurde die Opposition stark und machte der Regierung im Jahre 1829 nicht wenig zu schaffen. Allein es gelang der Regierung durch kräftige Maßregeln am Schlusse dieses Jahres, die Opposition wieder zurückzuschlagen.

Dieß haben wir ausführlich im vorigen Jahrgange des Taschenbuchs erörtert.

Zu Anfang des Jahres 1830 war die Sache der belgischen Opposition sehr in Mißcredit gerathen. Die Belgier selbst waren durch die Strenge der Regierung eingeschüchtert, und zeigten nicht mehr die Energie, die sie im verflossenen Sommer bewiesen. Daß damals die französische und englische Regierung, zu geschweigen der übrigen Großmächte, entschieden gegen die belgischen Mißvergnügten gestimmt waren, versteht sich von selbst. Ihre Sache fand also in ganz Europa keinen Vertheidiger, außer in Belgien selbst. Aber die Art, wie die belgischen Journale für diese Sache kämpften, war ihr nur noch

nachtheiliger, denn indem ſie in der Wuth der Unmacht jede Waffe benutzten und in einer pöbelhaften Sprache die giftigſten Schmähungen gegen ihre Unterdrücker ausſtießen, gaben ſie dieſen gewiſſermaßen das Recht, ſich gleicher Waffen zu bedienen, und Haager Correſpondenten gaben mit all der Brutalität, die den Söldnern überlegener Macht eigen iſt, der belgiſchen ihre Unflätereien zurück. So überall nur ſchimpfend und beſchimpft, konnten die Belgier die Theilnahme im Auslande nicht finden, die ihre gerechten Klagen an ſich verdienten. — Die holländiſche Regierung fuhr unter dieſen Umſtänden fort, die ſo allgemein in Mißcredit gefallene belgiſche Oppoſition zu unterdrücken.' Das ohnehin laue Conceſſionsſyſtem ward ganz aufgegeben, mehrere Conceſſionen zurückgenommen, mehrere harte Strafacte verfügt, um zur Verachtung Schrecken zu geſellen. – Am 1 Januar wurde ſtatt des gemäßigten Gobbelſchroi, der zum Miniſter des Waterſtaats, der Nationalinduſtrie und der Colonien gemacht wurde, der energiſche Herr von Lacoſte zum Miniſter des Innern ernannt. Hatten die Belgier gehofft, es werde wenigſtens eine der Generaldirectionen der See- und Landmacht nach Brüſſel verlegt werden, ſo blieben nun beide im Haag. Hatten die Geiſtlichen gehofft, durch die neue Generaldirection des Cultus größeren Einfluß zu gewinnen, ſo ſcheiterten ſie darin, weil dieſe Direction ſich auf die bloß finanziellen und materiellen Intereſſen der Kirche beſchränken mußte. Auch wurde am 9 Januar das philoſophiſche Collegium aufgehoben, wobei die officielle Gazette des Pays-Bas ſagte: „Diejenigen, welche die Herrſchaft des Clerus befürchten, dürfen unbeſorgt ſeyn. Die Regierung zieht nur mit feſter Hand die Gränze zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht und weiſt die religiöſen Fragen aus dem Ge-

biete der Politik hinweg. Sie wird jedes Einschreiten des Klerus in die Rechte der Krone zu verhindern wissen."

Am 8 Januar wurden die königlichen Beamten, die als Deputirte in den Generalstaaten im vorigen Jahre gegen die Annahme des Budgets gestimmt, ihrer Aemter und Pensionen beraubt. Diese strenge Maßregel traf die Herren de la Vielleur, Districtscommissär in Südbrabant, Luyben und Ingenhousz, Districtscommissäre in Nordbrabant, de la Faille d'Huysse, Kammerherr des Königs, de Bousies, Major der Gendarmerie, und de Staffart, der als ehemaliger Präfect eine Pension genoß. — Zu Anfang des Februars ward ein Student in Löwen, Namens Russel, der die Administration beleidigt hatte, relegirt, welches einen Studententumult veranlaßte. Derselbe richtete sich vorzüglich gegen den Professor Warnkönig, einen Deutschen, der gleich den meisten in den Niederlanden angestellten Deutschen als Ultraministerieller den Belgiern äußerst verhaßt war. Die Tumultuanten waren so roh, den Professor mit Koth zu werfen, so daß er kaum seines Lebens sicher war.

Bei weitem das größte Aufsehen aber erregte der Hochverrathsproceß der Herren de Potter, Tielemans ꝛc., durch welchen sich die Regierung von diesen berühmten liberalen Häuptern zu befreien hoffte. Die Absetzung der oben genannten liberalen Beamten hatte den Entwurf zu einer Subscription veranlaßt, aus deren Ertrag alle Deputirten der Opposition, die eine ähnliche Maßregel träfe, entschädigt werden sollten; man erbat sich darüber in den öffentlichen Blättern die Ansichten der Freunde des Vaterlandes, worauf Herr de Potter in den Belge und Courrier des Pays-Bas einen Brief einrücken ließ, in dem er eine Erweiterung des angege-

denen Plans vorschlug, um auf diesem Wege auch besonders zur Wahl unabhängiger Männer für die Provincial- und Generalstaaten zu gelangen. Wenn man auch annehmen wollte, daß die Realisation eines solchen Plans zu weit führen würde, so mußte es doch allgemein auffallen, daß ein in den öffentlichen Blättern mitgetheilter Vorschlag, worin die Erhaltung oder Erlangung der verfassungsmäßigen Rechte als einziger Zweck ausgesprochen war, die größte Publicität als unerläßliche Bedingung gesetzt, und Unterwürfigkeit unter die Gesetze ausdrücklich anempfohlen wurde, zu der Beschuldigung Veranlassung gab, man habe ein Complot zum Umsturze des Staates angezettelt, und diese Beschuldigung wurde dadurch noch sonderbarer, daß der Hauptanstifter dieses vorgeblichen Complots seit mehr als einem Jahre im Gefängnisse saß. Nachdem hierauf die vertraute Correspondenz der HH. de Potter und Tielemans, so wie die Papiere des Genter „Catholique" in Beschlag genommen worden waren, nachdem man alle an die Gefangenen auf der Post eingehenden Briefe Wochen lang eröffnet und sie selbst unterdessen in der strengsten geheimen Haft gehalten, und häufig Einzelne in Verhör genommen hatte, hielt das Publicum sich für berechtigt, bedeutende Revelationen zu erwarten; aber auch diese Erwartung wurde getäuscht. Der Anklageact kam nach einer einseitigen Schilderung des Strebens der gesammten Opposition, woran Nebenumstände geknüpft werden, denen bis dahin Niemand besondere Wichtigkeit beigelegt hatte, immer wieder nur auf die angeführten zwei Zeitungsartikel als das eigentliche Corpus delicti zurück. In dem Anklageacte war die Absicht unverkennbar, die Glieder der Opposition in der zweiten Kammer mit in dieselbe Beschuldigung zu verwickeln; zugleich bot die

in Beſchlag genommene Correſpondenz ein Mittel dar, deſſen das Miniſterium ſich mit Erfolg zur Trennung der Oppoſition, zur Ausſtreuung von Zwietracht und Mißtrauen unter ihren Mitgliedern zu bedienen hoffte. In dieſen Briefen befanden ſich nämlich einige bald ſcherzend, bald ernſthaft ausgeſprochene Kritiken einzelner Glieder der Oppoſition, mit denen ſonſt die Correſpondenten befreundet waren. Auch einige Journaliſten waren nicht immer verſchont worden. Mit dem angeſchuldigten Factum hatte dieſes gar nichts gemein, es war eine reine Privatſache, die nicht vor das Forum der öffentlichen Meinung gehörte. Um ſo mehr überraſchte es, daß ſchon vor der Eröffnung der Verhandlungen der Brüſſeler „National" um dieſe Stellen wußte, die er nun verbrämte, entſtellte, und Abſurdes und Verleumderiſches hinzu erfand. Herr de Potter gab endlich einen Brief an ſeinen Freund van de Weyer in Druck, worin er ſich bitter über den Mißbrauch ſeiner Privatbriefe beſchwerte, die Verleumdungen widerlegte und den Schlüſſel zu einigen verblümten Ausdrücken gab, unter denen gewiſſe Perſonen bezeichnet waren. Bei demſelben Anlaſſe ſagte ein Oppoſitionsblatt: „Il y a dans cette affaire un luxe de rigueurs et une absence de légalité qui doivent effrayer... elle n'a été transformée en une conspiration que pour trouver le prétexte de divulguer une correspondance." Dieſelben miniſteriellen Blätter erlaubten ſich über die Verhafteten das niedrigſte gefühlloſeſte Geſpött. Am 16 v. M. begannen endlich die Verhandlungen. Die Interogatorien, die ſeit der Aufhebung der Jury hier geheim ſind, geben keine neuen Aufſchlüſſe. Den oder die Urheber des erſten, am 31 Januar in den Zeitungen erſchienenen Entwurfs wollte kein Angeklagter nennen. Unter den Papieren des Herrn Var-

teln hatte man eine anonyme Einladung zu einer Zusammenkunft gefunden, in welcher sich ein Graf d'O. befinden würde. Die öffentliche Stimme nennt den Grafen d'Outremont von Lüttich, auch machten die Advocaten späterhin kein Geheimniß daraus, jenen Entwurf als das Werk des constitutionellen Vereins in Lüttich zu bezeichnen. Von Verbindungen mit Frankreich, die man der Opposition so oft vorgeworfen, war wieder keine Rede, nur befand sich unter de Potter's Papieren ein Brief des Herrn de Madrolle aus Paris, worin dieser ihn aufforderte, sich einer Congregation anzuschließen. Herr de Potter hatte aber diesen Vorschlag abgelehnt. Unter diesen Umständen war es voraus zu sehen, daß das Requisitorium des Generaladvocaten Herrn Spruyt, in mancher Hinsicht nur eine Amplification des Anklageactes seyn würde. Er war nicht ohne Talent abgefaßt und hatte den dreifachen Zweck, den Charakter der Angeklagten, besonders des Herrn de Potter, in einem sehr ungünstigen Lichte zu schildern, seinen Briefwechsel mit Herrn Tielemans und das sonstige Wirken beider als den Mittelpunkt des Strebens der gesammten Opposition in der Kammer wie in den Journalen darzustellen, und endlich die revolutionäre Tendenz der erwähnten zwei Zeitungsartikel nachzuweisen und dagegen die Strenge der Gesetze anzurufen."

Einer der Vertheidiger des Herrn Tielemans sagte hierüber: „Der Gang des öffentlichen Ministeriums hat die ganze Schwäche der Anklage verrathen; wäre in dem angeschuldigten Briefe des Herrn de Potter, vom 3 Februar, der Beweis einer Provocation, so brauchte man zu keinen Hyperbeln und Suppositionen seine Zuflucht zu nehmen; eine directe Provocation läßt sich nicht verkennen; sie verräth sich

beim erſten Leſen; wäre ſie vorhanden geweſen, wozu die geheimſten Gedanken zweier Freunde, um ſie zu vergiften, ans Tageslicht bringen? Wozu in das Heiligthum ihrer Seelen eindringen, gewiſſermaßen die Zuckungen ihres Herzens befragen, um darin Gedanken zu erſpähen, die ſie nie gehabt, und die in keinem Falle zur Entſcheidung der vorliegenden Fragen dienen können?" Herr van de Weyer, Vertheidiger des Herrn de Potter, ſagte über die Art, wie einzelne Briefſtellen, oft durch einen Zwiſchenraum von Jahren getrennt, hier zuſammengefügt worden, um aus ihnen ſträfliche Intenſionen herzuleiten: „Mit einem ſolchen anatomiſchen Verfahren würde es leicht werden, das Evangelium ſelbſt als ein unmoraliſches, den Regierungen gefährliches Buch, und ſeinen Verkündiger als den ärgſten Demokraten zu ſchildern."

Hätte man die Angeklagten wirklich einer ſchweren Schuld zeihen können, ſo würde bei der gereizten Stimmung der Regierung ihre Strafe exemplariſch geweſen ſeyn. Nun fiel ſie ſo unbedeutend aus, daß ſie gleichſam nur der Regierung zur Entſchuldigung gereichte. Das Urtheil, welches am 30 April gefällt wurde, verbannte Herrn de Potter auf 8, Tielemans und Bartels auf 7, von Neve auf 5 Jahre. Cohe-Mommens und Vanderſtraaten (Verleger des Courrier des Pays-bas und des Belge) wurden freigeſprochen.

Die Verurtheilten reichten bei den Generalſtaaten eine Bittſchrift ein, worin ſie ſich über die unerlaubte öffentliche Bekanntmachung ihrer Privatcorreſpondenzen bitter beſchwerten. Dieſe Bekanntmachung hatte ſich namentlich das miniſterielle Brüſſeler Journal, der National, zu Schulden kommen laſſen, welches von Libry Bagnano, einem früher in Lyon wegen Wechſelverfälſchung gebrandmarkten Verbrecher,

und jetzt van Maanens Creatur, redigirt wurde. Allein diese Beschwerde blieb fruchtlos. Die Verurtheilten mußten das Land verlassen. Da sie sich nach der Schweiz begeben wollten, wurden sie an der rheinpreußischen Gränze anfangs nicht durchgelassen. Endlich gestattete man ihnen die Durchreise, bald darauf aber brach die Revolution in Frankreich aus, worauf sie sich sämmtlich nach Paris begaben.

Die Sitzung der Generalstaaten war bei weitem nicht so lebhaft als im vorigen Jahre. Die Minister fuhren fort, der Kammer ihre Geringschätzung zu zeigen, indem sie nur gleichsam mit Herablassung zuweilen das Wort darin nahmen. Die belgischen Petitionäre richteten um so weniger aus, je dringender sie wurden. Ihre Menge gab den holländischen Deputirten, besonders ihrem größten Eiferer, dem Herrn Dunker-Curtius, Anlaß, über Mißbrauch des Petitionswesens zu klagen, und 961 Bittschriften blieben unbeachtet liegen. Das neue Preßgesetz wurde, nachdem es eine unbedeutende Milderung erfahren, von den Generalstaaten angenommen, am 21 Mai. Neue Schuldscheine zum Werth von 152 Millionen zu 3½ Procent wurden decretirt, um damit eine gleiche Summe Staa' 'den zu 4½ Procent abzulösen, am 1 Junius. Als die ung am 2 Junius geschlossen wurde, sagte der Minister des Innern: „Durch das glücklichste Einverständniß zwischen dem Thron und der Nation über diejenigen Punkte, woran beiden am meisten gelegen war, ist diese Sitzung gekrönt worden."

Wir schließen hier noch einige wenige Notizen über die niederländischen Colonien an. Wie wir im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs gezeigt, war am Schlusse des Jahres 1829 der Kampf mit dem indischen Insurgentenchef Dipo Ne-

goro auf der Insel Java noch nicht beendigt. Allein in vielen Gefechten besiegt und von den meisten seiner Anhänger verlassen, wurde er in den Gebirgen, wohin er sich geflüchtet hatte, zu Anfang des Jahres 1830 angegriffen, verwundet und gefangen. Während aber auf dieser Seite der Aufstand unterdrückt wurde, soll sich der Sultan von Palembang in Verbindung mit den Untersultans der Sunda-Inseln Ende Januars gegen die Holländer empört und dieselben geschlagen haben (Sun).

2.

Der Aufstand in Brüssel.

Unmittelbar nach den Pariser Ereignissen im Julius schrieb Herr de Potter an den König der Niederlande einen Brief (am 2 August), worin es heißt: „Die ernsten Umstände, in die so eben ein antinationales Ministerium Frankreich stürzte, bedrohen vielleicht ganz Europa mit einem allgemeinen Brande. Belgien wenigstens dürfte zuerst die Erschütterung fühlen, die in diesem Augenblicke eine benachbarte Macht erfährt, deren Glück und Ruhm es lange Zeit theilte. Sire, in dem Kampfe, der sich vorbereitet, wird es, man darf nicht daran zweifeln, überall wohin er sich erstrecken wird, die Sache der Gerechtigkeit, des guten Rechts, der Vernunft, der Humanität, mit Einem Worte, die Sache des Volks seyn, die früher oder später den Sieg davon tragen wird. — Sire, retten Sie Belgien, noch ist es Zeit; aber eilen Sie es zu retten, denn bald könnte es nicht mehr Zeit seyn. Auch dort hat ein antinatio-

tales Ministerium das Volk aufgereizt, seine Geduld ermüdet, es in seinen heiligsten Rechten angetastet, und in Allem, was die Würde des Menschen und des Bürgers ausmacht, erniedrigt. Langer Haß liegt über ihm aufgehäuft, und die öffentliche Verachtung wird es nicht schützen vor der öffentlichen Ahndung. Ersetzen Sie es, Sire, durch bekannte, von der Nation geliebte, und vor ihr verantwortliche Männer, die das bis jetzt befolgte ungeschickte und ungerechte System vom Gipfel bis zum Fuße umstürzen, die Ungerechtigkeiten von Grund aus gutmachen, den Haß besänftigen, Vertrauen und Liebe wieder aufleben lassen."

Was Potter offen ankündigte und was Jeder voraussah, traf nach wenigen Wochen wirklich ein. Der Aufstand der Franzosen rief den der Belgier hervor. Schon herrschte in allen belgischen Gemüthern die größte Aufregung und die Lust, dem Beispiele der Pariser nachzufolgen, ohne daß die Regierung nur einen Schritt gethan hätte, um im Sinne des Potter'schen Briefes den drohenden Sturm aufzuhalten. Vielmehr trieb Libry Bagnano seine Schamlosigkeit im ministeriellen Journal unausgesetzt fort und schrieb unter Anderm: man müsse den Mißvergnügten, gleich den Hunden, einen Maulkorb anlegen und ihnen Peitschenhiebe geben. Das officielle Stillschweigen der Regierung und der halbofficielle Fanatismus der Satelliten mußte gerade in diesem kritischen Augenblick, da ein benachbartes großes Volk eine glückliche Revolution eben vollendet hatte, im höchsten Grade aufreizen, und diese Aufreizung wieder allen edlen und unedlen Leidenschaften, allen patriotischen und egoistischen Hoffnungen freies Spiel geben.

Gegen Ende des August nahm die Aufreizung immer mehr überhand. Man traf in Brüssel Anstalten, den Geburtstag

des Königs und die Vermählung seiner Tochter, der Prinzessin Mariana, mit dem Prinzen Albrecht von Preußen, zu feiern, als Sonntags, den 22 August an allen Straßenecken folgende Placate angeschlagen wurden: „Montag Feuerwerk, Dienstag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Dieß beunruhigte die Regenz der Stadt. Man beschloß, die Feste aufzuschieben und den allgemein und furchtbar gehaßten Libry Bagnano, dessen Haus schon seit vierzehn Tagen von der Polizei geschützt werden mußte, heimlich aus Brüssel zu flüchten. So gingen Montag und Dienstag ohne Fest, aber auch ohne Unruhe vorüber. Selbst am Mittwoch, am Geburtstage des Königs, unterblieben die Feierlichkeiten. Nur am Abende dieses Tages, am 25 August, wurde im Theater Aubers bekannte Oper, die Stumme von Portici, aufgeführt. Da der Gegenstand dieser Oper der Aufstand des Masaniello in Neapel ist, so glaubte die Regenz ihre Aufführung untersagen zu müssen. Auf den Rath des Ministers Gobbelschroy aber, der als ein Gemäßigter das Bewilligungssystem dem Untersagungssystem vorzog, wurde die Vorstellung dennoch erlaubt. Gobbelschroy hatte die besten Absichten, er hoffte durch Mäßigung eine Versöhnung herbeizuführen; allein dieß hätte früher geschehen müssen. Jetzt war es zu spät, und Gobbelschroy's Mäßigung hemmte nur die Energie der holländischen Regierung, ohne die Empörung beschwören zu können.

Die Oper wurde unter unermeßlichem Zudrange des Volks, das selbst die umliegenden Straßen erfüllte, und unter stürmischem Beifalle aufgeführt, und der Enthusiasmus stieg so hoch, daß das Volk unmittelbar aus dem Theater auf das Bureau des National stürzte. Im Nu waren alle Fenster zertrümmert, und eben wollte man die Thüre sprengen, als eine

Stimme rief: zu Libry! Nun ſtrömte die Menge nach deſſen Haus, um Rache an ihm zu nehmen, unwiſſend, daß er ſchon geflüchtet ſey. Alles im Hauſe wurde zerſtört, doch nichts geraubt. Nur der Wein, den man im Keller fand, wurde die ganze Nacht hindurch auf den Straßen getrunken und jeder gezwungen, mitzutrinken. Nach einer Stunde des Lärmes zeigte ſich erſt ein Polizeicommiſſär, dem ein Tambour voranging, und eine Abtheilung Grenadiere folgte. Er wollte eben den dreimaligen Aufruf an die Menge thun, um dadurch mehrerem Unglücke vorzubeugen, als ihn ein Stein traf; er fiel, und da der Grenadier-Officier keinen Befehl hatte, ſo zog er ſich kluger Weiſe mit ſeiner Mannſchaft zurück. Jetzt kamen auch Jäger und Gendarmen, allein ſie zeigten ſich bloß, und kehrten alsbald zurück, wurden aber doch von einigen der 15[illegible] Weinbouteillen Libry's begrüßt. Zu gleicher Zeit bildeten ſich Volkshaufen, um die Zeichen des Königthums über den Thüren der Kaufleute auszulöſchen. Einige Haufen zogen unter dem Schall einer Glocke davon, andere machten ſich aus einer Caſſerole, die man bei der Plünderung gerettet, eine Trommel, ſie fanden nirgends Widerſtand, und die Wappen Oraniens verſchwanden in wenigen Augenblicken aus dieſem Stadtviertel.

Indeß fing der Wein an, den Leuten aus dem gemeinen Volk in den Kopf zu ſteigen. In dem erſten Augenblicke hatten ſie ſich zwar vorgenommen, Herrn Libry, wenn ſie ihn finden ſollten, mit entblößtem Rücken auf einen Eſel zu ſetzen, um Jedermann die Zeichen ſehen zu laſſen, womit er, wie man ſagt, gebrandmarkt ſeyn ſoll; allein ſie waren um eilf Uhr ſchon ſo aufgereizt, daß ſie ihn nicht allein umgebracht haben würden, wenn ſie ihn gefunden hätten, ſon-

dern ſie wünſchten auch ſein Haus der Erde gleich zu machen. Sie legten zwei- oder dreimal Feuer an, das ruhigere Perſonen glücklicherweiſe jedesmal löſchten, ohne auf die Spritzen zu warten, die erſt um eilf Uhr anlangten.

Während dieß in der Magdalenenſtraße vorging, zog ſich eine bedeutende bewaffnete Macht auf der Spitze des Berges, nach welchem dieſe Straße führt, zuſammen. Hier ſtellten ſich auf dem Königsplatze die Jäger der Garde, von Piquets der Gendarmerie in ihren Flanken gedeckt, auf. Die leichten Dragoner und die Linientruppen beſetzten die Umgebungen des Parks und die Zugänge des Schloſſes. In dieſer Stellung würden die Truppen, wenn ſie ſtandhaft geweſen wären, auch den Kühnſten imponirt haben; allein ſie verſchwanden plötzlich, und man weiß heute noch nicht, warum. Die commandirenden Officiere hatten die Köpfe verloren; ſie ſahen überall nur das Volk von Paris, wie es die königliche Garde und die Schweizer niedermacht, und dieſer paniſche Schrecken ſchuf eine Revolution aus dem, was bis jetzt eine bloße Meuterei war.

Nachdem die Soldaten um Mitternacht weggegangen waren, zerſtreute ſich auch die Menge. Die größte Anzahl derjenigen, welche thätigen Antheil an der erſten Bewegung genommen hatten (höchſtens hundert Menſchen) zogen gegen den Königsplatz, den die Soldaten ſo eben geräumt hatten. Hier ſtand nur noch die aus Grenadieren beſtehende Hauptwache. Das Volk nähert ſich ihr, fordert ſie heraus, und droht ihr.

Der General Vauthier, Platzcommandant, der, weil er bei einer früheren Gelegenheit eine brutale Strenge gegen junge Leute von guter Familie geübt hatte, verhaßt iſt, wird in dem Augenblicke, wo er über den Platz geht, erkannt. Man

wirft ſich auf ihn, entwaffnet ihn und reißt ihm die Epauletten und ſeine Decoration herunter. Die Finſterniß, die Ungleichheit der Zahl, und vielleicht auch ein panischer Schrecken, hindern die Soldaten ſich zu rächen. Jedoch muß man den Officieren der Wache Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie, ſo wie wirkliche Gefahr vorhanden war, Muth zeigten, und daß ihre Schlaffheit im erſten Augenblicke bloß ihrem Widerwillen, das Blut ihrer Landsleute zu vergießen, und dem Gedanken, daß Alles bloß ein Aufbrauſen ſey, das von ſelbſt aufhören werde, zugeſchrieben werden kann. Der Commandant fragte mehreremale ganz ruhig, was man denn eigentlich wolle. Man antwortete ihm aber bloß durch ein verwirrtes Geſchrei, indem man eine aus einem Vorhange Libry's gemachte Fahne ſchwang. Endlich trat ein Soldat aus dem Glied, und bat die Umſtehenden mit Thränen in den Augen, ſich zurückzuziehen, indem er zu ihnen ſagte: Seyd ſo gut und zieht euch zurück, und erſpart uns die Schande, belgiſches Blut vergießen zu müſſen. Dieſe einfachen Worte brachten mehr Wirkung hervor, als der ſtärkſte Widerſtand; man zog ſich wirklich zurück. Ein anderer Haufe kam die Straße Ruysbroek herab, blieb vor dem Juſtizpalaſte ſtehen, und warf in einem Augenblicke die Fenſter des Sitzungsſaales der Aſſiſengerichte unter dem Rufe ein: Nieder mit van Maanen! Es lebe Potter! Kurze Zeit hernach begab ſich der General-Commandant des Platzes auf das Stadthaus. Die berittene Gendarmerie begann die Stadt in kleinen Abtheilungen zu durchreiten.

Ein ſtärkerer Haufe zog nach der Straße Barlaimont, nach dem Hauſe des Polizeidirectors Knyff. Es wurde mit Gewalt geöffnet, und Alles wie bei Libry zerſtört und zer-

trämmert. Ein Mensch, der den Mantel des Directors mit fortnehmen wollte, ward zu Boden geworfen und der Mantel in tausend Stücke zerrissen. Sehr starke Patrouillen schlossen jetzt diejenigen, welche diese Gewaltthaten verübt hatten, ein; die Straße Barlaimont, welche schnurgerade, eben und breit ist, verschaffte den Soldaten, welche von beiden Seiten vorrückten, den Vortheil, das Volk mit Erfolg anzugreifen. Allein der Polizeidirector war bennahe eben so sehr gehaßt als Libry, und es kam eine ziemliche Anzahl rechtlicher Bürger herbei, um die Plünderung seines Hauses mit anzusehen. Dieser Umstand bewog die Officiere, nicht gegen diejenigen Gewalt zu gebrauchen, welche die Straße anfüllten, man zwang sie bloß, sich zu zerstreuen. Auf einer andern Seite der Stadt zog ein Haufe Volks von denen, welche sich von dem Königsplatze entfernt hatten, gegen das Hotel des Justizministers, der gewöhnlichen Wohnung des Herrn van Maanen, wann er sich zu Brüssel befand. Es scheint, als habe die Thürsteherin in ihrem Schrecken das Haus von selbst geöffnet, weßwegen man auch, ohne sie zu mißhandeln, in das Innere eindrang; man half ihr sogar ihre Sachen wegtragen, obgleich sie von vielen Leuten als die vertraute Agentin des Ministers angesehen wurde, und sogar eingethürmt worden war, als überwiesen, von den Blutstellern bestochen worden zu seyn, was einen offenen Bruch zwischen dem Generalprocurator und dem Herrn van Maanen, so wie des ersteren Ungnade herbeiführte.

Die Verwüstung des Hotels des Justizministers begann sogleich unter dem Rufe: Nieder mit Maanen! Dieß war eine Sache, die vielleicht merkwürdiger war als alle vorangegangenen, sowohl durch die Größe des Gebäudes, als

durch die Schönheit der zertrümmerten Möbel und die Wuth des Volkes. Hauptsächlich war aber eine Frau durch die an Wuth gränzende Freude bemerkbar, womit man sie Vorhänge und Draperien der Fenster herabreißen sah. Der Keller des Ministers wurde eben so wenig als Libry's Keller respectirt, und trug, obgleich er nicht so gut versehen war als jener, dazu bei, die Plünderer vollends zu erhitzen. Alles wurde zertrümmert und zu Grunde gerichtet, und die bewaffnete Macht, welche das Volk daran hindern wollte, war zu schwach; man warf sich über sie her, entwaffnete sie und zwang sie zum Rückzuge. Nach diesen ersten Thaten schien sich das Volk zu verstehen, und legte Feuer in dem Hotel an. Bald zeigte sich Rauch; die Menge zog sich heraus, stellte sich um das Hotel her, und erklärte, sie werde sich nicht eher zurückziehen, bis nicht das Gebäude von Grund aus von dem Feuer verzehrt wäre. Das Feuer machte Fortschritte, und schon sah man in der Ferne die Flammen; die Spritzenmeister kamen gegen vier Uhr mit ihren Feuerspritzen an, allein sie wurden gezwungen, nach dem Rathhause umzukehren. Dieses ungeheure brennende Gebäude diente auf diese Weise zum Vereinigungspunkte; es strömte eine große Menge Handwerksleute herbei, die zwar nicht plünderten, sich aber auch nicht zurückzogen.

Bis jetzt hatte die Majorität der Einwohner in den ersten Ausbrüchen der Zügellosigkeit bloß einen tumultuarischen Aufstand, ohne einen wohlüberdachten Plan, erblickt. Als man aber sah, daß die Unordnung fortwährte, und einen etwas ernsthafteren Charakter annahm, so zeigte sich eine allgemeine, unruhige Bewegung unter den jungen Leuten. Man hatte das Beispiel Frankreichs vor Augen, man fühlte, daß man Alles dadurch gewänne, wenn man sich kräftig und einig

zeigte, während eine Niederlage durch die Soldaten ein Flecken des belgiſchen Namens und ein Unglück für das Vaterland wäre. — In der Nacht waren die Büchſenmacher gezwungen worden, die Waffen aus ihren Magazinen herauszugeben, welche das Volk unter ſich vertheilte, einige Gewehre wurden den Soldaten abgenommen, oder von ſolchen weggeworfen, um nicht zum Feuern genöthigt zu ſeyn. — Gegen fünf Uhr Morgens, am 26 Auguſt, entwickelte ſich die bewaffnete Macht etwas mehr. Ein Grenadier- und ein Jäger-Bataillon verbreitete ſich compagnienweiſe in den Straßen, wo die Unruhen am größten waren. Um halb ſechs Uhr wurden die bewaffneten Bürger mit den Grenadieren, dort wo ſich die Kaiſer- und Steinbruchſtraße mit der Magdalenen- und Schloßbergſtraße kreuzten, handgemein. Es wurden drei Bürger getödtet, und nur ein einziger Grenadier wurde aus Unvorſichtigkeit eines Soldaten des zweiten Gliedes verwundet. Allein der Muth war auf Seite der Bürger, die, troß des kleinen Verluſtes, muthig vorrückten. Die Soldaten zogen ſich vor ihnen zurück, obgleich ſie zahlreicher waren als ihre Verfolger. — Indeß ging es auch auf andern Punkten los, und obgleich der Angriff nicht lebhaft war, ſo zog doch jene bewaffnete Macht durch die Straßen, feuerte mehrmals, ſchoß manchmal in die Luft, allein auch öfters in die Volkshaufen; dieſes wiederholte Feuer erſchallte in der ganzen Stadt und verbreitete weithin Beſtürzung; alle Häuſer waren geſchloſſen und alle Fenſter mit Frauen und Neugierigen beſetzt. — Gegen zehn Uhr Morgens hatten ſich mehrere ehrbare Bürger bei ihrem Magiſtrat auf dem Rathhauſe eingefunden, um Waffen zu verlangen und darum zu bitten, die Truppen zurückzuziehen, indem ſie zahlreich genug wären, das Volk zu beſchwichtigen.

Ihre Bitten wurden, wie es sich gebührte, von dem Magistrate aufgenommen, er führte sie nach der Niederlage bei den Annunciaden. Im Innern dieses Gebäudes befand sich Linien-Infanterie und Dragoner, welche bereits einen Angriff des Volkes zurückgewiesen hatten. Sie ließen jedoch die wohlgekleideten Bürger einen nach dem andern herein, welche sich sodann mit Waffen versahen; allein nach Maßgabe, daß diese kleine Anzahl Bürger-Patrouillen zu bilden suchten, wurden sie selbst angegriffen, und von den wüthenden Handwerkern, welche sich der Flinten bemächtigen wollten, um gegen die Soldaten zu kämpfen, entwaffnet. Als endlich die Menge von Neuem zu einem Angriffe auf die Annunciaden-Kirche schritt, drang sie im Sturme in das Gebäude und bemächtigte sich der Waffen. Glücklicherweise fanden sich deren so viele vor, daß sich auch noch eine Anzahl Bürger, die von allen Seiten herbeiströmten, damit bewaffnen konnte.

Während dieser Zeit machten die auf dem Platze Grand-Sallen aufgestellten Jäger der Garde, von einigen, durch den Anblick des Blutes aufgereizten Bürgern angegriffen, ein öfteres wohl unterhaltenes Pelotonfeuer. Der Kampf war auf diesem Platze schrecklich, denn das Volk wich nicht, obgleich es keine Munition hatte, und man sah mehrere Männer, so oft einer fiel, hervorspringen, um seine Waffen aufzulesen. Allein die Generale, von dem was sie sahen in Schrecken gesetzt, verzichteten auf die Ehre kräftig einzuschreiten. Die Truppen erhielten Befehl zurückzugehen.

Ein Milizbataillon stand vor dem Rathhause, wohin, wie man sagt, ein Adjutant kam, um ihm zu sagen, es solle nicht schließen und sich ergeben, so wie es angegriffen würde. — Der dieses Bataillon befehligende Major erwiederte hierauf, daß

kein Mensch das Recht habe, ihm zu befehlen, seine Waffen auszuliefern, daß er sich aber zurückziehen würde. — Dieser tapfere Mann zog sich auch wirklich mit seinen Soldaten gegen neun Uhr Morgens durch das Thor von Flandern, und begab sich nach Vilvorde, einer kleinen Stadt, zwei Stunden von Brüssel, auf der Straße nach Holland. Außerdem aber, da dieser Abmarsch die Garnison schwächte, machte er die Bürger zum Herrn des Mittelpunktes der Stadt, und es gingen bald von diesem Punkte der Stadt (dem großen Marktplatze) Bürgerhaufen ab, welche sich der Posten an den Gefängnissen, des Theaters u. s. w. bemächtigten.

Die Regenz, die auf dem Rathhause zusammengetreten war, nahm ihrerseits solche Maßregeln, welche ihr am meisten geeignet schienen, die Gemüther zu beruhigen. Hier folgt die Proclamation, welche sie noch an demselben Morgen, an die Einwohner richtete:

„Die Truppen sind aufgefordert worden, sich in ihre Casernen zurückzuziehen: sie haben aufgehört sich in einen beweinenswerthen Kampf zu mischen. — Von heute an ist die Mahlsteuer aufgehoben, und kann durch keine andere Auflage derselben Art, unter welcher Benennung es auch immer sey, wieder eingeführt werden. — Wenn noch sonst eine legitime Forderung gemacht werden kann, so lasse man solche an uns gelangen, wir werden unsere Anstrengungen mit denen der guten Bürger vereinigen, um deren volle Gewährung zu erlangen. — Den Bürgern ist jetzt provisorisch die Bewachung des öffentlichen und Privateigenthums anvertraut, die Obrigkeit apellirt an ihre Ehre und ihren Patriotismus, und verläßt sich auf Beides."

Gegeben in der Sitzung des Stadtraths, den 26 August 1830.

P. Delvaux de Sawe, P. Guylen, Secretärs.

Alles, was Brüssel an Landläufern, heimathlosen Leuten, hauptsächlich aber an Lehrlingen aufzuweisen hat, vereinigte sich mit den Haufen der Sieger, und machte mit Säbeln, Bajonnetten oder Hebeln Parade. Sie traten in die Wirths- und Kaffeehäuser, und ließen sich wie die Herren bedienen. Das Schweizer Kaffeehaus, eines der schönsten in Brüssel, wurde zum Theil verwüstet, weil man die Weigerung der Kellner, Bier herzugeben (man verzapft hier keines) für üble Gesinnung hielt. Man kann nicht gerade sagen, daß bis jetzt die Ausschweifungen schrecklich gewesen wären, weil, trotz dem Rufe: Tod den Holländern, diese wüthende Menge doch Niemand mißhandelte; allein in einer großen Stadt gibt es stets Leute, welche auf Unordnungen begierig sind, Menschen, welche zu Verbrechen aufreizen, und man befürchtete, daß diese sich an die Spitze der Wagehälse stellen möchten.

In diesem äußersten Falle faßten die rechtlichen Bürger theils freiwillig, theils in Folge der Proclamation, den Entschluß, die Ordnung mit Gewalt herzustellen. Sie verließen insgesammt ihre Wohnungen, und begaben sich an die belebtesten Oerter, besprachen sich daselbst, und man sah wie durch einen Zauberschlag eine improvisirte Nationalgarde entstehen. Sie marschirte zuerst nach dem Regierungsgebäude, das man zum Theil verwüstet hatte und abbrennen wollte. Von hier aus schickte sie den freiwillig bezogenen Posten Unterstützung, die siebzehn an der Zahl, die Gefängnisse bewachten, welche nur mit Mühe und Gefahr eine Bande Vagabunden, die gekommen waren, die Thüren zu erbrechen, im

Zaume

Zaume gehalten hatten. Es bildeten ſich Patrouillen, welche im Anfang noch ſelten und ſchlecht bewaffnet waren. Glücklicherweiſe endeten die Leute aus dem Volke, mehr Lärmmacher als übelgeſinnt, nachdem ſie die Erſten dieſer Patrouillen inſultirt, zum Theile damit, daß ſie ſolche nachahmten, und mit den rechtlichen Bürgern fraterniſiren wollten, eine Ehre, die ihnen nach und nach einen Theil ihrer Waffen koſtete, deren man ſich mit ihrem Willen oder mit Gewalt bemächtigte.

Gegen Mittag durchkreuzten die ſtets anwachſenden und zahlreichern Patrouillen der Bürgergarde die Stadt in jeder Richtung, ſtellten ſich ſectionsweiſe auf, und beeilten ſich, ſich der Nachtpoſten zu bemächtigen. Es geſchahen nur noch einige Schüſſe in die Luft; die Truppen zogen ſich nach dem Palaſte zurück, wo ſich die königliche Garde concentrirte, oder gingen, auf jeden Widerſtand verzichtend, in ihre Caſernen. Indeß waren doch einige Soldaten genöthigt, aus den Fenſtern der Caſernen auf die verſammelten Menſchen zu ſchießen, allein das dauerte nur wenige Augenblicke. Gegen drei Uhr wehte die alte brabantiſche Fahne, roth, orange und ſchwarz, auf dem Rathhauſe, und die Detaſchements der Bürgergarde wählten ſolche zum Vereinigungszeichen. Des Abends wurden alle Häuſer erleuchtet, und die Stadt war die ganze Nacht ruhig; allein man erfuhr, daß dieſe Ruhe durch den Auszug der Vagabunden entſtanden war, welche weggegangen waren, um die Fabriken außerhalb der Stadt anzuzünden: in den Fabriken innerhalb der Stadt wurden einige Maſchinen zerſtört. Gegen acht Uhr Abends zeigte ſich ein aus ungefähr 120 Perſonen von dem Pöbel von Brüſſel beſtehender Haufe vor der Fabrik des Herrn Th. Wilſon zu Ucele, und ſagte dem Vorſteher, daß er gekommen ſey, um die Maſchinen zu zer-

ſtören. Herr Wilſon beſchwichtigte ſie mit Geld. Aber einige Augenblicke hernach erſchien ein zweiter Haufe, zerſchlug Thüren, Fenſter, das ganze Meublement, und verwüſtete es gänzlich. Von hier aus zog der Haufe nach der Fabrik und legte an verſchiedenen Orten Feuer ein; hier gelang es aber, des Haufens zum Theile Meiſter zu werden, und mehrere Gebäude wurden erhalten. Ein andrer Haufe, welcher die Fabrik des Herrn Bosdever und Bal zu Foret verwüſtet hat, war unter den ſchrecklichſten Drohungen aus Hal ausgezogen. Es war die Rede davon, dieſe Herren lebendig zu verbrennen, und ihre Maſchinen zu zertrümmern; glücklicherweiſe gelang es aber denſelben, ſich mit dem, was ſie ſchnell zu ſich ſtecken konnten, über einen Bach zu retten. Madame Bal, welche eine Unpäßlichkeit zurückhielt, wurde auf einer Matraze zu dem Geiſtlichen der Gemeinde gebracht; jetzt wurde die Fabrik angezündet und die Wohnung geplündert. Was nicht weggeſchleppt werden konnte, wurde verdorben. Man ſchätzt den Schaden auf 150,000 Gulden.

Unterdeſſen wurde in Brüſſel ſelbſt durch das thätige Einſchreiten der Bürgergarde die Ordnung hergeſtellt. Freitag am 27 Auguſt waren die Bürger gänzlich Herr der Stadt, die Marktleute wurden beſchützt, Wagen gingen aus und ein. Der Baron Emanuel Hooghvorſt wurde zum Commandanten der Nationalgarde ernannt, ein energiſcher Mann, der das allgemeine Vertrauen genoß. Der Pöbel, ausgezeichnet durch die bekannten blauen Fuhrmannshemden, die ſeitdem das Abzeichen der belgiſchen Inſurgenten geworden ſind, ſchrie nach Brod, welches die Bürger unter denſelben vertheilten, und zerſtörte im Park vollends die Arkade, welche man zum Behufe der Illumination aufgerichtet hatte. Die Bürger ſa-

hen ſich genöthigt, auf einige Zuſammenrottungen des Pöbels Feuer zu geben und mehrere Verhaftungen vorzunehmen, weil anders die Ruhe nicht erzwungen werden konnte. Dieß erzeugte aber eine große **Erbitterung des Pöbels gegen die Bürger.**

Die in und um das Schloß aufgeſtellten 2000 Soldaten machten keine Bewegung. Aber es ſchien, als erwarteten ſie nur Verſtärkung. Wirklich wurden von allen Seiten Truppen gegen Brüſſel zuſammengezogen, und bereits waren 1500 Mann in Vilvorde, nahe bei Brüſſel, angelangt. Dieſe kamen aus Antwerpen, wo den Tag vorher eine einzige Haubitze einen Volksauflauf gedämpft hatte, was den Soldaten ein großes Vertrauen gab. Die Brüſſeler Bürger beſaßen damals nur 3000 gute Gewehre, waren durch den ſtrengen Dienſt der letzten Tage abgemattet, und hatten überdieß den Pöbel gegen ſich. Allein was ihnen an wirklicher Macht fehlte, erſetzte **Hooghvorſt** und ſein Anhang durch Charakterſtärke. Er ließ definitiv die brabantiſche Fahne aufpflanzen und begab ſich mit dem Stabe der Nationalgarde aufs Schloß, um den Oberbefehlshaber der holländiſchen Truppen, Grafen **Bylandt**, über den Zweck der Truppenzuſammenziehung zu befragen und ſich dem Einmarſche derſelben in Brüſſel zu widerſetzen. Das Reſultat dieſer Conferenz war, daß Bylandt durch eine Proclamation erklärte, die Soldaten würden nichts gegen die Bürger unternehmen, Sonntag, 28 Auguſt.

3.

Täuschende Unterhandlungen.

Die schnelle Herstellung der Ruhe in Brüssel gewährte eine Basis für Unterhandlungen, die auch sogleich mit der Regierung angeknüpft wurden. Was die Belgier damals begehrten, beschränkte sich auf folgende Wünsche, die man in einer Druckschrift in Brüssel verbreitete; „Aufrichtige und freimüthige Vollziehung des Grundgesetzes, ohne Vorbehalt oder Auslegung zu Gunsten der Gewalthaber; — Entfernung des Ministers van Maanen; — provisorische Aufhebung der Holzgefälle bis zur nächsten Sitzung der Generalstaaten; — ein neues Wahlsystem, durch ein Gesetz bestimmt, in dem die Wahl mehr dem Volke überlassen wird; — Wiederherstellung der Jury; — ein neues Gesetz der juridischen Organisation; — die Verantwortlichkeit der Minister durch ein Gesetz begründet; — ein Gesetz, das den Sitz des hohen Gerichtshofes in den südlichen Provinzen bestimmt; — Einstellung der gerichtlichen Verfolgungen gegen die liberalen Schriftsteller; — Aufhebung aller Verdammungsurtheile wegen politischer Gegenstände; — allen armen Handwerkern soll Brod nach Nothdurft ausgetheilt werden, bis sie ihre Arbeit wieder vornehmen können."

Es war also noch nicht die Rede von einer Trennung Belgiens von Holland, noch weniger von einer Ausschließung des Hauses Oranien. Man wollte nur Abstellung der wesentlichsten Mißbräuche, des Maanenschen Verfolgungssystems. Diese Mäßigung der ersten Forderungen darf nicht übersehen werden, weil sie bewies, daß es dem Könige leicht möglich gewesen wäre, durch ein zeitiges Entgegenkommen die Gemüther wieder zu versöhnen, die er sich erst, wie wir sehen wer-

den, durch Unaufrichtigkeit, Schwanken und endlich durch grausame Härte auf immer entfremdete.

Der Pöbel hatte die Bewegung begonnen, die Bürger hatten dem Motiv derselben ihre Beistimmung gegeben, ohne die dabei vorgefallenen Ausschweifungen zu billigen, vielmehr hatten sie sich das Verdienst erworben, dieselben bestraft und die Ruhe hergestellt zu haben. Nun konnten auch die vornehmen Belgier nicht zurückbleiben; es galt, die Bürger zu unterstützen und der Regierung zu beweisen, daß in Bezug auf die nothwendigen Reformen alle Belgier einstimmig dächten. Es traten daher schon am Sonntag Abend, am 28 August, 40 der angesehensten Einwohner Brüssels zusammen, wählten den Baron Secus zu ihrem Präsidenten und den talentvollen Advocaten Van de Weyer zum Secretär, und beschlossen, eine Deputation an den König zu schicken, ihm die dringenden Wünsche der Belgier ans Herz zu legen. Diese Deputation bestand aus den beiden Grafen von Merode, Palmaert, Secus, Gendebien und Joseph von Hooghvorst. Sie reiste am 29sten nach dem Haag ab, und brachte dem Könige folgende Adresse:

„Sire! Die Unterzeichneten, Ihre ehrfurchtsvollen und getreuen Unterthanen, nehmen sich in den schwierigen Umständen, worin sich die Stadt Brüssel und andere Städte des Königreichs befinden, die Freiheit, fünf ihrer Bürger mit dem Auftrage an Ew. Maj. abzusenden, Ihnen auseinander zu setzen, daß noch nie die guten Einwohner in einer solchen Krise mehr die Achtung Ew. Maj. und die öffentliche Dankbarkeit verdient haben. Sie haben durch ihre Festigkeit und ihren Muth binnen drei Tagen die drohendste Zügellosigkeit gezähmt, und schweren Unordnungen ein Ende gemacht; können aber da-

bei Ew. Maj. nicht verbergen, daß die Unzufriedenheit tiefe Wurzeln geſchlagen hat. Ueberall fühlt man die Folgen des traurigen Syſtems, welches die Miniſter, welche weder unſere Wünſche noch unſere Bedürfniſſe kennen, befolgen. Obgleich wir jetzt Herr der Bewegung geworden ſind, ſo kann doch Niemand den rechtlichen Bürgern von Brüſſel dafür ſtehen, daß ſie nicht ſelbſt die Opfer ihrer Bemühungen werden, wenn die Nation nicht beruhigt wird. Sie beſchwören Sie daher, Sire, bei allen edlen Gefühlen, welche das Herz Ew. Maj. erwärmen, auf ihre Stimme zu hören, und ſo ihren gerechten Klagen ein Ende zu machen. Voll Vertrauen auf die Güte und Gerechtigkeit Ew. Maj. haben ſie ihre Mitbürger an Sie abgeſendet, um die tröſtliche Gewißheit zu erlangen, daß den Uebeln, über die man ſich zu beklagen hat, ſo bald ſie nur bekannt ſind, auch abgeholfen werden wird. Die Unterzeichneten ſind überzeugt, daß eines der beſten Mittel, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, in der Zuſammenberufung der Generalſtaaten beſteht.

Brüſſel, 8 Auguſt 1830.

Der Baron d'Hooghvorſt, Commandant der Bürgergarde; der Baron Secus.

(Folgen noch zwei und vierzig Unterſchriften angeſehener Einwohner.)

Während dieß in Brüſſel vorging, herrſchte in den Provinzen eine große Gährung, denn der Aufſtand der Hauptſtadt hatte ſogleich im ganzen Lande die lebhafteſte Theilnahme und Nacheiferung geweckt. Zuerſt folgte Lüttich dem Beiſpiele Brüſſels, und der Gouverneur dieſer Stadt ſah ſich gezwungen, um größeres Unheil zu verhüten, die alte Landes-

fahne aufzupflanzen und eine Bürgergarde errichten zu laſſen, am 27 Auguſt. Hierauf ſandte auch Lüttich eine Deputation an den König. Daſſelbe that Namur. Zugleich ſandten faſt alle Städte der Südprovinzen Deputationen nach Brüſſel, um den Bürgern der Hauptſtadt Glück zu wünſchen und Hülfe zu verſprechen. Zu Brügge in Flandern brach ein Volksaufſtand aus, und ein noch gefährlicherer zu Verviers, der reichen Fabrikſtadt an der preußiſchen Gränze. Hier pflanzten am 28 Aug. die Fabrikarbeiter die dreifarbige Fahne auf und zerſtörten die Häuſer mehrerer verhaßten Beamten, ſo wie die Maſchinen in den Fabrikgebäuden. Ueberall indeß wurde die Ruhe durch die Bürgergarden wieder hergeſtellt, und die Revolution wäre im Keime erſtickt worden, wenn nicht die unklugen Maßregeln der Regierung die Gährung erneut und verdoppelt hätten.

Die gemäßigten Wünſche erfüllen, billige und durchaus nothwendig gewordene Conceſſionen gewähren, die Deputationen mit einer aufrichtigen und befriedigenden Antwort entlaſſen und mit Beſeitigung des Militärs die Aufrechthaltung der Ordnung vertrauensvoll den Bürgern überlaſſen, — das hätte die Regierung thun müſſen; ſtatt deſſen aber gab ſie zweideutige, falſche Antworten und drohte dem zur Verzweiflung gebrachten Volke mit allem Schrecken der militäriſchen Execution. Während die Deputationen der Belgier noch im Haag waren, um eine friedliche Ausgleichung nachzuſuchen, ließ der König alle disponibeln Streitkräfte gegen Brüſſel aufbrechen, ſeine beiden Söhne, Wilhelm Prinz von Oranien und Friedrich an der Spitze. Antwerpen wurde in Belagerungsſtand erklärt. Im Schloſſe Laeken am 31 Auguſt ließen die Prinzen den Bürger-Commandanten von Brüſſel, Hooghvorſt, zu ſich kommen und erklärten ihm:

„Sie können den braven Bürgern der Stadt Brüssel sagen, daß die Prinzen in der Nähe dieser königlichen Residenz sind, und alle diejenigen, welche sich zu ihnen begeben wollen, mit offenen Armen empfangen werden. Sie sind geneigt, in die Stadt zu kommen, von der Bürgerschaft umgeben und dem Militär gefolgt, das bestimmt ist, ihnen den peinlichen Dienst der Bewachung abzunehmen, sowie die illegalen Farben und Fahnen abgenommen, und die Zeichen, welche durch eine irregeleitete Menge weggenommen wurden, wieder an Ort und Stelle sind.“

Natürlicherweise reizte diese drohende Erklärung die ganze Wuth der Brüsseler Bürger auf, denn Jeder konnte sich denken, was erfolgen würde, wenn die Soldaten einrückten und die Bürger entwaffnet würden. Ein allgemeiner Allarm erfüllte die Stadt, die sich zum kräftigsten Widerstande entschloß und eine neue Deputation, den Baron Secus an der Spitze, zu den Prinzen sandte, um diese von ihrem gewagten Entschlusse abzubringen.

Ihre Beredsamkeit siegte. Alle Deputirten nahmen nach einander das Wort, um den Prinzen die in Brüssel herrschende Gährung zu schildern, und sie beschwörend, eine entschlossene und muthige Bevölkerung nicht aufs Aeußerste zu treiben. Der Fürst von Ligne rief mit lebhafter Bewegung aus, wenn man darauf bestände, in Brüssel mit Gewalt einzudringen, so müsse man zuerst über seinen Leichnam wegschreiten. Ein anderer sagte zum Prinzen von Oranien, er mache ihn für das Blut, das vergossen würde, persönlich verantwortlich. Der Prinz wollte nicht nachgeben, endlich aber, nach einer geheimen Unterredung mit dem Prinzen Friedrich und dem Herrn van Gobbelschroy, entschloß er sich, allein in die Stadt zu

kommen. Dieser edle Entschluß, sich unbewaffnet mitten unter ein empörtes Volk zu begeben, um es durch friedliche Unterhandlungen mit seinem königlichen Vater zu versöhnen, hat überall und bei den Belgiern selbst gerechte Bewunderung erweckt, doch hat er die gehofften guten Früchte nicht getragen, und sein Ruhm wurde durch das spätere zweideutige Betragen des Prinzen wieder verdunkelt.

Während dieß spät in der Nacht auf den 1 September zwischen dem Prinzen und Secus verabredet wurde, arbeitete das Volk von Brüssel die ganze Nacht an Vertheidigungsanstalten und warf, nach dem Beispiele der Pariser, eine große Menge Barricaden auf, um die Soldaten, die man schon am nächsten Morgen erwartete, aufs kräftigste zu empfangen. Die Nachricht, der Kronprinz werde allein kommen, machte diese Anstalten überflüssig, indeß war noch Alles in der höchsten Aufregung, als man den kriegerischen Empfang schnell in einen friedlichen umänderte. Fünftausend Nationalgarden zogen dem Prinzen entgegen, voran die Metzger, mit Beilen auf den Schultern. Mit Piken bewaffnete Bauern folgten, was man nicht hindern konnte, um das gemeine Volk nicht zu reizen.

Um 1 Uhr Nachmittags kam der Prinz bei den ersten Gliedern an, welche vor dem Thore von Laeken standen. Man sagt, Se. königl. Hoheit hätten einen Augenblick gezaudert, ihren Weg weiter fortzusetzen, was gar nicht unwahrscheinlich wäre. Der Bürgergarde waren Tausende aus dem Volke vorgeeilt, beinahe alle in blauen Burgunder-Hemden, und ihre Haltung war sehr feindselig. Die improvisirten Sappeurs und die Piken-Männer, an der Spitze der Bürgergarde, zeigten die scheußliche Seite einer im Aufstande begriffenen Popula-

tion, und wenn auch der Prinz bei diesem Anblicke zurückgeprallt wäre, so könnte er billigerweise nicht des Mangels an Muth beschuldigt werden. Allein der Prinz von Oranien wich nicht zurück. Nachdem er seinen Bruder dreimal hintereinander umarmt hatte, als befürchte er, ihn nicht mehr zu sehen, ging er, bloß von fünf bis sechs Officieren begleitet, vorwärts. Der Empfang, den er an der Spitze der Colonne erhielt, war kalt. Einige Stimmen, welche „Es lebe der Prinz!" riefen, wurden durch das Zischen des Volkes erstickt. Se. königliche Hoheit willigte freundlich in das Verlangen, daß er: Es lebe die Freiheit! rufe, ein, als er aber alsdann verlangte, man solle: Es lebe der König! rufen, blieb Alles still. Das Gitter des Thores von Laeken war geschlossen; man mußte durch die kleine Thüre und die engen Oeffnungen der Barricaden gehen. Der Prinz, obgleich blaß und aufgeregt, ließ sich keine Unruhe anmerken, und unterwarf sich Allem. Er ging jetzt an der Fronte der Garde hinunter und begab sich, immer in kurzem Schritte, nach dem Rathhause. Er grüßte die Bürger mit der Hand und dankte ihnen, die Stadt vor der Plünderung gerettet zu haben, so wie er überhaupt Alles that, um das Mißtrauen zu heben. Man kann nicht glauben, wie sehr dieser Auftritt diejenigen rührte, deren Aufregung nicht so übertrieben war. Der Prinz hat ein Gesicht, das außerordentlich für seine Loyalität einnimmt, und seine Rührung, sein Vertrauen, so wie seine peinliche Lage rührten das Herz der Einwohner und aller Frauen auf das äußerste.

Nach einer kurzen Conferenz auf dem Stadthause wollte sich der Prinz in den Palast begeben. Eine Escorte der berittenen Bürger begleitete ihn; diese Begleitung hätte unheil-

bringend für ihn werden können; denn als der Commandant derſelben beim Ueberſetzen über eine Barricade eine Schildwache heftig mit dem Fuße anſtieß, ſo geriethen ſie in Streit, und der Reiter gab ihr flache Hiebe. Sogleich eilten andere Poſten herbei. Der Ruf: „Haltet ihn! Haltet ihn!“ ertönte in der ganzen Straße, und die Entfernteren, welche den Prinzen beinahe ganz allein im kurzen Galopp ankommen ſahen, glaubten, ihn aufhalten zu müſſen. Man warf mit Steinen, eine Schildwache fällte das Bajonnet; allein es fand kein ernſter Unfall ſtatt, und man entging durch Zufall einem Unglücke, das die Einwohner ewig bereut haben würden.

Während dieſer Zeit hatten die in den beiden Paläſten vereinigten Soldaten eine Brücke über den Graben, der die Stadt umgibt, geſchlagen. Man brach ſie nach dem Uebergange des Prinzen wieder ab. Se. königl. Hoh. ließ die im Schloßhofe bivouakirten Truppen die Muſterung paſſiren. Der Enthuſiasmus, den ſolche hier zeigten, machte glauben, man habe ſie exaltirt; allein die Unruhe, welche einige Perſonen noch zeigten, wurde einige Stunden ſpäter durch folgende Proclamation vermindert.

Proclamation von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Oranien im Namen des Königs.

„Einwohner von Brüſſel! Ich habe mich mit Vertrauen in eure Mitte begeben. Meine Sicherheit iſt vollkommen, da ſolche durch eure Loyalität verbürgt iſt. — Euch verdankt man die Wiederherſtellung der Ordnung; es macht mir Vergnügen, dieſes anzuerkennen, und euch im Namen des Königs dafür zu danken. — Vereinigt euch mit mir, um die Ruhe zu befeſtigen; dann wird kein Soldat in die Stadt rücken, und

ich werde im Vereine mit euren Autoritäten die nöthigen Maßregeln ergreifen, um die Ruhe zurückzuführen.

Eine Commission aus den Herren Van der Fosse, Gouverneur der Provinz, dem Herzog von Urgel, Präsident, de Wellens, Bürgermeister von Brüssel, Hooghvorst, Commandant der Bürgergarde, General d'Aubreme Kokaert, Regierungsmitglied, dem Herzog von Arenberg, und Recvens, Mitglied der Regentschaft, Secretär, bestehend, ist beauftragt, mir ihre Maßregeln vorzulegen. Sie wird Morgen am 2 September um 9 Uhr Morgens in meinem Palaste zusammentreten.

Brüssel, 1 Sept. 1830.

Der Prinz von Oranien.

Der gute Eindruck, welchen diese Proclamation hervorbrachte, dauerte indeß nicht lange, da noch in derselben Nacht die Deputation aus dem Haag zurückkam, zwölf Stunden lang die vom Könige erhaltene Antwort geheim hielt, was man schon als ein übles Zeichen ansah und endlich nachstehenden Bericht bekannt machte, der aufs neue die Gemüther in heftige Gährung brachte: „Dienstag Mittags begaben wir uns in den Palast; Se. Majestät empfing uns mit Wohlwollen, verlangte unsere Vollmachten, und genehmigte den Titel, unter welchem wir erschienen. — Nach Anhörung unserer geschriebenen Vollmacht erwiederte Se. Majestät, daß sie erfreut wären, unsern Wünschen dadurch entgegenzukommen, daß sie die Generalstaaten zu 13 September einberufen würden; da dieß das sicherste und gesetzlichste Mittel sey, die Wünsche aller Theile des Königreichs kennen zu lernen, und den Klagen abzuhelfen. — Nach einigen allgemeinen Betrachtungen gingen wir

in die Auseinandersetzung, und sodann in die Erörterung der verschiedenen Punkte ein, womit ihr uns bei eurem Zusammentritte vom 28sten mündlich beauftragt hattet. — Die Unterredung kam nunmehr auf die Theorien der ministeriellen Verantwortlichkeit und der Unterschrift. Der König erwiederte, daß das Grundgesetz unsere Theorien nicht anerkenne, daß solche gerecht und sogar nützlich seyn könnten; daß sie aber nur durch eine Abänderung des Grundgesetzes und mit Uebereinstimmung der Generalstaaten gemacht werden dürften, welche in doppelter Anzahl einzuberufen wären; daß, da am 15 September die gewöhnlichen Sitzungen derselben statt fänden, ein Vorschlag der Art, entweder auf seinen eigenen Antrag, oder auf Einladung der zweiten Kammer, so wie über alle von uns vorgebrachten, und für das Land nützlichen und vortheilhaften Gegenstände gemacht werden könne. — Auf das Verlangen, etliche Minister, hauptsächlich aber Hrn. van Maanen, zu entlassen, hat Se. Majestät nicht ein Wort zu ihren Gunsten geäußert; Dieselben bezeugten keine üble Laune, noch machten Se. Majestät einen Einwurf gegen die Klagen über sie, die wir ihm weitläuftig auseinander gesetzt hatten. Er machte uns aber bemerklich, daß ihm das Grundgesetz die freie Wahl seiner Minister überlasse, daß er übrigens so lange keinen Entschluß fassen könne, als solcher erzwungen scheine; daß es ihm zu sehr daran liege, die Ehre der Königswürde aufrecht zu erhalten, als daß er das Ansehen haben wolle, er gäbe in etwas nach, wo man ihm die Pistole auf die Brust setze. Er ließ sowohl uns, als die Lütticher Deputirten merken, daß er unsere Forderung in Betracht ziehen werde. (Die Frage unterliegt jetzt der durch den Prinzen von Oranien erwählten Commission, und wir haben die frohe Ueberzeugung, daß solche

vor Ende des heutigen Tages einen Beschluß gefaßt haben werde, der unsere Wünsche erfüllt.) Hinsichtlich des hohen Gerichtshofes sagte Se. Majestät, daß dessen Sitz nach reiflicher Erörterung bestimmt worden sey; daß Sie sich übrigens mit dieser Reclamation beschäftigen, und Mittel ausfindig machen würden, alle Interessen zu vereinigen. — Auf unsere Bitten wegen ungleicher Vertheilung der Aemter, der großen Etablissements und der öffentlichen Verwaltungen, schien Se. Majestät etwas betrübt, und sagte, ohne die Wahrheit der Thatsachen anzufechten, daß es sehr schwer sey, die Administration zu theilen; daß es noch schwerer sey, Jedermann zufrieden zu stellen; daß er sich aber mit diesem Gegenstande beschäftigen werde, sobald die Ruhe hergestellt sey; daß es aber vor Allem schicklich wäre, daß seine Söhne an der Spitze der Truppen in Brüssel einzögen, und den Zustand der Widerspänstigkeit beendigten, dem sie nicht nachgeben könnten, ohne den andern Städten des Königreichs ein gefährliches Beispiel zu geben. — Nach langen Erörterungen über die Uebelstände und sogar das Unglück eines gewaltsamen Einrückens der Truppen in die Stadt, und den Vortheilen einer Convention und Proclamation über dieses Einrücken, und die theilweise Besetzung der Posten der Bürgergarde, lud uns Se. Maj. ein, uns zu dem Minister des Innern zu begeben, und uns bei unserer Rückkunft nach Brüssel den Ministern vorzustellen. Bei dem Schlusse bezeigte Se. Majestät den Wunsch, daß sich Alles so schnell als möglich ende, und sagte uns mit lebhafter Rührung, wie sehr er ein Blutvergießen verabscheue. — Nach einer zweistündigen Audienz verließen wir Se. Majestät und begaben uns zu dem Minister des Innern, der uns, weil er zum Könige mußte, auf Abends 8 Uhr bestellte. Hier fanden dieselben Discussio-

WILLEM II
Koning der Nederlanden

nen statt, und zwar alles mit einer Freimüthigkeit und Offenheit, die uns die größten Hoffnungen gaben. Herr Lacoste bewies uns, daß er ein belgisches Herz habe und von den besten Gesinnungen beseelt sey. — Auf die Anforderung mehrerer Mitglieder des Generalstabs der Bürgergarde, und zufolge der Wünsche Sr. Majestät begaben sich die Herren Joseph Hooghvorst und Gendebien zu dem Prinzen von Oranien, und setzten ihn von dem Resultate ihrer Sendung nach dem Haag und dem Zustande von Brüssel, den sie so beschrieben, wie er ist, ohne ihm irgend etwas zu verschweigen, in Kenntniß. Er versicherte sie, daß er von der Vereinigung der Commission (diese hatte des Morgens statt) die genügendsten Resultate für die Willfahrung der Wünsche des Volkes hoffe. Er hat sie beauftragt, euch zu sagen, daß er sich als Mittelsmann zwischen Se. Majestät und die Bewohner des Südens stellen, und unsere Bitten auf eine Art unterstützen werde, die den schnellsten und vollständigsten Erfolg hoffen ließe. — Wir haben diesen Morgen bestimmt erfahren, daß die im Palaste des Prinzen vereinigte Commission sich thätig mit dem Gegenstande ihrer Mission beschäftigt, und daß uns noch im Laufe des Tages über mehrere Punkte unserer Reclamationen sehr beruhigende Beschlüsse zukommen werden.

Brüssel, 2 September 1830.

Unterzeichnet: Jos. Hooghvorst, Gendebien, Graf Felix de Merode, Baron Friederich Secus, Sohn, Palmert, Vater."

Aus diesem Berichte ersah man, daß der König die Deputation nur mit Redensarten abgefertigt und sich zu nichts ver-

pflichtet habe, während er aufs eifrigste die Zusammenziehung der Truppen vor Brüssel betrieb, die sich auch wirklich täglich im Lager von Vilvorde verstärkten. Von der Anwesenheit des Prinzen in Brüssel wußte der König damals noch nichts. Als er sie erfuhr, scheint sie ihn erschreckt zu haben, und es folgten schnell, wie wir sehen werden, einige Zugeständnisse, die später wieder zurückgenommen wurden, als der Prinz nicht mehr in Brüssel und außer Gefahr war.

Der Prinz selbst gab sich alle mögliche und ernstliche Mühe, den schlimmen Eindruck, den die Erklärungen seines königlichen Vaters auf die Belgier hervorbrachten, zu verwischen. Er erließ mehrere beruhigende Proclamationen, doch dauerte die Gährung fort, und seine Proclamationen wurden sammt dem Berichte der Deputation auf offener Straße verbrannt. Der Pöbel machte sogar schon Anstalt, das Schloß anzugreifen, und konnte nur mit Anstrengung durch die Bürgergarde daran verhindert werden. In dieser kritischen Lage entschloß sich der Prinz zu einem kühnen und großen Schritte, der ganz geeignet war, die Belgier zu beruhigen, ohne daß dadurch die königlichen Interessen gefährdet wurden. Er gab nämlich dem Gedanken einer legislativen und administrativen Trennung Belgiens von Holland, jedoch unter einer und derselben, der Nassauischen Dynastie, seine Zustimmung; ein Gedanke, der sich damals aller Köpfe bemeisterte und das einzige vernünftige Auskunftsmittel schien. Indem der Prinz selbst diese Trennung zuerst erklärte, mußte er sich alle Belgier befreunden, und so schien Vertrauen und Ordnung definitiv wieder hergestellt.

Am 4 September stimmte die von dem Prinzen und dem Herzog von Urgel ernannte Commission über die Trennung Hollands

lands von Belgien ab. Die Commission war darüber einstimmig, und drückte nun dem Prinzen diese Ansicht aus. — Die Abgeordneten der Generalstaaten, welche in Brüssel anwesend waren, wurden in den Palast berufen, um ihre Meinung über den Stand der Dinge zu sagen. Sie erklärten, daß sie der Sitzung im Haag nicht beiwohnen würden, und daß nach ihrer Ansicht die Trennung der beiden Theile des Königreichs unvermeidlich sey. — Jetzt wurde der Generalstab der Bürgergarde, sammt den Deputirten aus allen Sectionen, nach dem Palaste berufen. — Die Deputation der Stadt Lüttich hatte sich ebenfalls dahin begeben. — Nun hatte eine rührende Scene statt, deren Andenken nie verlöschen wird. Der Prinz fragte die Versammlung, was sie wünschte? und alle Anwesenden verlangten mit Einer Stimme die Trennung Belgiens von Holland. Herr Moyard sprach zuerst im Namen der Bürgergarde, und verlangte noch überdieß die unverzügliche Entfernung der Truppen.

Der Prinz: Aber dann versprechen Sie, der Dynastie getreu zu bleiben?

Die Versammlung, mit Enthusiasmus: Wir schwören es!

Der Prinz: Wenn die Franzosen in Belgien einfielen, würden Sie sich mit ihnen verbinden?

Die Versammlung: Nein! nein!

Der Prinz: Werden Sie dann mit mir zu unserer Vertheidigung marschiren?

Die Versammlung: Ja! ja! wir werden es thun.

Der Prinz: Werden Sie mit mir rufen: Es lebe der König!

Die Versammlung: Nicht eher, als bis unsere Wünsche

Gehör gefunden haben; aber es lebe der Prinz! es lebe die Freiheit! es lebe Belgien!

Da zerfloß der Prinz in Thränen, und man umarmte sich gegenseitig mitten in der allgemeinen Begeisterung, und die alten Generale, welche sich in dem frohen Gedränge befanden, konnten ihre Rührung nicht mehr zurückhalten.

Noch an demselben Nachmittage reiste der Prinz nach dem Haag ab, um von dem Könige die Zustimmung zu den Schritten, die er gethan, zu erbitten. Gleich darauf verließen auch alle holländischen Truppen das Schloß von Brüssel.

Unterdessen hatte der König, unmittelbar nachdem er erfahren, daß sich der Prinz am 1sten nach Brüssel begeben, am 3ten den Hauptwunsch der Belgier erfüllt und den Minister van Maanen in Gnaden entlassen, und zugleich die Generalstaaten zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengerufen. Diesen entgegenkommenden Maßregeln entsprachen nun auch ihrerseits die Belgier, und sämmtliche belgische Deputirte beschlossen, sich nach dem Haag in die Generalstaaten zu begeben, in die Holländer dasselbe Vertrauen setzend, das der Prinz von Oranien in die Belgier gesetzt hatte, indem er sich unbewaffnet in ihre Mitte begab. Am 13 September sollten die Generalstaaten eröffnet werden.

Die militärischen Vorkehrungen von Seite der Holländer hielten unterdessen noch immer den Argwohn wach und hinderten eine aufrichtige Beruhigung der Gemüther. In Löwen bewaffnete sich das Volk am 2 September mit Gewalt; in Mons verwehrte am 3ten das Volk den Truppen den Ausmarsch. Lüttich war noch immer in großer Aufregung, und sandte den Brüsselern Waffen und Leute zu. Am 7 September zogen mehrere hundert Lütticher triumphirend in Brüssel ein, lauter

kräftige, derbe Menſchen, wie es der Lütticher Schlag iſt. Dieſe Marſeiller der belgiſchen Revolution ſpielten ſpäter darin eine bedeutende Rolle. Auch von andern Seiten her ſtrömten Menſchen in Menge nach Brüſſel herbei und verſtärkten dieſe Stadt. Viele belgiſche Soldaten gingen aus den Reihen der Holländer mit Sack und Pack über, und nicht minder kamen kriegsluſtige Franzoſen über die nahe Gränze. In Namur herrſchte große Unzufriedenheit, weil der König die Deputation dieſer Stadt gar nicht vor ſich gelaſſen.

Ganz Hennegau, Südbrabant, Lüttich und Namur, ſo wie Luxemburg war in Aufregung und entſchieden für die Trennung von Holland geſtimmt. Oſt- und Weſtflandern verhielten ſich ruhig, ſo wie Nordbrabant, welches von holländiſchen Truppen überſchwemmt war. Oſtende jedoch erklärte ſich für die Trennung. Gent war aus Handelsintereſſe für die Holländer geſtimmt. In Holland ſelbſt dagegen war die Mehrzahl der Bevölkerung eben ſo ſehr wie die Belgier zu einer Trennung geneigt, und die Stadt Amſterdam unterſtützte die Forderung der Belgier in einer Adreſſe. Da ſonach bei weitem die Mehrheit in Holland wie in Belgien dem Vorſchlage des Prinzen von Oranien beiſtimmte, hätte derſelbe in aller Ordnung zur Ausführung kommen können, wenn die Regierung ſich ſchnell und aufrichtig dazu entſchloſſen und die militäriſchen Drohungen eingeſtellt hätte, welche letztere einen ruhigen Gang der Unterhandlungen unmöglich machten, da das belgiſche Volk unmöglich die holländiſchen Kriegsrüſtungen anſehen konnte, ohne Gegenanſtalten zu treffen.

Am 13 September wurden die Generalſtaaten eröffnet. Der König äußerte ſich in der Thronrede: „Von mehreren

Seiten glaubt man, daß das Wohl des Staates durch eine neue Prüfung des Fundamentalgeſetzes und ſogar durch eine Trennung der durch die Verträge und das Fundamentalgeſetz vereinigten Provinzen erzielt werden könne. — Ich wünſchte über dieſen Punkt die Meinung und die Anſichten der ganzen Verſammlung zu erfahren, die ſie mit der Offenheit und Ruhe geben wird, welche die hohe Wichtigkeit der Angelegenheit ſo beſonders erfordert. Indem ich für meinen Theil vor Allem das Glück der Niederlande wünſche, deren Intereſſe die göttliche Vorſehung meiner Sorge anvertraut hat, bin ich ganz bereit, mit der Verſammlung bei den Maßregeln, welche zum Ziele führen können, mitzuwirken. — Allein obgleich völlig geneigt, vernünftige Wünſche zu befriedigen, werde ich dem Factionsgeiſte nichts zugeſtehen, und niemals Maßregeln genehmigen, welche die Intereſſen und die Wohlfahrt der Nation den Leidenſchaften oder der Gewalt zum Opfer brächten."

In dieſer Rede war wieder nichts geſagt, was die Furcht der Belgier vor militäriſcher Execution hätte beſchwichtigen können. Nichts war klar darin und beſtimmt, nichts Vertrauen weckend. Auch glaubten die Belgier allgemein, der König wolle nur Zeit gewinnen, um ſeine Rüſtungen zu vollenden und dann über ſie als Rebellen herzufallen. Dieſe unklare, zweideutige Thronrede, verbunden mit den fortwährenden Rüſtungen, vermehrte den Argwohn und erneuerte die Gährung. Die Belgier erließen zwei dringende Adreſſen an ihre Deputirten im Haag. Die erſte lautete: „Die Unterzeichneten, die Einwohner von Brüſſel, Lüttich, Löwen, Luxemburg, Namur, Neufchateau, Aloſt, St. Trond, Roulers, Tirlemont, Jodoigne, Dinant, Thielt ꝛc.: — In Rückſicht auf die Thronrede, und in Erwägung der von Stunde zu

Stunde drohendern Gefahr eines Bürgerkriegs, der immer wachsenden Spannung und Erbitterung der gewerbtreibenden Classe und der Arbeiter, bitten ihre Abgeordneten, Alles aufzubieten, um ohne Verzug in der Adresse auf die Thronrede oder auf irgend eine andere Weise den Grundsatz der Trennung des Nordens vom Süden anerkennen zu lassen, und zugleich auf die unverzügliche Entfernung der in den belgischen Provinzen stationirten holländischen Truppen zu dringen."

In der andern hieß es: „Die Thronrede, weit entfernt, die Einwohner von Brüssel zu beruhigen und zu befriedigen, hat vielmehr die Gährung und das Mißvergnügen des Volks auf den höchsten Gipfel gebracht. Die Rede, die man mit Beklommenheit erwartete, scheint zu beweisen, daß die Regierung ihre Stellung, den Provinzen gegenüber, so wie die Nothwendigkeit, durch ein System hervorleuchtender Freimüthigkeit und Loyalität, Ruhe und Vertrauen in dieselben zurückzuführen, noch immer nicht begriffen hat. — Während Sie sich allen Forderungen einer strengen Gesetzlichkeit unterwerfen, und sich zur Vertheidigung unserer Sache nur der Waffen der Vernunft bedienen, vergrößern sich die bewaffneten Schaaren um uns immer mehr. Die Rede vom Throne fordert Sie sogar auf, dieselben unter den Waffen zu erhalten. Sind wir denn einer friedlichen Beilegung feind? Sind wir rebellische Unterthanen, die man unnachsichtlich wieder unter das Joch beugen muß? Sie kennen unsere constitutionellen und gerechten Absichten: mit Holland auf gleichen Fuß gestellt zu werden, da wir einen so ansehnlichen Theil an dessen Staatsschuld tragen, ist das einzige Begehren jener verwegenen Aufrührer, die man mit so drohenden Rüstungen umgibt."

Aber diese dringenden Ermahnungen blieben fruchtlos.

Es herrschte im Haag eine solche Gehässigkeit und Erbitterung gegen die Belgier, daß die Abgesandten, welche jene Adresse den Deputirten überbringen sollten, von diesen gebeten wurden, sich eiligst wieder zu entfernen, wenn sie ihres Lebens sicher seyn wollten. Während der Hof am 14 September, dem Tage nach Eröffnung der Generalstaaten, die Vermählung der Prinzessin Mariane mit dem Prinzen Albrecht von Preußen feierte und Feste gab, weigerten sich die holländischen Deputirten, die Mehrheit in den Generalstaaten, in Gegenwart der belgischen Deputirten über die „Rebellion" zu sprechen. Nach ihrer Ansicht sollte erst in Belgien wieder Alles zur alten Ordnung der Dinge zurückgekehrt seyn, ehe man das Grundgesetz ändern könne. Und während so die Debatten ganz fruchtlos blieben und nur die Erbitterung vermehrten, wurde der holländische Pöbel im Haag nicht gehindert, sich Kränkungen gegen die belgischen Deputirten zu erlauben. Kaum konnten diese ein Obdach finden, nirgends sich zeigen, ohne gehöhnt zu werden, und einer unter ihnen, Herr von Gerlache, wurde sogar thätlich insultirt. Aus Besorgniß, sämmtliche belgische Deputirte möchten von den Holländern als Geiseln zurückbehalten werden, floh Herr von Straffart. Endlich, zum Beweise, wie wenig Ernst es der Regierung mit den Anfangs zugestandenen Concessionen gewesen, wurde van Maanen wieder zum Staatsminister und Präsidenten des ersten Gerichtshofs ernannt.

Gewiß lag es nur an der Regierung, wenn sie nicht aufrichtig auf den Trennungsvorschlag des Prinzen von Oranien einging und den belgischen Deputirten in den Generalstaaten eine würdigere Aufnahme bereitete, die einzigen Mittel, ge-

genſeitiges Vertrauen, Ordnung und Frieden herzuſtellen. Indem ſie die Unterhandlungen durch Mißhandlungen und Gewaltsmaßregeln abſchnitt, machte ſie es den friedlich geſinnten Deputirten und wohlhabenden Bürgern unmöglich, die niedern Claſſen im Zaume zu halten, deren Leidenſchaften ſo leicht und heftig ſich entzünden, wenn ſie glauben, daß man ſie betrogen habe.

Das ſtrenge Urtheil der Geſchichte iſt: Die Regierung that nichts, um den Bürgerkrieg zu verhindern, Alles, um ihn unvermeidlich zu machen.

4.

Dreitägige Schlacht in Brüſſel.

Bei den Lüttichern, dem roheſten und zugleich kräftigſten belgiſchen Volksſtamme, brach der Zorn zuerſt aus. Hier überwarf ſich am 15 September der erbitterte Pöbel mit der Bürgergarde, der überhaupt in jenen Tagen überall der Vorwurf zu nachgiebiger Schwäche gemacht wurde, und die man für unfähig hielt, allein ohne Zuziehung des bewaffneten Pöbels dem nahe bevorſtehenden Angriffe der Holländer zu widerſtehen. Hierauf ſtürmten die Lütticher am 20ſten ihre von königlichen Truppen beſetzte Carthauſe, eroberten dieſelbe und rüſteten ſich zu einem Auszuge gegen die Holländer, um durch dieſe Diverſion den Brüſſelern beizuſtehen. Auch in Mons, Namur, Löwen herrſchte große Unruhe.

In Brüſſel ſelbſt ſtieg die Gährung am höchſten. Die hoffnungsloſen Nachrichten aus dem Haag und die Bewegung der holländiſchen Truppen vor der Stadt ließen an einem friedſ-

lichen Ausgange gänzlich verzweifeln, und in den Bürgergarden, die nur aus wohlhabenden Bürgern bestanden, sah das gemeine Volk nur eine schwache Schutzwehr gegen die Truppen, ja es besorgte von ihnen Verrath. Am 19 September zog eine Anzahl Lütticher aus Brüssel aus, plänkelte mit den Holländern und erbeutete einige Pferde. Die Brüsseler Behörden schickten diese Pferde mit einer Entschuldigung an den Prinzen Friedrich zurück; aber dadurch machten sie sich dem durch den Club und durch die Lütticher beherrschten Volke nur noch mehr verhaßt und verdächtig. Am 20sten brach daher ein allgemeiner Sturm des gemeinen Volks gegen die Bürger aus. Die Lütticher an der Spitze, entwaffnete der Pöbel alle Posten der Bürgergarde, bemächtigte sich des Rathhauses und aller Waffenvorräthe, und löste die Sicherheitscommission auf, an deren Stelle eine provisorische Regierung trat. Man erwartete Herrn von Potter aus Paris, und stellte ihn vorläufig an die Spitze dieser Regierung, die sich am 21sten proclamirte, und aus folgenden Mitgliedern bestand: de Potter, Advocat van Meenen, Advocat Gendebien, Baron von Stassart, Advocat Raikem, Graf d'Oultremont, Graf von Merode, Advocat van de Weyer.

An demselben Tage (21 Sept.) erließ Prinz Friedrich aus Antwerpen eine Proclamation an die Brüsseler, worin er verfügte: „Die Nationaltruppen werden in Brüssel einrücken. — Die von den Bürgern besetzten Posten werden den Truppen übergeben. — Die von einem Theile (?) der Bürgergarden angenommenen Farben werden abgelegt. — Alle Mitglieder der Civilbehörden und die Chefs der Bürgergarde werden persönlich verantwortlich gemacht für jede Widersetz-

lichkeit gegen die Truppen. — Alle Individuen, welche sich den Truppen widersetzen, werden Criminalgerichten überliefert.“

Diese Proclamation verbreitete Schrecken in Brüssel bei Allen, die etwas zu verlieren hatten, während sie den Zorn und den Muth derer steigerte, die Gewalt mit Gewalt zu vertreiben fest entschlossen waren. Sehr edel benahm sich Baron d'Hooghvorst, indem er, obgleich kurz vorher durch die Entwaffnung der Bürgergarden von der herrschenden Partei schwer beleidigt, doch mit derselben zur gemeinschaftlichen Vertheidigung sich verband, und sich unter den Trümmern des Rathhauses begraben zu wollen erklärte. Man läutete die Sturmglocke, hing schwarze Fahnen aus, errichtete in allen Straßen neue Barricaden. Die Lütticher und andere Freiwillige, immer als die kühnsten voran, zogen schon am 22 September aus der Stadt den Truppen entgegen, und plänkelten mit denselben, indem sie sich bis Dieghem vorwagten und erst bei einbrechender Nacht zurückkehrten. Um noch einmal durch Unterhandlungen dem Bürgerkriege zu begegnen, begaben sich in derselben Nacht Ducpetiaux, Präsident des damals herrschenden Clubs, und Evérard in das Hauptquartier, aber der Prinz ließ sie, die Rechte der Parlamentärs mißachtend, sogleich in Ketten werfen und nach Antwerpen schicken, eine Handlung, die nicht wenig dazu beitrug, den Haß der Belgier gegen den Prinzen zu steigern und den Widerstand hartnäckiger zu machen. Die Brüsseler ersahen daraus, wie man sie behandeln würde, wenn sie unterlägen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich aufs verzweifeltste zu wehren.

Am folgenden Morgen, am 23 September, rückte Prinz Friedrich mit 6- bis 7000 Mann gegen das Schaerbecker Thor. Dieses Thor konnte von den Bürgern nur unbedeu-

tend befeſtigt werden, da es, von offenem Terrain umgeben, von den Belgiern in die Flanke genommen wurde. Von dieſem Thore führt die lange und breite Königsſtraße (rue royale), die ebenfalls viele leere Zwiſchenräume darbot, in den großen und offenen Park und auf den Königsplatz (place royale) im obern Theile der Stadt, der gleich einer Citadelle die untere beherrſcht, wo die Truppen ſich concentriren und von wo aus ſie ſich leicht nach allen Richtungen hin bewegen und in alle Straßen der untern Stadt feuern konnten. Dieſer Angriffsplan war alſo ſehr gut berechnet. Auf der andern Seite ſollte eine Truppencolonne durch das Löwener Thor in die Stadt dringen und, die breiten Boulevards durchziehend, ſich mit den Truppen im Park und auf dem Königsplatze vereinigen. Noch kleinere Abtheilungen ſollten durch die Thore von Laeken und Flandern eindringen. Die Bürger ihrerſeits ſahen ſich außer Stande, da ſie nicht genug Kanonen und regelmäßiges Militär hatten, den obern Theil der Stadt kräftig zu vertheidigen, denn die offene Lage dieſes Theils geſtattete den Straßen- und Häuſerkrieg nicht, den ſie mit Vortheil nur in den engen und dichten Gaſſen der untern Stadt führen konnten. Sie concentrirten alſo ihre ganze Macht hinter den Barricaden der untern Stadt, und erwarteten hier den Feind.

Um ſieben Uhr Morgens fingen die Holländer an, das Schaerbecker Thor zu beſchießen, das nur von zwei Kanonen und etwa 200 Lüttichern und Freiwilligen vertheidigt, durch Flankenangriffe aber bald genommen wurde. Als die Holländer in dichter Colonne die Königsſtraße hinaufrückten, feuerten die fliehenden Lütticher noch drei Kanonenſchüſſe gegen ſie, die ihnen viele Leute tödteten. Hierauf beſetzten

die Holländer den Park und die umliegenden Paläſte ungehindert. Erſt als ſie ſich links in die Straßen warfen, um ſich mit den durch das Löwener Thor eingedrungenen Truppen zu vereinigen, wurden ſie, namentlich in der Straße Notre Dame aux Neiges hitzig empfangen. — Die Colonne des Generals Trip bemächtigte ſich nach kurzem Gefechte des Löwener Thors, wurde jedoch in der Löwener Straße durch Barricaden und ein tüchtiges Gewehrfeuer empfangen, worauf ſie ſich nach dem Boulevard zog und von hier aus den Park glücklich erreichte. Die Holländer hatten nun zwar die Hauptpoſition in der Stadt beſetzt, allein ſie wurden auf allen Punkten, wo es möglich war, angegriffen, und ſelbſt durch die Verrammlungen in der innern Stadt am weitern Vordringen gehindert. Die Lütticher, die ſich auf der Königsſtraße zurückgezogen hatten, faßten in einer Seitenſtraße Poſto, und es gelang ihnen ſogar, als die holländiſche Garde eben vorübergezogen war, ſich eines Theils der Königsſtraße ſelbſt wieder zu bemächtigen, und durch Verrammlungen die ſchon eingezogenen Truppen von den nachfolgenden abzuſchneiden, während eine andere Abtheilung Bürger am Schaerbecker Thore von Neuem die ankommenden Truppen beſchoß. Noch andere unterhielten vom Obſervatorium aus zwiſchen dem Schaerbecker und Löwener Thor ein regelmäßiges Feuer auf die Truppen, die zwiſchen dieſen beiden Thoren communicirten, und endlich entſpann ſich ein heftiger Kampf am Königsplatze. In dem Winkel, der dieſen Platz vom Park trennt, hatten ſich Freiwillige und Bürger in die Häuſer gewagt, und der Lütticher Kanonier Charlier, das hölzerne Bein genannt, feuerte an der eiſernen Brücke, etwas hinterwärts, mit Kartätſchen auf die Soldaten. Umſonſt ſuchten dieſe auf

dem Königsplatze vorzudringen, das mörderiſche Feuer aus den Häuſern warf ſie zurück.

Inzwiſchen griffen friſche holländiſche Truppen die Stadt von Außen an. Eine Colonne von 1100 Mann, die durch das Thor von Laeken einzudringen verſuchte, fand an den Barricaden ſo heftigen Widerſtand, daß ſie ſich in Unordnung zurückzog. Eine andere, aus 700 Mann Infanterie und 400 Huſaren beſtehend, drang glücklich durch das Thor von Flandern und riß die erſten Barricaden nieder. Man ließ ſie gewähren, um ſie noch tiefer in die engen Gaſſen zu locken. Da plötzlich an der Mönchsbrücke wurden ſie durch neue Verrammlungen aufgehalten und zugleich aus allen Häuſern beſchoſſen und mit Pflaſterſteinen, Kalk und ſiedendem Oel überſchüttet. Die ganze Colonne wurde getödtet, gefangen oder in die Flucht geſchlagen.

Dieſer Sieg ermuthigte die Bürger, und ſie drängten ſich in Maſſe nach dem Königsplatze, dem wichtigſten und gefährlichſten Punkte. Der Widerſtand, den ſie hier, unter Anführung des hölzernen Beins, leiſteten, hinderte die Holländer wirklich am weitern Vorrücken auf dieſer Seite. Um den tapfern Vertheidigern des Königsplatzes in die Flanke zu kommen, drangen die Holländer durch das Thor von Namur, wurden aber auch hier in den Straßen aufgehalten. Dagegen gelang es den Holländern, unter heftigen Anſtrengungen am Ausgange der Löwener Straße durchzubrechen und die Caſerne der Lütticher zu erreichen, welche ſie ſogleich in Brand ſteckten. Aber die Furcht, das daſelbſt befindliche Pulver werde die ganze Stadt in die Luft ſprengen, trieb die Bürger augenblicklich in den Kampf zurück, und die Holländer wurden verjagt, das Feuer gelöſcht.

Hatten anfangs die Lütticher und andere herbeigeſtrömte Freiwillige, die blauen Hemden, das Meiſte geleiſtet, ſo entflammte nun auch immer mehr der Zorn und Muth der Bürger, aufgeregt durch die Plünderung, welche ſich die holländiſchen Soldaten erlaubten, und ſtolz auf die bisherigen Erfolge der Vertheidigung. Prinz Friedrich, die Mißlichkeit ſeiner Lage einſehend, ſandte am Abend einen Parlamentär in die Stadt, der aber als Geiſel für Ducpetiaux zurückbehalten wurde. Doch ſuchten zwei Bürger, die ſich zum Prinzen begaben, Unterhandlungen anzuknüpfen, und ſchon war der Abzug der Truppen in Berathung, als der Prinz erfuhr, es fehle den Bürgern an Munition, und ſie würden auf die Dauer die Stadt nicht halten können. Dieß bewog ihn, auf ſeinem Poſten zu bleiben.

Während der Nacht aber verfertigten die Bürger aus dem Pulver in der Lütticher Caſerne (Annunciaden-Kloſter) neue Patronen, und viele Freiwillige aus der Umgegend zogen durch die von den Holländern nicht beſetzten Thore in die Stadt, wodurch Zahl und Muth der Brüſſeler anſehnlich verſtärkt wurden. Hooghvorſt, Rogier und Jolly übernahmen in dieſer Kriſe die Regierung und Leitung des Widerſtandes. — Die Holländer benutzten die Nacht ebenfalls, ſich in den Häuſern an der Bibliothek feſtzuſetzen und die Löwener Straße zu entwaffnen. Belgiſche Blätter beſchuldigen die Holländer, in dieſer Nacht abſcheuliche Verbrechen gegen Wehrloſe begangen, und namentlich in einem engliſchen Penſionshauſe, worin ſich die Töchter ausgezeichneter engliſcher Familien befanden, die ſchamloſeſten Gräuel verübt zu haben. Holländiſche und engliſche Blätter widerlegten dieſe Gerüchte als bloß erſonnen, die Volkswuth noch mehr zu entflammen.

Am 24ſten begann der Kampf von Neuem, und zwar am heftigſten in der Gegend des Parkes und Königsplatzes, wo das Volk fortwährend die Soldaten aus den Häuſern und Straßen beſchoß und an weiterm Vordringen hinderte. Erſt am Abend gelang es den Truppen, durch das Uebergewicht ihres Geſchützes, ſich des Hotels Bellevue zu bemächtigen, von wo aus ſie den ganzen Königsplatz beherrſchten. Auch ſteckten ſie vom Parke aus die Reitſchule des Herrn Lyons in Brand. Doch bemühten ſie ſich vergeblich, in der Oranienſtraße vorzurücken. Nach ſo langem Kampfe trat am Abend wechſelſeitige Ermattung ein.

Die Bürger wurden unterdeſſen immer aufs Neue durch Freiwillige vom Lande verſtärkt und, um in ihre Vertheidigung die nöthige Einheit zu bringen, wählten ſie denſelben Abend noch den berühmten Abenteurer, Don Juan van Halen, einen ſpaniſchen Officier und ehemaligen Adjutanten Mina's, aber von belgiſcher Abkunft, zum Oberbefehlshaber, als den ausgezeichnetſten Militär, der ſich damals in der Stadt befand.

Auch der Prinz erwartete Verſtärkungen, erhielt ſie aber nicht, weil ihnen unterwegs der Weg verſperrt wurde. Schon am 22 September unternahmen die Einwohner von Lüttich einen Zug nach Orcye, wo ſie ein Detachement Holländer überfielen und zerſprengten. Am 25ſten rückten die nach Brüſſel beſtimmten holländiſchen Verſtärkungstruppen aus Tongers vor Löwen, wurden aber hier von den Einwohnern blutig empfangen und zurückgeſchlagen.

Der Morgen des 25 Septembers verging in Brüſſel ruhig. Nachmittags aber veranſtaltete Don Juan van Halen einen allgemeinen und energiſchen Angriff auf die Holländer. Eine

Compagnie, die den im Palaſte Bellevue aufgeſtellten Truppen zu Hülfe kommen ſollte, wurde faſt ganz aufgerieben, der Palaſt ſelbſt von den Bürgern wieder erobert. Doch gelang es den Letztern nicht, weitere Fortſchritte zu machen. — Am 26ſten Morgens griffen die Bürger die Truppen am Bibliothekgebäude an, indem ſie ſich in die benachbarten Häuſer von Speicher zu Speicher durchgebrochen hatten. Die Holländer aber, einen letzten verzweifelten Kampf wagend, rückten in geſchloſſenen Colonnen aus dem Park in die Königsſtraße, wo die Bürger ebenfalls in Maſſe aufgeſtellt waren. General Mellinet, ein verdienter Artillerieofficier der alten Napoleoniſchen Armee, hatte es übernommen, das Geſchütz der Bürger zu leiten, verbarg es anfangs hinter der Colonne, ließ es dann, als die Holländer vorrückten, plötzlich demaskiren, und brachte durch ein wohlgerichtetes und nahes Kartätſchenfeuer denſelben eine große Niederlage bei. Sie flohen zurück, aber Mellinet ließ nun eine Kanone in dem Palaſte Bellevue ſo geſchickt aufſtellen, daß er von hier aus die Truppen im Parke ſicher beſchießen und ihnen immer neuen Verluſt beibringen konnte. Dadurch kühn gemacht, verſuchte das Volk einen Sturm auf den Park, doch wurde derſelbe von der holländiſchen Garde abgeſchlagen. Man ſtürmte indeß immer von Neuem, da das Volk, und beſonders die neu angekommenen Wallonen in gränzenloſer Wuth waren. Indeß hielten ſich die im königlichen Schloſſe und Park aufgeſtellten Holländer durch die Ueberlegenheit ihrer Artillerie, indem ſie nach allen Seiten ſchoſſen und die im Bereich ihres Feuers liegenden Häuſer in Brand ſteckten. Auch die Bürger ſahen ſich genöthigt, um die Soldaten aus dem Palaſte der Generalſtaaten zu vertreiben, den benachbarten Palaſt des Finanzminiſteriums anzuzünden. Als Prinz Friedrich das Feuer

ſo nahe an dem Palaſte ſeines königlichen Vaters, und ſeine Truppen überall eingeſchloſſen und erſchöpft ſah, ſoll er vor Zorn geweint haben. Der Kampf dauerte bis in die Nacht, ſehr viele Menſchen kamen von beiden Seiten um, und die brennenden Paläſte beleuchteten das Schlachtfeld. Erſt um 2 Uhr nach Mitternacht wurde das Feuer eingeſtellt, und um 4 Uhr Morgens am 27 September flüchtete ſich der Prinz mit dem Reſte ſeiner Truppen in aller Stille aus der Stadt, ſo übereilt, daß viele Schildwachen zurückgelaſſen wurden, die den Bürgern in die Hände fielen, aber nicht mißhandelt wurden. Eine Diviſion Holländer ſtieß ein Freudengeſchrei aus, als ſie das Thor von Brüſſel im Rücken hatte. Die Truppen waren im höchſten Grade entmuthigt und erſchöpft. Sie zogen ſich auf Antwerpen zurück, wo ſie am 2 October ankamen. Man erlaubte ſich damals jeden Hohn gegen Holland, und erzählte ſich unter Anderm, der Herzog von Wellington habe geſagt: „Wenn die Belgier die Holländer nicht ſchlagen können, wen zum Teufel ſollen ſie denn ſchlagen?“

5.

Die Trennung Belgiens von Holland.

Am 27 September kam Herr von Potter in Brüſſel an, wurde mit lautem Jubelrufe empfangen und trat an die Spitze der proviſoriſchen Regierung. Seine Proclamationen lauteten ganz republicaniſch.

Ganz Belgien folgte dem Beiſpiele Brüſſels. Am 26 September empörte ſich Oſtende und zwang in den folgenden Tagen die Holländer zum Abzuge. Am 27ſten empörte ſich

Brügge

FREDERIC
Prince de Nederlande.

Brügge und wurde das Fort Ath von den Belgiern eingenommen. Am 28sten empörte sich Tournay und wurde das Corps des holländischen Generals Cort-Heiligers, das eine Demonstration gegen Tirlemont machte, bei diesem Orte von den Belgiern blutig empfangen. Am 29sten empörten sich die wichtigen Städte Gent und Mons. In letzterer Festung gingen die belgischen Soldaten mit lautem Zurufe zum Volke über, und der Rest, 300 Holländer, wurde gefangen. Am 30sten schlugen die Lütticher ein von Maestricht abgeschicktes Corps Holländer zurück, welches der holländischen Besatzung der Citadelle von Lüttich hätte Lebensmittel zuführen sollen. Am 1 October kam es in der starken Festung Namur zu einem heftigen Kampfe zwischen den Bürgern und der holländischen Besatzung, und die letztern zogen unter General van Geen, nachdem sie capitulirt hatten, aus der Stadt. An demselben Tage gingen Ypern und Philippeville zu den Belgiern über. In Mecheln erklärten die belgischen Officiere, sie würden nicht gegen ihre Landsleute fechten. Am 5 October ging die Citadelle von Lüttich und Charleroi über. Kurz, ehe acht Tage nach dem Siege der Brüsseler vergingen, hatte die Revolution über ganz Belgien sich ausgebreitet und den Sieg errungen, mit Ausnahme von Antwerpen und Maestricht wo die Holländer, und der deutschen Bundesfestung Luxemburg wo die Preußen befehligten.

Wir haben oben erörtert, daß es dem Könige der Niederlande leicht gewesen wäre, eine sowohl den Holländern als den Belgiern erwünschte Trennung beider Länder in administrativer und legislativer Hinsicht zu bewirken, ohne daß dadurch die Prärogativen seiner Krone im mindesten verletzt worden wären, da diese Concession würde ihm die Liebe aller Belgier erworben

haben. Das drohende Schweigen der Generalstaaten aber und die Gewaltsmaßregeln des Prinzen Friederich vereitelten alle jene schönen Hoffnungen, und die dreitägige Schlacht in Brüssel setzte fortan eine unübersteigliche Scheidewand zwischen den König und die Belgier. Am 21 September hielt der belgische Deputirte, Herr von Gerlache, eine inhaltschwere Rede in den Generalstaaten, worin er dieselben dringend aufforderte, dem mißtrauischen Schweigen und der parlamentarischen Unthätigkeit ein Ende zu machen, um den Bürgerkrieg zu verhindern. Er widerlegte die lächerlichen Verleumdungen derer, die nur eine geringe Anzahl Verschwörer als Theilnehmer an den belgischen Unruhen ansahen; er erklärte, daß das ganze belgische Volk dabei betheiligt sey, und daß seinen gerechten Forderungen Genüge geleistet werden müsse, wenn nicht die Revolution allgemein und der Bruch unheilbar werden sollte. Aber diese Worte, noch zu rechter Zeit gesprochen, machten auf die hartnäckigen Gemüther keinen Eindruck, und während man sich in den Generalstaaten in ein elendes, kleinliches Gezänke über die fast kindische Frage einließ, ob nur ein Paar Verschwörer oder ob ganz Belgien gemeint sey, donnerten die Kanonen in Brüssel, Löwen, Lüttich, Ostende, Brügge, Gent, Namur, Mons, Tournay ꝛc., und ehe noch die Generalstaaten mit ihrem Wortgezänke im Reinen waren, war die Revolution fix und fertig.

Jetzt blieb den Generalstaaten nichts Anderes übrig, als in den sauern Apfel zu beißen, und die Trennung Belgiens, die man vorher als ein Geschenk von ihnen mit Dank angenommen hätte, jetzt, da sie nicht mehr zu hindern war, nothgedrungen zu bewilligen, um wo möglich von dieser Zustimmung noch einigen Vortheil zu ziehen. Am 29 September erklärten die Gene-

ralſtaaten mit 81 gegen 19 Stimmen die administrative und legislative Trennung Belgiens von Holland unter gemeinſamer Oberherrſchaft des Hauſes Naſſau. Dabei wurde ausgemacht, daß Belgien 2/5 der gesammten Nationalſchuld zu übernehmen habe.

Dieſe Maßregel kam aber zu ſpät. Nachdem Belgien ſich durch die parlamentariſchen Weigerungen der Generalſtaaten und durch die Gewaltsmaßregeln der Regierung gezwungen geſehen hatte, ſich die Unabhängigkeit mit dem Blute ſeiner Bürger zu erkaufen, hing es nicht mehr von der Regierung oder von den Generalſtaaten ab, die Bedingungen dieſer Unabhängigkeit vorzuſchreiben. Eine eroberte Freiheit verhält ſich anders als eine octropirte Freiheit. — Die proviſoriſche Regierung von Belgien, in Brüſſel jetzt definitiv zuſammengeſetzt aus den HH. de Potter, Hooghvorſt, Rogier, Graf Felix von Merode, Gendebien, Van de Weyer, Jolly, Vanderlinden, Nicolai, (an deſſen Stelle bald darauf Tielemans trat) und de Coppins, erklärte am 5 October: 1) die auf gewaltſame Art von Holland losgeriſſenen belgiſchen Provinzen bilden fortan einen unabhängigen Staat; 2) es wird eine Conſtitutionscommiſſion niedergeſetzt, die künftige Verfaſſung dieſes Staates zu entwerfen; 3) es wird ein belgiſcher Nationalcongreß in Brüſſel zuſammenberufen werden, die Conſtitution zu prüfen und zu ſanctioniren; 4) alle Acte und Verträge, welche Belgier (die belgiſchen Deputirten bei den Generalſtaaten) mit der holländiſchen Regierung ohne Zuſtimmung der proviſoriſchen Regierung in Brüſſel ſchließen, ſind für null und nichtig erklärt.

Dieſe energiſchen Erklärungen verbreiteten Schrecken im

Haag, und an die Stelle der Strenge trat ſchnell wieder Schwäche. Da ſich mit Gewalt gegen die Belgier nichts mehr ausrichten ließ, ſo wurde wieder die Güte und Ueberredung verſucht. Das Corps des Prinzen Friederich hatte ſich bereits auf Antwerpen zurückgezogen, das des Generals Cort-Heiligers wich auf Maeſtricht zurück, nachdem ſeine Demonſtration bei Tirlemont mißglückt war. Statt einer Armee wurde nun der Prinz von Oranien mit begütigenden Proclamationen geſendet. Da ſich dieſer Prinz zu Anfang des Septembers in Brüſſel den Belgiern geneigt gezeigt und zuerſt für die Trennung Belgiens von Holland geſtimmt hatte, ſo glaubte man in ihm einen glücklichen Vermittler aufſtellen zu können. Er kam am 5 October nach Antwerpen, in Geſellſchaft des gemäßigten und Belgien von Anfang an nicht abgeneigten Miniſters Gobbelſchroy, und trat durchaus verſöhnend auf. Ducpetiaux wurde freigelaſſen, und der Prinz erklärte in einer Proclamation: „Einſtweilen durch den König, Unſern erlauchten Vater, mit der Regierung der ſüdlichen Provinzen beauftragt, kommen Wir in eure Mitte zurück, mit der Hoffnung, dort zur Wiederherſtellung der Ruhe, zum Wohle des Vaterlandes mitzuwirken. Unſer Herz blutet bei dem Unglück, das ihr erlitten habt. Möchten Wir, durch die Anſtrengungen aller guten Bürger unterſtützt, die Drangſale verhüten, die euch noch bedrohen könnten! Als Wir euch verließen, brachten Wir zu den Füßen des Thrones die durch Viele unter euch ausgedrückten Wünſche für eine Trennung der beiden Theile des Königreichs, die jedoch dem nämlichen Scepter unterworfen bleiben ſollten. Dieſer Wunſch iſt genehmigt worden. Allein bevor die Art und die Bedingungen dieſer großen Maßregel in den geſetzlichen, von unvermeidlichen Zögerungen begleiteten For-

men bestimmt werden können, bewilligt Se. Majestät schon provisorisch den südlichen Provinzen eine getrennte Verwaltung, deren Chef Ich bin, und die gänzlich aus Belgiern besteht. Die Angelegenheiten werden darin mit den Verwaltungen und Privatpersonen in der von ihnen gewählten Sprache verhandelt werden. Alle von diesem Gouvernement abhängigen Stellen sollen den Bewohnern der Provinzen, aus welchen dasselbe besteht, verliehen werden. Die größte Freiheit soll in Betreff des Unterrichts der Jugend gelassen werden. Andere Verbesserungen werden ferner den Wünschen der Nation und den Bedürfnissen der Zeit entsprechen. Landsleute! Um diese Hoffnungen zu verwirklichen, verlangen Wir von euch nur, daß ihr eure Anstrengungen mit den Unsrigen vereiniget, und alsdann verbürgen Wir euch die Vergessenheit aller politischen Fehler, die der gegenwärtigen Proclamation vorhergegangen seyn werden. Um diesen Zweck, den Wir Uns vornehmen, besser zu erreichen, werden Wir alle Einsichten in Anspruch nehmen; Wir werden Uns mit mehreren Notabeln und durch ihren Patriotismus ausgezeichneten Einwohnern umgeben. Mögen alle diejenigen, welche die nämliche Gesinnung beseelt, mit Vertrauen Uns sich nähern. Belgier! Durch dieses Mittel hoffen Wir mit euch jenes schöne Land zu retten, das Uns so theuer ist."

Unter demselben Datum (5 October) rief aber der König im Haag durch eine andere Proclamation die Holländer unter die Waffen. Ein Schreiben aus dem Haag aus dieser Zeit spricht sich über die Maßregeln nach der verlornen Schlacht folgendermaßen aus: „Die Halbheit und Schwäche, die Verrätherei und die Heuchelei haben den Staat in diese Masse von Uebeln gestürzt, aus denen es Jahre brauchen wird, sich wie-

der aufzuringen. Nirgends ein großartiger Geist, nirgends ein offenes, energisches, tüchtiges Wesen; man schießt, aber mit Schrot, und streichelt wieder die Hand des Blessirten. Das System ändert und schaukelt jeden Tag, bis man mit der besten Sache von der Welt endlich in schlimmen Leumund geräth, und die Strenge Tyrannei, die Großmuth Schwäche heißt. Noch immer genießen in den Departementen und im Hofstaate Personen das Vertrauen, welche auf jede Weise, entweder mit Willen oder durch Unfähigkeit, die Sache der Monarchie wie der gesetzlichen Freiheit gefährden. Diese wissen denn nun den Staatswagen immer so zu ziehen, daß er nicht vorwärts, wohl aber rückwärts geht. Noch nie ist ein loyaler, biederer und freisinniger Monarch schlimmer berathen, und von Freund und Feind ärger mißhandelt worden als der unsrige. — Die Festungen wie die offenen Städte fallen nach und nach sämmtlich, weil kein gemeinsamer, durchgreifender Plan Angriff und Vertheidigung regelte; der Norden klagt bald in stillem, bald in lautem Grimme die Saumseligkeit, die Verkehrtheit und den Verrath an, und erschöpft sich in fruchtlosen Declamationen und Demonstrationen wider den Süden, dem der Fanatismus, der falsche und der wahre Enthusiasmus der endlich durch und durch aufgeregten Masse der Bevölkerung, die Hoffnung au fremden Beistand, die Unmöglichkeit der Rückkehr, die Verzweiflung und der Anblick der Inactivität des Gegners siegreiche Kräfte verleihen. — Es steht zu erwarten, mit welcher Weisheit man sich aus diesem furchtbaren Dilemma herausziehen wird, das, je nach der Art und Weise seiner Lösung, einen großen Vulcan wieder schließen, oder eine blutige und grauenvolle Zukunft herbeiführen muß. Möchte man doch überall begreifen lernen, daß eine Zeit herangebrochen, welche großartige,

feſte, energiſche Charaktere und Syſteme fordert; daß alle Hofintriguen und bureaukratiſchen Calculs eben ſo ſehr, als die alten Demagogie-Phraſen und materialiſtiſchen Phantaſien aufgebraucht ſind. Unſere Zeit braucht vielen Verſtand, noch mehr Kraft und am meiſten Charakter. Die Fürſten und die Völker, welche dieſe drei Dinge nicht haben, fallen dem Schickſale anheim."

Die Proclamation des Prinzen von Oranien fand in Brüſſel wenig Beifall, weil man ſie nur für ein Mittel hielt, den Holländern das durch Liſt wieder zu gewinnen, was ſie mit Gewalt nicht hatten behaupten können. Die proviſoriſche Regierung antwortete darauf am 9 October, das Haus Naſſau habe durch ſeinen letzten Angriff alle Rechtsanſprüche auf Belgien verloren, und der Prinz von Oranien könne nicht als Regent von Belgien anerkannt werden, es ſey denn, daß er ſpäter von dem belgiſchen Nationalcongreſſe zum Staatsoberhaupte gewählt würde, die einzige Hoffnung, die ihm noch übrig blieb.

Am 11 October wurde die Zuſammenberufung eines belgiſchen Nationalcongreſſes proclamirt. Es ſollten dazu Südbrabant 27, Limburg 17, Oſtflandern 35, Weſtflandern 28, Mons 30, Namur 10, Antwerpen 18 und Luxemburg 16 Deputirte wählen. Im Augenblicke des Kampfes waren alle Belgier einig geweſen und hatten einen ſchönen Heroismus gezeigt; jetzt, da der Sieg entſchieden war, traten die alten Unterſchiede wieder hervor, und es bildeten ſich Parteien, wie dieß nach einem Siege der Fall iſt, und auch in Frankreich nach den Julitagen eintrat. Und zwar waren es in Belgien die zwei Parteien der franzöſiſch und republicaniſch geſinnten Liberalen und der mächtigen katholiſchen Prieſter, die ſich früher zu ge-

meinſamer Oppoſition gegen Holland verbunden hatten, jetzt aber einander entgegentraten, um einander die Oberherrſchaft abzugewinnen. Bei der Revolution hatten die Liberalen das Meiſte gethan, daher brachten ſie in der proviſoriſchen Regierung Potter an der Spitze. Die Prieſterpartei ſuchte nun ihrerſeits im Nationalcongreſſe das Uebergewicht zu gewinnen, was ihr auch durch ihren Einfluß auf das Volk ſo gut gelang, daß Potter nicht einmal in den Nationalcongreß gewählt wurde. Da dieſe Prieſterpartei zwar entſchieden für die Trennung von Holland war, aber keineswegs den republicaniſchen Planen Potters und den ausſchweifenden Ideen der militäriſchen Abenteurer anhing, ſo bildete ſie einen gemäßigten Kern, an den ſich einſtweilen der größte Theil des Adels und des reichen Bürgerſtandes anſchloß, und dem auch der größte Theil des bigottiſchen Pöbels anhing. Dieſe ſtarke und ächt nationale Partei entkräftete die Gegenpartei, die ſich theils in Republicaner, wie Potter, theils in Franzoſenfreunde, die Belgien mit Frankreich vereinigen wollten, theils in militäriſche Verräther auflöste, welche anfangs Anarchie herbeizuführen ſuchten, um im Trüben zu fiſchen, und ſpäter, wie wir ſehen werden, für Holland conſpirirten. Alle dieſe kleinen Parteien wurden nach einander unpopulär, und mußten der großen, im Nationalcongreß und im Lande wie in der Armee ſiegenden Partei weichen, welche der oraniſchen und franzöſiſchen Partei gegenüber Belgiens Unabhängigkeit, und der republicaniſchen Partei gegenüber eine conſtitutionelle Monarchie wollte. Oraniſch Geſinnte fanden ſich vorzüglich in Gent und Antwerpen, franzöſiſch Geſinnte in Lüttich und den Südprovinzen, republicaniſch Geſinnte in Brüſſel; überall aber bekam die belgiſch-conſtitutionelle Partei das Uebergewicht.

Der Prinz von Oranien glaubte indeß Belgien um jeden Preis, wenn nicht seinem Vater, doch sich selbst erhalten zu müssen. Ohne also auf die königliche Sanction seines Benehmens zu warten, erklärte er eigenmächtig am 16 October in einer Proclamation: „Belgier! Seitdem ich mich durch meine Proclamation vom 5ten dieß an euch gewendet, habe ich mit Sorgfalt eure Stellung studirt; ich begreife sie, und erkenne euch als unabhängige Nation an; das heißt euch sagen, daß selbst in den Provinzen, wo ich eine große Gewalt ausübe, ich mich in nichts euern Bürgerrechten widersetzen werde. Wählet frei, und auf dieselbe Weise, wie eure Landsleute in den andern Provinzen, Deputirte zum Nationalcongresse, der sich vorbereitet, und geht dorthin über die Interessen des Vaterlandes zu verhandeln. Ich setze mich also in den Provinzen, die ich verwalte, an die Spitze der Bewegung, welche euch zu einem neuen und dauerhaften Zustande der Dinge führt, dessen Stärke die Nationalität ausmachen wird.“

Die Preußische Staatszeitung berichtete, der König der Niederlande habe den Prinzen nur für den Fall autorisirt, die absolute Unabhängigkeit Belgiens anzuerkennen, wenn die Belgier ihm, dem Prinzen, die Krone anböten. Der Prinz wartete jedoch diese Anerbietung nicht ab, und es ist somit nicht unwahrscheinlich, daß der König, wie erzählt wird, bei der Nachricht von dem voreiligen Schritte seines Sohnes in Ohnmacht gefallen sey, als er eben im Begriffe war, am 18 October die neu zusammenberufenen Generalstaaten zu eröffnen. In der Thronrede wurde indeß das Verfahren des Prinzen nicht erwähnt, sondern bloß gesagt, der König habe ihn einstweilen mit der Regierung der südlichen Provinzen

beauftragt, welche hinfort in administrativer Hinsicht von den nördlichen getrennt seyn sollten. Dagegen hatte der König schon am 15 October in einem Decrete befohlen, Güter aus Belgien an der holländischen Gränze als aus dem Auslande kommend zu behandeln und ihnen nicht mehr die Wohlthat der Zollfreiheit zu gestatten.

Der Prinz von Oranien richtete mit seiner Proclamation ganz und gar nichts aus, denn der holländische Commandant von Antwerpen, General Chassé, erkannte sie nicht an, und die provisorische Regierung in Brüssel protestirte am 18 October feierlich gegen die Autorität, welche der Prinz usurpire: „Das Volk hat die Revolution gemacht, das Volk hat die Holländer verjagt, das Volk allein und nicht der Prinz von Oranien steht an der Spitze der Bewegung.“ So saß der Prinz zwischen zwei Stühlen nieder, in Holland compromittirt und in Belgien abgewiesen.

Am 20 October nahmen die Generalstaaten den Grundsatz an, daß Belgien sich selbst überlassen werden sollte, und am 21sten erließ der König eine ausführliche Erklärung: er werde hinfort nur Holland und Luxemburg regieren, Belgien aber sich selbst überlassen, bis die großen europäischen Mächte auf dem zu London zusammenberufenen Ministercongresse Belgiens künftiges Schicksal bestimmt haben würden: einstweilen blieben aber die Festungen Antwerpen, Maestricht und Venloo noch im Besitze der Holländer; alle Schritte des Prinzen von Oranien sind für ungültig erklärt, und nicht mehr seine, sondern die Befehle der Commandanten von Antwerpen und Maestricht zu befolgen.

6.

Der Brand von Antwerpen.

Da einerſeits die belgiſche Regierung die Friedensvorſchläge des Prinzen von Oranien zurückwies und andrerſeits die Holländer noch immer den nördlichen Theil von Belgien beſetzt hielten, ſo war die natürliche Folge, daß der Kampf fortdauerte. Van Halen, der in den erſten Tagen das Commando der Belgier übernommen hatte, wurde deſſelben entlaſſen, da er, ſchon damals ehrgeizige und verrätheriſche Ränke ſchmiedend, der proviſoriſchen Regierung nicht gehorchen wollte. An ſeiner Stelle bekam General Nypels den Oberbefehl, und organiſirte ſchnell aus den belgiſchen Ueberläufern, welche die Reihen der Holländer in Maſſe verließen, und aus den meiſt wallonischen Freiwilligen (Blaubemden), zu denen ſich ganze Schaaren von herübergelaufenen Franzoſen geſellten, ein beträchtliches Heer. Zugleich zogen ſich die noch einzeln in Belgien zerſtreuten Holländer vor der Volksgewalt zurück. Am 17 October räumten ſie Mecheln, am 21ſten capitulirte Dendermond.

Das belgiſche Heer verfuhr nunmehr offenſiv. Eine kleinere Abtheilung, die franzöſiſchen Freiwilligen oder die ſogenannte Pariſer Legion bildend, unter Commando des Marquis von Pontecoulant, marſchirte nach Flandern, rückte am 11 October in Gent ein, und zwang am 17 October die Citadelle von Gent zur Uebergabe. Hier in Gent, wo viele Oraniſchgeſinnte lebten, erlaubten ſich die Freiwilligen große Ausſchweifungen. Von da zogen ſie nach Brügge und machten verſchiedene Angriffe auf das holländiſche Seeland, worauf wir ſpäter zurückkommen werden.

Die Hauptmacht der Belgier rückte gegen Antwerpen vor. Hier hatte die unbesonnene Proclamation des Prinzen von Oranien das Volk in heftige Gährung versetzt, und da General Chassé sich weigerte, dem Prinzen zu gehorchen, so glaubte das Volk sich berechtigt, ihn im Namen des Prinzen anzugreifen. Es kam daher am 17 October in Antwerpen zu einem Gefechte, in welchem die Soldaten das Uebergewicht behaupteten. Allein Nypels hatte bereits von zwei Seiten her Truppen gegen Antwerpen entsandt. Am 18 October stieß der belgische Obristlieutenant Niellon auf die Holländer, welche der Herzog Bernhard von Weimar befehligte, und schlug dieselben bei Lierre. Da sich aber die Holländer aus Antwerpen verstärkten, dauerten die Gefechte am 19ten und 21sten fort. Am 24sten vereinigte sich der General Mellinet mit Niellen, und am 25sten wurden die Holländer bei Berchem geschlagen. Hier wurde Graf Friedrich von Merode tödtlich verwundet. Dieser Chef einer vornehmen, reichen und äußerst populären Familie, der sich überdieß durch seine Privattugenden auszeichnete, war von der Volksstimme bereits zum künftigen Regenten von Belgien bezeichnet worden, als ihm der Tod fürs Vaterland so glänzende Aussichten raubte. Er starb am 5 November in Mecheln, allgemein betrauert.

Da die siegreichen Belgier schon vor den Thoren von Antwerpen standen und das Volk in der Stadt selbst in großer Gährung war, schien es der Prinz von Oranien nicht zum zweitenmale wagen zu wollen, sich unter die Belgier zu mischen, etwa um sich „an die Spitze ihrer Bewegung zu stellen," wie er proclamirt hatte. Er machte sich also bereits am 25sten aus dem Staube, indem er unbekümmert, ob seine

Gegenwart und ein angemessenes Betragen vielleicht den Ruin der Stadt hätte aufhalten können, nur seine Person in Sicherheit setzte. Sein Abschied lautet: „Belgier! Ich habe gesucht, euch alles das Gute zu erzeigen, welches zu bewirken in meiner Gewalt stand, ohne daß ich den edlen Zweck erreichen konnte, wohin alle meine Anstrengungen zielten, die Pacification eurer schönen Provinzen. Ihr werdet nun in dem sich vorbereitenden Nationalcongresse über die Interessen des Vaterlandes berathschlagen; ich glaube daher meine Pflichten gegen euch, inseweit es in diesem Augenblicke von mir abhing, erfüllt zu haben, und ich werde nun eine noch viel peinlichere erfüllen, indem ich mich von eurem Boden entferne, um in der Entfernung den Ausgang der politischen Bewegung Belgiens abzuwarten; allein in der Ferne wie in der Nähe sind meine Wünsche mit euch, und ich werde immer suchen zu eurem wahren Wohlergehen beizutragen. Bewohner von Antwerpen! Ihr, die mir während meines Aufenthalts in eurer Stadt so viele Beweise eurer Anhänglichkeit gegeben, ich werde, wie ich hoffe, in ruhigern Zeiten zurückkehren, um mit euch zur Vermehrung der Wohlfahrt dieser schönen Stadt beizutragen."

In scheinbarer Opposition mit seinem Vater, hatte er ausgebreitet, er vermeide es, nach dem Haag zurückzugehen und werde sich sogleich nach London begeben, um dort die Sache der Belgier zu führen. Inzwischen begab er sich wirklich nach dem Haag, wo man ihn unter den übrigen Gliedern der königlichen Familie erblickte. Er sah sehr niedergeschlagen aus, weßhalb ihm sein Vater freundlich tröstend auf die Achsel klopfte. Am 3 November reiste er hierauf nach London.

Seine Flucht aus Antwerpen mußte das Signal zum Bür-

gerkriege seyn, denn so lange er noch als vermittelnde Behörde zwischen den Holländern und dem Volke stand, ließ sich das Mordenverhindern; von nun an konnte Chassé weder dem Volke, noch das Volk Chassé trauen, und unmittelbar nach der Entfernung des Prinzen begann der Kampf in den Straßen. Das Volk errichtete Barricaden, schoß aus den Fenstern und stürmte die Posten der Soldaten. Am heißesten wurde auf der Place de Mer gekämpft, und erst die Nacht trennte die Streitenden. Am andern Morgen, am 27 October, suchten sich die Bürger der Stadtthore zu bemächtigen, während zugleich das belgische Heer von außen einzudringen suchte. Die Holländer kamen schrecklich ins Gedränge und begannen zu weichen. Unter diesen Umständen begab sich eine Deputation von Notabeln, Herrn Osy, Präsident der Bank an der Spitze, zu General Chassé, denselben zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Der officielle holländische Bericht sagt darüber: „Die Deputirten erklärten, daß ein Einwohner der Stadt mit ihnen wäre, der auf sich genommen, Sr. Exc. einen durch einen Abgeordneten der provisorischen Regierung von Belgien ihm zugestellten Brief einzuhändigen. In diesem Schreiben war darauf angetragen, die in der Stadt befindlichen Truppen ins Castell zurückzuziehen, und die Stadt durch die Truppen der provisorischen Regierung besetzen zu lassen, auch sollten sogleich alle Feindseligkeiten aufhören, und eine Deputation an Se. Maj. den König abgehen, um über die Räumung der Festung zu unterhandeln. Da unsere Truppen in Folge aller Rapporte auf allen Punkten sehr gedrängt waren, und sich nicht länger an den Thoren halten konnten, so fand der General Chassé den Antrag annehmbar, da er sich doch im Augenblicke genöthigt gesehen haben würde, die Truppen

zurückzurufen, was bei dem Feuer aus den Häusern nicht ohne großen Verlust hätte bewerkstelligt werden können. Er ließ sonach auf allen Punkten die Feindseligkeiten einstellen, und gab Befehl, daß die Truppen sich bei dem Stapel- und Marinemagazin zusammenziehen sollten; hierauf wurden die Schlüssel der Thore durch eine vertraute Person an die Deputirten der provisorischen Regierung auf das Rathhaus geschickt. Sobald dieser Waffenstillstand bekannt geworden, hielt das Feuer ein, und die Truppen begaben sich nach dem genannten Magazine; doch wurde noch von Zeit zu Zeit aus den Häusern nach der Besatzung des Castells geschossen, wahrscheinlich von solchen, welche von der getroffenen Uebereinkunft keine Kenntniß hatten. Um diesem ein Ende zu machen, fand der General Chassé für rathsam, auf einer der Bastionen des Castells eine weiße Fahne aufstecken zu lassen." Unterdeß waren aber die belgischen Truppen in Antwerpen eingerückt, ohne von der so eben abgeschlossenen Capitulation unterrichtet zu seyn. Niellon und der Artilleriecommandant Kessels begaben sich als Parlamentäre zu Chassé und verlangten zu wissen, warum die weiße Fahne aufgesteckt sey? Hierauf mit der gegebenen Erklärung nicht zufrieden, sagte Kassels, eine Civilgewalt könne keine militärische Capitulation abschließen. Man redete hin und her, die belgischen Truppen verlangten, Chassé solle die Citadelle augenblicklich übergeben, und dadurch gereizt, soll Chassé gesagt haben, er werde ihnen auf diesen ehrenrührigen Antrag eine so laute Antwort geben, daß sie ihnen lange in den Ohren gellen solle. Ohne Zweifel mußte er sich in seiner militärischen Ehre gekränkt fühlen durch den Hohn, mit welchem besoffenes Gesindel die eben abgeschlossene Capitulation brach; allein sich der

Leidenschaft unter solchen Umständen überlassen, hieß nicht viel weniger, als diese Leidenschaft mit jenem Pöbel theilen, wenn nicht ein tieferer politischer Grund der Handlungsweise des Generals Chassé zu Grunde lag. Der Handel von Antwerpen erregte längst die Eifersucht von Amsterdam. Wurde nun Antwerpen zerstört, so wurde dadurch den Belgiern unermeßlicher Schaden zugefügt, und Holland konnte nur dabei gewinnen. Dem sey wie ihm wolle, mochte militärischer Stolz oder Handelseifersucht das Motiv seyn, das Resultat war, daß General Chassé, sobald die belgischen Horden seine vorgeschobenen Posten wieder angriffen, von der Citadelle und von der im Hafen liegenden Flotte aus die Stadt Antwerpen aus 300 Feuerschlünden 7 Stunden lang beschießen, in Brand stecken und in Trümmer legen ließ. Diese Maßregel der politischen Rache oder des kaufmännischen Neides läßt sich militärisch nicht beschönigen, denn einerseits war die feste Citadelle nicht im mindesten in Gefahr, von den Belgiern genommen zu werden, und andrerseits that das Bombardement auch wieder den belgischen Truppen nicht den mindesten Schaden, denn sie zogen sich aus dem Bereiche desselben zurück. Der Schaden traf bloß die Stadt und ihre bürgerlichen Reichthümer. Militärisch blieb die Lage der Belagerten wie der Belagerer nach dem Bombardement genau die nämliche, wie vorher. — Um halb 2 Uhr fingen die betrunkenen belgischen Freiwilligen an, auf die Holländer, die das Marinemagazin besetzt hatten, zu schießen und gegen das Thor desselben eine Kanone zu richten. Um halb 4 Uhr hierauf wehte von der Citadelle die schwarze Fahne, und von ihr sowohl als von der Flotte wurde die Stadt bis gegen 11 Uhr Nachts mit Bomben, Haubitzen, Brandraketen ꝛc. beschossen. Ein belgischer Bericht sagt darüber

über: „Das Entrepot iſt ganz verbrannt; ein Theil der Waaren war Tags zuvor aus demſelben gerettet worden, die Häuſer und das Waarenlager an der Schelde hin liegen faſt alle in Schutt; das Arſenal und ein Theil des Stadthauſes ſind zerſtört; der Thurm der Hauptkirche, dieſes edle Meiſterwerk gothiſcher Kunſt, hat von den Kugeln gelitten; die Zahl der in verſchiedenen Quartieren abgebrannten Häuſer rechnet man auf 60 bis 70; ungleich größer iſt die Zahl derjenigen, die von den Bomben beſchädigt worden.

Um 10 Uhr Nachts begab ſich eine Deputation notabler Bürger von Antwerpen in die Citadelle, um eine Einſtellung der Feindſeligkeiten zu erlangen. Sie überbrachte folgendes Schreiben: „Das Feuer, das von der Citadelle auf dieſe Stadt fortdauert, ohne dem belgiſchen Heere irgend zu ſchaden, aber zum großen Nachtheile einer ſo zahlreichen Menge unſchuldiger Opfer, widerſpricht ſo ſehr allen Ideen der neuern Civiliſation und den Gebräuchen des europäiſchen Völkerrechts, daß wir die Einwohner dieſer, am Morgen dieſes Tages noch ſo blühenden Stadt gern ermächtigen, den Befehlshaber der Citadelle um Einſtellung des Feuers zu erſuchen, bis morgen Unterhandlungen wieder aufgenommen werden können, deren Verachtung von Seite einiger Betrunkener allein, wie es ſcheint, den Bruch von heute Mittag veranlaßte. (Unterz.) Ch. Rogier. F. v. Mobiano.“ — General Chaſſé antwortete durch folgendes Schreiben: „Der Unterzeichnete Generallieutenant Baron Chaſſé, Befehlshaber des vierten großen Militärcommando's, willigt ein, während der Nacht das Feuer auf die Stadt aufhören zu laſſen, unter der Bedingung, daß nicht mehr auf die Truppen geſchoſſen werde, erklärt aber zu gleicher Zeit, daß falls dieß nicht geſchieht, er von Neuem be-

ginnen wird, die Stadt zu beschießen.“ Hierauf kam eine Uebereinkunft zu Stande, in deren Folge Chassé das Schießen einstellen ließ, unter der Bedingung, daß auch die Belgier ihrerseits die Feindseligkeiten nicht erneuerten. Zugleich wurden zwischen Brüssel und dem Haag Unterhandlungen angeknüpft, um der ferneren Zerstörung der schönen Stadt Antwerpen vorzubeugen, und da die Holländer beharrlich die Citadelle behaupteten, und die Belgier dieselbe nicht ohne große Anstrengung und Erneuerung des Bombardements einnehmen konnten, so verließ die Hauptmacht der letztern Antwerpen, um sich, jetzt unter dem Commando des Generals Daine, gegen Maestricht und Venloo zu wenden, während General Vandersmissen als belgischer Gouverneur von Antwerpen in dieser Stadt zurückblieb und Chassé in der Citadelle eingeschlossen hielt.

Ueber die Folgen des verhängnißvollen Brandes äußerte sich der Courrier des Pays-Bas, das Hauptorgan der belgischen Partei: „Man irrt sich, wenn man glaubt, die Revolutionen bildeten sich bloß aus einem Ereigniſſe, und ein und derselbe Tag sehe sie entstehen, sich entwickeln und vollenden. Es ist vielmehr eine Reihe von Thatsachen oder Zufällen, ein Fortschreiten, dessen letztes Ziel fast keinerlei Aehnlichkeit mit dem Punkte hat, von dem sie ausgingen. „Man geht nie weiter, als wenn man nicht weiß, wohin man geht,“ sagte ein berühmter Mann, und nichts ist wahrer. Aber von allen diesen Ereignissen, die, eines das andere zerstörend, auf einander folgen, muß man das zu erkennen wissen, das die Revolution schließen muß, indem es sie feststellt, und ihr einen definitiven Charakter leiht. Unser revolutionäres Drama besteht bis jetzt aus vier bestimmten Abtheilungen. Zuerst

beschränkten wir uns darauf, die Abstellung der Beschwerden, und besonders die Absetzung van Maanen's zu verlangen, dann stellten wir den Grundsatz der legislativen und administrativen Trennung des Nordens und Südens auf, ohne jedoch die legalen Wege zu verlassen, oder die Nationaleinheit vollständig zu zerstören. In den Septembertagen trat die That an die Stelle des Rechts; der König entschied: Belgien trennte sich für immer von Holland und vom Könige Wilhelm. Die Menschen von kurzem Blicke glaubten nach jedem dieser drei Ereignisse die Revolution sey vollendet, und nach jedem Stoße riefen sie aus: nun sind wir am Schlusse. Da kam ein viertes Ereigniß, den Gang unserer Revolution zu bezeichnen. Die erste Handelsstadt Belgiens hatte sich außerhalb der Bewegung gehalten, und war Holland und dem Hause Oranien getreu geblieben; sie hat jetzt den Dank dafür empfangen. König Wilhelm erkannte, daß es ihm unmöglich sey, Belgien zu nehmen, und um Holland nicht zu verlieren, befahl er, die Vernichtung der Rivalin Amsterdams. Prinz Friedrich zündete Brüssel an, um Belgien wieder zu erobern; Chassé steckte Antwerpen in Brand, um seinen Herrn mit den holländischen Kaufleuten zu versöhnen. Die Mission des Prinzen Friedrich erklärt sich sehr natürlich; die des Generals Chassé hat keine andern Motive als Eifersucht und Rache. Der Ruin von Antwerpen zerschnitt wahrscheinlich eine andere, bis jetzt unentschiedene Frage. Der Prinz von Oranien hatte feierlich erklärt, er stelle sich in den Provinzen von Antwerpen, Limburg und Luxemburg an die Spitze der Bewegung; er hatte sich freiwillig verpflichtet, diese drei Provinzen zu befreien. Aber, sey's aus Heuchelei oder Feigheit, er verließ Belgien, den Holländern Antwerpen und Maestricht, den Preußen Luxem-

burg Preis gebend. Wir wußten es längst: der Prinz von Oranien ist nicht aus dem Stoffe gebildet, aus dem man große Menschen macht. Seine Rolle war schön, und konnte ihn selbst einen Augenblick erhöhen. Mit ein wenig Folgerichtigkeit in den Gedanken und ein wenig Kühnheit des Charakters konnte er der unumgänglich nothwendige Mann werden. Durch Rückhalte, Palliative, halbe Maßregeln, welche die geheimen Gedanken nicht ausschließen, fuhr er fort, die Nationalantipathie zu vermehren, und schloß nun eine zweideutige Mission durch einen mehr als zweideutigen Rückzug. Unter dem Einflusse dieser Thatsachen, die Niemand in Abrede stellt, gehen jetzt die Wahlen zum Nationalcongresse vor sich."

Ein Brief aus Brüssel aus jener Zeit fügt hinzu: „Auf die Stimmung des Publicums hat dieses unglückliche Ereigniß die ganz natürliche Wirkung, daß die antioranische Partei ihr Haupt um so höher erhebt, wogegen die Freunde des Prinzen von Oranien ganz verstummen müssen. Viele derselber sind nun schon seine entschiedensten Gegner; seine Abreise nach London finden sie im Widerspruche mit seiner Proclamation vom 16ten, wornach er sich an die Spitze der revolutionären Bewegung zu stellen vorgab. Er mußte, so heißt es, wissen, welch ein Schicksal Antwerpen bedrohte; er hätte dieses abwenden müssen, hat aber vielleicht selbst den Befehl dazu gegeben. Das Haus Nassau, auch in Holland um seine politische Existenz besorgt, will sich durch den Ruin Antwerpens dem Amsterdamer Handelsstande gefällig erzeigen und die republicanische Partei für sich gewinnen. Solche Insinuationen und Vorwürfe, die einige Blätter in der heftigsten Sprache vorbringen, regen die Menge leidenschaftlich auf, und

ſchneiden der künftigen Souveränetät des Prinzen von Oranien die Ausſicht ab.“

Während dieſes in Antwerpen vorging, fanden in andern Gegenden Belgiens ebenfalls betrübende Ereigniſſe ſtatt. Am 18 und 19 October herrſchte zu Mons die größte Gährung. Die Blauhemden und der Pöbel erlaubten ſich Plünderungen und Ausſchweifungen aller Art. Daſſelbe wurde von Charleroi, Thuin, Jemappes, Soignies gemeldet. Als Anſtifter dieſes Unfugs wurde Don Juan van Halen am 20 October in Mons verhaftet. Man beſchuldigte ihn, die Anarchie gefördert zu haben, um dadurch die Sache der Holländer zu fördern, und es hieß, er habe mit dem Prinzen von Oranien zum Umſturze der neuen belgiſchen Regierung conſpirirt. Vielleicht mit mehr Grund haben Andere einen franzöſiſchen Einfluß dahinter geſucht. Auch ſoll van Halen kurz vorher heimlich in Gent geweſen ſeyn und daſelbſt die Legion des Herrn von Pontécoulant zu Ausſchweifungen ermuntert haben. Aehnliche Exceſſe beging der Pöbel am 19 October zu Brügge, doch war die Anarchie überall nur vorübergehend und die geſetzliche Gewalt wurde wieder hergeſtellt.

Von Gent aus unternahmen die belgiſchen und Pariſer Freiwilligen einen Angriff auf das holländiſche Seeland. Einer ihrer Parteigänger, Grégoire, drang am 20 October bis Hulſt vor. Am 27 und 28ſten kamen ſie nach Sluis, am 31ſten erſchien Herr von Pontécoulant ſelbſt in Oſtburg, doch wurden ſie von den Holländern zurückgejagt.

In Löwen beging der Pöbel am 30 October eine gräßliche That. Der holländiſche Major Gaillard, früher Stadtcommandant von Löwen, wurde beſchuldigt, daß er in den erſten Tagen der Revolution auf das Volk habe ſchießen laſſen, und

zur Rache ſchleppte ihn jetzt der Pöbel unter Kolbenſtößen und Schlägen mit brennenden Fackeln eine Stunde lang durch die Stadt unter Geſang und Tanz, und hing ihn zuletzt am Freiheitsbaume auf. Rouſſel, der Commandant der Bürgergarde, ſuchte vergeblich dem Verbrechen zu ſteuern und es zu beſtrafen, er mußte ſich ſelbſt vor der Volkswuth zurückziehen.

Indeß hatte der Brand von Antwerpen einerſeits und der Unfug des Pöbels andrerſeits die wichtige Folge, daß die Mehrheit der Activbürger bei den bevorſtehenden Wahlen, ſowohl die Orangiſten als die Exaltirten und Anarchiſten vermieden und zum Nationalcongreſſe Männer wählten, welche ſowohl gegen das Haus Naſſau als gegen die Anarchie geſtimmt waren. Bei dieſen Aſpecten ſaß nun wieder, wie früher der Prinz von Oranien, ſo jetzt Herr von Potter zwiſchen zwei Stühlen nieder, denn ſein Republicanismus war der gemäßigten Majorität zu gefährlich und der anarchiſchen Minorität zu tugendhaft. Als er ſah, daß er nicht in den Congreß gewählt werden würde, erklärte er, daß er gar nicht gewählt werden wolle, und man lachte ihn deßhalb aus, indem man ſagte: Dem Fuchs ſeyen die Trauben ſauer. Der Pöbel, der ihn früher vergöttert, verließ ihn. Wenn Herr von Potter, wie Tielemans und Van de Weyer, ſich den Umſtänden angepaßt und nicht verlangt hätte, daß die Umſtände ſich ihm anpaſſen ſollten, ſo würde er eine glänzendere Rolle in der belgiſchen Revolution geſpielt haben, wozu ihn ſeine Talente berufen. Aber er beging den Fehler Grundſätze ins Spiel zu bringen, wo nur Thatſachen entſcheiden.

7.

Der Nationalcongreß und die Protokolle.

Die belgiſche Revolution war weit weniger an ſich wichtig als durch ihre Beziehung auf das übrige Europa. Die Kriegspartei in Frankreich ſtrebte eifrig nach dem Beſitze Belgiens und in Belgien ſelbſt gab es eine anſehnliche Partei (Baron Staſſart an der Spitze), welche die Vereinigung mit Frankreich wünſchte. Wenn aber eine ſolche Vereinigung ſtatt finden ſollte, ſo erhielt dadurch Frankreich ein enormes Uebergewicht in Europa, und die unermeßlichen Koſten, mit denen nach dem zweiten Pariſer Frieden 1815 durch den Bau zahlreicher Feſtungen Belgien zu einem Bollwerke der h. Allianz gegen Frankreich umgeſchaffen worden, erſchienen vergeudet, oder kamen vielmehr Frankreich ſelbſt zu Gute, gegen welches ſie aufgewendet worden. Es war demnach die natürliche Politik der h. Allianz, d. h. Rußlands, Oeſterreichs und Preußens, ſo wie Englands, um keinen Preis Belgien an Frankreich kommen zu laſſen, und die Friedenspartei in Frankreich ſelbſt, den König an der Spitze, war willig und gern geneigt, Belgien aufzuopfern, um ſich dadurch einen weitausſehenden Krieg und die in dieſem Falle wahrſcheinliche Erhebung der republicaniſchen Partei zu erſparen. In dieſem Sinne war der greiſe Fürſt Talleyrand, der Neſtor der Diplomatie, von Louis-Philippe nach London geſchickt worden, um hier im Mittelpunkte der europäiſchen Unterhandlungen das Friedensſyſtem zu predigen und den Mächten die zuverläſſigſten Garantien zu geben, daß der neue König der Franzoſen um jeden Preis auf ſeinem neuen Throne ruhig ſitzen zu bleiben wünſche, daher von ſeiner Seite

auch nicht die geringste Störung des europäischen Friedens zu besorgen sey. Talleyrand, der für jede neue Lage der Dinge auch gleich ein neues Stichwort zu finden weiß, derselbe Talleyrand, der 1815 auf dem Wiener Congreß das Wort Legitimität aufbrachte, erfand jetzt den Ausdruck Nichtintervention, als schicklichste Bezeichnung des neuen Friedensprincips. Es sollte sich kein Staat in die Angelegenheiten des andern mengen dürfen. Dadurch sollte auch jede Collision entgegengesetzter Interessen vermieden werden. Dieß angewandt auf Belgien, so sollten die autokratischen Mächte, die ein Interesse hätten, die Legitimität des Hauses Nassau in Belgien wiederherzustellen, sich dennoch keine bewaffnete Einmischung erlauben, während auch Frankreich, das ein so starkes Interesse hätte, die revolutionäre Partei in Belgien zu unterstützen und Belgien selbst an sich zu reißen, dieses unterlassen sollte, denn nur so sey es möglich, den europäischen Frieden zu erhalten.

Allein indem die Minister der großen Mächte auf diese Weise berathschlagten, was sie in Bezug auf Belgien nicht thun wollten, hatte dieß für die Belgier ungefähr dieselbe Folge, als wenn sie berathschlagt hätten, was sie thun wollten. Die Verweigerungen waren für sie so gut als Befehle; und die Nichtintervention wurde, wie es nicht anders seyn konnte, zu einem bloßen Wortspiele, oder war nie etwas Anderes gewesen.

Der Ministercongreß, der in Betreff der belgischen Angelegenheiten zu London am 4 November eröffnet wurde, war folgendergestalt zusammengesetzt. Von englischer Seite Lord Aberdeen, von französischer Fürst Talleyrand, von russischer Graf Matuschewitsch, von österreichischer Fürst Esterhazy, von preußischer v. Bülow. Im Protokoll dieser ersten Sitzung wurde beschlossen, daß beide kämpfende

Parteien, Holländer und Belgier, zu einem Waffenstillstande und zur Zurückziehung der beiderseitigen Truppen auf die im Friedenstractate vom 30 Mai 1814 zwischen Holland und Belgien festgesetzten Gränzen aufgefordert werden sollten. Beide Parteien zeigten sich auch geneigt, den Waffenstillstand einzugehen, allein die Holländer hatten keine Lust, die belgischen Plätze, welche sie noch besetzt hielten, zu räumen, und die Belgier glaubten dadurch berechtigt zu seyn, auch ihrerseits die im Protokolle vorgeschriebene Linie nicht zu beachten. Am 11 November überrumpelte der belgische General Daine die Festung Venloo und machte die holländische Besatzung mit Hülfe der Einwohner, welche sich gegen dieselbe empörten, zu Kriegsgefangenen. Trotz des Protokolls standen in Antwerpen und bei Maestricht die Truppen sich fortwährend schlagfertig gegenüber.

Am 10 November trat der belgische Nationalcongreß in Brüssel zusammen. Wir haben oben schon bemerkt, daß bei den Wahlen zu diesem Congresse die Priesterpartei und die Gemäßigten über die Französisch- und Republicanischgesinnten den Sieg davon trugen, und da die letztern bei der Revolution am thätigsten gewesen, daher auch gegenwärtig in der provisorischen Regierung vorherrschten, so zeigte sich gleich anfangs zwischen dem Congreß und dieser Regierung eine starke Eifersucht, und der erstere, als im Vollbesitze der Souverainetät, unterwarf sich die letztere. Die Regierung, und zwar ihr Präsident Potter, mußte ordnungsmäßig die Sitzung des Congresses eröffnen. Nun entstand sogleich ein Streit, ob man von Seite des Congresses die Mitglieder der Regierung durch eine Deputation begrüßen und einholen solle. Viele sahen in der feierlichen Begrüßung Potters eine Herabwürdigung der

Nationalvertretung, und man beschloß, der Regierung nur zwei Deputirte entgegen zu schicken. Diese Eifersüchteleien machten indeß auf einen Augenblick wieder allgemeiner Begeisterung Platz, als de Potter folgende Rede hielt: „Im Namen des belgischen Volks eröffnet die provisorische Regierung die Versammlung der Repräsentanten der Nation. Diese Repräsentanten haben von der Nation den erhabenen Auftrag, das Gebäude der neuen gesellschaftlichen Ordnung, die für Belgien der Anfang und die Bürgschaft eines dauerhaften Glückes seyn wird, auf umfassenden und unerschütterlichen Grundlagen der Freiheit zu errichten. Sie wissen, meine Herren, daß zur Zeit unserer Vereinigung mit Holland Notabeln, die von oben herab bezeichnet waren, ein Grundgesetz vorgelegt wurde, nicht um es zu prüfen, zu erörtern, abzuändern, kurz, nicht um es anzunehmen und zur Bedingung des Vertrages zwischen dem Volke und dem Staatsoberhaupte zu machen, sondern nur um sich ihm entweder blind zu unterwerfen, oder es ganz zu verwerfen. Es wurde verworfen, wie man es von der guten Gesinnung und der Rechtlichkeit der Belgier erwarten mußte. Allein durch eine beispiellose Verdrehung wurde es für angenommen erklärt; und eine von Holland erklärte Constitution lastete auf unserem Vaterlande. Wäre wenigstens dieses Grundgesetz in allen seinen Bestimmungen gehörig vollzogen worden, vielleicht hätte es mit der Zeit und durch die Fortschritte, welche die ministerielle Willkür uns täglich auf der Bahn der constitutionellen Opposition zu machen nöthigte, die Hoffnung der belgischen Freiheit werden können. Doch es blieb weit davon: Verletzung der Gewissensfreiheit; Beschränkung des Unterrichts; Verurtheilung der Presse, bloß als Werkzeug der Gewalt zu dienen oder zu schweigen; willkürliche

Anwendung von Beſchlüſſen, anſtatt des im Geſellſchaftsvertrage aufgeſtellten Geſetzſyſtems; Nichtanerkennung des Rechts der Bittſchriften; Vermiſchung aller Gewalten zur ausſchließlichen Ausübung einer einzigen; deſpotiſche Anordnung einer privilegirten Sprache; Abſetzungen der Richter, die zu Handlangern der Gewalt herabgewürdigt waren; vollſtändiger Mangel jeder Bürgſchaft für die Oeffentlichkeit und für die Geſchwornengerichte; eine ungeheure Schuld und ungeheure Ausgaben, die einzige Mitgift, die uns Holland bei unſerer beklagenswerthen Vereinigung zugebracht hat; Steuern, nicht allein durch ihre Größe, ſondern mehr noch durch die Art ihrer Vertheilung erdrückend, alle unpopulär, alle zum Verderben der ärmern Klaſſen; Geſetze, immer nur von Holländern und für Holland allein, und ſtets gegen Belgien, das in den alten Generalſtaaten ſo ungleich vertreten war, votirt; Errichtung des Sitzes aller großen Staatsverwaltungen und aller wichtigen Etabliſſements in dieſem nämlichen Holland; abſcheuliche Verſchleuderung der zur Begünſtigung des Gewerbfleißes ausdrücklich beſtimmten Summen, endlich die empörendſte Parteilichkeit bei Vertheilung der Civil- und Militärſtellen von Seite einer Regierung, in deren Augen der Name Belgier ein Grund zur Zurückſetzung war; mit Einem Worte, die Behandlung des geſammten Belgiens wie einer eroberten Provinz, wie einer Colonie: dieß Alles, meine Herren, machte eine Revolution nothwendig, unvermeidlich, und beſchleunigte ihren Ausbruch. So gerechte, ſo gegründete Beſchwerden mußten aber auch den Erfolg derſelben ſichern. Wir ſtanden gegen den Deſpotismus auf, unſere Rechte wieder zu erlangen; wir wurden von der Tyrannei als Rebellen behandelt. Unſere eingeäſcherten Städte, die unmenſchlichſten Grauſamkeiten, ſogar

an Greisen und Frauen ausgeübt, alle Gesetze der Menschlichkeit, alles Kriegsrecht mit Füßen getreten, zeugen noch heute von der Wuth unserer Feinde, und berechtigen uns, den Sieg des Volks zu segnen, der unsern Boden von ihnen gereinigt hat, Unabhängigkeit war die Frucht dieses Sieges. Durch uns hat das Volk dieß ausgesprochen. Als Dolmetscher seiner Wünsche hat die provisorische Regierung Sie, meine Herren, die Sie von der belgischen Nation erwählt sind, berufen, diese Unabhängigkeit zu regeln und für immer zu befestigen. Bevor Sie jedoch zu Erfüllung dieser Bestimmung zusammentreten konnten, war ein Mittelpunkt der Wirksamkeit erforderlich, um für die ersten, für die dringendsten Staatsbedürfnisse zu sorgen. Eine provisorische Regierung hat sich gebildet, und in Ermanglung aller Gewalten diese einstweilen ersetzt. Die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns irgend einer Regierung rechtfertigte das Auftreten derselben; die Zustimmung des Volkes diente ihr als bestätigende Vollmacht. Alles mußte gethan, Alles mußte geschaffen werden. Die innere Verwaltung, die richterliche Gewalt, die Finanzen, die Armee und diese Bürgergarde, in welcher die neuen Reiche von jetzt an ihre Stütze finden werden, waren neu zu organisiren. Sie, meine Herren, und die Nation mögen urtheilen, ob es uns, bei den geringen Mitteln, die uns zu Gebote standen, gelungen ist, für Belgien eine Zukunft von Macht und Wohlstand vorzubereiten. Sie, meine Herren, kennen unsere Acte, und die Nation hat sie, wie wir zu hoffen wagen, ratificirt. Die verfügte Abschaffung der verhaßten Schlachtsteuer, die den Criminalproceduren wiedergegebene gänzliche Oeffentlichkeit, das Versprechen der Wiedereinführung der Geschworenen-Gerichte und die den vor den Assisenhöfen Angeklagten zugesicherten neuen Bürgschaften, die Beseitigung der entehrenden Strafe

der Stockſtreiche, die angeordneten Wahlen der Bürgermeiſter und der Regenzen durch das Volk, und die directe Wahl der Deputirten zum Nationalcongreſſe, ſodann die Errichtung von Generaldirectionen der Polizei und der hohen Polizei, die Befreiung der dramatiſchen Kunſt von den bisherigen Feſſeln, die Abſchaffung der Lotterie, die für die Rechnungen und Budgets der Gemeinden verfügte Oeffentlichkeit, endlich die der Preſſe, dem Unterrichte, allen Geſellſchaften jeder Art, allen Meinungen und allen Religionsculten ertheilte vollkommene Freiheit, die ſie von jetzt an gegen alle Furcht vor Verfolgung, gegen alle Gefahren beſondern Schutzes ſichern wird: dieß, meine Herren, ſind hauptſächlich die Rechtsanſprüche, mit denen die proviſoriſche Regierung vor der Nation und deren Repräſentanten erſcheint. Verbindungen mit ausländiſchen Mächten glaubten wir unter den Umſtänden, worin die Nation und wir ſelbſt uns befanden, nicht anknüpfen zu müſſen; wir wußten übrigens, dieß können wir Ihnen beſtimmt verſichern, auf eine Art, die keinen Zweifel übrig ließ, daß der Grundſatz der Nichteinmiſchung in Bezug auf uns ſtrenge würde gehandhabt werden. Wir glaubten daher, daß das freie Belgien ſeine Unabhängigkeit durch ſeine eigenen Kräfte gründen müßte, ſtets bereit, dieſe gegen Jeden zu wenden, der dieſem heiligen Geſetze Feſſeln anlegen wollte. Seitdem wir dieſen Entſchluß gefaßt hatten, erhielten wir von den fünf großen Mächten neue und officielle Mittheilungen, welche Ihnen am heutigen feierlichen Tage bekannt machen zu können wir uns glücklich ſchätzen. Dieſe Mittheilungen beſtätigen durchaus die oben gegebenen Verſicherungen und laſſen uns mit der bevorſtehenden Einſtellung der Feindſeligkeiten die Räumung des ganzen belgiſchen Gebiets, ohne irgend

eine Bedingung hoffen. Meine Herren! Sie werden unſer Werk vollenden und dauerhaft machen. Gründen Sie das Gebäude unſerer zukünftigen Wohlfahrt auf die Grundſätze der Freiheit Aller, der Gleichheit Aller vor dem Geſetze, und des genaueſten Staatshaushalts. Dem Volke möge geſtattet werden, aus unſerer Revolution Nutzen zu ziehen; die Aemter des Staats, nach deſſen wahren Bedürfniſſen verringert; der Gehalt der öffentlichen Angeſtellten auf ſolche Art herabgeſetzt, daß er nur eine gerechte Entſchädigung der Zeit und der Talente iſt, welche dieſe dem Vaterlande widmen; endlich die Unterdrückung der unnöthigen Aemter, und jener zahlreichen Penſionen, welche nur zu oft der Knechtſchaft zugetheilt worden, werden Sie in Stand ſetzen, das Werk unſerer Nationalwiedergeburt zu vollenden. Und wir, meine Herren, in welcher Stellung wir uns befinden mögen, wir werden mit allen unſern Wünſchen, mit allen unſern Mitteln, mit allen unſern Kräften dieſes patriotiſche Werk unterſtützen, zu glücklich, nach ſeinem völligen Gelingen, uns in die Reihen jenes Volks zu miſchen, welches zugleich geſiegt, und die Wohlthaten des Siegs geſichert haben wird. Im Namen des belgiſchen Volks iſt der Nationalcongreß inſtallirt!"

Allgemeiner Beifallruf bekrönte dieſe Rede; allein Potter mußte ſich nach dieſer letzten Ehrenbezeugung begnügen, vom Schauplatze abzutreten. Wegen ſeiner republicaniſchen Ideen, und ohne Zweifel auch weil man ſeinen Ehrgeiz fürchtete, ſah man in ihm nur ein läſtiges und gefährliches Parteihaupt, der Reorganiſirung Belgiens und namentlich deſſen Verſöhnung mit dem übrigen Europa mehr hinderlich als förderlich. Man gab ihn alſo auf. Er ſelbſt hatte bereits, da er bei der Congreßwahl durchzufallen fürchten mußte, beſtimmt erklärt,

BIBL. VNIVERS. LIPS.

er wolle nicht gewählt seyn. Jetzt, da er als Mitglied der provisorischen Regierung von der Ungunst des Congresses keine Unterstützung mehr zu erwarten hatte, dankte er freiwillig ab, schon am 13 November. Seine Collegen wurden vom Congresse in ihrem Amte beschäftigt, indem sie sich dem Willen desselben unterwarfen. Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbesitzer und Gemäßigter, wurde zum Präsidenten des Nationalcongresses gewählt, den sofort die wichtige Frage der künftigen Regierungsform Belgiens beschäftigte.

Zu derselben Zeit dauerten die Unterhandlungen in London fort. Von belgischer Seite wurde Van de Weyer, ein junger talentvoller Advocat, dorthin geschickt, um zu Gunsten Belgiens zu sprechen. Er kam kurz vor der Abdankung Wellingtons nach London, und wurde von diesem gut aufgenommen. Damals hielt Bignon in der französischen Deputirtenkammer eine lange und glänzende Rede, worin er alle Gründe auseinandersetzte, welche für die Erhaltung des europäischen Friedens, und demgemäß auch für eine gütliche Beilegung der belgischen Sache sprachen. Ueberdieß erklärten sich um dieselbe Zeit die Generalstaaten im Haag ausdrücklich gegen eine etwaige Wiedervereinigung Belgiens mit Holland. Unter diesen Umständen erfolgte das zweite Londoner Protokoll vom 17 November, welches die streitenden Parteien ernstlich zur Einstellung der fernern Feindseligkeiten und zu wechselseitiger Auslieferung der Gefangenen verpflichtete. Allein auch dießmal war es wieder die Feststellung der Gränzen, welche die größten Schwierigkeiten darbot, und solange hierüber nicht definitiv entschieden war, mochte keine Partei die Vortheile ihrer gegenwärtigen militärischen Stellung aufgeben. Die Belgier zauderten, um sich erst derjeni-

müſſe; die Politik des Congreſſes war daher eine nachgebende, annähernde, verſöhnende. Dieß betraf hauptſächlich zwei Punkte. Einmal erklärten die groſſen Mächte, daß ſie unter keiner Bedingung Belgien als eine Republik anerkennen und dulden würden. Sodann ſollte Luxemburg in ſeiner alten Abhängigkeit vom Hauſe Naſſau und vom deutſchen Bunde bleiben. In dem erſten Punkte war der Congreß äußerſt fügſam, und was den zweiten betrifft, ſo ſuchte er einſtweilen zu lavíren, um ſich zu nichts zu verpflichten, bis etwa günſtigere Umſtände eintráten.

Am 18 November proclamirte der Congreß die Unabhängigkeitserklärung Belgiens, und bediente ſich dabei der Clauſel „mit Vorbehalt der Beziehung Luxemburgs zum deutſchen Bunde," womit die luxemburgiſche Frage nicht entſchieden, ſondern ihre Erledigung nur hinausgeſchoben wurde. Hierauf ſchritt man zur Frage über die künftige Regierungsform. Die Mehrheit entſchied ſich am 22 November mit 174 Stimmen gegen 13 für die Monarchie. Unter den wenigen Rednern, die eine Republik verlangten, ſprach Seron: „Das Alterthum wußte nichts von dem Baſtardregime, Repräſentativregierung genannt, das Werk der Unwiſſenheit und Barbarei des Mittelalters. Das Alterthum kannte nur Tyrannen oder verantwortliche Oberhäupter. Selbſt die Könige von Sparta waren verantwortlich vor den Ephoren. Man citirt uns England, das bloß eine Ariſtokraten-Regierung iſt; erinnern Sie ſich ſeiner Fremdenbill, ſeiner Feudalrechte, der Suspendirung ſeiner Habeas-Corpus-Acte. Die Wählbarkeit, ſagt man, wird ſtete Unruhen erzeugen. Dieß iſt eine Uebertreibung. Die Wahl des Chefs kann in Belgien ſo friedlich

vor sich gehen, wie in den Freistaaten Nordamerika's. Sparsamkeit ist nur in den Republiken möglich. Ich will kein Utopien; ich theile nicht Mably's Träume; ich will Sparta nicht wieder erneuern; Nordamerika muß uns als Beispiel dienen. Warum wäre bei uns nicht möglich, was dort so schöne Früchte trägt? Man sagt, Belgien sey zu reich, um republicanisch seyn zu können. Waren nicht Carthago, Syracus, das republicanische Holland reich? Der Reichthum ist kein Hinderniß der Freiheit; Adam Smiths Schriften haben in dieser Rücksicht richtigeren Gedanken die Bahn gebrochen. Wir haben in Belgien alle Elemente des Republicanismus, einen Volksadel, einen Bürgerklerus, Industrie, Handel, Gelehrtenstand, alle Classen und Stände sind von demselben Geiste belebt; geben wir uns Institutionen, geeignet ihn zu entwickeln. Die Höfe sind große Consumenten, die nichts produciren; und unser Gebiet ist wenig ausgedehnt. Die Republik ist der Menschenwürde gemäßer; es gibt darin, wenn Sie wollen, viele Aufregung, aber diese Aufregung ist ein Zeichen des Lebens, das ich der Stille des Todes vorziehe."

Nothomb vertheidigte die constitutionelle Monarchie: „Jede menschliche Gesellschaft empfindet zwei große Bedürfnisse: das der Stabilität und das der Bewegung. Ohne Stabilität keine Ordnung, keine Sicherheit, ohne Bewegung kein Fortschreiten, keine Besserung. Dieß sind zwei Elemente, die in stetem Kampfe miteinander liegen. Die Menschheit kann sich diesem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung nicht entziehen, dessen Daseyn die Geschichte aller Völker so gut als das einzelne Leben jedes Menschen beweist. Man kann augenblicklich das eine Element unterdrücken, bald aber bricht es nur um so gebieterischer und überwältigender wieder her-

vor, ſo daß die ſtete Aufgabe bleibt, beide in lebendiges Gleichgewicht zu ſetzen. Das Alterthum hat das Problem nicht gelöst; es kannte nur den Despotismus, der Alles der Stabilität opfert, und die Republik, die Alles der Bewegung hingibt. Erſt nach vielen Fehlgriffen und blutigen Kataſtrophen führte die Erfahrung mehr als der abſtracte Verſtand zu einer gemiſchten Regierung, der Verbindung einer Macht die dauert, mit einer Macht die wechſelt. Um dieſe glückliche Combination von Gewalten auszudrücken, gebraucht man neuerdings den Ausdruck republicaniſche Monarchie. Dieſe Form iſt das wahrſte Bild der Geſellſchaft. Es findet Bewegung ſtatt, wenn das Land ſich ſelbſt regiert, durch eine Nationalrepräſentation; es findet Stabilität ſtatt, wenn im Mittelpunkte der politiſchen Ordnung eine Gewalt beſteht, die in ſich ſelbſt fortdauert und über alle Wechſel erhoben wird. Sie knüpft ſich an zwei Bedingungen: die Erblichkeit und die Unverletzlichkeit, zwei politiſche Fictionen, zwei Staatsnothwendigkeiten, zwei Ausnahmen in der geſellſchaftlichen Ordnung. Dieſen Fictionen gegenüber ſtellt ſich, ſtets drohend, die Volksſouveränetät, die in den äußerſten Fällen ſie unvermeidlich vernichtet. Zuletzt muß ſtets das Land den Sieg davon tragen. Das Budget ſchließt alle Regierungsmittel ein, und die Nationalrepräſentation iſt es, die darüber entſcheidet. Die Regierung, die das Abgabengeſetz nicht vorlegt, oder ſich durch ein unpopuläres Syſtem einer Verweigerung ausſetzt, zerſtört ſich ſelbſt. Das Land dagegen, das die Abgaben verweigert zerſtört ſich nicht ſelbſt. Die Regierung muß nachgeben, oder ſie ſtellt ſich, auf die letzten Gränzen ihrer Prärogative getrieben, außerhalb der Conſtitution und ſtürzt ins Verderben. Vor anderthalb Jahrhunderten ſchloß die Reprä-

ſentativmonarchie in England die Bahn der Revolution. Vor 40 Jahren ging dieſes Syſtem, aber verſchlechtert, auf den europäiſchen Continent über; die conſtituirende Verſammlung entwaffnete das Königthum: der ausſchließlichen Herrſchaft der Bewegung folgte die ausſchließliche Herrſchaft der Stabilität; 1815 verſuchte man eine neue Combination, die, mit Rückhalt gemacht, nicht glücklich war; heute, nach der glorreichen Revolution der Julustage, machen ſich dieſe beiden Principien in Frankreich den Vorrang ſtreitig, und ſeine Staatsmänner ſtreben, ein gerechtes Gleichgewicht zu bilden. Schon einmal ging die Freiheit auf lange Jahrhunderte unter, weil ſie ausſchließlich republicaniſch ſeyn wollte; ſcheitern wir nicht an derſelben Klippe, an der das Alterthum ſcheiterte. Als Monarchie werden wir eine Macht ſeyn, als Republik ein Schreckbild. Die monarchiſche Form annehmend ſchließen wir die Revolution; die Republik wählend öffnen wir eine neue."

Lardinois wünſchte die Vereinigung mit Frankreich: „Ja, ich bin aufs innigſte überzeugt, daß die Handels- und Induſtriellen Intereſſen gebieteriſch unſere directe oder indirecte Vereinigung mit Frankreich fordern. Weder der Ackerbau noch die Manufacturen werden je in dem, auf ſeine wirklichen Gränzen eingeſchloſſenen Belgien den gehörigen Abſatz für ihre zahlreichen Erzeugniſſe finden. Ich vertage meinen Vorſchlag, oder vielmehr ich überlaſſe die Löſung der Gewalt der Dinge und der Sympathie der beiden Völker. Der herrſchende Gedanke iſt, einen beſondern Staat zu conſtituiren, aber unſere Unabhängigkeit wird ſtets den Ereigniſſen und dem Willen der uns umgebenden Großmächte unterworfen bleiben. Wäre es möglich, uns Frankreich einzuverleiben, ſo genöſſen

wir die Unabhängigkeit eines groſsen Staats, der Kraft genug hat seinen Rechten Achtung zu verschaffen. Unsere Handels- und Industrie-Bedürfnisse könnten befriedigt werden, überdieſs sicherte der Gang Frankreichs die freisinnigsten Institutionen."

Während sonach der Nationalcongreſs in Brüssel sich gegen den Londoner Ministercongreſs in Bezug auf die republicanische und luxemburgische Frage gelehrig und gehorsam erwies, glaubte er in Betreff der Ansprüche des Hauses Nassau mehr Widerstand blicken lassen zu dürfen. Das Londoner Protokoll vom 17 November hatte nämlich nicht nur gegen eine belgische Republik sich erklärt und Luxemburg seine Beziehung gegen den deutschen Bund vorbehalten, sondern es wollte auch die Glieder des Hauses Nassau von einer künftigen Wahl des belgischen Staatschefs nicht ausgeschlossen wissen, in der Hoffnung, daſs es dem Prinzen von Oranien noch immer gelingen könne, vermittelst jener Wahl zum Besitze Belgiens zu gelangen. Allein in diesem Punkte war der Congreſs theils für sich selbst entschlossen, theils durch die öffentliche Meinung in Belgien gebunden. Die Antipathie der Belgier gegen das Haus Nassau war zu dieser Zeit so stark, daſs an eine so schnelle Wiederversöhnung nicht gedacht werden durfte. Indem nun der Congreſs hierin widerstand, diente ihm die Volksstimmung als Entschuldigung des Widerstandes bei den Londoner Ministern, während ihm zugleich dieser Widerstand selbst hinwiederum beim Volke als Entschuldigung seiner in andern Punkten jenen Ministern bewiesenen Unterwürfigkeit diente. Die Ausschlieſsung des Hauses Nassau vom belgischen Throne wurde am 24 November mit 161 gegen 28 Stimmen entschieden, trotz dem, daſs selbst Frankreich

den Congreß aufs dringendste von diesem Schritte abmahnen ließ.

Um dagegen einigermaßen wieder die hohe Aristokratie Europa's zu versöhnen, nahm der Congreß am 15 December das Zweikammersystem, nämlich die Errichtung eines Senats neben der Deputirtenkammer an, mit 122 gegen 68 Stimmen. Am folgenden Tage, 16 December, wurde der Waffenstillstand gemäß dem Protokolle vom 17 November endlich unterzeichnet. Allein die Ruhe war darum noch nicht hergestellt. Das Haus Nassau, und namentlich die Partei des Prinzen von Oranien, war durch das Ausschließungsdecret tief verletzt worden. Zu Gent, dem alten Herde der oranischen Partei, brachen deßfalls Unruhen aus, am 19 December, welche jedoch von dem belgischen General Duvivier, der daselbst nach Beseitigung Pontécoulants und des Gesindels den Befehl hatte, wieder gedämpft wurden. Weit empfindlicher dagegen rächte sich der König der Niederlande, indem er trotz des Waffenstillstandes die Schelde nicht eröffnete.

Da unterdessen die Revolution in Polen die etwaigen Plane Rußlands auf unbestimmte Zeit hinausschob, und der belgische Nationalcongreß in den wesentlichsten Punkten den Bestimmungen der beiden frühern Londoner Protokolle nachgekommen war, so wurde in dem dritten Protokoll vom 20 December die Unabhängigkeit Belgiens als eines monarchisch-constitutionellen Staates anerkannt. Die französische Regierung hat sich nachher gerühmt, durch ihren Einfluß (durch ihre den übrigen Mächten gemachten Concessionen und durch das heilige Versprechen der Aufrechthaltung des Friedens) dieses günstige Resultat für Belgien herbeigeführt

zu haben, da es sonst einer neuen revolutionären Regierung eines so kleinen Staats, wie Belgien, wohl schwerlich gelungen seyn dürfte, sich der Anerkennung der h. Allianz würdig zu machen. Doch ist nicht zu vergessen, daß vornehmlich die polnische Revolution eine baldige, wenigstens einstweilige Beilegung der belgischen Händel wünschenswerth machte. Auch erkaufte Frankreich jenes Resultat für die Belgier nicht ohne Opfer, denn es wurde zugleich ausgemacht, daß die Mitglieder des Hauses Orleans ebenfalls von der Wahl eines künftigen belgischen Staatschefs ausgeschlossen seyn sollten. Herr Gendebien wurde von Seite des Congresses an den König der Franzosen abgesandt, um ihm für seine Vermittlung zu danken, und ihn zugleich darauf vorzubereiten, daß die Belgier trotz des letzten Protokolls dennoch einen französischen Prinzen, den jungen Herzog von Nemours, wählen würden.

Trotz der neuen Bestimmungen des Protokolls hielt auch der König der Niederlande immerfort noch die Schelde geschlossen, und gab keiner Abmahnung Gehör. Deßhalb fingen denn auch die Belgier wieder den Krieg an, und ihr General Mellinet griff die Holländer bei Maestricht an, und schlug sie am 23 December bei Meersen, am 26sten bei Groedesveld, am 29sten bei der Vorstadt Wyck.

Die Bevollmächtigten Oestreichs und Preußens in London erließen nach Abfassung des Protokolls vom 20 December noch eine besondere Erklärung, des Inhalts, der König der Niederlande habe als Großherzog von Luxemburg die Hülfe des deutschen Bundes angesprochen, die ihm auch werden solle. Darauf erklärte der König der Niederlande, am 31 December, Luxemburg solle einstweilen unter

einer beſondern Regierung ſtehen, und er ernannte deßfalls den Prinzen Bernhard von Weimar zum Gouverneur von Luxemburg. Zugleich verſprach er die Eröffnung der Scheldе bis zum 20 Januar.

Dieß waren die letzten niederländiſchen Staatsactionen im Jahre 1830. Die Wahl des künftigen Staatschefs, Königs oder Fürſten der Belgier, blieb als das nächſte und wichtigſte Werk dem folgenden Jahre überlaſſen.

Verlagswerke
der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in
Stuttgart und Tübingen,
welche zur Ostermesse 1831 erschienen sind.

Annalen, neue, allgemeine, politische. Herausgegeben von C. v. Rotteck. Neueste Folge 2ter Jahrgang 1831. 12 Hefte. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1831. 4. 16 fl.

Bibliothek, ausführlicher Völker- und Staatengeschichten. Nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslandes. 2ter Band. (Malcolm's Geschichte von Persien, 2r Theil.) gr. 8. 2 fl. 24 kr. 3ter Band (Mendoza Geschichte der Mauren.) gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. 1831. 12 Hefte. 8. broch. 3 fl.

Freyberg, M. Freiherr v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. 3ter Band. 3tes Heft. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Gell, J. W., Probestüke von Städtemauern des alten Griechenlandes. Mit 44 Steinplatten, klein Quart. 2 fl. 45 kr.

Hain, Dr. L., Repertorium bibliographicum, quo libri omnes ab arte inventa usque ad annum MD typis expressi, ord. alph. enumer. Tom. II. sect. 1. gr. 8. Schreibpr. 10 fl. Drukpr. 8 fl. 48 kr.

Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. 1831. 4. 16 fl.

Hoyer, Dr. J. G., allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedenen Kunstwörter, Begriffe und Lehrsäze der Geschüzkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben enthält. Supplementband mit 7 Steinabdrüken. gr. 8. 4 fl. 12 kr.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik. 1831. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger 1829. 2tes Heft. klein 8. 1 fl. 45 kr.

Journal, polytechnisches. Herausgegeben von Dingler. Jahrgang 1831. 24 Hefte. gr. 8. broch. 16 fl.

Kunstblatt 1831. Herausgegeben von Dr. L. Schorn. 4. 6 fl.

Lippold, J. F., neues Handbuch des verständigen Gärtners oder neue Umarbeitung des Taschenbuches des verständigen Gärtners. 1824. 1r Band mit 65 lithographirten Tafeln und 3 Tabellen. gr. 8. 4 fl. 48 kr.

Litteraturblatt 1831. Redigirt von Dr. W. Menzel. 4. 6 fl.

Memminger, Oberſteuer-Rath v., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 8s Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamtes Urach. Mit einer Karte des Oberamtes, einer Ansicht von Urach und 4 Tabellen. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Memoiren einer Ungenannten. gr. 8. 2 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände. 25r Jahrgang 1831. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, petit cadeau, ou nouvel A B C français; nouv. édition. gr. 8. 20 kr.

Neureuther, E., Randzeichnungen zu Goethe's Romanzen und Balladen. 4s Heft. Folio. 2 fl. 40 kr.

Oltmann's, J., hypsometr. Tafeln, oder Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, nach Laplace's Formel, nebst anderen neuberechneten Reduktions-Tabellen und zweckdienlichen Erläuterungen. Zur Beförderung terrestrischer Höhen- und Orts-Bestimmungen. gr. 8. 54 kr.

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche, oder praktische Anleitung für katholische Seelsorger. Zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung ihres Amtes. — Zugleich eine Erbauungsschrift für die Gläubigen (von Frhrn. v Wessenberg.) gr. 8. 2 fl.

Schnurrer, Dr. Fr., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten, und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Karte ihres Verbreitungs-Bezirks. gr. 8. broch. 1 fl. 24 kr.

Schübler, Prof., Nachrichten über die Verhältnisse des Weinbaues in Würtemberg in den Jahren 1236 — 1830. 8. 24 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften. 19r bis 22r Band. 12 Hefte. gr. 8. broch. 16 fl.

Pfizer, P. A., Briefwechsel zweier Deutschen. gr. 8. 2 fl.

Thiersch, Fr. von, Geschichte des bayerischen Schulplans von 1829, und seiner Revision vom Jahre 1830. gr. 8. 1 fl.

Thiersch, Ueber gelehrte Schulen, in besonderer Rücksicht auf Bayern. 3r Bd. 3s Heft. gr. 8. broch. 1 fl. 45 kr.

Ueber Würtembergs Fauna. 8. 18 kr.

Weithrecht, C., Die Jahreszeiten in Basrelief. 4 Hefte. 1s u. 2s Heft Frühling und Sommer 70 Blätter. gr. Fol. 11 fl.

Zedlitz, J. Chr. Der Stern von Sevilla; Trauerspiel in 5 Aufzügen. kl. 8. Velinpapier. 1 fl. 36 kr. Druckpapier. 1 fl. 12 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1831. 4. 16 fl.

Grouchy

Taſchenbuch
der
neueſten Geſchichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang.
Geſchichte des Jahres 1830.
Zweiter Theil.

Mit 12 Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1832.

Inhalt.

Die Geschichte des Jahrs 1830.

Zweiter Theil.

	Seite
III. Rußland und Polen	
1) Rußland	3
2) Ursachen der polnischen Revolution	3
3) Ausbruch der Revolution. Vertreibung der Russen aus Warschau	12
4) General Chlopizki, Dictator von Polen	38
IV. Türkei und Griechenland	62
1) Die Türkei	85
2) Griechenland	85
V. England	94
1) Thronwechsel	117
2) Ministerwechsel	117
VI. Spanien	133
1) Die pragmatische Sanction	173
2) Mina's unglücklicher Feldzug in den Pyrenäen	173
VII. Portugal und Brasilien	178
VIII. America	193
1) Nordamerica	207
2) Merico	207
3) Guatemala	214
4) Columbia	216
5) Peru	216
6) Bolivia	225
7) Chili	226
8) Buenos-Ayres	226
9) Montevideo	227
10) Hayti	228
	229

Seite

IX. Scandinavien 230
1) Schweden und Norwegen 230
2) Dänemark 248
X. Italien 253
XI. Die Schweiz 261
XII. Deutschland 279
1) Allgemeine Angelegenheiten 279
2) Oesterreich 281
3) Preußen 292
4) Bayern 296
5) Würtemberg 298
6) Sachsen 299
7) Hannover 308
8) Braunschweig 313
9) Hessen-Kassel 341
10) Hessen-Darmstadt 351
11) Baden 363
12) Weimar 364
13) Altenburg 365
14) Coburg-Gotha 366
15) Meiningen-Hildburghausen 367
16) Schwarzburg-Sondershausen 367
17) Reuß 368
18) Mecklenburg-Schwerin 368
19) Oldenburg 369

Kleine Chronik 371

Naturerscheinungen 373
Reisen 377
Nekrolog des Jahrs 1830 379
Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1830 384

Die Geschichte des Jahres 1830.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Jahres 1830.

Zweiter Theil.

III.

Rußland und Polen.

1.

Rußland.

Nachdem Rußland in den orientalischen Angelegenheiten sein Primat auf eine unzweideutige Weise geltend gemacht, und den offenen Widerstand der Pforte, die geheime Eifersucht der übrigen Mächte durch den Frieden von Adrianopel gedemüthigt und vereitelt hatte, befand es sich zu Anfang des Jahres 1830 auf dem Gipfel seines militärischen und diplomatischen Siegeslaufes. Rußland allein hatte eine offensive Stellung in Europa; Rußland allein war vorgeschritten und hatte an Terrain, Macht und Ruhm zugenommen. Alle andern europäischen Mächte verhielten sich defensiv, standen still, oder waren zurückgegangen. Nichts bezeichnet besser das russische Uebergewicht zu jener Zeit,

als der Umſtand, daß damals in ganz Europa, ſelbſt in den an Freiheit gewöhnten und mächtigen Weſtreichen, England und Frankreich, durch die daſelbſt herrſchenden Miniſterien Wellington und Polignac, dem ruſſiſchen Princip der Autokratie und der Bekämpfung jeder Volksfreiheit gehuldigt wurde. Der ruſſiſche Geiſt durchdrang damals ganz Europa. Allein es ließ ſich nicht verkennen, daß wenn ein autokratiſcher Staat nothwendig durch den allgemeinen Sieg der Autokratie verſtärkt werden mußte, umgekehrt die conſtitutionellen Staaten eben dadurch geſchwächt wurden, denn jeder Körper verträgt nur, was ſeiner Natur angemeſſen iſt. Je offenkundiger daher die damaligen Miniſter von England und Frankreich zu dem autokratiſchen Princip hinneigten, um ſo näher war die Ausſicht, daß ihre Staatskörper ſie als ihnen heterogene Ingredienzien ausſtoßen würden, und daß die Gegenbewegung gegen die 1812 von Rußland begonnene Reſtauration in dem Augenblicke beginnen und gegen Rußland zurückſchlagen werde, in welchem das ruſſiſche Princip ſcheinbar in ganz Europa prädominiren würde. Dennoch dachte damals niemand daran, daß binnen Jahresfriſt der freiheitſtolze Weſten Europa's ſich erheben und das ruſſiſche Princip mit einem Kampfe auf Leben und Tod bedrohen, daß im Herzen Rußlands ſelbſt Aufruhr und Peſt einreißen würden.

Rußland erfreute ſich damals eines völlig freien und heitern Horizontes. Alle Cabinette waren, wenn nicht von ihm abhängig, doch wenigſtens in Betreff der Regierungsmarimen gegen die Völker mit ihm einverſtanden. Seine gewandten Diplomaten hatten ihre Gegner in den Miniſterconſeils eben ſo oft überflügelt oder geſprengt und nachher großmüthig verſöhnt, wie ſeine Feldherren im letzten Kriege die Türken.

Unter den Augen Englands und Oesterreichs war es bis vor die Mauern von Constantinopel gerückt, hatte die türkische Macht für immer gelähmt, die Schlüssel Kleinasiens sich zugeeignet, und keiner der alten mächtigen Nebenbuhler Rußlands hatte es gewagt, sich der Türken anzunehmen. Noch standen seine mit Lorbeern bedeckten Armeen in Erzerum und an der Donau, um sich der richtigen Ablieferung der Millionen zu versichern, welche die Pforte an Rußland zu zahlen gezwungen war. Ergiebiger als je erwiesen sich die Bergwerke an den asiatischen Gränzen. Die Sonne des Glücks lachte über Rußland.

Um die Großmuth des Kaisers Nicolaus für die gedemüthigte hohe Pforte anzuflehn und einige Erleichterungen in den Friedensbedingungen von Adrianopel zu erlangen, war Halil Pascha, ein eben so tapferer als schöner Türke, Liebling des Sultans, an den Hof nach St. Petersburg abgeschickt worden, und erhielt daselbst am 9 Febr. 1830 bei dem Kaiser und der Kaiserin Audienz, wobei er denselben prachtvolle Geschenke überreichte. Des Kaisers Großmuth bewilligte der Pforte demnach mehrere Erleichterungen. Da der Sultan den Frieden gewissenhaft hielt, so war die Gegenwart einer großen russischen Flotte im Mittelmeere nicht mehr nöthig. Admiral Heyden kehrte zu Lande nach Rußland zurück, seine Flotte segelte am 26 März von Malta ab, nur Admiral Ricord blieb mit einigen Schiffen zurück.

Am Kaukasus kehrte die Ruhe nicht so schnell wieder. Zwar in den Ebenen Armeniens lebte man wieder wie im tiefen Frieden, und die in Erzerum stationirten Russen gaben den Einwohnern heitere Feste; allein in den Gebirgen ertrugen die wilden tatarischen Nationen das Joch der Russen noch immer

mit Unwillen. Im Januar mußte der thätige General Emanuel, der gewaltige Zwingherr des Gebirges, die Schapſugen, ein Bergvolk am Kuban, für räuberiſche Einfälle ſtrafen. Im März zog der Obergeneral Graf Paskewitſch-Erivansky in eigener Perſon in das am ſüdöſtlichen Bergrücken des Kaukaſus gelegene Gebiet der freien Lesghiniſch-Tſcharskſchen Stämme, um dieſelben Rußland zu unterwerfen, weil ſie in den letzten Kriegen den Perſern und Türken beigeſtanden hatten. Am 12 März huldigten ſie der ruſſiſchen Oberherrſchaft.

Im Gebiete der Geſetzgebung erließ der Kaiſer mehrere wohlthätige Verfügungen, z. B. im Januar ein treffliches Geſetz zu Gunſten der Schriftſteller in Bezug auf das Eigenthumsrecht ihrer Werke, ein Geſetz, wie es das an Literaturproducten ſo reiche Deutſchland noch entbehrt. Zufolge dieſes ruſſiſchen Geſetzes behielt jeder Schriftſteller das ausſchließliche Eigenthumsrecht auf ſeine Werke zeitlebens, und ſeine Erben noch 25 Jahre nach ſeinem Tode, und dazu noch 10 weitere Jahre, falls in den letzten 5 Jahren eine neue Auflage nöthig geworden. Ein noch wichtigeres Geſetz vom Februar hob bei den Kronbauern die Kopfſteuer auf und verwandelte ſie in eine Bodenſteuer. — Auch ſollte eine Sammlung aller ruſſiſchen Geſetze veranſtaltet werden.

Als ein Vorbote der dem mächtigen Rußland drohenden Stürme brach im Herbſt die indiſche Brechruhr, oder die Cholera, mit verheerender Gewalt bis in das Herz des Reichs ein. Schon ſeit mehreren Jahren hatte dieſe furchtbare Peſt Indien, China, Perſien verheert, und war bereits bis jenſeits des caſpiſchen Meeres in die ruſſiſchen Gränzen eingedrungen, doch ſchien ſie von Aſtrachan und Orenburg wieder ins Innere Aſiens zurückzuweichen, als ſie plotzlich am Ende des Sommers

1830 sich wieder nordwärts wandte, und mit reißender Schnelligkeit vorrückte. Am 28 September zeigte sie sich bereits in Moscau, wo sie kaum geringere Bestürzung verursachte, als die Ankunft der Franzosen im Jahre 1812. Die Reichen flohen, die Armen suchten Hülfe an den Altären. Um das Volk zu ermuthigen, und zugleich die kräftigsten polizeilichen und ärztlichen Maßregeln gegen die weitere Verbreitung der Krankheit zu treffen, faßte Kaiser Nicolaus den großherzigen Entschluß, sich in eigener Person in die angesteckte Stadt zu begeben, langte daselbst am 11 October an und verweilte bis zum 20, nachdem er durch sein Beispiel die Furcht vor der Krankheit verringert, und sich mit eigenen Augen von der Zweckmäßigkeit und Genauigkeit der getroffenen Sanitätsanstalten überzeugt hatte. Hinter seinem Beispiele konnte nun der hohe Adel nicht zurückbleiben, und man nannte rühmlich den Fürsten Michael Dolgoruki, der aus eigenem Antriebe seinen prächtigen Palast den Cholerakranken einräumte. Im Laufe des Octobers drang die Seuche noch bis ins Gouvernement Nowogrod, 250 Werste von Petersburg, vor. Hier aber hielt sie inne, und nahm zugleich so rasch von ihrer Heftigkeit ab, daß schon am 18 December der äußere Cordon um die Stadt Moscau aufgehoben werden konnte. Indeß schränkte sie den Winter über nur ihre Thätigkeit ein, um dieselbe im nächsten Jahre desto verderblicher zu erneuern.

Unmittelbar auf die Pest folgte der Aufruhr. Ein kleines Vorspiel desselben ereignete sich im Süden des großen Reichs. Man hatte die Einwohner der Stadt Sebastopol mit äußerst drückenden Quarantäneanstalten belästigt, während dennoch durch die nicht zu unterbrechende Communication mit den noch auf türkischem Boden stationirten russischen Truppen die Pest

eingeſchleppt wurde. Dieſe Häufung zweier Uebel empörte die Bevölkerung. Am 15 Junius wurde Sturm geläutet, der General Stolypin, Gouverneur, der Obriſt Worobjew, der Quarantaine-Inſpector Collegienrath Stully und der Commiſſär Stepanow wurden ermordet, und die Häuſer der Quarantaine- und Polizeibeamten geplündert. Doch ſchon zwei Tage darauf wurde durch die Dazwiſchenkunft des Admirals Greigh und des Gouverneurs von Neu-Reußen, Grafen Woronzow, die Ruhe wieder hergeſtellt.

Polen befand ſich bis zum Ausbruche der Pariſer Julius-revolution in ſeinem alten, nun ſchon fünfzehn Jahre währenden Zuſtande. Der tiefglühende Haß, die hoffnungsloſen Wünſche, die im dunkelſten Geheimniß angeknüpften Verbindungen der Patrioten wagten ſich nicht ans Tageslicht. Aeußerlich bewegte ſich alles nach der „Form“ des ruſſiſchen Vicekönigs, des Großfürſten Conſtantin. Zwar begab ſich auch in dieſem Jahre der Kaiſer und König Nicolaus wieder nach Warſchau und hielt daſelbſt den polniſchen Reichstag ab, vom 28 Mai bis 28 Junius; allein derſelbe ging faſt ſpurlos in der Geſchichte Polens vorüber, denn es handelte ſich darauf bloß von der Errichtung eines Denkmals für den Kaiſer Alexander, welches die Polen mit großen Koſten (6 Millionen Gulden) aufführen ſollten, von der Abänderung eines Artikels im Hypothekengeſetze, von Wald- und Wieſenberechtigung und von einer Verordnung gegen die Bettler. Dieß waren die wichtigen Gegenſtände des Reichstags, wenige Monate vorher, ehe die Revolution den tiefen Abgrund aufdeckte, den die Complimente jenes Reichstags verhüllten.

Einen Monat nach dem Schluſſe deſſelben begann die große Volksbewegung in Frankreich, und wir haben bereits bei den

franzöſiſchen und belgiſchen Angelegenheiten in dem erſten Theile dieſes Taſchenbuchs die Stimmung angedeutet, in welche die Kunde von der Pariſer Juliusrevolution und von der belgiſchen Umwälzung das Cabinet von St. Petersburg verſetzte. Daß dieſe Stimmung eine feindſelige, wenigſtens mißtrauiſche ſeyn mußte, war ſehr natürlich. Die volksthümliche und liberale Reaction im Weſten wies zunächſt den moraliſchen Einfluß Rußlands zurück und ſtellte dem autokratiſchen Princip, in deſſen Namen Rußland bisher ſeit der Herrſchaft der heiligen Allianz die moraliſche Hegemonie geübt, das Princip der Volksſouveränetät entgegen. So kam, unerwartet, Europa in eine Lage zurück, welche derjenigen von 1789 nicht unähnlich war, und an die Erinnerungen der Coalitionskriege mußten ſich natürlicherweiſe die Beſorgniſſe vor neuen Gefahren der Anarchie und des militäriſchen Ehrgeizes knüpfen. Hat Frankreich ſeine Eroberungsplane aufgegeben? Wird Deutſchland immer gleiche Geduld üben? Werden die Polen nichts mehr von der alten Sympathie für Frankreich fühlen? Solche bedenkliche Fragen mußte Rußland aufwerfen. Ueberdieß war es im Beſitze der Hegemonie auf dem Continente, und in ſeiner überragenden, ſtolzen Stellung konnte es nicht geſonnen ſeyn, die Miene der Nachgiebigkeit oder wohl gar Furcht anzunehmen, am wenigſten jenem Frankreich gegenüber, das es ſeit fünfzehn Jahren gewiſſermaßen als ſeine Schöpfung, deſſen Fürſten ſelbſt ihre Krone als Geſchenk des Kaiſers Alexander anſahen. Daraus erklären ſich einerſeits die Rüſtungen, welche Rußland in ſeinen weſtlichen Provinzen machte, andrerſeits die ſtolze Kälte, womit es die Mittheilungen des neuen Königs der Franzoſen aufnahm.

Wie der Kaiſer von Rußland die große Armee, die er im

Herbste 1830 zurüstete, anwenden wollte, das auszumitteln, ist wohl ein sehr müßiges Geschäft, weil alle Schritte Rußlands, sofern sie zu einem allgemeinen europäischen Kriege hätten führen können, doch von dem Benehmen Frankreichs und der übrigen Mächte abhingen, und weil es nicht im Charakter des russischen Kaisers liegt, voreilig zu seyn. Ohne Zweifel also würde auch dann, wenn Rußland nicht durch die große Revolution in Polen in seiner Politik gegen Frankreich aufgehalten worden wäre, der Krieg nicht unmittelbar erfolgt seyn.

Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß das russische Cabinet, welches die Höflichkeit Ludwig Philipps erst nach dem Ausbruche der Revolution in Polen erwiderte, und erst nach diesem Zeitpunkte auch in der belgischen Sache sich nachgiebiger zeigte, einen strengern Ton behauptet haben würde, wenn die Polen ihm keine Diversion gemacht hätten, und alsdann dürfte es der gemäßigten Partei in Frankreich schwerer geworden seyn, die Regierung gegen den Vorwurf der Opposition, sie habe die französische Nationalehre der Furcht vor Rußland aufgeopfert, zu rechtfertigen. Alle Umstände, welche damals Rußland zur Mäßigung nöthigten, hatten unmittelbar zur Folge, daß auch in Frankreich das System der Mäßigung die Oberhand behielt.

Graf Diebitsch-Sabalkansky, Rußlands erster Feldherr, wurde im October nach Berlin gesandt. Unzweifelhaft war ihm das Commando über die in Littbauen sich sammelnde Armee des Westens bestimmt. Von seinen Aufträgen in Berlin ist nichts bekannt worden. Auf jeden Fall war Rußland kriegerischer gestimmt als Preußen, weil sich sonst das Berliner Cabinet nicht so vorzugsweise das Prädicat des friedenerhaltenden beigelegt haben würde.

Der einzige diplomatiſche Aufſchluß, den man bisher über dieſe Angelegenheit erhalten hat, beruht in einer Rede, welche der polniſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten am 12 Februar 1831 vor dem Reichstage hielt, und worin es hieß: „Der Feldzug Rußlands nach dem Rheine, ſo wie der nahe Ausbruch unſerer Revolution, konnte Niemanden fremd ſeyn. Die Vorkehrungen zum Feldzuge geſchahen ohne Hehl. Der Kaiſer Nicolaus betrachtete den König der franzöſiſchen Nation nur als einen von Sr. Majeſtät Karl X eingeſetzten königlichen Statthalter, woraus die franzöſiſche Diplomatik auf die weitern Abſichten ſchließen konnte. Bis jetzt gebot mir die Zurückhaltung, welche Sie, meine Herren, gewiß nicht mißbilligen werden, dieſe Auskunft der Oeffentlichkeit vorzuenthalten; ich wollte die franzöſiſche Ehre nicht durch den Beweis: daß wir zum Theil für ſie zu kämpfen und vielleicht auch unterzugehen beſchloſſen haben, zur Hülfsleiſtung zwingen; aber jetzt, wo die ſo wahren Worte des ehrwürdigen Mauguin, „daß wir untergehen werden, weil wir gewohnt ſind, für ſie zu ſterben,“ ſo ungenügend beantwortet worden, jetzt nehme ich keinen Anſtand, einige Acten in die Kanzlei des Senats zu Ihrer Kenntniß niederzulegen, welche die Abſichten der ruſſiſchen Regierung klar darthun. Die übrigen Papiere bin ich jederzeit bereit demjenigen vorzulegen, welcher von der franzöſiſchen Regierung beauftragt ſeyn ſollte, Einſicht davon zu nehmen. Daſſelbe äußere ich in Beziehung auf die andern Regierungen, welche die unredliche Weiſe zu erfahren wünſchten, in welcher mit einigen Höfen verfahren worden iſt. Dieſes Alles faſſe ich folgendergeſtalt zuſammen: Es iſt bekannt, daß der Moment des Ausbruchs unſerer Revolution ſeinen Grund in dem Befehle hatte, die Kräfte unſerer Truppen und des ſchwer erwor-

benen Staatsvermögens in einem mörderiſchen Kriege gegen die Freiheit der Völker zu vergeuden. Polen iſt von Gott und den Völkern geſandt, der Ueberſchwemmung über den europäiſchen Welttheil Einhalt zu thun. Es ſprach zu den Angreifenden, wie Gott zum Meere: „Nicht weiter.“ Man braucht nur einen Blick auf die Geſchichte zu werfen, um den Beleg dieſer Wahrheit zu finden. Polen ſollte den Angriff unterſtützen. Die denkende Waffe machte aber in einer zu ſolchem Gebrauche minder geeigneten Hand eine umgekehrte Wendung und verwundete den Angreifer.“

Am 18 März 1831 machte Lafayette in der franzöſiſchen Kammer mehrere Briefe und mündliche Aeußerungen ruſſiſcher Generale bekannt, aus denen ebenfalls erhellt, daß dieſe Generale ihre Rüſtungen als auf Frankreich abgeſehn betrachteten.

Indem wir nun zu der Schilderung der polniſchen Revolution übergehn, müſſen wir zuerſt den Blick in Polens frühere Geſchichte zurückwerfen, um alle Motive dieſes großen Ereigniſſes würdigen zu können.

2.

Urſachen der polniſchen Revolution.

Das tapfere Volk der Polen, durch eine fünfmal wiederholte beiſpielloſe Verletzung des Völkerrechts von ſeinen übermächtigen Nachbarn unterjocht und zerſtückelt, hatte niemals den Gedanken an ſeine Unabhängigkeit aufgegeben, und ergriff bei dem erſten günſtigen Anlaſſe die Waffen.

Polen, unter ſeinen einheimiſchen Fürſten, den Piaſten und Jagellonen, einſt ein mächtiges Reich, und noch am Aus-

gange des 17ten Jahrhunderts unter Johann Sobiesky Europa's Schild gegen die Türken, zerfiel zu Anfang des 18ten Jahrhunderts in religiöse und politische Parteiung, welche von den Nachbarn, vorzüglich von dem seit Peter dem Großen mächtig aufstrebenden Rußland, zu Polens Verderben benutzt wurde. Schon früher hatten viele Polen sich der Reformation zugewandt, und diese Andersdenkenden (dissidentes) waren geduldet worden. Jetzt gewannen die Jesuiten, diese privilegirten Mörder der Völker, auch in Polen Einfluß, raubten 1717 den Dissidenten die Religionsfreiheit und feierten das Nachspiel der Pariser Bluthochzeit zu Thorn 1724. Die Dissidenten, in ihren heiligsten Rechten gekränkt, suchten Schutz bei Rußland; aber Rußland bediente sich ihrer nur zu seinen egoistischen Zwecken, und warf sich, unter dem Vorwande die Religion zu schirmen, zum politischen Schiedsrichter in Polen auf. In Folge dessen gab es sich alle mögliche Mühe, Polen in Anarchie zu stürzen, den König unmächtig, den Adel übermüthig zu machen, und seinen Drohungen und Bestechungen gelang es nach Wunsch. Das berüchtigte liberum veto, die Berechtigung jedes einzelnen polnischen Edelmanns alle Beschlüsse des Reichstags durch seine verneinende Stimme umzustürzen, erhielt erst durch Rußlands Einfluß seine weite Ausdehnung. So eifrig die polnischen Patrioten sich gegen den Mißbrauch dieses Veto's erklärten, welches alle Reichstagsberathungen fruchtlos machte und nothwendig zur Anarchie führen mußte, so setzte doch der russische Gesandte, an welchen sich auch der preußische anschloß, den zügellosen Gebrauch dieses Veto's durch, und Friedrich II, wie Katharina II, beide in ihren eigenen Reichen absolute Selbstherrscher, schienen in Polen nichts so eifrig zu beschützen, als die ungebundenste Demo-

kratie. Als die Verwirrung genugsam überhand genommen, that Rußland einen großen Schritt weiter. Unter dem Vorwande, den Dissidenten beizuspringen, die es zu diesem Behuf eine Conföderation stiften ließ, schickte es eine russische Armee in das durch seine Parteiung unmächtige Polen, und ließ den unglücklichen König Stanislaus August, die schwache Creatur Katharina's II, unter dem Blitzen russischer Bajonnette zu Radom den berüchtigten Reichstag von 1767 abhalten, auf welchem der russische General Repnin den Herrn spielte, die Reichstagsglieder mit Gewalt zur Unterzeichnung der Rußland gefälligen Beschlüsse zwang, und die opponirenden Patrioten nach Sibirien schleppen, ihre Güter durch russische Soldaten verwüsten ließ. Wer nur murre, schrieb Repnin officiell an den Reichstag, werde als Rebell behandelt werden. — Diese Brutalitäten erreichten vollkommen den Zweck der weitaussehenden Politik Katharina's. Sie reizten nämlich den Stolz der Polen auf, und veranlaßten einen Krieg, durch welchen Rußland einen Vorwand erhielt, einen Theil von Polen durch das Recht der Eroberung an sich zu reißen. Die polnischen Patrioten, überzeugt, daß nur die Gewalt der Waffen Rußlands Habgier eine Schranke setzen könne, conföderirten sich zu Bar 1768, und nun begann ein gräßlicher Vertilgungskrieg, in welchem die Russen theils aus nationeller Rohheit, theils um die Polen zu schrecken, sich die unerhörtesten Grausamkeiten nicht nur gegen die polnischen Truppen, sondern auch gegen das wehrlose Volk erlaubten. Pulawsky war Polens Held in dieser Zeit, aber trotz unsterblicher Thaten der glänzendsten Tapferkeit und edelsten Hingebung erlag er der Uebermacht. Weit entfernt, Rußlands künftige Furchtbarkeit vorauszusehn und derselben durch

Erhaltung Polens einen Damm entgegen zu ſetzen, bediente ſich Oeſtreich und Preußen nun der guten Gelegenheit, um von der polniſchen Beute auch einen beſcheidenen Theil wegzuhaſchen. Joſeph II. nahm die Herrſchaft Zips weg, Friedrich II. ſetzte ſich in dem Theile Polens feſt, den er mit Preußen zu vereinigen gedachte. Schon hatten beide mit Rußland die Zerſtücklung Polens verabredet, und als die Ruſſen vollſtändig geſiegt hatten, erfolgte 1772 die erſte Theilung Polens, welche man ſeitdem vorzugsweiſe das Verbrechen des Jahrhunderts genannt hatte. Rußland nahm das Land zwiſchen der Düna, dem Dnieper und Drutſch; Oeſtreich Gallizien, Preußen Weſtpreußen. Der Reſt blieb unter dem Namen der Republik Polens in ſeiner alten traurigen Verfaſſung.

Man hat von der Kaiſerin Maria Thereſia einen Brief aufbewahrt, worin dieſe gottesfürchtige Dame dem öſtreichiſchen Miniſter Kaunitz damals ſchrieb: „Als alle meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen ſollte, ſteiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beiſtand Gottes. Aber in dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreyent wider uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider uns iſt, mueß bekbennen, daß zeitlebens nit ſo beängſtiget mich befunten und mich ſehen zu laſſen ſchäme. — — — (Folgen verſchiedene Particularitäten der Correſpondenz mit Berlin und Peteröburg.) Bedenkh der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes ſtuk von Pohlen oder von der Moldau und Walachey, unſer ehr und reputation in die Schanz ſchlagen. — — — — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum

lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen gröſten Gram ihren Weg gehen.“ — (v. Hormayr, Taschenbuch der vaterländischen Geschichte, auf 1831, Seite 66.)

Gewarnt durch die letzte Erfahrung, gespornt durch das Beispiel der französischen Revolution und officiell aufgemuntert durch Preußen, beschlossen die Polen, ihre grundschlechte Verfassung zeitgemäß abzuändern, und so wurde am 3ten Mai 1791 die polnische Constitution proclamirt, die erste Verfassungsurkunde in Europa, denn die französische von 1791 erfolgte erst etwas später. Das Volk jauchzte einstimmig dieser Verfassung zu, und durch Preußen schien sie hinlänglich garantirt. Aber was that Rußland? Unter dem Vorwande, daß diese treffliche, von der ganzen Nation gebilligte Verfassung, in welcher namentlich dem Könige weit größere Macht verliehen war als früher, — zu jakobinisch sey, schickte Katharina II. abermals eine russische Armee ins Land, und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, dessen Minister Luchesini mit der ganzen Constitutionsangelegenheit von Anfang an bekannt, ja eine ihrer Haupttriebfedern gewesen, der den Polen öfters schriftlich seinen Beifall gegeben, wie urkundlich erwiesen ist, derselbe desavouirte jetzt die ganze Sache, erklärte, er habe nichts davon gewußt und schickte ebenfalls eine Armee ins Land den Russen zu Hülfe, oder vielmehr, um den Russen zuvorzukommen und den besten Theil der Beute vorauszunehmen.

Polen überrascht, schwach und auf den Krieg nicht versehen, mußte sich willenlos die zweite Theilung von 1793 gefallen lassen. Rußland riß einen neuen großen Theil von Litthauen, Podolien, die Ukraine an sich, Preußen nahm Südpreußen, Thorn und Danzig.

Sobald

Sobald die Polen sich erst gefaßt hatten, dachten sie auf eine kraftvolle Erhebung der ganzen Nation gegen die unerträglichen Leiden, die ihr von fremder Willkür aufgebürdet worden, und das Beispiel der damals siegreichen französischen Revolutionsarmeen mag sie mit dazu angefeuert haben. Der edle Kosziusko, der mit Lafayette im Unabhängigkeitskriege der Nordamericaner gefochten, trat an die Spitze der Nation, und seine mit Sensen bewaffneten Bauern thaten Wunder der Tapferkeit; der König von Preußen wurde von Warschau zurückgeschlagen, aber als Suwarow mit einer neuen großen russischen Heeresmacht heranrückte, erlagen die unglücklichen Polen der vereinten Uebermacht Rußlands und Preußens. Damals erneuerte der schreckliche Suwarow bei der blutigen Erstürmung von Praga, der Vorstadt Warschau's, durch den Mord von 12,000 wehrlosen Einwohnern jedes Alters und Geschlechts die Gräuel des früheren Kriegs. Hierauf vernichtete die dritte Theilung 1795 die Existenz Polens. Der ganze noch übrige Rest dieses Reichs wurde von den Siegern getheilt, an welche sich auch Oestreich anschloß. Rußland bekam wieder den größten östlichen Theil, Preußen erhielt das Gebiet von Warschau, Oestreich das noch übrige Stück im Süden.

Die edlen Polen, die dem Blutbade entgingen, legten kleine Säckchen mit vaterländischer Erde auf ihre Brust und flohen auf Umwegen nach Frankreich, wo sie in den Freiheitsarmeen der siegreichen Republik, wie aller Welt bekannt ist, ruhmvoll dienten. In Napoleons Schule bildeten sich die Helden, — die heute Polens Geschichte unsterblich machen. Immer der Hoffnung treu, einst ihr Vaterland befreien zu können, ermüdeten sie nicht, ob auch lange ihre Erwar-

tungen getäuscht blieben. Erst nach dem Feldzuge von 1806 konnte Napoleon an die Wiederherstellung Polens denken, allein da er Rußland und Oestreich schonen mußte, so konnte er bei der vierten Theilung 1807 das neue Herzogthum Warschau, das Schattenbild des alten Polen, nur aus dem preußischen Antheil von Altpolen bilden, und dieses Herzogthum blieb überdieß nicht selbstständig, sondern wurde mit dem Königreiche Sachsen vereinigt.

Als 1811 Napoleon nach Rußland zog, und die Russen freiwillig die Vertheidigung Litthauens aufgaben, hofften die Polen, ihr Gönner werde jetzt das ganze alte Polen wiederherstellen; allein Napoleon versäumte dieß, weil er sich in der Krise des Kriegs Oestreich durch die Besorgniß, es könne Gallizien verlieren, nicht abgeneigt machen wollte. Dennoch hielten, immer noch hoffend, die treuen Polen bis zum letzten Mann bei Napoleon aus, deckten seinen Rückzug, folgten ihm nach Deutschland, Frankreich, auf die Insel Elba, und selbst bis nach St. Helena. Unterdessen faßte Kaiser Alexander von Rußland den ebenso großherzigen als politischen Entschluß sich die Herzen der Polen durch Wiederherstellung ihres Reichs zu gewinnen, und obgleich es in seiner Macht stand, das von ihm eroberte Herzogthum Warschau seinem Reiche einzuverleiben, so schuf er doch, nachdem Preußen das Großherzogthum Posen und Danzig zurückerhalten hatte, den übrigen Theil von Großpolen mit der Hauptstadt Warschau in ein, obwohl unter russischer Hoheit, doch selbstständiges Königreich Polen um, und erneute Polens alten Namen, sein Wappen, seine Farben. Auch gab er diesem Reiche eine neue freisinnige Constitution, ganz geeignet, ihm die Dankbarkeit der Polen zu sichern, die in ihrem Unglück

und bei dem tiefgewurzelten Nationalhasse nicht diese Großmuth, sondern Rußlands ganzen Zorn erwartet hatten. So geschah die fünfte Theilung von 1815, in welcher Oestreich und Preußen fast soviel, als sie früher von Polen an sich gerissen, und selbst Rußland ganz Litthauen, Volhynien und die Ukraine als russische Provinzen behielt, und dieselben nicht mit dem neuen Königreiche Polen verband. Krakau mit einem kleinen Gebiete wurde zu einer Republik unter dem Schutz Rußlands, Oestreichs und Preußens erklärt. Das neue Königreich Polen aber mit Krakau betrug noch nicht den vierten Theil des alten Polen von 1772.

Anfangs ließ sich der neue Zustand der Dinge recht gut an. Kaiser Alexander that alles, um die in dumpfer Verzweiflung hinbrütenden Gemüther des edlen Volks tröstend aufzurichten. War die von ihm octroyirte Verfassung schon freisinnig, so zeigte er den Polen auch, daß er sie zu halten gesonnen sey, indem er den alten General Zajonczek, einen Liebling der Polen, zu seinen Statthalter ernannte. Zugleich errichtete er in Warschau eine Universität und andere nützliche Institute, ja er ehrte das Nationalgefühl der Polen so sehr, daß er selbst die Leiche seines Feindes, des in der Schlacht bei Leipzig gefallenen Fürsten Poniatowsky, in feierlichem Pomp zu Krakau in die Gruft der alten Könige beisetzen ließ. Verbesserung vieler Verwaltungszweige, des Militäretats, des Unterrichtswesens, Hebung des Credits, kurz materielle Vortheile aller Art, waren die unbestreitbaren Ergebnisse des neuen russischen Regiments.

Allein der Pole hat von jeher eine bei andern Völkern fast beispiellose Verachtung gegen die materiellen Bedingungen des Staatswohls und der Volksehre bewiesen. Daher hat er

den Handel ſo ſehr vernachläſſigt, daß derſelbe ganz in die Hände der Juden gekommen iſt, und ſchon vor der erſten Theilung 1772 hatte er ſich die Mündungen ſeiner wichtigſten Flüſſe nehmen laſſen. Aus demſelben Grunde erklärt ſich die berühmte polniſche Unreinlichkeit, erklären ſich alle Schattenſeiten des polniſchen Nationalcharakters. Dagegen hat der Pole deſto mehr Sinn für das ideelle Weſen der Nationalehre. Hierin iſt er noch ganz wie der edle, aber halbnackte Beduine der Sandwüſte. Selbſt der Leibeigene, auf ſeinen Kothhaufen ſcheinbar das verächtlichſte Geſchöpf, ein Menſch, der nicht einmal ſich ſelbſt hat, hat doch ein Vaterland, und zögert nicht, für ſeine Ehre zu ſterben. Einem ſolchen, für Ehre glühenden Volke konnte ſein materieller Vortheil nicht mehr als Nebenſache ſeyn, wenn es in dem, was ihm immer die Hauptſache geblieben iſt, in der Ehre, tief verletzt wurde.

Kaiſer Alexander hatte die polniſche Conſtitution in der edlen Aufwallung politiſcher Großmuth octroyirt, welche die erſte Zeit der ſogenannten Befreiungsjahre auszeichnete. Der Bund der Fürſten und der Völker hatte Napoleons Weltherrſchaft geſtürzt. Intereſſe und Dankbarkeit machten damals die Fürſten den Völkern wohlgeneigt, und der Sieg der aufs äußerſte gereizten Völker über Napoleon hatte gerade bewieſen, daß man die Völker nicht aufs äußerſte reizen müſſe. Daher hatte ſich die den Völkern günſtige Stimmung der Fürſten auch auf die Polen erſtreckt, obgleich dieſe nicht als Waffenbrüder, ſondern als beſiegte Feinde betrachtet wurden. Auch dieſes unglückliche Volk ſollte nicht mehr aufs äußerſte gereizt werden; es ſollte endlich in einer materiell behaglichen Lage und in einer mittelmäßigen Freiheit Ruhe

finden. Dieß war der Sinn der octroyirten Constitution von 1815. — Nun dauerte aber bekanntlich die freigebige Großmuth und das Vertrauen gegen die Völker nicht lange. An ihre Stelle trat das unglückselige Mißtrauen, in dessen Folge auf der einen Seite Europa's, wo die Regierungen das entschiedene Uebergewicht hatten, die 1815 ausgesprochenen Concessionen, als landständische Verfassung, Preßfreiheit, freier Handelsverkehr, freie Rheinschifffahrt ꝛc. unerfüllt blieben, oder schon gegebene Concessionen zum Theil zurückgenommen, zum Theil unterdrückt wurden, während auf der andern Seite, wo das Volk übermächtig ist, ein eben so gehässiges Mißtrauen in die Regierungen selbst die wohlthätigen Maßregeln verdächtigte und den Haß gegen dieselben bis zu den bekannten Explosionen im Sommer und Herbste 1830 steigerte. Wie dieses wechselseitige Mißtrauen zwischen Fürsten und Völkern nach 1815, wo beide vereint handelten, entstehen konnte, ist leicht zu erklären. Die Fürsten sahen immer das Schreckbild der französischen Revolution, des Thronumsturzes, der Republik vor sich, und glaubten, nicht nur zur Sicherung ihrer Throne, sondern zum Heile der Völker selbst, einen neuen Ausbruch des furchtbaren Kraters durch jede Vorsicht verhüten zu müssen. In dieser Vorsicht aber sahen die Völker hinwiederum nur den Versuch, ihre Freiheit nach und nach auszurotten und Europa in das Zeitalter Ludwigs XIV. oder noch weiter ins Mittelalter zurückzuführen. So bereitete der wechselseitige Argwohn mitten im Frieden die neuen Zündstoffe unabsehlicher Weltkämpfe.

Unter diesen Umständen kamen die Polen in eine äußerst schwierige Stellung. Wie hätte sie, selbst wenn sie sich noch

ſo ruhig und demüthig benahmen, der Verdacht nicht treffen ſollen, daß ſie ſich immer noch ihrer alten Unabhängigkeit und Macht erinnerten; daß ſie mit der Zeit die erſte ſich darbietende Gelegenheit ergreifen würden, das Verlorene wieder zu gewinnen. Schon zwei Jahre nach der Verleihung der Conſtitution ſcheint Kaiſer Alexander über dem Gedanken erſchrocken zu ſeyn, eben dieſe freiſinnige Verfaſſung könne den Polen Mittel an die Hand geben, eine künftige ausgedehntere Emancipation vorzubereiten, oder wenigſtens ein gefährliches Freiheitsgefühl nähren. Von dieſem Augenblick an hörte das Vertrauen auf, und Polen kam unter ſtreng militäriſche Zucht und ängſtliche polizeiliche Aufſicht.

Die in der Conſtitution verheißene Preßfreiheit trat nie ins Leben. Selbſt die parlamentariſche Freiheit der Landbotenkammer wurde ſchon 1818 durch den Marſchall Kraſinsky verletzt, der willkürlich Bittſchriften vernichtete und Protokolle änderte. Zugleich achtete Großfürſt Conſtantin, den Kaiſer Alexander zum Chef der polniſchen Armee ernannt, das zarte Ehrgefühl des polniſchen Adels nicht, ſondern verletzte daſſelbe durch körperliche Mißhandlungen. Schon 1819 ermordeten ſich mehrere Officiere, weil ſie für perſönliche Schmach keine Genugthuung erhalten konnten. Endlich fing die geheime Polizei ihre traurige Wirkſamkeit an, in Folge deren beſonders viele unbeſonnene junge Leute verdächtigt, eingekerkert, unter die gemeinen ruſſiſchen Soldaten geſteckt, oder nach Sibirien geſchickt wurden. Der Reichstag wurde immer unfreier. Im Jahre 1821 wurde Niemojowsky, Landbote von Kaliſch, weil er in der Kammer zu opponiren gewagt, proſcribirt. Wie weit die polizeiliche Strenge ging, zeigt der einzige Umſtand, daß allen

Dienſtboten befohlen wurde, Sonntags und an einem Wochentage zu einer beſtimmten Stunde in die Kirche zu gehen. — Im Jahre 1822 wurde eine Verſchwörung in Polen entdeckt, welche mit der ſpäter in Rußland beim Tode Alexanders ausgebrochenen Verſchwörung zuſammenhing. Die Unterſuchung wurde erſt 1829 völlig geſchloſſen. Zahlloſe Verhaftungen fanden ſtatt, und die Opfer gehörten zu den edelſten polniſchen Familien.

Kaiſer Nicolaus ließ ſich 1829 in Warſchau zum König von Polen krönen. Die alte Krone Polens fehlte dabei. Sie ſoll bei der letzten Theilung verſchwunden und von Mönchen aufbewahrt ſeyn, welche ſie erſt wieder ans Tageslicht bringen werden, wenn wieder ein Piaſt (einheimiſcher König) ſie wird tragen können. Die erſte Regierungshandlung des Kaiſers war, von den Polen einige Millionen zur Errichtung eines Denkmals für ſeinen verewigten Bruder Alexander zu verlangen. Leider aber ſcheint dem Kaiſer der wahre Zuſtand Polens nicht genau bekannt geworden zu ſeyn, denn die Willkür nahm immer reißender überhand. Rozniezki, Chef der Polizei, ein Ungeheuer, wie es nur die barbariſchen Zeiten aufzuweiſen haben, beſoldete ein Heer von Spionen, füllte die Gefängniſſe an und erlaubte ſich mit den Gefangenen ein grauſames Spiel. Auf ſeinen Befehl wurde die Tortur wieder eingeführt; er band die Brüſte der Weiber mit Stricken zuſammen und nährte die Männer mit Häringen, ohne ihnen zu trinken zu geben. Allzu milde Richterſprüche wurden caſſirt, und Civilperſonen von Militärcommiſſionen verurtheilt. Die Polen haben alle Artikel ihrer Conſtitutionsacte aufgezeichnet, welche von der ruſſiſchen Regierung verletzt worden ſind:

Art. 10. Ruſſiſche Truppen in Polen ſollen auf ruſſiſche Koſten ernährt werden. (Die Polen mußten ſie ernähren.)

Art. 16. Die Preſſe ſoll frei ſeyn. (Sie war es nie.)

Art. 18 bis 22. Kein Pole kann außer den in den Geſetzen vorgeſehenen Fällen und auf die in den Geſetzen vorgeſehene Weiſe verhaftet werden. (Man verhaftete nach Willkür.)

Art. 23. Kein Pole kann anders als nach den beſtehenden Geſetzen beſtraft werden. (Militärcommiſſionen ſtraften in Civilfällen.)

Art. 24. Jeder Pole kann frei und mit ſeinem ganzen Vermögen auswandern wohin er will. (Fürſt S. mußte ſechs Monate auf Päſſe warten, um ſeine ganz nahe liegenden Güter in Gallizien zu beſuchen.)

Art. 26. Das Eigenthum jedes Polen ſoll geſchützt werden. (Reiche Kaufleute, die es gewagt, mit der Regierung zu proceſſiren, erhielten räuberiſche Executionen.)

Art. 29. Alle Civil- und Militärſtellen können nur von Polen beſetzt werden. (Man ſtellte auch Fremde an, Creaturen.)

Art. 39. Das Staatseinkommen kann nur durch ein Budget bewilligt werden. (Polen ſah nie ein Budget.)

Art. 47 und 82. Die Miniſter ſind verantwortlich. (Wer hätte es gewagt, ſie zur Verantwortlichkeit zu ziehen?)

Art. 87. Der Reichstag ſoll alle zwei Jahre ſich verſammeln. (Es geſchah nach 1820 erſt in fünf Jahren.)

Art. 89. Kein Reichstagsmitglied kann ohne Zuſtimmung des Reichstags verhaftet werden. (Im Jahre 1825 warf der Großfürſt Conſtantin den Landboten Niemojowsky aus der Kammer und übergab ihn den Gendarmen, die ihn

gefeſſelt auf ſeine Güter ſchleppten, wo er fünf Jahre lang gefangen blieb.)

Art. 95. Die Sitzungen der Kammern ſollen öffentlich ſeyn. (Dieſer Artikel wurde aufgehoben.)

Art. 111. Jeder Senator ſoll jährlich wenigſtens 2000 polniſche Gulden directe Steuern entrichten. (Man wählte unter die Großen des Reichs bald auch ärmere, Creaturen der Regierung.)

Art. 135 und 137. In jeder Wojewodſchaft ſoll ein Rath beſtehen. (Der Rath von Kalisch wurde aufgelöst, weil ſeine Repräſentanten zu opponiren gewagt.)

Art. 138, 141 und 142. Die Richter ſollen unabhängig und unabſetzbar ſeyn. (Wenn ſie nicht nach den Wünſchen der Gewalt urtheilten, wurden ſie entſetzt und verfolgt.)

Art. 140. Die Richter ſollen durch Wahl ernannt werden. (Es geſchah nicht.)

Art. 153. Neben der activen Armee ſoll eine Miliz beſtehen. (Man ließ nur eine Polizeiwache aus Miethlingen beſtehen.)

Folgendes officielle Manifeſt des polniſchen Reichstags ſetzen wir hieher, obgleich es erſt zu Anfang des Januars 1831 erlaſſen wurde. Es iſt beſtimmt, die Revolution zu rechtfertigen, indem es deren Motive öffentlich bekannt macht:

„Wenn ſich ein vor Zeiten freies und mächtiges Volk durch das Uebermaß der Leiden genöthigt ſieht, nach einem letzten Rechte zu greifen, nach einem Rechte, gewaltſam das drückende Joch abzuſchütteln, ſo iſt es ſich ſelbſt, ſo iſt es

der Welt schuldig, die Bewegungsgründe bekannt zu machen, die es veranlaßten, mit Gewalt der Waffen seine heiligen Rechte zu erkämpfen. Darum beschlossen die beiden Kammern, von dieser Nothwendigkeit durchdrungen, diesen Schritt vor dem Angesichte von ganz Europa zu rechtfertigen, nachdem sie der am 29 November in der Hauptstadt ausgebrochenen Revolution beigetreten waren, und diese für national erklärt hatten. Die Verschwörungen und Verleumdungen, der im Dunkel schleichende Verrath und die am hellen Tageslichte verübten Gewaltthaten, die die drei Theilungen des vormaligen Polens begleiteten, sind zu bekannt. Die Weltgeschichte, deren Eigenthum sie geworden, hat ihnen das Brandmal eines politischen Frevels auf die Stirne gedrückt. Niemals verstummte die feierliche Klage der Polen über die an ihnen verübten Gewaltthaten; stets flatterte die unbefleckte Fahne an der Spitze der heldenmüthigen Schaaren, und der arme verwaiste Pole, immer zum Kampfe gerüstet, trug auf seinen heimathlosen Wanderungen von Land zu Land die flüchtigen Penaten, um Rache rufend für den ihm angethanen Schimpf. Von einer hohen Idee begeistert, war er der festen Ueberzeugung, wenn er nur für die Freiheit kämpfe, kämpfe er auch für das Vaterland. Dieser hohe Gedanke hat ihn nicht betrogen. Es ging ihm ein Vaterland auf, und obgleich auf enge Gränzen eingeschränkt, erhielt Polen durch die Hand des Helden unseres Jahrhunderts seine Landessprache, seine Rechte, seine hohen Freiheiten und noch höhere Hoffnungen. Seit jener Zeit waren seine Interessen die unsrigen, unser Blut war sein, und nachdem ihn seine Bundesgenossen, ja selbst der Himmel verlassen, waren seine treuen Polen bis zum letzten Augenblicke die Gefährten seines Mißgeschicks, und

dieſe Gemeinſchaft eines großen Mannes mit einem unglücklichen Volke erzwang die Verehrung ſelbſt der Sieger. Noch zu friſch war dieß Gefühl, zu feierlich verſprachen im Schlachtgewühle die europäiſchen Mächte die Welt mit einem auf Grundſätze der Gerechtigkeit geſtützten Frieden zu beſchenken, als daß ſie aufs Neue unſer neu gegründetes Vaterland unter ſich als Spolie hätten zerreißen können, und der Wiener Congreß beſtrebte ſich, das uns zugefügte Unrecht wenigſtens in etwas zu mildern, denn man verſicherte uns heilig, unſere Nationalität aufrecht zu erhalten; man verſprach allen Theilen des vormaligen Polens den wechſelſeitigen Handel, und denjenigen Theil, welcher zur Zeit des Völkerkampfes frei exiſtirte, obgleich verkleinert, unter dem Namen eines Königreichs mit einer freien Conſtitution und der Möglichkeit einer Vergrößerung, unter die unmittelbare Regierung des Kaiſers Alexander zu ſtellen. Dieſe Bedingung erfüllend, gab er dem Königreiche eine freiſinnige Verfaſſung, und erfreute die unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden Polen mit der nahen Hoffnung einer Wiedervereinigung. Aber dieſe Gaben erhielten wir erſt nach gewiſſen Verpflichtungen von ſeiner und nach Aufopferungen von unſerer Seite. Schon vor und noch während des entſcheidenden Krieges waren den unter Alexanders Botmäßigkeit ſtehenden Polen dieſe Verheißungen gemacht worden; der Verdacht, den man den Zwecken Napoleons unterlegte, hatte die Thatkraft ſo vieler gelähmt, daß die ſeit langer Zeit gegebenen Verheißungen Alexanders für uns kein anderes Reſultat hatten, als daß er ſich zum Könige von Polen erklärte. Für die Nationalität und für die Freiheiten forderte man von uns die Aufopferung unſerer Unabhängigkeit, dieſer erſten nothwendigen Bedingung des politi-

ſchen Lebens aller Nationen, indem man vorgab, daß dieß zur Erhaltung des Friedens von Europa unumgänglich nöthig ſey, als ob ein dauerhafter Friede auf die Unterjochung von 16 Millionen Menſchen gegründet werden könnte; als ob die Weltgeſchichte uns nicht lehre, daß oft nach vielen Jahrhunderten erſt die unterjochten Völker ihre Unabhängigkeit wieder erringen, zu der ſie Gott, indem er ſie in Sprachen und Sitten von andern Nationen abſonderte, für ewig beſtimmt hat; als ob die alte Lehre für die Herrſcher verloren wäre, daß ein begangenes Unrecht die Unterdrückten zu natürlichen Bundesgenoſſen derer macht, die gegen die Bedrücker kämpfen. Aber auch dieſe willkürlich aufgedrungenen Bedingungen wurden nicht gehalten; denn in kurzer Zeit überzeugten ſich die Polen nur zu deutlich, daß die verſprochene Nationalität und der uns von Rußlands Kaiſer gegebene Name eines polniſchen Königreichs bloß eine Lockſpeiſe waren, die man ihren unter anderer Herrſchaft ſtehenden Brüdern darbot; eine Waffe gegen die benachbarten Mächte, aber nur ein leerer Schall für die, denen ſie verbürgt wurden; ſie überzeugten ſich, daß man unter dem Deckmantel dieſes heiligen Namens nur Erniedrigung, die ſklaviſche Entwürdigung und alle die Leiden über uns bringen wolle, die ein langer Deſpotismus und der Verluſt der Menſchenwürde erzeugt. Die Maßregeln, die man gegen die Armee nahm, machten zuerſt dieſen Plan klar. Die empfindlichſten Beſchimpfungen, die ehrbefleckendſten Strafen, ausgedachte Verfolgungen, von dem Oberbefehlshaber unter dem Vorwande der militäriſchen Disciplin ausgeübt, bezweckten die Ausrottung alles edeln Ehrgefühls, jener uralten Würde, durch die ſich unſer Heer auszeichnete; ſcheinbare wie wahre Vergehen, ja ſchon der bloße Verdacht

der Schuld wurden als hohe Verbrechen gegen die Disciplin bezeichnet, und da die Militärgerichte unter unumschränktem Willen des Oberbefehlshabers standen, so lag das Leben und die Ehre eines jeden Kriegers in seiner Hand. Mit Unwillen sah man, wie der Oberbefehlshaber die Sentenzen solcher Gerichte zu wiederholtenmalen umstürzte, bis die Urtheilssprüche den anbefohlenen Grad der Härte erhielten. Viele verließen die Reihen, Viele, nachdem sie persönlich von dem Feldherrn beschimpft worden waren, wuschen die angethane Schmach mit ihrem Blute ab, um zu beweisen, daß es ihnen nicht an Muth fehle, sondern daß nur die Furcht, Unglück auf ihr Vaterland zu laden, ihre rächende Hand zurückhielt. Der erste Reichstag des Königreichs und die feierliche Erneuerung des Versprechens, daß die Constitution und die Gränze des Reichs auf unsere Brüder ausgedehnt werden sollte, hatte unsere Hoffnungen neu belebt und die Landboten zur Nachgiebigkeit vermocht. Nur dieses wollte man erreichen. Die Preßfreiheit, die freien Debatten, wurden nur so lange erlaubt, als sie wie ein Hymnus der Dankbarkeit eines unterjochten Volkes gegen seinen mächtigen Gebieter erschienen; so wie aber nach diesem Reichstage die öffentlichen Blätter anfingen, die Landesangelegenheiten zu besprechen, ward dieß die Losung zur Einführung der strengsten Censur. Bei dem nächsten Reichstage sodann, der doch die nämlichen Endzwecke wie der zunächst vorhergehende hatte, fing man an, die Landboten wegen der von ihnen auf dem Reichstage geoffenbarten Meinungen zu verfolgen. Die constitutionellen Nationen Europa's werden erstaunen, wenn sie, was bis jetzt sorgfältig verheimlicht wurde, erfahren, mit welcher Mäßigung einerseits die Polen ihre Freiheiten gebrauchten, wie sie ihren

Monarchen verehrten, Religion und Sitte heilig hielten, und wie andrerseits die Regierung ihr Wort brach, indem sie uns nicht nur der Freiheiten beraubte, sondern auch uns, dem unglücklichen Volke, Verbrechen zügelloser Ausgelassenheit zur Last lud. Die Vereinigung zweier Kronen, einer constitutionellen und einer despotischen, auf Einem Haupte war ein politischer Mißgriff, der nicht lange bestehen konnte; Jedermann sah voraus, daß das Königreich Polen entweder für das ganze russische Reich der Keim liberaler Institutionen werden, oder der ehernen Faust des Selbstherrschers erliegen müsse. Die Frage ward bald gelöst. Einen Augenblick scheint der Kaiser Alexander geglaubt zu haben, die unbeschränkte despotische Gewalt lasse sich mit der Popularität einer liberalen Verfassung vereinigen, und die letztere würde ihm einen neuen Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's gewähren; bald aber erkannte er, daß die Freiheit sich nicht bis zum blinden Werkzeuge des Despotismus erniedrigen lasse, und nun ward er aus ihrem Vertheidiger ihr Verfolger. Rußland hatte jede Hoffnung verloren, aus der Hand des Monarchen irgend eine Erleichterung seines schweren Joches zu erlangen; auch Polen sollte allmählich aller Freiheiten beraubt werden, und man zögerte nicht, dieses Vorhaben ins Werk zu setzen. Die öffentliche Erziehung ward in Fesseln gelegt, und das System des Geistesdrucks eingeleitet, um das Volk seiner früher besessenen Bildung zu berauben; ganzen Wojewodschaften ward ihre Repräsentation im Rathe, den Kammern das Recht das Budget zu bestimmen, genommen. Man erhöhte die Abgaben, führte die den Nationalreichthum in der Quelle vernichtenden Monopole ein, und der auf diese Weise bereicherte Schatz ward feilen Knechten, hinterlistigen

Aufhetzern und elenden Spionen zum Raub. Statt der Ersparniſſe, auf welche die Nation ſo oft antrug, wurden die Beſoldungen der Beamten auf übertriebene Weiſe vermehrt; ſie erhielten ungeheure Gratificationen; für manche Leute wurden neue Stellen erfunden — Alles, um die Zahl der von der Regierung abhängigen Perſonen fort und fort zu vergrößern. Die Verleumdung und das Spionenweſen drang bis in das häusliche Leben, und befleckte mit dem Gifte des Verrathes den Schutz und die Ruhe, welche ſonſt die Bande des Blutes gewähren; ſelbſt die alte polniſche Gaſtfreiheit wurde zur Falle für die Unſchuld gebraucht. Die beſchworne perſönliche Freiheit wurde verletzt; man füllte die Kerker mit Gefangenen; über Civilperſonen wurden Kriegsgerichte gehalten, welche entehrende Strafen über friedliche Bürger verhängten, deren ganze Schuld darin beſtand, daß ſie den Geiſt und Charakter der Nation vor Entartung und Untergang zu retten ſtrebten. Vergebens ſtellten einige Behörden und Vertreter des Volks dem Könige das wahre Bild dieſer in ſeinem Namen begangenen Ungerechtigkeiten vor; nicht nur ward den Mißbräuchen keine Schranke geſteckt, ſondern es wurde auch die Verantwortlichkeit der Miniſter und der Behörden völlig aufgehoben durch die dem kaiſerlichen Bruder ertheilte discretionäre Gewalt. Die furchtbare Gewalt, die Quelle der größten, die perſönliche Ehre eines Jeden verletzenden Mißbräuche, ſtieg endlich zu einer ſo ruchloſen Höhe, daß ſie nicht nur Menſchen jeden Standes vor ſich berief und in ihren Gemächern beſchimpfte, ſondern ſogar ohne allen Urtheilsſpruch anſäſſige Bürger der Hauptſtadt auf offener Straße zu entehrenden, nur für Miſſethäter beſtimmten Arbeiten zwang, als hätte ſie die Vorſehung dazu beſtimmt, durch dieſes Ueber-

maß von Schmach, das alle Gefühle des Volks mit Füßen trat, ſelbſt das Werkzeug der Revolution zu werden. Sind ſo viele Gewaltthätigkeiten, iſt ein ſolcher Treubuch aller Verſicherungen nicht allein ſchon hinreichend, den gegen eine aufgedrungene Gewalt unternommenen Aufſtand zu rechtfertigen? In keinem civiliſirten Staate würde eine rechtmäßige Regierung ein ſolches Benehmen wagen. Wer wird es in Abrede ſtellen, daß alle Verträge zwiſchen Regierung und Volk zerriſſen waren, daß dieſe Nation zum Sklaven ward, zum Sklaven, dem es jeden Augenblick erlaubt iſt, die Ketten abzuwerfen und ſie in Waffen umzuſchmieden? — Es iſt vielleicht überflüſſig, ein ferneres Bild unſeres und des Unglücks unſerer Brüder zu entwerfen, aber die Wahrheit erlaubt uns nicht, es zu verhüllen. Die früher Rußland einverleibten Provinzen wurden nicht nur nicht mit uns vereinigt, nicht nur erhielten unſere Brüder nicht die durch den Congreß zu Wien entworfene nationale Inſtitution, ſondern es wurden überdieß die Anfangs durch Verſprechungen und Aufmunterungen in ihnen geweckten Erinnerungen an ihre Nationalität ſpäter als Vergehungen und Staatsverbrechen betrachtet, und ein König von Polen verfolgte in den ehemaligen Provinzen dieſes Reichs die Polen, welche ſich Polen zu nennen wagten. Die Jugend der Schulen beſonders wurde ein Ziel der Grauſamkeit. Aus den Armen der Mütter riß man die unerwachſenen Kinder, die Hoffnungen angeſehener Häuſer ſchleppte man nach Sibirien, oder ſteckte ſie in die Reihen verdorbener Söldlinge. Aus den öffentlichen Verhandlungen und dem Schulunterrichte wurde die polniſche Sprache entfernt, die kaiſerlichen Ukaſen vernichteten das Civilrecht und die polniſche Juſtizpflege, und die Ungerechtigkeiten in der

Ad-

Administration brachten die Grundbesitzer ins Elend. Von der Thronbesteigung Nicolaus an ward dieser Zustand immer drückender; selbst Religionsintoleranz versuchte durch alle möglichen Mittel die unirte Kirche auszurotten und die lateinische zu unterdrücken. Obgleich im Königreiche längst keine von den durch die Constitution verbürgten Freiheiten mehr geachtet wurde, so blieben sie, die der That nach vernichtet waren, doch noch dem Buchstaben nach als Gesetz bestehen. Auch hier noch mußten sie angegriffen werden. Es erschien ein Zusatzartikel zur Constitution, welcher unter dem Anscheine der Sorgfalt für die Erhaltung des Gesetzes eine der wichtigsten Institutionen vernichtete, indem er den Kammern die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, und damit die Unterstützung der öffentlichen Meinung nahm; dieß sollte der Grundsatz heiligen, daß der König, was er gegeben habe, auch wieder nehmen könne, folglich die ganze Constitution eben so vernichten dürfe, wie dieser einzelne Artikel vernichtet ward. Unter solchen Auspicien wurde der Reichstag von 1825 zusammenberufen, von welchem man auf jede mögliche Weise die kühnen Vertheidiger der Freiheit entfernt zu halten trachtete. Einen zum Reichstage kommenden Landboten ließ man gewaltsamer Weise gefangen setzen, und hielt ihn bis zum Ausbruche der Revolution fortwährend in Haft. Der Reichstag, seiner Kraft beraubt, von allen Seiten eingeengt, geschreckt durch die Drohung, der Constitution ganz beraubt zu werden, gelockt durch das Versprechen der Vereinigung der polnischen Provinzen, folgte dem Beispiele des Reichstags von 1818. Aber auch dießmal wurden die Versprechungen zu nichts, und die Bitten um Wiederherstellung der Freiheiten zurückgestoßen. Die allgemeine Aufregung edler Gemüther, die Erbitterung

des ganzen Volks bereitete längſt den Sturm vor, der bereits ſein Nahen zu verkünden began, nals der Tod Alexanders, die Thronbeſteigung Nicolaus und deſſen Beſchwörung der Conſtitution zu verſprechen ſchienen, daß die Mißbräuche aufhören und die Freiheit zurückkehren würde; aber bald verſchwand dieſe Hoffnung wieder. Die Dinge blieben in demſelben Zuſtande; überdieß ward der Aufſtand in St. Petersburg das Signal zur Verhaftung und Verfolgung der angeſehenſten Männer des Senats, der Deputirtenkammer, der Armee und des Bürgerſtandes. Die Gefängniſſe der Hauptſtadt waren bald überfüllt, täglich empfingen neue Gebäude Tauſende von Opfern aus allen Theilen Polens, aus fremden Ländern ſogar wurden ſie dahin zuſammengeſchleppt. Grauſamkeiten, bei denen die Menſchheit ſchaudert, wurden in die Heimath der Freiheit verpflanzt, und die Schaaren von Unglücklichen konnten nur durch den Tod oder Selbſtmord gelichtet werden. Mit Verletzung aller Rechte wurde eine beſondere Commiſſion, meiſt aus Ruſſen und polniſchen Militärs beſtehend, gebildet, die theils durch Verlängerung der Qualen, theils durch das Verſprechen der Erlaſſung der Strafe und durch hinterliſtige Verhöre das Geſtändniß eines nicht vorhandenen Verbrechens zu erpreſſen ſuchte. Nachdem man die Verhafteten anderthalb Jahre im Kerker hatte ſchmachten laſſen, wurde endlich ein Reichstagsgericht angekündigt, das eine Handlungsweiſe, durch die alle Rechte verletzt und ſo viele Opfer dem Tode preisgegeben worden waren, zu einem geſetzlichen machen ſollte. Die gewiſſenhafte Feſtigkeit des Senats vereitelte dieſe Erwartung; er erkannte diejenigen für unſchuldig, die ſchon über zwei Jahre gelitten hatten. Nun wurden Richter und Angeſchuldigte mit gleichem Auge

betrachtet. Die Letztern führte man, trotz des Urtheils, das ihre Unschuld aussprach, nach Petersburg ab, und warf sie in Kerker und Festungen, aus denen noch bis diesen Augenblick nicht Alle in ihr Vaterland zurückgekehrt sind. Die Senatoren wurden ein ganzes Jahr lang zurückgehalten, weil sie sich als unabhängige Richter gezeigt hatten. Selbst das Urtheil hielt man geheim, und übergab die Untersuchung desselben den Administrativbehörden; und als endlich die Rücksicht auf Europa zur Bekanntmachung zwang, wagte der Minister der höchsten Magistratur des Landes die Erfüllung ihrer heiligsten Befugniß im Namen des Kaisers zum Vorwurfe zu machen. Nach solchen Thaten beschloß der Kaiser Nicolaus sich zum Könige von Polen krönen zu lassen; die zusammenberufenen Repräsentanten waren nur stumme Zeugen der Ceremonie der Erneuerung der Schwüre und ihres abermaligen Bruches. Denn nicht nur wurde kein Mißbrauch, nicht einmal die willkürliche Gewalt aufgehoben, sondern man füllte auch den Senat am Krönungstage mit Mitgliedern, denen die nöthige Befähigung fehlte, die unsere Constitution fordert, und welche die einzige Bürgschaft der Unabhängigkeit ihrer Stimme ist. Neben der widerrechtlichen Steuerüberlastung hatte der verbotene Verkauf der Nationalgüter zum Zweck, das unermeßliche in Grund und Boden bestehende Nationalvermögen beweglich und disponibel zu machen. Aber die Vorsehung wollte, daß beträchtliche Summen, welche die theilweise Ausführung dieses Plans einbrachte, jetzt Hülfsmittel werden, um die Bewaffnung der Nation zu erleichtern. Endlich ward der einzige Trost, der das Unglück der Polen unter Alexander noch gemildert hatte, die Hoffnung nämlich, mit ihren Brüdern vereinigt zu wer-

den, von Nicolaus vernichtet. Alle Bande waren gelöst. Seit langer Zeit glomm das heilige Feuer, das nicht mehr auf dem Altare des Vaterlandes genährt werden durfte, nur noch in der Bruſt der Gutgeſinnten; aber Ein Gedanke ward von Allen getheilt: daß man eine ſolche Erniedrigung nicht länger ertragen dürfe. Die Gewalt beſchleunigte ſelbſt den Augenblick des Ausbruchs. Bei den immer mehr ſich beſtätigenden Gerüchten von dem Kriege, der gegen die Freiheit der Völker unternommen werden ſollte, kamen Befehle an, die zum Abmarſche beorderten polniſchen Truppen auf den Kriegsfuß zu ſetzen; an ihre Stelle ſollte das ruſſiſche Heer unſer Land überſchwemmen. Man befahl, beträchtliche Summen, die aus den drückenden Steuerlaſten und dem Verkaufe der Nationalgüter floſſen und in der Bank niedergelegt waren, zu den Koſten dieſes Kriegs, der die Freiheit morden ſollte, zu verwenden. Dabei begannen die Verhaftungen aufs Neue. Kein Augenblick war mehr zu verlieren. Es handelte ſich um die Armee, um den Schatz, um die Ehre der Nation, welche nicht fähig iſt, andern Völkern die Ketten zu bringen, die ſie ſelbſt verabſcheut, nicht fähig, gegen die Freiheit und die alten Waffengenoſſen zu kämpfen. Dieß Gefühl ſchlug in der Bruſt eines Jeden; vor Allem aber durchdrang es das Herz der Nation, den Feuerherd der Begeiſterung, die brave militäriſche und akademiſche Jugend, nebſt einem großen Theil der tapfern Beſatzung und der muthigen Bürger. Sie beſchloſſen, das Zeichen der Erhebung zu geben. Ein elektriſcher Funke durchlief in einem Augenblicke das Heer, die Hauptſtadt, das ganze Land. Die Nacht des 29 Novembers war hell erleuchtet von den Feuern der Freiheit. An Einem Tage die Hauptſtadt befreit, in wenigen Tagen alle Corps der Armee durch

denſelben Gedanken vereinigt, die Feſtungen beſetzt, das Volk bewaffnet, der Bruder des Kaiſers mit dem ruſſiſchen Heere ſich unſerer Großmuth überlaſſend, einzig durch dieſes Mittel gerettet — dieß ſind die Thaten dieſer heldenmüthigen Revolution, edel und rein, wie das jugendliche Gefühl, aus dem ſie erglühte. Das polniſche Volk erhob ſich aus der Erniedrigung und Knechtſchaft, mit dem männlichen Entſchluß, nie wieder die Ketten zu tragen, die es gebrochen hat, und das Schwert der Väter nicht eher in die Scheide zu ſtecken, ehe es die Unabhängigkeit, die einzige Bürgſchaft der Freiheit, ſich errungen, ehe es die Urrechte ſich geſichert hat, die das ruhmvolle Erbtheil ſeiner Ahnen bilden, und ein dringendes Bedürfniß der Zeit ſind, die zu fordern es alſo ein doppeltes Recht hat; es wird die Waffen nicht niederlegen, ehe es die von dem ruſſiſchen Hofe unterjochten Brüder von dieſem Joche befreit, und ihnen ſeine Rechte, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit mitgetheilt hat. Es war kein Nationalhaß, was uns gegen die Ruſſen trieb, die, wie wir, einen großen Zweig des ſlaviſchen Stammes bilden. Im Gegentheile verſchönerten wir die erſten Augenblicke der uns wieder erkämpften Freiheit durch den Gedanken, daß die Vereinigung unter Einem Scepter, wie nachtheilig ſie auch für uns ſey, einem Volke von vierzig Millionen den Beſitz der conſtitutionellen Rechte bringen werde, die in der ganzen civiliſirten Welt ein Bedürfniß der Regierenden ſo gut als der Regierten geworden ſind. Nie waren unſere Freiheit und Unabhängigkeit für die Nachbarſtaaten verletzend oder drohend; ſie bildeten vielmehr das Gleichgewicht und die Vormauer der europäiſchen Völker. Ueberzeugt, daß dieſelben auch jetzt mehr als je vielleicht ihnen nützlich ſeyn werden, treten wir vor das Angeſicht der Mächte

und Völker mit dem festen Vertrauen, daß für uns die Stimme der Politik gleich laut sprechen werde, wie die Stimme der Menschheit. Wir verbergen uns die Gefahren des nahenden Kampfes nicht; aber selbst wenn wir den Krieg, der die allgemeinen Interessen einschließt, allein führen müssen, werden wir, im Vertrauen auf die Heiligkeit unserer Sache, auf unsern Muth und die Hülfe des Ewigen, für die Freiheit bis zum letzten Athemzuge einstehen. Und hat die Vorsehung dieses Land zu ewiger Unterjochung verurtheilt, unterliegt in diesem letzten Aufschwunge die polnische Freiheit auf den Trümmern der Städte und den Leichnamen ihre Vertheidiger, so wird unser Feind seine Herrschaft nur noch über eine Wüste ausbreiten, und der ächte Pole wird mit dem Trost in der Brust sterben, daß er, wenn auch der Himmel ihm nicht vergönnte, seine Freiheit und sein Vaterland zu retten, in dem Todeskampfe die bedrohte Freiheit der Nationen Europa's wenigstens für einen Augenblick beschirmt habe."

3.

Ausbruch der Revolution. Vertreibung der Russen aus Warschau.

Mehrere Umstände vereinigten sich, um die Revolution in Polen gerade zu dieser Zeit, am Schlusse des Novembers 1830, zum Ausbruch zu bringen. Ohne allen Zweifel gab die Juliusrevolution in Paris den Polen das Signal, denn damals rechneten sie noch auf die Hülfe Frankreichs, eine Hoffnung, in der sie sich erst dann getäuscht sahen, als sie nicht mehr

zurücktreten konnten. Rußland rüſtete ſich, wie man allgemein glaubte, gegen Frankreich; es ſtand im Begriff, mit einem beträchtlichen Heere, die Polen voran, die Freiheit im Weſten zu bekämpfen. Nahe lag alſo der Gedanke für die Polen, ſich gerade in dieſem Augenblicke den Ruſſen in den Weg zu werfen, und ſie ſo lange aufzuhalten, bis die ſiegreichen Freiheitſchaaren des Weſtens ihnen zu Hülfe kommen würden. Aus dieſem europäiſchen Geſichtspunkte ſahen wenigſtens die unmittelbar nach dem Aufſtande verbreiteten Proclamationen und Aufrufe an die Franzoſen die Sache an, und wenn auch die jungen Leute, welche den Tumult begannen, dazu eine weit näher liegende Urſache hatten, ſo diente doch jene große politiſche Perſpective, ſie zur Beſchleunigung eines Unternehmens aufzufordern, das ſie, ohne Vorhergehn der Julusrevolution, ſchwerlich gewagt hätten, oder bei dem ſie wenigſtens nicht ſogleich durch die ganze Nation unterſtützt worden wären.

Die jungen Leute befanden ſich damals in einer für ihre raſche und ehrliebende Jugend faſt unerträglichen Lage. „Der junge Pole vom Adel hatte nur zwei Wege. Der erſte war als Kadet in Kaliſch (wo 150 Zöglinge ſind) oder in Warſchau ſich zum Militärdienſte vorzubereiten, dann in die Unterofficiers- und Fähndrichsſchule in Warſchau aufgenommen zu werden, und ſo lange dort zu verharren, bis er als Lieutenant einrangirt würde. Der Studienplan war aber in allen dieſen Inſtituten äußerſt beſchränkt und pedantiſch, wobei der Cäſarewitſch ſelbſt die ſtrengſte, oft mit körperlicher Züchtigung verbundene Controle führen ließ. Trat er nun in die Linientruppen ein, ſo war auch da der Dienſt jeder freien Bewegung entgegen, und durch die oft in Thätlichkeit ausbrechende Lei-

denſchaftlichkeit des Großfürſten, der ſelbſt Oberofficiere nicht entgehen konnten, ſehr läſtig. Was Wunder alſo, daß dadurch der Same des im Tiefen wurzelnden Haſſes ſchon in die jungen Gemüther geworfen wurde. Dabei fand bei der Beförderung aus der Unterofficiersſchule oft große Willkür, Gunſt und Abgunſt ſtatt. Daher eben die alle Pflicht und Klugheit hintanſetzende Verſchwörung, die ſich in dieſen Schulen anſpann, und nachdem ein Verſuch ſchon mißglückt war, der aber nicht im unmittelbaren Zuſammenhange mit der Meuterei unter den Schülern ſtand, nun mit ſolcher Wuth ſogleich in unmittelbaren Mordverſuch gegen den Großfürſten ausbrach. Viel trug wohl auch dazu die Verachtung bei, mit welcher die nur ein Drittel der ganzen Beſatzung in Warſchau ausmachenden ruſſiſchen Truppen bei jeder Veranlaſſung den polniſchen Soldaten in allen Graden behandelten und behandeln durften. Im zweiten Falle, wenn der junge Pole auf der Warſchauer Univerſität ſtudiren wollte, ſah er ſich wieder an einen ſehr mangelhaften und vielfach beſchränkten und bewachten Studienplan gekettet, der, Lehrern und Lernenden gleich verhaßt, von Geſchichte, Philoſophie und Staatswiſſenſchaft entweder ganz ſchwieg, oder doch nur Tabellen- und Formularweſen geſtattete. Hier hatte ſich ein Deutſcher, der ſchon unter König Jerome in Kaſſel eine zweideutige Rolle geſpielt hatte, Zinkerling, das Zutrauen des Großfürſten und Nowoſilzofs zu erwerben gewußt, und machte davon einen ſehr verhaßten Gebrauch. Wenn alſo auch die Studenten beim Ausbruche der Inſurrection ſich ſogleich bewaffneten und gemeinſchaftliche Sache machten, ſo brauchte es nicht erſt des Beiſpiels der polytechniſchen und Rechtsſchule in Paris; die Quelle der Unzufriedenheit lag ihnen viel näher.

Dazu kam die Menge von Kundschaftern und Angebern, die alle offene Mittheilung zum Verbrechen machten und die Gefängnisse anfüllten. Der hart verpönte geistige Ideenumtausch wurde nun um so gieriger und geheimer betrieben, und es gab hundert Mittel, wären es auch ausgehöhlte Botenstöcke gewesen, verbotene Druckschriften und Briefe einzuschwärzen. Allgemeiner Haß trifft den Director der Polizei, den General Roschniczki, den auch als die Hauptursache der Gährung unter den Truppen und Bürgern von Warschau der bekannte Wolizki in seiner Unterredung mit dem Großfürsten Konstantin angegeben haben will."

Ueber die Verschwörung, welche sich unter den jungen Leuten anspann, hat ihr Stifter, der Unterlieutenant Wysozki, folgenden Aufschluß gegeben: „Jedermann weiß, welches Loos den Polen fiel, die von der Unabhängkeit unseres unglücklichen Vaterlandes träumten, als der Aufstand von 1825 in St. Petersburg die Folgen nicht haben konnte, die man erwartete. Die Einkerkerung Soltyks, Kosyzanowski's, Albert Grzymala's, A. Plichta's und Anderer, die von dem hohen Nationalgerichtshofe gerichtet wurden, die langen Verfolgungen Adolph Eichowski's, und das Andenken der von den Bürgern Niemojewski's geleisteten Dienste, pflanzten in die Gemüther der jungen Fähndriche die Gefühle des edelsten Patriotismus. Unsere Feinde, die sich über das Unglück unserer Brüder lustig machten, regten die Geister noch mehr auf und beseelten sie mit Rache. Die damaligen gemeinsamen Verbindungen Europa's, der Charakter der Personen, die das französische Ministerium bildeten, die Mißverständnisse, die in Polen unter den Gutgesinnten herrschten, verbunden mit dem durch so viele Beispiele des Verraths ver-

mehrten Mißtrauen, ſchienen uns zu jener Zeit unüberſteigliche Hinderniſſe. Dennoch verloren wir den Muth nicht. Endlich erklärte Rußland der Türkei den Krieg. Dieß war für die polniſchen Patrioten ein tröſtender Strahl der Hoffnung. Indeſſen war damals in der Schule der Fähndriche noch nichts beſchloſſen. Erſt am 15 December 1828, als bei einer Verſammlung mehrere Zöglinge dieſer Schule der Zufall C. Paszkiewicz, J. Dobrowolski, Karl Karsnizki, Alex. Laski und Joſeph Gorowski in meine Wohnung führte, begannen wir uns offener über die politiſche Lage Europa's und über die Nothwendigkeit zu unterhalten, unſre Mitbürger von dem auf ihnen laſtenden Joche zu befreien, ſo wie über die Maßregeln, die zu ergreifen wären, um Polen in die conſtitutionellen Rechte der Charte einzuſetzen, welche der Monarch und die Nation beſchworen hatten. Am folgenden Tage theilte ich dieſe Unterhaltung mehreren andern Fähndrichen mit, deren Denkungsart ich kannte; es waren Camill Mochnazki, Stanislaus Poninski und Severus Cichowski (der Bruder Adolphs, der mehrere Jahre bei den Karmelitern eingeſperrt war). Dieß war der Anfang unſrer erſten Verſuche. Beim Anblicke dieſer Jugend ſah ich voraus, daß ſie es wäre, die eines Tages das Loos unſeres Vaterlandes entſcheiden würde. Die Eidesformel, die wir damals leiſteten, war, wenn ich mich recht erinnere, in folgenden Worten abgefaßt: „Wir ſchwören vor Gott, vor unſerem unterdrückten, ſeiner Rechte und conſtitutionellen Freiheiten beraubten Vaterlande 1) im Falle der Verhaftung nie irgend ein Mitglied der Geſellſchaft zu verrathen, ſelbſt wenn man uns die grauſamſten Qualen erdulden laſſen ſollte; 2) alle unſere Kräfte anzuſtrengen und im Nothfalle

ſelbſt unſer Leben zum Opfer zu bringen, um die täglich verletzte conſtitutionelle Charte zu vertheidigen; 3) in der Aufnahme neuer Mitglieder mit der größten Vorſicht zu Werke zu gehen, und jedesmal vorher die Geſellſchaft davon zu benachrichtigen; beſonders keinen Trunkenbold, keinen Spieler oder überhaupt keinen zuzulaſſen, deſſen Benehmen nicht durchaus vorwurfsfrei wäre.“ Von dieſem Augenblicke an verſprachen wir, unverweilt für dieſe Sache thätig zu ſeyn. Es war uns ſchwer, Officiere und andere Individuen in dieſe Geſellſchaft einzuführen, weil die Neuaufgenommenen fürchteten, ſich Gefahren auszuſetzen. Ich ward daher von der Geſellſchaft ermächtigt, für mich allein neue Mitglieder aufzunehmen, ohne vorher mit meinen Collegen Rückſprache zu nehmen. Auch ward mir erlaubt, jedes Mitglied der ältern Geſellſchaften einzuladen, die Individuen, die ich ihnen bezeichnen würde, anzunehmen. Nach dieſer Ermächtigung begab ich mich zu dem Hauptmann der Gardegrenadiere Paszkiewicz. Ich ſtellte ihm die Lage Europa's vor, und erklärte ihm, daß wir eine Verſchwörung gebildet hätten, die Regierung in Polen zu ändern. Dieſer tapfere Officier hörte mich mit Zeichen der lebhafteſten Freude an, und verſprach mir, unſere Meinungen unter ſeinen Freunden und den Mitgliedern der frühern Geſellſchaften zu unterſtützen und auszubreiten. Ermuthigt durch dieſen glücklichen Erfolg meines erſten Schrittes, uns Anhänger unter den Officieren der polniſchen Armee zu verſchaffen, wandte ich mich an das Sappeurbataillon. Ich zählte auf die Vaterlandsliebe, die es auszeichnet, und meine Erwartung ward nicht getäuſcht. Nachdem ich Albert Przedzelski, Unterlieutenant jenes Bataillons, in die Geſellſchaft aufgenommen hatte, bat ich ihn,

mir die Bekanntschaft Nowosielski's, eines von den Soldaten sehr geachteten und von seinen Collegen geliebten Officiers, zu verschaffen. Nowosielski haftete mit seiner Ehre für den größten Theil der Officiere des Sappeurbataillons. Um dieselbe Zeit versicherte mich Koszieki, Officier einer Elitenkompagnie des ersten leichten Infanterieregiments, daß viele Officiere jenes Korps von der Nothwendigkeit einer Regierungsänderung durchdrungen wären. Was die andern Regimenter betrifft, so versprachen alle Officiere, die in das Geheimniß gezogen wurden, sie würden sich aufs eifrigste bemühen, unseren Ansichten bei dem Heere Eingang zu verschaffen. Dann forderten die Officiere mich auf, Berührungen mit den Einwohnern zu unterhalten, um zu sehen, ob sie im entscheidenden Moment die Soldaten unterstützen würden. Ich schickte den Fähndrich Paszkiewicz zu M. J. U. Niemcewicz, dem allgemein verehrten Manne, der sich hohe Verdienste um das Vaterland erwarb. Der edle Greis lobte unsere Absicht, fügte jedoch bei: „Noch ist es nicht Zeit, aber der glückliche Augenblick wird erscheinen.“ Der Fähndrich Gorewski machte mich mit seinem Bruder Adam bekannt, der mir im Namen seiner Mitbürger einen günstigen Erfolg zusicherte. Um diese Zeit wurde ich in das Haus des Landboten Zwierkowski eingeführt, und hatte auch hier Gelegenheit mich zu überzeugen, das die Einwohner bereit seyen, mit den Truppen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich beauftragte Karsnizki, den in großer Achtung stehenden Gustav Malachowski von der Verschwörung im Heere in Kenntniß zu setzen, und ihn zu bitten, mehrere Landboten zu einer gemeinsamen Berathung über die Zeit einzuladen, wo man die Waffen erheben könnte, gegen die Unterdrückung

unſerer Rechte. Die Officiere, die an dieſer Berathung Theil nehmen ſollten, wurden durch ihren Dienſt verhindert, ſo daß nur Nowoſielski und ich zur beſtimmten Stunde erſchienen. Bei dieſer Zuſammenkunft entſchieden die achtungswerthen Bürger, die Zeit des Aufſtandes könne noch nicht feſtgeſetzt werden; bis der günſtige Moment komme, müſſe man ſich bemühen, den Muth der Truppen zu beleben, und die edlen Geſinnungen unter ihnen auszubreiten. Der Hauptmann Paszkewicz äußerte den Wunſch, einige dieſer Bürger kennen zu lernen, worauf eine Verſammlung bei mir ſtatt fand. Wir dachten bei dieſer Zuſammenkunft, der Krieg mit der Türkei könnte für uns von vortheilhaften Folgen ſeyn; dennoch wurde beſchloſſen, den Reichstag abzuwarten, der, wie es hieß, gegen Ende Aprils ſtatt finden ſollte. Das Gerücht von der Krönung des Kaiſers und der Berufung des Reichstages fachte die Hoffnung in unſern Herzen wieder an. Gegen den 10 Mai 1829 nahmen wir unſere Bemühungen mit neuem Eifer wieder auf. Viele Grundeigenthümer kamen, um der Krönungsceremonie beizuwohnen. Die Landboten Frzeinski und Zwierkowski beſuchten mich, und erkärten mir, die ſo lang erſehnte Stunde ſey gekommen. „Wir werden, ſagten ſie, mit unſern Petitionen an den Fuß des Thrones treten, wir werden fordern, daß die Sitzungen des Reichstages öffentlich, die Preßfreiheit garantirt, die Unterſuchungscommiſſionen unterdrückt werden ꝛc., und verweigert man unſer Anſuchen oder läßt gar die Landboten verhaften, dann müſſen Sie unſre Reclamationen mit den Waffen unterſtützen.“ Die erwähnte Petition ward bei der Krönung ohne Erfolg übergeben; indeſſen erlaubten die Landboten, aus Rückſichten auf die po-

litiſchen Umſtände des Augenblicks, uns noch nicht, zu den Waffen zu greifen. Wir waren damit wenig zufrieden, und beſchloſſen die Landboten zu fragen, ob wir nicht die paſſenden Mittel, über die wir verfügen könnten, anwenden ſollten, um das große Werk zu beſchleunigen. Man antwortete uns, es ſey noch nicht Zeit, um ſo mehr, als Rußland gerade große Vortheile in dem türkiſchen Kriege errungen habe. — Der Reichstag, der in demſelben Jahre ſtatt hatte, ließ uns wenig Hoffnung. Die Stagnation Europa's, und insbeſondere das franzöſiſche Miniſterium erkälteten zum Theil die Wärme unſeres Enthuſiasmus. Endlich rief die Pariſer Revolution der Juliustage alle Nationen Europa's mit Donnerſtimme auf. Da ſchöpften wir die ſchönſten Hoffnungen; unſere Meinungen breiteten ſich unter dem Heere aus, das bei Warſchau gelagert war, und ich überzeugte mich von der Uebereinſtimmung, die faſt unter allen Officieren herrſchte. Man ſprach von nichts mehr als von der franzöſiſchen Revolution, und unterhielt ſich von deren kleinſten Details. Wir begannen uns beſſer zu verſtehen, und mit weniger Vorſicht, aber mit größerem Eifer als je zu Werke zu gehen, des günſtigen Moments harrend, wo wir einen Chef erhielten, der die Anführung der Armee übernehmen wollte. Doch konnte die Geſellſchaft, die das Werk der Revolution nach dem Plane, über den man übereingekommen war, beginnen und vollenden ſollte, im Lager nicht definitiv organiſirt werden, ungeachtet mehr als zweihundert Officiere im Geheimniß waren. Erſt nachdem wir das Lager verlaſſen und nach Warſchau zurückgekehrt waren, ergriffen wir directe Maßregeln, um unſern Zweck zu erreichen. Indeſſen zweifelten wir immer noch, ob die Nation

die Unternehmungen des Heeres unterſtützen würde. Dieſer Zweifel ward durch einen meiner Freunde Boleslaw Oſtrowski gehoben, der uns auseinanderſetzte, daß das Volk, trotz der langen Sklaverei, das Gedächtniß ſeines alten Ruhmes und ſeiner alten Größe nicht verloren habe. Wir fühlten die Nothwendigkeit eine immer größere Menge ins Geheimniß zu ziehen, und ſchnell in allen Regimentern ähnliche Geſellſchaften wie die unſrige zu organiſiren, damit am beſtimmten Tage und zur beſtimmten Stunde die Officiere ihre Soldaten auf die ihnen bezeichneten Poſten führen möchten. Um dieß ins Werk zu ſetzen, theilten wir uns in die verſchiedenen, in der Hauptſtadt garniſonirenden Truppenabtheilungen. Die Officiere der Gardegrenadiere und der Elitencompagnien wählten Zaliwski und Urbanski als Führer. Damals ließ der Zufall eine polniſch geſchriebene Broſchüre in meine Hände fallen, ohne Titel, und deren erſte Blätter ausgeriſſen waren. Sie bezeichnete die Mittel, mit denen Polen zur Zeit ſeiner dritten Theilung hätte gerettet werden können. Dieſe Schrift hatte vielen Einfluß auf die Mitglieder unſerer Geſellſchaft. Schon vorher hatten wir Kilinski's Memoiren geleſen, die uns als Pfand der Brüderlichkeit und deſſelben Eifers für unſere gemeinſame Sache von Poſen aus zugeſendet worden waren. Gegen Ende Septembers und in den erſten Tagen des Octobers fand man an den Straßenecken Warſchau's Zettel angeheftet, welche die Polen zu einer Revolution aufforderten, ferner Drohungen gegen den Großfürſten Conſtantin, auch Anzeigen, daß vom neuen Jahre an das Belvedere (der Palaſt des Großfürſten) zu vermiethen ſey. Wir hatten von allem dem keine Kenntniß. Ueberall liefen Gerüchte um, es würde eine Revolu-

tion ausbrechen, ja man bezeichnete ſogar die Tage: es ſollte, hieß es, am 10, 15 oder 20 October geſchehen. Das Drängen vieler Officiere veranlaßte mich, den 18ten October zum Ausbruch zu beſtimmen, jedoch unter der Bedingung, daß ich noch eine letzte Unterredung mit Zaliwski und Urbanski halten wollte. Bei dieſer Unterredung beſchloſſen wir, die Sache noch weiter hinaus zu ſchieben, was ſogleich Mißvergnügen und Feindſchaft gegen mich erweckte. Die Geſellſchaft trennte ſich in Parteien. J. V. Oſtrowski, die Wachſamkeit der Spionen fürchtend, beſonders nachdem mehrere Zöglinge der Univerſität verhaftet worden waren, hörte auf, uns zu unterſtützen. Die Mißverſtändniſſe theilten ſich den Corps mit, die ſich ebenfalls entzweiten. Dieſer traurige Zuſtand dauerte bis zu meiner neuen Unterredung mit Xavier Bronikowski. Ich verdoppelte meine Bemühungen, um alle Officiere zu vereinigen. Dieſe forderten, daß ich mich überzeuge, wie die Kammer der Landboten unſere Unternehmung aufnehmen würde. Zaliwski und ich wurden von ihnen ermächtigt, uns der Meinungen der Einwohner zu verſichern, und den Tag des Kampfes zu beſtimmen. Die Verhaftung einiger Perſonen auf Befehl des Cäſarewitſch, und die Furcht, die ſich in der Hauptſtadt verbreitete, verzögerten, wenn auch nur kurz, die Verwirklichung unſerer Plane. Urbanski ward verhaftet und ich auf Befehl des Großfürſten von Olendzki verhört. Zugleich wurden Vorſichtsmaßregeln im Belvedere getroffen, und die Schule der Fähndriche doppelt bewacht. Der Cäſarewitſch verbot jede Communication mit der Stadt. Makrott (einer der Hauptagenten der Polizei) folgte allen auf den Ferſen, die ſich von den Caſernen entfernten. Das Commando der Schule erhielt General Trembizki.

bizki. In diesen Zwischenmomenten des Schreckens und der Unordnung erklärte Xavier Bronikowski, er verlasse die Gesellschaft. Am 21 Nov. begab ich mich mit Zaliwski in die Bibliothek des wissenschaftlichen Vereins, unter dem Vorwande, die Cabinette zu besuchen, in der That aber, um daselbst Lelewel zu erwarten, der bereits von dem Daseyn einer Militärverschwörung offen unterrichtet war. Ich theilte ihm die Gesinnungen mit, von denen ein großer Theil des Heeres beseelt war. Er antwortete, die Nation stimme in diese Gesinnungen mit ein, und alle guten Polen dächten wie wir. „Obgleich, sagte er, das Schicksal schon mehrere Militärverschwörungen verfolgte, zweifle ich doch nicht, daß dießmal ein glücklicher Erfolg ihre Anstrengungen krönen wird; 40,000 Mann unter den Waffen, dieselben Gesinnungen, dieselben Wünsche hegend, werden die ganze Nation mit sich fortreißen.“ Nach dem Rathe Lelewels beschlossen wir in dieser Conferenz, am folgenden Sonntag, den 28 November Abends wollten wir losschlagen. In einer zweiten Unterredung ward festgesetzt, es sollte dieß erst am Montag geschehen. Nachdem wir uns (am 26 Nov.) von Lelewel getrennt hatten, hielten Urbanski, Zaliwski und ich eine Berathung, in der beschlossen ward: 1) die Repräsentanten der Gesellschaft, d. h. die Officiere aller in Warschau garnisonirenden Regimenter zu versammeln; 2) ihnen im Namen der Nation zu erklären, daß diese unsere Unternehmung billigen und unterstützen würde, und daß ihnen 3) der Plan der militärischen Operationen Sonntag gegen Abend vorgelesen werden sollte. Zu diesem Ende begaben sich die Repräsentanten Sonntags den 28 Nov. sieben Uhr Abends in die Gardecasernen, und versammelten sich bei Borkiewicz, Unterlieutenant des

ten Linienregiments. In dieſer Nacht faßten wir einen Operationsplan, deſſen Hauptartikel waren 1) ſich der Perſon des Großfürſten Konſtantin zu bemächtigen, 2) die ruſſiſche Cavallerie zu zwingen, die Waffen zu ſtrecken; 3) das Arſenal zu erſtürmen, und die darin befindlichen Waffen unter das Volk auszutheilen; 4) die von Eſakoff und Engelmann befehligten Regimenter der volhyniſchen und litthauiſchen ruſſiſchen Garde zu entwaffnen. Die Entwicklung dieſes Planes iſt jetzt Jedermann bekannt. Folgendes ſind deren bemerkenswertheſte Details. Um ſechs Uhr Abends ward das Signal, auf allen Punkten loszubrechen, durch die Anzündung einer in Solec bei der ruſſiſchen Cavalleriecaſerne gelegenen Brauerei gegeben. Das Schickſal wollte, daß das Feuer gelöſcht wurde. Die polniſchen Truppen rückten aus ihren Caſernen, um ſich auf die ihnen bezeichneten Poſten zu begeben. In demſelben Augenblick zog eine aus ſechszehn Univerſitätszöglingen gebildete, von zwei Fähndrichen, Frzaskowski und Kolevlanski, angeführte Abtheilung nach dem Belvedere, um ſich der Perſon des Cäſarewitſch zu verſichern, der Gefahr laufen konnte, in der Verwirrung geopfert zu werden. Vier Compagnien leichter Infanterie und zwei Compagnien des ſechsten Linienregiments, die den Fähndrichen zu Hülfe zu kommen eilten, und die ruſſiſche Cavallerie hindern ſollten, in die Stadt zu dringen, konnten dieſen Befehl nicht vollziehen, da ſie von General Stanislaus Potozki auf ihrem Marſche aufgehalten und als Gefangene zu den Ruſſen geführt wurden. Die vier Stücke Geſchüz, die ſich des Poſtens zwiſchen dem Dorſkaffeehauſe und der Radziwill-Caſerne, ſo wie der zum Belvedere führenden Alleen bemächtigen und bloß feuern

ſollten, um den mit dem Angriff auf dieſen Punkt beauftragten Truppen moraliſche Kraft zu geben, wurden von einem polniſchen Regimente genommen, deſſen Namen ich nicht nennen will, um ſeinen Ruhm nicht zu beflecken. (Es war das Garderegiment der Jäger zu Pferd; das am längſten bei dem Großfürſten aushielt.) In dem Augenblick, als die nach Belvedere geſandte Abtheilung aus dem kleinen Gehölz von Lazienki verſchwand, lief ich in die Caſerne der Fähndriche, begleitet von dem braven Lieutenant Sgeles, der uns Patronen aus dem Lager brachte, und von Joſeph Dębrowolski. Die Fähndriche waren gerade mit ihren Lectionen beſchäftigt. Die beiden erwähnten Officiere entwaffneten ſogleich die ruſſiſchen Schildwachen. Als wir in den Saal traten, rief ich: „Polen! Die Stunde der Rache hat geſchlagen. Heute müſſen wir ſiegen oder ſterben. Folgt mir, und eure Bruſt werde das Thermopylä gegen die Feinde unſerer Freiheit!“ In demſelben Moment ertönte der Saal von dem einſtimmigen Rufe: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Die tapfern Jünglinge bewaffneten ſich mit Gewehren, und folgten den Schritten ihres Führers. Wir waren im Ganzen hundert und etliche ſechszig und ſchlugen den Weg nach den Caſernen der drei ruſſiſchen Cavallerieregimenter ein. Ueberzeugt, daß die Elitencompagnien ſich beeilen würden zu uns zu ſtoßen, befahl ich Feuer zu geben, um die Ruſſen in Allarm zu bringen, und jene Compagnien zu benachrichtigen, daß der Kampf beginne. Nach dieſem Signale drangen wir bis mitten in die Uhlanencaſerne. Auf dieſe Art aufgerufen, ziehen ſich unſere Feinde ſogleich zuſammen, und bilden ſich, ungefähr 300 an der Zahl, in Colonne gegen uns. Wir geben Feuer auf ſie, ſie verlaſſen

ihre Reihen, ziehen ſich in Unordnung zurück, ſammeln ſich etwas weiter aufs Neue, und kehren zum Angriffe zurück. Wir empfangen ſie mit einer neuen Ladung und einem verdoppelten Hurrahrufe, ſtürzen dann mit dem Bajonnette auf ſie los, durchbrechen ihre Colonne, die ſich von allen Seiten zerſtreut, und uns das mit ihren Todten bedeckte Schlachtfeld überläßt. In dieſem Augenblicke ward ich benachrichtigt, daß das Cuiraſſier- und das Huſarenregiment aus ihren Caſernen heranzögen, um uns zu umzingeln und den Weg nach der Stadt abzuſchneiden. Die polniſchen Truppen, die uns zu Hülfe kommen ſollten, kamen nicht; wir waren daher gezwungen, uns zurück zu ziehen, um ſo mehr, als die Patronen uns zu fehlen begannen. Das Uhlanenregiment, das wir zuerſt angegriffen hatten, und das ganz zerſtreut wurde, ließ uns über die Sobieski-Brücke zurückziehen, wo die vom Belvedere zurückkehrende Abtheilung zu uns ſtieß. In der Vorausſetzung, daß die Eliten-Compagnien die Weiſung erwarteten, ſich mit uns zu vereinigen, ſchickte ich Camille Mochnazki zu ihnen, der aber bald zurückkam und meldete, er habe nirgends Succurs getroffen; dagegen ſtellten ſich die Cuiraſſiere in Schlachtordnung, und ſchnitten uns die Wege nach der Stadt auf allen Punkten ab. Ich trete einige Schritte vor, und bemerke bald eine Linie von Cuiraſſieren, die ich ſogleich und ohne Zaudern anzugreifen befehle. Augenblicklich rücken die tapfern Jünglinge muthvoll vor, und zwingen in kurzer Zeit den Feind, ſich gegen Belvedere zurückzuziehen. Wir zogen uns zuſammen, und ſchlugen den Weg unter dem Dorf-Kaffeehauſe ein. Als wir auf den Platz zwiſchen dieſem Kaffeehauſe und der Radziwill-Caſerne kamen, ſtießen wir wieder auf die Cuiraſſiere,

die uns aufs Neue verfolgten; zugleich erblickten wir einen Husarenhaufen, der aus den Alleen kam und gegen uns losrückte. In dieser Noth sah ich keine Rettung, als uns so schnell als möglich links nach der Radziwill-Caserne zu wenden. Es gelang uns wirklich, uns auf diese Caserne zurückzuziehen, von wo aus uns leicht war, viele Leute dem Feinde zu tödten, der uns belagern zu wollen schien. Kurz darauf aber verlassen die Fähndriche, von ihrem brennenden Muthe hingerissen, die Caserne, stürzen sich auf die Russen, machen eine große Zahl kampfuntauglich, und zwingen sie zum Rückzuge. Nun wendeten wir uns nach der Stadt, zu der jetzt der Weg offen stand. Bei der St. Alexanderskirche stießen wir auf den General Stanislaus Potozki; die Fähndriche verhafteten ihn, indem sie ihn zugleich fast auf den Knien baten, der Sache der Nation beizutreten. Auch ich vereinigte meine Bitten mit denen dieser tapfern Jünglinge, und sagte zu ihm: „General, ich beschwöre Sie im Namen des Vaterlandes, bei den Ketten Igelströms, in denen Sie so lange seufzten, sich an unsere Spitze zu stellen. Glauben Sie nicht, daß es bloß die Schule der Fähndriche ist, die sich erhob; alle Truppen sind für uns, und besetzen bereits die ihnen angewiesenen Posten.“ Da ich indessen sah, daß alle unsere Bitten fruchtlos waren, befahl ich, ihm die Freiheit wieder zu schenken. Einige Stunden später starb er von einer andern Hand. Sein hartnäckiger Widerstand und sein zu geringes Vertrauen auf die Tugend und die Standhaftigkeit des polnischen Soldaten führten ihn ins Grab. Hier ende ich meine Erzählung, da ich die Blutscenen nicht beschreiben mag, von denen ich von der St. Alexanderskirche bis zum Arsenal Zeuge war. Die Vor-

ſchung leitete unſere Schritte; Gott war uns günſtig im Beginne dieſes Kampfes. Und dieſer Gott unſerer Väter, unſers lieben Polens, der unſer Werk ſegnete, wird unſerm Vaterlande auch den Glanz ſeiner Größe und ſeines alten Ruhmes wieder ſchenken.“

Ein anderer Bericht ergänzt dieſe Nachrichten folgendermaßen: „Die Abtheilung, die ſich bis zum Palaſt Belvedere vorgedrängt hatte, ſtieß hier auf die ſie ſchon erwartenden Studirenden. Jetzt drangen mehrere Helden, worunter ſich nur einige mit dem Innern des Schloſſes bekannte Zöglinge der Militärſchule befanden, nachdem ſie die nicht ſehr zahlreiche, aus ruſſiſchen Veteranen beſtehende Wache niedergemacht hatten, durch die Thore in daſſelbe ein. Sie fanden die Glasthüren im erſten Geſtock verſchloſſen. Nachdem ſie eingeſtoßen waren, zeigte ſich der Vicepräſident Lubowizki im Vorzimmer und fiel, von mehreren Bajonnetten durchbohrt, zuerſt als Opfer. Von hier drang man in das Zimmer des Cäſarewitſch, um ihn zu ergreifen, nicht aber um ihn zu tödten. Man fand das Bett leer, jedoch noch warm. Sein dienſtfertiger Kammerdiener, der den erſten Lärm hörte, hatte ihn geweckt, ihm einen Schlafrock umgeworfen, und ihm ſo durch eine verborgene Thüre zur Flucht verholfen. Man ſagt, der Cäſarewitſch habe ſich für den Augenblick unter dem Dache ſeines Palaſtes verſteckt gehalten. Die ganze kleine Schaar Helden eilte nun in die Stadt zurück, um ihren Brüdern zu helfen. Auf dem Hofe ſtießen ſie auf den ruſſiſchen General Gendre, den Liebling des Cäſarewitſch, einen Mann von ſehr üblem Rufe. Von zwei Kugeln in den Magen getroffen, fiel er ſogleich und ohne Schrei zu Boden. Der Rückzug dieſes Häufleins junger Leute vom Belvedere nach der neuen Welt

(Nowy Swiat) gehört unter die Wunder der Taktik und Tapferkeit. Es waren ihrer allerdings gegen zweihundert; auf dem ganzen Wege aber mußten sie, fast in offenem Felde, den Angriff des russischen Cuirassierregiments, das fast aus lauter alten Kriegern bestand, und bemüht war, ihnen den Weg abzuschneiden, aushalten. Die Geschicklichkeit, welche diese jungen Leute in ihren Evolutionen zeigten, und ihre Geistesgegenwart sind auf dem Schlachtfelde grauegewordener Krieger würdig. Einige und zwanzig Russen fielen unter ihrem mörderischen Feuer; die Helden erlitten keinen Verlust an Todten; nur Einige, die sich aus zu großer Hitze von der Menge getrennt hatten, wurden zu Gefangenen gemacht. Die über die Tapferkeit des Häufleins von Helden erstaunten Russen wagten es nicht, sie bis in die Straßen von Warschau hinein zu verfolgen. Die in die Stadt eingedrungene Reiterei der Militärschule zerstreute sich durch alle Gassen, den Bewohnern zurufend: „Zu den Waffen! Polen, zu den Waffen!“ Die Uebrigen begaben sich nach der Neuen-Welt und in die Krakauer Vorstadt. Während dieß alles im Belvedere und auf der mittägigen Seite der Stadt geschah, blieben die tapfern Brüder auf der nördlichen Seite nicht unthätig. Zur verabredeten Stunde rückten das ganze vierte Linien-Infanterie-Regiment, von Officieren geringeren Ranges angeführt, eine Batterie Artillerie-Garde zu Pferde mit zwölf Kanonen, eine Abtheilung Garde-Grenadiere, ein Bataillon Sappeurs und die Grenadier-Compagnien aller in der Hauptstadt liegenden Regimenter aus ihren Casernen aus, und begaben sich, indem sie die volhynisch-litthauisch-russischen Garden fest im Auge behielten, nach dem Arsenal. Das Erste war, die Bank durch eine starke Besatzung gegen einen

etwaigen Angriff zu schützen, und zwei kleine Häuser in Nowolipin, die jedoch so lagen, daß die Hauptstadt dabei keiner Gefahr ausgesetzt war, in Brand zu stecken. Diese zwei wichtigen Thatsachen, so wie die dem Militär und dem Volke gegebenen Befehle, sich aufs strengste jeder Plünderung zu enthalten, drücken unserer Revolution für alle Jahrhunderte das schönste Siegel auf. — Nachdem eine Abtheilung der Studirenden und der Militärschule von Lazienki angekommen war, vereinigten sich sämmtliche Zöglinge der Militärakademie nicht ohne große Mühe in der Honig-, früher Napoleons-Straße. In derselben Zeit befreite man die bei den Karmelitern zu Leszno, so wie die in dem in der Bierstraße gelegenen Kloster Marcinkanki eingesperrten Staatsgefangenen, und bemächtigte sich ohne Schwierigkeit des Zeughauses. Im Nu hatten die Einwohner der Hauptstadt 40,000 Carabiner und Säbel aus demselben herausgeholt. Dieser Umstand beweist, wie allgemein und gleich die Stimmung der Gemüther gegen die unerträgliche Tyrannei war. Es bedurfte nur einer unerschrockenen Stimme, um in Aller Herzen das heilige Feuer zur unvermeidlichen Nothwehr anzuzünden. Der Muth und die Ergebenheit unserer Krieger überwiegt alle Lobpreisungen. — Welche Entschlossenheit zeigte nicht jener Officier, welcher zu einer Zeit, wo die Ruhe der Hauptstadt noch nicht gestört war, in das Theater des variétés eintrat, und mit lauter Stimme ausrief: „Meine Herren, greifen Sie zu den Waffen, die Moskowiter erwürgen uns!“ Augenblicklich war das Schauspielhaus leer; der Schrecken der anwesenden Russen ist kaum zu beschreiben, ein Jeder rettete sich, wie er konnte, und alles was ein polnisches Herz hatte eilte in die Reihen der Krieger. Man

ſagt, daß auch Rozniezki bei dieſer Vorſtellung gegenwärtig war. Als Kutſcher verkleidet und ſchreiend: „Zu den Waffen, Polen! Es lebe das Vaterland! Tod den Spionen und Verräthern!“ eilte er nach dem Belvedere. So verdankte dieſer verruchte Böſewicht ſeine Flucht der angenommenen Farbe der Tugend. — Auf den Lärm der Schüſſe und des Aufſtandes ſtiegen alle Officiere höhern Ranges, die zugleich wegen ihres Gehorſams gegen die beſtehende Oberbefehlshabergewalt bekannt waren, aufs Pferd. Jeder verſuchte durch Vorſtellungen und Drohungen ſeine Untergebenen von der Theilnahme an dem ausgebrochenen Aufſtande abzuhalten. Sie ſind dem Tode nicht entronnen. General Hauke und der Obriſt Meciszewski fielen, von der Kugel getroffen, auf der Krakauer Straße, am Palaſte des Vicekönigs; der General Trembizki ſank, nachdem er, aufgefordert, auf die Seite der Nation zu treten, in ſeiner Widerſpenſtigkeit zu lange verharrt hatte, von einem Flintenſchuſſe getroffen, an der Ecke der Straße Bielanska und Dluga zu Boden. Der General Siemiakowski, der ſo eben mit dem Befehle des Großfürſten anlangte, wurde auf der Stelle auf dem ſächſiſchen Hofe niedergeſchoſſen. Blümer, der ſich hinter dem Zeughauſe zeigte, und der bemüht war, die volhyniſchen Truppen zu vereinigen, wurde von 18 Kugeln in die Bruſt getroffen. Sein Leichnam ſoll den andern Tag aufgehenkt worden ſeyn. Der General Stanislaus Potozki fiel gleichfalls als Opfer ſeiner Unſchlüſſigkeit. Weil er ſich bald mit den Patrioten verband und bald wieder zum Gehorſam und zur Ordnung aufforderte, verließen ihn Volk und Truppen, die, ungeduldig und Verrath fürchtend, ſo koſtbare Augenblicke nicht verlieren wollten. Darauf ward er zwiſchen den Straßen Senatorska und Wierzbowa von ei-

ner Kugel niedergeſtreckt, und in das Haus des Hrn. Lawa getragen, wo er den folgenden Tag zum Bedauern Vieler ſeinen Geiſt aufgab. Mit Wehmuth müſſen wir noch bekennen, daß auch der General Nowizki, an dem die öffentliche Meynung nichts auszuſetzen hatte, beim Austritte aus dem Theater durch eine Kugel getödtet wurde. Die Urſache dieſes Unglücks war, daß man ihn für den ruſſiſchen General Lewizki hielt, der ihm an Wuchs und Namen ähnlich war. Von den bedeutendſten Ruſſen kamen am Ende der Froſchſtraße, nahe beim Börſenplatze, der Oberſt Saß, Oberhaupt der geheimen Polizei beim Großfürſten, ſo wie auch ſein Lakai, ums Leben. Die Generale Diakow und Fenez wurden verwundet. Der polniſche General Bontemps, ingleichen die ruſſiſchen Eſſakoff, Lange, Richter, Engelmann, Krywcow, die Oberſten Fakiewn und Ignatew, der Adjutant des Großfürſten, Greſſet, und der Flügeladjutant des Kaiſers, Buturlin, wurden gefangen und in Verwahrſam gebracht."

Auch am 30 November wurde noch gekämpft. Die polniſchen Gardejäger unter Kurnatowsky und Kraſinsky behaupteten ſich bis um 9 Uhr auf dem ſächſiſchen Platz, und zogen dann erſt, von der Uebermacht gedrängt, den übrigen, ſchon aus der Stadt geflüchteten ruſſiſchen Truppen nach.

Der officielle ruſſiſche Bericht über die Verſchwörung, der in dem Journal de St. Petersbourg am 4 Jan. 1831 erſchien, folgt in den Thatſachen dem Berichte Wyſozki's. Was aber dort als der patriotiſche Aufſchwung einer ganzen Bevölkerung für ihre heiligſten Nationalintereſſen erſchien, das erſcheint hier als eine catilinariſche Verſchwörung von wenigen Böſewichtern gegen eine, das Wohl des Volkes auf

jede Weiſe fördernde Regierung. Es heißt darin: „Die Einführung der Disciplin in der Armee, größerer Ordnung in der Adminiſtration, und die Einſchreitung gegen die Zügelloſigkeit, wurden von den Feinden der öffentlichen Ruhe als eben ſo viele Eingriffe in die durch den Monarchen dem Königreiche Polen zugeſtandenen Rechte betrachtet, deren Aufrechterhaltung Polen anvertraut war, gegen welche bis auf den heutigen Tag noch keine geſetzliche Klage zum Fuße des Thrones gelangt war. Weit entfernt, den Werth des Wohlſtandes ihres Landes, des Reſultats jener väterlichen Adminiſtration, zu würdigen, hat ſich eine aufbrauſende, unüberlegte Jugend durch falſche Raiſonnements einiger Egoiſten, deren perſönliches Intereſſe den Umſturz der geſetzlichen Ordnung wünſchte, verführen laſſen, und, bloß den Rathſchlägen ihrer Leidenſchaft folgend, ſeit dem Jahre 1828 eine geheime Geſellſchaft gebildet, zum Trotze der darüber beſtehenden Verbote. — Dieſe Handvoll Unbeſonnener, die nicht die geringſte Idee von dem wahren Zuſtande ihres Landes, von ſeinen Bedürfniſſen und ſeinen Intereſſen hatten, — die alle in Europa vorfallenden Ereigniſſe in falſchem Lichte betrachteten, — bildete das Complot, das Polen an den Rand des Abgrundes führte, und deſſen Hauptſtadt, ſo wie die Provinzen, allen Schrecken und Folgen der Anarchie Preis gibt. Vereinigt durch einen zügelloſen Freiheitsgeiſt, mit unglücklichen Revolutionsgrundſätzen ausgerüſtet, arbeiteten die jungen Brauſeköpfe daran, ihre Meynungen zu verbreiten, und fanden, worüber man billig erſtaunen muß, Theilnehmer unter Männern, die in Folge ihres Standes und Alters die Einflüſterungen jener elenden Feinde der Ordnung hätten mit Verachtung von ſich weiſen ſollen, und de-

nen das allgemeine Intereſſe es zur Pflicht machte, ſie der Gerechtigkeit zu überliefern. — Zwei Officiere, der Unterlieutenant Laurent Przedpelski und Felix Nowoſielski, nahmen es über ſich, ihre Cameraden und Untergebenen von dem Wege abwendig zu machen, den ihnen die Ehre und ihr Eid vorzeichneten. — Nicht minder entſittlichte und zugleich unüberlegte Einwohner, als dieſe, antworteten jenen jungen Schwärmern im Namen der ganzen Nation! Adam Gurowski, Bruder des Fähndrichs gleichen Namens, verſicherte Wyſozki, daß die ganze Nation ſeine Geſinnung theile, und Zwierkowski, Bote am Reichstage, beſtätigte ihn in dieſer Täuſchung. Indem ſie ſich auf ſolche Weiſe gegenſeitig betrogen, überließen ſie ſich ſchmeichelhaften, aber abgeſchmackten Hoffnungen, und zogen unter der Armee, ſo wie unter den Bürgern, die Leichtgläubigen, Unwiſſenden, Böſewichter und unruhigen Köpfe an ſich. — Die Revolution in Frankreich im Julius 1830 belebte die verbrecheriſchen Hoffnungen der Verſchwörer, lieh ihren Operationen mehr Kühnheit, und geſellte zu ihnen einen Haufen unruhiger, frecher Menſchen und einige leichtſinnige Träumer, einige junge leichtſinnige Officiere, Studenten der Univerſität zu Warſchau und eine kleine Anzahl Bürger, größtentheils Müßiggänger, unter denen ſich auch kein Einziger befindet, der ſich im geringſten bekannt gemacht hätte. — Die Regierung wurde auf dieſe Unordnungen aufmerkſam, verhaftete einige der frechſten Empörer, ohne die Verdächtigen zu verfolgen, und widerlegte durch Maßregeln der Milde die Beſchwerden der Uebelwollenden über vorgebliche Bedrückungen. Doch in den verſtockten Herzen war die Ehre ſchon verloſchen, und ſie empfanden die Wohlthaten nicht! Furcht vor Entdeckung, Hoff-

nung, sich über den Staub zu erheben, durch Plünderungen sich zu bereichern, Durst nach Rache und andere verbrecherische Triebfedern und Begehren bewogen die Verschwornen den beabsichtigten Aufruhr zu beschleunigen. Man behauptet, es habe kein einziger Mann von Bedeutung an dem Aufruhr) Theil genommen, und kein General, kein Obrist, ja kein Capitän sey in den Reihen der Empörer sichtbar gewesen, sondern die Compagnien nur von jungen Lieutenants und Unterlieutenants befehligt worden. Die Befehlshaber der polnischen Truppen, die sich bestrebten, ihre Untergebenen in den Schranken der Pflicht, der Ehre und Eidestreue zurückzuhalten, fielen von Mörderhänden, oder wurden von den aufgewiegelten Soldaten gefangen genommen und entfernt. Erschlagen wurden in diesem Aufstande: die polnischen Generale Graf Hauke, Graf Potozki, Tremnizki, Sementkowski, Blümer und Nowizki, der Obrist Mezischewski und der russische Obrist Saß. Viele russische Generale und Officiere, die ihre Regimenter und Detaschements nicht mehr erreichen konnten, fielen in die Gefangenschaft der Meuterer. Die Vorsehung rettete den Cäsarewitsch. Die Bösewichter, welche bis in die innersten Gemächer Sr. kaiserlichen Hoheit drangen, verwundeten mehrere Diener, tödteten den Generallieutenant Gendre, und versetzten dem Vicepräsidenten der Warschauer Polizei, Ljubowizki, 13 Bajonnetstiche. Mitten unter diesen Gräueln bot sich dem Cäsarewitsch die Möglichkeit dar, den Nachstellungen der Mörder zu engehen, die, da sie ihn nicht fanden, davon liefen. Da befahl Se. kaiserl. Hoh. den russischen und den treugebliebenen polnischen Truppen, zu denen das reitende Garde-Jägerregiment und der größte Theil der Gardegrenadiere gehörten, auf dem

Marſche aus der Stadt, jeden Angriff abzuwehren, ohne ſelbſt anzugreifen, um durch die That das von den Empörern ausgeſprengte Lügengerücht zu widerlegen, als überlieferten die Ruſſen die Einwohner der Hauptſtadt dem Tode.“

4.

General Chlopizki, Dictator von Polen.

Ein ſo gewaltſamer Umſturz der Dinge konnte nicht ohne einen Augenblick der Anarchie vor ſich gehen. Das in vieler Hinſicht noch rohe und ſo lange unter der Knute gehaltene Volk konnte wohl nicht anders, als in dieſem Augenblicke „in jeder Hinſicht trunken“ ſeyn. „Alle Privatnachrichten aus Warſchau ſtimmen darin überein, daß in den Nächten vom 29 Nov. bis zum 1 Dec. Warſchau ſelbſt allen Schreckniſſen eines entfeſſelten, rachgierigen, raubſüchtigen Pöbels preisgegeben war, der ſich beſonders von Praga herüber in allen Straßen verbreitete, über die Häuſer und Magazine, welche mit der ruſſiſchen Regierung in Verbindung ſtanden, herfiel, und in Grauſamkeit und Blutdurſt ſelbſt das übertraf, was uns aus Brüſſel berichtet wurde. Nur Eine Stimme dagegen hört man über das heldenmüthige und kräftige Benehmen des Generaliſſimus Chlopizki, welcher mit Lebensgefahr der ſchrecklichen Anarchie ſich entgegenſtellte, und das Leben vieler dem Tode geweihter Generale und Oberbeamten, die nun verhaftet ſind, rettete.“

Wenn die erſten Unfuge des entfeſſelten Pöbels ſehr natürlich erſcheinen, ſo ſpricht dagegen die Sicherung der

Bank und die schnelle Herstellung der Ruhe so deutlich zu Ehren der polnischen Nation, daß die Verleumdung der russischen und preußischen Blätter davor verstummen muß. Und ließ man den Großfürsten nicht mit allen russischen Regimentern frei abziehen? Welches Volk in ähnlicher Lage hätte bei solcher Ursache und Gelegenheit zur Rache mehr Mäßigung bewiesen?

Es wurde nicht sofort eine revolutionaire Regierung errichtet, es drängten sich nicht ehrgeizige Köpfe an die Spitze. Man fand es natürlich, daß nach der Flucht des Großfürsten der bestehende, noch unter russischem Einflusse gebildete Administrationsrath des Königreichs, unter dem Vorsitze des Finanzministers Lubezki die Zügel der Regierung beibehielt, nachdem er sich durch den Beitritt einiger der einflußreichsten polnischen Großen verstärkt hatte, des Fürsten Adam Czartoryski, des Fürsten Michael Radziwill, und der HH. Kochanowski, Paz, Niemcewicz und General Joseph Chlopizki. Dieser Administrationsrath erließ noch in der Nacht vom 29 auf den 30 November eine Proclamation zur Beruhigung der Gemüther. Da dieselbe aber mit den Worten begann: „Die eben so traurigen als unerwarteten Ereignisse des vorigen Abends ꝛc.", und da im Administrationsrathe noch mehrere Russenfreunde saßen, gegen deren Patriotismus das Volk gerechten Argwohn hegte, so mißfiel die Proclamation, und der Rath konnte seine Autorität nur dadurch aufrecht halten, daß er sich am folgenden Tage, 1 December, neu organisirte, und die verdächtigen Mitglieder Lubezki, Grabowski, und drei andere ausschied, und an ihre Stelle den Castellan Dembrowski, den Grafen Ostrowski, und den Professor Joachim

Lelewel aufnahm. Der Letztere, ein berühmter Geschichtschreiber und feuriger Patriot, ſtand im größten Anſehen bei der polniſchen Jugend, und man ſchrieb ſeinem Einfluſſe die erſte Aufregung dieſer Jugend zu, und hielt ihn für den geheimen Urheber der Revolution ſelbſt.

Sobald Lelewel, der populärſte Mann im Civil, und Chlopizki, der populärſte Soldat, in der Regierung waren, erhielt dieſe ſelbſt volle Autorität beim Volk und der Armee, die Unruhigſten unter dem Pöbel wurden verhaftet, und die Ruhe ſo vollkommen hergeſtellt, daß wenig Tage nachher die Stadt Warſchau wieder das friedlichſte Anſehen hatte. Die ganze Militärgewalt wurde in die Hände Chlopizki's gelegt, der an demſelben Tage, 1 December, den Titel eines Generaliſſimus annahm, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, ſein Amt im Namen des Kaiſers zu verwalten. Auch der Adminiſtrationsrath ſelbſt handelte noch im Namen des Kaiſers, und Lelewel war unter den Deputirten, die ſich zum Großfürſten Conſtantin begaben, um mit demſelben Verabredungen zu treffen, am 2 December.

Der Großfürſt befand ſich mit noch mehreren, ihm treu gebliebenen polniſchen Regimentern und etwa 8000 Mann ruſſiſcher Truppen vor den Thoren der Stadt in einer hülfloſen Lage. Er ſah ſich verloren, wenn er nicht gelindere Saiten aufzog; daher erwiderte er die friedlichen Vorſchläge des Adminiſtrationsrathes mit der größten Zuvorkommenheit, und erklärte: „er wolle das Vorgefallene Sr. Maj. dem Kaiſer zur Gnade und Vergeſſenheit empfehlen; die in Litthauen ſchlagfertig ſtehende ruſſiſche Armee ſolle nicht nach Polen rücken; die Gefangenen ſollen freigegeben werden.“

Allein dieſe Verſtändniſſe mit der verhaßten ruſſiſchen

Gewalt, die man ſo eben für immer geſtürzt zu haben glaubte, erweckten den Argwohn und Zorn der fanatiſirten Jugend. Zwei Parteien traten einander gegenüber. Die Jugend, die ſeit dem Eintritte Lelewels in die Regierung ſich vertrauensvoll derſelben unterworfen hatte, entzog ihr jetzt dieß Vertrauen, conſtituirte ſich in Clubs, ähnlich den ehemaligen franzöſiſchen Jacobiner-Clubs, und machte, von einem eben ſo richtigen Inſtincte, wie von feurigem Nationalſtolze geleitet, die Anſicht geltend, daß eine Verſöhnung mit Rußland unmöglich ſey, daß man ſchnell und entſchieden die Kriegspartei ergreifen, und daher auch alle Vortheile des Augenblicks benutzen, den Großfürſten und ſeine Truppen gefangen nehmen und als Geiſeln zurückbehalten müſſe. Die Alten dagegen, welche Zeugen der früheren mißlungenen Kämpfe Polens geweſen waren, welche die geringe Macht Polens, die Unzuverläſſigkeit fremder Hülfe in Ueberlegung zogen, und in den rechtlichen Charakter des Kaiſers Nicolaus ein großes Vertrauen ſetzten, waren zur äußerſten Mäßigung entſchloſſen, und ſuchten auf jede Weiſe der Revolution einen geſetzlichen Charakter zu geben, indem ſie ſie nur als eine Proteſtation gegen den Mißbrauch der adminiſtrativen Gewalt, nicht aber als eine Empörung gegen den legitimen Monarchen und als einen Umſturz der Verfaſſung angeſehen wiſſen wollten. In dieſem Sinne unterhandelte der Adminiſtrationsrath mit dem Großfürſten, und der greiſe Dichter Julian Niemcewicz, hochverehrt auch von der Jugend der Nation, redete auf eine rührende Weiſe zur Ruhe und Mäßigung, indem ſein bekümmerter Geiſt Polens Untergang vorausſah, wenn die exaltirte Partei den ganzen Zorn des allgewaltigen Czaaren aufreizen würde.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21455 / 074

Aber die Jugend ließ ſich dadurch nicht irre machen. Ihr geſundes Gefühl lehrte ſie die Lage der Dinge richtiger beurtheilen. Sie ſah ein, daß bei den bekannten Grundſätzen der ruſſiſchen Regierung und bei der großen Macht, die Rußland zu Gebote ſtand, dieſe Grundſätze geltend zu machen, jede Hoffnung auf Verſöhnung Wahnſinn und Verrath an der polniſchen Sache ſey, daß nur Gewalt Gewalt vertreiben könne, und daß ein Kampf auf Leben und Tod trotz allen Unterhandlungsverſuchen unvermeidlich ſey. Die Clubiſten erhoben ſich alſo gegen den Adminiſtrationsrath und drangen am 5 December in deſſen Verſammlungsſaal ein, indem ſie den Abbruch aller Unterhandlungen mit Rußland und die Gefangennehmung des Großfürſten verlangten.

Unter dieſen Umſtänden trat General Chlopizki ins Mittel, der im Vertrauen der Armee damals die größte Macht beſaß. Die Anſicht der Gemäßigten theilend und das ganze Gewicht ſeiner Verantwortlichkeit fühlend, hielt er eine Rede an die Clubiſten, ſo voll Zorn, daß ihn ein Schlaganfall befiel und er beſinnungslos niederſank. Sobald er ſich aber erholt hatte, ergriff er energiſch ſeine Partei. Da er den Adminiſtrationsrath zu ſchwach ſah, beſchloß er, ſich allein als Dictator an die Spitze der Regierung zu ſtellen, mit Hülfe der ihm ergebenen Armee die Ruhe zu erhalten, und Bürge dafür zu ſeyn, daß in Polen nichts weiter geſchähe, was den Kaiſer aufs neue beleidigen, die Unterhandlungen abbrechen und die Ausſöhnung unmöglich machen könnte. Er veranſtaltete eine allgemeine Heerſchau, wurde mit Jubel empfangen und begab ſich ſogleich in den Sitzungsſaal, wo er aus eigener Machtvollkommenheit ſich zum Dictator erklärte, welche Würde er bis zu dem auf den 18 December ausgeſchrie-

benen Reichstag verwalten wollte. Inzwischen behielt er für die Verwaltung der innern Angelegenheiten den Administrationsrath bei. Seine Proclamation vom 6. December lautete: „Da die kritische Lage, in der wir uns gegenwärtig befinden, die größte Energie und Schnelligkeit in allen Dingen erheischt; da alles, was die Operationen hemmen dürfte, der öffentlichen Sache nur verderblich werden könnte; weder aus Ehrsucht, noch aus Gier nach Macht — denn diese Gefühle sind mir fremd — sondern in Berücksichtigung der Umstände; übrigens das Beispiel der Römer nachahmend, welche, in Augenblicken der Gefahr fürs Vaterland, die oberste Gewalt einem Dictator anvertrauten, erkläre ich euch Polen und euch tapfern polnischen Soldaten, daß ich die Function eines Dictators auf wenige Tage, d. h. so lange übernehme, bis die beiden Kammern versammelt seyn werden; sobald der Reichstag constituirt seyn wird, werde ich meine Gewalt in seine Hände niederlegen. Glaubt mir, Landsleute, daß ich meine Autorität nur zu eurem Besten gebrauchen werde. Es lebe das Vaterland! Warschau, den 5 December. Der Dictator Chlopizki."

Joseph Chlopizki genoß als Soldat den größten Ruf in Polen. Ein polnisches Blatt sagte damals von ihm: „Er kann sechzig Jahre seyn, aber er ist stark und kräftig und erscheint jünger. Wiewohl adelig, ist er doch nicht von hoher Geburt. Soldat von Jugend an, hat er die Kriege seines Vaterlandes in den neunziger Jahren mitgemacht, und darauf sich den von Dombrowski in Italien gebildeten polnischen Legionen angeschlossen. Schon als Bataillonschef stand er im Rufe eines ausgezeichneten Officiers. In dem polnischen Feldzuge von 1807 commandirte er das erste Regiment

von der Weichsel, und das Jahr darauf war er Anführer der vier Regimenter von der Weichsel in Spanien. Bei der Belagerung von Saragossa zeichnete er sich ruhmvoll aus. Zum Brigadegeneral ernannt, stand er bis zum Jahre 1812 unter dem Befehle des Marschalls Suchet, der ihm in seinen Memoiren mehrere Seiten gewidmet hat, und unter Anderm sagt, er habe am liebsten dem polnischen General entferntere Expeditionen, worüber er nicht selbst die Aufsicht habe führen können, aufgetragen. Als 1812 die polnische Division für den Feldzug nach Rußland berufen ward, empfand der Marschall lebhaft seinen Verlust. Chlopizki ward bei Smolensk schwer verwundet. Später war er Divisionsgeneral, als Kaiser Alexander ihn zur Armee des jetzigen Königreichs Polen berief. Der Herzog von Wellington soll ihm beim Kaiser große Lobreden gehalten, und ihn als einen seiner furchtbarsten Feinde auf der Halbinsel bezeichnet haben. Er verließ, wegen einer erlittenen Beleidigung, sehr bald wieder die polnische Armee, und lebte seitdem zurückgezogen."

Das dringende Bedürfniß der Einheit und der militärische Ruf Chlopizki's erhoben diesen General in einem kritischen Moment zur höchsten Gewalt, der er übrigens auf die Dauer nicht gewachsen war, denn er besaß keine großen politischen Eigenschaften.

Inzwischen entließ der Großfürst die polnischen Truppen, die er noch bei sich hatte, um dadurch den Insurgenten zu schmeicheln und sich einen freien Rückzug zu erkaufen. Sie kehrten nach Warschau zurück. Ihren Generalen Krasinski und Kurnatowski drohte einen Augenblick die Rache des Volks, doch verzieh man ihnen, als sie zum Volk schworen. Im

ganzen Königreich Polen wurde die Revolution der Hauptstadt mit Jubel vernommen und ihr Beispiel befolgt. Zuerst erklärte sich Kalisch für die neue Ordnung der Dinge; auch die starken Festungen Modlin und Zamosc fielen ohne Schwertstreich in die Hände der Polen.

Constantin durfte frei abziehn, da Chlopizki's Ansehn die Partei, welche den Großfürsten als Geisel zurückhalten wollte, im Zaume hielt, und einerseits die Klugheit derer, welche noch Aussöhnung mit dem Kaiser hofften, andrerseits die Großmuth gegen einen wehrlosen Feind Schonung geboten. Der Großfürst zog mit seinem kleinen Heere, welches die Polen auf die leichteste Weise hätten abfangen können, an der angeschwollenen Weichsel aufwärts, die unter diesen Umständen keinen leichten Uebergang darbot. Bei Pulawy ging er über den Fluß, 6 December, und setzte dann seinen Marsch über Brzese Litewski fort, wo er die Gränze des Königreichs erreichte und sofort in Litthauen unter dem Schutze der dort versammelten Armee völlig sicher war. Der polnische General Wolizki machte eine Unterredung bekannt, die er unterwegs mit dem Großfürsten hatte. Das Resultat derselben ist, daß Constantin erklärte, er habe für seine Person alles vergessen und verziehen, er könne aber nicht dafür stehen, daß sein kaiserlicher Bruder nicht die Sache ganz anders ansehen würde.

Die litthauische Armee, deren Stärke man auf 40,000 Mann geschätzt hat, nahm damals zwischen Polen und Rußland eine sonderbare Stellung ein. Das ganze polnische Heer war revolutionirt, und da die Litthauer und Polen als Brüder das gleiche Interesse beseelte, da sie in allen frühern

Unabhängigkeitskriegen stets vereint gefochten hatten, so hätte man glauben sollen, daß das litthauische Heer, das damals noch nicht durch die hinzugestoßenen russischen Heerhaufen bewacht war, sich freudig dem polnischen anschließen würde. Allein die Armee dachte anders als das Volk. Während der litthauische Adel und seine Bauern nur auf eine Gelegenheit lauerten, die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen, war umgekehrt das litthauische Heer entschieden antipolnisch gestimmt. Die Ursache davon war die bisherige Trennung und Eifersucht zwischen den litthauischen und polnischen Truppen. Die erstern, die auch den letzten Rest von Nationalunabhängigkeit und Nationalehre längst verloren hatten und nichts mehr als russische Sklaven waren, wurden von den letztern, welche den Namen, die Farben und die Ehre Polens sich gerettet hatten, mit Verachtung behandelt, und diese in der Langenweile des Garnisonslebens genährte Antipathie sollte auf Polens Schicksal den wichtigsten Einfluß üben. Wäre dieser Bruderhaß unter den Truppen nicht gewesen, hätten die polnischen und litthauischen Heere sich damals eben so leicht vereinigt, als sich ein halbes Jahr darauf das polnische und litthauische Volk vereinigt haben, so wäre Polens Zukunft vielleicht sehr rasch und glücklich entschieden worden.

Uebrigens wandte auch die damals in Polen herrschende gemäßigte Partei alles an, um sich vor dem Vorwurfe zu bewahren, sie wolle russische Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrscher empören. Sie suchte die Revolution innerhalb der Gränzen des bestehenden Königreichs Polen zu fesseln, um ihr dadurch einen legalen Charakter zu erhalten, und indem sie mit Zuversicht darauf rechnete, daß Frankreich den Grundsatz der Nicht-Intervention zu Gunsten Polens geltend

machen würde, durfte auch seinerseits Polen nicht durch Aufregung der Litthauer sich in die innern Angelegenheiten Rußlands mischen wollen. Aus diesen Ursachen blieb der Aufstand auf das Königreich Polen beschränkt, ohne daß man damals schon von Polen aus versucht oder in Litthauen selbst gewagt hätte, die Revolution weiter zu verbreiten.

Die Nachricht von den Ereignissen in Warschau gelangte am 7 December nach St. Petersburg, wo sie alles in Bestürzung versetzte. Aber schon vom ersten Augenblicke an ergriff der Kaiser aufs bestimmteste seine Partie, und es ist fast unbegreiflich, wie die deutschen und französischen Blätter, und vor allen die Polen selbst, hatten zweifeln können, welche Partie der Kaiser ergreifen würde. Die englischen Blätter urtheilten hierüber richtiger, indem sie vollkommen die Ansicht der damaligen polnischen Minorität theilten, die nämlich, daß an Versöhnung nicht zu denken sey, daß der Kaiser Nicolaus den Polen nie das Geschehene verzeihen, sondern mit Gewalt der Waffen ihren Aufstand unterdrücken und aufs härteste bestrafen würde. Die englischen Times sagten damals sehr richtig: „Der russische Selbstherrscher hat zu viele Völker unter seinem Scepter, als daß er den Aufruhr unbestraft oder unbekämpft lassen könnte. Das Beispiel würde zu ansteckend seyn. Man kann daher mit Gewißheit annehmen, daß die ganze Kraft des Reichs gegen Polen gerichtet werden wird, und daß die Polen gerüstet seyn müssen, sich gegen Niedermetzelung und Unterwerfung zu vertheidigen, wie vor der ersten und letzten Theilung."

Am 8 December versammelte Kaiser Nicolaus in Petersburg die russischen Officiere um sich, verkündete ihnen den

Aufruhr und hielt eine begeisterte Rede an sie. Die Officiere antworteten mit lautem Enthusiasmus, ihre unbegränzte Treue versichernd und glühende Rache athmend. Einer Nachricht in der Nordischen Biene zufolge soll der Kaiser diese Rachlust selbst gedämpft haben, indem er mit Rührung gesagt haben soll: „Ich bitte Sie, meine Herren, die Polen nicht anzufeinden, sie sind unsere Brüder. Den Aufstand verschulden einige wenige Uebelgesinnte. Ich hoffe, daß mit Gottes Hülfe alles zum Besten enden wird.“ Nach einem Bericht im Hamburger Correspondenten dagegen soll der Kaiser gesagt haben: „So wie sein erlauchter Bruder, der Kaiser Alexander, einen Schwur gethan, sein Schwert nicht eher einzustecken, bevor nicht der letzte Franzose von dem russischen Boden vertrieben sey, so schwöre er, nicht eher zu ruhen, als bis der letzte der polnischen Rebellen bestraft sey.“ Beide Nachrichten können wahr seyn, denn aus den spätern Proclamationen und Unterhandlungen geht hervor, daß der Kaiser allerdings an den ihm treu gebliebenen Polen die Handlungen der Aufrührer nicht rächen, dagegen aber den Aufrührern selbst auch unter keiner Bedingung verzeihen wollte.

In den Manifesten, welche der Kaiser an das Volk und Heer der Polen am 17 December erließ, hieß es: „Mit Bezeugung unseres gerechten Unwillens über den begangenen Treubruch, erlassen wir den Befehl, allen Eigenmächtigkeiten und widersetzlichen Bewaffnungen ein Ende zu machen und alles wieder auf den vorigen Fuß herzustellen.“ Ferner hieß es darin: „Wir sind bereit, den Treubruch zu strafen, wollen aber den Unschuldigen von den Verbrechern unterscheiden.“ Von einer billigen Erhörung der Beschwerden, welche zu dem Aufstand der Polen Anlaß gegeben, war

nirgends die Rede. Im Gegentheil hieß es: „Glaubten sie, als sie die Waffen ergriffen, sich schmeicheln zu dürfen, Zugeständnisse zu erhalten, so ist ihre Hoffnung eitel.“ Also hatten diejenigen Polen, welche bei dem Aufstand betheiligt waren, nur eine grausame Rache, und alle Polen hatten nur die Rückkehr der frühern Willkürherrschaft zu erwarten. Während dieses den Polen durch Manifeste verkündet wurde, waren zugleich die russischen Blätter überfüllt mit Nachrichten von den erstaunlichen Zurüstungen, welche Rußland mache, die Rebellen zu zermalmen. Es hieß, alles lechze nach dem Blute der Verräther, jeder Russe dränge sich zu den Fahnen, selbst die Söhne der Reichen und Vornehmen träten als Gemeine ein. Aufs schleunigste wurden die Heeresmassen in Bewegung gesetzt, und der berühmte Marschall Diebitsch-Sabalkanski, der erste Feldherr dieser Zeit, kehrte eilends von Berlin nach St. Petersburg zurück, wo er am 13 December eintraf, um den Oberbefehl über die große Armee zu führen, welche bestimmt war, die unglücklichen Polen für immer aus der Reihe der Nationen auszustreichen. In Litthauen und Volhynien wurden viele Personen, die man für verdächtig hielt, verhaftet, und aus Wilna wurden 250 Studirende ins Innere von Rußland fortgeschleppt.

In demselben Sinne wurden die Unterhandlungen geführt, und nie und nirgends hat der Kaiser seine Gesinnung verläugnet. Gnade den Unschuldigen, aber keine den Schuldigen, strenge Bestrafung aller Theilnehmer der Revolution und Herstellung des Status quo vor derselben — dieß war des Kaisers erstes und letztes Wort. Wie mochte nun die gemäßigte Partei in Polen noch immer auf Aussöhnung rechnen? Am 16 December kam der russische Obrist Hauke

nach Warschau, wie es hieß, vom Kaiser gesendet, um die Polen zu unbedingter Unterwerfung aufzufordern. Er soll mit einigen eigenhändigen Zeilen des Kaisers versehen gewesen seyn, die also gelautet haben: **Au peuple polonais. Soumission ou la mort. Nicolas.** Es war indeß trotz der Nachgiebigkeit der damaligen polnischen Majorität unmöglich, daß sich Polen unbedingt und ohne Garantie seiner bisher so schwer verletzten Verfassung unterwarf. Um dem Kaiser dieß ans Herz zu legen, um ihn von der Gerechtigkeit der polnischen Beschwerden zu überzeugen, begab sich der Fürst Lubezki und Graf Jezierski nach St. Petersburg. Sie wurden unterwegs in Narwa angehalten, und es wurde ihnen im Namen des Kaisers erklärt: „Daß, wenn die jüngst in Warschau stattgehabten Ereignisse den Fürsten Lubezki bewogen hätten, sich zum Abgeordneten einer Gewalt herzugeben, die nicht aus dem Willen des Souveräns herflösse, Se. Majestät ihm keine Audienz ertheilen, noch ihm gestatten könnten, in Allerhöchstihrer Hauptstadt zu erscheinen; daß, wenn hingegen die Absichten, die ihn nach St. Petersburg führten, mit den Amtspflichten vereinbar wären, die der Fürst dem Vertrauen Sr. Majestät verdanke, Allerhöchstdieselben darein willigen würden, ihn vor Sich zu lassen, und ihm als Finanzminister des Königreichs Gehör zu geben." Der Fürst antwortete, daß er „als Minister des Königs" komme, und wurde sofort, nebst dem Grafen Jezierski, in Petersburg zugelassen, wo sie am 25 December eintrafen. Schon am folgenden Tage erhielten sie Audienz beim Kaiser, der ihnen (nach dem amtlichen Bericht des Grafen Jezierski) auf ihre ehrerbietigen Vorstellungen antwortete: „Daß es ihm schwer fiele, die Stimmung und Gefühle der Treue, deren Aus-

druck Er so eben vernommen, mit den in Polen ergriffenen Maßregeln zu vereinigen; daß Er zu wissen wünsche, was die im ganzen Königreiche angeordnete Bewaffnung, die neuen Truppenaushebungen, die Vorbereitungen zum Kriege und die an die russischen Provinzen gerichteten, sie zum Aufstande auffordernden Proclamationen bedeuten sollten? Die Ehre seiner Krone erlaube es ihm nicht, zu irgend einer Concession seine Zustimmung zu geben, besonders wenn man sie mitten in einer Empörung und mit den Waffen in der Hand fordere; überdem spräche seine Proclamation hinlänglich seine Gesinnung in Bezug auf Polen und auf alle diejenigen Bewohner des Landes aus, die nicht in ihrer Verirrung beharrten; die verbrecherischen Urheber der Empörung, und nicht die ganze Nation, wären bis jetzt die Gegenstände seines Unwillens gewesen; wenn aber die Polen sich gegen Rußland bewaffneten, wenn sie sich gegen ihren Souverän zum Kampfe stellten, so würden sie selbst es seyn, so würden es ihre eigenen Kanonenschüsse seyn, die den Umsturz Polens veranlassen würden."

In diesem letzten Satze war augenscheinlich die Drohung enthalten, daß wenn ganz Polen einstimmig Theil an der Revolution nehme, die der Kaiser bisher nur als das Verbrechen weniger Uebelgesinnten ansähe, er auch die 1815 erklärte Unabhängigkeit Polens nicht mehr achten, sondern Polen zu einer russischen Provinz machen werde. Etwas Anderes konnte unter dem Umsturz Polens nicht verstanden seyn. Unterdeß aber geschah es, daß sich die Polen wirklich einstimmig zur Revolution bekannten, kraft eines von den seitdem zusammengetretenen Kammern abgefaßten Reichstagsbeschlusses, mit welchem der Obristlieutenant Wyleziński am 21 De-

cember den beiden frühern Abgesandten nachgeschickt wurde. Dieser erhielt die nämliche Antwort wie Jezierski, und beide kehrten unverrichteter Sache nach Warschau zurück. Lubezki aber verließ seine Landsleute und blieb unter dem Schutz und der Gnade des Kaisers in Petersburg.

Obgleich die gemäßigte Partei in Polen aus den an Rang und Reichthum Hochgestellten bestand, die am meisten zu verlieren hatten, waren diese doch edel genug, ihre rascher vorgeschrittenen Brüder nicht im Stiche zu lassen, als die Proscription der Letztern in des Kaisers Willen unabänderlich beschlossen war. Und obgleich sie für ihre Person der Rache nicht ausgesetzt waren, so mußten sie doch von einer russischen Reaction in Polen das Schlimmste für ihr unglückliches Vaterland befürchten; sie standen also nicht an, die Sache ihrer Brüder auch für die ihrige zu erklären, sich derselben Verantwortlichkeit zu unterziehen, und durch die allgemeine Theilnahme aller Polen an der Revolution dieser das Siegel der Nationalität aufzudrücken.

Am 18 December versammelten sich die beiden Kammern des Reichstags im königlichen Schlosse zu Warschau. Die Kammer der Landboten wählte den Grafen Wladislaw Ostrowski zu ihrem Marschall. Sobald ihm der Marschallstab eingehändigt worden, legte er 30,000 fl. für die Bedürfnisse des Landes in den Schoß der Kammer nieder. Alle Landboten folgten diesem edlen Beispiele, und die Kammer der Senatoren that ein Gleiches. Nachdem beide sich vereinigt hatten, legte General Chlopizki seine dictatorische Würde in die Hände des Fürsten Czartorysski, welcher dem Senate präsidirte, und des Landtagsmarschalls Ostrowski

nieder; der Reichstag aber beschloß, ihn mit dieser Würde aufs neue zu bekleiden, damit die Gewalt ferner in Einer Hand liege und Parteiungen verhindert würden. Chlopizki wurde aufs neue als Dictator bestätigt, demselben aber ein Nationalconseil beigeordnet, welches, aus den vornehmsten Mitgliedern beider Kammern bestehend, den Zweck hatte, theils die Obhut über die Dictatur zu führen, theils den Nationalgeist zu wecken, die Bewaffnung des Landes zu fördern und die patriotischen Opfer der Bevölkerung in Empfang zu nehmen. Zugleich erließ der Reichstag am 20 December das große Manifest, worin er die Rechtmäßigkeit der Revolution erörterte und dieselbe einstimmig für die Sache der Nation erklärte. Wir haben oben schon dieses Manifest abgedruckt, indem es uns dienen mußte, die Ursachen der Revolution zu erläutern.

So lag nun die oberste Gewalt in den Händen des Dictators Chlopizki, der, obwohl ein nicht tactfester Politiker, doch der Liebling der Armee und des Volks war und in alle militärischen Anordnungen Einheit brachte, was in diesem Augenblicke vielleicht das Wichtigste war. Was ihm an politischer Energie und Umsicht abging, ersetzte das Nationalconseil, das neben ihm, und das Ministerium, das unter ihm stand. Das erstere bestand aus den Senatoren Fürst Adam Czartoryski, Senatspräsident, Fürst Michael Radziwill, Graf Ludwig Paz, Matthias Wodzynski, Kasimir Gliszczynski, Michael Kochanowski; und aus den Landboten Graf Ostrowski, Marschall, Graf Ledochowski, Franz Soltyk, Theophil Morawski, Joseph Swirski, Stanislaus Barzykowski; Sta

nislaus Jezierski, Ignaz Wenzyk und Joseph Wiszniwski. Die Minister oder Ministerialstellvertreter dagegen waren für die auswärtigen Angelegenheiten Graf Gustav Malachowski, für die Justiz Franz Wolowski, für das Innere und die Polizei Vincenz Niemojowski, für den Cultus Joachim Lelewel, für den Krieg Krasinski, für die Finanzen Graf Jelski.

Obgleich nun dieses neue Gouvernement Rußland gegenüber noch immer eine gemäßigte und friedliche Haltung beobachtete, noch immer ein günstiges Resultat von den angeknüpften Unterhandlungen hoffte, und alles vermeidend, was außerhalb seiner Befugnisse lag, also namentlich die Theilnahme der Litthauer abweisend, nur auf dem Rechte bestand, für das Königreich Polen, wie es 1815 constituirt worden, neue Garantien zu verlangen, so mußte es doch bei der in Petersburg unverhohlen geäußerten Stimmung auf alle Fälle gefaßt seyn, und sich rüsten, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Die einstimmige Begeisterung der Nation kam hiebei dem Gouvernement sogar noch zuvor. Von allen Seiten eilte die kriegerische Jugend zu den Fahnen, bildeten sich Nationalgarden, und strömten freiwillige Geldbeiträge in den Schatz des Vaterlandes.

Das Heer wurde im Laufe des Winters durch Errichtung neuer Regimenter auf 64,000 Mann regulärer Truppen gebracht. Zur Organisirung derselben trug vorzüglich der patriotische Roman Soltyk im Sandomir und Malachowski jenseits der Weichsel bei. Da sich früherhin der Großfürst Constantin ausschließlich mit dem Militär beschäftigt hatte, so war dasselbe auch vorzugsweise in gutem Zu-

stande, und die Russen verfehlten nicht, sich zu rühmen, daß die Trefflichkeit der polnischen Armee zum Theil ein Werk Rußlands sey. Aber auch die neuen Truppen gaben den alten nichts nach, wie denn der Pole zum Soldaten geboren ist. Den regulären Truppen wurden Kurpen, d. h. Jäger von den adeligen Herrschaften, und Krakusen oder Sensenmänner angereiht, gemeine Bauern, die aus Mangel besserer Waffen einstweilen sich nur ihrer Sensen bedienten, diese aber sehr gut zu führen verstanden. (Die Tapferkeit der polnischen Sensenmänner unter Kosziuzko ist bekannt.) Außerdem wurden im ganzen Lande Nationalgarden errichtet und ein Theil derselben auch für den Dienst im Felde mobil gemacht. Es fehlte weniger an Menschen als an Waffen. Obgleich die Polen Litthauen nicht insurgirten, und gegen Oesterreich und Preußen die strengste Neutralität beobachteten, so strömten doch aus den ehemals polnischen Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien, aus dem Großherzogthume Posen und aus Gallizien viele tausend edle Jünglinge und Männer nach Warschau, um der Sache des gemeinsamen Vaterlandes beizustehn. Viele opferten ein großes Vermögen, Rang und selbst die theuersten Familieninteressen, um jenen Helden der Vorwelt zu gleichen, denen das Vaterland über alles ging. Selbst Weiber sah man in männlicher Tracht der Fahne folgen, und auch die Juden bewaffneten sich, eingedenk ihrer Väter, die einst Praga Schritt vor Schritt mit ihrem Blute vertheidigten. An den Festungswerken von Modlin, Zamosc und Praga wurde freiwillig vom Volk gearbeitet, unter fröhlichem patriotischem Jubel, und Reiche und Arme wetteiferten, dem Staate Geschenke zu machen. Graf Zamizki gab 100,000 Gulden, eben so viel ein Ungenannter, eine

Gräfin Wongsowicz ihr Silbergeschirr u. s. w. Trotz der drohenden Gefahr war die herrschende Stimmung Fröhlichkeit, und jenes muthige Selbstvertrauen, das sich in der berühmten, zuerst unter Dombrowski's Schaaren in Italien und jetzt als Nationallied überall gesungenen Masurka: Jeszcze Polzka nie zginela (Noch ist Polen nicht verloren) so schön aussprach.

Zwanzig neue Zeitschriften feierten den Triumph der freigewordenen Presse und nährten den Enthusiasmus der Nation, indem sie die Erinnerungen des alten Ruhms in die Herzen aller Polen zurückriefen, und nicht minder die Bilder der erst jüngst erlebten Schande, die Denkmäler alles bisher auf ihnen lastenden Unrechts zur Schau stellten. Den größten Eindruck machte namentlich die Untersuchung der von der ehemaligen geheimen Polizei begangenen Verbrechen. Ihre berüchtigten Häupter, General Blumer und Obrist Saß, waren am 29 November unter dem Racheschwert der Nation gefallen, zwei andere, General Rosniezki und Lubowizki, entflohen; doch viele ihrer Untergebenen, selbst angesehene Polen, die sich zu dem entehrenden Gewerbe der Spionage hergegeben, saßen in Warschau gefangen, und was man von ihren Infamien entdeckte, ward öffentlich bekannt gemacht.

Während die Polen sich so eifrig rüsteten, thaten die Russen ein Gleiches. Schon am 13 December war Graf Diebitsch-Sabalkanski zum Oberbefehlshaber der gegen die Polen bestimmten Armee ernannt worden, und diese Armee sollte, nahe an 200,000 Mann stark, in Litthauen sich sammeln, wo bereits der Großfürst Constantin mit 40,000 Litthauern in der Gegend von Bialystok stand. Aber theils die

die mehr oder weniger große Entfernung, aus welcher sämmtliche russische Corps zusammengezogen werden mußten, theils die rauhe Jahreszeit hinderte den kaiserlichen Feldmarschall, den bereits unabänderlich beschlossenen Feldzug gegen die Polen früher als zu Anfang des nächsten Jahres zu eröffnen.

Es bleibt uns noch übrig, zu betrachten, wie die fremden Mächte sich in Bezug auf die polnische Sache benahmen.

Obgleich die Polen, wie in ganz Europa, so auch in Preußen, unter der Bevölkerung viel Sympathie fanden, so blieb doch hier die geheime Stimme der Menschlichkeit mehr als irgend anderswo unterdrückt, und die preußischen Blätter wetteiferten mit den russischen, die Polen als verächtliche Rebellen zu behandeln. Dieß erklärt sich theils aus der nahen Familienverbindung zwischen dem russischen und preußischen Hause, theils aus der Dankbarkeit, zu welcher Preußen gegen Rußland sich verpflichtet fühlte, da es 1813 durch dieses gerettet wurde, theils aus der Anhänglichkeit Preußens an die Grundsätze der Legitimität und des Absolutismus. Da indeß die Polen die gewissenhafteste Neutralität gegen Preußen beobachteten und nicht den geringsten Anlaß zur Klage gaben, und da ferner eine bewaffnete Intervention Preußens in keinem Falle von Frankreich geduldet worden wäre, so begnügte sich Preußen, eine starke Truppenmacht im Großherzogthume Posen und in Ostpreußen zusammenzuziehen, und die Neutralität auf eine Weise zu handhaben, die den Russen allein zum Vortheil, den Polen zum Nachtheil gereichte. Namentlich wurden alle Personen und Gelder, oder andere Sendungen, die zur Unterstützung Polens bestimmt schienen, an der Gränze zurückgehalten. Da dennoch auf Nebenwegen

eine Menge Polen aus dem Großherzogthume Posen nach Warschau gingen, ihren Brüdern zu helfen, so erließ Preußen am 21 December ein äußerst strenges Decret, wonach alle preußischen Unterthanen, welche den Polen zu Hülfe gezogen waren, ihres gesammten Vermögens verlustig erklärt wurden. — Wenn einige englische Blätter Preußen den politischen Rath gaben, die günstigen Umstände zu benutzen, um das ganz Europa und zunächst am meisten Preußen selbst Gefahr drohende Uebergewicht Rußlands durch Herstellung des alten Königreichs Polen zu paralysiren, so versteht es sich, wie die Thatsachen vorliegen, von selbst, daß dieser Rath verachtet wurde.

In Oesterreich, hauptsächlich aber in Ungarn, fand die Sache der Polen warme Theilnahme, so zwar, daß selbst die unter der strengsten Censur stehenden österreichischen Blätter sich weit weniger feindlich gegen die Polen aussprachen als die preußischen. Allein wenn hier die persönliche Verbindung der Regentenhäuser weniger eng geknüpft war als in Preußen, so war die Sympathie des österreichischen Cabinets mit dem russischen in Hinsicht auf die Grundsätze der heiligen Allianz desto stärker. Die eben auf dem Marsch nach Westen befindlichen österreichischen Regimenter wurden augenblicklich nach Gallizien zurückgeschickt und die Neutralität an den Gränzen streng gehandhabt.

Für die Türkei schien mit der polnischen Revolution der Augenblick gekommen, das in den letzten Kriegen Verlorne wieder zu gewinnen. Schon erwartete man, der Sultan werde den für ihn so nachtheiligen Frieden von Adrianopel brechen und den Polen gegen Rußland beistehen; allein er wagte dieß nicht ohne die Zustimmung von Frankreich und

England, und dieſe blieb aus. — Eben ſo blieb Schweden, obgleich ſich ihm die entfernte Hoffnung zeigte, ſein Finnland wieder zu gewinnen, ſeiner devoten Haltung, Rußland gegenüber, treu.

In den kleinen deutſchen Bundesſtaaten verläugnete ſich die herzliche Theilnahme der Bevölkerungen für die Polen keinen Augenblick. In Journalen und Flugſchriften wurde ihre Sache vertheidigt, und die öffentliche Meinung nahm in dieſer Hinſicht einen ſolchen Schwung, daß dadurch die ſpätere thätige Unterſtützung der Polen durch Aerzte, Charpie und Geld möglich wurde.

In England declamirten die meiſten Journale mit der ihnen eigenen Rückſichtsloſigkeit zu Gunſten der Polen; allein dieß war auch alles. Die Regierung war theils zu ſehr mit innern Angelegenheiten beſchäftigt, theils konnte ſie, trotz ihrer alten Eiferſucht gegen Rußland, auf dem Continente nichts ohne andere Continentalmächte unternehmen, theils beſeelte ſie, wie Frankreich, der Wunſch, den allgemeinen europäiſchen Frieden nicht zu ſtören und alle Zerwürfniſſe auf diplomatiſchem Wege auszugleichen.

Auf Frankreich ſetzten die Polen alle ihre Hoffnungen. Zwar ſagt ein altes polniſches Sprüchwort: Gott iſt hoch und der Gallier weit! Allein dießmal glaubten ſie, der Arm des neu erſtarkten Frankreichs werde weit genug reichen, um den Todesſtreich abzuwenden, den Rußland gegen ſie zu führen im Begriff war. Sie täuſchten ſich. Die in Frankreich vorherrſchende Friedenspartei opferte unbedenklich die Polen dem allgemeinen Frieden auf. Die Männer, die ſich am wärmſten der Polen annahmen, La-

Fayette, Odillon-Barrot, Maugnin, Lamarque, wurden, wie wir früher schon gesehen, von der Majorität verlassen, von den Geschäften verdrängt. Umsonst donnerten die Redner und Journalisten; die Regierung blieb bei dem angenommenen Systeme, gab Rußland die unzweideutigsten Versicherungen des Friedens und der Freundschaft, und vermied so sehr jede Communication mit der polnischen Regierung, daß sie nicht einmal einen Courier, geschweige einen Gesandten, nach Warschau schickte.

IV.

Türkei und Griechenland.

1.

Die Türkei.

Sultan Mahmud zeigte sich, wie im Kriege, so im Frieden, als ein charaktervoller Mann. Nachdem er mit aller ihm möglichen Energie gekämpft hatte, trug er mit nicht minderer Würde sein Unglück und kam der Erfüllung der Tractate, zu denen er sich in Adrianopel beim Friedensschlusse hatte verstehen müssen, mit gewissenhafter Treue nach. — Die Amnestie wurde ohne Rückhalt vollzogen, den gefangenen Griechen die Freiheit wiedergegeben, den Bulgaren, und wer immer aus Furcht vor Reactionen das türkische Gebiet verlassen und auf das russische übersiedeln wollte, freier Abzug gestattet. — In Folge der durch Rußlands Einfluß der Moldau und Wallachei erwirkten größern Unabhängigkeit von der Pforte, wurde durch ein Bojarenconseil die neue Verfassung dieser Fürstenthümer entworfen, am 20 April unterzeichnet und nach Petersburg zur Prüfung gesandt. — Die katholischen Armenier erhielten die ihnen geraubten Güter zurück, wur-

den von den unirten Armeniern getrennt und erhielten einen eigenen Patriarchen. Das Einzige, was sich der Sultan dabei ausbedung, war, daß nicht der Papst, sondern daß die katholischen Armenier ihren Patriarchen selbst wählen sollten.

Serbien verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Nachdem es sich früher unter Czerny Georg und Milosch seine Unabhängigkeit in unsterblichen Freiheitskriegen selbst erkämpft hatte, verschaffte ihm der russische Einfluß nun auch die officielle Anerkennung dieser Unabhängigkeit von Seite der Pforte. Milosch, der Befreier des Landes und bisheriger Chef desselben, wurde am 4 Februar 1830 durch eine Versammlung von 700 serbischen Deputirten zu Krazujewaz in seiner Würde bestätigt, und noch im Laufe des Jahres erließ der Sultan selbst ein Diplom, das ihn zum erblichen Fürsten Serbiens erklärte. Am 6 December hielt er seinen feierlichen Einzug in Belgrad, wo er hinfort statt des Pascha's residiren wird. Früher ein Hirt, der die Ochsen seines Vaters auf die dalmatischen Märkte trieb, und noch jetzt unfähig zu lesen und zu schreiben, besitzt doch Milosch Obrenowitsch alle Talente und Tugenden des Staatsmanns wie des Feldherrn. Unter seiner Regierung herrscht in Serbien musterhafte Ordnung, und das Volk vergöttert ihn. — Nur Ein Punkt blieb zwischen der Pforte und den Serbiern noch unerledigt, nämlich die im Frieden von Adrianopel versprochene Zurückgabe von sechs Districten an Serbien. Die Bosnier bezeigten keine Lust, diese Bezirke abzutreten, und die Sache zog sich in die Länge. — Die ausführlichsten neuern Nachrichten über Serbien findet man in Ranke's serbischer Revolution und in Pirchs Reise

nach Serbien. Dieſes kleine Land ſcheint berufen zu ſeyn, in der Folge, bei der wahrſcheinlich nicht ſehr weit entfernten Zertrümmerung des türkiſchen Reichs, eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Die Serbier bilden den Kern der gegenwärtigen Bevölkerung im Süden der Donau bis nach Morea. Die Bosnier theilen mit ihnen die altſlaviſche Nationalität und Sprache, nur nicht die Religion; die Neugriechen theilen mit ihnen Nationalität und Religion, nur nicht die Sprache. Auch die Albaneſen ſind ihnen nahe verwandt. Sollte einſt die türkiſche Herrſchaft in Europa ein Ende nehmen, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß wie die Neugriechen im Süden und an den Küſten, ſo die Serbier im Norden und im Binnenlande das Uebergewicht erhalten werden.

Da der Sultan alle Punkte des Tractates ſo pünktlich erfüllte, und auch die Zahlung auf die Stunde leiſtete, ſo erließ ihm Rußland an den ſchuldigen Summen drei Millionen Ducaten, und zog ſeine Truppen zurück. Diebitſch verließ Burgos am 6 Mai, Paskewitſch Erzerum am 17 Junius. Auch der außerordentliche ruſſiſche Geſandte, Graf Orloff, verließ Conſtantinopel am 29 Mai, und der türkiſche außerordentliche Geſandte, Halil Paſcha, kehrte am 26 Junius nach dieſer Hauptſtadt zurück. Zum Lohne für ſeine Dienſte erhob ihn der Sultan zum Kapudan-Paſcha, an die Stelle des alten Papidſchi Achmed, der am 5 Mai geſtorben war. In fortdauernder Ergebenheit an Rußland trat der Sultan auch dem Londoner Protokoll bei, welches die Unabhängigkeit Griechenlands erklärte. Sogar den türkiſchen Großen, denen man das Kriegsunglück Schuld gab, wurde verziehen. Der Großvezier Reſchid Paſcha kehrte am 3 Mai nach Conſtantinopel zurück, und ſogar der Verräther von Varna, Juſſuf

Pascha, erschien daselbst am 23 April und wurde zu Gnaden aufgenommen.

Indem der Sultan auf diese Weise den Frieden nach Außen befestigte, schien er hinfort sich gänzlich mit der innern Politik und namentlich mit der Ausführung seiner Reformplane befassen zu wollen. Schon war von ihm die Janitscharen-Aristokratie und die alte Etikette des Serails umgestürzt; schon hatte er in der Einrichtung bei der Armee und am Hofe seine Hinneigung zu dem modernen christlich-europäischen Regierungssysteme deutlich zu erkennen gegeben, und man glaubte, er werde für die Türken werden, was Peter der Große für die Russen war, er werde sie mit Gewalt aus ihrer alten Barbarei reißen und zur Civilisation zwingen. Allein er that dafür verhältnißmäßig zu wenig und schien, des Erfolgs ungewiß, zu zaudern. Er befahl den Muhamedanern aufs strengste, die Christen zu schonen und mit Achtung zu behandeln; er gab den Getreidehandel frei, um dem Wucher zu steuern; er verstattete nicht nur den Russen, sondern allen mit der Pforte in Frieden befindlichen Völkern die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, um den Handel zu beleben, und schloß am 7 Mai einen Handelstractat mit America. Außer diesen mercantilischen Maßregeln aber geschah für die Verbesserung der Verwaltung und des Gerichtswesens nichts, und der Sultan wagte nicht oder war nicht im Stande, mit eben so fester Hand die Willkürherrschaft der Paschas zu zerstören, wie er die verderbliche Janitscharen-Aristokratie zerstört hatte. Bevor es ihm aber gelingt, die Paschas zu zähmen und der Centralre-

gierung zu subordiniren, kann von einer bürgerlichen Verbesserung in der Türkei nicht die Rede seyn.

Am 8 Februar wurde dem Sultan ein Prinz geboren, welcher den Namen Abdul-Aziz erhielt. Am 16 Februar erhielt Hamid Bey die wichtige Stelle des Reis-Effendi oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, von der Mehemet Pertew wegen Kränklichkeit abtrat. An seinem Hofe fuhr der Sultan fort, die althergebrachte Etikette zu verachten. Er stellte einen Franzosen als Hofmaler an, trotz dem, daß die muhamedanische Religion das Portraitiren verbietet. Am 26 September gab er den fremden Gesandten ein prächtiges Fest. Er selbst machte die Runde um die Tafel und unterhielt sich mit den ausgezeichnetsten Gästen aufs freundlichste. Um den europäischen Sitten näher zu seyn, wählte er seine Residenz in der Nähe von Pera, und stattete am 23 November der Frau von Hübsch einen abermaligen Besuch ab, wie im vorigen Jahre.

In den Provinzen dauerte indeß das alte Unwesen, die Willkür der Paschas und der Uebermuth der räuberischen Soldtruppen fort, wovon unsere Leser ein treues Bild besitzen, wenn sie sich an die Schauderscenen von Janina unter Ali Pascha erinnern. In denselben Gegenden wiederholten sich dieselben Scenen. Die Unruhen in Albanien bilden eines der traurigen Blätter in der Geschichte des Jahres 1830. Als die albanesischen Truppen, die mit den Türken gegen Rußland gefochten, in ihre Heimath zurückkehrten, forderten sie vergeblich den rückständigen Sold. Die Paschas, anstatt sie zu befriedigen, trotzten ihnen, und die wilden Milizen suchten sich nur

durch Räubereien zu entschädigen. „In mehreren Städten wurden die christlichen und jüdischen Einwohner von jenen Milizen geplündert, und diese Beraubungen gaben der Insurrection einige Augenblicke einen religiösen Charakter. Der Fanatismus setzte alle jene Menschen von wildem Muth in Bewegung, die, über die durch die Gesetze gezogenen Gränzen getrieben, blind ihren Leidenschaften oder der Willkür des nächsten besten Chefs gehorchen. Betrübende Unordnungen folgten dieser ersten Bewegung. Die Dulcignoten sollen die Aufregung benutzt haben, um in ihre Schiffe zu steigen, und aufs neue die Meere unsicher zu machen. Man glaubt, daß das im adriatischen Meere leer angetroffene sardinische Fahrzeug, das von einer österreichischen Brigg gefunden wurde, von ihnen beraubt worden seyn möchte, in dem Augenblick als der Tumult der albanesischen Städte alle Gesetze daselbst verstummen machte. Die in Arta stehenden griechischen Truppen mußten auf die äußerste Gränze Griechenlands rücken und die Dörfer von Zagora besetzen, um die dortige Bevölkerung zu schützen und den Fortschritten der Räubereien Schranken zu stecken. Auf andern Punkten Albaniens ist der Ursprung der Insurrection weniger befleckt; der Grund kann selbst gutgeheißen werden, weil kein Gefühl der Nationalität und Unabhängigkeit damit verknüpft ist. Einflußreiche Männer, der Knechtschaft müde, und entschlossen, das entehrende Joch abzuschütteln, das seit so vielen Jahren auf ihnen lastet, haben ihre Mitbürger vereinigt und zur Freiheit aufgerufen. In Alessio z. B., wo die Asche Skanderbegs ruht, kamen die Insurgenten in der Kirche zusammen, um über seinem Grabe ihren Muth zu stählen und ihren Haß gegen die Tyrannei

zu schärfen. Der Eid, den sie da ablegten, elektrisirte alle Herzen, ging von Stadt zu Stadt, von Ober- nach Unter-Albanien, und es ist zu fürchten, daß die von der Regierung ergriffenen Maßregeln zu spät kommen."

Emir Pascha, der Sohn des Großveziers, wurde von den Insurgenten in Janina eingeschlossen. Mahmud, Pascha von Trikala, soll sie in einem Gefecht geschlagen haben. Dagegen fanden sie eine Stütze in dem Pascha von Skutari.

Da der Aufstand sich immer weiter ausbreitete und der Pforte mit allgemeinem Abfall drohte, wurde im Laufe des Julius der Großvezier mit 15,000 Mann regulären Truppen nach Albanien gesendet. Ihm gelang es, sich zuerst des Pascha von Skutari zu versichern, indem er seinen Sohn mit dessen Tochter verheirathete. Dadurch gewann er auch die gemäßigte Partei der Albanesen, an deren Spitze Seliktar Poda, der Freund des Pascha's von Skutari stand. Es blieb dem Großvezier Redschid Pascha nur noch übrig, die exaltirte Partei unter Omer Vrione, Arslan Bey und Weli Bey zu unterwerfen, und er that dieß auf eine Weise, die als ein schaudererregendes Beispiel der Restaurationspolitik in der Geschichte gebrandmarkt bleiben wird. Er lud nämlich die Rebellen ein, zu ihm nach Vitoglia zu kommen, um mit ihnen über die Zahlung des rückständigen Soldes und ihre übrigen Forderungen zu unterhandeln. Sie, durch den Abfall des Pascha's von Skutari und der gemäßigten Partei geschwächt, und von den Freundschaftsversicherungen des Großveziers berückt, entschlossen sich, den Weg der Versöhnung einzuschlagen. Ein großer Theil der vornehmsten Albanesen be-

gab sich sofort, zur Vorsicht mit einer militärischen Begleitung von 5000 Mann, gegen Bitoglia. Vor dieser Stadt angelangt, wurden sie von einer Gesandtschaft des Großveziers empfangen, die Führer in die Stadt eingeladen, und ihnen erlaubt, ihre Bedeckung vor derselben lagern zu lassen. In einem öffentlichen Gebäude der Stadt erwartete der Großvezier die albanesischen Häuptlinge zur Audienz, und erklärte denselben, nachdem er ihre Forderung (welche 30,000 Beutel oder 15 Millionen türkische Piaster betrug) vernommen hatte: daß, so schwer auch der Pforte die Bezahlung einer so großen Summe bei ihren durch den letzten Krieg äußerst geschwächten Kräften seyn müsse, er dennoch Sorge für ihre Befriedigung tragen werde. Sie möchten — fuhr er fort — nur einige Zeit in Bitoglia verweilen, bis die ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Summen, welche bereits unterwegs seyen, eingetroffen seyn würden. Indessen theilte er an mehrere der Häuptlinge, deren Argwohn er fürchtete, beträchtliche Summen aus. Auf solche Art sicher gemacht, warteten die Albanesier bereits vier Tage, als ihnen der Großvezier eines Morgens sagen ließ, daß er über sein 15,000 Mann starkes reguläres Truppencorps Musterung halte, welcher beizuwohnen er sie einlade. Ohne den mindesten Verdacht wurde beschlossen, diese Einladung anzunehmen, und sämmtliche Häuptlinge begaben sich, mit einer nur geringen Begleitung, im Ganzen ungefähr 400 Köpfe stark, nach dem ihnen bezeichneten Felde, wo sie, vom Großvezier freundlich empfangen, einige Zeit die Evolutionen der Truppen mit ansahen. Plötzlich aber waren sie von den Truppen eingeschlossen und wurden nun auf Befehl des Großveziers ohne Ausnahme niederge-

metzelt. Die meisten wurden auf der Stelle umgebracht, andere schwer verwundet, und nachher hingerichtet. Unter die Letztern gehören Vely Bey, Arslan Bey und Omer Vrione. Dieser verrätherischen That verdankt der Vezier seinen Sieg über die noch bewaffneten Insurgenten, die er in ihrem Lager überfiel, und ein großes Blutbad unter ihnen anrichtete."

Diese Schandthat geschah im Anfang des August. Im September hieß es ferner: „Von der fürchterlichen Reaction, welche die türkischen Truppen gegen die besiegten Albaneser üben, kann man sich keinen Begriff machen; ganze Landesstrecken werden verheert, Plünderung von Städten und Dörfern ist an der Tagesordnung. Die Besiegten werden zu den härtesten Dienstleistungen angehalten, und ihr Leben nur geschont, um sie der Sklaverei zu überliefern. Mehrere Tausende dieser Unglücklichen sind nach Bulgarien geführt worden, wo sie zum Feldbau verwendet werden, und die seit dem letzten Kriege fast menschenleere Provinz wieder bevölkern sollen."

Kleinere Excesse fielen auch in Bosnien und auf andern Punkten des türkischen Reichs vor, z. B. in Tossia in Kleinasien. Die Einwohner dieser Stadt empörten sich gegen die Erpressungen des Musselim von Sangar, wurden aber von demselben überrascht und 500 Menschen, Weiber und Kinder, umgebracht. Sie rächten sich indeß durch ein ähnliches Blutbad, das sie unter seinen Truppen anrichteten. — Auch klagte man über das blutdürstige Verfahren des Pascha's von Salonichi, der im September 13 unschuldige Griechen hinrichten ließ.

Aegypten blieb unter Mehemed Ali Pascha fortwährend von der Pforte so gut als unabhängig. Der Pascha befolgte eine sehr zurückhaltende Politik, und wie er dem Sultan nicht gegen Rußland beigestanden hatte, so widerstand er auch der Lockung Frankreichs, an dem Kriege gegen Algier Theil zu nehmen. Nur wo er für sich einen nahe liegenden Vortheil sah, wagte er eine Unternehmung, namentlich gegen Candia, welche Insel er gern in Besitz genommen hätte. Wir werden sogleich davon sprechen. Im Uebrigen beschäftigte er sich fortdauernd mit inneren Angelegenheiten, trieb sein schon im vorigen Jahrgange von uns geschildertes Monopolsystem noch mehr in die Höhe, wodurch er immer mehr das Land aussaugte, und zu den bittersten Klagen Anlaß gab, und unternahm eine kriegerische Expedition gegen den Dhola von Yemen in Arabien, der ihm den Tribut verweigert hatte.

2.

Griechenland.

Durch den Frieden von Adrianopel war die hohe Pforte gezwungen worden, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen, und die künftige Organisation dieses neuen Reiches den großen christlichen Mächten zu überlassen. Die Griechen waren also definitiv von ihrem Feinde befreit; allein ihre Freunde konnten nicht einig werden über denjenigen Grad von Macht und Glück, welchen sie ihrem Schützlinge angedeihen lassen wollten. Auch noch nach der Beseitigung der

Türken dauerte die Eifersucht der Engländer gegen die Russen fort, ja sie nahm in dem Maße zu, als Rußlands Einfluß auf Griechenland seit der Besiegung der Türken sich vermehrt hatte. Da wir schon im vorigen Jahrgange die entgegengesetzte Politik der großen Mächte in Betreff Griechenlands ausführlich charakterisirt haben, weisen wir hier auf jene Darstellung zurück.

Gewissermaßen zum Dank dafür, daß England im türkischen Kriege die Pforte nicht gegen Rußland unterstützt hatte, und zur Ausgleichung der englischen Ansprüche ließ es Rußland sich gefallen, daß ein unter englischem Einflusse stehender Prinz, Leopold von Sachsen-Coburg, Bruder des regierenden Herzogs dieses Namens und Schwiegersohn König Georgs IV von England, zum Fürsten oder König des neuen griechischen Staates bestimmt wurde. Das österreichische Cabinet unterstützte hierin das englische, mit dem es gleiches Interesse hatte, und von Seite Frankreichs schloß sich Polignac leicht an Wellington und Metternich an, obgleich die liberale Opposition in Frankreich sich äußerst erbittert darüber äußerte, daß nach so vielen Opfern für Hellas Frankreich einen englischen Prinzen auf dem griechischen Thron sehen solle. Uebrigens war Prinz Leopold in Hinsicht auf sein reifes männliches Alter, seinen Charakter, seine bekannte Theilnahme für die griechische Sache und seine großen Reichthümer unter allen Candidaten des griechischen Thrones unstreitig der, welcher den Schwierigkeiten einer solchen Stellung am meisten gewachsen war.

Aber es kam nicht allein auf diese Macht an. Wenn man sich über dieselbe verständigt hatte, blieb noch die weit schwerer zu lösende Frage übrig, wie weit die politische

Unabhängigkeit und die geographische Größe des neuen Staates ausgedehnt werden solle. Hierüber waren die Debatten noch nicht geschlossen, ja sie wurden nur verwickelter, da Prinz Leopold, als künftiger Fürst des Landes, sich darein mischte, und an die Annahme der ihm bestimmten Würde Bedingungen knüpfte, welche rein im Interesse Griechenlands gestellt waren, ein Interesse, das bisher, da es sich nur um eine Ausgleichung der russischen, englischen, französischen und österreichischen Interessen handelte, kaum in Betrachtung gezogen worden war.

Zunächst bestimmten die in London versammelten Minister von Rußland, England und Frankreich in dem Protokolle vom 4 Februar 1830 Folgendes: 1) Griechenland wird einen unabhängigen Staat bilden, und alle politischen, administrativen und commerciellen Rechte genießen, die an eine vollständige Unabhängigkeit geknüpft sind. 2) In Betracht dieser, dem neuen Staate bewilligten Vortheile, und um dem Wunsche zu entsprechen, den die Pforte ausdrückte, daß die in dem Protokolle vom 22 März festgestellten Gränzen beschränkt werden möchten, wird die Demarcationslinie der Gränzen Griechenlands bei der Mündung des Flusses Aspropotamos anfangen, an diesem Flusse bis auf die Höhe des See's Angelo-Castro fortlaufen, diesen See, so wie jene von Vrachori und Saurowitza durchschneiden, sich gegen den Berg Artolino wenden, hierauf den Kamm des Berges Axos, das Thal von Calouri und den Kamm des Berges Olta bis an den Golf von Zeituni verfolgen, den sie an der Mündung des Sperchios erreicht. Alle Gebiete und Länder südlich von dieser Linie, welche die Conferenz speciell bezeichnet hat, werden zu Griechenland gehören, und alle

Ge-

Prince de Cobourg

Gebiete und Länder nördlich von derselben Linie werden fortfahren, einen Theil des ottomanischen Reiches zu bilden. Gleichergestalt werden zu Griechenland gehören: die ganze Insel Negroponte, nebst den Teufelsinseln, der Insel Skyro und den unter dem Namen der Cykladen bekannten Inseln, gelegen zwischen dem 36sten und 39sten Breitengrad nördlich, und dem 26sten und 29sten Längengrad östlich von dem Meridian von Greenwich. 3) Die Regierung von Griechenland wird monarchisch und erblich nach der Ordnung der Erstgeburt seyn; sie wird einem Prinzen anvertraut werden, der nicht unter denen der regierenden Familien der Staaten, die den Vertrag vom 6 Julius unterzeichnet, gewählt werden kann, und der den Titel souveräner Fürst von Griechenland führen wird. Die Wahl dieses Prinzen wird der Gegenstand späterer Mittheilungen und Stipulationen seyn." Es folgen sodann Bestimmungen, die Amnestie und das wechselseitige Abzugsrecht der Türken und Griechen ꝛc. betreffend. — Unter demselben Datum wurde endlich Prinz Leopold zum souveränen Fürsten Griechenlands vorgeschlagen, indem derselbe nicht als ein Mitglied der englischen Herrscher-Familie, sondern als deutscher Prinz angesehen wurde.

Hierauf erklärte der Prinz am 11 Februar: 1) Möchten die hohen Mächte, welche den Tractat vom 6 Julius 1827 unterzeichneten, dem neuen griechischen Staate eine vollständige Garantie, so wie das Versprechen eines Beistandes im Falle eines feindlichen Angriffes gnädigst gewähren. 2) Möchten die griechischen Bewohner von Candia und Samos, die der Pforte zurückgegeben werden sollen, durch Vermittlung der hohen Mächte, und durch volle Anwendung des Tractats vom 6 Julius eine dergestalt bestimmte und

verbesserte bürgerliche und religiöse Stellung erhalten, daß sie jederlei Bedrückung enthoben, und vor allen Maßregeln geschützt wären, die zu Blutvergießen führen könnten: eine Bitte, die ganz im Interesse der Menschheit liegt. Der Unterzeichnete behält sich noch genauere Mittheilungen an die Bevollmächtigten der erlauchten Höfe vor. 3) Möchten die hohen Mächte geruhen, die neue Gränze nach Westen so zu bestimmen, daß sie an dem linken Ufer des Aspropotamos bis zu den im Norden bestimmten Gränzen, wie die des Kantons Vlochos fortlaufe, und sich von da östlich an die von der Natur gebildete Gränze der an den Oeta stoßenden Gebirge erstrecke, eine Gränze, die zur Verbürgung der Sicherheit dieses wichtigen Theils des neuen Staates unerläßlich ist. 4) Möchten die hohen Mächte geruhen, dem neuen griechischen Staate, bis seine eigenen Hülfsquellen sich wieder füllen werden, seinen Bedürfnissen entsprechende Geldunterstützungen zuzusagen, weil weltkundig ist, daß die provisorische Regierung bis jetzt nur mit Hülfe von Subsidien, die ihr die Großmuth der hohen Mächte gereicht, bestehen konnte. 5) Besagte Mächte möchten dem neuen Souverän von Griechenland so lange den Beistand fremder Truppen vergönnen, bis er im Stande seyn würde, die benöthigte Anzahl selbst zu organisiren."

Die Minister antworteten in dem Protokolle vom 20 Februar, in welchem sie die Punkte 1, 4, 5 bewilligten, dagegen die beiden andern Punkte nicht zugestanden. 2) Die Inseln Candia und Samos müssen unter der Herrschaft der Pforte und von der neuen Macht, welche man in Griechenland zu gründen übereingekommen, unabhängig bleiben. Jedoch beeilen sich die verbündeten Mächte, dem Prinzen

Leopold, zur Beruhigung Sr. k. H., zu erklären, daß sie kraft der Verbindlichkeiten, welche sie nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft eingegangen, sich gehalten glauben, den Einwohnern von Samos und Candia gegen jedwede Ungelegenheit in Folge des Antheils, den sie etwa bei den frühern Unruhen genommen, Sicherheit zu gewährleisten. Im Falle, daß die türkische Regierung auf eine die Menschlichkeit verletzende Weise verfahren sollte, würde jede der verbündeten Mächte, ohne jedoch specielle oder formelle Verbindlichkeiten zu übernehmen, als Pflicht erachten, bei der Pforte ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß den Bewohnern vorerwähnter Inseln gegen Acte der Unterdrückung und Willkür unfehlbarer Schutz zu Theil würde. 3) Die Conferenz hat anerkannt, daß unübersteigliche Hindernisse verbieten, auf die Bestimmungen hinsichtlich der Abgränzung des neuen Staates zurückzukommen."

Der Prinz brach indeß die Sache noch nicht ab, sondern suchte zu Gunsten der Griechen noch ferner zu unterhandeln. Zu diesem Behufe begab er sich am 7 April nach Paris, wo er jedoch nichts ausrichtete, und welches er am 27 April wieder verließ. Voreilig hatte man geglaubt, er sey schon auf dem Wege nach Griechenland. Da sich die Mächte aber zu keiner größeren Ausdehnung des griechischen Staats verstehen wollten, so verstand sich auch der Prinz nicht zur Annahme des griechischen Thrones; und da gerade um diese Zeit der König von England kränker wurde, und sein nächster Thronfolger ebenfalls schon bejahrt war, Prinz Leopold aber als Oheim der alsdann zur Regierung von England gelangenden Prinzessin Victorine während deren Minderjährigkeit an der Regentschaft Antheil zu nehmen hoffen durfte, so beschleu-

nigte dieser Umstand seinen Entschluß, und er erklärte am 21 Mai seine Verzichtleistung auf den griechischen Thron. Er durchkreuzte dadurch die Plane Wellingtons, welcher ihn eben so sehr von der Regentschaft entfernen, als Griechenland durch ihn ans englische Interesse knüpfen wollte; und in der That schadete der Prinz dem englischen Interesse, indem er Griechenland irgend einem andern, vielleicht unter antiengliſchem Einflusse stehenden Prinzen offen ließ. Dieß warfen ihm auch die erbitterten Minister vor; allein die Oppositionspartei im Parlamente unterstützte den Prinzen, und gab alle Verwürfe den Ministern zurück, deren engherzige Politik allein Schuld sey, daß die unglücklichen Griechen weder ihre Integrität retten, noch zu irgend einer unabhängigen Macht gelangen sollten.

Die Pforte hatte am 21 April das Protokoll vom 4 Februar ohne Rückhalt angenommen; auch Capodistrias und der griechische Senat, durch Englands Drohungen eingeschüchtert, erklärten ihre Zustimmung am 16 April, wandten sich jedoch an den Prinzen mit der dringenden Bitte, die durch das Protokoll von dem neuen Griechenland ausgeschlossenen Landschaften und Inseln nicht aufzugeben. Wie gerecht und edel sonach die Motive waren, aus welchen der Prinz sich nicht hergeben wollte, sich gleichsam zum Mitschuldigen an dem künftigen, aus Griechenlands Zerstücklung hervorgehenden Unglück zu machen, da er als erster Fürst dieses Landes ihm ein besseres Loos zur Mitgift bringen müsse, dieß erhellt vollkommen aus dem Schreiben des Prinzen, welches seine Verzichtleistung zugleich erklärt und rechtfertigt: „Der Unterzeichnete ist nach reiflicher Ueberlegung unfähig, die den Bevollmächtigten der verbündeten Höfe in seiner Note vom

15 d. M. mitgetheilte Ansicht zurückzunehmen. Er kann nicht zugeben, daß die Antwort des Präsidenten von Griechenland an die Residenten einen vollen und gänzlichen Beitritt zu dem Protokolle enthalte. Nach seiner Ansicht kündigt sie eine gezwungene Unterwerfung unter den Willen der verbündeten Mächte an, und selbst diese gezwungene Unterwerfung ist von Vorbehalten höchster Wichtigkeit begleitet. Der Präsident unterrichtet deutlich die Residenten, daß die provisorische Regierung, den Verordnungen der Versammlung zu Argos gemäß, nicht die Macht habe, die Zustimmung der griechischen Nation auszusprechen. Es ist den Residenten, welche gegenwärtig waren, wohl bekannt, daß die fragliche Verordnung erklärt, daß keine von der provisorischen Regierung mit den verbündeten Mächten eingegangenen Vorkehrungen für die griechische Nation verbindlich seyen, bis sie von deren Repräsentanten anerkannt und bestätiget werden; daß wenn die Repräsentanten zusammen berufen wären, sie den Instructionen ihrer Constituenten nicht entsprechen würden, wenn sie in die Propositionen der verbündeten Mächte willigten. — Der Präsident gibt ausdrücklich an, daß die Mittheilung des Protokolls von dem Senate mit düsterem Stillschweigen aufgenommen wurde, — daß nach reiflicher Ueberlegung der Senat ihm erklärte, daß sie (die Mitglieder des Senats) nicht die Befugniß hätten, das Protokoll vom 3 Febr. anzunehmen, und daß, selbst wenn sie von der Nation die Befugniß erhalten hätten, sie dieselbe nicht ausgeübt haben würden, ohne ihre Pflicht gegen ihre Brüder zu verletzen, — daß sie nie einwilligen würden, daß der Präsident im Namen und zum Behufe der Nation mit der Vollziehung der Protokolle beauftragt werde, — daß die verbündeten Mächte ihre Ent-

schließungen in Vollzug setzen möchten, daß aber sie denselben stets fremd bleiben würden, — und daß, wenn Befehle zu ihrer Vollziehung in den Provinzen gegeben würden, Niemand denselben gehorchen werde. In einer andern Depesche, datirt vom 21 April, außer seiner Antwort an die Residenten vom 16 April, auf welche die Bevollmächtigten anspielen, als hebe sie ihre Besorgnisse, sagt der Präsident, daß der Senat endlich seine Antwort an die Residenten billige und mit einer Inschrift und einem Bittgesuche beschäftigt sey, in Folge seiner vorgängigen Mittheilungen, worin die Gründe seiner Weigerung der von den Verbündeten eingegangenen Arrangements zu willfahren, niedergelegt sind. Diese Depesche hebt die durch die frühere Ankündigung erregten Besorgnisse nicht nur nicht, sondern bestätigt sie sogar vollkommen; denn der Präsident bezieht sich wieder auf die Bemerkungen, welche seiner officiellen Antwort an die Residenten beigefügt waren, und das Ganze beweist dem Unterzeichneten klar, daß die wirkliche und ungeschwächte Meinung des griechischen Senats und Volks den Entscheidungen der verbündeten Mächte fest und unwiderruflich feindselig ist. — Der Unterzeichnete hält es nicht verträglich mit seinem Charakter und seinen Gesinnungen, daß er sich einem abgeneigten Volke aufzwingen ließe, und in ihren Gemüthern mit einem verringerten Gebiete — dem im Stich Lassen ihrer Waffenbrüder — und der Räumung ihrer Länder und Häuser, aus denen sie bisher die Türken, außer bei gelegentlichen Einfällen, niemals vertrieben hatten, zusammengestellt werde. Diese Resultate befürchtete stets der Unterzeichnete. In seiner ersten Besprechung mit dem ersten Lord der Schatzkammer am 9 Febr. erklärte er, daß er nicht hinreisen werde,

um die Griechen in Folge eines Tractats zu regieren, der zum Blutvergießen und [illegible]rmordung ihrer Brüder führen möchte; er wendete ein, daß die Gränzen in militärischer Hinsicht zu schwach und unsicher wären, und sprach für die Griechen das Recht an, sich seiner Ernennung zu widersetzen. Der Unterzeichnete muß hier bemerken, daß in keiner Periode der Unterhandlungen Schritte gethan wurden zur Schließung eines Tractats, wozu das Protokoll von ihm stets nur als Grundlage betrachtet wurde, und auf dessen Wichtigkeit er in derselben Note die Aufmerksamkeit des Herzogs von Wellington zu richten suchte. Wenn dieser Vertrag verschoben wurde, so wurde er nicht durch die Schuld des Unterzeichneten verschoben. Er verhehlte den Bevollmächtigten nie, daß, wie sehr er auch geneigt sey, für das Wohl der Griechen persönliche Opfer zu bringen, sie doch kein Recht hätten zu erwarten, daß er in jenes Land gehen würde, ohne jene Sicherheit für sich selbst und die Griechen, welche allein in den Vorkehrungen eines feierlichen und ratificirten Vertrags gefunden werden konnte. In einer Zuschrift vom 8 März sprach er sich wieder in gleich entschiedenen Ausdrücken aus; er behauptete, daß es nöthig seyn werde, die abgetretenen Provinzen von den Griechen zu erobern, um sie den Türken zu geben; und daß der neue Souverän seine Herrschaft nicht mit Maßregeln der Politik beginnen könne, welche die Griechen zwängen, ihre eigene Heimath zu verlassen. Wenn der griechische Senat überall keine Ansicht, oder sie wenigstens in einer Sprache ausgedrückt hätte, die die wahrscheinliche Hoffnung seiner Beipflichtung (acquiescence) zu diesen Maßregeln gäbe, so hätte sich der Unterzeichnete, wenn auch ungern, dazu verstanden, das Werkzeug der Ausführung

von den Entscheidungen der verbündeten Mächte zu werden, und sich bestrebt, so viel als möglich deren Härte zu mildern und deren Tendenz zu begegnen; allein seine Sprache ist so unzweideutig (incompromising), als seine Gefühle natürlich sind. Der Unterzeichnete ist so in die peinvolle Lage gesetzt, daß seine Ernennung mit jenen Zwangsmaßregeln durch dasselbe Protokoll in Zusammenhang gestellt wird. Sein erster Act als Souverän würde seyn, seine eigenen Unterthanen durch fremde Waffengewalt zur Abtretung ihrer Gebiete und Besitzthümer an ihre Feinde zu zwingen, oder mit ihnen vereinigt, sich der Ausführung eines Theils desselben Vertrags, der ihn auf den Thron von Griechenland hob, zu widersetzen, oder sie zu vereiteln (evade). Daß die eine oder die andere dieser Alternativen von ihm gefordert werden würde, ist gewiß, weil das Land zwischen den zwei Linien — Akarnanien und ein Theil von Aetolien — die nun an die Türken abgetreten werden sollen, samt den festen Plätzen, im friedlichen Besitze der Griechen ist. Es ist das Land, aus welchem Griechenland sich am besten mit Zimmerholz zu seinem Schiffbau versehen kann; es ist das Land, welches während des Krieges die besten Soldaten geliefert hat. Die ersten Kriegshäupter der Griechen stammen aus akarnanischen und ätolischen Familien. Als das Protokoll vom 22 März 1829 in Griechenland ankam, und die Zustimmung der Türken zu dem ausgedehnten Gebietsumfange in dem Tractate von Adrianopel bekannt wurde, kehrten alle Familien, welche den Krieg überlebt hatten, zurück, und begannen ihre Häuser und Städte wieder anzubauen, und ihre Ländereien zu cultiviren. Diese Bevölkerung wird ohne Widerstand sich nicht mehr unter das Joch der Türken fügen,

und die andern Griechen werden und können nicht sie ihrem Schicksale überlassen. Unter diesen Umständen ist die Pflicht, welche der Unterzeichnete gegen Griechenland zu erfüllen hat, klar und gerade bezeichnet (strait forward). Während aller dieser Verhandlungen hatte er allein die Interessen jenes Landes im Auge gehabt, und sowohl in seinen schriftlichen Mittheilungen, als auch in seinen persönlichen Besprechungen mit den Ministern von England und den Bevollmächtigten der verbündeten Höfe unablässig dagegen protestirt, daß die Griechen zu keinen, ihren Wünschen voraussetzlich zuwiderlaufenden Anordnungen, welche, wie der Präsident mit Recht bemerkt, sie jener Ansprüche berauben (are destructive of that rights), auf welchen zu bestehen sie ihre großen Opfer berechtigen, gezwungen werden möchten. Wenn der Unterzeichnete die hohe Auszeichnung, der Souverän von Griechenland zu werden, in Erwägung nahm, so geschah es mit dem Wunsche, von der griechischen Nation frei und einmüthig anerkannt, und von ihr als Freund bewillkommt zu werden, durch dessen Vermittlung ihre langen und heroischen Kämpfe durch die Sicherheit ihrer Provinzen und die Begründung ihrer Unabhängigkeit, auf einer bleibenden und dauerhaften Basis, vergolten werden sollten. Mit dem tiefsten Bedauern sieht der Unterzeichnete diese Hoffnungen vernichtet, und ist gezwungen zu erklären, daß die Anordnungen der verbündeten Mächte und der Widerstand der Griechen ihn der Macht berauben, diesen geheiligten und ruhmwürdigen Gegenstand zur Vollendung zu führen, und ihm eine Verpflichtung von ganz verschiedenem Charakter auflegen — diejenige eines Delegaten der verbündeten Mächte, von ihnen ausersehen, Griechenland durch die Gewalt ihrer Waffen in Unterwerfung zu halten.

Ein solcher Auftrag würde gleich sehr seinen Gefühlen widerstreben und seinen Charakter bloßstellen, da derselbe in geradem Widerspruche mit den Zwecken (objets) des Tractats vom 6 Julius steht, nach welchem sich die drei Mächte vereinigt haben, um die Pacification des Osten zu erzielen. Der Unterzeichnete legt daher förmlich in die Hände der Bevollmächtigten ein Amt (trust) nieder, das die Umstände ihm nicht länger erlauben, mit Ehre für sich selbst, zur Wohlthat für Griechenland, oder zum Vortheile für die allgemeinen Interessen Europa's zu bekleiden."

Ehe nun die Minister einen neuen passenden Candidaten für den griechischen Thron ausfindig gemacht hatten, kam die Revolution in Frankreich dazwischen, und die Aufmerksamkeit der Cabinette wendete sich vom Orient ab nach dem Occident. Die Diplomaten bekamen wichtigere Dinge zu thun, als an das kleine arme Griechenland zu denken, und dieses blieb nach wie vor in seinem provisorischen Zustande unter der Präsidentschaft des Grafen Capodistrias.

Ueber die Mittel der griechischen Regierung zu Anfang des Jahres 1830 enthielt der österreichische Beobachter folgenden Bericht: „Die Armee besteht aus geregelten und ungeregelten Truppen; beiden stehen vor als Directeur en Chef General Trézel, ein Franzose; als Chef des Generalstabs Herr Molière, ein Franzose; als Intendant Herr Sanquet, ein Franzose; als Unterintendant Herr Kolbe, ein Preuße; als Chef des Bureau's des Generalcommissariats Herr Cottier, ein Franzose; als Oberzahlmeister Herr Pulo, ein Jonier; als Chef des Genieweſens Herr Garnot, ein Franzose; als Director der Centralschule, der Arsenale und der Artillerie der Obristlieutenant Pauzier, ein Franzose;

endlich als Chef du Materiel des Arsenals der Hauptmann Odon, ein Franzose. Lieutenant-General der geregelten Truppen ist insbesondere der Obrist Gérard, ein Franzose; alle Chefs der verschiedenen Corps dieser Truppen sind Franzosen oder Piemonteser; so sind z. B. die beiden Schwadronen der Reiterei den Herren Touret und Macchia; die vier Bataillons Infanterie den Herren Scaravelli, Cavallo, Saunier und Justin anvertraut. Das geregelte Corps zählt dermalen 2247 Mann, 50 Mann des Arsenals und 29 Invaliden eingerechnet. Es ist in den verschiedenen Festungen und Plätzen vertheilt; und zwar liegen davon zu Napoli di Romania, wo ein Neapolitaner, Obrist Pisa, und unter ihm im Schlosse Palamides ein Schwede, Hauptmann Myhrberg, den Befehl führen, 850 Mann. Korinth ist mit 250 Mann Garnison einem Dänen, Herrn Fabricius, anvertraut. Patras, sammt dem Schlosse von Morea, mit 524 Mann einem Russen, Herrn Rayko; Methana und Poros mit 60 Mann Besatzung stehen unter dem Befehle eines Corsen, Herrn Abbati; Lepanto, sammt dem Schlosse von Rumelien, ist mit 258 Mann dem Piemonteser Obrist Pieri anvertraut; für Koron ist vor Kurzem der Neapolitaner Herr Villani ernannt worden; für Missolunghi, das mit 572 Mann Ungeregelter belegt ist, soll Obrist Pisa bestimmt seyn; in Vonitza und Malvasia befehligen Griechen die geringe Besatzung von 130 Hydrioten und 150 Geregelten; in Grabusa steht dem Posten von 80 Mann der Hauptmann Hann aus Altona vor; Navarin endlich und Modon sind in den Händen der Franzosen. In Morea liegen als Sicherheitswache für die außerordentlichen Commissäre 300 Mann Ungeregelter, dagegen beträgt der ausrückende Stand

der ungeregelten Truppen im griechischen Festlande 8192 Mann, und zwar derjenige der Armee in Westgriechenland 3962 Mann, die Armee in Ostgriechenland aber 4530 Mann. Graf Augustin Capodistrias, und unter ihm Obrist Rhodius, sind mit der Organisation dieser Truppen beauftragt, die zum Theil ausgeführt ist, zum Theil großen Schwierigkeiten begegnet. Beide Armeen sind dermalen ohne Chef, indem General Church zur Zeit der Versammlung zu Argos, und Fürst Ypsilanti am 1 Januar 1830 die Entlassung eingegeben haben. Die griechischen Streitkräfte zu Lande machen also zusammen 10,739 Mann aus. Diese kosten jährlich, das nöthige Material und die Verwaltung eingerechnet, an 15 Millionen Piaster, wovon etwas über 11 Millionen auf die ungeregelten Truppen fallen. — Die Seekräfte sind sehr herabgekommen. Der Generalcommissär derselben ist ein anderer Bruder des Präsidenten, der Graf Viaro Capodistrias. Dermalen besteht die griechische Nationalmarine nur aus 1 Fregatte zu 64 Kanonen, 1 Corvette zu 26, 3 Dampfschiffen, wovon 2 zu 8 und das dritte zu 4 Geschützen, 9 Briggs und Goeletten von 4 bis 12; 5 Kanonenbooten von 1 bis 3; endlich aus 28 kleinern Fahrzeugen zu 1 Kanone und mehreren Transporten. Der Haushalt der Marine kostet jährlich etwas über 2 Millionen Piaster. Die Ausgaben für Land- und Seemacht betragen also dermalen jährlich an 17 Millionen, d. i. um eine Million mehr als die jährlichen Einkünfte des Landes ausmachen. Die übrigen Ausgaben steigern das Deficit auf beinahe 15 Millionen, wobei freilich die rückständigen Interessen für die beiden frühern Anleihen nicht eingerechnet sind."

Der englische Globe sagte: „Den Griechen wird ein

König zugeschickt ohne weitere Kunde, als die ein Spediteur bei einem Waarenballen anwendet: Durch das Schiff Speedwell werdet ihr einen König, Namens Leopold, erhalten. Ihr werdet so gut seyn, den Empfang desselben zu melden, ihn gebührend zu honoriren und in euern Rechnungen vorzumerken.“ So ungefähr dachten die Griechen wirklich, und die Gunst der europäischen Mächte fand in Hellas viel Mißtrauen. Indeß bezog die griechische Regierung von den Mächten bedeutende Subsidien, wozu der thätige Herr Eynard in Genf, das Haupt der Philhellenen, aus eigenen Mitteln fortwährend Summen hinzufügte. Außerdem erhielten die griechischen Handelsschiffe nun auch wieder freien Zutritt in Constantinopel, wenn auch nicht unter eigener, doch unter fremder Flagge. Dieß würde die Griechen zur Dankbarkeit verpflichtet haben, wenn nicht zugleich der Einfluß der europäischen Mächte feindliche Parteien unter ihnen erweckt hätte. Am 9 Januar kam der russische Gesandte von Ribeaupierre auf seiner Rückreise nach Constantinopel unterwegs in Nauplia an und versprach den Griechen alles Gute von seiner Regierung. Die russische Partei in Griechenland war nun bei Weitem stärker als die englische, da das Land alle seine wahren Vortheile durch Rußland erworben hatte, während es England nicht mit Unrecht Schuld gab, seinem Glücke Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Auch waren viele Griechen republicanisch gesinnt, und wünschten lieber einen Präsidenten als einen König zu haben. Als indeß Prinz Leopold ihnen aufgedrungen wurde, erhob sich die englische Partei, und die immer noch wenig an Subordination gewöhnten griechischen Räuber bedienten sich des Augenblicks, um dem Präsidenten den Gehorsam zu verweigern und Unruhen anzufangen.

Im Januar hatte Capodiſtrias auf einer Rundreiſe die Unruhen der Soldaten zu Salamis glücklich beigelegt. Im Mai brachen neue Unruhen in Arta und Prevesa aus. Man meldete damals: „Ueberall, wo keine franzöſiſchen Truppen ſind, wird die öffentliche Autorität inſultirt. Aufrühreriſche und faſt anarchiſche Bewegungen machen an vielen Orten die Gegenwart der griechiſchen Truppen unnütz, die nicht ſehr geneigt ſind, Ordnung zu ſchaffen, ſondern vielmehr den Tumult vermehren. Ueberall iſt der Gang der Regierung gelähmt.“ Die Mainotten erneuerten ihre Räubereien. Capodiſtrias war raſtlos bemüht, die Eintracht herzuſtellen; allein es gelang ihm nur ſchwer, und jeden Augenblick waren neue Unruhen zu beſorgen; eine Folge des proviſoriſchen Zuſtandes und der immer mehr einreißenden Armuth. Nachrichten aus Aegina bis zur Mitte des Decembers meldeten: „Die Ruhe iſt zwar, Dank ſey es der Gegenwart der Franzoſen und dem Benehmen des Präſidenten, nicht geſtört worden; die Parteien ſind zwar in Bewegung, aber ohne Kraft. Das Volk hat jetzt faſt überall ſich zu nähren und zu kleiden. Es iſt von einer exemplariſchen Folgſamkeit, Mäßigkeit und Arbeitſamkeit, und der unruhige Ehrgeiz mißvergnügter Archonten, Capitäns und zahlloſer Abenteurer und Taugenichtſe aller Nationen und Claſſen hat nur Gelegenheit, ſich in den Kaffeehäuſern und im Courrier von Smyrna Luft zu machen, was er auch eben ſo ungeſtört als ungenirt thut. Die Mittel der Regierung ſind zwar geordnet, aber gegen ihr Bedürfniß noch ſchwach, und ans Mangel an kräftiger Unterſtützung leiden der öffentliche Dienſt, der Handel, die Induſtrie, ſo auch der öffentliche Unterricht. Es fehlte in den Schulen faſt an Allem, außer an dem guten

Willen und der Gelehrigkeit der Schüler. Seit 12 Monaten hat der Präsident ungefähr 4½ Millionen Franken eingenommen. Dazu kommen die freilich spärlichen Subsidien der drei Mächte, so daß er eben im Stande ist, im Peloponnes, auf den Inseln und im Norden Ordnung zu halten. Auf Attika, Böotien und die angränzenden Länder hat die Regierung leider ihre Hülfe noch nicht ausdehnen können, und diese Länder leben so zu sagen in einer anarchischen Ruhe. Die Türken sitzen noch unbeweglich auf der Akropolis, haben das Fort neulich wieder frisch verproviantirt und die Besatzung gewechselt. Eine Nachricht von dort schließt mit den Worten: Möchten doch die drei Mächte, welche Griechenland auf halbem Wege zu seiner Unabhängigkeit liegen gelassen, durch ihre andern allerdings dringenden Geschäfte nicht länger abgehalten werden, ihr Werk zu vollenden, und unser Gebiet durch die zugesagte Erweiterung der Gränzen, die Wahl eines Fürsten und die Garantie einer Anleihe endlich einmal feststellen. Es ist weder ihrer Würde noch ihrem Vortheile gemäß, uns in diesem Zustande zu lassen, den in diesem vulcanischen Orient eine jede zufällige Erschütterung umstoßen, und mit der Arbeit so vieler Jahre vernichten kann, um mit neuer Anarchie neue Verwicklungen und Schwierigkeiten für Europa und für uns herbeizuführen."

In seinen Verhältnissen zur Türkei war Griechenland noch keineswegs zufrieden gestellt. Nur gezwungen nahm es das Protokoll an, welches seine Gränzen beschränkte; und einerseits zauderten die Türken, trotz der eingegangenen Verpflichtungen, immer noch, Athen zu räumen, andrerseits strengten die durch das grausame Protokoll ausgeschlossenen und der türkischen Rache überlieferten Griechen auf

Samos und Candia alle ihre Kräfte an, um im fortdauernden Verzweiflungskampfe zu siegen oder zu sterben.

Die Insel Samos hatte den thätigsten Antheil an dem griechischen Befreiungskriege genommen, und sollte nun dennoch nicht in dem neuen griechischen Königreiche inbegriffen seyn, sondern der Türkei anheimfallen.

Am 10 Mai landeten türkische Commissarien mit einem Gefolge von einigen Soldaten unversehens in dem alten Hafen von Tigani, bei den Trümmern des alten Samos. Sie begaben sich nach Cora, dem gewöhnlichen Wohnsitze der Gouverneure der Insel, um die Autorität des Großherrn daselbst anerkennen zu lassen. Man entsprach den Forderungen dieser Agenten nicht, und ihre Ankunft ward das Zeichen zu einem Aufstande, der, wenn er auch jetzt wieder gestillt ist, nur als unter der Asche glimmend betrachtet werden kann. Die Griechen warfen sich auf die türkischen Soldaten und entwaffneten sie; die Commissarien wurden verhaftet, und eine erlassene Proclamation brachte großen Eindruck auf der Insel hervor. Die ganze Bevölkerung griff zu den Waffen, und die Samischen Capitäne gaben der Regierung Nachricht davon. Die Centralregierung schickte eilig einen außerordentlichen Agenten nach Samos ab, um alle nöthigen Maßregeln zu Erstickung dieses Aufstandes zu treffen. Die türkischen Commissarien wurden nach Asien sammt ihren Soldaten zurückgebracht, ohne daß man ihnen sonst ein Leid zugefügt hätte. Bei diesem Anlasse bewiesen die Samier Mäßigung und Verstand. Der griechische Agent forderte nur die türkischen Abgeordneten auf, nicht von Neuem auf der Insel zu erscheinen, bis das Schicksal von Samos und seinen Einwohnern definitiv durch die Cabinette und die Pforte bestimmt wäre.

Indeß

Indeß traten sämmtliche Einwohner der Insel Samos am 5 Junius in eine Generalversammlung zusammen und erklärten: Die Versammlung, erwägend, daß die Insel Samos sich trotz ihrer unbestreitbaren Rechte von dem hellenischen Staate getrennt sieht, und daß auf diese Weise das moralische und physische Daseyn der Samier der erbarmungslosen Willkür eines blutdürstigen Unterdrückers preisgegeben wird; erwägend ferner, daß die Samier den Charakter ihres ruchlosen Feindes zu gut kennen, um, so lange ihnen noch ein Hauch des Lebens bleibt, je einzuwilligen, daß ihre Frauen und Töchter abermals in Barbarenhände fallen, ihre Kinder zum Abfall von ihrer Religion gezwungen, und die heilige Asche ihrer Väter mit Füßen getreten werde .... beschließt: Art. 1. Die Insel Samos wird sich nie freiwillig vom griechischen Staate trennen. Sie wird der gleich Anfangs und in allen Generalversammlungen Griechenlands wiederholt beschwornen Convention treu bleiben. Art. 2. Sie wird den von den drei verbündeten Mächten vorgeschriebenen Waffenstillstand streng beobachten, so lange Letztere sich der Feindseligkeiten enthalten werden. Art. 3. In Betracht, daß die griechische Regierung auf dieses Departement der östlichen Sporaden nur von den hohen alliirten Mächten gezwungen verzichtet, die keine Rücksicht nahmen, weder auf die Beschlüsse der vierten Nationalversammlung, noch auf die heiligen und unveräußerlichen Rechte der Samier, so wird die Insel Samos, um die Anarchie zu vermeiden und die Rechte jedes Bürgers sicher zu stellen, provisorisch durch eine in ihrem Schoße gewählte Autorität regiert werden. Art. 4. Da diese Autorität stets die Vereinigung der Insel Samos mit der griechischen Regierung im Auge behält, so

wird sie nach denselben Regeln und in demselben Geiste handeln, wie jene Regierung. Chora, 7 Jun. 1830. (Unterz.) Der Präsident, Antonio Giorgiades. Der erste Secretär, Joannis Sphinis. Die Deputirten der Städte und Dörfer von Samos; an der Zahl 79.

Die große Insel Candia theilte das nämliche Schicksal. Sie wurde dem griechischen Staate nicht einverleibt, sondern den Türken überlassen. Die unglückliche griechische Bevölkerung, seit geraumer Zeit mit den in den Festungen der Insel befindlichen Türken im Kampfe auf Leben und Tod begriffen, gab die Hoffnung nicht auf, sich unabhängig zu erhalten, und diese kriegerische Stimmung wurde fortwährend durch Philhellenen genährt, die als Abenteurer auf die Insel kamen, und unter dem Vorwande, von Capodistrias dazu beauftragt zu seyn, das Commando übernahmen. Wie früher Reineck und Hann, so stand jetzt Dr. Regnieri an der Spitze der Candioten. Die Türken in den Festungen standen unter dem Seraskier Mustapha-Pascha, Suleiman-Pascha und Mehemet-Pascha. Im Anfange des Jahres 1830 herrschte Ruhe auf der Insel. Ermüdet von den jahrelangen kleinen Kriegen, ruhten beide Parteien aus, ohne sich jedoch zu versöhnen. Erst nachdem am 5 Julius einige russische und französische Schiffe erschienen und einen Waffenstillstand vorschlugen, wurde derselbe angenommen, aber bald darauf von den Türken durch Niedermetzlung mehrerer Griechen schon wieder verletzt.

Mittlerweile machte der Sultan von dem Rechte Gebrauch, welches ihm die christlichen Mächte überlassen hatten. Der Besitz Candia's war ihm durch das Londoner Protokoll zugesprochen, und er trat nunmehr diese Insel dem Pascha von Aegypten ab, theils um diesen zu gewinnen, theils weil

der Pascha mit seiner Flotte sich am leichtesten in den Besitz jener Insel setzen zu können schien. Vorher aber schickte der Sultan den Hamid Effendi mit einem Amnestiedecret nach Candia. Er versprach darin volle Verzeihung und Vergessenheit, befahl den Türken, die Griechen mild zu behandeln, erließ alle rückständigen Abgaben, und befreite die Griechen hinfort von allen Frohnden und außerordentlichen Abgaben, am 1 August. Dr. Regnieri verlangte aber 30 Tage Bedenkzeit, und die Candioten schienen nicht geneigt, die von ihnen für trüglich gehaltene Amnestie anzunehmen. Es verlautete daher, der englische Admiral Malcolm werde in eigener Person die Griechen aus dem Fort Karabusa vertreiben und zur Unterwerfung unter die Türken zwingen. Die Türken selbst schritten indeß rasch ein. Am 8 September wurde zu Cairo der Ferman des Sultans bekannt gemacht, kraft dessen der Pascha von Aegypten mit der Regierung von Candia beauftragt wurde. „Es hieß darin: „Ausschließlich mit der Sorge beauftragt, die Insel zum Frieden zu bringen, werden Sie Ihrerseits den Einwohnern die großmüthige Verzeihung und Gunst, die ich denselben zusichere, verkünden, und jede geeignete Maßregel treffen, um das Vertrauen wieder herzustellen und den Geist des Volks zu beruhigen. Sind Sie aber endlich genöthigt, Strenge zu gebrauchen, so wissen Sie, welche Maßregeln in solchem Falle anzuwenden sind.“

Hierauf ging bereits am 15 September eine ägyptische Flotte unter Osman Nurreddin Bey mit Landungstruppen nach Candia ab, und publicirte daselbst eine Proclamation Mehemet Ali Pascha's, worin es hieß: „Ihr dürft keinerlei Verfolgung fürchten. Seyd gewiß, daß nach dem Gesetz, daß Gleiches mit Gleichem vergolten werde, der, der euch schlägt,

wieder geschlagen, der, der einen von euch zu tödten das Unglück hat, auf gleiche Weise den Tod finden werde. Kurz, zählt auf meine aufrichtige Liebe und Menschlichkeit. Ueberlaßt euch den nützlichen Beschäftigungen und segnet Se. Hoheit, unsern erhabenen Gebieter. Mein obenerwähnter Majorgeneral, der die europäischen Gebräuche kennt, ist mit der Organisation des Landes nach meinen väterlichen Absichten beauftragt, welche sind; 1) alle Angelegenheiten des Landes in Ordnung zu bringen; 2) zwei Räthe einzurichten, den einen in Canea, den andern in Candia, von denen jeder aus mehreren Mitgliedern bestehen soll, die aus den angesehensten, sowohl mohamedanischen als christlichen Einwohnern gewählt werden sollen. Die Mitglieder werden nach Verhältniß ihrer Verdienste Besoldungen erhalten. Diese beiden Räthe werden beauftragt werden, alle Geschäfte, Processe und Proclamationen (ausgenommen die Theilung von Erbschaften betreffend) zu berathen und abzuurtheilen, Mißbräuche zu verhüten, die allgemeine Ruhe zu befestigen, das Loos der Einwohner zu verbessern und das Wohl des Landes zu befördern."

Die Candioten trauten indeß diesen Versprechungen nicht, und weigerten sich, in ihren unzugänglichen Gebirgen sicher, die Amnestie anzunehmen. Es ging daher am 1 November eine zweite Expedition mit 4000 Mann von Aegypten ab, die Candioten mit Gewalt zu unterwerfen. Noch im Laufe dieses Monats wagte es Dr. Regnieri, sich der überlegenen ägyptischen Macht im offenen Felde entgegenzustellen; allein seine Truppen, nur an den Gebirgskrieg gewöhnt, liefen davon, und 22 Dörfer unterwarfen sich. Dr Regnieri aber zog sich mit den Sphakioten (Gebirgsbewohnern) in die Berge zurück und behauptete hier die Unabhängigkeit.

V.

England.

1.

Thronwechsel.

Auch in England führte das verhängnißvolle Jahr 1830 wichtige Veränderungen herbei. In diesem Lande fand, stets in den Schranken der Gesetzlichkeit, ein langsamer, aber sicherer Fortschritt zu politischen Verbesserungen statt, wie sie das 19te Jahrhundert unumgänglich verlangt. Die 1829 bewirkte Emancipation der Katholiken war ein großer Schritt vorwärts, aber das Volk ermüdete nicht, in Klagen und Petitionen seine noch übrigen Bedürfnisse geltend zu machen, und die Opposition im Parlament sah sich dadurch gezwungen, kräftiger als bisher dem Volke das Wort zu reden.

Zu Anfang des Jahres 1830 vernahm man noch sehr bittere Klagen über die Lauigkeit des Parlaments. Das Quaterly-Review klagte es in einem donnernden Artikel der Geistesarmuth und Imbecillität an, und sagte, daß das aus gewählten Mitgliedern bestehende Unterhaus noch viel

schlechter sey als das Oberhaus, von dessen erblichen Besitzern man nicht verlangen könne, daß derselbe Zufall, der sie zu Lords machte, sie auch talentvoll, gerecht und weise gemacht haben müßte. Im Unterhause aber säßen statt wahrer, vom Volke gewählter Repräsentanten vermöge des alten schlechten Wahlsystems größtentheils nur Creaturen der Aristokratie und des Ministeriums. Wie übertrieben auch diese Klagen seyn mochten, so hatten sie doch Grund, und es ließ sich nicht läugnen, daß das Parlament in der öffentlichen Achtung gesunken war.

Daher suchte sich das Volk selbst zu rathen, und die berathenden Volksversammlungen nahmen immer mehr überhand. Im Januar wurden dergleichen in fast allen Grafschaften Englands gehalten, um Herabsetzung der Taxen und Ersparnisse zu bewirken. In Devonshire verlangte man die Abschaffung des Zehnten. Die englische Kirche kostet dem Lande jährlich 4 bis 5 Millionen Pfund Sterling (die schottische nur 260,000), der Erzbischof von Canterbury allein verzehrt davon 32,000 Pfund, und „John Bull, der alles dieß bezahlt, fängt an zu begreifen, daß eine weit wohlfeilere religiöse Einrichtung gemacht werden könnte.“ Die wichtigste jener Volksversammlungen fand zu Birmingham statt, am 25 Januar. Hier kamen 12 bis 15,000 Menschen zusammen, sich über die bedrängte Lage des Landes zu berathschlagen, die, wie sie in ihrer Denkschrift sagten, von der schlechten Leitung des Staats herrühre. Ein gewisser Attwood sprach gegen den Herzog von Wellington, der auf eine dem Oberhause in Bezug auf das Elend des Landes überreichte Bittschrift geantwortet hatte: „Ihr seyd an einen erkünstelten Reichthum gewöhnt; eure Gewohnheiten

ſind nicht ſo, wie ſie ſeyn ſollten; man muß zu der alten Denk- und Handlungsweiſe zurückkehren.“ Bei dieſem Anlaſſe beklagte Herr Attwood, daß keiner der Lords dem Herzoge geantwortet hätte, ihm wären ſeine 700,000 Pfd. St. in keinem erkünſtelten Gelde bezahlt worden; wenn die mittlern und niedern Claſſen zu ihrer alten Lebensart zurückkehren ſollten, ſo würde es gerecht ſeyn, daß der Gehalt ſeiner Herrlichkeit, ſeine Penſionen und die ſeiner Familie, die ſich auf eine ungeheure Summe beliefen, dieſelbe Verminderung erführen. Die Verſammlung faßte den Beſchluß, eine politiſche Union zu ſtiften, um durch alle geſetzlichen Mittel eine Parlamentsreform zu bewirken, in der Weiſe, wie im vorigen Jahre die katholiſche Union in Irland die Emancipation bewirkt hatte.

Der Name „Parlamentsreform“ wurde das Stichwort des engliſchen Volks. In dieſer Reform allein ſah man das Heil, denn um die Regierung zu zwingen, die Wünſche des Volks zu erhören, gibt es in England kein geſetzliches Mittel als das Unterhaus, und um in dieſes die wahren Stellvertreter der Nation einzuführen, gibt es wieder kein anderes Mittel, als das alte Wahlſyſtem, welches die meiſten Wahlen ins Unterhaus von den ſogenannten Boroughs, alten, jetzt größtentheils im Beſitze der Ariſtokratie befindlichen Burgflecken des Mittelalters, abhängig macht, abzuſchaffen, und ein neues Wahlſyſtem einzuführen, nach welchem die Wahl allein von der Maſſe der Bevölkerung ausgeht. (Es iſt bekannt, daß neue große Städte von mehrern hunderttauſend Einwohnern, wie Mancheſter, Birmingham u. ſ. w., kein Parlamentsmitglied wählen dürfen, weil ſie zur Zeit der Boroughs noch nicht exiſtirten, während ein einziger Menſch,

wenn er Besitzer einer elenden verfallenen alten Burg ist, ein Parlamentsglied wählt. Ist er, wie gewöhnlich, ein Mitglied der Landaristokratie, so wählt er einen Vetter; ist er ein indifferenter Privatmann, so wird er vom Ministerium und der Aristokratie bestochen, eine Creatur derselben zu wählen, so daß die Mehrheit des Unterhauses fast immer das gefällige Werkzeug der Regierung ist.)

Mittlerweile wurde das Parlament selbst am 4 Februar eröffnet. Der in seinem Lustschloß Windsor befindliche fast immer unpäßliche König Georg IV ließ die Thronrede durch den Lordkanzler vorlesen. Sie war nicht geeignet, die freisinnigen Wünsche weder des brittischen Volks noch des Auslandes zu befriedigen. Die eiskalte aristokratische Politik Wellingtons wehte daraus mit ihrem Todeshauch. Der König kündigte die baldige Bestimmung des künftigen Schicksals der Griechen (die Wahl des Prinzen Leopold von Koburg zum Könige) an, und „bedauerte, noch keine Versöhnung zwischen den Prinzen des Hauses Braganza verkündigen zu können." In diesen grausamen Worten lag eine Gleichstellung des Usurpators Don Miguel mit der legitimen Königin Maria da Gloria, also schon eine indirecte Anerkennung des erstern. Die Noth des Landes wurde in der Thronrede berührt, aber „vorsichtige" Maßregeln dagegen empfohlen. Von Reformen war nicht die Rede, außer von einigen unbedeutenden Ersparungen. — Die Opposition, aufgestachelt durch vielseitige Vorwürfe und durch die sichtbar zunehmende Unzufriedenheit im Lande, nahm sich zusammen und erregte in beiden Häusern heftige Debacten gegen das Wellington'sche System, die indeß noch kein Resultat herbeiführten. Im Oberhause äußerten sich beson-

ders Lord Holland, Marquis Lansdown und Viscount Goderich, im Unterhause Huskisson, Palmerston und Lord Russel gegen die auswärtige Politik des Ministeriums, vorzüglich gegen die muthmaßlich bevorstehende Anerkennung Don Miguels, des Schandflecks unsers Jahrhunderts, und gegen das Spiel, das man fortwährend mit Griechenland spielte. Im Unterhause machte ferner Lord Russel am 23 Februar eine Motion in Betreff der Parlamentsreform, indem er nur einige wenige Stimmen von verfallenen Voroughs auf benachbarte große Städte übertragen wünschte; aber auch diese bescheidene Forderung wurde mit einer Mehrheit von 48 Stimmen verworfen. Indeß freute es die Volkspartei und erschreckte die Aristokratie, daß es nur 48 Stimmen waren, da früher jeder Antrag zur Parlamentsreform mit noch weit größerer Mehrheit beseitigt worden war. Hume, ein unermüdeter Volksfreund, ließ sich durch diesen mißlungenen Versuch Russels nicht abschrecken, auf anderm Wege, durch Motionen, die Abschaffung von drückenden Taxen betreffend, das Volk zu erleichtern; doch auch ihm würde es nicht gelungen seyn damit durchzudringen, wenn nicht zu gleicher Zeit die Volksversammlungen durch ihre drohende Haltung ihn unterstützt hätten.

Am 17 Februar hielt der bekannte Demagoge Hunt eine Versammlung, und am 8 März abermals Hunt und O'Connel vereinigt eine große Volksversammlung in London selbst, wobei 20 bis 30,000 Menschen zugegen waren. Deßgleichen hielten am 12 März die Freeholder der Grafschaft Kent eine Versammlung auf der Haide von Pennenden, worin sie beschlossen, dem König in einer Adresse die große Noth des Landvolks zu schildern. Diese Bewegungen und Hume's

Drängen im Parlament bewirkte endlich, daß die Regierung sich am 15 März entschloß, die drückende Bier-, Leder- und Obstweintaxe abzuschaffen, wodurch das Volk jährlich etwa um 5 Millionen Pfund Sterling erleichtert wurde. Dieß machte einstweilen den Volksversammlungen ein Ende.

O'Connel verfolgte indeß unablässig seinen schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs bezeichneten Plan, die Union zwischen England und Irland aufzuheben und Irland ein selbstständiges Parlament zu verschaffen. Er reichte deßfalls am 22 März eine Bittschrift der Irländer ein, der aber keine Folge gegeben wurde. Man behandelte O'Connel überhaupt im Parlament mit studirter Verachtung, um diesen mächtigen Demagogen zu demüthigen; er ließ sich aber durch nichts aus der Fassung bringen. Da er im Parlament nichts ausrichten konnte, so stiftete er eine neue Gesellschaft in Irland, die Gesellschaft der Freunde Irlands von allen religiösen Benennungen, deren Zweck die Aufhebung der Union mit England seyn sollte, am 6 April. Sie umfaßte jetzt, im Gegensatze gegen die frühere katholische Gesellschaft, deren Zweck nur die Emancipation der Katholiken gewesen war, alle Irländer von jeder Religionspartei. Allein auf Befehl der Regierung unterdrückte der Vicekönig von Irland diese Gesellschaft, sobald sie entstanden war. Bald darauf verlangte O'Connel im Parlament die Revision eines irländischen Processes, in welchem große Ungerechtigkeiten begangen worden seyn sollten; aber das Parlament ließ sich nicht nur nicht darauf ein, sondern bedeckte auch O'Connel mit Schmach; allein je mehr man ihn fühlen ließ, wie lästig er sey, desto mehr durfte er sich von seiner Wichtigkeit überzeugt halten.

Die fernern Parlamentsverhandlungen boten wenig Intereſſe dar. Das Miniſterium ſchlug alle Angriffe durch die ihm unterwürfige Mehrheit ab. Am 23 März wurde im Oberhauſe der Antrag des Marquis von Clanricarde, die Miniſter wegen ihres völkerrechtswidrigen Betragens gegen die Anhänger der Königin Maria von Portugal vor Terceira zu tadeln, verworfen, und am 28 April derſelbe Antrag des Hrn. Grant auch im Unterhauſe. Ebenſo ward am 17 Mai Grants Vorſchlag zu einer **Emancipation der Juden** verworfen, weil man fürchtete, die Juden möchten ihr Corporationsintereſſe dem engliſchen Nationalintereſſe vorziehen und die Emancipation nur zu Gunſten des erſtern benutzen, wogegen man mit Recht den Grundſatz geltend machte, daß jener Corporationsgeiſt eben nur dann verſchwinden kann, wenn er in den Nationalgeiſt übergeleitet wird durch eine Emancipation, welche die, die bisher nur Glieder einer Corporation ſeyn konnten, zu Gliedern einer Nation macht. Auch eine Motion des Grafen Mountcaſhel gegen die Mißbräuche der anglicaniſchen Kirche blieb ohne Folgen; doch trug der **Erzbiſchof von Canterbury** ſelbſt auf eine Aenderung im Zehntweſen dergeſtalt an, daß die Zehntleiſtung den Leiſtenden durch abzuſchließende Verträge erleichtert werden ſollte.

In Folge des tiefen Friedens wurden am 25 März die Stocks zu 4 Proc. auf 3½ Proc. herabgeſetzt.

Im Mai nahmen zwei wichtige Ereigniſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, **die Krankheit des Königs** und die **Erklärung des Prinzen Leopold, den griechiſchen Thron nicht annehmen zu wollen.** Beide Ereigniſſe hingen genau zuſammen. Wir ha-

ben oben, da von Griechenland die Rede war, mehr von den Verhandlungen der europäischen Mächte gesagt, in deren Folge Griechenland zu einem unabhängigen Königreich, und Prinz Leopold von Koburg, Eidam des Königs von England, zu dessen König bestimmt wurde. Hier bemerken wir nur, daß der Prinz anfangs geneigt war, die neue Krone anzunehmen, und daß er nur noch die Erfüllung einiger Bedingungen zu Gunsten Griechenlands verlangte, die keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen schienen. Aber als der König von England gefahrlich krank wurde, so scheinen näherliegende Interessen den Prinzen veranlaßt zu haben, die noch in Frage gestellten Punkte bei der griechischen Unterhandlung zu benutzen, um dieselbe gänzlich abzubrechen. Wenn Georg IV. starb, so folgte ihm sein Bruder, der bereits 65jährige Herzog Wilhelm von Clarence, der keinen legitimen Erben hatte. Starb dieser, so folgte ihm die Tochter seines verstorbenen Bruders, Herzogs von Kent, die junge Prinzessin Victorine, deren Mutter die Schwester des Prinzen Leopold war. Wenn es nun auch unwahrscheinlich ist, daß Prinz Leopold (40 Jahr alt) auf die Hand der Prinzessin Victorine (11 Jahre alt) gerechnet habe, so war doch für ihn die Aussicht vorhanden, die Regentschaft für die Prinzessin zu erhalten; ja es war vielleicht seine Pflicht, die junge Dame, als ihr nächster Verwandter, nicht zu verlassen, falls sie noch während ihrer Minderjährigkeit die erhabene und für so zarte Jugend schwierige Stelle einer Elisabeth einnehmen sollte. Auch scheint die Volkspartei den Prinzen bei seiner Abweisung der griechischen Krone unterstützt zu haben, weil sie in ihm einen natürlichen Rivalen anderer Bewerber um die Regentschaft

und insofern namentlich eine kräftige Stütze gegen Wellington sah.

Der Zustand des Königs verschlimmerte sich von Woche zu Woche. Er litt an der Brustwassersucht und nur seine unglaublich kräftige Constitution erhielt ihn über alle Erwartung länger am Leben. Diese eiserne Constitution hätte bis in sein hohes Alter Stürmen getrotzt, denen hundert Andere erliegen würden. Man erzählt sich viel von den Freuden seiner irdischen Wallhalla. Wir erwähnen nur eines dahin gehörigen Zuges. Ein deutscher Diplomat, Hr. von W., gewann in vorzüglichem Grade die Zuneigung des Königs und wurde in Folge dieser seltenen Gunst zu des Königs Tafelrunde gezogen, und neben Se. Majestät gesetzt. Noch unbekannt mit den Sitten dieser Tafelrunde fielen ihm die im Uebermaße dargebotenen starken Weine beschwerlich, und obgleich er sah, daß nur allein der König eine große Wasserflasche vor sich stehen hatte, aus welcher derselbe von Zeit zu Zeit zwischen den Wein hinein ein volles Glas trank, so bat er doch die Bedienten ihm ebenfalls Wasser zu reichen. Die Bedienten waren aber taub, und brachten ihm nur noch stärkern Wein. Das ärgerte ihn, und da er dem Drange nach einem frischen Trunk Wassers nicht widerstehen konnte, so nahm er den Augenblick wahr, da der König sich auf die andere Seite wandte, ergriff hastig dessen Wasserflasche, schenkte sich ein Glas ein und wollte es eben unbemerkt rasch hinunterstürzen, als er es mit convulsivischen Gebärden von sich schleuderte zur herzlichen Ergötzung Sr. Majestät, denn er hatte — weißen Rum getrunken, den stärksten, den es gibt und der ihn den Mund wie Feuer verbrannte, den aber der König nur wie Wasser trank.

Auch in seiner Krankheit, erzählten englische Blätter, verläugnete sich die Weise des Königs nicht. Er wollte den Aerzten weder glauben noch folgen und bestellte sich, ihnen zum Trotz, in einer seiner schlimmsten Krisen ein gewaltiges Stück Rostbeef, das er mit gutem Appetit verzehrte, und das ihm auch wohl bekam. — Man erfuhr indeß von dem Verlaufe seiner Krankheit nicht soviel, als eine Nation vom Befinden ihres Königs zu wissen berechtigt ist, und dieß gab zu heftigen Klagen in den Journalen Anlaß. Man warf es Wellington vor, daß er, wie ein Majordomus zwischen Thron und Volk sich stelle und dem letztern nur so viel vom König wissen ließe, als ihm beliebe, wie denn überhaupt Wellingtons sogenannte Taciturnität und vornehme Einsylbigkeit, worin ihn Polignac lächerlicherweise nachäffte, einer an öffentliche Debatten gewöhnten Nation sehr verhaßt seyn mußte. Allein man entschuldigte die sparsamen und unsichern Nachrichten über des Königs Befinden damit, daß man den König, der alle Zeitungen lese, nicht mit solchen Beschreibungen seines schlimmen Zustandes kränken wolle.

Endlich wurde der König so hinfällig, daß er nicht mehr eigenhändig seine Unterschrift vollziehen konnte, und schickte demnach, wie das Gesetz es verlangte, eine Botschaft ans Oberhaus, damit dasselbe eine Commission ernenne, die in seinem Namen das wichtige Geschäft der königlichen Unterschrift übernähme, am 24 Mai. An demselben Tage ließ Prinz Leopold dem Unterhause seine Verzichtleistung auf die griechische Krone ankündigen. Das Ministerium Wellington war durch diesen Schritt des Prinzen stark compromittirt, da es seine Thronbesteigung mit so großem Eifer eingeleitet, durchgesetzt und als schon ausgemacht verkündet hatte

und nun plötzlich damit scheiterte. Wie sehr es dadurch seine Plane durchkreuzt und sich persönlich beleidigt fand, geht aus der Bitterkeit hervor, mit der es dem Prinzen seine Sinnesänderung vorwarf. Allein der Prinz fand in der Opposition die kräftigsten Vertheidiger. Alle Feinde des Ministeriums Wellington vereinigten sich, den Lord Holland an der Spitze, bei dieser Gelegenheit einen heftigen Sturm gegen die auswärtige Politik der Minister zu wagen. Sie gaben nicht nur dem Prinzen vollkommen Recht, daß er Unterhandlungen abgebrochen habe, aus denen die Absicht der Minister, Griechenland niemals eine volle Integrität zu gewähren, so unverkennbar hervorleuchte, sondern sie bedienten sich auch des Umstands, daß ein Theil des Griechenland betreffenden Briefwechsels zwischen dem Prinzen, den Ministern und dem Grafen Capodistrias dem Parlament vorgelegt werden mußte, mit großer Gewandtheit, um die Willkür und Heimlichkeit, mit welcher die Minister in dieser Sache verfahren, ins grellste Licht zu setzen. Am heftigsten war der Angriff des Marquis von Londonderry. Er bewies aus schlagenden Aeußerungen in einem Briefe des Grafen Capodistrias, daß die Minister Griechenland noch härter bedroht hätten, als sie es wissen ließen; ferner aus einem Briefe des Prinzen, daß Papiere über Candia gewechselt worden, die man geheim halte, endlich aus einer Stelle in einem Protokoll, daß das Ministerium Wellington die Schritte, die es allein gethan, um die Freiheit und Integrität Griechenlands zu hindern, Oestreich und Preußen habe unterschieben wollen. Um in dieser Sache ganz klar zu sehen, und damit das Ministerium entweder ganz gerechtfertigt oder aber gezwungen werde,

sein Verfahren offen einzugestehen, verlangte er die Vorlegung aller noch dem Parlamente vorenthaltenen, die griechische Sache betreffenden Papiere. Aber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, erklärte am 15 Junius definitiv, Staatsgründe (Rücksichten gegen die übrigen contrahirenden Mächte) verböten die weitere Mittheilung der betreffenden Papiere.

Nach langem Leiden endlich starb König Georg IV. am 26 Junius früh Morgens in seinem Schlosse Windsor. Er war in seiner Jugend einer der schönsten Männer und dabei so prachtliebend und von so gefälligen Manieren gewesen, daß man ihn den ersten Gentleman des Jahrhunderts genannt hatte. Seine Regierung als Prinzregent (für seinen wahnsinnig gewordenen Vater Georg III) und als König war durch außerordentlich viel Glück ausgezeichnet, daher man es ominös fand, daß am Tage seiner Geburt die Schätze einer reichen spanischen Prise im Triumph durch die Straßen von London getragen worden. Seine Regierung sah den Sturz Napoleons, die großen Eroberungen der Engländer in Ostindien, die wohlthätige Emancipation der Katholiken. Doch drei Dinge hat man ihm bitter vorgeworfen, das grausame Betragen gegen Napoleon auf St. Helena, den Proceß seiner eigenen Gemahlin und endlich zuletzt die Gewalt, die er dem Herzog von Wellington, als geschworenem Feinde der liberalen Ideen des Jahrhunderts, verliehen. „Als sein Tod bekannt wurde, glich die Bewegung der in Windsor zusammenströmenden Tausende mehr der Heiterkeit eines Jahrmarkts, als der Volkstrauer, wie man sie beim Begräbniß eines verehrten Fürsten erwarten dürfte. Will man aufrichtig seyn, so muß man gestehen,

König von England

gestehen, Georg IV war weder geliebt noch geachtet. Die während seiner Regierung eingetretenen Begebenheiten hatten einen gewissen Nimbus um seinen Namen verbreitet, und die Eitelkeit des Volks liebte es, sich in demselben zu bespiegeln; auch wußte der König durch die äußerste Geschliffenheit seines Wesens und die Grandezza in seinem Benehmen, ja selbst durch seine orientalische Abgeschiedenheit zu imponiren, besonders da er dann und wann durch Liberalitäten für die Kunst und für milde Stiftungen wohlthuende Blitze aus seiner Dunkelheit leuchten ließ. Aber jetzt, da all dieser Glanz verschwunden, stimmen wohl die Meisten mit dem in den Times gegebenen harten Ausspruche überein: inveterate voluptuary is of all known beings the most selfish.“

Ihm folgte sein Bruder, der Herzog von Clarence, der unter dem Namen Wilhelm IV noch an demselben Tage die Huldigung im St. Jamespalaste empfing. „Wilhelm Heinrich, dritter Sohn König Georgs III, wurde am 24 Aug. 1765 geboren, und war von früher Kindheit an für die Flotte bestimmt, indem sein Wesen dem Vater dazu besonders geeignet geschienen haben soll. Seine Brüder, der Prinz von Wales und der Herzog von York, waren zwar wohlgebaute, rüstige Knaben, aber dennoch übertraf sie Wilhelm von Anfang an bedeutend an Kraft und Derbheit, während er sich zugleich gegen die feinern Studien, worin sie den Vorsprung vor ihm hatten, sehr gleichgültig bewies. Das erste Fahrzeug, worauf er in See ging, war der Prinz Georg, ein Linienschiff von 98 Kanonen, welches diesen Namen zu Ehren seines Bruders trug. Er zählte eben vierzehn Jahre, und eignete sich nach Geist und Körper

sehr wohl für einen Dienst, welcher damals wegen des americanischen Kriegs von hoher Wichtigkeit war. Auf diesem Schiff, unter dem Commando des Admirals Digby, wohnte er der großen Seeschlacht zwischen der englischen und spanischen Flotte bei, die unter den Admiralen Rodney und Don Juan de Vangara gegen einander stritten. Er zeichnete sich durch mehrere Züge von Edelmuth und später durch seine vertraute Freundschaft mit dem großen Seehelden Nelson aus. Allein er nahm an den großen Kämpfen mit Frankreich keinen Theil." Irgend ein Grund der Klugheit oder des Gehorsams — vielleicht auch wohl eine Schwierigkeit, die sich in Bezug auf Rang, Etikette oder Alter ergeben mochte — vielleicht ein Widerwille gegen die, mit welchen er das Commando zu theilen gehabt hätte, oder eine Einwendung von ihrer Seite, beraubte ihn jeder Theilnahme an dem Ruhm, womit sich die englische Flagge damals bedeckte. — Der Prinz wurde am 20 März 1789 Herzog von Clarence. Viele Jahre lang stand er in Verbindung mit Mistreß Jordan; ein Verhältniß, das manchen Tadler unter dem Publicum fand. Am 11 Julius 1818 vermählte sich der Herzog mit Adelheid Therese Louise, Tochter des verstorbenen Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen (geb. 13 August 1792), von welcher er keine lebenden Nachkommen hat. Von da an bietet das Leben des Königs nichts, was zu erwähnen von Interesse wäre, bis zu seiner Erhebung zum Großadmiral. — Als Canning Premier-Minister wurde, legten mehrere seiner Collegen ihre Stellen nieder, unter dem Vorwand, derselbe beabsichtige die Emancipation der Katholiken; auch Lord Melville, der erste Lord der Admiralität, obwohl der katholischen Sache günstig, trat ab.

Der eigentliche Grund der Resignirungen war augenscheinlich, Canning vom Ruder zu vertreiben; allein diesem Plan entgegen zu wirken, bot gerade der Austritt Melville's ein Mittel, auf welches die Gegenpartei freilich nicht gefaßt seyn mochte. Canning rief kühnlich in der Person des ersten Thronerben, die Würde eines Großadmirals wieder ins Leben, vernichtete durch diesen schnellen, ungeahneten Schritt der königlichen Prärogative den Anschlag der Ausgetretenen und gab dem Ministerium Kraft. Der neue Großadmiral besuchte die Häfen und Seemagazine, betrug sich überaus leutselig und zugänglich, nahm Beförderungen ohne alle Rücksicht auf parlamentarischen Einfluß vor, und bewies eine königliche Gastfreiheit. Nach Cannings Tod ward Wellington dessen Nachfolger, und bald zeigte sich, daß dieser seinen Anhänger Melville gern wieder an der niedergelegten Stelle sähe. Der wörtliche Vorwand, unter welchem der Herzog von Clarence aus dem Ministerium zu treten sich genöthigt sah, wurde nie bekannt, aber derselbe machte kein Hehl daraus, daß er gegen seinen eigenen Willen abgetreten sey. — Folgendes ist das Verzeichniß der Familie des Königs. Derselbe vermählte sich in Kew mit der Prinzessin Amalie Adelheid Louise Katharine, von welcher ihm am 21 März 1819 in Hannover Charlotte Auguste Louise geboren ward, die wenige Stunden nach der Geburt wieder starb, und am 10 Dec. 1820 in Bushy Park Elisabeth Georgine Adelheid, welche am 4 März 1821 starb. — Mistreß Jordan gebar folgende Kinder: Obrist Friedrich Fitzclarence bei den Ingenieurs, vermählt mit Lady Auguste Boyle, Tochter des Grafen von Glasgow; Obrist Georg Fitzclarence, vermählt mit Miß Wyndham, Tochter des Grafen von

Egremont, Obriſt William Fitzclarence, geſtorben in Indien; Capitän Adolph Fitzclarence, bei der königlichen Marine, Befehlshaber der Pallas, unvermählt; Auguſt Fitzclarence, Hochwürden, Capellan des Königs, ſeines Vaters, und Rector von Maple Durham; Marie Fitzclarence, vermählt mit Obriſt For, dem älteſten Sohn Lord Hollands; Sophie Fitzclarence, war vermählt mit Capitän Karl Sydney, einzigem Sohn von Sir J. Shelley Sydney, Baronet; Eliſabeth Fitzclarence, vermählt mit dem Grafen von Errol; Auguſte Fitzclarence, vermählt mit dem ehrenwerthen John Kennedy, Sohn des Grafen Caſſellis. Die übrigen dem Könige von Miſtreß Jordan gebornen Kinder ſtarben in noch zartem Alter."

Die nächſte Thronfolgerin nach ihm iſt die Tochter ſeines Bruders, Prinzeſſin Victorine von Kent, deren noch lebende Mutter Marie Louiſe Victorine die Schweſter des Herzogs Leopold von Koburg iſt. Ueber die großen Hoffnungen, welche dieſe liebenswürdige Prinzeſſin (geb. 1819) erweckt, haben wir ſchon im vorigen Jahrgange geſprochen. Man erfuhr ferner von ihr: „Sie ſpricht die meiſten lebenden Sprachen von Europa mit Leichtigkeit und Zierlichkeit, iſt in der lateiniſchen Sprache erfahren und hat auffallende Fortſchritte in der Mathematik gemacht. Auch iſt ſie ausnehmend muſikaliſch." Außerdem leben noch drei jüngere Brüder des Königs, die Herzoge von Cumberland, Suſſer und Cambridge, wovon der erſtere und letztere jeder einen Sohn, Namens Georg, hat. Man ſagt, daß zwiſchen Prinz Georg, dem Sohn des Herzogs von Cumberland (geb. 1819), und der Prinzeſſin Victorine eine kindliche Zuneigung beſtehe,

und daß die Prinzessin bei einem Kinderballe einmal gesagt habe: „Wenn ich Königin bin, so soll Prinz Georg König werden.“

2.

Ministerwechsel.

Der neue König, Wilhelm IV, erregte bei der Opposition große Hoffnungen, denn er hatte sich früher als Herzog von Clarence öfter den Maßregeln des Herzogs von Wellington widersetzt, und war deßfalls sogar von demselben beleidigt worden. Ueberdieß war der Herzog von Clarence als ein liberalgesinnter Prinz bekannt und sehr *populär*. Auch als König suchte er sich diese Popularität zu erhalten, und mischte sich in Civilkleidung öfter unter das Volk, durch seine Herablassung, durch sein freies und offenes Wesen und durch eine gewisse, den Engländern werthe, seemännische Geradheit alle Herzen gewinnend. Nichts schien daher wahrscheinlicher, als daß er das Ministerium Wellington mit einem liberalen Whigministerium ersetzen würde. Um dieß zu bewirken, erhob die Opposition aufs neue einen heftigen Sturm gegen Wellington, aber die alte unterwürfige Mehrheit im Parlament schlug diesen ersten Sturm ab, und der König glaubte gegen seine Pflicht zu handeln, „wenn er das Ministerium ändere, so lange es die Mehrheit im Parlament habe. Indem er zugleich großherzig als König verzieh, daß er als Prinz von Wellington beleidigt worden, *behielt er Wellington als Premierminister und das ganze Ministerium bei.*“ Eine zweite Niederlage erlitt die

Opposition, indem sie die Ernennung einer Regentschaft, falls der schon bejahrte König schnell stürbe, nicht durchsetzte. So heftig man es Wellington vorwarf, er wolle als Majordomus allein herrschen, die Könige zu Schattenbildern herabwürdigen, und im Namen des Kindes (Victorine) eben so fortherrschen, wie er im Namen der Greise (Georg IV und Wilhelm IV) geherrscht habe und herrsche, so brachte es Wellington doch dahin, daß seiner Allgewalt durch Vorausbestimmung einer Regentschaft noch keine Gränze gesetzt wurde, theils weil ihm die Mehrheit, wie immer, unterwürfig war, theils weil er Gründe der Schicklichkeit geltend zu machen wußte, die es nicht erlaubten, schon an den Tod des Königs zu denken, nachdem er eben erst sich auf den Thron gesetzt. Das Parlament selbst wurde, wie es die alte Sitte nach dem Tode eines Königs verlangte, prorogirt, am 23 Julius.

Wenige Tage darauf brach die Revolution in Frankreich aus, die in England erstaunliche Sensation machte. Wie das Volk darüber dachte, haben wir schon bei Gelegenheit des Empfangs gesehen, den Karl X und seine Familie in England erfuhr. Die ganze Bevölkerung schmückte sich mit dreifarbigen Bändern und Fahnen, um den Exkönig zu höhnen und der Revolution ihren Beifall zu zollen. Auch von den Adressen der Engländer und ihren Geldsendungen für die verwundeten Pariser ist schon die Rede gewesen. Der Enthusiasmus der Franzosen schien sich den Engländern mitzutheilen, und sie zur Nacheiferung zu spornen. Die berühmte Irländerin, Lady Morgan, schrieb damals: „Der Ausruf der Ermuthigung und des Triumphs, der bei dem Siege des französischen Volkes durch unser ganzes Inselreich widertönte, ist ein Wahrzeichen und eine Vorbedeutung für

nahe bevorstehende Verbesserungen im Innern unseres Reiches. Der alte, zerbröckelnde Aufbau von Mißbräuchen, erbebt bei diesem Ausrufe bis in sein Innerstes; und gleich Jericho's Mauern wird er beim siebenten Trompetenstoße zusammenstürzen vor dem wiederholten Aussprechen einer so hochherzigen, so erleuchteten und so freisinnigen Meinung." Und der Demagoge Cobbet sagte: „Ich bin überzeugt, daß das tapfere Volk der Pariser sein Blut so gut für die englische Reform, als für seine eigenen Rechte vergossen hat."

Ganz im Sinne des englischen Volks war Wilhelm IV, der erste, der den neuen König der Franzosen anerkannte. Auch erzählt man sich, er habe den Herzog von Wellington lächelnd auf die dreifarbige Flagge der französischen Schiffe aufmerksam gemacht, wobei der Herzog kaum habe seinen Verdruß verbergen können. Allein der König fuhr fort, dem Minister, der noch immer das Parlament für sich hatte, das ausgedehnteste Vertrauen zu beweisen, und ihn um so mehr zu ehren, je heftiger seine Gegner seit der Pariser Revolution ihren Haß und ihre Hoffnungen äußerten. Bei einem Gastmahle am Jahrestag eines von Wellington erfochtenen Sieges brachte der König dessen Gesundheit aus; Prinz Leopold aber kehrte, statt mit anzustoßen, mit auffallender Heftigkeit sein Glas um. Doch mußte er den Herzog dafür um Verzeihung bitten, und dessen Verwendung bei dem erzürnten Könige nachsuchen.

Indeß nahm die Unzufriedenheit mit dem Ministerium immer mehr im ganzen Lande überhand, und der große Eindruck der französischen Revolution wirkte in den Gemüthern fort. Ein versöhnendes Element war in der Person des Herrn Huskisson vorhanden, und man rechnete schon

auf eine neue Combination, durch welche dieser alte Gegner Wellingtons neben demselben ins Ministerium treten sollte, als er durch einen unglücklichen Zufall das Leben verlor. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester fuhr er mit Wellington, Peel und dem k. k. Gesandten, Fürsten Esterhazy, in einem Wagen, stieg unterwegs aus und glitt beim Wiedereinsteigen aus, so daß er von einem folgenden Wagen überfahren wurde und nach wenigen Stunden verschied, am 15 September. So scheiterte die Hoffnung auf ein Ministerium der Halbheit, und man rechnete nur darauf, das Ministerium werde entweder ganz beibehalten oder ganz verändert werden. — Im Volke zeigte sich neue Bewegung. Eine Volksversammlung, welche Hunt am 27 September hielt, und worin zu gleicher Zeit Glückwünschungsadressen an den König von England wegen seiner Thronbesteigung und an die Pariser wegen ihrer Revolution beschlossen wurden, lief ruhig ab, allein gefährliche Ideen gährten in der Menge. Man verkaufte auf allen Straßen von London eine Volkszeitung für einen Pfennig, worin geradezu gesagt war, die jetzige Regierung von England bestehe nur zum Vortheile weniger Familien auf Unkosten der ganzen Nation. Auch hörte man von der heftigen Erbitterung des Landvolks zu Stamford und Newark, weil hier der Marquis von Exeter und der Herzog von Newcastle allen ihren Hintersassen, die bei der Parlamentswahl nicht nach ihrem Willen gestimmt, den Pacht aufgekündigt hatten.

Auch O'Connel ward jetzt kühner und erneuerte seine Anti-Unionsgesellschaft. Die erste Versammlung derselben sollte am 19 October in Dublin statt finden, aber der Vicekönig, Herzog von Northumberland, verbot dieselbe am

Morgen des gedachten Tages, und ließ Truppen nach der Stadt marschiren, um die Ordnung nöthigenfalls mit Gewalt aufrecht zu erhalten. Doch war dieß nicht nöthig, denn O'Connel gab freiwillig nach und ermahnte seine Landsleute aus einander zu gehen, und dem Gesetze pünktlich zu gehorchen; denn das war sein laut erklärter Entschluß, nur mit dem Gesetz und durch das Gesetz Irlands Freiheit zu erobern, nicht aber mit Gewalt. Er wollte keine Revolution, nur eine gesetzliche Reform. Da ihm nun das Gesetz die Bildung der Anti-Unionsgesellschaft verboten hatte, so stiftete er sogleich eine „Gesellschaft von irländischen Freiwilligen," die, nur unter anderem Namen, wieder ganz dasselbe war. Auch fand diese neue Gesellschaft in ganz Irland die lebhafeste Theilnahme, und Protestanten und Katholiken zeigten sich, jetzt innig vereinigt, fest entschlossen, O'Connel zu unterstützen und sich jedes gesetzlichen Mittels zu bedienen, um die Union aufzuheben. Schon am 23 October hielt die neue Gesellschaft ihre erste Sitzung.

Von nicht minder drohender Natur waren die Brandstiftungen in Kent, die im October reißend um sich griffen. In der Grafschaft Kent herrschte vorzüglich viel Elend unter dem niedern Volke, und es machte seinem Hasse gegen die Reichen durch Mordbrennerei Luft, die man nicht mit Unrecht als eine Nachahmung der Brandstiftungen in der Normandie ansah. — In London selbst zeigte sich der Pöbel täglich dreister, und ein Haufe von etlichen Hunderten fiel am 26 October den Herzog von Wellington, der zu Pferde war, mit Schimpfreden und Steinwürfen an, und verfolgte ihn so durch die Gassen.

Das wieder versammelte Parlament wurde am 2 No-

vember vom Könige feierlich eröffnet. In der Thronrede hieß es: „Seit der Auflösung des letzten Parlaments traten auf dem Festlande von Europa Ereignisse von hohem Interesse und Wichtigkeit ein. Der ältere Zweig des Hauses Bourbon herrscht nicht länger mehr in Frankreich, und der Herzog von Orleans wurde unter dem Titel: König der Franzosen, auf den Thron berufen. Da ich von dem neuen Souverän eine Erklärung seines ernstlichen Wunsches erhielt, das gute Vernehmen zu pflegen, und alle mit diesem Lande bestehenden Verpflichtungen unverletzt zu erhalten, so zögerte ich nicht, meine diplomatischen Verbindungen und freundschaftlichen Verkehr mit dem französischen Hofe fortzusetzen. Mit tiefem Bedauern sah ich den Stand der Angelegenheiten in den Niederlanden. Ich beklage, daß die aufgeklärte Verwaltung des Königs seine Besitzungen nicht vor Empörung bewahren konnte, und daß die weise und verständige Maßregel, die Wünsche und Beschwerden seines Volks den Berathungen einer außerordentlichen Versammlung der Generalstaaten zu unterwerfen, zu keinem befriedigenden Resultate führte. Ich trachte, im Vereine mit meinen Verbündeten, solche Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe zu finden (I am endeavouring to devise such means of restoring tranquillity), als mit der Wohlfahrt und der guten Verwaltung der Niederlande, und mit der künftigen Sicherheit anderer Staaten vereinbar seyn mag. Erscheinungen von Tumult und Unordnung erzeugten in verschiedenen Theilen Europa's Mißbehagen (uneasiness); die Versicherungen freundschaftlicher Gesinnung aber, die ich fortwährend von allen fremden Mächten erhalte, rechtfertigen die Erwartung, daß ich im Stande seyn werde, meinem Volke

die Wohlthaten des Friedens zu erhalten. Jederzeit von der Nothwendigkeit durchdrungen, Treue und Glauben bei Nationalverpflichtungen zu achten, bin ich überzeugt, daß mein Entschluß, in Verbindung mit meinen Alliirten, jene allgemeinen Verträge aufrecht zu erhalten, durch welche das politische System Europa's begründet wurde, die beste Bürgschaft für die Ruhe der Welt darbieten wird. — Ich habe bis jetzt meinen Botschafter an dem Hofe von Lissabon noch nicht beglaubigt; da sich die portugiesische Regierung aber entschloß, durch Bewilligung einer allgemeinen Amnestie einen großen Act des Rechts und der Menschlichkeit zu erfüllen, so glaube ich, daß die Zeit bald eintreten möchte, wo die Interessen meiner Unterthanen eine Erneuerung der Verbindungen fordern werden, die so lange zwischen den beiden Ländern bestanden." — In Bezug auf die innern Unruhen hieß es in der Thronrede: „Nicht ohne Schmerz und Unwillen kann ich auf die Bemühungen blicken, welche gefliſſentlich gemacht werden, um unter meinem Volke den Geist der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens zu erwecken, und die Eintracht zu stören, die glücklicherweise unter denjenigen Theilen meiner Besitzungen vorherrscht, deren Vereinigung zu ihrer gemeinsamen Stärke, ihrem gemeinsamen Glücke wesentlich ist. Ich bin entschlossen, mit meiner äußersten Macht alle Mittel anzuwenden, welche das Gesetz und die Constitution zu meiner Verfügung stellten, zur Bestrafung von Aufruhr und zur schnellen Unterdrückung von Unordnung und Gewaltthat." Von der Nothwendigkeit einer Reform sprach der König kein Wort.

Das in dieser Rede unverhohlen angekündigte System des Herzogs von Wellington, überall den Despotismus zu

unterstützen und die Freiheit mit Gewalt zu unterdrücken, konnte unter den damaligen Umständen in England keinen Beifall finden. Die Anerkennung Don Miguels, die Drohungen gegen die Belgier, die Erklärung, den Status quo von 1815 aufrecht erhalten zu wollen, endlich die angedrohten Gewaltmaßregeln gegen die Irländer und gegen die unzufriedenen niedern Stände in England selbst, während weder von Parlamentsreform noch von Steuernachlaß irgend die Rede war, alles dieß zusammengenommen konnte kein anderes Resultat hervorbringen, als den Haß gegen das Ministerium auf den Gipfel zu treiben, und es fehlte nicht viel, so hätte die unzeitgemäße Barschheit eines Ministers England in den Abgrund aller Revolutionsgräuel gestürzt.

Schon als der König aus dem Parlamente zurückfuhr, umringte der wüthende Pöbel seinen Wagen, und forderte mit fürchterlichem Geschrei die Abschaffung der neuen Polizei, die zu gleicher Zeit, da sie auf dem Platze war, angegriffen wurde. Es gab von beiden Seiten viele Verwundete, und Soldaten mußten anrücken, um dem Tumulte ein Ende zu machen.

An demselben Tage sprach Graf Grey im Oberhause: „Wir sehen das Ungewitter nahen; die Zeichen des Sturmes am Horizont erscheinen. Wir müssen unser Haus bestellen und Thür und Thor sichern; etwa durch Waffen? nein, durch Entfernung der Klagen und Beschwerden, durch Sicherung der Liebe im Innern, durch Darreichung von Hülfe und Erleichterung, durch — eine gemäßigte Parlamentsreform. — Die Art, wie in der Thronrede die niederländischen Angelegenheiten berührt werden, ist etwas abkühlend für das Gefühl der Befriedigung, welches das in

Betreff Frankreichs ausgesprochene Princip der Nichteinmischung erweckt hatte. Ich bekenne, ich hörte mit einiger Unruhe, wir wären verpflichtet, den König der Niederlande in seiner bisherigen Stellung zu erhalten. Ich kann damit unmöglich übereinstimmen. Ich kann nicht glauben, daß Verträge, wie die in der Thronrede erwähnten, dazu beitrugen, den Frieden Europa's zu sichern; im Gegentheile trugen sie den Keim künftiger Kriege in sich. Die Thronrede fällt im voraus ein Urtheil über die Frage und richtet die Belgier. Wenn wir bei der einen Partei das Wort Empörung gebrauchen, während wir bei der andern von einer „aufgeklärten Verwaltung" sprechen, so machen wir es uns selbst unmöglich, als Vermittler aufzutreten; denn welches Vertrauen kann man in die Entscheidung eines Richters setzen, der im voraus sein Urtheil ausgesprochen hat? Und wenn die Belgier eine unabhängige Nation werden, wie können wir sie, die wir als Aufrührer bezeichnet, dann anerkennen?... Verstand ich die Stelle in Betreff Portugals recht, so soll Don Miguel unter der Bedingung einer Amnestie anerkannt werden. Wer bürgt uns dafür, daß diese Amnestie gehalten werde? Welches Recht haben wir überhaupt, einem fremden Fürsten eine Amnestie zu dictiren? Will der edle Herzog die Erfüllung der Bedingung erzwingen, falls das Versprechen nicht gehalten würde? Werden die edlen Opfer der Verfolgung in Portugal sich einem solchen Herrscher anvertrauen?"

Wellington vertheidigte die Thronrede, und suchte das Haus in Betreff Belgiens zu beruhigen. „Ich kann das Haus versichern, daß weder von Seite der Minister, noch von Seite irgend einer Macht die geringste Intention besteht,

in den Anordnungen in Betreff der Niederlande durch Waffengewalt zu interveniren. (Beifall.) Der Wunsch Englands und aller andern betreffenden Staaten ist, wo möglich jeden Punkt auf dem Wege der Unterhandlung, und der Unterhandlung allein, abzumachen. (Hört! hört!) Der edle Lord meint, die Verträge von 1814 hätten statt Europa's Ruhe zu sichern, bloß den Grund zu künftigen Kriegen gelegt. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Seit 1814 wurde der allgemeine Friede bloß Einmal, durch Bonaparte's Rückkehr von Elba, unterbrochen." (Gelächter.) Hierauf geht der Herzog auf die inneren Fragen über, erklärt sich aufs entschiedenste gegen eine Aufhebung der Union mit Irland; empfiehlt in letzteres Land Capital und Industrie zu verpflanzen, und spricht sich zuletzt gegen jede Parlamentsreform aus, da England gegenwärtig eine bessere Legislatur, als irgend ein Land der Welt besitze. (Wiederholtes Gelächter auf den Oppositionsbänken.)

Im Unterhause wurde die Thronrede noch heftiger angegriffen. Hume tadelt bitter, daß man eine Regierung, die sich so betragen habe, wie die Haager, eine aufgeklärte Regierung nenne. Er glaube, daß alle Länder, die von der heiligen Allianz gegen ihren Willen zertheilt worden, dem Beispiele Frankreichs folgen würden. Jetzt sey es nicht Zeit, auf Verträge zurückzukommen, welche durch Zeit und Umstände vernichtet worden. Hundert Millionen Pf. St. habe England ausgegeben, um die Bourbonen wieder auf den französischen Thron zu setzen; er frage nun, ob man nicht Grund habe, die Richtigkeit dieser Politik zu bezweifeln, jetzt, da das Resultat aller ihrer Bemühungen vernichtet, und die schlechte Dynastie in drei Tagen von dem Boden wegge-

schwemmt worden sey, auf den bloß die fremden Bajonnette sie zurückgeführt hätten. Viel näher als alle jene fremden Interessen lägen dem Volke die einheimischen; es verlange Erleichterung seiner Lasten und bessere Vertretung seiner Bedürfnisse, d. h. Parlamentsreform.

Wie Wellington im Oberhause, so vertheidigte Peel im Unterhause die Thronrede, doch mit eben so wenig Glück. Brougham trat auf, und hielt eine Rede von erschütternder Wirkung: „Nach der Pflicht, die ich dem Lande schuldig bin, protestire ich feierlich gegen die Lehren, die in der uns vorliegenden Rede enthalten sind, in dieser Thronrede, oder vielmehr in dieser Rede der Minister, in dieser Rede des Herzogs von Wellington. Mit all den gerühmten Erklärungen der Nichteinmischung ist es nun plötzlich am Ende; man fordert uns auf, die innern Anordnungen fremder Staaten zu prüfen; den Zustand ihrer Angelegenheiten zu discutiren und uns zu Richtern und Censoren über das Benehmen von Regierungen und Nationen aufzuwerfen, die so frei und fesselloß, wie wir selbst sind. (Beifall.) Ich warne das Haus und die Regierung — das Land bedarf der Warnung nicht — ich warne sie vor den Folgen eines solchen Schrittes. Wir, die wir alle Hände voll zu Haus zu thun haben, wir, mit dem unzufriedenen Irland, dem aufgeregten Kent, wie kommen wir dazu, andere Nationen als Aufrührer zu brandmarken? Ich weise solche Anmuthung zurück, als unwürdig des Souveräns, der sie aussprach, als unwürdig des Tribunals, an das sie gerichtet wurde. Lassen Sie mich einmal annehmen, der König der Niederlande hielte es für seine Pflicht, dieselbe Sprache gegen seine Unterthanen zu führen, und seine Generalstaaten ungefähr mit

folgenden Worten anzureden; „Ich beklage den unglücklichen Zustand, in dem sich die Bevölkerung eines Theils der Besitzungen meines Verbündeten, des Königs von England, befindet" — damit würde er Kent meinen (hört! und Gelächter) — „ich beklage, daß die weise und väterliche Regierung meines guten Freundes, des Königs von Großbritannien, in allen gerechten und vernünftigen Erwartungen scheiterte, die sie in Betreff der Pacification Irlands fortdauernd hegte. (Fortdauerndes Gelächter.) Oder nehmen wir an, der belgische Congreß sagte: „Wir beklagen, daß das brittische Volk in seiner gerechten Hoffnung der Abgabenerleichterung sich so schwer getäuscht sieht; wir beklagen, daß alle Plane zur Erleichterung des aufgeklärten Volkes von Irland durch die Tyrannen (— ihr nennt die Belgier Aufrührer, warum sollten sie euch nicht Tyrannen nennen? —), durch das tyrannische Benehmen der Minister des Königs vereitelt wurden, hoffen jedoch zuversichtlich, daß in kurzer Zeit die legislative Union zwischen den beiden Ländern, die allen freisinnigen und patriotischen Männern ein wahrer Fluch scheint, völlig aufgehoben seyn wird." (Lauter Beifall und Gelächter.) Haben wir ein Recht, uns in die holländischen und belgischen Sachen zu mischen, so haben sie dasselbe Recht, sich in die unsrigen zu mengen. Jetzt scheint uns dieß lächerlich, ganz anders aber würde es seyn, wenn wir es aus dem Munde eines fremden Staatsmannes vernähmen. Es war der aufgeklärten Politik, welche die gegenwärtigen Minister allstets entfalteten, vorbehalten, ihrem Herrn zu rathen, eine solche Rede zu halten. Ich wäre begierig, auf welche Vorgänge die Minister sich berufen wollten. Etwa auf die Vorgänge früherer Ministerien? Laßt uns sehen. Gibt es in der Weltgeschichte einen schändlicheren Act als die

Thei-

Theilung Polens? Nun blicke man auf die Thronreden von 1774 und 1775; man bemerke das studirte Stillschweigen, das in jenen Documenten herrscht; und gewiß liegt der Grund nicht darin, daß der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht so gut unterrichtet als der gegenwärtige war, denn ich glaube, die Verwaltung des edlen Grafen (Aberdeen) wird aufgezeichnet bleiben in den Annalen der Diplomatie als die Vollendung der tiefsten Unwissenheit, die man je in diesem Departement der öffentlichen Angelegenheiten kannte. (Gelächter.) Wer erinnert sich z. B. nicht, daß das Letztemal, als Se. Maj. dieses Haus anredete, die Thronrede dem Lande Glück wünschte zu dem tiefen Frieden, der tiefen Ruhe, in der jede Nation des Continents schlummere? Und wann war dieß? Am 23 Julius (hört! hört!) vier Tage vor dem Ausbruche, zwei Tage vor Erlassung der Ordonnanzen, vier Tage vor jener Revolution, die nach meiner Ueberzeugung zu den glorreichsten in der Geschichte der Menschheit gehört, mögen wir die Schnelligkeit betrachten, mit der die Angriffe des Despotismus zurückgewiesen wurden, oder auf die noch ruhmvollere Mäßigung blicken, welche die Kämpfer nach dem Kampfe auszeichnete. Doch lassen Sie uns auf jene Zeit blicken, als Pitt an der Spitze der Regierung stand, Pitt, dessen zerstreute Ueberbleibsel die gegenwärtigen Minister zu seyn behaupten. Frankreich lag damals in Convulsionen, die königliche Familie gefangen, die Guillotinen von Blut triefend, Scenen, die jeder Tag brachte, und in Vergleich mit denen die Dinge von Belgien zu bloßen Kinderspielen heruntersinken. Während Burke ausrief, Frankreich sey aus Europa's Charte gestrichen, verkündigten Fox und seine Partei, ein neues Licht der Freiheit beginne seine Strahlen über die Welt zu werfen.

Alle Classen Großbritanniens reihten sich auf die eine oder die andere Seite, und doch wie musterhaft die Vorsicht, wie staatsmannswürdig die Bahn Pitt's! Aufgestachelt von der Partei der sogenannten Anti-Jacobiner, umgeben von lauter Gegnern Frankreichs, immer und ewig aufgefordert, entschiedene Maßregeln zur Hemmung des Stromes der Revolution zu ergreifen; was that er? Während der Jahre 1789, 1790, 1791 und 1792, während dieser vier Jahre voll Blut und Anarchie in Frankreich, ist in den Thronreden nicht der Schatten eines Schattens von Hindeutung auf die empörten Unterthanen des französischen Königs zu finden. Erst am 13 September 1792 finden wir eine kurze leise Anspielung — auf was? — auf das Benehmen dieses blutdürstigen Volkes gegen seinen Souverän? — nein; auf die Leiden des aufgeklärten Monarchen? — nein; auf die gerechte Verwaltung der Gesetze und das Fehlschlagen der Verschwörungsversuche? — nein; nicht ein Wort des Tadels oder Lobes, sondern bloß auf Einen Gegenstand, auf Einen allein, und zwar in einer höchst vorsichtigen und delicat gestellten Stelle — auf die Erklärung des National-Convents, welche die Unterthanen anderer Staaten aufrief, sich in Waffen zu erheben gegen ihre gesetzlichen Regierungen. Habe ich nun nicht gezeigt, daß Pitt eher seine rechte Hand verbrannt haben würde, ehe er mit ihr eine solche Rede, wie diese, geschrieben hätte? Doch meine Besorgnisse gründen sich nicht auf das, was einst war. Ich wünsche, dieses Haus zu überzeugen, daß wenn seine Mitglieder schlafen, wenn sie nicht ihre Stimme erheben, und die Regierung zurückschrecken von der Bahn, die sie nun beabsichtigt, Europa's Friede nicht werth ist, auf sechs Monate erkauft zu werden. (Beifall.) Blicken wir auf die Stelle, die jener folgt, in der

wir an die Holländer und Belgier Lob und Tadel ausspenden. „Ich bemühe mich im Vereine mit meinen Alliirten solche Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe aufzufinden, als vereinbar seyn mögen mit der Wohlfahrt und guten Regierung der Niederlande und der künftigen Sicherheit anderer Staaten.“ Die Sicherheit anderer Staaten! Die künftige Sicherheit anderer Staaten! Ein Congreß erhebt sich vor meinen Augen, der Congreß von Wien, die Thaten Lord Castlereagh's und Fürst Metternichs gehen vor mir vorüber, und ich erinnere mich des Voltaire'schen Worts, daß eine Versammlung von Königen, ein bouchement des rois, stets mit Scheu und Unruhe betrachtet werden müsse. Jetzt aber soll es nicht ein Congreß seyn, um Frankreich auf seine gehörigen Gränzen zu beschränken, oder Belgien zu hindern, sich mit jenem Lande zu vereinigen, und dessen Macht zu vermehren. Dieß wäre noch begreiflich, es wäre Pitt's Beispiel gemäß. Um einen Vorgang für den jetzt beabsichtigten Congreß zu finden, müssen wir Castlereagh's Portefeuille aufschlagen, müssen wir die Erinnerungen der heiligen Allianz aufsuchen. „Ich bemühe mich, im Vereine mit meinen Alliirten, solche Mittel aufzufinden ꝛc.“ Uebersetzen wir dieß in eine offene Sprache, so heißt es: wir wollen, gleich jener berühmten Allianz, erstlich die Politik der Niederlande, zweitens die des übrigen Europa's leiten. (Beifall.) Wie das gemacht werden soll, weiß ich nicht; ich vermuthe durch einen Congreß — denn unsere neue Polizei können wir doch nicht hinüber schicken. (Gelächter.) — durch einen Congreß, und Subsidien, und Kriegsrüstungen, und ähnliche Maßregeln, die zu errathen ich nicht Oedipus genug bin... Man glaube nicht, daß die schwächsten, ungeschicktesten Minister, in deren Hände durch eine sonder-

bare Verbindung von Umständen die Regierung dieses Landes je fiel, — man glaube nicht, daß sie, die kaum in den ruhigsten Zeiten der Routine der Geschäfte gewachsen sind, und dieses Haus in gewöhnlicher Zeit nicht leiten können, sich für unfähig halten werden, an der Spitze der Leitung eines großen und verwickelten Krieges zu stehen; man glaube nicht, daß sie, die kaum beim heitersten Himmel die Barke lenken können, sich nicht getrauen werden, mit dem Schiffe gegen Wind und Wellen zu steuern und dem Sturme zu trotzen. Man glaube dieß nicht. Halsstarrige Menschen sind stets geneigt, ihre Schwäche zu niedrig, ihre Stärke zu hoch anzuschlagen, und Niemand hält das Scheitern für unmöglicher, als wer die Gefahr nicht zu berechnen weiß. Die Minister sind Menschen, und umgeben von jenen geschäftig sich eindrängenden geschwätzigen Leuten, die gern ein wenig Unruhe haben; die glauben, ein bißchen Schrecken könne nicht schaden; die zu verstehen geben, Unterhandlungen müßten Aufsehen machen; die viel von Congressen hoffen, weil sie glauben, es gebe da für sie was zu thun; die es nicht verschmerzen, daß sie so gar nichts und Niemand seyn sollen; die gern etwas wünschen, um im Parlamente und den Journalen ein bißchen Lärm zu schlagen, die auch wieder Fremde sehen möchten, und hoffen, unter diesen kleinen Amusements und Diversionen die Session vorüberzuführen. (Beifall.) Wie aber können solche Leute glauben, daß wenn sie so weit gehen, sie auch fähig seyn werden, nach Belieben Halt zu machen? Ich sage ihnen, wenn sie sich einmischen, ist der Krieg unvermeidlich. Ich warne die Regierung, ich warne das Parlament. Das englische Volk will keinen Bruch des Friedens; das englische Volk wird nicht dulden, daß der Premierminister diesen Frieden

aufs Spiel ſetze, ſeinen Einfällen von fremder Einmiſchung zu Liebe, oder um irgend einer Servilitätstheorie, irgend einer Liebe zu gekrönten Deſpoten willen. Das engliſche Volk liebt ſeine eigene Freiheit, und iſt der Freund der Freiheit anderer. Wenn die Miniſter die niederländiſche Regierung eine aufgeklärte nennen, ſo wird das engliſche Volk auf ihre Handlungen blicken, und wird ſie um dieſer Handlungen willen keine aufgeklärte nennen; es wird nicht glauben, daß ein Krieg gewagt werden ſolle, um ihre Macht zu erhalten. Der König der Niederlande ließ ſeine Truppen während einer Unterhandlung marſchiren. (Nein! nein! von den miniſteriellen Bänken. Beifall von der Oppoſition.) Er ſchickte ſeine Truppen gegen Brüſſel, während eine Unterhandlung ſchwebte mit ſeinem beglaubigten Agenten, ſeinem Sohne. Dieſer Act treuloſer Grauſamkeit erhob das Volk und vernichtete ſein Heer. Sein Abſchiedswort an ſeine belgiſchen Unterthanen liegt friſch vor uns; die Miniſter, die ihn aufgeklärt nennen, kennen es. Die zweite Stadt ſeines Reichs übergab er den Flammen! Wohl mag eine beſſere Sache gefunden werden als die der Belgier; ſie war nicht ſo gut als die der Franzoſen; ich beklage verſchiedene Seiten ihres Benehmens; ich ſtelle es nicht zur Nachahmung auf; ich bin nicht hier, ſie zu loben oder zu vertheidigen; aber ich kann die vom Tadel nicht freiſprechen, die mich zwingen, in eine ſo unpaſſende Discuſſion einzugehen, indem ſie die innern Angelegenheiten eines fremden Landes zu einem Hauptgeſichtspunkte in des Königs Rede machten. (Nun geht der Redner kurz auf die innern Fragen über, erklärt ſich entſchieden gegen eine Trennung der Union mit Irland, wobei er jedoch O'Connel Gerechtigkeit widerfahren läßt; endlich ſchließt er mit der Erklärung, daß er

weder Revolutionär noch Republicaner sey; er glaube, daß eine Monarchie und eine Aristokratie am besten die Rechte des Volks sichere, so daß er, wenn auch eine Reform der Repräsentation, doch in den großen Grundlagen des brittischen Systems nichts geändert wünsche.) Ich fürchte nicht, diese Institutionen dahin fallen zu sehen; ich bin überzeugt, ich spreche die Gesinnungen der Masse des Volks aus, und würde, wenn jene Grundlagen das Loos aller irdischen Dinge erfahren sollten, unendlich lieber in ihren Trümmern untergehen, als sie überleben, um auf den Ruinen die düstere Lehre der Hinfälligkeit alles Menschenwerks zu lesen! (Lauter langanhaltender Beifall.)

Die Aufregung war allgemein. Wellington wurde aufs neue vom Pöbel auf den Straßen insultirt. Die Brandstiftungen vermehrten sich und rückten London näher; die Fonds fielen plötzlich. Am 4 November erklärte Graf Winchilsea im Oberhause ausdrücklich: „Die Zeit erfordert tüchtigere Männer, als die jetzt an der Spitze der Angelegenheiten stehen. Der König muß durch die Stimmen des Parlaments belehrt werden, daß die gegenwärtigen Minister das Vertrauen des Landes nicht verdienen und andern Platz machen sollten.“ Es bedurfte nur des geringsten äußern Anlasses, um die in Gährung befindliche Volksmasse in Explosion zu bringen, und dieser Anlaß fand sich schon in den nächsten Tagen.

Dem alten Herkommen gemäß sollte der König am 8 November in die City (Altstadt London) kommen, um im Kreise der Bürger dem Gastmahle des neuen Lordmayors beizuwohnen. Schon war alles festlich zu seinem Empfange

geſchmückt, als der König plötzlich ſagen ließ, er werde nicht kommen. Der Lordmayor nämlich hatte dem Könige ſelbſt abgerathen, zu erſcheinen, weil er die dringende Beſorgniß hegte, das Volk werde jenes Gaſtmahl benutzen, um in den engen Gaſſen der Altſtadt einen Tumult zu erregen, deſſen Opfer Wellington und die neue Polizei ſeyn ſollten. Kaum war der Entſchluß des Königs bekannt, ſo wurden die Gemüther aufs heftigſte aufgeregt. Ungewiß, ob jene Beſorgniſſe gegründet ſeyen, oder ſie abſichtlich läugnend, ſtellte man den Entſchluß des Königs als eine Eingebung der Miniſter dar, die nur für ſich fürchteten und den König vorſchöben. Man ſah darin eine neue Beleidigung des Volks, das ſich daher auch am 8 November voll Entrüſtung zeigte, und Wellington, als er ins Parlament fuhr, wiederholt inſultirte. Volkshaufen zogen durch die Straßen und trugen eine Fahne mit der Inſchrift: Reform! Nieder mit der Polizei! Kein Peel, kein Wellington! — Im Parlament ſelbſt erhob ſich von neuem ein Sturm gegen die Miniſter. Peel entſchuldigte die Maßregel des Königs: „Wäre Se. Majeſtät gekommen, ſo wäre ein Auflauf zu fürchten geweſen, veranlaßt von einigen verächtlichen Böſewichtern, wodurch Tauſende in Tumult, vielleicht in Blut hätten geſtürzt werden können. Nehmen wir an, es ſey beſchloſſen geweſen, in einem Theile der Hauptſtadt alle Laternen auszulöſchen und zu vernichten, hätten nicht die Folgen furchtbar ſeyn können? Am Sonnabend (6) kamen der Regierung viele Berichte von Anſchlägen zu, um den öffentlichen Frieden zu ſtören. Ihnen folgte eine Mittheilung des Lordmayors, worin dieſer erklärte, er habe Grund zu glauben, daß von einigen elenden deſperaten Leuten ein Angriff auf des Herzogs

Wellington Person beabsichtigt sey. (Hört! hört! vermischt mit einem Beifallruf.) Ich erstaune über den Beifall. — Der Lordmayor fügte bei, er werde alle geeigneten Vorkehrungen treffen, rathe jedoch dem Herzoge, unter gehörigem Schutze zu kommen. Welch ein Zustand der Dinge, wenn der Premierminister den König nicht sollte ohne Gefahr begleiten können! Es ward auch gesagt, es würde ein Angriff auf des Herzogs Wohnung stattfinden. Indessen bildete dieß nur einen Theil der Gründe, welche den gegebenen Rath veranlaßten. Wenn solche Aufläufe beabsichtigt werden, ist es da nicht die Pflicht der Minister sie zu verhüten?"

Brougham aber erwiderte: „Die Minister vermengen die Popularität des Königs mit ihrer Unpopularität. Ich glaube nicht, daß hinreichender Grund zu allen diesen Besorgnissen besteht, die in der letzten Zeit sich verbreiteten. Heute fielen die Fonds um 3 Procent, und in einer Woche um ungefähr 7 Procent, wodurch Tausende von rechtlichen Familien zu Grunde gerichtet wurden. . . . Der König hätte sicher kommen können; es galt nur des Herzogs Unpopularität. (Lauter Beifall.) Neun Zehntel von dieser Unpopularität verdankt der edle Herzog der Thronrede und seiner noch auffallenderen Erklärung über Parlamentsreform. Alles kommt daher, daß der Herzog etwas zu seyn wünscht, wozu ihn die Natur nun und nimmermehr bestimmte — ein großer Staatsmann. (Beifall.) Blicke ich nur auf seinen militärischen Ruhm, so wünschte ich nie den Tag gesehen zu haben, wo der Herzog von Wellington seinen Souverän nicht in die City von London begleiten konnte." Obrist Davies meint, des Königs Popularität hätte nicht um der Unpopularität der Minister willen aufs Spiel gesetzt werden sollen; sie thä-

ten wohl am besten, wenn sie resignirten. (Beifall.) Sir R. Peel glaubt, daß der König allerdings ohne alle Gefahr für seine Person hätte kommen können; aber er frage, wer die Sicherheit der Vorstädte von London verbürgt hätte, wenn man alle Schutzwachen in der City hätte zusammenziehen müssen." Alderman Waithman erklärt, die Besorgnisse seyen übertrieben gewesen; das Collegium der Aldermänner sey von der Sache gar nicht in Kenntniß gesetzt worden; erst die Unterbrechung des Festes habe allgemeine Bestürzung und Unruhe verbreitet, so wie die wahrhaft vom Wahnsinn eingegebene Thronrede an allen Tumulten und Gefahren Schuld sey. Herr Hobhouse hält einen Ministerwechsel für unvermeidlich. Herr Brownlow tritt gleichfalls anklagend gegen den Herzog von Wellington auf. Alderman Thompson verliest eine erst diesen Nachmittag abgefaßte Resolution des Collegiums der Aldermänner, worin sie des Lordmayors Brief an den Herzog von Wellington desavouiren und bemerken, daß nach ihrer Ansicht kein ernsthafter Tumult zu befürchten und die Civilmacht hinreichend gewesen wäre.

Es war nun einerlei, ob die Menge vorher schon oder erst jetzt aufgeregt war, genug, sie war es, und man hatte guten Grund vor ihr zu zittern. In ganz England waren nicht mehr als 16,000 Soldaten auf den Beinen. Wer wollte das Landvolk, die zahllosen Fabrikarbeiter, wer die 500,000 Proletarier, die London allein zählt, bändigen, wenn sie sich empörten? Bei dem tiefgewurzelten Hasse dieser hungernden Menge gegen die reiche Aristokratie war das Aergste zu befürchten. Das Volk strömte durch die Gassen, sich schon zur Absetzung Wellingtons Glück wünschend. Hunt hielt

eine Volksversammlung. Lord Wellington ließ den Tower aufs stärkste befestigen und alle wichtigen Posten der Stadt mit Truppen besetzen. Im Parlamente selbst ging der Unwille gegen die Hartnäckigkeit der Minister, die immer noch nicht entsagen wollten, so weit, daß Graf Grey sagte: „Alle Revolutionen sind an und für sich ein Uebel, und lassen sich nur durch die ernsthafteste Nothwendigkeit rechtfertigen; allein werden sie nothwendig, dann Mylords, bin ich der Erste, welcher dafür hält, daß wir uns nicht abschrecken lassen sollten, eine Revolution zu beginnen, sobald wir ohne sie unsere Freiheiten nicht erhalten oder erlangen können.“

Dennoch wurde die Ruhe in London erhalten. Es scheint, daß die Menge sich absichtlich in Schranken hielt, um die Besorgnisse, auf welche die Minister ihre Rechtfertigung gründeten, Lügen zu strafen, die Minister lächerlich zu machen und dadurch desto sicherer zu stürzen, wie es denn wirklich geschah. Auf dem Lande dagegen nahmen die Unruhen einen immer gefährlichern Charakter an. Die Zeitungen meldeten: „In den Grafschaften finden jede Nacht Brandschäden statt, die man zwar nicht den Taglöhnern an Ort und Stelle, sondern fremden politischen Mordbrennern zuschreibt, von denen aber keine Spur zu entdecken ist. Die Taglöhner versammeln sich am hellen Tage zu Hunderten, und schreiben einerseits den Geistlichen vor, wie viel sie den Pächtern von ihren Zehnten erlassen, und den Pächtern, wie viel sie einem jeden von ihnen Taglohn bezahlen sollen. In einem Dorfe fingen die Aufrührer damit an, daß sie den Aufseher der Armen — ein Amt, welches von den ansehnlichsten Bewohnern mit jährlicher Abwechslung verwaltet wird — über die Gränzen des Kirchspiels schleppten, und ihm bei

Todesstrafe verboten, sich je wieder in dessen Gemarkungen blicken zu lassen. Dann fragten sie die versammelten Pächter, ob sie ihnen den Taglohn erhöhen wollten. Als diese versicherten, daß der hohe Pacht, die mancherlei Abgaben und der Zehnte ihnen nicht mehr zu geben gestatteten, begaben sie sich zum Pfarrer und sagten: „Ihr empfangt für eure Zehnten 800 Pfund des Jahres: Ihr müßt euch mit 300 begnügen.“ Der Geistliche willigte gezwungen ein, und nun ward den Pächtern erklärt: „Da ihnen die Taglöhner also 500 Pfund erspart hätten, so müßten sie für die Zukunft einem jeden, im Winter so viel, und im Sommer so viel täglich bezahlen.“

So hartnäckig nun Wellington seine Stelle vertheidigte und sich hinter seinen kalten militärischen Muth verschanzte, so mußte er doch in dem Augenblicke stürzen, in welchem er die langbehauptete Majorität im Parlamente verlor. Whigs und Tories vereinigten sich gegen ihn, und ein Theil seines alten Anhangs ließ ihn in der Noth im Stiche. Die Frage über die dem neuen Könige zu bestimmende Civilliste gab den Ausschlag in der Nacht auf den 16 November. Die Minister setzten die Civilliste auf 970,000 Pfund Sterlinge, 161,000 Pfund weniger, als der vorige König gehabt hatte. Allein dieß schien der Opposition noch immer bei weitem zu viel. Hume erinnerte, daß 1786 die Civilliste nur 340,000 Pfund betragen habe, und frug, wozu dem Hofe diese ungeheuern Summen, während das Volk Hungers sterbe? wozu die unsinnigen Pensionen für Müßiggänger? wozu einem Constable von Dover jährlich 4500 Pfund? wozu einen Falkenmeister und andere solche Sinecuren? Brougham ging noch weiter. Er bewies den Ministern, daß sie mit ihrer

neuen Berechnung das Parlament nur täuschten, und daß die von ihnen angegebene Ersparniß viel geringer sey. „Und was sagt das Volk dazu? Es vergleicht. Seht da, heißt es, den Unterschied zwischen einer Republik und einer Monarchie. Der Präsident der Vereinigten Staaten bezieht 5 bis 6000 Pfund des Jahrs, während der König von England eine Million bezieht.“ Das sagte Brougham, derselbe, der ein halbes Jahr später selbst als Minister eine Civilliste vorschlagen half, die kaum weniger Unzufriedenheit erregte, als er über die des Ministeriums Wellington unzufrieden gewesen war. — Das Resultat der Debatte war, daß Sir Henry Parnell vorschlug, den Entwurf der Minister durch eine besondere Commission revidiren zu lassen. Die Minister widersetzten sich diesem Vorschlage, aber sie fielen durch, denn die Mehrheit wendete sich gegen sie mit 253 gegen 204 Stimmen. Gleich nach der Abstimmung erhob sich Herr Hobhouse, und frug die Minister, ob sie nach diesem Ausdrucke der Gesinnungen des Hauses ihre Stellen noch beibehalten wollten? Sie schwiegen. Aber noch in derselben Nacht gaben Wellington und alle Mitglieder seines Ministeriums ihre Entlassung ein, welche der König auch annahm, seiner Erklärung getreu, daß er die Minister nur so lange behalten würde, als sie die durch die Mehrheit im Parlament ausgesprochene Volksstimme für sich haben würden.

Das gestürzte Ministerium war folgendermaßen zusammengesetzt: „Der Herzog von Wellington erster Lord des Schatzes; Lord Lyndhurst Lordkanzler; Sir R. Peel Staatssecretär des Innern; Graf Aberdeen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; Sir George Murray Staatssecretär

der Colonien; Graf Bathurst Präsident des Geheimenraths; Graf Roßlyn Siegelbewahrer; Lord Ellenborough Präsident des (ostindischen) Controlbureau's; Herr Goulburn Kanzler der Schatzkammer; Herr Herries Münzmeister; Viscount Melville erster Lord der Admiralität. Mit Ausnahme des Herzogs von Wellington und Sir R. Peels bestand das Ministerium aus Männern, von denen einige entschieden unpopulär waren, während keiner große Geschicklichkeit oder ein höheres Talent besaß. Ob der Herzog von Wellington absichtlich sich auf solche Hülfstruppen beschränkte, ist schwer zu sagen; möglich ist, daß er mehr auf die Eigenschaften des Gehorsams und der Geschäftsfertigkeit sah, wodurch die Staatsgeschäfte erleichtert werden, als auf jene Eigenschaften, welche über die Zustimmung des Parlaments und des Landes gebieten. Indessen ist es kein kleiner Beweis der Achtung, die des Herzogs eigener Charakter gebot, daß er ein aus solchen Materialien bestehendes Ministerium so lange zusammenhielt. Sir R. Peel war, mit kurzen Zwischenräumen, sehr lange im Amte. Nur wer sich der frühern Verwaltungen erinnert, kann seine Verdienste gehörig schätzen, kann die Veränderungen würdigen, die er bewirkte, und den wohlthätigen Einfluß seines gesunden Sinnes, seines Fleißes, seiner Unbestechlichkeit auf den Zustand des Landes und den ganzen Gang der Verwaltung erkennen. Wir glauben, es gab noch wenig nützlichere, keinen redlichern Minister. Das Ministerium fiel in Folge des Mißtrauens, daß es zu Einmischungen in die Continentalpolitik geneigt sey, in Folge ferner der erklärten Opposition des Premierministers gegen Parlamentsreform, so wie des Glaubens, daß es mit dem vorurtheilsvollsten und corruptesten Theile der Aristokratie kokettire, mit

seinen ökonomischen Reformen aber zögern wolle. So verlor es seinen Halt im Lande."

"An demselben Tage, an welchem das Unterhaus den Sturz der Minister bereitete, sprach sich auch das Volk aufs kräftigste dafür aus. Am 15 November verfaßte der Gemeinderath von London eine energische Protestation gegen die Minister, und die Union von Birmingham verlangte in einer Adresse die Absetzung derselben. Daher wurde ihre Entlassung vom Volke mit einstimmigem Jubel aufgenommen.

So wurde Wellington und sein illiberales System gestürzt, und zwar bedeutungsvoll am Todestage der blutdürstigen spanischen Maria und am Tage der Thronbesteigung Elisabeths. Die Mehrheit im Parlament, die den Minister stürzte, wurde durch den Beitritt derjenigen Tories bewirkt, die es Wellington nicht verzeihen konnten, die Katholiken emancipirt zu haben. Vielleicht bedachten diese Tories in ihrem Grolle zu wenig, wie sehr sie ihrer eigenen Sache, der des Aristokratismus, schadeten, indem sie selbst dazu beitrugen, ein entschieden aristokratisches Ministerium mit einem andern zu vertauschen, dessen innere wie äußere Politik einen durchaus liberalen Charakter anzunehmen versprach.

Das englische Volk erwartete von dem neuen Ministerium in Bezug auf die innere Politik 1) die Parlamentsreform, 2) die Beschränkung der anglicanischen Hierarchie, 3) Ersparnisse im Staatshaushalte und Vorkehrungen gegen das zunehmende Elend des Landvolks, 4) Aufhebung des Monopols der ostindischen Compagnie, und in Bezug auf äußere Politik im Sinne Canuings die Begünstigung des Liberalismus auf dem Continente.

Im allgemeinen schien nun das neue Ministerium diesen Erwartungen entsprechen zu wollen. Der König wählte es aus der Opposition, aus Männern, die sich am heftigsten dem Wellington'schen Systeme widersetzt hatten, aus den ältesten Freunden der Freiheit im Lande, die indeß theils selbst noch zur hohen Aristokratie gehörten, theils mäßig und besonnen genug dachten, um nicht sofort alles über den Haufen zu werfen, von denen eine allmähliche und heilsame Reform, aber nicht eine rasche und alles überstürzende Revolution zu vermuthen war.

Das Haupt des neuen Ministeriums wurde, als erster Lord des Schatzes, der schon bejahrte Graf Grey, daher Talleyrand im witzigen Doppelsinne es das grauköpfige Ministerium nannte (the grey headed administration). Ihm zur Seite stand zunächst Lord Brougham, vom Könige zum Pair und Baron Brougham von Brougham-Hall erhoben, als Lordkanzler. Ferner Marquis von Lansdown, Lordpräsident des Geheimenraths; Lord Durham, Lordsiegelbewahrer; Viscount Melbourne, Staatssecretär des Innern; Lord Palmerston, Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; Viscount Goderich, Staatssecretär der Colonien; Lord Althorp, Kanzler der Schatzkammer; Sir James Graham, erster Lord der Admiralität; Herr Charles Grant, Präsident des ostindischen Controlbureau's; Lord Auckland, Präsident des Handelsbureau's und Münzmeister; Lord Holland, Kanzler des Herzogthums Lancaster; Marquis von Anglesea, Lordlieutenant von Irland; Herzog von Richmond, Generalpostmeister; Graf von Albermarle, Oberstallmeister; Marquis von Wellesley, Lord Steward; Herr Robert Grant, Generaladvocat; Herr

Agar Ellis, erster Commissär der Waldungen; Lord John Russel, Generalzahlmeister des Heers; Herr E. G. S. Stanley, Staatssecretär von Irland; Herr Poulett Thompson, Vicepräsident des Handelsbureau's und Schatzmeister der Marine; Sir Willoughby Gordon, Generalfeldzeugmeister; Sir R. Spencer, Generalaufseher des Feldzeugmeisteramts; Viscount Anson, Obristjägermeister.

Graf Grey hielt am 22 November eine Rede im Oberhause, worin er die Grundsätze seiner Verwaltung proclamirte. „Gern ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen, Mylords, kurz die Grundsätze aus einander zu setzen, nach denen ich, Sr. Majestät Befehlen gehorsam, mich entschloß, die ehrenvolle Stellung, in der ich jetzt stehe, anzunehmen. Meine Grundsätze über Parlamentsreform sind dem Lande längst bekannt, und noch ganz kürzlich, in der ersten Nacht dieser Session, erklärte ich außerhalb des Ministeriums, was ich nun innerhalb desselben wiederhole: es sey nothwendig, daß die Regierung, die allein diese Frage befriedigend vorbringen kann, den Zustand der Vertretung des Volks im Hause der Gemeinen des Parlaments in unmittelbare Erwägung ziehe, um die Mängel, welche die Zeit darin herbeiführte, zu verbessern, und in der öffentlichen Meinung jenes Vertrauen auf ihre Entscheidungen wieder herzustellen, welches die bisherige Zusammensetzung des Unterhauses nicht in dem Grade zuließ, als es die Sicherheit und das Wohl der Regierung erfordern. Bei jener Gelegenheit bemerkte ich aber auch, daß ich keineswegs geneigt sey, einen jener phantastischen Reformplane zu unterstützen, die von Manchen außer dem Hause promulgirt werden, und die, wenn man sie annähme, nicht zu Reform, sondern zu Verwirrung und Anarchie führten.

ten. Nie unterſtützte ich den Grundſatz des allgemeinen Stimmrechts, oder ſonſt eine jener extremen Veränderungen, die von Männern vertheidigt wurden, von denen Beſſeres hätte erwartet werden können. Ich wünſche, ſo viel ich kann, die beſtehenden Inſtitutionen aufrecht zu halten, zugleich aber fühlend, daß eine Reform nothwendig iſt, wünſchte ich ſie ſo zu ordnen — wie ſchwierig die Aufgabe iſt, wird von allen Parteien zugegeben werden — daß dem Volke ein gerechter Einfluß auf jene Rathsverſammlung geſichert wird, in die es ſeine ſpeciellen Vertreter ſendet. Eine Reform, die nicht ſo weit ausgedehnt würde, wäre unzulänglich; jene wünſchte ich angenommen zu ſehen, denn ſie wird die Zufriedenheit des Volks und ſein Vertrauen auf das Parlament wieder herſtellen, während große und plötzliche Veränderungen die Conſtitution des Landes ſtören, wo nicht vernichten würden. — Unſer erſter Blick wird ſich auf die beſtehende Noth des Landes richten, ſo wie unſere erſte und eifrigſte Sorge ſeyn wird, dieſe Noth zu erleichtern; hiebei muß ich aber in meinem und aller meiner Collegen Namen erklären, daß wir ſämmtlich entſchloſſen ſind, die Unruhen überall mit Nachdruck und Strenge niederzuſchlagen. — Es iſt mein und meiner Collegen feſter Entſchluß, alle zur Erhaltung der Regierung durchaus nothwendigen Einrichtungen aufrecht zu halten, zugleich aber iſt jeder von uns Willens, von jenen Einrichtungen Alles abzuſchneiden, was ohne Nachtheil für den öffentlichen Dienſt erſpart werden kann. Bereits haben wir, bei Annahme des Amtes, einige Ausgaben vermieden, die ſonſt immer ſtattfanden, und deren Zweckmäßigkeit beſtritten wurde. Indeſſen legen wir auf dieſe unbedeutenden Erſparniſſe keinen großen Werth, noch wollen wir die beabſichtigten Reductionen

auf ſie beſchränken. Nein, alle Zweige der Regierung werden einer Unterſuchung unterworfen werden; und wird genügend nachgewieſen, daß ohne Nachtheil für das öffentliche Intereſſe Verminderungen eintreten können, ſo werden ſie mit der allerentſchiedenſten Strenge durchgeſetzt werden. In Verbindung mit dieſen Erſparnißentwürfen ſteht die geziemende Aufrechthaltung des Staatscredits; da dieſe Aufrechthaltung die erſte und heiligſte Pflicht der Regierung iſt, ſo verſichere ich Sie, Mylords, daß die gegenwärtige Verwaltung bereit ſeyn wird, ſie durch alle in ihrer Gewalt ſtehenden Mittel zu ſichern. — Außer dieſen Punkten iſt nur noch Einer, über den Ew. Lordſchaften eine Erläuterung von mir erwarten dürften: der Stand unſerer Verhältniſſe zu den auswärtigen Mächten. Zum voraus muß ich hier erinnern, daß uns in dieſem Augenblicke noch nicht bekannt iſt, was von unſern Vorgängern im Amte geſchah. Ich wiederhole daher nur jetzt als Miniſter, was ich ſagte, ehe ich Miniſter war, daß mein und meiner Collegen erſte Sorge und erſte Pflicht ſeyn wird, durch alle mit der Ehre des Landes vereinbaren Mittel den Frieden zu erhalten. In Betreff aller der Fragen, die gegenwärtig den Continent beunruhigen und entzweien, habe ich Ew. Lordſchaften ſchon früher geſagt, daß nach meiner Meinung Englands wahre Politik, ſo lange die Nationalehre nicht verletzt wird, ein vollſtändiges Syſtem der Nichteinmiſchung iſt. Da ich nicht weiß, was in dieſer Rückſicht von der Verwaltung geſchah, an deren Stelle ich trat, ſo kann ich mich hierüber nicht weiter ausſprechen; nehme ich aber auf die Mittel Rückſicht, durch die der Frieden erhalten werden kann, ſo muß ich nothwendig auch auf die Erhaltung der bereits mit den Mächten, mit denen Se. Majeſtät in Allianz ſteht, gebildeten

Verbindungen Rückſicht nehmen, um alle Fragen, durch die der Friede Europa's gefährdet und zerſtört werden könnte, zu definitiver Löſung zu bringen. Zwiſchen zwei Regierungen, wie Frankreich und England, die nun beide auf die Grundſätze der Freiheit gegründet ſind, ſollte, und wird auch, wie ich nicht zweifle, eine Einheit des Benehmens ſtattfinden, entſpringend aus den gemeinſamen Principien, nach denen beide handeln; ſo wie eine der Politik freier und aufgeklärter Staaten würdige Entfernung aller niedrigen Abſichten des Ehrgeizes und der Vergrößerung."

Inzwiſchen war der Geiſt der Unruhe im Lande noch nicht geſtillt. Die ärmſte Claſſe der Bevölkerung fuhr fort, Exceſſe zu begehen. Die engliſchen Blätter vom Ende des Novembers berichteten: „Banden von bewaffneten Bauern durchziehen fortwährend das Land, verheeren die Pachthöfe und zertrümmern die Maſchinen. In Northampton ward das Bildniß des Sir Robert Gunning, eines Mitglieds des Unterhauſes, an einer Art von ambulirendem Galgen aufgehängt, durch die Straßen getragen und auf dem öffentlichen Platze verbrannt. In der Grafſchaft Kent, zu Wrotham, überfielen 5 bis 600 Bauern die Wohnung des Rectors Moore unter dem Rufe: „Brod oder Blut!" Herr Moore mußte ihnen Geld geben. Zu Salisbury überfiel eine Bande von derſelben Zahl die Wohnung des Herrn John Bennat und drohte ihm den Tod. Zum Glück erſchien die bewaffnete Macht zu rechter Zeit, ihn aus den Händen der Wüthenden zu retten. Es entſtand darauf ein blutiger Kampf zwiſchen dieſen Truppen und dem Pöbel. Herr Bennat ward gefährlich verwundet, eben ſo der Commandant der bewaffneten Macht. Endlich zerſtreuten ſich die Banden in den benach-

barten Feldern, hinterließen aber eine Menge Gefangener in den Händen der Justiz. Die Gefängnisse von Wincheſter waren voll. Man mußte viele Gefangene in Barraken unterbringen.“ Der beſſere Theil der Bevölkerung vereinigte ſich mit der Regierung, dieſen Unfugen ein Ende zu machen. Die freiwillige Reiterei (Yeomanry) griff zu den Waffen, oder bildete ſich neu, wo ſie abgekommen war; die Gemeinden verbanden ſich unter einander, und alle disponiblen Truppen wurden in die Grafſchaft Kent geſchickt, wodurch es denn gelang, die Ruhe herzuſtellen. Sechs Empörer wurden zum Tode und ſehr viele zur Deportation verurtheilt.

Der Herzog von Wellington nahm von dieſen Unruhen Anlaß, dem neuen Miniſterium einen Streich zu verſetzen. Er ſagte am 9 December im Oberhauſe: Die Unruhen in England ſeyen die Folge des böſen Beiſpiels, welches die Franzoſen durch die Juliusrevolution gegeben, und hauptſächlich die Folge der Anpreiſung und falſchen Darſtellung dieſes betrübenden Ereigniſſes (der franzöſiſchen Revolution). Unter den Anpreiſenden aber verſtand der edle Herzog die vormalige Oppoſition, das jetzige Miniſterium. Graf Grey antwortete dem edlen Herzog: „Ich glaube, die Lage des Landes, die wir jetzt bedauern müſſen, iſt die Folge der ſchlechten Politik, der Einmiſchung in die innern Angelegenheiten anderer Nationen, welche die Regierung ſeit einer langen Reihe von Jahren befolgt hat, ſchon vom nordamericaniſchen Kriege, und ganz beſonders vom Beginne der franzöſiſchen Revolution an; es entſtanden daraus Kriege, die eben ſo unnöthig als an ſich ſelbſt ungerecht waren.“ So verkündete der neue Miniſter das Ende der alten engliſchen Continentalpolitik, und gab allen Freunden der

Freiheit in Europa eine ſchöne Hoffnung. — Am folgenden Tage wurde von Price den neuen Miniſtern der Vorwurf gemacht, daß ſie eine Proceſſion von Bauern, die eine dreifarbige Fahne mit ſich geführt, beim Könige vorgelaſſen hätten. Lord Althorp antwortete im Namen der Miniſter: „Wenn die Verſammlung jene Fahne trug, ſo geſchah es als Zeichen der Bewunderung des großen, glorreichen, triumphirenden Kampfes für die Freiheit, der unter ihr in den letzten Julitagen in Frankreich gekämpft wurde. Dieß iſt ein Gefühl, in das ich, im Vereine mit der großen Mehrheit des brittiſchen Volks, herzlich mit einſtimme.“

Dieß waren die Geſinnungen des Miniſteriums. Alles hing übrigens davon ab, ob die Parlamentsreform durchging. Man zweifelte nicht mehr daran, da jetzt das Volk und die Regierung einig und feſt entſchloſſen waren, die Reform durchzuſetzen. Die Ariſtokratie ſchien, ſeitdem ihre Häupter aus dem Miniſterium verdrängt waren, nicht mehr mächtig genug, dem Strome widerſtehen zu können, und ſo ſah man denn am Schluſſe des Jahres dem großen Reformwerke entgegen. „Dieſe wahrhaft weltgeſchichtliche Veränderung in der brittiſchen Verfaſſung“, ſo ſchrieb man aus England, „wird den Grundzügen der bisherigen Politik unſeres Landes eine neue Richtung geben, und ſie mehr in Harmonie mit den allgemeinen Anſprüchen und Bedürfniſſen der Völker ſetzen. So lange das Parlament in der gegenwärtigen Art conſtituirt war, und die Ariſtokratie und die Landbeſitzer (Country Gentlemen) einen völlig überwiegenden Einfluß darin ausübten, dem ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur die öffentliche Preſſe das Gegengewicht hielt, blieb der Grundcharakter unſerer Politik immer ein reiner

Egoismus. Sogar Cannings Verwaltung war nichts weniger als frei davon, weil dieser große Mann in seinen Verhältnissen nicht über die Elemente unserer Legislatur gebieten konnte. Daher die vielen Mißbräuche, welche von den besten patriotischen Ministern geduldet werden mußten, um die vielen Familien und Burgenbesitzer zu Freunden zu behalten, denen das Parlament im wahren Sinne zugehörte. Daher die unermeßliche Nationalschuld und die Fortdauer so vieler monopolistischer Körperschaften in einem gewerbreichen freien Lande, während minder freie europäische Staaten dieses Uebel schon lange nicht mehr kennen. Allein die Stunde der größten Umwälzung, welche die englische Verfassung seit acht Jahrhunderten erfährt, scheint endlich gekommen, und auch sie wird, wie die Emancipation vor zwei Jahren, friedlich, auf constitutionellem Wege, bewirkt werden. Wie damals, so auch jetzt, nimmt die Krone, gestützt auf den Willen der Nation, die Initiative, und leitet selbst die zeitgemäßen und reifgewordenen Anforderungen." —

Wir fügen hier noch einige Notizen über Englands Handel und Colonien im Jahre 1830 bei. — Der freie Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und dem englischen Nordamerica wurde endlich hergestellt. In Canada wurde mit dem kostspieligen Bau neuer Canäle fortgefahren. — Der Raubstaat Tripoli wurde durch ein englisches Linienschiff gezwungen, eine rückständige Entschädigungssumme von 3 bis 400,000 spanischen Thalern zu leisten. — Zur nähern Verbindung Englands mit Ostindien wurde eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Bombay und Suez auf dem rothen Meer eröffnet. — Am 2 Februar

wurde ein Geſetz zu Gunſten der Sklaven in den Colonien Trinidad, Berbice, Saint Lucie, Demerara, vom Cap und in Maurice gegeben. Jede dieſer Colonien erhielt einen Sklavenanwalt, alle körperlichen Strafen ſollten ermäßigt, und nicht mehr nach Willkür, ſondern nur als wirkliche Strafe ertheilt, die Sklaven nicht mehr von Weib und Kind getrennt, nicht mehr am Heirathen und Loskaufen verhindert werden. — Hume trug im Parlament darauf an, daß England die höchſt koſtſpielige und ungeſunde Sierra-Leone-Colonie aufgeben möchte, allein ſie wurde als eine nothwendige Station beibehalten. — Am 7 Februar traf die Stadt Singapore das Unglück, faſt ganz in Brand aufzugehn, wobei die Eigenthümer großen Verluſt erlitten. — In Van-Diemens-Land brach ein Krieg zwiſchen den Schwarzen und Weißen aus, welche letztere unter Obriſt Arthur die Colonie vertheidigten. — Auf Neuſeeland geriethen die Einwohner unter einander ſelbſt in Krieg.

Noch fügen wir hier einige Nachrichten über die Reiche Hinterafiens bei, ſofern dieſelben am meiſten Verkehr mit England haben.

China.

Zu Anfang des Jahres drohte dem engliſch-chineſiſchen Handel der Untergang, da bedeutende Streitigkeiten zwiſchen den Indobritten und den chineſiſchen Mauthbehörden obwalteten. „Der Streit war im Januar ſo heftig als je, aller Handel unterbrochen, und die Factorei im Begriffe eine Deputation an den Kaiſer abzuſchicken. Dieß iſt die längſte Unterbrechung, welche der chineſiſche Handel je erlitten hat,

und bei weitem die interessanteste Unterhandlung zwischen den Europäern und Chinesen, indem sie nothwendig darüber entscheiden muß, wer künftig den Theehandel reguliren wird, die Chinesen oder die Compagnie. Im Jahre 1820 hatten sich die Hongkaufleute (die privilegirte chinesische Handelsgesellschaft in Canton) verbunden, den Preis des Thees zu erhöhen. Die Compagnie unterbrach sogleich allen Handel, und da sie für ein volles Jahr Thee in ihren Magazinen hatte, so konnte sie leicht abwarten, bis die Hongkaufleute nachgeben mußten, indem das Capital bei weitem nicht hinreichend war, eine lange Unterbrechung des Handels zu erlauben. In zwei Monaten war die Verbindung aufgelöst; die meisten der chinesischen Kaufleute fallirten, und die Compagnie trug den vollkommensten Sieg davon. Der neue Streit ist viel ernsthafter, indem er die Interessen des chinesischen Gouvernements angreift, besonders durch die Forderung, daß das bisher gewöhnliche Geschenk von 1930 Unzen Silber für jedes Schiff, das in den Hafen von Canton einläuft, aufhören sollte. Es scheint, daß die Compagnie einen unbedeutenden Vorwand ergriffen hat, diese Forderung an die chinesische Regierung zu machen, um bei der bevorstehenden Discussion über die Erneuerung ihrer Charte von dem Parlamente ein auffallendes Beispiel anführen zu können, wie vortheilhaft und nothwendig eine wichtige Corporation zur Führung des chinesischen Handels sey, indem nur so die Willkür der chinesischen Administration bekämpft werden könne; die Compagnie hat dabei auf die Schwäche der Chinesen gerechnet, welche das Deficit in den Douanen, den Ruin der Theekaufleute und einen Bruch mit England fürchten; und wenn die Sache gelingt, so ist allerdings ein wichtiger Punkt für die Compagnie und den

europäiſchen Handel in China überhaupt gewonnen. Sie hat für ſich, daß ſie ein Jahr oder vielleicht achtzehn Monate ihre Theeeinkäufe unterbrechen kann, was nicht nur den Ruin der Theekaufleute und wahrſcheinlich den von großen Diſtricten im Innern, wo der Thee für den Handel in Canton gebaut wird, nach ſich ziehen würde, ſondern auch die Adminiſtration in Canton in die größte Verlegenheit ſetzen müßte, indem die Einkünfte aller Beamten in Canton größtentheils auf dem fremden Handel beruhen. Allein auf der andern Seite iſt gewiß, daß wenn die Chineſen ſtandhaft bleiben, die Compagnie in einer gegebenen Zeit ſich allen Bedingungen unterwerfen muß, indem ſie auf keine Art wagen kann, es England an Thee mangeln zu laſſen, und wenn die chineſiſche Regierung einmal erfahren hat, wie weit der Widerſtand der Compagnie gehen kann, und wo ſie nachgeben muß, ſo hat dieſe natürlich allen Einfluß auf die Regulirung des Handels, ſo weit ſie von dem Gouvernement ausgeht, verloren.“

Die Sache wurde inzwiſchen am 6 Februar durch eine gütliche Uebereinkunft beigelegt und der Handel wieder eröffnet. Am 18 April erſchien das erſte Dampfboot zu Macao, um fortan regelmäßig zwiſchen Bengalen und China ſeine Fahrt zu machen.

Die jüngſten Nachrichten berichten von Vorfällen, welche ſich im Herbſte 1839 ereigneten. Die Petersburger Zeitung ſagt darüber: „Die Bewohner der Inſel Formoſa (chineſiſch Tkhai-Van) ſind auf der ihnen gegenüberliegenden chineſiſchen Küſte gelandet und haben daſelbſt Verwüſtungen angerichtet. Zu derſelben Zeit überfielen die mohammedaniſchen Völkerſchaften des Turkeſtan, gegen 100,000 Mann ſtark, mit einem Theile der ſogenannten wilden Kirgiſen und Karakalpaken,

die westlichen Gränzen des Reichs und zerstörten mehrere Städte, als Kaschkar, Yarkent, Yansar, Khotan und Aksu. Der Anführer dieser verschiedenen Völker war Temu-Tchoun. Der Karakalpakenfürst hatte sich vom Hauptcorps getrennt und war an den Ufern des Flusses Ili erschienen, wo der chinesische General Tsin-Yan sich verschanzt hatte. Diese Vorfälle haben eine große Anzahl Decrete veranlaßt, durch welche der Bogdykhan (Kaiser) seinen Unterthanen Nachricht von den ausgebrochenen Kriegen gibt."

Ferner brachten öffentliche Blätter die Nachricht von einem furchtbaren Erdbeben, welches im Umkreise von Peking zur Herbstzeit drei Tage lang gewüthet, zwölf Städte zerstört und ½ bis 1 Million Menschen vernichtet haben soll. Auch brach in Canton bei Gelegenheit einer dramatischen Darstellung ein großes Feuer aus.

Man erfuhr, daß von Cochin-China aus eine Flotille nach Bengalen unterwegs gewesen, um den Handel zwischen beiden Ländern zu beleben und dem Gouverneur von Bengalen Geschenke zu überbringen. — Dagegen brachen in Ober-Assam Unruhen aus. Die Calcuttaer Zeitung berichtet, daß zu Ende Februars eine Schaar von 2000 Singphos unter einem unternehmenden Anführer Namens Wackum Kumdschan in das brittische Gebiet einbrach. Die Feinde hatten über den Fluß Dihing, welcher die Gränze des Districts von Bisa bildet, gesetzt und sich am obern Thengaflusse mit dem Häuptlinge von Luttora vereinigt, so daß ihre Streitkräfte auf 2800 Mann stiegen. Sie waren mit Speeren und Dhaos (einer bei diesen Stämmen gebräuchlichen tüchtigen Art von Schwertern) bewaffnet, und etwa 200 von ihnen mit Musketen. Capitän Neufville, der eine Stellung an dem Burumputer genommen

hatte, zog ihnen, als ſie auf Flößen von Bambus auch die Thenga paſſirten, mit 54 Mann von der Aſſamer Infanterie, 200 Mann wohlbewehrter Milizen von den Chamti- und Moamariaſtämmen und etlichen fünfzig Andern entgegen, und ſchlug ſie nach kurzem Widerſtande in die Flucht. Sie ſammelten ſich jedoch wieder in Luttora, und fingen an Verſchanzungen zu errichten. Die engliſche Behörde ließ daher ein Aufgebot an die Häuptlinge ergehen, und am 10 März waren 1000 Mann beiſammen, darunter 400 mit engliſchen Musketen. Bei dem Anzuge dieſer Truppen räumten die Singphos ihre Werke und warfen ſich in die Gebirge, nicht ohne daß ihr Nachtrab einen beträchtlichen Verluſt erlitt. Dieſer Angriff war ſeit drei Jahren vorbereitet. In Luttora fand man 30 bis 40,000 Körbe Reiß und Stricke für wenigſtens 10,000 Gefangene. Ein gleichzeitiger Aufſtand von etwa 400 Aſſamern wurde eben ſo ſchnell gedämpft.

Das Monthly Review berichtet: „In Tibet iſt nach dem Berichte der Miſſionäre die Stimmung der Einwohner dem Chriſtenthume ſo günſtig, daß man die größten Hoffnungen ſchöpfen darf. Die Einwohner von Pegu und Korea haben ſchon oft Miſſionäre verlangt. Auf Madagascar und Ceylon, in Bengalen und Perſien iſt die Anzahl der Chriſten beträchtlich und nimmt täglich zu. In Siam haben ſie nichts von der Achtung verloren, deren ſie ſich hier vor mehr als hundert Jahren erfreuten. Der König iſt den franzöſiſchen Miſſionärs ſehr gewogen und ſieht den Erfolg ihrer Bemühungen gern. Er hat mehrere zu Chriſten Bekehrte zu wichtigen Aemtern berufen. Der König von Ligor, welcher dem von Siam pflichtig iſt, läßt den Chriſten denſelben Schutz angedeihen. Es iſt ein Fürſt von ausgezeichneten Eigenſchaften.

Der Kaiser von China und der König von Cochin-China und Tunkin suchen dagegen der Ausbreitung des Christenthums möglichst Hindernisse in den Weg zu legen. Inzwischen haben bloß in der einzigen Provinz Sut-Schuen seit Anfang dieses Jahrhunderts über 22,000 Erwachsene und an 200,000 Kinder die heilige Taufe erhalten. Den Missionen dieses Landes steht insbesondere der Stolz der Gelehrten entgegen, und die christliche Demuth ist eine Tugend, welche sie nicht begreifen können."

Ferner erfuhr man, daß der Chan der großen Tatarei schon seit drei Jahren mit dem Chan von Chiwa im Kriege begriffen sey, und daß beide Parteien Rußlands Beistand angesprochen haben.

In Persien soll sich der älteste Sohn des Schahs gegen seinen Vater empört haben, der jüngere Sohn, der bekannte Abbas Mirza, aber gegen seinen Bruder zu Felde gezogen seyn.

VI.

Spanien.

1.

Die pragmatische Sanction.

Wir haben die Geschichte Spaniens im vorigen Jahrgange bei der Vermählung Königs Ferdinand VII mit der Prinzessin Christine von Neapel (im December 1829) verlassen. Durch sie hoffte der kinderlose König einen Erben zu erhalten; aber eben das fürchtete sein Bruder Don Carlos, der den Thron gern für sich erledigt gesehen hätte, und den die ganze Ultrapartei unterstützte. Es entstand nun eine starke Spannung zwischen der Königin und den Carlisten, und darauf gründeten die Liberalen ihre Hoffnungen; allein sie betrogen sich. Von Tag zu Tag erwartete man, der König werde endlich, von der Königin bewogen, den Ultras zum Trotz, ein Amnestiedecret erlassen, um die seit 1823 verbannten Constitutionellen zurückzurufen, doch es geschah nicht. Der König, obwohl eifersüchtig auf die große Macht, welche sein Bruder bei den Ultras besaß, war doch

in seinen Grundsätzen mit den Ultras einverstanden und bediente sich ihrer fortwährend, um jeden Schatten von Liberalismus im Lande zu unterdrücken. Er gestattete daher den königlichen Freiwilligen, dieser ultraistischen Miliz, neue Freiheiten, und erließ am 21 Januar eine Ordonnanz, in welcher jedem Freiwilligen, der einen Verbrecher einliefere, eine Unze Goldes zugesichert wurde. Als Grund wurde angeführt, die Municipalbehörde thue nicht ihre Schuldigkeit. — Allein die fortwährende Begünstigung des Ultrasystems hinderte den König nicht, gegen die Personen unter den Ultras, auf die er eifersüchtig war, d. h. gegen Carlos und seinen Anhang, Maßregeln zu ergreifen. Das Zweckmäßigste schien ihm, diesem Bruder und Rivalen jede Hoffnung auf die Thronfolge abzuschneiden. Da nun aber bis dahin noch in Spanien das salische Gesetz galt, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschließt, und demnach dem Infanten Don Carlos immer noch die Nachfolge gesichert blieb, wenn der König nur Töchter, aber keine Söhne bekäme, so entschloß sich der König, eigenmächtig das salische Gesetz aufzuheben und durch eine pragmatische Sanction (wie die Carls VI zu Gunsten seiner Tochter Maria Theresia) auch seiner weiblichen Nachkommenschaft die Erbfolge zu sichern, am 31 März. Die Carlisten waren darüber höchst unzufrieden, besonders da sich die Königin wirklich schwanger befand. Auch am französischen Hofe erregte die Sanction einige Bedenklichkeit, da die Bourbons in Frankreich ebenfalls entfernte Anwartschaft auf die Thronfolge in Spanien hatten, falls die Bourbons in Spanien in männlicher Linie ausstarben. Doch Ferdinand VII setzte hier seinen Willen durch.

Bis zur Vollendung dieſes Geſchäfts blieben die Eltern der Königin, die nicht ohne Einfluß darauf geweſen zu ſeyn ſcheinen, in Madrid. Am 14 April endlich reisten der König und die Königin von Neapel wieder ab, zuerſt nach Paris, und von da zurück nach Neapel. Auf ihrer Reiſe erregten anſehnliche Diebſtähle, welche ſich Perſonen aus ihrer Dienerſchaft theils gegen die Herrſchaft ſelbſt, theils gegen die Gaſtwirthe erfrechten, nicht geringen Skandal. Die Verbrecher wurden entdeckt und zur Strafe gezogen. — Die Entfernung des Königs von Neapel machte den Carliſten wieder Luft, und ſie beſchloſſen ſogleich einen frevelhaften Verſuch, die ihnen ſo verhaßte pragmatiſche Sanction zu vereiteln. Sie wollten nämlich einen Tumult erregen, alle Negros (Liberale) in Madrid ermorden und der Königin einen Schreck einjagen, der für das Kind, das ſie trug, tödtlich werden ſollte. Wirklich allarmirten die königlichen Freiwilligen die Stadt und bemächtigten ſich der Thore, doch liefen ſie unverrichteter Dinge wieder aus einander, ſey es aus Furcht, ſey es aus Berechnung, am 26 April.

Die Conſtitutionellen hielten ſich ihrerſeits, immer noch auf eine Amneſtie hoffend, ganz ruhig. Nur auf der Inſel Cuba wurde zu Anfang des Jahres eine Verſchwörung und geheime Verbindung mit Mexico entdeckt, und über 20 Perſonen wurden verhaftet.

Die Ruhe benutzend, war das Miniſterium, wie ſchon im vorigen Jahre, fortwährend auf Regulirung der Finanzen bedacht. Durch mehrere Decrete zu Anfang des Jahres wurde die Zahlung der Zinſen der innern Schuld garantirt, der Tilgungsfonds erweitert, die holländiſche Anleihe (wie im vorigen Jahre die franzöſiſche und engliſche)

anerkannt, aber auch durch Aguado eine neue Anleihe von 500 Millionen Realen gemacht, und von den Granden 90 Millionen Realen verlangt, als Rückstand einer veralteten Taxe.

Um die Administration besser zu centralisiren, hatte das Ministerium ferner den Plan, allmählich die Privilegien einzelner Provinzen aufzuheben, und namentlich richtete es sein Augenmerk auf die baskischen Provinzen an den Westpyrenäen. Die Basken zeigten sich aber hartnäckig, und schon war die Rede davon, Truppen gegen sie marschiren zu lassen, um sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen, welches Geschäft Espanna, der berüchtigte Henker von Catalonien, übernehmen sollte, als die Revolution in Frankreich ausbrach, und dieser Plan wegen neuer dringender Sorgen verschoben werden mußte. — Als eine kleine Episode verdient bemerkt zu werden, daß die spanischen und französischen Basken in den Pyrenäen wegen des Weiderechts Händel bekamen und auf dem Hügel von Mantaffla sich ein Gefecht lieferten. Doch wurde die Ruhe bald wieder hergestellt.

Zu Anfang des Julius bekam die spanische Regierung Nachricht, daß unter dem Vorsitze Torrijo's in London eine constitutionelle Junta bestehe, welche mit Mannschaft ein Schiff ausrüste, um in Algesiras zu landen. Mehrere Unterhändler wurden verhaftet.

Die Gefahr vor den Constitutionellen wurde aber drohender, als die spanischen Ultras ihre Stütze in Frankreich verloren. Die französische Revolution setzte den spanischen Hof in große Bestürzung. Ein Ministerconseil folgte auf das andere; aber man erfuhr nichts von den Beschlüssen.

Bald

Bald verlautete, der König werde die Cortes zusammenberufen, bald, es werden neue Verfolgungen gegen die Constitutionellen beginnen. Das Ultrasystem siegte. Viele Constitutionelle wurden verhaftet, doch bald, wahrscheinlich um Frankreich nicht zu reizen, wieder frei gegeben. Die dreifarbige Flagge wurde in den spanischen Häfen zugelassen, der neue König der Franzosen anerkannt.

Doch diese Nachgiebigkeit sollte nur dazu dienen, Zeit zu gewinnen. Nirgends ließ sich die Sympathie zwischen dem spanischen Hofe und der gestürzten französischen Dynastie verkennen, und man war insgeheim sehr thätig, sich zur Mitwirkung an einer neuen europäischen Reaction gegen das neufranzösische System anzubieten, und aus unvorsichtigen Aeußerungen von Seite Spaniens schloß man, daß wirklich ein Plan dazu entworfen worden sey, dessen Ausführung nur der Sturz des Ministeriums Wellington und die polnische Insurrection verschoben habe. Die Antipathie des spanischen Cabinets gegen das neufranzösische wurde übrigens vollkommen gerechtfertigt durch die indirecte Unterstützung, welche das letztere den spanischen Constitutionellen angedeihen ließ, indem es dieselben nicht verhinderte, von Frankreich aus in Spanien feindlich einzufallen.

Als diese Constitutionellen drohend an der Gränze standen, erhoben sich die Carlisten aufs neue, um jetzt, da man sie zur Abwehr der Liberalen nöthig brauchte, ihre alten Plane durchzusetzen. Am 24 September wollten sie den königlichen Wagen bei einer Spazierfahrt umringen und abermals die Königin dergestalt erschrecken, daß sie vor der Zeit niederkäme. Doch die boshafte Verschwörung ward

entdeckt, und der Hauptanstifter derselben, der berüchtigte Pater Cyrillo, nebst einigen Andern verbannt.

Am 10 October kam die Königin glücklich mit einer Tochter nieder, welche die Namen Marie Isabelle Louise erhielt und, der neuen pragmatischen Sanction zufolge, die Erbin des Thrones werden sollte. Die Carlisten erließen dagegen eine Protestation, worin sie die Thronfolge der Prinzessin für ungültig erklärten, unter andern aus dem Grunde, „weil bei der Bekanntmachung der Sanction der Fötus der Prinzessin schon das Gepräge des weiblichen Geschlechts gehabt habe, neue Gesetze immer aber nur auf künftige und nicht bereits vergangene Fälle anwendbar seyen.“ Die Unruhen an den Gränzen beseitigten diese Umtriebe.

2.

Mina's unglücklicher Feldzug in den Pyrenäen.

Unmittelbar nach der Revolution im Julius versammelten sich die in England lebenden Häupter der spanischen Constitutionellen in Paris, und schon am 30 August reiste Mina, der alte Held von Catalonien, nach den Pyrenäen ab, um daselbst eine Armee von Insurgenten zu organisiren, mit der er alsbald in Spanien einzufallen und die Cortes zu proclamiren gedachte. Zugleich erschien am 2 September in den englischen Times ein Art Manifest der spanischen Insurgenten, worin sie den Treubruch und die Tyrannei Ferdinands VII laut anklagten, den Versuch einer Befreiung

MUNA.

Spaniens rechtfertigten, und bereits die Existenz einer constitutionellen Junta proclamirten.

Bayonne und die Umgegend wurde der Sammelplatz der Insurgenten, zu denen sich auch einige Franzosen und Abenteurer anderer Nationen gesellten. Ihre Zahl blieb gering, ihre Bewaffnung schlecht. Obgleich sie von der französischen Bevölkerung gut aufgenommen und unterstützt wurden, so schwebten sie doch in beständiger Gefahr, durch einen Befehl der französischen Regierung, welche nicht mit der spanischen brechen wollte, aufgelöst zu werden. Sie hatten viele, durch ihre Heldenthaten in den frühern spanischen Kriegen zum Theil weltberühmte Anführer, Mina, el Pastor, Quiroga, Pablo, Gurra, Vigo Valdez, Lopez Banos, Isturiz, Espinosa, Romero, Alpuente, Calatrava, Sancho und Lopez Pinto ꝛc., aber diese waren nicht einig. Theils wollte Einer dem Andern nicht gehorchen, theils hatten sie andere Ansichten in Bezug auf den Feldzugsplan, theils trauten sie einander nicht oder verleumdeten einander aus Ehrgeiz. Mina hatte die erste Anwartschaft auf den Oberbefehl, aber er fand einen heftigen Gegner an dem Obristen Valdez und dessen Anhang. Es soll zwischen beiden zu einem heftigen Streite gekommen seyn. Valdez soll Mina eines Einverständnisses mit Wellington beschuldigt, und Mina ihm darauf gedroht haben, ihn erschießen zu lassen. Es hieß zwar, sie hätten sich wieder ausgesöhnt, aber die Eintracht wurde dennoch nicht hergestellt, und die Anführer handelten, wie der Erfolg gezeigt hat, vereinzelt auf ihre eigene Gefahr. — Wieder unabhängig von dieser Insurrectionsarmee bei Bayonne bildete sich eine andere in Perpignan unter den Generalen San

Miguel, Milans ꝛc., die in Catalonien einzufallen bestimmt war.

Die Zurüstungen, die Streitigkeiten hatten schon viele Zeit weggenommen und das Unternehmen der Insurgenten doppelt gefährdet; denn auf der einen Seite hatte Ferdinand VII eine Armee in die Pyrenäen geschickt, die zwar kleiner, aber doch derjenigen der Insurgenten überlegen, von den Generalen Liander, Fournas, Santos Ladron und Juanito gut commandirt und nach einem geschickten Plan in den Engpässen der Pyrenäen aufgestellt war; — und auf der andern Seite hatte sich in Frankreich das System der Mäßigung und des Friedens befestigt, und die Regierung war nicht mehr geneigt, durch längere Begünstigung der spanischen Insurgenten sich gegenüber den europäischen Mächten zu compromittiren; es wurde daher zu Anfang des Octobers den Behörden zu Bayonne und Perpignan der Befehl ertheilt, die Insurgenten zu entwaffnen und ins Innere von Frankreich zu verlegen.

Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Der Präfect von Bayonne publicirte den Befehl der Regierung am 13 October und traf Anstalt ihn auszuführen, und es gelang den Spaniern nur durch die Insubordination der Bevölkerung, ihm zuvorzukommen. Die französischen Nationalgarden, die mit den spanischen im hohen Grade sympathisirten, rotteten sich zusammen, und zwangen den Präfecten, die Spanier ungehindert abziehen zu lassen. Dieser Abzug geschah nun aber so übereilt, daß die zerstreuten kleinen Haufen der Spanier sich nicht gehörig sammeln konnten, sondern einzeln so schnell als möglich über die Gränze zu kommen suchten. Auch wurden einige ihrer Schaaren, die sich

verspätet hatten, von den französischen Behörden zurückgehalten.

Das Hauptheer ging von Bayonne aus bei Urdar über die Gränze. Zuerst überschritt sie Obrist Valdez mit einigen hundert Mann, am 11 October. Er drang bis Zugarramurdi vor, von wo er die Truppen des Generals Jnanito in einem glücklichen Gefechte vertrieb, am 18 October. Die Uebermacht des Feindes nöthigte ihn indeß, sich bald wieder auf die Schaar des Generals Mina zurückzuziehen, der am 19 über die Gränze ging und folgende Proclamation erließ: „Spanier, die Zeit ist gekommen, uns im Angesichte der Welt mit der unserer Nation eigenthümlichen Würde und Edelmüthigkeit zu zeigen. Nachdem wir im Jahre 1823 die in dem Unabhängigkeitskriege erworbenen Lorbeern beschimpfen und unsere Rechte mit Füßen treten gesehen haben, lasteten Unglück, Verfolgung und Mord in Masse auf der Nation; die Spanier wurden nur noch nach Laune, mit unersättlicher Habsucht, immer mit Willkür und oft mit Grausamkeit regiert. Denken wir nicht mehr an solches Unheil, als bloß in der Absicht, demselben ein Ende zu machen; vereinigen wir uns, als Söhne eines so unglücklichen Vaterlandes, durch ein brüderliches und unauflösliches Band. Die Zeit hat die Einen gelehrt, daß wenn man das Schicksal eines Volkes dem einzigen und freien Willen der Regierenden überläßt, dieß zu Schmach, zu gränzenlosen Plackereien, zu unersetzlichen Ungerechtigkeiten Anlaß gibt; und die Andern, daß der Wunsch die Concessionen und die öffentlichen Freiheiten übermäßig auszudehnen, Unordnung herbeiführt, die erste Ursache, oder wenigstens der Vorwand zur Wiederherstellung des Despotismus. Frankreich hat uns

das schon in einem andern Jahrhunderte von England vorgezeichnete Beispiel der Art gegeben, wie ein Volk die Zerstörung seiner Freiheiten verhindert, indem es sie mit heldenmäßigen Anstrengungen und einer bewunderungswürdigen Mäßigung vertheidigt. Ahmen wir hierin diesen ausgezeichneten Nationen nach. Ahmen wir sie auch in den Institutionen nach, die sie regieren. Mittelst dieser Institutionen, und indem wir uns mit ihnen und den andern constitutionellen Regierungen von Europa in Einklang setzen, werden wir die beiden großen Grundlagen der Wohlfahrt der Staaten, die Freiheit und die Ordnung, feststellen. Die vereinte spanische Nation, durch ihre Deputirten repräsentirt, und durch die Lehren der Erfahrung erleuchtet, wird ohne Zweifel eine freie Regierung annehmen, wo die Rechte aller Spanier und die Prärogativen der Krone zugleich gesichert werden müssen. Die Nation wird durch weise und gerechte Maßregeln die Quellen des öffentlichen Reichthums eröffnen, die jetzt so sehr verstopft sind; sie wird den Zwist mit America endigen, und in dem nachgeben, was die Zeit und die Ereignisse unerläßlich gemacht haben; endlich wird sie der schmachvollen Verschwendung der Staatsgelder und der bei ihrem Credit eingeführten Betrügereien ein Ende machen, der Schuld und den frühern Contracten, die anfänglich gewissenhaft erfüllt, und dann schändlich mißkannt und annullirt wurden, Achtung verschaffen. Der in Cortes wieder vereinigten Nation gebührt es demnach, so wichtige Gegenstände zu erörtern und zu beschließen. Meine Absicht ist jetzt nur, die Spanier aufzufordern, in Gesammtheit zu einem so heiligen Zwecke mitzuwirken, und die Morgenröthe eines so schönen Tages herbeizuführen. Viele andere Chefs, meine

Cameraden, alle übereinstimmend und aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausgehend, sind jetzt auf verschiedenen Punkten der Halbinsel thätig; wir wollen einmüthig und freundschaftlich alle diejenigen bewillkommnen, die unter unsere Fahnen sich begeben werden, um der heiligen Sache der Freiheit zu dienen, auch alles frühere Betragen und jede Art von Partei vergessen. Nur gegen diejenigen, die sich uns widersetzen oder in der Folge an uns unredlich beweisen würden, wollen wir eine schnelle und strenge Justiz handhaben. Unser Wahlspruch ist Vergessenheit des Vergangenen, Eintracht, Freiheit, Ordnung für die Zukunft. Im Lager der Ehre und der Vereinigung der guten Spanier, den 19 Oct. 1830.

(Unterz.): Francesco Espoz y Mina."

Nun wurden zwar Mina und Valdez, so weit sie kamen, von den Einwohnern, selbst von den Mönchen zu Urdax gut aufgenommen, allein sie fanden den General Juanito mit einem überlegenen Heere von 5000 Soldaten und 3000 königlichen Freiwilligen vor sich, die man aus den erklärtesten Absolutisten und Carlisten ausgewählt hatte. Die Insurgenten dagegen waren auf diesem Punkte nicht 2000 Mann stark, und es war ihnen nicht möglich, sich aus den Engpässen des Gebirgs durchzuschlagen, um in den mehr bevölkerten Gegenden die Einwohner aufzuwiegeln. Einige Tage der Zögerung gaben den Generalen Llander und Santos Ladron Zeit, mit ihrer Truppenmacht aus Arragonien zur Unterstützung Juanito's in Navarra herbeizuziehen. Von dieser weit überlegenen Macht wurde Valdez am 27 October bei Vera überfallen und seine kleine Schaar zertrümmert. Die

Königlichen folgten den flüchtigen Insurgenten auf dem Fuß bis auf das französische Gebiet, wo sie noch viele Gefangene schonungslos niedermetzelten. Von hier aus kamen sie sodann Mina in den Rücken, der, an der Gränze abgeschnitten und von der Uebermacht erdrückt, zwei Tage lang in den Gebirgen umherirrte, beständig kämpfend, bis es ihm gelang, den französischen Boden zu erreichen. Auf einem hohen Felsen, an dem er sich herabgelassen, fand man sein Pferd und seinen Mantel. Zum Tod erschöpft, entging er der Gefangenschaft nur wie durch ein Wunder und durch Anstrengungen, wie sie seine frühern abenteuerlichen Kämpfe in den Pyrenäen ausgezeichnet und weltberühmt gemacht haben. Aber diese Anstrengungen bewirkten, daß seine alten Wunden wieder aufbrachen, und er verschmachtend das Krankenlager hütete, als auf einen grausamen Befehl der französischen Regierung Gendarmen ihn aus dem Bette rissen und nach Bordeaux schleppten, damit seine Anwesenheit an der Gränze der Insurrection nicht neue Nahrung geben möchte.

Den kleinen abgesonderten Corps ging es nicht besser, wie dem Hauptcorps unter Valdez und Mina. Umsonst erließen die alten Helden der Freiheit, General el Pastor und Quiroga, Proclamationen in ähnlichem Sinne wie Mina. Pablo, der am 16 mit einer kleinen Schaar über die Gränze ging, wurde bei Arequy geschlagen, der unglückliche Chapalangarra mit einer andern Schaar am 19 getödtet. Die Generale Espinosa und Plasencia, die in Arragonien eindringen sollten, wurden daran gehindert, indem die französische Behörde zu Oleron auf ihre Waffen Beschlag legte und sie mit Gewalt zurückhielt. Von andern kleinen Abtheilungen der Insurgenten hieß es,

daß sie auf dieselbe Weise in Bagneres de Bigorre und in Arreau zurückgehalten werden. Gurra machte den letzten Versuch in Spanien einzudringen, kehrte aber, da alles verloren war, zurück und überlieferte sich der französischen Behörde, die alle Zurückgekehrten entwaffnen und ins Innere von Frankreich bringen ließ.

Auf der Ostseite der Pyrenäen lief die Insurrection eben so unglücklich ab. Milans rückte zwar am 16 Oct. bei Perpignan über die Gränze, ward aber sogleich von den Truppen des in Catalonien commandirenden Generals Espanna blutig empfangen, zurückgeschlagen und in Frankreich entwaffnet.

Eben so rasch wurde ein Aufstand der Constitutionellen in Gallizien unterdrückt, der darauf berechnet war, das Unternehmen Mina's zu unterstützen. Am 4 October erhob Anton Rodriguez zu Orense die Fahne des Aufruhrs, ward aber bald umzingelt, überwältigt und an der portugiesischen Gränze, wohin er sich flüchtete, erschossen.

Am bittersten klagten die unglücklichen Constitutionellen, die nach dieser verderblichen Niederlage auf den französischen Boden zurückkehrten, über das treulose Benehmen der französischen Regierung, die sie entweder vorher an dem Unternehmen hätte hindern oder dasselbe ungehindert ausführen lassen sollen. Sie schrieben aus Oleron: „Das Grausamste ist, daß der Unterpräfect uns unser Geld ausgeben ließ, ohne ein Wort zu sagen, und als der Aufwand gemacht war, alles wegnehmen ließ. Der Widerstand, den wir von Seite der Beamten erfahren, ist der ungerechteste und demüthigendste von der Welt; er gleicht selbst dem Diebstahle, denn welchen andern Namen kann man ihrem Verfahren geben? Sie

sahen, wie wir diese Effecten kauften; sie wußten, wo die Kleider gemacht wurden; sie schlugen uns selbst den Ankauf einiger Pferde vor, und als sie uns Alles bis auf den letzten Maravedi entlockt hatten, überfallen sie uns, und nehmen uns Alles weg!"

Nach dieser Niederlage der Constitutionellen zeigten sich die Absolutisten in Spanien desto übermüthiger, und man schien sich der kleinen Furcht zu schämen, welche kurz zuvor noch die Gemüther beschlichen hatte. Weit entfernt, jetzt noch von der dreifarbigen Fahne einen Ueberfall zu besorgen, dachte man vielmehr darauf die weiße Fahne wieder aufzurichten. Es spann sich ein Verkehr zwischen Spanien und den französischen Carlisten an, und zugleich versicherte man, daß der russische Gesandte in Madrid großen Einfluß auf das Cabinet übe. Vor der polnischen Revolution, so lange noch die Stellung Rußlands drohend war; so lange noch eine nach dem Westen bestimmte russische Armee die Aufmerksamkeit Frankreichs auf sich zog; so lange Rußland noch nicht einmal den König der Franzosen auf seinem neuen Thron anerkannt hatte, war es auch sehr natürlich, daß man erwartete, Frankreich werde, wenn von Rußland, dann auch von Spanien im Namen der vertriebenen Bourbons angegriffen werden. Nach der polnischen Revolution zerstreuten sich diese Gerüchte, doch das Mißtrauen und die geheimen Intriguen der Carlisten dauerten fort.

Durch den Tod des Herrn Ugarte (am 7 November) verlor zwar die apostolische Partei eines ihrer wirksamsten Häupter, und durch die Errichtung eines neuen Ministeriums des Innern, was Spanien bisher gefehlt hatte, und dessen Leitung Ofalia, bisheriger Gesandter in Paris, er-

hielt, schien ein Fortschritt in der Verwaltung zum Bessern gemacht, im Wesentlichen blieb aber Alles beim Alten, und es war auch in diesem Jahre nichts geschehen, um Spanien aus seiner, nun schon so langen Spannung zu reißen; vielmehr hatten die Hoffnungen und Besorgnisse, die eine Folge der Juliusrevolution waren, auch in Spanien den Argwohn und Haß der Parteien nur höher gesteigert.

Ein sehr guter Aufsatz im „Ausland" sagt über diese Vorgänge in Spanien: „Die spanische Nation wird ihre Bahn der Revolution durchlaufen, da jede schlechte Regierung den Keim des Unterganges in sich selbst trägt; aber für jetzt scheint bei der Masse noch nicht das Bewußtseyn eines Bessern durchgedrungen zu seyn, und daß dieß so bald nicht geschieht, dafür wird die Priesterschaft schon sorgen. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daß nicht Ereignisse eintreten könnten, welche das künstliche Gewebe, womit die Vernunft des Volkes umsponnen wird, mit Einemmale zerreißen. — Den Charakter Ferdinands hat man sehr falsch dargestellt. In seinen Manieren ist er nichts weniger als der hochmüthige Autokrat oder der finstere Tyrann, wie Manche ihn sich wohl denken — im Gegentheil, sein Benehmen könnte nicht volksmäßiger, d. h. würdeloser seyn. Seine Fehler gehen nicht sowohl von seinem Temperamente, oder seiner natürlichen Sinnesart, als von seiner Erziehung aus. Er ist ein gutmüthiger, oder vielmehr gutgelaunter Mensch, der mit seiner Dienerschaft und seiner nächsten Umgebung auf einem vertraulichen Fuße lebt, und folglich von ihnen geliebt wird. Seine Geistesschwäche, Talent- und Bildungslosigkeit sucht er nicht selten durch eine Hartnäckigkeit zu verdecken, wo man es am wenigsten erwartet. Persönlich ist er nicht eben grausam oder blutdürstig,

aber er besitzt keine Kraft, das Böse zu verhindern, das Andere in seinem Namen thun, und daher lastet das Gehässige vieler Dinge auf ihm, die er durchaus nicht gewollt, sondern bloß zugelassen hat. Bei seiner Unentschlossenheit und der Gewohnheit, sich durch Einflüsterungen von Personen, selbst aus den niedersten Ständen (wie denn seine Bedienten immer den größten Einfluß auf ihn haben) oft zu den wichtigsten Schritten bestimmen zu lassen, kann schlechterdings von einem Regierungssysteme bei ihm nicht die Rede seyn, und man kann nie zum voraus wissen, was Sr. kath. Maj. in dieser oder jener Sache belieben werde. Ferdinand ist vergnügungssüchtig, sinnlich, indolent und abgestumpft, Religion und Beichtvater sind ihm so gleichgültig als möglich, und man thut ihm sehr Unrecht, wenn man ihn für bigott hält. — Als einen der auffallendsten Züge in seinem Charakter bemerken wir das Mißtrauen und die Verstellung, welche er sogar gegen die nicht ablegt, die für seine innigsten Freunde gelten. In dem Augenblicke, wo ein Günstling sich am sichersten dünkt und den königlichen Willen ganz in seinen Händen zu haben wähnt, ist er vielleicht seinem Sturze am nächsten. Man will behaupten, diese Zweizüngigkeit rühre von der Art her, wie ihn seine Mutter behandelte, deren Liebling er bekanntlich nicht war, und gegen deren Umtriebe auf der Hut zu seyn er alle Ursache hatte. Zu jeder Stunde kann es ihm einfallen, daß er die Cigarre im Mund auf den Corridor herausgeht und mit dem nächsten Besten, auf den er stößt, sich in eine Unterhaltung einläßt: „Nun, was spricht man von der oder der Verordnung? Was hält man von der oder der Ernennung?“ So glaubt er denn, die öffentliche Meinung zu kennen, wenn er nur der Betrogene der Camarilla ist, die

einige Personen zu diesem Zwecke aufgestellt hat. — Gegenwärtig nimmt seine liebenswürdige Gemahlin alle seine Neigungen in Anspruch, und man verspricht sich von ihrem Einflusse auch Ersprießliches für den Staat. Die Königin ist außerordentlich beliebt. Jung, hübsch, leutselig und freundlich, gefällt sie überall, wo sie sich zeigt, und sie unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheile von Ferdinands voriger Gemahlin, welche — äußerst bigott und zurückgezogen — sich und Andern die unschuldigsten Vergnügungen versagte. Maskeraden und Theater namentlich fanden vor dieser strengen Dame keine Gnade. Die gegenwärtige Königin besucht den Prado, und erscheint mitten unter den Tausenden Arm in Arm mit dem Könige in spanischer Tracht, der Mantilla und Basquina, worin sie sich sehr gut ausnimmt; der König, ganz bürgerlich, hat da kein Gefolge bei sich, sondern höchstens einen Livree-Bedienten, der einige Schritte vorausgeht. In den königlichen Sitios oder Residenzen beobachtet sie dasselbe Betragen. — Fragt man, bei welchen Classen eine Bewegung zu Gunsten des constitutionellen Systems zunächst einen Anhaltspunkt suchen könnte, so ist dieß schwer zu sagen. Bei den Truppen? Diese, zumal die Garden, sind in neuerer Zeit gut unterhalten; auf keinen Fall dürfen die Liberalen in der Hauptstadt auf Unterstützung von dieser Seite rechnen. Bei der Geistlichkeit? Diese ist fast nirgends der bürgerlichen Freiheit günstig und am wenigsten in Spanien; und hat sich daselbst auch ihr Einfluß in den letzten Jahren vermindert, so ist er noch immer furchtbar genug. Viele von ihnen, mit Don Carlos an der Spitze, finden sogar Ferdinands Herrschaft nicht absolut genug, und erwarten das Heil bloß von der Herstellung der Inquisition und der blutig bigotten Tyrannei Philipps II. Ob sie sich an Don

Carlos nicht verrechnen? Einige, welche diesen Prinzen genau zu beobachten Gelegenheit hatten, wollen behaupten, daß über seinen Charakter ganz falsche Vorstellungen im Umlaufe gehen; sie betrachten ihn als den Wohlunterrichtetsten und Talentvollsten unter der Familie, der, wenn er zum Throne gelangte, die Hoffnungen der Absolutisten auf politische und religiöse Verfolgungen gar leicht vereiteln dürfte, während ein Theil der Constitutionellen den Verdacht hegt, daß die Carlistische Verschwörung nichts sey, als ein zwischen ihm und seinem Bruder abgekartetes Spiel, das den Vorwand zu Willkürmaßregeln und zu Verweigerung aller Concessionen hergeben müsse. Don Francisco kann mit Stillschweigen übergangen werden, da er in dem von Parteien zerrissenen Spanien nicht einmal der Mann ist, für den sich eine Partei bildet. Steigen wir zu den niedern Ständen herab, so darf man sich darunter keineswegs einen persönlich entwürdigten Menschenschlag denken. Die offene, unverlegene Art, wie der spanische Bauer mit seinen Vorgesetzten spricht, sticht auffallend gegen die servile Unterthänigkeit des Landvolks in andern Staaten ab. Eben so behandelt der spanische Grande, trotz dem unermeßlichen Abstand von Geburt, Rang und Reichthum, seinen Diener mit einer Vertraulichkeit, wovon man anderswo keinen Begriff hat. Diese gesellige Freiheit ersetzt in Spanien zum Theil den Mangel wirklicher Selbstständigkeit, und die Vornehmen werden daher von der Menge nicht sowohl beneidet und gehaßt, denn vielmehr als natürliche Beschützer angesehen; ja der größere Theil der Einkünfte der ersten Häuser wird von den erblichen Angehörigen derselben aufgezehrt. Auf einer etwas höheren Stufe der Lebensverhältnisse trifft man wenig mehr Bildung, als absolut erforderlich ist, um einen

kleinen Handel oder ein Gewerb zu treiben; und wenn dieſe auch zu Beſtreitung der täglichen Bedürfniſſe einer Familie nur ſpärlich hinreichen, ſo iſt doch nirgend ein Unternehmungsgeiſt vorhanden, welcher zu größeren Anſtrengungen aufforderte. Leſen iſt ſelbſt oberhalb dieſer Claſſe eine ſeltene Kunſt, ſo daß die Leute in völliger Unwiſſenheit über die Vortheile bleiben, in deren Beſitz auswärtige Nationen durch freiere Inſtitutionen ſich geſetzt haben. Zu der Kraft der Trägheit, welche in dem ſpaniſchen Volke jeder Verbeſſerung entgegenwirkt, kommt aber auch noch ſeine orientaliſche Abneigung gegen Neuerungen — ſein Vorurtheil gegen Fremde und deren Gebräuche und Erfindungen, die in ſeinen Augen nicht beſſer als Ketzereien ſind. Sie wiſſen von keiner Geſchichte als der ihrigen, und von dieſer wiſſen ſie mehr, als man glauben ſollte. Die jungen Männer und Frauen beſchäftigen ſich lieber mit ihrem Putze, als daß ſie über die Möglichkeit politiſcher Reformen philoſophiren. Man gebe ihnen Brod und Stierhetzen (pan y toros), und ſie ſchlagen allen Conſtitutionen ein Schnippchen! Es läßt ſich demnach unbedenklich behaupten, daß die große Maſſe auch keine Ahnung einer künftigen Wiedergeburt der Nation hat. Nur die Bevölkerung der Seeſtädte, der größeren Kaufleute, die beſſer erzogenen Juriſten und ein Theil des Officierſtandes macht von dieſer Regel eine Ausnahme; aber Mangel an Thatkraft und Einheit, ſo wie Furcht vor peeuniären Verluſten, die immer zum Gefolge von Staatsumwälzungen gehören, ſchaffen auch hier ein mächtiges Gegengewicht, und dann die vielfache politiſche Trennung im Innern Spaniens, und die gegenſeitige Eiferſucht der zum Theil bevorrechtigten Königreiche und Provinzen auf einander, das Mißtrauen und die Verachtung

des Castiliers gegen den Andalusier, des Biscayers gegen den Valencianer ꝛc., erschweren jede Vereinbarung über die Grundsätze eines Reformsystems. Wenn man alles dieses bedenkt, so könnte man versucht seyn, Spaniens Zustand für unverbesserlich zu erklären. Indeß so gar schlimm sieht es denn doch nicht aus. Seit den letzten zwanzig Jahren ist viel geschehen; und wo die Macht der Intelligenz auf der einen, der Obscurantismus auf der andern Seite steht, kann der Ausgang des Kampfes zuletzt nicht zweifelhaft seyn."

VII.

Portugal und Brasilien.

Der beklagenswerthe Zustand, in welchem wir Portugal im Jahre 1829 fanden, dauerte auch das ganze Jahr 1830 ununterbrochen fort. Wir wollen hier die grauseneregenden Schilderungen der zahllosen Verhaftungen, der grausamen Mißhandlung der Gefangenen, der Morde und Hinrichtungen nicht wiederholen, da wir im vorjährigen Taschenbuche Scenen dieser Art hinlänglich geschildert haben.

Zu Anfang des Jahres schien ein Schimmer der Hoffnung für Portugal aufzugehen. Am 6 Januar nämlich starb die alte Königin Charlotte, Wittwe Johanns VI, Mutter Don Pedro's und Don Miguels, Schwester Ferdinands VII von Spanien, 55 Jahre alt. Wir geben einen kurzen Abriß ihrer politischen Laufbahn: „Von dem ersten Tage ihrer Ehe trat sie in Opposition gegen ihren Gemahl, welcher seinerseits — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht entscheiden — eben so bald ihre Treue in Zweifel zog,

— ein Punkt, worüber ihm zuletzt kein Zweifel übrig blieb. Ehe der portugiesische Hof im Jahre 1807 sich nach Brasilien einschiffte, machte sie den ersten Versuch zur Gewalt zu gelangen. Sie entwarf zu dem Ende den Plan, ihren Gemahl für wahnsinnig erklären zu lassen, und sich selbst, als Mutter Don Pedro's, des präsumtiven Thronerben, mit der Regentschaft zu bekleiden. Don Joao, der hinter das Complot kam, begnügte sich damit, ihre Mitschuldigen zu verbannen, und die Sache blieb auf sich beruhen. In Brasilien fuhr sie fort zu intrikiren. Die spanischen Colonien in America begannen das Joch des Mutterlandes abzuschütteln, und Charlotte Joachime hätte gern aus diesen neuen Staaten ein Reich gebildet, und sich die Krone aufgesetzt. Bei einer mit Dr. Francia und dessen Agenten angeknüpften Unterhandlung hatte sie diesen Zweck im Auge. Im Jahre 1812 erkannten die Cortes von Cadiz ihr mit ihren Kindern das Recht der Succession auf den spanischen Thron zu, im Fall daß Ferdinand und seine Brüder im Auslande gefangen blieben; sie gab sogleich ihre Beistimmung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für die spanische Nationalversammlung, und schickte sich an, nach Europa zurückzukehren, um die ihr zugefallene Regierung zu übernehmen, als der Friede und die Rückkehr Ferdinands die Hoffnung ihres Ehrgeizes vereitelte. Die Ereignisse, die später auch die königliche Familie von Portugal zur Rückkehr nach Europa bestimmten, sind bekannt. Als die Königin, die ihren Gemahl begleitete, wahrnahm, daß er einiges Bedenken trug, die in seiner Abwesenheit eingeführte neue Ordnung der Dinge zu sanctioniren, so war dieß für sie Grund genug, der constitutionellen Partei den Hof zu machen; wirklich verband sie sich mit den

überſpannteſten Neuerern auf's innigſte, immer den Gedanken verfolgend, ſich an die Spitze der Regierung vorzuſchieben. Der König ließ ſich endlich die Revolution gefallen — von dem Augenblicke an hörte ſie nicht auf, eine unverſöhnliche Feindin derſelben zu ſeyn. Sie weigerte ſich hartnäckig, den Eid auf die Verfaſſung zu leiſten, und da man ihr die perſönliche Gefahr vorſtellte, welche ihre Weigerung leicht für ſie haben möchte, erwiderte ſie: „Ich fürchte mich nicht, was können ſie mir auch thun?" Im Jahre 1822 war ſie es, welche den Aufruhr des Marquis von Chaves veranlaßte; doch der Marquis vermochte ſich nicht gegen die Conſtitutionellen zu halten, und ſie warf ihre Blicke jetzt auf Don Miguel. Unter ihrer Leitung zettelte der Prinz eine Verſchwörung gegen ſeinen Vater an; der König, genöthigt ſeinen Palaſt zu verlaſſen, begab ſich nach Villa Franca, wo ihn Don Miguel und ſeine Mutter gefangen nahmen und die Verfaſſung aufhoben. Der Einfluß der in Spanien ſtehenden franzöſiſchen Armee verſchaffte der Contre-Revolution einen vollſtändigen Sieg; allein der Königin genügte dieß nicht: denn der König regierte noch, oder vielmehr er ließ ſich regieren von Perſonen, die nicht zu ihrer Partei gehörten. Im folgenden Monate April ſetzte ſie ihren verwegenſten und verruchteſten Plan ins Werk. Der König ſollte zur Abdankung gezwungen, oder, wenn er ſich deſſen weigerte, ermordet werden. Ihre Maßregeln hatte ſie ſo geſchickt genommen, daß aller Verdacht auf die Conſtitutionellen fallen mußte, welche ſie das Verbrechen büßen laſſen wollte, das ihr die Herrſchaft brachte. Don Miguels Proclamation war dahin berechnet. Es iſt bekannt, daß die Dazwiſchenkunft des diplomatiſchen Corps das Leben des Königs rettete, und der

Königin die Beute aus den Händen riß. Während der Krankheit des Königs gewann sie es nie über sich, ihn zu besuchen; der Monarch bezeichnete sie auch in seinen letzten Jahren nie mehr als seine Gemahlin oder als Königin, noch nahm er ihren Namen in den Mund, sondern wenn er von ihr sprach, so geschah dieß nur durch das Wort Sie. Diese Sie hatte sein ganzes Leben vergiftet, und quälte und verfolgte ihn bis ins Grab. Man erzählt, als die Frage wegen ihrer Verbannung berathen werden sollte, versammelte sich der Staatsrath unter dem Vorsitze Sr. Maj. in einem Zimmer des Palastes Alfiete. Die Frage war noch nicht entschieden, als der König aufsprang und mit bewegter Stimme ausrief: „Großer Gott! In diesem Zimmer war es ja, wo sie das Complot anlegte, mir zumal die Krone und das Leben zu rauben.“ Vor seinem Tode hatte der König eine Regentschaft ernannt, welche die Rechte Don Pedro's wahren sollte; die Königin, von der Theilnahme daran ausgeschlossen, schickte den Marquis von Chaves wieder ins Feld, doch führte sie ihre Entwürfe erst bei der Rückkunft ihres Sohnes Don Miguel ganz aus; denn sie war es, welche vom 22 Febr. 1826 bis zu ihrem Tode am 7 v. M. in Portugal regierte. So kam für sie endlich die Zeit der Rache, und die Welt weiß, daß sie dieselbe nicht ungenützt verstreichen ließ. Sie trug stets eine Proscriptionsliste bei sich, um keine Gedächtnißfehler zu begehen; wen sie aber am meisten verabscheute, das waren die Freunde des Königs Johann, ihres Gemahls. Daraus erklärt sich die Thatsache, daß unter den portugiesischen Auswanderern so manche Individuen sich befinden, die nichts weniger als des Liberalismus verdächtig sind, während dagegen manche entschiedene Liberalen ungekränkt in Portugal zurückblieben. —

In ihrem bis zur Raſerei leidenſchaftlichen Temperamente, ihrer bis zum willkürlichſten Abſolutismus getriebenen Herrſchſucht, ihrer tiefen Befangenheit im kraſſeſten Aberglauben blieb ſich die Königin bis an ihr Ende unverändert gleich; aber dieſe Eigenſchaften und ihre ſonſtigen Gewohnheiten waren nicht geeignet, ihr ein geſundes Alter zu verſchaffen. Wenn die mediciniſche Kunſt, die freilich in Portugal auf keiner ſonderlich hohen Stufe ſteht, der hohen Patientin keine Erleichterung verſchaffte, wurde nach Quackſalbern geſandt, und zuletzt nach Heiligenbildern und Reliquien. Umſonſt — ihre letzte Stunde hatte geſchlagen." Kräftiger an Charakter, als ihr Bruder Ferdinand und als ihr Sohn Don Miguel, beherrſchte ſie den Letztern, ſo lange ſie lebte, und war die eigentliche Seele des Portugal erdrückenden Schreckenſyſtems. Als ſie ſtarb, hegte man die Hoffnung, ihr Einfluſs werde mit ihr zu Grabe gehen, Don Miguel werde, ſich ſelbſt überlaſſen, und wie es ſeiner Jugend angemeſſen ſchien, milder werden, oder wenigſtens aus Klugheit die Gelegenheit benutzen, um die Schuld der bisherigen Tyrannei auf ſeine Mutter zu ſchieben, und bei dem Tode derſelben durch die Einführung eines gemäßigten Syſtems ſich die Gunſt und Anerkennung der europäiſchen Mächte zu erkaufen. Allein von allem dem geſchah nichts. Don Miguel bezeigte keine Rührung beim Tode ſeiner Mutter, ſetzte aber ihr Syſtem fort. Ihr Rathgeber, der mehr als 80jährige Miniſter Baſtos, der je älter, deſto grauſamer zu werden ſchien, blieb an der Spitze der Geſchäfte. Der Tod des Marquis von Chaves (6 März), des alten Helden des Abſolutismus, den man mit Undank gelohnt hatte, übte gar keinen Einfluß auf die Politik.

Don Miguel fand in ſeinem eigenen Herzen und Verſtand

keinen Beruf, sein System zu ändern, und wurde von außen nicht dazu genöthigt. Das benachbarte Spanien hatte ihn schon im vorigen Jahre als König anerkannt, und sein Schwager Ferdinand VII theilte seine absolutistischen Grundsätze, billigte sein Benehmen. Von den übrigen Mächten war er zwar nicht anerkannt, aber nicht nur die Mächte der heiligen Allianz, sondern auch England und Frankreich huldigten unter den Ministerien Wellington und Polignac dem Absolutismus, und so lange dieß der Fall war, glaubte Don Miguel unbesorgt seyn zu dürfen. Ueberdieß kam ihm Englands Handelsinteresse zu statten. Man sprach allgemein davon, daß Wellington ihm die Anerkennung von Seite Englands versprochen habe, wenn er den berüchtigten Tractat von 1810, welcher England unermeßliche Handelsvortheile sicherte, auf 30 Jahre erneuern, und Ehren halber den Constitutionellen eine Amnestie ertheilen wolle. Allein, von welcher Natur auch die Vorschläge gewesen seyn mögen, die man ihm gemacht, es ist Thatsache, daß er sie alle übermüthig verworfen hat.

Seine Willkür erkannte weder eine politische, noch sittliche Gränze an. Er fuhr fort, Jeden der ihm verdächtig schien, verhaften und im Gefängnisse unmenschlich behandeln zu lassen. Den General Pereira, der im Gefängnisse starb, ließ er mit einem Stricke um den Hals begraben. Seine Schergen, die königlichen Freiwilligen, durften sich fortwährend jede Missethat gegen die des Constitutionalismus Verdächtigen erlauben. Er selbst überließ sich jeder Art von Schwelgerei, gab Feste, große Jagdpartien ꝛc. und stellte diese Vergnügungen nicht einmal ein, als seine Mutter starb. Das Geld, das er verschwendete, nahm er willkürlich aus den Staatscassen. Ja, er schonte sogar seiner treuesten Diener so wenig,

daß er einmal zum Scherz dem greisen Bastos einen Sarg ins Haus schickte. Auch hieß es, er raffe von allen Seiten her Geld und Schätze zusammen, und habe sich geäußert, wenn er auch zuletzt abgesetzt würde, so wolle er noch als einer der reichsten Prinzen sein Leben genießen.

Sein Uebermuth ging so weit, daß er nicht nur alle Vorschläge des ihm so wohlwollenden Ministeriums Wellington abwies, sondern im Vertrauen auf dieses Wohlwollen sich nicht einmal scheute, England offenkundig zu beleidigen. Er ließ durch das Blokadegeschwader, das er von neuem vor der Insel Terceira aufgestellt hatte, mehrere englische Schiffe wegnehmen, und die Namen derselben sogar pomphaft, gleichsam als eine ruhmwürdige Siegesbeute, in der Hofzeitung bekannt machen. Indeß ermüdete die Geduld Englands noch immer nicht. Als mittlerweile die Revolution in Frankreich ausbrach, deren Folgen Anfangs nicht zu berechnen waren; als es einen Augenblick möglich schien, daß die constitutionelle Reaction sich auch bis nach Portugal erstrecken, und daß durch einen Sieg der Liberalen in diesem Lande England die Vortheile entrissen werden könnten, die es von Don Miguel zu erkaufen hoffte, da wiederholte das Ministerium Wellington seine Anträge immer dringender, und es hieß den ganzen Herbst hindurch alle Augenblicke, daß Don Miguel so annehmliche Bedingungen annehmen werde, schon angenommen habe; allein er that es nicht. Er wollte um keinen Preis, auch nicht zum Schein, eine Amnestie bewilligen, und Wellington durfte nicht wagen, dem englischen Volke und ganz Europa gegenüber, den Usurpator anzuerkennen, ohne daß dieser zuvor einen wenigstens erheuchelten Act der Menschlichkeit übte. So zerschlug sich die Sache, und das neue englische Ministerium Grey

zeigte weit weniger Sympathie für Don Miguel, zog ihn vielmehr im folgenden Jahre ernstlich zur Rechenschaft wegen seiner an England verübten Unbilden.

Als die Nachricht von der Julirevolution in Lissabon ankam, blieb Don Miguel seinem Charakter treu. Weit entfernt, sich auch nur einen Augenblick, wie Ferdinand VII in Spanien, einschüchtern zu lassen, verdoppelte er vielmehr auf der Stelle seine despotische Energie, ließ neue zahllose Verhaftungen vornehmen, schonte dabei selbst die Fremden nicht, und bewachte die Stimmung des Volkes mit der äußersten Strenge durch Polizei und Spionage. Sollte ihm je eine Gefahr drohen, so war er bereit, ihr mit allen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu trotzen. Ob er derselben Energie fähig ist, wenn ihm die Gefahr wirklich nahe tritt, werden wir später sehen.

Unterdeß befanden sich die azorischen Inseln noch in demselben Zustande, wie im vorigen Jahre. Terceira huldigte der rechtmäßigen Königin Donna Maria, während die übrigen, jedoch minder bedeutenden Inseln noch Don Miguel gehorchten und dem kleinen Blokadegeschwader, welches derselbe vor Terceira gelegt hatte, zum Stützpunkte dienten. Wir haben im vorigen Jahrgange gesehen, wie tapfer sich die constitutionelle und Marianische Besatzung Terceira's gegen die Miguelistische Flotte vertheidigt, und wie sehr sie sich durch das Zuströmen der portugiesischen Flüchtlinge aus England und Frankreich verstärkt hatte. Man zählte 5 Infanterieregimenter, 5 Jägerbataillone, ein Regiment Freiwilliger auf der Insel, und Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse waren im Ueberflusse vorhanden, so daß man eine Landung in

Portugal selbst, um den Usurpator zu entthronen, wohl hätte versuchen dürfen, wenn es die Engländer zugelassen hätten.

Die schon im vorigen Jahre besprochene Marianische Regentschaft langte am 15 März auf Terceira an und wurde daselbst am 16 feierlich eingesetzt. Sie bestand aus dem Marquis von Palmela, dem Grafen Villaflor und Staatsrath Guerreiro, und legitimirte sich durch eine Acte des Kaisers Don Pedro vom 15 Junius 1829, wonach derselbe Don Miguels Usurpation für ungesetzlich erklärt, und im Namen der rechtmäßigen Königin Donna Maria während deren Minderjährigkeit die obgenannte Regentschaft einsetzt. Diese Acte war begleitet von der noch älteren, wonach Don Pedro zu Gunsten seiner Tochter Maria auf den Thron von Portugal verzichtet. Auch verlieh Don Pedro den Insulanern von Terceira eine constitutionelle Charte, die aber, unter den obwaltenden Umständen, nur eine Spielerei war, und auf den Wunsch der Insulaner selbst schon im April wieder zurückgenommen wurde.

Don Pedro kam durch diese Regentschaft nicht wenig ins Gedränge. Auf der einen Seite beklagten sich die unromantischen Brasilianer, die auch nicht das Geringste für die schöne Tochter ihres Kaisers zu thun im Sinne hatten, in bitterm Ton über die Kosten, die ihnen durch die Unterhaltung der Königin Maria und ihrer Partei aufgebürdet würden. Was geht uns Europa an, frugen diese Americaner, und gingen so weit, dem Vater einen Vorwurf aus der Liebe zu seiner Tochter zu machen, und diese Liebe schlau zu benutzen, um ihn als einen Prinzen zu bezeichnen, dessen Herz nur an Europa hänge, der nie ein ächter Americaner seyn könne, der mit Einem Worte ein Portugiese, aber kein

Braſilianer ſey. Auf dieſe Weiſe diente die väterliche Zärtlichkeit Don Pedro's zu nichts, als ſein Anſehen in Braſilien zu untergraben, und ihn verhaßt zu machen.

Auf der andern Seite frugen ihn die europäiſchen Mächte, was er mit dieſer Regentſchaft und mit den Rüſtungen in Terceira wolle? Aber was ſollte er ihnen antworten? Er konnte nicht ſagen: Ich will Don Miguel entthronen, denn das Miniſterium Wellington würde ihm Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, und da ihm die Braſilianer nicht beiſtanden, war das kleine Häuflein auf Terceira auch vielleicht zu ſchwach zu einer kriegeriſchen Unternehmung. Das Miniſterium Wellington beging die Grauſamkeit, ihn aufzufordern, entweder die Rüſtungen auf Terceira einzuſtellen, ſich mit Don Miguel zu verſöhnen, und dieſem ſeine Tochter und Portugal zu geben, oder der Sache ein Ende zu machen, und mit einer ſtarken braſilianiſchen Macht in Portugal zu landen. Don Pedro konnte aber weder das Eine, noch das Andere. Das Erſte verbot ihm die Pflicht, denn er konnte ſein Kind nicht den Klauen des Tigers, Portugal nicht der Willkür eines unverbeſſerlichen Tyrannen überlaſſen. An dem Zweiten aber hinderte ihn die Abneigung der Braſilianer und die Eiferſucht deſſelben Cabinets, das ihm den Vorſchlag machte.

Er that nun das Beſte, was er thun konnte. Er folgte dem Geſetze der Ehre und Vaterliebe, indem er ſeine Tochter nicht auslieferte, und er rettete wenigſtens die treuen Anhänger ſeiner Tochter, indem er dieſelben auf der Inſel Terceira nach Kräften unterſtützte, wenn es ihm auch nicht möglich war, ſie aus ihrem Aſyl zum Siege zu führen. Die Regentſchaft auf Terceira wurde übrigens von den euro-

päiſchen Mächten, namentlich von England, nicht anerkannt, weil ihre Einſetzung nicht vom portugieſiſchen Volke, ſondern von dem Kaiſer von Braſilien, alſo von einer fremden Macht ausgegangen ſey.

Als der Prinz von Leuchtenberg, Bruder der Kaiſerin von Braſilien, nach Europa zurückkehrte, begleitete ihn ein braſilianiſcher Botſchafter, Santo Amaro, von dem es hieß, er ſey beauftragt, die europäiſchen Mächte günſtiger für die Sache Donna Maria's zu ſtimmen. Da indeß die Julusrevolution dazwiſchen kam, verlautete nichts mehr davon. Der Prinz kam am 18 Junius in Breſt an, und obgleich ein Enkel Napoleons, durfte er durch Frankreich nach München zurückreiſen. Der Enkel Napoleons, der Sohn des tapferen Eugen, wurde von den Franzoſen mit der Theilnahme begrüßt, die ſo große Erinnerungen verdienen. Um der wachſamen Polizei keinen Anlaß zu geben, den feierlichen Augenblick zu ſtören, empfing ihn die Volksmenge ſchweigend, und richtete nur, mit Thränen in den Augen, die wenigen Worte an ihn: „Die Einwohner von Breſt huldigen dem Andenken des erlauchten Prinzen Eugen."

In Braſilien ſelbſt näherte ſich die ſchon lange beſtehende Spannung immer mehr der Kataſtrophe, die ein Jahr ſpäter wirklich eingetreten iſt. Die Volkspartei wurde von Tag zu Tag mächtiger und kühner, der Kaiſer unmächtiger und nachgiebiger. Er ſah ſich ſchon im Frühjahre gezwungen, zwei ſeiner Günſtlinge, Gomez da Silva und Joao da Rocha Pinto, die ſich beim Volke verhaßt gemacht hatten, zu entfernen. Daß ihm die braſilianiſchen Stände ſchon im vorigen Jahre das Verſprechen abgenöthigt hatten, Braſilien zum Beſten Donna Maria's in keine Unkoſten zu ſetzen,

haben wir erzählt. Als der Kaiser die Stände von 1830 am 3 Mai eröffnete, mußte er dieses Versprechen wiederholen: „Obgleich es, als Vater und Beschützer, meine Pflicht ist, die Sache dieser jungen Königin zu vertheidigen, werde ich doch nicht weniger getreu dem von mir der Versammlung gegebenen Versprechen seyn, die Ruhe und die Interessen Brasiliens nie um der Angelegenheiten Portugals willen bloßzustellen.“ In der Thronrede beklagte sich der Kaiser ferner über die immer weiter um sich greifende Preßfreyheit und über den schlechten Zustand der Armee und Marine, beides Vorboten einer nicht sehr entfernten Umwälzung. Das einzige Erfreuliche, was in Brasilien geschah, war die Abschaffung des Negerhandels, die wie wir gesehen haben, schon im vorigen Jahre von England stipulirt worden war. Brasilien bedurfte dieser wichtigen Maßregel um so mehr, als bereits der größte Theil seiner Bevölkerung aus Negern bestand, von denen in der Folge Aufstände, ja vielleicht, wie auf Hayti, die Vertreibung der Weißen zu besorgen war, wenn man ihrer Vermehrung nicht Einhalt that.

Die Kammern zeigten sich nicht geneigt, die Wünsche des Kaisers zu erfüllen, sofern sie die Verstärkung seiner Macht, also indirect die Schwächung der Volkspartei bezweckten. Sie thaten nichts, weder für die Reorganisirung der Armee, noch für die Verbesserung der Finanzen. Der Kaiser sah sich also genöthigt, nachdem er am 5 September die ordentlichen Kammern mit Bedauern entlassen hatte, eine außerordentliche Versammlung auf den 8 September zu berufen, bei deren Eröffnung er hauptsächlich auf eine Vermehrung der Truppen und auf die Umsetzung von Papier- und Kupfergeld drang. Allein die Kammern gingen in ihrem

methodiſchen Widerſtande gegen die kaiſerliche Gewalt immer weiter, nahmen das Finanzbudget nur nach langen Debatten an, und verſetzten am 17 November das Kriegsminiſterium in Anklageſtand, weil es ſich erlaubt hatte, ungeſetzliche Recrutirungen zur Verſtärkung der Armee vorzunehmen. Die Sitzung wurde am 30 November geſchloſſen.

Mehr noch als die Kammern zeigten ſich die Journale feindſelig gegen die Regierung, und trotz der Bemühungen des Kaiſers, die Preſſe einzuſchränken, wurde die Sprache der Blätter immer heftiger. Großes Aufſehen erregte die Ermordung eines liberalen Redacteurs durch vier Deutſche. Man gab der Regierung die Schuld, dieſelben zu dem Morde angeſtiftet zu haben. Auf dieſe Weiſe erhielt der Haß der Parteien immer mehr Nahrung, und ein gewaltſamer Bruch war in naher Zukunft vorauszuſehen. Das monarchiſch-europäiſche Syſtem ließ ſich mit dem republicaniſch-americaniſchen Syſtem nicht lange mehr vereinbaren. Ihre Verbindung in dem conſtitutionellen Kaiſerthume war eine Unnatur. Es kann dem Kaiſer nicht verdacht werden, daß er, wenn ihn auch nicht die Gewohnheit des Abſolutismus dazu antrieb, doch unter einer halbwilden und feindſeligen Bevölkerung, die ihm mit Gefahren aller Art drohte, ſich in einer möglichſt ſtarken Stellung zu verſchanzen ſuchte, daher mit ausländiſchen Truppen ſich umringte und ſeine Einkünfte ſich nicht beſchränken laſſen wollte. Auf der andern Seite aber kann es auch wieder den Braſilianern nicht verdacht werden, daß ſie, wie alle ehemaligen Coloniſten, eine ſtarke Antipathie gegen das Mutterland und Alles, was mit dem Mutterlande zuſammenhing, hegten. Dieß iſt ein allgemeines Natur-

geſetz, gegen das ſich nicht ſtreiten läßt. Ueberdieß liegt Braſilien in der entſchieden republicaniſchen Atmoſphäre America's, und die Monarchie kann dort, als eine fremde Pflanze, nicht lange fortkommen. Aus allen dieſen Gründen zuſammengenommen mußte ein Monarch überhaupt, und insbeſondere ein in Europa in den Gewohnheiten des Abſolutismus geborner Monarch, jenſeits des atlantiſchen Meeres einer unüberwindlichen und immer ſich ſteigernden Antipathie begegnen.

VIII.

Amerika.

1.

Nordamerica.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerica erfreuten sich fortwährend des blühendsten Gedeihens im ununterbrochenen Glück des Friedens. Die wichtigsten Staatsverhandlungen unter dem Präsidenten Jackson im Jahre 1830 waren folgende:

Die Verhandlungen im Congresse über den Zolltarif. Seit 1815 ging Nordamerica darauf aus, die Einfuhr der fremden, hauptsächlich englischen, Waaren zu erschweren, um den inländischen Manufacturen aufzuhelfen. Allein dieses System trug keine guten Früchte, denn es gereichte nur der in Nordamerica noch sehr geringen gewerbtreibenden Classe zum Vortheil, der weit überwiegenden ackerbauenden Classe dagegen zum Nachtheil. Der Handels- und Schifffahrtsausschuß im Congresse erstattete zu Anfang des Jahres einen Bericht über diese Sache. Es hieß darin:

„Der Tarif vom Jahre 1816 legte den Grund zu allen folgenden Verirrungen; wir haben fünfzehn Jahre einem verderblichen Experimente geopfert, um zu bewirken, was Embargo, Einfuhr- und Verkehrsgebot, was der Krieg nicht auszurichten vermochte. Wir haben versucht, kraft unserer Congreßbeschlüsse, die natürliche und heilsame Tendenz unserer Industrie zum Handel und Landbau zu unterdrücken. Wir haben den Handel, die Schifffahrt und die Capitalien von Neuengland geopfert, um einige Manufacturliebhaber aufzumuntern, unsere alten und geschickten Handwerker arbeitlos zu machen und uns selbst zu Grunde zu richten. Wir haben von Session zu Session den Handel in solcher Bewegung und Unsicherheit gehalten, daß der Werth des Eigenthums nie vor Vertagung des Congresses bestimmt werden konnte, und dieß nannten wir unsere Industrie beschützen und ermuthigen. — Wir opfern offenbar die reichen Hülfsquellen unseres jungen Staats einem Versuche, die Manufacturen gegen alle Regeln der Leitung und Beaufsichtigung der Industrie zu forciren. Wir bedenken den erstaunlichen Einfluß des ungeheuern Manufacturcapitals in Großbritannien und die Productivität seiner Kunst, Oekonomie, seiner niedern Arbeitslöhne nicht. Keine Nation Europa's oder America's vermag es, in den Manufacturen mit einer übermäßigen Anhäufung des jährlich noch zunehmenden, mit fortwährend steigender Schnelle, und in Zeiten der Ruhe ins Unendliche, operirenden Handelscapitals mit Erfolg aufzunehmen. Wir vermögen viel in unserem Lande, aber wir vermögen das Unmögliche nicht. — Unser Handel mit Großbritannien und seinen Dependenzen ist weit bedeutender als der mit irgend einem andern Lande, und sein Handel mit den Vereinigten Staaten bleibt auch für Großbri-

Britannien von höchster Wichtigkeit. Es gibt nicht leicht zwei Länder, denen so sehr daran liegen muß, eine freundschaftliche und freisinnige Reciprocität sich zu sichern und zu erhalten, als Großbritannien und Nordamerica. Daß diese Gesinnungen die Administration des Generals Jackson und seiner Nachfolger beseelen mögen, sollte der innigste Wunsch aller guten Bürger dieß- und jenseits des atlantischen Meeres seyn."

Besonders beklagt der Bericht den schlechten Zustand der Handelsmarine seit jenen Zollgesetzen. „Während wir uns von ausländischen Staaten immer unabhängiger zu machen strebten, haben wir auf das wirksamste die Grundlagen unserer Seemacht untergraben, die uns allein vor feindlichen Angriffen zu schützen vermag." Wirklich zeigen die beigefügten Tabellen der Handelsmarine der Vereinigten Staaten, daß diese Schilderung nicht übertrieben ist. Im Jahre 1798 betrug der Gehalt der in dem Welthandel gebrauchten Schiffe der neuen Republik nur 127,329 Tonnen; im Jahre 1800: 682,871 Tonnen; 1807: 1,089,876; 1815: 828,799; und 1828: 821,781 Tonnen. Die americanische große Handelsmarine — im Gegensatze der Küstenschifffahrt — ist demzufolge von 1815 bis jetzt stationär geblieben, während die brittische (die in brittischen Häfen eingelaufenen Schiffe) von 1,993,150 Tonnen im Jahre 1815 auf 2,777,388 im Jahre 1827 stieg." Dennoch würde der Vorschlag einer Reduction jenes Tarifs am 8. Februar im Congresse mit 107 gegen 79 Stimmen verworfen.

In Betreff der streitigen Gränzen Canada's wurde von Seite der Vereinigten Staaten Herr Preble nach London geschickt, wo er am 2 Januar ankam. Beide Parteien kamen überein, dem Könige der Niederlande das Schieds-

richteramt zu übertragen. — Am 5 October wurde durch ein Uebereinkommen der Staaten mit England der freie Handel zwiſchen den Staaten und der engliſchen Colonie Canada eröffnet.

Am 10 Mai decretirte der Congreß, daß er die Charte der Bank nicht erneuern werde, weil das Papiergeld und Bankſyſtem den Intereſſen der Arbeit verderblich und der Wohlfahrt des Volks gefährlich ſey.

Von der unglücklichen Lage der Indianer, die ihre bisherigen Wohnſitze verlaſſen ſollten, um der zunehmenden Population der Weißen Platz zu machen, haben wir ſchon im vorigen Jahrgange geſprochen. Am 11 Januar reichten die frommen Einwohner von Neu-York eine Bittſchrift beim Congreſſe ein, worin ſie aus Rückſichten der Menſchlichkeit ſich für die Indianer verwandten. Allein am 31 Mai ging die Bill zu ihrer Vertreibung im Congreſſe durch. Sie beſtand aus 8 Artikeln. Der erſte gibt dem Präſidenten der Vereinigten Staaten das Recht, ſo viel Land von irgend einem den Vereinigten Staaten gehörigen und weſtlich vom Miſſiſippi-Strome belegenen Gebiete, das keinem bereits organiſirten Staate angehört, und auf das die Indianer keinen Anſpruch mehr machen können, ſo wie er es für nothwendig findet, in eine gehörige Anzahl von Bezirken einzutheilen, um in dieſelben ſolche indianiſche Stämme der Nationen aufzunehmen, die ſich dazu entſchließen, das Land, welches ſie gegenwärtig bewohnen, dagegen zu vertauſchen; wobei dafür zu ſorgen iſt, daß die beſagten Bezirke durch natürliche oder künſtliche Merkmale dergeſtalt bezeichnet werden, daß ſie leicht von einander unterſchieden werden können. — Durch den zweiten Artikel erhält der Präſident die Befugniß, die beſag-

ten Bezirke mit solchen Indianern, die gegenwärtig innerhalb der Gränzen irgend eines Staats oder Gebiets wohnen, mit dem die Vereinigten Staaten Verträge haben, gegen das ganze dermalen von Indianern bewohnte und in Anspruch genommene Gebiet, oder auch nur gegen einen Theil desselben dergestalt auszutauschen, daß die zeitherigen Ansprüche der Indianer darauf erlöschen. Dem dritten Artikel zufolge darf der Präsident im Namen der Vereinigten Staaten den Indianern, mit denen ein solcher Tausch gemacht wird, für sich und ihre Nachkommen den immerwährenden Besitz des solchergestalt eingetauschten Landes verbürgen, mit der Bedingung jedoch, daß es, im Fall ein Stamm oder eine Nation ausstirbt oder das Land verläßt, den Vereinigten Staaten wieder heimfällt. Der vierte bestimmt, daß wenn auf irgend einem Landstriche, den die Indianer gegenwärtig bewohnen und der ausgetauscht werden soll, Verbesserungen gemacht worden sind, die den Werth desselben erhöhen, es dem Präsidenten zustehn soll, diese Verbesserungen abschätzen zu lassen und zu bezahlen. Nach dem fünften Artikel ist der Präsident befugt, den Auswanderern allen Beistand zu leisten, damit sie sich von ihren dermaligen Wohnsitzen in das eingetauschte Gebiet begeben können, und nöthigenfalls auch während des ersten Jahrs nach ihrer Uebersiedlung für ihren Unterhalt in ihren neuen Wohnsitzen zu sorgen und sie auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Der sechste macht es dem Präsidenten zur Pflicht, die Indianer in ihren neuen Wohnsitzen gegen alle Art von Störungen von Seite anderer Stämme oder einzelner Personen zu schützen. Dem siebenten zufolge behält der Präsident dieselbe Aufsicht über die Indianer in dem Gebiete, in welches sie sich hinbegeben, wie jetzt in ihren dermaligen

Wohnsitzen, jedoch mit dem Vorbehalte, daß dadurch keine zwischen den Vereinigten Staaten und irgend einem indianischen Stamme bestehende Uebereinkunft verletzt werde. Der achte Artikel endlich bestimmt eine aus dem Schatze zu erhebende Summe von 500,000 Dollars dazu, um die in dieser Bill festgesetzten Punkte in Erfüllung bringen zu können."

Am 7 December erließ der Präsident Jackson die herkömmliche Botschaft an den Congreß. Er rühmt darin die Weisheit und den Muth, welche die Urheber der französischen Revolution ausgezeichnet haben, und erwähnt der Begeisterung, welches dieses außerordentliche Ereigniß in allen Theilen der Vereinigten Staaten hervorgebracht, eine Begeisterung, die besonders dem Triumphe der Volkssouveränetät gelten möge. Die Handelsschiffe der Vereinigten Staaten werden in allen Häfen der brittischen Colonien zugelassen, vermöge des Tractats, der eben so sehr von den aufgeklärten und wohlwollenden Ansichten des Cabinets von St. James, als von der Geschicklichkeit des Unterhändlers zeuge, dem der Präsident dieses wichtige Geschäft anvertraut hatte. Durch einen andern, nicht weniger vortheilhaften Vertrag, werden den americanischen Schiffen die Häfen des schwarzen Meeres geöffnet. Der Sultan scheine die Wichtigkeit eingesehn zu haben, die Vereinigten Staaten den am meisten begünstigten Nationen gleichzustellen. Das Zutrauen und die Freundschaft des großen russischen Reichs gegen die Einwohner der Vereinigten Staaten hat keine Veränderung erlitten. Der Präsident zollt dem Kaiser Nicolaus und seinem Vorfahren großes Lob. Dänemark hat in die Bezahlung von 650,000 Dollars gewilligt, zur Entschädigung der americanischen Kaufleute, welche während des Kriegs von 1808, 1809, 1810 und 1811 Beraubun-

gen erlitten hatten. Die Politik des Präsidenten zeigt sich gegen keine Partei parteiisch; er verlangt von keiner, was sich nicht mit der strengsten Gerechtigkeit vertrüge; auf diese sich berufend, fordert er Entschädigungen von Frankreich und Spanien, beschäftigt sich mit der Regulirung der Schifffahrt und des Handels mit Mexico, und dringt auf die schiedsrichterliche Entscheidung der Frage wegen der Gränzlinie zwischen den Vereinigten Staaten und den brittischen Colonien auf dem Festlande. Die Entschädigungsforderung, welche man an die vorige französische Regierung gerichtet, wurde hinausgeschoben wegen der Ansprüche derselben, die der Präsident nicht anerkennen konnte. Nichts desto weniger war beinahe die Gewißheit vorhanden, daß die Unterhandlung nicht ohne Erfolg seyn werde; seine Hoffnung vergrößert sich jetzt, und er zählt auf die Großherzigkeit der Nation, auf die Einsichten und den edlen Charakter des neuen Souveräns. Neuere Ereignisse haben die schiedsrichterliche Entscheidung wieder aufgeschoben, zu welcher der König der Niederlande wegen genauer Feststellung der nördlichen Gränzen der Vereinigten Staaten sich verstanden hatte. Der erlauchte Schiedsrichter hat indessen die feste Versicherung ertheilt, daß die Sache doch in der bestimmten Zeit zu Stande kommen werde. Mexico hatte rücksichtlich der Gesinnungen der Vereinigten Staaten einem ungerechten Verdachte Raum gegeben. Der Präsident hat Ursache zu glauben, daß es ihm gelungen sey, denselben zu zerstreuen, und durch die Festsetzung der südlichen Gränzen allen Streitigkeiten vorzubeugen. Einige Beleidigungen von Seite der portugiesischen Marine sollen, sobald sie constatirt sind, eine unverweilte Genugthuung erhalten. Der Präsident geht hierauf zu Gegenständen der Gesetzgebung und der innern

Verwaltung über, die er sehr detaillirt aus einander setzt. Uebrigens legt er dabei eine große Achtung für die Wünsche des Volks und die souveränen Rechte der verschiedenen Staaten an den Tag. — Die Einnahmen der Regierung werden sich am 1 Januar auf 24,161,018 Dollars und die Ausgaben auf 13,742,315 Dollars belaufen, die Interessen der öffentlichen Schuld und die Tilgung nicht mit inbegriffen.

2.

Mexico.

Wir haben im vorigen Jahrgange den Stand der Parteien in Mexico genau bezeichnet. Wie überall in den spanischen Colonien America's, so bekämpften sich auch hier die Anhänger einer einigen und starken Centralregierung mit den Anhängern einer lockern Bundesverfassung. Jene, die Unitarier, bestanden hauptsächlich aus Fremden, Gebildeten und Weißen; diese, die Föderalisten, aus den Eingebornen, Ungebildeten und Farbigen. In Mexico hatten sich beide Parteien in Freimaurerlogen gesondert, und die erstern hießen Escoseſos, die letztern Yorkinos (von der schottischen und Yorkischen Loge). Im Jahre 1829 siegten die Yorkinos durch den General Guerrero, bis es im Winter den Escoseſo's unter dem General Buſtamente gelang, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen. Guerrero wich der Uebermacht und zog sich ruhig aufs Land zurück.

Zu Anfang des Jahres 1830 lauteten die Berichte aus Mexico friedlich. Buſtamente leitete die Geschäfte ungestört.

Der alte Aufruhrſtifter der Yorkinos, der nordamericaniſche Conſul Poinſet, mußte am 3 Januar Merico verlaſſen, indem er von ſeiner Regierung auf die Vorſtellung der mericaniſchen abberufen worden war. Es dauerte indeß nicht lange, ſo ſammelte Guerrero in den ſüdlichen Provinzen aufs neue eine Partei und erklärte ſich gegen die Regierung. Die ſüdlichen Provinzen Mechoacan (Valladolid), Acapulco, Yucatan unterſtützten ihn, weil ſie fürchteten, die Escoſeſos würden die Vorrechte der Provinzen aufheben. Indeß benahm ſich Buſtamente ziemlich gemäßigt und ſuchte die Gegner zu verſöhnen, während General Bravo ſehr thätig war, die vereinzelten Aufrührerhaufen zu bekämpfen. Derſelbe beſiegte im April den Gouverneur von Valladolid, Salpado, der ſich für Guerrero erklärt hatte, und im Mai den Obriſten Alvarez in Acapulco. Später aber errangen die Inſurgenten neue Vortheile. Am 21 Junius wurde in Merico ſelbſt eine Verſchwörung entdeckt, die zum Zwecke hatte, den Präſidenten der Regierung, Buſtamente, zu ermorden, und an deren Spitze der Deputirte Gondra ſtand. Der kleine Krieg im Süden dauerte den Sommer über nachläſſig fort, im Herbſte aber gewann Guerrero's Partei wieder eine Zeit lang die Oberhand. Am 27, oder nach Andern am 30 September, wurde der General der Regierung, Armijo, von dem föderaliſtiſchen Obriſten Alvarez bei Teraca geſchlagen und blieb im Gefechte. Guerrero, der ſich bisher im Hinterhalte gehalten hatte, rückte nun vor und errichtete zu Valladolid eine neue Regierung. Im November erfocht Obriſt Garcia, der Bravo's Vorhut befehligte, einen neuen Vortheil über Alvarez, und im December wurde im Congreſſe der Vorſchlag zu einer allgemeinen Verſöhnung gemacht. Allein unterdeß

ersann Bustamente's Partei gegen Guerrero einen Verrath, der im Januar 1831 ausgeführt wurde und Letzterem das Leben kostete.

3.

Guatemala.

Dieser von Mexico losgerissene unabhängige Staat in Mittelamerica war noch immer von innern Parteien zerrissen, indem jede Provinz ihrem eigenen Willen folgte und mehrere Generale sich um die Herrschaft stritten. Die Wahl des Generals Moragan zum Präsidenten des Congresses soll große Unzufriedenheit erregt haben; der Erzbischof von Guatemala soll verbannt worden seyn, und die Geistlichkeit überhaupt im üblen Credit stehen, so daß sogar eine Anzahl Nonnen verhaftet worden seyn soll. Nur von der Provinz Costa Ricca hieß es, daß dieselbe, durch ihre höhere Lage isolirt, vollkommene Ruhe genossen habe. — Im Sommer litt Guatemala durch ein heftiges Erdbeben.

4.

Columbia.

Unter allen Städten im spanischen America war Caracas die erste, die im Julius 1808 sich vom Mutterlande trennte. Dem Helden Bolivar gelang es, im November 1823 die letzten Spanier zu vertreiben, und Neugranada

und Quito mit seinem Vaterlande Caracas unter dem Namen der Republik Columbia zu vereinigen. Diese Republik wurde unter dem überwiegenden Einfluß Bolivars, der unter dem Namen des Befreiers (Libertador) ein fast königliches Ansehen genoß, zu einer Centralrepublik gemacht, im Gegensatz gegen die Föderativrepubliken. Daher gab ihr auch die größere Einheit das Uebergewicht über die Nachbarstaaten Peru und Bolivia. Peru wurde anfangs von Bolivar befreit, und als es nachher undankbar handelte, in einem Kriege, der 1829 endete, glücklich bekämpft; Bolivia erhielt sogar von dem Befreier Bolivar seinen Namen und huldigte dessen Politik. Allein der föderative Geist in Verbindung mit dem Ehrgeize der Nebenbuhler Bolivars zerstörte die Früchte dieser Einheit und dieses Uebergewichts des schönen columbischen Freistaats. So wie Peru sich gegen das Primat Columbia's überhaupt, so lehnten sich auch die einzelnen columbischen Provinzen selbst gegen das Primat der Centralstadt Bogota, und einzelne Generale gegen die Regierung Bolivars auf. So lange der Krieg mit Peru dauerte, war Columbia mehr nach Außen beschäftigt. Nach dem Frieden aber überließ es sich wieder gänzlich den innern Parteikämpfen, und wir haben gesehen, wie im Herbste des Jahres 1829 die Provinz Venezuela mit der Hauptstadt Caracas unter dem General Paez sich vom Centralstaat Columbia losriß. Caracas, welches die südamericanische Revolution begonnen hatte, wollte nicht unter Bogota stehen, und Paez wollte nicht unter Bolivar dienen, sondern selbst herrschen. Zum Vorwand aber nahm man den Ehrgeiz Bolivars, welcher, wie man sagte, nach der Krone strebe und die kaum errungene Freiheit wieder vernichten wolle. Auch Maracaibo

und Trurillo schlossen sich an Venezuela an, und Paez rüstete eine Armee, um die neue Republik nöthigenfalls gegen Bolivár zu vertheidigen.

Bolivar glaubte unter diesen Umständen und da das Geschrei gegen seinen königlichen Ehrgeiz auch von andern Seiten her immer lauter wurde, ein auffallendes Beispiel seiner Bescheidenheit geben zu müssen, und legte am 20 Januar 1830 alle seine Würden freiwillig nieder, indem er dem an demselben Tage zu Bogota eröffneten Congresse schrieb: Alle, alle meine Mitbürger, ich allein ausgenommen, genießen das unschätzbare Glück, unschuldig in den Augen des Mißtrauens zu erscheinen, ich allein werde beschimpft, als strebte ich nach Tyrannei. Befreiet mich, ich bitte euch, von dem Vorwurfe, den ich erwarten müßte, wenn ich fortführe eine Stellung einzunehmen, die sich nie von den Beschuldigungen der Ehrsucht rein halten kann. Glaubt mir, ein neuer oberster Beamter ist für die Republik unumgänglich nothwendig. Das Volk wünscht zu wissen, ob ich aufhören werde, es zu regieren. Die Staaten von America blicken auf mich mit einer gewissen Unruhe, die eines Tags über Columbien dieselben Uebel bringen könnte, wie über Peru. Selbst in Europa fehlt es nicht an Leuten, die fürchten, ich möchte durch mein Benehmen die schöne Bahn der Freiheit beflecken. Ach, wie viele Verschwörungen und Kämpfe haben wir nicht erduldet, die eben so viele Angriffe auf meine Autorität und Person waren! Diese Angriffe haben das Volk ins Verderben geführt, dessen Opfer vielleicht hätten vermieden werden können, wenn mich nicht von Anfang an die Gesetzgeber Columbiens gezwungen hätten, eine Last zu tragen, die mich mehr niederdrückte als

der Krieg mit allen seinen Drangsalen. Zeigt euch, Mitbürger, würdig ein freies Volk zu vertreten, indem ihr jeden Gedanken zurückweist, als ob ich der Republik unentbehrlich sey. Wäre ein Mann unentbehrlich, um einen Staat zu erhalten, so verdiente dieser Staat gar nicht zu existiren, und würde am Ende auch nicht existiren."

In einer Proclamation an das Volk sagt Bolivar ferner: „Columbier, ich wurde das Opfer schändlichen Verdachts; die Reinheit meiner Grundsätze genügte nicht, mich zu vertheidigen. Die, welche selbst nach der höchsten Gewalt streben, haben sich verschworen, mich von euren Herzen zu reißen, indem sie mir ihre eigenen Gesinnungen zuschrieben, mich als den Anstifter von Entwürfen erscheinen ließen, die nur sie hegten, und von mir ausstreuten, ich trachte nach einer Krone, die sie mir mehr als Einmal anboten, und die ich mit dem Unwillen des strengsten Republicaners zurückwies. Niemals, ich schwöre es euch, niemals hat das Streben nach einem Throne meine Gedanken beschlichen, obgleich meine Feinde solche Anschläge künstlich geschmiedet haben, um mich in eurer guten Meinung zu vernichten. Enttäuschet euch, Columbier! Mein einziges Bestreben war, zu eurer Freiheit beizutragen, und zur Erhaltung eurer Ruhe."

Allein der Congreß nahm die Entlassung Bolivars nicht an. Er antwortete ihm: „Das verschlingende Ungeheuer der Anarchie, Sennor, wird unter uns wüthen, wenn Sie uns in diesem Augenblicke verlassen. Sie haben feierlich versprochen, in der Ausübung der höchsten Gewalt zu bleiben, bis der Congreß eine Verfassung promulgiren und die Landesbeamten ernennen wird; und wenn einerseits das, Sennor, was Sie Columbien und sich selbst schuldig sind, ge-

wichtige Hinderniſſe wider das Vorhaben aufſtellt, Ihre Abdankung von dem Präſidentenamte der Republik zur Vollziehung zu bringen, ſo iſt andrerſeits der Congreß gänzlich außer Stande ſie anzunehmen, weil jenes Verſprechen in demſelben Geſetze aufgenommen worden, durch welches der Congreß autoriſirt iſt; daher er der erſte ſeyn muß, es gewiſſenhaft zu befolgen. Was Ihren Ruf betrifft, ſo kann derſelbe in keiner Weiſe durch die Verleumdungen ihrer Afterredner leiden. Das Daſeyn dieſer Verſammlung iſt eine ſiegreiche Antwort auf alles dergleichen. Fahren Sie alſo fort, Sennor, Columbien vor den Gräueln der Anarchie zu bewahren, hinterlaſſen Sie ihm als Vermächtniß die Befeſtigung ſeiner Geſetze, dann wird Ihr ohnehin ſchon unſterblicher Name noch glänzender auf den Blättern der Geſchichte erſcheinen, wenn dieſelbe Zeugniß davon ablegt, wie Sie Alles beiſeitgeſetzt, Alles geopfert haben, nur um des Glückes Ihres Vaterlandes willen.“

Der Congreß unterhandelte nun, unter dem Vorſitze ſeines Präſidenten Sucre und Vicepräſidenten Eſtevas, theils mit Bolivar, um ihn der Republik zu erhalten, theils mit Paez, um die Trennung Venezuela's zu hintertreiben, und außerdem beſchäftigte ſich der Congreß mit dem Entwurf einer neuen Conſtitution. Allein dieß Alles führte zu keinem genügenden Reſultate. Bolivar, von Anſtrengungen und Kränkungen erſchöpft, wurde krank; Paez beharrte auf der Trennung, und die Conſtitution wurde in die Länge gezogen, da die Parteien ſich nicht vereinigen konnten. Die Centraliſten wünſchten Bolivar zum Präſidenten auf Lebenszeit, um dadurch das Centraliſirungsſyſtem zu befeſtigen. Eben darum aber warfen die Föderaliſten nun ihren Geg-

nern vor, sie wollten Bolivar zum König machen, und die Krankheit und Resignation des Letztern sey nur Verstellung. Die Verwirrung stieg aufs höchste. Auch der englische Consul Henderson, und der nordamericanische Gesandte Harrison waren in diesen Angelegenheiten verwickelt und mußten sogar eine kurze Zeit Bogota verlassen.

Trotz allen Anstrengungen der anfangs die Majorität im Congreß behauptenden Centralisten, siegten endlich doch die Föderalisten durch die Unruhen, welche sie in den Provinzen erregten. Fast alle Provinzen fielen von Bolivar ab, jede wollte unabhängig seyn, und schon wollte der Congreß Columbia in Föderativrepubliken zerstückeln, als eine energische Erklärung des englischen Gesandten Turner, unterstützt von den Gesandten Nordamerica's und Brasiliens, am 21 April, wenigstens dieß verhinderte, denn Turner erklärte, er müsse Columbia verlassen, wenn es zerstückelt werde. Dadurch hob sich Bolivars Partei auf einen Augenblick wieder; allein er selbst erklärte in einer neuen Adresse, am 27 April, wiederholt, daß er die Präsidentschaft nicht annehmen werde. Hierauf wurde am 4 Mai die neue Verfassung proclamirt, und Mosquera zum Präsidenten gewählt. Bolivar aber nahm in Frieden und Freundschaft von Bogota Abschied, welches er am 9 Mai verließ, um sich für immer zur Ruhe zu setzen. Eine Deputation des Congresses erwies ihm jede Ehre, die er verdiente.

Die neue Verfassung blieb noch dem Centralisirungssysteme treu, und ist übrigens eine charakteristische Mischung von Altspanischem und Neuatlantischem. Sie bestimmt: Nur die katholische Religion darf öffentlich ausgeübt werden, aber nach 1840 darf auch nur der auf das Bürgerrecht An-

ſpruch machen, der leſen und ſchreiben kann. Der Congreß hat die Macht wie der nordamericaniſche, und verſammelt ſich jährlich einmal. Senatoren werden auf 8, Repräſentanten auf 4 Jahre gewählt. Der Präſident wird auf 8 Jahre gewählt und iſt für die nächſte Periode nicht wieder wählbar. Er darf das Juſtizperſonal, die Biſchöfe und die Chefs der Armee nicht eigenmächtig, ſondern nur mit Bewilligung des Senats ernennen. Ohne Zuſtimmung beider Kammern darf er ſelbſt nicht die Armee oder Flotte befehligen. Der perſönlichen und Preßfreiheit ſind die kräftigſten Garantien gegeben.

Bolivar wollte ſich nach England zurückziehen, wurde aber noch zu Carthagena aufgehalten, weil ſeine Freunde ihn nicht laſſen wollten, theils weil ſie nach ſeiner Abreiſe proſcribirt zu werden fürchteten, theils weil ſie wider ſeinen Willen noch einmal einen Verſuch zu ſeiner Erhebung machen wollten. Die Reaction begann wirklich. Trotz der gemäßigten Geſinnungen des Präſidenten Mosquera verübten doch die Föderaliſten, ohne ſich um die Regierung zu bekümmern, eigenmächtig Rache an Bolivars Anhängern, und namentlich wurde General Sucre, Bolivars berühmter Freund, von dem durch einen frühern Mordverſuch gegen Bolivar ſelbſt berüchtigten Obriſten Obando in einem Walde meuchlings aus dem Wege geräumt. Ja auf Bolivar ſelbſt geſchahen zu Carthagena zwei neue Mordverſuche. Dieß empörte die Anhänger Bolivars. Zu Rio-Chiva brach eine Verſchwörung zu ſeinen Gunſten aus, auf allen Punkten rührten ſich ſeine Freunde, und in Bogota ſelbſt kam es zur offenen Contrerevolution. „Ein Befehl des Gouverneurs zum Abmarſche des Bataillons von Callao, auf das bisher

die Einwohner ihre Hoffnung auf Schutz vor den Excessen einer andern Truppenabtheilung — des Bataillons von Boyaca — gestützt hatten, veranlaßte alle Landeigener und andere Bewohner in den Ebenen von Bogota in großer Zahl sich zu versammeln. Sie bemühten sich den Obristen vom Marsche abzuhalten und nahmen ihm die Lastthiere weg. Obrist Ximenez benachrichtigte die Regierung von dem Widerstande, den er gefunden; als Antwort erhielt er den Befehl seinen Marsch zu erzwingen; indessen hatte er die Nachricht erhalten, daß man ihn und seine Truppen opfern wolle, und daß bereits geheime Befehle nach Tunja gesendet worden, ihn zu verhaften und sein Bataillon aufzulösen. Nun beschloß er, sich mit den Einwohnern der Ebene zu vereinigen." Die Regierung schickte Truppen gegen ihn, die aber alle nach einander am 26 und 27 August geschlagen, und deren Obristen Garcia und Vergas getödtet wurden, denn das einzige Bataillon des Obristen Ximenes wurde aufs tapferste von 1100 Bauern der Umgegend unterstützt. Die Sieger schrieben nun der Stadt Gesetze vor. In Socorro erhob sich das Volk ebenfalls für Bolivar. Als diese Nachrichten nach Carthagena gelangten, vereinigten sich die dortigen Behörden, Bolivar zu beschwören, sich wieder an die Spitze zu stellen und die Republik vor Anarchie zu retten. Anfangs blieb Bolivar seinem Entschlusse treu, sich nicht mehr in die Geschäfte zu mischen, allein endlich ließ er sich überreden und proclamirte am 18 September zu Carthagena: „Die öffentlichen Leiden, welche Columbien in einen Zustand der Anarchie versetzten, zwingen mich, die Ruhe der Zurückgezogenheit zu verlassen, um meine Pflichten als Bürger und als Soldat zu erfüllen. Mitbürger, von vielen Seiten for-

dern eure Stimmen mich auf, die Republik vor der ihr drohenden Verheerung befreien zu helfen. Durchdrungen von dem aufrichtigsten Danke verspreche ich euch, mit aller meiner Kraft das Vertrauen verdienen zu suchen, mit dem ihr mich beehrt. Mit meinem ganzen Eifer werde ich zur Wiedervereinigung der Familien mitwirken. Columbien ist in diesem Augenblicke in die Schrecken eines bürgerlichen Kriegs versunken; an euch ist es, es daraus zu retten, und euch fest an die Regierung anzuschließen, die unsre gemeinsame Gefahr an eure Spitze gestellt hat. Vergeßt, ich beschwöre euch, eure Leidenschaften, denn ohne dieses heldenmüthige Opfer wird Columbien verloren seyn. Ein Volk, das sich selbst nicht achtet, vernichtet seinen Ruhm, seine Freiheit, seine Existenz."

In Bogota hatte Bolivars Partei die Oberhand, indem sein Freund, General Urdaneta, an Mosquera's Stelle trat. Im Süden war Quito für ihn, durch die Bemühungen des tapfern Generals Flores. Bolivar selbst verließ Carthagena, um nach Bogota zurückzukehren, allein seine Gesundheit hatte durch die letzten Stürme seines Lebens zu tief gelitten. Er starb unterwegs im Dorfe San Pedro bei Santa Marta, am 17 December, erst 47 Jahre alt. In einer Adresse erließ er ein Abschiedswort an die Columbier: „Ihr waret Zeugen meiner Bemühungen, da die Freiheit zu pflanzen, wo einst die Tyrannei ihre Wurzeln schlug. Ich handelte dabei mit Uneigennützigkeit, opferte mein Vermögen und meine Ruhe. Als ich sah, daß meine Absichten euch Mißtrauen einflößten, zog ich mich von der Gewalt zurück. Meine Feinde mißbrauchten eure Leichtgläubigkeit. Sie griffen an, was mir das Heiligste war — meinen Ruf und meine

meine Freiheitsliebe. Ich falle als Opfer meiner Verfolger, die mich ins Grab bringen. Ich verzeihe ihnen. Beim Hinscheiden aus eurer Mitte gebietet mir meine Liebe, meine letzten Wünsche gegen euch auszusprechen. Ich strebe nach keinem andern Ruhm, als nach der Befestigung Columbiens. Ihr alle müßt Hand anlegen für das unschätzbare Gut der Einheit: das Volk, indem es der gegenwärtigen Regierung gehorcht, um sich aus der Anarchie zu befreien; die Diener des Heiligthums, indem sie ihre Gebete zum Himmel richten, und die Militärs, indem sie ihren Degen nur zur Vertheidigung der gesellschaftlichen Garantien gebrauchen. Columbier, meine letzten Wünsche sind für das Glück des Vaterlandes. Trägt mein Tod dazu bei, daß die Parteien erlöschen und die Einheit sich befestigt, so steige ich ruhig ins Grab.

Simon Bolivar."

Nach seinem Tode wurde die Ruhe einstweilen dadurch hergestellt, daß Urdaneta in Bogota, Florez in Quito und Paez in Venezuela sich zu einer föderativen Vereinigung Columbiens einigten, innerhalb welcher Neu-Grenada, Quito und Venezuela jedes für sich bestehen sollte. — Bolivar besaß bei seinem Tode nicht einen Pfennig von den öffentlichen Einkünften, hatte neun Zehntel seines eigenen großen Vermögens der Republik geopfert, und auf seinen Pflanzungen 1000 Sklaven frei gegeben.

5.

Peru.

In Peru herrschte nach dem Frieden von 1829 Ruhe. Eine unbedeutende Streitigkeit mit den Engländern, die

Beschlagnahme englischen Eigenthums auf einem mexicanischen Schiffe betreffend, hatte keine übeln Folgen. Um die Inländer zur Thätigkeit anzufeuern, wurde ihnen der Handel im Innern des Landes ausschließlich bewilligt, alle Ausländer aber in die Küstenstädte verwiesen.

6.

Bolivia.

Auch hier herrschte Ruhe. Am 21 März wurde decretirt, daß im Hafen La Mar alle ausländischen Waaren gegen einen sehr geringen Zoll zugelassen werden sollten. Man hoffte dadurch, im Gegensatze gegen das altspanische Ausschließungssystem, den Handel zu beleben.

7.

Chili.

Der Bürgerkrieg in Chili dauerte fort. General Prieto schlug die Armee der Regierung unter General Freyre am 17 April bei Mauli und bemächtigte sich der Regierung. Freyre floh nach Peru. Prieto wird für einen Feind der Ausländer gehalten, denen auch von Seite des Pöbels Gefahr drohte.

8.

Buenos-Ayres.

Wir haben im vorigen Jahrgange den Bürgerkrieg am La Plata-Strome ausführlich geschildert. Die Unitarier unter General Lavalle waren geschlagen und aus Buenos-Ayres vertrieben worden, und dagegen hatten die Föderalisten, den Mord ihres Chefs, des Generals Dorrego, rächend, den Sieg errungen, und einen reichen Güterbesitzer, Rosas, zum Präsidenten eingesetzt. Allein in der Provinz Cordova hatte sich Lavalle's Freund, der General Paz, festgesetzt, und bildete hier einen Herd der Contrerevolution zu Gunsten des Centralisationssystems und Lavalle's. Die Provinzen Cordova, Mendoza, St. Juan, Tucuman, Salta, Rioja und San Luis waren für die Unidas-Partei, dagegen der Hauptstaat Buenos-Ayres und die Provinzen Santa Fé, Corientes und Entrerios für das Föderalsystem. Lavalle, der sich zu Montevideo aufhielt, machte von hier aus Umtriebe zu Gunsten seiner Partei. — Die föderalistische Regierung, die zu Buenos-Ayres unumschränkt herrschte, ließ den General Quiroga gegen Paz operiren, war aber darin unglücklich. Paz beging eine schändliche Verrätherei. Er stellte sich, als ob er Frieden machen wolle. In dem Augenblicke aber, da die Friedenscommissarien von Buenos-Ayres in Quiroga's Lager bei Laguna Larga angekommen waren und die Föderalisten sich keines Ueberfalls versahen, überrumpelte er sie im Lager und schlug sie gänzlich, am 25 Februar. Quiroga soll 1200 Gefangene und viele Todte verloren haben. Die Regierung wurde durch diese Niederlage in große Bestürzung

versetzt, doch erfuhr man, daß Paz erst im August sich gegen Buenos-Ayres selbst in Bewegung gesetzt habe.

9.

Montevideo.

Diese jüngste der südamericanischen Republiken (die von Brasilien losgerissene Provinz Banda oriental) lag noch in Wehen der Geburt. Der Gouverneur und die Repräsentantenkammer machten sich jetzt die Oberherrschaft streitig, nachdem im vorigen Jahre die Eifersucht der Generale beschwichtigt worden war. Da sich die Truppen für die Kammer erklärten, mußte der Gouverneur abdanken, und die Republik erhielt am 18 Julius eine neue Constitution. Sie gab sich darin den Namen Republica oriental da l'Uruguay (dem Hauptfluß des Landes). Die neue Verfassung bestimmte: Zwei Kammern, Religionsfreiheit, Preßfreiheit, Geschwornengericht, Volksbewaffnung ohne ein stehendes Heer, als Gesetzbuch den Code Napoleon und Begünstigung fremder Einwanderer in die noch ziemlich menschenleere Provinz.

Was allen diesen Nachrichten aus den südamericanischen Freistaaten an Ausführlichkeit, Vollständigkeit und näherer Motivirung abgeht, hoffen wir in einem spätern Jahrgange nachzuholen, wenn mit der Zeit diese verwickelten Parteikämpfe besser werden aufgeklärt werden.

10.

Hayti.

Auch die schwarze Republik nimmt unser Interesse in Anspruch. Spanien verlangte von den freien Negern die Wiederherausgabe des ehemals spanischen Antheils der Insel St. Domingo. Diese Forderung wurde aber vom Präsidenten Boyer am 6 Februar durch eine Proclamation für ungerecht erklärt, entschieden abgewiesen, und nöthigenfalls mit einer tapfern Gegenwehr gedroht, wenn Spanien davon Anlaß nehmen sollte, die Republik anzugreifen. — Größere Schwierigkeiten boten die Verhältnisse der Republik zu Frankreich dar. Bekanntlich hatten sich die Neger, um endlich in ein rechtliches Verhältniß mit Frankreich zu treten, zu einer beträchtlichen Entschädigungssumme für die im Negeraufstande zerstörte und für Frankreich verlorne Colonie verstanden; allein die Zahlung dieser ungeheuern Geldmasse fand natürlich Hindernisse in der Armuth der Neger. Die letztern waren bereit, jedes Opfer zu bringen, aber sie verlangten dagegen gewisse Vergünstigungen von Seite Frankreichs, über welche nun unterhandelt wurde, ohne daß die Sache noch zu einem Resultate gediehen wäre.

IX.

Scandinavien.

1.

Schweden und Norwegen.

Je mehr die Reſtaurationsperiode zu ihrem Ende neigte, deſto mehr ſchwand auch der Enthuſiasmus für Karl Johann, König von Schweden. Hatte man Anfangs die kluge Politik laut geprieſen, durch die er für Schweden den Beſitz Norwegens und die Gnade der heiligen Allianz erlangte, ſo fand man je mehr und mehr jetzt die lange Dauer dieſer „ruſſiſchen Politik" drückend, hemmend für das conſtitutionelle Leben und beleidigend für die Nationalehre.

Dieſe Vorwürfe kamen auf dem langen Reichstage vom 15 November 1828 bis zum 19 März 1830 zur Sprache. und wie wir früher den ungariſchen Reichstag nach der darüber erſchienenen Schrift von Mailáth ſchilderten, glauben wir hier einen Auszug der im „Auslande" erſchienenen trefflichen Schilderung jenes ſchwediſchen Reichstags geben zu

müssen. „Der Reichstag (riksdag) wird gebildet aus den Reichsständen (riksens stände), und der Stände sind vier. Derjenige Stand, welcher dem andern, was Ansehen, Zahl und Einsicht betrifft, vorgeht, ist die Ritterschaft oder der Adel. Er wird von allen Familienhäuptern in gerader männlicher Abstammung vertreten, die auf dem Reichstage nach dem Erbrechte lebenslänglich Sitz und Stimme haben. Man zählt gegenwärtig 1276 adelige Familien, wovon 189 den Titel Graf oder Baron führen. — Die Krone verleiht die Adelswürde nach Gutdünken, und scheint nur zu häufig von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, so daß die Bedeutung des Standes darunter Noth leidet. Die Geistlichkeit — sollte man glauben — wäre nach ihrer Verfassung und der Art, wie ihre Repräsentanten gewählt werden, der unabhängigste von den vier Ständen. Allein sie räumt dem Adel nicht selten das Feld, und die Krone hat an ihr stets ein gelehriges Werkzeug gefunden. Eingedenk ihres Ursprungs, fürchtet sie jede Collision mit der königlichen Gewalt, der sie das Daseyn verdankt, und deren jeweiliger Inhaber das Haupt der schwedischen Kirche ist. In Schweden, wie in Dänemark und England, wagte der Staat nie das Princip der Reformation in seinem ganzen Umfange geltend zu machen; während man alle Dazwischenkunft abwies, behielt man die katholische Hierarchie sorgfältig bei: nur mit dem Unterschiede, daß sich der König an die Stelle des Papsts setzte und die geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigte. So fanden sich alle Elemente der Servilität beisammen: man vermied die strenge Unabhängigkeit des Calvinismus, und die königliche Autorität konnte an die Stelle des freien und stolzen katholischen Klerus eine unterthänige Synode setzen, ob es gleich

anscheinend nichts Demokratischeres gibt als die Verfassung der Geistlichkeit. In der großen Mehrheit der Kirchspiele werden nämlich die Pfarrer durch die Generalversammlung der Grundeigenthümer aus drei Candidaten erwählt, welche das Consistorium oder bischöfliche Capitel vorschlägt, und diese, wie in der Urkirche, durch ihre Heerde bestellten Geistlichen ernennen in den Diöcesanvereinen ihre Repräsentanten für den Reichstag. Der Erzbischof von Upsal, Metropolitan von Schweden, ist geborner Sprecher des Standes, und die zwölf Bischöfe als solche sind Mitglieder der Generalstaaten. Diese Prälaten werden gleichfalls von dem Klerus ihrer Diöcesen gewählt, welcher dem Könige drei Candidaten vorschlägt, aus denen er den neuen Bischof nimmt. An der Wahl des Metropolitans hat der Klerus von ganz Schweden Antheil. Zu diesen dreizehn Prälaten und den vierundzwanzig Pfarrern kommen noch dreizehn Abgeordnete von den Vicariaten oder Comministerien, je einer aus einer Diöcese, endlich zwei Abgeordnete der beiden Universitäten Upsal und Lund und zwei Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. — Der Bürgerstand entspricht seiner Benennung sehr unvollkommen. Der Name Bürger bedeutet keineswegs den Nichtadeligen, sondern den Gewerbsmann. Dieser Stand begreift alle städtischen Bürger in sich; um aber in einer Stadtgemeine sich einzubürgern, muß man einer der Gewerbsinnungen angehören. Bei diesen Beschränkungen versteht sich von selbst, daß der Bürgerstand in einem an Städten so armen Lande, wie Schweden, nur von sehr untergeordneter Bedeutung im Staate seyn kann. Im Jahre 1820 belief sich die Gesammtbevölkerung der 84 Provinzialstädte Schwedens auf nicht mehr als 175,895 Seelen, und, wenn man Stockholm dazu rechnet,

nicht über 260,000. Von dieſer Zahl muß man noch alle diejenigen Bewohner der Städte, namentlich der Hauptſtadt, abziehen, welche kein Gewerbe treiben: als da ſind Gelehrte, Juriſten, Capitaliſten und Beſitzer von Minen oder Eiſenhämmern, die in keinem ſtädtiſchen Bezirke liegen. Die Wahl der Deputirten dieſes Standes geſchieht mittelbar oder unmittelbar nach den Localitäten. Im letztern Falle iſt ein nicht ſehr beträchtlicher Wahlcenſus feſtgeſetzt; wer denſelben einfach entrichtet, hat eine, wer doppelt, zwei, wer dreifach, drei Stimmen u. ſ. f. — Am beſten repräſentirt wird der Bauernſtand, und auf ihm beruht die eigentliche Kraft der Nation. Unter ihm iſt die Elementarerziehung verbreiteter als bei irgend einer Ackerbaubevölkerung von Europa, wenn man nicht etwa Dänemark, Schottland und einige Theile von Deutſchland ausnimmt; in ſeinen Händen befindet ſich ein beträchtlicher Grundbeſitz, der ihm nach und nach zufiel; überhaupt hat derſelbe an Achtung eben ſo viel gewonnen, als der Adel verloren, und wenn man nicht die Bauern in der Ausübung ihrer politiſchen Verrichtungen zu iſoliren Sorge trüge, ſondern geſchehen ließe, daß die Einſicht von Männern aus den höhern Claſſen ihrem ſchlichten Hausverſtande zu Hülfe kommen könnte, ſo möchten wohl die Verwaltungsherren mit ihren weiſen Theorien durch ſolche Gegner oft in Verlegenheit gerathen. Bei den Bauern, wie bei den Bürgern, hängt die Wählbarkeit an allerlei Bedingungen. Der Bauer muß begütert und anſäſſig in dem Bezirke ſeyn, worin gewählt wird; er muß ſeinen eigenen Boden bauen, denn die Pächter genießen keine politiſchen Rechte; er darf nie eine Function im Staatsdienſte verrichtet haben. Der Wahlact geſchieht mittelbar: die Bauern jedes Kirchſpiels ernennen einen Wähler,

und die Wähler der verſchiedenen Kirchſpiele verſammeln ſich in dem Hauptorte des Bezirks (haerad) unter dem Vorſitze des Richters erſter Inſtanz, um den Deputirten zu ernennen. Jeder Bezirk ſendet Einen. — Die Abgeordneten der drei nichtadeligen Stände bekommen von ihren Committenten eine Schadloshaltung für die ganze Dauer des Reichstags. Um wählbar zu ſeyn, iſt erforderlich, daß man das fünf und zwanzigſte Jahr zurückgelegt hat und ſich zur lutheriſchen Kirche bekennt; um hingegen Wähler zu ſeyn, reicht hin, daß man zwanzig Jahre alt und Chriſt iſt. — Der Reichstag verſammelt ſich in der Regel alle fünf Jahre, kann aber vom Könige außer der Zeit einberufen werden. Die vier Stände berathſchlagen abgeſondert, und theilen während des erſten Monats der Sitzung mit Sr. Maj. das Recht der Initiative. Haben drei Stände ſich für einen Vorſchlag erklärt, ſo kann der vierte Stand ſeine Einwilligung nicht verſagen, es ſey denn, daß die Frage die Fundamentalgeſetze des Reichs, alſo Verhältniß und Befugniß der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt, betreffe. Eine Modification in dieſes kann nur durch einmüthige Vereinbarung der vier Stände eingeführt werden, und zwar ſo, daß wenn der Antrag auf dem gegenwärtigen Reichstage geſtellt wird, zur definitiven Abſtimmung erſt auf dem folgenden, d. h. nach fünf Jahren, geſchritten werden darf. Bei dieſer Vierfachheit der Geſetzgebung zeigt ſich vorweg der doppelte Nachtheil, einmal daß keiner der Stände in gewöhnlichen Angelegenheiten ein abſolutes Veto hat, welches ihm nach dem Begriff der geſetzgebenden Gewalt zukommen ſollte; und zweitens, daß dadurch jede Verbeſſerung der Verfaſſung faſt ſchlechterdings unmöglich gemacht iſt. — Der Entwicklung des Repräſentativſyſtems kann der Umſtand

unmöglich günstig seyn, daß der Reichstag sich nur von fün zu fünf Jahren versammelt. Und wie sollten die Schweden Liebe oder Achtung empfinden für eine Verfassung, welche dem Volke, als Ganzem, die legislative Gewalt versagt, um sie künstlichen Bruchstücken desselben anzuvertrauen; welche den Bürger bei Leitung von Angelegenheiten seines Vaterlandes mitwirken läßt, nicht weil er Schwede, sondern weil er Edelmann, Priester, Kaufmann oder Bauer ist? Diesem eben so gefährlichen als ungerechten radicalen Gebrechen der Verfassung abzuhelfen, wäre Aufgabe der schwedischen Gesetzgeber; aber daran dachten sie wenigstens auf dem Reichstage von 1828/30 nicht. — Neben diesen Grundursachen der politischen Lethargie Schwedens lassen sich noch mehrere secundäre Ursachen bezeichnen. — Den unabhängigen Theil des Adels hält seine Armuth von dem Reichstage entfernt, weil es in der Hauptstadt theuer zu leben ist, wogegen hier eine Masse solcher Adeligen sich zusammenfindet, welche ihren Aemtern dahin folgen. Eine Theilnahme für die Verhandlungen des Reichstags in den Provinzen läßt sich aber in einem Lande nicht erwarten, wo die periodische Presse durch das drückendste Gesetz, das es jemals gab, fortwährend gefesselt und entwürdigt wird; wo es an jedem literarischen und politischen Verkehre mit dem Auslande, zum Theil selbst mit dem Innern fehlt; wo das politische Leben so aller Anregung und Aufmunterung entbehrt, daß die Vortheile einer Provinzial- und Municipalverfassung, die so liberal ist, als man sich nur eine wünschen mag, aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit gänzlich verloren gehen. — Nichts desto weniger sind noch nicht alle Anklänge eines öffentlichen Geistes verstummt. Es gibt noch unerschrockene Männer, welche, obgleich ohne Stütze in der Masse der Nation

und durch keine Beweise öffentlicher Dankbarkeit für ihre unfruchtbaren Bemühungen belohnt, kaum durch die stillschweigende Achtung des Volks gegen die Ausdrücke officieller Verachtung entschädigt, nicht müde werden, die moralischen Interessen ihres Vaterlandes zu vertheidigen, treu den Grundsätzen der Wiedergeburt, welche bei der Revolution 1809 aufgestellt worden waren. — Indessen läßt sich nicht läugnen, daß ihre Opposition, trotz Muth und Talenten, der Regierung nicht sonderlich furchtbar ist. Die Regierung hat seit der Zeit ihres Bruchs mit Napoleon 1812 weder in leitenden Ansichten, noch Personen etwas verändert. Seit dieser Periode rügen ihre Gegner in Bezug auf ihre auswärtige Politik die ausschließliche Neigung sich von Rußland leiten zu lassen, so wie in Bezug auf ihre innere Politik eine eben so entschiedene Abneigung gegen alle Entwicklungen der Zeit.

Am 15 November 1828 wurde der lange Reichstag eröffnet. Es bildete sich bald eine Opposition ausgezeichneter Mitglieder, allein bei dem Mangel an Oeffentlichkeit und Preßfreiheit konnte dieselbe kein Glück machen. Der Streit entspann sich über eine Frage, die innere Organisation der Adelskammer betreffend. Letztere hatte in einer neuen Geschäftsordnung das Institut der Bankvorstände abgeschafft, der König die Geschäftsordnung angenommen, aber die Hauptsache, um dessen Beseitigung es dem Adel zu thun gewesen, die Bankvorstände beibehalten. Baron Anckarswärd verlangte nun zuvörderst, man solle alle Functionäre von der Zahl derselben ausschließen. Sein Vorschlag ward verworfen. Als hierauf die Bankvorstände wie gewöhnlich die 25 Wähler wählten, rief die Opposition, diese Wahl sey

nichtig. Und sofort hielt Baron Anckarswärd eine Philippike gegen die Regierung, welche die Rechte des Adels verletze, überhaupt stets eine dem Geiste der Zeit und der öffentlichen Meinung entgegengesetzte Richtung verfolge. Eine solche leidenschaftliche Vermengung der heterogensten Dinge machte dem Ministerium ein leichtes Spiel. Als deßhalb der Graf Wetterstedt sich über die übertriebene Sprache des Barons beschwerte und versicherte, das Volk habe alles Vertrauen zur Regierung, so setzte er sich unter donnerndem Beifall nieder. Hr. von Anckarswärd appellirte gleichfalls an das Volk: „Meine Stimme" sagte er, „ist nur das Echo von ganz Schweden. Den Männern von 1809 kocht das Blut in den Adern, wenn sie den unglücklichen Gang der Regierung seit 16 Jahren betrachten; wenn sie bedenken, wie unfruchtbar die Revolution war, wie alle ihre theuersten Hoffnungen zu Schanden gingen. Die Welt zeigt uns überall das Schauspiel des Kampfes zwischen Despotismus und Freiheit. Wehe den verblendeten Ministern, welche nicht einsehen, welches die Sache ist, die endlich triumphirt!" — Später gaben die Angriffe des Hrn. von Ribbing auf das Budget Anlaß zu einer heftigen Discussion; Graf Posse bekämpfte dieselben mit Bitterkeit. Hr. von Ribbing behauptete, die Politik der Regierung bestehe in den drei Worten: Schweig und bezahle. Die Verhandlung über den Vorschlag des Grafen Hamilton rücksichtlich der Abschaffung der Feste, die nicht auf den Sonntag fielen, war nicht weniger lebhaft. — Im Verlaufe der Prüfung des Budgets kündigte der Staatsrath Baron von Norden die Absicht der Regierung an, in der Militärorganisation, wie sie von Karl XI im Jahre 1680 eingeführt worden war, einige Veränderungen eintreten zu

lassen; namentlich in Bezug auf die Militärlehen (bostall), an deren Stelle ein Sold im Geld gesetzt werden sollte. Alsbald entspann sich eine Discussion über das Militärbudget; Graf Fröhlich ließ einen Zweifel fallen, ob die Vertheidigungsmittel, welche Schweden Rußland entgegensetzen könnte, das zumal Schweden und Europa zu zermalmen drohte, auch hinreichend wären. „Ich weiß nicht," sagte er, „wie wir es machen müssen, um dieser Macht zu widerstehen!" Bei diesen Worten brach ein allgemeiner Unwille in der Versammlung aus, und es bedurfte mancher Hammerschläge des Reichstagsmarschalls, bis der Tumult sich besänftigte, und der unbesonnene Redner seinen Vortrag vollenden konnte. Der schwedische Patriotismus fühlte sich tief verletzt; eine Menge Mitglieder erinnerten an den alten Ruhm Schwedens und die Heldenthaten seiner Söhne. Herr von Anckarswärd, ohne Theil an der Discussion zu nehmen, beklagte sich über die Vermehrung des Kriegsbudgets: „Hüten wir uns" sagte er, „temporäre Zuschüsse zu bewilligen; wir werden uns damit nur eine bleibende Last aufladen." Auch erklärte er sich gegen die große Anzahl und die hohen Besoldungen der Generale und Oberofficiere, die bei einem Nationalheer, welches, wie das schwedische, colonisirt sey, doch nur von geringem Nutzen seyn könnten, während ihnen das Interesse der untern Grade geopfert würde: „Glauben wir", schloß er, „mit diesem unnützen Luxus den auswärtigen Mächten zu imponiren? Wir müssen uns geben als das, was wir sind, als ein armes Volk und ein armes Reich!" — Um uns nicht zu lang mit dem kleinen Krieg aufzuhalten, den die Opposition bei jedem Anlasse gegen die Regierung eröffnete, gehen wir sofort auf die Hauptfeind-

seligkeiten über, die Anklage gegen das Ministerium und die heftige Debatte über die Verantwortlichkeit desselben. — Der Kampf begann gegen Ende Aprils und währte fort bis tief in den Sommer hinein. Das erste Lärmsignal ward erhoben, als der mit einigen südamericanischen Freistaaten abgeschlossene Verkauf schwedischer Kriegsschiffe, welchen die Vorstellungen Rußlands und Spaniens rückgängig gemacht hatten, zur Sprache kam. Der Verkauf war einmal mit ansehnlichen pecuniären Nachtheilen für Schweden verbunden gewesen, und dann hatte das Ministerium aus Nachgiebigkeit gegen fremden Einfluß sein Wort gebrochen! Eine Geschichte, welche der Opposition reichen Stoff darbot, mochte man nun die strafbare Vergeudung der Staatsgelder, oder die Verkennung der schwedischen Nationalehre in Betracht ziehen! Nichts desto weniger fand die Finanzcommission, die mit der Prüfung der deßhalb geführten Verhandlungen beauftragt war, Alles in Ordnung. Der Bürgerstand beruhigte sich unbedenklich bei der Ansicht der Commission, der er ohne Discussion beitrat. Und nicht viel fehlte, so wäre es damit vor dem Bauernstande eben so gegangen; denn als eines Tags die vornehmsten Mitglieder von der Opposition in einer benachbarten Schenke saßen, schickte sich der Sprecher im Einverständnisse mit den ministeriellen Deputirten an, schnell darüber abstimmen zu lassen. Zwar befand sich ein liberaler Bauer im Saal, welcher auf die Zurücksendung des Commissionsberichts antrug, aber er wußte sein Begehren nicht zu motiviren; und schon wollte man zur Abstimmung schreiten, als die Abwesenden indeß Wink davon bekommen hatten, und noch zeitig genug herbeieilten, um der Commission und der Regierung den Fehdehandschuh hin-

zuwerfen. Eine Mehrheit von zwanzig Stimmen sprach die Unzulänglichkeit des Commissionsberichts aus. Da auch die Geistlichkeit das Ministerium im Stiche ließ, und in der Adelskammer die Minister und deren Anhänger auf die stärksten Sachen, die ihnen Baron Ankarswärd sagte, stumm blieben, so feierte die Opposition einen ihrer glänzendsten Triumphe. Eine Rede des Herrn von Ankarswärd drückte der moralischen Niederlage des Ministeriums das Siegel auf. — „Unmöglich kann ein tüchtiges Ministerium im Schoße solcher Institutionen geboren werden, und ich betrachte es als die größte Sünde der gegenwärtigen Verwaltung, daß sie die Nothwendigkeit einer Veränderung in der Nationalrepräsentation nicht begreift. Ich frage, was ist in unserer politischen Lage seit 1800 anders geworden? Sind wir nicht in denselben Zustande der Dinge zurückgefallen, aus dem wir uns im Jahre 1809 herausarbeiten wollten? Ist das jetzige System nicht ein Flickwerk aus jenem alten Systeme, dessen Anhänger das Talent besitzen, sich seit dreißig Jahren am Ruder zu behaupten? Ich berufe mich nur auf die Aeußerungen der Verfassungscommission selbst, auf ihr feierliches Zugeständniß der Abneigung des Ministeriums gegen die Wünsche des Reichstags; ich berufe mich auf die im Jahre 1812 der Presse auferlegten Beschränkungen; und vor Allem, meine Herren, erinnere ich S.e an das Unterfangen des Ministeriums, das Gesetz des Despoten von 1787 in Anwendung zu bringen, welches jede verwegene Kritik über Regierungsverordnungen mit dem Tode bedroht. Endlich muß ich gerade heraussagen: Das Ministerium hat nie eine Gelegenheit ergriffen, das Volk an unsre neue Dynastie durch Bande zu knüpfen, welche keine Revolution der

Ereig-

Ereigniſſe zu zerreißen vermag; der Ruf unter den Zeitgenoſſen und die Lobhudelei einiger Augendiener iſt nur ein ſchwacher Kitt ohne die aufrichtige Ueberzeugung des Volks von ſeinem politiſchen Wohle." — Dennoch ſiegte die miniſterielle Mehrheit, und es blieb bei dem Schluſſe des Berichts, worin es hieß, „daß die Räthe des Königs über der Heiligkeit der Geſetze und der Conſtitution, dem Wohle des Vaterlandes und den Rechten der Bürger treu gewacht und folglich von der Anklage loszuſprechen ſeyen." Die Oppoſition ſetzte ihren ungleichen Kampf noch einige Wochen fort, als Baron Anckarswärd den verzweifelten Entſchluß ergriff, und der Kammer für den laufenden Reichstag Lebewohl ſagte. Seinem Beiſpiele folgten mehrere ſeiner Freunde, und ſo erloſch dieſe Oppoſition, welche ſich durch die bemerkenswerthe Erſcheinung auszeichnete, daß ſie bei dem Bauernſtande und dem Adel die meiſte Anſprache gefunden hatte. — Auf dem Reichstage von 1823 trug Herr von Dalmann auf eine Reform des Preßgeſetzes an, und über dieſen Antrag ſollte der Reichstag von 1829 jetzt entſcheiden. Die Stimme der Nation, in der Hauptſtadt wie in den Provinzen drang nachdrücklich auf die Abſchaffung einer ſo troſtloſen Maßregel. Der Bürgerſtand, welcher mit der Discuſſion den Anfang machte, konnte der öffentlichen Meinung nicht widerſtehen und entſchied ſich, wiewohl mit einer ſchwachen Majorität, für den Antrag. Die Geiſtlichkeit unterwarf die Sache einer gründlichen Prüfung. Doch der Antrag ging auch nur mit der Majorität Einer Stimme durch. — War man ſomit der Abſtimmung der beiden am wenigſten liberalen Stände ſicher, ſo durften ſich die Freunde der Preßfreiheit bereits mit einem glücklichen Erfolge ſchmeicheln. Der Adel hatte

sich im Jahre 1823 mit zu viel Wärme gegen den Preßzwang ausgesprochen, als daß an seiner jetzigen Entscheidung zu zweifeln war, und der Bauernstand hatte sich bis jetzt unter den vier Ständen als den unabhängigsten benommen, so daß von dieser Seite auch nichts zu befürchten schien; das Ministerium schien neutral bleiben zu wollen. Die Discussion wurde bei den Bauern lebhaft, und mit vielem Aufwande von Beredsamkeit geführt; mehrere Sprecher, die sich mit einer bemerkenswerthen Leichtigkeit aus dem Stegreife vernehmen ließen, traten auf. Rutberg ging auf den Ursprung jenes Gesetzes der Willkür zurück, er wünschte der Nation Glück, daß der Augenblick, das im Jahre 1812 ertheilte Versprechen zu halten, endlich gekommen sey, und beschwor den Stand, sich den Absichten Sr. Majestät nicht zu widersetzen, da dieselben nur mit Uebereinstimmung der vier Stände erfüllt werden könnten. „Die Preßfreiheit," sagte Anders Danielson, „hat keinen Sinn, wenn sie sich nicht auf die periodische Presse erstreckt, welche allein die nicht periodische Presse belebt." „Nur der launenhaften Deutung jenes Nothrechts," sagte Caspar Wilmann, „haben wir die Entartung der periodischen Presse Schwedens zuzuschreiben; diese schmähliche Willkür vor Augen, wird kein Mann von Talent oder Bedeutung sich mit der Redaction eines Journals befassen." „Die periodische Presse" sagte Lars Anderson, „bietet dem Schwachen eine Zuflucht gegen den Starken; darum suchen die Gewalthaber sie stets zu unterdrücken; darum muß das Volk, müssen die Bauern sie mit Gut und Blut vertheidigen." Aber kein Redner brachte eine solche Wirkung auf den Stand und die zahlreichen Zuhörer hervor, als Nils Manſſon: „Schweden,"

rief er gegen den Schluß seiner Rede aus, „Schweden sollte den öffentlichen Blättern besonders dankbar seyn. Sie sind es ja, durch welche wir erfuhren, daß es einen Marschall von Frankreich gebe, welcher mit ausgezeichnetem Muth und Geist eine edle Menschenfreundlichkeit verbinde, deren die schwedischen Gefangenen sich zu erfreuen hätten; dieser Marschall ist unser König geworden. Glaubt mir, wenn wir vor zwanzig Jahren die Freiheit der Presse besessen hätten, Finnland, das Drittheil des Reichs, wäre uns durch die Treulosigkeit unserer Verheidiger verloren gegangen? Soll es von dem Eigensinn eines Hofkanzlers abhängen, uns dieser schönen Quelle der Kenntniß zu berauben? Sollen wir an seine Unfehlbarkeit glauben, wie an die des Papsts, gegen welche der gesunde Verstand unserer Voreltern sich empörte? Karl X, König von Frankreich, kündigte seinem Parlamente an, daß er die Schranken niedergerissen, welche die Freiheit der Presse beengten; die Liebe und die Dankbarkeit seines Volks war seine Belohnung. Wird Karl von Schweden für sein Volk weniger thun, als Karl von Frankreich? Sollen wir Bauern, die wir immer Freunde der Freiheit sind, unsern König hindern, das Beispiel des französischen Königs nachzuahmen? Als Gott die Welt schuf, sprach er: Es werde Licht, und es ward Licht. Konnte der Schöpfer wollen, daß uns das Licht fremd bliebe? Als dieser Schöpfer die Welt zu erlösen seinen Sohn sandte, versiegelte der göttliche Erlöser sein Werk und seine Lehre mit dem Gebot: Wandelt im Licht. Christen! Wagen wir es im Finstern zu irren?" Die ländliche Versammlung wurde von dieser Apostrophe an die Religion so gerührt, daß vielen Mitgliedern die Thränen in die Augen traten. Um so allge-

meiner war die Ueberraschung, als man abstimmte, und der Präsident ankündigte, daß der Antrag mit 61 gegen 54 Stimmen verworfen sey. Gewichtige Gründe haben überwogen, hieß es Tags darauf in den Zeitungen. Man versicherte mit Bestimmtheit, die Regierung hätte, nachdem sie von den Ständen, auf welche sie am meisten rechnete, im Stich gelassen worden war, 10,000 Thaler verwendet, um 11 Mitglieder vom Bauernstande zu gewinnen, durch welche dann die Majorität herausgekommen wäre. — Auf diese Weise sah sich Schweden um seine theuersten Hoffnungen abermals getäuscht! Vier Tage nach dieser unerwarteten Wendung der Dinge ward der Antrag nun, nur noch der Form wegen, vor die Adelskammer gebracht. Die Redner der Opposition griffen indeß mit Strenge die Politik der Regierung an, welche man, wie gesagt, im Spiele glaubte. „Was mich betrifft," sagte Hr. von Rosenquist, „so steht meine Ueberzeugung fest, und zehntausend klingende Gründe werden sie nicht erschüttern." Als der Reichstagsmarschall zur Abstimmung schreiten ließ, erhob sich der Ruf: ja, ja! in allen Theilen des Saals, und der Antrag ging mit Acclamation durch. In demselben Augenblicke drängte sich eine Masse von Bauern nach dem Bureau ihrer Kammer, um eine Verwahrung gegen ein Votum niederzulegen, welches die Ehre ihres Standes gebrandmarkt hatte; das allgemeine Staunen stieg noch, als man bemerkte, daß dieses Actenstück 75 Unterschriften zählte, also mehr, als zur Majorität erforderlich gewesen wäre, da die Zahl der Votanten nur aus 108 bestand. Bald zeigte sich, daß dreizehn Mitglieder der Majorität, die sich ihrer Nachgiebigkeit schämten, durch diesen unnützen Widerruf ihr Versehn gut machen wollten. Allein

das Uebel war geschehen, und diese sonderbare Protestation einer Majorität gegen ihren eigenen Beschluß hatte so wenig einen Erfolg als die verfängliche Acclamation des Adels. Die öffentliche Meinung tröstete sich indeß damit, daß sie den Bauer Nils Manſſon mit Huldigungen überhäufte. Er wurde der Held der constitutionellen Sache. Allenthalben verkaufte man sein Bildniß und seine Rede. Man veranstaltete ihm ein feierliches Gastmahl, das erste dieser Art, welches in Schweden stattfand. Dreihundert Gäste vereinigten sich und tranken auf seine Gesundheit; Hr. von Anckarswärd und die ersten Redner des Adels bezeugten ihm ihre Achtung und ihren brüderlichen Dank. — Die Frage der Preßfreiheit kam gegen das Ende der Sitzung von 1830 noch einmal zur Sprache, um sie wenigstens für den folgenden Reichstag vorzubereiten. Allein das Ministerium, dieses ewigen Stoffs von Discussionen überdrüssig, machte seinen Einfluß dahin geltend, daß keine Vereinbarung zu Stande kam, und also, auch auf dem nächsten Reichstag dieser Gegenstand noch unerledigt bleiben muß. — Daß man aber in Schweden keine Aenderung des Systems zu erwarten hat, davon ist unter Anderm ein Beweis, daß der König in einer Abschiedsadresse an den Reichstag am 19 März d. J. zwar zugibt, daß das Repräsentationswesen einiger Verbesserungen bedürfen möchte, dabei aber ausdrücklich erklärt, man solle nicht vergessen, daß die vier Stände seit drei Jahrhunderten der Eckstein des gesetzlichen Königthums gewesen. Indessen hat Se. Majestät einem Gesetz, die bedingte Oeffentlichkeit der Sitzungen jedes Stands betreffend, für die künftige Sitzung ihre Sanction ertheilt, und so ist doch etwas geschehen."

Ehe noch der schwedische Reichstag geschlossen war, wurde das norwegische Storthing eröffnet, am 10 Februar 1830. In der Thronrede hieß es unter Andern: „Die nicht sehr blühende Lage, in welcher sich Norwegen annoch befindet — eine natürliche Folge von Zeiten und Ereignissen, welche schmerzliche Erinnerungen zurückrufen — hat mir keine hinlänglichen Mittel verstattet, um all das Gute zu bewirken, welches ich bezweckte. — Obgleich die gegenwärtigen Handelsconjuncturen einen fühlbaren und nachtheiligen Einfluß auf die Nahrungswege im Allgemeinen geäußert, und obwohl dieser Einfluß nothwendig auf die Entrichtung der directen Landessteuern wirken mußte, so ist die Staatscasse dennoch im Stande gewesen, die auf ihr lastenden Ausgaben zu decken, und die jährliche Abzahlung an der Staatsschuld ist regelmäßig bestritten worden, ohne daß ich mich genöthigt gesehen hätte, mich des auf die Bank ausgestellten Creditivs zu bedienen. Obwohl meine Bestrebungen, unsrer Holzausfuhr Erleichterungen zu verschaffen, noch nicht mit dem Erfolge, den ich gehofft, gekrönt worden, und die Ausfuhr mehrerer Erzeugnisse des Reiches unter den gegenwärtigen Umständen minder vortheilhaft gewesen, so gereicht es mir doch zur Freude, Ihnen mittheilen zu können, daß die Zolleinnahmen den im Voranschlage berechneten Betrag überstiegen haben. So unbedeutend die im Jahre 1828 aufgenommene Staatsanleihe auch gewesen, so hat sie zum Frommen der für die Staatsgesellschaft so wichtigen, producirenden Classe gewirkt, welcher die Regierung auf diese Weise Unterstützung zu gewähren vermochte. Dadurch, daß ich den Steuerpflichtigen die Erleichterung gewährt, rückständige Abgaben in Korn abtragen zu dürfen, und durch

Unterstützung des Landwirthschaftsseminariums, habe ich dem Ackerbau Aufmunterungen zu verschaffen gesucht, die inzwischen nicht nach dem Bedürfnisse, sondern nach den mir zu Gebot stehenden Mitteln abgemessen werden mußten."

Bei dieser überall hervorblickenden Armuth zeigten die Norweger nichts desto weniger großen Freisinn. Sie bildeten eine constitutionelle Gesellschaft, und ein norwegisches Journal warf bei dieser Gelegenheit den Schweden vor, daß sie viel weniger freisinnig seyen als die Norweger. Auch im Storthing war die Opposition gegen die Regierung viel kräftiger. Als dasselbe am 18 September geschlossen wurde, bedauerte der König, daß seine Anträge vom Storthing zurückgewiesen, daß sogar seine Räthe angeklagt worden seyen. Das Odelsthing hatte denselben vorgeworfen, durch willkürlichen Ankauf zweier Dampfschiffe ihre Befugnisse überschritten zu haben. Sie frugen beim König an, ob sie ihre Stellen beibehalten könnten, und dieser bejahte es, indem er erklärte, sich an den Tadel des Odelsthings nicht kehren zu wollen. Wie gespannt das Verhältniß zwischen dem Storthing und König war, erhellt ferner aus dem Umstande, daß der erstere wiederholt bei dem letztern um die Erlaubniß nachsuchte, das Jahresfest der norwegischen Verfassung feiern zu dürfen, was aber der König schlechterdings verweigerte. Als daher der 17 Mai als der Jahrestag der Verfassung herankam, entstanden wieder, wie in allen früheren Jahren, Unruhen unter dem Volke in Christiania, wobei 22 Personen verhaftet wurden. Auch in Christiansund fanden vom 3—13 November Volksaufläufe statt, weil ein Kaufmann, der sein hochverassecurirtes Haus selbst angezündet hatte, nicht hart

genug bestraft worden war. Die Stadt Bergen wurde am 26 Februar von einer Feuersbrunst verheert, welche 200 Häuser in die Asche legte.

Bei dieser „nicht sehr blühenden Lage" des Landes und bei dieser nicht sehr zufriedenen Stimmung des Volks hielt sich der König fest an Rußland. Um das Freundschaftsverhältniß mit diesem mächtigen Nachbar zu befestigen, ging der Kronprinz Oskar am 4 Julius nach Petersburg und blieb daselbst bis zum 6 August. Auch nach der Pariser Juliusrevolution schien die russische Politik in Schweden sich eher zu bestärken, als zu schwächen, und namentlich hütete sich Schweden, auch nur die geringste Sympathie für Polen zu verrathen. — Die Ernte in Schweden fiel sehr schlecht aus und drohte mit einem Hungerjahre.

2.

Dänemark.

Vor der Juliusrevolution herrschte in Dänemark die alte Stille, und man erfuhr von da nur einige kleine Ereignisse. Am 24 Januar begegnete der Kronprinzessin Karoline das Unglück, daß ihr (nach der in unserer Zeit herrschenden Mode sehr großer) Kopfputz dem Lichte, vor welchem sie saß, zu nahe kam, in Flamme gerieth und sie empfindlich verletzte. — Im März gab es auf der Universität Kiel einige Händel zwischen den Studenten und der Polizei. — In der dänisch-westindischen Colonie wurde eine mildere Behandlung der Neger verfügt.

Die Juliusrevolution und die darauf folgenden Unruhen

in Belgien und Deutschland fanden auch Nachahmer in Dänemark. Am 13 September verübte der Pöbel in Kopenhagen einige Excesse gegen die Juden, wobei es indeß sein Bewenden hatte. Mehr Aufsehn erregten die Umtriebe des Kanzleiraths Lornsen, der es wagte, den monarchisch-aristokratischen Schlummer durch einen demagogischen Traum zu stören. Es hieß darüber in einem officiellen Blatte: „Kanzleirath Lornsen, der am 12 October zum Landvogt auf der Insel Sylt ernannt worden, hat, seit seiner Abreise am 18 desselben Monats, statt das ihm allergnädigst verliehene Amt anzutreten, an verschiedenen Orten in den Herzogthümern, und namentlich in Flensburg und Kiel, eifrige Bemühungen angewandt, um, auf strafbare Weise und seinen Pflichten als Beamter gerade entgegen, das Vertrauen zwischen der Regierung und den Unterthanen zu stören, und die ruhigen Einwohner zu gemeinschaftlichen Schritten zu verleiten, welche zu den verderblichsten Folgen für die öffentliche Sicherheit und Ruhe führen könnten. Außerdem daß eine von ihm herausgegebene Schrift von seinen Absichten und Schritten zeugt, wird solches näher durch ein Schreiben an den Präsidenten der königlich schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei vom 5 November aufgeklärt, wobei er die bekannte Schrift eingesandt, so wie durch einen Bericht des Amtmanns vom Amte Tondern, welcher zeigt, daß Kanzleirath Lornsen, weit entfernt seine Absichten aufgeben zu wollen, den festen Vorsatz gefaßt hat, seine Amtsstellung zu mißbrauchen, um eine unruhige Stimmung bei den Einwohnern gedachter Insel hervorzubringen. Se. Majestät, welcher diese Thatsachen vorgelegt worden, haben unterm 15 dieses Monats beschlossen, daß das königliche schleswigsche Obergericht sogleich die Ver-

haftung des Kanzleiraths Lornſen und deſſen Hinbringung in ſichere Verwahrung auf die Feſtung Rendsburg veranſtalten ſoll, ſo wie auch das beſagte Obergericht die genaueſte Unterſuchung wider den Kanzleirath Lornſen in Anleitung ſeiner obenerwähnten geſetzwidrigen Schritte, und in Uebereinſtimmung mit dem Ergebniſſe dieſer Unterſuchung das weitere Nöthige gemäß dem Geſetze und Rechte vorzunehmen hat."

In Bezug hierauf erließ der König am 16 November eine Proclamation, worin es hieß: „Wir Frederik der Sechste u. ſ. w. Es iſt zu unſerer Kenntniß gekommen, daß einige Perſonen es ſich herausgenommen haben, in Unſern Herzogthümern falſche Gerüchte auszuſtreuen, und es zu verſuchen, die ruhigen Einwohner zu gemeinſchaftlichen Schritten zu verleiten, welche nachtheilig für die öffentliche Ordnung und Ruhe werden können. Wir werden einem jeden ſtrafbaren Beginnen der Art den Ernſt entgegenſetzen, welchen die Umſtände erfordern, und warnen Unſere lieben und getreuen Unterthanen mit landesväterlicher Huld, jenen Gerüchten Glauben beizumeſſen, und ordnungswidrigen Aufforderungen Gehör zu geben. Das Wohl des Landes und eines jeden Einzelnen iſt von jeher das höchſte Ziel Unſerer Wünſche und Beſtrebungen geweſen, und wird es ſtets bleiben. Wir finden in der Anerkennung Unſerer unabläſſigen Sorgfalt durch den Ausdruck der Liebe und des Vertrauens Unſeres Volks den größten, Unſerem Herzen theuerſten Lohn. Deßhalb erwarten Wir auch von Unſern lieben getreuen Unterthanen, daß ſie in ihrem Vertrauen gegen Uns verharren, und ſich überzeugt halten, daß wir eine jede das Geſammtwohl fördernde Veranſtaltung in der dazu geeigneten Zeit treffen werden."

Zum Beweiſe, daß Lornſens Bemühungen einigen Anklang im Volke gefunden hatten, dient die Adreſſe der ſchleswig-holſteiniſchen Prälaten und Ritter vom 22 November: „Wenn gleich die Unterzeichneten Eurer königl. Maj. nicht verhehlen können, daß auch nach ihrem allerunterthänigſten Dafürhalten die Anforderungen der Zeit zur Berückſichtigung lautwerdender Wünſche immer dringender geworden ſind, ſo halten ſie es doch in einem Augenblicke allgemeiner Gährung, wie der gegenwärtige es iſt, für die erſte Pflicht aller treugeſinnten Unterthanen, die Ventilation der ernſten Fragen, welche das allgemeine Intereſſe des Landes betreffen, nicht zu übereilen.“ — Dieſe Adreſſe iſt von Sr. Maj. dem Könige mit gewohnter landesväterlicher Gnade aufgenommen und auf dieſe eine huldreiche Antwort ertheilt worden, worin es heißt: „Durch die an dem treuen Sinne Ihres Volks geſcheiterten Beſtrebungen einiger Uebelwollender, eine Aufregung herbeizuführen, werden Se. Maj. ſich nicht abhalten laſſen, nach wie vor mit den nöthigen Vorbereitungen fortzufahren, um die Wünſche Ihrer getreuen Unterthanen in dem Herzogthume Schleswig, ſo wie in dem Herzogthume Holſtein berückſichtigen zu können.“ Hiebei muß bemerkt werden, daß die in den Herzogthümern 1806 vom Könige uſurpirte Autokratie, trotz der durch den Bundestag 1815 gegebenen Verſprechung einer Verfaſſung, und trotz der öftern ſeitdem von Städten und Landſchaften, Prälaten und Rittern theils beim Könige, theils beim Bundestage eingereichten Petitionen, fortgedauert hatte, daß die Abgaben drückend, die Preſſe gefeſſelt und das deutſche Element durch das däniſche zurückgedrängt worden war.

In Uebereinſtimmung mit jener Antwort des Königs

wurde unterm 11 December der bisher erschwerte Verkehr zwischen den Herzogthümern und Dänemark erleichtert und der Zoll bedeutend herabgesetzt. Sodann forderte Se. Maj. den Verein für Errichtung eines Denkmals zum Andenken an die Abschaffung der Leibeigenschaft in den Herzogthümern Schleswig und Holstein auf, die dafür bestimmten Summen zu Gunsten der verarmten Unterthanen zu verwenden.

X.

Italien.

Von Rom erfuhr man in der ersten Hälfte des Jahres 1830 wenig Bemerkenswerthes. Papst Pius VIII erließ ein sehr mildes Fastenedict; in einer Rede im geheimen Consistorium am 15 März aber machte er eine ehrende Erwähnung der Jesuiten, welches sonderbarer Weise den Jesuitenfeinden in ganz Europa auffiel, als ob ein Papst keine Ursache hätte, die Jesuiten zu loben. Im Mai wurde ein neuer Zolltarif im Sinne des strengsten Prohibitivsystems an den Gränzen des Kirchenstaats eingeführt. Unter andern war darin der Zoll für eingeführte Bücher mit 15 Scudi für 100 Pfund angesetzt, demnach zahlte ein gewöhnlicher Octavband ungefähr 1 Franken Eingangszoll. Auch Tücher und Luxusartikel wurden mit ungeheuern Abgaben belastet. Ferner machte im Frühjahre zu Rom ein Unglücksfall der daselbst privatisirenden Madame Lätitia Bonaparte, der Mutter Napoleons, Aufsehn. Diese 83jährige Dame brach ein Bein, blieb aber am Leben. — Die Pariser Juliusrevolution erregte auch im Kirchenstaate große Sensation; beim Volke, weil die

Carbonari und die Freunde der Emancipation und Einheit ganz Italiens daraus neue Hoffnung schöpften; beim Papste, weil dieser als geistliches Oberhaupt bei dem Umsturze der Jesuitenherrschaft in Frankreich sehr betheiligt war. Die Carbonari hielten sich indeß vor der Hand noch ruhig, und der Papst benahm sich mit großer Klugheit. Da er sah, daß Ludwig Philipp in Frankreich die gesetzliche Ordnung aufrecht erhielt und die Geistlichkeit auf jede Weise schonte, so that er auch seinerseits alles Mögliche, dieses gute Vernehmen zu erhalten, und unterstützte die karlistischen Geistlichen nicht nur nicht, sondern erließ auch im Herbste officiell einen Befehl an den Cardinal Rohan, das im Jesuitencollegium zu Freiburg in der Schweiz versammelte Conventikel der widerspänstigen französischen Bischöfe und Geistlichen aufzulösen und dieselben in ihre Diöcesen zurückzuschicken. — Am 1 December starb Papst Pius VIII, nachdem er nicht volle zwei Jahre den apostolischen Stuhl eingenommen hatte. Franz Xaver Graf von Castiglione wurde 1761 im Kirchenstaate geboren, und gelangte unter dem Namen Pius VIII am 31 März 1829 zur päpstlichen Würde. Unter ihm ward das Concordat mit dem Könige von Holland zu Stande gebracht, worüber die Unterhandlungen so lange Zeit gedauert hatten. Ferner wurden die Angelegenheiten der katholischen Armenier regulirt. Sie erhielten einen eigenen Patriarchen, welcher in Constantinopel seinen Sitz aufschlug, indem ihm die Pforte gleiche Vorrechte mit dem der Griechen bewilligte. — Die Bauten am Monte Pincio und die Ausgrabungen auf dem Forum beim Kolosseum und an der Tiber ließ der Papst mit großem Eifer und Kostenaufwande fortsetzen, und Alles anwenden, um die kostbaren und einzigen Ueberbleibsel alter Architektur

zu erhalten. Seine Kennerschaft in Bezug auf Münzen, wovon er eine Sammlung besaß, mochte ihn wohl zu dem Wunsche veranlaßt haben, von seiner Regierung bessere Münzen zu hinterlassen, als die unter Leo XII von Cerbara verfertigten sind, die wegen der Rohheit ihres Gepräges zu den mittelmäßigsten der neuern Zeit gehören. — Interessant ist gleichfalls, daß unter diesem Papste das Denkmal Pius VII, von Thorwaldsen verfertigt, in St. Peter aufgestellt wurde.

Einige Carbonari wollten den Tod des Papstes und die Zwischenzeit bis zur neuen Papstwahl benutzen, um den Kirchenstaat zu revolutioniren. Der Sohn Napoleons, Herzog von Reichstadt, dem bei seiner Geburt schon das Königreich Rom zuerkannt worden war, sollte zum Könige proclamirt werden, und seine in Rom lebenden Vettern, der älteste Sohn Ludwig Napoleons, Ludwig Graf von St. Leu, und der Sohn Jerome Napoleons, Jerome Fürst von Montfort, waren dabei thätig. Am 13 December sollte die Verschwörung ausbrechen, sie ward aber entdeckt, und die Theilnehmer wurden verhaftet, der Graf von St. Leu verbannt, und der junge Prinz Jerome erhielt nur auf die dringenden Verwendungen seiner mächtigen Verwandten Erlaubniß, in Rom zu bleiben. —

Im Königreiche Sardinien herrschte noch die niedergedrückte Stimmung, die eine Folge der mißlungenen Piemonteser Revolution war. Man war daher nicht in geringer Sorge, daß namentlich die Savoyarden, die eine Zeit lang zu Frankreich gehört hatten, nach der Pariser Juliusrevolution sich empören würden. Der König Karl Felix hielt sich, gerade als die Nachricht von dieser Revolution ankam, an der Gränze auf, und soll dadurch in solchen Schrecken ge-

rathen seyn, daß er die Jesuiten aus seiner Nähe entfernte und alte Constitutionelle bei sich empfing. Dieser Schrecken soll indeß nur so lange gedauert haben, bis er sich in Turin in Sicherheit befand. Die Savoyarden fingen indeß wirklich Unruhen an. Ein vom 16 October datirtes Schreiben vom Genfersee in der Allgemeinen Zeitung drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Zwar sind die Erinnerungen an die bessern Tage, die Savoyen unter französischer Herrschaft verlebte, noch nicht im Gemüthe des lebhaft empfindenden Volks erloschen; man erinnerte sich wehmüthig des freien, vortheilhaften Verkehrs nach allen Seiten hin, der leichten Verwerthung aller Landes- und Industrie-Erzeugnisse, des achtbaren Namens, den die Savoyer in der Napoleonischen Armee genossen. Alle diese Erinnerungen aber, und die Ansicht des Bessern, welches die Leute in den westlichen und nördlichen Nachbarländern sahen und mit den Erscheinungen zu Hause verglichen, alles dieß wurde lange Zeit von der treuen Anhänglichkeit des Volks an seinen König unschädlich gemacht. Indessen hörten wir viele Savoyer klagen, die vorigen Zeiten, aber nicht die uralten, schienen zurückgekehrt; dasselbe anmaßende, aus Piemontesern bestehende Militär, derselbe stolze Adel, dasselbe Heer verderbener Beamten im Bunde mit einem Heere Advocaten bei theurer, käuflicher Justiz, vereinten sich nun wieder, um das arme Volk zu drücken, dem ohnedieß eine Unzahl hungriger Mauthner, nebst strengen Verboten der Ausfuhr ihrer Landesbedürfnisse, besonders des Holzes, alle freie Lebensregung, und damit die Möglichkeit benähmen, in dem armen Lande für den Unterhalt der Seinigen zu sorgen und die starken Abgaben zu erschwingen u. s. w. Alle diese Beschwerden, denen die Bitten, die Vorstellungen der

Ein-

Einwohner keine Unterſuchung und Abhülfe verſchaffen konnten, ſcheinen endlich, als die Pariſer Juliustage eine Veränderung in dem benachbarten Frankreich herbeigeführt hatten, und die neuen Ideen mit Macht herüber in die Thäler und Berge Savoyens drangen, eine Exploſion herbeigeführt zu haben. Vor einigen Tagen begannen Unruhen in Annecy, einem wohlhabenden Landſtädtchen von ungefähr 4300 Einwohnern, in der Nähe Genfs und der franzöſiſchen Gränze. Der Ruf: Vive la liberté ward von zahlreichen Haufen in allen Straßen gehört, es geſchahen jedoch dabei keine Exceſſe. Ehe aber dieſe Volksbewegung Feſtigkeit gewinnen konnte, drang das piemonteſiſche Militär in die Reihen, griff ſieben bis acht Anführer, ſchlug ſie in Ketten und führte ſie nach Chambery, wo ihrer vielleicht ein hartes Loos wartet. Die 600 Mann ſtarke Garniſon ward auch gleich durch zwei Schwadronen Cavallerie verſtärkt, um die ganz unruhige Provinz im Zaume zu halten, welche man von Franzoſen aufgereizt glaubt. Die Feſtungen und Gebirgsforts im Lande, am Mont-Cenis und am großen St. Bernhard, werden ſchleunig ausgebeſſert und verproviantirt, beſonders das Fort Bard an der Straße nach Aoſta.“

Bald darauf ſchrieb man aus Turin: „Der König hat den Provinzialcontingenten befohlen, unter die Waffen zu treten. Er ſetzt ſeine Armee auf den Kriegsfuß, die 60,000 Mann ausmacht. Auch hat er die königlichen Carabiniers (Gendarmen) um 600 Mann vermehrt. Der Obercommandant Paulucci hat unbedingte Vollmacht zur Organiſation der Truppen erhalten, ſelbſt ohne den Kriegsminiſter darüber befragen zu dürfen. Man läßt alle Kanonen von Erz von Nizza nach Genua bringen. Die Eröffnung der Univerſitäten iſt

auf ein Jahr lang verboten, doch soll dieses Jahr den Studirenden gezählt werden. Der Anblick der dreifarbigen Flagge hat in Genua große Freude und unter dem Volke selbst einige Gährung hervorgebracht. Die Polizei ließ 45 Individuen verhaften, die nach dem Fort Fenestrelles gebracht wurden. Für politische Processe ist eine Militärcommission niedergesetzt."

Auch in Genua, Nizza und an andern Orten des Königreichs fanden Verhaftungen statt. Durch die Anwendung solcher Gewaltsmaßregeln wurde die Ruhe vollkommen erhalten, und die Hoffnungen der Piemonteser Flüchtlinge, die in Paris Mittel zu einer Insurrection ihres Vaterlandes suchten, scheiterten an dem Friedenssysteme Ludwig Philipps, der ihnen nicht nur jede Unterstützung verweigerte, sondern sie auch von einem Einfalle in Savoyen mit Gewalt zurückhielt.

Im Königreiche beider Sicilien herrschte dieselbe dumpfe Ruhe in Folge derselben gewaltsamen Reaction nach der mißlungenen neapolitanischen Revolution. Die ganze erste Hälfte des Jahres hindurch stand das Reich unter der Regentschaft des Kronprinzen Ferdinand, Prinzen von Calabrien, indem der König Franz und die Königin Isabella mit den übrigen Kindern in Spanien verweilte, wo er im December 1829 seine Tochter Maria Christina mit König Ferdinand VII vermählt hatte, wie wir im vorigen Jahrgange berichtet haben. Die königliche Familie verließ Madrid am 14 April, reiste aber zuerst nach Paris, um Karl X einen Besuch abzustatten, und kam nicht eher als am 30 Julius nach Neapel zurück. Einer ihrer ausgezeichnetsten Begleiter, der Finanzminister, Herr von Medici, war in Madrid gestorben. — Die Nachricht von der Julusrevolu-

tion folgte dem Könige auf dem Fuße, änderte jedoch nichts in dem bisherigen Systeme, da das Volk ruhig blieb. Die einzige Folge jener Revolution für Neapel war die Befreiung Galotti's. Unsere Leser werden sich aus dem vorigen Jahrgange erinnern, daß Galotti, ein neapolitanischer Flüchtling, mit Hintansetzung des ihn schützenden Gesetzes, von den französischen Beamten an Neapel ausgeliefert und von der Deputirtenkammer vergebens reclamirt worden war. Nachdem nun das Ministerium Polignac gestürzt war, säumte die neue französische Regierung nicht, jenes Unrecht wieder gut zu machen; der König von Neapel wagte nicht, sich länger der Reclamation zu widersetzen, und am 29 October war Galotti frei. — Bald darauf starb König Franz I, am 8 November, 53 Jahre alt. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II, 21 Jahre alt. Die Hoffnungen, welche man von diesem jungen Fürsten hegte, waren groß, und es schien, als ob sie nicht getäuscht werden sollten. Man schrieb unter dem letzten December aus Neapel: „Se. Maj. hat durch zwei Begnadigungsdecrete vom 18 und 20 dieses Monats sich ein Recht auf die Dankbarkeit und die Liebe seiner Unterthanen erworben; besonders durch das erstere vom 18. Dieses mildert nicht nur bedeutend alle die wegen politischer Vergehungen aufgelegten Strafen, sondern schlägt auch alle noch schwebenden Proceduren gegen diese für jetzt und in Zukunft nieder. Das zweite enthält ähnliche Begnadigungen für andere, nicht wegen politischer Vergehungen Bestrafte, wovon aber alle die, welche wahre Verbrechen begangen haben, ausgenommen sind. — Der junge Monarch fährt übrigens rastlos fort, überall den Verschwendungen Einhalt zu thun, und sein System der Ersparungen über alle

Zweige der öffentlichen und Privatausgaben zu verbreiten, welches, da so viele und so große Mißbräuche abzuschaffen sind, natürlich unter denen, die es betrifft, Mißvergnügen hervorbringen muß. Dessen Unbilligkeit wird indeß von allen rechtlich Gesinnten anerkannt. Nicht allein Ersparungen, sondern noch andere ersprießliche Folgen für das Land hat die Aufhebung der meisten Jagden nahe und ferne zur Folge."

XI.

Die Schweiz.

Wir sahen schon im vorigen Jahrgange, wie die Schweizer-Eidgenossenschaft allmählich anfing, die ihr vom Auslande aufgelegten Fesseln zu lüften. Schon im Jahre 1819 wurden durch Tagsatzungsbeschluß die strengen, die Censur und Fremdenpolizei betreffenden Verfügungen vom Jahre 1823 außer Kraft gesetzt, und mehrere Kantone fingen zugleich damit an, sich mit der Revision ihrer, meist im aristokratischen Sinne fehlerhaften Verfassungen zu beschäftigen. Allein im Allgemeinen lastete noch das geistige Interdict von 1814 auf den Regierungen, wie auf ganz Europa, und die Versuche der Liberalen fielen wie überall, so auch in der Schweiz vor der Juliusrevolution ziemlich bescheiden aus.

Zu Anfang des Jahres 1830 erschienen zum erstenmale die Verhandlungen der großen Räthe von Waadt und St. Gallen gedruckt, da bisher auch in der freien Schweiz die Heimlichkeit über die Oeffentlichkeit gesiegt hatte. In Basel

wurde am 30 Januar der bekannte freisinnige Philosoph Troxler an die Universität berufen. In Tessin gab es eine völlige Umwälzung. Die Oligarchie unter dem Landammann Quadri, der am 21 April ein terroristisches Decret zur Unterdrückung der Preßfreiheit erließ, wurde besiegt, und der am 7 Junius zusammenberufene große Rath schuf eine neue Verfassung, welche ganz demokratisch ausfiel und den kleinen Rath (die Regierung) ganz unter den Einfluß des großen Raths (der Repräsentantenkammer) stellte.

Dagegen herrschte überall sonst der aristokratische oder oligarchische Geist vor, wie er unter den Auspicien der h. Allianz in der Restaurationszeit seine Herrschaft gegründet oder befestigt hatte. Freiburg wimmelte von Jesuiten. Das stolze Bern wies am 1 März jede Vermittlung in Bezug auf seinen Zollstreit mit Waadt zurück und bestand trotzig auf seinem, den freien Verkehr innerhalb der Eidgenossenschaft hemmenden, und höchst egoistischen Ausschließungssystem. In St. Gallen legte der Landammann Müller-Friedberg dem großen Rath einen Entwurf zu größerer Einschränkung der Presse vor, der indeß keine Folgen hatte. In Schwyz weigerten die alten Landleute fortwährend den neuen Landleuten ihre Rechte, und auf der Landsgemeinde wurde die Forderung einer schriftlichen Verfassungsacte verworfen. Eine richterliche Entscheidung zu Gunsten des Klosters Einsiedeln gegen die Stadt Einsiedeln wurde durch gewaltsame Verdrängung der jene Stadt begünstigenden Räthe durchgesetzt.

Die Tagsatzung begann für dieses Jahr zu Bern am 4 Julius. Wie man damals (drei Wochen vor der großen

Pariſer Woche) in der Schweiz dachte, erhellt aus der Rede, mit welcher der Berner Schultheiß Fiſcher die Tagſatzung eröffnete. Es heißt darin: „Veränderungen, ſelbſt auch in den Verfaſſungen, wenn ſie wirkliche Beſſerungen gewähren, und wo ſie mit Umſicht und Klugheit vorgenommen wurden, verdienen keinen Tadel; aber häufiges Aendern in Geſetzen und Verfaſſungen raubt ihnen Vertrauen, und zerſtört ihr Anſehen. Dem Guten gegenüber ſignaliſirte der Redner, nicht ohne Bitterkeit und in zum Theil heftigen Ausdrücken des Unwillens, einen Geiſt des Dünkels und Hochmuths, der politiſchen Intoleranz, welcher Alles umzuwerfen verſucht, mit Vorwürfen von Engherzigkeit und Lichtſcheue ſeine Angriffe eröffnet und dieſelben mit anonymen Verleumdungen fortſetzt, deſſen Treiben aus eigener Schlechtigkeit, Leidenſchaft oder Gewinnſucht hervorgeht. Wenn, ſelbſt in Rathsſälen, dem Bundesvertrage Vorwürfe der Gehaltloſigkeit gemacht werden, ſo iſt dieß unbillig, vollends, wo es ſich zeigt, daß durch Störung der Eintracht öfters eben jene Klagenden es ſind, welche die mangelnde Kraft verſchulden.“ In dieſem Sinne ward auch debattirt. Ein Züricher Blatt ſagte darüber: „Statt einer offenen kräftigen Sprache hört man da gewöhnlich nur Complimente; es ſind in der Mehrzahl und im Vorſitze nicht ſowohl die Stellvertreter der Nation, die ſich da verſammeln, als vielmehr die Stellvertreter der Regierungen, d. h. der vollziehenden Behörden, und dieſe ergießen ſich dann gegenſeitig in Klagen und Beſchwerden über das Volk, über die öffentliche Meinung und ihre Organe, die Zeitungen. Es iſt gleichſam ein Fürſtenrath, im Geiſte wie etwa der Congreß zu Carlsbad und Verona. Wie hätte ſonſt, um aus vielen Beiſpielen nur Eines herauszuheben,

der Gesandte eines demokratischen Kantons, beim Anlasse als es um die Belohnung des Herrn Kanzlers Mousson zu thun war, sagen können, wenn die Eidgenossenschaft aus zwei und zwanzig Landsgemeinden bestände, so würde der Herr Kanzler nichts als Undankbarkeit zur Belohnung erhalten. Schwerlich mag die Landsgemeinde, die den Herrn Gesandten wählte, ihn zu dem Behufe nach Bern gesandt haben, um ihr im Kreise der Eidgenossen solche Complimente zu machen. Allein der Herr Gesandte fühlte sich als Magistrat, als Regent, und glaubte also gegen das Volk losziehen zu dürfen. Hörte man doch ferner die Aeußerung von Seite eines allerhöchsten Standes (Bern), daß man in der Sache des freien Verkehrs nicht auf die Aufregung die Volkes achten müsse. Dergleichen Stellen, wo von dem Volke mit Nichtachtung gesprochen wird, könnte man duzendweise aufzählen. Eine rühmliche Ausnahme machte der erste Gesandte eines Vororts (Luzern), der bei jedem Anlasse vorstellte, „wie die Regierung nicht ferne von dem Volke stehen, wie sie den gerechten Wünschen und Begehren desselben entgegen kommen, wie Regierung und Volk einig und eins seyn sollen. — Wenn die Tagherren alle von der Wahrheit dessen einst überzeugt seyn und in diesem Geiste handeln werden, dann wird auch das Bessere kommen.“

Luzern benahm sich auch am kräftigsten in der Sache, welche fast ausschließlich die Thätigkeit der Tagsatzung in Anspruch nahm. Dieß war der Militär-Strafcodex, der von Frankreich für die in Frankreich dienenden Schweizer-Truppen entworfen und von Bern revidirt worden war. Mehrere Kantone, und unter allen am entschiedensten Luzern, erklärten sich dagegen, daß ein fremder Staat Gesetze für ihre Lan-

deskinder entwerfe, daß man ihnen die Sache geheim hielte, und nichts von ihnen verlange, als die Sache gut zu heißen. Allein die aristokratische Partei siegte, indem sie die Vortheile hervorhob, welche für die Schweiz aus dem französischen Dienste erwüchsen, und daraus folgerte, daß man Frankreich nicht beleidigen dürfe. Ein seltsamer Zufall wollte, daß diese Sache gerade in dem Augenblicke bei der Tagsatzung zur Abstimmung kam, in welchem sie in Frankreich selbst auf eine ganz andere Weise entschieden wurde. Eben hatte man in Bern erfahren, Karl X habe die Ordonnanzen erlassen; die Aristokraten jubelten, und unter diesem Jubel ging am 2 August der Strafcodex durch, obwohl nur mit 13 Stimmen. Unmittelbar darauf aber langten die Nachrichten vom Sturze Karls X, von der Niederlage und Auflösung der Schweizer-Truppen an, und jener Strafcodex war nunmehr völlig überflüssig. Die bestürzte Aristokratie behielt indessen ihre stolze Haltung bei, und die Schlußrede der Tagsatzung am 7 August sprach sich geneigter aus für das System vor dem Julius als für das neue.

Die Schweiz hat sich dem Einflusse der großen europäischen Verhältnisse nicht entziehen können. Wie in ganz Europa, so hatte auch in der Schweiz die Aristokratie das Uebergewicht, bis 1798 der Einfluß der französischen Revolution die Demokratie erhob. Im Jahre 1814 wurde Europa und wurde auch die Schweiz restaurirt, die Aristokratie erhob überall wieder ihr Haupt. Im Jahre 1830 endlich wurde die Restauration in Frankreich besiegt, und durch ganz Europa erhielt der unterdrückte Liberalismus neuen Impuls. Die natürliche Folge davon war, daß auch in der Schweiz eine mächtige Opposition aufstand. Daß viele Mißbräuche in der Schweiz abzuschaffen,

viel aristokratischer Uebermuth zu demüthigen und viel durch diplomatische Feigheit der Eidgenossenschaft aufgebürdete Nationalschmach abzuwaschen war, läßt sich eben so wenig läugnen, als daß häufig auch der schlimmste demagogische Geist die Gelegenheit sich zu Nutze machte, um im Trüben zu fischen.

Bald nach den Julius-Ereignissen gährte es fast in allen Kantonen, und dieser Geist der Unruhe machte sich zuerst in patriotischen Versammlungen und in einigen liberalen Zeitungen Luft. Die Aristokratie beging, obgleich sie Frankreichs Beispiel vor Augen hatte, doch den nämlichen Fehler, und schritt zu Gewaltmaßregeln, da wo sie mit Reformen dem Volke hätte entgegen kommen müssen. Kaum hatte, in der Mitte des Septembers, zu Lenzburg eine Volksversammlung statt gefunden, um die Verfassung des Kantons Aargau zu revidiren, und hatte die neue Züricher Zeitung einige aufregende Artikel enthalten, als auch schon am 22 September vom Vororte Bern ein Kreisschreiben ausging, worin alle Regierungen zu gewaltsamer Unterdrückung des revolutionären Geistes aufgefordert wurden. Zugleich verbot Bern das Züricher Blatt. — Diese Maßregeln dienten indeß nur, das Volk noch mehr zu erbittern. Man sah damals die aus Frankreich geflüchteten Jesuiten, Trappisten ꝛc. zu Hunderten in Freiburg und Solothurn sich sammeln, und dieser Anblick war auch nicht geeignet, die Gemüther zu besänftigen. Man identificirte die gestürzte Königs- und Priesterpartei in Frankreich mit der herrschenden Aristokratie in der Schweiz, wobei die alten Erinnerungen an die Emigranten mitwirkten. Dießmal war aber die demokratische Partei so überwiegend, daß der Sturz der Aristokratie nicht lange nach dem der Bourbons erfolgen mußte.

Das Kreisschreiben wurde nicht nur von den Journalen, es wurde sogar von einigen Regierungen mißbilligt. Der Staatsrath von Zürich erklärte sich offen für die Partei der Bewegung und sprach es laut aus, daß nicht nur die Macht, sondern auch das Recht auf ihrer Seite sey, und daß man sich ihr nicht entgegensetzen, sondern sie nur vor Mißleitung und Uebertreibung, den gewöhnlichen Folgen des Widerstandes, bewahren müsse. Er antwortete auf das Kreisschreiben: „Wir überzeugen uns, daß weder im Allgemeinen, noch dann insbesondere im Kantone Zürich, irgendwie solche bedenkliche Umstände oder drohende Gefahren vorhanden sind, welche die Nothwendigkeit außerordentlicher Maßnahmen, oder gar eines repressiven Einschreitens begründen könnten, und daß vielmehr der unverkennbar herrschende, durch keine Gewalt zu unterdrückende Bewegungstrieb, der in den allgemeinen Weltereignissen seinen Ursprung und seine Erklärung findet, unter Annahme einer guten Richtung für unser Vaterland nicht nur ungefährlich bleiben, sondern selbst nützlich sich erzeigen könne; daß es aber eben eine hohe und wichtige Aufgabe für die Regierungen sey, dieser angeregten Kraft die gehörige Leitung zu geben, und daß dazu kluge Sorgfalt und ruhige Ueberlegung, verbunden mit einem gerechten und gemäßigten Benehmen, erfordert werde, welches auch in den schwierigsten Umständen durch das Bewußtseyn der Verwendung für eine gute Sache eine Zuversicht und Kraft verleiht, die selten nur wirkungslos bleibt."

Das Beispiel Zürichs übte mächtigen Einfluß auf das Land, hinderte jedoch nicht, daß einerseits die Aristokratie heftigen Widerstand leistete, andrerseits die Demokratie anarchische Excesse beging. Wo nicht die Regierung, wie in

Zürich, freiwillig in die Bahn der zeitgemäßen Reformen einlenkte, da brach sich das Volk gewaltsam selbst die Bahn und warf jeden Widerstand nieder.

Uebrigens wollte auch Zürich Anfangs nicht so weit gehn, als es nachher zu gehn genöthigt wurde, indeß machte es doch mit dem Systeme der Concessionen den Anfang. Der große Rath, der am 1 November außerordentlich zusammenberufen wurde, erklärte sich für eine Abänderung der Verfassung. So wie alle Schweizer Verfassungen vom Jahre 1814 der Aristokratie oder Oligarchie, dem Patriciat oder der städtischen Obergewalt über das Land das Uebergewicht gegeben hatten, so war dieses Uebergewicht auch im Kantone Zürich bei der Stadt, welche 130 Deputirte in den großen Rath wählte, während das Land nur 82 wählte. Außerdem klagte man im Kantone über den zu großen Militäraufwand. Die Regierung war nun geneigt, den Volkswünschen entgegenzukommen, und es wurde eine Commission unter Vorsitz des Staatsraths Usteri niedergesetzt, die Verfassung zu revidiren. Hiebei ging man von dem Grundsatze aus, daß die Macht zwischen Stadt und Land gleich vertheilt werden, daß jedes von beiden 106 Deputirte in den großen Rath wählen solle. Allein das Landvolk, namentlich die kräftigen Bauern am See, verlangten das Uebergewicht über die Stadt, um deren aristokratische Gewalt für immer zu brechen. Am 22 September hielten sie zu Uster eine große Volksversammlung, welche dem am 25 wieder einberufenen großen Rathe ein Memorial einreichte, worin verlangt wurde, daß die Stadt nur ein, das Land aber zwei Drittel der Großräthe wählen solle. Es blieb nun der Regierung nichts übrig, als der Volksgewalt nachzugeben. Am 14 December trat der durch dieses

neue Wahlgesetz gänzlich umgebildete große Rath zum erstenmale zusammen, und schrieb unterm 18 aus, daß die Verfassung nunmehr definitiv revidirt und Vorschläge dazu von allen Bürgern des Landes entgegengenommen werden sollten. Durch kluge Nachgiebigkeit erhielt sich in dieser ganzen Krise der kleine Rath oder die ausübende Gewalt unter dem Vorsitze des Herrn von Reinhardt im Amt und in der Volksgunst.

Von etwas heftigern Stürmen war die Verfassungsänderung im Kantone Aargau begleitet. Schon am 12 September versammelten sich 30 Bürger zu Lenzburg und unterzeichneten eine Bittschrift an die Regierung, worin sie um Aenderung der Verfassung baten. Man klagte insbesondere über die oligarchische Gewalt des kleinen Raths und über die Bevorzugung der Stadt Aarau. Diese Bittschrift wurde von der Regierung bei Seite gelegt. Als aber hierauf am 7 November zu Wohlenschwyl 4000 Bürger eine zweite Bittschrift unterzeichneten, und der ganze Kanton in Gährung kam, zeigte sich die Regierung bald nachgiebiger. Der kleine Rath sprang zum äußersten Liberalismus über, so sehr, daß der am 25 November zusammenberufene große Rath seinen Eifer mäßigte und sich nicht so geneigt zeigte, auf der Stelle die Demagogen zu befriedigen. Einer der thätigsten bisherigen Volksredner, der Wirth Fischer von Merischwanden, trug im großen Rath Volkswünsche vor, und drohte, dieselben mit 3000 Bürgern zu unterstützen. Er wurde der Unwahrheit beschuldigt und mit Verhöhnung zum Schweigen gebracht. Er verließ die Versammlung, kehrte nach Hause zurück, und das Volk fand in dem tiefbeleidigten ehrgeizigen Manne das, was ihm bis

jetzt fehlte: einen Führer. Er erließ Aufgebote an alle Gemeinden, ihre Mannschaft am 5 December in Wohlen zu vereinigen, um nach Aarau zu ziehen, und „einmal mit den Herren Abrechnung zu halten.“ Am 5 und 6 December kamen nach und nach gegen 10,000 Menschen zusammen. Einige Tausende derselben waren wohlorganisirte und vollständig bewaffnete Milizen, welche voran marschirten, die Uebrigen theils gar nicht, theils schlecht bewaffnete Volkshaufen. Man sah Pistolen, Spieße, Prügel, selbst noch Morgensterne aus dem Mittelalter. Die Regierung dagegen hatte aus wenigen treugebliebenen Bezirken die bewaffnete Mannschaft, 2500 M., nach Aarau beordert, um die Aufrührer mit Gewalt zur Ordnung zu bringen. Ein Bataillon davon war den Empörern entgegen in Lenzburg aufgestellt, mußte sich jedoch am 6 December nach Aarau zurückziehen, da der größte Theil der Mannschaft davon gelaufen war. An diesem Tage kamen die Insurgenten über Lenzburg gegen die Stadt gezogen. Die Regierungsarmee unter Oberst Schwarz bestand aus drei Bataillonen mit 6 Kanonen und einigen Scharfschützen, welche zwischen Lenzburg und Aarau aufgestellt waren. Die Insurgenten stellten sich ebenfalls in Schlachtordnung; doch bemerkte man von keiner Seite Lust zum Angriffe. Die Truppen der Regierung wurden ohne Blutvergießen zurückgedrängt, die meisten Officiere gefangen genommen; viele der Truppen reihten sich unter die Insurgenten, und diese zogen Abends in Aarau ein. Nun war die Stadt und Regierung unbedingt dem Volke Preis gegeben; jedoch hatte, außer einer sehr starken Einquartierung, Niemand etwas zu leiden; auch wurde nichts entwendet. Die Stadt beeilte sich, sich durch eine prachtvolle Beleuchtung den

Siegern zu empfehlen. Die Anführer der Insurgenten, Dr. Bruggiser und Procurator Bruggiser von Wohlen, Amtmann Geißmann von Wohlenschwyl und Arz Weibel von Besenbüren, entließen am andern Tage sogleich die nichtorganisirte Menge, da die Regierung machtlos in Alles gewilligt hatte. Am 8 wurden den Bewaffneten und dem anwesenden Volke die Volkswünsche vorgelesen und von ihnen genehmigt. Dann zogen auch sie nach Lenzburg ab, nahmen jedoch 4 Kanonen und 6 Pulverwägen der Regierung mit. Am 10 versammelte sich der große Rath; auch er genehmigte alle Wünsche des Volkes, und die Bewaffneten wurden am 11 sämmtlich entlassen. Hierauf wurde am 16 December ein aus allen Theilen des Landes berufener Verfassungsrath gewählt, welcher die neue Verfassung geben sollte.

Auch die Aristokratie in Bern konnte dem Sturme des Volkes nicht mehr lange widerstehen. Noch immer stand Bern unter der Herrschaft weniger Familien. „Von ungefähr 280 Familien, die das Bürgerrecht der Hauptstadt genießen, zählen sich etwa 70 zu den sogenannten vornehmen Geschlechtern oder Patriciern; alle übrigen werden dagegen zur gemeinen Bürgerschaft gerechnet. Die Kluft, welche zwischen beiden Classen befestigt ist, gründet sich auf kein Gesetz, wohl aber auf eingewurzelte Begriffe. Der Patricier widmet sich nämlich nicht gern irgend einem Erwerbsberufe, mit Ausnahme jedoch des Weinhandels, der Bankgeschäfte und der Speculationen in auswärtigen Fonds; sonst achtet er keine andern Erwerbsquellen, als den auswärtigen Kriegsdienst, die Staatsämter und reiche Heirathen. Dadurch, und weil er sich für den legitimen Volks-Souverän des Kantons Bern ansieht, unterscheidet er sich

von der ganzen übrigen Bürgerschaft, die hingegen in allerlei Erwerbsgeschäften und Sorgen befangen ist, und der man, zur Erinnerung an ihre Regimentsfähigkeit, einige Schaffner-, Waibel-, Hochwächter und Holzmesserstellen, als Brosamen von dem Tische des Herrn, abfallen läßt. Ein großer Theil der Bürgerschaft befindet sich im geistlichen Stande, wo er verfassungsmäßig von allen politischen Rechten ausgeschlossen ist. Betrachtet man das Effective oder jetzt bestehende Verhältniß der Familien im großen Rathe des Kantons, der aus 299 Mitgliedern besteht (also ein Stellvertreter auf 1200 Einwohner, bei einer Bevölkerung des Kantons von 360,000), so zeigt sich, daß ungefähr 50 Familien des Patriciats gegenwärtig im kleinen und großen Rathe zusammen 159 Mitglieder haben. Diese 159 (von denen etwa 15 für die Landschaft zählen, als durch sie gewählt) machen also bereits mehr als die absolute Mehrheit des ganzen großen Rathes aus. Unter den übrigen 50 Familien, die den Patriciern zugezählt sind, befinden sich ungefähr 16, die zwei bis drei Mitglieder im großen Rathe haben. Darüberhin sind dann noch 34 Familien, welche eigentlich dem bürgerlichen Mittelstande angehören, obschon noch einige darunter sich nur ungern dazu zählen lassen.“

Gegen diese alte stolze Aristokratie nun erhob sich jetzt das Landvolk. Am 15 October wurde zu Burgdorf eine Bittschrift unterzeichnet, die eine Aenderung der Verfassung verlangte, und einige Tage darauf, in der Nacht vom 18 October, brach in Bruntrut ein Volkstumult aus, wobei die dreifarbige Fahne aufgesteckt wurde. Allein die noch mächtige Berner Regierung unterdrückte diesen Aufstand mit Gewalt und verwarf nach einigen Debatten am 3 November

auch

auch jene Burgdorfer Bittschrift. Der Schultheiß von Wattenwyl, der die drohenden Gefahren voraussah, warnte vergeblich, und setzte nichts weiter durch, als daß die Sache dem bald sich versammelnden großen Rathe noch einmal vorgelegt werden solle. — Indeß nahm die Gährung zu, und immer lauter äußerte das Volk seine Wünsche. Man verlangte hauptsächlich zweierlei, einmal die Aufhebung des Patriciats, die Gleichstellung aller Bürger, insbesondere bei den Wahlen, und sodann die Trennung des Staatsguts vom Berner Stadtgut, welche beide bisher im Familiensäckel des Patriciats zusammengeflossen waren. Unter den Herren selbst waren der schon genannte Schultheiß von Wattenwyl, Altschultheiß von Mülinen, Tscharner, von Lerber, Benoit, Fellenberg ꝛc. zu zeitgemäßen Reformen geneigt, Schultheiß Fischer aber, Säckelmeister v. Muralt, Steiger, Lombach ꝛc. mit der Majorität widersetzten sich hartnäckig. Das Volk gab endlich den Ausschlag. Seine Kühnheit nahm zu. In der Nacht vom 23 November wurden in den Straßen von Bern s. g. Mordschläge losgeknallt, und in den folgenden Tagen nahmen die Besorgnisse vor dem Pöbel und Landvolke in dem Grade zu, daß die Regierung es für gut hielt, den Bürgern der Stadt Bern am 4 December die Bildung einer Nationalgarde zu gestatten. Am 5 fanden Volksversammlungen zu Thun, Langenau, Sumiswald und Burgdorf statt. Am 6 trat der große Rath in Bern zusammen, und da die von der Regierung einberufenen Milizen sich entschieden für die Volkssache erklärten, wofür auch ihrerseits die Bürgergarde von Bern enthusiasmirt war, so gab die Regierung der Uebermacht nach, und stellte selbst dem großen Rathe die Bitte, eine Commission nie-

derzusetzen, um die Wünsche des Volkes entgegen zu nehmen. Durch diese Nachgiebigkeit wurde die Ruhe erhalten, und am 14 December reichten die Berner Bürger obiger Commission ihre Vorschläge ein, so daß einer Verfassungsänderung auf friedlichem Wege am Schlusse des Jahres nichts mehr im Wege stand.

Auch der aristokratische Jesuitenstaat Freiburg wurde umgewälzt. Die aus Frankreich vertriebenen Missionäre und Pfaffen und Karlisten aller Art flüchteten in großer Anzahl nach ihrem alten Asyle in den Alpen, und weil sie viel Geld mitbrachten, hoffte man, dieß werde dem Volke gefallen und die Revolution abwenden. Allein das Patriciat war auch in diesem Kantone höchst verhaßt; und wenn hier vom Pöbel nichts zu besorgen war, so doch desto mehr von der Mittelclasse. Statt der Volksmassen und ihrer ungeregelten Bewegungen traten nun die geregelten der Magistrate in den Municipalorten auf. Einverstanden unter einander, wie es scheint, sandte zuerst die Stadt Murten am 27 November ihre Abgeordneten nach der Hauptstadt, um dem regierenden Schultheiß von Gottran eine Denkschrift zu übergeben, welche die Reform der Verfassung fordert, und dafür das Grundgesetz des Bundesvertrags anruft, demnach die staatsbürgerlichen (politischen) Rechte in keinem Kantone ausschließliches Vorrecht einer Classe von Bürgern seyn dürfen, was sie doch seit 1814 in Freiburg wieder in vollem Maße geworden sind. Gleichheit der staatsbürgerlichen Rechte, eine nicht bloß scheinbare, sondern wahrhafte Stellvertretung und die Aufhebung der lebenslänglichen Magistratur waren die Grundlagen, die nach Murtens Begehren für die Verfassungsreform anerkannt werden sollten.

Allein weit entfernt nachzugeben, wies die Regierung, angetrieben durch den sehr aristokratisch gesinnten Herrn von Gottran und durch die Zuflüsterungen der Berner Herren, das Gesuch geradezu ab. Die Berner versprachen Hülfe, und die Freiburger Regierung selbst umringte sich mit ihren Truppen, um dem Volke Schrecken einzuflößen. Am 2 December versammelte sich der große Rath, und schon war es abgekartet, daß derselbe den Beschluß der Regierung bestätigen und die Murtener abweisen sollte, als das Volk auch hier durch seine drohende Uebermacht eine andere Entscheidung herbeiführte. Zwar umgaben die Truppen das Rathhaus, aber in weit größerer Zahl umgab wieder das Volk die Truppen, und war bereit zum Kampfe. Schon gab ein Officier Befehl zum Feuern, als der Schultheiß von Dießbach herbeieilte und durch seine Geistesgegenwart das Blutvergießen verhinderte. Nun, von Schrecken ergriffen, änderte der große Rath seinen Entschluß, und erließ eine Proclamation, worin er eine Verfassungsänderung versprach. Da indeß die Sprache dieser Proclamation noch nicht deutlich genug war, so erzwang der Stadtrath von Freiburg, der sich nun auch erhob, eine neue, deutlichere Erklärung der Regierung, worin unzweideutig die Aufhebung aller sowohl persönlichen als localen Privilegien ausgesprochen wurde.

In Solothurn, wo beinahe die nämliche Junker- und Pfaffenherrschaft bestand, wie in Freiburg, drohte das sehr derbe Landvolk die Stadt zu überfallen, als noch zu rechter Zeit der große Rath zusammentrat und am 26 November eine Verfassungsänderung versprach und eine Commission zum Behuf derselben niedersetzte. Allein auch während der Sitzungen derselben zeigte sich das Volk sehr unruhig und drohend.

In Luzern traten unter ganz ähnlichen Umständen am 22 November 3000 Bürger zusammen, und verlangten in einer Bittschrift das Ende der Junkerherrschaft. Die Regierung erklärte sich dazu geneigt; am 26 Nov. und am 9 Dec. wurde aus allen Theilen des Kantons ein Verfassungsrath gewählt. Die Grundlage der neuen Verfassung sollte auch hier, wie überall, Gleichheit der Repräsentation und Abschaffung aller Familien- und Ortsvorrechte seyn.

Auch in Basel hatte die Stadt ein Uebergewicht über das Land, welches um so lästiger fiel, als das Land im Verhältnisse zur Stadt klein und schwach war; denn Basel ist eine der größten Schweizerstädte, der Kanton aber einer der kleinsten. Auch hier verlangte nun das Landvolk Gleichstellung seiner Rechte mit denen der Städter, und schon im October fand eine kleine Volksversammlung im Bubendorfer Bade statt. Am 3 November machte der große Rath dem kleinen Rath selbst den Vorschlag zu einer Revision der Verfassung, und diese wurde am 9 December wirklich decretirt; allein die Stadt behielt sich dabei ihre alten Privilegien, die Mehrzahl im großen Rathe ꝛc. vor, und wollte sich nur zu unbedeutenden Concessionen bequemen. Dieß erregte große Unzufriedenheit im Lande, und brachte endlich die Bauern zu einer offenen Empörung gegen die Stadt, die im Januar des folgenden Jahres ausbrach. Davon also im nächsten Jahrgange.

Das Thurgau blieb auch nicht verschont. Am 22 October versammelte sich das Volk zu Weinfelden und verlangte vom kleinen Rathe eine Revision der Verfassung. Als hierauf der kleine und große Rath neu gewählt wurden, fielen die Wahlen streng demokratisch aus, und lauter neue Menschen traten in die Regierung. Hier wie im Aargau war

die Revolution zugleich eine Reaction der ungebildeten gegen die gebildete Classe, und also nicht bloß eine politische, sondern zugleich eine gesellschaftliche.

In Sanct-Gallen kam der große Rath dem Volke zuvor, indem er am 8 November sich außerordentlich versammelte, um die Verfassung zu revidiren. Allein das Volk traute dieser Zuvorkommenheit nicht recht und verlangte stürmisch die Wahl eines besondern Verfassungsrathes aus allen Theilen des Kantons. Der große Rath willigte am 14 December ein.

Unter den kleinen Demokratien der Alpenhirten war Schwyz die einzige, die 1814 an der aristokratischen Reaction Theil genommen hatte. Der innere Bezirk Schwyz behandelte die äußern Bezirke als Unterthanen, nicht als Mitbürger. Jetzt bei der allgemeinen Aufregung erhoben sich diese äußeren Bezirke, und am 5 December legte die Stadt Einsiedeln, auf deren Unkosten das Kloster Einsiedeln lange von Schwyz bevorzugt worden war, den übrigen Bezirken einen Plan vor, die Verfassung zu ändern und Gleichheit der Rechte einzuführen.

Im Waadtlande verlangte das Volk ebenfalls eine Verfassungsrevision und kam darum bittweise beim großen Rathe ein, am 14 December. Da nun der große Rath, vorzüglich auf Antrieb der Herren Curtat und Méstral, Schwierigkeiten erhob, so strömte am 18 December das Landvolk nach Lausanne, läutete die Sturmglocke und zwang den großen Rath, sich in seinen Willen zu fügen.

In Tessin, welches schon vor der Juliusrevolution seine alte Verfassung gestürzt hatte, trat die neue am 18 October ohne Anstand ein. Da dieser Kanton unmittelbar

an Italien gränzt, so hegten Oesterreich und Sardinien den Argwohn, er könne ein Feuerherd der Verschwörung für die Italiener werden. Der eidgenössische Commissär May mußte die Sache untersuchen, und erklärte dem gedachten Staate, daß kein Grund zu jener Beschuldigung vorläge. Inzwischen wurden von Tessin alle österreichischen und sardinischen Unterthanen ausgewiesen, weil der kleine Staat sonst eine Handelssperre an den Gränzen besorgen zu müssen glaubte.

Während dieß in den einzelnen Kantonen vorging trat die Tagsatzung zu Bern außerordentlicherweise zusammen, am 23 December. Ihre Zwecke waren vornehmlich, sich bei der gegenwärtigen europäischen Krise über ihre auswärtige Politik zu verständigen, und sodann, die Ruhe im Innern der Schweiz herzustellen. Am 27 December faßte sie ihre Beschlüsse, welche dahin gingen: 1) daß die Schweiz nach außen hin ihre Neutralität streng behaupten, und deßfalls ihr erstes und zweites Bundescontingent unter die Waffen bringen solle; 2) daß die Tagsatzung alle Eidgenossen zu Ruhe und Friede mahnen, daß aber kein Kanton sich eine bewaffnete Einwirkung in die innern Angelegenheiten des andern erlauben solle.

Am 1 August wurde die neue Straße über den Sanct Gotthard eröffnet, und zum erstenmal über dieses Gebirge gefahren, da es bisher auf seinem höchsten Punkte nur zu Fuß oder auf Mauleseln zu passiren war.

XII.

Deutschland.

1.

Allgemeine Angelegenheiten.

Auch das benachbarte Deutschland wurde durch die Julinsrevolution aus seiner bisherigen Ruhe gerissen. Die Nichterfüllung der wesentlichsten Artikel der deutschen Bundesacte hatte schon längst ein heimliches Mißbehagen erzeugt, dem die allgemeine Furcht und der strenge Preßzwang Stillschweigen gebot. Der berühmte 13te Artikel der Bundesacte hatte Constitutionen versprochen, aber nur ein Theil der deutschen Länder und Ländchen hatte sie erhalten, und die Garantien derselben waren verhältnißmäßig nur schwach. Der 18te Artikel hatte Preßfreiheit versprochen, aber seit den Karlsbader Beschlüssen vom Jahre 1818 lag die deutsche Literatur unter einem geistigen Interdict. Der 19te Artikel hatte Handelsfreiheit versprochen, aber fast alle deutschen Staaten wurden durch Mauthen gegen einander abgesperrt, und erst nach und nach gaben einige wohlwollende Regierungen das

gute Beispiel von Handelsvereinen, die jedoch nur einzelne Staaten, niemals das Ganze vereinigten. Auch die freie Rheinschifffahrt war ausdrücklich auf dem Wiener Congresse ausbedungen worden; allein der König der Niederlande, uneingedenk dessen, daß er den Deutschen seine Erhebung auf den Thron verdankte, sperrte denselben den Rhein zu.

Die Juliusrevolution nun, welche gewissermaßen das geistige Band sprengte, in welchem Europa gefesselt lag, veranlaßte auch diejenigen deutschen Staaten, deren Lage die unbequemste gewesen, ihrer Unzufriedenheit Luft zu machen und eine günstige Veränderung ihrer Lage zu versuchen.

Bevor die Juliusrevolution diese Folgen in Deutschland nach sich zog, blieb Alles in der gewohnten Ruhe. Der Bundestag in Frankfurt am Main hatte kein wichtigeres Geschäft vorliegen, als die schon im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs geschilderte Streitsache zwischen Hannover und Braunschweig. Erst im Herbste, da die Unruhen ausbrachen, erließ er am 25 November ein allgemeines Decret, welches die Contingente der benachbarten Staaten zu einer bewaffneten Intervention in den etwa noch ferner revolutionirenden Staaten verpflichtete, und die Censur in Bezug auf die Zeitungsnachrichten verschärfte. Deßgleichen folgte am 2 December der Bundestagsbeschluß, der den von seinen Unterthanen vertriebenen Herzog Karl von Braunschweig provisorisch für regierungsunfähig erklärte. — In Folge der Ereignisse in Frankreich wurde im Herbste auch die Bundesfestung Mainz stärker befestigt und ihre Besatzung vermehrt.

Am 27 März wurde ein neuer Handelsverein, der Eimbecker Vertrag, zu Eimbeck unterzeichnet und am 8 Mai zu Kassel ratificirt. Kurhessen, Hannover, Oldenburg und

Braunschweig trennten sich durch denselben von dem bisherigen mitteldeutschen Vereine.

Was noch sonst allgemeine Angelegenheiten betrifft, so ist am 25 Junius 1830 in allen protestantischen und paritätischen Ländern das dreihundertjährige Jubelfest der Augsburgischen Confession feierlich und friedlich begangen worden. Nur in Dresden und Leipzig wurde diese Feier durch katholische Umtriebe und den dagegen sich empörenden protestantischen Eifer getrübt, wie wir bei den sächsischen Angelegenheiten näher berichten werden. — Die deutschen Naturforscher hielten ihre dießjährige Versammlung am 18 September zu Hamburg.

2.

Oesterreich.

Die Geschichte dieses mächtigen Reichs beschränkt sich im Jahre 1830 auf wenige Data. Nach Außen genoß Oesterreich Frieden. Zwar befand es sich im Anfange des Jahres noch im Kriege mit dem Raubstaate Marocco, und wir haben im vorigen Jahrgange die Begebenheiten dieses unbedeutenden Kriegs geschildert, aber schon am 2 Februar wurde der Friede abgeschlossen. Der k. k. Schiffscapitän Vaudiera zwang den Sultan von Marocco, die von demselben 1828 gekaperte Handelsbrigantine Veloce wieder herauszugeben, und um die Versöhnung vollständig zu machen, wurde der früher bestandene Handelstractat zwischen Oesterreich und Marocco erneuert. — Im Frühjahre erlaubten sich die Montenegriner räuberische Einfälle in Dalmatien, worauf von

Zara aus Truppen zu ihrer Vertreibung abgeschickt wurden. Dasselbe geschah im Sommer, da sich an der bosnischen Gränze neue Räuberbanden eingefunden hatten. — Am 1 Februar trat der am 29 December 1829 mit England abgeschlossene neue Handelsvertrag in Kraft, wonach die beiderseitigen Schiffe in Zollabgaben den inländischen gleichgesetzt wurden. — Im Junius reiste der Fürst Metternich auf seine Domäne, den Johannisberg am Rhein, mit dem er zur Belohnung seiner Verdienste in den Kämpfen gegen Napoleon 1815 dotirt worden war. Man brachte diese Reise in Verbindung mit der Politik des Ministeriums Polignac, sofern nicht lange darauf die berühmten Ordonnanzen vom 25 Julius erfolgten. Indeß wurde in österreichischen Blättern diesem Gerüchte widersprochen, und der neue König der Franzosen wurde von Oesterreich anerkannt.

Im Innern genoß Oesterreich ebenfalls Friede und Ruhe. Am 1 Februar wurde der Freihafen von Venedig eröffnet. Am 1 März erfolgte eine große Ueberschwemmung der Donau bei Wien, wodurch viele Menschen ihr Leben verloren. Namentlich der Prater und die Leopoldstadt wurden unter Wasser gesetzt. — Am 1 April machte Oesterreich beim Hause Rothschild eine neue Anleihe von 20 Millionen Gulden zu 4 p. C. — Leider blieb auch Oesterreich von der Cholera nicht verschont. Sie brach bereits zu Anfang des Decembers in Gallizien ein.

Ein besonderes Interesse erregte Ungarn. Der Kaiser gab den Ungarn seinen Entschluß zu erkennen, den Kronprinzen Ferdinand noch bei seinen Lebzeiten zum Könige von Ungarn krönen zu lassen, und schrieb deßhalb den ungarischen Reichstag auf den 8 September nach Preßburg aus.

Es ist hier der Ort, die Einrichtung eines ungarischen Reichstags zu beschreiben. Graf Johann Mailáth, der die Sitzung von 1830 ausführlich geschildert hat, sagt hierüber: „Gegenwärtig besteht der ungarische Reichstag aus zwei Theilen, der Magnatentafel nämlich und der Ständetafel; sie sind das, was in England die Häuser der Lords und Gemeinen, und in Frankreich die Pairs- und Deputirtenkammer. Die Magnatentafel besteht aus dem Palatin, als Präsidenten, allen römisch-katholischen Erzbischöfen und Diöcesanbischöfen, den griechisch unirten Diöcesanbischöfen, allen römisch-katholischen Titularbischöfen und den griechisch nicht unirten Diöcesanbischöfen, dem Erzabt von Martinsberg, welcher ein Benedictiner ist, und dem Prämonstratenser-Prälaten. Die weltlichen Mitglieder der Magnatentafel sind außer dem bereits erwähnten Palatin die Großwürdenträger, alle Obergespanne, der Gouverneur von Fiume, alle Titulargrafen und Baronen, welche selbstständig sind, das heißt, welche volljährig und von ihrem Vater getrennt selbstständig wirthschaften. Endlich ein Deputirter von Slavonien und Croatien. — Die Einrichtung des Sitzungssaales ist folgende: Durch die ganze Länge des Saales streckt sich ein mit grünem Tuche bedeckter Tisch, worauf das Corpus Juris und Schreibmaterialien. An dem einen Ende des Tisches sitzt der Palatin, als Präsident; ihm zur Rechten die Geistlichkeit, als Ungarns erster Stamm, und zwar zuerst der Fürst-Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran; dann die zwei andern Erzbischöfe; hierauf die römisch-katholischen und griechisch nicht unirten Diöcesanbischöfe nach dem Alter ihrer Ernennung, dann eben so die Titularbischöfe, zuletzt der Erzabt von Martinsberg und der Prämonstratenser-Prälat. — Ueber Sitz und Stimme

des griechisch nicht unirten Erzbischofs und der Bischöfe gleichen Glaubens ist gesetzlich noch nicht entschieden; sie sitzen also nicht am Tische selbst, sondern im Saale zerstreut, wo sie wollen. Ist der Fürst-Primas oder ein anderer römisch-katholischer Bischof zugleich ein Kardinal, so sitzt er nicht am grünen Tische, sondern an einem kleinen rothen Tische auf der Seite der Bischöfe. — Zur linken Seite des Palatin sitzt der Judex curiae, der Ban von Croatien, der Tavernicus, dann die übrigen Reichsbaronen, nach dem Alter ihrer Ernennung. Hierauf die Erbobergespanne nach dem Alter, wie sie die Verwaltung ihrer Comitate angetreten haben. Hierauf die übrigen Obergespanne nach dem Alter ihrer Ernennung. Sowohl hinter den Bischöfen als hinter den Reichswürdenträgern und Obergespannen sind überall drei und drei Reihen Stühle angebracht, auf denen die bereits erwähnte griechisch nicht unirte höhere Geistlichkeit, der Gouverneur von Fiume, über dessen Sitz noch nicht gesetzlich entschieden ist, die jüngern Obergespanne, für die der Platz am grünen Tische nicht ausreicht, die Titular-Grafen und Baronen und der Ablegat von Croatien ohne bestimmte Ordnung sich niederlassen.

„Der Präsident der Ständetafel ist der Personal (Personalis praesentiae regiae locum tenens). Er hat seinen Platz auf einer Estrade, die an einem Ende des Saales angebracht, die ganze Breite des Saales einnimmt. Hinter ihm sitzt der oberste Gerichtshof, welcher die königliche Tafel heißt und dessen Präsident der Personal ist, und zwei Abgeordnete des Königreichs Croatien. — Die Estrade ist einige Stufen erhöht; von derselben strecken sich durch die Länge des Saales drei grüne Tische; an dem Tische, der dem Personal zur Rechten ist, sitzen die Abgeordneten der Dom- und Collegial-

capitel, von jedem zwei und zwei, sieben Aebte und Pröpste und die Stellvertreter der abwesenden Magnaten (Ablegati absentium). Am mittlern Tische die Abgeordneten der Comitate dießseits und jenseits der Donau, je zwei und zwei, eben so die Abgeordneten der königlichen Freistädte dießseits und jenseits der Donau. Am Tische links vom Personal sitzen die Abgeordneten der Comitate dießseits und jenseits der Theiß, und nach ihnen die Abgeordneten der königlichen Freistädte dießseits und jenseits der Theiß. Die Plätze der Capitel und Comitatsdeputirten sind bestimmt, die der Städte nicht. — Manchmal treten beide Tafeln zu einer vermischten Sitzung zusammen; es kommen nämlich die Stände in den Magnatensaal; der Personal nimmt seinen Platz zwischen den Obergespannen, und zwar nach dem jüngsten Erbobergespann; die übrigen Mitglieder der Ständetafel sitzen und stehen, wo sie Platz finden. — Die Sitzungen sind alle öffentlich; die Zuhörer sind im Saale oder auf den Galerien, wo sie Platz finden.

„Die Verhandlung geht auf folgende Weise vor sich: Die königlichen Propositionen und Alles, was von der Regierung ausgeht, wird in vermischter Sitzung durch einen der vier Landrichter vorgelesen. (Die vier Landrichter sind Mitglieder des Gerichtshofes, welcher die königliche Tafel heißt; beim Reichstage versehen sie die Stelle der Secretäre.) Nach einer solchen Verkündigung begeben sich die Stände nach Hause, und gewöhnlich beginnen die Circularberathungen den andern Tag. Diese Circularberathungen sind vorbereitende Sitzungen. Ungarn ist nämlich ideell in vier Kreise getheilt, dießseits und jenseits der Theiß. Aus jedem dieser Kreise wird nun für die Circularberathungen ein Notar gewählt. Die

Circularnotare verfassen nach den Beschlüssen des Cirkels gewöhnlich zwei Aufsätze; der eine, in ungarischer Sprache, heißt Nuntium, ist an die Magnatentafel gerichtet und enthält den motivirten Beschluß der Stände; der andere ist, in lateinischer Sprache, der Vortrag, welchen die Stände über den fraglichen Gegenstand dem Könige vorlegen wollen.

„Hierauf sagt der Personal eine reichsständische Sitzung an. Darin liest einer der Landrichter das Nuntium vor; es wird verhandelt, und wenn es genehmigt ist, wird auf eben dieselbe Weise der Vortrag nach Hof in Verhandlung genommen. Ist auch diese Berathung geendet, so ernennt der Personal eine Deputation zur Magnatentafel.

„Sobald die Magnatentafel die Deputation der Stände vernommen und diese sich entfernt hat, beginnen die Verhandlungen. Derselbe Landrichter, der die zu verhandelnden Gegenstände bei den Ständen vorgetragen hat, liest die Beschlüsse der Stände vor, welche verhandelt werden. Er schreibt alle Aenderungen auf, welche die Magnaten wünschen, verfaßt noch während der Sitzung in lateinischer Sprache die Antwort der Magnaten, welche ebenfalls Nuntium genannt wird. Diese Antwort wird den Ständen ebenfalls durch eine Deputation überbracht.

„Dieser Austausch von Nuntien zwischen der Stände- und Magnatentafel wird so lange fortgesetzt, bis beide Tafeln über den Gegenstand der Verhandlung vollkommen einig sind. Hierauf wird der Vortrag nach Hof vorgenommen, und wenn beide Tafeln auch hierin übereingekommen sind, wird eine vermischte Sitzung angesagt, welche die sigillatorische heißt, der Vortrag wird gesiegelt und durch den Palatin nach Hof befördert. Ueber die Verhandlung der beiden Tafeln folgen

noch einige Bemerkungen: Jeder spricht von dem Orte, wo er sitzt; wer reden will, steht auf; der Personal steht, wenn er spricht, der Palatin sitzt. Der Primas spricht ebenfalls sitzend. — Ueber die Verhandlungen der Ständetafel wird ein Tagebuch in ungarischer Sprache verfaßt. Die Acten des Reichstags erscheinen im Druck. — Die meisten Gegenstände der Verhandlung werden dictirt, und durch die Juraten, Kanzlisten, Potwaristen, deren jeder Reichstagsherr einen oder mehrere mit sich bringt, für ihren Principal abgeschrieben. — Die Initiative der Verhandlungen ist bei dem Könige und der Ständetafel, und zwar bei dem Könige, in so fern die königlichen Propositionen von ihm ausgehen und der erste Gegenstand sind, der auf dem Reichstage verhandelt werden muß; bei den Ständen, weil alle Verhandlung bei ihnen beginnt, sowohl die der königlichen Propositionen, als auch jene aller der Gegenstände, welche in denselben nicht enthalten sind, und welche die Stände dem Könige vorlegen wollen. Die Magnatentafel verhandelt nie einen Gegenstand, der ihr nicht von der Ständetafel zukommt. — Die Art, wie die Stimmen der Domcapitel und Städte gegen die Stimmen der Comitatsdeputirten abgewogen werden sollen, ist nicht bestimmt, daher ist auch das Enden der Debatten durch Abstimmung sehr schwer und selten. Dieselbe Schwierigkeit tritt noch in erhöhterem Maße ein, wenn berathschlagende vermischte Sitzungen statthaben, weil zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten noch die Frage hinzukommt, wie die Stimmen der einzelnen Magnaten gegen die Stellvertreter von Körperschaften abzuwägen sind. — Wenn der Reichstag zu Ende geht, wird eine Deputation ernannt aus Mitgliedern der Magnaten- und Ständetafel, welche mit einigen Mitglie-

dern der königlich ungarischen Hofkanzlei gewöhnlich der Kanzler oder Vicekanzler und einige Hofräthe aus den Vorträgen der Reichsstände, den Hofresolutionen und den der Regierung bereits vorgelegten Gesetzesentwürfen, die eigentlichen Gesetze oder Artikel, wie sie die Ungarn nennen, verfaßt. Jeder Artikel, in welchem die Deputation und die Kanzlei übereinkommen, wird von der Deputation den Reichsständen vorgelegt und von diesen genehmigt, oder der Deputation mit neuer Weisung zurückgestellt. Dieß währt so lange, bis die Reichsstände und die Hofkanzlei in allen Artikeln übereinkommen. Die Ungarn nennen dieß Verfahren das Concertiren der Artikel. Hierauf erfolgt die Sanction.

Der Antrag des Kaisers, seinen Sohn krönen zu lassen, wurde vom Reichstage mit den unterwürfigsten Ausdrücken gränzenloser Ergebenheit beantwortet: „Die Liebe unseres Königs, sprach der Personal, reicht über die Gränzen der Sterblichkeit; ob er gleich mit Zuversicht erwarten darf, daß sein großes Beispiel dem Sohne „heilig" seyn wird, will er doch die Zukunft mit der Gegenwart verbinden; er will, indem er das Haupt seines erstgebornen Sohnes mit der heiligen Krone schmücken läßt, nicht, daß einst der Alten Schwur über die zu haltende Verfassung vom treuen Volke gehört werde, er will ihn selbst hören, er will auf diese Weise unseres Jubels, unseres Nationalfesttages nicht nur Schöpfer, er will auch dessen erlauchter Zeuge seyn. — Dieß ist ein seltenes Beispiel der ihm angebornen Seelengröße; und nur dieß Eine war noch übrig, um die Liebe seiner Vorgänger und Ahnen zu uns zu überbieten. — Denn es gab sowohl in jener Zeit, als die männlichen Arpaden auf dem ungarischen Throne saßen, und auch in der spätern Zeit, besonders aber

unter

FERDINAND I.
Kaiser v. Oestreich.
König v. Ungarn.

unter der Herrschaft des erlauchten Erzhauses Oesterreich, mehrere, die noch bei ihrem Leben ihre Söhne krönen ließen. — Jeder derselben aber hatte hiezu besondere, ihn selbst betreffende Gründe. Unserm Könige allein bleibt der Ruhm, daß er zu gleichem Zwecke bloß durch die Liebe zu seinem treuen Volke geleitet wurde; denn da Ungarn dem erlauchten Erzhause ewig verbunden ist, obgleich seines erstgebornen Sohnes Recht an die heilige Krone durch weltkundige Gesetze begründet ist, will er dadurch, daß er bei seinem Leben, ja in seinem Beiseyn, den Erstgebornen krönen läßt, bloß unsern Jubel und die Freude, die er in der Aufrechthaltung unserer Verfassung findet, auf ihren Gipfel erhöhen."

So wurde denn die Krönung am 28 September mit unerhörter Pracht vollzogen. Wir bemerken nur, daß der ungarische Adel mit dem kaiserlichen Hofe an Glanz und Schaustellung wetteiferte, daß die Eidesleistung des jungen Königs nach alter ungarischer Sitte unter freiem Himmel vor sich ging, und daß Se. Majestät dann, ebenfalls einem alten Herkommen zufolge, im Galopp auf den Königsberg ritten und daselbst das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwangen.

Wie demuthsvoll und unterwürfig auch die Sprache des Reichstags bei dieser Gelegenheit war, so hinderte dieß doch nicht, daß die Landtafel in einige sehr freimüthige Erörterungen über die königlichen Propositionen einging und mehrfache Beschwerden zur Sprache brachte. — Im Jahre 1790 war das erste Protokoll, und zwar in lateinischer Sprache, abgefaßt worden. Im Jahre 1830 entschied die Landtafel, daß es auch in ungarischer Sprache abgefaßt werden müsse. Der Abgeordnete von Torno verlangte noch mehr, nämlich

den Druck der Protokolle. „Die größtmögliche Oeffentlichkeit ist höchst wünschenswerth, ohne dieselbe kann keine Verfassung bestehen; in Ungarn ist kein Gesetz dagegen; sie besteht in andern Reichen, warum sollte sie in Ungarn nicht bestehen?“ Die Deputirten von Somogy und Honth brachten sogar die Preßfreiheit in Erwähnung, allein diese Debatten „hatten keine weitern Folgen.“ — Da über die unpassende Vertheilung der Steuern geklagt worden, hatte man eine Deputation zu deren Regulirung niedergesetzt, einstweilen aber bat der Reichstag den Erzherzog Palatin, die Steuervertheilung selbst auszuarbeiten. — Die vom Könige verlangte neue Truppenaushebung veranlaßte die lebhaftesten Debatten. Alle Deputirten waren zwar bereit, die Recrutirung zu bewilligen, die Mehrzahl aber nur unter der Bedingung, daß der König auch die Gründe, warum diese neue Aushebung nöthig geworden sey, und daß er den Stand und Abgang der ungarischen Regimenter angebe. Dieser von der Landtafel gefaßte Beschluß wurde von der Magnatentafel, welche der Regierung blind ergeben schien, verworfen. Die Landtafel beharrte jedoch ihrerseits auf jenen Bedingungen, und die Regierung trat nun selbst versöhnend ins Mittel, und gab freiwillig die Gründe an, warum die neue Recrutirung nöthig sey: „Dieselbe bezwecke nicht Krieg und Eroberung, sondern nur die Erhaltung des Friedens, und sie sey nothwendig, um die durch Alter und anderweitigen Abgang lückenhaft gewordenen Regimenter wieder zu ergänzen.“ Hierauf wurde über die Zahl der zu stellenden Truppen debattirt, und die Mehrzahl an der Landtafel zeigte sich wieder nur zu 28,000 Mann geneigt, die Magnatentafel verlangte aber noch fernere 20,000 Mann für dringende Fälle. Diese

wurden nun auch von der Landtafel bewilligt. Einige Deputirte wünschten, daß die ungarische Armee auch nur von ungarischen Officieren befehligt werden sollte, und es kam darüber zu sehr lebhaften Aeußerungen der Nationaleifersucht, welche jedoch auch „keine Folgen hätten.“

Die Landesbeschwerden, welche der Reichstag gesetzmäßig vorlegte, waren im Wesentlichen folgende: Die Stände verlangten, daß Dalmatien, die zu Dalmatien und Croatien gehörigen Inseln, die zu Siebenbürgen gehörigen Comitate Kraszna, mittlere Solnok, Zarand und der District Kövar mit Ungarn vereinigt werden möchten. Zugleich wünschten sie einen engern Verband mit Siebenbürgen und endlich die Einverleibung Galiziens und Lodomeriens mit Ungarn. — Die übrigen Beschwerden betrafen die zu unbeschränkte Ausdehnung der königlichen Gewalt. Man wünschte z. B., daß der Salzpreis nicht mehr von der Regierung allein, sondern im Einverständnisse mit den Ständen festgesetzt, daß alle Geldangelegenheiten bloß auf dem Reichstage verhandelt, daß die königlich ungarische Hofkammer von der k. k. allgemeinen Hofkammer unabhängig erhalten werden möchte. Die Antwort der Regierung auf die ersten Punkte der Einverleibung war nicht ablehnend, doch schob sie die Sache hinaus. Die Einmischung der Stände in die Finanzangelegenheit wurde dagegen abgewiesen. „Se. Majestät widmen den Finanzen ausgezeichnete Sorge, der größte Theil des Papiergelds ist bereits eingelöst. Se. Majestät verlangen also mit Recht, daß sich die Stände auf Ihre väterliche Fürsorge verlassen.“ Der Reichstag wurde am 18 December geschlossen.

3.

Preußen.

Der preußiſche Staat hat nach der Reſtauration eine andere Stellung eingenommen, als ſeine Sprache während der Befreiungskriege erwarten ließ. Er hat einige ſeiner wichtigſten Verſprechungen desavouirt und die Patrioten verfolgt, deren er ſich früher bediente. Er hat ſich nicht, wie von vielen Seiten her erwartet wurde, an die Spitze des conſtitutionellen Deutſchlands geſtellt, ſondern iſt in europäiſchen Angelegenheiten der Politik Rußlands und in deutſchen Angelegenheiten der Politik Oeſterreichs gefolgt. Er hat dadurch ſeine frühere große Popularität im conſtitutionellen Deutſchland proviſoriſch verloren. Inzwiſchen hat der preußiſche Staat die trefflichen Staatseinrichtungen, die er während ſeiner Kriſe einführte, die allgemeine Volksbewaffnung und die Municipalverfaſſung ſeitdem folgerecht ausgebildet, und er beſitzt in dieſen großen und heilſamen Inſtituten Vorzüge vor allen andern, ſelbſt conſtitutionellen Staaten. Zugleich hat Preußens phyſiſche Macht in der langen Friedenszeit bedeutend gewonnen. Der Schatz wurde gefüllt trotz der ungeheuern Unkoſten der Armee und trotz der Fortdauer einer bedeutenden Staatsſchuld. Das Volk ſelbſt erholte ſich von ſeinen frühern Kriegsleiden trotz der ſtarken Beſteuerung und trotz der Handelskriſen. Im März 1830 wurde auf der Börſe officiell angekündigt, daß die große engliſche Anleihe vom Jahre 1818, die 5 Proc. trug, unter Garantie des Hauſes Rothſchild, auf 4 Proc. vom 1 Julius an werde reducirt werden. Auch die königliche Seehandlung ſetzte die Zinſen der bei ihr künftig unterzubringenden Capi-

talien von 4 auf 3 1/3 Proc. herab. So deutete Alles auf Zunahme der Capitalien und steigenden Unternehmungsgeist, Credit und Wohlstand. Die treffliche Handhabung der Finanzen verdankte Preußen vorzüglich dem Minister von Motz, dessen Verdienste allgemeine Anerkennung fanden. Er starb am 30 Junius, und ihm folgte als Finanzminister der bisherige Oberfinanzrath Maaßen.

Bis zum Herbste herrschte in Preußen tiefe Ruhe. Man wußte sich in Berlin viel damit, daß eine Schrift des Barons von Frauendorf, worin die preußische Rechtspflege getadelt war, gedruckt werden durfte. — Mehr Lärm machte die Hallenser Fehde zwischen den Pietisten und Rationalisten, womit sich das Publicum so lange unterhielt, bis die Pariser Julusrevolution wichtigere Gegenstände an die Tagesordnung brachte. Die Pietisten in Halle und Berlin, unter dem Vorgange des Professors Hengstenberg in letzterer Stadt, klagten in den heftigsten Ausdrücken die rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius in Halle der Irreligiosität an. Man verbreitete das Gerücht, der fromme preußische Hof werde für die Pietisten Partei ergreifen; allein derselbe war weit entfernt, durch eine solche Einmischung Oel ins Feuer zu gießen. Es wurde vielmehr auf besonnene Weise Alles vermieden, was dem religiösen Streite hätte Nahrung geben und ihn über die gelehrten Gränzen hätte hinausführen und zur Sache des Volks machen können. Angesehene Gelehrte traten vermittelnd ein, und so wurde diese Sache, die großes Aufsehn erregt hatte, beigelegt. — Am 28 März wurde mit Hannover ein gütlicher Vergleich über gegenseitige rückständige Entschädigungsforderungen abgeschlossen. — Am 20 Mai trat die Kronprinzessin im Stillen

und ohne Gepränge zum evangeliſchen Glauben über. — Am 23. Mai legte der Kronprinz den Grundſtein zu den Feſtungswerken Poſens. — Im Sommer kam die Kaiſerin von Rußland nach Schleſien. Ihr erlauchter Vater, der König von Preußen, reiste ihr nach Breslau entgegen, wo ſie am 4 Junius eintraf. Die hohen Herrſchaften bezogen dann einen Sommeraufenthalt im Schloſſe Fiſchbach im Rieſengebirge, und beſtiegen am 15 Junius den höchſten Gipfel dieſes Gebirgs, die Schneekoppe. — Um dieſe Zeit ereignete ſich ein ſchrecklicher Vorfall in der Feſtung Spandau. Die daſelbſt befindlichen Sträflinge waren ſchon lange unzufrieden darüber, daß ſie in den zu ihrer Erholung beſtimmten Stunden zum Beten commandirt wurden. Sie empörten ſich endlich dagegen, und die bewaffnete Macht gab aus den Fenſtern auf die unten in einem Hofe eingeſchloſſenen Aufrührer Feuer, wodurch drei derſelben getödtet und mehrere verwundet wurden.

Als die Revolution in Paris ausbrach, erregte dieſelbe große Senſation in Preußen, da indeß die Thronbeſteigung Ludwig Philipps und deſſen Erklärungen Frankreichs Ruhe und friedliche Abſichten garantirten, nahm auch Preußen keinen Anſtand, den neuen König der Franzoſen anzuerkennen. Alles blieb ruhig, bis im Herbſte die Unruhen in Belgien und in den conſtitutionellen Staaten Norddeutſchlands ihren anſteckenden Einfluß auch auf Preußen ausdehnten. Der Pöbel, der in dem nahe gelegenen belgiſchen Fabrikorte Verviers Unfug getrieben hatte, ſteckte auch den Pöbel von Aachen an, der ungeſtraft tumultuiren zu können glaubte, da Aachen keine Garniſon hatte, und ſelbſt die Landwehr gerade damals zu den Herbſtübungen nach Coblenz ausmar-

schirt war. Am 30 August standen die Fabrikarbeiter in Aachen auf, zerstörten die großen Fabriken der Herren Nelleſſen und Cockerill, mißhandelten den Landrath und die Polizei und entwaffneten die Gendarmen. Allein die rechtlichen Bürger der Stadt bewaffneten ſich aufs eiligſte und feuerten auf die Meuterer, die eben das Gefangnenhaus erbrechen wollten, um die Gefangenen zu befreien. Ihrer Thätigkeit gelang es, des Aufſtandes Meiſter zu werden, noch ehe die Landwehr zurückkehrte. Die Rädelsführer wurden verhaftet und ſeitdem die Ruhe nicht mehr geſtört. — Auch in Elberfeld fand am 1 September ein Pöbelauflauf ſtatt, dem die Bürger ein eben ſo raſches Ende machten. Deßgleichen kleine Aufläufe zu Wetzlar am 3 und 8 September, zu welchen Schmuggelei Veranlaſſung gab, die aber auch ſchnell unterdrückt wurden. — In Berlin ſelbſt gab es Unruhen, doch von ſo wenig gefährlicher Natur, daß man ſie faſt nur einem eiteln Nachahmungstriebe zuſchreiben kann. Die polizeiliche Verhaftung einiger Schneidergeſellen veranlaßte deren Cameraden, ſich am 16 September zuſammenzurotten; andere Geſellen vereinigten ſich mit ihnen, allein es gelang der Polizei, ſie zu zerſtreuen. Am 17, 18 und 19 Abends erneuerte ſich der Tumult, da indeß zuletzt eine impoſante Militärmacht von 14,000 Mann aufgeſtellt wurde, ſo war dem Lärm bald ein Ende gemacht. Er lief mit bloßem Geſchrei ab, nur etwa 6 Perſonen wurden verwundet. — Auch in Breslau machten die Schneidergeſellen am 27 September großen Lärm und ſchlugen den Juden die Fenſter ein, wurden aber ebenfalls mit leichter Mühe zur Ruhe gebracht.

Um künftigen Unfugen dieſer Art zuvorzukommen, baten viele Bürgerſchaften, ſtädtiſche Sicherheitsgarden

bilden zu dürfen, und die Einrichtung derſelben wurde durch Cabinetsordre vom 1 October in den Städten erlaubt, in welchen keine Garniſonen lagen. In den Rheinlanden wurde ein Nachlaß der Moſiſteuer verfügt. — Auch machte die belgiſche und die bald darauf ausgebrochene polniſche Revolution die Aufſtellung von Beobachtungstruppen an den Gränzen nothwendig. Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, wurde als Statthalter nach den Rheinlanden geſandt, woſelbſt eine ſtarke Truppenmacht zuſammengezogen wurde, und im Großherzogthume Poſen ſtellte man eine anſehnliche Armee unter dem Befehle des Feldmarſchalls Gneiſenau auf. — Zugleich wurde die Cenſur ſtrenger als je gehandhabt, und ein Umlaufſchreiben des Miniſters des Innern, Freiherrn von Brenn, forderte die Staatsdiener auf, ſich ihres Urtheils über die politiſchen Schritte der Regierung zu enthalten.

Die polniſche Revolution bot Preußen Gelegenheit dar, als Schiedsrichter aufzutreten, und Rußlands auch dereinſt vielleicht für Preußen gefährliche Uebermacht zu paralyſiren; allein der preußiſche Hof, durch enge Familienbande an den ruſſiſchen geknüpft, blieb dieſem treu, und obgleich er durch die Rückſicht auf Frankreich und England genöthigt war, in dem Kampfe zwiſchen Polen und Rußland unthätig zu bleiben, ſo verhehlte er doch nie ſeine Sympathie für Rußland und unterſtützte daſſelbe indirect.

4.

Bayern.

Im Jahre 1830 fiel in Bayern nur wenig Merkwürdiges vor. Als eine glückliche Frucht des Friedens war es

zu betrachten, daß die 5 procentige Staatsschuld auf 4 Proc. herabgesetzt wurde, am 16 Januar. Da Alles sich dieses schönen Friedens erfreute, machte König Ludwig auch wieder seine gewöhnliche Sommerreise nach Italien, am 15 März. Als er am 9 Junius zurückkam, brachte er in seinem eigenen Wagen den tapfern Obristen Heidegger mit, der sich so lange und thätig der griechischen Sache gewidmet hatte.

Die Julusrevolution übte auch auf das bisher so ruhige Bayern einen nicht zu verkennenden Einfluß. Eine bis dahin noch nicht völlig gereifte und noch ziemlich verborgene Differenz zwischen der Regierung und der liberalen Volkspartei kam dadurch je mehr und mehr zum Ausbruche. Der König hatte sich durch die großen bei seinem Regierungsantritte 1825 gemachten Ersparungen im Staatshaushalte die Bewunderung und den Dank der Nation erworben, allein die Münchener waren nicht damit zufrieden gewesen, die frühere Verschwendung des Hofes hatte der Bevölkerung der Residenz besser behagt. Auf die Unzufriedenen dieser Art wäre es indeß nicht angekommen, wenn nicht andere Umstände andere Unzufriedene erzeugt hätten. Der König zeigte eine entschiedene Vorliebe für die Erinnerungen des Mittelalters, namentlich für das alte Ansehn der Kirche, er stellte viele im Sturme der französischen Periode aufgehobene Klöster wieder her, und begünstigte Männer, die man für die Häupter einer jesuitischen Partei hielt, namentlich den Minister des Innern, Freiherrn von Schenk, der vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war. Ein apostolisches Münchener Blatt, die Eos, nährte den gehässigen Argwohn der Gegner, indem es in der heftigsten

Sprache gegen Liberalismus und Aufklärung eiferte. Dieß erweckte nun eine gleich heftige Opposition in in- und ausländischen Blättern. Der journalistische Kampf wurde mit einer in Deutschland neuen Keckheit und Erbitterung von beiden Seiten geführt, und der König nahm davon Veranlassung, drei ausländische Journalisten, die in Bayern Blätter redigirten, Saphir, Spazier und Grosse, aus Bayern zu verbannen, im November.

Auf diese Weise bildete sich die Opposition in Bayern aus, die jedoch erst im folgenden Jahre 1831 in den Kammern ihre ganze Stärke entfaltete. Der herrschende Gährungsstoff machte sich schon im December 1830 durch einige Volkstumulte in München Luft. In der Christnacht wurden einige lärmende Studenten verhaftet. Ihre Cameraden versuchten sie zu befreien. Man beschwichtigte sie; allein in den folgenden Nächten erneuerten sich die Aufläufe, die Polizei bediente sich ihrer Waffen, wie man sagte, mit zu groſser Voreiligkeit, und mehrere Menschen wurden verwundet. Doch hatte dieſes Ereigniß keine weitern Folgen.

5.

Würtemberg.

Hier hatte Alles ein friedfertigeres Ansehn. Am 1 Januar 1830 stiftete König Wilhelm I einen neuen Orden, den Friedrichsorden, zum Andenken des verewigten Königs Friedrich I. — Am 14 Januar kamen die Landstände zusammen. Sie sprachen einstimmig ihren Dank

für den von der Regierung im vorigen Jahre mit Preußen und Bayern abgeschlossenen Zollverein aus, und sanctionirten die nicht minder wohlthätige Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld, welche der ständische Ausschuß in der Zwischenzeit bewirkt hatte, obgleich man dem Ausschusse die Befugniß bestritt, dem Lande eigenmächtig eine solche Wohlthat zu erweisen. Die allzu bereitwillige Annahme des Budgets von 1831—1833 von Seite dieses Landtags wurde von der später nach der Julirevolution im Lande sich vorbereitenden Opposition getadelt, da wesentliche Ersparungen im Staatshaushalte zum Besten der geringen und verhältnißmäßig armen Bevölkerung des kleinen Landes erforderlich seyen. Der Landtag endete am 7 April. — Im Sommer reiste der König in die Seebäder von Boulogne und nach London. — Am 16 October vermählte sich Markgraf Wilhelm von Baden, Bruder des Großherzogs, mit der Prinzessin Elisabeth von Würtemberg, Schwester der Königin.

6.

Sachsen.

Im Königreiche Sachsen herrschte eine unzufriedene Stimmung. Durch die Beschlüsse des Wiener Congresses in zwei Theile zerschnitten, wovon einer an Preußen fiel, blieb die überlebende Hälfte in einem nichts weniger als befriedigenden Zustande. Während die Mauthen, diese allgemeine Landplage Deutschlands, den Verkehr nach außen einschränkten, bestanden im Innern noch alle die alten reichsständischen und feudalistischen Formen, von denen sich

der hochbejahrte König Anton so wenig entwöhnen konnte, als sein Bruder und Vorgänger Friedrich August, die aber dem Zeitgeiste nicht mehr angemessen und für die an Bildung gereifte Bevölkerung drückend und lästig waren. Schon im Jahre 1829 erregte eine anonym erschienene Adresse des sächsischen Volks an seinen König allgemeine Theilnahme, weil darin die Klagen des Landes ausgesprochen waren.

Als am 6 Januar 1830 der Landtag in Dresden eröffnet wurde, hoffte man von diesem einige Abhülfe, und obgleich die Stände noch ganz nach der alten aristokratischen Weise aus Prälaten, Grafen und Herren einerseits, und aus der Ritterschaft und den Städten andrerseits zusammengesetzt waren, so zeigten sich doch wenigstens die letztern nicht abgeneigt, dem Volke ihre Stimmen zu leihen. Ritterschaft und Städte erließen eine Präliminarschrift, worin sie in großer Bescheidenheit und Unterwürfigkeit doch folgende Beschwerden zum Ohre des Königs gelangen ließen: daß ohne Zuziehung der Landstände der katholischen Geistlichkeit eine Gerichtsbarkeit verliehen worden sey, — daß (wie in Preußen) willkürlich von der Regierung ernannte Immediatcommissionen den regelmäßigen Gang des Rechts unterbrächen, — daß die Regierung willkürlich einzelne Gesetze gäbe, und daß kein allgemeines Gesetzbuch vorhanden wäre, — daß die Gerichte aburtheilten, ohne die Entscheidungsgründe bekannt zu machen, — daß die Regierung nie den Ständen Rechnung ablege, und daß letztern der Staatshaushalt ganz unbekannt seo, — daß die Stände erst seit 6 Jahren wieder zum erstenmal versammelt worden seyen, da das Interesse des Landes doch eine bäldere Einberufung derselben verlange, — endlich daß der Handel durch die Mauthen bar-

niederliege und das Volk andrerseits mit Auflagen sehr beschwert sey. Auf diese Klagen erfolgte die Resolution der Regierung des Inhalts: daß dieselbe in Bezug auf die Nebensachen einstweilen „sorgfältige Erwägungen und dahin dienliche Einleitungen" verspricht, in Bezug auf die Hauptsache, die Rechnungsabforderung aber das Begehren der Stände abweist, „weil dieß eine Erweiterung der ständischen Befugnisse herbeiführen würde, die der König nicht gestatten könne." Somit blieb Alles beim Alten, und der neue Landtag blieb nach wie vor, wie man sich ausdrückte, ein „Bewilligungslandtag," auf welchem Alles bewilligt wurde, was die Regierung verlangte. Die einzige erhebliche Neuerung bestand darin, daß die Regierung nach vielen dringenden Bitten und Vorstellungen endlich in den Druck der Landtagsverhandlungen einwilligte; die altmodische Aengstlichkeit herrschte jedoch immer noch so stark vor, daß mit dem Drucke nicht zugleich die Verbreitung verstattet, sondern den Ständen die tiefste Geheimhaltung der gedruckten Verhandlungen anbefohlen wurde. Als ein Deputirter vom Ritterstande, Moriz von Watzdorf, einen Entwurf machte, die sächsische Verfassung im Sinne eines wahren neuen Repäsentativsystems zu ändern, wurde auch der Druck dieses Entwurfs streng untersagt. Der Landtag ging am 8 Julius auseinander.

Die Unzufriedenheit des Volks brach während dieser geheimen und vergeblichen, daher unpopulären Landtagssitzung in einen offenen Tumult aus, der jedoch bei der damals noch allgemein herrschenden Furchtsamkeit schnell gedämpft wurde und keine Folgen hatte. Die Bevölkerung von Sachsen ist bekanntlich streng lutherisch, den Hof ausgenommen,

der eben so streng katholisch ist. Der immer rege Argwohn des Volks glaubte nun jesuitische Umtriebe oder wenigstens Gesinnungen in den Umgebungen der Regierung zu wittern, und dieser Argwohn schien dadurch bestätigt, daß am 25 Junius, als der Jahrestag der Augsburgischen Confession gefeiert werden sollte, der Stadtrath in Dresden sich nicht nur nicht des Festes annahm, keine Illumination, Procession und Musik anordnete, sondern sogar die Musik und das Besuchen der öffentlichen Häuser untersagte, und zu gleicher Zeit in Leipzig der Regierungscommissär die von den Studenten bereits getroffenen Anstalten zu einem feierlichen Umzuge durch ein Verbot vereitelte. Die Folge dieser unzeitigen Maßregel war, daß in beiden Städten das Volk am gedachten Jubeltage tumultuirte. Militär und Polizei stellten zwar ohne große Mühe die Ruhe wieder her, doch ließ dieses Einschreiten der Gewalt, wobei in Leipzig ein Handlungsdiener das Leben verlor, einen üblen Eindruck zurück.

Da von Seite der Regierung nichts geschah, die Gemüther zu versöhnen, und da auch nach der Verabschiedung des Landtags keine Aussicht auf eine baldige Abhülfe der Landesbeschwerden übrig blieb, so geschah es, daß die große Sensation, welche die Nachricht von der Pariser Juliusrevolution in Deutschland hervorbrachte, dem sächsischen Volke den Gedanken und den Muth der Selbsthülfe eingab. Der immer zuerst inflammable Pöbel machte den Anfang, die gebildeten Stände aber, ohne den Unfug zu billigen, benutzten doch denselben, um durch eine starke und organisirte Opposition auf gesetzlichem Wege die Regierung zu Reformen zu zwingen.

In Leipzig war die Gährung am stärksten. Die ohnehin unpopuläre Polizei dieser Stadt hatte sich durch die unnöthige Tödtung des Handlungsdieners Gottschalk am 25 Junius vollends den bittersten Haß zugezogen. Ueberdieß bestanden in Leipzig neben den allgemeinen Landesbeschwerden noch besondere Lokalbeschwerden über hohe Abgaben, untreue und willkürliche Verwaltung des Gemeindeguts ꝛc. Namentlich erregte im August eine von auswärtigen Handwerkern besorgte Lieferung für ein städtisches Hospital die Erbitterung der Leipziger Handwerker. Als nun noch bei der Feier eines Polterabends (lärmende Vorfeier einer Hochzeit) ein Schmiedlehrling von Polizeisoldaten stark mißhandelt wurde, brach am Abend des 2 Septembers unter dessen Cameraden zuerst der Aufruhr aus, den sich jedoch an diesem Abend auf tumultuarisches Umherziehen in den Straßen und darauf beschränkte, daß dem königl. Präsidenten von Ende die Fenster eingeworfen wurden; allein am folgenden Abend wiederholte sich der Tumult, es wurden noch mehr Fenster eingeworfen und Verwünschungen gegen die unpopulären Beamten ausgestoßen.

Am Morgen des 14 Septembers wurde beim Magistrate auf die Errichtung einer Bürgergarde angetragen, weil noch größere Ausschweifungen zu befürchten waren. Der Magistrat ging aber nicht darauf ein und ließ erst spät Nachmittags die angesehensten Bürger auf das Rathhaus rufen, um von denselben Beihülfe zur Erhaltung der Ruhe zu verlangen. Die Bürger fanden sich zahlreich ein, und aus ihren heftigen Reden konnte der Magistrat schließen, daß er es nicht bloß mit einem Pöbelaufruhr zu thun habe, sondern

daß auch die ganze Bürgerschaft auf Reformen drang. Von diesem Augenblick an erhielt der Aufruhr durch die Theilnahme der Bürger einen ernstern Charakter. Am Abend drangen die Meister sammt den Gesellen vor das mit Soldaten besetzte Polizeigebäude und verlangten: 1) die Befreiung aller bisher verhafteten Tumultuanten; 2) die Absetzung des Präsidenten von Ende und mehrerer andern Beamten; 3) Verminderung der Abgaben; 4) Entfernung der bisherigen Polizeisoldaten. Die in die Enge getriebenen Behörden, die nur wenig Militär zu ihrer Verfügung hatten, sahen sich gezwungen, der Uebermacht nachzugeben und bewilligten Alles. Der Pöbel unterdeß ließ seiner Rache den Lauf, und zerstörte die Häuser der am meisten gehaßten Raths- und Polizeibeamten, ohne jedoch weder zu rauben noch zu morden. Dann fiel er, was für die Volksmoralität charakteristisch ist, über die zahlreichen Bordelle her und zerstörte auch diese Höhlen des Lasters. Einige Fabrikarbeiter wollten noch weiter gehen und eine Spinnmaschine und die Druckmaschine des Buchhändlers Brockhaus zertrümmern, sie wurden jedoch beschwichtigt und fanden keinen Anhang, da eine solche Privatrache den rein politischen Charakter der Revolution befleckt haben würde.

Am Morgen des 5 Septembers bildeten die Bürger und Studenten eine Nationalgarde und stellten schnell die Ruhe wieder her. Am 6 kam Militär in die Stadt und eine k. Commission, bestehend aus dem geheimen Rath von Carlowitz und Justizrath Meißner, welche den Auftrag hatte, alle Beschwerden anzuhören und die Gemüther durch Concessionen zu versöhnen.

Un-

Unmittelbar darauf sah Dresden noch ärgere Schreckensscenen. Hier herrschte die gleiche Erbitterung wie in Leipzig, und das Beispiel der Leipziger feuerte die Dresdener an. Der Aufruhr brach plötzlich und planmäßig aus, daher auch das Gerücht sich verbreitete, eine auswärtige Regierung habe die Tumultuanten aufgestiftet, um an den Excessen einen Vorwand zu strengern Maßregeln zu gewinnen. Noch war Alles ruhig, als plötzlich in der Nacht des 9 Septembers zwei Volkshaufen in einer gewissen Ordnung und von Anführern commandirt von außen her in die Thore der Stadt eindrangen. Beide Haufen vereinigten sich auf dem Markte, zertrümmerten erst die Fenster der kathol. Geistlichen und der k. Schloßwache, und warfen sich dann zu gleicher Zeit auf das Polizeigebäude und auf das Rathhaus, welche sie gänzlich demolirten und in Brand steckten. Als die ungeheure Lohe aufschlug, riefen sie: „dieß sey die Illumination, welche der Stadtrath bei der Jubelfeier der Augsburger Confession vergessen hätte.“ Alle Acten und Papiere wurden mit verbrannt, viele Geldpakete und Cassenbillets, die man vorfand, mit ins Feuer geworfen. Die Hauptcasse der Polizei wurde von den Meuterern freiwillig der Bürgergarde übergeben; auf dem Rathhause aber mehrere Cassen vom Gesindel geplündert, trotz der Prügel, durch welche die besser Gesinnten es daran zu hindern suchten. In diesem schrecklichen Tumult war die Polizei verschwunden. Die Sturmglocke rief die Bürgergarde herbei, und auch Artillerie und Schützen kamen zu Hülfe. Allein der Anblick des Militärs erbitterte den Pöbel noch mehr. Durch einen fürchterlichen Steinhagel wurde es zurückgeschlagen, und dasselbe Schicksal hatte die Reiterei, die in die Scheffelgasse

eingedrungen war. Doch gelang es der Bürgergarde, alle Posten der Stadt zu besetzen, und am Morgen einigermaßen Ordnung herzustellen.

Diese wurde noch mehr befestigt, als der Neffe des Königs, Prinz Friedrich August, in dessen liberale und protestantische Gesinnung das Volk das größte Vertrauen setzte, sogleich von dem Lustschlosse Pillnitz, wo der König und Hof sich aufhielten, in die Stadt eilte, die Menge anredete, und die Abstellung aller Beschwerden versprach. Er hielt Wort. Schon am 13 September kündete der General von Gablenz, Commandant der Bürgergarde, dem entzückten Volke an, daß König Anton seinen Neffen zum Mitregenten ernannt habe. Am 14 erschien deßfalls die officielle Erklärung des Königs, nebst der Urkunde, in welcher Herzog Maximilian zu Sachsen zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen Friedrich August, auf die Nachfolge in der Krone Sachsens verzichtete. Zugleich wurde der Minister von Einsiedel, der dem ganzen Lande und insbesondere den Dresdnern wegen seines Monopols im Eisenhandel verhaßt war, entlassen. Der geheime Rath von Lindenau trat an seine Stelle.

Da auch in Chemnitz und Bautzen Unruhen ausgebrochen waren und das ganze Land die größte Sympathie für die Leipziger und Dresdener zeigte, so hatte die Volksopposition gegen das bisherige Regierungssystem eine solche Gewalt gewonnen, daß ihr Genüge geschehen mußte. Es wurde also unter dem Vorsitze des Mitregenten sogleich ernstlich Anstalt zu Reformen getroffen, sowohl in Beziehung auf das ganze Land, als insbesondere auf die fehlerhafte Städteverfassung. Die letztere heischte, da sie wesentlich zu

Prinz von Sachsen.

den Tumulten Anlaß gegeben hatte, die schnellste Abhülfe, und es wurden auch augenblicklich die drückendsten Mißbräuche abgeschafft, die Steuern herabgesetzt, das verhaßte Beamtenpersonal entfernt. Als das Militär in Dresden wieder einrückte, und der Bürgergarde den Wachtdienst abnehmen sollte, drohten einen Augenblick neue Unruhen, die jedoch dadurch beschwichtigt wurden, daß die Bürger gemeinschaftlich mit den Soldaten unter den Waffen blieben und den Dienst in der Stadt versahen.

Anfangs herrschte über diese Neuerungen allgemeiner Jubel. Bald aber ging den erhitzten Gemüthern die an der Verfassung und Verwaltung vorzunehmende gründliche Reform zu langsam, und man befürchtete sogar Reactionen. Es brach daher am 4 October in Dresden abermals ein Volkstumult aus, der jedoch durch die Bürgergarden bald gedämpft wurde. Am 5 erschien hierauf ein Publicandum der Regierung, worin es hieß, „daß bereits eine neue Gestaltung der städtischen Verwaltung, die Bearbeitung eines Plans für Landesverfassung und Repäsentation und die Erörterung eines zweckmäßigern Abgabensystems angeordnet sey; daß es aber, um dahin zu gelangen, einer ungestörten Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung bedürfe, und daß die Regierung daher gegen wiederholte Tumulte ernsthafte Maßregeln ergreifen und dieselben nach der ganzen Strenge des Gesetzes bestrafen werde.“

Einstweilen, bis die neue Städteordnung vollendet seyn würde, wählte man in den Städten provisorische Gemeinderäthe, was einen sehr günstigen Eindruck machte. Als dagegen die Regierung dem Volkswunsche, die Nationalgarden, die sich während des Septemberaufruhrs überall ge

bildet hatten, als allgemeine Nationalgarde nach dem Muſter der franzöſiſchen beſtehen zu laſſen, nicht entſprach, ſondern die Entwaffnung derſelben verfügte, und nur den Fortbeſtand kleiner localer Communalgarden für jede Stadt erlaubte, erregte dieß aufs neue große Unzufriedenheit. Am 4 December ſollte in Dresden die Entwaffnung vor ſich gehen, aber ein großer Theil der Nationalgarde weigerte ſich deſſen, zog mit klingendem Spiele ab und zerſtreute ſich mit ſeinen Waffen in die Wohnungen. Hierauf erſchien ein geſchärfter Befehl, alle Waffen abzugeben, und die Widerſpänſtigen wurden für unfähig erklärt, in die neuen Communalgarden überzutreten. Sie unterwarfen ſich zwar, allein es blieb eine böſe Stimmung zurück.

Die bevorſtehenden Reformen wurden inzwiſchen unausgeſetzt von der Regierung berathen, und die zahlreichen Gelehrten in Sachſen, namentlich die Leipziger, unterſtützten ſie dabei durch eine große Menge Zeitungsartikel und Flugſchriften, worin die Angelegenheiten des Landes beſprochen wurden.

7.

Hannover.

Dieſes Königreich, der große Brückenkopf Englands auf dem Continent, war in ſeiner auswärtigen Politik zwar ganz brittiſch, die innere Politik dagegen zeigte noch keine Verwandtſchaft mit brittiſcher Freiheit. Die innern Landeseinrichtungen waren vielmehr noch ganz altfränkiſch feudaliſtiſch, in Hannover mehr als in irgend einem andern

deutſchen Staate. Wir entheben die Klagen des Landes einer lehrreichen, über dieſen Gegenſtand ausführlich ſprechenden Schrift (der Aufſtand im Königreiche Hannover im Januar 1831. Leipzig, 1831).

„Begünſtigung des Adels auf Koſten der übrigen Stände war eine von den erſten Quellen des allgemeinen, ſeit der Ernennung des Grafen von Münſter zum Staats- und Cabinetsminiſter zwar theilweiſe verminderten, aber durch keine erſchöpfende Maßregel beſchwichtigten Mißvergnügens. Anweiſung eigener Gerichtsbänke — Befreiung von mehreren wichtigen Staatslaſten — ausſchließliche Beförderung zu den höchſten Stellen im Königreiche, und Bevorzugung bei der Aufnahme in wohlthätige Stiftungen, wurden als offenkundige Beiſpiele dieſer Begünſtigungen angeführt. — Der Bürgerſtand beklagte ſich ganz vorzüglich über die Hemmung des Handels und der Gewerbe durch den Druck der Mauthen und Zölle — über Mangel an Aufmunterung von Seite des Staats und über die durch eine lange Reihe von Jahren ihm entzogene (ſchon bei den alten Sachſen und Frieſen für einen weſentlichen Theil der Freiheit gehaltene) Mitwirkung bei der Wahl ſeiner ſtädtiſchen Obern, ſo wie über die ihm von den Letztern geſchehene Entziehung ſeines Einfluſſes auf ſtädtiſche Verwaltung des Gemeinweſens. — Der Landmann ſeufzte unter dem Drucke faſt unerſchwinglicher Staats- und gutsherrlicher Laſten, als Zehnten, Frohndienſte aller Art, Fruchtgefälle u. ſ. w., unter dem für den Ackerbau verderblichen Maierzwange und unter perſönlicher Verachtung. An mehreren Orten des Königreichs, aus welchen unter weſtphäliſcher Regierung die Leibeigenſchaft vertrieben worden war, hatte man ſich bewogen gefunden, ſie wieder

zurückzuführen. — Auch die unter eben dieser Regierung begünstigte Ablösung der Zehnten und ähnlicher Gefälle war in Stockung gerathen. Unter den Abgaben, deren seit den letzten 15 Jahren merklich gesteigerten Betrag man schmerzlich beklagte, fand man außer den Mauthen und Zöllen besonders diejenigen drückend, welche unter der Benennung Mahl- und Schlacht-Accise die ersten Lebensbedürfnisse vertheuerten, und die ehemals als Kopfgeld provisorisch eingeführt gewesene Personalsteuer, welche nach einem, wie man glaubte, nicht ganz richtigen, Anschlage selbst den untersten Classen der Gesellschaft zugetheilt worden war. — Auch die Rechtsverwaltung stimmte die Gemüther zu dem lautesten Mißvergnügen. Man klagte über privilegirte Gerichtsstände — über die ein böses Gewissen anklagende, dem hehren Beispiele Großbritanniens und dem schönen Vorgange der ehemaligen westphälischen Regierung zum Trotze wieder eingeführte Heimlichkeit der Gerichte — über ihre an Unglaublichkeit gränzende Kostspieligkeit, und ihre durch die Untergerichtsordnung vom Jahre 1827 selbst bei diesen Gerichten nur unvollständig abgeholfene Langsamkeit, so wie über die damit zusammenhängende Vielschreiberei." — Es muß hierbei bemerkt werden, daß in Hannover noch immer die Tortur fortbestand, unter dem doppelten Namen der Verbal- und Real-Territion. —

„Hinsichtlich auf die allgemeine Staatsverwaltung klagte man über ihre aristokratischen Vorurtheile, ihre Vorliebe zur Verborgenheit vaterländischer Angelegenheiten und ihre geheime und selbst öffentliche Verfolgung gegen Inländer, welche es gewagt hatten, dieselben freisinnig zu berühren, wofür man die schon von Rechtmeier schmerzlich berührte

Unterdrückung eines vaterländiſchen Geſchichtwerkes aus der Feder des braunſchweig-lüneburgiſchen Archivars und Lehnſecretärs Hoffmann; die Abſetzung des Bürgermeiſters zu Hannover und nachherigen herzoglichen Raths zu Braunſchweig, Haaſe, Verfaſſer eines Werks über das braunſchweig-lüneburgiſche Proceßverfahren, und aus neuerer Zeit das leidenſchaftliche Benehmen gegen den über Angelegenheiten des Vaterlandes ſich freimüthig ausſprechenden von Berlepſch, ingleichen Schlötzers, des allgemein geachteten und gefürchteten Staatsrechtslehrers; Stellung unter Cenſur wegen Rüge einiger Poſtverwaltungsmißbräuche, und die darauf erfolgte Beſchließung ſeiner allgeleſenen Staatsanzeigen, als Beiſpiele anführte. — Man ließ der Sorgfalt der höchſten Landesbehörde rückſichtlich auf die Vergrößerung der ſeit einem halben Menſchenalter um das Vierfache vermehrten Einkünfte der Staatsgüter ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren; allein man klagte, daß der volle Betrag derſelben und eine vollſtändige Auskunft über ihre Verwendung fortdauernd der Kenntniß des Publicums entzogen, und eben dadurch die Berathung über die Milderung des allgemeinen Nothſtandes in einem hohen Grade erſchwert, wo nicht unmöglich gemacht werde. — Man gab es zu, daß ein angemeſſener Theil des Ertrags dieſer Güter ſchon unter der Regierung Georgs III zur Deckung der Civilliſte verwendet worden ſey, und auch ferner verwendet werden müſſe; doch klagte man, daß aus dieſem Betrage manche Inſtitute unterhalten würden, die mit der Wohlfahrt der Unterthanen und mit dem wohlverſtandenen Glanze des Thrones in keiner, oder nur ſehr ſchwacher Verbindung ſtänden. Man klagte ferner über die Verleihung mehrerer Aemter an eine und

dieselbe Person; über Stellen, in denen man bei der ärmlichsten Besoldung unter drückenden Arbeiten seufzt, auf einer — und Sinecuren oder Stellen, in denen nichts gethan wird, auf der andern Seite, und über den, die Kräfte des Landes bedeutend übersteigenden Militär-Etat, von welchem letzteren man als Beispiel anführte, daß die Unterhaltung eines einzigen Cuirassierregiments jährlich 100,000 Rthlr. erfordere. — Einen Hauptgegenstand der allgemeinen Klage gab die zur Abhülfe der Landesbeschwerden, und zur Theilnahme an der Gesetzgebung berufene Ständeversammlung, die man schon seit einer Reihe von Jahren durch die Benennung Simulaker einer Landesrepräsentation zu bezeichnen gewohnt war, und deren unvollkommene, größtentheils aus Adeligen und Beamten bestehende Zusammensetzung, so wie die Art ihrer Ernennung und ihre Nichtentschädigung aus der Staatscasse, wie auch den langsamen Gang ihrer Arbeiten man bitter beklagte. Unvergessen war der schon vor Jahrhunderten in diesen Versammlungen aufgestellte Grundsatz: wo wir nicht mit rathen, da sollen wir auch nicht thaten, und doch war die Langsamkeit dieser Repräsentanten des Landes so weit gediehen, daß sie, um stockende Geschäfte zu bezeichnen, zu dem Sprüchworte: es landtagt, Veranlassung geworden war. Man klagte namentlich über den unverantwortlichen Mangel eines, gleich dem österreichischen und preußischen, in vaterländischer Sprache geschriebenen, bürgerlichen Gesetzbuches, — einer allgemeinen, gleichförmigen Gerichts-, Advocaten- und Depositalordnung, — einer den Zeitbedürfnissen entsprechenden Forstordnung, — einer Concursordnung, und eines den Credit fördernden Hypothekengesetzes ꝛc.

Aus diesen Gründen erklärt es sich, warum auch im Hannöverschen ein Geist der Unzufriedenheit herrschte, der einestheils hin und wieder den Pöbel zu Tumulten reizte, anderntheils die bessern Classen der Bevölkerung veranlaßte, auf dem Wege der Petitionen Reformen zu verlangen. Beides erfolgte erst im Jahre 1831, doch zeigte sich schon das Vorspiel dazu im Jahre 1830 in kleinen unruhigen Auftritten. Am 11 September fand ein Volksauflauf in Hannover statt, der jedoch sehr unbedeutend war. Im October veranlaßte die Druckschrift eines Servilen, worin derselbe den Regierungen gewaltsame Maßregeln anrieth und das Volk eine Canaille nannte, in Göttingen einen Auflauf, der jedoch ruhig ablief, da man dem Verfasser jener Schrift, weil seine Frau im Wochenbette lag, nicht, wie man Anfangs im Sinne hatte, die Fenster einwarf. Am 2 December entstand in derselben Stadt ein neuer Tumult. Die Studenten befreiten einen ihrer Genossen, Namens Auch, aus dem Gefängnisse, wohin er auf Requisition von Hessen-Kassel gesetzt worden war, weil er sich bei seiner Anwesenheit in Kassel „hochverrätherisch" sollte betragen haben. Alles dieses waren kleine Zeichen einer Gährung, die erst im folgenden Jahre in ihrer ganzen Heftigkeit ausbrach.

8.

Braunschweig.

Unter allen Ländern, in welche Deutschland zerstückelt ist, hat das Ländchen Braunschweig in jüngster Zeit die in-

teressanteste Geschichte erlebt. Wir haben schon im vorigen Jahrgange die beklagenswerthe Lage des kleinen Herzogthums unter der Willkürherrschaft des jungen Herzogs Karl, und die redlichen, obwohl bis dahin völlig fruchtlosen, Bemühungen der von besagtem Herzog nicht anerkannten braunschweigischen Landstände, beim Bundestage Hülfe zu finden, geschildert. Wir haben die letzten Bundestagsbeschlüsse mitgetheilt, wonach dem Herzoge Karl nur die Pflicht auferlegt wurde, dem Könige von England, als vormaligem vormundschaftlichen Regenten des Herzogthums, für die demselben zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu geben.

Damit konnte denn das Volk um so weniger beruhigt werden, als der Herzog Karl sich nicht einmal um die Bundestagsbeschlüsse bekümmerte, sondern im kühnem Trotze die Befolgung derselben verweigerte, durch verfassungswidrige Verkäufe des Staatsgutes eine Menge baaren Geldes zusammenraffte und nach Paris reiste, wo er am 10 Januar anlangte. Hier konnte ihn Niemand zum Gehorsam gegen die Bundestagsbeschlüsse zwingen, und es schien ihm dabei ganz gleichgültig zu seyn, ob der Bundestag unterdeß sein Land mit einer drückenden Execution heimsuchen möchte oder nicht. Er bekümmerte sich während seiner Abwesenheit nur insofern um das Land, als er auch aus der Ferne seine Willkürherrschaft daselbst fortsetzen wollte, so lange es ging. Unter Anderm verbot er allen Staatsdienern und Pensionärs mit den Landständen, die er fortwährend nicht anerkannte, zu communiciren; ja er ging so weit, seinem Leibarzte zu verbieten, der Gemahlin eines Landstandes, des Herrn von Cramm, Geburtshülfe zu leisten. Im Januar ließ er den Buchhändler Niedmann zum öffentlichen Skan-

dal vor dem Theater verhaften und auf 4 Monate ins Gefängniß setzen, weil er eine Druckschrift verbreitet hatte, die erst nach der Verbreitung verboten wurde. Diese Kleinigkeiten erregten noch wenig Aufmerksamkeit; da aber der Herzog unter der Leitung des Staatsraths Bosse ein neues Finanzcollegium errichten ließ, das lediglich den Zweck hatte, die Privatcasse des Herzogs auf Kosten des Landes zu füllen, wogegen die Stände vergeblich protestirten, nahm der Unwille des Volkes in immer höherem Grade zu. Dieses Finanzcollegium beschränkte nicht nur die Besoldungen, sondern stellte auch die Forstcultur und alle öffentlichen Bauten ein, und verfügte den Verkauf von Stiftsgütern und Domänen, die nicht Privateigenthum des Herzogs, sondern Staatsgut waren.

Mittlerweile verstrich der Termin, an welchem Herzog Karl revociren sollte. Hannover reichte daher eine neue Beschwerdeschrift beim Bundestage ein, welcher dem Herzoge noch drei Wochen Frist gab, nach welcher Zeit ein Bundes-Executionsheer, aus königl. sächsischen Truppen bestehend, Braunschweig besetzen sollte. Jetzt erst bequemte sich Herzog Karl in etwas nachzugeben, aber auf eine Weise, die Hannover als eine neue Beleidigung ansehen mußte. Der Herzog ließ nämlich am 1 Mai in Braunschweig eine Verordnung publiciren, durch welche er vier frühere Verordnungen zurücknahm. Die erste, zweite und vierte waren gleichgültig, nur die dritte war das vielbesprochene Decret vom 10 Mai 1827, durch welches der Herzog die frühern Regierungsacte der vormundschaftlichen Regierung annullirt hatte. So war also die Revocation maskirt und die Hauptsache auf eine verächtliche Weise mit Nebensachen zusammengeworfen. Hannover fand dieses Verfah-

ren verletzend, und beſtand auf einer Erklärung des Herzogs in einer anſtändigeren Form; allein der Herzog erklärte ſeinerſeits, er werde nun keine Conceſſion mehr machen.

Noch befand er ſich in Paris, den Vergnügungen dieſer Stadt hingegeben, als die Juliusrevolution ausbrach. Da er in ſeinem Reiſewagen wie in ſeinem Zimmer beſtändig eine Menge Waffen um ſich zu haben pflegte, und es den Pariſern gerade damals um Waffen Noth that, ſo wurden ihm die ſeinigen genommen. Er ſelbſt aber gerieth ſo ſehr in Furcht und Schrecken, daß er eiliger davonfloh als Polignac und Karl X. Seine Flucht war ſo übereilt, daß er ohne Begleitung in Brüſſel ankam und ſogar einen Theil des Weges zu Fuß zurückgelegt haben ſoll.

Am 13 Auguſt kam er nach Braunſchweig zurück, nicht aber, um, gewarnt durch das Beiſpiel der Pariſer, den Klagen ſeines Volkes Gehör zu geben, ſondern nur um neue Geldſummen aufzutreiben und ſich zu einer neuen Reiſe zu rüſten. Er wollte nämlich, unbekümmert um ſein Land, daſſelbe abermals und auf längere Zeit verlaſſen und, da er nicht mehr nach Paris zurückzukehren Luſt hatte, auf mehrere Jahre ſeinen Aufenthalt in London nehmen.

Zugleich beging der Herzog einige Handlungen, welche die Gemüther in hohem Grade erbitterten. Einem allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge hatte der Bundestag in der Sache des früher vom Herzoge verbannten Freiherrn von Sierstorpff dahin entſchieden, daß der Rückkehr deſſelben kein Hinderniß im Wege ſtehe. Man erwartete alſo den allgemein geliebten Mann in Braunſchweig, und die Bürger bereiteten ihm einen Fackelzug. Als der Herzog dieſes erfuhr, befahl er dem General von Herzberg, in einem ſolchen

Falle mit Kartätschen unter das Volk zu schießen. Unter diesen Umständen blieb der Erwartete aus. — Noch mehr Unwillen erregte der Tod des Oberstallmeisters von Oeynhausen. Dieser greise Soldat wurde vom Herzoge zur Tafel gezogen und so lange mit Hohnreden gequält, bis er in der tiefsten Erschütterung des Gemüths halbtodt niedersank. Dennoch verfolgte ihn der Herzog an sein Krankenlager und erneuerte die Reden, die eine so tödtliche Wirkung auf den armen Mann übten. Er starb am folgenden Tage. Der Herzog soll gesagt haben: „Ich muß mich an Leichen gewöhnen." Später hat der Herzog diese Erzählungen für Lügen erklärt. Wir können ihre Wahrheit nicht verbürgen, wohl aber das, daß sie damals geglaubt wurden, und ungemein viel zur Erbitterung gegen den Herzog beitrugen.

Es ist merkwürdig, daß der Herzog, indem er das Urtheil der Gebildeten verachtete, auch die Gefahren gänzlich mißkannte, mit denen ihn der Pöbel bedrohte. Seitdem das neue Finanzcollegium alle öffentlichen Bauten eingestellt hatte, waren eine Menge Arbeiter aus dem niedrigsten Volke brodlos geworden, und unter diesen zeigte sich ein wilder Geist, noch mehr angeregt durch die Nachrichten aus Paris, die damals alle Völker elektrisirten. In Erwägung dieser bedenklichen Umstände richtete der Magistrat der Stadt Braunschweig am 31 August eine Bittschrift an den Herzog, worin er in den ehrerbietigsten Ausdrücken die Noth der Stadt und des Landes bei seiner langen Abwesenheit und bei seinen Finanzmaßregeln schilderte, ihn um Abhülfe und zugleich um die verfassungsmäßige Einberufung der Stände bat.

Der Herzog antwortete darauf in unbestimmten und ausweichenden Ausdrücken, bewilligte nichts, berief vielmehr

eilends die Beurlaubten zu den Regimentern ein, verstärkte die Wachen in der Stadt, und ließ am 6 September der Besatzung scharfe Patronen austheilen und sechzehn mit Kartätschen geladene Kanonen auf dem Schloßhofe auffahren.

Diese Drohung war eine Herausforderung an das bisher gehorsame, seine Klagen nur in demüthiger Bittweise vortragende Volk. Am Abend desselben Tages versammelte sich daher das Volk in großer Zahl vor dem Schlosse und Theater. Am Ausgange des letztern hielten die Equipagen des Herzogs und der Schauspielerin Dermer. Doch blieb Alles ruhig, bis der Herzog aus dem Theater kam und in den Wagen stieg. Da erhob sich ein ungeheures Geschrei, untermischt mit gellendem Pfeifen, und das Volk stürzte dem Wagen nach, indem es denselben mit Steinen warf und beschädigte. Ein Stein flog durch das Fenster. Mitten im Getümmel hörte man den Ruf: „Nieder mit ihm! Nieder mit dem Herzog!“ Der Wagen, der im Galopp davon fuhr, entkam in den Schloßhof, dessen Thore sogleich hinter ihm gesperrt wurden. Bald darauf erschien der Herzog zu Pferde mit gezogenem Degen. Der General von Herzberg suchte das Volk zu beschwichtigen, aber dieses antwortete: „Es lebe der Herzog Wilhelm! (Bruder des Herzogs.) Es lebe der General von Herzberg!“ untermischt mit Drohungen gegen den Herzog. Andere riefen: „Arbeit! Erlaß der Personalsteuer! Landstände!“ Trotz aller Ermahnungen des Generals wich das Volk nicht vom Platze, weil es keine hinlänglichen Versicherungen von Seite des Herzogs erhielt, daß seine Beschwerden erhört werden würden. Darüber im höchsten Zorne, ließ der Herzog sechs Kanonen gegen das Volk richten, das, obgleich unbewaffnet, nicht davor wich, und nur den dringendsten Vor-

ſtellungen des Generals gelang es, den Herzog von der beabſichtigten Kanonade abzuhalten.

Der Magiſtrat, unter ſeinem Director Bode, der Polizeidirector Gravenhorſt und eine Anzahl rechtlicher Bürger erwogen die Gefahr, welche der Stadt durch einen Pöbeltumult drohte, konnten aber nur mit vieler Mühe vom Herzoge die Erlaubniß erhalten, eine Bürgergarde zu errichten. Ausdrücklich verlangte der Herzog dabei, daß dieſelbe nur mit Piken und Säbeln, aber mit keinem Schießgewehre verſehen ſeyn dürfe, ſo ſehr fürchtete er ſich vor den Bürgern, die doch nur zum Schutze der Ordnung herbeieilten.

Noch konnte der Herzog mit Hülfe der Bürger und durch zweckmäßige Conceſſionen der ihn nahe bedrohenden Revolution begegnen; aber er that es nicht, zeigte ſich vielmehr entſchloſſen, Gewalt zu brauchen. Am Morgen des 7 Septembers ließ er den Bewohnern der dem Schloſſe gegenüberliegenden Häuſer rathen, ihre Effecten in Sicherheit zu bringen, weil er gegen einen neuen Volksauflauf unfehlbar das ſchwere Geſchütz gebrauchen werde. Zugleich befahl er, 5500 Pfund Pulver zum Gebrauche der Truppen nach der nahen Aegidienkirche zu ſchaffen. Sobald dieß bekannt wurde, ging der Branntweinbrenner Götte, ein robuſter und herzhafter Mann, geradezu aufs Schloß, drängte ſich mit Gewalt zum Herzoge durch und machte ihm kraftvolle Vorſtellungen wegen des Pulvers, durch das er die halbe Stadt in Gefahr ſetze. Sein energiſches Betragen drängte dem Herzog in der That den Befehl ab, das Pulver ſogleich wieder fortzuſchaffen.

Den höflichern Bitten des Magiſtrats gab der Herzog jedoch nicht ſogleich nach. Er wies die Deputation der Stadt dreimal ab und empfing ſie erſt das viertemal, zu Mittag.

Das Ganze, wozu er sich verstand, war aber nur, daß er die Kanonen, die außerhalb des Schloßplatzes standen, zurückzog, und unter die brodlosen Arbeiter die kleine Summe von 5000 Thalern auszutheilen befahl. Von den Landständen wollte er nichts wissen, so wenig als von der Abstellung der allgemeinen Landesbeschwerden. Zum Abschiede erklärte er noch, er werde nicht halbe Maßregeln ergreifen, wie Karl X, sondern sich kräftiger gegen das Volk zu schützen wissen.

Diese Antwort befriedigte Niemand, und da die Kanonen auf dem Schloßplatze stehen blieben, so dauerte die Gährung fort, und brach am Abend mit furchtbarer Gewalt aus. „Die Mittagstafel des Herzogs war unruhig, der Herzog selbst ging auf und nieder, ertheilte Instructionen, und gab namentlich zweimal dem Commandeur der Artillerie, Major von Lübeck, den Befehl, bei den ersten Unruhen mit den Kanonen unter das Volk feuern zu lassen. Schon während des Nachmittags hatten zahlreiche Haufen von Bürgern sich um das Schloß versammelt, je näher der Abend kam, desto mehr wuchs ihre Zahl, und schon wurden laute Aeußerungen und Pfeifen vernehmbar. Die Gitterthore wurden sämmtlich geschlossen, vor denselben aber, auf dem Bohlwege, häuften sich Tausende von Menschen, welche unter Toben und Verwünschungen Anfangs den in dem Eisengitter an mehreren Stellen befindlichen Namenszug des Herzogs zertrümmerten, und sich sodann bemühten, das mit dem rechten Flügel des Schlosses in Verbindung stehende Kanzleigebäude, den großen, vom Bohlwege in den Schloßgarten führenden Thorweg und die unter dem Bogen am rechten Schloßflügel befindliche hölzerne Thüre zu erbrechen. Aus den Vorstellungen seiner Umgebung entnahm der Herzog die Ueberzeugung, daß auch,

wenn

LUDWIG
Herzog v. Braunschweig.

wenn er dem Militär Befehl, zu feuern, ertheilte, dennoch sein Leben bei der großen Ueberzahl der Angreifenden dringender Gefahr ausgesetzt sey; er ertheilte daher jenen Befehl nicht, sondern entschloß sich, als die Angreifer bereits in das Kanzleigebäude eindrangen, und nur mit größter Mühe durch einen Theil des Leibbataillons vom weitern Vorgehen in den Schloßgarten abgehalten wurden, zur schleunigen Flucht. Er nahm das Husarenregiment und das Leibbataillon zu seiner Escorte mit sich. Letzteres war daher wenigstens eine Stunde lang abwesend, wodurch der Garten, gerade der nächste Punkt des Angriffes, von jeder Vertheidigung entblößt wurde. — Der Herzog war fort. Kurz vor seinem Abgange hatte er dem General-Lieutenant von Herzberg das Commando mit unumschränkter Vollmacht, ganz nach eigenem Ermessen zu handeln, übergeben. Von dem Wunsche beseelt, das Schloß wo möglich zu retten, ritt dieser zu dem Magistratsdirector Bode, um ihn zur Rettung des Schlosses aufzufordern. Der Letztere erklärte, seinen Posten unter den jetzt so dringenden Umständen nicht verlassen zu können; doch ward verabredet, daß die disponibeln Bürgergarden zum Schlosse geführt werden sollten, um wo möglich den Sturm zu besänftigen. Der General ward beim Zurückreiten an der Pforte mit gellendem Pfeifen und mit Steinwürfen empfangen, wodurch er an der Schulter gestreift, sein Adjutant am Kopfe verletzt ward. Mehrere Patrouillen von Bürgergarden zeigten sich zwar, aber sie waren zu schwach, um irgend eine Wirkung hervorbringen zu können; in wenigen Augenblicken waren sie entwaffnet und den drohendsten Mißhandlungen ausgesetzt. — Jetzt mußte der General von Herzberg sich entscheiden. Wenn er jetzt angriff, war der Erfolg zweifelhaft

unabsehbares Unglück konnte daraus entstehen — er wählte, und wählte glücklich. Er gab den Befehl, nicht zu feuern, vielmehr die Truppen zurückzuziehen, sobald man, ohne zu schießen, nicht länger würde Widerstand leisten können. — Schon war, im Augenblicke der Abreise des Herzogs, die Kanzlei gesprengt und der Eingang zum Schlosse und Garten geöffnet. Die Truppen zogen sich allmählich bis zum Mittelgebäude des Schlosses und von da in den Garten zurück. Schon loderte die Flamme aus den Fenstern des Kanzleigebäudes empor, denn die Stürmenden hatten die Archive mit Pechkränzen angezündet. Vergebens hatte der Magistratsdirector Bode es versucht, durch Vorstellungen der Wuth Einhalt zu thun; keine Stimme, kein Rath ward mehr gehört, Geschrei und Verwünschungen übertäubten Alles, und Zerstörung war der immer dichter nachstürzenden Menge einziger Gedanke. Bald waren auch die äußersten Zimmer des rechten Flügels des Schlosses, in welchem die vom Herzoge bewohnten Gemächer lagen, in Brand gerathen, Gegenstände aller Art wurden aus den Fenstern hinabgeworfen, Alles, was sich fand, wurde zertrümmert, und selbst in den schon brennenden Zimmern suchte man die werthvollen Effecten dem Feuer zu entreißen, um mit eigenen Händen sie zu vernichten. — Der Magistratsdirector wollte es versuchen, mit Hülfe der Bürgergarden herbeigebrachte Spritzen zur Löschung des Feuers anzuwenden; aber tausend Stimmen erhoben sich dagegen, das Schloß, rief Alles, müsse der Erde gleich gemacht werden, und drohte, die Feuerlöschungsgeräthe zu zertrümmern, wenn man es wagen wolle, sie zu gebrauchen. Die Gluth war so stark, daß die dem Schlosse gegenüberliegenden Gebäude ebenfalls in Brand zu gerathen drohten; die

Fenſter in denſelben zerſprangen, und das Holzwerk fing bereits zu glimmen an. Sie durch Anwendung der Feuerſpritzen zu retten, gelang; aber ſo wie es verſucht wurde, den Waſſerſtrahl gegen das Schloß ſelbſt zu lenken, erhob ſich die Wuth des Volks, und Einige, die den Verſuch gewagt hatten, trugen ſchwere Wunden davon. — Der General von Herzberg verſuchte durch ſtarke, in das Innere des Schloſſes abgeſendete Patrouillen die eingedrungenen, mit Fortführung der Sachen beſchäftigten Haufen zu vertreiben, und obwohl dieſes, bei der Menge derſelben, nicht völlig gelang, ſo ward doch manches, insbeſondere das Schatzgewölbe und die Silberkammer, gerettet. Viele Papiere von der äußerſten Wichtigkeit waren ebenfalls in dem brennenden Wohnzimmer des Herzogs den Flammen entzogen, und in die Hände von Privatperſonen gefallen, die ſie ſpäterhin den Behörden zu angemeſſenem Gebrauche überlieferten. Auch hatten an mehreren Stellen in der Nähe des Schloſſes ſich Bürger vereinigt, um die ihrem Schutze übergebenen geretteten Gegenſtände aller Art zu bewachen; ſchon in der Nacht, und noch mehr an den folgenden Tagen, ward eine große Menge derſelben an den dazu beſtimmten Orten niedergelegt. — Aber welches auch die Gefühle oder die Handlungen des Einzelnen in dieſer verhängnißvollen Nacht ſeyn mochten, in dem Einen Gedanken vereinigten ſich Alle, daß eine ſo außerordentliche That nothwendig geweſen ſey, um den unerhörten Druck der zuletzt unerträglich gewordenen Regierung zu beenden, um eine Scheidewand zu ziehen, die die Rückkehr zu derſelben unmöglich mache, und um aus den Ruinen eine beſſere Zukunft erblühen zu ſehen. — Erſt gegen den Anbruch des Tages gelang es, Feuerſpritzen in den Schloßhof zu bringen und regelmäßigere Löſch-

anstalten zu treffen; doch konnten dieselben nur schwach betrieben werden, da auch zur Rettung des noch übrigen Theiles des Schlosses kaum irgend eine Hand zu finden war, und selbst das Erbieten der Zahlung eines vierfachen Tagelohnes mit Kälte abgewiesen wurde. „Das Schloß muß brennen," war die beständige Antwort, und nur die Vorstellung, daß die nahe an den linken Flügel des Schlosses gränzenden Hintergebäude der Langendammstraße in der drohendsten Gefahr schwebten, wenn nicht Hülfe geschafft werde, vermochte zuletzt Einige, zur Hemmung des Brandes beizutragen. — Nun erließ Bode eine Proclamation, und noch vor Mittag standen 1500 wohlbewaffnete Bürger zusammen. — Sie wählten ihre Officiere, und diese wieder den Kaufmann Lud. Löbbeke zum Anführer; der Kammerjunker Heyer von Münchhausen und der Buchhändler Ed. Vieweg übernahmen den Dienst als Adjutanten desselben, zu welchen sich noch einige Tage später der Dr. Meier gesellte. Um 2 Uhr Nachmittags besetzten sie mit dem Militär das Schloß und die ganze Stadt. — Noch an diesem Tage verkündete der engere Ausschuß der Landstände die Zusammenberufung des größern Ausschusses, und am 9 September ward der Zusammentritt der Stände binnen möglichst kurzer Frist verheißen. — Mit der ersten Wiederkehr der Ruhe hatte der Blick eines jeden Bürgers sich in die Zukunft gewendet. Niemand zweifelte daran, daß die außerordentlichen Umstände auch die außerordentliche That rechtfertigen würden, und der Entschluß, nie wieder unter ein Regiment zurückzukehren, das zu einem so ungeheuern Extreme geführt hatte, stand fest in einem jeden Herzen. Zu dem jüngern Bruder des Herzogs Karl richteten sich Aller Hoffnungen. Eine Adresse ward entworfen, um ihn nach

Braunschweig einzuladen. — Da entstand plötzlich am 10 September, Mittags 1 Uhr, in der Stadt eine lebhafte Bewegung, und man vernahm, der Herzog Wilhelm sey schon auf dem Lustschlosse Richmont angelangt. Der junge Herzog war auf die erste Nachricht von dem Aufstande in Braunschweig aus Berlin herbeigeeilt, wo er in preußischen Militärdiensten stand.

Unter seinen Auspicien wurde die Ruhe vollkommen wieder hergestellt. Viele Brandstifter wurden in Verhaft gebracht, und einerseits ihre Gewaltthat bestraft, andrerseits aber auch all den Beschwerden abgeholfen, die dazu Veranlassung gegeben hatten. Mit Recht sagte damals der englische Courier: „Das Ereigniß in Braunschweig darf nicht in Erstaunen setzen, denn schon seit geraumer Zeit war das Benehmen des Herzogs von der Art, daß es auch von dem geduldigsten Volke auf der Erde nicht länger hätte ertragen werden können. Der Aufstand war von einigen Excessen begleitet, welche jedoch in einem Lande, wo es keine verbindende Behörde zwischen Fürst und Volk gibt, jederzeit stattfinden, wenn letzteres, durch Bedrückungen zur Verzweiflung gebracht, denjenigen zu gehorchen aufhört, denen es lange und geduldig unterthan gewesen war.“

Jedermann war darüber einverstanden, daß der Herzog Wilhelm an seines Bruders Statt die Landesregierung übernehmen solle. Schon am 12 September richtete die Bürgerschaft von Braunschweig zu diesem Zwecke eine Adresse an den Herzog. Am 22 September richteten alle Städte des Landes eine gleiche Adresse an die Stände.

Die Landstände entwickelten nun in einer Adresse an den Herzog Wilhelm am 27 September die Gründe, aus welchen

sie den allgemeinen Volkswunsch unterstützten. Darin werden alle Uebel des alten Regime's aufgedeckt: „Das Aufhören einer geregelten Regierung, Zerrüttung der Finanzen, Unterdrückung des Rechts, moralische Verderbniß der Beamten und fortwährendes Sinken des Wohlstandes der Einwohner, ist in allgemeinen Umrissen das Bild, welches mitten in Deutschland aufgestellt zu werden drohte. — Ein Staatsministerium stand an der Spitze der Verwaltung, ohne Einfluß auf die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten, häufig nur als Vollstrecker von Beschlüssen, welche, ohne dasselbe gehört zu haben, oder gegen dessen eindringlichste Vorstellungen gefaßt waren. — Laut haben die Mitglieder desselben sich über dieses ihr Verhältniß geäußert, um als Vollzieher von verfassungswidrigen Verfügungen sich zu rechtfertigen. Im Hintergrunde befanden sich, im Besitze des höchsten Vertrauens, Rathgeber, deren Einige im begründeten Rufe tiefer moralischer Verderbtheit standen, andere nur schmeicheln und gutheißen konnten, oder, aus untergeordneten Verhältnissen emporgehoben, gänzlich der Fähigkeiten und Kenntnisse ermangelten, um bestehende Rechtsverhältnisse beachten zu können. Für die Weisungen, welche von solchen Personen der höchsten Stratsbehörde und einzelnen Beamten zugingen, ward unweigerliche Befolgung gefordert; sie wußten durch Belohnungen und Verheißungen mehrere der Unterofficianten und manche Privatpersonen als Späher zu gewinnen, um diejenigen, welche den Verfall der guten alten Ordnung beklagten, zur gelegentlichen Kränkung anzuzeigen; sie ließen zu gleichem Zwecke sich die Briefe der im Voraus bezeichneten Personen, besonders der Staatsdiener, vom Postamte einhändigen, um die Stellen daraus zu bemerken, in welchen

sie einen Tadel über die öffentliche Verwaltung zu erblicken wähnten. Da wegen mündlicher Aeußerungen der Art keine Beweise gefordert werden konnten, so durfte man nur den Agenten der geheimen Polizei mißfallen, um, trotz der größten Vorsicht, als Uebelwollender bezeichnet zu werden. Die Schlechtesten wußten durch Anschluß an jene, und durch künstlich abgefaßte Briefe sich leicht den Weg zur Gunst und Beförderung zu bahnen; die bessern Staatsdiener mußten immer mehr zurückgedrängt werden, weil sie um die Gunst solcher Menschen zu buhlen verschmähten und Kränkungen nicht länger zu ertragen vermochten, welche auf vielfältige Weise ihnen und um ihrer willen ihren entferntesten Verwandten zugefügt wurden. — Ferner sollten die Gerichte der höchsten Willkür dienen, und neben denselben auch abhängige Verwaltungsbehörden zur Ausübung des Strafamts ermächtigt werden. In Verfolgung dieses Ziels sind wahre Kriminalstrafen, ohne vorgängige Untersuchung, auf höchsten Specialbefehl gegen allgemein geachtete Personen verhängt, dem Districtsgerichte zu Braunschweig Verbote der Vollstreckung rechtskräftiger Entscheidungen in einzelnen Fällen zugegangen, und Weisungen an dasselbe erlassen, welche nichts weniger bezweckten, als dasselbe in allen das herrschaftliche Interesse berührenden Streitsachen einer förmlichen Beaufsichtigung rechtsunkundiger Personen zu unterwerfen. — Die Mitglieder dieses Gerichts und die der höhern Justizcollegien, welche fest an ihren beschwornen Verpflichtungen hielten und durch bescheidene Vorstellungen den Eingriffen in den Lauf der Justiz zu wehren suchten, haben die höchste Ungnade vielfach und sehr empfindlich fühlen müssen; namentlich ist die Verordnung vom 25 Februar dieses Jahrs, den Urlaub der herzoglichen

Dienerschaft betreffend, dazu benutzt, sie, gleich Gefangenen, ununterbrochen, und selbst an den Fest- und Ferientagen, an ihren Wohnort zu bannen, und von Badereisen sie abzuhalten, welche zur Herstellung ihrer Gesundheit als unerläßlich bescheinigt waren. — So wurde auch im März dieses Jahres verfassungswidrig ein Oberhofgericht, mit Criminal- und Civilgerichtsbarkeit über die zum Hofstaate gehörigen oder herrschaftliche Gebäude bewohnenden Personen, unter unmittelbarer Beaufsichtigung des Staatsministeriums, und unter dem Vorsitze eines der Rechte unkundigen Hofofficianten errichtet, und unter gleichen Abhängigkeitsverhältnissen ein Generalkriegsgericht für nicht-militärische Straf- und Civilsachen der Militärpersonen. Die Beweise für die beabsichtigte Umgestaltung der sämmtlichen Gerichtsbehörden gelangten in Folge des unglücklichen Schloßbrandes durch die aus dem Cabinette geretteten Schriften zur öffentlichen Kunde, und ward daneben dem Publicum die Aussicht in eine schaudererregende Zukunft enthüllt. Wir schweigen über den nähern Inhalt der angedeuteten Documente; möchten glückliche Zeiten sie für immer in Vergessenheit bringen. — Die Finanzen waren beim Regierungsantritte Sr. hochfürstlichen Durchlaucht so zu Höchstdessen Vortheil geordnet, daß die Vorzeit in dieser Hinsicht nicht eine ähnliche günstige Lage eines braunschweigischen Regenten aufzuweisen vermag. Die Kammercasse lieferte, nach Bestreitung der darauf ruhenden Staatshaushaltsausgaben und Vorwegnahme der vertragsmäßig zur Schuldentilgung zu verwendenden Summe, einen Ueberschuß, der mehr als hinreichend war, die Kosten des glänzendsten Hofstaats damit zu bestreiten. Vereint mit den Einkünften eines beträchtlichen Privatvermögens, verlieh jene Ueberschußsumme

Sr. Durchlaucht in reichem Maße die Mittel, alle Neigungen befriedigen, und dabei auf Hebung des Kunstfleißes und Förderung der bürgerlichen Nahrung hinwirken zu können. In die Landescasse zahlte der Kopf 3¼ Thaler. — Vieles war bei den letzten Ständeverhandlungen für die nächsten drei Jahre auf die Steuercasse übernommen, was früher der Kammercasse allein, oder in Gemeinschaft mit jener, obgelegen hatte. Es war Sr. Durchlaucht vorbehalten, Sich durch eine Erleichterung der einstweilen noch forterhobenen außerordentlichen Abgaben der Liebe der Unterthanen noch mehr versichern zu können. — Von allen den Hoffnungen traf indeß nicht nur keine ein, sondern es ward sogar, mit Verletzung aller hinsichtlich des Finanzwesens bestehenden Verträge und Grundgesetze, ja selbst auf die Gefahr einer Hemmung der Staatsverwaltung in ihren wesentlichsten Zweigen, nur darauf Bedacht genommen, den höchstmöglichen Geldbetrag zur herzoglichen Privatcasse zu ziehen. Die neue Ordnung des Steuerwesens unterblieb, weil die Stände nicht berufen wurden; selbst der Antrag der Mitglieder der Ausschüsse, auf Zulassung einer den Kräften der Steuercasse entsprechenden Ermäßigung der Personalsteuer, fand nicht Gehör. Von den Kammereinkünften wurde die nach den bestehenden Verträgen zur Schuldentilgung jährlich zu verwendende Summe zurückbehalten, nicht das erforderliche Geld zu den nöthigen Bauten auf den Domänen, zu den Forstculturen und zu Besserungen der nicht der Steuercasse überwiesenen Wege ferner bewilligt. Erledigte Stellen blieben, in so fern der Gehalt auf der Kammercasse ruhte, unbesetzt, wenn sie nicht ohne Besoldungsvermehrung einem Beamten mit übertragen werden konnten. Alle Schilderungen der Nachtheile, welche

der Verwaltung und Justizpflege hieraus zu erwachsen drohten, fanden keinen Eingang; nicht einmal die Anzeige des Landgerichts, daß die dermaligen Mitglieder, außer Stande den überhäuften Arbeiten vorstehen zu können, sich von der aus der Stockung des Geschäftsganges denselben erwachsenden Verantwortlichkeit lossagen müßten, konnte bewirken, daß auch nur in Einem so dringenden Falle von dem verderblichen Systeme der Geldanhäufung abgewichen wurde. — So schnell nun aber auch auf diese Weise, und bei den außerordentlichen Einschränkungen der Ausgaben für die herzogliche Hofhaltung, sich die Schätze häufen mußten, welche Se. Durchlaucht als Höchstihrem Privatvermögen zugewachsen ansahen, und der öffentlichen Verwaltung entzogen: so erschienen doch bald diese Mittel zu dem beabsichtigten Zwecke nicht mehr genügend; es ward zum Angriffe des indisponibeln Staatsgutes übergegangen. — Das Edict vom 1 Mai 1791, durch welches des verewigten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand Durchlaucht die Kammercasse für ewige Zeiten zur Bestreitung des Unterhalts des herzoglichen Hauses und der darauf lastenden Staatsbedürfnisse im Stande zu erhalten Sich bewogen fand, bot kein Hinderniß mehr, nachdem die Schranken der bestehenden Verfassung nicht weiter beachtet wurden. Selbst die Schwierigkeit, daß die Mitglieder der Kammer und des höhern Justizcollegiums auf die strenge Befolgung der Vorschriften jenes Edicts beeidigt waren, ist gewissermaßen dadurch besiegt, daß, gleichfalls verfassungswidrig, die bestehende Finanzverwaltung eine Umgestaltung erlitt, welche in jeder andern Hinsicht zwecklos und nur den Geschäftsgang zu erschweren geeignet war. — Jene Angriffe begannen mit einem Befehle

an das damals noch existirende Kammercollegium, daß für Capitalien, welche der herzoglich Bevernschen Nebenlinie nur zum Zinsgenusse versichert waren, mit dem erfolgten Aussterben jenes Zweiges des Fürstenhauses aber als erloschen betrachtet werden mußten, so wie für die Privatforderungen Sr. Durchlaucht, welche, zum Theil wenigstens, schon durch die eingezogenen, verfassungsmäßig festgesetzten Schuldentilgungsgelder bezahlt waren, neue, auf den Inhaber lautende Verbriefungen, mit erhöhtem Zinsfuße, ausgestellt werden sollten. Auf die Gegenvorstellungen der Mitglieder jenes, bald nachher aufgelösten Collegiums, ward zwar auf der Ausführung jenes Befehls nicht weiter bestanden; es wurden aber jene Obligationen, ganz in der Form, wie sie das vorerwähnte Edict vom 1 Mai 1794 vorschreibt, mit den in Steindruck nachgebildeten Namen der Mitglieder des Ministeriums, der Kammer und des Präsidenten des Landesgerichts angefertigt, ohne daß einer dieser Beamten darum wußte, geschweige denn ein Concept signirt hatte. Nur ein Formular wurde denselben, ohne Andeutung des Zweckes, vorgelegt, um ihr „gesehen" darunter zu bemerken; unausgefüllt wurden dieselben, durch einen dazu deputirten Cabinetsdiener, mit dem Siegel der herzoglichen Kammer versehen; nur von der Stückzahl, nicht von den Summen, über welche sie ausgestellt werden sollten, ward letztere in Kenntniß gesetzt. — So emsig inzwischen die Obligationen ausgeboten sind, so haben dieselben nur geringen Abgang gefunden, und ist von dieser Maßregel zur Veräußerung der Domänen übergegangen. — Mit den Grundstücken der Stifter St. Blasi und St. Cyriaci, welche nach dem Reichs-Deputations-Hauptschlusse vom 25 Februar 1803 für auf-

lösbar erklärt waren, jedoch, hinsichtlich ihrer besonderen Verhältnisse zur Landschaft, vom Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand nicht, wie solches mit den übrigen danach aufgehobenen Stiftern geschah, dem Kammergute einverleibt wurden, ward der Anfang zur Veräußerung gemacht. Der Verkauf der Curien schien selbst nach dem vorerwähnten Edicte gerechtfertigt, jedoch wurden die Kaufgelder dafür nicht, der Vorschrift gemäß, dem Kammerfonds überwiesen. — Ein mit dem Titel eines Kanzleidirectors begnadigter Schreiber reiste in Vollmacht Sr. Durchlaucht im Lande umher, um die Dorfgemeinden zum Abkaufe ihrer Zehnten, Dienste und sonstigen Grundprästationen zu bereden welche, nach angemessenen Grundsätzen und mit Rücksicht auf die Sicherung des Kammerguts durch eine Verordnung allgemein für ablösbar erklärt zu sehen, die Stände schon auf dem letzten Landtage gewünscht, und ihre desfallsigen Anträge bei den nächsten Verhandlungen zu erneuern beschlossen hatten. — Vollständige Domänen wurden, obwohl mit wenigerem Glücke, von jenem Agenten zu wohlfeilen Preisen bei reichen Privatpersonen feil geboten. Die aus solchen Verkaufungen gelösten Gelder sind unmittelbar an die herzogliche Privatcasse eingezahlt, und hat kein Staatsdiener erfahren, auf welche Weise darüber verfügt ist. Nur die Ueberweisung der veräußerten Grundstücke mußte die neu eingesetzte Domänenverwaltung auf den Befehl des herzoglichen Staatsministeriums, nach den Anweisungen jenes Bevollmächtigten, besorgen. — Schwand längst schon das Vertrauen zur Regierung in dem Maße, daß viele redliche Staatsdiener und unabhängige Privatpersonen unter bedeutenden Opfern ihr früher so sehr geliebtes Vaterland ver-

ließen, daß Allen der Muth entſank, durch Unternehmungen irgend einer Art ſich feſter an daſſelbe zu binden, — konnte die Nahrungsloſigkeit ſchon in Folge des Geſchehenen zu dem Punkte geſteigert werden, welchen ſie jetzt erreicht hat: ſo wird man das über ſeine Erwartungen an die Zukunft gegenwärtig völlig aufgeklärte Volk nicht unerlaubter Anmaßung beſchuldigen dürfen, wenn es Gewährleiſtung für eine dem Zwecke des Staatsvereins entſprechende Regierung verlangt, zugleich aber es für unmöglich hält, daß eine ſolche Regierung unter einem Fürſten geſichert werden könne, der nach dem einſtimmigen Zeugniſſe Aller, die ihn umgaben, und nach den vielen zur öffentlichen Kunde gebrachten Documenten, durchaus unempfänglich für alle Vorſtellungen war, welche ſein eigenes und ſeines Landes Wohl bezweckten."

Am Tage darauf (28 September) erklärte Herzog Wilhelm, daß er bis auf Weiteres die Regierung übernehmen wolle, daß die Stände aber, wenn ſie die Regierung definitiv und für immer in ſeine Hände gelegt wünſchten, zunächſt die Vermittlung des Königs von England, als des nächſten Verwandten, nachſuchen möchten, welches auch geſchah.

Es wurden nun ſogleich die nöthigſten Reformen vorgenommen, die verhaßte Perſonalſteuer herabgeſetzt, die Verkäufe des Staatsguts eingeſtellt, das landverderbliche Dienſtperſonal entfernt, das Oberhofgericht aufgelöst, die alte Juſtizverfaſſung wieder eingeführt, den ungerecht Landesverwieſenen oder Geflüchteten die Rückkehr erlaubt, die Mißhandelten in ihre Ehren wieder eingeſetzt ꝛc. Das alte Miniſterium wurde gänzlich aufgelöst. Die HH.

von Bülow II, v. Münchhausen und Hennenberg nahmen ihre Entlassung. Bosse und Frike, die sich vorzüglich beim Volke verhaßt gemacht hatten, wurden schon unmittelbar nach der Flucht des Herzogs Karl außer Activität gesetzt. Das neue Ministerium erhielt zu stimmführenden Mitgliedern Graf v. Veltheim, Hrn. v. Schleinitz, Schulze, zum Secretär Koch. Hr. von Sierstorpff kehrte im Jubel zurück, und die Angelegenheiten des seitdem in hannöverische Dienste übergetretenen Herrn von Schmidt-Phiseldeck wurden zu dessen glänzender Genugthuung revidirt.

Somit kehrte Ruhe und Zufriedenheit nach Braunschweig zurück. Nur unter der rohen Menge zeigten sich noch Spuren von Aufregung, die jedoch keinen politischen Zweck hatten. In Zorge am Harz entstand ein kleiner Auflauf unter den Arbeitern der Hüttenwerke, indem sie höheren Lohn ertrotzen wollten. Die Sache hatte keine Folgen.

Unterdeß bemühte sich einerseits der entflohene Herzog Karl, andrerseits der von den braunschweigischen Ständen abgesandte Graf von Oberg in London um die Vermittlung des Königs von England. Herzog Karl war, sein brennendes Schloß im Rücken lassend, eiligst aus dem Lande geflohen, und hatte den Weg nach England eingeschlagen, wo er am 14 September landete. Umsonst bat er um eine Audienz beim Könige, der ihm sagen ließ, er würde ihn als Privatmann empfangen; da er aber König von England und Bruder des vorigen Königs sey (den er, Karl, so auffallend beleidigt hatte), könne er ihn nicht empfangen. Nichtsdestoweniger verbreitete Herzog Karl das Gerücht, er habe eine Audienz erhalten, um dadurch den Braunschweigern zu imponiren. Allein sogleich erklärte das

Morning-Chronicle: „Se. Majestät beharrten auf Ihrer Weigerung Seine Durchlaucht zu sehen," und bemerkte, „daß der Herzog nach der Indiscretion, mit welcher derselbe vorgegeben, beim Könige gewesen zu seyn, während er doch nicht bei ihm gewesen ist, keine Audienz erhalten könne." Nun versuchte der Herzog, was er noch in Braunschweig selbst ausrichten könne.

Unterm 20 September erklärte er, daß er selbst seinen Bruder Wilhelm einstweilen mit der Führung der Geschäfte in Braunschweig beauftrage, und sodann sandte er seinen Adjutanten Sommer dahin, um die Summe von 60,000 Rthl. als Entschädigung für den Schloßbrand einzucassiren. Dieser Gesandte wurde jedoch verhaftet, weil man fand, daß er zugleich den Auftrag habe, Unruhen zu machen.

Während Herzog Karl sich vergeblich nach Freunden und Gönnern umsah, wurde dagegen der Graf von Oberg in England sehr günstig aufgenommen. Der König zog ihn zur Tafel und gab ihm die herzlichsten Versicherungen, daß er Alles zum Wohle der Braunschweiger und zur Ehre seines, des verschwisterten englisch-braunschweigischen Hauses thun werde. Dieses Versprechen hielt er auch. Wozu hätte eine Intervention zu Gunsten des Herzogs Karl führen können? Sollte man ihn mit Gewalt der Waffen in Braunschweig wieder einsetzen, um dem Buchstaben der Legitimität zu genügen? Dieß hätte das Land ins größte Unglück gestürzt, zu neuen Revolutionen geführt und die Ehre nicht nur des welfischen Fürstenstammes, sondern aller deutschen Fürsten compromittirt, denn Herzog Karl hatte schon genug gethan, um den Namen eines Landesvaters zu entweihen. Läßt sich sein heftiger Charakter durch physische Anlagen, Jugend, böses

Beiſpiel, Verhetzung durch ſchlechte Rathgeber ꝛc. entſchuldigen, ſo kann er auf der andern Seite ſich wieder nicht beklagen, das Opfer dieſer Heftigkeit geworden zu ſeyn, die ſich einmal mit den landesväterlichen Pflichten und mit den Rechten eines Volkes nicht mehr verträgt. Als es der König von England auf ſich nahm, zuerſt in einem Familienrathe des welfiſchen Hauſes dieſe Sache zu entſcheiden, wurden ihm desfalls von Seite der übrigen deutſchen Bundesfürſten keine Hinderniſſe in den Weg gelegt. Indeß ſuchte man den böſen Handel auf eine möglichſt gütliche Weiſe zu ſchlichten, indem der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Aberdeen, vom Könige den Auftrag erhielt, mit dem Herzoge Karl zu unterhandeln, denſelben zur freiwilligen Thronentſagung zu bewegen und ihm dagegen eine anſtändige Geldentſchädigung zu ſichern. Anfangs hieß es nun, der Herzog Karl habe die ungeheure Entſchädigungsſumme von 60,000 Pfund Sterling jährliche Revenuen verlangt. Später hieß es, er habe mehr Fügſamkeit gezeigt, und die Unterhandlungen hätten ſchon am nächſten Tage abgeſchloſſen werden ſollen, als er plötzlich am 9 November, ohne weiter eine Mittheilung zu machen und ohne Abſchied England verließ.

Nunmehr erklärte der König von England unterm 21 November: „Wir haben gewünſcht, durch eine gütliche Uebereinkunft den entſtandenen Beſchwerden Abhülfe zu ſchaffen, und haben uns deßhalb angelegen ſeyn laſſen, den Herzog Karl zu den Bewilligungen zu vermögen, welche die Umſtände erfordern. Leider hat der Herzog Karl unſern wohlgemeinten Abſichten nicht entſprochen. An ſeiner bekannten Sinnes- und Handlungsweiſe iſt jeder Verſuch geſcheitert den entſtan-

Herzog von Braunschweig

ſtandenen Beſchwerden im Wege einer gütlichen Verhandlung abzuhelfen. Wir nehmen daher keinen längern Anſtand, der vereinigten braunſchweig-wolfenbüttelſchen und blankenburgiſchen Landſchaft zu eröffnen, daß dieſelbe zur Abhülfe ihrer gerechten Beſchwerden den Schutz und den Beiſtand von uns zu erwarten hat, zu welchen wir ohnehin durch die verwandtſchaftlichen Bande aufgefordert werden, die uns mit dem braunſchweig-wolfenbüttelſchen Fürſtenhauſe verbinden. Wir werden vorderſamſt mit unſerm geliebten Neffen, dem Herzoge Wilhelm Durchlaucht, diejenigen Maßregeln berathen und ergreifen, welche geeignet ſind, demſelben die Ausübung der Regierungsrechte zu ſichern."

Man glaubte, Herzog Karl ſey auf dem Wege nach Italien, wo er den Winter zuzubringen erklärt hatte, als er plötzlich an der Gränze ſeines Herzogthums erſchien, um ſich vermittelſt einer Contrerevolution mit Gewalt wieder auf den Thron zu ſetzen. Kaum gelangte das erſte Gerücht von ſeiner Annäherung nach Braunſchweig, als auch ſchon die Bürgergarde dieſer Stadt, unter Anführung des Kammerjunkers von Münchhauſen, Dr. C. Meyer und Buchhändler Vieweg, folgenden Revers unterſchrieb: „Wir erklären auf das feierlichſte und bündigſte, daß wir niemals und unter keiner Bedingung den Herzog Karl für unſern Landesherrn wieder anerkennen oder ſeinen Befehlen Folge leiſten wollen; daß wir dagegen feſt entſchloſſen ſind, dem durchlauchtigſten Herzoge Wilhelm, den allein wir für unſern rechtmäßigen Landesherrn halten, wie es getreuen Unterthanen eignet und gebührt, den ſchuldigen Gehorſam ſtets bezeugen wollen."

Zugleich machten sich die Truppen und alle Bürgergarden im Lande fertig, den Feind zu erwarten.

Herzog Karl bediente sich der Kriegslist, einen Gesandten an seinen Bruder zu schicken, und ihn zu einer Zusammenkunft in Fulda einzuladen. Dorthin hoffte er ihn in den April zu schicken, während er selbst unterdeß von Gotha aus die Contrerevolution ins Werk setzen wollte. Allein als er von Gotha den Baron Bender von Bienenthal mit Proclamationen vorausſandte, fiel dieser alsbald den Braunschweigern in die Hände und wurde arretirt. Man fand bei ihm Proclamationen und Verordnungen des Herzogs Karl, worin derselbe 1) seinen Beschluß vom 20 September zurücknahm und seinem Bruder das fernere Regieren untersagte; 2) die Regierung einstweilen dem Herrn Bender von Bienenthal übertrug; 3) die Armee auflöste; 4) alle Zehnten und Frohnden für ablöslich erklärte; 5) den Armen alle Steuern erließ. Auch erklärte der Herzog in einer Proclamation, aus Frankfurt vom 18 November datirt: „Könnten die bisherigen Aufrührer noch ferner Hoch- und Staatsverrath ausüben, und so die Nothwendigkeit eintreten, deren Güter zu confisciren, so ist es unser Wille, daß diese nicht zum Besten des Staats im Allgemeinen, sondern der Aermsten unserer Unterthanen, und derer ausgetheilt werden, welche zuerst nach dem Erscheinen dieser Proclamation sich uns anschlossen."

Am 29 November erschien der Herzog Karl in eigener Person in dem preußischen Städtchen Ellrich, um von hier aus die Contrerevolution zu beginnen. Aus dem oben schon erwähnten Zorge lief ihm in der That einiges be-

zahlte Gesindel zu, welches er haranguirte und an dessen Spitze er am folgenden Tage (30 November) gegen die Gränze vorrückte. Ein braunschweigisches Piket, welches dieselbe besetzt hielt, erklärte dem Herzog, es werde sich seinem Eintritte mit Gewalt widersetzen. Er hielt an, suchte die Soldaten zu gewinnen, fand aber kein Gehör. Dem Lieutenant Jäger, der die Gränze bewachte, warf er seine Untreue vor, da er ihn selbst zum Lieutenant gemacht habe. Dieser aber erwiderte: „Ich und die Truppen haben nicht Eure Durchlaucht, sondern Sie haben uns und das Land verlassen.“ Der Herzog wollte endlich mit Gewalt durchdringen, da ließ der Lieutenant seine Leute anschlagen, und der Herzog — wendete sein Roß und ritt davon, sich nachher entschuldigend, er habe kein Unterthanenblut vergießen wollen. Das Gesindel, das ihm gefolgt war, lief auseinander. Er selbst ritt nach Osterode. Hier aber, am folgenden Tage, rottete sich das Volk gegen ihn zusammen, weil es hörte, daß er einen zweiten Angriff versuchen wolle, und er mußte durch eine Hinterthüre des Gasthofs entfliehen. Zu Fuß und sehr erschöpft langte er um Mitternacht in dem Dorfe Dorste an, von wo er in einem elenden Wagen auf Stroh weiter fuhr, und in diesem traurigen Zustande über Netra, Eisenach am 3 December wieder nach Gotha zurückkehrte. Ueberall verfolgte ihn der Unwille und der Spott. Er reiste daher eiligst weiter und nahm zunächst seinen Aufenthalt in Metz, wohin ihm die auf seiner Flucht zurückgelassenen Bedienten und Effecten nachgeschickt wurden.

Unmittelbar nach diesem Ereignisse erregte folgende Mittheilung des engern Ständeausschusses an die übrigen Ständemitglieder allgemeine Freude im Lande. „Mittelst Re-

ſcripts des herzoglichen Staatsminiſteriums vom 6 d. iſt uns ein Beſchluß des durchl. deutſchen Bundes vom 2 d. mitgetheilt, nach welchem derſelbe, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß unter den obwaltenden Umſtänden die Erhaltung der Ruhe und geſetzlichen Ordnung im Herzogthume Braunſchweig eine, von der Autorität des Bundes ausgehende, unverweilte Verfügung in Beziehung auf die Regierungsgewalt daſelbſt gebieteriſch erheiſcht, und daß eine definitive Anordnung wegen der künftigen Regierung dieſes Herzogthums von Seite der Agnaten nach den Beſtimmungen der Hausgeſetze und des Herkommens nicht werde umgangen werden können, 1) Se. Durchl. den Herzog Wilhelm von Braunſchweig erſucht, die Regierung des Herzogthums Braunſchweig bis auf Weiteres zu führen, und, daß dieſes auf Veranlaſſung des deutſchen Bundes geſchehe, öffentlich bekannt zu machen; 2) den berechtigten Agnaten Sr. Durchl. des Herzogs Karl von Braunſchweig anheim gibt, diejenige definitive Anordnung für die Zukunft, welche bei dieſem beklagenswerthen Stande der Dinge die dauernde Ruhe und geſetzliche Ordnung in dem Herzogthume Braunſchweig erheiſcht, in Gemäßheit der herzogl. braunſchweigiſchen Hausgeſetze und des in deutſchen und andern ſouveränen Häuſern üblichen Herkommens zu berathen und zu bewirken, ſo wie auch eine baldige Benachrichtigung über die in ſolcher Art getroffene Feſtſtellung dem deutſchen Bunde zur Anerkennung zukommen zu laſſen. Zugleich iſt uns in jenem Reſcripte eröffnet, wie dem durchl. Herzoge Karl von der hohen Bundesverſammlung jener Beſchluß mit dem Hinzufügen bekannt gemacht ſey, daß ihn der Bund nicht mehr für befugt erachte, Regierungsrechte in dem Herzog-

thume Braunschweig auszuüben, sondern auch Se. Durchl. den Herzog Wilhelm als Regenten ansehe. Wir beeilen uns, Sie von diesen Thatumständen, welche in der mehrfachen Hinsicht, daß der ersehnte Zeitpunkt des definitiven Regierungsantritts des durchlauchtigsten Herzogs Wilhelm darnach als sehr nahe sich zeigt, und eine jede Unterstützung der Versuche des Herzogs Karl zum Umsturze der dermaligen Ordnung nicht nur im hiesigen Lande, sondern auch in sämmtlichen Bundesstaaten fortan als straffällig erscheinen muß, im höchsten Grade wichtig und erfreulich sind, sofort in Kenntniß zu setzen."

9.

Hessen-Kassel.

Schon in den für Deutschland so unheilvollen Zeiten der Revolutionskriege hatten die Hessen sich durch patriotische Hingebung und große Tapferkeit auf dem Vorposten gegen Frankreich rühmlichst ausgezeichnet. Als Napoleon den Kurfürsten vertrieb und Hessen dem neuen Königreiche Westphalen einverleibte, wanderten viele Hessen aus, um in Spanien gegen die Franzosen zu fechten, und im Lande selbst blieb das Volk auch unter dem neuen Gewaltherrscher in seiner Gesinnung dem alten Kurhause treu. Es fehlte nicht viel, daß Dörnbergs Aufstand 1809 in Hessen gelungen wäre, und 1813 reichte eine Handvoll Kosaken unter Czernitscheff hin, den verhaßten fremden König zu verjagen. Sobald die Hessen sich unterstützt sahen, bewaffneten sie sich, und brachten

jedes patriotische Opfer, um mit Gut und Blut an dem Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen, und den vertriebenen Kurfürsten wieder auf den Thron zu setzen. Es ist nicht möglich, daß ein Volk mehr für seinen legitimen Fürsten thun kann.

Was that nun der Fürst für sein Volk? Kaum aus seiner Verbannung nach Kassel zurückgekehrt, führte Kurfürst Wilhelm I ein Regierungssystem ein, das ungleich drückender und schmachvoller für Land und Volk war, als das des französischen Eroberers. Indem er erklärte, er habe nur 7 Jahre lang geschlafen, brachte er Alles auf den Fuß von 1806 zurück, ohne alle Rücksicht auf die seitdem in den Bedürfnissen und Rechten vorgegangene Veränderung. Sowohl im Civil als Militär wurden alle Beamten, die unterdeß avancirt waren, wieder degradirt, und zugleich in ihrem Gehalte wieder auf die sparsame Summe beschränkt, die sie früher in wohlfeilen Zeiten erhalten. Ein Major also, der sich auf allen Schlachtfeldern glänzend ausgezeichnet, konnte wieder Unterlieutenant werden mit 13 Rthlr. monatlichem Gehalte, oder gar nur, da die Armee reducirt wurde, mit 5 Rthlr. Wartegeld. Deßgleichen wollte auch der Kurfürst die Veränderungen in der Tracht nicht anerkennen, und wie er selbst noch immer Puder und Zopf trug, so mußte sich die ganze Armee bequemen, diese lächerliche Tracht wieder anzunehmen. Nach derselben Consequenz wurden die alten Adelsmonopole und die Frohndienste der Bauern wieder eingeführt. Am allerdrückendsten aber erwies sich der Geiz des Kurfürsten. Er begnügte sich nämlich nicht bloß damit, alle Beamten der vorigen Regierung ohne Pension fortzujagen, und den Gehalt der neuen Beamten auf die oben

erwähnte Weise zu schmälern; er annullirte auch die unter der vorigen Regierung gesetzlich erfolgten Domänenverkäufe, zog die Domänen wieder ein und jagte die Käufer ohne irgend eine Entschädigung fort. Umsonst wandten sich die Unglücklichen an den Bundestag und an den Aachener Congreß; sie wurden überall ohne Hülfe gelassen. Nach dem zweiten Pariser Frieden erhielt Kurhessen von der Frankreich auferlegten Contribution eine Summe von mehr als 5 Millionen Franken. Aber auch diese sollten nur, wie die Domänen, die Privatcasse des ohnehin ungeheuer reichen Kurfürsten füllen helfen; denn er ließ die Kriegskosten das Land selbst bezahlen, und belastete dasselbe mit einer drückenden Kriegssteuer. Als man ihn an das französische Geld erinnerte, willigte er nur ein, davon 40,000 Rthlr. als Beitrag zur Kriegssteuer herzugeben, wies aber diese Summe auf Cassen an, die nur wieder vom Gelde der Unterthanen gefüllt würden. Ferner war er trotz seines Privatreichthums nicht geneigt, die Schulden, welche der Kurprinz während der Verbannung gemacht hatte, und die sich auf 200,000 Rthlr. beliefen, zu zahlen. Auch diese mußte das Land zahlen. Die Stände, die er ganz nach alter Form, also fast nur aus der Aristokratie, zusammenberufen hatte, protestirten vergeblich gegen diese Willkür. Sie wurden hart und mit Hohn angefahren und entlassen, um nicht wieder berufen zu werden. Die Appellation an die öffentliche Meinung wurde durch die strengsten Censurgesetze verpönt. Die Individuen, namentlich Officiere, die zu protestiren wagten, büßten ihre Kühnheit im Gefängnisse.

Im Jahre 1821 starb der alte Kurfürst, und sein Sohn Wilhelm II übernahm die Regierung. Die altfränkischen

Zöpfe wurden nun abgeschafft, allein an wesentliche Reformen war noch nicht zu denken. Die Domänenkäufer blieben unentschädigt, der finanzielle Druck dauerte fort, die Stände wurden nicht wieder einberufen, und die polizeiliche Willkür nahm sogar in ungemessenem Grade zu. Es wurde eine noch nicht ganz aufgeklärte Intrigue gegen den Kurfürsten gespielt und derselbe durch anonyme Drohbriefe dergestalt in Todesfurcht gesetzt, daß er, um sich vor dem gedrohten Mordversuche zu wahren und die Mörder zu entdecken, jahrelang das Land durch die Polizei tyranniſiren und viele tausend Verhaftungen vornehmen ließ, wobei alle Scheußlichkeiten der Spionage, der Schergenbrutalität und inquisitorischen Willkür vorkamen. Wie mancher Unschuldige seufzte damals in den Gefängnissen, und es kam so weit, daß die Reisenden einen Umweg nahmen, um nur Kassel oder Hessen überhaupt nicht zu berühren. Was die Mißstimmung noch vermehrte, war der eheliche Unfrieden zwischen dem Kurfürsten und seiner Gemahlin, die lange Zeit getrennt von ihm in Bonn lebte, wo auch der Kurprinz, von seinem Vater entfernt, zubrachte. An ihrer Stelle übte die Gräfin Reichenbach, des Kurfürsten Maitresse, die Rechte nicht nur einer Gemahlin, sondern sogar Regentin, weil durch sie alle Geschäfte gingen und die unbegränzte Liebe des Kurfürsten ihr alle Macht in die Hände gab. Diese Dame nun machte sich durch ihre aristokratische Gesinnung beim Bürgerstande ungeheuer verhaßt, und lenkte die Volksgunst ganz auf die Kurfürstin und ihren Sohn ab. Eine scheinbare Versöhnung der Letzteren mit dem Kurfürsten änderte in der Sache selbst nichts.

So stand es um Kurhessen, als die Pariser Revolution alle gekränkten Gemüther in Deutschland elektrisirte. Auch

hier machte ein Pöbeltumult den Anfang. Der Kurfürst war eben auf einer Badereise begriffen, als am Abend des 6 Septembers in Kassel ein Aufruhr ausbrach, der vom Militär nicht ohne Blutvergießen gedämpft wurde. Es kam jedoch zu keinen weiteren Excessen, da die Bürger sich vereinigten, auf rechtlichem Wege um Abstellung der Landesbeschwerden zu bitten. Der Kurfürst, der eben auf der Rückreise begriffen war, brachte einige angstvolle Tage in Eisenach zu, ehe er es wagte, auf die Wilhelmshöhe zurückzukehren. Da es aber ruhig blieb, kam er zurück, und empfing den Bürgermeister Schomberg mit einer Deputation des Kasseler Magistrats, die ihm am 14 September eine von mehreren tausend Bürgern unterzeichnete Bittschrift überreichte. Dieselbe sprach vorläufig nur in allgemeinen Ausdrücken den Wunsch einer Verständigung zwischen Fürst und Volk aus: „Wir können es uns nicht verhehlen, daß die Noth, welche unser geliebtes Vaterland drückt, auf den höchsten Gipfel gestiegen sey. Wir erkannten es für unsere Pflicht, und beschlossen, alsbald nach der ersehnten Rückkehr Ew. k. Hoh. dieselben um Beseitigung dieses Gefahr drohenden Zustandes, wie Kinder zu ihrem Vater, zu bitten, nicht fürchtend, durch offenherzig ausgesprochene Ueberzeugung bei Ew. Hoh. Mißfallen zu erregen. Denn es ist ein Triumph des guten Fürsten, die ihm leider oft verhehlte Wahrheit ohne Unwillen hören zu können, wie es ein Triumph des redlichen Mannes ist, sie ohne Furcht sagen zu dürfen. Nur um Liebe flehen wir für unsere Liebe, nur um Vertrauen für unser Vertrauen. Versammeln Ew. Hoh. Ihre Stände, um sich als Vater mit Ihren Kindern zu berathen, wie uns in unserer Noth zu helfen sey.“

Die Antwort des Kurfürsten war ausweichend. Als

daher die Deputation zu den auf dem Markte bewaffnet versammelten Bürgern Kassels zurückkehrte, stieg die Gährung, und der Magistrat ließ dem Kurfürsten sagen, daß er für die Erhaltung der Ruhe nicht stehen könne. Diese zweite Deputation wurde nunmehr vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen, und er erklärte sich nicht nur bereit, die Stände zu berufen, sondern begab sich auch in eigener Person, vom Kurprinzen begleitet, von der Wilhelmshöhe herab nach Kassel, wo er am 15 September unter lautem Jubel empfangen wurde.

Am 17 erklärte der Kurfürst zur allgemeinen Freude, daß auch die Provinzen Hanau und Fulda, welche bisher von der Vertretung ausgeschlossen waren, an den Ständewahlen Antheil haben sollten. Allein da er zu gleicher Zeit alle beurlaubten Truppen einberief und in den beiden genannten Provinzen eine allgemeine Ablieferung der Waffen befahl, so befürchtete man bei der damaligen Aufregung, es gelte eine gewaltsame Reaction. Diese Furcht nahm zu, als die von den Hanauer Bürgern abgesandte Deputation, welche namentlich die Abschaffung der Mauth und anderer drückender Localübel erbat, nicht vorgelassen wurde. Als diese nun am 24 September unverrichteter Sache nach Hanau zurücklehrte, brach daselbst der lange verhaltene Grimm des Volkes aus, und in derselben Nacht wurden unter wüthendem Jauchzen alle Mauthhäuser in Hanau und an den Gränzen zerstört. Der Haß gegen diese Mauthanstalten, Deutschlands Landplage (im 19ten Artikel der deutschen Bundesacte ausdrücklich verhütet und dennoch fortbestehend), war so allgemein bei allen Classen, daß der Kurprinz, der nach Hanau kam, am 29 September in einer Proclama-

Churfurst v. Hessen.

tion erklärte: „Ich habe mich bereits bei Sr. k. Hoh. dem Kurfürsten, meinem Herrn Vater, dafür verwendet, daß die Erhebung der indirecten Abgabe (Mauth) nicht weiter stattfinde, bis auf dem Landtage über die fortdauernde Aufhebung dieser Abgabe berathen seyn wird.“ Die Hanauer Bürger sagten dem Kurfürsten in einer Adresse: „Wir können nicht umhin, Ew. k. Hoh. allerunterthänigst zu betheuern, daß wir die auch in unserer Stadt vorgefallenen Unordnungen und Gewaltthätigkeiten tief bedauern; indessen können wir es Ew. k. Hoh. nicht verhehlen, daß die Gemüther noch immer aufs höchste aufgeregt sind. Auf eine vollkommene Herstellung der Ruhe ist nur dann zu rechnen, wenn das schon seiner Natur nach der allgemeinen Volksansicht nicht entsprechende, die untere Classe der Gesellschaft demoralisirende und für eine von allen Seiten vom Auslande umgebene Provinz, wie die hiesige, noch besonders unpassende Licentinstitut nicht ferner beibehalten wird.“

Der Kurfürst ließ die allgemeine Zerstörung der Mauthen einstweilen hingehen, berief aber den Kurprinzen zurück, und schickte Militär nach Hanau, dem es auch gelang, das Volk ferner im Zaume zu halten, und zugleich den gleichzeitig im Darmstädtischen ausgebrochenen Bauernaufstand an den Gränzen zu hemmen. In den Ortschaften Wolfhagen, Felsberg, Steinau, Ubenhain, Sterbfritz ꝛc. erhoben sich Tumultuanten, wurden jedoch theils vom Militär, theils von den Bürgern selbst zur Ruhe gebracht.

Je mehr sich der Kurfürst mit Militär umgab, desto mehr drangen auch die Bürger von Kassel auf Errichtung einer Bürgergarde, und der Kurfürst mußte ihnen dieselbe, obwohl erst nach einigem Zaudern, gewähren. Auch kam es

bald darauf zu einem Streite zwischen dieser Bürgergarde und dem Militär, da die erstere es sich nicht nehmen lassen wollte, bei Eröffnung des Landtags die Wachen zu beziehen. Es kam dabei zu einem Tumult, und die Bürger setzten ihren Zweck durch.

Am 16 October fand die Eröffnung der neuen Ständeversammlung statt. Der Kurfürst legte derselben zunächst einen Verfassungsentwurf zur Berathung vor. In demselben waren viele freisinnige Concessionen enthalten, das Ganze jedoch noch etwas in altem Geschmack; namentlich war die veraltete Eintheilung der Stände nach Curien beibehalten; dagegen machte der Kurfürst ferner den Ständen bekannt: er sey geneigt, die gesammte Landesschuld zu übernehmen, wenn sie ihrerseits seinen Propositionen geneigt entgegen kämen. Der kurfürstliche Commissär drückte sich darüber also aus: „Wofern eine glückliche Vereinigung über alle wesentlichen, zu gemeinsamer Erledigung sich eignenden Punkte zu Stande kommen würde, beabsichtigen Allerhöchstdieselben die Mittel zur Verzinsung und allmählichen Tilgung der Landesschulden vom nächsten Jahre an, vollständig ohne irgend eine deßhalbige Heranziehung der Unterthanen zu gewähren. Wir freuen uns, auch in dieser Beziehung die Ueberbringer einer Botschaft zu seyn, welche vom gesammten Volke mit jubelndem Danke wird empfangen werden! So würde das geliebte Vaterland frei von den Lasten der Vergangenheit in eine heitere Zukunft übertreten, während die meisten Staaten der civilisirten Welt, von den mächtigsten Reichen bis zu den kleinsten Fürstenthümern, durch die Bürden ihrer Staatsschulden schwer gedrückt erscheinen.“ Die Stände nahmen diese Vor-

schläge dankbar auf und beschäftigten sich bis zum Jahresschlusse unausgesetzt mit der zeitgemäßen Umarbeitung des Verfassungsentwurfs, wobei Prof. Jordan von Marburg ein Haupttheilnehmer war.

Die Ruhe wurde nur noch einmal in Hanau und Fulda unterbrochen. Ein Brodaufschlag in Hanau veranlaßte daselbst am 20 November einen Volksauflauf, wobei sich zwischen Volk und Militär eine große Erbitterung äußerte. Als nun am andern Tage die Verhafteten vom Militär forttransportirt werden sollten, sammelte sich das Volk von neuem, befreite die Gefangenen und zersprengte die Escorte. Da neues Militair herbeikam, entspann sich ein blutiges Gefecht, in welchem die Soldaten Sieger blieben. Gleich darauf reichten die Bürger eine Bittschrift beim Kurfürsten ein, worin sie um Gerechtigkeit gegen das Militär baten, das sich, „ohne von den betreffenden Behörden requirirt zu seyn, unbefugt eingemischt habe." Auch in Fulda wurde am 20 November in einem kleinen Auflaufe ein Verhafteter befreit.

In Kassel gewann Alles ein anderes Ansehen, seitdem die Volkspartei gesiegt hatte. Eine Sängerin, die das Publicum früher durch ihre Unverschämtheit beleidigt hatte, mußte es in den unterwürfigsten Ausdrücken um Verzeihung bitten. An die Rückkehr der Gräfin Reichenbach war nicht mehr zu denken. Man machte es ihr unmöglich, indem man dem Hasse gegen sie die größte Oeffentlichkeit gab, und nicht nur zahlreiche Pasquille und Satyren auf sie in Kassel selbst, sondern auch in allen deutschen Blättern eine untergeschobene (später wenigstens officiell desavouirte) Bittschrift der Kasseler Bürger circuliren ließ, worin sich die Stimmung sehr treu aussprach. Sie lautete: „Allerdurchlauchtigster Kur-

fürst, allergnädigster Kurfürst und Herr! Das in der Residenz seit einiger Zeit verbreitete Gerücht, daß die Gräfin Lessonitz (Reichenbach) beabsichtigt, in unsere Mauern zurückzukehren, hat die Gemüther aller Bürger mit gerechtem Unwillen und den bangsten Besorgnissen erfüllt. Keinem der getreuen Unterthanen Ew. k. Hoh. konnte es ein Geheimniß bleiben, welche ungeheuern Reichthümer jene Fremde sich auf Kosten des Landes erwarb, die in fernem Auslande angelegt, für immer dem Volke entzogen werden, wie fast kein Verdienst im Lande zur Beförderung und Ehre gelangen konnte, wenn es nicht um die Gunst jener Dame, oder selbst ihrer Dienerschaft, zu buhlen sich erniedrigte, wie auch selbst in andern Regierungsangelegenheiten, die der Leitung der Frauen für immer fremd bleiben sollten, ein solcher Einfluß unverkennbar war. Das großmüthigste Opfer, welches Ew. k. Hoh. durch Entfernung jener Fremden, die das Land zu beherrschen sich rühmen durfte, dem Wohle der Unterthanen brachten, fand daher um so gerechtere Anerkennung, als die Erbitterung gegen die Gräfin Lessonitz von jedem Ihrer getreuen Unterthanen, von jedem rechtlichen Manne, der dem Lande wohl will, überall getheilt wurde. Wenn wir nun auch recht gern glauben möchten, daß jenes Gerücht der beabsichtigten Rückkehr der Gräfin von unbesonnenen Menschen verbreitet sey, welche nicht bedenken, wie leicht jene Nachricht, bei der jetzt herrschenden Stimmung, ein noch unter der Asche glimmendes Feuer zu hellen Flammen der Empörung anfachen könnte, so wiederholt sich doch dasselbe so oft, und wird mit solchen Nebenumständen erzählt, daß die getreuen Bürger Ihrer Residenz, denen Alles an der Erhaltung der öffentlichen Ruhe gelegen seyn muß, von ihrem Landesherrn selbst eine

beruhigende Verſicherung hierüber dringend wünſchen müſſen. Von dem Edelmuthe Ew. k. Hoh. vollkommen überzeugt, wagen wir daher die allerunterthänigſte Bitte, die von der Gräfin Leſſonitz dem Vernehmen nach beabſichtigte Zurückkunft in das Land zu verbieten und zu hindern, und hierüber das Volk zu beruhigen. Der gerechteſte Dank und die Liebe aller Ihrer Unterthanen würde eine ſolche Aufopferung in ihrem ganzen Umfange zu würdigen und zu lohnen wiſſen. Mit tiefſter Verehrung verharren wir Ew. k. Hoh. Die Bürger der Stadt Kaſſel.

10.

Heſſen-Darmſtadt.

Am 6 April ſtarb der Neſtor der deutſchen Fürſten, Großherzog Ludwig I von Darmſtadt, 77 Jahre alt, an demſelben Tage, an welchem vor 40 Jahren ſein Vater geſtorben war. Ihm folgte ſein bereits 53jähriger Sohn Ludwig II. Dieſer vertagte die eben verſammelten Stände bis zum 16 Junius.

Der Druck der Abgaben, der auf den Darmſtädtern laſtete, da ſie unter allen deutſchen Völkern am höchſten beſteuert ſind (vergl. Malchus Finanzwiſſenſchaft, wornach der Kopf in Darmſtadt jährlich 6 fl. 12 kr. zu den Staatslaſten beizutragen hat), ließ bei dem neuen Regierungswechſel finanzielle Erſparungen dringend hoffen und erwarten. Allein die Regierung begnügte ſich mit der Erklärung, daß ſie, da ihre Ausgaben durch einen reichlichen Ertrag der Mauthen und Zölle hinlänglich gedeckt ſeyen, den Unterthanen dafür die

Schlachtaccise im Betrage von 190,000 fl. erlassen wolle, eine Erleichterung, die eigentlich keine war, da die Summe, welche durch die Schlachtaccise abging, durch die Mauthen wieder eingebracht wurde. Dagegen verlangte der Großherzog am 28 Junius von den Ständen; 1) die gleiche Civilliste wie sein Vater, nach Abzug einer kleinen, die Großherzogin angehenden Summe im Betrag von 576,301 fl.; 2) die Erhöhung der meisten Appanagen für die großherzoglichen Familienglieder, im Betrage von 89,822 fl.; 3) auf 10 Jahre jährlich 20,000 fl. als Zins für die Schulden des Landgrafen Georg Karl; 4) eine Dotation zur Verzinsung und Tilgung der 2 Millionen Schulden, welche der Großherzog selbst als Erbprinz gemacht hatte, mit jährlich 109,000 fl.; eine Erhöhung der zum Hofbauwesen ausgesetzten Summe von 48,000 fl. auf 128,000 fl. Die Stände berücksichtigten, auf der einen Seite das Mißverhältniß dieser großen Summe mit der Kleinheit des Landes und mit der Armuth des Volkes, auf der andern Seite aber den Umstand, daß der Großherzog nicht nur als Erbprinz jährlich 101,000 fl. vom Lande bezogen, sondern auch die Schätze seines Vaters jetzt geerbt, und überdieß in der großen Civilliste hinlängliche Mittel habe, um die früher gemachten Schulden selbst zu bezahlen; der Antrag des Ständeausschusses ging daher schon vor der Pariser Juliusrevolution dahin, diese Regierungsanträge abzulehnen, obgleich die Ablehnung selbst erst am 1 September statt fand, mit einer Stimmenmehrheit, auf welche der von Frankreich ausgegangene Impuls immerhin einigen Einfluß gehabt haben mag. Die Stände bewilligten die Civilliste, indem sie nur, um sich das Recht der Verminderung

zu

zu bewahren, 304 fl. davon abzogen; aber die Erhöhung der Appanagen und die Belaſtung des Landes mit den großherzoglichen Schulden lehnten ſie ab.

Bald darauf brachen in Oberheſſen, in Verbindung mit dem ſchon geſchilderten kurheſſiſchen Aufſtande, bedenkliche Unruhen aus. Das Volk war mannichfach gereizt worden. In den mediatiſirten Herrſchaften erlag es dem ſchweren Drucke der doppelten Staats- und Herrſchaftslaſten. Außerdem klagte man über die Willkür der Beamten. Die Feierlichkeiten, welche dieſelben kurz vorher bei einer Durchreiſe des Großherzogs in Oberheſſen veranſtaltet hatten, koſteten 100,000 fl., welche die Provinzialregierung auf die armen Gemeinden umlegen ließ. Das Beiſpiel von Kurheſſen exaltirte nun vollends die Gemüther, und es kam zur offenen Empörung. „Die Angriffe des Pöbels in Hanau auf die Mauthgebäude hatten, ſo wie ſie in der Bürgerſchaft dieſer Stadt einen achtbaren Aufſchwung für eine zeitgemäße Verfaſſung herbeiführten, in mehreren Dorfgemeinden, und namentlich in den Yſenburgiſchen Bezirken von Meerholz, Wächtersbach und Birſtein, Aufläufe gegen die Standesherren und Beamten veranlaßt; und ſo darf es wohl nicht auffallen, daß dieſe meuteriſchen Unruhen auch in das dießſeitige Yſenburgiſche herüberdrangen. Die nach Büdingen geſandten 60 Soldaten konnten dem Andrange der Yſenburgiſchen Bauern keinen Damm entgegen ſtellen, und ſo verbreitete ſich der Bauernaufſtand auch in das angränzende Stollbergiſche. Die frühere allgemeine Landesbewaffnung war aufgelöst, die Behörden in Gießen von Schrecken betäubt. Nicht einmal für die Beſchützung des Correctionshauſes der Provinz wurde geſorgt. Die große Verarmung des Landes und das Betragen mancher Beamten

war nicht für einen entschlossenen Widerstand begeisternd. So schritten die aufgestandenen standesherrlichen Unterthanen n die nächsten altheſſiſchen Bezirke von Nidda und Schotten herüber; allein hier verlor der Aufstand alle Popularität. Nur Gesindel, Diebe und vorzugsweise Trunkenbolde setzten jetzt, bei dem einmal gegebenen Anstoße, eine der sonderbarsten Empörungen planlos fort. Die mit Prügeln bewaffneten Meuterer bedrohten zwar einige Beamte, verletzten aber weder diese, noch überhaupt irgend Jemand persönlich. Sie verbrannten die Papiere der Beamten, Forststrafregister, Proceßacten ꝛc., und warfen auch wohl den Hausrath des Beamten mit in die Flammen, wenn der Beamte gehaßt war, oder der reichliche Vorrath seines Kellers die tollen Köpfe noch toller gemacht hatte. Je weiter die Banden zogen, desto zuchtloser wurden sie. Alle, deren rechtliches Gefühl nicht ganz erstickt war, entfernten sich, und nun verschonte der Pöbel selbst Flur- und Kirchenbücher nicht mehr. So gelangten sie von der Nidda in die Nähe der Wetter, wo sie gänzlich zersprengt wurden. Als sie nämlich, etwa 300 Mann stark, in die Dörfer Wölfersheim und Södel drangen, und dort die Papiere der Bürgermeister und Geistlichen verbrannten, setzten die erbitterten Gemeinden dem Haufen der Meuterer Anfangs keinen Widerstand entgegen, weil sich dieser Haufen für den Vortrab eines Corps von mehreren Tausenden ausgab, sondern erbaten sich Hülfe aus dem benachbarten Friedberg, wo sich einige Hundert Mann Soldaten befanden. Als diese Hülfe verweigert wurde, weil das Militär noch Verstärkungen erwartete, aber auch das angekündigte Rebellencorps nicht erschien, griffen die wackern Bürger dieser Gemeinden die jetzt nach Mehlbach gezogene Bande getrost

an, zersprengten sie fast ohne Widerstand, und nahmen 12 bis 15 Meuterer gefangen. Der Anführer des Haufens, ein Schneider aus der Gegend von Nidda, flüchtete in ein nahes Hanauisches Dorf, und wurde von der dortigen Behörde verhaftet und nach Friedberg geführt, wohin auch die wackern Södeler und Wölfersheimer ihre Gefangenen brachten. So war Alles glücklich beendigt. Aber nun erfolgte eine wahrhaft traurige Scene. Die nach Ablieferung der Gefangenen an das in Friedberg befindliche Militär heimkehrenden Wölfersheimer wurden von dem jetzt aus Friedberg ausrückenden Vortrabe des Militärs, der aus Reiterei und Artillerie bestand, auf der Landstraße angegriffen, und theils verwundet, theils getödtet." In öffentlichen Blättern las man noch folgende Details: „Mauthen existiren jetzt nicht mehr in Oberhessen. Deren Zerstörung war mit theils mehr, theils weniger bedeutenden Excessen verknüpft. Auch mehrere einzelne Ortschaften, wo sich die Unterlicenter theilnahmlos verhielten, wurden die Licent-Litteralien von den Einwohnern denselben abgefordert und hierauf verbrannt. An vielen Orten griff freilich dieser Aufschwung von Freiheitsgefühl weiter um sich; man nahm den Schultheißen auch noch das Stempelpapier und die Steuerlisten weg, den Förstern, Forstlaufern ꝛc. die Rügeregister, Straf-Notizbücher ꝛc., und zernichtete sie unter Freudengeschrei. Bei solchen Anlässen fielen jeweilen Persönlichkeiten vor. So konnte sich der Justizbeamte zu Langenselbold, der sich durch sein Betragen seinen Amtsuntergebenen verhaßt gemacht haben soll, nur durch eilige Flucht vor Mißhandlungen retten. Gleiches Schicksal bedrohte den Justizbeamten zu Steinau, der sich aber noch in Zeiten mit seiner Familie hierher flüchtete. Der Rentbeamte zu

Schwarzenfels war ebenfalls noch glücklich genug dem gegen ihn ausbrechenden Volksunwillen zu entkommen; seine hochschwangere Gattin aber ward vor Schrecken von einem todten Kinde entbunden. Diesen Dreien, so wie dem Rentbeamten zu Steinau, der gleichfalls flüchtete, wurden ihre Wohnungen zum größten Theile demolirt, dabei noch mehrere Acten und Urkunden, zum äußersten Nachtheile von Privaten, zernichtet. — Auch die Grafen zu Meerholz und Wächtersbach, denen von mehreren, mit ihnen wegen Waldberechtigungen schon längst in Streit befangenen Gemeinden schriftliche Erklärungen abgedrungen wurden, wodurch sie diesen Gemeinden die früheren Berechtigungen wieder einräumten, suchten hier eine Zufluchtsstätte. Sie verlangten militärischen Schutz, der ihnen aber nicht bewilligt ward, weil man hier kein Militär entbehren zu können glaubte. — Alle diese Gewaltthaten, so bedauernswürdig und strafbar sie sind, waren jedoch keineswegs das Werk getroffener Verabredungen, Verbindungen, oder wie man es sonst nennen möchte, sondern jeder Ort, von Aufregung ergriffen, suchte sich des ihn drückenden oder ihm schon längst lästigen Verhältnisses zu entledigen; und jedem Menschenkenner wird es wohl keine auffallende Erscheinung seyn, wenn bei solchen Gelegenheiten auch manche Unschuldige mit büßen mußten."

Der Sturm auf Büdingen erfolgte am 29 September. Schon am folgenden Tage setzte sich Prinz Emil an der Spitze der Darmstädter Truppen in Marsch, eine Proclamation ward erlassen, und zugleich alle Civilbehörden in Oberhessen der Militärbehörde untergeordnet, und verkündigt, daß Jeder, der mit den Waffen ergriffen würde, auf der Stelle nach Standrecht erschossen werden solle. Auch

der bekannte Commercienrath E. E. Hoffmann in Darmstadt erließ, im Vertrauen auf die große Popularität, die er als bisheriges Haupt der liberalen Opposition im Lande genoß, eine zur Ruhe mahnende Proclamation. Endlich beeilte sich auch der deutsche Bundestag in Frankfurt schon am 1 October einen Beschluß zu erlassen, wonach badische und würtembergische Truppen aufgeboten werden sollten, den Aufruhr zu unterdrücken, um vor allen Dingen die Bundestagsgesandten in Frankfurt zu schützen. Es genügte indeß an den hessischen Truppen, die Bauern zu zerstreuen, nachdem noch in der Nacht vom 2 auf den 3 October durch die Zerstörung der Mauth in Meisenheim den Frankfurtern ein letzter Schrecken eingejagt worden war.

Die schändlichen Vorfälle in Södel erregten in ganz Deutschland die innigste Theilnahme. Wir entlehnen ihre Schilderung aus einem sehr detaillirten Berichte in der Allg. Zeitung: „In der Nacht vom 30 September auf den 1 October d. J. hatten die Södeler und Wölfersheimer tüchtig mitgeholfen, aus dem Dorfe Mehlbach die Aufrührer hinauszuschlagen. Gleiches thaten Andere im Dorfe Södel. Ein Unterförster, zu Södel ansässig, verhaftete einen Tambour der Aufrührer, der die Frechheit hatte, als Belohnung des Trommelns Geld zu fordern, und gab hiemit den ersten Anlaß zur kräftigsten Gegenwehr. Schriftlich und mündlich berichtete der Södeler Ortsvorstand über diesen Vorfall nach Friedberg, woselbst der Generalmajor Zimmermann mit noch geringer Militärmacht stand, und bat gegen die Aufrührer um militärischen Schutz. Er wurde ihm für den folgenden Tag versprochen, indem bereits größere Truppenmassen zur Unterdrückung des Aufstandes im Anzuge seyen. Am 1 October,

Abends, näherte sich wirklich auf der Straße von Friedberg die ersehnte Hülfe. Freudig begaben sich die mehrsten Einwohner von Södel vor ihre Wohnungen; auch jener Unterförster that's, der ausdrücklich seine Frau angewiesen gehabt hatte, ihn zu wecken, ehe er, ermüdet von den Anstrengungen der vorigen Nacht, für kurze Zeit eingeschlafen war. Man ergötzte sich an den schön uniformirten Chevaurlegers, die so stattlich auf den dunkeln Pferden einherzogen; es waren ja ersehnte und willkommene Beschützer, Landsleute, Unterthanen desselben gütigen und menschenfreundlichen Fürsten. Schon war die Hälfte der Reiter durchs Dorf gezogen, als ein Officier im Haufen der Umstehenden einen großherzoglichen Soldaten vom vierten Infanterieregimente bemerkte. Mit einem Schimpfworte sprengte er auf ihn los. „Was hast du hier zu thun? Warum bist du nicht bei deinem Regimente? Hältst du's auch mit den Aufrührern?" rief er den Menschen an, der mit aller möglichen Bescheidenheit gegen jenes Schimpfwort protestirte, und die Umstände aus einander setzte, welche ihn hier und nicht bei seinem Regimente finden ließen. Gleichviel, der Officier, welchem ein in der Nachbarschaft stationirter Gränzaufseher zur Seite ging, gab Befehl zur Arrestation des Soldaten. Wenn es panische Wuth, wie panische Furcht und in dem Sinne gäbe, daß damit ihr höchster Grad und ihre wahrhafte Unerklärlichkeit begriffen sey, gewiß, so hätte im stillen Södel nunmehr panische Wuth der Soldaten ihren Schreckensthron aufgeschlagen gehabt. In einem Augenblicke waren mehrere Männer ergriffen; auch jener Unterförster war's. Nicht als Arrestanten führte man sie mit, um eine Untersuchung zu veranlassen; wenn auch nicht entfernt durch sichtbare Umstände als nöthig

gegeben, wäre doch kein eigentliches rechtliches Bedenken dagegen zu erheben gewesen: nein, man würgte die Männer, als wolle man ihnen den Hals zerbrechen, man schlug, stach, trat sie. Ein sehr braver Mann — der Unterförster — wurde mit Säbelhieben und Stichen verwundet, dann im Galopp von den Reitern vors Dorf geschleppt, dort am Kopfe so gehauen, daß Gehirn und Augapfel bloß lagen; als man ihn ohnmächtig fallen ließ, wurde noch zweimal nach ihm geschossen, ohne daß er jedoch getroffen wurde. Einer der ergriffenen Männer entzog sich schnell den Händen seiner Peiniger und verkroch sich hinter einige Gebünde Bohnenstangen in einem Zwinger, wohin kein Reiter folgen konnte. Sein Verfolger schoß daher zwei Pistolen nach ihm ab, wodurch augenblicklich unter den vordern Reitern das Gerücht entstand, es sey auf sie geschossen worden, obgleich ausgemacht ist, daß kein Bürger geschossen hat, und auch, alle Umstände zusammengehalten, nichts Unwahrscheinlicheres und Unvernünftigeres gedacht werden konnte. Indessen ward dieses Gerücht Anlaß zu einer fortgesetzten feindseligen Behandlung der Gemeinde. Die Chevaurlegers zogen ihre Säbel, durchritten die Straßen mit den Pistolen in der Hand, umschwärmten das Dorf. Vergeblich, daß man anfänglich den Wüthenden einzureden suchte; der Bürgermeister von Södel, ein betagter Mann, nahm sich seiner Gemeindeglieder an. Die Antwort waren Säbelhiebe, und: „Du bist auch ein Spitzbube! Ihr alle seyd Spitzbuben!“ Wer davon lief, forderte durch seine Flucht zum Verfolgen auf; wer blieb, war eben so wenig geschützt. Auf das Haus armer Leute ward von der Reiterei ein heftiger Angriff gemacht. Eine Menge Kugeln durchbohrten Scheuer- und Hofthor, hinter welchem ein fremder

dahin geflüchteter Mann nur durch ein Wunder dem Tode entging, indem es offenbar auf denselben abgesehen gewesen. Ein Officier zeigte nach den Fenstern, welche durchschossen werden sollten. Wer vor dem Dorfe gefunden wurde, war dem Säbel oder den Kugeln ausgesetzt. Ein Einwohner von Wölfersheim wurde auf dem Wege dahin erst zusammengehauen und lag halbtodt im Chausseegraben, als sein Verfolger sich vom Pferde herabbog und ihm eine Kugel durch den Unterleib jagte, daß er sogleich starb. Einem andern Einwohner von Wölfersheim — denn dahin hatten sich mittlerweile die Reiter gezogen — wurde die Hand so zerhauen, daß er zeitlebens für sein Handwerk untauglich ist. Im Ganzen wurden fünf Wölfersheimer verwundet, und noch mehreren würde es geschehen seyn, wenn nicht der Schreckensruf der Södeler Begebenheit durch einzelne Flüchtende noch vor dem Eintreffen der Reiter nach Wölfersheim gelangt wäre, und die freudig aus ihren Wohnungen Getretenen theilweise in dieselben zurückgescheucht hätte. Ein alter Mann aus Södel, der 300 Schritte von der Chaussee Aepfel brach, wurde auf der Leiter durch den Hals geschossen, und mehrere Frauen entgingen den gefährlichsten Mißhandlungen nur dadurch, daß sie mit ihren Kindern sich hinter eine Hecke flüchteten, welche die zahllosen Säbelhiebe auffing. Eine im Freien befindliche Frau entzog sich den nach ihrem Gesichte geführten Säbelstichen zweier Reiter durch schnelles Bücken, und wurde, trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft, mit flachen Klingen unsäglich geschlagen. Ein Haus zu Södel, dessen zwei arme Familien glücklicherweise nicht zu Hause waren, wurde mittelst einer vor der Thüre liegenden Art erbrochen, alle Thüren des ganzen Hauses zerhauen, die Fenster eingeschlagen, Nahrungs-

mittel zerstört, eine Menge Eier ausgetrunken, die Wäsche den armen Leuten zerhauen und die Art im Triumphe mitgenommen, mit der Angabe, sie sey die Waffe eines Insurgenten gewesen. In Wölfersheim hätten sich beinahe diese Scenen wiederholt. Einem Reiter ging der Carabiner los. Plötzlich wurde der Ruf gehört, es sey auf das Militär geschossen worden, und eine Anzahl Menschen war bereits an den Hälsen ergriffen, als der Bürgermeister den Mann bemerklich machte, welcher geschossen hatte. Schon war die Wuth der Reiter etwas gelöscht, sonst würde es diesem Bürgermeister schwerlich besser als dem zu Södel gegangen seyn, der, um den schon oben erwähnten Mißhandlungen, und der Gefahr, zerhauen zu werden, sich zu entziehen, in einen Graben voll tiefen Schlammes sprang. Die Kugeln sind unzählbar, welche nach Leuten abgeschossen wurden, die, nichts Böses ahnend, in ihren Höfen arbeiteten; weßwegen es kaum zu begreifen ist, daß nicht wenigstens 30 Menschen todt geblieben sind. Zu Södel starb nur Einer, der brave Unterförster, zwei Tage nach den Unglücksscenen, an vielen Wunden. Er hatte unsägliche Schmerzen gelitten. „Grausamkeit! Grausamkeit!“ war das einzige Wort, was der Unglückliche bisweilen noch lallte. Seiner Leiche folgte die Bevölkerung von ganz Södel und Wölfersheim. Der Pfarrer von Södel predigte über die biblischen Worte: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Des Unterförsters Frau wurde beinahe wahnsinnig, daß sie ihren Mann auf sein Geheiß geweckt hatte. Der beurlaubte Soldat, der noch keine Ordre hatte, zum Regimente zu kommen, und mit dessen Arretirung der Anfang der Schreckensscenen gemacht worden war, hatte solche Mißhandlungen hiebei erlitten, daß er 14

Tage im Spitale zu Friedberg liegen mußte. Ein Verwundeter aus Södel, der nun geheilt ist, scheint seines Verstandes verlustig zu werden. Man frägt: Wie konnte aber alles dieses nur geschehen? Leider genug, daß es so geschah. Man versichert, daß die Chevaurlegers, als sie Friedberg verließen, größtentheils betrunken gewesen wären. Nur so läßt es sich einigermaßen erklären; aber nach dem Militärgesetz ist das Sich-betrinken schon an sich eine Schuld; es entschuldigt also nicht einmal, und dann — — die Officiere! Leider traf Se. Hoheit der Prinz Emil von Hessen erst nach jenem Vorfalle bei den Truppen ein; er hätte sonst gewiß nicht stattgehabt, oder wäre schneller unterdrückt worden; nicht noch in Wölfersheim wäre die Aeußerung eines Officiers gefallen: „Zu Södel habe man sie wie Vögel von den Bäumen geschossen.“ Etwa eine Woche nach jenem Vorfalle fand sich eine Deputation von Södel bei Sr. k. H. dem Großherzoge in Darmstadt ein. Se. k. H., dessen Milde und Menschlichkeit Niemand zu loben affectirt, weil sie des herzlichsten, uneingeschränktesten Lobes würdig ist, fühlte sich tief bewegt durch die einfache, gar keines traurigen Aufschmuckes bedürftige Erzählung. Er gab sein fürstliches Wort, daß die Sache streng untersucht werden sollte.“

Aber wann und wie wurde sie untersucht? Erst im folgenden Jahre, und die Strafen fielen so mild aus, daß ganz Deutschland darüber erstaunt ist.

Der hessische Landtag wurde am 1 November geschlossen, nachdem er sich durch seine Freimüthigkeit und Standhaftigkeit wohl um das arme Land verdient gemacht hatte. In der Geldsache setzte der Landtag seine Weigerung durch, dagegen hatten zwei Anträge von C. C. Hofmann, der eine die

Abschaffung des Cölibats, der andere die Einführung der Preßfreiheit in innern Angelegenheiten betreffend, keine Folge.

11.

Baden.

Am 30 März starb der alte Großherzog Ludwig (geboren 1763), von seinem Volke wenig betrauert, da er durch das Regierungssystem, welches sich namentlich auf dem schmählichen Landtage von 1825 offenbarte, und überdieß durch seinen Umgang mit Maitressen in der Liebe seiner Unterthanen gesunken war. Es wurden daher bei seinem Tode sogar Aeußerungen der Freude laut. — Man hatte gefürchtet, Bayern werde den Besitz der ehemaligen Pfalz dem Thronfolger Leopold streitig machen, weil dieser Prinz, des Verstorbenen Halbbruder, aus der Ehe seines Vaters Karl Friedrich mit einem Fräulein von Geyersperg entsprossen, Anfangs nur den Namen eines Grafen von Hochberg führte und erst 1817 für successionsfähig erklärt worden war. Allein Bayern machte sein älteres Erbrecht auf die Pfalz nicht geltend, sondern erkannte Leopold als legitimen Thronfolger an unter uns unbekannten Bedingungen. Der neue Großherzog machte eine Rundreise durch Baden und wurde überall enthusiastisch empfangen, indem man in seine landesväterliche und namentlich constitutionelle Gesinnung das größte Vertrauen setzte. — In Folge dieses Vertrauens wurde auch Baden, obgleich es unmittelbar an Frankreich gränzt, von dem Beispiele der nachbarlichen Revolution weniger als andere deutsche Staaten angesteckt. Ein Pöbelauflauf, der zu Karlsruhe am 17

September, am Neujahr der Juden, ſtattfand, wobei weiter nichts geſchah, als daß die muthwillige Jugend das bekannte Hepp! Hepp! rief, würde kaum der Rede werth ſeyn, wenn ſich die Polizei durch ihre rieſenhaften Anſtalten und Truppenrequiſitionen nicht dabei lächerlich gemacht hätte. Der Großherzog war gerade abweſend. — Eben ſo unbedeutend war ein Auflauf in Mannheim am 2 October, wo einigen Juden die Fenſter eingeworfen wurden. Obgleich dieſen elenden Emeuten kein politiſches Motiv zu Grunde lag, glaubte doch der Großherzog Beweiſe ſeiner Liebe geben zu müſſen, und am 28 October wurden zwei Verordnungen erlaſſen, wodurch der Wildſtand eingeſchränkt und die Steuern vom Weinbau ermäßigt wurden. — Am 8 November vermählte ſich Prinz Guſtav von Waſa, Sohn des ehemaligen Königs von Schweden und Schwager des Großherzogs Leopold, mit der Prinzeſſin Louiſe, Tochter des vorletzten Großherzogs Karl und der Prinzeſſin Stephanie, geb. Gräfin Beauharnais und Adoptivtochter Napoleons. — Am 29 December traten Veränderungen im Miniſterium ein. Statt des Freiherrn von Berckheim wurde Staatsrath Winter Miniſter des Innern.

12.

Weimar.

Am 1 März verwandelte der Großherzog Karl mit Zuſtimmung der Landſtände die ganze aufkündbare Staatsſchuld in 4 Proc. tragende Obligationen. Sonſt erfuhr man nichts von dem friedlichen Staate, wo die Muſen das Scepter führen, bis plötzlich auch hier der Geiſt der Empörung Eingang fand,

fand, der in den Septembertagen faſt durch ganz Deutſchland ſeinen Umzug hielt. Am 15 und 16 September brach ein Tumult in Kahla aus. Die Bauern bewaffneten ſich, inſultirten den Beamten und mehrere Förſter, und verlangten die Niederſchießung des den Aeckern verderblichen Wildes. Am 18 und 19 lief ſofort auch in Jena das Volk zuſammen, nachdem die Anzündung eines Gartenhauſes, zufällig oder abſichtlich, das Signal gegeben hatte. Einige Fenſter wurden eingeworfen, und die Ruhe zwar wieder hergeſtellt, allein die Bürgerſchaft von Jena benutzte dieſe Gelegenheit, der Regierung mannichfache Beſchwerden vorzulegen. Schnell improviſirte man eine Bürgergarde, welche die Ordnung erhielt. Auch in Sulza wurden einige verhaßte Juſtizbeamte thätlich inſultirt. Die Regierung ſchickte Commiſſarien ab, dieſe Unruhen möglichſt friedlich beizulegen.

13.

Altenburg.

Auch dieſes benachbarte Herzogthum wurde von einer kleinen Revolution heimgeſucht. Schon am 11 September wurde das Haus eines verhaßten Staatsbeamten beſtürmt und zerſtört. Das Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir,“ anſtimmend, und Fahnen von ausgeraubten Betttüchern vor ſich her tragend, durchzog der wüthende Pöbel die Stadt, drang ſelbſt in die Frohnfeſte ein und fiel zerſtörend über manche Wohnung her, deren friedliche Bewohner nur durch die Flucht ihr Leben in Sicherheit bringen konnten. Und dieſe ausgelaſſene Menge, von einem Korbmachergeſellen

und einem Schneider angeführt, die ſpäter auf dem Schub aus der Stadt geſchafft wurden, wagte es, ſogar nach dem Schloſſe ihre Schritte zu richten. Der bejahrte Herzog Friedrich erſchien am Arme des Erbprinzen, beruhigte mit väterlicher Milde die Gemüther und begab ſich ſelbſt mit den drei Prinzen auf das Rathhaus, um in der Mitte geachteter Bürger die geeigneten Maßregeln zu treffen. Beim Nachhauſefahren wurde der Wagen des Herzogs ausgeſpannt und von allerlei Menſchen im größten Laufe nach der Reſidenz zurückgezogen. — Viele Familien hatten ſich aus der Stadt geflüchtet; endlich gewann die Bürgergarde, die bereits am 12 zuſammenzutreten begann, mehr Ordnung, und es ſchlug ſich auch das Gymnaſium dazu. Eine Proclamation des Herzogs erneuerte den Bürgern die ertheilten mündlichen Verſprechungen zur Prüfung und Abhülfe der vorgetragenen Beſchwerden und ermahnte vorzüglich zur Ordnung und Ruhe, welche ſeitdem nicht mehr geſtört wurde. Schon am 14 September wurde befohlen, alles den Aeckern ſchädliche Wild außerhalb der herzoglichen Forſten zu erſchießen.

14.

Coburg-Gotha.

Herzog Ernſt genehmigte den Antrag des am 15 Febr. geſchloſſenen Landtags, die Landtagsverhandlungen öffentlich bekannt zu machen und einige drückende Steuern aufzuheben. Als ſpäter im Herbſte in den meiſten kleinen Nachbarſtaaten die Volksunruhen ausbrachen, verſammelte der Herzog am 22 September die anſehnlichſten Bürger von Gotha, und for-

derte sie persönlich auf, ihm ihre etwaigen Beschwerden vorzulegen, welches sie auch thaten.

15.

Meinungen-Hildburghausen.

Der wackere Herzog Bernhard Erich Freund machte am 12 October öffentlich bekannt: „Meine treuen Unterthanen! In dieser heftig aufgeregten Zeit, deren zerstörender Geist sich immer drohender ausspricht, nehmet ein Wort zu Herzen, das ich unmittelbar an euch, an die Getreuen — also gewiß an die große Mehrzahl meiner geliebten Unterthanen richte. Haltet euch zu mir, damit wir, durch Eintracht stark, Aufruhr und Gesetzlosigkeit mit ihren verwüstenden Folgen von uns entfernt halten, nöthigenfalls mit gewaffneter Hand bekämpfen. Hegt ihr Wünsche, die ich im Interesse der Gesammtheit zu erfüllen vermag, — säumt nicht, sie mir auf dem Ordnungswege zu eröffnen. Ich helfe gern, wo ich kann! Aber vertraut mir unbedingt, so wie ich euch vertraue, und wirkt selbst nach Kräften mit zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung."

In diesem wechselseitigen Vertrauen wurde am 1 November der Landtag eröffnet.

16.

Schwarzburg-Sondershausen.

Auch hier machte Fürst Günther am 23 September bekannt: „Alle Beamten sollten bei höchster Ungnade bei

allen Gelegenheiten die Bürger und Unterthanen auf eine freundliche und höfliche, dem Zeitgeiſte angemeſſene Weiſe behandeln.“ Auch wurde die Errichtung einer Bürgergarde erlaubt, und bald darauf dem Lande eine Verfaſſung und Landſtände verſprochen.

17.

Reuß.

In dem reußiſchen Städtchen Gera brachen am 16 September Unruhen aus, die jedoch ſogleich wieder beſchwichtigt wurden. Im November wurden hierauf dem entſetzlich verarmten Volke die rückſtändigen Steuern erlaſſen.

18.

Mecklenburg-Schwerin.

Auch in Schwerin wurde am 19 September die Ruhe geſtört. Der niedrigſte Pöbel ſuchte das Münzgebäude zu ſtürmen, um das darin befindliche Geld zu rauben. Er ſteckte ein Hintergebäude in Brand; der General von Campts ließ aber das Militär auf die Meuterer ſchießen, und eine ſchnell improviſirte Bürgergarde ſtellte die Ruhe vollends her. — Zu Ende des Novembers entſtanden Mißhelligkeiten zwiſchen dem Magiſtrate und der Bürgerſchaft von Wismar, welche durch Einſchreitung der Regierung beigelegt wurden. Im December glaubte die Regierung, den vielen ungeſtümen Petitionen, die ihr eingereicht wurden, durch eine Verordnung Schranken ſetzen zu müſſen.

19.

Oldenburg.

Am 5 October erließ der Großherzog August Folgendes: „Zuversichtlich dürfen wir erwarten, daß Unsere getreuen Unterthanen das Vertrauen zu Uns hegen, daß Wir Alles, was durch die Bundesverfassung zugesichert ist, auch gewissenhaft erfüllen werden, wie Wir selbst eine Beruhigung besonders darin finden, bei einer etwaigen Veränderung des Steuer- oder Abgabensystems zuvor die Wünsche Unserer getreuen Unterthanen darüber zu vernehmen. Zunächst fordern Wir aber dieselben auf, vereint mit Uns nach Kräften dem Nothstande zu wehren, welcher der ärmern Classe ihrer Mitbürger, in Folge mißrathener Ernten, im bevorstehenden Winter zu drohen scheint, und hoffen von göttlicher Gnade, daß es Unsern und Unserer Unterthanen gemeinschaftlichen Bestrebungen gelingen werde, in Ruhe, Ordnung und gesetzmäßiger Haltung jeder Gefahr vorzubeugen und manches Uebel zu lindern, so daß Wir in einer minder bewegten Zeit die etwa erforderlichen Verbesserungen der Staatseinrichtungen eintreten lassen können."

In den übrigen kleinen deutschen Staaten fiel nichts Merkwürdiges vor, außer dem Regierungswechsel in Anhalt-Köthen, woselbst der Herzog Ferdinand am 23 August starb. Ihm succedirte sein Bruder Heinrich.

Die freien Städte wurden zum Theil von dem Revolutionsgeiste angesteckt. In Hamburg erhob sich der Pöbel gegen die Juden und machte vom 31 August an alle Nächte Lärm vor den Wohnungen derselben. Am 2 September fielen

die Uhlanen der Garniſon über das Volk her und mißhandelten unter andern ruhige Bürger, worüber die Bürgerſchaft ſehr empört war. Daher wiederholte ſich der Tumult am 3 und noch einmal am 5. Die erbitterte Menge zerſtörte ein liederliches Haus, jetzt gab das Militär Feuer, und ein Menſch blieb todt, mehrere wurden verwundet.

In Frankfurt am Main blieb es ruhig, obgleich im September ganz in der Nähe der Stadt die ſämmtlichen heſſiſchen Mauthen vom Pöbel zerſtört oder verbrannt wurden.

Kleine Chronik.

Naturerscheinungen.

Unter allen großen Naturerscheinungen, die auf eine wunderbare Weise gleichzeitig mit den großen politischen Ereignissen eintraten, nimmt die Cholera den ersten Rang ein. Sie steht aber nicht allein. Als eine allgemeine Krankheit der Atmosphäre steht sie aufs genaueste in Verbindung mit vielen andern Phänomenen, die gleichfalls als Störungen der Natur sich zu erkennen gaben. Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, unnatürliche Schwüle der Luft selbst in der kalten Jahreszeit, Sterben der Vögel in der Luft und der Fische im Wasser, wunderbare Abend- und Morgenröthen, die eine Stunde vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang mit dem düstern Scheine des Nordlichts glühten, dieß waren die Begleiter der Cholera, und man schloß daraus, daß sie eine kosmisch-tellurische Ursache haben müsse.

Die Cholera, auch die asiatische Brechruhr genannt, brach am 19 August 1819 zu Tilla Jessore in Ostindien aus, hundert Meilen nördlich von Calcutta. Alsbald verbreitete sie sich über das ganze Gebiet des Ganges, indem sie den Fluß hinaufstieg, drang dann im Winter von 1818 auf 1819 in beiden indischen Halbinseln bis zu deren südlichster Spitze vor,

setzte 1820 auf die Inseln über, durchlief dieselben, drang südwärts bis zur Insel Bourbon, wandte sich aber 1821 von Manilla wieder nordwärts nach China. Von da machte sie einen ungeheuern Sprung und erschien plötzlich am persischen Meerbusen, stieg am Euphrat und Tigris hinauf und verheerte bis 1823 ganz Persien und die asiatische Türkei. In demselben Jahre drang sie auch zu gleicher Zeit am weitesten nach Osten vor, nämlich bis Amboina. Seitdem verfolgte sie ausschließlich eine nordwestliche Richtung, drang durch Persien ans kaspische Meer nach Astrachan und Orenburg und endlich 1830 nach Moskau und bis in die Nähe von Petersburg. Daß Kaiser Nicolaus sich sogleich selbst nach Moskau begeben, um die Gemüther zu beruhigen und die Sanitätsanstalten selbst in Augenschein zu nehmen, ist schon bei der Geschichte Rußlands erwähnt worden.

Da seitdem die Cholera noch weiter in Europa vorgedrungen ist und im Jahre 1831 mit reißender Schnelligkeit Polen, Oesterreich, Preußen und selbst England überfallen hat, so sind unsere Leser entweder durch eigene Anschauung oder durch hundertfältige Lectüre mit allen Erscheinungen dieser Krankheit bekannt worden, und wir können uns die Mühe ersparen, das allgemein Bekannte hier zu wiederholen.

Was die andern Naturerscheinungen betrifft, so verdient zuerst der harte Winter von 1829/30 Erwähnung. Nicht nur wir in Deutschland haben ihn hart empfunden. Er dehnte seine kalten Arme auch weit nach Süden aus. In der Nacht auf den 12 Januar stand das Thermometer in Bologna auf 13 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkte. Die Etsch in Italien, der Duero in Spanien, der Tajo in Portugal waren fest zugefroren. In Spanien erfroren viele

Menſchen und Viehheerden. Selbſt in Africa ſoll der Froſt ſo ungewöhnlich geweſen ſeyn, daß die Tiger aus der Wüſte an die Küſten kamen. Während aber Italien und die pyrenäiſche Halbinſel voll Schnee lagen, herrſchte umgekehrt im hochnordiſchen Island eine ſehr gelinde Temperatur, und auch im Chamouny-Thal in Savoyen, dicht unter dem Montblanc, lag kein Schnee. In der Nähe von Berlin zeigten ſich im Januar Vögel, die nur dem höchſten Norden angehören. Am 10 Januar fing eine ganz mit Schnee bedeckte Bergſpitze in der Gegend von Zittau zu rauchen an, ohne daß man die Erſcheinung zu erklären wußte. Am 5 Februar zog über Neapel ein großes Gewitter.

Auf den harten Winter folgten im Frühjahre große Ueberſchwemmungen. Am 10 Februar zerſtörte ein ungewöhnlich gewaltſamer Eisgang das Dorf Lay bei Coblenz und führte die Eisblöcke ſelbſt in die Straßen der Stadt. Zu Anfang des März traten gleichzeitig die meiſten Flüſſe aus, und am furchtbarſten war insbeſondere die Ueberſchwemmung der Donau am 1 März bei Wien, welche einen großen Theil der Stadt, den Prater und viele Dörfer unter Waſſer ſetzte; ferner der Ausbruch der Elbe bei Torgau, der Weſer bei Bremen. Am 15 April trat in Ungarn die Theiß aus, durchbrach den Damm bei Tokai und richtete ſchreckliche Verheerungen an.

Auch die Erdbeben, die im vorigen Jahre das Königreich Murcia zerſtörten, ſetzten im Jahre 1830 ihre Thätigkeit fort, und man will überhaupt bemerkt haben, daß ſie ſeit der Erſcheinung der Cholera im Jahre 1817 wieder viel häufiger geworden ſeyen als in den frühern Jahren. — Am 9 März 1830 wüthete ein Erdbeben im Caucaſus und ſtürzt in der Stadt Tarki 200 Häuſer ein. Am 12 März zerſtörte

ein Erdbeben das Dorf Andrejewskeja im Caucasus und begrub über 400 Menschen. „Ein Berg spaltete sich mit gewaltigem Getöse und die eine Hälfte senkte sich tiefer. Dieses Erdbeben hielt über 9 Tage an.“ Später wurde aus Petersburg gemeldet: „Bei Baku in Grusien hat sich der Gipfel des Berges Laos Tepe nach einem starken unterirdischen Getöse gespalten, und an verschiedenen Stellen abwechselnd Steine, Rauch, Staub und Flammen ausgeworfen.“ Am 21—23 April und am 3 Mai wurde Guatemala von Erdbeben heimgesucht, wodurch viele Häuser und Pflanzungen zu Grunde gingen. — Bei weitem das größte Erdbeben soll aber in China gewüthet haben. Englische Blätter berichteten aus ostindischen Nachrichten, daß im Sommer im Umkreise von Peking 12 Städte zerstört und ½ bis 1 Million Menschen begraben worden wären. — Kleinere Erdstöße spürte man vom 9—12 September in der schwäbischen Alp, am 3 December in Tyrol, und am 29 December in den Abbruzzen bei Neapel.

Auch die Vulcane zeigten sich in einer ungewöhnlichen Thätigkeit, und dieß muß noch mehr auffallen, da diese Erscheinung nie so häufig ist, als es die Erdbeben sind. Zu Anfang des Mai setzte der Vesuv die Neapolitaner in großen Schrecken, indem er furchtbar zu krachen anfing, zwei neue Oeffnungen bekam und viele Steine auswarf. Zu Anfang des Octobers fing er wieder an auszuwerfen, und eine ungeheure Rauchsäule in Gestalt einer Fichte über sich zu erheben, eine bei seinen Ausbrüchen von früher her bekannte Erscheinung. Besonders aber vom 15—25 November war er in großer Arbeit, und warf Rauch, Flammen und Steine aus unter fortwährendem Krachen. — Auch der Aetna erwachte

aus seiner Ruhe. Am 16 Mai brach die Lava aus sieben neuen Oeffnungen und zerstörte 8 Dörfer. Der ungeheure rothe Aschenregen, der den Ausbruch begleitete, bedeckte Sicilien und Calabrien. — Später erfuhr man, daß sich am 13 März ein neuer Vulcan bei Island aus dem Meere erhoben habe. — Der rothe Staubregen, der sich zur Zeit des Aetna-Ausbruchs in Sicilien gezeigt hatte, wurde auch später am 8 Junius in der Gegend von Lucca bemerkt, und man behauptet, er käme nicht vom Aetna her, sondern es sey rother Sand aus Africa, der in der Wüste durch heftige Orkane aufgewirbelt worden sey. Seltsam erscheint es, daß am 9 Junius auf dem See von Neufchatel in der Schweiz eine große Wasserhose beobachtet wurde.

Als ungewöhnlich muß auch die gelbliche Färbung des Mondes bei der Mondsfinsterniß am 2 September betrachtet werden.

Im Jahre 1830 erschien auch wieder ein Komet. Er wurde am 25 April von Harding in Göttingen zwischen dem Delphin und Pegasus aufgefunden. Er hatte einen kleinen glänzenden Kern, und mehr breiten als langen Schweif. Die Südländer müssen ihn in seiner Annäherung zur Sonne gesehen haben. Wir sahen ihn nur in seiner Entfernung von der Sonne, daher er auch bis gegen den Junius verschwand.

Reisen.

Soviel uns von den im Jahre 1830 unternommenen wissenschaftlichen und Entdeckungsreisen unter dem Gedränge

der uns näher liegenden politischen Ereignisse bekannt geworden ist, geben wir darüber folgende Notizen:

Dr. Siebold aus Würzburg kam nach einer langen Gefangenschaft in Japan im Julius glücklich mit allen seinen Sammlungen nach Europa zurück. — Von Dr. Schulz aus Gießen erfuhr man die traurige Nachricht, daß dieser gelehrte Reisende in Kurdistan ermordet worden sey. — Von dem kühnen Ungarn Csoma de Körös langte die Nachricht an, daß derselbe in Tibet wohlbehalten lebe und seine Untersuchungen über das Himalayagebirge rüstig fortsetze. — Der englische Gesandte, Major Bourney langte am 21 April glücklich am Hofe von Ava, der Hauptstadt des birmanischen Reiches, an. — Dr. Richardson war von seiner Reise nach Laos nach Calcutta zurückgekehrt. — Der schwedische Professor Hansteen sandte aus China mehrere Sammlungen nach Stockholm. — Dr. Meyer entdeckte im Caucasus Silbergruben.

Auch Africa wurde mehrfach bereist. Die toscanische Ausrüstung unter Prof. Rosellini kehrte im Januar mit reichen Sammlungen aus Aegypten nach Florenz zurück. — Caillée's merkwürdige Reise nach Tombuctu erschien im Druck. — Die Brüder Lander, wovon der eine den berühmten Clapperton auf seinen früheren Reisen begleitete, machten sich abermals auf den Weg, um den Niger aufwärts ins innere Africa einzudringen. — Der französische Reisende Douville erforschte das noch sehr unbekannte portugiesische Königreich Angola. — Eine österreichische Gesandtschaft hatte am 29 October Audienz bei dem Sultan von Marocco.

Aus America erfuhr man, daß der englische Capitän

Fitzroy die Küsten des Feuerlandes geographisch aufgenommen habe, und daß der dänische Capitän Graah Ostgrönland entdeckt habe.

In der Südsee entdeckte das russische Schiff Helena die kleine neue Insel Löwendahl. — Eine nordamericanische Südsee-Ausrüstung scheiterte. — Von Frankreich aus wurden zwei Schiffe, Aleute und Dordogne, auf Entdeckungen in die Südsee ausgeschickt.

Eine englische Nordpol-Ausrüstung drang bis zum 67sten Grade nördlicher Breite vor.

Nekrolog
des Jahrs 1830.

Gestorben.

Januar.

5 v. Praun, berühmter Virtuose auf der Violine, zu Krakau.

6 Charlotte, verwittwete Königin von Portugal, Mutter Don Pedro's I und Don Miguels, geb. 1775.

7 Thomas Lawrence, Maler in London.

13 Falsen, einflußreiches Mitglied des norwegischen Storthings, zu Christiania.

17 Wilhelm Waiblinger, talentvoller Dichter; erst 25 Jahre alt, in Rom.

21 Marchese Fuscaldo, neapolitanischer Gesandter in Rom.

25 Tierney, Veteran des englischen Parlaments, in dem er seit 1786 saß.

Januar.

? Medici, neapolitanischer Finanzminister, starb auf der Reise des Königs, den er begleitete, zu Madrid.

Februar.

5 Cardinal Mauri, in Rom.

14 Louise, verwittwete Großherzogin von Sachsen-Weimar, 73 Jahre alt.

15 Herzog von Lewis, Pair und Akademiker.

— Lavalette, vormals Generaldirector der Posten, berühmt durch den Heldenmuth seiner Gattin, die ihn aus dem Kerker befreite.

21 Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse.

22 Theresia Beninrampi, Bildhauerin und Professorin der Florentinischen Akademie, in Rom.

? General Beaumont.

? Gosselin, Geograph in Paris.

März.

2 Sömmering, berühmter Physiologe zu Frankfurt a. M., 75 Jahre alt.

4 Hartmann, Arzt in Wien.

7 Marquis von Chaves, berühmter Chef der Ultras in Lissabon.

13 Marquis von Lally Tolendal, berühmter Constitutioneller und Vertheidiger Ludwigs XVI, in Paris.

20 Marschall Gouvion St. Cyr, berühmter Feldherr unter Napoleon, 67 Jahre alt, auf den hierischen Inseln.

21 Professor Wyß, Dichter in Bern.

30 Ludwig, Großherzog von Baden, geb. 1763.

März.

? Barthelemy, Pair von Frankreich, berühmt durch seine Theilnahme am Baseler Frieden, 83 Jahre alt.

April.

2 Cardinal Somaglia, Staatssecretär unter Papst Leo XII.

6 Ludwig, Großherzog von Darmstadt, geb. 1753.

9 Bischof Dr. Münter in Kopenhagen.

16 Katharina Wilhelmine Belderdyk, Dichterin in Harlem.

17 Landgraf Christian Ludwig von Darmstadt, Bruder des verstorbenen Großherzogs.

? General Beauvais, militär. Schriftsteller, zu Paris.

? Rennel, Geograph in London.

Mai.

5 Papudschi Achmed, Kapudan-Pascha.

6 Riedmann, Buchhändler und Novellist in Braunschweig.

16 Baron Fourrier, Secretär der Akademie der Wissenschaften in Paris.

27 Gaspari, Geograph in Königsberg.

28 Gohier, vormals Mitglied des Directoriums, 85 Jahre alt.

? Garat, Minister unter dem Convent.

Junius.

15 Wenzel Leopold, Erzbischof von Prag.

26 Graf Feurtrier, Bischof von Beauvais, Minister unter Martignac, berühmt durch seine Ordonnanz gegen die Jesuiten.

Junius.

27 Prof. Strohmeyer in Göttingen.

30 v. Motz, preußischer Finanzminister.

Julius.

14 Lecoq, sächsischer General, starb auf der Reise im Kantone Wallis.

15 Vandamme, der berüchtigte General unter Napoleon, in seiner Geburtsstadt Cassel bei Lille.

21 v. Royer, preußischer Gesandter in Constantinopel.

22 von Dalmann, Opponent im schwedischen Reichstage.

August.

2 Gräter, nordischer Alterthumsforscher, in Schorndorf im Würtembergischen.

10 Herzog Wilhelm von Würtemberg, Oheim des Königs, 70 Jahre alt, in Stuttgart.

27 Herzog Ludwig Heinrich Joseph von Bourbon-Condé, geb. 1756, Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, entleibte sich selbst zu Paris.

28 Graf Ségur, Pair, ausgezeichneter Schriftsteller, Vater des eben so berühmten Philipp Ségur.

September.

15 Huskisson, berühmtes Parlamentsglied, durch einen unglücklichen Fall auf der Eisenbahn bei Manchester.

October.

4 Feldmarschall York, berühmt durch seinen Uebertritt zu Rußland im Jahre 1813, starb auf seinen Gütern in Schlesien.

8 Ebel, der berühmte Schweizer-Reisende, in Zürich.

17 Staatsrath Falk, Mitglied der Regentschaft in Norwegen.

November.

5 Graf Friedrich von Merode, ſchon zum Regenten Belgiens bezeichnet, ſtarb an ſeinen im Kampf für das Vaterland erhaltenen Wunden.

7 Antonio Ugarte, Günſtling des Königs von Spanien.

8 Franz I, König von Neapel, geb. 1777.

— Weishaupt, Stifter des Illuminatenordens, 83 Jahre alt, in Gotha.

29 Die Generale Haucke, Blümer, Potozki, Tremnizki, Sementkow, Nowizki, Obriſt Saß ꝛc. ermordet zu Warſchau.

30 Papſt Pius VIII.

? General Barbanegre, der tapfere Vertheidiger von Hüningen.

December.

8 Benjamin Conſtant, berühmter franzöſiſcher Deputirter und Haupt der Liberalen.

16 Simon Bolivar, der große Libertador von Columbien, 47 Jahre alt.

28 Dankelmann, Juſtizminiſter in Preußen.

— Schmidlin, Miniſter des Innern in Würtemberg.

30 Gräfin Genlis, berühmte Schriftſtellerin, 85 Jahre alt.

Chronologiſche Tabelle

über

alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1830.

Januar.

1 Der König von Würtemberg ſtiftet den Friedrichsorden.
— Lacoſte wird ſtatt Gobbelſchroy niederl. Miniſter des Innern.
3 Poinſett, nordamericaniſcher Geſandter, muß Merico verlaſſen.
6 Karl X beruft die franz. Kammern auf den 2 März.
— Eröffnung des ſächſ. Landtags in Dresden.
8 Abſetzung der niederl. Staatsdiener, die ſich der Oppoſition angeſchloſſen.
9 Aufhebung des philoſ. Collegiums.
10 Herzog Karl von Braunſchweig kommt nach Paris.
11 Bittſchrift von New-York, zu Gunſten der Indianer, dem Congreß überreicht.
12 Franzöſiſche Anleihe von 80 Mill.
14 Eröffnung des würtembergiſchen Landtags.
20 Eröffnung des columbiſchen Congreſſes. Abdankung Bolivars.
21 Spaniſches Edict zu Gunſten der königl. Freiwilligen.
25 Große Volksverſammlung in Birmingham.
27 Karl X ernennt Labourdonnaye, Vitrolles und andere Ultras zu Pairs.

Februar.

1 Der Freihafen von Venedig eröffnet.

Februar.

— Der Handelsvertrag zwiſchen England und Oeſterreich tritt in Kraft.
2 Friede zwiſchen Oeſterreich und Marocco.
— Geſetz zu Gunſten der Sklaven in den engliſch-weſtindiſchen Colonien.
4 Londoner Protokoll, die künftige Regierungsform Griechenlands betreffend.
— Eröffnung des engliſchen Parlaments.
4 Verſammlung der Serbier zu Kragujewaz.
6 Boyer, Präſident von Hayti, weist die Forderungen Spaniens zurück.
8 Der nordamericaniſche Congreß verwirft die Reduction des Zolltarifs.
— Geburt des türkiſchen Prinzen Abdul-Haviz.
9 Audienz des Halil-Paſcha beim ruſſiſchen Kaiſer.
— Eröffnung des norwegiſchen Storthings.
10 Ueberſchwemmung der Moſel bei Koblenz.
11 Prinz Leopold macht der Londoner Conferenz Vorſchläge zu Gunſten Griechenlands.
11 Karl X befiehlt die Errichtung von Primärſchulen.
15 Schluß des Gothaiſchen Landtags.
16 Hamid Bei wird Reis Effendi.
17 Volksverſammlung in London, unter Hunts Vorſitz.
20 Londoner Protokoll, worin dem Prinzen Leopold einige Zugeſtändniſſe in Betreff Griechenlands gemacht werden.
23 Lord Ruſſels Motion zu Gunſten einer Parlamentsreform wird verworfen.
25 Quiroga wird von Paz bei Laguna Larga überfallen und geſchlagen.

Februar.

26 Brand der Stadt Bergen in Norwegen.

März.

1 Ueberſchwemmung der Donau bei Wien.
2 Eröffnung der franzöſiſchen Kammern.
3 Volksverſammlung in London unter der Leitung von Hunt und O'Connel.
9 Antwortsadreſſe der franzöſiſchen Pairskammer.
— Erdbeben im Caucaſus.
12 Verſammlung der Freeholder auf der Haide von Penenden in Kent.
— Paskewitſch unterwirft die Lesghiniſch-Tſchars'ſchen Stämme am Caucaſus.
13 Entſtehung eines neuen Vulcans auf Island.
15 Abſchaffung der Bier-, Leder- und Obſtweintaxe in England.
— Der König von Bayern reist nach Italien.
16 Erklärung des franzöſiſchen Seeminiſters über die Expedition gegen Algier.
— Einſetzung der Regentſchaft auf Terceira.
18 Antwortsadreſſe der franzöſiſchen Deputirtenkammer.
19 Prorogation der franzöſiſchen Kammer auf den 1 Sept.
— Schluß des langen ſchwediſchen Reichstags.
21 Eröffnung des freien Verkehrs im Hafen Lamar.
22 O'Connel verlangt die Aufhebung der Union zwiſchen England und Irland.
23 Clanricarde's Motion, die Miniſter wegen ihres Benehmens gegen Terceira zu tadeln, wird verworfen.
26 Die ruſſiſche Flotte verläßt Malta, um heimzukehren.
27 Eimbecker Handelsvertrag.

März.

31 Pragmatiſche Sanction des Königs von Spanien.

April.

1 Die Stadt Paris gibt den liberalen Deputirten ein Gaſtmahl.

— Neue öſterreichiſche Anleihe von 40 Mill.

6 O'Connell ſtiftet die Geſellſchaft der Freunde Irlands.

7 Prinz Leopold reist nach Paris.

— Schluß des würtembergiſchen Landtags.

— Landammann Quadri in Teſſin unterdrückt die freie Preſſe.

11 Bourmont wird zum Oberbefehlshaber der Armee gegen Algier ernannt.

12 Villele verläßt Paris.

14 Abreiſe der königlichen Familie von Neapel aus Madrid.

15 Große Ueberſchwemmung der Theiß in Ungarn.

16 Capodiſtrias nimmt das Londoner Protokoll an.

17 In Chili wird General Freyre vom General Pinto bei Mauli geſchlagen.

20 Rußland beſtätigt die neue Verfaſſung der Moldau und Wallachei.

21 Die Erklärung des engliſchen Geſandten Turner verhindert die Föderaliſirung Columbiens.

21—23 Erdbeben in Guatemala.

24 Die Pforte nimmt das Londoner Protokoll an.

— Major Burney kommt an den Hof zu Ava.

25 Entdeckung eines neuen Kometen.

26 Allarm der k. Freiwilligen in Madrid, um die Königin zu erſchrecken.

27 Rückkehr des Prinzen Leopold von Paris nach London.

April.

30 Verurtheilung Potters, Thielemanns ꝛc.

Mai.

1 Unbefriedigendes Decret des Herzogs Karl von Braunschweig in Bezug auf die Forderungen Hannovers.

3 Eröffnung der brasilianischen Kammern.

4 Neue columbische Verfassung. Präsident Mosquera.

6 Diebitsch verläßt Burgos.

7 Handelsvertrag zwischen der Pforte und Nordamerica.

8 Der Eimbecker Vertrag wird zu Kassel ratificirt.

9 Bolivar verläßt Bogota.

10 Vertreibung der türkischen Commissarien von der Insel Samos.

11—19 Einschiffung der franz. Armee gegen Algier in Toulon.

15 Schiffbruch der französischen Briggs Aventure und Silène an der Küste von Algier.

— Ankunft der königl. Familie von Neapel in Paris.

16 Ausbruch des Aetna, Zerstörung von 8 Dörfern.

17 Auflösung der französischen Kammern.

— Grant's Motion zur Emancipirung der Juden wird verworfen.

— Unruhen in Christiania am Jahrestage der Verfassung.

19 Karl X ernennt Peyronnet, Chantelauze und Capelle zu Ministern.

20 Die Kronprinzessin von Preußen nimmt den evangelischen Glauben an.

21 Prinz Leopold schlägt die griechische Krone aus.

— Die Generalstaaten nehmen das neue Preßgesetz an.

25—27 Abfahrt der franz. Expedition gegen Algier von Toulon.

29 Graf Orloff verläßt Constantinopel.

Mai.

30 Die französische Flotte erscheint vor Algier, ohne landen zu können.

31 Die Bill zur Vertreibung der Indianer geht im nordamericanischen Congresse durch.

Junius.

2 Die französische Flotte, durch einen Sturm zerstreut, sammelt sich bei Palma.

— Schluß der Generalstaaten.

4 Zusammenkunft des Königs von Preußen mit seiner Tochter, der Kaiserin von Rußland, in Breslau.

7 Unabhängigkeitserklärung der Insel Samos.

— Verfassungsreform im Kanton Tessin.

8 Rother Staubregen in Lucca.

9 Rückkehr des Königs von Bayern mit dem Philhellenen Obristen Heidegger, von seiner italienischen Reise.

10 Abfahrt der französischen Flotte von Palma.

12 Ankunft derselben vor Algier.

13 Proclamation Karls X, die neuen Wahlen betreffend.

14 Landung der französischen Truppen bei Algier.

15 Die königl. preußische Familie besteigt die Schneekoppe.

16 Große Ungewitter vor Algier.

17 Paskewitsch verläßt Erzerum.

19 Schlacht bei Sidi-Chalef vor Algier.

21 Verschwörung gegen Bustamente in Merico.

24 Zweite Schlacht bei Sidi-Chalef.

— Neue Ungewitter vor Algier.

— Halil Pascha's Rückkehr nach Constantinopel.

25 Jubelfest der Augsburgischen Confession. Unruhen in Leipzig und Dresden.

Junius.

26 Tod König Georgs IV.
30 Abreiſe der königl. Familie von Neapel aus Paris.

Julius.

4 Eroberung des Kaiſerſchloſſes bei Algier.
— Eröffnung der Tagſatzung in Bern.
— Kronprinz Oscar von Schweden reist nach Petersburg.
5 Capitulation von Algier.
7 Einzug der Franzoſen in Algier.
8 Schluß des ſächſiſchen Landtags.
12 Abreiſe des Dey's von Algier.
15 Bourmont wird Marſchall.
18 Neue Conſtitution von Montevideo.
19 Deputation der Damen der Halle bei Karl X.
23 Prorogation des engliſchen Parlaments.
25 Karl X erläßt die berüchtigten Ordonnanzen.
— Bourmonts Zug gegen Blida.
27—29 Die drei Tage. Große Schlacht in Paris.
30 Der Herzog von Orleans wird Generallieutenant des Königreichs.
— Die königl. Familie von Neapel kehrt nach Neapel zurück.
31 Der Herzog von Orleans auf dem Stadthauſe.
— Flucht Karls X von St. Cloud.
— Ankunft des Dey's von Algier in Neapel.

August.

1 Der Sultan ertheilt den Candioten eine Amneſtie.
— Bona von den Franzoſen beſetzt.
— Eröffnung der Fahrſtraße über den St. Gotthard.
2 Peyronnet zu Tours verhaftet.

August.

2 Die Tagsatzung nimmt den Militärstrafcoder an.
3 Eröffnung der französischen Kammern. Entsagung und Flucht Karls X von Rambouillet.
5 Unruhen in Nimes.
6 Volksauflauf gegen die Pairs in Paris.
— Französische Expedition gegen Oran.
— Prinz Oscar kehrt von Petersburg zurück.
7 Reform der französischen Charte. Anklage der Exminister.
— Schluß der Tagsatzung in Bern.
9 Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, wird König der Franzosen.
11 Neues französisches Ministerium, Dupont de l'Eure, Guizot, Gerard u. s. w.
— Vertrag mit Tripoli von den Franzosen erzwungen.
13 Herzog Karl, von Paris geflüchtet, kommt nach Braunschweig zurück.
14 Duperré pflanzt zu Algier die dreifarbige Fahne auf.
15 Unruhen der Arbeiter zu Paris.
— Verhaftung Polignacs zu Granville.
16 Abreise Karls X von Cherbourg.
— Lafayette wird Generalcommandant aller französischen Nationalgarden.
— Unruhen zu Paris, Rheims und Nimes.
17 Karl X kommt zu Portsmouth an.
— Bourmont muß zu Algier die dreifarbige Fahne aufpflanzen.
23 Neue Unruhen der Arbeiter zu Paris.
24 Ankunft Karls X in Lulworth.
— Das Gesetz gegen die Verbannten aus Frankreich wird zurückgenommen.

August.

25 Aufruhr in Brüssel.

26 Die französischen Kammern cassiren alle politischen Verurtheilungen und decretiren den Helden des Julius Nationalbelohnungen.

— Obrist Ximenes macht zu Bogota eine Contrerevolution zu Gunsten Bolivars.

28 Baron Hooghvorst bewirkt, daß die holländischen Truppen nicht nach Brüssel kommen.

29 Deputation und Adresse der Brüsseler an den König.

— Die französischen Regimenter in Metz jagen ihre Officiere fort.

30 Die französische Kammer erklärt ihren Fortbestand.

— Neue Unruhen zu Nimes.

— Pöbelaufstand zu Aachen.

— Mina reist von Paris nach den Pyrenäen ab.

31 Unruhen in Hamburg.

— Bittschrift des Magistrats von Braunschweig an den Herzog Karl.

September.

1 Ankunft des Prinzen von Oranien in Brüssel.

— Die darmstädtischen Stände lehnen die Schuldenübernahme und andere Finanzanträge ab.

— Auflauf in Elberfeld.

2 Unruhen der Drucker in Paris.

— Herstellung der Ruhe in Nimes.

— Ausbruch der Unruhen in Leipzig.

— Wiederholte Unruhen in Hamburg, bis zum 5.

— Manifest der constitutionellen Spanier, aus London.

— Ankunft des Generals Clauzel in Algier.

September.

3 Bourmont verläßt Algier.
— Entlaſſung des niederländiſchen Miniſters van Maanen.
— Schluß des braſilianiſchen Congreſſes.
— Auflauf in Wetzlar.
4 Frankreich erkennt die ſüdamericaniſchen Freiſtaaten an.
— Der Prinz von Oranien erklärt ſich für die Trennung Belgiens von Holland.
6 Ausbruch der Unruhen in Braunſchweig und in Kaſſel.
7 Schloßbrand in Braunſchweig.
— Einzug der Lütticher in Brüſſel.
8 Der Sultan belehnt den Paſcha von Aegypten mit der Inſel Candia.
— Außerordentliche Verſammlung der braſilianiſchen Kammern.
9 Dresdener Schreckensnacht.
— Aufhebung des Sacrilegiengeſetzes in Frankreich.
10 Ankunft des Herzogs Wilhelm in Braunſchweig.
11 Tumult in Altenburg.
— Kleiner Auflauf in Hannover.
12 Verſammlung in Lenzburg, wegen Verfaſſungsreform in Aargau.
13 Eröffnung der Generalſtaaten.
— Prinz Friedrich wird Mitregent in Sachſen.
— Pöbelauflauf in Kopenhagen.
14 Proteſtation Joſeph Napoleons gegen Ludwig Philipp.
— Vermählung des Prinzen Albrecht von Preußen mit der Prinzeſſin Mariane von den Niederlanden.
— Herzog Karl von Braunſchweig landet auf ſeiner Flucht in England.

September.

14 Bittschrift der Kasseler Bürger.
15 Eine ägyptische Flotte läuft nach Candia aus.
— Tumult in Kahla.
16 Tumulte in Berlin und in Gera.
17 Kleiner Pöbelauflauf in Karlsruhe.
— Duperré's Rückkehr nach Toulon.
18 Brief des Kaisers Nicolaus an König Ludwig Philipp.
— Aushebung von 40,000 Franzosen.
— Bolivar erklärt zu Carthagena, daß er den Oberbefehl wieder annehme.
— Schluß des norwegischen Storthings.
— Tumult in Jena.
— Versammlung der Naturforscher in Hamburg.
19 Tumult in Schwerin.
20 Der Pöbel unterjocht die Bürgergarde in Brüssel.
21 Provisorische Regierung in Brüssel.
— Todtenfeier der Unterofficiere von La Rochelle in Paris.
22 Kreisschreiben Berns gegen die revolutionären Umtriebe.
— Der Herzog von Gotha fordert die Bürger auf, ihm ihre Beschwerden vorzulegen.
23 Prinz Friedrich rückt in Brüssel ein. Schlacht in den Straßen von Brüssel bis zum 7.
— Berengers Bericht über den Prozeß der Exminister.
24 Tumult in Hanau, Zerstörung der Mauthen.
— Verschwörung der Karlisten in Spanien gegen die Königin.
25 Auflösung der Clubs in Paris.
— Ankunft Talleyrands in London.
26 108,000 Franzosen werden ausgehoben.
— Aufruhr in Ostende.

September.

26 Der Sultan gibt den christlichen Diplomaten ein Fest.
27 Vertreibung der Holländer aus Brüssel.
— Potters Ankunft in Brüssel.
— Aufruhr in Brügge.
— Volksversammlung in London, unter Hunts Vorsitz, zum Behufe der Glückwünschungsadresse an die Pariser Juliushelden.
— Adresse der braunschweigischen Stände an Herzog Wilhelm.
— Guerrero's Partei siegt bei Teraca.
— Tumult in Breslau.
28 Krönung des jungen Königs Ferdinand von Ungarn zu Preßburg.
— Erste Erscheinung der Cholera in Moskau.
— Cort-Heiligers bei Tirlemont zum Rückzuge genöthigt.
— Aufruhr in Tournay.
— Herzog Wilhelm in Braunschweig nimmt die Regentschaft an.
29 Die Generalstaaten erklären die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland.
— Aufruhr in Gent und Mons.
— Bauernaufstand in Oberhessen, Sturm auf Büdingen.
30 Erster Angriff Mauguins. Versöhnung der Opposition mit dem Ministerium durch Periers Antwort.
— Die Lütticher schlagen ein Corps Holländer.
— Prinz Emil von Darmstadt zieht gegen die Bauern ins Feld.
— Verhaftung des Paters Cyrillo.

October.

1 Aufruhr in Namur, Ypern und Philippeville zu Gunsten der belgischen Unabhängigkeit.

October.

1 Gräuelthat des darmstädtischen Militärs gegen die unschuldigen Einwohner von Södel.

— Die preußischen Städte ohne Garnison erhalten die Erlaubniß, Sicherheitsgarden zu bilden.

2 Audienz des Dey's von Algier beim Könige von Neapel.

— Kleiner Auflauf in Mannheim.

4 Die Jury in Frankreich auf Preßvergehen angewandt.

— Hubert, Thierry und Coffin, die Häupter des Clubs amis du peuple, verurtheilt.

— Empörung des Rodriguez zu Orense.

— Neuer Tumult in Dresden.

5 Belgien erklärt sich unabhängig.

— Proclamation des Prinzen von Oranien in Antwerpen.

— Die Citadelle von Lüttich und Charleroi gehn an die Belgier über.

— Der Handel zwischen Nordamerica und Canada für frei erklärt.

— Publicandum in Dresden, worin die Beschleunigung der Reform versprochen wird.

— Der Großherzog von Oldenburg verspricht seinen Unterthanen Erleichterung.

9 Die provisorische Regierung von Belgien erklärt das Haus Nassau aller seiner Ansprüche auf Belgien verlustig.

10 Geburt der Prinzessin Marie Isabelle Louise, nach der pragmatischen Sanction Thronfolgerin in Spanien.

11 Kaiser Nicolaus kommt nach Moskau, Anstalten gegen die Cholera zu treffen.

12 Der Herzog von Meiningen fordert seine Unterthanen auf, ihm ihre Wünsche vorzutragen.

October.

13 Der Präfect von Bayonne befiehlt den conſtitutionellen Spaniern, auseinanderzugehn.

14 Obriſt Valdez geht über die ſpaniſche Gränze.

15 Verſammlung zu Burgdorf, für Verfaſſungsreform im Kanton Bern.

16 Der Prinz von Oranien erkennt die Unabhängigkeit Belgiens an und bewirbt ſich um die Krone.

— General Milans geht bei Perpignan über die ſpaniſche Gränze und wird von General Eſpanna geſchlagen.

— Eröffnung des Landtags in Kaſſel.

— Markgraf Wilhelm von Baden vermählt ſich mit Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg.

18 Belgien proteſtirt gegen den Prinzen von Oranien.

— Die Generalſtaaten werden für Holland allein eröffnet.

— Niellon ſchlägt den Herzog von Weimar bei Lierre.

— Tumult in Mons, durch Juan van Halen erregt.

— Neue Zuſammenrottungen in Paris.

— Gefecht des Obriſten Valdez mit General Juanito.

— Tumult in Bruntrut.

— Die neue Verfaſſung von Teſſin tritt in Kraft.

19 General Mina geht über die ſpaniſche Gränze.

— Exceſſe zu Brügge.

— Der Herzog von Northumberland verbietet die Antiunionsgeſellſchaft in Irland.

20 Juan van Halen in Mons verhaftet.

— Gregoire dringt bis Hulſt vor.

— Ankunft Karls X in Holyrood.

— Abreiſe des Kaiſers Nicolaus aus Moskau.

October.

22 Verſammlung des Thurgauer Landvolks zu Weinfelden, für Verfaſſungsreform.

23 O'Connel ſtiftet die Geſellſchaft der irländiſchen Freiwilligen.

24 Der König von Holland erklärt, er werde nur Holland und Luxemburg fortregieren, Belgien aber ſich ſelbſt überlaſſen.

— Der Dey von Algier kommt nach Livorno.

25 Die Holländer bei Berchem geſchlagen. Graf Friedrich von Merode fällt.

— Der Prinz von Oranien flieht aus Antwerpen.

26 Der Herzog von Wellington vom Londoner Pöbel inſultirt.

27 Bombardement und Brand von Antwerpen.

— Obriſt Valdez bei Vera geſchlagen.

28 Der Wildſtand und die Steuer auf den Weinbau in Baden werden eingeſchränkt.

29 Vertrag des Generals Clauzel mit Tunis.

— Galotti in Neapel wird frei, durch franzöſiſche Verwendung.

— Audienz der öſterreichiſchen Geſandtſchaft beim Sultan von Marocco.

30 Grauſame Ermordung des Majors Gaillard in Löwen.

31 Pontecoulant dringt bis Oſtburg vor.

November.

1 Die zweite ägyptiſche Expedition geht nach Candia unter Segel.

— Der große Rath von Zürich erklärt ſich für die Verfaſſungsreform.

— Eröffnung des Meiningenſchen Landtags.

November.

1 Schluß des darmſtädtiſchen Landtags.
2 Eröffnung des engliſchen Parlaments.
3 Das Miniſterium Laſitte tritt an die Stelle des Miniſteriums Guizot.
— Bern verwirft die Burgdorfer Adreſſe.
— Unruhen in Chriſtianſund in Norwegen.
— Der Prinz von Oranien reist nach London.
4 Der Miniſtercongreß in London eröffnet.
7 Große Volksverſammlung zu Wolenſchwyl, für Verfaſſungsreform im Kanton Aargau.
8 Tumult in London.
— Franzöſiſches Geſetz wegen Caution der Journale.
— Tod des Königs Franz I von Neapel.
— Bourmont landet in England.
— Prinz Guſtav von Waſa vermählt ſich mit der Prinzeſſin Louiſe von Baden.
— St. Gallen erklärt die Verfaſſungsreform.
10 Eröffnung des belgiſchen Nationalcongreſſes.
11 General Daine überrumpelt Venloo.
13 Potter dankt ab.
15 Adreſſe der Stadt London gegen Wellington.
— Ausbruch des Veſuvs, bis zum 25.
16 Abdankung des Miniſteriums Wellington.
— Proclamation des Königs von Dänemark in der Sache von Lornſen.
17 Soult und Sebaſtiani werden Miniſter.
— Das zweite Londoner Protokoll.
— Die braſilianiſchen Kammern verſetzen das Kriegsminiſterium in Anklageſtand.

November.

18 Der belgiſche Nationalcongreß erklärt die Unabhängigkeit Belgiens.
20 Neuer Tumult in Hanau.
21 Der König von England erklärt ſich für die Regentſchaft des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig.
22 Graf Grey erklärt dem Unterhauſe die Grundſätze ſeines neuen Regierungsſyſtems.
— Der belgiſche Nationalcongreß erklärt ſich für die Beibehaltung der monarchiſchen Verfaſſung.
— Die Franzoſen erobern Midiah im Atlasgebirge.
— Große Verſammlung des Züricher Landvolks zu Uſter, für Verfaſſungsreform.
— Volksverſammlung zu Luzern, für Verfaſſungsreform.
— Adreſſe der holſteiniſchen Prälaten und Ritter.
24 Der belgiſche Nationalcongreß ſchließt das Haus Naſſau vom belgiſchen Throne aus.
— Verurtheilung des Grafen Kergorlay.
25 Bundestagsbeſchluß gegen die Unruhen.
26 Solothurn verſpricht die Verfaſſungsreform.
27 Murten verlangt von Freiburg die Verfaſſungsreform.
29 Große Revolution in Warſchau.
30 Mißlungene Contrerevolution des Herzogs Karl an der braunſchweigiſchen Gränze.
— Schluß der braſilianiſchen Kammern.
— Langermann überrumpelt eine Anzahl Chouans in der Vendée.

December.

1 Proviſoriſche Regierung in Warſchau.
— Papſt Pius VIII ſtirbt.

December.

2 Rückzug des Großfürsten Constantin.
— Bundestagsbeschluß, wodurch Herzog Wilhelm von Braunschweig zur Regentschaft ermächtigt wird.
— Das Volk im Kanton Freiburg erzwingt die Verfassungsreform.
— Kleiner Tumult in Göttingen.
4 Widersetzlichkeit der Nationalgarden in Dresden.
5 Bewegung der Clubisten in Warschau gegen die Gemäßigten.
— Unruhen im Kanton Bern.
— Die äußern Bezirke von Schwyz verlangen eine Verfassungsreform.
6 General Chlopizki wird Dictator von Polen.
— Großfürst Constantin geht über die Weichsel zurück.
— Das Aargauische Landvolk unter Gastwirth Fischer nimmt die Stadt Aarau ein und erzwingt die Verfassungsreform.
— Die Berner Regierung wird vom Volke gezwungen, die Verfassungsreform zu bewilligen.
— Fürst Milosch hält seinen feierlichen Einzug in Belgrad.
7 Präsident Jackson erläßt die herkömmliche Botschaft an den nordamericanischen Congreß.
8 Kaiser Nicolaus hält eine Anrede an die russischen Officiere.
9 In Luzern wird der neue Verfassungsrath gewählt.
10 Die französische Kammer entzieht den Emigrirten den Rest der Milliarde.
11 Erleichterung der holstein-schleswigschen Lande durch freien Verkehr mit Dänemark und Herabsetzung des Zolls.

December.

13 Diebitsch kommt von Berlin nach Petersburg zurück und wird Obergeneral gegen Polen.
— Die Verschwörung der Carbonari in Rom unterdrückt.
14 Eröffnung des neugewählten großen Raths von Zürich, um die Verfassung definitiv zu ändern.
15 Der Proceß der Erminister beginnt.
— Der belgische Nationalcongreß nimmt das Zweikammersystem an.
— Wahl der Gemeinderäthe in Sachsen.
16 Der russische Obrist Haucke kommt nach Warschau.
— Wahl des Aargauischen Verfassungsrathes.
17 Russische Manifeste gegen Polen.
— Tod Bolivars.
18 Eröffnung des polnischen Reichstags.
— Schluß des ungarischen Reichstags.
— Das Landvolk im Waadtland erzwingt die Verfassungsreform.
— Neapolitanisches Decret zu Gunsten der wegen politischer Vergehen Verhafteten.
19 Unruhen in Gent.
20 Ausbruch neuer Unruhen in Paris beim Processe der Erminister.
— Manifest des polnischen Reichstags.
— Drittes Londoner Protokoll.
— Besondere Verwahrung Oesterreichs und Preußens hinsichtlich Luxemburgs.
21 Verurtheilung der französischen Erminister.
— Strenges Decret gegen die preußischen Unterthanen, die den Polen Hülfe leisten.

December.

23 Eröffnung der außerordentlichen Tagſatzung.
23 — 29 Gefechte bei Maeſtricht.
24 Kleiner Chriſtnachtstumult in München.
25 Lafayette's Entlaſſung.
26 Lubezki und Jezierski erhalten beim Kaiſer Nicolaus Audienz.
27 Dupont de l'Eure entlaſſen.
— Die Tagſatzung beſchließt, nach Außen eine bewaffnete Neutralität, nach Innen Nichtintervention in den Angelegenheiten der einzelnen Kantone.
29 Die Exminiſter nach dem Schloſſe Ham gebracht.
— Staatsrath Winter wird Miniſter des Innern in Baden, ſtatt des Freiherrn von Berckheim.
30 Pozzo di Borgo erhält ſein Beglaubigungsſchreiben als ruſſiſcher Geſandter in Frankreich.
— Quatre Taillon wird gefangen.
31 Herzog Bernhard von Weimar wird zum holländiſchen Gouverneur von Luxemburg ernannt.

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

M 2451.

Dritter Jahrgang.
Geschichte des Jahres 1831.
Erster Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mit 12 Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1832.

Inhalt.

Die Geschichte des Jahrs 1831.

Erster Theil.

Seite

Einleitung. 3

I. Frankreich.

1) Das Juste Milieu. Schwäche der Kriegspartei. Emeuten. 6

2) Casimir Perier. Demüthigung der Republicaner. 26

3) Wahlen. Königliche Rundreise. Die neue Kammer. 43

4) Frankreichs Benehmen gegen Polen. . . . 53

5) Das Pairiegesetz. 70

6) Der Aufstand in Lyon. Gehässiges Parteigezänk und allgemeine Unzufriedenheit. 85

7) Algier. 97

II. Polen und Rußland.

1) Die Lage Polens vor dem Kriege. Der Reichstag erklärt das Haus Romanow der polnischen Krone verlustig. 101

2) Offensive der Russen. Blutige Zurückweisung ihres rechten und linken Flügels in den Schlachten von Dobre und Stoczek. 131

Seite

3) Blutige Zurückweisung der russischen Hauptmacht vor Warschau in den Schlachten von Grochow und Bialolenka. 145

4) Augenblickliche Ruhe nach dem Kampfe. Skrzynezki Obergeneral. Unterhandlungen. 156

5) Offensive der Polen. Siege bei Wawre, Dembe-Wielkie und Iganie. 185

6) Aufstand in Podolien. Sierawski's und Dwernizki's Niederlage. Kühner Zug Chrzanowski's. 205

7) Aufstand in Samogitien und Litthauen. Russisches Schreckenssystem. Erklärungen des polnischen Reichstages. 221

III. Belgien und Holland.

1) Protokolle. Chokier als Regent. Leopolds Wahl. 255

2) Leopold, König der Belgier. Die 18 Artikel. Angriff der Holländer. 271

3) Frankreichs Intervention. Die 24 Artikel. . 291

IV. Italien.

1) Papst Gregor XVI. Die Revolution im Kirchenstaate, Modena und Parma. 313

Die Geſchichte des Jahres 1831.

Erſter Theil.

Die Geschichte des Jahres 1831.

Einleitung.

Mit dem Jahre 1830 begann eine neue Aera. Die politische Sistirung Europa's hörte wie ein Zauberschlaf mit Einem Schlag auf. Die neue, von Paris ausgehende Bewegung ergriff bald alle Völker in der Runde. Man sah einem allgemeinen europäischen Kriege, und in Folge dessen entweder einer allgemeinen revolutionären Anarchie, oder einer rachevollen Restauration entgegen.

Unter diesen Umständen glaubte der Mann, der an den Anfangspunkt der Bewegung gestellt war, dieselbe hemmen zu müssen. Ludwig Philipp wollte beide Extreme durch eine Versöhnung der feindlichen Principe vermeiden und Europa die Segnungen des Friedens sichern. Indem er aber zu diesem Zweck einerseits die Liberalen im eigenen Land in Schranken hielt, und andrerseits die Liberalen in andern Ländern nicht unterstützte, machte der Absolutismus in seiner reagirenden Bewegung wieder so große Fortschritte, daß die Störung des europäischen Friedens in dem Augenblicke, da man sie nicht mehr vom Westen fürchtete, vom Osten gefürchtet werden mußte. Es schien, Europa könne den Gefahren der Revolution nicht entgehen, ohne sich denen

der Restauration zu unterziehen, und erst die Folgezeit wird ehren, ob Europa der Politik Ludwig Philipps wirklich einen dauernden Frieden verdankt.

Im Jahre 1831 begann die aus der Pariser Juliusrevolution hervorgegangene Bewegung gegen ihren Ursprung zurückgedrängt zu werden, und wie im vorigen Jahre die Revolution, so folgten sich jetzt die Restaurationen Schlag auf Schlag.

In Frankreich wurde die Partei der Bewegung gänzlich aus der Regierung verdrängt, und während Perier diese Partei im Innern niederhielt, erkaufte Sebastiani von außen den Frieden um jeden Preis, und bezahlte Englands Freundschaft mit Belgien, und die einstweilige Duldung der heiligen Allianz mit Polen, Italien und Spanien.

In England erfolgte ebenfalls eine Reaction. Die Tories und Wellingtons Partei erhoben wieder mächtig ihr Haupt und bereiteten durch die Verwerfung der Reformbill den Sturz des Ministeriums Grey vor.

Polen unterlag der Waffengewalt Rußlands nach heldenmüthigem Kampfe, Italien den Bajonnetten Oesterreichs fast ohne Widerstand. Belgien wurde von den Holländern überfallen und, wenn auch durch die französisch-englische Intervention gerettet, doch zum Gelächter Europa's gemacht. Auch in der Schweiz und Deutschland begannen Reactionen, und es war am Schlusse des Jahres vorauszusehen, daß die der Juliusrevolution entgegenstrebende, von Petersburg ausgehende Bewegung nicht so bald stillstehen werde, wie die von Paris ausgegangene und wieder in Paris selbst durch den König der Franzosen gehemmte Bewegung.

Die Vorgänge im türkischen Reiche, die Empörung des Pascha's von Aegypten, und in Griechenland die

Ermordung des Grafen Capodistrias, die fortgesetzte Occupation Algiers durch die Franzosen, die französische und englische Expedition gegen Don Miguel, die Revolution in Brasilien, durch welche der Kaiser Don Pedro entthront wurde, die fortgesetzten Bürgerkriege in den südamericanischen Freistaaten, die Zerwürfnisse der Engländer mit den Chinesen und endlich die weitere Ausbreitung der Cholera, die in Folge des polnischen Krieges über Polen, Preußen und Ungarn nach Wien und Berlin und von dort über Hamburg bis nach England und auf der andern Seite nach der europäischen Türkei und Aegypten vordrang, und in Rußland und Ungarn, ja zum Theil in Deutschland, Volksaufstände veranlaßte, — alle diese Begebenheiten sind im Vergleiche mit den Hauptereignissen des Jahres 1831 nur als Episoden zu betrachten.

Die Geschichte des Jahres 1831.

Erster Theil.

I.

Frankreich.

1.

Das Juste Milieu. Schwäche der Kriegspartei. Emeuten.

Ludwig Philipps Politik ist ein Gegenstand der heftigsten Anklagen geworden. Es würde hinreichen, zu wissen, daß Frankreichs und der Freiheit bitterste Feinde sie gebilligt und gelobt, ihre wärmsten Freunde dagegen sie verdammt haben. Inzwischen darf der Geschichtsforscher nicht zu rasch dem Urtheile der Parteien folgen. Wir müssen Absicht und Erfolg, den Willen und die Wahl der Mittel unterscheiden, und wenn schwerlich in Abrede gestellt werden kann, daß Ludwig Philipp durch bedeutende Mißgriffe Frankreich und sich selbst geschadet hat, so scheint doch eben der Erfolg, der ihm selbst am gefährlichsten ist, wenigstens zu beweisen, daß er keine

schlimme Absicht gehabt, denn es begeht Niemand an seinem Volk eine Verrätherei, um sich selbst dadurch zu schaden.

Ludwig Philipp hat es oft und immer wieder ausgesprochen, er achte es als seinen heiligsten Beruf den Frieden der Welt zu erhalten. Er hat die Revolution und Eroberung nie aus einem andern Gesichtspunkt angesehen, als aus dem der Restauration, das heißt, er ist überzeugt, wenn die Republicaner und die Kriegspartei in Frankreich wieder die Oberhand bekommen, würden sie aufs neue vom bewaffneten Europa niedergeworfen werden. Er hat, mit Einem Wort, keinen Glauben an die Revolution, obgleich ihn eine Revolution auf den Thron gesetzt, und er wird darin durch die große Mehrheit der ältern und wohlhabenden Franzosen unterstützt, welche die Gräuel der ersten Revolution gesehen haben und ihre Wiederkehr verabscheuen. Weit entfernt, die Revolution und Eroberung zu erneuern, betrachtet sich Ludwig Philipp vielmehr als den Schlußpunkt und als den Begründer einer neuen, in Ordnung und Frieden regierenden Dynastie, gleich der braunschweigischen Dynastie in England. Die französische und englische Revolution sind sich bisher sehr ähnlich gewesen. Karl I — Ludwig XVI. Das lange Parlament — der Convent. Cromwell — Napoleon. Restauration. Karl II — Ludwig XVIII. Jakob II — Karl X. Die Vertreibung der Stuarts — die Vertreibung der Bourbons. Haus Hannover. — Haus Orleans. Wahrscheinlich schwebt Ludwig Philipps Phantasie das Bild der langen und glücklichen Regierung der George vor, wenn er in den blühenden Kreis seiner Kinder blickt.

Allein mit diesen friedlichen Absichten war Ludwig Philipp in die Mitte gestellt zwischen zwei übermächtige, sich

wechselseitig mit Vernichtung bedrohende Parteien. In Frankreich selbst waren zwar diese Parteien, die Karlisten rechts, die Republicaner links, in der Minorität; im ganzen übrigen Europa aber standen die Parteien fast ohne Vermittlung sich gegenüber An die Partei der Bewegung in Frankreich schlossen sich die unterdrückten Constitutionellen in Portugal, Spanien, Belgien, Deutschland, Italien und Polen. An die Karlisten dagegen schlossen sich alle Aristokraten und Absolutisten Europa's an. Zwischen beiden stand Ludwig Philipp, und war beiden im Wege. Den Liberalen erschien er zu legitim, den Ultras zu revolutionär.

Seine Dynastie war mithin keineswegs in der glücklichen insularischen Lage, wie die englische Dynastie der George. Ludwig Philipps Situation glich vielmehr der des Consuls Bonaparte nach dem 18 Brumaire. Beide fanden Frankreich in zwei Parteien zerrissen und nach außen geschwächt. Bonaparte verfuhr offensiv und durchgreifend. Er vereinigte beide Parteien, indem er sie zugleich an seinen Siegeswagen spannte, und machte Frankreich stark nach außen, indem er den Frieden erzwang. Aber Ludwig Philipp fühlte, daß er kein Bonaparte sey, und befolgte daher eine gerade entgegengesetzte Politik, nämlich eine bloß defensive und lavirende. Anstatt beide Extreme zu überwältigen und sich unterzuordnen, suchte er nur ängstlich zwischen beiden Extremen seine Existenz zu fristen. So machte Ludwig Philipp die rechte Mitte (juste milieu) zum Wahlspruch seiner Politik, allein die Mitte herrschte nicht über die Extreme, sondern die Extremen herrschten über die Mitte, und anstatt fest und unverrückt stehen zu bleiben, und wenigstens das Gleichgewicht zwischen den Extremen zu erhalten, gab er je dem stärkern Impulse nach. Anstatt die

ſchwächere Partei gegen die ſtärkere zu unterſtützen, hielt er ſich ſelbſt an die ſtärkere und wurde ihr dadurch ſubordinirt. Er kam den Gegnern je in dem Maße mit Zugeſtändniſſen entgegen, in welchem ſie ihm gefährlich ſchienen, und zeigte Energie nur gegen die Schwachen.

Das Gefährlichſte für dieſe Politik war aber, daß ſie, indem ſie zu ängſtlich die Gefahr vermied, ſich den Vorwurf der Furcht und der Ehrvergeſſenheit zuzog, und dadurch tief in der moraliſchen Achtung fiel. Dieß zeigte ſich vorzüglich in der polniſchen Sache.

Ging nun aus dieſer Politik des Juſte Milieu ein Syſtem von faſt unglaublicher adminiſtrativer und diplomatiſcher Kleinlichkeit hervor, ſo iſt es doch eben ſo merkwürdig, daß das franzöſiſche Volk in ſeiner Oppoſition ſich keineswegs energiſcher bewies, ſondern ſowohl in dem nutzloſen Geſchwätze der Kammern, als in den eben ſo zahlreichen als erbärmlichen Emeuten nur an Kleinlichkeit mit der Regierung wetteiferte.

Was zuerſt die innern Angelegenheiten Frankreichs betrifft, ſo bedarf dieſes Land noch eine Menge innerer Reformen, namentlich im Gebiete der Municipalverfaſſung und Verwaltung, des öffentlichen Unterrichts ꝛc., welche die Hauptaufgabe für eine Friedensregierung ſeyn müßten. Allein daran wurde kaum und nur beiläufig gedacht, denn die Adminiſtration wie die Kammern waren viel zu ſehr theils mit der auswärtigen Politik, theils mit den Cabalen der Pariſer Coterien und miniſteriellen Rivalitäten beſchäftigt, um daran zu denken. Was an Geſetzen und Ordonnanzen wirklich erlaſſen wurde, entbehrte gänzlich der reifen Ueberlegung, großartiger Vorausſicht und Berechnung auf die Dauer. Alles war nur

Frucht eines Augenblicks, berechnet auf den Augenblick. So ſetzte die Regierung, aus Furcht vor dem republicaniſchen Geiſte der Nationalgarden, in dem Geſetze vom 6 Januar, welches die Organiſation derſelben regelte, mehrere illiberale Verfügungen durch, ganz geeignet, den Enthuſiasmus einzuſchläfern, z. B. bloß größere Verſammlungen nach Kantons, nicht auch nach Gemeinden; die Erlaubniß, nicht perſönlich den Nationalgardendienſt zu verrichten, ſondern Einſteher zu bezahlen ꝛc. So wurde auch durch eine Verordnung vom 10 Februar die Artillerie der Pariſer Nationalgarde, die ſich zu liberal bewieſen hatte, reformirt. Eben ſo wurden in den folgenden Monaten das Wahlgeſetz, das Emeutengeſetz, das Verbannungsgeſetz allemal nur auf das augenblickliche Bedürfniß berechnet, und ein flüchtiges Municipalgeſetz nur nebenbei am 17 Februar unter dem Lärme der Emeuten und diplomatiſcher Zänkereien durch die Kammern gleichſam durchgepeitſcht, und dieſe ganze Geſetzgebung behielt den Charakter des Proviſoriſchen, des nur von Tag zu Tag ſich Friſtenden. Doch behauptet in allen dieſen Geſetzen und Ordonnanzen vom Jahre 1831 der Widerſtand ein ſichtbares Uebergewicht über die Bewegung. Geringe Conceſſionen, die man der Freiheit macht, wechſeln darin mit ſtarken Einſchränkungen ab. Daher wurden auch, was die Stellung der Regierung zu den innern Parteien betrifft, die Republicaner verhältnißmäßig weniger von ihr geſchont, als die Karliſten. Auch ging der Thron von den republicaniſchen Sitten mehr und mehr ab, vermehrte ſeinen Prunk und ſein Ceremoniell im altem Sinne, und erhob auch den unmittelbar nach den Juliustagen herabgeſetzten Miniſtergehalt am 30 Januar ſchon wieder auf 100,000 Fr.

Die auswärtige Politik beherrſchte die innere, und influen-

zirte auf ſie von Ereigniß zu Ereigniß. Zu Anfang des Jahres war die belgiſche und polniſche Frage an der Tagesordnung, und Frankreich war dabei vorzugsweiſe betheiligt. Belgier und Polen erſchienen als die natürlichen Bundesgenoſſen Frankreichs, im Kampfe des Liberalismus gegen den Abſolutismus, und es ſchien nur zu gewiß, daß wenn Frankreich dieſe ſeine natürlichen Bundesgenoſſen im Stiche ließ, der Abſolutismus ſie beſiegen, und durch den Sieg aufs neue eine Uebermacht gewinnen würde, die zuletzt Frankreich und der Juliusdynaſtie ſelbſt gefährlich werden mußte. Die Oppoſition verlangte daher Krieg, offene und bewaffnete Unterſtützung aller unterdrückten Conſtitutionellen in Europa, und Bekämpfung des Abſolutismus auf Leben und Tod. Das Juſte Milieu dachte aber anders. Wenn es ſich in einen ſolchen allgemeinen Freiheitskrieg einließ, ſo waren nur zwei Fälle möglich. Entweder die Freiheit ſiegte, und dann machte entweder eine Republik oder ein glücklicher General der Pariſer Friedensregierung ein Ende, oder die Freiheit ſiegte nicht, dann gab es eine dritte Reſtauration; die Alliirten zogen wieder in Paris ein, Ludwig Philipp wurde ab- und der junge Heinrich V eingeſetzt. In beiden Fällen alſo ſtand die Exiſtenz des Juſte Milieu auf dem Spiele. Was ſollte es nun thun?

Da es nicht ſelbſtſtändig zu handeln wagte, mußte es eine fremde Stütze ſuchen, und fand dieſe an England. Wenn das Juſte Milieu an keinen ſchlechteren Mann ſich verkaufte, als Grey, ſo war es nicht des erſteren Verdienſt. Grey adelte die Schwäche Frankreichs durch den mäßigen Gebrauch, den er von ihr machte. Frankreich erſcheint bei dieſer ſonderbaren Allianz in einem ſehr zweideutigen Lichte. Um England zu gewinnen, mußte es England nicht nur alle Conceſſionen

machen, die im englischen Interesse lagen, sondern ihm auch noch obendrein beweisen, daß es ihm mit dem Frieden Ernst sey, und um dieß zu beweisen, mußte es die kriegerischen Drohungen des Auslandes durch Concessionen an die heilige Allianz beschwichtigen. Es mußte also nach beiden Seiten hin Concessionen machen, und setzte in seinen eigenen Interessen nur so viel durch, als England der heiligen Allianz, oder diese England nicht gönnen wollte. Dasselbe Juste Milieu behauptete sein Ansehen im Innern nur durch die wechselseitige Eifersucht der Republicaner und Karlisten, und im Aeußern nur durch die wechselseitige Eifersucht Englands und der heiligen Allianz. Nur äußerst schüchtern wagte es zuweilen selbst zu handeln, ließ sich aber augenblicklich wieder zurückmanövriren, da bei allen solchen Gelegenheiten England und die heilige Allianz sogleich einverstanden waren, und das zu vorwitzige französische Juste Milieu durch gemeinschaftliche Drohungen wieder in seine Passivität zurückschreckten.

So brachte denn Frankreich dem englischen Interesse Belgien, und dem Interesse der heiligen Allianz Polen zum Opfer, und erkaufte dafür die Illusion eines Schutzes von englischer Seite, die ihm die nächste englische Ministerveränderung schon wieder vereiteln konnte, und eine gewisse Duldung von Seite der heiligen Allianz, die gleichwohl jene Illusion nicht überleben zu wollen schien.

In Belgien siegte das Princip des Liberalismus gerade nur so weit, als es England beliebte. Belgien bot sich Frankreich an, und wählte den jungen Herzog von Nemours, zweiten Sohn des Königs der Franzosen, zu seinem Könige; allein Ludwig Philipp überließ es dem englischen Candidaten, Prinzen Leopold von Coburg. Unter diesem constitutio-

nellen Könige erhielt ſich nun zwar Belgien die errungene Selbſtſtändigkeit und Freiheit, aber nicht als ein Werk, wofür es Frankreich verpflichtet geweſen wäre, ſondern als ein Werk Englands und als eine Conceſſion, welche die heilige Allianz an England machte um den Preis Polens; denn die heilige Allianz überließ die Belgier England nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß man ihr Polen überlaſſe.

Gegen dieſes franzöſiſche Regierungsſyſtem nun bezeigte das Volk zwar den größten Widerwillen, begnügte ſich aber mit ſchönen Oppoſitionsreden in den Kammern, heftigen Journalartikeln und Straßenaufläufen, die unter dem Namen der Emeuten ſich dieſelbe Verachtung zugezogen haben, wie das Juſte Milieu.

Am 13 Januar eröffnete Lafayette, der greiſe Held der Menſchenrechte, eine Subſcription zu Gunſten der Polen; das kümmerliche Surrogat für einen Beiſtand ganz anderer Art, den die Polen ſo ſehnſuchtsvoll erwarteten. Die Almoſen überdieß, welche bei dieſer Gelegenheit zuſammenkamen, wurden unterwegs in Breslau, ehe ſie nach Polen gelangen konnten, von den preußiſchen Behörden mit Beſchlag gelegt.

In Folge theils dieſer polniſchen Subſcription, theils der Zurückweiſung der belgiſchen Krone entſtanden am 15 Januar heftige Debatten in der Deputirtenkammer, und die glänzenden Redner der Oppoſition begannen jene lange Reihe von Kunſtreden, die ihrer Sprache wegen eben ſo bewundert worden ſind, als ſie lediglich nichts gefruchtet haben. — Der geiſtreiche General Lamarque eröffnete dieſen parlamentariſchen Kampf mit der inhaltſchweren Anklage, daß Ludwig Philipp, in Bezug auf Belgien und Polen nicht um ein Haar liberaler, ja vielleicht noch weniger franzöſiſch handle,

als Karl X gehandelt haben würde: „Meine Herren, wenn in einer der letzten Sitzungen ein Minister, mit dem Vertrauen Karls X ausgestattet, auf dieser Tribüne erschienen wäre, und uns gesagt hätte: „Belgien hat die Bande zerrissen, die es an Holland ketteten: als ein gewaltsam von unserem gesellschaftlichen Stamme abgerissener Zweig möchte es sich wieder demselben anschließen; es bot uns den Gürtel von Festungen an, welche die heilige Allianz um uns her angelegt hat; wir haben aber dessen Anerbietungen verworfen, und selbst die so glänzenden Namen von Fleurus und Jemappes vergessen. Das großherzige Polen ist endlich der Regierung der Knute müde. Es spricht die auf dem Wiener Congresse so feierlich versprochene und von allen Mächten garantirte Nationalität an; es streckt seine flehenden Hände gegen Frankreich, sein altes verbündetes Frankreich, aus; aber wir wollen unsere theilnehmenden Gefühle ersticken, wir wollen unseren historischen Erinnerungen und den Wellen der Elster Stillschweigen auflegen, die noch den Namen Poniatowski murmeln; es hatte gerufen, Freiheit oder Tod! und wir wollen ihm antworten: „Stirb! Praga und Warschau sollen Suwarow wiedersehen.“ Bei diesen Worten würde rauschender Beifall sich plötzlich von jener Seite der Kammer erhoben haben, die bei diesem unermeßlichen Todtenopfer der Freunde der Freiheit gejauchzt hätte. Aber wir würden in unserem Verstummen, in unserer Verzweifelung anerkannt haben, daß dieses Ministerium Karls X seinen Vorgängern treu, mit den Grundsätzen seiner Regierung, mit seinen Interessen und seinen Gefühlen consequent geblieben sey.“

Lamarque schändete indeß der Sache der Freiheit unermeßlich dadurch, daß er sie mit der des militärischen Ehrgeizes

verwechſelte und das drohende Schreckbild eines neuen Napoleoniſchen Reiches heraufrief: „Die Nation hat den Bourbons niemals die Tractate von 1814 und 1815 verziehen, und einige Tage der Freiheit haben ſie nicht über die Verſtümmlung unſeres Gebiets getröſtet. Indem ſie auf dem Thron einen Fürſten ſah, der bei Jemappes gekämpft hatte, der, die Emigration fliehend, auf fremdem Boden Franzoſe geblieben war, glaubte ſie, und mußte ſie glauben, daß er ſich allen ihren Geſinnungen beigeſellen würde. Der Ruhm iſt ein ſo kräftiger Magnet, er umgibt einen Thron mit einer ſo glänzenden Strahlenkrone; er läßt eine neue Dynaſtie ſo tiefe Wurzeln treiben, daß es vielleicht politiſch ſeyn dürfte, ihn ohne Beweggrund aufzuſuchen; aber ihn zurückſtoßen, wenn die Menſchlichkeit ihn anfleht, wenn das Staatsintereſſe ihn anruft, wenn die Gerechtigkeit ihn fordert, dieß iſt ein Umſtand, den ich niemals mit meiner Vernunft faſſen kann.“

Aeußerungen dieſer Art entfremdeten die Herzen der wahren Freiheitsfreunde, und machten die franzöſiſche Oppoſition in Europa ſo unpopulär, als es die franzöſiſche Regierung war. Daher unterblieben auch ſolche Aeußerungen ſpäter.

In der parlamentariſchen Bekämpfung dieſer Oppoſition war Sebaſtiani, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, am thätigſten. Sein Hauptargument war, wie er ſich am 27 Januar in der Kammer erklärte: „Die Schmerzen Polens tönen im Grunde unſerer Herzen wider; was können aber wir für daſſelbe thun? Vierhundert Stunden trennen uns von dieſem unglücklichen Volke. Wenn ſelbſt das Intereſſe Frankreichs, die erſte Pflicht der Regierung, ihr geſtattete, zu ſeinen Gunſten ſich allen Wechſelfällen des Krieges auszuſetzen, und das von ihr ausgerufene Princip der

Nichtintervention zu verletzen, wie will man denn zu ihm gelangen? Auf friedlichem Wege würde Preußen dieß nicht zugestehen. Man müßte also mit bewaffneter Hand die Eroberung des ganzen Nordens von Europa versuchen. Man schlägt uns damit die Feldzüge Napoleons vor. Wir müssen also, so schmerzlich es ist, sagen, daß wir durch die Gewalt der Waffen für Polen nichts thun können."

Hierauf erwiderte Lamarque, indem er seine frühere Kriegslust selbst corrigirte: „Eine feste Sprache und gewandte Unterhandlungen können Rußland auf die Bahn der Mäßigung und der Gerechtigkeit zurückführen. Mögen die Minister wohl bedenken, daß dieß der allgemeine Wunsch Frankreichs ist; daß wir alle, unter welcher Fahne wir auch gekämpft haben, zu welcher politischen Partei wir gehören, unser Herz für jene großherzige Nation kräftig schlagen fühlen, die zu den Zeiten der Valois Könige unter uns suchte, und seit drei Jahrhunderten zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen das Blut ihrer Kinder für uns vergossen hat; wir wollen hoffen, daß dießmal der Himmel, den sie in ihren Wünschen mit Frankreich zusammenstellt, das alte und rührende Sprüchwort widerlegen wird, das heißt: „Gott ist zu hoch und der Franzose zu entfernt."

Mauguin macht noch mehr als den bloßen Wunsch Frankreichs, als das bloße Ehrgefühl geltend, nämlich die politische Voraussicht: „Glauben Sie denn, daß die Souveräne, von dem ansteckenden Beispiel unserer Revolution in Schrecken gesetzt, wenn sie erst Polen niedergetreten haben, nicht vorrücken werden, um den Brand in seinem Herde zu ersticken? Sie glauben, daß sie die Mauern von Paris nicht bedrohen werden? Ach! behalten Sie diese Ansichten, wenn

sie

sie Ihnen Troſt gewähren; ich kann ſie nicht theilen, und wenn ich ſo oft von der Lage Europa's geſprochen habe, ſo geſchah es, weil dieſe Hoffnung nie in meine Seele gedrungen iſt, weil ich nie glauben konnte, daß die Souveräne ihre monarchiſchen Intereſſen auf einen ſolchen Grad verkennen würden. Und verlangen Sie etwa einen Beweis? Blicken Sie nach Rußland. So wie die Nachricht von unſerer Revolution daſelbſt ankam, war die franzöſiſche Flagge verboten; man verſchloß uns die Häfen; die ruſſiſchen Reiſenden erhielten den Befehl Frankreich zu verlaſſen. Später entſchließt man ſich, Frankreich anzuerkennen, und kaum iſt der Brief des Kaiſers von Rußland angelangt, ſo kündigt der Redner, dem ich antworte, im Namen des Miniſteriums an, daß ganz Europa unſere Revolution genehmige. Ich ſpreche nicht von den Ausdrücken des Briefes, bekanntlich waren aber zur Zeit ſeines Abganges Befehle an die ruſſiſchen Truppen abgegangen, ihre Bewegung anzufangen; man arbeitete raſch an der Munition, und die Transporte von Odeſſa nach den weſtlichen Gränzen des Reiches nahmen um 500 Procent zu. Wer hat nun dieſer Bewegung Einhalt gethan? Polen? Ich ſpreche noch nicht davon; vielleicht werde ich eines Tages davon reden. Mögen ſie ſterben, dieſe Helden der neueren Zeit! Mögen ſie ſterben! Sie ſind gewohnt für uns zu ſterben. Blicken Sie nun auf Preußen: waren deſſen Truppen nicht über die Gränzen geſchritten? Rückten ſie nicht gegen Luxemburg vor, von dem ſich die Belgier nicht trennen wollen, weil ſie erröthen würden, ihre Waffenbrüder im Augenblicke der Gefahr der Gefahr zu verlaſſen? England, von dem Sie ſagen, daß es den Frieden wolle, hatte an der Spitze ſeines Miniſteriums einen Mann, den Paris

eine Verletzung der unterzeichneten Capitulation gebieten sah. England, sagen Sie, habe unsere Regierung anerkannt. Ja, aber es hat zu gleicher Zeit zu Rüstungen in Spanien und Piemont aufgefordert; denn Spanien steht, wie Sie wohl nicht zweifeln werden, in Waffen da. Kurz darauf kam die Thronrede. Sie verkündete den Krieg, und das Volk von London täuschte sich nicht dabei; es lehnte sich auf, und das Ministerium stürzte vor ihm nieder. Wollen Sie die geheime Gesinnung des Generalissimus der heiligen Allianz wissen? Er hat keinen Anstand genommen, sie ganz in einer der Sitzungen des brittischen Parlaments zu enthüllen, indem er die Unruhe Englands dem frevelhaften, von einem Nachbarvolke gegebenen Beispiele zuschrieb. Ihm folgte ein anderes Ministerium. Die Grundsätze des letztern sind, wie ich gern glaube, verschieden; vergißt man aber, daß England von einer Aristokratie regiert wird, und daß die Aristokraten immer fest bei ihren Grundsätzen beharren? Das englische aristokratische Princip ist unser Feind, und wird nie aufhören es zu seyn. Es darf nur, wie dieß in England so leicht geschieht, das alte Ministerium wieder dem neuen folgen, dann werden Sie sehen, ob England unser Verbündeter ist. Was that denn inmitten aller der uns umgebenden Gefahren das Ministerium des Monats August? Es empfing das Schreiben des Kaisers von Rußland, und der Redner, dem ich folge, erklärte auf dieser Tribüne: Europa genehmigt unsere Revolution. Das Schreiben aber sagte, daß es sie bedaure! Alle Völker machten Kriegsrüstungen; und wir, die man unaufhörlich versicherte, daß wir nichts zu fürchten hätten, wir ruhten auf unsern Lorbeeren vom Julius aus, ohne daran zu denken, daß drei Monate später das bewaffnete Europa

nach Paris kommen würde, ſie in unſerem Blut unterzutauchen! . . .“

In demſelben Sinne ſprach Lafayette: „Wenn irgend ein Land in Europa ſeine Rechte wieder gewinnen will und eine fremde Intervention es daran hindert, ſo iſt dieß eine unmittelbare Feindſeligkeit gegen uns; ſo iſt dieß ſo viel, als ob man uns ſagte: „Wartet nur, wir wollen erſt eure natürlichen Bundesgenoſſen, die Freunde der Freiheit in andern Ländern niederwerfen, und wenn ſie zu leben aufgehört haben, ſo wollen wir dann mit unſerm ganzen Gewicht über euch herfallen.“

Sebaſtiani beſchäftigte die Oppoſition wieder, indem er die Erklärung gab, daß wirklich wegen Polen Unterhandlungen gepflogen würden. Am 9 Februar wurde der Herzog von Mortemart nach Petersburg geſchickt, und am 23ſten äußerte Sebaſtiani in der Kammer: „Man ſagt, Rußland wolle das Königreich Polen aufheben. Wir haben gegründete Hoffnungen, daß das Gegentheil geſchehen wird.“

Inzwiſchen wurde die Unzufriedenheit von Woche zu Woche genährt. Am 11 Januar fiel wieder eine kleine Karliſtiſche Emeute in Nimes vor. Am 22ſten tumultuirten die noch vom vorigen Jahre her beleidigten Pariſer Studenten, wobei der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Herr Barthe, inſultirt und mit Koth geworfen wurde. Dieß erregte vorzüglich bei der Regierung Mißfallen, beim Volke deſto mehr eine gleichzeitige Inſultation, welche, wie es wenigſtens hieß, dem franzöſiſchen Geſandten, Herrn v. Harcourt, in Madrid widerfahren ſeyn ſollte. Man ſah darin eine Mißachtung Frankreichs, die dem Stolze des Volks vom Julius wenig entſprach. Am 3 Februar wählten die Belgier den Herzog

von Nemours zum König, und schon am 5ten lehnte Ludwig Philipp diese Ehre im Namen seines Sohnes ab, worüber man noch ungehaltener gewesen wäre, wenn man es nicht schon voraus gewußt hätte. Mauguin sprach am heftigsten für die Vereinigung Belgiens mit Frankreich; doch da es ohne Krieg nicht zu behaupten war, entschied dieser einziger Grund gegen die Annahme. Die doctrinäre Kammer, dem Friedenssysteme huldigend, billigte nicht nur, daß Frankreich diese schöne Provinz entging, sondern zeigte dieselbe Freigebigkeit auch in Bezug auf das Budget, das am 11 Februar vorgelegt wurde und über dessen große Zahlen die Opposition in Unwillen ausbrach. Mit Anspielung auf den bekannten Ausspruch Lafayette's, der in den politischen Flitterwochen des Julius den König die beste Republik genannt hatte, sagte die Tribune: „In einer Republik, welche nicht die beste war, hatte man geglaubt, der Staat könne für weniger als 500 Millionen administrirt werden. In den ersten Zeiten des Kaiserreichs, welches sich nicht damit groß machte, eine wohlfeile Regierung zu heißen, bezahlten wir kaum über 800 Millionen, und hatten zwanzig Departements mehr. Die Restauration, welche niemals, selbst nicht einmal eine passable Republik zu seyn behauptete, hat uns nie eine ganze Milliarde aufgelegt; unter der besten der Republiken nun sollen 1,177,000,000 Fr. mit allem ihrem Gewicht auf den ohnehin schon von Elend niedergedrückten Steuerpflichtigen lasten! So verstehen die Doctrinärs den Ausdruck Gouvernement progressif! Man sage künftig noch, diese Herren seyen keine Männer der Bewegung!“

Eine große Karlistische Emeute unterbrach die parlamentarische Debatten. In dem Maße nämlich, in welchem die Re-

gierung gegen die Karliſten Schonung bewies, nahm deren Uebermuth zu. Sie veranſtalteten am 14 Februar in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois ein feierliches Todtenamt für den Herzog von Berry, wobei ein Sohn des bekannten Conny das Bild des jungen Herzogs von Bordeaux mit einem Kranze von Immortellen auf den Katafalk legte. So unbedeutend auch dieſe Handlung war, ſo ſprach ſie doch die Hoffnungen der Karliſten aus und bewies deren Dreiſtigkeit. Es war alſo ſehr natürlich, daß ſich das Volk darüber empörte. Die Behörde trat dazwiſchen, ließ die Kirche räumen und die Haupttheilnehmer an der Feierlichkeit, die bekannten Karliſten Conny, Vitrolles und noch zehn andere Perſonen verhaften. Der Pöbel aber war damit noch nicht zufrieden, ſondern ſtürmte die Kirche und richtete Verwüſtungen darin an. Der Zorn des Volks wandte ſich aber vorzüglich gegen den Erzbiſchof von Paris, der längſt wegen ſeines Karlismus allgemein verhaßt war, und der jene Feierlichkeit, wenn nicht angeordnet, doch geduldet hatte. Am 15ten des Morgens wurde ſein Palaſt geſtürmt und alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, daran zertrümmert. Die Möbel, Bücher, Weißzeug, Papiere und innere Ausſchmückungen wurden durch die Fenſter in den Garten und in die Höfe geworfen, dort zerriſſen und zertrümmert, und dann den Fluthen der Seine übergeben. Ein Kreuz mit einem lebensgroßen Chriſtusbilde ward faſt zu Staub zertrümmert. Die Zahl der Bücher ſtieg auf mehrere Tauſende, viele von koſtbarem Einband, oder wegen ihres Alters und ihrer Seltenheit von Werth. Nachdem das Innere ausgeleert war, hoben die Zerſtörer die Thüren aus, zertrümmerten die Bücherſtände, brachen die Fußböden auf und deckten ſelbſt das Dach ab.

Abends ward diese Masse von Materialien in Haufen gethürmt und verbrannt. Ein schön vergoldetes 25 Fuß hohes Kreuz der Kathedrale widerstand lange den Bemühungen es herunterzureißen; Hunderte vereinigten ihre Kraft; endlich fiel es mit furchtbarem Krachen auf den Palast, während die Menge schrie: à bas les Jesuites! Auf gleiche Weise ward der Garten, das Gewächshaus zerstört. Einige Personen warfen Steine nach den Fenstern der Notredamekirche und machten Miene, den Eingang zu erzwingen, unter dem Vorwande, daß einige der unruhestiftenden Priester darin verborgen seyen; aber die Festigkeit der Nationalgarden veranlaßte sie, das Vorhaben aufzugeben. Eine zahllose Menschenmenge war auf den Quais zusammengeströmt, und sah zu, wie viele Nachen die Trümmer in der Seine auffischten, die nachher auf dem linken Ufer zum Verkauf ausgeboten wurden. Ein Theil des Pöbels zog nach des Erzbischofs Wohnsitz in Conflans und zerstörte ihn vom Gipfel bis zum Grunde. Da der Pöbel gedroht hatte, alle Kirchen der Hauptstadt zu plündern, so mußte sich die Nationalgarde in zahlreiche Abtheilungen trennen, und der Schwäche dieser Abtheilungen mag es wohl zugeschrieben werden, daß der Zerstörung auf den zwei Hauptpunkten kein Einhalt geschah, bis sie vollständig war. Gegen zehn Uhr zog ein Haufen von zwei- bis dreihundert nach der Kirche von St. Roch, da aber gerade eine Leichenfeier statt fand, rief der Führer aus: „Laßt uns zurückkehren und die Todten ehren.“ Es geschah. Von mehreren Kirchen, namentlich von der von St. Gervais, wurden die Kreuze herunter gerissen. Am Montag Nacht geschah auch ein Angriff auf das Seminarium von St. Sulpice, ward aber von der Nationalgarde zurückgewiesen. Gegen 2 Uhr versammelte

ſich eine Anzahl von ungefähr 300 jungen Leuten vor dem Palaſte der Deputirtenkammer, aber alle Eingänge waren von ſtarken Abtheilungen Nationalgarden beſetzt. Beim Ende der Sitzung empfingen ſie die Mitglieder mit dem Rufe: A bas les députés! Mehrere wurden verhaftet."

Die Erbitterung gegen die Deputirten war noch mit ſo vieler Achtung gemiſcht, daß es der Nationalgarde leicht wurde, ihren Ausbruch zu verhüten. Dem wegen ſeiner Mäßigkeit und Altklugheit beſonders verhaßten ältern Dupin wurde vor ſeinem Hotel ein Pereat gebracht.

Da ſich bei dieſer Emeute der Volkshaß vom Karlismus zum Juſte Milieu gewandt hatte, hielt es der König für klug den Schein anzunehmen, als ob derſelbe bloß dem Karlismus gegolten hätte. Schon am 16ten verkündete er daher feierlich im Moniteur, daß die dem Volke verhaßten Lilien aus dem Staatswappen verſchwunden ſeyen, welches hinfort nur in der aufgeſchlagenen Conſtitutionsacte nebſt Krone, Scepter, Hand der Gerechtigkeit und dreifarbigen Fahnen beſtehen ſolle. Es begann nun ein lächerlicher Kampf gegen die armen Lilien, wobei der König die Schwachheit hatte, mit dem Meißel eigenhändig mehrere dieſer Embleme an ſeiner Wohnung auszutilgen. Auf dieſe Weiſe ſuchte er die Emeute zu ſeinem Vortheil auszulegen, indem er ihr beiſtimmte. Sie gab ihm aber zugleich Gelegenheit, ſich Odilon Barrot's zu entledigen, deſſen großer Einfluß auf die Juliusrevolution bisher dem Könige Rückſichten vorgeſchrieben hatte. Jetzt machte man ihm den Vorwurf, er habe als Seinepräfect bei der Dämpfung der Emeute nicht Thätigkeit genug bewieſen, und entfernte ihn von dieſer Stelle am 21ſten.

Während dieß in Paris vorging, pflanzten die Republi-

cauer in Beziéres und Dijon am 18ten Freiheitsbäume auf.

Mitten unter diesem Emeutenspectakel langte die belgische Gesandtschaft in Paris an, welche trotz der schon ausgesprochenen Erklärung des Königs dennoch die belgische Krone dem Herzoge von Nemours anbieten sollte. Am 17 Februar gab ihr der König Audienz, schlug ihre Bitte ab und motivirte dieß mit folgenden Worten: „Meine erste Pflicht ist, vor allem die Interessen Frankreichs zu Rathe zu ziehen, und demnach jenen Frieden nicht zu compromittiren, den ich für sein Glück, für das Glück Belgiens und aller Staaten von Europa, für die er so schätzenswerth und nothwendig ist, zu bewahren hoffe."

Dieß erregte einen neuen Sturm in der Kammer. Die Frage des Juste Milieu und des Friedenssystems wurde scharf erörtert, und am eindringlichsten redete Lafayette: „Man spricht uns viel von der Mäßigung und von der genauen Mittelstraße, und ich habe selbst Freunde, die nicht nur von Mäßigung durchdrungen, sondern sogar mit Wuth darauf versessen sind. (Allgemeines Gelächter.) Was versteht man unter diesem Ausdrucke? Ist dieß jene Mäßigung, die darin besteht, sich im Centrum von zwei wechselnden Punkten zu erhalten, die, wenn man sagt, daß vier und vier acht ausmachen, und wenn ein Ueberspannter behauptet, es mache zehn aus, sich für vernünftiger hält zu glauben, vier und vier mache neun aus?"

Sebastiani aber vertheidigte die Regierung. Er ging immer von der Grundansicht aus, daß man weder Belgien annehmen, noch den Polen beistehen könne ohne Krieg, und daß der Krieg unglücklich für Frankreich ausfallen müßte, weil

alsdann England ſich mit der heil. Allianz gegen es vereinigen würde, daß mithin der Friede im Intereſſe der Freiheit ſelbſt ſey, weil dieſe nur im Frieden behauptet werden könne. Er ſagte: „Frankreich hatte den Frieden der Welt zu bewahren, und zu beweiſen, daß die Freiheit ohne Unordnung eingeführt und ohne Krieg befeſtigt werden kann. Es hatte hauptſächlich alle Anerbietungen zurückzuweiſen, deren Annahme ſeine Rechtlichkeit zweifelhaft, ſeinen Ehrgeiz tadelnswerth, die Feindſchaft der Mächte gewiß, die Sympathie der Völker weniger lebhaft gemacht hätte.“

Allein man entgegnete ihm immer wieder, daß alle Conceſſionen den Frieden dennoch nicht erhalten würden, daß durch dieſe Conceſſionen Frankreich nur geſchwächt und ſeiner natürlichen Bundesgenoſſen beraubt würde, und daß es am Ende, wenn es allein und ſchwach da ſtände, von der hinlänglich vorbereiteten und ſtark verbundenen heil. Allianz plötzlich überfallen werden würde.

Am 2 März machten die Arbeiter in Paris, indem ſie Arbeit und Brod verlangten, wieder eine kleine Emeute. Am 4ten fiel eine in Perpignan vor. Am 5ten illuminirte Paris wegen der Zurücktreibung der Ruſſen von Warſchau, und am 9ten wurden aus dieſem Anlaſſe dem ruſſiſchen Botſchafter in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, die Fenſter eingeworfen.

2.

Casimir Perier. Demüthigung der Republicaner.

Der König wünschte, dieser ärgerlichen und sich immer wiederholenden kleinen Emeuten los zu seyn. Zugleich aber wünschte er, mit weniger Gêne diplomatisiren zu können. Mit Einem Worte, er wollte um jeden Preis Ruhe im Innern und Frieden nach außen. Hiebei war ihm aber das Ministerium Lafitte sehr hinderlich. Die Männer der Linken wollten die republicanische Partei schonen und es mit dem Volke nicht verderben, daher konnten sie sich zur Rückkehr der strengen Polizeimaßregeln Karls X nicht entschließen. Nach außen aber wollten sie, auf die Gefahr eines Krieges hin, Frankreich eine ehrenvolle und imponirende Stellung sichern. Sie widersprachen daher im Schoße des Ministeriums selbst der furchtsamen Diplomatie Sebastiani's, und nöthigten ihm durch ihre Einwendungen noch dann und wann eine Schamröthe ab. Dieß war das peinliche Verhältniß, in welchem Lafitte mit dem Könige stand. Der König verdankte vorzüglich ihm die Krone; Lafitte besaß zur Zeit der Juliusrevolution die größte Popularität und hatte beinahe sein ganzes großes Vermögen der Revolution zum Opfer gebracht. Der König war ihm also Dank schuldig und konnte ihn bisher, so lange es ihm noch um Popularität zu thun war, kaum entbehren. Er hatte sich des Dankes zum Theil dadurch entledigt, daß er Lafitte aus seiner Privatcasse unterstützt und von dem Bankerott gerettet. Nun schien Lafitte ihm verpflichtet und die erste Gelegenheit wurde ergriffen, ihn mit seinen lästigen Grundsätzen von Freiheit und französischer Ehre aus der Nähe des Thrones zu entfernen.

Die Revolution in Italien brach aus. Oesterreich war schnell entschlossen, sie mit seinen Bajonnetten zu dämpfen. Lafitte wollte dieß nicht zugeben, und eher einen Krieg wagen, als Italien völlig in Oesterreichs Hände zu liefern. Er glaubte übrigens, es werde an einer kräftigen Drohung genügen, die österreichische Intervention zu verhindern. Allein der König hatte keine schönere Gelegenheit, der heil. Allianz seine Hingebung zu zeigen, ließ also am 6 März die Oesterreicher ungehindert in Italien einrücken und nahm am 10ten das Entlassungsgesuch Lafitte's an. Mit Lafitte trat auch der freisinnige Merilhou aus dem Ministerium.

In nächster Umgebung des Königs bildeten dessen Schwester Mademoiselle Adelaide, der Herzog von Decazes, Marschall Gérard und Baron Athalin eine Camarilla, die jedoch der König niemals in den Vordergrund treten ließ, um sie nicht bloß zu stellen. Da er nun nach und nach mit allen Männern der Linken gebrochen hatte, so blieben ihm nur die der Centrums übrig, um aus ihnen das Ministerium zu ergänzen, und ihm ein Haupt zu geben, und dafür taugte niemand besser, als Casimir Perier, der sich entschieden zum Juste Milieu bekannte, der als Liberaler der alten Zeit und als Redner einen unermeßlichen Ruf hatte, und dessen energischer, ja despotischer Charakter ganz dazu gemacht schien, die Emeuten und Oppositionsreden niederzuschlagen. Da nun Soult für das Kriegswesen vortrefflich war, und Sebastiani als Diplomat den europäischen Mächten das Juste Milieu ganz so geschmeidig zu empfehlen wußte, als der friedliebende König wünschte, so fehlte nur noch Perier, um die Parteien im Innern zu bezähmen.

Er wurde am 13 März zum Premierminister ernannt. Unter

ihm blieben außer Soult und Sebastiani, für die Finanzen Louis, für die Justiz Barthe, für den Cultus und Unterricht Montalivet, für den Handel d'Argout, für die Marine Rigny.

Am 17 März ließ Perier eine Menge Republicaner in Paris aufgreifen, die bei den letzten Emeuten den größten Lärm gemacht hatten, und am 20sten mußte der König eine große militärische Parade veranstalten, um dem Pöbel Furcht einzujagen. Alles kündigte Energie an. In der Kammer selbst erklärte sich Perier am 18ten über die Grundsätze, die er bei seiner Amtsführung befolgen wolle: „Die Ruhe und besonders die Ehre Frankreichs fordert, daß es nicht durch Factionen beherrscht werde. Dieselben Grundsätze müssen unsre auswärtige Politik leiten. Man sucht Europa Mißtrauen vor unserer Revolution einzuflößen. Europa würde sich täuschen. Unsere Revolution ließ die Heilighaltung der Eide triumphiren, aber suchte nicht das Insurrectionsrecht zu sanktioniren. (Beifall in den Centrums.) Unser Princip ist das der Nichtintervention; gebietet dieß uns aber, unsere Waffen überall hin zu tragen, wo dasselbe gestört wird? Wir werden es durch Unterhandlungen unterstützen, aber gestehen keinem Volke das Recht zu, das Blut der Franzosen zu fordern, denn über dieses Blut darf Niemand bestimmen als die Kammer. (Beifall im Centrum. Schweigen links.) Würde Europa, das den Frieden will, die Würde Frankreichs verachten, und unsere Gränzen verletzen, so würde Frankreich nicht lange auf seine Rache warten lassen. (Der Minister verbreitet sich mit großem Lob über das, was Marschall Soult geleistet, und weist darauf hin, daß die vorhandenen Ressourcen unzureichend sind. Dann fährt er fort:) Unsere Verantwortlichkeit legt uns die Verpflichtung auf, unsere Maßregeln im voraus

zu nehmen. Nicht als ob wir ſagen wollten, es ſey die Zeit des Kriegs gekommen, denn wir geſtehen Aufſtänden nicht das Recht zu, uns ohne Grund dahin zu treiben; aber wir müſſen uns auf alles gefaßt halten. Indeſſen hoffen wir, daß die europäiſchen Mächte bald ihre wahren Intereſſen erkennen, und unter ſich über eine allgemeine Entwaffnung übereinkommen werden, die alles Mißtrauen beſchwichtigen, und den Völkern jene Gewißheit des Friedens verſchaffen wird, welche allein den erſchütterten Credit wieder heben kann." Schließlich erklärt der Redner, daß das Miniſterium in ſeinen Vorſchlägen einſtimmig ſey, und auf die vertrauensvolle Mitwirkung der Kammern zähle. Nach ihm tritt der Kriegsminiſter (Marſchall Soult) auf, wiederholt die Verſicherung der Einſtimmigkeit des Cabinets, erklärt aber, daß die Armee noch unvollſtändig ſey, und alle bisherigen Ausgaben ſich nur nach dem Friedensfuße gerichtet hätten, ſo daß im Fall eines Kriegs neue Opfer gebracht, an die Kammern neue Forderungen geſtellt werden müßten. (Große Senſation.) Unmittelbar darauf betritt der neue Finanzminiſter, Baron Louis, die Tribüne, entwirft eine nicht durchaus erfreuliche Schilderung der Lage des Schatzes, und legt dann einen Geſetzesentwurf vor, worin eine Erhöhung der Grund- und der Patent-Steuer von nicht weniger als hundert Millionen Fr. gefordert wird, nemlich 55 Centimes von der Grundſteuer (85 Millionen) und 50 Centimes von den Patenten (12 Millionen), was unter Hinzurechnung einiger andern Erhöhungen von 3 Millionen, jene 100 Millionen ausmacht. (Die Verſammlung geräth in große Aufregung; die Größe der geforderten Opfer ſcheint einen ſehr ſchmerzlichen Eindruck zu machen.) Endlich erhebt ſich auch der Siegel-

bewahrer, und setzt die Nothwendigkeit auseinander, nähere gesetzliche Bestimmungen über Verhütung und Bestrafung von Aufständen und Zusammenrottungen zu treffen, worauf er einen darauf bezüglichen Gesetzesentwurf vorlegt, der an die Bureaux verwiesen wird."

Diese Erklärungen der Minister und die gleichzeitig einlaufenden Nachrichten von dem Einmarsche der Oesterreicher in Italien, erregten heftigen Widerspruch in der Kammer. Das Ministerium forderte große Geldopfer, trat dem Volk auf den Nacken und gab ihm doch keinerlei Garantie in Betreff der auswärtigen Politik. Also rüstete sich die Opposition zu einem gewaltigen Sturme; aber Perier, seiner offensiven Taktik getreu, spielte den Krieg auf das Gebiet der Opposition selbst hinüber, indem er den alten Lafayette durch Guizot und Sebastiani als Propagandisten anklagte, der, unbekümmert um die Ruhe Frankreichs, nur andere Völker zu insurgiren suche und durch seine Umtriebe, z. B. in Italien, das eben begonnene Friedenswerk der Diplomatik immer wieder zu vernichten, und das alte Mißtrauen gegen Frankreich zu nähren trachte. Es gelang indessen dem Juste Milieu nicht, Lafayette zu decontenanciren, denn als man ihm die Briefe vorhielt, die er an die Italiener geschrieben, hielt er dem Ministerium die Briefe vor, welche russische Generale vor der Warschauer Revolution geschrieben, und aus welchen ganz klar die Absicht Rußlands hervorging, Frankreich anzugreifen. Während also das Juste Milieu klagte, alles sey mit der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich zufrieden, und nur Lafayette störe dieses Vertrauen, bewies Lafayette im Gegentheil, daß Niemand mit der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich zufrieden sey, und daß die heil. Allianz bald über Frankreich

herfallen würde, wenn Frankreich ihr durch die Unterstützung seiner natürlichen Bundesgenossen keine Hindernisse in den Weg legte. Er fügt hinzu: „Wenn man uns, die Opposition, beschuldigt, den Krieg um jeden Preis zu wollen, alle Leiden desselben auf unser Land zu ziehen, während wir nichts wollen, als seine Unabhängigkeit, seine Freiheit, sein Lebensprincip, seine Nationalehre vertheidigen, könnten wir da nicht unsrerseits, hoffentlich mit gleichem Unrechte, diejenigen, die den Frieden um jeden Preis wollen, anklagen, daß sie bei den Höfen Europa's für unsere Volksrevolution der Juliustage Verzeihung auswirken möchten, indem sie den Aufschwung der Freiheit im Innern niederhalten, und in den fremden Ländern ihn unterdrücken lassen?"

Dieser kräftige Ausfall Lafayette's schlug das Ministerium zurück. Um dieselbe Zeit schrieb Chateaubriand eine geistreiche Brochüre in Karlistischem Sinne, wodurch er dem Juste Milieu gleichfalls eine tödtliche Wunde versetzte. Er sagte darin: „Die Verlegenheiten dieser Monarchie enthüllen sich jeden Augenblick; sie steht im Mißklange mit den sie umgebenden absoluten Continentalmonarchien. Ihre Mission besteht im Fortschreiten, und ihre Führer wagen keinen Schritt vorwärts; sie kann nun aber weder stillstehen noch zurückgehen; und aus Furcht in den Abgrund zu stürzen, stehen ihre Führer still oder weichen zurück. Ihre Sympathien sind für die Völker; läßt man sie diese Völker verläugnen, so bleibt ihr kein Verbündeter mehr übrig."

Noch gefährlicher drohten dem neuen Ministerium die Associationen zu werden, die sich damals in ganz Frankreich zu bilden anfingen, unter dem Vorwande, die Rückkehr Karls X zu verhüten, da die Kammer gerade damals über-

ein definitives Gesetz, die Ausschließung der ältern Bourbonischen Linie betreffend, debattirte. Perier, der wohl begriff, daß die Associationen dabei nicht stehen bleiben würden, untersagte sie und erklärte in einem Umlaufschreiben an die Präfecte: „Es haben sich in einigen Departementen Associationen unter dem Namen Nationalassociationen gebildet. Ihr zugestandener Zweck ist, die Unabhängigkeit des Landes und die ewige Ausschließung der abgeschafften Dynastie zu sichern. Sie suchen durch Affiliationen sich zu verbreiten, und fordern Subscriptionen, die jeden Monat entrichtet werden sollen; sie werden durch Comité's geleitet; mit Einem Worte, sie sind constituirt. Diese Associationen haben einen Aufruf an den Patriotismus erlassen, und es ist leicht begreiflich, daß sie unter diesem Titel den Beitritt vieler guten Bürger erhalten haben. Die Vertheidigung der Revolution und des Gebiets ist aber die erste Pflicht der Regierung. Eine zu Erfüllung dieser Pflicht gebildete Föderation setzt voraus, daß die Regierung dieselbe nicht erfülle; sie offenbart ein beleidigendes Mißtrauen gegen die Staatsgewalt, gegen die regelmäßige Macht der Gesellschaft, und beschuldigt sie mittelbar, die Sache der Freiheit und der Unabhängigkeit zu verrathen."

Am 21 März nahm die Deputirtenkammer das die Bourbons betreffende, zuerst von Bärde vorgeschlagene Gesetz mit 220 gegen 122 Stimmen an, wornach Karl X und seine Familie für immer aus Frankreich ausgeschlossen, ihre Güter aber, sofern sie ihr Privat- und nicht Staats-Eigenthum seyen, öffentlich veräußert und der Betrag ihr zugestellt werden sollte, da diese verbannte Familie keine Güter mehr in Frankreich besitzen dürfe. Wie scho-

schonend man dabei verfuhr, geht aus dem Umstand hervor, daß die Mehrheit der Kammer ausdrücklich das Wort Verbannung vermied und dafür nur Ausschließung setzte. — Mit diesem Act betrachtete man den Zweck der Associationen für erreicht und verbot dieselben so streng, daß man sogar die Zurücknahme der Unterschriften bei Strafe des Amtsverlustes von allen Staatsdienern verlangte. Hierauf legten Odilon-Barrot, Lamarque und viele andere Unterzeichner ihre Civil- und Militär-Stellen nieder. Die Associationen nahmen aber wirklich keinen Fortgang, und Perier schien mehr Furcht in den Provinzen zu erwecken, als in der Kammer, die ihn wiederholt angriff.

Als das Ministerium einen neuen Credit von 100 Millionen verlangte, gab dieß zu neuen stürmischen Debatten Anlaß. Man frug sich, ob das Juste Milieu, das so viel koste, dem Lande dafür Ersatz gewähre? Man berechnete, daß die neue Regierung vom August des vorigen Jahres bis zum Anfang des Aprils bereits 1200 Millionen gekostet habe: „Sieben Zwölftheile der ganzen gewöhnlichen Jahreseinnahme, oder an 600 Millionen Franken, 50 Millionen als Ueberschuß von der Emigrantenentschädigung, ein Credit von 200 Millionen und eine andere Anleihe von 100 Millionen; endlich 200 Millionen, für welche sie Tresorscheine auszugeben ermächtigt ist. Im Ganzen nahe an 1200 Millionen, von denen aber 251 als Rückstände vom letzten Jahre abzuziehen sind.“ Man stellte diesen Aufwand zusammen mit der Unthätigkeit der Regierung in einem Augenblick, wo Rußland in Polen, Oesterreich in der Romagna eingefallen war und die Londner Conferenz sich eher auf Seite der Holländer als der Belgier neigte, wo die Reaction gegen die Juliusrevolution einen raschen Vorsprung nahm.

In diesem kritischen Augenblicke trat Lamarque ver und bekämpfte aufs neue in glänzender Rede die Politik des Juste Milieu (4 April): „Alles um euch her ist fest gebun- den, und ihr habt keine Verbündeten mehr; denn heut zu Tage, wo der Gedanke die Welt beherrscht, gehen die Mei- nungen den Interessen voraus, und unter allen Zonen sind die legitimen Dynastien und die alten Aristokratien bereit, sich gegen die sie bedrohenden Principien zu bewaffnen. Wir, die wir vergleichungsweise schwächer als 1789 sind, haben demnach unsere ganze föderative Kraft verloren. Unsere Politik war, uns auf den Süden zu stützen, und jetzt herrscht die Newa am Manzanares; Portugal hat vergessen, daß es den Anstrengungen Ludwigs XIV seine Befreiung von dem spanischen Joche verdankte! Im Norden ist kein Gegenge- wicht vorhanden; Schweden erhält keine Subsidien mehr von uns; die Türkei, unser treuer Verbündeter seit Franz I, müdet sich in ihrem Todeskampfe ab; nirgend sind Freunde, und von dem Eise des Pols bis zu den Säulen des Hercules gibt es keine Regierung, die nicht feindlich gegen uns gesinnt wäre. Woher mag wohl das blinde Vertrauen unserer Mi- nister rühren? Wer kann ihnen diese unerschütterliche Sicher- heit einflößen? Etwa Versprechungen, die durch Thatsachen widerlegt werden? Sehen sie nicht, wie Preußen seine Ar- meecorps organisirt, seine Landwehren herbeiruft, Magazine errichtet, und sich bereit macht über uns herzufallen? Wis- sen sie nicht, daß in diesem Augenblicke 24,000 Hannovera- ner und Braunschweiger im Namen des deutschen Bundes gegen Luxemburg heranrücken? Ist ihnen unbekannt, daß Colonnen Oesterreicher aus Steyermark und aus dem tiefen Gallizien in Eilmärschen nach dem Mailändischen ziehen?

Hören sie nicht das unverschämte Geschrei, das der Fanatismus jenseits der Pyrenäen ausstößt? Glauben sie, daß auf den blutigen Trümmern von Praga die donischen Kosaken sonst nicht gerufen haben würden: Paris! Paris! Hoffen sie noch, daß ihr auf dieser Tribune mit solcher Zuversicht ausgesprochenes, und später mit so bedauernswerther Zweideutigkeit erläutertes Princip irgendwo geachtet werden wird? Nur noch einige Tage Zeit, so wird man sehen, wie die Panduren und Rothmäntel die Rechte der Nationen achten! Von Modena, wovon ihr glaubt, daß das Heimfallsrecht ihnen den Eintritt gestatte, zogen sie nach Bologna, wohin sie die Stimme des Christenvaters berief; von da werden sie, mit Hintansetzung eurer Beschwörungen, oder euern Drohungen Trotz bietend, in die übrige Romagna fortrücken, wenn nicht etwa euer Botschafter selbst die Verpflichtung auf sich nimmt, die Gegenrevolution, die sie verlangen, zu vollbringen. Sodann werden sie, falls sie ihre Anwesenheit daselbst für nothwendig erachten sollten, nach Florenz und Neapel rücken, die Oesterreich durch Bande der Verwandtschaft am Herzen liegen. Preußen und Rußland werden am Ende diesem Beispiele folgen. Können sie in der That dulden, daß der Schwager des Autokrators der schönsten Blume seiner Krone beraubt werde? Nein! Sie werden die von euch getäuschten und zurückgestoßenen Belgier einladen, den Ring ihrer Kette wieder einzuhängen; man wird ihnen einige Concessionen anbieten, einige Ehrgeizige befriedigen, und wenn die Völker um euch her gehörig unterworfen sind, wenn alle Sympathie erloschen, wenn das Blut eurer einzigen Freunde unter dem Beile der Henker geflossen ist, dann wird der Augenblick kommen, wo die verschwornen Könige die Rech-

nung über ihr Betragen von der unruhigen Nation fordern werden, die die Throne stürzt, gegen die Legitimität sich auflehnt und auszusprechen wagt, daß das Menschengeschlecht nicht dazu geschaffen sey, einigen Despoten zu gehorchen. — Unsere Gefahren sind demnach vor der Thüre, und dennoch konnten wir sie beschwören. Bei dem Zeichen, das ihr gegeben, wurden alle Nationen tief ergriffen. Das englische Volk trennte sich von seiner Aristokratie, um eurem Triumphe Beifall zu zollen; Brüssel erinnerte sich, daß es 25 Jahre lang französisch gewesen; Spanien glaubte, wir würden das Attentat unserer Intervention verwischen; das großherzige Polen grub sein Grab, bereit in dasselbe für uns hinabzusteigen, und sein Opfer ist vielleicht nur verschoben! . . Die Schweiz, Savoyen, fast ganz Italien haben den Ruf der Freiheit ergehen lassen. Sie waren unsere Verbündeten; wir hätten sie aufmuntern, ihnen beistehen und dieß im Angesichte der Welt aussprechen sollen. Was hat unsere Regierung gethan?"

In gleichem Sinne sprach Mauguin: „Seit mehrern Monaten scheinen wir das Talent verloren zu haben, das die zu großen Dingen berufenen Völker und Männer charakterisirt, das Talent eine Partei, und diese zur rechten Zeit zu ergreifen. Wir leiten die Ereignisse nicht, sondern die Ereignisse leiten uns; sie thürmen sich auf, drängen uns, reißen uns mit sich fort. Wir geben ihnen, aber zu spät, nach, und verlieren die Macht sie zu leiten, weil wir nicht so geschickt waren, ihnen zuvor zu kommen. Was haben wir im Auslande gethan? Belgien erhebt sich; wir eröffnen Conferenzen und Protokolle; später kommt die Reihe an Italien; wir sprechen schon von Conferenzen und wollen ebenfalls Protokolle unterzeichnen. Während dieser Zeit wird das preis-

gegebene Polen entrüſtet und kämpft; Belgien klagt und ſpaltet ſich; Italien wird von der mächtigen Hand, die es erfaßt, zurückgedrängt, und wenn wir eines Tages alle dieſe Völker für uns aufrufen wollen, ſo werden wir ſie von der Macht unſerer Feinde mehr erſchreckt, als von der unſrigen ermuthigt finden."

Ferner: „Dieß iſt kurz unſere politiſche Lage. Wir geben Polen an Rußland, Italien an Oeſterreich, Belgien an Preußen und den deutſchen Bund preis; und doch wiſſen wir, daß Preußen, Rußland und Oeſterreich uns bekriegen wollen. Um aber dieſe friedlichen Abſichten beſſer durchzuſetzen, macht das Miniſterium Frankreich ein Geheimniß aus dem Briefe unſeres Botſchafters an dem öſterreichiſchen Hofe, und den kaum verſtellten Abſichten des Kaiſers von Rußland. Jetzt ſcheinen dieſe Mächte auf ihre Entwürfe zu verzichten; ſie werden aber ſchon wieder zu denſelben greifen, wenn ſie uns mit ihren Bajonnetten umringt haben. Ein ariſtokratiſches Cabinet kann die Vollziehung ſeiner Abſichten verzögern; es verzichtet aber nie darauf. So hat man dem conſtitutionellen Spanien drei Jahre Zeit gelaſſen. Nach unſerer Revolution träumte ich für Frankreich eine andere Zukunft; ich ſah es groß und ſtark, glücklich nach innen, ruhmvoll nach außen. Alle dieſe Gedanken muß man aufgeben; auf alle dieſe Hoffnungen muß man verzichten. Wir müſſen uns unſerem Geſchick unterwerfen; unſere Diplomatie hat es nicht beſſer gewollt. Um Niemanden Furcht einzuflößen, zittern wir vor Jedermann."

Auf dieſelbe Weiſe drückte ſich Odilon-Barrot aus: „Was wird die Folge davon ſeyn, wenn wir das Recht gewaltſamer Einmiſchung in die Angelegenheiten anderer Völker überall ſich geltend machen laſſen? Wir werden unſere Ver-

bündeten, wir werden die mit uns sympathisirenden Gesinnungen verschwinden sehen; wir werden uns vor unsern eigenen Augen erniedrigen, weil wir auswärts bestrafen lassen, was das Lebensprincip unsrer eigenen Einrichtungen ist. Werden wir dann später im Stande seyn, den Kampf für unsere Principien durchzufechten? Dieser Kampf aber ist unvermeidlich, nothwendig."

Alle diese Reden fruchteten jedoch nichts. Im Gegentheile setzte Perier eine Art von Triumph darein, durch die unterwürfigste Sprache gegen das Ausland und durch die barscheste gegen das Inland die Opposition noch tiefer zu kränken. St. Aulaire, der französische Botschafter in Rom, erließ eine Note, wodurch Frankreich ausdrücklich jede Theilnahme an der italienischen Insurrection desavouirte, und in dieser Note wurde der König der Franzosen sogar im alten Style der „allerchristlichste" König genannt. Auch Guilleminot wurde um diese Zeit von Constantinopel zurückgerufen, um ihn dafür zu strafen, daß er gewagt hatte, das französische Interesse bei der Pforte zu wahren, und um der Welt zu beweisen, daß die französische Regierung eben so wenig indirect als direct etwas zu Gunsten der Polen thun wolle.

In Bezug auf die innere Politik beschränkte sich die vielgepriesene Energie Periers auf die Dämpfung der Emeuten, deren Unmacht die Energie weniger forderte, als beschämte, und die, eben weil sie so unbedeutend waren, trotz der für definitiv ausgegebenen Dämpfungen fast alle Wochen wieder von neuem ausbrachen, um wieder gedämpft zu werden.

Mit den Karlisten verfuhr das Juste-Milieu säuberlich, weil ein Instinct ihm sagte, daß ihm dieselben weniger gefährlich seyen, als die Republicaner, und weil es durch

deren Schonung einen dreifachen politischen Vortheil errang. Erstens nämlich erkaufte sich Ludwig Philipp durch möglichste Schonung der Karlisten die Geneigtheit der heil. Allianz und der europäischen Aristokratie; zweitens unterhielt er in den Karlisten ein Gegengewicht gegen die Republicaner, und drittens mußten ihm die Karlisten dienen, theils die Indignation des Volks von sich auf sie abzuleiten, theils durch fortwährende Siege über diese Partei sich beständig das Ansehen des Freiheitbeschützers und Vaterlandsretters zu geben. Aus diesem Gesichtspunkte schlauer Klugheit und Duperie erklärt sich das ganze Verfahren der Regierung gegen die Karlisten. Diese selbst waren anfangs noch niedergeschlagen und in doppelter Furcht vor der Regierung und vor den Republicanern. Nach und nach aber profitirten sie von der Schonung der erstern und verbanden sich mit den letztern, und ihre so hoffnungslose Sache schien durch den Zwiespalt des Liberalismus mit dem Juste-Milieu schnell wieder zu gewinnen.

Zwar wurden am 11 April die ins Ausland geflohenen Exminister Karls X nachträglich in contumaciam verurtheilt, aber diese Verurtheilung machte weniger Aufsehen, als die Vertheidigungsschrift, welche Montbel von Wien aus schrieb. Zwar ging das Gesetz, welches den ältern Zweig der Bourbons verbannte, in der Deputirtenkammer durch, aber mit so vieler Schonung der Betheiligten, daß man sogar den Ausdruck „Verbannung" vermied, und als das Gesetz im April vor die Pairskammer kam, hielten die alten Freunde Karls X, insbesondere der Herzog von Fitz-James, entschieden Karlistische Reden. So wenig Schrecken flößte das Juste-Milieu ein. Auch die Geistlichkeit gab ihre Ansprüche nicht auf, trotz der großen Emeute im Februar. Als der berühmte Bischof Gregoire am

28 Mai in Paris ſtarb, wollte ihn ſeiner bekannten Freigeiſterei wegen der Erzbiſchof durchaus nicht in geweihter Erde begraben laſſen, und verbot es den Pfarrern bei Kirchenbann, unter denen ſich jedoch einige fanden, welche die Ueberreſte dieſes merkwürdigen Veteranen der Revolution unter dem Beiſtande der weltlichen Behörde zur Ruhe beſtatteten.

In den Provinzen hätten ſich die Karliſten damals noch nicht organiſirt. Es herrſchte noch Furcht. Das Juſte-Milieu war noch nicht ganz unpopulär. Doch ließ ihnen dieſes Zeit, ſich zu organiſiren. Der energiſche General Lamarque, welcher die erſten zum Vorſcheine kommenden Funken des Aufruhrs in der Vendée ſchnell erſtickt hatte, wurde zurückgerufen. General Bonnet, der ihn erſetzen ſollte, zeigte nicht gleiche Strenge. Man hörte von herumziehenden Chouans; man nannte als Anführer den Förſter Diot, im Dienſte der berühmten Familie Laroche-Jacquelin, und einen Glaſer Sortant. Ein Dritter, der Exgardiſt Berenger, wurde von Bonnet gefangen. Später wurden die Brüder La Houſſaye als Häuptlinge genannt. Dieſe kleinen Banden waren jedoch damals noch von geringer Bedeutung und verſteckten ſich gleich wieder, wo ſie ernſtlich angegriffen wurden. Wichtiger war die Verbindung des Vendée-Adels mit Holyrood, wodurch eine förmliche Contrerevolution vorbereitet wurde. Im Julius reiſete die Herzogin von Berry von England durch Deutſchland nach Italien, um von hier aus die Contrerevolution zu organiſiren. Hierzu war das ſüdliche Frankreich noch günſtiger gelegen, als das weſtliche. Doch herrſchte damals noch eine Ruhe in dieſen Provinzen, die nur durch minder bedeutende Emeuten einigemal unterbrochen wurde. So wiederholten ſich die ſchon früher berühr-

ten Händel zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Karliſten und Liberalen in Nimes abermals am 15 April und 18 Junius.

Gegen die Republicaner verfuhr Perier ſtrenger. Er hatte deren ſchon viele bei der letzten Pariſer Emeute verhaften laſſen. Am 6 April ließ er der Geſellſchaft amis du peuple den Proceß machen. Sie vertheidigte ſich aber mit großer Kühnheit, wurde von der Jury freigeſprochen, und vom Volke mit dem lauteſten Enthuſiasmus durch die Straßen von Paris geführt, am 15ten. Da nun das Juſte-Milieu die Gerichte zu unabhängig fand, ſo faßte es den Entſchluß, das Mouvement zu beſchimpfen, und die Helden der Juliusrevolution verächtlich zu machen. Dieß geſchah auf doppelte Weiſe, durch die Juliusdecoration und durch die Spritzen.

Schon früher war der König darauf bedacht geweſen, den Juliushelden mitzuſpielen, wie einſt Napoleon den alten Republicanern mitgeſpielt hatte. Er wollte nämlich einen Orden für ſie ſtiften, wobei ſie natürlich das republicaniſche Kleid ausziehen und das royaliſtiſche anziehen mußten, und wodurch die Selbſtbefreiung eines Volkes in eine bloße Handlung der Ergebenheit für das Haus Orleans verwandelt wurde. Abſichtlich aber hatte der König gewartet, bis der Enthuſiasmus jener Juliusrevolution ſich noch mehr würde abgekühlt haben, um dann mit Hülfe der menſchlichen Eitelkeit in dieſer Sache deſto freieres Spiel zu haben. Früher hatte der Orden noch ein halb republicaniſches, halb Napoleoniſches Anſehen erhalten ſollen. Jetzt aber, am 2 Mai, ließ der König bekannt machen, daß das Juliuskreuz an einem blauen (ſtatt rothen) Bande getragen, daß die Worte „vom Könige gegeben" hinzugefügt werden, und daß die Ordensritter dem Kö-

nige den Eid der Treue leisten sollten. Gegen diese „Entheiligung des Juliusgeistes" erhob sich nun heftiger Widerstand. Doch zeigten die eiteln Franzosen nicht so vielen Bürgerstolz, als die Belgier, die einen ähnlichen Orden verschmähten; sie zeigten vielmehr sehr vielen Eifer für diese Auszeichnung, und waren mit der Regierung nur im Streit über die Form. Am 6 Mai hielten die Mitkämpfer im Julius eine Versammlung, welche Garnier Pagès, ein sehr ausgezeichneter neugewählter Deputirter, präsidirte, und wobei ein alter Mann, Decrombis, der 1789 die Bastille gestürmt und auch 1830 im Julius mitgefochten hatte, vorzüglich Aufsehen erregte. Hier wurde für das blaue Band gestimmt, der Zusatz „vom Könige gegeben" aber und der Eid verworfen. Auch sollte nicht der König, sondern die alten Helden der Bastille den Orden austheilen dürfen. Gleichwohl bestand der König in einer Ordonnanz vom 13 Mai auf seinem frühern Beschlusse, dem viele Folge leisteten. Andere legten den Orden eigenmächtig an, noch andere verschmähten ihn gänzlich. Diese Jämmerlichkeiten wurden endlich über andern Dinge vergessen; der König aber hatte seine Absicht, die Julinshelden zu entwürdigen, für den Augenblick wirklich erreicht.

Eben so gelang es ihm, die Emeuten lächerlich zu machen. Am 5 Mai, dem Sterbetage Napoleons, wurde die Vendomesäule mit Blumen bedeckt, und aus dem Gedränge entstanden Emeuten, die auch die folgenden Tage wiederholt wurden. Am 9ten war der Spectakel am ärgsten, und des Geschreis: vive l'emp[illegible] vive la république! kein Ende. Da ließ die Behörde die [illegible]peurs-Pompiers mit ihren Feuerspritzen anrücken und das unruhige Volk mit Wasser bespritzen, wodurch unter Wuthgeschrei und Gelächter der Sache

ein Ende gemacht wurde. Bisher waren die Emeuten lächerlich gewesen, ohne daß sie dafür gehalten wurden, von jetzt an wurden sie auch dafür gehalten. Daher waren die kleinen Emeuten am 13 und 16 Junius und 14 Julius bloße verächtliche Zusammenläufe, die den Namen des Republicanismus nur voranstellten, um ihn noch mehr herabzuwürdigen. — Ungefähr dieselbe Bewandtniß hatte es mit der Napoleonistischen Emeute in Ajaccio, Napoleons Geburtsort, auf Corsica, am 1 Mai, und mit der republicanischen Emeute zu Tarascon, wo am 23 Mai ein Freiheitsbaum gepflanzt wurde. Dieß alles waren nur Spielereien, Aufläufe, die von den Nationalgarden leicht unterdrückt wurden, eben so der kleine Auflauf zu Bordeaux am 4 Mai.

3.

Wahlen. Königliche Rundreise. Die neue Kammer.

Nachdem das Verbannungsgesetz trotz der Opposition der Karlistischen Pairs am 19 April auch in der Pairskammer durchgegangen war, wurde dennoch seine Sanction dadurch hinausgeschoben, daß der König am folgenden Tage, 20 April, die Kammer prorogirte. Wir sahen früher, daß man schon unmittelbar nach der Juliusrevolution eine Erneuerung der Wahlen verlangt, daß aber das Juste Milieu die Beibehaltung der alten Deputirten, der ihm befreundeten Doctrinäre, durchgesetzt hatte. Jetzt, nachdem das System des Juste Milieu besser befestigt und das Mouvement gedemüthigt war, durfte die Regierung eher darauf rechnen, daß die neuen Wahlen zu ihren Gunsten ausfallen würden. Indeß

lös'te sie die Kammer noch nicht auf, sondern prorogirte sie nur und schickte die ihr ergebenen Deputirten in die Departemente, um zu sondiren und die Gemüther zu stimmen. In derselben Absicht unternahm der König selbst vom 16 bis 27 Mai eine kleine Rundreise, und schickte zugleich auch seinen jüngsten Sohn, den Prinzen von Joinville, als Seecadet ayfs Meer und nach Algier. Was dieses bürgerliche Erziehungssystem gut machen sollte, wurde jedoch wieder verdorben durch die Devotion, mit welcher man den Prinzen überall behandelte, und man scherzte mehr über die Komödie, welche gespielt wurde, als daß man von der rauhen Tugend des Bürgerkönigs gerührt worden wäre. Gleichwohl fand der König alles seinen Absichten günstig, die Karlisten furchtsam oder wenigstens zurückhaltend, die Republicaner gedemüthigt und schlaff, die friedliebende Mehrheit der Besitzer und die Doctrinärs ihm ergeben. Er durfte darauf rechnen, daß man wieder eine Kammer wählen werde, wie die vorige; darum wurde diese letztere am 31 Mai definitiv aufgelös't.

Diese alte Kammer hatte das Juste Milieu überall unterstützt, und theilte mit ihm seine Fehler. „Anfangs war sie volksthümlich, als sie gegen die Ermiuister auftrat, das Sacrilegiengesetz aufhob, die Jury für Preßprocesse einführte und die Verwundeten pflegte. Schon minder populär wurde sie durch die halben Maßregeln in Bezug auf Wiedererwählung angestellter Abgeordneter, durch ihre Energie gegen Ankleber und Ausrufer, und die ersten außerordentlichen Abgaben konnten nicht sehr zu ihrer Volksthümlichkeit beitragen. Nachdem sie darauf durch Wegnehmen der Emigrirten-Indemnität die Anhänger der vorigen Regierung vollends zu ihren Todfeinden gemacht und dadurch die Opposition etwas verstärkt

hatte, kam das lange, Alles hinausschiebende Nationalgardengesetz und die Amendements, die Feldnationalgarden und Lafayette wurden abgesetzt, das Municipalgesetz befriedigte nicht Alle, das Wahlgesetz fehlte gegen sein Princip, von dem Vorschlage gegen Cumuliren der Anstellungen wollte man nicht viel hören, desto mehr von Maßregeln gegen den Ausbruch des Mißvergnügens unter den ärmeren Volksclassen, und dazu kamen endlich die bedeutenden außerordentlichen Auflagen, und nebenbei die Jeremiaden in der Pairskammer über Karl X, den Herrn Fitz-James mit Prometheus verglich, offenbar, weil die Restauration das göttliche Licht zur Aufklärung der Menschen benutzen wollte." — Mehr als dieß alles aber schadete der Kammer ihre Uebereinstimmung mit der auswärtigen Politik des Ministeriums, die Unthätigkeit in der polnischen und italienischen Sache. Gleichwohl hinderte diese Unpopularität nicht, daß nicht dennoch beinahe die nämliche Kammer wieder gewählt wurde, denn unter dem Theile des Volkes, aus welchem die Wähler bestanden, also unter den Wohlhabenden, fand das Juste Milieu noch immer großen Anhang, weil es den Frieden und den Besitz zu garantiren schien. Die Kammer hatte in dem neuen Wahlgesetz den alten Wahlcensus der Restauration von 300 Fr. nur auf 200 herabgesetzt, da die Opposition eine noch tiefere Herabsetzung und größere Ausdehnung des Wahlrechts im republicanischen Sinne verlangt hatte.

Obgleich nun die Opposition sich alle Mühe gab, Candidaten des Mouvement in die Kammer zu bringen, so siegten doch in den meisten Fällen die des Juste Milieu. Häufig wählten nur wenige Reiche einen Mann, welcher der ganzen übrigen ärmeren Bevölkerung verhaßt war. So z. B. in

Straßburg, wo der Volkshaß gegen den muthmaßlichen Candidaten, die Wähler und den Maire sich in kleinen Emeuten, nächtlichen Charivaris, Fenstereinwerfen ꝛc. vom 3 Junius an mehrere Nächte hinter einander Luft machte.

Die Regierung gab sich Mühe, die republicanische Partei, welche außer Paris ihren Sitz vorzüglich in den nördlichen und östlichen Departements hatte, noch vor den Wahlen zu überreden und zu überzeugen, daß das Juste Milieu das bessere System sey. Sie benutzte dazu den glücklichen Augenblick, da eine französische Flotte Lissabon blokirt und Don Miguel zur Bewilligung der französischen Forderungen gezwungen hatte, und da die Oesterreicher Ancona räumten. Von beiden Begebenheiten werden wir später insbesondere sprechen. Es ist wahr, sie schienen von der Kraft des Ministerium Perier zu zeugen. Allein man wandte ein, ein Sieg über Don Miguel erfordere keinen großen Aufwand von Kraft, und der Rückzug der Oesterreicher sey keineswegs eine Folge der französischen Drohungen, sondern vielmehr der französischen Concessionen, um den Preis Polens, und wenn Frankreich von der italienischen Sache Ehre haben wolle, hätte es den Einmarsch der Oesterreicher von vorn herein verhindern sollen. Unbekümmert um solche Einwürfe, drückte sich Perier im Moniteur vom 3 Junius mit großer Ostentation über diese ruhmvollen Erfolge der auswärtigen Politik Frankreichs aus; warf den Republicanern vor, daß sie allein es seyen, die durch ihren unruhigen Geist seine Politik beständig hemmten, und versprach ihnen, wenn sie ihn nur ruhig gewähren ließen und ihm vertrauten, Frankreichs Ruhm und Glück sicher zu wahren. „Wir haben die Räumung von Ancona durch die österreichischen Truppen gemeldet. Die Regie-

rung von Portugal empfängt eine verdiente Lehre. Dieß sind lakonische, aber entscheidende Antworten auf die Blätter, welche die auswärtige Politik Frankreichs anklagen. Ist es unsere Schuld, wenn die natürliche Entwicklung einer ruhigen, festen und voraussichtigen Politik die Illusionen oder Täuschungen, die man ihr entgegenhält, nach einander umstürzt, und wenn die Geschichte der Regierung den Roman der Parteien widerlegt? Gewiß nicht, und es ist eben so ungerecht, uns das Ereigniß vorzuwerfen, als es ungeschickt ist, sich in den Nachtheil zu versetzen, dieses immer gegen sich selbst sprechen zu lassen. Und zu welchem Zwecke? und zu wessen Nutzen? Welchen Gewinn hofft man für das Land, oder für die Meinungen, die man vertheidigte, aus jenen immer widerlegten Besorgnissen, aus jenen immer unmächtigen Verlegenheiten? Welchen Zweck haben diejenigen vor, die täglich die Lage der Provinzen des Westens übertreiben? oder die den Krieg prophezeyen? Welchen Patrioten sollte nicht die traurige Aufgabe anekeln, sein Vaterland vor dem aufmerksamen Europa herabzusetzen? Welcher Liberale kann ernstlich an der Freiheit unter der Regierung verzweifeln, die sie beschützt? Die Widersacher der Staatsgewalt dürften sich hier nicht beschweren, daß man ihre Absichten anschuldige. Was wollen sie denn? Die Regierung belehren? Aber die Wachsamkeit, die warnt, thut dieß nicht in so bitteren Ausdrücken. Die Feinde der Revolution einschüchtern? Aber das Schauspiel unserer Zwistigkeiten ist nicht geeignet, diese Folge hervorzubringen. Die Freiheit befestigen? Aber ihre Kraft bedarf, um unangreifbar zu seyn, des Beistandes einer im Innern und nach außen geachteten Staatsgewalt. Wir wollen ihnen das Beispiel des Wohlwollens geben, das immer aufrichtige

Erörterungen beseelen sollte. Wir wollen ihnen sagen, daß falsche Rathschläge, die immer durch die Ereignisse widerlegt werden, unbestimmte Einflüsterungen, die durch nichts motivirt sind, eine Heftigkeit der Sprache, die nicht immer eine große Wärme der Ueberzeugung beweist, hinreichen, um auf den Geist der Wähler den unseligen Einfluß zu üben, den wir, wie sie uns vorwarfen, zu ihrem Schaden ausüben sollen."

So, gleichsam im väterlichen Unwillen sprach der Minister. Der König selbst aber beschloß durch eine zweite größere Rundreise in den östlichen Departements Vertrauen für seine Person und seine Grundsätze einzuflößen. Er war darin nicht glücklich. Man machte eine Carricatur auf ihn mit der Unterschrift Lolo-Phipli, commis voyageur de la maison Perier. In der Provinz fand er das Volk freimüthiger, als er selbst sich ihm hatte darstellen wollen. Nachdem er am 6 Junius Paris verlassen, hielt er am 10ten seinen feierlichen Einzug in Metz. Hier empfingen ihn nicht, wie er erwartet hatte, bloß Glückwünsche, sondern auch Forderungen. Namentlich verlangte man Hülfe für die Polen und eine Reform der noch immer Karlistischen Pairskammer. Der Moniteur selbst berichtet: „Der Gemeinderath von Metz redete den König an: Unvergängliche Monumente des Nationalwillens und Ihrer Hingebung, Sire, für das Heil des Vaterlandes, haben die Julisereignisse die Rechte des ersten Bürgerkönigs auf die Liebe und die Treue der Franzosen geheiligt. Dieß haben alle Gemeinderäthe von Frankreich verkündigt. (Dann folgte die Bitte um Gründung eines Entrepots in Metz.) Noch andere Gedanken allgemeiner Art beschäftigen die Gemüther in unserer Stadt. Die Charte ließ

in

in unserer innern Regierung einen wichtigen Punkt zu ordnen übrig — die Erblichkeit der Pairie; hoffen wir, daß in der nächsten Session die legislative Gewalt aus unsern Gesetzen ein Privilegium verschwinden lassen werde, das fürderhin mit unsern Nationalsitten unvereinbar ist. Unsere Theilnahme ist den Polen zugewendet, deren heroischer Muth für die Freiheit kämpft. Möchte Ew. Majestät Einfluß dieser großherzigen Nation ein der schönen Sache, die sie vertheidigt, würdiges Loos sichern."... Der König antwortete: „Ich bin sehr erkenntlich für die Gefühle, die Sie mir persönlich ausdrücken. Stolz auf das Vertrauen der Nation, rechnete ich mir's stets zum Ruhm an, ihr den Thron zu verdanken. Nur die Hoffnung, ihrer Erwartung zu entsprechen und dem Nationalwillen Kraft zu geben, bestimmte mich, ihn anzunehmen. Ganz gewiß werde ich mit dem von Ihnen gestellten Ansuchen wegen eines Entrepots für die Stadt Metz mich beschäftigen. Dieses Ansuchen ist mir neu, aber es wird geprüft werden mit all der Aufmerksamkeit, die es verdient, und mit der besten Geneigtheit, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Sie sprechen mir von dem, was alle Gemeinderäthe Frankreichs verkündigt hätten; sie haben nichts verkündigt; es kommt ihnen nicht zu, dieß zu thun, oder Berathungen über Gegenstände der hohen Politik zu pflegen. Dieses Recht ist den Kammern vorbehalten. Ich habe also auf diesen Theil Ihrer Rede nicht zu antworten. Das Gleiche gilt von dem, was Sie mir von den diplomatischen Verhältnissen Frankreichs zu den fremden Mächten sagen, über welche die Gemeinderäthe zu berathen eben so wenig berechtigt sind. Uebrigens bin ich immerhin sehr erfreut, Ihnen zu bezeugen, wie viel Vergnügen es mir gewährt, mich in Ihrer Stadt

wieder zu finden, und Ihre Mitbürger wieder zu sehen.“ Hierauf stellte der Maire die Officiere der Nationalgarde vor. Der König sagte ihnen, eine Invasion Frankreichs sey unmöglich, wenn es mit dieser zahlreichen Bürgermiliz bedeckt sey, die im Vereine mit dem Heere Alle vernichten würde, die es wagten, das Gebiet Frankreichs zu verletzen, oder seine Nationalunabhängigkeit anzugreifen. Nun trat ein Capitän der Nationalgarde vor, eine geschriebene Rede in der Hand. Der König fragte ihn: „Sind Sie der Commandant der Nationalgarde?“ — „Nein, Sire, aber ich bin von dem Commandanten delegirt.“ Da ließ ihn der König sprechen, und er begann folgende Rede: „Sire, schon mehr als Einmal seit der Juliusrevolution richtete die Nationalgarde von Metz an Ew. Majestät den Ausdruck ihrer Ergebenheit für den Thron des Bürgerkönigs, so wie ihre Wünsche für die Institutionen, die ihn befestigen müssen. Bald werden Sie in unsern Reihen neue Beweise unserer Liebe empfangen. Wir tragen auf unserer Fahne den Wahlspruch: Freiheit, öffentliche Ordnung. In unsern Augen sind diese beiden Ideen unzertrennlich. Wenn die Ordnung eine unumgängliche Bedingung der Freiheit ist, hat denn die Erfahrung nicht auch bewiesen, daß das sicherste Mittel die Ordnung zu sichern darin besteht, durch freisinnige und populaire Gesetze den fortschreitenden Bedürfnissen der Civilisation zu genügen? Unter diesen Gesetzen ist dasjenige das entschiedenste für die Zukunft Frankreichs, das den zweiten Zweig der gesetzgebenden Gewalt organisiren soll.“... Bei diesen Worten unterbrach ihn der König, indem er ihm sagte: „Die bewaffnete Macht berathet nicht; Sie sind auch nicht das Organ der Nationalgarde, ich darf also nicht weiter hören.“

Der Courrier de la Moselle fügt hinzu: „Der Capitän antwortete: „Sire, es ist kein Rath, den sie gibt, sondern ein Wunsch, den sie ausdrückt.“ Der König aber soll entgegnet haben: „Die Nationalgarde hat keine Wünsche zu bilden; die Berathungen sind ihr untersagt; ich will nichts weiter hören.“ Nun zog sich das Officiercorps zurück. Das erwähnte Journal sagt, es enthalte sich der in Menge aufdrängenden Bemerkungen über einen eben so neuen als unerwarteten Vorfall; es wolle bloß erinnern, daß wenige Tage vor der Ankunft des Königs der Maire von Metz ein von dem Präsidenten des Ministerconseils erhaltenes Schreiben habe anschlagen lassen, in dem Jedermann folgende Stelle gelesen habe: „Der einzige Zweck der Reise des Königs ist, sich in directe Mittheilung mit den Bevölkerungen zu setzen, ihre Wünsche zu hören, ihre Bedürfnisse kennen zu lernen.“ Es frage sich nun, wie der König die Wünsche der Bevölkerungen kennen lernen könne, wenn er sich weigere sie zu hören.“

Auch in Bar-le-Duc fiel eine kleine Reibung vor. Die Municipalität, sprach von „Institutionen und Garantien, welche noch erwartet würden.“ Der König aber antwortete: „Die Garantien, welche Sie in Anspruch nehmen, bestehen in unsern (schon vorhandenen) Gesetzen; für die Freiheit kenne ich keine andern.“

Ueber Nancy traf der König am 18ten in Straßburg unter großem Jubel ein. Es bezeichnet seine Besorgnisse, wie seine Politik, daß er in der Mitte der Straßburger Nationalgarde vortrat, die Hand aufs Herz legte und laut ausrief: „Wer den König von der Freiheit trennt, ist ein schlechter Bürger! Deren gibt es nicht unter Ihnen. Es lebe die

Freiheit!" Er verweilte hierauf drei Tage in Straßburg und empfing den König von Würtemberg und den Großherzog von Baden als Gäste mit fast bürgerlicher Herzlichkeit. Auch umarmte er unter Thränen den Bürgermeister Wyß von Zürich, bei dessen Vater er einst als Flüchtling in der Schweiz gastliche Aufnahme gefunden hatte.

Ueber einige diplomatische Besprechungen bei dieser Straßburger Zusammenkunft äußerte sich ein Pariser Correspondent in der Allg. Zeitung vom 30 October auf eine sehr mysteriöse Weise, woraus nur so viel hervorgeht, daß die Sprache Ludwig Philipps im höchsten Grade furchtsam und ängstlich und weder der zuversichtlichen Proclamation Periers vom 3 Junius noch dem königlichen Ruf: Es lebe die Freiheit! vor den Straßburger Nationalgarden angemessen war. „Fast", drückt jener Correspondent sich aus, fast ergreift mich das Verlangen, dem deutschen Leser von gewissen officiellen Worten zu erzählen, die ein bedeutender Mund bei feierlicher Gelegenheit in Straßburg aussprach, und um so mehr könnte ich dann auf die Glaubwürdigkeit meines Berichtes pochen, als hohe Personen, ehrenwerthe Diplomaten Deutschlands, Zeugniß ablegen könnten von der Richtigkeit des Gemeldeten. Doch nur andeutungsweise erinnere ich an die erniedrigenden Bitten, Beschwörungen um Frieden, worüber man in Stuttgart genaue Auskunft geben kann; an jene Klagen eines erlauchten Mannes, er wisse ganz wohl, wie man an fremden Höfen von ihm spreche, welche schmutzigen Epithete man ihm beilege — wer das Nähere wissen will, frage in München nach."

In Mühlhausen sagte Ludwig Philipp zum Handelsstande: „er werde die öffentlichen Freiheiten achten und schützen und aufrichtig (er braucht dieß deutsche Wort) und gerecht gegen

Alle seyn.“ Alle Anwesenden wiederholten das Wort: aufrichtig! Am 30 Junius kam der König zurück.

War auf die erwähnte Weise die Regierung für die Wahlen thätig, so zeigte die Opposition nicht weniger Eifer. Lafayette sprach in ihrem Namen, indem er seinen Committenten, den Wählern von Meaux, öffentlich sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte, und die im Regierungssysteme eingetretene Umwandlung, die Corruption des Julisgeistes und die Nichterfüllung der nationellen Erwartungen scharf hervorhob. „Sie werden mich fragen, meine lieben Committenten, was jenes Programm des Stadthauses war, das ich so oft anführte, das Andere bestritten, und dessen Erfüllung in Anspruch zu nehmen, mir zukommt. Nach dem Besuche, den der Lieutenant-General, von den Deputirten begleitet, auf dem Stadthause gemacht hatte, glaubte ich in der Autorität und dem Vertrauen, womit mich das Volk bekleidet hatte, das Recht und die Pflicht zu finden, mich im Namen dieses Volkes offen gegen den vorgeschlagenen König zu erklären. „Sie wissen, sagte ich zu ihm, daß ich Republicaner bin, und die Constitution der Vereinigten Staaten als die vollkommenste betrachte, die je existirte. — „Ich denke wie Sie (antwortete der Herzog von Orleans); man kann unmöglich auch nur zwei Jahre in Amerika zugebracht haben, ohne dieser Ansicht zu seyn; aber glauben Sie, nach der Lage Frankreichs und nach der allgemeinen Meinung, daß es uns gut ist, sie anzunehmen?“ — „Nein, erwiderte ich, was das französische Volk heute bedarf, ist ein populärer Thron, umgeben von republicanischen, durchaus republicanischen Institutionen.“ — „Ganz so meine ich es auch,“ — entgegnete der Prinz. Diese gegenseitige Verpflichtung, die man auf-

aufnehmen wird, wie man mag, die ich indeſſen bekannt zu machen mich beeilte, vereinigte vollends ſowohl diejenigen um uns, die gar keinen Monarchen, als diejenigen, die einen ganz andern als einen Bourbon wollten. Zur nähern Charakteriſirung des Sinns meiner Ausdrücke dient die, vor der Intervention Ludwig Philipps eingetretene republicaniſche Maßregel des vom Volk ausgegangenen Umſturzes deſpotiſcher Ordonnanzen, einer octroyirten Charte und einer Dynaſtie des göttlichen Rechts, um an deren Stelle das offene Princip der Volksſouverainetät zu ſetzen, und in der Wahl des Monarchen einen unzweideutigen Act dieſer Souverainetät aufzuſtellen; eine republicaniſche Maßregel war es auch, alle Bürger Frankreichs, der Städte und des offenen Landes, als Nationalgardiſten zu bewaffnen und zu conſtituiren, die ſelbſt ihre Officiere ernannten, ſo daß die ſpätern Artikel des Geſetzes, welche die Bildung der Ruralbataillone und die Wahl der Chefs der Legion beſchränkten, mit Recht als Eingriffe in jene Inſtitution betrachtet wurden." Nachdem nun der noch immer jugendliche Greis die Widerſprüche alle bezeichnet hatte, in welche ſich das Juſte Milieu mit den Verſprechungen des Julius geſetzt, fährt er fort: „Ich mag nicht an eine eben ſo unſinnige als verbrecheriſche Politik glauben, welche verſuchen wollte, ſich im Schoße dieſer antigalliſchen Allianz zu legitimiſiren, indem ſie die Fortſchritte der Freiheit in Frankreich zu hemmen und fremde Kreuzzüge gegen die Freiheit anderer Völker zu dulden verſpräche." — Zugleich gab man Biographien der Candidaten heraus, um zu zeigen, wie ſie ſich früher in den verſchiedenen Kriſen Frankreichs benommen hatten, wobei denn freilich nicht alle ſo ihre politiſche Reinheit ſich bewahrt hatten, als Lafayette.

Endlich fielen die Wahlen so aus, wie die vorigen. Das Juste Milieu erhielt wieder die Majorität, und mit wenigen Ausnahmen traten auch wieder dieselben Personen auf.

Die Kammern sollten erst auf den 9 August zusammenberufen werden; da aber die Juliusdynastie eine charakteristische Furcht vor den Juliustagen nicht zu verbergen wußte, so wurden sie schon auf den 23 Julius einberufen, um der Regierung zur Seite zu stehen, wenn es etwa Unruhen gäbe. Die gefürchteten drei Tage gingen indeß ruhig vorüber, und es hätte der großen Militärmacht nicht einmal bedurft, die man bei dieser Gelegenheit einem Volke zeigte, welches nur ein Jahr vorher in denselben Straßen von Paris der Soldatenherrschaft ein Ende gemacht hatte. Bei dieser feierlichen Gelegenheit wurden die Generale Clauzel und Lobau zu Marschällen von Frankreich ernannt.

4.

Frankreichs Benehmen gegen Polen.

Immer näher drohte dem hülflosen Polen sein unglückliches Verhängniß, und je mehr es zur Gewißheit wurde, daß die französische Regierung nichts für dasselbe thun werde, desto dringender und heftiger wurden die Angriffe der Opposition, desto mehr steigerte sich die Erbitterung der Parteien. Die polnische Frage hatte viel mehr Einfluß auf Frankreich, als alle übrigen äußeren oder inneren Fragen.

Der König eröffnete die Kammern am 23 Julius, und sagte in der Thronrede, es stehe alles gut: „Die Charte ist eine Wahrheit geworden, — der Zustand der Finanzen ist beruhigend, — seit der Revolution des Julius hat Frankreich

wieder den ihm in Europa gebührenden Rang eingenommen, — die Oesterreicher haben die römischen Staaten geräumt, — die Unabhängigkeit Belgiens ist anerkannt, — die dreifarbige Fahne weht unter den Mauern von Lissabon." Das Wichtigste brachte der König zuletzt. Ueber Polen nämlich sprach er: „Ein blutiger und grimmiger Kampf verlängert sich in Polen. Dieser Kampf unterhält tiefe Regungen des Mitgefühls im Busen von Europa. Ich habe mich bestrebt, das Ende desselben zu beschleunigen. Nachdem ich meine Vermittelung angeboten, habe ich auch die großen Mächte dazu aufgefordert. Ich habe dem Blutvergießen Einhalt thun, den Süden von Europa vor der Geißel der Ansteckung, die der Krieg fortpflanzt, bewahren und hauptsächlich Polen, dessen Muth die alte Zuneigung Frankreichs wieder erweckt hat, jene Nationalität sichern wollen, die der Zeit und ihren Wechselfällen widerstand. Sie werden ohne Zweifel einsehen, daß die wahren Interessen Frankreichs, die Interessen seiner Wohlfahrt, seiner Macht und seiner Ehre bei seinen schwierigen Unterhandlungen mit Ausdauer und Würde vertheidigt worden sind. Europa ist jetzt von der Rechtlichkeit unserer Gesinnungen und der Aufrichtigkeit unserer Wünsche für die Aufrechthaltung des Friedens überzeugt; aber es ist auch von unserer Kraft überzeugt, und es weiß, wie wir den Krieg unterhalten würden, wenn wir durch ungerechte Angriffe dazu gezwungen werden sollten."

Im grellsten Widerspruche mit dieser den Krieg abhorreseirenden Rede stand der Umstand, daß in der Pairskammer, als dieselbe eröffnet wurde, gegen 50 österreichische Fahnen, die Napoleon bei Ulm erobert hatte, und die beim Einzuge der Alliirten in Paris versteckt worden, als kriegerische Embleme

aufgeſteckt waren. Man brachte den Kronprinzen, als Pair, damit in Verbindung, und muthmaßlich war die Farce darauf berechnet, entweder die Kriegspartei für den Kronprinzen zu gewinnen, und dadurch wenn nicht mit der Perſon des Königs, doch mit der Familie Orleans zu verſöhnen, oder der Pairskammer einen neuen Glanz zu geben.

Auch Periers Reden in der Kammer ſtanden in einem Widerſpruche mit der Thronrede. Wenn nämlich der König geſagt hatte, daß alles ganz vortrefflich ſtehe, ſo ſagte jetzt Perier, es ſtehe noch keineswegs vortrefflich, ſondern man müſſe mit großer Anſtrengung erſt dahin gelangen. In Bezug auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs ſagte er: „Unſer Syſtem iſt, aus der Charte die unwandelbare Vorſchrift unſerer Handlungen zu machen; die Staatsgewalt neu zu conſtituiren, und ihr die noch fehlende Kraft und Einheit zu ertheilen; alle Intereſſen dadurch zu beruhigen, daß wir ihnen Garantien der Ordnung und des Beſtandes ſchaffen; die Geſetze zu achten, alle unſere Mittel des Handelns und des Einfluſſes aus der geſetzlichen Ordnung und der daraus entſpringenden moraliſchen Kraft zu ſchöpfen; endlich nie einzuwilligen, uns zu einer Parteiregierung zu machen, und bei aller Wachſamkeit über geheime Umtriebe nie jenem Vergnügen zu fröhnen, die Ueberwundenen zu zertreten, denn auf dieſe Art entehrt man den Sieg.“ In Bezug auf Polen verwiſchte er den übeln Eindruck der Thronrede einigermaßen dadurch, daß er derſelben widerſprach, denn er drückte ſich nicht wie der König aus: „man habe wollen,“ ſondern, man wolle noch jetzt, ja man wolle nicht nur, ſondern man handle wirklich noch. Er ſprach: „Die Unterhandlungen dauern noch fort; wir folgen ihnen mit ängſtlicher Beſorgniß. Während

man uns demnach einer vorgeblichen Gleichgültigkeit beſchuldigt, ſah jeder Tag uns neue Mittel der Interceſſion verſuchen."

Dieſe Sprache war geeignet, Vertrauen zu erwecken, und gerade in dieſen Tagen kam der Regierung ein günſtiger Umſtand zu Statten. Die Holländer rückten zu Anfang des Auguſts plötzlich in Belgien ein, und als der König der Franzoſen bei dieſer Nachricht augenblicklich den Marſchall Gerard mit einem Heere den Belgiern zu Hülfe ſchickte, wodurch die Holländer zum Rückzuge genöthigt wurden (wovon hernach bei Holland), gab er dadurch zu erkennen, daß er im Nothfalle muthig und entſchloſſen ſeyn könne.

Wenn übrigens Perier dießmal wirklich eine Handlung in die Wagſchale ſeiner bisher blos energiſchen Sprache legte, ſo fiel er doch augenblicklich wieder in die Illuſionen des Doctrinärs zurück, indem er in derſelben berühmten Rede (9 Auguſt) die ungeheure und kaum dem jüngſten Republicaner zu verzeihende Paradoxie aufſtellte, daß im politiſchen Leben die Autorität und der Sieg bei der Vernunft ſey. „Täuſchen Sie ſich nicht, das was die Revolution des Julius ſo ſchnell beglaubigt, was ihren Feinden Stillſchweigen aufgelegt hat, iſt hauptſächlich die Güte ihrer Sache und die Klugheit ihres Betragens. Unſere Revolution iſt ausgebrochen, weil ſie gerecht und nothwendig war. Sie achtete übrigens alle Rechte und ſchonte alle Intereſſen. Daher kam die Schonung und die Achtung, die man überall ſich verpflichtet fühlt, ihr zu erweiſen; daher die moraliſche Autorität, die wir in ihrem Namen bewahren konnten. Wir haben nicht an die materielle Kraft appellirt, wir haben das Recht, die Gerechtigkeit, die europäiſche gute Ordnung angeſprochen; und wenn wir ganz-

liches Vertrauen gewinnen mußten, ſo geſchah es, weil wir ſo ſprachen, wie Frankreich gehandelt hatte. Nur ſelten, oder vielleicht niemals, hatte Frankreich, ohne Krieg zu führen, ein ſo großes Gewicht in die Wagſchale von Europa gelegt. — Unſere Achtung für die Nationalität aller Völker und die Rechte aller Throne, dieß iſt die erſte Bedingung der Achtung, die die Völker und die Könige für uns hegen. Europa glaubt an die Autorität unſerer Vernunft, und wegen dieſer Vernunft läßt es ſich durch unſern Stolz nicht beleidigen."

Uebrigens beſtätigte auch Sebaſtiani die Verſicherung Perier's in Betreff Polens. Er ſagte: „Glaubt man, daß wir ſtill und unthätig geweſen ſeyen, daß wir keine Betrachtung geltend gemacht hätten zu Gunſten eines Heldenvolkes, bei dem Männer, Frauen und Kinder ſich um den Ruhm ſtreiten, für das Vaterland zu ſterben? Glaubt man, wir hätten keine Vermittelung angeboten, keinen Beiſtand angerufen? Hier wird gewiß Niemand ſo wenig Zurückhaltung von uns erwarten, daß wir das ganze Geheimniß des Cabinets und der angeknüpften Unterhandlungen entſchleiern."

„Wenn wir auch keinen Krieg für die Polen führen, ſagte Sebaſtiani weiter: die 500,000 Franzoſen, die wir ausgerüſtet, haben ſie die Polen nicht beſchützt, indem ſie auf den Gränzen nützliche Neutralitäten aufrecht hielten?"

Aber gerade ſolche Aeußerungen offenbarten die ganze Blöße der Zuſicherungen und der geprieſenen Energie. In demſelben Augenblicke nämlich, in welchem Sebaſtiani von den nützlichen Neutralitäten ſprach, ging Paskewitſch mit Hülfe Preußens über die Weichſel. Die Oppoſition ließ ſich nicht täuſchen. Sie ſah, daß Polen zum Opfer gebracht worden war für Belgien, und ſie frug nur, warum

man nicht beide gerettet, warum man ſich der Thätigkeit bei Unterhandlungen rühme, durch die man doch nichts ausrichte.

Ueber Belgien, das die Miniſter immer vorſchoben, als ob hier die franzöſiſche Energie ſich glänzend bewährt habe, ſagte Lamarque: „Was wollt ihr mit Belgien, ihr habt es an England verkauft, wie Italien an Oeſterreich und Polen an Rußland!“ Seine lange und glänzende Rede ſchloß mit den Worten: „Wir werden alſo 1300 Millionen angewendet, 500,000 Soldaten geſammelt haben, daß ſie, das Gewehr im Arme, der Hinrichtung der italieniſchen Patrioten, der Thronerhebung eines engliſchen Prinzen, dem Leichenbegängniſſe der Polen zuſehen!“ Bignon, einer der verſtändigſten Redner in der franzöſiſchen Kammer, machte beſonders auf die falſche Politik aufmerkſam, wonach das Miniſterium die belgiſche Frage, die doch eine bloße Nebenfrage ſey, zur Hauptfrage mache, und die polniſche Frage, deren Beantwortung doch die der belgiſchen von ſelbſt nach ſich ziehen müſſe, mit ſo vieler Scheu vermeide. Auch er, wie früher Lafayette, warf dem Bürgerkönige die geheime Neigung zum Abſolutismus vor: „Warum beſteht eine ſolche Verſchiedenheit in dem Verfahren in Bezug auf die polniſchen Angelegenheiten und die von Belgien? Etwa deßwegen, weil in Belgien ein König gegen ein Volk zu vertheidigen war, und es ſich in Polen blos von einem Volke handelt, das nahe daran ſteht, von ſeinem König ausgerottet zu werden?“

Zuletzt ſprach Bignon: „Jetzt ſind alle unſere Vortheile verſchwunden, unſere Opfer gebracht, die günſtigen Chancen verloren, die günſtigen Gelegenheiten ungenützt vorbeigelaſſen. Belgien bildet einen abgeſonderten Staat unter einem andern Einfluß als dem unſrigen; Italien ſchmachtet unter der Su-

prematie öſterreichiſcher Bajonnette; Polen verdankt nur ſeinem Heldenmuthe die Fortdauer ſeiner glorreichen, aber jeden Tag peinlichern Exiſtenz. Wir haben alles erlaubt, alles geduldet, und doch kann das Miniſterium, troz der vielen Conceſſionen, nachdem es ſo manches für den Frieden gethan, nicht ſagen, ob wir nicht doch Krieg haben werden. Welches Reſultat von einem einzigen Jahre, und vorzüglich, wenn ſich dieſes Jahr vom Julius 1830 datirt!"

Salverte wendete die Aufmerkſamkeit insbeſondere auf die italieniſchen Angelegenheiten und machte bekannt, das franzöſiſche Miniſterium habe den italieniſchen Patrioten angekündigt, wenn ſie ſich noch einmal gegen die päpſtliche Autorität empörten, würden ſie nicht nur von Oeſterreich, ſondern auch von Frankreich ſelbſt beſtraft werden. Der Redner forderte Sebaſtiani auf, ſich dagegen zu rechtfertigen, aber dieſer ſchwieg.

Pagès, ein neugewähltes Mitglied der Kammer, Haupt der Geſellſchaft amis du peuple und entſchieden von der äußerſten Linken, gab bei dieſen Anläſſen ebenfalls die erſten Proben ſeiner Beredſamkeit: „Während fünfzehn Jahren des Kaiſerthums hat der Krieg Reichthümer geſchaffen, weil man an den Sieg glaubte; während fünfzehn Jahren der Reſtauration wurden unermeßliche Capitalien erzeugt, weil man an den Frieden glaubte. Seit der Revolution verſprach das Miniſterium den Frieden, und das Volk glaubte an den Krieg. Die Miniſter, welche eine Revolution nicht ins Auge zu faſſen wagten, die weder durch ſie bewirkt, noch von ihnen begriffen worden, ſondern ihnen als Erbſchaft zugefallen war, beſaßen nicht den Muth, den Siegern den Sieg zu gönnen. Sie er-

ſannen ſich ich weiß nicht welches Mittelſyſtem, das dem Kaiſerthume den Untergang gebracht hatte, und ihn auch der Reſtauration brachte. Iſt man Gerechtigkeit und Schutz Allen ſchuldig, ſo iſt dieß doch nicht ſo zu verſtehen, daß man nach gewonnener Schlacht dem Feinde die Beute überlaſſen ſoll. Als man fortfuhr, das Frankreich der Revolution mit den Männern der Reſtauration zu regieren, fragte das Volk befremdet: Was hat man mit uns vor? Meint man es auch ehrlich? — Dieſes ſich ſtark nennende Miniſterium hat ein Syſtem erfunden, das allen Parteien alle ihre Hoffnungen ließ, und allen Gutgeſinnten alle ihre Beſorgniſſe. Das Königthum iſt immer mächtig, wenn es volksthümlich iſt; aber ſeine Stärke muß es kennen. Das Frankreich, das bei Jemappe die Bahn der republicaniſchen, das bei Marengo die Bahn der kaiſerlichen Siege brach, war weder nach innen noch nach außen ſo mächtig, als das heutige Frankreich; noch weniger war es die Reſtauration, als ſie ſich von der Gegenwart der Fremden verlaſſen ſah; aber alle dieſe Regierungen hatten ein Princip, und keine von ihnen log ſich bloß ein Princip vor. War die Julusrevolution eine Wirkung ohne Urſache? Ich weiß es nicht; aber mich bedünkt, man will eine Urſache ohne Wirkung daraus machen. Die Regierung der Revolution verſteht ſich nur auf ein Syſtem der Reſtauration, und unter ſolchem Syſteme wird der Boden ſtets unter ihren Füßen wanken."

„Man hätte unſeren Feinden Frankreich zeigen ſollen; man zeigte ihnen aber unſere 33 Millionen Franzoſen nur durch die Reflexbilder einiger Miniſter und Botſchafter, und Gott weiß welcher! Um Frieden zu haben, mußte man Krieg wollen; und nun haben wir Krieg, weil man Frieden wollte,

und das Land muß an den Muth appelliren, weil die Miniſter alles nur der Furcht opferten.“ — „Die Miniſter“, ſo ſchließt der Redner, „lügen Frankreich vor, es ſey mächtig und behaupte ſeine Autorität Europa gegenüber, und Europa lügen ſie vor, Frankreich ſey ruhig, unterwürfig, ungefährlich. Zur Schande Frankreichs iſt der Kleinmuth der Miniſter mit Trug und Falſchheit gebrandmarkt. Es iſt nicht möglich, daß ein großes Volk tiefer ſinke!“

Dieſe Rede machte ungeheuern Eindruck. Guizot aber verwiſchte ihn, indem er davon Anlaß nahm, der gemäßigten Mehrheit das Schreckbild des Jacobinismus zu zeigen: „Wir hören die Sprache der ſchlechteſten Zeiten, jetzt nur erſt ſchüchtern und ſchreckhaft; ſie verſucht ihre Heftigkeit gegen Ihre Schwäche; ſie will wiſſen, ob Sie im Stande ſind, ihr zu widerſtehen, ſie zu unterdrücken; und wenn Sie ſich ſchwach benehmen, wenn ſie von Ihnen keine ſtarken und energiſchen Unterdrücker zu befürchten hat, ſo werden Sie die Männer dieſer Partei bald in ihrem Cynism erblicken, wie ſie auf den öffentlichen Plätzen, auf den Straßen ſich zeigen, und hier den ganzen Schwung ihrer Seelen kund geben. Dieß, meine Herren, iſt die Partei, mit der Sie zu thun haben; dieſe Partei, die ich nicht die republicaniſche, ſondern die ſchlechte revolutionäre nennen möchte, die, Gott ſey Dank, ſehr geſchwächt und abgenützt, und heutzutage zur Beſſerung oder zur Reue unfähig iſt.“

Odilon-Barrot, der auf der linken Seite den meiſten Tact beſaß und von dem man vermuthet, er ſtrebe nach dem Miniſterium, trat jetzt verſöhnend zwiſchen die Parteien, die in Pagès und Guizot ihre erbittertſten Vorkämpfer

gefunden hatten. „Wir Mitglieder der Oppoſition haben uns aufrichtig an die conſtitutionelle Monarchie angeſchloſſen!“ ſprach er und wies den Vorwurf des Jakobinismus dadurch ab, daß er ſelbſt nicht ohne Heftigkeit gegen die Republik ſprach. Allein er fügte hinzu, daß er durch die allzu nachgiebige Sprache der franzöſiſchen Diplomatie den conſtitutionellen Thron ſelbſt bedroht ſehe. Er verlange nicht Anarchie, nicht Republik, ſondern nur die Wahrheit der Energie, die Perier nur lüge, alſo zunächſt eine feierliche Anerkennung der polniſchen Unabhängigkeit, ausgeſprochen zugleich vom franzöſiſchen König und Volk.

So ſprach man hin und her, und keiner erreichte ſeine Abſicht. Perier mußte harte Reden hören und ſich ſogar auf der Tribune durch wüthendes Geſchrei zum Schweigen bringen laſſen, als er aus Stolz und Eigenſinn gegen das parlamentariſche Herkommen auch dann noch das Wort nahm, nachdem die Discuſſionen ſchon geſchloſſen waren. Der feierliche Triumph ſeines Syſtems und der Charakter ruhiger Würde, wornach er ſtrebte, ging alſo für ihn verloren. Dagegen drang auch wieder die Oppoſition nicht durch, und man würdigte ſich nur wechſelſeitig herab, ohne etwas zu beſſern. Die Antwortadreſſe der Deputirtenkammer, das Werk der Majorität, ſtellte am Ende alles der Regierung anheim; denn wenn ſie dieſelbe auch ermahnte, etwas für die Polen zu thun, ſo verlangte ſie doch weiter nichts, als was Perier und Sebaſtiani ſelbſt ſchon verſprochen hatten, nämlich diplomatiſche Interventionen, von denen man aber im voraus wußte, daß ſie fruchtlos ſeyn würden. Die Adreſſe ſagte: „Frankreich dankt Ew. Majeſtät für das Anerbieten Ihrer Vermittlung. Die Stimme Ihrer Diplomaten

konnte

konnte nicht zu früh, nicht mit zu großer Energie zu Gunsten eines Volks sich vernehmen lassen, dessen Wiederherstellung zu dem Range einer Nation alle edlen Seelen und alle wahren Freunde der Civilisation so lebhaft wünschen. In den rührenden Worten, die Ew. Majestät über das Unglück Polens aussprechen, hofft die Kammer der Deputirten die ihr so werthe Versicherung zu finden, daß die polnische Nationalität nicht untergehen wird."

Ein nichtswürdiger Streit über das Wort Versicherung (assurance), wofür die Opposition certitude und die Regierung bloß esperance haben wollte, beschäftigte die Kammer lange Zeit, und machte die ganze Debatte noch verächtlicher. Jetzt war es überhaupt, wie Bignon sehr richtig gesagt hatte, mit allen Unterhandlungen zu spät. Warschau fiel, ehe nur zwischen Paris und Petersburg eine neue Unterhandlung hätte angeknüpft werden können, am 7 September. Noch ehe die Nachricht davon in Paris angekommen war, rieth der eben so edle als voraussichtige Bignon, Frankreich möge noch jetzt unmittelbar vor Polens Untergang Polen anerkennen, um sich wenigstens vor der Schande und der künftigen Rache des Himmels zu wahren, um sich auf diese Anerkennung bei allen künftigen Unterhandlungen als Basis stützen zu können. „Wäre es nicht schön, ehrenwerth und hauptsächlich politisch, die Unabhängigkeit Polens am Vorabende, wo es an einer großen Katastrophe steht, anzuerkennen? Dieß wäre nicht nur eine Handlung reiner Großmuth, sondern auch eine Handlung tiefer Weisheit. — Frankreich würde dadurch eher ermächtigt seyn, um so lauter zu seinen Gunsten zu sprechen. Was auch geschehen mag, morgen, übermorgen, unter den Mauern von Warschau, selbst wenn diese Hauptstadt in der

Gewalt der Russen wäre, so würde die Frage von Polen, meine Herren, noch nicht geendigt seyn. Diese Frage würde lange Zeit leben; sie würde lange alle Cabinette beschäftigen, und Frankreich würde, wenn es diese großherzige Nation heute als unabhängig anerkennt, sich dadurch Rechte auf eine kräftigere Dazwischenkunft in der Zukunft schaffen."

Auch Lafayette sprach dafür. Doch umsonst.

Als Warschau gefallen war, schien das französische Ministerium beinahe froh über dieses Ereigniß, und schien dessen unermeßliche moralische Wirkung nicht zu berechnen, zufrieden, dieser lästigen Sache einstweilen los zu seyn. Sebastiani äußerte in der Kammer am 16 September: „Die Regierung hat erfahren, daß eine Capitulation die Stadt Warschau in den Besitz der Russen gesetzt und daß Ruhe zu Warschau herrscht." Er wurde unterbrochen durch den Zuruf: „Ja, die Ruhe des Grabes! O wie kann man sich solcher Ausdrücke bedienen!" — In Paris machte Warschau's Fall einen sehr übeln Eindruck. Die meisten Journale erschienen mit schwarzem Rande, die jungen Leute zogen mit Trauerflören umher und schrien: „Tod den Ministern! Tod den Verräthern! Tod den Polenmördern!" Vom 16 bis 19 September war Paris in heftiger Aufregung, besonders gegen Perier, Sebastiani und den russischen Gesandten. Allein es blieb beim Geschrei. Nur Wenige wurden verwundet.

Auch die Klagen und Vorwürfe in der Kammer konnten den Polen jetzt nicht mehr helfen. Lafayette frug, ob es wahr sey, daß die französische Regierung die Polen aufgefordert habe, sich gemäßigt zu benehmen, weil Frankreich nur noch zwei Monate bedürfe, um Polen durch Unterhandlungen zu retten,

eine Thatsache, durch welche Skrzynezki's Unthätigkeit und das ganze Unglück Polens motivirt werde und Frankreich zur Last falle? Sebastiani antwortete, es sey wirklich unterhandelt worden, und Frankreich habe sich davon den besten Erfolg versprechen können: „Erklärungen wurden gegeben, sie sind klar und bestimmt, und wurden noch heute von den Gesandten von Preußen und Rußland wiederholt. Versicherungen, daß Polen werde erhalten werden, wurden allen großen Mächten ertheilt, denn alle hatten sich zu dem Ende mit Frankreich vereinigt."

Er legte Documente vor, welche dieß bewiesen. Daß er aber den Polen gerathen, sich ruhig zu verhalten, erklärte er für eine Unwahrheit. „Man hat behauptet, wir hätten gerathen, das Offensivsystem aufzugeben, und hätten dadurch die Anstrengungen der polnischen Armee gelähmt. Niemals haben wir einen solchen Rath gegeben. Wenn ein Minister so unklug gewesen wäre, etwas der Art zu versprechen, wer hätte glauben können, daß sich dieß in zwei Monaten realisiren würde?"

Hierauf aber zog Lafayette einen Brief der polnischen Agenten in Paris, General Kniaziewicz und Plater hervor, worin dieselben schreiben: „Wir erklären, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7 Julius aufforderte, einen Courier nach Warschau zu schicken, dessen Reisekosten er bezahlte. Der Zweck dieser Sendung war, wi uns Se. Excellenz der Graf Sebastiani versicherte, unsere Regierung zu vermögen, sich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen so viele Zeit erforderten. 2) Daß das vom 15 August datirte, und von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ad interim, Andreas Horodyski, unter-

zeichnete Circular, so wie ein anderes vom 24sten desselben Monats, unterzeichnet von dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Theodor Morawski, uns durch die Post vom 14 September zugekommen sind. Daß dieß ferner dieselben Circulare sind, welche wir mit einer Note vom 15ten zuerst dem Grafen Sebastiani mittheilten, und dann an die Journale sandten, in denen sie am 17ten und 18ten erschienen, und daß endlich diese beiden Circulare den Eindruck angeben, den die Absendung des besagten Couriers in Warschau hervorgebracht hat."

Wie ungeheuer auch Sebastiani durch diese Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit französischem Leichtsinn aus, und Guizot trat schützend vor ihn, indem er gegen Lafayette dasselbe Manöuvre anwandte, wie früher gegen Pagès. Da er nämlich das Ministerium nicht rechtfertigen konnte, so lenkte er die Aufmerksamkeit auf einen ganz andern Punkt und klagte die Gegner selbst an, und so gelang es ihm in der That unter dem Lärm von neuen Persönlichkeiten und Incriminationen die Niederlage Sebastiani's wieder vergessen zu machen. Immer war es Guizot, der hervortrat, wenn Gründe durch Wuth ersetzt werden sollten, und dieser Gelehrte übertraf an Hitze seine heftigsten Gegner. Er klagte sie an, sie bildeten eine Propaganda und regten alle Völker auf und machten es dem Ausland unmöglich, Vertrauen zu Frankreich zu fassen, so lange die Häupter aller Verschwörungen in Europa mit Lafayette ꝛc. in Verbindung ständen. Dagegen trat nun wieder Odilon-Barrot auf und erklärte, er und die meisten seiner Collegen wollten nichts von einer Propaganda wissen, und Guizot solle künftig besser in der Opposition unterscheiden. Indem

aber Odilon-Barrot ſelbſt ein Schisma in der Oppoſition proclamirte, ſchwächte er dieſelbe, und gab dem Juſte Milieu den Sieg in die Hand.

Perier, der die Oppoſition getheilt, die Kammer von langen und heftigen Debatten ermüdet ſah, benutzte den günſtigen Augenblick, ſich einen glänzenden Triumph zu verſchaffen. Er ſagte, was geſchehen iſt, läßt ſich nicht mehr ändern, werfen wir vielmehr den Blick in die Zukunft, denken wir daran, daß, was wir auch thun, Einheit und Kraft uns zum Heil, Zerwürfniß und Schwäche ins Verderben führen, und demnach erkläre ſich die Kammer, ob ſie mit mir einig und feſten Schrittes die Bahn des Rechts und der Ordnung wandeln will. Noch einmal raffte Mauguin alle Kraft zuſammen, die Blöße der Oppoſition zu decken, und dem Miniſterium noch einmal alle Vorwürfe zu wiederholen; allein auf den Vorſchlag Gannerons erklärte die Kammer mit einer Mehrheit von 221 Stimmen (eine verhängnißvolle Zahl!) daß ſie mit den von dem Miniſterium gegebenen Erläuterungen zufrieden ſey und die äußere Würde und innere Sicherheit Frankreichs ſeiner Sorgfalt anheimſtelle, am 22 September.

Bald darauf kam Graf Guilleminot aus Conſtantinopel zurück und goß aufs neue Oel ins Feuer. Die Regierung hatte ſein Verfahren desavouirt und ihn in Ungnade von ſeinem Poſten bei der Pforte entfernt. Jetzt rechtfertigte er ſich am 2 November in der Pairskammer und bewies, daß er ein unſchuldiges Opfer ſey, und daß er allerdings Depeſchen von der Regierung gehabt habe, die ihn berechtigten, bei der Pforte eine Diverſion zu Gunſten der Polen einzuleiten. Er war, um die Kammer darüber außer Zweifel zu

etzen, eben im Begriffe, die Depeschen selbst vorzulesen, als Sebastiani sich ausdrücklich der Vorlesung widersetzte, und somit stillschweigend die von der Regierung in dieser Sache geübte Falschheit zugestand. Uebrigens hatten sich die Schritte Guilleminots bei der Pforte darauf beschränkt, daß er derselben gerathen hatte, ihre Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, sich jedoch gegen Rußland vorläufig nicht zu compromittiren.

5.

Das Pairiegesetz.

Unmittelbar nach den Juliustagen hatte die zur Herrschaft gelangte Juste-Milieu-Partei das Verhältniß der Pairs nicht definitiv regeln wollen, sondern die Sache auf eine künftige ruhigere Berathung hinausgeschoben. Da sie nämlich das Ansehen der Pairskammer retten wollte, um sie künftig gegen die allzu große Gewalt der Deputirtenkammer gebrauchen zu können, so war es gefährlich, eine solche Absicht schon in jenen Tagen des Julius durchblicken zu lassen, und unmöglich, dieselbe schon damals zu erreichen. Man wartete die allgemeine Reaction, die Niederlage des Mouvement ab, um dann erst etwas für die Pairs zu thun. Allein es traten Umstände ein, welche der Sache eine ganz andere Wendung gaben. Die Pairskammer, anstatt sich wieder einigermaßen populär zu machen, benahm sich entschieden karlistisch, sowohl beim Processe der Exminister als beim Verbannungsgesetz, ja der Herzog von Fitz-James hielt förmliche Lobreden auf Karl X und den jungen Heinrich. Wenn nun Ludwig Philipp das aristokratische Princip der erb-

lichen Pairie aufrecht erhielt, so lud er gleichsam die Mitschuld der Pairs auf sich und theilte deren Unpopularität beim Volke, während er zugleich voraussehen konnte, daß dieselben Pairs ihrer gesicherten Macht sich nur im Karlistischen Sinn und gegen ihn selbst bedienen würden. Wenn er dagegen die erbliche Pairie zum Opfer brachte, so war dieß eine populäre Handlung, die ihn bei der unermeßlichen demokratischen Mehrheit des Volks beliebt machen mußte, und die ihn zugleich in den Stand setzte, den Einfluß der Karlistischen Pairs zu schwächen und an die Stelle einer dem Throne feindlichen aristokratischen Corporation eine Art von ausgedehnter Camarilla, von zu Pairs erhobenen Höflingen zu setzen. Perier selbst, als bürgerlicher Banquier, hatte nicht eben Sympathie für den alten Adel.

Es war mithin nicht nöthig, sich ausnehmend zu verwundern, als Perier am 27 August der Deputirtenkammer erklärte, er gebe den Grundsatz der erblichen Pairie auf. Das Erstaunen, das darüber laut wurde, bewies nur, bis zu welchem Grade Perier unpopulär war, da man kaum glauben wollte, daß er etwas Populäres vorschlagen könne. Seine Erklärung wurde jedoch weniger gut aufgenommen, da er die Erblichkeit nur abschaffen wollte, um die Pairs zu einem bloßen ministeriellen Werkzeuge zu machen.

Bei dieser Gelegenheit wurde das politische Problem der Pairie von allen Seiten beleuchtet, und wie es in aufgeregten Zeiten immer zu gehen pflegt, wurde die Pairie, nachdem ihre aristokratische Selbstständigkeit vernichtet war, der Zankapfel der monarchischen und demokratischen Gewalt. Beide waren darin einverstanden, daß die Pairs nicht mehr ihr eigenes erbliches aristokratisches Standesinteresse vertreten,

daß sie doch aber auch nicht gänzlich aufhören sollten. Was konnten sie nun Andres werden, als entweder Werkzeug der Regierung oder der Opposition, Puppen des Ministeriums oder der Deputirtenkammer? Perier wollte das Erste, indem er die Wahl der Pairs allein in die Hand des Königs legte. Die Opposition wollte das Andre, indem sie verlangte, die Pairs sollten nicht weniger vom Volke gewählt werden, als die Deputirten; Perier hatte einen Napoleonischen Senat, eine Decretirmaschine, die Opposition hatte einen republicanischen Senat, wie den nordamericanischen, im Sinne. Perier äußerte sich: „Die Charte befiehlt die Revision des, die Erblichkeit der Pairie betreffenden Artikels. Bei den neuen Wahlen hat sich eine lebhafte Meinung gegen die Erblichkeit offenbart ꝛc. Bei der Lage, worin sich Frankreich befindet, müssen wir den dringenden Anforderungen des Augenblicks gehorchen; aber wir dürfen nicht zum voraus über die Zukunft gebieten. In diesem Sinne ward der Entwurf verfaßt. Die Prüfung des 23sten Artikels bringt dreierlei Fragen in Anregung: Soll die Pairie wählbar oder der Wahl des Königs unterworfen seyn? soll sie erblich oder lebenslänglich seyn? soll ihre Zahl bestimmt oder unbeschränkt seyn? Zur Würdigung dieser Fragen ist nothwendig, den Zustand des Landes zu prüfen. Unsere Regierung Frankreichs ist dem Wesen nach monarchisch. Die Volksgewalt hat ihre Rechte an den Stufen des Throns Ludwig Philipps niedergelegt. Die Pairskammer muß aus einer feststehenden Staatsgewalt, wie die seinige ist, aus dem Königthume, die Deputirtenkammer aus der wandelbaren Staatsgewalt, der Wahl, hervorgehen. Eine Pairskammer, die dasselbe Princip, wie die Deputirtenkammer hätte, würde nur eine zweite Deputirtenkammer seyn. Wahl und

Pairie sind zwei Worte, die sich wechselsweise zurückstoßen, zwei unverträgliche Qualitäten. Die einzige Candidatur der Pairs ist die Notorietät ihrer Dienste. Man hält der Wahl des Königs den Grund entgegen, daß man dadurch der Gunst ein Thor öffne. Eine solche Besorgniß läßt sich aber auf die Umstände, unter denen wir uns befinden, nicht mehr anwenden. Etwas dieser Art ist unter der Regierung Ludwig Philipps, und bei den Garantien, die uns die Charte gibt, nicht mehr zu fürchten. Wir sind deßwegen der Meinung, daß die Ernennung der Pairs dem Könige bleiben soll. Die Frage der Zahl betreffend, so ist das Recht der Ernennung für die Pairie eben das, was das Recht der Auflösung für die Deputirtenkammer ist. Sollte ein Conflict zwischen den zwei Staatsgewalten eintreten, und die Wahlcollegien auf der Zurücksendung derselben Deputirten beharren, so muß der König durch eine Pairsernennung die Majorität dieser Kammer ändern können. Wir schlagen daher vor, daß die Zahl der Pairs unbeschränkt sey. Die Frage der Erblichkeit der Pairie betreffend, so bieten sich hier die Forderungen dar, die wir zu Anfang unserer Darstellung erwähnten. Ueberall hat sich ein Widerstreben gegen die Erblichkeit der Pairie kund gegeben. Sey es nun gerecht oder ungerecht, überlegt oder unüberlegt, so ist es einmal vorhanden. Es drängt uns. Wir wollen nicht in dem Augenblicke, wo uns der Drang des Moments die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie auflegt, den Vortheil dieser Erblichkeit geltend machen. Man hat übrigens die Dienste nicht vergessen, welche diese erbliche Kammer im Jahre 1827 aus Anlaß unpopulärer Gesetze geleistet hat. Wir schlagen folgende Entschließung vor: Die Pairie hört auf, erblich zu seyn. Wir wollen aber die Gegenwart nicht der Zukunft opfern, und

wünschen deßwegen, daß die Entscheidung dieser Kammer nicht unwiderruflich sey."

Dieser Vorschlag gewährte den Demokraten eine Concession, ließ den Aristokraten wenigstens noch eine Hoffnung auf die Zukunft und vermehrte vor allen Dingen die königliche Gewalt, aber eben deßhalb war keine Partei mit diesem Juste-Milieu-Gesetze, das es scheinbar allen recht machen wollte, und wirklich allen hinderlich war, zufrieden. Insbesondere aber sah man darin wieder Falschheit, und das alte Mißtrauen, das diesem Regime immer gefährlicher werden sollte, fand darin neue Nahrung. Zuerst protestirten viele Pairs dagegen, unter andern Marschall Macdonald, der daher als Kanzler der Ehrenlegion seine Entlassung erhielt. Später am Schlusse des Septembers und Anfange Octobers wetteiferten die Redner in der Deputirtenkammer, das Princip der Erblichkeit zu widerlegen.

Thouvenel z. B. leitete die Erblichkeit aus den Zeiten barbarischer Eroberung her, bewies, daß Sklaverei der Völker unzertrennlich von ihr sey. und spottete, nach solchen Erfahrungen, über den Unsinn der Theorien, wodurch man die Erblichkeit rechtfertigen wolle. „Bei genauer Prüfung ergibt sich, daß jede einer hohen Würde, so wie einem großen Vermögen, gesicherte Erblichkeit fast immer denjenigen, der davon Nutzen ziehen soll, veranlasse, faul, ignorant, eitel und unfähig zu bleiben, unter der Bildung seiner Zeitgenossen zu beharren und somit deren Achtung zu entbehren. Diese Erblichkeit ist überdieß ungerecht, unmoralisch, höchst schädlich. Sie ist ein Preis, den man auf die Faulheit setzt, da sie denjenigen belohnt, der nichts gethan, nichts hervorgebracht hat; eine Nahrung für den Stolz der Erstgebornen, ein Ge-

genſtand der Demüthigung und der Eiferſucht für die jüngern Söhne; eine Urſache des Zwieſpalts und des Kummers in den Familien. Auch dürfen Sie, meine Herren, wohl glauben, daß, wie groß auch die Macht ihrer conſtitutiven Gewalt ſeyn mag, ſie doch nicht ſo weit gehen kann, durch das Recht politiſcher Erblichkeit da Große zu machen, wo durch das Naturrecht Niemand klein ſeyn will. So ſehr Sie auch immer das Gegentheil decretiren möchten, ſo würde man doch immer mitleidig oder verächtlich über die Idee lächeln, daß man einzig deßwegen Geſetzgeber werde, weil man der Sohn eines Vaters ſey.“ Den Hauptpunkt aber traf der Redner in folgenden Worten: „Iſt es nicht offenbar, daß heutzutage die Ariſtokratie, ſo wie man ſie eigentlich verſteht, nicht mehr in Frankreich vorhanden iſt? Daß alsdann nur Democratie vorhanden iſt? Warum fürchtet man alsdann ihre Eingriffe? In was könnte ſie eingreifen, das nicht durch ſie und für ſie gegründet wäre? Iſt nicht das Königthum ſelbſt demokratiſch, da es durch das Volk und für das Volk eingeſetzt iſt? Wozu ſollte daher eine ariſtokratiſche Gewalt an ihrer Seite dienen? Könnte außerdem eine Staatsgewalt, die dem Volke gehäſſig wäre, eine gute Stütze ſeyn? Demnach muß 1) die Erblichkeit der Pairie aus unſerem conſtitutionellen Coder verſchwinden; 2) müſſen die Pairs lebenslänglich mit Alters- und andern Bedingungen, wenn dieſe nöthig ſind, ernannt werden. Dieſe Art der Ernennung wird zur Sicherung ihrer Unabhängigkeit zureichen; 3) muß die Wahl durch den König nach einer von den Wählern vorgelegten Candidatenliſte geſchehen. Durch dieſen doppelten Urſprung hängen ſie zugleich mit der Nation und dem Königthume zuſammen. Dieſe Wahlen, in den wahren Notabilitäten des Landes, in der

Elite der aufgeklärtesten und tugendhaftesten Bürger vorgenommen, werden die Pairie so achtungswerth und so mächtig machen, als sie seyn kann; 4) ferner darf die Zahl der Pairs nie die der Deputirten übertreffen, und kann nicht unter der Hälfte dieser Zahl bleiben. Dadurch werden die Mittel des Einflusses der Krone auf diese Magistratur immer hinreichend seyn, weil, wenn sie immer einen großen Zwischenraum zwischen dem Minimum und dem Maximum der festgesetzten Anzahl läßt, ihr auch immer eine große Breite zu Ernennungen, die die Nothwendigkeit erfordern sollte, bleiben würde."

Brigode stellte die Pairs Karl X gleich und frug, ob die Pairskammer weniger einer Reinigung bedürfe, als der Thron selbst? ob man die Pairs nicht wechseln solle, wenn man sogar die Könige gewechselt? Der berühmter Historiker Thiers vertheidigte dagegen die Erblichkeit in einer der geistlosesten Reden, worin er unter andern folgende Abgeschmacktheiten sagte: „Ich wünschte in dieser Kammer Traditionen zu begegnen. Wohlan, meine Herren! es mag seyn, daß sich der Geist nicht vererbt, aber die Traditionen vererben sich, und dieß ist für den vorgesetzten Zweck hinreichend." Ferner: „Findet sich in einer Pairsfamilie kein Geist, kein Talent, so trifft man sie in einer andern, und wenn es Männern von Geist widerfährt, Thoren zu zeugen, so widerfährt es auch Thoren, Männer von Geist zu zeugen." Endlich: „Berauben Sie die Pairskammer der Erblichkeit, so werden sich die großen Familien in die Deputirtenkammer werfen und Ihnen eine furchtbare Concurrenz bei den Wahlen machen." Zu solchen Fadheiten mußte einer der geistvollsten französischen Geschichtschreiber seine Zuflucht nehmen, um zu sagen, was er nicht dachte. Weit besser sprach Royer-Collard, des-

ſen Argumente die Kammer nicht zu widerlegen vermochte, da er ſagte: „Nachdem nun einmal die Juliusrevolution die Erblichkeit in der neuen Monarchie votirt hatte, d. h. eine Folge von Königen nach dem Erſtgeburtsrechte, ſo kann man nicht mehr behaupten, daß die politiſche Erblichkeit mit der Volksſouveränetät unverträglich ſey.“ Guizot, der Robespierre des Juſte Milieu, ſprach wieder in ſeiner incriminirenden Weiſe, die Oppoſition beſtehe aus wüthenden Jakobinern, die zur Republik hinwollten, deßhalb müſſe man ſo weit als möglich zur Reſtauration zurück, und mithin auch die erbliche Pairie beibehalten, als einen Damm gegen die Revolution. Er machte beſonders das Beiſpiel der engliſchen Ariſtokratie geltend, wollte die franzöſiſche nach dieſem Muſter haben und nannte ſie eine große Zahl ganz fertiger Familien, „für die die öffentlichen Angelegenheiten gleichſam das Element ſind.“ „Die Pairie“, fährt er fort, „beſteht in drei Elementen, in drei Bedingungen: durch die königl. Ernennung iſt ſie monarchiſch und verſtärkt die Regierung; durch die unbeſchränkte Zahl ihrer Mitglieder paßt ſie genau zu der conſtitutionellen Maſchine und nimmt geſchickt ihre Stelle in den drei Staatsgewalten ein; durch die Erblichkeit iſt ſie monarchiſch und liberal zugleich; ſie iſt politiſch und hängt mit dem Lande zuſammen. Spalten Sie die Ordnung dieſer drei Elemente, dieſer drei Bedingungen, ſo greifen Sie in die conſtitutionelle Maſchine, in ihr freies und wohlverſtandenes Spiel ein. Ich will damit nicht ſagen, daß Frankreich verloren ſey, wenn die Erblichkeit nicht beibehalten werde; ich kenne Frankreich und deſſen geſunde Vernunft; ich weiß, daß es wenige Thorheiten gibt, denen dieſe geſunde Vernunft nicht früher oder ſpäter ihr Recht widerfahren läßt, aber

ich sage: Wenn Sie die Erblichkeit beibehalten, so ist Frankreich gerettet; so wird die Anarchie, über die wir zu klagen haben, ihr Ende erreicht haben; der Zweck, den wir suchen, wird erreicht, die Juliusrevolution geendigt und zugleich befestigt seyn. Wird die Erblichkeit der Pairie abgeschafft, so weiß ich, wohin unsere Bahn geht."

Wenn der Karlist Berryer die Schwachheit hatte, die Erblichkeit im Namen der Freiheit zu vertheidigen, so ließ sich auch Lafayette eine kleine Naivetät zu Schulden kommen, indem er umgekehrt die Erblichkeit aus dem monarchischen Princip verwarf. Er hatte zwar nicht Unrecht, wenn er bewies, daß die Aristokratie sehr oft der Monarchie gefährlich gewesen sey, im vorliegenden Fall aber war wohl Niemand geneigt zu glauben, daß die Pairs wirklich dem Throne gefährlich seyen, oder daß Lafayette wirklich um den Thron so besorgt sey. Er ging aber sogleich zu seiner wahren Meinung über. „Man hielt der englischen Aristokratie eine Lobrede (Guizot). Fragen Sie einmal, meine Herren, die Irländer, die so viel Ungemach, so viel Verwirrung, so viel Elend erduldet haben, ob sie über diesen von der englischen Aristokratie geleisteten Dienst zufrieden sind. Fragen Sie das britische Volk, das so lange unter der Last von Auflagen und ewigen Kriegen, namentlich in dem Kriege gegen unsere Revolution geschmachtet, fragen Sie es, ob es nicht der Ansicht ist, daß ein von besserem Geiste beseeltes Unterhaus alles dieses Ungemach seinem Vaterlande vermieden haben würde; ob ein solches Unterhaus nicht diesen ungeheuren Zuwachs von Proletarien vermieden haben würde, die sehen müssen, wie sich die Aristokratie alles Eigenthums bemächtigt? — Findet nun aber weniger Wohlstand unter dem Einflusse der ameri-

canischen Demokratie, als unter dem Einflusse der englischen Aristokratie statt? Ist weniger Kunstfleiß in den Vereinigten Staaten als in England? — Ich bin immer für das System der zwei Kammern gewesen, obgleich ich wohl weiß, daß ernste Autoritäten einer entgegengesetzten Ansicht gewesen sind, wie z. B. Turgot und Franklin. Ich könnte hier auch berühmte Publicisten der neuern Zeit anführen. Man hat gesagt, die americanischen Staaten hätten wie England mit zwei Kammern begonnen, und mit einer einzigen aufgehört. Das Gegentheil hat stattgefunden, die Staaten, die mit einer einzigen Kammer begonnen hatten, sahen durch Erfahrung den Nutzen einer doppelten Repräsentation ein; keiner aber wollte das System einer erblichen Kammer, noch eine aus verschiedenen Elementen hergeleitete Combination zulassen. — Was man zu Gunsten der Erblichkeit, über die den jungen Pairs gegebene Erziehung sagte, ließ sich ebenfalls auf die Notarien, auf die Advocaten und auf die Richter anwenden, denn sie können ebenfalls ihre Kinder in der Idee erziehen, daß sie eines Tags ihre Profession ausüben sollen. Und gleichwohl, wenn irgend einer unter uns in seinem Testamente verfügen würde, daß seine Kinder auf immer angehalten seyn sollen, sich der Kinder seines Advocaten und Notars zu bedienen, so würde das Testament wegen Geisteszerrüttung cassirt werden. — Auch erkläre ich, daß ich gegen die einzig von dem Könige gemachte Wahl stimmen werde, weil diese zweite Kammer dann nicht wirklich eine gesetzgebende Gewalt seyn, Niemanden repräsentiren würde, und dieß nicht die Idee einer Repräsentativregierung in mir erwecken kann."

Am 10 October wurde die Erblichkeit der Pairie von der Deputirtenkammer mit 321 gegen 86 Stimmen ver-

worfen, und in den folgenden Sitzungen kam folgendes Pairsgesetz zu Stande, das die Deputirtenkammer für definitiv erklärte, mit Zurückweisung des Perier'schen Vorschlags, es noch einer künftigen Revision zu unterwerfen: „Die Ernennung der Mitglieder der Pairskammer gebührt dem Könige, der sie nur unter folgenden Notabilitäten wählen kann: Die Präsidenten der Deputirtenkammer und anderer gesetzgebenden Versammlungen. Die Deputirten, die an drei Legislaturen Theil genommen, oder sechs Jahre in Ausübung dieser Stelle zugebracht haben. Die Marschälle und Admirale von Frankreich. Die Generallieutenants und Viceadmirale der Land- und See-Armeen, nach zweijährigem Grade. Die Minister mit Departement. Die Botschafter nach dreijähriger Verrichtung. Die bevollmächtigten Gesandten nach sechsjährigem Dienste. Die Staatsräthe nach zehnjährigem ordentlichem Dienste. Die Departementspräfecten und die Seepräfecten nach zehnjährigem Dienste. Die Colonialgouverneure nach fünfjährigem Dienste. Die Mitglieder der wählenden Generalconseils nach drei Wahlen zur Präsidentschaft. Die Maires der Städte von 30,000 Seelen und darüber, nach wenigstens zwei Wahlen als Mitglieder des Municipalconseils und darauf erfolgtem zweijährigem Dienste bei der Mairie. Die Präsidenten des Cassations- und des Rechnungs-Hofs. Die Generalprocuratoren bei diesen zwei Höfen, nach fünfjährigem Dienste in dieser Eigenschaft. Die Räthe des Cassationshofs und die Conseilsmaires des Rechnungshofs nach fünfjährigem Dienste. Die ersten Präsidenten der königlichen Gerichtshöfe, nach fünfjähriger Magistratur bei diesen Gerichtshöfen. Die Generalprocuratoren bei denselben Gerichtshöfen nach zehnjährigem Dienste. Die Präsiden-

LAMARQUE.

ſidenten der Handelstribunale in Städten von 30,000 Seelen, nach vier Ernennungen zu dieſen Verrichtungen. Die Titularmitglieder der vier Akademien des Inſtituts. Die Bürger, denen durch ein Geſetz oder in Gemäßheit ausgezeichneter Dienſte, namentlich eine Nationalbelohnung zuerkannt worden wäre. Die Beſitzer, die Chefs von Manufacturen und Handels- oder Bank-Häuſern, die 3000 Franken directe Steuer bezahlen, entweder in Gemäßheit ihres Grundeigenthums ſeit drei Jahren, oder in Gemäßheit ihres perſönlichen Patents ſeit fünf Jahren, nachdem ſie ſechs Jahre hindurch Mitglieder eines Generalconſeils oder einer Handelskammer geweſen. Dispenſirt ſind von der durch die Paragraphen 5, 7, 8, 9, 10, 14, 15, 16 und 17 beſtimmten erforderlichen Zeit die Bürger, die zu den in dieſen Paragraphen ausgeſprochenen Verrichtungen in dem auf den 30 Julius 1830 gefolgten Jahre ernannt wurden. Gleichfalls ſind dispenſirt bis zum 1 Januar 1837, von der durch die Paragraphen 3, 11, 12, 18 und 21 erforderlichen Dienſtzeit die Perſonen, die zu den in dieſen fünf Paragraphen ausgeſprochenen Verrichtungen ernannt oder dabei erhalten worden ſind. Dieſe Bedingungen der Zuläſſigkeit zu der Pairie können durch ein Geſetz modificirt werden. Die Ordonnanzen der Pairsernennungen ſollen individuell ſeyn; dieſe Ordonnanzen werden die Dienſte melden und die Anſprüche anzeigen, auf welche die Ernennung gegründet wird. In Zukunft darf kein Gehalt, keine Penſion, keine Dotation mit der Würde des Pairs verbunden ſeyn. Die Zahl der Pairs iſt unbeſchränkt. Ihre Würde wird auf Lebenszeit ertheilt, und läßt ſich nicht durch das Recht der Erblichkeit übertragen. Sie nehmen ihren Rang unter einander in der Ordnung ihrer Ernennung."

Durch dieses Gesetz wurde die französische Pairskammer allerdings von der Idee einer aristokratischen Corporation mehr entfernt und der Idee eines Senats mehr genähert. So vielfache Demüthigungen und Corruptionen nun auch die französische Aristokratie schon erlebt, besorgte das Juste Milieu dennoch, daß sie ihre Niederlage nicht devot genug eingestehen werde, und veranstaltete daher am 19 November einen Pairsschub, und brachte 36 neue Pairs in die Kammer, um sich so der Stimmenmehrheit in derselben zu versichern, da das von der Deputirtenkammer schon angenommene Pairiegesetz nun erst in der Pairskammer selbst angenommen werden mußte. Unter diesen neuen Pairs bemerkte man die Herzoge von der Moskwa und Bassano, Grafen v. Bondi, Baron Cuvier, die Generale Bonnet, Caffarelli, Matthieu Dumas, Excelmans, Pajol, Roquet, Philipp v. Segur ꝛc. Als nun das Gesetz vor die Pairskammer kam, fand es zwar von Seite des alten Adels und der Karlisten heftigen Widerstand, und wurde von einigen Gemäßigten wenigstens bitter beklagt, allein Perier erklärte der Kammer die Nothwendigkeit der Annahme und deutete auf das Unheil hin, das entstehen würde, wenn die Pairskammer gegen den Wunsch der Nation auf ihren alten Privilegien beharre. So wurde denn trotz der feindseligen Rede des Herzogs von Fitz-James, der seine frühern starken Aeußerungen dießmal noch überbot, das Pairiegesetz am 28 December vollständig angenommen.

Es wurden noch einige andere Gesetze debattirt, die jedoch von minderer Wichtigkeit waren. Am 13 September schlug Las Cases vor, die Gebeine Napoleons, seinem Wunsche zufolge, an das Ufer der Seine zu bringen; allein man ging darauf nicht ein, weil die Napoleoniden noch eine

Partei in Frankreich hatten und der Nationalruhm bekanntlich immer die Parteisucht erst überleben muß. Dagegen suchte sich das Juste Milieu die Veteranen der großen Armee zu verpflichten, indem es die bisher von der Restauration annullirten Grade und Ernennungen der hundert Tage endlich anerkannte. Boissy d'Anglas machte den Vorschlag dazu, und er wurde am 16 September von den Deputirten, am 14 October auch von den Pairs angenommen, und am 20 November vom Könige bestätigt. Dadurch erhielt Grouchy die Marschallswürde wieder, und 114 andere Officiere die ihnen von Napoleon in den 100 Tagen verliehenen verschiedenen Grade. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Ney's Proceß aufgewärmt, auf der Bühne dargestellt und auf jede Weise das Andenken des „Tapfersten der Tapfern" von der Opposition geehrt. Es veranlaßte sogar eine kleine Theatereemeute, am 22 October.

Am 25 October verlangte General Lamarque, daß $^1/_{100}$ der Bevölkerung als bewegliche Nationalgarde im Fall eines Krieges die Linie unterstützen, und daß die Organisation derselben beschleunigt werden solle. Es wurden dabei von Seite der Kriegspartei heftige Klagen laut über die wenige Sorgfalt, die man auf die militärischen Rüstungen wende. Thiers hielt eine Friedenspredigt dagegen. Allein da alle Militärs, namentlich Clauzel und der Kriegsminister Soult selbst, die Nothwendigkeit der Maßregel behaupteten, so gab selbst Perier nach, und das Gesetz wurde gegeben. Es ereignete sich dabei ein Zwischenspiel, das den Haß gegen Perier bezeichnet. Die Journale Tribune und Revolution nämlich beschuldigten Perier und Soult, sich bei dem Ankaufe von Flinten für Rechnung des Landes einen Nebengewinn

von mehr als einer Million gemacht zu haben. Es wurde nun zwar für Verleumdung erklärt; allein der schmutzige Verdacht blieb doch an Perier und namentlich an Gisquet, seinem ehemaligen Commis und noch gegenwärtigem Agenten, kleben.

Am 18 November wurde das Gesetz in Betreff der Verbannung Karls X und seiner Familie, dessen Beendigung durch die frühere Prorogation verschoben worden war, endlich in der Deputirtenkammer erledigt, mit 251 gegen 69 Stimmen. Es lautete: Art. 1. „Der Exkönig Karl X, dessen Nachkommen, die Gatten und Gattinnen seiner Nachkommen sind auf ewig von dem französischen Gebiete verbannt. (Art. der Commission.) 2. Die in dem vorigen Artikel bezeichneten Personen können in Frankreich kein bürgerliches Recht genießen, und dürfen daselbst kein Gut, keine Rente oder Pension besitzen, und diese weder unter lästigem noch unentgeltlichem Titel erwerben. 3. Die in den beiden vorigen Artikeln bezeichneten Personen sind gehalten, auf eine definitive Art alle Güter ohne Ausnahme, die sie in Frankreich besitzen, zu verkaufen. Dieser Verkauf soll für die freien Güter sechs Monate nach der Promulgation gegenwärtigen Gesetzes, und für alle diejenigen, die der Liquidation oder Erörterung unterworfen seyn könnten, sechs Monate nach der Zeit, worin das Eigenthum derselben unwiderruflich bestimmt seyn wird, vollzogen werden. Die provisorische Verwaltung der alten Krondotation wird im Besitze der Güter, und des von Karl X während seiner Regierung erworbenen beweglichen und unbeweglichen Eigenthums so lange bleiben, bis über die Liquidation der alten Civilliste statuirt ist. (Zusatzartikel des Herrn von Schonen.) 4. Den Gläubigern Karls X und seiner Familie ist das Recht vorbehalten, die gerichtlichen Einschreitun-

gen, zu denen sie befugt sind, zu beginnen und zu Ende zu bringen. (Amendement des Herrn Merilhou.) 5. Sollte der Verkauf in der vorgeschriebenen Frist nicht erfolgt seyn, so soll im Namen der Domänenverwaltung dazu vorgeschritten werden, nämlich: für die Majorennen nach den Verwaltungsformen und für die Minderjährigen vor dem Tribunale nach der für solchen Fall gewöhnlichen Sitte; aber ohne vorläufiges Gutachten des Familienraths. Der Verkauf soll im Namen und für Rechnung der Eigenthümer vor sich gehen. (Amendement des Herrn Parent.) 6. Der Erlös aller Verkäufe soll den dazu Berechtigten, Eigenthümern oder Gläubigern zugestellt werden; auch bleiben die Rechte des Staats, wenn solche vorhanden sind, vorbehalten. (Artikel der Commission.) 7. Die Verfügung des 4ten Artikels des Gesetzes vom 12 Januar 1816 in Bezug auf die durch den 91sten Artikel des Strafgesetzbuchs festgesetzte Strafe ist und bleibt abgeschafft. (Artikel des Herrn Comte.)

6.

Der Aufstand in Lyon. Gehässiges Parteigezänk und allgemeine Unzufriedenheit.

Trotz des Pairiegesetzes war doch der Stand der Dinge im Allgemeinen den Karlisten nicht ungünstig. Sie wurden vom Juste Milieu mehr geschont, als die Republicaner; am meisten aber durften sie auf die Schwäche des Juste Milieu gegen außen und auf die Siege der absoluten Mächte vertrauen. Daher verließ die Herzogin von Berry das schottische Asyl, um von Italien aus ganz in der Nähe die jungen Hoffnungen der Karlisten zu entflammen und ihre geheimen Ope-

rationen zu leiten. Am 31 October kam sie nach Rom, am 17 November nach Neapel, am 11 December wieder zurück nach Rom. Obgleich sie sich mit großer Vorsicht und Zurückhaltung benahm und nichts übereilen zu wollen schien, so elektrisirte sie doch ihre Partei, die sich von nun an viel muthiger zeigte, und bei Gelegenheit sehr trotzig zu werden anfing. — Schon am 17 Julius fiel eine Karlistische Emeute zu Montpellier vor, am 15 August eine noch bedeutendere zu Marseille, wo der fanatische Pöbel bei einer Procession über die Liberalen herfiel. Am 13 September dagegen fielen in Bordeaux die Liberalen über die Karlisten her. Auch in der Vendée gab es wieder Unruhen. Am 18 August kämpften die Chouans unter ihrem Führer Renaudot, der eine mit Lilien gestickte Weste und eine weiße Cocarde trug, bei Cholet mit den gegen sie ausgeschickten Soldaten. Man bemerkte übrigens, daß die Karlisten absichtlich an sich hielten, um erst eine noch gelegenere Zeit abzuwarten. Sie unterließen die Emeuten nur, um sich ausgedehnten Verschwörungen zu widmen. In den ersten Tagen des Novembers entdeckte man auf dem Schlosse der Gräfin La-Roche-Jacquelin in der Vendée ein geheimes karlistisches Waffenmagazin. Die Gräfin wußte sich allen Verfolgungen zu entziehen.

Der ungewisse Zustand, die hohe finanzielle Anspannung und die dadurch bedingte Nahrungslosigkeit veranlaßte ebenfalls Volksunruhen, die zwar ursprünglich keinen politischen Zweck hatten, doch aber von den Parteien benutzt wurden und die üble Lage des Landes noch vermehrten, indem sie sie enthüllten. Von dieser Art war ein Volksauflauf zu Perpignan am 7ten, und zu Straßburg am 25 September. An beiden Orten empörte sich der Pöbel gegen die droits réunis. In

Straßburg nahm sogar die Nationalgarde Theil, und zwang den Präfecten, die Zollgebühren auf die Hälfte herabzusetzen. Perier befahl aber augenblicklich die Zurücknahme dieser Concession.

Von ähnlichem Ursprunge, aber ungleich größerer Bedeutung, war der Aufruhr in Lyon. Die physisch und sittlich höchst verwahrlosten und durch die Zeitumstände verarmten Seidenarbeiter ahmten das Beispiel der englischen Fabrikarbeiter nach und empörten sich gegen die Fabrikherren. Der officielle Bericht im Moniteur sagt: „Am 21 November früh versetzten sich die Seidenarbeiter, die die Gemeinde la Croix-Rousse bewohnen, in Rebellionszustand, und barrikadirten sich in ihren Vierteln. Es fanden hierauf von ihrer Seite Gewaltschritte gegen mehrere Fabricanten statt; sie entwaffneten mehrere Nationalgarden und machten Anstalten, nach Lyon zu ziehen. Diese Bewegung kündigte sich nur durch drohendes Geschrei gegen Personen und Eigenthum an. Die Behörde traf sogleich Maßregeln und richtete Truppen gegen die Ruhestörer. Alle Bemühungen, sie durch Ueberredung zu zerstreuen, waren unnütz, und man mußte zu Aufforderungen und zur Gewalt seine Zuflucht nehmen. Die Nationalgarde und die Linientruppen setzten sich in die Lage, diese strafbaren Angriffe zurückzuschlagen; der Präfect hätte sich an Ort und Stelle begeben. Hierauf verlangten die Arbeiter zu parlamentiren. Der Präfect und der General Ordonneau wollten dem Blutvergießen Einhalt thun, und begaben sich zu ihnen; kaum waren sie aber vor diesen Wüthenden angelangt, als man sie ergriff und gefangen nahm. Zu gleicher Zeit richtete General Roguet, der sich, obgleich krank, nach dem Stadthause hatte bringen lassen. Truppen zum Angriff und zur Cernirung von Croix-Rousse; und bald darauf wa-

ren alle Ruhestörer in diese Gemeinde zurückgedrängt. Die bewaffnete Macht blieb auf allen Punkten Meister und die Wege wurden von ihr besetzt. Nachdem neue Eröffnungen von Seite der Rebellen gemacht waren, erklärte General Roguet, man müsse vor allem den Präfecten und den General Ordonneau wieder herausgeben. Der Präfect kam nun unverzüglich nach Lyon zurück; den General behielten aber die Arbeiter noch bei sich." Er wurde in der Nacht ebenfalls freigegeben. Die beiden Chefs der Civilmacht, Präfect Dumolard und Ordonneau, Befehlshaber der Nationalgarde, empfahlen Mäßigung, der Chef des Linienmilitärs aber, General Roguet, war für Strenge und behauptete sich noch zwei Tage in der Stadt unter beständigen Gefechten, da ihn die Arbeiter, deren Stützpunkt die Rothkreuz-Vorstadt war, unablässig angriffen. Endlich am 23sten gab er der Uebermacht und den Bitten der Civilbehörde nach und verließ die Stadt.

Die Arbeiter benahmen sich, trotz ihrer Demoralisation und Erbitterung, mit vieler Mäßigung. Sie litten auch nicht die geringste Plünderung. Einige Diebe wurden anfangs erschossen, andere ins Gefängniß geliefert. Ein junger Hutmacher von 23 Jahren soll sie in dieser Krise befehligt, gegen Roguet zum Siege geführt und nachher in so musterhafter Ordnung erhalten haben. Etwas über 200 Verwundete kamen in die Hospitäler. Buden und Theater wurden wieder eröffnet. Die Stadt schoß eine Summe vor, um die dringendsten Bedürfnisse der Armen zu decken und erließ folgenden Nothbefehl: „Wir Maire der Stadt Lyon, nach Ansicht der gestrigen Berathschlagung des Municipalraths dieser Stadt, in Betreff der Mittel zur Sicherung der Vollziehung des Tarifs vom 1sten l. M. November; erwägend die theils von den

Fabricanten, theils von den Seidenwerkſtättencheſs gemachten Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Durchſicht einiger Artikel dieſes Tarifs, als der flüchtig entworfen worden, und der Einſchaltung mehrerer darin ausgelaſſener Artikel, thun kund: daß die Herren Seidenfabricanten unverzüglich zur Bezeichnung ihrer Vertreter bei dieſer Operation berufen werden; daß dieſe Vertreter eingeladen werden, die Tarifpreiſe mit den Abgeordneten der Herren Werkſtättencheſs der Fabrikgattung zu debattiren, ſo daß der vollſtändige Tarif ſpäteſtens bis den 15 December d. J. von den Parteien unterzeichnet werde; daß bis dorthin ſich die Stadt anheiſchig macht, nöthigenfalls aus der Municipalcaſſe die nöthigen Fonds zu nehmen, um den Werkſtättencheſs die Zahlung der Differenz zwiſchen dem Arbeitslohne für die ſeit dem 21ſten d. M. in Arbeit gegebenen Stücke, und dem Tarife vom 1 November zu ſichern.“

Vergeblich bemühte man ſich, hinter dieſem Aufruhr politiſche Abſichten aufzuſpüren. Allerdings war die Stadt Lyon von jeher etwas ariſtokratiſch, und namentlich die Seidenarbeiter hatten vom Luxus des Adels und der Kleriſei gewonnen. Allein dieſer Luxus war längſt auf den Bürgerſtand ausgedehnt worden, und die Nahrungsloſigkeit dießmal nur vorübergehend, oder in jedem Falle nicht durch den Sturz der Bourbons, ſondern durch die Concurrenz der ſchweizeriſchen und Bergiſchen Seidenfabriken bedingt. Die eben angeführte Verfügung des Magiſtrats von Lyon und das ganze Benehmen der Arbeiter zeigt, daß hier nur von Erhöhung des Arbeitslohnes und nicht von Karlismus die Rede war. Auch beruhigten ſich die Arbeiter ſogleich, da man ihrer Armuth abzuhelfen verſprach. Sie hielten muſterhafte Ordnung in der

Stadt und setzten dem Einrücken der Truppen kein weiteres Hinderniß entgegen.

General Roguet hatte sich außerhalb der Stadt, doch ganz in der Nähe, zurückgezogen, wo auch die schnell von allen Seiten gegen Lyon aufgebotenen Truppen sich sammelten. Von Paris aus wurde der Kriegsminister, Marschall Soult, und der Kronprinz abgesandt, jener um Strenge, dieser um Milde zu zeigen. Die Regierung war in ziemlicher Verlegenheit, wie sie sich benehmen sollte. Wenn sie, im Sinne Perier's, Energie zeigte, so war nur ein neues und stärkeres Aufflammen des Aufruhrs zu besorgen, und überdieß hatte Roguet bei seinem Abzug aus der Stadt versprechen müssen, daß die Truppen nichts Feindseliges mehr gegen die Stadt unternehmen würden. Wenn aber die Regierung auf der andern Seite allzu gnädig handelte, so war wieder zu besorgen, daß ihr dieß als Schwäche ausgelegt werden würde. Sie wählte daher, wie immer, einen Mittelweg, bestellte für 640,000 Fr. Seidenzeug, um die Arbeiter zu beschäftigen und zu nähren, und schickte zugleich eine Armee nach Lyon, um eine schreckliche Miene dazu zu machen und einige Personen mit Ostentation zu bestrafen. Am 3 December zogen der Kronprinz und Soult an der Spitze von 26,000 Mann in Lyon ein, löf'ten die Nationalgarden daselbst auf und verkündeten übrigens Gnade und Verzeihung. Die verwegensten unter den Arbeitern wurden über die Gränze nach der Schweiz entlassen. Da man aber doch Strenge zeigen wollte, so wurde Roguet, der sich mit dem Volke geschlagen hatte, auffallend gelobt und der Präfect Dumolard, der mit dem Volk unterhandelt hatte, auffallend getadelt. Dieser Präfect wurde zum Opfer ausersehen. Obgleich Perier aus Dumolards klugem und mäßigem

Benehmen, wodurch die Lyoner beruhigt und von größern Excessen abgehalten wurden, einen wichtigen Vortheil zog, legte er ihm doch jetzt seine Tugend als Verbrechen aus, und beschuldigte ihn der Schwäche, um selbst desto stärker zu erscheinen. Perier entstellte sogar in Paris die Thatsachen, die zu Lyon vorgingen, seinen Absichten gemäß und zum Nachtheile des armen Präfecten, den Perier nun einmal zum Sündenbock erlesen hatte. Dumolard protestirte gegen dieses Verfahren und ging nach Paris, wo wir ihn bald finden werden. — Noch ein zweites ausgezeichnetes Opfer ersah sich der Kronprinz an einem Bataillonschef, der nicht gegen das Volk hatte agiren wollen. Der Prinz donnerte ihn vor der Fronte mit den Worten an: „Dieser Degen ward Ihnen übergeben, um mit Gefahr Ihres Lebens die Ihnen ertheilten Befehle zu vollziehen; Sie haben sich unwürdig gemacht, in den französischen Heeren zu dienen. Gehen Sie!" Auch der Beschluß des Magistrats, wodurch der Arbeitslohn erhöht werden sollte, wurde als auf revolutionäre Weise erzwungen, von Soult annullirt; doch suchte man indirect der Noth abzuhelfen. Der Herzog von Orleans und Soult kehrten am 11 September nach Paris zurück, und die Ruhe wurde in Lyon nicht weiter gestört.

Dagegen fiel am 18 December ein bedeutender Tumult in Grenoble vor. Das Volk versammelte sich Abends vor dem Hause Chauvets, des wegen seiner Härte berüchtigten Controleurs der Contribution, brachte ihm eine Katzenmusik, und drang zerstörend bis in seine Zimmer. Die Nationalgarde rückte aus; aber das Volk schrie ihr zu, es gälte nur der Personalsteuer, die ihnen Allen gleich sehr verhaßt sey, und die Nationalgarde that nichts. Am folgenden Tag er

neuerte sich das Feldgeschrei: à bas les impôts! Diesmal aber rückten die Linientruppen aus und zerstreuten den Pöbel, da er eben beschäftigt war, das dritte Steuereinnehmerhaus zu stürmen. — Am nämlichen 18 December wurde auch in Montpellier das Haus eines Steuereinnehmers zerstört.

In Paris dauerten unterdessen die Zänkereien zwischen dem Ministerium Perier und der Opposition ununterbrochen fort, und wurden immer gehässiger. Die Pariser erbos'ten sich darüber, daß der republicanische König am 1 October mit Pomp in die Tuilerien zog, da er bisher bürgerlich im Palais-Royal gewohnt, und daß er sogar einen Theil des Gartens der Tuilerien abgraben und dem Publicum sperren ließ, was selbst unter den frühern despotischen Regierungen nie der Fall gewesen war. Dazu kamen die Verhandlungen über die Civilliste, die im Spätherbste wieder aufgenommen wurden. Man berechnete, wie viel der republicanische König koste, fand die Summe viel zu groß, und rührte nun die alten Gerüchte von des Königs Geiz wieder auf, und suchte ihn in der Uebertreibung des Parteihasses als einen wahren Filz darzustellen. Weit mehr als alle diese innern Angelegenheiten aber wurden die Leidenschaften durch den Fall Polens gereizt. Nach und nach kamen die unglücklichen Flüchtlinge dieses Landes auf französischem Boden an, und wurden von der Regierung mit Mißtrauen empfangen. So vorsichtig sich die Geflüchteten benahmen, wurden sie doch von der Regierung als Feinde angesehen. Man besorgte, diese Tapfern würden sich bei der ersten Gelegenheit an die Republicaner anschließen und durch ihren Muth und durch ihre Kriegserfahrung den Emeuten neuen Schwung geben. Man fürch-

tete wenigſtens, ihr Anblick werde das franzöſiſche Volk rühren und der Regierung ſtets zum Vorwurfe gereichen. Die Regierung beſchloß daher, ſie von Paris fern zu halten und verbannte ſie unter die Karliſtiſche Bevölkerung von Avignon, wo ſie keine Freunde und Tröſter, ſondern nur fanatiſche Feinde und Aufſeher fanden. Natürlich gab dieſe Maßregel Anlaß zu neuen heftigen Ausbrüchen des Unwillens. Lafayette nahm ſich der Polen wieder aufs wärmſte an, richtete aber nichts aus. So bot denn Paris nichts dar, als täglichen Zank der Parteien, und wenn derſelbe auch zu keinen Exceſſen führte, ſo war es doch von Wichtigkeit, daß in dieſer Zeit der letzte Reſt von wechſelſeitiger Achtung unter den Parteien, der letzte Strahl der Juliusſonne unterging, die kurz vorher noch alle Franzoſen in einem Geiſte der Liebe und des Vertrauens umfaßt hatte. Paris wimmelte von Carricaturen auf den Bürgerkönig, den man nach dem charakteriſtiſchen Typus ſeines Kopfs (oben ſpitzig, unten durch einen ſtarken Backenbart breit) unter dem Bild einer Birne auf jede Weiſe lächerlich und verächtlich darzuſtellen ſuchte.

In dem Augenblick, da die äuſſerſte linke und die republicaniſche Partei die letzte Achtung vor ihren ehemaligen Freunden, den jetzt herrſchenden Gemäßigten, verlor, fand auch eine Annäherung derſelben an die Karliſten ſtatt. Iſt keine Verſöhnung mehr möglich, iſt der Krieg offen erklärt, ſo tritt die Nothwehr an die Stelle der Grundſätze, und die zuvor Feinde waren, verbinden ſich, um den noch mächtigern dritten Feind zu bekämpfen. Dieſen Wendepunkt bezeichnete zu Anfang des Novembers eine Ode, welche der bekanntlich höchſt jakobiniſch-Napoleoniſche Sänger Barthélemy auf den berühmten Koryphäen des Karlismus, Herrn v. Chateaubriand,

dichtete. Doch brauchte es noch einige Zeit, bis Republicaner und Karliſten ſich überwanden, vereint zu handeln.

Der König, der ſelten vortrat, hielt den Sturm der Parteien mit gewohntem Gleichmuth aus. Der von Natur choleriſche Perier dagegen, der ihm zum Schilde dienen und alle Pfeile auffangen und ſich täglich mit der unermüdlichen und zahlreichen Oppoſition herumſchlagen mußte, vermochte dieß nur durch eine krampfhafte Anſtrengung ſeines Geiſtes, und die Symptome dieſer Anſtrengung vermehrten nur das Uebel. Er wurde ungeduldig, zornig, beleidigend, und man verzieh weder ſeinem Temperamente noch ſeiner Lage den mindeſten Verſtoß gegen die miniſterielle und parlamentariſche Höflichkeit. So ſprach er am 26 November in der Kammer von Mauguin: „Das Individuum, das eben geſprochen," worauf ihm dieſer antwortete, das ſey eine „Impertinenz." Selbſt Periers Freunde ärgerten ſich über die ſchneidenden Manieren, die er annahm, und über die kleine Deſpotie, die er über ſie ausübte. Man weiß nicht, ob ihn in dieſer wahrhaft entſetzlichen Lage der Glaube an die Untrüglichkeit ſeines Syſtems, oder nur die Kraft einer großen Seele unterſtützte, die ſich unter allen Umſtänden conſequent bleibt und auch am hoffnungloſen Irrthum noch feſthält, als an der einmal ergriffenen Fahne, die man nicht laſſen darf. Unter den alten Freunden, die ſich zu Anfang des Novembers von Perier trennten, ſteht der ältere Dupin oben an. Dupin gewann einen großen Theil der verlornen Popularität wieder, als er ſich mit jugendlicher Wärme des Marſchalls Ney annahm, deſſen Proceß man revidiren, deſſen Ehre man vollkommen herſtellen wollte. Perier widerſprach und ſo dictatoriſch, daß Dupin ſich gänzlich vom Miniſterium trennte.

Dieſes Schisma unter den Gemäßigten ſchadete dem Miniſterium ſehr, denn das Juſte Milieu wurde ſeitdem als ein „Terrorismus der Feigheit" bezeichnet, den ſelbſt die eignen Anhänger nicht aushalten könnten. Da auf der andern Seite, wie wir oben ſahen, auch Odilon-Barrot ſich von den Fanatikern der Oppoſition losgeriſſen hatte, ſo glaubte man, dieſer werde ſich vielleicht mit Dupin verbinden, und eine impoſante Vereinigung der Gemäßigten von allen Parteien bewirken. Dem war aber nicht ſo. Die Mehrheit der Gemäßigten hing unbedingt dem Könige, und dieſer Perier an. Odilon-Barrot und Dupin fanden alſo, vom Könige nicht unterſtützt, nur wenigen Anhang.

Der Aufſtand von Lyon vereinigte alle Gemäßigten wieder, und die Kammer unterſtützte die Regierung durch eine ſehr loyale Adreſſe. Durch dieſes Einverſtändniß der Kammer mit dem Miniſterium wurde die moraliſche Kraft des Aufſtandes gebrochen, und die Regierung würde einen vollſtändigen Triumph gefeiert haben, wenn ſie nicht, ſchon zu ſehr an Falſchheit gewöhnt, ohne Noth Thatſachen entſtellt, und durch die Folgen dieſer Unwahrheit ſich eine moraliſche Niederlage zugezogen hätte. Perier fand es ſeinem Syſtem angemeſſen, da, wo es ihm an Vorausſicht und Energie mangelte, wenigſtens den Schein derſelben anzunehmen, und ſomit ſchob er die Schuld bei den Lyoner Unruhen hauptſächlich auf den Präfecten Dumolard, der viel energiſcher hätte auftreten und mit den Empörern nicht unterhandeln ſollen. Um dieſe Anſicht zu unterſtützen, entſtellte er einige Facta und läugnete namentlich den Empfang von Nachrichten, die ihm der Präfect gegeben hatte. Dumolard, der ſich bewußt war, durch ſeinen Muth und durch ſeine Popularität allein

die Ordnung in Lyon erhalten und die Aufrührer zu einer freiwilligen Entwaffnung gebracht zu haben, erschrack vor der Größe des ministeriellen Undanks, und da sein Temperament an Hitze dem von Perier nichts nachgab, so kam es zu einem Skandal. Dumolard hörte am 20 December in der Kammer, wie Perier in seinem Bericht über Lyon die Thatsachen entstellte, und glühend vor Zorn ging er, als der Minister geendet, in den Gängen der Kammer auf denselben zu und sagte: „Sie haben die Kammer getäuscht; Sie haben auf eine unwürdige Art meinen Briefwechsel verstümmelt und entstellt; ich widerspreche Ihnen hiermit öffentlich.“ Man sagte sogar, er habe sich des Ausdrucks, „infamer Verleumder“ bedient. Perier hatte mehr Geistesgegenwart, zuckte die Achseln und sagte: „Dieß sind die Süßigkeiten der Verwaltung.“ Dumolard ließ hierauf eine Erklärung drucken, worin er den Minister öffentlich der Fälschung anklagte, den wahren Hergang der Sache urkundlich mittheilte, und sich in den Augen des Publicums rechtfertigte. Er sagte mit Recht, wenn er Lyon verlassen und es der Anarchie und Plünderung Preis gegeben hätte, dann erst würde er strafbar gewesen seyn; er habe die Ordnung erhalten und die Stadt gerettet; was habe er mehr, was Besseres thun können?

Am Schlusse des Jahres beschäftigte sich die Kammer noch mit mehreren Gesetzesentwürfen. Die definitive Festsetzung der Civilliste blieb dem folgenden Jahr überlassen. Das Geschrei dagegen war übrigens so groß, daß Perier weniger fordern mußte, als vorher Lafitte verlangt hatte, wenn er durchdringen wollte. Am 6 December bewilligte die Kammer eine halbe Million Franken zum Unterhalte der fremden Flüchtlinge auf französischem Boden. Am 9ten gab

sie

ſie ein Geſetz über die Verſtattung des Tranſithandels, und am 28ſten über die Niederlage unverzollter Waaren. Die Seeſtädte ſollen mit dieſem Entrepotgeſetze, das vorzüglich Paris begünſtigte, nicht zufrieden geweſen ſeyn. Die Kammer gab ferner ein Geſetz über Eheſcheidung und nahm Reformen im Strafgeſetzbuche vor, wodurch einige entehrende Strafen abgeſchafft wurden.

Unruhen fielen am Schluſſe des Jahres nicht mehr vor, außer daß am 26 November eine kleine republicaniſche Verſchwörung in Paris entdeckt wurde, an deren Spitze der General Dubourg ſtand, und Lennor, Eigenthümer des Journals Revolution. Der polniſche Schriftſteller Chodsko ſollte darein verwickelt ſeyn, wurde verhaftet, aber wieder freigelaſſen. — Am 19 December veranlaßte die Ankunft der Generale Ramorino und Langermann, die ſchon in Straßburg mit ungeheurem Jubel empfangen worden waren, in Paris einen Zuſammenlauf der jungen Leute, der jedoch durch die bewaffnete Macht bald zerſtreut wurde.

7.

Algier.

Die Franzoſen hielten Algier fortwährend occupirt, machten aber in ihrer Eroberung keine Fortſchritte, verhielten ſich vielmehr nur defenſiv und hatten genug zu thun, die Araber in Schranken zu halten, die einen immer feindſeligern Geiſt gegen die Franzoſen blicken ließen.

General Clauzel, der nach der Julusrevolution den Marſchall Bourmont in Algier erſetzt und die erſte Ordnung hergeſtellt hatte, kehrte am 28 Februar nach Toulon zurück, und hinterließ das Commando dem General Berthezène, der

sich unter Bourmont bei der Eroberung Algiers sehr ausgezeichnet hatte. Nach Clauzels Abreise wurden die gedemüthigten Feinde bald wieder schwierig. Sey es, daß Berthezène sich nicht versichtig genug benahm und die Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung zu wenig schonte, oder daß man sich vor ihm weniger fürchtete, genug, es zeigten sich vielfache Spuren des Widerstandes, in deren Folge der Kadi und der Vorsteher der religiösen Gesetze aus Algier verbannt wurden. Auch nahm an den äußersten Gränzen des Staates Algier der benachbarte Kaiser von Marocco die Stadt Tremezen in Besitz und gab dadurch seine Mißachtung der französischen Occupation zu erkennen. Die Franzosen konnten ihn um so weniger hindern, als sie eigentlich bloß auf die Stadt Algier beschränkt waren und die feindseligen Araber ganz in der Nähe zu bekämpfen hatten. Wie es damit stand, erhellt aus einem officiellen Artikel des Moniteur: „Am 7 Mai fand es General Berthezène für nothwendig, einen kriegerischen Ausflug in die östlich von Metidschah hinstreichenden Gebirge zu unternehmen, um verschiedene Stämme, welche die Proviantttransporte auffingen und die Reisenden ermordeten, zu zerstreuen. Er führte ihn äußerst glücklich aus. Nachdem er mehrere dieser aufrührerischen Horden an den Gestaden des Haratsch und des Hamesa mit gerechter Strenge gezüchtiget hatte, kehrte er, ohne irgend einen Verlust erlitten zu haben, über Belida nach Algier zurück. Kurz vorher hatte er eine andere Excursion an die Gestade der Schiffe, des Nadschir und des Masafran unternommen, ohne daß er einen Flintenschuß zu thun bedurft hätte. — Diese Züge, welche vorzüglich schwierig sind, weil sie die Truppen abmatten, müssen häufig erneuert werden; es ist dieß das einzige Mittel, die Ruhe des Flachlan-

des zu sichern. Der General Berthezène sah gleich zur Zeit seiner letzten Expedition voraus, daß er sich bald bemüssigt sehen würde, eine dritte nach der Gegend von Medeah zu unternehmen. Es bildete sich in dieser Stadt selbst eine gefährliche Ligue. Der vom General Clauzel eingesetzte Bei war machtlos, und selbst sein Leben schwebte in Gefahr; es war daher dringend nothwendig, die Autorität Frankreichs, welche man in jener Gegend offen mißkannte, wieder herzustellen. — Der General Berthezène brach am 25 Junius mit ungefähr 5000 Mann und einer Batterie Gebirgsartillerie auf; das Expeditionscorps passirte ungehindert die erste Kette des Atlas. Als es aber vor Medeah anlangte, wurde es von 2= bis 300 Reitern mit Flintenschüssen empfangen; diese Feinde wurden schnell geworfen. Volksstämme, welche stets den Gehorsam verweigert hatten, wurden aufgefordert, Abgeordnete nach Medeah zu senden, bei Strafe, im Unterlassungsfall ihre Wohnorte verheert zu sehen. Mehrere sandten Abgeordnete, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. — Die Ernten und Lagerorte der Stämme, welche dieser Drohung Trotz boten, mußten aber nun in Brand gesteckt werden. Auf diesem Zuge hatte das französische Corps gegen zehn Volksstämme zu bekriegen, denen es beträchtliche Verluste zufügte. Nach mehrstündigen Gefechten, worin unsere Truppen sehr geringen Verlust erlitten, kehrten sie unangefochten nach Medeah zurück. Am folgenden Tage brachen sie wieder nach Algier auf. Der General Berthezène hatte die Vorsicht getroffen, zwei Bataillons, eines im Engpasse von Tenia, und das andere an der sogenannten Maierei des Aga echelonsweise aufzustellen, um seine Rückkehr durch die Gebirge zu sichern. Vierzig Volksstämme, ungefähr

12,000 Mann zusammen stark, hatten sich vereinigt und die Kuppen der Berge besetzt, von wo aus sie den Marsch des Heeres aufzuhalten suchten, ohne ihm etwas anhaben zu können. Man mußte durch einen langen Engpaß oder Hohlweg hindurch, in welchem man drei Lieues weit nur Einen Mann hoch marschiren kann. Der Capitän einer Compagnie, welche die Nachhut bildete, war getödtet worden; seine Truppe, welcher vom Feinde hart zugesetzt, und die von demselben wüthend angegriffen wurde, gerieth einen Augenblick lang in Bangigkeit, welche sich dem ihr folgenden Bataillon mittheilte. Unsere Truppen aber ergriffen alsbald wieder die Offensive, und gewannen die ihnen über solche Feinde gebührende Ueberlegenheit. Bei der Ankunft auf der Ebene machten sie im Angesichte der Araber einen Halt von 9 Stunden, der nicht im Geringsten gestört wurde. — Die Stämme hielten die Gegend, wo man gewöhnlich über den Schiffa setzt, stark besetzt. Der General Berthezène setzte auf der Straße von Oran über diesen Fluß, und kehrte nach Algier zurück, ohne irgend ein Hinderniß erfahren zu haben.

„Die Araber in den Gebirgen östlich von Algier, ermuthigt durch die Räumung von Medeah, die, obwohl freiwillig von unserer Seite, dennoch ihnen ein Erfolg schien, versammelten sich in großer Anzahl. — Einer der Hauptscheikhs der östlichen Gebirge, Benzamun, schlug sein Lager auf dem linken Ufer des Hamesa auf. Bis zum 17 Julius sah man nur einige Abtheilungen Reiter in der Ebene streifen, aber an diesem Tage setzte sich Benzamun an dem rechten Ufer des Haratsch. Von 10 Uhr Morgens ließ er die, vier Lieues von Algier entfernte Musterpachtung von 3000 Mann angreifen: dieß ist ein schlechter, von 150 Mann und einigen Stücken

Artillerie vertheidigter Posten; die Brigade Feuchères rückte dahin, warf den Feind, der sich eilig zurückzog, und einen Theil seiner Todten zurückließ. — Am 18ten um 5 Uhr Morgens griffen die Araber aufs Neue an. — Der General Berthezène marschirte sogleich gegen den Feind, und warf ihn zurück, weit über seinen frühern Lagerplatz hinaus. Bald waren die Araber völlig zerstreut. — Ein anderer Trupp von 4—500 Mann, der am Abend auf der Straße nach der Pachtung zurückgekommen war, um einige Artilleriewagen, die auf diesem Wege zogen, zu überfallen, wurde gleichfalls schnell in die Flucht geschlagen.

„Man hatte geglaubt, bei der Nachricht von dem Rückzuge dieses Chefs werde der Sohn des Erbeys von Tittery sich gleichfalls zurückziehen. Dem war aber nicht so. Verstärkt durch einige Banden von Zeitun, durch einige Araberstämme von Bagdacli und Oreby, die von der benachbarten Provinz abhängen, streifte er noch mehrere Tage in geringer Entfernung von Algier umher. Ein anderer Stamm, den er erwartete, wurde auf dem Wege von den Truppen des Marabut von El Koleah, der uns treu geblieben war, geschlagen. — Der General Berthezène machte Anstalt, ihm den Rückzug abzuschneiden, wenn er, wie am vorigen Tage, vorzudringen wagte. Auf seinen Befehl übernachtete der General Feuchères mit seiner Brigade im Pachthofe, und am 22sten rückte er selbst mit 4 Bataillonen und 5 Kanonen dorthin, und geraden Wegs auf die Brücke los. Die Araber zogen sich, um nicht abgeschnitten zu werden, alsbald zurück. — Der General Berthezène drängte sie über zwei Stunden weit auf der Straße von Belida bis zum ersten Brunnen, und ließ sie dann von seiner Reiterei, die eine große Anzahl nieder-

Lieb, bis Buffarik verfolgen. Sie zerstreuten sich in allen Richtungen. Man hatte ihnen wenigstens 800 Mann getödtet und verwundet. Unter den erstern befanden sich, nach der Schönheit der Waffen zu schließen, einige Personen von Bedeutung. Wir hatten ungefähr 20 Todte und 100 Verwundete.

„Am 11 August fand zu Herba-Djendell auf dem Chellif, etwa einen Tagmarsch über Meliana hinaus, etwas links von der Straße von Oran, eine große Versammlung der verschiedenen Stämme dieses westlichen Theils statt, um über ihr künftig gegen die Franzosen zu beobachtendes Betragen zu berathschlagen."

Am 26 September wurde Bona, welches die Franzosen nicht stark genug besetzt hatten, durch den Bey von Constantine, Hadschi Achmet, mittelst Verrätherei wieder erobert. Die Franzosen retteten sich auf Schiffen. Eine kleine von Algier ausgeschickte Abtheilung, die sie unterstützen sollte, kam zu spät, und mußte ebenfalls nach Algier flüchten. In Tremezen wurde öffentlich ein mahomedanischer Kreuzzug gegen die Franzosen gepredigt, durch Emissäre des Kaisers von Marocco, der die Araber beständig aufreizte, weil eine dauernde Unterwerfung Algiers unter Frankreich ihm als Nachbar sehr gefährlich schien.

Unter diesen bedenklichen Umständen schien Berthezène nicht hinreichend, Frankreichs Autorität aufrecht zu erhalten, er wurde daher durch den Herzog von Rovigo ersetzt, der am 8 December von Paris nach Algier abreiste. Zugleich wurde durch Ordonnanz vom 1 December die Civilverwaltung von der Militärverwaltung getrennt und dem Baron Pichon übergeben.

Der Exdey von Algier kam am 9 Auguſt nach Paris, in der Hoffnung, vielleicht wieder Dey zu werden, wenn Algier den Franzoſen zur Laſt fallen oder ihnen von England auf die Dauer nicht gegönnt werden ſollte. Er hatte am 23 Auguſt Audienz beim Könige, der ihn gütig empfing. Auch ſpeiste er bei Hrn. Perier, beſuchte die Oper und die ſtürmiſchen Sitzungen der Deputirtenkammer. —

Von der Inſel Madagascar wurde geſchrieben, daß daſelbſt ein franzöſiſcher Agent angelangt ſey, um die Negerkönigin, welche dieſe große Inſel beherrſcht, zur Abtretung eines kleinen Stück Landes zu bewegen, auf welchem die Franzoſen eine Colonie anlegen wollten. Sie erhielten aber eine entſchieden abſchlägige Antwort. Die im Jahre 1829 ausgelaufene franzöſiſche Expedition hielt zwar noch Tenting auf Madagascar beſetzt, war aber durch eine Niederlage geſchwächt und mußte dieſes Fort am 4 Julius 1831 räumen, ein großer Nachtheil für Frankreich, da deſſen Colonie, die Inſel Bourbon, die Communication mit dem benachbarten Madagascar nicht wohl entbehren kann. Auf der Inſel Bourbon brach eine Empörung gegen den Gouverneur aus, die jedoch keinen politiſchen Grund hatte. Die ärmere Bevölkerung bewaffnete ſich nur gegen den Wucher der reichern.

II.

Polen und Rußland.

1.

Die Lage Polens vor dem Kriege. Der Reichstag erklärt das Haus Romanow der polnischen Krone verlustig.

Da die Ruhe des Geschichtforschers alle Leidenschaften, sogar die sanfte des Mitleids ausschließt, darf ich die Polen, indem ich das schönste und traurigste Blatt ihrer Geschichte zu schreiben unternehme, nicht durch eitle Klagen, sondern nur durch die treue und ungeschmückte Erzählung ihres Benehmens ehren.

Wir haben schon im vorigen Jahrgange die Veranlassungen der polnischen Revolution und die Anfänge dieses großen Ereignisses kennen gelernt, und wir verließen am Schlusse des Jahres 1830 Polen in einer höchst schwierigen Lage, unsicher in seinen Hoffnungen auf das Ausland, schwankend in seinen eigenen Entschließungen.

Damals herrschte die aristokratische und gemäßigte Partei der Alten. Diese Partei hatte die Revolution nicht begonnen, allein da sie großmüthig genug war, die durch den Warschauer Aufstand compromittirte Jugend nicht im Stiche zu lassen; da sie den nationalen Auf-

schwung fortsetzte und durch ihren herkömmlichen Magnateneinfluß ausbreitete, und da bei ihr wie das höhere Ansehen, so die gereifte Erfahrung war, so überließ ihr die Jugend gern die erste Stelle und die Leitung der Geschäfte. Diese Partei aber benutzte ihre überlegene Stellung, um wo möglich eine Aussöhnung mit Rußland zu Stande zu bringen, und die Sache auf gütlichem Wege zu entscheiden. Fern blieb jeder Gedanke an Verrath, vielmehr setzten diese Magnaten Güter, Freiheit und Leben ein, um die verfassungsmäßigen Rechte Polens zu reclamiren; allein sie hegten die Hoffnung, der allgemein als gerecht gepriesene Kaiser Nicolaus werde die Rechtskräftigkeit ihrer Ansprüche anerkennen, und die Excesse der Revolution in billiger Rücksicht auf die harten Verletzungen der Verfassung verzeihen, und auf der andern Seite hegten sie, durch die Erfahrung früherer Zeiten gewarnt, die Besorgniß, ihre geringe Macht müsse, wenn es zum Aeußersten käme, der russischen Uebermacht erliegen. Zugleich erwarteten sie von Frankreich und England eine kräftige diplomatische Unterstützung. Ihre Friedenspolitik bestand also darin, daß sie die Verfassung von 1815 zur Basis nahmen, und nicht nur den Kaiser, sondern auch die übrigen großen Mächte, welche jene Verfassung sanctionirt hatten, um Aufrechterhaltung derselben anflehten; während sie zugleich die Revolution streng in den Schranken des Königreichs Polen gebannt hielten, ohne dieselbe auf die übrigen unter fremder Herrschaft stehenden und nicht constitutionellen Theile des alten Polens auszudehnen.

Die demokratische und Kriegs-Partei der Jugend war mit dieser Friedenspolitik der Alten höchst unzufrieden. Außerdem daß die eigentlichen Urheber der Revo-

lution zu sehr compromittirt waren, um auf Verzeihung von Seite Rußlands rechnen zu dürfen, fühlte die Jugend überhaupt, ihrer Art nach, feuriger, und ihr Patriotismus nahm von der Erfahrung und Klugheit nicht so leicht Rath an. Im Instincte des Nationalhasses urtheilte sie, daß Rußland an keine Verzeihung, sondern nur an Rache denke, und in dieser lebhaften Ueberzeugung erschien ihr die Mäßigung und Klugheit der Alten bald nur Feigheit oder Verrath. Je mehr durch die in ihren Augen fruchtlosen Unterhandlungen Zeit verloren wurde, desto mehr empörte sich die Vaterlandsliebe der Jugend, deren natürliche Voraussicht so sehr durch den Erfolg gerechtfertigt wurde. Namentlich war sie erzürnt, daß man die Revolution auf das kleine Königreich Polen beschränkte, daß man nicht sogleich nach Litthauen und Volhynien aufbrach, um diese Länder zu insurgiren, ehe noch die Russen sie mit ihren von fern herziehenden Heeren überschwemmt hätten.

Inzwischen begnügte sich die herrschende Feindespartei zu Anfang des Jahres mit bloßen Unterhandlungen, welche sie am 4 Januar durch Eröffnung des Processes gegen die gefangenen ehemaligen russischen Polizeispione und am 7 Januar durch Erlassung des großen Manifestes, das bereits im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs abgedruckt wurde, unterstützten. Beide Maßregeln hatten nur zum Zwecke, öffentlich zu beweisen, wie sehr die polnische Verfassung und das polnische Nationalgefühl, ja die Menschlichkeit selbst durch Constantins Gewaltherrschaft verletzt worden war. Jener Proceß und dieses Manifest sollten bloß die gerechten Klagen der Nation aussprechen, und die Bitten vor dem Throne Rußlands, so wie die diplomatische Intervention Frankreichs

und Englands unterſtützen. Zwar wurden zu gleicher Zeit die kriegeriſchen Rüſtungen eifrig betrieben, damit Polen im Fall einer abſchlägigen Antwort Rußlands ſeine weitern Maßregeln ergreifen könne; allein wenn Rußland ſich hätte wollen gnädig finden laſſen, würde dieſe kriegeriſche Demonſtration ohne Folgen geblieben ſeyn. Die gemäßigte Partei hätte die Oberhand behalten, Ruhe und geſetzliche Freiheit wären zurückgekehrt.

In der Nacht, die auf die Bekanntmachung des Manifeſtes folgte (7 Januar) breitete ein großes Nordlicht ſeine blutrothen Strahlen über ganz Europa aus, und in Polen ſah man dieß, einem alten Volksglauben gemäß, als Vorzeichen eines ſchrecklichen Krieges an, und ſchaarenweiſe warf ſich das Volk vor die Altäre. An demſelben Tage kam auch der Oberſtlieutenant Wilecinski aus Petersburg zurück, dem am 14ten Graf Jezierski folgte, beide die Ueberbringer hoffnungsloſer Antworten. Kaiſer Nicolaus hatte (vergl. den vorigen Jahrgang) unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade verlangt, den Inſurgenten mit einer unverſöhnlichen Rache gedroht, und denen, die an der Revolution nicht Theil genommen, zwar ſeine Gnade zugeſagt, aber ausdrücklich nur von einer Herſtellung des Status quo vor dem 29 November, alſo von einer Rückkehr des Conſtantiniſchen Syſtems, kein Wort aber von einer Berückſichtigung der polniſchen Beſchwerden oder Aufrechterhaltung der Verfaſſung geſprochen. — In der härteſten Form war dieſes Endurtheil ausgeſprochen in dem Manifeſte vom 17 December, woraus wir nur folgende Stellen wie-

derholen: „Wir erlassen den Befehl, alles wieder auf den vorigen Fuß herzustellen. — Glaubten sie (die Polen) als sie die Waffen ergriffen, sich schmeicheln zu dürfen, Zugeständnisse zu erhalten, so ist ihre Hoffnung eitel.“ Wenn der Kaiser dennoch, neben diesen strengen und unzweideutigen Ausdrücken seiner Manifeste, bei den Unterhandlungen die Hoffnungen der Feindespartei nährte, so scheint dieß darauf berechnet gewesen zu seyn, die Polen in Ungewißheit zu erhalten und die Energie ihres Widerstandes zu lähmen. Auf den Brief, in welchem Jezierski die Bitten der Polen durch die Hand des Grafen Benkendorff zu den Füßen des Zars niederlegte, schrieb derselbe eigenhändig die sehr sanftlautenden Worte, die ihn jedoch zu nichts verbanden: „Ich habe meine Schwüre nicht gebrochen; ich erfüllte treu alle Pflichten hinsichtlich des Landes, welches mir mein Bruder hinterließ, mit den Modificationen, welche er selbst in der freiwillig von ihm dem Land ertheilten Verfassung für zweckmäßig achtete. Die Nation selbst hat den mir geleisteten Eid gebrochen; ich kann mich also, wenn es mir beliebt, als frei von meinem der Nation abgelegten Schwure betrachten. Dennoch habe ich dieses nicht gethan; das ist alles, was ich für jetzt erwidern kann; jedes andere Verfahren würde meinerseits eine eben so unverzeihliche als nutzlose Schwäche seyn, und Niemand wird mich zu derselben zwingen. Mögen sie sich auf mich verlassen, und sie werden glücklich seyn; das Wort eines den Werth der Ehre fühlenden Monarchen ist von Gewicht.“ Diese kaiserliche Erklärung ließ Raum offen für schöne Hoffnungen, allein dieser Raum wurde durch die obigen Aeußerungen der Manifeste ausgefüllt, die jede Hoffnung vernichteten. Wie wenig selbst die ge-

mäßigte Partei auf die Gnade des Kaisers rechnen konnte, erwies sich aus dem Umstande, daß zu gleicher Zeit, während der Kaiser durch obige Randglosse die Gemäßigten in Polen gewinnen zu wollen schien, er gleichwohl am 2 Januar den Befehl ertheilte, die im russischen Polen liegenden Güter aller derer zu confisciren, die an der Revolution in Polen Antheil genommen, und darunter auch die reichen Besitzungen des Fürsten Czartoryski, welcher das Haupt der gemäßigten Partei war. Ein anderer Ukas vom 13 Januar entriß den altlitthauischen Provinzen Mohileff und Witebsk vollends die letzten eigenthümlichen Vorrechte und machte sie völlig den altrussischen Provinzen gleich, zum Beweise, wie wenig Rußland die polnische Nationalität überhaupt zu schonen beabsichtige.

Wird gefragt, welche Ansicht dieser russischen Politik zu Grunde lag, so muß geantwortet werden: Rußland durfte so wenig einer innern Volkspartei, als Napoleon einst einem äußern Feinde Concessionen machen. Rußlands ganze künstliche Existenz beruht auf dem Zauber des innern Despotismus, so wie die des Napoleonischen Reiches auf dem Zauber des äußern Despotismus beruhte. Rußland darf nie aufhören, Empörer zu bestrafen, so wie Napoleon nie aufhören durfte, zu erobern. Eine Concession, die sich Rußland von bewaffneten Unterthanen entreißen läßt, ist so viel, als eine eroberte Provinz, die sich Napoleon bekanntlich niemals wollte entreißen lassen, so lange er noch drei Zoll Eisen in der Hand hielt. Darum macht Rußland keine Concessionen, und die erste, die es macht, würde seinen Sturz nach sich ziehen, wie einst Napoleons Reich zusammenstürzte, da er zum Nachgeben gezwungen war. Auf der Bahn, auf welcher Rußland

sich befindet, steht man nicht still und weicht man nicht zurück, und es kann so wenig die Knute und Sibirien entbehren, als Napoleon den Siegesdonner der Schlachtfelder.

Dennoch bemühten sich damals sehr viele deutsche, und selbst englische und französische ministerielle Blätter, die Drohungen der russischen Manifeste zu bemänteln, nur die einzelnen Gnadenäußerungen hervorzuheben, und die Ueberzeugung zu verbreiten, daß Rußland eine staunenswürdige Milde beobachten werde; ja sie gingen so weit, öffentlich die auszuschelten, die nur an jener Milde zweifeln könnten. Insbesondere waren die preußischen Blätter mit jenen Verheißungen freigebig.

Die Polen, denen die Sache etwas näher lag, ließen sich nicht lange täuschen. Die Manifeste und Ukasen, in Verbindung mit der schleunigen Ausrüstung eines Heeres von nahe an 200,000 Russen unter dem Feldmarschall Diebitsch, mußten in Polen zuerst die Kriegspartei in Harnisch bringen und sodann die Friedenspartei selbst von der Fruchtlosigkeit ihrer bisherigen Politik überzeugen.

In der Zwischenzeit zwischen der Rückkehr Wilecinski's und Jezierski's hoffte der Dictator Chlopizki und die Regierung immer noch und wagte, in ihrer peinlichen Lage, dem Volke nicht die ersten niederschlagenden Antworten bekannt zu machen, bis sie ihrer Sache durch die Rückkehr Jezierski's erst gewiß sey. Dieses Heimlichthun erbitterte aber das Volk und erzeugte auch auf der Gegenseite heimliche Umtriebe. Am 12 Januar wurde eine angebliche Verschwörung gegen den Dictator entdeckt, und dieser ließ den Minister Lelewel, das entschiedene Haupt der Kriegspartei, auf einen Augenblick arretiren. Die Angeklagten wurden indeß sogleich

wieder freigesprochen, und da unterdeß Jezierski zurückgekehrt war, so nahm das Mißtrauen so allgemein überhand; die wahre Absicht Rußlands und die Nutzlosigkeit der Unterhandlungen ließ sich so wenig mehr verhehlen, und die Befürchtungen der Lelewel'schen Partei wurden plötzlich zu einer so schrecklichen Gewißheit, daß dem Dictator nichts übrig blieb, als eine schnelle Abdankung.

Chlopizki war kein Verräther, er war nur schwach und täuschte sich in Bezug auf den Kaiser. Wie er es meinte, geht ganz klar aus dem Briefe hervor, den er an den Kaiser geschrieben hatte, nachdem er die Dictatur angenommen: „Ein Feind der Anarchie, mußte ich durch dieselbe in wenigen Tagen drei verschiedene Regierungscombinationen umstürzen sehen und faßte daher den Entschluß die provisorische Regierung durch eine organisirte Macht zu unterstützen und die Gewalt einem Einzigen wieder zuzuwenden, indem ich sie mit der Mitwirkung des Heeres und dem Gehorsame des Volkes umgab. Dieser Beschluß, allerdurchlauchtigster Herr, hat die allgemeine Beruhigung der Gemüther zur Folge gehabt. Der Soldat erkennt das Gesetz der militärischen Disciplin wieder an; der Pöbel kehrt zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen zurück; Alle vertrauen ohne Furcht ihre theuersten Interessen einer Gewalt an, welche das allgemeine Beste wünscht, und der es auch gelungen ist, dasselbe zu erreichen; mit Einem Worte, der Sturm hat sich gelegt, und die Spuren der Unordnung fangen an sich zu verwischen. Aber die Gesinnungen, Sire, welche im Verlaufe weniger Stunden die ganze Hauptstadt bewaffneten, welche das ganze Heer unter eine Fahne versammelten, diese Gesinnungen, welche wie ein elektrischer Funke alle

Woiwodschaften durchdrangen und in allen gleiche Wirkungen hervorbringen; diese Gesinnungen, sage ich, glimmen in allen Herzen und werden nur mit dem letzten Athemzug erlöschen. Es ist nicht anders, gnädigster Herr; die ganze Nation fordert eine vernünftige Freiheit; sie will dieselbe nicht mißbrauchen; eben deßwegen will sie dieselbe gegen alle Gewaltthätigkeiten und Angriffe gesichert wissen; sie verlangt eine dem praktischen Leben angemessene Constitution. Da sie sich durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Ereignisse in einer vielleicht zu muthvollen Lage befindet, ist sie bereit, alles für die theuerste Angelegenheit, für die nationale Selbstständigkeit aufzuopfern. Bei allem dem, Sire, ist jedoch die Nation weit entfernt von dem Gedanken, die Bande zu zerreißen, welche sie an Höchstderen erhabenen Willen knüpfen. Schon die provisorische Regierung erkannte die Nothwendigkeit, zwei Abgeordnete an Ew. Maj. zu senden, welche den Auftrag erhielten, die Gesinnungen der Nation an den Stufen Ihres Thrones niederzulegen und zugleich den Wunsch zu erkennen zu geben, daß die früher dem Kaiserreich einverleibten polnischen Provinzen derselben Freiheiten theilhaftig gemacht werden möchten. Geruhen Ew. Majestät, mit Rücksicht auf die uns in den ersten Augenblicken Ihrer Herrschaft erwiesene Humanität und Wohlthaten, gnädigst die Bitten anzunehmen, deren Dolmetscher jene sind."

Der Kaiser antwortete hierauf, wie es scheint in Bezug auf Polen unerbittlich, in Bezug auf Chlopizki's Person aber desto gnädiger; denn Chlopizki erklärte selbst, indem er seine Würde als Dictator am 16 Januar niederlegte, daß ihn die gnädigen Ausdrücke des Kaisers in jenem Briefe zu sehr bei den Polen compromittirten, um länger

ger an der Spitze der Revolution stehen zu können. Als er dennoch aufgefordert wurde, sich dem Commando nicht zu entziehen, antwortete er am 17ten: „Der Grund (meiner Abdankung) ist die Ueberzeugung, die ich habe, daß unsere Kräfte und innern Mittel unzureichend sind, im Kampfe mit einem so mächtigen Monarchen zu einem günstigen Erfolge zu führen, sondern daß ein solcher Kampf die Nation nur einem noch größern Unglück aussetzen müßte. Ich will es nicht auf mich nehmen, das Land einem solchen Schicksale preiszugeben, und kann nur dann die mir vertraute Macht behalten, wenn mir die unumschränkteste Gewalt gelassen wird, alle zweckdienlichen Maßregeln zur Rettung der Nation zu treffen."

Seine Absicht konnte demnach keine andre seyn, als die, trotz allem, was geschehen war, dennoch dem Kriege durch eine Unterwerfung zuvorzukommen. Allein die übrigen Großen des Reichs wollten das Schicksal der Nation nicht den vagen Hoffnungen eines getäuschten Greises opfern; muthig faßten sie ihren Entschluß, ließen Chlopizki die Dictatur in die Hände der Präsidenten der beiden Kammern, Czartoryski und Ostrowski, niederlegen, und versammelten am 19 Januar den Reichstag.

Von diesem Augenblick an kam in alle Maßregeln der Polen Einheit und Energie. Die beiden Parteien flossen zusammen, um sich erst später wieder zu scheiden.

Vom Anfang an war die demokratische und Kriegs-Partei der Jugend für die entschiedensten Maßregeln, für eine Unabhängigkeitserklärung des ganzen alten Polens und für eine schnelle Offensive gewesen, um dadurch den Russen zuvorzukommen, sie zu schlagen, ehe sie sich gesammelt hätten, und

durch die Insurgirung Litthauens und Volhyniens ihre eignen Streitkräfte zu verdreifachen. Diese Partei ging dabei von der festen Ueberzeugung aus, daß in dieser großen Sache nur Gewalt entscheiden könne; daß auch Rußland, weit entfernt zu verzeihen, sich nur seiner Gewalt bedienen werde; daß also Unterhandlungen höchst verderblich für die Polen seyen, weil sie Rußland Zeit ließen, seine ungeheuren Streitkräfte zu concentriren. An der Spitze dieser Partei stand in der Regierung selbst Joachim Lelewel, der große Agitator der Jugend; unter den durchgängig in diesem Sinne schreibenden Journalisten Adam Gurowski, Redacteur der Nova Polska, und unter der kriegerischen Jugend die ersten Urheber der Revolution, Wisozki, Zaliwski ꝛc. Wäre man ihrer Ansicht gefolgt, so hätte sich Polen durch eine schnelle Offensive in eine höchst günstige Lage gesetzt, die noch entfernten und zerstreuten Russen wenigstens im Anfange geschlagen, die nur das Zeichen erwartenden Litthauer und Volhynier insurgirt, mit ihnen ihr Heer vermehrt, und den Krieg, anstatt ihn auf Warschau herandringen zu lassen, tief nach Rußland gespielt.

Nachdem dieß einmal versäumt war, blieb nichts übrig, als ein Defensivkrieg, der indeß, wenn nur alle Polen einig und entschlossen waren, noch immer einen glücklichen Erfolg haben konnte. Zu dieser Einsicht nun gelangend, suchte die gemäßigte Partei den von ihr begangenen Fehler möglichst wieder gut zu machen, indem sie jetzt auf Einmal kraftvoll handelnd auftrat. Schon am 18 Januar erließ Fürst Adam Czartorysti eine Proclamation, worin er die Abdankung des Dictators, die Eröffnung des Reichstages ankündigt und der Nation die Versicherung gab: „Mit vereinten Kräften

ſchreiten wir nun zu einem Werke, welches die Freiheit und die Nationaleriſtenz für ewige Zeiten befeſtigen wird.“ Czartoryski war in dieſem Augenblicke das Haupt und der Vertreter Polens. Der reichſte, von Geburt edelſte, durch Alter, Erfahrung und Rang einflußreichſte Pole, war er zugleich dem Kaiſerhauſe nahe verwandt und repräſentirte im guten Sinne die Vereinigung Rußlands mit Polen, wie der Großfürſt ſie in ihrem ſchlimmen Sinne repräſentirt hatte. Wie er es meinte, erhellt am beſten aus ſeiner Rede am 30 Februar: „Das Schickſal wollte, daß ich die größere Hälfte meiner Jahre in der traurigen Epoche zubringen ſollte, wo der Name Polens aus der Charte Europa's verbannt und wo für das Vaterland, für die Nation, einzig und allein von dem Monarchen etwas zu hoffen war, der über den größten Theil unſeres Landes herrſchte. Er war jung, edel und Polen geneigt. Ich glaubte die glückliche Fügung benützen zu müſſen und machte es mir zur Richtſchnur und Grundlage meines Strebens, den Ruhm Alexanders mit der Beglückung und Wiederherſtellung des verlaſſenen Polens zu verſchmelzen. Zur Verwirklichung ſämmtlicher Abſichten des für uns ſtets gleichgeſinnten Alexanders bedurfte es bloß noch der Vereinigung der Provinzen, deren Verweigerung die heutigen Ereigniſſe herbeiführte. Ewig wird die Geſchichte für die Nachwelt das zum Nachdenken auffordernde Gemälde von jenem Zeitraum aufbewahren, wo die Polen während der Zeit der Zerriſſenheit ihres Vaterlandes überall, wo ſie das Schickſal hingeführt, es ſey an der Seine oder an der Newa, nach Verhältniß ihrer Mittel und Lage, in den Anſtrengungen nicht nachließen, welche nur dem Vaterland erſprießlich ſeyn konnten. Ohne ſich gegenſeitig zu kennen, oft ſogar

in vielen Beziehungen in gerade entgegengesetzter Richtung wirkend, eilten sie nichts desto weniger, von gleichen Gefühlen geleitet, einem Ziel entgegen. Meine Ueberzeugung war, daß Polen durch den Verband mit einem Volke gleichen Stammes, in Folge wenn auch langsamer, aber überlegter, steigender und unablässiger Bemühungen, endlich wieder in den Besitz seiner Integrität und Selbstständigkeit gelangen könnte. Allein die mehrjährige Uebertretung der Gesetze und der Verfassung und die vielen Verfolgungen vereitelten alle Hoffnung und schwächten jenes zur Richtschnur eines Verfahrens angenommene Princip, welches vollends durch die unsere Revolution begleitenden Ereignisse zerstört wurde, und demnächst schwand jede mögliche Aussicht, dasselbe in Anwendung zu bringen."

Man denke sich den Schmerz dieses Mannes, das Ideal seiner jugendlichen und männlichen Träume, jede Hoffnung auf friedliche Ausgleichung verbannen zu müssen. Dennoch entschloß er sich fest, der Nationalunabhängigkeit jedes Opfer zu bringen. Ein Gleiches thaten die übrigen Großen, wenige ausgenommen, und man kann dieser Aristokratie das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich und ihren Glanz mit Würde dem Untergange weihte. Sie, die durch die Revolution im gemeinen Sinne des Wortes nichts zu gewinnen, sondern nur zu verlieren hatten, da sie an Reichthum und Rang schon so hoch standen, sie zeigten darin, daß sie um der Ehre willen dieß alles opferten, einen großen, und in einem so sinnlichen und eiteln Zeitalter seltenen Geist.

Am 19 Januar versammelte sich der Reichstag. Der Landtagsmarschall Ostrowski eröffnete die Kammer der

Landboten mit einer ſtarken Rede: „Jetzt ſey der entſcheidende Augenblick, wo die verſammelten Volksrepräſentanten das begonnene Werk vollenden müßten. Lieber untergehen, als ſich unterwerfen, müſſe die Loſung der Nation ſeyn. Man dürfe nicht auf die Zahl ſehen, ſondern auf die Geſinnung. Die conſtitutionellen Völker Europa's, welche ſich auf ihren Rednerbühnen und in ihren öffentlichen Blättern offen für die Polen erklärt hätten, warteten nur darauf, daß dieſe ihre Selbſtſtändigkeit ausſprächen; von den Ufern der Seine und der Themſe würden Hülfstruppen nahen. Man müſſe alſo dieſes Wort vertrauensvoll ausſprechen, dieß ſey die erſte Pflicht des Reichstags."

In gleichem Sinne ſprach Fürſt Czartoryski in der Senatorenkammer: „Man habe nicht darauf zu ſehen, daß man eine ſtarke Regierung errichte, die geeignet ſey, alle Kräfte des Staats in Bewegung zu ſetzen; man müſſe ſich von der innern Lage des Landes zu überzeugen ſuchen, und deſſen Verhältniſſe nach außen hin feſtſtellen. Die Nation, von einem unaufhaltſamen Strome fortgeriſſen, habe laut und einſtimmig ihre Wünſche und die Bereitwilligkeit, ſich zu vertheidigen, verkündigt. Aber es gebe auch Momente, wo die Schickſale der Völker nicht von den ſie beherrſchenden zufälligen Umſtänden, ſondern von ihnen ſelbſt abhängig ſeyen. In einem ſolchen Momente befinde ſich Polen jetzt. Der vernünftige Genuß der erlangten Freiheit hänge von der Nation ab; ſie ſelbſt müſſe ſich helfen und beweiſen, daß ſie ſich ganz den Bedürfniſſen des Landes aufopfern könne. In der Eintracht allein beruhe die Bürgſchaft für das Glück der Völker; alle perſönlichen Rückſichten müßten jetzt in den Hintergrund treten. Ein Wille möge Alle verbinden, Ein Gedanke, Ein

Sinn die Kammern, die Regierung, das Heer, die ganze Nation durchdringen."

Nachdem der Reichstag die Abdankung Chlopizki's entgegengenommen, über dessen Benehmen er sich die Untersuchung vorbehielt, schritt er sogleich zur Wahl eines neuen Generalissimus, und übertrug einem Kriegsrathe der höhern Generalität die Entwerfung der Candidatenliste. Aus dieser wurde am 21 Januar Fürst Michael Radziwill gewählt, ein Pole von hohem Rang und unzweideutigem Patriotismus, doch ohne militärischen Ruhm, dessen Wahl daher eine mehr politische als militärische, und mehr auf das Volk und die Parteien im Innern, als auf das Heer berechnet war. Auch nahm Radziwill die Wahl nur in diesem Sinn als eine provisorische an, und gab seinen Namen zum Oberbefehle her, während er die eigentliche Leitung des Heers mehr erfahrnen Generalen gern überließ. Da er schon lange außer Dienst war, so hatte er die Eifersüchtelei von Nebenmännern im Dienste nicht zu scheuen, die jeden jüngern General verfolgt haben würde, und während der berühmte Name Radziwill zugleich dem Ausland und dem polnischen Volk imponirte, konnte auch die junge demokratische Partei, die unter Lelewel an demselben Tag ihren Club wieder eröffnete, nichts gegen einen Anführer haben, dessen Patriotismus landkundig war, und der weniger militärischen, der Freiheit gefährlichen Ehrgeiz besaß, als irgend ein jüngerer General. Seine Mitbewerber waren die Generale Weissenhof, Paz, Krukowiezki, Szembek, Woydzinski und der Obrist Skrzynezki, den diese ehrenvolle Aufnahme in die Candidatenliste schon im voraus als einen Mann von Genie bezeichnete.

Ueber Chlopizki war man sehr erzürnt, weil er, nachdem

er durch sein politisches Laviren der Nation eine kostbare Zeit verloren hatte, nun vollends der Armee sein kriegerisches Talent entzog. Doch hielt es der Reichstag für klüger, anstatt mit Klagen über ihn noch mehr Zeit zu verlieren, vielmehr Aller Muth und Blick vorwärts zu richten. Er erklärte: „Die Niederlegung der Dictatur, dieser so unerwartete, so schmerzliche, so unerklärbare und wegen der unnütz verstrichenen Zeit so nachtheilige Schritt hätte zaghafte Gemüther überraschen können; aber die Zaghaftigkeit ist fremd den berathenden Ständen. Widerwärtigkeiten schrecken den Polen nicht, sie verleihen ihm vielmehr neuen Muth, neue Kraft und Ausdauer.“

Schon am 22 Januar trug Roman Soltyk, Landbote von Sandomir, der sich schon bei der Volksbewaffnung und Recrutirung des Heers sehr ausgezeichnet, und dessen Muth der kühnste war, in der Landbotenkammer darauf an, das Haus Romanow vom polnischen Thron auszuschließen. Man müsse, war seine Meinung, alles wagen, um alles zu gewinnen, sich nicht länger durch trügerische Hoffnungen selber lähmen, sondern die Brücke hinter sich abbrennen und in der ganzen Kraft der Verzweiflung kämpfen. Was der Muth dieses Patrioten begonnen, beschleunigte die Drohung des Feindes. Am 24sten langte eine Proclamation in Warschau an, welche der Feldmarschall Diebitsch unterm 19ten an die Polen erlassen. Es war eine Copie der alten Proclamation Suwarows; sie fing mit milden Gnadenversicherungen an, und schloß mit der Erklärung: die Bewohner der Städte und Dörfer haben alle ihre Waffen an die Russen abzuliefern; — wer mit den Waffen in der Hand gefangen wird, hat die ganze Strenge des Gesetzes zu erleiden; Städte und Dörfer,

und Lubezki offen als Verräther, Jezierski und Chlopizki als verdächtig bezeichnet. Es war natürlich, daß man in dieser grausamen Lage jenen Unterhändlern ihre fruchtlosen Bitten vorwarf; indeß sah man ein, daß sie es wenigstens gut gemeint hatten, und von unnützen Anklagen wandte man sich rasch zu Handlungen. Der Reichstagsmarschall Ostrowski erhob sich mit starker Stimme: „Nach dem, was man so eben vom Kaiser vernommen habe, sey nichts von einem solchen Monarchen mehr zu erwarten; er sey es, der zuerst die Constitution gebrochen habe; nach einem solchen Wortbruche sey auch die Nation aller ihrer Pflichten entbunden! Man müsse daher unverzüglich den Vorschlag Roman Soltyks aufnehmen und einen solchen Fürsten des Throns für verlustig erklären!" Zugleich winkte der Marschall mit den Augen seinem Bruder, dem Generalcommandanten der Nationalgarde. „Meine Herren!" begann sogleich dieser, „der Reichstagsmarschall hat mich eben nur mit einem Augenwink erst aufgefordert, als er den Vorschlag über die Thronentsetzung unterstützte. Um eine in den jetzigen Umständen so kostbare Zeit nicht zu verlieren, will ich meine Meinung so kurz wie möglich darlegen. Die diplomatischen Actenstücke, die man uns so eben gelesen hat, unterrichten uns, daß der Kaiser Nicolaus mit guter Selbstüberzeugung die unumstößliche Wahrheit bekannte, und durch seine eigenen Worte bekräftigte, daß ein gegenseitiger Eid nur so lange gültig sey, als die Parteien ihn aufrecht erhalten, und dieser Herrscher folgert aus diesem Grundsatz in den mit Bleistift auf die Beschwerdenschrift geschriebenen, eigenhändigen Bemerkungen, daß, weil ihm die polnische Nation die Treue nicht gehalten habe, er seinen Eid ebenfalls nicht zu beobachten sich verpflichtet fühle! Die ganze Welt

weiß es, und unser Gewissen ist lebendig von der Ueberzeugung durchdrungen, ja auch der Kaiser Nicolaus wird es nicht in Abrede stellen, daß die constitutionellen Verhältnisse des Königreichs Polen in ihrer Quelle und durch den Gesetzgeber selbst, den ersten contrahirenden Theil, gebrochen worden sind. Die gesetzliche Auflösung dieses Vertrages kann daher nicht mehr in Zweifel gestellt werden, selbst wenn wir uns auf die unverjährbaren Rechte unserer Unabhängigkeit nicht berufen wollten, und darauf bezog sich einstmals die Weissagung des Senatspräsidenten Ostrowski, meines Vaters, als er, indem er die Charte aus den Händen der kaiserlichen Commissarien in Empfang nahm, die merkwürdigen Worte ausrief: „Wehe dem, der sie je verletzt!" — Die Begeisterung der Versammlung stieg, und Johann Lelochowski überbot noch seine Vorgänger, als er, von seiner eigenen Aufregung übermannt, mit feuriger Stimme mehrmals ausrief: „Niema Mikolaja! Niema Mikolaja!" Die Gemüther wurden dadurch schon so erhitzt, daß man kaum noch den Deputirten Wolowski, der ebenfalls den Vorschlag unterstützte, noch anhörte. Kaum hatte dieser aber sich niedergelassen, als die Erhitzung auf den höchsten Gipfel stieg. Fast alle Mitglieder des Reichstags erheben sich, wie mit einem Zauberschlage, freiwillig von ihren Sitzen und verkünden mitten unter den lautesten und anhaltendsten Zurufungen und dem Freudengeschrei der Zuschauer die Thronentsetzung des Kaisers Nicolaus und des Hauses Romanow, und die Zuschauer im Saal und auf den Tribünen wiederholen in lautem Widerhalle Lelochowski's „Niema Mikolaja! Niema Mikolaja!"

Noch an demselben Tage (25sten) antwortete der Reichstag

auf die Proclamation Diebitsch's die vom greisen Niemcewicz aufgesetzten Worte: „Die heiligsten und feierlichsten Verträge sind nur so lange für bindend zu achten, so lange sie von beiden Seiten treu gehalten werden. Unsere vieljährigen Leiden sind der ganzen Welt bekannt; unsere von zwei Monarchen eidlich verbürgten Gerechtsamen sind so oft verletzt worden, daß die polnische Nation sich ihrerseits der Treue gegen ihren bisherigen Beherrscher entbunden fühlt. Die von dem Kaiser Nicolaus selbst vor nicht langer Zeit ausgesprochenen Worte, den ersten Schuß von unserer Seite werde er unwiderruflich als die Losung zur Vernichtung Polens betrachten, benehmen uns alle Hoffnung einer Abstellung des uns so vielfältig zugefügten Unrechts, und lassen uns keinen andern Ausweg offen, als eine edle Verzweiflung. Demzufolge erklärt die auf dem Reichstage versammelte polnische Nation, daß sie ein unabhängiges Volk ist, daß sie das Recht hat, demjenigen die polnische Krone zu ertheilen, den sie für derselben würdig erkennen wird, und von dem sie mit Gewißheit wird erwarten können, daß er ihr die zugeschworne Treue und die zugeschwornen Gerechtsamen heilig und unverletzt halten werde."

Einige hundert litthauische und volhynische Edelleute, welche nach Warschau gekommen waren, erklärten in einer Adresse ihre Zustimmung zu dem Reichstagsbeschlusse, und verlangten für ihre Länder die Wiedereinverleibung mit Polen und die Wiederherstellung von ganz Altpolen. Lelewel nahm sich dieser Idee vorzüglich an.

Auch Krakau schloß sich um diese Zeit an das Königreich Polen an. „Bereits vor dem Ausbruche der polnischen Revolution war die Unzufriedenheit in Krakau sehr hoch gestiegen; die dortige Constitution, obwohl unter die Garantie

der drei Mächte, Oesterreich, Preußen und Rußland, gestellt, war in ihren wesentlichsten Punkten verletzt, alle Gewalt von einer aristokratischen Partei, an deren Spitze der Senatspräsident Wodzizki und der Senator Grohzizki standen, an sich gerissen, und der Landtag, der sich dieser Anmaßung zu widersetzen anfing, factisch beseitigt worden. Wodzizki, unbedingt dem russischen Interesse ergeben, hatte ungeachtet aller Anstrengungen seiner Partei es nicht verhindern können, daß der Landtag des Jahres 1828 größtentheils von aufrichtigen Vaterlandsfreunden gebildet wurde; schon war die Wahl eines neuen Präsidenten beschlossen worden, als ein Landbote, Johann Miroszewski, früher ein excentrischer Liberaler, der indessen auf der entgegengesetzten Seite besser seine Rechnung zu finden glaubte, auftrat, und den Landtag sprengte, indem er einen Fehler in der Form der Wahlen zu demselben entdeckte. Der Senatspräsident erließ über diesen Vorfall einen Bericht an die drei Höfe, der natürlich die Majorität des Landtages als eine Rotte von Verschwörern und Revolutionärs darstellte; und in Folge dieser Verleumdung wurde von den drei Mächten der Befehl ertheilt, die Constitution des Freistaats einer Revision zu unterwerfen, und vorläufig eine provisorische Regierung einzuführen, an deren Spitze der bisherige Präsident stehen solle. Miroszewski erhielt für seine ausgezeichneten Verdienste, die in dem Diplome geradezu als der russischen Regierung geleistete Dienste bezeichnet wurden, von dem Petersburger Cabinette den Kammerherrentitel, und damit nicht zufrieden, ernannte er sich, mit Einwilligung des Senatspräsidenten Wodzizki, selbst zum Polizeidirector der Stadt Krakau. Durch den Beitritt des Universitätscurators Zaluski zu dem Bunde, den Wodzizki und Miroszewski ge-

ſchloſſen hatten, entſtand ein förmliches Triumvirat, welches — ohne an die verſprochene Reviſion der Verfaſſung zu denken — proviſoriſch in dem Ländchen nach Willkür ſchaltete. Namentlich erlaubte Miroszewski ſich die härteſten Bedrückungen und Gewaltthaten; Bürger der Stadt Krakau wurden ohne Angabe eines Grundes in die Gefängniſſe geworfen und gemißhandelt, und wenn Einzelne den Tyrannen zur Rede ſtellten, wer ihm das Recht gegeben habe, auf dieſe Weiſe in einem freien Lande zu verfahren, ſo erwiderte er ungeſcheut: er ſey Niemanden Rechenſchaft ſchuldig; das Recht, nach dem er verfahre, habe er ſich ſelbſt gegeben, und werde daſſelbe zu behaupten wiſſen. Aehnliche Willkür erlaubte ſich Zaluski — der Freund des bekannten Nowoſilzoff — in Bezug auf die Univerſität; er ſetzte nach Gutdünken Profeſſoren ab und ein; Studirende, die feile Spione patriotiſcher Geſinnungen beſchuldigten, wurden verhaftet und außer Landes — in die ruſſiſchen Gefängniſſe zu Warſchau — geliefert. Dieſes Proviſorium dauerte zwei Jahre; die Conſtitution blieb ſuspendirt, und der Freiſtaat Krakau war in eine Dreimännerherrſchaft verwandelt, die außer der ſtillſchweigenden Genehmigung der drei Mächte, welche dem Freiſtaate ſeine Unabhängigkeit und die Aufrechthaltung ſeiner Verfaſſung garantirt hatten, nicht den geringſten Rechtsgrund aufzuweiſen vermochte. Wodzizki handelte mit der größten Unbefangenheit als ſouveränes Haupt des Staates.“ Dagegen nun erhob ſich jetzt das Volk von Krakau, und nachdem Wodzizki vergeblich von Oeſterreich Truppen zu ſeinem Schutze verlangt hatte, ſah er ſich gezwungen, freiwillig abzudanken, am 18 Januar. Die Krakauer nahmen von nun an eifrigſt Theil an der Revolution und ſandten Menſchen und Geld in Menge nach Warſchau.

Am 30 Januar wurde von den Reichstagsmitgliedern die neue Regierung gewählt. Sie bestand aus dem Präsidenten Fürsten Adam Czartorysski und vier Mitgliedern, Vincenz Niemojowski, Theodor Morawski, St. Barzykowski und Joachim Lelewel. Czartorysski beurtheilte die Lage Polens richtig, indem er in der Rede, die er nach seiner Erwählung hielt, folgendes aussprach: „In den Waffen, in dem Heldenmuthe, dem entschlossenen Kampfe beruht unsere ganze Hoffnung. Europa wird später seine Stimme vernehmen lassen.“ Eine höhere Politik im Auge, rieth er die größte Delicatesse gegen Preußen und Oesterreich an. „Mittlerweile müssen wir die freundlichen Verbindungen mit den deutschen Nachbarstaaten weiter unterhalten, um sie zu überzeugen, daß wir keineswegs abgeneigt sind, ihrem Rathe zu folgen, und das zu thun, was für Europa als angemessen erscheinen sollte; wir müssen dasselbe endlich überzeugen, daß unsere Revolution in der That eine volksthümliche sey; daß sie nämlich das Daseyn und die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes, nicht aber den Umsturz aller gesellschaftlichen Grundsätze und die Verbreitung des unheilbringenden Samens der Gesetzlosigkeit bezwecke, welche sowohl die Moral als die Politik und die Stimme von ganz Europa von uns zu entfernen gebieten.“

Den Demokraten, der Lelewel'schen Partei, rief er warnend zu: „Jetzt ist es nicht Zeit, an Institutionen, an gesellschaftliche Verbesserungen zu denken; das Getöse der Waffen benimmt die Möglichkeit, reiflich zu überlegen, zwingt zum schnellen Handeln; sogar die persönliche Freiheit, dieses höchste Gut der Menschheit, müssen wir in den Momenten der drohenden Gefahr einst-

weilen dem Daseyn und der Selbstständigkeit aufopfern. Diese zu behaupten ist das höchste Bedürfniß, das höchste Gesetz; alle andern Rücksichten müssen vor diesem Lebensbedürfnisse weichen.“ In diesen drei Sätzen ist in der That der Armee, dem Ausland und der jakobinischen Partei gegenüber alles ausgesprochen, was in jenem Augenblick eine, Klugheit mit Energie vereinigende Politik gebot.

Die neue Regierung trat an die Stelle der Dictatur und behielt das ihr untergeordnete Ministerium bei. Auch wurde sie nur als eine provisorische betrachtet, indem am 5 Februar der Reichstag die Beibehaltung der constitutionell-monarchischen Verfassung proclamirte, die Wahl des künftigen Königs aber bis nach dem Kriege verschob. Auch diese Maßregel war darauf berechnet, theils den demokratischen Ehrgeiz im Lande zu bezähmen, theils den Vorwurf des Jakobinismus vor dem Auslande zu widerlegen. Als Nationalfarbe aber nahm man weiß und roth, die Farben von Polen und Litthauen, an, und Czartoyrski sprach zu den in Warschau anwesenden Litthauern und Volhyniern, die ihm eine Deputation schickten: „Mögen beide Völker, Litthauer und Polen, die alte Würde, durch welche sie stark waren, verjüngen, und gemeinsam die Unabhängigkeit des Vaterlandes erkämpfen.“ So wurden die altpolnischen Brüder, denen man nicht gewagt hatte, früher zu Hülfe zu kommen, jetzt wenigstens autorisirt, im Rücken der sich gegen Warschau drängenden russischen Heere sich zu insurgiren. Dieß war die Nothwehr des Krieges; gegen die altpolnischen Provinzen, die unter das preußische und österreichische Scepter gekommen waren, behauptete dagegen Polen die strengste Neutralität, um den bedachten Nachbarmächten keine Veranlassung zu Beschwerden

zu geben, und wenn dennoch alle polnischen Herzen in jenen losgetrennten Provinzen für die Sache des Vaterlands schlugen, und tausend Arme herbeieilten, sie zu unterstützen, so geschah dieß doch nur incognito.

Dieß waren die Vorkommnisse in Polen vor dem Beginne des Kampfes.

Im Ausland unterdeß machte die polnische Angelegenheit fortwährend die größte Sensation und beschäftigte alle Gemüther. Allein nur die Wünsche waren für die Polen, und in der That geschah nichts für, geschah alles gegen sie. Frankreich, dessen Erinnerungen und natürliche Politik es dringend aufforderte, den Polen zu helfen, that es nicht. Zwar hielten die Liberalen, wie Lafayette, Lamarque, Mauguin, schöne Reden zu Gunsten der Polen, aber sie verhallten achtlos. Sebastiani, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, versicherte, Frankreich nehme sich der Sache der Polen auch ohne Krieg aufs kräftigste an, und werde durch nachdrucksvolle Unterhandlungen mehr ausrichten, als durch einen gefahrvollen und ungewissen Krieg. In diesem Sinne suchte man die Reise des Herzogs von Mortemart, der als französischer Gesandter am 9 Februar nach Petersburg kam, zu deuten; allein die Wahrheit ist, daß er, wenn er überhaupt damit beauftragt war, zu Gunsten der Polen, wie der tragische Erfolg bewiesen hat, auch nicht das Mindeste durchsetzte. Alles, was die französischen Minister von kraftvollen Interventionen sagten, war Täuschung. Rußland verhehlte nie, daß es keine Intervention in den politischen Angelegenheiten dulde, und es hat sie auch nicht geduldet, sondern trotz aller französischer Minister und ihrer prahlerischen Versprechungen Polen vernichtet. — Unter diesen

en Umständen beschränkte sich alle Hülfe, die von Frankreich am, auf die spärliche Unterstützung des Polencomité's, wel- hes Lafayette am 21 Januar stiftete. Allein die Gelder, welche ieses Comité nach Polen sandte, wurden unterwegs von den reußischen Behörden in Breslau (am 5 Februar) confiscirt, nd nur sehr wenigen französischen Officieren (Ramorino, angermann) und Aerzten gelang es, sich durch Preußen urchzuschleichen, um den Polen im Kampfe zu helfen.

Auch England that lediglich nichts für Polen. Zwar rachen sich die englischen Blätter sämmtlich in ihrer ungenir- en derben Weise aufs kräftigste gegen die russische Unbarm- erzigkeit aus; allein hat England etwa die Nordamerika- er, die Griechen und die Indier besser behandelt? Und was llten diese tapferen Worte, die durch keine That unterstützt uren? Engländer warfen den Franzosen ihre Unthätigkeit vor, nd diese wieder jenen die ihrige, und während dieses Zankes lagen die Polen ihrer Armuth und den feindlichen Kanonen, ne von England ein Pfund Sterling und von Frankreich n Bajonnet zu erhalten.

Auch die Türken benutzten die Gelegenheit nicht, das rch den Frieden von Adrianopel Verlorne wieder zu gewin- n. Graf Guilleminot, der französische Botschafter in Con- ntinopel, glaubte im Interesse Frankreichs die Pforte zu er Diversion zu Gunsten der Polen bewegen zu müssen; ein die Pforte, schon wie Schweden an Unterwürfigkeit ge- hnt, verrieth die ganze Sache, und Guilleminots Ver- h wurde aufs feierlichste von Frankreich desavouirt und er ſt zurückberufen.

So war denn Polen von allen natürlichen Feinden und benbuhlern Rußlands im Stiche gelassen, und hatte vor

ſich die ungeheure Uebermacht ſeines furchtbaren Gegners, und hinter ſich Oeſterreich und Preußen; zwei Mächte, deren Geſinnung ebenfalls entſchieden feindlich war, denn beide Staaten hatten daſſelbe Intereſſe, wie Rußland, theils ihre polniſchen Provinzen in Unterwürfigkeit, theils das Princip der Legitimität aufrecht zu erhalten, und Preußen war noch insbeſondere durch die engſten Familienbande an das ruſſiſche Intereſſe geknüpft. Man fürchtete daher, daß ſelbſt in dem Falle, wenn die Polen, gegen alles Erwarten, ſiegen ſollten, die Preußen ihnen in den Rücken fallen und ſie dennoch verloren ſeyn würden, ehe eine franzöſiſche Hülfe heraneilen könnte. Eine preußiſche Cabinetsordre vom 6 Februar verhängte über alle preußiſchen Polen, die an dem Kampf ihrer Brüder Theil nehmen würden, Vermögensconfiscation und Feſtungsſtrafe.

So war denn niemand, der es mit den Polen redlich meinte und ihnen wirklich half, als der Süddeutſche in den kleinen conſtitutionellen Staaten. Von hier aus erhielten die Polen an Aerzten, chirurgiſchem und mediziniſchem Bedarf eine überaus reiche, ja hinreichende Unterſtützung, und je fühlloſer die Politik unſeres Jahrhunderts iſt, um ſo mehr muß man es als einen außerordentlichen Zug von Menſchlichkeit hervorheben und bewundern, daß die preußiſchen Behörden jenen Aerzten die Durchreiſe durchs preußiſche Gebiet nicht verſagten.

2.

Offensive der Russen. Blutige Zurückweisung ihres rechten und linken Flügels in den Schlachten von Dobre und Stoczek.

Rußland war auf eine wunderbare Weise vom Glücke begünstigt, indem keiner seiner vielen Rivalen seine mißliche Lage benutzte, indem es alle seine Heere nach Polen dirigiren konnte, ohne daß ihm Türken oder Schweden, Engländer oder Franzosen, Preußen oder Oesterreicher die mindeste Diversion gemacht hätten, ein so günstiger, vielleicht in langer Zeit nicht wiederkehrender Moment sich damals auch darbot, der furchtbaren über Europa hereindrohenden Zaren-Gewalt einen Damm zu setzen. Allein so glücklich Rußland wirklich war, so wagte es doch selbst nicht, auf ein so außerordentliches Glück zu rechnen, und es machte die ungeheuersten Anstalten, nicht als ob es eine Handvoll Rebellen, sondern das ganze bewaffnete Europa bekämpfen sollte. Es dirigirte zunächst alle seine disponibeln Streitkräfte nach Litthauen in die Gegend von Grodno und Bialystok, wo schon im vorigen Herbste die litthauische Armee gestanden und zu der sich Großfürst Constantin aus Warschau zurückgezogen hatte. Die großen Armeecorps, die unter Roth und Rüdiger noch an den türkischen Gränzen, und unter Paskewitsch im Kaukasus standen, wagte man damals noch nicht von diesen wichtigen Punkten zu entfernen; doch hatten die erstgedachten Generale ein scharfes Auge auf Volhynien.

Die 170,000 Russen, welche Diebitsch in Litthauen jenseits des Bug bei Grodno und Bialystok dicht an der Gränze des Königreichs Polen concentrirt hatte, und die in 106 Ba-

taillonen, 136 Escadrons und 11 Kosakenregimentern vertheilt waren und 396 Kanonen mit sich führten, schienen mehr als hinreichend, die kleine polnische Armee, die nur 30,000 Mann gediente Kerntruppen in ihren Reihen zählte, zu bezwingen. Dennoch erließ der Kaiser am 12 Februar und 9 März zwei Ukasen, wodurch neue Recrutirungen im ganzen Reiche, je 3 von 500 Seelen, befohlen und ausdrücklich gesagt wurde, daß auch solche Recruten, welche das Maß nicht hielten, oder Zahnlücken hätten, oder einäugig wären, angenommen werden sollten.

Die Polen ihrerseits besaßen eine unter der eisernen Hand Constantins zwar trefflich dressirte, und mit allem Erforderlichen versehene, aber auch nur sehr kleine Armee von nur 21,100 Mann Infanterie, 5,100 Mann Cavallerie und 8000 Mann Artillerie. Dazu kamen seit der Revolution neuausgehobene dritte Bataillone 10,800 Mann, deßgleichen Cavallerie 6000, ein neues Warschauer Infanterieregiment 2100, ein Cavallerieregiment der Stadt Kalisch 900, ein Uhlanenregiment, von Zamoyski gestellt, 300, ein Posener Cavallerieregiment 300, podlachische Jäger 400, Freicorps in den Woiwodschaften 1000, ein Krakusenregiment 600, die Regimenter des goldenen und weißen Adlers 600, endlich noch 2700 Mann von den noch nicht vollendeten vierten Bataillons, die als Reserve zu den Regimentern herangebildet wurden. So betrug die ganze disponible Streitmasse der Polen beim Beginne der Feindseligkeiten nur 55,000 Mann, wovon der achte Theil nicht einmal mit Feuergewehren versehen war. Es gebrach den Polen weniger an Menschen als an Waffen. Sie mußten, wie zu den Zeiten Kosziusko's, zur Sense ihre Zuflucht nehmen. Zwar arbeiteten sie rastlos wie am Exercitium

der frischen Truppen, so an der Verfertigung von Kanonen, Gewehren und Schießbedarf, und ließen sich auch durch den Krieg darin nicht unterbrechen; allein ihre geringen Hülfsmittel mußten sich nur zu bald erschöpfen, wenn nicht schnelle Siege ihnen die Waffen des Feindes selbst in die Hände spielten und ihnen vergönnten, die Litthauer und Volhynier an sich zu ziehen.

Zum Unglück wurden die Polen durch die Natur ihres Landes nur wenig und nur auf geringe Zeit unterstützt. Zwar durften sie hoffen, daß während des Thauwetters im Frühjahre der undurchdringliche Koth (das fünfte Element in Polen, wie Napoleon sagte) und die Unwegsamkeit der Wälder und Sümpfe den Feind aufhalten werde; allein so lange der Winterfrost dauerte und später während der Trockenheit des Sommers stand ihr überall ebenes Land dem Feinde nach allen Richtungen offen, und sie besaßen nichts als die Festungen Zamosc (mit 160 Kanonen), Modlin (mit 55 Kanonen) und den Brückenkopf von Praga, Warschau gegenüber, die einzigen festen Punkte des ganzen Landes.

Diebitsch beschloß nun, bevor noch das Thauwetter einträte, rasch ins Land zu fallen, den etwaigen Widerstand durch seine Uebermacht zu erdrücken und Warschau gleich im ersten Anfalle wegzunehmen. Er nahm zu diesem Behufe die ganze lange Ostgränze des Königreichs Polen von Kowno bis Usciług zu seiner Operationsbasis und ließ seine an diese Linie vertheilten Truppen sofort eine gleichzeitige concentrische Bewegung gegen Warschau vornehmen, indem er den äußersten rechten und linken Flügel über die Weichsel detachiren und Warschau in den Rücken schicken, er selbst aber mit dem Centrum Warschau von vorn nehmen wollte. Zugleich hoffte er

durch dieses umfassende Manövre theils die ganze Breite des Landes zu überschwemmen und die Bevölkerung von der Theilnahme an der Revolution abzuhalten, theils den polnischen Heerführer über den eigentlichen Punkt des Angriffs in Ungewißheit zu lassen, und, wenn er vorrückte, von Warschau abzuschneiden.

Allein die Polen waren mit diesem Angriffsplane sehr zufrieden. Indem sie sich vor Praga concentrirten, durften sie unter den Kanonen dieses festen Brückenkopfes und gestützt auf alle ihre Hülfsquellen in Warschau weit sicherer hoffen, der russischen Uebermacht die Spitze zu bieten, als wenn sie sich weit von Warschau in die offenen Ebenen hervorgewagt hätten, und zugleich wurde durch die Anhäufung der russischen Truppen um Warschau das weite Litthauen in ihrem Rücken frei, und die Bevölkerung daselbst gewann Zeit zur Insurrection. Auch rechneten die Polen auf das bald zu erwartende Thauwetter, wodurch die Russen, wenn sie bis dahin Warschau nicht genommen hatten, mitten in den Morästen und Wäldern in einem ausgesogenen Lande sich dem Mangel und den von solchen Lagerungen unzertrennlichen Seuchen aussetzen mußten.

Der Feldmarschall hoffte jedoch zuverlässig auf die Kraft seiner ersten Schläge und ließ am 3 Februar auf der ganzen Linie seiner Armee die Bewegungen beginnen, indem er zugleich das kaiserliche Kriegsmanifest publicirte, worin es heißt: „Der Augenblick ist da, Ernst gegen die Ruchlosen zu gebrauchen, und — den höchsten Richter der Handlungen und Absichten um Beistand anrufend, haben Wir Unseren getreuen Heeren befohlen, wider die Empörer zu ziehen. Russen! In dieser inhaltschweren Stunde, wo Wir mit dem Kummer ei-

nes Vaters, allein auch mit der ruhigen Festigkeit des Fürsten, der seine heilige Pflicht erfüllt, das Schwert für die Ehre und Unverletzbarkeit Unserer Herrschaft entblößen, vereinigt auch ihr eure inbrünstigen Gebete mit Unsern Gebeten vor dem Altare des Allwissenden, des gerechten Gottes. Er segne Unsere Waffen zum Heil Unserer Gegner selbst; er beseitige durch einen schnellen Sieg die Hindernisse, die der großen Sache der Beruhigung der Völker im Wege stehen, welche seine Rechte Uns anvertraut hat, und helfe Uns, sobald das durch Meuterer auf eine kurze Zeit Rußland entrückte Gebiet demselben wiedergegeben seyn wird, dessen künftiges Geschick auf festen Grundlagen aufzurichten, die den Bedürfnissen und dem Wohl Unseres ganzen Reiches angemessen seyn, und den feindseligen Anschlägen der Uebelgesinnten, die von einer Trennung träumen, für immer Gränzen setzen können."

Ueber den frommen Ton der russischen Manifeste äußerte damals der englische Courier: „Wenn wir ein tapferes Volk kämpfen sehen, um sich unabhängig zu machen von einem fremden Herrn, in dessen Hände es geliefert wurde durch einen Vertrag, den andere, ihm eben so fremde, Souveräne abschlossen, und wenn wir dann diesen Herrscher Gott anrufen hören, um das rebellische Volk niederzuschlagen, so können wir uns nicht enthalten, unsern Schmerz, ja unsere Indignation an den Tag zu legen. Der Kaiser von Rußland mag — und wir glauben, daß er es ist — als Monarch mild, als Mensch wohlwollend seyn; ja er mag — und wir glauben, daß er es ist — für einen absoluten Souverän aufgeklärt und liberal seyn; wie kann er aber ernst und feierlich von Gott fordern, daß er ihm beistehe in seinem Kampfe gegen ein Volk,

an das er kein anderes Recht hat als das der Gewalt;" und ferner: „Wenn die Polen überwältigt seyn werden, werden wir die Tedeums der russischen Armee hören, Dankgebete werden in den Kirchen für den Sieg der Invasion ertönen, und die Agenten des Kaisers werden die Blasphemien wiederholen, mit denen sie beim Beginne des Feldzugs hervortraten. Aber alles Blendwerk der Religion, alle Folgen des Triumphs werden aus den Gemüthern freier und ehrenwerther Menschen in andern Ländern den Abscheu nicht entfernen, den sie vor dem Siege der Unterjochung empfinden. Wenn die polnische Insurrection niedergeschlagen seyn wird, werden wir bei dem Eroberer vielleicht eine Art politischer Verzeihung zu sehen bekommen, und deutsche Journalisten werden uns auffordern, seine Humanität zu bewundern. Der Umsturz der Freiheit, die Confiscation des Eigenthums und die Vernichtung des Menschenlebens wird bloß als das Resultat der gesetzlichen Ausübung der Autorität angesehen, die Begnadigung einiger Wenigen aber, und die Nichtvollziehung einiger der blutigen Drohungen, als ein Beweis der Güte des Selbstherrschers gerühmt und von allen Despoten und Satelliten von Despoten gepriesen werden, die gleich ihm kein anderes Gesetz kennen als ihren Willen und die Macht des Schwertes. Aber es leben auf dem Continente Europa's Millionen freier Menschen, welche die Macht des Geschicks beklagen werden, das sie zwingt, ruhig zu bleiben, während das Werk des Bluts und der Unterjochung vorschreitet gegen ein tapferes, unglückliches Volk."

Der polnische Reichstag beantwortete das russische Kriegsmanifest in folgenden Aufrufen an die Nation, am 7 Februar: „Der Kaiser Nikolaus erklärte uns vor Europa als Rebellen,

brachte seine Heere wider uns zusammen, suchte das russische Volk durch falsche Gerüchte gegen uns zu entrüsten, und im Innern unsers Landes den Samen der Spaltung auszustreuen. Auf die Auseinandersetzung der Ungerechtigkeiten, auf die Vorstellung der Mittel, wodurch allein es in seiner Macht stand Blutvergießen zu vermeiden, antwortete er, nicht nur daß er uns die entrissenen Freiheiten nicht wiedergäbe, nicht nur, daß er sich der Theilnehmung unsrer Brüder an diesen Freiheiten widersetzte, sondern als wären wir schon besiegt, befahl er die Waffen niederzulegen, uns zu ergeben, und sowohl uns selbst als die Urkunde unserer Rechte seiner Gnade anheim zu stellen. Doch auch dieses war noch nicht hinreichend. Väter! wißt ihr, unter welchen Bedingungen es euch erlaubt wurde, zur Erniedrigung, worin ihr vor dem Aufstande geschmachtet, zurückzukehren? Unter solchen, die das Blut eurer Kinder heischten! Diese edle Jugend, die im Augenblicke der Begeisterung das, der verzweifelnden Berechnung vorbehaltene Räthsel der Nationalexistenz zu lösen verstand, sie, deren Frevel nur in der Ungeduld, ihr Joch abzuwerfen, bestand, deren kleine Schaar der Gott eurer Väter wunderbar durch Kugelregen und Feindesmassen unverletzt hindurchführte, diese edle Jugend sollt ihr selber vor eure Gerichte schleppen, selber ihnen Strafen bestimmen, selber sie einem schmählichen Tode überliefern! Und zur Belohnung eines solchen Kindermordes sollte es euch erlaubt seyn, aufs neue euern Nacken unter das Joch zu beugen, und euer verwais'tes Alter um einige Jahre länger zu fristen. Polen, dieß waren die vom russischen Kaiser im Angesicht eurer Repräsentanten gemachten Bedingungen! Als man sie ihnen vorlas, erscholl es einstimmig aus Aller Brust:

daß Nikolaus über Polen zu regieren aufgehört habe. Der Krieg war schon unwiderruflich, und jener Schritt durfte daher nicht länger eingehalten werden. Man mußte ja eine, ihren Monarchen stets treue Nation von dem, durch den König gebrochenen Schwur befreien; denn dieser König, welcher an der Spitze fremder Heerschaaren heranrückte, konnte das Land nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Verbreitung der Zwiespalt bekriegen. Ja, eure Schwüre sind gelös't, dieselben waren gegenseitig unzertrennbar; doch die Verletzung der Verträge, das Abtreten Nikolaus als polnischer König und sein Auftreten mit einem drohenden Heer als russischer Kaiser haben den Thron der Jagellonen von der ungleichen Union befreit, und die Nation berechtigt, diese Würde dem, den sie deren werth achten wird, anzubieten. Doch dieses ewige Recht unsrer nationalen Unabhängigkeit, ein Vorwurf, leider! so lang wir es nicht zu stützen vermochten, dieses Recht, auf welches die Politik mit Hohnlachen herabsieht, muß durch Waffen und durch Kraft behauptet werden." Und auch die Polen riefen den Beistand der Religion an: „Polnische Nation, wir, deine Repräsentanten, schwören zuerst im Angesichte Gottes und der Nation, mit Redlichkeit und reinem Herzen, mit eisernem Willen und männlicher Aufopferung unser Stellvertretungsamt zu erfüllen; wir schwören, daß die Wiedererlangung der Unabhängigkeit und der Stufe zwischen den Völkern, zu welchen der Schöpfer der Nationen uns vorherbestimmt hat, unser alleiniges Ziel und unsern einzigen Gedanken ausmachen soll. Einwohner dieses Landes, jeglichen Standes und Glaubens, eilet diesem Beispiele nach! Ihr Geistlichen jeder Confession! erneuert das heilige Bündniß, wodurch Religion und Vater-

land einſt ſo feſt verſchlungen waren! Dieſe Religion, die durch Gemeinſchaft mit dem Deſpotismus erniedrigt wurde, wird zu jener zwangloſen Verehrung zurückkehren, die ihr die Freiheit ſelbſt ſchuldig iſt, weil ſie das göttliche Geſetz, welches zuerſt den Grundſatz der Gleichheit geheiligt, auf den Trümmern des Verderbens und der Eigenmacht verbreitet hat.“

Endlich folgte der muthige Zuruf an das Heer: „Zu den Waffen alſo, zu den Waffen! Auf! ein jeder Pole eile zum Kampfe! Jede Spanne von unſerm Boden möge der Feind nur, von unſrem Blute triefend und ſtrotzend von unſern Leichen, erobern! Aber fern ſeyen von uns niederſchlagende Gedanken, mit Seelenſtärke ſeyen wir auf alle Widerwärtigkeiten gefaßt. Nur Vertrauen! Die jenſeitigen Ufer der heiligen Flüſſe Bug und Niemen werden uns gewiß erblicken! Den befreundeten Arm wird das verbrüderte Litthauen uns entgegenſtrecken, es wird ſich erheben unſer altes Königreich in ſeiner ganzen Unabhängigkeit. Dieß iſt der Zweck des heiligen Krieges, dieß die Bedingung des Friedens! Wir werden die Waffen nicht ſtrecken, bevor nicht das Ziel der unwiderruflichen Wünſche der ganzen Nation erreicht iſt, oder wir vergraben uns unter den Trümmern des geliebten Vaterlandes! Tragen wir dem Feldherrn Zabalkanski nicht die weiße Fahne der Sklavenvölker von jenen fernen Gegenden, ſondern die weißen vaterländiſchen Adler an der Spitze unſerer Kriegsheere entgegen, denen die ganze Nation folgen wird! In dieſem Geiſte wird von der Nationalregierung, vertrauend auf die Thatkraft der Nation, in Erwiderung auf die Proclamation des Feldmarſchalls Zabalkanski beſchloſſen, daß Jeder als Landesverräther angeſehen

und bestraft werden wird: 1) der dem feindlichen Heere Lebensbedürfnisse oder sonstigen Kriegsbedarf liefern, oder irgend eine Hülfe durch Rath und That oder Anzeige leisten sollte; 2) der an der Deputation, welche der russische Befehlshaber von den Bewohnern des Königreichs verlangt, Theil nähme; 3) jeder Beamte der ehemaligen Regierung, der, von der revolutionären entsetzt, in Folge der Aufforderung russischer Behörden, wieder seinen Posten anträte; 4) Jeder, der ein Amt von den russischen Behörden annähme; 5) Jeder endlich, der überführt werden sollte, der russischen Regierung und Armee in irgend worin förderlich gewesen zu seyn. — Polen! Eher untergehen, als in der Knechtschaft und Verachtung ein elendes Daseyn fristen!"

So war denn das Loos geworfen. Am 5 Februar ließ Graf Diebitsch seine Colonnen in folgender Ordnung in das Königreich Polen einrücken: Der äußerste rechte Flügel ging unter Fürst Schachoffskoi (24,000 Mann mit 60 Kanonen) und General Manderstern (7000 Mann und 12 Kanonen) bei Kowno über die Gränze und vereinigte sich zu Augustowo; das Centrum unter General Rosen (40,000 Mann und 120 Kanonen) überschritt die Gränze bei Suraſch und Piontkoff; ihm folgte das Armeecorps von Pahlen (30,000 Mann und 72 Kanonen) bei Pikotschin und Scheltki, endlich auch das Hauptquartier und der General Witt (17,000 Mann und 45 Kanonen) und die Reserve mit dem Großfürsten Constantin (26,000 Mann und 36 Kanonen); der äußerste linke Flügel aber unter General Geismar (8000 Mann und 24 Kanonen) und Obrist Anrep (3000 Mann) ging bei Brzesc-Litewski, und General Kreutz (8000 Mann) noch südlicher bei Uscilug über den Bug.

Man hat den Polen den Vorwurf gemacht, daß sie nicht früher schon in einer Stellung vor Warschau bei Sierozk sich befestigt; allein abgesehen von allem, was früher hätte geschehen können, handelten die Polen jetzt bei ihren geringen Streitkräften und beim gänzlichen Mangel an festen Punkten vorwärts Warschau, am klügsten, sich unter die Hauptstadt zurückzuziehen, hier den Hauptangriff zu erwarten und durch geschickte Seitenmanövres die beiden Flügel der russischen Armee von dem versuchten Uebergang über die Weichsel abzuhalten. Allein sie hatten sich nicht zeitig genug auf diesen Plan vorbereitet, woran hauptsächlich die Abdankung Chlopizki's und die Unfähigkeit Radziwill's Schuld war, und die Polen begingen den ungeheuern Fehler, die großen, und ihnen so nöthigen Magazine, welche sie in Ostrolenka und Siedlce angelegt hatten, den Russen zu überlassen, da sie sie entweder bei Zeiten hätten nach Warschau führen oder wenigstens bei Annäherung der Russen zerstören müssen. Da sie dieß nicht thaten, sieht man nicht ein, wozu sie überhaupt den Russen entgegen gingen, und sie nicht lieber hinter den Kanonen von Praga erwarteten. Die Stellung der polnischen Armee war folgende: Skrzynezki ging mit dem rechten Flügel (8000 Mann) dem russischen rechten Flügel bis Lomza entgegen, Szembek mit dem Centrum (10,000 Mann) auf der Hauptstraße bis gegen Brzesc-Litewski, endlich Dwernizki mit einem Streifcorps, das den äußersten rechten Flügel der Polen bildete, gegen den äußersten linken der Russen. Im Hintergrunde stand ferner Krukowiczki bei Pultusk, Weissenhof und Lubienski bei Praga, und Klizki dießseits der Weichsel, um einen Uebergang der Russen zu verhindern, wenn Dwernizki ihn nicht aufhalten könnte. Die vorgeschobenen polni-

schen Truppen zogen sich aber geflissentlich zurück, und nahmen nur auf den beiden Flügeln ein ernstliches Gefecht an, um die Weichsel zu decken.

Das erste Zusammentreffen geschah im Centrum bei Siedlce, wo am 8 Februar die Arriergarde Szembeks unter General Zymirski mit der Avantgarde des Pahlenschen Corps scharmuzirte. Ein gleiches Scharmützel fand bei Rocan an der Narew statt und bei Lomza, ein etwas heftigeres am 12ten bei Liw, wo Zymirski die nachdringenden Russen länger aufhielt, um sie an dem Versuche, die einzelnen polnischen Corps abzuschneiden, zu verhindern. Diese Absicht wurde den Russen aber vorzüglich durch das tapfere und kluge Benehmen Skrzynezki's und Dwernizki's auf den beiden äußersten Flügeln vereitelt.

Während die Hauptmacht der Russen von Norden und Westen heranrückte, versuchten die Generale Geismar und Kreutz mit ihrer alles übersliegenden Reiterei einen Handstreich von Süden aus, überschwemmten die Gegenden von Zamosc und Lublin, und hofften, schnell über die Weichsel setzend, Warschau, das von hinten noch unbefestigt war, zu überrumpeln. Allein sie unterlagen den noch schnellern Schlägen Dwernizki's. Schon sechszig Jahre alt, klein und sehr corpulent, entwickelte dieser Cavalleriegeneral ein überraschendes Genie, und eignete sich als Führer vortrefflich zu der stürmischen polnischen Jugend. Es bezeichnet die heilige Gluth, die in den Herzen der Polen brannte, daß sie, als sie am 14 Februar bei Stoczek auf die überlegene Macht des durch die Türkenkriege berühmten Generals Geismar stießen, sich mit dem Gesang: „Noch ist Polen nicht verloren!" augenblicklich auf den Feind stürzten, und trotz ihrer geringen

Zahl und schlechten Bewaffnung der Krakusen alles vor sich niederwarfen. Die Russen verloren 11 Kanonen, 400 Todte, 230 Gefangene, und Geismar selbst entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes.

Während auf diese Weise Dwernizki siegte, vollbrachte auch Skrzynezki eine glänzende That. Nachdem er den äußersten linken Flügel der Polen bei Lomza gebildet, zog er sich, um nicht abgeschnitten zu werden, auf das polnische Centrum zurück. Dennoch versuchte Diebitsch ihn abzuschneiden, und das Armeecorps von Rosen zwischen ihn und Warschau zu schieben. Skrzynezki benutzte aber diesen Umstand, um dem isolirten Rosenschen Corps eine Schlappe beizubringen, und durch diesen Aufenthalt zugleich den Rückzug der von Zymirski befehligten Arriergarde zu decken. Bei allem dem ist nicht wohl einzusehen, warum sich Skrzynezki sowohl als Zymirski nicht lieber, um sich unnützen Menschenverlust zu ersparen, früher und ohne Schlacht zurückzogen. Indem sich Skrzynezki am 17 Februar bei Dobre dem Rosenschen Corps entgegenstellte, gibt er selbst folgendes Motiv an: „In dieser Lage hielten wir 1½ Stunden aus, und zwar um dem Feinde durch eine hartnäckige Standhaftigkeit in der Behauptung der Position stark zu imponiren, und um ihn zu überzeugen, daß das Zurückweichen lediglich von mir abhinge; davon abgesehen, daß die jungen Soldaten hier Gelegenheit zum Kampfe fanden, so war außerdem die Räumung des Feldes nicht rathsam, es sey denn, daß der Weg nach Ostrolenka erst mit dem Hereinbrechen des Abends zurückgelegt werden, und daß ich mich dort behaupten konnte. So behielt ich die Position bei Dobre bis halb 4 Uhr, und gab dann Befehl zum langsamsten Rückzuge. Dieser geschah dann so, daß, sobald der Feind einen Angriff

versuchte, er immer mit Verlust zurückgeschlagen wurde." Mit 2 Regimentern hielt Skrzynezki 12 russische Regimenter auf und nahm ihnen eine Fahne ab. Diese glänzende Waffenthat trug neben dem Siege Dwernizki's nicht wenig dazu bei, den Muth der Polen zu erhöhen. Die Russen griffen viermal an, wurden viermal mit dem Bajonnette in die Wälder zurückgejagt und verloren 1000 Todte. Hier zeichnete sich das berühmte vierte Infanterieregiment, dessen Oberst Skrzynezki war, zum ersten Mal aus und begründete den großen Ruhm, den es in der Geschichte dieses Krieges behauptet hat.

Auch Zymirski bestand zu derselben Zeit ein Treffen gegen die vordringende Avantgarde des Feldmarschalls selbst, bei Kaluszyn, von dem man jedoch weiter nichts erfahren hat, als daß Zymirski 700 russische Gefangene nach Warschau geschickt habe.

Im Rücken der russischen Armee bildete sich bereits unmittelbar darauf, nachdem dieselbe gegen Warschau vorrückte, eine kleine Insurrection, geleitet von Zaliwski, der die Kurpen (adelige Jäger und Förster in den Wäldern) am Bug sammelte und einen glücklichen Guerillakrieg anfing.

Uebrigens wurden überall, wo die Russen hinkamen, russische Behörden eingesetzt, und die polnischen Zeichen mit russischen ersetzt, und alles auf den Fuß eines russischen Gouvernements, nicht mehr eines foderirten Königreichs eingerichtet.

3.

Blutige Zurückweisung der russischen Hauptmacht vor Warschau in den Schlachten von Grochow und Bialolenka.

Während so der äußerste rechte Flügel der Russen unter Schachoffskoi und Manderstern noch unterwegs zurück, und der rechte Theil des russischen Centrums unter Rosen durch Skrzynezki, der äußerste linke Flügel aber unter Geismar durch Dwernizki aufgehalten waren, wälzte sich die große Hauptmasse der Russen unter dem Feldmarschall selbst unaufhaltsam gegen Warschau vor, um diese Stadt von vorn und gleich im ersten Sturme zu nehmen, mochten die Corps auf den Flanken etwas ausrichten oder nicht.

Man war in Warschau darauf vorbereitet. Der Reichstag und die Bürgerschaft verdoppelten ihre Energie. Die Begeisterung wuchs mit jedem Tage. Immer neue kleine Schaaren rückten in Warschau ein, den großen Kampf mitzukämpfen. Besonders erregte das vom Grafen Constantin Zamoyski auf eigne Kosten errichtete Krakusenregiment, in welchem der Stifter selbst als Gemeiner diente, allgemeines Interesse. Täglich strömte die Bevölkerung hinaus vor die Stadt, um an den Verschanzungen zu arbeiten, mit denen man Warschau auf dem linken Weichselufer umgab, um es vor einem Angriff auf dieser Seite zu schützen, da es bisher nur auf der Seite von Praga befestigt war. Juden, Geistliche, Frauen arbeiteten mit, unter fröhlichem Gesange. Zugleich aber erklärte die Nationalbank, daß sie am 1 und 15 März unfehlbar die regelmäßige Verloosung der Partialobligationen wie im tiefsten Frieden vornehmen werde.

Eben so würdevoll benahm sich der Reichstag. Als Manche in diesem entscheidenden Momente nach auswärtiger Hülfe sich umsahen und den Grafen Malachowski, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um Auskunft baten, da hielt er (12 Februar) die Rede, die als das schönste Wort jener Zeit unsterblich bleiben wird. Er prophezeyte das Schikfal seines Volkes. Nachdem er über die französische Politik gesprochen, erklärte er, daß von Frankreich keine Hülfe zu erwarten sey, und weihte Polen feierlich dem Tode: „In dieser so dürren Geschichtsepoche, wo so viele Facta, aber so wenige reine Aufopferungen anzutreffen sind, ist es ein tröstender Gedanke für die polnische Ehre, daß nichts schöner, kühner und uneigennütziger ist als unser Aufstand, den man fleckenlos, voll der erhabensten Gefühle, heroischer Ideen und ritterlich-zartsinniger Handlungen nennen könnte. Und in der That verdient unser Aufstand diesen Namen, wenn man den freien Abzug des russischen Militärs aus unserer Mitte; die Beförderung seiner Heimkehr; das Manifest, dieses ewig denkwürdige Testament eines auf seinen Tod sich vorbereitenden Volkes; die auf unsere Kosten bewerkstelligte Zurücksendung der im Kampfe gefangen genommenen Russen, sich ins Gedächtniß ruft! Ich wiederhole, daß die Begebenheiten unseres Aufstandes, mitten unter den Wüsteneien der heutigen Politik, jener reizenden Oase gleichen, deren frischen und von Blumen umprangten Quell der lechzende Wanderer findet. Enden wir, so wie wir begonnen haben, mit ruhigem Gemüth und eiserner Brust, und wenn uns der Tod fürs Vaterland beschieden ist, so wird er der schönste, ruhmvollste seyn, und der letzte Widerhall des heutigen Polens wird reizend seyn, wie jene Zaubertöne des sterbenden Sehers. Allein dieser

momentane Tod würde selbst weder ohne Wiedergeburt noch ungerächt bleiben. Denn kein Verbrechen bleibt ungestraft, sowohl in dieser als in jener Welt, wo wir uns wiedersehen werden."

Am 19 Februar nahte die große Entscheidung. Nachdem Skrzynezki sich am 18ten von Dobre zurückgezogen und am Abende desselben Tages Zymirski noch bei Okuniew mit dem Pahlenschen Corps einige Kanonenschüsse gewechselt, concentrirten sich am 19ten die Polen vor Praga, und die Russen drangen ihnen mit ihren großen Massen unmittelbar nach, indem Rosen sich wieder mit Diebitsch vereinigte. Früh um 10 Uhr begann die mörderische Schlacht bei Grochow, von diesem kleinen Dörfchen benannt, weil das dabei liegende Wäldchen der Ziel- und Wende-Punkt der Schlacht war. Diebitsch hatte wenigstens 70,000 Mann bei sich, die Polen höchstens 40,000. Neben oder eigentlich statt des ehrlichen Radziwill übernahm Chlopizki wieder das Commando, da er in der Gefahr das Vaterland nicht verlassen wollte. Allein da er nicht auf den Sieg hoffte, so suchte er nur einen ehrenvollen Tod und schonte zu wenig das polnische Blut.

Warschau, nur einige Stunden vom Schlachtfeld entfernt, sah dem Kampfe seiner Söhne zu. „Ganz Warschau eilte auf die Anhöhen der Weichsel, auf die Balkons, an die Fenster, sogar die Dächer waren mit Zuschauern besäet. Eine außerordentliche Regsamkeit herrschte in den Straßen. Die Kirchen waren mit Menschen angefüllt, welche zum Allmächtigen um den Segen unserer Waffen flehten. Den ganzen Tag schwebten wir in Ungewißheit, da das Feuer immer an Einem Orte fortdauerte. Endlich beim Dunkel des Abends zeigte der Blitz unserer Kanonen weit unten am Saume des

Waldes gegen Okuniew hin, daß unser linker Flügel dem Feinde die Flanke nahm. Und westlich zogen sich die Russen in die Tiefe des Waldes zurück, aus welchem sie des Morgens ihre Colonnen entwickelt hatten. Bis gegen Abend wurden immer Verwundete und Gefangene eingebracht!" Mitten unter diesen Schrecknissen des Schlachttages beschloß der Reichstag, daß wenn etwa Diebitsch Warschau erobern sollte, der polnische Reichstag sich auch an jedem andern Orte versammeln dürfe, sey es im Inlande oder selbst im Auslande, und daß er für vollzählig erkannt werden solle, wenn nur 11 Senatoren und 33 Landboten zugegen seyen.

Uebrigens wurde die erste Schlacht bei Grochow eigentlich improvisirt. Zymirski, der seinen Rückzug nicht genug beeilt hatte, wurde von den Russen überfallen, ehe er in die polnische Schlachtlinie einrücken konnte; Szembek, der ihm zunächst stand, unterstützte ihn; die Russen suchten nun aber durch die Lücken der polnischen Armeecorps einzudringen, und Chlopizki hatte große Mühe, sie daran zu verhindern. Er führte persönlich die Truppen ins Feuer, aber die Unbotmäßigkeit Zymirski's und Lubienski's, die seine Befehle nicht anerkennen wollten, da er nicht mehr Obergeneral war, hätten den Polen großen Schaden zufügen können, wenn nicht ihre große Tapferkeit, die sie auf allen Punkten zugleich bewiesen, den Mangel an Ordnung ersetzt hätte.

Am 20 Februar wurde die nur durch die Nacht unterbrochene Schlacht fortgesetzt. Diebitsch brach aufs neue aus den Wäldern hervor, um die polnische Schlachtlinie zu sprengen. Gegen 200 Kanonen donnerten von allen Seiten aus dem Walde und das Rosensche Corps unternahm unter dem Schutze dieses mörderischen Feuers einen Sturm gegen das

DESSALINES.

berühmte Erlenwäldchen von Grochow, welches der Schlüssel der polnischen Stellung war. Hier aber stand Skrzynezki und am gefährlichsten Posten das berühmte vierte Regiment, das sich aufs neue mit unsterblichem Ruhme bedeckte und den oft wiederholten Angriff der Russen den ganzen Vormittag hindurch aushielt. Sechs russische Regimenter wurden nacheinander bei diesem Angriffe beinahe aufgerieben.

Nun entschloß sich Diebitsch, die Ankunft des Schachoffskoi'schen Corps abzuwarten, und unterhandelte um einen zweitägigen Waffenstillstand, angeblich zur Begrabung der Todten. Die Polen gaben auf ihrer Seite 3000 Todte an, der Verlust der Russen war größer, weil sie bei den fruchtlosen Angriffen sehr viele Menschen eingebüßt hatten.

Während der Schlacht, am 20sten, sprengte ein edler Pole auf fliegendem Rosse zu den Seinigen herbei. Es war General Uminski, der, in die Verschwörung von 1825 verwickelt, seit dieser Zeit in der preußischen Festung Glogau als Gefangener schmachtete, aber am 17 Februar entflohen war, und jetzt seinen tapfern Arm anbot. Preußische Blätter verfehlten nicht, ihn als einen Ehrlosen zu bezeichnen, da er sein Ehrenwort gegeben habe, die Festung nicht zu verlassen. Er aber erklärte dagegen, man habe ihn, trotz seines Ehrenwortes, einer lästigen und beleidigenden Aufsicht unterworfen, und ihm dadurch sein Ehrenwort faktisch zurückgegeben.

An demselben Tage (20 Februar) erfocht auch Dwernizki auf dem rechten Flügel einen neuen Sieg, indem er, nachdem er, wie wir gesehen haben, am 14 Geismar geschlagen, die neuerdings sogar bis über die Weichsel vorgeschobenen Kosaken des Generals Kreutz und Herzogs Adam von Würtemberg (nationalisirter Pole und Neffe Czartorysli's, jetzt

aber in der russischen Avantgarde) aufsuchte. Der gedachte Herzog hatte, da er als polnischer Officier die Nationalfarbe aufstecken sollte, dem Dictator Chlopizki erklärt, „die Dankbarkeit gegen den Kaiser erlaube ihm nicht, ferner in der polnischen Armee zu dienen, er nähme daher seine Entlassung, gebe jedoch sein Ehrenwort, daß er nie gegen die Polen fechten, noch irgend feindlich gegen dieselben handeln werde.“ Jetzt aber befand er sich an der Spitze eines Kosakenpulks und machte sich durch auffallenden Polenhaß bemerklich. Dwernizki überfiel das Kreutz'sche Corps bei Kasszenice und sprengte es mit derselben Raschheit, wie früher das Corps von Geismar, auseinander. Er eroberte drei Kanonen, General Sierawski wurde an seiner Seite durch einen Säbelhieb verwundet.

Mittlerweile langte das Armeecorps von Schachoffskoi am 23 Februar bei Diebitsch an, der kurze Waffenstillstand ging zu Ende, und der Kampf begann an demselben Ort und unter denselben Umständen aufs neue, nur daß die Russen sich mächtig verstärkt, die Polen aber schon einen Theil ihrer Kerntruppen eingebüßt hatten, und dieselben durch neue ungeübte Truppen ersetzen mußten.

Am 24sten Abends stieß Schachoffskoi auf den linken Flügel der Polen unter den Generalen Malachowski und Jankowski bei Bialolenka. Das Gefecht dauerte bis in die Nacht. Am folgenden Morgen kam Krukowiezki mit Uminski dem linken Flügel zu Hülfe, griff Schachoffskoi kraftvoll an, schlug ihn, nahm ihm zwei Kanonen ab und vernagelte drei, worauf Schachoffskoi sich auf Diebitsch zurückzog. Krukowiezki hätte ihn verfolgen, abschneiden, an der Verei-

nigung mit Diebitsch hindern, oder wenigstens sich selbst zur polnischen Hauptarmee zurückziehen können. Statt dessen aber blieb er vereinzelt stehen und rührte sich nicht vom Flecke, auch dann nicht, als Radziwill und Chlopizki ihn aufs dringendste mahnen ließen, der Hauptarmee beizustehen. Schon damals also verrieth sich die bis zur Verrätherei gesteigerte Eifersucht dieses ehrgeizigen Generals, der Niemand gehorchen wollte. — Diebitsch schritt unterdeß zum Angriffe, ganz so wie am 20sten, indem er auch dießmal (25 Februar) das Rosensche und außerdem noch das Pahlensche Armeecorps gegen das berühmte Erlenwäldchen von Grochow dirigirte. Hier stand dießmal Zymirski, der nach einem verzweifelten Kampfe von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen wird. Die Brigade Boguslawski unterstützt sein schon geschmolzenes Corps, wird aber durch die Uebermacht der Russen endlich aus dem Gehölze vertrieben. Da beschließt Chlopizki, es um jeden Preis wieder zu nehmen und greift es von der rechten Seite an, während Skrzynezki von der linken hineindringt. Chlopizki, ohne Degen, in seinem grauen Ueberrock, und bloß eine kurze Pfeife in der Hand, stellt sich an die Spitze des Regiments Milberg, während seine neben ihm befindlichen Adjutanten das Lied anstimmen: „Polen ist noch nicht verloren!" Er und Skrzynezki erstürmen das Wäldchen und treiben die russische Infanterie vor sich her. Schon sind die russischen Batterien von den heranstürmenden Polen bedroht, da läßt Diebitsch große Cavalleriemassen vorrücken. Augenblicklich befiehlt Chlopizki der polnischen Reiterei unter Lubienski, ebenfalls vorzurücken; aber Lubienski weigert sich unter dem Vorwande, Chlopizki sey nur ein Infanteriegeneral und verstehe nichts von der Cavallerie. Diese Versäumniß hindert Chlo-

pizki am Verfolgen seines Sieges, er wird ins Erlenholz zurückgeworfen. Von diesem Augenblick an scheint er, der ohnehin am Erfolge zweifelte, vollends den Kopf verloren zu haben. Er soll Radziwill, der ihn aufs neue um Rath fragte, geantwortet haben: „Lassen Sie mich zufrieden, ich suche nur eine Kugel vor den Kopf.“ Gewiß ist, daß er nach dem Verluste des Erlenhölzchens zu seiner Umgebung sagte: „Leben Sie wohl, meine Herren, ich nehme jetzt die russischen Kanonen!“ Als seine Adjutanten Gustav Malachowski und Stanislaus Barzikowski ihn begleiten wollten, hielt er sie zurück mit den Worten: „es möchte zu heiß für Sie werden.“ Hierauf stürzt er sich an der Spitze der Division Szembek auf den Feind, als eine Kanonenkugel das Pferd unter ihm tödtet und ihm beide Beine verwundet. Indem er fällt, ruft er noch: „Ich wollte lieber, ich wäre todt!“

In diesem für die Polen so gefährlichen Augenblicke kommt das ganze Corps von Schachoffskoi an und vereinigt sich mit Diebitsch, während Krukowiezki seinerseits noch immer säumt, sich mit den Polen zu vereinigen. Sogleich rückt Diebitsch mit allen seinen Streitkräften vor und überfällt mit seiner ungeheuren Uebermacht die durch den Fall ihres Führers in Unordnung gebrachten Polen. Radziwill übergibt in dieser Noth den Oberbefehl an Skrzynezki, da ihn aber Prondzynski daran erinnert, daß der Befehl dem älteren General Szembek gebühre, so übergibt er nun auch diesem den Oberbefehl und vergißt die erste Ordre über der zweiten. Aber auch Szembek verliert den Kopf, und sucht Radziwill auf, um von ihm selbst sich erst den Oberbefehl bestätigen zu lassen. Selbst Prondzynski, der beste Kopf in der Armee, verläßt das Schlachtfeld, gibt aber noch zuvor den klugen Rath, ein

Raketenbatterie gegen die in Masse heranstürmenden Russen auffahren zu lassen. Das ganze Cavalleriecorps des Generals Witt, 48 Escadrons mit der reitenden Artillerie, über 40 Kanonen, stürzen von beiden Seiten des Erlenwäldchens herein. Links macht Uminski mit seinen Batterien und einem Jägerregimente ein glückliches Manöuvre und hält sie auf, aber rechts stürzen zwei Cuirassierregimenter und zwei Uhlanendivisionen, aus den stärksten und größten Menschen in der russischen Armee bestehend, auf neuausgehobene Massen. Die polnische Artillerie lichtet ihre Reihen, aber sie drängen unaufhaltsam vor, erschüttern die ganze Linie — zersprengen die Neuausgehobenen. Die Spitze der Colonne reicht bald über die polnische Schlachtlinie hinaus und erreicht beinahe Praga. Einzelne Infanteriepelotons haben sich schon in die Häuser vor die Festung geschlichen, eine Kugel tödtet bereits einen Knaben auf der Warschauer Brücke — sie abzuhalten, steckt man die Vorstadt an; die Feuersäulen des brennenden Praga's setzen die Einwohner von Warschau, die den Grund nicht kennen, in panischen Schrecken.

Allerdings hätte, das gestehen die Polen selbst zu, Diebitsch Praga nehmen, oder doch wenigstens die Armee abschneiden können, wenn er den Augenblick des Schreckens und der Verwirrung benutzt und seine Reitercolonne unterstützt hätte. Die Maßregel blieb nur halb, — und hier wurde Skrzynezki von Neuem Polens Engel. Mit Infanteriemassen aus seiner und Szembeks Division warf er sich in die Flanke der Reiter, die Feuerwerkercompagnie eines entschlossenen Hauptmanns schleuderte Raketen in die Reiterreihen. Sie wanken — fallen, werden beinahe ganz vernichtet, vor allem jenes Cuirassierregiment Prinz Albrecht, aus wahren

Riesen bestehend, das geehrteste in der Armee, dem schon der erste Einzug in Paris 1814 als eine Auszeichnung zugestanden war, und das jetzt, gerade einen Monat nach des Kaisers Thronabsetzung, in Warschau einreiten sollte. Abenteuerlich sah es aus, als die Riesen dröhnend mit ihren Panzern auf die Erde, die Helme, auf denen das prahlerische Wort: „unüberwindlich" stand, von den Häuptern fielen und die Kossyniere sich mit den großen Degen noch auf dem Schlachtfelde bewaffneten.

Das Blatt hatte sich plötzlich gewendet; drüben stand durch den Angriff die russische Artillerie ganz entblößt. Skrzynezki eilt zu Radziwill, beschwört ihn, einen allgemeinen Massenangriff zu befehlen, um den größten Theil der russischen Kanonen als leichte Beute zu erobern und glänzend als Sieger aus dem mörderischen Kampfe hervorzugehen. — Radziwill, dem sein Adjutant Chlopizki nicht mehr zur Seite steht, wagt ohne ihn keinen Beschluß zu fassen. Er weis't Skrzynezki zurück. — Der unverzeihliche Fehler der Polen schützt Diebitsch vor den ungeheuern Folgen seines eigenen.

Die Russen, von so vielen blutigen und erfolglosen Anstrengungen entmuthigt, geben nun alle fernern Angriffe auf, da Krukowiezki nun eingetroffen ist und das ganze polnische Heer in ehrfurchtgebietender Stellung vor Praga vereinigt steht. Sie endigen den Tag mit einer heftigen Kanonade, worauf die polnische Artillerie eben so beredt antwortet. Endlich verstummt alles, und die Polen waren im Begriffe, die Nacht noch vor Praga zuzubringen: doch das mit jedem Augenblicke zunehmende Thauwetter, die Besorgniß vor dem Losbruche des Eises auf dem Weichselstrome, und die

Nothwendigkeit, von der schon locker stehenden Brücke Nutzen zu ziehen, um dadurch die Verbindung zwischen dem linken Weichselufer und den Magazinen zu erhalten, veranlaßten den Befehl, daß sich das Heer über die Brücke zurückziehe, was auch während der Nacht bis zum Morgen in völliger Ordnung, ohne Verlust und ohne das mindeste Hinderniß von Seiten des Feindes vollbracht wurde. —

Dieß war die mörderische Schlacht bei Grochow. In ihr fochten noch nicht 50,000 Polen, beinahe zur Hälfte neu recrutirte Truppen und theilweise ohne Schießgewehr, gegenüber 100,000 der geübtesten und gefürchtetsten Soldaten mit 300 Kanonen; denn die Corps von Rosen, Pahlen, Schachoffskoi, Geismar, Witt und die Reserven wurden nach einander von den Russen in die Schlacht geführt. Von den neuen polnischen Truppen wurde das 20ste Regiment (mit Kossynieren), das Zamoyskische Uhlanenregiment, die Masuren und Krakusen, so wie die Posener Schwadronen, mit Auszeichnung erwähnt; die Kalischer Uhlanen dagegen waren nicht so glücklich; bei Grodzisk auf einen Morast getrieben, geriethen sie in Verwirrung und verloren viele Leute. An Trophäen hatte Diebitsch, der sich laut eines entscheidenden Sieges rühmte, — drei demontirte Kanonen. Wie groß der Verlust von beiden Seiten gewesen, läßt sich nicht genau ermitteln. Die Polen geben ungefähr 5000 an Todten und Verwundeten an; da sie durch das Erlenholz lange gedeckt waren, ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Russen, die nie Leute schonen, wohl das Doppelte verloren. Auch darin war der russische Verlust empfindlicher, daß ihr bester Artilleriegeneral, Suchasonet, blieb, während Zymirski, als edler Pole tief zu beklagen, als General dagegen wohl zu vermissen war.

4.

Augenblickliche Ruhe nach dem Kampfe. Skrzynezki Obergeneral. Unterhandlungen.

Die nächste Folge dieser blutigen Schlachten war — der Rückzug der Russen. Zwar entfernte sich Diebitsch eben nicht weit, allein indem er seine Truppen einen und mehrere Tagemärsche rückwärts an verschiedenen Punkten auseinanderlegte und sie einstweilen ausruhen ließ, gab er factisch seinen ersten Plan, Warschau in einem raschen Angriffe zu nehmen, auf, und gestand stillschweigend ein, daß dieser Plan mißlungen sey. Sein Verlust an Menschen bei Grochow (8000 Mann gaben die Russen selbst zu, die Polen schätzten ihn auf 12,000) war zwar kaum in Anschlag zu bringen, da er an jenem „Futter für Pulver, Leute, die eine Grube so gut ausfüllen, als ob sie besser wären," wie Shakespear sagt, durchaus keinen Mangel litt, und die angehenden Seuchen damals, so lange das Wetter gut blieb, noch nicht eingetreten waren. Allein er hatte die Probe gemacht. Trotz seiner großen Ueberlegenheit an Menschen und schwerem Geschütz war er doch von Praga abgeschlagen worden, und konnte voraus sehen, daß seine Angriffe auf den festen Brückenkopf der Stadt, hinter dem alles zur tapfersten Vertheidigung gerüstet war, ihm nur neue Verluste zuziehen würden.

Man sprach auch von Entmuthigung im russischen Heere, und namentlich von dem Erstaunen der gemeinen Russen, da sie sich plötzlich mit den Polen in Schlachten verwickelt sahen, ohne vorher etwas davon gewußt zu haben; denn man hatte, so hieß es, ihnen die Revolution, wenigstens ihre große Aus-

dehnung verheimlicht, und sie glaubten nur einen Spaziergang nach Warschau zu machen. Dem sey, wie ihm wolle, der russische Soldat denkt wenig, staunt also auch wohl wenig, und wenn später wirklich in einigen russischen Corps Entmuthigung eintrat, so war es sicher nur Folge der Strapazen und des Hungers.

Merkwürdig ist die Sentimentalität, mit der damals preußische Blätter sich also ausdrückten: „es läge im Plane des russischen Feldherrn, die Stadt Warschau, wenn nur irgend möglich, vor Zerstörung zu wahren," und ein anderes: „mehr als mächtige Schanzen habe sein fühlendes Herz den Feldherrn aufgehalten." Als Diebitsch den Obrist Wylecinski barsch andonnerte: „Kennen mich die Polen?" meinte er doch wohl nur, ob sie seinen Arm, seine Löwenkraft, seine zermalmende und unüberwindliche Stärke, nicht aber, ob sie sein fühlendes Herz kennten?

Mit Einem Worte, Diebitsch hatte keinen andern Grund, sich zurückzuziehen, als die einfache Ueberzeugung, daß Warschau von der Seite von Praga zu stark befestigt und nicht zu nehmen sey, und demnach hatte er auch keinen andern Plan, als während der Frühjahrsüberschwemmungen die ihm nachrückenden Verstärkungen abzuwarten und dann über die Weichsel zu gehen, um Warschau von hinten, wo es nicht befestigt war, anzugreifen. Dieß war und blieb fortan die stehende Idee des russischen Feldzugsplanes, nur daß Diebitsch damals noch sein Auge auf die obere Weichsel richtete, während Paskewitsch später den untern Weichselübergang und die Nähe der preußischen Hülfe vorzog.

Schon in der Nacht nach dem großen Kampfe, während

die Vorstadt Praga in Flammen stand und die Polen sich hinter die Kanonen der Festung, die Russen von den blutgetränkten Feldern in die Waldungen zurückzogen, änderte sich Wind und Wetter; der frühern Trockenheit folgte Thauwetter und Schneegestöber, das Eis der Weichsel brach, das Wasser stieg und begann seine gewöhnliche Frühjahrsüberschwemmung. Zugleich thauten die Wege auf und wurden in den feuchten Wäldern unergründlich. In dieser Jahreszeit ist halb Polen ein Sumpf, und mit Recht sagt Herr von Willisen: „Wer da weiß, was ein nasser Februar und März in Polen sagen will, dessen menschliches Herz krümmt sich vor Jammer über das Weh, das über Tausende gekommen seyn muß.“ Es dauerte auch nicht lange, so hörte man von tödtlichen Seuchen, die in der russischen Armee grassirten, vermehrt durch Hunzersnoth. Tausende fielen namentlich der Cholera zum Opfer; und auch viele Pferde gingen zu Grunde, da ihnen in dem ewigen Koth die Hufe abfaulten. Allein das alles verschlug dem Russenfeldmarschall nichts, denn das weite Reich des Ostens wälzte immer neue Schaaren heran, die Todten zu ersetzen, und je mehr ihrer starben, desto zahlreicher wurden sie.

Während des schlechten Wetters wurde von beiden Seiten nichts Bedeutendes unternommen. Von dem kleinen Kriege reden wir nachher. Diese Zeit des Stillstandes aber wurde benutzt zu neuen Unterhandlungen.

Da Fürst Radziwill fühlte, daß er das Commando nicht selbst führen könne, und da sein Beistand, General Chlopizki, am Fuße gefährlich verwundet, nicht mehr aufstehen konnte und sich nach Krakau bringen ließ, um dort sich heilen zu lassen, so mußte nothwendig ein neuer Generalissimus gewählt

werden. Schon am 26 Februar wurde der Held von Dobre, General Johannes Skrzynezki dazu ernannt. Im Jahre 1787 in Gallizien geboren, trat Skrzynezki zuerst 1806 in das Heer des von Napoleon verjüngten Polen, kämpfte in dem Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich, begleitete Napoleon nach Rußland, kämpfte unter ihm in Deutschland und noch 1814 in Frankreich. Damals schloß Napoleon sich bei Arcis sur Aube in ein von Skrzynezki gebildetes Carré ein, das ihn so lange vertheidigte, bis Hülfe herbeikam. Nach der Restauration befehligte er in Warschau als Obrist ein Infanterieregiment. Seine Tapferkeit, seine Jugend, sein schwärmerischer Patriotismus entsprach dem Gefühl und Bedürfniß der Nation in diesem verhängnißvollen Augenblicke. Die ältern, berühmten, aber wie Chlopizki weniger romantischen und weniger begeisterten Generale mußten zurücktreten. Krukowiezki that es mit Würde, indem er zuerst dem jungen Helden seine Stimme gab. Doch bemerkte man, daß in diesem Zurücktritt und in deren pomphafter Ankündigung in den Zeitungen etwas Prahlerei lag. Er wurde statt des guten, aber schwachen Woydzinski Gouverneur von Warschau, und entwickelte in dieser Stellung eine energische Thätigkeit, die sein Ansehen befestigte und seinen spätern Planen zu Statten kam. Von glühendem Ehrgeize verzehrt, heuchelte er nur eine Ergebenheit gegen Skrzynezki, hinter der er den bittersten Haß verbarg.

Skrzynezki selbst entsprach aber den Erwartungen der Nation nicht. Man hatte bei seiner Wahl das Träumerische seines Charakters übersehen. Er war, wie keiner, einer Begeisterung des Augenblicks fähig, aber es fehlte ihm gänzlich an dem ausdauernden Gleichmuthe des Feldherrn. Man

hätte ihn beſſer kennen ſollen. Jedermann wußte, daß er ſich mehr mit politiſcher Lecture, als mit der Armee beſchäftigte. Als einige Jahre vorher der Herzog von Wellington auf ſeiner Petersburger Reiſe durch Warſchau kam, ſtellte ihm Großfürſt Conſtantin den Oberſten Skrzynezki mit den Worten vor: „Dieſer Officier kann Ihnen alles erzählen, was in den engliſchen und franzöſiſchen Zeitungen ſteht, aber er weiß nichts von dem, was in ſeinem Regimente vorgeht.“ Dieſes Urtheil hat er ſelbſt durch ſein Benehmen bewahrheitet. Er war viel zu ſehr Politiker, viel zu wenig Feldherr. Er verſäumte die beſte Gelegenheit des Sieges, um den Erfolg trügeriſcher diplomatiſcher Unterhandlungen abzuwarten, und die Lecture der verſchiedenen diplomatiſchen Depeſchen und der Zeitungen nahm ihm ſo viel Zeit weg, daß er darüber die wichtigſten Verfügungen bei der Armee verſäumte. Eben ſo vergaß er über dieſen diplomatiſchen Nebendingen, ſich der Führer im eigenen Heere zu verſichern. Indem er den feindlichen General zu gewinnen trachtete, verlor er einen der beſten Generale im eigenen Heere. Szembek, der nächſt Krukowiezki den erſten Anſpruch auf den Oberbefehl zu machen hatte, war um Skrzynezki's willen übergangen worden; anſtatt ihn aber durch Freundlichkeit zu gewinnen, ſuchte ihm Skrzynezki durch barſches Weſen zu imponiren. Szembek verlangte vielleicht zu viel Ordenskreuze für die ihm untergebenen Officiere. Skrzynezki verweigerte ſie ihm, aber auf eine ſo undelicate und, da es gerade einige verdiente Officiere betraf, ſogar ungerechte Weiſe, daß Szembek im tiefſten Unwillen ſeinen Abſchied nahm. Nun brachte Skrzynezki zwar mehrere verdiente Offiziere, die bisher im Hintergrunde geſtanden, an wichtige Stellen, z. B. Chlapowski, Dembinski, Rybins-

SIERZYŃSKI.

binski, Chrzanowski, die nachher eine Rolle ſpielten, und vor allen den höchſt talentvollen General Prondzynski, den er zum Chef des Generalſtabes machte; auf der andern Seite umgab er ſich aber auch mit den Söhnen vornehmer Magnaten, die er zu Adjutanten wählte, und die ohne Talent und Erfahrung den älteren, um ihretwillen zurückgeſetzten Officieren der Armee ein Dorn im Auge waren.

Skrzynezki's Begeiſterung war eine religiöſe, wie es der rechte Patriotismus häufig iſt, und am meiſten in den Tagen des Unglücks. Auch ſein Gemüth neigte von Natur dazu hin, daher war es keine Phraſe, wenn er in ſeinem erſten Tagsbefehl erklärte: „Es iſt gewiß eine Fügung Gottes, daß es euch gefiel, mich zu eurem Oberanführer zu wählen. Soldaten! wir haben vor uns einen Feind, der ſich brüſtet mit ſeinem Glücke, ſeinen groſſen Streitkräften, ſeiner in Europa überwiegenden Bedeutung. Doch wenn auch uns einerſeits ſeine ungeheure Macht furchtbar vorkommt, ſo erſcheint er andrerſeits durch ſeine gegen uns verübten Gewaltthaten vor Gott und vor Menſchen ſo ſtrafbar, daß wir uns mit ihm im Vertrauen auf den Allerhöchſten und die Heiligkeit unſerer Sache guten Muthes meſſen können. Schwören wir nur in unſerm Herzen und Gewiſſen das uns ſo oft wiederholte Loſungswort: Sieg oder Tod fürs Vaterland, in ſeiner ganzen Bedeutung zu erfüllen, und dann werden wir gewiß als muſterhafte Vertheidiger der heiligen und ewigen Völkerrechte in den Annalen der Geſchichte glänzen, ja ſelbſt, wenn wir den mächtigen Feind nicht zu überwinden vermögen. Zu einem ſolchem Ruhme fordere ich euch auf, und biete euch auf dieſer Helden- und Martyrer-Bahn Lorbeeren an.“

Aeußerſt edel zugleich und vorausſichtig ſprach er ſich ge-

gen die Clubisten aus, die ihn jubelnd als den Repräsentanten ihrer Meinung begrüßten: „Vom Glauben an die Sache der Freiheit und der Religion, des Jahrhunderts und der Civilisation tief durchdrungen, zweifle ich nicht, daß ein gleich starker Glaube im Herzen jedes wahren Polen gefunden werden müsse. Wie gern wollte ich das Glück, die Tugend und den Heldensinn unserer ehrwürdigen Vorfahren auferwecken, um dadurch die Tugend und den Heldensinn der gegenwärtigen Generation noch reger zu machen. Ich will alle moralischen und physischen Kräfte aus dem Schoße des Vaterlandes, aus dem Schoße Polens hervorrufen, um über den stolzen Feind ein Uebergewicht zu gewinnen; ich kenne meine Lage und sende meine Seufzer zu Gott, daß er uns wahrhaft große Männer geben wolle, die unser Vaterland auf seine eigenthümlichen Grundfesten stellen könnten. Ich halte mich nicht für groß; ich bin ein guter Pole, ein Bürger, dem die Ritter- und Volks-Ehre eine heilige Sache ist. Das Vaterland über alles stellen und mich für dasselbe aufopfern, betrachte ich als meine heiligste, meine einzige Pflicht. — Indem ich der patriotischen Gesellschaft wünsche, daß sie dem Vaterlande vollkommen nützlich werde und mit ihren Grundsätzen noch diese Wahrheit verbinde, daß Freiheit und Ordnung Eins sind, möchte ich gern ihre Bestrebung wirksam, vom Geiste der Ordnung geleitet und nach dem einzigen Ziel aller biedern Polen, nach dem Emporschwingen und Aufstehen des Vaterlandes gerichtet sehen. Mögen diese heilsamen Wahrheiten im ganzen polnischen Lande allgemein werden. Die Geschichte wird sich dann freuen, wenn zu ihrem Buch einige schöne Blätter zum Troste der Freiheit und der Tugend, zur Schande der

Eigenmacht und der ſklaviſchen Dienſtfertigkeit hinzukommen."

Allein die Wehmuth und das traurige Vorgefühl, das dieſer Religioſität ſich beimiſchte, war nicht geeignet, die Zuverſicht der Polen zu heben. Der Feldherr hätte vor allen Dingen Vertrauen zu ſich ſelbſt haben, an ſein eignes Glück glauben müſſen; ſtatt deſſen ſah Skrzynezki nur Unglück und den Martyrertod vorher.

Hatte man von dem neuen Generaliſſimus eine kühne Offenſive gehofft, ſo ſah man ſich nur zu bald getäuſcht. Anſtatt dem in die ſumpfigen Wälder fliehenden und ſich zerſtreuenden ruſſiſchen Heer auf dem Fuße zu folgen, und die Corps derſelben einzeln zu ſchlagen, wie er einen Monat ſpäter wirklich that, verhielt er ſich völlig unthätig zu Warſchau und zog den Weg der Unterhandlungen der Entſcheidung durch das Schwert vor. Allerdings war dieſer Augenblick zu Unterhandlungen günſtig. Nachdem der erſte Angriff der Ruſſen abgeſchlagen, und ihre Armee in eine üble Lage gebracht worden war, hätte man glauben ſollen, Rußland werde ſich etwas nachgiebiger zeigen; allein es war thöricht, ſich gegenüber einer tief beleidigten Autokratie einer ſolchen diplomatiſchen Chimäre hinzugeben. Skrzynezki gab ſich ihr dennoch hin, und verſäumte die koſtbare Zeit zum Siege, indem er es für ſeine Pflicht hielt, den Polen und der Welt zu beweiſen, daß er ſeinerſeits alles gethan habe, um eine friedliche Vermittlung herbeizuführen, damit Rußland wenigſtens nachher nicht die Polen der Hartnäckigkeit beſchuldigen, und den preußiſchen Blättern Gelegenheit geben könnte, wehmüthig zu beklagen, daß die Rebellen keine Vermittlung gewollt hätten.

Skrzynezki alſo leitete eine Unterhandlung ein, über die

er am 27 März der Armee öffentlich Rechenschaft ablegte, nachdem sie mißlungen war. Der Tagsbefehl lautet: „Soldaten und Waffengefährten! Von dem menschlichen Gefühle geleitet, welches vor Blutvergießen zurückschaudert, zumal wenn auf friedlicher Unterhandlungsbahn so viele Mittel liegen, unserem Volk das gebührende Recht angedeihen zu lassen, habe ich dieselben betreten, und setzte mich als Oberbefehlshaber und Bürger in Berührung mit dem Feldmarschall Diebitsch-Sabalkanski, Anführer der russischen Truppen. Ich lege euch hier die, nur aus vier Briefen bestehende Correspondenz vor. In derselben ist alles erschöpft, was ich, nicht minder um euer Leben und eure Ehre besorgt, als das künftige Schicksal der Bevölkerung von mehreren Millionen und ihrer spätern Nachkommen im Herzen tragend, an Kräften dafür habe aufbieten können. Ihr werdet aus diesem Briefwechsel den ganzen Verlauf und das Ende der Verhandlungen, zugleich die Politik eines polnischen Kriegers, so wie auch die Bedingungen und Absichten des gegen die gute Sache eines unschuldigen Volkes erbitterten Stolzes ersehen. Wiewohl es zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit dem Feldherrn geziemt, an den Frieden zu denken, so habe ich doch dazu den angemessensten Zeitraum gewählt, den, in welchem ich die polnische Armee an Zahl, Disciplin und kriegerischem Geiste stark und Ehrfurcht gebietend sah, wo die in allen Adern der Nation lebhaft strömende Thatkraft uns zur Beharrlichkeit und zum energischen Kampf anfeuert. — Mein Bewußtseyn bezeugt mir, daß ich die Pflichten eines Oberanführers des Volksheeres in ihrem ganzen Umfang erfüllt habe. Denn der Feldherr ist nicht nur verbunden zu kämpfen und wieder zu kämpfen, sondern so oft er das Schwert emporhebt oder sinken

läßt, dem Feinde den Frieden immer wieder anzubieten. Dieſe Regel gründet ſich auf das Völkerrecht: dieſer Grundſatz war der aller Generale, ſogar derer in den ſtürmiſchſten Zeiten der franzöſiſchen Revolution.

„Wie ihr ſehet, Soldaten und Waffenbrüder, iſt hier dieſe meine Feldherrnpolitik zu Ende. Urtheilt darüber mit Vernunft und Billigkeit. Ich überlaſſe andern Meinungen freien Spielraum und miſche mich nicht in den Streit. Wir aber, wir dürfen nun bloß noch zum Kampfe uns anſchicken. Ihr ſeht ſelbſt, Soldaten, wir können keine andere Politik haben, als die in unſerer Deviſe: „Sieg oder Ehrentod fürs Vaterland!

Auf dieſem Wege nur können wir uns durch Ausdauer, Tapferkeit und völlige Hingebung Sieg und Unabhängigkeit erkämpfen. Wir können aber auch fallen. — Das Eine wie das Andere liegt im Schoße unſeres Schickſals verborgen. Doch bleibt das Eine gewiß: iſt unſer Untergang entſchieden, ſo wird der Feind der Menſchheit weiter hinaus über unſere Gräber dringen und Europa das furchtbare Geſpenſt des Deſpotismus anſtarren; er wird in dieſer Geſtalt die erſchlaffte Civiliſation mit Schreck erfüllen und Hohn ſprechen den gegen unſere Sache gleichgültigen Regierungen und Völkern, deren Länder, in Selbſtſucht eingeſchläfert, unmächtig hinter uns daliegen.

I.

Brief Skrzynezki's an Diebitſch.

Mein Herr! Da mir der Oberſtlieutenant Mycielski die Unterhaltung, mit welcher Ew. Exc. ihn zu beehren geruheten, mittheilte, ſo beeile ich mich, Sie von den Gefühlen, welche dieſe Unterredung in mir hervorgebracht hat, in Kenntniß zu ſetzen. Ich werde mich mit ächt militäriſcher Frei-

müthigkeit ausdrücken; sie ist die Grundlage meines Charakters, und ich stelle sie höher als alle diplomatischen Spitzfindigkeiten.

Es wundert Sie, Herr Marschall, daß wir uns lieber den größten Unglücksfällen und allen schrecklichen Folgen, welche dieser Krieg nach sich ziehen kann, aussetzen, als uns unterwerfen wollen; Sie betrachten sogar diese Unterwerfung als das einzige Mittel, wodurch die Dinge wieder in statum quo ante bellum gebracht werden könnten. Allein ist nicht eine solche absolute Forderung eine unzulässige Bedingung? Wie sollten wir einwilligen, uns wieder in den vorigen Stand versetzen zu lassen, welcher so unvermögend war, der polnischen Nation genügende Bürgschaften zu leisten, — dieser Nation, welche, ich wage es zu behaupten, durch ihre langen Trübsale so würdig ist, den Königen und den Völkern das lebhafteste Interesse einzuflößen, dieser Nation, aus der man ein Märtyrervolk gemacht hat? Sollten wir also eine Verlängerung unserer Mißgeschicke wünschen können, jetzt, wo alle unsere Kräfte sich vereinigen, um bei uns eine legale Ordnung einzuführen, der Art verbürgt, daß ihre Stabilität keinem Zweifel mehr unterworfen ist? Wir opfern alles auf, um das Glück des Vaterlandes zu sichern, und man bietet uns an, in einen Stand der Sachen zurückzukehren, in dem kein Pole einen Augenblick seiner Zukunft sicher seyn könnte. Die edle Pflicht, die wir uns auferlegt haben, verträgt sich nicht mit Ansprüchen, deren Zulassung die Erniedrigung der Nationalehre und die Unterdrückung des Vaterlandes nach sich ziehen würde. Es geziemt sich, ja, es wäre sogar vernunftgemäß gewesen, die Wiederherstellung eines auf die vom Kaiser Alexander ertheilte Urkunde gegründeten

Systems anzubieten; man hätte aber nicht glauben sollen, daß der Starke immer Recht, der Schwache immer Unrecht habe. Daher auch der Geist des Manifestes vom 17 Januar die polnische Nation zu dem Aeußersten brachte; denn es wird darin eine blinde Unterwürfigkeit, ein unumschränktes Zutrauen gefordert, ohne auf die der Nation zugefügten Beeinträchtigungen die mindeste Rücksicht zu nehmen, ohne ihr sogar die Hoffnung zu lassen, daß die Ursachen dieser Mißbräuche aufhören werden. Dieses Manifest hat die Nation gezwungen, ihr politisches Leben zu vertheidigen und sich in die Lage eines Volkes zu versetzen, welches ein unwiderstreitbares Recht hat, alle seine Kräfte zur Wiedererlangung seiner Selbstständigkeit zu gebrauchen, sobald es seinen Regenten in einem Tone sprechen hört, aus dem es den Verlust seiner Rechte und den Umsturz seiner gesellschaftlichen Institutionen ahnen kann. „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, und keine Unterwürfigkeit," so lautet der Ausruf der Polen, und wenn er bis ans Herz des Kaisers dringt, so wird er Ihm die Beschlüsse eingeben, die über uns gefaßt werden müssen.

Unstreitig, Herr Marschall, ist die Sache Polens eine politische Frage, auf welche Se. Majestät der Kaiser vor allen andern seine ganze Aufmerksamkeit richten müßte. Sollte nicht der Fortschritt aller Revolutionen nicht allein bei uns, sondern auch in der ganzen europäischen Gesellschaft, gehemmt werden können, wenn Se. Majestät die strenge Gerechtigkeit um Rath fragte, und sich nach ihr, der Tugend, richtete, die allein die Throne und das Wohl der Völker sicher stellen kann; deren sträfliches Vergessen hingegen so schnelle Umwälzungen seit der Theilung unseres unglücklichen Landes hervorgebracht hat? Wenn es auch wahr ist, daß man von

beiden Seiten zu weit ging, sollte man denn nicht, wenn man streng rechtlich verführe, ein Ausgleichungsmittel ausfindig machen können? Gewiß, doch ist es überaus nothwendig, daß die Bedingungen weder für die eine, noch für die andere Seite irgend etwas Erniedrigendes enthalten; denn wenn man Ihrerseits glaubt, die Ehre des Kaiserreichs dürfe nicht befleckt werden, so haben auch wir ein Pfand, das wir heilig achten müssen, die Nationalehre nämlich, deren Schändung wir Niemanden je erlauben werden. Der Kaiser selbst, wenn es Sein Wille ist, die Polen sich als Unterthanen zu erhalten, kann nicht mit ihrer Erniedrigung beginnen wollen.

Aus den Worten, welche Ew. Excellenz an den Oberstlieutenant Mycielski richteten, geht hervor, daß man Sie über den Zustand der Gemüther in Polen falsch berichtet hat. Sie glauben, Herr Marschall, daß die Theilnahme aller Classen von Einwohnern an unserer Revolution größtentheils erzwungen wurde. Ich kann aber Ew. Excellenz versichern, daß dem nicht also ist, sondern daß die Mitglieder beider Kammern, die Armee und die ganze Nation von einem Geiste beseelt sind, und daß ihre Hingebung für unsere heilige Sache keine Schranken kennt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich selbst davon zu überzeugen, als ich Heerschau hielt und jeden Soldaten insbesondere fragte: ob er bereit sey, sein Leben für die Ehre der Nation hinzugeben? worauf Alle einstimmig ausriefen: daß sie fürs Vaterland gern sterben wollen; und dennoch hatte ich früher erklärt, daß es einem Jeden, der bei sich nicht Kraft genug zu einer solchen Aufopferung fühle, die Kriegerreihen zu verlassen frei stände. Die Nation ist durchdrungen von der Heiligkeit ihrer Sache, und zweifelt keineswegs an der Rettung des Vaterlandes. „Alles ver-

lieren, außer der Nationalehre," dieß ist die Devise der Polen und des ganzen Militärs. Als Oberhaupt des Heeres theile ich mit ihm diese edeln Gefühle. „Die Armee" sagen Sie, Herr Marschall, „hat die Revolution angefangen, sie muß also zuerst Vorschläge machen, welche die Verhinderung des Blutvergießens bezwecken sollen (ce serait donc à elle à prendre l'initiative dans les arrangemens, qui auraient pour but d'arrêter l'effusion du sang)." Doch wenn wir auch dieses zugeben, so ist es nicht minder wahr, daß die ganze Nation seit 15 Jahren hindurch in ihren theuersten Interessen beeinträchtigt, ihre Rechte zu vertheidigen in Massen aufgestanden ist. Die polnische Armee kann also nicht ihre Sache von der des Volkes trennen, und ist uns Untergang beschieden, so wird die Armee vor der Nation untergehen. Ew. Excellenz haben selbst der Tapferkeit des Heeres Gerechtigkeit widerfahren lassen; dieser Beifall kann ihm nur zur Ehre gereichen. Sie erklärten deßgleichen, Zuneigung zu hegen für eine Nation, von der Sie herstammen; Sie geruhten endlich zu versichern, daß Sie Pole sind mit Leib und Seele. Fürchten Sie demnach nicht, diese Gefühle laut werden zu lassen, indem Sie Sr. Majestät den wahren Stand der Sachen der Art auseinandersetzen, daß Höchstdieselben sich überzeugen, wie leicht Sie durch Entschlüsse, die Ihrer, Rußlands und Polens würdig sind, Ströme Blutes hemmen können; Entschlüsse, die der polnischen Nation hinsichtlich der Stabilität ihrer reclamirten Rechte die nöthigen Garantien geben und auf zwei unbedingte Nothwendigkeiten gestützt seyn müßten: auf die Religion und die Freiheit.

Warschau, den 12 März 1831.

(Gez.) Skrzynezki.

II.

Brief an den Obristen, Grafen Mycielski.

Herr Graf! Der General, Graf Pahlen, hat über die mit Ihnen und Ihrem Collegen gehabte Unterredung Bericht erstattet und den Brief, welchen Sie ihm anvertraut haben, eingeschickt.

Se. Exc. der Marschall, Graf Diebitsch-Sabalkanski, welcher mich ermächtigt hat, der ersten Ihnen bewilligten Audienz beizuwohnen, beauftragt mich heute, Ihnen das Grundprincip zu wiederholen, von welchem seine Meinung geleitet wird.

Der Beschluß, welcher die Thronerledigung aussprach, konnte um so weniger in dem Herzen Sr. kaiserl. königl. Majestät die Gefühle der Liebe für Allerhöchst-dessen Unterthanen in Polen unterdrücken, als Se. Majestät wohl wissen, daß ein sehr großer Theil derselben keinen freiwilligen Antheil an der Revolution genommen hat und die Rückkehr zur Ordnung und rechtmäßigen Regierung sehnlichst wünscht.

Allein jene gleich beklagenswerthe als unrechtmäßige Acte mußte alle Beziehungen unter den russischen und denjenigen Autoritäten aufheben, welche an dieser Acte Theil genommen haben.

Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee kann sonach keine in Polen errichtete Behörde anerkennen, so lang dieselbe unter dem Einflusse einer solchen Regierung steht, und noch weniger mit denjenigen unterhandeln, welche deren Princip angenommen haben.

Möge der gute, einsichtsvolle und tapfere Theil der Nation jenen Beschluß aufheben und dieses edle Beispiel wird andere zur Folge haben. Diejenigen, welche dieses Beispiel geben werden, erlangen einen unläugbaren Anspruch auf die

Dankbarkeit ihres, dem Frieden, der Ordnung und Wohlfahrt wiedergegebenen Vaterlandes.

Die Aeußerung der aufrichtigen Gefühle Polens wird, sobald dieselbe zur Kenntniß des Kaisers und Königs gelangt, ein unfehlbarer Schritt zur Pacification des Landes seyn.

Den 1 (13) März 1831.

(Gez.) Neidhardt,
General-Quartiermeister der Armee.

III.

An den Feldmarschall, Grafen Diebitsch-Sabalkanski.

Den mittelbaren Weg, den Sie, Herr Marschall, zur Beantwortung meines Briefes vom 1 März eingeschlagen, da Sie sich hiezu der Hand des Herrn Neidhardt, General-Quartiermeisters der Armee, bedienten, betrachte ich bloß als eine rein diplomatische Formalität, und stelle derselben Soldatenoffenheit, Menschenliebe und meinen festen Entschluß entgegen; derselbe müßte dem großmüthigen Herzen des Kaisers angenehm seyn, indem er die Verhinderung des Blutvergießens zweier Nationen bezweckt, welche bestimmt sind sich gegenseitig zu achten.

Die polnische Revolution, Herr Marschall, ist keineswegs bloß das Werk der überspannten Einbildung der Jugend; sie ist vielmehr das Ergebniß zahlreicher Mißbräuche und häufiger Verletzungen der Verfassungsurkunde, welche eine gänzliche Vernichtung dieser Constitution befürchten ließen.

Die polnische Nation weiß wohl alles, was sie vom Kaiser Alexander erhalten hat, zu schätzen, sie ehrt das Andenken dieses Monarchen in seinen Nachfolgern, und wenn Se. Maj.,

der regierende Kaiser, sich in der Hauptstadt des Königreichs gezeigt hätte, um den Uebeln des Krieges ein Ende zu machen; wenn er im Senate, in der Landbotenkammer und im Heere als ein Vater aufgetreten wäre, der die polnische Nation, hinsichtlich der ihr durch das königliche Wort so feierlich verbürgten Rechte, sicher stellt, so würde das auf ein solches Vertrauen stolze Polen sich in die Arme des Vaters, der seinen Kindern allen Segen des Friedens bringt, geworfen haben.

Sie sagen, mein Herr, daß die Acte, welche den Thron für erledigt erklärte, alle Beziehungen unter den russischen und denjenigen Autoritäten, welche an dieser Acte Theil genommen, aufheben mußte.

Betrachten wir diese Frage freimüthig und etwas näher. Die Entthronungsacte wurde erst dann von beiden Kammern beschlossen und angenommen, nachdem die an unserm Grundrechte verübten Gewaltthaten genau und gründlich untersucht wurden; es bedarf daher (worüber Sie, mein Herr, gewiß nicht erstaunen werden) sehr kräftiger Motive und starker Gewährleistungen, wenn sich die Nation zur Aufhebung dieser Acte entscheiden sollte; ohne dieselben würde sie dadurch ihrer Ehre vor den Augen des ganzen Europa's zu nahe treten und sich dem Vorwurfe einer tadelnswerthen Leichtsinnigkeit aussetzen. Geruhen Sie ferner, zu bemerken, daß eine Nation, welche seit einem halben Jahrhunderte nicht allein keinen ihrer mit dem Petersburger Cabinette geschlossenen Tractate treu beobachtet gesehen, sondern 15 Jahre hindurch Zeuge der öffentlichen Verletzungen ihrer constitutionellen Charte gewesen, durchaus argwöhnisch seyn muß und nur mit der größten Vorsicht zu irgend einem Vergleiche schreiten kann; sie würde

ſich ſonſt nur dem Willen des Stärkern unterwerfen, ohne die Rechte des Schwächern ſicher zu ſtellen (elle subirait la volonté du plus fort, sans garantir aucun des droits du plus faible.)

Endlich erlauben Sie mir noch, Herr Marſchall, Sie aufmerkſam zu machen, daß, da wir beide von der Ueberzeugung des von dem Aufhören dieſes Krieges ſich ergebenden Wohles durchdrungen ſind, es bloß von Ihnen abhängt, einen Pacificationsplan zu entwerfen, der ſowohl den edelmüthigen Geſinnungen des Monarchen, als der Ehre der polniſchen Nation angemeſſen ſey. Denn vorausgeſetzt, daß die ruſſiſche Armee immer den Sieg davon tragen werde, ſo können noch ſo viele Triumphe keineswegs unſere Rechte entkräften, und die Grundlage, worauf ſie geſtützt ſind, vernichten.

Es kann Ihnen, Herr Marſchall, nie gelingen, das Unrecht, welches an Polen verübt werden ſoll, für rechtmäßig zu erklären. Können Erfolge, die mit dem Blut und der Vernichtung einer ganzen Nation erkauft werden, dem hochherzigen Monarchen ſchmeicheln, oder vor dem ſtrengen Richterſtuhle der Geſchichte Gnade finden?

Ich bitte Sie demnach, Herr Marrſchall, die Wege zu einer Pacification vorzubereiten, welche auf eine redliche Wechſelſeitigkeit gegründet ſey (qui aurait pour principe une équitable reciprocité), und welche, indem ſie mittelſt ihrer Artikel die Ehre der Nation, ihre Rechte, Freiheiten und perſönliche Sicherheit feierlich verbürgt, uns, ohne Anwendung irgend einer fremden bewaffneten Macht, zur conſtitutionellen Ordnung zurück bringe. Dieſe Macht würde ganz nutzlos ſeyn, da die bei uns herrſchen ſollende Anarchie,

wie Sie mir, Herr Marschall, glauben können, in der That gar nicht existirt; da hingegen ein fremdes Heer sehr schädliche Ungehörigkeiten hervorbringen könnte. (Elle pourrait d'ailleurs entrainer de très-graves inconveniens.)

Ich habe hiemit die Ehre gehabt, Ihnen die Gefühle, welche der Brief des Herrn Neidhardt in mir hervorbrachte, auszudrücken, und von denen der gute, vernünftige und tapfere Theil der Nation mir mir zugleich durchdrungen ist. Beurtheilen Sie dieselben als ein Mann, welcher sich für das Wohl der Menschheit interessirt. Genehmigen Sie u. s. w.

(Gez.) Skrzynezki.

IV.

Brief an den General Geismar.

Ich habe von dem Briefe, welchen Ihnen die Herren Kalaczkowski und Graf Mycielski überbracht haben, Kenntniß genommen.

Sie können diesen Parlamentärs, sobald sie wieder bei den Vorposten eintreffen, erklären: daß ich eine Unterredung mit denselben ganz zwecklos finde, da ich dem Grafen Mycielski zweimal in Grochow alle meine Ansichten über die unglücklichen Ereignisse in Polen ohne Hehl und Winkelzüge ausgesprochen hae; ich könnte sonach nur auf meine mündlichen, und in dem auf meinen Befehl an diesen Officier vom General-Adjutanten Neidhardt gerichteten Briefe noch näher bestimmten Erklärungen Bezug nehmen und wiederholentlich bemerken, daß das Versprechen des Kaisers, welcher eine völlige Amnestie und Verzeihung des Vergangenen für alle zur Pflicht Zurückkehrenden proclamirt hat, treu erfüllt werden wird. Genehmigen Sie u. s. w.

(Gez.) Gr. Diebitsch-Sabalkanski.

Die Nationalregierung und der Reichstag billigten nicht nur diese Unterhandlung des Generalissimus, sondern fügten seinen Publicationen an die Armee auch noch eine große Declaration an die Nation bei. Ihrer Wichtigkeit wegen gebe ich alle diese Actenstücke so vollständig als möglich: „Behufs Sicherstellung, heißt es darin, der Rechte und Freiheiten des Vaterlandes durch die Gewalt der Waffen und friedliche Mittel, so wie auch um den etwaigen Meinungen zu genügen, daß die bisherigen für uns ruhmvollen Ereignisse des Krieges den Feind von dem festen Vorhaben des Volkes und der Armee, sich dem Vaterlande ganz zu opfern, hätten überzeugen sollen, ihn auf den furchtbaren und verderblichen Kampf, welcher seiner harrt, aufmerksam zu machen, und ihn zu einer aufrichtigern Würdigung der von der polnischen Nation erlittenen Kränkungen zu bewegen, haben es die Nationalregierung und der Oberbefehlshaber für angemessen erachtet, mittelst einer Conferenz mit dem Feldmarschall Grafen Diebitsch-Sabalkanski zu erfahren, ob wohl Rußland, der Stimme der Menschlichkeit und seines eigenen Interesses folgend, geneigt sey, auf dem Weg eines beiderseitig vortheilhaften Friedens, dem Blutvergießen Einhalt zu thun.]

Dieser Schritt schien um so geeigneter in dem Momente, wo der glänzende Zustand unserer heldenmüthigen Armee und deren vortheilhafte Stellung den Feind nicht auf den Gedanken führen konnten, daß ein dringender Nothstand von unserer Seite oder eine mit der Nationalehre unvereinbare Unterwürfigkeit uns zu dieser Maßnahme veranlaßte. — Der Oberbefehlshaber wurde nun bevollmächtigt, mit dem Generalissimus des feindlichen Heeres in dieser Beziehung Negotiationen zu eröffnen.

Die günstige Gelegenheit erbot sich dazu, als der Oberstlieutenant Graf Mycielski ins russische Hauptquartier wegen des Austausches der Gefangenen gesandt wurde. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Feldmarschall Grafen Diebitsch eröffnete derselbe, daß er zur Abwendung des weitern Blutvergießens kein anderes Mittel, als in der Unterwerfung der Polen, nach der Grundlage der kaiserl. Proclamation sähe, daß er selbst mit Leib und Seele ein Pole, sogar von polnischer Herkunft wäre, und zugleich zu verstehen gab, daß er, wie auch die Dinge sich wenden mögen, bestimmt sey, an der Spitze der Regierung zu bleiben. Als Graf Mycielski sein Bedauern darüber äußerte, daß der Feldmarschall nur in dem Mittel der Erniedrigung die dermaligen Interessen auszugleichen suche, worin die Nation, als die Armee nicht nur in ihrer jetzigen Lage, sondern sogar in ihrem äußersten Nothstande nie einwilligen würden, erklärte Graf Diebitsch am Ende der Conferenz, daß der Kaiser Nikolaus ein entsprechendes Mittel, aber erst nach Widerrufung der Thronerledigungsacte ausfindig machen würde, und er binnen zwei Tagen eine Antwort gewärtige.

Einige Tage darauf hatte Graf Mycielski die zweite Zusammenkunft mit dem Feldmarschall Diebitsch, und machte im weitern Verfolge der ersten Conferenz ihn darauf aufmerksam, daß wenn die Aufhebung der Entthronungsacte die Grundlage der Unterhandlungen ausmachen sollte, dieser Gegenstand zunächst den Reichstagskammern, da die Armee nur im Vereine mit denselben und der Regierung handeln wolle, vorgetragen werden müßte; dem Feldmarschall schien dieser Weg langsam und zweifelhaft; er erklärte, alles, sobald er

sich

sich nicht verständigen könnte, durch die Gewalt der Waffen zu beendigen. Darauf versicherte ihm der Graf Mycielski, daß die russische Armee, ehe noch die polnische besiegt werden könne, außer Stande seyn würde, den politischen Absichten ihres Monarchen zu dienen; er setzte die dermaligen Verhältnisse auseinander, und eröffnete im Zusammenhange mit denselben, daß den Feindseligkeiten, wenn diese nicht jetzt eingestellt würden, schwer ein Ende zu bestimmen seyn dürfte. Die Unterredung handelte auch von den Beleidigungen, welche die polnische Nation erlitten hatte. Der Feldmarschall läugnete dieselben nicht, behauptete jedoch, daß die Frevel ohne Vorwissen des Kaisers Nikolaus stattgehabt hätten, und daß der Monarch, wie er hoffe, dieselben für die Zukunft verhindern werde; er erklärte indeß, daß er, bevor man zur Herstellung der Ordnung schreite, genöthigt seyn werde, das Land, so wie es früher die Coalition in Frankreich gemacht, militärisch zu besetzen.

Graf Mycielski bemerkte darauf, daß die polnische Regierung nie in eine Bedingung einwilligen würde, welche hinsichtlich Frankreichs, erst nachdem dessen Heer bekämpft worden, erfolgt war, und folglich bei uns zuerst die Armee total aufgerieben werden muß, ehe es zur Anwendung eines solches Mittels kommen soll. Der Graf Diebitsch gestand die Schwierigkeit, das Land auf dieselbe Weise, als Frankreich zu besetzen, um so mehr als die Consistenz der russischen Truppen, wegen der großen Verpflegungskosten in Polen, nicht von langer Dauer seyn dürfte. Endlich er-

öffnete er, daß die polnische Regierung, wenn sie alle seine Vorschläge billige, nach Petersburg eine Deputation, deren Reise er befördern würde, absenden möge.

Da diese Unterredungen keinen Annäherungspunkt zeigten, entschloß sich der Oberbefehlshaber zu einer Sendung des Ingenieuroberſten Kolaczkowski und des Oberſtlieutenants Grafen Mycielski, um zu sehen, ob sich nicht eine Grundlage der künftigen Negotiationen feſtſtellen ließe. Diese Officiere begaben sich den 12 März ins Hauptquartier des Generals Geismar, mit dem Auftrage, den Brief des Oberbefehlshabers dem Feldmarschall zu überschicken. Eben trat der General Graf Pahlen ein und erklärte, daß der abwesende Feldmarschall Diebitsch ihn beauftragt habe, ihre Mittheilungen entgegenzunehmen; indeß wäre er nicht befugt, den Brief zu eröffnen, verspreche aber, ihn dem Feldmarschall zu behändigen. Er sagte ferner, daß der erste vorläufige Uebereinkunftspunkt lediglich auf der Aufhebung der Entthronungsacte beruhe, ohne welche man zu keiner Unterhandlung würde schreiten, und sogar dem Kaiser Nicolaus von den bisherigen Schritten keinen Bericht erſtatten können. Die Parlamentärs erwiderten, daß es wünschenswerth sey, daß der Feldmarschall seine Idee sowohl in Beziehung auf den präliminären Grundsatz, als den Gegenstand der Verhandlungen selbſt eröffnen wolle, da der Oberbefehlshaber dieſelben nur in dem Falle, wenn er sie kenne, der Regierung und den Volksvertretern vorzulegen im Stande sey; daß man, wenn dieſer erſte Schritt geſchehen, vorauszuſetzen Grund habe, daß die Verhandlungen zu Stande kommen könnten, ſobald ihre Fundamentalbedingungen mit der Volksehre verträglich und den Opfern entſprechend wären, welche die Nation schon

gebracht habe und noch zu bringen bereit sey; sie stellten auch vor, wie wichtig es wäre, die Beschaffenheit dieser Bedingungen zu kennen; denn vorausgesetzt, daß, als ein vollständiges Ausgleichungsmittel, die Urkunde der Thronerledigung zurückgenommen werde, wer würde nun dafür einstehen, daß es dem Feldmarschall, nachdem dieser Widerruf erfolgt sey, trotz aller in dieser Hinsicht etwa obwaltenden Schwierigkeiten, nicht belieben würde, zum Inhalte des ersten Manifestes zurückzukehren; dieser Schritt aber würde nicht nur die Negotiationen nicht beschleunigen, sondern den Weg zu denselben für immer versperren, da die polnische Nation es vorziehe, eher die weitern Folgen des Krieges zu tragen, als zu einer Ordnung der Dinge, derjenigen ähnlich, welche die Veranlassung der gegenwärtigen Vorfälle geworden, zurückzukehren; sogar besiegt, würde sie den großen moralischen Vortheil gewinnen, daß ein neues Leben für den Nationalcharakter erweckt worden, welcher vielleicht als ein Opfer des Systems von Verderbniß und Erniedrigung, welches man, ohne es öffentlich zu bekennen, einführen wollte, gefallen wäre. Dagegen erneuerte der Graf Pahlen die Ausdrücke der frühern mit dem Feldmarschall Diebitsch gehabten Conferenz, mit der Versicherung, daß es das Interesse des Kaisers sey, uns glücklich zu sehen, und daß nach Aufhebung der Entthronungsacte nichts dem Laufe der Verhandlungen im Wege seyn würde; er glaubte jedoch, daß der Feldmarschall nicht im Stande seyn dürfte, die Bedingungen der Negotiationen vor der erwähnten Erklärung des Reichstages mitzutheilen. Endlich verlangte er von den Parlamentärs eine Notiz ohne Unterschrift, welche ihm bei dem an den Feldmarschall über die jetzige Unterredung zu erstattenden Berichte zum Leit-

faden dienen könnte. Jene überreichten sie ihm folgenden Inhalts:

1) Daß der Feldmarschall Diebitsch in Erwiderung auf den Brief des Oberbefehlshabers die vorläufigen Grundlagen des zu negociirenden Tractats eröffnen wolle.

2) Daß der Oberbefehlshaber von diesen Grundlagen, in der Voraussetzung, daß sie angenommen werden, Kenntniß nehme; denn je mehr die Erklärung des Feldmarschalls mit der Nationalehre und der ausdrücklich bezeichneten Ordnung der Dinge im Einklange seyn würde, um desto leichter dürfte die Vereinbarung dem erwünschten Resultat entgegengeführt werden.

3) Daß nach Anerkennung der Zulässigkeit einer Vereinbarung, die Stellung beiderseitiger Armeen durch einen Waffenstillstand bestimmt werde.

Nach dieser Unterredung erhielt Graf Myeielski am folgenden Tage den bereits öffentlich mitgetheilten Brief des Generaladjutanten Neidhardt. Da dessen Inhalt den Oberbefehlshaber belehrte, daß einfache Formalitäten den Feldmarschall von Schritten zurückhielten, welche dem Blutvergießen, steuern könnten, wiederholte er durch einen zweiten Brief den Versuch, in Unterhandlungen zu treten; allein dieselben wurden in Folge der stolzen, vom Feldmarschall in einem Briefe an den Generaladjutanten Geismar gestellten Bedingung einer unbedingten Unterwürfigkeit auf eine minder angemessene Weise abgebrochen. So stellt uns denn der Feind auf die Scheidelinie, welche, gleichwie sie zwischen Schande und physischem Leben keine Wahl gestattet, eben so leicht die Nation zur Alternative führt, ihr Schicksal ohne irgend eine Bürgschaft preiszugeben, oder sich bis auf den Letzten zu opfern.

Der Oberbefehlshaber hat nun den Antrag gemacht, und die Regierung denſelben beſtätigt, den eingeſchlagenen Weg der Ehre verfolgend, weiter für die heilige Sache des Vaterlandes zu kämpfen, und alle moraliſchen und phyſiſchen Kräfte zu unſerer Vertheidigung und Befreiung unſerer unterjochten Brüder in Anſpruch zu nehmen.

Europa wird die Ueberzeugung gewinnen, daß wir vor Eröffnung der Feindſeligkeiten alle Mittel zur Erzielung eines mit der Nationalehre verträglichen Friedens erſchöpft haben. Möge alſo das in neuen Kämpfen von beiden Seiten ſtrömende Blut auf diejenigen zurückfallen, welche zur Befriedigung ihrer eitlen Selbſtſucht alle die Beendigung des Krieges bezweckenden Mittel zurückgewieſen haben.“

Auch an das Ausland richtete Polen durch den Grafen Malachowski ernſte dringende Worte. In einem Umlaufſchreiben an die auswärtigen polniſchen Agenten vom 31 März ſagt der edle Graf: „Nachdem die letzten militäriſchen Ereigniſſe die Hauptſtadt und das ganze linke Weichſelufer vor dem Angriffe des Feindes gedeckt haben, mache ich es mir zur Pflicht, Sie aufzufordern, alles Mögliche zu thun, um der Regierung, bei der Sie beglaubigt ſind, die Wünſche der polniſchen Nation kund zu thun. Es iſt ein in Europa anerkanntes Princip, daß die unabhängige Exiſtenz eines jeden Landes auf Rechte gegründet ſeyn muß, die einmal für ſie anerkannt worden ſind, ſo wie auf die Entwicklung einer innern Kraft, die im Stande iſt, ſie zu ſchützen und aufrecht zu erhalten. Wenn die Frage des Rechts mit der Frage des Factums verbunden iſt, ſo ertheilen ſich beide gegenſeitig neuen Beiſtand. Die alte Exiſtenz Polens, ſeine Berührungen mit den andern Staaten ſind hinreichend bekannt; und die drei

Mächte, die es unter einander getheilt haben, können nicht wohl an ihrer historischen Wahrheit zweifeln, da sie die Erinnerungen an die innigen Verhältnisse, die Polen früher mit ihnen unterhalten, an die Dienste, die es ihnen geleistet, oder an die Unfälle, die es ihnen bereitet hat, bewahren mußten. Zieht man demnach die Geschichte unseres Landes und die Geschichte von Europa zu Rathe, so ergibt sich, daß die Ansprüche der Polen auf eine nationale und unabhängige Existenz unbestreitbar sind. Es ist wahr, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts die drei benachbarten Mächte, nachdem sie sich zu unserem Untergange verschworen, diese unabhängige Existenz vernichtet haben; aber diese Handlung ward in der ganzen Welt mit dem Namen des Raubes und des politischen Verbrechens belegt. — Ein Aufstand, voll Energie und rein von jeder Ausschweifung, hat die Bande zerrissen, die Polen an Rußland knüpften. Das Königreich ist jetzt nur einer einstimmig von einem Reichstage gewählten nationalen Regierung unterworfen, wobei zu bemerken ist, daß alle Mitglieder unter der russischen Regierung gewählt worden sind. Dieser Reichstag hat die Leitung der Staatsgeschäfte den durch ihre Geburt oder durch ihre Popularität ausgezeichnetsten Personen anvertraut, deren politisches Leben somit Europa beruhigen darf. Er hat dadurch auf die kräftigste Weise jene monarchischen Institutionen garantirt, welche die beiden Kammern ebenfalls als solche anerkannt haben, die allein den Wünschen und den Bedürfnissen der Nation entsprechen können. — Es ist uns demnach gestattet, von den andern Regierungen die Anerkennung unserer Unabhängigkeit zu reclamiren. Wenn Belgien, das niemals unter den Staaten gezählt, wenn Griechenland, dessen politische Existenz seit Jahrhun-

derten vernichtet ward, inmitten unſicherer Kriegswechſel die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit erreichen konnten, ſo frage ich, ob Polen nicht mit höherem Grunde darauf Anſpruch machen kann; dieſes Polen, deſſen auf einen Augenblick erloſchenes Nationalleben ſo glanzvoll wieder aufglüht, ſich mit ſolcher Energie und um den Preis ſo vieler Opfer aufrecht erhält; dieſes Polen, das allein, ohne Beiſtand, es gewagt hat, mit dem Rieſen des Nordens zu kämpfen, und bereits gewußt hat, den Zauber ſeiner Macht zu vermindern. Vergebens möchte man bei der Frage der polniſchen Unabhängigkeit die Verhandlungen des Wiener Congreſſes anrufen. Der Wiener Tractat, der das Königreich Polen mit Rußland vereinigte, wollte uns dennoch eine Nationalindividualität und eine conſtitutionelle Regierung verſichern; er wollte die dem ruſſiſchen Reich einverleibten polniſchen Provinzen an dieſer Nationalität, in der Abſicht, den Frieden von Europa zu befeſtigen, Theil nehmen laſſen. Dieß war der Geiſt des Wiener Tractats. Die ruſſiſchen Kaiſer haben zuerſt dieſen Tractat verletzt, indem ſie die hauptſächlichen conſtitutionellen Garantien mit Füßen traten, die Nationalität in ihren polniſchen Provinzen erſtickten, und in ihnen ſelbſt den Gebrauch unſerer Sprache verboten. Alle dieſe Beſchwerden wurden in dem Manifeſte des Reichstags hinlänglich entwickelt. — Die Bande, die Belgien mit Holland verknüpften, waren kurz zuvor gebrochen, obgleich der Wiener Tractat deren Dauer garantirt hatte. Die europäiſchen Mächte haben dennoch, einen edeln und erhabenen Zweck im Auge, die Unabhängigkeit Belgiens anerkannt. Warum ſollten ſie nicht, von demſelben Geiſte beſeelt, auch zu unſern Gunſten interveniren? „Die Vereinigung Belgiens mit Holland,“

sagt das Londoner Protokoll vom 19 Februar, „ward gebrochen, amtliche Mittheilungen überzeugten bald die fünf Höfe, daß die ursprünglich zur Aufrechthaltung derselben bestimmten Mittel sie weder für den Augenblick wieder herstellen, noch für die Folgen bewahren könnten, und daß sie von nun an, statt die Zuneigung und das Glück der beiden Völker zu verschmelzen, nur Leidenschaft und Haß einander gegenüber stellen, und aus ihrem Zusammenstoßen nur den Krieg mit allem seinem Ungemach hervorrufen würden. Es kommt den Mächten nicht zu, die Ursachen zu beurtheilen, die die Bande gebrochen hatten, die von ihnen gebildet waren; nachdem sie aber diese Bande gebrochen sahen, war es ihre Aufgabe, noch ferner den Zweck, den sie sich bei Bildung derselben vorgesetzt, zu erreichen. Es war ihre Sache, unter Begünstigung neuer Combinationen jene Ruhe von Europa zu sichern, wovon die Vereinigung Belgiens mit Holland eine der Grundlagen gebildet hatte.“ Die Sache der Belgier ist ganz gleich mit der unsern, und wenn irgend eine Unähnlichkeit zwischen beiden stattfinden sollte, so ist sie ganz zu unsern Gunsten. — Kann man uns endlich jenes Argument entgegen halten, daß Rußland, jene für ganz Europa furchtbare Macht, wohl wissen werde, in Folge eines auch noch so hartnäckigen Kampfes uns zu unterwerfen, und uns dadurch zum Frieden zu bringen, daß es uns ausrotte? Der Friede der Sklaverei, der Friede des Grabes, ein Friede von solcher Beschaffenheit, daß bei der ersten günstigen Gelegenheit ein furchtbarer Krieg daraus entspringen dürfte, könnte dieser wohl den edeln und erhabenen Absichten der europäischen Mächte entsprechen?“

5.

Offensive der Polen. Siege bei Wawre, Dembe-Wielkie und Iganie.

Die Begeisterung, welche damals in Warschau und in den vom Feinde nicht besetzten Punkten des Königreichs herrschte, trug viel zur schnellen Ergänzung der im Kampfe gefallenen polnischen Helden bei. Man rüstete mit außerordentlicher Thätigkeit immer neue Häuflein aus, welche täglich zu den alten stießen, und alles wetteiferte in patriotischer Hingebung, wobei auch namentlich die Warschauer Frauen sich auszeichneten. Skrzynezki war damals der Liebling der Nation. Er begnügte sich, in der Zwischenzeit die polnische Armee in guten Stand zu setzen, ihren Muth anzufeuern und außerdem, wie wir gesehen haben, Unterhandlungen anzuknüpfen, ohne die Offensive zu ergreifen.

Die Feindseligkeiten dauerten indeß, wenn auch auf der Fronte und zwischen den Hauptarmeen sistirt, doch auf den Flanken ununterbrochen fort.

Gleich nach seinem ersten Rückzuge von Grochow machte Diebitsch einen Versuch auf die Festung Modlin, und schrieb am 3 März dem polnischen Commandanten daselbst, Obrist Graf Ignaz Ledochowski: „Gott, der Beschützer der gerechten Sache, hat den kaiserlichen Truppen den Sieg verliehen. Die polnischen Truppen kämpften kühn und tapfer, wie es einer gerechtern Sache würdig gewesen wäre. Mögen alle diejenigen, welche ihr Vaterland lieben, zuerst zur Unterwürfigkeit zurückkehren. Ich will Sie keineswegs verleiten, Herr Obrist. Eine Schlechtigkeit würde ich von Ihnen nicht verlangen. Könnten Sie nur meine Ueberzeugung hinsicht-

lich des Verfahrens theilen, welches Polen von Ihnen erwartet. Wenn Sie mir doch, Herr Obrist, recht bald eine Gelegenheit verschaffen möchten, Sie meiner hohen Achtung zu versichern.“ Hierauf erwiderte Kedochowski, er danke für das der Tapferkeit der Polen ertheilte Lob, und werde sich bemühen, es gleichfalls zu verdienen, wenn Er, der Marschall, Modlin angriffe. — Auch die Festung Zamosc wurde vergeblich zur Uebergabe aufgefordert.

Auf dem rechten polnischen Flügel verfolgte unterdeß Dwernizki den General Kreutz, den er am 20 Februar geschlagen, und der über die Weichsel zurückgeflohen war. Am 26 Februar überfiel er den Herzog Adam von Würtemberg in Pulawy an der Weichsel, dem schönen Schlosse des Fürsten Czartorysti. Die Russen verloren 250 Gefangene und 35 Todte. Allein da sich die Polen wieder entfernten, nahm der russische General Kawer Pulawy wieder ein, plünderte die Stadt und schonte selbst nicht das Schloß, von wo er unter den Augen der greisen Fürstin Czartoriska, deren Kammerfräulein A. Zaborowska als Rebellin entführen ließ. Indeß kam Dwernizki zum zweitenmal, und schlug die Russen am 1 März wieder aus Pulawy heraus. Indem er aber Kawer verfolgte und ihn am 3 März noch einmal schlug, bei Kurow, drang der Herzog von Würtemberg seinerseits wieder in Pulawy ein und gab diese Stadt, den Erbsitz seiner Großmutter, der Fürstin Czartoriska, der Zerstörung Preis. In polnischen Blättern las man darüber: „Plünderung, Weiberschändung und Menschenraub bezeichneten seine Anwesenheit. Als er zum drittenmale kommt, werden zweien Beamten die Augen ausgerissen und die unglücklichen Schlachtopfer mit der Knute zu Tode gemartert. Alles wird ver-

braunt und eingeriſſen. Die Bibliothek der Fürſtin liefert der wilden Horde Brennmaterial; die Meubels, ſo wie das ſchöne Palais, der prachtvolle Garten und das gothiſche Häuschen werden vernichtet. Kurz, das ſchöne Pulawy, welches die herrlichſten Nationalerinnerungen enthielt, welches ſelbſt viele Ausländer entzückt hatte, bietet jetzt ein gräßliches Bild der Zerſtörung dar. Trauernd wird dereinſt der Wanderer die Trümmer dieſes Nationalheiligthumes betrachten."

Dwernizki, gegen den außer dem Corps von Kreutz auch das von Witt detachirt wurde, zog ſich vor dieſer Uebermacht (15 März) einſtweilen unter die Kanonen von Zamosc zurück, nachdem er Lublin den Ruſſen hatte überlaſſen müſſen, die am 12 März dieſe Stadt einnahmen und ſie faſt eben ſo übel behandelten, als Pulawy. Er vermochte die ruſſiſche Hauptmacht, die unter Diebitſch ſelbſt ſich Pulawy näherte, nicht mehr abzuhalten, und zog es vor, anſtatt ſich auf Warſchau zurückzuziehen, vielmehr eine neue Stellung vorwärts bei Zamosc zu nehmen, von wo aus er ſpäter die Offenſive in Volhynien im Rücken der Ruſſen eröffnen wollte.

Auf dem linken polniſchen Flügel hütete General Uminski die Ufer der Narew. Ihm gegenüber ſtand der ruſſiſche General Sacken mit überlegenen Streitkräften, der jedoch nur einen kleinen liſtigen Parteigängerkrieg anfing. Am 8 März überfiel Sackens Avantgarde unter dem Obriſten Lachmann die vorgeſchobenen polniſchen Krakuſen 1000 Mann ſtark, und zerſtreute ſie. Ein anderes vorgeſchobenes Corps ſchlugen die Ruſſen, wie ſie ſelbſt berichten, am 26ſten.

Im Centrum ſtand der ruſſiſche General Geismar unmittelbar vor Praga, ohne beunruhigt zu werden, bis am

16 März die große Weichselüberschwemmung ihn zu einem schleunigen Rückzuge nöthigte. Der polnische General Jankowski wurde ihm nachgeschickt, und lieferte ihm ein unbedeutendes Gefecht bei Wawre am 19ten. — Die russische Hauptmacht unter Diebitsch hatte sich unterdeß südwärts gezogen, und Dwernizki, der sich hinter Zamosc geworfen hatte, vermochte mit seiner kleinen Schaar nicht sich dem Plane des russischen Feldmarschalls entgegen zu setzen. Dieser nämlich nahm sein Hauptquartier bei Nizki, unfern von Pulawy, und wollte von hier aus über die Weichsel gehen und Warschau im Rücken nehmen.

Diesen Augenblick hielt Skrzynezki für den günstigsten, die Offensive zu ergreifen. Am 9 März war Großfürst Michael von Petersburg in Kowno angekommen, um sich an die Spitze der russischen Garden zu setzen und diese dem Feldmarschall zuzuführen. Wenn nun Skrzynezki schnell vorrückte, so erreichte er den doppelten Zweck, theils die Garden von der Hauptarmee zu trennen, theils die letzten von dem Weichselufer abzuhalten; und überdieß gab ihm die zerstreute Aufstellung der russischen Corps, welche die Verbindung zwischen den Garden und der Hauptarmee unterhielten, so wie das durch das Unwetter und die Hungersnoth in der russischen Armee eingerissene Elend die beste Gelegenheit, dem Feind eine große Niederlage beizubringen.

Am 30 März ließ Diebitsch seine Truppen vorrücken. Auf dem rechten Flügel mußte Sacken versuchen, den General Uminski bei Rozan an der Narew zu überfallen. Er bediente sich dazu eines Verräthers, allein das Unternehmen scheiterte an der Wachsamkeit der Polen. Zugleich wurden im Centrum mehrere Brander die Weichsel hinabgeschickt,

um die Brücke vor Praga in Brand zu ſtecken, aber auch dieß mißlang, da die meiſten Brander ſtrandeten. Endlich verſuchte Diebitſch ſelbſt am gedachten Tage auf dem linken Flügel ſeiner Stellung bei Solec über die Weichſel zu ſetzen; aber auch daran ward er theils durch die große Fluth, theils durch die Gegenwehr der Polen am andern Ufer gehindert.

In der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, kündigte Skrzynezki plötzlich den bei einem Mahle in Warſchau verſammelten polniſchen Officieren an, daß ſie ſogleich aufbrechen müßten. Die Brücke bei Praga wurde, damit Diebitſch von ihrem Vorhaben nichts inne würde, mit Stroh belegt und Kanonen und Reiter lautlos hinübergeführt. Rechtshin zog General Kizki, linkshin General Rybinski voran, und ſchon mit Tagesanbruch überfielen ſie die erſten ruſſiſchen Poſten in den moraſtigen Wäldern. Ein dicker Nebel begünſtigte ſie, und ehe Geismar etwas ahnete, war er bei Wawre umzingelt, denn indem er es zuerſt nur von vorn mit Kizki zu thun zu haben glaubte, fiel ihm Rybinski in den Rücken, und binnen zwei Stunden war ſein ganzes Corps zerſprengt, gefangen oder vernichtet. Den Fliehenden aber ſchickte Skrzynezki den General Gielgud auf den Ferſen nach und verfolgte ſeinen Sieg ſo raſch, daß das Corps des Generals Roſen, welches bei Dembe-Wielkie ſtand und den Reſt des Geismarſchen Corps aufnahm, ſchon Nachmittags um 3 Uhr ebenfalls angegriffen und über den Haufen geworfen wurde. Auch am folgenden Tage (1 April) ließ Skrzynezki die Flüchtlinge noch raſtlos verfolgen und vollendete ſeinen Sieg durch Einbringung zahlreicher Trophäen. Er ſelbſt beſchreibt in ſeinem Armeeberichte den Angriff alſo: ‚Der Feldmarſchall Diebitſch war mit dem größten Theile

seiner Streitkräfte von Siennitza gegen den Wieprz gezogen und beabsichtigte die Weichsel in der Gegend von Dobrownizki zu passiren. Die Garden unter dem Großfürsten Michael, durch den Marsch von Petersburg ermüdet, ruhten zwischen der Narew und dem Bug aus. Der Feind sicherte sich von der Seite von Praga durch ein besonderes Corps des Generals Geismar, welcher unterhalb Wawre in einer schon von Natur starken Position verschanzt stand, denn alle Moräste, welche während der Schlacht vom 25 Februar zugefroren waren, und die Armee auf denselben agiren ließen, waren jetzt unzugänglich, und schützten den Feind, dessen Verschanzungen man sich nicht anders vor der Fronte nahen konnte, als auf dem langen Grochow'schen Defilé, welches von ihm besetzt, und von einer starken Artillerie vertheidigt war. Zur Unterstützung Geismar's war das ganze bei Dembe-Wielkie stehende 6te Corps des Generals Rosen bestimmt. Nachdem ich den Feind anzugreifen beschlossen hatte, befahl ich, daß drei Divisionen Infanterie und die Reserve-Cavallerie von Praga ausrücken sollten, was in der größten Stille und der besten Ordnung in der Nacht vom 30 bis auf den 31 März ausgeführt wurde. Die Division des Generals Rybinski durch die Cavalleriebrigade des Generals Kaminski verstärkt, setzte sich durch die Zombkowskischen Barrieren nach Zombki durch die Moräste in Bewegung, um die feindliche Stellung in die rechte Flanke und im Rücken zu nehmen. Mittlerweile zog sich der Rest von den zu dieser Unternehmung bestimmten Truppen bei den Grochowschen Barrieren zusammen. Der General Kizki rückte mit der Avantgarde auf der Hauptstraße gegen Grochow vor, und wartete auf das Signal des Angriffs des Generals Rybinski, um die Positionen des Geg-

ners in der Fronte anzugreifen. Mit Tagesanbruch paſſirte General Rybinski die Sümpfe, hob den feindlichen Poſten unverſehens auf, wendete ſich mit vier Bataillonen unter dem Obriſten Ramorino und vier Schwadronen gegen den rechten feindlichen Flügel, und dehnte ſeinen linken Flügel gegen das Gehölz aus. Der Reſt ſeiner Diviſion aber folgte ihm theils als Reſerve, theils marſchirte er unter dem Obriſten Zawadzki gegen Okuniew, von wo der Feind mit Verluſt vertrieben wurde. Ein dichter Nebel begünſtigte die Bewegungen des Generals Rybinski ſo ſehr, daß der Feind durch das Erſcheinen des Generals Kizki unterhalb beſchäftigt, jenen erſt in dem Augenblicke bemerkte, als ſeine Reſerven im Walde angegriffen wurden. Bei dem erſten Donner des Gewehr- und Kanonen-Feuers griff General Kizki die Vorpoſten des Feindes an, und vertrieb ſie aus Grochow und dem anſtoßenden Gehölze. Er rückte gegen die feindlichen Verſchanzungen an, aber die Schlacht war bereits durch die bloſe Infanterie des Generals Rybinski, welche einen kühnen Bajonnettangriff machte, entſchieden. Schon waren die Schanzen genommen, und die Wahlſtatt mit Todten und Verwundeten bedeckt; ſchon waren zwei Fahnen, vier Kanonen mit Beſpannung, einige Munitionswagen und eine Menge auf dem Platze zerſtreuter Waffen erbeutet; ſchon wurden von allen Seiten zahlreiche Abtheilungen Gefangene transportirt. Nach dieſem erſten Zuſammentreffen, in welchem das Corps des Generals Geismar in einem Zeitraume von zwei Stunden ganz aufgelöſ't wurde, formirte der General Gielgud die Spitze der Colonne, und drang dem Feinde auf der Landſtraße von Siedlce nach. Auf demſelben Wege folgte dem General Gielgud in gehöriger Entfernung der Reſt der zu

dieser Expedition gehörenden Truppen. General Dziekonski bemeisterte sich zu derselben Zeit Wionzowna's, nachdem er den Feind daraus vertrieben hatte. — Wir haben ungefähr 400 und einige 50 Todte und Blessirte. Unter den Gebliebenen bedauert die Armee am meisten den Major Staniszewski vom 2ten Linien-Infanterieregimente und den Lieutenant vom Generalquatiermeisterstabe Wolnizki, einen hoffnungsvollen Officier. Vorzüglich ausgezeichnet haben sich der General Skarzynski, der Obrist Ramorino und der Obristlieutenant Sznaide, der die Karabiniers befehligte."

Skrzynezki hatte anfangs zu wenig Gefangene gerechnet. Als sie alle in Warschau eingebracht wurden, waren es 11,600 Mann, worunter viele halbverhungerte Menschen. Dazu hatten die Polen 5 Fahnen, 12 Kanonen und eine Menge Munition und Gepäck erbeutet. Bei Wavre hatte sich unter andern vorzüglich Ramorino ausgezeichnet, der den Polen, unkundig ihrer Sprache, nur immer Naprzod (Vorwärts!) zurief. Skrzynezki ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum General.

Skrzynezki verfolgte seinen Sieg nicht weiter, obgleich es ihm wahrscheinlich gelungen wäre, wenn er sich mit seiner siegestrunkenen Armee sogleich auf den Feldmarschall selbst geworfen hätte. Diebitsch kehrte sich wirklich um und machte am 4 April eine Bewegung gegen Skrzynezki, wagte jedoch nicht, ihn anzugreifen, da er ihn bei Lakowicz in einer sehr festen Stellung fand. Hier blieb Skrzynezki stehen und feierte ruhig das Osterfest. Diebitsch aber ging nach Rizki zurück, und scheint aber den Uebergang über die Weichsel, wie auch russische Briefe meldeten, noch keineswegs aufgegeben zu haben, indem es ihm hinreichend

dünkte,

dünkte, die geschlagenen Reste der Geismar- und Rosen'schen Corps durch das Corps von Pahlen II mit 11,000 Mann verstärkt zu wissen.

Da nun Diebitsch zum zweiten Male den Fehler beging, durch seine entfernte südliche Stellung ein kleines Armeecorps Preis zu geben, so wurde diese Fehler auch von Skrzynezki rasch zum zweiten Male benutzt, und er verfuhr gegen das neue Pahlen'sche Corps unter den nämlichen Umständen ganz eben so, wie vorher gegen Geismar und Rosen. Diese drei Generale standen vereinigt mit ungefähr 20,000 Mann bei Iganie (nahe bei Siedlce). Um sie mit Erfolg anzugreifen, ließ Skrzynezki sie durch die Generale Skarzynski und Chrzanowski allarmiren und schickte ihnen unterdeß den General Prondzynski unversehens in die Flanke. Er selbst sagt: „Am 10 April früh, gleich mit Tagesanbruch, rückte die Colonne des Generals Prondzynski aus Wodyn und ging bei Trzcienien über den Kostrzyn, da die Nebengänge vom Feinde zerstört und bewacht waren. Von da begab sie sich nach Domaniewice, wo 10 Schwadronen feindlicher Cavallerie standen. General Kizki warf sich an der Spitze des 2ten Uhlanenregiments, mit zwei Stücken reitender Artillerie, auf dieselbe, und der Feind griff ebenfalls an. In einem Augenblicke wurde man handgemein. Mann focht gegen Mann; aber dieß tapfere Regiment, welches der Obrist Mycielski befehligte, ging als Sieger aus dem Kampfe, wozu die beiden zu rechter Zeit vom Capitänquartiermeister Pogonowski herbeigeführten Geschütze nicht wenig beitrugen. Endlich wich der Feind, indem er gegen 50 Todte, 230 Gefangene und 170 Pferde zurückließ. Von dort marschirte der General Prondzynski nach Iganie, ließ den General Boguslawski

mit vier Bataillonen und zwei Geschützen bei Golombek als Reserve zurück und schickte eine Abtheilung über den Muchawiez, um seinen Rücken zu decken und den rechten Flügel von seiner Bewegung zu benachrichtigen. Vor dem Dorfe Jaanie traf der General den Feind, mit seinem Rücken an die Chaussee gelehnt, an Infanterie ihm an Kräften gleich, aber an Cavallerie und Artillerie, die sich auf einige 30 Kanonen belief, ihm weit überlegen; die letzteren, größtentheils Positionsgeschütze, waren am jenseitigen Ufer des Muchawiez vor dem Dorfe aufgestellt, und bedrohten unsere Truppen von vorn, von der Seite und in schräger Richtung. Außerdem standen jenseits des Muchawiez noch bedeutende Reserven. Dieß alles waren Streitkräfte des neu organisirten Corps vom General Rosen. — Der General Kizki griff mit 10 Stücken reitender Artillerie die feindliche Position an, und als die erste Linie aus dem Dickicht ins freie Feld herausrückte, stellte sich das zweite Uhlanenregiment in Schlachtordnung auf. Der Obrist Ramorino bildete mit zwei Bataillonen und vier Stücken Geschütz die Reserve. Der Obrist Wenzierski bemächtigte sich an der Spitze zweier Bataillone des 8ten Infanterieregiments einiger Häuser in Jaanie und erbeutete drei Kanonen, die er vernageln ließ. Da der Feind hierdurch den einzigen Weg seines Rückzugs bedroht sah, führte er von der andern Seite des Muchawiez eine einige tausend Mann starke Colonne Infanterie heran, setzte mit derselben über einen Deich, debouchirte nach der linken Seite hin, nöthigte das 8te Regiment, das Dörfchen und jene drei erbeuteten Kanonen im Stiche zu lassen und griff unsern rechten Flügel an, der diesem hartnäckigen Angriffe weichen mußte. In diesem so kritischen Augenblicke begab sich der

General Prondzynski auf seinen linken Flügel und befahl dem Obristen Ramorino, die Cavallerie des Feindes, welche dessen rechten Flügel bildete, mit drei Infanteriebataillonen anzugreifen. Diese Cavallerie mit der ihr zugehörigen Artillerie hielt nicht Stand, wich hinter das Dorf und von da auf die Chaussee und nach dem Deiche zurück, wo sie mit jener andern feindlichen Colonne zusammentraf, woraus ein großes Gedräng entstand. — Unterdessen hatte der General Prondzynski schon aus drei Bataillonen drei Colonnen zum Angriffe formirt, die er mit gefälltem Bajonnet in das von feindlichen Tirailleurs angefüllte Dorf führte. In einem Augenblicke war das Dorf gesäubert, und unsere Colonnen fanden dort keinen Widerstand; sie drängten nun gerade auf den Deich los. Durch diesen hitzigen Angriff wurde der Feind zersprengt und seine heranrückende Colonne an dem Deiche zurückgehalten. Jene erste Colonne aber, welche gegen unsern rechten Flügel so weit vorgedrungen war, wurde zum Theil niedergemacht, zum Theil gerieth sie, von den Ihrigen abgeschnitten, in Gefangenschaft. Die Trümmer des rechten feindlichen Flügels, ebenfalls von der Brücke abgeschnitten, zerstreuten sich im Walde, oder suchten sich auch in sumpfigen Stellen des Muchawiez zu verbergen, wo sie großentheils ertranken. — Bei dem ersten Donner der Kanonen des Generals Prondzynski ließ ich bei Boime das Geschütz auf den Feind zu feuern beginnen, der an der andern Seite des Kostrzyn stand; er erwiderte darauf mit gleichem Feuer aus Positionsgeschützen und zog sich endlich zurück. Unsere Infanterie verfolgte ihn sogleich über die Steige und drang in Einem fort auf ihn ein, da er unsern Marsch aufzuhalten suchte; sie verdrängte ihn aus allen seinen Stellungen. Für

die Artillerie wurden über zwei Arme des Flusses Kostrzyn Brücken geschlagen, da sie der Feind vorher alle vernichtet hatte. Diese Arbeit wurde in zwei Stunden, unter Aufsicht des Capitänquartiermeisters Rzentkowski ausgeführt, der sich bei dieser Gelegenheit durch seinen Eifer auszeichnete. Ein Theil der Cavallerie passirte eine Fuhrt bei Sucha und wandte sich ebenfalls nach dem Kampfplatze; aber ihr Anführer wußte seine Lage nicht zu benutzen, und langte auf der Chaussee bei Iganie im Rücken der feindlichen Position erst an, als die Schlacht schon beendigt war, worauf sich sodann bei Iganie alle zu dieser combinirten Wendung bestimmten Truppen vereinigten."

Der letztere Umstand ist in Spaziers großem Werk über Polen erläutert. Hier wird Skrzynezki selbst der Versäumniß beschuldigt. Hätte er Prondzynski früher unterstützen lassen, wäre er selbst schnell genug herbeigekommen, so würde Pahlens Niederlage vollständig gewesen seyn. Jetzt aber behauptete sich das Pahlen'sche Corps, indem Diebitsch selbst herbeikam. Da derselbe von Rizki aufbrach und sein Hauptquartier wieder nordwärts nach Siedlce verlegte, kam zunächst Umiński ins Gedränge. Dieser General hatte am 9 April den russischen General Pinabel bei Wengrow geschlagen und war bis Sokolow vorgedrungen, auf dem Wege nach Bialystok. Da nun aber Diebitsch ein beträchtliches Corps unter Ugrumoff gegen ihn detachirte, mußte er sich wieder zurückziehen, nachdem er vom 9ten bis 20sten in vielen kleinen Gefechten bei Liw und Wengrow den tapfersten Widerstand geleistet, viele Mannschaft verloren, aber auch dem Feinde vielen Schaden zugefügt hatte.

Somit war durch den nicht völlig gelungenen Ueberfall bei Iganie und durch das schnelle Vorrücken des Feldmarschalls die von Skrzynezki beabsichtigte Communicationsunterbrechung zwischen den Garden und der russischen Hauptarmee mißlungen, und Uminski, der schon im Begriffe war, die Verbindungslinien zu durchschneiden, mußte weichen. Allein Skrzynezki hatte wenigstens den Weichselübergang des Feldmarschalls verhindert, hatte den Muth der Polen durch glänzende Siege neu belebt und erhielt sich durch geschickte Manöver immerhin noch in einer mittleren Stellung, die es ihm möglich machte, vor der völligen Vereinigung der nachrückenden Garden mit der Hauptarmee noch einen entscheidenden Schlag zu thun.

Da mittlerweile der Aufstand in Litthauen ausgebrochen und Dwernizki in Volhynien eingefallen war, so mußte dem polnischen Generalissimus alles daran liegen, diese beiden Unternehmungen im Rücken der russischen Armee kräftig zu unterstützen. Allein er blieb in unbegreiflicher Unthätigkeit, immer mit der auswärtigen Politik und Diplomatie beschäftigt, und über den täuschenden Hoffnungen der Intervention die nächste Aufgabe des Kriegs versäumend. Umsonst bestürmte ihn der Fürst Czartoryski, die Offensive thätiger zu betreiben, und namentlich die Litthauer zu unterstützen. Umsonst erschöpfte sich Prondzynski in genialen Plauen. Skrzynezki blieb unthätig, zur großen Freude des russischen Feldmarschalls, der in seiner üblen Lage nichts so sehr fürchtete, als eine Hauptschlacht.

Um diese Zeit beschäftigte sich der Reichstag mit der Emancipation der Bauern, einer Maßregel, welche die demokratische Partei dringend verlangte, und die

auch allerdings geeignet schien, den Enthusiasmus des Landvolkes wenn nicht zu steigern, da er ohnehin groß genug war, doch zu belohnen. Allein ein so wichtiges Werk schien auf der andern Seite ruhige Ueberlegung und einen gesicherten Friedenszustand zu erfordern, und nicht mit Unrecht wurde entgegnet, daß man in diesem kritischen Moment alle Aufmerksamkeit allein dem Kriege zuwenden und alle andern Fragen verschieben solle. Wenn dennoch die Sache ausführlich zur Sprache kam, so scheint dieß die Majorität nur zugegeben zu haben, um sich nicht dem Verdacht auszusetzen, als ob sie aus aristokratischem Egoismus überhaupt die Erleichterung des Bauernstandes verhindern wolle. Die demokratische Partei argwohnte dieß. Mag es nun wirklich Aristokraten gegeben haben, die um keinen Preis die Leibeigenschaft aufgeben wollten, so sind dieß doch nur Ausnahmen; die große Majorität des polnischen Adels aber hat durch die heroische Aufopferung ihres ganzen Vermögens, ihrer Freiheit und ihres Lebens in diesem unsterblichen Freiheitskampfe jeden Verdacht des kleinlichen Egoismus beschämt.

Folgendes war der Zustand des polnischen Bauers: „Der Bauer war allerdings seit den ältesten Zeiten, wie bei allen slavischen Völkern, leibeigen; aber seitdem es in Polen geschriebene Gesetze gab, war es schon durch solche verboten gewesen, die Bauern willkürlich zu drücken. So gab unter Anderm schon Kasimir der Große, der deßhalb den Beinamen Bauernkönig (Królchłopów) erhielt, ein Gesetz, das allen Bauern gestattete, das Dorf zu verlassen, wenn der Edelmann einem Mädchen Gewalt angethan. Auf den Gütern der Krone aber gab es in den ältesten Zeiten außerdem Richter, welche die Bauern selbst wählten, Wopt genannt,

und für dieſelben Landgüter, zu deren Unterhalt beſtimmt (woytostwa), welche dadurch eine Art freier Beſitzthümer bildeten. Seit der Adel ſo ſehr mächtig geworden, und namentlich aus den Nationalgütern ihm große Staroſteien überwieſen worden waren, hatte er dieſe Woytoſtwa eingezogen, und ſie waren im Verlaufe der Zeit wieder verſchwunden.

„Im Jahre 1784 aber machte der König Stanislaus Auguſt alle Bauern auf den Nationalgütern zu Erbeigenthümern, nicht nur der Gebäude und des Geſpanns, ſondern auch ihrer Grundſtücke.

„Die Errichtung des Großherzogthums Warſchau im Jahre 1807 und die Einführung des Code Napoléon im Jahre 1808 und 1810 in die ehemals preußiſchen wie öſterreichiſchen Beſitzungen, veränderte den Zuſtand der Bauern gänzlich. Sie wurden nicht nur frei, ſo daß ſie ihr Dorf verlaſſen konnten, wenn ſie wollten, ſondern erlangten auch durch den Artikel 530 dieſes Geſetzbuches das Recht, nach dreißigjährigem Beſitz ihr Beſitzthum vom Edelmann erkaufen, mithin die Ausſicht, im Jahre 1838 und 1840 Eigenthümer werden zu können. Es iſt merkwürdig, welche verſchiedene Wirkung dieſe Geſetze auf die Bauern in den ehemals preußiſchen und den ehemals öſterreichiſchen Wojwodſchaften hatten; dort, wo die Regierung ſelbſt den Erbpächter für wahlfähig erklärt hatte, trotz daß er, wenn er die Rente nicht zahlte, aus ſeinem Pachte vertrieben werden konnte, ergriff plötzlich ein Freiheitſchwindel die Bauern. Wie Bienenſchwärme zogen ſie von einem Orte zum andern, wollten nur Tagelohn verrichten, und machten daher ſich und den Edelmann arm. Im ehemals Oeſterreichiſchen, wo das Beſitzthum nie verändert wor-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21456 / 075

den, blieb überall der Bauer auf seiner alten Scholle und bei seinem Frohndienste, so daß, da der Tagelohn stets theurer, der Werth der Güter, in beiden verschiedenen Gegenden wesentlich verschieden wurde.

„Die Constitution des Königreichs Polen, die nicht nur alle Einwohner als gleich vor dem Gesetz erklärte, sondern alle erworbenen Rechte garantirte, bestätigte die Bauern in diesem Zustande.'

„Wie schon erwähnt, war es der Russen hauptsächlichste Bemühung, den Bauer im Königreiche wieder tief zurückzudrücken, damit der in den russisch-polnischen Provinzen sich nicht nach dem Loose seiner Brüder jenseits des Bugs sehne; und Lubezki bot willig seine Hand, alle die Vorrechte zu vernichten, welche die Bauern besonders auf den Nationalgütern besaßen. Er war als Finanzmann um so mehr dazu bereit, als die Nationalgüter der Krone sehr wenig einbrachten. Und nun wagte er im Jahre 1828 durch ein von ihm contrasignirtes Decret den Verkauf anzuordnen und seinen feinen Plan zu enthüllen. Vermöge der Landschaftscreditcasse bot er den Käufern an, einen Theil der Kaufsumme in derselben stehen zu lassen, und als Vorschuß von der Regierung zu betrachten; verkaufte er z. B. ein Gut für 100,000 fl., so ließ er 20,000 fl. für die Creditcasse abgeben, 40,000 fl. auf dem Gute haften, so daß der Käufer nur 40,000 fl. an den Staat baar zu zahlen hatte. Eine ungeheure Lockung für den Polen! Vermöge der Aufhebung des Artikels 530 gab er dem so verschuldeten Käufer die Mittel an die Hand, sich aufzuhelfen, zugleich aber den Bauer, der schon halb Eigenthümer war, in seinen frühern Zustand wieder zurückzudrücken. Die Regierung drängte den Gutsbesitzer um seinen Zins; dieser drängte wieder den

Bauer, und war gezwungen dieß zu thun. Konnte dieser nun nicht zahlen, ſo ſuchte er mit ihm den Vertrag zu machen, ſich den Frohndienſt wieder gefallen zu laſſen, wodurch er den theuern Taglohn erſparte, der Bauer aber wieder Knecht des Herrn ward.

„Man kann ſich denken, welcher Schrecken dadurch unter die Bauern kam, und mit welchem Rechte der Landbote Swidzinski dieß Verfahren ein „ſataniſches Werk" nannte.

„Lelewel und die Volkspartei in der patriotiſchen Geſellſchaft war allerdings nicht mit dem Biernazki'ſchen Entwurfe zufrieden. Ihrem Charakter nach hatte ſie ſogleich wenigſtens das Eigenthum für alle Bauern, auch für die der Privateigenthümer gefordert; es verſtand ſich von ſelbſt, daß die Mitglieder der patriotiſchen Geſellſchaft alles thaten, um dieſe große Sache durchzuführen. Indeß durfte die große Mehrheit zu einem bedeutenden Verdienſte dieß nicht anrechnen, da ſie, wenige Ausnahmen wie die Landboten und Deputirten Zwierkowski, Trzcinski, Szaniezki und einige Andere abgerechnet, dabei wenig verloren, indem ſie wenig oder nichts beſaßen.

„Da man das neue Geſetz gerade dem kleinen Reichstagsbeſtande vorlegte, in dem die am meiſten patriotiſch geſinnten Mitglieder ſich befanden, ſolche nämlich, die nach der Schlacht von Grochow den Gefahren getrotzt hatten, ſo war es um ſo natürlicher, daß der Biernazki'ſche Vorſchlag mit großer Liebe in Berathung gezogen wurde. Während der Discuſſion über das Geſetz erhoben nur ſieben Mitglieder des Reichstags ihre Stimmen gegen daſſelbe, wobei ſie jedoch ſich nicht dem Hauptgrundſatze des Entwurfs widerſetzten, ſondern theils die Einführung deſſelben für unzeitig, theils den Entwurf für un-

vollständig und unvollkommen ansahen. Dagegen sprachen fünfzehn mit Begeisterung und überzeugender Beredsamkeit für das Gesetz, besonders Swidzinski und Bonaventura Niemojowski. Die Erörterung vieler Umstände, auf die man während der Verhandlungen stieß, veranlaßte, daß der Landbote Szaniezki, der, wiewohl im Besitze sehr großer ehemaliger Majoratsgüter, überhaupt am meisten zur Vervollkommnung des Gesetzes beitrug, und der Woiwode Kochanowski, außer den schon früher erwähnten, mehrere neue Entwürfe vorlegte, welche das Wohl der Bauern zum Zwecke hatten.

„Vom 28 März bis 18 April berathschlagten über diesen Gesetzentwurf die im kleinen Bestande vereinigten Kammern, und man brachte dessen besondere Berathung bis zum zehnten Artikel. Der Hauptinhalt des Gesetzes war:

„1) Auf den Nationalgütern sind in Zukunft alle Bauern Eigenthümer ihrer Güter; doch, um zu diesem Eigenthume zu gelangen, müssen sie sich einer neuen Vertheilung der Ländereien unterwerfen.

„2) Statt der Frohnen sollen sie künftig einen auszumittelnden Geldzins bezahlen, und

„3) wenn sie sich von diesem Zinse befreien wollen, zahlen sie eine Summe, welche das Zwanzigfache dieser Rente beträgt.

„Zuerst sprachen sich mehrere Mitglieder, obgleich sie die Angemessenheit eines solchen Gesetzes nicht läugneten, doch dahin aus, daß der gegenwärtige Augenblick nicht dazu geeignet sey, um sich mit diesem Gegenstande zu befassen; daß man, um denselben mit gehöriger Ruhe zu erwägen, friedlichere Zeiten abwarten müsse; daß die geringe Anzahl der jetzt anwesender. Repräsentanten nicht bevollmächtigt sey, in Angelegenheiten dieser

Art einen definitiven Beſchluß zu faſſen; daß man, wenn nur einem Theile der Bauern, nämlich den auf Nationalgütern anſäſſigen, Grundeigenthum verliehen werde, dadurch den Samen der Zwietracht unter die Einwohner ſtreuen würde, indem die auf Privatgütern Anſäſſigen von dieſer Wohlthat ausgeſchloſſen blieben; daß Umſtände eintreten könnten, unter denen der Bauer kein Grundeigenthum beſitzen wolle, und lieber den Frohndienſt verrichten, als einen Zins bezahlen möchte; daß wenn man dem Schatze ſeine bisherigen Einkünfte erhalten wolle, dem Bauer aus der Verwandlung des Frohndienſtes in einen Pacht oder Grundzins kein Vortheil entſprießen würde, und daß die Einführung dieſes Geſetzes die Sicherheitsgarantie für das Darlehen des landſchaftlichen Creditvereins wankend machen könne. Auf dieſe Einwürfe wurde von andern Mitgliedern entgegnet, daß gerade der gegenwärtige Augenblick der geeignetſte zu Erlaſſung eines ſolchen Geſetzes ſey, weil dis am beſten dazu dienen werde, die weſentlichen Abſichten des Aufſtandes zu offenbaren, unter denen die Emancipirung der zahlreichſten und edelſten Einwohnerclaſſe, der ackerbauenden, welche jetzt ihr Blut für die Sache des Landes vergieße, nicht die letzte wäre; daß wenn es ſich um Ausübung der Gerechtigkeit handle, man nie behaupten könne, es ſey noch nicht an der Zeit; daß man, da die gegenwärtige Anzahl der Reichstagsmitglieder zur Entſcheidung der wichtigſten Angelegenheiten der Inſurrection für hinreichend befunden worden, nicht vorſchützen könne, ſie ſey zu minder wichtigen Sachen nicht genügend; daß, obgleich die Volksrepräſentanten, aus Rückſicht auf die Unantaſtbarkeit des jedem Grundbeſitzer zukommenden Eigenthumsrechtes, kein allgemeines Princip hinſichtlich aller Bauern ohne Ausnahme

aufſtellen könnten, ſie doch wenigſtens mit den Nationalgütern ein Beiſpiel geben müßten, welches gewiß bei den Privateigenthümern Nachahmung finden werde; daß die einzelnen Vorſchriften des neuen Geſetzes den einzelnen Unangemeſſenheiten, welche aus der allgemeinen Anwendung deſſelben hervorgehen würden, vorbeugen könnten, und daß das Intereſſe des landſchaftlichen Creditvereins durch ein ſolches Geſetz nicht beeinträchtigt werde, da durch daſſelbe der Werth der zu ſeiner Sicherheit angewieſenen Güter nicht verringert würde. Endlich fügten noch einige Mitglieder zu dieſen Bemerkungen hinzu, daß, ſo wie einerſeits das projectirte Geſetz unter jedem Wechſel des Schickſals, der das Land treffen könne, das ſchönſte Denkmal der Verdienſte des gegenwärtigen Reichstags ſeyn werde, ſo andrerſeits man wohl annehmen könne, daß die gegen das Geſetz vorgebrachten Einwürfe mehr aus perſönlichen Intereſſen, als aus Rückſicht auf das allgemeine Beſte, hervorgingen."

Die Debatten zogen ſich in die Länge und machten endlich wichtigern diplomatiſchen Erörterungen Platz, worüber ſie vergeſſen wurden.

6.

Aufſtand in Podolien. Sierawski's und Dwernizki's Niederlage. Kühner Zug Chrzanowski's.

Wir faſſen hier alles zuſammen, was ſich auf dem polniſchen rechten Flügel im Süden zutrug.

Dwernizki, der hier die Hauptrolle ſpielte, befand ſich mit 4000 Mann unter den Mauern des feſten Zamosc, bis wohin er ſich, wie wir geſehen haben, durch die ruſſiſchen Schaaren durchgeſchlagen hatte, um von hier aus die Inſurrection in Volhynien zu leiten, ſobald ihm Skrzynezki würde Luft gemacht haben. Zu ſeiner Unterſtützung ſammelte Sierawski auf dem linken Weichſelufer 6000 Inſurgenten in der Nähe von Pulawy, um in dem Augenblick über die Weichſel zu gehen, in welchem der Weg frei ſeyn würde. Beide mußten mit ihrer geringen Truppenzahl ihre Bewegungen ſiſtiren, ſo lange Diebitſch in Rizki ſtand und mit ſeinen zahlreichen Armeecorps die beiden polniſchen Häuflein im Schach hielt. Sobald aber Diebitſch ſich nordwärts gegen Siedlce wandte, bekamen die beiden im Süden commandirenden polniſchen Generale Luft und benutzten den günſtigen Augenblick, um ſogleich vorzubrechen.

Kaum hatte Diebitſch nach der Schlacht bei Iganie am 10 April den General Toll, der auf Dwernizki drückte, gegen Siedlce abgerufen, als auch Dwernizki am 11ten ſchon bei Hrubiszow über den Bug ging und in Volhynien einzog. Er hatte nur 4000, obwohl bewährte Krieger bei ſich, allein er hoffte, in dem ſehr bevölkerten Volhynien und Podolien Unterſtützung zu finden.

In den altpolnischen Provinzen, die schon bei den frühern Theilungen Rußland einverleibt worden waren, hatte sich bei jeder Gelegenheit die Nationalsympathie gezeigt, sie hatten an dem großen Aufstande von 1794 den thätigsten Antheil genommen, und sie erhoben sich auch jetzt, um sich die verlorne Nationalität wieder zu erobern. Der Adel dieser Provinzen setzte sich dabei aber größerer Gefahr aus und opferte mehr auf, als der Adel im Königreiche Polen. Erstens nämlich durfte man annehmen, daß der Kaiser die Insurrection nationalisirter Russen noch weit härter bestrafen würde, als die der besonders constituirten Polen; und sodann genoß der Adel in diesen Provinzen weit größere Vorrechte, hatte also auch weit mehr zu verlieren, als der polnische.

Wir reden hier zuerst von den südlichen Provinzen Wolhynien, Podolien und Ukraine, deren Insurrection Dwernizki unterstützen sollte. Diese offenen, ebenen und fruchtbaren Provinzen waren unter einem wenig zahlreichen, aber desto reicheren und mächtigeren Adel vertheilt, der zwar in seinem altpolnischen Nationalstolze gekränkt und durch die politischen Verdächtigungen, Einkerkerungen und mannichfachen Eingriffe der Kronbeamten sehr belästigt, sonst aber, wenn er sich durch Loyalität der kaiserlichen Gnade versicherte, in seinem unermeßlichen Güter- und Sklaven-Besitz, und in seinen weit ausgedehnten aristokratischen Prärogativen geschützt war. Schloß dieser Adel sich an Polen an, so opferte er in jedem Fall etwas von seinem Besitz auf. Siegte Rußland, so war Tod, Gefangenschaft oder Verbannung sein Loos. Siegte Polen, so mußte er dem Bürger- und Bauern-Stande Concessionen machen und im Hintergrunde drohte

allen seinen Vorrechten die Bauernemancipation. Hieraus erklärt sich, warum der reiche Adel Volhyniens an der Insurrection keinen Theil nahm. Man sagt sprüchwörtlich von diesem Adel, er liebe sein Vaterland, aber mehr noch sich selbst. Uebrigens war es auch den Volhyniern schwer, die Insurrection zu beginnen, da ihr Land offen ist und keinen Stützpunkt darbietet, und da ferner der russische General Rüdiger mit starker Macht im Lande stand.

Während daher Volhynien sich ruhig verhielt, wurde das entfernter liegende Podolien der Hauptsitz der Insurrection im Süden. Schon im März war von hier aus Dwysko nach Warschau gegangen, um eine Verbindung anzuknüpfen, und dieß trug wesentlich dazu bei, daß Dwernizki nach dieser Richtung detachirt wurde. Fürst Czartoryski schickte den podolischen Verschwornen eine Fahne und einen weißen Adler. Sie versammelten sich am 3 April zu Winniça, unter dem Vorsitze von Tyszkiewicz, und verabredeten einen allgemeinen Aufstand, der jedoch erst in dem Augenblick ausbrechen sollte, in welchem Dwernizki mit regelmäßigen Truppen sie unterstützen würde.

Indem nun Dwernizki am 11 April seinen Zug antrat, hatte er zunächst den General Kreutz mit 10,000 Mann gegen sich; er wußte sich aber durch geschickte Märsche der Aufmerksamkeit desselben zu entziehen und ging ungehindert über den Bug. In Volhynien erwartete ihn aber Rüdiger mit 14,000 Mann, und vom Süden her zog Roth mit seinem großen Armeecorps ebenfalls heran. Unter diesen Umständen fand Dwernizki die Bevölkerung von Volhynien furchtsam und zurückhaltend, und es blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich Volhynien zu durcheilen und Pode-

lien zu erreichen, wo alles zum Aufstande bereit war. Allein er mußte sich zu diesem Zweck erst durch die russischen Heere durchwinden und mit seinen geringen Streitkräften eine Schlacht vermeiden. Es galt, zugleich dem Corps von Kreutz, das ihn verfolgte, dem von Rüdiger, das ihm zur Seite war, und dem von Roth, das ihn von vorn auffangen wollte, zu entgehen. Um sich nur wenigstens von Einer Seite zu decken, beschloß Dwernizki, dicht an der österreichischen Gränze und in Eilmärschen sich nach Podolien durchzuschleichen.

Zwar sollte am 13ten zu Druzkopc' eine Conföderation der Wolhynier stattfinden, allein Dwernizki fand daselbst außer dem Grafen Czazki und Tarnowski nur Frauen, welche das Nichterscheinen der Männer entschuldigten.

Es würde inzwischen dem General Dwernizki nach Podolien durchzukommen vielleicht gelungen seyn, wenn Sierawski in Verbindung mit der Besatzung von Zamosc im Stande gewesen wäre, den General Kreutz aufzuhalten. Allein Sierawski's Unternehmung mißlang gänzlich. Als ein hitziger und aufbrausender Greis ließ er sich durch den ersten Erfolg verführen. Nachdem er bei Solez und Kazimierz mit leichter Mühe über die Weichsel gegangen und die daselbst befindlichen Russen in die Flucht geschlagen hatte, ging er voll Zuversicht vor, und stieß bei Wronow auf 24,000 Russen unter Witt und Kreutz. Dieser Uebermacht wagte er in seiner Tollkühnheit mit 6000 Mann größtentheils neu ausgehobener Krakusen die Spitze zu bieten und schlug sich am 17 April den ganzen Tag mit ihnen herum. Endlich zog er sich mit bedeutendem Verluste, obwohl noch in Ordnung, wieder nach Kazimierz zurück, blieb aber hier lagern, anstatt sogleich über die Weichsel zu gehen, und ließ sich am andern

Tage

Tage (18 April) von den Ruſſen überfallen. Die Folge war eine gänzliche Niederlage. Sierawski verlor 2000 Mann, darunter auch den tapfern Julian Malachowski, der mit einer Senſe in der Hand den Rückzug ſeiner Brüder deckte, bis die ruſſiſchen Kugeln ihn durchbohrten. Die übrigen Krakuſen retteten ſich nur durch ſchnelle Zerſtreuung in die Dörfer. Sierawski verlor das Commando.

Durch dieſes große Unglück wurde Dwernizki bloßgeſtellt, denn nun hatte er nicht nur Rüdiger, ſondern auch Kreutz im Nacken, der ſogleich nach Volhynien eilte, um ihn verfolgen zu helfen. Immer am Styr aufwärts ziehend, traf Dwernizki das 14,000 Mann ſtarke Rüdiger'ſche Corps bei Boromel. Er ſuchte eine Schlacht zu vermeiden, konnte aber nicht vorbeikommen. So beobachtete man ſich einige Tage. Dwernizki ſchickte den ruſſiſchen Vorpoſten weiße polniſche Fahnen, um wo möglich die bei den Ruſſen dienenden Polen unter dieſen Zeichen zu vereinigen. Ein ruſſiſcher Officier erklärte bei dieſer Gelegenheit, er habe als ruſſiſcher Officier die Fahne zerreißen müſſen, als Menſch und Ruſſe aber, der für ſein Volk dieſelbe Freiheit wünſche, wie der Pole, habe er ein Stückchen davon zurückbehalten und werde es als einen theuern Schatz bewahren. Da das Terrain den Polen nicht erlaubte, ohne eine Schlacht vorbeizukommen, ſo griff Dwernizki am 19 April die ihm weit überlegene Macht der Ruſſen mit gewohnter Kühnheit an. Sein erſter Angriff wurde zurückgeſchlagen und er ſelbſt vom Pferde geworfen; er raffte ſich aber wieder auf und ſein zweiter Cavallericangriff war ſo ſtürmiſch, daß er die Ruſſen warf und ihnen acht Kanonen abnahm. Er beſtätigte dadurch, was er bei ſeinem Einmarſche in Volhynien geſagt, er werde ſich die ihm fehlenden Kanonen

von Rüdiger holen. Die Russen sollen 800, die Polen 500 Todte verloren haben.

Dwernizki verfolgte sogleich den Weg, den er sich mit Gewalt geöffnet hatte, und strengte sich aufs äußerste an, um so schnell als möglich nach Podolien zu kommen. Schon am 21sten kam er nach Radziwillow, an der gallizischen Gränze, der berühmten Handelsstadt Brody gegenüber. Die russische Gränzwacht und Mauth entfloh und die Schmuggler hatten für einen Tag freies Spiel. Das österreichische Militär hinderte die allgemeine Freude nicht, und Dwernizki, der an den Wachtposten heranritt, trank ein volles Glas auf die Gesundheit des Kaisers von Oesterreich. Am 22sten wurde der General im reichen Kloster Poczajow von den Mönchen mit Jubel aufgenommen und trefflich bewirthet. Eben so empfingen ihn am 23sten in Kolodno mehrere volhynische Große und versprachen ihm, am folgenden Tage sich zu conföderiren, machten sich aber über Nacht aus dem Staube.

An demselben Tage fand eine große Versammlung der Podolier in ihrer Hauptstadt Kaminiez statt. Diebitsch hatte nämlich von ihnen die Lieferung von 10,000 fetten podolischen Ochsen verlangt, und der Adel kam zusammen, darüber zu unterhandeln. Die Opposition regte sich und verwarf den Antrag, der Adjutant von Diebitsch drohte, da aber der podolische Adel sich stark genug fühlte, beharrte er auf seiner Weigerung, und verstand sich endlich nur zu einer Lieferung von 400 Ochsen, in der Hoffnung, dieselben den Russen bald wieder abzunehmen. Noch am Abende desselben Tages kam die Nachricht vom Siege Dwernizki's bei Boromel zu Kaminiez an, und ein Major, Chroscikowski, benutzte den Jubel der Podolier, ihren Aufstand zu beschleunigen, indem er un-

befugter Weiſe vorgab, deßfalls von Dwernizki beauftragt zu ſeyn.

An eben demſelben Tage (23 April) rückte der ruſſiſche General Roth mit 18,000 Mann von der Moldau her in Podolien ein, und ſchickte ſeine Reiterei in Eilmärſchen voraus, um ſich mit Rüdiger zu vereinigen und Dwernizki aufzufangen. Dieſer Augenblick war alſo ſehr unglücklich gewählt, um in Podolien eine Inſurrection anzufangen. Schon am folgenden Tage, am 24ſten, ſtießen die Vorpoſten von Roth auf Dwernizki, hinter dem Rüdiger folgte. Dieſer letztere zeigte ſich äußerſt thätig und wetteiferte mit ſeinem Gegner in Schnelligkeit und Liſt. Dwernizki wäre ihm dennoch entgangen, wenn er jetzt nicht auf Roth geſtoßen und ſo zwiſchen zwei Feuer gerathen wäre. Da es ihm nun durchaus unmöglich war, oſtwärts nach Podolien durchzudringen, ſo blieb ihm nichts übrig, als eine feſte Stellung an der öſterreichiſchen Gränze aufzuſuchen, und ſich durch dieſe Gränze wenigſtens den Rücken zu decken. Eine ganz dazu geeignete ſtarke Poſition boten ihm die Berge zwiſchen Lutynice und Ilynice (erſteres auf volhyniſcher, letzteres auf galliziſcher Seite) dar. Durch einen angeſtrengten Nachtmarſch erreichte er dieſelbe mit ſeinen erſchöpften Truppen, ehe ihm die Ruſſen darin zuvorkommen konnten, am 25ſten. Hier hoffte er ſich einige Zeit halten zu können, und ſandte einen Vertrauten an die Podolier, mit der Weiſung, ſogleich den Aufſtand zu beginnen, um dadurch den Ruſſen eine Diverſion im Rücken zu machen. Der Bote wurde zwar von den Ruſſen aufgefangen, aber die Voreiligkeit Chroscikowski's machte ihn entbehrlich, denn die Podolier begannen die Inſurrection wirklich, auch ohne Nachricht von Dwernizki zu haben.

Allerdings hätte diese Insurrection einen Theil der russischen Streitkräfte abgezogen und Dwernizki Luft gemacht, wenn dieser sich nur länger hätte halten können. Rüdiger aber war rasch entschlossen, da er Dwernizki in seiner festen Stellung nicht anzugreifen wagte, ihn durch eine Hinterlist daraus zu vertreiben. Die russische Macht, welche Dwernizki's kleine Schaar blokirt hielt, betrug jetzt nicht weniger als 72 Escadrons, 18 Bataillons und 80 Kanonen. Dennoch wagte sie keinen offenen Kampf, sondern zog es vor, die Neutralität des österreichischen Gebiets zu verletzen, um Dwernizki in den Rücken zu fallen. Rüdiger schickte also in der Nacht auf den 27 April ein beträchtliches Corps Cavallerie über die gallizische Gränze. Diese Reiterei rückte unter General von Berg heimlich in den Wald, welcher die Gränze bildete, und vor welchem Dwernizki stund, während zugleich Rüdiger ihn von vorn angriff.

Dwernizki, der keine Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Verraths gehabt hatte, da es ihm eben so unglaublich schien, daß ein ihm siebenmal überlegener Feind, um ihn zu besiegen, zu einer solchen List seine Zuflucht nehmen, als auch, daß ein russischer General die österreichische Gränze nicht respectiren würde, — der unglückliche Dwernizki hatte jetzt nur noch die Wahl, seine Leute auf volhynischem Gebiet niederhauen zu lassen, oder sich selbst aufs österreichische Gebiet zurückzuziehen. Um so viele wackere Männer nicht unnütz aufzuopfern, entschloß er sich, obgleich mit schwerem Herzen, zum Rückzuge. Wenn er aber hoffte, sein Rückzug werde den Russen genügen, so irrte er sich. Rüdiger, dem es darauf ankam, die Ueberschreitung der Gränze durch die Hitze des Kampfes zu entschuldigen, ließ den im Wald versteckten Hinter-

halt auf die unglücklichen Polen einhauen, und diese — wehrten sich nicht einmal, denn Dwernizki hatte ausdrücklich befohlen, daß sie ihrerseits nichts thun sollten, was ihnen bei der österreichischen Regierung, deren Schutz sie anflehen wollten, übel ausgelegt werden könnte. Trotz dieser Hingebung ließen die Russen von ihrer Verfolgung nicht eher ab, bis sich ein österreichisches Commando unter Obrist Fakh dazwischen warf.

Rüdiger hatte nicht falsch gerechnet, denn auch in Wien zog man seine Interpretation vor, und suchte die Schuld der Gränzverletzung auf Dwernizki zu schieben, wodurch die unangenehmen Reclamationen an Rußland leicht und bequem vermieden wurden. Es hieß im österreichischen Beobachter vom 2 Mai: „Zugleich traf der Commandirende (in Gallizien), Feldmarschall-Lieutenant Baron Stutterheim, die zweckmäßigsten Maßregeln, um den General Dwernizki, wenn er den an ihn gestellten Aufforderungen sich noch nicht gefügt haben würde, gewaltsam zu entwaffnen und für die sich erlaubte Verletzung des k. k. Gebietes zu züchtigen.“ Diese Anforderungen bestanden zunächst in Ablieferungen aller Waffen. Dwernizki lieferte sie aus und erhielt die Weisung, von den österreichischen Truppen cernirt, einstweilen in Chlenanowka zu verweilen. Er verlangte freien Abzug nach Polen, der ihm aber verweigert wurde. Er legte eine Protestation in die Hände der englischen und französischen Gesandtschaft in Wien, was keine Folge hatte. Auch der polnische Reichstag suchte in dieser Sache vergebich zu unterhandeln. Am 25 Mai erhielt Dwernizki Befehl, sich von seinem Corps zu trennen und wurde ins Innere des Landes abgeführt. Sein Abschied von den Truppen zu Seypusch war höchst rührend. Auch die

übrigen Officiere wurden von den Gemeinen getrennt, die weinend ihre Knie umfaßten. Indem aber Dwernizki durch Ungarn reiſ'te, verhehlte die Bevölkerung daſelbſt ihre große Sympathie für die polniſche Sache keineswegs. Seine Reiſe war ein Triumphzug. Von Trentſchin an kamen ihm die Einwohner jedes Orts und der Nachbarſchaft entgegen, und begrüßten ihn mit Freudenzuruf. Man ſtritt ſich um die Ehre, ihn zu bewirthen, und von ihm ein Andenken zu beſitzen. So wurde bei einem ihm zu Ehren gegebenen Gaſtmahle ſein weißes Taſchentuch von den anweſenden Damen zerſchnitten und in kleinen Stücken unter ſich getheilt. Zu Preßburg ſchnitten ihm bei einer ähnlichen Gelegenheit die Damen die Knöpfe von der Uniform und hängten ſie ſich in ſeiner Gegenwart an goldenen Ketten um den Hals.

Die Inſurrection Podoliens und Volhyniens war nun auf ſich ſelbſt beſchränkt, und die ruſſiſchen Generale konnten ihre geſammte Macht anwenden, ſie im Keime zu erſticken. In Volhynien ſelbſt erhob ſich Stezki bei Wlodimirz, und der Graf Stanislaus Worcell in den Wäldern von Luzk, am linken Ufer des Styr, wo er einen kleinen Guerillakrieg gegen die ruſſiſchen Zufuhren begann. Zugleich erhoben ſich die Inſurgenten der Diſtricte Kowel und Rowno, angefeuert von dem jungen Xaver Godebski. Sie alle verſammelten ſich zu Rafalowka, um ſich mit Dwernizki zu vereinigen, da dieſer aber verloren war, ſuchten ſie ſich unter Anführung des Grafen Olizar der Kreisſtadt Kowel zu bemächtigen, wurden aber hier von den Ruſſen geſchlagen. Olizar verlor den Kopf und floh nach Gallizien.

Godebski hat dieſe Ereigniſſe näher geſchildert. „Obgleich unſre Verbindungen mit Dwernizki durch das 11,000

Mann ſtarke Corps des Generals Rüdiger abgeſchnitten waren, verſammelten ſich, trotz einer inquiſitoriſchen Polizei, und ſelbſt ohne Kenntniß von der Proclamation des Generals Dwernizki zu haben, die uns den Ort der Vereinigung bezeichnen ſollte, die Bürger des Diſtricts von Luzk und beſonders die aus Poleſien, in den Wäldern an der Gränze des Diſtricts Kowel in kleinen Abtheilungen, die aus dem niedern Adel, aus Förſtern, Mazuren und einer kleinen Anzahl wohlbezahlter Bauern beſtanden. Sie fanden da ungefähr 15 Bürger (d. h. Adelige) und gegen 60 Inſurgenten, an ihrer Spitze den Grafen Stanislaus Worcel einen ausgezeichneten Edelmann von bewährter Vaterlandsliebe. Dieſe hatten ſich in Folge einer Proclamation vereinigt, die der Chef der Inſurrection im Diſtricte Kowel, Obriſt Mikolowski, erlaſſen hatte, der ſich damals im Lager des Generals Dwernizki befand, und Volhynien verdankte dem Eifer des Grafen Stanislaus Worcel und ſeiner kleinen Abtheilung bereits die Niederlage einiger kleiner feindlicher Corps, welche die Straße nach Brzesc bewachten, die Wegnahme einiger Magazine und ſechshundert Waffen jeder Art im Dorfe Janor, wo zwölf ruſſiſche Soldaten gefangen genommen wurden, endlich die Auffangung ſehr wichtiger Depeſchen des Feldmarſchalls Diebitſch an den General Rüdiger. Die verſammelte Schaar erwartete nun Befehle aus dem polniſchen Lager, um zu wiſſen, wo ſie ſich hinwenden ſolle, aber es kamen ihnen von allen Seiten ſehr traurige Nachrichten zu; ſie erfuhren die Niederlage der Inſurgenten aus dem benachbarten Diſtricte Wodzimierz, welche unter der Anführung des Bürgers Ludwig Stezki in der Stadt ſelbſt den weitüberlegenen Truppen des Generals

Dawidoff den hartnäckigsten Widerstand geleistet, und sich zum Theil in das Haus, wo Stezki's Gattin, eine Frau von spartanischem Charakter, wohnte, geflüchtet hatten. Umgeben von 300 Kosaken, behielt sie ihren ganzen Muth, und trug den Insurgenten, die ihr Haus besetzten, selbst die Patronen zu. Ein so heroisches Beispiel entflammte ihren Muth, sie vertheidigten sich sechs Stunden lang, tödteten 15 Mann von den Kosaken und zwangen sie endlich zum Rückzuge. Die Nachricht von dem schauderhaften Tode des Bürgers Joachim Czarnatowski vermehrte noch die Niedergeschlagenheit der Insurgenten von Kowel. Jener Bürger war auf Befehl des Generals Dawidoff selbst aus seinem Hause gerissen, seiner Kleider beraubt, von den Kosaken mit Schlägen mißhandelt worden und fiel endlich von 15 Kugeln durchbohrt, nieder; sein Leichnam wurde durch die Straßen geschleppt und sodann aufgehängt. — Die Nachricht von dem Rückzuge des Generals Dwernizki nach Podolien, und die Ankunft der Truppen von Dawidoff und der Husaren von Rüdiger gaben endlich der Insurrection den letzten Stoß. Doch obgleich sich selbst überlassen, dachten die Insurgenten nicht daran, sich zu zerstreuen, vielmehr wuchs ihr Muth bei dem Anblicke neuer Gefahren. Am 24 April fanden sie sich verabredetermaßen in einem Lager zusammen, und schwuren im Angesichte des Himmels Treue dem neuerstehenden Vaterlande. Man proclamirte feierlich die Insurrectionsacte, und schuf unter dem Vorsitze des Grafen Narcyß Olizar einen Civil- und Militär-Rath, bestehend aus Güterbesitzern, die in den Districten gewählt waren. Die Leitung der militärischen Bewegungen ward einem alten Capitän, Johann [illegible], übertragen, der an der Spitze von 50 Reitern und eben so vielen

Jägern zu Fuß ſich glücklich mit den Inſurgenten vereinigte. Man organiſirte die Cavallerie in 3 Compagnien und formirte 2 Compagnien Jäger und eben ſo viele Senſenmänner, unter welche man 74 für die kaiſerlich ruſſiſche Garde beſtimmte Recruten einreihte, welche der Bürger aus dem Diſtricte Luzk, Matthias Konopazki, mit Waffen und Munition gefangen genommen und ins Lager gebracht hatte; die ehrenwertheſten Bürger ſtellten ſich zum Kampfe, die Olizar, Graf Theodor Pozieg, die Padchorodenski, die Szemiottow, die Rochozinski, die beiden Brüder Koſſowski, welche im Diſtricte Rowien zuerſt den Aufſtand begonnen hatten und mit 50 Mann ankamen, die Konopazki, Zeromski, Cyrynow, Slawuczewski, die Grafen Kraſizki, Ladislaus Moszynski und viele Andere. Alle dieſe Bürger hatten nicht nur ihre Bedienten und Bauern nebſt einer Anzahl Freiwilliger mit Waffen, Pferden und Geld verſehen, ſondern ſie brachten auch viele auf ihren Landſitzen aufgehäufte Vorräthe ins Lager, während Weiber und Kinder jedes Alters zurückblieben. Man verwandte ſechs Tage, um die Truppen zu organiſiren und zu üben, und verdoppelte die Thätigkeit. Trotz der Nachricht, die ſich von dem Flankenmarſche des Generals Dwernizki nach Gallizien verbreitete, entſchied der Rath, daß man ſich Kowels bemächtigen müſſe. Es wurden 110 Reiter und 90 Jäger unter der Anführung des Inſurrektionschefs, Capitän Bochdanowitſch, dahin geſchickt. Sie näherten ſich Abends der Stadt, lagerten ſich bei derſelben, und wurden Nachts zweimal von dem Feind angegriffen, den ſie zurückſchlugen, ihm 20 Koſaken tödteten oder verwundeten, und den Reſt zum Rückzug in die Stadt zwangen, auf welche ſie am andern Morgen ſelbſt losgingen. Die Infanterie von dem Capitän

Bochdanowitsch und den Herren Szulc und Xavier Godebski geführt, und von der Reiterei unterstützt, rückte in Ordnung vorwärts und sang freudig Dombrowski's patriotisches Lied. Man mußte vorwärts über einen langen Damm gehen, der zu beiden Seiten Wasser hatte; die Unsrigen passirten zwei Brücken, ohne auf Hindernisse zu stoßen, aber die dritte fanden sie zerstört. In diesem Augenblicke fielen Schüsse hinter den Palliſaden und aus den der Brücke nahe gelegenen Häusern. Die Infanterie, nahe gefolgt von der Reiterei, kam weder vorwärts noch rückwärts, die Flintenschüsse des Feindes dauern fort, und vermehren sich, ohne daß die Unsern antworten können. Diese gefährliche Lage hält unsere Jäger nicht auf; sie gehen einer nach dem andern, unter dem heftigen Feuer des Feindes auf Balken hinüber. Bald sind die Palliſaden, hinter denen sich der Feind verbirgt, erreicht und niedergerissen, die Kosaken werden zerstreut, die Brücke wieder hergestellt, und der Uebergang der Reiterei ist gesichert. Zwanzig Kosaken sind getödtet, eben so viele verwundet, und in einem Augenblick ist der Feind aus der Stadt gejagt, wo die Unsrigen 60 Gefangene machen. Bei dem ganzen Gefechte verloren wir nur Einen Mann. Das Korn, das sich in den Magazinen fand, diente zum Theil zur Vermehrung unserer Vorräthe, das Uebrige ward an die ärmsten Einwohner vertheilt. Die Vorräthe zur Ausrüstung von Mann und Pferd wurden mit fortgeführt. Der Marsch ging zurück ins Lager, das nur etwa fünf Stunden von Wlodzimierz entfernt war, aber auf dem Wege erfuhren sie, daß es von Dragonern und Kosaken zerstreut worden, welche in großer Anzahl in aller Eile gegen sie anrückten. In dieser Lage und schon von einer Seite abgeschnitten, erfuhren sie, daß die von Kowel verjag-

ten Kosaken auf der andern Seite zu ihrer Verfolgung heran=rückten, was sie veranlaßte, eiligst auf Luzk zu rücken. Jo=seph Szelega Mierzejewski brachte, von dem Obristen Miko=lowski beauftragt, die gewisse Nachricht, daß Dwernizki sich mit seinem ganzen Corps nach Gallizien gezogen; daß Rüdi=ger herannahe und schon alle Pässe von Uscilug, Wodzimierz und Horochow bis Luzk besetzt habe. Dieß nahm ihnen alle Hoffnung, nach Polen durchzudringen. Die Soldaten und einige Officiere bestanden zwar darauf, den Durchgang zu er=zwingen, aber der Mangel an Munition machte es unmög=lich, sich durchzuschlagen. Mit Schmerz sahen sie sich genö=thigt, theils in den Wäldern Schutz zu suchen, theils nach Polen zu fliehen, um dort neue Gefahren aufzusuchen. Die russischen Spione: Capitän Litwinski, Herodyszcz, Zsdebski, der Arzt Marmbanillium, der Assessor Hobiatto und der Ca=nonicus Stiermiewski, erhielten Kenntniß von diesem Ent=schlusse, setzten sich an die Spitze der Kosaken von Luzk, und schleppten mit aller Wuth und aller Niederträchtigkeit, die solche Leute charakterisirt, ruhige Bürger weg, die ihre Woh=nung nicht verlassen hatten, banden sie mit Stricken, ent=rissen ihnen die Kleider, fesselten sie an ihre Pferde und führ=ten sie so im Triumph in die benachbarten Städte. Eine andere Bande dieser Spionen durchstrich das Land, drang in die Häuser der Insurgenten, und übte, da sie die Eigenthü=mer nicht fand, an ihren Frauen, ihren Kindern und ihrem Besitzthume die grausamste Rache aus: so wurden diese Pro=vinzen, in denen mitten unter dem Aufstande das Eigenthum geachtet worden war, eine Beute dieser unwürdigen Mieth=linge. Die verlassenen Frauen und ihre unglücklichen Kinder rwarteten nur noch den Tod. — Dieß ist der treue Bericht

unſerer Operationen, und das Gemälde der Barbareien, welche der Feind im 19ten Jahrhunderte bei uns verübt."

In Podolien ließ Chroszikowski die Inſurrection ſchon am 25 April beginnen, widerrief aber den Befehl, da man Dwernizki's Unglück erfuhr. Nun gelangte der Widerruf an einige Orte zu ſpät, und es entſtand Verwirrung. Man kam nicht in hinlänglicher Anzahl zuſammen, die Wenigen waren bloßgeſtellt, die Ruſſen in der Nähe, und ſo geſchah es, daß die Anführer der Inſurrection von Kaminiez, der Major Chroscikowski an der Spitze, im Ganzen 500 Perſonen, ebenfalls über die galliziſche Gränze flohen. Nicht beſſer erging es den Inſurgenten des Hayſiner Kreiſes, die denen von Kaminiez die Hand hatten bieten wollen. Sie erhoben ſich am 4 Mai unter dem greiſen General Kalyszko. Am 11 Mai hatten ſie zu Granow bereits 2000 Mann Cavallerie und 200 Infanterie beiſammen, wurden aber am 14 Mai bei Daskow von dem General Roth angegriffen, der mit überlegener Macht und ſchwerem Geſchütz ſie bald zerſprengte. Der Reſt, noch 500 Mann, ſtieß bei Tywrow am 17ten auf zwei ruſſiſche Schwadronen und hieb dieſelben zuſammen, deßgleichen am 19ten bei Oboder auf ein anderes kleines ruſſiſches Corps, das ebenfalls zerſprengt wurde und dem man zwei Kanonen abnahm. Ein ruſſiſcher Kanonier wollte eben abfeuern, als ihn einige Polen mit den Worten: ſchieß nicht! verblüfft machten, und ihm die Lunte entriſſen. Am 24 Mai vereinigten ſie ſich mit einer andern Schaar flüchtiger Inſurgenten aus dem Jampoler, Minnizker und Ladyczower Kreiſe, da ſie aber von den Ruſſen umzingelt wurden, flüchteten auch ſie, noch 600 Pferde ſtark, nach Gallizien.

Damit endete jedoch der Aufstand nicht, er brach im Junius, wie wir sehen werden, in der Ukraine nur um so lebhafter aus.

7.

Aufstand in Samogitien und Litthauen. Russisches Schreckenssystem. Erklärungen des polnischen Reichstages.

Wir fassen hier alles zusammen, was sich auf dem polnischen linken Flügel im Norden zutrug.

Das nördliche Litthauen und insbesondere Samogitien, hegten eine noch lebhaftere Sympathie für die Polen, als die südlichen Provinzen, weil hier das Volk theils überhaupt kräftiger, theils auch ärmer und gedrückter war. Hier nahm nicht nur der Adel, hier nahmen auch die Bauern den lebhaftesten Antheil an der Insurrection.

Folgendes war die Lage des litthauischen Adels. „Das litthauische Statut räumte den Gutseigenthümern große Vorrechte ein, gemäß der republicanisch-aristokratischen Verfassung des Volkes. Von der einen Seite begünstigte dieß Verhältniß zwar die Plane der russischen Regierung, indem sie einzelne bedeutende Männer unter dem Adel auf ihre Seite ziehen, und durch sie die Menge leiten konnte. Doch erinnerten die Adelslandtage (Seymiki), welche nach dem Statut in den einzelnen Bezirken bestanden, zu sehr an eine Volkssouveränetät, um nicht beständig ein großes Hinderniß zu seyn, daß Litthauen eine eigentliche russische Provinz wurde; man versetzte sich zu sehr in die Erinnerung an den ehemali-

gen Zuſtand zurück. Eine ruſſiſche Regierung findet indeß leicht einen Ausweg. Das Statut, durch welches der Litthauer ſeine Freiheit geſichert glaubte, ward ihm gelaſſen oder vielmehr durch Alexander wiedergegeben; neben den Behörden aber, deren Mitglieder der Adel auf Dietinen wählte, führte man alle ruſſiſchen Behörden ein, damit ſie gemeinſchaftlich mit den früheren die Verwaltung beſorgten. Die Rechte des Adels beruhten auf dem Inhalte des Statuts; die ruſſiſchen Behörden verwalteten nach Ukaſen; der Adel forderte Geſetzmäßigkeit, der Ukas gebot nach Willkür. Doch ſelbſt die Ukaſen bildeten keine Rechtsnorm; es trat das ſyſtematiſche Demoraliſationsſyſtem der Regierung noch hinzu. Während ſie nämlich einestheils eine große Anzahl von Beamten braucht, beſoldet ſie dieſelben ſo gering, daß dieſe offenbar auf Beſtechungen und Schurkereien angewieſen ſind.

„Die Bauern waren indeß am übelſten daran. Nicht nur, daß ſie als Leibeigene des Adels dieſem zu den ausgedehnteſten Leiſtungen verpflichtet waren, ſie mußten auch noch die ſchwerſten Laſten für die Regierung übernehmen:

„1) die Recrutenaushebung, mit einem Dienſte von fünf und zwanzig Jahren. Bekannt iſt, wie die Familien die Ausgehobenen als todt beweinen; der Mann iſt auch wie todt; man kauft, wie für einen Verſtorbenen das Kirchenläuten, ſobald der Recrut weggeführt wird; denn, kehrt er je zurück, ſo hat ihn im Dorfe alles vergeſſen und es gehört ihm Niemand mehr an;

„2) eine Kopfſteuer von vier Rubel auf das Jahr;

„3) Frohndienſte, unentgeldliche, für die öffentlichen Wege, Brücken, Baumpflanzungen für die Chauſſeen;

„4) Verpflegung der durchmarſchirenden Armeen; ſelbſt

die Wäsche hat der Bauer dem Soldaten zu waschen, und ihm alles zu geben, was er verlangt. Es soll dieß eigentlich wieder erstattet werden, geschieht aber nie; —

„5) das Brücken- und Wege-Geld von 23 Kopeken jährlich ward, um den Bauer noch mehr herabzudrücken, dem reichen Adel abgenommen, und jenem auferlegt;

„6) die Recrutensteuer, d. h. zur Ausrüstung der Recruten, 100 Rubel auf den Mann, die das Dorf aufbringen muß;

„7) dem Herrn wurden gegen ihn noch folgende Rechte zugelegt. Ein Ukas von 1826 machte den Herrn nicht verantwortlich für den Druck, den er gegen den Bauer geübt, wenn er denselben nur nicht getödtet! — Unter Alexander hatte der Bauer das Recht, dem Kaiser selbst seine Beschwerden einzureichen; ein Ukas von 1830 verbot ihm, auch nur den Magistratspersonen von mehrern unterschriebene Klagen zu übergeben, und erlaubte ihm bloß, bei den Marschällen mündlich sich zu beklagen. Letzteres ward fast illusorisch durch die Entfernung von den Marschallaten und durch die Cameradschaft der Marschälle mit den Edelleuten;

„8) die Regierung gab den Edelleuten das Recht, ihre Bauern auch ohne das Land zu verkaufen, wenn sie den Bauer zur Colonisirung wüster Strecken in der Moldau, Cherson oder Chaterinoslaw abgäben, oder sie dem Kaiser für die Militärcolonien zum Geschenke machten.

„Um endlich jedem philanthropischen Edelmann es fast unmöglich zu machen, seinen Bauern die Freiheit zu geben, macht ein Ukas den Edelmann für alle Steuern und Vergehen seiner Bauern verantwortlich, und zwar für immer."

In Wilna machte sich insbesondere der bekannte No-

wossilzow durch seine geheime Polizei verhaßt, so wie Pelikan, Rector der Universität. In den letzten Zeiten nahm die Spionage, das Verdächtigen, Einkerkern und nach Sibirien Schicken dergestalt überhand, daß, wie Spazier nach den Aussagen von Augenzeugen erzählt, „auf dem entferntesten Dorfe die fröhlichste Gesellschaft erbleichte, wenn sich von Weitem nur die Klingel eines Schlittens hören ließ, denn jeden Augenblick sah man dann den Eintritt eines Polizeibeamten entgegen, der einen Gast aus der Gesellschaft herausreißen, in eine schwarze Kibitke werfen und nach Sibirien führen wird. Auf das strengste wurde darüber gewacht, daß kein Litthauer in Civil- oder Militär-Dienst im Königreiche Polen trat; streng wurde Allen verboten, im Auslande zu studiren, ja man ergriff die gewaltsamsten rückwirkenden Maßregeln gegen junge Leute, die bereits früher im Ausland studirt hatten."

Da es die Polen versäumten, unmittelbar nach der Warschauer Revolution gegen Litthauen aufzubrechen, so war nun Rußland seinerseits desto thätiger, diese Versäumniß zu benutzen, den revolutionären Geist, wo er sich zeigen sollte, im Keime zu ersticken und sich dieser wichtigen Provinz zu versichern. Der Kaiser hatte schon am 10 December für Podolien und Volhynien den Fürsten Potemkin und für Litthauen den General Chrapowizki zum Gouverneur bestellt, um daselbst strenge Zucht zu üben. Im Januar mußte der litthauische Adel Ergebenheitsadressen einreichen, und in der That war damals noch keine Zeit zum Aufstande, da die große russische Armee noch im Lande lag.

In Wilna stand Vincenz Poll an der Spitze einer Studentenverschwörung, deren Zweck war, wo möglich die Hauptstadt

GROSSFÜRST MICHAEL.

ſtadt Litthauens den Polen zu überliefern. Doch waren dieſe jungen Leute zu ſchwach gegen die ruſſiſche Beſatzung, und beſtändig von Spionen umlauert. Nur durch die größte Schlauigkeit erhielten ſie ſich unentdeckt. Nowoſſilzow griff zu dem Mittel einer künſtlichen Verſchwörung, um dadurch die wahren Verſchwörer herauszulocken, und ein gewiſſer Lieutenant Kudrewicz gab ſich dazu her. Dieſer aber verlockte nur einige wenige, und wurde zuletzt von Nowoſſilzow dergeſtalt desavouirt, daß er verhaftet und erſchoſſen wurde, während er bis zum letzten Augenblicke in dem guten Glauben lebte, es ſey alles nur Schein.

Wichtiger war die Verſchwörung des Landadels, der mit ſeinen Bauern nur die Gelegenheit erwartete, um loszubrechen. Auch hier war die Spionage thätig, und das erſte Haupt der Verſchwörung, der alte General Giedroyc, wurde verhaftet, und mit ihm mehrere der vornehmſten Theilnehmer. An ſeine Stelle wurde aber ſogleich der Graf Czapski gewählt. Man mußte inzwiſchen warten, bis die große ruſſiſche Armee Litthauen verließ und ſich Warſchau näherte. Sobald dieſes geſchah, konnte die Inſurrection im Rücken der Ruſſen beginnen. Die Verſchwornen trachteten vorzüglich, in Samogitien und an der Küſte des Meeres feſten Fuß zu gewinnen, theils um die Communication zwiſchen Petersburg und der ruſſiſchen Armee abzuſchneiden, theils um an der Oſtſeeküſte die Geld- und Waffen-Sendungen in Empfang zu nehmen, die man aus Frankreich und England erwartete.

Man hätte vielleicht noch gewartet, bis es den Polen gelungen wäre, ein regelmäßiges Corps nach Samogitien zu werfen, um den Aufſtand zu unterſtützen; allein die Ungeduld, etwas zu thun, und die von Seite der Ruſſen ſelbſt

getroffenen Maßregeln beſchleunigten die Inſurrection. Der Gouverneur von Litthauen, General Chrapowizki, befahl zu Anfang des März eine ungeheure Lieferung und zugleich eine ſo ſtarke Recrutenſtellung, daß dem Lande dadurch alle Kraft genommen worden wäre, eine Inſurrection zu beginnen. Endlich ließ der General den Samogitiern alle Waffen abnehmen, und dieſe Waffen ſollten aus dem Lande geſchafft werden. Um dieß nun zu verhindern, und die noch vorhandenen Kräfte gegen die Ruſſen anzuwenden, ehe es zu ſpät war, entſchloſſen ſich die Verſchwornen, am Tage der Recrutenſtellung, 26 März, wo die junge Mannſchaft beiſammen war, die Inſurrection zu beginnen.

Die Patrioten von Roſiennie machten den Anfang. Dobroslaw Kalinowski an der Spitze. Sie drangen am verabredeten Tag in die Kreisſtadt Roſiennie ein, ſchlugen die Ruſſen heraus, bemächtigten ſich des dort aufgehäuften Waffendepots und befreiten die von den Ruſſen zuſammengeſchleppten Recruten, um ſie ſogleich in die Reihen der Inſurgenten aufzunehmen. Die Kreiſe von Telsze und Szawle folgten dem von Roſiennie nach, und der Aufſtand verbreitete ſich durch das ganze Land. Am 27ſten, dem Palmſonntage, fielen Georgenburg und Garsden in die Hände der Inſurgenten. Die ruſſiſchen Gränzwachten wurden überall angegriffen und flüchteten auf das preußiſche Gebiet. Am 30 März griffen die Samogitier die Stadt Polangen am Meer an, waren aber dießmal noch zu ſchwach ſie zu nehmen, welches ihnen erſt am 6 April nach wiederholten Angriffen gelang.

Schon am 28 März ſetzte ſich der ruſſiſche Obriſt Bartholomäi, der dem Schauplatze der Inſurrection zunächſt war, von Kowno aus mit 1400 Mann und 2 Kanonen in

Bewegung. Die Insurgenten, ohnehin noch schwach, begingen den Fehler sich zu theilen. Staniewicz rückte den Russen entgegen, während Kalinowski in Rosiennie zurückblieb. Der Erstere, der nie Soldat gewesen war, ließ sich am 30sten von Bartholomäi schlagen, und als er mit nur 15 Reitern nach Rosiennie zurückkam, mußte auch Kalinowski am folgenden Tage diese Stadt räumen. Bartholomäi setzte sich daselbst fest, wurde aber von allen Seiten durch die Insurgenten umzingelt. Er benutzte dieß aber, um sie einzeln zu schlagen. So überfiel er 1000 Mann unter Rybkiewicz bei Niemokszty, zersprengte sie und tödtete 300 derselben. Nach diesem Siege überließ er sich großen Grausamkeiten, ließ die gefangenen Bauern in die Häuser einsperren und verbrennen, den jungen Edelleuten die Köpfe rasiren ꝛc. Die Insurgenten gaben aber ihren Plan nicht auf, sondern unternahmen am 10 April einen allgemeinen Angriff unter der Anführung von Kalinowski, Staniewicz ꝛc., wodurch Bartholomäi sehr geschwächt und zum Rückzuge gezwungen wurde. Obgleich von Kalinowski rüstig verfolgt, entkam er dennoch in der Nacht auf den 13 April über die preußische Gränze.

Kaum gelangte die erste Nachricht von diesem Aufstande nach Petersburg, als auch schon am 3 April der Kaiser folgenden schrecklichen Ukas erließ: „Der Adel der Gouvernements Wilna, Grodno und Volhynien beeilte sich, Uns die unerschütterlichen Gesinnungen seiner unterthänigen Ergebenheit durch die provisorischen Kriegsgouverneure darzulegen, und zeigte unmittelbar darauf mit der That, wie willig er sein Vermögen und seine Anstrengungen zur Befriedigung der vielfältigen und bedeutenden Kriegserfordernisse hinsichtlich der Verproviantirung der activen Armee und anderer Bedarfe

aufopfert. Um so größer ist der Kummer, mit dem Wir jetzt vernommen haben, daß eine Rotte von Undankbaren, nicht werth Edelleute zu heißen, mit Hintansetzung ihrer Eidespflicht und der noch unlängst erneuerten Angelobung ihrer Treue, sich erfrecht hat, die Ruhe in den Kreisen Telsch, Schawel und Rossieny des Wilna'schen Gouvernements zu stören; — allein mit Festigkeit sind wir entschlossen, an ihnen die verdiente Strafe exemplarisch vollziehen zu lassen. Wir verordnen:

„1) Alle Edelleute (Schliachti), welche an diesem Aufstand Antheil genommen haben und mit gewaffneter Hand der gesetzlichen Macht widerstehen, durch Kriegsgericht nach dem Feld-Criminal-Reglement zu richten und die Aussprüche des Gerichts an ihnen auf der Stelle zu vollziehen.

„2) Das unbewegliche Vermögen dieser Verbrecher einzuziehen und die Einkünfte davon zu dem Invalidencapitale zu schlagen.

„3) Hinsichtlich aller Kinder männlichen Geschlechts mit einer besondern Unterlegung bei uns einzukommen, die Kinder derjenigen, die sich Schliachtische nennen *), ohne über ihren Stand Zeugnisse zu besitzen, als Militärcantonisten aufzunehmen.

„4) Leute niedern Standes, die mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, unter die Recruten zu geben und in die sibirischen Linienbataillone abzufertigen.

---

*) Dieß sind die Edelleute, welche so verarmt sind, daß sie zwar Eigenthum besitzen, ihr Feld aber selbst bebauen, wie deren auf dem polnischen Reichstage, wenn sie nur noch ein Pferd und Waffen hatten, früher viele erschienen.

„5) Kinder derſelben, männlichen Geſchlechts, unter die Militärcantoniſten abzugeben.

„6) Alle, die des Todtſchlags im Verlaufe des Aufruhrs überwieſen werden, gleichfalls durch Kriegsrecht nach dem Feldreglement zu richten.

„7) Denen aus der niedern Volksclaſſe, die, nur durch den Willen des Gutsbeſitzers oder durch Drohungen in die Rotte der Empörer hineingezogen, die Waffen von ſich werfen, wird Pardon ertheilt.“

Um dieſe Verordnung ganz zu würdigen, muß man bedenken, daß der ruſſiſche Soldat 24 Jahre dient und die Familie für jeden Recruten Trauer anlegt, weil er für todt angeſehen wird.

Inzwiſchen dehnte ſich die Inſurrection immer weiter aus, und verbreitete ſich von Samogitien aus nach allen Richtungen. In Upita wurde Graf Zaluski das Haupt der Inſurgenten. In Duſiaty, unfern von Dünaburg, ſtellte ſich ein hochherziges Mädchen, Gräfin Emilie Plater, an die Spitze des Volkes, pflanzte die polniſche Fahne bei einer Kirche auf und brachte mit ihrem Vetter, Cäſar Plater, an 2000 Bauern auf, mit denen ſie ſogar einen Angriff auf Dünaburg wagte. Auch ein anderer Haufe von Inſurgenten unter Anführung von Concza, Chmarzynski und Grotkowski rückten von Wilkomierz her gegen Dünaburg. Von hier aber wurden ſie durch den ruſſiſchen General Schirman in mehreren kleinen Gefechten zurückgeſchlagen. Sie wandten ſich nun gegen Wilkomierz, wo der ruſſiſche General Bezobrazow mit 1200 Huſaren ſtand. Dieſer zog ſich nach Wilna zurück; unterwegs aber ſtieß er am Fluſſe Swyrzinta auf ein neues Corps Inſurgenten, das ihm

unter Anführung des Gutsbeſitzers Labanowski den Uebergang verwehrte. Der General verlor eine Anzahl Leute, hielt ſeine Gegner für ſtärker, als ſie wirklich waren, und hoffte nicht mehr nach Wilna durchzukommen. Er gab ſich alſo gefangen; kaum aber war er über den Fluß herübergeſetzt, als er ſeine Uebereilung inne wurde, die geringe Anzahl ſeiner Feinde erkannte, und nun, trotz ſeines gegebenen Wortes, auf der Stelle über die Inſurgenten herfiel, und den tapfern Labanowski gefangen nahm. Der Unglückliche wurde am folgenden Tage in Wilna erſchoſſen. — Noch ein anderer Haufe Inſurgenten ſammelte ſich unter Parczewski bei Niemenczyn.

Unterdeß breitete ſich die Inſurrection auch im Süden aus und umfaßte die Hauptſtadt Wilna von allen Seiten. Am 12 April erhob ſich Matuszewicz in Troki, und Fürſt Gabriel Oginski, der im Vereine mit Moriz Prozor und dem alten Obriſten Koryzna die Stadt Kowno angriff. Auf der andern Seite ſtand Bortkiewicz auf und verpflanzte den Aufſtand bis in das Gouvernement Minsk. Am 11 April erhob der greiſe Soroka zu Oszmiana die Fahne des Aufruhrs, und Przezdziezki wurde an die Spitze der ſchnell bewaffneten Jugend geſtellt. Allein da Wilna in der Nähe war, rückte ein Regiment Tſcherkeſſen ſchnell herbei, überfiel die Inſurgenten, ehe ſie noch vollſtändig gerüſtet waren, ſchlug ſie bei Rum und übte in Oszmiana die ärgſten Grauſamkeiten, am 14 April. Da die wilden Tſcherkeſſen alles ohne Unterſchied niederhieben, wehrten ſich die Einwohner verzweiflungsvoll, vermehrten dadurch aber nur ihr Elend. Dreihundert in eine Kirche geflüchtete Männer, Weiber und Kinder wurden darin niedergemetzelt. Die

Tſcherkeſſen verkauften in Wilna Ringe, die noch am blutigen Finger ſteckten.

Als Oginski und Progor von dieſer Niederlage hörten, gaben ſie den Angriff auf Kowno auf, und ſchloſſen ſich an die übrigen Inſurgentenhaufen an, um vereinigt und mit ganzer Macht Wilna zu erobern. Zu ihrem Unglück aber ſtellten ſie den Grafen Zaluski an die Spitze der Unternehmung, einen Mann, der weder Soldat, noch begeiſtert genug war, um ſo etwas auszuführen. Die Dispoſitionen wurden ſchlecht getroffen. Die Ruſſen machten einen Ausfall und ſchlugen die Litthauer erſt bei Owſianyszki, dann abermals bei Prystawtany. Gerade die tapferſten Jünglinge, die ſich am meiſten ins Feuer wagten, fielen zuerſt. Auch die Gräfin Emilie Plater ſtürzte hier vom Roß und lag bereits unter den Hufen der Koſaken, als ſie wie durch ein Wunder gerettet wurde. Dieſe Niederlagen hatten überdieß zur Folge, daß die litthauiſchen Anführer unter einander uneins wurden, und einer dem andern das Unglück Schuld gab. Man zog ſich zurück und trennte ſich, und ſo ſcheiterte die Eroberung Wilna's, die dem Aufſtand erſt würde Conſiſtenz gegeben haben. Es fehlte nicht an Menſchen, noch an Muth, aber die oberſte Leitung war ſchlecht.

Während dieſes vor Wilna ſich ereignete, dauerte der Kampf in Samogitien fort. Hier hielt der tapfere Kalinowski die Inſurgenten beiſammen und war ſo ſtark, daß er ſogar an die Partiſanen Puszet und Schon, die in der Woiwodſchaft Auguſtowo den Guerillakrieg organiſirt hatten, Mannſchaft abgeben konnte. Unterdeß hatte ſich der Obriſt Bartholomäi auf preußiſchem Gebiet erholt und rückte wieder, von Preußen ungehindert, über die Gränze, um ſich mit dem

ruſſiſchen General Rennenkampf zu vereinigen, der mit 3000 Mann nach Krotingen kam, um Polangen wieder zu nehmen und die Küſte zu ſäubern. Zugleich ſammelte der Gouverneur von Curland, Pahlen, beträchtliche Streitkräfte, um ſie ebenfalls nach Samogitien zu ſchicken.

Dieſen disciplinirten und mit ſtarker Artillerie verſehenen Truppen mußten die ungeregelten und ſchlecht bewaffneten Haufen der Schamaiten erliegen, obgleich ſie ſich verzweiflungsvoll wehrten. Das erſte Gefecht lieferte Rennenkampf bei Dobriani. In dem ruſſiſchen Berichte heißt es: „Die Rebellen vertheidigten ſich hartnäckig auf jedem Schritt," und ferner, „die ruſſiſchen Gränzwächter, durch den Widerſtand der Rebellen erbittert, gewährten ihnen keine Schonung." Nachdem die Inſurgenten hier beſiegt worden, ſammelten ſie ſich wieder bei Krotingen, wo ſie aber am 23ſten aufs neue von Rennenkampf angegriffen und zerſprengt wurden.

Zu derſelben Zeit wurde der Inſurgentenhaufen, der ſich ſüdwärts nach Mariampol gezogen hatte, unter den Parteigängern Puszet und Schon geſchlagen. Derſelbe hatte bereits 200 Ruſſen gefangen genommen und viele Munition erbeutet, als er am 21 April durch die Garden, die der Großfürſt Michael ihm von Grodno aus in den Rücken ſchickte, eine Niederlage erlitt. Polniſche Blätter erzählen dieſen Vorfall alſo: „Die Inſurgenten griffen an dieſem Tage Mariampol zum zweiten Male mit ihrer ganzen Macht an, weil ſie nicht wußten, daß einige Tage zuvor zwei Dragonerregimenter und einige tauſend Mann Infanterie in Kalwarya angekommen waren. Puszet ging nach Mariampol von der Magazinſeite, und Schon von dem Dorfe Kwieciſezk aus. Nachdem der unerſchrockene Schon mit den Jägern und der Gränz-

wache in Mariampol eingebrochen war, bewies er daſelbſt Wunder der Tapferkeit, indem feindlicherſeits an 2000 Mann Infanterie, einige hundert Mann Cavallerie und mehrere Kanonen im Kampfe waren. Es ſchien, daß er einen völligen Sieg erlangt hätte, denn ſchon war eine Kanone erobert, etliche hundert Mann gefangen genommen, und eine Menge Feinde auf den Wahlplatz hingeſtreckt; aber während dieſes geſchah, kam der Feind aus Kalwarya mit zwei Dragonerregimentern und mit Infanterie an. Auch dieſes erſchreckte nicht den tapfern Schon; mit ſeinen Jägern ſchlug er ſich bis aufs Aeußerſte; erſt nachdem er drei Wunden im Geſicht und am Kopfe erhalten, fiel er in die Hände der Feinde, und die Ueberreſte der Tapfern zogen ſich in die Wälder zurück. Unterdrücker, denen die Vorzüge einer freien Verfaſſung unbekannt ſind, ſchmiedeten Schon ſogleich in Ketten, und ſtellten ihn ſo zur öffentlichen Schau, wobei ſich vorzüglich die Juden unerhörte Mißhandlungen erlaubten. Geſtern, am 29ſten, wurde Schon in Mariampol aufgeknüpft, und ſechs Perſonen erſchoſſen. — Den 21ſten füſilirten die Unterdrücker den Madyiski und ſeinen Oekonom Letwinski; ein Student der Seyner Schule wurde lebenslänglich zum Feſtungsbau verdammt. Auf Puszet's Kopf hat man einen Preis von 2000 Rubeln geſetzt; es iſt ſchwer zu beſchreiben, wie viele Unterdrückungen und Verfolgungen wir erleiden. Antonow, Bezkinikiele, Ludwinow, Freda, Dowſpuda und Kirsma wurden geplündert. Die Frau des Madyiski und den Commiſſär Bygietiy hatten die Ruſſen in das Gefängniß von Suwalki eingekerkert; beſonders fangen ſie überall Prieſter und Beamte auf, mit welchen ſie auf ächt moskowitiſche Weiſe verfahren. Der Rector Zawadzki und viele andere Prieſter

ſind in Kowas verhaftet, und es heißt, daß der bekannte Rector daſelbſt geſtorben ſey.“ Auch die Inſurgenten von Szawle wurden durch den General Schirman von Dünaburg aus zerſtreut.

Am 13 Mai beſtand Rennenkampf ein neues Gefecht bei Krotingen, und dieſes zweite Datum ſcheint zu beweiſen, daß das erſte Gefecht am 23 April in ſeinen Reſultaten nicht ſo glänzend geweſen, als es die ruſſiſchen Berichte ſchilderten; wenigſtens hatten ſich unterdeß die damals zerſtreuten Inſurgenten wieder friſch geſammelt und beabſichtigten einen neuen Angriff auf Polangen. Der pomphafte ruſſiſche Bericht über dieſe zweite Schlacht lautet: „Der General Rennenkampf erfuhr auf ſeinem Marſche, daß eine Colonne von 2000 Mann Inſurgenten von Krotingen aus Polangen angreifen wollte, und entſchloß ſich ſogleich, dieſer Uebermacht entgegen zu gehen, und rückte ſo vor Krotingen von der Hofſeite. Hier empfing ihn ein heftiges feindliches Tirailleurfeuer, und da er vom Feinde beinahe umzingelt wurde, ſo entſchloß er ſich, in der Abſicht, den Feind auf die Fläche von Krotingen herauszulocken, zu einem Rückzuge, welcher auch mit der größten Ordnung geſchah, obgleich beide Flanken von ſtarken Cavalleriecolonnen bedroht waren. Die Abſicht des Herrn Generals gelang völlig; kaum waren die Inſurgenten auf der Stelle, wo man ſie wünſchte, ſo wurden ſie von unſerer Infanterie angegriffen und geworfen, die Artillerie wirkte meiſterhaft, die feindliche Cavallerie, die unſere Flanken bedrohte, wurde von unſern Koſaken und Gränzreitern angegriffen und zur Flucht gezwungen; obgleich bei Krotingen einige Verhaue, Felſen, natürliche Bruſtwehren angelegt waren, ſo hemmte alles dieſes nicht den raſchen Angriff. Cavallerie,

Infanterie und Artillerie bewiesen das Unglaubliche. Des Feindes gänzliche Niederlage ward zur wildesten Flucht, welche sich in alle Gegenden verbreitete, und wäre die Brücke vor Krotingen nicht abgetragen worden, so wären die Oberbefehlshaber, General Kalinowski, Obrist Taulkiewicz und Stankiewicz in unsere Hände gefallen. Von hier aus erfuhr der General von Rennenkampf, daß die Truppen von Budenderhof aus gedrängt würden. Diese Truppen bestanden nämlich aus dem Revalschen Bataillon, welches vorgestern Abend erst angekommen war, und daher ohne auszuruhen, mit dem Terrain unbekannt, in der Dunkelheit seinen Angriff machte. Jedoch erhielt der General von Rennenkampf diese Nachricht zeitig genug, und kaum mit der Einnahme von Krotingen fertig, eilte er, die zurückziehenden Grenadiere zu verstärken, fiel den Insurgenten in den Rücken, welches den Feinden sehr unerwartet kam, und so wurden sie von beiden Seiten, obgleich sie auch noch Polangen von der Seeseite aus angreifen wollten, gänzlich geschlagen und zerstreut. Die Trophäen dieses Tages sind, nachdem man sich mit 1000 gegen 5000 Mann geschlagen, und einen starken Widerstand gefunden hatte, eine Menge Gewehre, 90 Piken, eine große Fahne von der Compagnie des Capitäns Kaminski, 20 Pistolen und 37 Gefangene, worunter ein paar Officiere sind. Bei den Insurgenten von Dorbian aus waren die Infanterie von einem ꝛc. Jankiewicz, und die Cavallerie von einem jungen Fürsten Gedroyc commandirt. — Der Verlust des Feindes beläuft sich auf 300 Mann Todte. Von unserer Seite sind 12 Mann getödtet und 28 verwundet worden, auch wurden drei Pferde erschossen."

Außer dem Mißverhältnisse zwischen der Anzahl der bei-

derſeitigen Todten erregt die geringe Anzahl der Gefangenen einiges Bedenken.

Dieſer Sieg und der Einmarſch der Pahlen'ſchen Colonnen dämpfte zwar den Aufſtand noch nicht, nöthigte aber die Inſurgenten ſich in die Wälder zurückzuziehen oder zu zerſtreuen. Am 14 Mai legte ſich eine ruſſiſche Corvette vor Polangen. Am 16ten traf Graf Pahlen in Krotingen ein und ließ die Inſurgenten überallhin durch fliegende Corps verfolgen. Am 10 Mai traf auch Graf Tolſtoi mit der ruſſiſchen Reſervearmee von 20,000 Mann in Dünaburg ein, und es blieb den Inſurgenten, die noch nicht zerſprengt oder ſchon wieder geſammelt waren, nichts übrig, als ſich vor ſo überlegner Macht ſüdwärts zurückzuziehen, um wo möglich den von Warſchau aus vorbringenden Polen die Hand zu reichen.

Die Reſte der Schaaren unter Przeszdziezki's und Bortkiewicz, ſo wie ein Haufe unter Zienkowicz zogen ſich ins Gouvernement Minsk. Paszkowski warf ſich mit 350 Mann in die Wälder von Bakszty, wo er ſich noch vier Monate hindurch hielt. Zwei bei Rum verſprengte Polen, Michael Chodzko und Odachowski bewirkten eine Inſurrection in Wilepka. Auch an den Ufern der Dzwina in Dzisna brach noch eine Empörung aus, der Anführer, Lopoczynski. fiel, an ſeine Stelle trat aber ein alter Obriſt Brochozki. Am meiſten Schaden jedoch wurde den Ruſſen durch die Inſurgenten in den großen Wäldern von Bialowies zugefügt. Hier befehligten Makowski und Ronko, der letztere ein geborner Schweizer. Sie legten ſich in Hinterhalte und fingen einzelne ruſſiſche Abtheilungen, Couriere oder Lebensmittel und Munition auf. Den größten

Handſtreich führten ſie am 24 April aus, da ſie bei Hwozna einen großen ruſſiſchen Transport von 80 Fourgons- und 300 andern Wagen auffingen.

Noch muß bemerkt werden, daß es Vincenz Poll und an 300 Wilnaer Studenten glückte, am 26 April aus der Hauptſtadt zu flüchten. Nach einem kleinen Gefechte mit den Ruſſen zerſtreuten ſie ſich ebenfalls in den Wäldern, um den Partiſankrieg zu führen.

Ueber die Art und Weiſe, wie dieſer Krieg geführt wurde, herrſchte nur Eine Stimme. Die durch den Ukas ausdrücklich zur Grauſamkeit verpflichteten Generale fügten dem Befehle die eigene Laune hinzu. Daß die in der tiefeſten Rohheit und Entwürdigung der menſchlichen Natur ſeit Jahrhunderten niedergehaltenen Schamaiten in der endlich losgebrochenen Wuth des Nationalhaſſes und zur Verzweiflung gebracht, eben ſo und vielleicht noch ſchonungsloſer verfuhren, darf nicht Wunder nehmen. Nur einige Proben von dieſen Kriegsmanieren aus der preußiſchen Staatszeitung, der man nicht verwerfen kann, daß ſie irgend etwas zum Nachtheile der Ruſſen übertrieben habe. Ihr nach wurden 1400 bei Mariampol Gefangene nach Grodno zur Arbeit getrieben, ferner 200 junge Krakuſen nach Hauſe geſchickt, nachdem jeder 40 Ruthenhiebe empfangen. Unter den Gefangenen bemerkte man Knaben von 15 Jahren und Greiſe von 60. In Roſienna wurden die jungen Leute kahl geſchoren. Wie Bartolomejoff die Gefangenen lebendig verbrannte, iſt ſchon geſagt. Dagegen heißt es auch von den Schamaiten, daß ſie alle Ruſſen ermordeten, die in ihre Hände fielen. Die Warſchauer Zeitung vom 18 Mai erzählt:

„Um die Grausamkeiten ihrer Unterdrücker Einhalt zu thun, haben die Litthauer das Vergeltungsrecht beschlossen, und dasselbe schon in Ausübung gebracht. Nachdem nämlich die Russen Schon aufgeknüpft und Labanowski erschossen hatten, wurde auch von Seite der Litthauer ein in einem Treffen ergriffener russischer Staabsofficier auf Ausspruch eines Kriegsgerichts, wobei ein achtzigjähriger Bürger präsidirte, aufgehängt. Das Decret sammt der Nachricht von der Execution wurde den russischen Vorposten überschickt.

Auch in Polen blieb man nicht gleichgültig. Der neue Chef des polnischen Generalstabs, General Prondzynski schrieb an den Chef des russischen: „Die Berliner Zeitungen haben einen kaiserlichen Ukas bekannt gemacht, welcher gegen unsere Landsleute, die Litthauer, dafür, daß sie zur Befreiung des Vaterlandes die Waffen ergriffen haben, Strafen festgesetzt, die von den sittlichen Grundsätzen des 19ten Jahrhunderts und von ganz Europa verdammt werden. Der Oberbefehlshaber hat mir also anempfohlen, Ew. Excellenz darauf aufmerksam zu machen, daß die Vollstreckung der durch besagten Ukas vorgeschriebenen Maßregeln gegen unsere Landsleute, uns zur Ausübung des Vergeltungsrechts gegen 16,000 in unsern Händen sich schon befindende Gefangene zwingen dürfte, so wie auch gegen diejenigen, welche das Schicksal des Krieges noch in unsere Hände liefern könnte. Wenn nun der Krieg eine Stufe der Grausamkeit, die mit dem polnischen Charakter so wenig übereinstimmt, annehmen sollte, so werden die daraus entstehenden schrecklichen Folgen in den Augen der Zeitgeschichte und der Weltgeschichte auf diejenigen, welche zuerst hiezu Veranlassung gegeben haben, zurückfallen.“

Gleichwohl bestätigte und ergänzte der Kaiser in einem neuen Ukas vom 19 April den frühern vom 3ten: „Auf Veranlassung der Theilnahme einiger Gutsbesitzer in den altpolnischen Gouvernements an der polnischen Empörung, sind durch einen im Dec. 1850 erlassenen Ukas die Güter von dergleichen Verbrechern mit Beschlag belegt worden. Bei Vollziehung dieses Ukases ist indessen die Frage entstanden, ob auch das Vermögen derer mit Beschlag belegt werden soll, die selbst in Rußland sind, während ihre Kinder im Königreiche Polen in Diensten stehen. Zur Entscheidung dieser Frage haben Se. Majestät der Kaiser, nach Grundlage dieses Ukases vom 3 (17) Oct. 1809 zu befehlen geruht: 1) Wenn der wirkliche Besitzer des Vermögens in Rußland ist, dessen Kinder aber sich im Königreiche Polen befinden, so ist das ganze Vermögen in Beschlag zu nehmen; wenn aber nur einige seiner Kinder sich dorthin begeben haben, so ist auf diejenigen Theile des Vermögens Beschlag zu legen, welche diesen Letztern einst als Erbtheil zufallen konnten. 2) Wenn der Besitzer selbst im Königreiche Polen ist, so wird sein ganzes Vermögen in Beschlag genommen, selbst wenn auch dessen Kinder oder nächste Verwandte in Rußland geblieben wären. 3) Ist der in Rußland sich aufhaltende Eigenthümer kinderlos, und seine nächsten Anverwandten befinden sich im Königreiche Polen, so gehen diese Letztern ihres Erbrechtes auf jenes Vermögen für immer verlustig. — Sobald in gedachten Fällen auf ein Vermögen Beschlag gelegt worden ist, so hat man streng darüber zu wachen, daß weder die Einkünfte der Güter, noch Geldsummen oder Effecten, unter keinem Vorwand und durch keine Mittel dem Abwesenden ins Ausland verabfolgt oder im Innern des Reichs Jemanden zur Beförderung übertragen

werden, unter strenger Verantwortung im entgegengesetzten Falle."

Auch den Reichstag nahm die litthauische Frage sehr in Anspruch. Da nämlich diese Frage genau mit derjenigen der von Frankreich und England noch immer gehofften Hülfe zusammenhing, so entstand ein Zwiespalt zwischen den Gemäßigten, welche nur halbe Maßregeln ergreifen und sich durch Entsagungen der europäischen Hülfe gleichsam erst würdig machen wollten, und zwischen den entschiedenen Männern, die in einem Augenblicke, wo einmal alles auf der Spitze stand, auch alles wagen wollten.

Der parlamentarische Kampf begann mit einer Frage Krysinski's an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Malachowski, am 21 April. Es wurde gefragt, was die polnischen Agenten bei den auswärtigen Mächten ausgerichtet hätten? Aufs bitterste beschwerte man sich über die Dunkelheit, die in diesem Punkte herrschte, und nicht mit Unrecht besorgte man, daß die halben Maßregeln, die Rücksichten und Vorbehalte, durch die man auf der einen Seite die Gunst und Hülfe des Auslandes zu erkaufen sich vergeblich schmeichle, auf der andern Seite die Energie des Kampfes schwächen würden. Krysinski verlangte zu wissen, wie die polnischen Agenten sich benommen. „Hierbei wolle er die Kammer auf einen wichtigen Gegenstand aufmerksam machen; er habe nämlich vor einigen Wochen mit betrübtem Herzen im Londoner Courier, einem Journale, welches für das Organ des Londoner Cabinets gelte, Folgendes gelesen: „Wenn die polnische Revolution nicht die Revolution einer Classe, sondern die der Nation ist, dann müßte sich das Londoner Cabinet in dieser Hinsicht definitiv erklären." Es sey also noch

vor

vor kurzer Zeit Lord Grey von dem polnischen Agenten so mangelhaft unterrichtet gewesen, daß jenes Blatt sich des Ausdruckes: „Wenn" bedienen konnte, und die Cabinette hätten nicht gewußt, ob man die Revolution nur zum Schein unternommen, oder im vollen Ernst vollführt habe; man habe ihnen vielleicht gesagt, sie sollten es nur nicht so ernst nehmen, die Einwohner seyen zu der Revolution gezwungen worden, und diese werde bald in ihr Nichts zurückfallen. Noch mehr aber müsse das Benehmen des französischen Cabinets in Erstaunen setzen, dessen Gleichgültigkeit sich gar nicht erklären lasse, da es, wenn es den Polen beistände, noch den materiellen Vortheil in seinen Finanzen haben würde, daß es statt 1200 Millionen, die es jetzt brauche, um sich aus Furcht vor Rußland auf dem Kriegsfuße zu erhalten, wenn jene Besorgniß mit der Herstellung Polens wegfiele, mit 700 Millionen auskommen könnte, und doch habe Frankreich, nutzlose Verse und armselige Collecten abgerechnet, noch gar nichts für Polen gethan. Er frage daher, welche Sprache an das französische Cabinet gerichtet worden, nicht von Seite derer, welche privatim in Paris seyen und Lafayette und Mauguin besuchten, sondern von denen, welchen die Nationalregierung das Portefeuille übergeben habe.

Malachowski vertheidigte sich auf eine edle Weise, und erklärte, daß die Sprache seiner Diplomatie stets den Fortschritten der Revolution gefolgt sey, daß es aber nicht seine, überhaupt nicht die Schuld Polens sey, wenn ihr Schicksal die Mächte so kalt lasse. Nachdem noch eine Zeit lang hin und wieder geredet worden, stand der Deputirte Zieminski auf und sagte, man verliere hier nur die Zeit, die man auf wichtigere Gegenstände verwenden könne; die polnische Diplo-

matie habe unter den Verhältnissen, in denen sich das Land befinde, keinen bedeutenden Erfolg mehr haben können; wozu wolle man sich daher mit minder wichtigen Fragen herumquälen; die Diplomatie der Polen beruhe auf dem Säbel; in dem Lager Skrzynezki's werde das Loos der Nation entschieden; bleibe man Sieger, so würde sich die Welt und die Politik von selbst für Polen entscheiden, dann habe man noch immer Zeit, zu politisiren. Nach diesen Erklärungen beschloß die Kammer, indem sie die von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegten Documente und Actenstücke für hinreichend hielt, um die nöthigen Aufklärungen zu gewähren, dem Antrage des Marschalls gemäß, für jetzt die Verhandlungen über diesen Gegenstand zu schließen.

Man beseitigte diese Vorfrage, die ihrer Natur nach unentschieden bleiben mußte, sofern England und Frankreich weder etwas für die Polen thaten, noch auch erklärten, daß sie nichts für dieselben thun wollten. Man kam zur Hauptfrage, ob man den altpolnischen Provinzen Litthauen und Volhynien offen Beistand leisten und dieß durch ein Gesetz aussprechen solle; das hieß mit andern Worten, ob man die Wiedereinverleibung aller altpolnischen Provinzen mit dem Königreiche Polen decretiren wolle? Die gemäßigte Partei fürchtete, durch diesen Schritt vollends jeden Beistand von außen zu verscherzen, da die auswärtigen Mächte einmal Rußland den Besitz jener alten Provinzen garantirt hatten. Dagegen wollte die entschiedene Partei jetzt um so weniger mehr Rücksichten nehmen, als das in Frankreich neu ernannte Ministerium Perier ohnehin keine Hülfe von dieser Seite mehr hoffen ließ. Besonders kräftig sprachen die Landboten Ledochowski, Swidzinski und Swirski am 29 April.

Sie erklärten sich heftig gegen die halben Maßregeln, wie sie sich ausdrückten, welche seit dem Beginne der Revolution, und namentlich seitdem man Sr. kaiserl. Hoheit dem Cesarewitsch Constantin mit den russischen Truppen freien Abzug gestattet habe, schon zu oft ergriffen worden seyen, welche den Polen in den Augen Europa's nur zum Vorwurfe gereichten, und aus denen Rußland stets Vortheil ziehe; sie meinten, daß es, wenn jemals so gerade jetzt darauf ankäme, dergleichen zu vermeiden, da die Sache dringend sey.

Mitten unter diesen stürmischen Debatten wurde am 3 Mai das Jahresfest der Verfassung von 1791 rührend begangen. Am 5 Mai aber siegte die Kriegspartei über die Gemäßigten, und in folgendem Gesetz ergriff der Reichstag feierlich von den altpolnischen Provinzen Besitz:

Aus Auftrag der Nationalregierung und nach Anhören der Meinungen der Reichstagscommissionen, in Betracht: daß in Folge des Nationalaufstandes im Königreiche Polen und des eröffneten Wunsches der Befreiung unserer Brüder vom russischen Joche, schon in Schamaiten und den andern Theilen in Lithauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine der Aufstand erfolgt ist; ferner: daß diese täglich um sich greifende Insurrection die Mitwirkung von unserer Seite, sowie diejenigen Maßnahmen erheischt, welche erforderlich sind, um die der Insurrection in den Weg tretenden Hindernisse zu beseitigen, endlich um Strafen gegen diejenigen festzustellen, welche auf irgend eine Weise versuchen sollten, das Land abermals dem russischen Joche zu unterwerfen, so hat die Senatoren- und Landboten-Kammer beschlossen:

1) Jeder Theil des ehemaligen Königreichs Polen, der Herzogthümer und der mit ihm ehedem vereinigt gewesenen,

ſpäter aber von Rußland an ſich geriſſenen Provinzen, welcher inſurgirt und an dem Aufſtande des Königreichs Antheil nimmt, tritt mit ihm (dem Königreiche) in dieſelben Verhältniſſe als vor der Theilung, und kehrt zum Genuſſe ſeiner Rechte zurück, welche keiner Verjährung unterliegen können. Einem jeden ſolchen inſurgirenden Landestheile und deſſen Bewohnern wird alle mögliche Hülfe und Schutz, ſo wie Antheil an den Berathungen und den Tractaten, deren das dermalige Königreich theilhaftig iſt, zugeſichert.

2) Wo nur die Bewohner dieſer Landestheile, um das ruſſiſche Joch abzuwerfen, inſurgiren, wird jeder in dieſen Ländern Anſäſſige, der zum Nachtheile des Aufſtandes wirken oder ſich bemühen ſollte, das Land wiederum zur Knechtſchaft zurückzuführen, als Verräther angeſehen und als ſolcher vor die Kriegsgerichte gezogen und beſtraft werden.

Es kam bei dieſem Reichstagsbeſchluß aber nicht bloß auf die auswärtige, ſondern auch auf die innere Politik Polens an. Sobald man die altpolniſchen Provinzen in jeder Beziehung dem Königreiche Polen gleich ſtellte, hörten damit zugleich die beſondern Privilegien des litthauiſchen, volhyniſchen und podoliſchen Adels auf, und die Einen wollten dieſelben wirklich nicht opfern, die Andern fürchteten nicht ohne Grund, daß dieſer Umſtand den Eifer der Inſurrection dämpfen würde. Vorzüglich Wielopolski war dagegen.

In Folge des kühnen Reichstagsbeſchluſſes legten die gemäßigten Mitglieder der Regierung, Malachowski, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und Niemojowski, Miniſter des Innern, ihre Stellen nieder, am 13. Mai. Allerdings hatte die gemäßigte Partei Recht, daß die Beſitzergreifung der alten Provinzen von Seite Polens die diplomatiſche

Intervention höchſt ſchwierig machen mußte. Die Revolution, die anfangs nur die Verfaſſung von 1815 mit dem Kaiſer Nikolaus, und ſpäter dieſelbe Verfaſſung nur ohne den Kaiſer verlangte, war jetzt bis auf das Jahr 1773 zurückgegangen, und verlangte das ganze alte Polen, ſo weit es nicht unter preußiſcher oder öſterreichiſcher Hoheit ſtand. Ein ſolches Verlangen war allen Mächten anſtößig, die den europäiſchen großen Frieden zu erhalten wünſchten; ſeine nachtheiligen Folgen konnten alſo auch nur auf die zurückfallen, die es hegten. Allein die Polen rechneten eben auf einen allgemeinen Krieg und konnten auf nichts Anderes mehr rechnen, und im Fall eines ſolchen Krieges war ihr Beſchluß nicht zu kühn.

Sieht man die Sache nur aus dem Standpunkte der Litthauer ſelbſt an, ſo muß man deren Klagen hören. Eine in Warſchau gedruckte Erklärung enthielt Folgendes: „Das Königreich Polen konnte ſich über Verletzung ſeiner Geſetze und Freiheiten beklagen, denn ſie waren ihm zugeſichert; aber Litthauen, als ein Rußland einverleibtes Gouvernement hätte höchſtens über die den Menſchenrechten zugefügten Gewaltthätigkeiten klagen dürfen, obgleich es keine Ungerechtigkeit und keine Willkür gibt, die daſſelbe nicht erfahren hätte. Eine Quelle der Einkünfte für verſchwenderiſche, raubſüchtige Beamte, ein Gegenſtand des Haſſes des Herrſchers, gab dieſer Theil des ehemaligen Polens, faſt allgemein für politiſch todt betrachtet, dennoch durch zahlreiche Opfer, trotz des emſigſten Bemühens, in ihm alle Volksthümlichkeit von Grund aus zu vernichten, fortwährend Zeichen ſeines nationellen Lebens. Die litthauiſche Jugend bevölkerte die ruſſiſchen Steppen mit Verwieſenen; die Staatsgefängniſſe verſchlangen fortwährend Litthauens angeſehene Männer.“

„Das unglückliche Litthauen mußte den Unterdrückern Brod reichen, welche auszogen, das verbrüderte Volk zu morden; es ward gezwungen, ihren empörendsten Forderungen zu genügen. Bei seiner Ankunft in Wilna rief Diebitsch eine Bürgerversammlung zusammen; mit tyrannischem Hohne gebot er ihr, sich mit Abscheu gegen die heilige und gemeinschaftliche Sache zu erklären, den Schwur der Treue zu wiederholen, dem Kaiser für seine Wohlthaten Dank zu zollen, und sich der Hoffnung baldiger Bestrafung der Rebellen zu freuen! Bei den Gouvernementsmarschällen wurden Entwürfe zu Adressen herumgeschickt, voll der kriechendsten Ausdrücke der sklavischsten Unterthänigkeit, und es ward befohlen, sie im Namen aller Einsassen zu unterzeichnen, und sie als freiwillige Erklärungen durch den Druck bekannt zu machen.

„Bald darauf begann das Bruderblut auf dem Schlachtfelde zu fließen, und jeder Triumph des polnischen Schwertes ward den unterjochten Provinzen dadurch bezeichnet, daß der zornige Autokrat nicht unterließ, sich an den Wehrlosen durch irgend einen harten Ukas zu rächen. Die bei der ersten Theilung an sich gerissenen Gouvernements, welche der Selbstherrscher an Rußland zurückgefallen nannte, wurden des litthauischen Statutenrechts beraubt, und für altrussische Provinzen erklärt. Andere, auch außer dem Wilnaischen, Grodnoschen und Bialystokschen Gouvernement, dem Bereiche der Wilnaer Universität entzogen und der Charkowschen untergeordnet, verloren die Freiheit des Gebrauchs der polnischen Sprache in den Schulen und in allen wissenschaftlichen Anstalten. Die Errichtung von Magazinen wurde angeordnet, und zwar in solcher Stärke, daß von einem einzigen Gouvernement dreimalhunderttausend Mann Trup-

pen ein ganzes Jahr hindurch hätten erhalten werden können, und die anbefohlene Recrutenaushebung von drei Mann auf 500 Seelen bedrohte uns endlich mit völliger Erschöpfung aller Kräfte und dem eignen Untergange.“

Während Petersburger und Berliner Journaliſten mit ungroßmüthiger hiſtoriſcher Sophiſtik die Behauptung entſchuldigten, daß die Litthauer nichts mit den Polen gemein hätten, ſchrieb ein Schamaite an Ort und Stelle dem Friedensprediger, Fürſt Giedroyc, Biſchof von Samogitien, der mit ſüßen Worten die Inſurgenten zur Unterwerfung aufforderte, am 7 Mai folgendes Antwortſchreiben:

„Fürſt, mit tiefem Schmerze haben die Samogitier deine Aufforderung geleſen, mit Trauer nehmen ſie wahr, daß du deinen Mund mit Gleißnerei befleckt haſt. Mitten unter uns biſt du aufgewachſen, 40 Jahre lang warſt du Zeuge unſerer Leiden, und ſo viele Jahre hindurch haſt du ſie ſelbſt erfahren. Du weißt, wie unſer gutes, duldſames, ſanftmüthiges, vom Joche niedergebeugtes Volk ſchweigend die Feſſeln getragen. Endlich iſt das Maaß von Wermuth überfüllt, und es iſt unmöglich geworden länger zu leiden. Die Schatzbeamten, dieſe unerſättlichen Blutegel, haben uns den letzten Groſchen ausgepreßt, die Militärbeamten ließen uns die tiefſte Erniedrigung und Verachtung fühlen, und den einzigen Lebensunterhalt, das mit blutigem Schweiße dem Boden entlockte Getreide, nahm man für das Heer weg, das mit den Polen kämpft; ſämmtliche Jünglinge wurden als Recruten ausgehoben, um unſere Brüder jenſeits des Niemen zu ermorden. Haſt du, Fürſt, denn nicht geſehen, wie Nowoſſilzow, Pelikan, Horn, Botwinko und der ganze Haufe von niedrigen Schurken die Schuljugend ins Gefängniß geworfen, und von eini-

gen durch die Marter der Tortur das Geständniß eines erdichteten Vergehens erzwungen? Wie man Familienväter einige Jahre hindurch in unterirdischen Gefängnissen der Hauptstadt gehalten, bis sie endlich für schuldlos erklärt worden? Weißt du etwa nicht, daß dieselben auch jetzt noch in ferner Verbannung nach ihrer Heimath seufzen? Alles dessen warst du Zeuge, und anstatt dich für uns zu verwenden, anstatt dich mit der achtungswerthen Geistlichkeit, die unsere Bemühungen segnet und zu dem Allerhöchsten um unser Wohlergehen fleht, zu vereinigen, redest du, Fürst, das Volk, welches dich nicht mehr als seinen Hirten anerkennt, mit lügenhaftem Munde an; du versprichst Milde, während in Oschmiana Priester niedergemetzelt, Frauen und Jungfrauen genothzüchtigt werden, während man in Wilna die Kriegsgefangenen mit dem Tode bestraft und in Samogitien die ganze männliche Bevölkerung mit abrasirten Köpfen in die ewige Verbannung schickt? Laß ab, Priester, von einer, deines Charakters unwürdigen Mission, die deinem Ruhme nur Abbruch thut; gedenke, daß du ein Pole bist, und vergiß nie, daß es ein Gericht der Nachwelt auf der Erde, und einen Gott im Himmel gibt."

Unterm 10 Mai erließen die polnischen Agenten in Paris, General Kniaciewicz und Graf Plater, ein diplomatisches Circular, worin sie sagten: „Ein blutiger Krieg, der bereits beide Theile gegen hunderttausend Menschen kostet; die Verheerung des Landes zwischen dem Bug und der Weichsel; die Frauen und Kinder erwürgt von Soldaten, die in ihren Hoffnungen einer Plünderung unserer Hauptstadt sich getäuscht sahen; furchtbare Seuchen, die selbst durch unsere Siege vermehrt werden, indem diese uns mit Gefangenen überschwemmen, und uns

in die Fußstapfen eines Feindes führen, der die Brunnen und fließenden Wasser mit verpesteten Leichnamen anfüllte; endlich jener gräßliche Ukas, der, nicht zufrieden, den Tod über Unglückliche zu verhängen, denen kein Weg der Rückkehr offen gelassen wird, selbst gegen ihre Kinder wüthet, der sie von der Brust der Mutter reißt, und sie abführt und verschwinden läßt im Innern von Rußland, um so an der Quelle selbst eine Nation und Gefühle zu vernichten, die man nur durch so barbarische, die Moral und das Völkerrecht mit Füßen tretende Maßregeln ersticken kann — dieß sind die Präliminarien einer Uebereinkunft zwischen den Polen und dem Kaiser von Rußland!! Solche Maßregeln zeigen überdieß hinlänglich, welche Behandlung der Kaiser den Einwohnern seines ehemaligen Königreichs Polen vorbehält, wenn, nach langem und verzweifeltem Kampfe, es den russischen Massen endlich gelingt, uns zu unterdrücken. Dann dürfte man sich auf nichts Geringeres als auf eine gänzliche Erneuerung der Bevölkerung dieses unglücklichen Landes gefaßt machen. Diplomatische Noten, die von so großem Gewichte seyn könnten, so lange der Kampf zweifelhaft ist, oder wenn unsere Heere siegen, werden dem Besieger der Polen gegenüber unmächtig seyn. Erst wenn die Russen ihre ganze europäische Gränze mit Militärcolonien bedeckt haben werden, dann vielleicht wird Europa endlich, aber zu spät einsehen, daß eine, auch nur im mindesten voraussehende Politik sowohl als die strengste Gerechtigkeit ihm geboten hätten, die Anstrengungen unserer heldenmüthigen Armee zu unterstützen. — Der Ukas vom 22 März und die darin erwähnten vorhergehenden Maßregeln sind ein stillschweigendes Bekenntniß, daß die Einwohner der bei der ersten Theilung der russischen Regierung un-

terworfenen Provinzen nicht aufgehört haben als Polen, und als der Sache, für die wir kämpfen, von der Seele ergeben betrachtet zu werden. Andrerseits will der Kaiser seine Rache nicht bloß auf die Strafbaren beschränken; er hat keinen Hehl darüber; sondern er hat allen polnischen Unterthanen und ihren theuersten Gefühlen einen Vertilgungskrieg geschworen. Inmitten der Gräuel, die den Einfall unserer Provinzen zur Zeit der Theilung begleitet hatten, waren ihre Bewohner von Einem Uebel verschont geblieben; sie standen unter dem Regime des alten litthauischen Codex, und dieses Meisterstück alter Gesetzgebung ward von der Kaiserin Katharina selbst geachtet und beibehalten. Diese letzte Spur der Nationalität hat nun die besorgte Aufmerksamkeit des russischen Monarchen auf sich gezogen. Die polnischen Provinzen sind von nun an dem unentchifferbaren Chaos der Ukasen überliefert. Wollen die Cabinette auf der schmalen Bahn der Vorgänge beharren, wollen sie sich darauf beschränken, die Stipulationen des Wiener Tractates zu beobachten, wohlan! — dieser Tractat sichert allen Polen die Aufrechthaltung der Nationalinstitutionen. Sie dürfen demnach wenigstens gegen die Verletzung so unmittelbarer Verpflichtungen reclamiren. Für die Gesetzgebung dieser Provinzen taugt kein Ukas; der Ukas vom 22 März (3 April) ist weniger als irgend ein anderer im Geiste derselben. Man kann es daher nicht oft genug wiederholen, die Mächte von Europa sollten sich wohl hüten zu warten, daß die bloße Gewalt oder das Loos der Waffen eine für das Geschick von Europa und dessen Civilisation so ernste Frage löse; sie sollten sich wohl hüten, sie dem Zufalle Preis zu geben, und sich beeilen, durch eine allgemeine Vermittlung demjenigen, der ein Recht dazu hat, die Hand zu reichen, und

einem Vertilgungskriege Einhalt zu thun, der droht, den Augen der Welt die ſchauderhaften Auftritte der roheſten Zeitalter darzuſtellen.“

Am 13 Mai erließ die polniſche Nationalregierung eine Proclamation an die Litthauer, worin ihnen Hülfe während des Kampfes und nach dem Siege, wenn der Himmel ihnen denſelben gewähren ſollte, brüderliche Liebe und gleiche Rechte, namentlich freie Religionsübung zugeſichert wird (da die Polen größtentheils katholiſche, die Litthauer aber griechiſche Chriſten ſind). Darin heißt es: „Der gereizte Kaiſer Nikolaus ſpannt jetzt alle Federn ſeiner Macht an, und ſetzt alle Mittel ſeines Reichs in Bewegung; an allen Höfen des ihn fürchtenden Europa's ſtellt er ſeine Netze auf, um uns zu verderben; in ſeinem Zorne ſtürzt er die Geſetze um, welche ſein Bruder, ſein Vater und ſeine Großmutter Euch zugeſchworen, er ſchwingt das Henkerſchwert, öffnet Sibiriens Wüſten, welche bereits ſo viele eurer Brüder verſchlungen, und unſere Kinder will er uns entreißen, um ſie in Feſſeln zu treuen Sklaven zu erziehen.

Wir aber werden unerſchrocken kämpfen und hoffen. Gott hat bereits Wunder an uns erwieſen; Gott, und nicht der Kaiſer Nikolaus wird richten, wer den Eid gebrochen, und wer den Eidbruch lange, ſehr lange geduldet; wer Unrecht erlitten, und wer es zugefügt hat; wer ſiegen und wer verſtummen ſoll. Im Namen dieſes Gottes haben wir bereits glücklich gekämpft; wir werden bis zur entſcheidenden Erfüllung ſeiner gerechten Ausſprüche ferner kämpfen. Schon zittern die Nationen der ganzen Welt, denen die Stimme der Menſchlichkeit und das Wehe erlittenen Unrechts bekannt ſind, einmüthig für unſer Schickſal und freuen ſich der Nachrichten von

den Siegen der Polen. Sie warten nur auf euren Aufstand, um uns in ihren Kreis aufzunehmen und als Unabhängige zu begrüßen.

Brüder Litthauens, Volhyniens, Podoliens und der Ukraine, bietet dießmal alle eure Kräfte auf. Gemeinsam verbunden, nachdem wir mit dem Feinde furchtbare Kämpfe gefochten haben werden, wollen wir Europa's Reiche als unsere Richter auffordern. Vor diesem Richterstuhle werden wir bluttriefend erscheinen, werden ihm die Bücher unserer Geschichte und Europa's Länderkarte vorlegen und sprechen: „Seht hier Eure und unsere Sache. Die gegen Polen ausgeübten Ungerechtigkeiten sind euch bekannt. Ihr sehet dessen Verzweiflung. Fraget seine Feinde um seine Tapferkeit, um seinen Edelmuth.“ Brüder! hoffen wir zu Gott, daß er die Herzen unserer Richter leiten, und daß diese, von Gerechtigkeit beseelt, aussprechen werden: Polen lebe auf, frei und unabhängig!

Dagegen erließ der Kaiser am 18 Mai einen dritten Ukas, worin des Fernern über die Beute disponirt wird: „Bei dem in einigen Kreisen des von Polen wieder erlangten Gouvernements ausgebrochenen Aufruhr haben sich viele von den Gutsbesitzern als offenbare Feinde des Reichs gezeigt. Da kraft des Ukases vom 22 März (3 April) dieses Jahrs deren Vermögen der Krone anheimfällt, so befehlen Wir, damit einerseits mit der Bestrafung der Verbrecher nicht gezögert werde, andrerseits aber, um die Güter selbst vor gänzlichem Untergang zu bewahren, daß unverzüglich folgende Maßregeln ergriffen werden: 1) An den Orten, wo die Ruhe schon wieder hergestellt ist, soll das Sequester sogleich auf das Vermögen derjenigen Edelleute gelegt werden, von denen es sattsam er-

wiesen ist, daß sie bei der Verbreitung des Aufruhrs thätig sind und die Waffen ergriffen haben; ebenso ist auch das Vermögen derjenigen einzuziehen, die in Zukunft der Unruhestiftung überführt werden, ohne jedoch die Sequestration auf die Güter solcher Edelleute auszudehnen, die mit Gewalt zur Theilnahme an dem Aufruhr gezwungen worden, wie auch derer, die nach Verlauf eines Monats nach der Erscheinung dieses Ukases sich reuevoll vor die Ortsbehörde stellen, und sich aller Verbindung mit den Aufrührern enthalten, mit Ausnahme der Rädelsführer und Rebellenhäupter. 2) Ueber alle sequestrirten Güter ist dem Finanzminister zu berichten, der Uns über die definitive Einverleibung derselben mit dem Schatze zu seiner Zeit eine Vorstellung machen wird. 3) Mit der Beschlagnahme treten die Güter unter die Gerichtsbarkeit der Cameralhöfe; auch müssen über sie und über alles bewegliche und unbewegliche Vermögen der Verbrecher genaue Inventarien gemacht und über jedes der Behörde die nöthigen Nachrichten gegeben werden. 4) Den Cameralhöfen wird es zur Pflicht gemacht, die Verwaltung dieser Güter zuverlässigen Leuten zu übertragen und wenn die Bauern übermäßig mit Abgaben belastet sind, solche zu mildern. 5) Die Bauern dieser Güter haben sich den von der Regierung ihnen gegebenen Vorgesetzten zu unterwerfen, sich vollkommen ruhig zu verhalten und diejenigen auszuliefern, die es wagen sollten, sie zu neuen Unruhen aufzureizen. 6) Nach beendigter Einverleibung der bezeichneten Güter mit dem Schatze wird der Finanzminister unter Unsrer Bestätigung den Cameralhöfen vorschreiben, bei der ersten günstigen Gelegenheit diese Güter einer neuen den Localverhältnissen gemäßen Güterschau (Lustration) zu unterwerfen, doch so, daß der Bauer nicht mit

übermäßigen Laſten beſchwert, ſondern vielmehr deſſen Lage verbeſſert werde. 7) Wenn auf einigen der bezeichneten Güter ſich vielleicht auch zinsbare Schlachten und ſonſt noch Leute verſchiedener anderer Stände befinden, ſo muß auch der ihnen auferlegte Grundzins gehörig ermäßigt werden, wenn ſie dem fünften Punkte dieſes Unſres Ukaſes gemäß, ſich vollkommen ruhig verhalten."

Eine große offenſive Bewegung Skrzynezki's ſollte den Aufſtand der Litthauer unterſtützen. Dieß war die Operation, die zu der verhängnißvollen Schlacht von Oſtrolenka führte.

(Die Fortſetzung folgt im zweiten Theile dieſes Jahrgangs.)

III.

Belgien und Holland.

1.

Protokolle. Chokier als Regent. Leopolds Wahl.

Wir verließen die belgiſchen Angelegenheiten am Schluſſe des Jahres 1830 unter der Obhut der Londoner Miniſterconferenz, zu welcher England, Frankreich, Rußland, Oeſterreich und Preußen ihre Bevollmächtigten vereinigt hatten, um auf eine friedliche und die verſchiedenen Intereſſen der Großmächte möglichſt ausgleichende Weiſe die verwickelte belgiſche Frage zu löſen. Die Mächte der heil. Allianz waren nicht abgeneigt, den König von Holland aufzuopfern und Belgien dem franzöſiſch-engliſchen Einfluſſe zu überlaſſen, ſofern andrerſeits auch Frankreich und England geneigt waren, Polen aufzuopfern und dieſes unglückliche Land dem Einfluſſe der abſoluten Mächte zu überlaſſen. Wenn Belgien unter dieſen Umſtänden nicht noch größere Vortheile errang, ſo lag die Schuld nur an der Schwäche Frankreichs und an der Eiferſucht Englands, das, ohne Belgien der heil. Allianz Preis zu geben, dennoch jederzeit mit der heil. Allianz ſich verband, um den franzöſiſchen Einfluß in Belgien zu ſchwächen.

Die Londoner Conferenz drückte ihre Willensmeinung durch Protokolle aus, welche sowohl von Holland als von Belgien gleich Befehlen respectirt werden sollten, obgleich damals noch der Grundsatz der Nichtintervention galt. Allein weder Holland noch Belgien glaubten diesen Protokollen jedesmal unbedingt Folge leisten zu dürfen, um so weniger, als diese zahlreich auf einander folgenden Protokolle sich keineswegs consequent blieben, sondern unsicher den schwankenden Bewegungen der europäischen Politik folgten und mit ihrer Gunst bald mehr auf die belgische, bald mehr auf die holländische Seite neigten, je nachdem in den polnischen, italienischen, in den französisch-karlistischen und englischen Reformangelegenheiten der Absolutismus oder Liberalismus einen Augenblick zu überwiegen schienen. Diese Passivität, Elasticität und Inconsequenz war dem Credit der Diplomatie nicht günstig.

Unterm 19 Januar forderte ein Londoner Protokoll Holland auf, die Schelde zu eröffnen, und Belgien die Belagerung von Maestricht aufzuheben, um so wenigstens den friedlichen Verkehr herzustellen. Belgien erklärte sich auch bereit dazu, sofern Holland einstimme. Man blieb sich aber dennoch feindlich gegenüber stehn, denn die wichtigsten Fragen waren noch nicht erledigt. Belgien verlangte die Räumung der Citadelle von Antwerpen, aber General Chassé hielt sie fortwährend mit den Holländern besetzt und bedrohte die Stadt beim geringsten Anlasse mit neuer Zerstörung. Holland und der deutsche Bund verlangten die Räumung des Großherzogthums Luxemburg; allein Belgien betrachtete dieses Land als ihm zugehörig und setzte am 4 Januar zu Arlon die Herren Thorn und Rothomb zu außerordentlichen Gewalthabern ein. Da die Bevölkerung von Luxemburg

burg ganz belgisch, und die Holländer fern waren, gab es hier keine Excesse. In Antwerpen fielen dagegen beständige Reibungen war. Der merkwürdigste Vorfall dieser Art war der heldenmüthige Tod des jungen Holländers, Lieutenant Spyk, der sich mit seinem Kanonierboot in die Luft sprengte, als dasselbe bei trübem Wetter auf das belgische Ufer und in die Hände der erbitterten Belgier gerieth, am 3 September.

Ein Londoner Protokoll vom 20 Januar bestimmte die Gränze zwischen Holland und Belgien. Holland sollte behalten, was es 1790 gehabt, und Belgien das Uebrige, was 1815 zu den Niederlanden hinzugekommen, mit Ausnahme Luxemburgs. Ein zweites Protokoll vom 27 Januar verpflichtete Belgien ferner zur Uebernahme eines Theils der holländischen Staatsschuld. Der König von Holland trat diesen Bestimmungen bei, und auch die Generalstaaten erklärten sich damit zufrieden und sprachen am 7 Februar ausdrücklich aus, daß sie durchaus keine Wiedervereinigung mit Belgien wünschten, jedoch eine Theilnahme der Belgier an ihrer unermeßlichen Staatsschuld verlangten. Je mehr nun Holland mit diesen Protokollen zufrieden war, um so weniger waren es die Belgier. Sie protestirten am 1 Februar feierlich gegen beide Protokolle, die Londoner Conferenz erklärte aber in einem neuen Protokolle vom 19 Februar, bei ihren Beschlüssen zu beharren.

Nachdem schon im vorigen Jahre die monarchische Regierungsform für Belgien angenommen war, beschäftigte sich der belgische Nationalcongreß angelegentlich mit der Wahl des künftigen Königs. Es gab deßfalls vier oder fünf Parteien in Belgien. Die eine wünschte eine Vereini-

gung mit Frankreich, die andere eine Republik, deren Haupt etwa Potter hätte werden müssen. Als nun doch ein besonderer König gewählt werden mußte, erklärten sich jene für den jungen Herzog von Nemours, den Sohn Ludwig Philipps, weil dieß ungefähr eben so viel war, als Belgien mit Frankreich vereinigen; die Republicaner aber waren für den jungen Herzog von Leuchtenberg, den Sohn Eugen Napoleons, um dadurch Belgien zu einem Herde der in Frankreich verbündeten republicanischen und Napoleonischen Partei zu machen. Die Gemäßigten, die voraussahen, daß die großen Mächte keinen dieser Candidaten anerkennen würden, erklärten sich für den Prinzen Leopold von Coburg, den ehemaligen Candidaten des griechischen Thrones, der in jedem Falle die Londoner Conferenz für sich hatte. Allein seine Partei war damals noch schwach, theils weil die Katholiken doch nicht rechte Lust zu einem protestantischen Fürsten hatten, theils weil man mit dem Herzoge von Nemours erst einen Versuch machen wollte, sey es, um wirklich damit zu reussiren, oder wenigstens sich Frankreich durch dieses Vertrauen zu verpflichten. Das Letztere ist darum wahrscheinlich, weil der Congreß auch dann noch den Herzog von Nemours erwählte, nachdem Frankreich selbst sich schon fest dagegen erklärt hatte. Gendebien, den der Congreß unmittelbar an den König Ludwig Philipp geschickt hatte, brachte am 12 Jan. eine abschlägige Antwort mit. Am 21sten erklärte sich nochmals Sebastiani aufs entschiedenste, sowohl gegen die Wahl des Herzogs von Nemours, als gegen die des Herzogs von Leuchtenberg, und am 26sten machte er dem Congresse sogar bekannt, die Wahl des letztern würde von Frankreich als eine Kriegserklärung angesehen werden. Inzwischen wurde dennoch in der Sitzung

des belgischen Congresses vom 3 Febr. der Herzog von Nemours mit 43 Stimmen gewählt. Hierauf erklärte die Londoner Conferenz in einem Protokolle vom 7 Februar, sie werde diese Wahl nicht anerkennen, so wenig als eine Wahl des Herzogs von Leuchtenberg. Auch Sebastiani erklärte wiederholt dasselbe am 9 Febr. Gleichwohl schickte der belgische Congreß noch eine feierliche Deputation an Ludwig Philipp ab, die unter diesen Umständen keinen andern Zweck mehr haben konnte, als den, von Seite der Belgier den Franzosen wenigstens zu beweisen, wie gern sie näher mit ihnen verbunden zu seyn wünschten. Ludwig Philipp aber fand auch eine Art von Vortheil dabei, indem er theils eine großmüthige Entsagung zur Schau stellen, theils der heil. Allianz auf eine auffallende Weise seinen Gehorsam beurkunden konnte. Es stand in seiner Gewalt, den Glanz seiner Familie zu vergrößern und durch Erwerbung einer reichen und militärisch höchst wichtigen Provinz sich die Liebe des französischen Volks wieder zu gewinnen, da sie ihn schon zu verlassen anfing; allein er wollte den Frieden um jeden Preis, und die Conferenz bedrohte ihn mit einem Kriege, wenn er ihren Maßregeln sich nicht fügte. Er empfing die Deputation am 17 Februar, und schlug ihren Antrag im Namen seines Sohnes aus, gab ihnen aber mit einem Handschlage die Versicherung: „er werde sie gegen jeden Versuch eines feindlichen Angriffs oder der Zerstücklung vertheidigen.“

Nach diesen Vorgängen und da am 7 Februar die belgische Constitution fertig geworden war, schritt der Nationalcongreß zur Wahl eines provisorischen Regenten, um in dem Zeitpunkte bis zur neuen Königswahl Einheit und Ordnung zu erhalten. Hier nun erlangte die gemäßigte und

Priester-Partei ein entschiedenes Uebergewicht. Die Liberalen verloren ihre Macht, je weiter man sich von der Revolution im September entfernte, je mehr die revolutionäre Aufregung ab-, und die Berechnung der Zukunft zunahm, und je weniger man auf Frankreich und auf Krieg rechnen konnte. Noch bestand eine Art von Jakobiner-Club in Brüssel unter Potters Vorsitz. Um diesen los zu seyn, erregte die Priesterpartei unter kirchlichen Vorwänden einen Pöbelsturm gegen die Clubisten, als gegen Ketzer. Man gab vor, Potter sey ein Jude und wolle unter dem Vorwande der Republik nur den Katholicismus stürzen ꝛc. Auch der tapfere Stelzfuß, Charlier, der in den blutigen Tagen Brüssels, so treffliche Dienste geleistet, wurde jetzt vom Pöbel verfolgt. Potter sah sich gezwungen, am 27sten nach Frankreich zu flüchten.

Am 24 Februar wurde Surlet de Chokier durch den Einfluß der katholischen Partei zum Regenten gewählt. Seine Mitbewerber waren Herr von Gerlache und Graf Merode. Er war ein reicher Güterbesitzer im Limburgischen, und hatte früher unter dem Kaiserreich an der belgisch-französischen Regierung Theil genommen. Er bildete sein Ministerium aus den Herren von Brouckère, Goblet, Tielemans, Vandeweyer, von Gerlache, Gendebien, von Facqz. Doch wurden am 25 März Tielemans, Vandeweyer und Gendebien entlassen (als Liberale) und durch Sauvage, Barthelemy, Steenhuyse und Lebeau ersetzt.

Um diese Zeit brachen mehrere Tumulte aus, eine Folge theils der Ungeduld über das lange Provisorium und die ungewisse Zukunft, theils der katholischen Reaction gegen die Liberalen, theils der Wuth gegen die Orangisten. Die beiden letztern Fälle trafen oft zusammen, da nach dem Bei-

spiele des berüchtigten van Halen im vorigen Herbste, mehrere jener Abenteurer, die als wüthende Republicaner die belgische Revolution mitgemacht, sich jetzt aus Verzweiflung an ihrer Sache und aus Lust an Unruhen dem Prinzen von Oranien verkauften und die belgischen Truppen zu verführen trachteten.

Schon am 3 Februar hatte der Parteigänger Grégoire in Gent eine orangistische Contrerevolution versucht, war aber von dem thätigen General Duvivier geschlagen und gefangen worden. Am 25 März, unmittelbar nach der Wahl des Regenten, brach daselbst ein neuer Aufstand der Orangisten aus, der aber gleichfalls gedämpft wurde. Minder bedeutend war ein Soldatentumult daselbst, indem am 6 Mai die Pompiers sich dem ministeriellen Befehle widersetzten, ihre Kanonen herzugeben. Am 12 Junius aber gab es wieder einen heftigen Tumult, da der Pöbel über die Orangisten herfiel. War vorzüglich Gent der Herd der noch übrigen kleinen Orangisten-Partei, so blieb es doch auch in andern Städten nicht ganz ruhig. Selbst in Brüssel erregte am 27 März die Verhaftung, und am 20 April das Verhör des Obersten Borremans, der eine orangistische Contrerevolution in Brüssel hatte unternehmen wollen und bestochen worden zu seyn eingestand, große Volksaufläufe. Am 28sten war es auch in Lüttich und Mecheln unruhig, und am 2 April in Namur, wo die Truppen von der Linie mit den Freiwilligen Händel bekamen.

Bedeutender waren die Vorgänge in Antwerpen. Hier hielten die Generale Nypels und Vanderfmiſſen dieselbe Rolle, wie van Halen in Mons, Grégoire in Gent und Borremans in Brüssel, lauter Abenteurer, die jedem

Herrn dienten. Sie wollten die belgiſche Hauptarmee, die in Antwerpen lag, verführen, und im Namen des Prinzen von Oranien gegen Brüſſel marſchiren, ſcheiterten aber an der Feſtigkeit des Obriſten Coitin, am 25 März. Am 31ſten tumultuirte der Pöbel gegen einen Kaufmann, der gerufen haben ſollte: Es lebe der Prinz von Oranien. Zu Anfang des Aprils brach in der Citadelle ſelbſt unter der holländiſchen Beſatzung eine Meuterei aus, indem die Truppen aus Nord-Brabant ſich empörten. Chaſſé ließ ſie auf die holländiſchen Schiffe bringen, wo ſie ſich abermals empörten, bis ſie vertheilt wurden. Bei ſo gereizter Stimmung und naher Berührung erneuerten ſich auch die Feindſeligkeiten zwiſchen den Holländern in der Citadelle und den Belgiern in der Stadt. In der Nacht auf den 15 Mai ließ Chaſſé das Lorenzfort vor dem Beguinenthore beſetzen. Der belgiſche General Dufailly wollte dieß, als eine Verletzung des neutralen Bodens, nicht geſtatten, und es kam zu einem kleinen Gefechte, worauf Dufailly Laufgräben gegen das Fort eröffnen ließ, um es zu belagern. Am 21ſten erklärte Chaſſé, wenn dieſe Arbeiten nicht innerhalb ſechs Stunden eingeſtellt würden, werde er Antwerpen zum zweiten Male bombardiren und in einen Schutthaufen verwandeln. Die Sache wurde indeß durch engliſch-franzöſiſche Vermittlung beigelegt. Zu Anfang Junius aber ſtachen die Holländer den Damm von Hoboken durch, um ſich ihre Waſſercommunicationen zu erleichtern, ohne auf die dadurch bewirkten Verwüſtungen zu achten.

Der Prinz von Oranien, der ſo lange in London verweilt hatte, um die Conferenz für Holland zu ſtimmen, kehrte am 21 März nach Holland zurück. Am 22ſten ſchloß der deutſche Bundestag ein Protokoll in Betreff Luxem-

burgs, worin beschlossen wurde, „ein Armeecorps von 24000 Mann Bundestruppen in Bereitschaft zu halten, um die Ruhe und die Autorität des Königs der Niederlande im Großherzogthume Luxemburg herzustellen.“ Die Londoner Conferenz bestand ebenfalls in einem Protokolle vom 17 April auf der Aufrechterhaltung der Tractate in Betreff Luxemburgs, d. h. der Rechte des Hauses Oranien. Unter demselben Datum verfügte die Conferenz auch über die im Jahre 1815 auf Kosten der alliirten Höfe zur Schutzwehr gegen Frankreich erbauten belgischen Festungen dahin, daß ein Theil derselben geschleift werden solle. Dieß war eine Concession, welche die heil. Allianz dem Könige der Franzosen dafür machte, daß derselbe die belgische Krone für seinen Sohn ausgeschlagen hatte. Allein das französische Volk war damit wenig zufrieden, denn man sagte: die belgischen Festungen sind jetzt nicht mehr uns, sondern der heil. Allianz schädlich, weil sie bei einem Ausbruche des Kriegs augenblicklich in unsern Händen seyn würden; wenn es daher das Interesse der heil. Allianz ist, einige dieser Festungen schleifen zu lassen, so muß es eben deßhalb unser Interesse seyn, sie bestehen zu lassen.

Im belgischen Congreß erregten diese Protokolle den heftigsten Unwillen, besonders deßhalb, weil Frankreich denselben seine Zustimmung gegeben. Wüthend äußerte sich Herr von Robaulx: „Man darf es nicht abläugnen, Ludwig Philipp ist entschieden in die Bahn der heil. Allianz eingetreten. So fällt also eine Stütze, auf die wir gezählt hatten. Auf wen haben wir künftig noch zu hoffen? Auf Niemand als uns selbst. Dieß ist der Lohn für alle Concessionen, die wir Frankreich machten, und für die es uns heute aufs feigste verläßt! Aus Rücksicht für Frankreich verzichteten viele von

uns auf die Republik, und wählten den Herzog von Nemours. Eitle Täuschung! In selbstsüchtigem Machiavellismus hat es uns langsam untergraben, und uns getödtet durch sein Zögerungssystem; jetzt, wo die Thatsachen sich drängen und häufen, und es ihm unmöglich ist, uns länger zu täuschen, sagt es uns rund heraus, daß wir nicht mehr auf es zählen dürfen. Dieß ist die Frucht, die wir von unsern schonenden Rücksichten ernten.

„Ludwig Philipp verräth die Revolution. Aber Frankreich ist da; es ist groß, hochherzig, es kennt seine Interessen, es wird uns unterstützen. Schicken wir Truppen nach Luxemburg; dort müssen alle unsere Vertheidigungsmittel concentrirt werden. Wir fürchten nicht, daß man uns von einer andern Seite angreife; Holland würde es nicht wagen. das Großherzogthum wird von 24,000 Mann des deutschen Bundes bedroht; schicken wir 10,000 dahin; sie werden hinreichen, es zu vertheidigen."

Der Regent theilte diese Heftigkeit nicht. Er lud vielmehr durch ein Schreiben vom 9 Mai die holländische Regierung zu einer freundschaftlichen Ausgleichung ein. Der Brief wurde aber holländischerseits nicht einmal angenommen. Die mäßigen und billigen Gesinnungen, die sich in diesem Briefe aussprachen, stimmen vollkommen mit den Worten eines Memorials überein, welches der Regent damals dem deutschen Bundestage zugeschickt haben soll, und worin es unter Anderm hieß, daß Belgien nicht nur Luxemburg als integrirenden Theil Deutschlands ansehe, sondern auch selbst dem deutschen Bunde beitreten werde, wenn Luxemburg nur nicht von Belgien getrennt würde.

Nachdem der Congreß eine kurze Zeit vertagt gewesen,

verſammelte er ſich am 18 Mai wieder, um zur definitiven Königswahl zu ſchreiten. Dieß war in jeder Beziehung das beſte Mittel, um über die andern ſtreitigen Punkte, die Gränzen, Luxemburg, die Schuld und die Feſtungen, aufs Reine zu kommen. Die herrſchende, gemäßigte und friedliche Partei in Belgien überlegte wohl, daß wenn ſie einen König wählte, welcher der Londoner Conferenz genehm wäre, dieſem Könige zu Liebe auch die Intereſſen des Landes von der Conferenz beſchützt werden würden. Dieß war der herrſchende Gedanke bei der Wahl. Auch die Londoner Conferenz that das Ihrige, die Belgier zu ſtimmen, indem ſie in einem Protokolle vom 10 Mai wiederholt ausſprach, ſie beharre bei ihren frühern Beſchlüſſen, und wenn Belgien nicht bis zum 1 Junius denſelben definitiv beigetreten ſey, ſo werde ſie alle Unterhandlungen abbrechen und insbeſondere den deutſchen Bund erſuchen, die bisher verſchobene Beſetzung Luxemburgs zu beſchleunigen. Dieſer Drohung folgte jedoch ſchon am 21 Mai ein den Belgiern weit günſtigeres Protokoll, worin die fünf Mächte ſich erklärten daß ſie, zu Gunſten des Prinzen Leopold, und nur um ſeinetwillen, nur um ihn zur Annahme der belgiſchen Krone zu vermögen, nicht abgeneigt ſeyen, den Belgiern einige Conceſſionen zu machen, ſofern ſie ihn wählen würden: „In Betracht, daß, da die Wahl eines Souveräns, zur endlichen Ausgleichung der Angelegenheiten, unerläßlich iſt, das beſte Mittel, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, die Wegnahme der Schwierigkeiten ſeyn würde, welche der Annahme der Souveränetät Belgiens durch den Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg im Wege ſtehen, im Falle, daß jene ihm, wie man zu glauben berech-

tigt iſt, angeboten werden ſollte, ſo ſind die Bevollmächtigten übereingekommen: daß die fünf Mächte, in Rückſicht auf den von der belgiſchen Regierung ausgeſprochenen Wunſch, den Beſitz des Großherzogthums Luxemburg gegen Erſatz zu erhalten, verſprechen, mit dem Könige der Niederlande Unterhandlungen anzuknüpfen, deren Zweck ſeyn wird, Belgien wo möglich, vermöge einer angemeſſenen Vergütung, den Beſitz dieſes Landes mit Beibehaltung ſeiner jetzigen Beziehungen zu dem deutſchen Bunde zu verſichern."

Noch vertraulicher und gütiger äußerte ſich Lord Ponſonby, der engliſche Bevollmächtigte in Brüſſel. Er ſchrieb an den Congreß unterm 27 Mai: „Die Unſchlüſſigkeit, die Se. königl. Hoheit der Prinz Leopold in den den Deputirten, die ſeine Meinung in Betreff der Souveränetät Belgiens erforſchten, gegebenen Antworten bezeigt hat, beweiſ't hinlänglich die Uneigennützigkeit der Grundſätze Seiner königl. Hoheit, und zeigt, daß er eine Krone, die man ihm anböte, nicht annehmen würde, wenn er ſie nicht mit Ehre für Belgien und für ſich ſelbſt tragen könnte. Indeß iſt der Prinz, zu ſeiner großen Freude, jetzt überzeugt, daß er hinlänglich berechtigt iſt, mit Vertrauen die billige und ſchleunige Vollziehung der Maßregeln zu erwarten, wodurch die Conferenz zu einer befriedigenden Ausgleichung der Angelegenheiten Luxemburgs einwirken wird, und der Prinz iſt geneigt, als Souverän die Beendigung dieſer Angelegenheit über ſich zu nehmen. Kann es wohl einen beſſern Beweis von der Aenderung geben, die in der Meinung und in den Beſchlüſſen der Conferenz vorgegangen iſt? Noch vor einer Woche hielt die Conferenz die Erhaltung dieſes Herzogthums für das Haus Naſſau, wo nicht für nöthig, doch für höchſt wünſchenswerth,

und jetzt ist sie zu einer Vermittlung gestimmt, mit der erklärten Absicht, dazu mitzuwirken, dieses Herzogthum für den Souverän Belgiens zu erlangen.“

Und diese Gunst, hätte er hinzufügen können, verdankt ihr einzig dem Prinzen Leopold, sofern ihr ihn wählt.

Die Belgier mißtrauten diesen Gnadenversicherungen Englands. Die Brüsseler Emancipation schrieb damals: „Welche Hoffnungen für unsere politischen, bürgerlichen und religiösen Freiheiten kann uns ein Prinz einflößen, der, ehemals ein Gegner der katholischen Emancipation, jetzt ein Gegner der Reform, ein Ultratory, sich der unduldsamen anglicanischen Kirche anschließt? Wir müssen es laut aussprechen: seine Regierung würde für uns und unser materielles Glück noch tausendmal unheilbringender seyn, als die des Königs Wilhelm. Uebrigens würde er, dem die belgischen Sitten ganz fremd, der an den in dem Charakter jedes englischen Aristokraten vorherrschenden Hochmuth gewöhnt ist, in Belgien ganz allein stehen; seine Regierung würde vergebens eine Stütze in der öffentlichen Meinung suchen, ohne welche in Zukunft keine Regierung stark seyn kann; dem geringsten Anstoße würde sie nachgeben und so uns von Neuem an den Abgrund der Revolutionen, zum Verderben des Handels und der Industrie, führen. Und was wäre die Thronbesteigung dieses Vasallen Englands für belgischen Handel und Industrie Anderes als der Todesstoß?“

Auch im Congresse wurde heftig gegen den Prinzen Leopold gesprochen, den man bald als das blinde Werkzeug der heiligen Allianz, bald als den Commissär Englands bezeichnete. Am hitzigsten sprach Gendebien, der im Vertrauen auf die Hülfe der Franzosen (des Volkes trotz des Königs) geradezu

einen Krieg anfangen wollte. Jaminet bezeichnete die Lage Belgiens folgendermaßen: „Ich habe die Ueberzeugung, daß man uns Luxemburg nur gegen die Abtretung Limburgs geben wird. Man wartet nur die Wahl des Königs und einer ersten Kammer ab, damit Belgien seine Schmach unterzeichne. Limburg hat seine Repräsentanten im Park gehabt, in Lüttich, im Congresse, in der Person des Regenten selbst. Holland wird Maestricht nicht abtreten, weil dieß der Todesstoß für den holländischen Handel wäre. Belgien muß Maestricht haben, denn sonst gibt es die Seite bloß, und läßt den Feind stets nur 20 Stunden von der Hauptstadt. Bis zum 20 Jun. werden die Unterhandlungen wieder nicht beendet seyn, die Sache wird kein Ende nehmen. Ich will mich aber auch lieber auf Einmal niederschlagen, als langsam verbrennen lassen." Herr Barthélemy sagt, daß „wenn man die Wahl zwischen Krieg und Unterhandlungen habe, er für die letzteren stimme; einen besseren Unterhändler könne man aber nicht finden, als den Prinzen Leopold, den alle Mächte gern sehen würden."

Bouqueau de Villeraye: „Es ist nicht wahr, daß die Katholiken gegen den Prinzen Koburg sind. Ich kenne zwar nicht die Wünsche des ganzen Clerus, wohl aber die der Nation. Diese will den Frieden erhalten wissen, und der ist nur durch die Vermittelung des Prinzen Leopold möglich. Gerade aus Liebe zur katholischen Religion stimme ich für den Prinzen und glaube mich dafür vor Gott rechtfertigen zu können."

Rogier machte den unmächtigen Eifer der Kriegspartei lächerlich: „Was hat die arme Conferenz nicht schon über sich ergehen lassen müssen. Ich dächte das Wörterbuch wäre jetzt erschöpft, und indem ich die mannichfachen Schilde-

rungen zuſammenhielt, ſtellte ich mir die Conferenz wie einen Vampyr vor, der eine Art Ungeheuer zur Welt bringt, das man Protokolle nennt; geſtern hat uns aber belehrt, daß die Conferenz eigentlich eine Cholera ſey. Ich frage, wie die Bevollmächtigten der fünf Mächte dieſe Artigkeiten aufnehmen ſollen? — Ich freue mich über die feurigen Reden unſrer Deputirten, denn ich bin überzeigt, ſie werden im Feuer der Schlacht uns mit demſelben Beiſpiele vorangehen. Aber ich denke, der Congreß hat eine andere Aufgabe zu löſen, er muß mit Weisheit jeden Wechſelfall abwägen.“

Die gemäßigte Partei ſiegte endlich und am 4 Junius wurde Prinz Leopold zum Könige der Belgier gewählt mit 152 Stimmen von 196, Chokier hatte deren 14, 19 Stimmen waren ausdrücklich gegen Leopold, die übrigen Mitglieder gaben ihre Stimmen nicht ab. Der Wahl war aber folgende Clauſel beigefügt: „Er nimmt den Thron erſt dann in Beſitz, wenn er feierlich im Schoße des Congreſſes den nachſtehenden Eid geleiſtet hat: Ich ſchwöre, die Conſtitution und die Geſetze des belgiſchen Volkes zu beobachten, die Nationalunabhängigkeit und Integrität des Gebietes zu erhalten.“ Der Congreß brach in Beifall aus, die Tribunen aber ſchwiegen. Die Emancipation ſchrieb: „Am Tage der Wahl waren nur drei Häuſer illuminirt, die Bank, das Miniſterium des Innern und die beſcheidene Wohnung des Regenten. Und doch ſchien der Mond nicht. Der arme Prinz! Wenn er die Krone annimt, muß er ſich noch Lampen aus England mitbringen, damit man ihm nur illuminiren kann.“

Obgleich nun Belgien ſich in der Wahl Leopolds nach den Wünſchen der Conferenz gefügt hatte, ſo war doch die obenerwähnte Clauſel dem Protokolle entgegen, und der zu ihrer

Annahme bestimmte Termin verstrichen. Unter diesen Umständen erklärte Holland augenblicklich, daß es jetzt die Unterhandlung als abgebrochen betrachte, und auf eigene Hand handeln werde, und daß es gegen die in den Brief Ponsonby's angedeuteten Concessionen zu Gunsten der Belgier protestire. Die Conferenz antwortete hierauf in dem Protokolle vom 6 Junius, daß sie das Schreiben des Lord Ponsonby nicht kenne, und daß, da Belgien dem Protokolle nicht beigetreten sey, und den Termin versäumt habe, sowohl Ponsonby, der englische, als Belliard, der französische Gesandte in Brüssel, zurückberufen und von der Conferenz Maßregeln ergriffen werden würden, um die von ihr gegen Holland eingegangenen Verbindlichkeiten aufrecht zu erhalten. In Betreff Luxemburgs erklärte die Conferenz ausdrücklich: „Erstens, daß die Anordnungen, welche zum Zwecke hätten, Belgien den Besitz des Großherzogthums Luxemburg zu sichern, der beiderseitigen Zustimmung unterlägen; zweitens, daß dieses Besitzthum nur mittelst billiger Entschädigungen verlangt werden könnte; und drittens, daß die fünf Mächte den Betheiligten in keinem Falle eher diesen Austausch vorschlagen würden, bevor nicht die Belgier den von der Conferenz bestimmten und von Sr Maj. dem Könige der Niederlande bereits angenommenen Grundlagen der Trennung beigetreten sind."

Allein trotz dieser bestimmten Sprache blieben der englische und französische Botschafter ruhig in Brüssel, und schon am 17 Junius erließ die Conferenz ein neues Schreiben an den holländischen Minister, das ganz anders und wieder sehr günstig für die Belgier lautete: „In eine äußerst schwierige Lage versetzt, und beseelt von dem Wunsche, den Ew. Exc. unbe-

zweifelt nach Werth ſchätzen werden, die Unterhandlungen, mit denen wir beſchäftigt ſind, zu einem Ende zu bringen, ohne den Frieden von Europa in die Wagſchale zu legen, haben wir beſchloſſen, noch den Verſuch zu machen, ob nicht eine neue Reihe von Vorſchlägen in den Angelegenheiten Belgiens einen gegenſeitigen Vertrag ſollte zu Stande bringen können, der das Ziel unſerer Sorgen und Wünſche ausmacht." Holland antwortete, wenn die Conferenz von den bereits angenommenen Beſchlüſſen wieder abgehe, und die gegen Holland eingegangenen Verbindlichkeiten zu Gunſten Belgiens revocire, werde es ſeine Zuflucht zu ſeinen eigenen Hülfsmitteln nehmen. (Antwort von 22 Junius.)

2.

Leopold, König der Belgier. Die 18 Artikel. Angriff der Holländer.

Da Leopold ſeiner Stellung, wie ſeinem Charakter nach die ſicherſte Garantie für den Frieden darbot, ſo zauderte die Conferenz nicht länger, ſich endlich definitiv zu entſchließen, und nach langen Schwankungen, der Wage Belgiens das Uebergewicht zu geben. Da Leopold das Opfer brachte, eine ehrenvolle und geſicherte Ruhe mit dem mißlichen und gefahrvollen Poſten in Belgien zu vertauſchen, mußte man auch ihm einige Conceſſionen machen, und man durfte nur dann hoffen, daß er ſich die Liebe der Belgier erwerben und ſeine Herrſchaft daſelbſt ſichern werde, wenn er dem Lande Vortheile zur Mitgift brächte, die es nur ihm allein zu verdanken hätte. Die Conferenz konnte ihm aber keine Conceſſionen machen,

ohne dadurch wieder Holland in Nachtheil zu ſetzen, und dieß war um ſo bedenklicher, als die Conferenz erſt kurz vorher Holland die befriedigendſten Zuſicherungen gegeben hatte. Indeß, die Sache war dringend, die Vortheile bei der Thronbeſteigung Leopolds überwogen, und ſo wurde die alte Baſis der Protokolle, die Holland günſtig war, durch eine neue zu Gunſten Belgiens erſetzt, nämlich durch die berühmten 18 Artikel vom 27 Junius. Die Widerſprüche dieſer Artikel mit den frühern Protokollen ſetzte der holländiſche Miniſter, Verſtolk van Soelen klar auseinander, indem er am 12 Julius feierlich gegen dieſe 18 Artikel im Namen der holländiſchen Regierung proteſtirte. „Aus der Vergleichung geht hervor, daß eine ſehr bedeutende Verſchiedenheit zwiſchen den vom König angenommenen Trennungsgrundlagen und den 18 Artikeln beſteht, und daß alle nunmehr von der Conferenz vorgeſchlagenen Veränderungen an dieſen Grundlagen zu Gunſten Belgiens und zum Nachtheile Hollands ſind.“ Nun wird bewieſen: 1) daß die Conferenz jetzt die Anſprüche Hollands auf Luxemburg zweifelhaft laſſe, während ſie dieſelben früher anerkennte; 2) daß ſie jetzt den Status quo in Luxemburg einſtweilen erhalten wolle, während ſie früher die bewaffnete Dazwiſchenkunft des deutſchen Bundes proclamirt habe; 3) daß ſie jetzt die Rechte Hollands auf Maeſtricht in Frage ſtelle, wovon früher nicht die Rede geweſen; 4) daß ſie jetzt verlange, die beiderſeitigen Truppen ſollen ſich in ihre Gränzen zurückziehen, d. h. alſo, Holland ſolle Antwerpen räumen und dadurch ſeine letzte Garantie Preis geben; 5) daß ſie jetzt verlange, Holland ſolle Belgien die freie Rheinſchifffahrt ins Meer erlauben; 6) daß ſie jetzt von einer Liquidation ſpreche, unabhängig

von

von der Theilung der Staatsschuld, während die letztere doch früher Belgien zur ausdrücklichen Bedingung gemacht worden sey.

Der holländische Minister hätte sich damit trösten lassen sollen, daß die 18 Artikel so leicht wieder umzustoßen seyen, wie das frühere Januar-Protokoll, und daß sie überhaupt nur als eine Demonstration zu verstehen seyen, die man machte, um den Prinzen Leopold zur Annahme der belgischen Krone zu bewegen. Wie früher bei Griechenland, so machte dieser Prinz auch dießmal wieder bei Belgien Bedingungen, deren Erfüllung man ihm in den 18 Artikeln gewährte. Der bekannte Aachner Correspondent in der Allgemeinen Zeitung berichtet: „Zwei Tage vor der Abreise Leopolds nach Brüssel und ehe noch die Antwort König Wilhelms durch Baron Wessenberg erlangt war, kamen Nachts um 12 Uhr sämmtliche Mitglieder der Conferenz nach Marlbourghhouse und stellten einmüthig dem Prinzen vor, daß seine Annahme der belgischen Krone das einzige Mittel sey, Europa der großen Verlegenheit, in der es sich befinde, zu entreißen, und ihm den Frieden zu sichern, der ohne diese Annahme auf jeden Fall compromittirt sey. — „Und werden die sämmtlichen Mächte mich auf der Stelle anerkennen, wenn ich, ohne die Antwort des Königs von Holland abzuwarten, nach Brüssel gehe?" fragte der Prinz. — „Auch dann" nahm der russische Bevollmächtigte Matuschewitsch das Wort, „auch dann. Denn in diesem Falle werden wir die Mittel finden, den König von Holland zur Annahme zu nöthigen." — Hierauf erst versprach der Prinz nach Brüssel zu gehen, und die Anstalten zur Abreise wurden für den dritten Tag gemacht. — Als nun aber den Tag nach dieser Unterredung die Nach-

richt eintraf, daß König Wilhelm die Annahme der 18 Artikel verweigere, erklärten die russischen, preußischen und österreichischen Bevollmächtigten, daß sie die Anerkennung des Prinzen als König von Belgien einstweilen verschieben müßten. — Da aber England und Frankreich das Versprechen der Anerkennung, trotz Hollands Verweigerung, halten zu wollen erklärten, so kam der Prinz in die unangenehme Lage, sich darüber entscheiden zu müssen, ob er das, an England, Frankreich und Belgien gegebene Wort, wegen der einstweiligen Verweigerung seiner formellen Anerkennung von Seite Rußlands, Preußens und Oesterreichs, nach allem was vorgegangen war, zurücknehmen könne, und auch nur zurücknehmen dürfe? und ob nicht, wenn er es auch zurücknehmen könnte und dürfte, das Wort, welches England und Frankreich mit Nachdruck aufrecht zu erhalten bereit waren, für Belgien und für Europa von höherem Werthe sey, als das, was die absoluten Mächte zu erfüllen einstweilen sich weigerten? — Er glaubte sich für die Heilighaltung seines an England, Frankreich und Belgien gegebenen Wortes entscheiden zu müssen, und ging, das geliebte England verlassend, einem neuen Berufe mit muthiger Entschlossenheit entgegen, ohne sich die ungeheuern Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung desselben entgegenstellen würden, zu verbergen. Seine Mission war, Europa den Frieden dadurch zu erhalten, daß er die Gründung einer constitutionellen Monarchie in Belgien möglich machte."

Da diese 18 Artikel so sehr zu Gunsten Belgiens abgefaßt waren, so nahm auch Belgien dieselben an, und die Thronbesteigung kam somit schnell zu Stande. Es gab zwar vorher noch einige Debatten und Emeuten in Belgien, die jedoch

unbedeutend waren. Die Partei, welche den Krieg und die daraus folgende Vereinigung mit Frankreich vorzog, wehrte sich im Congresse heftig gegen jede Vermittlung, die sie als nur trügerisch bezeichnete und gegen den fremden, ihnen durch die Conferenz aufgedrungenen Souverain. Auch kleine Volkstumulte wurden in diesem Sinn erregt, zu Brüssel und Löwen am 3 Julius, zu Verviers am 12ten und insbesondere zu Gent im Sinne der oranischen Partei am 5ten. Allein diese Parteien waren schwach, und trotz der heftigen Reden des Herrn von Brouckère für den Krieg und des Herrn von Robiano gegen Leopold, und Beider gegen die 18 Artikel, wurden diese dennoch am 9 Julius vom Congreß angenommen. Dazu trugen besonders die Reden der Herren von Gerlache und Lebeau bei, welche bewiesen, daß Belgien zu unmächtig sey, um sich dem Willen der großen Mächte zu widersetzen; daß ihnen Erholung und Ruhe nöthig sey; daß die wechselseitige Eifersucht der Mächte und Leopolds Person eine hinreichende und in jedem Falle die einzig mögliche Garantie für Belgiens Selbstständigkeit sey, und daß man diese Garantie dankbar annehmen müsse, so lange es noch Zeit sey.

Leopold nahm nun keinen Anstand, sich sogleich nach Belgien zu verfügen. Ueber die ausgezeichneten Eigenschaften dieses früher schon zum Könige der Griechen bestimmten Prinzen haben wir bereits im vorjährigen Taschenbuche gesprochen und weisen darauf hin. Der Prinz war durch Geist und Benehmen, wie durch seine Verhältnisse am besten geeignet, die Schwierigkeiten der belgischen Frage zu lösen. Auch trat er gleich so würdevoll und edel auf, daß er sich schnell das Vertrauen der Belgier erwarb und die Parteien ohne Mühe zum Schweigen brachte. Um nicht als ein Söldling Englands zu

erſcheinen, entſagte er, bevor er abreiſ'te, feierlich der großen Penſion, die er als engliſcher Prinz nnd Wittwer der Prinzeſſin von Wales genoß. Am 16 Julius verließ er England, und landete am folgenden Tage zu Oſtende, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Eben ſo große Theilnahme erwartete ihn am 18ten in Brügge und ſogar in Gent, wo erſt vor wenigen Tagen die Orangiſten einen Tumult gegen ſeine Wahl erregt hatten. Triumphbögen, Inſchriften, Fahnen, alle Behörden und Corporationen empfingen ihn, und das Volk rief ihm enthuſiaſtiſchen Beifall. Er antwortete: „Meine Herren, ich konnte als Fremder nicht die Aufnahme erwarten, die ich hier finde. Sie hat mich tief gerührt. Ich weiß, daß die Stadt Gent ſeit der Revolution viel in ihrem Handel gelitten hat. Sobald ich die Pflicht, welche mir die belgiſche Conſtitution auferlegt, erfüllt habe, und ich erſt wirklich Oberhaupt des Staats bin, ſo werde ich mich unverzüglich mit dem Wiederaufblühen Ihrer Fabriken, wie mit den Intereſſen des ganzen Königreichs beſchäftigen. Hoffentlich wird belgiſches Blut, ein meinem Herzen ſo koſtbares Blut, nicht mehr vergoſſen werden. Bedarf aber das Vaterland eines ſo koſtbaren Opfers, ſo werde auch ich all das meinige für deſſen Unabhängigkeit und Glück daran ſetzen."

Zu der Geiſtlichkeit ſprach er: „Ueberall auf meiner Reiſe hat mich die Geiſtlichkeit mit einer ſo aufrichtigen Zuvorkommenheit empfangen, daß ſie mich wahrhaft gerührt hat. Ich habe bereits anderwärts erklärt, daß ich mich glücklich ſchätze, über ein religiöſes Volk zu herrſchen, weil ich überzeugt bin, daß ein religiöſes Volk auch ein ſittliches iſt. Der Conſtitution zufolge iſt der Clerus frei und nur vom römiſchen Hofe abhängig: da ich aber freundſchaftliche Verbindungen

mit diesem Hofe habe, so dürfen Sie stets mit Vertrauen mich in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen dort in etwas dienen kann.“

Noch feuriger war der Empfang in Brabant, besonders in Laeken, von wo aus der neue König am 21sten im Triumph nach Brüssel geführt wurde.

Brüssel war aufs festlichste geschmückt mit Fahnen und Emblemen, Blumen und dreifarbigen Bändern. Auf der Place Royale war der Thron und eine Galerie für die Congreßmitglieder im Freien errichtet. Auf demselben Platze stand auch noch der alte Freiheitsbaum, entblättert, aber mit Bändern ausgeziert. Militär, die Behörden und eine Deputation des Congresses holten den König ein und führten ihn durch die Stadt, gerade auf die Place Royal. „Endlich kam der König zu Pferd und im Costüme eines belgischen Generals, von einem glänzenden Generalstabe umgeben. Bei diesem Anblicke brach alles in unendliches Jauchzen und in stürmisches Rufen: „Lange lebe der König,“ aus. Der König schien über diesen Empfang sehr erfreut, er grüßte die Zuschauer zu wiederholten Malen und stieg sodann am Fuße der Treppe vom Pferde, wo er von einer Deputation des Congresses empfangen wurde. Als der König oben ankam, wo er von dem Regenten und dem Bureau des Congresses empfangen wurde, grüßte er den Regenten mit einem verbindlichen Lächeln, so wie auch die Mitglieder des Bureau's und des Congresses. Man bemerkte, daß er Herrn Destouvelles die Hand drückte. Herr von Gerlache, Präsident des Congresses, ließ sich hierauf in den Sessel nieder, nachdem er den König und den Regenten eingeladen, sich zu seiner Rechten zu setzen. Die Personen waren auf folgende Weise

vertheilt: Der König, zu seiner Rechten der Regent, Herr Raikem, Vicepräsident, und die Herren Liedts und Heinrich von Brouckère, als Secretäre; zu seiner Linken Herr von Gerlache, Präsident, Herr Destouvelles, Vicepräsident, und die Herren Karl Vilain XIV und Nothomb, als Secretäre. Hinter dem Könige waren die Generale v. Hooghvorst, Duvivier, Chasteler, v. Steenhuyse, und die Herren Lebeau; Duvivier, Finanzminister, und Barthélemy, Justizminister. Der König war erstaunt über den schönen Anblick, den die Place Royale und die angränzenden Straßen darboten, und äußerte dieß gegen den Regenten. Der Präsident bemühte sich, durch Zeichen dem Zujauchzen des Volkes, welches nicht aufhören wollte, ein Ende zu machen; nachdem er hierauf die Sitzung für eröffnet erklärt hatte, wandte er sich mit folgenden Worten zum Könige: „Sire, wir haben uns versammelt, um den Eid entgegen zu nehmen, welchen die Constitution vorschreibt. Ich werde zuerst das Wort dem Herrn Regenten zuerkennen, damit er seine Vollmacht in die Hände des Congresses niederlege.“ Der Regent erhob sich, und hielt, indem er sich vor seinen Sessel stellte und zum Könige wandte, eine Rede, worin er die Begebnisse seit seiner Ernennung zusammenfaßte, und schließlich seine Gewalt niederlegte. Ihm antwortete und dankte Herr von Gerlache, als Präsident des Congresses. Graf Karl Vilain XIV' lies't hierauf, vor dem König stehend, die Constitution vor. Herr Nothomb überreicht die Eidesformel dem Könige, welcher sie lächelnd von ihm annimmt. Dem stürmischen Beifallrufen folgt tiefe Stille. Die Ceremonienmeister stellen einen Tisch vor den Thronsessel. Der König spricht hierauf mit fester, sicherer Stimme: „Ich schwöre, die Constitution und die Gesetze des belgischen Volkes zu beob-

achten, die Nationalunabhängigkeit und die Unverletzlichkeit des Gebietes zu erhalten.“ Kaum hat der König die letzten Worte, auf die er Nachdruck legte, vollendet, so bricht von neuem alles in den Ruf aus: Es lebe der König! Die Musik schmettert darein, und Kanonen donnern bis zum Schlusse der Ceremonie. Herr Liedts reicht dem König eine Feder, mit welcher er den Verbalproceß der Eidesleistung unterzeichnet, und die er dann Herrn v. Brouckère weitergibt. Das Bureau unterzeichnet ebenfalls, und Prinz Leopold besteigt als König der Belgier den Thron. Die neuen Sessel, welche vor demselben waren, sind verschwunden, Se. Majestät ist allein auf der obern Estrade. Unter derselben steht der Regent, zur Rechten und Linken die Generale und Minister. Die Mitglieder des Bureau's vertheilen sich ebenfalls auf beide Seiten. Alle Mitglieder des Congresses stehen rings umher. Der Schauplatz hat plötzlich eine neue Gestalt angenommen. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt ist, hält Se. Majestät folgende Rede: „Meine Herren, der feierliche Act, der sich so eben erfüllte, vollendet das gesellschaftliche Gebäude, das begonnen ward von dem Patriotismus der Nation und ihrer Repräsentanten. Der Staat ist nach den, von der Constitution selbst vorgeschriebenen Formen definitiv constituirt. Jene Constitution ging ganz von Ihnen aus, und dieser Umstand, den man der Stellung verdankte, in der sich das Land befand, scheint mir ein glücklicher. Er entfernte Collisionen, die sich zwischen verschiedenen Gewalten hätten erheben, und die Eintracht stören können, die zwischen ihnen herrschen sollte. Die Schnelligkeit, mit der ich mich auf den belgischen Boden begab, mußte Sie überzeugen, daß ich, getreu meinem Worte, um in Ihre Mitte zu kommen, auf nichts wartete, als von

Ihnen selbst die Hindernisse entfernt zu sehen, die sich meiner Thronbesteigung entgegensetzten. Die in der wichtigen Discussion, welche dieses Resultat herbeiführte, entwickelten verschiedenen Betrachtungen werden der Gegenstand meiner lebhaftesten Theilnahme seyn. Ich erhielt seit dem Augenblicke meines Eintritts auf das belgische Gebiet die Beweise eines rührenden Wohlwollens; ich bin davon noch eben so bewegt, als ich dankbar dafür bin. Beim Anblicke dieser Bevölkerungen, die durch ihre Zurufe die Acte der Nationalrepräsentation bestätigen, konnte ich mich überzeugen, daß ich von dem Wunsche des Volkes gerufen war, und ich erkenne ganz, welche Pflichten ein solcher Empfang mir auflegt. Stolz darauf, Belgier zu seyn durch Ihre Wahl, werde ich mir's auch zum Gesetze machen, es stets durch meine Politik zu seyn. In den von mir durchreis'ten Theilen des französischen Gebiets wurde ich gleichfalls mit äußerstem Wohlwollen aufgenommen, und ich glaubte in diesen Gesinnungsbezeigungen, auf die ich einen hohen Werth lege, das glückliche Wahrzeichen der Verbindungen des Vertrauens und der Freundschaft zu erblicken, die zwischen den beiden Ländern bestehen müssen. — Jede politische Bewegung hat die Folge, daß sie vorübergehend die materiellen Interessen drückt. Ich erkenne aber die Bedeutung dieser Interessen zu sehr, als daß ich nicht unverweilt mich beeifern sollte, durch die thätigste Sorgfalt zur Wiedererhebung des Handels und Gewerbfleißes, diesen Lebensprincipien des Nationalglücks, beizutragen. Die Verbindungen, die ich in den uns benachbarten Ländern bildete, werden, wie ich hoffe, die Bemühungen unterstützen, denen ich mich ungesäumt hingeben werde, um diesen Zweck zu erreichen. Aber gern glaube ich, daß das

belgiſche Volk, eben ſo durch ſeinen geſunden Sinn als ſeine Reſignation ausgezeichnet, der Regierung nicht Schwierigkeiten einer Lage aufrechnen wird, die zuſammenhängt mit dem Zuſtande des Mißbefindens, von dem faſt ganz Europa betroffen iſt. Ich will mich mit allen Aufklärungen umgeben, alle Verbeſſerungsanſichten hervorrufen, und zwar will ich an Ort und Stelle ſelbſt, wie ich dieß zu thun bereits begonnen habe, die Nachweiſungen ſammeln, die am geeignetſten ſind, in dieſer Hinſicht den Gang der Verwaltung zu erhellen. — Meine Herren, ich nahm die Krone, die Sie mir anboten, nur in der Abſicht an, ein eben ſo edles als nützliches Werk zu erfüllen — berufen zu ſeyn, die Inſtitutionen eines großherzigen Volkes zu befeſtigen und ſeine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Mein Herz kennt keinen andern Ehrgeiz, als Sie glücklich zu ſehen. Ich muß, bei einer ſo rührenden Feierlichkeit, Ihnen einen meiner heißeſten Wünſche ausdrücken. Die Nation geht aus einer heftigen Kriſe hervor, möchte dieſer Tag allen Haß verlöſchen, alle bittern Rachgefühle verſchwinden laſſen; möge ein Gedanke alle Belgier beſeelen, der Gedanke einer offnen aufrichtigen Vereinigung. Ich würde mich glücklich ſchätzen, beizutragen zu dieſem ſchönen Reſultate, das ſo wohl vorbereitet iſt, durch die Weisheit des ehrwürdigen Mannes, der ſich mit edlem Patriotismus der Rettung ſeines Vaterlandes hingab. Meine Herren, ich hoffe für Belgien ein Pfand des Friedens und der Ruhe zu ſeyn; aber des Menſchen Vorausſicht iſt nicht untrüglich. Wenn wir, trotz ſo vieler Opfer, um den Frieden zu erhalten, mit Krieg bedroht würden, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, an den Muth des belgiſchen Volks zu appelliren, und ich hoffe, daß es ſich ganz und

durchaus seinem Oberhaupte anschließen würde zur Vertheidigung des Landes und der Nationalunabhängigkeit." — Unmöglich läßt sich der Jubel beschreiben, mit welchem diese Rede aufgenommen ward. Die patriotische Sprache, die darin herrscht, machte den tiefsten Eindruck. Der Präsident erklärte hierauf die Sitzung für aufgehoben; der Zug setzte sich in seiner frühern Ordnung in Bewegung, und begab sich nach dem Palaste des Königs. Der König wollte nicht zu Pferde steigen, er ging zu Fuß durch das ihm enthusiastisch entgegenjubelnde Volk."

Ueber das Benehmen der Parteimänner, welche sich der Wahl Leopolds widersetzt hatten, erfuhr man: „Der ungebärdige Hr. Gendebien, so wie der Abbé de Haerne, v. Brouckère, Blargnies, und mehrere andere überspannte Oppositionsmänner, die sich einige Zeit nicht mehr hatten sehen lassen, waren nichts desto weniger wieder im Congresse erschienen. Nicht so die Republicaner Seron, Robaulx und Pirson, die man seither nicht mehr zu Gesicht bekommen hat. Der Letztere hat bei seiner Rückkehr in Dinant viele Unannehmlichkeiten gehabt. Alle übrigen Mitglieder der Opposition haben der Weihe des Königs, so wie dem Mittagessen beigewohnt, welches der König dem Congresse gegeben hat, dessen Mitglieder ihm einzeln je nach ihrer Provinz vorgestellt worden sind. Mehrere Mitglieder der Opposition fielen durch einen affectirten Cynismus auf. Hr. van Meenen erschien in hohen geschmierten Stiefeln; de Smet, de la Haye, de Cocq mit weißen Hüten; andere zeichneten sich durch schmutzige Wäsche aus, noch andere trugen alte Regenschirme unter dem Arm, die meisten aber hatten sehr schäbige Kleider an. Die Mehrheit des Congresses schämte sich, neben so

unſaubern Menſchen zu ſtehen. Nach dem Mittageſſen trat der König auf den Balkon, um ſich beim Volke für das unaufhörliche Vivatrufen zu bedanken; während deſſen blieb van Meenen im Saale und ſetzte ſeinen Hut auf den Kopf, um bequemer den Kaffee trinken zu können. Hr. Labbefille hatte während der feierlichen Einweihung ſich ganz ruhig ein Tuch um den Kopf gebunden. Alles dieß hat allgemeines Aergerniß erregt."

Eben ſo unwürdig war das Benehmen der holländiſchen Journale bei dieſer Gelegenheit, das Journal de la Haye enthielt einen höhnenden Artikel, worin Leopold nicht anders als Monſieur Sare-Coburg titulirt war. Dieſer Artikel vom 22 Julius prophezeyte übrigens, daß die Holländer bald aus ihren Drohungen Ernſt machen würden, und daß Monſieur Sare-Coburg ſich auf ſein ſouveränes Volk und auf ſeine Armee von Blouſen (Blauhemden) nicht verlaſſen dürfe.

Dieſe und andere Drohungen hätte Leopold beſſer beachten ſollen. Er beging den Fehler, zu ſehr auf die ihn ſchützende Autorität der Londoner Conferenz zu bauen, und anſtatt vor allen Dingen ſeine Armee in beſſern Stand zu ſetzen, unternahm er eine königliche Rundreiſe wie in den tiefſten Friedenszeiten. Am 25 Julius ſetzte er ſein Miniſterium zuſammen: „v. Sauvage, Miniſter des Innern; v. Failly, des Kriegs; v. Meulenaere, der auswärtigen Angelegenheiten; Raikem, der Juſtiz; Coghen, der Finanzen. Die Ereigniſſe brachten aber bald eine Modification in dieſes erſte Miniſterium. Am 28ſten begann der König die Rundreiſe, die für ihn ein unterbrochener Triumphzug war. Ueberall empfing man ihn als den Geranten der Freiheit und des Friedens. Allein in Lüttich, wo ihn am 1 Auguſt unermeßlicher Jubel empfing, ſchreckte ihn mitten aus der

Freude die ganz unerwartete Nachricht vom Einfalle der Holländer auf; da war alle Luſt aus, die Vivats verſtummten, die Gäſte zerſtoben. Leopold, der eiligſt nach Brüſſel eilte, fand daſelbſt alles in unbeſchreiblicher Verwirrung und die Truppen geſchlagen.

Leopold hätte ſich deſſen verſehen können. Schon die Antwort, welche der König von Holland der Conferenz unterm 22 Junius ertheilte, lautete kriegeriſch, noch mehr der höhnende Artikel im Journal de la Haye vom 22 Julius. Am 23ſten dieſes Monats begab ſich der König der Niederlande feierlich in das Lager ſeiner, wie bekannt war, beträchtlich vermehrten, und zum Kriege trefflich gerüſteten Armee. Am 25ſten ſchrieb die Conferenz noch einmal an ihn, ſie bedaure ſehr, daß er die 18 Artikel nicht annehmen wolle, und wünſche, daß Se. Majeſtät Ihre Zuflucht zu der Gewalt der Waffen nicht nehmen möge, da der Waffenſtillſtand zur Zeit von Allerhöchſtdenſelben ſey unterzeichnet worden. Allein Holland glaubte ſich nicht verpflichtet, an dem früher Stipulirten feſtzuhalten, da die Conferenz ſelbſt von ihren frühern Protokollen abgewichen war, und es ließ weniger Furcht vor der Conferenz blicken, weil es an den Mächten der heil. Allianz immerhin einen ſichern Rückhalt zu finden hoffte. Engliſche Blätter haben namentlich die Meinung zu verbreiten geſucht, Holland ſey durch Rußland zum Krieg aufgereizt worden, um gerade in dieſem Zeitpunkte zu Anfang Auguſts, da Warſchau fallen ſollte, die Aufmerkſamkeit von Polen abzulenken. Nach Beendigung dieſes belgiſchen Feldzugs erhielt der Prinz von Oranien, der ihn leitete, das Großkreuz des ruſſiſchen Wladimirordens. Uebrigens läßt ſich der Feldzug auch aus einem rein holländiſchen Motive er-

klären. Holland war vielfach gereizt. Von der Conferenz war es erst hingehalten, dann getäuscht worden, und sein militärisches Ehrgefühl war durch die Spottreden der Belgier und ihrer Freunde tief gekränkt. Durch einen Feldzug konnte nun Holland allerdings hoffen, nicht nur jene Schmach abzuwaschen und auf die Belgier zurückzuwälzen, sondern auch sich günstigere Bedingungen beim Congresse zu erwirken; denn was das Erste betrifft, so war Holland jetzt außerordentlich stark gerüstet, die belgische Blousenarmee aber demoralisirt und unvorbereitet, und was die Conferenz anlangt, so hatte diese schon mehrmals bewiesen, daß sie den Ereignissen nachzugeben wisse.

Mithin kündigte der König der Niederlande am 31 Julius den Waffenstillstand auf, und erklärte der Conferenz unterm 1 August: er befinde sich in dem Falle, „die Unterhandlungen durch militärische Mittel zu unterstützen, ein Entschluß, der seit den letzten in Belgien vorgefallenen Ereignissen doppelt nothwendig geworden sey, da ein Fürst sich dort in den Besitz der Souveränetät setzte, ohne vorher den von der Conferenz in ihrem 12ten und 19ten Protokolle festgesetzten (aber, hätte er hinzufügen müssen, auch von der Conferenz selbst schon wieder durch die bekannten 18 Artikel beseitigten) Bedingungen Genüge gethan zu haben, und unbedingt eine Constitution beschwor, welche die Territorialrechte Sr. Majestät und Hollands benachtheiligt. Da die Absicht, einen Waffenstillstand zu schließen, nicht verwirklicht wurde, so ist jetzt nur eine Unterbrechung der Feindseligkeiten vorhanden.“ Ueberdieß berief er sich auf die schon früher am 22 Junius gegebene Erklärung, daß er sich nicht länger durch die Conferenz gebunden glaube.

und erklärte zuletzt, er sey fest entschlossen, nichts von den Rechten aufzuopfern, welche er durch seinen Beitritt zu dem Protokoll vom 20 Januar sich gesichert habe. In einem Umlaufschreiben an seine Gesandten äußerte er sich ferner, die Erscheinung seiner Truppen in Belgien habe nur zum Zwecke, das durch die Vortheile der Belgier gestörte Gleichgewicht in der Unterhandlung wieder herzustellen. Dasselbe ließ er den Generalstaaten erklären: „Der Feldzug hat ausschließlich den Zweck, billigere Trennungsbedingungen zu erlangen.“ Ganz eben so erklärte der Prinz von Oranien, als Generalissimus der in Belgien einrückenden Truppen in seiner Proclamation vom 1 August: „Der König, mein Vater, sendet mich in keiner andern Absicht hieher, als um billige und rechtmäßige Bedingungen der Trennung zwischen den Gebieten, die ihm treu geblieben, und jenen, welche sich seiner Herrschaft entzogen haben, zu erlangen.“

König Leopold konnte erst am 4 August in einer Gegenproclamation antworten, worin er die Belgier aufforderte, ihre alte Tapferkeit zu zeigen, und die Holländer noch einmal, wie im vorigen Jahre zu schlagen. Allein der Zuruf kam zu spät. Schon am 2 August hatten die Feindseligkeiten begonnen, und die Belgier hatten sich überrumpeln und aus dem Felde schlagen lassen. Ihr Heer war durch die oben schon erwähnten Verräthereien demoralisirt, ohne Mannszucht und ohne alle Vorbereitung. Die sogenannte Maasarmee unter Daine stand entfernt bei Lüttich, die Scheldearmee unter General Tiecke aber theils in Antwerpen, theils in Gent. In Antwerpen kündigte Chassé den Waffenstillstand auf, und die Stadt wurde zugleich von der Citadelle und von einer star-

ken holländiſchen Flotte, welche die Schelde hinauffuhr, und von einer holländiſchen Landarmee bedroht, welche gegen ſie anrückte. Indeß begaben ſich augenblicklich der franzöſiſche und engliſche Botſchafter, General Belliard und Lord Abercromby, zu Chaſſé, um ihn im Namen ihrer Mächte für die Zerſtörung Antwerpens verantwortlich zu machen, und die Belgier erklärten, ſie würden ſich durchaus nur defenſiv verhalten. Inzwiſchen bemächtigten ſich die Holländer am 2 Auguſt des Capitalendamms, um Flandern unter Waſſer zu ſetzen, und landeten bei Calloo, um hier die Scheldearmee zu feſſeln, während die Hauptmacht der Holländer unter dem Prinzen von Oranien gegen Turnhout vorrückte. Hier ſtand nur ein vorgeſchobener belgiſcher Poſten unter General Niellon, der nach einem blutigen Kampf überwältigt wurde, am 3ten. Von hier wandte ſich der Prinz gegen Dieſt, um ſich mit dem linken Flügel der Holländer und der Beſatzung von Maeſtricht, die einen Ausfall machte, zu vereinigen, und Daine's Maasarmee von Brüſſel abzuſchneiden und einzeln zu ſchlagen. Es gelang ihm vortrefflich; am 8 Auguſt wurde Daine bei Haſſelt in die Flanken genommen und ſein Heer in gänzliche Unordnung gebracht.

Unterdeß war König Leopold in Perſon nach Antwerpen geeilt, um wo möglich dieſe ſchöne Stadt zu retten, und ſich an die Spitze der Scheldearmee zu ſtellen. Er glaubte, hier werde der Prinz von Oranien angreifen, während derſelbe ſich von Turnhout aus keineswegs nach Antwerpen, ſondern, wie wir geſehen haben, geſchickt gegen Daine wandte und ſo zugleich in die Nähe von Brüſſel kam. Es gelang den vereinigten Bemühungen der engliſchen und franzöſiſchen Botſchafter endlich, den General Chaſſé am 5ten zu einem pro-

viſoriſchen Waffenſtillſtande zu vermögen, während deſſen erſt neue Befehle vom Könige der Niederlande eingeholt werden ſollten. Chaſſé ließ ſich jedoch nicht abhalten, die von den Belgiern gegen die Citadelle errichteten Verſchanzungen zu zerſtören, und durch die Flotte einige Dörfer an der Schelde verbrennen zu laſſen. Nachdem der König Leopold ſich über Antwerpens Schickſal beruhigt, ſtellte er ſich ſogleich an die Spitze der Scheldearmeee und brach mit derſelben nach Löwen auf, um den Prinzen von Oranien zu verfolgen und ſich wo möglich eher mit Daine zu vereinigen, ehe der Prinz denſelben angegriffen hatte. Allein er kam zu ſpät, Daine hatte ſich nicht nur verſäumt, war nicht nur abgeſchnitten worden, ſondern hatte ſich auch ſchmachvoll ſchlagen laſſen, und der ſiegreiche Prinz von Oranien wendete ſich nun augenblicklich gegen König Leopold ſelbſt, während der Herzog von Weimar von Namur aus ſich zwiſchen Brüſſel und Löwen warf, und Leopold von ſeiner Hauptſtadt abſchnitt. In dieſer gefährlichen Lage mußte Leopold mit ſeiner kleinen entmuthigten Armee gegen ein ihm weit überlegenes ſiegreiches Heer der erbittertſten Feinde Stand halten. Am 11 und 12 Auguſt ſchlug er ſich bei Tirlemont zwar perſönlich tapfer, aber unglücklich. Die Belgier hatten keinen Muth mehr, und da die Holländer einige Anhöhen in ihren linken Flanken beſetzten, flohen ſie, und die holländiſche Cavallerie vollendete ihre Niederlage durch eine raſche Verfolgung. Von der Verwirrung in der belgiſchen Armee gibt folgende Schilderung einen deutlichen Begriff: „Gewiß ſcheint, daß nach der Niederlage bei Haſſelt die Truppen das Vertrauen auf ſich und ihre Führer verloren, und den Bürgergarden, Freiwilligen und dem Troß, der ſie begleitete, aller Muth ſank. Außer den regelmäßigen

Trup-

Truppen war alles völlig ungeübt; überdieß herrſchte großer Waffen- und Munitions-Mangel, und die Officiere hatten nicht die mindeſte Erfahrung, ſo daß die Züge kaum in Ordnung bis in die Nähe des Feindes geführt, durch nichts aber bewogen werden konnten, vor deſſen trefflich bedienter Artillerie (die bei Tirlemont ſie mit 80 Feuerſchlünden empfing) und deſſen zahlreichen Cavalleriemaſſen Stand zu halten. Die vielverbreitete thörichte Meinung, daß man eigentlich nicht die Holländer, ſondern nur eine verkleidete preußiſche Armee vor ſich habe, trug auch das Ihrige dazu bei, das Vertrauen in die eigene Kraft zu ſchwächen. Nur wenige Regimenter und einige Nationalgarde-Batterien ſcheinen ſich tapfer geſchlagen zu haben. Auch König Leopold ſoll, wie ziemlich unparteiiſch ſcheinende Privatbriefe in Pariſer Blättern verſichern, überall im Kampfe ſich gezeigt, und manche Kanone ſelbſt gerichtet haben. Löwen war von der ſogenannten Scheldearmee und mehr als 20,000 Mann Bürgergarden vertheidigt. General Niellon commandirte den linken Flügel; auf ſeine Brigade ſtützte ſich die des Generals Köckelberg, nach welcher die von Clumpp kam. Nach den erſten holländiſchen Kanonenſchüſſen aber liefen alle von Köckelberg befehligten Bürgergarden und Freiwilligen davon, warfen die Waffen, ja ſelbſt die Uniformen weg, ſchnitten ſich die Schnurrbärte ab, kurz vergaßen den ganzen Ruhm der „glorreichen Nationalblouſe.“ Nur einige Brüſſeler Compagnien hielten Stand, und ſo fand ſich in wenigen Minuten das Köckelbergiſche Corps auf 400 Mann reducirt, ſo daß eine Lücke entſtand zwiſchen der Niellon'ſchen und der Clumpp'ſchen Brigade. Die Holländer drangen mit Geſchütz und Cuiraſſieren in dieſe Lücke, und zwangen ſo Clumpp und Niellon, deren Tapferkeit und Talent

übrigens gerühmt wird, zum Rückzuge. Inmitten der schrecklichsten Unordnung zogen die belgischen Truppen in Löwen ein, das, da drei holländische Armeecorps von drei Seiten auf dasselbe losrückten, bald völlig cernirt war. Die Straßen nach Namur, Tervueren und Brüssel waren besetzt, und selbst die noch allein offene Straße nach Mecheln war nahe daran, abgeschnitten zu werden. König Leopold, unwillig über die Unfähigkeit, die ihn von allen Seiten umgab, wollte, wie Augenzeugen in französischen Blättern versichern, sich an die Spitze der Cavallerie stellen, und noch eine Charge gegen die Holländer wagen, deren Kugeln bereits in die Stadt flogen; aber man stellte dem Könige vor, bei der allgemeinen Auflösung laufe er Gefahr, sich dem Feinde ganz allein gegenüber zu sehen. Zugleich bewies in Löwen alles, wie wenig hier auf Widerstand zu zählen war, ungeachtet man sich immer noch einige Tage hätte halten können. Da ließ sich König Leopold bewegen, mit schwacher Escorte die Straße nach Mecheln einzuschlagen, was er nicht ohne Gefahr that, da bereits die ganze Umgegend und diese Straße selbst von feindlichen Tirailleurs umschwärmt war. Nun begannen die Unterhandlungen Belliards und Adairs mit dem holländischen Hauptquartiere. Der bekannte Congreßdeputirte, Alexander Gendebien, durchritt die Straßen und beschwor die Einwohner, Barrikaden aufzuwerfen und sich kräftig zu vertheidigen, damit sie nicht die Schmach einer Capitulation erführen; er erinnerte sie an das Beispiel Brüssels, das mit weit geringern Hülfsmitteln ein fast gleich starkes holländisches Heer zurückgeworfen habe. Er predigte tauben Ohren; ja er sah sich Injurien und fast noch schlimmerer Behandlung ausgesetzt. Die Bevölkerung war im Schrecken durch die Drohung

des Prinzen von Oranien, daß er die Stadt bombardiren und so gegen alle Städte verfahren werde, die sich ihm widersetzen würden. Mittlerweile kam die Capitulation und die 24stündige Waffenruhe zur Räumung der Stadt zu Stande. Der Rest der belgischen Armee, der sich in Mecheln um den König sammelte, wurde nur noch auf 5000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie geschätzt."

In dem Augenblick aber, da der Prinz von Oranien die Belgier zwischen Tirlemont und Löwen verfolgte, erhielt er durch einen englischen Parlamentär die Aufforderung einen Waffenstillstand zu schließen, und in demselben Augenblicke war schon eine glänzende französische Armee auf dem Marsche gegen Löwen, und im Begriff ihn anzugreifen, wenn er nicht sogleich die Feidseligkeiten einstelle. Diese Umstände nöthigten ihn, nachzugeben, er zwang jedoch noch an demselben Abend die Belgier durch eine Kanonade, ihm Löwen einzuräumen, um wenigstens Brüssel in der Nähe zu seyn, da er die Hauptstadt selbst nicht hatte einnehmen können.

Die Ankunft der Franzosen schnitt den Krieg plötzlich ab, und es fiel kein Schuß mehr. Die Diplomatie begann wieder ihre papierne Thätigkeit.

3.

Frankreichs Intervention. Die 24 Artikel.

Kaum hatte der König der Franzosen den Einfall der Holländer vernommen, als er augenblicklich der in Metz concentrirten Nordarmee den Befehl gab, die Belgier zu schützen, und den Marschall Gerard in Begleitung der Prinzen von Orleans und Nemours an ihre Spitze stellte. Er erklärte

dieſen Entſchluß den großen Mächten, mit der ausdrücklichen Verſicherung, daß er nicht Belgien erobern oder behaupten, ſondern nur den König Leopold gegen die Holländer beſchützen wolle. Zu gleichem Zwecke, und um im Nothfalle Frankreich zu ſurveilliren, wurde eine engliſche Flotte unter Admiral Codrington nach der Schelde geſchickt. Am 7 Auguſt gingen die Franzoſen über die belgiſche Gränze, und wurden überall mit Jubel empfangen. Die Feſtungen Ath, Mons, Charleroi, Namur öffneten ihnen die Thore, und wenn es ihnen nicht gelang, die Niederlage der Belgier bei Haſſelt und Tirlemont zu verhüten, ſo retteten ſie wenigſtens Brüſſel und zwangen die Holländer zum Rückzuge. Schon am 11 Auguſt erklärte die holländiſche Regierung in den Generalſtaaten, ſie werde die Truppen zurückziehen, und während der Schlacht am 12ten verſtand ſich der Prinz von Oranien einſtweilen zum Waffenſtillſtande.

An demſelben Tage erließ auch die Londoner Conferenz ein Schreiben an den holländiſchen Miniſter: „Ew. Exc. kennen die vom allgemeinen Intereſſe geleiteten Motive, welche die fünf Mächte im November bewogen haben, einen Waffenſtillſtand zwiſchen Holland und Belgien zu Wege zu bringen. Sie kennen die Verpflichtungen, welche in dieſer Beziehung zwiſchen den fünf Höfen beſtehen, und deren das Schreiben ausdrücklich erwähnte, das wir die Ehre hatten, am 25 Julius an Sie zu richten. Dieſe Beweggründe und Verpflichtungen ſind immer noch dieſelben. Die Ruhe von Europa iſt daran geknüpft. Wir hoffen, daß es hinreichend ſeyn werde, ſie Ihnen hiermit ins Gedächtniß zurückgerufen zu haben, und daß Ew. Exc. nicht verfehlen werden, vom Könige die nöthigen Befehle zu erlangen, daß alle Feindſeligkeiten ohne

Zeitverluſt eingeſtellt werden, daß die Truppen Sr. Majeſtät in die Gränzen Ihres Gebiets zurückkehren, und daß die Stadt Antwerpen keiner unendlich bedauernswerthen Kataſtrophe ausgeſetzt werde.“

Zugleich wurde ein neues Protokoll der Conferenz vom 6 Auguſt bekannt, worin es hieß: „Da die Gefahr ſo dringend war, hatte ſich der König der Franzoſen entſchloſſen, augenblicklich eine Armee den Belgiern zu Hülfe marſchiren zu laſſen, und der Bevollmächtigte Frankreichs kündigte an, daß die franzöſiſche Armee in das Norddepartement zurückkehren werde, ſobald der bezeichnete Zweck erreicht ſey. In Folge deſſen haben die Bevollmächtigten der fünf Höfe den Einmarſch der franzöſiſchen Truppen in Belgien nicht in einer beſondern Abſicht Frankreichs, ſondern als für einen Zweck, worauf die Berathungen der Conferenz gerichtet waren, unternommen betrachtet.“

Nach dieſen Vorgängen wurde die Sache zwiſchen der franzöſiſchen und holländiſchen Armee ganz freundſchaftlich ausgeglichen. Die letztere zog ſich auf holländiſches Gebiet zurück, und zum Zeichen, daß damit der ganze Zweck ihrer Sendung erfüllt ſey, machte Gerard dem Prinzen von Oranien die Honneurs und beſuchte ihn im Lager von Tirlemont, am 16ten. Er machte demſelben unter andern das Compliment, daß die Holländer wie Damen Krieg führten, denn er ſey nirgends auf Spuren der Zerſtörung oder Plünderung geſtoßen. Dieſe Artigkeit tröſtete jedoch die Bevölkerung von Flandern wenig über die Noth der durch die Holländer bewirkten Ueberſchwemmungen. Auch deckte ſie nicht ganz die heimliche Erbitterung zu. Auf belgiſcher Seite mußte ein Blauhemd,

das aus einiger Entfernung dem Prinzen von Oranien gedroht hatte, verhaftet werden, und auf holländiſcher Seite äußerte ſich der Herzog Bernhard von Weimar: „er ſchäme ſich der Schwager des Königs von England zu ſeyn," weil derſelbe mehr die Belgier, als Holländer unterſtütze. — Die Herzoge von Orleans und Nemours beſuchten das holländiſche Lager nicht, ſondern tröſteten vielmehr den König Leopold in Brüſſel.

Indeß zogen die Holländer ab, und Belgien hatte wieder Ruhe, allein die Lage der Dinge hatte ſich ſehr verändert. Die Holländer waren jetzt voll Stolz und Zuverſicht, die Belgier dagegen wie betäubt und tief niedergeſchlagen. Da die holländiſchen Schreier früher ſchon durch ihre ſchmutzige Sprache, durch ihre übertriebenen Anſprüche und frechen Widerſprüche gegen die Zeiterforderniſſe das gute Recht Hollands, anſtatt es zu vertheidigen, vielmehr verdunkelt hatten, ſo war es natürlich, daß ſie jetzt auch wieder das wahre militäriſche Verdienſt der Armee durch übertriebenes Triumphgeſchrei weniger erhoben, als lächerlich machten; ja dieſer ruhmrediſche Ton nahm dergeſtalt überhand, daß ihn auch ein holländiſcher Miniſter nachahmte. Daher ſpotteten engliſche Blätter: „Napoleon und Wellington ſind jetzt veraltete Namen! Eine Million begrabener Krieger ſtirbt noch einmal in der Sonnenfinſterniß ihres Ruhms. Der Ruhm der „großherzigen Unternehmung, deren die Geſchichte erwähnt" (wie Baron Verſtolck beſcheiden ſagt), gebührt Holland. Holländiſcher Muth wird fürderhin zum Sprüchwort werden. Der Prinz von Oranien ſollte Wilhelm der Eroberer heißen. Bloß etwas ſchadet der Glorie der Holländer — ihre übermäßige Beſcheidenheit. Sie können ihren ſtrahlenden Heldenmuth

nicht läugnen, aber ſie erklären ihn, indem ſie die Völker rings um ſie als in Entartung verſunken darſtellen. „Inmitten des entnervten Europa's“ thaten ſie die großen Thaten. Dieß iſt falſch; ſie ſollten der übrigen Welt alles mögliche Verdienſt zugeſtehen, und dann bloß ſagen, ihr Verdienſt ſey noch größer. Sie berühmen ſich ihres „glorreichen Feldzuges gegen die feigen belgiſchen Verräther.“ Wieder falſch. Ein Feldzug gegen Feiglinge kann nie ſehr glorreich ſeyn; er kann ein ſicherer Krieg genannt werden; alles, nur kein glorreicher. In Tom Thumb „dem Großen“ drückt ſich ein General genauer aus: „Inſofern wurden unſere Waffen mit Sieg gekrönt, als wir keinen Feind zu bekämpfen fanden.“ In Belgien unterdeß mußte Leopold nach ſeiner ſchimpflichen Niederlage noch das traurige Amt übernehmen, zu ſtrafen, Daine und die übrigen feigen oder verrätheriſchen Officiere zu caſſiren, und an die Stelle der fröhlichen Feſte, unter denen ihn der Feldzug überraſcht hatte, herbe Arbeitstage ſetzen. Auch der Kriegsminiſter du Failly ward entlaſſen, weil ſein Betragen zweideutig geweſen. Indeß war Belgien einſtweilen durch Frankreich geſchützt, und Leopold nahm mehrere franzöſiſche Generale und Officiere in ſeine Dienſte, um mit Hülfe des neuen, wieder aus der liberalen Partei gewählten Kriegsminiſters, Hrn. von Brouckère, die belgiſche Armee neu zu organiſiren.

Die Holländer hatten ſich in dem vorausgeſagten Erfolg, den ihr Feldzug haben würde, ſo wenig verrechnet, daß man beinahe glauben ſollte, es haben deßfalls vorher Verabredungen ſtattgefunden; denn ſo wenig die kleine holländiſche Macht geeignet war, mit ihren unbedeutenden Siegen Europa zu imponiren, ſo erreichte ſie doch damit, was ſie gewollt hatte, denn ihre Wagſchale erhielt wieder das Uebergewicht, und

alles wendete ſich wieder feindſelig gegen Belgien. Doch darf dabei nicht überſehen werden, daß dieſe feindſeligen Acte großentheils Frankreich galten, um deſſen Intervention für Belgien ein Gegengewicht gegen daſſelbe entgegenzuhalten. So wie Frankreich Belgien aufgab, zeigten ſich die übrigen Mächte großmüthig gegen Belgien; ſo wie aber Frankreich ſich wieder Belgiens mit Wärme annahm, trat an die Stelle jener Großmuth wieder eine feindſelige Kälte und Kargheit.

Schon am 11 Auguſt erließ der deutſche Bundestag ein Protokoll in der Luxemburgiſchen Sache, welches ſehr feindſelig gegen Belgien lautete und dem Commandanten der Bundesfeſtung Luxemburg aufgab, alle etwa an ihn geſtellten Forderungen der Belgier zurückzuweiſen. Und am 24 Auguſt befahl der Präſident des Generalgouvernements von Luxemburg, General von Gödecke, daß kein Bewohner des Großherzogthums an den Wahlen zur belgiſchen Nationalrepräſentation Theil nehmen ſolle, und drohte insbeſondere den Bewohnern der Stadt Luxemburg, daß er dieſelben, im Falle ſie ſein Gebot überträten, für immer aus der Stadt verbannen werde.

Ein Londoner Protokoll vom 23 Auguſt dehnte den Waffenſtillſtand nur auf 6 Wochen aus, nach deren Verlauf die Feindſeligkeiten nöthigenfalls wieder anfangen könnten. Ein anderes vom 3 September lud Holland ein, ſelbſt neue Friedensbedingungen vorzuſchlagen, gab alſo zu, daß der Stand der Dinge jetzt verändert ſey, und daß man wieder eine neue Baſis ſuchen müſſe, wobei dießmal Holland einen Vorzug erhalten ſollte. Die Ausdrücke waren: „Die Bevollmächtigten (bei der Londoner Conferenz) haben die Ehre, die Herren Bevollmächtigten Sr. Majeſtät des Königs der Niederlande einzuladen, ihnen ihre Ideen über

die Mittel, in einem Definitivtractate die Hauptpunkte zu erledigen, hinsichtlich deren sich hauptsächlich Schwierigkeiten erheben ꝛc.“

Die Gesandten des Königs Leopolds wurden in Wien und Berlin nicht empfangen, da der König noch nicht von den respectiven Mächten anerkannt sey. Am 4 September wurde deßfalls Baron Hoogvorst in Wien und um dieselbe Zeit Graf Duval von Beaulieu in Berlin abgewiesen.

Noch feindseliger war die Stimmung gegen Frankreich, da die Engländer in Bezug auf die französische Besetzung Belgiens so viel Eifersucht zeigten, als die übrigen Mächte. Daher schrieben die Times am 8 September: „Wir haben hinsichtlich der belgischen Angelegenheiten die Versicherung erhalten, daß die vier großen Mächte, welche mit Frankreich die Londoner Conferenz bilden, ohne Zweifel im herzlichsten Einverständnisse, Frankreich erklärt haben, daß es augenblicklich Belgien räumen müsse, und daß sie, ohne auf die dringenden Bitten Leopolds zu achten, unter keinem Vorwande darein willigen könnten, daß alle oder nur ein Theil der französischen Truppen länger in Belgien verweilen. „Ja der Standard behauptete sogar, das Protokoll, in welchem die Conferenz die französische Intervention billigte, sey nur erschlichen worden. „Als die Regierung Ludwig Philipps den Entschluß faßte, eine Armee nach Belgien zu senden, setzte sie den Fürsten Talleyrand davon durch einen besonderen Courier in Kenntniß. Sobald der alte listige Diplomat die Absicht seiner Regierung kannte, machte er Lord Grey seine Aufwartung, und schlug, ohne Sr. Herrlichkeit die erhaltene Nachricht mitzutheilen, die Annahme eines Protokolls vor, das er selbst entworfen hatte, und welches die Repräsentanten

aller Mächte unterzeichnen ſollten, des Inhalts, daß die Conferenz den Einmarſch einer franzöſiſchen Armee in Belgien billige, um ſich dem Vordringen der holländiſchen Truppen zu widerſetzen. Lord Grey verwarf Anfangs den Vorſchlag, als aber Fürſt Talleyrand in ihn drang, und ihm bemerklich machte, daß die Annahme dieſer Maßregel mindeſtens beſſer ſey, als wenn man die holländiſchen Waffen triumphiren laſſe, ſo willigte Lord Grey ein, und das Protokoll ward unterzeichnet. Sobald Fürſt Tallayrand dieß Document in Händen hatte, theilte er es eilig ſeiner Regierung mit. In der Zwiſchenzeit hatten aber die Truppen ihren Marſch angetreten, und als Fürſt Talleyrand dem Lord Grey die Nachricht mittheilte, daß die franzöſiſchen Truppen dem Protokolle gemäß in Belgien eingerückt ſeyen, bezeugte Se. Herrlichkeit ihr Erſtaunen, verglich die Daten, und fand, daß die franzöſiſchen Truppen nicht in Folge des Protokolls in Belgien eingerückt ſeyen, ſondern marſchirt wären, ehe die Urkunde Paris erreichen konnte. Lord Grey fühlte ſich beleidigt, und drückte ſeinen Unwillen aus, daß man ihn ſo betrogen habe."

Frankreich machte dieſen Vorwürfen ein Ende, indem es im Moniteur vom 13 September erklärte, es ziehe ſeine Armee aus Belgien zurück: „Unſere innerhalb unſern Gränzen wehenden Fahnen werden noch nahe genug ſeyn, daß Holland ſie nicht aus dem Geſichte verliert, und daß jeder Anfall von ſeiner Seite nicht unverzüglich wieder das belgiſche Gebiet unter ihren Schutz zurückſtellte." Dieſe Erklärung Frankreichs wurde in einem Londoner Protokolle vom 15ten wiederholt, und die letzten noch in Belgien zurückgebliebenen 12,000 Franzoſen räumten dieſes Land am 30ſten.

Nach einigermaßen hergeſtellter Ordnung eröffnete König Leopold die belgiſchen Kammern zum erſten Male am 8 September, und ermahnte zu Vertrauen und Einigkeit, den einzigen Mitteln, die Kriſis des Augenblicks glücklich zu überſtehen. Die Kammern zeigten ſich der Regierung ergeben, die Oppoſition war unbedeutend. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß man ſich einige Vorwürfe wegen des Geſchehenen machte, die aber verhallten, als ſich Belgien von neuem in ſeinen Intereſſen bedroht ſah.

Am 15 October geſchah, was Holland prophezeyt hatte, die Londoner Conferenz änderte zum dritten Male die Baſis der Unterhandlungen, und zwar dießmal wieder im Sinne der erſten Baſis, des Protokolls vom 20 Januar, nämlich zu Gunſten Hollands. Die bisher aufgeſtellten, den Belgiern günſtigen 18 Artikel wurden aufgehoben, und im Protokoll vom 15 October durch 24 neue Artikel erſetzt. In dem Protokolle hieß es ausdrücklich: „1) daß dieſe Artikel alle Kraft und Gültigkeit einer feierlichen Convention zwiſchen der belgiſchen Regierung und den fünf Mächten haben werden; 2) daß die fünf Mächte für deren Ausführung bürgen; 3) daß, wenn ſie einmal von den beiden Parteien angenommen ſind, ſie Wort für Wort in einen definitiven Vertrag zwiſchen Belgien und Holland aufgenommen werden ſollen, der außerdem nur noch Stipulationen über den Frieden und die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen den beiden Ländern und ihren Souveränen enthalten wird; 4) daß dieſer Vertrag unter den Auſpizien der Londoner Conferenz unterzeichnet, unter die förmliche Garantie der fünf Mächte geſtellt werden ſoll; 5) daß die erwähnten Artikel ein Ganzes bilden und nicht getrennt werden können; 6) ſchließlich, daß

ſie die endlichen und unwiderruflichen Entſcheidungen der fünf Mächte enthalten, welche übereingekommen ſind, ſelbſt die vollkommene und unumwundene Annahme der genannten Artikel von Seite der dagegen ſtrebenden Partei, welche dieſelben verwerfen ſollte, herbeizuführen. (Gez.) Eſterhazy, Weſſenberg, Talleyrand, Palmerſton, Bülow, Lieven. Matuſchewitſch.“ Die 24 Artikel ſelbſt lauteten: 1) Belgien wird nicht mehr das ganze ihm früher zugeſtandene Gebiet umfaſſen, ſondern einen Theil von Limburg und von Luxemburg an Holland verlieren; 2) Luxemburg wird getheilt und eine Linie in der Mitte zwiſchen Rodange und Athus, Meſancy und Clemency, durch Steinfurt, dem Laufe der Sure entlang bis Bintange und von da gerade an die preußiſche Gränze in der Gegend von Doncols und Sonſez gezogen, von welcher Linie weſtlich alles belgiſch, öſtlich alles holländiſch bleiben ſoll; 3) für dieſe Abtretungen in Luxemburg wird Holland in Limburg entſchädigt; 4) dieſe Entſchädigung beſteht in dem ganzen rechten Maasufer und ferner auf dem linken Maasufer in einem Gebiete, welches durch eine von dem ſüdlichſten Punkte der holländiſchen Provinz Nordbrabant über Weſſem bis zur Gränze der Kreiſe Roremonde und Maeſtricht gezogene Linie eingeſchloſſen wird. Dagegen bleiben Belgien die alten holländiſchen Enclaven auf dem außerhalb dieſer Linie liegenden Gebiete; 5) es bleibt Holland überlaſſen, dieſen neuen limburgiſchen Gebietstheil als zu Holland oder als zu Luxemburg gehörig zu betrachten, und ſich deßhalb mit den Agnaten des Hauſes Naſſau und mit dem deutſchen Bunde beſonders abzufinden; 6) Holland und Belgien verzichten für immer auf die abgetretenen Theile; 7) Belgien wird einen activ und paſſiv ewig neutra-

len Staat bilden; 8) das Ablaufen des Waſſers in Flandern wird durch Commiſſarien von beiden Seiten angeordnet werden; 9) „die Verfügungen der Art. 108 und 117 einſchließlich der Generalacte des Wiener Congreſſes über die freie Schifffahrt auf den ſchiffbaren Flüſſen und Strömen, werden auf die ſchiffbaren Flüſſe und Ströme angewandt werden, welche das belgiſche und holländiſche Gebiet trennen oder durchſchneiden. Was insbeſondere die Schifffahrt auf der Schelde betrifft, ſo wird man darin übereinkommen, daß die Abdämmung, das Reinigen, ſo wie die Erhaltung des Fahrwaſſers auf der Schelde ſtromabwärts von Antwerpen unter gemeinſchaftlicher Aufſicht, und daß dieſe wieder unter Commiſſarien ſtehen ſoll, welche beide Parteien zu dem Ende ernennen werden; ferner, daß man nach einer gemeinſchaftlichen Uebereinkunft ein mäßiges Dammrecht beſtimmen, und daß dieſes für den holländiſchen und belgiſchen Handel von gleicher Höhe ſey. Es iſt ferner beſchloſſen worden, daß die Schifffahrt auf den Binnenwaſſern zwiſchen der Schelde und dem Rheine, um von Antwerpen nach dem Rhein und umgekehrt zu gelangen, beiderſeitig frei ſey, und daß dieſelbe nur einem mäßigen Zoll unterliegen dürfe, welcher einſtweilen für den Handelſtand der beiden Länder gleich hoch ſeyn ſoll. Es ſollen von beiden Seiten innerhalb eines Monats in Antwerpen Commiſſarien zuſammen kommen, ſowohl um den definitiven und beſtändigen Betrag dieſes Zolles zu beſtimmen, als auch um ſich wegen eines allgemeinen Reglements zur Ausführung der im gegenwärtigen Artikel angeführten Beſtimmungen zu einigen, und dabei zugleich über die Fiſcherei in der ganzen Ausdehnung der Schelde auf dem Fuße einer vollkommen gleichen Begünſtigung für die Unterthanen beider

Länder zu entſcheiden. Bis das erwähnte Reglement angefertigt iſt, ſoll die Schifffahrt auf den genannten ſchiffbaren Flüſſen und Strömen dem Handelsſtande der beiden Länder frei ſtehen, welche einſtweilen den Tarif der am 31 März 1831 zu Mainz für die freie Rheinſchifffahrt unterzeichneten Convention, ſowie die übrigen Beſtimmungen dieſer Convention annehmen, inſofern ſich dieſe auf die ſchiffbaren Flüſſe und Ströme anwenden laſſen, welche zugleich das holländiſche und belgiſche Gebiet trennen oder durchſchneiden. Art. 10. Der Gebrauch der Canäle, welche beide Länder zugleich durchſchneiden, ſteht den Bewohnern zu gemeinſchaftlichem Gebrauche frei. Es verſteht ſich, daß ſie dieſelben gegenſeitig und unter denſelben Bedingungen benutzen, und daß von beiden Seiten für die Benutzung nur mäßige Abgaben gefordert werden dürfen." 11 und 12) betreffen die Straßenverbindung von Maeſtricht und Sittard, nach demſelben Princip. 13) §. 1. „Vom 1 Januar 1832 ab wird Belgien, zufolge der Theilung der Staatsſchulden des vereinigten Königreichs der Niederlande, mit der Summe von 8,400,000 Gulden jährlicher Renten belaſtet, deren Capital vom Debet des großen Buchs von Amſterdam in das Debet des großen Buchs von Belgien übertragen werden ſoll. §. 2. Die übertragenen Capitale und die im Debet des großen Buchs von Belgien eingeſchriebenen Renten werden bis zur Summe von 8,400,000 Gulden jährlicher Renten als ein Theil der belgiſchen Nationalſchuld betrachtet werden, und Belgien verpflichtet ſich, jetzt und in Zukunft keinen Unterſchied zwiſchen dieſem Theile der Staatsſchuld und der andern ſchon gemachten, oder noch zu machenden belgiſchen Nationalſchuld zu ſtatuiren. §. 3. Die Abtragung der erwähnten jährlichen Rente von 8,400,000 Gulden

wird regelmäßig semesterweise in Brüssel oder Antwerpen in baarem Gelde, ohne irgend einen Abzug, welcher Art er auch seyn möge, weder für jetzt noch für die Zukunft, statt haben. §. 4. Mittelst der Uebernahme der erwähnten Rente von 8,400,000 Gulden ist Belgien frei von jeder Verpflichtung gegen Holland, die aus der Theilung der Staatsschulden des vereinigten Königreichs der Niederlande entspringt. §. 5. Die von den beiden Theilen ernannten Commissarien werden sich binnen 14 Tagen in Utrecht versammeln, um zur Liquidation der Fonds des Tilgungssyndikats der Brüsseler Bank zu schreiten, mit welchen der finanzielle Dienst des vereinigten Königreichs bestritten wurde. Aus dieser Liquidation kann jedoch keine neue Last für Belgien entspringen, da die Summe von 8,400,000 Gulden jährlicher Renten alle seine Passiva in sich begreift. Sollte jedoch aus dieser Liquidation noch ein Activum hervorgehen, so werden Belgien und Holland dasselbe nach Verhältniß der Abgaben unter sich theilen, welche beide Länder während ihrer Vereinigung in Folge der von den Generalstaaten des vereinigten Königreichs der Niederlande bewilligten Budgets entrichtet haben. §. 6. Bei der Liquidation des Tilgungssyndikats sollen auch die Domainenbriefe, Domain los renten, eingeschlossen werden. §. 7. Die holländischen und belgischen Commissarien, deren im §. 3 des gegenwärtigen Artikels gedacht wird und welche sich in Utrecht versammeln sollen, werden außer der ihnen aufgetragenen Liquidation sich mit der Uebertragung der Capitale und Renten beschäftigen, welche, aus der Theilung der Staatsschuld des vereinigten Königreichs, Belgien bis zur Summe von 8,400,000 Gulden jährlicher Renten zur Last fallen sollen. Sie werden ferner sich mit der Auslieferung der Archive,

Charten, Plane und aller Documente beſchäftigen, welche Belgien gehören, oder ſich auf deſſen Verwaltung beziehen.“ 14) betrifft die Entſchädigung Hollands für die ſeit dem 1 Nov. 1830 noch von Holland ausſchließlich auf die Geſammtſumme der Schuld gemachten Vorſchüſſe. 15) Antwerpen wird ein bloßer Handelshafen ſeyn. 16) Alle öffentlichen Werke gehören dem Gebiet an, auf welchem ſie ſich befinden, mögen ſie früher auf holländiſche oder belgiſche Koſten erbaut ſeyn. 17) Alle während der Unruhen erfolgten Sequeſtrationen hören auf. 18) Es beſteht zwei Jahre lang vollkommene Freizügigkeit für die, denen es gefällt, aus Belgien nach Holland oder umgekehrt auszuwandern; doch wird 19) die Eigenſchaft eines gemiſchten Unterthanen, ſofern ſie das Eigenthum betrifft, anerkannt, wodurch 20) die frühern Heimfall- und Abzugs Rechte aufgehoben werden. 21) Niemand kann in den Ländern, die unter einen andern Herrn kamen, wegen Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen zur Rechenſchaft gezogen werden. 22) und 23) Alle rechtlichen Anforderungen an öffentliche Caſſen, Penſionen, Vermächtniſſe ꝛc. werden in den abgetretenen Ländern von der neuen Regierung reſpectirt. 24) Gleich nach Austauſch der Ratificationen des zwiſchen beiden Parteien aufzuſtellenden Tractats ziehen ſich die reſp. Truppen aus den abzutretenden Gebietstheilen, Städten, Plätzen ꝛc. zurück, und die Räumung und Ueberlieferung geht binnen 14 Tagen von Statten.

Dieſen Artikeln zufolge verlor Belgien die Städte Luxemburg und Maeſtricht mit einem großen Theile der dazu gehörigen Gebiete, mußte ferner Flandern noch immer vor den Ueberſchwemmungen durch die Holländer unbeſchützt ſehen und ſich einen großen Theil der holländiſchen Schuldenlaſt auf-

aufbürden. So sehr dieß alles zu Gunsten Hollands lautete, nahm der König von Holland dennoch eine gleichgültige Miene an und gab der Conferenz nicht einmal eine Antwort auf die Zusendung der Artikel, worüber sich Lord Palmerston ausdrücklich beschwerte. Uebrigens äußerte der König, da er am 17 October die Generalstaaten eröffnete, im Allgemeinen seine Zufriedenheit mit der Lage der Dinge, und schon am 6 October kündigte der Prinz von Oranien in einem Tagsbefehl an, daß Holland eingewilligt habe, den Waffenstillstand bis zum 26 October zu verlängern, jedoch mit dem Beisatze „nur auf besonderes Verlangen der fünf Mächte.“ Man glaubte, Holland ziehe die Sache hinaus und schiebe die Antwort an die Conferenz nur auf, um zu erwarten, was Rußland thun oder ihm insinuiren werde. Und eben so sah auch Belgien die Sache nur als provisorisch an. Zwar machte Leopold am 21 October den belgischen Kammern den Vorschlag, ihn zum Beitritte zu den 24 Artikeln zu bevollmächtigen, allein Rodenbach fügte gleich hinzu: „Es ist das allgemeine Gesetz, daß die Schwächeren weichen müssen. Wären wir stark genug, würde ich sagen: lassen Sie uns den Antrag verwerfen. Aber wir sind schwach, und so sage ich: lassen Sie uns Zeit gewinnen!“

Da sich indeß doch eine Opposition gegen die 24 Artikel erhob, und andrerseits der König von Holland auf seinem Stillschweigen beharrte und Miene machte, nach dem 26 October die Feindseligkeiten wieder anzufangen, wenigstens sich nicht darüber erklärte, so verfuhren die contrahirenden großen Mächte nunmehr drohend gegen beide Parteien. Die Conferenz erklärte in einem Protokolle vom 24 October, sie beharre auf dem Beschlusse vom 15ten, den Wiederausbruch der

Feindſeligkeiten mit Gewalt zu verhindern, und werde Holland augenblicklich durch eine engliſche Flotte angreifen laſſen, ſobald es wieder offenſiv verfahre. Zugleich aber erklärten auch der engliſche und franzöſiſche Botſchafter in Belgien, ſie würden Brüſſel augenblicklich verlaſſen, wenn die 24 Artikel nicht angenommen würden.

Holland unterließ nun zwar die Feindſeligkeiten, behielt aber ſeine Zurückhaltung bei. Belgien dagegen, durch die Drohungen ſeiner eigenen Gönner, Frankreich und England, eingeſchüchtert, gab nach. Man kann ſich kaum des Gedankens erwehren, daß Leopold geirrt worden ſey, daß man ihm jene ſchnell improviſirten und nachher eben ſo ſchnell wieder aufgegebenen 18 Artikel nur vorgehalten habe, um ihn zur Annahme des belgiſchen Thrones zu bewegen, und daß man jetzt, da er nicht mehr zurücktreten konnte, vielleicht auch den holländiſchen Feldzug nur wieder improviſirte, um dadurch die Rückkehr zu der frühern Baſis der Unterhandlungen, zu dem Protokolle vom 20 Januar zu motiviren. Demnach hätte die Conferenz keineswegs ſo inconſequent gehandelt, als es ſcheint. Die heilige Allianz erreichte durch dieſes Zwiſchenſpiel, daß ſich die Blicke Europa's in dieſem entſcheidenden Augenblicke von Polen abwandten. Die Beſchämung der Blouſen war ohne Zweifel allen Parteien angenehm. Die Oppoſition in Frankreich erhielt dadurch indirect eine Demüthigung, und wenn der König der Franzoſen zugleich den Schein der Kraft annahm, ſo konnte er durch ein und daſſelbe Spiel ſich die Zufriedenheit der heiligen Allianz erwerben und doch in Frankreich populär machen, und dann wäre Talleyrand, gegen den man immer einiges Mißtrauen

behielt, der Urheber dieſes diplomatiſchen Miniſterſtreiches geweſen.

Dem ſey wie ihm wolle, König Leopold konnte die bei ſeiner Thronbeſteigung den Belgiern gewordene Hoffnung nicht erfüllen und ihnen keineswegs alle die Vortheile zum Gaſtgeſchenke bringen, die man ſchon als verwirklicht anſah, als man ihn mit ſo lautem Enthuſiasmus in Belgien empfing. Die 24 Artikel, wie wenig ſie den Erwartungen entſprachen, mußten angenommen werden. Zwar legte eine Anzahl belgiſcher Deputirter eine feierliche Proteſtation ein, unterzeichnet von Robaulx, Gendebien, Rodenbach ꝛc., am 27 October; allein am 1 November wurden die Artikel mit 59 gegen 38 Stimmen von der Kammer angenommen. Nothomb, der durch eine ausführliche Rede vorzüglich zu dieſem Reſultate mitwirkte, motivirte es durch die Dringlichkeit der Umſtände, durch die Nothwendigkeit, ſich den Beſchlüſſen der Conferenz zu unterwerfen, und endlich durch die Wandelbarkeit der europäiſchen Conſtellationen, die, wenn man nur Zeit gewänne, auch wieder eine günſtigere Wendung für Belgien herbeiführen könne.

Holland dagegen nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich ſie ſo ſehr zu ſeinen Gunſten lauteten. Er wollte ſich insbeſondere nicht dazu verſtehen, den Belgiern ſeine Gewäſſer zu öffnen. Hauptſächlich aber ſchien es, als wolle es die Unterhandlungen endlos verlängern, um zu nichts verpflichtet zu ſeyn, wenn vielleicht Ereigniſſe einträten, die es Holland möglich machten, alles wieder zu gewinnen.

Die Conferenz aber, durch die Nachgiebigkeit Belgiens befriedigt, erkannte am 15 November Belgiens Unabhängigkeit und den König der Belgier an, und ſchloß mit Bel-

gien im Namen der fünf Mächte einen Friedensvertrag, worin die 24 Artikel sanctionirt und mit drei weiteren Artikeln vermehrt wurden. Dieselben lauteten: „Art. 25. Die Höfe von Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland garantiren Sr. Maj. dem Könige der Belgier die Vollziehung aller vorhergehenden Artikel. Art. 26. In Folge der Stipulationen des jetzigen Vertrags wird Friede und Freundschaft zwischen Sr. Maj. dem Könige der Belgier einerseits und Ihren Majestäten dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige der Franzosen, dem Könige des vereinten Königreichs von Großbritannien und Irland, dem Könige von Preußen und dem Kaiser aller Reußen andrerseits, ihren Erben und Nachfolgern, ihren respectiven Staaten und Unterthanen, bestehen. Art. 27. Der jetzige Vertrag wird ratificirt und die Ratificationen in London ausgewechselt werden innerhalb zwei Monaten oder früher, wenn es möglich ist."

Dieser Vertrag war aber nur von den Gesandten der Conferenz, nicht von den Mächten selbst unterzeichnet und bedurfte noch deren Ratification, die etwas länger auf sich warten ließ, als vorausgesehen war. Man vernahm, daß außer Holland selbst hauptsächlich Rußland die Ratification verweigere. Im Publicum circulirte eine holländische Note an Rußland, worin es heißt: „Frankreich mischt sich mit einer Armee ein, um diese Insurrection zu unterstützen, in offenbarem Widerspruche, 1) mit den Protokollen der Conferenz vom 20 und 27 Januar und 17 April 1831, wodurch es sich anheischig gemacht hatte, vor seinem Beitritte zu besagten Protokollen niemals die Unabhängigkeit Belgiens anzuerkennen; 2) mit seinen eigenen Grundsätzen der Nichtintervention, welche es Preußen und Oesterreich in derselben

auferlegt hatte; 3) hinſichtlich der Forderung, die es erhebt, in Bezug auf die Ausführung der Verträge von 1815 zu Gunſten Polens. Der König glaubte ſich ſeit der Verletzung obbenannter Protokolle durch die Conferenz dem Rechte und der That nach als Souverän der Niederlande betrachten zu können, ſo wie dieß Königreich durch die Verträge von 1815 errichtet worden. Nur auf eine ſolche Grundlage wäre der Haager Hof geneigt, in Unterhandlung über die Abtretung irgend eines Theils ſeiner Staaten einzugehen, indem er eine angemeſſene Entſchädigung für den Theil ſeines Königreichs verlangte, deſſen Abtretung man für nöthig halten würde. Endlich glaubt der König im Intereſſe der Souveräne, ſeiner erlauchten Alliirten, ſelbſt das bewundernswerthe Benehmen der holländiſchen Nation in der revolutionären Kriſis, welche Europa erſchütterte, geltend machen zu müſſen, und zu verlangen, daß eine ſo große Aufopferung und ein ſo edles Benehmen nicht ohne Belohnung bleiben, indem man entweder dem Könige auf dem Continente eine Gebietsentſchädigung bewilligt, oder ihm ſeine Colonien zurückgibt.“ Rußland ſoll dieſe Note ſehr beifällig aufgenommen, und erklärt haben, es nähme die 24 Artikel nicht an, ſo lange nicht der König der Niederlande damit zufrieden ſey, es erkenne daher auch Leopold nicht an, und werde jede neue bewaffnete Intervention in Belgien als eine Kriegserklärung gegen Rußland ſelbſt anſehen.

Hierauf nun ſtützte Holland ſein der Conferenz unterm 13 December eingeſandtes Ultimatum, worin es im Allgemeinen daſſelbe ſagte, wie in der Note an Rußland, daß nämlich die Conferenz die Tractate von 1815 in der holländ-

diſch-belgiſchen Sache zur Baſis machen ſolle (da Frankreich und England daſſelbe in Betreff Polens verlangen). Insbeſondere aber erklärte Holland, daß es ſich in keinem Falle dazu verſtehen könne, ſeine Flußſchifffahrt und die damit zuſammenhängenden Rechte mit einer fremden Nation zu theilen. Auch ſey die Entſchädigung Hollands für das Verlorne in den 24 Artikeln viel zu karg geweſen. Kurz, die holländiſchen Miniſter erklären: „Es wurde ein förmlicher Tractat zwiſchen der Conferenz und Belgien abgeſchloſſen, welcher die Rechte Hollands und die des Großherzogthums Luxemburg verletzt, und denen des deutſchen Bundes, nach welchem kein Mitglied deſſelben ſeines Gebiets ohne ſeine beſondere Einwilligung beraubt werden darf, Eintrag thut. Die Unterzeichneten haben daher den Auftrag erhalten, auf die feierlichſte Weiſe gegen den Tractat vom 15 November zu proteſtiren.“

So wurde alſo der Termin der Ratificationen verſäumt, und die definitive Entſcheidung abermals hinausgeſchoben. Wie die Ratificationen im folgenden Jahre dennoch erfolgten, ohne daß darum Holland ſich befriedigt geſehen hätte, werden wir im nächſten Jahrgange zu berichten haben.

Belgien ſowohl als Holland brauchten die ruhige Zwiſchenzeit, um ſich für die Wechſelfälle der Zukunft zu rüſten. König Leopold war ſehr thätig und bediente ſich dabei des Herrn v. Brouckère als Kriegsminiſter, Herrn v. Theux als Miniſter des Innern (ſeit Ende Decembers) und des Herrn Vandeweyer als Botſchafter in London. Die außerordentlichen Staatsausgaben veranlaßten eine belgiſche Anleihe von 48 Millionen am 13 December. — In Holland war man nicht weniger thätig, und weit entfernt, die ſchon ſehr zahl-

reiche Armee zu entlaſſen, wurde ſie auf dem Kriegsfuß erhalten und vermehrt, ein ſicherer Beweis, daß Holland noch immer auf einen allgemeinen europäiſchen Krieg hoffte, denn allein konnte es ſich wohl nicht anmaßen, die Sache mit den Waffen entſcheiden zu wollen. Man betrachtete dieſe übertriebene Rüſtung Hollands um ſo mehr aus einem europäiſchen Geſichtspunkte, als Holland für ſich den Zweck, zu dem es ſich vor dem Feldzuge bekannte, nämlich „günſtigere Bedingungen der Unterhandlung," ja vollkommen erreicht hatte, alſo noch ein anderer Zweck im Hintergrunde verſteckt ſeyn mußte. Auch Holland bedurfte einer neuen Anleihe von 138 Millionen, um ſeine außerordentlichen Ausgaben zu decken. (Geſetzesentwurf vom 21 November.) Die Generalſtaaten willigten darein, und antworteten dem König mit Beifall, als er bei dieſer Gelegenheit äußerte, er werde ſtandhaft bleiben wie ſein großer Ahnherr Wilhelm von Oranien, und in keinen Tractat willigen, der den Intereſſen und der Ehre Hollands nachtheilig ſey.

Gegen Ende des Jahres wurde im Luxemburgiſchen eine kleine Contrerevolution verſucht, in Folge der holländiſchen Siege und der entſchiedenen Sprache des deutſchen Bundestags. Sie begann unter dem Schutze der Bundesbeſatzung in der Stadt Luxemburg ſelbſt, von wo einige Oraniſchgeſinnte ſich am 17 December in das Dorf Hollerich begaben, einen Ausſchuß bildeten und in einer Proclamation die Luxemburger aufforderten, die belgiſche Sache zu verlaſſen und ſich Holland zu unterwerfen, am 21 December. Unterzeichnet waren: Baron du Peel, Baron Tornaco, Schanus. Neben dieſer proviſoriſchen Regierung trat ein gewiſſer Herr von Wauthier an die Spitze der „Armee von

Luxemburg," einer Bande von etwa 500 Menſchen, die einige Tage unter den Kanonen der Bundesfeſtung renommirten, bis ihnen der Commandant befahl, das Gebiet der Feſtung zu verlaſſen. Da ſie nun dieſen Schutz verloren, blieb ihnen nichts übrig, als ſich aufzulöſen, denn die oraniſche Sache war in Luxemburg gänzlich unpopulär. Ein Bruder Torna-co's wurde von den Belgiern gefangen.

IV.

Italien.

1.

Papſt Gregor XVI. Die Revolution im Kirchenſtaate, Modena und Parma.

Am 2 Februar wurde an die Stelle des im vorigen Jahre verſtorbenen Pius VIII. der Cardinal Mauro Capellari unter dem Namen Gregor XVI. zum Papſt erwählt, geb. 1765 zu Belluno im Venetianiſchen. Am 6 wurde die feierliche Krönung deſſelben in der Peterskirche vollzogen und Rom überließ ſich der doppelten Luſt dieſer Feſtlichkeit und des wiedereröffneten Carnevals, als plötzlich am folgenden Tage die Nachricht von den im Norden des Kirchenſtaates ausgebrochenen Revolutionen eintraf.

Schon im vergangenen Jahre hatten ſich Spuren eines unruhigen Geiſtes im Kirchenſtaat gezeigt. Die Pariſer Julius-Revolution hatte auch hier Freiheitshoffnungen geweckt. Die Carbonari ſetzten ſich wieder in Thätigkeit, und wurden von ihren vertriebenen Freunden, den italieniſchen Flüchtlingen in Frankreich, ja von einigen Anhängern der franzöſiſchen Kriegspartei ſelbſt angefeuert. Lafayette mußte ſich in der Deputirten-Kammer Briefe vorwerfen laſſen, die

er nach Italien geſchrieben und worin er die italieniſche Revolution gebilligt hatte. Man kann annehmen, daß dieſe Partei gewünſcht hat, theils durch die Revolution Italiens einen allgemeinen Krieg zu entflammen, theils für den Fall eines ſolchen Krieges ſich Italiens als des wichtigſten Stützpunktes im Süden zu verſichern. Man würde aber ſehr irren, wenn man die italieniſche Revolution allein aus den Umtrieben einer franzöſiſchen Propaganda erklären wollte. Sie hatte auch ein ganz locales Motiv. Das Syſtem des Herzogs Franz von Modena und das in den ſchmählichſten Mißbräuchen verſunkene Pfaffenregiment im Kirchenſtaate waren die eigentlichen Urſachen der Revolution, die ſich daher auch nicht über die Gränzen nach Neapel oder Toscana erſtreckte, weil das Volk dort mit ſeiner Regierung zufrieden war.

Der Herzog von Modena war ſchon lange von einer geheimen Verbindung unterrichtet, an deren Spitze der Kaufmann Ciro Menotti, ſein eigener Liebling und Chef der geheimen Polizei, ſtand. Die Verehrer des Herzogs berichten ſelbſt, er habe mit durchdachter Schlauigkeit die Verſchwörer in ihrem eigenen Netz gefangen, und ſie ſo ſicher gemacht, daß er ſogar am Abend, vor der Nacht, in welcher die Verſchwornen den Palaſt überfallen wollten, einem Kinderballe beigewohnt habe. In dem Augenblicke aber, da Menotti ſeinen Plan ausführen wollte, und alle ſeine Freunde in ſeinem Hauſe verſammelt waren, ließ der Herzog das Haus umzingeln und mit Kanonen zuſammenſchießen. Wer nicht umkam wurde gefangen, und unter den letztern Menotti ſelbſt, in der Nacht vom 3 auf den 4 Februar. Da aber, wie es heißt, Menotti noch in Feſſeln drohte, und der Herzog der Stimmung ſeines Volkes im höchſten Grade mißtraute, ſo traf er

augenblicklich Anſtalten zur Flucht, und nachdem er ſich durch ſcheinbar ſchreckliche Anſtalten, durch Kanoniren in die Luft und durch eine ungeheuere Brodbäckerei, angeblich für die heranziehenden Oeſterreicher, den Abzug gedeckt hatte, floh er am 6ten nach Mantua. Die Revolution folgte ihm auf dem Fuße, indem ſie auch im benachbarten Bologna ausgebrochen war. In Modena übernahm der Advocat Biaggio Nardi die proviſoriſche Regierung unter dem Titel eines Dictators.

Die Vorfälle in Bologna werden in einem Schreiben aus dieſer Stadt in der Allgemeinen Zeitung alſo geſchildert: „Schon ſeit einigen Wochen bemerkte man hier eine Gährung in den Gemüthern, die durch insgeheim ausgetheilte Aufrufe, Verſammlungen auf Kaffeehäuſern u. ſ. w. genährt ward. Die Abweſenheit des Erzbiſchofs, der ſich im Conclave zu Rom befand, die geringe Stärke der Beſatzung, von höchſtens 700 Mann Infanterie und 80 Cavalleriſten, in einer Stadt von 70,000 Einwohnern, ſchien die Unruheſtifter zu ermuthigen. Am 4ten verbreitete ſich das Gerücht, daß Modena in vollem Aufſtande ſey, und Bürger mit den Soldaten kämpften. Als die gegen Abend eingetroffene Poſt dieſes Gerücht beſtätigte, kam hier die Verſchwörung zum Ausbruche. Eine Menge junger Leute verſammelte ſich in den Kaffeehäuſern. Mehrere Redner traten auf, die ſie beſonders auch ermahnten, ihre Waffen nicht durch unnütze Mordthaten zu beſudeln. Die Jünglinge beſchworen dieſes und verpflichteten ſich, für die Freiheit Italiens alles zu wagen. Der Prolegat verſammelte eiligſt die Vornehmſten des Adels und die Angeſehenſten des Bürgerſtandes, um ſich mit ihnen über die drohende Gefahr zu berathen. Während er gegen Mitternacht ſich mit ihnen beſprach, rückten die Jüng-

linge bewaffnet gegen den Palaſt. Der erſchrockene Prolegat hatte ſchon früher, wegen der großen Ausdehnung der Verſchwörung an der militäriſchen Hülfe verzweifelnd, der kleinen Beſatzung befohlen, ſich ſtill und verborgen zu halten. Die Jünglinge, auf ernſten Kampf gefaßt, fanden an dem Palaſte nicht einmal eine Schildwache auf ihrem Poſten. Sie verlangten hierauf von dem Prolegaten Unterzeichnung einer Acte, wodurch er die Verwaltung in die Hände einer proviſoriſchen Regierung niederlege. Er zögerte Anfangs, ſah ſich aber bald durch den anwachſenden Tumult auf dem Platze und die Drohung, ihn bei längerer Weigerung zum Fenſter hinauszuſtürzen, genöthigt, dem Verlangen der Inſurgenten zu entſprechen. Durch dieſen Act waren nun ſämmtliche Truppen der Legation der proviſoriſchen Regierung unterworfen. Am folgenden Tage, den 5 Febr., reiſ'ten ſowohl der Prolegat als der abgeſetzte Obriſt der Linientruppen unter Geleit nach Florenz ab. Bei allen dieſen Vorfällen ward kein Tropfen Bluts vergoſſen." — „Der Prolegat reiſ'te gegen Abend ab. Er fand für gut, ſich vorerſt nach Florenz zurückzuziehen, weil er die Romagna (die Legationen von Forli und Ravenna) wahrſcheinlich ſchon in vollem Aufſtande gefunden hätte, und die Romagnoli oft ſehr gefährliche Leute ſind. Man wußte nämlich, daß mehrere von dieſem rachgierigen, im Haſſe unverſöhnlichen, übrigens ſonſt biedern Volke noch vor Mitternacht ſich theils gewaltſam, theils mittelſt eines für den hieſigen Soldaten bezaubernden Pazpetto's (2 Paoli) einen Weg durch die Thore eröffnet hatten und auf Sedioli davon gejagt waren, um ihren Landsleuten in Imola, Faenza, Forli, Ceſena ꝛc. die Revolution zu verkünden. Nach der Abreiſe Monſignors des Prolegaten wechſelte die von ihm

ihm eingesetzte Commission den Namen, und nannte sich governo provisorio della citta e provincia di Bologna, unter Giovanni Vicini als Präsidenten. Sie forderte alle Bürger und Einwohner vom 18ten bis zum 50sten Jahre auf sich zu bewaffnen. Morgens war die Nachricht von der Papstwahl eingetroffen, aber Niemand dachte an den Neugewählten, ob er gleich als ein sehr schätzbarer Mann oft gepriesen und gewünscht worden war. Die Eine Nacht hatte alles geändert, und Weiß, Roth und Grün die päpstlichen Wappen verdrängt, die nur noch auf den Münzen zu sehen waren, nur auf ihnen noch etwas galten. Abends war die Stadt erleuchtet, aber zahlreiche Patrouillen durchstreiften die Straßen und überall ertönte Waffengeklirr."

Der Aufstand griff schnell um sich. Während die provisorische Regierung in Bologna vor allen Dingen zur Erleichterung der Bürger den Salzpreis herabsetzte, und zur Vertheidigung Truppen organisirte, breiteten zahlreiche Emissäre die Revolution in der ganzen Umgegend aus, und schnell drang sie nach Parma, Ferrara, ja bis Ancona. Schon am 9 Febr. constituirte sich zu Pesaro unter dem Vorsitze des Grafen Cossi eine provisorische Regierung der Provinzen Urbino und Pesaro, hob zunächst die letzte Schlachtsteuer auf, und kündigte umfassende Reformen an, gleich der Bologneser Revolutions-Regierung. Am 12 Februar brachen Unruhen in Parma aus, und die Frau Herzogin Marie Louise sah sich genöthigt, am 15ten nach Piacenza zu flüchten. Am 14ten revolutionirte, trotz der österreichischen Festungs-Besatzung, die Stadt Ferrara und setzte ebenfalls eine provisorische Regierung ein unter Vorsitz des Dr. Guidetti. Schon am

8ten hatte sich die Bevölkerung von Ancona empört, doch gelang es den Insurgenten erst am 17ten unter Anführung des Obrist Sercognani die feste Citadelle zur Uebergabe zu zwingen. Hierauf empörte sich auch Perugia, und am 19ten erließ die dort errichtete Regierung unter Vorsitz des Monaldi schon eine Proclamation. Hierauf folgte die noch wichtigere Stadt Foligno, die starke Festung St. Leo, und Spoleto. Zu Forli bildete sich eine sogenannte italienische Armee, welche Rom selbst bedrohte, und der Feldmarschall-Lieutenant Zucchi, vormals Divisionsgeneral des Königreichs Italien, trat an die Spitze derselben.

Man schrieb damals aus Rom: „Als der Papst kaum im eigentlichsten Sinne die Krönungsgewänder abgelegt, empörten sich seine Provinzen, und während Empörung und Krankheiten im Lande wüthen, raset das hiesige Volk, in bacchanalisch toller Lustigkeit, verlarvt auf dem Torso umher. Doch erließ schon am 9ten der Papst eine liebevolle Proclamation, worin er zum Frieden redete, Abhülfe der Beschwerden versprach und darauf aufmerksam machte, daß er, als eben erst gewählter Papst, an den frühern Mißbräuchen ja keine Schuld trage. Auch rief er in dieser Proclamation keinen andern Schutz an, als den des Himmels. Dieß hinderte jedoch nicht, daß sich die römischen Carbonari vornahmen, am 12ten unter dem Schutze der Maskenfreiheit in Rom selbst einen Auflauf zu erregen. Der Papst untersagte den Carneval, und als sich die Verschwornen dennoch versammelten, wurden sie am Abende des gedachten Tages durch das Militär angegriffen und nach einigen Schüssen zerstreut. Dieser Vorfall hatte zur Folge, daß der Papst am 16ten die drü-

ckende Salz- und Mehl-Steuer herabsetzte, am 17ten die guten Bürger von Rom eine Nationalgarde bilden ließ, und am 18ten ein Edict bekannt machte, worin er in Bezug auf die frühere sanfte Proclamation erklärte: „Sollten diese wiederholten Worte der Milde und Verzeihung vergeblich seyn, so werde die geistliche Gewalt, die ihm Gott verliehen, nicht unthätig in seinen Händen ruhen." Von einer Herbeirufung der Oesterreicher wurde nichts gesagt.

Während nun der Staatssecretär Cardinal Bernetti in Rom selbst die Schweizer, die päpstlichen Truppen und die Nationalgarden organisirte, um sie den Insurgenten entgegenzuschicken, wurde Cardinal Benvenuti als Friedensbote vorausgesendet, um durch Ermahnungen und Concessionen den Sturm zu beschwören. Obrist Sercognani aber, der Eroberer von Ancona, der die Avantgarde der Insurgenten commandirte, nahm den Cardinal gefangen, und schickte ihn nach Bologna. Hier war das Gerücht verbreitet, der Cardinal habe durch geistliche Mittel das niedere Volk gegen die Häupter der Revolution aufreizen sollen, ja sogar Geld gespendet. Diese Gerüchte, von Bosheit oder Mißtrauen erfunden, erbitterten den Pöbel aufs heftigste gegen den Cardinal, der daher auf dem ganzen Wege in beständiger Todesgefahr schwebte, aber durch einen gewissen Riva, den der Cardinal früher als Carbonaro hatte in den Kerker werfen lassen, großmüthigst beschützt. — Zwischen den Truppen und Insurgenten fiel indeß nur ein unbedeutendes Gefecht vor. Der Obrist Lazzarini stand mit den päpstlichen Truppen in Civita Castellanea und hatte einen Posten von 10 Mann an die Tiberbrücke Ponte felice vorgeschoben. Dieser wurde am 21sten

von den Insurgenten angegriffen, der sie vertheidigende Lieutenant Bossi, schwer verwundet, mit 25 Mann gefangen, und die übrigen verjagt. Doch zogen sich die Insurgenten wieder zurück, ohne einen Angriff auf Rom zu wagen. Damals begaben sich die beiden Söhne Ludwig Bonaparte's, Grafen von St. Leu, ohne Wissen ihres Vaters zu den Insurgent n nach Spoleto.

Noch herrschte die größte Verwirrung unter den Insurgenten selbst. Eine Menge kleiner Localregierungen, die von einander unabhängig waren, verschiedene Anführer, von denen jeder that, was ihm gefiel: im Süden der aufbrausende Sercognani, in Bologna der alte Pole Grabinski. Durch einen italienischen Nationalcongreß sollte nun in die innern Angelegenheiten, und durch den Oberbefehl des aus Mailand entflohenen Zucchi in die militärischen Operationen Einheit gebracht werden. Den thätigen Bemühungen des Professors Orioli und Advocaten Zanolini gelang es, die Localeifersüchteleien und Eitelkeiten der Provinzialstädte zu besiegen, und alle insurgirten Provinzen zu vereinigen. Alle schickten Deputirte nach Bologna, wo am 26 Februar der Congreß eröffnet wurde. Präsident Advocat Giovanni Vicini. Die übrigen Deputirten: aus Perugia F. Sensi, G. Negroni, C. Massari; aus Ancona und Loretto P. Orlandi, L. Sturani; aus Forli M. Rosa, P. Ruffendi; aus Rimini Marchese P. Belmonte Cima, G. B. Scardi; aus Brisighella Graf P. Ricciardelli; aus Ravenna Advocat Zalamella, Graf G. Rota, Graf P. D. Pasolini; aus Ferrara Advocat A. Delfini, G. Recchi; aus Paganacavallo G. Graziani; aus Cesena V. Fattiboni, T. Pogai; aus Faenza G. Zampieri, Dr. A. Bucci; aus Imola Advocat P. Pagani, Advocat G.

Zaccheroni; aus Urbino und Pesaro Graf Fr. Giovannini, Graf T. Mammiani della Rovere; aus Urbania Prof. G. Rossi; aus Fossombrone G. Mazzi, Graf F. M. Torricelli, aus Bologna Advocat A. Silvani, Adv. A. Zannolini, Prof. Orioli, Graf v. Brunetti, Marchese A. Tannari; aus Gubbio Graf F. Ranghiassi Brancaleoni; aus Fano Adv. V. Gabrielli; aus Lugo Graf F. Manzoni, Adv. F. Giovanardi; aus Cento G. Cavaliere; aus Massalombarda Adv. L. Torchi; aus Pieve di Cento Adv. F. Lisi; aus Castel Bolognese Dr. A. Marani. — Dieser Congreß saß indeß nur einige Tage und beschäftigte sich, außer daß er am 4 März eine provisorische Regierung (Governo delle Provincie unite italiane) decretirte, mehr mit Festen als mit Geschäften. Die Bolognesen triumphirten vor dem Siege und hielten ihre Sache schon für gewonnen, da sie auf die Unterstützung Frankreichs rechneten, und in jedem Falle glaubten, Frankreichs Drohungen würden das Schwert Oesterreichs in der Scheide halten.

In den nämlichen Tagen, da jener Congreß in Bologna improvisirt wurde, unternahmen die in Frankreich lebenden piemontesischen Flüchtlinge einen Angriff auf Savoyen. Am 23 Februar zogen 600 derselben, mit geworbenen Franzosen vermischt, aus Lyon aus; die französischen Behörden schickten ihnen aber Truppen nach, holten sie bei Marimieux ein und nöthigten sie, zurückzukehren. Der Rhonepräfect erließ am 25sten eine Proclamation, worin er die Werbungen der Italiener aufs strengste untersagte. Dennoch zeigte sich einige Aufregung an der Gränze, und bei Etrembières wurden die Douanenposten von einem Haufen „Contrebandiers und Einwohner der benachbarten Orte," angegriffen, am 27sten,

trieben sie aber mit dem Verluste von 1 Todten und 25 Verwundeten zurück. Die Insurgenten sollen „aufrührerische Proclamationen und Fahnen" gezeigt haben, verschwanden aber nach dieser kleinen Affaire.

Sobald das österreichische Cabinet von den Vorgängen in Italien unterrichtet war, beschloß es sogleich, durch eine bewaffnete Intervention den Status quo herzustellen. Obgleich mehr als irgend eine andere Macht zum Frieden geneigt, griff dennoch Oesterreich unbedenklich zum Schwerte, da es sich hier um Italien handelte, in dessen Besitz die ganze Stärke und Schwäche des Kaiserstaates liegt. Und Fürst Metternich konnte die Intervention um so beruhigter verfügen, als er von Seite des französischen Justemilieu keinerlei Hinderniß, sondern im Gegentheile nur dieselbe politische Unbehülflichkeit und Unentschlossenheit zu gewärtigen hatte, welche früher Napoleon bei seinem unsterblichen ersten italienischen Feldzuge sich gegenüber fand. Oesterreich und Frankreich hatten jetzt die Rollen vertauscht. Alle Schnellkraft und Energie war auf Seite des Fürsten Metternich, alle Schwäche, Bestürzung und Passivität auf Seite des Justemilieu. — Anfangs jedoch erklärte Oesterreich, es wolle die Intervention beschränken auf Modena und Parma, weil es von den dem Kaiserhause verwandten Höfen dieser kleinen Länder zum Beistande gerufen worden, und auf Ferrara, weil diese Stadt österreichische Besatzung hatte und insofern unter dem besondern Schutze Oesterreichs stand. Vielleicht wollte man, ehe man weiter auf Bologna und Ancona vorrückte, erst vom Papste gebeten seyn; vielleicht wollte man die Bolognesen erst sicher machen, um sie dann besser zu überfallen; vielleicht auch wollte man es dem französischen Justemilieu leichter

machen, die Oppoſition zu beſchwichtigen, indem man der Intervention anfangs nur eine ſehr geringe Ausdehnung auf die öſterreichiſchen Appertinenzien in Italien gab. Die Sprache des öſterreichiſchen Beobachters bei dieſer Gelegenheit war jedoch auch für die quaſilegitime Juliusdynaſtie in Frankreich nicht ſchmeichelhaft. Die Erklärung nämlich, daß die Oeſterreicher interveniren würden, wurde mit den Worten begleitet: „Der Geiſt des Frevels und der Verblendung, der in dieſer ſtürmiſchen Zeit auf mehr denn Einem Punkte von Europa die beſtehende Ordnung zertrümmert, den Regierungen Troß geboten, die Völker aufgewiegelt, die gewaltthätigſten Umwälzungen bereitet ꝛc.“ Sodann hieß es: „Von den in der Ausübung ihrer Rechte gekränkten Regenten um Beiſtand angerufen, hat Se. Maj. der Kaiſer ſofort die Nothwendigkeit erkannt, zur Wiederherſtellung der Ruhe in ſo vielen, mit den Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie in den mannichfaltigſten und engſten Berührungen ſtehenden Ländern aufs thätigſte mitzuwirken. Demzufolge haben Se. Maj. den Entſchluß gefaßt, einen Theil Ihrer in Italien befindlichen Streitkräfte, zur Wiederherſtellung der Ruhe, zunächſt in Modena, Ferrara und Parma, verwenden zu laſſen. Es bedarf bei den weltbekannten Geſinnungen des Monarchen nicht der Verſicherung, daß dieſer nothgedrungene Entſchluß, die Erhaltung des allgemeinen Friedens- und Beſitz-Standes, die Handhabung aller wohlerworbenen Rechte, die Befeſtigung des geſetzlichen Anſehens der Fürſten, das wohlverſtandene Intereſſe der Völker Italiens, und vor allem das Heil und die Sicherheit der Seiner unmittelbaren Sorge anvertrauten Länder zum alleinigen Zwecke hat, und daß mit Erreichung

dieſes Zwecks auch die gegenwärtig angeordneten Maßregeln ihr ausſchließliche Beſtimmung erfüllt haben werden."

Feldmarſchall Baron Frimont wurde Obergeneral der öſterreichiſchen Armee in Italien. Am 5 März nun rückte Feldmarſchall-Lieutenant Baron Geppert mit der kaiſerlichen Avantgarde ins Modeneſiſche ein und zerſtreute am gedachten Tage einen Haufen von etlichen hundert Inſurgenten, die ihm in Novi Widerſtand leiſteten, und dabei 30 Todte und 65 Gefangene verloren. Oeſterreichiſche Nachrichten ſagen, General Zuchi, der hier die Inſurgenten commandirte, ſey im erſten Schrecken aus Modena geflohen, geſtehen aber zu, daß er am 7ten ſchon wieder an der Spitze eines ſchnell zuſammengerafften Haufens in Modena erſchienen ſey und eine muthige Proclamation an das Volk erlaſſen habe. Da er aber keinen Anklang fand, verließ er die Stadt mit 7—800 Mann, und am folgenden Tage, am 9ten, zogen die Oeſterreicher unter Geppert ein. — Eben ſo rückte Feldmarſchall-Lieutenant Fürſt Bentheim am 6ten in Ferrara, und General Hrabowski am 13ten in Parma ein. In letzterer Stadt tumultuirte der Pöbel gegen die fliehenden Inſurgentenhäupter, weil ſie jetzt in der Noth die Stadt im Stiche ließen.

Die Nachricht von dieſen Vorgängen verbreitete in Bologna die größte Beſtürzung. Zuchi, der hieher geflüchtet war, ſchäumte vor Wuth, nannte die Modeneſen feige Memmen und ſuchte noch immer Hülfe in den Waffen. Auch der alte Pole Grabinski ſuchte zu Forli die ſogenannte italieniſche Armee zu organiſiren; allein die alte Angſt vor den Tedeschi bemächtigte ſich aller Gemüther, und während die Einen ſchon flohen, beſchäftigten ſich die Andern nur noch mit Zeitungsnachrichten aus Frankreich, aus denen ſie

die letzten Hoffnungen und Illusionen schöpften. Die Wenigen, die noch einigermaßen Kopf behielten, zerspalteten sich in zwei Parteien: in eine gemäßigte, an deren Spitze der Präsident Vicini stand, und in eine exaltirte, die alles Vertrauen auf Zucchi und den Krieg setzte. In Folge dieser Reibung wurde Vicini insultirt, und dankte ab. Allein auch Zucchi konnte trotz seines persönlichen Muthes die Feigheit seiner Landsleute nicht besiegen, als die Oesterreicher sofort Anstalt machten, auch Bologna anzugreifen.

Am 19 März proclamirte Frimont: „daß Se. Heiligkeit von Sr. Majestät dem Kaiser Hülfe begehrt habe," und daß er demnach in den Kirchenstaat einrücken werde. Auch zog er wirklich am 21sten ohne Widerstand in Bologna ein. Der Congreß war zerstäubt, seine meisten Mitglieder flohen nach Toscana, nur der gemäßigte Vicini blieb zurück. Zucchi mißtraute den Bolognesen und hoffte sich besser in freiem Felde bei Rimini zu halten; allein General Armandi vereitelte seine Maßregeln, indem er verrätherischerweise ihn verließ und auch den General Grabinski verhinderte, sich mit Zucchi zu vereinigen. Zucchi bestand am 25sten bei Rimini ein unbedeutendes Gefecht und suchte sodann, nachdem er die feste Stellung am Cattolica mit dem Ruf: „Für Memmen gibt es keine Position!" verlassen hatte, einen Stützpunkt in der Festung Ancona, aber Armandi war ihm schon voraus geeilt und hatte mit dem Cardinal Venvenuti, der um diesen Preis seine Freiheit erhielt, eine Capitulation abgeschlossen, wodurch Ancona den päpstlichen Truppen überliefert wurde. Zucchi vergoß Thränen vor Zorn, es blieb ihm aber nichts übrig, als in schnellster Eile zu flüchten, denn die Oesterreicher, denen

ſehr viel daran gelegen war, gerade ſeiner Perſon, als eines deſertirten k. k. Feldmarſchalls-Lieutenants, habhaft zu werden, folgten ihm auf dem Fuße. Er floh auf der päpſtlichen Polacca Iſola, allein eine kaiſerliche Peniche, welche zu dieſem Zwecke ausgelaufen war, zwang das Schiff auf der Höhe von Loreto die Segel zu ſtreichen, am 31 März, und Zucchi wurde gefangen nach Venedig geführt. Von hier führte man ihn über die Alpen, und er blieb in den öſterreichiſchen Kerkern, weil Fürſt Metternich in Betreff ſeiner, als eines öſterreichiſchen Unterthanen, keine Reclamationen anerkannte, die übrigen auf dem Schiffe gefangenen Bolognesen aber wurden, auf franzöſiſche Verwendung, in Venedig wieder freigelaſſen und nach Frankreich geführt.

Geppert rückte unterdeß am 29 März in Ancona ein. Der Reſt der Inſurgenten, etwa 2000 Mann, leiſtete nicht den mindeſten Widerſtand, weil er ſich auf die mit Cardinal Benvenuti abgeſchloſſene ſehr gnädige Capitulation verließ. Obgleich nun aber dieſe Capitulation am 26 März in der That das Meiſte dazu beigetragen hatte, daß Zucchi verlaſſen wurde, und Ancona ſo ſchnell in die Hände der Oeſterreicher kam, ſo wurde ſie nun doch nicht anerkannt, weil der Cardinal nicht dazu befugt und überhaupt nicht frei geweſen. Der Cardinal hatte auf ſein Ehrenwort eine uneingeſchränkte Amneſtie und freien Abzug aller in der Revolution compromittirten Perſonen verſprochen.

Nach dem Falle von Ancona und der Gefangennehmung Zucchi's war für die Inſurgenten keine Hoffnung mehr. In der Nähe von Rom hatte der Obriſt Sercognani noch einige Male mit den päpſtlichen Truppen ſcharmuzirt: am 8 März bei Rieti, am 16ten bei St. Lorenzo alle Grotte.

Am 17ten ſtarb der hoffnungsvolle junge Graf Louis Napoleon von St. Leu, der älteſte Sohn von Louis Bonaparte, vormals Königs von Holland. Er war nebſt ſeinem jüngern Bruder zu den Inſurgenten geflohen, ſtarb aber in Forli an einer Bruſtentzündung. Sercognani hielt ſich, bis er von dem auf Ancona heranrückenden Geppert gedrängt wurde. Der größte Theil ſeines Corps legte am 30 März zu Spoleto freiwillig die Waffen nieder. Er ſelbſt erbat und erhielt vom Erzbiſchofe von Spoleto einen Paß, wurde aber zu Tolentino arretirt.

Somit endete dieſe kurze Revolution, der die Rache auf dem Fuße folgte.

Zunächſt nahm der Herzog von Modena, unter dem Schutze der öſterreichiſchen Bajonnette, wieder von ſeinem verlaſſenen Throne Beſitz und erließ bereits am 23 März ein merkwürdiges Edict gegen die Juden, weil namentlich Juden an der Revolution in Modena Antheil gehabt haben ſollten. 1) Wurden alle früher den Juden günſtigen Geſetze zurückgenommen. 2) „Die Gemeinde der in Unſern Staaten geduldeten Juden bezahlt wieder, wie ſie es bis zu jener Duldung that, jährlich 20,000 Franken an Unſere Finanzcaſſe. Ueberdieß iſt es keinem Juden und keiner Jüdin mehr erlaubt, außerhalb der Judengaſſe (Ghetto) anders als mit dem Zeichen und in der Kleidung zu erſcheinen, deren nähere Beſtimmung Wir uns vorbehalten, damit ſie von Jedermann als Juden erkannt werden. 3) Um Unſern geliebten Unterthanen die Laſten zu erleichtern, welche die erlittenen Verluſte und die durch die letzte Revolution verurſachten großen Koſten nothwendig herbeiführten, und um dieſelben nicht mit neuen Abgaben zu beſchweren, hat die Gemeinde der

hier, d. h. in den beiden Provinzen Modena und Reggio befindlichen Juden innerhalb eines Jahrs vom Tage des gegenwärtigen Decrets die Summe von 600,000 Franken an die Staatscasse zu bezahlen, wovon ein Drittheil sogleich, und 100,000 Franken alle 3 Monate, als Strafe für das in den letzten Ereignissen beobachtete Benehmen zu entrichten ist. 4) In Kraft des wiederhergestellten Gesetzes, daß die Juden nicht außerhalb ihrer resp. Judengassen ein Besitzthum haben dürfen, dienen alle ihre gegenwärtigen Besitzthümer außerhalb derselben als Pfand für die richtige Zahlung der besagten Summe, in deren Ermangelung ihnen von jenen Gütern nach der Wahl und der Schätzung von Sachverständigen so viel abgenommen werden soll, als zur Berichtigung jener Zahlung nach Unserem Willen und Befehl nöthig ist." Diesem Edicte folgte ein anderes am 29 März, worin der Herzog die gegen 3 Insurgenten ausgesprochene Todesstrafe in Galeerenstrafe verwandelte, aber der Militär-Commission befahl, „daß gegen alle andern Anstifter oder Mitschuldigen des schrecklichen Attentats mit der ganzen Strenge der Gesetze und der Gerechtigkeit verfahren werde, mit Ausschluß aller Empfehlung an Unsere Gnade, so daß sie Uns bloß die Sentenzen vorzulegen hat, um vor deren Vollziehung von Uns bestätigt zu werden."

Gallignani's Messenger berichtete: „Des Herzogs Factotum ist Fürst Canosa, ein neapolitanischer Emigrant, der zum Polizeiminister ernannt wurde. Unter seiner Leitung wurde eine Gesellschaft Calderari gebildet, um den Carbonaris entgegen zu wirken. Sie sind alle mit Dolchen bewaffnet, und erkennen einander durch gewisse Zeichen. Schon zweimal griffen sie friedliche Einwohner wüthend an, wobei von den

letztern zwei getödtet und fünf verwundet wurden; ihr einziges Verbrechen war, daß sie zu mehr als drei auf den Straßen standen. Das Schaffot steht fortwährend auf dem Platze vor dem Palaste aufgerichtet. Da die Gefängnisse nicht für alle Verhafteten hinreichten, so wurde ein großer Theil theils in die Casernen, theils in die Klöster gesperrt, wo die Mönche für sie stehen müssen. Innerhalb fünf Tagen wurden dreizehn Personen hingerichtet. Menotti's Haus ward niedergerissen; ich war zugegen, als man es demolirte, wobei die Gendarmen und Calderari jeden mißhandelten, der nicht Evviva il Duca! Morte ai Carbonari! rief. In dem Augenblicke, als die letzten Steine des Erdgeschosses über den Haufen geworfen wurden, kam der Herzog. Er lächelte und redete dann die Leute an, die das Haus niedergerissen hatten, indem er ihnen sagte, er wolle sich ihre Namen einreichen lassen, um ihnen Nationalbelohnungen zu geben. Schon hat auch Se. Hoheit eine große Summe Geldes unter sie austheilen lassen."

Eine österreichische Nachricht erklärte dieß alles wider für Erdichtung. Später wurde bekannt, Menotti und sein Gefährte Borelli seyen am 26 Mai in Modena gehangen worden.

In Parma trat eine viel mildere Reaction ein, wie folgendes Document vom 10 April beweist: „Wir Marie Louise. In Betracht Unsres Decrets vom 31 März, durch das Wir freiwillig auf ein Fünftel Unserer Civilliste verzichteten, haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt: 1) vom April dieses Jahrs an sind die Stipendien, Gehalte und Besoldungen, die von Unserm herzoglichen Hofhalte bezahlt wurden, und sich höher belaufen, als auf 600 Lire

jährlich, bis auf neuen Befehl einem Abzuge von einem Zehntel unterworfen. 2) Die persönlichen Gehalte, die Jemand bewilligt wurden, der einen eigenen Gehalt oder Besoldung von seiner Stelle hatte, sind aufgehoben. 3) Eben so sind alle Gratificationen aufgehoben, die unter irgend einem Titel an verschiedene Personen Unseres Hofhalts verliehen wurden. 4) Die von Uns an die Personen Unseres Hofhalts unter irgend einem Titel verliehenen Entschädigungen sind um ein Viertel vermindert."

Was den Kirchenstaat betrifft, so trat auch hier eine Reaction ein, die indeß durch die französische Contre-Intervention etwas gemildert wurde. Der französische Gesandte in Rom, Hr. v. St. Aulaire, hatte dem Einmarsche der Oesterreicher in Modena und Parma ruhig zugesehen, ohne eine öffentliche Aeußerung der Mißbilligung verlauten zu lassen. Erst als die Oesterreicher auch in Bologna einrückten, erließ er eine, obwohl nur sehr gemäßigte, Protestation, am 27 März. Sie bewirkte wenigstens, daß der Papst am 2 April, als er die Capitulation von Ancona annullirte, also die darin verheißene Amnestie zurücknahm, doch ziemlich mild redete und Concessionen versprach. Er erklärte, „daß, bekräftigt in dem Gedanken, Anstalten zu treffen, welche den Zustand seiner Unterthanen glücklichst verbessern könnten, er sogar, während der trüben vergangenen Unglückszeit, seinen Eifer hierauf gerichtet habe, und stets bereit die Stimmen anzuhören, welche von wahrem Bedürfniß erzeugt, und deßhalb fähig sind, die gewünschten Vortheile zu bewirken, werde er schleunigst die Gesinnungen offenbaren, welche die Betrachtung des Vergangenen und die Unter-

ſuchung der Umſtände, als die nützlichſten ausweiſen werden; daß aber alle ſeine väterliche Fürſorge vergeblich ſeyn würde, wenn nicht zu gleicher Zeit energiſche Maßregeln die Wiederkehr verderblicher Unruhen unmöglich machten.“ Auch Oeſterreich kam dem Wunſche Frankreichs entgegen, da der öſterreichiſche Beobachter ſchon am 4 April erklärte: „Die päpſtliche Regierung iſt allenthalben in ihre Rechte wieder eingetreten; nirgends hat die ihr gebotene Hülfsmacht ſich die geringſte Einmiſchung in die Regierungsangelegenheiten des Landes erlaubt; ſie hat ihre Aufgabe gelöſ't, ohne der Achtung vor dem Rechte, welches ſie zu ſchützen, ohne dem Zwecke, welchen ſie zu erreichen ausſchließend beſtimmt war, einen Augenblick untreu geworden zu ſeyn. Alsbald nach geſicherter Ruhe werden die k. k. Truppen die päpſtlichen Staaten wieder verlaſſen.“ Man ſah indeß in der Proteſtation St. Aulaire's, und in den Conceſſionen des Papſtes und Oeſterreichs nur eine Spielerei. Man warf in der franzöſiſchen Deputirtenkammer dem Herrn v. St. Aulaire vor, er habe, trotz der öffentlichen Proteſtation, heimlich den italieniſchen Inſurgenten gedroht und erklärt, ſeine Regierung werde nichts für ſie thun.

Am 14 April erließ der Papſt ein Strafedict, wodurch die Inſurgenten vor eine Civil- und Militär-Commiſſion geſtellt und gerichtet werden ſollten. Täglich wurden alle Acte der revolutionären Regierung annullirt, wovon „aus beſonderer Gnade“ alle gleichgültigen Acte, Contracte und Richterſprüche erſter Inſtanz ausgenommen ſeyn ſollten. Und beinahe gleichzeitig, am 19 April, erklärte Herr v. St. Aulaire, die franzöſiſche Regierung habe die italieniſche Revolution ſtets mißbilligt. Er erinnerte an die „Beweiſe der ſorg-

fältigſten Theilnahme," welche die Regierung des allerchriſtlichſten Königs (dieſer Ausdruck erregte lebhaften Widerſpruch in der franzöſiſchen Kammer) dem heil. Vater von dem Augenblick gegeben hat, wo ſie von dem Aufſtande von Bologna unterrichtet war." Und er fügte hinzu: „Die franzöſiſche Regierung will nicht, und wird niemals in den Staaten des Papſtes eben ſo ſtrafbare wie unſinnige Unternehmungen beſchützen wollen, deren Folgen unfehlbar ſeyn würden, neues Ungemach über die Völker herbeizuziehen, und die Vollziehung der großherzigen Entwürfe zu verzögern, die der heil. Vater zu ihrem Glücke gefaßt hat. Voll Vertrauen in dieſe Abſichten, wird ſich der Unterzeichnete immer glücklich ſchätzen, durch alle Mittel, die in ſeiner Gewalt ſtehen, dazu beizutragen."

Dieſe öſterreichiſche Sprache des franzöſiſchen Miniſters wurde von den Oeſterreichern durch die Artigkeit erwidert, daß ſie bereits am 18 Mai Ancona räumten.

Am 1 Junius nahm die außerordentliche Regierungsgewalt im Kirchenſtaat ein Ende, und die Legationen kehrten unter die Herrſchaft der Congregationen und deren Präſidenten, der Prolegaten, zurück. Da die Chefs der Inſurrection aus dem Lande geflohen waren, hörte man nichts von Hinrichtungen. Am 7 Junius befahl der Papſt, ſeine Armee mit 8000 Mann binnen 20 Tagen zu vermehren. Am 5 Julius wurde die Verfaſſung der Legationen noch genauer geregelt. Communen von 1000 Seelen ſollten 16, von 1 — 4000 Seelen 21, von 4 — 10,000 Seelen 36, von 10,000 und mehr Seelen 43 Gemeinderäthe erhalten, und dieſe ſollten „für dießmal" noch von päpſtlichen Legaten gewählt, ſpäter aber vom Rathe ſelbſt beſtändig ergänzt werden. Auch die Candidatur wurde dahin beſtimmt, daß immer zwei Drittel

tel der Räthe aus Beſitzern (wo Adel iſt, zur Hälfte aus dem Adel) und nur ein Drittel aus Gewerbsleuten und Gelehrten gewählt werden ſollten. Ferner ſollte alle 2 Jahre ein Drittel der Räthe erneuert werden. Neben dieſem legislatoriſchen Rathe blieb der ausübende Magiſtrat unter dem Gonfaloniere (Bürgermeiſter) beſtehen. Wie nun in den Communen, ſo ſollte auch in den Departementen (Delegationen) ein legislatoriſcher Rath neben die Adminiſtrativregierung geſetzt werden. Die Wahl dieſes Raths blieb dem Volke, allein das Volk ſollte nur die Candidaten wählen, aus denen dann erſt der heil. Vater die Räthe ſelbſt wählte. Dieſe Räthe blieben auf die einzelnen Legationen beſchränkt und traten nie in eine Nationallegislatur zuſammen, auch blieben ihre Sitzungen geheim. Dieß war der merkwürdige Verſuch zu einer repräſentativen Verfaſſung im Kirchenſtaate.

Um jeden Schein zu vermeiden, als walte zwiſchen Frankreich und Oeſterreich noch irgend ein Mißverſtändniß, trat auf kurze Zeit ein Miniſtercongreß der fünf großen Mächte, wozu noch Sardinien gezogen wurde, in Rom zuſammen und erklärte unterm 9 Julius, daß die Ruhe in Italien hergeſtellt ſey, und daß die Oeſterreicher am 15ten dieſes Monats Bologna und den Kirchenſtaat gänzlich räumen würden, welches auch geſchah. Die Revolution war erſtickt, Oeſterreich hatte erreicht, was es wollte, und es blieb immer noch nahe genug, um den Kirchenſtaat zu bewachen. Die außerordentliche Ueberlegenheit der öſterreichiſchen Politik über die des franzöſiſchen Juſte-Milieu bewährte ſich vorzüglich darin, daß Oeſterreich Frankreich nicht nur den empfindlichſten Streich verſetzte, ſondern ihm am Ende gar noch Dank dafür abnöthigte. Dieß ſind die Vortheile der Initiative.

Es darf als ein charakteristischer Zug nicht übergangen werden, daß Feldmarschall Frimont in seiner Abschiedsproclamation den päpstlichen Unterthanen sagte: „Ihr seyd einer großen Gefahr entflohen. Plünderung, Meuchelmord und Raub waren das Loos, welches man euern blühenden Gefilden bereitete.“ Während nun aber von dergleichen Excessen in der Revolutionsperiode selbst nichts bekannt worden ist, waren es im Gegentheil erst die päpstlichen Truppen, die, wie wir bald sehen werden, trotz der friedlichen Versicherungen und liberalen Concessionen des heil. Vaters, schreckliche Rache übten, und gleich einer Räuberhorde plünderten und mordeten.

Es war natürlich, daß sich die Bolognesen über den Abzug der Oesterreicher freuten. Um ihnen aber anzudeuten, daß die Oesterreicher nahe genug blieben, und daß der Rückzug derselben eine schnelle Wiederkunft nicht ausschließe, bediente sich der Papst in der bei dieser Gelegenheit auch von ihm erlassenen Proclamation des Ausdrucks, er sey „stark (nicht, wie es früher hieß, durch den göttlichen Schutz, sondern) in den Rechten des heiligen Stuhls, stark in den feierlichen Garantien, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen gegen Uns erneuert wurden von den hohen Mächten Europa's.“ Dennoch konnten die lebhaften Italiener ihre Freude nicht verbergen, und zu Rimini, Forli, Pesaro, Faenza, Spoleto tönten Freiheitslieder, und kam es zu Raufereien zwischen den Liberalen und den Papalinis. Die Liberalen waren in den Provinzen in so starker Majorität, daß sie sogar eine Deputation nach Rom sandten. Graf Marchetti und der Advocat Pagani waren die Sprecher derselben. Sie beschwerten sich über den päpstlichen Obersten Ventivoglio, der in Rimini auf das

Volk hatte ſchießen laſſen, und verlangten den Rückzug der päpſtlichen Truppen aus den Legationen. Auch andere Klagen wurden laut, wovon eine gleichzeitige Flugſchrift das Weſentliche zuſammenfaßte. Dieſe Flugſchrift erklärt geradezu, das weltliche Regiment des Papſts könne nicht länger beſtehen, und der Kirchenſtaat müſſe ſäculariſirt werden. Die Gründe ſind: das hohe Alter der Päpſte, welche ruhebedürftig den Staat und obendrein die Kirche regieren ſollten: Nepotismus, Creaturismus, häufige Todesfälle, Zwiſchenregiment, Intriguen, neue Wahlen, Begräbniſſe, alles mit ungeheuren Koſten verbunden; die Cardinäle, ſtatt allein in hohen kirchlichen Angelegenheiten mitzuwirken, entſcheiden in weltlichen Dingen, von welchen ſie nichts verſtehen; ſie regieren Welt und Kirche; aus ihrer Mitte nur darf der Papſt gewählt werden, und ſie bilden die ſchlimmſten aller Tyranneien: geiſtliche Oligarchie. Die geiſtliche Carrière iſt die einzige, welche zu Ehren führt. Familienväter werden vernachläſſigt, Hageſtolze geehrt. Dieſe verzehren das Mark des Landes und tragen nichts von den Laſten. Der große Hofſtaat, theilweiſe aus Fremden beſtehend; die Tauſende von Prälaten und geringern Dignitarien, welche das Elend vermehren. Aus dieſer meiſt geſchäftsunfähigen Claſſe wählt man Kriegs- und Finanzminiſter und Gouverneure der Provinzen. Die ungeheuren Nachtheile der Provinzen in ihrem Verhältniſſe zu der Hauptſtadt; der Mangel an Garantie für perſönliche Sicherheit oder civile und religiöſe Freiheit; das höchſt mangelhafte Syſtem der Civil- und der Criminaljuſtiz; die unerſchwinglichen öffentlichen Auflagen, Abgaben und Laſten; die Verwirrung in den päpſtlichen Finanzen, Unfug der päpſtlichen Legaten, Beamten, Spionen;

Nichtratification der Ancona'schen Capitulation; Rachsucht, versteckte, der Klerisei; Gewißheit, daß man gar nichts ändern wolle, wenn auch der Papst persönlich anders gesinnt seyn möchte."

Jene Deputation wurde vom Cardinal Bernetti freundlich empfangen, und derselbe soll sich so liberal geäußert haben, daß die Deputirten davon verblüfft wurden. Doch wurde ihnen nichts bewilligt, und dieß veranlaßte neue, wenn auch nur unbedeutende Volksaufläufe in den Legationen. Am 28 September sollte angeblich eine Verschwörung in Forli ausbrechen, die Anführer wurden aber verhaftet. Am 21 October wurde deßgleichen eine aufrühreriſche Bewegung in Argente unterdrückt. Die Oppoſition concentrirte ſich hauptſächlich in Bologna, und war hier ſo mächtig, daß der Prolegat ſich am 2 December genöthigt ſah, die neu eingeführte Criminalrechtspflege wieder aufzuheben und die alte herzuſtellen. Der Papſt desavouirte dieſe Verfügung wieder, dagegen ſtand er davon ab, die Univerſität Bologna auf ein Jahr zu ſchließen, was er anfangs beſchloſſen hatte und was zu großer Aufregung Anlaß gab. Am 24 December fand ſogar eine große Volksverſammlung zu Bologna ſtatt, worin neue Deputirte gewählt wurden, die man nach Rom ſchicken wollte, um mit dem Papſte zu unterhandeln. Unterdeß blieben die päpſtlichen Truppen in Rimini und Peſaro concentrirt, ohne etwas zu unternehmen. Man erwartete allgemein, ſie würden vorrücken, und man verſah ſich im voraus nichts Gutes von ihnen, was ſie im folgenden Jahre durch die Gräuel von Forli ſattſam gerechtfertigt haben. Die Bologneſen dachten daher auf Gegenwehr, und Grabinski kam am Schluſſe des Jahres wieder zum Vorſcheine, um eine Oppoſitionsarmee zu

organiſiren. Herr von St. Aulaire ſchrieb ihm daher unterm 24 December einen dringenden Brief, worin er ihn bat, die Rüſtungen einzuſtellen, und ihm ſagte: „Sie meſſen immer Ihre Macht im Gegenſatze mit der des Papſtes; wie kommt es aber, daß Sie nicht einſehen wollen, daß Sie es nicht mit dieſer zu thun haben werden?“ So war es alſo der franzöſiſche Geſandte, der den Italienern mit Oeſterreich drohte.

Am Schluſſe des Jahres ſchloß der Papſt mit dem jüdiſchen Hauſe Rothſchild eine Anleihe von 3 Millionen Scudi (16,200,000 Francs) ab, zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben. Zum Beweiſe übrigens, daß der heil. Vater über den weltlichen Geſchäften die geiſtlichen nicht verſäumte, diene der Umſtand, daß er am 22 November den Jeſuiten Alfons Rodriguez ſelig ſprach.

In den übrigen italieniſchen Staaten herrſchte mehr Ruhe.

Das Königreich Sardinien wurde durch den beabſichtigten Angriff auf Savoyen zwar ein wenig in Schrecken geſetzt, da ihn aber, wie oben ſchon geſagt, die franzöſiſchen Behörden verhinderten, ſo bedurfte es nur noch einer kleinen Rundreiſe des Erbprinzen von Carignan, um die Aufregung vollends zu dämpfen. — Am 27 April ſtarb König Karl Felix, und ihm folgte Karl Albert, Prinz von Carignan. Gerüchte von öſterreichiſchen Thronanſprüchen, ja ſogar von einem öſterreichiſchen Complot wurden von franzöſiſchen Blättern ausgeſprengt, aber bald öſterreichiſcherſeits mit Indignation als Lügen bezeichnet. Ueber den neuen König ſchrieb man aus Turin in der Allg. Zeitung: „Der König hat mit dem Dringendſten begonnen, mit der Juſtiz, welche in Piemont und Savoyen ſehr vernachläſſigt iſt, und von entſetzlichen Mißbräuchen wimmelt. Sinnloſe, dunkle und tyranniſche Geſetzgebung, beſtechliche Richter und ein Harpyien-Heer von Advocaten reichen ſich hier die Hände. Darum begann der König mit dem an das Handelsconſeil ergangenen

Antrage, für alle bei ihm einschlägigen Geschäfte die französischen Gesetzbücher anzunehmen. Durch andere Verordnungen wird die Güterconfiscation in Folge von Straffällen, die Todesstrafe für den Hausdiebstahl, deßgleichen der Gebrauch des Räderns und der glühenden Zangen abgeschafft; auch werden alle Rechtssachen an den Senat gewiesen, die bisher aus besonderer Vergünstigung oder wegen des vornehmen Standes der Parteien vor den König selbst gehörten. Wenn es in diesem Augenblicke auch noch zu früh ist, die gewünschte Amnestie für die Verwiesenen von 1821 auszusprechen, so wird sie doch unstreitig vorbereitet. In dieser Beziehung ist besonders der vor einigen Tagen erschienene Befehl merkwürdig, durch den der König alle Untersuchungen niederschlägt, die gegen die Personen begonnen haben, welche in den letzten savoyischen Unruhen compromittirt waren, und mit den Verbannten in Frankreich in Verbindung standen. Im Zoll- und Douanen-Wesen herrschten bisher eine Menge Mißbräuche: alle Hofleute, Officiere, und auf dem Lande sogar die Pfarrer und Beamten, konnten verbotene oder hochbesteuerte Waaren frei einführen. Dieses Privilegium hat nun aufgehört, denn nach einer königlichen Verordnung sind nun selbst die Mitglieder der königlichen Familie den allerdings harten Zollgesetzen unterworfen. Auch die unter dem verstorbenen Könige so bedeutenden Kriegsrüstungen sind eingestellt, und die Contingente kehren nach und nach in ihre Heimath zurück."

Später hieß es weiter: „Ein bedeutender Schritt zum Bessern ist neuerdings durch die Entfernung des Finanzministers Naggi und des Ministers des Innern Falquet geschehen, denn beide taugten nicht für eine Zeit, die freisinnigere Einrichtungen fordert. Ersterer wurde durch den Grafen Caccia ersetzt, der unter Eugens Administration Präfect von Mailand war. An Falquets Stelle ist Lascoirère getreten, der früher Divisionschef im französischen Ministerium des Innern war. Gubernatis ist überdieß Cabinetssecretär des Königs geworden. — Große Hoffnungen erregt die von Karl Albert für die Verbesserung der Landesgesetze niedergesetzte Commission. Denn nichts ist bei uns dringender und nöthiger. Wahrscheinlich wird bei der Umgestaltung die franzö-

ſiſche Geſetzgebung ſehr benutzt, vielleicht ſelbſt zu Grund gelegt werden.“ Im Auguſt erließ der König ein Edict, die Einſetzung eines Staatsraths betreffend, worin er zugleich ausdrücklich „die Reviſion der alten Geſetzgebung“ ankündigt. —

Auch Toscana blieb ruhig. Doch veranlaßten die Bewegungen in der Romagna den Großherzog, am 12 Februar die Stadtgarde herzuſtellen. —

In Neapel fuhr der junge König mit Verbeſſerungen fort. Am 7 Jan. begnadigte er abermals einige wegen politiſcher Verbrechen Verurtheilte. Am 12ten erließ er mehrere Decrete, worunter das wichtigſte die Mahlſteuer auf die Hälfte herabſetzt. Dieß Edict iſt aber beſonders dadurch denkwürdig, daß es gewiſſermaßen ein öffentliches Budget enthält, und wirklich ſelbſt die Verſprechungen, die der König bei ſeiner Thronbeſteigung gegeben, zu übertreffen ſcheint. Nachdem er — die Angelegenheiten Siciliens noch verſchiebend, — der Wunden, welche fremde Uſurpation und die bedauernswürdigen Ereigniſſe des J. 1820 den Provinzen dießſeits des Faro geſchlagen, erwähnt, ſpricht er von der durch das Decret vom 28 Mai 1826 getäuſchten Hoffnung, in Gefolge deren die Einkünfte und Ausgaben des Staats ausgeglichen werden ſollten, und ſagt, daß er den Zuſtand des Schatzes „in ſeiner ganzen Nacktheit“ habe kennen lernen wollen. So traurig auch dieſer ſey, fährt er fort, wolle er doch durchaus kein Geheimniß machen, und nachdem er der Schuld gedacht, die unter der neuerfundenen myſteriöſen Benennung von „dette flottante“ immer eine wahre Schuld bleibt“ und die 4,345,251 — 50 Ducati (ungefähr 18½ Million Franken) beträgt, wird das Deficit in dem Etat, der für das Jahr 1831 discutirt worden, auf 1,128,167 Ducati angegeben. Um es auszugleichen, ſind bereits vom Könige aus ſeiner Privatſchatulle 180,000 D. bewilligt worden, wozu noch 190,000 aus der Civilliſte jetzt hinzu kommen; ferner an Erſparungen beim Militär 310,000 und bei den verſchiedenen Miniſterien 531,667, welches eine Summe von 1,241,167 D. macht. Von dieſer nun das erwähnte Deficit abgezogen, bleibt ein Ueberſchuß von 113,500 D. Dieſen zur Erleichterung der Laſten des Volks anzuwenden, ſtand feſt, und von dieſen iſt die Mahlſteuer die größte, beſonders weil ſie die ärmſte Claſſe

am meiſten drückt. Da ſie aber 1,253,000 D. beträgt, ſo wäre dadurch keine merkliche Linderung eingetreten, und da man wenigſtens die Hälfte derſelben erlaſſen wollte, ſo mußte man, „da weder das Eigenthum noch die Induſtrie, ohne große Beeinträchtigung derſelben noch mehr belaſtet werden können", zu einem neuen Abzuge an den Beſoldungen und Penſionen ſich entſchließen. — Durch ein zweites Decret vom nämlichen Tage werden verſchiedene Maßregeln verfügt, um die Gemeinden in ihren Ausgaben zu erleichtern, und eine ſtrenge Oekonomie in die Verwaltung ihrer Gelder einzuführen. — Ein drittes Decret ſetzt eine Menge von Officieren, die theils ſeit der franzöſiſchen Herrſchaft, theils ſeit den Begebenheiten von 1820 von der Armee entfernt worden, wieder in ihre alten Grade und Titel ein, und beſtimmt ſie zur Disponibilität. In erſter Linie figuriren darunter die Generallieutenants: Prinz von Satriano, Don C. Filangeri, Duca di Roccaromana, Don L. Caracciolo, und Don Floreſtano Pepe." Im Julius folgten zwei neue Edicte, Verbeſſerungen im Juſtiz- und Adminiſtrations-Weſen betreffend. Mehrere Intendanten wurden von ihren Stellen entfernt.

In Sicilien wurde dagegen die Ruhe geſtört durch einen **Aufruhr in Palermo**, am 1 September. Von zwei Seiten her wollten die bewaffneten Verſchwornen plötzlich die Hauptſtadt überfallen, ein Glockengeläute um Mitternacht ſollte das Zeichen geben, da aber zufällig eine andere Glocke ſchon gegen 11 Uhr läutete, brach die eine Abtheilung zu früh los, und wurde, da die andere nicht herbei kam, beſiegt. Der Urheber der Verſchwörung, **Domenico di Marco**, wurde am 17 September gefangen, und am 26 October nebſt 11 Mitſchuldigen erſchoſſen. Ein und zwanzig aber wurden zum Kerker verurtheilt. Officiell gab man an, daß dieſe Leute, ſämmtlich dem niedern Stande angehörig, nur hätten plündern wollen. Nach andern Nachrichten habe man aber Siciliens Unabhängigkeit bezweckt.

Am Schluſſe des Jahres wurde der Duca di **Gualtieri** Präſident des neapolitaniſchen Miniſterraths und Dr. Nicola **Santangelo**, Miniſter des Innern.

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandl.

Gräfin von Walsee.

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Dritter Jahrgang.
Geschichte des Jahres 1831.
Zweiter Theil.

Mit 10 Portraits.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

Die Geschichte des Jahres 1831.

Zweiter Theil.

	Seite
V. Polen und Rußland. (Beschluß)	
8) Skrzynezki's Zug nach Tykocin gegen die russischen Garden	3
9) Die Schlacht bei Ostrolenka	5
10) Parteienkampf in Warschau. Tod des Grafen Diebitsch und Großfürsten Konstantin. Unruhen in Rußland. Jankowski	15
11) Chlapowski und Gielgud in Litthauen. Ausgang der Insurrection in Podolien	34
12) Paskewitsch. Die preußische Neutralität. Sebastiani's Politik	47
13) Skrzynezki's Zaudern. Dembinski's wunderbare Rückkehr	64
14) Skrzynezki's Absetzung. Der 15 August; Krukowiezki	74
15) Warschau's Fall	91
16) Ramorino's Ungehorsam. Auflösung der Polen in Plozk	115
17) Polens Schicksal nach der Niederlage	128
VI. England	145
1) Kampf um die Reform. Auflösung des Parlaments	159
2) Neues Parlament. Verwerfung der Reformbill im Oberhause	159
3) Die englischen Colonien. Angelegenheiten Ostindiens	179
VII. Spanien	201
VIII. Portugal und Brasilien	207
1) Portugal	211
Brasilien. Don Pedro und Maria da Gloria	211
	220

Seite

IX. America 335
1) Die Vereinigten Staaten von Nordamerica . 235
2) Merico 244
3) Columbia 246
4) Buenos-Ayros 251
5) und 6) Bolivia und Peru 252
7) Chili 253
8) Hayti 253
X. Der Orient 254
1) Die Türkei 254
2) Griechenland 267
XI. Scandinavien 282
1) Dänemark 282
2) Schweden 283
XII. Die Schweiz 284
XIII. Deutschland 302
1) Oesterreich 309
2) Preußen 322
3) Bayern 331
4) Würtemberg 341
5) Baden 343
6) Hannover 352
7) Sachsen 360
8) Hessen-Kassel 363
9) Hessen-Darmstadt 370
10) Braunschweig 371
11) Nassau 373
12) Die übrigen kleinen Staaten Deutschlands . 374

Kleine Chronik 377

Naturerscheinungen 379
Nekrolog des Jahres 1831 382
Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1831 385

Die Geſchichte des Jahres 1831.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Jahres 1831.

Zweiter Theil.

V.

Polen und Rußland.

(Beschluß.)

8.

Skrzynezki's Zug nach Tykocin gegen die russischen Garden.

Nachdem die in der Nähe von Warschau zurückgelassenen russischen Armeecorps von Geismar, Rosen und Pahlen durch den raschen Ueberfall der Polen geschlagen worden waren, hatte Diebitsch den beabsichtigten Weichselübergang aufgegeben, und war von Rizki wieder nordwärts nach Siedlce aufgebrochen, um die großen Magazine daselbst zu decken. Hier blieb er in einer concentrirten Stellung den Polen gegenüber stehen, ohne jedoch eine Schlacht zu wagen. Er begnügte sich, die Ankunft der Garden, die unter dem Groß-

ürſten Michael über Bialyſtok herbeizogen, abzuwarten, und unterdeß die Bewegungen der Polen zu beobachten. Der Zuſtand ſeiner Armee wird nach ſo vielen Niederlagen als höchſt täglich geſchildert. Die Cholera, Krankheit und Elend aller Art, der Aufenthalt in den Wäldern und Moräſten, Strapazen und Mangel, Verluſte und Entmuthigung hatten den Stolz der Armee gebrochen. Noth und Erbitterung erzeugten Grauſamkeiten. Daher ſchrieb Skrzynezki damals: „Der Anblick dieſer Zügelloſigkeit erfüllt die polniſchen Krieger mit Abſcheu, indem dieſelbe ſich ſelbſt auf lebloſe Gegenſtände, als Häuſer und Geräthſchaften, erſtreckt. Selbſt die Wohnungen des Herrn werden von ihrer Grauſamkeit nicht verſchont. So wurde die Kirche in Olexin rein ausgeplündert und die Pfarre niedergebrannt. Einige ſeiner Anführer hingegen zeigen bisweilen Gefühl der Menſchlichkeit. Das Betragen des Generals Kreutz iſt wahrhaft edel zu nennen. Andererſeits aber muß ich berichten, daß der Feind unſere Aerzte, welche er auf ſchriftliches Verſprechen, daß man ſie nicht als Gefangene betrachten werde, ins Spital der Cholerakranken in Mienia abſichtlich ſchickte, gegen ſein Wort aus dem Spital wegführte.“ Man ſah es daher auch als ein Zeichen des himmliſchen Zorns an, als am 8 Mai der Blitz mitten im ruſſiſchen Hauptlager in eine Kanone ſchlug und mehrere Menſchen tödtete. Der Feldmarſchall ſelbſt ſoll allen Muth verloren und dem Kaiſer geſchrieben haben: j'ai perdu la confiance de l'armée, j'ai perdu la mienne; je prie Votre Majesté de me sauver, c'est-à-dire de donner le commandement de l'armée à un autre.

Im polniſchen Lager ſah es inzwiſchen nicht viel tröſtlicher aus. Trotz ſeiner Siege, trotz des Muthes der Armee, trotz

der dringenden Vorstellungen der Regierung, insbesondere des Fürsten Czartorysli, und trotz der schönen Plane, mit denen der geniale Chef des Generalstabs, Prondzynski, den Generalissimus bestürmte, blieb derselbe schwankend und unthätig. Nachdem er schon bei Iganie seinen Siegeslauf eingehalten und die Ueberraschung der Russen, die ihm so wohl gelungen war, nicht fortgesetzt, nicht rasch Siedlce gestürmt und den Feldmarschall selbst angegriffen, sondern diesem Zeit gelassen hatte sich zu concentriren, wäre dennoch ein allgemeiner Angriff auf die russische Hauptarmee auch jetzt noch zu wagen gewesen, da diese Armee noch nicht durch die Garden verstärkt war, und in einem üblen Zustande sich befand. Allein ein anderer noch besserer Plan beschäftigte das polnische Hauptquartier. Prondzynski rieth nämlich, unverzüglich die Garden anzufallen, bevor sie sich noch mit dem Feldmarschall vereinigt haben könnten; und Czartorysli wollte zugleich die Gelegenheit dieses Sieges über die Garden benutzen, ein polnisches Corps zur Unterstützung der Insurgenten nach Samogitien zu werfen. Skrzynezki aber widersetzte sich diesem doppelten Plane, indem er äußerte, während er nach dem Norden gegen die Garden aufbräche, werde Diebitsch in seinem Rücken Warschau wegnehmen. Eigentlich war es ihm aber nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, da er immer von der fixen Idee ausging, die polnische Frage könne nicht mit den Waffen, sondern nur auf diplomatischem Wege entschieden werden.

Da im polnischen Lager nichts geheim blieb, am allerwenigsten wenn die Führer über die zu befolgenden Plane nicht einig waren, so erfuhr Diebitsch bald, was man von Skrzynezki verlange, und fürchtete sich eben so sehr davor,

als Skrzynezki, nur aus ganz entgegengesetztem Grunde. Er war daher ängstlich bemüht, jeden Schritt der polnischen Hauptarmee zu bewachen. Zu diesem Behuf unternahm er am 25 April eine große Recognoscirung. Bei Kuslew stieß er auf die polnische Avantgarde unter Oberst Heinrich Dembinski, der mit nur 3600 Mann und 4 Kanonen ein russisches Corps von 10,000 Mann den ganzen Tag hindurch aufhielt, und sich dadurch den ersten Ruhm in diesem Feldzuge erwarb. Am folgenden Tage bestand General Gielgud ein eben so hartnäckiges Gefecht, da aber Diebitsch bei Minsk die ganze polnische Armee vor sich sah, zog er sich wieder zurück, denn es war ihm nur darum zu thun, sich von der Anwesenheit derselben zu überzeugen.

Am 7 Mai beging Skrzynezki einen neuen Fehler, indem er den tapfern General Chrzanowski mit etwas mehr als 5000 Mann aufs Gerathewohl nach Volhynien detaschirte, ohne zuvor zu wissen, wie es mit Dwernizki stand, denn er war ganz ohne Nachricht von diesem General. Offenbar hätte Dwernizki viel früher eine Verstärkung erhalten müssen, wenn sie ihm hätte nützen sollen. Jetzt war es zu spät, und die polnische Hauptarmee machte sich nur um ein tapferes Corps ärmer, ohne daß Chrzanowski trotz seiner Tapferkeit Dwernizki's verlorne Sache herstellen konnte.

Chrzanowski brach in Begleitung Ramorino's plötzlich nach Süden auf, mit ungefähr 8000 Mann. Am 8 Mai überfiel er die Stadt Kozk, wo er 150 Russen und mehrere Magazine und Cassen erbeutete. Ohne sich aber aufzuhalten, zog er schon am folgenden Tage weiter, mitten zwischen der russischen Hauptarmee (bei Siedlce) und dem Corps von Kreutz (bei Lublin) hindurch. Von allen Seiten

ſtießen einzelne ruſſiſche Schaaren auf ihn, allein er ſchlug ſich in raſchen Schlägen durch ſie alle hindurch. Am Wieprz ſprengte Ramorino das Corps des ruſſiſchen Generals Jezy auseinander. Bei Lubartow wurde eine polniſche Compagnie durch die Ruſſen abgeſchnitten, und wehrte ſich in einem Kloſter einen halben Tag lang gegen 3000 Ruſſen. Nach einer Menge geſchickter ausweichender Seitenmärſche und kleiner Gefechte gelang es der kühnen Polenſchaar binnen drei Tagen glücklich nach Zamoſc zu kommen. Sie hatte nur 300 der Ihrigen eingebüßt, brachte dagegen 800 gefangene Ruſſen mit, am 11 Mai. Chrzanowski war indeß zu ſchwach, um etwas Bedeutendes im Süden zu unternehmen, er konnte nichts thun, als einige ruſſiſche Corps hier feſſeln und aufhalten.

Schon am folgenden Tage, nachdem Chrzanowski ſeinen Zug begonnen hatte, am 8 Mai, wurde die Niederlage Dwernizki's im polniſchen Hauptquartiere bekannt, und machte daſelbſt eine furchtbare Senſation. Skrzynezki ſelber fühlte, daß jetzt etwas geſchehen müſſe, um den Eindruck dieſes Unglücks auszulöſchen und die polniſchen Waffen mit neuem Glanze zu umgeben. Er willigte alſo endlich in Prondzynski's und Czartorysli's Plan ein, die Garden zu überfallen und ein Corps nach Litthauen zu ſchicken. Erſt galt es aber, den ruſſiſchen Feldmarſchall zu täuſchen, und einen großen Vorſprung zu gewinnen, ehe derſelbe der nach Norden abziehenden polniſchen Armee nacheilen könne. In der Nacht des 12 Mai brach Skrzynezki mit der Hauptarmee von Kaluſzyn auf, und ließ daſelbſt nur den General Uminski mit 12,000 Mann zurück. Diebitſch, der ein äußerſt wachſames Auge hatte, wurde etwas von der Bewegung der Polen ge-

wahr, und unternahm gleich am folgenden Morgen eine neue große Recognoscirung; da ihm aber die Truppen Uminski's, und hauptsächlich das Regiment des Generals Milberg mit der größten Dreistigkeit Stand hielten, so glaubte er wirklich, die ganze polnische Armee stehe dahinter, wie bei der Recognoscirung vom 25 und 26 April, da ihm Dembinski und Gielgud Widerstand leisteten. Also getäuscht, ging er ruhig in sein Lager zurück, und Uminski hielt ihn noch mehrere Tage hindurch in seinem Irrthume. Uminski hatte ferner den Befehl, wenn Diebitsch den Abmarsch der polnischen Hauptarmee inne werden würde, ihn noch so lange als möglich aufzuhalten, und ihm, wenn er der Hauptarmee nacheile, auf dem Fuße zu folgen.

Skrzynezki hatte zunächst nur die Absicht, die langsam und einzeln heranziehenden Garden aufzurollen und die großen Magazine von Lomza und Ostrolenka wegzunehmen. Da er stärker als die Garden war und einen großen Vorsprung hatte, so stand der Ausführung dieses Plans nichts im Wege. Wenn er aber die Garden, die russischen Kerntruppen, schlug, so beraubte er nicht nur den Feldmarschall der gehofften Verstärkung, und schnitt ihn von aller Verbindung mit Rußland ab, sondern machte auch den Litthauern Luft, ihre Insurrection zu vollenden, und legte zugleich durch einen so eclatanten Sieg das stärkste Gewicht in die Wagschale der diplomatischen Intervention. Welche tiefe Perspective sich die polnische Regierung im Fall eines Sieges eröffnete, erhellt aus der Proclamation, welche sie dem Generalissimus nach Litthauen mitgab. Sie war bereits auf die Bevölkerung von Altrußland selbst berechnet: „Nicht gegen die russische Nation erheben wir die Waffen. Dieses große und edle Volk ist mit

uns Eines Stammes. Seine Eigenschaften und Kräfte, von der Politik unserer erbitterten Feinde geleitet, sind eines bessern Looses werth. Seine Rechte, seine Religion werden ein desto größerer Gegenstand unserer Aufmerksamkeit seyn, je heiliger uns selbst unsere Rechte und der Glaube unserer Väter sind. Nicht mit diesem Volke führen wir Krieg, sondern mit jenem despotischen Geist, welcher dasselbe niederbeugt und uns unterdrückt. — Die Feinde schwärzen uns vor der Welt an, als würden wir von jakobinischen Grundsätzen geleitet. Wir aber bezeugen vor Gott und der Welt, daß die Religion unserer Väter, die verfassungsmäßige Monarchie, das heilige Recht, die Ruhe und die gesellschaftliche Ordnung unsere alleinigen Gesetze sind und seyn werden."

Allein so wahrscheinlich auch der Sieg über die Garden und so vortrefflich der Plan angelegt war, so ungeschickt wurde derselbe ausgeführt. Die Polen begingen dabei so viele Fehler, daß man Mühe hat, nicht einen über dem andern zu vergessen.

Man werfe einen Blick auf die Charte. Bei Siedlce stand Diebitsch, bei Sniadow die Hauptmasse der Garden. Von Kaluszyn aus begann Skrzynezki seine Operationen. Da es ihm nun darauf ankam, die Garden zu überraschen, ehe sie seinen Plan merken und sich zurückziehen konnten, und ehe Diebitsch mit seiner großen Macht ihn verfolgen und ereilen konnte, so mußte er nothwendig die Garden auf dem kürzesten Wege aufsuchen, und diesen Weg so weit als möglich rechts nehmen, um sie abzufangen und in die Flanke zu nehmen. Statt dessen aber zog er es vor, ihnen auf dem weitesten Wege entgegen zu gehen, und nicht nur ihnen Zeit zum Rückzuge, sondern auch Diebitsch Zeit zum Heranzuge zu lassen,

Er vernachlässigte die erste aller strategischen Regeln, indem er auf dem Bogen zog, auf dessen Sehne sich Diebitsch mit den Garden vereinigen konnte und wirklich vereinigte. Er hätte mit seiner ganzen Macht bei Nur über den Bug setzen sollen; statt dessen schickte er nur den General Lubienski mit 12,000 Mann dahin ab, um bei Nur als verlorner Posten stehen zu bleiben. Den General Dembinski sandte er auf dem weitesten Wege an der großen Heerstraße die Narew hinauf, um die Brücke von Ostrolenka für den Fall eines Rückzuges zu besetzen, und die Magazine von Lomza zu erobern. Diese wären ihm aber von selber in die Hände gefallen, wenn er nur erst die Garden geschlagen hätte. Skrzynezki selbst zog mit der durch diese Detaschirungen sehr geschwächten Hauptarmee ebenfalls viel zu weit zur Linken in der Mitte zwischen dem Bug und der Narew, und faßte die Garden nur von vorn, so daß sie Schritt vor Schritt, eine Schlacht meidend, vor ihm zurückweichen konnten. Wenn er sie statt dessen mit seiner ganzen concentrirten Macht von Nur aus in die Flanke genommen hätte, so würde er sie auf dem kürzesten Wege ereilt, überrascht, zersprengt haben, und Alles wäre gethan gewesen. Er hegte aber beständig die Besorgniß, Diebitsch könne es einfallen, anstatt ihn zu verfolgen und den Garden zu Hülfe zu eilen, vielmehr auf Warschau loszugehen und ihm selbst den Rückzug dahin abzuschneiden. Um nun dieß zu vermeiden, zog er so weit links und trachtete so ängstlich nach dem Besitz der Brücke von Ostrolenka, als des Rückzugwegs. Er beraubte sich also eines sichern Sieges aus Besorgniß einer sehr unwahrscheinlichen Niederlage.

Trotz dieser fehlerhaften Dispositionen hätte Skrzynezki dennoch die Garden vernichten können, denn wider alle Er-

wartung hielten sie wirklich einige Tage Stand und waren bereit, eine Schlacht anzunehmen; aber diese kostbare Zeit verlor der Generalissimus in unbegreiflicher Unentschlossenheit. Er traf am 15 Mai des Abends bei Przylycza die ersten Garden und schlug sie am folgenden Tage bei Dlugoslodlo zurück. Dennoch glaubte der Großfürst Michael, er habe nur das kleine Corps von Chlapowski vor sich, von dem er gehört hatte, daß es nach Litthauen detaschirt werde. Er dachte also noch nicht an einen vollständigen Rückzug, sondern hielt bei Jakac Stand und ließ sogar absichtlich eine Brücke über die Sümpfe unversehrt, um die Polen heranzulocken. Umsonst aber drang Prondzynski in den Generalissimus, diese Gelegenheit, die man nicht besser wünschen konnte, zu benutzen, und jetzt die Garden anzugreifen und zu schlagen, wie ja gleich Anfangs der Plan gewesen war. Skrzynezki aber zauderte auf unbegreifliche Weise. Obgleich er die Garden vor sich hatte und stärker als sie war, so daß er am Siege und Gelingen des ganzen Planes nicht zweifeln konnte, that er keinen Schritt vorwärts und gab dadurch den Garden Zeit, ihre Gefahr zu erkennen und ihm zu entschlüpfen. Was ihn zu dieser Unthätigkeit bewegen, ist unbekannt. Er selbst gab vor, er müsse erst die Nachricht abwarten, ob Lubienski Nur besetzt habe, und auch erst Ostrolenka besetzen, um sich in jedem Fall durch die Brücke daselbst den Rückzug zu decken. Anstatt also frischer die Garden anzugreifen, die vor ihm standen, ließ er sie nicht nur ruhig abziehen, sondern verringerte seine eigenen Streitkräfte, indem er den General Gielgud seitab nach Ostrolenka detaschirte, um Dembinski zu unterstützen. Prondzynski war so zornig über dieses Verfahren des Generalissimus, daß er sich mit ihm entzweite, sich von ihm zurück-

zog und sich nur noch damit beschäftigte, eine Anklageschrift gegen ihn aufzusetzen. Dieser Zwiespalt im Haupt:quartier machte vollends das Uebel ärger.

Inzwischen erfuhr der Großfürst Michael erst in der Nacht auf den 18 Mai durch einen gefangenen polnischen Officier, Namens Kaminski, daß er die ganze polnische Armee vor sich habe. Er dachte nun augenblicklich auf den schleunigsten Rückzug; aber schon war es zu spät. Er befand sich mit den Garden in der großen Beugung eingeschlossen, welche die Narew zwischen Ostrolenka und Lomza bildet, und hatte nur einen einzigen Rückzugsweg nach Tykocin längs der Moräste der Narew, welche die Polen bereits mit ihren Kanonen bestrichen. In dieser Noth entschloß sich der russische Kriegsrath die Offensive zu ergreifen, bei Sniadowo sich zu concentriren und eine offene Feldschlacht gegen die überlegene polnische Armee dem noch weit gefährlichern Rückzug vorzuziehen, um wenigstens mit Ehren zu fallen. Zugleich hofften sie dadurch dem General Sacken, der bei Ostrolenka von Dembinski und Gielgud gedrängt war, noch Zeit zu geben, sich mit den Garden zu vereinigen.

In derselben Nacht nahm Dembinski die Brücke von Ostrolenka in dem Augenblick weg, da die fliehenden Russen sie zerstören wollten, und behauptete sie mit großer Tapferkeit gegen Sackens ihm überlegene Macht. Der säumige Gielgud beeilte sich nicht ihn zu unterstützen, Sacken zog sich aber freiwillig zurück, noch bevor Gielgud anlangte, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen. Wäre Gielgud schneller gewesen, hätte er das ganze Sacken'sche Corps abschneiden und gefangen nehmen können.

Skrzynezki verlor wieder einen Tag, indem er selbst

Gielgud nach Oſtrolenka begleitete. Als er ſich nun dieſer Stadt verſichert hatte, und zugleich erfuhr, daß auch Lubienski Nur beſetzt habe, faßte er endlich wieder Muth, ließ Prondzynski rufen und erklärte ihm, er wolle jetzt endlich ſein Verlangen erfüllen und morgen, am 20ſten, die Garden angreifen. Dieſe ſtanden wirklich noch immer auf demſelben Fleck, da ſie theils den General Sacken abwarteten, theils ihre ſehr zahlreiche Bagage erſt in Sicherheit bringen wollten. Auch jetzt alſo war es noch Zeit zu einer Schlacht und Skrzynezki konnte, von wunderbarem Glück begünſtigt, alle ſeine Fehler wieder gut machen. Schon hatte er Prondzynski verſöhnt, ſchon einen Theil der Schlachtbefehle ertheilt, als er plötzlich damit inne hielt, eine Stunde lang, die Hände auf dem Rücken, ſinnend umherging und dann die Befehle wieder zerriß. Der Adjutant verläßt wehklagend das Zimmer, und Prondzynski ſtürzt wüthend herein und überhäuft den Generaliſſimus mit Vorwürfen. Dieſer aber beſteht darauf, daß die Schlacht am folgenden Tage nicht ſtattfinden ſolle.

So verſtrich der Morgen des 20 Mai, und Nachmittags zogen die Garden ungehindert ab. Damit war der ganze Feldzugsplan geſcheitert.

An demſelben Tage nahm Gielgud Lomza mit ſeinen reichen Magazinen weg, ließ aber Sacken entſchlüpfen, da er auch hier wieder viel zu langſam agirte, ja ſeine Truppen ſogar ein paar Stunden zurückmarſchiren ließ, indem er vorgab, keine gute Poſition gefunden zu haben. Die reiche Beute, welche die Ruſſen dieſem Corps in Lomza hinterließen, hinderte vollends die raſche Bewegung deſſelben, denn ſie vermehrte ſeine Bagage.

Unterdeß befahl Skrzynezki, wie vom Traume erwacht,

die Garden in der Richtung von Tykocin zu verfolgen. Sie waren aber schon weit voraus und hatten die Brücken von Tykocin, die ihren Rückzug sicherten, stark besetzt. Hier also in diesem gefährlichen Terrain ließ sie jetzt der Generalissimus mühevoll angreifen, da er sie ein paar Tage vorher mit dem besten Vortheil im offenen Felde hätte schlagen können. Er durfte jetzt nicht mehr hoffen, sie zu erreichen, denn ihre Arrieregarde hielt ihn an den Brücken lange genug auf, daß sie sich mit ihrer Hauptmacht unterdeß noch weit zurückziehen konnten. Und überdieß entfernte sich Skrzynezki auf diese Weise von Warschau so weit, daß allerdings die Gefahr für ihn eintrat, durch den Feldmarschall Diebitsch in dem Rücken gefaßt und abgeschnitten zu werden.

Er ließ inzwischen am 21sten die Narew-Brücke vor Tykocin stürmen. Hier zeichneten sich Prondzynski und der französische Oberst Langermann (Lamarque's Adjutant, ein geborner Mecklenburger) durch große persönliche Tapferkeit aus, indem sie zu Fuß auf der langen Brücke unter heftigem Feuer des Feindes vordrangen. Am Abend war Tykocin genommen. — An demselben Tage drang Chlapowski, der mit 600 Mann und 100 zur Organisation der litthauischen Insurgenten südwärts von den Garden zwischen diesen und Diebitsch detaschirt worden war, bis Mien.

Am 22sten hielt Skrzynezki zu Tykocin auf litthauischem Boden einen feierlichen Gottesdienst. Sein Heer, von starken Märschen erschöpft, bedurfte dieser kurzen Rast. Aber was sollte er nun beginnen? Der Zweck der ganzen Operation war verfehlt, denn er hatte die Garden entwischen lassen. Sollte er sie jetzt noch weiter verfolgen, da sie schon einen großen Vorsprung hatten, so entfernte er sich immer weiter von Warschau

und Diebitsch kam ihm in den Rücken und brachte ihn zwischen zwei Feuer, oder wandte sich gegen Warschau und nahm in Abwesenheit der polnischen Hauptarmee diese Stadt weg. Skrzynezki entschloß sich also zu einem schnellen Rückzuge über die Brücke von Ostrolenka jenseits der Narew, um Warschau zu erreichen, ehe er von Diebitsch abgeschnitten würde. So gab er alle Vortheile seines kühnen Operationsplanes auf, um in die alte Position bei Warschau zurückzukehren. Aber war diese Entsagung nöthig? Selbst nach so vielen bereits begangenen Fehlern konnte Skrzynezki noch Alles wieder gut machen, wenn er es wagte, von Tykocin aus weiter zu gehen, seinen noch immer großen Vorsprung vor Diebitsch ferner zu benutzen, die Garden noch ferner zu verfolgen und sie zu schlagen, oder wenn sie ihm abermals entwischten, sich wenigstens mit den vielen tausend Insurgenten zu verstärken, die in der Umgegend von Wilna und in Samogitien nur auf ihn warteten. Dann wäre es ihm noch immer möglich gewesen, einzeln erst die Garden, dann den ihm nacheilenden Diebitsch zu schlagen, und sich der wichtigen Küste bei Polangen und dadurch der englischen und französischen Hülfe zu versichern. Eine solche Kühnheit würde den ohnehin bestürzten Diebitsch vollends in Verwirrung gebracht und die Litthauer in eine Begeisterung versetzt haben, die ihm den Sieg sehr erleichtert haben würde.

9.

Die Schlacht bei Ostrolenka.

Diebitsch erfuhr die Operationen Skrzynezki's erst am
19 Mai. So lange hatte ihn Uminski zu täuschen gewußt;

wozu aber noch kam, daß damals noch der kühne Zug Chrzanowski's nach Zamosc die Aufmerksamkeit des Feldmarschalls beschäftigte. Diebitsch entschloß sich nun sogleich, Skrzynezki zu verfolgen und den bedrohten Garden beizustehn, wenn es noch Zeit wäre. An Warschau dachte er in diesem Augenblicke gar nicht, und Skrzynezki hätte deßfalls bis tief nach Litthauen rücken können, ohne daß in seinem Rücken die Hauptstadt bedroht gewesen wäre. Doch verfehlte Diebitsch nicht, durch falsche Spione dem bei Nur postirten General Lubienski die Nachricht zukommen zu lassen, daß er, der Feldmarschall, gegen Warschau rücke. Lubienski schickte diese falsche Nachricht an Skrzynezki, und beschleunigte dadurch dessen Rückkehr. Dieser einzige Umstand bewies, wie sehr der russische Feldmarschall fürchtete, der polnische Generalissimus möchte die Garden noch weiter verfolgen und in Litthauen einrücken, und wie sehr also der Generalissimus wohlgethan haben würde, wenn er diese Furcht bestätigt hätte.

Die Polen aber begingen, trotz ihrer Tapferkeit im Feuer, fortwährend einen strategischen Fehler über den andern. Uminski ließ sich jetzt durch Diebitsch eben so täuschen, wie er ihn vorher getäuscht hatte. Er merkte nämlich dessen schnellen Aufbruch nicht, hielt ihn nicht auf und verfolgte ihn nicht, sondern blieb unthätig und unbekannt mit den Ereignissen bei der Hauptarmee, zurück, da seine Mitwirkung doch dringend nöthig war, da jetzt Diebitsch und die Garden zugleich auf Skrzynezki drückten. — Auch Lubienski beging Fehler. Erst ließ er sich weiß machen, Diebitsch sey gegen Warschau gezogen, und auch dann noch, als der Feldmarschall mit seiner ganzen Macht bei Granna über den Bug setzte, am 22 Mai, und dadurch die Stellung von Nur südwärts

wärts umging, blieb Lubienski in dieſer jetzt ganz unnütz gewordenen Poſition ſtehen, verlor eine koſtbare Zeit und ließ ſich von den Ruſſen überrumpeln, anſtatt augenblicklich ſich auf Skrzynezki zurückzuziehen. Seine Verblendung ging ſo weit, daß er, als er endlich ſich zum Abzug entſchloß, ſein Corps theilte, wodurch er um ſo eher der ruſſiſchen Uebermacht erliegen mußte. Er ſandte nämlich den General Kaminski mit einem Theile ſeiner Truppen voraus, und blieb ſelbſt noch immer in Nur ſtehen. Die in der dringendſten Eile daherbrauſende ruſſiſche Cavallerie warf ſich bereits zwiſchen Kaminski und Lubienski, und der erſtere floh, indem er den letzteren ſchon Preis gab. Lubienski wurde nun in Nur von allen Seiten angegriffen, wehrte ſich aber drei Stunden lang gegen die große Uebermacht und ſchlug ſich in der Dunkelheit des Abends glücklich durch den Feind. Die ruſſiſche ſchwere Cavallerie unter General Berg verſperrte ihm auch jetzt noch den Weg im freien Felde, und Berg ritt perſönlich zu ihm heran, und forderte ihn auf, den nutzloſen Kampf aufzugeben und die Waffen zu ſtrecken. Lubienski ließ ſich aber nicht irren, ſondern antwortete: „polniſche Bajonnette machen ſich überall einen Weg.“ Hierauf ließ Berg ein mörderiſches Artilleriefeuer eröffnen, das viele Polen tödtete, während die ruſſiſchen Küraſſiere und Dragoner ſich wie eine Mauer den Polen in den Weg ſtellten. Lubienski aber ließ ſie durch Skarzynski vorn angreifen, während Turno hinten mit gleicher Tapferkeit die Verfolger abwehrte. Skarzynski's Reiter und die Senſenträger von Kaliſch brachen dem kleinen Corps die Bahn, und die während des Kampfes eintretende völlige Dunkelheit der Nacht begünſtigte den Rückzug Lubienski's nach Cycewo, von wo aus er die Haupt-

armee unter Skrzynezki glücklich und ohne bedeutenden Verluſt erreichte, am 23ſten.

Skrzynezki hatte zwar nicht den beſten Plan ergriffen, indem er ſich unverrichteter Sache zurückzog und nicht nach Litthauen ging, was Diebitſch ſo ſehr fürchtete; allein er hätte nur wenigſtens den Rückzug glücklich bewerkſtelligen ſollen und können. Aber neue Fehler veranlaßten, daß derſelbe zum Verderben der Polen ausſchlagen mußte. Skrzynezki ließ, indem er ſich zurückzog, den General Gielgud bei Lomza ſtehen, und eilte mit der Hauptarmee ſehr ſchnell nach Oſtrolenka, um daſelbſt anzukommen, bevor er von Diebitſch abgeſchnitten würde. Dieß gelang ihm auch. Er war am 25ſten zu Proſzyn, und hatte einen ganzen Tag Zeit, um theils die einzelnen Corps von Gielgud und Lubienski (auch Uminski hätte da ſeyn können) an ſich zu ziehen, theils ſeinen Uebergang über die Brücke von Oſtrolenka zu bewerkſtelligen und dieſe Brücke abzubrechen. Aber auch dießmal verſäumte der Generaliſſimus die Zeit. Er zog Gielgud nicht an ſich, der daher ſo unthätig ſtehen blieb, wie Uminski; und er ließ auch die verhängnißvolle Brücke nicht abbrechen, ſondern wollte die offene Stadt Oſtrolenka als Brückenkopf behaupten, wenn ſie überhaupt von den Ruſſen angegriffen werden ſollte, und er wünſchte ſogar ein kleines Gefecht, um die Schmach des Rückzugs beſſer zu bemänteln. Daß ihm daſſelbe aber gefährlich werden könnte, daran dachte er nicht, da er einmal mit dem größten Theile ſeines Heeres die Brücke paſſirt hatte, die er im Nothfall noch immer zerſtören zu können hoffte.

Am 25 Mai nahm Skrzynezki ſein Hauptquartier zu Kruki, jenſeits der Brücke von Oſtrolenka, auf dem rechten Ufer der Narew, wo er ſeine Armee beiſammen hatte, wäh-

rend dießſeits der Brücke in und bei Oſtrolenka noch die Corps von Boguslawski, Lubienski und Kaminski ſtanden. Im polniſchen Lager herrſchte vollkommene Ruhe, denn Skrzynezki hielt ſeine Stellung für äußerſt ſicher. Die Soldaten badeten ſich im Fluſſe. Der Generaliſſimus muſterte die kleine Schaar Dembinski's, die nordwärts nach Litthauen detaſchirt werden ſollte, wie vorher Chlapowski's kleines Corps ſüdwärts. Prondzynski ſelbſt dachte an keine Gefahr und war in dieſem dringenden Augenblicke mit nichts beſchäftigt, als mit ſeiner Anklageſchrift gegen Skrzynezki

Diebitſch ſchien dagegen ſeine ganze Energie wiedergewonnen zu haben, was bei den ungeheuren Fehlern ſeiner Gegner ſehr natürlich war. In unaufhaltſamer Ungeduld von Granna und Nur aus nordwärts eilend, um die Polen noch zu faſſen, war ihm dieß zwar im erſten Anfall mißglückt, da Skrzynezki ſchon einen Tag vorher nach Oſtrolenka entkam; allein anſtatt der Polen fand er die Garden, die der rückgängigen Bewegung jener auf der Stelle gefolgt waren und ſich am 24 Mai bei Wyſozki-Mazowiezki mit dem Feldmarſchall vereinigten. Mit ſeiner ganzen auf dieſe Weiſe durch 20,000 Mann der beſten Truppen verſtärkten und auf Einen Punkt concentrirten Macht brach nun Diebitſch gegen Oſtrolenka auf, das er früh am 26ſten erreichte. Er eilte ſo, weil er fürchtete, die Polen möchten ſchon die Brücke zerſtört haben. Wie angenehm war er nun überraſcht, als er dieſelbe noch unverſehrt und einen Theil der polniſchen Armee noch in Oſtrolenka ſtehen ſah, bereit, ein Gefecht einzugehen. Die Polen, die Alles hätten daran ſetzen müſſen, jetzt, nachdem ſie durch Detaſchirung geſchwächt, die Ruſſen aber durch Vereinigung der Garden mit Diebitſch verſtärkt waren, eine

Schlacht zu meiden, boten ſie ſelbſt an, und übertrafen ſo alle Hoffnungen des Feldmarſchalls. Dieſer beſchloß ſogleich, den Fehler der Polen vollſtändig zu benutzen und ſich nicht etwa bloß mit einem Arrieregefecht vor der Brücke zu begnügen, ſondern augenblicklich im Keil vorzudringen, im Sturmſchritte die Brücke zu forciren, Lubienski abzuſchneiden oder wenigſtens mit den fliehenden Polen zugleich über die Brücke zu bringen und dadurch die polniſche Hauptarmee ſelbſt zur Schlacht zu zwingen. In dieſer günſtigen Erwartung ließ er ſeine Infanterie, beſonders die Garden, die an dieſem Tage ſich am meiſten auszeichnen ſollten, die ſchweren Tornißter ablegen und reichlich Branntwein trinken, um ihrem Angriffe größere Behendigkeit und Wuth zu verleihen, was ihm auch vollkommen gelang. Die betrunkenen Ruſſen ſtürzten ſich mit raſender Tapferkeit in den Tod, und ihre Gegner ſelbſt zollten ihnen um ſo mehr deßhalb Bewunderung, als in den früheren Gefechten die ruſſiſchen Soldaten ſich häufig kleinmüthig gezeigt hatten.

Die große Schlacht bei Oſtrolenka begann am 26 Mai um 9 Uhr des Morgens bei dem Dorfe Lawa, von wo Kaminski's Vorhut nach Oſtrolenka zurückgedrängt wurde. Als Lubienski die große Uebermacht der Ruſſen ſah, deren Feuer bereits begann Oſtrolenka von allen Seiten in Brand zu ſtecken, ſo befahl er den Rückzug. Die Ruſſen waren aber ſo ſchnell und geſchickt, daß ſie in einen Theil der Stadt eindrangen, ehe noch Lubienski ſeinen Rückzug vollendet hatte, und nun mit dieſen Truppen zugleich kämpfend ſich auf die Brücke wälzten, während von außen die ruſſiſchen Kanonen immerfort donnerten und den Tod auf Freund und Feind zugleich ſchleuderten. Durch dieſe ſchnelle Occupation der Brücke

von Seite der Ruſſen wurde Boguslawski mit dem berühmten vierten Regiment in dem brennenden Oſtrolenka abgeſchnitten und mußte ſich durch den Kugelregen, Feuer und Dampf, einſtürzende Häuſer und durch die ſchon auf der Brücke poſtirten Ruſſen den Rückweg bahnen. Es gelang ihnen nach einem mörderiſchen Kampfe mit dem Bajonnette, wobei ſich Ruſſen und Polen in den Straßen und auf der Brücke würgten, während 70 ruſſiſche Kanonen vom Ufer der Narew her bereits die Brücke beſtrichen und mit einem Hagel von Kartätſchen überſchütteten.

So verſtrich die erſte Stunde der Schlacht. Es war zehn Uhr, und die ruſſiſchen Kugeln ſchlugen in das polniſche Hauptquartier von Kruki ein. Jetzt erſt beſinnt ſich Skrzynezki, daß aus dem Vorpoſtengefechte wohl eine Hauptſchlacht werden könne. Jetzt erſt fällt es ihm ſchwer aufs Herz, daß er die Brücke nicht zerſtört habe, über welche ſchon die Ruſſen herbeiſtrömten. Jetzt erſt ſchickt er ſeine Adjutanten aus, das Heer in Schlachtordnung zu bringen, und eilt ſelbſt an die Brücke. Hier hat ſchon, ohne ſeinen Befehl abzuwarten, der tapfere General Paz Boguslawski's gelichtete Reihen kräftig unterſtützt und den Ausgang der Brücke gegen die in dichten Colonnen auf der Brücke vorſtürmenden Ruſſen vertheidigt, aber eben bringt man ihn tödtlich verwundet dem Generaliſſimus entgegen. Die anderen Generale waren wie Skrzynezki ſelbſt ſo ſorglos geweſen, daß ſeine Adjutanten die Generale Kizki und Skarzynski ganz ruhig beim Frühſtück fanden, als ſie ihnen den Schlachtbefehl überbrachten.

Von nun an hatte Skrzynezki keinen andern Gedanken mehr, als das Verſäumte nachzuholen. So wie er, nachdem er am 20 Mai die Garden anzugreifen verſäumt hatte, ſie

am folgenden Tage unnützerweiſe verfolgte, eben ſo ſuchte er jetzt noch unnützerweiſe die Ruſſen am Uebergang über die Brücke zu hindern, was er einen Tag vorher durch die Zerſtörung dieſer Brücke bequem hätte bewerkſtelligen können. Es iſt allemal ein Kennzeichen geiſtiger Schwäche und Verwirrung, wenn man ſich eine fixe Idee von einem Hülfsmittel macht und auch dann noch daran feſthält, wenn die Anwendung deſſelben augenſcheinlich zu ſpät kommt. Dieſe Schwäche aber hat ſich der polniſche Generaliſſimus in dieſem kurzen Feldzuge zweimal zu Schulden kommen laſſen. Anſtatt nach dem Abzuge der Garden am 20ſten zurückzugehen, wenn er doch einmal zurückgehen wollte, ſetzte er planlos und inſtinctartig ihre Verfolgung fort, obgleich er wohl wiſſen konnte, daß er ſie nicht mehr erreichen würde. Und anſtatt jetzt, nachdem er die Brücke von Oſtrolenka nicht mehr halten konnte, entweder ſchleunigſt ſich zurückzuziehen oder eine Stellung auf den ſandigen Höhen bei Kruki zu nehmen und von da die in der Tiefe vor der Brücke ſich drängenden Ruſſen zuſammenzuſchießen, hielt er unter allen möglichen Planen, die hier ein Feldherr faſſen konnte, einzig an ſeiner alten fixen Idee feſt, die Ruſſen am Uebergang über die Brücke zu hindern. Die Ruſſen aber waren ſchon übergegangen und hatten ſich nicht nur auf der Brücke, ſondern auch ſchon hinter dem langen, die Narew einengenden Damme poſtirt, und nun mußte Skrzynezki, um ſeinen Zweck zu erreichen, Menſchen über Menſchen opfern, die Ruſſen in der Nähe mit dem Bajonnet angreifen, und den Damm überklettern, den die ruſſiſchen Kanonen mit ununterbrochenem Feuer fegten. Ueberdieß konnte er hier nicht mit ſeiner ganzen Macht angreifen, ſondern mußte Bataillon für Bataillon vorwärts ſchieben,

die alle, von den Ruſſen ſchrecklich gelichtet, zurückgeworfen wurden. Den unverantwortlichſten Fehler beging aber der Generaliſſimus, indem er ſeine Artillerie nicht beſſer poſtirte, nicht aus der Ferne ſpielen ließ, ſondern ebenfalls den Ruſſen ſo nahe brachte, daß ihm die Artilleriſten von den ruſſiſchen Infanteriſten getödtet wurden. Skrzynezki befand ſich in der Lage eines Jägers, der den Eber bequem erſchießen könnte, wenn er ihn aus dem Dickicht ließe, der aber die Flinte wegwirft und ihn mit den Händen ins Dickicht zurückzudrängen ſucht. Mit Einem Wort, Diebitſch hätte es nicht beſſer wünſchen können. Die polniſchen Regimenter defilirten gleichſam vor ſeinen Kanonen, um ſich zuſammenſchießen zu laſſen. Alle wurden nach und nach nutzlos ins Feuer geführt, denn wenn ſie auch unter den ruſſiſchen Grenadieren mit der Wuth der Verzweiflung würgten und ſie zu Tauſenden in die Narew ſtürzten, wurden ſie doch immer wieder durch das entſetzliche Kanonenfeuer der Ruſſen vom andern Ufer der Narew herüber ſo geſchwächt, daß der Reſt über den Damm zurückfliehen mußte. Zwar zeigten die Generale wie die Gemeinen die rühmlichſte Todesverachtung, aber ſie konnte zu nichts nützen. Der General Heinrich Kaminski und der feurige Reitergeneral Kizki fielen an der Spitze ihrer Schaaren, und mit ihnen die Blüthe des polniſchen Heeres. Die Reſte der Infanterie, tödtlich ermüdet, zerſtreuten ſich in den umliegenden Wäldern. Alles ſchien verloren, als Skrzynezki ſelbſt noch einen Angriff machte, mit der Mütze winkend, die er in der Hand hielt. Zugleich fuhr der kühne Oberſtlieutenant Bem ſeine reitende Batterie auf Flintenſchußweite den Ruſſen entgegen und richtete mit ſeinen Kartätſchen ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Skrzynezki's Uniform wurde bei

dieſer Gelegenheit von zwei Kugeln durchlöchert. Die Ruſſen hielten nun inne, und ſchickten keine neuen Truppen über die Brücke, theils um ihren ohnehin ſchon großen Menſchenverluſt nicht noch mehr zu vergrößern, theils weil Diebitſch an dieſem Tage nicht mehr hoffte, die Polen ſo weit von der Brücke zu vertreiben, um unbeſchädigt ſeine Cavallerie zur Verfolgung der Polen überzuſetzen. Der Reſt der bereits übergeſetzten ruſſiſchen Infanterie behauptete ſich inzwiſchen jenſeits des Dammes, und plänkelte noch bis in die Nacht hinein mit Langermann.

Skrzynezki hielt während der Nacht Kriegsrath, und obgleich er noch immer entſchloſſen war, mit der Verſtärkung von Gielgud, den er eiligſt hatte herbeirufen laſſen, den andern Tag die Schlacht zu erneuern, riethen ihm doch die andern Generale davon ab, da ſie die Lage der Armee für viel ſchlimmer hielten, als ſie wirklich war, denn die zerſtreute Infanterie ſammelte ſich ſchon am nächſten Morgen wieder. Es entſtand nun die Frage, was Gielgud anfangen ſolle, der den Ruſſen nothwendig in die Hände fallen mußte, wenn nicht Skrzynezki auf ihn wartete. Da gab Dembinski, der übrigens im Kriegsrathe keine Stimme hatte, den Rath, das Corps von Gielgud nach Litthauen zu ſchicken, ſo wie ſchon vorher er (Dembinski) und Chlapowski dazu beſtimmt geweſen waren. Skrzynezki folgte dieſem Rathe, gab Gielgud die Ordre nach Litthauen, und entließ Dembinski nach derſelben Beſtimmung. Er ſelbſt aber mit dem Reſte ſeines Heeres wandte ſich nach Warſchau, und erreichte die Hauptſtadt unverfolgt.

Die Polen gaben anfangs nur ſehr verworrene und fragmentariſche Nachrichten über die Schlacht. Der ausführliche

ruſſiſche Bericht in der Petersburger Zeitung lautet: „Am 14ten (26) mit Tagesanbruch ſetzte die Avantgarde, unter Befehl des Generaladjutanten Byſtröm, die Bewegung nach Oſtrolenka fort. Jenſeits Troſzyn auf halbem Wege nach Jrzekun in einem waldigen Defilé ſtieß man auf die Erſten der Empörer. Das entſchloſſene Vordringen unſerer Avantgarde nöthigte die Rebellen, nach hartnäckigem Widerſtande, nach Oſtrolenka zu weichen und mit allen Kräften den Weg dahin zu vertheidigen, der ohnehin durch einen moraſtigen, mit Geſträuch bewachſenen Boden und durch die um die Stadt verſtreuten Grabhügel erſchwert wird. Deſſen ungeachtet erreichten die tapfern Grenadiere die Stadt, woſelbſt eine ſtarke Jnfanterie der Empörer ſich in verſchiedenen Verſchanzungen und Gebäuden feſtgeſetzt hatte. Das Aſtrachanſche Grenadier-Regiment und das 5te Carabinier-Regiment ſchritten zum Sturm und nahmen, unterſtützt von der ausgezeichnetſten Tapferkeit der reitenden Gardebatterie Nr. II die Stadt, welche von den Empörern ſelbſt an mehrern Stellen in Brand geſteckt war, bemeiſterten ſich beider Brücken über die Narew, ehe noch die Rebellen ſelbige vernichten konnten, und ſchnitten auf dieſe Weiſe einen bedeutenden Haufen derſelben von dem Uebergange über den Fluß ab, hierunter auch ein Bataillon des bekannten 1ten Linienregiments, das nicht ſo viel Zeit hatte, vor unſerer Erſtürmung der Stadt zu entweichen, ſondern auf dem Wege durch eine Diviſion des Leibgarde-Uhlanenregiments vernichtet und aufgehoben wurde. Hierauf drangen die tapfern Grenadiere des Generalmajors Martynow (das Aſtrachanſche und das Regiment des Fürſten Suwarow) über die Brücken, warfen die Empörer, nahmen ihnen zwei Kanonen und behaupteten ſich, allen Anſtrengun-

gen der Gegner zum Troß, auf dem rechten Ufer des Fluſſes, bis auch die übrigen Truppen der Grenadiere, welche ſich in der Avantgarde befanden, anlangten. Wegen der Ueberzahl der Rebellentruppen auf dieſem Punkte wurde unſere Avantgarde nachher noch durch die 3te Grenadierdiviſion und einen Theil der Infanterie des 1ſten Corps allmählich verſtärkt. Auf dem linken Ufer des Fluſſes errichtete man dicht vor der Stadt, zu beiden Seiten derſelben, zwei Batterien, von welchen beſonders die linke, die der Chef des Generalſtabs der Armee, Graf Toll, aufgeſtellt hatte, große Dienſte leiſtete, indem ihr heftiges Feuer den Weg über die Chauſſee nach der Brücke hin ſäuberte, auf dem die Lage des Orts das Vorrücken ſehr erſchwerte. Hierdurch wurden die Bemühungen der Empörer, uns auf das linke Ufer der Narew zu verdrängen, völlig zu nichte gemacht. Vortheilend von ihrer Cavallerie und der Uebermacht ihrer Infanterie, beſonders zu Anfang, bevor unſere Avantgarde verſtärkt wurde, verſuchten die Rebellen zu ſechs wiederholten Malen mit ſtarken Colonnen unſere Grenadiere und die tapfern Seeregimenter zum Weichen zu bringen, wurden aber immer mit dem Bajonnet zurückgetrieben, und erlitten jedesmal bedeutende Verluſte. Das Gefecht währte mit außerordentlicher Heftigkeit vom Mittage bis zur Nacht, während welcher die Empörer auf Seitenpfaden nach der Chauſſee entwichen und eilfertig jenſeits des Fleckens Rozana retirirten, der jetzt ſchon von unſern Koſaken beſetzt iſt. In dieſer hartnäckigen und anhaltenden Affaire erlitten die Rebellen einen bedeutenden Verluſt; das Schlachtfeld war mit ihren Leichnamen bedeckt, eine Menge von ihnen ertrank im Fluſſe, 1100 Mann wurden gefangen genommen und drei Batteriekanonen erbeutet. Unter

den Gefangenen befinden sich der Brigadecommandeur Krasiżki, 5 Stabsofficiere und 14 Oberofficiere. Nach ihrer Aussage sind, unter ihren Anführern, Kaminski getödtet, und Paz und Kizki schwer verwundet. Dieser Sieg konnte leider nicht auch ohne empfindliche Verluste von unserer Seite erkauft werden. Der Generallieutenant Manderstern und die Generalmajore Schilder und Nassagkin sind von Kugeln verwundet, Letzterer schwer. Der Generaladjutant Byström hat eine Contussion erhalten. Unser ganzer Verlust an Getödeten und Verwundeten erstreckt sich auf 4000 Mann."

Skrzynezki publicirte seinen künstlich abgefaßten und doch überall die Blöße nicht verbergenden Schlachtbericht erst am 7 Jun.: „Am 26sten um 9 Uhr Morgens wurde General Lubienski von bedeutenden feindlichen Streitkräften und zahlreicher Artillerie gedrängt und bewerkstelligte seinen Rückzug in der größten Ordnung; die ganze Cavallerie und der größere Theil der in der Arrieregarde verbliebenen Infanterie gingen auf das rechte Ufer der Narew hinüber. Unterdessen begannen unter stetem Feuer mehr als zehn feindliche Colonnen mit 2 Positionsbatterien schnell gegen die Infanterie des Generals Boguslawski und Obristen Wengierski vorzudringen. Zwei Cavallerieregimenter sprengten aus dem Walde hervor und chargirten einige Male, doch erfolglos, auf das 3te Bataillon des 1ten Regiments und das Bataillon der activen Veteranen. Alle Angriffe der Tirailleurs wurden ebenfalls abgewiesen, wobei der Feind gegen 50 Gefangene einbüßte. Endlich als das Kartätschen- und Granaten-Feuer einer so zahlreichen Artillerie immer mehr überhand nahm und die Stadt Ostrolenka bereits in Flammen stand, sah sich General Boguslawski veranlaßt, den weiteren Rückzug anzubefehlen,

und dieſer wurde von der Artillerie und dann von der Infanterie ruhig und in völliger Ordnung ausgeführt. Der Feind begann nun mit großen Maſſen von allen Seiten in die Stadt einzudringen. Unſere Infanterie wehrte ihn tapfer ab; jedoch von einer zahlreichen Artillerie unterſtützt, die auf beiden Seiten unſere Kolonnen zu beſtreichen anfing, folgte er ihr dicht auf dem Fuße und machte ſo eine gänzliche Vernichtung der Brücke unmöglich. Das dritte Bataillon des 4ten Regiments, unter dem Commando des Majors Majewski, formirte ſich ſogleich wieder, als es die Brücke paſſirt hatte, und beſtrich die Nachfolgenden mit dichtem Kugelregen. Unſere Poſitionsartillerie feuerte mit ſolcher Hartnäckigkeit auf die feindlichen Colonnen, daß die Tirailleurs, welche zuerſt über die Brücke gingen, von der Deckung eines Dammes begünſtigt, bis auf unſere Geſchütze vorzudringen vermochten, ſo daß drei derſelben ihre Kanoniere und Pferde verloren und nicht fortgeſchafft werden konnten. Der Feind fing nun an, ſeine Maſſen in dichtem Gedränge über die Brücke zu führen, und die Aufſtellung einer zahlreichen Artillerie längs dem Ufer der Narew erſchwerte durch ihr Kreuzfeuer das Zurückdrängen derſelben an den Fluß. Von 11 Uhr Morgens an wurde der Kampf auf das rechte Ufer der Narew verſetzt. Mehrere Male verſuchte der Feind mit großer Heftigkeit uns zurückzuſchlagen und zu Entwicklung ſeiner zahlreichen Schaaren Platz zu gewinnen; aber immer wurde er mit dem Bajonnette bis hinter den Damm, der ihn ſchützte, und an die Brücke zurückgedrängt; dieſe konnte jedoch der zu zahlreichen Artillerie und Infanterie wegen, welche uns vom entgegengeſetzten Ufer mit Kreuzfeuer beſtrich, unmöglich erobert werden. Den ganzen Tag über wurden die Bemühungen des

Feindes mit großer Anſtrengung wiederholt; indeß die Angriffe unſerer Infanterie, deren ich ſelbſt mehrere leitete, vereitelten ſtets ſein Vorhaben, und die Chargen des 2ten, 3ten und 5ten Uhlanenregiments, welche mit großer Hartnäckigkeit ausgeführt wurden, obgleich ſie des ſumpfigen Terrains wegen die feindlichen Colonnen nicht gänzlich zerſprengen konnten, trieben ſie doch jedesmal wieder zurück und geſtatteten ihnen nicht weiter vorzudringen. Auf dieſe Weiſe dauerte in einem Umkreiſe von einigen hundert Schritten um den Damm und die Brücke der erbittertſte Kampf bis zur Nacht. Die feindliche Artillerie, in ſicherer Stellung jenſeits der Narew, hörte nicht auf, uns mit Kugeln aller Art zu überſchütten. Trotz deſſen wichen wir auch nicht einen Augenblick vom Kampfplatze. Gegen Abend endlich beſchloß ich noch ein Manöuvre auf der ganzen Linie mit Tirailleurs auszuführen und es mit 12 Geſchützen von der reitenden Artillerie unter dem Commando des Obriſten Bem zu unterſtützen. Die Bewegung, mit Muth und Ausdauer bewerkſtelligt, nöthigte den Feind, ſich bis hart an das Ufer des Fluſſes zurückzuziehen, wo er eine vortheilhafte Poſition hatte, aus der wir ihn wegen der überlegenen Artillerie am andern Ufer nicht verdrängen konnten; und ſo endete der Kampf um zehn Uhr Abends. Unſer Verluſt in dieſer ſo mörderiſchen Schlacht konnte nicht gering ſeyn; er beträgt an Todten: 2 Generale, 9 höhere Officiere, 59 Subalternofficiere und 1768 Gemeine; an Verwundeten: 15 höhere Officiere, 87 Subalternofficiere und gegen 2000 Gemeine. Außerdem fehlen noch einige hundert Soldaten, welche theils bei der Einnahme von Oſtrolenka in Gefangenſchaft geriethen, theils in den Wäldern ſich verirrt haben. Der Feind bedeckte den Kampfplatz mit Leichen, und daß er in den ſol-

genden Tagen keinen Angriff gegen unſere Arrieregarde zu unternehmen wagte, beweiſ't, daß er einen bedeutenden Verluſt erlitten haben muß. Die ganze Armee gab Beweiſe von glänzender Tapferkeit, beſonders aber die Officiere, welche überall ihre Abtheilungen mit Aufopferung anführten. Die Generale Heinrich Kaminski und Kizki, der Oberſt Gajewski, die Majore Wieczerski, Kowalski und Radlinski fielen den Tod der Tapfern. Der Obriſt Kraſizki, der eine Brigade zum Angriff führte, gerieth verwundet in Gefangenſchaft. Es zeichneten ſich in dieſem Kampfe aus: die Generale Paz, Malachowski, Lubienski, Rybinski, Boguslawski; die Obriſten Langermann, Wengierski, Muchawski, Czolczynski, Mycielski; die Obriſtlieutenants Siemienski und Breanski; der Artillerieoberſt Bem gab glänzende Beweiſe ſeines Muthes; vor der Cavallerie ſtanden das 4te und 5te Chaſſeur-, das 2te, 5te und 6te Uhlanen-, das 1ſte und 2te Maſuren-Regiment mit der größten Kaltblütigkeit einige Stunden hintereinander im feindlichen Feuer. — Ich will es offen ſagen, daß man mir den Vorwurf machen könnte, warum ich nicht in der Nacht das Corps des Generals Lubienski herangezogen und die Brücke über den Narewfluß in Brand geſteckt, und dieſer Vorwurf wäre nicht ganz ohne Grund; aber von der andern Seite iſt nicht zu läugnen, daß mir der Feind dadurch, daß er über die Brücke auf meine Seite debouchirte, Vortheile verſchaffte, welche, wenn auch nicht ohne ſchmerzlichen Verluſt, doch erreicht wurden, und noch dazu auf ſolche Weiſe, daß der Feind, ungeachtet er alle ſeine Streitkräfte zuſammenzog, nicht im Stande war, den Uebergang über die Narew zu forciren, ja daß er es nicht einmal unternahm, unſere Armee zu verfolgen.“

Dagegen enthüllte Prondzynski in seinem Anklagebericht die Wahrheit, die mit dem russischen Berichte nahe übereinstimmt: „Abends den 25sten fragte mich Skrzynezki, was man mit den Brücken anfangen sollte; ich antwortete, daß man sie jetzt nicht mehr zerstören, ja sie kaum mehr für die Russen ungangbar machen könnte, da so viele Truppen noch auf dem linken Ufer seyen; doch wäre ich der Meinung, daß der Theil des Feindes, der über den Fluß ginge, verloren sey, wenn wir unsere Stellung richtig zu benutzen verständen; jenseits der Brücke war sie uns darum sehr günstig, als unsere Armee sich hinter das Gesträuch verstecken und unsere Batterien den Feind beim Debouchiren vernichten konnten. So verborgen mußte man ihn in den Fluß werfen, da das Terrain zu enge war, als daß er mit Massen, namentlich mit Cavallerie, hätte schnell herandringen können. Doch Skrzynezki blieb die Nacht, ohne etwas zu thun, in Ostrolenka, andern Morgens ging er nach Kruki, ohne die geringste Anordnung, ohne nur das muthmaßliche Schlachtfeld untersucht zu haben. Als die Russen nun Lubienski herübergedrängt, warfen sie sich in Masse gegen unsere Seite hin. Doch bald wurden sie durch die Batterie Turski, welche von ihrer Höhe sogar mit Kartätschen das andere Narewufer erreichte, aufgehalten. Jetzt kam Skrzynezki; als er den Feind auf unserem Ufer sah, verlor er alle Geistesgegenwart. Er führte die Batterie Turski von ihrer so vortheilhaften Position fort. Kaum hatte sie einige Schritte vorwärts gethan, als feindliche Tirailleurs sie umzingelten und eine Menge Kanoniere und Pferde tödteten. Ohne einen Schuß gethan zu haben und nach Verlust einer Kanone rettete sie sich mit Mühe und konnte den ganzen Tag nicht wieder gebraucht

werden. Da die Höhe ohne Artillerie nun war, so brachen die Szachowskoi'schen Grenadiere bald weiter vor; von der andern Seite kamen Tirailleurs, während die feindlichen Batterien auf dem linken Ufer beständig herüberspien. Jetzt ging Skrzynezki zur Division Malachowski und befahl dem Obristen Wengierski, den Feind mit einigen Bataillonen anzugreifen. Im Augenblicke als dieser Officier aus dem Gebüsche hervorging, kam ich auf dem Schlachtfelde an, und sagte zu Skrzynezki: „Wengierski's Angriff schiene mir zu voreilig und zu klein; man müßte erst den Feind mit Kanonenfeuer entmuthigen und dann, jedoch mit einer großen Menge Bataillone angreifen, und endlich müßten wir erst mehr Russen herüberlassen gegen den Omulef zu, damit Diebitsch selbst damit seine Artillerie maskire. „Gut," antwortete Skrzynezki, „so rufe Wengierski zurück!" Doch als ich eben den Befehl überbringen wollte, rief er mir nach: „Laß ihn nur; vielleicht glückt es ihm!" Wengierski stürzte auf den Feind, warf die ersten Colonnen zurück; dann fiel er aber mitten in Infanterie- und Artillerie-Feuer, wurde nicht unterstützt, und seine Anstrengungen selbst dienten nur dazu, seine Truppen zu brechen; er kehrte in das Gebüsch zurück. Jetzt mußte Langermann vor mit einigen Bataillonen; er sollte, den Befehl gab Skrzynezki in meiner Gegenwart, damit den Feind über die Brücke werfen und sich Ostrolenka's bemächtigen. Langermann hatte natürlich dasselbe Schicksal als Wengierski. Jetzt verlor Skrzynezki ganz den Kopf, lief auf dem Schlachtfelde hin und her und schrie: „Rybinski, vorwärts! Malachowski, vorwärts! Alles vorwärts!" Seine Adjutanten trugen die Befehle überall hin. Alle Welt ging vorwärts, aber nur einer nach dem andern. Jedes Regiment brach sich

an der Masse, erlitt entsetzlichen Verlust und zog sich in das Gebüsch, wo es aus Mangel an Fahnen sich nicht sammeln konnte. — Die Batterien Neimanowski und Lewandowski hatten das Schlachtfeld vom Anfang verlassen. Es war nur noch die Bielizkische zur Hand, die zwei Kanonen an der Brücke verloren und sich wieder gesammelt hatte. Ich führte sie auf den Punkt, wo Turski gestanden, nachdem wir zwei Stunden ohne Artillerie gefochten; hierauf hielt sie die Russen mit mörderischem Feuer auf. Die Russen litten entsetzlich, weil sie nur links sich ausbreiten konnten, wo sie von ihrer eigenen Artillerie erreicht wurden. Das Schlachtfeld gab an die Hand, daß Cavallerie gar nicht zu brauchen war; weßhalb auch die Russen keine herbeiführten. Dennoch holte Skrzynezki sie herbei, und stellte sie unter das Feuer der russischen Kanonen. Da eine neue Colonne Russen sich nähert, verlangt er Reiterei. Man führt ihm das zweite Uhlanenregiment herbei, das sich mit seiner bekannten Tapferkeit vorstürzt, aber ehe es herankommt, fallen die Pferde in den Morast. Unsere Uhlanen bilden sich unter dem mörderischen Kanonenfeuer wieder. Jezt befiehlt Skrzynezki dem Obersten Mycielski, den Morast zu umgehen und die Russen von einer andern Seite zu fassen. Mycielski geht herum, zweimal vor dem feindlichen Feuer vorbeidefilirend; als er ankommt, findet er einen zweiten Sumpf, muß zum drittenmal das Feuer vorbei und zieht sich mit Verlust der halben Mannschaft in's Gebüsch. Trotz dem schickt Skrzynezki auch das 3te und 5te Uhlanenregiment, die dasselbe Schicksal haben. Er bewies, daß er nicht im Stande sey, eine Armee auf dem Schlachtfelde zu führen!" —

10.

Parteienkampf in Warschau. Tod des Grafen Diebitsch und Großfürsten Constantin. Unruhen in Rußland. Jankowski.

Schon vor der Schlacht bei Ostrolenka hatte ein verzweiflungsvolles Schreiben Prondzynski's die größte Bestürzung in Warschau verbreitet. Nun kam Skrzynezki selbst, allein, vor seinen Truppen herfliehend, in solcher Verwirrung an, daß er nicht einmal wußte, wie es hinter ihm stand, ob die Russen ihn verfolgten oder nicht. Erst das Eintreffen eines Adjutanten mit der Nachricht, daß der Feind in Ostrolenka stehen geblieben sey, und daß die zerstreute polnische Infanterie sich wieder gesammelt habe, flößte wieder etwas Muth ein. In der Freude, daß das Unglück wenigstens lange nicht so groß sey, als man im ersten Augenblicke befürchtet hatte, rief der Reichstag sogar dem Generalissimus ein patriotisches Lebehoch zu.

Allein die zahlreichen und groben Fehler Skrzynezki's ließen sich nicht verhehlen. Prondzynski theilte sein ihn anklagendes Memorial Jedermann mit. Der wegen des jüngeren Skrzynezki zurückgesetzte neidvolle Krukowiezki rieb jetzt schadenfroh die Hände und sprach nur in den verächtlichsten Ausdrücken von seinem gedemüthigten Nebenbuhler, und füllte seine Briefe an denselben mit den beleidigendsten Sarkasmen aus. Skrzynezki wollte ihn verhaften lassen, doch Krukowiezki nahm seine Entlassung, und da er nur zu sehr Recht und eine große Partei für sich hatte, wagte man nicht, ihn anzutasten. Auch mit Uminski gerieth der Generalissimus in Streit; denn indem er diesem vorwarf, Diebitsch

nicht aufgehalten zu haben, mußte er sich gefallen lassen, daß ihm Uminski noch weit stärkere Vorwürfe zurückgab. Er entsetzte ihn dafür seines Commando's, beraubte die polnische Armee eines ihrer tapfersten Generale und gab das noch complete und vortreffliche Corps, das Uminski befehligt hatte, seinem Günstlinge Jankowski, der einem so wichtigen Commando nicht gewachsen war und kein Vertrauen bei den Soldaten genoß. Skrzynezki that noch mehr. Er reizte die ohnehin gegen seine Fehler aufgebrachte Armee vollends dadurch, daß er ihr nicht gestattete, nach Warschau zu kommen; denn er fürchtete, die unzufriedenen Soldaten würden sich dann mit der jetzt wieder sehr drohend sich erhebenden demokratischen Partei gegen ihn verbinden. Aber gerade solche Verbote führten zu dem, was er vermeiden wollte. Die beleidigten Generale, die zahlreichen überzähligen Officiere, die kein Commando hatten, die patriotische Jugend, die sich nach so vielen Opfern getäuscht sah, die ganze Lelewel'sche Partei vereinigten sich zu einer in diesem Augenblicke mächtigen Opposition. Lelewel war in der Regierung und auf dem Reichstage, Krukowiezki (dem Lelewel damals blind vertraute) unter den Soldaten, der blühende Redner Kozlowski im patriotischen Club, und der höchst populäre Priester Pulawski bei der Bürgerschaft von Warschau thätig, um Skrzynezki und die aristokratisch-diplomatische Partei zu stürzen. Nur Krukowiezki verfolgte dabei verrätherische oder wenigstens egoistische Plane. Die übrigen Feinde Skrzynezki's hatten nur das Vaterland im Auge, indem sie einen Mann zu entfernen wünschten, der schon so viel Unheil verursacht hatte.

Skrzynezki erhielt sich jedoch im Commando, da er die legitime Stimme der Regierung und des Reichstags für sich

hatte, und da die Armee trotz ihres Mißmuths nicht von der Pflicht des Gehorsams abwich. Kaum kann man ohne Thränen an die edle Hingebung dieser gemeinen Krieger denken, die eine eben so beispiellose Treue als Todesverachtung zeigten, und die der besten Führer werth gewesen wären.

Fürst Czartorysli glaubte um jeden Preis Anarchie verhüten zu müssen. Er hielt alles für verloren, wenn das Commando der Armee zerrissen würde oder in die Hände des gefährlichen Krukowiezki käme. Er zog also unter zwei Uebeln das kleinere vor, und verwendete sich mit seiner ganzen Autorität für Skrzynezki. Die Mehrheit in der Regierung und auf dem Reichstage dachte eben so, und wurde in dieser Politik durch die französischen Einflüsterungen unterstützt. Es kamen Briefe über Briefe von der herrschenden Partei in Frankreich an, worin den Polen diplomatische Hülfe versprochen wurde, falls sie nur den demokratischen Geist erstickten und ihrem Kampfe einen bloß militärischen, keineswegs zugleich politischen Charakter gäben. Es hieß darin unter Anderem: Si vous voulez que l'on vous aide, mettez à raison vos mauvaises têtes. On craint également les tyrans et les jacobins etc. Ueberzeugt, daß Skrzynezki's Sturz eine heillose Verwirrung herbeiführen würde, verstanden sich die Gemäßigten, ihn gegen die Opposition zu schützen. Johann Ledochowski schlug am 31 Mai vor, der Reichstag solle handeln, wie einst der römische Senat nach der Schlacht bei Cannä, und dem geschlagenen Feldherrn erklären, er habe sich um das Vaterland verdient gemacht. Also geschah es, und an der Spitze einer Reichstagsdeputation hielt Wodzinski folgende Anrede an Skrzynezki: „Obergeneral! Von dem Augenblick an, als die Nation ihre theuer-

ſten Hoffnungen auf die weltkundige Tapferkeit der polniſchen Armee ſetzte, und die Reichstagskammern dieſe Armee Deiner Führung vertrauten, hat unſere Zuverſicht nicht aufgehört, die polniſchen Kriegerſchaaren und ihren Führer zu begleiten. Unſer Heer zeigte Wunder der Tapferkeit, und Du, der Du es zu einem Ruhme, den keine Jahrhunderte überdauern, führeſt, haſt das in Dich geſetzte Zutrauen gerechtfertigt. Die Reichstagskammern verheimlichten und verheimlichen ſich noch jetzt nicht die Schwierigkeiten des Kampfes gegen einen ſo mächtigen Feind; bei einem ſolchen Heer aber und einem ſolchen Anführer blicken ſie auf dieſelben mit unerſchütterlicher Feſtigkeit hin. Geruhe, Obergeneral, der Dolmetſcher dieſer Gefühle beim Heere zu ſeyn, und indem Du ihm die Dankbarkeit der Nation ausdrückſt, magſt Du ihm zugleich die Verſicherung geben, daß in jedem Geſchicke unſer unveränderliches Loſungswort ſeyn wird: Die Nation mit dem Heere, und das Heer mit der Nation!“

Dieſer Erfolg verleitete aber den Grafen Lebochowski noch weiter zu gehen. Er ſuchte die demokratiſche Partei auch aus dem Schoße der Regierung zu verdrängen; allein hier ſtieß er auf den unbezwinglichen Widerſtand der öffentlichen Meinung, und am 11 Junius wurde der Antrag unter dem lauten Zuruf: Es lebe die Eintracht! verworfen. Der polniſche Courier ſagte damals ſehr wahr, daß dieſe Zänkereien unnütz und gefährlich ſeyen, daß man alle Waffen, anſtatt ſie gegen ſich ſelbſt zu richten, dem Feinde zukehren ſolle.

Allein die Eintracht war weit entfernt, zurückzukehren. Das Commando eines Generals, wie Skrzynezki, der bereits die Schuld ſo großen Unglücks trug, bedrohte das hartgefährdete Vaterland nur mit neuen Unfällen, und konnte die Pa-

trioten nicht ruhig laſſen. Zugleich beging der Generaliſſimus, in einem gewiſſen Trotz gegen die verlorne Achtung und in dem Bedürfniſſe, ſich an eine Partei anzuſchließen, den neuen Fehler, daß er ſich lediglich mit Adjutanten von der ariſtokratiſchen Partei umringte, und das Partei-Intereſſe dem kriegeriſchen Verdienſte offenkundig vorzog. Junge, unerfahrne Prinzen waren nun an ſeiner Seite, während der geniale Prondzynski und eine Menge andere talentvolle Köpfe außer Stand geſetzt waren, mit ihren ſtrategiſchen Kenntniſſen dem Vaterlande zu dienen. Die ariſtokratiſche Partei ging in ihrem ſonderbaren Trotze ſo weit, unter Leitung des Grafen Kicinski ſogar eine Zeitung anzufangen, die unter dem Titel Ziednoczenie (Einigung) keineswegs bloß die altpolniſche Nationalität, ſondern auch die ariſtokratiſchen Privilegien verfocht, und dadurch der europäiſchen Diplomatie ſchmeicheln wollte, ohne zu bedenken, daß ſie damit nur die Oppoſition reizen und eben dadurch die Exceſſe herbeiführen mußte, die ſie ſo gern abwenden wollte. Zweckmäßiger, obgleich erfolglos, waren die flehentlichen Bitten, welche die Regierung Polens in verſchiedenen Umlaufſchreiben vom 30 Mai und 15, 16 und 20 Junius den europäiſchen Mächten ans Herz legte.

Die Ruſſen hatten unterdeß ihren Sieg nicht benutzt. Diebitſch nahm ſein Hauptquartier zu Pultusk, ohne Warſchau zu beunruhigen, und man wußte nicht, was er ferner beginnen würde, als man plötzlich vernahm, er ſey am 10 Junius am Schlagfluſſe geſtorben. Später hieß es, nicht ein Schlagfluß, ſondern die Cholera habe ihn hingerafft, und die ruſſiſchen Aerzte ſtellten darüber ein Zeugniß aus. Die Verhaftung eines Apothekers aber und einige andere Umſtände gaben zu dem Verdacht eines Selbſtmords oder über-

haupt eines Mords Veranlassung. Man erinnerte sich des Briefs, worin Diebitsch von Siedlce aus seine Lage als verzweiflungsvoll geschildert hatte. Man erinnerte sich seiner deutschen Abkunft und der alten Eifersucht der Moscowitischen Aristokratie gegen die fremden Parvenus. Man bemerkte, daß der eiligst vom Kaukasus herbeigerufene, und dem Feldmarschall zum Nachfolger bestimmte Graf Paskewitsch am 26 Mai in Petersburg eingetroffen sey, und daß Graf Orloff, der berühmte russische Diplomat, nur wenige Tage vor des Feldmarschalls Tode in dessen Hauptquartier gekommen sey, und ihm harte Dinge gesagt habe.

Nicht lange darauf, am 18 Julius, starb auch der Großfürst Constantin, in Minsk, wo er bisher zurückgezogen gelebt hatte. Auch ihn raffte nach den öffentlichen Berichten die Cholera hin, und bald darauf folgte ihm seine Gemahlin, die Fürstin Lowicz, im Tode nach. Man beschuldigte ihn jetzt nach der Revolution seltsamer Weise einer Vorliebe für die Polen, und glaubte, er sey zu gelegener Zeit gestorben, um durch seine versöhnlichen Gesinnungen der russischen Rache nicht im Wege zu stehen.

Die Cholera, welche damals Rußland wie Polen mit ihren furchtbaren Verheerungen heimsuchte, kam am 3 Julius auch nach der Hauptstadt Petersburg, und veranlaßte daselbst einen Pöbelaufstand gegen die Aerzte, weil auch hier das rohe Volk sich einbildete, die Krankheit sey entweder eine bloße Täuschung oder absichtliche Vergiftung. Die Hospitäler wurden erstürmt, die Kranken gewaltsam aus den Betten gerissen, gleichsam um sie zu zwingen, gesund zu werden, und mehrere Aerzte wurden grausam ermordet. Als der Kaiser Nicolaus sich persönlich dem Volke zeigte und es strafend

anredete, ſtillte ſich der Aufruhr. Die preußiſche Staatszeitung legte bei dieſer Gelegenheit dem Kaiſer folgende Rede in den Mund, welche derſelbe laut einem Privatſchreiben an das verſammelte Volk gehalten haben ſoll: „Auf dem Platze angelangt, hielt er in der Nähe der Kirche, umgeben von mehr als 20,000 Menſchen, an, erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach mit der ihm eigenen, klaren, wohltönenden Stimme folgende Worte: „Bei Meiner Krönung ſchwur Ich, die Ordnung und das Geſetz zu handhaben; Ich werde Meinen Schwur zu halten wiſſen. Ich bin gut gegen die Guten; ſie werden in Mir einen Freund und Vater finden! Aber wehe den Böſen! Gegen ſie ſtehen Mir die Waffen zu Gebote! Ich fürchte euch nicht! Ihr müſſet Mich fürchten! Gott hat uns auf eine harte Probe geſtellt; er hat uns eine anſteckende Krankheit geſchickt. Um die Fortſchritte derſelben zu hemmen, mußten Vorſichtsmaßregeln getroffen werden; ſie ſind auf Meinen Befehl getroffen worden. Eure Beſchwerden ſind daher gegen Mich gerichtet. Hier bin Ich und befehle Gehorſam. Euch, ruhigen Männern und Familienvätern, vertraue Ich; Ich bin überzeugt, daß ihr ſtets die Erſten ſeyn werdet, die Unwiſſenden zu belehren, die Aufſäſſigen zu beſänftigen. Diejenigen aber mögen ſich hüten, die es wagen, Unruhen zu erregen; ſie werden rückſichtslos verfolgt werden. Jetzt geht auseinander; ein contagiöſes Uebel herrſcht, und es iſt nicht gut, ſich in Maſſe zu verſammeln; zuvor aber müßt ihr euch mit Gott ausſöhnen: denn wenn ihr Mich durch euern Ungehorſam beleidigt habt, ſo habt ihr noch mehr den Höchſten durch euer Verbrechen beleidigt. Ein Mord iſt verübt, unſchuldiges Blut iſt vergoſſen worden: betet zu Gott, daß er euch vergebe.“ Bei dieſen Worten entblößte der Kaiſer

sein Haupt, wandte sein Antlitz der Kirche zu und machte ein Zeichen des Kreuzes. Das reuige Volk warf sich, wie vom Zauber berührt, zu Boden, und flehte um den Segen des Himmels. — Seit diesem Augenblicke ist die Ruhe der Hauptstadt auch nicht im entferntesten wieder gestört worden.“ Dagegen sagte ein Petersburger Brief in der ebenfalls russisch gesinnten Frankfurter Oberpostamts-Zeitung: „Ungeachtet des rührenden und erschütternden Eindrucks, den dieser denkwürdige Auftritt auf die ganze Bevölkerung machte, fielen während der darauf folgenden Tage noch einige bedauernswerthe Unordnungen vor.“

Um diese Zeit brachen auch große Unruhen in den russischen Militärcolonien aus. Wie es Anfangs hieß, galt es auch hier nur den Aerzten, später aber erfuhr man, daß die wildempörte Menge alle ihre Officiere grausam ermordet habe. Die Empörer wurden indeß bald wieder durch das treugebliebene Militär von Moskau zusammengetrieben, und der polnische General Dembinski fing später auf seinem unsterblichen Zuge durch die Wildnisse Litthauens eine russische Correspondenz auf, worin die Zahl der gegen die Aufwiegler gebrauchten Patronen angegeben war. Das Nähere dieses Ereignisses ist indeß so unbekannt geblieben, wie gewöhnlich alles, was im Innern des russischen Reichs geschieht. Am 3 September dankte der Kaiser dem Grafen Orloff für die Beilegung dieses Aufruhrs, und am 20 November erhielten die Militärcolonien eine Reform. Ein Theil der Colonisten mußte zur Ergänzung in die active Armee einrücken; der andere erhielt eine mehr bürgerliche Verfassung, und die Compagnie-Eintheilung machte einer Eintheilung in Aemter Platz.

Rußland befand sich trotz seiner großen Hülfsmittel in diesem Sommer dennoch in einer bedenklichen Lage. Schon die Recrutirungsukasen des Frühjahrs beweisen, welchen ungeheuern Verlust an Menschen es erlitten hatte. Daß auch der Geldaufwand damit im Verhältnisse stehe, bewies am 25 Julius die Verbreitung von 30 Millionen Bankassignaten. Es trat der Moment ein, wo Rußland sich nicht mehr getraute, ganz allein seine Sache durchzuführen, und Graf Orloff hatte deßhalb, nachdem er seine Sendung im Lager erfüllt, den Auftrag, den König von Preußen um Unterstützung zu bitten.

Im Vertrauen auf diese Unterstützung, die sehr bald bewilligt wurde, postirte sich General Toll, der bis zur Ankunft des Grafen Paskewitsch den Oberbefehl über die russische Armee übernahm, an die preußische Gränze, theils um von Preußen aus seine Subsistenzmittel zu ziehen, theils um im Fall eines Unglücks schnell auf preußischem Boden Sicherheit zu finden.

Indem aber Toll den auf die obere Weichsel gerichteten alten Operationsplan des todten Feldmarschalls aufgab, und sich im Norden der Narew concentrirte, um den Uebergang über die untere Weichsel vorzubereiten, blieb das Armeecorps von Rüdiger in Lublin isolirt, und einem Angriff der Polen bloßgestellt. Noch stand Chrzanowski bei Zamosc in Rüdigers Rücken, und Ramorino war nach Pulawy detaschirt, um den dortigen Weichselübergang zu decken, stand also Rüdiger zur Seite. Wenn dieser nun zugleich von vorn von den Polen angegriffen wurde, schien er sammt seinen 12,000 Mann verloren. Skrzynezki faßte wirklich den Plan, Rüdiger aufzuheben, allein sein böser Dämon ließ ihn auch

hier die ungeschicktesten Dispositionen treffen. Anstatt selbst mit der ganzen polnischen Macht in grösster Schnelligkeit zu agiren, vertraute er das Commando dem unerfahrnen und ungeschickten Jankowski an, und stellte sich selbst der russischen Hauptarmee unter Toll gegenüber, um durch diese Scheinbewegung den Angriff auf Rüdiger zu decken. Am 14 Junius rückte Skrzynezki von Warschau aus, der alte Toll aber wurde gerade durch diese Bewegung erst aufmerksam gemacht, und um nun die Polen von Rüdiger abzuziehen, ließ er aussprengen, er wolle mit seiner ganzen Armee einen Angriff auf Warschau machen. Skrzynezki ging in die Falle, und ohne nur die Bestätigung der falschen Nachricht abzuwarten, schickte er augenblicklich Gegenbefehl an Jankowski, und commandirte ihn, wo er sich auch befinden möchte, zum schleunigsten Rückzuge nach Warschau. Jankowski war aber in diesem Augenblicke so eben mit Rüdiger engagirt, und alles stand so günstig, daß er ihn unfehlbar vernichtet hätte, wenn er nicht eben jetzt den Befehl zum Rückmarsch erhalten hätte, dem er unwillig gehorchte. Zwar ist Jankowski nicht ganz frei von Schuld. Er war in seinen Bewegungen langsam und in seinen Ordres saumselig. Er schickte am 19 Junius seine Avantgarde unter General Turno voran, und dieser stieß bei Budziska auf den Feind, von dessen Uebermacht er bald hart bedrängt wurde. General Bukowski, der ihn leicht hätte unterstützen können, that es nicht, weil er keine Ordre hatte, und sah dem ungleichen Kampfe so theilnahmlos zu, daß er sich sogar seine eigene Bagage und die Armeecasse von den Russen abnehmen ließ, ohne nur auf sie zu feuern. Jankowski schickte endlich von Lysobiki aus, wo er sein Hauptquartier hatte, Befehl an Bukowski, Turno

zu unterstützen; aber der Befehl langte nicht an den Ort seiner Bestimmung, und Turno mußte sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen. Dennoch war nichts verloren, da sich noch an demselben Abend Ramorino mit Jankowski vereinigte und dieser nun 21,000 Mann commandirte, während Rüdiger mit nur 12,000 Mann ihm noch immer gegenüber stand, und nicht einmal fliehen oder einer Schlacht ausweichen konnte, da er seine zerstreuten Corps erst bei Przytoczna sammeln mußte. Am nächsten Morgen hätte er überfallen und vernichtet werden können, da Chrzanowski den fliehenden Russen in den Rücken gefallen wäre. Aber in derselben Nacht noch erhielt Jankowski den Rückzugsbefehl, und wagte es nicht demselben zuwider zu handeln. Anstatt also am Morgen anzugreifen, führte er vielmehr die über diesen erbärmlichen Rückzug wüthenden und dennoch gehorchenden Truppen zurück, und ließ Rüdiger unangefochten; ja er dachte nicht einmal daran, daß er durch diesen übereilten Rückzug den General Chrzanowski bloßstellte, der auch wirklich, nachdem er am 20 Junius Lublin eingenommen hatte, am 22sten anstatt Jankowski's und Ramorino's nur die Russen fand, und mit Verlust von denselben nach Zamosc zurückgejagt wurde.

Der Zorn der polnischen Armee wurde immer drohender, als sie erfuhr, daß sich der Generalissimus so grob habe täuschen lassen, daß der Rückzug so ganz unnütz gewesen, daß Toll keinen Schritt vorwärts gegen Warschau gethan habe. Skrzynezki wälzte alle Schuld auf Jankowski und Bukowski, die allerdings, wenn sie thätiger gewesen wären, schon am 19ten, noch ehe sie den Rückzugsbefehl erhielten, Rüdiger hätten schlagen können. Allein dieß reichte noch nicht hin, Skrzynezki selbst und seinen unsinnigen Gegenbefehl zu ent-

schuldigen, und um noch stärker die Aufmerksamkeit von sich ab und auf Jankowski zu lenken, bediente sich Skrzynezki in der Angst, sich selbst zu reinigen, eines äußerst unedeln, fast unglaublichen Mittels. Er erklärte nämlich Jankowski für einen mit Rußland einverstandnen Verräther, ohne die Anklage beweisen zu können. Er lenkte den ganzen Zorn des Volks und der Armee auf einen Unglücklichen ab, dessen Schuld keineswegs erwiesen ist. Den Anlaß dazu bot ihm der Podolier Zarczynski dar, der in Lemberg gehört hatte, es bestehe eine geheime Correspondenz zwischen dem russischen Oberst Brendel in Lemberg und dem General Hurtig in Warschau, einem ehemaligen Günstlinge Constantins, und in dieser Correspondenz werde man Beweise finden, daß in Warschau eine Verschwörung bestehe, zu dem Zwecke, mit Hülfe der zu befreienden russischen Gefangenen eine Contrerevolution zu machen, und daß Krukowiezki und Jankowski daran Theil hätten. Auf diese bloß mündliche Anzeige Zarczynski's hin verfügte Skrzynezki nicht nur die Verhaftung Jankowski's, sondern erklärte ihn auch schon in einer öffentlichen Proclamation am 29 Junius als Verräther. Mit Jankowski wurde auch Bukowski, Slupezki, Salazki, und mit Hurtig der Conditor Lessel, der russische Kammerherr Fenshhave und Hurtigs Maitresse, Frau Bazanow, eine Russin, verhaftet, und zwar alle diese Nebenpersonen bloß, weil sie genaue Bekannte der Hauptpersonen waren, ohne daß irgend ein Beweis gegen sie vorlag. Skrzynezki selbst gestand in seiner Proclamation, daß er nur Verdacht, aber keine Beweise gegen sie habe. Am auffallendsten aber war, daß Krukowiezki, der doch ebenfalls verdächtig war, von Niemand angetastet wurde. Warum ergriff

man diesen wirklich gefährlichen Mann nicht, wenn der Verdacht irgend gegründet war; und wenn der Verdacht nicht gegründet war, warum opferte man Jankowski auf? Das Letztere geschah nur, um den Volkshaß von Skrzynezki abzuleiten. Skrzynezki verfügte die Maßregel zuerst, ohne sie rechtskräftig zu begründen; die Regierung und der Reichstag ließen sie stillschweigend geschehen. Einige schüttelten zwar den Kopf darüber, daß die Beweise fehlten, allein das Benehmen Jankowski's bei Lysobiki war zu zweideutig gewesen, als daß es den Verdacht nicht hätte nähren sollen, und man sperrte die Gefangnen einstweilen ein, um die Beweise erst zu suchen.

Beim Volk erreichte der Generalissimus seine Absicht vollkommen. Es glaubte unbedingt an die Verschwörung, und vergaß über diesem neuen Gegenstande ganz die Contreordre, die er so gern vergessen wissen wollte. Ganz Warschau war in Aufregung. Das wüthende Volk wollte die Verräther zerreißen, und es gelang dem Fürsten Czartoryski nur mit Mühe, es durch das Versprechen zu beruhigen, daß sie binnen 24 Stunden gerichtet werden sollten. Er glaubte damals noch, es lägen bestimmte Beweise vor; da er aber mit Erstaunen vernahm, daß dem nicht so sey, so konnte er sein dem Volke gegebenes Versprechen nicht halten. Die Gefangenen waren nun der Regierung eine wahre Last. Man wollte weder einen Justizmord begehen, noch eingestehen, daß sie wahrscheinlich unschuldig seyen. Das Volk geduldete sich einstweilen, nachdem es auch der edle Roman Soltyk durch sein Zureden beschwichtigt hatte. Die rohe Menge begleitete diesen berühmten Landboten in das Haus seines greisen Vaters, der in den russischen Kerkern geschmachtet hatte, und brachte demselben ein Lebehoch.

11.

Chlapowski und Gielgud in Litthauen. Ausgang der Insurrection in Podolien.

Chlapowski, der schon vor der Schlacht bei Ostrolenka nach Litthauen detaschirt war, überschritt die litthauische Gränze bei Mien am 21 Mai. Er hatte nur 500 Reiter und 100 Jäger bei sich, aber 100 polnische Officiere, die zur Ausbildung und Anführung der rohen Insurgentenhaufen bestimmt waren. Indem er schnell vorwärts eilte und unverfolgt zu bleiben wünschte, beging er den Fehler, die großen russischen Magazine in Bransk, die unterwegs in seine Hände fielen, unzerstört zu lassen. Er suchte nur so schnell als möglich in die Wälder von Bialowieza zu gelangen, wohin sich die Insurgenten, wie wir gesehen haben, zurückgezogen hatten.

Am 17 Mai wurde der in den Wäldern versteckte Schlupfwinkel der Insurgenten den Russen verrathen, und während der tapfere Ronko mit dem größten Theil seiner Schaar auf einem Streifzug abwesend war, wurde der zurückgebliebene Niemcewicz von den Russen überfallen und das ganze Lager erobert. — Glücklicher waren die Insurgenten von Wileyka unter Obrist Radziszewski, die eine russische Verschanzung wegnahmen und viele Gefangene und Beute machten. — Die jungen aus Wilna geflüchteten Studenten bestanden noch einmal ein Gefecht und suchten sich dann mit dem Insurgentenchef Matuszewicz jenseits der Wilia zu vereinigen. Dieser Anführer hatte Schrecken um sich her verbreitet, denn er vergalt die Grausamkeiten, welche die Tscherkessen in Oszmiana verübt, mit gleichen, ja noch ärgern Gräueln und ließ die von ihm gefangenen Tscherkessen spießen und schinden. Die

Studenten vereinigten sich mit ihm, und erholten sich in seinem Lager von ihren Strapazen. Matuszewicz aber, durch diese Verstärkung zu kühn gemacht, ging in den Wald von Osztorfany vor, wo er von der überlegenen Macht der Russen überfallen und geschlagen wurde. Ueber 200 der tapfern Studenten verloren hier ihr Leben. Auch die Gefangenen wurden grausam umgebracht. Dem Thomas Wrzosko schnitten die Kirgisen die Zunge aus.

So standen die Sachen in Litthauen, als Chlapowski erschien. Diesem gelang es, gleich im ersten Anfall den russischen General Linden bei Zaynowszczyzna zu überfallen und ihm 150 Gefangene und eine Kanone abzunehmen. Hierauf stießen die Schützen der Bialowieser Wälder unter Ronko und Krasowski zu ihm, und mit ihrer Hülfe nahm er ein russisches Corps von 400 Mann und 2 Kanonen weg bei Lida. Am 2 Junius stieß auch Fürst Oginski zu ihm, der ihm 1000 Mann und die letzten noch übrigen 160 Studenten von Wilna, die sich den Tag vorher mit ihm vereinigt hatten, zuführte. Allein Chlapowski verlor trotz seiner glücklichen Erfolge den Kopf. Anstatt seine Officiere im Lande zu zerstreuen, um überall der Insurrection Consistenz zu geben, raffte er nur die kleinen Häuflein auf und schleppte sie mit sich fort, was besonders der Infanterie bei den schnellen Märschen sehr beschwerlich fiel. Anstatt die Russen von allen Seiten mit einem Heckenfeuer kleiner Insurrectionen zu umringen, hatte er die unglückliche Idee, schnell aus dem rohen Bauernhaufen eine große Armee zu machen und concentrisch mit derselben zu agiren, was offenbar unmöglich war. Da nun der Stoff zu dieser imaginären Armee fehlte, da die Bauern eben keine disciplinirten Soldaten waren, so wurde Chlapowski übellaunig

und

und beleidigte die Insurgenten, anstatt sie zu ermuthigen. Besonders aber war sein Betragen gegen die Studenten verletzend, weil diese den Ansprüchen seiner Officiere im Wege zu stehen schienen.

Der Verabredung nach der Schlacht bei Ostrolenka gemäß, stieß Dembinski am 27 Mai bei Lomza zu dem Corps Gielguds, und beide brachen augenblicklich nach dem Norden auf, theils um den russischen General Sacken zu verfolgen und wo möglich zu schlagen, theils um in Verbindung mit Chlapowski den litthauischen Aufstand kräftig zu unterstützen. Auch die Guerilla des Zaliwski stieß zu ihnen, und sie waren 12,000 Mann stark mit 24 Kanonen. Am 29 Mai ereilte Dembinski mit der Avantgarde das Sacken'sche Corps bei Raygrod. Sacken hielt Stand, da er es nicht mit einer so großen Macht zu thun zu haben glaubte, und er würde verloren gewesen seyn, wenn Gielgud dem Plane Dembinski's gefolgt wäre. Aber dieser phlegmatische und auf Dembinski eifersüchtige, daher immer eigensinnig widersprechende General, unterstützte ihn nicht, und zog ruhig seitab, anstatt Sacken in die Flanke zu fallen. So mißlang der Angriff, und es glückte Dembinski nur durch einen schnellen Angriff der Posener Cavallerie unter Major Mycielski und durch die Nachhülfe des Generals Roland, 1200 Mann von den fliehenden Russen abzufangen. Am 30 Mai kamen die Polen nach Augustowo. Hier wurde Gielgud sowohl von den Einwohnern, als auch von Dembinski bestürmt, einige Tage zu verweilen, um die äußerst patriotische Bevölkerung dieser Gegend zu organisiren und daraus Verstärkungen für sich selbst zu bilden. Da inzwischen der Partisan Zaliwski dieses Verweilen ungern sah, weil er wie bisher hier allein zu comman-

diren wünschte, sprengte er die falsche Nachricht von der Ankunft eines großen russischen Heeres aus, und Gielgud ließ sich dadurch einschüchtern und zog augenblicklich davon, ohne die Hülfsmittel dieser Landschaft für sich benutzt zu haben.

Nun war es das Wichtigste, die zersprengten Insurgenten von Samogitien zu unterstützen und die verlorne Seeküste wieder zu gewinnen. Die Chefs Kalinowski, Strawinski, Staniewicz, Urbanowicz hatten sich unter fortwährenden kleinen Gefechten in den Wäldern zu erhalten gewußt, wurden aber aufs lebhafteste von den Russen verfolgt. Da erhielten sie plötzlich die Nachricht von dem Herannahen einer polnischen Armee. Mronowski, der sie zuerst erfuhr, schrieb an Kalinowski: „Keinen Augenblick verliere ich, euch die heilige, heilige, heilige Nachricht mitzutheilen ꝛc.“ Die Unglücklichen, wie jammervoll wurden sie getäuscht! Gielgud, der den Russen in Samogitien weit überlegen war, that doch nichts, um dieses Land zu behaupten.

Während Gielgud über den Niemen nach Samogitien ging, übernahm Dembinski die weitere Verfolgung Sackens und rückte am 5 Junius nach Kowno. Da er aber erfuhr, daß sich Chlapowski gegen Wilna bewege, so hoffte er, wenn zu gleicher Zeit Gielgud, statt nach Samogitien zu gehen, ebenfalls gegen Wilna marschire, werde Sacken unfehlbar abgeschnitten und die Hauptstadt Litthauens genommen werden. Gielgud ließ sich zwar bewegen, aber zu langsam, und ehe er herbeikam, war Sacken schon mit Hülfe eines ihm aus Wilna entgegenkommenden russischen Corps unter Malinowski nach Wilna entwischt, ohne daß Chlapowski, der allein zu schwach war, ihn hätte aufhalten können. Inzwischen vereinigten sich Gielgud, Chlapowski, Dembinski und fast alle litthauischen

Insurgentenchefs am 9 Junius in Kiejdany. Hier beschlossen sie, Wilna wegzunehmen, und einstweilen nach Samogitien nur den Oberst Szymanowski mit 1000 Mann zu schicken. Die gegen Wilna bestimmte polnische Armee betrug mit Einschluß Zaliwski's, der über Kowno ihr nachrückte, und mit den Insurgenten Oginski's, der Gräfin Plater, den Schützen von Bialowiez, den Studenten von Wilna, Matuszewicz ꝛc. an 14,000 Mann, wogegen Wilna nur mit 7000 Russen besetzt war. Obgleich nun neue russische Verstärkungen im Anzuge waren, Kuruta mit 10,000 Mann und Tolstoi mit eben so viel, so waren diese doch noch so weit entfernt, daß Wilna vor ihrer Ankunft genommen werden konnte. Alle Anstalten zum Angriff wurden nun getroffen, als plötzlich Gielgud wieder schwankte und durch Zaudern die kostbare Zeit versäumte. Dembinski, Chlapowski, Zaliwski standen schon längst auf ihren Posten vor Wilna, aber Gielgud rückte nicht nach, sondern verweilte unthätig in Zainy. In dieser Zwischenzeit rückte Kuruta in Wilna ein, dessen Besatzung nunmehr 17,000 Mann stark war. Jetzt erst, am 18 Junius, entschloß sich Gielgud zum Angriff, aber er kam damit erst am 20sten zu Stande, obgleich Tolstoi nur noch einen Tagmarsch entfernt war, und traf so schlechte Dispositionen, daß der Angriff nothwendig scheitern mußte. Kaum war nämlich der erste Sturm der Polen auf Ponary (eine steile, von den Russen stark besetzte Anhöhe) abgeschlagen, so gab auch schon Gielgud den übereilten Befehl zum Rückzuge, und zog so schnell von dannen, daß Zaliwski nicht einmal Nachricht davon erhielt, im Stich gelassen wurde und mit großem Verlust sich nach einer andern Seite durchschlagen mußte, ohne sich wieder mit Gielgud vereinigen zu können, was er übri-

gens auch nicht wollte, da er den isolirten Partisanenkrieg vorzog.

Nachdem dieses Unternehmen auf Wilna durch die Schuld Gielguds gänzlich mißlungen war, kam dieser auf seinen ersten Plan zurück und wandte sich nach Samogitien. Hier konnte sich die polnische Armee unter den zahlreichen Insurgenten verstärken und durch Eroberung Polangens die Seeküste und die französisch-englische Unterstützung, die auf einem Schiff schon unterwegs war, in Empfang nehmen. Hatten hier unter Begünstigung der Wälder wenige schlecht bewaffnete Insurgenten sich so lange gehalten, so vermochte eine 44,000 Mann starke Armee gewiß noch mehr.

Der arme Szymanowski, der mit 1000 Insurgenten allein nach Samogitien hatte gehen müssen, während die regelmäßigen Truppen gegen Wilna marschirten, war nicht glücklich gewesen. Sein Angriff auf Szawle wurde von den Russen abgeschlagen, und er mußte sehen, wie die Russen seine Verwundeten lebendig in die brennenden Häuser warfen. Inzwischen belebte sich der Muth der Samogitier wieder, als die ganze polnische Armee erschien, und sie wetteiferten, Lebensmittel, Kleidung ꝛc. für dieselbe herbeizuschaffen.

Während aber die Armee sowohl als die Insurgenten glaubten, es sey die Absicht Gielguds, sich lange in Samogitien zu halten, hatte man im Hauptquartier eine ganz andere Absicht. Gielgud wußte nicht, was er thun sollte und hatte alles Vertrauen in sich selbst verloren, er folgte daher Chlapowski, der schon unmittelbar nach dem Rückzuge von Ponary alle Hoffnung aufgegeben und den Entschluß gefaßt hatte, seine Truppen nach Preußen zu führen. Es scheint übrigens durchaus nicht, als ob Verrath oder Bestechung an diesem

Entschlusse irgend ein Antheil gehabt habe; im Gegentheil glaubte Chlapowski, seinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn er das Leben vieler tapfern Männer rettete, die in der Folge zu einer günstigern Zeit aufs Neue für dasselbe thätig seyn könnten. Mißtrauen in sich selbst, Furcht, Verzweiflung ließen ihn dieses Sophisma ausdenken, und da er selbst, als preußischer Unterthan, persönlich gefährdet war, wenn er sich an Preußen auslieferte, so diente diese scheinbare Großmuth noch mehr dazu, ihn über die wahre Ehre des Patrioten und Soldaten zu täuschen. Das Unredliche dabei war, daß er seinen Plan nur heimlich und theilweise verfolgte. Wenn er etwas wollte, was dem Vaterlande wirklich zum Heil gereichen sollte, warum sagte er es nicht offen und stimmte alle Generale dafür? warum täuschte er das Heer? Gielgud ließ ihn gewähren, und von diesem Augenblicke an waren alle Maßregeln im Hauptquartier nur auf die Flucht nach Preußen berechnet, während Dembinski und die Litthauer auf den Vorposten sich noch verzweifelt mit dem übermächtigen Feinde schlugen.

Die Russen beeilten sich, von Wilna aus die Polen zu verfolgen. Am 26 Jun. schlug Dembinski in Wilkomierz den russischen General Chilkow zurück; allein am 27sten wurde Kiekiernizki in Kowno von den Russen unter Dellinghausen überfallen, geschlagen und gefangen. Als die Nachricht davon bei Gielgud ankam, der in Rossienie stand, entschloß sich dieser wankelmüthige Mann plötzlich wieder, dem Feind entgegen zu gehen, und gab Dembinski den Befehl, sich mit ihm zu vereinigen, Dembinski aber beging jetzt denselben Fehler, den er so oft Gielgud vorgeworfen; er zauderte, er widersetzte sich, er kam nicht, sey

es, daß er, ſchon zu oft getäuſcht, nicht an die ernſtliche Abſicht Gielguds, eine Schlacht zu wagen, glaubte und befürchtete, es möchte hier wieder wie bei Raygrod und Wilna gehn; oder ſey es, daß er ſeinerſeits bereits einen beſondern Plan gefaßt hatte (den Plan, allein in Litthauen zu agiren, den er nachher ausführte). Chlapowski, der aus den oben angegebenen Gründen keine neue Schlacht wünſchte, unterſtützte Gielgud eben ſo wenig, gab das Commando ſeines Corps an Barkowski ab, ſprach kein Wort und ſchlief während des Gefechts, das ſich zwiſchen Dellinghauſen und Gielgud am 4 Jul. an der Dubiſſa bei Plemberg entſponnen. Da ſich Gielgud ſo allein und ohne Rath ſah, verlor er wieder gänzlich die Beſinnung, entſchloß ſich plötzlich, Chlapowski's preußiſchen Plan zu befolgen, und befahl noch während des Gefechts den Rückzug, indem er ſowohl ſeine mit dem Feind engagirte Nachhut unter Pielka, als auch 1000 Mann unter Koß, die er an den Niemen detaſchirt hatte, eine Brücke zu bauen, eben ſo im Stich ließ wie den Zaliwski vor Wilna. Nur die Widerſetzlichkeit des Fürſten Czetwertynski, der gegen Gielguds Befehl einige Reiteresca-drons unter Major Gordon und einige Infanterie unter Oborski zurückhielt und Pielka zu Hülfe ſandte, konnte dieſen und ſeine Kanonen retten. Auch Koß entkam den Ruſſen nur durch Glück und eigenes Geſchick.

Nach überſtandener Gefahr gelüſtete es Gielgud abermals, ſich noch länger in Samogitien zu halten, denn es ſchien ihm doch gar zu ſchmählich, über die preußiſche Gränze zu fliehen, ohne auch nun ein ernſthaftes Gefecht beſtanden zu haben. Er wollte nun das feſte Städtchen Szawle wegnehmen. Ohne davon unterrichtet zu ſeyn, hatte Dembinski

genau den nämlichen Plan gefaßt, weil dieſe Stadt in der That zu einem Stützpunkt der Polen in Samogitien ſehr geeignet war, und ſo trafen alle polniſchen Corps unerwartet vor Szawle zuſammen, am 7 Jul. Aber es ging hier nicht beſſer, wie vor Wilna, denn Gielgud wurde durch Chlapowski wieder wankelmüthig gemacht. Dieſer ſuchte ihm zu beweiſen, daß er ſich doch, wenn die Ruſſen ihre Streitkräfte zuſammenzögen, nicht werde halten können, daß er ſich in Samogitien wie in einer Sackgaſſe eingeengt befinden werde, und daß es daher weit gerathener ſey, mit heiler Haut nach Preußen zu fliehen, als ſich hier zuſammenſchießen zu laſſen, oder auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Gielgud wankte, und ſo mißlang der Angriff abermals. Ein Heer von 14,000 Polen konnte das kleine Szawle nicht erobern, weil es den Anführern nicht Ernſt war! Das Bataillon des tapfern Majors Jaroma vom 7ten Regiment und der myſteriöſe Prieſter Loga, der in ſeinem Talar überall an der Spitze war, drangen in die Stadt und nahmen 400 Ruſſen gefangen; da ſie aber von den draußen ſtehenden 11,000 Cameraden auch nicht die mindeſte Unterſtützung erhielten, ſo wurden ſie durch den ruſſiſchen Commandanten Krukow, der ſich ſehr muthvoll benahm, wieder herausgeworfen, und Jaroma ſowohl als Loga fielen ſchwer verwundet. Dembinski drang auf einen neuen Angriff, der auch verſucht, aber durch Krukows Kartätſchen vereitelt wurde, und als Dembinski endlich einen kräftigen und allgemeinen Angriff verlangte, legte ſich Chlapowski ins Mittel, ſprach heimlich mit Gielgud, und dieſer befahl den Rückzug nach Kurszany, in die Nähe der preußiſchen Gränze.

Der ganze polniſche Krieg zeichnet ſich zwar durch die zahl-

reiche Menge von Rückzugordres vor dem Kampfe, oder im ersten Beginnen des Kampfes aus, und Skrzynezki hat durch dieses böse Beispiel offenbar Polen am meisten geschadet, inzwischen muß man gestehen, daß es doch im ganzen Feldzug nirgends so beschimpft wurde, als durch Gielguds schmählichen Rückzug mit 14,000 Mann von dem kleinen Szawle, am 8 Jul.

Am folgenden Tage wurde der eben so berüchtigte Kriegsrath in Kurszany gehalten. Hier verlangte Dembinski, man sollte endlich dieser erbärmlichen Kriegsführung ein Ende machen, einen geschicktern Anführer wählen und dem ersten Plane treu alle Mittel in Bewegung setzen, um die Insurrection in Litthauen im Feuer zu erhalten. Er schlug vor, Gielgud abzusetzen, den Litthauer Staniewicz zum Dictator Litthauens auszurufen und ihm die Wahl eines neuen Oberbefehlshabers zu überlassen. Chlapowski, der es nicht wagte, seinen preußischen Plan offen einzugestehen, schlug dagegen vor, man solle die Armee in drei Theile unter Dembinski, Roland und ihn (Chlapowski) vertheilen, und einzeln agiren, theils um in dem ohnehin erschöpften Lande besser die Subsistenzmittel zu finden, theils um den übermächtigen Feind irre zu leiten und in kleinen Gefechten zu necken. Man darf fragen, warum er diesen allerdings guten Plan nicht gleich bei seinem ersten Eintreten in Litthauen befolgte, wo er überall ein insurrectionelles Heckenfeuer hätte entzünden können und statt dessen immer nur auf eine unmögliche Concentration der undisciplinirten Insurgenten drang. Allein es war ihm mit diesem Plan überhaupt nicht Ernst; er verlangte die Theilung nur, um sich des lästigen Dembinski zu entledigen und von diesem ungehindert

nach Preußen zu entfliehen. Im Kriegsrath ſtimmten mit Dembinski: Sierakowski, Pietka, Brzezanski und Oborski; mit Chlapowski aber Roland, Szymanowski, Borkowski und Wisniewski; und da die Stimmen getheilt waren, entſchied Gielgud für Chlapowski. Dembinski beging den unverzeihlichen Fehler, ſich in dieſe Entſcheidung zu fügen, ohne öffentlich vor der ganzen Armee den Argwohn auszuſprechen, den er gegen Chlapowski hegte. Wenn der Plan des letztern, die Armee nach Preußen zu liefern, in dieſem Augenblick allen Truppen enthüllt worden wäre, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß Dembinski durch Acclamation zum Oberanführer gewählt worden wäre, und dann hätte er mit einer noch immer bedeutenden Armee viel mehr ausrichten können, als er nachher mit ſeinem kleinen Corps wirklich ausrichtete. Voll militäriſchen Muthes beſaß er keinen politiſchen, voll Entſchloſſenheit auf dem Schlachtfelde beſaß er keine im Rath. Er ſchwieg und blieb mit 3800 Mann in Litthauen zurück, während ſeine Nebenbuhler Chlapowski mit 3000, Roland mit 1000 Mann der preußiſchen Gränze zueilten. Roß ſchien damals mit ſeinen 1000 Mann noch verloren, vereinigte ſich aber mit Roland am 10ten.

Roland hatte keineswegs wie Chlapowski die Abſicht, ſich ohne Schwertſtreich an Preußen auszuliefern. Er hoffte, ſich nach Polen durchzuſchlagen, und es wäre vielleicht möglich geweſen, wenn ihn Chlapowski unterſtützt hätte. Dieſer aber dachte nicht daran. Noch am 10ten wurde Roland von den Ruſſen unter Dellinghauſen bei Powardyn angegriffen. Hier mußten die Litthauer allein fechten, denn Roland opferte ſie auf, um nur ſeine disciplinirten Truppen glücklich nach Polen zurückzubringen. Da dieß Staniewicz inne

wurde, trennte er ſich von Roland, und ging nach Litthauen zurück. Unterdeſſen ſetzten die Ruſſen unabläſſig dem Rolandſchen Corps nach und machten bei Wornie einen neuen heftigen Angriff, den Szynamowski zurückſchlug, am 11ten.

Chlapowski war dicht in der Nähe, hörte den Kanonendonner, wurde durch Adjutanten Rolands um Hülfe gebeten, ſchickte aber Niemand. Um ſeinen Zweck ganz ſicher zu erreichen, täuſchte Chlapowski ſeine eigenen Leute durch falſche Nachrichten, hielt ſie in beſtändiger Furcht vor der Uebermacht der Ruſſen, und ermüdete ſie durch Nachtmärſche und eine heuchleriſche Wachſamkeit. Während er unangefochten durch eine ſichre Gegend marſchirte, machte er unter Begünſtigung der Nacht ſeinen Leuten glauben, er führe ſie mit unerhörter Gefahr und Kühnheit mitten durch den Feind. Das Tabakrauchen, ſogar das Huſten war verboten. Unter ſolchen Täuſchungen brachte Chlapowski ſein Corps endlich an die preußiſche Gränze. Hier ſtutzten die Soldaten. Fürſt Czetwertynski ſtellte Gielgud zur Rede, der ihn aber, weil er nicht mehr den Befehl führe, an Chlapowski wies. Dieſer warf jetzt die Maske ab, erklärte die Unmöglichkeit, ſich nach Polen durchzuſchlagen, und da er an den Gränzpfahl gekommen war, warf er ſeinen Mantel hinüber und rief: chaque bon Polonais suivra mon exemple. Um die Truppen herüber zu locken, hatte er ausgeſprengt, daß die nächſten Dörfer voll Ruſſen wären, und da gerade in dieſem Augenblicke von fern eine große Staubwolke ſichtbar wurde, ſo glaubten die Truppen Chlapowski's wirklich, es ſeyen die Ruſſen, und ein Theil folgte ihm über die preußiſche Gränze. Zu Chlapowski's Beſchämung aber entdeckte man, daß jene Staubwolke von den Truppen Rolands herrühre, der ſo eben vorüber

zog, nicht um über die Gränze zu fliehen, ſondern um ſich noch ferner durchzuſchlagen. Nun entſtand ein Tumult unter den Truppen Chlapowski's. Viele von ihnen gingen zu Roland über, beſonders der Fürſt Czetwertynski, der ſeine ganze Artillerie, die ſchon die Gränze paſſirt hatte, wieder zurückführte. In dieſem Augenblicke der Verwirrung ſprengte Skalski, ein Officier vom Rolandſchen Corps herbei und ſtreckte Gielgud durch einen Piſtolenſchuß zu Boden. Einige Officiere riefen hierauf nach Chlapowski, in der Abſicht, auch ihn den Tod des Verräthers ſterben zu laſſen, aber er war von dieſem Moment an verſchwunden. Dieß geſchah am 12 Julius.

Roland, den die Litthauer (auch Kalinowski) verlaſſen hatten, der aber durch die zurückgebliebenen Reſte des Chlapowskiſchen Corps verſtärkt worden, rückte weiter, wurde aber am 14ten bei Gordoma zugleich von Dellinghauſen, der ihn verfolgte, und von dem großen Armeecorps des Generals Kreutz, das ſich gegen ihn in Bewegung geſetzt hatte, angegriffen und von Polen abgeſchnitten. Hier fiel unter andern Tapfern der litthauiſche Fürſt Gedroyc. Roland kam am Abend bis Degui, wo er aufs neue kämpfen mußte. Von hier aus mußte er, wenn er ſich nach Polen durchſchlagen wollte, die preußiſche Gränze verlaſſen, auf die Gefahr hin, dann keinen Rückhalt mehr zu haben, und von den ihm weit überlegenen Ruſſen umzingelt zu werden. Er hielt daher einen Kriegsrath, deſſen Folge eine Unterhandlung mit den an der Gränze ſtationirten preußiſchen Obriſten Tietzen und Preuſſer war. Die letztern erklärten, die Polen müßten die Waffen niederlegen und 21 Tage Quarantäne halten, dann aber könne ihnen die Rückkehr nach Polen in Gemäßheit des königl. Decrets

vom 11 Februar nicht verweigert werden. Dennoch zauderte Roland, und ſchlug ſich noch am Morgen des 15ten mit den Ruſſen, ſo daß ſein Corps auf 3000 Mann ſchmolz. Nun hielt er einen zweiten Kriegsrath, und es wurde beſchloſſen, dem Beiſpiele Chlapowski's zu folgen. Doch fand das Rolandſche Corps im Preußiſchen keine ſo guten Quartiere, als das Chlapowski'ſche. General Stülpnagel entſchuldigte ſich deßfalls bei den Rolandſchen Officieren, und ſagte ihnen, man habe von ihrer Ankunft nichts gewußt, während man auf die des Generals Chlapowski ſchon zwei Tage früher vorbereitet geweſen ſey.

Hätte ſich das Gielgudſche Corps, das in Kurſzany noch 14,000 Mann ſtark war, beſſer vertheidigt, und den Krieg wenigſtens in die Länge gezogen, ſo würde es dem General Kreutz nicht möglich geweſen ſeyn, wenige Tage vor dem Falle Warſchau's die ruſſiſche Hauptarmee zu verſtärken.

Dembinski rettete ſein Corps, und führte es in einem wunderähnlichen Zuge auf weiten Umwegen nach Warſchau zurück, wie wir ſpäter ſehen werden.

Eben ſo unglücklich wie der litthauiſche, endete auch der Aufſtand in Podolien und Wolhynien. Ueber die Gefechte der Inſurgenten im Mai (die ich im erſten Theile dieſes Jahrgangs Seite 220 nur flüchtig berührt habe) ſind ſeitdem durch das vortreffliche Werk von Spazier nähere Nachrichten bekannt worden.

Wir erinnern uns, daß Chroszikowski am 25 April voreilig die Podolier zum Aufſtande rief, und daß die Inſurrection nicht vollkommen in Gang kommen konnte, weil Dwernizki, der ſie unterſtützen ſollte, nach Gallizien getrieben wurde. Dennoch war ein großer Theil des Adels bereits

compromittirt, und der Aufstand begann am 7 Mai. Die Sobanskis, Jelowizkis, Potozkis, Vincenz Tyszkiewicz ꝛc., so wie Wenceslaus Rzewuski, Emir der podolischen Tartaren, erhoben sich, und wählten den greisen Kolysko, der schon unter Kosziusko gedient, zum Anführer. Alle diese Edelleute gelobten in den Kirchen, ihren Bauern die Freiheit zu geben. Um dieselbe Zeit wurde eine vorgebliche Proclamation des russischen Generals Yermoloff verbreitet, worin die Südrussen zur Freiheit aufgerufen wurden. General Roth war aber bereits in Podolien eingerückt, und überraschte die Insurgenten bei Daszow, am 14 Mai. Hier wurde Rzewuski geschlagen und entfloh, bevor ihm Kolysko Beistand leisten konnte. Roth und insbesondere General Löwenstern soll mit den Gefangnen sehr grausam umgegangen seyn. Die Insurgenten stießen auf ihrem Rückzuge bei Obodne am 19ten auf eine Abtheilung von 300 Russen unter General Szczuzki. Alexander Jelowizki hatte die Kühnheit, einem russischen Kanonier, der eben abfeuern wollte, zuzurufen: „Schieß nicht, oder du bist verloren!" Der Russe stutzte und ließ sich, ohne zu schießen, die Kanone wegnehmen. Das ganze russische Corps wurde gefangen. Als Roth dieß erfuhr, verdoppelte er seine Anstrengungen, die Insurgenten einzuholen. Hier gerieth einer der Hauptagitatoren des Landes, Tyszkiewicz, unversehens in sein Lager, da er als Kutscher verkleidet eben mit einem Fräulein Wislozka unterwegs war. Er mußte einige Dienste in Roths Küche leisten, entkam aber glücklich. Dagegen hatte Kolysko zum zweiten Male so schlechte Dispositionen getroffen, daß er wieder von Roth überrascht wurde. Am 23 Mai erlitt er bei Meidan eine totale Niederlage.

Der alte Wenzel Jelowizki und viele andere Edelleute fielen hier. Woyciechowski vertheidigte eine Kanone so lange, bis er mit 15 Wunden bedeckt niederfiel. Alle Kanonen, alles Gepäck und die Casse mit 400,000 Rubel ging verloren. Kolysko sammelte den Rest seiner Leute bei Bebezki. Nur die Jelowizkis, die auf dem Schlachtfelde am längsten ausgehalten und von Kolysko getrennt worden waren, sahen sich gezwungen, nach Gallizien zu flüchten.

Mittlerweile war auch in den westlichen Districten Podoliens der Adel aufgestanden, und hatte Jacob Nagorniczewski zum Anführer gewählt. Dieser griff am 18 Mai die Stadt Latiszow an, wurden aber zurückgeschlagen. (Eine Insurrection im Kreise Uszika fiel noch weniger glücklich aus. Der Anführer Stempowski wurde durch Verrath gefangen, indem der russische General Dscheremetieff seine Frau zwang, ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen. Doch entkam Stempowski nach Gallizien.) Nachdem sich Nagorniczewski durch die Insurgenten von Mohilew und Litym unter Dobek verstärkt hatte, griff er am 24 Mai die Stadt Bar an, und nahm sie sammt ihren großen Magazinen weg. Hier schlossen sich die Schüler der Stadt und die Insurgenten von Mianice, die unter Hanstetten bereits ein glückliches Gefecht bestanden hatten, an ihn an, und er beschloß, sich nach Volhynien zu wenden, um sich mit dem dortigen Insurgentenchef Rozycki zu vereinigen. Unglücklicherweise aber langte das Fräulein Wislozka, die Unterhändlerin, bei ihm an, und überredete ihn, sich an Kolysko anzuschließen, den man nach dem Siege bei Obodne damals noch in einer glücklichen Lage glaubte. Als nun aber Nagorniczewski bei Bebezki zu Kolysko stieß, fand er ihn ge-

ſchlagen und von Roth verfolgt. Es war jetzt zu ſpät, ſich noch mit Rozycki zu vereinigen, und um nicht vernichtet oder gefangen zu werden, mußten die Inſurgenten ſich entſchließen, nach Gallizien zu flüchten, am 26 Mai. Auch Wereſzynski, der in Volhynien für die Inſurrection thätig war, gab nun ſein Unternehmen auf.

Dagegen zeichnete ſich in Volhynien Carl Rozycki durch ſein kühnes Unternehmen aus. Auch er hatte am 7 Mai im Kreiſe Zytomir ſich erhoben, und wollte ſich Anfangs mit Kolysko und Rzewuski vereinigen, wurde aber durch die Niederlage des letztern bei Daſzow daran gehindert. Später hoffte er Nagorniczewski an ſich zu ziehen, aber auch das mißlang, wie wir geſehen haben; und da er nun allein mit nur 200 Mann nichts gegen Roth unternehmen konnte, ſo beſchloß er, ſich zwiſchen dieſem und dem Armeecorps von Rüdiger und Kreutz nach Warſchau durchzuſchlagen. Am 27 Mai zerſprengte er ein ruſſiſches Corps bei Moloczki; am 1 Junius nahm er und zerſtörte einen ruſſiſchen Transport von 105 Proviant- und Munitions-Wagen bei Kiliakow; am 2ten zerſprengte er abermals bei Berezno ein ruſſiſches Corps. Am Nyr hatte er die Freude, ſich mit dem Grafen Worcell, der hier noch immer den Partiſankrieg führte, zu vereinigen. Nur 400 Mann ſtark, betrat er das Königreich, überfiel in der Nacht auf den 11 Junius ein ruſſiſches Corps in Uchanie, hob es auf und zog am 12ten unter großem Jubel in Zamosc ein.

Außerdem berichtete der öſterreichiſche Beobachter noch über den Inſurgentenchef Golowinski, der am 3 Junius bei Owrutſch in Volhynien geſchlagen wurde, und über einen

andern Namens Golezki, der am 12 Junius bei Uglie gleichfalls geschlagen und gefangen wurde.

So endete der Aufstand in Podolien und Wolhynien. Die Rache war schrecklich. Das Land hatte nicht Kerker genug, die Compromittirten aufzunehmen. Frauen und Kinder wurden mißhandelt, damit sie ihre versteckten Männer und Väter verriethen. Priester wurden mit Gewalt unter die gemeinen Soldaten gesteckt, und Caravanen von edlen Verbrechern wanderten in die Bergwerke Sibiriens.

12.

Paskewitsch. Die preußische Neutralität. Sebastiani's Politik.

Paskewitsch, der Bezwinger des Kaukasus, Eroberer von Erivan und Erzerum, war am 26 Mai nach Petersburg gekommen, wurde am 16 Junius zum Oberbefehlshaber gegen die Polen ernannt und traf am 25sten im Hauptquartier zu Pultusk ein, wohin er durch das Preußische gelangte.

Das Journal von Petersburg sagte unterm 1 Junius: „Daß nur durch die Entwickelung einer beispiellosen Energie eine Rebellion unterdrückt werden könne, welche die gänzliche Vernichtung der gesetzmäßigen Macht bezwecke." In Uebereinstimmung damit sagte ein russischer Correspondent der Allg. Zeitung schon am 15 Mai: „Wenn auch die ganze Armee von Diebitsch zu Grunde ginge, so wären doch in diesem Augenblicke hinreichende Truppenmassen in Bewegung, um den Verlust doppelt zu ersetzen, um dem russischen Namen Achtung und Europa Sicher-

cherheit gegen die Umtriebe einer demagogiſchen Partei zu verſchaffen.“ Wirklich wälzten ſich von allen Seiten neue ruſſiſche Heere gegen Polen, und Paskewitſch wartete nur dieſe Verſtärkungen ab, um über Warſchau herzufallen.

Inzwiſchen getraute ſich Rußland trotz dieſer großen Uebermacht nicht, wie bisher allein zu handeln. Es nahm die Hülfe Preußens in Anſpruch. Graf Orloff that dafür die nöthigen Schritte in Berlin, und Paskewitſch richtete ſich ganz darauf ein, indem er das Hauptquartier von Pultusk nach Plozk verlegte und Anſtalt traf, in der Nähe der preußiſchen Feſtung Thorn, und von ihr unterſtützt, über die Weichſel zu gehen. Er wäre hier in einen Sack gerathen und verloren geweſen, wenn er nicht ſicher auf die preußiſche Hülfe hätte rechnen können. Ohne ſtrategiſche Baſis, getrennt von ſeinen Zufuhren, hing er in dem weſtlichen Winkel zwiſchen der Weichſel und der preußiſchen Gränze gleichſam in der Luft, wenn ihm nicht die preußiſche Feſtung Thorn, als ob es eine ruſſiſche geweſen wäre, zur Baſis gedient hätte.

Folgende Thatſachen enthielt eine offizielle Beſchwerdeſchrift des polniſchen Miniſters vom 4 Julius: „Gleich ſeit der Reiſe des Grafen Orloff, noch Ende des Monats Mai, waren von den preußiſchen Behörden nicht die mindeſten Rückſichten auf einen Schein von Neutralität mehr genommen worden: zwar waren ſchon am zweiten Pfingſtfeiertage auf der ganzen Gränzlinie der Wojewodſchaft Plozk Umlaufſchreiben verbreitet worden, welche geboten, alle ruſſiſchen Soldaten, die von ihren Corps abgeſchnitten einen Zufluchtsort in Preußen ſuchten, ohne Quarantaine herüber zu laſſen; jetzt aber empfing man nicht nur hundert ruſſiſche Gefangene, die von Zarki und Piliça geflohen waren, ſondern gab ihnen von der preußi-

ſchen Gränze her mit Flintenſchüſſen Zeichen, daß man ſie bereits dort erwarte; und zwar ſtanden im Dorfe Rudniki dreißig preußiſche Soldaten, und eben ſo viel, mit Piken bewaffnete Leute, die ſie auf dem kürzeſten Wege dahin führten, wo ſie zur ruſſiſchen Armee wieder gelangen konnten. Man ließ dagegen ruſſiſche Soldaten bis nach Preußen kommen, um geflohene Polen mit Gewalt fortzuführen. Ruſſiſche Cuiraſſiere holten ſo von Swidry bei Szczuczyn den Pfarrer Maczkowski aus Niedzwiadno im Auguſtowſchen, der ſich beim Bürgermeiſter von Swidry verſteckt hatte. 25 Koſaken kamen nach Johannisburg, um den Bürgermeiſter von Kolno, Blanski, zu holen, der ſich in Preußen ſelbſt aber verſteckt hatte. Die Morde an den Gränzen wurden verwegener und häufiger. Ende Mai's tödteten die preußiſchen Gränzſoldaten in Oſiek den Bauer Zawierta, der eben ruhig in der Prosna fiſchte. In der Nacht vom 3 zum 4 Junius ging ein preußiſcher Soldat über die Gränze Przyſtanie an der Prosna, näherte ſich dem Bauer Thomas Kadlubczak, der 240 Schritte von der Gränze auf einer Strohgarbe ſchlief, bis auf 44 Fuß und erſchoß den Unglücklichen im Schlaf. Ohne alle Scheu wurden für Ruſſen Magazine angelegt, und während man die Brücken zerſtörte, wo die Polen Verbindungen haben konnten, baute man deren für die Ruſſen, wie im Mai ſchon in Johannisburg über die Pyszna, um das Mehl aus den Magazine von Neidenburg zu bringen. Anfangs Junius aber kamen nach Thorn 40 Schiffe mit Mundvorräthen, die der preußiſche Landrath ſelbſt aus Borki nach Myszinick ſchaffte; gleich darauf langten daſelbſt mehrere hundert ruſſiſche Wagen mit ruſſiſchen Escorten an, welche, mit Lebensmitteln und Munition beladen, nach Mlawa zurückgeſchickt

wurden. Man errichtete in Thorn ein förmliches russisches Bureau unter Leitung des Generals Peicher, ließ Uniformen anfertigen, bezog 80,000 Korzec Hafer von Elbing, die auf Wagen nach Neidenburg, Dzialdow und Lityborg geschafft wurden. Die Russen kauften den Preußen gleich ganze Ernten ab; letztere verfertigten Schiffsbauholz für die russischen Brücken über die Drwenca." An demselben Tage, an welchem der polnische Minister diese Beschwerden dem preußischen Hofe notificirte, reichte auch der Magistrat von Königsberg die berühmte sie bestätigende Adresse ein, die wir unten anführen werden.

Skrzynezki schrieb schon am 19 Junius einen Brief an den König von Preußen: „Seit dem Augenblicke Ihrer Thronbesteigung haben Gerechtigkeit und Redlichkeit nicht aufgehört Allerhöchstderen väterliche Regierung zu verherrlichen. Schon indem ich an diese hohen Tugenden appellire, fühle ich einigen Ersatz für die mir von den Civil- und Militär-Behörden Ew. königl. Majestät verursachten Verdrießlichkeiten und Kränkungen. Gemeinsam mit andern Höfen haben Sie, allerdurchlauchtigster Herr! das Princip der Nichtintervention angenommen, und man kann nicht zweifeln, daß Ihre Minister diesem Ihrem Allerhöchsten Willen gemäß Befehle erhalten; eben deßhalb hat auch die polnische Armee kein Recht gegen Ew. königl. Majestät Beschwerde zu führen; sie darf es nur vor Höchstderselben. Wir beide, das Heer und ich, sind täglich Augenzeugen der überweisendsten Vorfälle, daß ungeachtet Ew. Majestät die Neutralität hinsichtlich Polens amtlich zuzusichern geruht haben, die Gränz-, Civil- und Militär-Behörden nicht nur die Neutralität augenscheinlich verletzen, sondern auch der russischen Armee so viel Unter-

ſtützung gewähren, daß vielleicht nur dieſe mannichfachen Hülfe-
leiſtungen der Grund ſind, daß die Ruſſen ſich noch zu keiner
Entfernung gezwungen ſehen. 1) Durch die preußiſchen Be-
hörden in Thorn und ſeinen Umgegenden erhalten die Ruſſen
Lebensmittel aus den Magazinen. 2) Preußiſche Artilleriſten
ſind in den ruſſiſchen Dienſt geſandt worden, damit dieſelben
gegen uns gebraucht werden. 3) Das ruſſiſche Heer erhält
Munition aus den preußiſchen Feſtungen. 4) Montirungen
vieler ruſſiſchen Regimenter werden in Preußen verfertigt. 5)
Ein preußiſcher Ingenieur aus Marienwerder (Kwidzyn) be-
ſchäftigte ſich mit Herbeiſchaffung von Materialien zur Auf-
ſtellung einer Brücke, welche den Ruſſen zum Weichſelüber-
gang bei Zlotoryn dienen ſollte. Ich könnte hier noch viele
andere Umſtände anführen, welche wahrhaft feindlichen Schrit-
ten gleichkommen ꝛc. Indem ich noch einmal Ew. königl.
Majeſtät wegen dieſes Schreibens um Verzeihung bitte, flehe
ich Allerhöchſtdieſelben an, der Stimme der Menſchlichkeit Ge-
hör zu geben, und Rückſicht nehmen zu wollen auf die Schwa-
chen, welche, ohne die geheimen Hülfeleiſtungen der preußi-
ſchen Civil- und Militair-Beamten, von dem Rieſen nicht un-
terdrückt werden könnten.“ Dieſe rührende Bitte wurde mit
dem Bemerken abgewieſen, daß Se. Majeſtät den Brief nur
annehmen könnten, wenn derſelbe „von Kaiſer Nikolaus
affirmirt“ wäre! Zugleich erließ der Oberpräſident des
Großherzogthums Poſen, Flottwell, drei Befehle vom 13 und
23 Junius, wornach jeder von Frankreich oder Deutſchland
aus nach Warſchau beſtimmte Transport von Waffen, Schieß-
bedarf oder Geld aufgeſpürt und aufgehalten werden ſollte, wäh-
rend zu derſelben Zeit die Straßen zwiſchen Thorn und dem ruſſi-
ſchen Lager mit preußiſchen Zufuhren aller Art bedeckt waren.

Die polnische Regierung erließ hierauf ein schmerzvolles Circular an die auswärtigen Mächte. Der französische Gesandte in Berlin verwandte sich für die Polen, erhielt aber zur Antwort: „daß Preußen in der Frage zwischen Polen und Rußland nicht neutral sey, daß es dieß nie gewesen wäre, und daß nur die polnischen Agenten im Auslande dieß verbreitet hätten; daß Preußen den Sieg der Russen wünsche; daß es alle Mittel, die in seiner Gewalt ständen, anwenden werde, um dahin mitzuwirken; daß es das Recht zu haben glaube, den Russen alle Art von Bedürfnissen zukommen zu lassen, und daß die Lage, in welcher es sich befände, Unthätigkeit, durchaus aber nicht Neutralität sey; es betrachte die Polen nur als Unterthanen, die sich gegen ihren Souverän empört hätten, gegen einen Souverän, welcher der gute und getreue Verbündete des Königs von Preußen sey; daß wenn Polen unabhängig würde, es das Großherzogthum Posen, Thorn und Danzig werde wiedernehmen wollen!“

Aber auch von den Franzosen selbst wurden die Polen mystificirt. Fürst Talleyrand veranlaßte zu London den polnischen Agenten Zalusli, der nach Schweden bestimmt war, am 19 Junius nach Brüssel zu gehen, und die Belgier zur Annahme der 18 Artikel zu bewegen, weil unmittelbar nach dieser Annahme die Conferenz sich mit der polnischen Sache beschäftigen werde. Und wirklich sollen die Bitten für das hartbedrängte Polen viel zu der Bereitwilligkeit der Belgier, jene Artikel anzunehmen, beigetragen haben.

Sebastiani war in seinen Mystificationen noch grausamer, denn er suchte die Polen ihrer letzten Zuflucht, der eignen Waffen, zu berauben, wahrscheinlich um die Niederlage der Polen schimpflicher, weniger heroisch und daher des

Mitleids unwürdiger zu machen, und um dadurch die Vorwürfe zu schwächen, die in jeder Heldenthat der Polen für Frankreich lagen. Er ließ die polnischen Agenten in Paris, Graf Ludwig Plater und Kniaziewicz, zu einer Zusammenkunft bei einer polnischen Dame einladen, verlangte von ihnen einen sicheren Polen, den er als Courier nach Warschau schicken wolle, und dictirte ihnen eine Depesche für die Regierung in Warschau, dieses Inhalts: „Das französische Ministerium wünsche, Skrzynezki möge nur noch zwei Monate Zeit zu gewinnen suchen, dann werde Polen durch Frankreich gerettet seyn.“ Der Courier ging ab, wurde aber in Preußen angehalten und Skrzynezki erhielt die Depesche durch eine gewöhnliche Estaffette am 16 Julius. Sie hatte auf seine militärische, den Polen so verderbliche Unthätigkeit den größten Einfluß. Wie wenig sich Sebastiani vor den französischen Kammern wegen dieser Depesche zu rechtfertigen wußte, haben wir oben in der Geschichte Frankreichs berichtet. Da er übrigens die Depesche nur geheimnißvoll dictirt, nicht selbst ausgefertigt und unterschrieben hatte, so konnte die Opposition den schweigenden Minister durch keinen schriftlichen Beweis von seiner eigenen Hand überführen.

Nach Abgang jener zweideutigen Depesche und vor Eröffnung der Kammern flehten die polnischen Agenten in Paris am 19 Julius das Ministerium Perier noch einmal um Hülfe an. Am 23sten bei Eröffnung der Kammern sagte der König der Franzosen: „Nachdem ich (in der polnischen Sache) meine Vermittlung angeboten, habe ich auch die großen Mächte dazu aufgefordert. Ich habe jene Nationalität sichern wollen, die der Zeit und ihren Wechselfällen widerstand.“ Diese Worte, die statt einer ganzen That nur einen

halben Wunsch ankündigten, schlugen alle Hoffnungen in Polen nieder; nur Skrzynezki und die diplomatische Partei ließen sich verblenden, und sahen gerade in dieser gemäßigten Sprache Frankreichs einen Beweis, daß Frankreich wirklich thätig unterhandle. Weil Prahlerei oft Schwäche deckt, glaubten sie, die bescheidene Sprache beweise ein kraftvolles Handeln. Die entschiedene Partei in Polen sah schärfer. Der Kuryer Polsky sagte: „Es gibt Leute, welche die französische Thronrede auslegen, wie die kürzlich entdeckten ägyptischen Hieroglyphen, und in derselben große Dinge versteckt finden wollen; sie wollen uns überzeugen, daß die diplomatische Sprache die Sprache der Sphinx sey, und wollen mit Gewalt etwas suchen, wo nichts ist. Wir sind der Meinung, daß die Sprache der Macht und des Rechts deutlich und bestimmt seyn soll, daß nur der Mangel an Kraft und an gutem Willen sich dunkler Ausdrücke bedient. Wir haben nicht Zeit, lange über die Ausdrücke einer Rede, als wäre es die Stimme der Erlösung, zu schwatzen, wie wir auch nicht die Zeit haben, unsere Feinde und die Opfer zu zählen, die von den Waffen und den Krankheiten täglich dahin gerafft werden. Nicht heilen uns heimliche Talismane, langweilige Versprechungen der Doctoren, oder Vettern- und Basen-Trost. Zwischen Leben und Tod bieten wir unsere letzte Kraft auf. Wollte vielleicht der König der Franzosen uns nur die Nationalität sichern, die, wie er selbst sagt, nichts uns entreißen könnte? Eine Nationalität haben auch die Juden ohne Vaterland, Nationalität die wilden Horden unter russischem Scepter; unsere bloße Nationalität ist für Fremde eine sehr gleichgültige Sache. Wir haben und lieben unsere Nationalität nur darum, damit wir, nur zerrissene Glieder, uns wieder in Eins ver

einigen, damit wir unſere politiſche Exiſtenz wieder erhalten, die Exiſtenz, die uns gebührt, die ein für Monarchen und Völker unentbehrliches Gut iſt. Europa kann nicht unſchlüſſig ſeyn zwiſchen der Unſchuld und dem Verbrechen, zwiſchen einem Volke, das nach zehn Jahrhunderten der Ehre und des Ruhms 40 Jahre lang gegen ſeine Räuber kämpft, und gegen den Stolz des Zaren, der ſchon ſo viele eigene und fremde Völker zur Schlachtbank geführt hat. Nicht um unſere Nationalität, ſondern um unſer politiſches Daſeyn in unſern alten Gränzen kämpfen wir; dieß iſt's, was ganz Europa bewegt, es iſt der Kampf des Rechts und der Freiheit, die Stimme Gottes und die Stimme der Völker."

Ueber denſelben Gegenſtand ſagte der engliſche Morning-Herald: „Frankreich ſollte den Namen Polen nie hören, ohne daß ihm glühende Scham ins Geſicht träte. Polen, deſſen Heldenmuth durch die langen Jahre ruſſiſcher Unterdrückung nicht gebrochen werden konnte, riß durch übermenſchliche Anſtrengung die Ketten entzwei, die es an den Militär-Deſpotismus gefeſſelt hatten, und warf ſich zwiſchen Frankreich und die Barbarenhorden, die ſich rüſteten, jenem Lande noch einmal die Demüthigung zu bereiten, eine verworfene Dynaſtie unter dem Gebote fremder Bajonnette wieder anzunehmen. Zum Dank dafür gibt Frankreich dieſes Polen der ganzen Wuth der erbitterten Barbaren Preis, deren Eroberungs- und Contrerevolutionsplan die Erhebung Warſchau's ſo unerwartet unterbrochen hatte. Erſt als dieſe Inſurrection ausgebrochen war, verſtand ſich Nicolaus dazu, die neue Regierung von Frankreich anzuerkennen. Vorher hatte er es nicht für nöthig gehalten. War alſo für Ludwig Philipp die Anerkennung ſeines Königthums durch den nordiſchen Autokra-

ten ein Gegenſtand von großer Bedeutung, ſo verdankt er ſie den Polen. Was dagegen verdanken die Polen ihm und ſeiner Regierung? Gewiß nicht ihre Anerkennung. Fragen wir Caſimir Perier; er antwortet: „ohne Frankreich würde Polen längſt durch die vereinigten Bemühungen der ſie umgebenden drei Mächte niedergetreten ſeyn.“ Wir fragen: Wie verhinderte Frankreich es? Ach, er iſt nicht ſo gütig, uns zu ſagen wie!“

Die Franzoſen verfehlten übrigens nicht, den Engländern ihre Vorwürfe zurückzugeben; denn die letzteren thaten eben ſo wenig für die Polen. Erſt am 8 Auguſt erhoben ſich O'Connell und Obriſt Evans im Parlamente mit Wärme für die Polen, jedoch ohne Erfolg. Grey, obwohl ſchon ſeit Kosziusko's Zeit ein Freund der Polen, konnte bei der Abneigung des Königs, bei den Umtrieben der Tories, bei der großen Arbeit der Reform nichts für ſie thun, oder wollte es nicht, weil er es für beſſer hielt, daß die Polen, die doch unter allen Umſtänden das Opfer ſeyn mußten, dem Frieden geopfert würden, als dem Kriege.

Inzwiſchen unterhielt Sebaſtiani die Täuſchung der noch immer herrſchenden diplomatiſchen Partei in Polen, und Niemojewski ſagt ausdrücklich in dem Briefe vom 27 Februar 1832, den er in den öffentlichen Blättern abdrucken ließ: „Im Julius langte in Polen ein auf Koſten der franzöſiſchen Regierung durch den Miniſter Sebaſtiani geſchickter Brief an, mit dem Rathe, den Kampf noch zwei Monate lang hinzuziehen, und deßhalb entſcheidende Kriegswechſelfälle zu vermeiden. Der Generaliſſimus der polniſchen Arme, deſſen Gewalt in ſtrategiſcher Hinſicht unumſchränkt war, befolgte dieſen Rath, welchen der franzöſiſche Ge-

ſandte in Berlin im Auguſt wiederholte. Unſer ſpäteres Schickſal war die Folge dieſer Inſinuation.“ Und ihm, dem vormaligen Präſidenten der polniſchen Regierung, hat weder Sebaſtiani noch irgend Jemand vom franzöſiſchen Miniſterium in Betreff dieſer Thatſachen widerſprochen.

So ging Polens blutige Sonne in den diplomatiſchen Nebeln unter.

Das Wenige, was zu Gunſten der Polen im übrigen Europa ſprach, fruchtete ſo wenig als die Reden in den franzöſiſchen und engliſchen Kammern. In Ungarn reichten am 19 Junius 22 Comitate eine Bittſchrift für die Polen beim Kaiſer ein; allein dieſe Adreſſe blieb ohne Erfolg und wurde ſogar erſt viele Wochen ſpäter bekannt. Wir werden ſie in dem Capitel, das von Oeſterreich handelt, nachliefern.

Ein franzöſiſches Schiff, Courrier du fort royal, das von dem Polenvereine mit Waffen nach Samogitien geſchickt wurde, konnte nicht dahin gelangen, und wurde im September in Helſingör von den däniſchen Behörden mit Beſchlag belegt. Die einzige Hülfe, die den Polen wirklich zukam, beſtand in den Wundärzten und Medicamenten, die ihnen aus den conſtitutionellen deutſchen Staaten reichlich und bis zum letzten Augenblicke zuſtrömten.

13.

Skrzynezki's Zaudern. Dembinski's wunderbare Rückkehr.

Aus dem Vorhergehenden erklärt ſich die Unthätigkeit Skrzynezki's, der darin von der diplomatiſchen Partei unter-

ſtützt wurde. Zwar gab ſich die Regierung das Anſehen von Energie, indem ſie am 1 Julius ein allgemeines Aufgebot zum Landſturm erließ; dieſe Maßregel half aber wenig, da beinahe das ganze Land von den Ruſſen überſchwemmt war, und die polniſche Armee keine Anſtalt traf, ſich Luft zu machen. Bald darauf wurde die entſchiedene Partei auf dem Reichstage durch neue Mitglieder aus Podolien, der Ukraine und Volhynien verſtärkt, die als Flüchtlinge in Warſchau angekommen waren. Zwölf derſelben, unter ihnen Alexander Jelowizki, Vincenz Tyszkiewicz, Hermann Potozki, Malinowski, Heinrich Rakwaski, Zaczynski, Sabbatyn, Zalewski (ein Dichter aus der Ukraine) ꝛc., traten am 9 Julius in die Landbotenkammer. Die diplomatiſche Partei widerſprach zwar ihrer Legitimirung, aber die demokratiſche Partei ſetzte ſie durch. Godebski, der Volhynier, der nebſt dem Grafen Olizar ſchon früher einzeln als Landbote zugelaſſen war, rief bei dieſer Gelegenheit: „Der Act unſerer Wahl iſt mit unſerem Blute beſiegelt.“ Später, als Dembinski die Häupter der litthauiſchen Inſurrection glücklich nach Warſchau führte, traten 17 derſelben ebenfalls in die Landbotenkammer.

Noch war Polen voll Enthuſiasmus. Der Landſturm organiſirte ſich in der Umgegend von Warſchau, in Kaliſch, Sandomir und Krakau, wo noch keine Ruſſen waren, und die Bevölkerung von Warſchau wetteiferte, bei der Verſchanzung Warſchau's mitzuwirken. Weil nämlich jetzt die Abſicht des Feindes klar war, über die Weichſel zu gehen und Warſchau von der Landſeite anzugreifen, ſo beeilte man ſich jetzt, die Hauptſtadt auf dieſer Seite mit Vertheidigungswerken zu umgeben. Bürger, Soldaten, Frauen, Prieſter, Leute aus allen Ständen, von jedem Alter und Geſchlecht,

zogen unter Muſik und mit Blumen und Fahnen geſchmückt täglich vor die Thore, um zu ſchanzen. Der Finanzminiſter Dembowski ſchuf 10 Millionen Ein- und Zweiguldenſcheine gegen Austauſch der bisher wenig in Umlauf gekommenen Fünfzigguldenſcheine, und ſchrieb eine Silberſteuer aus, die aber jetzt wenig mehr eintragen konnte, da der Theil des Landes, den die Ruſſen noch nicht beſetzt hatten, ſehr klein war. Alle dieſe Maßregeln, alle Energie der Regierung, des Reichstags und des Volks konnten nichts helfen, wenn Skrzynezki an der Spitze der ſchnell wieder ergänzten Armee nichts that. Im erſten Enthuſiasmus, der dem Eintritte der podoliſchen Flüchtlinge in die Kammer und dem Landſturm-edicte folgte, hielt Godebski eine feurige Rede, der ſofort der Reichstag durch einen feierlichen Act am 16 Julius beipflichtete, und die darin ausgeſprochene Meinung zur ſeinigen erhob. Sie enthielt eine förmliche Proteſtation gegen alle diplomatiſchen Interventionen, welche eine neue Theilung Polens zum Zwecke hätten, die nicht die Wiederherſtellung von ganz Alt-Polen verlangen würden: „Mag man uns übrigens ſagen, was für Opfer noch dargebracht, und wie viel Blut noch vergoſſen werden muß, damit unſere Agenten verpflichtet würden, öffentlich, unbedingt, laut, den Cabinetten und den Völkern anzukündigen, daß Polen entweder in ſeinen uralten Gränzen exiſtiren müſſe, oder in einen Grabhügel umgewändelt werde; daß wir unſere Sitze auf dieſen Bänken eingenommen haben, daß nunmehr Niemand ohne uns über uns berathſchlagen dürfe; daß endlich Jeder von uns, dreiſt behaupte ich dieß, vor euch würdevollen Männern, die ihr unſere Gefühle theilt, vor der ganzen polniſchen Nation im Namen aller meiner Collegen, ich ſage: daß Jeder

von uns eher die Handlung des Reyten auf den Schwellen des Nationaltempels zu wiederholen bereit ist, als daß er die Losreißung des geringsten Theils unseres Landes zugeben und mit einer gottlosen Hand eine schändliche Acte unterzeichnen sollte, welche mit Recht den Fluch später Enkel und die Verachtung aller Völker nach sich zöge." Am 18 Julius erklärte der Reichstag eben so feierlich die Ausstoßung aller Senatoren, die der Revolution nicht beigetreten seyen. Eine so kühne Sprache führte der Reichstag, während gleichzeitig Skrzynezki, unthätig, nur auf jedes Lüftchen lauschte, das der Westwind aus dem Salon des Herrn Sebastiani herüberwehte.

Skrzynezki befand sich in einer militärisch höchst vortheilhaften Stellung, indem er bei Praga und Modlin à cheval auf der Weichsel stand, und seine hier concentrirten Truppen mit großer Schnelligkeit rechts und links werfen konnte, je nachdem er entweder auf dem jenseitigen Ufer den auf dem Wege von Pultusk nach Plozk und von Plozk nach Thorn befindlichen und den noch weiter her von Wilna kommenden Verstärkungen in die Flanke fallen, oder aber auf dem dießseitigen Ufer den Russen den Uebergang streitig machen wollte. Er hätte zunächst das Erste, und wenn es ihm mißlang, dann immer noch das Zweite thun sollen. Aber er that keines von beiden, und Paskewitsch, gleich als ob er es gewußt hätte, daß Skrzynezki seine Operationen auf keine Weise stören würde, beobachtete dabei keinerlei, auch nicht die gewöhnlichste Vorsicht. Ohne seine Verstärkungen abzuwarten, zog er schon am 4 Julius von Pultusk nach Plozk, und bot den Polen auf diesem Wege eine breite Flanke dar, ja er trennte seine Truppen in vier Colonnen, so daß sie einzeln überfallen und vernichtet werden konnten.

Allein Skrzynezki begab sich erst am 5ten nach Modlin, und zauderte auch hier so lange, bis die Russen am 8ten sich in Plozk wieder concentrirten. Ihr Marsch wäre um so leichter zu stören gewesen, als der eingetretene Regen die Wege grundlos gemacht hatte, und die russische Artillerie und Bagage sich mühsam fortschleppte. Auch jetzt noch konnte Skrzynezki die russische Armee mit Vortheil angreifen, da sie noch nicht viel stärker als die seinige war, und da noch weder Kreutz noch Tolstoi, Kuruta und Sacken, noch Rüdiger sich mit ihr vereinigt hatten. Man bestürmte ihn, die Russen wenigstens am Weichselübergange zu hindern, und sie in dem Augenblick anzugreifen, wo sie halb auf dem rechten, halb auf dem linken Ufer stehen würden. Aber Skrzynezki war auch zu dieser Maßregel nicht zu bewegen. Er rührte sich nicht, und sagte den Pressirenden mit geheimnißvoller Miene, was ihm Sebastiani geschrieben hatte: „Nur noch zwei, nur noch Einen Monat, und es werden sich ganz unerwartete Dinge zutragen.“

Nur gegen das dermalen ganz ungefährliche Rüdigersche Corps wurde eine neue Expedition unternommen. Rüdiger war wie bisher bei Lublin stehen geblieben, denn er hatte immer noch Zeit, sich mit Paskewitsch zu vereinigen, wenn dieser erst selbst über die Weichsel gegangen war, und sich Warschau von hinten näherte. Da er ohnehin kein großes Armeecorps commandirte, so war er einstweilen unschädlich, und die polnische Armee mußte ihre ganze Kraft gegen Paskewitsch und gegen die aus Litthauen heranziehenden Verstärkungen richten, denn hier lag die Entscheidung. Dennoch war es gerade Rüdiger, gegen den allein agirt wurde. Romarino mußte sich am 12 Julius mit Chrzanowski bei Dembe vereinigen. Mit ihnen sollte Rybinski, der

dem russischen General Golowin einzeln bei Kaluszyn gegenüberstand, vereint agiren; aber er wurde schon am 14 Julius von Golowin lebhaft angegriffen, und von Ramorino, der immer zauderte, weil er Rüdiger selbst im Anmarsche glaubte, so schlecht und spät unterstützt, daß die Gelegenheit, hier Golowin einzeln abzuschneiden, verloren ging. Diesem unbedeutenden Gefechte legte Skrzynezki gleichwohl eine große Wichtigkeit bei, und begab sich am 16 Julius selbst zu Chrzanowski, um die Aufmerksamkeit der Polen von Plozk ab und auf diesen Punkt hinzulenken, und so seine Unthätigkeit zu bemänteln, und um — Zeit zu gewinnen.

In diesem kostbaren Augenblicke, wo der polnische Generalissimus sich vergnügt über einen angeblichen großen Sieg ans entgegengesetzte Ende des Kampfplatzes begab, ging die russische Hauptarmee ungehindert über die Weichsel. Paskewitsch wartete auch in Plozk seine Verstärkungen nicht ab, sondern blieb nur vier Tage daselbst, und brach am 12 Julius nach Osiek, dicht an der preußischen Gränze bei Thorn, auf, wo er mit Hülfe der preußischen Baumaterialien und anderer Zufuhren die Weichsel zu passiren gedachte. Er konnte die Anstalten dazu mit der bequemsten Muße treffen, denn der polnische Generalissimus war weit entfernt. Am 17 Julius, da Skrzynezki unnütz bei Kaluszyn stand, gingen die ersten Kosaken bei Osiek über die Weichsel, und überzeugten sich, daß weit und breit keine polnische Flinte, ja nur Sense zu sehen sey. Daher ließ Paskewitsch ganz gemächlich zuerst die Bagage und Artillerie über den Fluß setzen, und folgte am 19ten mit der ganzen Armee nach.

An demselben Tage brach die erste Verstärkung, die zur russischen Hauptarmee stoßen sollte, 3000 Mann unter Ge-

neral Gerſtenzweig, von Lomza auf, und marſchirte Warſchau und Modlin vorbei in einer lang ausgedehnten Linie ebenfalls nach Oſiek. Nichts war leichter, als ſie abzufangen, und General Turno griff ſie wirklich am 23 Julius bei Racionds an, da er aber zu ſchwach war, und General Milberg, der ihn unterſtützen ſollte, zauderte und ausblieb, ſo entkam Gerſtenzweig. Doch nicht genug. Anſtatt ſich nun mit ſeiner ganzen Macht dem General Kreutz entgegen zu werfen, der mit 25,000 Mann Gerſtenzweig folgte, zog Skrzynezki alle polniſchen Truppen über die Weichſel zurück.

Ueber Mißgriffe ſolcher Art erſchrack endlich die Regierung und der Reichstag, und am 25 Julius trug Bonaventura Niemojewski in einer geheimen Sitzung darauf an, daß ein Kriegsrath berufen, und das Benehmen des Generaliſſimus unterſucht werden ſolle. Dieß geſchah am 27ſten; aber Skrzynezki vertheidigte ſich mit der ihm eigenen religiöſen Hingebung. Weit entfernt, ein Verräther zu ſeyn, hielt er ſein Syſtem für das zweckmäßigſte, dem Vaterlande nützlichſte. Er war entſchieden gegen eine kühne Offenſive; er ſagte: „er könne unmöglich das Schickſal des Vaterlandes auf Eine Karte ſetzen.“ Dabei dachte er immer an Frankreich und deſſen friedliche Rathſchläge. Auch Chrzanowski, der damals, ſo lange Dembinski noch nicht zurückgekehrt war, nächſt Skrzynezki das größte Anſehen bei der Armee genoß, erklärte ſich für das Laviren. Er hatte, an dem Gange der Dinge in Polen verzweifelnd, eine geheime Unterredung mit dem ihm befreundeten ruſſiſchen General Thiemann gehabt, und wagte bereits in dieſem Kriegsrathe am 27 Julius geradezu auszuſprechen, eine Schlacht könne zwar glücken, jedoch

doch halte er es für gerathener, ſich mit den Ruſſen in Unterhandlungen einzulaſſen. Dennoch entſchied der Kriegsrath für eine Schlacht, entzog aber dem Generaliſſimus noch nicht ſein Vertrauen, ſondern ließ denſelben im Commando, und beauftragte ihn, nun augenblicklich gegen Paskewitſch aufzubrechen. Skrzynezki erwiderte, wie immer in ſchwärmeriſcher Hingebung: „Er habe ſelbſt einen ſo wichtigen Schritt nicht auf eigene Verantwortlichkeit wagen können; wenn es aber der Reichstag beföhle, ſo werde er gehorchen; und was auch immer der Erfolg ſeyn möge, er werde die Nationalehre wahren und zugleich mit dem Heere untergehn.“ Doch reiſ'te Skrzynezki nicht zur Armee, und einige Tage darauf, am 30 Jul., langte ein Brief von Flahault, dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin, an, worin derſelbe aufs neue dringend anrieth, eine Schlacht zu vermeiden. Dieß führte zu neuen Erörterungen, wodurch Skrzynezki ſeine Abreiſe zur Armee noch mehr zu verlängern ſuchte. Doch die Landboten beſtätigten aufs neue den Beſchluß des Kriegsraths und Skrzynezki gelobte am 31 Jul. nochmals, ſchleunigſt Anſtalten zur Schlacht zu treffen. Gleichwohl blieb er noch den 1ſten und 2ten Auguſt in Warſchau und langte erſt am 3ten bei der Armee an, die zwiſchen Lowicz und Warſchau unthätig lagerte.

Schon war die beſte Zeit verſäumt, denn Paskewitſch hatte ſich ungehindert einer feſten Stellung bei Lowicz bemächtigt. Noch hätten ihn die Polen am 3 Auguſt mit Vortheil angreifen können, da er an dieſem Tage noch nicht völlig in die Poſition eingerückt war; allein Skrzynezki ließ auch dieſe Friſt verſtreichen, ſo daß die ruſſiſche Armee ſich feſt verſchanzen konnte. Die wahren Urſachen dieſer Verſäumniß ſind noch nicht entſchleiert. Chrzanowski hatte mit Vor-

wissen der polnischen Regierung eine zweite Unterredung mit Thiemann gehabt und erschien am 3 August in Skrzynezki's Hauptquartier. Die Folge davon war, daß der Angriff auf die Russen, den Skrzynezki (auf das dringende Anrathen Kolaczkowski's, der an Prondzynski's Stelle Chef des Generalstabs geworden) schon versprochen hatte, wieder unterblieb.

Die Russen verfehlten nicht, die Falschheit Sebastiani's zu benutzen, und in scheinbarer Uebereinstimmung mit der französischen Mäßigung jetzt ebenfalls wieder versöhnliche Gesinnungen blicken zu lassen. Dieß dient zur Entschuldigung Skrzynezki's. Gestoßen von Frankreich und angezogen von Rußland, gab er sich der frommen Täuschung hin, alles könne noch gut und in Frieden enden. Die Ukasen vom 4 Jun. und 29 Jul. verhießen Verzeihung und wiesen es ausdrücklich als eine gehässige Verleumdung ab, wenn man sage, Rußland werde schonungslos an Polen seine Rache üben. Der letztere Ukas sagte: „Weit entfernt auf die Stimme eures Souverains zu hören, seyd ihr (Polen) vielmehr den treulosen Einflüsterungen einiger Ehrgeizigen gefolgt, die mit dem Schicksale der Völker ihr Spiel treiben. Diese Unglücksstifter haben jedwede Aussöhnung unmöglich machen wollen; sie haben zu Begebenheiten angespornt, die euch unwiderruflich bloßstellen und euch für immer den Weg der Verzeihung verschließen sollten; sie haben eurem Könige Absichten geliehen, von denen seine Gedanken fern waren. In diesem entscheidenden Augenblicke richten Wir noch einmal Worte des Friedens und der Milde an euch. Möchtet ihr sie heute mehr als damals beherzigen. Diejenigen, die euch ihren verbrecherischen Planen beigesellen und euch in ihr Ver-

derben hineinziehen wollten, bemühen ſich, die Ueberzeugung in euch zu wecken, daß ihr nur zwiſchen einem verzweiflungsvollen Tode und der Leibesſtrafe oder der Verbannung zu wählen hättet. Meſſet ſolchen gehäſſigen Einflüſterungen keinen Glauben bei. Die ſtattgefundenen Ereigniſſe haben euch den Weg des Heils nicht verſchloſſen. Kehrt zu eurer Pflicht zurück; ſagt euch offen von verbrecheriſchen Abſichten los, und Wir ſind noch bereit euch aufzunehmen.“ Wenn man nicht annimmt, daß ſolche Verheißungen in Verbindung mit den Rathſchlägen des franzöſiſchen Cabinets auf Skrzynezki's weiches Herz Einfluß geübt, ſo wäre deſſen Betragen völlig unerklärlich.

Da die Täuſchung des Generaliſſimus von den einflußreichſten Mitgliedern der Regierung und des Reichstags getheilt, und Skrzynezki ſogar durch den Kriegsrath in ſeinem dem Vaterlande ſo verderblichen Commando beſtätigt wurde, der Feind aber ſchon vor den Thoren ſtand und alle ſeine großen Verſtärkungen ungehindert an ſich zog, ſchien Polen unrettbar verloren, — als ihm plötzlich, wie durch ein Wunder, ein Mann geſendet wurde, der im Stande ſchien, ſeine verlorne Sache durch Thatkraft und raſche Schläge wieder herzuſtellen. Unerwartet nämlich kehrte der längſt aufgegebene Dembinski mit ſeiner ganzen Schaar und vielen geflüchteten Litthauern nach Warſchau zurück.

Nachdem Dembinski ſich am 9 Jul. zu Kurſzany von Gielgud und Chlapowski getrennt hatte, brach er mit nur 3800 Mann und 6 Kanonen auf, um ſich auf einem weiten Umwege durch Litthauen nach Warſchau durchzuſchlagen, wenn es ihm nicht gelang, die Inſurrection wieder in Gang zu bringen. Sein Unternehmen war äußerſt kühn,

denn auf allen Wegen durch Litthauen wimmelte es von ruſſiſchen Truppen, die theils gegen Warſchau zogen, theils in Stationen vertheilt das Land bewachten. Da er überdieß in einem Bogen um Wilna herum ging, ſo konnte die ſtarke Beſatzung dieſer Hauptſtadt ihm mit leichter Mühe den Paß verrennen. Allein durch faſt übermenſchliche Anſtrengungen und durch ein Genie der Schnelligkeit, wie es in dieſem Kriege außer ihm nur Dwernizki bewährt hatte, gelang es Dembinski überall die Ruſſen zu täuſchen, die ihm Entgegenſtehenden zu überfallen und zu zerſprengen, wenn ſie ſchwach waren, und alle ſtärkern Corps, die ihn verfolgten oder die ſich ihm in den Weg ſtellten, irre zu führen und ihnen geſchickt und ſchnell zu entſchlüpfen.

Schon am erſten Tage umging er bei Grudzie ein aus Kurland kommendes ruſſiſches Corps, indem er ſich ganz leiſe, nur durch ein Wäldchen getrennt, bei ihm vorbeiſchlich. Am folgenden Tage, 10 Jul., überfiel er in Mieszkuß ein kleines ruſſiſches Commando von 140 Mann, bei denen er wenigſtens Gewehre und eine Caſſe von 170 Ducaten fand. (In ſeiner eigenen Caſſe hatte Dembinski damals nur 17 preußiſche Thaler.) Am 13ten überfiel er abermals in Poniewicz 180 Ruſſen, und fand hier viel Bagage. Am 15ten aber holte ihn der ruſſiſche General Sawoiny ein und bedrängte ihn bei Malata in einer ganz offnen Gegend ſo hart, daß er nur durch die äußerſte Anſtrengung und beſonders durch die Tapferkeit des Majors Janowicz gerettet wurde, der mit ſeinen wenigen Reitern den Rückzug der polniſchen Infanterie deckte. Dembinski kämpfte bis in die Nacht, raſtete aber nicht, ſondern ſuchte in der größten Eile noch die einzige Rettungsbrücke auf, die ihm über einen lan-

gen See den Rückweg bahnte. Um Mitternacht kam er bei derſelben an, und dieſe Schnelligkeit hinderte die Ruſſen, ihm darin zuvorzukommen. Er brachte glücklich alle ſeine Leute hinüber und brannte die Brücke hinter ſich ab.

Kaum aber war er dieſer Gefahr entronnen, als er am Morgen des 16ten ſchon wieder Nachricht erhielt, daß in Podbrzeze dicht vor ihm 2000 Ruſſen ſtünden. Allein ohne ſich lange zu beſinnen, griff Dembinski den Ort an und fand nur 150 Mann darin, die ihm gleichwohl hätten gefährlich werden können, wenn er ihnen Zeit gelaſſen hätte, die hier befindliche Brücke über das Flüßchen Muszа abzubrechen. Er fand hier, außer vielen Nahrungsmitteln, 40,000 Flintenpatronen, die ihm ſehr zu Statten kamen, da er faſt alle Munition ſchon verſchoſſen hatte, und überdieß einen Sappeur-Apparat, deſſen er zum Uebergang über die Wilia und den Niemen bedurfte, und endlich noch 50,000 polniſche Gulden, die ſeiner erſchöpften Caſſe ſehr nothwendig waren. Am 19ten ging Dembinski ungehindert über die Wilia nach Markowice, und am 20ſten bis Smorgonie, weit jenſeits Wilna. Von hier aber nahm er ſeine Richtung wieder ſüdweſtlich, um ſich Warſchau zu nähern. Es war ihm nicht möglich, weder einen Angriff auf Wilna zu machen, noch ſich überhaupt irgendwo zu halten und eine neue Inſurrection zu organiſiren, da er überall von den Ruſſen verfolgt und aufgeſucht wurde. Er fing Depeſchen auf, die ihn unterrichteten, welche Corps man gegen ihn ausgeſchickt habe, und wohin. Dieſen Umſtand benutzte er, ihnen um ſo ſicherer zu entkommen. In Smorgonie ſah er zufällig in einem Laden eiſerne Nägel, und ein guter Genius gab ihm ein, ſie zu kaufen und für irgend einen Nothfall mitzunehmen.

Am 21ſten holte Sawoiny die Polen wieder ein, nachdem er die angeſtrengteſten Märſche gemacht hatte, um ſie vom Uebergang über den Niemen abzuhalten, nachdem er ihnen den See und die Wilia nicht hatte verſperren können. Sobald aber Dembinski ſeine Ankunft erfuhr, änderte er ſeinen Marſch plötzlich, und gewann einen Vorſprung von wenigſtens einigen Stunden rechts nach Olszany, während ihn Sawoiny links in Boruny ſuchte. Hier zeigte ſich Dembinski im glänzendſten Lichte. Seine durch die großen Märſche und Strapazen erſchöpften Truppen (die Infanterie mußte barfuß laufen) bedurften in Olszany einer kleinen Erholung, und doch konnten die Ruſſen jeden Augenblick von Boruny, das nur 1½ Meile entfernt war, ankommen. Eine Schlacht hätte unglücklich ausfallen müſſen, da die Ruſſen viel ſtärker waren, als die Polen. In dieſer Lage entſchloß ſich Dembinski, ſeine Leute vor allen Dingen etwas ausruhen und ſchlafen zu laſſen; er ſelbſt aber wachte für ſie, lauſchte auf die Ruſſen, um noch vor ihrer Ankunft ſchnell aufzubrechen, und benutzte die kurze, dem Schlafe der Soldaten gegönnte Zeit zugleich, um durch verſchwenderiſche Geldausſprendung unter die Juden dieſen die verſteckten Lebensmittel zu entlocken. Doch ſchon um 2 Uhr Morgens machte er dieſer Raſt ein Ende und trieb ſeine wieder geſtärkten Leute im Eilmarſche nach dem noch immer entfernten Niemen. Endlich erreichte er denſelben bei Zhoiska, aber eine ruſſiſche Escadron, die hier vereinzelt gelegen, hatte die einzige Fähre über den Fluß zerſtört. Hier kamen ihm nun die in Smorgonie mitgenommenen Nägel trefflich zu Statten, denn ohne ſie hätte er in der Eile kein Floß bauen können. Ohne Raſt wurde der Abend des 22ſten und die ganze Nacht hin-

durch gearbeitet, und Dembinski hatte die Freude, alle seine Truppen, Kanonen, Bagage und selbst die Kranken und Gefangenen unversehrt über den Niemen zu bringen. Als er hinüber war, ließ er das Floß und zugleich ein großes Wirthshaus (aus dessen Balken die Russen ein neues Floß hätten zimmern können, und das überdieß dem General Urug, einem Russenfreunde gehörte) zerstören. Als am Morgen die Russen erschienen, fanden sie Dembinski auf dem jenseitigen Ufer, von wo er sie vor seinem Abmarsche noch mit Kanonenschüssen begrüßte.

Dembinski eilte auf dem linken Ufer des Niemen weiter, wo ihm von Slonie aus der russische General Stankiewicz entgegen kam. Als dieser aber bei Dziecioł auf die ersten Polen (die Posener Reiterei unter Brzezanski) stieß, entfloh er troz seiner Ueberlegenheit, weil er nicht regelmäßige polnische Truppen, sondern nur rohe Insurgentenhaufen erwartet hatte, am 24 Jul. Um ihn noch mehr in Schrecken zu setzen und ihn über die Richtung, welche die Polen nehmen wollten, zu täuschen, ließ ihn Dembinski gegen Slonie hin zur Linken dreist verfolgen, und zugleich zur Rechten alle Brücken und Kähne des Niemen zerstören, auf denen ihm Sawoiny hätte nachfolgen oder in die Flanke fallen können. Er selbst aber eilte gerade aus nach dem Flüßchen Szczara. Von hier aus ist die Gegend sumpfig, und ein langer Damm führt bis Dereczyn. Hätte Stankiewicz die hölzernen Brücken dieses Dammes zerstört, so wären die Polen abgesperrt und verloren gewesen. Dembinski beeilte sich aber hier eben so wie früher und fand die Brücken noch unversehrt. In der Nacht auf den 26sten erreichte er Dereczyn und überfiel daselbst 500 russische Husaren, die ihm sehr

leicht den Damm hätten verſperren können, wenn ſie wachſamer geweſen wären. Auch fand er hier wieder eine Menge ihm ſehr nöthiger Kleider, Pferde und Schießbedarf, und ſogar ſeine Mannſchaft wurde verſtärkt durch den Gutsbeſitzer Bronski, der mit 250 Inſurgenten zu ihm ſtieß, und an welche ſich auch der früher in den Wäldern von Bialowies thätige Schröder angeſchloſſen hatte. Am 26ſten eilte Dembinski weiter durch Selwa nach Sabelyn, wo er einen ruſſiſchen Courier auffing, durch den Stankiewicz den General Sawoiny aufforderte, ſich mit ihm bei Selwa zu vereinigen und Dembinski daſelbſt aufzufangen. Allein in dieſem Augenblicke hatte Dembinski Selwa ſchon weit im Rücken.

Bald erwarteten ihn aber noch weit größere Gefahren. Vor ihm lagen die Wälder von Bialowies, deren Hauptpaſſage der ruſſiſche General Bohlen mit bedeutenden Streitkräften beſetzt hatte, bei Narewka. Indem er nun am 27 Julius bei Poroſow die Wälder betrat und mit großer Vorſicht ſeine beſten Officiere die Gegend ſondiren ließ, benutzte dieſen Augenblick Capitän Lempizki, die gemeinen Soldaten gegen Dembinski aufzuwiegeln. Lempizki war bei Iwie von Dembinski zur Beobachtung des Feindes ausgeſchickt worden, hatte ſich eigenmächtig vom Hauptcorps getrennt und im befreundeten Litthauerlande geplündert, war aber durch die Ruſſen gezwungen worden, ſich wieder auf Dembinski zurückzuziehen, um nicht gefangen zu werden, und Dembinski hatte ihm wegen ſeines Betragens harte, aber wohlverdiente Vorwürfe gemacht! Jetzt ſuchte ſich Lempizki dadurch zu rächen, daß er ausſprengte, Dembinski habe ſein Corps an die Ruſſen verkauft, und die ausgeſchickten Officiere ſeyen bereits zu den Ruſſen übergegangen. Zwar wurde Lempizki durch

Janowicz und Radziszewski sogleich verhaftet, aber die Soldaten waren in der That unzufrieden, da sie so lange schon die größten Strapazen erduldet hatten und jetzt in sumpfigen Wäldern durch einen überlegenen Feind eingeschlossen zu seyn glaubten.

Aus dieser schrecklichen Lage wurde Dembinski wie durch ein Wunder gerissen, denn anstatt des Feindes erschien ein Adjutant des polnischen Obersten Rozycki, mit der Nachricht, daß der Weg bei Narewka frei und Rozycki von Warschau aus mit einer kleinen Schaar im Anzuge sey, am 29 Julius. Sogleich brach Dembinski's Corps in voller Freude nach Narewka auf und vereinigte sich mit den 800 Mann die Rozycki führte. Dieser kühne volhynische Partisan, dessen frühere Thaten wir schon kennen, mochte nicht unthätig in Warschau aushalten und hatte sich von Skrzynecki erbeten, den Partisanenkrieg fortzuführen. Er hatte hierauf am Bug operirt und bei Drohiczyn, dann wieder bei Siemiatycze kleine russische Abtheilungen aufgehoben und ihnen Bagage und Munition abgenommen, endlich am 27 Julius den russischen Divisionsgeneral Paniutin mit bedeutenden Geldern gefangen. Am 28sten war er von General Bohlen bei Lesna angegriffen worden, und hatte sich nach Narewka zurückgezogen, wo er Dembinski's Ankunft erfuhr.

Da Sawoiny und Stankiewicz den Polen auf dem Fuße folgten, so konnte Dembinski nicht verweilen. Zum Glück erhielt er die bestimmte Nachricht, daß Bohlen ihm bei Bielsk auflaure. Er ließ ihn also daselbst stehen und wandte sich mit Rozycki nach Bozki und gelangte am 30sten nach Ciechanowiec, indem er die Russen abermals durch seine Schnelligkeit täuschte und weit hinter sich ließ.

Allein Dembinski war noch nicht gerettet, denn in Siemiatycze erwartetete ihn General Rosen mit starker Macht. Seit acht Tagen schon hatte dieser General seinen Officieren einen Punkt auf der Charte gezeigt und gesagt: hier geht Dembinski unter. Doch erwartete er ihn nicht so bald und erfuhr seine wirkliche Ankunft zu spät. Bei Roce stießen die von Rosen ausgeschickten Truppen mit den Avantgarden Sawoiny's am 31 Julius zusammen, während an demselben Tage Dembinski den Bug passirte und bei Sterdin das Königreich betrat, Rozycki aber, der sich von Dembinski getrennt hatte, bei Nur überging. Rosen soll sich die Haare ausgerauft und Verwünschungen gegen sich selbst ausgestoßen haben, da er erfuhr, daß er Dembinski habe entwischen lassen. Der letztere kam nun vollends zwischen Rüdiger und Golowin vorbei und langte am 2 August bei Radzimin in der Nähe von Warschau an, wo noch kein Mensch etwas von seiner Rettung wußte.

Als man sie erfuhr, bemächtigte sich aller Gemüther die lebhafteste Freude. Am 3 August eilten Fürst Czartoryski, der Chef der Regierung, Graf Ostrowski, Landtagsmarschall, Wengierski, Commandant von Warschau, und viele Landboten ihm nach Marki entgegen und führten ihn im Triumph nach Warschau. Ungeheurer Jubel begrüßte die tapfern Männer, deren verbrannte Gesichter und vermischte Kleidungen die lange Dauer und die Noth ihres Zuges verriethen. Als Dembinski vor dem Regierungspalast anlangte, redete ihn Vinzenz Niemojewski mit den Worten an: „General! wie der Senat und das römische Volk die von Cannä Zurückkehrenden empfing, eben mit solchen Gefühlen empfangen wir dich und deine Gefährten! Euch hat das Glück verlassen, aber

ihr habt die heilige Sache nicht aufgegeben. Wir danken dir im Namen der Nation. Du haſt den Frauen ihre Männer und dem Vaterlande ſeine Söhne gerettet.“ Der Reichstag beſchloß, ihm einen prächtigen Ehrenſäbel fertigen zu laſſen und im Reichsarchiv ein Document niederzulegen, das die Namen aller einzelnen Soldaten, die den Zug Dembinski's mitgemacht, enthalten ſollte.

14.

Skrzynezki's Abſetzung. Der 15 Auguſt. Krukowiezki.

Dembinski's Heldenmuth bewirkte, daß ſich alle Blicke von Skrzynezki ab und zu ihm wendeten. Er ſchien in dieſer höchſten Noth des Vaterlandes der letzte Retter, und alle Parteien unterwarfen ſich ihm, buhlten um ihn. Doch Polens unglücklicher Genius wollte, daß Dembinski nur den Muth und das Geſchick eines Soldaten, nicht auch eines Staatsmannes beſaß. Anſtatt alle Parteien mit eiſerner Hand zu beherrſchen, fügte er ſich denſelben und ließ ſich von ihnen hin- und herreißen. Und anſtatt, wenn er doch einmal einer Partei dienen wollte, die kriegeriſche zu wählen, wählte er gerade die friedliche. Er täuſchte die Erwartung, er ſchloß ſich an die diplomatiſche, an die zaudernde, an Skrzynezki's Partei an. Einige Mitglieder derſelben waren ſeine alten Freunde, während die Niemojewskis von der Kriegspartei ſeine alten Feinde waren. Zudem liebte er den ſoldatiſchen Gehorſam und haßte als ächter Soldat das Einmiſchen der Clubs, der Journaliſten und des Pöbels. Endlich fehlten ihm politiſche

Einſichten, und er ließ ſich von Skrzynezki und deſſen diplomatiſchen Anhängern überzeugen, daß im vorliegenden Falle unthätiges Zaudern beſſer ſey als kräftiges Handeln.

Zuerſt wurde Dembinski zum Gouverneur von Warſchau ernannt, aber ſchon in den erſten Tagen kühlte er den Enthuſiasmus des Volkes und der Armee ab. Er überhäufte die zahlreichen in Warſchau befindlichen Officiere mit Vorwürfen und drohte ſie aus der Stadt zu jagen, weil ſie die Clubs füllten und Unruhen brüteten; aber er bedachte dabei nicht, daß es nur Skrzynezki's Schuld war, warum dieſe feurige Jugend nicht beſſer benutzt wurde. Er überwarf ſich mit der Warſchauer Nationalgarde, da er als Soldat eine Abneigung gegen alle bürgerlichen Inſtitute hatte. Er beleidigte endlich ſeine eigenen Gefährten, weil er für die Truppen, die ihn unter ſo großen Gefahren durch Litthauen begleitet hatten, nur außerordentlich wenig Ehrenkreuze forderte, während andere Corps, die viel weniger geleiſtet hatten, von andern Generalen damit überſchüttet worden waren.

Dembinski wurde alſo ziemlich bald wieder unpopulär, und würde keine große Rolle mehr geſpielt haben, wenn nicht Skrzynezki in einem noch weit höhern Grade ſich Unwillen und Mißtrauen zugezogen hätte. Er that nämlich gar nichts. Er blieb im Lager bei Bolimow Paskewitſch gegenüber ſtehen und erfüllte ſein zweimal gegebenes Verſprechen, eine Schlacht zu liefern, noch immer nicht und zauderte ſo lange, bis der Feind alle ſeine Streitkräfte an ſich zog und von allen Seiten Warſchau dicht einengte. Am 7 Auguſt ließ er das Rüdiger'ſche Corps ungehindert über die obere Weichſel gehen, in der Richtung von Radom, während zugleich Golowin bis dicht vor Praga rückte und Paskewitſch

von Lowicz aus Anſtalten traf, mit der Hauptarmee vorzurücken.

Am 8 Auguſt verſammelten ſich daher die Häupter der entſchiedenen Kriegspartei, die beiden (Bonaventura und Vinzenz) Niemojewski, Lelewel, Anton Oſtrowski, Zwierkowski, A. Jelowizki, die beiden (Heinrich und Franz) Nakwaski, Godebski, Szaniezki ꝛc, beim Grafen Olizar und drangen darauf, man müſſe endlich handeln. Ihre Anſicht ſiegte auch im Reichstag, und am 10 Auguſt ging eine Deputation, der Fürſt Czartoryski an der Spitze, ins Lager ab, um Skrzynezki zur Rede zu ſtellen, warum er nicht gehorche, und ihn nöthigenfalls abzuſetzen. Der Generaliſſimus hatte die Schwachheit, eine Muſterung zu veranſtalten und die Soldaten zu haranguiren, ſo daß ſie ihm ein Lebehoch riefen, als eben die Deputation aus Warſchau anlangte, die er daher auch warten ließ und ziemlich geringſchätzig empfing. Als man ihm aber hart zuſetzte und eine beſtimmte Entſcheidung verlangte, erklärte er (im Widerſpruche mit ſeiner frühern zweimaligen Zuſtimmung), er könne zu keiner Schlacht ſtimmen, es ſey zu viel gewagt und weit beſſer zu zaudern und die diplomatiſche Hülfe abzuwarten. Dabei blieb er nun auch und wollte lieber abdanken als ſich ſchlagen. Da ſich die Verhältniſſe ſeither nicht geändert hatten, ſo konnte man ihm mit Recht vorwerfen, warum er dieſe beſtimmte Erklärung nicht ſchon früher gegeben, warum er ſich im Gegentheil ſchon zweimal zu einer Schlacht bereit erklärt habe, die er doch nicht lieferte, und wodurch er die Regierung gehindert hatte, einen andern entſchloſſenern Führer zu wählen.

Die Deputation ließ noch am nämlichen Abend die vornehmſten Officiere des Lagers (300 an der Zahl) zu einem all-

gemeinen Kriegsrath verſammeln, um die Meinung der Armee zu vernehmen; ebenfalls eine unkluge Maßregel, da Paskewitſch die Abweſenheit der Officiere von ihren Poſten leicht hätte zu einem nächtlichen Ueberfall benutzen können, und da die Zuziehung ſo vieler Perſonen und das Abhören ſo verſchiedener Meinungen nothwendig noch mehr Verwirrung hervorrufen mußte. Zwar erklärten ſich alle jene Officiere einſtimmig dafür, daß Skrzynezki ihr Vertrauen verloren habe, und daß ihnen ſein Zaudern unbegreiflich vorkomme, daß die Unthätigkeit beim Uebergange der Ruſſen über die Weichſel (ſowohl unter Rüdiger als Paskewitſch) und beim Heranziehen der ruſſiſchen Verſtärkungen aus Litthauen die gröbſten militäriſchen Fehler ſeyen ꝛc.; als aber darauf die Deputation die Abſetzung Skrzynezki's decretirte und nur die höhern Officiere (67 an der Zahl) zur Wahl eines neuen Obergenerals vereinigte, waren die Stimmen ſehr getheilt. Nicht weniger als 22 erklärten, daß zwar Skrzynezki ſehr gefehlt habe, daß er aber dennoch beſſer als ein anderer im Stande ſey, ſeine Fehler wieder gut zu machen. Nächſt ihm hatte Prondzynski die meiſten Stimmen, dann erſt Dembinski (8 Stimmen); außerdem fielen auch noch mehrere Stimmen auf Bem, Caſimir Malachowski, Uminski, Lubienski, Skarzynski. Die Deputation beſtand größtentheils aus Anhängern der diplomatiſchen Partei und entſchied ſich daher für Dembinski, zum Verderben Polens, denn während Dembinski als Feldherr ganz dem Beiſpiel Skrzynezki's folgte und eben ſo unthätig blieb, erregte ſeine Wahl ſo ſehr den Zorn der demokratiſchen und Kriegspartei, daß eine wilde Anarchie die Folge war.

Dembinski nahm die Wahl mit Widerwillen an, wollte

nichts davon wiſſen, daß man ihm Prondzynski als Chef des Generalſtabs beigegeben hatte und erklärte, er könne überhaupt den Oberbefehl nur interimiſtiſch 60 Stunden lang übernehmen. Als er im Lager von Volimow ankam, ergab er ſich gänzlich den Rathſchlägen Skrzynezki's, der ihn am 12 Auguſt wie ein Kind durch das Lager führte und den Soldaten empfahl. Ja Dembinski hatte die Schwachheit, in ſeiner Anrede an die Truppen zu ſagen, „er glaube ihr Zutrauen nicht beſſer verdienen zu können, als wenn er ſie verſichere, daß er ſie in demſelben Geiſte wie Skrzynezki zu führen ſich beſtreben werde.“ Die Armee konnte ihm antworten, daß es alsdann der Abſetzung Skrzynezki's nicht erſt bedurft hätte.

An demſelben Tage aber ſuchte der Reichstag, Unheil ahnend, den Fehler der Deputation wieder gut zu machen, ſprach ihr das Recht ab, eigenmächtig einen Generaliſſimus zu wählen, und beauftragte die Regierung mit einer neuen Wahl. Sie fiel auf Prondzynski, das größte ſtrategiſche Genie unter den Polen; aber dieſer erklärte, er könne wohl jeden belehren, wie man 300,000 Mann commandire, aber perſönlich könne er nicht 1000 commandiren. Nun blieb Dembinski interimiſtiſch der Befehlshaber, da die Regierung ſich über keine neue Wahl verſtändigen konnte.

Am 15 Auguſt traten 17 litthauiſche Landboten, die mit Dembinski angekommen waren, in den Reichstag ein und verſtärkten die demokratiſche Partei. Man bemerkte darunter die Grafen Cäſar und Wladislaw Plater, Kolycko, zwei Pietkiewicz, Graf Joſeph Potozki, Przezieszewski, Zembrzyzki ꝛc. An demſelben Tage erfuhr man die ſcandalöſe Muſterung, welche Dembinski und Skrzynezki den Tag vorher

in Bolimow abgehalten hatten, und am 14ten kam Dembinski selbst und führte die polnische Armee in die Verschanzungen von Warschau zurück, ohne eine Schlacht zu wagen, außer daß Uminski bei Paprotnia ein kleines Gefecht bestand. Zwar war dieser Rückzug im Kriegsrath von Bolimow beschlossen worden, da es jetzt, nachdem Paskewitsch sich so sehr verstärkt hatte, nicht mehr klug war, sich ihm im offenen Felde entgegen zu stellen, und man ihn viel sicherer hinter den Verschanzungen Warschau's empfangen konnte. Allein das Volk wußte das Strategische dieses Rückzugs nicht zu beurtheilen, sondern sah in ihm nur Schande und Verrath, und es hatte wenigstens insofern nicht Unrecht, als es sich beklagte, daß es Skrzynezki und die Regierung so weit hatten kommen lassen.

Warschau war in Aufregung, als die polnische Armee, vor den Russen fliehend, der Stadt sich näherte, und Fanatismus und Verrath benutzten diese Aufregung, um Polens Untergang zu beschleunigen. Schon lange bestand eine demokratische Verschwörung, deren vorzüglichste Häupter Lelewel und Krukowiezki waren. Der erstere handelte in glühendem Patriotismus, indem er die Zauderuden, die Polen seinem Unterzange schon so nahe gebracht hatten, ausrotten wollte. Krukowiezki befriedigte dagegen nur seine Rachsucht und zugleich seine Habgier, indem er unter der Maske des Jakobiners ein Verräther war und Warschau den Russen verkaufen wollte. Es bleibt inzwischen merkwürdig, daß er Lelewel und dessen Partei so lange täuschen konnte. Sie hielten täglich Zusammenkünfte, und Lelewel vertraute Krukowiezki alle seine Geheimnisse und ließ sich von ihm leiten. Man hatte schon ein Complot zugleich in der Armee

und

GÉNÉRAL DESSALINES.

und in Warſchau gemacht. Eine Menge Unzufriedener war gewonnen, und der allgemeine Unwille mußte jedes kühne Unternehmen der Verſchwornen begünſtigen. Die Regierung, der Reichstag ſollten geſprengt, die Obergenerale entſetzt werden. Eine Regierung von drei Conſuln ſollte ernannt werden, und die ſchon bezeichneten Candidaten waren Lelewel als Repräſentant des Reichstags, Pulawski als Repräſentant des Volks, und Zaliwski als Repräſentant des Heeres. Der letztere war früher Fähndrich und Wiſozki's Camerad, begann mit ihm die Warſchauer Revolution, und trug durch ſeine geſchickte Poſition in der Mitte der Stadt, wodurch er die ruſſiſchen Regimenter theilte und viele ihrer Generale auffing, das Meiſte zum Siege bei. Später übernahm er das Commando eines Streifcorps, mit welchem er im Auguſtow'ſchen ſich auszeichnete, bis ihn Gielgud mit nach Wilna nahm. Hier wurde er, wie wir geſehen haben, im Stiche gelaſſen, entkam aber glücklich. Dieſer junge Mann mit tatariſchen Geſichtszügen und von großer Körperkraft genoß ein außerordentliches Anſehen bei der Volkspartei, und ſein Ruf war weit größer als ſein Glück. Er avancirte zwar in der kürzeſten Zeit zum Obriſten, aber er fand keine Gelegenheit, die großen Erwartungen, die man von ſeinem kühnen Charakter hegte, zu beſtätigen. Als ihm Lelewel einen Wink gab, löſ'te er augenblicklich ſein Streifcorps auf (was ihm Skrzynezki und Dembinski ſehr zum Vorwurf machten) und eilte allein nach Warſchau, um, wenn die Verſchwörung glückte, das Kriegsconſulat zu übernehmen.*) Die Häupter der diplomatiſchen Partei, Czartoryski,

*) Das Unglück vereinigte die Parteien wieder. Es gehört zu

Guſtav Malachowski, Wielopolski, Swidzinski, Wladisl. Zamoyski, ſollten aus dem Wege geräumt werden. Dieß war der geheime Plan, den die Verſchwornen auf Krukowiezki's Rath nur Wenigen mittheilten, während man ihn der großen Maſſe der Landboten, der Officiere und des Volkes verſchwieg, um nicht ihren Argwohn oder ihr Mitleid zu wecken. Krukowiezki aber hatte dabei die Abſicht, wenn es erſt zur allgemeinen Anarchie käme, mit Hülfe der Unwiſſenden die Wiſſenden ſelbſt zu verdrängen, und ſtatt jener drei Conſuln, die ihm nur lächerlich waren, ſich ſelbſt an die Spitze der Regierung zu ſtellen.

Dennoch blieb der Zweck der Verſchwornen nicht verborgen. Czartoryski wurde gewarnt, da aber Wengiereki, der Stadtgouverneur, und Grabinski, Chef der Municipalität, die Sache für unbedeutend hielten, und die Regierung überdieß damals ausſchließlich mit der Armee und der preſſanten Wahl eines Generaliſſimus beſchäftigt war, ſo wurde den

---

den ſeltſamen und rührenden Schickſalen dieſer Revolution, daß eben dieſer Zaliwski und einer ſeiner bitterſten Feinde, der ſchon mehrmals erwähnte Graf Ledochowski von der ariſtokratiſch-diplomatiſchen Partei, dem nach der Schlacht von Oſtrolenka Skrzynezki die Erhaltung ſeines Commando's verdankte, nach dem Falle Warſchau's mit einander flohen und wie Vater und Sohn die Gefahren der Flucht theilten. Der alte Graf und Diplomat entkam als Viehhändler, und der junge republicaniſche Held, der präſumtive erſte Conſul Polens, begleitete ihn als ſein Knecht. Auf beide Köpfe war ein Preis geſetzt, und ſie mußten Monate umherirren, bevor ſie die Gränze Bayerns erreichten.

Warnungen keine Folge gegeben. Am 15 Auguſt war Mariä Himmelfahrt, und der Tag verging ruhig, wie ein gewöhnlicher Feſttag. Erſt gegen Abend wurde unter dem Vorſitze Czynski's eine öffentliche Sitzung des patriotiſchen Clubs eröffnet, und ein guter Redner, Pluzanski haranguirte die Zuhörer, indem er ihnen alle von der Regierung und den Feldherren begangenen Fehler an den Fingern berechnete. Beſonders wurde die Nichtbeſtrafung Jankowski's und ſeiner Mitgefangenen hervorgehoben, weil dieß auf die Menge vorzüglich wirken mußte. Da ſchon alle Gemüther erhitzt waren, erhob ſich Boski, ein übelberüchtigter Menſch und eine Creatur Krukowiezki's, und forderte die Menge auf, ſich in Maſſe in den Palaſt der Regierung zu begeben. Czynski brachte es inzwiſchen dahin, daß nur eine Deputation abgeſchickt wurde, deren Sprecher er ſelbſt, Pulawski, Pluzanski und Boski ſeyn ſollten. Gleichwohl folgte dieſen Deputirten eine ungeheure Menge Volks und umringte den Palaſt. In den Saal der Regierung ſelbſt drängte ſich ein halbverrücktes und bewaffnetes Weib mit ein (Dembinska). Czynski trug die Klagen des Volks beſcheiden vor, und Czartoryski antwortete mit Ruhe: der Proceß Jankowski's hätte noch nicht beendigt werden können, da er ſehr ausgedehnte Unterſuchungen erfordere, und kräftige Maßregeln zur Vertheidigung Warſchau's gegen den Feind könnten nur dann getroffen werden, wenn jede Unordnung, Ungehorſam und Anarchie vermieden würden. In demſelben Sinne ſprachen die anderen Mitglieder der Regierung. Allein da Czynski und ſelbſt Pulawski damit zufrieden ſchienen, trat Boski im größten Zorn hervor und ſtoß beleidigende Drohungen aus. Dieß brachte von Seite der Regierung auch Barzykowski in

Harnisch, der nicht nur Woski zu schweigen gebot, sondern auch seinen eigenen Collegen vorwarf, daß sie sich herabließen, mit solchen Menschen zu unterhandeln. Varzykowski's Stolz diente aber nur dazu, die Volkspartei noch wüthender zu machen. Nun wohl, schrie Woski, von dieser Regierung ist nichts mehr zu erwarten, und man muß die Schurken hängen!

Seinen Worten folgte bald die That. Alle Umstände vereinigten sich, die Wuth des Volkes zu steigern: die Unthätigkeit der Armee, die jämmerlichen Oberbefehlshaber, die untereinander Complimente wechselten, statt sich zu schlagen, die furchtbare Nähe und Stärke des Feindes, und Verrath in der Stadt selbst; dieß war genug, um auch ein minder rasches Volk als die Polen zur Raserei zu bringen. Die Schonung Jankowski's schien den Erbitterten nur aus einem Einverständnisse der Regierung mit den Schuldigen erklärlich. Sie wußten nicht, in welcher peinlichen Lage sich die Regierung befand, da sie Jankowski auf Skrzynezki's Anstiften verhaftet, aber keine Beweise gegen ihn hatte, ihn daher auch nur einer militärischen Nachlässigkeit, aber keines Verraths überführen konnte, und es für sie eben so gefährlich gewesen wäre, dem wüthenden Volke zu sagen, wie es eigentlich damit stand, als es grausam und unmenschlich schien, jene Unglücklichen auf einen bloßen Verdacht hin dem Henker zu übergeben.

Ehe eine Stunde verging, umringten zahlreiche Volkshaufen, an der Spitze die vielen übercompleten, unzufriedenen und müßigen Officiere, denen man keine Beschäftigung gegeben hatte, das Gefängnißgebäude, in welchem Jankowski und seine Mitschuldigen saßen. Wengierski hatte Nationalgarden und sogar ein Bataillon des 18ten Regiments her-

beigerufen, aber Ostrowski, Commandant der Nationalgarde, wagte nicht, Gewalt gegen das Volk zu brauchen, und die Linientruppen wollten ebenfalls nicht angreifen, als sie lauter Officiere vor sich sahen. Die Thüren wurden eingebrochen, die Wachen mit Gewalt zurückgedrängt. Wozu sollen wir unser Leben opfern, um Schurken und Hochverräther zu retten? riefen die Nationalgarden, und so begannen die Mörder ihr Gemetzel ungestört. „Bald bringt man, erzählt Spazier nach dem Berichte von Augenzeugen, den unglücklichen General Jankowski herunter in den Hof; im Hemde und Beinkleidern, zitternd, seine Unschuld versichernd. Man wirft sich mißhandelnd auf ihn, aber als eine Stimme ruft, man solle das Schloß polnischer Könige nicht mit dem Blute eines Verräthers beflecken und ihn an die Laterne führen, bringt man ihn auf den Platz der Säule Sigismund, zieht ihn an die Laterne hinauf; das Eisen bricht von der Last, und als er herunter stürzt, zerhacken und zerfleischen eine Menge Säbel den Körper; aber durchaus darnach dürstend, ihm die Strafe des Hängens angedeihen zu lassen, zieht man den unkenntlichen Leichnam an dem Laternenpfahl an den Füßen in die Höhe! — Man geht von Neuem in das Schloß und ruft nach Hartig. Dieser wird hinter einem Ofen vorgezogen — und so ist die Erhitzung bereits gestiegen! — schon im Innern des Hofes niedergemetzelt, und dann eben so aufgehängt. Dann soll die Reihe an Bukowski kommen; derselbe hat sich aber in den Garten gerettet nebst Bentkowski, einem ehemaligen Herold bei der Krönung, der ebenfalls gefangen gesetzt worden. Während man sie sucht, erscheint das Bataillon vom 18ten Regiment, und stellt sich in dem Hofe auf, bleibt aber ruhig stehen, und endlich erklärt sogar auch der

Major, er werde das Blut ſeiner Mitbürger nicht vergießen; läßt dann die Soldaten die Waffen abnehmen; dieſe legen ſich ruhig unter den Fenſtern des Schloſſes nieder, und die Officiere miſchen ſich unter die Zuſchauer im Schloſſe! Man bringt Bentkowski herbei, der aus einem Fenſter auf den Balcon geſprungen und das Bein gebrochen, und tödtet den halb Ohnmächtigen. Dann wird Bukowski von dem Gärtner, bei dem er vergebens Schutz geſucht — ſo allgemein iſt der Haß und die Wuth gegen die vermeintlichen Verräther und die Erbitterung gegen die Nachläſſigkeit der Behörden, die ſie nicht gerichtet! — ſelbſt herbeigebracht. Vergebens fordert Bukowski anweſende Soldaten zu Zeugen ſeiner guten Geſinnung auf; ſelbſt dieſe verläugnen ihn, und darauf zerhackt man ihn, wie den General Jankowski, und beſchäftigt ſich dann mit dem Oberſten Slupezki. Aber auch mit deſſen Ermordung war jetzt die erbitterte Maſſe nicht mehr zufrieden; der Blutdurſt war einmal erwacht, und ſo ſtürzte man ſich auf den Kammerherrn Fentſch, den man früher verſchont, und endlich auch auf die Dame Bazanow, die man unter dem Bette vorzog und aus der Umarmung ihrer Tochter riß. Die Letztere rettete Alexander Golynski. — Das ganze Blutbad dauerte kaum eine halbe Stunde, und nach deſſen Vollendung hörte man überall Freudengeſchrei und die Rufe, ſolches Ende möchten alle Verräther finden! Ja, ſelbſt Damen, die aus den Fenſtern von Ferne zugeſchaut, ſollen ihren Beifall über die Volksrache zu erkennen gegeben haben. Es war 10 Uhr Abends; und nun erſt zeigten ſich Volkshaufen aus den niedern Ständen, welche, geführt von Einzelnen, wie von einem jungen Officier, Czarnowski, in mehreren Banden, theils nach den Barrieren von Wola ſtürzten,

BROUGHAM.

um dort die Spione Schley, Makrot, Szymanowski und Andere zu hängen, theils die Häuser nach solchen berüchtigten Personen durchsuchten. Eben als man an den Barrieren von Wola mordete, sprengte der Fürst Czartorysli auf seinem Wege nach dem Lager bei ihnen vorüber. Einige fielen seinem Pferde in die Zügel, aber der Fürst hatte so viel Muth und Geistesgegenwart, nach seinen Pistolen zu fassen und sich durch einen Schuß zu befreien; ein ihm nachgeschickter Flintenschuß fehlte ihn ebenfalls. Doch schien man ihn nicht erkannt zu haben; denn auf keine Weise war das Volk zu Gewaltthätigkeiten gegen Andere als gegen berüchtigte Spione zu bewegen. So sah Stanislaus Barzykowski selbst, wie der Doktor Brawazki, ein wüthendes Mitglied der patriotischen Gesellschaft, als er das Volk nicht bewegen konnte, ihm nach dem Palaste des Fürsten Czartorysli zu folgen, seine Uniform als Nationalgardist abriß und dieselbe mit Füßen trat." Spazier sagt, daß in dieser Nacht dreißig Personen umgebracht worden seyen.

Am Morgen des 16ten ließ sich Krukowiezki durch seinen Anhang im Volke zum Gouverneur von Warschau ausrufen, und bemächtigte sich der Gewalt gänzlich, da die Regierung zersprengt und flüchtig und die Armee ohne Haupt war. Obgleich er vorgab, der Wiederhersteller der Ruhe zu seyn, so verlängerte er doch die Anarchie und vermehrte das Furchtbare dieser Tage noch durch künstliche Schrecken, um alle seine Gegner und Nebenbuhler zu betäuben und desto sichrer allein zu herrschen. So ließ er unter der Maske des Wohlwollens Skrzynezki, Czartorysli und viele andere Häupter warnen, sie möchten schnell entfliehen, da das Volk sie ermorden wolle, und um diese blutigen Drohungen desto wahrscheinlicher zu

machen, ließ er am 16ten die Morde in den Gefängniſſen erneuern. Das erſte dieſer neuen Opfer war Hankiewicz, vormals Staatsrath und Freund des verhaßten Nowoſilzow. Zugleich ließ Krukowiezki mit ſchadenfroher Bosheit lange Liſten von Perſonen bekannt machen, die das Volk noch hängen wolle, ohne daß das Volk wirklich daran dachte. Durch dieſes Mittel ſchreckte aber Krukowiezki die Menſchen, und alle Gefährdeten flohen aus der Stadt und ſuchten Schutz in der Armee, die immer noch ohne Haupt war, und wo die bunteſte Verwirrung herrſchte. Den Scheußlichkeiten dieſes Tages (16 Auguſt) wurde am Abend die Krone aufgeſetzt durch den Mord des Baron Kettler, eines gebornen Preußen und ruſſiſchen Officiers, der zufällig gefangen und verwundet an dieſem Tage in Warſchau eingebracht wurde. Da er dem wüthenden Pöbel in die Hände fiel und ſelbſt unvorſichtig, anſtatt die Rechte des Unglücks geltend zu machen, mit Trotz und Schimpfreden den Pöbel herausforderte, ſo wurde er an den Füßen aufgehängt und lebendig zerfleiſcht. Doch war auch er noch nicht das letzte Opfer. Noch befand ſich in Warſchau Kawezki, ruſſiſcher Spion und Aufſeher der Schule zu Kaliſch, der die polniſchen Knaben immer ſehr geplagt hatte. Ihn ſuchte man ſchon lange, als man ihn in der Nacht des 16ten auffing, da er eben in Weiberkleidern entfliehen wollte. Er wurde von kleinen Knaben aufgehängt.

Da nun aber alle zerſprengten Glieder der Regierung und des Reichstags ſich vor der Stadt im Lager zuſammenfanden, trat endlich wieder etwas Beſinnung ein. Skrzynezki gab im Kummer über das Vorgefallene ſeine Entlaſſung von allen ſeinen Aemtern ein und wollte gar nichts mehr mit der polniſchen Sache zu ſchaffen haben. Der Gene-

ral Chrzanowski rieth unabläſſig, man ſolle mit den Ruſſen unterhandeln, und ſagte geradezu voraus, wenn die Ruſſen Warſchau ſtürmten, ſo würde die Rache beiſpiellos ſeyn, ſo würden die grauſamſten Ausrottungsverſuche gegen die ganze polniſche Nation gemacht werden. Aber er machte ſich durch dieſe Aeußerungen nur verdächtig und erhielt ſeine Entlaſſung. Alle Augen richteten ſich auf Prondzynski, der zweimal beinah fußfällig gebeten wurde, den Oberbefehl zu übernehmen; aber er weigerte ſich, und erſt Krukowiezki, mit dem er eine Unterredung hatte, brachte ihn, Gott weiß durch welche Mittel dahin, ſich erbitten zu laſſen. Während dieſes verderbliche Verſtändniß zwiſchen Krukowiezki und Prondzynski zu Stande kam, glaubte die Partei Skrzynezki's und Dembinski's auch einen Schritt thun zu müſſen, um durch die Armee dem Volke in Warſchau ein Gegengewicht zu geben, oder vielleicht auch nur um ihrer Erbitterung Luft zu machen. General Lewinski, der anſtatt des kranken Lubienski damals Chef des Generalſtabs war, mußte auf Anrathen jener Partei und beſonders im Namen Dembinski's, der damals wenigſtens noch das ſcheinbare Haupt der Armee war, am 17ten einen Tagesbefehl erlaſſen, worin die Mordſcenen in Warſchau aufs äußerſte übertrieben geſchildert und ſogar durch Lügen entſtellt wurden, da es unter andern darin hieß, es ſeyen Frauen und Kinder ermordet worden, welches letztere durchaus nicht der Fall war. Man forderte Dembinski auf, ſich zum Dictator zu erklären und an der Spitze der Armee in Warſchau einzurücken; allein er hatte nicht Entſchloſſenheit genug dazu. Czartoryski, der als Officier in der Kleidung ſeines Neffen zu ihm geflüchtet war, ſah mit Bekümmerniß, daß er ſich in deſſen Energie getäuſcht habe.

Dembinski beging hier den ungeheuersten Fehler. Als er an der Spitze der noch immer treuen und mit den Volksgräueln unzufriednen Armee am 17ten nach Warschau kam, den erbleichenden Krukowiezki mit harten Worten andonnerte, Lelewel mit Vorwürfen überhäufte, die Mörder zu verhaften befahl und Pulawski wirklich gefangen nahm; als Krukowiezki auf einige Zeit sogar unsichtbar wurde, in der Angst, daß der kühne General vor allen seinen schuldbeladnen Kopf fordern würde; als der Reichstag sich wieder feierlich versammelte, — in diesem Augenblicke war es Zeit, die Dictatur zu ergreifen, der Schlange im Innern den Kopf zu zertreten und die Armee zu einem ehrenvollen letzten Verzweiflungskampf, und vielleicht zum Siege zu führen. Allein Dembinski konnte sich nicht entschließen, und so ging der Augenblick verloren. Krukowiezki faßte sich wieder und wußte die Furcht der Einen, die Spaltung der Andern unter seinen Gegnern so gut zu benutzen, daß der Reichstag noch an demselben Tage (17 Aug.) ihn, **Krukowiezki, zum Dictator wählte.** Er verdankte dieses Resultat keineswegs der Lelewel'schen und Olizar'schen Partei allein, sondern vorzüglich seinem Einverständnisse mit Prondzynski, seinem militärischen Rufe (da der Feind vor den Thoren war, Skrzynezki aber abgedankt und Dembinski zu sehr seine Unfähigkeit verrathen hatte), und endlich am meisten der Unvorsichtigkeit seiner Gegner, die zwar in der Majorität waren, aber ihre Stimmen zwischen Bonaventura Niemojewski, dem Landtagsmarschall Ostrowski, Czartorpski ꝛc. theilten.

Auf diese Weise legte der Reichstag das Schicksal Polens mit feierlicher Zustimmung in die Hände eines Verräthers, der sein Vaterland für baares Geld verkaufte. So oft auch

ſchon die Freiheit unter der Maske ihrer Uebertreibung verrathen worden iſt, ſo beweiſ't doch Krukowiezki, daß ein ſo bekannter und plumper Kunſtgriff immer noch nicht aufgehört hat, bei den Menſchen Glück zu machen.

Als er die Regierung übernahm, beſtand das in und dicht bei Warſchau concentrirte polniſche Heer noch aus 77,000 Mann (63,000 Infanterie, 10,000 Cavallerie, nahe an 4000 Artillerie) mit 110 Kanonen, und außerdem noch 20,000 Mann National- und Warſchauer Sicherheitsgarden. Die Ruſſen hatten dagegen unter Paskewitſch 70,000 Mann, unter Kreutz, der am 4 Auguſt ſchon in Raygrod ankam, 25,000 Mann, unter Rüdiger in Lublin jetzt 33,000, unter Roth, der ebenfalls herbeieilte, 10,000, und unter Golowin und Roſen vor Praga 12,000, zuſammen 150,000 Mann mit mehr als 400 Kanonen. Die Polen aber hatten eine weit günſtigere Stellung als die Ruſſen, indem ſie durch die Verſchanzungen von Warſchau gedeckt waren, und unter einem tüchtigen Anführer konnten ſie den Sturm der Ruſſen mit ungeheurem Verluſt abſchlagen und dann über den durch den Sturm geſchwächten und erſchöpften Feind herfallen. Die Wagſchale des Kriegs ſtand nicht nur gleich, ſondern zu Gunſten der Polen. Aber ihre günſtige Stellung, ihr noch ſo zahlreiches und muthiges Heer halfen ihnen nichts, da Verwirrung, Parteiung und Verrath in der oberſten Leitung eingeriſſen waren.

Nachdem Skrzynezki dem Feinde beim Weichſelübergang und bei der Beſetzung der feſten Stellung vor Lowicz keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt hatte, ſo war es jetzt freilich zu ſpät, ihn im offenen Felde anzugreifen. Die Ebenen um Warſchau eigneten ſich nicht zu einem Schlachtfelde für die

Polen, da ihnen die Russen wie an Zahl überhaupt, so insbesondere an Cavallerie überlegen waren. Es war mithin jetzt das Klügste, den Feind hinter den Verschanzungen von Warschau zu erwarten und zu diesem Behuf die ganze polnische Armee in Warschau beisammen zu behalten, um desto gewisser den Sturm abzuschlagen. Wann hätten je 150,000 Mann eine wohlbefestigte und von beinahe 100,000 Mann vertheidigte Stadt erstürmen können? Auch befanden sich wirklich alle polnischen Truppen in Warschau, und nur der unruhige Volhynier Rozycki, der inzwischen zum General ernannt worden war, streifte mit 5000 Mann gegen Sandomir, um wo möglich Rüdiger den Weichselübergang zu wehren. Dieß gelang ihm aber nicht, weil er viel zu schwach war. Rüdiger setzte am 7 August bei Josefow über die obere Weichsel und überfiel Rozycki am 9ten in dem Städtchen Ilza, wo dieser tapfere Volhynier sich mit ungemeiner Kühnheit sechs Stunden lang mit dem ganzen Rüdigerschen Corps herumschlug und sich glücklich den Rückweg nach dem Krakauischen bahnte, um hier die polnischen Waffenfabriken und 14,000 russische Gefangene zu decken. Rüdiger folgte ihm nicht, denn die Russen ließen alles hinter sich, um alle ihre Streitkräfte gegen Warschau zu concentriren. Hatten sie die Hauptstadt, so fiel ihnen die Provinz von selbst in die Hände. In Kalisch erregten deutsche Fabricanten eine Contrerevolution, als die Russen sich ihnen näherten; aber ihr Unternehmen mißlang, da die Russen, ohne sich um diese unbedeutende Bewegung zu bekümmern, ihr Auge nur auf Warschau richteten. Dagegen stellten sie der Guerilla, welche der kühne Puszet aufs neue im Augustowschen gebildet hatte, mit großem Eifer nach, weil eine

neue Insurrection im Rücken der russischen Hauptarmee und an der litthauischen Gränze ihnen gefährlich werden konnte. Puzet mußte sein überall verfolgtes Corps auflösen, entkam jedoch glücklich nach Warschau. Eben so mißlang das Unternehmen des Alexander Sobanski, der Volhynien wieder insurgiren wollte, da er sich aber in Gallizien Geld holte, von den Oesterreichern festgenommen wurde.

Sehen wir nun, was Krukowiezki that, um bei diesem Stande der Dinge Polens Schicksal zu entscheiden. Er mystificirte alle Parteien, um sich jeder gleich sehr zum Verderben des Vaterlandes zu bedienen. Nachdem er früher die Demagogen gebraucht, um sich ans Ruder zu bringen, desavouirte er sie jetzt, vertraute ihrem bittersten Feinde, dem heimlich mit den Russen unterhandelnden Chrzanowski, das Commando in der Stadt an, ließ durch ihn den Club schließen, die bekannten Aufwiegler verhaften oder aus der Stadt jagen und das Volk durch Militärgewalt und strenge polizeiliche Maßregeln im Zaum halten. Dieß alles wurde ihm zum Verdienst angerechnet und als eine heilsame Maßregel der Ordnung anerkannt, obgleich Krukowiezki selbst damit nur die Beseitigung der wahren Patrioten bezweckte, und sich freies Spiel machen wollte, um unter dem Scheine der Energie die Armee in der alten Verwirrung zu lassen, ja sie stufenmäßig völlig zu demoralisiren. Er ließ daher Dembinski im Obercommando der Armee, und gewann dadurch wieder das Zutrauen der diplomatischen Partei, bezweckte damit aber nichts Anderes, als Dembinski's Schwäche zu benutzen und unter seinem Namen die fehlerhaftesten Dispositionen zu treffen. Nachdem er die Sache schon so geschickt eingeleitet hatte, berief er am 19 Aug. einen Kriegsrath, um einen Vertheidigungsplan zu ent-

werfen. Er entlud ſich dadurch ſelbſt aller Verantwortlichkeit und wußte nur zu gut, wie ſehr die Meinungsverſchiedenheit und Verwirrung ſolcher ſchon oft nutzlos abgehaltenen Kriegsräthe ſeinen verrätheriſchen Abſichten zu Statten kommen mußte. In dieſem Rathe ſchlugen Krukowiezki und Chrzanowski boshaft vor, man ſolle geradezu den Ruſſen entgegenrücken und eine offne Schlacht ſchlagen. Sie wußten wohl, daß eine ſolche Schlacht, wenn ſie wirklich geliefert wurde, den Polen verderblich werden mußte, daß aber der Kriegsrath ſie eben deßhalb verwerfen würde; allein ſie hatten bei ihrem Antrage den Vortheil, äußerſt patriotiſch und kühn zu erſcheinen. Dembinski that den unſinnigen Vorſchlag, Warſchau, die Baſis aller polniſchen Operationen, ohne Schwertſtreich aufzugeben und ſich in Litthauen feſtzuſetzen, wo die Polen, um nicht zu verhungern, ſich hätten vertheilen müſſen und ohne feſten Stützpunkt untergegangen wären. Der Krieg in Litthauen hatte nur Sinn, ſo lange Warſchau noch in den Händen der Polen war und die Hauptmacht der Ruſſen beſchäftigte. Uminski rieth, was unter dieſen Umſtänden allein zu rathen war, nämlich ſich hinter den Verſchanzungen zu halten, aber zugleich ein Corps auf die Seite von Praga auszuſchicken, um Golowin zu vertreiben und Warſchau mit Lebensmitteln zu verſehn. Durch die unbegreifliche Nachläſſigkeit Skrzynezki's war es nämlich dahin gekommen, daß die Hauptſtadt nur noch auf 7 Tage Lebensmittel hatte. Krukowiezki benutzte dieſen Umſtand, ſich an Skrzynezki endlich zu rächen, und befahl Dembinski, denſelben auf der Stelle aus der Armee fortzujagen. Dembinski aber, unter deſſen Schutz ſich Skrzynezki bisher befand, nahm die grobe und boshafte Sprache Krukowiezki's übel, nannte ſie unverſchämt und

wurde daher ebenfalls abgesetzt. An seine Stelle ernannte Krukowiezki den zwar warm patriotischen, aber greisen Cassimir Malachowski zum Generalissimus. Auch Ostrowski wurde von Krukowiezki als ein zu entschlossener Mann erkannt, daher von dem Commando der Nationalgarde entfernt und dasselbe zwischen dem unfähigen Peter Lubienski und Zaliwski getheilt, welch letztern aber Krukowiezki dadurch unschädlich zu machen wußte, daß er unter allerlei Vorwänden ihm die Waffen vorenthielt, die seine Leute bedurften. Als hierauf die Demokraten, Krukowiezki's Verrätherei merkend, sich verschworen, um ihn aus dem Wege zu räumen, dieser aber durch Verrätherei (eines gewissen Moriz Mochnazki, wie es hieß) dahinter kam, wurde Zaliwski am 2 Sept. ganz aus Warschau verbannt, und Krukowiezki traf so gute Maßregeln, daß dieser unternehmende junge Mann die Thore nicht wieder erreichen konnte, sondern schmerzlich von außen zusehen mußte, wie das am 30 November 1830 von ihm eroberte Warschau den Russen wieder in die Hände fiel.

In der Nacht auf den 21 August brach der zum General erhobene Franzose Ramorino mit 20,000 Mann von Praga auf, ein tapferer Obrist, aber ein ganz unfähiger General, der ebenfalls bereits wie Skrzynezki und Dembinski in den Schlingen der Diplomatie gefangen war und sogar einen kleinen diplomatischen Cirkel in seinem Lager etablirte, indem Czartorysli, Gustav Malachowski und andere Mitglieder der alten jetzt gefährdeten Regierung, die alten Freunde Skrzynezki's, die vornehmen Fürsten und Grafen und viele Podolier ꝛc., die Potozki's, Rzewuski, Sobanski ꝛc. bei ihm eine Zuflucht gesucht hatten. Diese hatten freilich Grund, Krukowiezki zu mißtrauen, und insofern Ramorino zum Ungehor-

sam zu verleiten, allein Ramorino gefiel sich bloß in der Eitelkeit, unabhängig zu handeln, und wirkte keineswegs damit Krukowiezki's verderblichen Planen entgegen, sondern handelte im Gegentheil noch weit schlechter an Polen, als ihm Krukowiezki selbst hätte zumuthen können. Gleich beim Ausmarsch des Corps fiel der französische Oberst Gallois (der mit Ramorino und Langermann nach Polen gekommmen war) durch sein unbedachtes Vorrücken in die Hände der Russen. Hierauf schleppte sich Ramorino höchst langsam und unthätig weiter, so daß Prondzynski wüthend in sein Lager nach Garwolin eilte, 24 August, um ihm etwas Beine zu machen. Allein nun begann ein eben so unnützes Jagen, um das Rosensche Corps einzuholen. Nachdem man es weit genug vertrieben hatte, konnte die Expedition keinen andern Zweck mehr haben, als schleunigst aus dem gesäuberten Lande Lebensmittel aller Art zusammen zu raffen und nach Warschau zu führen, die zur Vertheidigung der Hauptstadt so nöthigen 20,000 Mann mußten aber eben so schnell wieder zurückkehren oder wenigstens ganz in der Nähe bleiben. Statt dessen jagten die Polen dem Rosenschen Corps bis nach Miedzyrzecz nach, wo sie ihm zwar eine tüchtige Niederlage beibrachten, am 29 August, und ihm 2000 Gefangene mit 3 Kanonen abnahmen, den Rest aber doch nicht hindern konnten zu entwischen. Auch von hier noch zog Ramorino weiter bis Terespol am Bug, um hier noch Rosen abzufangen; doch seine gewöhnliche Langsamkeit war Schuld, daß er zu spät kam, und nun stand er wenigstens vier Tagmärsche von Warschau entfernt und blieb hier ruhig stehen bis zum 3 September. Jetzt erst befahl ihm Krukowiezki, schleunigst zurrückzukehren, aber Ramorino beeilte sich so wenig, daß er am 1ten die Russen

noch

noch einwal verfolgte und erst am 5ten nach Miedzyrzecz zurückkam.

15.

Warschau's Fall.

Paskewitsch hatte unterdessen alle seine Verstärkungen an sich gezogen; am 27 August war zuletzt Kreutz zu ihm gestoßen. Zugleich hatte er schon lange seine müßigen Soldaten damit beschäftigt, Steinwälle zu erstürmen, die genau nach dem Muster der Warschauer Verschanzungen angelegt waren. Die Entfernung von 20,000 Polen aus der Hauptstadt war ihm entweder schon bekannt oder wurde es am 4 September, da er, um die Polen noch mehr in Sicherheit einzuwiegen, einen Parlamentär in die Stadt mit friedlichen Vorschlägen sandte. Er verhieß den Polen eine vollständige Amnestie, die Erhaltung des alten Zustandes vor der Revolution (also die Verfassung), und versprach sogar, Bialystok wieder mit dem Königreiche zu vereinigen. Krukowiezki hielt einen Ministerrath, man beschloß aber, den Antrag zurückzuweisen. Warum geschah dieß nicht ganz einfach? Man schickte Prondzynski, dem man gleichsam zum Pfande, daß kein Verrath im Spiel sey, den Urheber der Revolution, Peter Wysozki, mitgab, zu einer Unterredung mit dem russischen General Dannenberg; Wysozki erklärte aber nachher, daß sich Prondzynski eine Stunde lang mit Dannenberg heimlich unterredet habe, und die Russen selbst sagten aus, Prondzynzki habe bei dieser Gelegenheit unbedachtsam ausgeschwatzt, daß und wie weit Ramorino entfernt sey, worauf Paskewitsch augenblicklich Anstalten zum Sturm traf.

Im polniſchen Heere war noch ein Mann von einiger Autorität, dem die Vertheidigung ernſt war, Uminski, aber Krukowiezki hörte nicht auf ihn. Umſonſt hatte Uminski darauf beſtanden, daß man auf's ſchleunigſte die noch nicht fertige dritte Vertheidigungslinie um die Hauptſtadt vollenden ſollte. Krukowiezki hatte nicht eine Hand anrühren laſſen. Als endlich der Sturm heranrückte, wurde General Bem beſehligt, dieſe unvollkommene dritte Linie zu vertheidigen, und Uminski erſt in die zweite Linie geſtellt, wo er den linken, Dembinski aber den rechten Flügel befehligte.

Bem hatte das ſchulmäßige Vorurtheil, daß die Ruſſen den noch unvollendeten und ſchwächſten Theil der Linie angreifen, ſich aber am allerwenigſten an die erhöht liegenden, das Terrain beherrſchenden und verhältnißmäßig von den Polen am beſten in Stand geſetzten Verſchanzungen von Wola wagen würden. Er bedachte nicht, daß ſein an den aſiatiſchen Krieg gewöhnter Gegner alle ſeine Siege gerade nur dadurch gewonnen hatte, daß er die Vorſicht des Gegners täuſchte und das that, was jener am wenigſten erwartet hätte. Als nun wirklich Paskewitſch alle ſeine Streitkräfte auf Wola richtete, wollte es Bem nicht glauben, erzürnte ſich darüber, wie man ſo etwas Dummes nur glauben könnte, und weigerte ſich ſo lange, ſeine an andern Punkten unnütz aufgeſtellten Truppen dem hartbedrängten Wola zu Hülfe zu ſchicken, bis es zu ſpät war.

Am Abend des 5 September rückten die Ruſſen plötzlich in Schlachtordnung, um am nächſten Morgen anzugreifen. Man erfuhr es in Warſchau, aber Krukowiezki und ſelbſt der alte Malachowski wollten es nicht glauben; nur Uminski,

den die traurigſte Ahnung nicht ſchlafen ließ, brachte die ganze Nacht in ſeinen Verſchanzungen zu.

Vor Wola lagen zwei Schanzen Nro. 57 und Nro. 54. Sie wurden um fünf Uhr Morgens zuerſt angegriffen. In der erſten wehrten ſich die Polen mit 4 Kanonen ſo lange gegen die Uebermacht der Ruſſen, bis nur noch 4 Mann von ihnen übrig waren. In der zweiten blieben nach dem heftigſten Kampf noch 11 Polen übrig, als ihr Anführer, der Artillerielieutenant Gordon das Pulvermagazin anzündete und ſich mit den ſtürmenden Ruſſen zugleich in die Luft ſprengte. Während deſſen ſaß Bem, dem dieſe Schanzen anvertraut waren, ganz ruhig auf dem Obſervatorium in Warſchau, und ſagte immer lächelnd, als man ihn zur Eile antrieb, das ſey nur ein Scheinangriff, der wahre Angriff der Ruſſen werde von Rakowiec herkommen.

Noch war Bem in Warſchau, noch rührte ſich kein Mann, der groſſen Hauptverſchanzung von Wola, dem Schlüſſel der ganzen Stellung, zu Hülfe zu kommen, als Paskewitſch dieſelbe mit ungeheurer Uebermacht angriff. In dieſer wichtigen Schanze befehligte Peter Wyſozki mit 2000 Mann und 8 Kanonen, deren Beſorgung dem Artilleriegeneral Gowinski anvertraut war (einem Veteranen, der an demſelben Tage 1812 bei Moſaisk ein Bein verloren hatte). Aber dieſes kleine treue Häuflein konnte der ſchrecklichen Wirkung von hundert Kanonen, die alle auf Einen Punkt ſpielten, nicht lange widerſtehen. Entſetzt von dem mörderiſchen Kugelregen, ſchrie der Major Dobrogojowski: „rette ſich, wer kann“ und zog einen Theil der Truppen nach ſich. Wyſozki aber hielt ſich mit den übrigen auf dem Kirchhof von Wola noch eine Stunde lang mit übermenſchlicher Anſtrengung unter

dem fürchterlichſten Blutbade von beiden Seiten. Endlich ſank er vor der Kirche um, ſchwerverwundet, doch nicht todt, um als Gefangener dem jammervollſten Schickſal aufgeſpart zu bleiben, das dem Urheber einer Revolution bereitet werden kann. Nach ſeinem Falle hielt noch der lahme Sowinski die letzten Polen zuſammen und zog ſich mit ihnen in's Innere der Kirche zurück, wo er, auf einem Stuhl ſitzend noch ſo lange ſich wehrte, und keinen Pardon annahm, bis ihn ruſſiſche Bajonnette zerfleiſchten.

Mitten unter dem Krachen der Kanonen kam Bem endlich auf dem Schlachtfelde an, und wagte ſich in's ruſſiſche Feuer, um wo möglich Wyſozki zu entſetzen, doch der Kugelregen der Ruſſen trieb auch ihn zurück. Malachowski war unglücklicherweiſe auf der entgegengeſetzten Seite und traf mit Prondzynski bei Dembinski zuſammen, als Wola ſchon verloren war. Jetzt bemühte ſich auch Krukowiezki heraus, und es wurde beſchloſſen, um jeden Preis Wola wieder zu nehmen. Allein würde wohl Paskewitſch ſich ſo viel Mühe gegeben haben, dieſen Punkt zu gewinnen, wenn er Luſt gehabt hätte, ihn ſo leicht wieder aufzugeben? Seine zahlreiche, der polniſchen um mehr als das Doppelte überlegene Artillerie hatte jetzt zugleich alle Vortheile der Stellung, welche die Polen ſo leichtſinnig aufgegeben, und die letztern wurden trotz unſäglicher Anſtrengungen, nach drei mörderiſchen Angriffen mit ungeheurem Verluſt zurückgeworfen, Abends um 4 Uhr. Die Ruſſen benutzten den Reſt des Tages, Wola noch vollſtändiger zu montiren, gingen aber nicht weiter vor.

Anſtatt nun den Polen Muth einzuflößen, anſtatt in der noch unberührten zweiten und dritten Vertheidigungslinie und im Nothfall ſelbſt noch in der Stadt ſich Schritt vor Schritt

zu wehren, bis Ramorino zum Entsatz herbeirücken konnte, gab Krukowiezki schon jetzt alles verloren. Wenn sich Warschau vertheidigte, wie einst Saragossa, so war es den Russen unmöglich, es zu erobern; hunderttausend Polen konnten, von ihren Wällen geschützt, den Angriff eines noch weit stärkeren Heeres abschlagen, als das von Paskewitsch war. So schlecht die Polen sich vertheidigten, erlitten die Russen dennoch ungeheure Verluste an Menschen und verschossen sich so gänzlich, daß sie einen Tag später das Schießen schon hätten einstellen müssen, weil sie kein Pulver mehr hatten. Also mit nur ein wenig mehr Standhaftigkeit hätten die Polen gesiegt und den fliehenden Feind vernichtet. Allein Krukowiezki stellte sich nicht anders, als ob durch den (von ihm selbst verschuldeten) Verlust Wola's jede Hoffnung abgeschnitten sey. Er kehrte Abends nach Warschau zurück und erklärte der Regierung, die Stadt könne sich nicht behaupten. Während er die Minister sich berathen ließ, sorgte er zugleich dafür, daß ja kein neuer Volksaufstand seinen verrätherischen Planen in den Weg treten könne, und verbot, daß sich nirgend Jemand vom Volk bewaffnet auf den Straßen solle sehen lassen. Chrzanowski aber mußte die Minister mit der Nachricht schrecken, es seyen schon Bomben in die Stadt gefallen, was durchaus nicht der Fall war.

Die Minister erklärten, Krukowiezki dürfe vorläufige Unterhandlungen einleiten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Reichstag sie bestätigen oder verwerfen könne. Sie hofften dadurch Zeit zu gewinnen, bis Ramorino ankommen konnte, und Malachowski verlangte, man solle alle verfügbaren Wagen dem Ramorino'schen Corps entgegenschicken, um seine Ankunft zu beschleunigen. Krukowiezki aber war weit

entfernt, diesem Rathe zu folgen, er traf nicht einmal Vorkehrungen für den morgenden Tag auf den Vertheidigungslinien. Nur auf die Unterhandlung bedacht, diente ihm die Zustimmung der Regierung so trefflich zu seinen Planen. Er schickte sogleich seinen Vertrauten, Prondzynski, in's russische Lager und ließ denselben unaufgefordert erklären, daß die Rückkehr Polens unter die russische Herrschaft die Basis der Unterhandlungen seyn solle. Bald darauf kam Krukowiezki selbst ins Lager. Paskewitsch fuhr ihn rauh und übermüthig an, und Krukowiezki antwortete mit gleichem Stolze, der Großfürst Michael besänftigte sie. Es scheint aber, als ob dieser Zank nur eine Mystification gewesen sey. Man schloß einen Waffenstillstand bis den folgenden Nachmittag um 2 Uhr, binnen welcher Zeit Krukowiezki die Zustimmung des Reichstags zu der Unterwerfungsacte beizubringen versprach. Als er nach Warschau zurückkehrte, nahm er zufällig oder absichtlich einen andern Weg, wodurch ein Plan der zur Verzweiflung gebrachten Demokraten scheiterte, da sie ihn auf dem Wege, den er früher genommen, auflauerten, um ihn zu ermorden.

Um den Reichstag zu stimmen, bediente sich Krukowiezki Prondzynski's. Dieser entwarf ein höchst übertriebenes Bild nicht nur von der Uebermacht der Russen und von der Wehrlosigkeit Warschau's, sondern auch von den Vortheilen, die eine Unterwerfung nach sich ziehen würde. Er erinnerte an Suwarow's blutige Gräuel in Praga und malte den Reichstagsgliedern das Bild einer erstürmten Stadt in gräßlichen Zügen, um sie für ihre Frauen und Kinder bange zu machen und so durch Furcht zu bestechen. Und dann sprach er von den humanen Absichten Rußlands, von der Gnade des

Kaiſers, von der Gewißheit, daß Polen nicht nur ſeine Conſtitution, Preßfreiheit, die Räumung des Landes von ruſſiſchen Truppen, ſondern auch Bialyſtok erhalten werde ꝛc. Allein der feige Redner erreichte ſeine Abſicht nicht. Alexander Jelowizki erklärte, Bem habe ihm geſagt, man ſolle Krukowiezki nicht glauben, die Stadt könne ſich noch lange halten, bis dahin Ramorino lange eintreffen. Bonaventura Niemojewski verbot Prondzynski weiter zu reden. Anton Oſtrowski verlangte, daß die Sturmglocke geläutet und alles Volk unter die Waffen gerufen würde; Franz Nakwaski wollte, daß der Biſchof mit dem Kreuz dem Volke voranginge gerade auf den Feind. Aber eine Menge Reichstagsmitglieder theilten Prondzynski's Furcht, und als ſo die Verhandlungen ſich in die Länge zogen und man ſich weder zur Unterwerfung noch zur Energie entſchloß, begann um 2 Uhr von neuem die Schlacht, und der Donner der Kanonen ertönte noch viel lauter, als geſtern. Man kann ſich einen Begriff von der altpolniſchen Reichstagsverwirrung machen, die nun vorherrſchte, wenn man bedenkt, daß Lelewel, Oſtrowski, Nakwaski, Smirski ſich jetzt auch für die Wiedererwählung des Kaiſers Nikolaus zum König von Polen erklärten, falls er das ganze alte Polen wiederherſtellte. Doch die Kanonen übertäubten jede Stimme, und man beſchloß endlich, auf Szaniezki's Vorſchlag, den Ausgang der Schlacht abzuwarten.

Paskewitſch hatte den Waffenſtillſtand dazu benutzt, um ungehindert ſeine Batterien den Polen bis dicht unter die Naſe zu führen. Durch dieſe Waffenruhe gewann er ein Terrain, das er ohne dieſelbe den Polen nur mit Blut hätte abkaufen können. Jetzt hatte er ſein Augenmerk auf Czyſte

gerichtet, und 200 Kanonen donnerten gegen diesen Punkt. Auf der Seite, wo Uminski stand, bei Raszyn, wurden die Russen mit großem Verluste zurückgeschlagen, indem sie der tapfere polnische General erst mit einem furchtbaren Hagel des groben Geschützes empfing und sie dann durch rasche Ausfälle unter den Generalen Jagmin, Milberg und dem heldenmüthigen Major Szlegel (einem der Fähnriche, wie Wysozki und Zaliwski) verfolgen ließ. Auf andern Punkten aber hielten sich die Polen nicht, und als Paskewitsch zwischen Paryz und Wola seinen Hauptangriff auf Czyste richtete, wich selbst Malachowski zurück, um nicht zu viel Menschen dem russischen Feuer zu opfern. Dadurch aber wurde Uminski bloßgestellt, der nun allein vorgeschoben stehen blieb und dessen Verschanzungen jetzt die Russen von hinten nehmen konnten.

Krukowiezki dachte in diesem entscheidenden Augenblicke keineswegs an die Schlacht, sondern nur an die Unterwerfung. Prondzynski mußte mitten durch das Feuer beider Armeen abermals zu Paskewitsch (der so eben leicht verwundet worden war) reiten, um ihm die Lüge zu sagen, daß der Reichstag (der damals noch gar keinen Entschluß gefaßt hatte) unterhandeln wolle. Er gab sein Ehrenwort für die Wahrheit dieser Angabe, und der Großfürst Michael gab ihm hierauf den General Berg mit, um die Unterhandlung abzuschließen. Als er aber bei Krukowiezki ankam, konnte dieser keine Vollmacht des Reichstags aufweisen, und Berg kehrte augenblicklich zurück. Krukowiezki hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als dem Reichstage seine Entlassung einzuschicken. Er dachte, gelingt es mir nicht, den Reichstag einzuschüchtern, wollen sie sich mit aller Gewalt wehren, so will ich wenigstens meinerseits nicht mehr gegen die Russen kämpfen,

durch meinen Austritt vielmehr die Verwirrung unter den Polen noch vermehren und dadurch mittelbar zum Siege der Russen beitragen, die mir in jedem Falle für solche treue Dienste danken werden. Um aber nichts zu versäumen, schickte er Prondzynski noch einmal an den Reichstag, und ließ demselben eine so verzweifelte Schilderung vom Schlachtfelde machen, daß es Niemojewski, Ostrowski ꝛc. nicht mehr gelang, die Furcht ihrer Collegen zu verbannen. Wolowski schlug vor, da man doch schon vorher Krukowiezki mündlich befähigt habe, zu unterhandeln, so solle man ihm das auch schriftlich bestätigen. Der Reichstag willigte in diesen Vorschlag ein, indem er hoffte, damit vor allen Dingen Zeit zu gewinnen, und nicht bedachte, daß Krukowiezki diese Schwäche und Halbheit des Reichstags nur zum Verderben Polens benutzen würde. Dieß geschah auch sogleich, denn anstatt ehrenvoller Vergleichungsvorschläge schickte Krukowiezki durch Prondzynski eine förmliche Unterwerfungsacte ins russische Lager, worin die Worte vorkamen: nous nous soumettons sans aucune condition. Abends 6 Uhr.

Unterdessen hatte der Sturm auf Czyste begonnen, und die Russen siegten durch ihre Uebermacht um so mehr, als die Polen der obersten Leitung gänzlich entbehrten und sich eben nur schlugen, wo sie standen. Am heftigsten war das Gemetzel wieder bei Wola, wo das berühmte 4te Regiment aufs neue seinen alten Heldenruhm bewährte. Da die Russen nur immer in der zweiten Linie vorwärts drangen, und Uminski auf der dritten hinter sich ließen, so benutzte dieser die Gelegenheit, ihnen in Rücken und Flanken zu fallen, und brachte ihnen außerordentlichen Verlust bei, doch ohne sie von den Barrieren vor Wola, Powazki und Jerusalem vertreiben zu

können, bis wohin ſie an dieſem Tage vorgedrungen waren. Man ſchlug ſich bis Mitternacht. Malachowski wollte Uminski unterſtützen, und die halbe polniſche Armee unter Begünſtigung der Nacht den Ruſſen in den Rücken führen, aber Krukowiezki hatte den einzelnen Corps Befehl geſchickt, ſich ins Innere der Stadt zurückzuziehen und die Wälle gänzlich im Stiche zu laſſen. Da nun die Truppen in Verwirrung hier aufeinanderſtießen, wo ſie nicht hin gehörten, dort einander verfehlten und keiner eigentlich wußte, wer befehle, ſo mißlang dieſer Plan gänzlich.

Entrüſtet begab ſich mitten in der Nacht Malachowski in die Reichsverſammlung und ſetzte die Abſetzung Krukowiezki's durch. Der letztere ſah ſich dadurch in der Rolle, die er zu ſpielen gedachte, wieder geſtört und wenigſtens um einen guten Theil des Lohnes gebracht; denn wenn er es nicht ſelbſt war, der den Ruſſen die Schlüſſel Warſchau's überreichte, ſo konnte ſich Warſchau vielleicht gar noch länger halten, oder er war doch nicht mehr die wichtigſte Perſon bei der Uebergabe. Er war alſo wüthend, behandelte die Landboten, die ihm ſeine Entſetzung ankündigten, auf die gemeinſte Art, gab ſogar auf einen Augenblick Befehl, das Schloß zu ſperren (um die Reichstagsmitglieder gefangen den Ruſſen zu überliefern), beſann ſich aber wieder, daß es ihm dazu der Autorität über die Truppen gebreche, und fügte ſich endlich in ſein Schickſal, indem er wüthend ſchrie: nun ſo ſo ſolle man dem Großfürſten ſagen laſſen, daß er Warſchau zuſammenſchieße!

Prondzynski war inzwiſchen nochmals ins ruſſiſche Lager geeilt, und hatte ſeine eigene Perſon zum Unterpfande geſtellt, wenn es nicht wahr ſey, daß der Reichstag wirklich unter-

handeln wolle. Hierauf gab man ihm den General Berg noch einmal mit, und ſie langten kurz nach jener Scene mit Krukowiezki nach Mitternacht in Warſchau an. Als Berg aber anſtatt Krukowiezki's Bonaventura Niemojewski als Präſident der Regierung vor ſich ſah, wollte er alle Unterhandlungen wieder abbrechen, wahrſcheinlich weil er geheime Verabredungen mit Krukowiezki getroffen hatte, und dieſer ihm bei der Unterhandlung unentbehrlich war. Sein Rücktritt ſtimmt wenigſtens ganz mit der Wuth Krukowiezki's zuſammen. Allein der Reichstag war ſchon dahin gebracht, alles zu bewilligen und ſeine Schmach zu unterzeichnen. Vergebens erſchöpfte ſich Oſtrowski im Widerſpruche, umſonſt wiederholte er, daß Warſchau noch 100,000 Vertheidiger in Waffen zähle. Der überraſchte, betäubte Reichstag willigte ein, daß, wie es Berg vorſchrieb, Krukowiezki zurückgeholt wurde. Er kam, aber ſeiner alten Politik getreu, wollte er nun, da er ſich als eine unentbehrliche Perſon anſah, auch unter keiner anderen Bedingung wieder in ſeine Functionen eintreten, außer wenn eine völlige politiſche Unterwerfung Polens, nicht bloß eine militäriſche Räumung Warſchau's unterhandelt würde. Allein hierin fand er doch Widerſtand, und da er darauf beſtand, nahm man weiter keine Rückſicht auf ihn. Der Reichstag beſchloß bloß die Räumung der Stadt, indem er ſich der täuſchenden Hoffnung hingab, die Armee werde nach ihrer Vereinigung mit Ramorino in einer Centralſtellung bei Modlin noch immer ſehr furchtbar ſeyn, und die günſtigſten Bedingungen von Rußland erzwingen können. Die Hauptſtadt ließ ſich jetzt allerdings nicht mehr vertheidigen, ohne daß ſie wenigſtens mit theilweiſer Zerſtörung bedroht war. Die Einen glaubten, es bedürfe dieſes Opfers

nicht, die Andern bangten für ihre in Warſchau befindlichen Familien, wenn die Ruſſen die Stadt mit Sturm nehmen ſollten. Krukowiezki, der an alles dachte, hatte in den letzten Tagen Niemand, unter keinerlei Vorwand, aus der Stadt gelaſſen, und Chrzanowski hatte ſich dazu hergegeben, die Brücke von Praga wie ein ſtrenger Mauthner zu bewachen; die vornehmen polniſchen Frauen hatten alſo die Gelegenheit nicht benutzen können, ſich durch das von Ramorino geſäuberte Land nach Krakau zu flüchten, und jetzt im Gedränge eines Sturms war nicht mehr Zeit dazu. Es lag alſo ſehr vielen einflußreichen Perſonen daran, einige Tage Waffenſtillſtand und einen freien Abzug von Warſchau zu erlangen. Malachowski mußte das Actenſtück unterzeichnen, durch welches am Morgen des 8 Septembers Warſchau den Ruſſen ausgeliefert wurde, unter der Bedingung eines freien Abzugs mit allen Militäreffecten nach Modlin, wohin auch Ramorino abziehen ſollte, ohne daß ein ruſſiſches Corps von Praga aus ihn daran verhindern dürfe.

So hoch Malachowski in der Achtung ſeiner Landsleute ſteht, ſo hat doch auch er ſeinen Antheil an den allgemeinen Fehlern dieſes für Polen ſo unglücklichen Feldzuges. Wenn Niemojewski und Oſtrowski den eingeſchüchterten und der militäriſchen Dinge unkundigen Reichstag nicht ermuthigen konnten, ſo war es an dem Generaliſſimus, der ſich immer auf die eben ſo tapfere als ergebene Armee ſtützen konnte, der Furcht nicht nachzugeben. Er mußte in der Hauptſtadt nicht bloß eine gleichgültige militäriſche Poſition, die man mit einer anderen vertauſchen könne, ſondern den politiſchen Mittelpunkt, das Herz des Landes, das Palladium ſehen, das um keinen Preis verloren gehen durfte. Er konnte wiſſen, welche

niederſchlagende Wirkung der Verluſt Warſchau's für ganz Polen haben würde, und daß die aus der Hauptſtadt verſcheuchte Armee das Opfer des unter den Häuptern herrſchenden Meinungsſtreits, der Anarchie, des Ungehorſams und des Verrathes werden müſſe. Auf der anderen Seite hätte die tapfere Vertheidigung der Hauptſtadt den Muth Aller beleben müſſen, und die Ruſſen würden aus Mangel an Munition und ſelbſt an Menſchen einen ſo verzweifelten Kampf bald haben aufgeben müſſen. Doch darf man bei allem dem nicht vergeſſen, daß die Verſprechungen Frankreichs damals den meiſten Einfluß auf die Entſchließungen der Polen hatten. Wozu, ſchienen die Meiſten zu denken, wozu eine ſchöne Hauptſtadt den Wechſelfällen eines Bombardements und Sturmes Preis geben in einem Augenblicke, wo eine kraftvolle Intervention das Glück dieſer Hauptſtadt auf lange Jahre hinaus ſichern ſoll?

Malachowski ſchrieb folgende drei Briefe an Paskewitſch, woraus man erſehen kann, in welcher Verwirrung und unter welchen Selbſttäuſchungen die Capitulation abgeſchloſſen wurde. I. „Um Blutvergießen zu vermeiden und um einen Beweis ihrer Loyalität zu geben, wird die polniſche Armee, welche ich commandire, bis 5 Uhr Morgens die Stadt Warſchau, die Brücke über die Weichſel und Praga geräumt haben. Die kaiſerliche Armee kann daher, wenn Sie es befehlen, heute um 5 Uhr ihren Einzug halten, und als Gegendienſt für unſere Bewegung rechnen wir, die Generale, Officiere und Soldaten, und ich, deren Anführer, mit feſter Zuverſicht darauf, daß Sie befehlen werden, daß die Beſetzung von Warſchau und Praga auf eine Weiſe geſchehe, die die Bewohner der Stadt nicht den nachtheiligen Folgen einer Be-

ſetzung durch Gewalt der Waffen ausſetzt. Ich räume mit der Armee die Stadt Warſchau und Praga, und übergebe ſie Ihnen ſammt der unbeſchädigten Brücke über die Weichſel, indem ich mich gänzlich auf Ihre Geſinnungen verlaſſe, und mich überzeugt halte, daß von Ihrer Seite die Freiheit und das Eigenthum der Perſonen ſtreng werden geachtet werden, daß ſogar den kleinen Abtheilungen und den Garniſonen, welche etwa in den vordern Feſtungswerken vergeſſen worden ſeyn könnten, ein freier Abzug zur Armee bewilligt werden wird, ſo wie auch, daß die Effecten der Armee, mit Ausnahme der Kriegsmunition, gleich wie die Perſonen, welche der Armee zu folgen wünſchen ſollten, Warſchau und Praga in einem Zeitraume von 48 Stunden werden verlaſſen können. Sobald der General Krukowiezki zurückgekehrt ſeyn wird, kann der General Berg mit ihm die definitive Acte der Pacification feſtſtellen.“ II. „Herr Marſchall! Ich habe die Ehre, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß ich mich in die Wojewodſchaft Plozk begeben werde. Die Etappen werde ich erſt ſpäter angeben können, da die Truppen zu ermüdet ſind, um anhaltend marſchiren zu können. Das Corps des Generals Romarino wird dieſelbe Richtung nehmen. Was die Cantonnirungen betrifft, ſo werde ich mich den Arrangements fügen, welche durch den General Prondzynski beſprochen ſind, und die durch die Generale Grafen Krukowiezki und Berg unterzeichnet ſeyn müſſen. Ich nehme mir die Freiheit, das Corps der Invaliden und Veteranen, welches in Warſchau zurückbleibt, dem hohen Wohlwollen Ew. Excellenz zu empfehlen.“ III. „Herr Graf! In Gemäßheit unſerer Uebereinkunft habe ich die Ehre, Ew. Excellenz anzuzeigen, daß das Romarino'ſche Corps den Befehl erhalten hat, ſich über Ka-

mienczyk nach der Wojewodschaft Plozk zu begeben; es wird am 10 d. M. durch Kamienczyk kommen. Dieses Corps wird auf seinem Marsche alle unsere Detaschements aufnehmen, welche sich noch in der Umgegend befinden. — Die Abtheilung des Oberstlieutenants Zaliwski, welche sich jenseits Karczew befindet, hat gleichfalls Befehl erhalten, sich sofort nach der Wojewodschaft Plozk zu begeben. Jablonna, den 8 Sept. (Gez.) Malachowski."

Was bei dieser Capitulation den Polen am meisten zur Unehre gereichte, das war die Zweideutigkeit in dem Ausdrucke „sich nach dem Gouvernement Plozk begeben." Der Kaiser hatte nämlich in seiner letzten Aufforderung an die Polen Plozk als den Ort bezeichnet, wohin die polnische Armee, falls sie sich unterwerfe, begeben solle, um die weiteren Befehle Sr. Majestät zu vernehmen. Um nun die Russen zu täuschen, und desto sicherer Ramorino und alle Nachzügler an sich zu ziehen, stellten sich die Polen, als wollten sie wirklich nach Plozk gehen, den Befehlen des Kaisers zu gehorchen, während sie nur eine concentrische Stellung unter den Kanonen von Modlin nehmen wollten.

Paskewitsch, froh über eine so leichte Capitulation, ließ die Polen ruhig abziehen. Noch an demselben Morgen, am 8 September, rückten die Russen in Warschau ein, während die Polen über die Brücke von Praga abzogen. Die Regierung, die Mitglieder des Reichstags, die Clubisten, eine Menge Menschen strömten mit hinaus. Auch Krukowiezki wollte noch immer den Patrioten spielen und mit auswandern; aber Uminski jagte ihn unter der Drohung, ihn erschießen zu lassen, in die Stadt zurück, wo auch Prondzynski blieb, um sich freiwillig den Russen zu überliefern.

16.

Ramorino's Ungehorſam. Auflöſung der Polen in Plozk.

Da die Polen noch immer eine treffliche Armee hatten, ſo wäre dieſelbe, bei Modlin concentrirt, den Ruſſen allerdings noch immer furchtbar geweſen. Allein es gefiel dem General Ramorino jetzt ſo wenig, ſich mit der Armee zu vereinigen, als es ihm vorher gefallen hatte, Warſchau zu Hülfe zu kommen. Ramorino's Betragen war ſo, daß der ärgſte Verräther nicht ſchlimmer an Polen hätte handeln können. Es hat daher auch Leute gegeben, die ihn wirklich des Verraths beſchuldigten, die ihn als einen Emiſſär des franzöſiſchen Juſte-Milieu anſahen, und nicht nur ſein Zaudern mit dem Zaudern Skrzynezki's aus Einer Urſache herleiten, ſondern ſogar von einer mit den Ruſſen ſelbſt durch Gallois, der ſich abſichtlich habe fangen laſſen, unterhaltenen Verſtändigung. Da übrigens die faſt fabelhafte Bonhomie der Polen nicht einmal in Krukowiezki einen Verräther ſehen wollte, ſo iſt man noch immer geneigt, Ramorino's Benehmen nur aus einer planloſen Trägheit zu erklären. Nachdem er dem ausdrücklichen Befehl Krukowiezki's vom 3ten keine Folge geleiſtet, konnte er ſich allerdings damit entſchuldigen, daß ſeitdem kein neuer Befehle an ihn gelangt ſey; denn während die Warſchauer mit zitternder Sehnſucht unter dem ruſſiſchen Kanonendonner jeden Augenblick die Ankunft Ramorino's erwarteten, dachte auch nicht Einer daran, daß Krukowiezki nicht einmal einen Boten an Ramorino geſchickt habe. Der Befehl, den Ramorino am 3ten empfangen, hätte ihm freilich genügen können, da er wußte, wie nahe der Feind Warſchau war,

KOSCIUSKO

Generalissimus der Polnischen Armee.

war, und da es ſich von ſelbſt verſtand, daß derſelbe ſeine Abweſenheit benutzen würde, um den Sturm zu beſchleunigen. Allein Ramorino blieb ganz ruhig bei Miedzyrzecz ſtehen. Erſt am 7ten erfuhr er, daß Warſchau geſtürmt werde, und auch jetzt noch beeilte er ſich keineswegs, der Hauptſtadt zu helfen, ſondern hielt erſt in aller Ruhe einen Kriegsrath. Es ſcheint, die im Lager befindlichen Diplomaten gaben Warſchau ſchon verloren, und wollten ſich nach Zamosc zurückziehen: ſey es, weil ſie dieſe Feſtung für paſſender hielten, als Modlin, ſey es, weil ſie auch jetzt noch auf die Herrſchaft eiferſüchtig waren. Die Soldaten aber erklärten einſtimmig, man müſſe auf Flügeln des Windes nach Warſchau eilen. Die Truppen machten übermenſchliche Anſtrengungen, aber es war zu ſpät. Am 9ten bei Opole erfuhren ſie, daß Warſchau ſchon über ſey. Zugleich erhielt Ramorino von Malachowski den Befehl, ſich bei Modlin mit der polniſchen Hauptarmee zu vereinigen. Dieß war das einzige Mittel, um Polen zu retten, und Ramorino hatte beſtimmten Befehl. Allein er gehorchte nicht, ſondern hielt wiederum einen Kriegsrath, und wußte es dießmal bei den betäubten Officieren durchzuſetzen, daß man ihm und ſeiner diplomatiſchen Suite folgte. Er erkannte weder die Capitulation noch überhaupt Malachowski als Obergeneral an, wollte von der Stellung bei Modlin nichts wiſſen, und lieber allein nach Zamosc gehen und dort für ſich agiren. Czartoryski, das Unheilvolle dieſes Planes begreifend, rieth ihm, ſich wenigſtens lieber ins Krakauiſche zu werfen, um ſich hier mit Rozycki zu vereinigen. Aber Ramorino beſtand auf Zamosc, und Czartoryski verließ ihn, um ſich allein zu Rozycki zu begeben.

Der Ungehorſam des Franzoſen, dem die Polen ſo unvor-

sichtig 20,000 ihrer besten Soldaten anvertraut hatten, erregte in Modlin Verzweiflung. Man schickte Kowalski an ihn ab, mit dem gemessensten Befehle; allein Ramorino warf den Befehl zu Boden und trotzte dem Boten. Dieser ging zurück, ohne die Truppen Ramorino's haranguirt zu haben, und so wurde es dem letzteren leicht, mit Hülfe Zamoyski's, der ihm in dieser niedrigen Heuchelei beistand, die Officiere zu überreden, Malachowski habe ihm freigestellt, zu thun was er wolle. Durch diese Lüge getäuscht, folgten ihm die schon so oft betrogenen Soldaten in ihr Verderben. Indem er sich gegen Zamosc zurückzog, bot sich ihm unverhofft Gelegenheit zu einer glänzenden Waffenthat. Paskewitsch hatte den General Rüdiger wieder nach dem Süden detaschirt, und dieser stand bei Ilza so, daß Ramorino ihn durch Erstürmung der Brücke am Kazimierz von Warschau abschneiden, auf Rozyzki werfen und vernichten konnte. Allein anstatt schnell und mit seiner ganzen Macht diesen Coup de Main auszuführen, zauderte Ramorino wieder und schickte endlich nur seinen ungeschickten General Zawadzki mit wenigen Truppen gegen die Brücke. Die überraschten Russen hatten die Geistesgegenwart, sich zu stellen, als wollten sie nicht fechten, da ja Waffenstillstand sey, und Zawadzki, anstatt ohne lange Discussion augenblicklich die Brücke zu forciren, ließ sich übertölpeln, und während man übereinkam, die Brücke gemeinschaftlich zu besetzen, brachen sie die Russen mit größter Schnelligkeit ab und zogen sich auf Rüdiger zurück, der, dadurch gewarnt, der Gefahr entging, 13 September.

Nun besann sich Ramorino, es sey doch wohl besser, sich mit Rozyzki zu vereinigen, aber der letztere, der nichts davon wußte, im Gegentheil durch Czartorysti erfahren hatte, Ra-

morino wolle ſich nicht mit ihm vereinigen, hatte natürlich alle Brücken und Fähren über die Weichſel zerſtört, um ſich vor der Verfolgung der Ruſſen zu ſchützen, und Ramorino fand nun keinen Uebergangspunkt. Nun aber vereinigten ſich von Volhynien und Litthauen her Roſen und Roth, und begannen Ramorino mit Macht anzugreifen. Am 14ten und 15ten wurden heftige Scharmützel bei Jozefow geliefert, worin ſich beſonders Langermann, Kruszewski, Kotkowski und Iſidor Sobanski auszeichneten. Ramorino zog ſich gegen Rachow, hier aber erfuhr er, daß von Warſchau aus neue Schaaren gegen ihn aufgebrochen und ihm im Rücken ſeyen. Er zog ſich hierauf nach Zawichoſt unter immerwährendem Gefechte der Nachhut. Seine Angſt, ſeine beſtändigen Kreuz- und Quer-Züge, ſeine gänzliche Rathloſigkeit demoraliſirten die Truppen ſo, daß viele ſich in ihre Heimath zerſtreuten oder Rozyzki zu erreichen ſuchten. Am 17ten hielt Ramorino in Zawichoſt einen Kriegsrath, und fragte, ob man eine Hauptſchlacht wagen oder ſich lieber mit heiler Haut nach Gallizien retiriren ſolle? Kruszewski und ſelbſt Zamoyski waren für Sieg oder Tod, aber Bielinski und Turski ſagten, man ſey zu ſchwach, Sznayde, die Pferde ſeyen tödtlich abgemattet. So zog ſich denn Ramorino auf das Dorf Baruf hart an der Gränze zurück, indem er noch immer gegen die Ruſſen feuern ließ. Sein Corps beſtand damals noch aus 11,000 Mann, die übrigen waren ſchon zerſtreut. Roſen verdoppelte die Kraft ſeiner Angriffe und nachdem Ramorino noch einmal einen Kriegsrath gehalten, führte er in der Nacht auf den 18 September die Polen über die Gränze, wo ſie bei Chwalowice von den öſterreichiſchen Behörden in Empfang genommen wurden, wie früher die

Truppen Dwernizki's. Doch ehe Ramorino seine Leute entwaffnen ließ, erlaubte er ihnen noch, zu Rozycki sich durchzuschlagen, sofern sie es vermöchten. Viele thaten es, aber nur die, welche über die Weichsel schwimmen konnten. Ein ganzes Regiment wollte dem General Kruszewski folgen, da es aber nicht schwimmen konnte, ertranken die ersten und die übrigen mußten zurückbleiben. Der General kam allein glücklich bei Rozycki an.

Rozycki stand mit etwa 8000 Mann (so viel hatte er gesammelt) bei Kielce, wohin außer Czartorycki auch Graf Johann Ledochowski und Zaliwski geflüchtet waren. Da man nicht wußte, was bei der Hauptarmee vorging, und man durch unzeitige Verwegenheit die doch einmal angeknüpften Unterhandlungen nicht erschweren wollte, ging Ledochowski nach Ilza in Rüdiger's Hauptquartier, um einen Waffenstillstand bis zum Ausgange der Dinge in Modlin und Plozk vorzuschlagen. Er kam auch wirklich zu Stande, und Ledochowski, der durch seinen berühmten Wahlspruch nie ma Mikolaja das Meiste zur Entthronung des Kaisers Nicolaus beigetragen, wurde gleichwohl von Rüdiger zur Tafel gezogen und erfuhr von ihm in der Lust des Weines, daß die Russen vor Warschau aus Pulvermangel verloren gewesen wären, wenn sich die Stadt nur noch einen Tag gehalten hätte. Allein dieses gute Vernehmen mit Rüdiger hatte bald ein Ende. Nachdem Ramorino über die Gränze geflohen war, sah sich Rozycki völlig bloßgestellt und mußte sich gegen Krakau zurückziehen. Am 21 September wurde Kaminski, der unter Rozycki neue Cavallerie zu bilden angefangen hatte, bei Skalmierz angegriffen und nach einem wüthenden Gefecht durch die Uebermacht der Russen ins Krakauer Gebiet gewor-

ſen. Dahin mußte ſich denn auch Rozycki zurückziehen. Die Ruſſen erklärten nun dem Senat von Krakau, ſie könnten die Neutralität dieſer Stadt nicht anerkennen, da dieſelbe die fliehenden Polen aufgenommen habe. Der bedrängte Senat ließ hierauf, am 26ſten, den flüchtigen Polen die Wahl, ſich entweder den Ruſſen, die binnen 24 Stunden einrücken würden, gefangen zu geben, oder nach Gallizien zu flüchten. Sie thaten das Letztere. Nur der in Krakau noch an ſeiner Wunde darnieder liegende Chlopizki blieb zurück. Ueber 10,000 ruſſiſche Gefangene erhielten ihre Freiheit. Am 28 September zog Rüdiger mit den Ruſſen in Krakau ein und ließ, den Polen zum Hohn, ſeine Muſik die Melodie: „Polen iſt noch nicht verloren“ ſpielen.

So ging es mit den Polen im Süden zu Ende. Die Hauptarmee und der Reichstag, die ſich nordwärts nach Modlin zurückgezogen hatten, erlitten kein beſſeres Schickſal. Nachdem ſie am 9 September in Modlin angelangt waren, legte Caſimir Malachowski ſeine Stelle als Generaliſſimus nieder, weil, wie er ſelber ſagte, „ein General, der die Capitulation von Warſchau unterzeichnet habe, unwürdig ſey, die polniſche Armee zu befehligen.“ Aber warum hatte er ſie denn überhaupt unterzeichnet? Man hielt nun abermals einen jener Kriegsräthe, die Polen ſchon ſo verderblich geworden waren. Dembinski wollte wieder nach Litthauen gehen, und man wäre ihm vielleicht gefolgt, wenn er in ſeiner Rede nicht wüthende und jetzt unnütze Vorwürfe gegen die demokratiſche Partei herausgepoltert hätte. Einem ſo raſenden Menſchen glaubte man den Oberbefehl nicht anvertrauen zu können; Umiński hatte immer noch nicht Anſehen genug, da er als preußiſcher Pole die Eifer-

ſucht der altpolniſchen Generale immer gegen ſich hatte, und ſo wurde denn General Rybinski zum Generaliſſimus gewählt, ein Mann, der eben ſo ſchwach, diplomatiſirend, und bis zur Schwärmerei träumeriſch war, wie Skrzynezki, ohne demſelben an Talent gleichzukommen. Für ihn ſprach nichts, als eine alte Volksſage, daß dereinſt ein Rybinski Polens Wiederherſteller werden würde. Allein wenn ſich die diplomatiſche Partei dieſer Sage bediente, um auf Volk und Heer zu wirken, ſo that dieſer durchaus nichts, um einer ſo erhabnen Aufgabe zu genügen. Freilich war ſchon faſt alles verloren, da Ramorino weder Rybinski's noch Malachowski's Befehle anerkannte. Es war indeß noch möglich, die Fehler wieder gut zu machen, wenn man ſchnell aufbrach, ſich mit Ramorino gegen deſſen Willen vereinigte und nun eine Stellung bei Krakau oder Zamosc nahm, wo man, wenn man nur vereinigt blieb, immer noch den Ruſſen hätte imponiren müſſen. Allein Rybinski verlor die koſtbare Zeit mit unnützen Unterhandlungen, bis ihm der Weg verſperrt war. Paskewitſch eröffnete zu Rovidwor eine Art von Congreß, und wußte hier die polniſchen Agenten ſo lange zu täuſchen und hinzuhalten, bis er Ramorino und Rozycki unſchädlich gemacht hatte; dann aber warf er plötzlich die Maske ab und beeilte ſich, auch Rybinski zu verderben. Um dieſe Intriguen zu unterſtützen, traten die Ruſſen auch in Warſchau ſelbſt anfangs äußerſt leiſe auf, beobachteten die zarteſten Rückſichten, ließen ihre Poſten vor den polniſchen Officiersuniformen präſentiren und enthielten ſich jeder Gewaltthat, indem ſie ſo proviſoriſch beſtätigten, was Prondzynski dem Reichstag mehr als Einmal verheißen hatte. Rybinski ging in die Falle und träumte von Frieden und Verſöhnung, wäh-

rend Paskewitsch ihn nur hinhielt, um ihn strategisch zu isoliren.

Während dieser Waffenruhe eröffnete der polnische Reichstag auf's neue seine Sitzungen in dem Capuzinerkloster zu Zakroczym, am 11 September. Hier wählte der Präsident der Regierung, Bonaventura Niemojowski, sogar neue Minister, die zwei Morawski, Biernazki, Lelewel, Swirski und Szaniezki. Auch eine Zeitung wurde hier noch gedruckt, und unterm 14 September erließ die Regierung ein Umlaufschreiben, worin Krukowiezki und Prondzynski angeklagt, Ramorino aber geschont und das Benehmen des Reichstags selbst so bemäntelt wurde, daß es statt Tadel Bewunderung zu verdienen schien. „Der heldenmüthige Eifer unsrer Soldaten blieb ohne Erfolg, da die Befehle des Präsidenten (Krukowiezki), der durchaus unterhandeln wollte, die Befehle des Obercommandanten, der durchaus kämpfen wollte, lähmten. Man mußte ohne Widerstand die mit theurem Blute erkauften Stellungen verlassen; endlich brachte das Gerücht einer schmachvollen Capitulation, das Entmuthigung und Verzweiflung in die Reihen der Armee streute, Unordnung in derselben hervor, wodurch die Rettung der Hauptstadt unsern Händen entfiel. Zum Glück wachte der Reichstag über das Wohl und die Ehre des Vaterlandes. Die Geschichte wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn über den Senat von Rom stellen, der dem barbarischen Schwerte der Gallier zu widerstehen wußte. Inmitten des Brandes, des Donners der Kanonen versammelte sich der Reichstag mit Hintansetzung der Drohungen und Gefahren, womit man ihn zu schrecken suchte. Er fühlte die ganze Würde seines Berufs und seiner Pflichten. Treu seinen frühern Erklärungen, verwarf er die

ſchmachvollen Vorſchläge des Feindes, und als dieſer bereits drohte, die letzten Wälle der Stadt zu erſtürmen, decretirte er ruhig die Abſetzung des Regierungspräſidenten. — Schon ſeit ſechs Uhr Abends hatte aber ein großer Theil unſerer Truppen in Gemäßheit der Befehle des vorigen Regierungspräſidenten die Brücke nach Praga paſſirt. Mehrere Verſchanzungen befanden ſich auf dieſe Art preisgegeben. Allerdings ſchlugen ſich unſere Soldaten, von der Hitze der Kämpfe hingeriſſen, noch auf einigen Punkten, und die Vorſtädte ſtanden noch im Feuer. Aber es wäre inconſequent geweſen, die Hauptſtadt den Folgen eines Sturmes auszuſetzen, der zwei Stunden ſpäter um ſo eher erneuert werden konnte, als die Sicherheitsgarde durchaus nicht in der Lage war, die Angriffe in den Barrikaden zurückzuſchlagen und in der kurzen noch übrigen Zeit nicht dahin berufen werden konnte."

Wer ſollte nicht das Ungenügende dieſer Motive einſehen. Wenn man ſich im Ernſte wehren will, ſo ſind Barrikaden, Nationalgarden, ſo iſt Alles da. Warſchau beſaß, was es zur Vertheidigung bedurfte, nur keine Einheit und keinen Muth bei denen, welche befahlen. Aber was Krukowiezki's Verrath angefangen hatte, das vollendete die Feigheit des Reichstags. War es nicht eine furchtbare Ironie, ſich mit dem römiſchen Senat zu vergleichen, nachdem man ſo kleinlaut ſelbſt einen Lelewel auf Wiedereinſetzung des Hauſes Romanow hatte antragen ſehen, als die ruſſiſchen Kanonen am lauteſten knallten? Wären dieſe Reichstagsmitglieder bewaffnet auf die Wälle geeilt, oder hätten ſie ſich in Maſſe auf die Brücke von Praga geworfen, und den Truppen nur über ihre Leichen einen Rückweg geſtattet, ſo wäre nicht Warſchau, ſo wäre Paskewitſch verloren geweſen. Einige

wollten es, aber sie wurden von der Feigheit und diplomatischen Leichtgläubigkeit überstimmt.

Am 15 September wurde zwischen Berg und Rybinski ein Waffenstillstand unterzeichnet, und dem letztern gestattet, gegen die Auslieferung von Modlin und Plozk, sich mit Ramorino und Rozyzki vereinigen und die Wojewodschaften Lublin, Sandomir und Krakau besetzen zu dürfen. Dieß mußte natürlich der Wunsch der Polen seyn, da von ihrer Vereinigung mit Ramorino aller Nachdruck ihrer fernern Operationen oder Unterhandlungen abhing, und eben deßhalb täuschte Paskewitsch den armen Rybinski mit der Hoffnung, er werde ihm für das Opfer von Modlin jene Vereinigung gestatten. Am 16 erklärte der Feldmarschall, er könne den Vertrag noch nicht ratificiren, weil es ihm doch zu viel dünke, Lublin den Polen auch einzuräumen. Zu den übrigen Zugeständnissen blieb er geneigt. Die ganze Verzögerung hatte aber nur zum Zweck, den Untergang Ramorino's abzuwarten, der in diesen Tagen von allen Seiten von den Russen bedrängt, und, wie wir gesehen haben, nach Gallizien verjagt wurde. Sobald dieß geschehen war, ließ Paskewitsch nun auch gegen Rybinski die Maske fallen und traf Anstalt, ihn von der preußischen Gränze abzuschneiden. Doch die Polen merkten diese Gefahr zeitig genug, und brachen eiligst nach Plozk auf, um von hier aus sich entweder nach Krakau durchzuschlagen oder sich im schlimmsten Falle den Rückzugsweg nach Preußen offen zu halten, am 20sten.

Dembinski hatte den genialen Gedanken, bei Plozk schnell eine Brücke zu schlagen und Warschau, wo jetzt wenig Truppen waren, plötzlich zu überfallen, oder wenigstens die großen Magazine von Lowicz wegzunehmen. Damals hielt

ſich auch noch Rozyzki, und Krakau war noch nicht verloren. Man konnte ſich alſo dorthin wenden und vielleicht Rüdiger abfangen. Am 23 September ging Dembinski wirklich über die ſchnell aufgeſchlagene Brücke und zeigte wieder ganz das kriegeriſche Feuer, wie in Litthauen. Aber er wußte nicht, was in ſeinem Rücken vorging. Rybinski nämlich ſchauderte vor der Kühnheit des Unternehmens zurück und berief abermals zu Slupno einen Kriegsrath. Uminski, Malachowski, Bem, Paz, Wengierski und der junge Oberſt Kaminski waren der Meinung des abweſenden Dembinski, aber Morawski, Milberg, Dziekonski, Skarzynski und die Mehrheit erklärten, es ſey beſſer, ſich zu ergeben, als ſich nutzlos aufzuopfern. Der alte Malachowski rief: „Ich bin in St. Domingo geweſen, ich habe dort die Neger nackt und nur mit Prügeln bewaffnet für ihre Freiheit ſiegen ſehen, und 30,000 Polen mit 90 Kanonen wollen ſich der Gnade eines Feindes überlaſſen, der dem Vaterlande nur ein großes Grab bereitet!“ Uminski gab augenblicklich ſeine Entlaſſung ein. Dieß that auch Bonaventura Niemojowski, der alles verloren ſah, da die Armee abfiel. Aber die Armee war nicht durchaus der Meinung ihrer Generale. Die ganze Cavallerie und ein Theil der Infanterie empörte ſich. Skarzynski wurde von ſeinem eigenen Regiment von der Fronte gejagt. Eine große Menge Officiere eilte nach Plozk, umringte das Haus, in welchem der Reichstag verſammelt war, und verlangte eine ſchleunige Entſcheidung.

Der Reichstag bot in dieſer Bedrängniß dem General Bem, der gerade eintrat, den Oberbefehl an; allein er erklärte, man habe die glückliche Stunde verſäumt, jetzt, da Dembinski ſchon zurückgerufen worden, ſey es nicht mehr

Zeit, deſſen Plan auszuführen, oder wenn man jetzt noch über die Weichſel gehe, werde man von den Ruſſen mit ſtarker Macht empfangen und zugleich von hinten umgangen, von der Weichſel und Preußen abgeſchnitten werden. Dieſe Erklärung vermehrte die Verzweiflung des Reichstags, als plötzlich Uminski erſchien und von den Soldaten auf den Händen in den Saal getragen wurde. Uminski erklärte, es ſey noch nichts verloren, die Ruſſen ſeyen wahrſcheinlich zu ſpät gewarnt worden, man könne auch jetzt noch den Uebergang verſuchen und in jedem Fall eher alles wagen, als ſich feig ergeben. Dieſe Erklärung ermuthigte Alle und zum Lohn wurde Uminski nicht nur zum Generaliſſimus, ſondern auch zum Dictator ernannt. Nun weigerte er ſich aber, die ihm fremde Civilgewalt zu übernehmen, bis ſich Niemojowski wieder dafür bereit erklärte. Ueber dieſen Debatten verlor man abermals eine koſtbare Zeit. Endlich ſchickte der Reichstag eine Commiſſion in's Lager, der Armee die neue Wahl anzukündigen. Sie wurde aber ſchlecht aufgenommen. Unter dem Einfluß der Generale, die der Sache müde waren und keine Hoffnung mehr hatten, erhob ſich eine Contrerevolution gegen Uminski. In dieſer allgemeinen Verwirrung wurde Dembinski aus Wuth über die unnütz verlorne Zeit plötzlich krank, und Rybinski ließ, um dem Streit ein Ende zu machen, die Brücke abbrechen, wodurch es denn freilich unmöglich wurde, die noch gegönnte Friſt zu benutzen und Uminski zu folgen. Beim Abtragen der Brücke geriethen die Parteien an einander und nur mit Mühe wurde Blutvergießen verhindert. Die gemeinen Soldaten zankten ſich nicht weniger, wie die Officiere. Die Cavallerie und die Krakuſen wollten fechten, die Infanterie der Linie war dagegen erſchöpft und entmuthigt. Uminski

legte in dieſer allgemeinen Verwirrung ſeine Stelle wieder nieder, und Rybinski behielt das Commando. Morawski ging zu den Ruſſen über. Dieß waren die Reſultate des 21 Septembers.

Die Nacht auf den 23ſten vollendete die Auflöſung der Polen durch den Schrecken, der ſich unter den Civiliſten verbreitete. Es verlautete, Verrath ſey im Spiele und alle compromittirten Reichstagsglieder, Journaliſten und Clubiſten ſollten von der Armee im Stiche gelaſſen, verhaftet und den Ruſſen ausgeliefert werden. Dieß war das Signal zur allgemeinen Flucht. Am Morgen begann dieſelbe ſo übereilt, daß Vincenz Niemojowski und Graf Olizar, indem ſie den Andern vorauseilen wollten, gerade dadurch ſich iſolirten und den Ruſſen in die Hände fielen. Die Uebrigen ließen ſich nur von einiger Reiterei unter Zwierkowski ſicher bis an die Gränze begleiten, welche ſie am 26 September bei Oſiek überſchritten.

Unterdeß folgte die Armee dieſem Beiſpiele der Flucht noch nicht. Rybinski hoffte noch immer auf günſtige Bedingungen von Seite des ruſſiſchen Feldmarſchalls, der die Unterhandlungen in Novidwor auf's neue aufgenommen hatte. Während dieſer neuen Debatte, kam das Pahlen'ſche Corps bei Gombin in ſolche Nähe und ſtand ſo iſolirt, daß Rybinski daſſelbe mit leichter Mühe hätte aufreiben können, wenn er nicht über den täuſchenden Unterhandlungen den Krieg ganz vergeſſen hätte. Endlich, als der Reichstag entflohen und Rybinski von der ganzen ihm weit überlegenen ruſſiſchen Macht bedroht war, ſagte der Feldmarſchall geradezu, was er wollte: die Polen ſollten ſich unbedingt ergeben und dem Kaiſer einen neuen Eid der Treue ſchwören, in deſſen Formel die

Worte Conſtitution und Vaterland fehlten. Zugleich machte er jeden Officier perſönlich für die Nichtannahme dieſes Ultimatums verantwortlich.

Trotz dieſer Drohungen erklärten ſich in dem Kriegsrath, den Rybinski hierauf am 28ſten hielt, 34 Oberofficiere gegen die Annahme. Noch einmal bemächtigte ſich des Heeres ein kriegeriſcher Geiſt. Am folgenden Tage hielt Rybinski eine Muſterung und Umfrage bei den gemeinen Soldaten. Alles verlangte, gegen den Feind geführt zu werden. Rybinski verſprach es. Mit großem Jubel brach man auf, aber Rybinski beſann ſich wieder eines Andern, da er von der Stärke der Ruſſen hörte, und befahl den Rückzug in der Richtung der preußiſchen Gränze. Die Truppen, durch dieſe Muthloſigkeit auf's neue in Verzweiflung gebracht, gaben endlich auch alle Hoffnung auf, und folgten mechaniſch, wohin ſie Rybinski führte. Man marſchirte nun zaudernd vorwärts, und erſt am 3 October in Niachow erklärte Rybinski ſeinen Entſchluß, die Armee nach Preußen überzuführen, um ſie wenigſtens nicht der ruſſiſchen Rache zu überliefern, und hauptſächlich, um noch durch dieſen letzten Schritt eine Proteſtation gegen Rußland einzulegen. Er glaubte ſich dazu um ſo mehr verpflichtet, als wirklich weder die Regierung, noch der Reichstag, noch irgend ein polniſches Armeecorps durch eine freiwillige Unterwerfung Rußlands Oberherrſchaft anerkannt hatte. Wenn auch er es nicht that, ſo konnte ſich Rußland zwar rühmen, Polen überwunden, aber nicht es zu einer Entſagung ſeiner Rechte gebracht zu haben. Die Mehrheit des Kriegsraths war derſelben Meinung, und ſo wurde denn am 4 October mit den preußiſchen Behörden unterhandelt. Die Polen ſollten alle Waffen, Pferde und Kriegsgeräthſchaf-

ten abgeben, Officiere und Gemeine ſollten getrennt werden, und ohne den Willen des Königs von Preußen ihren Aufenthaltsort nicht verlaſſen.

Am 5 October ging die polniſche Armee bei Rypin über die preußiſche Gränze. Dembinski, der die Nachhut befehligte und von den Ruſſen heftig gedrängt wurde, kämpfte noch bis auf den letzten Augenblick. Das Feuer ſeiner Kanonen, und ein Cavallerieangriff, durch welchen Kaminski die Ruſſen zurücktrieb, waren die letzten Waffenthaten der Polen. Rybinski erließ einen letzten Armeebefehl an ſeine Truppen, worin es heißt: „In unſerer gegenwärtigen Lage würde ein verlängerter Kampf nur großes Unheil für Polen nach ſich ziehen. Wir werden die Waffen niederlegen, welche wir in der geheiligten Sache der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit unſeres Vaterlandes ergriffen, indem wir gegen die Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche, deren Opfer wir ſind, proteſtiren, bis Europa, unter deſſen Schutz wir uns ſtellen, ſich entſcheidend über unſer und unſers Landes Schickſal ausſpricht. Wenn dann unſere Bitten nicht gehört werden, wenn uns Gerechtigkeit verweigert wird, wenn die Monarchen uns verwerfen, — dann wird die Allmacht uns rächen, und der Stein, welcher das Grab Polens ſchließt, wird die Unabhängigkeit der Nationen begraben, welche bei unſerem Mißgeſchicke gleichgültig ſind.“

Bei Strasburg auf preußiſchem Boden fand die Entwaffnung ſtatt. Weinend trennten ſich die Reiter von ihren treuen Pferden, viele warfen ſich jammernd und verzweifelnd zur Erde. Hier ſah man auch die letzten Zehn vom vierten Regiment, die von alten Beſtande des Regiments vor der Revolution allein noch übrig waren, obgleich

man es inzwiſchen immer wieder ergänzt hatte. Rybinski lieferte mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit alle Kriegsgeräthe und ſogar noch 8 Millionen Gulden der Bank, die man aus Warſchau mitgenommen hatte.

Da kein Pole mehr im Felde ſtand, blieb auch den beiden Feſtungen nichts übrig, als zu capituliren. Modlin hatte nur noch auf 14 Tage Lebensmittel, da es ſeine Vorräthe dem Rybinski'ſchen Corps mitgegeben. Der Commandant Ledochowski wollte ſich auf's äußerſte wehren, ja die Feſtung in die Luft ſprengen, aber ſeine eignen Leute verließen ihn, und er mußte am 9 October die Feſtung mit 6000 Mann übergeben. Zamosc fiel erſt am 1 November, nachdem es eine ſehr ehrenvolle Capitulation und eine unbedingte Amneſtie für die in ſeinen Mauern befindlichen Volhynier und Podolier erlangt hatte. Die Letzteren wurden gleichwohl, nach der Beſitznahme der Feſtung durch die Ruſſen, mit raſirtem Kopfe als Verbrecher nach Sibirien transportirt.

Einige Litthauer wagten dennoch auch nach dieſer Kataſtrophe noch, die Inſurrection fortzuſetzen. Syrewicz raffte an der preußiſchen Gränze einige zerſtreute Polen zuſammen, und organiſirte im Auguſtow'ſchen mit Hülfe des Fürſten Mirski aufs neue eine Guerilla, die bis auf 3000 Mann geſtiegen ſeyn, und ſich noch bis ins Jahr 1832 in den Wäldern gehalten haben ſoll.

17.

Polens Schickſal nach der Niederlage.

Anfangs betrugen ſich die Ruſſen ſehr mild in Warſchau. Der Großfürſt Michael rief beim Einzug öffentlich aus: wer

eine Beschwerde habe, solle sich bei ihm melden. Man hielt die strengste Mannszucht, erwies den noch in Warschau befindlichen polnischen Officieren alle Ehre, und beschränkte sich nur darauf, die Entwaffnung der Nationalgarde und aller Einwohner mit großer Genauigkeit zu vollziehen. Wer nach 48 Stunden noch Waffen besaß, wurde nach Kriegsregel erschossen, welches Schicksal auch wirklich einige Personen traf. Erst nachdem die polnische Armee, die man durch dieses milde Benehmen zu gewinnen gehofft hatte, über die Gränze gegangen war, trat an die Stelle der Milde immer mehr Strenge.

Am 16 October hielt der Großfürst Michael und Paskewitsch, der vom Kaiser zum Fürsten von Warschau erhoben worden war, eine große Siegesfeier nebst einem Tedeum, das auch in Petersburg sehr feierlich begangen wurde. Die jüngst noch von Volksscenen so belebte Hauptstadt Polens bot jetzt folgende Paradescenen dar: „Unter dem Kanonendonner befahl plötzlich Se. kaiserliche Hoheit der Großfürst Michael den Soldaten, das Gewehr zu präsentiren, sprengte zu dem Fürsten Paskewitsch hinan und neigte den Degen vor demselben, welche Ehrenbezeugung Se. Durchlaucht der Feldmarschall dadurch erwiderte, daß er das Gewehr vor dem Großfürsten präsentiren ließ, sich Sr. kaiserlichen Hoheit näherte und sein Haupt vor Höchstdemselben entblößte, während ein allgemeines Hurrah der Truppen ertönte.“ In dem kaiserlichen Siegesmanifeste vom 18 October hieß es: „Indem Wir euch, Unsere getreuen Unterthanen, von diesem wahrhaft trostreichen Triumphe in Kenntniß setzen, durch welchen Ruhe und Ordnung wieder hergestellt werden, wenden Wir Uns, so wie bei dem Beginne dieses für Unser Herz so betrüben-

trübenden Kampfes, gemeinschaftlich mit euch zu dem, der als Lenker der Schicksale der Reiche und Völker so sichtbar Unsere gerechte Sache gesegnet hat. Unser erstes Gefühl, das erste Opfer des Preises und Dankes, steige zu Seinem Throne empor.“ Unter demselben Datum erklärte der Kaiser in einem Ukas, daß alle die Individuen, denen er vor dem Falle Warschau's in den Ukasen vom 4 Junius und 29 Julius vergeblich Amnestie angeboten habe, jetzt keine mehr erhalten sollten. „Wir verordnen, daß alle in den Verrath verwickelten Individuen, welche sich nicht den frühern Vorschriften (vom 4 Junius und 29 Julius) gemäß bei den Obrigkeiten gemeldet und bis zum Tage der Kundmachung dieses Ukases an jedem Orte um Gnade gebeten haben, von nun an sich dieser Nachsicht nicht mehr erfreuen können.“ Außerdem waren durch einen Ukas vom 13 October bereits die sämmtlichen Soldaten, die zu den Corps von Ramorino und Rozycki gehörten, von jeder Amnestie ausgeschlossen worden.

Unterm 20 October erfolgte ein Amnestie-Ukas, der jedoch im weitesten Sinne Ausnahmen machte: „Eine vollständige und unbedingte Amnestie wird allen denen Unserer Unterthanen des Königreichs Polen bewilligt, welche zum Gehorsam zurückgekehrt sind. Keiner von diesen hierunter Begriffenen soll weder jetzt, noch in Zukunft für seine Handlungen oder politischen Meinungen, welche er während der ganzen Zeit des Aufstandes an den Tag gelegt hat, verurtheilt oder verfolgt werden. 2) Hievon sind ausgenommen: a) die Urheber des blutigen Aufstandes vom 29 November 1830; die, welche sich an jenem Abende nach dem Palais des Belvedere begaben, um Unserm theuern Bruder, dem verstorbenen Cesarewitsch und Großfürsten Constantin, nach dem Leben

zu trachten; die Mörder der Generale und ruſſiſchen und polniſchen Officiere; b) die Anſtifter und Urheber der Gräuelſcenen, welche am 15 Auguſt d. J. in Warſchau ſtattfanden; c) diejenigen, welche ſeit dem 25 Januar des laufenden Jahres zu den verſchiedenen Zeiten des Aufſtandes als Anführer oder Mitglieder der, ungeſetzlicherweiſe im Königreiche Polen errichteten, Regierung betheiligt ſind, und welche bis zum 13 September d. J. ſich noch nicht unterworfen hatten, wie dieß Unſere Proclamation vom 29 Julius begehrte, ſo wie diejenigen, welche nach der Unterwerfung von Warſchau in Zakroczym eine ungeſetzliche Regierung wieder bildeten, und dadurch ſich ſelbſt jedes Anſpruchs auf Unſere Gnade verluſtig machten; d) die Mitglieder des Reichstags, welche durch ihre Vorträge in den beiden Kammern die Abſetzungsacte vom 25 Januar 1831 vorſchlugen oder unterſtützten. Alle die Individuen, welche in dieſen vier verſchiedenen Kategorien begriffen, und von denen unverzüglich namentliche Liſten anzufertigen ſind, ſollen, ſobald ſie ergriffen werden, vor ein beſonderes Gericht, das zu dieſem Endzwecke niedergeſetzt werden ſoll, geſtellt, und nach der Strenge der Geſetze gerichtet werden; e) die Officiere der Corps, welche von folgenden vieren befehligt wurden: Ramorino, Rozycki, Kaminski und Rybinski, wegen welcher bereits Specialbefehle unterm 2, 8 und 13 October erlaſſen worden ſind. 3) Diejenigen Reichstagsmitglieder, welche die Abſetzungsacte vom 25 Januar zwar nicht vorgeſchlagen und unterſtützt, dennoch aber angenommen und unterzeichnet haben, und von Schwäche oder Furcht zu dieſem verbrecheriſchen Votum bewogen worden ſeyn können, werden zwar die allgemeinen Wirkungen der Amneſtie mit genießen, jedoch nur gegen die ſchriftliche Verſicherung, künftig

kein öffentliches Amt zu übernehmen, wofern sie sich nicht durch ihr künftiges Betragen das Zutrauen der Regierung aufs neue erworben haben. 4) Die Wirkungen dieser Amnestie erstrecken sich nicht auf diejenigen, welche irgend eines Criminalverbrechens wegen, welches sie während des Aufstandes begangen haben, verfolgt werden; sie bleiben den bestehenden Gesetzen unterworfen. 5) Die Wirkungen der gegenwärtigen Amnestie erstrecken sich nicht auf diejenigen kaiserlichen Unterthanen der westlichen Departements, welche Theil an dem Aufstande des Königreichs Polen genommen, und derenhalben besondere Bestimmungen ergangen sind. Gegeben zu Moskau den 20 October im Jahre des Heils 1831, im 6sten Unserer Regierung. Nikolaus."

Die unter diesen Kategorien von der Amnestie ausgeschlossenen Personen, die im Vertrauen auf die kaiserliche Gnade in Warschau geblieben oder dahin zurückgekehrt waren, wurden nunmehr im Stillen und ohne viel Aufsehens, größtentheils bei Nacht verhaftet und „ins Innere des Reichs" abgeführt. Dieses Schicksal traf unter Andern auch den Fürsten Michael Radziwill, der sich seit der Schlacht von Grochow ganz passiv verhalten hatte. Es traf ferner sämmtliche Generale, die zum Theil noch aus Preußen freiwillig zurückgekehrt waren, Roland, Müller, Milberg, Turno, Sieralowski, Boguslawski, Zawadzki, Andrychiewicz, Szydlowski, Vontemps, Miedel ꝛc. Auch Prondzynski, Chrzanowski, Morawski, die in der letzten Zeit Rußland so große Dienste geleistet hatten, wurden nicht ausgenommen, und selbst Krukowiezki mußte nach dem „Innern" wandern. Paskewitsch soll ihn angedonnert haben: „Sie sind ein Schwindler! Was haben Sie uns genützt? Wir haben 25,000 Mann

bei dem Sturme von Warschau verloren, und wo ist die Armee, die nach Ihrem Versprechen capituliren sollte? Wo sind die Regierungsmitglieder? Machen Sie sich gefaßt nach Moskau zu gehen, um sich dort erst vor der Purifications-Commission über alle Ihre Handlungen zu rechtfertigen." Nur die Generale Lewinski und Thomas Lubienski, welcher Letztere eine Audienz beim Kaiser hatte, wurden begnadigt. Die Gefangenen Wisozki, Vincenz Niemojowski, Graf Olizar ꝛc. verschwanden in tiefer Kerkernacht.

Am 21 October übernahm der von Petersburg geschickte russische Geheimerath Engel die provisorische Regierung über Polen, und gesellte sich vier Collegen bei: den General Rautenstrauch für das Departement der religiösen Culte und der öffentlichen Aufklärung*); für die Justiz den General Kossezki; für das Innere und die Polizei den General Stroganoff, und für die Finanzen den Staatsrath Fuhrmann. Die Zeitungen schwiegen seitdem über Warschau oder enthielten nur ein trauriges Gemälde von dem beständig über der Stadt schwebenden Schrecken, von dem heimlichen Verschwinden vieler compromittirten Personen, von der Ungewißheit über die fernern Absichten Rußlands, von der langsam immer näher, stets mit neuen und stärkern Schlägen drohenden Rache.

Nachdem die Russen ihre Gewalt in der Hauptstadt befestigt hatten, waren sie darauf bedacht, auch das Land wieder völlig zu unterwerfen, das wegen der großen Ausdehnung

*) Man erzählt als Anekdote, daß Paskewitsch, als er die Warschauer Professoren vor sich beschied, ihnen einen Tscherkessen aus seinem Gefolge vorstellte, und spottend ausrief, er wolle den jetzt zum Professor machen.

desſelben und wegen der Wälder, die den Inſurgenten immer einen Schlupfwinkel darboten, nicht ſo ſchnell vor ſich ging. Um die Bauern zu gewinnen, mußte der Regierungspräſident Engel ſchon im October einen Aufruf an ſie erlaſſen, worin es hieß: „Im Namen des Allerdurchlauchtigſten Monarchen unſeres Herrn thue ich Euch kund, daß Euer huldreichſter König und Vater nicht nur nicht will, daß Ihr irgendwie gedrückt werdet, ſondern im Gegentheile der von Ihm eingeſetzten Regierung anbefiehlt, ſich aus allen Kräften zu bemühen, Euch glücklich zu machen. Höret nicht auf, Euch in Ruhe mit Euern Arbeiten zu beſchäftigen, die für das allgemeine Wohl zum Nutzen gereichen; erfüllet ohne Widerſetzlichkeit Eure Obliegenheiten und ſeyd überzeugt, daß Ihr nicht nur im Beſitze der Euch zukommenden Rechte verbleiben werdet, ſondern daß die Regierung ſogar auf das angelegentlichſte Euer Schickſal zu verbeſſern bemüht ſeyn wird.“ Zur größern Sicherheit fand man aber noch für nöthig, den Bauern nicht nur ihre Waffen, ſondern auch Senſen, Beile und alle Arten von eiſernen Inſtrumenten, die als Waffen dienen konnten, wegzunehmen, auch die Einfuhr derſelben von den öſterreichiſchen Märkten zu verbieten.

Die ſchrecklichſte Rache traf Litthauen, Volhynien, Podolien und die Ukraine. Die Inſurgenten dieſer Länder wurden nämlich nicht als Polen, ſondern als Ruſſen betrachtet, ihnen ließ man ihre Nationalität nicht zur Entſchuldigung gereichen, ſie betrachtete man als in keinem Vertrage begriffen, ſie ſchloß man von der Amneſtie unbedingt aus. Ihr Loos war der Tod oder Sibirien und Confiscation aller Güter. Es wurden Commiſſionen niedergeſetzt, die ganz nach dem Vorbilde der ſpaniſchen Inquiſition das Betragen des Adels

unterſuchen und vor der jeder Einzelne ſich namentlich legitimiren mußte. Wer nicht erſchien, war eo ipso ſchuldig.

Die Strenge dieſer Maßregeln wurde bald auch auf Polen ausgedehnt. Auch hier begann die confiscatoriſche Thätigkeit. Die Güter aller derer, die geflüchtet oder von der Amneſtie ausgeſchloſſen waren, wurden zum kaiſerlichen Fiscus geſchlagen oder ruſſiſchen Günſtlingen zum Geſchenke gemacht. Fürſt Czartoryski verlor allein an ſeinen Gütern den Werth von 30 Millionen Gulden. In frühern Zeiten hatte man den Adel geſchont, man hatte den Beſitz der Güter wenigſtens den unſchuldigen Kindern vorbehalten. Dießmal entriß man das Erbe den Nachkommen, um dieſem ſtets rebelliſchen Adel für immer die Mittel zum Aufſtand zu nehmen.

Bald ging man noch weiter. Am 22 November wurden die polniſchen Farben abgeſchafft, und an ihre Stelle traten die ruſſiſchen. Zugleich wurde der polniſche Stanislaus- und weiße Adlerorden ruſſificirt, und man traf Anſtalten, alle Koſtbarkeiten, Alterthümer, Bibliotheken, Sammlungen ꝛc., die polniſches Nationaleigenthum waren, „ins Innere des Reichs“ zu ſchaffen und namentlich Petersburg dadurch zu bereichern. Schon waren die ſchönen Gemälde von Plozk entfernt, bald ſollte auch Warſchau ausgeräumt werden.

Dieß waren aber noch kleine Andeutungen. Um Polen gänzlich zu einer ruſſiſchen Provinz zu machen, ihm alle Nerven des Lebens durchzuſchneiden, bedurfte es noch ein wenig größerer Maßregeln.

Das Heer war durch den Krieg und die Auswanderung vernichtet, und ſollte nicht mehr hergeſtellt werden, es ſollte keine polniſche Uniform mehr geben, Polen ſollte nur ein ruſſiſches Militärgouvernement ſeyn. Der hohe Adel

war durch die Flucht, Verbannung und Confiscation aller ſeiner Macht beraubt. Es galt nur noch derjenigen Menſchenclaſſe, die bei der Revolution die größte Rolle geſpielt hatte, die Schlachty. Dieſer niedere und güterloſe Adel, der die Armee und die Clubs mit glühenden Patrioten bevölkert hatte, erſetzte den Mangel an Reichthum und ariſtokratiſcher Gewalt, die nur der hohe Adel beſaß, durch Talent, Bildung, Kühnheit, und war den Ruſſen hauptſächlich gefährlich. Da er nun aber durch die verarmten Kinder der Großen, deren Güter confiscirt waren, natürlicher Weiſe vermehrt und in ſeinem Ruſſenhaß verſtärkt werden mußte, ſo dachte man darauf, ihn durch Gewaltsmaßregeln im römiſchen Sinne unſchädlich zu machen.

Zuerſt erließ der Kaiſer am 31 October einen Ukas, der allen Schlachty's, die ihren Adel nicht documentiren konnten, denſelben entriß, und ſie unter die Claſſe der Bürger und Bauern warf. Da nun die meiſten, deren Adel nur traditionell war, keine alten Briefe aufzuweiſen hatten, ſo mußten ſie ſich die Degradation gefallen laſſen, und wurden nicht nur der alten Vorrechte beraubt, ſondern auch gegen ihre ehemaligen Brüder in eine eiferſüchtige Stellung gebracht. Divide et impera! Sogar die degradirten Schlachty's durften nicht zuſammenhalten, ſondern wurden gezwungen, je nachdem ſie auf dem Lande oder in der Stadt lebten, ſich in die Corporation der Stadtbürger oder der freien Bauern unter beſonderer Jurisdiction einſchreiben zu laſſen. Wer den Adel nicht beweiſen konnte, und ihn doch gern beibehalten wollte, durfte beim Kaiſer um die Beſtätigung deſſelben bitten, erhielt ihn dann aber als eine Gnade, nicht als ein Recht.

Es war aber nicht genug, dieſen Kern der polniſchen Bevölkerung zu theilen, man wollte ihn auch förmlich decimiren. Am 27 December erſchien ein ſehr gnädiges Reſcript, welches den Veteranen, Invaliden, den gänzlich Hülfloſen von der ehemaligen polniſchen Armee, oder den armen Wittwen derſelben, um ſie nicht zur Verzweiflung zu bringen, und um ſie Rußland zu verpflichten, Unterſtützungen bewilligte. Dieß diente aber nur zur Vorbereitung und Milderung eines gleich darauf folgenden ſchrecklichen Befehls. „Se. Majeſtät der Kaiſer aller Reußen, König von Polen, haben in Ihrem unveränderlichen Gefühle der Huld und Erbarmung Ihr Auge auf die hinterbliebenen Kinder männlichen Geſchlechts der im letzten Kriege gefallenen Generale, Stabs- und Subaltern-Officiere der ehemaligen polniſchen Armee zu wenden geruht, die gänzlich verwaist ſind; und Sie wollen, daß dieſe Waiſen, ohne Rückſicht darauf, daß ihre Väter gegen ihren rechtmäßigen Monarchen gekämpft haben, in den Erziehungsinſtituten der ruſſiſchen Regierung Schutz und Pflege finden ſollen, und daß Se. Majeſtät eine Liſte dieſer Waiſen mit der genauen Angabe ihrer Herkunft und ihres Alters eingereicht werde. Ich beeile mich, die Einwohner des Königreichs Polen von dieſer Gnade zu benachrichtigen. Die Eingaben hinſichtlich der Waiſen männlichen Geſchlechts von Officieren, die ſchon vor der Revolution in der Armee gedient haben, müſſen ſobald als möglich von den Militärchefs der einzelnen Wojewodſchaften an den Präſidenten der proviſoriſchen Regierung des Königreichs Polen eingereicht werden, um die Genehmigung deſto ſchneller ausfertigen zu können.“

Dieſe Maßregel, die am Schluſſe des Jahres verhängt wurde, vollendete den Jammer und die Verzweiflung Polens.

Die ganze Jugend des ſchönen polniſchen Adels, die zurückgebliebenen Kinder aller Todten, Geflüchteten und Verhafteten, ſollten aus den Armen ihrer Verwandten, ſelbſt aus den Armen ihrer noch lebenden, noch gegenwärtigen Mütter geriſſen werden, um zu Tauſenden auf Wagen gepackt, von Koſaken escortirt, nach Rußland geſchleppt und ihrer Heimath, ſelbſt ihres Namens beraubt, nur nach der Kopfzahl numerirt, in ruſſiſchen Kaſernen für den ruſſiſchen gemeinen Soldatendienſt erzogen zu werden. Und dieſer furchtbare Befehl wurde ohne die mindeſte Milderung im nächſten Jahre auf's ſtrengſte vollzogen. Es ſcheint, daß dieſe Maßregel lange vorbereitet war, denn Chrzanowski, der mit den Ruſſen heimliche Unterredungen pflog, kannte ſie ſchon vor dem Sturme von Warſchau, und erwähnte ihrer vor dem Reichstag, um durch dieſe ſchaudererregende Drohung die Gemüther zur Nachgiebigkeit gegen Rußland zu bewegen.

Ein tiefer Trauerflor verbirgt uns die Scenen, die im Innern des Reichs vorgingen. Wir wenden uns zu den Geretteten.

In Preußen wurde dem General Rybinski eröffnet, Se. Majeſtät der König von Preußen werde ſich dafür verwenden, daß der Kaiſer von Rußland den nach Preußen übergegangenen polniſchen Truppen Gnade angedeihen laſſe, welche ſich an dieſe Gnade wenden würden. Die Officiere (nicht die Gemeinen), welche dieſe Gnade nicht anrufen wollten, ſollten Päſſe erhalten, wohin ſie ſelbſt wollten, mit Ausnahme jedoch aller derer, die, wie Uminski, aus dem Poſenſchen, alſo preußiſche Unterthanen, und der Strafe der preußiſchen Geſetze anheimgefallen ſeyen. Die Päſſe wurden ausgeſtellt, und unter fremdem Namen entkamen auch alle polniſchen Civiliſten

ohne preußischerseits aufgehalten zu werden. Selbst Uminski kam durch. Nachdem aber die Häupter und der größte Theil der Officiere entfernt waren, erklärte der preußische General Krafft von Königsberg aus unterm 28 November, daß sämmtliche polnische Unterofficiere und Gemeine nach Polen zurückkehren sollten, da der Kaiser ihnen, laut eines Schreibens vom 10 November, Gnade angedeihen lassen wolle. Man erfuhr, die Truppen von Gielgud und Chlapowski, die schon länger in Preußen lebten, und vom Rybinski'schen Corps 12,000 Mann, hätten sich zur Rückkehr verstanden; die übrigen aber weigerten sich hartnäckig, unter die russische Herrschaft zurückzugehen. Preußen verfügte nunmehr Zwangsmaßregeln gegen sie, deren blutige Resultate wir im nächsten Jahrgange schildern werden.

In Oesterreich erging eine ähnliche Aufforderung an die geflüchteten Polen, unter Zusicherung der Amnestie zurückzukehren. Allein da sie in Oesterreich besser behandelt wurden, als in Preußen, da die Nationalsympathie der Gallizier und Ungarn für sie war, so schwankten sie auch weniger in ihrer Wahl und erklärten einstimmig, unter keiner Bedingung sich Rußland unterwerfen zu wollen. Dwernizki, Ramorino, Rozycki und sämmtliche Officiere, die es verlangten, erhielten Pässe nach Frankreich. Auch einige der compromittirten Civilisten, wie Czartorysli, Ledochowski kamen durch. Skrzynezki zog es vor, in Linz zu bleiben, statt ebenfalls nach Frankreich zu flüchten. Doch war man damals im westlichen Europa noch so wenig von dem wahren Gange der Dinge unterrichtet, daß z. B. Ramorino nicht nur in Deutschland diesseits der k. k. Gränze, sondern auch in Paris mit unermeßlichem Jubel begrüßt wurde, den er auch so anständig in

Empfang nahm, als ob er der Retter eines Landes gewesen sey, zu dessen Verderben er hauptsächlich mitgewirkt.

Sämmtliche polnische Flüchtlinge fanden im constitutionellen Deutschland die wärmste Aufnahme, die thätigste Unterstützung. In allen Städten, durch die sie zogen, waren sogenannte Polencomité's gebildet, welche die freiwilligen Beiträge der Bevölkerung sammelten, und unter die von allem entblößten Flüchtlinge vertheilten. In Frankreich wurden die Polen dagegen sehr schlecht aufgenommen, nur äußerst kärglich unterstützt und nach Avignon geschickt, wo sie mit dem Hunger und dem Hasse der carlistischen Bevölkerung zugleich zu kämpfen hatten. —

Rußland erholte sich nach dem Siege von den ungeheuren Anstrengungen dieses Feldzugs. Es ersetzte den großen Menschenverlust durch neue Recrutirungen (Ukas vom 13 August) dadurch, daß es sowohl die empörten Militärcolonisten als die besiegten und zurückgekehrten Polen in die russischen Linien steckte und wechselseitig versetzte. Die Polen kamen ins Innere Rußlands, und nach Polen nur lauter Russen. Die großen Kriegskosten wurden gedeckt theils durch die Einschränkung der Schuldentilgung, theils durch die Einführung von Reichsschatzbillets (man vergleiche den Bericht des russischen Finanzministers vom 25 August), theils durch die unermeßlichen Confiscationen in Alt- und Neupolen, endlich durch eine Erhöhung des Zolltarifs um 12½ pCt., am 11 November.

Am 28 October kam der Kaiser nach Moskau, wo er bis zum 7 December verweilte. Man legte dieser Reise verschiedene Motive unter. Besonders suchte man in öffentlichen Blättern die Meinung zu verbreiten, als habe der Kaiser bei den erbitterten Altrussen gleichsam für die Polen um Gnade

gebeten. Man wollte die grauſamen Maßregeln gegen Polen dem altruſſiſchen Nationalhaß, ja ſogar der Habſucht des ruſſiſchen Adels, der auf die polniſchen Güter lüſtern geweſen, Schuld geben, und ſtellte den Kaiſer ſo dar, als ob er in ſeinen milden und gnädigen Entſchließungen zu Gunſten der Polen nur durch jene mächtige Ariſtokratie gehindert würde. Ein ruſſiſcher Artikel in der Allgemeinen Zeitung ſprach in dieſem Sinne: „Die Opfer, man muß es geſtehen, welche der ruſſiſche Adel in den letzten vier Jahren brachte, ſind außerordentlich, und würden ihm ſelbſt in Ermanglung des großen Einfluſſes, deſſen er ſeit undenklichen Jahren genießt, ein Recht geben, für ſeine Wünſche Gehör zu fordern; es iſt daher für das ruſſiſche Cabinet von größter Wichtigkeit, ſich mit der öffentlichen Meinung des Landes, die allein von dem Adel und der Geiſtlichkeit beſtimmt wird, zu verſtändigen und zu befreunden, bevor es Rückſichten gegen die Stimme des Auslandes eintreten läßt, die es bei Gefahr des Verluſtes ſeiner Popularität (und man weiß, was dieſes in Rußland zu bedeuten hat) nur auf kurze Zeit zu beobachten im Stande wäre, ſobald dieſe dem Intereſſe oder dem Stolze jener Claſſen nicht entſprächen. In dieſer Hinſicht hat der Kaiſer von Rußland vielleicht eine eben ſo ſchwierige politiſche Stellung als der König der Franzoſen, der zwiſchen den ſein Reich theilenden Parteien und den fremden Mächten ſteht, und mit größter Behutſamkeit vorgehen muß, um alle ſich oft kreuzenden Intereſſen zu ſchonen. Ja der Kaiſer Nicolaus dürfte faſt unter ſchwierigeren Umſtänden regieren; denn der franzöſiſchen Regierung ſtehen, ohne ſich eines Mißbrauchs der Gewalt ſchuldig zu machen, Mittel zu Gebote, die öffentliche Meinung zu leiten, welche die ruſſiſche Regierung entbehrt.“

Dieſes ganze Gerede iſt inzwiſchen nichts als eine Myſtification. Es galt keineswegs, den Nationalhaß der Ruſſen zu dämpfen, ſondern ihn vielmehr zu entflammen und dadurch die neuen Opfer, die ein in der Perſpective befindlicher Krieg mit Frankreich erheiſchte, zu erleichtern. Darum wurde jetzt Altrußland und derſelben Ariſtokratie geſchmeichelt, deren Häupter 1825 nach Sibirien gewandert waren, zum Beweiſe, daß in Rußland die Ariſtokratie nur ſtark genug iſt, der Autokratie zu dienen, aber nicht ſie zu dominiren. Der alte höchſt populäre General Yermoloff erhielt wieder eine Anſtellung.

Im Kaukaſus dauerte auch in dieſem Jahre der Kampf Rußlands mit den kräftigen Gebirgsvölkern fort, die trotz ihrer Anſtrengungen immer beſiegt werden, und trotz ihrer Niederlagen immer wieder im Felde ſtehen. Am 3 September ſollen die Ruſſen einen bedeutenden Sieg in Daghestan bei dem Dorfe Kaſanitſchtſchi über die Kaſi Mullah erfochten haben. Dieſe Kämpfe ſind hauptſächlich deßwegen von Intereſſe, weil ſie Rußland eine Ausſicht eröffnen, früher oder ſpäter das engliſche Reich in Indien anzugreifen. Wie klar ihm dieſer Gedanke vorſchwebt, erhellt aus einem, überhaupt Rußlands Abſichten deutlich machenden Artikel des Moskauer Journals vom 27 December: „Die ruſſiſche Nation iſt empört über das hinterliſtige Benehmen, welches England, oder vielmehr ſein unwürdiges Miniſterium, bei der polniſchen Empörung beobachtete; allein unſere Zeit wird kommen, wir werden es entlarven und der Welt zeigen, wie man ein Volk der Sklaverei entreißt. Bald wird man ſehen, ob Ponſonby wahr geſprochen, wenn er öffentlich ſagte: „Rußland iſt heutiges Tages bedeutungslos; Polen wird künftig allein im

Stande seyn, es zu verhindern, sich in die europäischen Angelegenheiten zu mischen; es ist eine asiatische Regierung ꝛc." Und wie vermag England, von Schulden niedergedrückt und der verderblichsten Principien voll, den Bären (wie es Rußland nennt) zu bedrohen, welcher, nachdem er Napoleon und das größte Heer, das jemals gewesen, besiegt, unter den Mauern von Paris die Beleidigung rächte, die ihm widerfahren? Nein, auch seine Zeit wird kommen; mit diesem Volke werden wir in einiger Zeit nur zu Calcutta unterhandeln; seine verderbliche Politik hat diesen Ueberrest seiner Besitzungen aufs Spiel gesetzt, es möge sich mit den Negern von Afrika verbünden, für welche es so viel Gutes thun will, und in deren Betracht es ganz Europa täuscht. Wir „Sklaven" und „Barbaren" wie seine öffentlichen Blätter uns nennen, werden ihm eine Lehre geben; unterdessen mögen die öffentlichen Angelegenheiten immerhin auf dieselbe Weise, wie bisher, ihren Gang gehen; wir wünschen es nicht anders." Dieses Geständniß, daß Rußland den Gang der europäischen Angelegenheiten seit der Julius-Revolution nicht anders wünsche, ist so aufrichtig als lehrreich.

Die oben schon in finanzieller Hinsicht berührte Erhöhung des Zolltarifs (11 November) war zugleich eine Folge der gegen England und Frankreich eingetretenen Kälte.

VI.

England.

1.

Kampf um die Reform. Auflöſung des Parlaments.

Schon in den vorigen Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs wurden die Gebrechen der engliſchen Repräſentation geſchildert, und gezeigt, wie das Verlangen nach Parlaments-Reform, d. h. nach Uebertragung des Wahlrechts von den in den Händen der Ariſtokratie befindlichen verfallenen Rotten-Boroughs auf die volkreichen Städte, immer dringender wurde. Der mächtigſte Hebel waren inſofern die Volksverſammlungen und Unionen, die ſeit einigen Jahren ſtufenweiſe immer mehr überhand genommen hatten, und deren Gewalt um ſo unwiderſtehlicher geworden war, als ſie ſtreng auf dem Pfade des Geſetzes blieben. Durch dieſe Unionen hatte O'Connell im Jahre 1829 die Emancipation der Katholiken durchgeſetzt; durch dieſe Unionen wurde im Jahre 1830 das Miniſterium Wellington geſtürzt, und es war vorauszuſehen, daß die Kraft der Maſſen, concentrirt und veredelt durch den

Geiſt ſtrenger Geſetzlichkeit, unfehlbar auch die Parlamentsreform durchſetzen würde. Dennoch zeigte die ſtolze Ariſtokratie Englands nicht weniger Feſtigkeit im Widerſtande.

Zu Anfang des Jahres 1831 bereiteten ſich die Demagogen auf den geſetzlichen Kampf vor. Am 10 Januar hielt Hunt, jener berüchtigte Radicalreformer, bisher von den Tories angeſpien und zur Hefe des Pöbels gezählt, jetzt aber von Preſton zum Parlamentsgliede gewählt, ſeinen feierlichen Einzug in London, unter Vortragung vieler Fahnen und großem plebegiſchem Gepränge. Gleichzeitig hielt O'Connell die Irländer im Feuer, indem er die unter einem Namen verbotene Union ſogleich wieder unter einem andern erneuerte. Am 8 Januar verbot der Lordlieutenant von Irland die neue „allgemeine Aſſociation." O'Connell fuhr aber fort, ſie zu verſammeln. Am 11ten begaben ſich zwei Aldermänner unter Beobachtung der geſetzlichen Formen in die Verſammlung, und hießen dieſelbe auseinandergehen. O'Connell ließ ſich aber ganz ruhig die Acte vorleſen, bewies darauf, daß ſie erſt nach 15 Minuten in Kraft träte, und benutzte dieſe Zeit, um, mit der Uhr in der Hand, die Rede, die er eben hielt, zu vollenden. Am 18ten wurde O'Connell und einige ſeiner nächſten Freunde, Steele, Lawleß, Barret und Reynolds, verhaftet, als einer Verſchwörung verdächtig. O'Connell ſetzte vor dem Friedensrichter den Hut auf, um die verletzte Würde eines Parlamentsglieds aufrecht zu erhalten. Dieſer Proceß machte viel Lärm, endete aber ganz friedlich. O'Connell konnte nichts vorgeworfen werden, als daß er die verbotene Aſſociation, nur unter neuem Namen, fortgeſetzt habe, und das Gericht erklärte das Nolle persequi. In jedem Augenblick der Ruhe kämpfte O'Connell gegen das Whigminiſterium eben ſo, wie früher

früher gegen das Toryminiſterium, da beide ſeinen ſpeciell irländiſchen Planen gleich ſehr im Wege ſtanden; galt es dann aber wieder den gemeinſamen Kampf aller Freiſinnigen gegen die Tories, dann ſchloß ſich auch O'Connell immer mit Wärme an die eben erſt von ihm beſtrittenen Whigminiſter an. Das Volk in Irland hing ihm ſtets mit eben ſo viel Liebe als Gehorſam an und machte ihn zu einem der mächtigſten Männer im brittiſchen Reich. Daher wurde auch der Lordlieutenant von Irland, Lord Angleſea, der die kurze Verhaftung O'Connells verfügt hatte, dafür vom Pöbel in Dublin inſultirt, am 23 Januar.

Das Miniſterium Grey ſchritt mit Kraft und dem beſten Willen auf dem liberalen Wege fort, den es eingeſchlagen hatte. Die wichtigſte Folge davon war für Europa das Anſchließen Englands an Frankreich. Während zur Zeit der erſten Revolution Pitt die Coalition gegen Frankreich bildete, wodurch Europa in blutige Kriege und England in ungeheure Schulden geſtürzt wurde, hielt umgekehrt Grey, mit Frankreich vereinigt, den abſolutiſtiſchen Mächten das Gegengewicht, und ſchützte Frankreich, wenn auch immer nur im engliſchen Intereſſe und ſo weit es gerade nur England nützlich war, alſo auch nicht ohne Opfer für Frankreich. Die Einigkeit beider Staaten ſprach Talleyrand bei einem Gaſtmahle aus, das der Lordmayor von London am 26 Januar gab. Er brachte den Toaſt aus: J'ai l'honneur de vous proposer de boire à l'union des deux grands peuples qui, regénérés et gouvernés par le même principe, ont le rare bonheur d'offrir à l'Europe le spectacle de *la liberté protégée par la loi*, et garantie par *la popularité de leurs souverains*, qui connaissent tous les avantages

de la paix, et *réunissent tous leurs efforts pour la conserver.*

Einen eben so günstigen Eindruck machte die am 4 Februar von der Regierung selbst vorgeschlagene Verringerung der Civilliste, die auf 510,000 Pfund beschränkt wurde, auf den dritten Theil dessen was Karl X, und auf weniger als die Summe, welche Ludwig Philipp in Frankreich damals noch bezog.

Die größte Popularität aber erwarb sich Grey, da er am 1 März die Reformbill vor das Unterhaus brachte. Lord Russell legte sie vor, und hielt eine lange Rede, aus der wir nur Folgendes ausheben: „Indem wir die Mißbräuche zu entfernen wünschen, hoffen wir den Umsturz des Gebäudes abzuwenden. Das Haus, wie es jetzt besteht, kann nicht fortdauern. Wenn die Reformer früherer Tage, denen wir unsere Institutionen verdanken, wieder auflebten und sähen, wie eine mit Gras überwachsene einstige Verschanzung, oder eine gebrochene Mauer zwei Mitglieder in's Parlament sendet, würden sie nicht wenig erstaunt seyn. Nicht weniger würden sie staunen, wenn sie in den Norden unseres Landes gingen, dort blühende Städte mit ungeheuern Niederlagen des Handels und Gewerbfleißes erblickten, und hörten, daß diese Städte keine Repräsentanten in's Parlament senden dürfen. Auf's Höchste endlich würde ihr Erstaunen steigen, wenn man sie in eine große und reiche Stadt — Liverpool — führte, und ihnen sagte, die Art, wie hier die allgemeinen Wahlen statt finden, beruhe auf unserem System einer Volkswahl. Sie würden hier die Bestechung und Verkäuflichkeit in ihrer weitesten Ausdehnung erblicken, sie wür-

den sehen, wie die Wähler bezahlt, offen bezahlt werden für ihre Stimmen, und sie würden nicht begreifen, daß Repräsentanten, die so gewählt werden, competent seyn können, der Nation Gesetze zu geben. Daher ruft auch das Volk laut nach Reform; das Recht ist für Reform, die Vernunft ist für sie, und laut fordern sie Politik und Klugheit. Die Minister fühlten, daß es nicht hinreichend wäre, eine bloß passive Reform zu bewilligen, bloß einige wenige wuchernde Zweige abzuschneiden; sie sind überzeugt, daß keine halben Maßregeln genügten, und daß jedes Schwanken und Straucheln in ihrem Gange ihrem Wunsche entgegen wirkte: dem Throne Festigkeit, dem Parlamente Kraft und dem Lande Befriedigung zu geben. (Rauschender Beifall.) Dann legte der Lord die einzelnen Punkte der Reformbill vor." Darnach würde den Voroughs das Wahlrecht von 168 Parlamentssitzen genommen, auf die Städte und Grafschaften aber nur das Wahlrecht von 106 Parlamentssitzen übertragen, so daß sich die Zahl der Mitglieder des Hauses der Gemeinen um 62 verminderte. In Bezug hierauf sagte der Lord: „Nach unserer Meinung ist die Zahl der Mitglieder dieses Hauses unverhältnißmäßig groß. Jedes Mitglied, das sich dieses Hauses vor der Union mit Irland erinnert (zu welcher Zeit die Zahl sich um 100 vermehrte), wird sich auch erinnern, welchen leichtern und raschern Gang damals die Geschäfte gingen. Manche bewerben sich bloß aus Gründen des Ehrgeizes und der Eitelkeit um einen Sitz im Parlament. Viele Mitglieder fanden sich nur höchst selten im Hause ein, und nur um über die öffentlichen Gelder zu votiren; manche waren oft zwei bis drei Jahre abwesend; ja es traten Fälle ein, daß die Gewählten gar nicht erschienen und nicht einmal den

Eid leiſteten.„ Die ſieben Städte, welche bisher gar nicht repräſentirt waren, und künftig je zwei Repräſentanten ſollen ſenden dürfen, ſind Mancheſter mit Salford, Birmingham mit Aſhton, Leeds, Greenwich mit Deptford und Woolwich, Wolverhampton mit Bilſton und Sedgeley, Sheffield, Sunderland mit Wearmouths. Nach Aufzählung der Städte, die ein neues Wahlrecht, und der Grafſchaften, die eine Vermehrung ihres bisherigen erhalten ſollen, geht der Lord auf die großen Koſten des gegenwärtigen Wahlſyſtems über. In einzelnen Grafſchaften (wie Yorkſhire und Devonſhire) belaufen ſich bloß die jedesmaligen gewöhnlichen Reiſekoſten der Wähler auf 150,000 Pf. St. Es ſollen nun künftig verſchiedene Abſtimmungsorte beſtimmt werden, deren Zahl in Einer Grafſchaft nicht über 15 ſteigen ſoll; hiernach ſoll künftig kein Wähler mehr über 15 engliſche Meilen zum Wahlorte reiſen dürfen. Dadurch und durch die Einrichtung einer raſcheren Verification der Wählerliſten ſoll das Wahlgeſchäft ſo vereinfacht werden, daß künftig ein oder zwei Tage zum Poll hinreichen, der in keinem Fall ſich über vier Tage ſoll verlängern dürfen. Zum Zweck der nöthigen Abtheilungen der Grafſchaften ſoll eine Committee des Geheimenraths niedergeſetzt werden. Ein Wähler darf, wenn er in einer Stadt wählt, nicht zugleich ein Wahlrecht in einer Grafſchaft beſitzen. Das Recht der engliſchen 40 Schilling-Freiſaſſen wird nicht angetaſtet. In Wallis werden den wahlberechtigten Boroughs einige Städte beigefügt. Der Lord macht auf die vergrößerte Wichtigkeit aufmerkſam, welche die Repräſentanten Schottlands und Irlands dadurch erhalten, daß eine Anzahl engliſcher Parlamentsſitze aufgehoben, die ſchottiſchen und iriſchen dagegen vermehrt werden; hoffentlich werde dieß in beiden Ländern

große Freude erwecken. Das Resultat der Vorschläge in Betreff der Zahl der Mitglieder des Unterhauses ist folgendes: die gegenwärtige Zahl ist 658, welche sich durch die Aufhebung von 168 Parlamentssitzen auf 490 reduzirt, aber wieder vermehrt wird durch drei neue Sitze für Irland, fünf für Schottland, einen für Wallis, acht für London, 34 für die großen Städte, und 45 für die englischen Grafschaften, zusammen 106, so daß die künftige Mitgliederzahl des Unterhauses 596 betrüge. Nach einem ungefähren Ueberschlag wird die Gesammtzahl der Wähler sich um nicht weniger als fünfmalhunderttausend vermehren, und zwar in den schon gegenwärtig repräsentirten Städten um 110,000, mit Ausnahme Londons, in welchem die Zunahme allein 95,000 beträgt, in den neuen Städten 50,000, in den Grafschaften 100,000, in Schottland 60,000, und in Irland 40,000. Eine halbe Million Personen also erhalten, auf ihr Eigenthum gestützt, Theilnahme an einem Recht, das in England in so hohem Werthe steht."

Dieser Vorschlag überraschte das Parlament. Man hatte so viel von keiner Seite erwartet. Die Tories Inglis und Twiß sagten augenblicklich, diese Reform werde der ganzen Verfassung Englands den Untergang bringen. Inglis sagte, daß selbst Canning prophezeit habe, ein reformirtes Parlament werde alle Gewalt allein an sich reißen, und Twiß sagte, wenn das Ministerium erst die eine Hälfte der alten Verfassung freiwillig preisgegeben habe, werde es bald die andere opfern müssen. Auch die Radicalen waren erstaunt. Hume selbst sagte: „Ungeachtet ich unstreitig ein Radicalreformer bin, hat doch der Plan der Regierung meine Erwartung übertroffen. Sie hat ihr gegebenes Versprechen vollkommen gelöst." Macauley wandte sich an die Tories und

ſprach unverhohlen aus, daß ſie nur die Wahl hätten zwiſchen Reform und Revolution. „Blicken Sie um ſich; jetzt, wo es Verrücktheit wäre, einen Kampf aufzurufen mit dem Geiſte des Jahrhunderts, der eben erſt Europa's ſtolzeſte Krone niederſchlug und den vertriebenen Erben von vierzig Königen in den Paläſten Englands ein unrühmliches Aſyl ſuchen ließ, jetzt, wo Alles um uns ſchwankt und dröhnt, das Herz Englands aber noch geſund iſt, was bald, nur zu bald vorübergehen könnte, jetzt iſt der Tag der Rettung, der verheißene Augenblick, wo die große Schuld der Ariſtokratie an das Volk bezahlt werden ſoll, um des Volkes Glück zu ſichern, und nie vergeſſen zu werden in ſeinem dankbaren Herzen. Werden aber die Zeichen der Zeit verkannt, und ſcheitert die Maßregel, ſo bitte ich Gott, daß ihre Gegner nie gezwungen ſeyn möchten ihr Benehmen zu bereuen; zu bereuen, daß ſie nicht die Mittel anwandten, die in ihre Hände gelegt waren, die Auflöſung der geſellſchaftlichen Ordnung zu verhindern.“ (Lange anhaltender Beifall.)

Hunt dagegen ſchien die Beſorgniſſe von Inglis und Twiß zu beſtätigen, indem er mit der Reformbill nicht zufrieden war, ſie noch immer zu ariſtokratiſch fand, und geradezu ſagte, daß man weiter gehen müſſe: „wenn der ſogenannte Pöbel (rabble) kein Votum haben ſoll, ſo frage ich, ob man ihn auch vom Abgabenzahlen und vom Militär- und Milizdienſt befreien will?“ Dann goß er ſeinen Hohn aus über die Lords, die ſich jetzt doch gezwungen ſähen, daſſelbe vorzuſchlagen, weßhalb vor noch nicht langer Zeit das Volk mit Säbelhieben tractirt worden, und die jetzt ihre Gedanken über Reform als tiefe Weisheit auskramten, während ſie doch nichts vorbrächten, was nicht die Weber von Lancaſter ſchon längſt

geſagt hätten. Peel erinnerte an den Ruhm der alten Parlamente, und ſuchte zu beweiſen, daß das Boroughſyſtem ſtets das Talent und große Männer ins Parlament gebracht habe. Dagegen äußerte ſich O'Connell entſchieden zu Gunſten der Miniſter, und ſeine Rede war die ſchönſte und wirkſamſte, welche bei dieſem Anlaſſe gehalten wurde, und die conſtitutionellſte, die man vielleicht je gehört hat.

Er ſprach: „Die gegenwärtige Verwaltung handelte unklug, ja willkürlich gegen Irland; hielte ich daher bei der Leidenſchaft Rath, oder liehe dem Vorurtheile mein Ohr, ſo würde ich manche Gegengründe gegen die von den Miniſtern vorgelegte Maßregel auffinden können. Der Gewinn aber, den ſie dem engliſchen Volke bringt, gebietet in dieſem Augenblicke allen andern Rückſichten Schweigen. Sie legt das Gartenmeſſer an alle verdorbenen Zweige der Conſtitution, mit ſchonungsloſer Meiſterhand es gegen alle kranken Auswüchſe führend, aber alle geſunden Theile unberührt und unverletzt laſſend. — Wer dem Könige ſeine Thronrechte ſtreitig machen will, wird als Hochverräther behandelt, und als hoher Verbrecher würde angeſehen, wer an die Gewalten des Hauſes der Lords taſtete; iſt es aber ein geringeres Verbrechen, die Freiheiten des Volks zu verletzen, und die Privilegien des Hauſes der Gemeinen zu vernichten? Das Volk ſagt zu den Borough-Eigenthümern: ihr habt uns unſere Rechte genommen, unſere Freiheiten an euch geriſſen, unſer Eigenthum geraubt; aber macht was ihr wollt, ihr müßt es wieder herausgeben.“ Der Redner geht nun in die genaueſten Details ein, und liefert eine Art vergleichender Statiſtik des alten und des neu vorgeſchlagenen Syſtems in Bezug auf England, Schottland und Irland. „Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß die

ausgezeichnetſten der Redner für die verfallenen Flecken nicht die bei der Frage unintereſſirteſten ſind; ſie kämpfen nicht für ihre Privilegien als freie Männer, ſondern für ihr Eigenthum als Krämer. Durch ihr Benehmen beweiſen ſie am deutlichſten das Daſeyn der Uebel, über die das Volk ſich beklagt. Statt dem Beiſpiele mehrerer edlen Lords und ehrenwerther Gentlemen zu folgen, beſtreiten die Repräſentanten von Gatton und Old-Sarum eine für das Volk gewinnbringende Maßregel, weil ſie Gatton und Old-Sarum keinen Gewinn bringt. Es war für mich ein ſchmerzlicher Eindruck, den Repräſentanten der Univerſität Orford (Sir R. Inglis) als erſten Gegner gegen die Maßregel zu erblicken. Die Verbindung, die zwiſchen der Kirche und dem Staate beſteht, ſollte nur die Beförderung der Freiheiten des Volks zum Ziele haben, und übel ziemte es dem Repräſentanten der erſten proteſtantiſchen Univerſität der Welt, als Vorkämpfer der Corruption, als erſter Gegner der Volksrechte aufzutreten. Man hat geſagt, durch jene geſchloſſenen Boroughs kämen die tüchtigſten Männer in's Parlament, und ein ſehr ehrenwerther Baronet (Peel) zeigte uns, eine lange Jahresreihe zuſammenfaſſend, eine ganze Milchſtraße von Boroughskrämersruhm. Wohlan, wenn alle dieſe großen Männer, die durch die ſchmutzige Taufe des Boroughkrämerſyſtems gingen, nie einen Schritt in den Umfang dieſer Mauern geſetzt hätten, würde es deßwegen mit dem Lande im Ganzen um kein Haar ſchlechter ſtehen. Einer dieſer Männer war Canning, der, während er die katholiſche Emancipation unterſtützte, die Rechte der proteſtantiſchen Diſſenters bekämpfte, und jeden Gedanken einer Reform verhöhnte. Auch Burke wurde erwähnt, Edmund Burke, dieſer Hochtory, wie es nur je einen gab, der Repräſentant von denen,

die glauben, das Volk müsse zufrieden seyn, wenn die Reichen sich behaglich und glücklich fühlen. Was wollte oder wußte das Volk vom Herrn Edmund Burke? Noch bezahlt es seine Pension, und sicherlich, wenn man dem Volke diese abnimmt, wird es uns eine Quittung für den ganzen Ruhm seiner Verdienste ausstellen. Er ist es, auf den lange vor seinem Tode die Grabschrift gemacht wurde: „Hier liegt unser guter Edmund, der nicht genug gepriesen, nicht genug getadelt werden kann; er, der seinen Geist, für eine Welt geboren, verschrumpfen ließ, und an eine Partei verschleuderte, was für die Menschheit bestimmt war.“ Das Boroughkrämersystem würde, seinen Vertheidigern zufolge, ein herrliches Ther seyn, um lauter Männer von Talent und Geist in dieses Haus zu lassen; sendet es aber nicht auch eine große Zahl stumpfsinniger, schläfriger, einfältiger Mitglieder, die weder Talent der Debatte, noch Rücksichten für die Interessen des Landes haben, und nur in dem Verhältniß sich heben, als das Land sinkt? — Der letzte Grund endlich ist, daß man sagt, trotz aller Mängel habe das System sich in seinen Wirkungen als ein gutes und wohlthätiges erwiesen. Welches sind eure Beweise? Etwa die Feuersbrünste, die die Grafschaften verwüsten? oder die Menschen, welche, dem Hungertode nahe, auszogen, die Maschinen zerstörten, und nun die Kerker des Landes füllen? oder die Wildgesetze? Hat dieses Haus auf die Klagen des Volkes gehört? Ich will Ihnen Beweise vorlegen, wie das Boroughkrämersystem wirkte. Aus den Nachweisungen über die im Jahre 1822 in Betreff der großen Ersparnißfragen stattgefundenen Abstimmungen ergibt sich, daß von 19 Repräsentanten von Boroughs unter 500 Seelen alle gegen Ersparniß stimmten; von 15 Repräsentanten von Boroughs über 500 und

unter 1000 Seelen ſtimmten 33 gegen Erſparniß; von 61 Repräſentanten von Boroughs unter 4000 Seelen ſtimmten 44 gegen Erſparniß, und von 113 Repräſentanten von Boroughs über 5000 Seelen ſtimmten 66 gegen Erſparniß. Das Boroughskrämer-Parlament iſt es, das Großbritannien mit einer Nationalſchuld von neunhundert Millionen Pfund Sterling belaſtete. Wenn das Land dennoch glücklich und groß wurde, ſo wurde es dieß nicht durch jenes Syſtem, ſondern trotz deſſelben, durch die großen Lebensquellen des Volkes. Iſt ein Herz in einem treuen brittiſchen Buſen, das nicht höher ſchlägt beim Namen Polen, und ſeinen tapfern großherzigen Söhnen nicht Glück und Sieg wünſcht? Und doch, wenn der ruſſiſche Deſpot mit ſeinen Barbaren ſie in Staub tritt, kann England ſich einmiſchen? Nein! es kann nicht, ſeine Staatsſchuld verbietet es, und dieſe Schuld verdanken wir eurem herrlich wirkenden Syſteme. Die Ariſtokratie und ihre Diener haben ſich gemäſtet von dem öffentlichen Raube; die Folge aber dieſes Syſtems der Mißherrſchaft, der Beſtechung und Plünderung war, daß alle Gemüther in Unmuth ſich erheben, und es kein anderes Mittel gibt, die Conſtitution Alt-Englands zu retten, als das geſammte Volk von England als Schutzwache für ſie aufzurufen. Ihr, die ihr ſo triumphirend verſichert, euer Syſtem habe gut gewirkt, blickt auf mein Vaterland, auf das grüne fruchtbare Irland, in dem ihr ſeit 30 Jahren eure Experimente anſtellt, und es zu einem der elendeſten Länder der Welt gemacht habt, in dem Noth und Hunger und Jammer herrſchen.“

Während im Parlamente die Tories ſich noch heftig gegen die Reformbill wehrten, fand ſie dagegen im Lande den allge-

meinſten Beifall. Die Stadt London dankte dem Könige dafür in einer eigenen Adreſſe.

Der wüthende Radicalreformer William Cobbett ſchrieb damals: „Ich billige von ganzem Herzen, was die Miniſter gethan haben, und zum erſtenmal ſeit 28 Jahren beeile ich mich ihnen meine Stimme zu geben, obgleich gerade in dieſem Augenblick einige von den Menſchen, die ſich von den Abgaben des Volkes mäſten, mich verfolgen.... Die Bill wird durchgehen, das gegenwärtige Parlament aufgelöſ't werden, und ein neues, aus dem neuen Syſtem hervorgehendes Parlament kann im Monat October zuſammentreten. Die Nation, die voll Hoffnung iſt, wird ruhig bleiben; wir werden nicht mehr von Unruhen und Friedensſtörungen ſprechen hören. Mögen die Miniſter über das Fallen der Fonds nicht erſchrecken, ſondern ſich der Worte Lord Chatams erinnern: die öffentlichen Fonds ſind ein gutes Thermometer; fallen ſie, ſo kann man ſicher ſeyn, daß die Nation ſich erhebt, ſo wie umgekehrt, daß dieſe ſinkt, wenn jene ſteigen.“ Um der armen Bevölkerung des Landes zu zeigen, wer die Männer ſeyen, die ſich ſo lebhaft der Reform widerſetzen, wurde ein „ſchwarzes Buch“ gedruckt mit genauer Angabe der Summen, welche die Mitglieder des Oberhauſes unter verſchiedenen Titeln als Beſoldungen vom Staate zogen. „Biſchöfe: der Erzbiſchof von Canterbury, 1,750,000 Franken; Llandaff, 338,500 Fr.; Wincheſter, 1,000,000 Fr.; Lincoln, 450,000 Fr.; Rocheſter, 925,000 Fr.; Briſtol, 375,000 Fr.; Bath, 433,250 Fr.; Ereter, 400,000 Fr.; Salisbury, 600,000 Fr.; Lichfield, 554,750 Fr.; Orford, 325,000 Fr.; Tuam (Irland), 500,000 Fr.; Bangor, 375,000 Fr.; Saint-Aſaph, 375,000 Fr.; Cork, 150,000 Fr.; Peterborough, 116,350 Fr.; Durham, 2,275,000 Fr.; Carliſle,

1,207,750 Fr.; Leighlin, 250,000 Fr.; Cloyne, 190,000 Fr.; Kenyon, 156,850 Fr.; — Herzoge: Cumberland, 1,000,000 Fr.; Gloceſter, 1,000,000 Fr.; Marlborough, 200,000 Fr.; Northumberland, 750,000 Fr.; Buckingham, 395,000 Fr.; Wellington, 1,838,275 Fr.; Beaufort, 1,215,000 Fr.; Newcaſtle, 267,500 Fr.; Rutland, 87,500 Fr.; Dorſet, 1,000,000 Fr.; u. ſ. w. — Hierauf folgen die Namen von eilf Marquis, die Beſoldungen von 1,500,000, und 750,000 bis zu 500,000 und 250,000 Fr. beziehen. Endlich wird noch ein Verzeichniß von 194 Grafen, Viscounts und Lords gegeben, die alle mehr oder minder einträgliche Sinecuren genießen. Die Geſammtſumme aller dieſer Bezüge iſt auf 54,646,726 Fr. angeſchlagen; und doch iſt es nur die Hälfte der Pairie, die dieſe ungeheure Summe verſchlingt."

Geſchreckt durch die Einſtimmigkeit des Volkes mit der Regierung, gaben die Tories im Unterhauſe endlich nach, und die zweite Leſung der Reformbill ging am 22 März durch, obwohl nur mit einer einzigen Stimme (302 gegen 301). Man ſah von nun an die Annahme der Bill im Unterhauſe als entſchieden an, und die Blicke wandten ſich nach dem Oberhauſe, wo man, als im Herzen der Ariſtokratie, den lebhafteſten Widerſtand erwartete. Am 25ſten kam es deßfalls ſchon zu Erklärungen. Grey erklärte im Oberhauſe: „Ich werde mit der Bill ſtehen oder fallen, und bin entſchloſſen in nichts einzuwilligen, was ihre Wirkſamkeit lähmen könnte. (Beifall.) Ich bin nicht eitel genug, zu behaupten, die Bill ſey ſo vollſtändig und vollkommen, daß nichts Einzelnes einer Verbeſſerung bedürfen möchte; aber nie werde ich in etwas einwilligen, was auf irgend eine Weiſe ihrer Wirkung im Ganzen entgegen träte. Noch einmal ſpreche ich es aus: ich werde mit

dieſer Bill ſtehen oder fallen, und ohne daß ich irgend eine Drohung ausſtoßen wollte, erkläre ich doch, daß ich, um eine Maßregel durchzuſetzen, die ich für geeignet halte, das möglich Beſte zu bewirken, indem ſie die Stimme der Klage beſchwichtigen, die Unzufriedenheit entfernen, und das Volk des Landes in Vertrauen und Liebe mit der Regierung des Landes vereinen wird — daß ich, um eine ſolche Maßregel, für die ich mich verpflichtete, durchzuſetzen, vor keinem Schritte, den die Staatspflicht mir gebietet, zurückſchrecken werde." (Beifall.)

Hierauf erwiderte Wellington in demſelben Sinne wie Inglis im Unterhauſe: „Ich bin fern davon, dem edlen Grafen die Abſicht beizumeſſen, eine revolutionäre Maßregel einzuführen; aber ich kann die Bill nicht anders betrachten, als geeignet eine völlige Aenderung in dem Syſtem der Regierung und der Natur unſerer Inſtitutionen zu bewirken. Ich ſelbſt habe kein perſönliches Intereſſe dabei; ich ſtehe vor Ihnen, Mylords, bloß als ein Mann, der dem Könige faſt ein halbes Jahrhundert diente. Neun und vierzig Jahre lang ſtand ich im Dienſte der Krone, und davon diente ich dreißig ereignißvolle Jahre im Commando der Heere des Königs, in fremden Geſandtſchaften und im Conſeil Sr. Majeſtät, und die Erfahrung, die ich im Laufe dieſer verſchiedenartigen Pflichten erwarb, gebietet mir, zu erklären, daß ich auf dieſe Maßregel nicht ohne die ernſteſte Beſorgniß blicken kann, daß von der Zeit ihrer Annahme der Sturz der Conſtitution datirt werden möchte." (Beifall von der Oppoſition.)

Hatte man eine ſo durchgreifende Reform vom Lord Grey nicht erwartet, ſo häuften ſich auch die Hinderniſſe in der Durchführung derſelben. Der König, von Tories und fremden Ge-

ſandten umringt, war ſelbſt nicht ganz feſt und entſchieden, und die Ariſtokratie in beiden Parlamentshäuſern ſehr mächtig. Um nun auf friedlichem Wege zum Zwecke zu kommen, zeigte er einige Nachgiebigkeit ſeinerſeits, und erklärte ſich am 14 April zu einigen Modificationen der Bill bereit. Eine Anzahl Boroughs ſollten ihr Wahlrecht behalten. Die Tories aber benutzten dieß und ſagten nun, er gäbe durch dieſe Modificationen ſelbſt zu, daß eigentlich die ganze Bill nichts tauge. Dennoch hielt ſich das Unterhaus und nahm bei der dritten Verleſung am 19 April die Reformbill mit 299 gegen 291 Stimmen an. Allein die geringe Mehrheit von 8 Stimmen und die heftigen Widerſprüche des Oberhauſes machten dieſen Sieg ſehr zweideutig, und am 21ſten fiel das Miniſterium ſogar in eine Minorität von 22 Stimmen, da die Tories die Vertagung des Parlaments durchſetzten, als eben die Verwilligung der Ordonnanzetats an die Tagesregung kam.

Der König entſchloß ſich nun augenblicklich zur Auflöſung des Parlaments. Unterdeß aber fiel eine höchſt ſtürmiſche Debatte im Oberhauſe vor, die noch fortdauerte, als der König darin anlangte. „Des Königs Entſchluß, die Prorogation in Perſon vorzunehmen, kam ſo unerwartet, daß es unmöglich war, die weißen Staatspferde in Bereitſchaft zu ſetzen, und die ſchwarzen hannöveriſchen Stuten dafür genommen werden mußten. Der König ſelbſt erklärte, wie der Herald verſichert, ſeinen Miniſtern die Nothwendigkeit, die Prorogation in Perſon vorzunehmen, um ſein hohes Mißfallen über das in der vorhergehenden Nacht ſtattgefundene Vertagungsvotum (wodurch die Subſidien verweigert wurden) an den Tag zu legen. Eine Prorogation nämlich, auf die eine

Auflöſung folgt, wird immer als ein ungnädiger Act betrachtet, und daher nicht gewöhnlich von dem Souveraine ſelbſt, ſondern von einer Commiſſion vollzogen. Nicht einmal Zeit fand man, um für die königliche Escorte in die Gardecaſernen zu ſchicken, ſo daß die wachhabenden Leibgarden den königlichen Wagen geleiten mußten. Als der König im Hauſe der Lords angekommen war, fragte er im Staatszimmer, wo ihn Lord Brougham empfing, was im Sitzungsſale vorgehe, daß man einen ſo auffallenden Lärm höre. Man erzählte ihm von den ſtürmiſchen Debatten; da ſoll er ſich aufgerichtet, und in Blick und Haltung noch größere Entſchiedenheit gezeigt haben. Als ihm die Krone aufgeſetzt werden ſollte, nahm er ſie dem Staatsbeamten ab, mit den Worten: ich will meine Krone ſelbſt aufſetzen. Dann ging er mit feſten Schritten auf und ab, während der Lärm im Sitzungsſaale noch immer fortdauerte, ſo daß ſelbſt einige Perſonen aus des Königs Umgebung, die ſonſt als Gegner der Reform bekannt ſind, ſich unwillig über dieſes Benehmen der Lords äußerten. Die zahlreich in der Verſammlung anweſenden Pairesſen waren ſichtbar durch die vorgefallenen Scenen beunruhigt. Am ungebärdigſten ſcheint ſich der Marquis von Londonderry betragen zu haben. — Endlich gelang es dem Grafen Mansfield ſich eine Zeit lang Gehör zu verſchaffen, was er zu den bitterſten Vorwürfen gegen die Miniſter benützte, bis der König der Thür nahte, wo dann der Graf noch mit lauter Stimme rief: „Gott ſchütze die Krone!“ (God save the Crown.) Erſt als der König ſich an den Stufen des Throns befand, legte ſich der Tumult, und als er ſich umkehrte, den Lords ſein Geſicht zuwandte, und ruhig Platz nahm, trat volle Stille ein. Ein zahlreicher Hofſtaat umgab den König.

Graf Grey trug das Schwert des Staats; Lordkanzler Brougham ſtand zur Rechten des Königs und hielt die Börſe mit den großen Staatsſiegeln. Nach den geſtern erwähnten Vorverhandlungen ſetzte der König ſeine Brille auf, und las die Thronrede mit ſehr entſchiedener Betonung. Es war ein impoſanter Anblick, die drei Gewalten des Reichs in dieſer allgemeinen Aufregung der Gemüther verſammelt zu ſehn, in einem der wichtigſten Momente der engliſchen Geſchichte. So wie der König die Rede geendigt hatte, ſtieg er herab und zog ſich zurück. Die Gemeinen verließen das Haus; allmählich entfernten ſich auch die Pairs, und ſo ſchloß ſich das Parlament, das begonnen hatte mit dem Sturze des Wellingtoniſchen Miniſteriums, weil dieſes die Reform verweigerte, und damit endete, einem Miniſterium, das die Reform vertheidigte, die Subſidien vorzuenthalten. Der König fuhr unmittelbar nach dem Palaſte zurück. Zahlloſe jubelnde Volksmaſſen ſtrömten dem königlichen Wagen nach, der überall mit Freudenruf empfangen ward, was einmal mit einem allgemeinen Beifallsklatſchen von vielen tauſend Händen wechſelte. Dazwiſchen warf das Volk die Hüte in die Höhe und rief: „Fort mit der Boroughkrämerei! — Wir danken Ew. Majeſtät! — Gott ſegne Ew. Majeſtät, daß Sie denken wie Ihr Volk! — Lange lebe König Wilhelm!“

Auch im Unterhauſe hatte die plötzliche Auflöſung eine äußerſt ſtürmiſche Debatte unterbrochen. Robert Peel machte eben in den bitterſten Ausdrücken Grey den unedlen Vorwurf, es ſey ihm nicht um des Landes Wohl, ſondern nur um ſeine Stelle zu thun, in deren Beſitz er ſich durch des Pöbels Gunſt zu erhalten hoffe.

LORD GREY.

Bis zu diesem Augenblick hatte man das Parlament handeln lassen. Jetzt, da es aufgelöst war, trat das Volk handelnd auf. Am 27 April illuminirte die Stadt London zu Ehren Grey's und der Reformbill, und der umherschwärmende Pöbel zertrümmerte alle nicht erleuchteten Fenster. Besonders ließ er seine Wuth an den Wohnungen des Marquis von Londonderry, Peel, Robert Wilson aus. Der ärgste Tumult aber entstand an dem Hotel des Herzogs von Wellington, dessen Bedienten auf den Pöbel schossen. Doch wurde die Ruhe hergestellt, da man erfuhr, daß so eben des Herzogs Gemahlin gestorben sey. Der wilde Pöbel entfernte sich auf diese Nachricht sogleich, und ehrte den Schmerz des Herzogs. — Hierauf nahmen die Parlamentswahlen die ganze Aufmerksamkeit des Landes in Anspruch. Die Tories bedienten sich der ganzen Gewalt ihrer noch bestehenden Vorrechte, um eben diese Vorrechte sich zu erhalten, und brachten vermittelst der Boroughs wieder eine nicht geringe Anzahl Antireformer ins Parlament; allein die große Masse des Volks, und selbst der wohlwollende oder furchtsame Theil der Aristokratie war gegen sie, und so war das Resultat der Wahlen eine entschiedene Mehrheit zu Gunsten der Reform. Daß der König selbst die Reform wünsche, deutete er durch seine Gnade für Lord Grey an, dem er am 27 Mai den Hosenband-Orden ertheilte.

Unter den niedern Volksclassen in den Provinzen herrschte große Gährung. Namentlich in Irland hörte man viel von nächtlichen Ueberfällen und Handlungen der Privatrache zwischen der irischen und anglicanischen Partei. Auch trat im Westen der Insel eine große Hungersnoth ein, wodurch 200,000 Menschen ins äußerste Elend versetzt wurden, und viele wirklich verhungerten. In Wales erregten die ver-

bündeten Arbeiter einen Aufruhr. Man schrieb zu Anfang des Junius aus London: „Es ist offenbar, daß die Spinner und Weber zu Manchester und Glasgow, die Töpfer in der Grafschaft Stafford, mit den Bergknappen, die in Northumberland und Westmoreland die Steinkohlen, und in Wales das Eisen zu Tage fördern, nebst den Gewerken der meisten andern Gegenden des Landes, eine allgemeine Verbrüderung bilden, deren unmittelbare Absicht zwar nur darauf hinauszugehen scheint, höheren Lohn für ihre Arbeit zu ertrotzen, die aber, wenn sie nicht bei Zeiten aufgelöst wird, sich am Ende auch gegen die Staatsverfassung wenden dürfte, besonders da die vorgeschlagenen Reformen nur Wenige von dieser Volksclasse umfassen. Es war dieser Verein, welcher es vor Kurzem den Arbeitern zu Ashton möglich machte, gegen drei Monate lang müßig zu gehen, so wie es dieser Verein ist, der in diesem Augenblicke sowohl die Kohlen- als die Eisen-Berg-Arbeiter unbeschäftigt erhält. Sie verlangen höhern Lohn, und haben darum insgesammt die Werke verlassen. In so weit nun kann man sie kaum tadeln, da die Herren und Eigenthümer (wenigstens die eines besondern Industriezweiges) gleiche Vereine bilden, um den Arbeitslohn nieder zu halten. Aber sie verhindern auch gewaltsam Andere am Arbeiten, die sich mit geringerem Lohne zufrieden geben wollen; ja sie ziehen in Haufen umher, bald bloß um ihre Brodherren und andere friedliche Bewohner zu schrecken, bald um zu zerstören und mitunter auch zu plündern. Vor allem aber zeigen sich die Eisenarbeiter in der Gegend von Merthyr-Tydvil in Wales zu den verzweifeltsten Schritten entschlossen. Kürzlich erschienen sie zu Tausenden in der Stadt und drohten alles zu zerstören; man ließ das nahegelegene Militär

anrücken, und es entspann sich ein Gefecht, wobei vom Volke 14 getödtet und 40 bis 50 verwundet, aber auch von den Truppen 2 getödtet und mehrere (worunter auch der commandirende Officier) verwundet wurden.“

2.

Neues Parlament. Verwerfung der Reformbill im Oberhause.

Am 21 Junius eröffnete der König das Parlament. Es kam gleich Anfangs zu heftigen Scenen. Grey sagte zum Herzog von Cumberland, Bruder des Königs, der seine Rede unterbrach: „Der edle Herzog ruft: hört! Es wundert mich nicht, denn wenn ich mich recht erinnere, berühmte sich der edle Herzog selbst, daß er der Reform immer entgegen gewesen sey, denn stets war er ein Feind der Erweiterung der Rechte des Volks, ein Feind des Fortschritts bürgerlicher und religiöser Freiheit.“ Auf den Vorwurf, daß die Reformbill den ganzen Einfluß des Oberhauses und die brittische Constitution selbst vernichte, antwortete Grey: „Nicht diesen Einfluß oder überhaupt nicht den Einfluß des Hauses berührt die Bill, sondern nur den Einfluß einiger Wenigen von Ihnen, Mylords, welche zum Nachtheile der übrigen je acht bis zehn Mitglieder in das andere Haus schicken konnten, und so im Stande waren, alle ihre Verwandten mit öffentlichen Stellen und Vortheilen aller Art zu versorgen. Künftig wird kein Mitglied dieses Hauses mehr rufen können: „da sind sieben von uns.“ Ein Ende wird gesteckt werden jenem gehässigen

Nominationssysteme, das eine monströse Anomalie der Repräsentativ-Regierung, und allen Grundsätzen der Constitution, auf die man sich doch immer beruft, entgegen war: denn diese Constitution erklärt es für ein Staatsverbrechen, wenn ein Pair sich in die Wahl der Mitglieder des andern Hauses mischt." Grey sprach auch von der auswärtigen Politik des vormaligen Troyministeriums, die so sehr in Einklang stehe mit der innern Politik, und er nannte den Namen Don Miguels, den Wellington immer beschützt habe. Wellington aber rühmte sich dessen und empfahl bei dieser Gelegenheit nochmals der Regierung, Don Miguel schleunigst anzuerkennen.

Im Unterhause brachte Lord Russell die Reformbill wieder vor, mit folgendem Zusatze: „Die Grafschaften werden ungefähr 130 Mitglieder senden, die größern getheilt werden, und jede Abtheilung noch eben so viele Einwohner und mehr Vermögen haben, als die ganze Grafschaft vor hundert Jahren. Die großen Städte, Manchester, Leeds und Sheffield nicht ausgenommen, werden 180 Mitglieder senden, und somit jeder Zweig der Industrie seinen gebührenden Antheil an der Repräsentation haben. Eine große Ausdehnung des Wahlrechts wird in den größern Städten und in den Grafschaften stattfinden, und diese Ausdehnung wird zum Theil durch die Zulassung der Pächter bewirkt werden. Bei der ursprünglichen Bill waren einige von diesen übergangen. Ich schlage demnach vor, daß von Pachtungen von 80 Pf. sieben Jahre statt vierzehn hinreichend seyn sollen. Diese werden den constituirenden Körper der Grafschaft bilden. In den Städten soll das Wahlrecht auf die Hausinhaber ausgedehnt werden, deren Wohnungen 10 Pf. St. jährlich abwerfen." Im Unterhause war jetzt eine so große Majorität für die Bill, daß

dieſelbe vom 14 Julius mit 292 gegen 174 Stimmen einer Commiſſion zur Berichterſtattung überwieſen wurde.

In der Zwiſchenzeit, während die Commiſſion damit beſchäftigt war, lenkte ſich die Aufmerkſamkeit einige Augenblicke auf die auswärtige Politik. In der polniſchen Sache war ſchon am 15 März ein engliſches Miniſterconſeil gehalten und darin eine Fürſprache für das unglückliche Volk beſchloſſen worden. Allein Rußland willigte in nichts, und England fand es ſeinem Intereſſe nicht angemeſſen, etwas Weiteres zu thun. Am 8 Auguſt legte Hunt eine Petition zu Gunſten der Polen vor. Die Miniſter ſchwiegen. Da erhob ſich Hume und ſagte: „Aus dem Schweigen der Regierung ſchließe ich, daß ſie vor hat, nichts für die Polen zu thun, ſondern ſie der Gnade und Ungnade Rußlands zu überlaſſen. Ich ſtimme nun dafür, die Petition drucken zu laſſen.“ Lord Palmerſton: „Mein Schweigen ſollte keine Art von Mißachtung ausdrücken; ich glaube, das ehrenwerthe Mitglied wolle bloß ſeine Gefühl über den Gegenſtand ausſprechen. Es ſtünde mit meiner Pflicht im Widerſpruch, die Erläuterungen zu geben, die man wünſcht; doch kann ich ſagen, daß alle durch die beſtehenden Verträge aufgelegten Verpflichtungen ſtets die Aufmerkſamkeit der Regierung erhalten werden.“ Sehr warm ſprach auch O'Connell für die Polen. Am 16 Auguſt brachte Obriſt Evans die Sache wieder vor, und Hume ſagte: „Ich hörte mit großem Bedauern die magere oder vielmehr nichtsſagende Antwort des Lords Palmerſton. Es ſchmerzt mich, daß nicht mehr geſagt wurde; denn ich bin überzeugt, das, was geſagt ward, hält die Ehre und den Namen Englands gegen Polen nicht aufrecht. Ich proteſtire gegen eine ſolche Parteilichkeit, wie die britiſche Regierung in dieſem Falle zu zeigen ſcheint.

Eine Nation, die so edel für ihre Freiheit kämpft, hat ein Recht auf den Vortheil einer weiten Auslegung, und Großbritanniens Gewicht und Einfluß sollten in die Schale geworfen worden seyn. So weit ich die Sache kenne, hat nicht Eine der Großmächte das mindeste Mitgefühl für die Polen gezeigt, noch Maßregeln ergriffen, um Treue und Glauben gegen Polen aufrecht zu erhalten."

In der portugiesischen Sache mußte Grey gegen Wellington kämpfen, der ihm vorwarf, daß er die Expedition der Franzosen nach Lissabon zulasse und so den ältesten Alliirten Englands, Portugal, dem ältesten Feinde Englands ausliefere. In der belgischen Sache erklärten sich ebenfalls die Tories, Londonderry an der Spitze, auf's heftigste gegen die französische Einmischung, am 9 August. Allein Grey und Brougham, die hier die ganze Ueberlegenheit ihrer Beredsamkeit und Gesinnung bewährten, bedeckten ihre wüthenden Gegner mit Spott, und frugen, warum die Tories so eifrig gegen die französische Intervention seyen, da sie ja im Jahre 1823 dieselben Franzosen ganz Spanien hätten erobern lassen, ohne es im mindesten übel zu nehmen oder zu hindern. Brougham sprach auch bei einer andern Gelegenheit seine Freude darüber aus, daß England und Frankreich einiger denn je seyen und zwar im Interesse der gesetzlichen Freiheit. Der Haß der Tories gegen Frankreich steigerte sich noch, da die Erblichkeit der französischen Pairie aufgehoben wurde, und während sie hierin einer aristokratischen Sympathie folgten, hofften sie zugleich durch die Verwicklungen der auswärtigen Politik das Interesse von der Reformbill abzulenken. Allein die Minister blieben fest und wiesen alle Angriffe der Tories siegreich ab. Im Betreff Portugals bewiesen sie, daß Don Miguel ein Ungeheuer, daß seine Ab-

ſetzung wünſchenswerth ſey, und daß der Frieden und die Sicherheit des Handels dabei nur gewinnen könne. Im Betreff Belgiens bewieſen ſie, daß durch Leopolds Wahl und durch den Rückzug der Franzoſen das engliſche Intereſſe vollkommen gewahrt ſey. Somit wieſen ſie die Tories ab. Dem Angriffe der Radicalen aber in Betreff Polens wußten ſie nichts zu antworten.

Am 8 September feierte der König ſeine Krönung in der Weſtminſterabtei mit großen Pomp. Er ſowohl als die Königin wurde vom Volke mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus empfangen, und es gab keine Störung, außer daß die präſumtive Kronerbin, Prinzeſſin Victoria und ihre Mutter, die Herzogin von Kent, an dem Feſte nicht Theil nahmen. Man gab eine Unpäßlichkeit als Grund an; doch wollten Andere wiſſen, eine Rangſtreitigkeit ſey die Veranlaſſung geweſen.

Auch das Volk war in der Zwiſchenzeit nicht unthätig. Es bildeten ſich Volksvereine, deren Zweck war, die Reformbill durchzuſetzen. Die wichtigſten dieſer Vereine conſtituirten ſich zu London und Birmingham.

Am 13 September erſtattete die Commiſſion im Unterhauſe ihren Bericht über die Reformbill. Robert Peel ſtrengte noch einmal ſeine ganze Beredſamkeit an, ſie zu bekämpfen, betheuerte, er bezwecke dabei nicht das Privatintereſſe der Ariſtokratie, ſondern das Gemeinwohl des Landes, und ſagte voraus, die Folgen der Reform würden viel weiter gehen, als die Urheber derſelben wünſchten: „die Umgeſtaltung geht weit, ſelbſt über die Grundſätze ihrer Urheber hinaus.“ Doch die Gründe, welche für die Reform ſprachen, waren zu dringend, als daß ſie nicht hätten ſiegen ſollen. Am 21ſten wurde mit

345 gegen 236 Stimmen im Unterhauſe die Reformbill angenommen.

Hierauf brachte Lord John Ruſſell, von vielen Parlamentsgliedern begleitet, die Bill vor das Oberhaus, und ſprach mit ſtarker Stimme: „Das Haus der Gemeinen hat ſie angenommen und wünſcht hierzu die Mitwirkung Ew. Herrlichkeiten;“ worauf die Mitglieder des Unterhauſes laut ausriefen: Hört, hört! Das Oberhaus rief ſie aber zur Ordnung und nahm die Bill ſehr feindſelig auf. Man ſtritt ſo heftig, daß es ſogar zu einer Herausforderung zwiſchen Brougham und Londonderry kam, die jedoch keine Folgen hatte, da Londonderry wegen ſeiner Heftigkeit um Verzeihung bat. In dem Augenblicke, da es ſich um die Entſcheidung handelte, ſtrömten von Seite des Volkes zahlreiche Petitionen ein, die dem Oberhauſe beweiſen ſollten, wie eifrig das Volk die Reform wünſche. Eine Petition von Sheffield zählte 19,000, von Briſtol 25,765, von Halifax 12,000, von Mancheſter 31,000, von Glasgow 45,000 Unterſchriften. Das Oberhaus ließ ſich jedoch nicht einſchüchtern. Der Herzog von Wellington, der Marquis von Londonderry und ihr zahlreicher Anhang, die Exminiſteriellen, die gern Wellington wieder an der Spitze geſehen hätten, die Stock-Ariſtokraten, die von ihren Vorrechten durchaus nichts abtreten wollten, und die 30 anglicaniſchen Biſchöfe, die als die nächſte Folge der Parlamentsreform eine Kirchenreform fürchteten, ſie alle vereinigten ſich zu einem kraftvollen Widerſtande. Sie wiederholten, was ſchon die Antireformer im Unterhauſe oft genug geſagt. Lord Wharncliffe ſagte auf's neue: „Ich behaupte, daß durch dieſe Bill die demokratiſche Macht im Unterhauſe ſo ſehr vermehrt werden wird, daß ſie alle andere Gewalt verſchlingen muß, daß dieß

Haus nur noch ein Schatten, und ſogar die Prärogative der Krone gefährdet ſeyn werden. Zum Beweiſe dafür berufe ich mich auf diejenigen, welche die Reform ſo laut verlangen. Offen erklären ſie, daß die Reform nur das Mittel zu ferneren Zwecken ſey; es iſt eine heftige Partei im Lande, welche eifrig die Errichtung einer Republik wünſcht. — Man ſagt uns geradezu, daß uns nichts übrig bleibt, als den Beſchluß des Unterhauſes einzuregiſtriren. Wenn dieß ſchon jetzt ſo iſt, wie wird es in der Folge werden? Das Haus der Lords wird nicht mehr im Stande ſeyn, dem Unterhauſe Widerſtand zu leiſten. Ich ſage nichts für die verrotteten Flecken, was aber den übrigen Theil der Bill betrifft, ſo betrachte ich ihn als den Sturz der Conſtitution. Man hat uns mit offenen Worten geſagt, die Bill müſſe durchgehen, oder es werde Schlimmeres erfolgen; die Preſſe erklärt ganz laut, das Volk könne ohne die Lords auskommen. Wenn es dieſer Meinung iſt, ſo kann es ſein Ziel bald erreichen, es wird aber den Tag bereuen, wo es dieſen Schritt that.“ Lord Mansfield ſagte: „Die vorgeſchlagene Maßregel tritt die Rechte des Eigenthums mit Füßen, und zerſtört manche alte wohlvertraute Inſtitutionen, die zwar dem Reformer verhaßt ſeyn mögen, die ich aber eben ſo, wie ein Anderer die Unvollkommenheiten ſeiner Geliebten betrachte. Ich glaube, daß auch die Mängel der Conſtitution von Vortheilen begleitet ſind, und darum betrachte ich das Princip der Reform als ein Uebel. Hat das Unterhaus je ſeine Pflicht gegen das Volk vernachläſſigt?“ — Auf dieſe beiden Gründe beſchränkte ſich die ganze Oppoſition der Lords. Sie ſagten theils, der bisherige Zuſtand ſey ein glücklicher und ruhmvoller geweſen, die Parlamente hätten immer ihre Schuldigkeit gethan, und England habe ſich wohl dabei befunden; theils ſagten ſie, die

Reform werde die ſo treffliche und ſeit Jahrhunderten bewährte Conſtitution Englands ſtürzen, denn ſie werde von den Parteien, die ſie begünſtigen, nur erſt als der Anfang des Anfangs angeſehen und werde das Reich von Stufe zu Stufe bis in den Abgrund der Revolution führen. Die Reformers dagegen ſagten, der bisherige Zuſtand ſey keineswegs ein glücklicher geweſen, durch den überwiegenden, dem Geiſte der Verfaſſung geradezu widerſprechenden Einfluß der Ariſtokratie ſey im Innern jene ungeheure Armuth entſtanden, welche die Volksmaſſen jetzt zur Verzweiflung bringe, und durch die von der Ariſtokratie in ihrem Sinn unterhaltenen Kriege ſey England in jene ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt worden, deren Abtragung ein unauflösliches Problem geworden ſey. Was aber die Zukunft betreffe, ſo ſey allerdings eine Revolution zu fürchten, aber nur dann, wenn die Reform auf geſetzlichem Wege nicht durchginge. Lord Grey erklärte: „Die Unordnungen, die in den Manufacturdiſtricten ausgebrochen ſind, die Verbindungen, welche ſich in Folge des elenden Zuſtandes im ganzen Lande gebildet haben — alles beweiſt unumſtößlich, daß die Miniſter nicht länger zögern konnten, einen Plan zur Parlamentsreform Sr. Majeſtät zur Genehmigung vorzulegen. Um gegen den drohenden Sturm zu kämpfen, iſt die Parlamentsreform die ſicherſte Waffe, und das am mindeſten koſtbare Hülfsmittel. Der Sturm iſt nahe bevorſtehend, ich bin davon überzeugt.“ Dieß ſahen einige Lords wohl ein, aber ſie zogen es vor, muthig dem Volksſturme zu trotzen. Ein Graf von Briſtol ſagte: „ehe er ſeine Zuſtimmung zu der Bill gebe, erkläre er vor Himmel und Erde, daß er ſeinen Kopf lieber auf den Block legen wolle!‘ Auch der Herzog von Wellington kündigte die bevorſtehende Demokratie an: „Die Parlamentsglieder aus den großen Städten werden künf-

tig die Gewalt haben, die Minister zu zwingen, jede Maßregel, die ihnen mißfällt, aufzugeben. Jeder, der diese Frage näher betrachtet, muß fühlen, daß durch die Aenderungen, welche dieß System bewirken muß, die Führung der öffentlichen Angelegenheiten unmöglich wird. Kann ein solches System fortdauern, ohne die Gewalt der Krone zu zerstören? Wenn diese Bill angenommen wird, so ist es unmöglich, die Regierung nach den bisher anerkannten Grundsätzen der englischen Constitution durchzuführen. Lord Dudley verspottete die Minister schon im voraus, wie sie nach einer demokratischen Reform ein Volk würden im Zaum halten können, dem sie schon vor der Reform, da sie noch ihre volle Gewalt hätten, so sklavisch sich fügen müßten. Graf Carnarvon sah noch weiter voraus, und sagte, die Bill, wenn sie durchgehe, werde doch nur zu einer vorübergehenden Anarchie führen: „Wir haben Constitutionen für eine französische, eine cisalpinische, eine transalpinische, eine parthenopeische Republik gesehen, bei deren Abfassung sich der philosophische Geist abmühte; heute sind sie entstanden, und der Hauch des folgenden Tages hat sie hinweggeweht. Wir wollen diese schnellen weitgreifenden Aenderungen nicht annehmen, am wenigsten mit der Hast, die uns nicht allein die Minister empfehlen, sondern auch die Petitionen, die uns jede Stunde Aufschub zum Vergehen machen. Ich würde die Bill mit mehr Achtung betrachten, wenn ich irgend ein Element der Dauer darin entdecken könnte.“

Eine große Volksversammlung zu Birmingham, wo 150,000 Menschen zusammen kamen und eine sehr drohende Sprache führten, bekräftigte die Befürchtungen des Oberhauses. Allein die Lords würden es für eine Schmach gehalten

haben, ihren Feinden zu weichen, ohne ſich zuvor tapfer gewehrt zu haben; ſie bedienten ſich daher der geſetzlichen Waffe, die ihnen zuſtand, und verwarfen die Reformbill mit 199 gegen 158 Stimmen, am 8 October, nachdem Graf Grey trotz ſeiner großen Erſchöpfung noch einmal in einer geiſt- und kraftvollen Rede die Lords vergeblich beſchworen hatte, die Bill anzunehmen.

Das ganze Land brauſ'te bei dieſer Nachricht auf, allein der engliſche Charakter verbindet Beſonnenheit mit Energie, daher wich das Volk, einzelne unbedeutende Exceſſe ausgenommen, nicht aus der geſetzlichen Bahn.

Im Unterhauſe erhob ſich Lord Ebrington: „Ich trage darauf an, daß das Haus ſein Bedauern über das Schickſal der Reformbill und ſeine Billigung derſelben ausdrücke, ſo wie, daß das Haus entſchloſſen ſey, die leitenden Grundſätze derſelben zu unterſtützen, daß es die Miniſter bewundere und ihnen vertraue, da ſie auf eine ſo geſchickte Weiſe die Bill eingebracht und bis jetzt geführt hätten.“

Dieſe Motion wurde mit 329 gegen 180 Stimmen angenommen.

In London wurden einige Tage hindurch die Läden geſchloſſen und Flaggen und Fahnen mit ſchwarzem Flor bedeckt. Der Pöbel zog in Proceſſionen von mehr als 100,000 Menſchen durch die Stadt mit dem Geſchrei: Nieder mit den Boroughhändlern! nieder mit Wellington! nieder mit Peel! Man warf dem Grafen von Briſtol die Fenſter ein. Der hitzige Marquis von Londonderry wagte es, mitten unter dem wüthenden Pöbel zu reiten. Das Morning-Chronicle erzählte: „Steine wurden unter lautem Geſchrei in großer Anzahl auf ihn geworfen. Mehrere trafen ihn, was ihn ſo in Zorn

brachte, daß er sein Pferd anhielt und laut erklärte, er werde den ersten, der ihm nahen würde, erschießen. Zugleich zog er ein Paar Pistolen, was den Pöbel auf einen Augenblick erschreckte. Der Marquis näherte sich nun der Caserne wieder; der Pöbel glaubte, er hätte nur drohen wollen, und begann den Angriff auf's Neue. Ein Hagel von Steinen flog gegen den Marquis, und einer traf ihn an der rechten Schläfe, durchschlug den Hut, und versetzte ihm eine so ernstliche Wunde, daß er beinahe bewußtlos niedersank. Das Einschreiten des Militärs verhinderte schlimmere Folgen." Der Courier sagt darüber: „Ein Augenzeuge versichert uns, diese Erzählung sey im Ganzen richtig, aber das Benehmen des Marquis sey im höchsten Grade aufreizend gewesen, und statt möglichst schnell fortzueilen, habe er sich umgewendet, und dem Pöbel mit Ausrufungen geantwortet, die dessen eigenen an Stärke nichts nachgaben."

Der Herzog von Wellington verschanzte sich in seiner Wohnung auf militärische Weise.

Auch auf dem Lande brach hin und wieder die Wuth des Pöbels aus, z. B. in Derby und in Nottingham, wo das Schloß des als Ultra-Aristokrat längst verhaßten Herzogs von Newcastle gestürmt wurde. Doch wurde die Ruhe leicht hergestellt, und auch eine Volksversammlung von 100,000 Menschen zu Manchester lief ohne Exceß ab, da sich das Volk selbst in Schranken hielt und seine Ehre in keiner andern Leidenschaft, als in der des Gesetzes suchte. Man war entschlossen, die Lords zu besiegen, aber nur auf gesetzlichem Wege, und man gönnte ihnen nicht, daß sie in Hinsicht auf ihre revolutionären Besorgnisse Recht haben sollten. Man

wollte jetzt keine Revolution, gerade weil die Lords sie verkündigt hatten.

Indeß hing die Ruhe des Landes an einem Haar. Es kam alles darauf an, ob die Whigs im Ministerium blieben. Wäre Wellington an die Stelle Grey's getreten, so war alles vom Zorne des Volks zu befürchten. Der König aber beeilte sich, der Deputation der Altstadt London sein festes Beharren bei den Whigs und bei der Reform zu versichern. Grey erklärte, er werde die Reformbill alsobald auf's neue in's Parlament bringen. Am 20 October prorogirte der König das Parlament und sprach: „Die Aufmerksamkeit des Parlaments muß bei der Eröffnung der folgenden Session nothwendig abermals auf die Erwägung der Reformfrage gerichtet seyn, und ich kann Sie meines unwandelbaren Wunsches versichern, ihre Beendigung durch solche Verbesserungen in der Repräsention zu befördern, welche für nöthig erachtet werden mögen, meinem Volke den vollen Genuß seiner Rechte zu sichern ꝛc." Man war mit dieser Aeußerung des Vertrauens sehr zufrieden, und nur wenige Journale äußerten ihren Tadel, daß der König, anstatt das Parlament so oft mit dieser Sache zu ermüden und das Volk so lange in ungewisser Hoffnung hinzuhalten, nicht vielmehr einen Pairsschub veranstaltet habe, um dadurch sich der Mehrheit im Oberhause zu versichern. Man warf es auch Grey vor, daß er seine Stelle nicht niedergelegt habe, falls Se. Majestät sich zu dem Pairsschub nicht hätte entschließen wollen.

Da es König und Minister noch einmal ohne Pairsschub mit dem Oberhause aufnehmen wollten, und dem Volk so befriedigende Versicherungen gaben, so begnügte man sich damit, traf aber Anstalten, den Lords zu zeigen, daß man sich nicht

ungeſtraft zum zweitenmal ihren Widerſpruch gefallen laſſen werde. Daher nahmen die Volksgeſellſchaften unter dem Namen von Unionen in ganz England reißend überhand und ſtellten jene impoſanten und drohenden Maſſen auf, die Schrecken einflößen, auch wenn ſie nicht handeln.

Die große Union von London trat am 31 Octoöer zuſammen, nachdem ſchon am 30ſten durch zufällige Veranlaſſung ein furchtbarer Aufſtand in Briſtol ausgebrochen war. Daß die Unionen nicht ſofort an dieſem Aufſtande Theil nahmen, ſondern im Gegentheil zur Aufrechthaltung der Ruhe beitrugen, iſt der ſicherſte Beweis für ihre überlegene Energie, und hätte ſchon im voraus den Tories zeigen ſollen, was ſie zu erwarten hatten.

Den Aufruhr in Briſtol veranlaßte Sir Charles Wetherell, Recorder der Stadt, ein berühmter Reformgegner, der bei ſeiner Rückkehr aus dem Parlament in Briſtol mit Pfeifen und Hohn empfangen und bis in das Mansionhouſe verfolgt wurde. Der Courier erzählt: „Die Sheriffs ließ man ausſteigen und ruhig hineingehen, ſodann bildeten die Conſtabels dichte Reihen vor dem Wagen bis an die Thüre des Hauſes, und als Sir Ch. Wetherell ausſtieg, bückte er ſich, und ſprang in das Haus. In dieſem Augenblicke flog ein Hagel von Steinen nach dem Wagen, und beſchädigte denſelben ſehr; indeß wurde er weggeführt, und das Volk wurde allmählich ruhig. Hätten nun die Conſtabels die Thüre geſchloſſen, und ſich zurückgezogen, ſo hätte ſich das Volk bald zerſtreut, denn es wollte offenbar nichts als ſeine Meinung auf eine etwas derbe Weiſe ausdrücken. Statt deſſen aber ſammelten ſich die Conſtabels in eine dichte Maſſe, und machten einen Angriff auf die Menge. Nun begann ein Gefecht,

in welchem endlich die Constabels nach allen Richtungen verjagt wurden, worauf der Pöbel das Mansionhouse angriff, wo man eben zu einem prachtvollen Mahle sich niederlassen wollte. Alles ward in kurzer Zeit zerstört, der Mayor, Sir Ch. Wetherell und ein Alderman flüchteten sich, und entkamen dem Pöbel auf eine fast wunderbare Weise. (W. hatte sich als Stallknecht verkleidet.) Da man Truppen herbeigerufen hatte und die Constabels mehrere Leute nach dem Gefängnisse führen wollten, so wurde auch dieses angegriffen. Um 5 Uhr war das Gefängniß Bridwell völlig zerstört; die wenigen Truppen in der Stadt waren seit 26 Stunden im Dienste, und die Pferde völlig erschöpft. Keine obrigkeitliche Person, kein Constabel ließ sich sehen, und die Stadt war von diesem Augenblicke an in den Händen eines wüthenden Pöbels. Nun wurden nacheinander das Stadtgefängniß, die Zollhäuser, der Palast des Bischofs und das Mansionhouse zerstört und angezündet. Von da an ging es so durch neun Häuser fort, bis sie an das Accisegebäude kamen; alle wurden niedergebrannt, und alles dieses Unheil wurde, von 30 bis 40 halbbetrunkenen Taugenichtsen, zum Theil Burschen von 12 bis 18 Jahren verübt. Noch eine Anzahl Häuser wurde zerstört und angezündet, und was das Auffallendste ist, 10 bis 15,000 Menschen standen auf dem benachbarten Platze, und thaten nichts, um das Werk der Zerstörung zu hindern. Endlich am Montag (31sten) Morgens kamen neue Truppen an, und die Magistrate begannen sich zu zeigen. Nun wurde das Gefecht blutig, und das Volk hielt zwei Angriffe aus, indem es die neuen Truppen eben so wie die frühern mit Steinwürfen zurücktreiben wollte. Auch das Posse-Comitatus ward aufgeboten, eine Menge Constabels eingeschworen, und so endlich die

Ruhe

Ruhe ſo ziemlich wieder hergeſtellt. Der Globe fügte hinzu: „Die Volksmaſſe hielt zwei Angriffe mit dem Säbel aus: bei dem erſten wurden ungefähr 200 verwundet und getödtet; bei dem zweiten und entſcheidenden ſtieg dieſe Zahl beinahe auf 500.“

Die große Union von London (the national political Union), die am 31 October in der Kron- und Ankertaverne eröffnet wurde, wählte den berühmten Sir Francis Burdett zum Präſidenten. „Dieſer ſprach ungefähr eine Stunde, und dieſe Eine Stimme beherrſchte das Wogen der zwanzigtauſend Menſchen, die mit jubelnder Freude allen Gedanken, dem ganzen Spiele von Laune, Witz, Verſtand und Geiſt folgten, wodurch ſich die engliſche Beredſamkeit in ſo lebendigen Gegenſatz ſtellt gegen die einförmige, und, wenn auch noch ſo glänzende, doch alle Individualität, ja faſt allen Charakter verwiſchende Declamation der franzöſiſchen Tribune. Er mahnte das Volk, nicht ein Beiſpiel zu der Fabel des Hunds und ſeines Schattens zu geben, ſondern ſich feſt und einig anzuſchließen an den König, die Miniſter, das Haus der Gemeinen und an jene Pairs, die für die große Sache ſo große Opfer gebracht. Kaum vorher war die erſte Kunde von den ſchrecklichen Auftritten in Briſtol gekommen; warnend wies der Redner darauf hin, nichts ſich zu erlauben, was den Ruhm des Königs beflecken, und den Freunden ihrer Sache im Parlamente Grund geben könnte, zu ſagen: ihr habt unſer Wirken gehindert, ihr habt unſern Sieg unmöglich gemacht. Da ſchwenkten die Tauſende die Hüte und riefen: ſo wollen wir! ſo wollen wir! — Nach Sir Francis Burdett ſprachen noch 12 — 13 Redner, unter Andern ein Hr. Thellwall, von puritaniſchem Ausſehen, der ſich als einer der zwei

noch lebenden Männer ankündigte, die 1794 des Hochverraths angeklagt waren, weil sie schon damals auf Parlamentsreform gedrungen hatten; dann ein Geistlicher, Dr. For, der aber jeden Titel ablehnte, welcher ihn von der großen Masse seiner Mitbürger unterschiede; Obrist Jones, das bekannte Parlamentsglied, naher Verwandter, aber politischer Gegenfüßler Wethercells, eine dicke, bärenmäßige Figur, mit wildem buschigem Backenbarte und einer Stimme, deren rauher Donner allenfalls ein paar Tausend Andere niederwerfen könnte, während die plumpen Arme an den breiten Schultern in steter Bewegung den Tact dazu schlugen; ein Hr. Wakley, eine hohe, schlanke, schöne Gestalt, und eines jener Gesichter, die sich nur leicht, fast unmerklich zu bewegen brauchen, um hinter den hellen Augen einen schlagenden Gedanken, einen treffenden Witz durchleuchten zu lassen; er allein setzte, trotz dem Rufen der Menge, den Hut nicht auf; er schien es zu wissen, wie schön es sich ausnahm, wenn ihm der Wind in den langen, lichtblonden Locken spielte, während er mit seinen Worten die Herzen der Menge unter ihm eben so leicht hin und her bewegte. Auch einige Arbeiter traten vor, und protestirten im voraus gegen die mögliche Absicht der Mittelclassen, die Arbeitenden nur als Mittel zu gebrauchen. Die Menge schien ihnen zu mißtrauen; viele Stimmen riefen, es seyen Sendlinge von Hunts „Rotunda gang;“ und wer je einmal den wahrhaften Höllenlärm eines englischen Pöbelhaufens gehört hat, der weiß, daß keine menschliche Stimme im Stande ist, dagegen etwas auszurichten. Bei jedem Redner der vortrat wurde der Ruf: „Hume! Hume!“ lauter. Das Volk hatte ihn nämlich, als schon die Versammlung eine Stunde gedauert hatte, ankommen sehen, begrüßte ihn mit Hut

ſchwenken und Händeklatſchen, und wollte ihn durchaus ſprechen hören. Indeſſen trat er erſt ganz zuletzt hervor, eine unterſetzte, behagliche comfortable Figur, ſehr ſorgfältig gekleidet, der erſte Gentleman der Verſammlung.“

Der eigentliche Pöbel war mit der Mäßigung der Mittelclaſſen keineswegs zufrieden und kündigte eine beſondere Volksverſammlung an, die ein weit drohenderes Anſehen gewinnen ſollte; allein die impoſante Vereinigung der Mittelclaſſen mit der Regierung bewirkte, daß dieſe Verſammlung gar nicht zu Stande kam. In den Provinzen erlangte dagegen der Pöbel mehr Gewicht. In Glasgow kamen bei heftigem Regen 30,000 Menſchen zuſammen und „erlaubten ſich Ausdrücke, welche offenbar an Hochverrath gränzten.“ In Hampſhire unterdrückten die Gemäßigten nur mit Mühe eine von Cobbett veranlaßte und in den revolutionärſten Ausdrücken abgefaßte Adreſſe. Aehnliche zahlreiche Volksverſammlungen fanden in den Grafſchaften Hantſhire, Cheſter und Cornwall ſtatt. Man ſchrieb damals aus London: „Hunt zieht in den Manufacturgegenden von Stadt zu Stadt, und findet überall den Pöbel bereit, in ſeine Erklärungen mit einzuſtimmen, daß die miniſterielle Reform nur für den Mittelſtand und nicht für's Volk beſtimmt ſey, und das Volk kein Zutrauen in die Miniſter ſetze, die er die „ſpitzbübiſchen Whigs“ nennt. „Es ſeyen die Whigs,“ ſagt er, „welche das Volk durch Emiſſarien zu Gewaltthätigkeiten aufreizten, um es durch ihre Sbirren niederſäbeln zu laſſen; es ſeyen Whigverſammlungen, welche Leben und Eigenthum unſicher machten, während ächte Radicale niemals ein Fenſter einſchlügen. Die Whigs ſuchten nur ſich ſelbſt und die Vortheile der Aemter; wahre Freiheit ſey ihnen ein Gräuel,

während die Tories, obgleich sie das Volk so lange bedrückt und geplündert hätten, es weit redlicher meinten: die Tories hätten den Katholiken und dissentirenden Protestanten ihre Bürgerrechte eingeräumt, und von ihnen nur sey auch Radicalreform zu erwarten! Mit solchen Reden hat er die Fabrikarbeiter zu Manchester, Blackburn, Preston, Leeds u. s. w. erbaut." Zu offnem Aufstand kam es am 5 November zu Worcester und am 7ten in Coventry, wo der Pöbel eine Factorei niederbrannte; auch nahmen die Brandstiftungen auf's neue überhand.

Gegen diesen Geist der Anarchie erhoben sich die Mittelclassen mit Kraft. Herr Attwood, Vorsteher der Union von Birmingham, verlangte in der Versammlung am 7 November, diese Union solle sich bewaffnen, um die unnützen, schimpflichen und gefährlichen (von den Tories selbst gewünschten und herbeigeführten) Pöbelunfuge zu dämpfen, und zugleich zum Schutze der Reform, des Ministeriums, der Whigs und der gesetzlichen Ordnung eine imposante Macht aufzustellen.

Am 10 November hielt auch die Union von London eine neue Versammlung, worin derselbe gemäßigte Geist herrschte. Am 15ten beschloß die Union von Birmingham eine regelmäßige Organisation, Eintheilung in 7 Districte und Centurien ꝛc. Am 18ten wurde eine stürmische Volksversammlung in Lincolnshire gehalten, wo besonders General Johnson figurirte.

Die Regierung begann nun zu besorgen, daß ihr die Hülfe der Unionen bald lästig werden oder daß vielleicht gar der niedrigste Pöbel sich anstatt der Mittelclassen in die Unionen einschieben dürfte. Daher erließ sie eine Proclamation

gegen die Unionen am 22 November, da eine bürgerliche Gewalt, die unabhängig von den Magiſtraten handeln wolle, ungeſetzlich ſey. Sir Francis Burdett trat nun aus, da auch ihm ſeine Popularität läſtig zu werden anfing. Die Unionen dauerten inzwiſchen fort, beſonders da auch die Unruhen fortdauerten. Die Mittelclaſſen hatten keine Luſt, dem Pöbel allein das Feld zu räumen. Am 30 November erhoben ſich die Kohlenarbeiter zu Bilſton, plünderten, erbrachen ein Gefängniß ꝛc. Noch am 8 December ſchrieb man aus Dudley, daß der Aufruhr fortdaure und unter den Arbeitern des Landes ein ſehr unruhiger Geiſt herrſche.

In Irland, wo das Elend weit größer war, als in England, brachen ebenfalls Unruhen aus; doch gelang es O'Connell, der Revolution, die in dieſem Lande immer im Begriff iſt gleich einem wilden Roſſe durchzugehen, abermals in den Zügel zu fallen und ſie ſeinem Worte zu unterwerfen, indem er in demſelben gemäßigten Geiſte wie Burdett und Attwood ſprach. In der Verſammlung der iriſchen Union zu Dublin am 19 November ſprach O'Connell: „Ich wünſche, daß das Volk von Irland ſich mit mir in dem Kampfe für Reform vereinige, damit wenigſtens hier die Ruhe aufrecht erhalten werde. Unſre Herrſcher ſollten nie vergeſſen, daß von unſern 32 Grafſchaften 11 unter der Aufruhrsacte ſtanden, und 9 andere proclamirt wurden, als die katholiſche Aſſociation zuſammentrat, und daß Irland ruhig war, ehe ein Jahr ablief. Hier in dieſer Verſammlung müſſen wir beginnen, ganz Irland zu organiſiren. England bereitet ſich auf Erſchütterungen vor und bewaffnet ſich. Dieß haben wir nicht nöthig, und es iſt übrigens durch ein Geſetz verboten, dem wir gehorchen wollen.“ Er fügte aber hinzu: „Ueber

Einen Punkt will ich mich klar aussprechen: ich glaube nicht, daß die Zehnten noch drei Jahre lang in diesem Lande werden bezahlt werden. In einem großen Theile Irlands werden sie seit zwei Jahren nicht bezahlt. Und wenn man zu Zwangsmaßregeln und Processen seine Zuflucht nehmen will, so muß der Geistliche ein paar Pfund zahlen, um fünf Schillinge zu gewinnen, und wenn der Proceß entschieden ist, so findet er oft nichts zum Verkaufen. Ich weiß, daß manche Geistliche gern den Plan annehmen werden, mit dem Staate in einen Vertrag einzutreten, wie ich es vorschlug. Ich bin dafür, ihnen einen lebenslänglichen Unterhalt zu sichern, und werde auf keinen andern Plan in dieser Beziehung eingehen. Petitionen und Ausschüsse, welche Thatsachen aufstellen sollen, werden die Verfahrungsart der Union seyn." Am 22 November tumultuirte der Pöbel in der Grafschaft Killenny, indem er einige Gefangene befreien wollte. Die Soldaten schossen: fünf Aufrührer blieben, und viele wurden verwundet. Obgleich es immer nur bei so kleinen Excessen blieb, so herrschte doch in ganz Irland die größte Aufregung, und es verging fast kein Tag ohne eine tumultuarische Volksversammlung.

Am 6 December eröffnete der König das Parlament von neuem und sprach: „Ich fühle mich vor allem verpflichtet, Ihrer sorgsamsten Erwägung die Maßregeln zu empfehlen, welche Ihnen zu einer Reform des Hauses der Gemeinen werden vorgelegt werden. Eine baldige und genügende Beilegung dieser Frage wird täglich dringender und nothwendiger für die Sicherheit des Staats und die Zufriedenheit und Wohlfahrt meines Volks. Tief bedaure ich das in vielen Theilen meiner Besitzungen herrschende Elend ꝛc." Am

12 December brachte Lord Ruſſell die Reformbill abermals vor das Unterhaus. „Sie iſt im Grundſatz durchaus dieſelbe, wie die in der letzten Seſſion beſchloſſene. Von den in Schedula A enthaltenen Flecken kommen 5 in die Schedula B, und umgekehrt 5 aus dieſer in jene. Die Zahl der Mitglieder ſoll dieſelbe bleiben wie bisher: 500 für England, 105 für Irland, und 53 für Schottland. Auch werden Beſtimmungen über die Richtigkeit der Zahlung von 10 Pf. Rente hinzugefügt.“ Die Oppoſition beklagte ſich, daß das Miniſterium ſo wenig nachgebe, da die Verwerfung der Bill wenigſtens einige Modificationen mehr in derſelben hätte herbeiführen ſollen, und von neuem prophezeite ſie Unheil, da ſchon die Unruhen zu Briſtol, Nottingham und die Exceſſe zu London gezeigt hätten, daß der Bill Mord und Brand und Anarchie auf dem Fuße folgten. Doch waren die Meiſten jetzt mehr als je von der Nothwendigkeit der Bill überzeugt, und ihre zweite Verleſung ging im Unterhauſe mit 321 gegen 162 Stimmen durch, am 17 December. Die drohende Haltung des Volks unterſtützte ſie fortwährend. Von Yorkſhire lief eine Bittſchrift für die Reform mit nahe an 130,000 Unterſchriften ein.

Außer mit der Reformbill beſchäftigte man ſich am Schluſſe des Jahres noch insbeſondere mit dem iriſchen Zehnten, deſſen Aufhebung höchſt dringend war. Schon O'Connell hatte in der oben erwähnten Rede dieſe Sache zur Sprache gebracht. Wie es damit in Irland ſtand, erſieht man aus folgenden Schilderungen. Stanley las am 15 December den Brief des Pfarrer Bullers im Unterhauſe vor: „Eine Anzahl Vagabunden ſammelte ſich kürzlich an meinem Hauſe, und ſuchte mich durch Drohungen zum Abzuge zu nöthigen. Seit dieſem

Tage wurde einer von denen, die ich mit Einſammeln der Zehnten beauftragt hatte, grauſam ermordet, der andere insgeheim gezwungen, das Land zu verlaſſen. Die ſchändlichſten Verleumdungen wurden gegen mich im „Kilkenny-Journal" verbreitet, und ich ſelbſt mit zweien meiner Söhne endlich genöthigt, das Land zu räumen. Nach einem Aufenthalte von mehr als 36 Jahren, während deren die Wohlfahrt meiner Pfarrkinder mein einziger Zweck war, bin ich von meiner Heimath und von meinem Amte vertrieben, ein hülfloſer Verbannter. Das Einkommen meines Kirchſpiels betrug über 2000 Pf. St. jährlich, die Summe die ich daraus zu bezahlen hatte, über 600 Pf. Dieſes Geld mußte herbeigeſchafft werden; ich verkaufte Pferde und Wagen, entließ alle meine Arbeiter und Bedienten, und hob mein ganzes Hausweſen auf. Ich habe jetzt nur Eine Magd, und ich glaube, ich bin nicht der einzige Geiſtliche in dieſer Lage, der von einem guten Auskommen in völlige Armuth verſetzt wurde. Keine Belohnung kann irgend Jemand dahin bringen, dieß Kirchſpiel zu unterſuchen; kein Advocat will einen Zehntenproceß annehmen; kein Beamter wagt es zu erſcheinen, und wenn man geſetzliche Decrete erhält, ſo werden ſie nicht ausgeführt. Die Pächter erklären, daß ſie die Zehnten durchaus abſchaffen und nichts bezahlen wollen, bis ſie wiſſen, was das Parlament thun will."

Der Courier enthält Folgendes aus Kilkenny vom 14 December. Ein Haufe von 40 Polizeimännern zog, unter Anführung des Oberconſtabels, Capitän Gibbons, mit einem Advocaten Namens Butler aus, um verweigerte Zehnten für Dr. Hamilton beizutreiben. Mittags 1 Uhr wurden ſie von bewaffneten Landleuten angegriffen, Capitän Gibbons, But-

ler und 12 Polizeimänner getödtet und vier andere ſo verwundet, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Viele andere noch ſind ſchwer verwundet, auch alle Waffen der Polizeimänner zerbrochen und bei den todten Körpern zurückgelaſſen worden.

Am 16 December bildete ſich ſofort eine Committee im Oberhauſe, um über den iriſchen Zehnten zu berathen. Dagegen hielten die iriſchen Proteſtanten (Braunſchweiger oder Oranienmänner) am 28 December eine Verſammlung zu Armagh, von etwa 20,000 Menſchen, worin ſie, im Gegenſatz gegen die große Mehrheit der unterdrückten katholiſchen Irländer, für ihre verhaßten Privilegien leben und ſterben zu wollen ſchwuren.

Am 31 October war die Cholera in Sunderland ausgebrochen, hielt ſich aber bis zum Schluſſe des Jahres in der Nähe dieſer Küſtenſtelle, ohne ſich noch weiter ins Innere des Landes auszubreiten.

3.

Die engliſchen Colonien. Angelegenheiten Oſtindiens.

In den weſtindiſchen Colonien machten die Negerſklaven fruchtloſe, aber furchtbare Anſtrengungen, ihre Ketten zu löſen. Trotz der Bemühungen Englands und Frankreichs, einerſeits den afrikaniſchen Sklavenhandel zu unterdrücken, andrerſeits der farbigen Bevölkerung politiſche Rechte zu ſichern, wußten doch die reichen Pflanzer und Schiffer an Ort und Stelle dieſe humanen Maßregeln zu vereiteln, und der Sklavenhandel, wie die Mißhandlung der Skla-

ven dauerte fort. Am 10 Februar brach eine blutige Negerempörung auf der franzöſiſchen Inſel Martinique aus, und gleichzeitig wurde auf Guadeloupe eine Negerverſchwörung ſchon im Keime erſtickt. Im März empörten ſich die Neger der engliſchen Colonie Antigua und verheerten viele Pflanzungen. Im Junius wurde ein Negercomplott auf der großen ſpaniſchen Inſel Cuba entdeckt. Im Spätſommer empörten ſich die Neger auf Tortola. Bei weitem die größte Revolte fand aber am Schluſſe des Jahres auf der großen engliſchen Inſel Jamaica ſtatt. Hier waren die Neger durch engliſche Miſſionäre aufgewiegelt, die, von den reichen und rohen Pflanzern mißhandelt, den Schwarzen die allgemeine chriſtliche Freiheit und Gleichheit predigten. Einer derſelben, der Prediger Bor, wurde gefangen. Ein Negeranführer Sharp, erklärte öffentlich, daß er im Namen der Religion rebellire. An 30,000 Neger ſtanden auf, und über hundert Pflanzungen wurden zerſtört, ſeit dem 30 December. Der Aufruhr wurde erſt im folgenden Jahr unterdrückt. In Folge dieſer ſich häufenden Negerunruhen ſchloſſen England und Frankreich im Winter einen beſondern Vertrag zu gemeinſchaftlicher Unterdrückung des Sklavenhandels. Dagegen erfuhr man, daß die Weißen auf den Inſeln Trinidad, St. Lucie und Demerary ſich entſchieden weigerten, den Zuſtand der farbigen Bevölkerung zu erleichtern.

Aus Afrika wurde berichtet, daß die Aſhantees mit den Engländern Frieden geſchloſſen hätten, dagegen ein neuer Krieg mit den Mandigo-Negern ausgebrochen ſey. — Aus Neuholland wurde der engliſche Gouverneur Darling zurückgerufen, weil die Einwohner über Bedrückung klagten.

Oſtindien verdient in Hinſicht auf die innere wie äußere

Politik einer besondern Beachtung. Was unlängst der englische Bischof Heber in seiner höchst belehrenden Reise durch Indien behauptete, daß die Indier so innig an den englischen Gesetzen hängen, wie die Engländer selbst, bestätigt sich durch eine merkwürdige Bittschrift, die, von einer großen Anzahl Indier unterzeichnet, im Sommer an das Unterhaus gelangte. „Sie beginnt mit einer dankbaren Anerkennung der Vortheile, welche den Eingebornen aus der Errichtung eines obern Gerichtshofs in Calcutta, Madras und Bombay entsprungen sind, und bestreitet die Ansicht, daß solche Höfe unverträglich mit ihren Gewohnheiten und Gesinnungen, oder daß sie unfähig wären, ihren Antheil an denselben als Geschworne oder Zeugen zu vollziehen. Zum Beweise des Gegentheils berufen sie sich auf die Erfahrungen der letzten fünf Jahre in allen drei Präsidentschaften. Sie beklagen sich deßhalb, daß die Gerechtigkeitspflege, auf ein System gegründet, welches ihren Gefühlen durchaus angemessen sey, sich auf die drei Präsidentschaften beschränkt, und dieselbe im ganzen Innern auf eine höchst nachlässige Weise gehandhabt werde, die überdieß den Unterthanen den Stempel einer abgesonderten, eroberten und vertheidigten Nation aufdrücke. Die Bittsteller erkennen im voraus, daß eine Reform in den indischen Provinzialgerichtshöfen das Mißfallen ihrer eingebornen Prinzen erwecken werde, die sich derselben als Mittel zur Unterdrückung und zu Gewaltthätigkeit bedienen; aber sie sind überzeugt, daß eine solche Rücksicht, weit davon entfernt, auf die brittische Legislatur einzuwirken, nur ein Grund mehr seyn wird, um die Reform, welche sie erbitten, zu bewilligen. Sie tragen ferner in den dringendsten und energischsten Ausdrücken darauf an, gleichmäßig mit den Europäern Aemter erlangen

zu können, von welchen ſie durch böswillige, eigennützige und falſche Darſtellungen ausgeſchloſſen wären. Sie verſichern daß nichts leichter ſey, als die ungeheure Bevölkerung durch eine weiſe und unparteiiſche Handhabung der Gerechtigkeit, und durch Belohnung des intellectuellen und moraliſchen Verdienſtes durch ehrenvolle und einträgliche Aemter, an die brittiſche Regierung zu feſſeln. Sie wollen ſogar, um dieſe Anhänglichkeit durch Verbreiten der engliſchen Sprache zu vermehren, daß nach 12 Jahren die vollkommene Kenntniß derſelben eine Bedingung für den Eingebornen ſeyn ſoll, um eine Anſtellung erhalten zu können.“ Wenn wirklich die indiſche Civiliſation ſich mit der engliſchen Energie verbindet, ſo dürfte Oſtindien in nicht zu langer Zeit eine Macht darbieten, die ſich weder vor Rußland noch China zu fürchten hätte. Eben daraus erklärt ſich aber, was man von dem Einverſtändniß der nordaſiatiſchen Mächte, den engliſchen Einfluß in Indien zu ſchwächen, namentlich in jüngſter Zeit vernimmt.

Der Hof des Runjet Singh, des Beherrſchers von Lahore im Norden Indiens, bildet in dieſer Beziehung einen diplomatiſchen Centralpunkt. Man ſchreibt ihm zu, unter dem Einfluß Rußlands und China's, Indien emancipiren, auf jeden Falle den Engländern entgegenwirken zu wollen. Die Engländer ſcheinen großes Gewicht darauf gelegt zu haben, ſich dieſem Fürſten zu befreunden, denn es wurde eine Geſandtſchaft an ihn unter Burne abgeordnet, der am 18 Julius in Lahore eintraf, und im Herbſt brach Lord Bentink, Generalgouverneur von Bengalen, in eigener Perſon auf, den König zu beſuchen, der ihm bis Rupur entgegenreiſ'te. Am 27 October fand dieſe Zuſammenkunft unter großen Feierlichkeiten ſtatt, und das Reſultat war, die Be-

festigung der nachbarlichen Freundschaft und ein Bundesvertrag.

Wenn unsere Leser sich der Moslauer Correspondenz erinnern wollen (oben S. 157 und 158), so kann wenigstens nicht gezweifelt werden, daß Rußland sein Augenmerk auf Indien gerichtet hat. Wie weit es mit Lahore und China sich benommen, ist ungewiß. Näher liegt ihm die Politik, sich Persiens und der an den Himalaya gränzenden Gebirgsländer zu bemächtigen, um so den nächsten Weg nach Indien zu finden. Hierzu gibt ihm Allakul, der Chan der Uzbecken von Chiva, einen Vorwand. Dieser kaufte nicht nur von den Kirgisen russische Sklaven, zum Hohn des mächtigen Kaiserreichs, sondern erlaubte sich auch Einfälle in Persien, welches Land Rußland beschützt, seitdem es dasselbe überwunden und an seine Gnade gefesselt hat. Es hieß also, Rußland werde bald ein Heer den Persern zu Hülfe schicken, um Chiva zu erobern, und sich von da weiter gegen Indien auszubreiten.

Es kommt den Russen gegenwärtig sehr zu Statten, daß nicht nur Persien völlig entkräftet, sondern auch das vormals mächtige und drohende Afghanenreich (zwischen Persien und Lahore) getheilt ist. Ueber die Demoralisirung Persiens hat der Engländer Fraser bereits ein treffliches Werk geschrieben, und sie hat sich durch die letzten Siege der Russen unter Paskewitsch hinlänglich bestätigt. Noch herrscht der alte schwache Shah Feth-Ali, dessen Söhne und Enkel sich bereits um das Erbe streiten. Man erfuhr, daß einer dieser Söhne, Hassan Ali Mirza, Gouverneur von Kerman, sich empört habe und daß der aus dem russischen Kriege berühmte Abbas Mirza gegen ihn zu Felde gezogen sey. — Was das Afghanenreich von

Kabul betrifft, deſſen erſte Kenntniß wir dem Engländer Elphinſtone verdanken, ſo iſt daſſelbe jetzt von ſeiner frühern Größe herabgeſunken, da es die Brüder des großen Futeh Chan von Kabul nach deſſen Tode unter ſich theilten. Balkh machte ſich völlig unabhängig, und Peſchawer, Kaſchmir und einige andere Provinzen wurden dem Reiche Lahore tributbar, das eben dadurch zu bedeutender Macht gelangte.

Engliſche Blätter beſchuldigten Rußland auch, daß es durch ſeine Agenten in China die ſtrengen Maßregeln gegen den oſtindiſchen Handel eingeleitet habe. Ein ruſſiſcher Staatsrath und der im Chineſiſchen ſehr bewanderte Archimandrit Hyacinth ſollen ſich ſeit einiger Zeit in dieſer Abſicht in Peking befinden. Die Mißhandlungen, welchen die Engländer ſchon länger ausgeſetzt waren, vermehrten ſich. Am 12 Mai ließ der chineſiſche Gouverneur von Canton die engliſche Factorei angreifen und in Brand ſtecken, nachdem er das Bildniß des Königs von England beſchimpft hatte. Der Vorwand dazu war der Umſtand, daß die Factorei einen Garten zu weit ins Flußbett hinein angelegt hätte. Im erſten Augenblicke waren die Engländer ſehr gereizt, da ſie aber nicht mächtig genug ſind, es mit China aufzunehmen und da ſie den Theehandel nicht entbehren können, ſahen ſie ſich gezwungen, die demüthigenden Bedingungen anzunehmen, unter denen ihnen am 22 Mai bewilligt wurde, ihren Handel fortzuſetzen. — An den Nordgränzen China's brachen mahomedaniſche Stämme, die An-tſe-pey, in das Gebiet von Kaſchgar ein, und man ſah dieſen Krieg in Peking als wichtig an.

VII.

Spanien.

Der Verſuch der conſtitutionellen Flüchtlinge in Spanien einzufallen (October, 1830) war mißlungen; aber auch die carliſtiſche Partei (Anhänger des Infanten Don Carlos, Bruder des regierenden Königs Ferdinands VII) war durch die pragmatiſche Sanction ihrer Hoffnungen beraubt worden; da zufolge derſelben nicht der Bruder, ſondern die am 10 October 1830 geborne Tochter des Königs, die Infantin Marie Iſabelle Louiſe, den ſpaniſchen Thron erben ſollte. Da Don Carlos der Günſtling der Pfaffen und Abſolutiſten war, ſo mußte die Königin, Mutter der jungen Infantin, ihre Stütze in der liberalen oder wenigſtens gemäßigten Partei ſuchen, und da ſie Einfluß auf den König übte, ſo erwartete man nicht ohne Grund, es werde im Syſteme der Regierung Mäßigung und ſelbſt Hinneigung zum Conſtitualismus eintreten. In dieſem Sinne erfolgte wirklich ſchon am 21 Februar 1831 die Anerkennung von Cortesbons im Betrage von 20 Mill. Vellon-Realen Renten, für die dergleichen Bons acceptirt werden ſollten. Am 18 Februar wurde ein carliſtiſcher Aufſtand in Murcia unterdrückt, wo der Prieſter Muniz mit einer Piſtole in der Hand den Pöbel zum Morde der Liberalen aufreizte.

Die Regierung wurde aber auf einige Zeit in das alte grausame System zurückgeworfen, da die constitutionellen Flüchtlinge noch einmal einen unklugen Empörungsversuch machten. In Gibraltar hielten Torrijos und Manzanares mit Spanien Einverständniß, und in Cadiz wurde eine geheime Junta unter dem Vorsitze des Lopez Ochoa organisirt. Manzanares begab sich nach dem Rondagebirge, Torrijos nach Cadiz. Am 3 März brach die Empörung aus. Der Gouverneur von Cadiz, Oliver, der die Verschwörung entdeckt hatte, wurde ermordet; da aber die Soldaten keinen Antheil an der Bewegung nahmen, verdrängte der Ruf: es lebe der König! bald den: es lebe die Constitution! General Quesada unterdrückte den Aufstand und zwang die Verschwornen, 400 an der Zahl, auf der Insel Leon zu capituliren. Sie wurden geschont, dagegen wurde Manzanares mit mehr als 40 Mann im Ronda-Gebirge gefangen. Er entleibte sich, und alle seine Gefährten wurden auf der Stelle erschossen. Torrijos entkam nach Gibraltar. In Folge dieses Ereignisses verfuhr die Regierung wieder sehr strenge gegen die Constitutionellen, zumal da am 20 März gleichzeitig ein Complott in Madrid hätte ausbrechen sollen. Sie ließ viele Verhaftungen vornehmen und am 11 April selbst in Madrid den in die Verschwörung verwickelten Buchhändler Micar henken. Cadiz verlor interimistisch das Vorrecht seines Freihafens. Im Julius erhielten der König, der Minister Calomarde und die Prinzessin von Beira Pakete, bei deren Eröffnung ein Mordschlag erfolgte, wobei jedoch nur ein Secretär verwundet wurde.

Allein am 14 September erließ der König ein Amnestie-Decret, wodurch allen auf fremden Boden geflüchteten Spaniern

niern Verzeihung und eine freie Rückkehr zugeſichert wurde mit Ausnahme derer, welche mit den Waffen in der Hand feindlich den vaterländiſchen Boden betreten oder an den revolutionären Junten und Comités Antheil gehabt. Dieß war zwar wenig, aber doch ein Anfang zu einer ausgedehnteren Amneſtie und zu einer Annäherung der Regierung an die Conſtitutionellen.

Im Winter wurde der König krank, und dieſer Umſtand beſchleunigte die bevorſtehende Kataſtrophe. Calomarde, Chef des Miniſteriums und jetzt mehr als je mit der carliſtiſchen Prieſterpartei liirt, kämpfte mit der jungen Königin Chriſtine um den Einfluß beim kranken König und um deſſen Stellvertretung. Wie nach altkatholiſcher Vorſtellung ſtand gleichſam der böſe und gute Engel ſtreitend an ſeinem Bette. Calomarde ſchmeichelte dem bigotten und deſpotiſchen Charakter des Königs, um ihn dadurch der carliſtiſchen Partei zu überliefern und die pragmatiſche Sanction unwirkſam zu machen, während die Königin Chriſtine, um ihrer jungen Tochter den Thron und ſich die Regentſchaft zu erhalten, gegen die ſie tödtlich haſſenden Carliſten alle denſelben feindlichen Elemente: die Mäßigung, die conſtitutionelle Geſinnung im Innern und die diplomatiſche Thätigkeit Frankreichs und Englands von außen, zu Hülfe rufen mußte.

Anfangs, ſo lange der König noch nicht von der Heuchelei der Carliſten überführt war, behielt Calomarde die Oberhand. Dazu trug der Umſtand bei, daß Torrijos aufs neue einen Revolutionsverſuch machte, der natürlich den König gegen die Conſtitutionellen, gegen die er ſchon aus Antrieb der Königin einige Gnade hatte blicken laſſen, von neuem reizen mußte. Torrijos war ſelbſt eigentlich unſchuldig daran, denn

die Carliſten lockten ihn nur in die Falle, indem ſie ihn unter conſtitutioneller Maske zu einer neuen Landung an der ſpaniſchen Küſte bewegten. Er verließ Gibraltar, aber ſchon auf der See verfolgten ihn ſpaniſche Wachtſchiffe und trieben ihn ans Ufer, am 1 December, und am 3ten wurde er mit 53 Mann zu Ingles gefangen. Alle wurden zu Malaga erſchoſſen, auch ein Engländer, Namens Bloyd, der ſich bei ihnen befand.

Im Laufe des Decembers wurde eine Erklärung des Königs bekannt, worin derſelbe gegen jede Intervention Frankreichs oder Englands zu Gunſten Don Pedro's proteſtirte, und für dieſen Fall dem Don Miguel mit einer ſpaniſchen Armee beizuſtehen drohte, die wirklich an der portugieſiſchen Gränze zuſammengezogen wurde. So endete das Jahr unter günſtigen Ausſichten für die Carliſten, denen jedoch im folgenden Jahre die junge Königin das Staatsruder aus den Händen wand.

VIII.

Portugal und Brasilien.

1.

Portugal.

Die Gewaltherrschaft des Don Miguel dauerte ungestört fort. Vom Papste und von Spanien, ja sogar von Nordamerika anerkannt und durch die Geistlichkeit des Landes mächtig unterstützt, trotzte der Usurpator der Nichtanerkennung der übrigen Mächte und der schwachen Opposition der Constitutionellen. Das niedere Volk, ohne Aufklärung und Industrie, müßig unter einem schönen Himmel und den Mönchen blind ergeben, folgte dem Impulse, hielt Don Miguel für rechtmäßig, weil ihn die Geistlichkeit anerkannte, und verfolgte die Constitutionellen, weil sie ihm von der Geistlichkeit als ruchlose Ketzer bezeichnet wurden. Diese Constitutionellen nun, die Gebildeten des Adels und der Mittelclasse, wurden fortwährend systematisch beraubt, eingekerkert oder hingerichtet, wenn es ihnen nicht gelang zu entfliehen und das traurige Loos ihrer verbannten Brüder zu theilen.

In the annual Retrospect of public events for the

year 1831 findet man eine Liſte der Opfer von Don Miguels Tyrannei, zuſammen 10,100 Perſonen. Im Weſentlichen damit übereinſtimmend, theilte der engliſche Courier nach dem Stande vom 31 Julius 1831 eine neue Liſte mit:

In den Gefängniſſen von Liſſabon	4260
Im Fort San Julian	960
Im Fort Peniche (hauptſächlich Militärperſonen) .	550
Caraes, Belem und Trafraria	300
Gefängniſſe von Oporto	2260
Provinzen von Douro und Minho	2000
Auf Pontons im Tajo	600
In Tras-os-Montes	1200
In Beira, Almeida eingeſchloſſen	4910
In Montejo, Elvas eingeſchloſſen	5000
In Eſtramadura, Abrantes eingeſchloſſen . .	3000
In Algarbien	1200
In Summe	26,270

Deportirt wurden: nach Angola	400
Nach den Inſeln des grünen Vorgebirgs . .	500
Nach Mozambique	700
In Summe	1,600

Emigrirt ſind: nach Terceira und andern Inſeln .	7000
Nach Braſilien	1500
Nach verſchiedenen Theilen von England . .	800
Nach Frankreich	2300
Nach den Niederlanden	1100
Nach verſchiedenen Theilen Europa's	1000
In Summe	13,700

Auf dem Schaffott ſtarben in Liſſabon	22
— — — — — Oporto	15
Um der Verfolgung zu entgehen, halten ſich verborgen, oder wandern im Lande umher	5000
In Summe	46,607.

Ueber die Hinrichtung von ſieben Conſtitutionellen zu Liſſabon am 15 März theilte der Morning-Herald einen ſchaudererregenden Bericht mit. Ein 70jähriger Franzoſe, Herr Sauvinet, wurde nach Afrika deportirt, weil man liberale Journale bei ihm fand. Ein engliſcher Kaufmann, Robertſon, wurde gleichfalls inſultirt, ſein Haus erbrochen, und von der Polizei weggenommen, was ihr gefiel.

Die franzöſiſche Regierung nahm nun von der Verhaftung des greiſen Sauvinet und eines andern Franzoſen, Herrn Bonhomme, Gelegenheit, ernſtliche Maßregeln gegen den Uſurpator zu ergreifen. Zwar hegte ſie keineswegs die Abſicht, ihn zu ſtürzen, ſich der conſtitutionellen Sache und der Dona Maria anzunehmen; aber ſie wollte ſich ein Anſehn geben, auf eine wohlfeile Weiſe einen kriegeriſchen Ruhm erringen und dadurch den Kammern und dem franzöſiſchen Volke imponiren. Seiner Politik getreu, zeigte Ludwig Philipp überall Schwäche gegen die Starken, und ſuchte dieß dadurch auszugleichen, daß er Stärke gegen die Schwachen zeigte. So kam ihm denn auch Don Miguel ſehr gelegen, um an ihm die franzöſiſche Tapferkeit zu erproben und einen Kriegslorbeer in ſeine Friedenspalme zu flechten, damit die franzöſiſche Oppoſition doch nicht ſagen könne, der König der Franzoſen ſey furchtſam. Auch Perier, der gerade damals ins Miniſterium trat, fand die Gelegenheit günſtig, ſeine angekündigte Energie

zu bethätigen und die Aufmerkſamkeit der Franzoſen von Polen ab nach Portugal zu lenken.

So erſchien denn zuerſt am 28 März eine franzöſiſche Kriegsbrigg vor Liſſabon, reclamirte die Herren Bonhomme und Sauvinet und forderte Genugthuung für jede Frankreich zugefügte Unbill. Am 5 April wurden dieſe Forderungen wiederholt; Don Miguel fand aber für gut, ſie abzuweiſen, indem er merken ließ, er fürchte Frankreich keineswegs, da ihm im Falle eines Angriffs nicht nur Spanien, ſondern ſelbſt England beiſtehen würde, deſſen alte Eiferſucht gegen Frankreich den franzöſiſchen Einfluß auf Portugal ſtets verhindern müſſe. Inzwiſchen verſtand ſich Frankreich mit England, die Sache ſo abzumachen, daß der Uſurpator gedemüthigt, übrigens aber kein weiterer Anſpruch Frankreichs auf Portugal gegen das engliſche Intereſſe gemacht würde. Unter der Vorausſetzung der engliſchen Zuſtimmung konnte nun das franzöſiſche Miniſterium der Oppoſition eine kleine Conceſſion in liberalem Sinne machen, ja es kam ſogar darauf an, der an ſich unbedeutenden Expedition gegen Don Miguel eine Popularität zu geben, welche dem Könige der Franzoſen bei der liberalen Mehrheit ſeines Volks, insbeſondere kurz vor den neuen Deputirtenwahlen zu Statten käme. Daher durfte Sebaſtiani am 12 April von der Tribune herab Don Miguel ein „Ungeheuer" nennen. Er ſagte: „Zwei franzöſiſche Fahrzeuge ſtellten unſre Mitbürger ſicher vor den Verfolgungen eines Ungeheuers ꝛc., das ſich täglich mit neuen Verbrechen befleckt und ſich gewiß nie ſchmeichelte, je von Frankreich anerkannt zu werden."

Damit England die franzöſiſche Expedition gewähren laſſe, ließ zuerſt Frankreich den Engländern den Vorrang, denn auch

dieſe hatten an Don Miguel Reclamationen zu machen. Am Ende des Aprils wurde durch den engliſchen Conſul in Liſſabon, Hoppner, die Beſtrafung derjenigen portugieſiſchen Beamten durchgeſetzt, welche ſich Mißhandlungen gegen Engländer erlaubt hatten, ſo wie eine Entſchädigungsſumme von 1,800,000 Fr. für engliſche, vor Terceira durch das portugieſiſche Blokadegeſchwader gekaperte Schiffe. Auch mußte ſich Don Miguel dazu verſtehen, dieſen ſchimpflichen Vertrag wörtlich in der Liſſaboner Hofzeitung abdrucken zu laſſen. Don Miguel, in der Hoffnung durch ſeine Nachgiebigkeit die Engländer zu gewinnen, fügte ſich ſogleich in alles und ließ unterm 2 Mai alles ſo bekannt machen, wie es die Engländer verlangt hatten. Das engliſche Volk legte auf dieſen ſchnellen Sieg wenig Gewicht, denn Don Miguel war ihm ein zu verächtlicher Gegner, als daß ein Sieg über ihn einen Lorbeerkranz werth geweſen wäre. Die Times ſagten: „Während unſeres ganzen Verkehrs mit dem Dey von Liſſabon haben wir ſtets behauptet, daß das Geſetz der Kanonen das einzige ſey, das die treuloſe, meineidige Creatur verſteht, der wir abſichtslos zur Uſurpation des portugieſiſchen Throns behülflich waren. Wir freuen uns über das Reſultat, nicht weil es eine ſo verächtliche Macht demüthigt, ſondern weil die portugieſiſche Regierung den Lohn erhalten haben wird ꝛc.“ Wie ſehr ſtach dagegen die prahleriſche Sprache Ludwig Philipps ab, der den Sieg über Don Miguel ſo triumphirend ankündete, als ob es ein Sieg bei Marengo geweſen wäre.

Am 15 Mai und in den folgenden Tagen langten vier franzöſiſche Kriegsſchiffe vor Liſſabon an und erneuerten die Forderungen Frankreichs, indem ſie dem Uſurpator nur vier und zwanzig Stunden Friſt gaben. Da er ſie aber, immer

noch auf Englands Eifersucht rechnend, höhnisch abwies, so begannen sie den Hafen von Lissabon zu blokiren und alle ein- oder auslaufenden portugiesischen Schiffe wegzunehmen. Sie hatten derselben schon eine große Menge gekapert und als gute Prisen nach Brest geschickt, als sie sich allmählich verstärkten, und namentlich am 7 Julius durch die von Toulon aus nachgeschickte Flotille. Sobald nun der Befehlshaber dieser gesammten französischen Seemacht, Contreadmiral Baron Roussin, sich stark genug sah und Don Miguel seinen wiederholten Aufforderungen den alten Trotz entgegensetzte, unternahm er den 11 Julius einen ernstlichen Angriff auf Lissabon und lief mit einem günstigen Wind in den Tajo ein. Das Journal de Debats gab folgende malerische Schilderung: „Am 11 Julius in dem Augenblicke, wo die Fluth einzutreten begann, rückten wir gegen die Mündung des Tajo vor. Das Linienschiff Marengo war an der Spitze; darauf folgten der Algesiras, der Suffren, mit dem Gegenadmiral Roussin an Bord, die Stadt Marseille, der Trident, mit dem Gegenadmiral Hugon an Bord, der Algier, die Fregatten Melpomene, Pallas, Dido, die Corvette Eglé, Perle, die Briggs Donjon, Endymion, Lynx. So wie der Marengo dem Fort St. Julian gegenüber war, richteten die Portugiesen das Feuer von 360 Geschützen gegen sie; das französische Linienschiff erwiderte sogleich das Feuer, und jedes Schiff nahm, so wie es vorrückte, an dem Kampfe Theil. Das Fort St. Julian hörte erst dann zu feuern auf, nachdem es das Feuern aller Linienschiffe und zweier Fregatten ausgehalten hatte. Während dieser Zeit verheerte die Artillerie unserer Briggs und Corvetten sichtbar den Thurm Bugio. Endlich kamen wir an der Stelle des Flusses an, die Belem nahe liegt, wo

gemeiniglich die Handelsschiffe vor Anker liegen. Es befand sich hier eine große Zahl englischer, dänischer, schwedischer, russischer, holländischer und brasilischer Schiffe. Alle hatten ihre Nationalflaggen an der Spitze ihrer Masten aufgepflanzt und wir haben sie geachtet. Darauf griffen wir das Fort von Belem an. Zwei englische Briggs, die gerade vor dem Thurm vor Anker lagen, waren uns dabei besonders hinderlich. Inzwischen legte das Fort, nachdem es die Lagen der drei ersten Linienschiffe empfangen hatte, die Fahne bei; das Feuern hörte nun auf, im Augenblick aber, wo der Trident, das fünfte Linienschiff, vorüber fuhr, zog der Thurm, wo, wie es heißt, Don Miguel gerade persönlich angekommen war, seine Fahne von Neuem auf und fing die Feindseligkeiten wieder an. Nun hielt uns nichts mehr zurück, und wir beschossen diesen berüchtigten Thurm mit unzähligen Kugeln: ganze Stücke der Mauern stürzten auf Einmal zusammen. Auf diese Art gelangten wir zu dem Lustpalaste des Königs, der in einer reizenden Lage den Tajo beherrscht. Da hier weder Batterien noch Fahne waren, so ließ der Admiral nicht auf den Palast feuern. Nach einer Fahrt von vierthalb Stunden hatten wir alle Gefahren dieser bisher für uneinnehmbar gehaltenen Durchfahrt überstanden, und bis nach Lissabon nichts mehr zu fürchten, als die am Eingange des Hafens vor Anker gelegene feindliche Flotte. Diese Flotte bestand aus dem Johann VI von 80 Kanonen, drei großen Fregatten und gegen zehn Briggs oder Corvetten. Wir manövrirten so, daß wir sie zwangen, sich entweder zu ergeben, oder auf den Strand zu laufen. Die Fregatte Pallas kam zuerst an. Kaum hatte sie drei Kanonenschüsse gegen eine Corvette abgefeuert, als der Johann VI, die Fregatte und übrigen Schiffe ihre Flagge beilegten.

Die Franzoſen begnügten ſich mit dieſer Demonſtration, zu großem Aerger einiger Liberalen, welche gehofft hatten, ſie würden in Liſſabon ſelbſt einrücken und daſelbſt eine Revolution im conſtitutionellen Sinne wenn nicht veranlaſſen, doch unterſtützen. Aber eben das wollte Ludwig Philipp vermeiden, oder war durch Rückſichten auf andere Mächte desfalls gebunden, daher Don Miguel noch immer einige Zähigkeit beibehielt und der Vertrag erſt am 11 Julius zu Stande kam. In demſelben mußte ſich Don Miguel dazu verſtehen, die HH. Bonhomme und Sauvinet nicht nur frei zu laſſen, ſondern auch zu entſchädigen; ferner die künftige Sicherheit aller Franzoſen in Portugal zu garantiren, Frankreich ſeine Kriegskoſten mit 800,000 Fr. zu bezahlen, eine Summe zur Entſchädigung des franzöſiſchen Handels zu ſtipuliren, und endlich alle dieſe Puukte in der officiellen Zeitung von Liſſabon bekannt zu machen. Die eroberten portugieſiſchen Kriegsſchiffe wurden nach und nach bis zur vollſtändigen Erfüllung des Vertrags an Portugal zurückgegeben, ausgenommen die Corvette Urania unter Capitän Andrade, die am 25 September zu Breſt die Flagge der Dona Maria aufzog.

Don Miguel ließ ſeinen ganzen Zorn an den Liberalen aus und an den Seeofficieren, welche die Flotte im Hafen von Liſſabon beſſer hätten vertheidigen ſollen. Es wurden auf's neue eine Menge Menſchen in die Kerker geworfen, beſonders während die franzöſiſche Flotte vor Liſſabon lag. Die Entlaſſung des Seeminiſters Herzog von Cadaval am 6 Julius, die durch deſſen Kränklichkeit officiell motivirt wurde, hing vielleicht damit zuſammen. — Die Wuth Don Miguels wurde noch mehr durch die Anſtalten ſeines Bruders Don Pedro gereizt, der, aus Braſilien vertrieben, jetzt in England

und Frankreich Mittel ſuchte, im Namen ſeiner Tochter Dona Maria da Gloria einen Verſuch auf Portugal zu machen.

In Folge der zahlreichen neuen Verhaftungen, und der durch Don Pedro's Plane aufgefriſchten Hoffnungen, wagte am 21 Auguſt ein conſtitutionell geſinntes Regiment in Liſſabon ſelbſt die Fahne der Dona Maria aufzupflanzen. Wäre dieß in dem Augenblicke geſchehen, da die Franzoſen Liſſabon beſchoſſen, ſo wäre der Erfolg weniger zweifelhaft geweſen. Die portugieſiſche Oppoſition hatte aber immer das Unglück oder Ungeſchick, zur unrechten Zeit aufzutreten. Eine Rakete um zehn Uhr in der Nacht gab das Zeichen, das 2te Regiment marſchirte aus ſeiner Caſerne und proclamirte auf offener Straße die Conſtitution; allein Don Miguel, dem die Sache ſchon vorher verrathen war, hatte ſeine Maßregeln getroffen, die Inſurgenten fanden bei den übrigen Truppen keine Unterſtützung, ſondern wurden vielmehr umzingelt und in einem nächtlichen Gemetzel theils niedergeſchoſſen, theils gefangen. Sechzig Gefangene ſollen unmittelbar darauf erſchoſſen worden ſeyn (?). Gewiß iſt, daß am 10 September 18 und am 21ſten noch 21 der damals Gefangenen öffentlich fuſilirt wurden. In Oporto hatte gleichzeitig das 8te Regiment einen ähnlichen Aufſtand verſucht, der aber auf dieſelbe Weiſe gedämpft wurde.

In der Trunkenheit ihres Siegs wurden die Miguelisten wieder übermüthig, und unmittelbar nach dem mißlungenen Aufſtande, am 21 Auguſt, wagte ein portugieſiſcher Matroſe einen Mordverſuch an dem franzöſiſchen Fregattencapitän Rafflé, dem er zwei, zum Glück nicht tödtliche Stiche beibrachte. Auch einige andere Franzoſen und ſelbſt ein Engländer wurden vom Pöbel inſultirt.

Einen Monat darauf genoß der Gesandte des von Sebastiani so genannten „Ungeheuers" die Ehre einer feierlichen Audienz beim allerheiligsten Vater in Rom.

Am 12 November schrieb Don Miguel eine neue gezwungene Anleihe aus, um die Gegenrüstungen gegen Don Pedro bezahlen zu können. Er vermehrte seine Truppen und verschanzte Lissabon bis an die Zähne, um seinem Bruder jeden Fußbreit von Portugal streitig zu machen. Zugleich sah er sich nach auswärtiger Hülfe um. Spanien war ihm günstig und stellte ein Beobachtungsheer an die portugiesische Gränze. England suchte er zu gewinnen, doch sein Unterhändler Asseca kehrte unverrichteter Sache zurück. Graf Grey zeigte nicht so viele Sympathie für Don Miguel als Lord Wellington, der sich im Oberhause seiner lebhaft annahm und namentlich wegen der französischen Expedition nach Lissabon die alte Nationaleifersucht Englands geltend zu machen suchte.

2.

Brasilien. Don Pedro und Maria da Gloria.

Die Schwierigkeiten, mit denen Kaiser Don Pedro in Brasilien zu kämpfen hatte, häuften sich von Tag zu Tag, und da er weder sein Privatinteresse dem des brasilischen Volkes unterordnen wollte, noch das Volk zu seinen Absichten zwingen konnte, so konnte das Resultat nur seyn — seine Absetzung und Vertreibung aus dem Lande. Die englischen Times sagten: „Seit der vertragsmäßigen Trennung Brasiliens von Portugal im Jahre 1825 blickten die Brasilier mit eifersüchtigem Auge auf jede neue Verbindung

mit Europa, die ſie in europäiſche Streite verwickeln konnte. Indem ſie den Sohn ihres letzten Königs zum Kaiſer annahmen, der dafür auf alle ſeine Rechte in der alten Welt verzichtete, war ihr Hauptgrund, daß ſie eine einheimiſche Regierung wünſchten, und eine Verſchleuderung der Hülfsquellen ihres Landes zur Aufrechthaltung entfernter Intereſſen verhindern wollten. Kaum aber war der Vertrag eingegangen und der alte König geſtorben, ſo ließ ſich der Kaiſer in Unterhandlungen zur Unterſtützung ſeiner Familienmacht in Portugal ein. Die Braſilier erkannten, daß ihre Intereſſen vernachläſſiget wurden, und daß die engen Anſichten der Fürſten des Hauſes Braganza vollſtändige Herrſchaft über die erſte europäiſche Dynaſtie in der weſtlichen Welt gewonnen hatten. Sie ſahen Geſandte ankommen von den Höfen der heiligen Allianz, und Botſchafter abgeſchickt an Könige und Kaiſer in der alten Welt, nicht um große politiſche Fragen zu löſen, nicht um über Handelsverträge zu unterhandeln, oder politiſche Verbeſſerungen zu befördern, ſondern um die Etikette der Höfe zu beſtimmen, nach paſſenden Gegenſtänden ſich umzuſehn, um an den kaiſerlichen Ehren Theil zu nehmen, Heirathsſachen zu arrangiren, und der unmündigen Tochter des Souverains den Beſitz der alten Krone ſeiner Familie zu ſichern, ſelbſt unter der ſchmachvollen Bedingung, ſie mit einem „Ungeheuer,“ wie ſein Bruder, zu theilen. Dieß war noch nicht alles. Ein Bürgerkrieg brach aus zwiſchen den Anhängern ſeiner Tochter und den Anhängern ſeines Bruders; erſtere unterlagen, und alle Koſten des Streits fielen auf den Kaiſer, oder vielmehr auf Braſilien. Die Fonds, welche die braſiliſche Regierung zur Bezahlung der Dividenden der von ihr anerkannten Schuld beſtimmt hatte, wurden von den Ge-

ſandten des Kaiſers zur Unterſtützung der Rechte ſeiner Tochter verwendet; dieß war noch nicht alles. Seine Tochter ward aus Europa zurückberufen, und in einem Palaſte von Rio-Janeiro als Königin von Portugal eingeſetzt, mit einem eigenen Hofſtaat und Hofprunk aus dem braſiliſchen Budget. Jene getreuen Portugieſen, die in dem unglücklichen Verſuche, ſie auf den Thron zu ſetzen, ihr Alles verloren hatten, flohen nach Braſilien und baten um Unterhalt oder Anſtellung. Der Kaiſer konnte ſo verdienten Männern ſeine Gunſt nicht entziehen; aber jedes Lächeln, und noch mehr, jedes Geldſchärflein, das er ihnen zukommen ließ, ward als ein Raub an ſeinen braſiliſchen Unterthanen betrachtet. Dieſe alten Familienparteilichkeiten wurden dem Kaiſer von den politiſchen Führern in Rio um ſo höher angerechnet, als die letztern ſich zu einem Syſteme der Politik hinneigten, für das jeder Kaiſer ein Hinderniß geweſen ſeyn würde. Während Portugal den Cortes oder ſeinem Vater unterworfen war, mußte Don Pedro, um ſeine unabhängige Souverainetät in Braſilien aufrecht zu erhalten, ſich in die Arme der republicaniſchen oder liberalen Partei werfen. Er ward ſogar das Haupt aller Freimaurerlogen in Braſilien (eine Politik, welche von der alten Kirchenpartei verabſcheut wurde), um, unter dem Schein einer Sympathie mit ihren republicaniſchen Grundſätzen, beſtändig Meiſter ihrer politiſchen Entwürfe zu bleiben. Seit dieſer Zeit aber beleidigte er die liberale Partei durch das Verlaſſen ihrer Sache, durch ſein herriſches Weſen, ſein willkürliches Benehmen, ſein plötzliches Auflöſen der geſetzgebenden Kammern und ſein hartnäckiges Feſthalten an den europäiſchen Angelegenheiten. Ueberdieß hatte die Partei oder Faction, die zuletzt in Braſilien das Uebergewicht gewann, ihre eige-

nen Theorien zu verwirklichen, ihre eigenen Absichten zu befördern. Da sie auf der westlichen Halbkugel, mit Ausnahme Brasiliens, lauter Republiken sah, nahm sie als System an, daß auch für dieses Land die republicanische Regierungsform am besten passen würde, daher sie des Kaisers, des Hofs und seines neugeschaffenen Adels loszuwerden wünschte."

Schon zu Anfang des Jahres 1831 brach in den Bergwerksbezirken, in der Provinz Minas Geraes, ein Aufruhr aus. Don Pedro stillte denselben und begab sich mit seiner Gemahlin selbst an Ort und Stelle. Die Proclamation, die er am 22 Februar erließ, beweis't indeß, wie schlimm es schon mit seiner Autorität stand: „Bergwerksbesitzer! zum zweiten Male habe ich das Vergnügen, mich in eurer Mitte zu sehen; zum zweiten Male führte mich die Liebe hieher, die ich gegen Brasilien hege. Es besteht eine unruhige Partei, welche, Umstände benützend die bloß Frankreich betreffen, euch verführen wollte durch Beleidigungen, die gegen meine unverletzliche und geheiligte Person in der Absicht gerichtet wurden, aus Brasilien einen Schauplatz von Schreckensscenen zu machen, und es mit Trauer zu bedecken, um sich selbst in die Gewalt zu schwingen, und ihre Rache und ihre selbstsüchtigen Leidenschaften zu sättigen, ohne Rücksicht auf des Landes Wohl, das Revolutionäre nie im Auge haben. Sie verhehlen ihre Absichten nicht; sie fordern das Volk zu einer Conföderation auf, und bemühen sich, ihr Verbrechen durch den Artikel 174 des euch regierenden Grundgesetzes zu bedecken. Dieser Artikel gestattet aber keine Aenderung in den Wesenheiten des besagten Gesetzes. Kann man gegen die Constitution, deren Erhaltung wir beschworen haben, einen stärkern Angriff richten, als wenn man sie in ihren wesentlichsten Theilen ändern

will? Iſt dieß nicht eine offene Verletzung des Eides, den wir alle freiwillig leiſteten? Liebe Braſilier, ich ſpreche zu euch nicht als euer Kaiſer, ſondern als euer aufrichtiger Freund.“

Da der Kaiſer nach Rio Janeiro zurückkehrte, bereiteten ihm ſeine Anhänger einen feſtlichen Empfang. Dieß erbitterte aber den Pöbel dergeſtalt, daß er am 11 März tumultuirte, die Portugieſen und Reichen angriff, die Republik ausrief und jeden Muthwillen übte. 22 Menſchen wurden im Handgemenge erſtochen und über 200 verwundet, und der Tumult wiederholte ſich in den folgenden Nächten, bis es dem Militär gelang, Ruhe zu ſtiften und der Kaiſer endlich am 15ten ſeinen Einzug halten konnte.

Sein doppelter Sieg in der Provinz und in der Hauptſtadt ſcheint ihn ſtolz gemacht zu haben. Fünf und zwanzig Deputirte reichten eine Proteſtation gegen alle ſeine die Portugieſen begünſtigenden Acte ein. Er aber beantwortete dieſelbe damit, daß er am 5 April das gemäßigt geſinnte Miniſterium entließ und dagegen ein völlig unpopuläres wählte: die Marquis von Baepende und Aracaty, die Viscondes von Alcantara und Paranagua und den General Lages. Auch hieß es, daß jene 25 Deputirten verhaftet werden ſollten.

Kaum wurden dieſe Ernennungen bekannt, als das Volk der Hauptſtadt ſich am 6 April in Maſſe erhob. Der Kaiſer gab ſeinen Truppen Befehl zu feuern, aber ſie weigerten ſich, weil ſie bei der bekannten Stimmung des ganzen Landes den Kaiſer verloren gaben. Da ſah er ſich gezwungen, ſich mit ſeiner Familie über Nacht auf ein engliſches Schiff zu retten und am 7 April dem Throne zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes Pedro II d'Alcantara zu entſagen.

Die

Dieſer ſechsjährige Knabe blieb zurück, um wenigſtens die Anſprüche des Hauſes Braganza auf Braſilien zu wahren. Indem der Kaiſer ſich nach Europa einſchiffte, ernannte er den Herrn von Andrada e Silva zum Vormunde ſeines Sohnes und bat die braſiliſchen Kammern: „als Vater und als Freund meines Adoptivlandes und aller Braſilier, um deren Liebe willen ich zwei Kronen für immer entſagte, wovon die eine mir angeboten wurde, und die andere mir als Erbe zufiel, bleibt mir jetzt nur noch übrig, die hohe Verſammlung zu bitten, daß ſie geruhe, dieſe Ernennung zu beſtätigen.“ Der Kaiſer, ſeine Gemahlin und ſeine drei jüngeren Töchter ſchifften ſich auf der engliſchen Fregatte Volage, Dona Maria, der Marquis von Loulé und deſſen Gemahlin auf der franzöſiſchen Fregatte Seine ein und verließen den Hafen noch an demſelben Tage.

Alle in Rio anweſenden Mitglieder der Deputirtenkammer verſammelten ſich ſogleich und wählten, indem ſie den jungen Don Pedro II als Kaiſer anerkannten, eine Regentſchaft, die einſtweilen in ſeinem Namen regieren ſolle, und ein Miniſterium. Die Regentſchaft bildeten Francisco de Lima, Caravellos und Verqueiro; das Miniſterium Borges (Finanzen), Goyana (Inneres), Carneiro de Campos (Aeußeres), Sa Franca (Juſtiz), Moraes (Krieg), Almeida (Marine), Lima e Silva (Chef der Armee). Am 9 April mußte der junge Kaiſer einem feierlichen Gottesdienſt und Dankopfer für die Vertreibung ſeines Vaters anwohnen. Am 13 April erließ die Regentſchaft folgende Proclamation: „Mitbürger! Die letzte und gefahrvollſte Periode unſerer Revolution, die eben ſo nothwendig als ruhmvoll war, iſt vollendet. Don Pedro, ſich nach Europa zurückziehend, hat den

hiesigen Hafen verlassen; ein Nationalkriegsschiff wird ihn begleiten, bis er die Küste Brasiliens aus dem Gesichte verliert. Wir haben so wenige und so unmächtige Feinde, daß sie keine Berücksichtigung verdienen; die Regierung indessen bewacht sie, als wären sie zahlreich und stark. Wenn wir aber von unsern Feinden nichts zu besorgen haben, so haben wir von uns selbst viel zu fürchten für den heiligen Enthusiasmus unserer Vaterlandsliebe und der Liebe für Freiheit und Nationalehre, die uns zu den Waffen riefen. Euer edles Betragen indessen und Eure Mäßigung nach dem Siege werden allen Nationen der Welt zum Muster dienen. Verdunkelt den Ruhm nicht auch nur durch den mindesten Flecken, und fahret fort Euch gegenseitig mit weisem und großsinnigem Rathe beizustehn. Das nun freie Brasilien wird zeigen, daß es ganz anders ist, als es bisher zu seyn schien. Das Gesetz beginnt unter uns zu herrschen; achtet seine Macht, und die sie ausübenden Behörden, und überlaßt es Letztern, für gesetzliche Abhülfe zu sorgen. Wir sind frei, laßt uns auch gerecht seyn! Heil der brasilischen Nation! Heil der Verfassung! Lange lebe der verfassungsmäßige Kaiser Don Pedro II."

Gleichzeitig mit diesen Ereignissen war auch in Bahia eine Revolution ausgebrochen, ohne daß man damals in der Hauptstadt schon darum wissen konnte. Das Volk von Bahia zwang alle portugiesischen Behörden zur Abdankung und mordete in einem dreitägigen Tumulte jeden Portugiesen, der sich blicken ließ.

Am 3 Mai eröffnete der Präsident Caravellos die regelmäßige Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Ohne Widerrede wurde Don Pedro II als Kaiser und die Aufrechterhaltung der Constitution anerkannt. Eine Republik zu gründen war

man noch entfernt. Der Pöbel theilte indeß dieſen Eifer für Geſetzlichkeit nicht, ſondern verfolgte die Portugieſen und übte ſeine Rache; daher viele der reichſten Familien auswanderten. Beſonders zeichneten ſich die zahlreichen Schwarzen und Mulatten durch ihren Haß gegen die Weißen aus, den ſie bei dieſer Gelegenheit ganz offen kund gaben. Dieſer Haß ging bald von den portugieſiſchen auch auf die eingebornen Weißen über, und es entſtand eine höchſt gefährliche Zerwürfniß zwiſchen der conſtitutionell geſinnten wohlhabenden weißen jetzt herrſchenden Mittelclaſſe und dem anarchiſchen farbigen Pöbel, der nach den Gütern und der Herrſchaft der Weißen trachtete unter dem Vorwande des Republicanismus. In Bahia fingen die farbigen Leute ſchon im Mai neue Unruhen und Empörungen gegen die geſetzlichen Behörden an.

In der geſetzgebenden Verſammlung behaupteten die Conſtitutionellen die Oberhand. Im Junius wurde eine permanente Regentſchaft aus gemäßigten Männern gebildet, General Lima, Coſta Carvalho und Braulio Moniz. Inzwiſchen erregte der Sieg der gemäßigten Partei den Zorn der Farbigen, die es beſonders auf die aus der wohlhabenden und weißen Claſſe gebildete Bürgergarde abgeſehen hatten. Es gelang dem Pöbel ſogar, einen Theil der Truppen zu gewinnen, und nach einem Zank zwiſchen Truppen und Bürgergarden am 14 Julius drangen am folgenden Morgen die inſurgirten Polizeiſoldaten nebſt andern Truppen und Pöbelhaufen vor das Haus der Regentſchaft und verlangten die Deportation von 160 ihnen verhaßten Perſonen, die Auflöſung der Bürgergarde ꝛc. Doch gelang es der Regierung mit Hülfe der Bürger und der treu gebliebenen Truppen, den Aufſtand zu dämpfen und die Rädelsführer aus der Stadt

zu ſchicken. Aber die zügelloſen Soldaten in Verbindung mit den Negern beunruhigten die Weißen immer wieder von neuem. Am 28 September fingen einige Officiere mit den Bürgergarden im Theater Händel an. Am 1 October verſuchten die Officiere die Truppen aufzuwiegeln, wurden aber von den Bürgern verhaftet. Sie befreiten ſich und erregten unter Anführung des Joze Euſtodio, eines See-Cadeten, des tollen Journaliſten Barata, der alle Weißen zu Bahia morden wollte, und des republicaniſchen Journaliſten Queiroz, in der Nacht auf den 7 October einen gefährlichen Aufſtand der Soldaten und Neger. Doch wurden ſie von den zahlreich ſich verſammelnden Bürgergarden zuſammengeſchoſſen oder gefangen. Unmittelbar darauf erfuhr man in der Hauptſtadt, daß am 11 September die Soldaten und Neger in Pernambuco ſich empört und die Stadt zwei Tage lang geplündert hätten.

Um nun ein für allemal der Conſtitution Kraft zu geben und den Anarchiſten einen ſtarken Damm entgegenzuſetzen, wurde am 11 October auf den Antrag Feijo's eine allgemeine Nationalgarde zu organiſiren beſchloſſen. Am 1 November endeten die Sitzungen der Kammern, in denen die Conſtitutionellen den Sieg behalten hatten, trotz einer kleinen Oppoſition, die einmal aus Braſilien eine Föderativ-Monarchie machen, ein andermal den im Handel zu ſehr begünſtigten Engländern den Krieg erklären wollte.

Am 13 November wurde ein Decret zu Gunſten der ſchwarzen Sklaven publicirt, das zu deren Beruhigung beitragen ſollte. „Artikel 1. Alle Sklaven die vom Auslande nach Braſilien kommen, ſind frei. (Ausgenommen diejenigen die zur Mannſchaft eines fremden Schiffes gehören.) Art. 2.

Diejenigen, welche Sklaven in Braſilien einführen, ſind der körperlichen Züchtigung unterworfen, welche Art. 179 des Criminalgeſetzbuchs für diejenigen beſtimmt, die freie Menſchen zu Sklaven machen, und ſollen außerdem 200,000 Reis für jeden eingeführten Kopf bezahlen, außer den Koſten der Rückfracht nach Afrika. Aber auch Freigelaſſene, die nicht Braſilier ſind, ſollen unter keinem Vorwand in Braſilien zugelaſſen, im Uebertretungsfalle aber ſofort zurückgeſchickt werden."

Eine Pariſer Nachricht in der Allgemeinen Zeitung theilt folgendes Gemälde Braſiliens am Schluſſe des Jahres mit: „Die neueſten Briefe aus Rio-Janeiro machen das traurigſte Bild von dem Zuſtande und der Zukunft von Braſilien; es tritt ein, was ſeit der Vertreibung des Kaiſers und der europäiſchen Partei leicht vorauszuſehen war, daß theils die Provinzen, theils die verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung ſich ſpalten und anfeinden. Die Mulatten haben ſich der Neger bedient die Weißen zu verdrängen, und finden es nun täglich ſchwieriger, die Neger im Zaume zu halten, und Rio, Bahia und Pernambuco ſind von einer Negerrevolution bedroht. Sollte es aber auch der größern Energie und dem Reichthum der weißen und halbweißen Kaſten gelingen, die Oberherrſchaft für jetzt noch zu behalten, ſo ſind ſie doch in nicht ſehr langer Zeit der Vernichtung durch die natürlichen Fortſchritte der ſchwarzen Bevölkerung an Zahl und Anſprüchen auf bürgerliche Freiheit ausgeſetzt. Der Schwarze iſt fruchtbarer als der Weiße, und gewinnt nicht nur durch die ſchnellere Vermehrung der reinen ſchwarzen Race über die weiße, ſondern auch durch jede Vermiſchung beider, indem der Stolz der weißen Kaſte die Mulatten nicht anerkennt, und dieſe durch ſchwarze Frauen in wenigen Generationen

wieder völlig unter die Neger zurückſinken. Jede neue politiſche Bewegung wird immer die Folge haben, die weiße Farbe zu vermindern, bis ſie verſchwunden ſeyn wird, und man kann von jetzt an halb Südamerica, beſonders aber Braſilien, als eine Eroberung der Neger anſehen. Dieß iſt das überwiegende Intereſſe, das ganz America beſchäftigt, und hat in den nordamericaniſchen Staaten eine vollkommene Revolution in den Anſichten über Sklavenpolitik hervorgebracht. Jedermann weiß, mit welcher Leidenſchaftlichkeit die ſüdlichen Staaten, welche Sklaven beſitzen, ſich der Befreiung derſelben, welche die nördlichen Staaten verlangten, widerſetzt haben, und daß dieß ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts ein Punkt war, der den Freiſtaaten mit einer faſt unvermeidlichen Trennung in zwei Theile drohte; aber das große Uebergewicht, welches die ſchwarze Race in Südamerica gewinnt, und die reißende Zunahme ihrer eigenen ſchwarzen Bevölkerung haben ſeit einigen Jahren die Ideen darüber gänzlich geändert, und alle ſüdlichen Staaten verlangen jetzt nichts eifriger, als ſich ihrer Sklaven gänzlich zu entledigen. Seitdem die Colonien von Liberia, welche eine americaniſche Geſellſchaft auf der Küſte Meſurado gegründet hat, die Möglichkeit gibt, die Neger dorthin auszuführen, haben alle ſüdlichen Staaten, Süd-Carolina ausgenommen, ſich bereit erklärt, alle ihre Sklaven der Geſellſchaft zu überlaſſen, um ſie nach Afrika überzuſchiffen, und die einzelnen Sklavenbeſitzer bieten derſelben ſo viele Sklaven an, daß ſie Tauſende wegen Unzulänglichkeit ihrer Mittel nicht annehmen konnte. Viele Sklavenhändler in Virginien und Kentucky bieten gerade die jüngſten und kräftigſten ihrer Sklaven an, obgleich dieſe ihnen natürlich am nützlichſten ſind, um ihre Fortpflanzung in America zu hindern. So

bereiten ſich drei große Bewegungen vor, die auf das Schickſal der Menſchheit einen unberechenbaren Einfluß haben werden: die Herrſchaft der Neger in Südamerica, ihr gänzliches Verſchwinden aus Nordamerica, und die daraus folgende Einheit und Conſolidation der Freiſtaaten, und ein Focus von Bildung in Afrika durch die Colonie von Liberia, welche mit einer zunehmenden Schnelligkeit und einer unwiderſtehlichen Energie Weſtafrika civiliſiren wird."

Don Pedro kam am 11 Junius zu Cherbourg an, und war ſelbſt der erſte, der die Nachricht ſeiner Abdankung nach Europa brachte. Der braſiliſche Geſandte in Paris, Marquis von Rezende, begab ſich augenblicklich nach Cherbourg und fand den Exkaiſer ſehr heiter in einer kleinen Geſellſchaft, die Kaiſerin am Claviere beſchäftigt. Er fiel nach der alten Etikette vor Don Pedro auf die Kniee, dieſer aber hob ihn lächelnd auf und ſagte: „Laſſen Sie das, das iſt ja eine alte Geſchichte." Am 15 Junius publicirte er von Cherbourg aus, daß er den Titel eines Herzogs von Braganza annehme.

Nachdem er ſich von Braſilien losgeſagt hatte, konnte er ſich nunmehr ausſchließlich mit ſeinem Lieblingsplane beſchäftigen, nämlich mit der Erhebung ſeiner Tochter Dona Maria auf den portugieſiſchen Thron. Obgleich er in Frankreich gelandet war, ſcheint er doch bald die Abhängigkeit Frankreichs von England erkannt zu haben, und eilte daher, ſich von England Erlaubniß einzuholen, wie weit etwa Frankreich ſich ſeiner annehmen dürfe. Er begab ſich daher, ohne vorher Paris beſucht zu haben, am 25 Junius nach England und hatte ſchon am 29ſten bei Wilhelm IV eine Audienz. Im Auguſt kam er nach Frankreich zurück. Im Septembet begab

ſich auch der Agent der Regentſchaft von Terceira, Marquis von Palmella, nach London. Die Unterhandlungen ſind nicht genau bekannt geworden, doch beweiſen die langen Verzögerungen, Rücknahmen und Halbheiten der Pedriſtiſchen Unternehmung gegen Portugal, daß die portugieſiſche Sache den übrigen europäiſchen Angelegenheiten gleichſam nachgeſchleppt wurde.

Man ſprach im Auguſt von einer Correſpondenz der feindlichen Brüder. Don Pedro ſoll dem Don Miguel befohlen haben, nach London zu kommen und Rechenſchaft abzulegen; Don Miguel ihm aber geantwortet haben, Don Pedro ſey nunmehr ſein Vaſall, da er nicht mehr Kaiſer von Braſilien, ſondern portugieſiſcher Unterthan ſey. Zugleich pries Don Miguel die groſſe Anhänglichkeit, die das Volk für ihn bezeige. Allerdings konnten die vielen mißlungenen Aufſtände in Portugal Don Pedro überzeugen, daß er einer anſehnlichen Macht bedürfe, um einen Angriff auf den Uſurpator zu wagen. Er betrieb daher aufs eifrigſte die Erlaubniß von England und Frankreich, in Europa Rüſtungen veranſtalten zu dürfen; zunächſt aber fand er ſeinen Stützpunkt in Terceira.

Auf dieſer Inſel behauptete nach der tapfern Zurückweiſung der Migueliſtiſchen Flotte Graf Villaflor im Namen der rechtmäßigen Königin Maria die Herrſchaft. Im Mai eroberte derſelbe die nahe liegenden kleinen Inſeln Pico, St. Georg, Fayal. Im Julius unterwarfen ſich die Inſeln Graciosa, Flores und Corvo freiwillig. Am 4 Auguſt wurde auch die Inſel San Miguel, bisher die Hauptſtütze der Migueliſten auf den Azoren, von Villaflor mit Gewalt der Waffen nach einem kleinen Gefecht erobert. Ein Verſuch auf der groſſen Inſel Madera, die Herrſchaft Don Miguels abzu-

wälzen, ſcheiterte dagegen, und es wurden gegen dreißig der dabei verwickelten Perſonen gefangen nach Liſſabon gebracht. Gerade während der Zeit, da Villaſtor die Inſel Fayal erobert hatte, ſegelte Don Pedro an dieſer Inſel vorüber und ſchrieb unterm 20 Mai einen dankenden Brief an den Grafen, worin er ſagte: „Ich kann Ew. Excellenz und allen ehrenwerthen Portugieſen verſichern, daß der Vater auch als Privatmann in Europa nie aufhören wird, die Intereſſen ſeiner Tochter zu befördern, und, wie er dieß auch als Souverain that, ſein ganzes Herz der Sache der Legitimität und der Conſtitution zu widmen.“

Bis gegen den Herbſt erhielt nun Don Pedro wirklich die Erlaubniß, unter der Hand Schiffe und Truppen für Dona Maria zu werben. Außerdem aber erhielt er keine Unterſtützung und mußte noch jeden Augenblick eine Siſtirung ſeines Unternehmens beſorgen, da unter den übrigen Mächten hauptſächlich Spanien gegen die Expedition Einſpruch that und dem Don Miguel beizuſtehen drohte, und da in England ſelbſt die Wellington'ſche Partei ſich aufs thätigſte für ihren alten Freund Don Miguel bemühte. Als im Spätherbſt die an der engliſchen Küſte ausgerüſtete Flotille Don Pedro's zum Abſegeln bereit war, wurde ſie am 6 November auf Befehl der engliſchen Regierung mit Beſchlag belegt. Es wurde indeß erklärt, daß dieß nur in Folge der Foreign Enlistment Bill geſchehn, da ſich geſetzwidrig viele penſionirte engliſche Soldaten hatten von Don Pedro anwerben laſſen. Dieſe Leute mußten die Flotte verlaſſen, viele andere deſertirten von ſelbſt, da es ihnen nur darum zu thun geweſen, das gute Handgeld wegzuſchnappen; und ſo wurde die Expedition ſchon geſchwächt, ehe ſie nur ausgelaufen war. Die

Veranlaſſung war Don Miguels Agent, Sampayo, der den Schutz der brittiſchen Geſetze gegen die ſeinem Herrn feindliche Expedition anrief, und man konnte ihm nicht verweigern, daß alle deßfalls beſtehenden Geſetze erfüllt würden. Herr Ardouin, Contrahent des Anlehns der Regentſchaft von Terceira, bezeugte eidlich, daß die zurückgehaltenen Fahrzeuge ſein perſönliches Eigenthum, nicht mit zu irgend einem fremden Dienſt angeworbenen Soldaten bemannt, auch zur Abfahrt nach einem franzöſiſchen Hafen ausgerüſtet und mit franzöſiſchen Päſſen verſehen ſeyen. Auf dieſe Erklärung verwarfen die Gerichte die Klage Sampayo's, und die Schiffe Don Pedro's erhielten die Erlaubniß, abzuſegeln, in der Mitte des Decembers. Sie fuhren nun zunächſt nach Terceira um ſich daſelbſt mit den Truppen Villaflors zu vereinigen und zum Angriff Portugals vollſtändig zu organiſiren.

Am 25 November fand ein Mordverſuch gegen die junge Königin Dona Maria ſtatt. Ein Fenſter des Zimmers, in welchem ſie ſich befand, wurde des Abends durch eine Flintenkugel zerſchmettert.

IX.

America.

1.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerica.

Der Boston-Almanach machte bekannt: „Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1820 beinahe 10 Millionen Menschen betrug, betief sich im Jahre 1810 auf 7, und beträgt jetzt 11 Millionen. Die Union besitzt 41 feste Plätze, 11 Arsenale, 7 Linienschiffe, 10 Fregatten, 2 Corvetten, 12 Kriegsschaluppen und 7 Goeletten. Im Bau begriffen sind 5 Linienschiffe und 6 Fregatten. Es gibt 7 große Schiffswerfte und 20 Kanäle, die eine Strecke von 946 englischen Meilen einnehmen. — Die Bekenner der christlichen Religion, von denen ein großer Theil besondern Secten, deren Zahl sich überhaupt auf 20 beläuft, zugethan ist, besitzen ungefähr 19,000 Kirchen, so daß man eine Kirche auf 737 Einwohner rechnet; von diesen Kirchen gehören 4400 den Wiedertäufern, 1600 den Methodisten, 1916 den Presbyterianern und 1050 den Congreganisten. Die bischöfliche Kirche zählt 13 Bischöfe und 507 Priester. (In England gibt es nur 11,005 Kirchen, von

denen 5 bis 6000 den diſſentirenden Secten gehören.) — Ferner zählt man 43 Collegien oder Lyceen; 30 mit dieſen Collegien verbundene Bibliotheken enthalten 128,118, und 25 andere, 66,730 Bände von mannichfacher Art; 20 theologiſche Seminarien enthalten Bibliotheken mit zuſammen ungefähr 40,000 Bänden. Es erſchienen 802 Zeitungen, die zwar keinem Stempel unterworfen ſind, jedoch durch ihre Verſendung der Verwaltung beträchtliche Summen eintragen."

Aus einer Correſpondenz zwiſchen dem Staatsſecretär des Schatzamts und dem Präſidenten der Bank geht ferner hervor, daß die Totalſumme der Nationalſchuld der Vereinigten Staaten beim Beginne des nächſten Jahres ſich auf nicht ganz 25 Millionen Dollars belaufen wird. Die Vereinigten Staaten ſind im Beſitze von 7 Millionen Bankactien, welche, zum gegenwärtigen Kurſe verkauft, über 8 Millionen geben würden; dieſe Summe zur Tilgung der Schuld angewandt, würde dieſelbe auf ungefähr 16 Millionen reduciren. Außer dieſen Fonds wird die Regierung zu der oben erwähnten Zeit 20 Millionen in Bons, die für Zollgebühren ausgeſtellt ſind, und welche nicht nur die Bank, ſondern auch Privatleute zu escomptiren bereit ſind, in Händen haben. Die Regierung der V. Staaten beſitzt alſo die Mittel, die Nationalſchuld in jedem Augenblicke gänzlich abzahlen zu können. Iſt dieſe Operation einmal bewerkſtelligt, ſo werden die Ausgaben der Regierung nicht über 10 — 11 Millionen betragen, während ſich die Einkünfte nach den beſtehenden Geſetzen auf mehr als 25 Millionen belaufen ſollen.

Daher bildete ſich ſchon im Jahre 1831 zu Waſhington ein Specialcongreß, um die Frage zu debattiren, was ge-

than werden ſolle, wenn nächſtes Jahr die Abzahlung der nordamericaniſchen Staatsſchulden die Erhebung der Zölle in finanzieller Hinſicht entbehrlich gemacht haben werde. Die große Wichtigkeit dieſer Frage, welche alle Parteien in den nordamericaniſchen Freiſtaaten mit neuer Leidenſchaft aufregt, hat die Staaten bewogen, Deputirte nach Waſhington zu ſchicken, zu dieſem beſondern Zwecke. Bis jetzt ſind 201 Deputirte angekommen, und haben die Debatten mit aller Heftigkeit, welche die americaniſche Politik auszeichnet, angefangen. Es gibt zwei Hauptparteien: die eine beſteht aus den Seeſtädten und den ſüdlichen Staaten, deren Intereſſen commerciell ſind, die wenig Fabriken haben, und deren Hauptinduſtrie ſich auf Ausfuhr von Materialien bezieht, wie Baumwolle, Zucker u. ſ. w. Sie verlangen vollkommen freie Aus- und Einfuhr, und wollen Nordamerica faſt ausſchließlich zu einem Handels- und Agricultur-Staate machen. Die andere Partei, die beſonders aus den nördlichen Staaten beſteht, welche bedeutende Fabriken beſitzen, verlangt das Fortbeſtehen der Tarife, als Bedingung der Exiſtenz ihrer Induſtrie. Dieſe Partei iſt unter ſich in zwei Theile geſpalten, deren einer den Ertrag der Douanen der Centralregierung überlaſſen will für natürliche Zwecke, Marine, Armee, Canäle u. ſ. w.; der andere Theil aber ſie unter die einzelnen Staaten vertheilen will, damit dieſe ſelbſt für ihr Etabliſſement ſorgen. Es iſt die größte Kriſis, in der ſich die Freiſtaaten noch befunden haben, da ſich daran alle andern Gründe von Haß der Staaten unter ſich ſchließen, und es wäre ein keineswegs undenkbares Ereigniß, wenn ſie ſich wegen dieſes Ueberfluſſes an Einkünften auflöſ'ten, wie andere Staaten wegen Mangels an Hülfsmitteln. So befindet ſich denn Nordame-

rica in einer ſonderbaren, ja einzigen Lage, doch ſelbſt in ſeinen Uebeln beſchämt es uns Europäer.

Im Laufe des Sommers ereigneten ſich ein Paar kleine Aufſtände, zwar an ſich unbedeutend, doch wichtig durch die dabei ſich offenbarende feindſelige und gefahrdrohende Stellung der Weißen gegen die Schwarzen.

Die Sklavenempörung in Virginien wird folgendermaßen erzählt: „Drei Weiße und vier Sklaven hatten, Anfangs wahrſcheinlich zum Raube verbunden, bald auch mehrere Mordthaten begangen, und beſchloſſen endlich, um ihre Partei zu verſtärken, durch Drohungen und Verſprechungen die Schwarzen zu vermögen, ſich mit ihnen zu vereinigen. Die vier Schwarzen hatten einem Herrn Travers gehört; ſie ermordeten ihn mit ſeiner ganzen Familie, gingen dann zu dem Hauſe einer Frau, Namens Katharina Whitehead, und ermordeten auch hier die ganze, aus ſieben Perſonen beſtehende Familie. Ein Nachbar, Namens Williams, kam auf das Geſchrei herbei, die Mörder waren aber ſchon fort, und er fand nichts als die Körper der Erſchlagenen. Er kehrte ſogleich um, und auf dem Wege brachte ihm ein Negerknabe die ſchreckliche Nachricht, daß ſeine Frau und ſeine Kinder gleichfalls gemordet ſeyen. Der Mörderhaufe wuchs allmählich auf 200 Perſonen an, und gegen 70 Menſchen fanden durch ſie ihren Tod. Sie waren meiſt beritten und mit Jagdflinten bewaffnet. Truppen und Miliz wurden ſogleich in Bewegung geſetzt: es gab mehrere Scharmützel und endlich kam es zum allgemeinen Gefechte, worin hundert Schwarze getödtet, viele gefangen genommen wurden; der Reſt entfloh in die Sümpfe.“

Ferner meldeten die Blätter: „von ernſthaften Unruhen,

welche aus einem Streite zwiſchen Weißen und Schwarzen zu Providence im Staate Rhode-Island entſtanden ſind. Zum erſten Male in der Geſchichte der neuengliſchen Staaten war der Gouverneur genöthigt, das Militär auf einen zügellosen Pöbel feuern zu laſſen, wodurch mehrere Bürger getödtet und eine ziemliche Anzahl verwundet wurden. Es ſcheint von Seite des Pöbels auf die Vernichtung der Schwarzen abgeſehen geweſen zu ſeyn, denn man fürchtet, daß unter der ſchwarzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten eine ausgedehnte Verſchwörung beſtehe.“

Im Winter, am 6 December, eröffnete der Präſident General Jackſon den Congreß. Er ſagte: „So oft und ſo gerechter Weiſe Sie auch aufgefordert wurden, für die Güte der Vorſehung dankbar zu ſeyn, ſo ergoß ſich dieſelbe doch ſelten reichlicher und in ausgedehnterem Maße als jetzt; ſelten, wenn irgend je, hatten wir mehr Grund, einander zu der Fortdauer und dem Wachsthum unſeres geliebten Vaterlandes Glück zu wünſchen.“ Dann rühmt er den glücklichen Friedenszuſtand, in welchem ſich die Vereinigten Staaten mit allen andern Staaten befinden, und fügt hinzu: „Die friedſame und verſtändige Politik unſerer Regierung bewahrte unſre Neutralität während der Kriege, welche zu verſchiedenen Zeiten unſerer politiſchen Exiſtenz von andern Mächten geführt wurden; aber dieſe Politik ſetzte unſern Handel, während ſie ihm Thätigkeit und Ausdehnung gab, in demſelben Maße den Unbilden der kriegführenden Nationen aus. Daraus entſtanden Anſprüche auf Schadloshaltung. England, Frankreich, Spanien, Holland, Schweden, Dänemark, Neapel und kürzlich Portugal hatten alle in größerem oder geringerem Grade unſere neutralen Rechte verletzt. An alle wur-

den Entschädigungsforderungen gemacht. Sie hatten in allen und haben in einigen noch entscheidenden Einfluß auf die Art unserer Verhältnisse mit den Mächten, an die sie gerichtet wurden.“ Er berichtet nun zuerst über das gute Vernehmen mit England. Selbst der noch schwebende Gränzstreit mit Canada neige zu einem guten Ende. Zwar war man mit der Entscheidung des Königs der Niederlande vom 10 Januar (England und Nordamerica hatten ihn zum Schiedsrichter gewählt) in den Vereinigten Staaten nicht zufrieden gewesen, doch indem er sagt, daß er die betreffenden Papiere mittheilen werde, fügt Jackson hinzu: „Es gereicht mir zum großen Vergnügen, Sie zu benachrichtigen, daß die auf meine Anweisung bei dem Geschäftsträger Sr. brittischen Majestät gemachten Vorstellungen den gewünschten Erfolg gehabt haben, indem mehrere americanische Bürger freigegeben wurden, welche gefangen gesetzt worden waren, weil sie an einem der streitigen Orte, die jetzt unter der Jurisdiction Sr. brittischen Majestät stehen, die Autorität des Staats Maine ausgerufen hatten. Hieraus, und aus den ertheilten Versicherungen, daß es der Wunsch der Localautoritäten ist, jede Ursache zur Collision zu vermeiden, habe ich die Hoffnung geschöpft, daß ein gutes Verständniß erhalten werden wird, bis die endliche Beilegung des Gegenstandes dieß vollends befestigt.“ Dann berichtet er über den mit Frankreich geschlossenen Vertrag, den der Moniteur schon bekannt gemacht hatte, und dessen wesentliche Punkte folgende sind: „Die Vereinigten Staaten forderten seit 1810 75 Millionen; der Vertrag ermäßigt diese Summe auf 25, mit der Bestimmung, daß 1,500,000 Franken zurückbehalten werden, um die Entschädigungsreclamationen von französischen Unterthanen zu befriedigen. Die Forderungen von Abgabenfreiheiten für den Handel mit Louisiana,

ſiana, den die franzöſiſche Regierung auf den Abtretungsvertrag dieſer Provinz ſtützte, gab ſie auf, da die Vereinigten Staaten bemerklich machten, daß dadurch dem Staate Louiſiana eine Art Handelsmonopol zugewendet würde; dagegen ſtipulirte die Regierung zur Entſchädigung einen günſtigern Tarif für die franzöſiſchen Weine; auch wurde feſtgeſetzt, daß in Frankreich die langhaarigen Baumwollen der Vereinigten Staaten dieſelben Abgaben zahlen ſollen wie die kurzhaarigen." Von Spanien ſagt Jackſon, daß daſſelbe ſich noch immer weigere, die Vereinigten Staaten für die von ihm weggenommenen neutralen Schiffe zu entſchädigen. Auch Neapel wolle für die Verluſte nicht mehr einſtehen, die es den Vereinigten Staaten unter der illegitimen Regierung Murats zugefügt. Doch hofft der Präſident noch, dieſe Staaten auf friedlichem Wege zur Nachgiebigkeit zu bringen. Mit allen übrigen Handelsſtaaten ſtehe Nordamerica im beſten Verkehre, z. B. mit China, Oeſterreich, Portugal. In Sumatra ſey ein americaniſches Schiff von den wilden Einwohnern geplündert, daher ſey eine Fregatte zur Beſtrafung derſelben abgeſchickt worden. Ein Handelstractat mit Mexico ſchwebe noch, wegen der Unruhe in dieſem Lande. In die Gewäſſer von Buenos-Ayres ſey ein Kriegsſchiff zur Beſchützung des daſelbſt gefährdeten Handels geſchickt worden. Von Braſilien, mit dem man auf ſehr gutem Fuß ſtehe, erwarte man die noch rückſtändige Entſchädigung.

Hierauf geht der Präſident zum Bericht über die Indianer über. Bekanntlich ſollen die noch dießſeits des Miſſouri wohnenden Stämme derſelben vertrieben werden, um den Weißen Platz zu machen, und man zwingt ſie, ihr Land zu verkaufen. Aus Anhänglichkeit wollen aber Viele ihre alte

Heimath nicht verlassen. Im vorigen Jahre erklärten sich zwei Stämme, die Chikasaws und Chactaws bereit zur Auswanderung. Jackson fährt fort: „Auf das Verlangen von Georgia ist die Zählung der Chirokesen behufs der Auswanderung wieder aufgenommen worden, und man erwartet zuversichtlich, daß die Hälfte, wo nicht zwei Drittheile dieses Stammes dem klugen Beispiele ihrer westlichern Brüder folgen werden. Die, welche es vorziehen, in ihrer jetzigen Heimath zu bleiben, werden künftig nach den Gesetzen Georgiens, wie dessen Bürger alle, regiert werden. Während des laufenden Jahres war die Aufmerksamkeit der Regierung besonders auf die Stämme in dem mächtigen und immer wachsenden Staate Ohio gerichtet, wo die eingebornen Besitzer noch immer beträchtliche Strecken des schönsten Landes inne haben. Verträge wurden theils mit, theils ohne Bedingung geschlossen, wonach der Rechtsanspruch der Indianer an die vorbehaltenen Theile dieses Staates erlöscht, und die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo der Staat Ohio der indianischen Bevölkerung entledigt seyn wird. Dieselbe Maßregel wird auf Indiana ausgedehnt werden, sobald sich dort ein Erfolg erwarten läßt." Zuletzt spricht der Präsident über die Finanzen: „Die Einkünfte dieses Jahres werden nicht viel unter 27,700,000 Dollars und die gesammte Ausgabe mit Ausschluß der öffentlichen Schuld nicht über 14,700,000 Dallars betragen. Man glaubt, daß mit den Mitteln, welche die Regierung aus verschiedenen Quellen zu ihrer Verfügung haben wird, welche durch das Finanzministerium vollständig sollen vorgelegt werden, die ganze Schuld durch Rückzahlung oder Ankauf in den vier Jahren meiner Administration getilgt werden wird. Wir werden dann das seltene Beispiel einer großen Nation darbieten,

Archduke Charles.

welche Ueberfluß an allen Mitteln der Wohlfahrt und der Sicherheit hat, und völlig frei von Schulden iſt. Die Zuverſicht, womit man die Erlöſchung der öffentlichen Schuld vorausſehen kann, bietet eine Gelegenheit dar, die in meinen frühern Botſchaften anempfohlene Politik hinſichtlich der Einfuhrabgaben mehr in Ausführung zu bringen. Eine Modification des Tarifs, welche in Bezug auf die Bedürfniſſe der Regierung eine Reduction unſerer Einkünfte hervorbringt, und eine Einrichtung der Einfuhrzölle, die alle Nationalintereſſen gleichmäßig und auch die Gegenwirkung fremder Politik berückſichtigt, inſoweit ſie dieſen Intereſſen nachtheilig ſeyn kann, können als ein Hauptgegenſtand betrachtet werden, der die Erwägung des jetzigen Congreſſes erfordert. Gerechtigkeit für die Intereſſen des Kaufmanns wie des Manufacturiſten verlangt, daß man die Ausſicht auf materielle Reductionen in den Einfuhrabgaben eröffne."

Ueber dieſen Tarif und über die bevorſtehende neue Präſidentenwahl herrſchte große Uneinigkeit, die ſich nicht nur im Congreſſe, ſondern ſogar in der Regierung ſelbſt kund gab. Daher entließ der Präſident ſchon im Frühjahre ſein ganzes Cabinet und bildete ein neues, und im Winter hörte man aufs neue von heftigen Zerwürfniſſen im Schooße des Congreſſes und der Regierung. An der Spitze der Oppoſition gegen Jackſon ſtand noch immer Clay, der Kentuckier.

In Rhode-Island wurde der Italiener Carrea verhaftet, welcher der Prinzeſſin von Oranien in Haag ihre koſtbaren Brillanten geſtohlen hatte.

2.

Mexico.

Wir haben in den frühern Jahrgängen den Stand der Parteien in Merico genau angegeben und die raſchen Glückswechſel unter denſelben erzählt. Nachdem im Jahre 1829 Guerrero und die demokratiſche Yorkinospartei durch Ueberrumpelung der Hauptſtadt Merico ſchnell zur Herrſchaft gelangt war, erhob ſich im Jahre 1830 Buſtamente und die ariſtokratiſche Escoſeſospartei ganz auf dieſelbe Weiſe, indem ſie ſich der Hauptſtadt bemächtigte. Guerrero flüchtete ſeitdem in den Süden, wo ſeine Anhänger ſich ſammelten. Es heißt, er ſelbſt habe keinen Antheil an der Thätigkeit ſeiner Partei genommen; vielleicht hat er ſich auch nur ruhig geſtellt, um den Verfolgungen ſeiner Gegner zu entgehen. Buſtamente fürchtete ihn indeß ſo ſehr, daß er ſich ſeiner um jeden Preis zu entledigen ſuchte. Er ſchloß daher im Januar 1831 einen geheimen Vertrag mit einem gewiſſen Franz Pitalaga, der als Schiffscapitän der ſardiniſchen Brigg Colombo, die in Acapulco vor Anker lag, in Merico war, und den Agenten des Hauſes Girolamo Roſſi zu Genua machte. Pitalaga reiſ'te darauf wieder nach Acapulco zurück. Bei ſeiner Ankunft in Chipalcingo ward er verhaftet (wahrſcheinlich in Folge eines insgeheim zuvor mit General Bravo, der daſelbſt wohnte, verabredeten Planes) und als ein Spion Guerrero's ins Gefängniß gebracht, aber aus Mangel an Beweiſen wieder frei gelaſſen. Er reiſ'te [illegible] nach Acapulco, um dem General Guerrero eine amtliche Abſchrift des Urtheils zu zeigen, und dadurch deſſen Vertrauen und Freundſchaft zu ge-

winnen. Guerrero gerieth in dieſe Falle, und ſie wurden ſehr vertraut. Sie gaben einander Gaſtmähler, und endlich lud Pikalaga den Guerrero mit Primo, Tapia, Pita, Tavalita und zwei andern Perſonen zu einem Gaſtmahle an Bord des Colombo ein. Hier brachten ſie einen luſtigen Tag zu; die Nacht rückte heran; man trank den Kaffee in der Cajüte, als Pitalaga plötzlich auf das Verdeck ging, die Thüre der Cajüte abſchloß, die Anker lichtete und abſegelte. Die Dunkelheit der Nacht verhinderte die Beſatzung, die verrätheriſche Bewegung der Brigg zu ſehen. So gelangte dieſe aus dem Hafen und landete ihr Opfer zu Hautucco, einem kleinen Hafen in der Nähe Oaraca, wo alles zu ihrem Empfange bereit war. Wenige Tage vor dieſem Ereigniſſe hatte Buſtamente zu einem ſeiner Freunde in Merico geſagt: „was wetten Sie, daß noch vor Ende Januars Guerrero in meiner Gewalt ſeyn wird?“ So wie die Nachricht von der Verhaftung Guerrero's nach Merico gelangt war, wurde ein Miniſterconſeil gehalten, um zu beſtimmen, ob die Sache dem Congreſſe vorgelegt werden ſolle. Dieſes beſchloß aber dem Guerrero kein größeres Vorrecht als jedem andern Verbrecher zu geſtatten. Ein Miniſter verſuchte ſein Leben zu retten und die Gnade und Großmuth Buſtamente's in Anſpruch zu nehmen; dieſer antwortete aber: „wenn ich das Schwert gegen die Revolutionäre ziehe, ſo werfe ich die Scheide ſo lange weg, bis alle niederliegen. Wer hatte größern Anſpruch auf mexicaniſche Dankbarkeit als Sennor Iturbide, der keinen Tropfen mexicaniſchen Bluts vergoß, um ſich aufrecht zu erhalten? Aber der Negro (Guerrero), der der Republik ſo viel gekoſtet hat, iſt nicht in dieſem Falle.“ Guerrero wurde daher zu Oaraca am 14 Februar erſchoſſen. General Bravo, den Buſta-

mente gegen die Anhänger Guerrero's abgeschickt hatte, jagte dieselben auseinander, nahm Acapulco ein und erstickte den Aufruhr.

Seitdem herrschte Frieden in Mexico, es wurde ein Handelstractat mit Frankreich geschlossen, und die Blätter ertheilten zuweilen günstige Berichte über die in Mexico wiederhergestellte Ordnung und über die guten Aussichten des dortigen Verkehrs. Allein gegen das Ende des Jahres erfuhr man, daß sich die Escoseses durch ihre bekannte Anhänglichkeit an Altspanien und durch ihre aristokratische Strenge verhaßt gemacht hätten, und daß eine mächtige Partei sich bilde, um den bisher ruhig auf dem Lande lebenden General Santa-Anna bei der bevorstehenden Präsidentenwahl dem General Bustamente entgegenzusetzen. Die Garnison von Vera-Cruz erhob zuerst die Fahne des Aufruhrs und rief Santa Anna in ihre Mitte, um im nächsten Jahr abermals eine neue Regierung in Mexico einzuführen.

3.

Columbia.

Unter den vielen verworrenen und widersprechenden Nachrichten, welche uns die Zeitungen vom Jahre 1831 über Columbia gegeben haben, gibt uns nur folgendes Actenstück einige Aufklärung. Wir verließen am Schluß des Jahres 1830 Columbia nach dem Tode des großen Bolivar in den Händen einzelner militärischer Chefs, die jeder für sich herrschen wollten und von dem Umstande Gebrauch mach-

ten, daß die Bevölkerung der Provinzen, dem Centraliſations-Syſtem feindlich, jede von der andern unabhängig oder nur durch einen lockern Föderalismus verbunden ſeyn wollte. Bolivars Beſtreben, die Einheit der Republik zu erhalten, war ihm als Tyrannei, als Streben nach der Krone ausgelegt worden, und nach ſeinem Tode ſiegte der Föderalismus völlig. Die alte Republik Columbia zerfiel nach einigen Parteikämpfen während des Jahres 1831 in drei Staaten, Neu-Granada, Venezuela und Aequator. Nach Bolivars Tode hatte noch ein Schein von Centralismus beſtanden, Urdaneta war noch Präſident der geſammten Republik; doch am 14 April bemächtigte ſich der Vicepräſident Caicedo der Herrſchaft, und durch ihn vorzüglich wurde die neue föderaliſtiſche Eintheilung vorbereitet. Derſelbe richtete folgende Botſchaft an den Congreß von Neu-Granada, der ſich am 20 October 1831 verſammelte: „Da der Diſtrict von Venezuela ſich ſchon vor der Auflöſung des letzten Congreſſes von dem übrigen Theile der Republik getrennt hatte, ſo konnte die Conſtitution, welche eine Centralregierung feſtſetzte, nur mit Gewalt in Ausführung gebracht werden; zu dieſer war aber das Volk des Central-Landes durchaus nicht geneigt, und am allerwenigſten der Unterzeichnete, welcher zu der Zeit Präſident des Raths der ausübenden Gewalt war. In Folge einer Botſchaft, welche ich damals an den Congreß richtete, erſchien das Decret vom 5 Mai, welches die Art des Vergleichs und der Verſöhnung frei ſtellte, damit das Volk über die beſte und geeignetſte Organiſation entſcheiden möchte. Die conſtitutionelle Regierung verfolgte den Weg, der ihr durch das Decret und durch die Geſetze der Convention vorgezeichnet worden war, hoffte einen glücklichen Erfolg ihrer

Bemühungen, und ſah den Augenblick nicht entfernt, wo die Bande, welche zwiſchen den verſchiedenen Theilen Columbiens beſtehen müßten, feſter geknüpft werden würden, als eine militäriſche Faction der Nationalregierung einen tödtlichen Schlag verſetzte und alle ihre Hoffnungen zerſtörte. Es würde zu ſchmerzlich ſeyn, die Ereigniſſe des Auguſts 1830 wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. Sie kannten damals, meine Herren, und Sie kennen jetzt das Betragen ihrer conſtitutionellen Behörden, als dieſelben genöthigt wurden, nach der Verletzung der Nationalwürde noch im Amte zu bleiben. Da eine Regierung de facto eingeführt worden war, ſo ſchwiegen die Geſetze; das Volk ſchien ſich ſeinem Schickſale zu unterwerfen, und die unumſchränkte Gewalt, die ſich in den Departements des Centrums ſicher glaubte, wollte nunmehr ihre Waffen gegen die nördlichen kehren. Regierungen, welche durch Verrath und Verbrechen errichtet und durch Gewalt aufrecht erhalten werden, ſind ſelten von langer Dauer. Der erſte Sieg über die Truppen des Uſurpators im Departement von Cauca wurde wie ein elektriſcher Schlag durch ganz Neu-Granada gefühlt. Die Ketten, welche um andere Theile des Landes gezogen worden, waren zerbrochen, und die Führer der Revolution ſahen, daß ihre Macht untergraben war. Der öffentliche Unwille war laut und allgemein, und es wurden allenthalben Anſtrengungen gemacht, das Joch der militäriſchen Gewalt abzuſchütteln. Dieß war der Augenblick, wo der Vicepräſident der Republik es für angemeſſen hielt, ſich an die Spitze der Reaction zu ſtellen, und das Decret vom 14 April zu erlaſſen. Da die legitime Regierung proclamirt und die Nationalfahne aufgeſteckt worden war, ſo ſah die gegen unſre Freiheiten aufgeſtandene Faction die Kräfte ihrer

Uſurpation jeden Augenblick mehr verringert. Dennoch ſcheute ſie keine Anſtrengung, um ſich in eine Lage zu verſetzen, in der ſie den Bewegungen, welche ſie von allen Seiten umgaben, die Spitze bieten könnte. Sie zählte in ihren Reihen die Veteranen von Carabobo, Junin und Ayacucho, tapfere Leute, deren Muth einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Zwei kleine Abtheilungen unter den Befehlen der republicaniſchen Anführer Obando und Lopez in Popayan und des Obriſten Poſada in Neiva waren der Mittelpunkt der theilweiſen Reactionen und die Hoffnung des Volkes. Wären dieſe Streitkräfte aufgerieben worden, ſo würde dieß die furchtbarſte Anarchie und eine gänzliche Verwüſtung des Landes zur Folge gehabt haben. Dem Vicepräſidenten waren die heroiſchen Anſtrengungen der Bevölkerung der Departements von Magdalena noch unbekannt, und er wußte noch nichts von den tapfern Thaten und glänzenden Siegen Abejorral's und Cerinza's. Unter dieſen Umſtänden wurde der Regierung ein Vergleich vorgeſchlagen, in Folge deſſen die Conſtitution und die Geſetze wieder in Kraft treten, das Volk ſeine Rechte und die Bürger ihre Garantien wieder erhalten, und die Umtriebe einer Faction, die der Republik zum Aergerniſſe gedient hatte, nicht länger geduldet werden ſollten. Die Regierung war daher geneigt, verſöhnende Maßregeln anzunehmen, und, den Vorſchlägen der Junta's von Apulo gemäß, wurden die Tractate, welche jenen Namen führen, abgeſchloſſen. Anfänglich erhoben ſich zwar laute Klagen gegen die Verhandlungen zu Apulo, theils von Perſonen, die, von der unumſchränkten Regierung gedrückt und gekränkt, ein gerechtes Gefühl der Rache nicht unterdrücken konnten, theils von ſolchen, die eine Wiederholung der blutigen Scenen des Monats Auguſt 1830

fürchteten. Die endlichen Resultate des Tractats waren damals noch unbekannt, und jener patriotische Eifer war befriedigt, sobald man sah, daß die Regierung zweckmäßige Maßregeln für die öffentliche Sicherheit ergriff. Vor der Wiederherstellung der constitutionellen Regierung waren das Departement Cauca und die Provinz Casanare, um der Anarchie und der Wuth des Despotismus zu entgehen, gezwungen, sich erst an die Regierung von Aequator, und späterhin an die von Venezuela anzuschließen. Die letztere, nicht weniger gerecht als vorsichtig, fand sich nicht veranlaßt, die Gränzen ihres Staates auszudehnen, und Sie haben das Recht, denselben Act der Gerechtigkeit und der Klugheit von der Regierung von Aequator zu erwarten. Das Departement des Isthmus hat, wie alle übrigen, die constitutionelle Regierung anerkannt, und den Scenen der Unordnung, deren Schauplatz es war, ist Ruhe und Ordnung gefolgt. Die Repräsentanten desselben würden jetzt in dieser erhabenen Versammlung gegenwärtig seyn können, wenn der Geist des Bösen nicht seine ganze Wuth über jenes Departement ausgelassen hätte. Obrist Alzuru, in Verbindung mit dem General Luis Urdaneta, der gezwungen worden war, Aequator zu verlassen, bemühte sich, die Theilnahme des Volkes an seinen verbrecherischen Planen zu erlangen. Das Volk von Panama blickte mit Verachtung auf den Störer der Ruhe; aber er nahm zur Gewalt seine Zuflucht, und so wurde der Isthmus in neue Unruhen verwickelt. Die Regierung schrieb energische Maßregeln vor, und eine kleine Abtheilung, unter Obrist Herrera, unterstützt durch die Anstrengungen der Einwohner, vernichtete jene Rebellenhaufen gänzlich. Vielleicht wird dieses Ereigniß den Geist der Revolution unter uns völ-

lig erſticken, und der allgemeine Friede in Neu-Granada der Anfang ſeines künftigen Wohlſtandes ſeyn.“

Andere Nachrichten ſprachen nicht mit ſo viel Lob von der ſiegenden Partei, vielmehr beſchuldigte man den General Obando, den bekannten Meuchelmörder des unglücklichen General Sucre, aufs neue der größten Grauſamkeiten. Er ſoll vor der Einnahme der Stadt Bogota, nach einem Treffen mit den Truppen der Regierung, alle Gefangenen haben morden laſſen. Auch zu Carthagena ſollen bedeutende Unruhen vorgefallen ſeyn und hier eine Zeit lang der Pöbel geherrſcht haben. In Venezuela verſammelte ſich am 18 März der erſte Congreß zu Valenzia, doch im Auguſt mußte Paez einen im Oſten dieſer neuen Republik ausgebrochenen Aufſtand bekämpfen.

Mitten unter dieſen politiſchen Stürmen wurde noch unter Urdaneta am 7 März zu Bogota ein Decret erlaſſen, wodurch die Franzoſen den im Handelsverkehr am meiſten begünſtigten Nationen gleichgeſetzt wurden. Nach der Kataſtrophe vom 14 April wurden alle unter Bolivar Verbannten zurückgerufen; daher verließ der berühmte General Santander am 10 September Paris, um nach Columbia zurückzukehren, und als eine der erſten Celebritäten dieſes Landes aufs neue eine wichtige Rolle zu ſpielen.

4.

Buenos-Ayres.

Die argentiniſche Republik oder die Conföderation am La-Plata-Strom war fortwährend von Parteien zerriſſen. Ge-

neral Paz, deſſen Sitz in Cordova war, hatte ſich nach Lavalle's Vertreibung und nach dem Siege der Föderaliſten an die Spitze der Unitarier geſtellt und im Jahre 1830, wie wir geſehen haben, durch Verrath beträchtliche Vortheile über den föderaliſtiſchen General Quiroga erlangt. Er bedrohte ſchon Buenos-Ayres, allein er wurde im Jahr 1831 geſchlagen, und der General la Madrid, der nach ihm das Commando übernahm, wurde beſiegt, verlor Cordova und mußte ſich in den Norden flüchten. Auch hier von Quiroga verfolgt und geſchlagen, rettete er ſich nach Bolivia. In Buenos-Ayres ſelbſt behauptete ſich der bekannte Roſas an der Spitze der Regierung.

---

5. 6.

Bolivia und Peru.

Beide Staaten befanden ſich im Kriege. Santa-Cruz, Chef des Staates Bolivia, ſprach einige Provinzen von Peru an; Gamarra, Chef von Peru, zog mit einem Heer an die Gränze. In Chirui-Saca wurde unterhandelt. Am 9 November wurde Arica durch ein Erdbeben zerſtört. Am 19 December kündigte Gamarra durch eine Proclamation an, daß ein Friedens- und Handels-Bündniß zwiſchen Peru und Bolivia abgeſchloſſen ſey.

7.

Chili.

Man vernahm, die Partei von Pinto und Mora ſey geſtürzt, der Pöbel herrſche unter dem Einfluß der Mönche, das Haus des franzöſiſchen Conſuls Lafont ſey geplündert worden, und der franzöſiſche Admiral Grivet von Rio Janeiro aus nach Chili geſegelt, Genugthuung zu verlangen.

8.

Hayti.

Am 2 April wurden zwiſchen Frankreich und ſeiner ehemaligen Colonie Abfindungsverträge geſchloſſen (worüber ſchon in den frühern Taſchenbüchern geſprochen iſt), aber die Ratification von Seite Hayti's verweigert. Boyer, Präſident der Neger-Republik, meinte, durch die Julusrevolution ſeyen die frühern Verträge erloſchen, auf deren Baſis im April unterhandelt worden ſey. Zugleich erließ er eine Proclamation, worin er ſich über die übertriebenen Entſchädigungsforderungen Frankreichs beſchwerte und im Nothfall das Volk zur Vertheidigung aufrief. Frankreich hoffte aber ſeinerſeits die Sache noch immer gütlich ausmachen zu können und enthielt ſich der Feindſeligkeiten. Zwiſchen den Farbigen und Negern ſollten auf der Inſel groſſe Zwiſtigkeiten herrſchen.

X.

Der Orient.

1.

Die Türkei.

Das osmanische Reich genoß nach außen Frieden, da es die Anträge des französischen Botschafters Guilleminot, die mit den Polen beschäftigten Russen wieder anzugreifen, nicht annahm, vielmehr diesen Plan selbst an Rußland verrieth. Im Innern aber erlebte die Türkei heftige Erschütterungen durch die empörten Paschas. Diese nämlich benutzten die durch den russischen Krieg bewirkte Schwäche der Regierung, sich Unabhängigkeit zu erkämpfen, und zwar um so mehr, als sie besorgten, die Regierung werde im Verfolg ihrer Reformpläne sobald als möglich auch der durch ihre große Ausdehnung gefährlichen Macht der Paschas ein Ende machen. Dieser Maßregel wollten sie zuvor kommen.

Die Ruhe des Reichs wurde zwar nur in den Paschaliks der Gränzen gestört, und Konstantinopel blieb unerschüttert, allein die Reformen wurden allerdings durch die Empörung gehemmt, und beschränkten sich auf verhältnißmäßig unbedeu-

tende Neuerungen in der Hauptſtadt, da man im Hintergrunde noch viel weſentlichere Reformen vermuthen durfte.

Am 27 Januar bewilligte der Sultan dem griechiſchen Patriarchen 500,000 Piaſter zur Unterſtützung der griechiſchen Gemeinde, eben ſo viel den durch den Krieg verarmten Einwohnern der Donauländer, eben ſo viel dem heiligen Grabe in Jeruſalem. Dieſe Wohlthaten begleitete ein Hattiſcheriff zu Gunſten der Rajas, worin denſelben erlaubt wurde, unter türkiſcher Flagge und frei wie die Türken ſelbſt Handel zu treiben. „Die Rajas, d. h. die Griechen, Armenier, katholiſchen Armenier und Juden, ſo wie mit ihnen die Türken ſelbſt, ſollen alle vor dem Geſetze gleich ſeyn, ohne daß ein Muſelmann wegen dieſer ſeiner Eigenſchaft auf den geringſten Vorzug Anſpruch machen kann.“ Den Einwohnern der Inſel Samos wurde ein beſonderer griechiſcher Gouverneur und eine beſondere Flagge mit dem chriſtlichen Kreuze geſtattet. Durch ſolche Maßregeln ſuchte ſich der Sultan die chriſtliche Bevölkerung ſeiner Staaten zu befreunden, um ſich auf ſie zu ſtützen, wenn, wie zu erwarten ſtand, die Türken ſeinen fernern Reformen widerſtreben würden.

Am 15 Mai feierte der Sultan das Bairamfeſt. Bei dieſer Gelegenheit wurde wie gewöhnlich das Verzeichniß der Statthalterſchaften bekannt gemacht, und es fiel auf, daß vier große Paſchaliks und 19 Sandſchagate in Kleinaſien nicht mehr durch Paſchas von 2 oder 3 Roßſchweifen verwaltet werden, ſondern zu den Mutataa's oder Staatspachtungen geſchlagen, durch beſondere Civil- und Militärgouverneurs adminiſtrirt und ihre Einkünfte zu Beſtreitung der durch die neuen Einrichtungen und die regulären Truppen nothwendig gewordenen Ausgaben verwendet werden ſollten. Zugleich wurden dem

Paſcha von Scutari, der ſich noch immer weigerte, das reguläre Militär in ſeinem Paſchalik einzuführen, drei Sandſchagate entzogen. Dem widerſpänſtigen Daud Paſcha wurde das Paſchalik von Bagdad entzogen und daſſelbe dem Aly Paſcha von Aleppo übergeben. Dieſe Maßregeln zeigten deutlich an, daß es dem Sultan darum zu thun ſey, die großen Paſchaliks zu theilen und dadurch die Macht der Paſchas eben ſo zu brechen, wie einſt Karl der Große die Macht der Herzoge brach, indem er die Herzogthümer in Grafſchaften zerſplitterte. Daher erregte dieſe Maßregel die größte Aufmerkſamkeit der bedrohten Paſchas und veranlaßte deren Empörung, da ſie es für räthlich erachteten, den Sultan anzugreifen, bevor ſeine Neuerungen noch Wurzel gefaßt hätten. Dieſe Empörungen, die wir ſogleich ſchildern werden, dauerten durch das ganze Jahr, und nahmen am Schluſſe deſſelben eine ſehr ernſthafte Wendung, indem der mächtige Paſcha von Aegypten, als der am meiſten gefährliche und gefährdete, dem Sultan den Krieg erklärte.

Bevor wir dieſe Ereigniſſe in den Provinzen ſchildern, faſſen wir noch zuſammen, was in Konſtantinopel geſchah. Am 21 März erhob der Sultan zwei kräftige Männer, den Redſchib-Effendi zum Miniſter der auswärtigen, den Pertew-Effendi der innern Angelegenheiten. Am 14 Junius unternahm der Sultan eine Reiſe nach Adrianopel, um ſich dem Volke zu zeigen, Wohlthaten an daſſelbe auszuſpenden und die neuen Einrichtungen, namentlich die des regulären Militärs, zu fördern. Am 7 Julius kam er zurück. Am 2 Auguſt erfolgte der große Brand von Pera. Dieſe berühmte Vorſtadt Konſtantinopels wird ganz von Franken und den fremden Geſandten bewohnt. Man glaubt, das Feuer

ſey

ſey von fanatiſchen Türken angelegt worden, um ſich an den Franken und den fränkiſchen Neuerungen zu rächen. Die Türken zeigten ſich beim Löſchen des Brandes unthätig, oder verhinderten ſogar die Franken daran. Sie nannten den Brand „die Rache für Navarin.“ 50,000 Menſchen verloren Dach und Nahrung durch dieſen ſchrecklichen Brand, der auch die Hotels des engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen Geſandten, und die Miethwohnungen des ruſſiſchen, preußiſchen, ſardiniſchen, neapolitaniſchen und ſpaniſchen Geſandten verzehrte. Vom 26 September an wiederholten ſich die Brände in Konſtantinopel ſelbſt, am 29ſten, 30ſten, 31ſten, 3 October, 7ten. Galata, das Arſenal, das Quartier der ſchismatiſchen Armenier litten beſonders darunter. Man beſchuldigte die fanatiſchen Ulemas, dieſe Brände veranlaßt zu haben, aus Haß gegen die Chriſten und die Neuerungen, und der Sultan ſoll ihre Häupter deßfalls zu ſich beſchieden haben. Man wollte ſogar wiſſen, der Sultan habe ſeine Reformplane aufgegeben, weil er ſchon auf ſeiner Reiſe nach Adrianopel von der gefährlichen Stimmung, welche dieſelben im Volke veranlaßten, überzeugt worden ſey. Dieſe Muthmaßung ſcheint aber durchaus keinen Grund zu haben, denn der Sultan ſetzte die Neuerungen fort.

Am 19 Auguſt ſtiftete er einen **Orden** in europäiſcher Manier. Die Decoration beſtand aus dem Namenszuge des Sultans auf einem mit Brillanten eingefaßten Medaillon. Am 5 November erſchien ſogar die **erſte türkiſche Zeitung**, ein osmaniſcher Moniteur, in deſſen Programm die Regierung unverhohlen ſeinen Zweck offenbarte: „Wenn die täglichen Begebenheiten der Gegenwart nicht zur Zeit ihres Ge-

schehens öffentlich kund gemacht werden, und somit ihre wahren Ursachen verborgen bleiben, so pflegen die Menschen nach dem Sprüchworte: „Der Mensch ist Feind dessen, was er nicht kennt," allem, dessen Veranlassung und Zusammenhang sie nicht begreifen können, zu widerstreben. Und so geschah es bisher auch, daß das Volk alle innern und auswärtigen Angelegenheiten Amtsveränderungen und andere Verfügungen der hohen Pforte, gleichsam als räthselhaft betrachtend, ihnen oft einen von der eigentlichen Absicht der Regierung ganz verschiedenen Sinn unterlegte. — Es ist demnach der innigste Wunsch Sr. Hoheit, unsers gnädigen, erhabenen, durch alle trefflichen Eigenschaften ausgezeichneten Monarchen und Herrn, durch schnelle öffentliche Bekanntmachung aller auf die innern und äußern Angelegenheiten der hohen Pforte sich beziehenden Ereignisse, und durch Angabe ihrer wahren Ursachen und sonstigen Erfordernisse, dem Volke eine richtige Ansicht von denselben zu verschaffen, und es zugleich vor jener Unruhe zu sichern, in die es bisher durch willkürliche Auslegungen und falsche Gerüchte versetzt zu werden pflegte. Da aber nebst dem auch alles, was auf neue Erfindungen, schöne Künste, Preise der Lebensmittel und Waaren und den Handel überhaupt Bezug hat, zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden soll, so liefert dieses gemeinnützige, für Stadt und Volk gleich ersprießliche Unternehmen einen neuen und sprechenden Beweis der Milde, Gerechtigkeit und weisen Fürsorge unseres erhabenen Beherrschers, und seines ernsten Strebens, die allgemeine Wohlfahrt und Zufriedenheit zu befördern. — In Folge dieser allerhöchsten Entschließung wurde in der Nähe des Seraskeriats eine eigene Druckerei unter dem Namen „kaiserliches Zeitungsbureau" eingerichtet, zu deren Vorsteher der gewesene Molla

von Mekka und dermalige Reichshistoriograph, Scheikzade Esseid Mehmed Essaad Efendi, ernannt ist."

Am 19 September wurde der Lehrantritt des Thronerben Schehzade Abdulmedschid gefeiert, und zwar, gegen den bisherigen Gebrauch, öffentlich. Im December wurde Maurojeni zum bleibenden türkischen Gesandten in Wien ernannt.

Unter den Empörungen der Paschas war zunächst die des Mustapha, Pascha von Scutari, die wichtigste. Wir erinnern uns aus den vorigen Jahrgängen, daß dieser widerspänstige Pascha an der Spitze von 30,000 Albanesern schon 1829 sich dem Frieden von Adrianopel widersetzt, und 1830 an der Empörung der Albaneser Theil genommen hatte, daß er aber, sey es aus Furcht, sey es aus Eifersucht gegen die Häuptlinge der Albaneser, sey es weil der Großwessier Redschid Pascha ihn durch die Vermählung ihrer Kinder bestach, die Albaneser im Stiche ließ und dem Blutbade von Vitoglia ruhig zusah. Da er indeß sah, daß sich der Großwessier in Albanien befestigte und daselbst die Autorität der Regierung mit Gewalt aufrecht erhielt, und daß der Sultan im Ernste darauf ausging, das Centralisationssystem durch die neue Militäreinrichtung und durch Verkleinerung der Paschaliks durchzusetzen, bangte ihm für seine eigene Existenz, und er wagte, dem drohenden Schlage zuvorzukommen. Vielleicht kam auch russischer Einfluß hinzu, da der Pascha durch seinen Aufruhr die Pforte abhielt, ihr Augenmerk auf Polen zu richten.

Der Großwessier hatte die Albaneser furchtbar unter das Joch gebeugt und glaubte sich nunmehr ganz sicher, als plötzlich in Albanien, Bosnien und einem Theile Macedoniens die

von Muſtapha angezettelte Verſchwörung ausbrach, am Ende des Februars. Muſtapha hielt ſelbſt eine Rede an die Einwohner von Scutari, und forderte die Albaneſer feierlich zur Rache und zur Loßreißung vom türkiſchen Joch auf. Den Türken dagegen ſchmeichelte er dadurch, daß er ſich zum Oberhaupt der Janitſcharen erklärte und dieſes Inſtitut herzuſtellen verſprach. Am 23 März brach er mit 10,000 Mann gegen den Großweſſier auf, und hoffte unterwegs noch die Schaaren ſeiner Verbündeten aufzunehmen. Zu gleicher Zeit ſchloſſen die bosniſchen Rebellen den Paſcha von Travnik ein, um ihn abzuſetzen und Bosnien dem Paſcha von Scutari zu unterwerfen.

Der Großweſſier rückte nun am 6 April von Janina aus den Rebellen entgegen, die im Norden immer weiter vordrangen und am 20 April unter Ali Bey bereits Sophia beſetzten. Die Hauptarmee der Rebellen wandte ſich ſüdwärts gegen den Großweſſier, und am 21 April trafen ſie ihn bei Perlepe. Die rebelliſchen Paſchas von Wrana und Prisrendi, die den Vortrab führten, wurden geſchlagen. Als hierauf am 23ſten Muſtapha Paſcha ſelbſt anrückte, traf ihn das gleiche Schickſal. Im erſten Gefecht ſollen 2000, im zweiten 5000 Rebellen geblieben ſeyn. Muſtapha floh nach Köprili, wurde jedoch vom Großweſſier verfolgt, ereilt und, obgleich er noch 20,000 Mann beiſammen hatte, abermals geſchlagen, bei Derbend-Chane am 3 Mai. Er flüchtete ſich hierauf nach ſeiner Hauptſtadt Scutari, wohin auch Ali Bey, der Sophia noch zu rechter Zeit verließ, um nicht abgeſchnitten zu werden, ſich zurückzog. In Scutari trotzte nun Muſtapha dem Großweſſier und zog aus Bosnien von Norden her neue Verſtärkungen an ſich. Ein Sohn des albaneſiſchen

Häuptlings Seliktar Poda ſammelte zu Gortza ein Hülfscorps, wurde jedoch von den Truppen des Großweſſiers geſchlagen, der ſein Hauptquartier zu Monaſtir nahm. Der von den Rebellen in Travnik eingeſchloſſene Ali Namik Paſcha entfloh durch Liſt auf das öſterreichiſche Gebiet, und Fürſt Miloſch von Serbien erließ bei dieſer Gelegenheit, am 1 Junius, eine Proclamation an die Bosnier, worin er ſie vor dem Paſcha von Scutari warnte und ihnen Treue gegen den Sultan empfahl, der es wohl mit ihnen meine.

Muſtapha ließ ſich jedoch nicht einſchüchtern. Am 20 Junius ließ er 5000 Mann aus Scutari ausfallen, welche den Truppen des Sultans bei Aleſſio durch Ueberraſchung eine Niederlage beibrachten. Dieß befeuerte den Muth ſeiner Anhänger, und 15,000 Bosnier erhoben ſich für ihn. Der Großweſſier brach gegen die Bosnier auf und ließ den Izzet Mehemet Paſcha vor Scutari zurück. Am 6 Auguſt zog ſich Muſtapha in die Citadelle, und die Stadt ergab ſich. Zwar leiſteten die Albaneſer noch einigen Widerſtand, der aber unterdrückt wurde. Am 25 Auguſt ſchlug der Blitz in ein Pulvermagazin und zerſtörte einen Theil der Citadelle. Unterdeß aber war zu Anfang des Auguſt der Großweſſier von den Bosniern, als er ihnen entgegenrückte, bei Koscova geſchlagen worden und hatte ſich genöthigt geſehen, mit ihnen zu unterhandeln. Er bewilligte ihnen anderthalb Millionen Piaſter, die Aufrechthaltung des Status quo in Bosnien und eine Amneſtie für Muſtapha. Ohne dieſe Bedingungen würden die tapfern Bosniaken ihren Sieg verfolgt und Muſtapha wieder ſich erhoben haben. Der Großweſſier zog ſich nun völlig zurück. Izzet Mehemet führte die Belagerung von Scutari läſſig fort, und am 30 October kam endlich ein Vergleich zu

Stande. Am 10 November übergab Muſtapha die Citadelle, und erhielt die von den Bosniern ſtipulirte Amneſtie, was der osmaniſche Moniteur als einen großen Gnadenact verkündete. Auch Seliktar Poda wurde auf ſeinem Bergſchloſſe gefangen, aber freigelaſſen; denn er zeigte ſich ſpäter in Corfu.

Gleiche Unbotmäßigkeit bewies der Daud Paſcha von Bagdad. Er ließ den Geſandten des Sultans hinrichten und erklärte ſich in offenen Aufſtand. Der Sultan ſetzte augenblicklich den Ali Paſcha von Aleppo an ſeine Stelle und ſandte ihm Hülfstruppen, um den Rebellen zu bekämpfen und ſich ſelbſt ſein neues Paſchalik zu erobern. Ali marſchirte nach Moſſul und bis in die Nähe von Bagdad, wo er bei Dedſchii den Daud in die Flucht ſchlug. Daud, im Felde beſiegt, nahm ſeine Zuflucht zur Liſt. Er ließ durch einen gewiſſen Selim bei dem Kaſſim Paſcha von Moſſul, der Ali's Avantgarde commandirte, einen Brief mit der falſchen Nachricht ſchreiben, es ſey eine Contrerevolution in der Stadt ausgebrochen, und er, Selim, halte Daud in ſeinem Hauſe gefangen. Kaſſim ließ ſich dadurch in die Stadt locken und wurde ermordet. Ali belagerte hierauf Bagdad und nahm einen Theil der Stadt mit Sturm, während der andere ſich freiwillig ergab und Daud lebendig auslieferte, am 15 September. Der Sultan erließ eine Amneſtie und begnadigte ſogar den Daud.

Gegen das Ende des Jahres empörte ſich auch der Paſcha von Wan.

Im Herbſt fielen auch Unruhen in Damask vor. Das Volk verbrannte die Bazars und zwang den Selim Paſcha, ſich mit den großherrlichen Truppen in das Caſtell zurückzuziehen. Da das ſchlechte Benehmen des Paſcha an dieſem

Aufruhr ſchuld war, ſetzte ihn der Sultan ab und Mehemet Paſcha an ſeine Stelle.

Alle dieſe Aufſtände waren aber verhältnißmäßig nur unbedeutend in Vergleich mit der großen Empörung des Mehemet Ali, Paſcha von Aegypten. Schon längſt hatte dieſer gewaltthätige und kluge Herrſcher als ſelbſtſtändiger Monarch gehandelt, Nubien und Arabien beſiegt und in Aegypten europäiſche Reformen aller Art eingeführt, ohne ſich um den Sultan zu bekümmern. Jedoch hatte er dem Namen nach immer noch die Oberherrlichkeit des Sultans anerkannt, weil er es noch nicht für gut fand, offen mit ihm zu brechen, und der Sultan ſelbſt hatte ſich immer ſehr gnädig und freundlich gegen ihn bewieſen, um einen ſo mächtigen Vaſallen ſich nicht zum Feinde zu machen. Mehemet Ali hatte früher den Sultan gegen die Griechen unterſtützt, und dafür die Inſel Candia zum Lohn erhalten. Seine geheime Abſicht war aber, ſich und ſeinen Nachkommen ein unabhängiges Reich zu gründen, wie einſt die Ptolemäer beim Verfall des macedoniſch-perſiſchen Reichs. Und dazu war alles vorbereitet. Der Sultan war durch den unglücklichen Krieg mit Rußland, durch die Vernichtung der Janitſcharen, durch den innern Verfall des Reichs geſchwächt, Mehemet Ali dagegen durch glückliche Eroberungen und durch Concentrirung aller Kräfte der ihm unterworfenen Länder mächtig geworden. Dazu kam noch, daß die übrigen Paſchas jetzt, da der Sultan ſie einzuſchränken beabſichtigte, in demſelben Intereſſe des Widerſtandes mit Mehemet Ali übereinſtimmten, daß er alſo auf Abfall in den kaiſerlichen Reihen rechnen konnte.

Im Anfang des Jahres merkte man noch nichts von dem Plane des Paſcha's. Er fuhr in ſeiner gewohnten Thätigkeit

fort, Aegypten auf die Höhe der europäiſchen Cultur zu treiben. So ließ er z. B. am 3 Januar ein Linienſchiff von 110 Kanonen in Alexandria von Stapel laufen. Im folgenden Monat ergriff er förmlich Beſitz von Candia. Der bisherige Gouverneur des Sultans, Suleiman Paſcha, kehrte nach Conſtantinopel zurück. Am 1 Februar wurde das Fort Karabuſa, bisher unter ruſſiſchem und franzöſiſchem Schutz, das einzige Bollwerk der Griechen auf Candia, feierlich den Aegyptiern übergeben. Die unglücklichen Candioten, welche den friedlichen Verſprechungen des Paſcha's nicht trauten und außer der Rache auch noch insbeſondere das ägyptiſche Ausſaugungsſyſtem fürchteten, flohen häufig nach dem griechiſchen Feſtlande. Es kamen an 600 in größtem Elende zu Nauplia an. Am 17 Februar legte Lord Ruſſell im Parlament eine Bittſchrift der Candioten um Befreiung vor, die aber nicht angenommen wurde, weil ſie nicht von brittiſchen Unterthanen herrührte. Das Geſchenk von Candia ſicherte jedoch die Treue des Paſcha's von Aegypten keineswegs. Den ganzen Sommer über traf er große kriegeriſche Anſtalten, von denen man vermuthete, daß ſie gegen die Pforte gerichtet ſeyen. Wie er dabei financiell verfuhr, erhellt aus ägyptiſchen Briefen in der Allgemeinen Zeitung: „Selbſt die armen Soldaten mußten oft dem Paſcha ein Jahr Credit geben, und da die meiſten nicht ſo lange von dem Ihrigen zu leben haben, ſind ſie genöthigt mit einem Verluſt von 20 bis 25 Procent ihre Forderung gegen einen Schein zu verkaufen. Dieſe Scheine concentriren ſich zuletzt in den Händen einiger Kaufleute, die ſie gegen verſchiedene Landesproducte vertauſchen. Auf dieſe Weiſe gewinnt der Paſcha doppelt, indem er erſtens die Zinſen von einem Jahre oder noch mehr für ſich hat, wenn er

kein Geld ausgibt, und daß er seine Producte theurer als gegen baare Bezahlung verkauft.“

Ferner aus einem Briefe vom 25 August: „Sie wissen, daß der Pascha durch die fortwährenden Aushebungen für seine Armee und Marine das Land entvölkert, dem Landbau die besten Arme entreißt, dadurch seine eigenen Einkünfte bedeutend verringert, und um diese wieder zu ersetzen, die Einwohner durch unerhörte Erpressungen aussaugt. Alles, im strengsten Sinne des Worts, ist in Pacht gegeben, sogar die nothwendigsten Lebensmittel, wie Brod, Fleisch, Hühner, Eier ꝛc., was natürlich deren Preise dreifach erhöht. Seit einigen Monaten erregten die Militairrüstungen des Pascha's die Aufmerksamkeit des Publicums; allein auf die Nachricht von der mißlungenen Unternehmung Mustapha Pascha's von Scutari wurden jene Rüstungen eingestellt.“

Obgleich nun Mehemet Ali einen Augenblick inne hielt, so setzte er bald darauf sein Unternehmen nur um desto thätiger ins Werk. Eine wohldisciplinirte Armee von 25,000 Mann unter dem Sohne Mehemets, Ibrahim, wurde zu einem Zuge nach Syrien bestimmt. Der eigentliche Zweck blieb noch verborgen. Manche glaubten noch, es geschehe im Auftrage des Sultans, oder Mehemet habe ihm eine große Summe Geldes für den Besitz von Syrien gegeben ꝛc. Es war sonderbar, daß der Sultan sich dabei ruhig verhielt und dennoch die Felonie des Pascha's nicht bezweifelt werden konnte. Nach andern Nachrichten hatte der Sultan kurz vorher eine Flotte auslaufen lassen, um durch Ueberrumpelung kaiserliche Besatzungen in Alexandrien, Damiette und Rosette zu legen. Dieser mißlungene Versuch, heißt es, sey dem Pascha verrathen worden, er habe daraus die feindselige Absicht des Sultans er-

kannt und sey ihm durch den Einfall in Syrien zuvorgekommen.

Kurz vor dem Abgange der Expedition soll Mehemet Ali die vornehmsten Aegyptier um sich versammelt und unter freiem Himmel eine lange Rede an sie gehalten haben, worin er ihnen erklärte, das Reich des Sultans nahe seinem Untergange, der Sultan sey nicht kräftig genug, und es bedürfe eines stärkern Mannes, die Religion und das Reich zu beschützen. Gleichwohl nahm er öffentlich die Miene an, als ob er die Armee nur nach Syrien schicke, um zu Gunsten des Sultans die Rebellen von Damascus zu züchtigen.

Am 5 November ging Ibrahim Pascha mit der ägyptischen Armee zu Alexandria unter Segel, landete bei Jaffa und besetzte diese Stadt und Gaza ohne Widerstand. In den von ihm ausgestreuten Proclamationen wird sein Vater als ein ächter Beschützer der Gläubigen und Freund der Janitscharen bezeichnet. Der Pascha hoffte dadurch den Bannfluch unwirksam zu machen, den der Sultan wahrscheinlich gegen ihn schleudern würde; und in der That war dieß nicht übel berechnet, da der Sultan als Janitscharenvertilger und Verächter der alten Sitten beim Volk nicht im besten Rufe stand, also ein altgläubiger Nebenbuhler ihm gegenüber dem Volk allerdings gefallen konnte. Der Pascha wurde bereits „Chalif" genannt. In Constantinopel suchte dagegen der Sultan diese Empörung als unbedeutend darzustellen, um den Eindruck derselben beim Volke zu schwächen. Man sagte, es sey nur eine unerhebliche Fehde zwischen den Pascha's von Aegypten und von Syrien. Der letztere, Abdullah Pascha von St. Jean d'Acre, war wirklich feindlich gegen Mehemet Ali gesinnt, und der erste, der ihm tapfern Widerstand leistete.

Wie einſt Bonaparte, ſo lag jetzt Ibrahim vor den Mauern von St. Jean d'Acre, und ſoll vor dem Ende des Jahres mehr als 60,000 Schüſſe verſchwendet haben, ohne ſie erobern zu können. Ein Sturm, den er am 9 December verſuchte, wurde durch die Tapferkeit Abdullahs abgeſchlagen und koſtete ihm viele Menſchen. Dennoch ließ Ibrahim im Eifer der Belagerung nicht nach, und ſein Vater unterſtützte ihn durch fortwährende Nachrüſtungen, ſo daß ſie ſich des Sieges für das folgende Jahr verſicherten. Abdullah befand ſich in ſeiner Feſtung allein. Die arabiſchen Emirs dieſer Gegend huldigten Ibrahim und verſtärkten ſein Lager. Der Fürſt vom Berge Libanon hielt den Eilboten auf, den Abdullah an den Sultan mit der Siegesnachricht geſchickt, und vereinigte ſich mit Ibrahim.

Jetzt wurde der Sultan unruhiger und ernannte am 16 December Mehemet Paſcha von Racca und Aleppo, der unter Ali tapfer gegen Bagdad mitgefochten, zum Obergeneral über die gegen Ibrahim beſtimmte Armee, die aber erſt noch zuſammengebracht werden mußte.

2.

Griechenland.

Dieſes ſchöne Land bietet nach ſeiner Befreiung nur ein Bild der traurigſten Zerwürfniſſe dar. Bisher hielt die Autorität des Präſidenten Grafen Capodiſtrias unter dem Einfluſſe der großen Mächte noch die Parteien in Schranken. Im Jahre 1831 aber, da die großen Mächte mit Belgien, Po-

len, Italien zu sehr beschäftigt waren, um ihre Aufmerksamkeit auf Griechenland zu richten, wurden die griechischen Parteien kühner, die Intriguen gefährlicher, und offener Aufruhr, Zerstörung und Mord waren die Folgen.

So großes Verdienst sich auch Capodistrias um Griechenland erworben, so ist er doch in der Wahl seiner Mittel nicht glücklich gewesen. Seine beiden Hauptfehler waren erstens, daß er die rein griechische Sache in seiner Person nicht unabhängig zu machen wußte von der wechselseitigen Eifersucht der europäischen Mächte, denn man hielt ihn mehr für einen Russen als Griechen, — und sodann, daß er dem noch barbarischen Volke auf Einmal die modernen europäischen Staatsformen aufdringen wollte, zu denen es erst allmählich heranreifen kann. Er wurde daher weniger als Regent, denn als Parteihaupt angesehen und von dem an seinen wilden und romantischen Zustand gewöhnten Volke als ein Pedant gehaßt. Im Eifer, sein europäisches Regierungssystem gegen die Räuberhäuptlinge des Landes durchzusetzen, sah er sich zu Gewaltsmaßregeln fortgerissen, berechtigte sie dadurch zur Gegenwehr, und stellte sich ihnen gleich. Die Localität des Peloponneses machte diesen neuesten politischen Kampf wieder zu einer Familienfehde, ganz ähnlich dem der Pelopiden und Atreiden der alten Zeit, und Capodistrias, der an die Formen gewöhnte ergraute russische Graf und Diplomat, kam in den sonderbaren Fall, die mythischen Zeiten der Blutrache zu erneuern.

Seine beiden Hauptfeinde waren die, welche für Griechenlands Befreiung das Meiste gethan, die Mainotten und Hydrioten. Die tapfern Mainotten sahen mit Unwillen einen Fremdling, denn so erschien ihnen Capodistrias wegen

seiner fremden Sitten; sie sahen ungern die Einführung regelmäßiger Truppen und ungern die europäische Polizei, die sie nicht nur in ihrem wilden Räuberleben, sondern auch in ihren einfachen häuslichen Sitten einengte. Diese kecken Söhne des Gebirgs faßten daher einen tödtlichen Haß gegen den russischen Grafen, der in ihrem Lande reformiren wollte, und verschmähten es, sich zu beugen wie ihre ehemaligen Waffengefährten Kolokotroni und Nikitas, die dem Präsidenten eifrig dienten. Die Familie Mauromichali, in der die Würde der Mainotten-Beys erblich ist, hielt sich zurückgezogen und grollte. Capodistrias wollte diese mächtige Familie unschädlich machen, lockte ihre Häupter, den greisen Hadschi, Chef der ältern, und den berühmten Pietro-Bey, Chef der jüngern Familie, nach Napoli, indem er den letztern zum Senator machen ließ, und nahm sie dann plötzlich gefangen. Auch andere Glieder der Familie ließ er verhaften. Hadschi wurde nach Spezzia gebracht, Pietro-Bey in Napoli festgehalten. Sein Bruder Constantin entkam glücklich und bewaffnete am 19 Januar seinen Anhang in den Bergen von Maina; allein das Ansehn des Präsidenten war noch zu mächtig, als daß der Empörungsversuch hätte glücken können, oder die Mainoten waren bestochen, denn man sagte damals, Capodistrias habe ihnen den Verrath an ihrem Bey mit 50,000 Piastern bezahlt. Auch Pietro Bey und einer seiner Neffen entfloh und hinterließ einen Brief an den Präsidenten, worin er die großen Verdienste und Opfer seiner Familie für die griechische Freiheit rühmte und sich dann bitter über den Undank beklagte. Allein da er seinen Anhang im Gebirge zu schwach fand, entfloh er auf einem Schiffe. Dieses strandete unglücklicherweise an der Küste von Elis, und Nikitas ergriff den Pietro-Bey und lie-

ferte ihn wieder nach Napoli in hartes Gefängniß. Auch Constantin und die meisten Glieder der Familie wurden gefangen.

Gefährlicher war die Empörung der Hydrioten. Hier waltete Fürst Maurokordato, der im englischen Interesse nach der Oberherrschaft strebte, wie sie Capodistrias im russischen Interesse wirklich inne hatte. Hier war ferner der Sitz der griechischen Seeräuber, die unter dem Admiral Miaulis zur See dieselben Verdienste um das Vaterland errungen hatten, wie die Mainotten zu Lande, und eben so wenig die neue Seepolizei liebten, wie jene die Landpolizei. Endlich fanden sich hier alle die jungen Abenteurer zusammen, die bei dem Präsidenten kein Glück gemacht hatten, sich also an die Opposition anschlossen. Auch das Oppositionsjournal, „Apollo" flüchtete nach Hydra und setzte hier seine Angriffe gegen Capodistrias nachdrücklich fort. Unter diesen Umständen jagten die Hydrioten den Gouverneur der Regierung, Mauromati, fort, und bildeten eine provisorische Commission unter Conduriotti, Miaulis ꝛc. Diese verlangte vom Präsidenten Abstellung der Willkürherrschaft und Rechenschaft über die Ausgaben. Sie warf ihm vor, er habe trotz aller Prahlereien, europäische Reformen einzuführen, für Griechenland noch nichts gethan, als es mit einer unpassenden und ungeheuer kostspieligen politischen Polizei erdrückt, und jeden andern Zweig der Administration darüber vernachlässigt. Am 25 Junius stellten sie sogar den pacificirenden großen Mächten eine Note zu, worin sie sich über das ganz untaugliche System des Präsidenten beschwerten. Endlich am 30 Julius gingen sie noch weiter, indem sie sich offen empörten und sich der im Hafen von Poros liegenden griechischen Flotte bemächtigten. Da-

gegen proteſtirten aber der engliſche und ruſſiſche Reſident, und der ruſſiſche Admiral Ricord blokirte den Hafen von Poros. Der Beginn der Feindſeligkeiten wird den Griechen zugeſchrieben. Sie ſollen am 6 Auguſt den erſten Schuß gethan haben. Eine ruſſiſche Brigg wurde entmaſtet. Am andern Tage rächte ſich aber die ruſſiſche Flotille dafür, und eine griechiſche Corvette wurde in den Grund gebohrt, eine zweite flog in die Luft. Hierauf floben die Griechen von ihren Schiffen, mit Ausnahme von 20 Mann, die bei Miaulis zurückblieben. Es heißt, ſie hätten nicht gegen Rußland kämpfen wollen, und ſie ſeyen deßhalb gegen den Willen ihres Admirals geflohen; vielleicht hat er ſie aber auch fortgeſchickt, da es ſeine Abſicht war, die griechiſche Flotte, die er weder gegen die Uebermacht der großen Mächte behaupten konnte, noch in den Händen des Grafen Capodiſtrias laſſen wollte, zu zerſtören. Er verhehlte dieß auch nicht, ſondern drohte damit und blieb am Bord die Fregatte Hellas. „So gingen fünf Tage vorüber, während deren nur auf dem Lande einige Gefechte zwiſchen den Truppen der Regierung und der Gegenpartei ſtattfanden. Inzwiſchen ſuchte man zu einer Uebereinkunft zu gelangen, und entwarf einige Präliminarien, welche bei der jeden Augenblick erwarteten Ankunft der franzöſiſchen und engliſchen Stationscommandanten ausgeführt werden ſollten. Am 15 Auguſt ſah man plötzlich 10½ Uhr Morgens zwei kleine Fahrzeuge von der Fregatte Hellas abſtoßen, auf deren einem ſich Miaulis befand; einen Augenblick nachher flog dieſe in die Luft, und eine zweite Exploſion verwandelte das Fort Heidegger in einen Trümmerhaufen; auch die Stadt hatte man an mehreren Orten minirt, und die beiden Dampfſchiffe ſollten gleichfalls in die Luft geſprengt werden, aber die Truppen

benützten dieſen Augenblick, drangen in die Stadt, und löſchten die Lunten, welche Poros von Grund aus zerſtören ſollten.“ Ohne Zweifel vernichtete Miaulis die Flotte der Regierung im Intereſſe der Inſelgriechen, denn dieſe Flotte hatte hauptſächlich die Beſtimmung, ihre Seeräubereien zu hindern. Man hat auch an eine engliſche Eingebung gedacht, allein die Marine der griechiſchen Regierung war wohl noch zu jung, um die Eiferſucht Englands zu erregen.

Das Unpatriotiſche in dieſer That des Admirals Miaulis ſchadete der Oppoſition und nützte der Regierung. Die Landtruppen unter Kolokotroni unterzeichneten eine Proteſtation gegen das Benehmen der Hydrioten, und Capodiſtrias ſchleuderte am 3 September eine Proclamation gegen ſie, worin er nicht verfehlte, ſich zugleich des ruſſiſchen Schutzes zu rühmen.

Allein die Vortheile, welche der Präſident dadurch erlangte, gab er wieder auf durch die Grauſamkeit, mit der er den alten Pietro-Bey behandelte, und nur zu bald entwickelten ſich die Folgen dieſer unheilſchwangeren That. Nicht weniger als ein und vierzig Glieder der Familie Mauromichali waren im großen Freiheitskampfe gefallen, und die wenigen Ueberreſte dieſes Heldengeſchlechts ſchmachteten im Kerker, Pierro-Bey ſchon ein Greis, mit zwei Brüdern und einem Sohne. Die Mutter Pietro-Beys, eine Matrone von 90 Jahren, flehte den ruſſiſchen Admiral Ricord an, ſich für ihre Kinder zu verwenden. Er that es. Pietro-Bey wird in das Haus des Präſidenten geführt, aber trotz der ruſſiſchen Fürbitte weigert ſich derſelbe hartnäckig, den Gefangenen vor ſich zu laſſen. „Es war Nacht, der gefangene Bey ſteht am Thorwege unter den Wachen. Nach mehrerm Ab- und Zugehn und nachdem der Bey, der vor ſechs Jahren an der Stelle des

Prä-

Präſidenten das Oberhaupt von Griechenland war, mehr als eine halbe Stunde peinlicher Erwartung an einem ſolchen Orte ertragen hatte, kehrt der Baron Rückmann mit der Erklärung zurück, es ſey ihm leider unmöglich, den Präſidenten auf andere Geſinnungen zu bringen, und mit Betrübniß ſehe er, daß der Bey in ſein Gefängniß zurückkehren müſſe. Da entblößt der Greis in höchſter Entrüſtung ſein weißes Haar, ruft Gott zum Zeugen deſſen an, was er unſchuldig an Schmach und Verfolgung leide, und um Rache gegen den „Tyrannen von Griechenland" und den Verfolger ſeines Geſchlechts. Unter den erſchütterndſten Ausbrüchen ſeiner Verwünſchungen wird er hierauf in die Feſtung zurückgeführt. Dieſes geſchah Mittwoch den 6 October Abends 9 Uhr; den Sonntag darauf ward der Präſident von dem Bruder und Sohne des Gefangenen umgebracht. Die Umſtände der That ſind mit großer Beſtimmtheit erhoben. Die Mörder ſtanden, in albaneſiſche Mäntel ihr Mordgewehr verhüllend, zu beiden Seiten der Thüre jener Kirche, in welcher der Präſident ſeine Andacht zu halten gewohnt war. Eben als er in die Thüre treten will, verſtellt ihm Georgios den Weg mit dem vorgeſchobenen Fuße, und der andere entladet gegen ihn die Piſtole, deren Schuß fehlgeht. Wie er ſich nach ihm umwendet, ſchießt ihm ſein Gefährte aus der ſeinigen zwei Kugeln hinten in den Kopf, und er ſelbſt ſtößt ihm den Dolch in den Unterleib. Nur Frauen und Kinder waren in der Kirche, von den zwei Begleitern des Präſidenten entflieht der eine, der andere, ein Creter, mit nur Einem Arme, ſpringt einem der Mörder, Conſtantin, nach, den er verwundet hat. Der Präſident fällt bewußtlos vor der Kirchenthüre nieder, wird in die Kirche hineingebracht, und verſcheidet gleich darauf in den Armen eines deutſchen

Officiers, der in dem Getümmel herbeigeeilt war. Der verwundete Mörder wird von seinen Feinden eingeholt, durch einen Schuß zu Boden gestreckt, von den wüthenden Soldaten und Einwohnern unter den ärgsten Mißhandlungen auf den öffentlichen Platz geschleift, und endet dort nackt, entkleidet, nach einem Todeskampfe von zwei Stunden unter argen Qualen sein Leben. Seinen Leichnam haben dann Leute des Pöbels in das Meer geschleift. Der andere Mörder, Georgios, hatte sich in das Haus des französischen Residenten geflüchtet und wurde, da man ihn dem Volke nicht preisgeben wollte, erst am Abend unter der Bedingung ausgeliefert, daß gegen ihn ein geordnetes, gerichtliches Verfahren eingeleitet werden solle. Ehe diese Zeit verstrich, kündigte eine Erklärung der Gerusia, der einzigen constituirten Behörde, welche sich gleich nach der That versammelt hatte, die Einsetzung einer Regentschaft, bestehend aus dem Bruder des Präsidenten, dem Grafen Augustin, aus Koletti und Kolokotroni an: die Buden blieben an diesem Tage geschlossen, und ungeachtet einer großen Aufregung, besonders unter dem gemeinen Volk und den Soldaten, ward die öffentliche Ruhe doch keinen Augenblick gestört."

Die Einen warfen dem Grafen vor, er habe nur den Russen in die Hände gearbeitet, die Andern beschuldigten ihn, er habe sich selbst zum Autokrator des neuen Hellas erheben und seine Dynastie daselbst gründen wollen. Mochte aber das Motiv dieses oder jenes seyn, so bleibt doch die Thatsache gewiß, daß er sich sehr feindselig gegen die Constitution benahm, dieselbe zu untergraben suchte, und ein sowohl gegen den Freiheitsinn als gegen den Wohlstand des Landes gerichtetes Willkürsystem begründete, wodurch Griechenland in zwei

Friedensjahren mehr erschöpft wurde, als vorher in sieben Kriegsjahren.

Der englische Courier berichtet: „Stellen der Regierung wurden an Abenteurer der schlechtesten Art aus Smyrna, Konstantinopel, den jonischen Inseln und dem schwarzen Meere gegeben, an türkische Spione und russische Agenten oder an Hausbediente des Grafen Johann Anton Capodistrias; einmal hatte er 1000 Fremde und funfzig Griechen im Civildienste.“

Ein anderer Bericht, wahrscheinlich von der Regesellschaft, die unter der Leitung des berühmten bayerischen Philologen Thiersch (am 22 August) nach Griechenland abging, stimmt mit jenem englischen Berichte im Wesentlichen überein. Er ist vom 4 October, in der Allgem. Zeitung vom 17 December: „Graf Capodistrias hatte durch seine Erscheinung Griechenland beruhigt; das Vertrauen aller Parteien flog ihm entgegen, und dieses trotz aller Verläumdung gute und leicht zu regierende Volk, wenn es mit Einsicht und Gerechtigkeit behandelt wird, schien einer ruhigen Zukunft entgegen zu gehen. Graf Capodistrias fing damit an, den gesetzlich bestehenden Rath aufzulösen, an seine Stelle ein Panhellenion einzusetzen, und da ihm auch dieses nicht zu Willen war, es gegen eine von ihm abhängigere Gerusia zu vertauschen. Die Wahl des Prinzen Leopold enthüllte seine Absicht, Griechenland für sich und seine Familie einzurichten und zu verwalten, noch deutlicher. Die Versammlung von Argos, die ihm große Vollmachten gegeben, ihn aber nicht über das Gesetz erhoben hatte, ging mit der Erklärung auseinander, daß sie sich vertage und wieder berufen seyn wolle, wenn die Verfassung, an welcher zu arbeiten der Präsident verpflichtet war, ihr vorgelegt wer-

den könne. Man erwartete ihre Wiedereinberufung nach wenigen Monaten, aber drei Jahre vergingen, ohne ſie und ohne Verfaſſung. In dieſe Periode fällt die Organiſirung eines auf unbeſchränkte Willkür begründeten Syſtems. Die Gemeindeverfaſſung, auch unter den Türken geſchont, wird umgeſtoßen, und die Macht an Gouverneure und Aſtynomen (Polizeibeamte) übergeben, die Gerichte werden ihrer Unabhängigkeit entkleidet, und der Sache nach in Commiſſionen der Regierung verwandelt, die Proceſſe verwickelt und vervielfältigt, die Verfolgung unrechtthuender Beamten unmöglich gemacht, eine Anzahl von Verdächtigen ohne weitern Grund gefänglich eingezogen, eine nicht geringere von Gegnern oder ſolchen, die nur in einzelnen Fällen widerſtrebt, verwieſen. Zu gleicher Zeit wird eine alle Glieder der Geſellſchaft durchdringende geheime Polizei eingeſetzt, die geheime Anklage ſogar des Vaters gegen den Sohn, der Frau gegen den Mann angenommen und belohnt, das Vertrauen bis in den Beichtſtuhl vergiftet. Dazu kommt der gänzliche Mangel an Gefühl für alles, wodurch Griechenland groß geworden iſt, bei dem Präſidenten, und ſeine Abneigung gegen diejenigen, welche ſich für das Vaterland und ſeine Befreiung geopfert haben, weil ſie ihm als die natürlichen Gegner ſeiner ſelbſtſüchtigen Plane erſcheinen. Dagegen werden ſeine Kammerdiener, ſeine Schmeichler und Geſchöpfe zu den erſten Aemtern gerufen, und an der Spitze der Polizeien und Commandantſchaften erſcheinen Männer, die ihre Hände in Blut getaucht haben, und die man als die willfährigen Werkzeuge ſeiner Befehle mit Entſetzen in jenen Stellen wahrnimmt. Neben dem moraliſchen und politiſchen Mißbehagen, das dadurch erregt worden, ſteht die Verwirrung in den Geſchäften, der Juſtiz, den

Finanzen, von denen er nichts verſteht, und in den Jahren der öffentlichen Noth die Vermehrung ſeines Vermögens auf 1½ Million, und im gleichen Maße des Vermögens ſeiner Brüder. In der Rechnung, die er der Verſammlung von Argos überſichtlich vorgelegt, erſchienen 18 Millionen für das Militär, für welches er nach Ypſilanti's genauem Ueberſchlag höchſtens 8 Millionen ausgegeben hatte. Selbſt ohne höhere Bildung und praktiſche Kenntniſſe, nur in den Künſten der Diplomatie überlegenen Geiſt zeigend, verſchmäht er wie die Künſte ſo die Gelehrſamkeit, und zum erſten Male auf griechiſchem Boden iſt die Leſung des Plato unterſagt worden, weil er die jungen Leute zu ſehr aufrege und ſie zu Enthuſiaſten und Phantaſten bilde."

Die Petersburger Zeitung gab einen Lebensabriß des Grafen: „Graf Johann Capodiſtrias, aus edlem Stamme entſproſſen, wurde im Jahre 1777 auf der Inſel Corfu geboren. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in Italien, wo er außer der Philoſophie und den alten Sprachen auch dem Studium der Arzneikunde mit beſonderem Eifer oblag. Noch im Jugendalter ſtehend wurde er in ſeine Heimath abberufen, und mußte auf die Stimme des Vaterlandes das Steuer der neu errichteten Regierung der ſieben joniſchen Inſeln führen. Als dieſe Regierung geſtürzt, und ſeine Heimath dem damaligen Machthaber Europa's überliefert war, verwarf Capodiſtrias mit Feſtigkeit die Anträge Napoleons, der ihn in ſeine Dienſte lud, und zog Rußland vor, wo viele ſeiner Glaubensgenoſſen eine Zuflucht für die Ausübung ihrer Religion fanden. Im Jahre 1809 kam er nach St. Petersburg, und beſchäftigte ſich hier zwei Jahre mit Vorbereitung zu ſeinem künftigen Berufe. Dann führten ihn Amtsgeſchäfte nach

Wien, und von da zur Donauarmee, bei welcher ihm die Verwaltung ſämmtlicher diplomatiſcher Verhältniſſe übertragen wurde. Er war Theilnehmer an allen Schlachten, Gefahren und Mühſeligkeiten bis zur Einnahme von Paris. Se. Maj. der Kaiſer ſandte ihn mit einem wichtigen und ſchwierigen Auftrage nach der Schweiz. Er vollendete die Herſtellung der Ruhe in einer Gegend, welche durch äußern und innern Zwieſpalt erſchüttert war. Die Schweizer nannten ihn ihren Mitbürger und Wohlthäter. Bald nachher ſchloß ihn der Kaiſer Alexander als Staatsſecretär von Rußland noch näher an ſeine Perſon. Wiederholentlich von dieſem Fürſten mit Aufträgen beehrt, hatte Capodiſtrias Theil an den Unterhandlungen zu Wien, Paris und Aachen. Sein heller Geiſt führte mehrere wichtige diplomatiſche Angelegenheiten in Bezug auf die alte und neue Welt zum erwünſchten Ziele. Durchdrungen von dem Segen geſetzlicher Ordnung und höherer Geiſtesbildung, wünſchte er denſelben auch über ſeine Landsleute verbreitet und in Griechenlands Schoß befeſtigt zu ſehn. Mit Hintanſetzung bedeutender perſönlicher Vortheile eilte er daher im Jahre 1819 in ſeine Heimath zurück. Nach dem Ausbrucke der griechiſchen Revolution that er alles Mögliche, um die Wiederherſtellung von Ruhe und Ordnung zu befördern; da er aber ſeine Beſtrebungen ſcheitern ſah, ſo verzichtete er auf ſeine hohe Würde, und begab ſich in ein fremdes Land. Vier Jahre ſpäter ward ihm wieder das Ruder der griechiſchen Regierung übertragen. Die Volksverſammlung berief ihn feierlich in ſein Vaterland zurück, wo er überall Unglück und Elend antraf. Er eilte daher an alle Fürſtenhöfe Europa's, ſprach die Mächte um Mitleid an, ſammelte reiche Beiſteuern und opferte dem Vaterlande den Reſt ſei-

ner Habe, ſeiner Kräfte und ſeines Lebens. Im Jahre 1828 betrat er Griechenland wieder und verblieb daſelbſt bis zum Tage ſeiner Ermordung am 9 October v. J.

Der Bruder des Grafen, Auguſtin, und die proviſoriſche Regierung behaupteten Anfangs noch die Gewalt und ließen den noch lebenden Mörder, Georg Mauromichali am 22 October öffentlich zu Nauplia erſchießen. Er ſtarb wie ein Held, ließ ſich die Augen nicht verbinden, freute ſich über „den Tod des Tyrannen," empfahl dem Volke „Einigkeit und Freiheitsliebe," und commandirte ſelbſt: „Feuer!" Des Morgens fand man auf ſeinem Grabe 40 brennende Kerzen.

Die proviſoriſche Regierung befand ſich den empörten Hydrioten, den ſchwerbeleidigten Mainotten und ſchwierigen Truppen gegenüber, welche zu bezahlen ſie nicht Geld genug hatte. Sie nahm alſo ihre Zuflucht zu dem ſo lange von Capodiſtrias verzögerten Nationalcongreß und ließ denſelben nach Argos zuſammenberufen, in der Hoffnung, ſie werde die Deputirten beherrſchen, wie ſie Capodiſtrias beherrſcht hatte. Allein die Gegner waren nicht minder thätig, und es gab heftige Scenen. Ueberall ſuchten beide Parteien die Wahlen ihrer Candidaten mit Gewalt durchzuſetzen, und die Regierung, als gefährdetere Partei, erlaubte ſich dabei Schritte, welche nur als Fortſetzung der alten Deſpotie angeſehen wurden und ihr denſelben Haß zuzogen. Die Deputirten der Oppoſition getrauten ſich nicht unter die Bajonnette ihrer Feinde, ſondern vereinigten ſich, 60 an der Zahl, zu Hydra und leiteten Unterhandlungen ein. Dagegen eröffnete Graf Auguſtin den Congreß zu Argos am 19 December mit den übrigen 170 Deputirten. Im Allgemeinen wünſchte Griechenland Ruhe, und auf dieſe frieds-

liche Stimmung und die große Zahl der nach Argos gekommenen Deputirten trotzte Graf Auguſtin. Allein „dieſer junge Mann, ohne alle Kenntniſſe, ohne Erfahrung und ohne perſönliches Anſehn, nur die Leidenſchaften, aber keinen der Vorzüge ſeines Bruders theilend" mißfiel ſelbſt denen, die ſich nicht wie die Hydrioten abgeſondert hatten, und fand eine heftige Oppoſition in Argos. Der deutſche Correſpondent (Thierſch?) ſagt: „Die Rumelioten hatten außer Koletti eine Anzahl militäriſcher Häuptlinge, deren Namen während des langen Kampfs oft mit Auszeichnung genannt wurden, wie die zwei Botzaris, den alten Nolo und Conſtantin, Zongos, Grivas, Chryſiotis, als ihre Stellvertreter geſchickt, und dieſe wollten weder den ganz unerfahrnen und im Kriege gleich Anfangs lächerlich gewordenen Comte Auguſtin zum Herrn von Griechenland, noch das Schwert von Kolokotroni, den ſie ſchon früher einmal gefangen und nach Hydra geliefert, zum Schiedsrichter haben. Zugleich waren ſie des innern Haders ſatt, wollten nach einem zehnjährigen raſtloſen Kampfe die ihnen gewordenen Vortheile ruhig genießen und ihren Kindern ſichern, und traten deßhalb gleich Anfangs mit Geſinnungen auf, welche der herrſchenden Partei zuerſt Unruhe, dann Furcht einflößten. Außer ihnen hatten mehrere Bevollmächtigte, welche man für treue Anhänger der Gewalt genommen, und darum herbei gezogen hatte, beſonders rumelioſiſche, bald Uebereinſtimmung ihrer Anſichten mit dem Capitänen an den Tag gelegt und die Reihen einer Oppoſition gefüllt, welche das Syſtem des Präſidenten durch ein anderes, nationales zu erſetzen bemüht war. Die Männer dieſer Geſinnung ſammelten ſich um Koletti, einen der fähigſten Männer von Griechenland, um den Senator Tatzi Manghina,

einen Mann von hellem Verſtande und großer Entſchloſſenheit aus Rumelien, und um den Senator Rhiga Palamides.“ Da die Anhänger des Grafen Auguſtin und die Indifferenten deſſen Wahl zum Oberhaupt des Staats durchſetzten und ohne Rückſicht auf die Oppoſition durch ſummariſches Verfahren alle Formen verletzten, ſo dachten die Rumelioten auf offene Empörung, und viele Soldaten der Regierung gingen zu ihnen über. Auguſtin befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, allein der alte Kolokotroni wußte Rath, rief augenblicklich friſche Truppen herbei und griff am 21 December die Rumelioten in Argos an, ehe ſie ihrerſeits zum Angriff vorbereitet waren. Drei Tage lang kämpften ſie in den Straßen von Argos, und endlich wurden die Rumelioten durch Uebermacht zurückgedrängt, erhielten aber freien Abzug. Sie begaben ſich, ihre Deputirten in der Mitte, nach Korinth. Die Regierung ſoll 150 Mann an Todten eingebüßt haben, die Oppoſition etwas weniger. Unter dieſen Zerwürfniſſen endete das Jahr.

XI.

Skandinavien.

1.

Dänemark.

In Folge der kleinen Aufregung, die ſich in den ſüdlichen Provinzen gezeigt hatte, verſprach die Regierung am 11 Februar, Dänemark eine Provinzialverfaſſung nach dem Muſter der preußiſchen zu geben. Dieſe ſcheinbare Conceſſion hatte aber für die alten vereinigten Stände von Schleswig und Holſtein den wirklichen Nachtheil, daß dieſelben getrennt werden ſollten. Sie reichten daher am 7 April ein gehorſamſtes Promemoria ein, worin ſie gegen die beabſichtigte Trennung der verbundenen Provinzialrepräſentation proteſtirten. Am 28 Mai erſchien das Decret, das die getrennten Provinzialſtände einſetzte. Dänemark wurde dadurch in vier Theile, Jütland, die Inſeln, Schleswig und Holſtein getheilt, davon jeder beſonders repräſentirt werden ſollte. Es ſollte dieſe Inſtitution „in dem Social-Nexus der Schleswig-Holſteinſchen Ritterſchaft nichts verändern" und gleichwohl wurden ſie getrennt. Ihre Verbindung, ſo drückte

ſich das Decret ſpöttiſch aus, beſtände fortan in der „Gleichheit der beiden Theile.“ Die Provinzialconſtitution war, als eine octroyirte, äußerſt loyal, und die Wahlen durch königliche Ernennungen von Deputirten völlig paralyſirt. Doch wurde die endliche Trennung der Juſtiz von der Adminiſtration als ein großer Fortſchritt angeſehn. Die Einwohner der Inſel Sylt flehten in einer Adreſſe vergeblich um die Freilaſſung Lornſens.

2.

Schweden.

Dieſes alte, ehrwürdige Reich bot einen traurigen Anblick dar. Winter und Frühjahr waren rauh und erzeugten Krankheiten in Geſellſchaft von Hungersnoth. Viele Tauſende ſtarben dahin, und mehrere Menſchen aus Hunger. Die unnützen und koſtſpieligen Anſtalten gegen die Cholera vermehrten noch die Theurung. König Carl Johann ſelbſt wurde gefährlich krank, und ſein Sohn, Kronprinz Oskar, mußte eine Zeit lang die Regierung übernehmen. Am 21 Auguſt wurde dieſem Letztern ein Sohn, Nicolaus Auguſt, Herzog von Dalekarlien, geboren. In ſeiner äußern Politik hielt Schweden wie bisher zu Rußland, und war weit entfernt, die Verlegenheiten dieſes Reichs während des polniſchen Krieges zu benutzen.

XII.

Die Schweiz.

Wir ſahen, daß in dem verhängnißvollen Herbſte von 1830 durch allgemeine Acclamation und theilweiſe Schilderhebung des Volks die ſämmtlichen ariſtokratiſchen Verfaſſungen in der Schweiz geſtürzt und in demokratiſche verwandelt wurden. Selbſt das ſtolze Bern mußte ſich der neuen Volksgewalt beugen, und dießmal nicht wie 1798 in Folge eines feindlichen Einfalls, ſondern rein in Folge des im Innern erwachten bürgerlichen Geiſtes.

Unter allen ariſtokratiſchen Städten that nur das reiche Baſel einen kräftigen Widerſtand, und nachdem ſchon Bern, Zürich, Luzern, Freiburg, Solothurn ſich gedemüthigt, trug Baſel ſein Haupt noch höher als je. Dadurch erhielt nun dieſe Stadt eine vorzügliche Wichtigkeit für die neuere Geſchichte der Schweiz, denn das Benehmen der Baſeler Stadtpartei drückte nicht nur allen Gehäſſigkeiten der bisherigen ariſtokratiſchen und oligarchiſchen Gewalten das Siegel auf, ſondern die Löſung des Baſeler Handels erregte auch zugleich ſo ernſte Zerwürfniſſe in der ganzen Eidgenoſſenſchaft, daß dadurch mehr als je das Bedürfniß größerer Einheit, einer feſtern Centralgewalt im Gegenſatze gegen das bisherige lockere Föde-

rativsyſtem fühlbar wurde. Baſel machte das Alte doppelt verhaßt, das Neue doppelt erwünſcht.

Schon am Schluſſe des Jahres 1830 hatte das Baſeler Landvolk eine Verfaſſungsreform und namentlich die Einſchränkung der Stadtprivilegien gewünſcht. Bisher wählte die Stadt 90, das Land nur 64 Deputirte in den großen Rath. Die Regierung, die ſich ganz in den Händen der Familie Wieland und einiger anderer Oligarchen der Stadt befand, glaubte den dringenden Umſtänden einigermaßen nachgeben zu müſſen, und erklärte ſich zu einer mäßigen Reform bereit. Das Landvolk aber, das ſeine Leute kannte, ſcheint von Anfang an wenig Großmuth von Seite der Stadt erwartet zu haben, daher es ſeinen Wünſchen durch Volksverſammlungen einigen Nachdruck gab. Am 2 Januar wurde eine ſolche zu Muttenz gehalten, wobei die Landleute ihren feſten Willen erklärten, die Reform durchzuſetzen. Hierauf that die zu dieſem Zwecke niedergeſetzte Verfaſſungscommiſſion am 4ten den Ausſpruch, daß Stadt und Land jedes gleichviel Großräthe wählen ſollte. Das war aber dem Landvolke nicht genug, denn außerdem, daß die Bevölkerung auf dem Lande zahlreicher war als in der Stadt, konnte man auch immer annehmen, daß die Stadt bei ihren großen Mitteln immer viel Einfluß auf das Land behalten, daß mithin die nominelle Gleichheit der Wahlen doch der Stadt ein bedeutendes Uebergewicht geben würde. Das Landvolk verſammelte ſich daher am 7ten zu Lieſtal und verlangte nicht weniger als $^5/_7$ Landwahlen gegen $^2/_7$ Stadtwahlen. Dieſe wechſelſeitigen Erklärungen erzeugten von beiden Seiten die heftigſte Erbitterung. Gleichwohl unterhandelte man, und zu gleicher Zeit begab ſich der Gerichtspräſident Bernoulli

aus der Stadt, um in Lieſtal mit dem Volke, und eine Abordnung des Landvolks nach Baſel, um daſelbſt eine Schlichtung zu verſuchen. Allein beide richteten nichts aus, und entkamen nur mit Noth den Mißhandlungen der Gegenpartei. Hierauf trat ein völliger Kriegszuſtand ein. Die Regierung in der Stadt ſetzte eine außerordentliche Commiſſion gegen die Unruheſtifter nieder, und am folgenden Tage (9 Januar) trat ſeinerſeits das Landvolk unter die Waffen und blokirte die Stadt. Es ſoll viel Pöbel aus den benachbarten Kantonen mit herzugelaufen ſeyn, und man ſah nichts Geringeres voraus, als eine Eroberung und Plünderung der reichen Stadt Baſel durch die Hefe des Volks, dem der politiſche Streit nur als Vorwand dienen ſollte. Es zeigte ſich jedoch bald, daß dieſes Gerücht grundlos ſey, und daß, hatten ſich auch verdächtige Geſellen zugedrängt, doch der Aufſtand einen rein politiſchen Charakter behielt. Auch war die Zahl des Landvolks nicht ſtark genug, um eine ſo große Stadt zu überwältigen. Da nun die Baſeler ſahen, daß ſich die Inſurgenten begnügten, die Stadt zu blokiren und nur je zuweilen einen verlornen Flintenſchuß auf die Stadt thaten, ſo beſchloſſen ſie ihrerſeits die Offenſive zu ergreifen. Sie rückten daher am 11ten in zwei Colonnen aus. Die erſte zog gegen Gelterkinden, wurde aber durch die Inſurgenten zur Flucht gezwungen. Die andere zog durch das Reigoldswylerthal, und nahm 80 Inſurgenten gefangen. Als ſie aber am folgenden Tage bis vor Lieſtal rückten, wurden ſie vom Landvolke angegriffen, in völlige Flucht geſchlagen und ihre Gefangenen wieder befreit. Die Baſeler hatten ſich hier ſo nach allen Seiten zerſprengen laſſen, daß mehrere geflüchtete Officiere erſt am Abend des folgenden Tages auf Um-

wegen wieder in die Stadt gelangten. Am 15ten zogen die Baſeler mit ſtärkerer Macht und 8 Kanonen aus, das Landvolk zog ſich daher, da es ihnen keine gleichen Waffen entgegenſetzen konnte, zurück, und als die Baſeler am folgenden Tage in Lieſtal einrückten, fanden ſie das Städtchen leer und mußten, ohne auf einen Feind geſtoßen zu ſeyn, wieder heimkehren. Ihre einzige Beute waren die Papiere von Blaarer, der früher in franzöſiſchen Dienſten geſtanden und jetzt die kleine Armee des Landvolks leitete, wie Gutzwyler die Civilregierung. Die Baſeler Stadtarmee wurde commandirt von dem Obriſten Wieland,

Da die Sache ſo weit gekommen war, glaubte die Tagſatzung einſchreiten zu müſſen, und am 16ten langten ihre Geſandten, Landammann Sydler von Zug und Staatsrath Schaller von Freiburg, in Baſel an. Das Landvolk unterwarf ſich ſogleich ihrer Autorität, die Stadt dagegen lehnte ihre Intervention ab, und erklärte, ſie werde weder die Kriegsrüſtungen einſtellen, noch auch den Inſurgenten eine Amneſtie ertheilen, und zwar die Wünſche der Tagſatzung berückſichtigen (?), ſich aber nichts vorſchreiben laſſen. (Bericht der Abgeordneten Sydler und Schaller bei ihrer Rückkehr aus Baſel, in der Sitzung der Tagſatzung vom 21 Januar.)

Am 18 Januar bat das Landvolk in einer Petition die Tagſatzung um Vermittlung und Amneſtie. An demſelben Tage aber proclamirte die Wielandiſche Regierung in Baſel, daß ſie keine Amneſtie ertheilen werde, ſchleuderte einen Bannſtrahl gegen Gutzwyler und ließ die Papiere des Profeſſors Troxler, der kürzlich bei der Univerſität angeſtellt und die vorzüglichſte Zierde derſelben war, mit Beſchlag bele-

gen. Man warf demſelben Einverſtändniß mit den Inſurgenten und mithin Undank gegen die Stadt vor.

Dieſes Benehmen der Baſeler erregte großen Widerſpruch in der Tagſatzung ſelbſt und noch mehr bei den freiſinnigen Bevölkerungen der benachbarten Kantone. Am 27 Januar wurde zu Wädiſchwyl im Zürichiſchen in einer großen Volksverſammlung darüber berathen, wie man dem Baſeler Landvolk beiſtehen könne. Dieß ſchüchterte die Baſeler wieder etwas ein, daher ertheilten ſie am 8 Februar eine Amneſtie, von welcher jedoch die 15 Mitglieder der ſogenannten proviſoriſchen Regierung von Lieſtal, Gutzwyler, Blaarer ꝛc. und alle Beamten und Officiere, die bei der Inſurrection betheiligt waren, ausgenommen wurden, die alſo Niemand befriedigte. Am 28 Februar wurde auch die neue Verfaſſung nach dem Entwurfe vom 4 Januar mit 6400 gegen 2560 Stimmen angenommen, da ein großer Theil der Inſurgenten ſich hatte in die benachbarten Kantone flüchten müſſen.

Mit dieſem einſeitigen Siege der Baſeler war inzwiſchen der Handel noch nicht abgethan. Am 20 März fiel in Baſel ſelbſt ein kleiner Tumult vor, indem die Soldaten ſich empörten, Blaarer und Gutzwyler leben ließen, und ihre Officiere mißhandelten, bis man ihnen einige ihrer arretirten Cameraden wieder frei gab. In der Tagſatzung wurde lebhaft über Baſel geſtritten, und ſo geneigt die meiſten Geſandten waren, dem Baſeler Landvolk beizuſtehen, ſo ſtand denn doch das Princip der alten Föderation und der erſt im vorigen Jahre ausdrücklich gefaßte Tagſatzungsbeſchluß entgegen, wornach die ſämmtlichen Schweizerſtaaten überein gekommen waren, in innern Angelegenheiten nicht zu intervenieren. Die Tagſatzung mußte ſich alſo begnügen, in ihrem

Be-

Beſchluß vom 25 April den Baſelern die Einſtellung der militäriſchen Anſtalten zu empfehlen, ſobald dieſelbe möglich ſey. Dieſe Höflichkeit diente nur dazu, Baſel noch trotziger zu machen. Am 16 Mai trat der neugewählte große Rath zuſammen, worein eine Minorität von der Landesopposition gewählt war. Als aber dieſe die Anſprüche des Landes geltend machen wollte, und namentlich eine unbedingte Amneſtie verlangte, wurde ſie von den Städtern überſchrien, und die meiſten Opponenten wurden ſogar von der Berathung ausgeſchloſſen, weil ſie Verwandte und Betheiligte ſeyen. Sodann wurden am 4 Junius Gutzwyler zu 6jährigem, A. v. Blaarer, J. Martin, H. Plattner zu 4jährigem, Kummler-Hartmann, Buſer, Eglin und Meyer zu 3 bis 2jährigem Gefängniß und noch längerm Verluſte des Activbürgerrechts in contumaciam verurtheilt, und Troxler ſuspendirt. Man verfuhr gegen dieſen berühmten Philoſophen, ſo wie gegen den vom Lande gewählten Großrath Singeiſen, auf empörende Weiſe. Der Stadtpöbel durfte vom 12 Auguſt an drei Nächte lang vor ihren Wohnungen lärmen, ſchreien, ſchimpfen und ihnen Steine in die Fenſter werfen, ohne daß die vom Obriſten Wieland commandirte Polizei die mindeſte Anſtalt traf, den Bedrängten beizuſtehen. Dieſer berüchtigte Wieland ſchien ſomit eine Art von Dictatur erlangt zu haben und vermittelſt des niedrigſten Pöbels zu herrſchen, und an die Stelle des Geſetzes trat die gemeinſte Privatrache. Drei Kerle aus der Volksheſe verſuchten ſogar an Singeiſen, obwohl vergeblich, einen Mord.

Ein ſo rechts- und ehrloſes Betragen der Städter mußte das Landvolk aufs neue in Wuth bringen. Troxler, ſeines Lebens nicht mehr ſicher, obgleich die gegen ihn verhängte

Unterſuchung nichts gegen ihn bewies, flüchtete nach ſeiner Heimath Luzern, und Singeiſen, der als ordnungsmäßig gewählter großer Rath unter dem heiligſten Schutze der Geſetze ſtand und den man gleichwohl täglich mißhandelte und mit dem Tode bedrohte, kehrte zu ſeinen Committenten zurück und fand die wärmſte Theilnahme. Am 18 Auguſt verſammelten ſich 40 Großräthe vom Lande in Lieſtal, proteſtirten feierlich gegen die Stadtregierung, ſtifteten eine beſondere Regierung für das Land, unter Vorſitz Singeiſens, und proclamirten am 20ſten: „Die Bürger des Kantons Baſel ſind aller Verpflichtungen gegen die dortige Regierung entledigt — alles Pulver und Blei ſoll nach Lieſtal abgeliefert werden — Alle und jede, ſo den Feinden der Freiheit Hülfe zu leiſten ſich erfrechen, ſind vogelfrei erklärt — Perſonen und Eigenthum ſoll geſchützt bleiben, doch ſoll alles Staatsgut der Regierung zugeſtellt werden.“

Hierauf rückten gleich am folgenden Tage (21 Auguſt) die Baſeler mit 700 Mann und 6 Kanonen aus. Das Landvolk empfing ſie aus einem Hinterhalte mit Gewehrfeuer. Die Baſeler ließen ſich zwar dadurch nicht abhalten, Lieſtal zu nehmen, wobei ein Haus in Flammen aufging; da ſie ſich aber fürchteten, das Landvolk werde ſich verſtärken, ſie überfallen und von Baſel abſchneiden, ſo zogen ſie ſich ſchnell wieder zurück. Man zählte bei den Baſelern 4 Todte und 27 Verwundete, beim Landvolke 9 Todte und 10 Verwundete.

Die Tagſatzung ſah ſich nun gezwungen, abermals einzuſchreiten. Schon unterm 5 Auguſt hatte Luzern ſeinen Geſandten inſtruirt, ſich kräftig zu Gunſten des Baſeler Landvolks auszuſprechen. Am 23 Auguſt ſchickte die Tagſatzung vier neue Commiſſäre nach Baſel, v. Muralt, Bürger-

meiſter von Zürich, Heer, Landammann von Glarus, v. Meyenberg, Bürgermeiſter von Schaffhauſen, und den oben ſchon genannten Sydler. Sie proclamirten 1) den „Befehl an die Inſurgenten, die Waffen ſogleich niederzulegen," und 2) die „dringende und beſtimmte Forderung an die Regierung von Baſel, jedes Blutvergießen ſofort einzuſtellen." Sie begaben ſich am 24ſten ſelbſt nach Lieſtal, wo aber ihre Botſchaft große Unzufriedenheit erregte, da die Inſurgenten zweifelten, ob Baſel der Tagſatzung gehorchen würde, und mithin keine Luſt hatten, die Waffen aus der Hand zu legen. Indeß beſchloß die Tagſatzung am 26 Auguſt Truppen auszuheben, und am 31ſten: 1) die unterm 26ſten ſchon aufgebotenen eidgenöſſiſchen Truppen ſofort in Baſel einrücken zu laſſen; 2) die proviſoriſche Regierung in Lieſtal aufzulöſen; 3) an den großen Rath von Baſel „die dringende und nachdruckſamſte Einladung" zu richten, alles Vorgefallene zu vergeſſen und eine uneingeſchränkte Amneſtie zu ertheilen. Der Geſandte von Luzern, Dr. Caſimir Pfyffer, beſchwerte ſich über dieſen Beſchluß, der offenbar parteilich für die Stadt Baſel und gegen das Landvolk abgefaßt ſey. Die Schweizer-Ariſtokratie, ſich ſtützend auf die Fortſchritte der Reaction im Auslande, auf das Juſte-milieu Frankreichs, auf die Niederlage der Belgier und Polen, erhob wieder ihr Haupt. Zürich ſchloß ſich an Luzern an, zu Gunſten des Baſeler Landvolks, dennoch blieb es bei dem Tagſatzungsbeſchluſſe.

Das bedrängte Landvolk hielt am 13 September eine offene Volksverſammlung zu Lieſtal, wo Gutzwyler die Regierung auflöſ'te. Allein dieß führte nur zur Anarchie.

Eine raubſüchtige Rotte wollte noch die kurze Friſt vor dem Einmarſche der eidgenöſſiſchen Truppen benutzen, um zu plündern, und überfiel am 16 September das Reigoldswyler Thal. Die Geſandten der Tagſatzung und die ſchnell herbeieilenden eidgenöſſiſchen Truppen verhüteten jedoch das ärgſte Unheil. Es wurden nur einige Häuſer geplündert und einige Menſchen getödtet. 4000 Mann, die den Kanton beſetzten, ſtellten die äußere Ruhe völlig wieder her; doch dauerte die heimliche Zwietracht fort, da Baſel den Landleuten durchaus keine Conceſſion machte. Die Geſandten der Tagſatzung drangen nicht ernſtlich genug darauf, und Baſel beſtand feſt darauf, 1) in ſeiner Verfaſſung nichts zu ändern, 2) 19 Rädelsführer von der Amneſtie auszuſchließen. Dieß erklärte die Baſeler Regierung am 11 October. So viele Mühe ſich auch Sydler gab, die Baſeler milder zu ſtimmen, ſo richtete er doch nichts aus: denn die Baſeler hatten ſchon erfahren, daß es der Tagſatzung nicht Ernſt ſey, etwas gegen Baſel zu unternehmen, und verließen ſich auf die Fortſchritte der ariſtokratiſchen Reaction. Demnach mußten die Geſandten unverrichteter Sache von Baſel abziehen, und die Tagſatzung begnügte ſich, am 22 October zu beſchließen, daß in keinem Fall irgend eine der beiden Baſeler Parteien die Waffen wieder ergreifen dürfe; daß zu dieſem Zwecke 1800 Mann eidgenöſſiſcher Truppen den Kanton beſetzt halten ſollten, und daß endlich, falls keine Verſöhnung möglich ſey, die Trennung der Landſchaft von der Stadt in Frage gezogen werden ſolle. Dagegen verwahrte ſich Baſel unterm 6 December ausdrücklich gegen jede Einmiſchung der Tagſatzung in ſeine Verfaſſung, und hinwiederum erklärte die Tagſatzung am 27 December, die Theilung ſolle vor ſich gehn, falls Ba-

ſel nicht nachgäbe. Im folgenden Januar ſollte darüber definitiv entſchieden werden.

In den übrigen Theilen der Schweiz ſchritt die demokratiſche Reform zu Anfang des Jahres raſch vorwärts; ſeit dem Miniſterium Perier aber und Polens Untergang machte ſich eine leiſe ariſtokratiſche Reaction bemerklich, deren Spuren wir ſchon in der Vorliebe der Tagſatzungs-Majorität für die Stadt Baſel erkannt haben.

In Bern ſuchten die Patrizier ihren Sturz ſo lange als möglich zu verſchieben und veranſtalteten im Winter Werbungen, namentlich unter den aus Frankreich heimgekehrten Truppen, welche ſie zu ihrem Zwecke gebrauchen wollten. Allein die energiſche Erklärung des Stadtraths von Burgdorf und der Berner Bürgergarde am 7 Januar ſchüchterte die Regierung wieder ein, die am folgenden Tage das Volk zu beſchwichtigen ſuchte und die Werbungen einſtellte. Am 10ten hielt das Landvolk eine Verſammlung zu Münſingen, worin es ſich ebenfalls heftig gegen die Regierung erklärte. Am 13ten verſammelte ſich daher der große Rath, löſ'te die bisherige Regierung auf, übernahm dieſelbe ſelbſt proviſoriſch, bis zur Vollendung der neuen Verfaſſung, ließ vom Volke einen Verfaſſungsrath wählen und lud Jedermann ein, ſeine Wünſche demſelben mitzutheilen. Nun ſchloß ſich auch Stockmar, das Haupt der Unzufriedenen in Bruntrut, dem großen Rath an, und die Ruhe war hergeſtellt. Der Verfaſſungsrath beſchloß, der große Rath, als der Souverain der Republik Bern, ſolle künftig nicht mehr aus den Patriziern, ſondern aus 240 Gewählten beſtehen, wovon 40 durch den großen Rath ſelbſt, und 200 durch Wahlmänner (je 1 Wahlmann

auf 100 Seelen) gewählt werden ſollen; ferner verlangte man von jedem großen Rath ein Vermögen von wenigſtens 5000 Schweizerfranken. Die Patrizier waren über dieſe demokratiſche Neuerung, die ihr Privilegium zur Regierung vernichtete, äußerſt erbittert, und verließen die Münſterkirche mit auffallendem Geräuſch, als am 24 Julius die Aufforderung zur Abſtimmung über die Annahme der Verfaſſung verleſen wurde. Am 31 Julius fand dieſe Abſtimmung ſtatt. Das Land nahm die neue Verfaſſung mit weit überwiegender Stimmenmehrheit an, und nur in der Stadt bewirkten die Patrizier eine Mehrheit gegen dieſelbe, 329 Stimmen gegen 287. Am 20 October trat nun die alte Regierung ab und die neugewählte an ihre Stelle. Die Patrizier nahmen keine Wahl an, abſichtlich um ſich mit der neuen demokratiſchen Regierung auf keine Weiſe gemein zu machen; denn ſie hofften auf eine zweite Reſtauration und die Wiederkehr aller ihrer Vorrechte. Die alte verhaßte Regierung bereitete ſich einen großen Triumph, indem ſie bei ihrem Scheiden einen großen Rechenſchaftsbericht ablegte und die treffliche Ordnung ihrer Finanzen nachwies. Sie hinterließ zehn Millionen im Schatz. Allein man warf ihr vor, daß ſie das Beiſpiel von 1798, wo die Franzoſen den großen Berner Schatz ſtahlen, vergeſſen und ſchon wieder Schätze geſammelt habe, um ſie Fremden in die Hände fallen zu laſſen. Die Patrizier traten inzwiſchen nicht völlig vom Schauplatz ab. Sie behielten ſich, nachdem ſie die Staatsregierung verloren, durch ihren Einfluß die Stadtregierung vor.

In Luzern wurde die neue Verfaſſung am 3 Februar, in Thurgau am 18ten, in Solothurn am 11 März, in Zürich den 20ſten nach den im vorigen Jahrgange ſchon mitgetheil-

ten demokratiſchen Principien angenommen. In Freiburg wurde die neue Verfaſſung am 6 Febr. durchgeſetzt; ein im December erſchienenes ſehr ſtrenges Preßgeſetz kündigte aber ſchon wieder eine kleine Reaction an. In Aargau trat der neue Verfaſſungsrath am 3 Januar zuſammen, unter Vorſitz des Gaſtwirths Fiſcher, der Aarau erobert hatte, und des berühmten H. Zſchokke. Dem letztern gelang es, den Ultrademokratismus etwas zu mäßigen, ſo daß auch in die neue Regierung wieder einige der alten Räthe eintraten, namentlich Herzog, deſſen Verdienſte um die Integrität des Kantons ſeine oligarchiſche Gewalt vergeſſen ließen. Zſchokke nahm keine Wahl an. In St. Gallen ſetzte der Fürſtbiſchof durch, daß Katholiken und Proteſtanten wie bisher in der Verwaltung getrennt blieben, ſonſt wurde die neue Verfaſſung, die am 1° Mai in Kraft trat, liberal. In Schaffhauſen wurde die neue Verfaſſung am 27 Januar fertig. Als ſie aber angenommen werden ſollte, zeigte ſich Schwierigkeit unter dem Landvolke, das ſich durch ſeine Deputirten verrathen und bei der neuen Verfaſſung übervortheilt glaubte. Am 16 Mai empörte ſich die Gemeinde Schleitheim, der ſich andere anſchloſſen. Der Haufe drang bis an die Thore von Schaffhauſen, und man ſchoß bereits, als die Stadt durch Zureden und einige Zugeſtändniſſe die Gemeinden beſchwichtigte. Am 23 Mai wurde jedoch die neue Verfaſſung mit Stimmenmehr vom Lande verworfen und erſt dann angenommen, als man noch Einiges zu Gunſten des Landvolks darin verändert hatte.

Was die alten Hirtenrepubliken betrifft, ſo dauerte in Schwyz der Kampf zwiſchen den innern und äußern Bezirken fort. Am 23 Januar ſollte eine Landsgemeinde die Sache

ſchlichten; die alten Bauern der innern Bezirke erklärten aber, ſie würden den neuen Bauern der äußern Bezirke niemals gleiche Rechte einräumen, und proteſtirten gegen jede Verfaſſungsänderung ſowohl, als gegen eine Trennung. Die äußern Bezirke beharrten auch ihrerſeits auf ihren Forderungen. Am 24 April wurde abermals eine Landsgemeinde gehalten, und jetzt forderten die innern Bezirke die äußern auf, zu unterhandeln und ihr Proviſorium aufzuheben. Dieſe aber hielten ihrerſeits eine beſondere Landsgemeinde am 1 Mai, und beſchloſſen, das Proviſorium beſtehen zu laſſen. Ja ſie gingen noch weiter: denn in einer zweiten Landsgemeinde am 26 Junius erklärten ſie die beſtehende Verfaſſung von 1821 für nichtig, weil ſie nicht vom Volke, ſondern einſeitig vom Kantonsrathe ausgegangen ſey. Dadurch wurde der wechſelſeitige Haß der Bezirke noch vermehrt, und im Auguſt fingen ſie an, ſich gegen einander zu rüſten. Hierauf empfahl ihnen die Tagſatzung Frieden und gütliche Ausgleichung, die aber in dieſem Jahre noch nicht zu Stande kam. In Appenzell Außer-Rhoden wurde das Landbuch zeitgemäß revidirt.

In den welſchen Kantonen fielen bedeutende Unruhen vor. Im untern Wallis wurde am 23 Mai zu Martinach ein Freiheitsbaum gepflanzt, und das Volk tumultuirte, weil die Regierung ſeine Wahlrechte beſchränken wollte (bei den Wahlen der Bezirksbeamten). Die Regierung erklärte, das Wahlgeſetz ſey noch gar nicht fertig, das Volk beharrte aber bei ſeinem Mißtrauen, und hielt am 9 Junius zu Martinach eine Verſammlung, die eine Beſchwerdeſchrift aufſetzte. Da dieſe nicht angenommen wurde, entſtand ein neuer Tumult: die Truppen der Regierung zerſtreuten jedoch die In-

ſurgenten und nahmen das Haupt derſelben, Sandon, gefangen. Am 18 Junius folgte endlich das vielbeſprochene Wahlgeſetz, und war zu Gunſten des Volkes abgefaßt, wodurch der Streit ein Ende nahm. — Im Waadtlande trat am 12 April der Verfaſſungsrath zuſammen, und brachte bald eine neue Verfaſſung nach dem Wunſche des Volks in entſchieden demokratiſchem Sinne zu Stande. — In Genf herrſchte Ruhe und Frieden.

Dagegen wurde Neufchatel der Schauplatz einer höchſt feindſeligen Revolution und Reſtauration. Bekanntlich gehört Neufchatel zu Preußen, obgleich es zugleich der Eidgenoſſenſchaft einverleibt iſt. Da nun die ganze Schweiz liberale Verfaſſungsreformen vornahm, ſo machte Neufchatel nicht nur, als ein Theil des autokratiſchen Preußens, davon eine Ausnahme, ſondern es glaubte auch, ſich ausdrücklich dagegen verwahren zu müſſen. Der ſervile Magiſtrat der Stadt Neufchatel veranlaßte „Stabilitätserklärungen" des Volkes, die aber vom Lande, namentlich in Valengin und Lachaurdefonds, zurückgewieſen wurden, und Urſache waren, daß das Volk gerade umgekehrt jetzt Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden äußerte und eine Verfaſſungsreform begehrte. Am 1 März wurde darüber von den Bürgern in Neufchatel ſelbſt berathſchlagt, und Herr Erhard Borel drang unter großem Beifall auf eine wahrhaft durchgreifende demokratiſche Reform. So mußten denn die Wünſche des Volks nach Berlin berichtet werden. „Durch Reſcript vom 11 April kündigte der König an, daß er bereit ſey, den Wünſchen des Fürſtenthums für einen geſetzgebenden Körper zu willfahren, und daß er den Generalmajor von Pfuel auserſehen habe, um ſich ſofort nach Neuenburg in der Eigenſchaft eines königlichen Commiſſärs

zu begeben. Zugleich wurde die Back- und Kelterſteuer abgeſchafft.

Der General von Pfuel kam an, und die Stabilitätspartei erhob ihr Haupt wieder. Ein Militärinſtructor erlaubte ſich in Lachaurdefonds, dem Hauptſitze der Liberalen, Mißhandlungen gegen einen leicht gravirten jungen Mann, und dieß veranlaßte am 8 Jul. und den folgenden Tagen Unruhen, die bald wieder beigelegt wurden. Die Anweſenheit des preußiſchen Generals, der bald wieder abreiſ'te, konnte die Gemüther nicht beruhigen, ſondern trug nur dazu bei, den Zwieſpalt der alten preußiſchen Partei und der liberalen Schweizerpartei zu vergrößern. Die letztern wollten eine ſo freie Verfaſſung, als die übrigen Schweizerkantone, und da dem die Verbindung mit einem autokratiſchen Staate, wie Preußen, ein für allemal widerſtrebte, ſo wollten ſie ſich ganz von Preußen losreißen. Die erſten Bewegungen äußerten ſich auf dem Lande, doch folgte bald die Stadt Neuenburg nach. Am 12 September fand eine Mahlzeit ſtatt, um die Vereinigung mit dem Lande zu feiern. „Es gab Lärm wegen einer Patrouille, welche Leute in der Straße beleidigte. Die Ruhe konnte zwar wieder hergeſtellt werden, jedoch blieb die Bewegung groß. Mehrere Bürger begaben ſich zum Staatsrath und erklärten ihm frei die Lage der Dinge, daß jeder Widerſtand vergeblich ſeyn würde und Bürgerkrieg zur Folge haben müßte. Den 13 Sept. kam ein Detaſchement von 250 Mann aus dem Val de Travers und der Seegegend vor das Thor gegen Serrières. Herr Staatsrath Pourtalès ging dahin, um die Leute zum Rückzuge zu vermögen. Allein der Commandant, ein Herr Lieutenant Bourquin, erklärte, daß alle eher zu ſterben bereit ſeyen, als ihre Unternehmung aufzuge-

ben. Die Regierung könne einzig durch Abdankung Blutvergießen verhindern. Hr. Pourtalès soll am Ende erklärt haben, die Regierung werde keinen Widerstand leisten; wenigstens erhielten die Bürgerwachen, die auf der Schloßterrasse aufgestellt waren, den Befehl, abzuziehen, worauf die Landleute einzogen, die Stadt besetzten, sich des Zeughauses bemächtigten und die Kanonen herausnahmen. Der Staatsrath zog sich nach Valengin, und von da nach Locle zurück. Der Präsident des Staatsraths, Sandoz, schlug eine Unterhandlung vor, die Republikaner wollten aber von einer längern Verbindung mit Preußen nichts mehr wissen. Hierauf erklärte die Tagsatzung am 20 September, sie werde Neufchatel, wie Basel, durch eidgenössische Truppen besetzen lassen. Diese zogen unter Obrist Forrer am 26 Sept. ein, und Bourguin, so wie seine Unterbefehlshaber, Perrot, Roulet und Courvoisier, übergaben das Schloß durch Capitulation am 27sten. Diese Capitulation machte eine vollständige Amnestie zur Bedingung. Die Insurgenten übten aber vor ihrem Abzuge Raub an dem Schlosse. Nachher langte am 14 October der Adjutant Pfuels, Herr Russinow, mit einem Schreiben des Königs an, worin derselbe erklärte, „daß er seine Rechte aufs äußerste vertheidigen werde.“ Bald darauf folgte Pfuel selbst und erließ am 25 October eine kräftige Proclamation, worin er drohte, jeden als Rebellen zu behandeln, der bis zum 1 November nicht seine Unterwerfung unter den König und die von demselben eingesetzte Regierung anzeigen werde. Die eidgenössischen Truppen einerseits, und die Royalisten von Valengin, die Enragés der preußischen Partei, die ebenfalls in Neufchatel eingezogen waren, unterstützten durch Waffengewalt diese Befehle. Daher unterwarfen sich die

meiſten Gemeinden, und auch Bourguin ſelbſt. Da aber Pfuel, anſtatt nunmehr die Unterworfenen zu verſöhnen, im Gegentheil die wüthendſten Royaliſten, mit Uebergehung verdienterer Männer, in den Staatsrath rief, am 3 November, erwachte die Erbitterung aufs neue, und viele Inſurgenten erklärten dem Obriſt Forrer, ſie könnten unter dieſen Umſtänden unmöglich die Waffen niederlegen und ſich blind in die Gewalt ihrer erbittertſten Feinde geben. Da die Eidgenoſſen gern vermittelt hätten, trat Pfuel abermals kategoriſch dazwiſchen und proclamirte: „daß es ſich nicht um einen Vergleich mit denjenigen handle, welche in ihrer Widerſetzlichkeit verharren, noch um irgend ein Zugeſtändniß an die, welche die Emanzipation bezielen. Ich bin hier, um die Rechte Eures Fürſten geltend zu machen.“

Dieſe Sprache und ein Dankſagungsſchreiben des preußiſchen Geſandten an die Tagſatzung für ihre Hülfe wirkte zur gänzlichen Unterdrückung der Republicaner. Am 5 November mußten alle Waffen abgeliefert werden, und jetzt trat die volle Rache ein: zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, und die der blinden Parteiwuth Preisgegebenen wanderten ſchaarenweiſe aus, z. B. ein Theil der fleißigen, durch ihre Induſtrie weltberühmten Bevölkerung von Lachaurdefonds. Auch Bourguin, nachdem er vergeblich um mildere Maßregeln gebeten, verließ den Kanton, und da ſich um ihn alle Unzufriedenen ſchaarten und viele Männer aus andern Kantonen ihm zuzogen, ſo überfiel er Neufchatel am 17 December und ſchloß es ein. Da aber Pfuel am folgenden Tage einen Ausfall machte, wurden die Inſurgenten, die ſich deſſen nicht verſehen hatten, überraſcht und zerſtreut. In Locle widerſtanden ſie noch einige Tage, wurden aber auch hier endlich

beſiegt. Von Bourguin behaupteten ſeine Gegner, er habe Neufchatel plündern und ſich nachher nach Baſel wenden wollen, um dieſer Stadt daſſelbe Schickſal zu bereiten. In Lauſanne erklärte ſich der alte Laharpe ſehr kräftig gegen die „Neuenburger Banditen.“ Ein ſchweizeriſches Blatt aber, der Eidgenoſſe, ſchrieb unterm 30 December: „So ſehr als die Mißgriffe und Miſtritte Bourguins und ſeiner Anhänger, eben ſo ſehr muß das preußiſche Verfahren des Generals von Pfuel und das uneidgenöſſiſche Benehmen der Regierung von Neuenburg die tiefe Miſsbilligung jedes wahren Eidgenoſſen finden. Pfuel erkannte Stadt und Kanton Neuenburg in Kriegszuſtand, machte militäriſche Ausfälle und Streifzüge durchs Land, und ließ oft auf barbariſche Weiſe Verhaftungen und Hausunterſuchungen vornehmen u. ſ. w., ohne Vorwiſſen, ſelbſt ohne Anzeige an die Regierung. Dieſe, eine eidgenöſſiſche Regierung, läßt den Preußen ungehindert ſchalten und walten auf eidgenöſſiſchem Boden. Die eidgenöſſiſche Fahne, das eidgenöſſiſche Kreuz wird beſchimpft. Die ſogenannte Ordnung wird hergeſtellt, nicht unter dem Rufe: es lebe die Eidgenoſſenſchaft! ſondern unter dem Geſchrei: es lebe der König!“ —

Dieß waren die Vorgänge in den einzelnen Kantonen. Die Tagſatzung in Luzern folgte in ihren Debatten hauptſächlich den Baſeler und Neufchateller Streitigkeiten, und entſchied dieſelben, wie wir bereits geſehen haben, zu Gunſten der ariſtokratiſchen und monarchiſchen Partei gegen die demokratiſche, obgleich die ganze übrige Schweiz ſo eben erſt eine große demokratiſche Reform erlebt hatte. Allein die Tagſatzung war in Betreff Baſels durch das Geſetz der Nichtintervention, und in Betreff Neufchatels durch die Furcht vor

Preußen und der heil. Allianz gebunden, und neigte ſich überhaupt, nachdem der erſte revolutionäre Sturm vorüber war, wieder zur Reſtauration. Die ordentliche Tagſatzung wurde am 4 Jul. eröffnet und am 27 December geſchloſſen.

Da die Tagſatzung die Linie verließ, auf welcher die Reform vorgeſchritten war, trat am 25 September ein Verein zu Langenthal zuſammen, wo 11 Kantone ſich verbrüderten und zu wechſelſeitiger Berathung gemeinſamer Angelegenheiten ſich aufforderten. Die Statuten des Vereins lauteten: er ſoll den Namen Schutzverein führen, und hat zum Zweck alle volksthümlichen Verfaſſungen in ihrem Beſtande zu ſchirmen, die Entſtehung jeder ariſtokratiſchen oder oligarchiſchen Gewalt zu hindern, die geſetzliche Freiheit aufrecht zu erhalten, und eine zeitgemäße Reviſion der eidgenöſſiſchen Bundesverfaſſung zu Stande zu bringen. Zu dieſem Zwecke wird man trachten, in jedem Kanton eine Geſellſchaft oder einen Verein zu bilden, der nicht zu zahlreich ſeyn, aber aus einſichtsvollen Männern untadeligen Rufes und entſchiedenen Freunden der Volksfreiheit beſtehen ſoll. Jeder Verein ernennt auf ein Jahr einen Ausſchuß von wenigſtens drei Mitgliedern, wovon eines Berichterſtatter, und eines Säckelmeiſter iſt. Ein Centralcomité wird nicht eingeſetzt. Für die Geſchäftsleitung ſoll alljährlich das Comité eines Kantons bezeichnet werden. Die wichtigſten Punkte waren folgende: 6) Jeder Verein ſoll ungeſäumt die Art und Weiſe der beſten Abänderung der Bundesverfaſſung von 1815 in Berathung ziehen, ein ſolches Project in Circulation und Discuſſion ſetzen. Hierauf werden für allgemeine Berathung die Comités aller Vereine zuſammenberufen. 7) Dieſe Vereine werden ein ernſtes Augenmerk darauf richten, daß alle Kan-

tone in möglichſt gleichem Sinne und Geiſte zu der Aufrechthaltung freiſinniger Verfaſſungen und der Unabhängigkeit nach außen wirken. Dieß war der erſte Schritt zu einer engern Vereinigung der Schweiz, und von dieſem Augenblicke an wurden die Liberalen zugleich Unitarier, während die Ariſtokraten Föderaliſten wurden. Zur Frage der Freiheit geſellte ſich die der Einheit, wie bisher Unfreiheit ſtets mit innerer Uneinigkeit gepaart geweſen.

Mit dem Auslande kam die Schweiz kaum in Berührung, da die großen Mächte mit ſich ſelbſt genug zu thun hatten. Frankreich erließ am 19 Februar eine freundliche Note an die Schweiz, und am 22 April wurde die Capitulation in Betreff der in Frankreich dienenden Schweizertruppen für immer aufgelöſ't. Rußland dagegen verwies den Schweizern in einer Note vom 17 Mai die neue Neutralitätserklärung, die gar nicht nöthig geweſen ſey, da die Verträge von 1815 noch beſtünden.

XIII.

Deutſchland.

Die große Aufregung, die in den Septembertagen des vorigen Jahres begonnen hatte, dauerte zwar 1831 noch fort und führte zu einigen kleinen Exceſſen, ſo wie auch die in dieſem Jahre verſammelten Landſtände von Bayern und Baden im Wege des Geſetzes mehrere zeitgemäße Reformen durchſetzten; allein Deutſchland, in ſeiner Zerriſſenheit ſeit geraumer Zeit unſelbſtſtändig und allemal der Strömung folgend, die von außen kommt, war ſeit der Juliusrevolution nur dem franzöſiſchen liberalen Impulſe gefolgt, um nach dem Falle von Warſchau hinwiederum dem ruſſiſchen reagirenden Impulſe zu folgen. Die Symptome dieſer Aenderung zeigten ſich an dem krankhaft ſenſibeln und paſſiven Körper Deutſchlands ſehr bald.

Vor dem Falle Warſchau's ſchien der Bundestag von dem, was in den einzelnen deutſchen Ländern vorging, keine Notiz zu nehmen. Er überließ die Dämpfung der Unruhen den betheiligten Bundesſtaaten, ohne bewaffnete Intervention und duldete die liberalen Reclamationen der bayeriſchen, die kühne Sprache der badiſchen Kammer, ja ſogar die

Ein-

Einführung der Preßfreiheit in Baden. Er verhütete nicht, was er nachher verdammte. Was von seiner damaligen Wirksamkeit offenbar wurde, beschränkte sich auf die Angelegenheiten Luxemburgs. Der Bundestag protestirte gegen die Ansprüche Belgiens auf diese Provinz, bestätigte das Haus Nassau in dem rechtmäßigen Besitze derselben und hielt ein Bundesheer in Bereitschaft, das Großherzogthum gegen Belgien zu behaupten.

Ueber die innern Angelegenheiten Deutschlands ließ sich der Bundestag zuerst am 27 October vernehmen, indem er die ihm aus verschiedenen deutschen Staaten zugesandten Adressen zurückwies und ihre fernere Einsendung verbot: „Da der Bundesversammlung gemeinschaftliche Vorstellungen oder Adressen über öffentliche Angelegenheiten des deutschen Bundes eingereicht worden sind, eine Befugniß hiezu aber in der Bundesverfassung nicht begründet ist, das Sammeln der Unterschriften zu dergleichen Adressen vielmehr nur als ein die Autorität der Bundesregierungen und die öffentliche Ordnung und Ruhe gefährdender Versuch, auf die gemeinsamen Angelegenheiten und die Verhältnisse Deutschlands einen ungesetzlichen, mit der Stellung der Unterthanen zu ihren Regierungen und dieser letztern zum Bunde unvereinbaren Einfluß zu üben, anzusehen ist, so erklärt die Bundesversammlung, daß alle dergleichen Adressen als unstatthaft zurückzuweisen seyen.“

Am 10 November erfolgte sodann ein Bundesbeschluß gegen die Presse: „Da sämmtliche Mitglieder des deutschen Bundes die feierliche Verpflichtung gegen einander übernommen haben, bei der Aufsicht über die in ihren Ländern erscheinenden Zeitungen, Zeit- und Flugschriften mit wachsa-

mem Ernſte zu verfahren, und dieſe Aufſicht dergeſtalt handhaben zu laſſen, daß dadurch gegenſeitigen Klagen und unangenehmen Erörterungen auf jede Weiſe möglichſt vorgebeugt werde, in neuerer Zeit aber der Mißbrauch der periodiſch-politiſchen Preſſe in einer höchſt bedauerlichen Weiſe zugenommen hat: ſo bringt die Bundesverſammlung ſämmtlichen Bundesregierungen dieſe, bis zur Vereinbarung über ein definitives Preßgeſetz in voller Kraft verbleibende gegenſeitige Verpflichtung mit dem Erſuchen in Erinnerung, die geeigneten Mittel und Vorkehrungen zu treffen, damit die Aufſicht über die in ihren Staaten erſcheinenden Zeitblätter nach dem Sinne und Zwecke der beſtehenden Bundesbeſchlüſſe gehandhabt werde.“ Am 19 November wurde in Folge dieſer Maßregel mit dem Verbote der liberalen Blätter der erſte Anfang gemacht, und ein Bundestagsbeſchluß verbot das in Straßburg erſcheinende „Conſtitutionelle Deutſchland,“ ein Blatt, welches ohne Geiſt und Tact geſchrieben war und auf eine ſehr baroke Weiſe das franzöſiſche Intereſſe, altdeutſche Schwärmerei und ſchmutzige Incriminationen und Klatſchereien vereinigte, wodurch das Wahre, was es ausſprach, in hohem Grade verdunkelt wurde.

Unter den übrigen Gegenſtänden von allgemeiner Wichtigkeit für Deutſchland machte ſich nur die Rheinſchifffahrt durch die Fortdauer der über ſie gepflogenen Unterhandlungen zu Mainz bemerklich. Da ſich hiebei ſo ziemlich alles vereinigt, was den deutſchen Leſer betrüben, demüthigen und zugleich tödtlich langweilen muß, ſo darf ich mich darüber kurz faſſen. Nachdem man oft genug ſchon die Sache als abgemacht angeſehen, erklärte Holland neuerdings am 7 März, es ſchließe Antwerpen von der freien Rheinſchifffahrt

aus. Trotz dem, was Deutschland für Holland 1814 und wiederum seit der belgischen Revolution gethan, indem es Luxemburg dem Könige der Niederlande erhielt, trotz dem versagte Holland immer noch den Deutschen die auf dem Wiener Congresse nun schon seit 17 Jahren versprochene freie Rheinschifffahrt. Die sämmtlichen Contrahenten gaben in Betreff Antwerpens nach, und so gab denn endlich auch Holland so weit nach, daß es den übrigen Uferstaaten, mit Ausnahme der Belgier, die freie Schifffahrt bis in das Meer erlaubte. Am 31 März kam das Reglement zu Stande, dessen wichtigste Punkte sind: 1) die Aufhebung der gezwungenen Umschlagsrechte in Köln und Mainz; 2) die Aufhebung der Gilden und Rangfahrten; 3) die freie Beschiffung des Rheins bis in die See für alle Schiffe der Uferstaaten; 4) die gleichmäßige Vertheilung des Rheinzolles, in Folge dessen die Gebühren am Niederrhein, der frequentesten Stromstrecke, vermindert, und am Oberrhein erhöht werden. In Bezug auf Antwerpen, ist man übereingekommen, daß bis zur definitiven Regulirung der Territorialverhältnisse zwischen Holland und Belgien die freie Schifffahrt aus dem Rhein nach Antwerpen und umgekehrt, von den Schiffern der Uferstaaten, nicht aber von den Belgiern betrieben werden dürfe."

„So hat endlich," sagt ein Mainzer Correspondent in der Allgem. Zeitung, „die Freiheit der Rheinschifffahrt gesiegt, wiewohl sie namhafte Beeinträchtigungen in Folge der Unterbrechung der Fahrt nach Antwerpen und des Ausschlusses vom Rhein der nicht den Uferstaaten angehörenden Bewohner erlitten hat. Doch auch in dieser verkümmerten Gestalt erscheint sie stets als eine große Wohlthat für das westliche und südliche Deutschland, das in frühern Jahrhunderten hauptsäch-

lich der Freiheit des Handels und der freien Fahrt in die See ſeinen blühenden Zuſtand verdankte, und für welches ſich mit der Rückkehr dieſer wenn auch geſchmälerten Freiheit eine neue höchſt wichtige Periode eröffnet.“ Am 17 Julius trat das Reglement in Kraft. Bei der Ausführung zeigten ſich Mängel. „Es iſt ſonderbar, wie man in der letzten Zeit mit dem Abſchluſſe dieſes Vertrags geeilt zu haben ſcheint, nachdem man 15 Jahre hindurch gleichſam lavirt hat, ſo zwar, daß man Mehreres in der Waarenclaſſification und der Tariſirung, ſo wie einen andern wichtigen Einnahmspoſten gleichſam vergeſſen hat. So hat man, was nicht abſichtlich zu ſeyn ſcheint, eine Gebühr von Reiſenden auf Dampf-, Poſt- und Marktſchiffen, die immer einen Theil der Ladung ausmachten, und als ſolche tariſirt waren, gar nicht in dem Vertrage erwähnt, und es wird auch, trotz aller Anforderungen, von Seite der Erheber, nichts dafür bezahlt. Schnelligkeit der Abfertigung auf den Zollämtern hatten die Autoren des Vertrags beſonderes im Auge, — darum hat man auch die Einrichtung getroffen, daß wenn unter der alten Regie ein Manifeſt für alle zu paſſirenden Bureaux hinreichend war, jetzt auf jedem Amte, wo der Schiffer vorbei fährt, eine Abſchrift dieſes Manifeſtes hinterlegt werden muß. Eine ſolche Abſchrift erfordert öfters 1 — 5 Stunden Zeit, und koſtet den Schiffer gewöhnlich 2 — 1 fl.; das iſt Zeit- und Koſten-Erſparniß neuer Art!“

Ein Gegner dieſes Correſpondenten geſteht ſelbſt ein: „Wenn wir indeſſen einem Theil ſeiner Rügen beiſtimmen müſſen, ſo iſt es nichtsdeſtoweniger richtig, daß die Verladungen hier mit der größten Pünktlichkeit und Schnelligkeit von Statten gehn, und die verdoppelte Aufmerkſamkeit des Handelsſtandes Verordnungen und Aufſicht erſetzt, deren Feſ-

ſeln durch Wichtigthuerei gewiſſer Angeſtellten läſtiger gemacht, gar oft den Geſchäftsgang hemmen und hindernd in deſſen Förderung eingreifen.“

Am 24 September traten die Aufſeher des erſten und zweiten Strombezirks, der erſte von Frankreich und Baden, der zweite von Bayern, Heſſen und Naſſau ernannt, in Wirkſamkeit. Später hieß es: „Mittelſt erläuternder Inſtruktionen und Localverordnungen tritt Ordnung an die Stelle des interimiſtiſchen Uebergangszuſtandes, in welchem Vieles der Einſeitigkeit und Willkür überlaſſen worden war.“ Am 4 November erhielt die Rheinſchifffahrt endlich auch einen Ober-Inſpector an dem preußiſchen Regierungsrathe von Auer in Köln.

So viel über die allgemeinen Angelegenheiten Deutſchlands, wobei noch bemerkt zu werden verdient, daß am 13 Februar, was noch vom Palaſte Karls des Großen zu Ingelheim übrig war, zuſammenſtürzte und drei Menſchen erſchlug.

Wir gehen nun zu den einzelnen Bundesſtaaten über.

1.

Oeſterreich.

Fortwährend genoß das ſchöne Kaiſerreich tiefen Frieden. Am 30 Januar heirathete der Fürſt von Metternich eine neue junge Gemahlin, die ſchöne Gräfin Zichy. Am 12 Februar wurde Kronprinz Ferdinand, der jüngere König von Ungarn, zu Turin durch Procuration mit Maria Anna, Prinzeſſin von Sardinien, vermählt, wodurch zugleich die für Italien ſo wichtige Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Sardinien befeſtigt wurde.

Die polniſche Revolution fand große Sympathie in Gallizien und Ungarn; allein das öſterreichiſche Cabinet konnte die Wiederherſtellung Polens aus einem doppelten Grunde nicht billigen, weil es dadurch nicht nur Gallizien für ſich verloren, ſondern auch das ihm ſo theure Stabilitätsprincip gefährdet geſehen hätte. Drohte auch auf der andern Seite eine für Oeſterreich faſt noch gefährlicher Zunahme der ruſſiſchen Macht, ſo erſchien dieſe Gefahr doch als noch fern und nicht dringend. Inzwiſchen bewies ſich Oeſterreich gegen die polniſchen Flüchtlinge ſowohl als gegen die eigenen Unterthanen, die an der polniſchen Revolution Antheil nahmen, bei weitem gnädiger als Preußen. Die Gallizier halfen den Polen wirklich. Mehrere Tauſende derſelben fochten unter dem weißen Adler, und man zählte bei denſelben 26 Grafen aus den edelſten Geſchlechtern Galliziens. Als ſie nach Oeſterreich zurückkehrten, erhielten ſie vollkommene Amneſtie, und die Entſchuldigung, ſie ſeyen gezwungen worden, in Polen zurückzubleiben, wurde als hinreichend angenommen, ihr langes Ausbleiben zu rechtfertigen.

Die Ungarn wollten nicht bloß unter der Hand, ſondern officiell den Polen helfen, theils aus Dankbarkeit für die Hülfe, die ihnen in frühern Zeiten Polen gegen die Türken geleiſtet, theils aus Beſorgniß vor der anſchwellenden und bei künftigen Zerwürfniſſen zunächſt Ungarn bedrohenden Macht Rußlands. Am 3 Mai wagten zuerſt die Stände des Barſcher Comitats, ſich in einer Adreſſe zu Gunſten der Polen auszuſprechen; am 6 Junius folgte ihm das Peſther Comitat nach, und dann faſt alle andern, ſo daß von 22 Comitaten unterzeichnet noch im Junius folgende Adreſſe an den Kaiſer abging: „Kaiſerlich königliche Majeſtät!

Während die verhängnißvolle Zeit im Laufe kaum eines Jahres mit der Schnelle des Blitzes Ereigniſſe herbeigeführt, gekrönt mit Erreichung des beabſichtigten Zieles, wie ſie vorhin Jahrtauſende zu erzeugen unvermögend waren, ſehen wir ſtaunend; aber zugleich gewährt es uns die innigſte Freude, daß unſer vielgeliebtes Vaterland, nachdem es die von den Barbaren ihm angelegten Feſſeln abgeworfen, unter der glücklichen und milden Regierung Ew. k. k. Maj. und unter dem Schirme unſerer conſtitutionellen Unabhängigkeit, welche unſere Glückſeligkeit ſowohl, als den Thron Ew. k. k. Maj. befeſtigt, der erwünſchteſten Ruhe und des Friedens genießt. Andrerſeits aber können wir den tiefen Schmerz nicht verhehlen, den wir über den ungerechten Krieg empfinden, welcher auf den Gränzen unſeres Vaterlandes wider eine Nation geführt wird, die durch ihre Nachbarſchaft, durch gegenſeitig gegebene und empfangene Könige, mit uns verwandt iſt, und welche, als die wachſende Macht der ottomaniſchen Pforte ſchon die Hauptſtadt der k. k. Staaten, Wien, übermüthig mit Unterjochung bedrohte, in Vereinigung der Kräfte ſich unſerer Sache annehmend und ihre ſiegreichen Waffen den unſrigen unter dem lotharingiſchen Karl anſchließend, uns den Sieg über den orientaliſchen Tyrannen erringen geholfen, dem durchlauchtigſten Hauſe Habsburg und deſſen Nachkommen den Thron erhalten, Freiheit dem Vaterlande und Hoffnung auf ſtetere Ruhe und glücklichere Zeiten unſerm Vaterlande und uns wieder gebracht hat.

„Wenn wir uns demnach dieſer erwieſenen großen Wohlthaten mit Dankgefühl erinnern und die Unbeſtändigkeit des Geſchickes der Nationen, wie ſie uns die Geſchichte am beſten ſchildert, erwägen, ſo finden wir, daß eben dieſe Unbeſtändig-

keit, wie ſie einerſeits durch Länge der Zeit oft alle Correlationen und allen Zuſammenhang zwiſchen Nationen zerreißt und dieſelben gegen einander in Verhältniſſe, den früher beſtandenen völlig entgegenſtehend, verſetzt, ſo andrerſeits nöthiget, bald gebetene Hülfe zu leiſten, bald die geleiſtete zurück zu empfangen, bald den Nachbar zu vertheidigen, bald ſich von ihm vertheidigt zu ſehen. Und wahrlich, blicken wir auf die ungeheure Macht der ottomaniſchen Pforte, wie ſie ſie einſt beſaß, und die langwierigen Kriege, die ſie mit Griechenland geführt hat, ſo werden ſchon die mannichfaltigen Unfälle, die auch unſer Vaterland hiedurch erlitten, es uns ſagen, daß dort der größte Fehler auf unſerer Seite gelegen, indem das ſich ſelbſt überlaſſene Griechenland unterliegen mußte. Und dieſes Beiſpiel iſt es gerade, das, wenn wir es auf unſere gegenwärtige Lage anwenden, uns ernſtlich mahnet, dem ſeit jener Zeit, nicht durch Ererbung oder freie Völkerwahl, ſondern durch die Gewalt der Waffen, ins Unermeßliche wachſenden nordiſchen Rieſen, endlich Einhalt zu thun, ihm endlich Gränzen zu ſetzen, und indem wir unſerer Dankbarkeit, zugleich auch unſerer ſchuldigen Pflicht, gegen das für Unabhängigkeit und Nationalität unerſchrocken kämpfende Polen genügen, uns ſelbſt dadurch zu ſichern: auf daß wir oder unſere Nachkommen, ſollte das verlaſſene Polen, zwar nicht beſiegt, allein durch die Uebermacht endlich unterdrückt werden und uns von dem nämlichen Feinde eine ähnliche Gefahr drohen, nicht genöthigt würden, uns trauernd zu erinnern, daß es keinen Sobieski mehr gebe.

„Je tiefer wir dieß empfinden, je mehr glaubten wir uns dadurch verpflichtet zu ſehen, Ew. k. k. Maj. dieſe unſere

allerunterthänigſte Bitte zu Füßen zu legen, weil die häufigen, von Allerhöchſtdenſelben uns gegebenen Beweiſe von Liebe und Gnade gegenſeitig von uns ein kindliches Vertrauen erheiſchen. Geruhen Ew. k. k. Maj. das ſchreckliche traurige Geſchick gnädigſt in Betracht zu nehmen, welches das hochherzige und tapfere Polen, ſollte die Glücksgöttin vielleicht einen betrübteren Erfolg ſeiner Anſtrengungen, als ihn die Gerechtigkeit ſeiner Sache verdient, zulaſſen, in dunkler Zukunft erwartet; jenes Polen, dem wir, da es ſich um Ew. k. k. Maj. erhabenes Haus und unſer Vaterland ſo unſterblich verdient gemacht hat, ſo ungemein viel ſchuldig ſind, und das zwar mit unvergleichlicher Tapferkeit, jedoch mit unverhältnißmäßigen Kräften kämpfend, ſich nur mit der äußerſten Aufopferung vielleicht erhalten kann. In Betracht demnach auch deſſen, daß von Norden her auch allen übrigen Nachbarn eine große Gefahr droht, erlauben wir uns allerunterthänigſt hiemit, Ew. k. k. Maj. zu bitten, daß Sie geruhen wollen, während es noch Zeit iſt, über das Schickſal der Polen ſich mit ihrem treuen Volke auf dem ſchon angekündigten Landtage zu berathen; inzwiſchen aber auch die unlängſt bekannt gemachte Verfügung (das Ausfuhrverbot von Waffen, Munition und Senſen), in Folge welcher auch der noch übrig geweſene kleine Zweig unſeres Commerzes, den das Syſtem des Dreißigamtes noch nicht vertilgt hatte, gehemmt wurde, allergnädigſt zu ändern.“

Dieſer Adreſſe wurde von Seite der Regierung keine Folge gegeben.

Die Aufmerkſamkeit wurde inzwiſchen bald von Polen ab auf eine näher liegende Gefahr gelenkt, nämlich auf die Cholera. Nachdem ſich dieſe Peſt ſchon früher in Gallizien

gezeigt, trat ſie zu Anfang des Julius in Ungarn ein und verheerte dieſes Land in reißender Schnelligkeit. Da ſie ſich ſo plötzlich der Stadt Peſth näherte, und der dortige Sanitätsdirector Prof. Stahli, die Abſperrung der Donau verfügte, ſahen ſich einige hundert Studenten, die eben im Begriff geweſen waren, in ihre Heimath auf dem jenſeitigen Ufer zu reiſen, abgeſchnitten, und zu gleicher Zeit verbreitete ſich unter den niedern Volksclaſſen die Furcht, alle Induſtrie werde eingeſtellt und die Arbeiter entlaſſen werden. Am 17 Julius entſtand daher ein Auflauf. Etwa 200 Studenten, von vielem Pöbel begleitet, zwangen dem Prof. Stahli Gegenbefehl ab, verjagten unter dem Rufe: nints Cholera! (keine Cholera) die Wachen von zwei bereits wegen der darin herrſchenden Krankheit cernirten Häuſern und beſtürmten die Donaubrücke. Es entſpann ſich hier ein kleines Gefecht. Endlich, um die Gemüther zu beruhigen, befahl der Erzherzog Palatinus, dem Volke die Brücke frei zu geben, und dieſes ſtrömte nun jubelnd hinüber. Nachdem die auswärts wohnenden Studenten abgezogen waren, verhielten ſich ihre Commilitonen ruhig; der Pöbel aber wollte ſich noch nicht beſchwichtigen laſſen, ſondern verübte in der Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht noch große Exceſſe am Rathhaus und am Palais des oberſten Landrichters, Grafen Cziraky, und zerſtörte alle Contumazanſtalten. Gegen 10 Uhr machte das Militär endlich dem Tumulte ein Ende, indem es auf das Volk Feuer gab, und demſelben, wie es erſt hieß 7, wie man aber ſpäter ſagte, 18 Menſchen tödtete.

Weit fürchterlichere Dinge fielen auf dem Lande vor: es brach nämlich ein Bauernaufruhr aus. Ein Correſpondent in der Allgem. Zeitung ſchrieb aus Peſth unterm 21 Aug.:

„Laut Briefen, die wir geſtern aus Oberungarn erhielten, ſoll der Bauernaufruhr in dem Zempliner Comitat, der ſchon einen bedenklichen Charakter angenommen hatte, nun faſt ganz unterdrückt ſeyn. Die Aufrührer ſollen bloß (?) ruſſniakiſche Bauern geweſen ſeyn; aus Mangel einer hinlänglichen militäriſchen Macht ſoll ſich aber der Adel bewaffnet, und dann im Vereine mit katholiſchen Bauern und Juden die Rebellen in die Flucht geſchlagen haben. — Nachſtehende Details früherer Ereigniſſe in dieſer Gegend, die wir von ſehr glaubwürdiger Hand erhielten, können wir verbürgen. L—y, ein Chirurg in Kaſchau, gab einem Knaben und einigen andern Kranken, die aber nicht von der Cholera angeſteckt waren, Magiſterium Bismuthi, und alle ſtarben auf eine elende Weiſe. Man ſah dieß in Kaſchau und bemerkte zugleich, daß dort, wie überall, faſt nur Menſchen aus der niedrigſten Claſſe ſtarben; das gemeine Volk kam alſo auf den Gedanken, es werde von der Regierung und dem Adel vergiftet, Bauern in dem benachbarten Dorfe Barcza und in der Kaſchauer Vorſtadt bewaffneten ſich mit Stöcken und Heugabeln, ſchlugen die Aerzte und namentlich den Chirurgen L—y faſt zu Tode. Was den Schrecken dieſer bethörten Leute noch vermehrte, war der Anblick des ſchwarz behängten Wagens, deſſen man ſich zur Transportirung der Kranken in das Spital bediente. Das Gerücht verbreitete ſich von Kaſchau in das benachbarte Zempliner Comitat. Der neue Vicegeſpann, Hr. v. D—s, zog ſich ſogleich am 1 Jul., als ſich die Seuche zu Ujhelp (dem Sitze des Comitats) zeigte, von dort in das leerſtehende Gebäude der Gräfin Szapary zu Velejte und nahm auch die Comitatscaſſe zur Sicherheit mit. Ruhig blieb er daſelbſt bis zum 3 Aug. Nun kamen aber des

Morgens Bauern in den Hof, zogen ſeinen Wagen aus der Remiſe, weckten ihn ſelbſt aus dem Schlafe, und drangen in ihn, wegzufahren, denn ſie würden ſich nicht ermorden laſſen. Zu Mihaly drängte ſich das Volk, mit Prügeln, Heugabeln, Senſen und Sicheln bewaffnet zu ſeinem Wagen, und verbot ihm den Weg in das Dorf, was ihm auch an andern Orten geſchah. Endlich ward es Nacht, und im Finſtern gelang es ihm in das Quartier des Hauptmanns, der über den Cordon die Aufſicht hatte, zu kommen. Bald erfuhr aber das Volk, daß er ſich da befinde, und 16 Bauern hielten die ganze Nacht Wache, daß er nicht entkomme; es gelang ihm aber des Morgens, unter Geleite von Soldaten, nach Ujhely zu kommen. — Am 4 Aug. ſtellte ſich eine Menge bewaffneter Bauern in Gercſely ein, um den Ingenieur K—a, der beordert war, Medicamente an Cholerakranke zu vertheilen, zu ermorden. K—a vertheidigte ſich heldenmüthig und ſchoß fünf Menſchen nieder, ward aber auch ſelbſt von einem Bauer, der ein Schießgewehr hatte, in die Füße geſchoſſen. Nun warf er ſich auf ſein Pferd und entkam über Berge und Wälder nach Ujhely. — Hr. v. B—y und ſein Sohn zu Rakocz waren gleichfalls zur Selbſtvertheidigung genöthigt eilf Menſchen zu erſchießen, dagegen ſoll Hr. Joſeph v. Sy—y in Rakocz von den Bauern erſchlagen worden ſeyn. Ein römiſchkatholiſcher (nach Andern ein unirter rußniakiſcher) Geiſtlicher nahm das Kreuz in die Hand und wollte Ruhe und Frieden predigen; aber die Wüthenden haben ihn faſt todtgeſchlagen. Zu Terebeſch überfielen die rebelliſchen Bauern einen Comitatscommiſſär. Unter den grauſamen Schlägen mußte er bekennen, was die Bauern wollten: daß nämlich die Regierung und der Adel das Volk morden laſſe; auch er ſey einer der Emiſſaire; die Bauern ſoll-

ten ihm nur Ruhe laſſen, er wolle ihnen dafür das Geheimniß entdecken, und ſeine Mitſchuldigen nennen. Sie nahmen ihn nun ſammt allen Beamten der Gräfin Szaparp in Verhaft, und bewachten ſie in Terebeſch. (Nach andern Nachrichten ſollen dort unerhörte Grauſamkeiten verübt worden ſeyn.) Nach erfolgter Anzeige rückte Infanterie heran. Die Bauern brachten auch den Stuhlrichter W—y erbärmlich mißhandelt und gebunden nach Terebeſch. Der befehlshabende Officier befahl Loslaſſung der Gefangenen, und daß ſich die Bauern in Ruhe entfernen möchten; dieſe ſchlugen aber die Gewehre aus der Hand der Soldaten. Nun aber ward Feuer gegeben, und 16 Bauern fielen. Da flohen die Bethörten. — Der Perceptor der Kriegscontribution ward von den Bauern geprügelt und ihm die Caſſe abgenommen. — Da man in der ganzen Gegend in dem tollen Wahne lebt, die Brunnen wären vergiftet, ſo werden dieſe überall gereinigt, und des Nachts bewacht, ja an manchen Orten geſchieht es ſogar auf Veranlaſſung der Behörden.“ Dieſe Nachrichten ergänzte der Nürnberger Correſpondent: „Neuen Nachrichten zufolge hat der Bauernaufruhr im Zempliner Comitat noch weiter um ſich gegriffen, und iſt mit noch größern Grauſamkeiten, als anfangs, verbunden. Mehrere Comitatsbeamte, Edelleute und herrſchaftliche Beamte wurden theils mißhandelt und gepeinigt, theils todtgeſchlagen. Ein Stuhlrichter mußte ſelbſt ſein Grab graben, in welches er lebendig geworfen werden ſollte; zum Glücke wurde er durch herbeigeeiltes Militär befreit. Auch das weibliche Geſchlecht wird von den Barbaren nicht geſchont. Die Gräfin Szaparp wurde erſchlagen, einem Fräulein von 15 Jahren wurde der Unterleib aufgeſchnitten, die Eingeweide herausgeriſſen u. ſ. w. Die Zahl der empör-

ten Bauern, worunter ſich aber keine eigentlichen Ungarn (Magyaren), ſondern meiſtens Rußniaken (Ruthenen, Kleinruſſen) und Slowaken befinden, ſoll auf 6000 Köpfe angewachſen ſeyn. — Im Zipſer Comitat haben die Bauern zu Krompach (theils Deutſche, theils Slowaken) ſich gegen ihre Grundherren empört, und die Beamten theils todt geſchlagen, theils verjagt. — Auch im Scharo'ſchen Comitat iſt unter den rußniakiſchen und ſlowakiſchen Bauern Aufruhr ausgebrochen, und die Bürger der königl. Freiſtadt Eperies ſollen gegen die Empörer ausgezogen ſeyn."

Eine andere Correſpondenz von der ungariſchen Gränze fügte hinzu: „Der Argwohn, daß die Cholera durch Vergiftung der Brunnen entſtanden, war bei dem Landvolke des Zipſer und Zempliner Comitates allgemein, und jeder hielt ſich von deſſen Wahrheit vollkommen überzeugt. Die erſte Veranlaſſung dazu ergab ſich in Kluknau, wo, wie man erzählt, einige Bauern am Genuß von Präſervativmitteln geſtorben ſeyen, ob durch unmäßigen Genuß von Medicin, oder ob ſie vielleicht den Chlorkalk einnehmen zu müſſen glaubten, weiß man nicht. Dieſe Sage, ſo wie der plötzliche heftige Ausbruch der Cholera in Kluknau brachte deſſen Einwohner auf die Idee einer Brunnenvergiftung, welche ſich mit Blitzesſchnelle verbreitete. Später bei dem Ueberfall des gräflichen Czaky'ſchen Gutes ſollte ein Diener des Oberbeamten daſelbſt eben ermordet werden, als er, um ſein Leben zu retten, etwas Wichtiges mitzutheilen ſich erbot; er ſagte aus, daß er von ſeinem Herrn zwei Pfund Giftpulver mit dem Auftrage erhalten habe, ſolche in den Brunnen zu werfen, und legte auf dieſe Angabe, während noch immer das Beil über ſeinem Kopfe ſchwebte, öffentlich in der Kirche einen Eid

ab. Dieſe Umſtände, ſo wie auch der daß die Bauern bei ihren Einbrüchen auf den Herrſchaftsgütern überall Chlorkalk, welchen ſie für das Giftpulver hielten, fanden, verſtärkte ihren Argwohn immer mehr, und brachte den Pöbel zur Raſerei. In dieſem Zuſtande beging er die ſchauderhafteſten Verbrechen. Als z. B. eine Abtheilung Militär, 30 Mann ſtark, von einem Fähndrich angeführt, in Kluknau die geſtörte Ruhe herzuſtellen verſuchte, fiel der zehnmal ſtärkere Haufen Bauern über daſſelbe her, die Soldaten wurden entlaſſen, der Fähndrich aber gebunden, mit Scheeren und Meſſern gezwickt, endlich geköpft, und ſein Kopf als Triumphzeichen auf einen Pfeiler geſteckt. Ein das Militär begleitender Beamter wurde ertränkt, ſein Wagen in Stücke geſchlagen, und als ſich auch darin Chlorkalk fand, zwang man einen der Diener des Beamten davon zu eſſen, bis er Blut erbrach, was wieder zur Verſtärkung des Glaubens an Vergiftung diente. Bei dem Ueberfalle des Kluknauer Herrſchaftsgutes rettete die Gräfin nur durch flehentliches Bitten ihr Leben, dagegen wurde der Oberbeamte, bei dem ſich zum Unglück auch Chlorkalk fand, mit einem Sohne, einer kleinen Tochter, einem Schreiber, einer Magd und zwei Studenten, welche bei ihm in Koſt waren, erſchlagen. So zogen die Rotten von Dorf zu Dorf: wo ein Edelmann oder Arzt gefunden wurde, war der Tod ſein Loos, und binnen kurzem erfuhr man, daß der Obergeſpann des Zempliner Comitats, mehrere Grafen, Edelleute und Pfarrer erſchlagen waren. Ein Geiſtlicher wurde gehängt, weil er ſich weigerte, den von ihm geforderten Eid, daß er Gift in den Brunnen geworfen habe, zu leiſten; einer Gräfin wurden die Augen ausgeſtochen und unſchuldige Kinder wurden zerhackt. Der Graf Czaky flüchtete ſich, nachdem er ſeine

Familie zuvor in Sicherheit wußte, mit Lebensgefahr von ſeinem Gute, allein in Kirchtrauf wurde er aufgehalten, mit Steinwürfen am ganzen Körper verwundet, vom Pferde geriſſen, und nur dadurch gerettet, daß ein wackerer Kaufmann mit dem Ausrufe auf ihn hinfiel: „Hab' ich nun den Halunken!" Dieſer zog den Grafen in das nahe barmherzige Brüder-Kloſter, wo man ihn verband und verſteckte. Der ihn begleitende Secretär wurde mit der Art vom Pferde geſchlagen, aber auf gleiche Weiſe gerettet und an demſelben Abende noch mit ſeinem Herrn nach Leutſchau gebracht. Der Rentmeiſter des Grafen Czaky wurde umgebracht, der Oberbeamte deſſelben in Münzent gebunden, auf die Erde geworfen, halb todtgeſchlagen, ſpäter in eine Schmiede geſchleppt, auf eine Bank gebunden und hier auf den Fußſohlen mit Eiſen, welche Bauernweiber glühend machten, gebrannt. Die Bitten der Gattin und Schweſter dieſes Beamten ſchien die Wuth der Rotte nur noch mehr anzufachen. Doch genug dieſer ſchaudererregenden Scenen. Die bisher angeführten (es ſind nur einzelne aus dem Zipſer und Zempliner Comitat) mögen genügen, ſich von der Raſerei eines bisher in Unwiſſenheit und Rohheit gehaltenen Volks, ſobald es einen Augenblick die Feſſeln abwirft, einigen Begriff zu machen."

Ueber das Ende des Aufruhrs berichtete der Oeſterreichiſche Beobachter officiell am 7 September: „Derſelbe zum Volkswahn entartete, wiewohl vernunftwidrige Argwohn der unwiſſenden Menge, der auch in andern von der Cholera heimgeſuchten Ländern höchſt beklagenswerthe Auftritte veranlaßte, daß nämlich dieſe Seuche eine bloße Erfindung der Regierungen und höhern Stände ſey, daß Brunnen, Lebensmittel und Getränke vergiftet, die Arzneien Gift, Aerzte, Grundobrig-

obrigkeiten und Geiſtliche Giftmiſcher ſeyen, hat ſich auch in einigen Gegenden von Ungarn des Landvolks bemeiſtert; aber nur im Zipſer und Zempliner Comitate iſt die weit verbreitete Aufregung in einen Bauernaufſtand ausgebrochen. Die zuſammengerotteten Haufen haben in vielen Orten Gräuelthaten der wildeſten Rohheit an Edelſitzen, Geiſtlichkeit, mit Raub, Brand und Mord ausgeübt. Allein das bloße Erſcheinen und über jedes Lob erhabene Benehmen einiger Compagnien der zu den dortigen Werbbezirken gehörenden Regimenter hat die Zerſtreuung der Meuterhaufen und die Gefangennehmung der Rädelsführer in wenigen Tagen bewirkt, wovon einige die geſetzliche Strafe im ſtandrechtlichen Verfahren bereits erlitten haben, die übrigen aber den betreffenden Gerichten überliefert worden ſind. Von dem erſten Augenblick an, als dieſe unglücklichen Ereigniſſe zur Kenntniß Sr. k. k. Majeſtät gelangten, haben Allerhöchſtdieſelben ſogleich das Einrücken einer hinreichenden Militärmacht aus dem benachbarten Gallizien anzubefehlen, und den zweiten Hof-Vicecanzler der königlich ungariſchen Hofcanzlei, Ignaz Freiherrn von Eötvös, als königlichen Hofcommiſſär, in die Comitate, in welchen die Ruhe geſtört worden war, abzuſenden geruht, von dem nun, da inzwiſchen durch das tapfere, kluge und raſche Benehmen des in jenen Gegenden befindlichen Militärs der Aufruhr gedämpft worden iſt, die weitern Unterſuchungen gepflogen werden.“

Trotz des ſtrengen Cordons, den die k. k. Regierung der Cholera mit ungeheuren Koſten entgegenſtellte, und der Schritt vor Schritt bis an die Thore Wiens zurückwich, drang dieſe Peſt dennoch unaufhaltſam vor, und brach bald in Wien ſelbſt aus. Die erſten vereinzelten Krankheitsfälle

wurden, wie überall, verläugnet oder andern Urſachen als der Cholera zugeſchrieben; als aber ein dreitägiger Regen gefallen war, erkrankten die Menſchen plötzlich am 10 September zu Hunderten. Es iſt zu bemerken, daß die Krankheit zuerſt in der Mitte der Stadt ausbrach und ſich von da erſt nach den Vorſtädten verbreitete. Auch ſtarben ſehr viele Perſonen aus den höchſten Ständen, unter denen man vorzüglich die beiden berühmten öſterreichiſchen Feldherren Graf Giulay und Baron Frimont beklagte. Zu Anfang des Octobers zeigte ſich die Cholera auf eine äußerſt ſonderbare Weiſe in der oberöſterreichiſchen Stadt Wels, zwiſchen Linz und Salzburg, ohne daß Linz und die ganze Landſchaft zwiſchen Wels und Wien von der Krankheit angeſteckt geweſen wäre. Auch erſtickte die Cholera in Wels wieder eben ſo, wie ſie daſelbſt iſolirt entſtanden war. Am 28 November zeigte ſie ſich aber in Prag, um in Böhmen auf längere Zeit ihre Heimath aufzuſchlagen.

Die öſterreichiſche Expedition in der Romagna iſt ſchon bei Italien ausführlich geſchildert worden. Um die Koſten derſelben und die noch weit größern der Choleracordons zu decken, machte Oeſterreich im Winter eine neue Anleihe von 18 Millionen Gulden.

2.

Preußen.

Auch in Preußen war die Cholera das große Ereigniß des Jahres. Sie kam bereits am 29 Mai nach Danzig, am 11 Julius nach Poſen, am 22 nach Königsberg. Man ſchrieb

ihr ſchnelles Hereinbrechen den Ruſſen zu, bei denen bekanntlich die Krankheit ſchon länger zu Hauſe war. Aus dieſer Urſache, glaubte man, habe ſich die Cholera im Gefolge der ruſſiſchen Armee ſo ſchnell in Polen und von da nach Gallizien und Ungarn ausgebreitet. In den preußiſchen Oſtſeehäfen aber und im Großherzogthume Poſen glaubte man ſie durch die häufige Communication mit den Ruſſen eingeſchleppt, da die Ruſſen nicht nur die preußiſchen Flüſſe benutzten, um von der See aus ihren in Polen kämpfenden Truppen Zufuhr zu bringen, ſondern auch beim Uebergange des Feldmarſchalls Paskewitſch über die Weichſel der lebhafteſte Verkehr zwiſchen dem ruſſiſchen Lager und der benachbarten preußiſchen Feſtung Thorn ſtattfand. Es fiel unter dieſen Umſtänden auf, daß dennoch die preußiſche Regierung einen ſtrengen Cordon gegen die Cholera zog, der beſonders den Handelsſtand ſehr beeinträchtigte, und dieſer Widerſpruch erregte, in Verbindung mit der damals noch großen Furcht vor der Cholera (die ſeit der nähern Bekanntſchaft mit derſelben überall in Europa abgenommen hat), eine heftige Aufregung im Volke. Der Magiſtrat von Königsberg erließ unterm 4 Julius folgende Adreſſe an den König: „Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König, allergnädigſter König und Herr! Während in der Provinz zur Abwendung der Cholera für den gewerblichen und bürgerlichen Verkehr die größten und läſtigſten Beſchränkungen angeordnet werden, gewinnt der Gränzverkehr mit den verpeſteten polniſchen Provinzen behufs der Verpflegung der ruſſiſchen Truppen täglich mehr Leben. — Seit kurzem iſt hier eine ſehr bedeutende Bäckerei errichtet, um Zufuhr für die ruſſiſche Armee zu liefern. Auf der Danziger Rhede iſt eine anſehnliche Flotte ruſſiſcher

Transportschiffe mit Kullen-Mehl und andern Verpflegungsbedürfnissen angekommen, welche nach gehaltener Quarantäne, wie es heißt, in Kähnen auf der Weichsel weiter transportirt werden sollen, und es gibt im Publicum wenigstens darüber nur Eine Stimme, daß der Ausbruch der Cholera in Danzig und seinen Umgebungen einzig nur dieser verpesteten Nähe beizumessen ist. Damit aber nicht zufrieden, ist sogar jetzt selbst von Ew. königlichen Majestät hoher Immediatcommission zur Abwehrung der Cholera der hiesigen königlichen Regierung das Ansinnen gemacht, zur bequemeren und rascheren Löschung obenerwähnter Schiffe einen angemesseren Landungsplatz bei Pillau zu ermitteln, wo dieses Kullen-Mehl auf Stromfahrzeugen verladen ꝛc., und über das Haff, die Nogat und Weichsel der russischen Armee zugeführt werden soll! Ja, es ist von gedachter Behörde sogar verordnet, daß die Bastmatten, worin das Mehl sich befindet, obgleich sie zu den giftsaugendsten Gegenständen gehören, und deßhalb nach der allgemeinen Vorschrift, wenn sie zur Verpackung dienen, verbrannt werden sollen, in diesem Falle ausnahmsweise mit dem Mehle versandt werden dürfen. Wir mögen uns hier nicht über die Unvollkommenheiten aller unsrer preußischen Quarantäne-Anstalten aussprechen, da derjenige, welcher dergleichen Anstalten im Auslande gesehen hat, damit einverstanden seyn muß, daß es der königl. preußischen Behörde darin vielleicht nur an hinreichender Erfahrung fehlt. So viel aber steht fest, daß wenn nicht jedem einzelnen Schiffe wenigstens ein Quarantäne-Aufseher beigegeben wird, keine Sicherheit vorhanden ist, daß dieß Schiff nicht während der Nacht mit andern Schiffen oder mit dem festen Lande Verbindungen unterhält; daß die verpesteten

Gegenſtände einer ſorgfältigen Reinigung in freier Luft bedürfen; und daß, ſo weit die Natur der Cholera bisher erkannt worden, auch die jetzt angeordnete längſte Quarantäne-Zeit von 21 Tagen nicht ausreicht, um vor einer Anſteckung völlig ſicher zu ſeyn. — Aber wenn auch dieſe Mängel völlig beſeitigt werden könnten, und wirklich beſeitigt würden, ſo bleibt zu erwägen, daß mit Pillau, welches der Hafen nicht nur unſerer Stadt, ſondern zugleich auch der für Elbing und Braunsberg iſt, der Provinz Oſt- und Weſtpreußen für ihren anderweitigen Handel mit dem Auslande jeder Ausweg abgeſchnitten wird. Danzig, durch die ruſſiſchen Schiffe verpeſtet, wird längſt von Schiffen anderer Nationen vermieden; Memel ſteht vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon in der Gefahr, in gleicher Art ſeinen Schiffsverkehr einzubüßen, da die furchtbare ruſſiſche Peſt auch hier bereits die Gränzen überſchritten und ſich der Stadt auf 1½ Meile genähert hat. Was ſoll unter dieſen Umſtänden aus der Provinz, aus unſerer Stadt werden? Eine Menge polniſcher und ruſſiſcher Wittinen liegt in dieſem Augenblicke bei Schmallininken, um nach Ausdauer der ſogenannten Quarantäne-Zeit das Verderben auch von dieſer Seite uns zuzuführen. Denn welchen Gewinn kann uns dieſe Zufuhr bringen, wenn von der andern Seite uns jeder Handelsverkehr genommen wird? Wie kann überhaupt von dem Gewinne Einzelner die Rede ſeyn, wo das Leben und das Lebensglück von Tauſenden auf dem Spiele ſteht? Die Unterlaſſung auch nur Einer Vorſichtsmaßregel, welche noch, ohne Verletzung weſentlicher Intereſſen des Staats und des bürgerlichen Verkehrs getroffen werden könnte, wird vielleicht das Todesurtheil von Tauſenden. — In dieſer höchſten Noth wenden wir uns alſo, nicht bloß im Namen der Stadt,

andern im Namen der ganzen Provinz, deren Wohl und Wehe mit dem unsrigen in der engsten Verbindung steht, unmittelbar an Ew. königl. Majestät Huld und Gnade, mit der unterthänigsten Bitte, uns noch nicht als verloren ganz aufzugeben, sondern zu retten, was zu retten ist; jenen verderblichen Verkehr mit den polnisch-russischen Provinzen, so lange sie durch die scheußliche Krankheit verpestet sind, ganz zu verbieten und auf jede Weise zu verhindern. Wenn dieß aber nicht zulässig gefunden werden sollte, wenigstens die am meisten Gefahr drohenden, ununterbrochenen Vorkehrungen zur Verpflegung der russischen Truppen, wobei alle Hebel des Eigennutzes in Bewegung gesetzt werden, und Contraventionen aller Art von einer Seite, so wie Convenienzen, Exemtionen und Dispensationen von der andern Seite jeder Ordnung Hohn sprechen ꝛc. — aufzuheben, oder doch nur auf die eine ihnen zunächst angewiesene Straße zu beschränken, die sie bereits mit ihrem Gifte besudelt haben. — Für die Gewährung dieser unterthänigsten Bitte, die wir mit eben so viel Ehrerbietung als Vertrauen Ew. königl. Majestät uns unmittelbar vorzutragen erlaubt haben, werden Millionen treuer Unterthanen des Himmels schönsten Segen von Dem, der höher steht als alle Könige, für Ew. königl. Majestät und deren erlauchtes Haus erflehen." Königsberg, den 4 Jul. 1831. Der Magistrat. An Se. Maj. den König in Berlin."

Der König antwortete unterm 11ten: „Ich habe aus der Eingabe des Magistrats vom 4ten d. M. mißfällig ersehen, wie unangemessen derselbe sich über die Anordnungen äußert, welche die von mir bestellten Behörden in Ausführung der zur Abwendung der Cholera ertheilten Vorschriften zu

verfügen ſich veranlaßt geſehen haben. Dem Magiſtrate, der durch ſeine Amtsverhältniſſe als Obrigkeit der Stadt berufen iſt, das Vertrauen der Bürger zu den Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung zu erwecken und zu erhalten, würde es gebührt haben, ſtatt aus vermeintlich beſſerer Einſicht, und geſtützt auf ungenaue Angaben, Beſorgniſſe über die genommenen Maßregeln laut werden zu laſſen, vielmehr jede unzeitige und voreilige Befürchtung unter den Einwohnern der Stadt zu unterdrücken, und ſie für die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Regierung in unermüdet thätiger Vorſorge zur Verhütung der Gefahr keine Veranſtaltung autoriſiren oder begünſtigen werde, die für die Stadt und die Umgegend verderbliche Folgen nach ſich ziehen könnte. Indem alle Vorkehrungen der Staatsverwaltung nur darauf berechnet und in zuläſſiger Berückſichtigung auch der einzelnen Intereſſen dahin eingeleitet ſind, die mehr oder minder bedrohten Provinzen und Ortſchaften vor dem Eindringen der Seuche zu beſchützen: ſo darf auch die Stadt Königsberg den Beſchließungen, die nach reiflicher Berathung und in vorſichtiger Erwägung aller Verhältniſſe gefaßt und ausgeführt werden, mit Zuverſicht und Vertrauen entgegen ſehen. Von dem Magiſtrate aber erwarte Ich, daß er fernerhin pflichtmäßig mit Beſonnenheit und Ruhe, die jden Vorſtehern der Gemeine jederzeit geziemen, zu Werke gehen, und, im Vereine mit den Staatsbehörden, deren Anordnungen zu befolgen und wirkſam zu befördern ſich um ſo mehr ernſtlich beſtreben werde, jemehr ein übereinſtimmendes Verfahren und ein feſtes Anſchließen an die Regierung in Zeiten öffentlicher Unfälle nöthig iſt. Sollte derſelbe ſich veranlaßt finden, in Vertretung und im Intereſſe der Commune auf Remedur einzel-

zahlreiche als Bürgergarde ſich verſammelnde Kaufmannſchaft und durch die Ankunft des Kronprinzen geſtillt wurde. — Endlich fand ein ähnlicher Tumult aus der gleichen Urſache in Breslau ſtatt: das Volk beſchuldigte die Aerzte, ſie brächten die Cholera hervor, und demolirte das Haus des würdigen Geheimenraths Wendt, der die Sanitätscommiſſion präſidirte. Das Militär ſtiftete Ruhe.

Die bedeutendſten Opfer der Cholera im Preußiſchen waren der Feldmarſchall Gneiſenau im Lager von Poſen, der berühmte Philoſoph Hegel in Berlin, und der ausgezeichnete Arzt Mogalla in Breslau.

Von dem Verhalten Preußens in dem ruſſiſch-polniſchen Kriege iſt ſchon die Rede geweſen (Aufnahme der Beſatzung von Polangen und des Obriſten Bartholomäi, und bewaffnete Wiederentlaſſung derſelben, während die geflüchteten Polen entwaffnet und feſtgehalten wurden, — Beſchlagnahme aller nach Polen beſtimmten Gelder und Waffen — Zurückweiſung aller Polenfreunde, mit Ausnahme der Aerzte, — Zufuhr ins ruſſiſche Lager von den preußiſchen Häfen aus, — große Unterſtützung der Ruſſen beim Uebergang über die Weichſel von Thorn aus). Hieraus erklärt ſich auch die harte Behandlung, welche die geflüchteten Polen in Preußen erfuhren, die Zwangsmaßregeln, durch welche man ſie zur Rückkehr nach Rußland nöthigte, und die Strenge gegen die Polen aus dem Großherzogthum Poſen, die, obgleich preußiſche Unterthanen, den Polen geholfen hatten. Schon am 10 Februar wurde allen dieſen Individuen die Confiscation ihrer Güter und der Hochverrathsproceß gedroht, wenn ſie nicht binnen 4 Wochen zurückkehrten, und da ihr glühender Patriotismus

nicht darauf achtete, wurden die Confiscationen wirklich mit der pünktlichsten Strenge vollzogen.

Am 4 August wurde eine Ministerveränderung publicirt. Der wirkliche geheime Rath v. Ancillon wurde zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, neben Hrn. v. Bernstorff, der durch Krankheit gehindert, nur den minder bedeutenden Antheil dieser Portefeuilles, namentlich die auf innere Verwaltung bezüglichen Theile des Geschäfts, z. B. das Staatszeitungs-Institut, behielt. In der Censur und in der Beaufsichtigung der öffentlichen Meinung trat eine starke Verschärfung ein. Ein Ministerialrescript verbot, in Schulen von Politik zu sprechen, und selbst in Vorschriften, nach denen die Kinder schreiben sollten, politische Gegenstände zu berühren. Außer allen neuen im Buchhandel circulirenden Büchern wurden nun auch die alten Bücher durch strenge Censur der Auctionskataloge gesichtet. Rottecks neu angekündigte Weltgeschichte wurde verboten, ehe sie erschienen war, desgleichen das „Ausland", das sich zuweilen zu Gunsten der Polen ausgesprochen hatte. Der berühmte Geschichtsforscher Prof. Friedrich von Raumer erklärte seinen Austritt aus dem Censurcollegium, dessen Strenge er in diesem Grade nicht theilen zu können glaubte. Dagegen kündigte der kürzlich zum Katholicismus übergetretene Professor Jarcke in seiner politischen Zeitschrift den liberalen Ideen offenen Krieg an, ohne daß es im Inlande eine Stimme gewagt hätte, ihm zu opponiren.

EDUARD von SCHENK.

3.

Bayern.

In der Beſorgniß, daß beim nahen Zuſammentritte der Kammern die herrſchende Aufregung noch zunehmen werde, wollte die Regierung wenigſtens der Preſſe einen Zügel anlegen und erließ am 28 Januar ein ſtrenges Cenſuredict, das die Cenſur aller politiſchen Blätter und Aufſätze ausdehnte und verſchärfte. Um ſodann einige bekannte Häupter der liberalen Oppoſition von der Kammer auszuſchließen, wurden die Wahlen v. Hornthal's, Behr's und Beſtelmayer's caſſirt, ſofern ſie als Staatsdiener oder Staatspenſionäre deßfalls vom königlichen Veto abhingen. Auch den Freiherrn v. Cloſen traf dieſes Loos; da er aber ſeine Penſion aufopferte, trat er dennoch in die Kammer ein. Für die erſtgenannten verwandten ſich ihre Committenten in Nürnberg, Würzburg und Bamberg um ſo lebhafter, als der König ſelbſt erſt am verfloſſenen 12 December erklärt hatte, er werde die Wahlfreiheit nicht einſchränken; allein der König wies am 8 Februar ein für allemal die Adreſſen derſelben zurück.

Nach dieſen Vorgängen wurde am 1 März die Ständeverſammlung eröffnet. Der König ſprach: „Meine Lieben und Getreuen, die Stände des Reichs! Mit Vertrauen eröffne Ich dieſen Landtag, und Vertrauen hoffe Ich auf demſelben zu finden. Ein erhebendes Gefühl iſt es, König von Bayern zu ſeyn, von Bayern, das in allen ſeinen Theilen die angeſtammte alte Treue rühmlich bewährte, während Aufſtände fern und nah ſich erhoben. Mit freudigem Herzen ſage Ich es, daß die Einſchränkungen im Staatshaushalte, welche Ich machte,

nicht nur den Ausfall verschwinden ließen, der in der ersten Finanzperiode so beträchtlich war, sondern auch gestatten, daß mit der nächsten Finanzperiode die Tantiemen der Landrichter aufgehoben, desgleichen der Weinaufschlag, wo derselbe in die Staatscasse fließend noch besteht, ebenso der zehnprocentige Beischlag zu einigen indirecten Abgaben im Rheinkreise, und ein Drittheil der besondern Schuldentilgungssteuer im Untermainkreise, ferner der Erbschaftsstempel, so wie die 7te, 8te und 9te Classe der Familiensteuer mit dem nächsten 1 Oct. außer Erhebung gesetzt, und dennoch über eine halbe Million des Jahrs auf Herstellung des Steuerkatasters verwendet und mit Ingolstadts Befestigung fortgefahren werden kann. Auch werde Ich einen Entwurf übergeben lassen, um die Wohlthat der Abschaffung des Lehen-Revers-Stempels auf den Hauptfall vom Jahre 1825 und die vor dem 1 Oct. des Jahres 1828 sich ergebenen Lehenfälle auszudehnen. Die Schuldentilgungsanstalt entspricht der Erwartung. Ueberzeugt bin Ich von Meinen Lieben und Getreuen den Ständen des Reichs, daß sie die mühevoll errungene Ordnung im Staatshaushalte aufrecht erhalten werden. Ich kenne nichts Süßeres, als von meinem Volke geliebt zu seyn, aber es gibt auch eine falsche Volksgunst — Volksgunst auf des Staatszwecks Kosten darf nicht erworben werden. Der Zollverein mit der Krone Würtemberg, der Handelsvertrag mit der Krone Preußen erweisen sich segensvoll; den Zollverein auszudehnen bin ich eifrig bedacht. Nebst dem Rechenschaftsberichte über die zweite Finanzperiode, in so weit die Rechnungen geschlossen sind, und dem Budget für die dritte, werde Ich durch Meine Minister Meinen Lieben und Getreuen den Ständen des Reichs zum Beirath und zur Zustimmung eine von Mir schon längst

gewünſchte, auf mündliches und öffentliches Verfahren beruhende Gerichtsordnung, ein Strafgeſetzbuch, ein Preßgeſetz und ein Forſt-Strafgeſetz vorlegen laſſen. Daß keine Selbſtſucht, welcher Art ſie auch ſeyn möchte, daß Bayerns Beſtes auf dieſem Landtage vorherrſchen wird, daran zweifle ich nicht. Was in manchem Lande nur Wunſch iſt, beſitzt Bayern bereits in ſeiner Verfaſſung und Gemeindeordnung, beſitzt es, Dank unſerm verewigten Könige, Meinem geliebten, verehrten Vater. Das kann Ich ſagen — gewiſſenhafter als Ich hält Niemand dieſe Verfaſſung. — Ich möchte nicht unumſchränkter Herrſcher ſeyn. Nicht nur die Verfaſſung ſelbſt zu beobachten, auch ſie beobachten zu machen, habe Ich geſchworen, werde unerſchütterlich darin ſeyn, und unerſchütterlich wird ſeyn der Bayern Treue.“

Die Kammer der Gewählten antwortete mit gerührtem Danke, fügte aber einige Wünſche hinzu: „Insbeſondere iſt eine auf mündlichem und öffentlichem Verfahren beruhende Gerichtsordnung auch den frühern wiederholten Wünſchen und Anträgen der Kammer der Abgeordneten gemäß, und ein dem Geiſte der Verfaſſungsurkunde entſprechendes Preßgeſetz das einzig geſetzliche Mittel, den gegenwärtigen Zuſtand der Preſſe zu verbeſſern, ihre Freiheit feſt zu begründen und gegen den Mißbrauch derſelben Gewährſchaften zu geben. Die Kammer der Abgeordneten, — nur von der Rückſicht auf Bayerns Beſtes geleitet, — erkennt mit freudigem Danke gegen Ew. Majeſtät königl. Vater, — den unſterblichen Gründer der Verfaſſung, — welche unſchätzbaren Güter es in dieſer und in der Gemeindeordnung beſitzt; ſie erinnert ſich aber auch der königl. Worte, daß „unſere Verfaſſung bei allen ihren Vorzügen nicht von Mängeln frei ſey.“ Die Erfahrung hat unter An-

derm die Mängel des X Edicts zur Verfassungsurkunde und besonders der daselbst vorgeschriebenen lähmenden Geschäftsordnung der Kammer, und die Ungewißheit der Bedeutung des §. 41 (lit. c. Tit. 1.) gezeigt, dessen schwankender Anwendung nur durch ein, dem Geiste der Verfassung angemessenes, erläuterndes Gesetz ein sehnlichst erwünschtes Ziel gesetzt werden kann. Ew. königl. Maj. denkwürdige Worte: „Ich möchte nicht unumschränkter Herrscher seyn," werden in ganz Deutschland widerhallen. Bayern vertraut auf Sie, als den treuesten Freund der Verfassung, und Ihrer wiederholten Versicherung, unerschütterlich dieselben zu beobachten und beobachten zu machen, begegnet aus allen Herzen die wiederholte Betheuerung der unerschütterlichen Treue Ihrer Bayern."

Die erste Kammer (der Reichsräthe) that einen Schritt vorwärts, indem sie am 9 März den öffentlichen Druck ihrer bisher geheimen Verhandlungen beschloß. Hier war man sonst über das retardirende System ziemlich einverstanden. In der zweiten Kammer erhob sich dagegen ein heftiger Kampf, den der Deputirte Cullmann zuerst am 25 April eröffnete, indem er das Censuredict heftig angriff, und es einer jesuitischen Congregation und ausländischem „Einfluß" zuschrieb. Der Minister v. Schenk läugnete das Daseyn einer Congregation, aber er erlag der großen Majorität der Kammer, welche das Censuredict im Widerspruch mit der Verfassung fand. Am 3 Mai trug der Deputirte Schwindel bereits darauf an, den Minister als Unterzeichner des verfassungswidrigen Censuredicts in Anklagestand zu versetzen, und stürmische Redner wie v. Closen, Rudhart ꝛc. unterstützten ihn. Der Minister v. Schenk vertheidigte sich am 5 Mai in einer langen Rede, allein die

Kammer war nicht ſeiner Anſicht, und am 16 Mai entſchied ſie, daß zwar (71 gegen 50 Stimmen) der Miniſter nicht in Anklageſtand verſetzt werden ſolle, daß aber (97 gegen 26 Stimmen) das Cenſuredict verfaſſungswidrig und daß der König um ſchleunigen Widerruf deſſelben zu bitten ſey. Hierauf gab der Miniſter am 22ſten ſeine Entlaſſung ein. Von Cloſen hatte ihn unter Anderm den bayeriſchen Polignac genannt und ihm in der Kammer geſagt: „Von einem Manne, der ſich auf einem ſo hohen Standpunkte befindet, wie ein Miniſter, iſt ein ſo gemeines Gefühl nicht denkbar, daß er ſich über die Achtung ſeiner Landsleute hinausſetzen könnte; daß es ihm gleichgültig ſey, indem er in einen Saal tritt, wo die Abgeordneten des Reiches ſich befinden, Geringſchätzung ſeines miniſteriellen Wirkungskreiſes zu ſehen, oder einer freudigen Aufnahme zu begegnen; daß es ihm gleichgültig ſey, beim Eintritte gleichſam wie über Dante's Hölle zu leſen: hier iſt keine Hoffnung für mich. Ich kann mir denken, daß ein Miniſter, der ſich bewußt wäre, den Staat in großen Nachtheil gebracht zu haben, und deßhalb von der ganzen Nation als Gegenſtand des Abſcheus behandelt zu werden, am Miniſtertiſch ein peinlicheres Gefühl hätte als der Unglückliche am Schandpfahle.“

Schenk nannte dieſe Sprache zwar eine unwürdige, er konnte ſich aber der beſtimmten Erklärung der Kammer gegenüber, daß ſein Cenſurgeſetz verfaſſungswidrig ſey, nicht halten, und der König entließ ihn am 26 Mai, indem er die Verwaltung des Innern dem Staatsrath v. Stürmer übergab.

An demſelben Tage verlangte Eullmann ein klares Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter überhaupt. Am 3 Junius brachte Herr v. Stürmer ein neues Preßgeſetz-

vor die Kammer, über welches dieſelbe am 6 Auguſt entſchied. Binnen dieſer Zeit hatten ſich manche Gemüther beſänftigt, ſo daß zum allgemeinen Staunen die nämliche Kammer, welche das Cenſuredict vom 28 Januar verworfen hatte, gleichwohl nicht unbedingt die Cenſur abgeſchafft wiſſen wollte. Es fanden ſich nämlich nur 67 gegen 40 Stimmen für augenblickliche Aufhebung der Cenſur, alſo weniger als zwei Drittel der Stimmen, die das Geſetz verlangte. Inzwiſchen ſtimmten 103 dafür, daß die Cenſur binnen einem halben Jahr abzuſchaffen ſey, und nur 4 Stimmen waren unbedingt für die Cenſur. Auch während dieſer 6 Monate ſoll die Cenſur nur ſtattfinden bei Artikeln, welche den deutſchen Bund oder einzelne Mitglieder deſſelben betreffen, und zwar nur dann, wenn andere deutſche Regierungen die Cenſur in Anſpruch nehmen, und ſich zur Reciprocität verpflichten. Auch wurden die Cautionen und die Strafen wegen Preßvergehen etwas herabgeſetzt.

Am 5 Jul. ſtrich die Kammer zwei Millionen Gulden von den Staatsausgaben: „Die Kammer erkannte mit 116 gegen 4 Stimmen die ihr von der Staatsregierung vorgelegten und von dem oberſten Rechnungshofe beſchiedenen General-Finanzrechnungen für die bezeichneten Verwaltungsjahre als definitiv abgeſchloſſen nicht an; ſondern will dieſelben nur in der Art anerkennen, daß folgenden Ausgabspoſitionen das Anerkenntniß verſagt werde: 1) der Ausgabsposition für angekaufte Gemälde bei dem Etat auf Erziehung und Bildung mit 22,219 fl. 42 kr. (mit 70 gegen 54 Stimmen); 2) den Koſten für den Odeonbau mit 288,086 fl. 47 kr. (116 gegen 8 St.); 3) für die Frescomalereien in den Arkaden des Hofgartens mit 24,774 fl. 6½ kr. (74 gegen 50 St.);

DE GRIGNY. CULMANN.

St.); 4) für den Bau der Pinakothek mit 349,619 fl. 37 kr. (98 gegen 26 St.); [— Die hierauf gestellte Frage, ob vielleicht, da die unbedingte Anerkenntniß dieser Position versagt worden, dieselbe unter dem Vorbehalt anerkannt werden wolle, daß die Rechnung über die verwendeten Summen in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung und den allenfalls dabei stattgehabten Luxusaufwand einer genauen Revision unterworfen werde, wurde mit 80 gegen 41 Stimmen verneint. —] 5) für Neubauten in Brückenau mit 121,705 fl. 50½ kr. (61 gegen 59 St.); 6) für das Cabinetssecretariat mit 22,335 fl. 32 kr. (114 gegen 9 St.); 7) für einiges Personal der aufgehobenen italienischen Oper mit 5512 fl. 47 kr. (82 gegen 41 St.) — Summe der gestrichenen Posten: 834,254 fl. 42 kr. — Dagegen erhalten von der Kammer die Anerkennung: 1) der bereits in der Rechnung von 1825/26 vorgetragene und damals von den beiden Kammern nicht beanstandete Aufwand auf die Pinakothek zu 80,002 fl. (81 gegen 42 St.); 2) die Kosten für die Ausfertigung (Trousseau) der Prinzessin Louise kön. Hoheit mit 30,000 fl. (83 gegen 41 St.); 3) die Kosten für Ankauf von Antiquitäten und Denkwürdigkeiten aus dem Nachlasse des höchstseligen Königs Maximilian mit 6280 fl. (81 gegen 41 St.) — Von den Hofpensionisten erkannte die Kammer nur die durch den Tod des höchstseligen Königs entstandenen als auf den Reservefonds gehörig an.“ Ein Münchner Blatt bemerkt hiebei: „Durch die Ausstreichung der Hofpensionen, mit Ausnahme derjenigen, welche durch das Erlöschen der Hofhaltung des Kronprinzen entstanden sind, von dem Reservefonds, erhöht sich die im Ganzen gestrichene Summe auf Eine Million. Da nun durch die verweigerte Anerkennung des Pinakothekbaues auch die

Koſten, welche die Vollendung des Gebäudes erfordert hätte, erſpart werden, und dieſe Koſten (außer den bereits geſtrichenen 349,000 fl.) noch Eine Million betragen, ſo beläuft ſich die Erſparniß, welche die Energie der Kammer dem Volke errungen hat, faſt auf zwei Millionen."

Am 21 September begannen die Berathungen über das Budget, wobei heftiger Widerſpruch gegen manche ältere und neuere Mißbräuche erhoben wurde, z. B. gegen die Wiedererrichtung von Klöſtern. Auch verlangte Schüler, daß den Ständen Rechenſchaft über die 40 Millionen abgelegt werde, welche Bayern von der franzöſiſchen Contribution als Kriegsentſchädigung erhalten habe. Mehrere neue Anſchläge wurden verweigert.

Die inzwiſchen erfolgte Unterwerfung Polens bewirkte auch in Bayern eine deutliche Reaction; die Reichsräthe (erſte Kammer) verweigerten den wichtigſten Beſchlüſſen der Deputirtenkammer ihre Zuſtimmung. Sie verwarfen die Preßentwürfe in der Hauptſache, und erklärten ſich für Beibehaltung der Cenſur. Seuffert äußerte ſich darüber in der Deputirtenkammer am 27 October mit einer bittern Reſignation: „Warſchau iſt gefallen, die Reformbill iſt gefallen, die Feinde der fortſchreitenden Entwickelung freiſinniger Staatseinrichtungen erheben mit friſchem Muthe das Haupt; die Vorſtellungen und Reclamationen der Diplomaten, welche den Abſolutismus repräſentiren, werden dem Vernehmen nach täglich zudringlicher und hochfahrender; und wer möchte etwa unſerer Cabinetsregierung den Muth und die Kraft und die Einſicht zutrauen, die erforderlich ſind, um die Ehre und die Selbſtſtändigkeit des Landes mit Erfolg gegen auswärtigen Einfluß zu vertheidigen, um zwiſchen den Wünſchen eines

treuen, aber mündig gewordenen Volkes und den Proteſtationen der Diplomaten die rechte Wahl zu treffen, um zwiſchen dem Geſchrei eines ſervilen Pöbels und dem Beifalle verſtändiger Patrioten gehörigermaßen zu unterſcheiden? — Gibt es wirklich Jemand, der unſerer Cabinetsregierung ſo viel Takt und ſo viel guten Willen, ſo viel Anhänglichkeit an das conſtitutionelle Syſtem zutraut, — ich will den gutmüthigen Träumer glücklich preiſen; aber ich kann ſein Glück nicht theilen, ich habe das Vertrauen gänzlich verloren. Bei dieſer Lage der Sache iſt man in die deplorable Nothwendigkeit verſetzt, die Ausſicht auf gänzliche Beſeitigung der Cenſur in der gegenwärtigen Berathung außer Berechnung zu laſſen.“

Die Reichsräthe erklärten ſich deßgleichen auch gegen die von der zweiten Kammer beſchloſſenen Erſparniſſe, und unterſtützten die Regierung in ihren Forderungen. Die Deputirten wehrten ſich, gaben aber doch am Ende nach. „Den abgeſtrichenen Poſten für den Bau der Pinakothek, für die Fresken, für die italieniſche Oper hat die erſte Kammer wiederholt die Anerkennung ertheilt; nunmehr gab die zweite Kammer hinſichtlich der beiden letztern nach, indem ſie dieſelben in einem Betrage von 30,000 fl. anerkannte. Auf dem Abſtrich der Pinakothek aber beharrte die Verſammlung. Bei der Militärrechnung verwarf die Kammer wiederholt die Koſten für die neue Façade am Kriegsminiſterialgebäude mit 140,000 fl.; ebenſo beharrte ſie auf ihrem früheren Beſchluſſe, daß über die Defenſionsgelder von 15 Millionen Rechnung abgelegt werden müſſe. Ebenſo beharrte ſie auf der Aufhebung der Militärfohlenhöfe.“ Die Anſichten blieben auf dieſe Weiſe getrennt. Der König aber erklärte am 10 December in ei-

nem offenen Briefe an den Feldmarschall Wrede: „Um meinem Volke einen neuen Beweis Meiner landesväterlichen Vorsorge und Liebe zu geben, will Ich, jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalte der Rechte der Krone für Mich und Meine Regierungsnachfolger, die von der Kammer der Abgeordneten votirte Summe von 3 Millionen Gulden, also mit Aufopferung einer Summe von 149,000 fl. an dem gestellten Postulate annehmen, und ersuche Sie, Hr. Feldmarschall, dieses dem zweiten Ausschusse der Kammer der Reichsräthe noch vor erneuerter Abstimmung über das Budget bekannt zu machen. Ich überlasse Mich hiebei der Hoffnung, die Kammer der Abgeordneten werde sich hiedurch bestimmt fühlen, das Militärbudget in Uebereinstimmung der Kammer der Reichsräthe auf die von dieser bewilligte Summe mit Gewähr für die Getreidepreise festzusetzen, da Ich ohne diese Summe Bayerns unausweichliche militärische Zwecke nicht erfüllen kann, an deren Vollziehung aber durch Versagung der Mittel nicht gehindert werden darf.“

Die Reichsräthe wiesen auch noch mehrere andere liberale Anträge der zweiten Kammer zurück, namentlich die, welche Gütertheilung und Fixirung der Feudallasten betrafen, und den Antrag des Hrn. von Closen, Sicherstellung der persönlichen Freiheit gegen polizeiliche Willkür betreffend. Der Antrag, daß das Militär den Verfassungseid leisten solle, fiel schon in der Deputirtenkammer durch. Die Regierung selbst legte einen wohlthätigen Entwurf vor, die Steuerlast in den verschiedenen Kreisen gleicher als bisher zu vertheilen.

Am 29 December endeten die langen und stürmischen Sitzungen dieser Kammer, ohne ein anderes Resultat, als eine neue beschämende Erfahrung. Am 31 December dankte

der Minister des Innern, Graf Armansperg ab, und erhielt den Fürsten von Oettingen-Wallerstein zum Nachfolger.

Während der parlamentarischen Kämpfe in München zogen zwei Männer in Rheinbayern die Aufmerksamkeit auf sich, Wirth, Herausgeber der „deutschen Tribune," der an politischer Kühnheit alle andern deutschen Schriftsteller weit übertraf, durch eben so viel juristische Gewandtheit als Unerschrockenheit der Censur zu trotzen wußte und, da er endlich aus München vertrieben wurde, seine Wirksamkeit in Rheinbayern fortsetzte; — und Siebenpfeiffer, der ebendaselbst in dem „Westboten" mit Wirth wetteiferte, aber im Gegensatze gegen dessen Deutschthümlichkeit eine mehr französische Politik predigte.

4.

Würtemberg.

Die Begebenheiten in diesem Lande während des Jahres 1831 beschränken sich auf wenige Data. Am 22 Januar veranlaßte die Rohheit eines Gendarmen, der einen wehrlosen Weingärtner schwer verwundete, einen Bürgerauflauf in Tübingen, in dessen Folge im April das organische Statut der Universität einige längst gewünschte Abänderungen erhielt. Im Sommer wurde die von vielen Bürgern unterzeichnete sogenannte Tübinger Adresse an den Bundestag geschickt. Sie hatte denselben Zweck, wie eine gleichzeitige Darmstädter Adresse, nämlich „Verwendung des deutschen Bundes für Beilegung des polnischen Kriegs zur Abwendung der Cholera," wurde aber vom Bundestage, als unstatthaft, abgewiesen. —

An die Stelle des einflußreichen Herrn von Maucler, der Präsident des geh. Rathes wurde, erhielt v. Schwab das Justizministerium. — Im Laufe des Jahres gewann eine locale Zeitung, der Hochwächter, redigirt von Lohbauer, große Popularität, da sie im vertraulichen Volkstone alle Volksbeschwerden zur Sprache brachte. Die Regierung setzte diesem Blatte eine Hofzeitung entgegen, deren schlechte Redaction sie compromittirte. Im Volke selbst zeigte sich reges Leben aus Anlaß der neuen Deputirtenwahlen, die in den drei letzten Tagen des Jahres vor sich gingen. Am 1 November erklärte die Regierung in dem Wahlmanifeste: „Die Verfassung, das schönste Denkmal der gegenwärtigen Regierung, bildet fortwährend die Grundlage ihres Verwaltungssystems. Sie soll ungekränkt erhalten, und es sollen alle ihre Grundsätze zu vollständig zeitgemäßer Entwicklung gebracht werden." Der wohlthätige Eindruck dieser Worte wurde aber dadurch geschwächt, daß dasselbe Manifest die Wähler vor den liberalen Candidaten warnte und dieselben in ehrliche Dummköpfe und schlaue Bösewichter eintheilte, während sich gerade die edelsten, durch ihre Tugenden im ganzen Lande längst bekannten und bewährten, und durch ihre Talente zum Theil sogar berühmten Männer unter diesen liberalen Candidaten befanden. Die persönliche Leidenschaftlichkeit, mit der seitdem im würtembergischen Lande gehadert wurde, erscheint um so seltsamer, als beide Theile, die Regierung wie die Volksfreunde, in der Preisung der Verfassung und in constitutionellen Betheuerungen gleichsam wetteiferten. Uebrigens übte der Umstand, daß die vom Volk ersehnten Stände nicht sofort von der Regierung einberufen, sondern der Landtag weit hinausgeschoben wurde, einigen Einfluß auf die ungeduldigen Leidenschaften und gab

den Journalen Anlaß, den parlamentarischen Debatten vorzugreifen, was manche Gehässigkeit und Präjudizirung herbeiführte.

5.

B a d e n.

Noch größeres Aufsehen, als die bayerische, erregte die badische Kammer, weil sie noch kühner und beredter auf zeitgemäße Reformen drang; allein dieser ihr Vorzug diente nur dazu, ihr in der Rückwirkung eine desto schimpflichere Demüthigung zuzuziehen.

Der badische Landtag wurde am 17 März unter äußerst günstigen Auspicien eröffnet. Eben war die Kunde von den Siegen der Polen angelangt und die Constellation Europa's schien der Freiheit nicht ungünstig. Die Badenser hatten dießmal fast durchgängig die freisinnigsten Männer des Landes in die Kammer gewählt, und der junge Großherzog Leopold, der kaum erst zur Regierung gelangt war, zeigte sich gegen das Volk so gnädig, daß er mit einem stehenden Ausdruck überall der „Bürgerfreundliche" genannt wurde. Manche alte Unbill war zu vergüten, doch der junge Fürst hatte keinen Theil daran gehabt, und schien die beleidigten Gemüther versöhnen zu wollen. Der vorige Großherzog hatte verfassungswidrig mehr als Einmal die Zusammenberufung der Stände verzögert, und namentlich 1825 die Wahlfreiheit mit offener Gewalt verletzt, daher auch der servile Landtag jenes Jahres eines der schimpflichsten Blätter der deutschen Geschichte füllt. Man erwartete nun von dem liberalen Landtage des

Jahres 1831 eine gänzliche constitutionelle Reinigung des langgehäuften Unraths im Staate.

Zwei ältere Minister, die wesentlichen Antheil an den verfassungswidrigen Maßregeln der vorigen Regierung gehabt hatten, v. Berstett und v. Berkheim, gaben schon vor dem Zusammentritte der Stände ihre Entlassung ein. An ihre Stelle traten Jolly für die auswärtigen, Winter für die innern Angelegenheiten.

Das Erste, was die Stände vornahmen, war auf den Antrag Itzsteins, des besten Redners in der Kammer, die feierliche Verwerfung des Dictats von 1825, wodurch die Verfassung willkürlich eingeschränkt worden war, am 21 April. Am 7 Mai trat auch die erste Kammer der Verwerfung bei (mit Ausnahme von 3 Stimmen), und die Regierung tilgte edelmüthig am 25 Mai diese Schuld ihrer Vorgängerin.

Bei dieser Gelegenheit sprach in der ersten Kammer der Fürst von Fürstenberg: „In einer Zeit, wo mit Gewalt ertrotzt, in offener Schlacht errungen wird, was Bitten und Vorstellungen nicht vermögen; in einer Zeit, wo sich ganze Völker für ihre Freiheit und Gerechtsame erheben, wo allzu hartnäckiger, ungerechter Widerstand nur Bürgerkriege und Gräuel aller Art erzeugt, — in einer solchen Zeit gebieten Klugheit und Pflicht, den gerechten Wünschen des Volkes entgegen zu kommen.“

Ferner kam die Regierung den Ständen mit mehrern liberalen Gesetzesentwürfen entgegen, betreffend die Aufhebung der Staatsfrohnden, eine Municipalverfassung, Justizverbesserung ꝛc. Noch weit größern Eifer aber zeigten die Ständemitglieder selbst in ihren Motionen, die sich so zahlreich drängten und fast alle constitutionellen und Administra-

tivfragen berührten, daß der Landtag mit Geschäften überhäuft wurde und eine lange Zeit zur Erledigung derselben bedurfte. Ich kann hier nur die wichtigsten Motionen und ihr Schicksal anführen. Professor Welcker erwarb sich eine unermeßliche Popularität, indem er in einer sehr ausführlichen Rede auf Preßfreiheit antrug und alle Rechts- und Vernunft-Gründe für dieselbe geltend machte, 24 März. Duttlinger erstattete am 15 Junius im Namen der dafür niedergesetzten Commission Bericht und vertheidigte die Preßfreiheit mit demselben Talent. In demselben Geiste wurden auch die Discussionen geführt, und die Preßfreiheit theils als positives constitutionelles Recht, theils als allgemeines Menschenrecht vindicirt. Es wurde bewiesen, daß die badische Verfassung, daß selbst die deutsche Bundesacte Preßfreiheit verheiße; daß alles constitutionelle Leben von der Freiheit des Wortes abhänge; daß jede Verfassung eine Täuschung, eine Unmöglichkeit sey ohne Preßfreiheit; daß die Censur nur unmündigen Völkern und Despotien gehöre, aber die entehrendste Fessel für mündige Bürger sey, und endlich daß es Preßfrechheit nur gäbe im Gegensatze gegen Censur, und daß eine durch ein vernünftiges Preßgesetz eingeschränkte Freiheit der Presse weniger mit Gefahren der Zügellosigkeit und Revolution drohe, als ein beständiger Kampf unterdrückter Ueberzeugungen gegen den Druck der Censur. Kurz, alle Gründe, welche für die Preßfreiheit sprachen, wurden bei dieser Gelegenheit bis zur Evidenz erörtert; doch nahm man bei dieser theoretischen Discussion zu wenig Rücksicht auf den factischen Bestand der Dinge in Deutschland, und indem man mit bewunderungswürdigem Talent von Rechten sprach, schien man nicht einmal an die

Gewalt zu denken, die durch das Recht hindurchfahren könnte. Duttlingers Antrag auf gänzliche Aufhebung der Censur wurde einstimmig von der zweiten Kammer angenommen, und am 3 August stimmte auch die erste Kammer durch Freiherrn von Wessenberg, dessen Bericht mit denen von Duttlinger und Welcker wetteiferte, dem Beschlusse der Deputirten unter lautem Bravo der zahlreichen Zuschauer bei.

Inzwischen nährte selbst die Regierung die Illusion der Stände, denn sie ging auf die Anträge derselben ein und legte am 21 October ein Preßgesetz vor, das die Censur für immer verdrängen sollte. Die zweite Kammer war bei der Abfassung seiner Paragraphen con amore thätig, und auch die erste Kammer nahm es am 24 December an, wohl nur zum Theil aus Ueberzeugung, und zum Theil wahrscheinlich schon in der Voraussetzung, daß es der Bundestag bald wieder aufheben werde. Die Mystification der liberalen Partei war damals überall an der Tagesordnung.

Außer diesem Antrage Welckers auf Preßfreiheit war der Antrag des Prof. v. Rotteck auf Abschaffung der Zehnten (am 6 April) der wichtigste. Die zweite Kammer nahm ihn mit wenigen Modificationen an. Der 15fache Jahresbetrag sollte als die Ablösungssumme angenommen werden. Die Regierung selbst kam deßfalls den Wünschen der zweiten Kammer entgegen, aber in der ersten, in welcher der bei den Feudallasten betheiligte Adel saß, erhob sich lebhafter Widerstand gegen die vorgeschlagenen Erleichterungen des Bauernstandes. Rotteck war darüber so entrüstet, daß er am 17 November in der Kammer ausrief: „ein aus der schönsten Eintracht zwischen Volk und Regierung hervorgegangenes Gesetz scheitert an dem Willen einer Handvoll Junker.“ Als die

CARL von ROTTECK.

erſte Kammer für dieſen Ausdruck Genugthuung verlangte, vertheidigte er ſich mit dem Ernſt und der Dringlichkeit der Sache, und ſchloß mit den Worten: „meine Herren, zum Höfling bin ich verdorben, ich bin Volksvertreter!“

Eine Motion Duttlingers in Betreff der Verantwortlichkeit der Miniſter blieb ohne Reſultat, da die erſte Kammer widerſprach; eine Motion Welckers, die ſtatt der bisherigen militäriſchen Einrichtungen eine mehr conſtitutionelle Volksbewaffnung verlangte, wurde von der zweiten Kammer ſelbſt beſeitigt. Für Verbeſſerung des Schulweſens ſprachen mit glücklichem Erfolge vorzüglich Weſſenberg und Winter von Heidelberg. Die Regierung ſelbſt brachte eine Gemeindeordnung, eine verbeſſerte Prozeßordnung, eine Reviſion der Beſoldungen ꝛc. vor. Endlich zeigte das Volk auch ſeinerſeits das größte Vertrauen in dieſen Landtag, indem es 1600 Petitionen einſchickte.

Insbeſondere in materieller Beziehung wurde viel geleiſtet. „Es wurden eine Menge Mißbräuche aufgedeckt, und der wahre Bedarf für die einzelnen Branchen der Staatsverwaltung ermittelt. Dem wahren Bedarf wurde von den Ständen genügt, der Regierung die Mittel gegeben, gute Wirthſchaft zu führen, ohne ihr auf der andern Seite Anlaß zu übermäßiger Willensausdehnung zu bieten. Es wurden daher die Anſätze der Regierung mehrmals bedeutend gemindert, ohne die wahre Würde des Staates dem materiellen Wohle deſſelben zu opfern. Aber es wurden auch von den Ständen bereitwillig die größten Mittel geboten, zur Erhöhung mancher Dotationen; für den Unterricht in ſeinem ganzen Umfange wurden große Summen ausgeworfen. Große Erſparniſſe wurden an den Geſandtſchaften und am Militär-

etat gemacht, und ein guter Grund zur Verminderung der Pensionsliste gelegt. Diese tiefeingehenden Untersuchungen des Staatshaushaltes, sein Zurückführen auf das eigentliche Bedürfniß, die Verbannung aller überflüssigen, übermäßigen Ausgaben und aller Vergeudungen der Staatskräfte, wurden mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt. Beim Budgetabschluß und im nachträglichen Budget ergab sich, daß nach Bestreitung der sämmtlichen Lasten und Verwaltungskosten und des eigentlichen Staatsaufwandes über eine halbe Million übrig blieb, um zur Zehntablösung verwendet zu werden; daß noch eine Menge Lasten abgeschafft waren, ohne neue Steuern zu schaffen; daß die Straßen-, Militär- und Gerichts-Frohnden, daß die Herrenfrohnden, der Neubruch- (dieser zwar unentgeldlich) und der Blut-Zehent, der Kartenstempel, das Chausseegeld, die Accise von Schweine-, Lamm- und Schaf-Fleisch abgeschafft, und gegen 200,000 fl. Landschaftsschulden auf die Staatstilgungscasse ohne Steuererhöhung übernommen, ja daß noch 300 fl. an dem persönlichen Steuercapital gestrichen werden konnten."

Inzwischen ließ sich das alte System der Begünstigungen noch nicht ganz austilgen. Es kam bei Gelegenheit der Pensionen, an deren Uebermaß Baden so sehr leidet, zu lebhaften Erörterungen. Winter von Heidelberg verlangte wiederholt den Druck der Pensionsliste. Der Finanzminister fuhr ihn mit den Worten an, er solle ihn ungeschoren lassen. Winter aber antwortete: „er sey nicht zum Deputirten gewählt, um die Minister ungeschoren zu lassen. Er habe Pflichten als Volksvertreter, über die ihn der Finanzminister nicht zu belehren habe."

Auch über die Bundesleistungen erhob sich Klage. Die

Mainzer Unterſuchungscommiſſion kam zur Sprache. Duttlinger bewies aus den Karlsbader Beſchlüſſen, in deren Gefolge die Commiſſion ernannt wurde, daß die ſämmtlichen Bundesſtaaten zur Tragung ihres matricularmäßigen Beitrags angehalten werden könnten; nur ſieben Bundesſtaaten hätten Commiſſäre hingeſchickt, darunter wäre Baden vorangeſtanden. Da Baden 100,000 fl. für dieſen Commiſſär vorausgelegt habe, ſo könne man annehmen, es ſeyen 700,000 fl. ausgegeben worden, um einem leeren Phantom nachzujagen; nach der Berechnung könne es Baden nur mit etwa 23,000 fl. treffen; 77,000 fl. müßten daher erſt erſetzt werden; Staatsrath Jolly ſagte, der Karlsbader Beſchluß ſey ſpäter dahin abgeändert worden, daß die Bundesſtaaten nur für die Canzleikoſten beizuſteuern hätten. Die Kammer beſchloß aber mit Stimmeneinhelligkeit, die Regierung zu bitten, ſie möge ſich bei dem Bunde für den Erſatz der Vorauslage verwenden.

Noch gegen das Ende des Landtags, am 15 October, trug Welcker auf eine Reorganiſation des deutſchen Bundes zu möglichſter Verwirklichung deutſcher Nationaleinheit an. „Der erſte Wunſch ſcheint mir vor allen der zu ſeyn: daß unſere höchſte Regierung im Vereine mit allen conſtitutionellen Regierungen ſich kräftigſt dahin verwende, daß überall in ganz Deutſchland endlich vollſtändig verwirklicht werden die heiligen Zuſagungen des Bundesvertrags für die Verfaſſungs- und Freiheits-Rechte des deutſchen Volkes, und vor allem die der Art. 13 und 18. Unzertrennlich verbunden damit iſt der Wunſch, daß bis zur Verwirklichung dieſer weſentlichſten Fundamentalbeſtimmungen eines deutſchen Rechtszuſtandes alle Miniſter conſtitutioneller Staaten ſtreng angewieſen werden, jeder Anmuthung

der Abgesandten nichtconstitutioneller Staaten in Beziehung auf innere Rechts- und Verfassungs-Verhältnisse stets und beharrlich die Einrede des zuerst von der andern Seite zu erfüllenden Grundvertrags entgegenzusetzen. Eben so verknüpft sich hiemit der Wunsch, daß jeder constitutionelle Gesandte, so weit eine Bundesverhandlung dennoch unvermeidlich jene innern Verhältnisse berühren sollte, auf eine gesonderte Abstimmung zwischen den Ministern constitutioneller und nicht constitutioneller Staaten antrage. Der zweite Hauptwunsch aber besteht darin, daß eine wahre National-Repräsentation, ein Nationalrath, oder eine zweite Kammer am Bundestage gebildet werde. Sie müßte gebildet werden von den einzelnen Häuptern des ehemaligen reichsständischen Adels der einzelnen Länder und dann von den zeitweise in den Bundesländern gewählten Abgeordneten. Würde deren Zahl im Ganzen nach der Kopfzahl der Bewohner der einzelnen Länder bestimmt, so müßten sie auch im Wesentlichen so gewählt werden. Würden, was besser scheint, diese Abgeordneten von den Landständen gewählt, so müßte ihre Zahl in dem Maße, als die Stände weniger volksmäßig wären, mehr nach der Stimmenzahl ihrer Regierung am Bundestage bestimmt werden. Während die aus den fürstlichen Gesandten gebildete erste Kammer die allein entscheidende Stimme bei Ausübung rein monarchischer Rechte, z. B. bei Beschlüssen über Krieg und Frieden, behielte, müßte dieser zweiten das Recht zustehen, überall die Nationalansichten und Wünsche auszusprechen; sodann aber müßte sie ein Zustimmungsrecht haben bei allem, was die Verfassungsrechte der einzelnen Staaten und Bürger betrifft, und in den einzelnen Ländern der Zustimmung der Stände bedarf, z. B. bei Steuerbewilligung; sie

müßte natürlich öffentlich verhandeln, ſo wie auch die Verhandlungen der erſten Kammer wenigſtens für den Nationalrath und durch den Druck öffentlich werden und ſo in lebendige Wechſelwirkung mit der freien Geſinnung und Meinung der freien gebildeten Nation treten müßten.“

Allein die Regierung ſchnitt die Discuſſion über dieſen Gegenſtand durch ein Reſcript vom 17 October ab: „Aus dem uns über die geſtrige Sitzung der zweiten Kammer unſrer getreuen Stände erſtatteten unterthänigſten Vortrage haben wir entnommen, daß dieſelbe, des von unſern Commiſſarien eingelegten Widerſpruchs ungeachtet, die Begründung einer Motion des Abgeordneten Welcker über die Vervollkommnung des deutſchen Bundes zu möglichſter Verwirklichung deutſcher Nationaleinheit beſchloſſen, nach Anhörung derſelben aber ihre Berathung vertagt habe. Müſſen wir nun auch bedauern, daß jener Widerſpruch unſerer Commiſſarien bei der Mehrheit keine Beachtung fand, ſo nehmen wir doch gern an, es habe die Kammer mittelſt ihres fernern Beſchluſſes die in Frage geſtellte Berathung gänzlich beſeitigen wollen, und beſchränken uns daher, eingedenk unſerer Pflichten als deutſcher Bundesfürſt, auf die Erklärung, daß wir, von der Unzuläſſigkeit und Zweckloſigkeit der Motion durch ihre Ausführung noch mehr überzeugt, die Berathung derſelben nie zu geſtatten vermöchten. Durchdrungen übrigens von dem Wunſche, den gegenwärtigen Landtag in Eintracht mit den Ständen zu einem die Wohlfahrt des Landes befördernden Ziele zu führen, geben wir uns der Hoffnung hin, dieſe unſere Geſinnung von der zweiten ſtändiſchen Kammer erwidert zu ſehen.“

Erſt der letzte Tag des Jahres (31 Dec.) ſchloß dieſe außerordentlich lange Sitzung des Landtags, die eine eben ſo

lange Täuſchung war, denn ein Wort der Großen vernichtete, was die Kleinen das ganze Jahr mühſam zuſammengetragen. Dieſer an Redlichkeit, Muth und Talent ausgezeichnete Landtag beging nur den Fehler, daß er triumphiren zu können glaubte, bevor er wirklich geſiegt hatte.

Am Ende des Junius wurde Hennenhöfer, Director der diplomatiſchen Section, entlaſſen, in Folge der in öffentlichen Blättern gegen ihn erhobenen unwiderleglichen Anklage. Am 28 Julius übernahm v. Türkheim die auswärtigen Angelegenheiten.

6.

Hannover.

Schon gegen das Ende des Jahres 1830 herrſchte im Hannöveriſchen große Aufregung, über deren Anfänge und Urſachen im vorjährigen Taſchenbuch ausführlich berichtet iſt. Zu Anfang des Januars 1831 gab es unruhige Auftritte in Oſterode, wo ſich ein Dr. König an die Spitze der daſelbſt ſchnell gebildeten Nationalgarde ſtellte. Zu gleicher Zeit gährte es auch in Göttingen. „Mit Erfolg hatte ein Bürger die Schlachtſteuer verweigert; rückſtändige Steuern wagte man gar nicht mehr einzufordern. Vornehmlich aber hatte der Polizeicommiſſär Weſtphal den Unwillen der Bürger auf ſich gezogen. Durch dieſe Umſtände fand ſich die Regierung veranlaßt, Truppen nach Göttingen zu beordern. Allein ſchon vor ihrer Ankunft am 8 Januar Mittags brach hier die Gährung in That aus. Um 12 Uhr zogen bewaffnete Bürger, an ihrer Spitze Dr. Eggeling und Dr. Seidenſticker,

C: T: WELCKER.

sticker, und bewaffnete Studenten, an deren Spitze Dr. von Rauschenplat und Dr. Ahrens standen, auf den Markt. Alle Läden wurden geschlossen. Eggeling und Seidensticker begaben sich auf das Rathhaus und erklärten, nicht länger für die Ruhe der Stadt einstehen zu können, wenn nicht sogleich der Polizeicommissär Westphal seiner Stelle enthoben würde. Diesem Verlangen ward willfahrt. Unterdessen hatte sich unter dem Rufe: „Freiheit!" eine immer größere Anzahl bewaffneter Bürger und Studenten gesammelt. Man entwarf eine Proclamation, worin es hieß: Wir verpflichten uns Alle für Einen und Einer für Alle, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, zugleich aber, sobald es irgend geschehen kann, Sr. Maj. unserm vielgeliebten Könige unmittelbar die geeignete unterthänigste Vorstellung zu thun, Allerhöchstdenselben zu bitten, allernächstens in einer durch freie selbstgewählte Volksvertreter gebildeten Ständeversammlung das Wohl und wahre Beste Seines getreuen Volkes berathen, und für das hannöverische Land eine vollkommen freie Verfassung errichten zu lassen."

Es bildete sich eine Nationalgarde von 2000 Bürgern und 500 Studenten. Nachmittags waren inzwischen die angesagten Truppen bis in die Nähe der Stadt gekommen; man schloß jedoch die Thore und besetzte sie mit starken, aus Bürgern und Studenten gemischten Wachen. Am Abende war die ganze Stadt erleuchtet. Die Marseillaise, die Parisienne und God save the King wurden auf dem Markte und auf dem Rathhause ausgeführt. Man ließ König Wilhelm hoch leben. — Sonntag den 9ten stellten der akademische Senat und der Stadtmagistrat ihre Functionen ein, und ein aus 12 Personen, theils Bürgern, theils Mitgliedern der Universität, be-

ſtehender Gemeinderath trat an die Stelle jener Behörden. Alles ging ruhig ab. Die aufgepflanzten Fahnen waren lila, grün und roth (die Kalenbergiſchen).

Zugleich wurde eine Druckſchrift verbreitet „Anklage des Miniſteriums Münſter vor der öffentlichen Meinung.“ Es hieß darin: „Das Miniſterium des Grafen Münſter, welches die Hannoveraner ſeit 16 Jahren unumſchränkt und willkürlich regiert, hat uns ſchmählicherweiſe in die Leibeigenſchaft zurückgeworfen; das Lehenweſen, die Zehnten, Frohnen, Bannal- und Zwangs-Rechte, die abgeſchafften Innungen und Zünfte wiederhergeſtellt; es hat ferner die Domänen der Staatscaſſe geraubt; die Einkünfte aus den Poſten, den Bergwerken, Salinen, Waldungen, den Mühlen, Eiſen- und Kupfer-Hütten als ein Privatgut des Regenten an ſich geriſſen; Sinecuren erſchaffen; die Bürgerlichen aus den hohen Staatsämtern verdrängt; die Beamten wiederum auf dreimonatliche Kündigung geſetzt, um ſie willkürlich aus dem Staatsdienſt entlaſſen zu können; den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und Verkehr mit unerſchwinglichen Steuern und Abgaben belaſtet; die Preſſe durch eine furchtbare Cenſur gefeſſelt, und den Schwung der Wiſſenſchaften und Künſte gelähmt.“

Inzwiſchen wurde die Aufregung in Oſterode durch das Militär geſtillt und Dr. König verhaftet. Von Hannover aus erfolgten am 9, 11 und 12 Januar Reſcripte, wodurch einerſeits die Univerſität Göttingen vorläufig als geſchloſſen erklärt, andrerſeits die Bevölkerung zum Gehorſam und zur Treue aufgefordert wurde. Die Göttinger antworteten am 10 Januar, ſie wollten (mit Uebergehung der Regierung von Hannover) ſich unmittelbar an Se. Majeſtät in London wen-

den. Die Regierung gestattete aber den Insurgenten keine Frist, sondern umringte die Stadt Göttingen mit allem disponibeln Militär und zwang sie am 16 Januar zur Uebergabe. Der Gemeinderath zeigte zwar anfangs große Unerschrockenheit, und einzelne Revolutionäre eine fanatische Wuth, so daß sie sogar die berühmte Bibliothek der Stadt in Brand zu stecken drohten, wenn die Truppen einrücken würden. Indeß erregte ein solcher Vandalismus nur Unwillen oder machte die damit Drohenden zum mindesten lächerlich. Da die Truppen näher rückten, sank einem Theil der Aufgeregten der Muth, und die Friedliebenden und Servilen erhoben ihr Haupt. Der Gemeinderath sah sich daher gezwungen, mit den Truppen zu unterhandeln. Eine Deputation begab sich ins Lager des commandirenden Generals von dem Bussche und bot die Capitulation der Stadt an unter der Bedingung, daß die Garnison auf dem alten Fuß bleibe, und daß eine allgemeine Amnestie ertheilt werde. Der General verwarf dieß und gab der Stadt nur noch eine Frist bis den folgenden Tag, den 16ten. In dieser Frist erhielten die Gemäßigten vollends die Oberhand, und die Haupttheilnehmer der Revolution flohen aus der Stadt. Am Sonntag Morgens (16 Januar) zogen die Truppen friedlich in die Stadt ein. Eine Proclamation suchte die Gemüther vollends zu beruhigen. Folgende Personen wurden als Hauptrebellen verfolgt: Dr. Ahrens, Dr. Plath (Verfasser eines trefflichen Geschichtswerkes über China), Dr. von Rauschenplat, Dr. Schuster und fünf Studenten. Am 21sten kam der Herzog von Cambridge, Bruder des Königs, selbst nach Göttingen und unternahm eine Rundreise im Harz, die Bevölkerung zu beruhigen. Am 15ten war noch ein kleiner

Tumult in Hildesheim vorgefallen. Obgleich nun theils Waffengewalt, theils der friedliche Sinn der Bevölkerung die Empörungen ſchnell erſtickte, ſo war doch das ganze Land in Betreff der gerechten Beſchwerden einverſtanden, und es wurden zahlreiche Adreſſen verfaßt, worin um Abſchaffung der alten (im vorjährigen Taſchenbuch näher entwickelten) Uebelſtände gebeten wurde. Die bedeutendſte Adreſſe war die von Lüneburg, datirt vom 26 Januar. Hierauf erfolgte aber unterm 9 Februar ein Ausſchreiben der Regierung, worin die Adreſſen und Petitionen verboten wurden, „weil dieſelben fortwährend dazu benutzt werden können, entweder der Regierung Maßregeln abzutrotzen, welche mit ihrer pflichtmäßigen Ueberzeugung und mit dem Wohle des Ganzen im Widerſpruche ſtehen, oder aber im Falle der Verweigerung eine allgemeine Unzufriedenheit gegen ſie hervorzurufen.“

Am 19 Februar erfolgte ein kleiner Soldatenaufſtand in Göttingen. Ein Hameln'ſches Bataillon beſchwerte ſich bei einer Proviantaustheilung über die ſchlechte Qualität deſſelben, und da die Rädelsführer von den Officieren thätlich deßhalb mißhandelt wurden, ſetzten ſie ſich zur Wehr. Das Bataillon wurde aus der Stadt gewieſen.

Schon am 12 Februar erhielt Graf Münſter ſeine Entlaſſung, und am 22ſten ernannte der König ſeinen Bruder, Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, zum Vicekönig von Hannover und überließ demſelben die Angelegenheiten des Landes allein. Bei dieſer Gelegenheit erklärte der Herzog in einer Proclamation: „viele Wünſche (des Landes) gehen ſo weit, viele andere ſind unter ſich in einem ſolchen Widerſtreite, daß deren Erfüllung im Reiche der Unmöglichkeit liegt.“ Doch verſprach er die „Erwägung einiger dieſer Wünſche,“ wozu

ſich die beſte Gelegenheit darbot, da die Stände einberufen wurden.

Am 7 März eröffnete der Vicekönig, Herzog von Cambridge, die Kammern, und kam den Wünſchen des Landes mit folgenden Ankündigungen entgegen. „Er erklärte, daß die Veränderung der Verfaſſung die größte Vorſicht erfordere, und die Beibehaltung zweier Kammern zu ruhiger Erwägung aller Verhältniſſe nothwendig erſcheine; die Wahl der ſtädtiſchen Abgeordneten bedürfe der Verbeſſerung, um der angeſeſſenen Bürgerſchaft einen größern Antheil daran zu verſchaffen. Ein Geſetz über die Ablöſung der gutsherrlichen Gefälle und Eigenhörigkeit ſolle vorgelegt werden. Das Verhältniß der Gewerbe in Stadt und Land verdiene ſorgfältige Prüfung. Eine Erleichterung der Grundſteuer der Bauern ſey nothwendig, könne aber vorerſt nur durch Uebernahme eines gleichen Steuerbeitrags von ihren Gutsherren verſchafft werden. Die Perſonenſteuer werde für die untern Stände zu vermindern, und für die höhern zu vermehren ſeyn. Ueber den Mehl- und Schlachtlicent werde ſehr geklagt, er laſſe ſich aber nicht ganz aufheben, ſondern nur für die Aermeren herabſetzen. Uebrigens ſey es Sr. Majeſtät feſter Wille jederzeit geweſen, daß bei Beſetzung aller Staatsämter nicht das Anſehen der Geburt, inſofern nicht verfaſſungsmäßig ein anderes ſtattfinde, ſondern lediglich Talent, Kenntniſſe, Geſchäftserfahrung und unbeſcholtener Charakter in Frage kommen ſollen. Bei der Ernennung der gemeinſchaftlichen Commiſſion beider Kammern zu Entwerfung der Antwort auf die Thronrede kam zur Sprache, daß zur Sicherung der allgemeinen Ruhe und Zufriedenheit ein vollſtändiges Staatsgrund-

geſetz, die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen und einer geregelten Preßfreiheit erforderlich ſey; Andere warnten aber vor Uebereilung, vor Aufregung und vielleicht unbefriedigten Erwartungen, und die Commiſſion ward zur Aufnahme obiger Wünſche nicht angewieſen. Beide Kammern genehmigten die Antwort, wie ſie entworfen war, und erklärten, dahin zu ſtreben, daß den untern Volksclaſſen die ſchwere Laſt ſo viel als möglich abgenommen, die Noth des Augenblicks durch Hülfe und Hoffnung gemildert, der Erwerb gefördert und geſichert, und ſtrenge Sparſamkeit vor Augen behalten werde. Sie dankten für die Zuſicherung wegen der Beſetzung der Stellen ohne Anſehen der Geburt, und bemerkten, daß viele Stimmen nach Oeffentlichkeit und freierer Preſſe ſtrebten. Der Entwurf des Miniſteriums zur Ablöſung der bäuerlichen Laſten ward von den Ständen umgearbeitet. Nach ihm ſollte die Leibeigenſchaft geradezu aufgehoben, alle bäuerlichen Laſten nach dem reinen Ertrage für den Gutsherrn, nach 30jährigem Durchſchnitte zu dem 25fachen Werthe, alſo 1 Rthlr. mit 25 Rthlrn. Capital abgelöſ't werden ꝛc. Gleich anfangs war in der zweiten Kammer angetragen, zur Beruhigung des Landes eine Ueberſicht ſämmtlicher Laſten und Einnahmen der Kammer- und Generalcaſſe vorlegen zu laſſen, auch den Ständen die ihnen unbekannten Gründe mitzutheilen, welche der vom Lande erſehnten Vereinigung jener beiden Caſſen mit der allgemeinen Landescaſſe entgegenſtehen, beſonders hinſichtlich der Domänen in den neuerworbenen Landen. Man bemerkte, daß aus den Einkünften der Kammer die Staatskoſten der Hauptſache nach beſtritten werden, und nur in ſofern es nicht anginge, Steuer-

verwilligungen aushelfen müſſen; daß man faſt allgemein glaube, mehr Steuern zu bezahlen, als nöthig ſeyen, daß die Vereinigung der Caſſen in dem Recht und in dem Vortheile der Verwaltung begründet ſey, und daß ſie unbedenklich erſcheine, da ſich von ſelbſt verſtehe, daß eine angemeſſene Civilliſte geſichert werde. Die erſte Kammer zeigte ſich nach einigem Widerſtande nachgiebig. Die zweite Kammer ſetzte ferner die Aufhebung der Mannsſtifter und die Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen durch. Endlich beſchäftigte ſie ſich hauptſächlich mit der Abfaſſung eines neuen Staatsgrundgeſetzes. Der Entwurf der Regierung diente zur Grundlage, und 7 Mitglieder von jeder Kammer traten mit den königlichen Commiſſären deßfalls zuſammen. Als nun das von der erſten Kammer angenommene Budget der Steuercaſſe an die zweite gelangte, zogen mehrere Mitglieder den Zuſtand des Landes in Betracht, und äußerten Beſorgniſſe, daß die Verfaſſungsverträge darunter leiden könnten, wenn das Budget bewilligt und die Ständeverſammlung ſodann vertagt würde. Hierüber beruhigte die Mittheilung des Staatsminiſters, daß die Anträge über das Grundgeſetz, die Caſſenvereinigung und die Oeffentlichkeit zur Kenntniß Sr. Majeſtät gebracht ſeyen, der in ſeiner Entſchließung darüber das Wohl des Landes vor Augen haben werde, und daß die Ständeverſammlung nach verwilligtem Budget vertagt, aber im Herbſt wieder zuſammenberufen werden ſolle.“

Die Vertagung der Stände erfolgte am 24 Jul. Inzwiſchen herrſchte Ruhe im Lande, außer daß am 18 Jun. abermals ein kleiner Tumult zwiſchen Studenten und Landdragonern vorfiel.

Am 15 November begann die unter dem Vorsitze des Ministers v. Schulte (der nebst dem Grafen v. Alten seit dem Austritte des Grafen Münster ins Ministerium getreten) aus königlichen Commissarien und ständischen Deputirten gebildete Commission ihre Ausarbeitung des neuen Staatsgrundgesetzes. Der königliche Entwurf entsprach den Erwartungen der ständischen Commission nicht und veranlaßte langwierige Erörterungen, die den Jahresschluß überdauerten.

7.

Sachsen.

Die im Herbste des vorigen Jahres so sehr aufgeregte Bevölkerung Sachsens war bei der Langsamkeit der versprochenen Reform noch nicht völlig zufrieden gestellt. Am 25 Febr. erregte der Pöbel in Dresden aufs neue Tumult, wegen des drückenden Mahlzwangs. Ein noch bedeutenderer Auflauf fand am 17 April statt. Der sogenannte Bürgerverein, der vorzüglich seit der Auflösung der Bürgergarde im letzten December höchst aufgeregt war, hielt trotz des Verbots seine Sitzungen fort. Am 16 April wurden zwei Redner desselben, die Kaufleute Bartholdy und Schramm, wegen Verbreitung aufrührerischer Schriften arretirt, aber am folgenden Tage durch die bewaffnet vor das Rathhaus ziehenden Bürger befreit. Die Truppen, den Prinzen Johann an der Spitze, machten eine Charge gegen sie und verhafteten die Haupttheilnehmer (Advocat Mondorf und Maccaroni-Fabricant Bartholdy).

Die versprochne Verfassungsreform wurde ziemlich lange

verzögert, theils weil das Temporiſiren überhaupt in der Zeit lag, theils weil die am 1 März zuſammenberufenen ſächſiſchen Stände nach altem Herkommen vereinzelt in Curien berathſchlagten, die ſich erſt wieder ihre Anſichten weitläuftig einander mittheilen mußten, bis es zur Entſcheidung kommen konnte. Erſt am 19 Jul. wurde die ſtändiſche Schrift, die Forderungen des Landes enthaltend, der Regierung zugeſtellt, die darüber am 10 Auguſt ihre theils abweiſende, theils genehmigende Antwort ertheilte, worauf die Stände auf's neue berathſchlagten, um noch einige wünſchenswerthe Conceſſionen von der Regierung zu erlangen. Vierzig Advocaten hatten eine Beſchwerde eingereicht, daß der vorzugsweiſe gebildete Gewerbe- und Gelehrten-Stand bei der Verfaſſung zu wenig berückſichtigt ſey.

In dieſer Zwiſchenzeit gab es Unruhen in Leipzig. Die Communalgarden hatten ihr Wachthaus vor dem Polizeigebäude, und übten dadurch eine Art von Controle über die ohnehin verhaßte Polizei. Die letztere ſuchte ſich nun dieſer Nachbarſchaft zu entledigen, und dieß geſchah durch den Bau eines neuen Wachthauſes in einer andern Gegend der Stadt. Ein großer Theil der Communalgarde glaubte ſich nun durch dieſe Entfernung beleidigt und beſchloß, das neue Wachthaus nicht zu beziehen. Es kam deßhalb gemeſſener Befehl von Dresden, aber am 30 Auguſt, als der Umzug vor ſich gehen ſollte, blieb ein Theil aus, und der andere, welcher gehorchte, wurde vom Pöbel beſchimpft und inſultirt, das neue Wachthaus geſtürmt und demolirt. Auch hier mußte das Linienmilitär einſchreiten, und da das Volk keineswegs wich, ſondern die Soldaten mit einem Steinhagel empfing, gaben dieſe Feuer, und mehrere Menſchen wurden getödtet, viele verwundet.

Der Buchhändler Hartmann, Leihbibliothekar Schröter, Bierschenk Reinwardt (der den Commandanten v. Löben thätlich mißhandelt hatte) und mehrere andere Bürger wurden verhaftet.

Am 4 September schlossen die Stände ihre Sitzungen und fand die feierliche Uebergabe der Verfassungsurkunde statt. Sie war weit weniger freisinnig, als die hessische, obgleich sie verhältnißmäßig und in Vergleich mit dem allererbärmlichsten verfassungsmäßigen Zustande, den sie verdrängte, immerhin ein bedeutender Fortschritt genannt werden muß. Erstens war es eine nicht octroyirte, sondern contrahirte Verfassung; sodann erweiterte sie das Wahlrecht, obgleich das feudalistische Element darin nicht ganz beseitigt wurde, und das Petitions- und Motionsrecht, gestattete Oeffentlichkeit der Verhandlungen, hob ein für allemal alle ältern Gesetze und Verordnungen auf, die mit der Verfassung in Widerspruch standen. Dagegen blieben einige wichtige Punkte, Frohnenablösung, Municipalverfassung, Ministerverantwortlichkeit ꝛc. noch dahingestellt, und, was die meiste Aufmerksamkeit erregte, die Presse wurde gänzlich den Bundesbeschlüssen unterworfen und überdieß auch der allgemeine Grundsatz aufgestellt, daß die Ausführung eines Bundestagsbeschlusses niemals erst von der Zustimmung der sächsischen Stände abhängig seyn solle (§. 89). In Folge der Verfassung wurde das bisherige Cabinetsministerium in ein Staatsministerium umgewandelt, an dessen Spitze der seit der Revolution functionirende Herr von Lindenau als Minister des Innern verblieb. Diese definitive Regulirung des Ministeriums erfolgte am 7 Nov.

8.

Heſſen-Caſſel.

Am 5 Januar wurde die neue Verfaſſung fertig und am 8 publicirt. Sie ſtellte alle Landestheile einander gleich, was früher hinſichtlich Hanau's und Fulda's nicht der Fall geweſen war. Sie erklärte alle Feudallaſten für ablösbar, und die Preſſe für frei, trennte das Staatsvermögen vom kurfürſtlichen Familienſchatze, verfügte eine allgemeine Bürgerbewaffnung, eine neue zweckmäßige Gemeindeverfaſſung, machte die Miniſter verantwortlich, verbannte die Willkür aus der Rechtspflege und ſtellte die Verfaſſung auch außer der Zeit der Landtage unter den Schutz eines permanenten ſtändiſchen Ausſchuſſes. Unter allen liberalen Conceſſionen, welche dieſe Verfaſſungsurkunde enthält, zeichnete ſich beſonders die Einführung der Nationalgarden aus, denn die übrigen conſtitutionellen Rechte waren theils auch ſchon in andern deutſchen conſtitutionellen Staaten eingeführt, theils war von ihrer Exiſtenz auf dem Papier bis zu der in der Wirklichkeit noch ein großer Schritt (z. B. die Preßfreiheit).

Dieſe Verfaſſung ſollte Fürſt und Volk gänzlich wieder verſöhnen. Allein ſchon am 11 Januar erhob ſich neuer Tumult in Caſſel. Es hieß, die Gräfin Reichenbach komme zurück und beabſichtige in Verbindung mit den unpopulären Miniſtern eine Contrerevolution. Sie ſollte geſagt haben, „ſie verlaſſe ſich auf ihr Militär.“ Das Volk nahm aber eine ſo drohende Haltung an und machte ſolchen Lärm, daß nicht nur die Gräfin wieder entfernt, ſondern auch, nachdem das Volk deßfalls eine Adreſſe eingereicht hatte, die verdächtigen Miniſter entlaſſen wurden. Am 23 Januar traten an

die Stelle des Herrn von Meyſenbug und des gräflichen Anhangs die Herren Schenk v. Schweinsberg, v. Kopp, v. Müldner und Rieß ins Miniſterium.

Am 21 Februar erneuerten ſich dennoch die Unruhen, da die bereits entfernte Gräfin ſich einige ſchwerbepackte Wagen mit ihren Effecten nachbringen ließ, und das Gerücht ſich verbreitete, ſie nehme viele Koſtbarkeiten aus dem kurfürſtlichen Schloſſe mit. Der Pöbel widerſetzte ſich der Abfahrt dieſer Wagen, und begrüßte ſelbſt die Bürgergarde, die Ruhe ſtiftete, mit Steinwürfen.

Der bei dem Verfaſſungsgeſchäfte ſo thätig geweſene Landtag ſchloß ſeine Sitzungen am 9 März, nachdem er die ſchwierige Scheidung des Staatsvermögens vom Familienvermögen des kurfürſtlichen Hauſes vollendet hatte, eine Arbeit, die ungeheuer viel aufzuräumen und die Folgen ſchon weitgediehener Uebel zu verhüten gab. Das kurfürſtliche Haus behielt die Hälfte des bisher vereinigten Staats- und Haus-Schatzes, und außerdem wurde die jährliche Civilliſte auf 392,000 Thaler feſtgeſetzt, und die Appanagen auf etwas mehr als 75,000 Thaler.

Der Kurfürſt war durch alle dieſe Neuerungen überraſcht worden. Er ſoll geäußert haben, er habe von der Unzufriedenheit im Lande vorher nicht einmal etwas gewußt. Jetzt zwangen ihm die Landſtände und das bewaffnete Volk nicht nur Conceſſionen ab, ſondern er fühlte ſich auch in der Perſon der Gräfin Reichenbach verletzt, gegen welche die Einwohner der Hauptſtadt bei jeder Gelegenheit den unverhohlenſten Haß ausſprachen, und die ſogar hatte flüchten müſſen, um noch heftigern Ausbrüchen des Volksunwillens zu entgehen. Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen bewirkten,

daß dem Kurfürſten der Aufenthalt in Caſſel verleidet war. Er verließ dieſe Stadt am 23 März und zog ſich einſtweilen nach Hanau zurück. Nun trat zugleich ein Stocken ins Regierungsgeſchäft, denn das Hin- und Herſchicken der Befehle zwiſchen Caſſel und Hanau zog Verſäumniſſe nach ſich, und der Kurfürſt verhehlte nicht, daß er nur noch mit Widerwillen an den öffentlichen Geſchäften Theil nehme. Die Gräfin Reichenbach begab ſich von Frankfurt aus, wo ſie einſtweilen ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, ins Wilhelmsbad bei Hanau, in ſeine Nähe. Die Caſſeler ſandten ehrerbietige Adreſſen ein, um ihn zur Rückkehr in die Hauptſtadt zu bewegen, beſonders während des nächſten Landtags. Er antwortete aber ablehnend und beharrte, trotz der öfters wiederholten Bitten auf ſeiner Weigerung. Man glaubte auch hierin wieder den Einfluß der Gräfin Reichenbach zu erkennen, als ob die allerdings unläugbare Abneigung der Caſſeler Bevölkerung gegen ſie nothwendig zugleich den Kurfürſten ſelbſt betreffen müßte, als ob hier kein Unterſchied ſtattfände. Allein die Unterhandlungen blieben fruchtlos, denn obgleich die Caſſeler dem Kurfürſten aufs deutlichſte ſagten, wie ſehr ſie zwiſchen ihm und der Gräfin unterſchieden, ſo ignorirte er doch dieſe Unterſcheidung oder ſah darin nur eine neue Beleidigung ſeiner Privatneigungen.

Der ſtets rege Argwohn legte der Gräfin fortwährend die Abſicht einer militäriſchen Contrerevolution unter. Man ſagte, ſie habe Geld im Militär vertheilt, und man brachte damit eine neuerdings eingetretene Anfeindung der Bürgergarden von Seite der Linie in Verbindung, obgleich Linienmilitär und Nationalgarden überall und ſelbſt in Frankreich bekanntlich einander nicht leiden können und immer eiferſüch-

tig auf einander ſind. Im Juli inſultirten die Huſaren in Fritzlar einen Bürgerpoſten und mißhandelten die Bürger.

Man vernahm, daß der Kurfürſt, weit entfernt den Bitten des Volkes nachzugeben, vielmehr ſich gänzlich aus ſeinem Lande zurückziehen und die Regierung einſtweilen an ſeinen Sohn abgeben wolle. Der Kurprinz befand ſich aber in einer Lage, die derjenigen ſeines Vaters ſehr ähnlich war. Frau Lehmann, die Gattin eines preußiſchen Officiers, die er zur Gräfin von Schaumburg und am 20 Auguſt zu ſeiner Gemahlin erhob, hatte ſich zwar nie in die Angelegenheiten des Landes gemiſcht, wie die Gräfin Reichenbach, allein ſie zog ſich eine ähnliche Unpopularität durch die uſurpatoriſche Stellung zu, in welche ſie der verehrten Landesmutter, einer gebornen Prinzeſſin von Preußen, gegenüber trat. Die Kurfürſtin, ſchon durch die Gräfin Reichenbach tief gekränkt, wurde es nun noch durch die Anſprüche einer Schwiegertochter, der ſie die gewiſſermaßen gewaltſam verlangte Anerkennung zu gewähren ſich nicht bewogen fand. Das Volk aber, das in ſeiner Fürſtin ſchon längſt die Repräſentantin ſeiner eignen Leiden geſehen, ergriff auch hier wieder Partei für ſie, wodurch ſpäter ſo große Exceſſe veranlaßt wurden. Am 30 September erklärte wirklich der Kurfürſt ſeinen Sohn zum Mitregenten, und übergab ihm alle Regierungsgeſchäfte ausſchließlich. Der Kurprinz zog am 7 October feierlich als Regent in Kaſſel ein.

Unterdeſſen waren die Stände ſchon wieder zuſammengekommen, um die in der Verfaſſung verſprochenen Geſetze, namentlich das Bürgergarden- und Preß-Geſetz zu berathen. Auch erklärten ſich am 29 Auguſt die Stände zu Gunſten der weſtphäliſchen Domänenkäufer, die alſo endlich nach 17 Jah-

ren einer Befriedigung ihrer so gerechten Forderungen entgegensahen (vergleiche den vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs). Am 7 October zog der Kurprinz feierlich in Kassel ein. Am 10ten gab es einen Volksauflauf in Fulda, gegen einen Branntweinbrenner, der durch große Aufkäufe die Kartoffeln vertheuert hatte. Am 20 October nahm die zweite Kammer zwei wichtige Entwürfe an, das Bürgergardengesetz und die Zollverbindung mit Preußen. Man nahm auf 10 Jahre den preußischen Zolltarif an, eine Maßregel, die von Seite der im mitteldeutschen Handelsvereine begriffenen Nachbarstaaten bald heftig bestritten wurde, wie wir sehen werden. Am 30 October trug der Deputirte Jordan, der freimüthigste und beredteste Mann in dieser Kammer, darauf an, den hessischen Gesandten beim Bundestage zu verpflichten, nur nach rein constitutionellem Princip zu stimmen, die Verwirklichung der den Deutschen durch die Bundesacte schon seit sechzehn Jahren zugesicherten und noch immer vorenthaltenen Rechte sich angelegen seyn zu lassen und dem Auslande gegenüber Deutschlands wahres Nationalinteresse zu vertreten. In demselben Sinne reichte die Stadt Marburg eine kräftige Adresse ein. Die Kammer beschloß am 31 October, von der Regierung die Einsicht in die Bundestagsprotokolle und den Druck derselben zu verlangen.

Um diese Zeit wurde der Zwiespalt zwischen dem Prinzen-Mitregenten und seiner Mutter immer auffallender. Die Kurfürstin kam weder in die Kirche noch ins Theater, weil der Kurprinz daselbst mit seiner Gemahlin erschien und der letztern die Ehrenbezeugungen einer ebenbürtigen Prinzessin machen ließ. Es hieß sogar, sie werde Kassel gänzlich verlassen. Da begab sich eine Deputation der Bürgerschaft zu

ihr, überbrachte ihr den Ausdruck der allgemeinen Verehrung und Liebe, und bat sie zu bleiben. Gerührt erklärte sie nun, sie werde Kassel nicht verlassen und wolle auch nächsten Sonntag, zum ersten Mal nach langer Zeit, wieder im Theater erscheinen. Dieß geschah auch, Sonntag am 4 December. Aber schon am Montag erfuhr man, der Kurprinz habe befohlen, die Loge seiner Mutter zu schließen und ihr den Eintritt nicht mehr zu gestatten. Dieß erregte so großen Unwillen im Volke, daß man Aufruhr besorgte, und der Befehl wurde zurückgenommen. Am 7 December erschien die Kurfürstin wieder im Theater, wo sie unermeßlicher Jubel empfing. Während der Vorstellung häufte sich noch die Menschenmenge vor dem Theater, um der verehrten Landesmutter beim Nachhausefahren ein schallendes Vivat zu bringen. Hierauf erschien der Polizeidirector Giesler auf dem Platze vor dem Theater, verlas die Aufruhracte und befahl dem Chef der Bürgergarde, das Volk zu entfernen. Man lachte, da kein Mensch an Aufruhr dachte, und der Chef der Bürgergarde weigerte sich, einem den Statuten zuwiderlaufenden Befehle zu gehorchen. Unterdeß ritten die Gardes du Corps in breiter Linie auf, und in der Nähe reihte sich die sämmtliche Linie an, mit scharfen Patronen versehen. General Bödicker, Commandant der Stadt, leitete die Operationen und wartete nur den Augenblick ab, bis die Volksmenge, vergnügt und nichts Böses ahnend, aus dem eben geendeten Schauspiel herausströmte. In diesem Augenblick ließ Bödicker die Garden unter Trompetenklang auf die wehrlose Menge einhauen und, unangesehen ob Herr oder Dame, alles vor sich niederreiten und niedersäbeln. Man warf der Bürgergarde vor, daß sie nicht ins Mittel trat; allein sie war nicht zahlreich genug, und der brutale

Gräuel

Gräuel geſchah ſo unverſehens, daß ihn im erſten Augenblick niemand glaubte, außer wem der ſcharfe Säbel ſchon in der Schulter ſaß.

Das viele Militär in der Stadt hielt das Volk im Zaume, obgleich letzteres den folgenden Tag einen Verſuch machte, ſich des Polizeidirectors zu bemächtigen. Die Ständeverſammlung ſchritt dagegen raſch und furchtlos ein, verlangte die Entfernung der Garde, und ſtrenges Gericht. Der Kurprinz lehnte das erſtere ab, verſprach aber das letztere, und erklärte, er habe den Befehl zum Einhauen nicht gegeben, es vielmehr den Befehlshabern der Truppen überlaſſen, nach Maßgabe der Umſtände zu handeln. Dennoch ließ der Kurprinz auch dieſe Befehlshaber nicht antaſten, lehnte überhaupt alle Verantwortlichkeit des Militärs ab, und gab den Ständen und dem Volke nur den Polizeidirector Giesler, gleichſam als Sündenbock, preis.

Am 19 December legte die Regierung den Ständen einen Preßgeſetzentwurf vor, der viele Mißbilligung fand, weil er nichts weniger als freiſinnig abgefaßt war. Am 22ſten lehnte die Regierung die Mittheilung der Separatprotokolle des Bundestags ab, und um dieſelbe Zeit erließ der Mitregent ein Verbot an alle im Civil Angeſtellten, Schnurrbärte zu tragen, was eine ſpöttiſche Debatte in der Kammer veranlaßte. Da die Kurfürſtin in Folge der Abſcheulichkeiten vom 7 December krank wurde, traf am 17ten ihr Neffe, Prinz Albrecht von Preußen, aus Berlin ein, ihr in dieſer fatalen Lage Troſt und Beiſtand zu gewähren.

9.

Heſſen-Darmſtadt.

Da der Bauernaufruhr im vorigen Herbſte ſeinen hauptſächlichſten Grund in den drückenden Feudallaſten gehabt hatte, erſchien unterm 21 April 1831 ein großherzogliches Edict, welches „mit wenigen Ausnahmen" die gutsherrlichen Frohnden aufhob und die Bauern auf adeligen Gütern gleich denen auf den großherzoglichen Domänen nur zu einer Frohnderſatzrente an die Staatscaſſe verpflichtete. Im Laufe des Jahres wurde auch der ſkandalöſe Södeler Proceß entſchieden. Der Lieutenant von Capellen II, der den über allen Ausdruck niederträchtigen Mord des unſchuldigen Landvolks commandirt hatte, wurde zu halbjähriger, und der Korporal, der den wackern Förſter auf ſo brutale Weiſe umgebracht, zu dreijähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt, — Urtheile, bei deren Fällung viel zu viel Nachſicht gegen die gewiſſenloſen Mörder obwaltete, und die eine weder edle, noch politiſche Parteilichkeit verriethen.

Von Seite des Volks machte ſich in dieſem Jahre nur eine Adreſſe bemerklich, welche 474 Bürger von Darmſtadt dem Bundestag einreichten, und darin „um Abwendung der Cholera durch eine ſchnelle Beendigung des ruſſiſchen Vertilgungskriegs gegen Polen" baten. Sie erhielten dieſelbe mit der Weiſung zurück, daß ſie gegen die bundesgeſetzlichen Normen anſtoße.

10.

Braunſchweig.

Das kleine Land beruhigte ſich unter der Regentſchaft des Herzogs Wilhelm immer mehr. Am 7 Januar kehrte Schmidt-Phiſeldeck nach Wolfenbüttel zurück. Am 20 April erklärte Herzog Wilhelm im Einverſtändniſſe mit dem deutſchen Bunde und den Agnaten des Hauſes Braunſchweig, daß ſein Bruder Karl als abſolut regierungsunfähig, alſo als abgeſetzt anzuſehen ſey, und daß er ſelbſt nunmehr definitiv die Regierung übernehme. Das Land leiſtete ihm hierauf die Huldigung. Am 30 September eröffnete er die Stände, und legte denſelben eine revidirte Landtagsordnung vor, worin unter Anderm die Oeffentlichkeit der Verhandlungen feſtgeſetzt war, da man bisher nur bei verſchloſſenen Thüren gelandtagt hatte.

Am Schluſſe des Jahres vernahm man jedoch ſchon wieder einige Klagen aus Braunſchweig. Man beſchwerte ſich darüber, daß in Braunſchweig nichts über Hannover gedruckt werden dürfe, was nicht vorher in Hannover cenſirt worden ſey. Beſonders auffallend erſcheint es aber, daß man (jedoch, wie man Grund zu glauben hat, Organe des Herzogs Karl, oder der berufenen Gräfin Wrisberg) die Braunſchweiger Revolution, die ein Jahr vorher durchaus als allgemeine Volksſache angeſehen wurde, nunmehr lediglich den Umtrieben des Adels zuſchrieb. Da der neue Herzog Wilhelm den Adel begünſtigte und die bürgerliche Partei etwas zurückſchob, ging man ſo weit, den vertriebenen Herzog Karl ſogar als einen Volksfreund zu bezeichnen, der nur eben deßhalb, weil er es immer mit den niedern Claſſen gut

gemeint und den Adel eingeschränkt habe, dem Hasse des letztern verfallen sey. Es hieß, daß die kurz vorher so heiß ersehnten Stände jetzt an ihren alten aristokratischen Vorrechten fest hielten, sich den selbst von der Regierung eingeleiteten volksthümlichen Neuerungen widersetzten und den jungen Herzog auf jede Weise in ihr Interesse zu ziehen suchten.

Herzog Karl lebte den Winter über noch in Paris und bemühte sich, von hier aus seine sehr mißlich gewordene Angelegenheit wo möglich auf gütlichem Wege auszugleichen. Er schrieb im Januar an seinen Bruder, versprach eine allgemeine Amnestie, versprach künftig streng verfassungsmäßig und gesetzlich zu regieren, versprach sogar, ihn, den Bruder, zum Mitregenten anzunehmen. Allein der Bundestagsbeschluß vom 2 December 1830 hatte ihm bereits die Rückkehr versperrt, und sein Betragen war zu extravagant gewesen, als daß ihm seine plötzliche Nachgiebigkeit jetzt noch hätte nützen können. Da er nun das Herzogthum unwiederbringlich verloren hatte, so entschloß er sich, nach Spanien zu gehen. Man sagte, er sey katholisch geworden, er habe sich an die Karlisten angeschlossen, und conspirire für dieselben dießseits und jenseits der Pyrenäen. Da ihm Spott und Verleumdung überall folgten, so läßt sich aus allen solchen Gerüchten kein Schluß ziehen. Gewiß ist, daß sein Benehmen dem Könige von Spanien mißfiel, der ihm daher am 7 September die Weisung ertheilte, Spanien zu verlassen. Der Herzog schlug hierauf sein Winterquartier in Nizza auf, wo man ihn aufs neue geheimer karlistischer Umtriebe beschuldigte.

11.

Naſſau.

Eine kleine Landſchaft unter den Kanonen einer großen Feſtung (Mainz) darf ſich auf keine bedeutende Emancipation Rechnung machen. So klein Naſſau iſt, ſo werfen ſeine Domänen doch durch ihre Weine und Mineralquellen (namentlich das Selterſer Waſſer) bedeutende Revenuen ab. Dieſe Revenuen aber und den ausſchließlichen Privatbeſitz aller Domänen hatte ſich der Herzog anſtatt einer Civilliſte vorbehalten, und von den Reichthümern, womit die gütige Natur das Ländchen Naſſau beſchenkt, floß kein Heller in die Staatscaſſe, wurde nichts zur Deckung der Staatsausgaben verwandt, die vielmehr einzig durch Steuern beſtritten wurden. Das Volk war nicht einmal von dem Ertrage der Domänen genau unterrichtet. Während ihn die Stände auf 1,700,000 fl. jährlich anſchlugen, behaupteten die Anhänger der Regierung, der Netto-Ertrag betrage nur den dritten Theil dieſer Summe.

Die am 21 Februar einberufenen Stände brachten die Sache abermals zur Sprache. Sie ſuchten aus der frühern Geſchichte des Landes zu beweiſen, daß die Domänen als Staatsgut, nicht als Privatgut einer Familie anzuſehen ſeyen; ſie ſuchten aus dem Statu quo zu beweiſen, daß die dem Herzog aus den Domänen zufließenden Schätze, und die der armen Bevölkerung aufgebürdete Steuerlaſt doch einen gar zu ſchreienden Contraſt bildeten, und daß nichts billiger ſey, als ein Nachlaß der ſo ſchwer zu erpreſſenden Steuern und Erſatz derſelben aus der immer verſchwenderiſch gefüllten Domänencaſſe. Doch dieſe Wahrheiten erſchienen mißfällig, und die Stände wurden am 2 März auf unbeſtimmte Zeit nach-

Hauſe geſchickt. Am Ende Julius gab es groſsen Lärm im Städtchen Höchſt, wo die Zollwächter einen armen Schmuggler muthwillig von hinten her erſchoſſen hatten. Dieſer Vorfall war aber den ſtändiſchen Angelegenheiten fremd.

Im Herbſte traten die Stände wieder zuſammen, und die Sitzungen wurden ziemlich ſtürmiſch. Die zweite Kammer klagte den dirigirenden Staatsminiſter v. Marſchall an, die Herrenbank aber widerſetzte ſich der Anklage. Am 28 November that die zweite Kammer einen noch kühnern Schritt, indem ſie mit 18 gegen 4 Stimmen die Steuern verweigerte, ſofern die Regierung ihrerſeits noch immer in der Domänenfrage nicht nachgeben wollte; allein auch dieſsmal legte ſich die Herrenbank darein, da dieſe im Naſſauiſchen mit über Finanzgegenſtände zu entſcheiden hat, und ihre Virilſtimmen vom Herzoge willkürlich vermehrt werden können, ſo daſs die zweite Kammer ſchlechterdings nichts beſchlieſsen kann, was der Herzog nicht augenblicklich durch die Herrenbank umſtürzen könnte. Die Mifsſtimmung im Lande war groſs, und im nächſten Jahre ſollte der Kampf zwiſchen der zweiten Kammer und der Regierung noch hartnäckiger werden.

12.

Die übrigen kleinen Staaten Deutſchlands.

Am 3 Januar richtete der Fürſt von Hechingen vertraulicke Worte an ſeine Unterthanen und forderte ſie auf, ihm ihre etwanigen Klagen mitzutheilen.

Am 5ten wurde die Verfassung der Stadt Wismar im Mecklenburgischen (wo es im vorigen Jahre Unruhen gegeben) abgeändert.

Am 14 publicirte die Stadt Bremen zum erstenmal ihr Budget.

Am 17ten wurde die Ständeversammlung in Altenburg eröffnet.

Am 11 Februar trat Weimar dem preußischen Zollverbande bei, und am 17 Mai fiel daselbst ein großer Jahrmarktsauflauf vor, doch von nicht politischer Art.

Am 5 Mai vermählte sich der Großherzog von Oldenburg mit der Prinzessin Cäcilie, Schwester des Prinzen Gustav Wasa. Am 8 August erklärte er dem Volk auf dessen Anfrage, daß er sich mit einem Verfassungsentwurfe für das Land beschäftige.

Im Mai waren auch die Stände des Fürstenthums Lippe-Bückeburg thätig und machten nicht weniger als 62 Reformvorschläge.

Am 17 October folgte der Fürst Karl von Sigmaringen seinem Vater Anton Aloys.

Am 24 und 25 October fielen große Volksaufläufe zu Frankfurt am Main vor, veranlaßt durch die dem Volke verhaßte Thorsperre. Das Allerheiligenthor wurde forcirt und ein Wachtposten getödtet, Mehrere schwer verwundet. Am 10 December decretirte der gesetzgebende Körper der freien Stadt Frankfurt zum erstenmal die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen.

Gegen das Ende des Jahres baten die Schwarzburg-Sondershäuser ihren Fürsten um eine neue Verfassung, nachdem sie gegen die ihnen gegebene protestirt hat-

ten, weil dieſelbe die Eingriffe der fürſtlichen Kammer geſetzlich mache.

Aus dem Reußiſchen erfuhr man, daß zu Gera ein Auflauf geweſen, weil die reicheren Bürgersſöhne ſich der Conſcription entzogen, und daß zu Greiz der Bettelunfug den höchſten Grad erreicht habe.

Kleine Chronik.

Naturerſcheinungen.

Als das wichtigſte Naturereigniß im Jahr 1831 iſt die fortdauernd ſich ausbreitende und dießmal das gebildete Europa erreichende Cholera zu betrachten. Nachdem ſie ſich im Gefolge der ruſſiſchen Armee im Laufe des Sommers in Polen eingeſiedelt, und Danzig, Poſen und Gallizien angeſteckt hatte, breitete ſie ſich vom 13 Jun. an mit reißender Schnelligkeit in Ungarn aus, wo ſie bis zum Jahresſchluß über 200,000 Menſchen hinraffte. Schon am Schluß des Auguſts ſoll ſie ſich in Wien eingeſchlichen haben, dort aber anfangs verheimlicht worden ſeyn, bis am 10 September nach einem anhaltenden Regenwetter plötzlich mehrere hundert Menſchen daſelbſt auf Einmal erkrankten. Hier aber ſchien die Cholera verweilen zu wollen, und breitete ſich erſt ſehr allmählich weiter nach der böhmiſchen Seite aus. In einer andern Richtung erreichte die Cholera am 31 Auguſt Berlin, von wo ſie nach Halle, Magdeburg, Hamburg und ſofort in ſchnurgerader Linie über die Nordſee nach Sunderland an der engliſchen Küſte überſprang (2 November). Ferner pflanzte ſie ſich im Norden von Nowogrod nach St. Petersburg, und im Süden von Arabien nach Aegypten fort, wo ſie im September furchtbare

Verheerungen anrichtete. Sie soll damals in Cairo an Einem Tage 3000 Menschen hingerafft haben. Auch in Kleinasien (Smyrna) wüthete sie. In der Regel sprang sie von einer großen Stadt zur andern über und suchte die zahlreichen Menschenhaufen zuerst auf, ohne sich in einer dünnen Bevölkerung aufzuhalten. Doch war dieß nicht in Gallizien und Ungarn der Fall, wo sie gerade unter dem Landvolke, vielleicht der dort herrschenden Unreinlichkeit wegen, die größten Verheerungen anrichtete. Obgleich die Krankheit den einsichtsvollen europäischen Aerzten unter die Augen rückte, entdeckte doch keiner derselben ihre wahre Natur und das Heilmittel.

Ein äußerst interessantes Naturphänomen war ferner die Entstehung der Insel Ferdinandea (oder Graham, wie sie die Engländer nannten, die als Herren der See ihren Besitz ansprachen), zwischen der Stadt Sciacca auf Sicilien und der Insel Pantaleria. Nachdem am 29 Jun. ein Erdbeben gespürt worden war, erblickte ein Schiff zuerst am 8 Jul. eine im Meer aufsteigende Wassersäule, aus der sich allmählich ein förmlicher Vulcan bis auf 110 Fuß über die Meeresfläche emporhob. Da aber in dem beständigen Kampf des Feuers mit dem Wasser das letztere am Ende das Uebergewicht behielt, erlosch der Vulcan im Herbst, und im Lauf des Winters wurde er bis auf eine Klippe durch die Gewalt der Wellen zerstört.

Auch andere Vulcane zeigten sich in Bewegung. Der Aetna warf vom 18—25 Februar Lava aus, der Vesuv war im Jul. und October unruhig, aber erst am 22 December wurden seine Bewegungen heftig.

Erdbeben fanden statt am 2 Januar bei Lagonegro im Neapolitanischen, am 12 Februar in Calabrien, am 2 März

bei Dover in England, am 28 März bei Smyrna, am 26 und 28 Mai bei San Remo in Italien, am 2 August bei Aleppo (auch auf der Insel Samos), am 11 September bei Parma, am 9 November zu Arica, und am 30sten zu Valparaiso in Südamerica, am 29 November zu Hildburghausen, am 5 December auf Martinique, am 6ten bei Foligno, am 26sten bei Straßburg. — Aeußerst heftige Orkane wütheten am 11 August auf Hayti und den übrigen Antillen, und am 3 September in Canton in China, zu Anfang Octobers auch in Indien. — Am 6 März ereignete sich ein Bergschub bei Pausfeld im bayerischen Obermainkreise. Im Sommer fanden bedeutende Waldbrände in Finnland statt.

Am 7 Januar zeigte sich ein prachtvolles Nordlicht von solcher Größe, daß es selbst in Madrid gesehen wurde. Man nahm es als Vorzeichen des polnischen Krieges. Im Januar war auch ein Komet im Sternbilde der Schlange zu sehen. Im September machten sich in ganz Europa seltsame Morgen- und Abendröthen bemerklich, deren höchster Glanz eine volle Stunde vor dem Aufgang oder nach dem Untergang der Sonne eintrat und mit den meteorologischen Erklärungen der Cholera als einer Krankheit der Erdatmosphäre in Verbindung gebracht wurden. —

Von den Reisen im nächsten Jahrgange, da uns dießmal die Geschichte des polnischen Kriegs den Raum beengt hat.

Nekrolog
des Jahrs 1831.

Gestorben.

Januar.

2 Staatsrath Niebuhr in Bonn, berühmter Geschichtsforscher.

12 Louise, Landgräfin von Hessen-Cassel, Mutter der Königin von Dänemark, in Schleswig.

15 Graf de Mean, letzter Fürstbischof von Lüttich.

21 Ludwig Achim von Arnim, berühmter Dichter, im Brandenburgischen.

? Rudolf Kreuzer, Componist, in Genf.

Februar.

25 Klinger, Dichter in Petersburg, Verfasser des Faust, Raphael de Aquilas ꝛc.

? Klingemann, Dichter und Theaterdirector in Braunschweig.

? Crabbe, englischer Dichter.

? Fletscher, englischer Geschichtschreiber.

März.

12 Matthison, berühmter Dichter, in Wörlitz bei Dessau.

17 Ludwig von St. Leu, Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Neffe Napoleons.

19 Tommasi, erster Minister in Neapel.

April.

9 Paul Usteri, Bürgermeister von Zürich.

April.

19 Bohnenberger, Aſtronom in Tübingen.
20 Auguſt Lafontaine, berühmter Romanſchreiber, in Halle.
21 Dr. J. A. Schultes, Naturforſcher in Landshut.
27 Karl Felix, König von Sardinien.

Mai.

15 Labbey de Pompières, Alterspräſident der franz. Kammer.
21 Prof. Schmalz in Berlin, berüchtigter Ankläger des Tugendbunds.
28 Gregoire, Abbé und Biſchof, berühmtes Mitglied des Convents und Schriftſteller.
29 Conſiſtorial- und Schulrath Dinter in Königsberg.
30 Victorin Fabre, Litterar-Hiſtoriker, in Paris.

Junius.

2 Felix Nogaret, der Neſtor der franz. Literatur, geboren 1740.
8 Die berühmte Schauſpielerin Siddons in London.
10 Feldmarſchall Graf von Diebitſch-Sabalkanski in Pultusk.
11 Koch, berühmter Schauſpieler in Wien.
13 Graf Alopeus, ruſſiſcher Geſandter in Berlin.
16 Domcapellmeiſter Schnabel in Breslau.
28 Dr. Sack, Oberpräſident von Pommern.
29 Freiherr von Stein, ehemaliger preuß. Miniſter und berühmtes Oberhaupt des Tugendbundes gegen Napoleon.

Julius.

4 James Monroe, vormals Präsident der Vereinigten Staaten, am Jahrestag ihrer Unabhängigkeitserklärung.

18 Großfürst Constantin, in Minsk.

19 Hofrath André in Stuttgart.

23 Erzherzog Rudolf, Cardinal-Erzbischof von Ollmütz.

? General Langeron in Petersburg.

August.

24 Feldmarschall von Gneisenau, in Posen an der Cholera.

September.

10 Mathematiker Helwig in Braunschweig.

13 Cardinal von Rudnay, Fürst Primas von Ungarn, in Gran an der Cholera.

? Prof. Feilmoser in Tübingen.

? Daniel Leßmann, junger Novellendichter aus Berlin, erhenkte sich in einem Walde bei Wittenberg.

October.

9 Graf Capodistrias, ermordet zu Nauplia.

14 Dr. Mogalla in Breslau, an der Cholera.

15 Prof. v. Wening-Ingenheim, Jurist in München.

17 Anton Aloys, Fürst von Sigmaringen.

19 Ali Aga, einflußreicher Siliktar des Sultans.

28 Leibarzt v. Wedekind in Darmstadt.

November.

11 Graf Giulay, k. k. Hofkriegsrathspräsident, in Wien, an der Cholera.

14 Prof. Hegel in Berlin, berühmter Philosoph, an der Cholera.

16 Auguste Caroline Sophie von Sachsen-Coburg,

burg, Mutter des regierenden Herzogs und des Königs Leopold.

29 Die Fürſtin von Lowicz, Wittwe des Großfürſten Conſtantin.

? Kacinzki, ungariſcher Dichter, an der Cholera.

December.

18 Bilderdyk, holländiſcher Dichter, zu Harlem.

26 Graf v. Frimont, k. k. Hofkriegsrathspräſident in Wien.

29 Prof. Tittmann in Leipzig.

Unbeſtimmtes Datum.

Bürde, Dichter in Berlin.

Julius, Graf von Soden.

Dr. Jaſſoix in Frankfurt a. M., Verfaſſer von „Welt und Zeit.“

Prof. Martin in Jena.

Prof. Horner in Zürich, Weltumſegler.

Prediger Wilmſen in Berlin.

Caroline von Fouqué, Dichterin.

Amalie von Hellwig, geb. v. Imhof, Dichterin.

Chronologiſche Tabelle

über

alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1831.

Januar.

3 Zuſammentritt des Aargauer Verfaſſungsrathes.
4 Die belgiſche Regierung ernennt Thorn und Nothomb zu proviſor. Regenten in Luxemburg.
5 Neue Verfaſſung in Heſſen-Caſſel.
6 Franzöſiſches Nationalgardengeſetz.
7 Das große polniſche Manifeſt.
— Rückkehr Wielecynski's aus Petersburg.
— Das große Nordlicht.
— Gnädige Edicte des Königs von Neapel.
— Volksverſammlung zu Liestal.
— Erklärung des Stadtraths von Burgdorf gegen Bern.
8 Verbot der irländiſchen Aſſociationen.
— Revolution in Göttingen.
9 Londoner Protokoll, wodurch Holland und Belgien zum Waffenſtillſtand verpflichtet werden.
— Baſel wird vom Landvolk belagert.
10 Hunts feierlicher Einzug in London.
— Verſammlung des Berner Landvolks zu Münſingen.
11 Carliſtiſche Emeute zu Nismes.
— Mißglückter Ausfall der Baſeler.
12 Verſchwörung in Warſchau. Lelewel verhaftet.

Januar.

13 Auflöſung der Berner Regierung.
14 Jezierski kehrt aus Petersburg zurück.
— Bremen publicirt zum erſtenmal ſein Budget.
15 Anfang der lebhaften Debatten über die belgiſche und polniſche Frage in der franzöſiſchen Kammer.
— Die Baſeler fallen nach Lieſtal aus.
— Kleiner Tumult in Hildesheim.
16 Göttingen ergibt ſich.
— Chlopizki dankt als Dictator ab.
— Die Tagſatzung ſchickt eine Commiſſion nach Baſel.
17 Eröffnung der Stände in Altenburg.
18 Revolution in Krakau.
— O'Connell verhaftet.
19 Zuſammentritt des polniſchen Reichstags.
— Proclamation des Feldmarſchalls Diebitſch.
20 Wichtiges Londoner Protokoll, wodurch die Gränzen zwiſchen Holland und Belgien beſtimmt werden.
21 Radziwill wird zum Generaliſſimus von Polen gewählt.
— Lafayette ſtiftet das Polen-Comité.
— Der Herzog von Cambridge in Göttingen.
22 Studentenemeute in Paris.
— Kleiner Auflauf in Tübingen.
23 Streit auf der Landesgemeinde in Schwyz.
— Miniſterveränderung in Caſſel.
25 Der polniſche Reichstag erklärt das Haus Romanow der polniſchen Krone verluſtig.
26 Talleyrands Toaſt auf die Allianz zwiſchen England und Frankreich.
— Lüneburger Adreſſe.

Januar.

27 Londner Protokoll in Betreff der Staatsschuldentheilung zwischen Holland und Belgien.
— Gnädige Erlasse des Sultans zu Gunsten der christlichen Unterthanen.
— Volksversammlung zu Wädischwyl zu Gunsten des Baseler Landvolks.
28 Bayerisches Censur-Edict.
30 Wiedererhöhung der französischen Ministergehalte.
— Einsetzung einer Regierung in Polen.

Februar.

1 Protestation der Belgier gegen das Protokoll vom 20 Jan.
— Das Fort Karabusa auf Candia wird den Aegyptiern übergeben.
3 Der polnische Reichstag erklärt sich für die monarchische Regierungsform.
— Der belgische Nationalcongreß wählt den Herzog von Nemours zum König.
— Grégoire's kleine Contrerevolution in Gent.
— Neue Verfassung in Luzern.
4 Revolution in Modena.
— Verringerung der englischen Civilliste.
5 Einmarsch der Russen in Polen. Kriegsmanifest.
— Revolution in Bologna.
— Ludwig Philipp lehnt die belgische Krone für seinen Sohn ab.
— Ein polnischer Geldtransport in Breslau confiscirt.
6 Flucht des Herzogs von Modena.
— Neue Verfassung in Freiburg.
7 Antwort der Polen auf das russische Kriegsmanifest.

Februar.

7 Londner Protokoll gegen die Wahl des Herzogs von Nemours.
— Die belgiſche Conſtitution wird fertig.
— Die Generalſtaaten nehmen das Protokoll vom 20 Jan. an.
8 Erſtes Zuſammentreffen der Polen und Ruſſen bei Siedlce.
— Der König von Bayern weiſ't die Adreſſen aus Franken zurück.
— Karge und erfolgloſe Baſeler Amneſtie.
9 Proviſoriſche Regierung zu Peſaro.
— Friedliche Proclamation des Papſtes.
— Die hannoverſche Regierung verbietet die Adreſſen.
— Der Herzog von Mortemart geht als franz. Geſandter nach Petersburg.
10 Negeraufſtand auf Martinique.
— Die Artillerie der Pariſer Nationalgarde reorganiſirt.
11 Beginn der ſtürmiſchen Debatten bei Gelegenheit des Budgets in der franzöſiſchen Kammer.
— Weimar tritt in den preußiſchen Zollverband.
12 Malachowski's ſchöne Rede im polniſchen Reichstag.
— Ruſſiſcher Ukas, neue große Recrutirungen befehlend.
— Vermählung des jüngern Königs von Ungarn mit Maria Anna, Prinzeſſin von Sardinien.
— Sturz des Miniſteriums Münſter in Hannover.
— Revolution in Parma.
— Kleine Verſchwörung in Rom.
— Errichtung von Stadtgarden in Toscana.
— Erdbeben in Calabrien.

Februar.

14 Große Emeute in Paris, Zerſtörung der Kirche in St. Germain l'Auxerrois.
— Dwernizki's Sieg bei Stoczek.
— Revolution in Ferrara.
— Guerrero's Hinrichtung.
15 Flucht der Herzogin von Parma.
16 Ordonnanz gegen die franzöſiſchen Lilien.
17 Skrzynezki's Sieg bei Dobre.
— Audienz der belgiſchen Geſandten bei Ludwig Philipp.
— Franzöſiſches Municipalgeſetz.
— Ancona von den italieniſchen Inſurgenten genommen.
— Nationalgarde in Rom.
— Bittſchrift der Candioten, im engliſchen Parlament vorgelegt.
18 Carliſtiſcher Aufſtand in Murcia.
— Republicaniſche Tumulte in Beziéres und Dijon.
— Neue Verfaſſung im Thurgau.
— Strengere Proclamation des Papſtes.
— Auswurf des Aetna.
19 Große Schlacht bei Grochow.
— Die Londoner Conferenz erklärt, bei dem Protokoll vom 20 Jan. zu verharren.
— Freundſchaftliche Note Frankreichs an die Schweiz.
— Kleine Soldatenemeute in Göttingen.
20 Dwernizki's Sieg bei Kaszenice.
21 Odilon Barrot dankt als Seinepräfect ab.
— Anerkennung von 20 Millionen Cortesbons.
— Eröffnung des Landtags in Naſſau.
— Tumult in Caſſel gegen die Gräfin Reichenbach.

Februar.

22 Der Herzog von Cambridge wird Vicekönig von Hannover.
— Don Pedro's Proclamation an die empörten Bergbewohner.
23 Aufbruch der italieniſchen Flüchtlinge, von Lyon.
24 Schlacht bei Bialolenka.
— Surlet de Chokier wird proviſoriſcher Regent von Belgien.
5 Zweite große Schlacht bei Grochow.
— Tumult in Dresden.
— Die italieniſchen Flüchtlinge werden von den franzöſiſchen Behörden zurückgehalten.
26 Skrzynezki wird Generaliſſimus von Polen.
— Dwernizki's Sieg bei Pulawi.
— Italieniſcher Nationalcongreß in Bologna.
27 Kleines Gefecht an der Gränze von Savoyen.
— Potter flieht nach Frankreich.
28 Marſchall Clauzel kehrt aus Algier nach Toulon zurück.
— Neue Baſeler Verfaſſung.

März.

1 Lord Ruſſell bringt die Reformbill vor das Unterhaus.
— Eröffnung des bayeriſchen und ſächſiſchen Landtags.
— Neuer kleiner Sieg Dwernizki's bei Pulawi.
2 Kleine Emeute der Arbeiter in Paris.
3 Ledochowski weist den Antrag der Ruſſen, Modlin zu übergeben, ſtolz zurück.
— Kleiner Sieg Dwernizki's bei Kurow.
— Revolution in Cadiz.
4 Proviſoriſche Regierung des inſurgirten Italiens.
— Kleine Emeute in Perpignan.
5 Einmarſch der Oeſterreicher in Italien. Gefecht bei Novi.

März.

5 Illumination der Stadt Paris wegen der Schlacht bei Grochow.

7 Holland ſchließt Antwerpen von der freien Rheinſchiffahrt aus.

— Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und Columbien.

— Eröffnung des Landtags in Hannover.

8 General Sacken überfällt ein polniſches Corps an der Narew.

— Sercognani beſteht ein Gefecht bei Rieti.

9 Einmarſch der Oeſterreicher in Modena.

— Großfürſt Michael kommt mit den Garden in Kowno an.

— Zweiter ſtrenger Recrutirungsukas.

— Dem Grafen Pozzo di Borgo werden in Paris die Fenſter eingeworfen.

— Die erſte Kammer in Bayern macht ihre Verhandlungen öffentlich.

— Schluß des Landtags in Heſſen-Caſſel.

10 Entlaſſung des Miniſteriums Laffitte.

11 Tumult in Rio Janeiro.

12 Die Ruſſen in Lublin.

— Skrzynezki's Brief an Diebitſch.

13 Beginn des Miniſteriums Perier.

— Die Oeſterreicher in Parma.

14 Neue Verfaſſung in Solothurn.

15 Hattiſcherif des Sultans in Betreff der Paſchas, wodurch dieſe zur Empörung gereizt werden.

— Dwernizki's Rückzug nach Zamosc.

— Hinrichtungen in Liſſabon.

März.

15 Don Pedro's unruhvolle Rückkehr aus den Bergwerksbezirken nach Rio de Janeiro.
16 Gefecht der italieniſchen Inſurgenten bei St. Lorenzo alle Grotte.
17 Viele Republicaner in Paris verhaftet.
— Eröffnung des Landtags in Baden.
18 Perier erklärt die Grundzüge ſeines Regierungsſyſtems.
— Congreß zu Valencia in Venezuela.
19 Frimonts Proclamation an die Italiener.
— Vorpoſtengefecht bei Wawre.
20 Complott in Madrid.
— Neue Verfaſſung in Zürich.
21 Türkiſcher Miniſterwechſel
— Die Oeſterreicher in Bologna.
— Der Prinz von Oranien kommt aus London zurück.
22 Der deutſche Bund reſervirt ſeine Rechte auf Luxemburg.
23 Muſtapha Paſcha von Scutari bricht gegen den Großweſſier auf.
— Judenedict in Modena.
— Abreiſe des Kurfürſten aus Caſſel.
24 Die franzöſiſche Kammer nimmt das Geſetz an, das die ältere Linie der Bourbons verbannt.
25 Grey erklärt, daß er mit der Reformbill ſtehn und fallen wolle.
— Welckers Motion für Preßfreiheit in Baden.
— Zerſtreuung der italieniſchen Inſurgenten bei Rimini.
— Orangiſtiſche Emeuten in Gent und Antwerpen.
26 Großer Volksaufſtand in Samogitien.
— Capitulation von Ancona.

März.

27 Schwache Proteſtation St. Aulaire's gegen den Einmarſch der Oeſterreicher in Italien.
— Skrzynezki macht ſeinen Briefwechſel mit Diebitſch bekannt.
— Oberſt Borremans in Brüſſel verhaftet.
28 Der polniſche Reichstag rathſchlagt über die Emancipation der Bauern.
— Ein franzöſiſches Schiff erſcheint vor Liſſabon.
29 Die Oeſterreicher beſetzen Ancona.
30 Die Samogitier greifen Polangen an.
— Sercognani ergibt ſich zu Spoleto.
31 Siege Skrzynezki's bei Wawre und Dembe-Wielkie.
— Polniſches Umlaufſchreiben.
— Rheinſchifffahrtsreglement.
— Edict der Herzogin von Parma.

April.

2 Der Papſt erkennt die Capitulation von Ancona nicht an.
— Vertrag zwiſchen Frankreich und Hayti.
3 Schrecklicher Ukas gegen Litthauen.
4 Stürmiſche Oppoſition in der franzöſiſchen Kammer gegen die auswärtige Politik des Juſte-Milieu.
5 Don Pedro ſetzt ein unpopuläres Miniſterium ein.
6 Empörung in Rio Janeiro.
— Die Samogitier erobern Polangen.
— Der Großweſſier zieht gegen den Paſcha von Scutari aus.
— Verhaftung der Volksfreunde in Paris.
— Rottecks Motion für Abſchaffung der Zehnten in Baden.
7 Don Pedro muß zu Gunſten ſeines Sohnes abdanken und Braſilien verlaſſen.

April.

8 Lobanowski in Wilna erſchoſſen.
9 Uminski's Sieg bei Wengrow.
10 Schlacht bei Iganie.
— Bartholomäi's Kampf bei Roſſiennie.
11 Dwernizki geht über den Bug.
— Inſurrection in der Gegend von Wilna.
— Verurtheilung der geflüchteten Exminiſter Karls X in contumaciam.
— Der König von Preußen verſpricht Neufchatel die Abhülfe ſeiner Beſchwerden.
— Hinrichtung des Buchhändlers Micar in Madrid.
12 Sebaſtiani nennt Don Miguel öffentlich „ein Ungeheuer.“
— Verfaſſungsrath im Pays de Vaud.
13 Proclamation der braſiliſchen Regentſchaft.
— Bartholomäi flieht nach Preußen.
14 Grauſamkeit der Tſcherkeſſen in Rum.
— Päpſtliches Strafedict.
— Caicedo bemächtigt ſich der Herrſchaft in Columbia.
15 Freiſprechung der Volksfreunde in Paris.
— Emeute zu Nismes.
17 Londoner Protokoll, die Rechte des Hauſes Oranien und des deutſchen Bundes auf Luxemburg betreffend.
18 Sierawski's Niederlage bei Kazimierz.
19 Dwernizki's Sieg bei Boromel.
— Zweiter litthauiſcher Ukas.
— Die Reformbill wird vom Unterhaus angenommen.
— St. Aulaire erklärt im Namen Frankreichs die Mißbilligung der italieniſchen Revolution.

April.

19 Die französische Pairskammer nimmt das Verbannungsgesetz an.
20 Prorogation der französischen Kammer.
— Herzog Wilhelm von Braunschweig übernimmt definitiv die Regierung.
21 Auflösung des englischen Parlaments.
— Sieg des Großwesiers über den Pascha von Scutari bei Perlepe.
— Debatten über Litthauen im polnischen Reichstag.
— Dwernizki in Radziwilow.
— Niederlage Schon's und Puszeté.
22 Unruhen in Namur.
— Vergleich Frankreichs mit der Schweiz in Betreff der aufgelöst'ten Schweizerregimenter in französischen Diensten.
23 Versammlung der Podolier zu Kaminiez.
— General Roth rückt in Podolien ein.
— Rennenkampf siegt bei Krotingen.
— Zweite Niederlage des Pascha's von Scutari und dessen Flucht nach Köprili.
24 Die litthauischen Insurgenten fangen einen grosen russischen Transport auf.
25 Diebitsch recognoscirt. Tapferer Widerstand Dembinski's bei Kuslew.
— Insurrection in Podolien.
26 Sielguds tapferer Widerstand bei Minsk.
27 Dwernizki's Uebergang nach Oesterreich.
— Tod des Königs von Sardinien. Thronbesteigung Karl Alberts, Prinzen von Carignan.
— Illumination von London zu Ehren der Reformers.

28 Un-

April.

28 Unruhen in Lüttich und Mecheln.

Mai.

1 Unruhen in Ajaccio.
2 Ordonnanz in Betreff der Juliusdecoration.
— Don Miguel gibt den engliſchen Forderungen nach.
— Die Naſſauiſchen Stände werden heimgeſchickt.
3 Jahresfeſt der Conſtitution in Warſchau.
— Das Barſcher Comitat veranlaßt die berühmte ungariſche Adreſſe zu Gunſten Polens.
— Dritte Niederlage des Paſcha's von Scutari bei Derbend-Chane.
— Eröffnung des braſiliſchen Congreſſes.
4 Kleine Emeute in Bordeaux.
5 Der polniſche Reichstag erklärt die Wiedervereinigung Litthauens mit Polen.
— Vertheidigung des Miniſters v. Schenk in der bayeriſchen Kammer.
— Vermählung des Großherzogs von Oldenburg mit der Schweſter des Prinzen von Waſa.
6 Die Juliushelden proteſtiren gegen die Decoration.
— Unruhen in Gent.
7 Rozycki's Aufſtand in Wolhynien.
— Berthezène's Zug nach Midiah im Atlas.
8 Kühner Zug Chrzanowski's.
9 Emeute zu Paris an der Vendome-Säule, durch Spritzen gelöſcht.
— Choliers friedliches Sendſchreiben an Holland.
10 Londoner Protokoll, das die frühern Conferenzbeſchlüſſe beſtätigt.

Mai.

10 Polniſches Umlaufſchreiben, Litthauen betreffend.
— Tolſtoi kommt mit 20,000 Mann Verſtärkung nach Dünaburg.
— Neue Verfaſſung von St. Gallen.
11 Chrzanowski kommt nach Zamosc.
12 Skrzynezki bricht gegen die ruſſiſchen Garden auf.
— Die Chineſen zerſtören die engliſche Factorei in Canton.
13 Proclamation der Polen an die Litthauer.
— Malachowski und Niemojowski treten aus dem Miniſterium.
— Zweites Gefecht bei Krotingen.
14 Niederlage der podoliſchen Inſurgenten bei Dashow.
15 Die franzöſiſche Flotte vor Liſſabon.
16 Ludwig Philipp tritt eine Rundreiſe an.
— Skrzynezki ſtößt auf die Garden bei Dlugoſiodlo.
— Pahlen in Krotingen.
— Der neue große Rath in Baſel.
— Empörung des Landvolks gegen Schaffhauſen.
17 Ruſſiſche Note an die Schweiz.
— Niemcewicz's Niederlage in den Wäldern.
18 Nagornicewski's Angriff auf Latiszow.
— Dritter Ukas gegen Litthauen.
— Dembinski nimmt Oſtrolenka ein.
— Die Oeſterreicher räumen Ancona.
19 Diebitſch bricht gegen Skrzynezki auf.
— Sieg der podoliſchen Inſurgenten bei Obodne.
20 Skrzynezki läßt die ruſſiſchen Garden bei Szniadowo entwiſchen.
— Gielgud läßt das Sacken'ſche Corps bei Lomza entwiſchen.

Mai.

21 Skrzynezki erſtürmt Tykocin.
— Chlapowski dringt in Litthauen ein.
— Londoner Protokoll, worin den Belgiern günſtigere Bedingungen gemacht werden.
— General Chaſſé bedroht die Arbeiten gegen die Citadelle von Antwerpen.
22 Skrzynezki's Gottesdienſt in Tykocin und Rückzug.
— Diebitſch geht bei Granna über den Bug.
— China geſtattet den Engländern, den Handel fortzuſetzen.
— Sturz des Miniſteriums Schenk in Bayern.
23 Lubienski wird bei Nur überfallen.
— Niederlage der podoliſchen Inſurgenten unter Kolyske.
— Freiheitsbaum zu Tarrascon.
— Tumult zu Martinach in Wallis.
— Verfaſſungsannahme in Schaffhauſen.
24 Diebitſch vereinigt ſich mit den Garden bei Wyſozki-Mazowiezki.
— Nagornicewski greift Bar an.
25 Dwernizki wird von ſeinen Truppen getrennt.
— Reſtitution aufgehobener Verfaſſungs-§§. in Baden.
26 Groſſe Schlacht bei Oſtrolenka.
— Paskewitſch kommt aus dem Kaukaſus nach Petersburg.
— Nagornicewski's Flucht nach Oeſterreich.
— Menotti's Hinrichtung in Modena.
27 Dembinski vereinigt ſich mit Gielgud in Lomza.
— Rozycki's kleiner Sieg bei Moloczki.
— Lord Ponſonby's vertrauliches Schreiben an den belgiſchen Congreß.
— Grey erhält den Hoſenbandorden.

Mai.

29 Gielgud läßt das Sacken'ſche Corps bei Nagrod entwiſchen.
— Die Cholera in Danzig.
30 Polniſches Umlaufſchreiben mit dringenden Bitten an die europäiſchen Höfe.
31 Auflöſung der franzöſiſchen Kammer.
— Der polniſche Reichstag lobt Skrzynezki.

Junius.

1 Wiederherſtellung der alten Autoritäten im Kirchenſtaate.
— Proclamation des Fürſten Miloſch an die Bosnier.
— Kleiner Sieg Rozycki's bei Kiliakow.
2 Chlapowski vereinigt ſich mit Oginski.
— Kleiner Sieg Rozycki's bei Berezno.
3 Stolze Erklärung Perier's im Moniteur.
— Kleiner Tumult in Straßburg.
— Golowinski's Niederlage bei Owrutſch.
— Bayeriſches Preßgeſetz der Kammer vorgelegt.
4 Der belgiſche Congreß wählt den Prinzen Leopold von Coburg zum König.
— Gnädiger Ukas, wodurch den Polen Verſprechungen gemacht werden, wenn ſie ſich ergeben.
— Verurtheilungen in Baſel.
6 Das Peſther Comitat unterzeichnet die ungariſche Adreſſe zu Gunſten Polens.
— Zweite Rundreiſe Ludwig Philipps.
7 Vermehrung der päpſtlichen Armee.
9 Gielgud vereinigt ſich mit Chlapowski bei Kiejdany.
— Volksverſammlung zu Martinach in Wallis.
10 Ludwig Philipp in Metz.
— Diebitſch ſtirbt.

Junius.

11 Ledochowski versucht vergeblich, die Demagogen aus dem polnischen Reichstag zu verdrängen.
— Kleiner Sieg Rozycki's bei Uchanie.
— Don Pedro landet in Cherbourg.
12 Rozycki kommt glücklich nach Zamosc.
— Golezki's Niederlage bei Uglie.
— Tumult in Gent.
13. Ausbruch der Cholera in Ungarn.
— Kleine Emeute in Paris.
— Preußischer Befehl, alle nach Polen bestimmten Güter zu confisciren.
14 Skrzynezki rückt von Warschau aus.
— Der Sultan reis't nach Adrianopel.
15 Polnisches Umlaufschreiben.
16 Paskewitsch wird zum Obergeneral gegen Polen ernannt.
17 Schreiben der Londoner Conferenz an Holland.
18 Ludwig Philipp in Straßburg.
— Emeute in Nismes.
— Herstellung der Ruhe in Wallis.
19 Jankowski läßt Rüdiger bei Lysobiki entwischen.
— Skrzynezki's Brief an den König von Preußen.
— Die Ungarn überreichen dem Kaiser ihre Adresse zu Gunsten Polens.
— Talleyrand schickt den Polen Zaluski nach Brüssel, ein Meisterstück politischer Mystification.
20 Chrzanowski in Lublin.
— Polnisches Umlaufschreiben.
— Gielgud's mißlungener Angriff auf Wilna.
— Ausfall und Sieg des Pascha's von Scutari.

Junius.

21 Eröffnung des engliſchen Parlaments.
22 Proteſtirende Antwort Hollands an die Londoner Conferenz.
— Chrzanowski's Rückzug.
25 Paskewitſch kommt zu Pultusk im ruſſiſchen Hauptquartier an.
— Beſchwerdeſchrift der Hydrioten gegen Capodiſtrias.
— Zweiter Zug Berthezène's gegen Midiah.
26 Dembinski's Sieg bei Wilkomierz.
— Proteſtation der äußern Bezirke von Schwyz gegen die innern.
27 Londoner Protokoll, enthaltend 18 den Belgiern günſtige Artikel.
— Die Ruſſen in Kowno.
29 Skrzynezki erklärt Jankowski ꝛc. für Verräther.
— Don Pedro's Audienz beim Könige von England.
30 Ludwig Philipp kommt nach Paris zurück.

Julius.

1 Aufgebot zum Landſturm in Polen.
3 Aufruhr in St. Petersburg.
4 Paskewitſch bricht von Pultusk auf.
— Gielguds ſchimpflicher Rückzug bei Plemberg.
— Polens Beſchwerdeſchrift gegen Preußen.
— Die Königsberger Adreſſe.
— Die Franzoſen müſſen Madagaskar räumen.
— Eröffnung der Tagſatzung.
— Die bayeriſche Kammer ſtreicht 2 Millionen von den Ausgaben.
5 Skrzynezki's Unthätigkeit in Modlin.

Julius.

5 Verfassung der römischen Legationen.
— Rückkehr des Sultans nach Constantinopel.
6 Don Miguel entläßt den Herzog von Cadaval.
7 Verstärkung der französischen Flotte vor Lissabon.
8 Paskewitsch in Plozk.
— Gielguds schimpflicher Abzug von Szawle.
— Unruhen in Neufchatel.
—. Die Insel Ferdinandea bei Sicilien wird zum erstenmal erblickt.
9 Gielguds unglücklicher Kriegsrath in Kurszany, und Trennung von Dembinski
— Eintritt der podolischen und volhynischen Landboten in den polnischen Reichstag.
— Die Belgier nehmen die 18 Artikel an.
— Ministercongreß in Rom.
10 Gefechte des Roland'schen Corps.
— Dembinski's kleiner Sieg bei Mieszkuß.
11 Die französische Flotte läuft in den Tajo ein.
— Wiederholte Gefechte des Roland'schen Corps an der preußischen Gränze.
12 Chlapowski's feige Flucht über die preußische Gränze. Gielguds Tod.
— Paskewitsch bricht von Plozk auf.
— Holland protestirt gegen die 18 Artikel.
13 Dembinski's kleiner Sieg in Poniewicz.
14 Ramorino's Gefecht bei Kaluszyn.
— Don Miguel gibt den französischen Forderungen nach.
— Pöbelaufruhr in Rio de Janeiro.
15 Abzug der Oesterreicher aus der Romagna.

Julius.

15 Roland geht über die preußiſche Gränze.
— Dembinski's harter Kampf bei Malata.
16 Die Polen erhalten Sebaſtiani's treuloſen Brief, der ſie zum Zaudern auffordert.
— Der Reichstag proteſtirt feierlich gegen jede neue Theilung Polens auf diplomatiſchem Wege.
— Skrzynezki begibt ſich zu Ramorino, ſtatt Paskewitſch am Weichſelübergange zu hindern.
— Dembinski's kleiner Sieg bei Podbrcze.
— König Leopold reiſ't von England ab.
17 Paskewitſch geht bei Oſiek über die Weichſel.
— König Leopold landet in Oſtende.
— Choleratumult in Peſth.
— Karliſtiſche Emeute in Montpellier.
— Berthezène's Kampf mit den Arabern vor Algier.
18 Tod des Großfürſten Conſtantin.
— Der polniſche Reichstag ſchließt alle Senatoren aus, die der Revolution nicht beigetreten.
— Ankunft des engliſchen Geſandten Burne zu Lahore in Indien.
19 Paskewitſch vollendet den Weichſelübergang.
— Die polniſchen Agenten in Frankreich flehen um Hülfe.
— Dembinski's Uebergang über die Wilia.
— Choleratumult in Kaſchau in Ungarn.
— Ständiſche Schrift, die Wünſche der Sachſen betreffend.
21 König Leopold zieht in Brüſſel ein.
22 Holland erklärt der Conferenz, es werde zur Selbſthülfe greifen.
— Dembinski's unſterblicher Uebergang über den Niemen.

Julius.

22 Neues Gefecht vor Algier.
23 Eröffnung der französischen Kammern. Stürmische Wünsche für Polen.
— Der König von Holland begibt sich ins Lager.
— Turno's Kampf bei Raciondz.
24 Vertagung des Landtags in Hannover.
25 Nochmaliges Abmahnungsschreiben der Conferenz an Holland.
— Leopold ernennt die belgischen Minister.
— Rußland gibt 30 Mill. Bankassignaten aus.
26 Dembinski's kleiner Sieg bei Dereczyn.
27 Kleine Gefechte Rozycki's.
— Polnischer Kriegsrath.
28 Leopolds Rundreise in Belgien.
— Choleratumult in Königsberg.
29 Dembinski vereinigt sich mit Rozycki.
— Zweiter gnädiger Ukas, um die Polen zur Nachgiebigkeit zu bewegen.
30 Dembinski's listiges Entkommen bei Ciechanowiec.
— Die Hydrioten bemächtigen sich des Hafens von Poros.
— Flahault, der französische Gesandte in Berlin, mahnt die Polen abermals zur Zögerung.
31 Neue Verfassung in Bern.

August.

1 Hollands Kriegsmanifest.
2 Die Holländer fallen in Belgien ein.
— Großer Brand in Pera.
3 Niellons Niederlage bei Turnhout.
— Dembinski's Ankunft vor Warschau.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21457 / 076

August.

3 Großer Bauernaufruhr in Ungarn.
4 Die Pedriſten erobern die Inſel San Miguel.
— Ancillon wird Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen.
5 Waffenſtillſtand in Antwerpen.
6 Londoner Protokoll, wodurch der Einmarſch der Franzoſen in Belgien als eine gemeinſchaftlich beſchloſſene Maßregel der Conferenz dargeſtellt wird.
— Bedingte Abſchaffung der bayeriſchen Cenſur.
7 Marſchall Gerard rückt mit einer franzöſiſchen Armee in Belgien ein.
— Rüdiger geht über die Weichſel.
8 Daine's Niederlage bei Haſſelt.
— O'Connell und Evans ſprechen im engliſchen Parlament kräftig für Polen.
— Der Großherzog von Oldenburg erklärt ſeinem Volke, er beſchäftige ſich mit einem Verfaſſungsentwurf.
9 Rüdiger überfällt Rozyzki bei Ilza.
— Der Ex-Dey von Algier kommt nach Paris.
10 Großer Kriegsrath im Lager von Bolimow. Skrzynezki's Abſetzung.
— Antwort der Regierung auf die ſtändiſche Schrift in Sachſen.
11 Leopolds Niederlage bei Tirlemont.
— Bundestagsprotokoll gegen Belgien.
— Verſammlung der Araber, um über die Vertreibung der Franzoſen aus Algier zu berathen.
— Schrecklicher Orkan auf Antigua.
12 Waffenſtillſtand in Belgien.

August.

12 Mißhandlung Trorlers und Singeisens in Basel.
13 Dritter Recrutirungsukas.
15 Gefängnißmorde in Warschau. Krukowiezki erhält die Gewalt.
— Miaulis verbrennt die griechische Flotte.
— Karlistische Emeute in Marseille.
17 Dembinski's Tagsbefehl.
18. Chouangefecht bei Cholet.
19 Großer polnischer Kriegsrath.
— Der Sultan stiftet einen Orden.
20 Singeisens Aufruf an das Baseler Landvolk.
— Der Kurprinz von Hessen heirathet die Gräfin Schaumburg.
21 Ramorino bricht von Warschau auf.
— Aufstand eines Regiments in Lissabon.
— Gefecht des Landvolks mit den Baseler Städtern.
23 Londoner Protokoll, das den Holländern und Belgiern Waffenruhe gebietet.
— Audienz des Ex-Dey von Algier bei Ludwig Philipp.
24 Der Bundescommandant von Luxemburg untersagt die Theilnahme an den belgischen Wahlen.
26 Die Tagsatzung bietet Truppen gegen Basel auf.
27 Das Pairiegesetz wird der französischen Kammer vorgelegt.
29 Ramorino's Sieg bei Miedzyrzecz.
— Die Stände von Hessen-Cassel erklären sich zu Gunsten der Domänenkäufer.
30 Ramorino's Unthätigkeit in Terespol, während Warschau die Belagerung bevorsteht.
— Tumult der Communalgarde in Leipzig.

August.

31 Die Cholera in Berlin.

— Die Tagsatzung löst die Regierung des Baseler Landvolks in Liestal auf, befiehlt aber den Städtern eine Amnestie.

September.

1 Aufruhr in Palermo.

— Choleratumult in Stettin.

3 Londoner Protokoll, wodurch Holland aufgefordert wird, selbst Bedingungen vorzuschlagen.

— Kaiser Nikolaus dankt dem Grafen Orloff für Beilegung des Aufruhrs in den Militärcolonien.

— Sieg der Russen in Daghestan.

— Capodistrias erläßt eine Proclamation gegen die Hydrioten.

— Erdbeben in Canton.

4 Der belgische Gesandte in Wien wird nicht angenommen.

— Schluß des sächsischen Landtags und Uebergabe der Verfassungsurkunde.

5 Prondzynski und Wisozki im russischen Lager.

6 Wola von den Russen erstürmt.

7 Die zweite Linie der Schanzen von Warschau von den Russen erstürmt.

— Ramorino's später Aufbruch von Miedzyrzecz.

— Emeute in Perpignan.

— Karl von Braunschweig wird aus Spanien vertrieben.

8 Warschau capitulirt.

— Eröffnung der belgischen Kammern.

— Krönung des Königs von England.

9 Der polnische Reichstag in Modlin. Ramorino's Ungehorsam in Opole.

September.

10 Wuth der Cholera in Wien.
— General Santander verläßt Paris, um nach Columbia zurückzukehren.
— Hinrichtungen in Liſſabon.
11 Reichstag in Zakroczym.
13 Frankreich erklärt, es werde ſeine Truppen aus Belgien zurückziehen.
— Emeute in Bordeaux.
— Ramorino läßt Rüdiger bei Kazimierz entwiſchen.
— Das Landvolk unter Bourguin erobert Neufchatel.
— Volksverſammlung zu Lieſtal.
14 Ramorino's Gefecht bei Jozefow.
— Polniſches Umlaufſchreiben.
— Spaniſches Amneſtiedecret.
— Aufruhr in Pernambuco.
15 Unterhandlungen in Nowydwor. Trügeriſcher Waffenſtillſtand, den Paskewitſch nachher nicht genehmigt.
— Bagdad erobert und Daud Paſcha gefangen.
16 Sebaſtiani erklärt, es herrſche Ruhe in Warſchau.
— Boiſy d'Anglas trägt auf Anerkennung der Grade aus den 100 Tage an.
— Einfall der Baſeler ins Reigoldswyler Thal.
17 Polniſcher Kriegsrath in Zawichoſt.
18 Ramorino geht über die öſterreichiſche Gränze.
— Hinrichtungen in Liſſabon.
20 Der polniſche Reichstag in Plozk.
21 Die Reformbill geht durchs Unterhaus.
22 Die Majorität der franzöſiſchen Kammer billigt Perier's auswärtige Politik.

September.

21 Auflöſung des polniſchen Reichstags in Plozk.
— Kaminski's Niederlage bei Skalmirz.
25 Große polniſche Flucht von Plozk.
— Emeute in Straßburg.
26 Der polniſche Reichstag flüchtet nach Preußen.
— Krakau fügt ſich den ruſſiſchen Forderungen und vertreibt die Polen aus der Stadt.
— Der Bey von Conſtantine entreißt den Franzoſen Bona wieder.
27 Rozyzki und Kaminski fliehen nach Oeſterreich.
— Schweizeriſcher Schutzverein zu Langenthal.
— Neufchatel von eidgenöſſiſchen Truppen beſetzt.
28 Rybinski's Kriegsrath.
— Rüdiger zieht in Krakau ein.
— Mißlungene Verſchwörung in Forli.
30 Der Kurprinz von Heſſen-Kaſſel wird Mitregent.
— Eröffnung des Landtags in Braunſchweig.

October.

1 Ludwig Philipp zieht in die Tuilerien.
— Mißlungener Aufſtand in Rio de Janeiro.
3 Rybinski in Rachow.
5 Rybinski's Uebergang auf preußiſches Gebiet.
6 Capodiſtrias wird ermordet.
7 Einzug des Kurprinzen in Kaſſel.
8 Das Oberhaus verwirft die Reformbill.
9 Uebergabe von Modlin.
10 Die Erblichkeit der Pairie wird in der franzöſiſchen Deputirtenkammer verworfen.
— Tumult in Fulda.

October.

11 Basel widersetzt sich der Tagsatzung.
— Nationalgarde in Rio de Janeiro.
15 Londoner Protokoll, die berühmten 24 Artikel enthaltend.
— Welcker's Motion in Betreff einer Reorganisation des deutschen Bundes.
16 Russisches Siegesfest in Warschau.
17 Eröffnung der Generalstaaten.
20 Amnestie-Ukas für die Polen.
— Prorogation des Parlaments.
— Congreß von Neu-Granada, worin Columbia in drei unabhängige Staaten getheilt wird.
— Zollverein mit Preußen und Bürgergardegesetz in Hessen-Kassel.
— Neue Regierung in Bern.
21 Badisches Preßgesetz.
— Aufrührerische Bewegung in Argente.
22 Die Tagsatzung gebietet den Parteien in Basel Waffenruhe.
— Capodistrias Mörder, Georg Mauromichali, wird hingerichtet.
— Kleine Theateremente in Paris.
24 Drohendes Londoner Protokoll, worin Holland und Belgien zum Waffenstillstande verpflichtet werden.
— Engel wird Chef der neuen Regierung in Polen.
— Volkstumult in Frankfurt a. M.
25 Lamarque verlangt die Mobilisirung der Nationalgarde.
— Pfuel's Proclamation gegen die Insurgenten von Neufchatel.
26 Domenico di Marco und 11 andere Aufrührer in Palermo erschossen.
27 Protestation der belgischen Minorität gegen die 24 Artikel.

October.

27 Lord Bentinks, des Gouverneurs von Indien, politische Zusammenkunft mit dem mächtigen Runjet-Singh, Herrn von Lahore.
— Der Bundestag verbietet die an ihn gerichteten Adressen in Betreff Polens.
28 Kaiser Nicolaus in Moskau.
30 Großer Aufruhr in Bristol.
— Jordans Antrag, die Verhältnisse der kurhessischen Verfassung zum deutschen Bunde betreffend.
31 Große Union von London.
— Die Herzogin von Berry in Rom.
— Ukas gegen die Schlachty.

November.

1 Die belgische Kammer nimmt die 24 Artikel an.
— Uebergabe von Zamosc.
— Schluß des brasilischen Congresses.
— Würtembergisches Wahlmanifest.
2 Die Cholera in Sunderland.
5 Aufstand zu Worcester.
— Erste türkische Zeitung.
— Ibrahim Pascha verläßt Alexandria, um den Feldzug in Syrien zu eröffnen.
6 Don Pedro's Expedition wird in England mit Beschlag belegt.
7 Aufstand zu Coventry.
— Ministerwechsel in Sachsen. Lindenau an der Spitze der Geschäfte.
9 Schreckliches Erdbeben zu Arica.
10 Uebergabe von Scutari.

10 Bun-

November.

10 Bundesbeschluß gegen die Presse.
11 Erhöhung des russischen Zolltarifs.
12 Gezwungene Anleihe Don Miguels.
13 Brasilianisches Decret zu Gunsten der Neger.
15 Die Londoner Conferenz erkennt die Unabhängigkeit Belgiens an.
— Die Union von Birmingham organisirt sich.
— Einberufung der Stände von Hannover.
17 Rotteck's Kampf gegen die Zehnten und Feudallasten.
— Die Herzogin von Berry in Neapel.
18 Abschluß des Verbannungsgesetzes gegen Karl X.
19 Irische Union.
— Pairsschub in Frankreich.
— Verbot des „constitutionellen Deutschland."
20 Anerkennung der Grade aus den 100 Tagen.
— Reform der russischen Militärcolonien in Folge des Aufstandes.
21 Großer Aufruhr in Lyon.
22 Abschaffung der polnischen Farben.
— Der Papst spricht einen spanischen Jesuiten selig.
— Tumult zu Kilkenny in Irland.
23 General Roquet muß Lyon verlassen.
25 Mordversuch gegen Dona Maria.
26 Dubourg und andere Republicaner in Paris verhaftet.
28 Preußen befiehlt den Gemeinen der auf sein Gebiet geflüchteten polnischen Armee die Rückkehr nach Polen.
— Die Nassauer Stände verweigern die Steuern.
30 Aufruhr der Kohlenarbeiter zu Bilston.
— Erdbeben zu Valparaiso.

December.

1 Der Herzog von Rovigo wird Militär-, und Pirſon Civilgouverneur von Algier.
3 Der Herzog von Orleans und Soult ziehen in Lyon ein
— Torrijo wird gefangen.
— Erdbeben auf Martinique.
6 Wiedereröffnung des Parlaments.
— Eröffnung des nordamericaniſchen Congreſſes.
— Die franzöſiſche Kammer bewilligt ½ Million zu Unterſtützung der fremden Flüchtlinge.
7 Mordnacht in Kaſſel.
— Baſel proteſtirt gegen die Tagſatzung.
— Kaiſer Nicolaus verläßt Moskau.
9 Franzöſiſches Tranſito-Geſetz.
— Ibrahims vergeblicher Sturm auf St. Jean d'Acre.
10 Erklärung des Königs von Bayern in Betreff des Budgets.
— Der Senat von Frankfurt a. M. decretirt die Oeffentlichkeit ſeiner Verhandlungen.
12 Die Reformbill kommt abermals vor das Unterhaus.
13 Holländiſches Ultimatum, Proteſtation gegen die 24 Artikel.
— Belgiſches Anleihen von 48 Millionen.
16 Mehemed Paſcha von Aleppo wird zum Obergeneral gegen Ibrahim ernannt.
17 Tornaco's kleine Contrerevolution in Luxemburg.
— Bourguin's Angriff auf Neufchatel.
18 Unruhen in Grenoble.
19 Ramorino's tumultuariſcher Empfang in Paris.
— Congreß zu Argos.
— Friede zwiſchen Bolivia und Peru.
— Preßgeſetz in Heſſen-Caſſel.

December.

20 Dumolard's Ausfall gegen Perier.
21 Kampf in Argos.
— Holländiſche Anleihe von 138 Millionen.
22 Der Veſuv in heftiger Bewegung.
24 Große Volksverſammlung in Bologna.
27 Ukas, die Verpflegung polniſcher Kinder betreffend.
— Drohende Erklärung der Tagſatzung gegen Baſel.
28 Die Pairskammer ſelbſt nimmt das franzöſiſche Pairie-Geſetz an.
— Volksverſammlung zu Armagh in Irland.
29 Schluß der bayeriſchen Kammer.
30 Großer Negeraufſtand auf Jamaica.
31 Schluß des badiſchen Landtags.

Berichtigungen.

Im erſten Theil dieſes Jahrgangs.

Seite	4	Zeile	6 von oben	lies Revolutionen	ſtatt Revolution.
—	19	—	12 — —	— beſchwichtigt	— beſchäftigte.
—	91	—	10 von unten	— December	— September.
—	106	—	13 — —	und S. 108 Z. 7 von oben l. Friedenspartei	ſtatt Feindespartei.
—	205	—	2 von oben	muß „kühner Zug Chrzanowski's" ausgelaſſen werden.	
—	251	—	7 — —	lies Februar	ſtatt September.
—	317	—	8 von unten	— läſtige	— letzte.

Im Verlage der Unterzeichneten ſind noch folgende Schriften von demſelben Verfaſſer erſchienen:

Menzel, W., Narciſſus, ein dramatiſches Mährchen 2 fl.
— — Rübezahl, ein dramat. Mährchen 1 fl. 36 kr.
— — Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. I. Jahrg. bis III. Jahrg. 1ſte Abth. jede Abth. 3 fl. (I. Jahrg. u. II. Jahrg. 1ſte A. fehlen gegenwärtig) mit vielen Bildern geziert.
— — Reiſe nach Oeſterreich im Sommer 1831. 2 fl. 45 kr

Stuttgart und Tübingen, im März 1833.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Taſchenbuch
der
neueſten Geſchichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Vierter Jahrgang.

Geſchichte des Jahres 1832.

Erſter Theil.

Mit 12 Portraits.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

Die Geschichte des Jahrs 1832.

Erster Theil.

Seite

Einleitung. 3

I. Frankreich.

1) Periers Sieg und Untergang. Die Cholera in Paris 6

2) Ministerium Montalivet. Landung der Herzogin von Berry. 26

3) Compte rendu. Lamarque's blutige Todtenfeier. 39

4) Paris im Belagerungszustand. 59

5) Ministerium Soult. Verhaftung der Herzogin von Berry. Karl X in Prag. Tod des Herzogs von Reichstadt. 71

6) Feldzug gegen Antwerpen. Eröffnung der Kammern und Schuß auf den König. Algier. . . 101

II. Belgien und Holland.

1) Hartnäckiger Widerstand Hollands gegen die Beschlüsse der Londoner Conferenz. König

Seite

Leopold wird durch die fünf großen Mächte anerkannt. 114
2) Leopolds Hochzeit. Vergebliche Unterhandlungen. 129
3) Bündniß Englands und Frankreichs. Eroberung von Antwerpen. 142

III. England.

1) Sieg der Tories und Sturz des Miniſteriums Grey. 161
2) Große Volksbewegung. Grey behält das Staatsruder, und die Reformbill geht durch. . 177
3) Angelegenheiten Irlands und Grey's Continental-Politik. 200

IV. Spanien. 229

V. Portugal.

1) Don Pedro's Expedition. 247
2) Der Kampf um Oporto. 261

VI. Italien.

1) Zug der päpſtlichen Truppen nach Bologna. . 272
2) Die Franzoſen in Ancona. 289
3) Neapel, Savoyen, Modena. 310

Die Geſchichte des Jahres 1832.

Erſter Theil.

Die Geſchichte des Jahres 1832.

Einleitung.

Die ſchon im vorigen Jahre begonnene Reaction gegen die Juliusrevolution ſchritt in dieſem Jahre noch weiter vorwärts. Die conſervatoriſche Politik, die alles beim Alten zu erhalten ſuchte, gewann immer entſchiedener die Oberhand über die Politik der Neuerungen. In Frankreich, welches ſeit dem Julius 1830 Europa mit einer allgemeinen Umbildung zu bedrohen ſchien, und welches mit Recht als der Herd der europäiſchen Bewegungen betrachtet wird, gelang es der klugen, ausdauernden und vor nichts erröthenden Politik Ludwig Philipps, die Juliusrevolution, der er die Krone verdankte, verächtlich zu machen, und ihre Anhänger theils zu demoraliſiren, theils (im Junius) durch Waffengewalt niederzuwerfen. Damit wurde zugleich den Liberalen anderer Länder jede Unterſtützung von Seite Frankreichs vereitelt. Zwar intervenirte Ludwig Philipp für die Italiener in Ancona und für die Belgier in Antwerpen; allein er ging hierin nur ſo weit, als ihm das zu dieſem

Zwecke mit ihm alliirte England und dessen stets zwischen Frankreich und den nordischen Mächten abwägende Eifersucht gestattete, und Italien sowohl als Belgien waren weit entfernt, sich dadurch in einen erfreulichen oder nur gesicherten Zustand versetzt zu sehen. Waren Ancona und Antwerpen die Gränzsteine, wo die douce resistance des juste-milieu begann, so hatte dagegen in allen östlich gelegenen Ländern die absolutistische, von Rußland ausgehende Reaction freien Spielraum. Das im vorigen Jahr besiegte Polen wurde in dem gegenwärtigen politisch vernichtet. In Deutschland schien die gesetzliche Opposition nur darum zu journalistischem und tumultuarischem Schwindelgeist ausarten zu müssen, um die Beschlüsse des 28 Jun. zu motiviren, durch welche die bereits in einigen Staaten beschlossene Preßfreiheit wieder vernichtet, und die gehofften Entwicklungen des constitutionellen Lebens wieder in Frage gestellt wurden.

Im europäischen Westen dagegen errang das constitutionelle Princip wieder entschiedene Vortheile. In England setzte die Standhaftigkeit des Grafen Grey und die laut aufbrausende Volksstimme die Reform durch, und in Spanien begann die Königin Christine den Sinn des Königs umzuwenden und durch eine Cabinetsrevolution dem Systeme der rachevollen Despotie das der Gerechtigkeit und Mäßigung entgegenzusetzen. Selbst in Portugal schien durch die Landung Don Pedro's in Oporto und in Erwartung französisch-englischer Hülfe der Tyrannei Don Miguels ein nahes Ende bevorzustehen.

In dem Maß, wie Frankreich die Aufmerksamkeit weniger in Anspruch nahm, wurde dieselbe wieder, wie vor

der Julusrevolution auf den Orient gelenkt. Nicht nur erhielt Griechenland an dem Prinzen Otto von Bayern einen neuen König, sondern auch die hohe Pforte ſetzte aufs neue die europäiſche Diplomatie in Bewegung, da der Paſcha von Aegypten Syrien eroberte, durch Klein-Aſien vordrang und am Schluſſe des Jahres ſchon Conſtantinopel ſelbſt bedrohte.

Die Geschichte des Jahres 1832.

Erster Theil.

I.

Frankreich.

1.

Periers Sieg und Untergang. Die Cholera in Paris.

Frankreich theilte sich nach der Julirevolution, wie wir gesehen haben, in drei Parteien: in die königliche oder ministerielle, deren Wahlspruch das Juste-Milieu war, die auf gleiche Weise das Adels- und Pfaffenregiment der alten Bourbons wie die Anarchie der Republik im Innern, so wie eine zweite Restauration von außen oder Napoleonische Eroberungskriege nach außen vermeiden wollte, und die sich im Innern der materiellen Interessen und Friedenssympathien gegen die Parteien, nach außen Englands gegen die h. l. Allianz bediente; ferner in die karlistische oder hen-

ricinquiſtiſche Partei, die Ludwig Philipp als Uſurpator und nach Abdankung Karls X und des Dauphins den letzten Sprößling der ältern Linie der Bourbons, Heinrich V, als den legitimen König anſah, die um ſo kühner wieder ihr Haupt erhob, je mehr ſie durch das Mäßigkeitsſyſtem Ludwig Philipps geſchont wurde, und die, wie zur Zeit der erſten Emigration, theils von einer neuen Coalition der Könige, theils von einem neuen Vendée-Aufſtande eine neue Reſtauration hoffte; endlich in die Partei der Bewegung, die ſich von der Juliusrevolution weit größere Folgen für die Freiheit der Völker und den Ruhm Frankreichs verſprochen hatte, daher ſehr unzufrieden mit Ludwig Philipp war, aber wieder in zwei Fractionen zerfiel, nämlich in die conſtitutionellen Liberalen, die wie Odilon-Barrot ꝛc. den königlichen Thron im Innern, nur mit etwas mehr demokratiſchen Inſtitutionen umgeben, und nach außen eine kraftvollere und der Freiheit der Völker günſtigere Politik haben wollten; und in die reinen Republicaner, welche mit dem Königthum völlig brachen, ſeitdem ſelbſt ein Bürgerkönig, wie ſie überzeugt waren, die Probe nicht beſtanden hatte.

Das Juſte-Milieu hatte fort und fort geſiegt, und da der Erfolg die Meinungen zu beſtimmen pflegt, ſo nahmen die Vorwürfe gegen daſſelbe ſchon im Jahre 1832 bedeutend ab. Seine Gegner, auf der Tribune überwunden, nahmen ihre Zuflucht zu Verſchwörungen, die eben ſo unglücklich ausfielen, bis die Oppoſition endlich wirklich ermattete, oder es wenigſtens für politiſch hielt, ihre noch übrigen Waffen nicht vollends abzunutzen, ſondern zu pauſiren und zu warten. Gleichwohl hatte die Lage Ludwig Philipps trotz ſeiner Siege im Innern und ſeiner Anerkennung von außen noch nicht von

ihrer Gefährlichkeit verloren, und ſelbſt diejenigen, die ſtets als den edlen Zweck ſeiner Politik den Frieden Europa's, die ungeſtörte Civiliſation und den innern Wohlſtand Frankreichs bezeichneten, glaubten doch, daß er in der Wahl ſeiner Mittel Fehlgriffe gethan, die nicht nur ſeinem Ruhme, ſondern auch ſeinem Plane gefährlich ſind. Seine doctrinäre Dialektik und Polizei im Innern und ſeine winkelziehende Diplomatie nach außen entbehren der Offenheit und Größe, die ihm ſeine weltgeſchichtliche Lage, als erſter Wahlkönig einer großen Nation, zur Pflicht macht.

Der geiſtreiche Verfaſſer der Franzöſiſchen Zuſtände hat uns zu Anfang des Jahres 1832 ein ſehr lebendiges Bild des Königs entworfen: „In Ludwig Philipp ſah das Volk einen Mann, deſſen Vater ſchon, ſogar in ſeinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menſchen anerkannt hat, einen Mann, der ſelbſt bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von ſeiner früheſten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und ſich, in Oppoſition gegen die eigene Sippſchaft, als einen Repräſentanten der Demokratie dargegeben hat. — Wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daß ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten! Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balcone des Palais-Royal und ſchlug mit der Hand den Tact zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Egalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in

der Pariſienne beſingen laſſen, und wie er ſich von Horace Vernet malen laſſen, auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-Royal immer beſonders bedeutungsvoll zur Schau geſtanden. In dieſen Gemächern hatte das Volk während der Reſtauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags, und bewunderte, wie bürgerlich alles dort ausſah, im Gegenſatze zu den Tuilerien, wo kein armer Bürgersmann ſo leicht hinkommen durfte; und mit beſonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet iſt, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel ſteht und den Knaben in der Geographie Unterricht ertheilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie viel er ſelbſt dabei gelernt haben müſſe! Jetzt ſagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als faire bonne mine à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie ſeines Hauptes iſt verſchwunden, und man erblickt darin nur eine Birne. Die Birne iſt noch immer ſtehender Volkswitz, in Spottblättern und Carricaturen. Jene, namentlich le Revenant, les Cancans, le Brid-Diſon, la Mode, und wie das karliſtiſche Ungeziefer ſonſt heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverſchämtheit, die um ſo widerwärtiger iſt, da man wohl weiß, daß das edle Faubourg ſolche Blätter bezahlt. Man ſagt, die Königin leſe ſie oft und weine darüber; die arme Frau erhält dieſe Blätter durch den unermüdlichen Dienſteifer jener ſchlimmſten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde“ in jedem großen Hauſe zu finden ſind. Die Birne iſt, wie geſagt, ein ſtehender Witz geworden, und Hunderte von Carricaturen, worauf man ſie erblickt, ſind überall ausgehängt. Hier ſieht man Perier auf der Redner-

bühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſ't und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheure große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten, und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt. Den jungen Heinrich ſieht man als frommen Wallfahrter, in Pilgertracht, mit Muſchelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeſchnittenen Kopfe. Ich will wahrlich den Unfug dieſer Fratzenbilder nicht vertreten, am allerwenigſten wenn ſie die Perſon des Fürſten ſelbſt betreffen. Ihre unaufhörliche Menge iſt aber eine Volksſtimme und bedeutet etwas. Einigermaßen verzeihlich werden ſolche Carricaturen, wenn ſie, keine bloße Beleidigung der Perſönlichkeit beabſichtigend, nur die Täuſchung rügen, die man gegen das Volk verübt. Dann iſt auch ihre Wirkung gränzenlos. Seit eine Carricatur erſchienen iſt, worauf ein dreifarbiger Papagai dargeſtellt iſt, der auf jede Frage, die man an ihn richtet, abwechſelnd „Valmy“ oder „Jemappes“ antwortet, ſeitdem hütet ſich Ludwig Philipp dieſe Worte ſo wiederholentlich wie ſonſt vorzubringen. Er fühlt wohl, in dieſen Worten lag immer ein Verſprechen, und wer ſie im Munde führte, durfte keine Quaſi-Legitimität nachſuchen, durfte keine ariſtokratiſchen Inſtitutionen beibehalten, durfte nicht auf dieſe Weiſe den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungeſtraft beleidigen laſſen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt preisgeben und verrathen. Alles dieß durfte Ludwig Philipp nicht; was er

aber durfte und ſollte, war, ſo meinen die Franzoſen, etwa folgendes: die Lügen der Charte mußten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden. Ludwig Philipp mußte erfüllen, was ſein ganzes Leben ſymboliſch verſprochen hatte. Wie einſt in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeiſter vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: ſeht dieſe hübſchen Länder, die Menſchen darin ſind alle frei, ſind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtniß behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäiſchen Freiheit treten, die Intereſſen derſelben mit ſeinen eigenen verſchmelzen, ſich ſelbſt und die Freiheit identificiren, und wie einer ſeiner Vorgänger ein kühnes l'état c'est moi! ausſprach, ſo mußte er mit noch größerem Selbſtbewußtſeyn ausrufen: la liberté c'est moi! —"

Dieß waren allerdings die Erwartungen Lafayette's. Ihnen vollkommen zu entſprechen, war ohne Zweifel Ludwig Philipp nicht der Mann, daher hätte man auch dieſe Erwartungen nicht von ihm hegen ſollen. Auch ging man zu weit, oder machte ſich einer etwas ſtarken Naivetät ſchuldig, wenn man von einem König verlangte, was nur eine Republik leiſten kann, und ſofern man im Bürgerkönig nur den Bürger ſehen wollte, durfte man ſich nicht darüber beklagen, daß er ſeinerſeits zu viel den König blicken ließ. Am richtigſten ſcheint Odilon-Barrot die Lage des Königs begriffen zu haben, da er von demſelben nur mehr Aufrichtigkeit und Würde verlangte. Odilon-Barrot trat den Republicanern entgegen, bekannte ſich feierlich zur Juliusdynaſtie, behauptete aber und wiederholte bei jeder Gelegenheit, daß dem Könige der Franzoſen nur eine offene und großartige Politik gezieme, daß

nur eine ſolche ſowohl den Frieden Europa's als auch die neue Dynaſtie befeſtigen könne. Wenn Ludwig Philipp ihm gefolgt wäre, würde er die Mehrheit der Liberalen in Frankreich, ſtatt zu Republicanern und ſeinen erbitterten Feinden, vielmehr zu ſeinen Freunden gemacht, und nach außen in Bezug auf Polen, Belgien und Italien eine weit kräftigere Intervention bewirkt haben, ohne daß weder im Sinne der Republicaner eine neue revolutionäre Ueberfluthung Europa', noch im Sinne der Karliſten ein neuer Kreuzzug zu fürchten geweſen wäre, weil die auswärtigen Mächte ſich wohl gehütet haben würden, eine ſo gewaltige, im Innern ſtarke, von außen mit Bundesgenoſſen umgürtete, mit dem Zeitgeiſt Hand in Hand gehende Macht anzugreifen.

Ludwig Philipp glaubte indeß die Ruhe in Frankreich nicht durch ſeine Popularität, ſondern durch Schwächung des Enthuſiasmus, durch Paralyſirung der Parteien und durch die alten Polizeimanöuvres, und den Frieden von außen nicht durch eine offene und energiſche Sprache, ſondern durch geheime Begütigungen und Intriguen, durch die alten diplomatiſchen Manöuvres erhalten zu können. Indem er Frankreich damit überraſchte und ſeine unter einander getrennten Gegner Zeit brauchten, ſich zu beſinnen, indem er den materiellen Friedensintereſſen ſchmeichelte und ſo einerſeits im Innern ſich für die nächſte Gegenwart die Majorität ſicherte, und indem er andererſeits durch eben dieſes Syſtem auch die auswärtigen Mächte überraſchte, ihnen Zeit gab, über die von ihrer Seite zu ergreifende Politik nachzudenken und ſich dadurch einſtweilen auch der Zuſtimmung ihrer Majorität verſicherte, errang ſeine Politik glänzende Erfolge, deren Dauer gleichwohl von

der geheimen Macht abhängig iſt, die der Neſtor der Politik, Talleyrand, le hazard genannt hat.

Das alte Jahr hatte, wie wir geſehen haben, unter heftigem Parteigezänk geendet. Das neue Jahr fuhr darin fort. Die Stürme der Oppoſition waren zwar nicht mehr ſo laut und häufig, aber der mehr zurückgedrängte Groll nahm an Gehäſſigkeit zu.

Die Anrede des diplomatiſchen Corps an den König am Neujahr ſollte den Völkern beweiſen, wie ſehr Ludwig Philipp mit den nordiſchen Mächten einſtimmig denke: „Mit einem glücklichen und ruhigen Frankreich ſind Ordnung, Ruhe und Glück aller andern Staaten verknüpft. Im verfloſſenen Jahre haben Eure Majeſtät und die andern Souveraine alles Mögliche zur Erhaltung des Friedens, zur Aufrechthaltung dieſes erſten Bedürfniſſes der Civiliſation, gethan; dieſe Beſtrebungen wurden mit Erfolg gekrönt, weil von beiden Seiten Aufrichtigkeit und feſter Wille vorhanden waren, die Schwierigkeiten auszugleichen und die Hinderniſſe zu überſteigen. Das zu Ende gegangene Jahr hat den Grund zu dem Frieden des beginnenden und der folgenden Jahre gelegt.“

Am 4ten Januar bediente ſich Hr. Montalivet in der Kammer des Ausdruckes Unterthanen, was einen kurzen, aber äußerſt heftigen Kampf herbeiführte. Die Oppoſition proteſtirte aus allen Kräften gegen dieſen Ausdruck, der eine Rückkehr zu der alten Sklaverei ankündige, da es ſeit der Juliusrevolution in Frankreich nur Bürger, aber nicht mehr Unterthanen gebe. Am gleichen Tage wurden über 30 Republicaner in Paris verhaftet, die einer Verſchwörung angeklagt waren.

Neue Gehäſſigkeiten zeigten ſich bei der Feſtſetzung der

Civilliſte. Der König ließ zu ſehr den Wunſch blicken, dieſelbe erhöht zu ſehen, und veranſtaltete kurz vor der Abſtimmung einen Ball, was man ſo auslegte, als ob er die Deputirten dadurch habe gewinnen wollen. Inzwiſchen wurden von der Kammer am 12 Januar ſtatt 15 nur 12 Mill. Civilliſte bewilligt, und es erhoben ſich laute Klagen über die großen Koſten des neuen Regime's im Vergleich mit den frühern Budgets unter den ältern Bourbons und Napoleon. Laffitte conſtatirte am 18 Januar die Lage der Finanzen für 1832 folgendermaßen: 978 Millionen Auflagen; 86 Mill. Deficit von 1830; 107 Mill., die für 1831 fehlten; 300 Mill. ſchwebende Schuld; ein zu negociirendes Capital von 200 Mill.; eine Tilgung, die im Verhältniſſe der Vermehrung der Schuld vermindert ſey, um die Ausgaben nicht zu vermehren; und täglich neue Octrois, neue Anleihen für die Städte; die Stadt Paris zu einer Anleihe von 40 Mill. verurtheilt! Es iſt Zeit, fährt Herr Laffitte fort, am Rande des Abgrundes ſtill zu halten.

Um dieſe Zeit übte die Regierung eine feindſelige Strenge gegen die geflüchteten Polen aus, verweigerte denſelben den Aufenthalt in Paris, und trieb ſie nach Avignon. Dieß riß die alten Wunden wieder auf, und die Oppoſition erhob aufs neue laute, obwohl nutzloſe Klagen. Beſonders erbitterte der Befehl, die Polen nach Algier zu transportiren. Wir werden ſpäter, wenn wir von den Schickſalen der Polen überhaupt ſprechen, darauf insbeſondere zurückkommen.

Caſimir Perier, dem der König das Staatsruder anvertraut hatte, indem er ſelbſt wieder deſſen Hand lenkte, trat am 20 Januar der Oppoſition aufs neue mit einer langen und gewandten Rede entgegen. Er beſchwerte ſich

bitter über die unaufhörlichen und doch unnützen Angriffe gegen die Regierung, über dieſe ſyſtematiſche Feindſeligkeit, die jede Regierung unmöglich machen würde, wenn ſie durchdränge, und über die ſich die Redner der Oppoſition am meiſten beſchweren würden, wenn ſie ſelbſt zur Regierung kämen. „Sieht die Oppoſition nicht ein, daß wenn ſie das Unglück hätte, durch dieſe Bahn der Zerſtörung zu der Staatsgewalt zu gelangen oder zurückzukehren, ſie zum voraus ſelbſt ſich die Mittel der Handlung und der Kraft zerſtört haben würde? Sie würde alsdann nicht regieren, ſondern regiert werden, getrieben von den hinter ihr losgelaſſenen Leidenſchaften, ſtatt der Ueberzeugungen und der Intereſſen, um ſie aufrecht zu erhalten. Jede Regierung würde ihr unmöglich ſeyn, weil ſie die Meinung geäußert, man dürfe unſere Revolution nicht regieren, ſondern man müſſe ihr folgen, und weil eine Revolution, der man folgt, nur im Abgrunde ſtill hält. Dieß iſt meine Ueberzeugung, es iſt die Meinung der Majorität des Landes, ſo wie die Oppoſition ſie ſelbſt gemacht hat. Das Land verlangt von Ihnen Ruhe, Frieden, Vertrauen und Zukunft. Nur in Ihrer Eintracht wird es alle dieſe Wohlthaten finden, und daraus wird dann eine wahre Erleichterung in den Laſten, die das Land bedrücken, hervorgehen.“

Lafitte antwortete ihm nicht weniger beredt, indem er auf die gefährliche Schwäche der franzöſiſchen Politik gegen das Ausland aufmerkſam machte. „Ich glaube, daß eine feſte Sprache die fremden Fürſten, die nicht im Stande ſind, uns zu bekriegen, zu einer Entſcheidung gebracht haben würde. Ich frage, ob, wie man ſchon ſo oft verkündigt, keine Verfolgungen in Italien ſtattgefunden haben,

ob die Amneſtie vollſtändig geweſen? Ich frage, ob Polen, das nicht hätte untergehen ſollen, ob Polen, das ſeine Nationalität behalten ſollte, noch beſteht und ſeine Nationalität behalten hat? Endlich frage ich, ob jetzt die fremden Mächte in ihren Geſinnungen einſtimmig ſind? Ich frage, ob man auf die eiteln Verſprechungen, mit denen ſie uns bisher eingewiegt haben, zählen kann? Und ich halte Frankreich für hinreichend groß und mächtig, um dieſen Zuſtand zu endigen; dazu gibt es aber nur Eine Art, daß man nämlich laut und ohne Beſchränkung das Princip der Nichtintervention erkläre, das nicht beſtändig verſchoben werden darf. Seit ſechs Monaten ſagt man täglich, der Friede ſey gemacht, alles ſey zu Ende, und doch iſt die Unterhandlung in England unentwirrbar, man weiß nicht, was jene Protokolle bedeuten, die kein Ende nehmen; es ſind immer Hoffnungen, die man uns gibt, und dieſe Hoffnungen werden niemals erfüllt.“

Der Kaſſenreſt des Hrn. Keßner, in deſſen Staatskaſſenverwaltung ein Deficit von 6 Millionen entdeckt wurde, ſetzte die Gemüther am Schluſſe des Januars abermals in große Bewegung, die noch durch eine Verſchwörung vermehrt wurde. In der Nacht auf den 2. Februar entſtand ein Tumult auf dem Baſtilleplatz, der nach einigen Flintenſchüſſen durch die Truppen gedämpft wurde. Es iſt ungewiß, ob ſich Karliſten und Republicaner bei dieſer Gelegenheit wirklich verbunden hatten; gewiß aber iſt, daß an demſelben Abend nicht nur die Karliſten, von denen der Tumult ausging, ſondern auch die Republicaner verſammelt waren, und daß die Regierung ihren Angriff zuerſt gegen die Letztern richtete, ſey es mehr aus wirk-

wirklicher Beſorgniß, oder um ſie zu verdächtigen. Es ſollen 230 Karliſten und 50 Republicaner verhaftet worden ſeyn. Seit dieſer Zeit wurde die Polizei in Paris vermehrt und ihre Strenge verſchärft. Man prägte ihr ein, die Aufwiegler nicht mehr zu ſchonen und ſie wenigſtens durch Hiebe zu ſchrecken, da die Geſchwornengerichte immer gern geneigt waren, ſie auf dem gerichtlichen Wege frei zu ſprechen.

Zu Anfang des März brach die Oppoſition in der Kammer aufs neue in laute Klagen aus über den Gang der franzöſiſchen Politik. Lamarque ſagte: „Iſt es nicht die Propaganda des Abſolutismus, die die entſtehenden Conſtitutionen Deutſchlands bekämpft, und wobei es Ihre Pflicht wäre, dieſe Conſtitutionen aufrecht zu erhalten? Iſt es nicht dieſe Diplomatie, die Ihnen Feinde in jenem Bayern ſchafft, das vergißt, daß wir es waren, die ſeinen Herzoghut in eine Krone verwandelt haben? Iſt es nicht der Einfluß der nordiſchen Mächte, der die Freiheit der Preſſe erſtickt, und die Inſtitutionen verdirbt? Betrachten Sie die Sachen genauer, dann werden Sie finden, daß man in Frankfurt und Mainz gegen Sie den Krieg führt; daß man in Heſſen, in Würtemberg, im Großherzogthum Baden Sie angreift; der Stoß der Ideen geht dem Kanonendonner voraus, und die Niederlage unſerer Doctrinen muß ſie zu andern Kämpfen aufmuntern. Die Miniſter betrügen ſich alſo, und bereiten uns eine Zukunft voller Zufälligkeiten vor, wenn ſie einwilligen uns auf der Erde iſolirt zu laſſen; wenn ſie das uns umgebende Netz zuſammenziehen laſſen; wenn ſie, alle Fragen materialiſirend, alle Sympathien, alle moraliſchen Gefühle, die uns an andere Nationen knüpften, erſticken wollen. Ich

werde Ihnen nicht von den Protokollen und der ewigen Conferenz, nicht von den 24 Artikeln ſprechen, wovon einige eben ſo gefährlich für Frankreich als läſtig für Belgien ſind, und eben ſo wenig von den Verſprechungen der Ratificationen, die wahre Narcotica ſind, womit man Sie einſchläfert; ſondern von zwei dringenden Pflichten, vor denen Sie unmöglich zurücktreten können, und von einem allzuwichtigen Ereigniſſe, als daß man es mit Stillſchweigen übergehen könnte. In der Eröffnungsrede dieſer Sitzung hat uns der König die Verſicherung der „Aufrechthaltung der Nationalität Polens" gegeben, und Sie haben ſich im Namen Frankreichs durch ein feierliches Votum den Verſprechungen der Krone beigeſellt. Was haben die Miniſter zur Vollziehung dieſer Verpflichtung Frankreichs und ſeines Königs gethan? Haben ſie Oeſterreich daran erinnert, daß 1816 alle Mächte dieſe „Nationalität" als einen unerläßlichen Wall für Europa angeſehen, und daß der Abgeſandte Englands mit Kraft die Gefahr bezeichnete, die eintreten würde, wenn man die Heere der ruſſiſchen und polniſchen Nationen unter der Hand eines kriegeriſchen Prinzen laſſen wollte? Wollen Sie etwa die Theilnahme an Polen dadurch beweiſen, daß Sie an den Polen ſo wenig Theilnahme bezeugen, daß Sie dieſelben aus Frankreich zu entfernen ſuchen, daß Sie ihnen lange den Zutritt zu der Hauptſtadt verſchloſſen und einige derer verbannten, die im erſten Augenblicke daſelbſt eine Zuflucht geſucht hatten? Wir würden gewiß die Miniſter nicht tadeln, wenn ſie dem Central-Italien zu Hülfe kommen, das der 5te Artikel des Tractats vom 10 Junius 1817 unter unſern Schutz ſtellte; ſind aber einige tauſend nach Ancona abge-

ſchickte Franzoſen, 80,000 Oeſterreichern gegenüber, eine wirkliche Stütze? Können ſie nicht im Gegentheil eine ſo leicht zu entzündende Bevölkerung überſpannen, und ſie zu Anſtrengungen veranlaſſen, wovon ſie das Opfer werden dürfte? Haben wir mit Einwilligung Oeſterreichs an den Küſten des adriatiſchen Meeres gelandet, ſo iſt der Fehler noch viel ernſter, denn es kann nur eingewilligt haben, indem es uns die Verpflichtung auflegte, ihm bei Unterdrückung der Völker Italiens beizuſtehen. Demnach würde ſich das Frankreich des Julius nicht nur der heiligen Allianz unterwerfen, ſondern auch einen Theil derſelben ausmachen, und die dreifarbige Fahne, vormals das Sinnbild des Ruhms und der Freiheit, würde wie der Adler des Nordens ein Zeichen der Sklaverei werden."

Thiers erklärte hierauf, daß die Verbindung Frankreichs mit England mehr werth ſey, und zu größern Reſultaten führe, als alle Plane der revolutionären Propaganda im Sinn der alten Republik und des Kaiſerreichs. Dagegen aber ſagt Maugnin: „Ich erkenne dieß an, das gegenwärtige engliſche Miniſterium ſcheint in einer Gemeinſchaft der Anſichten mit dem franzöſiſchen Cabinette zu ſtehen. Wer kann aber verbürgen, daß dieſes Miniſterium ſeine Doctrin nie ändern werde? Wer möchte auch ſeine Dauer garantiren? Sonach hängt die Sicherheit Frankreichs von einer Berathſchlagung des Hauſes der Lords ab. Dieſer ſo glänzende, ſo glückliche Zuſtand unſerer auswärtigen Angelegenheiten beſchränkt ſich alſo auf die wenigen Worte: Rußland hat ſich mit der Macht von Polen vergrößert; Oeſtreich vergrößert ſich mit der von ganz Italien; Preußen fängt an ſich über den ganzen deutſchen

Bund auszudehnen. Die europäiſche Ariſtokratie hat ſchon einen Theil ihres Zwecks erreicht; es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Julius 1830 und jetzt. Jetzt rühren ſich Hoffnungen, die damals nicht gewagt haben würden ſich zu äußern. Das was die Ariſtokratie mit uns that, hat ſie früher in Spanien gethan. Man ſagte dieſem, es ſolle den Frieden behalten; man ſpaltete es, man ſchuf Parteien, dann ward es überwunden und ſelbſt ohne eine Kriegserklärung. Man hat uns gezwungen unſere Principien preiszugeben; aber die Principien in unſerer Zeit ſind die Bataillone, die Allianzen. Als Rom ſeine Feinde, die unterhandeln wollten, zu Grunde richten wollte, forderte es zuerſt ihre Wagen, ihre Waffen, ihre Schätze, dann forderte es Städte, Provinzen, und endlich verbrannte es Carthago oder erkaufte Jugurtha. So verfährt die Ariſtokratie zu allen Zeiten bis auf unſere Tage. Was hat ſie unter unſern Augen in Neapel, in Piemont, in Spanien gethan; und doch hatten dieſe Revolutionen Männer von königlichem Geblüte an ihre Spitze gerufen. Das königliche Geblüt konnte die Ariſtokratie nicht entwaffnen. Die Souveraine wollen keine Conſtitutionen; ſie verfolgen die Conſtitutionen, die von den Völkern entriſſenen Freiheiten, und werden ſie überall verfolgen. Unſere Geſchichte iſt folgende: man wird uns den Frieden nicht geben; ich ſage nicht, daß man uns bekriegen wird. Wir werden in dieſer Lage bleiben, die den Herren Miniſtern ſo ſehr gefällt, weil ſie ihr Lächeln erweckt; wir werden in dieſer Lage bleiben, die nicht der Krieg und nicht der Friede, aber verheerend für den Staat, verhängnißvoll für den Handel, beunruhigend für das Land iſt, und weder Zukunft noch Sicherheit gewährt.

Wir werden in dieſer Lage bleiben; und wenn wir durch unſere Spaltungen geſchwächt ſind, ſo wird uns Europa eines Tags für ſchwach genug halten, um uns zu erobern.“

Mauguin ſprach hiermit die öffentliche Meinung in Frankreich aus, die ohne Zweifel in der Kammer repräſentirt geweſen wäre, wenn die active und paſſive Wählbarkeit nicht an die Ariſtokratie des Geldes geknüpft geweſen wäre. Man trug ſich damals mit den Worten, die Perier zum preußiſchen Geſandten geſagt haben ſollte: Je ne sais pas, pourquoi vous nous en voulez; nous sommes la restauration complète excepté les Jésuites.

Um die kriegeriſchen Erinnerungen und den Haß gegen die heilige Allianz nicht wieder zu erwecken, wurde der Marſchallin Ney, Fürſtin von der Moskwa, ihr Geſuch um Reviſion des Proceſſes ihres Mannes abgeſchlagen, und um andrerſeits den Karliſten einen Anlaß zu Kirchen-Emeuten zu nehmen, wurde die Feier des 21 Januars, als des Todestags Ludwigs XVI, aufgehoben.

In den Provinzen herrſchte daſſelbe Mißbehagen, wie in Paris. Am 5 Januar kam es zu einer Schlägerei zwiſchen Karliſten und Liberalen in Toulon, und am 8ten tumultuirte das Volk zu Poitiers wegen der drückenden indirecten Steuern. Am 11 März brach ein bedeutender Tumult in Grenoble aus. Am gedachten Tage, Sonntags, ſollte nach alter Sitte ein Maskenzug gehalten werden. Der Präfect Duval unterſagte denſelben, weil er bei dieſem Anlaß politiſche Anſpielungen und Ruheſtörungen befürchtete. Aber gerade durch dieſes Verbot führte er ſie herbei, denn man brachte ihm eine lärmende Katzenmuſik, und da er Truppen anrücken ließ, entſtand ein förmliches

Gefecht, in welchem 15 Menschen verwundet wurden. Dieß erbitterte die Bürger so sehr, daß sich nun auch die Nationalgarde gegen den Präfecten erhob, und ihn sammt den Linientruppen zwang, die Stadt zu räumen. Die Ruhe stellte sich inzwischen von selbst wieder her, und der Vorfall hatte weiter keine Folgen, als daß die Opposition der Verwaltung von Neuem ihre Gewaltthätigkeit vorwarf. An demselben 11 März wurde auch der Präfect in Carcassonne von den dortigen Nationalgarden insultirt.

Am 27 März brach plötzlich die Cholera in Paris aus, indem sie gleichsam von London herüberſprang, immer die größten Menschenmassen aufsuchend, wo sie sich zusammengehäuft. Sie verbreitete einen panischen Schrecken unter den Parisern, und brachte die niederen Classen der gebildetsten und aufgeklärtesten Stadt der Welt in eben solche Wuth wie die rohen Russen und Ungarn. Es zeigten sich ganz die nämlichen Symptome des Volksargwohnes und Volksaberglaubens. Der Pöbel wurde am ersten und zweiten April unruhig, schwärmte durch die Gassen, insultirte die Aerzte und suchte die Sanitätsanstalten zu verhindern. Das unsinnige Gerücht, man wolle das Volk vergiften, verbreitete sich auch in Paris, wie in Petersburg und Ungarn, und führte zu denselben Excessen. Die Lumpensammler machten den Anfang, und alles Lumpengesindel schloß sich an: „Es war ein häßlicher Anblick, alle diese Lumpen, diesen Schmutz, diese von Trunkenheit, Elend und Immoralität zerstörten Gesichter, das wüthende Geschrei einer Masse von Weibern, die kaum noch dem menschlichen Geschlechte angehören, zu sehen. Die untern Classen glauben nicht an die Existenz der Cholera; sie halten sie für eine Erfindung der Regierung

gewiſſe Maßregeln durchzuſetzen, die man ſonſt nicht in Ausführung zu bringen gewagt haben würde. Paris iſt voll von einer Population, die durch nichts als brutale Gewalt zu regieren iſt. Die Religion hat keinen Einfluß auf ſie, der Glaube an die Macht der Regierung iſt durch die Gewohnheit der Revolution gänzlich zerſtört.“

Am wüthendſten und zügelloſeſten bezeigten ſich die Weiber, die Dames de la Halle. Einige Fälle werden erzählt, wo ſie ſich auf Vorübergehende, die an einem Riechfläſchchen rochen, ein Chlorbüchschen trugen ꝛc., mit wüthendem Geſchrei warfen, ihnen im Nu alle Kleider vom Leibe riſſen, und ſie dann im eigentlichen Sinne zerfleiſchten. Ein Dieb wollte in dichter Menſchengruppe ſeinem Nachbar ein Fünffrankenſtück aus der Taſche holen. „In's Waſſer mit dem Vergifter!“ riefen Hunderte von Stimmen; man ſchleppte ihn an die Arcole-Brücke, und hinunter mit ihm. Ein Jude, der ein Kampherbüchschen bei ſich hatte, und es an ſeine Naſe brachte, um ſich vor der Cholera zu bewahren, ward bei der Getreidehalle von dem Pöbel überfallen, und mit Stößen zu Tode gemartert. Zwei junge Leute von Bercy, die eine Bude in der Straße des Faubourg St. Antoine gemiethet, wurden als Vergifter angeſehen, und würden ohne die Municipalwache und die Dragoner ein Opfer geworden ſeyn. In der Straße St. André des Arts ward eine Perſon, die in einen Brunnen blickte, als der Vergiftung verdächtig behandelt, aber noch von einer Patrouille gerettet. Der in der Straße St. Denis getödtete junge Mann ſtand vor einer Weinſchenke. Eine Frau, die ihn im Zweifel ſah, wohin er gehen ſollte, rief ihm zu: biſt du ein Vergifter? der Weinhändler kommt heraus und frägt den jungen Mann:

dieſer antwortet gebrochen, es rottet ſich eine Maſſe zuſammen; man verlangt von ihm, daß er von dem Wein trinke, den man für vergiftet hielt; er weigert ſich und wird ſogleich niedergeworfen und zerriſſen.

Folgendes Umlaufſchreiben des Polizeipräfecten malt am beſten die Beſorgniſſe in jenen Schreckenstagen: „Die Erſcheinung der Cholera in der Hauptſtadt lieferte den ewigen Feinden der Ordnung eine neue Gelegenheit, unter der Bevölkerung ſchändliche Verleumdungen gegen die Regierung auszuſtreuen. Sie wagten zu ſagen, die Cholera ſey bloß eine von den Agenten der Behörde bewerkſtelligte Vergiftung, um die Bevölkerung zu vermindern, und die allgemeine Aufmerkſamkeit von den politiſchen Fragen abzuziehen. Ich wurde benachrichtigt, daß einige Elende, um jenen ſchauderhaften Einflüſterungen Glauben zu verſchaffen, den Gedanken faßten, die Weinſchenken und Metzgerläden zu durchziehen mit Giftfläſchchen und Paketen, ſey es um das Gift in die Waſſergefäße und Weinkrüge und auf das Fleiſch zu werfen, ſey es auch bloß, um ſich den Anſchein zu geben, als thäten ſie dieß, und ſich dann auf friſcher That von Mitſchuldigen verhaften zu laſſen, die, ſie als Polizeiangehörige bezeichnend, ihr Entwiſchen begünſtigen, und hierauf alles ins Werk ſetzen ſollten, um die Wahrheit der gegen die Behörde gerichteten gehäſſigen Anſchuldigungen zu beſtärken. Es wird hinreichen, Ihnen ſolche Entwürfe anzuzeigen, um Sie die Nothwendigkeit fühlen zu laſſen, die Wachſamkeit über die Schenken und Fleiſchläden zu verdoppeln, und die Verkäufer vor jenen Attentaten zu warnen.“

Dagegen klagte der Meſſager heftig darüber, daß die Regierung auch bei dieſer Gelegenheit nur ihrer politiſchen Furcht

fröhne, anſtatt auf einem ärztlichen Wege für die Geſundheit Sorge zu tragen: „Hat man etwa jetzt Waſſer genug in der Stadt? Nein. Werden die Straßen während der Nacht von dem Unrath geſäubert? Nein. Sind ſie endlich reinlich und geſund? Nein, ſie ſind verpeſtet. Am wenigſten hat die Adminiſtration die Todten geachtet; alles wurde über- und durcheinander geworfen. Die Barbaren haben beſſere Kirchhöfe als wir; unſere Civiliſation bleibt hierin hinter den Türken zurück. Aber was macht ſich unſere Verwaltung aus dem allem! Sie wirft die Leute in den Spitälern, in den Gefängniſſen, in den Kirchhöfen zuſammen, und dann blickt ſie umher, erwartend, daß man ihr Lob ſinge. Sie findet Zungen dazu. Aber das Uebel wurde zu ernſthaft; man mußte dieſes Concert unterbrechen. Geht in die Rue des Poſtes; man errichtet dort eine Ambulance. Der Architekt, die Maurer ſind da; man trägt Steine und Kalk herbei; man beeilt die Arbeit, wann wird ſie fertig ſeyn? Wenn die Cholera vorbei iſt. Der Moniteur verkündigt die Geſchenke an Bettzeug, Kleidern, Leinwand ꝛc., und was zeigt man der erſtaunten Menge? Iſt es nicht eine Schmach? In einer ſo reichen, ſo verſchwenderiſchen Stadt wie Paris 390 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 16 Paar Handſchuhe, 8 Paar Schuhe, 6 Seſſel, 1 Flanellſtücke! O bejammernswerthe Selbſtſucht, da biſt du officiell proclamirt. Weitere Aufrufe an die Wohlthätigkeit würden nicht viel helfen. Die Steuern, das Unbehagen, die Noth — man wird nicht viel mehr erhalten. Alle Induſtriezweige ſtocken, die Wohlthätigkeit wurde ſo vielfach in Anſpruch genommen, daß ſie am Ende ſich erſchöpfte. Für Foy's Grab bot Frankreich eine Million an; kaum die Hälfte erhält man für das Grab einer ganzen Bevölkerung.“

Da die Cholera während des Aprils immer heftiger um sich griff und auch mehrere Deputirte starben, so machten sich viele der übrigen aus dem Staube. Die Kammer wurde leer und am 21 April aufgelöst. Trotz der damaligen Noth erregte dennoch diese Flucht der Deputirten das Gelächter der Pariser.

Unter der großen Zahl der von der Cholera Ergriffenen befand sich auch Perier. Er hatte die Cholerakranken im Hotel-Dieu ohne Furcht besucht, und sey es, daß er hier angesteckt worden, oder daß seine bekannte Reizbarkeit ihn für den allgemein in der Atmosphäre verbreiteten Choleraſtoff empfänglich machte, er erkrankte schon im April. Die Kunst der Aerzte hielt ihn einige Wochen hin. Seine zahlreichen Feinde sagten, er werde nicht sterben, denn er selbst sey eine schlimmere Krankheit als die Cholera. Gleichwohl fiel er in Wahnsinn und starb nach entsetzlichen Qualen endlich am 16 Mai. Sein prachtvoller Leichenzug fand gleichgültige Zuschauer.

2.

Ministerium Montalivet. Landung der Herzogin von Berry.

Der Tod Periers veränderte durchaus nichts im Systeme der Regierung, zum Beweise, daß der Minister immer nur das dienende Werkzeug des hinter ihm agirenden und selbstregierenden Königs gewesen. Noch während Periers Krankheit erhielt Montalivet, „der jüngste und unerfahrenste unter den Ministern," das Portefeuille des Innern, am 27 April, und an Montalivets Stelle wurde Girod de

l'Ain Cultminiſter. Ein Umlaufſchreiben des erſteren kündigte an, daß man ganz im alten Syſteme fortfahren werde.

Alles, was bisher geſchehen war, hatte die Hoffnungen der Karliſten geſteigert. Frankreich war unzufrieden, die neue Dynaſtie nur bei den reichen Beſitzern populär, die Parteien des Juſte-Milieu und der Republik im bitterſten Haß entzweit und dadurch wechſelſeitig geſchwächt und endlich Paris damals mit der Cholera beſchäftigt. Es ſchien daher ein günſtiger Zeitpunkt für die Karliſten gekommen, deren Partei durch die allzu große Nachſicht Ludwig Philipps wieder keck gemacht worden war. Eine große karliſtiſche Verſchwörung breitete ſich über das ſüdliche Frankreich und die Vendée aus, und die Landung der Herzogin von Berry, die ſich den Winter über in Italien aufgehalten hatte, ſollte das Zeichen zum offnen Aufſtand geben. Was die Plane der Karliſten und wiefern ſie unter einander ſelbſt nicht ganz einig geweſen, darüber hat der Meſſager einen in jedem Fall ſehr intereſſanten Artikel geliefert. Sollte derſelbe auch nichts Anderes beweiſen, ſo beweiſt er wenigſtens, welchen Täuſchungen ſich die Herzogin von Berry hingegeben, und wie ſie von ihren eigenen Agenten ſchon damals hintergangen wurde.

„An dem Tage, wo Graf Orloff den Haag verließ, reiſte ein Bote, den er ſeit mehreren Tagen erwartete, nach Holyrood mit Depeſchen und Geldanweiſungen auf fünf Millionen Rubel, die von dem Kaiſer Nikolaus an Karl X geſchickt wurden, ab. In ihren Inſtructionen ſagte Seine ruſſiſche Majeſtät: „daß Sie und Ihre erlauchten Verbündeten keinen andern König von Frankreich als Karl X anerkennen könnten, deſſen Abdankung null und nichtig wäre, weil die von

ihm geſtellten Bedingungen verletzt worden ſeyen; jedoch bleibe es Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät vorbehalten, dieſe Abdankung, wenn Sie es für zweckmäßig erachten ſollte, zu erneuern, ſo wie Sie in den vollen Umfang ihrer Rechte zurückgetreten ſeyn würde.“ Se. Majeſtät fügte hinzu, daß Sie und Ihre Verbündeten nicht mit bewaffneter Hand in die innern Angelegenheiten Frankreichs einſchreiten könnten, ſo lange der Zuſtand derſelben eine Ausdehnung der Revolution nach außen fürchten ließe, und vorzüglich ſo lange die verbündeten Heere ihre Intervention nicht auf innere Bewegungen ſtützen könnten, aus denen die Proclamirung der legitimen Regierung hervorginge. Man müßte daher dieſe Bewegungen durch Fonds aufzuſtiften ſuchen, die zur Verfügung des königlichen Verbannten geſtellt würden. Der Kaiſer (ſo ſagen nämlich die uns gelieferten Urkunden) bemerkte ſchließlich, daß es ihm nicht zukomme, Karl X das Betragen vorzuzeichnen, das er in Octroyirung von Inſtitutionen ſeinen Völkern gegenüber zu beobachten habe; daß er inzwiſchen glaube, ſie ſollten auf diejenigen gegründet ſeyn, die den Ruhm ſeiner Vorfahren ausgemacht und Frankreich vierzehn Jahrhunderte des Glücks geſichert hätten; jedoch mit Vorbehalt der nöthigen Modificationen, die aus dem gegenwärtigen Zuſtande der Geſellſchaft hervorgingen.“ Die Gazette de France hätte nicht beſſer ſprechen können. Gleich nach Empfang dieſer Depeſchen und der ſie begleitenden Fonds überſchickte Karl X, der ſich unverzüglich mit Abfaſſung ſeiner Conſtitution beſchäftigte, an Herrn v. Hauſſez nach London und an das Comité nach Paris beſtimmte und dem Willen ſeiner Verbündeten gemäße Inſtructionen, mit 600,000 Fr. in Wechſeln eines engliſchen Bankiers auf einen der Regierung bekannten Bankier zu

Paris. Er ließ zugleich die Herzogin von Berry wiſſen, wie die fremden Mächte die Frage in Betreff der Rückkehr der Legitimität verſtänden, und forderte ſie auf, über Spanien, wo ſie ſich mit Sr. katholiſchen Majeſtät verſtändigen ſollte, nach Holyrood zurückzukommen, um ſich mit ihren königlichen Verwandten zu beſprechen. Die Frau Herzogin von Berry kümmerte ſich wenig um dieſe Eröffnung. Sie beharrte dabei im Namen ihres Sohnes, gegenwärtig des einzigen legitimen Souverains, handeln zu wollen. Nachdem ſie geſehen, daß ſie auf keinen Beiſtand zählen könnte, den man aus England erwartete, vermehrte ſie ihre Fonds durch den Verkauf von Edelſteinen, und überſchickte ihren Agenten auf allen Punkten gegen 600,000 Fr. mit der Nachricht, daß ſie ſich nach Marſeille begeben würde, ſobald alles bereit ſey, um daſelbſt Heinrich V. zu proclamiren. Dieſer Entſchluß der Herzogin brachte etwas Verwirrung unter die Agenten des Comité's von Paris. Nach einer langen Erörterung inzwiſchen bei einer Dame, die man nicht nöthig hat zu nennen, denn es handelt ſich nur davon, den Erfolg gefährlicher Verſchwörungen zu verhindern, und nicht davon kecke und thörichte Perſonen zu compromittiren und zu Grunde zu richten, nach einer Erörterung in Gegenwart eines Botſchafters und zweier anderer fremder Agenten ward entſchieden, daß man den Verſuch im Namen Heinrichs V unterſtützen wollte, wenn er nämlich mit den andern Bewegungen zuſammenfiele, die im übrigen Süden, im Weſten, an den Küſten der Bretagne und Normandie und zu Paris ſtatt finden würden; Bewegungen, die noch nicht vollſtändig organiſirt waren. Ein ſehr anhänglicher Mann, ein Marquis, ward beauftragt, Inſtructionen der Herzogin von Berry, die man noch in Nizza vermuthet,

dahin zu überbringen. Er ſollte ihr auch Depeſchen, die durch eine fremde Botſchaft von Holyrood angekommen waren, überreichen. Der Marquis erfuhr unterwegs die Abfahrt der Herzogin und den Aufſtand von Marſeille, und kehrte ſogleich wieder mit ſeinen Depeſchen nach Paris zurück. Die Eile der Herzogin war durch zwei ihrer Hauptagenten, deren Opfer ſie geweſen, veranlaßt worden. Da ſie ſeit langer Zeit viel Geld abgeſchickt, wollten diejenigen, die es empfangen, ſie überreden, es ſey ganz verwendet. Sie ſagten ihr demnach, ſie werde von einer großen Zahl Vertrauter, die von ihnen bei der Armee und bei der Bevölkerung des Südens gewonnen ſeyen, erwartet und dürfe ſich nur zeigen. Gewiß ſcheint in dieſer Hinſicht, daß ein Individuum, das dafür bekannt iſt, einer der Hauptagenten unter denen zu ſeyn, die in der Umgebung der Herzogin leben, Paris verlaſſen und viel Geld mitgenommen hat, obgleich es ohne alles Geld angekommen war, und daß ein Anderer, der, um nach Marſeille zu reiſen, ſeine Meubles hatte verkaufen müſſen, ſeit Kurzem zu Lyon mit einem wohlgeſpickten Porteſeuille angekommen iſt.“

Gewiß iſt, daß die Herzogin bei weitem die Unterſtützung nicht fand, die man ihr vorgeſpiegelt hatte. Sie ſchiffte ſich am 24 April mit dem Marſchall Bourmont und einigen andern minder bedeutenden Vertrauten auf dem Carlo Alberto, einem Dampfſchiffe, in Livorno ein und erſchien am 30ſten im Angeſicht von Marſeille. Hier ſollte ein großer karliſtiſcher Aufſtand ihre Landung begünſtigen. Marſeille war kurz vorher ſchon in Aufregung geweſen durch die republicaniſch geſinnte Partei, die am 24 April dem Herrn Thiers, der aus Auftrag Ludwig Philipps eben damals den Süden bereiſte, ja der vielleicht in Angelegenheiten der

Herzogin von Berry abgeſchickt worden war, als dem verhaßten Apoſtel des Juſte-Milieu lebhafte à bas zugerufen hatte. Am 30ſten traten dagegen die Karliſten auf. An 2—3000 derſelben verſammelten ſich auf der Esplanade la Tourette, ließen Heinrich V leben und erwarteten das Dampfſchiff, das ſie bereits erblickten. Zugleich wurde auf der Kirche St. Laurent die weiße Fahne aufgepflanzt. Allein die Regierung war ſchon von der Sache unterrichtet, hatte Truppen bei der Hand und dämpfte den Aufſtand augenblicklich. Eben ſo mißlang der Verſuch eines Officiers zu Grenoble, der am 7 Mai daſelbſt die weiße Fahne aushing. Obgleich im Süden einige Gährung herrſchte, griff man doch nirgends zu den Waffen, und der Plan der Herzogin ſcheiterte völlig.

Ihr Dampfſchiff mußte unverrichteter Sache von Marſeille wieder ablenken, um nicht den Schiffen der Regierung in die Hände zu fallen. Es landete aber am 3 Mai bei Ciotat, angeblich um ſich mit Lebensmitteln und Steinkohlen zu verſehen, wahrſcheinlicher aber, um die Herzogin von Berry ans Land zu ſetzen, da ihr Plan war, ſich nach der Vendée zu begeben und ſich dort an die Spitze eines allgemeinen Aufſtandes zu ſtellen, der, wie nachher bekannt wurde, am 24 Mai ausbrechen ſollte. Das Dampfſchiff wurde ſogleich angehalten, und die Behörde berichtete nach Paris, ſie habe die Herzogin ſelbſt, verbeſſerte ſich aber bald dahin, daß die für die Herzogin gehaltene Perſon eine andere, ihr ähnliche und untergeſchobene Dame ſey. Dieſer Umſtand gab zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Man beſchuldigte die Regierung, ſie habe ſelbſt dieſe Verwechslung erfunden, um die Herzogin entwiſchen zu laſſen. Man glaubte dieß um

ſo mehr, als es bald darauf hieß, die Herzogin ſey in Nizza angekommen. Man ſetzte nämlich voraus, die Regierung habe der Herzogin bei ihrer Freilaſſung die Bedingung gemacht, ſich ſchnell nach Italien zurückzuziehen. Andere glaubten, die Karliſten hätten das Gerücht ausgeſprengt, die Herzogin ſey in Nizza, um die Aufmerkſamkeit von ihrer Reiſe nach der Vendée abzulenken, und dieß iſt auch das Wahrſcheinlichſte. Wenn die Herzogin wirklich in die Hände der Regierung gefallen wäre, würde ihr wohl ſelbſt im Fall einer geheimen Freilaſſung die Reiſe nach der Vendée unmöglich gemacht worden ſeyn. Die wichtigſten Perſonen, die man auf dem Carlo Alberto gefangen nahm, waren Ludwig Adolph von Bourmont, Sohn des Marſchalls, der junge Graf Kergorlay und der Vicomte von St. Prieſt (Herzog von Almanza).

Am Ende des Mai meldeten die Blätter: „Die Herzogin von Berry iſt in der Vendée mit Frau von Larochefoucauld und wahrſcheinlich auch mit General Bourmont; das Letztere iſt nicht gewiß. Sie hatte in Marſeille gelandet, war dort zwei Tage geblieben, und da ſie ſah, daß der Verſuch im Süden mißlungen war, entſchloß ſie ſich in die Vendée zu gehen. Sie reiſ'te in einem offenen Landau mit Poſtpferden, von Schloß zu Schloß, bis ſie endlich in der Nähe von Nantes ankam, worauf der Aufſtand der Chouans ausbrach.“

Zu Morbihan fand man ihre Proclamationen. Eine derſelben lautete im Namen Karls X: „Franzoſen, ſammelt euch um Heinrich V, ſeine jungen und reinen Hände bieten euch den Helmſchmuck, der einſt Frankreich an den populairen Monarchen feſſele, deſſen Namen er trägt; jedes andere Feldzeichen würde bloß die Anarchie verlängern, und früher

oder

CAROLINE,

Herzogin von Bary.

oder ſpäter Invaſionen herbeirufen. Nicht umſonſt hat die Vorſehung geſtattet, daß der Thron einem Prinzen zufalle, der durch ſein Alter den traurigen Vorfällen fremd iſt, die wir durchmachen mußten. Kein Vorurtheil, keine ſchmerzliche Erinnerung wird ſeine Regierung ſtören. Unſre vielgeliebte Tochter, die Herzogin von Berry, iſt Regentin des Königreichs; Frankreich angehörend durch ihre Voreltern, durch Liebe und Leid, umgeben von Räthen, deren Loyalität ein tadelloſes Leben verbürgt, wird ſie gleich Blanca von Caſtilien, Frankreichs Ruhm und Glück ſichern; ihre Hand wird unſere langen Leiden verwiſchen, und die verjüngte Monarchie wird weiter ſchreiten in der Bahn ihrer glänzenden Looſe."

Der in der Vendée commandirende General Solignac war von den Bewegungen im voraus unterrichtet, die am 24 Mai ausbrechen ſollten, kam ihnen alſo zuvor und zerſtreute die karliſtiſchen Zuſammenläufe auf mehreren Punkten im Augenblick ihres Entſtehens. Die HH. v. Chinar, Desmenard, de Saintes und mehrere Exofficiere Karls X wurden mit den Waffen in der Hand ergriffen. „Zwei Stunden von Vitré fand am 29 Mai ein Gefecht zwiſchen fünf und ſechs Uhr Morgens zwiſchen den Chouans und einer Abtheilung des 31ſten Linienregiments von 30 bis 40 Mann ſtatt, die einer von Vitré kommenden Pulverſendung entgegenzog. Es wurden mehrere Chouans getödtet und verwundet. Drei Soldaten und der Officier wurden verwundet. Man hat von Vitré aus Truppen zu Verfolgung dieſer Bande abgeſchickt. Andere Abtheilungen deſſelben Regiments verfolgen die Chouans in dem Bezirke von Chateau-Gontier und tödten ihnen viele Leute. Eine Bande

von 200 Köpfen ist in la Sarthe erschienen unter Herrn von Bordigné. Sie hat die dreifarbige Fahne zu Chemiré verbrannt. Die Nationalgarde von Sillé-le-Guillaume hat sich mit einer Compagnie des 31sten dahin begeben. Die Chouans flohen, und die dreifarbige Fahne ward von neuem aufgepflanzt. Auch die Nationalgarden von Conlie sind aufgebrochen. In der Nacht vom 28 auf den 29sten ward eine Scheune der Gemeinde St. Symphorien angezündet, wo 150 Nationalgardisten und eine Abtheilung Jäger schliefen. Acht Pferde der Jäger verbrannten; ein Maréchal-de-Logis und zwei Nationalgardisten wurden schwer verwundet; einer derselben soll gestorben sern. Man hat Verstärkungen dahin gesandt. In der Mayenne, wo man Anfangs sehr unruhig war, dürfte die Ruhe bald wieder hergestellt seyn. Die Banden unter Guays und Pont-Farcy sind schlecht bewaffnet und suchen den Truppen auszuweichen. Die Anführer hatten auf größere Massen bei ihrem Anhange gerechnet. Die Banden unter Leroi, Gaulier und Guitter, St. Martin sind zum Theil zerstreut. Im Departement Vendée dauern die Verhaftungen in Folge des Gefechts von la Claye fort. Man hat die HH. v. Marsais Sohn, Leon de la Mothe Savatte, und Alexander, dessen Bruder, Aubin de Briqueville, Vrignand Vater, Lebaupin und den Pfarrer Poiron verhaftet. — Von Angers wird ferner unterm 29 Mai halb 3 Uhr Nachmittags geschrieben: „Ich höre als gewiß, daß 1500 Chouans, von der Nationalgarde und den Linientruppen des Bezirks von Chateau-Gonthier verfolgt, sich in ein dem Herrn von Charnacé gehöriges Schloß zwischen Genues und Grez-en-Bouere zurückgezogen haben. Im Augenblicke, wo die Person, die uns diese Nachricht gibt, abreiste, verlangten die Chouans

zu capituliren, was man ihnen aber abſchlug. Man ſchoß unter ſie. Bei dem Gefechte am lezten Sonntage bei Chateau-Gonthier hatten die Chouans 71 Todte. Die HH. v. Civrac, Moricet und Soriniere wurden heute Nacht hier eingebracht und im Schloſſe eingekerkert. General Solignac iſt hier eingetroffen. Die Nationalgarden von Briollay, Tiercé und Ecouflant ſind gegen die Chouans aufgebrochen. Der Präfect von Angers hat eine Proclamation erlaſſen, worin er erklärt, daß er Vollmacht habe, die Nationalgarden zu mobiliſiren.

Ein zu Nantes angekommenes Schreiben aus Sablé vom 28 Mai ſagt: „Wir hören dieſen Augenblick, daß in der Gegend von Gré-Saint-Charles und Meslay, drei bis vier Stunden von hier ein Gefecht ſtattgefunden hat, und 120 Chouans geblieben ſeyen. Wir haben nur drei bis vier Mann verloren.“ — Aus la Flèche wird unterm 30 Mai geſchrieben: „Zwiſchen Sablé und Meslay, an der Gränze der Departements Sarthe und Mayenne, waren 500 Chouans verſammelt; Truppen und Nationalgarden zogen gegen ſie, verfolgten und erreichten ſie; 200 dieſer Räuber blieben todt auf dem Platze, und eine groſſe Zahl derſelben ward gefangen. Wir haben zehn Mann verloren und mehrere Verwundete.“

Am 31 Mai wurde aus Angers geſchrieben: Die Chouans werden auf allen Punkten geſchlagen. Die zwei Departements, die am meiſten in Empörung ſich befinden, ſind Mayenne und Sarthe: überall wurden die Chouans geſchlagen. General Clouet führte den Oberbefehl derſelben, unter ihm befehligt Hr. v. Pontfarcy. Clouet hat zweimal an den königl. Procurator von Laval und an den Generalſecretär,

der bis zur Ankunft des Herrn Jussieu den Präfecten repräsentirt, geschrieben und für sich und Herrn Pontsarcy einen Freipaß verlangt, wofür er dann versprach, daß die Chouans die Waffen strecken würden. Man antwortete ihm, er habe den Bürgerkrieg begonnen, und müsse ihn ausfechten, er hätte keinen Pardon zu hoffen. In seinen officiellen Mittheilungen nimmt Clouet den Titel Generallieutenant, Obercommandant der westlichen Provinzen an.

In einem Briefe, worin sich die Herzogin bitter über das Mißlingen des Aufstandes beklagt, unterzeichnete sie sich Maria Caroline, Regentin von Frankreich.

Die Regierung begnügte sich inzwischen nicht mit den Siegen des Generals Solignac. Sie schickte den Herzog von Orleans nach dem Süden, um denselben zu beruhigen, ließ am 31 Mai die Häupter der Karlisten in Paris (Graf Monière, Herr von Chaumont, Sibue, Cauchare ꝛc.) verhaften und bei andern (Conny, Berryer, Fitz-James) Haussuchung anstellen, und erklärte die Vendée in Belagerungszustand.

Der Herzog von Orleans kam am Ende Mai's nach Lyon, wo er ziemlich kalt aufgenommen wurde. In Toulon empfing er am 11 Junius verschiedene sehr freisinnige Adressen, worin das System der Regierung bitter beklagt und von „Täuschungen" gesprochen wurde. Der Prinz soll mit Hitze geantwortet haben: „Der König, mein Vater, wird den Aufstand, erscheine er unter weißem oder rothem Banner, zu unterdrücken wissen."

Am 3 Junius wurde die Vendée in Belagerungszustand erklärt. Der Moniteur berichtete über die weiteren Vorfälle daselbst: „Die Chouans richten ihre Hauptbestrebungen nach dem Bezirke von Beaupreau. Am 5ten griffen

ſie Montjeau an, das keine Beſatzung hatte. Die National-Garden, welche die Inſurgenten entwaffnen wollten, zogen ſich in ein altes Schloß zurück, von wo ſie drei Stunden lang mit den Chouans Schüſſe wechſelten. Dieſe, 350 bis 400 an der Zahl, von einem Herrn Ducan befehligt, wurden zum Rückzuge gezwungen."

„Am 4ten, 5ten und 6ten Junius brach der Aufſtand in einer großen Anzahl Gemeinden in der Umgegend von Meillerage, Bourbon Vendée, Mortagne und Saſenay aus; eine Anzahl kleiner Gefechte wurde geliefert, in denen die Chouans nicht immer unterlagen. Indeß fühlten doch mehrere Chefs ſchnell das Mißliche ihrer Lage, und ein gewiſſer de Laroche-Macé ſchlug dem Maire von Annecis eine Capitulation vor, die indeß nicht angenommen wurde. Hierauf forderte de Laroche-Macé, der ſich General der dritten Diviſion unterzeichnet hatte, ſeine Leute ſelbſt auf, die Waffen niederzulegen.

Der Vorfall im Schloſſe Peniſſière de la Cour bei Cliſſon war bei weitem nicht ſo blutig, als man vermuthet hatte. Inzwiſchen wurde das Schloß in Brand geſteckt, und mehrere Chouans fanden den Tod in den Flammen. — In der Umgegend von Candé erſchien am 6 Junius ein Haufe von 800 bis 1000 Chouans, die den Truppen: es lebe Heinrich V! es lebe die Linie! entgegenriefen. Dieſe griff jedoch an, mußte aber nach längerem Kampfe weichen. In der Nähe dieſer Bande ſoll ſich auch die Herzogin von Berry befinden; gewiß iſt wenigſtens, daß eine Dame ſich in ihrer Mitte befindet, welcher die Chefs große Ehrerbietung bezeugen."

Am 8 Junius wurden in Nantes verſchiedene Proclamationen der Herzogin von Berry bekannt, worin ſie eine

Auflösung der französischen Armee befahl ꝛc. Allein diese gebieterische Sprache taugte wenig zu den Umständen. Der Moniteur berichtete am 13 Junius: „Der Belagerungsstand hat die Chefs der Chouans mit einem wohlthätigen Schrecken durchdrungen, Hr. v. Kersabiec ward verhaftet und am 8ten nach Nantes abgeführt. Hr. v. Larochomacé, der nach Ligné gekommen war, um mit 6= bis 800 Chouans die Waffen zu strecken, verlangte zu capituliren. Das bei Vieillevigne stattgefundene Treffen hat über das Schicksal der Empörer entschieden. Viele Chefs gingen zu Grunde. Einer derselben, der schwer verwundet war, wollte seinen Namen nicht nennen. In seinen Aeußerungen erklärte er, daß der erste Stallmeister der Herzogin v. Berry getödtet worden sey. Hier scheint die Prinzessin sich von allen Chefs verabschiedet zu haben. Charette sagte zu den Trümmern seiner Banden: „Ihr seyd eurer Väter nicht würdig; ich verlasse euch und gehe nach England.“ Herr v. la Serrie, der sich auf Gnade und Ungnade ergeben, ward in das Gefängniß von Nantes gebracht. Man hat in dem Bezirke von Savenay wichtige Verhaftungen gemacht. Man vermuthet, daß sich die Herzogin v. Berry in den Marais, in geringer Entfernung von der See befindet. Sie findet große Schwierigkeit sich einzuschiffen, da auf der ganzen Küste die größte Wachsamkeit beobachtet wird.“

Am 14 Junius kam General Bonnet nach Nantes, um die Entwaffnung der Vendée und die Verhaftung der Chouans zu vollenden. Er mußte den General Solignac ersetzen, aus irgend einem politischen Grunde, man vermuthete wegen geheimer Unterhandlungen mit der Herzogin von Berry. Diese letztere wurde nirgends gefunden, und man verbreitete geflissentlich das Gerücht, sie sey beim Schloßbrande von la Pe=

niſſière umgekommen. Die berühmte Frau von Laroche-Jacquelin, eine der Hauptverſchwornen der Vendée, ſollte es unter Thränen geſagt haben.

3.

Compte rendu. Lamarque's blutige Todtenfeier.

Am 22 Mai verſammelten ſich 41 Deputirte von der Oppoſition bei Herrn Lafitte. Nach einigen Debatten glaubte die Verſammlung bei folgender Maßregel ſtehen bleiben zu müſſen: die Oppoſition ſolle aus Anlaß des Todes des Herrn Perier eine Darſtellung ihrer Grundſätze an das Land erlaſſen, und dadurch auf den ihr oft gemachten Vorwurf, daß ſie jede Regierung unmöglich mache, antworten. Zur Abfaſſung dieſes Manifeſtes ernannte man eine Commiſſion aus den HH. Lafayette, Lafitte, Odilon-Barrot, Mauguin und Karl Comte.

Dieſes Manifeſt oder compte rendu lautet: „Die Unterzeichneten, in Paris anweſenden Deputirten, von den Gefahren eines Syſtems überzeugt, das die Regierung immer mehr von der Revolution, die ſie geſchaffen, entfernt, ſehen es in der gegenwärtigen Lage für eine ihrer dringendſten Pflichten an, ihren Committenten über ihre Principien und ihre Abſtimmungen Rechenſchaft abzulegen. Wenn es nicht in ihrer Gewalt geweſen, die Regierung zu den Bedingungen ihrer eigenen Erhaltung zurückführen zu können, ſo ſteht es wenigſtens in ihrer Gewalt, die Gefahr derſelben zu ſchildern. Unſere Revolution von 1830 ward verſchiedenartig gewürdigt. Die Einen ſahen darin nur einen Zwiſchenfall, eine Modification der Reſtauration, und ſchloſſen daraus, daß die Men-

ſchen und die Principien der Reſtauration die Principien und die Menſchen der neuen Regierung ſeyn müßten. Der Einfluß dieſer Meinung fand ſich wieder bei allen Wandlungen der langen und fruchtlos zu Ende gegangenen Seſſion. Er gab ſich bei den Debatten über die Civilliſte, über die Erblichkeit der Pairie, über die Organiſation der Armee kund, er führte bei der Erörterung des Budgets den Vorſitz; er leitet die Verwaltung des Reichs, und ordnet ſeine Haltung den Fremden gegenüber. Die Andern, und zu dieſen gehören die Unterzeichneten, begrüßten in der Julius-Revolution die definitive Weihung der von der großen Revolution von 1789 proclamirten Rechte. Dieſe Principien und dieſe Rechte ſind die breite und kräftige Grundlage, worauf ſie den Thron feſtgeſtellt gewünſcht hätten. Ihre Reden und ihre Abſtimmungen waren beſtändig die Folge dieſes Gedankens. So hatten wir bei der Erörterung der Civilliſte geglaubt, das neue Königthum hätte andere Bedingungen der Kraft und der Exiſtenz, als den Luxus und das Verderbniß der alten Monarchie; es hätte, ſtark durch ſeinen volksthümlichen Urſprung und die Zuſtimmung der öffentlichen Vernunft, nicht nöthig, weder die Einbildungskraft durch ſeinen Reichthum zu ergreifen, noch die Hingebungen zu erkaufen. Bei derſelben Erörterung und bei dem Beharren des Miniſteriums, in unſere Sprache und in unſer politiſches Recht den feudalen Ausdruck Unterthanen wieder einzuführen, mußten wir dagegen proteſtiren. Die Debatten über die Conſtitution der Pairie waren ein umfaſſendes Feld, wo die Anhänger der Doctrine des abgeſetzten Regime's das ſowohl, was ſie wünſchten, als was ſie vermißten, an den Tag legten. Wenn man ſie hörte, ſo gab es nichts Heiligeres als die vor der Revolution vor-

handen geweſenen Privilegien, und ihnen zufolge war ohne Erblichkeit der Pairie kein Staat, keine Geſellſchaft möglich. Was uns betrifft, ſo verſchafften wir, treu dem Princip der Gleichheit und der Nationalſouverainetät, dem Wunſche Frankreichs den Vorrang, und die Erblichkeit ward abgeſchafft. Wir wollten noch mehr: wir verlangten, die geſetzgebende Gewalt ſollte ſelbſt in der andern Kammer von einer Delegation des Souverains, d. h. der Nation abgeleitet werden. Wir wollten nicht, daß gewiſſe Pairs ſich legitimer als der König ausgeben könnten. Es ſchien uns, die Revolution ſollte ihre Geſetzgeber wählen, wie ſie ihre Richter hätte einſetzen ſollen. Die Mehrheit entſchied anders: die Zeit und die Erfahrung werden zwiſchen ihr und uns das Urtheil fällen. Die Armee ward der Gegenſtand unſerer lebhafteſten Beſorgniß. Für die Vergangenheit die Ungerechtigkeiten der Reſtauration wieder gut, ſie für die Zukunft den Feinden Frankreichs furchtbar zu machen, ohne daß die innere Freiheit dadurch bedroht werden könnte; das Vorrücken nicht der Gunſt, ſondern den Dienſten zu ſichern; den Unterricht bei den Regimentern zu verbreiten; endlich in jeder Beziehung die Lage des Soldaten zu verbeſſern, — dieß war unſer Zweck. Der Vorſchlag, die Grade und Decorationen der hundert Tage anzuerkennen, genügte dem erſtern dieſer Wünſche, und ward von den beiden Kammern angenommen. Es gebührte einer legislativen Maßregel, eine Genugthuung zu weihen, die nicht individuell, ſondern collectiv war. Ohne die königliche Sanction zu geben, noch zu verweigern, unterlegte die Regierung einer legislativen Maßregel eine Ordonnanz, ſetzte auf dieſe Art die Initiative der Kammern hintan, und verletzte die Vorſchriften der conſtitutionellen Competenz und ſelbſt die für die

Verweigerung der Sanction eingeführten materiellen Formen. Wir mußten dagegen proteſtiren. Es waren zwei Syſteme für die Organiſation vorgelegt: das eine, das eine mächtige Reſerve, aus der beweglichen Nationalgarde und den vom Dienſte befreiten Soldaten beſtehend, verlangte, würde erlaubt haben, die Stärke und die Ausgabe der permanenten Armee zu vermindern. Das andere im Gegentheile ließ die mobile Nationalgarde ohne Organiſation; es verlangte unnützerweiſe die Anweſenheit einer größern Zahl von Soldaten unter den Fahnen. Das erſtere, ſparſamere, der Verſchmelzung der Nationalgarde und der Armee günſtigere Syſtem war das unſrige. Das zweite erhielt die Mehrheit. Das Budget ſchien alle Meinungen in Hinſicht auf Erſparung und Erleichterung der Steuerpflichtigen vereinigen zu müſſen. Die Fortſetzer der Reſtauration fanden alle Ausgaben rechtmäßig, alle Auflagen wohl beſtimmt; und gleich als ob es an dem ſchmerzhaften Geſetze der Nothwendigkeit noch nicht genug geweſen wäre, nahmen ſie es noch auf ſich, in ihren inſultirenden Theorien die Uebertreibung der Auflage als eine Wohlthat darzuſtellen. Wir hätten gewünſcht, daß die Revolution dem Volke eine Morgengabe gebracht hätte. Wir waren weit von dem Gedanken entfernt, die Hülfsquellen bloßzuſtellen, die zur Vertheidigung des Gebiets nothwendig ſeyn dürften; aber eine ſparſamere und einfachere Verwaltung, eine beſſere Einrichtung bei gewiſſen Auflagen, eine weniger beläſtigende Beziehungsweiſe würden den Druck der öffentlichen Laſten erleichtern; ſie würden dadurch billiger und für die arbeitenden Claſſen weniger drückend werden. Die Fragen der innern Verwaltung fanden uns ebenfalls geſpalten. Wir wollten eben ſo ſehr wie unſere Gegner und noch mehr als ſie die

Bekämpfung aller Eingriffe in die öffentliche Ordnung. Ueberzeugt, daß die Sicherheit das erste Bedürfniß eines Volkes iſt, deſſen Exiſtenz in der Arbeit liegt, dachten wir, eine volksthümliche Regierung würde mehr Kraft zu Verhütung von Unruhen und mehr Mäßigung zu Erſtickung derſelben haben. Die Regierung, die ſich ſo ſtark ausgerufen hatte, brachte es, ihrem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nur dahin, den Widerſtand auf allen Punkten des Gebiets zu organiſiren, und in die ergebenſte Bevölkerung Gährungsſtoff der Aufreizung und Unordnung zu werfen. Was das Perſonal der Verwaltung betrifft, ſo war es nach dem Sturze einer Regierung, an die natürlich eine gewiſſe Zahl von Exiſtenzen geknüpft war, leicht zu erkennen, wo ſich die Feinde der neuen Ordnung der Dinge finden würden. Die Regierung, von verhängnißvollen Doctrinen und ungerechtem Argwohn hingehalten, ſah nur in denen Feinde, die für ihre Gründung gekämpft hatten. Ein Mitglied der Oppoſition wollte, Frankreich ſollte endlich erfahren, ob ſeine Regierung Anſtand nehme, ſich unwiederbringlich mit ihr in der Juliusrevolution zu compromittiren. Der Briecquevill'ſche Vorſchlag ward, nachdem er ein erſtesmal geſcheitert, in der letzten Seſſion von Neuem vorgelegt. Er war gleichſam die Ahnung eines neuerlichen, ſchon damals ausgeheckten Verſuchs, und wovon die Staatsgewalt, wenn man ihrem amtlichen Organ glauben darf, bereits das Geheimniß kannte. Man ſah inzwiſchen, wie die miniſterielle Partei alle ihre Beſtrebungen vereinigte, um dieſen Vorſchlag zu entſtellen, und ſelbſt nach dem Votum der Kammern verzögerte böſer Wille deſſen Sanction, wie wenn dieſer unerklärliche Aufſchub eine ſtille Proteſtation, ein Motiv der Abſolution ſeyn ſollte. Dieſes Syſtem der Scho-

nung ſtellt den innern Frieden Frankreichs bloß, und veranlaßt ſchüchterne Menſchen, an einer Regierung zu zweifeln, die an ſich ſelbſt zweifelt. Die letzte Seſſion ſchien insbeſondere der Verwirklichung der Verſprechungen der Charte geweiht. Die Kammern ſollten die Municipalgewalt in allen ihren Zweigen weihen, die Verantwortlichkeit der Miniſter, die aller Agenten der Staatsgewalt, den Elementarunterricht und die Freiheit des Unterrichts organiſiren. Wir haben die Vollziehung dieſer Verſprechungen betrieben. Wir verlangten ein Municipalſyſtem, das die kleinern Angelegenheiten der Centraliſirung enthob, die großen vereinfachte, überall die Elemente des politiſchen Lebens verbreitete, und überall die größtmögliche Zahl der Bürger dem Stadtbürgerrechte beigeſellte. Eine umfaſſende Departemental- und Communal-Organiſation würde in der That das wirkſamſte Mittel zu Kraft, öffentlicher Ordnung und materieller Wohlfahrt ſeyn. Man hatte dem Miniſterium gewiſſermaßen durch den Drang der öffentlichen Meinung Geſetzes-Entwürfe abgedrungen; ſie wurden in der Kammer durch einen geheimen Einfluß neutraliſirt, und endlich durch unbeſtimmte Vertagungen zerſtört. Dieß waren unſere Wünſche, in Bezug auf innere Politik; ſie blieben unmächtig. In den Verhältniſſen Frankreichs mit dem Auslande war unſer Panier nochmals das von 1789: kein Krieg des Ehrgeizes und der Eroberung, aber abſolute Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluſſe. Mit Röthe auf der Stirn hörten wir mehrmals im Laufe der Seſſion Agenten der Regierung von der Beſorgniß ſprechen, fremden Cabinetten zu mißfallen; wir hielten Frankreich auf immer von dieſem demüthigenden Einfluſſe befreit. Wir verläugnen durchaus nicht unſere

lebhafte Sympathie für das Glück und die Freiheit anderer Völker; aber wir hatten nie die Forderung geſtellt, ſie unſern Inſtitutionen zu unterwerfen. Nach dem Umſturze einer durch die heilige Allianz aufgedrungenen Dynaſtie hätte die Regierung mit Unruhe die Bewegungen der auswärtigen Monarchen beaufſichtigen ſollen. Sie durfte ihnen hauptſächlich nicht geſtatten, ihre Macht auszudehnen und zu verſtärken. Sie hatte dieß ſelbſt anerkannt, als ſie Frankreich die Abſicht verkündete, Italien gegen Oeſterreich beizuſtehen, und die polniſche Nationalität gegen Rußland zu beſchützen. Und dennoch hat ſie, trotz ihrer feierlichen Verſprechungen, trotz der alten und neuen Intereſſen Frankreichs, Italien der Herrſchaft Oeſterreichs preisgegeben und Polen untergehen laſſen, jenes Polen, dem wir hätten beiſtehen können, was man auch darüber auf der Tribune geſagt hat, und das wir zu retten verpflichtet waren. Man glaube doch nicht, daß eine abgemeſſene und feſte Sprache den Krieg herbeigeführt hätte; wir glauben im Gegentheil, daß dieß das einzige und ſicherſte Mittel war, den Frieden zu bewahren. Kurz, der Friede mit der Unabhängigkeit und Würde Frankreichs; die Ordnung durch die Freiheit, eine unerſchütterliche Treue an den Gedanken der Julusrevolution, ein Gedanke der Nationalität, der Gerechtigkeit, der Ordnung, des Ruhms und der Mäßigung, der Freiheit und der allgemeinen Civiliſation, ein glorreicher und reiner Gedanke, den wir ſo gern immer wiederholen, den alle unſere Abſtimmungen treulich ausgedrückt haben, den unſere Herzen nie verriethen, dieß war und wird immer unſere politiſche Religion ſeyn. Wir ſind weit entfernt, unſere Gegner in ihren Gewaltſchritten und ihren Verleumdungen nachzuahmen. Mö-

gen uns aber die Männer des 13 März ſagen, ob eine einzige ihrer Verſprechungen gehalten ward. Sie ſollten um den Thron alle Meinungen vereinigen, und haben verhängnißvollen Zwieſpalt unter großherzige Männer geworfen, die ſich aus Liebe zur Freiheit und aus dem Gefühle der Gefahr des Vaterlandes näherten. Sie ſollten die Revolution befeſtigen, und zertrümmerten deren natürliche Stützen durch die Auflöſung der Nationalgarden der kriegeriſchſten und ergebenſten Städte. Sie ſollten die Preßfreiheit begünſtigen, die Frankreich gerettet hat, und ſie haben ſie mit ihren Requiſitorien gequält, mit den Auflagen zu Grunde gerichtet, mit ihren Actien-Abkäufen verderbt, mit den Geldbußen bedrängt. Sie wußten, daß die unermeßliche Mehrheit der Nation und der Deputirtenkammer die Erblichkeit der Pairie abſchaffen wollte, und behandelten den National- und Parlamentar-Willen als Träumerei und Thorheit. Sie hatten erklärt, ſie würden die geſetzliche Ordnung herrſchen laſſen, und es gibt kein Geſetz, deſſen Anwendung ſie nicht verkehrt, oder verfälſcht hätten; ſie würden ſich auf die Kammer ſtützen, und ſie erſtickten deren Initiative; ſie würden ſich durch Gaſtfreundlichkeit der Schuld Frankreichs gegen die patriotiſchen Flüchtlinge aus Polen, Italien und Spanien entledigen, und ſie haben dieſe Gaſtfreundlichkeit durch die daran geknüpften ſchmachvollen Bedingungen gebrandmarkt. Sie garantirten uns die innere Sicherheit, und dieſe ward unaufhörlich durch Aufſtände, heftige Conflicte zwiſchen dem Volke und der Behörde, durch immer kecker gewordene Angriffe der abgeſetzten Regierung geſtört. Sie kündigten uns eine allgemeine Entwaffnung an, und verwickelten uns in ein ſo unentwirrbares Labyrinth von diplo-

matiſchen Intriguen, daß es ihnen ſelbſt unmöglich iſt, dieſem Zuſtande der Angſt, der weder Friede noch Krieg iſt, und der unſern Handel und unſere Induſtrie tödtet, ein Ziel zu ſtecken. In welcher Lage läßt endlich das Syſtem der Quaſilegitimität Frankreich nach zweijähriger Erfahrung? Iſt nicht nach außen die Coalition der Könige drohender als jemals? Iſt nicht der Bürgerkrieg im Innern entzündet? Sind dieſe Soldaten, die unſere Gränzen umlagern, dieſe Complotte, dieſe Verſuche, dieſe im Weſten und Süden wieder ausbrechenden Unruhen nicht zureichend, der Staatsgewalt die Augen zu öffnen? Will ſie noch, um ſich klar auszuſprechen, zuwarten, bis unſere Departements in Feuer und Flammen ſtehen, unſere Provinzen überzogen ſind, Frankreich bloßgeſtellt iſt, und ſich nur durch gleichzeitige Verſchwendung ſeiner Kinder und ſeiner Schätze retten kann? Wir ſprechen es mit ſchmerzlicher und tiefer Ueberzeugung aus: Wenn dieſes Syſtem noch länger fortdauert, ſo wird die Juliusrevolution und Frankreich ihren Feinden überliefert. Die Reſtauration und die Revolution ſtehen einander gegenüber, der alte Kampf, den wir geendigt glaubten, beginnt wieder. Möge die Regierung wählen; die von ihr eingenommene zweideutige Stellung iſt nicht haltbar: ſie gibt ihr weder die Kraft der Reſtauration, die unverſöhnlich iſt, noch die der Revolution, die erbittert und mißtrauiſch wird. Das Frankreich von 1830 hat ebenſo, wie das Frankreich von 1789 gedacht: daß das erbliche Königthum, von populairen Inſtitutionen umgeben, nichts mit den Principien der Freiheit Unverträgliches habe. Möge daher die Regierung des Julius mit Vertrauen in die Bedingungen ihrer Exiſtenz zurücktreten. Die ganze Welt weiß, daß die

französische Revolution denen Macht ertheilt, welchen sie sich hingibt; aber sie will, daß man sich ihr ohne Rückkehr, ohne Rückblicke hingebe. Was uns betrifft, die wir in derselben Hingebung an diese große und edle Sache vereinigt sind, für welche Frankreich seit vierzig Jahren kämpft, so werden wir sie weder in ihren Erfolgen, noch in ihren Unfällen verlassen; wir haben ihr unser Leben geweiht, und hegen Vertrauen in ihren Sieg. Paris den 28 Mai 1832. (Unterz.) Allier, Audry de Puyraveau, Arago, Bagot, Bavour, Bernard vom Var, Blaque-Belair, Marquis von Brias, Cabet, Comte, v. Corcelles, Cordier, v. Cormenin, Graf Duchaffault, Duris-Dufresne, Galabert, Garnier-Pagès, Gothier de Rumilly, v. Girardin, Degouve Denuncques, d'Herambout, Jolivet, Laboissière, General Lafayette, Georg Lafayette, Jakob Lafitte, General Lafitte, General Lamarque (sterbend), Lambert, Lenouvel, Marchal, Mauguin, Marquis v. Mornay, Nicod, Odilon Barrot, Portalis, Pourrat, Taillandier, Tardieu, General Thiars, v. Tracy."

An diese ersten 41 Unterzeichner schlossen sich in Kurzem noch fast alle übrigen liberalen Deputirten, gegen anderthalbhundert an.

Unter denselben befand sich auch General Lamarque, der von der Cholera befallen worden war. „Er gab am 29 Mai noch ein letztes Zeichen seiner Liebe für Frankreich, indem er von seinem Sterbelager aus dem Manifest beitrat. Als Krieger und Deputirter hat er seinem Lande auf der Tribune und auf dem Schlachtfelde gleichmäßig gedient. Er stirbt mit dem Schmerze, den Ruhm und die Freiheit Frankreichs, die er einen Augenblick dem Siege nahe glaubte, durch

ein

ein gehäſſiges und niedriges Syſtem hingeopfert zu ſehen, das er bis zum letzten Augenblicke mit aller Kraft ſeines Charakters und ſeines Talentes bekämpfte.“ Am 1 Junius ſtarb er.

Kaum war dieſer ächte Repräſentant aller politiſchen und kriegeriſchen Begeiſterung Frankreichs verſchieden, als ſein feuriger Geiſt die Hinterbliebenen neu zu beleben ſchien. Paris glühte, und man veranſtaltete dieſem Liebling Frankreichs eine Todtenfeier, wie ſie ſelbſt Mirabeau nicht zu Theil geworden war, und bei der ſich der Enthuſiasmus der Pariſer um ſo energiſcher hervorthat, je gleichgültiger man Caſimir Perier zur ewigen Ruhe begleitet hatte. Daß dieſer Enthuſiasmus auch die revolutionären Leidenſchaften entzündete, war natürlich. Es gab Leute, welche Lamarque's Todtenfackeln in das Staatsgebäude des Juſte-Milieu ſchleudern wollten; und die Polizei ſelbſt ſuchte nach ihrer Weiſe das Feuer eines ſo unzeitigen Aufruhrs zu ſchüren, um einen Staatsſtreich gegen die Unzufriedenen führen zu können.

Am 5 Junius fand das verhängnißvolle Begräbniß Lamarque's ſtatt. „Gegen zweimalhunderttauſend Menſchen begleiteten die ſterbliche Hülle Maximilian Lamarque's. Von 8 Uhr Morgens an verſammelten ſich, trotz des Regens, in allen Quartieren von Paris und der Banlieue Gruppen von Bürgern, Ouvriers, Studenten, Nationalgarden, und zogen in Haufen von 10, 20, 100, 200, nach der Rue St. Honoré, zwiſchen dem Vendomeplatz, dem Boulevard und den Tuilerien, auf den Revolutionsplatz, und als dieſer weite Raum die Maſſe nicht mehr faſſen konnte, verbreitete ſie ſich in die Champs Elyſées, auf den Quai der Seine-Terraſſe, in die Rue-Rivoli ꝛc. Bald erblickt das

herumſchweifende Auge Gruppen von Generalen, unter denen man die hohen Geſtalten eines Excellmans, eines Hulot, eines Sourd, dann die Marſchälle Clauzel und Gérard unterſcheidet. Neben ihnen erſchienen die in Paris anweſenden Deputirten, ſelbſt Viennet, Ch. Dupin d. J., Las Caſas Sohn, und andere Ueberläufer der Grundſätze, denen Lamarque getreu blieb. Einige Pairs, namentlich General Flahault, der Botſchafter in Berlin, der Marquis v. St. Simon und der Fürſt von der Moskowa, fanden ſich ſchon in früher Stunde vor dem Trauerhauſe ein. Die geflüchteten Polen, Spanier und Italiener, geführt von Ramorino, Lelewel, Eſtrada, Saldanha, Bowring ſtanden auf dem Platze neben der Madelaine aufgeſtellt. Die Deputationen der Schulen (der Univerſität) oder vielmehr die Schulen in Maſſe ſammelten ſich auf dem Revolutionsplatze, mit entfalteten Fahnen, vermiſcht mit den Nationalgarden von Paris und der Banlieue. Als Großkreuz der Ehrenlegion hatte Lamarque ein Recht auf das militäriſche Geleit eines Bataillons Infanterie. Eine gewiſſe Zahl Officiere der Garniſon Paris, ſeine alten Waffengefährten, hatten ſich freiwillig dem Trauerzug angeſchloſſen; aber die Truppen ſelbſt waren auf höheren Befehl in die Caſernen conſignirt, ſo daß kein gemeiner Soldat, mit Ausnahme derer, die das Geleit bildeten, in dem Zuge erſchien. Gegen Mittag ſetzte ſich der Zug in ernſter, tiefer Ruhe in Bewegung; ſelbſt ein heftiger Sturmregen, der in dieſem Augenblicke fiel, ſtörte ihn nicht. In dem Augenblicke, wo der Todtenwagen die Pforte des Trauerhauſes verlaſſen hatte, wurden die Pferde ausgeſpannt; die Zugriemen und anderes Nöthige war ſchnell aus der Bude eines Kaufmanns im Bazar St. Honoré her-

beigeſchafft worden, und 150 Perſonen, Studirende, Julius-Decorirte, Invaliden (die dem Verewigten einſt auf das Schlachtfeld gefolgt waren), zogen den Wagen, dem zur Rechten Lafitte und Chatelain (Redacteur des Courrier français), Mauguin und ein Zögling der Rechtsſchule gingen; zur Linken aber Lafayette und ein Julius-Decorirter, Marſchall Clauzel und ein Invalide, je zwei und zwei die Enden des Leichentuchs haltend. Unmittelbar darauf folgten zwei Obercommiſſarien, Mitglieder der Deputirtenkammer. Louis Lamarque, Sohn des berühmten Todten, und einer ſeiner Neffen führten die Spitze des Zugs; hinter ihnen die Deputirten der beiden Kammern und die Officiere der Armee, denen ein engliſcher Oberſt ſich anſchließen zu dürfen gebeten hatte, in rother Uniform, mit einem hölzernen Bein, geführt vom General Daumesnil, Gouverneur von Vincennes, der bekanntlich gleichfalls ein hölzernes Bein hat. Dann kamen die Officiere der hundert Tage, deren Rechte Lamarque ſo muthig vertheidigt hatte, einige von ihnen mit den alten Uniformen von Ligny und Waterloo. Nach ihnen viele von den unter der Reſtauration politiſch Verurtheilten, deren Verluſte die Juliusrevolution nicht vergütete, noch ihr Unglück erleichterte. Hierauf die fremden Flüchtlinge, je ein ſchwarzes Trauerbanner an der Seite ihrer Nationalfahnen tragend, und ihre Nationalcocarde mit Flor bedeckt: die Polen, geführt von Ramorino, Lelewel und Sierawski; die Portugieſen von General Saldanha; die Spanier, von Flores Eſtrada, Miniſter unter den Cortes; die Italiener, von Oberſt Sercognani. Nichts war rührender als die Trauer dieſer Männer, denen man zum Theil ihr tiefes Elend anſah, aber auch mit welcher Würde ſie es tragen. Auch eine An-

zahl deutſcher Flüchtlinge begleitete den Zug, vorantragend eine prachtvolle ſchwarz-roth-goldene Fahne. Ihnen reihten ſich die Julius-Verwundeten, die Julius-Decorirten an, ebenfalls in geſchloſſenen Abtheilungen und mit beſondern Führern. Die Nationalgarde ſchloß den Zug, an ihrer Spitze die Artillerie, jeder mit einem Immortellenbouquet auf dem Tſchako und einen Flor um den Arm. Nur weinige Nationalgarden zu Pferd ſtellten ſich ein, aber die zu Fuß bildeten eine unermeßliche Reihe, deren Entfaltung auf den Boulevards gegen 3 Stunden dauerte. Der Nationalgarde von Paris folgte die von Corbeil, Eſſone, Longueneau, ja ſelbſt von Beauvais (16 Stunden von Paris). Endlich eine Anzahl Invaliden, die unter den Befehlen des Generals gedient hatten, viele mit Thränen in den Augen. Abwechſelnd mit den Nationalgardecorps kamen die Corporationen der Ouvriers, mit ihren verſchiedenen Fahnen und Deviſen, ſodann die Geſellſchaft der Amis du peuple in ihrer abenteuerlichen Kleidung, und mehr als fünftauſend Studirende, jeder einen Trauerweidenzweig auf dem Hute. Als die Spitze der Colonne auf dem Boulevard des Capucins, in der Nähe des Vendomeplatzes, angekommen war, rief alles: zur Vendomeſäule! zur Vendomeſäule! der Sarg ward nun rings um jenes Siegsmonument getragen. Beim Vorüberziehen vor dem Hotel des Siegelbewahrers riefen einzelne Stimmen: „à bas den Julius-Renegaten!“ Der auf dem Platze befindliche Poſten der Hauptwache glaubte ſeine Thüren ſchließen zu müſſen. Man bat den Officier ſeine Mannſchaft heraustreten und vor dem Sarge des Todten das Gewehr präſentiren zu laſſen. Nach einigem Zaudern willfahrte der Officier. Bei der Rue Grammont bemerkte man

den Herzog von Fitz-James auf einem Balcone; er ward aufgefordert den Hut abzunehmen, gleich Allen an denen der Zug vorüberging; er verweigerte es; da flogen Steine nach dem Hause, und junge Leute riefen: Es lebe die Republik! à bas Louis Philippe! vive la liberté! Es entstand gewaltige Bewegung, mehrmals noch wurden jene Rufe wiederholt; an zwei oder drei Orten gab es Streit mit Municipalgarden und Sergents de Ville, deren Waffen man in Stücke brach; kurz, drohende Wolken zogen herauf. Inzwischen langte der Sarg am Orte seiner Bestimmung an. Marschall Clauzel hielt eine Todtenrede, eine zweite Mauguin. Nach diesem traten noch mehrere Redner, worunter die HH. Galabert, Pons, Saldanha, Ramorino u. s. w. auf. Schon während Mauguins Rede ward heftige unruhige Bewegung im Volke sichtbar. General Lafayette bestieg die Stufen und beschwor die Menge, die ernste Feier des Tages nicht durch Unordnung und ungesetzliche Handlungen zu beflecken. Enthusiastische Acclamationen schollen ihm entgegen, und als er von der Platform stieg, ward er im Triumphe zu seiner Kutsche getragen. Die Redner, die nach ihm auftraten, wurden nicht mehr gehört; ein Volksgesang (der Chant du depart), der in diesem Augenblick angestimmt wurde, übertönte ihre Stimmen. Fortwährend strömten Zöglinge der polytechnischen Schule, unter dem Rufe: Vive la republique! herbei. Die politischen Gesellschaften (vor allen die amis du peuple), die Studenten, die Ouvriers-Corporationen, verbreiten sich über den Boulevard der Bastille, und in Einem Moment waren die dort gepflanzten jungen Bäume samt den Stützpfosten ausgerissen, und das furchtbarste Geschrei erfüllte die Luft. Nationalgarden, die sich zurückziehen

wollen, werden von den Umſtehenden daran gehindert. Hoch auf ſchwarzem Roſſe erſcheint ein junger Mann, ein rothes Banner ſchwenkend, auf dem mit ſchwarzen Buchſtaben die Worte ſtehen: „Freiheit oder Tod!“ In geſtrecktem Galopp ſprengen Dragoner heran, und feuern ihre Carabiner ab; auch Linientruppen rücken heran und beſetzen einen Theil des Platzes; der wildbewegte Zug ſetzt ſich in Marſch; die Fauxbourgs St. Antoine, Bercy, le Rapée, St. Marceau ſind mit Pöbel erfüllt. In wenigen Minuten ſind am Ende der Auſterlitzer Brücke, an den Straßenmündungen, auf jeder Seite des Canals und längs der Quais Barricaden errichtet. Raſch theilte ſich dieſelbe Bewegung andern Stadttheilen mit; Barricaden entſtanden in den Rues St. Antoine, St. Denis, St. Martin, Montmartre, Croiſſant ꝛc. Viele Laternen wurden zerſchlagen, mehrere Wachhäuſer genommen. Läſſig ſtellten ſich in manchen Quartieren die Nationalgarden ein; viele kehrten wieder um. Manche Artilleriſten der Nationalgarde ſollen ſich ſogar den Inſurgenten angeſchloſſen haben. (Bekanntlich war die Nationalgarde-Artillerie ſtets am meiſten republicaniſch geſinnt.) Beim Einbruche der Nacht nahmen die Kämpfe einen immer drohendern Charakter an. Kanonen erdröhnten unter dem Rollen des Kleingewehrfeuers; blutig ward der Kampf beſonders in den Rues St. Martin, St. Denis, dem Boulevard du Temple, dem Platze Maubert. Das Volk bemächtigte ſich des Pulvermagazins auf dem Boulevard de l'Hopital, das bloß von acht Mann bewacht war. Hier fand es Munition in Ueberfluß. Während der Nacht war das Hauptquartier der Inſurgenten in der Rue St. Antoine und der Umgegend. Die Paſſage Saumon wurde genommen und wieder genommen; zuletzt (um halb 4 Uhr Mor-

gens) mußten die Truppen ſie für die Nacht der Inſurgenten überlaſſen, welche die Thüren und Läden der reichen Buden der Paſſage einſchlugen, um ſie in Vertheidigungswaffen und Barricaden umzuwandeln. Schrecken bemächtigte ſich der Umwohnenden; ſie befürchteten eine allgemeine Plünderung; die Furcht war unbegründet: der Inhalt der Läden blieb unberührt. Aufs neue rückten Truppen in vermehrter Zahl an, die nach fünf Uhr die Paſſage wieder erſtürmten, und viele Inſurgenten gefangen nahmen. Es waren meiſt junge Männer von gutem Ausſehen, doch vermiſcht mit Leuten aus den niedrigſten Claſſen. Viele Todte und Verwundete deckten das nächtliche Wahlfeld. Der König kam ſpät Abends von St. Cloud an, und hielt ſogleich einen Miniſterrath, worauf er auf dem Carrouſſelplatz Revue paſſiren ließ. Während der Nacht wurden an die Preſſen der Tribune, der Quotidienne, des Courrier de l'Europe Siegel gelegt. Von allen Seiten, auf 15 Stunden im Umkreiſe rückten Truppen ein; die Nationalgarden der Banlieue erſchienen mit ihnen, zum Theil ohne Uniform. Morgens wurde vom König und dem Herzog von Nemours abermals Heerſchau gehalten. Der Geiſt, denzer an dieſer ganzen Mannſchaft, die ſich nun auf über 40,000 Mann, die Nationalgarde nicht gerechnet, belaufen mochte, bemerken konnte, mußte ihm eben ſo viele Zuverſicht einflößen, als ſie ſelbſt des Königs Benehmen und Worte begeiſterten. Ein harter Stand erwartete ſie, denn ſie hatten es mit grimmigen verzweifelten Feinden zu thun. In der Nacht hatten ſich dieſe um die Kirche und das ehemalige Kloſter St. Merp (Straße St. Martin) zuſammengezogen, ſo daß ſie von der Straße deſſelben Namens an bis zur Straße Montmartre alles beſetzten, was von den Brücken der Cité bis jenſeits

der großen Marktplätze (Halle und Marché des Innocents), ja zum Theil bis gegen das Boulevard bonne Nouvelle sich erstreckt. Nicht nur waren rings um diesen Bezirk her und in demselben viele, zum Theil sehr hohe und feste, Barricaden errichtet; um diese besser zu vertheidigen, waren auch die anstoßenden Häuser von Bewaffneten besetzt, und eben so die um die Märkte, so wie namentlich das große Gebäude hinter der Säule des Chatelet-Platzes zum Schilde au Veau qui tète. Vorzüglich fest hatten sie aber die zwei Gebäude von St. Mery gemacht, wo der Mittelpunkt aller ihrer Operationen war. Früh Morgens begann der Kampf auf dem Chatelet-Platze und in der Straße des Arcis, welche die Verlängerung der Straße St. Martin zum Quai ist. Hier und auf den andern Punkten, wo die von der Nationalgarde unterstützte Linie angriff, wurde sie mehrmals geworfen, und durch die aufeinander folgenden Schüsse aus den Häusern verloren sie beide viele Leute an Verwundeten oder Todten. Weit entfernt, gleich aus ihren Posten verdrängt zu werden, breiteten sie sich im Gegentheil aus, und um 3 Uhr Nachmittags stieß Ref. mit einer Nationalgarde-Abtheilung auf das Gewehrfeuer, da wo die Straße Clery die Straße Poissonnière durchschneidet. Eben so dauerte der Kampf in der Straße St. Antoine fort, wo schon Tags zuvor furchtbare Barricaden erhoben worden waren. Indessen wurden diese doch nach und nach durch den Muth der Truppen erstiegen; das 1ste, das 42ste Linien-Regiment und die Nationalgarde der Banlieue thaten Wunder. Nur vor St. Mery konnten sie sich nicht halten; vergebens erstürmten sie alle Barricaden; bei der Kirche empfing sie ein solcher Regen von Kugeln, Steinen, Mobilien, daß sie sich jedesmal wieder zurückziehen mus-

ten, um nicht zu viele Leute zu opfern. Gerade um dieſe Zeit (2 Uhr) kam der König, nachdem er die ganze Länge der Boulevards durchritten, auf den Grève-Platz und an die Rue des Arcis, wo der Kampf noch fortwährte. Des Monarchen Kaltblütigkeit verdient Bewunderung; er merkte nicht auf die Gefahr, in der er ſchwebte. Was aber noch mehr erinnert zu werden verdient, iſt, daß niemand auf ihn ſchoß, ſo leicht es auch den Rebellen geweſen wäre, da er den Barricaden, hinter welchen ſie ſich vertheidigten, doch ſo nahe kam. Vom Volke wurde er überall mit lautem Zuruf empfangen, ſo wie von der andern Seite die gefangenen Aufwiegler überall beſchimpft und nur mit Mühe vor übler Behandlung von Seite der Menge bewahrt wurden. Kaum war der Monarch vorüber, ſo ließ man endlich Geſchütz aufführen, und zwei Stunden lang ſchallte der Kanonendonner in der beſtürzten Hauptſtadt. Mittelſt des Geſchützes wurden alle beſetzten Häuſer auf dem Markte des Innocents und bis in die Straße St. Merry eingebrochen, und indem nun die Linienſoldaten ſich in dieſelben ſtürzten, übten ſie furchtbare Rache an denen, welche ſo viele ihrer unſchuldigen Cameraden geopfert hatten. Auch die in der Kirche Verſchanzten konnten nicht länger widerſtehen; auf ihr Verlangen zu capituliren, ward ihnen geantwortet, daß man ihnen zehn Minuten laſſe, ſich zu bedenken, ob ſie ſich auf Gnade oder Ungnade ergeben wollten, und da die Antwort ausblieb, brachen die Kanonenkugeln den Soldaten Bahn. Was widerſtand, fiel unter dem Schwert; Viele baten um Schonung, und wurden mit allen Uebrigen gefangen gemacht. Um 5 Uhr blieb den Truppen nichts mehr zu thun übrig, als ſich auch noch des großen Hauſes au Veau qui tête auf dem Chatelet-Platze zu bemeiſtern, und da ſie

auch damit in Kurzem fertig wurden, war die Ruhe vor Einbruch der Nacht wieder hergestellt. Es ſollen 40,000 Mann Linientruppen (ſelbſt nach dem Journal des Debats) in Paris ſchlagfertig geſtanden haben. Rechnet man dazu wenigſtens 20,000 Nationalgarden, ſo ſchlug ſich jene Handvoll Menſchen gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt; ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: Vive la Republique! und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Mit Recht ſagt Heine, der damals in Paris war, von ihnen: „Sie waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit, und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen. Wahrlich! wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, der verbündet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter den Karliſten hinterlaſſen hat.“

Die Regierung erklärte noch während des Aufſtandes in einer ſchlau abgefaßten Proclamation den Aufſtand für halb karliſtiſch, und ein großer Theil der Truppen und Nationalgarden bildeten ſich wirklich ein, gegen Karliſten zu fechten; ein Theil der Aufrührer ſelbſt aber ſtand vom Kampf ab, um nichts mit Karliſten gemein zu haben. Jene Proclamation, ſchon vom 5 Junius, lautete: „Der Karlismus und die Republik haben ſich heute zu gleicher Zeit gegen den Juliusthron aufgelehnt.“ Sie ſtellte alſo den Karlismus ſogar voran.

Man warf der Polizei vor, daß ihre Agenten unter republicaniſchen Verkleidungen beſonders thätig geweſen ſeyen und ſich unter derſelben Maske, als ein Haufe lärmenden Pöbels, des General Lafayette bemächtigt hätten, damit die-

ſer General nicht Gelegenheit fände, ſich etwa wieder an die Spitze der Nationalgarde zu ſtellen.

4.

Paris im Belagerungszuſtand.

Während des Kampfs, als der Ausgang noch unentſchieden war, verlangten einige Bürger, man ſolle Paris in Belagerungszuſtand erklären. Dieſe Maßregel wurde aber völlig überflüſſig, da ſich der Sieg ſo ſchnell entſchied. Inzwiſchen erkannte Thiers die großen Vortheile, die ſich aus einem, wenn auch nur vorübergehenden rechtsloſen Gewaltszuſtand ziehen ließen, rieth alſo dringend dazu, den Belagerungszuſtand noch hinterdrein nach dem Siege zu erklären, am Abend des 6ten. „Niemand dachte mehr an den Belagerungszuſtand, als ein junger Deputirter, der ſeit mehreren Monaten nach einem Portefeuille trachtete, und neulich von Italien zurückkehrte, in der Meinung, es könne ihm nicht fehlen, das Wort nahm, und von der guten Stimmung der Nationalgarden gegen die beſiegten Republicaner und die Oppoſition ſprach: „Man hat nun, ſagte er, zur Vernichtung der Preſſe und der Oppoſition eine Gelegenheit, die nie wieder eintritt; erklären Sie die Stadt in Belagerungszuſtand, ſuspendiren Sie die Journalfreiheit; laſſen Sie, nöthigen und möglichen Falls, erſchießen wen Sie wollen, Deputirte oder nicht: nicht nur wird man Sie handeln laſſen, ſondern ſogar mit Freuden unterſtützen; den Belagerungszuſtand! den Belagerungszuſtand!“ Herrn Thiers Meinung von den HH. Montalivet und Sebaſtiani ſchwach erörtert, von Marſchall Soult unterſtützt, der vielleicht hierin

für ſich eine Bahn zum Conſeilvorſitze ſah, ging durch, und der Belagerungszuſtand wurde beſchloſſen und am 7 Junius publicirt.

Ganz im Sinne der öffentlichen Meinung proteſtirte Herr Coſte, Redacteur des Temps, gegen dieſe Maßregel: „Die Verſetzung in Belagerungszuſtand, die alle Staatsgewalten in die Hand der Militär-Autorität überträgt, die den Erkenntniſſen der gewöhnlichen Tribunale und der Geſchwornen die Erkenntniſſe durch Militair-Commiſſion unterlegt, iſt die außerordentlichſte Maßregel, die in einem freien Lande angewendet werden kann. Nur die dringendſte Nothwendigkeit kann ſie rechtfertigen. Wenn aber ein Belagerungszuſtand proclamirt wird, nachdem alles zur Ordnung zurückgekehrt iſt; nachdem die allgemeinſte Beiſtimmung die Regierung unterſtützt, und die öffentliche Gewalt über den Widerſtand völlig geſiegt hat; nachdem keine Rebellen mehr auf den Straßen oder den öffentlichen Plätzen, ſondern nur Angeſchuldigte in den Gefängniſſen vorhanden ſind: ſo heißt dieß ſowohl die Geſetze verletzen, als die Bevölkerung ſchmähen, die ſich ſo muthig der Bezwingung der Unordnung hingegeben hat. Dieß iſt eine Verletzung der Geſetze! denn wenn die Maßregel die Folge hat, den Angeklagten die Garantie zu entziehen, die ſie ſich durch das Gericht des Landes mittelſt der Geſchwornen erworben haben, ſo iſt dieß die allergehäſſigſte Rückwirkung: es iſt ein Act der Tyrannei. Hat aber die Maßregel keine rückwirkende Anwendung, macht man daraus eine bloß präventive Maßregel. ſo entſtellt man ſie. Die Suspenſion aller Freiheiten, aller Garantien in einer Stadt von einer Million Menſchen, n der Hauptſtadt Frankreichs, läßt ſich nicht durch bloße Vermuthungen motiviren! Aus dieſen

Beweggründen erklärt der Unterzeichnete, als Einwohner von Paris, und als verantwortlicher Gerant eines der Organe der Presse, deren Unabhängigkeit die öffentlichen Freiheiten intereſſirt, und unter dieſem Titel verpflichtet, alles zu bezeichnen, was ſowohl dieſe Freiheit als die ſie garantirende Monarchie bloßſtellen kann, wobei er die Verantwortlichkeit dieſes Acts auf ſich nimmt, daß er gegen die Verſetzung der Stadt Paris in den Belagerungszuſtand, als gegen die ungeeignetſte Maßregel, unter den Umſtänden, in denen ſich Frankreich befindet, ſo wie als gegen die ungeſetzlichſte, welche die miniſterielle Verantwortlichkeit verpflichten kann, proteſtirt."

Der National ſpottete über die Kraftanſtrengung der Regierung: „Frankreich wird nicht vergeſſen, daß die Geſetzmäßigkeit der doctrinären Partei, wenn es ihr bequem iſt, in der Jurisprudenz der Kriegsgerichte, ihre Conſtitution in der Dictatur beſteht. Möge ſie ſich doch beeilen, ſich mit dem Zauber des Ruhms und der Größe zu umgeben, der auf einige Zeit für alle Uſurpationen abſolvirt; möge ſie uns ſchnell ihr Bulletin von Fleurus oder von Marengo bringen; denn der Convent und Bonaparte wußten das Vaterland durch Siege über den Verluſt ſeiner Geſetze zu tröſten."

Die Regierung hatte den Vortheil, die Artillerie der Nationalgarde, die polytechniſche und Alforter Schule proviſoriſch aufzulöſen, eine Menge Verhaftungen vorzunehmen und Urtheile durch Kriegsgerichte auszuſprechen; allein es gelang ihr nicht, den Notabilitäten der Oppoſition Schrecken einzuflößen, ſie fand überall Widerſtand. Sie wollte die bekannten Häupter der republicaniſchen Partei, Deputirte und Journaliſten, Garnier Pagès, La-

Boissière, Cabet, Armand Carrel, Philippon, verhaften lassen; aber diese Herrn verschwanden, wußten sich jeder Verfolgung zu entziehen und erklärten auf ihr Ehrenwort, sie würden sich augenblicklich ins Gefängniß stellen, so bald der verfassungswidrige Belagerungszustand aufhöre und man sie ihrem natürlichen Richter überliefere. Die Regierung suchte auch die gemäßigte Opposition bei dieser Gelegenheit zu verdächtigen. Lafitte, Odilon-Barrot und Arrago hatten einen Schritt beim König gethan, der zum Zweck hatte, ganz in dem bekannten Sinne ihrer Politik die Extreme zu vermeiden. Man höhnte sie jetzt, aber sie gaben in den öffentlichen Blättern eine edle und stolze Antwort. Auch gegen die Karlisten wollte die Regierung jetzt ihre usurpatorische Gewalt richten; hier fand sie aber an Herrn von Chateaubriand einen unerschütterlichen Gegner. Dieser geistreiche Schriftsteller spottete über die erbärmlichen Maßregeln, welche das Juste-Milieu gegen ihn ergriff, und die sein Genie, sein greises Haar und sein aller Welt bekannter Wandel beschämte. Er ließ damals öffentlich drucken: „Ich lade auch die Polizei ein, ihre Spione zurückzuziehen, welche vergeblich vor meiner Thüre lauern, und mich immer mit so einfältigen Blicken betrachten. Sie wissen es ja, meine Herren, ich gehe jeden Tag um 2 Uhr aus, in einem blauen Ueberrocke, der eben so abgetragen ist, wie die Legitimität, deren Gesandter ich bin; ich gehe, wie der alte Hagestolz, im Luxemburg spazieren: bis auf die Rente sehe ich einem Rentier aus der Allée des Observatoriums nicht unähnlich; ich mache täglich zwei oder drei Besuche und immer bei denselben Personen; um halb 6 Uhr komme ich zum Mittagessen nach Hause; am Abend kommen einige jener seltenen Freunde, die auch im

Unglück noch ausharren. Um 9 Uhr gehe ich zu Bette, um 6 Uhr stehe ich auf; ich lese die Journale, die man so gütig ist, mir unentgeldlich zu senden; wenn ich gerade nicht aufgelegt bin, mich über das Juste-Milieu lustig zu machen, so besuche ich von 10—12 Uhr gewisse Republicaner, Leute von Geist und Herz, die, weniger nachsichtig als ich, diejenigen hängen möchten, über welche ich nur lachen will. Zuweilen kommen auch Decorirte des Julius, die von der Quasi-Legitimität verlassen sind, und bitten mich, mein legitimes Elend mit ihnen zu theilen. Da haben Sie nun, meine Herren Spione, mein Signalement und meine Tagesbeschäftigung, die Sie gewiß als mit der Wahrheit übereinstimmend bescheinigen werden. Sparen Sie sich also die Mühe, mir zu folgen, und suchen Sie das aus dem Beutel der Steuerpflichtigen gezogene Geld besser zu verdienen. (Gez.) Chateaubriand."

Diese höhnende Sprache, die Verhaftung des jüngern Berryer in der Vendée und die Verbindung der Pariser Karlisten mit denen im Westen gab der Regierung erwünschten Anlaß, die Karlistenhäupter in Paris arretiren zu lassen, und dadurch scheinbar die frühere Voraussetzung, als ob der Pariser Aufstand am 5 und 6 Junius zugleich von den Karlisten ausgegangen wäre, zu bestätigen. Es lag der Regierung viel daran, dieß glauben zu machen und dadurch auf den Aufstand ein gehässiges Licht zu werfen, da es bereits einen großen Theil der Pariser Nationalgarde zu reuen anfing, sich so eifrig für Ludwig Philipp gegen die Republicaner geschlagen zu haben. Man las in diesem Sinn öffentliche Reclamationen von Nationalgardisten, z. B. im Messager: „Ludwig Philipp und seine unklugen Rathgeber

mögen ſich hüten in unſerm Eifer eine feierliche Billigung aller ihrer Handlungen zu erblicken.“

Am 16 Junius wurden die HH. von Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville verhaftet, wie es hieß, in Folge der Verhaftung Berryers, bei dem man Briefe jener Herren gefunden hatte. Wollte die Regierung ſie durch die Verhaftnahme herabwürdigen, ſo erreichte ſie ihren Zweck nicht; denn die Herren zeigten den kleinlichen Polizeimaßregeln gegenüber nur um ſo mehr ihren Adel, proteſtirten gegen das ungeſetzliche Gericht und verſchmähten, demſelben irgend Rede zu ſtehen.

Auch General Ramorino wurde verhaftet, weil man glaubte, die Republicaner hätten ihn zum militäriſchen Chef auserſehen. Als das Volk ſich bei ſeiner Arretirung verſammelte, rief er: „wiſſet wohl, ich bin kein Dieb, ich bin Ramorino, der für Polen gefochten.“ Er wurde wieder frei gelaſſen. Die Regierung hatte die Miene angenommen, als ob ſie alle ihre Feinde vernichten wollte, allein ſie begnügte ſich, ſie nur zu beleidigen und noch mehr zu erbittern.

Am 15 Junius legten 15 Deputirte eine Proteſtation gegen den Belagerungszuſtand ein: „Die HH. Laboiſſière, Cabet und Garnier Pagès haben bei den Proteſtationen, die ſie gegen die, in der Abſicht ſie einer Ausnahmsjuſtiz zu überliefern, gegen ſie gerichteten Verfolgungen, erlaſſen, ihre Collegen der Kammer aufgerufen, ihre Meinung über die willkürlichen Maßregeln, deren Gegenſtand ſie ſind, zu erklären. Die unterzeichneten Deputirten entſprechen hiemit der Aufforderung ihrer ehrenwerthen Collegen und erklären, daß wenn ihrer Anſicht nach ein Deputirter mehr als jeder andere Bürger ſchuldig iſt, das Beiſpiel ſeines Gehorſams

gegen

gegen die Gesetze und seines bereitwilligen Befolgens der Mandate der regelmäßigen und gesetzlichen Justiz zu geben, ein Deputirter auch mehr als jeder andere Bürger jeder Ausnahmsjustiz, die den Gesetzen und Constitutionen des Landes zuwider geschaffen ist, die Sanction verweigern muß, die aus einem freiwilligen Erscheinen vor dieser Jurisdiction hervorgehen würde. Sie nehmen mit Vertrauen die Erklärungen ihrer Collegen auf, daß sie bereit sind, vor der gewöhnlichen Jurisdiction zu erscheinen, und billigen die Weigerung derselben, sich den Kriegsgerichten zu überliefern, deren Competenz und Gesetzlichkeit mit Recht von ihnen bestritten werden. Paris den 15 Junius 1832. (Unterz.) Lafitte, Marchal, Girardin, Odilon-Barrot, Karl Comte, Arrago, Desair, General Subervic, Marschall Clauzel, Tardieu, Larabit, Allier, Bernard (vom Var), Duchaffault, Galabert." Dieser Protestation schlossen sich in den nächsten Tagen eine große Anzahl anderer Oppositionsmitglieder an.

Am 16 Junius begannen die Kriegsgerichte. Da die Regiernng einmal den Terrorismus proclamirt, und den gewöhnlichen Rechtsgang beseitigt hatte, so erwartete man grausame Hinrichtungen; indeß hatte sie entweder nicht das Herz, wirklich mit Gewalt durchzugreifen, oder wollte großmüthig scheinen. Kurz, es trat auch hier wieder ein Juste-Milieu ein. Man wußte weder recht zu strafen, noch recht zu verzeihen. Alle Gefängnisse waren mit Republicanern erfüllt, die man mit den Waffen in der Hand gefangen hatte. Der erste, der vor das Kriegsgericht kam, Pepin, wurde freigesprochen, am 16ten, der zweite, Wachez, den 17ten ebenfalls. Der dritte dagegen, der Carricaturmaler

Geoffroy, wurde am 18ten für ſchuldig erklärt und alſo zum Tode verurtheilt. Gegen ihn war die Regierung beſonders erbittert, weil er ſie durch ſeine ſatyriſchen Carricaturen aufs empfindlichſte beleidigt hatte. Kein Menſch konnte übrigens bezweifeln, wo man mit dieſer langweiligen Procedur am Ende hinaus wollte, wenn alle Tage nur Ein Gefangener abgeurtheilt werden ſollte, während deren 1200 in den Gefängniſſen ſaßen. Man hätte dann, um fertig zu werden, wenigſtens einige Jahre bedurft. Jedermann fühlte, daß dieſer Zuſtand zu unnatürlich ſey, um lange dauern zu können, und er wurde dadurch beendigt, daß am 29 Junius der Caſſationshof von Paris die Urtheilsſprüche des Kriegsgerichts als verfaſſungswidrig verwarf, und dadurch zugleich den ganzen Belagerungszuſtand für illegal erklärte.

Um allen übeln Folgen, welche dieſe kühne Erklärung für die Regierung haben konnte, vorzubeugen, wurde ſchon am folgenden Tage der Belagerungszuſtand von Paris aufgehoben, und zugleich die HH. v. Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville freigegeben, am 30 Junius. An demſelben Tage ſtellten ſich auch die bisher verſteckten Deputirten Garnier Pagès, Laboiſſière, Cabet und Montſarrat, wie ſie verſprochen hatten, vor ihrem ordentlichen Richter. Sie wurden freigeſprochen, da keine hinreichenden Beweiſe gegen ſie vorlagen. Die übrigen Verhafteten wurden nach und nach von den gewöhnlichen Gerichten theils ebenfalls freigeſprochen, theils, wenn die Beweiſe klar waren, als Hochverräther verurtheilt. Doch wurde kein einziger hingerichtet, da der König alle Urtheile

milderte, und ſelbſt Geoffroy nur zu einer Gefängnißſtrafe ohne Zwangsarbeit verdammte.

Da der König auf dieſe Weiſe die Belagerungserklärung zurücknahm, ſchien auch eine Veränderung des Miniſteriums Montalivet nothwendig, da ſich daſſelbe durch dieſe Maßregel äußerſt verhaßt gemacht hatte und zugleich überhaupt für ein unfähiges gehalten wurde. Der junge Montalivet ſchien nicht würdig genug, Caſimir Perier auf die Dauer zu erſetzen, da noch größere Notabilitäten zu dieſem ehrenvollen Poſten berufen werden konnten. Der König warf ſeine Augen auf den ältern Dupin, der eben ſo viel Talent als Ruhm beſaß, und weit populärer war als Perier. Von Laſitte und Odilon-Barrot wollte der König nichts wiſſen: ſie ſaßen ihm zu weit links, obgleich ſie nichts mit der republicaniſchen Partei gemein hatten. Guizot, Thiers hatten als Gelehrte nicht Anſehen, nicht Erhabenheit genug, an der Spitze eines Miniſteriums zu ſtehen. Decazes ſollte nicht mehr aus dem Dunkel der Camarilla hervortreten, und war für eine öffentliche Regierung nicht populär genug. Dupin dagegen war royaliſtiſcher als Laſitte und Barrot, hatte mehr Autorität als Guizot und Thiers, und weit mehr Popularität als Decazes. Er ſchien ganz dazu geſchaffen, Periers Nachfolger zu werden, ja ſeine geſchmeidige Klugheit ſchien dem Könige noch mehr zuzuſagen, als Periers Halsſtarrigkeit. Aber eben dieſe Klugheit, die man mit ſo viel Recht an Dupin pries, hielt ihn ab, ans Staatsruder zu treten. Er wollte nicht das blinde Werkzeug des Königs ſeyn, und er hielt nicht jede Anſicht des letzteren für richtig. Er wollte nicht all ſeinen Ruf und ſeinen zukünftigen Einfluß aufs Spiel ſetzen, und ſich abnützen laſſen, wie Perier.

Er wollte nicht die unermeßliche Verantwortlichkeit eines ersten Miniſters übernehmen, ohne zugleich die uneingeſchränkte Macht deſſelben zu beſitzen, denn der König ließ die Miniſter nie für ſich handeln, ſondern leitete ſie und ſchob ſie nur vor. Der Herzog von Orleans äußerte in dieſer Beziehung: wenn mein Vater je aufhörte, ſelbſt zu regieren, würde es bald mit uns aus ſeyn. — Man verfehlte jedoch nicht, der Weigerung Dupins ſehr gemeine Motive unterzulegen. Man ſagte, der engliſche Geſandte habe über Dupin geſpottet und ihn einen kleinen Advocaten genannt; das habe Dupin übel genommen und dem König am 28 Junius darüber ſo heftige und unehrerbietige Vorwürfe gemacht, daß ihn Seine Majeſtät beim Arme an die Thür geführt hätten. Wirklich fiel eine ſolche kleine Scene vor; der König war entrüſtet über Dupin, ließ ihn aber ſchon nach einer Stunde wieder rufen, und wahrſcheinlich war der Grund ihres Zwieſpalts etwas ernſterer Natur, als es das Geſchwätz der Höflinge vorgab. Wenn Dupin keine wichtigeren Gründe gehabt hätte, um das Miniſterium auszuſchlagen als ſeine Empfindlichkeit, ſo würden ihn die wiederholten Bitten des Königs wohl überredet haben. Die Wahrheit iſt, daß er ſich für zu gut hielt, um ſich zum willenloſen Werkzeug einer Politik herzugeben, die er nicht vollkommen billigte und ſelbſt leitete; daß er es verſchmähte, ſich vorſchieben zu laſſen und gleichſam den Sündenbock für Andre abzugeben. Man unterhandelte den ganzen Sommer mit ihm, aber er blieb ſtandhaft.

In dieſer Zwiſchenzeit eröffnete die Regierung am 8 Julius eine neue Anleihe von 150 Mill. Am 28 Julius wurde das Feſt der Juliusrevolution begangen, man kann

denken, mit welch bittern Gefühlen. Der König hatte Paris dicht mit Truppen angefüllt, um jeden Ausbruch dieſer Gefühle zu verhüten, und um die Truppen luſtig zu machen, überſchüttete er ſie mit Ehrenkreuzen. Der Temps ſagt: „Die Anzahl der an die Regimenter der Pariſer Beſatzung vertheilten Ehrenkreuze iſt in der That übertrieben. Manche Corps haben über 30 Decorationen erhalten; mehr als Napoleon nach einer Schlacht vertheilte, in welcher ſein Heer 10,000 Todte und 20,000 Verwundete hatte.“

Auch die Polizei erhielt Kreuze der Ehrenlegion. Der Temps ſagt deßfalls: „Zur Erinnerung an die Juliustage ſucht die königliche Gunſt, wen? die Polizei! die Polizei, der ſo viele Gewaltthätigkeiten vorgeworfen ſind, die Polizei, welche am 5 Junius die Preſſen zerſchlug, wie Karl X am 26 Julius; die Polizei, welche die Heiligkeit der Wohnungen verletzte und auf anonyme Angebereien hin die Gefängniſſe vollſtopfte. Ehrenkreuze der Polizei! Nach der Belagerungs-Erklärung mangelte uns dieſe Demüthigung noch. Zugleich gab man den Unterzeichnern der Juliusproteſtation Kreuze und Medaillen; lieber hätte man eine Amneſtie für ſie ausſprechen ſollen. Alles, was man jeden Tag thut, iſt die Verurtheilung eines Acts, der die Revolution begann.“ Am andern Tage drang die Polizei in das Zimmer des Herrn Coſte, der den Temps redigirte, und mißhandelte ihn thätlich. Doch erhielt Coſte ſeine Genugthuung in einem Duell, in welchem er den Polizeicommiſſär Benoit tödtlich verwundete.

Ein unparteiiſcher Beobachter ſagt in der Allg. Zeitung über das Feſt: „Der Courier français allein hat ehrlich geſtanden, daß das Feſt war, was alle Feſte der Art ſind: daß

es dabei an Neugierigen und Lebensfrohen nicht fehlte, daß im Gegentheil allenthalben großer Zulauf von Menschen war. Und in der That war an beiden Tagen ganz Paris in Bewegung, denn Paris bleibt nie zu Hause, wenn es gilt, sich einen frohen Tag zu verschaffen. Aber wahr ist es auch, daß sie nicht viel anders gefeiert worden sind, als man ein Ludwigs- oder Karlsfest zu feiern pflegte; nichts das zur Einbildungskraft redete, nichts das die denkwürdigen Begebenheiten der drei Tage des Volkes wieder in lebendige Erinnerung brachte, keine patriotischen Reden, keine feierlichen Todten-Opfer! Kurz, es war nur ein Volksfest, was wir dieser Tage feierten, nicht ein Nationalfest, wie es den Wünschen der Bewegungspartei mehr entsprechen würde. Selbst die große Heerschau, bei welcher nicht die volle Hälfte der Nationalgardisten, und auch diese ohne besondern Schwung, sich eingefunden hatte, war, in Abwesenheit einer begeisternden Idee, farblos, eine gemeine Ceremonie, obgleich der Monarch bei derselben auf das wohlwollendste empfangen ward."

Die Ruhe blieb ungestört. Erst in der Nacht geriethen einige junge Leute auf der Arcole-Brücke mit der Polizei in Streit, und es floß Blut. Die Oppositionsblätter sagten, es seyen mehrere Personen von der Polizei ermordet und in die Seine gestürzt worden; die Polizei erklärte dieß aber für Lügen und gab nur einige Verwundungen zu.

Die Oppositionsjournale sprachen damals alle ihre verhaltene Wuth aus. Die karlistische Gazette de France sagte: „Es gibt etwas, was die Franzosen weniger ertragen als selbst die Willkür, so verhaßt ihnen diese ist — es ist die Heuchelei, die Lüge, die sich der Willkür beigesellen. Sie konnten sich unter einen offenen Despotismus beugen, der

ihnen wenigstens Ruhm ſtatt der Freiheit gab; aber es iſt gegen ihre Natur, einen hinterliſtigen und entwürdigenden Deſpotismus zu dulden. Zwar ſind ſie leichtſinnig, neuerungsſüchtig, zu empfänglich für die Einflüſterungen der Parteien, zu geneigt, aus Liebe zur Veränderung, ſich von einer Regierung zur andern ziehen zu laſſen; aber darin ſind ſie beſtändig und unveränderlich, daß ſie nie einwilligen werden, ſich einem entwürdigenden und ſchmachvollen Joche zu beugen. Nun iſt aber für eine ſo verſtändige Nation, wie die unſrige, nichts ſo entwürdigend, als die Leitung ihrer Angelegenheiten in den ungeſchickteſten und unerfahrenſten Händen zu ſehen, die es in der Welt gibt. Es gibt nichts ſo Schmachvolles für ſie, als ſich Menſchen unterworfen zu ſehen, die, weil ſie unfähig ſind, mit den Geſetzen zu regieren, ſich keck über die Geſetze ſtellen, und dann zu ihren ſtrafbaren Uſurpationen noch die Inſulte und den Hohn fügen, daß ſie uns weißmachen wollen, ſie handelten nach der Conſtitution."

Der Temps ſagte: „Das Blut ſo vieler Tapfern iſt alſo vergeblich gefloſſen; wir genießen ihres Werkes nicht. Nur in ſeinen eigenen Augen iſt Frankreich größer geworden; für die Könige iſt es noch immer das Frankreich des Wiener Vertrags. Und doch hatten wir im Julius nicht Unrecht; und ſie, die ſtarben, ſind wohl geſtorben für das Vaterland. Die begeiſterten Menſchen, die ihm eine neue Aera zu geben glaubten, wußten gar gut in die Zukunft zu blicken. Man durfte nur in der Bahn fortgehen, die ſie geöffnet hatten. Iſt es ihre Schuld, wenn die Gewalt ſie verläßt? Im Julius 1830 waren wir bereit alles zu unternehmen, alles zu leiden; wir wußten, was Frankreich vermag. Sollte etwa Frankreich heute ſchwächer ſeyn, ſollte es weniger, als damals,

das Gefühl ſeiner Macht haben? Gewiß nicht, aber die, die es führen, kennen dieſe nicht, und neben ihnen ſteht kein Mann von Kopf oder Herz; denn die Gewalt hat ihre Sachen ſo gut gemacht, daß Alle, die Gedanken, Ueberzeugung, Hingebung, Charakter haben, mit ihr brachen. Nun verſuche man ohne Schrecken auf das Loos einer Gewalt zu blicken, die von den Redlichen verlaſſen wird.“ Der Courrier français hielt folgende höchſt charakteriſtiſche Strafrede: „Frankreich iſt das Land der Hingebung (dévouement); man gibt ſich hin bei uns für die regierende Dynaſtie, für die geheiligte Perſon, für die öffentliche Ordnung, für die Freiheit, für den Ruhm, für die Religion. Dieſe Krankheit iſt namentlich unter den öffentlichen Beamten anſteckend. Ein Präfect, ein Unterpräfect beſchäftigen ſich nicht mehr mit der Adminiſtration; ſie ſind nur beſchäftigt, ihre Hingebung zu zeigen. Man zeigte Hingebung für den Kaiſer, indem man zwanzig Conſcribirte ſchickte, wenn er zehen verlangte; man zeigte Hingebung an Ludwig XVIII, an Karl X, wenn man, eine große Kerze in der Hand, den Proceſſionen beiwohnte; man zeigt jetzt Hingebung gegen das Juſte-Milieu, wenn man Angriffe befiehlt, und nöthigenfalls die Ruheſtörer packt. Es gibt in dieſem Augenblicke keinen Präfecten von Ruf, der ſich nicht — Zeuge ſind Grenoble, Lyon, Carcaſſonne, Beaucaire und Aix — durch einige Cavalleriechargen oder durch die Auflöſung einiger Compagnien Nationalgarden ausgezeichnet hätte. Dieſe ſchreckliche Neigung zur Servilität muß man den geringen Fortſchritten zuſchreiben, die wir in der conſtitutionellen Laufbahn gemacht haben. Die wohlgeſinnteſten Bürger können ſich kaum dieſes deſpotiſchen Ganges erwehren, der ſeit Napoleons Herrſchaft allen geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſen aufge-

drückt iſt. Man beeilt ſich, den öffentlichen Beamten, ſo oft ſie ſich Willkürlichkeiten zu Schulden kommen ließen, Entſchuldigungs- und Rechtfertigungsmittel an die Hand zu geben, indem man dieſelben mit dem Namen Feſtigkeit, Hingebung und Treue für die beſtehende Ordnung der Dinge ſchmückt. Die Unabhängigkeit der Magiſtrate gilt für nichts. Wenn ein Generaladvocat aus Gewiſſenhaftigkeit auf die Freiſprechung einiger Angeklagten anträgt, die ihm eher verirrt als ſtrafbar erſcheinen, ſo trifft dieſen redlichen oder edelmüthigen Mann die miniſterielle Mißbilligung: er hat keine Hingebung gezeigt. Wir haben oft ſeit vierzig Jahren die Regierungen gewechſelt, und die Hingebung von geſtern war heute nicht immer an der Tagesordnung. So kam es, daß die meiſten öffentlichen Beamten, um ihre frühere Servilität vergeſſen zu machen, ſich mit vollen Segeln in eine neue warfen, und ſo endlich, von einem Aeußerſten aufs andere überſpringend, ſich in der öffentlichen Achtung völlig zu Grunde richteten. Die öffentlichen Sitten fühlen ihrerſeits den Rückſtoß dieſer Gewohnheit der Servilität, die man in Frankreich mit eben ſo viel Sorgfalt zu naturaliſiren ſucht, als man anwenden ſollte, um ſie auszurotten. Jeder fällt über Orden und Aemter her; jeder will für ein rothes Band am Knopfloche, für ein Couvert an der Hoftafel, für ein Tabouret bei den Hofconcerten ſeine Hingebung zeigen. Und da die Gelegenheiten, wahren Ruhm zu ernten, ſelten, und es in dieſer Zeit diplomatiſcher Platituden und militäriſcher Schwächlichkeit ſchwer iſt, ſich auszuzeichnen, ſo wird man Polizei-Agent oder Gendarme; correſpondirt mit einem Manne am Hofe, wenn man in hohen Gnaden ſteht; mit einem Manne von der Polizei, wenn man dazu gelangen will. Man de-

nunclirt, man packt jemand feſt, das magiſche Wort „Hingebung" bedeckt alles, adelt alles. Während Präfecten und Unterpräfecten ſich ſolchem Aufſchwung von Hingebung überlaſſen, und ihre Untergeordneten dazu ermuntern, was wird aus den Straßen, Canälen, Spitälern, überhaupt aus allem, was die Hauptaufmerkſamkeit der öffentlichen Verwaltung in Anſpruch nimmt? Alle Welt weiß, daß wir dem ewigen Wechſel der Beamten den traurigen Zuſtand der öffentlichen Arbeiten verdanken. Nur mit politiſchen Intriguen, mit Wahlmanöuvres und gemeiner Polizei beſchäftigt, bleibt ihnen keine Muße, an die ernſthaften Angelegenheiten ihres Departements zu denken; kaum haben ſie Zeit ihre Recrutirungsreiſe zu machen, wenn ſie ſolche ja ſelbſt machen, und nicht durch einen ihrer Präfecturräthe machen laſſen. Das ſind die Reſultate dieſer Wuth, Hingebung zu zeigen, die durchs Kaiſerreich erneuert, und durch allen den Eifer der Reſtaurations-Periode genährt wurde. Denn es ſind von den Botſchaftern bis zu den Tabakhändlern faſt allenthalben dieſelben Menſchen. Nun beklagt euch noch über die erbärmliche Rolle, die wir in Europa ſpielen, ſagt, daß man uns verräth, verhöhnt, entehrt. Der Fehler liegt an den Bürgern, die ihre Rechte nicht kennen, und vor ihren Pflichten zurückweichen. Wenn die Deputirtenkammer Thorheiten begeht, ſo liegt die Schuld an den Wählern. Wenn die Wähler nicht zahlreicher ſind, ſo liegt der Fehler an den Bürgern, welche zu Petitionen, Aſſociationen, Reclamationen ihre Zuflucht nehmen können, um ein beſſeres Wahlgeſetz zu erhalten, und ſie können es; denn Mancher der nicht Deputirtenwähler iſt, wählt mindeſtens Municipalräthe und Maires. Mancher der ein unabhängiges Vermögen beſitzt, kann ſich von Regierungseinfluß frei

erhalten. Thut er es nicht, an wem liegt der Fehler? Die Regierung beutet die Eitelkeit aus, und ſieht, wie weit ſie mit Bändern, Aemtern und der bewaffneten Macht kommt; der Bürger darf nur auf ſich ſelbſt zählen, und muß ſich in andern Tugenden üben, als in der Hingebung. Dieſe Hingebung hat uns zu Grunde gerichtet. Für wen hatten wir nicht Hingebung ſeit 25 Jahren? Für Napoleon, Ludwig XVIII und Karl X; und wo ſind ſie und ihr Geſchlecht?"

Damals entſpann ſich auch ein erbaulicher Streit zwiſchen dem Moniteur einerſeits und einem Berliner Correſpondenten in der Allg. Zeitung andererſeits, an dem die franzöſiſchen Oppoſitionsjournale ſogleich Theil nahmen. Der Berliner behauptete, Frankreich habe nicht nur zu allen Maßregeln der h. Allianz gegen die Bewegungen in Deutſchland ſeine Zuſtimmung gegeben, ſondern ſogar dazu aufgefordert, weil man damals bei Gelegenheit des Hambacher Feſtes befürchtete, Rheinbayern möchte ein „republicaniſches Koblenz" für Frankreich werden. Der Temps ſagte damals, es handle ſich nicht von Verabredungen in Folge des Hambacherfeſtes und der Bundesbeſchlüſſe vom 28 Junius, der König der Franzoſen habe ſchon lange vorher, ſchon unmittelbar nach der Julusrevolution jede Frankreich günſtige Bewegung in Deutſchland abgelehnt. „Die ſecundären Staaten Deutſchlands haben der franzöſiſchen Regierung allerdings Mittheilungen gemacht, welche die Regierung ſich beeilt hat, bei den Höfen von Wien und Berlin zu denunciiren; aber dieß geſchah nicht erſt bei Gelegenheit der neuſten Bundesmaßregeln. Die deutſchen Souveräne wiſſen gegenwärtig zu gut, was man vom franzöſiſchen Cabinet erwarten darf, als daß ſie an dieſes Tribunal ſich wenden möchten. Kurze Zeit aber nach den Julius-

tagen, als alles eine neue Aera zu verkünden schien, damals wurden deutsche Souveräne zweiten Rangs, als sie sich an Frankreich wandten, zurückgewiesen, ja denunciirt. Dieß sagten wir schon am 8 Januar, als der schmerzliche Eindruck dieses Benehmens noch neu war, und man wagte nicht uns zu widersprechen." — Der National bemerkte am 21 Julius: „Man kann, trotz der Abläugnungen des Moniteur, fast nicht zweifeln, daß sehr aufmunternde Noten von diesseits des Rheins an die Cabinette von Preußen und Oesterreich gerichtet wurden. Aber kein Mensch will diese Noten gemacht haben. Das Ministerium in Masse verwahrt sich dagegen. Selbst der sonst so fügsame Herr Sebastiani findet dieß doch zu stark, und behauptet, man könne jetzt nicht länger mehr einen Conseilpräsidenten entbehren, der in den Augen des Landes verantwortlich und ein Bürge für die Ehre seiner Collegen wäre. Man wendet sich an den Marschall Soult, um zu erfahren, ob nicht etwa er es war, der, ohne daß jemand es wußte, an die Frankfurter Bundesglieder schrieb: „Schlagt die Presse, schlagt die Repräsentativregierung, Frankreich wird dazu Beifall klatschen!" Die Freunde des Marschalls versichern, er sey eines solchen Verraths unfähig. H. v. Rigny soll laut sich aussprechen, daß dieß unwürdig sey." Alles deutete an, daß die erwähnten Noten unmittelbar vom Könige selbst ausgegangen seyen.

Bald nach dem Juliusfeste begab sich der König nach Belgien, um seine Tochter mit dem König Leopold zu vermählen, wovon wir später reden. Im August machte Odilon-Barrot eine Rundreise, und wurde zu Straßburg und Lyon sehr feierlich empfangen. In letzterer Stadt fand aber der Republicaner Garnier Pagès noch größern Beifall,

da ſeinem Ehrengaſtmahle 2500 Menſchen beiwohnten, fünfmal mehr als beim Gaſtmahle Barrots. Am 24 Auguſt entſtand zwiſchen Karliſten und Republicanern ein Tumult in Montpellier, ähnliche in Bordeaux und Moulins, und am 16 October in Nantes.

Großes Aufſehen erregte im Lauf des Sommers auch die Schrift von Sarrans über Lafayette, worin die geheime Geſchichte der Juliusrevolution und das ſchwache Benehmen aller gegenwärtig mächtigen Doctrinäre aufgedeckt wurde.

5.

Miniſterium Soult. Verhaftung der Herzogin von Berry. Karl X in Prag. Tod des Herzogs von Reichſtadt.

Da die belgiſchen Angelegenheiten ſich verwickelten und im Einverſtändniß mit England eine bewaffnete Demonſtration gegen Holland nothwendig wurde, ſo ſchien der alte Marſchall und Kriegsminiſter Soult nicht ungeeignet, an die Spitze des Miniſteriums zu treten. Man nahm dadurch einen kriegeriſchen Schein an, und Soult ließ ſich dennoch vom König nach Gefallen leiten. Jede andre Wahl war ſchwierig, da Dupin entſchieden jedes Portefeuille abwies. So wurde dann am 11 October das neue Miniſterium ernannt. Chef deſſelben wurde der Kriegsminiſter Soult, das Miniſterium des Innern erhielt Thiers, das des Unterrichts Guizot, der Finanzen Humann, der auswärtigen Angelegenheiten Herzog von Broglie, des Handels d'Argout, des Seeweſens Rigny, der Juſtiz Barthe.

Man war mit dieſem Miniſterium eben ſo wenig zufrieden, wie mit dem vorigen. Soult war als alter ſchwacher Mann bekannt, der unter Napoleon jeder Willkür gedient, unter den Bourbons die geweihte Kerze getragen, und von dem man allgemein annahm, daß er nach unten eben ſo deſpotiſch ſey, als ſervil nach oben. Man erinnerte ſich, was Frau von Staël über ihn geſagt hat: „Der Marſchall Soult glaubt, daß mit dem Deſpotismus alles zu Stande gebracht werden könne. Es iſt traurig, daß viele Leute ſich einbilden, man würde ihnen, wie Buonaparten, gehorchen, wenn ſie Einen verbannen, den Andern abſetzen, den Dritten ſchief anſehen, und den Vierten grob anfahren. Die Höflinge bilden ſich ein, der Marſchall Soult ſey etwas Ausgezeichnetes, weil er behauptete, man müſſe mit einem eiſernen Scepter regieren. Aber woher einen ſolchen nehmen, wenn man das Volk nicht für ſich hat?“

Am meiſten Widerwillen erregte Thiers, der mit der Armuth alle alten Grundſätze abgelegt zu haben ſchien, und aus dem freiſinnigen Geſchichtſchreiber der Revolution ein unbedingter Höfling geworden war. „Thiers iſt alles, was man will, ausgenommen ein Mann, der ſeiner Ueberzeugung lebt; für ihn iſt nichts gut und nichts ſchlecht; nur behaupten ſeine Feinde, daß er die Thaler nicht übel finde, die ihm ſeine Stelle als Unterſtaatsſecretär der Finanzen eingetragen hat. Ein ſolcher Mann, ſo bewunderungswürdig auch ſonſt ſein Talent iſt, wird einer Verwaltung nicht zu Anſehen und Ehre verhelfen. Er müht ſich ab, als ob es ihm um das Höchſte gelte, und, um dieſen etwas gemeinen Ausdruck zu brauchen, lacht ſich nachher die Haut voll. Ein ſolcher Mann iſt Thiers.“

Ueber die in dieſem Miniſterium aufgeſchlagene Herrſchaft der Doctrinäre ſagte der Conſtitutionnel: „Der Doctrinär iſt derjenige, der immer mit dem anſtändigen Schleier des allgemeinen Intereſſe's, der politiſchen Metaphyſik und hoher tranſcendentaler Theorien die Privat-Intereſſen einer Cotterie bedeckt, die er Frankreich nennt. Die Hauptwaffe eines Doctrinärs iſt das Abfallen. Allzuviel zu ſprechen, war immer ſeine ſchwache Seite. Die Doctrinäre haben ſich weit mehr im Sprechen als im Handeln compromittirt. Der Grundfehler dieſer Partei iſt, daß ſie keine Partei iſt.“ Und der National meint, „die Doctrinärs ſpielten unter Ludwig Philipp dieſelbe Rolle, welche die Jeſuiten unter der Reſtauration geſpielt. Sie ſeyen beſtimmt, dem vorgeblichen Bürgerkönigthume denſelben Dienſt zu leiſten, welchen die Jeſuiten dem legitimen Königthume geleiſtet hätten. Die Wahrheit iſt, ſagt der National, daß die Doctrinäre in Frankreich die letzten Repräſentanten des europäiſchen monarchiſchen Princips ſind. Das Bürger-Königthum wird ſogleich zu Grunde gerichtet ſeyn, ſo wie man von ihm wird ſagen können, daß es doctrinär ſey; ſo wie das legitime Königthum zu Grunde gerichtet war, als man von ihm ſagen konnte, daß es jeſuitiſch ſey.“

Selbſt Dupin ſoll Beſorgniſſe geäußert haben. Es gab einen neuen kleinen Auftritt im Schloſſe. Der National ſagte: „Man erzählt einige Umſtände von der Unterredung des Königs mit Hrn. Dupin, die glauben laſſen, daß die beiden Perſonen, trotz der bei einem ſolchen Anlaß herrſchenden Eintracht und Hingebung, nicht ſehr mit einander zufrieden geweſen ſind. Der König ward nach einigen neuen Verſuchen, den Deputirten dahin zu vermögen, ſich dem

Miniſterium anzuſchließen, und dadurch das gemeinſchaftlich bis zu dem Tode des Hrn. Perier befolgte Syſtem zu beſtärken, zu ſeinem großen Erſtaunen genöthigt, dieſes Syſtem gegen die ihm gemachten Einwürfe zu vertheidigen. Hr. Dupin fand das Syſtem in einiger Beziehung gut, in mehrfacher anderer aber ſchlecht. Er äußerte, daß er ſich demſelben mit dem Gedanken angeſchloſſen habe, daß man, ſo wie die Regierung feſt ſtehe, bedeutende Veränderungen darin vornehmen würde; ſollte es aber immer in der Richtung der Reſtauration hin ſich entwickeln, ſo würde er ſich für pflichtvergeſſen, ſowohl gegen das Land als gegen den König halten, wenn er dieſes Syſtem noch fernerhin ohne Beſchränkung unterſtützen ſollte. Auf dieſen Ausfall ſoll Ludwig Philipp geantwortet haben, daß ſein Syſtem in jeder Beziehung trefflich ſey, und daß die weitere Folge immer mehr deſſen Weisheit beurkunden würde; dieſes von ſeinen Feinden ſo ſehr verleumdete und von ſeinen eigenen Vertheidigern mißkannte Syſtem habe die Ruhe und den feſten Beſtand der Dynaſtie geſichert, und deren definitive Anerkennung durch die Mächte, die früher ſo ungünſtig geſtimmt geweſen, bewirkt. Es habe zu einer Allianz mit England geführt, und ſo dürfte es nun auch zu einem allgemeinen Frieden, dem Ziele aller Wünſche, führen. Hr. Dupin bemerkte, daß alle dieſe Reſultate bloß noch in der Hoffnung oder in der Perſpective ſeyen. Die Allianz der abſoluten Könige ſey nicht ſehr aufrichtig; die Allianz mit England dürfte auch nicht ſehr feſt ſeyn; der Friede endlich, den man ſeit zwei Jahren angekündigt, möchte wohl im Augenblick, wo man ihn ergreifen zu können hoffte, entwiſchen. Uebrigens ſeyen dieſe ſo lange fortdauernden und bedauernswerthen Ungewißheiten

nicht

DUPIN.

nicht ſein Hauptbeweggrund, ein Syſtem zu mißbilligen, dem man unveränderlich zugethan ſcheine. Der urſprüngliche Fehler dieſes Syſtems, ein Fehler, der ſich ſeiner Anſicht nach kaum ausmerzen laſſe, ſey der, daß es ſeinen Stützpunkt auf den Fremden habe, während der König der Franzoſen ſich nur Frankreich hätte anvertrauen ſollen. Die Reſtauration habe ebenfalls den Schutz der Fremden gehabt, aber gerade dadurch ſich das Land entfremdet, und deren große Verbündete, Oeſterreich und Rußland, hätten doch ihren Sturz nicht verhindert, und ſeyen nicht im Stande, ſie zu rächen. Dieſe Bemerkungen, die um ſo mehr verletzten, je wahrer ſie ſind und keine Antwort erlauben, mögen wohl in gemäßigten Ausdrücken vorgetragen worden ſeyn, aber ſie trafen doch ihr Ziel, und Ludwig Philipp konnte ſeine Unzufriedenheit nicht verbergen.“

Die entlaſſenen Miniſter und eine Menge alte Deputirte, Generale, Staatsdiener, Gelehrte, die ſich dem Juſte-Milieu günſtig gezeigt hatten, wurden zu Pairs ernannt, z. B. Athalin, Berthezène, Bertin, Defaur, Brayer, Couſin, Durand, Gérard, Grouchy, Haro, Lallemand, Montloſier, Neigre, Rayneval, Reichard, Röderer, Rouſſin, Sylveſtre de Sacy, Villemain. Es gab einen Pairsſchub von 79 neuen Pairs, zur Belohnung und Aufmunterung der Regierungsfreunde und zur Befeſtigung der Regierung ſelbſt durch die Anhänglichkeit der erſten Kammer.

Das neue Miniſterialpräſidium erließ unmittelbar nach ſeiner Ernennung ein Umlaufſchreiben an die ſämmtlichen Miltär- und Civilbehörden, worin es ankündigte: „Das von meinem berühmten Vorfahrer angenommene Syſtem der Politik wird auch das meinige ſeyn. Es iſt das

wahre Nationalſyſtem: die beiden Kammern haben es ſo erklärt. Die Aufrechthaltung der Monarchie und der Charte iſt die erſte Bedingung der öffentlichen Freiheit. Dieſe Freiheit kann nur dann ſtark ſeyn, wenn ſie regelmäßig iſt. Sie ehrt und ſtärkt ſich durch die Achtung der Geſetze. Die Ordnung nach innen und der Friede nach außen werden die ſicherſten Unterpfänder ihrer Dauer ſeyn. Im Einklange mit den Mächten, unſern Verbündeten, werden wir die Löſung aller großen europäiſchen Fragen betreiben. Unſere Armeen, voll Feuereifer, aber gelehrig, gewähren unſerer Mäßigung den Beiſtand der Kraft. Europa weiß dieß; aber es kennt auch unſere Treue für unſere Verpflichtungen, und unſern feſten Willen den Weltfrieden aufrecht zu erhalten.“ Der Miniſter des Innern, Thiers, fügte in einem beſondern Umlaufſchreiben noch folgende Belehrungen für ſeine alten liberalen Freunde hinzu: „Frankreich hat eine glorreiche Revolution gemacht, um die Verletzung der Geſetze zu rächen; es würde eine unſelige Inconſequenz, eine bedauernswerthe Schwäche ſeyn, wollte man nicht die Achtung für dieſelbe den Tag nach dieſer Revolution ſichern; dieß hieße den edeln Zweck, für welchen ſie erfolgt iſt, verletzen. Außer der Herrſchaft der Geſetze gibt es nur eine Herrſchaft der Parteien, d. h. Gewaltthat, Inquiſition, Bürgerkrieg. Wir müſſen uns auf alle Art beſtreben, allen Parteien dieſes Joch aufzulegen. Während ſich die Maſſe der Nation friedlich, aufgeklärt und mit den von ihr eroberten Inſtitutionen zufrieden zeigte, gibt es Männer, die, aus den Reihen der Freunde der Freiheit getreten, ſie ſchlecht verſtehen, und ſie in Anarchie ausarten laſſen würden, wenn man ihren Verirrungen nicht widerſtände; es gibt andere, die, ſchon

lange gegen dieſelbe verſchworen, ſie durch Intriguen, Complotte, den Bürgerkrieg, durch die ſtrafbarſten und gehäſſigſten Mittel angreifen. Man muß die Erſtern belehren, ſie in Schranken halten, ihnen die Kraft der Geſetze entgegenſtellen, wenn ſie ſich von denſelben entfernen; die Zweiten beaufſichtigen, ihren Umtrieben folgen, und ſie endlich treffen, wenn ſie ſich gegen die beſtehende Ordnung auflehnen.“

Mittlerweile war zwar der Aufſtand in der Vendée völlig gedämpft worden, aber die Frau Herzogin von Berry befand ſich noch immer daſelbſt, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. Man hegte den alten Verdacht, die Regierung wolle ſie abſichtlich ſchonen. Schon im Julius ſchrieb der Meſſager: „1) Die Herzogin v. Berry durchreiſ't Frankreich mit dem Grafen v. Bourmont in der Kaleſche. 2) Die Prinzeſſin bleibt 6 Wochen in der Vendée und iſt vielleicht noch dort. 3) Der Herr von Bourmont ging aus dem Weſten nach Spanien, aus Spanien nach dem Weſten, von da durch Anjou und Bretagne nach Jerſey. 4) Der Sohn des Hrn. von Bourmont durchzog die weſtlichen Departements, kam nach Paris, ging nach der Provence, um in Sardinien, vielleicht auch in Catalonien wieder zu ſeinen Freunden zu ſtoßen. 5) Die Herzogin v. Berry beſuchte, wie alles vermuthen läßt, die Hauptſtadt, um in den Verſammlungen des adeligen Faubourg den Vorſitz zu führen. 6) Diot reiſ't in Frankreich mit ſeiner Miſſion und ſeinen Planen, ohne ſich im geringſten um das Signalement zu kümmern, das in allen Wachhäuſern angeſchlagen iſt. 7) Die HH. v. Menars, v. Blacas, General Clouet, Escars und fünfzig andere mehr oder minder bedeutende Perſonen gehen, kommen, comple-

tiren, und machen ſich über uns andere Revolutionärs luſtig, ohne daß die Agenten und Sergenten der Polizei ſie irgend aufhalten, und auch nur eine Minute ihre Fahrt und Berathſchlagungen hindern könnten; das thut die Polizei und hiezu iſt ſie nütze.“ Trotz dieſer Lauigkeit der Polizei war aber den Anhängern der Herzogin vor dem Ausgang bange, und ſie wünſchten, ſie möge ihren unnützen und für ſie ſo gefährlichen Aufenthalt auf franzöſiſchem Boden abkürzen. Zu Ende Julius wurde ein Schreiben bekannt, das Chateaubriand an ſie gerichtet haben ſollte, worin es hieß: „Madame! Eure königliche Hoheit werden in Frankreich weder eine Krone noch ein Grab finden. Sie werden vor Gericht gezogen, verurtheilt, begnadigt werden. Urtheilen Sie, Madame, ob dieß Ihnen anſteht.“ Chateaubriand ſchrieb dagegen am 3 Auguſt in die öffentlichen Blätter: „Ich habe nie den von dem engliſchen Journal, Globe, angeführten Brief geſchrieben; es iſt aber wahr, daß ich ungefähr daſſelbe ſagte, was man mich in dem angeblichen Billet ſchreiben ließ. Ich ſagte, das Traurigſte, was der Enkelin Heinrichs IV begegnen könne, wäre, gefangen, vor Gericht gezogen, verurtheilt und begnadigt zu werden. Ich kenne keine blutigere Verletzung als eine Begnadigung. Als die verbannte Prinzeſſin ſich noch in Italien befand, hatte ich die Ehre einen langen Brief an ſie zu richten, der ihr aber nicht zugekommen iſt. Uebrigens gehöre ich nicht zu denen, die, wenn die That geſchehen iſt und die Reſultate unglücklich waren, ſich hinter die Großſprecherei eines feigen: „ich habe es vorausgeſagt,“ verſchanzen. Ich kehre mich von dem Unglücke nicht ab, und bewundere den Muth. Madame die Herzogin von Berry war übel, ſehr übel berathen; aber von Maſſa aus ſah ſie

die Inſel Elba; die Verſuchung und die Erinnerung waren groß. Eine heldenmüthige Mutter, trat ſie aus ihrem Exil heraus, wie der Gebieter und der Gefangene Europa's aus dem ſeinigen hervorgetreten war; er, ganz bewaffnet mit ſeinem Ruhm, ſie, nichts beſitzend zur Vertheidigung, als ihre Leiden: er, um ſein eigenes Scepter wieder in Anſpruch zu nehmen, ſie, um die Krone eines Sohnes zurückzufordern. Beide wurden getäuſcht und täuſchten ſich vielleicht ſelbſt; aber ihre hundert Tage werden leben. Ich möchte nicht daſſelbe behaupten von jener Gewalt, die ihre Schlachtfelder noch nirgend anders als in dem St. Mery-Kloſter und auf dem Grèveplatz ſuchte. Ich habe die Ehre ꝛc. Chateaubriand."

Ueber die Irrfahrten der Herzogin theilte ſpäter der Breton folgendes mit: „Nach dem mißglückten Aufſtande in Marſeille landete die Herzogin mit dem Grafen von Kergorlay und mehreren Perſonen bei Cioiat, entkam den Nachforſchungen der Polizei, und gelangte, von drei Getreuen begleitet, nach einer äußerſt beſchwerlichen Reiſe durch die ſteilen Berge des Departements des Var, die ſie bald zu Fuß, bald auf einem Maulthier machte, nach der ſardiniſchen Gränze, wo ihr das Ueberſetzen über den Var von den Gränz-Zollbeamten, die ſie nicht kannten, erleichtert wurde. Die Zeitungen erwähnten damals dieſer Reiſe mit allen Details, fanden aber keinen Glauben. Durch die Briefe mehrerer eifriger Legitimiſten aufgefordert und ihre Sache für unfehlbar haltend, kehrte die Herzogin nach Frankreich zurück, und hielt ſich einige Tage bei einem Edelmann in der Provence verborgen, der, obſchon Vater einer zahlreichen Familie, mit der bei den Royaliſten gewöhnlichen Hinge-

bung ſich der Herzogin anſchloß, ihr zum Führer durch das ganze ſüdliche Frankreich diente, mit der Prinzeſſin nach der Vendée kam, und entweder bei dem Brande des Schloſſes la Péniſſière oder in dem Gefechte bei Chêne ſeinen Tod fand. Von dieſem Führer geleitet, gelangte die Herzogin, in der Verkleidung eines provençaliſchen Fiſchers, in das Departement der Rhone-Mündungen, wo ſie einige Tage auf einem Schloſſe bei Arles verweilte; zwei ihrer Anhänger gingen ihr überall voran, um zu ſehen, ob die Straße ſicher ſey. Während dieſes kurzen Aufenthalts der Herzogin in Camargue ward in einer benachbarten Stadt unter dem Vorſitze des Grafen von Bourmont ein legitimiſtiſches Conſeil gehalten, und beſchloſſen, die Prinzeſſin aufzufordern, ſich nach der Vendée zu begeben. Die Herzogin, weniger ängſtlich, als in den erſten Tagen nach der Beſchlagnahme des Carlo-Alberto, durchreiſ'te nun in Frauenkleidern und das Geſicht in einen grünen Schleier gehüllt, mit zwei Begleitern, zu Wagen, und wie im Fluge, das Departement der Rhone-Mündungen, ſo wie einen Theil des Departements des Gard, und machte bei Sommières, in der Nähe von Montpellier, Halt; dieß war in den erſten Tagen des Mai. Bald ſetzte ſie ihre Reiſe fort, fuhr am hellen Tage durch Montpellier, ließ die Straße nach Toulouſe rechts liegen und hielt in einem kleinen, zwiſchen dem Wege nach Cette und dem Meere gelegenen Dorfe, Villeneuve-les-Manguelonnes, abermals Raſt. Die angeſehenſten Legitimiſten des Departements des Herault ſuchten die Anweſenheit der Herzogin zu benutzen, um einen Aufſtand herbeizuführen; aber ob ſie gleich eben erſt 4—500 Carabiner aus Spanien empfangen hatten, ſo kam die Sache doch nicht zu Stande. Von

dem genannten Dorfe aus begab ſich die Prinzeſſin, ſtets von jenem provençaliſchen Edelmanne begleitet, der die verſchiedenen platten Mundarten des Südens mit Fertigkeit ſprach, an den See von Thau, ſetzte in einem gebrechlichen Nachen über denſelben, und landete in Mèze, einem von Fiſchern bewohnten Hafen, 7—8 Stunden von Montpellier. Hier fand ſie einen Wagen mit Poſtpferden vor, der ſie von einer Station zur andern, und, ohne beunruhigt zu werden, nach Carcaſſonne brachte; eine halbe Stunde von dieſer Stadt machte ſie auf dem Landhauſe eines treuen Karliſten Halt, um etwas auszuruhen. Am folgenden Morgen reiſ'te ſie nach Toulouſe, hielt ſich in dieſer Stadt kurze Zeit auf, und ſetzte dann ihre Reiſe nach dem Weſten fort. Hier verſchwindet meine Spur; nachdem ſie durch Guyenne, das Limouſin und Poitou, von einem Schloſſe zum andern, bald auf den großen, bald auf den kleinen Straßen gereiſ't, iſt ſie wahrſcheinlich in der letzten Hälfte des Mai in Nantes angekommen."

Die traurige Ahnung Chateaubriands ging in Erfüllung. Die Herzogin hörte nicht auf die dringenden Bitten ihrer Anhänger. „Sie beſtand darauf, im Schoße eines Landes zu bleiben, das ihrer Stimme nicht mehr gehorchen wollte. Umherirrend in der Umgegend von Nantes, entging ſie den gegen ſie gerichteten thätigen Nachforſchungen nur dadurch, daß ſie jeden Tag Wohnung und Kleidung wechſelte; als Hirtin, als Schäfer, als Müllerburſche, als Kammerfrau oder als Bäurin verkleidet, ging ſie vor den Augen ihrer Verfolger herum, oder entzog ſich ihnen, indem ſie ſich in einem Heuſacke auf den Schultern irgend eines kräftigen Ochſenhirten tragen ließ. Die von Generallieutenant d'Erlon aufs treff-

lichſte organiſirten mobilen Colonnen ließen den legitimiſtiſchen Chefs keine Möglichkeit mehr, ſich auf dem Lande zu verbergen. Der Herzogin blieb daher keine andere Hoffnung mehr, als der Aufenthalt in Städten. Sie wußte nicht, daß daſelbſt eine neue und thätige Polizei Tag und Nacht wachſam war. Sie entſchloß ſich daher, ſich in Nantes zu verbergen, wo ſie ſchon mehrere Male ungeſtraft ſich aufgehalten hatte. Das Haus des Fräulein Duguigny in der Rue haute du Chateau ward zu ihrem Empfange eingerichtet und nichts vernachläſſigt, um aus dieſem Orte eine ſichere Zufluchtsſtätte zu machen; geſchickt angebrachte geheime Schlupfwinkel mußten den neuen Gäſten jede Furcht benehmen. Indeſſen enthüllten ſichere Anzeigen der Polizei die Entwürfe der Herzogin, die ſeit Kurzem gewagt hatte, die Umgebungen der Stadt mit einem der Fräulein v. Kerſabiec, als Bäuerinnen verkleidet, zu durchſtreifen. Die Zugänge des Hauſes, das ſie bewohnen ſollte, wurden von Polizeiagenten beſetzt, die den Auftrag hatten, alles was vorging zu beobachten. Am 6 November ward man benachrichtigt, daß die Herzogin noch an demſelben Tage zum Speiſen kommen, und dann wahrſcheinlich bei Fräulein Duguigny bleiben ſollte. Die Dispoſitionen wurden getroffen, alle Ein- und Ausgänge bewacht. Bald erhielten die auf dem Cours verſammelten Truppen den Befehl zu marſchiren. Man ſteht vor dem Hauſe; man läutet an der Eingangsthüre; niemand antwortet; einige Augenblicke gehen ſo vorüber; die Zögerung macht die Commiſſarien ungeduldig; endlich öffnet ein Bedienter; man dringt in die Zimmer. Der Speiſeſaal wird zuerſt unterſucht: ein trefflich ſervirtes Diner erwartete Gäſte; der Saal war mit Lilien und Inſchriften, wie Navarin, Trocadero, Algier ꝛc. decorirt. Man

ſetzt die Nachſuchungen fort, und findet in einem Cabinette einen mit ſympathetiſcher Tinte geſchriebenen Brief, welcher der Herzogin entdeckte, daß ſie durch einen der Ihrigen verrathen ſey. Dieſer Brief ſchien ihr erſt ſeit einigen Minuten zugekommen, denn man hatte noch nicht Zeit gehabt, alle mit ſympathetiſcher Tinte geſchriebenen Buchſtaben durch Reagentien zum Vorſchein kommen zu laſſen. Dieß ließ keinen Zweifel übrig: die Herzogin war da. Man unterſucht die Localitäten und findet, daß der äußere Glockenzug faſt mit allen Zimmern des Innern in Verbindung ſteht. Die ganze Nacht verging in Nachſuchungen. Der Morgen iſt da, und noch hat man nichts gefunden. Die Mauern werden ſondirt; man entdeckt einen geheimen Schlupfwinkel, der gegen zehen Perſonen faſſen konnte, und darunter eine offene Fallthüre; aber zugleich erkennt man die Unmöglichkeit, daß jemand auf dieſem Wege hätte entfliehen können. Man ſtellte neue Nachforſchungen in dieſem und in den benachbarten Häuſern an, von denen mehrere, — wie das Publicum ſagt, das ſtets etwas Außerordentliches will — unterirdiſche Gänge haben. In mehreren Kaminen waren Feuer angezündet worden, und beſonders in einem ein ſehr ſtarkes, denn die Kälte war empfindlich. Dieſer Kamin maskirte das geheime Behältniß, in welchem ſich die Prinzeſſin, das Fräulein von Kerſabiec und die HH. v. Menars und Guibourg aufhielten. Zum Erſticken eng zuſammengedrängt hinter dieſem heißen Kamine, machten ſie einige unfreiwillige Bewegungen, die gehört wurden; ſo ward die Entdeckung herbeigeführt. Aber dieſe Entdeckung erfolgte erſt, nachdem man 20 Stunden lang ununterbrochen geſucht, und erſt nachdem ſie ſelbſt zweien Gendarmen, die in jenem Zimmer waren, erklärt hatte, daß ſie ſich ergäbe.

Die Herdplatte verſchloß den Eingang zu jenem Zufluchtsorte. Nun kamen ſie leidend aus dieſem jammervollen Aſyle hervor. Hr. Guibourg war dem Erſticken nahe. Er geſtand, daß er ſo gegen den Kamin gedrängt war, daß es ihm ſchien, als träfe ihm jeder Schlag des Hammers, mit dem man ſondirte, das Herz. Fräulein v. Kerſabiec, als Magd verkleidet, kam zuerſt heraus; ihr folgte die Herzogin; die HH. v. Menars und Guibourg erſchienen zuletzt. Die Herzogin ſagte ſogleich zu den im Zimmer befindlichen Gendarmen: „Es iſt unnöthig, Ihre Nachſuchungen weiter fortzuſetzen; Sie ſehen mich vor Ihnen: ich bin die Herzogin v. Berry. Wo iſt der General? Ich will mich ſeiner alten Soldatenehrlichkeit anvertrauen. Wenn jemand hier ſchuldig iſt, ſo bin ich es allein; dieſe Herren und das Fräulein folgten nur meinen Befehlen.“ Graf Menars bat, daß man den Generallieutenant d'Erlon rufen laſſe. Die Herzogin war in jenem Augenblicke entſtellt durch den Schmutz des Loches, in welchem ſie zwanzig Stunden lang gebückt ausgehalten hatte. Fräulein v. Kerſabiec behielt ihre ganze Geiſtesgegenwart, aber Hr. v. Menars, der ſehr alt ſcheint, und beſonders Hr. Guibourg waren wie vernichtet. Alle wurden mit äußerſter Rückſicht, und beſonders die Herzogin mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt. Man verſichert, daß am 6ten vor Mitternacht, in dem Augenblicke der thätigſten Nachſuchungen, eine Summe von 40,000 Franken einer Magd der Fräulein Duguigny angeboten wurde, wenn ſie die Verborgenen verrathe; ſie wies ſie zurück. Die Herzogin ſagte im Augenblicke ihrer Verhaftung, ſie und ihre Gefährten hätten ſeit 36 Stunden nichts gegeſſen; man beeilte ſich ihr ein Mahl zu ſerviren, wobei ſie den beſten Appetit zeigte. Herr v. Menars dagegen konnte keine Nahrung zu

ſich nehmen. Die erſte Nacht war ganz gut, und am folgenden Morgen ſchien die königliche Gefangene völlig an ihr neues Logis gewöhnt, das wenigſtens ruhiger war als ihre bisherigen Aſyle, in denen ſie keinen Augenblick von Furcht frei ſeyn konnte.“

Die Regierung befahl ſogleich, die erlauchte Gefangene nach dem feſten Schloß Blaye zu bringen und erklärte, die Entſcheidung über ihr Schickſal der Berathung der Kammer anheimgeben zu wollen. Da das Gerücht fortwährend ſich erhielt, die Regierung habe ſchon längſt mit der Herzogin unterhandelt, um ſie zu einer freiwilligen Entfernung aus Frankreich zu überreden, und habe ſich erſt ganz kürzlich auf den Rath des Herrn Thiers entſchloſſen, ſie gefangen zu nehmen, um durch dieſen Act die Kammer günſtig zu ſtimmen, damit ſie in Betreff des ungeſetzlichen Belagerungszuſtandes ein Auge zudrücke, ſo erklärte jetzt die Regierung feierlich: „Die Regierung iſt verpflichtet, den von Böswilligkeit verbreiteten Gerüchten zu widerſprechen; es iſt durchaus falſch, daß ſie ſchon lange den Schlupfwinkel der Frau Herzogin v. Berry gekannt habe; ſie würde ſie früher haben verhaften laſſen, wenn ſie ſie früher entdeckt hätte. Das vorige Miniſterium hatte in dieſer Hinſicht loyal ſeine Pflichten erfüllt. Das gegenwärtige Miniſterium hat die Verhaftung ſogleich befohlen, als die geſammelten Anzeigen klar genug waren, daß man ſich in der Lage befand, zu handeln.“

Der Verräther der Herzogin, von dem jene Anzeigen herrührten, war ihr eigner Liebhaber, von dem der Breton folgende Notizen gab: „Etienne Gonzaga Deutz, 31 Jahre alt, iſt in Köln geboren, wo er in der jüdiſchen Religion erzogen wurde. Er lebte 1826 in Rom bei ſeinem Oheim, dem

berühmten Deutz, Großrabbiner des israelitischen Cultus. Da er zu seiner Verschwendungslust nicht das gehörige Vermögen besaß, beschloß er, seinen Pflegevater zu verlassen und zur katholischen Kirche überzutreten. Die feierliche Abschwörung des Neffen des Großrabbiners war ein Ereigniß in Rom. Der von allen Fürsten der Kirche gefeierte Deutz lebte lange von den Unterstützungen, die ihm der Cardinal Albani verschaffte. Im Jahre 1831 scheint Deutz nach einer in die Vereinigten Staaten unternommenen Reise nach Europa zurückgekehrt zu seyn. Sey's, um sich ein neues Loos zu machen, sey's aus irgend einem andern Grunde, den zu durchdringen uns nicht gegeben ist, kam Deutz, durch einige Dienste, die uns ebenfalls unbekannt sind, in die Umgebung der Herzogin v. Berry, bei ihrer Durchreise durch Rom. Ein gewisser Drack, Deutz's Schwager, war unter Karl X der Person des Herzogs von Bordeaux beigegeben worden; dieß war für ihn wohl das erste Mittel, sich bei der Herzogin einzuführen. Bald gelang es ihm, das ganze Vertrauen der Herzogin zu gewinnen; sie überhäufte ihn mit Wohlthaten, und vertraute ihm mehrere delicate Missionen bei fremden Höfen. Deutz entledigte sich dieser Missionen mit Eifer und Pünktlichkeit, und stand nun höher als je in der Gnade der Prinzessin. Als nun die Herzogin wieder in Frankreich landete, legte sie wichtige Aufträge in seine Hände, nach deren Erfüllung Deutz vor einigen Monaten nach Nantes kam, um ihr darüber Bericht zu erstatten. Mit neuen Weisungen beauftragt, reis'te er nach Deutschland ab. In diesem Lande, und zwar in Frankfurt, soll er eine zu der französischen Polizei gehörige Person kennen gelernt haben. Dort müssen auch die ersten Eröffnungen stattgefunden haben, doch wurde nichts Bestimmtes

beſchloſſen. Als er Frankfurt verließ, begab er ſich unmittelbar nach Rom, wo er von dem Papſte empfangen wurde, der ihm, wie man verſichert, Briefe an die Herzogin v. Berry mitgab. Von Rom ging er nach Portugal, und ſah in Liſſabon Don Miguel, der ihm ebenfalls Briefe für die Prinzeſſin mitgeben ſollte. Von Liſſabon kam er nach Paris zurück, wo er definitiv um den Preis unterhandelte, um den er die Herzogin ausliefern wollte; die Summe ſoll gegen eine Million Franken betragen. Zur Ausführung ſeines Entwurfs kehrte er nach Nantes zurück, und verlangte der Herzogin vorgeſtellt zu werden. Die Perſonen, die im Geheimniſſe des Zufluchtsorts der Herzogin waren, und ein unbeſtimmtes Mißtrauen gegen Deutz hatten, weigerten ſich Anfangs, ihn bei ihr einzuführen; da er indeſſen ſchon ſo wichtige Miſſionen für ſie ausgeführt hatte, und die religiöſeſten Geſinnungen zeigte, überdieß nur der Herzogin allein das Reſultat ſeiner Reiſe vorlegen, und ſeine Depeſchen übergeben wollte, erhielt er Erlaubniß am 6 November bei Fräulein Duguigny ſie zu ſprechen. Er trat ein. Die Herzogin, die nicht wußte wer kam, war aus dem Zimmer geſchlichen; ſie erkannte aber ihren Schützling durch eine Art von Guckfenſter, durch das ſie alles ſah, ohne ſelbſt geſehen zu werden; ſie kehrte alſo gleich in das Zimmer zurück mit den Worten: „Ach ſind Sie es, mein lieber Deutz?“ .... Deutz blieb einige Minuten bei der Herzogin, und kehrte dann zurück, um einem der zahlreichen Polizei-Agenten, die das Haus umſchlichen, das verabredete Zeichen zu geben: „Sie ſetzt ſich eben zu Tiſch.“ Unſere Leſer kennen das Uebrige. Deutz iſt ein Menſch von mittlerer Größe, von ſehr gebräunter Geſichtsfarbe; er hat ſchwarze krauſe Haare; ſeine lebhaften Augen ſind klein und

tiefliegend; er hat einen großen Mund, und sehr dicke Lippen; seine Nase ist gewöhnlich, seine Hand sehr schön, für einen Mann vielleicht zu schön, daher er sie immer mit Affectation zeigt."

Die Herzogin sagte, als sie den Verrath erfuhr, über ihn die merkwürdigen Worte: „er, dem ich mehr als mein Leben anvertraute," und später erfuhr man, der Grund, warum er sie verrieth, sey Eifersucht gewesen, weil er die Herzogin im vertrauten Verhältniß mit einem jüngern Nebenbuhler angetroffen habe.

Am 14 November kam die Herzogin in Blaye an, wo sie mit allem ihrem Range gebührenden Anstand behandelt, aber auch streng bewacht wurde. Chateaubriand bot sich ihr sogleich als Vertheidiger an, und schrieb eine Brochure, worin er sagte: „Erlauchte Gefangene von Blaye, Madame! Möge Ihre heroische Anwesenheit auf einem Boden, der mit Heldenmuth bekannt ist, Frankreich dahin bringen, Ihnen das zu wiederholen, was meine politische Unabhängigkeit mir das Recht erworben hat, Ihnen zu sagen: „Ihr Sohn ist mein König!" Wenn die Vorsehung mir noch einige Stunden auflegt, werde ich wohl, zum Troste dieser Stunden, noch Ihren Triumph erblicken, nachdem ich die Ehre hatte, Ihrem Unglücke mich anzuschließen?" Der arme Chateaubriand wußte nicht, daß der Herzogin ganz etwas Anderes bevorstand als ein Triumph.

Marschall Bourmont befand sich auch in Nantes, als die Herzogin verhaftet wurde, entkam aber glücklich und floh nach England. Sein Herr, Karl X, und die übrigen Mitglieder der älteren Familie Bourbon hatten inzwischen ihr Asyl in Holyrood verlassen und sich nach Prag bege-

ben. Im Verlaufe des Frühjahrs und Sommers war nicht viel von den Verbannten in Holyrood die Rede geweſen. Nur der bekannte Gläubiger Karls X, Graf von Pfaffenhofen, ließ im Februar in die öffentlichen Blätter einrücken: „Ich erkläre, daß mein königlicher Schuldner, weit entfernt, ſeinen Proceß in Edinburg gewonnen zu haben, vielmehr ſeit dem 4 November unter einem Verhaftsbefehl ſteht, der ihn verbindet, perſönlich vor Gericht zu erſcheinen, von dem ich aber aus Achtung für die Perſon Sr. Majeſtät bisher keinen Gebrauch gemacht, und um deſſen Geheimhaltung ſeine Agenten die meinigen gebeten hatten.“ Sey es, daß dieſer ſtets über des Erkönigs Haupt ſchwebende Verhaftbefehl ihn genirte, oder daß, wie es hieß, das ſchottiſche Klima der Herzogin von Angoulême nicht zuſagte, oder hoffte man, ſo lange die Herzogin v. Berry noch nicht gefangen war, immer noch auf Ereigniſſe in Frankreich, oder wollte man ſich in einen Staat begeben, der weniger mit der neufranzöſiſchen Dynaſtie befreundet war, als England, — genug, die königlichen Verbannten verließen Holyrood, um ſich unter den Schutz des Kaiſers von Oeſterreich zu begeben. Am 4 September reiſ'te die Herzogin von Angoulême mit der Tochter der Herzogin v. Berry voran, wurde unterwegs in London von der Königin von England beſucht, und ging dann über Holland den Rhein hinab bis Frankfurt und über Bayern nach Wien, wo ſie am 6 October ankam und noch an demſelben Tage von der kaiſerlichen Familie mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Karl X, begleitet vom Herzog von Angoulême und dem jungen Heinrich V, wagte des engliſchen Pöbels wegen nicht über London zu gehen, landete am 21 September in Hamburg und kam am 6 October nach Berlin, wo er von

den preußiſchen Prinzen ſehr freundlich empfangen wurde, und wo insbeſondere der junge Heinrich großes Wohlgefallen erregte. Man ſchrieb damals aus Berlin: „Karl X ward überall feierlich und ehrfurchtsvoll empfangen, und die Stimmung für den unglücklichen Greis war ſo allgemein, ſo groß und ſo ſehr in das Gemüth des Volks eingedrungen, daß, als er durch Berlin fuhr, Alt und Jung ſich dazu drängte, ihn zu grüßen und zu beweiſen, wie man über ſein Schickſal fühle und denke.“ Am 28 October traf Karl X in Prag ein, wo ihm und ſeiner Familie das alte prächtige Schloß, der Hradſchin, zur Wohnung überlaſſen wurde.

In demſelben Oeſterreich war wenige Monate vorher der junge Herzog von Reichſtadt geſtorben, am 22 Julius. In dieſem für Ludwig Philipp ſo glücklichen Jahre ſollten alle ſeine Nebenbuhler beſiegt oder hinweggerafft werden. Der 6 Junius ſchlug die Republicaner, der 22 Julius raffte die Hoffnung der Bonapartiſten hinweg und der 7 November gab die Mutter des legitimen Heinrich V in die Gefangenſchaft ſeines Todfeindes. Der Herzog von Reichſtadt hatte ſich bisher einer blühenden Geſundheit erfreut, war am 18 Mai k. k. Obriſt geworden und entfaltete ſo viel Talent und Liebenswürdigkeit, daß er in Wien die größte Popularität genoß. Plötzlich aber fiel er in eine Krankheit, die er, wie es hieß, aus Scham verhehlte und die eben dadurch tödtlich wurde. Seine letzten Worte waren: meine Mutter! meine Mutter! Marie Louiſe langte aber zu ſpät in Wien an, um ihn noch lebend zu finden. Franzöſiſche Blätter wollten behaupten, er habe den Degen ſeines Vaters und mit ihm alle ſeine Anſprüche an ſeinen jungen Vetter Louis Napoleon vermacht; öſterreichiſche Blätter erklärten dieß aber für eine alberne Er-

NAPOLEON FRANZ.

Herzog von Reichstadt

Erfindung. Montbel, Exminiſter Karls X, ſchrieb das Leben des Herzogs von Reichſtadt, und machte der Welt darin bekannt, daß Napoleons Sohn der wärmſte Freund und Anhänger des Fürſten v. Metternich geweſen. In Frankreich zeigte ſich wenig Theilnahme. Man hörte nicht mehr, als: „Am 20 Auguſt ward für den Herzog von Reichſtadt in der Kirche von Clichy ein feierliches Todtenamt gehalten. Es fanden ſich weit mehr Zuſchauer ein, als die Kirche faſſen konnte. Beſonders hatten ſich viele Veteranen des Kaiſerreichs eingeſtellt. Abbé Auzon hielt die Trauerrede, worin er mit der größten Bewunderung von den Heldenthaten und den Talenten des Kaiſers ſprach, und beſonders auch die Verpflichtung hervorhob, die ihm die Geiſtlichkeit ſchuldig ſey, die ſich nicht immer dankbar gegen ihn bewieſen habe. Im Mittelpunkte des Chors war ein prachtvoller Katafalk, mit dreifarbigen Fahnen geziert, errichtet, mit der Inſchrift: „dem Andenken des Herzogs von Reichſtadt.“ Die ganze Ceremonie ging ohne Unordnung vorüber.“ Das Berliner politiſche Wochenblatt ſagte bei dieſer Gelegenheit: „Solche Wendung des Schickſals predigt aufs neue das wunderbare Spiel einer unbegreiflichen Weltregierung in den menſchlichen Dingen dem Geſchlechte, deſſen Glauben an das göttliche Walten in der Geſchichte in eben dem Maße zur Neige geht, als ſeine ausſchließliche Verehrung vor der Herrſchaft des Verſtandes, und ſeine Ueberſchätzung der Wichtigkeit irdiſcher Macht und menſchlicher Berechnungen, Plane und Zwecke faſt ihren Höhepunkt erreicht hat. — „Fünf Königinnen, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, hielten der kaiſerlichen Braut die Schleppe, während der Sohn des Procurators von Ajaccio ihr den Ring der Vermählung anſteckte und dabei ſich an dem Gedanken

sonnte, daß die Tochter des ältesten Hauses der Christenheit sich ihm zu eigen ergeben müsse.“ Und als dem damaligen Beherrscher der Welt im Jahre 1811 ein Sohn und Erbe seines Reichs geboren ward, umstanden sieben Könige, als dienende Vasallen, seine Wiege. Der Gewaltige aber deutete durch den Namen, den er dem Kinde gab, auf weitliegende Plane der Weltherrschaft und Wiederherstellung des Reiches, das einst den Erdkreis in sich beschlossen; die Welt weissagte damals seinem Geschlechte lange Dauer durch viele Jahrhunderte. Als aber der Koloß seiner Macht zertrümmert war, als später das Kind, dessen Geburt seinem Glücke das Siegel der Bestätigung und Dauer aufzudrücken schien, am Hofe zu Wien, zur Freude seines kaiserlichen Großvaters, heranwuchs, war wiederum die Meinung der Welt darauf gerichtet, von dem, der unter solchen Umständen geboren, dereinst große Thaten zu vernehmen; so spurlos könne der Name und das Geschlecht dessen nicht untergehen, der seit Jahrtausenden die riesigste Erscheinung in unserer Geschichte gewesen. Allein im Rathe dessen, „durch den die Könige regieren,“ war es anders beschlossen, und ehe er noch das Mannesalter erreichte, war der Sohn Napoleons dem Tode verfallen, ohne einen andern Ruhm zu hinterlassen, als den eines reichbegabten Geistes, und vieler schönen, tiefen Anlagen. Sein Tod befreit den Bürgerkönig vielleicht von seinem gefährlichsten Rival, ließ sich gleich von der hohen Rechtlichkeit, und dem bekannten, durch die Geschichte bewährten Charakter der österreichischen Politik mit Zuversicht voraussagen, daß diese Macht den Namen des Kaisers der Franzosen nie als ein Werkzeug zur Erreichung chimärischer Zwecke oder solcher Ansprüche benutzen werde, die nicht in jeder Hinsicht das Recht für sich

haben, — ſo war es dennoch bei dem Kriegsruhme Bonaparte's, von dem die Nationaleitelkeit der Franzoſen noch Generationen hindurch leben wird, unvermeidlich, daß bei jedem etwanigen Soldatenaufſtande, — einem, wie es ſcheint, nothwendigen Momente in der künftigen Geſchichte der Revolutionen Frankreichs, — die Meinung des Volks und die militäriſche Faction, ſich um den Namen des Nachkommen eines Mannes anreihen werde, deſſen Perſönlichkeit gerade durch den Contraſt mit den jetzigen Gewalthabern in ihr glänzendſtes Licht geſtellt wird. — Dieſe Sorge iſt durch den frühen Tod des Kaiſerſohnes beſeitigt, und dem friedlichen Genuſſe der Herrſchaft des Hauſes Orleans ſteht gegenwärtig — außer dem Geiſte der Revolution und der Nemeſis, die nicht ſtirbt! — nur noch das Leben Heinrichs V entgegen."

Ein Correſpondent aus Rom ſchrieb: „Mit ihm ſtarb ſein Haus. „Lajus ganzer Stamm iſt vernichtet in dieſem Sprößling." In Rom lebt eine alte Frau. Die überlebt alles — Eltern und Gatten, die unhiſtoriſchen, dann die mächtigen Kinder, den Rieſenſohn, des Sohnes Sohn — wer kann ihn ſchildern den Schmerz der Einſamen — der neuen Hekuba?" Madame Lätitia Bonaparte überlebte den Tod ihres Enkels wie ihres Sohnes. Die übrigen Glieder der Familie waren noch: Joſeph Bonaparte, Exkönig von Spanien, in London. Madame Bonaparte, deſſen Gemahlin, in Florenz. Madame Charlotte, deren Tochter, in Florenz. Karl Bonaparte, Sohn von Lucian, verheirathet mit der Tochter von Joſeph Bonaparte, in Riccia. Lucian Bonaparte in Sinigaglia, deſſen Sohn in Columbien. Louis Bonaparte, Exkönig von Holland, in Florenz. Madame Hortenſia, deſſen Gemahlin, in der Schweiz. Louis

Bonaparte, deren Sohn, in der Schweiz. Jerome Bonaparte, Exkönig von Westphalen, in Livorno. Achill Murat, Sohn des Exkönigs von Neapel, in London. Sein jüngerer Bruder in New-York. Madame Karoline, Exkönigin von Neapel, in Florenz.

Joseph Napoleon, Exkönig von Spanien, jetzt Graf Survilliers, verließ sein Asyl in Nordamerica, wo er sich zahlreiche Freunde erworben hatte, und landete den 16 August in England. Man glaubte, es geschehe, um seine Mutter noch einmal zu sehen und bei der künftigen Erbschaftsauseinandersetzung gegenwärtig zu seyn. Vom Tode seines Neffen konnte er noch nichts wissen. Er erreichte aber seine Absicht nicht, denn der König von Neapel wollte nicht leiden, daß er nach Rom komme, um seine Mutter zu sehen, da Joseph, bevor er König von Spanien wurde, König von Neapel gewesen war. Da im October eine Association für Aufrechterhaltung der Preßfreiheit in Frankreich sich bildete, so schickte Joseph einen Beitrag an dieselbe, nebst einem Brief an Hrn. Cormenin adressirt, vom 29 October, worin er sagte: „Man muß, wie ich, die Vereinigten Staaten so viele Jahre hindurch bewohnt haben, um mehr als irgend jemand überzeugt zu seyn, daß Ihre Theorien keine fruchtlosen Abstractionen sind. Ja, mein Herr, das Glück der Nationen ist möglich, wie das der Individuen, mit der Gerechtigkeit; die Gerechtigkeit für die Nationen beruht auf der religiösen, politischen, bürgerlichen Freiheit; auf der Gleichheit der Lasten und der Vortheile, im Verhältniß der Kräfte eines jeden Bürgers; aber die Bürger allein sind die Richter darüber, und es gibt keine Gerechtigkeit ohne das allgemeine Votum, die einzige Grundlage der Unparteilichkeit aller Dele-

girten der Staatsgewalt und ihrer Nationalität. Es gibt keine Garantie für die Richtigkeit der Urtheile der Bürger, wenn ſie nicht aufgeklärt ſind; keine andauernde gleichmäßige Belehrung, die alle Winkel eines großen Reichs beleuchtet, ohne die unbedingte, ſchrankenloſe Freiheit der Preſſe. Sie haben vollkommen das gefühlt und geahnt, was ich nur das Verdienſt habe, in dem Lande, wo ich ſiebzehn Jahre der Verbannung zugebracht, materiell zu ſehen. Nein, mein Herr, Ihre Theorien ſind keine fruchtloſen Abſtractionen, ich habe ſie in wirklicher Ausführung geſehen, und die öffentliche Wohlfahrt iſt die Frucht ihrer Anwendung. Die unbedingte Freiheit der Preſſe iſt der einzige Hauch, der überall das wahre Licht des Geiſtes verbreiten kann; erſt, wenn ihre Herrſchaft in Frankreich ſo wie in America verbreitet ſeyn wird, wird man ungeſtraft logiſch und gerecht ſeyn können: erſt alsdann wird man ſagen können: „Tugend, öffentliche Wohlfahrt, ihr ſeyd keine Chimären.“

6.

Feldzug gegen Antwerpen. Eröffnung der Kammern und Schuß auf den König. Algier.

Obgleich der König das Miniſterium bereits verändert hatte, fürchtete er ſich dennoch, ſein Staatsſtreich — Paris in Belagerungszuſtand erklärt und die Geſetze ſuspendirt zu haben — könne eine heftige Oppoſition in der künftigen Kammer hervorrufen, und um dieſe Oppoſition zu beſchwichtigen, wollte man der neuen Kammer die Herzogin von Berry als Gefangene vorführen und die Schlüſſel von Antwerpen auf ihren Tiſch niederlegen. Endlich hatte man noch ein drittes untrüg-

liches Mittel in Petto. Man erinnerte ſich, wie viel Napoleon durch die ſogenannte Höllenmaſchine gewonnen hatte, wie ſein Anſehen unter den Franzoſen in dem Maß zugenommen hatte, in welchem er in beſtändiger Todesgefahr ſchwebte. Man erinnerte ſich ferner, daß vor kurzer Zeit erſt auf den König von England geſchoſſen worden ſey. Man konnte es daher ſehr wahrſcheinlich machen, daß irgend ein tiefgekränkter Republicaner auch auf den König der Franzoſen einen Schuß thun werde; und ſo wurde denn dieſer Signalſchuß vorbereitet, der ganz Frankreich zu den Füßen des geliebten Königs werfen und in Freudenthränen über die glückliche Rettung fließen machen ſollte.

Alles gelang vortrefflich. Wie die Herzogin gefangen wurde, iſt ſchon erzählt. Wie zu Gunſten des Königs Leopold, der Ludwig Philipps Schwiegerſohn geworden war, die Stadt Antwerpen erobert wurde, ſoll ſogleich erzählt werden, wenn wir zu den niederländiſchen Angelegenheiten übergehen. Die Kammer war überdieß ſo zuſammengeſetzt, daß die in großer Minorität befindliche Oppoſition gegen das Triumphgeſchrei der Sieger von Antwerpen und der Häſcher von Nantes nicht aufkommen konnte. Dennoch mußte auch noch der Schuß fallen. Nach allem, was über dieſen berühmten Schuß bekannt geworden iſt, konnte nur ein politiſches Kind noch länger zweifeln, daß er von der Polizei ſelbſt geführt wurde und ein plumpes Spiel war, um den König als „erhaben in der Gefahr" darzuſtellen. Und ſelbſt wenn dieſer Schuß gegen alle Wahrſcheinlichkeit wirklich von einem Feinde Ludwig Philipps und ohne deſſen Wiſſen abgefeuert worden wäre, ſo bleibt immerhin die Thatſache gewiß, daß ganz Frankreich ihn für ein bloßes Impromptu der Polizei hielt.

Am 7 November war die Herzogin von Berry arretirt worden, am 14ten zog die franzöſiſche Armee gegen Antwerpen, und am 19ten eröffnete Ludwig Philipp die Kammern. Als er ſich zu Pferde nach dem Sitzungsſaale begab und eben das Ende des Pont-Royal erreicht hatte, fiel der Schuß. Obgleich ſich General Pajol ſogleich auf die Gruppe warf, aus der geſchoſſen worden war, und ein junges und ſchönes Mädchen, Adele Bourv, den Mörder im Augenblick des Schuſſes am Arm gezogen hatte, um ihn daran zu verhindern, konnte doch die Perſon des Mörders nicht ausgemittelt werden. Dieß erregte Verdacht. Wäre die Polizei nicht ſelbſt bei dem Schuſſe betheiligt geweſen, ſo wäre der Mörder wohl ſogleich entdeckt worden. Das Journal du Commerce und der National bezeichneten die Demoiſelle Bourv ſelbſt als eine Agentin der Polizei: „Das 19 Jahre alte Fräulein Adele Bourv iſt ſehr ſchön und geiſtreich. Vor ungefähr 20 Tagen kam ſie nach Paris, um ſich daſelbſt zu Errichtung eines Etabliſſements in Calais (des Hotels Maurice) eine Summe von 40,000 Fr. zu verſchaffen. Sie wandte ſich zuerſt an Herrn von Rothſchild. Er zeigte ihr die Thüre, und wies ſie an den Irrenarzt. Nun wandte ſich Fräulein Bourv an den König ſelbſt; ſie ließ ſich dazu bei dem Bittſchriftenſchreiber Morel einePetition verfertigen, und fragte mehrmals nach, ob die Antwort noch nicht gekommen ſey; das letztemal fragte ſie kurz vor der Ceremonie. Bald darauf hatte das Fräulein das Glück den Fürſten zu retten, von deſſen Geldern ſie ihr Etabliſſement gründen wollte. Der früher mitgetheilte dem Conſtitutionnel zugeſandte anonyme Brief verſchönert auf eine auffallende Weiſe die Umſtände des Kampfs zwiſchen Fräulein

Boury und dem Mörder. Bei solchen Vorfällen schreien gewöhnlich alle Weiber, statt sich in einen Kampf einzulassen. Fräulein Boury aber hat alles beobachtet, alles bemerkt, dann fiel sie in Ohnmacht, kam dann wieder zu sich und fragte gleich nach Herrn Thiers, zu dem man sie führte! . . . Bis zum 22sten früh um 10 Uhr sollen auf das Ministerium des Innern schon zwölf Kugeln gebracht worden seyn, die man beim Pont-Royal gefunden haben wollte. Der Minister wollte keine mehr annehmen; er habe jetzt genug!" Der Temps gab an, der Pfropf der Pistole sey an den Kopf eines Pferdes geflogen, sie könne also unmöglich mit einer Kugel geladen gewesen seyn. Einige unschuldige Personen blieben in Haft. Am Schlusse des Jahres gab sich ein verrückter Mensch, Namens Courtois, für den Mörder aus, indem er überhaupt den Tod suchte; später wurde ein gewisser Bergeron als der Thäter angeklagt. Der Proceß wurde erst im folgenden Jahre geführt, ohne daß die Wahrheit ermittelt werden konnte.

Der König war nach dem Schusse, ohne zu erschrecken, weiter geritten und eröffnete die Kammer mit der Thronrede. Sie strotzte von Ruhmredigkeit und prahlte mit der dreifachen Energie, die das Juste-Milieu gegen die Republicaner am 6 Junius, gegen die Karlisten in der Vendée und gegen Holland durch den eben eröffneten Feldzug bewiesen habe. Aber sie enthielt kein Wort über Polen, dessen Nationalität Ludwig Philipp früher zu wahren so feierlich versprochen hatte, kein Wort über Italien, Spanien, Portugal, kein Wort über die Beschlüsse des deutschen Bundes. Dupin wurde Präsident der Deputirtenkammer. Als ihm der König sagte: „Mein lieber Dupin, sie haben auf mich ge-

ſchoſſen;" antwortete er: „nein, Sire, ſie haben auf ſich geſchoſſen." In der Kammer eröffnete Dupin die Perſpective eines tiefen Friedens. Er ſprach am 23 November: „Die Präſidentſchaft der Kammer der Deputirten — der Repräſentanten des Landes — iſt in meinen Augen die erſte Würde des Staats; man kann, iſt man einmal dahin gelangt, nur herunterſteigen. In dieſem Palaſte ward das legale Gouvernement geboren, das aus unſerer glorreichen Juliusrevolution hervorging; in dieſem Palaſte wurde die Charte vom 7 Auguſt 1830 votirt; hier erhielt Ludwig Philipp den Titel König der Franzoſen; hier hörte er unſere Eide, nachdem wir die ſeinigen empfangen hatten. Wichtige Geſetze, die nothwendige Ergänzung unſeres Grundvertrags, wurden verſprochen: einige wurden in den vorhergehenden Sitzungen vorgelegt; vollenden wir unſer Werk, begaben wir endlich das Land mit jenen ſo lebhaft gewünſchten, ſo ungeduldig erwarteten Inſtitutionen. Ein Communal- und Departemental-Geſetz, das, ohne der einem großen Staate wie Frankreich ſo nöthigen Einheit der Staatsthätigkeit zu ſchaden, doch den Gemeinden und Departements in der Führung ihrer Local-Angelegenheiten wieder einen großen Spielraum eröffnet; ein Geſetz über die Verantwortlichkeit der Miniſter, das ſie belehre, daß endlich einmal jene Verantwortlichkeit nicht mehr illuſoriſch iſt, und daß ſie mit Feſtigkeit, mit Unabhängigkeit regieren müſſen, weil es ſich um den Ruhm ihrer Verwaltung und um ihre eigene Sicherheit handelt; ein Geſetz über den öffentlichen Unterricht in der vollſtändigen Bedeutung dieſes Wortes, damit eine größere Anzahl Bürger an den politiſchen Rechten Antheil nehmen könne, wenn ſie ſolche kennen gelernt haben,

und im Stande seyn werden sie auszuüben; ein Gesetz über den Etat der Officiere, ohne das Gleichgewicht aus den Augen zu verlieren, das die andern Dienste fordern, und mit Berücksichtigung dessen, was der schon so sehr belastete Staatsschatz leisten kann; endlich verschiedene finanzielle und industrielle Gesetze, besonders ein Gesetz über die Expropriation für Gegenstände von öffentlichem Nutzen, welches die Verwaltung unterstützt, um den Egoismus und den Geist der Chicane von Seite der Eigenthümer zu besiegen, die allzu oft durch übertriebene Forderungen die Ausführung der nützlichsten Arbeiten aufhalten, welche am meisten geeignet sind, den Arbeitern Beschäftigung, dem Handel Absatzwege und allen Bürgern leichte Verbindungs-Mittel zu sichern. Meine Herren und theuren Collegen! das Schicksal des Vaterlandes ist in unsern Händen, die Einigung der Franzosen hängt vielleicht von der Einigung ihrer Deputirten und der Annäherung ihrer Meinungen ab!"

Die Majorität der zweiten Kammer war durch den hohen Wahlcensus, und die der ersten Kammer durch den letzten und vorletzten großen Pairsschub ganz auf Seiten des Königs und seiner Friedenspolitik. Der bekannte Schuß bot nun die beste Gelegenheit zu Ergebenheitsadressen dar, worin die Kammern mit den Präfecturen wetteiferten. Hatte man vorher gefürchtet, die Kammer werde wegen des Belagerungszustandes strenge Rechenschaft fordern, so wurde jetzt Merilhou's Antrag, in der Antwort auf die Thronrede jene Regierungsmaßregel zu tadeln, mit großer Stimmenmehrheit verworfen, am 30 November. Die Kammer billigte also den Belagerungszustand. Alle Oppositionsjournale waren wüthend. Der Courrier français schrieb: „Alles ist vorbei.

An dieſem Unglückstage hat die Geſetzlichkeit den Todesſtoß erhalten von den Händen der Majorität. Der letzte Strahl der Hoffnung, den die Berufung der Kammern erweckte, iſt erloſchen. Dieſer Tag iſt das Waterloo der Charte von 1830.“

Eine lange Rede Odilon-Barrots, worin er die Vorwürfe, mit welchen Thiers die Oppoſition überſchüttete, zurückwies, und noch einmal die Klagen des Landes über die innere und äußere Politik zuſammenfaßte, verhallte unter dem Jubel der Ergebenheitsadreſſen und unter dem Kanonendonner von Antwerpen. Auch die ſchlagenden Worte Bignons, worin er an Polen erinnerte, verhallten achtlos. Er ſprach: „In einer der letzten Sitzungen iſt der Miniſter des Innern lebhaft auf dieſer dringenden Verpflichtung beſtanden, worin ſich die Regierung befunden habe, ſich beſtehenden Tractaten zu unterwerfen. Nun, meine Herren, ohne Zweifel verſteht der Miniſter die Tractate wie wir. Er verſteht, daß da ſie für Alle gemacht ſind, ſie auch von Allen geachtet werden. Von jetzt an aber, da ſie in allem, was Frankreich verletzte, ausbeutete und erniedrigte, eine ſtrenge Anwendung erhalten haben, iſt es gewiß keine unpaſſende Forderung, zu wollen, daß ſie in ihren für Polen ſchützenden Stipulationen mit derſelben Treue vollzogen werden.“ Die franzöſiſche Regierung ſchwieg über dieſen Punkt gänzlich, wenn nicht die kleinen Grauſamkeiten gegen die in Frankreich lebenden Polen, die Verbannung Lelewels ꝛc. auf ruſſiſche Requiſition, Antwort genug waren.

Am 31 December tauſchten Thiers und d'Argout ihre Miniſterien.

Die Regierung ſtand am Schluß des Jahres als Siegerin über alle Parteien da und triumphirte laut. Ihre Gegner, ohne die Hoffnung aufzugeben, verhielten ſich einſtweilen ruhig. Die Karliſten waren in Marſeille und der Vendée geſchlagen und ihrer kühnen Führerin beraubt; es blieb ihnen nichts mehr übrig, als zu warten, bis vielleicht eine günſtigere Zeit für Heinrich V gekommen ſeyn würde. Einſtweilen aber geſellten ſie ſich zu den Republicanern und wetteiferten mit denſelben im Kampfe gegen die regierende Familie Orleans. Die gemäßigte conſtitutionelle Oppoſition — Lafayette, Odilon-Barrot, Lafitte — ſtand allein und ziemlich verlaſſen, da ſie nur einen Thron, umgeben mit republicaniſchen Inſtitutionen, nicht aber eine Republik wollte, daher den eigentlichen Republicanern im Grunde verhaßt und im Wege war. Die Republicaner, deren Repräſentant in der Kammer Garnier Pagès war, empfanden ihre Niederlage vom 6 Junius zu tief, um noch Emeuten zu wagen. Sie beſchränkten ſich daher auf die Journalangriffe und auf Proſelytenmacherei im Stillen. Hiezu bot ihnen die Secte der St. Simonianer die Hand. St. Simon, wie Lafayette und Thomas Paine in der Schule der nordamericaniſchen und franzöſiſchen Revolution gebildet, und wie ſie für allgemeine Weltverbeſſerung begeiſtert, hatte eine religiös-politiſche Secte geſtiftet, deren Haupttendenz war, Arbeit und Genuß unter die Menſchen gleich zu vertheilen, künftig ſowohl übertriebenen Reichthum als übertriebene Armuth unmöglich zu machen und auch dem Niedrigſten ſeinen Antheil an den Gütern der Erde gegen eine verhältnißmäßige Leiſtung an Arbeit zu gewähren. Um Proſelyten zu machen, umgab ſich

dieſe Secte anfangs mit allerlei Gaukelwerk, das Neugierige anzog. Man wählte einen ſehr ſchönen Mann, Enfantin, zum Oberprieſter oder Vater, nahm eine auffallende Tracht an, ſchmeichelte den Damen, indem man ihnen gleiche Rechte mit den Männern zuſicherte, gab öffentliche Feſte ꝛc. Die Pariſer liefen anfangs auch wirklich ſchaarenweiſe hinzu, aber wie jeder neuen Mode wurden ſie auch dieſer bald überdrüſſig. Die Regierung ſelbſt gab den St. Simonianern eine neue Wichtigkeit, indem ſie dieſelben politiſcher Umtriebe anklagte und vor Gericht zog. Sie machten ſich nun zwar am 27 Auguſt in der öffentlichen Gerichtsſitzung durch ihre linkiſche Anmaßung und falſche Würde lächerlich und verloren alles Anſehen in der gebildeten Geſellſchaft; allein ſie zogen ſich nur zurück, um ihre Lehren ſeitdem mit weniger Geräuſch im niederen Volk auszubreiten, und die aus dem Felde geſchlagenen Republicaner verbanden ſich mit ihnen, um ſie als Mittel für ihre revolutionären Zwecke zu benutzen.—

Algier blieb auch in dieſem Jahre fortwährend von den Franzoſen beſetzt, doch hielt man es eben nur feſt, ohne die Eroberung zu erweitern oder nur die Herrſchaft über das Gewonnene zu conſolidiren. Kurz, die Franzoſen verhielten ſich defenſiv in Algier, wie einſt Kleber in Aegypten, und Ludwig Philipps Politik in Bezug auf dieſe Erwerbung ſeines Vorgängers zeigte dieſelbe Halbheit wie ſeine ganze übrige Politik. Zu Anfang des Jahres erfuhr man, der in Algier commandirende Herzog von Rovigo habe den Einwohnern der Stadt eine unbillige Contribution aufgelegt, worauf eine große Gährung entſtanden ſey, bis er die Forderung auf die Hälfte herabgeſetzt habe. Am 28 März wurde Bona durch einen Handſtreich von den Franzoſen erobert und der dortige

Bey Ibrahim vertrieben. Inzwiſchen machten die Araber bis unter die Thore von Algier beſtändig Jagd auf einzelne Franzoſen, die ſich von der Hauptſtadt verirrten, und plünderten die Güter der Eingebornen, die ſich aus Furcht oder Habſucht an die Franzoſen angeſchloſſen hatten. Am 7 April machten die letzteren einen Ausfall und ſchlugen den Stamm El Uffia zurück. Dieß ſchreckte aber die übrigen Stämme keineswegs ab. Man ſchrieb damals aus Paris: „Das große Hinderniß liegt immer in den Verhältniſſen zu den Arabern, die man von Anfang an falſch behandelt hat; man will ſie durch Strenge einſchüchtern, und wendet die Regeln des europäiſchen Kriegsrechts gegen Leute an, die ſie nicht anerkennen. Man hätte ſie von Anfang an durch ihren Chefs zugeſtandene Vortheile gewinnen ſollen, hätte den Scheichs je nach der Zahl der Stämme, die ihnen gehorchen, Rang und Beſoldungen geben ſollen, unter Bedingung der Anerkennung der franzöſiſchen Oberherrſchaft und der Bedingung von Kriegsdienſten, wenn ſie gefordert werden ſollten, und man hätte bald durch das Intereſſe der Chefs erhalten, was man nie durch barbariſche Ueberfälle erhalten wird. Sie können freilich weder Algier noch Oran, noch irgend einen Punkt, in dem man eine Beſatzung halten will, erobern, aber ohne ihren guten Willen kann die Coloniſation nicht gelingen, und dieſer beſtändige Kriegszuſtand ohne alle localen Hülfsmittel macht die Colonie für Frankreich zu einer faſt unerträglichen Laſt.“ Am 23 Mai fiel abermals ein kleines Gefecht dicht an den Mauern Algiers vor.

Da Bona kleiner und verhältnißmäßig leichter zu erobern war, als Algier, ſo richteten die Araber auch ihre Anſtrengungen vorzüglich gegen dieſen Punkt, den General

Boyer von Algier aus hatte besetzen müssen. Die durch die fanatischen Predigten des Marabuts Mehaidin vereinigten Stämme griffen am 3 und 4 Mai Bona mit Wuth an, und wurden zwar durch die französischen Kanonen zurückgeworfen, vereinigten sich aber in noch größerer Zahl und erneuten in 32 Stämmen 12,000 Mann stark die Angriffe vom 6—9 Mai, und mit noch größerer Wuth vom 2 — 7 Junius, wurden aber mit dem Verlust von 4000 Mann zurückgeschlagen.

Oran war auf dieselbe Weise von den Arabern eingeschlossen. Vor Algier versammelten sich im August eine Menge arabische Stämme und wollten einen Angriff machen, zerstreuten sich aber wieder. Im September versammelte sich aufs neue eine kleinere Anzahl, gegen die am 2 October General Faudoas ausgeschickt wurde, der, anfangs geschlagen, sie zuletzt doch besiegte. Am 23 October und 10 November fielen zwei hitzige Gefechte in der Nähe von Oran vor. Zwar hörte man von einigen Scheiks, im Innern des Landes, die mit den zunächst an Algier und Oran gränzenden im Kampfe lägen; allein diese Diversion war nicht mächtig genug die Franzosen zu unterstützen, die beständig in die Mauern weniger Küstenstädte eingeschlossen blieben. Da französische Soldaten selbst außerhalb der Thore nicht sicher waren, sondern von den überall lauernden Arabern aufgegriffen wurden, war an eine Ansiedelung europäischer Bauern nicht zu denken. Ein Schiff mit deutschen Auswanderern wurde ausdrücklich von Algier zurückgewiesen. Man hörte, daß die reichen Eingebornen Algier verließen, um den Erpressungen zu entgehen. Im Sommer erließ der Herzog von Rovigo einen strengen Befehl an die Soldaten, nicht willkürlich Hinrichtungen vorzunehmen; ein Beweis, daß sich die Soldaten,

zur Entschädigung für ihre Mühsale, viele Gewaltthätigkeiten erlaubten. Man schrieb am Schlusse des Jahres aus Paris: „Die Nachrichten von Algier lauten immer gleich. Die Feindseligkeiten der Araber bringen eine periodische Theurung hervor, welche für die Colonie höchst verderblich ist, indem die Ungewißheit der Preise die regelmäßige Verproviantirung durch Handelsschiffe hindert. Die beiden Dörfer, die man innerhalb der Linie von Blockhäusern angelegt hat, gedeihen nicht; die Beduinen erlauben nicht, daß Einzelne sich mit Sicherheit von den Wohnungen entfernen und den Feldarbeiten obliegen könnten; es wäre nothwendig, eine Bevölkerung von 15—20,000 Mann Colonisten innerhalb der Blockhäuser anzusiedeln, um den kleinen Einfällen der Araber ein Ende zu machen; aber die Kosten, welche eine so große Menge von Colonisten verursachen würde, bis sie im Stande wären für ihre Bedürfnisse selbst zu sorgen, erlauben die Ausführung dieses Planes nicht. In ihrer gegenwärtigen Lage ist die Besitzung weder von politischem noch von commerciellem Werthe.

Marokko stand von dem Bündnisse mit den Arabern gegen die Franzosen ab. Der Kaiser empfing am 25 März den französischen Gesandten Grafen Mornay und gab seine Ansprüche in Betreff der Stadt Tremezen auf, die fortwährend von der Regentschaft von Algier abhängig bleiben sollte. Dagegen erwartete man Feindseligkeiten der Marokkaner gegen Neapel, weil der junge König Neapels ihnen den Tribut nicht länger zahlen wollte.

Tripoli war der Schauplatz einer großen Revolution. Am 14 Junius erschien vor dieser Stadt eine englische Expedition und forderte 200,000 Piaster Entschädigungen für frühere Verluste. Der Dey schrieb eine drückende Steuer aus, um

BIBL. VNIV. P.S. LIPS.

Herzog von Cleaves.

um das Geld herbeizutreiben; dieß erregte aber Unzufriedenheit, und an die Spitze der Empörer ſtellte ſich Sidi-Mehemed, der Enkel des alten Dey, und belagerte die Stadt mit Hülfe der Araberſtämme, während ſein Oheim, des alten inactiven Dey's jüngerer Sohn, die Stadt behauptete. Man glaubte, die Engländer ſeyen im Spiel, um die Verwirrung zu benutzen und ſich in Tripoli feſtzuſetzen, wie die Franzoſen in Algier. Doch wurde dieſes Gerücht durch keine Handlung der Engländer beſtätigt.

Was die franzöſiſchen Colonien anlangt, ſo iſt zu erwähnen, daß am 28 December der Seeminiſter zwei Geſetzesentwürfe vorlegte, wovon der eine jedem freigelaſſenen Sklaven die gleichen Rechte mit jedem andern freien Manne ſicherte, und der andere in allen Colonien mit Ausnahme der am Senegal die Einſetzung eines Colonialrathes aus Eingebornen mit Befugniſſen gleich denen der franzöſiſchen Kammer verfügte. — Auf der Inſel Bourbon wurde eine Negerverſchwörung entdeckt, die den Mord aller Weißen zum Zweck hatte.

II.

Belgien und Holland.

1.

Hartnäckiger Widerstand Hollands gegen die Beschlüsse der Londoner Conferenz. König Leopold wird durch die fünf großen Mächte anerkannt.

Hatte sich Holland im Herbste 1830 schwach und schwankend gezeigt, so waren inzwischen durch die fortschreitende Reaction in Europa seine Hoffnungen so sehr gestiegen, daß es die größte Kühnheit blicken ließ, in nichts mehr nachgeben, nichts mehr verlieren, sondern alles wieder gewinnen wollte. Schon hatte es im Herbste 1831 Belgien überfallen und sich günstigere Bedingungen von der Londoner, über das Schicksal der Niederlande entscheidenden Conferenz errungen. Allein es hoffte noch weit mehr zu gewinnen, da es die drohende Gewalt der heiligen Allianz wieder im starken Vorschreiten und Frankreich dagegen schwach und erbärmlich sah. Es

hoffte, durch ſeine Weigerungen entweder einen Krieg zu entzünden, in welchem Frankreich erliegen und Belgien wieder mit Holland vereinigt werden müßte, oder wenigſtens durch die Kriegsdrohung Frankreich und Belgien alles abzutrotzen, was es wollte.

Auf das Ultimatum, welches Holland am 13 December des vorigen Jahrs eingereicht, antwortete die Conferenz am 4 Januar: „Vollkommen überzeugt, die von den fünf Höfen gegen die niederländiſche Regierung eingegangenen Verpflichtungen erfüllt zu haben, voll Vertrauen in die Einſicht und in die Gerechtigkeit des Königs, ſchmeichelt ſich die Conferenz, daß dieſer Monarch, die zahlloſen Schwierigkeiten, mit denen ſie zu kämpfen gehabt hat, die Ereigniſſe, welche den Lauf ihrer Arbeiten bezeichnet haben, die Gefahren aller Art, welche ſie beſchwören mußte, und endlich die Verpflichtung, die ihr auferlegt war, und deren ſie ſich entledigt hat, dieſen allgemeinen Frieden, den die wahren Intereſſen Hollands, ſo wie die wahren Intereſſen Europa's auf gleiche Weiſe erfordern, aufrecht zu erhalten, mit in Anrechnung bringen wird. Sie ſchmeichelt ſich, daß der König die Unmöglichkeit einſehen wird, bei einem Arrangement, wie das iſt, womit die Conferenz ſich beſchäftigt hat, weſentlich entgegengeſetzte Forderungen zu vereinigen, weſentlich abweichende Meinungen einander nahe zu bringen, ohne ein Entſchädigungsſyſtem aufzuſtellen ꝛc.“ Sie erklärte demnach, daß ſie bei den bekannten 24 Artikeln (die ſchon bedeutend günſtiger für Holland waren, als die früheren 18) beharren wolle.

Obgleich Holland ſich dadurch noch zu keinerlei Nachgiebigkeit bringen ließ, und auch Rußland, Oeſterreich und Preußen die Ratificationen des die 24 Artikel

enthaltenden Vertrags noch aussetzten, so konnten doch am 2 Februar der belgischen Kammer die Ratificationen Englands (am 6 December) und Frankreichs (am 21 December), so wie ein Conferenzprotokoll vom 31 Januar vorgelegt werden, worin es hieß: „Die Bevollmächtigten von Rußland, Oesterreich und Preußen bezeugten die aufrichtigste Zufriedenheit, welche ihnen die Erklärungen der Bevollmächtigten des französischen und englischen Hofes hinsichtlich der Mittheilung des Entschlusses ihrer Regierung verursacht hätten. Die Bevollmächtigten von Rußland, Oesterreich und Preußen könnten aufrichtig versichern, daß ihre drei Höfe diese Erklärungen mit Vergnügen vernehmen würden; daß sie in eben dem Grade wünschten, die Einigkeit zu erhalten, deren heilsame Wirkungen man so richtig gewürdigt habe; daß sie sich bemühen würden, dieselben zu erhalten, und daß, da sie nur die Befestigung des allgemeinen Friedens wünschten, sie denselben beständig zum Endzweck ihrer Politik machen würden. In Folge der mitgetheilten Bestimmungen dieses Protokolls, wurde beschlossen, daß die Bevollmächtigten der fünf Mächte dem belgischen Bevollmächtigten anzeigen sollten, daß, da einige von ihnen die Ratifications-Urkunden, welche sie erwarten, oder den Befehl sie auszuwechseln, noch nicht erhalten hätten, die Conferenz beschlossen habe, daß das Auswechslungs-Protokoll der Ratificationen den erwähnten Höfen offen verbleibe."

Holland protestirte gegen die Note vom 4 Januar in einer sehr langen Antwort vom 30 Januar und legte ein neues Ultimatum vor. Der bekannte Dunker Curtius sagte damals in den Generalstaaten: „Ich betrachte den uns von der fremden Diplomatie vorgelegten Tractat

als unannehmbar, weil er keine Löſung der ernſteſten, zwiſchen uns und den Belgiern obſchwebenden Fragen liefert, weil er unſere Rechte als unabhängiges Volk antaſtet, indem er den Belgiern die Schifffahrt auf den Canälen und Strömen unſeres Gebiets geſtattet, weil er eine große Anzahl unſerer Gläubiger aller Garantie beraubt, und ſie den Launen und der Unredlichkeit unſerer Ex-Landsleute ausſetzt, weil er eine Liquidationsweiſe aufſtellt, der zufolge aller Verluſt für uns und aller Gewinn für ſie wäre, und endlich weil wir verdienten, das Gelächter der ganzen Welt zu werden, wenn wir unſere militäriſchen Stellungen, die uns einen ſo großen Vortheil geben, unſern Feinden überliefern wollten, ehe unſer Streit ausgeglichen iſt.“ Van Voelens ſagte noch mehr: „Die feindliche Parteilichkeit der Conferenz für Belgien wird eine ewige Schmach der europäiſchen Diplomatie ſeyn. Auch jetzt noch nimmt ſie eine Bande Revolutionärs in Schuz, und beraubt den weiſeſten König, um Undankbare zu bereichern. Werden wir aber das Werk der Perfidie und des Raubs durch unſern Beitritt ſanctioniren? Werden wir geſtatten, daß die Belgier auf den Canälen ſchiffen, welche mit den Schätzen unſerer Väter ausgegraben worden ſind? Werden wir dulden, daß ſie zum Vortheile ihres Handels und zum Ruin des unſrigen auf unſerem eigenen Gebiete Straßen anlegen? Werden wir zugeben, daß das heuchleriſche England, mit Hülfe der Stipulationen, die es ſelbſt in den Tractat hineinſchmuggelte, ſich des ganzen Handels bemächtige, den wir mit Deutſchland treiben? Nein, ich ſchwöre es bei der Ehre meines Landes, ſo lange noch ein Holländer fechten kann, ſo lange wir noch einen Heller in unſern Caſſen

und einen Tropfen Blut in unſern Adern haben, werden wir nie in eine ſolche Infamie einwilligen.“

In Belgien war man immer noch ſehr in Sorgen, da die Ratificationen der drei nordiſchen Mächte ausblieben. Potter, der das Geld, welches ihm der Congreß noch ſchuldig war, den Armen zuwies, ſchrieb damals ein Selbſtgeſpräch des Königs Leopold: „Weßhalb kam ich hierher? Warum habe ich die Annehmlichkeiten des unabhänigen und glücklichen Lebens verlaſſen, welches ich ſeit ſo vielen Jahren führte, die mir lieben Gewohnheiten und die Freunde meines Herzens? Um mich den ekelhaften Anbetungen eines Volks zu unterziehen, welches um jeden Preis anbeten wollte; welches ſein allzeit bereites Rauchfaß erſt nach Claremont wandte, nachdem es den Prinzen von Bayern, Neapel, Spanien, den Leuchtenberg und Nemours Wolken von Rauch zugeſandt hatte? Um mit dem königlichen Mantel die Plattheiten einiger Hofleute, die Unfähigkeit einiger Miniſter, die Plünderungen der Einen, die Schändlichkeiten der Andern, und die Schande Aller zu bedecken? — O Graf Grey, beeilen Sie ſich, meine Schultern von der ſchweren Bürde zu befreien, die Sie denſelben aufgelegt haben, und die, wenn ich ſie zu tragen länger einwillige, mich in den Augen der unerbittlichen Geſchichte für all das Uebel wird verantwortlich machen, das zu verhüten mir nicht gelungen ſeyn wird.“

In Gent wurde Herr Steven, ein Journaliſt, verhaftet und kraft des Belagerungszuſtandes vor ein Kriegsgericht geſtellt, aber von dem oberſten Militärgerichtshof wieder frei geſprochen. Am 29 Januar ſtarb zu allgemeinem Bedauern der thätige General Belliard, dem Belgien ſchon ſo viel verdankte. Am 1 Februar tumultuirten die in

Antwerpen liegenden auswärtigen Nationalgarden, weil man ſie aus den Bürgerhäuſern in Caſernen verlegte.

Da die Ratificationen fortwährend ausblieben, erregte die Reiſe des ruſſiſchen Grafen Orloff die allgemeine Aufmerkſamkeit. Derſelbe verließ Petersburg am 31 Januar und kam am 22 Februar nach dem Haag. Sein Auftrag war, den König von Holland zur Annahme der 24 Artikel zu bewegen. Da ihm dieß nicht gelang, erklärte er in einer Note, im Namen und aus Auftrag des ruſſiſchen Kaiſers: „Nach Erſchöpfung aller Mittel des Zuſpruchs und aller Wege der Verſöhnung, um Seiner Majeſtät dem Könige Wilhelm behülflich zu ſeyn, durch ein freundſchaftliches und eben ſo ſehr der Würde ſeiner Krone als den Intereſſen der ihm treu gebliebenen Unterthanen entſprechendes Arrangement die Trennung der beiden großen Theile des Königreichs feſtzuſtellen, ſehen Seine Majeſtät für ſich keine Möglichkeit mehr ein, ihm fürderhin noch irgend Hülfe oder Beiſtand zu leiſten. Wie auch die Lage ſeyn mag, in welche der König ſich ſtellte, und welches auch die Folgen ſeiner Iſolirung ſeyn mögen, wird ſich Seine Majeſtät, mit unſäglichem Schmerze der Zuneigung Ihres Herzens Schweigen gebietend, für verpflichtet halten, Holland allein die Verantwortlichkeit der Ereigniſſe, die ſich aus dieſem Zuſtand der Dinge ergeben können, tragen zu laſſen. Seinem Verſprechen getreu, wird der Kaiſer keinen Theil an der Anwendung von Zwangsmitteln nehmen, welche zum Zwecke hätten, Seine Majeſtät den König der Niederlande mit Waffengewalt zur Annahme der 24 Artikel zu zwingen; aber in Betracht, daß dieſelben die einzigen Grundlagen enthalten, auf welche, vorbehaltlich der in einem Finalvertrage zwiſchen den beiden Ländern zuläſſigen Ve-

dingungen, die Trennung Belgiens von Holland ſich verwirklichen läßt, halten Seine kaiſerliche Majeſtät für billig und nothwendig, daß Belgien in dem gegenwärtigen Genuſſe der Vortheile bleibe, die für daſſelbe aus den beſagten Artikeln fließen, namentlich aus dem, welcher die Neutralität ſtipulirt, die bereits dem Principe nach von dem Könige der Niederlande ſelbſt anerkannt wurde. In nothwendiger Folge dieſes Princips könnte ſich Seine kaiſerliche Majeſtät den Regreſſivmaßregeln nicht widerſetzen, welche die Conferenz ergriffe, um jene Neutralität zu verbürgen und zu vertheidigen, falls ſie durch eine Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten von Seite Hollands verletzt würde. Sollte dieſer Fall unglücklicherweiſe wirklich eintreten, ſo würde ſich Seine kaiſerliche Majeſtät vorbehalten, ſich mit ihren Alliirten über die geeignetſte Weiſe zu verſtändigen, jene Neutralität ſchnell wieder herzuſtellen, um den allgemeinen Frieden vor jedem Stoße zu bewahren.“ Hierauf begab ſich Graf Orloff am 27 März nach London.

Allein ſo ſtark und aufrichtig dieſe Sprache des ruſſiſchen Miniſters ſchien, ſtand ſie doch mit dem, was wirklich geſchah, in offenbarem Widerſpruch. Die Ratificationen der drei nordiſchen Mächte erfolgten nämlich immer noch nicht. Dieſes Räthſel, ſo wie die Reiſe des Grafen Orloff nach London, erklärt ſich aus dem, was bald darauf in England vorging. Schon zu Anfang des Jahres hatten Wellington und Aberdeen heftig gegen Grey's Politik in Bezug auf Holland geſprochen, und die Tories bereiteten damals die Verwerfung der Reformbill und die Abſetzung Grey's als einen entſcheidenden Schlag vor, der Wellington wieder ans Staatsruder Englands bringen und dadurch England von ſeinem Bündniſſe mit Frank-

reich abwendig machen und es der heiligen Allianz in die Arme liefern sollte. Daher kamen die Verzögerungen in der Entscheidung der belgischen Frage. Da nun aber schon in den ersten Tagen des Aprils der kraftvolle Widerstand des englischen Volks die Absichten der Tories vereitelte und durch seine drohende Haltung den König von England zwang, das liberale Ministerium Grey beizubehalten, so erfolgten nun auch die verspäteten Ratificationen, obwohl auch jetzt nur erst bedingungsweise.

Ein Protokoll vom 5 April entschuldigte das Ausbleiben der Ratificationen damit, daß die drei nordischen Mächte sich noch immer Mühe gäben, den König von Holland ebenfalls zum Beitritte zu bewegen. Am 18 April erfolgten die Ratificationen von Oesterreich und Preußen wirklich, aber sie waren mit äußerst einschränkenden Clauseln versehen, und die von Rußland blieb, trotz der oben angeführten Erklärung des Grafen Orloff, aus. Oesterreich und Preußen behielten sich zunächst die Rechte des deutschen Bundes vor; sodann erklärte Oesterreich insbesondere: „Indem Se. kaiserliche Majestät den Vertrag vom November 1831 ratificirt und die Nothwendigkeit einer weitern Unterhandlung zwischen der Regierung Sr. Majestät des Königs der Niederlande und der des Königreichs Belgien behufs des Abschlusses eines Tractates erwägt, welcher die am 15 October bestimmten Artikel und die Modificationen in sich begriffe, welche die fünf Mächte zulässig finden möchten, schlägt dieselbe vor, zu erklären, und erklärt ihrerseits, daß die durch gegenseitige Uebereinkunft zwischen den obengenannten hohen Parteien, unter den Auspicien der Conferenz getroffenen Ausgleichungen dieselbe Kraft und Gültigkeit wie die Artikel des Trac-

tats vom 15 November haben, und gleicherweiſe von den Höfen, welche dieſen Tractat unterzeichneten, beſtätigt und ratificirt werden ſollen.“ Und Preußen erklärte: „Nachdem Se. Majeſtät der König von Preußen den Tractat vom 15 November einfach und unumwunden ratificirt hat, ſo hat der Miniſter Preußens Befehl, der Conferenz die gerechten Wünſche und Erwartungen ſeines Hofes anzuzeigen und bekannt zu machen, nämlich: daß die Miniſter der unterzeichnenden Mächte zuvörderſt auf ſolche Modificationen zu Gunſten Hollands denken werden, als, ohne gegen die 24 Artikel im Weſentlichen anzuſtoßen, in denſelben angebracht werden können, und welche ſofort, wenn die Conferenz ſich darüber vereinigt, und der neue Souverän von Belgien in ihre Annahme willigt, als erklärende oder zuſätzliche Artikel eingeſchaltet werden, und auf dieſe Weiſe dieſelbe Kraft und Gültigkeit, wie die andern, haben können. Preußen glaubt um ſo mehr auf dieſem Punkte beſtehen zu können und zu müſſen, als dieß mit den oft wiederholten Verſicherungen Frankreichs und Englands übereinſtimmt, daß die geeignetſte Zeit zur Erwägung dieſes wichtigen Gegenſtandes nach den Ratificationen ſeyn werde. Ueberdieß müſſen die Verbündeten, nachdem der Tractat vom 15 November ratificirt und unterzeichnet iſt, ſich über die Mittel berathen, denſelben auch in Ausführung zu bringen; ehe aber dieſe Mittel erwogen werden, verlangt die Klugheit und Billigkeit, daß man vorher zu demſelben Ziele durch die Bewilligung von Modificationen zu kommen ſuche, welche dadurch, daß ſie die ſtreitenden Parteien auf denſelben Standpunkt verſetzten, die Sache vielleicht zum Schluſſe bringen werden.“

Endlich erfolgte am 4 Mai auch die Ratification

Rußlands, allein ebenfalls nur bedingungsweise, indem Rußland jetzt ausdrücklich in Betreff der Staatsschuld und der innern Schifffahrt für Holland günstigere Stipulationen nachverlangte.

Ueber die Opfer, durch welche Frankreich zu Gunsten Belgiens dieses immer nur noch scheinbare Resultat einer clauselvollen und noch keineswegs definitiven Uebereinkunft erkaufte, äußerte sich der National schon einige Wochen früher, da er sogar noch der Meinung war, die 24 Artikel würden rund angenommen werden. „Es ist sehr wohl möglich, daß man, um die Einwilligung Rußlands zu der Einsetzung des Königs Leopold zu erhalten, ihm versprochen hat, über den Ukas, der die polnische Nationalität zerstörte, zu schweigen. Vielleicht sagt man zu Oesterreich: „Wenn ihr die 24 Artikel ratificirt, so werden wir unsere Fahne in Ancona einziehen, und die Chefs jener Expedition absetzen, die es gewagt, sich als französische Soldaten zu zeigen.“ Preußen mochte man zu verstehen gegeben haben, daß man ihm freistelle nach Belieben auf den beiden Rheinufern zu handeln; die Besatzungen von Luxemburg und Saarlouis zu verdoppeln, und sein Zollsystem gegen uns zu richten, unter dem Scheine, nur gegen die Fortschritte der deutschen Presse zu arbeiten. England hat endlich, zum Lohne für sein standhaftes Anschließen an unsere Politik, sehr wahrscheinlich das Versprechen erhalten, daß wir Algier preisgeben würden. Wenn alle diese Concessionen, woran wir nicht zweifeln, die Ratificationen bezahlt haben, so läßt sich sagen, daß uns die Einsetzung des Königs Leopold sehr theuer zu stehen kommt.“

Da die Ratificationen weit entfernt waren, die belgische Angelegenheit definitiv zu entscheiden, da ausdrücklich neue

Unterhandlungen zu Gunsten Hollands dabei ausbedungen waren, so erfolgte auch alsbald am 11 Mai ein neues Conferenzprotokoll, worin vorläufig den betheiligten Mächten, Holland und Belgien verboten wurde, die Feindseligkeiten wieder anzufangen, damit die fernern Unterhandlungen nicht dadurch gestört würden.

Bereits am 12 Mai hatte aber König Leopold gegen die mangelhaften Ratificationen protestirt: „Voll Vertrauen in diese so bestimmten und feierlichen Erklärungen, willigte der König der Belgier ein, den 24 Artikeln, deren mehrere für sein Volk so lästig sind, unbedingt beizutreten. Dieser unbedingte und arglose Beitritt hat zwischen Sr. Majestät und jedem der fünf Höfe ein unauflösbares Band geknüpft. Der König der Belgier zweifelt gar nicht daran, daß die fünf Höfe, als sie den Vertrag vom 15 November ratificirten, gesonnen gewesen, die feierlich eingegangenen und unwiderruflichen Verpflichtungen vollständig zu erfüllen, und er trägt kein Bedenken, jedem der Acte, die den Vertrag sanctionirten, die volle Wirkung einer unbedingten Ratification beizulegen. Wollte der König der Belgier neue Unterhandlungen eröffnen, so könnte es nur dann geschehen, wenn vorher mit dem Vollzuge des Vertrags in allen nicht streitigen Theilen ein Anfang gemacht wäre, und dieser Anfang würde wenigstens in der Räumung des belgischen Gebiets bestehen. Bis dahin kann Se. Majestät an keinen neuen Unterhandlungen Theil nehmen. Der König ist ferner durch die Redlichkeit, die alle seine politischen Beziehungen charakterisirt, zu der Erklärung verpflichtet, daß in den Unterhandlungen, welche nach der Räumung des Gebiets eröffnet werden könnten, seine Regierung keine Aenderung an irgend einer Be-

ſtimmung des Vertrags anders als nach dem Grundſatze billiger Compenſationen, annehmen könnte. Da der König der Belgier übrigens in den 24 Artikeln fortwährend die Definitivausgleichung zwiſchen Belgien und Holland erblickt, ſo behält er das Recht, die Beſtimmungen, welche der Gegenſtand neuer Unterhandlungen geworden wären, unbedingt aufrecht zu erhalten, wenn das Reſultat dieſer Unterhandlungen nicht ſo beſchaffen wäre, daß ſeine Regierung es annehmen könnte.“ Ganz in demſelben Sinne proteſtirte die belgiſche Kammer in einer Adreſſe vom 14 Mai.

In der Zwiſchenzeit hatte ſich Holland eine neue Feindſeligkeit gegen Belgien erlaubt. Es hatte am 16 April den belgiſchen Gouverneur von Luxemburg, Thorn, der zu Arlon reſidirte, meuchlings überfallen, mißhandeln, auf holländiſches Gebiet ſchleppen laſſen und behielt ihn gefangen. Die Londner Conferenz verlangte deſſen Freilaſſung, aber der holländiſche Miniſter ſcheute ſich nicht, zu erklären, daß Thorn (ein alter würdiger Mann, der friedlich auf einer Geſchäftsreiſe begriffen war, als er hinterliſtig überfallen wurde) als Geiſel für Tornaco (der einen räuberiſchen Einfall gethan und mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war) zurückbehalten werde.

Am 18 Mai reiſ'te Graf Pozzo di Borgo, ruſſiſcher Geſandter in Paris, nach Petersburg, wohin ſpäter auch Lord Durham, als außerordentlicher engliſcher Geſandter, abging. Ihre Sendungen betrafen die wichtigſten Angelegenheiten Europa's und zunächſt die belgiſche Frage.

König Leopold mußte das Bedürfniß fühlen, ſich in dem Maße mehr an Frankreich anzuſchließen, in welchem die nordiſchen Mächte ſich mehr zu Gunſten Hollands neigten.

Am 29 Mai kam er daher mit dem König der Franzoſen zu Compiegne zuſammen, und freite zum die älteſte Tochter deſſelben, Prinzeſſin Louiſe.

War Belgien mit den zweideutigen Ratificationen unzufrieden, ſo Holland noch mehr. Es erklärte der Conferenz am 31 Mai, daß es ſich nur unter folgenden Hauptbedingungen fügen und Belgiens Selbſtſtändigkeit anerkennen werde, wenn 1) Belgien auf die freie Scheldeſchifffahrt und Fahrt auf den holländiſchen Binnenwäſſern verzichte; 2) wenn der an Belgien fallende Theil der niederländiſchen Staatsſchuld capitaliſirt und bis zu Löſung dieſer Frage Antwerpen im Beſitz der Holländer bleibe; 3) wenn noch etwa 50 Dörfer um Maeſtricht herum bei Holland blieben.

Dagegen erklärte die Conferenz am 11 Junius, daß Holland und Belgien bis zum 20 Julius definitiv ihre gegenſeitigen Gebiete zu räumen hätten, mithin Antwerpen an Belgien zurückgegeben werden müſſe; worauf aber der König von Holland entſchieden mit Nein antwortete, und am 30 Junius ein abermaliges Ultimatum überſchickte. In dieſem gab er nur ſo weit nach, daß die Schifffahrt auf den beiderſeitigen Gränzflüſſen für Belgien frei ſeyn ſolle, obwohl auch nur unter läſtigen Bedingungen. Die Belgier zürnten ſehr über dieſen neuen unbilligen Vorſchlag: 1) Er entzieht uns ganz Luxemburg und Limburg, mit Ausnahme zweier Kantons. 2) Er nimmt uns das Schifffahrtsrecht auf den Verbindungsgewäſſern der Schelde und des Rheins. 3) Er beraubt uns der Freiheit einen Canal oder eine Landſtraße im Limburgiſchen anzulegen. 4) Er beſchränkt die Freiheit der Schelde auf das weſentlichſte, indem er Holland allein die

Bewachung, die Lootſen- und Tonnengerechtigkeit dieſes Fluſſes zuerkennt. 5) Ohne Rückſicht auf den Verluſt aller dieſer Handelsvortheile beſteht derſelbe auf dem uns zur Laſt gerechneten Schuldenantheile, wie er durch den Vertrag vom 15 November ſtipulirt worden iſt. 6) Er ſtellt uns der Gefahr bloß, dieſen Antheil noch vergrößert zu ſehen, und zwar in Folge der Liquidation des Syndikats und des Antheils der Domain-Loos-Renten. 7) Er gibt die Möglichkeit der Capitaliſirung unſeres Schuldenantheils zu. — Demzufolge iſt alſo keine der wichtigeren Anordnungen des Vertrages vom 15 November beachtet, und die Gränz-, die Schuld-, die Schifffahrtsfrage zum Nachtheile Belgiens gelöſ't.

Die Conferenz erklärte wiederholt am 10 Julius, Holland müſſe das belgiſche Gebiet räumen, ſobald es dieß aber gethan haben würde, ſey ſie geneigt, bei den neuen Unterhandlungen Holland zu begünſtigen. Belgien erklärte dagegen am 12 Julius ſehr energiſch, daß es nicht länger im Stande ſey, die Anſtrengungen und Koſten ſeines ungewiſſen Zuſtandes zu ertragen, daß es eine Entſcheidung haben müſſe und ſie im Nothfalle mit den Waffen ſuchen werde. Es verlangte: 1) daß vom 1 Januar 1832 bis zum Frieden, die von Belgien getragenen Bewaffnungs- und Rüſtungskoſten zu 3,000,000 fl. monatlich mit vollem Rechte Holland zur Laſt gelegt und Belgien berechtigt werde, dieſe Koſten von den Summen abzuziehen, welche Belgien an Holland ſchuldet oder ſchulden könnte. 2) Daß, da die holländiſche Regierung in die vorläufige Räumung der als zu Belgien gehörig anerkannten Gebiete und Feſtungen, ſo wie in den Genuß der Schifffahrt auf der Schelde und Maas nicht willigte, und den Gebrauch der beſtehenden Straßen für die Handelsverhältniſſe zwiſchen

Belgien und Deutſchland verweigerte, die Conferenz ſogleich beſchließen möge, Zwangsmittel anzuwenden, die zur Erreichung dieſes Zwecks nothwendig ſind. Der Unterzeichnete ſchmeichelt ſich, daß dieſe Begehren von JJ. EE. den Bevollmächtigten günſtig werden aufgenommen werden; wenn es aber gegen alle Erwartung anders ſeyn ſollte, ſo würde ſich die Regierung Sr. Majeſtät des Königs der Belgier gezwungen ſehen, Maßregeln zu ergreifen, die geeignet wären, das Ende eines Zuſtandes der Dinge herbeizuführen, den nur die Hoffnung einer nahen Löſung ſo lange Zeit ertragbar machen konnte.

Um vor einem zweiten Ueberfall der Holländer ſicher zu ſeyn, und im Nothfall ſeine eignen Anſprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen, hatte Belgien damals ſeine active Armee auf 80,000 Mann gebracht, ungerechnet die Nationalgarden. Durch dieſe Anſtrengung wurde das Land noch mehr erſchöpft, als durch die Revolution. Zu all dieſer Kriegs- und Geldnoth kam noch die Cholera, die am 18 Junius Brüſſel erreichte.

Auf obige belgiſche Note hin erklärte Holland am 15 Julius der Handelswelt, die Feindſeligkeiten würden wahrſcheinlich bald wieder beginnen. Doch war dieß nicht der Fall, ſondern die Unterhandlungen ſchlichen ihren langſamen Weg fort. Am 2 Julius war der ruſſiſche Fürſt Suwarow mit neuen Aufträgen in Haag angekommen.

LOUISE,

Königin der Belgier.

2.

Leopolds Hochzeit. Vergebliche Unterhandlungen.

Die Sendung des Lords Durham nach St. Petersburg brachte wieder einen Stillstand in die Unterhandlungen und verschob die Entscheidung. Diese Zeit der Ruhe wurde von König Leopold zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Louise, ältesten Tochter des Königs der Franzosen, benutzt.

Sie wurde zu Compiègne am 9 August vollzogen. Der Bräutigam war ernst, die Braut zerfloß in Thränen. Leopolds eigner Bruder, der Herzog von Coburg, der eben bei ihm zum Besuch gewesen, reis'te vor der Hochzeit ab, der beizuwohnen er nicht Lust hatte. Da Leopold Protestant ist, wurde die Trauung doppelt, nach katholischem und protestantischem Ritus vollzogen. Der Bischof von Meaux bezeugte in der Anrede, welche er an das hohe Brautpaar richtete, sein Bedauern darüber, daß besondere Umstände es nicht erlaubt hätten, daß diese Trauung unter den Augen der katholischen Kirche, von ihrem ganzen Ceremoniell umgeben, und in dem Hauptorte der Diöcese habe vor sich gehen können. Ueber diese besondern Umstände wollte man im Publicum Folgendes wissen: trotz der päpstlichen Dispensation, welche doch alle Bedenklichkeit hätte heben sollen, habe der Erzbischof von Paris sich der Trauung in der Kathedrale widersetzt, weil gewisse Canones der Kirche vorschreiben, daß bei gemischten Ehen nicht anders als an der Kirchenthüre oder auf einem öffentlichen Platze getraut werden dürfe. Aus eben diesem Grunde soll auch der Bischof von Meaux die Trauung

in der Kathedralkirche von Compiègne verweigert haben. Das Publicum war hierüber etwas unzufrieden, nicht nur weil man eine solche Nachgiebigkeit gegen die Geistlichkeit für demüthigend hielt, sondern auch weil die vielen Personen, welche die Neugierde nach Compiègne getrieben hatte, von der ganzen kirchlichen und bürgerlichen Traunngs-Ceremonie nichts zu sehen bekamen. Die Schloßcapelle ist so klein, daß kaum der Hofstaat der beiden Könige darin Platz hatte. Die Feier des Tages blieb somit bei weitem hinter der Erwartung zurück.

Die Zeiten hatten in der That auffallend gewechselt. Als Napoleon sich vermählte, mußte der Papst selbst nach Paris kommen, ihn einzusegnen, und der König der Franzosen flüchtete vor einem Bischof seines Reichs in eine ärmliche Capelle, um seine Tochter zu vermählen.

Während die Franzosen über diese Schwäche ihres Königs spotteten, ärgerten sie sich desto mehr über die Vermählungsurkunde, worin im alten Hofstyle jedesmal beim Namen des Bräutigams, der Braut und ihrer Eltern der schleppende Zusatz „der oder die sehr große, sehr mächtige und sehr vortreffliche“ wiederholt wurde, als ob man noch im Zeitalter Ludwigs XIV lebe, als ob der König nicht Bürgerkönig, sondern absoluter legitimer Herrscher und jeder Franzose anstatt ein Bürger nur ein Unterthan wäre.

Das meiste Mißfallen aber erregte die Mißachtung, mit welcher diese Heirath im Auslande aufgenommen wurde. Es hieß allgemein, der König von Holland habe das Schreiben, worin ihm der König der Franzosen die Vermählung der Prinzessin Louise mit dem Könige Leopold anzeigte, uneröffnet zurückgeschickt. Man setzte hinzu: Wenn dieß wahr ist,

ſo iſt es ein neuer Beweis von den Unannehmlichkeiten die aus Conceſſionen und Höflichkeiten entſpringen. Unſere Regierung hat daraus nichts als inſolente Mißachtung gewonnen; die einzige Antwort des Kaiſers von Rußland auf die Anzeige von der Thronbeſteigung des Herzogs von Orleans war ein zweideutiger und ſtolzer Brief; der Herzog von Modena weigerte ſich ganz beſtimmt, den neuen König anzuerkennen; der Papſt fordert und erhält eine demüthigende Genugthuung von unſerem Botſchafter; der König von Sardinien ſchickt eine Ladung Verſchwörer unter dem Schutze ſeiner Flagge an unſere Küſte; ein ruſſiſches Kriegsſchiff verſäumt unſere Flotte zu begrüßen; der Erzbiſchof von Paris weigert ſich bei der Vermählung der Tochter des Königs die biſchöfliche Einſegnung zu geben oder zu geſtatten; Hr. v. Mortemart will ſich nicht herablaſſen, ein Zeuge dieſer Vermählung zu ſeyn, und endlich hören wir, daß ein Brief mit Ankündigung derſelben uneröffnet zurückgeſchickt worden ſey. Wann werden wir aufhören, dergleichen Beleidigungen zu dulden, und uns dergleichen Anmaßungen zu unterwerfen?“

Hatten die Belgier gehofft, durch die Vermählung ihres Königs mit einer franzöſiſchen Prinzeſſin Vortheile zu erringen und ihre Unterhandlungen mit Holland gefördert zu ſehen, ſo geſchah wider alles Vermuthen gerade das Gegentheil. Ludwig Philipp überredete ſeinen Eidam *nachzugeben* und ſich in einen *Vorſchlag Englands* zu fügen, der dem Streit ein Ende machen ſollte. Ein Artikel der Times gibt darüber Aufſchluß: „Sobald Herr v. Meulenaere (belgiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) den belgiſchen Kammern verſprochen hatte, bei der Conferenz auf der Ausführung der 24 Artikel zu beſtehen, und vor der Räumung

Antwerpens in keine Unterhandlung zu willigen, richtete er Noten an die Conferenz insgesammt, und an Frankreich und England insbesondere. Die beiden letzteren antworteten anfänglich, das Begehren der belgischen Regierung sey gerecht; sie seyen verpflichtet, und anerkennten sich als verbunden, auf irgend eine Weise die Ausführung der 24 Artikel zu bewirken. Holland ward zum Beitritt aufgefordert, und auf seine formelle Weigerung kam man quasi überein, es mit Gewalt zu nöthigen. Frankreich nahm die Sache ernsthaft, machte Rüstungen, und versammelte eine Flotte zu Cherbourg. Diese Flotte war bereit abzusegeln, aber das brittische Cabinet hatte sich indeß anders besonnen. Lord Palmerston benachrichtigte den französischen Bevollmächtigten, daß die entschiedene Abneigung der nordischen Mächte gegen Zwangsmaßregeln große Gefahren darbiete; daß das brittische Ministerium sich einem heftigen Widerstand von Seiten der Toryfaction aussetzen würde, wenn es gegen Holland, das zahlreiche Freunde in England zähle, eine so gewaltsame Maßregel in Ausführung bringe, und daß die Unmöglichkeit einer friedlichen Uebereinkunft nicht bewiesen sey; daß Lord Durhams Mission nach Petersburg großen Erfolg haben könne, und es demnach das Beste sey, zu warten. Damals übergab der französische Bevollmächtigte der Conferenz eine energische Note. Die französische Regierung legte aber zu viel Gewicht auf ihre Verbindung mit Großbritannien, um dieser Art von Befehl sich zu widersetzen. Die beabsichtigte Expedition ward aufgegeben, und Lord Durham scheint inzwischen den Kaiser Nikolaus ziemlich günstig gestimmt gefunden zu haben. Ohne bei der Aufopferung der Interessen Hollands die Hand bieten zu wollen, gab ihm der Kaiser zu verstehen, er wünsche so sehr als

die andern Mächte eine friedliche Lösung, er werde dem gemäß seinen Bevollmächtigten Instructionen senden, um jede directe Unterhandlung zwischen Holland und Belgien, die auf einer vernünftigen Basis unternommen würde, kräftig zu unterstützen. Von diesem Augenblicke an waren alle Gedanken darauf gerichtet, ein Mittel zur Beilegung zu finden, und einen allgemeinen Brand zu vermeiden. Eröffnungen wurden Belgien gemacht; sein Bevollmächtigter hatte aber nur Ein Wort zu sagen: „Macht erst, daß Antwerpen geräumt wird, dann wollen wir unterhandeln.“ Ueber zwei Monate lang scheiterten alle Vorschläge der Conferenz an dieser Antwort. Endlich unternahm es Lord Palmerston, Herrn Goblet zu bekehren, und ihm begreiflich zu machen, daß dieser Widerstand von Seite Belgiens zu nichts führen könne. Die Unmöglichkeit, ohne Anwendung von Gewalt die 24 Artikel auszuführen, und die Räumung Antwerpens zu bewirken, war nicht schwer zu beweisen. Die Conferenz lehnte die Anwendung von Gewalt ab; die Mächte wollten nichts davon hören, also blieb nur die Unterhandlung übrig. Hierauf erwiderte General Goblet: „Da ihr wollt, daß man über einen Vertrag, den ihr uns aufgedrungen habt, unterhandle, so unterhandelt ihr selbst mit Holland, und wenn ihr von demselbigen billige Concessionen erhalten habt, so theilt sie uns mit, und wir werden sehen, was zu thun ist.“ Darauf entgegnete man: „die holländischen Bevollmächtigten haben Vollmacht, direct mit euch zu unterhandeln; dieß ist das Vernünftigste, da die Intervention der Conferenz bisher keine Partei befriedigte. Sucht bei eurer Regierung um Vollmacht nach, und wir wollen dann euch möglichst unterstützen, um die Sache zur Ausgleichung zu bringen.“ Hin-

zugefügt wurde, daß keine andere Schwierigkeit vorhanden seyn könne, als die Scheldeschifffahrt, daß aber Holland ohne Umstände anerkennen werde, daß sämmtliche europäische Mächte bei der Freiheit jenes Flusses betheiligt seyen, und daß demnach eine entgegenstehende Prätention nicht gelingen könne. Es sey daher vernünftiger Weise zu erwarten, daß die Sache auf eine Geldfrage reducirt, und durch Bezahlung einer zu bestimmenden Summe als Schifffahrtstaxe an Holland alle Schwierigkeiten beseitigt würden. Diese öfter wiederholten Bemerkungen stimmten endlich Herrn Goblet um, aber nicht die Regierung; dieß bestimmte Herrn Goblet, zurückzukehren, in der Hoffnung, sich mündlich besser verständlich zu machen, als er dieß schriftlich hatte thun können. Auch muß bemerkt werden, daß in der Zwischenzeit, und erst ganz kürzlich Herr von Ancillon, der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an die belgische Regierung schrieb, und beinahe dieselben Gründe wiederholte. Der preußische Minister sagt in seinem Schreiben, die belgische Frage müsse beendigt werden, ganz Europa sey dabei betheiligt, und namentlich fühle Preußen das Bedürfniß davon. Er sey persönlich bisher der Meinung gewesen, die Schelde gehöre dem König Wilhelm eigenthümlich, und seine Souveränetät gebe ihm das Recht, alle Schiffe auf diesem Strome durchsuchen zu lassen; neuere Nachforschungen und genaue Untersuchung der Frage hätten ihn jedoch von dem Irrthum seiner Ansicht überzeugt; er glaube jetzt, daß die Schifffahrt auf diesem Strome frei seyn müsse, und daß ein zu bestimmender Zoll alles sey, was Holland verlangen könne. Anders verhalte es sich mit den innern Gewässern, für welche Holland ein Recht habe, die Anwendung des Mainzer Tarifs zu ver-

langen. Herr von Ancillon ſchließt ſein Schreiben mit der Angabe, daß er Inſtructionen in dieſem Sinne an Herrn von Bülow geſendet, und daß es wünſchenswerth ſey, daß eine directe Unterhandlung zwiſchen den beiden betheiligten Ländern ſtattfinde. Sir R. Adair und Herr von Latour-Maubourg haben ihrerſeits nichts unterlaſſen, dieſen Anſichten das Uebergewicht zu verſchaffen, und ſeit der Rückkehr Herrn Goblets aus London arbeitete man mit neuem Eifer daran, ihren Erfolg zu ſichern. Der König wurde, ſo wie ſein Miniſterium überzeugt, aber die den Kammern gegebene Verſicherung nöthigte das letztere zum Rücktritte."

Der Austritt der belgiſchen Miniſter war ſehr populär, und in Adreſſen und nächtlichen Zuſammenläufen gab ſich die erbitterte Volksſtimmung kund. In den Adreſſen hieß es: „Ohne eine völlig freie, von Holland unabhängige Schifffahrt auf der Schelde vom Meer und in das Meer kann unſer Seehandel nicht beſtehen; die kleinſte Zollabgabe, verbunden mit dem Viſitationsrechte, wenn die Erhebung der erſtern und die Ausübung des letztern an Holland frei gegeben wird, iſt hinreichend, ihn zu untergraben. Holland will nicht unſer Geld, ſondern unſern Untergang als Seehandel treibende Nation. Bedenkt man, daß die Schelde ungefähr 150 Jahre geſchloſſen war, ſo erſcheinen dergleichen Beſorgniſſe nicht als ungegründet. Weiter wurde bemerkt, daß ohne die Hülfsquelle des Seehandels Belgien außer Stand ſeyn würde, die jährliche Rente von 8,400,000 fl. aufzubringen, und am Ende alſo das Deficit und der Bankerutt unvermeidlich ſey. König Leopold hat dieſe Lebensfrage begriffen, doch wollte er gegen alle völkerrechtlichen Grundſätze, die von Holland angerufen werden, nicht ſtoßen, vielmehr eine letzte Anſtrengung zur

Erhaltung des Friedens, in dem seine ganze Mission beruht, machen, um der Conferenz in ihrer mühseligen Arbeit einen Beweis zu geben, daß Belgien eine Geldaufopferung für eine solche freie Schifffahrt nicht scheue. Diese Hinneigung zu einem allerletzten Opfer, um den jedermann nöthigen Frieden nicht zu brechen, war Ursache an dem neulichen Ministerwechsel. Herr Goblet nahm die Verantwortlichkeit des Ausgleichungsversuchs mit Holland auf sich und trat an die Stelle des Herrn Meulenaere, der sich in einem feierlichen Engagement den Kammern gegenüber befand, nicht über die 24 Artikel des Friedensvertrags vom 15 November zu gehen, also auch den dunkeln Artikel 9, wie er ist, zu genehmigen. Das Ministerium Goblet in einer ungebundenen Lage, bot für die völlige Freiheit der Schelde 150,000 fl. jährlich, mit Wahl jedoch diese Rente zu capitalisiren; mittelst jener Summe wäre der Fluß aufs unabhängigste für alle Flaggen offen, und die Pilotage und Balisage unter gemeinschaftlicher Aufsicht Hollands und Belgiens gewesen. Die Binnenwasser zwischen Schelde und Rhein würden nach den Rheinschifffahrtstarifen behandelt worden seyn. — Es stände zu besorgen, daß Holland nun, wie es auch die Zeitungs-Nachrichten melden, diesen gütlichen Vergleich verwerfen würde, sich auf das alte Völkerrecht stützend, nach welchem ihm, als Besitzer der beiden Ufer an der Mündung des Flusses, das Recht einer Zollerhebung mit allen sonstigen Formalitäten, die ausschließliche Pilotage und die Erhaltung der Mündungen zuständen. Belgien kann und wird dieß nicht zugeben, es begreift sein Interesse, und zieht im schlimmsten Falle den Krieg einem Zustande vor, in welchem es unfehlbar verarmen und in Verachtung fallen würde; es beklagt sich nicht

mit Unrecht, daß, unter ſpaniſcher und öſterreichiſcher Herrſchaft in dieſer Hinſicht mißhandelt, ſeine theuerſten Intereſſen wieder mit Füßen getreten würden.“

Die Beſorgniſſe der Belgier beſtätigten ſich. Als Palmerſton am 6 September den neuen Vorſchlag Holland mittheilte, antwortete dieſes am 20ſten ablehnend, indem es gar nicht einmal auf die Vorſchläge einging, ſondern lakoniſch ſeine alten Forderungen wiederholte. Die Conferenz äußerte darüber in ihrem 70ſten Protokolle vom 1 October großes Mißfallen und nahm einen ſehr ſtrengen Ton gegen Holland an: „Nach genauer und ſorgfältiger Prüfung ſind die Bevollmächtigten der fünf Höfe überzeugt, daß wenn ſchon die Weigerung des Haager Cabinets, dem 67ſten Protokoll vom 11 Junius beizutreten, alle amtlichen Schritte von Seite der Conferenz, um einen definitiven Tractat zwiſchen Holland und Belgien zu Stande zu bringen, nothwendigerweiſe ſuspendirt hatte, das in Bezug auf die beſonderen und vertraulichen Mittheilungen des brittiſchen Bevollmächtigten beobachtete Schweigen, die wiederholte Vorlegung eines von der Conferenz für unzuläſſig erklärten Tractat-Entwurfs Seitens der niederländiſchen Regierung, und die letzten von dem holländiſchen Bevollmächtigten, auf die Fragen, welche die Conferenz an ihn zu richten für ihre Pflicht hielt, ertheilten Antworten auch die Annahme irgend einer vertraulichen Maßregel ausſchließen, und keine Hoffnung mehr übrig laſſen, daß die Regierung der Niederlande auf dem gewöhnlichen Wege der Unterhandlung zu einer unmittelbaren Erledigung der belgiſchen Angelegenheiten gebracht werden könnte, ſelbſt nach den von Seiten Belgiens gegebenen Beweiſen, daß es ſich nicht wei-

gern würde, über die Modificirungen, welche den Gegenstand von Hollands Beschwerden ausmachen, so wie über gewisse Vorbehalte und Erklärungen Seitens der Höfe von Rußland, Preußen und Oesterreich zu unterhandeln. In Betracht alles dessen also erklären die Bevollmächtigten der fünf Höfe, daß wenn nicht am 15 dieses Monats die Citadelle von Antwerpen, die dazu gehörigen Punkte und andere Orte, die nach den Bestimmungen in den Tractaten vom 15 November einen Theil des belgischen Gebiets bilden, von den holländischen Truppen geräumt sind, sie Belgien das Recht zuerkennen werden, für jede Woche, so lange als die Räumung aufgeschoben wird, eine Million Gulden von den Rückständen der bis zum 1 Januar 1832 auf dasselbe kommenden Schuld abzuziehen, und endlich von dem Theile des Capitals der Schuld, welcher auf dasselbe fallen würde; zu gleicher Zeit wird Belgien seinerseits, in der Erwartung, daß die oben erwähnte Räumung so bald als möglich stattfinden werde, Venloo und die andern von demselben besetzten Plätze räumen, die nicht in dem ihm zuerkannten Gebiete begriffen sind."

Trotz dieser Drohungen blieb die Sache dennoch hinausgeschoben, denn Rußlands, Oesterreichs und Preußens Bevollmächtigte behielten sich vor, erst die Instructionen ihrer Höfe einzuholen, bevor die Drohung ernstlich zur Ausführung käme. Daher protestirte Goblet im Namen Belgiens in einer an Frankreich gerichteten Note vom 5 October gegen jede neue Verschiebung: „Unter diesen Umständen wird die französische Regierung ohne Zweifel erkennen, daß der Unterzeichnete die Pflicht hat, im Namen seines Souveräns gegen jede Maßregel zu protestiren, die abermals Unterhand-

lungen offen laſſen könnte, deren Fruchtloſigkeit eine lange Erfahrung bewieſen hat, möchten ſie durch die gleichzeitige und vereinigte Thätigkeit der bei der Conferenz repräſentirten fünf Höfe oder durch die getrennte Bemühung des einen oder andern derſelben verſucht werden. — Nach der letzten Weigerung der niederländiſchen Regierung gibt es nichts mehr, um zu jenem Reſultate zu gelangen, als die Anwendung der materiellen Kräfte, denn man kann nicht annehmen, daß die Mächte ein endloſes Hinausſchieben, das der öffentlichen Ordnung Europa's den größten Eintrag thun würde, geſtatten, und nach zweijährigen müheſeligen Unterhandlungen einen feierlich ratificirten Vertrag unvollzogen laſſen werden."

Am 20 October veränderte König Leopold definitiv das Miniſterium und an die Stelle Raikems erhielt Lebeau die Juſtiz, und ſtatt de Theux de Meyland Rogier das Innere.

Holland antwortete auf das 70ſte Protokoll in einer Note vom 18 October und erklärte, auf keine Weiſe nachgeben zu wollen: „Wenn auch ein rechtmäßiger Monarch, dem Geſetze der Nothwendigkeit nachgebend, als er den größern Theil ſeiner Staaten im Aufruhr ergriffen erblickt, darein willigt, zwei Drittheile ſeines Königreiches und die Hälfte ſeiner Familienbeſitzungen aufzuopfern, den aufrühreriſchen Provinzen einen ungeheuren Theil der Staatsſchuld zu erlaſſen und ihnen bedeutende Handelsvortheile zuzugeſtehen, ſo iſt er doch weder verpflichtet noch befugt, ihnen die erſten Intereſſen, die ganze Unabhängigkeit eines ihm treu gebliebenen Volkes Preis zu geben; und eben ſo wenig würde der conſtitutionelle Fürſt eines freien, ſo verſtändigen als treuergebenen Volkes, in ſeinen auswärtigen Verhältniſſen einen

Weg verfolgen, der dem Gemeingeiſte und der einſtimmigen Anſicht ſeines Volkes widerſtrebte; es würde ihm, wo deſſen bürgerliche Exiſtenz auf dem Spiele ſteht, nicht zuſtehen, ſein Volk als ein Brandopfer für die allgemeinen oder theilweiſen Verwirrungen Europa's darzubringen."

Gleiche Geſinnungen ſprachen die am 25 October wieder eröffneten Generalſtaaten aus: „Die Laſten ſind ſchwer. Allein die Lage, die ſie erheiſcht, iſt auch einzig. Es gibt keinen Holländer, der, wenn es ſich um Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes handelt, nicht geneigt ſeyn ſollte, alles aufzuopfern. Große Conceſſionen können im Intereſſe der Erhaltung des europäiſchen Friedens gemacht werden; allein das Heil des Staates ſteckt dann jenen Conceſſionen ein Ziel, wenn ſie ihre letzten Gränzen erreicht haben. Nie hat Holland freiwillig ſeine unabhängige Exiſtenz aufgeopfert, und es hat dieſelbe mehr als Einmal mit geringeren Kräften gegen überlegenere Macht vertheidigt. Die Nation iſt noch von denſelben Geſinnungen beſeelt; ſie ſetzt ihr Vertrauen in den Gott ihrer Väter, der ſie oft aus größeren Gefahren befreit. Wir ſtützen mit Ew. Majeſtät unſer Vertrauen auf den höchſten Schiedsrichter der Geſchicke, und ſtark durch die Einmüthigkeit unſerer Geſinnungen und die Gerechtigkeit unſerer Sache, erwarten wir mit Ruhe die Frucht einer edlen und hochherzigen Beharrlichkeit."

Ehe wir zur Erzählung des nun beginnenden Kampfes übergehen, berichten wir hier noch über eine Epiſode, die mit der oben ſchon erzählten hinterliſtigen Gefangennehmung des Herrn Thorn, belgiſchen Civilgouverneurs von Luxemburg, im April begann. Trotz der dringenden Vorſtellungen

Belgiens und der mehrmals wiederholten Aufforderungen der Conferenz wurde derselbe dennoch von Holland nicht freigegeben. Am 28 Junius beschloß die deutsche Bundesversammlung, hinsichtlich ihrer Rechte über Luxemburg, daß Herr Thorn mit den von den Belgiern gefangenen Individuen der Tornaco'schen Bande ausgewechselt werden solle. Am 11 September sprachen die belgischen Gerichte zu Namur diese Individuen frei und entließen sie in ihre Heimath. Holländische Blätter begingen nun die ihnen nicht ungewöhnliche Gemeinheit, zu erklären: „Da die Gefangenen der Tornaco'schen Bande von den belgischen Gerichten als unschuldig freigesprochen seyen, so hätten sie ohnehin freigelassen werden müssen, und mithin könne ihrer Freilassung wegen nicht die des Herrn Thorn erfolgen, der trotz des Bundesbeschlusses noch gefangen zu halten sey." In der That erkannte die holländische Regierung dieses Sophisma an, und der arme alte Thorn mußte fortwährend im Kerker schmachten, obgleich ihm nicht das mindeste Vergehen zur Last gelegt werden konnte, während allerdings Tornaco's Bande straffällig gewesen war. Aufs tiefste empört über dieses würdelose Benehmen der Holländer, griffen die Belgier nothgedrungen zu einer Repressalie und ließen am 19 October den Herrn Pescatore, der in gleicher Eigenschaft wie Herr Thorn belgischerseits, so holländischerseits zum Civilgouverneur Luxemburgs eingesetzt war, zu Grevenmacher verhaften, um ihn als Geisel für Thorn zu behalten, behandelten ihn aber mit dem äußersten Anstande und erklärten öffentlich ihr Bedauern, zu diesem Schritt durch die kleinliche Rachsucht Hollands gezwungen worden zu seyn. Diese Maßregel hatte inzwischen die erwünschte Folge, denn unter Mitwirkung des

deutschen Bundestages gab nun endlich Holland nach, und am 23 November wurde Thorn gegen Pescatore ausgeliefert.

3.

Bündniß Englands und Frankreichs. Eroberung von Antwerpen.

Holland sah die Drohungen der Conferenz nur für Demonstrationen an und glaubte nicht, daß es von den nordischen Mächten werde im Stich gelassen werden; darum trotzte es bis zum letzten Augenblick. Vielleicht glaubte es auch nicht so viel und wollte nur die Ehre retten. Gewiß ist, daß die Unterhandlungen des Lords Durham in Petersburg, Berlin und Frankfurt (auf dessen Reise wir noch später unter dem Capitel England zurückkommen werden) die nordischen Mächte bewogen hatten, einer französisch-englischen Intervention in der holländisch-belgischen Streitsache sich nicht mit Gewalt zu widersetzen. England versicherte Rußland, daß es trotz seiner innern Reform nach außen eine conservative, dem Liberalismus feindliche Politik befolgen wolle, und gab den Beweis davon, indem das Ministerium Grey weder gegen den Untergang Polens, noch gegen die Polizeigewalt Oesterreichs in Italien, noch gegen die usurpatorische Gewalt Don Miguels, noch gegen die deutschen Bundesbeschlüsse, so laut auch die englische Volkspartei es verlangte, keineswegs Proteste einlegte noch intervenirte. Dieß waren die Concessionen Englands, welchen Holland zum Opfer gebracht wurde. Hieraus erklärt sich die Indifferenz der nordischen Mächte, als nunmehr England und Frankreich die Waffen ergriffen, um Hol-

land zur Unterwerfung unter die Conferenzbeſchlüſſe zu zwingen. Frankreich drang um ſo mehr darauf, als Ludwig Philipp die im Spätherbſte einberufenen Kammern durch eine glänzende Waffenthat zu gewinnen hoffte. Freilich ſagte man ſchon vorher, es werde nur eine Quaſiwaffenthat ſeyn, da man dem Bürgerkönig nun ein für allemal nur halbe Maßregeln zutraute; allein es erſchien doch ſchon ein an ihm ungewöhnlicher Heldenmuth, den Krieg im Kleinen zu beginnen, auf die Gefahr hin, daß er ins Große wachſen könne. Welche Energie dazu gehörte, erhellt aus dem einzigen Umſtande, daß der alte Talleyrand, der bereits im Sommer London verlaſſen und ſich zurückgezogen hatte (er wurde durch Durand erſetzt), jetzt plötzlich wieder auftrat, an ſeinen Poſten nach London zurückkehrte und gleich nach ſeiner Ankunft das Schutz- und Trutzbündniß vom 22 October mit England abſchloß. Aus dieſen Daten ſcheint ſich zu ergeben, daß der graue Diplomat der Revolution, des Kaiſerreichs und der Reſtauration zuletzt an der Schwäche des Juſte-Milieu ſich geekelt habe, bis in dieſer gallertartigen Politik wieder etwas Knorpel fühlbar wurde.

Die Convention zwiſchen England und Frankreich vom 22 October lautete: „Da Se. Majeſtät der König der Franzoſen, und Se. Majeſtät der König des Vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland, von Sr. Majeſtät dem Könige der Belgier eingeladen worden ſind, die Artikel des auf die Niederlande ſich beziehenden und zu London am 15 Nov. 1831 abgeſchloſſenen Vertrags in Ausführung bringen zu laſſen, nachdem die Ausführung in dem 25ſten Art. eben dieſes Vertrags durch JJ. MM. den Kaiſer von Oeſterreich, den König von Preußen und den Kaiſer

aller Neußen gemeinſam garantirt worden; da ſie ferner anerkannt haben, daß alle gemeinſchaftlich von den Mächten, welche den Vertrag unterzeichnet haben, angewendeten Bemühungen, um auf dem Wege der Unterhandlungen zu dieſer Ausführung zu gelangen, bis jetzt ohne Erfolg blieben, und ſie überzeugt ſind, daß abermalige Zögerungen den Vertrag zu vollziehen, den allgemeinen Frieden Europa's ernſtlich gefährden würden: ſo haben ſie, trotz des Bedauerns, das ſie darüber empfinden, daß JJ. MM. der Kaiſer von Oeſterreich, der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland in dieſem Augenblicke nicht bereit ſind, zu den thätigen Maßregeln, welche die Ausführung des beſagten Vertrags erfordert, mitzuwirken, ſich entſchloſſen, in dieſer Beziehung ohne eine längere Verzögerung ihre Verpflichtungen zu erfüllen." In Folge deſſen wird der König der Niederlande aufgefordert: 1) „ſpäteſtens am 2 November ſich zu verpflichten, ſpäteſtens am 12 November das belgiſche Gebiet zu räumen." Wo nicht, ſo werden England und Frankreich 2) „ein Embargo auf alle holländiſchen Schiffe in ihren Häfen legen, und ein combinirtes engliſch-franzöſiſches Geſchwader wird an den Küſten Hollands Stellung nehmen, alle holländiſchen Schiffe anhalten und in ihre Häfen ſenden. 3) Wenn am 15 November noch holländiſche Truppen auf belgiſchem Gebiete ſind, wird ein franzöſiſches Corps in Belgien einrücken. 4) Dieſes Corps wird ſich auf die Vertreibung der holländiſchen Truppen aus der Citadelle von Antwerpen und den davon abhängigen Forts und Punkten beſchränken, und Se. Majeſtät der König der Franzoſen, in ſeiner lebhaften Sorgfalt für die Unabhängigkeit Belgiens, wie für die aller beſtehenden Regierungen, verpflicht-

GÉRARD.

pflichtet ſich ausdrücklich, keinen befeſtigten Platz Belgiens durch die franzöſiſchen Truppen beſetzen zu laſſen, welche zu dem oben bezeichneten Dienſte verwendet werden könnten, und wenn die Citadelle von Antwerpen nebſt den davon abhängigen Forts und Punkten von den holländiſchen Truppen übergeben oder geräumt ſeyn werden, ſo ſollen ſie ſogleich den Militärbehörden des Königs der Belgier überliefert werden, und die franzöſiſchen Truppen ſich ſogleich auf das franzöſiſche Gebiet zurückziehen."

Engliſchen Blättern zufolge ſollen die ruſſiſchen Botſchafter erklärt haben: „Die Annahme von Zwangsmaßregeln, zu denen ſich England und Frankreich gegen Holland entſchloſſen haben, bringt die Lage der Dinge auf einen Punkt, wobei die Bevollmächtigten Rußlands kraft der Inſtructionen, womit ſie verſehen, und mit deren Inhalt die Bevollmächtigten der alliirten Cabinette nicht unbekannt ſind, ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, ſich von der Conferenz zurückzuziehen."

Der bekannte † † Correſpondent aus Berlin (in der Allg. Zeitung) äußerte ſich unterm 10 November in ſehr kriegeriſchem Sinne: „Die Londner Conferenz hat ſich aufgelöſ't, oder wenigſtens ihre Berathungen eingeſtellt. Dieß hat alſo die geprieſene Geſchicklichkeit des Fürſten Talleyrand bewirkt! Mit ſeinem Wiedererſcheinen in London war der Same der Zwietracht ausgeſtreut, der nun dieſe Frucht trägt. Nach dem Abſchluſſe der Convention vom 22 October zwiſchen dem engliſchen und dem franzöſiſchen Miniſterium erklärte Fürſt Lieven, daß er nicht länger zur Beilegung einer unglücklichen Streitſache mitwirken könne, ſondern von dem Laufe der Ereigniſſe deren Schlichtung abzuwarten Befehl

habe, ſobald ein oder das andere Mitglied der Conferenz den Weg der Unterhandlungen verlaſſen und zu Gewaltmitteln greifen würde. Dieſer Fall iſt nun eingetreten; Fürſt Lieven und Graf Matuſchewitſch gaben ihre Theilnahme auf, und unſer, wie der öſterreichiſche Bevollmächtigte folgten ihrem Beiſpiele. Jetzt hat jede der Mächte die Stellung eingenommen, die ihr durch die Julusrevolution angewieſen war, und alle Täuſchung iſt vorüber. Zu Berlin herrſcht eine außerordentliche Thätigkeit im auswärtigen Departement. Hr. v. Ancillon wohnte einer langen Conferenz im königlichen Palaſte bei, und arbeitete ſpäter mit dem ruſſiſchen und öſterreichiſchen Bevollmächtigten; Couriere fliegen nach allen Richtungen; ein Adjutant des Königs ward nach Coblenz geſchickt, unſere Truppen ſetzen ſich in Bewegung, und heute erſchien in der Staatszeitung eine königliche Erklärung, um das Publicum in keiner Ungewißheit zu laſſen." In der preußiſchen Staatszeitung hieß es: „Se. Majeſtät der König haben, Ihren zu allen Zeiten abgegebenen Erklärungen gemäß, im Einverſtändniſſe mit Oeſterreich und Rußland, den Regierungen von England und Frankreich anzeigen laſſen, daß Höchſtdieſelben dieſen Zwangsmaßregeln nicht allein jede Mitwirkung, ſondern auch ihre Zuſtimmung verſagen mußten, und vielmehr entſchloſſen ſeyen, ein Obſervationscorps gegen die Maas aufzuſtellen, um bei dem Einrücken einer franzöſiſchen Armee in Belgien, zur Abwendung der etwanigen Folgen, welche die beabſichtigten militäriſchen Operationen für die Ruhe von Deutſchland und Ihrer Staaten, ſo wie für den allgemeinen Frieden überhaupt haben könnten, bereit zu ſeyn." — Inzwiſchen war es mit dieſen Rüſtungen nicht auf Krieg abgeſehen; wenigſtens erklärte der am Rhein comman-

dirende preußiſche General von Borſtell am 18 December: „Die Lage der Rheinprovinz in der Nähe des Kriegstheaters macht es nothwendig, die hier vorhandenen Streitmittel in ſolche Bereitſchaft zu ſetzen, daß deren Entwicklung in der möglich ſchnellſten Zeit geſchehen könne. Se. Majeſtät der König haben mich hierüber mit Befehlen verſehen, zugleich aber auch hinzuzufügen geruht: „Sie haben den dießfallgen Befehlen zur Beruhigung der Einwohner ausdrücklich hinzuzufügen, daß dieſe Maßregeln nur aus Vorſicht geſchehen, und daß ich die Erhaltung des Friedens hoffe, aber auch jedem Angriffe, mit Vertrauen auf die gute Geſinnung meiner Unterthanen zu begegnen und das Vaterland kräftig zu ſchützen wiſſen werde.“ — Von Aeußerungen öſterreichiſcherſeits iſt nichts bekannt geworden.

Holland erhielt die vom 29 October datirte Anzeige der bevorſtehenden kriegeriſchen Maßregeln; der deßfalls am 2 November verſammelte Cabinetsrath erklärte ſich aber einſtimmig, um keinen Preis nachgeben zu wollen, und beſchränkte ſich in der Antwortsnote darauf, über den Widerſpruch zu ſpotten, in welchem die Zwangsmaßregeln mit dem früher ſo pomphaft verkündeten Grundſatze der Nichtintervention ſtänden. „Der König ſieht ſich nicht in dem Falle, in die Maßregel zu willigen, welche den Gegenſtand der Note des Herrn Geſchäftsträgers von Frankreich ausmacht; aber ſtets geneigt, dem Faden der Unterhandlungen in dem Sinne zu folgen, welcher der geeignetſte iſt, die Schwierigkeiten zu vermeiden, die noch den unmittelbaren Schluß des Vertrags aufhalten, läßt Se. Majeſtät Ihren Bevollmächtigten bei der Londoner Conferenz mit Inſtructionen zu dieſem Behufe verſehen. Was die militäriſchen

Bewegungen betrifft, die bestimmt wären, die Räumung zu einer frühern, als der auf diplomatischem Wege festgesetzten Zeit zu bewirken, wird es genügen, den Scharfblick des französischen Hofs daran zu erinnern, wie sehr das laut verkündigte Princip, daß die Londoner Conferenz nie ihren Charakter als Vermittlerin verlieren dürfe, dadurch verletzt würde, und beizufügen, daß wenn, wie man erwarten müßte, die Verwicklungen, die sie ohne Grund herbeiführen würden, den Gegenstand der Unterhandlungen der zwei letzten Jahre bloß stellten, und zwar gerade am Vorabend ihrer Lösung, alsdann die Opfer, welche Holland der Erhaltung des Friedens brachte, es selbst von dem Scheine befreien würden, als hätte es die Veranlassung zu einem so beklagenswerthen Ausgange gegeben."

Inzwischen wandte sich Holland noch einmal ausschließlich an England, und erklärte dem Minister Grey am 9 November, daß es einen neuen, von Preußen eingesandten Vermittlungsvorschlag anzunehmen geneigt sey. Gleichzeitig machten die englischen Tories große Anstrengungen, das eben geschlossene Bündniß mit Frankreich wieder aufzulösen. Am 12 November antwortete Grey dem holländischen Botschafter Van Zuylen von Nievelt: „Der preußische Entwurf wurde hier von gewissen Mitgliedern der Conferenz abgefaßt und nach Berlin gesendet, ohne daß die brittische Regierung daran Theil genommen oder Kenntniß davon gehabt hätte; er wurde später durch den preußischen Bevollmächtigten im Haag der niederländischen Regierung vorgelegt, aber niemals der Conferenz, noch officiell Sr. Majestät Staatssecretär mitgetheilt. Ew. Exc. übergab mir am 9ten eine Abschrift dieses Entwurfs, und bei näherer Prüfung fand

ſich, daß er viele ernſte Einwürfe veranlaſſen konnte, und Schwierigkeiten darbot, welche nur durch weitere Erklärungen und Discuſſionen gehoben werden konnten. Obwohl Ew. Exc. geneigt ſeyn mochte, dieſen Entwurf als Baſis eines Vertrags zu unterzeichnen, ſo konnte er doch in ſeiner jetzigen Form ohne Zuſtimmung der belgiſchen Regierung nicht angenommen, noch von dieſer (engliſchen) Regierung ohne manche weſentliche Aenderungen zugeſtanden werden. Konnte ich alſo nicht mit Recht ſagen, der mir am 9ten gemachte Vorſchlag enthalte nichts weiter als ein Anerbieten, den Entwurf des preußiſchen Cabinets als die Baſis einer Unterhandlung anzunehmen, und daß darin nichts gewiß zu ſeyn ſcheine, als weiterer Verzug, den der jetzige Stand der Angelegenheiten nicht länger geſtatte?"

An demſelben Tage veranſtalteten die Tories eine Verſammlung reicher Kaufleute in London, um durch dieſelben eine Petition zu Gunſten Hollands einzureichen, unter dem Vorſitz des Sir Thomas Wilſon und A. Baring. Als die Tories aber ähnliche Verſammlungen in Leeds und Huddersfield beriefen, fanden ſich lauter Liberale ein, und es wurden gerade umgekehrt Beſchlüſſe zu Gunſten der Miniſter und gegen Holland gefaßt. Eben ſo mißlang eine pomphaft angekündigte ruſſiſche Anleihe, durch welche die Tories einen Continentalkrieg mehr ankündigen als eigentlich unterſtützen wollten.

Schon am 29 October hatten ſich die Flotten von England und Frankreich, jene unter Admiral Pulteney Malcolm, dieſe unter Villeneuve bei Portsmouth vereinigt. Am 6 November begann die Blocade der holländiſchen Küſte; es wurde auf alle holländiſchen Schiffe in England und Frankreich Embargo gelegt und die auf der See befind-

lichen von der vereinigten Blocadeflotte weggenommen. Der König von Holland erwiderte dieſe Feindſeligkeit auf eine großmüthige Weiſe, indem er am 16 November erklärte, er halte es für unbillig und dem Handelsintereſſe ſchädlich, Repreſſalien zu gebrauchen, beſchränke ſich alſo darauf, den engliſchen und franzöſiſchen Schiffen, die ſich in holländiſchen Häfen befinden, den Befehl zu ertheilen, dieſelben binnen drei Tagen zu verlaſſen. Durch dieſe Großmuth beſchämt, gab England am 19 November alle holländiſchen Schiffe frei, die vor dem Blocade-Termine ausgeſegelt waren, und geſtattete auch, alle dem Verderben ausgeſetzten Waaren aus den weggenommenen Schiffen an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen. Da ſich die holländiſche Flotte nicht in die See wagte, kam es zu keinem Seegefecht. Es fiel nichts von Bedeutung vor, außer daß am 17 November in dunkler Nacht das engliſche Linienſchiff Talavera mit der franzöſiſchen Fregatte Calypſo zuſammenſtieß und ſich beſchädigte.

Am 13 November eröffnete König Leopold die belgiſchen Kammern und kündigte mit dem Einmarſch der Franzoſen zugleich die Unthätigkeit der belgiſchen Armee an, da England und Frankreich derſelben nur dann zu handeln erlauben würden, wenn die holländiſche Armee einen Einfall in Belgien unternähme. Mehrere Deputirte erklärten ſich zwar mit großer Heftigkeit gegen die Schande der Unthätigkeit, zu der man die belgiſche Armee verdamme, allein in der Antwortsadreſſe gab die Kammer zu erkennen, daß man, trotz der Kränkung, ſich doch in die Nothwendigkeit fügen müſſe.

Am 23 November bot der König von Holland den Landſturm auf und rief die ganze Bevölkerung unter die Waffen. Der engliſche Globe äußerte ſich über dieſen kriegeriſchen

Muth: „Der König von Holland iſt entſchloſſen, um den Preis vielleicht von Tauſenden von Menſchenleben, ſeine Occupation einer Feſtung zu verlängern, von der er zugeſteht, daß ſie ihm nicht mehr gehöre, ja, daß er ſchon im November 1830 erklärt hatte, er ſey bereit ſie zu räumen, ſobald man über einen Waffenſtillſtand übereingekommen ſey. Der Waffenſtillſtand kam zu Stande, aber die Räumung erfolgte nicht, und nun hebt er ſeine Hände zu dem Gott der Gerechtigkeit und des Friedens empor, und befiehlt ſeinen Unterthanen, den Himmel anzuflehen, daß er ſeine Sache ſegne. Wie kam es, daß der König von Holland überhaupt die Herrſchaft über Belgien bekam? Durch Erbrecht? Nein. Durch die Wahl des belgiſchen Volks? Nein. Durch ſeine ſiegreichen Waffen auf dem Schlachtfelde? Nein. Seine Voreltern waren nie Souveräne von Belgien; die Belgier hatten ſtets Abneigung unter ſein Scepter geſtellt zu werden, und was ſeine Kriegsthaten betrifft, ſo wiſſen wir nicht, wo ſie geſchahen. Im Jahre 1815 wieſen die Großmächte, gleich Commiſſarien bei einer Allmend-Vertheilung, die belgiſchen Provinzen dem ſouveränen Fürſten der altholländiſchen Niederlande zu, aber nicht um ſeines eigenen Vortheils, ſondern um des allgemeinen Wohls von Europa willen, zur Erhaltung des Friedens und des Gleichgewichts der Macht. Dabei wurde die Bedingung geſtellt, daß der neue Souverän die acht Artikel vom Julius 1814 ſtreng erfülle. Unglücklicherweiſe wurden dieſe Bedingungen nicht erfüllt. Statt jene Provinzen ſo zu regieren, daß dadurch die Vereinigung zwiſchen ihnen und Holland „innig und vollſtändig würde, ſo daß die beiden Länder nur einen und denſelben Staat bildeten,“ wurden ſie auf jede Weiſe geneckt und gereizt; ihre Liebe entfernte ſich jedes Jahr mehr

von ihrem holländiſchen Souverän und ihren holländiſchen Mitbürgern; ſtatt Sympathie und Harmonie erwuchs wechſelſeitige Antipathie; und als 1830 die Revolution ausbrach, war es ſchwer zu ſagen, ob die Belgier oder die Holländer ſich mehr über die Trennung freuten. Wenige Wochen nach dem Ausbruche der Revolution in Brüſſel hatten ſich die Nationalverſammlungen von Belgien und Holland auf gleiche Weiſe für die Trennung der beiden Länder ausgeſprochen, und der König war der Entſcheidung beigetreten. Am 4 November 1830 unterzeichnete dieſelbe Torvregierung, die jetzt mit ſolchem Geſchrei Nichtintervention fordert, durch ihr Organ, Lord Aberdeen, das erſte Conferenz-Protokoll, in welchem geſagt iſt: „auf beiden Seiten ſollen die Feindſeligkeiten vollſtändig aufhören; die reſpectiven Truppen werden ſich gegenſeitig hinter die Linie zurückziehen, die vor dem Vertrage vom 30 Mai 1814 die Beſitzungen des ſouveränen Fürſten der vereinigten Provinzen von denen trennte, die durch den Vertrag von Paris, „ſeinem Gebiete beigefügt wurden, um das Königreich der Niederlande zu bilden. (Dieſe Linie, wohlgemerkt, wies Antwerpen an Belgien.) Innerhalb zehn Tagen ſollen die reſpectiven Truppen die feſten Plätze und Gebiete räumen, die ſie noch gegenſeitig jenſeits der beſagten Linie beſetzt halten.“ In der nächſten Conferenzſitzung am 17 November 1830, als Lord Aberdeen noch im Amte war, erklärte der holländiſche Geſandte: „daß der König, ſein Herr, dem Protokolle vom 4 November, ſo wie dem dadurch begründeten Waffenſtillſtande beitrete.“ Und die Conferenz, welche die Antwort der belgiſchen Regierung gleichfalls als eine Annahme zu betrachten beſchloß, decretirte: „daß der von beiden Seiten angenom-

mene Waffenſtillſtand eine gegen die fünf Mächte eingegangene Verpflichtung bilde, über deren Vollziehung dieſelben fortan zu wachen hätten.“ Die holländſche Antwort hatte ganz ſpeciell verſprochen, daß die Citadelle von Antwerpen, die Tête des Flandres, ſo wie Lillo und Lieffenshoek innerhalb zehn Tagen geräumt werden ſollten. Wird man, kann man nun glauben, daß derſelbe König von Holland, der 1830 ſich feierlich verpflichtete, jene Forts zu räumen, jetzt dem General Chaſſé gebietet, ſie eher in Trümmer zu verwandeln, als ſie zu übergeben, und daß dieſelben Tories, die 1830 erklärten, jenes Verſprechen der Räumung bilde eine gegen die fünf Mächte eingegangene Verpflichtung, über deren Vollziehung ſie zu wachen hätten, jetzt jeden Winkel des vereinigten Königreiches widerhallen laſſen von ihrem Geſchrei, weil die jetzige Regierung über der Vollziehung jener Verpflichtung wacht, d. h. ſie erzwingt?“

Die franzöſiſche Armee ſetzte ſich unter dem Commando des Marſchalls Gérard an dem vorausbeſtimmten Tage wirklich in Bewegung und überſchritt die belgiſche Gränze am 14 November. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei. Sie kamen am 17ten nach Brüſſel, wo ſie herzlich vom König, vom Volk aber kalt empfangen wurden, denn die Belgier konnten es nicht verſchmerzen, daß ſie die Waffen ruhen laſſen ſollten, während die Franzoſen ſich für ihre Sache ſchlügen. Am 22 November nahm die franzöſiſche Armee ihre Stellung in der Umgegend von Antwerpen ein, während General Sebaſtiani weiter vorwärts an das linke Scheldeufer detachirt wurde.

Das Ende des jetzt beginnenden Kampfes war leicht vorauszuſehen, da Holland allein dem mächtigen Frankreich

nicht lange widerſtehen konnte, und an einen allgemeinen Continentalkrieg glaubte man nicht. Dagegen nahm das Schickſal der Stadt Antwerpen die allgemeine Theilnahme in Anſpruch. Schon 1830 hatte der holländiſche Commandant der Citadelle, General Chaſſé, die Stadt bombardiren laſſen und einen Theil derſelben zerſtört. Jetzt befürchtete man, er werde vollends die ganze Stadt zerſtören, und es war holländiſcherſeits oft genug mit dieſer Grauſamkeit gedroht worden. Die Citadelle beherrſchte zugleich die Stadt und den Fluß, hatte freie Verbindung durch den Fluß mit Vließingen, und war mit Mannſchaft und Kriegsvorräthen im Uebermaß verſehen. Der Commandant hatte längſt ſeinen Heldenmuth bewährt. David Heinrich von Chaſſé, aus einer altfranzöſiſchen Familie, die der Religion wegen nach Holland geflüchtet war, wurde 1765 zu Thiel in Geldern geboren. Nach der holländiſchen Revolution von 1787, während welcher er ſich zur Partei der Patrioten hielt, wanderte er aus, nahm Dienſte in den franzöſiſchen Armeen, wo er im Jahre 1793 den Oberſtlieutenantsrang erhielt. Er zeichnete ſich in den Schlachten bei Monperon, Stade und Hooglede aus, kehrte im Jahre 1795 mit Pichegru's Armee in ſein Vaterland zurück, und verließ es bald wieder, um den Feldzug von 1796 in Deutſchland unter den Befehlen des holländiſchen Generals Daendels mitzumachen. Als die Engländer im Jahre 1796 an den holländiſchen Küſten eine Landung bewerkſtelligten, befehligte Oberſt Chaſſé ein holländiſches Jägercorps, welches ſich mehrere Stunden mit großer Erbitterung gegen die weit zahlreichern engliſchen Truppen ſchlug. Nach Beendigung dieſes Feldzugs begab er ſich nach Deutſchland, um an dem dortigen Feldzuge Theil zu nehmen. Er

war bei der Belagerung von Würzburg zugegen, nahm den Oeſterreichern eine Batterie ab, und machte in dem Gefechte vom 27 December 1800 einen Trupp von 400 Mann zu Gefangenen. In den Jahren 1805 und 1806 diente er unter den Befehlen des Generals Dumonceau. Namentlich aber that ſich General Chaſſé im ſpaniſchen Kriege hervor, und gab Beweiſe von der größten Unerſchrockenheit, wodurch er ſich unter den Soldaten den Namen Bajonnet-General erwarb, indem er ſich ſehr häufig und mit Glück dieſer Waffe bediente. Napoleon ernannte ihn durch ein Decret vom 30 Junius 1811 zum Reichsbaron. Im Monate Januar 1813 empfing er den Befehl, mit ſeinen vier Regimentern ſich der großen Armee in der Umgegend von Paris anzuſchließen. Am 27 Februar griff er mit den Trümmern dieſer Regimenter eine Colonne von 6000 Preußen an, die durch eine Batterie von ſechs Kanonen unterſtützt wurde und auf einer Hochebene bei Bar-ſur-Aube ihre Stellung hatte; nachdem ſich die Infanterie zurückgezogen hatte, hielt er zu drei wiederholtenmalen den hartnäckigſten Cavallerie-Angriff aus. Er wurde in dieſem Gefechte verwundet, und in den beiden Feldzügen von 1813 und 1814 wurden ihm drei Pferde unter dem Leibe getödtet und zwei verwundet. Nach der erſten Capitulation von Paris kehrte er in ſein Vaterland zurück, und der ſouveräne Fürſt von Holland nahm ihn am 21 April 1814 mit Generallieutenantsrang in ſeine Armee auf, und 1815 kämpfte er bereits in der Schlacht bei Waterloo unter Wellington gegen die Franzoſen.

Um den Holländern jeden Vorwand zu nehmen, die Stadt Antwerpen zu beſchießen, wurde die Stadt ſelbſt von den Franzoſen nicht beſetzt, und obgleich ſie von der Stadt aus

die Citadelle weit leichter und ſchneller hätten nehmen können, zogen ſie es doch vor, damit in jedem Fall die Stadt geſchont werde, die Citadelle von der Feldſeite anzugreifen, die ihnen weit mehr Schwierigkeiten darbot. Gérard erklärte dieſe Maßregel dem General Chaſſé am 30 November, und erhielt zur Antwort: „Ich werde die Stadt Antwerpen ſo lange für neutral anſehen, als man ſich der Feſtungswerke der Stadt (und der davon abhängenden äußern Werke) deren Feuer gegen die Citadelle und die Spitze von Flandern mit Inbegriff der Forts Burght, Zwyndrecht und Auſterveld, ſo wie gegen die auf der Schelde vor Antwerpen ſtationirte Flotille gerichtet werden könnte, nicht bedienen wird. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die freie Communication durch die Schelde mit Holland, wie ſie bisher ſtattgefunden hat, nicht unterbrochen werden darf.“ — Gérard erklärte wieder, er geſtände dieß zu, jedoch nehme er das Fort Montebello links von der Stadt aus, welches er beſetzen werde, und zweitens könne er die freie Communication auf der Schelde nicht zugeſtehen, ſondern werde dieſelbe zu verhindern ſuchen, weil ſonſt eine Belagerung der Citadelle völlig unmöglich ſey. Chaſſé antwortete, wenn der Marſchall das Fort Montebello beſetzen ließe, werde er ſich nicht mehr abhalten laſſen, auf die Stadt zu ſchießen. Doch führte er dieſe Drohung nicht aus, und Antwerpen kam dießmal mit dem Schrecken davon.

Gérard ließ unter beſonderer Leitung des geſchickten und tapfern Generals Haro die Belagerungsarbeiten raſch beginnen, und richtete dieſelben hauptſächlich gegen die Lunette St. Laurent, um zuerſt dieſes Vorwerk und von demſelben aus alsdann die Citadelle ſelbſt zu erobern. Die rauhe Jahrszeit und Regen und Stürme vermehrten die Schwierigkeiten

des Terrains, und die französischen Soldaten standen unglaubliche Strapazen aus. Sie mußten fast immer im eiskalten Wasser arbeiten, das die Laufgräben anfüllte, und wurden zugleich von der Citadelle aus beschossen. Am 2 December machten die Holländer einen Ausfall, um die Belagerungswerke zu zerstören, wurden aber zurückgeschlagen, und am 4 December begann die regelmäßige Beschießung der Festung aus allen Batterien. Chassé ließ eben so heftig das Feuer erwidern, und that den Franzosen besonders durch die Handmörser à la Cochorn bedeutenden Schaden. Der Herzog von Orleans, der sich immer unter den Truppen befand, setzte sich furchtlos dem Feuer aus. Am 6 December wagten die Franzosen einen Sturm auf die Lunette, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen. Sie bohrten nun mit großer Anstrengung eine Miene dicht unter die Mauer der Lunette und sprengten dieselbe in der Nacht auf den 15ten. Dadurch entstund eine geräumige Bresche, durch welche die Franzosen am folgenden Morgen die Lunette St. Laurent erstürmten. Der größte Theil der Besatzung hatte sich schon in die Citadelle geflüchtet, man machte daher nur 65 Gefangene.

Während die Franzosen nun ihre Bresche-Batterie unmittelbar gegen die Citadelle selbst richteten, wurde auch weiter unten an der Schelde gekämpft. Der holländische Contreadmiral Lewe van Aduard hatte versäumt, die Forts St. Marie und St. Philipp zu besetzen. Diese wurden nun von den Franzosen besetzt und unterbrachen die Verbindung zwischen Seeland und der Citadelle von Antwerpen. Vergebens lag der Admiral mit der holländischen Flotte davor, sie wieder zu erobern. Er selbst wurde von einer Kanonenkugel getödtet. Damals hieß es, was widerlegt worden ist, er habe

sich selbst getödtet, um dem Kriegsgericht zu entgehen, bei dem er sich wegen jener Versäumniß, die Forts zu besetzen, rechtfertigen sollte. Die Truppen Sebastiani's litten von dem durch Ueberschwemmungen feuchten Boden und von der Jahrszeit, hatten daher viele Kranke. Man glaubte, die holländische Armee werde eine Diversion auf das linke Scheldeufer machen, wodurch Sebastiani hätte abgeschnitten werden können. Es geschah aber nicht, weil dann auch die belgische Armee sich eingemischt und die Franzosen selbst die holländische Gränze nicht mehr respectirt haben würden.

General Haro ließ nach der Eroberung der Lunette St. Laurent die Citadelle von Antwerpen selbst so kunstgerecht und mit solcher Anwendung der zweckmäßigsten und kräftigsten Mittel beschießen, daß er trotz des schwierigen Terrains und trotz der tapfern Gegenwehr des Platzes bald Meister werden mußte. Er ließ unter anderm zur Probe einen Mörser aufführen, der Bomben von zehn Centnern in die Festung schleuderte, und deren furchtbare Explosion alles niederschmetterte, wo sie hinfielen. Alle nicht bombenfesten Gebäude wurden in Trümmer gelegt, die Brunnen verschüttet und das Proviantmagazin in Brand gesteckt. Kurz, wie man sagte, die Citadelle wurde mit Bomben erstickt. Die fürchterlichste Zerstörung wurde in der Nacht auf den 23 December bewirkt. Die Bresche war gelegt, jeden Augenblick erwartete man den Sturm. Die Holländer hofften sich noch auf der Flotte retten zu können; aber der Nebel verhinderte sie, Signale zu geben. Morgens neun Uhr erklärte General Chassé, er glaube für die Ehre genug gethan zu haben, und sey zu einer Capitulation erbötig, da die Festung jetzt nicht mehr haltbar sey. Die Citadelle wurde mit allen von ihr abhängigen Forts den

Franzoſen übergeben und die Beſatzung ſollte ſo lange kriegsgefangen bleiben, als die weiter unten an der Schelde gelegenen Forts Lillo und Lieftenshoek nicht ebenfalls den Franzoſen übergeben ſeyn würden. Am 24ſten fand die Uebergabe ſtatt, und die Sieger erwieſen der tapfern Beſatzung, beſonders dem General Chaſſé, jede Ehrenbezeugung. Sie beſtand aus 4200 Mann, worunter 300 Verwundete.

Da die Flotte nicht in der Capitulation inbegriffen war, und die Holländer, wie es hieß, nach der Heldenthat des jungen Spyck geſchworen hatten, den Belgiern kein Schiff in die Hände fallen zu laſſen, ſo entſchloß ſich Capitän Koopmann, der die zwölf auf der Schelde bei Antwerpen ſtationirten Kanonenboote commandirte, da er ſie nicht retten konnte, dieſelben zu zerſtören, und ſteckte ſie in der Nacht auf den 25ſten in Brand. An demſelben Tage verſuchten die Holländer 2000 Mann auf dem linken Scheldeufer zu landen, bei Dort, wurden aber von Sebaſtiani mit Verluſt zurückgetrieben. Weiter unternahmen ſie nichts. Die Waffen ruhten einſtweilen und die Unterhandlungen begannen von neuem ihren ſchleichenden Gang.

Man ſah den ganzen Feldzug überhaupt als keinen Krieg, ſondern als eine Friedensmaßregel, als eine bloß etwas verſtärkte Art zu unterhandeln, an. Nie erreichte die diplomatiſche Sprache einen ſo hohen Grad von Selbſtbetrug und Affectation. In den Marſchzetteln für die holländiſchen Gefangenen hießen dieſe nur: „Feſtgenommene, in Folge der zur Vollſtreckung des Tractats vom 15 November angewandten Zwangsmaßregeln.“

Schon am 26 December langten die beiden Erklärungen im franzöſiſchen Hauptquartier an, erſtens von Seite Frank-

reichs, daß ſich die franzöſiſche Armee unverzüglich aus Belgien zurückzuziehen habe, da ihr Zweck, die Eroberung der Citadelle, erreicht — und zweitens von Seite Hollands, daß König Wilhelm die Capitulation nicht genehmige und die Forts Lillo und Lieſkenshoek nicht ausliefern werde. Da dieſe Forts noch auf belgiſchem Gebiet lagen und die Scheldeſchifffahrt beherrſchten, ſo war im Grunde mit der Eroberung Antwerpens noch nichts gewonnen, außer die Sicherheit dieſer, bisher von der Citadelle aus ſtets mit Untergang bedrohten Stadt. Die Frage wegen der Gränzen und wegen der Scheldeſchifffahrt blieb aber immer noch unentſchieden.

Frankreich und England boten Holland am 30 December eine Convention an, folgenden Inhalts: „1) Die Forts Lillo und Lieſkenshoek ſollen den belgiſchen Truppen zehn Tage nach der Ratification übergeben werden. 2) Die Schifffahrt auf der Maas ſoll denſelben Regulativen unterworfen werden, wie ſie kürzlich für den Rhein feſtgeſtellt wurden. 3) Die Scheldeſchifffahrt ſoll bis zum Abſchluſſe eines Tractats zwiſchen Belgien und Holland völlig frei ſeyn. 4) Die Durchfuhr belgiſcher Waaren nach Deutſchland ſoll frei ſeyn mit Ausnahme gemäßigter Zölle zur Unterhaltung der Wege u. ſ. w. 5) Amneſtie für alle politiſchen Vergehen in Venloo und Luxemburg. 6) Räumung Venloo's und des holländiſchen Antheils von Luxemburg durch die belgiſchen Truppen. 7) Verminderung der holländiſchen Armee auf den Friedensſtand. 8) Verminderung der belgiſchen Armee auf den Friedensſtand. 9) Reſtitution des von der engliſchen und franzöſiſchen Regierung confiscirten holländiſchen Eigenthums.

Allein Holland gab auch dieſen Vorſchlägen ſo wenig Gehör, als den früheren.

Eng-

GRASSE.

III.

England.

1.

Umtriebe der Tories und Sturz des Miniſteriums Grey.

Wir haben geſehen, mit welcher Energie der Premierminiſter Großbritanniens, Graf Grey, die vom Volk laut geforderte und dringend nothwendig gewordene Parlamentsreform durchzuſetzen entſchloſſen war, und welchen hartnäckigen Widerſtand ihm die engliſche Ariſtokratie entgegenſetzte. Das ganze Jahr 1831 war unter den heftigſten Kämpfen ohne Entſcheidung vorübergegangen. Die Tories übten einen doppelten Einfluß, einmal auf das Unterhaus, ſofern die von den verhaßten alten Rotten-Boroughs gewählten Parlamentsglieder ihre Geſchöpfe waren, und ſodann auf den König, ſofern ſie unter Beiſtand auswärtiger Diplomaten demſelben beſtändig in den Ohren lagen und die Reform als den Anfang einer Revolution und eines Thronumſturzes darſtellten. Grey hatte dagegen die allgemeine und lautdröhnende Stimme des Volks und das ganze Gewicht der Wahrheit und des Rechts für ſich; denn was konnte klarer ſeyn, als daß die bisherige Wahlform, nach

welcher der einzelne Beſitzer eines alten normänniſchen Burgflecken allein für ſich ein Parlamentsglied wählen durfte, während die betriebſamſten Städte von mehrern hunderttauſend Einwohnern, wie Mancheſter, Birmingham ꝛc., weil ſie zur Zeit Wilhelms des Eroberers noch nicht exiſtirten, keinen einzigen Vertreter im Parlamente hatten — daß dieſe Wahlform für eine große und freie Nation durchaus unangemeſſen ſey.

Bisher hatten die Tories im Unterhauſe ſich verſchanzt, und als Nachkommen der alten normänniſchen Barone und Beſitzer der alten privilegirten Burgflecken das Unterhaus mit ihren Creaturen bevölkert, die ſich um jeden Preis der Reform widerſetzen mußten. Allein den unabläſſigen Bemühungen Grey's und der Whigs, ſo wie dem Schrecken, der von den Volksverſammlungen ausging, war es gelungen, allmählich und nach oft wiederholten Verſuchen eine Majorität für die Reform zu erlangen; da aber das Oberhaus ſie verwarf, ſo ließ Grey, ohne zu ermüden, das Parlament auflöſen, um die Bill aufs neue vorzubringen. Dieſe Standhaftigkeit des Miniſters, die große Thätigkeit der Whigs und die Volksgährung imponirten den Tories. Sie gaben nicht nur das Unterhaus, worin ſie nicht mehr auf die Stimmenmehrheit zählen konnten, gleichſam als ihre erſte Vertheidigungslinie auf, und zogen ſich hinter die zweite, das Oberhaus zurück, ſondern ſuchten ſich auch, da ſie durch die offenen Wahlumtriebe und Parlamentsreden nichts mehr ausrichteten, durch Intriguen am Hofe zu befeſtigen. Grey ſah ein, daß wenn auch das Unterhaus die Reformbill annähme, das Oberhaus es gewiß nicht thun werde, wenn ſich der König nicht zu einem Pairsſchub entſchlöſſe,

durch welchen Reformfreunde in hinlänglicher Anzahl ins Oberhaus befördert würden, um die aristokratischen Stimmen derselben zu überbieten. Er verlangte mithin den Pairsschub als eine dringend nothwendige Maßregel. Aber hier begegnete er den Intriguen der Tories, die von einigen auswärtigen Botschaftern unterstützt wurden, denen daran lag, das Bündniß Englands mit Frankreich zu zerreißen und das liberale Ministerium Grey zu stürzen. Folgende schon in den ersten Monaten des Jahres 1832 mitgetheilte Zeitungsnachrichten wurden durch die nachherigen Ereignisse bestätigt. So sagte der Courrier français schon im Januar: „Das englische Parlament ist am Dienstage (nach den Neujahrsferien) wieder zusammengetreten. Man wundert sich, daß der Wiedereröffnung der Kammer keine Pairsbeförderung voranging. Es scheint, daß das Ministerium die Bedenklichkeiten des Königs in diesem Punkte nicht überwinden konnte. Die Antipathie, die dieser Monarch schon früher gegen eine solche Maßregel hegte, scheint durch alle Bemühungen seiner Umgebungen noch zugenommen zu haben. Man behauptet, gewisse Vorgänge, die man ihm unter die Augen gelegt, hätten großen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Es soll, so heißt es, leicht gewesen seyn, ihn zu überreden, daß man durch eine Ernennung von Pairs mit einem speciellen Mandate die Constitution antaste und eine Art von Staatsstreich mache. Man hätte mehrere entgegengesetzte Beispiele anführen können, aber man stellte sie nicht einmal demjenigen entgegen, das einige Journale in Bezug auf ein unter der Königin Anna vorgekommenes Factum mitgetheilt haben. Der geringe Einfluß, den Lord Grey bei einer so wichtigen Conjunctur ausgeübt, ist von bedenklicher

Vorbedeutung für die Dauer seines Ministeriums.“ Im Februar schrieb ein Londoner Correspondent in der Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung geradezu: „In der City scheint man jetzt allgemein der Meinung, daß die drei großen Mächte, Rußland, Oesterreich und Preußen, ihre endliche Entscheidung hinsichtlich des holländisch-belgischen Vertrags so lange aufschieben dürften, bis das Schicksal der englischen Reformbill bekannt seyn wird. Hieraus würde also natürlich die Annahme folgen, daß, im Falle die Bill durchfallen sollte, eine Veränderung im englischen Ministerium vorgehen und ein Tory-Cabinet an das Ruder kommen würde. In diesem Falle dürfte die englische Regierung sich leichter zu Modificationen in dem Vertrage verstehen, so daß der König von Holland dann wohl eher darauf eingehen, und diese Modification seiner Politik besser zusagen dürfte. Sollte hingegen die Reformbill durchgehen, und keine Veränderung in unserem Ministerium eintreten, so dürften die drei Mächte sich wohl veranlaßt finden, alles das zu ratificiren, was bis jetzt geschehen ist. Diese Ansicht der Dinge beruht allerdings nicht auf einer bestimmten Kenntniß von den Gesinnungen jener drei Cabinette; auf jeden Fall legt man indeß die Zögerung derselben hier auf keine andere Weise aus. Was die Reformbill betrifft, so ist es beinahe unnöthig zu sagen, daß ihr Erfolg in beiden Häusern, so weit die menschliche Aussicht dieß bestimmen kann, beinahe gewiß ist. Die Maßregeln, welche von den Ministern ergriffen worden, lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig. Wenn indeß auch die Lords die Bill zum zweitenmale verwerfen, und die Minister demzufolge ihren Abschied nehmen sollten, so ist dieß immer noch kein Grund

zu glauben, daß dann ein Tory-Cabinet ſich bilden würde, denn auch die Tories würden unter keinen andern Bedingungen ihre Aemter antreten können, als daß ſie ſogleich eine der jetzt verhandelten Bill völlig ähnliche einbrächten.“

Jedes Wort dieſes Artikels enthält eine Wahrheit, denn es ging alles ſo in Erfüllung. In demſelben Monate ſchrieb der Meſſager aus London: „Die Königin ſteht mit Lord Grey ſchlecht, über den ſie ſich zu beklagen hatte. Ihre Meinungen ſind übrigens denen der Whigs entgegengeſetzt.“ Der engliſche Spectator fügte hinzu: „In die erſte Reihe der Reformgegner gehören die Namen: Königin Adelheid, die Prinzeſſinen Auguſte und Sophie von Gloceſter, die einflußreichſten unter den Hofdamen, die natürlich ſämmtlich der Reform nicht hold ſind; ſodann die Herzoge von Gloceſter, von Cumberland, von Wellington, von Aberdeen, Marquis von Londonderry, und im Unterhauſe Sir Robert Peel und ſeine Freunde; auſſerdem das diplomatiſche Corps, die Fürſtin von Lieven dazu gerechnet, und den Fürſten v. Talleyrand ausgenommen.“

Wie die Tories durch einen Miniſterwechſel in England auf die Continentalangelegenheiten einwirken wollten, eben ſo ſuchten ſie auch umgekehrt durch dieſe jenen herbeizuführen. Wellington erhob im Februar eine große Anklage gegen die auswärtige Politik des Grey'ſchen Miniſteriums und machte beſonders geltend, daß jetzt England mit ſeinem älteſten Feinde Frankreich gegen ſeinen älteſten Freund Holland ſich verbündet habe, was unnatürlich und unnational ſey. Im März gab die Beſetzung Ancona's durch die Franzoſen neuen Anlaß zu Klagen; allein Grey wies alle dieſe Angriffe zurück,

indem er ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß wenn bei der englisch-französischen Allianz irgend ein Theil der übergeordnete und leitende sey, diese Rolle nicht Frankreich, sondern England übernommen habe. Der Refrain der ministeriellen Repliken Grey's war immer: „Was das brittische Ministerium betrifft, so wurden von uns Maßregeln ergriffen, welche von der französischen Regierung wohl aufgenommen wurden."

Das Volk war in Erwartung der Parlamentsentscheidung im Allgemeinen ruhig. Nur in Manchester wurde am 29 Januar eine tumultuarische Reformversammlung gehalten. Am 29 Februar reichten die Lehrjungen von Derry eine Adresse ein, worin sie den König um Reform baten. Se. Majestät sagten bei dieser Gelegenheit zum Lord Londonderry: „Sehr junge, junge Rathgeber, Mylord, nicht wahr?"

Ein Fasttag und die nächstbevorstehende Entscheidung des Unterhauses über die Reformbill gab zu einer Procession der Londoner Union Anlaß. „Ungeachtet der Ankündigung der Regierung, daß Anstalten getroffen worden, die angedrohten Aufzüge der Arbeiter zu verhindern, und trotz der Aufforderung derselben, daß alle guten Unterthanen sich davon entfernt halten möchten, versammelte sich doch eine sehr große Anzahl, dem ersten Vorhaben gemäß, in Finsbury Square, einem am nordöstlichen Ende der Altstadt gelegenen Platze, von wo aus der Zug in verschiedenen Abtheilungen sich nach dem vornehmeren Quartiere des westlichen Stadttheiles begeben sollte. Der Plan zu dieser Versammlung war eigentlich von dem politischen Vereine der arbeitenden Classen ausgegangen, welcher von einigen De-

magogen gebildet wurde, weil ihnen der unter Vorsitz Sir F. Burdetts gebildete politische Nationalverein noch zu aristokratisch war. Von jenem Vereine sollen ungefähr 10,000 zugegen gewesen seyn; und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie keine Gewaltthätigkeit beabsichtigen konnten, da sehr viele ihre Weiber bei sich hatten. Aber es gesellten sich viele Tausende anderes Gesindel zu ihnen, und wenn man nach Physiognomien schließen darf, so fanden sich nicht wenige darunter, denen ein Spiel à la Bristol nicht unangenehm gewesen wäre. Durch die Altstadt, welche ihre eigene Polizei hat, fanden die Züge kein Hinderniß; sobald sie aber an den Bezirk der neuen Polizei kamen, deren über 1000 in verschiedenen Truppen versammelt waren, wurden sie zurückgewiesen. Die Menge erhob ein furchtbares Geschrei, Heulen und Pfeifen, und überschüttete die Polizei mit einem Hagel von Steinen, wodurch viele bedeutend verwundet wurden. Einige ließ der Polizei-Chirurgus vom Platze tragen, die Uebrigen aber, worunter gegen zwanzig mit verbundenen Köpfen, rückten vor, bis es endlich nach anderthalbstündigem Kampfe gelang den Platz zu säubern, worauf sich der Pöbel, unter dem man auch manchen stark Verwundeten bemerkte, in den anstoßenden Straßen postirte, und dort sein Schreien und Toben fortsetzte." Doch wurde die Ruhe durch die Magistrate hergestellt, am 21 März.

Am folgenden Tage nahm das Unterhaus, gelehrig für Lord Grey's Ermahnungen und des Volkes Drohungen, die Reformbill mit größerer Stimmenmehrheit als im vorigen Jahre an (355 gegen 239), nachdem sich die Redner aufs neue in Wiederholungen der oft besprochenen Sache ermüdet hatten. Gleich darauf kam die Bill vor das Ober-

haus. Die Lords Wharncliffe und Harrowby, als Sprecher der gemäßigten Tories, und der Biſchof von London als Organ eines großen Theils der Prälaten erklärten ſich für ſie. Die entſchiedenen Tories dagegen unter Anführung Wellingtons, Londonderry's ꝛc. wollten um ſo weniger nachgeben, als ſie gerade von der abermaligen Verwerfung der Bill den Sturz des Miniſteriums Grey hofften. Da dieſe geheime Abſicht im Hintergrunde lag, fruchteten alle Friedenspredigten nichts. Lord Haddington und Lord Gage, die früher gegen die Reform geſtimmt hatten, erklärten jetzt, „daß dieß die letzte Gelegenheit ſey, welche das Oberhaus habe, noch mit Würde und Freiheit über die Bill zu rathſchlagen, und vielleicht im Ausſchuſſe Vieles, was ihnen noch immer als höchſt gefährlich erſchiene, zu verbeſſern oder zu vermitteln. Eine abermalige Verwerfung des von der ganzen Nation anerkannten Grundſatzes der Nothwendigkeit einer Reform in dieſem Sinne würde dem Hauſe ſelbſt das Vertrauen der gemäßigten Bürger entziehen, und es würde nachher gezwungen das thun müſſen, was es jetzt auf ſeine Privilegien trotzend, verwärfe.“

Allein um dieſer für die Wellington'ſche Partei gefährlichen Trennung unter den Tories vorzubeugen, mußte der Herzog von Buckingham erklären, er verpflichte ſich, wenn dieſe Reform verworfen werde, gleich nach Oſtern eine andere vorzuſchlagen. Wellington war ſehr geneigt, wenn er nur wieder erſter Miniſter würde, eine etwas modificirte Parlamentsreform eben ſo durchzuſetzen, wie er früher, um Miniſter zu bleiben, die Emancipation der Katholiken durchgeſetzt hatte. Allein durch dieſe ſpäte Erklärung verriethen die Tories nur ihre Furcht und gaben eine Blöße, die auch

Graf Grey ſogleich benutzte, indem er ſagte, dieſe Erklärung habe ihn der Nothwendigkeit überhoben, die Unerläßlichkeit einer Parlamentsreform im Allgemeinen, und ſelbſt der beſondern von ſeiner Adminiſtration vorgeſchlagenen, zu erweiſen; denn beides habe der edle Herzog anerkannt: die Grundſätze der Regierungsbill und der verheißenen Bill des Herzogs ſeyen ganz dieſelben; jeder Vorwurf der revolutionären Tendenz, den man jener gemacht, müſſe nun aufhören, und die Frage ſey nur noch, wie weit der Grundſatz geführt werden ſolle. Hierüber drückte ſich der Premier ſehr gelinde aus, und gab zu verſtehen, daß er geneigt ſey, im Ausſchuſſe bei faſt allen fraglichen Punkten ſich über das Mehr oder Weniger mit den Gegnern zu vergleichen.

Einem Artikel des Courier zufolge hätte der König ſelbſt dem Herzog von Wellington, wenn er ihn auch wieder an Grey's Stelle wählen würde, doch die Reform zur Bedingung gemacht.

Sobald die Tories merkten, daß das Oberhaus ſich ſchon jetzt für die Reformbill entſcheiden werde, änderten ſie ihren Plan und machten gerade dieſen Sieg der Bill zu einem Mittel, um Grey zu ſtürzen. Sie ſagten dem Könige, wenn erſt die Bill durchgegangen ſey, dann bedürfe es Grey's weiter nicht mehr, dann werde das Volk zufrieden ſeyn, und wenn ſonach nur erſt im Innern die Ruhe hergeſtellt ſey, könne Wellington in Bezug auf das Ausland eine andere Politik ergreifen, ohne deßfalls von der Volkspartei gehindert zu werden.

Während ſo die gemäßigten Tories eine etwas modificirte Reform aufrichtig wünſchten, wenigſtens um des Friedens

willen, und die strikten Tories aus Heuchelei und in Rücksicht auf ihren Hinterhalt nicht mehr den heftigen Eifer gegen die Reform blicken ließen, wie früher, sagte Graf Shrewsbury allein die reine Wahrheit und verlangte eine noch weit durchgreifendere Reform, als die beantragte: „Es ist eine erbärmliche Politik, wenn eine Regierung wartet, bis sie dem aufgeregten Gefühle der Nation nicht mehr widerstehen kann. Man hat viel von der Vollkommenheit der brittischen Constitution gesprochen, und die ausschweifendsten Lobsprüche an sie verschwendet; unsere Constitution hat uns aber nie vor den Uebeln, die auf andern Staaten lasten, bewahrt. Wir waren fortwährend in ungerechte Kriege verwickelt, welche dem Lande 800 Millionen Schulden aufluden. Wir haben Nationalunruhen, Krieg, Anarchie, Revolution und Handelsverlegenheit bis zu einem in andern Ländern unbekannten Grade erfahren. Wir haben unsere Bevölkerung in der Mitte des Ueberflusses vor Hunger dahin sterben sehen, das Verbrechen hat an Schrecklichkeit zugenommen; in unserer ganzen Verwaltung herrschte früher die verworfenste Bestechlichkeit, und bei diesem Systeme verharrte man, bis das Volk, zur Verzweiflung getrieben, sich erhob, entschlossen seine Freiheit zu erlangen. Das ausschweifende Benehmen der gesetzgebenden Macht, ihre Nichtachtung der Interessen des Landes, ihre Tyrannei gegen Irland, deren bittere Frucht man jetzt erntet, alles dieses mußte am Ende auf die Urheber zurückfallen. Man muß dem Volke Recht verschaffen, oder es verschafft sich dasselbe selbst, und der immer mehr aufregende Streit könnte am Ende zu schrecklichen Convulsionen führen. Nach der Rede, die ich gestern von einem sehr ehrwürdigen Prälaten hörte, kann ich mich nicht enthal-

ten, einige Worte an die Bank der Bischöfe zu richten. Wenn die Geistlichkeit ihre eigenen Interessen kennt, so muß sie jetzt ihre Pflicht gegen das Land thun. Sie hat nur allzuoft jedem von einer lasterhaften Oligarchie befolgten Systeme der Verschwendung und Verfolgung gehuldigt. (Geschrei: Nein! Nein!) Die Zeit ist gekommen, wo sie für diesen Mißbrauch der Gewalt Buße thun muß. Das Ministerium sollte über eine Majorität in diesem Hause verfügen können oder abtreten. Bei der jetzigen Lage des Landes aber wäre der Rücktritt des edlen Grafen nicht nur der Todesstreich für seinen eigenen Ruhm, sondern auch das Signal zu Anarchie und Revolution. Die Minister müssen über eine Majorität verfügen können, nicht durch Pensionen, nicht durch Beförderungen unter Land- und Seetruppen, nicht durch Kirchenpfründen oder Versetzung von Bischöfen auf reichere Sitze, nicht durch Erhebung von Pairs zu höherem Range. Sie müssen die Zahl der Pairs nicht durch Leute vermehren, deren ganze Auszeichnung in einer langen Laufbahn von Corruption besteht, sondern sie müssen Männer zur Pairswürde erheben, welche sich durch Redlichkeit und standhafte Verfolgung der Interessen ihres Landes auszeichneten. Ich nehme keinen Anstand, offen zu sagen, daß wenn das Unterhaus reformirt wird, auch das Oberhaus reformirt werden muß."

Am 13 April erklärte sich das Oberhaus in der That bei der zweiten Verlesung mit 184 gegen 175 Stimmen für die Bill. Die Reformer hatten dieses Resultat nicht erwartet und sahen die Täuschung und List bald ein. Der Examiner schrieb sogleich: „Die zweite Verlesung ist mit einer Majorität von 9 Stimmen durchgegangen. Dieß reicht hin, um zu beweisen, daß man ohne eine Pairs-Creirung nicht durch

die Committee kommen kann. Die Majorität ſchließt alle Wetterhähne und alle Schwankenden in ſich, deren eingeſtandener Zweck es iſt, die populären Theile der Bill wegzuſchneiden, und ſie nach ihren ariſtokratiſchen Begriffen umzuformen, damit ſie von dem jetzigen fehlerhaften Syſteme ſich ſo wenig wie möglich unterſcheide. Wir ſind der Meinung, daß die Bill jetzt in der Hand ihrer Feinde iſt. Die zweite Verleſung iſt kein Triumph, wir haben ſie ſtets als einen Theil der Torytaktik betrachtet.“

Das Volk ſah klar ein, daß das Oberhaus ein täuſchendes Spiel treibe, und daß es die Bill gewiß nicht ohne große und wichtige Aenderungen werde annehmen wollen. Es fürchtete, Grey werde am Ende doch nachgeben. Es glaubte ihn daher unterſtützen zu müſſen. Zu Leeds wurde eine große Volksverſammlung gehalten, und eine Adreſſe an den König unterzeichnet, die das verlangte, was Shrewsbury als nothwendig bezeichnet hatte: „Die Achtung für das Oberhaus würde durch eine Vermehrung ſeiner Mitglieder oder eine Aenderung ſeiner politiſchen Geſinnungen, welche in der That zu einer reinern Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten nothwendig geworden iſt, nicht vermindert. Wir flehen daher Eure Majeſtät unterthänigſt an, in dieſem Falle zu geeigneter Zeit durch eine furchtloſe und liberale Ausübung Ihrer königlichen Prärogative uns mit Einemmale gegen eine Oligarchie zu ſchützen, und mit Hülfe Ihrer jetzigen Miniſter, welche allein das Vertrauen des Volks beſitzen, den Sieg der Bill und die Erhaltung der Conſtitution zu ſichern.“

Aehnliche Verſammlungen fanden überall ſtatt. Es ging wieder jene verhängnißvolle Bewegung durch die engliſchen

Volksmaſſen, die in jedem entſcheidenden Moment geſpürt wurde. Ein Correſpondent in der Allgemeinen Zeitung ſchrieb damals: „Eine eben ſo merkwürdige als erfreuliche Erſcheinung bietet jetzt die außerordentliche Wachſamkeit der brittiſchen Nation dar, dem Vorhaben der Pitt'ſchen und Liverpool'ſchen Tory-Lords, die Hauptclauſeln der Reformbill durch Intriguen zu vereiteln, ſich entgegenzuſtemmen. In allen Gegenden des Landes finden Verſammlungen ſtatt, und die ganze Nation ſteht wie Ein Mann in Geſinnung und Abſicht da. Sie iſt entſchloſſen, wie Herr Hume neulich erklärte, eine feſte Stellung, eine eiſerne Stirn und einen unbezwingbaren Ernſt anzunehmen. Soll ich Ihnen von den Verſammlungen hier und in unzähligen andern Städten und Orten Englands und Schottlands erzählen? Es ſey genug die Eine Thatſache zu erwähnen, daß am nächſten Montag eine Verſammlung der Grafſchaft Warwick in Birmingham ſtattfinden wird, zu welcher nicht weniger als 300,000 Menſchen erwartet werden. Hier erblicken Sie eine Probe von Engliſh-Spirit, von engliſcher Freiheit, und die Feinde der brittiſchen Nation mögen nur immerhin behaupten, England gehe rückwärts, habe ſeinen Culminationspunkt erreicht! Ja, allerdings würde es dieſen erreicht haben, hätte die Nation ſich noch länger das Joch der Oligarchie gefallen laſſen; ſie hat ſich aufgerichtet und wird noch lange die erſte und größte der Welt, das Fußgeſtell der bürgerlichen Freiheit des Menſchengeſchlechts bleiben.“

Die impoſanteſte Verſammlung fand am 7 Mai zu Birmingham ſtatt, wo nahe an 200,000 Menſchen mit Muſik und Fahnen aufzogen und ſich zum Schutz der Reform verbündeten.

An demſelben Tage erfolgte die Entſcheidung im Oberhauſe. Da der König auf keine Weiſe ſich bewegen ließ, neue Pairs zu ernennen, ſo blieb Grey nichts übrig, als mit den alten zu unterhandeln, ſo weit es möglich ſey. Allein die Tories, nun ihres Sieges gewiß, wurden übermüthig und wieſen ſelbſt die billigſten Forderungen Grey's zurück. Es ſcheint, die Einen wollten von Grey wirklich noch mehr und immer mehr Conceſſionen erhalten und die Reform ſo verclauſuliren, daß ſie ſich nicht mehr ähnlich ſähe; die Andern dagegen wollten nur Grey ſtürzen und widerſetzten ſich der Bill nicht in der Abſicht, dem Volk, ſondern nur dem Whigminiſterium zu trotzen; denn in der Hoffnung, daß Grey unfehlbar geſtürzt und Wellington an ſeine Stelle geſetzt werden würde, wollten ſie die Grey'ſche Bill nicht durchgehen laſſen, um ihr eine weit liberalere Wellington'ſche Bill nachfolgen zu laſſen und das Volk wieder für Wellington zu gewinnen. Laſſen wir die Thatſachen ſprechen.

Als Grey am 7 Mai im Oberhauſe vorſchlug, die erſte Clauſel in Berathung zu nehmen, nach welcher 56 Ortſchaften, von denen jede jetzt zwei Mitglieder ins Parlament ſchickt, dieſes Recht verlieren ſollen, dabei aber, um über Einzelnes Streitigkeiten zu vermeiden, ſich erbot, die Zahl (56) gänzlich auszulaſſen, und ſpäter die Ortſchaften, wie ſie vom Unterhauſe angenommen worden, der Reihe nach vorzuſchlagen, machte Lord Lyndhurſt (früher Canzler und jetzt einer der Oberrichter des Landes) den Gegenvorſchlag, daß dieſe und die folgende Clauſel ganz verſchoben werden möchten. Seine Gründe, ſo wie die ſeiner Partei waren vorzüglich: es würde gefährlich ſeyn, durch die Annahme jener beiden Clauſeln den Grundſatz anzuerkennen, daß gewiſſe Theile des

Unterhauses so corrupt oder verrottet seyen, daß man sie ohne weitern Grund abschneiden müsse ꝛc. Kurz, das Oberhaus erklärte sich mit 151 gegen 116 Stimmen für Lyndhurst's Vorschlag. Die Times schrieben: „Betrachten wir die Fäden des verdeckten feingesponnenen Plans etwas näher. Der Furcht, die Zügel der Macht zu verlieren, hatte Wellington seinen Widerwillen gegen die katholische Emanzipation zum Opfer gebracht; nie verziehen ihm die Ultra-Tories, daß er durch Winkelzüge, Perfidie und Feigheit sie damals über Bord geworfen. Seit er aber selbst über Bord geworfen ward, hatte er, als Parteimann, das stete Ziel im Auge, seine frühere Stellung wieder zu gewinnen, und die erste sehr günstige Gelegenheit, sich diesem Ziele bedeutend zu nähern, bot sich am Montag (7) dar. Einige Tage zuvor hatten Privatunterhaltungen mit den glatten doppelzüngigen „Schwankern" stattgefunden, in Folge deren beschlossen ward, die Bill sammt dem Ministerium mit Einem Schlage zu vernichten, aber unter dem Scheine, als bezwecke man bloß einen Wechsel der Clauseln. Hätte Lord Grey nachgegeben, so hätte er damit den Grund zu neuen immer unerträglichern Forderungen gelegt; kämpfte er aber dagegen an, so mußte er unterliegen, und so geschah's. Was blieb nun den Ministern übrig? Entweder mußten sie vom Souveräne das fordern, was, wie die Hof-Intriganten ihre Torpfreunde längst versichert hatten, der König ihnen nicht gewähren würde; oder sie mußten resigniren. Nun wäre das zweite Blatt des Plans umzuschlagen. Bekanntlich hatte Lord Wellingtons erste barsche Erklärung gegen alle Reform ihn in den Augen des englischen Volks jedes Anspruchs auf das Ministerium verlustig gemacht. Es war daher nöthig, einen

Schritt zu thun, um ihn in Stand zu ſetzen, die Niederlage und Reſignation der Miniſter zu benutzen; das konnte nicht anders geſchehen, als wenn er oder einer ſeiner nächſten Freunde ſeine frühere Erklärung „gegen alle und jede Reform" widerrief. Daß der edle Herzog dieſen Widerruf in eigener Perſon mache, mag unziemlich oder übereilt geſchienen haben; die Sache wurde daher dem Baron Ellenborough übertragen, der, nachdem ſich die Majorität für Lyndhurſts Vorſchlag ausgeſprochen hatte, ſich erhob, um dem erſtaunten Lande anzukündigen, daß wenn der Herzog von Wellington Miniſter werden ſollte, er in die Entfernung von 113 Borough-Repräſentanten willigen würde. So würden alſo, wie in der Katholikenſache, die Ultras abermals durch ihren Führer über Bord geworfen. Ob das engliſche Volk geneigt ſeyn wird, die Reform aus den Händen eines ſolchen Proſelyten anzunehmen, iſt eine andere Frage. Was die Lords Harrowby und Wharncliffe (die Führer der Schwanker) betrifft, ſo überlaſſen wir jedem, zu erwägen, welchem Urtheile ſich Männer ausſetzen, die insgeheim mit der einen Partei unterhandeln, um die andere, der ſie zu helfen ſich den Anſchein geben, zu ſtürzen. Die meiſten Biſchöfe thaten, was Biſchöfe ſchon oft gethan haben: indem ſie den Staat in Gefahr ſetzten, vergaßen ſie, daß die Kirche in demſelben Schiffe ſich befindet. Was die Nation zu all dem ſagen wird, kann nicht lange zweifelhaft bleiben."

Am 8 Mai verlangte das Miniſterium entweder die Creirung neuer Pairs oder die Entlaſſung und wurde in Gnaden entlaſſen. Grey verkündete dieſes Reſultat dem Oberhauſe am folgenden Morgen.

2.

Groſse Volksbewegung. Grey behält das Staatsruder, und die Reformbill geht durch.

Kaum wurde die Verabſchiedung Grey's, hinter der jedermann das Miniſterium Wellington und das abſoluteſte Toryregiment folgen ſah, im Volke bekannt, als eine ungeheure Aufregung entſtand, die, einer hohl gehenden See gleich, gegen den Thron anſchwoll und ihn in Schwanken brachte. Woge auf Woge wälzte ſich die drohende Volksmaſſe heran, und eine blutige, alles zermalmende Revolution ſtand nahe bevor.

Alle Blicke richteten ſich gegen die Hof-Cabale, und ſchonungslos ſtellte man jeden Namen, den höchſten nicht ausgenommen, dem Volkshaſſe bloß. Das Morning-Chronicle ſagte: „Die Wahrheit muß endlich geſagt werden; Graf Grey hatte noch nie die Ermächtigung Pairs zu creiren. Die beiden Abtheilungen der Oppoſition wußten dieß. Wie kommt es, möchte man fragen, daß der König den Grafen wählte, der unter der ausdrücklichen Bedingung der Reform ins Miniſterium trat? Wie kommt es, daß der König den miniſteriellen Reformplan ſanctionirte, und damit, zum groſſen Nachtheile des Handels und Verkehrs, anderthalb Jahre lang zubringen ließ, jetzt aber ſich entſchließt, daß alles, was geſchah, als nicht geſchehen betrachtet werden ſoll? Die Nation iſt zu ſehr bei dieſer Frage intereſſirt, als daß wir zögern könnten, alles, was wir über die Sache wiſſen, mitzutheilen. Daraus, daß in England Weiber ſich nicht öffentlich mit Staatsangelegenheiten zu beſchäftigen ſcheinen, folgt nicht, daß ſie ohne Einfluß ſind. In der That haben die Königin

und Prinzeſſinnen nie aufgehört, den König mit allen möglichen düſtern Gerüchten und Vorausſagungen über die Uebel, welche aus der Reform entſpringen werden, zu quälen. Die Nation mag erfahren, daß die Königin der Sache der Reform größern Schaden that, als irgend jemand in England. Das Volk hegte längſt Verdacht, da man wußte, daß die Königin ſtets von Feinden der Reform umgeben, und von den Tories bei den königlichen Unterhandlungen immer als erſter Gegenſtand der Verehrung erwählt war. Das Whigminiſterium konnte Ihrer Majeſtät Spielzimmer nicht füllen, und was iſt das Intereſſe der Nation in Vergleich mit einer glänzenden Spielpartie? Der König war bis jetzt der populärſte Monarch der hannöveriſchen Dynaſtie; aber er möge nicht glauben, daß nicht jede Wirkung auch ihre Urſache habe. Der König verdankte ſeine unermeßliche Popularität nur dem allgemeinen Glauben, daß er die Intereſſen der Nation tief im Herzen trage. Die Engländer ſind nicht das Volk, das ſich durch den Glanz des Königthums blenden läßt."

Schon am 8 Mai erhielt der Lordmayor folgenden Brief: „Wir, die Wahlbürger (Livery-men) von London, bitten Eure Herrlichkeit ſogleich eine Verſammlung zu berufen, um eine Adreſſe an Se. Majeſtät zu richten, mit der Bitte ſogleich Pairs zu ernennen, in hinreichender Anzahl, um die Reformbill unverſtümmelt durchzuſetzen. Ferner, um in Erwägung zu ziehen, ob es geeignet iſt, unſere Repräſentanten zu inſtruiren, und das Haus der Gemeinen zu bitten, zu keinem Zwecke fernere Geldbewilligungen zu machen, auch um andere Gegenſtände nöthigenfalls in Ueberlegung zu nehmen." Dieſer Brief iſt von Dienſtag (8) Morgens 11 Uhr datirt.

In einer Verſammlung der National-Union in London fielen bedrohliche Reden, ſelbſt gegen die königlichen Häupter. Ein Geiſtlicher, Namens For, gedachte der Abſetzung Jakobs und Karls Hinrichtung; Andere riethen zur Verweigerung aller Steuern. Ein Londoner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung ſchrieb: „In der Verſammlung der Union am 9ten ſprach man ſehr kräftig, nicht nur gegen die Tories, welche die Kataſtrophe herbeigeführt, ſondern auch gegen den König, und beſonders gegen die, denen man deſſen Weigerung zuſchreiben will, die Königin und den Herzog von Cumberland, welche man noch dazu (freilich auf unerwieſene Vermuthung hin) als unter auswärtigem Einfluſſe handelnd, darſtellte. Die Beſchlüſſe erklärten das unveränderte Vertrauen in den Grafen Grey, und daß man durchaus entweder deſſen Reformbill, oder eine weit ausgedehntere haben wolle; auch beſchloß man eine Adreſſe ans Unterhaus zu ſenden, mit der Aufforderung keinem andern Miniſterium als dem Grey'ſchen Subſidien zu gewähren, vielmehr die dem Staate unentbehrlichen Gelder beſondern Commiſſarien anzuvertrauen. Dieſen Mittag verſammelte ſich auch der Londoner Stadtrath; ich weiß noch nicht genau, was derſelbe beſchloſſen hat, wahrſcheinlich etwas Aehnliches, oder doch eine Empfehlung an die Vertreter der Stadt, keine Subſidien zu bewilligen. Dieſen Abend verſammeln ſich die Bürger von Weſtminſter, morgen die Bürgerſchaft von London und mehreren anderen Stadtvierteln, Sonnabend die Einwohner von Southwark und von Marylebone. Kurz, alles iſt in Bewegung, und wenn nicht inzwiſchen etwas Beruhigendes geſchieht, ſo wird wahrſcheinlich allenthalben der Beſchluß gefaßt werden, keine Steuern zu entrichten, und

da in dieſem Augenblicke noch wenig von den directen Abgaben des letzten Halbjahrs eingegangen iſt, ſo könnten die Folgen furchtbar werden.“

Man hörte, der König habe den Lord Lyndhurſt rufen laſſen und ihm die Wahl eines neuen Miniſteriums aufgetragen. Dieß erbitterte von neuem, da Lyndhurſt durch ſeinen Antrag die Kataſtrophe herbeigeführt hatte.

Faſt alle engliſchen Zeitungen enthielten Briefe aus allen Theilen des Landes, die mit den Worten beginnen: Es iſt unmöglich, die Aufregung zu ſchildern ꝛc. Am 9ten war in Birmingham überall an den Fenſtern angeſchlagen: Bekanntmachung: Hier werden keine Taxen bezahlt, bis die Reformbill durchgegangen iſt! An andern Fenſtern war noch hinzugefügt: Und nichts gekauft, was die Einnehmer des Auspfändens halber wegnehmen. Am 9 Uhr Abends verſammelten ſich gleichfalls in Birmingham über 100,000 Menſchen. Mehrere große Manufacturiſten, die bisher für Antireformer galten, ſchloſſen ihre Werkſtätten um 3 Uhr, damit ihre Arbeitsleute der Verſammlung beiwohnen könnten, und benachrichtigten dieſe zugleich, daß ihr Lohn doch wie gewöhnlich ausgezahlt werden ſolle. Viele tauſend Perſonen aus den umliegenden Städten waren gleichfalls zugegen, auch kamen Deputirte von Worceſter, Coventry, Wolverhampton, Walſhall, Warwick ꝛc. Der bekannte Attwood und mehrere andere Herren ſprachen zur Verſammlung. Der Ausſchuß der politiſchen Union wurde für permanent erklärt, und zwei Mitglieder wurden nach London abgeſendet, um dem Gemeinderathe der City und der Stadt Weſtminſter den Entſchluß von Warwickſhire und Staffordſhire kund zu thun, ſie in der gemeinſamen Sache zu unterſtützen. Die Petition an

das Unterhaus enthielt folgende Stelle, die den Geiſt der Verſammlung hinreichend bezeichnet: die einzige Hoffnung des Landes ſey nun das Unterhaus, dieſes halte noch die beſtehende Conſtitution des Landes zuſammen, und die Bittſteller flehen daſſelbe an, ſeine großen Pflichten männlich und furchtlos zu erfüllen. Die Bittſteller finden in der „Bill der Rechte," daß das engliſche Volk „Waffen haben ſolle zu ſeiner Vertheidigung." In Liverpool und Boſton ſind gleichfalls Verſammlungen angeſagt, die politiſchen Unionen ſind ſehr thätig. Die Freeholders der Stadt Bungay haben an die zwei Parlamentsglieder für Suffolk eine Adreſſe erlaſſen, worin ſie von denſelben begehren, daß ſie durch Verweigerung des Budgets und durch alle andern conſtitutionellen Mittel ſich jedem Miniſterium widerſetzen, das nicht die vollſtändige Bill dem Lande anbiete. — Der Gemeinderath von London verſammelte ſich am 10ten und beſchloß eine Petition an das Unterhaus, worin unter Anderem daſſelbe gebeten wird, kein Budget zu bewilligen. „Es iſt die Pflicht des Gemeinderaths, ſagt Hr. Thornhill, durch ſeine Maßregeln zu zeigen, daß der Geiſt einer Nation nicht geſchwächt, und ihr Arm nicht verkürzt wird durch ein Votum des Oberhauſes." Man beſchloß, um die Uebergabe der Petition deſto feierlicher zu machen, ſolle der ganze Gemeinderath den Lordmayor und die Scheriffs nach dem Unterhauſe begleiten.

„In einer Verſammlung zu Weſtminſter, wo Sir F. Burdett den Vorſitz führte, und viele Parlamentsglieder ſich einfanden, wurden nachſtehende Reſolutionen gefaßt: 1) Tiefen Unwillen darüber auszudrücken, daß die Miniſter des Königs zum Rücktritte gezwungen worden; 2) zu erklären, daß die

Verſammlung in die patriotiſchen Geſinnungen des Grafen Grey und ſeiner Collegen fortwährend das feſteſte Vertrauen ſetze; 3) daß eine Petition ans Unterhaus geſandt werde, mit der Bitte, alle Geldbewilligungen auszuſetzen, bis eine Adminiſtration aus anerkannten Reformfreunden gebildet ſey. In der Petition kommt die merkwürdige Stelle vor: „Wir können zwar mitleidig die verblendete Bethörung von Menſchen betrachten, welche den Willen einer Nation durch das Gaukelſpiel einer nominellen Reform aufzuhalten wähnen; aber wir ſind tief von dem Gefühle der ernſten Gefahren durchdrungen, worein das Land geſtürzt wird, wenn ſolche Menſchen in den Rath Sr. Majeſtät kommen.“

„In Mancheſter ſtanden, als die Nachricht von dem Rücktritt des Miniſteriums anlangte, ſogleich alle Geſchäfte ſtill, und ſchon am 10ten ging Abends 6 Uhr eine Deputation mit einer Bittſchrift ab, die in vier Stunden 23,000 Unterſchriften erhalten hatte; hätte die Zeit es geſtattet, ſo wäre die Zahl der Unterſchriften ſchnell auf 30,000 geſtiegen. In Salfort wurde ein Gaſtmahl, welches auf des Königs Geburtstag angeſetzt war, ſogleich abgeſagt. Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß keine Petition an den König gerichtet wird, und man denſelben überhaupt ſo wenig nennt, wie möglich.“

Am 10 Mai ſchlug Lord Ebrington unter unermeßlichem Beifall im Unterhauſe vor, „daß Sr. Majeſtät eine unthänige Adreſſe überreicht werde, vor Sr. Majeſtät das tiefe Bedauern des Hauſes unterthänig vorzuſtellen über die in dem Rathe Sr. Majeſtät durch den Rücktritt von Miniſtern, in welche dieſes Haus fortwährend ein ungeſchwächtes Vertrauen ſetzt, ſtattgefundene Veränderung; daß dieß Haus in Uebereinſtimmung mit der in der gnädigen Rede Sr. Ma-

jeſtät enthaltenen Empfehlung, eine Bill zur Reformirung der Vertretung des Volks an das Haus der Lords geſendet hat, wodurch ſeiner Ueberzeugung nach die Prärogative der Krone, die Autorität beider Häuſer des Parlaments und die Rechte und Freiheiten des Volks würden geſichert werden; daß dieß Haus ſich verpflichtet fühlt, Sr. Majeſtät zu bemerken, daß deren Unterthanen mit dem lebhafteſten Antheile den Fortgang dieſer Maßregel betrachten, und daß das Haus Sr. Majeſtät die Befürchtung nicht verhehlen kann, daß ein glücklicher Verſuch, die Bill zu verſtümmeln und deren Wirkſamkeit zu vermindern, das größte Bedauern erregen würde; daß dieß Haus demnach, bewogen durch die wärmſte Anhänglichkeit an die Perſon Sr. Majeſtät, dieſelbe unterthänig, aber dringend anfleht, in Ihren Rath nur ſolche Perſonen zu berufen, welche die Bill zur Reform der Vertretung des Volkes, die kürzlich in dieſem Hauſe durchging, in allen ihren weſentlichen Beſtimmungen unverſehrt durchzuführen beabſichtigten.“

Selbſt die alten Gegner Grey's, z. B. O'Connell ſtimmten von Herzen für ihn. Am weiteſten ging Hume, indem er verlangte, das Unterhaus ſolle gleich dem franzöſiſchen Convent während der Revolution alle Gewalt allein an ſich nehmen: „Man ſollte Se. Majeſtät auffordern, in der Reformangelegenheit weiter zu gehen, als bis jetzt geſchehen iſt, und wenn Se. Majeſtät den Rath nicht annehmen, und zum Beſten des Volks keine Pairs ernennen will, ſo hat das Unterhaus die Macht, ihn zu zwingen, in ſeiner Hand. (Beifall.) Aus Vorſorge für das Intereſſe unſerer Conſtituenten und zum Schutze der Intereſſen des Throns ſelbſt, ſind wir verpflichtet Sr. Majeſtät zu rathen, die entlaſſenen

Miniſter wieder in ſeinen Rath zu berufen, denn niemand als ſie kann conſequenterweiſe die jetzige Reformbill in ein Geſetz umwandeln laſſen.— Ich ſage, wenn Miniſter gegen den erklärten Wunſch der Vertreter des Volks ernannt werden, dann muß das Haus parlamentariſche Commiſſarien ernennen, und ihnen die öffentlichen Gelder übertragen. (Wiederholter Beifall.) In ſo kritiſchen Zeiten, wie die jetzigen, dürfen weder Krone noch Oberhaus ſich in unſere Rechte miſchen."

Macauley erklärte ſich gegen die Kriegsliſt der Tories und vereitelte ihren alten Plan, dem Volk zum Scheine eine Reformbill hinzuwerfen, durch die Sprache der Wahrheit: „Daß Leute, welche im Herbſte 1830 lieber vom Amte abtreten, als irgend eine Reform-Maßregel vorbringen wollten, welche ſich der Reformbill in allen ihren Stadien widerſetzten, welche die Entziehung des Wahlrechts für eine offene Räuberei, die Ertheilung deſſelben als den Weg zur Pöbelherrſchaft erklärten, daß Leute, welche den Reichen vom allgemeinen Stimmrechte, den Armen von der Ariſtokratie der Zehnpfundwähler ſprachen, es iſt unmöglich, ſage ich, daß dieſe ins Miniſterium treten können, um eine Reformbill durchzuſetzen. Die Erklärungen der Parteien ſind zu neu, die Inconſequenz wäre zu ſchreiend, der Zweck läge gar zu offen da."

Die Reformer nahmen ihre eben ſo energiſchen als geſetzlichen Maßregeln, mit Vermeidung aller unconſtitutionellen Gewaltthat. Der Courier ſchrieb: „Eine zahlreiche Verſammlung von Unterhaus-Mitgliedern fand bei Brookes ſtatt, um über das in der jetzigen Kriſis zu befolgende Benehmen ſich zu berathen. Es kam zu keinem beſtimmten Beſchluſſe,

man ſprach aber viel von einer beabſichtigten Motion Herrn Hume's, alle Geldverwilligungen mit Einem Male zu verweigern; die Meinung ſchien jedoch vorzuherrſchen, daß eine ſolche Maßregel unter den dermaligen Umſtänden zu voreilig, ja zu gewaltſam ſey, und man klüger thun würde, die Bildung der neuen Verwaltung abzuwarten. Auch Lord Althorp, welcher erklärte, nicht mehr als Miniſter, ſondern nur als Parlamentsglied zu ſprechen, rieth von jedem heftigen Schritte von Seite des Unterhauſes ab. Herr Hume und alle übrigen kamen indeß überein, dem Herzoge von Wellington, auf den ſie kein Vertrauen ſetzten, auch durchaus keine Fonds zu bewilligen."

Nach dem Toryblatt Standard „wurden der König und die Königin, als ſie am 12ten nach der Stadt kamen, zu Brentfort mit Geſchrei und Ziſchen empfangen. Auch ſoll Koth nach dem Wagen geworfen worden ſeyn. Dieſelbe Stimmung zeigte ſich längs dem Wege nach London; als der Wagen in den Park einfuhr, war das Geſchrei und Ziſchen fürchterlich, aber die Thore des Palaceyard wurden geſchloſſen, ſobald der Wagen durch war. Die Polizei mußte endlich den Pöbel zerſtreuen." Der Obſerver erzählt daſſelbe, fügt aber noch hinzu: „Se. Majeſtät habe ſich im Wagen zurückgelehnt, die Königin aber ſey vorwärts geſeſſen, und es habe geſchienen, als bekümmere ſie ſich um das Geſchrei und Geziſch des Volks nicht im mindeſten. Der Herzog von Wellington war eine Viertelſtunde früher in voller Uniform bei dem Palaſte angelangt, und mit allen möglichen Zeichen der Mißbilligung von Seite des Volks empfangen worden. Gleiches widerfuhr dem Grafen von Munſter und dem Lord Frederic Fitzclarence."

„In allen Theilen des Landes dauerten die Versammlungen der nun fast überall organisirten Reformvereine, politischen Unionen ꝛc. fort. Die wichtigste dieser Unionen, die von Birmingham, hatte mit allen ähnlichen Vereinen der drei Königreiche Correspondenzen eröffnet; der Ausschuß war Tag und Nacht versammelt, und Vorbereitungen wurden getroffen zu einer allgemeinen Versammlung von Delegirten sämmtlicher Unionen des Landes. In allen Versammlungen zeigte sich der Wechsel, der in der öffentlichen Meinung in Betreff des Königs eingetreten war. In Birmingham war früher als Kennzeichen der Union eine Medaille vorgeschlagen worden, mit der Inschrift: „Gott segne den König!" Jetzt aber rief alles: „Weg mit der Medaille!" Im Theater von Manchester wollte eine Partei fremder Alpensänger zum Schlusse das gewöhnliche Nationallied anstimmen; aber so wie das Lied anfing, erhob sich ein allgemeines, heftiges Geschrei von allen Seiten des Hauses: „Kein God save the King!" Kaum zwei oder drei Stimmen wagten, auf dem sonst so populären Liede zu bestehen; sie wurden ausgezischt und hinausgeworfen; dann ward mitten im Aufruhre ein anderes Lied gefordert, und sogleich willfahrten die fremden Sänger, die von diesen, ihnen neuen, Scenen ganz verblüfft waren."

Die Birminghamer Adresse wurde vom König zurückgewiesen. Inzwischen stieg im ganzen Lande die Aufregung immer höher. In den Versammlungen offenbarte sich die bitterste Stimmung der Gemüther. „Zwar mahnten fast alle Sprecher, nur friedliche Mittel zu gebrauchen, freilich das Wort friedlich in einem etwas weiten Sinne genommen, so daß es vor allem die Abgabenverweigerung in sich

ſchließt; doch wurden auch manche Stimmen laut, die den Herzog von Wellington an das Wort der Schrift mahnten, daß wer mit dem Schwerte ſchlage, wieder geſchlagen werde mit dem Schwerte. Ueberall war die bloße Erwähnung des Namens Wellington das Signal zu jenem furchtbaren Schreien, Ziſchen und Toben, von dem nur der ſich einen Begriff machen kann, der einmal einen ſolchen tauſendſtimmigen Chorus eines engliſchen Volks- und Pöbelhaufens hörte. Bei einer dieſer Verſammlungen in Leiceſterſquare (London), bei welcher gegen 16,000 Perſonen anweſend waren, ſagte ein Herr Buller, der den Vorſitzſtuhl einnahm: „der Herzog von Wellington iſt der einzige Mann im Lande, der ſagt, daß keine Reform, ſondern nur eine ſtarke Regierung nöthig ſey, um das Volk niederzuhalten.“ Da rief's als Antwort: „Hängt ihn! hängt ihn!“ „Dieß iſt die Bahn, fuhr der Redner fort, die Karl X vom Throne trieb, um an unſern Küſten eine Stätte der Zuflucht zu ſuchen. Wollte Gott, daß der unglückliche Gentleman, der dieſen Morgen von Windſor kam, einen kleinen Abſtecher nach dem Norden machte, wo er von Karl X gewiß beſſern Rath erhielte als von den Speichelleckern des Hofes. (Großer Jubel.) Auch ſollte die unglückliche Frau, die ihrem Mann ſo zugeſprochen haben ſoll, auf das Beiſpiel der Königin eines andern Karls blicken, die arm und elend aus dem Lande getrieben wurde, über das ihr Mann einſt geherrſcht hatte. (Schickt ſie nach Hannover! nach Hannover!) Ich möchte dem Herzoge von Wellington ſagen, daß wir die Macht in Händen haben, weil wir unſere Repräſentanten inſtruiren können, die Verwilligungen zu verweigern; ſäße ich im Unterhauſe, bei Gott, ich gebe dem Könige nicht mehr als 10,000 Pfund jährlich. (Unendlicher

Beifall.) Das erste Volk der Welt, die Republicaner von America, zahlen ihrem Präsidenten nur 5,000 Pfund des Jahrs. Indessen bitte ich das Volk, sich nicht zu compromittiren, indem es diesen oder jenen Torylord vom Pferde wirft, oder ihm ein paar Fensterscheiben zerbricht. Ich will euch sagen, was wir thun müssen, um den Engländern ins Herz zu greifen. Heute kam ein Torylord zu seinem Kaufmanne, und ließ durch diesen sein Guthaben aus seines Bankiers Casse ziehen, was klar beweist, daß dieser Torylord kein großes Vertrauen in die gegenwärtige Ordnung der Dinge hat. Gehet hin und thut deßgleichen, denn wenn wir einig sind, siegen wir, das schwöre ich euch bei der lebendigen Majestät des Volks." Diese Sprache gibt eine lebhafte Probe der Reden, die von einem Ende des Königreichs bis zum andern widerhallten. Wie gut das Volk seinen Shakspeare kennt, bewies ein Zug bei einer dieser Reform-Versammlungen in Southwark. Einer der Sprecher sagte: „Ihr habt alle von der alten Prophezeyung gehört, daß Richard III seine Krone verlieren soll, wenn der Birnamwald nach Dunsinan käme." Da lachten die Umstehenden laut und riefen: „Das war ja Macbeth! Macbeth!" „Richtig, ihr habt Recht (entgegnete der Redner); indessen ist dieß für das, was ich eigentlich sagen will, gleichgültig; ich will nur sagen, daß, wenn das Haus der Lords sich nicht warnen läßt, so kommt Wapping nach Whitehall. (Gelächter und Beifall.) Läßt man sich nicht warnen, so wird der Birminghamer Stahl sehen, ob er nicht stärker ist als das Westminster Gold. Daß Weiber Einfluß erhielten im Rathe des Staats, hat, das lesen wir in allen Geschichtbüchern, nie etwas getaugt. Ihr wißt alle was dabei herauskam, als Ahab sich berathen ließ von sei-

nem Weibe Jesabel" . . . „Seit achtzehn Monaten (sagte ein Anderer) haben wir die Luft erfüllt mit Vivatrufen für den patriotischen König, und jetzt sind wir doch die Betrogenen. Das ging uns noch immer so mit allen vom Hause Braunschweig." Der Unwille gegen die Königin ist so groß, daß selbst bei der neulichen Mahlzeit der Gesellschaft zur Unterstützung verarmter Schriftsteller viele sonst sehr gemäßigte Männer bei der Ausbringung ihrer Gesundheit die Gläser umkehrten. Ja, gemeinere Leute und Zeitungen, welche für diese geschrieben werden, wenden diesen Haß gegen alles Deutsche, selbst gegen die deutsche Oper, welche eben hier eingeführt worden ist, und bei allen Liebhabern ächter Tonkunst den größten Beifall findet."

Aus allen Gegenden, besonders den Fabrikstädten, kamen immer dieselben Nachrichten: Gährung ohne Gewaltthätigkeit, Versammlungen mit Bittschriften ans Unterhaus keine Subsidien zu bewilligen, und gewöhnlich auch Beschlüsse, keine Steuer in Geld zu bezahlen, bis die Reformbill zum Gesetze geworden. Auch aus Schottland erfuhr man das Nämliche: „Die große Versammlung in Edimburgh stand unter dem Einflusse der achtungswürdigsten und vorsichtigsten Reformer, deren diese Stadt sich rühmt, und ging deßhalb in einer Art vor sich, die dem öffentlichen Mißvergnügen eine constitutionelle Richtung gab; aber zu Perth zeigten sich Gesinnungen, und Drohungen wurden laut, die kein Freund der guten Ordnung und der bestehenden Institutionen des Landes ohne große Besorgniß betrachten kann. Noch ein wenig mehr von diesem Unwillen erregenden Aufschube, der die Nation beinahe schon in Wuth gebracht hat, dann kann ein gewisser vornehmer Torysührer erkennen, wie sehr er sich täuschte,

als er auf die Bemerkung, das Volk sey fast des Wartens müde, erwiderte: „Gut, um so besser, wenn es ermüdet ist, muß es sich niederlegen."

Die schrecklichsten Drohungen des empörten Volks sammelte der Marquis von Londonderry und las sie vierzehn Tage später im Oberhause öffentlich vor. Sie lauteten: „Die Reformbill zählt unter ihren Gegnern im Oberhause nur alte Wüstlinge." — „Der König hat durch die Weigerung seine Prärogative auszuüben, zugleich seine Verachtung für die Wünsche des Volks und seinen Wunsch gezeigt, die Gewalt wieder den Händen der Aristokratie anzuvertrauen." — „Se. Majestät wird von treulosen Rathgebern getäuscht." — „England ist, wie Frankreich es war, von Auflagen erdrückt, und seufzt unter dem Drucke der Würdeträger der Kirche." — „England wird von einem charakterlosen Könige regiert, der sich von einer fremden Frau beherrschen läßt." Endlich ging ein Redner so weit, auszurufen, daß würdigere Häupter, als das der Königin Adelaide auf dem Schaffotte gefallen seyen.

Der Spectator meldete ferner: „Bei der letzten Versammlung von Glasgow waren 300 Fahnen beisammen; einige trugen schreckbare (awful) Insignien. Von einem aufgerichteten Pfahle hing ein Bündel Schwerter herab; eine Krone war mit Stroh ausgestopft und hatte die Ueberschrift „Jesabel;" andere waren komischer Art; z. B. eine Frau in der Hand ein paar Unaussprechliche (inexpressibles, so nennt die englische Jungfräulichkeit ein Paar Hosen) mit dem Motto: So ein Weib wie Wilhelm hat (Sic a wife as Willy had) die Zahl der Versammelten betrug 120,000 Menschen. 7000 Irländer standen in einer dichten Schaar beisammen."

„Am 11 Mai legte im Parlament der Alderman Wood eine Petition von Seite der Wahlbürger von London zu Gunsten der Reform vor. Es thut mir leid, ſagte er, daß Herr Baring nicht hier iſt, denn ich denke nicht, daß er auch dieſe Petition für extravagant erklären wird. Die unterzeichneten Bittſteller ſind freilich nicht ſo reich, wie das ehrenwerthe Mitglied für Thetfort, doch beſitzen manche derſelben 100,000 bis 1 Mill. Pfund Sterling. Sie verlangen, daß man keine Auflagen mehr bewillige, und was mich betrifft, ſo erkläre ich, daß ich gegen alle Auflagen ſtimmen werde, ſo lange die Reform nicht zugeſtanden iſt.“

An demſelben Tage erklärte Lord Carnarvon im Namen des Herzogs von Wellington, daß das künftige Tory-Miniſterium für die Reformbill ſeyn werde, und beſtätigte ſomit, was man längſt wußte, daß die Tories zwar rückſichtlich der Bill der Gewalt nachgeben wollten, aber nur um den Preis, dafür ins Miniſterium zu kommen. Da ſich aber Wellington früher allzu feindſelig gegen die Bill ausgeſprochen hatte, ſo lag ſein böſer Wille und das Spiel, welches die Tories mit dem Volke ſpielten, klar am Tage. Lord Ebrington rief aus: „Ich möchte wiſſen, ob es wahr iſt, wie man allgemein ſagt, daß der Herzog von Wellington ein Portefeuille angenommen habe, unter der Bedingung, eine Reformbill vorzulegen, deren Hauptclauſeln von Lord Ellenborough entworfen ſeyen. Wird dieſer Staatsmann uns mit der einen Hand die Bill, mit der andern ſeine Proteſtationen vorlegen? Welches Zutrauen könnte alsdann ſein Miniſterium einflößen? Wenn es noch eine Achtung für die öffentliche Moral und Meinung gibt, wie können Leute, welche die Bill in allen Stadien für räuberiſch erklärten,

auf die Stimme eines Menschen, wie hoch er auch gestellt seyn möge, die Grundsätze und die Sprache ihres ganzen Lebens verläugnen, nun sich zu Verfechtern der Reform erklären? Duncombe: Reform von dem Herzoge, von dem Herzog von Wellington! Reform von den Tories! von diesen ehrenwerthen und sehr ehrenwerthen Apostaten! Was aus einer so befleckten Quelle kommt, muß verdorben seyn, und wir dürfen den Tories nie mehr mißtrauen, als wenn sie liberal zu seyn affectiren. Wenn das Ministerium gebildet ist, was will es mit diesem Hause anfangen? Will es das Parlament auflösen, das der König berief, um die Gesinnungen des Volks auszusprechen? Es kann sich darauf verlassen, daß es seine Lage nicht verbessern, daß es unfehlbar Niederlagen, Schande und Entehrung einernten würde. Es ist umsonst, daß man die Bittschriften der politischen Unionen verwirft, das Volk wird und muß gehört werden. Ihr mögt, so viel euch beliebt, von der Unterdrückung der politischen Unionen sprechen. Ich möchte den Versuch sehen, ob politische Unionen unterdrückt werden können. Nur die Gewährung der Reform ist dieß zu thun im Stande. Ehe ich mich niedersetze, erkläre ich noch, daß ich mich mit allen Mitteln, welche die Formen des Hauses gestatten, dem neuen Ministerium widersetzen, und auch außerhalb alles thun werde, um ihm Schwierigkeiten in den Weg zu legen, bis die Urheber dieser niederträchtigen Beleidigung aller Gefühle der Nation von ihrer hohen Stellung herabgestürzt sind, unter den Flüchen eines verhöhnten Volks und den Verwünschungen eines erzürnten Parlaments. Wenn hochstehende Staatsmänner so schimpflich sich benehmen, so ziemt es sich für die Vertreter des Volks, ihren Constituenten zu zeigen, daß der Flecken nicht auf ihnen haf-

haftet, daß noch jemand da iſt, auf den man bauen kann, daß nicht alle bereit ſind, ihre Grundſätze gegen Stellen einzutauſchen. Wenn andere Ehrloſigkeit und Stellen wollen, ſo ſoll wenigſtens das Unterhaus ſich an die Ehre und an Reform halten.“ Lord Ruſſell frug: „Warum hat ſich denn das ehrenwerthe Mitglied nicht vor einer Woche wie jetzt ausgeſprochen und die Bill unterſtützt? Laſſen ſich ſeine Anſichten allenfalls ſo ausdrücken: „wir haben nichts gegen eure Bill, gebt uns nur eure Stellen, dann wollen wir eure Bill durchführen?“ (Rauſchender Beifall.) Sir Francis Burdett ſagte von den Tories überhaupt: „Was man auch ſagen mag von der factiöſen Bande im Oberhauſe, ſie ſind, wenn nicht factiös, doch die kurzſichtigſten Menſchen, daß ſie die Ruhe ihres Landes und alles, was ihnen theuer ſeyn ſollte, wagen, um ihre beſondern Privilegien zu behalten, die der Wohlfahrt des Volkes entgegenſtehen.“

Ebenfalls am 11 Mai erklärte die Union von Birmingham den Herzog für einen allgemeinen Feind der Freiheit: „Es flöße Schrecken und Unruhe ein, daß er jede Willkürgewalt auf dem europäiſchen Continente unterſtütze, ſo daß die Nation durch ihn nothwendig in ungerechte und verderbliche Kriege gegen die Freiheiten Europa's verwickelt würde, daher die Union erkläre, alle ihr zu Gebote ſtehenden geſetzlichen Mittel anzuwenden, um Se. Majeſtät zu veranlaſſen, die Faction, an deren Spitze der Herzog ſtehe, aus ihrem Rathe fern zu halten.“ Ueber dieſe Volksſtimme ſprach der Globe: „Der Herzog von Wellington verdankt ſeinen glänzendſten Sieg und ſeine ſchmählichſte Niederlage einer und derſelben Urſache — dem unbezwungenen Sinne ſeiner Landsleute. John Bull focht mit ihm bei Waterloo und gegen

ihn in der Reformschlacht. Seine Gnaden haben nun den Unterschied zwischen einem Kampfe für und mit der Nation und gegen dieselbe kennen gelernt. In dem einen erwarb er sich unsterblichen Ruhm, in dem andern ewige Schmach."

Am 15ten wurde der Herzog vom Pöbel insultirt, der ein so gellendes Geschrei erhob, daß seine Pferde scheu wurden und eines derselben stürzte. Darüber wurde gesagt: „Daß der Pöbel nicht mehr Zartgefühl zeigt, ist gerade die Schuld jener Partei, an deren Spitze Lord Wellington sich gestellt hat. Diese hat von jeher die Erziehung der niedern Classen in England auf das schamloseste und muthwilligste vernachlässigt; sie erntet jetzt den Lohn, wenn ihr der Pöbel alle Achtung verweigert."

Um den Haß gegen den Herzog noch mehr zu entflammen, machte man alle seine Titel bekannt: „Der erlauchteste und edelste Fürst Arthur, Herzog, Marquis und Graf von Wellington, Marquis von Douro, Viscount Wellington von Talavera und von Wellington, und Baron Douro von Wellesley, Mitglied des höchst ehrenwerthen Geheimenraths Sr. Majestät, Feldmarschall Ihrer Armeen, Obrist des königlichen Regiments der Fußgarden, Constabel des Towers von London, Lord-Aufseher der fünf Häfen, Ritter des höchst edeln Hosenbandordens, Ritter Großkreuz des höchst ehrenwerthen Bathordens, Fürst von Waterloo, Herzog von Ciudad-Rodrigo, spanischer Grande erster Classe, Herzog von Vittoria, Marquis von Torres-Vedras, Graf von Vimeira in Portugal, Ritter des erlauchtesten Ordens vom goldenen Vließe, des spanischen Militärordens vom St. Ferdinand, Ritter, Großkreuz des kaiserlich militärischen Maria-Theresia-Ordens, Ritter, Großkreuz des kaiserlichen St. Geor-

gen-Ordens von Rußland, Ritter, Großkreuz des preußischen ſchwarzen Adler-Ordens, Ritter, Großkreuz des portugieſiſchen königlichen und militäriſchen Thurm- und Schwert-Ordens, Ritter, Großkreuz des königlichen und militäriſchen Schwert-Ordens von Schweden, Ritter, Großkreuz des Elephanten-Ordens von Dänemark, des niederländiſchen Wilhelms-Ordens, des Annunciada Ordens von Sardinien, des Maximilian-Joſeph-Ordens von Bayern, ſo wie mehrerer anderer, und jetzt Premier-Miniſter von England. (NB. Dieſer Artikel ſteht im Courier vom 15 Mai.) Zu allem dem können wir hinzufügen, daß er Obercommandant der alliirten Armeen in Paris war, als der tapfere Ney erſchoſſen wurde. — Nachſtehendes ſind einige von den Emolumenten des Herzogs:

Penſion	4,000 Pfund.
Als Oberſt des erſten Garderegiments .	2,695 —
Als Conſtabel des Towers . . .	930 —
Zinſen von den ihm durch das Parlament votirten Geldern	35,000 —
	42,615 Pfund.

Er hat noch mehrere andere Stellen, deren Einkünfte unter den obigen nicht begriffen ſind. Es iſt wahrſcheinlich, daß eine Generation der Familie Wellesley dem Staate zwei Millionen Pfund koſtet.“

Dieſer mächtige Sterbliche war jetzt in einer bedenklichen Lage. Der König hätte ihn gern an die Spitze der Geſchäfte geſtellt, und trug ihm wirklich die Zuſammenſetzung eines neuen Miniſteriums auf, allein er wagte nicht von dieſer Ehre Gebrauch zu machen, denn die Nachricht, Wellington

ſey Miniſter geworden, würde unfehlbar das Signal zur blutigſten Revolution geweſen ſeyn. Man zauderte bei Hof. Die Tories, die fremden Botſchafter eilten ab und zu. Man kam mit nichts zu Stande.

Schon am 11 hatte Sir Francis Burdett folgenden guten Rath gegeben: „Es frägt ſich nun, was iſt zu thun? Meiner Anſicht nach muß die Regierung wieder in die Hände der abgetretenen Miniſter übergehen, und die Reformbill durchgeſetzt werden, deren Aufſchub oder Verweigerung die Urſache aller Schwierigkeit iſt. Ich habe Vertrauen auf die Mäßigung und Weisheit des Volks, allein die Gemüther ſind dermaßen erhitzt, daß ſie ſich nur durch vernünftige Conceſſionen werden beſchwichtigen laſſen. Mir ſcheint, es würde ſich für den Herzog von Wellington weit mehr ziemen, wenn er, ſtatt ſelbſt ein Cabinet zuſammenzuſetzen, dieſelbe Reformbill durchzuführen, und dann, wie man ſagt, ſogleich zu reſigniren, ſeinen Einfluß im Oberhauſe darauf verwendete, die Bill unter dem Einfluſſe der Miniſter, die ſie zuerſt vorſchlugen, durchzuführen. Dann würde er die Freude haben, zu ſehen, daß die Conſtitution wieder ein Gegenſtand der Verehrung für das Volk würde, und der Monarch die Liebe ſeiner Unterthanen wieder gewänne.“

Dieſer gute Rath war wirklich der einzig heilſame, den der Hof endlich auch annahm. Am 17 Mai erklärte der Herzog von Wellington im Oberhauſe: „Die letzten Discuſſionen im Unterhauſe hätten gezeigt, wie unmöglich es ſey, einer Regierung, die nach den von ihm entwickelten Anſichten gebildet wäre, das Vertrauen des Landes zu ſichern, daher habe er den König in Kenntniß geſetzt, daß er den ihm gnädigſt ertheilten Auftrag (ein Miniſterium zu

bilden) nicht erfüllen könne, und der König dagegen habe ihm eröffnet, er werde die Communicationen mit seinem frühern Ministerium wieder erneuern."

Hierauf erklärte der König am 18, daß Grey auf seinem Posten bleibe. Diese Erklärung erweckte ungeheuern Jubel im ganzen Lande, mit dessen Beschreibung ich mich hier nicht aufhalten will. Es handelte sich jetzt nur noch darum, ob das Oberhaus die Reformbill ohne einen Pairsschub annehmen werde, und um diesen letztern zu vermeiden, um ihre geschlossenen Reihen nicht von Whigs durchbrechen und das Oberhaus mit ihren Feinden anfüllen zu lassen, erklärten sich die Tories sogleich bereit, die Reformbill anzunehmen, wenn nur keine neuen Pairs gemacht würden.

Um wenigstens die Ehre zu retten, sagte man, der König allein wolle es, habe es den Tories wider ihren Willen zur Pflicht gemacht. Es wurde absichtlich ein Brief des Hrn. Taylor, Privatsecretairs des Königs verbreitet, des Inhalts: „Mein werther Lord! Ich bin von Seiner Majestät mit dem Auftrage beehrt, Eure Herrlichkeit zu benachrichtigen, daß alle Schwierigkeiten bei den beabsichtigten Arrangements heute Abend werden gehoben werden, durch die Erklärung einer hinreichenden Anzahl von Pairs, daß sie in Folge des jetzigen Standes der Angelegenheiten zu dem Entschlusse gekommen sind, alle weitere Opposition gegen die Reformbill fallen zu lassen, damit sie ohne Verzug, und, so weit dieß möglich ist, in ihrer jetzigen Gestalt durchgehe. Ich habe die Ehre ꝛc. Sir H. Taylor." Inzwischen mußte den Tories selbst mehr als dem Könige daran liegen, sich durch diese Concession aus

der Schlinge zu ziehen, ohne ihre Macht im Oberhause mit läſtigen Collegen aus den Reihen der Whigs theilen zu dürfen.

Die Reformbill ging nunmehr wie im Galopp durchs Oberhaus. „Die Tories," lautete ein Brief aus London in der Allgemeinen Zeitung, „haben die Waffen geſtreckt, mit Ausnahme eines kleinen Häufleins, das mit dem langhaarigen Lord Ellenborough an der Spize es für Pflicht hält, fortzukämpfen, obgleich ſie keine Hoffnung haben, in der Bill etwas verändert zu ſehen, als was die Miniſter ſelbſt großmüthig genug ſeyn dürften, aus freiem Willen zuzugeſtehen. Schon daß der Herzog von Wellington am Montag nicht erſchien, zeigte, daß die Partei den wahren Stand der Dinge endlich erkannt, und ſich entſchloſſen hat, durch künftige Mäßigung den Whigs allen Grund zur Creirung neuer Pairs zu entziehen. So ließ man alle Städte, welche für Repräſentanten vorgeſchlagen wurden, faſt unangefochten durch, bis man an die erſte Abtheilung der Hauptſtadt kam. Mit dieſer fing man am Dienſtag an; man erwartete Oppoſition dagegen, aber glaubte kaum, daß man es würde zur Abſtimmung kommen laſſen; doch geſchah es, und es ſtimmten 91 für, 36, ſage ſechs und dreißig, gegen dieſe ſo oft beſtrittene Clauſel. So befanden ſich denn die Miniſter, welche fünfzehn Tage früher durch eine Mehrheit von 35 gezwungen worden waren, abzudanken, jetzt ſiegreich in einer Mehrheit von 55 bei einem der Hauptpunkte der Bill! Auch hat dieſe ſeitdem die ſchnellſten Fortſchritte gemacht, ſo daß man geſtern Nacht ſchon mit der 21ſten Clauſel zu Ende kam; in zwei Abſtimmungen, welche ſeit Dienſtag ſtattgefunden, hatte die Oppoſition nur noch 15 und 23 Stimmen ins Feld gebracht, während ihre Zahl vor 14 Tagen noch 288

betrug. Die Nation ſteht im eigentlichſten Sinne mit der Hand am Schwert. Man leſe nur die Berichte von den Verſammlungen, welche ſeit der erſten Nachricht von der Rückkehr des Grafen Grey ſtattgefunden, von den Freudenbezeugungen an vielen Orten, der eifrig fortgeſetzten Organiſation der Vereine, von der Beſchickung der Londoner Stadtgemeinde, von dem Birminghamer politiſchen Vereine, der Ueberreichung des hieſigen Bürgerrechts an Herrn Attwood, dem Eſſen, welches der Lordmayor demſelben und den andern Abgeordneten von Birmingham, Mancheſter, des Londoner Vereins u. ſ. w. gab, der Kälte, womit man die Geſundheit des Königs und der Königin, und der Begeiſterung womit man die des Herzogs von Suſſex trank (der ſich zur Volkspartei geſchlagen hatte), und man wird ſich überzeugen, daß die Tories nichts Klügeres thun können, als geſchehen zu laſſen, was zu verhindern nicht mehr in ihrer Macht ſteht."

Am 4 Junius nahm das Oberhaus die Reformbill mit 106 gegen 22 Stimmen an, unter donnerndem Beifallgeſchrei des Volkes, das man im Hauſe deutlich vernahm. Am 7. gab der König der Bill ſeine Sanction.

Das engliſche Volk war nun auf Einmal wieder beruhigt, und nur wenige Exceſſe waren als die Nachwehen der allgemeinen Aufregung zu betrachten. Am 18 Junius, dem Jahrestage der Schlacht bei Waterloo, wurde der Held dieſes Tages, der Herzog von Wellington, vom Londoner Pöbel ausgeziſcht und mit Koth geworfen. Am 19 befand ſich der König auf dem Pferderennen zu Aſcot, als ein Kerl in Lumpen und mit einem Stelzfuß ihm einen Stein an die Stirn warf, der ihn zum Glück nicht verletzte, da der Hut die Stärke des Wurfs gebrochen hatte. Der Thäter war Den-

nis Collins, ein irländischer Matrose, der als Pensionair im Matrosenhospital zu Greenwich wegen eines Vergehens fortgejagt worden war, auf seine Bittschrift an die Admiralität eine abschlägige Antwort erhalten hatte, und nun, aus Hunger in Verzweiflung gerathen, sich am König rächen wollte. Seiner That lag keinerlei politische Absicht zu Grunde; Parlament und Volk versäumten aber diese Gelegenheit nicht, dem Könige laute Beweise ihrer, seit der glücklichen Entscheidung der Reformfrage wiederkehrenden Liebe zu geben.

3.

Angelegenheiten Irlands und Grey's Continentalpolitik.

Der traurige Zustand Irlands nahm fortwährend die Aufmerksamkeit des Parlaments in Anspruch; allein es geschah noch immer nicht genug für dieses Land, theils weil Regierung und Parlament mit andern wichtigen Dingen beschäftigt waren, theils weil der englische und protestantische Stolz zu sehr gewöhnt war, die Irländer stiefväterlich zu behandeln, theils weil sogar die Gemäßigten fürchteten, durch zu große Nachgiebigkeit gegen O'Connell, Shiel ꝛc. die ohnehin schon aufgeregten Irländer nur noch trotziger zu machen. Stets behaupteten die irischen Freunde, durch erweiterte Emancipation werde Irland beruhigt, seine Verbindung mit England befestigt werden; und stets behaupteten die Engländer, eben dadurch würden die Irländer nur übermüthig werden und die Trennung um so gewisser erfolgen.

Die katholischen Irländer verlangten einstimmig die Ab-

schaffung der an die protestantische Geistlichkeit zu leistenden Zehnten. Als die katholischen Irländer durch die protestantischen Engländer unterjocht wurden, mußten sie, trotz dem, daß sie katholisch blieben, eine vollständige protestantische Geistlichkeit unter sich aufnehmen und ihr den Zehnten geben bis auf den heutigen Tag. Daß sich das ohnehin arme Volk endlich einmal weigerte, die ihr fremde und verhaßte Geistlichkeit länger mit seinem Schweiß zu mästen, war natürlich, und sobald der Widerstand einmal angefangen hatte, wurde er allgemein.

Zweitens verlangte wenigstens ein Theil der Irländer, und darunter sogar Protestanten, die Aufhebung der Union zwischen England und Irland, dergestalt, daß zwar die Kronen auf Einem Haupt vereinigt bleiben, Irland aber ein eigenes Parlament haben sollte. Dieß war der große Plan O'Connells.

Am 12 Januar versuchte Stanley einen Mittelweg einzuschlagen, indem er eine irische Reformbill an das Unterhaus brachte, worin er auf eine sehr mäßige Erweiterung und zweckmäßigere Einrichtung der irischen Repräsentation drang. Er sagte: „Es ist nicht nöthig, in Irland so weit als in England zu gehen, weil sich dort kein Gatton oder Old Sarum befinden, die schon bei der Union des Wahlrechts beraubt wurden, als man die Zahl der Repräsentanten von 300 auf 100 verminderte; von diesen hundert werden 64 von den 32 Grafschaften, 4 von den beiden größten Städten, einer von der Universität, und 31 von verschiedenen Flecken und Städten gewählt. Aber den fehlerhaften Wahlkörper ließ man bestehen, so daß oft von 50,000 Menschen nur 10 oder 12 Wähler sind. Hier muß eine Aenderung ge-

troffen werden, wie dieß in der englischen Reformbill geschehen ist. Ehe ich jedoch weiter auf diese Einzelnheiten eingehe, muß ich eines Punkts erwähnen, worüber ich mit Vielen nicht einerlei Meinung bin, nämlich der Vermehrung der irischen Repräsentantenzahl, welche nicht mehr als fünf Mitglieder betragen soll."

Die Sache wurde hinausgeschoben. Die irischen Freunde widersprachen heftig. O'Connell verlangte eine weit größere Ausdehnung des Wahlrechts, indem er behauptete, der Geldwerth sey in den beiden Ländern nicht gleich, und 5 Pfund in Irland gerade so viel als 10 Pfund in England, so daß durch die Anlegung desselben Maßstabes in beiden Ländern die Anzahl der Wähler dort verhältnißmäßig weit geringer werden würde, als in England und Schottland. Ja, er wollte sogar den Vierzig-Schilling-Freisassen, denen man bei der Emancipation, zur Beruhigung der Protestanten, das Wahlrecht entzog, dasselbe zurückgegeben haben. Aber die irischen Freunde blieben in der Minderheit, und die Bill ging am 25 Junius durch.

Die Zehntensache war von größerer Wichtigkeit, da hier das Volk unmittelbar Theil nahm. Es widersetzte sich eigenmächtig und bildete Associationen. Schon im Januar meldete der englische Courier: „Ein organisirter Widerstand gegen die Zahlung des Zehnten besteht zwar bis jetzt bloß in Kilkenny, Carlow, der Grafschaft der Königin, und vielleicht in einigen Theilen von Tipperary; einzelne Fälle ereignen sich täglich auch in andern Grafschaften. Selbst in einigen Districten der Grafschaft Cork, wo sich niemals Whiteboys blicken ließen, würde ein Auspfänder sicherlich sein Leben in Gefahr setzen, wenn er in die entfernteren Theile derselben

käme, wo keine Polizeiſtationen in der Nähe ſind. Wenn der Widerſtand ſich ſo ausbreitet, und in dieſem Falle wird wegen der unmittelbaren Gelderleichterung die Anſteckung ſich ſchnell verbreiten, ſo läßt ſich leicht berechnen, daß, mit Ausnahme der nördlichen Grafſchaften, das jetzige Syſtem nur durch das Martialgeſetz wird aufrecht erhalten werden können.“ Daſſelbe Blatt berichtete ferner: „Ein Geiſtlicher, Namens Whitty, aus der Grafſchaft Tipperary, ward in der Nähe ſeines Hauſes auf eine barbariſche Weiſe ermordet. In der Grafſchaft Innishowen haben ſich die Pächter in großer Anzahl verſammelt, die Zahlung der Zehenten verweigert, und deren völlige Abſchaffung verlangt; auch haben ſie ihren Gutsherren erklärt, daß ſie künftig nur den zehnten Theil der früher von ihnen erpreßten Pachtrente bezahlen würden. Eine ſtarke Truppenmacht wurde dahin geſendet. In der Grafſchaft Galway wurde der Verſuch gemacht, einen der Mönche im Kloſter zu ermorden, weil er gegen die ungeſetzlichen Verbindungen in jener Grafſchaft gepredigt hatte. Mehrere Bauern, welche im November ihre Pachtungen ruhig abgegeben hatten, ſind zurückgekehrt und haben ſich mit Gewalt wieder in deren Beſitz geſetzt. Aber nicht bloß die Katholiken zeigen ſich auf dieſe Weiſe, auch die Proteſtanten. Bei einer kürzlichen Oranienverſammlung in der Grafſchaft Fermanagh hörte man die wüthendſte Sprache; der proteſtantiſche Erzbiſchof ward auf Veranlaſſung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen ausgeziſcht. Nicht beſſer ging es in der Grafſchaft Tyrone.“

Die Sache kam vor das Parlament, weniger um der Irländer, als um der des Zehnten beraubten Geiſtlichen willen. Beſonders nahm ſich das mit der hohen Geiſtlichkeit und

Aristokratie angefüllte Oberhaus der gefährdeten Reichthümer ihrer Amtsgenossen an, und setzte eine Committee nieder, die schon am 16 Februar berichtete, und auf eine Entschädigung drang. Man fühlte aber die Nothwendigkeit, das ganze System zu ändern und nahm einstweilen die Vorschläge des Marquis von Lansdown an, am 8 März. Derselbe sagt: „Es ist dem Hause bekannt geworden, daß sich in mehreren Theilen Irlands eine organisirte und systematische Opposition gegen die Zehnten-Zahlung gebildet hat, wodurch das Gesetz machtlos, und viele Geistliche von der hohen Kirche in große Noth versetzt wurden. Um dieser Noth abzuhelfen, wird es für nothwendig erachtet, daß Se. Maj. ermächtigt werden sollte, aus dem consolidirten Fonds solche Summen, wie sie zu diesem Zwecke nöthig erachtet werden, zu erheben. Diese so erhobenen Summen sollen von dem Lordlieutenant durch und mit dem Rathe des geheimen Raths als Vorschüsse nach dem Verhältnisse des Einkommens der Pfründner, denen man die gesetzlich gebührenden Zehnten verweigerte, vertheilt werden, nach einer Scala, die mit dem steigenden Einkommen abnimmt. Daß zur wirksamen Wiederherstellung der Macht des Gesetzes, und als Sicherheit für die Rückzahlung der so vorgeschossenen Summen Se. Maj. ermächtigt werden, den Betrag der rückständigen Zehnten eines Theils oder des ganzen Jahrs 1831 zu erheben, ohne Nachtheil der Ansprüche der Geistlichkeit auf irgend einen Rückstand, der sich von einer längern Periode herschreibt: von den eingehenden Rückständen soll der Betrag der Vorschüsse abgezogen, und der Ueberrest den gesetzlichen Anspruchs-Berechtigten ausbezahlt werden. Es ist die Meinung des Hauses, daß um die Interessen der Kirche und die dauernde Wohlfahrt

Irlands zu ſichern, eine Syſtemsänderung erforderlich iſt, und daß eine ſolche Aenderung, um genügend zu ſeyn, eine vollſtändige Abſchaffung der Zehenten, auch derjenigen, die Laieneigenthümern gehören, enthalten muß, indem dieſelben in eine Landtaxe verwandelt, oder gegen Grund und Boden ausgetauſcht werden." Dieſe Vorſchläge wurden ohne Abſtimmung gebilligt. — Im Unterhauſe machte Hr. Stanley, Staatsſecretair für Irland, den Antrag, daß ſich das geſammte Haus in eine Committee verwandeln ſolle, um die Anträge der Regierung, die im Ganzen mit dem erſtatteten Berichte übereinſtimmten, im Detail zu prüfen. Nach einer ziemlich langen Debatte, worin ſich die Tories für die Maßregel, und Hr. Shiel im Namen der iriſchen Mitglieder in lebhafter Apoſtrophe dagegen ausſprachen, indem durch eine Verwandlung des Zehntens in eine Landtaxe der Zehnten nur verewigt würde, kam es zur Abſtimmung, wo die Miniſter mit 314 gegen 31 Stimmen in der Majorität blieben. Die 31 Mitglieder, welche dagegen ſtimmten, waren Irländer, oder Radicale, wie Hunt.

Allein mit dieſem Auskunftsmittel war wenig geholfen. Das iriſche Landvolk fuhr fort, den Zehnten zu verweigern, und ſelbſt den Ausſpfändungen zu trotzen. Ein Geiſtlicher, der den Muth hatte, einem Zehntpflichtigen eine Kuh pfänden zu laſſen, konnte dieſe auf dem Lande nirgends verkaufen. Er ließ ſie nach der Stadt Cork treiben, wo ſie unter Begleitung einer Abtheilung Lanciers und gefolgt von mehr als 10,000 Landleuten ankam. Der Aufſtreich begann; der Ausrufer bot die Kuh um 3 Pfund aus: — kein Käufer; um 2 Pfund: — kein Käufer; um 1 Pfund — kein Käufer; kurz er kam herab auf 3 Schilling für das Stück Vieh, ohne

daß sich ein Käufer gezeigt hätte. Dieß dauerte ungefähr eine Stunde, man wollte den Verkauf noch einmal verschieben, der General aber, der die Truppen commandirte, erklärte sich dagegen, er wolle die Truppen nicht länger einem so ermüdenden Dienste aussetzen. — In der Grafschaft Kilkenny wurde abermals ein Versuch gemacht, Vieh zu verkaufen, das wegen verweigerter Zehnten weggenommen worden war; der Versuch schlug vollständig fehl, 20,000 Personen waren anwesend, Niemand bot, und das Vieh mußte den Eigenthümern zurückgegeben werden.

Dergleichen Vorfälle spornten das Parlament aufs neue. Am 14 Junius wurde ein zweiter Bericht über den irischen Zehnten erstattet. Es wurde darin vorgeschlagen, erstens eine Bill, welche die Bestimmungen der Zehntvergleichs-Acte verbessert, und sie dauernd und zwingend macht. Zweitens eine Bill, um geistliche Diöcesancorporationen in Irland einzusetzen. Drittens eine Bill zur Umwandlung der Zehnten gegen Land. Die Committee schlägt zugleich eine wichtige Veränderung in der Art vor, wie das Geld zu Erbauung und Wiederherstellung der Kirchen erhoben werden soll. Am 2 Julius wurde vom Oberhause auf den Antrag des Grafen Roden eine Adresse an den König beschlossen, um denselben auf den traurigen Zustand Irlands aufmerksam zu machen.

Das irische Volk nahm eine noch drohendere Haltung an. Am 8 Julius versammelte es sich in großer Zahl zu Balybale. Man schätzte die Versammlung auf 200,000 Menschen. Die Dublin Evening-Post schilderte sie also: „Zwei Stunden lang dauerte das Eintreffen einer imposanten Menschenmenge zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde. Zwischen

dem fortdauernden Geſchrei der Begrüßung hindurch hörte man die Töne von Pfeifen, Trommeln und anderer Muſik. Die Einwohner jedes Diſtrictes hatten ſich unter ihre reſpectiven Fahnen geordnet, von denen man Hunderte, theils orange, theils grün, theils dreifarbig, flattern ſah. Es hatten ſich auch viele Proteſtanten eingefunden, welche den Vorgängen mit großer Theilnahme zuſahen. Militär oder Polizei war nicht zu erblicken. Dieß fand man ungemein vernünftig. Auf einer Fahne ſah man einen ſterbenden Irländer abgebildet, der einen ſehr wohlbeleibten Geiſtlichen trug; auf einer anderen war der Teufel als Auctions-Commiſſarius dargeſtellt, der eine gepfändete Kuh zum Verkauf ausbot; auf der andern Seite ſah man einen jammernden Geiſtlichen, der ausrief: „Kein Gebot, kein Gebot!“ Auf unzähligen Fahnen ſah man das Bildniß O'Connells, mit den Inſchriften: „Keine Zehnten!“ „Gänzliche Abſchaffung!“ „Eine gerechte Reform oder Auflöſung!“. Eine Anzahl Edelleute, Pächter und Bauern aus der Gegend von Carrick ließen einen Sarg vor ſich her tragen, um das Leichenbegängniß der Zehnten darzuſtellen. Es war auch eine wahre irländiſche Leichenfeier; denn Tauſende hatten an dieſem Tage 20 (engliſche) Meilen zurückgelegt und kehrten noch in derſelben Nacht nach Hauſe zurück, ohne vielleicht einen Sixpence zu Erfriſchungen in der Taſche gehabt zu haben. Der Obriſt Pierce Butler, Vice-Lordlieutenant der Grafſchaft, war 28 Meilen weit hergekommen, um den Vorſitz zu führen, ſeinen Abſcheu gegen das Zehnten-Syſtem an den Tag zu legen, und eine vollſtändige Reform oder die Auflöſung der Union zu verlangen. Da die Verſammlung zu groß war, um von einem Huſting alles zu vernehmen,

ſo wurde noch ein zweites Gerüſte errichtet, von welchem herab die Redner zu dem Volke ſprachen. Die Zahl der anweſenden Perſonen wurde auf nahe an 200,000 geſchätzt."

Der Courier ſchrieb: „Die Verbindungen gegen die Zehntenzahlung haben eine neue Geſtalt angenommen; unermeßliche Verſammlungen bilden ſich ſelbſt in Tribunale um, vor welche Perſonen geladen werden, um wegen des ihnen angeſchuldigten Verbrechens der Zehntenzahlung Rechenſchaft zu geben; wer ſich nicht ſtellt, wird von allen Leuten in ſeinem Dienſte verlaſſen. Landedelleuten und Pächtern blieb nicht ein Arbeiter, um die nothwendigſten Geſchäfte zu thun. Das Heu vermodert auf dem Boden, und das Vieh fällt um aus Mangel an Nahrung und Pflege. So groß iſt der Schrecken vor dieſer neuen Richtergewalt, daß höchſt achtungswerthe Perſonen, um Schlimmeres abzuwenden, es nöthig finden, ſich zu ſtellen, die Gerichtsbarkeit anzuerkennen, und Gehorſam gegen ihre Ausſprüche zu geloben. Die iriſche Regierung hat hiegegen ein Circular erlaſſen, daß alle Mittel des Widerſtandes gegen Zehntenzahlung, mögen ſie wirkliche Gewaltthat oder bloß Einſchüchterung ſeyn, illegal ſind, und die wirkſamſten Gegenmaßregeln ergriffen werden ſollen. Die Magiſtrate ſollen alle in ihren Händen liegende Gewalt anwenden, um die Schuldigen zur Strafe zu bringen."

Trotz dieſer Vorgänge begnügte ſich das Parlament, die wenig durchgreifenden Vorſchläge des zweiten Commiſſionsberichts anzunehmen, am 21 Julius; obgleich Shiel ſich aufs kräftigſte gegen dieſe halben Maßregeln wehrte. Er ſagte: „Wir flehen die Miniſter an, raſche und augenblickliche Reformmaßregeln in der iriſchen Kirche anzuordnen. Die

Miß-

Mißbräuche der verrotteten Flecken waren nicht ſchlimmer, als die Mißbräuche der Kirche. Der Schrei von Irland herüber um Reform dieſer Kirche iſt ſo ſtark, als der, welcher zur Parlamentsreform zwang. Will man auf ein neues Parlament acht Monate lang warten? Werden die Ereigniſſe auch warten? Was wird bei der nächſten Wahl geſchehen? Was ſollen die, welche die Freunde der Regierung ſeyn möchten, dem Volke ſagen? Was ſollen wir ſagen, wenn man uns fragt, ob ein iriſches Parlament eine ſolche Bill hätte durchgehen laſſen? Um Gottes willen erwacht zu dem Gefühl eurer und unſrer Lage, erwägt die Gefahren, die euch umgeben, und das ganze Reich mit ſo großem Unglück bedrohen. Noch iſt es Zeit, noch iſt die koſtbare Gelegenheit nicht vorüber, ergreift ſie; wenn ihr ſie dießmal entſchlüpfen laßt, ſo iſt ſie für immer vorüber.“ Er trug ſodann darauf an, die Bill in der Art auszudehnen, daß die erſten Früchte, nach ihrem wahren Werth erhoben, und die Zehnten, nachdem für die Kirche gebührend geſorgt, für Religion, Unterricht und mildthätige Zwecke verwendet würden. Die Anſtrengungen Hrn. Shiels, ſo wie anderer iriſcher Mitglieder waren umſonſt; die Miniſter blieben mit 79 Stimmen gegen 18 in der Majorität.

Somit war dem Uebel noch keineswegs abgeholfen. Schon am 13 Auguſt lieferten ſich Proteſtanten und Katholiken ein förmliches kleines Gefecht bei Portglenone. Ueber den Zuſtand des Landes äußerte ſich der Courier im September: „Die ackerbautreibende Bevölkerung beklagt ſich über die Uebel, welche die Abweſenheit der Gutsbeſitzer über ſie bringe, während doch die Behandlung, welcher anweſende Güterbeſitzer ausgeſetzt ſind, abſcheulich iſt. Einer jungen Dame,

die auf einem kleinen Gute in der Nähe von Werford lebte, wurde der Brunnen vergiftet, alle Neckereien angewendet, um ſie zu verjagen, und endlich die Scheune, in der das neueingeheimſ'te Korn ſich befand, in Brand geſteckt. Einem Pächter, der einer von Captain Rock erhaltenen Aufforderung, ſeine Pachtung zu verlaſſen, nicht gehorcht hatte, gab man eine Salve Flintenſchüſſe durchs Fenſter, und man fand am Morgen in ſeinem Schlafzimmer 18 Kugeln. Das ſind die jede Nacht vorkommenden Landbeluſtigungen derer, die unter der ackerbautreibenden Bevölkerung von Irland leben. Iſt es da zu verwundern, daß kleine Capitaliſten mit ihrem Eigenthume lieber nach Deutſchland, Frankreich oder Italien gehen, wo ſie vor Beleidigung und Mord geſchützt ſind? Die Gewerbe von Dublin beklagen ſich über den Verfall der iriſchen Manufacturen. Wie können aber Manufacturen oder andere Induſtriezweige blühen, wo keine Sicherheit des Capitals iſt."

Die ſchottiſche Reformbill, wodurch den Schotten noch weitere 8 Parlamentsglieder zu wählen geſtattet wurde, erfuhr keinen bedeutenden Widerſtand und wurde am 17 Julius vom Könige ſanctionirt.

In der zweiten Hälfte des Jahres beſchäftigte ſich das Miniſterium Grey und das Parlament vorzüglich mit den auswärtigen Angelegenheiten, wozu endlich Zeit gewonnen war, nachdem die ſchwierigſte innere Frage, die Reform, ihre Erledigung gefunden hatte. Allein wenn Grey bei jener innern Frage den Widerſtand der Tories mit Hülfe der Volkspartei ſiegreich überwunden hatte, ſo bekam er es, hinſichtlich ſeiner auswärtigen Politik, mit beiden Parteien zugleich zu thun. Die Tories waren für Rußland

gegen Polen, für Holland gegen Belgien, für Don Miguel gegen Dona Maria; die Volkspartei umgekehrt. Grey hielt die Mitte, befolgte ein conſequentes Friedensſyſtem und machte es ſomit keiner der Parteien Recht.

Grey war für den Frieden und unterſtützte das franzöſiſche Juſte-Milieu aus folgenden Gründen: 1) Im Kriege konnte England nichts mehr gewinnen, als einige Colonien, an denen es ohnehin ſchon mehr als zu viel hat; dagegen hätte es Hannover leicht verlieren und durch die Kriegskoſten die Nationalſchuld wieder ungeheuer vermehren können; 2) durch einen neuen Continentalkrieg wäre auch unfehlbar eine Continentalmacht, etwa Frankreich oder Rußland, zum Primat gelangt, und dadurch der engliſche Einfluß geſchwächt worden; 3) ein Principienkrieg auf dem Feſtland Europa's hätte auf die engliſche Bevölkerung zurückwirken und die Kataſtrophe der Ariſtokratie, zu der Grey immerhin gehört, beſchleunigen müſſen. Dagegen erhielt ſich England durch den Frieden 4) die ruhige friedliche Entwicklung ſeiner innern Reform und 5) ſeinen großen diplomatiſchen Einfluß, den es nicht nur in Verbindung mit Frankreich auf die nordiſchen Mächte, ſondern auch wieder auf Frankreich ſelbſt übte, ſofern es Frankreich immer ein wenig am Schlepptau nahm, weil Frankreich an der engliſchen Verbindung allzu viel lag.

Grey war mit Ludwig Philipp vollkommen darin einverſtanden, daß man den Streit der Principien wieder unterdrücken und auf den Streit der Mächte zurückführen müſſe, weil ihnen ſelbſt ſonſt die Principien über den Kopf wachſen könnten. Daher trat in Grey's auswärtiger Politik genau die nämliche Antipathie oder wenigſtens Apathie gegen die

Volksoppositionen in andern Ländern hervor, wie in der Politik des französischen Juste-Milieu. Auch Grey that nichts für die Polen, nichts für die Italiener, nichts für die Constitutionellen der pyrenäischen Halbinsel; und was er für Belgien that, geschah nicht des Volkes wegen, sondern nur um ein Pfand der Versöhnung zwischen Frankreich und dem Norden niederzulegen. Die Trennung Belgiens von Holland mußte Frankreich, die Wahl Leopolds mußte den Norden beschwichtigen.

Für die Sicherung dieses Friedenspfandes machte Grey große und glückliche Anstrengungen. Der friedliebende König der Franzosen und, wie es scheint, auch Oesterreich unterstützten ihn. Nur in Holland und Rußland fand er harten Widerstand. Grey suchte nun ausschließlich Rußland für seinen Friedensplan zu gewinnen, überzeugt, daß dann Holland ohnedieß nachgeben müsse. Hiezu dienten ihm vorzüglich drei Mittel: 1) Geld, 2) Billigung des Verfahrens von Seite Rußlands gegen Polen und 3) eine außerordentliche diplomatische Sendung des Lords Durham, seines eben so klugen als energischen Schwiegersohnes.

England hatte 1815 bei der Herstellung des Königreichs der Niederlande an Rußland Geldleistungen übernommen, die jedoch an die Untrennbarkeit Belgiens von Holland gebunden waren. Die Bedingung hatte aufgehört, Grey beeilte sich aber, die Geldleistungen fortzusetzen, ja er griff Rußland damit in dem Augenblick unter die Arme (im Herbst 1831), da Rußland der Mittel gegen die Polen am meisten bedurfte. Dieß war ein mächtiger Grund, um Rußland den Ansichten des Lords Grey geneigt zu machen. Grey

ließ den neuen Vertrag, den er deßfalls mit Rußland am 15 November 1831 abgeſchloſſen hatte, am 27 Junius dem Parlamente vorlegen. Lord Althorp ſagte: „Der Vertrag von 1815 war, daß der König der Niederlande und Großbritannien die Intereſſen eines dem Kaiſer von Rußland ſchuldigen Anlehens mit einem Amortiſationsfonds von 1 Procent bis zur völligen Tilgung zahlen ſollten. Im Falle einer Trennung zwiſchen Belgien und Holland ſollte die Verbindlichkeit des Königs der Niederlande und Großbritanniens aufhören. Das iſt der Buchſtabe des Vertrags; die Trennung hat ſtatt gefunden, und die Frage iſt nun, ob ſie der Art iſt, wie der Vertrag ſie im Auge hatte, und ob dieß Land nach Ehre und Recht von fernerer Zahlung frei iſt. Ich glaube nicht; die Trennung, die der Vertrag im Auge hatte, war eine durch fremde Gewalt herbeigeführte, und dieſe Erklärung wird durch die geheimen Artikel beſtätigt, von denen einer ſogar die Möglichkeit einer Beſetzung während eines Jahrs vorausſetzt, und die Beſtimmung enthält, daß nach dieſer Periode der Vertrag, wie früher, ausgeführt werden ſolle. Der Zweck des Vertrags war, Rußland zu veranlaſſen, in die Trennung nicht zu willigen. Rußland willigte darein, aber nicht gegen den Wunſch Englands, ſondern vielmehr in Gemäßheit deſſelben. Vertrüge es ſich nun mit Ehre und Gerechtigkeit, daß England auf dem Worte des Vertrags beſtände, und Rußland der Vortheile deſſelben beraubte, weil es ſeinen Wünſchen ſich fügte? Umſtände ſind eingetreten, welche eine Veränderung des Vertrags nothwendig machen; aber nicht im Weſen der Verpflichtung ſelbſt, die für uns dieſelbe bleibt. Dieß iſt der Urſprung der neuen Convention, die unmittelbar nach der Trennung Belgiens von Holland

unterzeichnet wurde, aber erſt nach der Ratification des Vertrags vom 15 November in Wirkſamkeit trat.“

Der Antrag, jene ruſſiſch-holländiſche Anleihe zu beſtätigen, fand heftigen Widerſpruch im Parlament, namentlich deßwegen, weil engliſches Geld dazu verwendet worden war, Polen zu unterjochen. Herr Baring erklärte geradezu, wenn auch England die Zahlung ferner leiſte, ſo wäre es doch klug geweſen, damit zurückzuhalten und aus der Beſtätigung oder Nichtbeſtätigung eine diplomatiſche Waffe gegen Rußland zu machen, um es zur Milde gegen Polen zu zwingen. Am kräftigſten ſprach Oberſt Evans, der am 7 Auguſt abermals eine Motion zu Gunſten der Polen einbrachte und ſie mit der Anleihesache in Verbindung brachte. Die von ihm vorgeſchlagene Reſolution lautete: „In Betracht, daß in Uebereinſtimmung mit dem Geiſte, obgleich in Widerſpruch mit dem Buchſtaben des Vertrags vom 19 Mai 1815 Se. Maj. in eine Erneuerung gewiſſer Verpflichtungen gegen den Kaiſer von Rußland willigte; in Betracht, daß beſagter Vertrag und die erwähnten Verpflichtungen Glieder oder Reſultate der allgemeinen Verträge zwiſchen den alliirten Mächten von 1814 und 1815 waren, liefert nach der Meinung dieſes Hauſes obenerwähnte Convention Sr. Majeſtät einen ſpeciellen Rechtsanſpruch an die dadurch im Vortheil befindliche Macht, auf getreuliche Interpretation anderer, von beiden Parteien eingegangenen Verpflichtungen, namentlich derer in Betreff Polens.“

Nachdem Evans die traurige Lage der Polen nach der Unterwerfung und trotz der Amneſtie mit großer Wärme geſchildert, fuhr er fort: „Wohl ſagte bei der Discuſſion über die ruſſiſch-holländiſche Anleihe ein ehrenwerthes Mit-

glied (Shiel): es gab eine Zeit, wo wir hätten intervenieren können, und wo ein Admiral in der baltiſchen See mehr Beredſamkeit gezeigt haben würde, als ein Geſandter in St. Petersburg. Jetzt iſt das Land gefallen, und wir benützen ſein Unglück zur ſchmutzigen Speculation gegen Rußland, um die Rechnung auszugleichen mit Polens beſtem und edelſtem Blute. Alles dieß iſt ganz wahr, aber nicht weniger wahr iſt, daß wenn die ſtarke Sprache, die im Laufe jener Debatte von verſchiedenen Mitgliedern geführt wurde, ein Jahr vorher geführt worden wäre, Polen hätte gerettet werden können, wenigſtens von der Tiefe des Jammers, in welche die Tyrannei ſeiner Unterdrücker es jetzt geſtürzt hat. . . . Die Convention von 1815, in Kraft deren wir die ruſſiſch-holländiſche Anleihe fortbezahlen, war von den allgemeinen, 1814 und 1815 zwiſchen den alliirten Mächten abgeſchloſſenen Verträgen unzertrennlich, und eine der Stipulationen dieſer Verträge war die Erhaltung der Nationalſelbſtſtändigkeit Polens. Wie benahm ſich Rußland gegen uns ſeit 1815? War es ein freundſchaftlicher, getreuer Alliirter Englands, oder war es nicht das gerade Gegentheil? Sein ganzes Benehmen iſt eine Reihe unverantwortlicher Eingriffe in die Rechte und die Territorien anderer Staaten. So die Kriege mit Perſien und ſpäter mit der Türkei. Rußland war die Macht, die ſich 1823 am meiſten der Gründung conſtitutioneller Regierungen in Neapel, Piemont und den andern italieniſchen Staaten widerſetzte; auf ſeinen Antrieb beſonders ſendete Frankreich ſeine ſchmachvolle Expedition nach Spanien, die dieſem Land alle ſeine bisherigen Leiden bereitete. Die Krone von allem aber war ſein Benehmen gegen Polen.“ Hierauf ſagte Lord Palmerſton: „Ich kann

dem Vorschlage nicht beistimmen, und trage auf die vorläufige Frage an. Ich muß mich entschieden widersetzen, daß, wie es in der Motion geschieht, die Erfüllung unserer eingegangenen Verpflichtungen in Betreff der russisch-holländischen Anleihe mit Rußlands Benehmen gegen Polen vermischt werde. Ich berufe mich auf die Bemerkungen, die ich in frühern Debatten über diesen Gegenstand gemacht habe. Da indessen der ehrenwerthe Antragsteller das von Rußland seit dem Frieden von 1815 beobachtete Benehmen in den stärksten Ausdrücken verurtheilt, so halte ich es für meine Pflicht als Minister der Krone, einer mit uns verbündeten Macht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daher ich das Haus mit einem oder zwei Worten belästigen muß. Das ehrenwerthe Mitglied führte die Kriege mit Persien und der Türkei an. In diesen beiden Fällen war aber nicht Rußland der angreifende Theil, sondern Persien sowohl als die Türkei hatten den Angriff provocirt. Ich will mich nicht in eine Untersuchung des Einflusses einlassen, den der russische Rath auf das Benehmen Oesterreichs in Italien, und Frankreichs in Spanien ausgeübt haben soll; des ehrenwerthen Mitglieds Bemerkungen darüber beruhen bloß auf Vermuthungen, die, mögen sie wahr oder falsch seyn, jedenfalls hier nicht als wirkliche Thatsachen in Frage kommen können. Was endlich die Frage über das Recht oder Unrecht der Verletzung der polnischen Constitution betrifft, so kann nicht geläugnet werden, daß die ersten feindlichen Schritte von Polen ausgingen, durch einen feindlichen Widerstand. Die, welche Polen für den angegriffenen Theil halten, behaupten damit, es habe bei dieser Gelegenheit ein unbestreitbares Recht des Widerstandes gehabt; indessen beschränke ich mich hier auf die einfache Anfüh-

rung des Factums, daß die erſten feindlichen Schritte von Polen ausgingen. Aus dieſen Gründen widerſetze ich mich der Motion.“ Dieſe Sprache des Miniſters war, wie die Beſtätigung der Anleihe ſelbſt, durchaus geeignet, Rußland zu ſchmeicheln, um ſo mehr, da die Oppoſition in der Minorität blieb.

Dieſe Geſinnungen wollte Grey noch durch die Sendung ſeines Eidams Durham dem Kaiſer von Rußland beſtätigen und das Friedensband noch enger knüpfen. Man ſtreute aus, Durham werde für Polen interveniren, worauf aber das Miniſterium, das früher, wo es noch möglich war, nicht daran gedacht hatte, jetzt, da es zu ſpät war, noch weit weniger denken konnte. Grey ſelbſt gab den Tories, die ihn mit Fragen wegen der Sendung ſeines Eidams beſtürmten, deutlich genug zu verſtehen, daß es bloß die friedliche Entſcheidung der belgiſchen Sache, als des Friedensunterpfandes gelte, indem er deßfalls am 3 Julius im Oberhauſe mit einem Seitenblick auf die ſtürmiſchen Polenfreunde im Unterhauſe, die heftige Beleidigung gegen den Kaiſer von Rußland ausgeſtoßen hatten, erklärte: „Ueber die Sendung nach Rußland kann ich bloß bemerken, daß ſehr wichtige Umſtände, welche eingetreten ſind, es Sr. Majeſtät Miniſtern rathſam machten, dieſe Miſſion zu beſchließen. Was die Ausdrücke betrifft, die an einem andern Orte gebraucht worden ſind, ſo muß ich vor allem erklären, daß die Regierung für die Reden Einzelner nicht verantwortlich iſt. Man iſt fremden Souverainen Achtung ſchuldig, und muß ſolche beobachten. Eine beleidigende Sprache verträgt ſich nicht mit der Würde des Parlaments, iſt den Intereſſen des Landes nachtheilig, erſchafft Schwierigkeiten, wo ſie noch nicht ſind, und erſchwert

ſolche, die bereits vorhanden. (Beifall.) So lange die belgiſche Frage unentſchieden bleibt, iſt der Friede Europa's allerdings mehr oder minder gefährdet, und darum war es auch das ſtete Beſtreben der Miniſter Sr. Majeſtät, die Sache zu einer baldigen und genügenden Löſung zu bringen, zu einer Löſung, bei welcher die Intereſſen aller Theile gehörig berückſichtigt, und der Friede Europa's erhalten würde. (Hört! hört! hört!) Ich bedaure, noch nicht ſagen zu können, daß die Unterhandlungen zu einem ſolchen Schluſſe gebracht ſind, und erwarte mit Sehnſucht den Augenblick, wo ich dem Hauſe dieſe Nachricht geben kann. Bei dem jetzigen Stande der Unterhandlungen halte ich es für meine Pflicht, nicht mehr zu ſagen."

Der Kaiſer von Rußland wußte dieſes Entgegenkommen Englands zu ſchätzen. Er fuhr am 21 Julius dem Lord Durham vor St. Petersburg entgegen, um England einen ausgezeichneten Beweis von Achtung zu geben, und beſtieg das engliſche Schiff. Ein Augenzeuge berichtet darüber folgendes: „Wir empfingen den Kaiſer mit allen, auf brittiſchen Schiffen beim Beſuche von Souverainen üblichen Ceremonien. Er war von dem Prinzen Wilhelm von Preußen, von dem Prinzen von Oldenburg, von dem Fürſten Menzikoff und Uriſoff und einem ſehr zahlreichen und glänzenden Stabe begleitet — nur müſſen Sie mir die Namen erlaſſen — ach, dieſe ruſſiſchen Namen! Als der Kaiſer auf das Hinterdeck kam, nahm er den Capitain Brown freundlich bei der Hand, und ſagte auf Engliſch: „Wollen Sie mir Ihr Schiff zeigen? Ich ſpreche ſehr ſchlecht Engliſch." Er ſchien das Engliſche recht gut zu verſtehen, drückte ſich aber, aus Mangel an Uebung, unvollkommen aus. Mit Fremden ſpricht er ge-

wöhnlich franzöſiſch oder deutſch; da aber Capitain Brown keine dieſer beiden Sprachen verſteht, ſo war der Kaiſer genöthigt, engliſch mit ihm zu ſprechen, und es ging ganz gut. Er ward in allen Theilen des Schiffs herumgeführt, das er genau unterſuchte, und dabei Fragen ſtellte, die eine überraſchende Kenntniß des Schiffsweſens, beſonders der brittiſchen Marine, bewieſen. Er fragte bei Namen nach Herrn Blake, dem Schiffsbauer auf den Werften von Portsmouth, und machte einige Bemerkungen über deſſen beabſichtigte Verbeſſerungen im Schiffbaue. Er erwähnte auch den Namen des Schiffsbauers von Devonport. An Bord des Talavera befindet ſich ein 68Pfünder, den er ſehr genau beſichtigte, ihn ein- und ausziehen und laden ließ. Die Leichtigkeit ſchien ihm zu gefallen, mit der das mächtige Geſchütz von ſo wenigen Menſchen gehandhabt wurde. Er nahm die Hebſtange, verſuchte das Gewicht der Kanone ſelbſt, und ſagte: „O, ſie iſt ganz leicht.“ Während der Kaiſer unten die Vorrathskammern beſah, ſchlug es zwölf Uhr. Nun iſt es Sitte in der brittiſchen Marine, daß die Matroſen um zwölf Uhr zu Mittag eſſen, und, wenn nicht die äußerſte Noth bringt, damit nicht eine Minute lang ſich aufhalten laſſen. Dieſe Sitte ward auch, trotz der Gegenwart des Kaiſers, bei uns an Bord beobachtet. Als er daher auf das Unterdeck zurückkehrte, waren die Leute beim Eſſen; es ſchien ihn dieß ſehr zu amuſiren; er koſtete die Suppe und das Rindfleiſch, und ſagte: „Es iſt ſehr gut; nun, habt ihr etwas Rum oder Branntwein?“ Der Capitain entgegnete: „Ew. Majeſtät werden einige Erfriſchungen in der Cajüte erhalten.“ „Nein, nein, erwiderte der Kaiſer, ich meine dieß nicht; ich möchte gern mit den Leu-

ten da trinken.“ Es ward ihm ein Glas Grog überreicht, von welchem er trank, mit den Worten: „Ich trinke auf die Gesundheit König Wilhelms IV und des ganzen Schiffsvolks.“ In der Vorrathskammer befinden sich in eingelegter Zimmerarbeit die Worte: „Gott segne den König.“ Er ward darauf aufmerksam gemacht, und als er das las, sagte er: „Ach! Gott segne den König! ja, Gott segne ihn! er ist ein sehr guter Freund von mir!“ In der Art, wie er diese Worte sprach, lag etwas so Offenes, Männliches, und, wie es schien, Herzliches, daß er alle unsere Herzen gewann, und Capitain Brown ertrug von diesem Augenblick an den Kaiser und behandelte ihn wie ein ehrlicher brittischer Seemann den andern behandelt, der seinen König und sein Land wie sich selbst liebt. Bereitwillig ging der Kaiser in denselben Ton ein, und ihr ganzes Gespräch ward mit einer Cordialität geführt, die für Capitain Brown so schmeichelhaft seyn mußte, als es den sämmtlichen russischen Höflingen auffallend war.“ Ehe er das Schiff verließ, sagte er: „Capitain, ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Artigkeit gegen mich; Sie haben mir alles gezeigt; ich kann Ihnen nichts dagegen zeigen, als meine Garden. Kommen Sie bis Mittwoch mit Ihren Officieren zu mir aufs Land, da will ich Ihnen meine Garden zeigen.“ Dann lud er den Capitain Brown und den Commandeur Herringham ein, am folgenden Tage in Peterhof mit ihm zu Mittag zu speisen, wobei er dem Capitain herzlich die Hand schüttelte, und das Schiff verließ. Auch nachher wurden alle mit Durham angekommenen Engländer auf's zuvorkommendste behandelt. Von den Unterhandlungen erfuhr man nichts, doch hat der Erfolg gezeigt, daß sie den europäischen Frieden zum Zweck hatten. Lord Durham kehrte

nachher über Berlin und Frankfurt zurück, um Preußen und den deutschen Bund für denselben Friedensplan zu gewinnen. Am 11 October war er wieder in London.

Dieselbe conservative Politik behauptete das Ministerium Grey auch in Betreff anderer Staaten. Für Dona Maria gegen Don Miguel geschah nichts, außer daß man dem Don Pedro gestattete, eine Expedition auszurüsten.

Lebhafte Discussionen erregten die deutschen Bundesbeschlüsse vom 28 Junius, hauptsächlich weil sie der König von England als König von Hannover unterzeichnet hatte. Am 25 Julius fand deßfalls in der Londoner Kron- und Antertaverne eine Volksversammlung statt, bei welcher der berühmte Dichter Campbell präsidirte, und deren Zweck war: „ihren Unwillen über die gedachten Beschlüsse auszudrücken.“ Am folgenden Tage brachte Bulwer die Motion ans Parlament, wegen jener Beschlüsse eine eigene Adresse an den König zu erlassen. Allein Lord Palmerston legte von Seite des Ministeriums Protest ein: diese Sache eigne sich zu keiner Intervention Englands, denn der König von Hannover sey als solcher vom Parlament völlig unabhängig, und die deutschen Souveraine seyen bei Abfassung der Beschlüsse einig, und ihre Autonomie unzweifelhaft gewesen.

Grey und sein Ministerium erhielten sich in vollem Ansehen. Das Parlament wurde am 16 August prorogirt. Man hatte etwas aus. Grey wurde auf einer kleinen Landreise im Triumph empfangen. Ihm und mehreren andern Ministern überreichten die Bürger von London große goldene Becher, die aus Beiträgen von je einem Pfennig bezahlt worden waren.

Was man etwa an dem Entgegenkommen Grey's gegen Rußland zu tadeln gefunden hatte, wurde wieder vernichtet durch seine Energie gegenüber Holland. Als er sich nämlich mit Rußland verständigt hatte, betrieb er im Verein mit Frankreich ernstlich die Zwangsmaßregeln gegen Holland, und so schien er wieder der Vorkämpfer des Liberalismus. Die Tories waren unklug genug, auf die alte protestantische und antifranzösische Sympathie des englischen Volks für Holland zu rechnen, und eine Adresse einiger Kaufleute zu veranlassen, welche gegen den holländischen Krieg am 15 November protestiren mußte. Allein es genügte, die wahren Urheber zu bezeichnen, um die ganze Sache scheitern zu machen. Die Engländer liebten Holland lange nicht so sehr, als sie die Tories haßten. Die letztern wurden durch Gegenadressen überstimmt, und zogen überall den Kürzern.

Am 3 December löst'te der König das Parlament völlig auf, und befahl die Wahl eines neuen reformirten Parlamentes, bei dessen Zusammensetzung zum erstenmal die Reformbill ihre Kraft erproben sollte. Die Prophezeyungen der Tories gingen dabei nicht in Erfüllung. Den berühmten Cobbett ausgenommen, diesen kräftigen, geistreichen und höchst populären Demagogen, der in Oldham gewählt wurde, kamen wenig neue Radicale ins Unterhaus, und wenn bei dem reformirten Parlament etwas auffallend war, so war es die Aehnlichkeit mit dem nicht reformirten. Die gemäßigten Whigs herrschten in beiden sowohl über die Tories als über die Radicalen vor. Inzwischen kündigten eben diese Whigs große Consequenzen der Reform an. Das Monthly-Magazin sagte: „Die Abschaffung des Systemes der Flecken und die Ausdehnung des Wahlrechts sind nur die Schatten einer Reform.

Das Weſen dieſer glorreichen Maßregel beſteht in der Verminderung der Nationalſchuld, in der Verringerung unſeres ungeheuern Marine- und Militär-Weſens, in der Abſchaffung der Korngeſetze, und aller ungerechten Beſchränkungen, welche auf unſerm Handel liegen; endlich in einer gerechten Vertheilung der Laſten der Nation durch eine Auflage auf das Grundeigenthum. Erwägen wir zuerſt die Nationalſchuld. Der Druck dieſer bergähnlichen Laſt, welche die Kraftentwicklung der Nation niederhält, kann in einer einzigen Seſſion eines kraftvollen reformirten Parlaments beträchtlich erleichtert werden, und zwar nicht durch ungerechte und unredliche Mittel, ſondern durch eine kluge Verwendung des Nationaleigenthums, von welchem ungeheure Maſſen jeden Augenblick in Umlauf geſetzt werden können. Manche Leſer werden erſchrecken bei den Vorſchlägen, die wir hier machen; aber dieſelben Perſonen würden vor 2 Jahren bei dem Gedanken, 56 Wahlflecken mit Einem Schlage zu vernichten, in ein Gelächter ausgebrochen ſeyn. Zuerſt bieten ſich die Kronländereien dar. Dieſe ſind längſt von den Königen Großbritanniens gegen eine jährliche Civilliſte aufgegeben, und ſeit einem Jahrhunderte von den verſchiedenen Miniſterparteien auf eine ſo unverantwortliche Weiſe vertheilt und geplündert worden, daß man noch jetzt jeden noch lebenden Premierminiſter, welcher das Recht Pachtungen zu bewilligen in Anſpruch nahm, vor dem Parlamente anklagen könnte. Die Kronländereien ſollten alle verkauft und das Departement der Forſten und Wälder abgeſchafft werden. Ihr Werth beträgt erwieſener Maßen über 17 Millionen. Ferner ſchlagen wir vor, alle Corporationen der Königreiche Großbritannien und Irland abzuſchaffen; dieſe Corporationen wurden errichtet, um die

jungen Städte gegen die Angriffe von Räubern und benachbarten Baronen zu schützen. Dieser Zustand der Gesellschaft ist vorüber; diese Corporationen sind entartet, zu einer Wahldienstmannschaft für den boroughmäcklerischen Adel herabgesunken, und allenthalben betrachtet sie das Volk als verhaßte Unterdrücker. Ihr Eigenthum sollte jetzt ohne Unterschied zur Ablösung der Nationalschuld verkauft, und alle ihre Vorrechte, Zölle und Einkünfte abgeschafft werden. Eine Polizei, unter der Leitung von Commissarien, welche von den Hauseigenthümern gewählt werden, ist die einzige Regierungsweise, welche in unserer Zeit für die verschiedenen Städte des Königreichs nothwendig ist. Der Verkauf des Eigenthums aller dieser Corporationen Englands, Schottlands und Irlands, mit Einschluß des bodenlosen Abgrundes von Mißbräuchen, jener Besitzungen der City und der Corporationen von London, kann wohl 100 Millionen Pfund abwerfen. Die Kirche sollte jetzt das Eigenthum der Armen aufgeben: die ursprüngliche Vertheilung des Zehnten in drei Theile ist von Allen anerkannt, welche mit der alten Kirchengeschichte bekannt sind, ein Drittheil der Kircheneinkünfte war das unzweifelhafte Eigenthum der Armen, und Rückgabe dieses dritten Theiles sollte daher jetzt statt finden. Wegen der Kosten der Verwaltung ist es passender, den Betrag zur unmittelbaren Abzahlung der Nationalschuld zu verwenden, da das Publicum fortwährend die Armen durch die Armentaxe unterstützt. Das ganze Besitzthum der Kirche an Zehnten und Landeigenthum hat einen Capitalwerth von 178,150,000 Pf. St., und die ausgedehnten Pachtungen, welche demnächst an das Bisthum London zurückfallen, bringen den Betrag auf 180 Millionen; ein Drittheil hievon, nämlich

60 Mill. Pf., iſt deßhalb die Summe, welche der Staat völlig berechtigt iſt, von der Kirche zu verlangen. Sodann ſchlagen wir den alsbaldigen Verkauf der verfallenen Mildthätigkeits-Anſtalten vor. Der Bericht der Parlamentscommiſſarien deckt eine unglaubliche Maſſe von Unterſchleifen auf, und eine unermeßliche Menge von Eigenthum, das in die Hände unrechtmäßiger Beſitzer übergegangen iſt. Ein reformirtes Parlament kann, wenn es kraftvoll nach dieſem Berichte verfährt, zur Abzahlung der Nationalſchuld eine Summe von 25 Millionen erlangen. Das Greenwich-Hoſpital kann mit Vortheil abgeſchafft werden. Dieſe Anſtalt iſt jetzt kein Hoſpital für verſtümmelte Seeleute, ſondern für miniſterielle Creaturen. Auf ſeinem Landeigenthume laſten 30,000 Pf. Verwaltungskoſten für ganze Schaaren übermäßig bezahlter Commiſſäre, Aufſeher, Einnehmer u. dgl. — Eben ſo ſchlagen wir den Verkauf der ſchottiſchen Krone und Kronſchätze vor, welche jetzt in einem Kaſten in Holyrood liegen, nur um daſelbſt einmal geſtohlen oder verbrannt zu werden. Bei der eingetretenen Aenderung in der Nationalgeſinnung der Schotten würde die Maßregel keinen Widerſtand erregen, denn die feudaliſtiſchen Beweggründe, weßhalb man die Embleme der Souveränetät ſo lange aufbewahrt hat, ſind lange vergeſſen, und unſere Politik iſt es jetzt nicht, die Vorurtheile einiger hochländiſchen Häuptlinge zu beachten, ſondern verhungerten Webern Brod zu verſchaffen. Holyrood-Houſe ſelbſt konnte nebſt vielen unbewohnten Paläſten und königlichen Schlöſſern in verſchiedenen Theilen des Königreichs verkauft werden. Stellt man nun dieſe Summen zuſammen, ſo ergiebt ſich Folgendes:

Kronländereien	17,000,000 Pf.
Eigenthum der Corporationen . .	100,000,000 „
Kircheneigenthum	60,000,000 „
Verfallene Mildthätigkeitsanſtalten .	25,000,000 „
Greenwich-Hoſpital	20,000,000 „
Chelſea-Hoſpital, ſchottiſcher Kronſchatz, Holyrood-Houſe u. ſ. w. . .	10,000,000 „
	232,000,000 Pf.

So könnte eine einzige Parlamentsſeſſion uns ein Drittheil der Nationalſchuld vom Halſe nehmen, wenn man nur ein wenig kraftvoll aufträte, und es iſt wohl zu bemerken, daß kleinliche Maßregeln und klippkrämeriſche Erſparniſſe der Nation nicht mehr genügen werden.“ Dann folgen noch andere Vorſchläge in Bezug auf Erſparungen bei der Marine, auf Vereinfachung der Verwaltung, Beſteuerung der Reichen, Schmälerung der ariſtokratiſchen Vorrechte und Abſchaffung der koſtſpieligen Mißbräuche aller Art.

Unter den bereits aufgedeckten Mißbräuchen nahm die Bankdirection die vorzüglichſte Stelle ein. Bei ihrer Unterſuchung im Spätſommer wurde bemerkt: „Es iſt anerkannt, daß die Bank in den letzten Jahren anſehnliche Verluſte gehabt hat und genöthigt geweſen iſt, einen Theil des Ueberſchuß-Capitals zu verwenden, um die Dividende von 8 Procent zu zahlen. Die Actien ſind daher von 210 auf 188 gefallen. Die Vortheile der Bank werden indeß bei kluger und ökonomiſcher Adminiſtration immer ſo anſehnlich ſeyn, daß ſelbſt bei Wegnahme mancher Privilegien dennoch eine anſehnliche Dividende gewiß bleibt, wenn auch weniger als 8 Procent. In dem oben genannten Capital der Bank iſt eine Forderung an die Regierung von ungefähr 11,000,000

Pfund begriffen, wofür die Bank nur 3 Procent Zinsen erhält; sie kann aber gekündigt werden. Die Vortheile der Bank bestehen hauptsächlich im Handel mit Gold und Silber, zinsfreier Benützung großer Depositen-Gelder, Verwaltung der Regierungsgelder und Discontirung von Wechseln. Die Masse von Noten, welche jetzt von der Bank von England hier im Lande circulirt, wird auf 20 bis 21 Millionen Pfund geschätzt; auch darüber wird man nähern Aufschluß erhalten. Die Valuta befindet sich dafür in Wechseln, Gold und Silber ꝛc. in den Händen der Bank." — „Die Verhöre der Bankdirectoren sind sehr belehrend, weil sie sonnenklar den Beweis liefern, wie hochschädlich jede Geheimnißkrämerei bei allen wichtigen Geldinstituten für eine ganze Nation, selbst die reichste ist, und wie sehr die Wohlfahrt des ganzen Landes dadurch auf das Spiel gestellt wird. Wer hätte glauben sollen, daß die Bank im Jahre 1825 schon im Begriffe war, sich zur Einwechselung ihrer Noten gegen Gold für unfähig zu erklären, und daß ihr dieser Rath selbst von Hrn. Huskisson gegeben wurde, da die Regierung ihr nicht helfen konnte, noch mochte? Man denke nur an die furchtbare Erschütterung, welche ein solches Ereigniß im ganzen Lande hätte hervorbringen müssen! Das ganze Nationalcapital wäre ohne Zweifel um ein Viertheil, wo nicht mehr, durch die Imbecillität der Leiter eines Instituts gesunken! Hier haben wir wieder einen Beleg von den furchtbaren Folgen der Scheu von Oeffentlichkeit in öffentlichen Angelegenheiten. Noch sonderbarer ist aber das angewendete Mittel, welches jene Katastrophe verhinderte. Als die Bankdirectoren in jener bedrängten Zeit ihren Status bilancirten, da fand sich zum großen Glücke ein Paket von mehreren Hunderttausend Pfund alter „Ein Pfund Noten" vor, die man auf erhaltene spätere In-

demnification des Parlaments ſchnell in Umlauf ſetzte. (Die Circulation der Ein Pfund Noten von der Bank war geſetzwidrig, und die geringſte Note hat den Werth von 5 Pfund.) Dieß gab der Circulation einen neuen Schwung, das Publicum kannte die wahre Urſache der von den Miniſtern zur Circulation der Ein Pfund Noten gegebenen Erlaubniß nicht, und das auf eine Fiction berechnete Zutrauen ſtellte ſich wieder ein. Dieſe Mißbräuche ſind nun aufgedeckt; auch hier hat die Heimlichkeit ihr Ende erreicht. Die Nation will ſolche Skandale nicht länger dulden. Wichtig ſind jene Unterſuchungen, weil das Circulationsſyſtem nach dem Ablaufe der Bank Charter auf einer breitern, aber doch feſtern Grundlage als jetzt beruhen wird. Alle Erfahrungen früherer Fehler werden benutzt werden, dieſem wichtigen Zweige des Staatshaushalts die größte Freiheit mit der größtmöglichen Feſtigkeit zu geben. Iſt auch ein Bankinſtitut für die Hauptſtadt und das ganze Land höchſt wünſchenswerth, ſo wird daſſelbe dennoch nicht mehr die Privilegien genießen, die es zu ſolchen Mißbräuchen verleiten könnten, daß das Wohl und Weh eines ganzen Landes entweder von deſſen eignen Fehlern oder von den Capricen Anderer abhängen würde.“

Schließlich bemerken wir, daß in dieſem Jahre die Cholera in England wüthete. Nachdem ſie ſchon im vorigen Jahre nach Sunderland an der Küſte eingewandert war, kam ſie am 12 Februar 1832 nach der Hauptſtadt London, wo ſie verhältnißmäßig wenig, und ſpäter nach Irland, wo ſie weit mehr Verheerungen anrichtete, ohne jedoch, wie auf dem Continent, Volksexceſſe zu veranlaſſen.

Von Europa ſprang die Cholera nach den amerikaniſchen Colonien über und wüthete im Julius namentlich in Quebeck.

IV.

Spanien.

König Ferdinand VII kränkelte. Ihm zur Seite ſtand die junge Königin Chriſtine mit ihrer im October 1831 gebornen Tochter Iſabelle, welcher der König durch die pragmatiſche Sanction die Thronfolge geſichert hatte. Auf der andern Seite aber ſtand neben dem Könige ſein erſter Miniſter und Günſtling Calomarde, das Haupt der jeſuitiſchen und abſolutiſtiſchen Partei, welche des Königs Bruder, den Infanten Don Carlos, zum Thronfolger verlangte. Der König liebte die Königin und that alles für ſeine Tochter, aber er war von zu deſpotiſchen Geſinnungen, um ſich den Liberalen in die Arme zu werfen, welche die Partei der Königin und Prinzeſſin ergriffen. Er blieb alſo den Abſolutiſten treu, die ihn über ihre Abſicht, ſeine Tochter trotz der pragmatiſchen Sanction zu entthronen, zu täuſchen wußten. Calomarde herrſchte unumſchränkt. Als am 19 Januar 1832 Salmon, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſtarb, kam durch Calomarde's und Rußlands Einfluß der durch ſeine abſolutiſtiſchen und inquiſitoriſchen Grundſätze bekannte Graf Alcudia an ſeine Stelle.

Im erſten Theil des Jahres beſchäftigte Spanien vorzüglich die portugieſiſche Frage. Don Pedro war im Begriff, Portugal anzugreifen, um Don Miguel zu ſtürzen. Gelang es ihm, ſo fiel mit Don Miguel auch das abſolutiſtiſche Syſtem in Portugal, und das conſtitutionelle ſchien an ſeine Stelle treten zu müſſen. In ſolcher Nähe konnte dieß auch auf Spanien bedeutenden Einfluß üben, die Conſtitutionellen dieſes Landes ermuthigen, die Hoffnungen der ſpaniſchen Carliſten ſcheitern machen. Die herrſchende abſolutiſtiſch-carliſtiſche Partei in Spanien ließ alſo Truppen an die portugieſiſche Gränze rücken, und Alcudia erklärte im April, Spanien werde ſich gern den Beſchlüſſen der großen Mächte in Betreff Portugals unterwerfen, „ſonſt aber, und wenn man unter mehr oder minder ſcheinbaren Gründen einen verheerenden Vulcan auf der Halbinſel entzünden wollte, könnte die Madrider Regierung kein ruhiger Zuſchauer bei einem ſolchen Kampfe bleiben, ohne vor der ganzen Welt Schwäche und Trägheit zu zeigen. Wenn Spanien ſieht, daß eine Expedition gegen Portugal gerichtet iſt, die ſich auf das Comité Lafayette von Paris ſtützt, und deren Bataillone aus der hölliſchen Elite aller Völker beſtehen, ſo kann es, ohne unklug zu handeln, ſeine Gränzen nicht entblößt laſſen, und die Wechſelfälle eines Kriegs mit einem Fürſten, der jetzt ſein Verbündeter iſt, dem Schickſale preisgeben, ohne alle zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung nöthigen Vorſichtsanſtalten zu treffen.“ Da zugleich franzöſiſcherſeits von einer Heirath zwiſchen Dona Maria und dem Herzog von Nemours die Rede war, ſo ſuchte Alcudia dieſem franzöſiſchen Prinzen einen Rivalen zu geben an dem älteſten Sohne des Don Carlos. Doch kam weder die eine,

noch die andere Heirath zu Stande. Don Pedro landete in Portugal und nahm Oporto ein. Spanien aber verhielt sich, durch die starke Sprache Frankreichs und Englands im Zaum gehalten, vollkommen ruhig dabei.

Diese politische Stille Spaniens unterbrach nichts als das sonderbare Edict vom 23 Julius, wodurch allen Civilpersonen das Tragen der Schnurrbärte verboten wurde, Adeligen bei 6 Monaten Festung und 200 Ducaten, Bürgerlichen bei 6 Monaten Galeerenstrafe in Ketten.

Im September nahm die Gicht des Königs in dem Grade zu, daß er 14 Tage lang mit dem Tode rang. Niemand glaubte an sein Aufkommen, und die Carlisten versäumten die gemeinste Vorsicht. Anstatt dem Sterbenden den Trost der Religion zu bringen, bestürmten sie ihn mit Drohungen, wenn er nicht die pragmatische Sanction widerrufe. Anstatt betrübt zu seyn, oder wenigstens zu scheinen, brachen sie in lauten Jubel aus. Schon hatten sie alle Maßregeln getroffen, den Lieblingswunsch des Königs, seine Tochter auf dem spanischen Thron zu sehen, zu vereiteln. Die Garde, ein Theil der Armee war gewonnen. Calomarde und Alcudia sprachen sich offen für Don Carlos aus. „Nur Wenige blieben treu. Die erlauchte, ihren Schmerzen hingegebene Königin blieb mitten am Hofe ohne Stütze. Die Carlisten strahlten überall in Freude, aber diese war nicht von langer Dauer. Die Hofärzte hatten zum Glück die Krankheit des Königs nicht verstanden. Der König kam aus seiner Ohnmacht wieder zu sich, und seit dieser Zeit bessert er sich. Der König hatte gar keine Erinnerung von dem, was in den stärksten Anfällen vorgegangen war. Er erinnerte sich nicht, daß er gebeichtet und die Sterbsacramente empfangen hatte. Am allermeisten aber er-

staunte er zu vernehmen, daß er eine Acte unterzeichnet habe, die das Gesetz annullirt, wodurch seine älteste Tochter die Thronfolge erhielt. In der That war Herr Calomarde zu der Königin gekommen, und hatte ihr eine schauderhafte Schilderung von den Ereignissen gemacht, die sich vorbereiteten, und wovon sie vielleicht das erste Opfer werden würde, wenn man sich der Thronbesteigung des Don Carlos widersetzen wollte. Die Acte ward von dem König unterzeichnet und in den Rath von Castilien gebracht, um daselbst eingetragen zu werden. Aber Herr Puig, Gouverneur des Raths, wollte die Handschrift des Königs in den unterzeichneten unleserlichen Buchstaben nicht erkennen, und verlangte eine Erklärung von den Aerzten, die es nicht wagten, diese Erklärung geradezu zu verweigern, sondern Zeit zu gewinnen suchten. In dieser Zwischenzeit hatte sich der König wieder erholt. Der König erfuhr bald, was vorgegangen war. Seine erste Maßregel war, das Ministerium zu ändern, Herrn Zea Bermudez zu den auswärtigen Angelegenheiten, General Monnet zum Kriegsminister, Herrn Encima Piedra zum Finanzminister, Herrn Laborde zum Seeminister, Herrn Cafranga zum Minister der Justiz und der Gnade zu ernennen."

„Der Infant Francisco de Paula und seine Gemahlin, eine Schwester der Königin, waren gerade in den Provinzen, als sie die Todesgefahr des Königs erfuhren; sie eilten nach San Ildefonso, und sollen dort zuerst das ganze Gewebe der für den Tod des Königs in den Provinzen völlig vorbereiteten carlistischen Intriguen enthüllt haben. Die beiden italienischen Prinzessinnen arbeiteten der portugiesischen, der Gemahlin des Infanten Don Carlos, deren überwältigenden Einfluß sie längst schmerzlich gefühlt haben mochten, entgegen.

Die Portuguera, so nennt das Volk Don Carlos Gemahlin, gleicht ihrer Mutter, der bekannten Wittwe Johanns VI, an Herrschsucht, und ihrem Bruder Don Miguel an jener Art von Popularität, die jene Fürsten am meisten gewinnen, die am ungeschminktesten die Sitten des Volks, selbst in ihrer Rohheit, beibehalten. Auch ihr Gemahl Don Carlos hat, sey's aus Politik, sey's aus Naturell, diese Eigenthümlichkeit, und ist deßwegen bei der Masse weit beliebter, als der durch große Reisen im Auslande gebildetere Franz de Paula. Die ältere Schwester der Gemahlin des Infantin Carlos, die Prinzessin von Beyra, nimmt, obgleich Wittwe, gleichfalls eine nicht unwichtige Stellung in den politischen Combinationen ein, da ihr Sohn, Don Sebastian (1811 in Rio-Janeiro geboren) von der Miguelistischen Partei für den Thron von Portugal ausersehen ist, falls Don Miguel erbenlos sterben sollte. Würde aber Dona Maria ihren Oheim des Throns entsetzen, so wäre auch für sie Don Sebastian der nächste Brautwerber, da das Gesetz von Lamego die Vermählungsrechte der Thronerbinnen sehr beschränkt. Diese Prinzessin von Beyra nun soll sich der Partei der Königin zugewandt haben. Man erzählt sich, der König und die Königin hätten alles lesen wollen, was die französischen und englischen Blätter, in Folge des falschen Gerüchtes über den Tod Ferdinands, rücksichtlich der Thronfolge äußerten. Nach der überstandenen Krise war dieß eine eindringliche Lection, die denn auch ihre reichen Früchte trug. Die alten Namen, die seit den Zeiten der Cortes nicht mehr gehört worden waren, erstehen wieder. So war, um nur Einige anzuführen, der zum Gouverneur von Cadiz ernannte Zarco del Valle unter den Cortes Kriegsminister und Gouverneur von Madrid.

Der Marquis de las Amarillas war ebenfalls Minister unter der Herrschaft der Constitution, während der Generalcapitain von Granada, an dessen Stelle er tritt, General Moreno, dieses Gouvernement als Lohn dafür erhielt, daß er den Grafen Torrijos und seine Gefährten hatte erschießen lassen. Der Geheimerath, den die Königin als Regentin um sich gebildet hat, besteht aus dem lange verfolgten Martinez de la Rosa, in dem sich der Staatsmann und der Dichter so glücklich vereinen, und aus den Herzogen von San Fernando, San Lorenzo und Cambronero, lauter Männer, die sich unter den Cortes von 1820 auszeichneten. Die Kammerherrenschlüssel wurden allen Kammerherren zurückgestellt, die 1823 in Ungnade fielen, d. h. fast allen freisinnigen Granden Spaniens, wie den Herzogen von Frias und San Fernando, den Marquis von Alcanizes, Abrantes ꝛc. Abgesetzt wurden die erklärtesten Carlisten des Raths von Castilien, wie Modet, Cabanillas, Tadeo Gil ꝛc.; gleiches Schicksal hatten fast alle Criminalrichter von Madrid (Alcaldes de Sala y Corte), und schon wurde zum Präsidenten dieses Gerichtshofs (Decano de la Sala) Oller, ehemaliges Mitglied des Obertribunals unter den Cortes, ernannt, der seit dem Processe des Buchhändlers Miyar nach Valladolid verbannt war, weil er sich weigerte, zu jenem Justizmorde seine Stimme zu geben. Eine der wichtigsten Ernennungen ist die des General-Polizei-Intendanten, General San Martin, während der Corteszeit besser bekannt unter dem Namen Tintin."

Die Bewegungen in den Provinzen bestätigten dem König die Umtriebe der Carlisten. In vielen Gegenden hatte man bereits Don Carlos zum König ausgerufen, so der Bischof von Murcia, so die berüchtigten Gouverneure Espanna

in Catalonien und Eguia in Gallizien. Die letzten beiden weigerten sich, ihr Commando abzutreten und in Madrid Rechenschaft abzulegen.

Der König war nunmehr gänzlich enttäuscht und überließ sich mit Freuden der Leitung seiner Gemahlin. Am 1 October wurden die absolutistischen Minister durch gemäßigte ersetzt. „Man brauchte für das erste Staatsministerium, das des Auswärtigen, einen geschickten Politiker, der die Diplomatie und die Diplomaten Europa's genau kennt; wen hätte man da passender wählen können, als Zea Bermudez? Was die Finanzen betrifft, so kannte niemand besser als Encima das seit der Restauration befolgte System und die geheimen Verhältnisse mit den Bankiers im Auslande. Für das Portefeuille des Kriegs bedurfte es eines Militärs, der von 1814 bis 1824 von der Halbinsel entfernt war, und folglich allen Complotten und Insurrectionen fremd blieb, welche die Armee in jener Zeit durchwühlten; durch die Wahl Monets ward dieß erreicht. Um Chef der Justiz zu werden und in steter Beziehung zu dem hohen Clerus zu stehen, hatte man einen Bureaukraten der Camara, einen Mann von gewissen Vorurtheilen nöthig; die Wahl konnte auf niemand besser als Cafranga fallen. Laborde, dem die Marine zufiel, ist einer unsrer erfahrensten Seemänner. Was die Politik der neuen Administration betrifft, so steht Cafranga der Partei der gemäßigten Absolutisten am nächsten; die Gegenansicht wird zunächst in Zea-Bermudez und Encima Repräsentanten finden, und von der Königin unterstützt werden."

Da inzwischen Zea Bermudez, dessen Geist die neue Regierung leiten sollte, noch abwesend war, so wurde in einem sehr

liebevollen Decret des Königs einstweilen die Königin zur Regentin ernannt, am 6 October. „In Erwägung des Verzugs, welchen die Staatsgeschäfte wegen meines schlimmen Gesundheitszustandes erfahren, der mir nicht erlaubt, mich denselben so zu widmen, wie ich wünschte, und wie es das Wohl der von der göttlichen Vorsehung mir anvertrauten Völker erfordert, hielt ich für angemessen, die Königin, meine sehr theure und vielgeliebte Gemahlin für befähigt zu erklären, augenblicklich, und während der Dauer meiner Krankheit, meine Stelle zu vertreten, in der Hoffnung, daß Gott mir bald eine vollständige Wiederherstellung gewähren wird. Ich bin innigst überzeugt, daß meine erlauchte Gemahlin meinem Vertrauen entsprechen wird, durch die Liebe, die sie für mich hegt, und die zärtliche Sorgfalt, mit der sie mich stets für meine getreuen und großherzigen Unterthanen einzunehmen wußte."

Schon am folgenden Tage erließ die neue Regentin ein Decret über die Wiederherstellung der Universitäten: „Eine große und edelsinnige Nation, wie die, welche die göttliche Vorsehung der väterlichen Sorgfalt des Königs, meines sehr theuren und vielgeliebten Gemahls, anvertraute, ist würdig, den lebhaftesten Wunsch einzuflößen, zu ihrem Ruhme und zu ihrem Glanze alles beizutragen. Dieser Gedanke, der stets sein Herz, von dem Augenblicke an, wo er den Thron einnahm, erfüllte, fand Hindernisse von einer Art, die man unmöglich beschreiben kann, ohne schmerzliche Erinnerungen zu wecken. Eines der größten ist die Unwissenheit, die gleich einer Seuche sich auf eine so außerordentliche Weise verbreitete, daß kaum Einer der Ansteckung entging. Aus dieser beklagenswerthen Quelle sind die großen Fehler

geflossen, welche die Reiche zerstören, und die gelehrtesten, verständigsten, vernünftigsten, weisesten und wohlthätigsten Institutionen vernichten. Hieraus entstehen auch die Uneinigkeiten, Parteien und verächtlichen Parteinamen, die Heuchelei, welche mit der Maske der Tugend die schändlichsten Laster bedeckt, und den Namen des öffentlichen Wohles Leidenschaften gibt, die ihm am meisten schaden. Indem wir diesen Uebeln eine unübersteigliche Schranke entgegen zu setzen und die Liebe zu erneuern wünschen, welche die Völker dieser großherzigen Nation stets ihrem Souverain bezeugten, besonders in diesen letzten Tagen, habe ich unter andern Maßregeln von allgemeinem Nutzen, und in Kraft der mir vom Könige verliehenen Gewalten, durch ein Decret vom gestrigen Datum beschlossen, die Universitäten wieder zu dem Glanze zu erheben, der Spanien in frühern Jahren so berühmt machte, und befehle, daß man den Privatunterricht, der unter gebieterischen Umständen gestattet oder geduldet wurde, aufgebe, am 28sten dieses Monats die Universitäten eröffne, und daß die Matricularregister am 25 November, wie dieß sonst geschah, geschlossen werden. Der bestimmte Termin kann unter keinem Vorwande verlängert werden. Sie werden solches beachten und ausführen lassen. Mit der Unterschrift der Königin. Gegeben zu St. Ildefonso den 7 October 1832. Don Joseph de Cafranga."

Am 15 October erließ die Regentin folgendes merkwürdige Amnestiedecret, das wörtlich lautete: „Für einen großherzigen und frommgesinnten König, der sein Volk liebt und dankbar für die Gebete ist, die es an den Allmächtigen für seine Wiederherstellung richtet, ist nichts wesentlicher, als das Vergessen der Schwächen derer, die aus Uebereilung

oder Verkehrtheit von der Linie der Achtung ſich entfernten, die ihnen vorgeſchrieben war, und in der ſie ſich ſtets ausgezeichnet hätten. Dieſes Vergeſſen und die innige Güte, mit welcher der König unter dem glorreichen Mantel ſeiner Milde alle ſeine Kinder zu empfangen wünſcht, indem er ſie Theil nehmen läßt an ſeiner Liebe und ſeinem Wohlwollen, ſie zurückführt in den Schoß ihrer Familien, ſie befreit von dem eiſernen Joche, dem ſie ſchon dadurch allein unterworfen waren, daß ſie in fremdem Lande wohnten — alle dieſe Betrachtungen, und was noch mehr iſt, die bloße Erinnerung, daß ſie Spanier ſind, müſſen ihren aufrichtigen und innigen Dank für die Größe und Huld Sr. Majeſtät des Königs wecken, ſo wie ich ſelbſt das herzlichſte Vergnügen fühle, indem ich ſeine edelmüthigen Entſchlüſſe bekannt mache. Geleitet von ſo freundlichen Hoffnungen, und Gebrauch machend von den Rechten, die mir von meinem vielgeliebten, ſehr erlauchten Gemahl anvertraut wurden, bewillige ich, im Einklange mit ſeinem Willen, die vollſtändigſte und allgemeinſte Amneſtie, die bis jetzt von irgend einem Könige bewilligt worden, allen denen, die bis jetzt als Staatsverbrecher verfolgt worden, gleichviel mit welchem Namen ſie bezeichnet wurden. Ausgenommen jedoch von dieſem Act der Gnade ſind — was ich mit widerſtrebendem Herzen ausſpreche — alle, welche das Unglück hatten, für die Abſetzung des Königs in Sevilla zu ſtimmen, ſo wie alle, welche rebelliſche Heere gegen die Souveränetät befehligten. Gegeben in San Ildefonſo am 15 October 1832. (Unterz.) Die Königin."

Es iſt nicht unintereſſant, zu bemerken, daß die junge Königin Chriſtine (geb. 1806) dieſe Sprache des edelſten Freimuths im Namen der conſtitutionellen Sache in einem An-

genblicke führte, in welchem ihre ältere Schweſter, die Herzogin von Berry (geboren 1798) wegen ihrer karliſtiſchen Aufruhrverſuche der ſchimpflichſten Gefangenſchaft entgegen ging.

Man kann um ſo weniger an der Aufrichtigkeit der jungen Königin zweifeln, als dieſer edle Eifer ihr wirklich gefährlich war, und ſie ſich genöthigt ſah, denſelben einem Volk gegenüber zu mäßigen, das noch zu tief in den Banden des Pfaffenthums lag, um ſich ſo ſchnell, als ſie es wünſchte, zu emancipiren. Sie errichtete ein neues Miniſterium des Innern, welches dem verwahrloſ'ten Lande ſehr nöthig war. Graf Ofalia war dafür beſtimmt, einſtweilen übernahm es der Finanzminiſter. An eine Zuſammenberufung der Cortes wurde gedacht, dieſelbe aber noch verſchoben.

Man bemerkte bald in den Schritten der Königin und des Miniſteriums eine gewiſſe Unſicherheit. Man ſchrieb damals aus Madrid: „Die Regierung iſt gewiſſermaßen noch nicht inſtallirt, da ihr Haupt, Zea Bermudez, fehlt, deſſen Gegenwart ſehr nöthig iſt, um die künftigen Grundlagen der Verwaltung zu beſtimmen, eine Arbeit, für die man mit Recht auf ſeine Kenntniſſe zählt. Indeſſen conſpiriren die Apoſtoliſchen in der Stille: ihre Agenten regen ſich nach allen Seiten, verbreiten einſchüchternde Gerüchte, heften heimlich Pasquinaden an, ſtreuen Libelle aus und bringen Spottlieder unter das gemeine Volk. Auf der andern Seite heißt es: der Gouverneur des Conſeils habe trotz der Amneſtie Certificate über das politiſche Benehmen gefordert; ferner ſoll der neue Kriegsminiſter, Monet, ſeinen Amtsantritt damit bezeichnet haben, daß er einen mit einem Purificationspatente verſehenen Officier für nicht purificirt erklärte.

Derſelbe Miniſter ſoll fordern, daß alle ſeine Untergebenen ſich jeden Morgen um 8 Uhr im Hotel des Miniſteriums einfinden, um daſelbſt vor Eröffnung der Bureaux die Meſſe zu hören. Alle dieſe Gerüchte, gegründet oder nicht gegründet, circuliren überall und entmuthigen die Herzen. Sieben und zwanzig Jahre von Leiden und Hoffnungen, die nur wiederkehrten, um immer wieder grauſam getäuſcht zu werden, drückten den Gemüthern der Spanier ein tiefes Gefühl des Mißtrauens ein, das nur langſam und ſchwer zu zerſtören ſeyn wird.“

Wirklich wurde ein Complot der Karliſten entdeckt, das am 6 November ausbrechen ſollte. Es veranlaßte viele Verhaftungen und ein Decret der Königin vom 15 November, worin ſie ihren ſanften Bitten die Drohung hinzufügte: „Wiſſet, daß wenn einer ſich weigert, dieſer väterlichen und friedlichen Ermahnung zu gehorchen, und nicht alle Kräfte anwendet, der durch ſie vorgezeichneten Linie zu folgen, ſo wird das ſchon erhobene Beil auf ſein Haupt fallen, wer auch der Verſchwörer und ſeine Mitſchuldigen ſeyn mögen, unter welchem Namen alle diejenigen begriffen ſind, welche, ihrer Natur vergeſſend, die Unklugen verführen, und eine andere Regierung empor zu bringen gedenken würden, als die reine Monarchie unter der ſanften Aegide ihres legitimen Souveräns, meines erhabenen und ausgezeichneten und großmächtigen Königs, Don Ferdinands VII, meines erlauchten Gemahls, ſo wie er ſie von ſeinen Vorfahren erhalten hat.“

Die Königin fand für nöthig, ſich zum Abſolutismus, wenn auch zu einem gemäßigten zu bekennen, und dadurch der Conſtitution abzuſagen, weil die conſtitutionelle Partei zu

ſchwach,

König von Spanien.

ſchwach, der König ſelbſt ihr zu feindſelig war. Unter den Miniſtern handelte der Kriegsminiſter Monet entſchieden abſolutiſtiſch, und ſelbſt Zea Bermudez, der endlich anlangte, unterſtützte die Conſtitutionellen keineswegs und ſuchte das voreilige Amneſtiedecret der Königin durch die Erklärung einer weniger liberalen Politik gleichſam zu desavouiren. „Herr Zea glaubt, daß das Glück der Bevölkerung der Halbinſel nicht durch neue, ihr unbekannte Doctrinen befördert werde, daß es allein der Abſtellung weniger Mißbräuche bedürfe, um ſie zu den glücklichern zählen zu können, und nach und nach auch in ihrer Mitte die Induſtriezweige aufblühen zu ſehen, die den Wohlſtand anderer Nationen bilden. Nicht vorlaute Geiſtesverfeinerung, ſondern materielles Wohlbefinden iſt es, was Herr Zea für das Bedürfniß ſeiner Landsleute hält. Man weiß nicht, ob es Kurzſichtigkeit oder Nationaleitelkeit ſind, welche Herrn Zea dieſe Anſicht von dem Glücke ſeiner Landsleute geben, da er ſelbſt ein aufgeklärter und gewandter Staatsmann iſt, der ſich unter den ſchwierigſten Verhältniſſen zu behaupten wußte. Dieſer Umſtand läßt vorausſetzen, daß er die Lage Spaniens und die Summe oder die Verbreitung der intellectuellen Bildung der Nation nicht für geeignet hält, große Veränderungen ohne Erſchütterung zu ertragen, und daß er aus Beſorgniß, ſein Vaterland in einen convulſiviſchen Zuſtand zu verſetzen, einen Gang vorzieht, der langſam, aber ſicherer zum Ziele führt.“

In dieſem Sinne erließ Herr Zea ein Umlaufſchreiben an die Mächte, worin er in Bezug auf innere Politik äußerte: „Ihre Majeſtät weiß wohl, daß die beſte Regierung für eine Nation diejenige iſt, die ihrem Charakter und ihren Sitten entſpricht. Spanien will ſeine hoch verehrte Reli-

gion; es will, daß seine legitimen Könige ihres vollen Ansehens, ihrer gänzlichen politischen Unabhängigkeit, ihrer alten Constitution, einer unparteiischen Justizverwaltung, eines innern Friedens, wobei der Handel, der Kunstfleiß, der Ackerbau und die Künste blühen, genießen; dieß will die spanische Nation, und dieß wird ihr auch ihre Regierung geben. Die Königin erklärt sich für eine unversöhnliche Feindin jeder religiösen und politischen Neuerung, die dahin trachten sollte, in das Königreich in jeder Beziehung eine andere Ordnung der Dinge als die bestehende einzuführen, Sie verzichtet aber nicht darauf, in den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung alle Verbesserungen anzubringen, welche gesunde Politik und der Rath wahrer patriotisch gesinnter Männer eingeben dürfte." Und in Bezug auf äußere Politik: „Die einzige politische Frage, die das spanische Cabinet beunruhigt hat, und deren schnelle Lösung dasselbe interessirt, ist der bedauernswerthe Streit zwischen den beiden Prinzen des Hauses Braganza. Ihre Majestät wird von der eingeschlagenen Bahn nicht abweichen. Sie wird eine vollkommene Neutralität beobachten, und sie erhält die feierlichsten Versprechungen von Frankreich und England, daß diese beiden Staaten, die ihrerseits versprochene Neutralität nicht überschreiten werden." Inzwischen verfehlte Zea doch nicht, in einer ernsten Note England zu ermahnen, daß es Don Pedro nicht so vielen Beistand leisten solle, weil sich dieß mit der versprochenen Neutralität nicht vertrage.

Unter Zea's Einfluß wurde am 15 December das Ministerium modificirt. Cruz wurde statt Monets Kriegsminister, Pino statt des zu freisinnigen Zafranga, der die

eralen Decrete der Königin unterzeichnet hatte, Justiz-
iniſter. „Das Wanken in der eingeſchlagenen vernünftigen
ahn, welches mit dem oft beſſern, oft ſchlimmern Zuſtande
s Königs zuſammenhing, hatte Cafranga ſchon mehrmals
ſtimmt, ſeine Entlaſſung einzureichen; endlich wurde ſie
genommen, und er iſt nun Präſident (oder Gobernador)
s Conſejo von Indien. — Auch Zea Bermudez's Ankunft
g hiezu bei; denn dieſer wünſchte durch den zwiſchen Tod
d Leben ſchwebenden König allein und nach ſeiner Weiſe
Willkür) zu regieren. Wie er die geſunderen Augenblicke des
nigs benutzt hat, davon zeugt das berühmte Circular, welches
Karliſten beruhigen und die Liberalen einſchüchtern ſollte.
hat die Spanier aller Parteien nur beunruhigt, und den Gang
Regierung ſchwieriger gemacht. — Der neue Miniſter des
nern, Graf Ofalia, iſt von größern Kenntniſſen und weit ge-
enerem Charakter, als Zea Bermudez, und ſchwerlich können
e zuſammenſtehen. — Ofalia war im Miniſterium des Aus-
tigen 1808, trat dann zu Joſephs Partei, verließ ſie je-
wieder 1811, wurde von Ferdinand ſeit 1815 in indiſchen
elegenheiten (die er gründlich kennt) häufig benutzt, und
dann in den Conſejo de Guerra. 1825 war er Miniſter
Auswärtigen. Gemäßigter und aufrichtiger als Zea, hat
ine bedeutende Partei in der Nation, während jener ſich
n nur auf den Willen des Königs ſtützt. Es wäre da-
ein Wunder, und es wäre ſelbſt ſehr gut, wenn Ofalia
Stelle Zea's erhielte. Die Königin wird ihn wenigſtens
ehen, und der neue Weg erfordert einen feſtern Führer,
Zea iſt.“

Dieß war der Zuſtand Spaniens am Schluß des Jahrs
. Am letzten Tage dieſes Jahrs erließ der König eine

feierliche Protestation gegen den ihm während seines Todeskampfs von Calomarde abgedrungenen Widerruf der pragmatischen Sanction. „Unredliche oder hintergangene Menschen umringten mein Krankenlager, vermehrten, indem sie meine und meiner geliebten Gemahlin Liebe für die Spanier mißbrauchten, den Kummer derselben, und machten meine schmerzliche Lage peinlicher, indem sie versicherten, daß das ganze Königreich der Beobachtung der pragmatischen Sanction entgegen sey, und mir die Ströme von Blut und die allgemeine Verheerung schilderten, welche die Folge seyn würden, wenn dieselbe nicht aufgehoben werden sollte. Diese abscheuliche Vorstellung, die unter Umständen gemacht wurde, in denen für die Personen, die am meisten schuldig waren mir die Wahrheit zu sagen, diese Pflicht besonders heilig wurde, und in einem Augenblicke, wo ich weder Zeit noch Kraft hatte, dieselbe gehörig zu prüfen, verwirrte meinen ermatteten Geist, und beraubte mich der mir noch übrig gebliebenen Urtheilskraft, so daß ich nur den Frieden und das Wohl meiner Völker im Auge hatte, und (wie ich in demselben Decrete mich ausdrückte), so viel an mir war, dieses große Opfer der Ruhe der spanischen Nation brachte. Die Treulosigkeit vollendete das schändliche Gewebe, das mit Verführung begonnen worden, und noch an demselben Tage wurden Certificate von dem Geschehenen nebst einer Abschrift des Decrets verbreitet, indem das Siegel, das ich bis nach meinem Tode zu respectiren befohlen, ungesetzlicherweise erbrochen wurde. Nunmehr von der Lügenhaftigkeit unterrichtet, mit der man die Redlichkeit meiner theuren, der Nachkommenschaft ihres Königs immer treu ergebenen Spanier verleumdet hatte, vollkommen überzeugt, daß es weder in

meiner Macht, noch in meinen Wünſchen liegt, dem ſeit undenklichen Zeiten beſtehenden Erbfolgerechte entgegen zu handeln, das durch Jahrhunderte aufgeſtellt, durch das Geſetz geheiligt, durch die berühmten Heldinnen, die mir auf dem Throne vorangingen, gerechtfertigt, und von dem einſtimmigen Wunſche des Königreichs in Anſpruch genommen iſt, endlich befreit von dem Einfluſſe und Zwange jener traurigen Umſtände, — erkläre ich feierlich, mit meinem uneingeſchränkten Willen und aus eigenem Antriebe, daß das mitten unter den Beängſtigungen meiner Krankheit unterzeichnete Decret mir durch Ueberraſchung entriſſen wurde; daß es eine Wirkung der falſchen Schrecken war, mit denen man mein Gemüth beſtürmte; daß es nichtig und kraftlos iſt, indem es den Fundamentalgeſetzen der Monarchie und den mir, als König und Vater, gegen meine erlauchte Deſcendenz obliegenden Verpflichtungen entgegen ſteht.“

Calomarde, dem die ſchwerſte Rache drohte, war ſo glücklich, nach Frankreich zu entkommen. Eben ſo Eſpanna, dem ſein Nachfolger in Catalonien, General Llander, großmüthig das Leben rettete. „Als der letztere nach Barcelona kam, war Eſpanna ſo keck, ſeinen Nachfolger zur Beglückwünſchung beſuchen zu wollen. Das Volk war auf der Lauer; eine zahlloſe Menge umgab ſeinen Wagen, warf die Gläſer mit Steinen ein, und bedrohte das Leben des Exgeneralcapitäns. Man verſuchte, aber vergeblich, den Wagen umzuwerfen. Eine Dame, deren Gatte auf Befehl des Grafen unſchuldig erſchoſſen worden, zeichnete ſich vorzüglich aus, indem ſie ihn eine halbe Stunde lang mit nur allzu verdienten Vorwürfen überhäufte. Endlich kam er am Hauſe des Herrn Llander an. Das Volk verfolgt ihn bis zur Treppe,

hält aber bei dem Anblicke Lander's ſtill, ſo daß der Graf Eſpanna nun gegettet war. Lander ſagte dem Grafen: „Wie konnten Sie ſo unvorſichtig ſeyn, Ihre Exiſtenz auszuſetzen, und meine Autorität durch einen ſolchen Schritt bloßzuſtellen? Erinnern Sie ſich deſſen nicht mehr, was Sie gethan haben?“ Hierauf kehrte er ihm den Rücken, und umarmte den General Bigodet, einen Verbannten, der kürzlich gelandet war, und die Amneſtie benutzt hatte. Dieſer General war einer von denen, welche die Regentſchaft 1823 bildeten. General Lander behielt den Grafen Eſpanna bis um 11 Uhr bei ſich, und ſchickte ihn dann mit Begleitung nach der Citadelle zurück. Das Volk hatte den früher weggefahrnen Wagen von neuem angegriffen, und in der Meinung, daß der Graf darin ſey, den Kutſcher getödtet.“

V.

Portugal.

1.

Don Pedro's Expedition.

Portugal befand ſich noch immer in dem jammervollen Zuſtande, den wir in den frühern Jahrgängen geſchildert haben. Don Miguel behauptete ſich als Uſurpator, als König de facto, obgleich ihn nur der Papſt, Spanien und die Vereinigten Staaten anerkannt hatten. Umſonſt hatten ſich die Conſtitutionellen und Anhänger der legitimen Königin Dona Maria in den früheren Jahren von Zeit zu Zeit gegen das unerträgliche Joch des Tyrannen aufgelehnt. Alle dieſe Verſuche waren vereitelt und grauſam gerächt worden. Zahlreiche Hinrichtungen färbten Liſſabon und Oporto mit Blut, alle Kerker waren überfüllt, und Tauſende wurden in Ketten nach den afrikaniſchen Colonien in Ceuta und Angola geſchleppt. Die Aufſtände, die Verſchwörungen hatten ihr Ende erreicht. Don Miguel ruhte unter Gräbern und Kerkern. Von innen her war keine Gefahr mehr für ihn, denn er hatte ſeine Gegner im Lande zertreten. Allein von außen zog ſich ein Gewitter zuſammen, deſſen Blitz ihn

treffen sollte. Sein Bruder, Don Pedro, der Vater der rechtmäßigen Königin Portugals, war im vorigen Jahre von Brasilien, dessen Kaiserkrone er verloren, nach England gekommen und hatte eine Flotte und ein kleines Heer gerüstet, womit er im Namen seiner Tochter ihn angreifen wollte. Um diesem Sturm zu trotzen, rüstete Don Miguel ein Heer von 30,000 Mann, ungerechnet die Milizen und von den Pfaffen aufgehetzten Guerillas. Und um seine Casse zu füllen, erneute er die gezwungenen Anleihen. Viele Reiche, die sich dagegen sträubten, wurden in den Kerker geworfen, der Baron Quintilla, dem eine große Summe auferlegt worden war, aller seiner Würden entsetzt. Endlich bemühte sich Don Miguel eifrigst um den bewaffneten Beistand des benachbarten Spanien; doch hier hielt ihm der Einfluß Englands und Frankreichs die Wage, und Spanien sah sich gezwungen, neutral zu bleiben.

Don Pedro hatte bei der Ausrüstung seiner Flotte, wie wir schon im vorigen Jahrgang sahen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man legte eine Zeit lang Beschlag auf seine Schiffe, man verursachte ihm durch die Verzögerung große Kosten und erschöpfte seine Casse. Man duldete nicht, daß er die constitutionellen Generale, die sich früher in der portugiesischen Sache berühmt gemacht hatten, unter seine Armee aufnahm. Saldanha machte im Januar 1832 öffentlich bekannt, daß der diplomatische Einfluß sich seiner Theilnahme an Don Pedro's Expedition widersetzt habe. Eben so bitter klagten die Generale Stubbs, Moura, Cabreira. Diese diplomatische Vorsicht ging von England und Frankreich aus und hatte wahrscheinlich zum Zweck, der Expedition Don Pedro's den Schein einer

conſtitutionellen und liberalen Sache zu nehmen und ſie mehr im Licht einer legitimen Familienangelegenheit erſcheinen zu laſſen, damit die abſolutiſtiſchen Mächte des Nordens weniger Anſtoß de an nehmen möchten. Und zugleich ſcheint man beſorgt zu haben, jene alten conſtitutionellen Helden möchten in Portugal ſelbſt, wenn ſie erſt dort wären, einen zu groſſen Einfluß gewinnen und im Sinne der revolutionären Propaganda handeln. Dagegen ließ es ſich England gefallen, daß Don Pedro einen Engländer, den Admiral Sartorius, zum Befehlshaber ſeiner Flotte, den auf der Inſel Terceira commandirenden Grafen Villaflor zum Befehlshaber ſeiner Armee, und den gewandten Diplomaten Marquis Palmella zu ſeinem erſten Miniſter ernannte. Ueberdieß befanden ſich mehr als 1000 Fremde unter Don Pedro's Armee, die Engländer unter Obriſt Hodges, die Franzoſen unter Graf St. Legier, und verſchiedene andere Fremde unter dem deutſchen Oberſt Schwallbach.

Am 31 Januar begab ſich Don Pedro zu ſeiner bei Belle-Isle verſammelten Flotte, die aus 3 Fregatten und 7 kleinern Kriegsſchiffen beſtand. Von hier aus wollte er in Perſon nach Terceira fahren, ſich dort mit den Truppen Villaflor's verſtärken und dann ungeſäumt Portugal angreifen. Zuvor aber erklärte er in einem feierlichen Manifeſt vom 2 Februar die Gründe und den Zweck ſeiner Unternehmung: „Durch das Erſtgeburtsrecht und die Grundgeſetze der Monarchie, wie ſie in der Carta de Lei, und dem perpetuellen Edicte vom 25 November 1825 angeführt ſind, berufen, dem Könige, meinem erlauchten Vater auf dem Throne Portugals zu folgen, bin ich von allen Mächten förmlich als König von Portugal anerkannt worden, ſo wie auch von der por-

tugiesischen Nation, die mir nach Rio Janeiro eine aus Repräsentanten der drei Stände des Staats bestehende Deputation zusandte. Jedoch stets von dem Wunsche beseelt, selbst um den Preis der größten Opfer das Wohl meiner Unterthanen beider Erdhälften zu sichern, und nicht Willens, daß die gegenseitig zwischen beiden Ländern in Folge der Trennung so glücklich bestehenden Freundschaftsverhältnisse durch die zufällige Vereinigung beider Kronen auf einem und demselben Haupte gefährdet würden, entschloß ich mich der Krone Portugals zu Gunsten meiner vielgeliebten Tochter, Dona Maria da Gloria, zu entsagen, welche ebenfalls von allen Mächten und der portugiesischen Nation anerkannt wurde. — Als ich im Begriffe stand, diese Entsagung zu vollziehen, fand ich mich durch meine Pflichten und meine Gesinnungen für das Land meiner Heimath, so wie für die edle portugiesische Nation, die mir den Eid der Treue geleistet, veranlaßt das Beispiel meines ruhmwürdigen Vorfahren, Don Joao's IV zu befolgen, und benutzte wie er, den kurzen Zeitraum meiner Regierung, um die portugiesische Nation in den Genuß ihrer alten Rechte und Privilegien wieder einzusetzen, indem ich dergestalt die Verpflichtungen erfüllte, die mein erlauchter Vater, glorreichen Andenkens, in seiner Proclamation vom 31 Mai 1823 und in der Carta de Lei vom 4 Januar 1824 eingegangen war. — Zu diesem Behufe ertheilte ich Portugal am 29 April 1826 eine constitutionelle Charte, in welcher die alte Form der portugiesischen Regierung und die Verfassung des Staates factisch bestätigt sind. Damit die Charte in der That eine Bestätigung und eine Folge des Grundgesetzes der Monarchie seyn möge, sicherte ich vor allen Dingen der allerheiligsten Religion unserer Vä-

ter den feierlichſten Schutz und die tiefſte Ehrfurcht zu; beſtätigte ich das Thronfolge-Geſetz nebſt allen Clauſeln der Cortes von Lamego; ſetzte ich die Perioden der Zuſammenberufung der Kammern feſt, wie dieß bereits früher unter den Regierungen der Könige Don Alfonſo V und Don Joao III üblich geweſen; erkannte ich die beiden weſentlichen Grundſätze der alten portugieſiſchen Regierung an, daß nämlich Geſetze nur unter Mitwirkung der Cortes erlaſſen werden können, und daß nur in den Cortes, niemals aber außerhalb derſelben, die Auflagen und die Verwaltung des Staatsſchatzes verhandelt und beſtimmt werden dürfen; endlich verfügte ich, daß die beiden Stände der Geiſtlichkeit und des Adels, die aus den geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs beſtehen, hinfür zu einer einzigen Kammer vereinigt werden ſollten, indem die Erfahrung die Nachtheile erwieſen, die aus einer beſondern Berathung dieſer beiden Stände entſprangen. — Ich fügte noch einige andere Beſtimmungen bei, welche ſämmtlich die Befeſtigung der National-Unabhängigkeit, der königlichen Würde und Autorität, ſo wie des Wohles und der Freiheit des Volkes zum Zwecke hatten. Von dem Wunſche beſeelt, dieſe Wohlthaten nicht den gefahrvollen Wechſelfällen und den Nachtheilen einer Minorität preiszugeben, hielt ich es für angemeſſen, dieſelben dadurch zu conſolidiren, daß ich meine erlauchte Tochter mit einem portugieſiſchen Prinzen verband, der durch religiöſe und Familienbande natürlich geneigt ſeyn mußte, ſich mehr als jeder Andere für die vollkommene Verwirklichung der Reformen zu intereſſiren, mittelſt deren ich das Glück der portugieſiſchen Nation zu befördern hoffte. In meiner Eigenſchaft als Vater ſchmeichelte ich mir auch mit der Ueberzeugung,

daß die guten Beispiele des tugendhaften Monarchen, meines hohen Verwandten, an dessen Hofe jener Prinz sich aufhielt, ihn würdig gemacht haben würden, die ganze Heiligkeit des Vertrauens zu begreifen, welches ein Bruder in ihn setzte, der die ganze Zukunft einer geliebten Tochter in seine Hände gab. — Dieß war die Ursache, daß meine Wahl auf den Infanten Don Miguel fiel: unglückselige Wahl, die viele unschuldige Opfer mit mir beweint haben, und die eine der unheilvollsten Epochen in der portugiesischen Geschichte bezeichnen wird! — Der Infant Don Miguel, nachdem er mir, als seinem natürlichen Souverän, so wie der constitutionellen Charte in seiner Eigenschaft als portugiesischer Unterthan, den Eid geleistet; nachdem er bei mir die Würde eines Regenten des Königreichs Portugal, Algarbien und ihrer Dependenzien nachgesucht, welche Würde ich ihm in der That mit dem Titel eines Generalstatthalters durch das Decret vom 8 Julius 1827 ertheilte; nachdem er freiwillig den Eid geleistet, die constitutionelle Charte aufrecht zu halten, wie sie von mir der portugiesischen Nation ertheilt worden, und die Krone der Königin Dona Maria II bei Antritt ihrer Majorität zuzustellen — beging ein unter solchen Umständen beispielloses Attentat. Unter dem Vorwande, eine weder de facto noch de jure streitige Frage zu entscheiden, berief er, mit Verletzung der so eben von ihm beschwornen constitutionellen Charte durch einen Mißbrauch der ihm von mir anvertrauten Autorität, die drei Stände des Königreichs auf eine höchst ungesetzliche und illusorische Weise zusammen, und indem er die Achtung mit Füßen trat, die er allen Souveränen Europa's, welche meine Tochter Dona Maria II, als Königin von Portugal anerkannt hatten,

ſchuldig war, ließ er durch die vorgeblichen Abgeordneten, die ſich unter ſeiner Macht und ſeinem Einfluſſe befanden, entſcheiden, auf ihn und nicht auf mich habe die Krone Portugals, nach dem Tode Don Joao's VI übergehen müſſen; und ſo ſchritt er zur Uſurpation des Throns, den ich ihm anvertraut hatte. Die auswärtigen Mächte gaben ihren Unwillen über dieſen Act der Rebellion dadurch zu erkennen, daß ſie unverzüglich ihre Repräſentanten von dem Liſſaboner Hofe abberiefen; die von mir (in meiner Eigenſchaft als Kaiſer von Braſilien) bevollmächtigten Miniſter zu Wien und London erließen ſelbſt unterm 21 Mai 1828 und unterm 8 Auguſt deſſelben Jahrs zwei feierliche Proteſtationen gegen alle und jede Verletzung meiner Erbrechte und deren meiner Tochter, gegen die Vernichtung der freiwillig von mir ertheilten und auf geſetzlichem Wege in Portugal eingeführten Inſtitutionen, gegen die ungeſetzmäßige und trügeriſche Zuſammenberufung der vormaligen Stände dieſes Königreichs, welche eben ſowohl in Folge einer langen Verjährung als kraft der von mir ausgegangenen Inſtitutionen aufgehört hatten, gegen die Entſcheidung dieſer vorgeblichen drei Stände des Königreichs, und die Gründe, worauf ſie dieſelbe zu ſtützen geſucht, endlich aber und vor allem gegen die falſche Auslegung eines alten Geſetzes der Cortes von Lamego, ſo wie eines andern vom 22 Sept. 1612, welches von dem Könige Joao IV auf Verlangen der drei Stände und zur Beſtätigung des oberwähnten Geſetzes der Cortes von Lamego erlaſſen worden war. Alle dieſe Proteſtationen ſind mit dem Blute beſiegelt worden, welches ſo viele Opfer der erprobteſten Treue faſt täglich vergoſſen. Nachdem er einmal die Bahn der Gewaltthätigkeiten und der Ungeſetzlichkeiten be-

treten, konnte der Prinz, der sich eine so sträfliche Usurpation zu Schulden kommen lassen, nicht mehr Halt machen, und verhängte über die unglücklichen Portugiesen einen schwerern Druck, als je ein anderes Volk ertragen. Um eine Regierung zu unterstützen, welche sich vom Nationalwillen ausgegangen zu seyn rühmte, mußte man Schaffotte errichten, auf denen eine große Anzahl derjenigen hingerichtet wurde, die es versuchten dem verhaßten Joche der Usurpation zu widerstehen; alle Gefängnisse des Königreichs wurden mit Opfern angefüllt, denn man bestrafte nicht das Verbrechen, sondern die Loyalität und die Achtung vor der beschwornen Treue. Eine zahllose Menge Unschuldiger wurden nach den furchtbaren Einöden Africa's verwiesen; andere beendigten ihr Daseyn in grauenvollen Kerkern, von Angst und Martern gepeinigt; endlich wimmelten die fremden Länder von Portugiesen, die ihr Vaterland flohen und sich gezwungen sahen, fern von demselben die Bitterkeit eines unverdienten Exils zu ertragen!!! — So stürmten auf mein Geburtsland alle Gräuel los, die menschliche Verworfenheit nur zu ersinnen vermag! Unterdrückung der Einwohner durch Gewaltthätigkeiten, die von den über sie gesetzten Behörden begangen wurden; Beschimpfung der portugiesischen Annalen durch demüthige Genugthuung, zu denen die sinnlose Regierung der Usurpation sich verurtheilt gesehen, zur Buße für Handlungen einer thörichten Grausamkeit, deren sie sich gegen fremde Unterthanen mit Verachtung ihrer Regierungen vermessen; Unterbrechung der diplomatischen und commerciellen Verhältnisse mit ganz Europa; endlich die Tyrannei, den Thron besudelnd, Elend und Unterdrückung, die edelsten Gefühle des Volks erstickend; dieß ist das Bild des Grauens, welches

Portugal ſeit beinahe vier Jahren darbietet. Mein Herz, bei dem Anblicke ſo vieler Leiden von Betrübniß durchdrungen, tröſtet ſich gleichwohl, indem es den ſichtlichen Schutz erkennt, den Gott, der höchſte Lenker der Throne, der edlen und gerechten Sache, die wir vertheidigen, zu Theil werden läßt. Wenn ich erwäge, wie die Treue trotz der größten Hinderniſſe jeder Art auf der Inſel Terceira (als Aſyl und Bollwerk der portugieſiſchen Freiheit ſchon in andern Epochen unſerer Geſchichte verherrlicht) jene ſchwachen Hülfsquellen zu bewahren gewußt, mittelſt deren es ihren edeln Vertheidigern nicht allein gelungen, die übrigen azoriſchen Inſeln nochmals an das Scepter meiner erhabenen Tochter zu knüpfen, ſondern auch alle uns gegenwärtig zu Gebote ſtehenden Streitkräfte daſelbſt zu vereinigen, wie ſollte ich da nicht den beſondern Schutz der göttlichen Vorſehung erkennen! — Geſtärkt durch ihren Beiſtand, und auf das Verlangen, welches die gegenwärtige Regentſchaft im Namen Ihrer Allergetreueſten Majeſtät durch eine Deputation an mich gerichtet, welche abgeſandt wurde, um dieſer Monarchie und mir ſelbſt den lebhafteſten Wunſch zu bezeugen, den die Bevölkerung der Azoren und die übrigen auf dieſen Inſeln befindlichen treuen Unterthanen hegen, daß ich öffentlich in den Angelegenheiten J. Allergetreueſten Majeſtät die Stelle übernehmen möge, die mir in meiner Eigenſchaft als Vater, Vormund und natürlicher Vertheidiger meiner Tochter, ſo wie als Oberhaupt des Hauſes von Braganza, zukommt, und in Erfahrung zu bringen, ob ich in einer ſolchen Kriſis, die von den Umſtänden gebieteriſch erheiſchten Maßregeln ſchleunig und wirkſam ergreifen würde, endlich durch das Gefühl der Pflichten bewogen, welche das Grundgeſetz von Portugal mir aufgelegt,

beſchloß ich mich der Ruhe zu entreißen, deren Genuß meine gegenwärtige Lage mir geſtattete: und mich trennend von den meinem Herzen theuerſten Gegenſtänden, die ich auf dem Feſtlande zurücklaſſe, werde ich mich den Portugieſen anſchließen, welche für den Preis der größten Opfer durch ihre heldenmüthige Tapferkeit allen Anſtrengungen der Uſurpation zu widerſtehen vermochten. — Nachdem ich denjenigen, die auf den azoriſchen Inſeln, die von mir während meiner Abweſenheit ernannte Regentſchaft bildeten, meine Dankſagungen für den Patriotismus abgeſtattet, womit ſie ihre Functionen unter ſo ſchwierigen Umſtänden ausgeübt, werde ich aus den oberwähnten Gründen, die von eben dieſer Regentſchaft ausgeübte Autorität übernehmen und dieſelbe beibehalten, bis die legitime Regierung meiner erhabenen Tochter in Portugal wieder hergeſtellt ſeyn wird, und bis die unverzüglich von mir einzuberufenden Kammern darüber berathſchlagt haben werden, ob es angemeſſen ſey, daß die Ausübung der im Art. 92 der conſtitutionellen Charte angegebenen Rechte mir noch ferner übertragen bleiben. Würde dieſe Frage bejahend entſchieden, ſo werde ich alsbald den von dieſer Charte zur Ausübung der genannten Regentſchaft erforderten Eid leiſten. — Alsdann werden die unterdrückten Portugieſen das Ziel der Leiden, die ſeit ſo langer Zeit auf ihnen laſten, vor ſich ſehen. Sie haben keine Reaction, keine Rache von Brüdern zu befürchten, die nur herbeieilen, um ſie zu befreien, die nichts ſehnlicher wünſchen, als ſie in ihre Arme zu ſchließen, die während der ganzen Zeit, daß ſie von dem vaterländiſchen Boden verbannt geweſen, ihr gemeinſames Unglück mit ihnen beweint, und einander verſprochen haben, daſſelbe in ewige Vergeſſenheit zu begraben. —

Was

Was die Unglücklichen betrifft, deren schuldbeladenes Gewissen dem Sturze der Usurpation, die sie befördert haben, mit Besorgniß entgegen sieht, so mögen sie überzeugt seyn, daß wenn auch die Wirksamkeit der Gesetze sie in dem Genusse politischer Vorrechte heimsuchen dürfte, die sie zum Verderben ihres Vaterlandes so schmählich mißbraucht, keiner von ihnen jedoch für sein Leben, oder für seine bürgerlichen Rechte, oder für sein Vermögen (mit Vorbehalt der Rechte Dritter) solche Gewaltsamkeit zu befürchten haben wird, als auf eine unerhörte Weise so viele ehrenwerthe Männer betroffen, deren einziges Verbrechen die Vertheidigung der Landesgesetze gewesen. — Ich werde ein Amnestiedecret zur öffentlichen Kunde bringen, worin die Gränzen dieser Begnadigung deutlich angegeben seyn werden; ich erkläre jedoch von heute an, daß keine Angeberei über vergangene Thatsachen, Ereignisse oder Meinungen Eingang finden wird, und daß alle angemessenen Maßregeln getroffen werden sollen, damit Niemand hinfür aus dergleichen Gründen behelliget werden könne. Auf diesen Grundlagen werde ich mit dem beharrlichsten Eifer beschäftigt seyn, alle Verfügungen zu treffen, die zur Ehre und Wohlfahrt der portugiesischen Nation beitragen sollen; eine der ersten wird die Herstellung der politischen und commerciellen Verhältnisse seyn, die zwischen Portugal und den übrigen Nationen bestanden, mit gewissenhafter Achtung der Rechte einer jeden, und mit sorgfältiger Vermeidung alles dessen, was uns in Angelegenheiten auswärtiger Potitik verwickeln und dadurch verbündete und benachbarte Nationen beunruhigen könnte.“ —

Kaum war Don Pedro's Flotte abgesegelt, als die Tories im englischen Parlament einen Sturm gegen das Miniſte-

rium erhoben, welches die Unternehmung zugelassen hatte, am 9 Februar. Doch behielten die Minister in dieser so populären Sache die Oberhand, und hatten eher nöthig, sich zu entschuldigen, warum sie nicht schon längst der Tyrannei Don Miguels, dieses Schandflecks der neuesten europäischen Geschichte, ein Ende bereitet hätten.

Don Pedro kam am 3 März auf Terceira an, wurde mit großem Jubel empfangen und übernahm, laut seinem Manifest, die bisher von Villaflor geleitete Regentschaft im Namen seiner Tochter. Die jahrelang hier zusammengedrängten portugiesischen Flüchtlinge jubelten, das Ende ihres Exils nahe zu sehen, und Don Pedro brachte durch sie seine Armee auf etwa 8000 Mann Landtruppen. Seine Schiffe blokirten die Insel Madeira, da aber hier zu Anfang des Jahres ein Aufstand zu Gunsten der Dona Maria grausam unterdrückt worden war, und Don Miguels Behörden wachsam waren, hielt sich Don Pedro nicht mit der Eroberung dieser Insel auf, sondern beschleunigte seine Rüstungen gegen Portugal selbst und ging dahin mit allen seinen Streitkräften unter Segel, am 25 Junius.

Don Miguel erwartete ihn in Lissabon und hatte in dieser Stadt seine ganze Macht concentrirt. Aber eben das wußte Don Pedro und nahm daher seine Richtung nach Oporto, wo man keine Vertheidigungsanstalten getroffen hatte. Er wollte es nicht darauf ankommen lassen, mit seiner geringen Mannschaft von Lissabon zurückgeschlagen zu werden. Dieser Eine Schlag hätte seine Leute muthlos gemacht und das ganze Unternehmen gelähmt. Es schien ihm räthlicher, sich in Oporto festzusetzen, hier die Verstärkungen an sich zu ziehen, die ihm seine Agenten in England und

Frankreich nachſenden ſollten, und erſt von hier aus und mit Hülfe einer Inſurrection im Lande ſelbſt Liſſabon anzugreifen.

Nach einer glücklichen Fahrt kam Don Pedro am 8 Julius vor Oporto an, und hielt ohne Widerſtand am folgenden Tage ſeinen Einzug in dieſer Stadt, indem die Miguelisten unter General Santa Marta, von paniſchem Schrecken ergriffen, obgleich ſie 4000 Mann ſtark waren, Oporto räumten und ſich nach Coimbra zurückzogen. Don Pedro ließ ſie verfolgen, mußte ſich aber bald auf Oporto zurückziehen und konnte keine Inſurrection des Landes zu Stande bringen, da Santa Marta ſich mit dem General Povoas vereinigte, der mit großen Verſtärkungen in Coimbra anlangte. In Liſſabon hatte ſich ein Theil des 15ten Regiments bei der Nachricht von Don Pedro's Landung empört, war aber leicht überwunden worden; der Schrecken hielt die Gemüther gefeſſelt, und Don Miguel konnte den Kern ſeiner Armee gegen Oporto wenden. Don Pedro beſchränkte ſich daher auf die Befeſtigung Oporto's, um ſich hier zu halten, da es thöricht geweſen wäre, wenn er mit ſeinen geringen Streitkräften ſich tief ins Land gewagt hätte. Zugleich aber ſchickte er den Admiral Sartorius ab, um vor Liſſabon zu kreuzen und Don Miguels Flotte zu beobachten, und den Marquis Palmella ſandte er nach England, um dort theils auf diplomatiſchem Wege, theils in Betreff der noch erwarteten Verſtärkungen, Proviant- und Geldſendungen aufs thätigſte für ihn zu wirken. Endlich erließ er am 6 Auguſt einen Tagsbefehl, zur Beruhigung Spaniens, weil er noch immer beſorgt war, Spanien werde dem Don Miguel beiſtehen.

„Se. Majestät der Herzog von Braganza, Regent im Namen der Königin, hat erfahren, daß der spanische General Mina, Hr. Arescun und ein Franzose Namens Bertrand, sich nach diesem Hafen wenden, mit Anschlägen — wie man wenigstens Verdacht hegt — gegen die Ruhe Spaniens, unsers Nachbarlandes. Da nun Se. Majestät, unser erlauchter Herr, feierlich sein kaiserliches Wort den europäischen Mächten gab, nie zu gestatten, daß irgend ein Unterthan Sr. katholischen Majestät, gegen den sich der geringste Verdacht erheben könnte, als wollte er die Ruhe jenes Königreichs stören, in irgend einem Theile des Königreichs Portugal oder der portugiesischen Besitzungen, der bereits zum Gehorsam gegen die legitime Souverainin zurückkehrt ist, eintreten oder in demselben wohnen dürfe, wovon Se. Maj. bereits einen offenbaren Beweis gaben durch die am 23 Mai d. J. dem Oberbefehlshaber ihrer Heere in der Provinz der Azoren zugesendeten Befehle: so verordnen Se. Majestät, daß dieselben Befehle Ew. Excellenz mitgetheilt werden, damit Sie dieselben ohne Verzug vollziehen, und die obenerwähnten Fremden, so wie sie an der Barre des Hafens ankommen, in das Schloß San Joao del Foz führen lassen, wo sie gefangen gehalten und genöthigt werden sollen, sich auf dem ersten Fahrzeuge wieder einzuschiffen, das aus diesem Hafen nach irgend einer andern Bestimmung als nach dem Königreiche Spanien oder dessen Besitzungen auslaufen wird. Se. Majestät wollen, daß derselbe Befehl auf jeden spanischen Unterthan angewendet werde, der hier ankame, ohne mit einem von den gesetzlichen Behörden dieses Königsreichs oder von seinen Gesandten oder Consuln in den fremden Ländern ausgestellten Passe versehen zu seyn.“

Don Miguel seinerseits verließ sich außer auf seine Armee vorzüglich auf die Rohheit des Volkes, das durch seine treuen Anhänger, die Pfaffen, aufs eifrigste bearbeitet wurde. Sie schilderten Don Pedro als ein Ungeheuer, und die Engländer und Franzosen in seinem Gefolge gaben ihnen einen erwünschten Anlaß, den alten Haß gegen die Ketzer zu entflammen. Während Don Pedro die strengste Mannszucht, Versöhnung und Amnestie verkündigte, malten die Pfaffen sein Bild als das eines Räubers aus, der nur sengen und brennen, plündern, morden, schänden, und die alte Religion vernichten wolle. Um sich die Geistlichen noch mehr zu befreunden, verkündete Don Miguel unterm 30 August feierlich, daß die Jesuiten in den Besitz aller ihrer ehemaligen Güter und Rechte wieder eingesetzt werden sollten.

2.
Der Kampf um Oporto.

Die Stadt Oporto liegt unweit der Mündung des Duero-Flusses, und hat ungefähr 70,000 Einwohner. Sie ist auf dem Abhange eines Gebirgs erbaut, dessen Höhe 35 bis 40 Toisen erreicht, und sie liegt auf der schrägen Ebene, die sich von dem Berggipfel bis an den Saum des Wassers erstreckt. Der Duero ist tief und reißend und etwa 300 Ellen breit. Eine gegenwärtig abgebrochene Schiffbrücke verbindet die Stadt mit der Vorstadt Villa-Nova. Oporto ist seiner Lage wegen sehr eng. Auf einem Berge, der dem, worauf Oporto gebaut ist, an Höhe gleich kommt, liegt das Kloster da Serra, welches die Vorstadt und Stadt beherrscht. Drei

Straßen gehen von der Stadt aus; die eine nördlich nach Braga, eine zweite östlich nach Amarante, und die dritte südlich durch Coimbra nach der Hauptstadt. Sie sind sämmtlich sehr schlecht, uneben und steinig, und für Evolutionen der Cavallerie und Artillerie höchst unbequem. Die Gegend ringsumher ist voller unregelmäßiger Hügel, die zahlreiche feste Positionen darbieten.

Don Pedro durfte sich von der Stadt nicht weit entfernen, um nicht von derselben abgeschnitten zu werden, da Don Miguel eine starke Macht gegen ihn schickte. Die unter Santa Marta und Povoas vereinigte Migueliſtiſche Armee von 12000 Mann ging über den Duero und concentrirte sich bei Vallonga, ganz nahe bei Oporto. Don Pedro aber ließ sie augenblicklich angreifen, am 23 Julius. Ein Augenzeuge berichtet darüber im englischen Courier: „Am 21 Abends marschirten alle unsere Truppen, den Kaiser an der Spitze, ab, dem Feinde entgegen; in Villa-Nova blieb kein Soldat und die Stadt demnach unter dem Schutze der neuerrichteten Freiwilligen-Bataillone. Am 22 nahm unsere Armee Stellung dem Feinde gegenüber, der auf den Anhöhen von Vallonga stand, und blieb daselbst bis zum Morgen des 23sten. Der Feind hatte wenigstens 12,000 Mann, wir nur 7000, der Rest befand sich auf den Transportschiffen, die mit Sartorius nach Lissabon gegangen waren. An diesem Morgen begann das Gefecht, nachdem der Nebel verschwunden war, um halb 11 Uhr und dauerte bis 7 Uhr Abends, indem beide Parteien wie die Teufel fochten. Da man den Kampf hören mußte, so kann ich mir eine Vorstellung machen, wie er war, und die, die ihn sahen, beschreiben ihn als fürchterlich; unsere Truppen siegten jedoch endlich, in-

dem sie den Feind aus seinen zum Theil vortrefflichen Positionen nach und nach vertrieben; der Feind floh mit Ausnahme einer Division, die sich in guter Ordnung zurückzog, nach allen Richtungen, die Unsrigen verfolgten ihn bis jenseits Baltar, wo sie Halt machten. Während die große Schlacht vor sich ging, fand General Povoas, daß Villa-Nova verlassen sey und begann kein Geplänkel; unsere Kriegsschiffe aber, die von der Brücke abwärts bis Gaja aufgestellt waren, feuerten einige wohlgezielte Schüsse ab, und machten ein Geschütz unbrauchbar, das man gegen die Stadt richtete; dieß schien ihm das Feuern zu verleiden, es fiel nur noch hie und da ein Schuß. In derselben Nacht, als die Nachricht vom Erfolg unserer Truppen zu Vallonga ankam, als die Stadt illuminirt wurde, und die Glocken ertönten, schien der Feind von panischem Schreck ergriffen zu werden, und am nächsten Morgen sah man nicht eine Seele mehr dießseits Carvalhos. Die wohlthätigen Resultate des Siegs von Carvalhos wurden dadurch sehr gemindert, daß der Gouverneur am Morgen des 24sten die falsche Nachricht erhielt, es sey eine beträchtliche Macht bei Auriotes über den Fluß gegangen, und werde die Stadt erreichen, ehe die Truppen von Vallonga zurückkehren könnten. Dieß erregte einen panischen Schrecken, der bis 8 Uhr dauerte, wo es sich zeigte, daß es ein falscher Allarm war; zum Unglück aber hatte der Gouverneur Nachricht an den Kaiser gesendet, ehe der Irrthum sich aufgeklärt hatte, so daß Don Pedro, statt, wie er beabsichtigte, am 24sten den Feind wenigstens eine Zeit lang zu verfolgen, mit seiner ganzen Armee zurückeilte. Aber ich habe Ihnen nun eine Geschichte zu erzählen, um zu zeigen, welcher schrecklichen Verbrechen die Miguelisten und Mönche fähig sind, um ihre

Zwecke zu erreichen. In derselben Nacht, wo die Truppen aus der Schlacht zurückkehrten, stand das Franciscanerkloster, in welchem das 2te und 3te Jägerbataillon einquartirt waren, mit Einemmal an vier Ecken in Feuer, und die Flammen breiteten sich so schnell aus, daß die Truppen große Mühe hatten zu entrinnen; fünf Mann kamen jedoch in den Flammen um. Sie können sich den Abscheu, die Entrüstung, die Wuth über einen so teuflischen Anschlag vorstellen; denn bei genauer Untersuchung ergab sich, daß man fünf Klöster, in denen Truppen einquartirt waren, in Brand stecken wollte, denn man fand in allen fünf Brennmaterialien. Am andern Morgen, den 25sten, suchte man allenthalben nach Mönchen jeder Art; die meisten waren verschwunden; nur einige wurden gefangen und wenige sogleich niedergemacht.“

Der glückliche Ausgang des Gefechtes bei Vallonga und mehr noch die Unfähigkeit und Uneinigkeit der beiden Miguelistischen Generale ließen Don Pedro Zeit, die Stadt stärker zu befestigen, im Innern zu verbarrikadiren, und nach Außen mit neuen Schanzen zu versehen. Besonders verstärkte man das wichtige Serra-Kloster, dagegen versäumte man, das andere Ufer des Duero da, wo es die Einschiffahrt beherrscht, zu befestigen, wovon indeß die Miguelisten damals noch keinen Vortheil zu ziehen wußten.

Am 7 August machten die letzteren einen neuen Angriff. „Graf Villaflor griff den Vortrab am Morgen des 7 August mit 3000 Mann an, trieb ihn zurück, und machte einige Gefangene. Das Zurückweichen der Truppen Don Miguels war unglücklicher Weise planmäßig, die Truppen Don Pedro's fielen in einen Hinterhalt, denn plötzlich stießen sie auf eine Verstärkung des Feindes von 9000 Mann, die sie

zum Rückzug nöthigte, wobei sie 150 bis 200 Mann an Todten und Verwundeten und 2 Feldstücke verloren, und den Feind in vollem Besitze der Südseite des Flusses ließen. General Povoas ward während des Gefechts abgeschickt, um über die Brücke zu gehen, und in Oporto einzudringen, ward aber abgeschreckt, weil die Brücke durch Kanonenboote vertheidigt wurde."

Dann folgte einen Monat lange Ruhe, während welcher Don Pedro aus England einige Verstärkungen erhielt. Erst im September begann der Kampf von neuem und wurde um so erbitterter, als Don Miguel in der Person des Generals Tereira einen talentvollen Oberbefehlshaber an die Stelle Santa Marta's und Povoas setzte. Dieser faßte sogleich den Plan, Oporto enger einzuschließen, bei allen Angriffen und Ausfällen hauptsächlich auf die Vernichtung der Engländer und Franzosen auszugehen, weil diese den Kern der Pedristen bildeten, das Serra-Kloster, als den Schlüssel der Stadt mit Sturm zu nehmen, und Don Pedro vom Meer und von seinen Zufuhren durch Besetzung des vernachlässigten Ufers an der Mündung des Duero abzuschneiden. Es gelang ihm jedoch nicht, diesen geschickten Plan ganz auszuführen.

Der nun fast ununterbrochene Kampf begann am 8 September. „Die Armee Don Miguels machte an diesem Tage einen allgemeinen Angriff. Villanova, eine unhaltbare Position, ward von Don Pedro's Truppen geräumt, welche die Brücke hinter sich abbrachen, so daß die Pedristische Garnison des Serra-Klosters aus ungefähr 600 Mann bestehend, sich selbst überlassen blieb, und von den Miguelisten eingeschlossen wurde, übrigens so muthvollen Widerstand leistete, daß, wenigstens so weit die letzten Nachrichten gehen, die ununter-

terbrochenen Angriffe der Migueliſten vergeblich waren. Don Pedro war bei dem Treffen am 8 auf den am heftigſten angegriffenen Punkten und befehligte von 9 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends das Geſchütz der Batterien in Perſon; faſt wäre er ſelbſt getödtet worden, da eine Kanonenkugel hart über ſeinem Haupte in die Bruſtwehr ſchlug, als er gerade eine Kanone richtete. Der Gouverneur von Oporto erhielt einen Schuß am Arm, der deſſen Abnahme nöthig machte. Die Angriffe geſchahen gleichzeitig längs der ganzen Linie der Conſtitutionellen. Obriſt Hodges griff die Migueliſten, an der Spitze einer kleinen Abtheilung, in der Flanke an, auf der Nordſeite des Duero, und warf ſie in die Flucht. Die Migueliſten wiederholten ihre Angriffe auf das Serra-Kloſter am 9 und 10, dann am 11 Nachts 10 Uhr, und am 12 Morgens 3 Uhr; aber der Widerſtand der Belagerten war nicht zu beſiegen; es war Don Pedro gelungen, eine Verſtärkung von 4000 Mann in dieſe feſte Poſition zu werfen, welche Oporto beherrſcht, und deren Behauptung daher von der größten Wichtigkeit war, um ſo mehr als die Migueliſten bereits angefangen hatten, Bomben nach Oporto zu werfen, und laut ihre Abſicht verkündigten, dieſen Sitz der Revolution zu vernichten. Am 16 Abends machte eine Abtheilung der Beſatzung von Oporto einen Ausfall, und trieb die gegenüberſtehende Abtheilung Migueliſten aus ihrer Poſition; dabei ſoll ſie gegen 100 Gefangene gemacht, einige Geſchütze erobert, und einige andere vernagelt haben."

Inzwiſchen rückten dennoch die Migueliſten allmählich mit ihren Batterien näher, und ihre Bomben fielen bereits in die Stadt. Am 29 September unternahmen ſie einen neuen Hauptangriff, wobei ſie es auf die Vernichtung der

tapfern Fremden in Don Pedro's Armee abgesehen hatten. „Der Hauptangriff des Feindes war gegen die Rechte der Linie gerichtet, die von den Franzosen und Britten besetzt war; die andern Operationen waren bloß Scheinangriffe, um diesen Versuch zu verdecken. Ein Theil der französischen Position war zweimal in des Feindes Händen, wurde aber tapfer wieder genommen und gehalten, die brittische Linie war fast drei Stunden in seinem Besitz. Es ist höchst auffallend, daß der Feind, nachdem er auf einem so starken Punkte solche Vortheile errungen hatte, seinen Weg nicht in das Herz der Stadt fand; aber eine Colonne von ungefähr 3000 Mann, die auf den Erfolg des Angriffs auf der St. Cosme-Straße harrte, ward, als sie vorzurücken versuchte, durch das Feuer der dießseitigen Batterien niedergeschmettert. Die Tapferkeit der Franzosen ist über alles Lob erhaben; alle ihre Officiere so wie alle brittischen Officiere wurden, keinen einzigen ausgenommen, theils getödtet, theils verwundet. Der große Verlust wird besonders von Seite Don Pedro's schmerzlich gefühlt; ich glaube er hat jetzt kaum noch 9000 Mann unter Waffen. Nur wenige der brittischen Officiere sind schwer verwundet; die meisten werden morgen ihren Posten wieder einnehmen können." Unter den Verwundeten befanden sich die beiden Anführer selbst, die Obersten Hodges und St. Legier.

Hierauf folgte einige Ruhe, bis am 14 October die Miguelisten einen neuen Hauptangriff unternahmen. „Sie rückten, wie ein Augenzeuge nach England schrieb, in drei Colonnen an, eine von Villanova her, die ich am besten übersehen konnte, die zweite gegen den Wall in der Fronte von la Serra, und eine dritte von der Linken gegen den

Evia, oder Dreschplatz, der Scene des entscheidenden Zurückwerfens des ersten Angriffs am 8 September. Man konnte nicht kühner und tapferer angreifen, als hier die Miguelisten, aber man konnte auch nicht tapferer und kaltblütiger zurückgeworfen werden. In einem Momente waren die Mauern von la Serra besetzt, und ein Feuer, tödtlich und ununterbrochen, ward über die Angreifer ergossen. Die letztern standen so dicht, daß kaum ein Schuß fehlgehen konnte, und nach einer halben Stunde fanden die Miguelistischen Officiere kein Gehör mehr; trotz ihrer Vorwürfe, und trotz der Hiebe, die sie mit ihren Säbeln ihren eigenen Leuten austheilten, ward der Instinct der Selbsterhaltung zu mächtig, und Alle stürzten eilig zurück, nicht Alle, denn Viele, gar Viele blieben und hoben keinen Fuß und kein Auge mehr. Indessen war der Kampf noch lange nicht zu Ende. Auf der andern Seite ward er noch fortgesetzt, und sechsmal rückten die Truppen zum Sturme an, aber nur um eben so oft zurückgeworfen zu werden. Die Artillerie von dießseits des Flusses machte furchtbare Arbeit, und breite Gassen rissen die schweren Schüsse in die enggeschlossenen Colonnen des Feindes. So dauerte dieß drei Stunden lang, und erst als die Nacht herabsank, trat der definitive Rückzug ein. Nun hörten wir die lauten Vivas der Besatzung des Serrakloſters, widerhallt von denen, die aus der Stadt hinübertönten, und so den Rückzug der Gegner begleiteten."

So schwankte der Kampf. Die Miguelisten wurden bei jedem Angriff zurückgeschlagen, aber auch die Pedristen rückten nicht vorwärts und blieben in Oporto eng eingeschlossen. Um den Ausgang zu beschleunigen verließ Don Miguel Lissabon und begab sich in eigner Person zur Armee vor

Oporto, der er durch eine Proclamation die Plünderung dieſer reichen Stadt zuſicherte, falls ſie ſich derſelben bemächtigen würde, am 17 October. Den Oberbefehl in Liſſabon übertrug er mittlerweile dem Herzog von Cadaval. Aber auch Don Miguel ſelbſt richtete nichts gegen Oporto aus, wenn gleich die Lage Don Pedro's gerade damals ſehr kriiſch war.

Die Hoffnungen der Pedriſten waren getäuſcht worden. Anſtatt in Portugal gut aufgenommen zu werden und im Triumph in Liſſabon einzuziehen, ſahen ſie ſich von einer überlegenen Armee in einer Küſtenſtadt eingeſchloſſen, mußten ihre Reihen in täglichen erfolgloſen Kämpfen gelichtet ſehen und litten überdem Mangel an Geld und Nahrungsmitteln. Um neue Werbungen in England zu veranſtalten, mußte Don Pedro den Truppen, die er ſchon bei ſich hatte, den Sold vorenthalten, und dieß erzeugte Unzufriedenheit. Ueberdieß wollte Don Pedro alles ſelbſt leiten, und da er vielleicht nicht immer das Richtige verfügte, fand er Widerſpruch bei den höhern Officieren. Am 16 November tumultuirten die engliſchen Truppen in Oporto und verlangten unter lauten Drohungen ihren Sold. Der tapfere Oberſt Hodges zog ſich mißvergnügt zurück; doch erhielt Don Pedro neue Verſtärkungen aus England unter Anführung des Sir John Doyle.

Aehnliche Mißhelligkeiten hatte Don Pedro mit dem Admiral Sartorius, dem es gleichfalls an Geldmitteln gebrach, und der in ſeinen Unternehmungen zur See äußerſt lau war. Er kreuzte Anfangs vor Liſſabon, und die Flotte Don Miguels lief einigemal gegen ihn aus; allein obgleich es zu verſchiedenen Malen zu kleinen Seegefechten kam, am 3 und

10 August und wieder am 11 October, so blieben dieselben doch ohne Resultat, und Don Miguels Flotte wurde zwar ein wenig beschädigt, aber weder genommen noch vernichtet. Im Spätherbst zog sich Sartorius in den spanischen Hafen von Vigo zurück, wo er ausgewiesen wurde.

Demnach war die Lage Don Pedro's nichts weniger als vortheilhaft, da Don Miguel sich selbst gegen ihn in Bewegung setzte, und bei etwas mehr Energie und Geschicklichkeit hätte er sich wohl Oporto's bemeistern können. Allein Don Miguel war kaum bei der Armee angelangt, als er den talentvollen General Tereira, der bisher die Belagerung geleitet und den Pedristen viel zu schaffen gemacht hatte, in Ungnade entließ, und das Commando wieder in die Hände des Santa Marta und Povoas legte. Anstatt daß nun die Belagerung neuen Schwung bekommen hätte, schleppte sie sich nur desto langsamer hin. Am 24 October wurde ein neuer Angriff der Migueliſten abgeschlagen. Am 14 November machte der Major Schwallbach einen äußerst kühnen und glücklichen Ausfall, überrumpelte die Migueliſten in Villanova und nahm ihrer gegen 300 gefangen; am 16ten erfolgte ein neuer Ausfall, deßgleichen am 28sten und am 6 December.

Indeß gelang es Don Miguel doch, durch Befestigung des von den Pedristen vernachlässigten Duero-Ufers, den Hafen zu sperren und Oporto die Zufuhr abzuschneiden. Die englischen Schiffe, die sich wenig darum bekümmerten, wurden am 19 November und 17 December von den Migueliſtiſchen Batterien aus beschossen. Den beträchtlichsten Schaden aber verursachten sie der Stadt, indem sie eine große Anzahl Bomben hineinwarfen, die selbst Don Pedro's Palast erreichten. Er soll, indem er eine derselben betrachtete, ausgerufen ha-

ben: „das ſind die Geſchenke, die man mir nach Oporto ſendet.“

Wenn aber auch am Schluſſe des Jahres alles für Don Pedro ungünſtig ſtand und man den Fall Oporto's als nahe bevorſtehend anſah, ſo verdankte er dennoch ſeiner Ausdauer und einer neuen Wahl geſchickter Officiere eine eben ſo ſchnelle als glückliche Wendung ſeines Schickſals, wie wir in der Geſchichte des folgenden Jahres ſehen werden.

VI.

Italien.

1.

Zug der päpſtlichen Truppen nach Bologna.

Das ſchöne Land, von dem Filicaja klagt, daß es zu viele Schönheit beſitze, um die Fremden nicht zum Raube zu locken, und zu wenig Kraft, um ſich gegen ſie zu vertheidigen, — Italien, das immer von außen ſein Glück oder Unglück erwartet, hatte ſich nach der Juliusrevolution, wie wir in den früheren Jahrgängen ſahen, trügeriſchen Hoffnungen hingegeben. Im Kirchenſtaat, wo das altmodiſche Pfaffenregiment zugleich am drückendſten und doch am ſchwächſten war, brach der Aufſtand zuerſt aus. Die italieniſchen Inſurgenten hofften auf Frankreichs Hülfe, aber ſie wurden von dieſer Seite desavouirt und durch den ſchnellen Einmarſch einer öſterreichiſchen Armee zur Ruhe gebracht. Inzwiſchen zogen ſich die Oeſterreicher alsbald wieder aus der Romagna zurück, und der Papſt bewilligte den in der That bisher äußerſt verwahrloſ'ten Legationen eine Art von Conſtitution. Beides geſchah, um das franzöſiſche Cabinet zu beſchwichtigen, welches

ches weder die Oesterreicher in der Romagna dulden, noch auch die Italiener ganz ohne einen Schein von Hülfe lassen konnte, wenn es sich nicht von Seite der Opposition den heftigsten Vorwürfen und entschiedener Unpopularität aussetzen wollte.

So trat das Jahr 1832 ein. Der französische Gesandte in Rom, Herr von St. Aulaire, suchte die Häupter der Volkspartei in Bologna, wo noch immer der Herd des Widerstandes war, auf jede Weise zu beruhigen, pries ihnen die Concessionen des Papstes an, die ein Werk der französischen Verwendung seyen, und wollte, daß sie sich zutrauensvoll dem mildgesinnten Papst in die Arme werfen sollten. Der Papst seinerseits erließ am 10 Januar eine Circularnote an die fremden Höfe, worin er denselben anzeigte, daß er zur völligen Herstellung der Ruhe in die von den Oesterreichern verlassenen, von seinen, den päpstlichen Truppen aber noch nicht besetzten Legationen, und insbesondere nach Bologna, wo eine bewaffnete Nationalgarde den Oppositionsgeist unterstützte, die römischen Soldtruppen (Papalinis) zur Besatzung schicken werde. Er verband damit die ausdrückliche Versicherung „denen Verzeihung zu gewähren, welche sich seit dem Abmarsche der österreichischen Truppen bis zu dem Augenblicke, in welchem die päpstlichen Truppen in diese Provinzen rückten, unvorsichtigerweise haben verführen lassen.“ Unter den unbedingt zustimmenden Antwortsnoten der fremden Gesandten zeichnete sich insbesondere die des Herrn von St. Aulaire aus, der im Namen Frankreichs erklärte: „Zur selbigen Zeit, wo der heilige Vater von diesem unbestreitbaren Recht der Souverainetät (Absendung von Linientruppen und Auflösung der Nationalgarden) Gebrauch macht, ge-

ruht er seinen verirrten Unterthanen eine Amnestie für diejenigen illegalen Handlungen zu versprechen, zu welchen sie sich seit dem letzten 15 Julius haben hinreißen lassen. Der Unterzeichnete zweifelt nicht, daß dieser neue Act der Gnade alle Herzen dem Souverain versöhnen, und daß die Ausführung seiner Befehle eine unmittelbare und unbedingte Unterwerfung von Seite aller Classen der Einwohner nach sich ziehen werde. — Sollte es jedoch geschehen, daß die Truppen in ihrer durchaus friedlichen Mission, und indem sie die Befehle ihres Souverains ausführen, einen strafbaren Widerstand finden, und daß einige Ruhestörer (factieux) es wagen sollten einen Bürgerkrieg, eben so unsinnig in seinem Zwecke als unglücklich in seinen Resultaten, zu beginnen, so fühlt der Unterzeichnete keine Schwierigkeit zu erklären, daß diese Menschen als die gefährlichsten Feinde des allgemeinen Friedens von der französischen Regierung angesehen werden würden, welche immer ihrer so oft verkündigten Politik getreu, über die Unabhängigkeit und Integrität der Staaten der Kirche, im Nothfall alle ihre Mittel anwenden würde, um dieselben festzustellen. Das gute Verständniß, welches zwischen der Regierung des Königs und denen seiner erhabenen Alliirten herrscht, versichert die Erfüllung der Wünsche, welche der Unterzeichnete Se. Eminenz bittet zu den Füßen Sr. Heiligkeit zu legen."

Der heilige Vater motivirte seine militärische Maßregel in folgendem Manifest vom 12 Januar: „Als der heilige Vater im verflossenen Monate Julius einwilligte, daß die Truppen Sr. k. k. apost. Majestät sich aus den Provinzen zurückzögen, und er, ohne seine übrigen Besitzungen zu entblößen, keine andern Soldtruppen an ihre Stelle setzen konnte,

vertraute er proviſoriſch die Vertheidigung der Ordnung und öffentlichen Ruhe der Einſicht, der Treue, der Ehre aller derjenigen an, welche entweder an den frühern Umwälzungen nicht Theil genommen hätten, oder durch eine ſchmerzliche Erfahrung belehrt, fähig wären, wirkſam zu einem ſo heilſamen Zwecke beizutragen. Seit dieſer Handlung des Vertrauens von Seite des Souverains iſt nun der ſechste Monat verfloſſen, ohne daß das gehoffte Reſultat erreicht worden wäre. Statt deſſen kann man ohne Uebertreibung ſagen, daß in dieſen Gegenden auch nicht mehr ſcheinbar die ſchuldige Unterwerfung gegen die geſetzmäßige Regierung beobachtet wird, und daß Leben und Eigenthum der Privaten der Willkür weniger Perſonen anheim gegeben ſind, welche ſich die Macht angemaßt haben, ſie ohne Rückhalt anzutaſten. Höchſt aufrühreriſche und lügenhafte Schriften werden angeſchlagen und ohne Schonung verbreitet, um den treueſten Unterthanen des heiligen Vaters Furcht einzuflößen, um die ruhigen Landbewohner zu betrügen und zu verführen, um die Magiſtrate jeder Claſſe zu beleidigen und herabzuwürdigen, und ihr Amt unnütz zu machen, mit Einem Worte um alles umzukehren, und dieſe ſchönen Provinzen in alle Gräuel der Anarchie zu ſtürzen. Die bewaffnete Gewalt ſelbſt, welche nach den Anordnungen Sr. Heiligkeit nur aus rechtſchaffenen, redlichen Bürgern, den wahren Freunden der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe beſtehen ſollte, ward zum Theil unglücklicher Weiſe fortgeriſſen von Factionsgeiſt, hiedurch von ihren bekannten Formen und ihrer natürlichen Einrichtung entfernt, und wurde an einigen Orten mehrfach das Werkzeug verderblicher Gewaltthat und Hinterliſt. Der heil. Vater ermangelte zwar

nicht seine Mißbilligung auszudrücken, und wir selbst thaten dieß den Prolegaten durch besondere Depeschen kund, aber trotz dieser Mißbilligung bestrebten sich die Unruhestifter nur desto mehr, den Bürgergarden den Charakter eines Kriegsheers zu geben. Ein solcher Zustand der Dinge, der mit dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft in vollem Widerspruche ist, kann nicht länger, weder von der Regierung, die aus Pflicht und aus Achtung gegen sich selbst verbunden ist, demselben ein Ende zu machen, noch auch von der unermeßlichen Majorität der Unterthanen geduldet werden, welche von allen Seiten mit gutem Grunde die dringend nöthige Hülfe begehren. Da fruchtlos alle andern zur Verfügung des heil. Vaters stehenden Mittel erschöpft sind, so kann er sich nicht länger schmeicheln, Ordnung und Ruhe in diesen Provinzen auf eine andere Weise herzustellen, als indem er seinen Truppen Befehl ertheilt, vorzurücken, sie zu besetzen, und der Regierung die Gewalt zu leihen, welche nöthig ist, um Gehorsam und Achtung zu fordern, und um der Souveraineität die Garantie zu bieten, ohne welche jede fernere Handlung der Nachgiebigkeit, der Milde und Mäßigung nur, wie bisher, ihrer Macht und der öffentlichen Ruhe zum Nachtheil gereichen würde. Die päpstlichen Truppen, weit entfernt, mit feindseligen Absichten oder zur Unterstützung einer Schreckensregierung, wie die Aufrührer glauben machen wollen, vorzurücken, haben keine andere Mission als friedlich in diese Provinzen einzurücken, und die Befehle der Repräsentanten Sr. Heiligkeit zu befolgen. Sie werden das **regelmäßigste Betragen** beobachten und mit euch nur Eine Familie ausmachen. Die strengsten Befehle sind bereits ertheilt, daß die Disciplin mit aller militairischen Strenge auf-

recht erhalten werde. Sie werden für die öffentliche Sicherheit wachen, und so handeln, daß die der ruhigen Ausübung ihrer häuslichen Angelegenheiten und ihrer gewohnten Beschäftigung zurückgegebenen Bürger, des mühsamen und unmäßigen Militairdienstes überhoben werden, wozu einige übermächtige Personen sie jetzt zwingen. Dieß ist die bestimmte Willensmeinung des heil. Vaters, welcher der festen Hoffnung ist, daß seine Truppen mit der Achtung und dem Wohlwollen, das ihnen von seinen eigenen Unterthanen gebührt, werden aufgenommen werden, und der das Vertrauen hegt, daß die öffentliche Ordnung nach dem Einmarsche der Truppen nicht mehr werde gestört werden. Wenn gegen die gerechten Erwartungen Sr. Heiligkeit man ihrem friedlichen Einmarsche sich widersetzen, oder die unruhigen Feinde des öffentlichen Friedens künftig ihn durch neue Attentate zu gefährden suchen sollten, wird der heil. Vater, stark durch das Bewußtseyn, seit seiner Thronbesteigung alles was von ihm abhing, gethan zu haben, um seinen Völkern den Grad von Wohlseyn und Glück zu sichern, den er im Erguß seines väterlichen Herzens versprach, sich wider Willen genöthigt sehen, zu andern Mitteln, denen sein Herz bis jetzt widerstrebte, seine Zuflucht zu nehmen, sicher, daß ihm die schnelle und mächtige Unterstützung nicht fehlen wird, welche schon einmal das strafbare Unternehmen einer Faction vernichtete, die vor keinem Verbrechen zurückschrickt, und keine andern Spuren hinter sich läßt, als Rebellion, Zerstörung und Anarchie."

Dagegen antwortete der General Patuzzi, der die Nationalgarden in Bologna commandirte, in einer Proclamation vom 19 Januar: „Ihr, die Nationalgarden, habt euch

nicht zu berathschlagenden Versammlungen gebildet, wie man euch sehr unrecht beschuldigt hat; ihr habt die öffentlichen Cassen nicht angegriffen, ihr seyd nicht gegen die Linientruppen marschirt, um gegen sie zu streiten; eure Versammlungen hatten keinen andern Zweck, als Repräsentationen einzusetzen, um dem Souveraine den allgemeinen Wunsch, gute Gesetze zu erhalten, ehrfurchtsvoll auszudrücken. Es war allerdings gerecht, zu den Cassen seine Zuflucht zu nehmen, um die Bedürfnisse der Bürgergarde zu bestreiten; und als ihr einmüthig verlangt habt, mitzuwirken, um das Vorrücken der Linientruppen zu verhindern, trieb euch nicht der unverständige Entschluß dazu an, mit dem Souveraine Krieg zu führen, den wir alle verehren, sondern vielmehr das Verlangen, die öffentliche Ordnung zu erhalten, und den Ursachen vorzubeugen, welche dieselbe hätten stören können, und durch diese unsere Haltung zur Erlangung jener neuen Aera beizutragen, welche von unserm Souveraine mit väterlichen und trostvollen Worten zugesichert worden ist. Dieses war bisher die Absicht unserer Bemühungen; dieses ist der Zweck, wegen dessen ihr heute alle mit lauter Stimme mich auffordert, eure Brüder zu verstärken, welche mit ihren Brüdern in der Romagna verbunden beschlossen haben, die Hindernisse fern zu halten, welche sich der Beförderung unseres Wohls entgegenstellen würden."

An demselben Tage, dem 19 Januar, setzten sich die päpstlichen Truppen in Marsch. Sie bestanden zum Theil aus barbarischem, aus Gefängnissen und von der Landstraße zusammengerafftem Gesindel, von dem man, trotz der väterlichen Verheißungen des Papstes, nichts Gutes erwartete. Die Bolognesser schickten ihnen einige Nationalgarden ent-

gegen, aber ihr Muth war schwach, da sich in diesem Augenblick die Nachricht verbreitete, daß die Oesterreicher abermals einmarschiren würden. Die Papalinis zogen unter Oberst Zamboni von Ferrara, unter Oberst Barbieri von Rimini aus. Der erstere schlug am 20 Januar bei Bastia einen kleinen Trupp Insurgenten zurück; der andere einen gröſseren bei Cesena, worauf er am folgenden Tage, 21 Januar, nach Forli vorrückte. An beiden Orten überließen sich seine Truppen den abscheulichsten Ausschweifungen.

Ueber die Gräuel zu Cesena und Forli berichtete ein italienischer Correspondent im Messager des Chambers: „Nach dem Gefecht bei Cesena vom 20 Januar, worin 1800 Bürgergarden sechs Stunden lang gegen mehr als 4000 päpstliche Soldaten, die von 600 Mann Cavallerie und einer zahlreichen Artillerie unterstützt waren, kämpften, zog sich der gröſste Theil unserer Landsleute in guter Ordnung nach Forli zurück; die übrigen 150 bis 200 rückten in Cesena ein, wo sie sich in den Familien zerstreuten, die ihnen eine Freistätte darboten, und um die Stadt nicht der Plünderung auszusetzen, ihre Waffen niederlegten. Am Abend drangen die päpstlichen Truppen in die Stadt ein, die keinen Widerstand leistete. In der Vorstadt Sarti fingen sie sogleich die empörendsten Ausschweifungen an, und die Stadt ward bald darauf der Plünderung und schauderhaften Excessen überliefert. Man hörte drei Stunden lang Flintenschüsse auf den Straßen und in den Häusern. Kinder, Greise, Frauen wurden nach den niederträchtigsten Mißhandlungen ermordet. Die Soldaten kamen mit Gold, Silber, Kleidern und Geräthschaften, die sie geplündert hatten, aus den Häusern. Während dieß in Cesena vorging, entschlossen sich die Bürgergarden, die

die Unmöglichkeit einsahen, der Uebermacht, die sie den Tag zuvor bedrängt hatte, zu widerstehen, sogleich sich nach Bologna zurückzuziehen. Sie verließen am 21sten Morgen Forli, und ließen die Stadt ohne Vertheidigung. Eine Deputation begáb sich am Morgen von Seite der Stadt in das päpstliche Hauptquartier, und kündigte die volle Unterwerfung an. Der Obercommandant suchte sie zu beruhigen und versicherte, daß er die strengste Mannszucht unter seinen Truppen halten würde. Gegen Mittag zogen die Päpstlichen wirklich in Forli ein, und wurden ohne alle feindselige Demonstration empfangen. Bald darauf zogen Patrouillen in der Stadt umher, und die Ordnung ward einige Stunden hindurch nicht gestört. Die Bürger gingen, um mehr Vertrauen zu zeigen, auf die Straßen, oder an ihre Hausthuren. Inzwischen zogen viele Soldaten einzeln in der Stadt umher. Um 4 Uhr Abends bekam ein Mann aus dem Volke Streit mit einem Sergenten wegen ein Paar Schuhen, die der erstere von einem Soldaten gekauft, und deren Zurückgabe der Sergent verlangte. Der Käufer verlangte sein Geld wieder und erhielt statt aller Antwort einen Flintenschuß, der ihn auf die Erde niederstreckte. Dieser Vorfall war das Zeichen zu einer furchtbaren Metzelei. Die Soldaten stürzten sich unter Anführung ihrer Officiere auf den Marktplatz, und feuerten auf friedliche und waffenlose Bürger. Bald war die Metzelei allgemein, und die Soldaten stürzten sich unter dem Rufe: Zur Plünderung! in die Häuser. Die Stadt bot den schauderhaftesten Anblick dar. Viele Officiere nahmen an den niederträchtigen Ermordungen Theil, die mehrere Stunden fortdauerten. Der Pfarrer ward mit zwei andern Priestern getödtet. Man erkannte unter den Todten den Grafen Fer-

dinand Guocchi, den jungen Grafen Sulli, furchtbar entstellt. Mehrere Mönche wurden ermordet, Kinder von 5 bis 6 Jahren getödtet, und Frauen schmachvoll mißhandelt, und dann ermordet. Die Straßen waren mit verstümmelten Leichnamen überdeckt. Man sah zerstreute, abgelöst'te Arme, Füße, Köpfe umherliegen. Man hatte den Verwundeten, noch bevor man sie umbrachte, Nasen und Ohren abgeschnitten. Alle Leichname waren ohne Kleider; viele wurden in den Canal geworfen, andere von den Soldaten selbst begraben. Man kennt die Zahl der Todten noch nicht genau. Von den Verwundeten zählt man gegen 100, und man weiß bereits gewiß, daß wenigstens fünfzig Personen bei dieser Metzelei umgekommen sind."

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung fügte hinzu: „Unter den Opfern in Cesena befindet sich eine Mutter mit einem Säugling. Die Barbaren drangen endlich in ein berühmtes Heiligthum, verwüsteten es, und raubten die reichen Kirchengeschenke bis auf den Mantel, der das Bild der heiligen Jungfrau deckte. Das heilige Oel nahmen sie, um ihre Schuhe damit zu schmieren, und bei ihrem Abzuge fand man heilige Gefäße in den Strohsäcken der Caserne. Zu Forli wurden diese Truppen am 21 Januar mit aller Unterwürfigkeit empfangen, sie erwarteten aber nur das Einbrechen des Abends, um sich mit Wuth über die wehrlosen Einwohner herzustürzen. Drei und zwanzig Einwohner wurden massacrirt, darunter zwei Frauen, ein Greis von 70, und mehrere Personen von 50 bis 55 Jahren. Die unbegrabenen Opfer fand man am andern Tage nackt ausgezogen, und auf eine schreckliche Weise verstümmelt. Die Zahl der Verwundeten beträgt 11; unter diesen sind sechs Frauen, eine

Nonne und ein Priester, auch manche andere Personen von Stand, deren Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl bekannt war."

Daß es arg gewesen seyn muß, geht ganz einfach aus der officiellen Proclamation des Cardinals Albani hervor, welchem der Papst die Leitung der Angelegenheiten in den angeblich zu beruhigenden Provinzen übertragen hatte. Sie war vom 22 Januar und lautet: „Die friedliche Aufnahme, welche den päpstlichen Truppen in der Stadt Forli zu Theil ward, hatte mich mit hoher Freude erfüllt, und ich hatte kaum die frohe Nachricht empfangen, als ich mich selbst nach dieser Stadt begab. Aber meiner Ankunft ging ein Ereigniß voraus, das meinem Herzen Trauer und Kummer im höchsten Grade verursachte. Die öffentliche Ruhe ward durch einen jener Zufälle gestört, die sich weder voraussehen noch verhindern lassen. Das Abfeuern eines Gewehrs, dessen Ursache man noch nicht kennt, das aber durchaus keinem bösen Willen zuzuschreiben ist, wurde als eine feindselige Handlung von den Truppen betrachtet, und von diesen mit Schüssen beantwortet, wodurch einige Militärs und Bürger, die man noch nicht kennt, umkamen. Da es von Wichtigkeit ist, daß dieß unglückliche Ereigniß unter seinem wahren Gesichtspunkte betrachtet werde, und nicht zu ungünstigen Deutungen Anlaß gebe, so wird es in der That, wie es sich ereignete, zur Kenntniß des Publicums gebracht, und werden zu gleicher Zeit die strengsten Befehle gegeben und die wirksamsten Anstalten gemacht, damit sich ähnliche Unfälle nicht erneuern, indem ich nicht zweifle, daß alle Einwohner dieser Stadt meinen aufrichtigen, nur auf das allgemeine und das besondere Wohl eines Jeden gerichteten Absichten entgegenkommen werden.

Die künftige Aufrechthaltung der Ruhe wird allein den Kummer mindern können, den mir der unerwartete Vorfall von gestern Abend verursacht hat.“

Gleichwohl suchte das officielle Diario di Roma den Vorfall nachher zu beschönigen und sagte unterm 10 März: „Die beständige Mannszucht, von welcher die Truppen Sr. Heiligkeit ein Beispiel gegeben haben und geben, in den Provinzen dieses Staats wie in dieser Hauptstadt selbst, unter den Augen Aller, gibt Gewährleistung für unsre Lügenstrafung, und beantwortet alle falschen Beschuldigungen, in welchen man die allzu große Hitze übertrieben hat, womit die verrathbedrohten Soldaten sich an andern Orten dem Triebe der Selbstvertheidigung überlassen haben.“

Cardinal Albani kündigte nach dem Ereignisse von Forli an, er habe die Oesterreicher um Hülfe gebeten, um ähnlichen Gräueln vorzubeugen; allein schon am 19 Januar hatte der Oberbefehlshaber der k. k. Truppen in Italien, Graf Radetzki eine Proclamation datirt, welche den Einmarsch der Oesterreicher in die Romagna „im Einverständniß der hohen Mächte und auf Verlangen Sr. Heiligkeit“ ankündigte. Am 20 Januar war er selbst in Modena und betrieb den Einmarsch, der sogleich erfolgte. Am 26sten vereinigte sich der österreichische General Hrabowski mit den papistischen Obersten und hielt mit ihnen am 28sten seinen Einzug in Bologna, wo man ihm keinerlei Widerstand entgegensetzte.

Albani ließ sogleich die Nationalgarden entwaffnen und jede Art von Waffen bei strengster Strafe abliefern. Sodann errichtete er ein Revolutionstribunal in Bo-

logna, am 20 Februar, unter folgenden Bestimmungen: „Das temporäre zu Bologna residirende Tribunal wird aus einem Präsidenten und zweien aus dem Richterstande gewählten, und drei militairischen Richtern von dem Grade des Capitains oder Lieutenants bestehen, aus einem Fiscal-Advocaten, einem amtlichen Vertheidiger, einem Canzler und einer angemessenen Zahl Untersuchungsrichter, General-Advocaten und Substituten; alle diese werden je nach Zeit und Gelegenheit von uns ernannt werden. 2) Das temporäre Tribunal wird die Verbrechen beleidigter Majestät, die Verschwörungen, Aufstände und andere Vergehen gegen die öffentliche Sicherheit, welche in dem gegenwärtigen Edicte bezeichnet sind, richten; die Urtheile werden von der heil. Consulte in den Artikeln 557 bis 561 und 138 bis 183, gegen die Ausbleibenden in den Art. 567 ff. vorgeschriebenen Form gefällt. 3) Im Fall eines Todesurtheils werden alle Acten durch den ersten Postcourier an das Staatssecretariat abgeschickt, um zu sehen, ob eine Revision erforderlich ist. 4) Eine wirkliche oder projectirte Verschwörung mit oder ohne Eid zwischen zwei oder einer größern Anzahl von Individuen, in der Absicht, sich gegen den Souverain und den Staat zu empören, um einen Aufstand herbeizuführen, um den einen oder den andern zu einer Concession zu nöthigen, oder die öffentliche Macht zu überfallen und zu entwaffnen, wird mit dem Tode bestraft. 5) Die, welche zum Aufstande und zur Empörung anreizen und dieselbe ermuntern, indem sie Leute werben, oder Waffen und Munition sammeln, werden gleichfalls mit dem Tode bestraft. 6) Die Verfasser und Drucker von Schriften, die zur Rebellion auffordern, werden mit lebenslänglicher Galeere bestraft. 7) Die, welche sich verführ-

ren oder in eine Verschwörung oder einen Aufstand verflechten lassen, und diejenigen, welche aufrührerische Schriften verbreiten, werden mit 10 bis 15, oder 15 bis 20 Jahren Galeere, je nach der Wichtigkeit und dem Zusammentreffen der Umstände, bestraft. 8) Die Anstifter einer Verschwörung oder eines Aufstandes werden als die Hauptschuldigen betrachtet und bestraft. 9) Die, welche sich auf die Verbreitung einer einzigen Druckschrift, oder auf die Circulation eines einzigen Manuscripts beschränkten, die, wenn gleich auf denselben Zweck des Aufruhrs und der Verschwörung gerichtet, doch keinen gefährlichen Erfolg hatte, werden mit 5 bis 10 Jahren Galeere und einer Geldstrafe von 100 bis 500 römischen Thalern bestraft. 10) Die Besitzer von Druckschriften oder Manuscripten, welche zur Empörung oder zu irgend einem Attentate gegen den Souverain und den Staat auffordern, werden mit Gefängniß von 1 bis 5 Jahren und einer Geldstrafe von 50 bis 300 Thalern belegt. 11) Aufrührerische oder verläumderische Vorschläge und Reden an öffentlichen Orten gegen den Souverain oder seine Regierung, oder die zum Ungehorsam gegen die Magistrate auffordern, werden mit Gefängniß in einer Festung während 1 bis 5 Jahren, und mit einer Geldbuße von 100 bis 500 Thalern bestraft. 12) Verhöhnung, Verachtung oder Aufreizung gegen die öffentliche Macht werden mit Gefängniß von 3 bis 5 Jahren und einer Geldbuße von 50 bis 300 Thalern bestraft. 13) Im Falle eines einfachen Ungehorsams gegen die Befehle der bewaffneten Macht wird die Strafe einjähriges Gefängniß seyn. 14) Im Falle von Widersetzlichkeit oder bewaffnetem Widerstande, wird die Strafe 5- bis 10jährige Galeere seyn. 15) Erfolgt eine nicht gefährliche Wunde, so

iſt die Strafe lebenslängliche Galeere. 16) Iſt einige oder große Gefahr dabei, ſo erfolgt die Todesſtrafe. 17) Der Angriff gegen dieſelbe Macht, mit dem Zwecke ſie zu entwaffnen, wird, wenn er nicht mit perſönlichen Verletzungen verknüpft iſt, mit lebenslänglicher Galeere beſtraft. Iſt perſönliche Verletzung dabei, ſo folgt die Todesſtrafe. 18) Alle geheimen Geſellſchaften, mit welchem Namen ſie auch bezeichnet werden mögen, und ſelbſt wenn ſie keinen beſtimmten Namen hätten, ſind als Verſammlungen erklärt, die ſich in permanentem Aufſtand gegen den Souverain und den Staat befinden. Demgemäß werden diejenigen, welche dieſen Geſellſchaften angehören, mit den für alle durch die beſtehenden Geſetze beſtimmten Handlungen mit den obenbezeichneten Strafen belegt. 19) Derjenige, welcher nach dem Geiſte geheimer Geſellſchaften einen Verbündeten, der nicht zu ſeiner Familie gehört, aufnimmt, verbirgt oder ſeine Flucht begünſtigt, wird mit ewiger Galeere beſtraft. 20) Derjenige, welcher auf irgend eine Weiſe Kenntniß von einer Verſammlung oder einer andern Handlung einer geheimen Geſellſchaft erhält, und ſie nicht der entſprechenden Behörde anzeigt, wird mit 5- bis 10jähriger Galeere beſtraft.“

Außer Bologna wurden auch die übrigen inſurgirten Städte beſetzt. Obriſt Jamboni kam am 3 Februar nach Ravenna, wo ſeine Leute ſich neuen Gräueln überließen, die erſt durch die Ankunft von Oeſterreichern geſtillt wurden. Der Courrier français berichtete darüber: „Die päpſtlichen Mörder beginnen ihre Metzeleien von Neuem, in Ravenna wurden am 7ten die blutigen Scenen von Forli und Cesena erneuert, die Soldaten durchliefen die Straßen, beleidigten die Bürger, riſſen den [illegible] die Schnurrbärte aus,

und ſchnitten ihnen die rothe Beſetzung von den Beinkleidern. Die Bürger betrachteten dieß als ein Vorſpiel zu noch ernſtern Scenen und ſchloſſen ſich vor der Abendglocke in ihre Häuſer ein. Drei Viertelſtunden nach Sonnenuntergang verbreiteten ſich die Mordbanden in allen Straßen; ein Dragoner dringt in die Boutique eines Barbiers, Namens Maroni, wirft ſich auf den Boden und ſchreit: Mörder! Auf dieß verabredete Zeichen ſtürzen mehrere ſeiner ruchloſen Cameraden hinein, und hauen mit Säbeln auf 5 bis 6 Perſonen hinein, die ſich darin befanden. Der Bataillonschef, Bernardi, ein alter, von Napoleon decorirter Soldat, ſucht allenthalben die Soldaten zur Ruhe zurückzubringen, und befiehlt ihnen, in ihre Quartiere zurückzukehren. Statt ihm zu folgen, werfen ſie ſich auf ihn, und verſetzen ihm eine Menge Säbelhiebe. Er büßte das Unrecht, ſeinem Souverain ſeine Dienſte gegen ſein Land verkauft zu haben, mit dem Leben; er ſtarb am 8ten um Mitternacht an ſeinen Wunden. Herr Paganelli that an der Spitze von 90 Carabiniers, die mit den Bürgergarden in der Provinz geblieben waren, und ſtets die päpſtliche Cocarde getragen hatten, alles Mögliche, um die Metzelei zu verhindern. Dieſe braven Soldaten leiſteten durch ihre Feſtigkeit und ihrer Energie große Dienſte. Zwei Frauen wurden indeß ermordet, und neun Bürger blieben mit Wunden bedeckt auf dem Platze, mehrere davon liegen hoffnungslos darnieder. Das ſind die Soldaten, welche nach Herrn Saint-Aulaire als Friedensſtifter bei uns einziehen ſollten. Wird man noch wagen, uns als Rebellen und Unſinnige zu behandeln, weil wir mit ſolchen Böſewichten nicht fraterniſiren wollten? Als die päpſtlichen Soldaten ihren Chef ermordet hatten, ſuchten ſie glauben zu machen, die Cara-

biniers hätten es gethan, aber der Capitain Paganelli begab sich am 8ten mit dem Consultore Ceccoli und zwei Priestern an das Bett des Sterbenden, und seine Aussage ward zu Protokoll genommen. Während der Nacht des 7ten waren die Bürger in ihren Häusern geblieben, am 8ten aber begaben sie sich Morgens um 9 Uhr wohl bewaffnet und mit Munition versehen 400 Mann stark auf den öffentlichen Platz; 300 andere zogen sich in die Nähe des Klosters S. Vitale, wo das Hauptquartier der Päpstlichen war; 400 junge Leute, welche am Meere den Sanitäts-Cordon bildeten, wurden benachrichtigt. Man kam überein, gleich nach ihrer Ankunft die Sturmglocke zu läuten. Alle Bürger sollten die Waffen ergreifen, und die Päpstlichen in ihren Quartieren angreifen. Diese hatten sich in den Casernen verschanzt, der Generalstab hatte sich versteckt. Der Prolegat sandte den Capitain Paganelli mit seinen 90 Carabiniers ab, um das Volk zu beruhigen, welches mit dem Geschrei: Hinaus mit den Mördern! hinaus mit den Päpstlichen! die Truppen herausforderte. Obrist Zamboni, hiedurch erschreckt, verlangte zu capituliren, was denn auch durch Vermittlung der Carabiniere zu Stande kam. Ein Theil der päpstlichen Truppen, 150 Infanteristen und 120 Pferde, entfernte sich aus der Stadt. Der Ueberrest, ungefähr 400 Mann, waren in ihren Quartieren eingeschlossen, und auf dem Punkte, sich zu ergeben, als drei Compagnien Oesterreicher von Forli ankamen. Sie wurden von dem Volk gut aufgenommen und die Ruhe augenblicklich hergestellt.“

2.

Die Franzoſen in Ancona.

Der unerwartete Einmarſch der Oeſterreicher in die Romagna veranlaßte das franzöſiſche Cabinet zu einer Gegenoperation. Es läßt ſich inzwiſchen ſchwer ausmitteln, ob es damit ernſt gemeint war, oder ob es nur eine verabredete Scheindemonſtration war, um die Eiferſucht der franzöſiſchen Oppoſition zu beſchwichtigen. Zu der letztern Vermuthung gab die Schwäche der franzöſiſchen Expedition Anlaß, die in keinem Fall im Stande geweſen wäre, den großen Streitkräften Oeſterreichs die Wage zu halten.

Am 7 Februar lief eine kleine franzöſiſche Flotte von Toulon aus und landete am 21ſten bei Ancona. Sie beſtand aus dem Linienſchiff Suffren und den Fregatten Artemiſe und Victoire und führte nur 1500 Mann Landungstruppen mit ſich, über welche der General Cubières (der über Rom gereiſ't war und noch daſelbſt verweilte) das Commando übernehmen ſollte. Ueber die Art, wie ſich der einſtweilen commandirende franzöſiſche Obriſt Combes der Stadt und Feſtung Ancona durch Ueberfall bemächtigte, erſtatten folgende zwei päpſtliche Noten Bericht, die zugleich die Protestation des heiligen Vaters enthalten: „Am 23 Februar Morgens 3 Uhr ſchifften ſich die franzöſiſchen Truppen heimlich aus, kamen 1500 Mann ſtark ans Land und fingen an, das Thor des Schlachthauſes, welches unbeſetzt war, zu vernichten; hierauf bemächtigten ſie ſich zweier Wachtpoſten in der Stadt und entwaffneten die päpſtlichen Soldaten. Sie überrumpelten die an dem Quartiere des Hafen- und Platz-Commandanten, Obriſten Laza-

rini, befindliche Wache, sendeten den Sergenten des päpstlichen Wachtpostens an die Thüre seiner Wohnung und ließen sich, indem sie sich seiner Stimme, die den Personen in der Wohnung des Commandanten bekannt war, bedienten, die Thüre desselben öffnen. Der Obrist Combes trat hierauf in das Zimmer des Commandanten und erklärte, daß er französischer Kriegsgefangener sey, wenn er ihm nicht die Festung übergebe. Der Commandant verweigerte dieses Begehren, und der Obrist Combes ließ ihn nebst seinem Adjutanten in den Palast des Delegaten bringen, wo er dem Commandanten die Uebergabe der Festung aufs Neue zumuthete, wofern er in Freiheit gesetzt seyn wollte. Als aber der Commandant hiezu seine Einwilligung abermals versagte, so wurde er sowohl als auch die Officiere, Soldaten und Militairbeamten, die sich nicht in der Citadelle befanden, als Gefangene erklärt, und es wurde ihnen auf die Parole des Commandanten der Aufenthalt in der Stadt, wo sie in ihrer Eigenschaft als Gefangene zu verbleiben hätten, gestattet. Etwa um dieselbe Zeit, nämlich Morgens 4 Uhr, begab sich ein französischer Stabsofficier in Begleitung eines päpstlichen Officiers in das Schlafzimmer des Delegaten, indem er demselben eröffnete, daß alle militärischen Posten der Stadt von französischen Truppen besetzt seyen, und zugleich, um Blutvergießen zu vermeiden, die Uebergabe der Festung begehrte. Von einem so gearteten Verfahren, welches sich eine befreundete Macht erlaubt, überrascht, äußerte der Delegat, daß er sich diesem Verlangen nicht fügen könne, und protestirte zugleich mündlich und schriftlich wider dieses Attentat gegen die Souverainetät des heiligen Stuhls. Vorstehendes ist die getreue Darstellung eines Ereignisses, welches dem Unterzeich-

neten durch zwei officielle Berichte zur Kenntniß gebracht worden ist. Der heilige Vater ist von diesen Vorgängen unterrichtet worden, und ob er schon überzeugt ist, daß ein so schweres Attentat gegen seine Souverainetät weder auf Befehl Sr. Majestät des Königs der Franzosen, noch der Regierung desselben unternommen worden seyn kann, und daß sich solches auch ohne Vorwissen Ew. Excellenz ereignet hat, so hat er doch den Unterzeichneten beauftragt, das Ganze zur Kenntniß Ew. Excellenz zu bringen und folgende Erklärung abzugeben: Se. Heiligkeit protestirt nämlich förmlich gegen diese Verletzung des päpstlichen Gebiets, die am Morgen des 23 Februars von Seite des französischen Geschwaders stattfand, so wie gegen alle Eingriffe in seine Souverainetätsrechte und gegen die sich erlaubten Verletzungen der Sanitätsanstalten von Seite des französischen Geschwaders, indem er zugleich überdieß die französische Regierung für alle daraus entstehenden Folgen verantwortlich erklärt. Se. Heiligkeit verlangt, daß die in Ancona feindlich eingedrungenen französischen Truppen sich augenblicklich entfernen. Bei dem Gefühle des höchsten Mißfallens, wovon Se. Heiligkeit über einen so unangenehmen Vorgang durchdrungen ist, hält sich der heilige Vater überzeugt, daß er von der Rechtlichkeit der französischen Regierung die gerechte Genugthuung, die er verlangt, erhalten werde." Eine zweite Note fügt hinzu: „Morgens den 23 Februar ließ Obrist Combes dem Delegaten von Ancona bedeuten, daß er mit niemanden sprechen, und daß niemand zu ihm gehen dürfe, zu welchem Ende eine Schildwache an die Thüre des Cabinets des Delegaten gestellt wurde, welche nicht gestattete, daß derselbe auch nur mit einem seiner Bedienten spreche. Zu gleicher Zeit forderte

Obrist Combes den in der Festung befindlichen österreichischen Stabsofficier auf, die Uebergabe derselben zu bewirken, mit der Bedingung, die päpstlichen Truppen mit Waffen und Bagage unter militairischer Ehrenbezeigung aus der Festung abziehen, oder den Dienst in der Festung gemeinschaftlich versehen zu lassen, indem die Hälfte der Besatzung aus französischen Truppen bestehen sollte, welchen alles von dem französischen Gesandten in Rom eröffnet worden wäre. Der päpstliche Stabsofficier fand es vorzüglicher, die Festung zu übergeben, und eine französische Besatzung von gleicher Stärke wie die päpstliche zuzulassen, in dieser Lage aber die Entscheidung aus Rom abzuwarten. Der französische Obrist versprach überdieß, daß im Falle sich österreichische Truppen in der Nähe von Ancona zeigen sollten, die päpstlichen Soldaten mit Waffen und Kriegsgeräthschaften den Weg nach Rom einschlagen dürften, unter der Bedingung jedoch, daß die aus der Festung abgegangene Besatzung weder die Waffen zu Gunsten der Oesterreicher noch einer andern Macht gegen die französischen Truppen ergreifen dürfte. Se. Heiligkeit, von all diesem in Kenntniß gesetzt, beauftragt den Unterzeichneten, im Namen Sr. Heiligkeit dagegen förmlich zu protestiren, so wie derselbe auch gegen die gegen den Delegaten als Repräsentanten Sr. Heiligkeit verübte Gewalt und gegen die Besitznahme der Festung protestirt. Der heil. Vater hat den oben erwähnten unförmlichen Vertrag, welchen Obristlieutenant Ruspoli und Obrist Combes unterschrieben haben, nicht nur nicht genehmigt, sondern solchen auch ganz und gar verworfen."

Der französische Botschafter in Rom, Herr von St. Aulaire, erklärte feierlich, daß ihm der Vorfall ganz unerwar-

tet ſey, er habe zwar gewußt, daß Franzoſen nach Ancona kommen würden, aber die Art, wie es geſchehen, ſey nicht zu rechtfertigen. General Cubières eilte nach Ancona, befreite den Delegaten und äußerte gegen ihn ſein Leidweſen über das Geſchehene; er ſagte: „wäre er gegenwärtig geweſen, ſo würde der Vorfall nicht ſtatt gefunden haben, da er auf den Schiffen neue Inſtructionen aus Frankreich erwartet haben würde. Der franzöſiſche Botſchafter in Rom erklärt laut und gegen jedermann, daß ihm dieſe Befehle fremd waren, die den Vorfall verurſachten, und dieſe ſeine Erklärung muß wahr ſeyn, da ja in kurzer Zeit die Begebenheit aufgeklärt ſeyn wird. Daß die Franzoſen nach Ancona kommen würden, wußte man. Die Art, wie ſie in Ancona ſind, iſt nicht zu rechtfertigen.“

Während der Papſt ſich bitterlich beſchwerte und der Beſitznahme Ancona's durch die Franzoſen eine große Wichtigkeit gab, ſchien man ſie anderwärts nicht für ſo gefährlich zu halten. Schon am 23 Februar erklärte der öſterreichiſche General Grabowski in Bologna durch einen Tagesbefehl: „Nachdem ſich das Gerücht verbreitet, daß ein franzöſiſches Geſchwader Truppen längs der Küſte der päpſtlichen Staaten landen ſolle, und dieſe Behauptung ſeit mehreren Tagen der Gegenſtand aller Unterhaltungen geworden iſt, ſo erblicken die guten und ruhigen Bürger in dieſem Umſtande den Vorboten einer verhängnißvollen Zukunft, weil die revolutionäre Partei ſich darüber freut und neue chimäriſche Hoffnungen daraus ſchöpft. Es dürfte nun zweckmäßig ſeyn, bemerklich zu machen, daß, welche Bewegungen auch immer die franzöſiſchen Kriegsſchiffe machen mögen, eine ſolche Expedition nur unter der Leitung von Principien ſtehen kann, die denen ähn-

lich sind, welche die Truppen Sr. kaiserl. apostol. Majestät vermocht haben, in die Legationen einzurücken, das heißt unter Principien, die man den Rebellionen und der Anarchie entgegensetzt, die darauf ausgehen, die Autorität der legitimen Staatsgewalt zu stürzen. Die hohen Mächte, mit Inbegriff Frankreichs, sind über diesen Punkt vollkommen einig." Mit dieser Sprache stimmte auch der französische Moniteur überein, indem er officiell erklärte: „Unsere Truppen sind am 23 Februar zu Ancona gelandet. Der rasche Lauf der Flotte, die sie trug, erlaubte dem General Cubières, der sich über Rom nach Ancona begeben sollte, nicht schnell genug dort anzukommen, um das Commando der Expedition zu übernehmen, und selbst bei Vollziehung der Instructionen, die er von der Regierung erhalten, den Vorsitz zu führen. Uebrigens besteht in diesem Augenblicke das vollkommenste Einverständniß zwischen unsern Truppen und den Ortsbehörden. Unsere Truppen besetzen die Citadelle in Gemeinschaft mit den Truppen des heiligen Stuhls. Diese Expedition, die schon lange voraus gesehen ward, im Falle daß die Ruhe in den römischen Staaten von neuem gestört werden sollte, wird eben so wie die nach Belgien die Rechtlichkeit der Absichten der französischen Regierung beweisen; und man darf, trotz der kleinen Zahl der sie zusammensetzenden Truppen, hoffen, daß diese zweite Expedition, so gut wie die erste, das glückliche Resultat haben wird, in den Staaten des heiligen Stuhls die Lösung der Schwierigkeiten schneller herbeizuführen, deren Beseitigung den Mächten so sehr am Herzen liegt, wie sie es bereits durch Unterhandlungen, die fortwährend sehr eifrig betrieben werden, bezeugt haben."

Was sollte nun aber die ganze Drohung bedeuten, von

der man selbst versicherte, daß sie nicht ernst gemeint sey. Das Journal de la Haye, stets ausgezeichnet durch seinen schonungslosen Spott gegen Ludwig Philipp, schrieb damals: „Im vorigen Jahre widersetzte sich das Ministerium des Königs der Franzosen der österreichischen Intervention in Italien, und das Journal des Debats fand dieß wohlgethan. Jetzt wird dieses so ungerechte Princip der Intervention plötzlich gerecht. Die Oesterreicher haben nicht nur dazu vollkommenes Recht, sondern man intervenirt mit ihnen zugleich, und das Journal des Debats weiß sich vor Verwunderung kaum zu fassen. Wir, nachdem es uns bekannt war, daß 80,000 Oesterreicher in Italien stehen, wir glaubten, da wir im Journal des Debats die energischen Worte lasen: „Gehen sie ab, so gehen auch wir ab; bleiben sie, so bleiben auch wir;" daß wenigstens auch 80,000 Franzosen nach Italien marschiren würden. Und was erfahren wir? Daß Herr Perier, um dem Fürsten von Metternich Respect einzuflößen, 5000 Mann nach Italien sendet! Der Hochmuth der Regierung Ludwig Philipps nimmt auf eine seltsame Art ab. Da sie die Intervention nicht wehren kann, so muß das Ministerium Perier sich stellen, als ob es auch interveniren wolle, und um Oesterreich zu beweisen, daß es nur Verstellung sey, werden nur 5000 Franzosen abgeschickt, um frische Luft in Italien zu schöpfen. Sind 5000 Mann etwa das Juste Milieu zwischen 80,000 und gar nichts?"

Hierauf antwortete aber Thiers in der Kammersitzung vom 6 März: „Ich sage, daß wir nicht dulden konnten, das Geschick Italiens von einer einzigen Macht anordnen zu lassen, daß wir dabei interveniren mußten; wir haben uns dabei gegen unsere Principien in der Politik eben so wenig ver-

fehlt, wie damals, als wir in Belgien einrückten, um eine Gegenrevolution zu verhindern. In Italien hatten wir zu verhindern, daß die Legationen nicht unter die Herrschaft Oesterreichs zurückfielen, daß der Papst nicht Verbesserungen verspreche, ohne sie zu vollziehen. Man hat zwar gesagt: Was sollen einige tausend auf einen Punkt von Italien abgesetzte Soldaten nützen? Allerdings würden einige tausend Mann, mitten in die Ebenen von Oberitalien geworfen, nichts heißen; aber diese einige tausend Mann, von einer Flotte unterstützt, im Besitze eines wichtigen Punkts, wollen etwas heißen. Man hat gesagt: Gegen wen sind diese einige tausend Mann gerichtet? Gegen Oesterreich oder gegen den Papst? Weder gegen Oesterreich, noch gegen den Papst. Sie befinden sich aus folgendem wichtigen Beweggrunde daselbst: Es ist nicht passend, daß fünf Mächte in Italien unterhandeln und nur eine einzige eine Armee daselbst halte, und die übrigen auf die bloße Macht diplomatischer Noten beschränkt seyen. Diesen Noten wird also Frankreich etwas beifügen; es kann alsdann in Ancona bleiben oder sich von da zurückziehen, je nachdem man die ihm gemachten Versprechungen hält."

Inzwischen wurde der Notenwechsel zwischen dem Papst und Frankreich fortgesetzt. Herr von St. Aulaire erklärte, er habe schon sechs Wochen vorher dem römischen Hofe die Besetzung Ancona's angezeigt, und der Papst habe erklärt, er werde sich dabei passiv verhalten. Jetzt entgegnete (Note vom 3 März) der Cardinal Bernetti dem französischen Gesandten: „Der Unterzeichnete erlaubt sich, E. E zu erinnern, daß er in den mit E. E. gehabten Unterredungen niemals aufhörte zu bemerken, daß Se. Heiligkeit für Ihre Person nicht in die Besetzung von Ancona gewilligt habe, obgleich Sie auch noch

inzuſetzte, daß die römiſchen Päpſte häufig genöthigt ge=
eſen ſeyen, der Gewalt nachzugeben und ſich ihr zu unter=
erfen. Dieſe Phraſe ſcheint dem Unterzeichneten, beſonders
ach der Verſicherung, welche E. E. dem Unterzeichneten,
nd nachher dem heiligen Vater mündlich ertheilten, daß die
ranzöſiſchen Truppen auf keinen Fall ohne die Zuſtimmung
Sr. Heiligkeit in Ancona einrücken, ſondern in dieſem Falle
ch beſchränken würden, in dem adriatiſchen Meere zu kreu=
en, niemals in dem Sinne eines Zugeſtändniſſes verſtanden
erden zu können."

Die ferneren Noten ſchilderten das Benehmen der Fran=
oſen in Ancona als revolutionär: „Trotz der Proclamation
es Herrn General Cubieres und ſeiner wiederholten Verſiche=
ungen ſich nicht in die päpſtliche Verwaltung miſchen, die Behör=
en ſchützen, die Geſetze beobachten machen, und die Unruhigen
m Zaume halten zu wollen, hat der Adjudant = Major Palés
Befehl gegeben, daß proviſoriſch zwei politiſche Gefangene in
Freiheit geſetzt würden. In die auf dem Theater gegebene
Oper mußte auf Andringen der franzöſiſchen Officiere eine
uf die Freiheit anſpielende Arie eingeſchoben werden; dieſe
rweckte den größten Enthuſiasmus unter der Faction, und
ufrühreriſche Rufe gegen die Regierung Sr. Heiligkeit ließen
ich auf den Straßen vernehmen und blieben ungeſtraft. Man
ieht fortwährend an öffentlichen Orten geſchriebene und ge=
ruckte Anſchläge, welche zur Revolution auffordern, und Per=
onen, die von der päpſtlichen Regierung verbannt, und von
er Amneſtie des vergangenen Jahrs ausgeſchloſſen ſind, ſieht
nan frei in Ancona herumgehen, begleitet von denſelben Of=
icieren, welche zur Unterſtützung der päpſtlichen Autorität
ergeſendet ſeyn ſollen."

Am 11 März lief das französische Linienschiff Marengo und die Corvette Rhone mit noch weitern 1500 Mann Landungstruppen in Ancona ein. Dieß veranlaßte eine neue Note: „Die Unruhestifter wurden durch die Gegenwart dieses neuen französischen Schiffs so aufgeregt, daß sie sich den unanständigsten Freudensbezeugungen überließen, und einen Sergenten der Hülfstruppen, unter dem Vorwande, daß er der päpstlichen Regierung anhänge, mißhandelten und tödtlich verwundeten. Was die Provinzen betrifft, so nimmt die Meinung, daß die französischen Truppen sich in Kurzem über die Marken ausdehnen würden, so wie die daraus entstehende Exaltation jeden Tag zu, und General Cubieres, so scheint es wenigstens, bestärkt dieselbe. Beweis hiefür ist der am 7ten in Ancona von gedachtem Herrn General und dem Lieferanten Herrn Benedetto Constantini unterschriebene Militairlieferungs-Vertrag, in welchem man Art. 11 wörtlich Folgendes lies't: „Gegenwärtiger Vertrag wird vollzogen für die französischen Truppenabtheilungen, welche die Umgegend von Ancona in einem Umkreise von sechs Stunden occupiren dürften, so wie für die Corps oder Theile von Corps, die vielleicht in der Folge von Ancona ausgesendet werden, um in Sinigaglia, Jesi, Osimo, Loretto, Recanati und den umliegenden Dorfschaften zu cantonniren."

Zum Beweise, daß die Verstärkung der Franzosen den Italienern wirklich neuen Muth machte, dient, daß am 13 März in Bologna ein Aufstand gegen die päpstlichen Truppen ausbrach. „Der päpstliche Obrist Zamboni sollte in Bologna einrücken. Der österreichische General Hrabowski, nur von einem Adjutanten begleitet, ritt ihnen entgegen. Große Volkshaufen, mehrere Tausende, hatten sich

verſammelt. Die Truppen nähern ſich. Das Volk geräth in Bewegung, ziſcht, ſchimpft, wirft mit Steinen. Zamboni, mehrfach getroffen, fällt verwundet vom Pferde und wird in die Stadt getragen. Sogar Hrabowski wird getroffen; da ertönt es aber ſogleich: „Scusi, scusi! Viva l'Austria!“ Der Lärm, das Werfen, der Unfug nehmen zu. Endlich geben die Soldaten Feuer. Einige fallen todt nieder, Andere werden verwundet; das Volk flieht in die Stadt. Auf dem Markte verſammelt es ſich aufs neue, ſchimpfend, höhnend, mit neuen Steinigungen drohend. Da läßt Hrabowski Oeſterreicher anrücken, befiehlt auf Italieniſch zu feuern, und auf Böhmiſch nur anzulegen. Der menſchenfreundliche Einfall bringt die gewünſchte Wirkung hervor; die Soldaten legen an, die Haufen reißen aus. Unterdeß hatten ſich die päpſtlichen Truppen in die Caſernen begeben. Dorthin zieht das wüthende Volk zu ſtürmen, Rache ſchnaubend, Tod drohend. Ein neues, nur zu gerechtes Feuer, kühlte dieſe Gluth. Das Volk zog ab, und die Ruhe ſtellte ſich wieder her.“

Cardinal Albani erließ hierauf eine drohende Notification: „Auch dürfen wir nicht verſchweigen, daß ſich die Uebelgeſinnten gänzlich täuſchen würden, wenn ſie ſich in ihrem verbrecheriſchen Vorhaben beſtärken, ſtatt gänzlich darauf zu verzichten, und Umtriebe auf Umtriebe, Verbrechen auf Verbrechen folgen laſſen, im Vertrauen die Regierung einzuſchüchtern und zu ermüden; indem das Gouvernement ſelbſt feſt entſchloſſen iſt, Mittel auf Mittel zu häufen, Feſtigkeit mit neuer Feſtigkeit zu vermehren, um ſie vom erſten bis zum letzten niederzuſchlagen, um ſie ohne Erlaß auszurotten, und auf eine ſolche Weiſe die Geſellſchaft von Niederträchtigen zu reinigen, welche ſie anfeinden und entehren, und

welche in jeder Rückſicht verdienen als öffentliche Feinde betrachtet und behandelt zu werden.“

Sobald die Oeſterreicher die Ankunft neuer franzöſiſcher Truppen und die Abſicht des Generals Cubières, die Umgegend Ancona's zu beſetzen, erfahren hatten, machten ſie am 16 März eine Bewegung vorwärts und beſetzten Rimini, Peſaro, Fano und Urbino.

Inmittelſt erhielten die Franzoſen Befehl, ſich ruhig zu verhalten, den Oeſterreichern und dem Papſt keine Beſorgniſſe, den Italienern keine Hoffnungen mehr zu machen. Die Haupttheilnehmer an der Beſitznahme Ancona's fielen in Ungnade. Man ſchrieb ſchon unterm 30 März aus Ancona: „Die ausſchweifenden Hoffnungen vieler hieſigen Einwohner, und die Declamationen im Weltherrſchertone der eingedrungenen 1500 Franzoſen, haben beide in wenigen Wochen ihr Ziel erreicht. Der Vormarſch der Oeſterreicher in die Linie von Urbino nach Peſaro, die ſichtbare Angſt, welche dieſe Bewegung unter der hieſigen Garniſon verbreitete, die Abreiſe des Obriſten Gallois mit allen Zeichen der Ungnade, und nicht über Rom wie er gewünſcht hatte, die Nothwendigkeit, in welcher General Cubières ſich befand, den Oberſten Combes, die zweite Hauptperſon bei der Eroberung unſerer friedſamen Stadt, mit Arreſt zu belegen, die Agonie, in welcher die große dreifarbige Fahne auf den Wällen unſerer Feſtung liegt, die ſchillernde Sprache in den franzöſiſchen Blättern und die ſehr entſchiedene in allen übrigen; dieſe und viele andere Umſtände haben der Expedition bereits den ihr gebührenden Stempel aufgedrückt.“ Die Patrioten in Ancona fingen an unruhig zu werden, und bald ließ Cubières ſie fühlen, daß er ſich nur in Ancona befinde, wie Hrabowski in

Bologna, um die päpstliche Autorität aufrecht zu erhalten. Am 8 April fielen einige Excesse vor. Am 9ten erließ Cubières folgenden Tagsbefehl: „Einiges Gesindel, das größtentheils der Stadt Ancona nicht angehört, und sich den Namen Patrioten gibt, sucht Unruhen zu erregen, um rauben zu können. Da ihnen dieß in Gegenwart der französischen Truppen nicht gelang, so suchten sie ihre strafbaren Plane auf dem Lande auszuführen. Das Dorf delle Grazie war gestern ihren Angriffen ausgesetzt. Die Einwohner mußten zur Vertheidigung ihres Eigenthums zu den Waffen greifen. Ein Mann von der Patrouille des 66sten Regiments, welcher an Ort und Stelle geschickt worden war, wurde durch einen Flintenschuß leicht verwundet. Dieser Vorfall, der in der Nacht sich ereignete, kann nicht als eine feindselige Handlung gegen die französischen Truppen betrachtet werden. Befehle sind gegeben, daß niemand mit Waffen aus der Stadt gehe. Die Herren Corpschefs werden den Soldaten unter ihren Befehlen verbieten, sich aus der Festung über die Vorstädte hinaus zu entfernen. Die Posten werden ihre Aufsicht verdoppeln, und keine Zusammenrottung auf den Straßen dulden. Sie werden alle Leute verhaften, welche die öffentliche Ordnung durch Handlungen oder durch Drohungen stören.“ Bald darauf befahl Cubières, die päpstlichen Polizeisoldaten neu zu organisiren, um die Ruhestörer zu bewachen.

Von den Unterhandlungen am päpstlichen Hofe erfuhr man, daß der russische Gesandte unbedingte Unterwerfung der Legationen unter den Papst verlangte, der österreichische dagegen, Concessionen des Papstes und einen Zustand in den Legationen wünschte, mit dem die Einwohner sich zufrieden geben könnten, weil sonst immer und immer wieder Aufstände

zu besorgen seyen. Namentlich sollte Oesterreich 'gewünscht haben', daß die Pacification der Romagna unter den Auspicien des talentvollen und mäßigen Ritters Sabregondi vollendet werden möchte, der sich dafür besser eigne als der Cardinal Albani, welcher zu viel Hitze und Starrsinn zeigte, und von dem man sagte, er sey ein Werkzeug der ehrgeizigen Plane des Herzogs von Modena. Gerüchte liefen um, welche diesen Fürsten beschuldigten, er trachte nach der Krone Italiens. Diese trügerischen Gerüchte dienten dazu, Oesterreich auf Kosten Frankreichs populär zu machen.

Da Frankreich in Ancona nicht revolutionirte, sondern im Gegentheil die Patrioten verfolgte, so ließ sich auch der Papst billig finden. Nachdem ihm durch die Entfernung des Capitains Gallois und Obristen Combes für die gewaltthätige Besitznahme Ancona's Genugthuung gegeben worden war, ließ er sich seinerseits ein noch längeres Verweilen der Franzosen in Ancona gefallen. In der deßfalls am 16 April abgeschlossenen Convention wurde ausgemacht: 1) die französischen Truppen in Ancona dürfen nicht verstärkt werden; 2) sie dürfen keine neuen Werke daselbst anlegen; 3) sie werden in dem Augenblick Ancona verlassen, in welchem die österreichischen Truppen die Romagna verlassen. Das Diario di Roma kündigte an, in Ancona herrsche wieder die alte Ordnung: „Könnte diese heilsame Lehre die Reue so vieler Uebelthäter vollständig machen, welche bei jedem öffentlichen Ereignisse sich eiteln und trügerischen Hoffnungen hingeben; möchten sie zugleich erkennen, daß die französische Regierung weit entfernt ist, die treulosen Plane der revolutionären Propaganda unterstützen zu wollen.“ Als der einzige Grund, warum sich weder die Oesterreicher, noch

die Franzoſen zurückzogen, obgleich ſie beide vollkommen übereinzuſtimmen ſchienen, wurde angegeben, daß erſt die von dem Papſt neugeworbenen Schweizertruppen organiſirt werden müßten. Bis dieſe Söldner, welche die gänzlich demoraliſirten päpſtlichen Truppen ablöſen ſollten, angekommen ſeyn würden und man ihnen die Bewachung der empörten Provinzen anvertrauen dürfte, hielt man es nicht für gerathen, die Oeſterreicher und Franzoſen zu entfernen. Die Convention des Papſtes mit der Schweiz wurde am 11 April abgeſchloſſen und betraf die Stellung von 3000 Mann.

Die Wuth der Patrioten in Ancona war gränzenlos, als ſie ſich in allen Hoffnungen getäuſcht und am 2 Mai den Obriſt Origo mit 150 päpſtlichen Carabiniers einreiten ſahen, die fortan ausſchließlich die Polizeigewalt handhaben ſollten. Origo ließ ſogleich einen Mann verhaften und aus Ancona entfernen, was am folgenden Morgen das Volk zum Aufſtande reizte. Die Franzoſen legten ſich ins Mittel. Doch erregte die Nachricht, es kämen noch mehr päpſtliche Truppen, einen neuen Sturm, bis Cubières erklärte, den compromittirten Patrioten entweder eine Amneſtie zu verſchaffen, oder ſie nach Frankreich mitzunehmen, und zum Polizeidienſt täglich nicht mehr als fünf Carabiniers verwenden zu laſſen. Gleichwohl glühte der Haß in den Gemüthern fort. Am 23 Mai wurde der Gonfaloniere, Ritter Girolamo de Conti Boldari, bei Nacht auf der Straße gemeuchelmordet. Am 3 Junius ſchmückte ſich die halbe Bevölkerung mit dreifarbigen Bändern und begab ſich in Proceſſion zu General Cubières, ihn um Verwendung für eine erträgliche politiſche Reform zu bitten.

Auch in der Romagna gährte es fort. Cardinal Albani blieb auf seinem Posten in Bologna und wollte denselben nicht verlassen. Man schrieb im Mai aus Bologna: „Die innern Angelegenheiten des päpstlichen Staats nehmen eine immer schlimmere Wendung. Statt der so oft versprochenen Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung werden die Legationen mit neuen und unerträglichen Auflagen belastet, zu denen noch ein gezwungenes Anlehen kam, welches realisirt wird, indem man die Mobilien derjenigen, welche nicht zahlen können, im Aufstreiche verkauft; ein drückendes System, das, wie man glaubt, von dem bekannten Borotelli an die Hand gegeben wurde, der den Rath und die Geschäfte des Cardinals Albani leitet. Der römische Hof deutete dem Letztern mehrere Male an, seinen Oberbefehl in den Legationen niederzulegen, und sich nach seinem ehemaligen Gouvernement Pesaro zu begeben; allein in Folge jener Unordnung der Gewalten, welche in den römischen Staaten herrschend geworden ist, will der Cardinal von seinem Posten nicht abgehen. Der Staatssecretär ergriff dann den Ausweg, einen ausgezeichneten Prälaten, Monsignore Capaccini, nach Bologna zu senden, um seinen erlauchten Mitbruder zum Gehorsam zu ermahnen. Diese Mission hatte einen unangenehmen Ausgang. Cardinal Albani wiederholte seine abschlägliche Antwort, und begleitete sie mit den härtesten und unhöflichsten Ausdrücken, so daß Monsignor Capaccini ganz verdutzt nach Rom zurückkehrte. Man spricht nicht mehr von der Mission des Ritters Sabregondi; die Einwohner der Legationen argwöhnen seit langer Zeit die Existenz einer großen Intrigue, welche jede Versöhnung zwischen der Regierung und dem Volke unmöglich machen würde. Alles was seit einiger

ger Zeit vorfällt, verſtärkt dieſe Meinung, und wenn alles in dieſem Sinne unter den Augen der Truppen und der fremden Diplomaten vorgeht, kann man ſich da im geringſten noch Illuſionen machen?"

Bei dieſer Lage war es natürlich, daß die Wuth des Volks von Zeit zu Zeit ausbrach. Eine Verhaftung in Forli veranlaßte einen Tumult daſelbſt, und die Bewegung theilte ſich mehrern andern Städten mit. In Ferrara erregte die Ankunft päpſtlicher Truppen einige Unruhen.

In Ravenna und Faenza nahm der Widerſtand einen geſetzlichen Charakter an, ſofern er ſich auf anſtändige Proteſtationen gegen die Willkür beſchränkte, mit welcher Albani ſeine Creaturen den Städten als Communalräthe aufdrang (zu ſcheinbarer Vollziehung des Edicts vom 5 Julius 1831). Mit Waffengewalt und durch Abſetzungsdecrete ſetzte der Cardinal dennoch ſeine Abſicht durch. Auch in Bologna wurde in der Nacht vom 10 Junius eine Proteſtation angeheftet „gegen die Ernennungen abſolut unwürdiger und unfähiger Subjecte zu Communalräthen und Richtern." Am 13 Junius kam es zwiſchen dem Volk und den päpſtlichen Soldaten in Bologna zu einem kleinen Scharmützel.

Der Papſt wurde durch dieſe Begebenheiten aufs neue beleidigt, und erließ am 21 Junius eine donnernde Bulle gegen die Rebellen. „Wir möchten wohl die Heerde jener verirrten Menſchen, wie im vorigen Jahre, abermals durch die Stimme der Ermahnung, des Mitleids und der Nachſicht zu uns rufen; da ſie aber in ihrem Fieberwahne dem ſo oft rufenden Vater ſtets widerſtanden, und, befeſtigt in ihrer gottloſen Verſchwörungswuth, die Kirche zu hören verſchmähten, und ſich mit immer ungeheurern Verbrechen

befleckten, so finden wir uns jetzt, da wir durch eine lange Erfahrung so vieler Monate belehrt wurden, daß alle heilsamen Mittel einer überfließenden Güte, Geduld und Liebe völlig vergeblich seyen, endlich gezwungen, mit Trauer, aber mit Erkenntniß der Nothwendigkeit den Entschluß zu ergreifen, den die heiligen Canone, und das Beispiel der römischen Päpste, unserer Vorfahren, uns vorschreiben, daß wir nämlich gegen die rebellischen Unterthanen das Schwert ziehen, womit uns Gott zum Schutze der Religion und der Gerechtigkeit ausgerüstet hat." Hierauf folgte der große Bannfluch über alle, die an dem Widerstand gegen Sr. Heiligkeit Verfügungen und Autorität Antheil genommen. „Wir thun sie sämmtlich, welche (zunächst in Ancona) gegen die gesammten oder einzelnen weltlichen Rechte der Kirche und dieses heiligen Stuhls unter irgend einem Vorwand oder auf irgend eine Weise sich vergingen, welche Aufträge gegeben oder zu dem Ende Hülfe leisteten, welche gegen päpstliche Soldaten die Waffen trugen, welche auch an andern Orten der heiligen Kirche Verschwörungen anzettelten, und Aufstand und Abfall weiter zu verbreiten strebten, sämmtlich, welchen Grad, Titel, Amt und Beruf sie auch haben mögen, in den großen Bann. Uebrigens erklären Wir sie für unfähig, die Wohlthat der Absolution zu empfangen, bis sie allen und jeden Verirrungen mit Wort und That abgesagt, und in Bezug auf dieselben der Kirche und Uns und diesem heiligen Stuhle je nach der Zeit und Lage der Personen gebührende Genugthuung geleistet haben."

Die Procession vom 3 Junius in Ancona veranlaßte den Papst, sich bitter gegen die Franzosen zu beschweren. Cubières mochte deßhalb Vorwürfe erhalten haben und rächte

ſich an den Anconeſen durch äußerſt zornige Verhaftsbefehle vom 1 Julius, wornach alle Unruheſtifter feſtgenommen werden ſollten, und durch Laufpäſſe, mit denen er viele Italiener aus Ancona entfernte, und die zum Schein eine Amneſtie verſprachen. Am 1 Auguſt hielt der neue päpſtliche Delegat Graſſelini ſeinen feierlichen Einzug in Ancona, begleitet von einer neuen Abtheilung päpſtlicher Dragoner.

Die Italiener waren über alle dieſe Dinge troſtlos. Man ſchrieb aus Bologna: „Die öffentliche Verwaltung iſt noch immer in dem gewohnten bodenloſen Zuſtand, und die Einwohner verlieren mit jedem Tage die Hoffnung mehr, von Rom her etwas von den verſprochenen Verbeſſerungen zu erhalten. Wie es ſcheint, hat die Diplomatie mit den Forderungen dieſer Völker Spott getrieben, und unter dem Vorwande, die Ruhe herzuſtellen, ſich in der That mit nichts Anderm beſchäftigt, als ſie wieder der abſoluten Herrſchaft des päpſtlichen Stuhls zu unterwerfen. Der Ritter Sabregondi iſt ſeit mehreren Tagen zurückgekehrt; es ſcheint aber ſicher, daß ſeine diplomatiſchen Unterhandlungen nur das Intereſſe des öſterreichiſchen Occupationscorps betroffen haben; bis jetzt iſt den beſetzten Provinzen keine Verbeſſerung ihrer Lage in irgend einer Art zu Theil geworden. Die ſogenannten Schweizer in päpſtlichem Solde betragen ſchon über 1000 Mann und ſtehen größtentheils zu Ravenna; die kürzlich zu ihrer Bewaffnung getroffenen Verfügungen deuten jedoch auf eine baldige Vermehrung bis mehr als 3000 Mann hin. Ihre Ankunft in kleinen Abtheilungen dauert ohne Unterbrechung fort.“

Der Papſt war mit dem Benehmen der Franzoſen in Ancona wieder ſo zufrieden, daß er am 25 Auguſt in der Lud-

wigskirche dem französischen Gesandten sagte: „Ich kam, um das gute Einverständniß zu bezeugen, welches zwischen den beiden Nationen herrscht, und einen Beweis zu geben von meiner Anhänglichkeit an Frankreich, an Ihre Person und Se. Majestät den König.“

Man hoffte, England werde für die Legationen thun, was Frankreich, Oesterreich und der Papst selbst, nur mit ihrer eifersüchtigen Stellung gegen einander beschäftigt, versäumt hatten. Wenigstens verlautete nichts mehr von den pomphaft verkündeten, durch Oesterreichs Einfluß bewirkten Reformplanen des Ritters Sabregondi. Aber die Conferenz der fremden Gesandten zu Rom verwarf die Pacificationsvorschläge Englands, wie aus der Note des englischen Gesandten in Florenz, Herr Seymour, erhellt, der zu dem Congreß zugezogen worden war. Derselbe schrieb unterm 7 September an die Conferenz: „Der Unterzeichnete ist beauftragt, das tiefe Bedauern seines Hofs auszudrücken, daß alle seine Bemühungen während der letzten anderthalb Jahre, zu einer Wiederherstellung der Ruhe in Italien mitzuwirken, vergeblich waren. Die brittische Regierung sieht voraus, daß wenn man bei dem jetzigen Systeme verharrt, neue Unruhen von immer ernstlicherem Charakter im Kirchenstaate ausbrechen werden, und daß aus diesen Unruhen Verwicklungen hervorgehen können, die dem Frieden Europa's Gefahr drohen. Sollten diese Befürchtungen sich unglücklicher Weise verwirklichen, so wird wenigstens Großbritannien aller Verantwortlichkeit für die Uebel ledig seyn, die aus der Verwerfung der Rathschläge hervorgehen, auf welche die brittische Regierung mit so viel Ernst und Beharrlichkeit gedrungen hat.“ Hierauf antwortete der österreichische Gesandte, Graf

Lützow, sehr entschieden und ganz im Widerspruch mit den früher ausgesprengten Fabeleien vom Ritter Sabregondi: „Es ist zu hoffen, daß das (italienische) Volk von nun an nur dem angebornen und gewohnten Gefühle dessen, was ihm wahrhaft nützlich und vortheilhaft ist, folgen, und die perfiden Rathschläge einer allen Thronen feindseligen Faction zurückzuweisen wissen werde, welche sich bis jetzt gewiß nicht mit dem beschäftigt hat, was man unter der Phrase von „Volkswohl" versteht. Von nun an trägt alles zu der Ueberzeugung bei, daß die Ordnung wiederkehren wird, wenn diese verborgene Gewalt, wie sie aus dem Rathe aller Könige verbannt ist, auch recht gewürdigt seyn wird von dem Volke, das sie zum Aufruhre zu verleiten wünscht, den man jetzt als Zwistigkeiten mit dem Souverain bezeichnet. Dann wird nichts den heiligen Vater verhindern, seinerseits die Regeneration seiner Staaten zu verfolgen, und dadurch jeden Gegenstand des Streits und der Verwicklung zu entfernen, welche alle Fürsten sowohl als Privaten und Regierungshäupter zu vermeiden gleichmäßig wünschen." Der Fürst Metternich selbst äußerte in einer Note schon vom 28 Julius: „Die Verbesserungen in der Administration der päpstlichen Staaten, zu denen der heilige Vater sich durch frühere Erklärungen bereit gezeigt hatte, waren eines von den Mitteln, um nach dem Rückzuge der österreichischen Truppen die öffentliche Ruhe zu sichern, und man hat sie auch den Repräsentanten der Mächte vorgeschlagen, in der Absicht über diesen Punkt mit der Regierung Sr. Heiligkeit zu einem Einverständnisse zu gelangen. Aber das österreichische Cabinet, obgleich bereit mit seinem Rathe hiezu mitzuwirken, hat nie das Recht anerkannt, dem heiligen Vater irgend etwas aufzulegen, und hat unwandel-

bar seiner Theilnahme diejenigen Gränzen gesteckt, welche die der Unabhängigkeit dieses Souverains gebührende Achtung vorzeichnete.“ Noch deutlicher äußerte er sich sodann mit den Worten: „Se. k. k. Majestät hegt die vollständige Ueberzeugung, daß die vorgeschlagenen Concessionen zur Veränderung der Form der päpstlichen Regierung in den Augen derer, von denen sie verlangt werden, keinen andern Werth haben, als den eines Mittels, um ihren Zweck zu erreichen, den sich ganz vom heiligen Stuhle zu trennen; und daß diese Concessionen keinen andern Erfolg haben können, als zu neuen Forderungen und abermaligen Unruhen zu führen. Es geschieht demnach aus Rücksichten für die Ruhe Italiens, daß der Kaiser sich für verbunden achtet, diesen Forderungen seine Unterstützung zu verweigern, und indem er so der Stimme seines Gewissens gehorcht, dient er zugleich der Sache des allgemeinen Friedens, welcher der Zweck seiner Wünsche und seiner beständigen Sorgfalt ist.“

England ließ es bei seinem Bedauern bewenden, und Frankreich that gar nichts für die Legationen. Es blieb beim Alten.

3.

Neapel. Savoyen. Modena.

Von Neapel verlautete das ganze Jahr hindurch nur wenig. Man rühmte, daß der junge König in seinem Eifer für wohlthätige Reorganisationen fortfahre, namentlich auch in Sicilien. Dem Principe di Campo waren die Ministerien der Finanzen, des Innern und des Auswärtigen, dem Hrn. Mastropaolo die der Justiz, der Polizei und der geist-

lichen Angelegenheiten übertragen; Ruffo nahm als Minister ohne Portefeuille am Conseil Theil. Am 30 Mai, dem Namenstage des Königs Ferdinand begnadigte derselbe viele Verurtheilte, und nahm 97 wegen politischer Vergehen früher ausgeschlossene Individuen wieder in den Staatsdienst auf. Eine kleine revolutionäre Bewegung, die der Mönch Angelo Peluso zu Nola leitete, endete mit dessen Verhaftnehmung und scheint von wenig Bedeutung gewesen zu seyn, im Anfang des Herbstes. Am 9 September schaffte der König das Ministerinm des königlichen Hauses ab, und traf noch einige andere Maßregeln der Vereinfachung.

Man wollte übrigens bemerkt haben, daß der König sich mit großer Vorliebe dem Militärwesen widme. Ein Correspondent im Morgenblatt äußerte darüber: „Ja, unser neuer König ist im Punkte der Soldateska ein wahrer Karl XII. Er zieht wöchentlich ein- oder zweimal mit seinen Soldaten nach dem Campo di Marte, im Herbste aber in die Ebenen bei Salerno und Sessa ins Feld, und führt Krieg. Da treibt er sich im Felde mit den Soldaten herum, läßt sich's in Wind und Wetter sauer werden und schläft auf Stroh. Das Militär wünscht ihm dafür, daß er es zu seiner Passion erhoben hat, das Podagra, und sehnt sich in die friedfertigen Zeiten des frommen Francesco zurück, wo man alle Jahre am Feste von Piedigrotta seine Uniform ausklopfte, und seine Frau auf zwei oder drei Tage verließ! Ach die schöne Zeit ist hin! Jetzt sind die Regimenter in fortwährender Hin- und Herbewegung, und da die meisten neapolitanischen Officiere und Unterofficiere verheirathet sind, so entsteht eine gothische Völkerwanderung bei jedem größern Manöuvre. Unter diesen Umständen ist die Kriegslust eben nicht sehr groß; ein

allgemeiner Jammer bricht in den Bezirken aus, wo gelooſ't werden ſoll, und das halbe Dorf läuft weinend den unglücklichen Treffern nach, als wenn ſie eben auf eine Völkerſchlachtbank geführt würden. Ja, ich habe in Spitälern viele Soldaten geſehen, die ſich mit Kalk das Augenlicht geblendet, um untauglich zu werden, andere Verſtümmlungen gar nicht gerechnet, und dieß mitten im Frieden. Wenn man weiß, daß die Bevölkerung des Landes leicht ums Doppelte ſtärker ſeyn könnte, ſo muß man geſtehen, daß bei dieſen Aushebungen der Landbau eben nicht gewinnen kann. Eine wohlorganiſirte Armee wäre übrigens in einem monarchiſchen Staate nicht zu verachten, beſonders wenn man ſie nöthig hätte: nun aber fehlt dieſen Regimentern gerade, was ſie zu einer Armee verbinden könnte — das Ingenieurweſen. — Das kriegeriſche Heldenfeuer hat auf eine komiſche Weiſe auch über das Militär hinaus um ſich gegriffen. Man hatte bemerkt, daß der Fürſt ſelten das große Operntheater beſuchte; da er einmal keinen Sinn für Muſik hatte, ſo ſuchte man ſeine Aufmerkſamkeit auf eine andere Weiſe zu feſſeln: man fing an, fortwährend kriegeriſche Ballette aufzuführen. Uniformen aller Farben und Waffen ziehen da halbe Stunden lang mit Trommelſchlag und Trompetenſchmettern über die Bretter, die Reiterei macht die tollſten Manöuvres, Getümmel aller Art, die Pferde werden wild, die Tänzer ergreifen die Flucht u. ſ. w. Die Liſt gelang, der König kam!"

Der militairiſche Eifer des Königs erſcheint bei dem bisherigen ſchlechten Zuſtande der neapolitaniſchen Armee (man vergleiche ihr Benehmen bei der letzten öſterreichiſchen Invaſion), und bei den unruhigen Bewegungen im übrigen Italien genügend motivirt. Daß der König eine ausſchließlich

italieniſche Politik befolge, ſcheint ſich durch ſeine Heirath zu beſtätigen. Er wählte vorzugsweiſe eine italieniſche Prinzeſſin, die 1812 geborne Tochter des vormaligen Königs Felix von Sardinien, Chriſtine, deren Geiſt und Schönheit gerühmt wird. Er begab ſich deßfalls incognito nach Genua, wo die Verlobung am 21 November ſtatt fand.'

In Sardinien war bekanntlich, nachdem der Mannsſtamm der ältern Linie ausgeſtorben war, die jüngere Linie Carignan in der Perſon des Königs Carl Albert zur Regierung gelangt, der bei der Revolution von 1821 compromittirt war, jetzt aber ſeine ehemaligen conſtitutionellen Freunde durchaus nicht begünſtigte. Inzwiſchen fiel, nachdem der Verſuch, von Frankreich aus Savoyen zu inſurgiren, im vorigen Jahre mißlungen war, nichts Wichtiges in den ſardiniſchen Staaten vor. Am 8 Januar erfolgte in Chambery ein kleiner Auflauf gegen den jeſuitiſchen Miſſionär Guyot, der eine Proceſſion veranſtaltet hatte. Später erfuhr man, der König habe viele verhaftete junge Leute, die ſchon entlaſſen waren, wieder verhaften und ſtrenger behandeln laſſen, auch Abſetzungen der Aufſichtsbehörden verfügt, die zu wenig Strenge gezeigt hätten. Den Buchhändlern und Druckern von Chambery wurde „volle Verlags- und Druckfreiheit verſtattet, ſofern ſie eidlich gelobten, nichts drucken zu wollen, was das Mißfallen der Regierung erregen könne.“ Man erfuhr ferner, daß an den Feſtungswerken von Aleſſandria und den an der franzöſiſchen Gränze liegenden Forts eifrig gearbeitet werde.

In Modena dauerte die Reaction fort. Am 15 März wurde daſelbſt folgendes Edict publicirt, aus Anlaß eines Erdbebens: „Die Erderſchütterungen ſind, ſo weit ſie

von Leuten, welche die physischen Gesetze untersuchen, und namentlich von solchen, die nicht ungläubig sind, erforscht werden können, als eine Geißel betrachtet worden, welche Gott uns jetzt sendet, wie er dieß sonst gethan hat, theils um die Menschen zu strafen, theils um sie zu warnen, daß sie sich bekehren sollen, wenn sie große Sünden begangen haben, oder wenn sie einen schlechten Weg verfolgen, und sich ihren Leidenschaften überlassen. Diese Zeit ist vielleicht jetzt gekommen, weil ehr- und gottlose Grundsätze, der Geist des Ungehorsams, der Ketzerei, des Stolzes, des Unglaubens, der Wahnsinn, welcher die niedrigsten Leidenschaften erzeugt, wie eine epidemische Krankheit geworden sind, welche die Köpfe verwirrt, und die Herzen verkehrt, und den Verlust der Seele, so wie aller Ruhe und alles irdischen Glücks nach sich zieht, welche mit einem falschen Scheine und Milde alles vergiftet, weil alles dieß das Werk des bösen Geistes ist, in dessen Gewalt derjenige, welcher Gott und sein heiliges Gesetz verläßt, jeden Tag mehr fällt. Darum sendet Gott in seiner Gnade, um die Seelen, die ihrem Untergange nahen, zu erschüttern, um die Verirrten zurückzuführen, um die Guten in der Tugend zu befestigen, und um Allen seine Allmacht deutlich zu machen, den Menschen offenbare, schreckliche, außerordentliche Unfälle, wodurch allesammt gestraft, und Allen ein heilsames Gefühl der Furcht eingeflößt wird. Es ist dieß eine große Warnung, welche Gott uns gibt, um uns zu zeigen, daß er mit uns nicht zufrieden ist; daß unter uns Kälte oder die Neigung herrscht, ihn zu verlassen; daß es unter uns eine große Anzahl verirrter Menschen gibt, und solcher, die gegen göttliche, wie gegen menschliche Gesetze rebellisch sind, und die erschüttert und gebessert werden müssen. — Wir erklären,

daß wegen neuer Anſtrengungen von Seite der geächteten Secten und der Revolutionaire, um neue Unruhen hervorzubringen, wir für klug erachtet haben, die Wirkung der Amneſtie, welche wir einer gewiſſen Claſſe von Verirrten bewilligt haben, noch zu ſuspendiren; dieß war zum Wohle unſerer Unterthanen geſchehen, weil dieſe Sünder, dieſe Menſchen ohne Religion, geneigt die Geſellſchaft durch böſe Beiſpiele zu ſtören, indem ſie ſchlechte Grundſätze verbreiten und Revolutionen herbeiwünſchen, daß ſie es ſind, welche auf die Bevölkerung Gottes Strafen und Zorn herbeigezogen haben. Kein Wohldenkender darf aus übelverſtandenem Mitleid dieſe Feinde Gottes und der menſchlichen Geſellſchaft, namentlich diejenigen, welche wegen ihrer Verbindung mit den geächteten Secten mit dem Banne belaſtet ſind, begünſtigen. Er muß im Gegentheil alle Bemühungen anwenden, um ſie zu entlarven, wenn ſie ſich nicht bekehren, um die Strafen Gottes zu entfernen, welche ſonſt mit immer größerer Gewalt auf einander folgen werden."

Auch erfuhr man durch öffentliche Blätter, der Herzog habe ſeinen Soldaten folgenden Eid leiſten laſſen: „Die Soldaten Franz IV haben den lebhafteſten Unwillen gefühlt (einen Unwillen, für deſſen Ausdruck es keine Worte gibt, und welcher nur mit der Entdeckung und Vertilgung der Meuchelmörder ſchwinden wird), als ſie von dem gotteslaſterlichen Plane hörten, welchen die Revolutionaire entworfen hatten, die geheiligte Perſon ihres anbetungswürdigen Souverains zu ermorden; ſie erklären, daß ſie eine wahrhafte Befriedigung empfanden, und daß ein reiner und edler Stolz in ihnen erwachte, als ſie zuerſt unter das Panier eines Prinzen traten, welcher durch ſeine Geiſteskraft und ſeinen Muth der

erſte Soldat des Jahrhunderts genannt werden kann. Die Soldaten Franz IV ſind glücklich, unter ſeinen Fahnen dienen zu können; ſie ſchwören, ihren letzten Blutstropfen zu vergießen, um den unüberwindlichen Herzog, ihren geliebten Vater, ihren großen Feldherrn zu vertheidigen. Sie werden ihre Wachſamkeit und ihre Energie verdoppeln. Das Leben iſt ihnen nur theuer, weil ſie es hingeben können, um das ihres Souverains zu retten, oder um ſeine Mörder niederzuhauen. Wenn jemals (was Gott verhüte) die Hölle eine ſo ſchwarze Seele ausgeſpien haben ſollte, die ein ſolches Attentat wagen könnte, ſo bringen es die Soldaten Franz IV zu jedermanns Kunde, daß ſie vollkommen, Mann für Mann, jeden ihrer Mitbürger kennen, welcher ſich zu den Grundſätzen der revolutionären und liberalen Böſewichter bekennt; ſie mögen zittern, denn die Soldaten machen ſie mit ihrem Leben verantwortlich für die Sicherheit Franz IV; ſie mögen zittern, und das Urtheil der Soldaten trifft ſchnell und ſicher.“

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Interessante Schriften unsers Verlags:

Menzel, W., Narcissus, ein dramat. Mährchen 8. 2 fl.
— — Reise nach Oestreich im Sommer 1831. 8. 2 fl. 45 kr.
— — Rübezahl, ein dramat. Mährchen 8. 1 fl. 36 kr.
— — Taschenbuch der neuesten Geschichte 1r bis 3r Jahrg. mit Bildnissen. Jeder Jahrgang von 2 Abtheilungen. 6 fl.
Gagern, Frhr. v., Mein Antheil an der Politik 4r Bd. oder Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern 8. 3 fl. 24 kr.
Gagern, Frhr. v., Der Deutsche in Nordamerika. 45 kr.
— — Ueber Deutschlands Zustand und Bundes-Verfassung. 1 fl.
— — Der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 2 Bde. in 6 Heften. 4 fl. 48 kr.
— — Resultate der Sittengeschichte. 4r—6r Thl. 5 fl. 12 kr.
Volley, H. E. F., Die Lehre von den öffentlichen Unterpfändern. 2 fl. 24 kr.
Fritz, J., Sammlung der Polizei-Gesetze und Verordnungen für die k. würtemb. Residenzstadt Stuttgart. 1 fl. 48 kr.
Gans, Dr. Ed., Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. 3r Bd. (Das Erbrecht des Mittelalters.) 4 fl. 30 kr.
Gros, Dr. H. H., Lehrbuch der philosophischen Rechtswissenschaft oder das Naturrecht. 5te Auflage. 3 fl.
Mohl, Dr. R., Das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 fl. 24 kr.
Pfizer, P., Briefwechsel zweier Deutschen. 2te Aufl. 8. 2 fl. 24 kr.
Rudhart, Dr. J., Das Recht des deutschen Bundes. 2 fl. 24 kr.
Sarwey, A., Das würtemb. Schäferei-Gesetz vom 9 April 1828, in seinen Folgen für den Besitzstand, sowohl hinsichtlich der Kleebeweidung als hinsichtlich der aufgekündigten Weide- und Uebertriebsrechte. 18 kr.
Seeger, K. A. F., Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritätsgesetzes für das Königreich Würtemberg. 2 Thle. 3 fl. 18 kr.
Spittler, L. T. Frhr. v., Vorlesungen über Politik. Herausgegeben von C. Wächter. 4 fl. 30 kr.
— — Sämmtliche Werke. Herausgegeben von C. Wächter. 1r bis 6r Band. 24 fl. 42 kr.
Tafinger, Dr. M. G., Criminalgesetzgebung. 2 fl.
Weishaar, Dr. J. F. v., Handbuch des würtemb. Privatrechts. 3te umgearbeitete Ausgabe. 3 Bde. 11 fl. 15 kr.
Weitzel, J., Geschichte der Staatswissenschaft. 1r u. 2r Thl. 6 fl. 9 kr.
Zacharias, Dr. C. F., Vierzig Bücher vom Staate. 1r und 2r Bd. 9 fl.
Goethe, J. W. v., sämmtliche Werke. Nachlaß. gr. 8. 1ste und 2te Lieferung oder 41r—50r Band.
Velinpapier 34 fl. 12 kr.
Schweizerp. 27 fl. —
Druckpapier 21 fl. 36 kr.
— C. u. 1. u. 2. Lfg. od. 41—50 Bd. (Auch einzeln.)
Velinpapier 12 fl. 9 kr.
Druckpapier 8 fl. 6 kr.
— — Faust, eine Tragödie. 2r Thl. 2 fl. 24 kr.

Müller, J. v., sämmtliche Werke in 40 Bndchn. Taschenausgabe. 41e Lfg.

Velinpapier 4 fl. 30 kr.
Druckpapier 3 fl.

Prechtl, J. J., technologische Encyklopädie. 4r Band. 6 fl.

Pyrker's, J. L. v., sämmtliche Werke. 2r Bd. Rudolph von Habsburg. 3 fl.

Rickes, Rittmeister, Bewegung der Bevölkerung der europäischen Staaten 8. 3 fl.

De Candolle's, A. P., Pflanzen-Physiologie, oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Aus dem Französischen übersetzt von Professor Dr. Röper. 1r Band. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Graberg von Hemsö, J., das Sultanat Mogh'rib ul Aksà oder Kaiserreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatenkunde beschrieben. Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Alfred Reumont. 8. 2 fl. 15 kr.

Irving, Chr. Columbus Leben und Reisen. gr 8. 2 fl. 24 kr.

Mayer, Carl, Lieder. Velinpapier. 8. 2 fl. 42 kr.

Retzsch, 43 Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke. quer Fol. 6 fl.

— — Umrisse zu Schillers Gedicht: Pegasus im Joche. quer Fol 3 fl

Neuigkeiten:

Bernoulli, Chr, Handbuch der Dampfmaschinenlehre, mit 12 Kupfertafeln. 3 fl. 36 kr.

Gutzkow, Dr. K., Maha Guru. Geschichte eines Gottes. Ein Roman 2 Thle. 3 fl. 24 kr.

Handbuch für Kaufleute über die wichtigsten Zweige des Großhandels, der Handels-Schiffahrt und des Bankwesens. Aus dem Englischen übersezt in alphabetischer Ordnung von C. F. E. Richter. 1r Bd. 1ste Abthl. 2 fl.

Mehring, Decan, der Formalismus im Staate. 1 fl. 12 kr.

Schiller's, Fr. v., sämmtl. Werke, Vollständige Ausgabe in Einem Bande. Neue Auflage. Subscriptionspreis 8 fl.

Schubert, G. H. Dr., Geschichte der Seele, 2 Thle. 2te Auflage. 7 fl. 12 kr.

Uhland, L., Gedichte. 7te Auflage, Velinpapier. 3 fl. 36 kr

Stuttgart und Tübingen im Oktober 1833.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Taſchenbuch
der
neueſten Geſchichte.

Herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

U. 2. 11.

Vierter Jahrgang.
Geſchichte des Jahres 1832.
Zweiter Theil.

Mit 11 Portraits.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1834.

Inhalt.

Geſchichte des Jahres 1832.

Zweiter Theil.

		Seite
VII.	Rußland und Polen	3
	1) Ruſſiſche Maßregeln in Polen	3
	2) Die polniſchen Flüchtlinge	48
	3) Rußland	83
VIII.	Der Orient	98
	1) Die Türkei	98
	2) Griechenland	128
IX.	Skandinavien	152
	1) Schweden	152
	2) Dänemark	155
X.	Die Schweiz	159
XI.	Deutſchland	190
	1) Der deutſche Bund	190
	2) Oeſterreich	235
	3) Preußen	239
	4) Bayern	249
	5) Würtemberg	275
	6) Baden	277
	7) Hannover	281
	8) Braunſchweig	297
	9) Heſſen-Caſſel	300
	10) Heſſen-Darmſtadt	308
	11) Naſſau	314
	12) Sachſen	319
	13) Weimar	324
	14) Altenburg	322
	15) Meiningen	328

Seite

16) Oldenburg 324
17) Die übrigen kleinen Bundesstaaten 324
XII. America 327
1) Die Vereinigten Staaten von Nordamerica . . 328
2) Das englische America. Neger-Unruhen . . . 344
3) Hayti 346
4) Brasilien 347
5) Die spanischen Freistaaten 359
a) Mexico 361
b) Guatimala 371
c) Columbia 372
d) Peru 376
e) Bolivia 376
f) Chili 377
g) Buenos-Ayres 378
h) Montevideo 379
XIII. Asien, Afrika und Australien 382
1) Ostindien 382
2) Persien 393
3) China 395
4) Java 401
5) Neu-Holland 402
6) Neu-Seeland 403
7) Insel Bourbon 405
8) Afrika 406

Kleine Chronik.

Naturerscheinungen 409
Reisen 416
Nekrolog des Jahres 1832 423
Chronologische Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1832 426

Die Geſchichte des Jahres 1832.

Zweiter Theil.

Die Geſchichte des Jahres 1832.

VII.

Rußland und Polen.

1.

Ruſſiſche Maßregeln in Polen.

Nachdem am 8 September 1831 Warſchau gefallen, das polniſche Heer ausgewandert und das ganze Land den Ruſſen wieder unterworfen war, verfolgten die Letztern den Plan, jede künftige polniſche Revolution zu verhüten, mit eiſerner Conſequenz.

Die erſte Maßregel beſtand in der Entwaffnung des Landes. Sie wurde ſchon im Herbſte 1831 ſo weit getrieben, daß dem Landmanne die Senſen mangelten. Der größte Theil des polniſchen Heeres war nach Oeſterreich und Preußen geflüchtet. Die in Polen zurückgebliebenen, ſo wie die Soldaten, welche ſich durch die verſprochene Amneſtie bewegen ließen oder ſich gezwungen ſahen, zurückzukehren, wurden ſogleich unter die ruſſiſchen Regimenter geſteckt. Als franzöſiſche und engliſche Blätter aufs bitterſte darüber

klagten, daß auf dieſe Weiſe die den polniſchen Soldaten zugeſagte Amneſtie verletzt werde, wurde ruſſiſcherſeits bekannt gemacht: „Nachdem die polniſche Inſurrection die Quellen der Induſtrie, des Handels und des Nationalwohlſtandes ausgetrocknet hatte, vermachte ſie der ruſſiſchen Regierung die ſchwierige und peinliche Aufgabe, für den Unterhalt mehrerer tauſend Soldaten zu ſorgen, welche von der revolutionären Faction verführt, ihrer Pflicht untreu gemacht, und in einen Kampf auf den Tod verlockt worden waren, um nachher zur Verbannung oder zum Elende verurtheilt zu werden, denn dieß iſt das Schickſal, welches die Urheber der Inſurrection vom 17 Nov. denen bereitet haben, die unter ihren Fahnen fochten. In dieſem Zuſtande befanden ſich die Soldaten der polniſchen Armee im Augenblick, als die legitime Macht wieder hergeſtellt wurde. Ohne Mittel, ſich zu ernähren, ohne Leitung, ohne Anführer und ohne Zucht durfte dieſe Maſſe von Soldaten nicht auf gut Glück im Lande verbreitet werden, wollte man anders ſich nicht der Gefahr ausſetzen, die Sicherheit des Eigenthums und die Erhaltung der öffentlichen Ruhe bedroht zu ſehen. Unerläßlich war eine ſchnelle, kräftige, umfaſſende Maßregel, um einem Zuſtande der Dinge, der keinen Aufſchub duldete, Hülfe zu bringen. Der Kaiſer Nikolaus erkannte, daß hier das heilſamſte Mittel darin beſtand, den polniſchen Militärs die Reihen der ruſſiſchen Armee zu öffnen. Dieß Eine Wort bezeichnet den Urſprung und den Zweck der neuerlichſt von der Regierung des Königreichs getroffenen Anordnung, welche bereits mit ſo viel Bitterkeit getadelt wird. Doch iſt dieſe Maßregel, wenn ſie, wie ſich's gebührt, als eine von dem Bedürfniſſe des Landes geforderte Nothwendigkeit anerkannt wird, kei-

neswegs geeignet, weder für eine den Soldaten der Insurrection auferlegte Bestrafung, noch für ein Mittel gehalten zu werden, die disponible Stärke der russischen Armee über ihren frühern Stand zu vergrößern. Sie ist bloß eine die öffentliche Ordnung bezweckende Einrichtung, gegründet auf die doppelte Absicht, einmal einer großen Anzahl nahrungsloser Menschen zu Hülfe zu kommen, und sodann das Land von der Gegenwart so vieler Soldaten zu befreien, welche unfähig sind, wieder ins bürgerliche Leben zurückzutreten, ehe sie von neuem gelernt haben, sich dem Gesetze des Gehorsams zu unterwerfen. Wie sollte man hierin eine Ausübung der Strafe oder der Rache gegen Soldaten der polnischen Armee entdecken? Sind doch diese Soldaten zu der Ehre berufen, unter den Fahnen der russischen Armee zu dienen! Menschen, die für die Sache der Empörung gekämpft, erfahren eine gleiche Behandlung, wie die Soldaten, die nie ihrem Eide untreu wurden! Um diese einfache Thatsache zu entstellen, sucht man jetzt mit beispielloser Unredlichkeit das Gerücht zu verbreiten, als seyen die polnischen Militärs in Masse bestimmt, in Sibirien zu dienen, und als müsse dieses Land als der Ort ihrer ewigen Verbannung angesehen werden. Es ist kein Schatten von Wahrheit in diesen Angaben. Die Unterthanen des Königreichs sind berufen, in unsern Reihen im Innern des russischen Reichs zu dienen, wie alle andern russischen Krieger ohne Unterschied ihres Ursprungs."

Die zweite Maßregel war die Verhaftung und Bestrafung aller Häupter oder nur einigermaßen erheblicher Theilnehmer der Revolution, so wie der Verdächtigen. Die meisten waren freilich nach Frankreich entkommen, doch hatten viele, um ihre Güter zu retten, die Gefahr, im Vater-

lande zu bleiben, dem Elende der Verbannung vorgezogen. Ein Schreiben im Nürnberger Korreſpondenten ſchilderte den Zuſtand Warſchau's alſo: „Ich kann Ihnen die Gefühle nicht beſchreiben, welche mich in dieſer Stadt ergriffen, die ich unter einer ganz andern Geſtalt gekannt hatte. Ich fand mich da fremd, wie in Conſtantinopel; alle Bekannten ſind geſtorben, die Univerſität iſt geſchloſſen, höchſt wahrſcheinlich, um nie wieder geöffnet zu werden. Nicht bloß die Cadettenſchule in Kaliſch, ſondern auch die polytechniſche in Warſchau, ſo wie überhaupt alle höhern Schulen bis zur vierten Claſſe ſind aufgehoben. Alle Miniſterialreſcripte ſind auf pagina fracta, halb ruſſiſch, halb polniſch geſchrieben, und in den Normalſchulen hat man das Ruſſiſche als unerläßliche Bedingung eingeführt. Die verhafteten Deputirten ſitzen bis jetzt ohne Verhör, einige gegen Caution in der Stadt, andere bei den Carmelitern, darunter v. Niemojowski, Olizar, Szyndlarski. Man hofft, daß nach der Ankunft des Fürſten Paskewitſch der Gerichtshof über ſie conſtituirt werden wird. Die zurückgebliebenen polniſchen Officiere leben im größten Elende. — Die Gelehrten ſtehen jetzt in ſchlechtem Rufe. Die Profeſſoren der ehemaligen Univerſität ſind ſämmtlich außer Thätigkeit, und beziehen nur den dritten Theil ihres Gehalts, nicht die Hälfte, wie es in einigen Blättern hieß. Statt der Univerſität wird nun eine mediciniſche Schule eingerichtet. Außer den öffentlichen Bibliotheken hat die Regierung nun auch das Münzcabinet und die Kupferſtichſammlung obſigniren laſſen, und alle dieſe Sammlungen werden wohl eine gemeinſchaftliche Reiſe nach Moskau antreten. Die Bücherſammlung der Kriegsſchule, ſo wie die Gemälde des königlichen Schloſſes, von denen mehrere früher das Napo-

ſonische Muſeum in Paris ſchmückten, ſind ſchon auf dem Wege nach St. Petersburg. Polens jetzige Lage hat viel Aehnlichkeit mit der römiſchen Imperatoren-Zeit; der Geiſt flüchtet aus dem öffentlichen Leben, und übt ſich in der Einſamkeit im Dulden und Ausdauern."

Ein Schreiben in der Allgemeinen Zeitung ſagte aus: „Alle Verordnungen erſcheinen zugleich in ruſſiſcher und polniſcher Sprache. Schriftſtellerei in letzterer Sprache wird bald ganz aufhören. Es gibt in Warſchau und ganz Polen kein Lyceum, keine höhere bürgerliche oder militäriſche Lehranſtalt mehr. Dazu muß man in die altpolniſchen Provinzen, nach dem ganz ſervilen Wilna, oder ins Innere des Reichs ſeine Zuflucht nehmen. Nur in den Primärſchulen duldet man für jetzt noch die Nationalſprache. Die Verlegung der Warſchauer Univerſität nach Kauen war eine bittere Ironie. Die Abführungen nach Sibirien haben noch nicht aufgehört, beſonders in dem empört geweſenen Litthauen. Alte Edelleute, in ſchwere Ketten geſchmiedet, mit geſchornen Köpfen, und bloß mit Nummern bezeichnet, ſo daß ſelbſt ihr Name untergeht, wandern in das hinterſte Aſien, zur Zwangsarbeit in die Bergwerke. Daß die Söhne der ſchuldig befundenen Väter ruſſiſchen Inſtituten einverleibt, dort nur in ruſſiſcher Sprache Unterricht erhalten, iſt bekannt. Man erinnert ſich dabei an die Inſtitute der Osmanlis, woraus die Janitſcharen entſtanden."

Der Conſtitutionnel behauptete, nach angeblichen Briefen aus Krakau, der junge und heldenmüthige Fürſt Roman Sanguſko ſey zur Bergwerksarbeit in Sibirien verurtheilt worden. Seine Verwandten hätten, nachdem ſie vergebens mehrere Millionen zu ſeiner Rettung aufgewendet, endlich

ihre ganze Hoffnung auf die Gnade des Monarchen gesetzt, und es wirklich dahin gebracht, daß das Urtheil ihm an seinem Geburtstage vorgelegt worden. Der Kaiser soll jedoch an den Rand desselben geschrieben haben: zu Fuß! (Die Reise nach Sibirien.) Auch ein kaum siebenjähriger (?) Neffe des Grafen Hermann Potozki soll seinen Verwandten entrissen, und nach Sibirien gebracht worden seyn.

Im April wurden folgende Fragmente aus der Reise eines gewissen Krzewski bekannt, für deren Aechtheit glaubwürdige Personen einstanden, und die um so wahrscheinlicher sind, als ganz andere und gewiß übertriebene Nachrichten von der Versetzung von 70 — 80,000 Polen nach Sibirien in Umlauf waren. Krzewski's Nachrichten lauten: „Wiatka. Es befinden sich hier 360 Polen, Civil- wie Militärpersonen, als Kriegsgefangene, die so eben durch eine Specialcommission gerichtet wurden. Die russischen Officiere Gresser und Bezobrazow, früher in Warschau als Adjutanten des Großfürsten Constantin hinlänglich bekannt, wenden alle möglichen Mittel an, verschwenden Drohungen und Versprechungen, um die polnischen Militärs zu bewegen, in den Dienst des Kaisers zu treten, die Officiere des berühmten vierten Linienregiments werden alle vorläufig nach Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, geschickt, ihre fernere Bestimmung ist noch unbekannt. In Kursk und Woroncz finden sich eine Menge edler Polen, die bloß aus Vorsicht, weil sie im Jahre 1826 für verdächtig erklärt worden waren, hieher geschleppt wurden. So in Kursk der Obrist Tarnowski, die Capitäns Karwizki, Lenkiewicz, Butharyn, Oskierko und mehrere Andere. — Wasil, kleine Stadt im Gouvernement Nischneinowgrod. Hier begegnete ich 15 Officieren von der volhynischen

Insurrection, die zum Corps des Generals Dwernizki gehört haben. Man führt sie zu Fuß nach Tobolsk, um sie als gemeine Soldaten in die Garnisonsbataillone einzureihen. Ihr Elend ist unbeschreiblich, doch weinen sie weniger um ihr eigenes Schicksal, als um das ihres Vaterlandes, und hoffen auf göttliche Gerechtigkeit. Bei Tarkin. Vierzig junge Schüler der Akademie von Wilna, von denen die ältesten 15 Jahre alt waren. Man führte sie nach Sibirien, damit sie dort in den Minen arbeiten. Alle die, welche zu diesen Arbeiten verurtheilt sind, verlieren ihre Vor- und Zunamen. Die Wächter kennen sie nur an den Nummern, mit denen man sie bezeichnet hat, und nach diesen ruft man sie. Drakzow. Ich begegnete hier einer Menge Kinder von 10 zu 12 Jahren, Frauen mit ihren Säuglingen in den Armen, Greise; alle schleppte man nach Sibirien. Weiterhin begegnete ich noch mehreren ähnlichen Detaschements, aus 100 und mehreren Personen bestehend. Dieß sind die unglücklichen flüchtigen Familien, die, in den litthauischen, volhynischen und podolischen Wäldern eine Zuflucht suchend, in die Hände der Kosaken fielen, und nun als Kriegsgefangene fortgeführt werden. — Vom Gouvernement Mohilew an befinden sich auf allen Stationen befestigte und verbarrikadirte Häuser, die man Ostrogi nennt. Diese schmutzigen, verpesteten und finstern Hütten, in denen man die zur Transportirung nach Sibirien bestimmten Verbrecher unterbringt, wimmeln jetzt von Schlachtopfern des Aufstandes jedes Alters, jedes Rangs und jedes Geschlechts, und gewähren einen herzzerreißenden Anblick. — Kaluga. Im Ostrog dieser Stadt seufzt der junge Gotthardt Sobanski, Arme und Beine mit Ketten beladen. Nachdem er fünf Jahre in diesem scheußlichen Gefängnisse

zugebracht, soll er nach Sibirien gebracht werden, um hier auf Lebenszeit in den Minen zu arbeiten. — Lipnow, Dorf im Gouvernement Wladimir. Wir hörten von weitem ein sonderbares und schreckliches Geräusch, wie wenn es aus den Eingeweiden der Erde käme. Es waren 130 edle Litthauer, die, mit Ketten beladen, baarfuß nach Sibirien gingen. Ihr Urtheil lautet, als gemeine Soldaten in die Regimenter des Kaukasus, Orenburg und Sibirien, vertheilt zu werden. Einen herzzerreißenden Anblick boten zwei junge Grafen Tyszkiewicz, fast noch Kinder. Bei jedem Schritte sanken sie unter der Last ihrer schweren Ketten zusammen, und bettelten bei den Vorübergehenden um Almosen, um sich leichtere Ketten kaufen zu können, die ihnen ihre mitleidslosen Hüter verweigerten. — Similiew, im Gouvernement Smolensk. Hier sah man den General Prondzinski, denselben, der die beweinenswerthe Capitulation von Warschau unterhandelte, in einem bequemen Wagen mit seiner Gemahlin reisen. — Krupka, Dorf im Gouvernement Mohilew. Etwa hundert gefangene Soldaten ohne Arme, auf Krücken, ausgemergelt von Leiden und Erschöpfung, nach Sibirien geschleppt. — Chorbacewicze. Einige Detaschements von 50 bis 60 Soldaten, in Ketten nach Sibirien geführt. Es waren solche, die im Vertrauen auf die vom Czaar bewilligte und vom Könige von Preußen garantirte Amnestie, sich nach Polen zurückzukehren entschlossen hatten. Viele von ihnen vergossen heiße Thränen, als sie uns erblickten; mehrere versuchten zu singen: „Noch ist Polen nicht verloren!" Andere riefen uns zu: „Geht zurück, geht zurück, zu unserer geliebten Mutter, wir gedenken auch noch einmal wieder zu kommen." — Jenseits Choracewicze. Herr Warcynski, Marschall von Os-

miana (jener Stadt, wo die Kirgiſen 400 Weiber, Kinder und Greiſe in einer Kirche ermordeten). Man führte ihn mit Poſt unter Bedeckung von Gendarmen, Hände und Füße mit Ketten beladen, einen eiſernen Ring um den Leib, der mit einem Reife um den Hals in Verbindung ſtand. Sein langer Bart fiel bis auf die Bruſt herab, ſein Kopf war in Form eines Kreuzes geſchoren, ſeine Kleidung halb ſchwarz, halb weiß, er iſt zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit verurtheilt. — Bobruysk, Feſtung im Gouvernement Minsk. Sechshundert Soldaten vom vierten Linienregimente, von den Kuszelſchen Jägern, der Höllencompagnie und andern von den am meiſten ſchuldig erklärten Regimentern, zur Feſtungsarbeit verurtheilt. Sie werden in Banden zu zehn geführt, mit den Armen an eine lange eiſerne Stange geſchmiedet; man befreit ſie davon nur in den Arbeitsſtunden. Hier ſeufzt auch im Kerker, ſein Urtheil erwartend, ein edler Litthauer, Zaba, beſchuldigt, daß er die Feſtung den Inſurgenten habe ausliefern wollen. Als man ihn ergriff, führte er eine Liſte der Patrioten bei ſich, es gelang ihm, ſie zu verſchlingen; die Sbirren riſſen ihm mit einem Eiſen die Zähne auseinander, zerfleiſchten ihm den Mund, und riſſen ihm einige Bruchſtücke des Papiers aus dem Schlunde.“

Die ruſſiſch geſinnte Mannheimer Zeitung äußerte nicht über dieſe, aber über die anderweitigen übertriebenen Gerüchte Folgendes: „Es wird angegeben, über 83,000 Polen ſeyen nach Sibirien verwieſen und bereits dahin gebracht worden. Man habe ſie ihres Namens beraubt und ſie bloß numerirt; man habe ſie gezwungen, ſich mit verworfenen Weibsperſonen zum zweitenmale zu verehelichen und ihre

ersten rechtmäßigen Weiber an russische Kriegsknechte vertheilt. In russischen Blättern findet man die genauesten Angaben, wie viel und welche Polen nach Sibirien gesendet wurden, mit Beifügung der Ursache ihrer Verbannung. Einige der Verwiesenen wurden wohl von ihren Familien getrennt, aber die Familien erhielten meistens noch zu Hause Unterstützung von Rußland; an eine gezwungene neue Verehelichung oder Verschenkung an russische Kriegsknechte ist nicht zu denken. Niemand wird überhaupt in Rußland zu einer Heirath gezwungen, und die russische Neigung steht den polnischen ältern Weibern und einer Stiefsfamilie nicht so nahe, als den ledigen russischen Mädchen, das ist wohl auch sehr natürlich; die Regierung würde sich daher mit dem Geschenke in ihrer Armee nicht sehr empfehlen. Eben so wenig vertraut man den Gefangenen liederliche Weibspersonen, weil dadurch der Regierungszweck ihrer Anpflanzung ganz verfehlt seyn würde. Mit dem Numeriren der Gefangenen hat es seine Richtigkeit, dieses geschieht der Ordnung wegen; es werden nemlich alle zusammen in eine Liste getragen, die aber zugleich auch ihre Namen enthält. Jeder Gefangene hat die Freiheit, sich einen neuen Namen zu wählen, der in der Originalliste seinem vorherigen beigefügt wird. Dagegen aber bleibt dieser dem Transportführer verschwiegen, welcher nur die neuen Namen sammt Nummern zu verlesen hat. Es ist dieses ein nur zu lobendes Zartgefühl der russischen Regierung, um die Familie der Unglücklichen nicht zu kränken und zu beschimpfen."

Den beiden genannten Hauptmaßregeln, der Entwaffnung und den Verhaftungen und Verbannungen nach Sibirien, folgten sodann andere nach. Trotz der französischen

Thronrede, welche den Polen ihre Nationalität garantirte, trotz der Hoffnungen, welche selbst England erregt hatte, daß die Basis von 1815 werde beibehalten und die Integrität des Königreichs Polen erhalten werden, stieß Rußland jetzt die Verfassung Polens um und ersetzte sie nach eigenem Gutdünken durch das sogenannte polnische Statut vom 26 Februar 1832. Es heißt in dem einleitenden Manifeste:

„Das im Jahre 1815 durch Rußlands siegreiche Waffen eroberte Königreich Polen erlangte damals durch die Großmuth Unseres erlauchten Vorgängers, des Kaisers Alexander, nicht nur seine Nationalexistenz wieder, sondern es erhielt auch besondere Gesetze, die durch die verfassungsmäßige Charte geheiligt wurden. Indeß konnten diese Wohlthaten die ewigen Feinde aller Ordnung und rechtmäßigen Gewalt nicht zufriedenstellen. Diese, in ihren verbrecherischen Planen hartnäckig beharrend, hörten keinen Augenblick auf von einer Trennung der beiden Unserem Scepter unterworfenen Völker zu träumen, und in ihrem Stolze wagten sie es, die Wohlthaten des Wiederherstellers ihres Vaterlandes zu mißbrauchen, indem sie dieselben Gesetze und Freiheiten, die sein mächtiger Arm ihnen großmüthig gespendet hatte, zum Umsturze seines großen Werkes dienen ließen. Blutvergießen war die Folge dieser Umtriebe. Die Ruhe und das Glück, deren das Königreich Polen in einem bis dahin unbekannten Grade genossen hatte, verschwanden inmitten eines Bürgerkriegs und einer allgemeinen Verwüstung. Alle diese Trübsale sind jetzt vorüber: das Königreich Polen, Unserem Scepter aufs neue unterworfen, wird die Ruhe wieder erlangen, und im Schoße des Friedens,

der ihm unter den Auſpizien einer wachſamen Regierung zurückgegeben iſt, neu wieder aufblühen. Demnach halten Wir es in Unſerer väterlichen Sorge für das Wohl Unſerer getreuen Unterthanen für die heiligſte Unſerer Pflichten, durch alle Uns zu Gebote ſtehenden Mittel der Rückkehr ähnlicher Unfälle als diejenigen, welche ſie betroffen haben, dadurch vorzubeugen, daß wir den Böswilligen die Mittel entziehen, mit deren Hülfe es ihnen, wie es ſich dermalen gezeigt hat, gelungen iſt, die allgemeine Ruhe zu ſtören."

Der Hauptinhalt des Statuts beſtand in Folgendem: „Das Königreich Polen wird für immer mit dem ruſſiſchen Kaiſerthume vereinigt, und bildet einen integrirenden Theil deſſelben. Das Königreich wird ſeine abgeſonderte Verwaltung, ſein eigenes Civil- und Criminal-Geſetzbuch haben, und die Geſetze und Privilegien der Städte und Gemeinden bleiben in Kraft. Die Krönung der Kaiſer von Rußland und Könige von Polen wird künftig in Moskau durch einen und denſelben Act in Gegenwart der dazu abgeordneten Deputirten ſtatt finden. Im Falle des Eintritts einer Regentſchaft im Kaiſerthume wird ſich die Macht des Regenten auch auf das Königreich Polen erſtrecken. Die Freiheit des Cultus iſt garantirt; die katholiſche Religion iſt als die der Mehrzahl der Einwohner Gegenſtand des beſondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung, die perſönliche Freiheit wird verbürgt; niemand darf außer den im Geſetze vorgeſehenen Fällen und vorgeſchriebenen Formen verhaftet, und muß ſpäteſtens binnen drei Tagen vor ein competentes Gericht geſtellt werden. Die Strafe der Confiscation kann nur bei Staatsverbrechen erſter Claſſe angewendet werden. Die Preſſe wird einigen unerläßlichen Beſchränkungen unter-

worfen. Das Königreich Polen trägt zu den allgemeinen Ausgaben des Kaiserreichs in angemeſſenem Verhältniſſe bei. Die bis zum November 1830 beſtandenen Auflagen werden aufrecht erhalten. Die Handelsverbindungen des Königreichs und des Kaiſerthums ſollen nach den gegenſeitigen Intereſſen der Parteien feſtgeſtellt werden. Es wird künftig nur eine Armee für Polen und Rußland geben. Der Kaiſer behält ſich vor, den Antheil, den das Königreich Polen an der Zuſammenſetzung der Armee haben ſoll, ſpäter zu beſtimmen. Die Einwohner beider Länder können gegenſeitig naturaliſirt werden. Die obere Verwaltung beruht in dem vom Statthalter präſidirten Adminiſtrationsrathe, der aus den Generaldirectoren, einem Generalcontroleur und andern vom Souverain berufenen Mitgliedern beſtehen wird. Der Adminiſtrationsrath ſchlägt die Candidaten für die Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Generaldirectoren u. ſ. w. vor, die unter allen Unterthanen Sr. Majeſtät ohne Unterſchied gewählt werden können. Außerdem beſteht ein Staatsrath, deſſen Befugniſſe die Adminiſtrativgeſetzgebung betreffen. Alle allgemein wichtigen Geſetze, ſo wie das Budget, werden dem Staatsrathe des Kaiſerthums zur Reviſion und Beſtätigung eingeſendet. Alle Verwaltungs- und Adminiſtrativ-Angelegenheiten werden in polniſcher Sprache verhandelt. Die alte Eintheilung des Landes beſteht fort, ebenſo die Wojewodſchaftscommiſſionen. Auch die Verſammlungen des Adels, ſo wie Communalverſammlungen und Wojewodſchaftsräthe dauern fort.“

Die preußiſche Staatszeitung lieferte folgenden Commentar dazu: „Der Beſchluß des Wiener Congreſſes — welchen die Polen während der Revolution, im angeblichen

Namen der Nation, unbedingt verworfen hatten — wurde mit der größten Gewissenhaftigkeit und Treue in diesem Statute gewahrt, und im ersten Paragraphen desselben ein Résumé des ganzen Staatsgesetzes vorausgeschickt, um jede Mißdeutung des hohen kaiserlichen Willens gleich Anfangs niederzuschlagen. Polen hat seine eigene Administration (une administration distincte), seine Provincialstände Adels- und Gemeinde-Versammlungen, die wesentlichsten Nationalinstitutionen und natürlichsten Repräsentationen erhalten, welche das Land für die Dauer und in seiner heimathlichen Ausbildung glücklicher machen werden, als alle stummen oder tumultuarischen Reichstage der Vorzeit gethan. In der Sprache der Landesgesetze und des Volks wird Polens Wissenschaft fortleben und sich erweitern, in der Glaubensfreiheit sich ein lebendiger religiöser Sinn entwickeln, und wo, wie hier durch das organische Statut, Volkssitte und Herkommen und persönliche Freiheit gesetzlich so gesichert sind, da gibt es eine Nationalität, oder es hat deren daselbst thatsächlich nie gegeben. Der Geschichtschreiber der Schweizerfreiheit erklärte, daß eigenen, localen und nationalen Gesetzen gehorchen bürgerliche Freiheit sey. Und diese, deren sich die Polen zu erfreuen haben, ist die allgemeine Pflegerin aller Nationalität. Wohl sind die zwei Kammern mit den Wällen von Warschau gefallen, jedoch werden dafür die volksthümlichsten Institutionen, die Communal- und Provincial-Berathungen, kräftiges, frisches Leben gewinnen, welches sie in Polen, wo die Reichsstuben alle Freiheit in sich centralisirten, nie genossen haben. Und ist es wahr, was Fiévée, Lafayette's Freund, behauptet, daß dort, wo die Freiheit keinen andern Anwalt habe, als die

Dis-

Discussionen zweier Kammern, keine Freiheit existire, so hat Polen fürwahr keine Ursache, diesen Verlust hoch anzuschlagen. Dieß geschieht auch nicht. Denn die Kammern von 1831 leben beim Volke, das mehr die Folgen und Erfolge, als die Principien, erwägt und beurtheilt, in keinem wünschenswerthen Andenken fort. Mit den Kammern ist das polnische Heer verschwunden. — Wie man daher auch das organische Statut betrachten mag, immer drängt sich die Wahrheit dem Unparteiischen auf, daß der Wiener Congreß — welcher ja niemals die polnische Constitution von 1815 garantirt hat, in allen seinen Bestimmungen hinsichtlich Polens durch das organische Statut aufrecht erhalten, und die Polen des Königreichs wesentlich mehr als ein bloßes Aufhören des Regierungsprovisoriums und die Installirung einer neuen Administration gewonnen haben. Diese Wohlthaten haben sie ganz anerkannt. Denn so eben ist eine Nationaldeputation nach St. Petersburg von hier abgegangen, um dafür den Dank des polnischen Volks an den Stufen des Throns auszusprechen. Nur eine vorsätzliche und gefliſſentliche Tadelsucht mehrerer Journalisten, welche gewohnt sind, die ganze legislatorische Weisheit und Gerechtigkeit der alten und neuen Welt mit Phrasen niederzurennen, und sich dadurch alles Criteriums derselben zu begeben, verfolgt nun das organische Statut, wie früher die Constitution. Immerhin!"

Um dieses Statut aus St. Petersburg abzuholen, hatte sich der provisorische Gouverneur Polens, Paskewitsch, Fürst von Warschau, am 11 Februar zum Kaiser begeben, und bevor er zurückkehrte, wurden in Warschau vom 3 — 6 März zahlreiche neue Verhaftungen bei Nacht vorgenommen,

und am 9ten das Tragen aller und jeder polnischen Uniform, auch den abgedankten Officieren und Nationalgardisten, aufs strengste untersagt. Am folgenden Tage traf der Fürst mit dem Statut in Warschau ein.

Hierauf wurde eine Deputation von polnischen Großen nach Petersburg geschickt, um dem Kaiser zu danken. Ein Brief von der polnischen Gränze in der Allg. Zeitung lautet: „Nicht uninteressant mögen Ihnen einige, aus der Erzählung eines Augenzeugen geschöpfte Details über die Deputation seyn, die Fürst Paskewitsch nach St. Petersburg sendet. Er ließ zwanzig der ersten Notabeln Warschau's Tag und Stunde anzeigen, wo sie sich bei ihm einfinden sollten. Sie kamen, mußten aber mehr als zwei Stunden im Vorzimmer warten, in dem sich nicht Ein Stuhl befand. Endlich öffnet sich die Thüre, der Fürst tritt heraus, und ohne sie zu grüßen, sagt er mit kurzem Wort: „Seyen Sie bereit abzureisen, so wie ich es befehlen werde. Ich habe Sie ersehen, nach St. Petersburg zu gehen, um dem besten und großmüthigsten Monarchen für die neue Constitution, die er Ihnen zu geben geruhte, und für alle die Wohlthaten zu danken, die er über Ihr Land verbreitet." Fürst Valentin Radziwill wollte etwas erwidern, Fürst Paskewitsch aber fiel ihm augenblicklich in die Rede: „Schweigen Sie, man spricht zu mir bloß, wenn ich frage, und schweigt, wenn ich Befehle ertheile." Dieß waren die eigenen Worte dessen, in dessen Hände nun Polen gegeben ist."

Ein Russenfreund forderte in derselben Zeitung den Fürsten Radziwill auf, diesen lügenhaften Correspondenzartikel zu widerlegen, doch ist keine Widerlegung erfolgt. Die Deputation begab sich nach Petersburg, und hatte am

13 Mai die Ehre, JJ. Majeſtäten dem Kaiſer und der Kaiſerin vorgeſtellt zu werden. Der Kaiſer antwortete auf ihre Dankrede gnädig und ließ folgende Hoffnungen durchblicken: „Eine traurige Erfahrung hat die Bevölkerung des Königreichs Polen ſchon oft belehrt, daß ihr Glück und ihre Ruhe nur in einer unerſchütterlichen Treue gegen ihren Monarchen, in den ſeiner Weisheit zu verdankenden Inſtitutionen, ſo wie in einer unauflöslichen Vereinigung mit der ihr ſtammverwandten ruſſiſchen Nation, einen ſichern Grund finden können. Die Zukunft wird ihr jene Güter wieder geben, welche durch die Zerrüttungen eines innern Krieges vernichtet wurden, und Seine kaiſerliche Majeſtät würden auf dieſe Weiſe einen Allerhöchſt ihrer theuerſten Wünſche erfüllt ſehen.“

Als die Mitglieder der Deputation nennt die Zeitung von St. Petersburg folgende Perſonen: Fürſt Valentin Radziwill, den Suffraganbiſchof Stanislaus Choromanski, den Abt Graf Thaddäus Lubienski, Michael Hoffmann, Alexander Walewski, Eduard Niemojewski, Franz Soltyk, Graf Joſeph Scorupka, Albert Spinek, Graf Ignaz Komorowski, Ludwig Dembinski, Graf Johann Jezierski, Kajetan Sosnowski, den General außer Dienſten Graf Thomas Lubienski, den Baron Joſeph Wyſzynski, Xaver Jazkowski, Karl Scholz und Andreas Brzezinski.

Die ehemaligen Würdenträger der polniſchen Krone wurden, ſofern ſie nicht an der Revolution Theil genommen hatten, in ruſſiſche verwandelt und an den Hof nach Petersburg gezogen. Die polniſchen Orden waren ſchon im vorigen Jahre ruſſificirt worden. Das polniſche Wappen, die polniſchen Farben und Uniformen hörten auf. Am 1 Mai

wurde die polniſche Armee für gänzlich aufgelöſ't erklärt, um nie wieder organiſirt zu werden. Alle Fahnen, Ehrenzeichen, Koſtbarkeiten und Reichskleinodien Polens wurden nach Moskau entführt, um die dortige kaiſerliche Rüſtkammer zu putzen. Die Moskauer Zeitung ſagt: „Auf beiden Seiten des daſelbſt befindlichen Gemäldes des hochſeligen Kaiſers Alexander I. in Lebensgröße ſah man die polniſchen Fahnen pyramidenförmig aufgeſtellt, mit der Inſchrift: „Kaiſer Alexander I, Polens Wohlthäter, beehrte ſeine polniſche Armee mit dieſen Fahnen. Seine Großmuth wurde indeß mit Verrath belohnt, und das ruſſiſche Heer, das Warſchau eroberte und der Stadt ſchonte, nahm die Fahnen wieder zurück.“ Unter dem Gemälde hängen die Schlüſſel der Feſtung Zamosc; auf dem Boden iſt die Capſel zu ſehen, in welcher das Document über die im Jahre 1815 dem Königreiche Polen geſchenkten Rechte befindlich iſt. Dieſe Gegenſtände ſind ſtets von einer Menge Neugieriger, beſonders aus dem Kaufmannsſtande, umgeben, und nicht ſelten hört man da ächt patriotiſche Ausrufungen dem tiefen Gefühle des ruſſiſchen Herzens entſteigen. Eine andere Neuigkeit, und zwar die allerjüngſte, denn die Rüſtkammer erhielt ſie erſt den 9 Julius d. J., iſt Polens Krone, Scepter, Reichsapfel und ein ziemlich langes Schwert in griechiſcher Form, welche bei der Krönung Sr. Majeſtät des Kaiſers Nikolaus Paulowitſch in Warſchau gebraucht wurden; dieſe Reichskleinodien liegen in einem offenen Futteral unter einem koſtbaren Baldachin in dem Eckzimmer rechts. Dort wird auch der polniſche Krönungsmantel gezeigt.“ Doch iſt von der alten Krone Polens hier nicht die Rede. Dieſe ſoll, nach alter Sage, in einem Kloſter verborgen ſeyn, und

nicht eher wieder zum Vorschein kommen, bis sie ein ächter Pole tragen wird.

Das neue polnische Statut nun war die dritte große Maßregel der russischen Sieger gegen das überwundene Polen. Die vierte war die Entführung der Kinder, die zum Zwecke hatte, sie der nationalpolnischen Bildung zu entziehen, sie ganz zu Russen zu machen. Was bei der ältern Generation unmöglich war, den polnischen Nationalgeist auszurotten, das hofften die Russen bei der noch unmündigen Jugend durchzusetzen. Schon im vorigen Jahrgange war davon die Rede. Man erfuhr darüber noch Weiteres. Zuerst durch einen ausführlichen Bericht in der Braunschweiger Nationalzeitung: „Die Confiscation der Kinder erfolgt in den schon früher Rußland einverleibten Provinzen, als: in Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine, ohne nähere Vorschriften, nur nach dem allgemeinen militärischen Ukase; die Ausnahmen hängen von dem Willen des Commandanten ab. Sie erstreckt sich übrigens auf Kinder beiderlei Geschlechts. In dem sogenannten Königreiche Polen, welches Europa näher ist, betrifft sie bloß das männliche Geschlecht und die Classe der Armen, das heißt $^{19}/_{20}$ der männlichen Kinder. Der betreffende Ukas Sr. Maj. des Kaisers Nikolaus ist in folgendem Inhalte bekannt gemacht worden: „Der Generalstab der activen Armee. An den stellvertretenden Rath, Secretär im Administrationsrathe des Königreichs Polen, R. S. Cynowski. Der Chef des Generalstabes Sr. kais. Majestät in den militärischen Colonien, General der Infanterie, Toltstoy, machte unterm 19 Februar d. J. dem Oberbefehlshaber der Armee bekannt, daß Se. Majestät befohlen haben, die sich herumtrei-

benden Knaben, Waiſen und denen es an Unterkommen mangelt, im Königreiche zu ſammeln, nach Minsk zu ſchicken, und dem Commandanten der dortigen Garniſon zu übergeben, um ſie in den Bataillonen der Kriegskantoniſten zu placiren, und demnächſt den durch den Chef des Generalſtabs für die Militärcolonien beſtimmten Abtheilungen zuzuſenden. Der Oberbefehlshaber der activen Armee hat ſämmtlichen Militärchefs in den Wojewodſchaften die ſtrengſte Erfüllung des allerhöchſten Willens anbefohlen, und einen Fonds aus der Feldintendantur für Rechnung derjenigen Summen, die zu unvorhergeſehenen Ausgaben für das Heer aus den Einkünften des Königreichs angewieſen ſind, zum Unterhalte der gedachten Knaben, und zu den zu deren Fortſchaffung nach Minsk nöthigen Fuhrwerken beſtimmt. Indem ich nun des erhaltenen Auftrags mich hiemit entledige, benachrichtige ich Sie hievon, damit Sie dieß in der Sitzung des Raths Sr. Durchlaucht dem Fürſten Statthalter vorſtellen. Hierzu füge ich noch die in beglaubter Abſchrift an die Militärchefs in den Wojewodſchaften und den Generalintendanten erlaſſenen Befehle Sr. Durchlaucht des Fürſten Statthalters, Chef des Generalſtabes der activen Armee. (Gez.) Generaladjutant Fürſt Gorczakow.“ “

„In fernerer Ausführung erließ der Feldmarſchall Paskewitſch folgendes Schreiben an den Schatzdirector wegen des Fonds: „An den Hrn Hauptdirector, Präſidenten im Finanzminiſterium, Staatsrath Fuhrmann. Es iſt Sr. Majeſtät Wille, ſämmtliche ſich herumtreibende Knaben und Waiſen, ſo wie auch diejenigen, die kein Unterkommen im Königreiche Polen finden, in die Bataillone der Kriegskan-

toniſten aufzunehmen; dieſelben ſollen, ſo wie ſie verſammelt ſind, nach der Gouvernementsſtadt Minsk geſchickt, wo ſie nach den durch die Anordnungen des Generalſtabes Sr. Majeſtät angewieſenen Grundſätzen ihre fernere Beſtimmung erhalten werden. Die Ausführung dieſes Willens Sr. Majeſtät iſt den militäriſchen Commandanten in den Wojewodſchaften aufgegeben worden; der Generalintendant der activen Armee hat dagegen den Befehl erhalten, Kleidungsſtücke von dreierlei Größe anſchaffen zu laſſen: klein, mittel und großer, für Knaben von 7 bis circa 16 Jahren, aus jeder Wojewodſchaft zu 100 gerechnet. Gegenwärtig hat mir der Beamte der vierten Claſſe, Pogodin, folgende, von drei Meiſtern gefertigte Muſter zur Beſtätigung vorgelegt: Feldmütze von grauem Tuch mit gelben Streifen, Mantel und Kurtki von grauem Tuch mit gelben Kragen und glatten Knöpfen, graue Beinkleider ohne Seitenſchnur, ſchwarze Halsbinden, kurze Stiefeln, zwei Hemden für jeden und Fußlappen. Dieſe Montirung, nach Art der ruſſiſchen Kantoniſten, beträgt für Alle, wenn man aus jeder Wojewodſchaft 100 rechnet, 18,222 fl. poln. 7 gGr. poln. — Nachdem ich mir die vorgelegten Muſter und die für die dazu erforderlichen Materialien geforderten Preiſe beſtätigt, habe ich die Ausführung dieſes Gegenſtandes den militäriſchen Commandanten in den Wojewodſchaften übertragen, mit der Bemerkung, die Militärhandwerker aus den in den Wojewodſchaften ſtationirten Regimentern dazu gegen Ausbezahlung der Hälfte des beſtätigten Preiſes anzuwenden. Der Generalintendant hat den Befehl erhalten, dergleichen Muſter für jede Wojewodſchaft anzuſchaffen, und mit dem dazu beſtimmten Fonds zugleich den militäriſchen Commandanten

zuzusenden. Indem ich Sie hievon in Kenntniß setze, bitte ich Sie zugleich, die zur Montirung von 800 Knaben nöthige Summe von 18,222 fl. poln. 7 gGr. poln. aus den Einkünften des Königreichs, für Rechnung des im Budget unter dem Titel: zu unvorhergesehenen Kriegsausgaben, enthaltenen Fonds, anzuweisen, und dieselbe zur Disposition des Beamten der vierten Classe, Pogodin, zu stellen, welcher zu seiner Zeit Rechnung darüber ablegen wird. (Gez.) Fürst von Warschau, Paskewitsch von Erivan."

„Diese Befehle, von so drohendem Inhalte und tausendmal fürchterlicher in der Ausführung, verbreiteten allgemeine Furcht im ganzen Königreiche. Die erschrockenen Mütter hörten auf, die Kinder in die freilich ziemlich schlechten noch existirenden Schulen zu schicken, und es ging so weit, daß das Municipalitätsamt in Warschau sich genöthigt sah, eine Aufforderung zu erlassen (die die preußische Staatszeitung sofort zu allgemeiner Kenntniß brachte), daß Se. Maj. der Kaiser nur die armen Kinder und die Waisen unter seinen Schutz nehme. — Was aber ein armes Kind oder eine Waise ist, das hängt von der Beurtheilung des Militär-Kommandanten ab. Bis zum 5 Mai hat man bereits vier Transporte jeden zu 150 aus der Stadt Warschau allein heimlich ausgeschickt. Am 17 Mai hat man den fünften Transport, bestehend aus über zwanzig mit polnischen Kindern von 6 bis 17 Jahren vollgepackten Wagen, nicht mehr heimlich, sondern ganz offen ausgesandt. Der Anblick dieses Ereignisses war herzzerreißend. „Schon seit einigen Tagen" — schreibt ein Augenzeuge — „war sehr schlechtes, kaltes Wetter, und an dem Tage (17 Mai) fiel ein starker Regenguß; niemand läßt sich auf der Straße sehen; da läßt

ſich mit Einemmale gegen 1 Uhr Nachmittags ein ungewöhnliches Wagengeraſſel, Pferdegetrampel und Frauengeſchrei, mit Weinen vermiſcht, vernehmen. Es war dieß die von den Alexander-Caſernen die Straßen Nowomiaſto, Padwale, Krakowskie przedmiercie, die Straße Bedmarska hinab nach der Brücke zu rollende, mit geraubten Kindern angefüllte Karawane. Wer nur irgend etwas an Nahrungsmitteln, Kleidungsſtücken, Geld u. dgl. im Hauſe hatte, der ſchickt oder trägt es hinaus, legt es in die Wagen, oder reicht es den unſchuldigen Weſen, die für die Mutter und für das Vaterland auf ewig verloren gehen. Die hinter ihren Kindern nachlaufenden Mütter werfen ſich unter die Wagen, um ſie anzuhalten; andere Frauenzimmer theilen ihren Schmerz; es entſteht ein allgemeines Jammern, lautes Verfluchen der Gendarmen, das jedoch zur Zeit fruchtlos. . . . Jedem Gebildeteren fiel damals das Beiſpiel des Löwen in Florenz ein, der die Straßen durchſtreifend ein Kind ergriffen und daſſelbe in die Wüſte fortſchleppte. Wehe! Die Verzweiflung der Mutter entwaffnete die Grauſamkeit des Thiers, ſie vermochte aber nicht die Grauſamkeit der Menſchen in Warſchau zu entwaffnen! Diejenigen Ruſſen, die das Furchtbare der Befehle ihrer Regierung fühlen, verbreiteten die Entſchuldigung in Warſchau, dieß geſchehe in Folge der von allen drei verbündeten Höfen, Rußland, Oeſterreich und Preußen, gegen Polen angenommenen Grundſätze. Der Ukas des Monarchen ſpricht zwar von Waiſen; nach der ruſſiſchen Definition iſt aber eine Waiſe: 1) jeder, der keinen Vater mehr hat, wenn er auch Vermögen beſitzt. 2) Wer beide Eltern noch hat, die aber nicht reich ſind, wenn der Vater nicht Officiersrang hat, oder

nicht Beamter iſt, ſey es welcher Claſſe es auch wolle. Um alſo die Waiſen in dieſer Bedeutung auszumitteln, haben die ruſſiſchen Behörden folgenden Weg eingeſchlagen. Man ließ in der Stadt Warſchau durch Bezirkscommiſſäre und in den Provinzen durch Kreiscommiſſäre alle diejenigen, welche einer Unterſtützung zum Unterhalte der Kinder bedürfen, auffordern, vor ihnen zu erſcheinen und ihre Namen einzuſchreiben. Eine Menge armer und verarmter Perſonen meldete dieſen Behörden die Zahl ihrer Kinder an. Auf dieſe Liſten ſich ſtützend, nahm man ihnen darauf die Kinder weg, unter dem Vorwande, der Kaiſer geruhe den Wunſch der Eltern zu erfüllen, und laſſe den Kindern derſelben ſeinen Schutz angedeihen. Den Soldaten und Unterofficieren von den Veteranen hat man alle Söhne weggenommen, und diejenigen Väter, welche ſich dieſem Verfahren widerſetzten, ſind in Ketten geſchmiedet und den Gerichten zur Unterſuchung und Beſtrafung wegen Inſubordination überliefert worden. Es muß hier erwähnt werden, daß die Veteranen in der Hauptſtadt ganz arm ſind; gewöhnlich hat der Mann ſeinen geringen Sold, und frei Quartier, die Frau beſchäftigt ſich mit Waſchen; beide haben einen ehrlichen Erwerb und ſchicken ihre Kinder in die Schule. Es ereignete ſich, daß man einem Unterofficier, welcher ein in der Vorſtadt gelegenes Häuschen nebſt Garten beſaß, ſeinen Sohn fortnahm. Auf die an den Feldmarſchall Paskewitſch gerichtete Bittſchrift erhielt er abſchlägige Antwort. Als nun hierauf die betrübten Eltern ihn fußfällig und mit Thränen um die Zurückgabe ihres Sohnes baten, antwortete er ihnen: Ihr habt eine kleine Beſitzung, der Kaiſer aber hat millionenmal mehr; er wird alſo eurem Sohn eine beſſere Erziehung

geben können. — Am 18 Mai fing man schon öffentlich in den Straßen Warschau's Knaben, die Sand zum Verkaufe herumtrugen, Zündhölzchen, Bücher, Blumen, kleine Krämerwaaren u. dgl. verkauften, denn jeder dieser Knaben gehörte zu der oben genannten Kategorie der Herumtreibenden. Diese aufgefangenen Knaben überlieferte man der Polizei und von dort der Alexander-Caserne, wo man ihnen die Köpfe rasirte, sie in Soldatenmäntel kleidete und darauf nach Rußland trieb. Bis an die Gränze des Königreichs werden sie gefahren, von da an müssen sie gehen. Ein Augenzeuge erzählt, daß von den ersten, 450 Kinder umfassenden Transporten kaum 115 nach Nobrojok gelangt waren; der fehlende Rest war theils unterwegs umgekommen, theils in den russischen Hospitälern zurückgeblieben. Nur die ältesten waren in Nobrojok angekommen; aber auch diese höchst elend, voll Ungeziefer, die Köpfe bedeckt von einer Art ansteckender Krätze, so daß man sie sämmtlich dem Hospitale dieser Stadt übergeben mußte. Man darf hiebei den Umstand nicht übergehen, daß Kinder dieser Art eine große Hülfe für die Eltern in Warschau sind. Der Vater geht gewöhnlich mit Art oder Säge auf Verdienst aus; die Mutter vermiethet sich zum Waschen, Scheuern, zu Gartenarbeiten u. dgl. Das Kind sitzt daher, so lange es noch klein ist, zu Hause; wenn es aber heranwächs't, so beschäftigt es sich mit Herumtragen von Sand ꝛc. in gewisse bestimmte Häuser, wodurch es täglich fast zwei polnische Gulden (8 gGr.) verdient. Auf diese Art sich an eine Arbeit gewöhnend, bildete es sich mit der Zeit zum kräftigen Taglöhner, zum ehrlichen Kleinkrämer aus. Am 19 Mai nahm man sämmtliche Knaben aus der Parochialschule fort, dann

die aus der Schule der Miſſionäre, der geiſtlichen an der heiligen Kreuzkirche, ſo wie die aus den Bezirksſchulen. Aus dem Cadettencorps in Kaliſch hatte man bloß die armen Kinder fortgenommen, aus andern alle. Der Befehl zur Fortſchaffung der Kinder aus den Dörfern des ſchon ſo entvölkerten Landes hat ein deſto fühlbareres Unglück verurſacht. In der Hütte des Ackermanns pflegen die erwachſenen Kinder die kleineren zu bewachen, das Vieh zu füttern, den Eltern Eſſen auf das Feld zu tragen ꝛc. Sie ſind in vielfacher Hinſicht bei der Arbeit behülflich. Man kann daher aufrichtig ſagen, daß es auf dem Lande in Polen keine Waiſen gibt, denn der Bauer ernährt, erzieht und kleidet ohne Unterſchied die Waiſe, wie ſein eigenes Kind, da er von beiden gleichen Nutzen hat. Schon laufen Berichte von dem Aufruhr der Bauern ein, die ſich dieſer Maßregel wegen in die Wälder flüchten, und mit Aexten bewaffnen, weil die Schießgewehre im ganzen Lande verboten ſind. Dieß alles iſt noch nichts in Vergleich mit der Fortſchleppung der Kinder beiderlei Geſchlechts aus den Provinzen Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine. Dort denkt man an die Kleidung nicht mehr; der größte Theil der nach dem Innern Rußlands getriebenen Opfer ſtirbt vor Elend, Hunger und Ermattung, beſonders wenn Steppen paſſirt werden müſſen. Bei jedem Transporte der armen Kinder ſind nur einige Kibitken für die Lebensmittel und die kleinſten, von denen die Wagen ſo überfüllt ſind, daß, im Falle eines derſelben erkrankt, kein anderes Mittel bleibt, als es zu tödten oder in den Steppen auszuſetzen. Die Mütter, welche ihre Kinder nicht verlaſſen wollten, tragen aus Mitleid jede zwei bis drei der Kleinen, aber auch ſie ſind außer

Stande, ihnen vollständige Hülfe zu leisten. Oft läßt daher die Escorte die schwach gewordenen Kinder unterwegs zurück und stellt neben dieselben eine dreitägige Portion Brod, da der Transport nicht aufgehalten werden kann. Die aus Sibirien Zurückkehrenden haben an den Straßen eine Menge kleiner menschlicher Leichname zusammengekrümmt neben dem Brode gesehen, das die armen Wesen außer Stand zu essen waren. Auch fällt vor, daß ein folgender Transport polnischer Verbannter Kinder, die er noch lebend antrifft, mit sich fortnimmt. Man sah, wie die mit Ketten belasteten polnischen Helden die auf diese Art gefundenen Kleinen auf dem Rücken fortschleppten. Während des Transports durch Gegenden, in denen es den Juden zu wohnen erlaubt ist, verkaufen Kosaken und Baschkiren die armen Kinder an dieselben, wenn ihre Mütter nicht gegenwärtig sind. Viele davon verschenken sie an russische Bauern, da auch auf diese Weise der Zweck erreicht wird. Zu Nachtquartieren für diese Transporte sind sogenannte Clapy in den sogenannten Ostrogi eingerichtet, in einer Entfernung von 5—6 Meilen in den Steppen. Dieß ist eine Hütte, Stall und Wagenscheuer, mit einem Graben umgeben und verpallisadirt, und darin eine Kosakenschildwache. Die nach Sibirien bestimmten Gefangenen und Kinder treibt man in die Wagenscheuer und auf den Hof, ohne das Lagerstroh zu wechseln, welches zuletzt mit Spreu verglichen werden könnte, und eine unzählige Masse von Ungeziefer in sich verbirgt. In diesem Neste der Ansteckung starben jede Nacht viele Kinder, und die älteren nahmen Krankheiten mit sich fort."

Im Junius schrieb man von der polnischen Gränze: „Die Nachrichten aus Polen lauten fortwährend traurig.

Sie erzählen unter Anderm, daß das Warschauer Findelhaus „zum Kindlein Jesu" aufgehoben, und bis jetzt mehr als 5000 Kinder aus Polen nach dem Innern von Rußland abgeführt worden seyen. Die Russen geben als Zweck dieser Maßregel an, daß die Regierung für die Kinder sorgen wolle, deren ausgewanderte Eltern zum Theil außer Stande seyen, sie zu ernähren. Ein bis jetzt nur auf einem Warschauer Briefe beruhendes, und daher hoffentlich unwahres Gerücht will wissen, die Gemahlin des Generals Rozyzki, deren Gatte sich in Frankreich befindet, habe zuerst ihre Kinder, dann sich selbst getödtet, nachdem ihr Gesuch an den Thron, daß man ihr die Kinder lassen möchte, ohne Erfolg geblieben war."

Im Julius schrieb man aus der Gegend von Krakau: „Wir sehen einer sehr schlechten Ernte entgegen; es regnet fortwährend. Die Recrutirung und das Wegführen der Kinder vernichtet unsern Ackerbau. Man nimmt zu Recruten selbst kleine, übelgebaute und verstümmelte Leute, im Ganzen 70,000 Mann. Da eine Menge derselben entflieht, so werden stets neue Aushebungen gemacht, und so entvölkert sich das Land immer mehr. Eine zweite Aushebung von neuen 70,000 Mann soll im September vorgenommen werden. Man spricht fortwährend vom Kriege. General Chlopizki hat die Erlaubniß erhalten, in Krakau zu bleiben. Eine Menge Bauern flieht aus dem Königreiche und kommt hieher oder geht nach Gallizien. In den waldigen Gegenden verlassen die Bauern die Dörfer und begeben sich mit ihren Aexten in den Wald, um sich gegen die Recrutirung und das Wegführen der Kinder zu vertheidigen. Der Aufstand in Litthauen soll noch immer fortdauern, und wenn die

Ruſſen ihr furchtbares Syſtem nicht aufgeben, ſo wird er ſich eher weiter verbreiten. Die inſurgirten Litthauer tödten alles, was ihnen in die Hände fällt. In Podolien iſt beinahe kein ruſſiſches Militär mehr, alles iſt im Königreiche concentrirt und zum Marſche bereit. Eine ruſſiſch geſinnte Dame, die Gräfin Branitzka, hat dem Kaiſer 12,000 Mädchen für die Colonien geſchenkt."

Die lebhafteſte Senſation machte die Entführung der polniſchen Kinder in England. Ferguſſon ſagte im Unterhauſe: „Laſſen Sie uns nun einen kleinen Theil deſſen betrachten, was in der neueſten Zeit in Polen vorging. Von den 24 in Polen verhafteten Generalen kehrten nicht mehr als vier in ihre Heimath zurück, obgleich erklärt worden war, daß ſie alle in die Amneſtie eingeſchloſſen ſeyen. Auch die polniſchen Soldaten waren in die Amneſtie eingeſchloſſen, und doch wurden ſie, mit eiſernen Stangen aneinandergefeſſelt, in großen Haufen nach Sibirien getrieben. Dieß war die Behandlung, die ſie aus den Händen des milden Nikolaus empfingen. Kein beſſeres Schickſal wartete der polniſchen Edeln — ſie wurden verbannt und degradirt. Die Sentenz über einen polniſchen Fürſten ward von Nikolaus am Namensfeſte ſeines heiligen Patrons unterſchrieben; und was war dieſe Sentenz? daß er nach Sibirien verbannt ſeyn und zu Fuße dahin gehen ſolle. Die Fürſtin, ſeine Mutter, eilte, ſo wie ſie das Urtheil vernahm, nach St. Petersburg, in der Hoffnung, einige Milderung des Spruchs zu erflehen; und was war die Bedingung, unter welcher der Kaiſer eine Milderung zugeſtehen wollte? Der Fürſt ſollte anerkennen, er hätte in Folge des Todes ſeiner Gattin den Verſtand verloren, und ſey dadurch zur Theil-

nahme an der Revolution gekommen. Der Verurtheilte antwortete eines Polen würdig. Muthvolle Offenheit hat sonst wohl den starren Willen von Tyrannen gebeugt — Nikolaus war jeder Regung unzugänglich — der unglückliche Fürst ward der ganzen Härte des Urtheils unterworfen. Ich will noch einen zweiten Fall erzählen. Die russischen Soldaten hatten Befehl, alle Kinder zu ergreifen, die sie ohne Eltern fänden. Da sollte ein Greis seiner achtjährigen Enkelin beraubt werden, — er war siebenzig. Er hatte unter Kosciusko gefochten; er widerstand mit mehr als römischem Heldenmuth und selbst russische Brutalität wich zurück." Er schloß mit den Worten: der Kaiser nennt sich den Vater aller Kinder, die keine Eltern haben; keinen Verwandten gestattet man, sie zu schützen und zu nähren. Widerliche Heuchelei! Diese Kinder werden nach verschiedenen Theilen des Reichs gesendet, und als Feinde ihres Landes, als Sklaven eines Tyrannen erzogen, der selbst nur der Sklave der alten moskowitischen Partei ist, die nur nach Blut lechzt."

Lord Morpeth fügte hinzu: „Ich beklage Rußlands Politik, wenn es das Scepter, das es über die Menschheit so göttlich wirkend ausstrecken könnte, zum blutigen Schwerte, zur eisernen Keule macht. Es widerstrebt meinem Gefühle, in jene schmerzlichen Einzelzüge der Rache und des Leidens einzugehen, mit denen unser Gemüth jetzt so oft bestürmt wird, ohne daß wir Gelegenheit hätten, ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen und zu berichtigen. Wenn aber auch nur Einzelnes von dem, was wir hören, wahr ist, und leider wissen wir, daß Vieles wahr seyn muß, wenn die Absicht vorhanden und in thätiger Ausführung ist, die polnische Nation ihre

Ver-

Verfaſſung, ihren Namen, ihre Sprache zu vernichten, alles — nur nicht ihr unſterbliches Andenken — zu vernichten, das Volk der Caſimire, Sigismunde und Sobieskis, das zuerſt dem wilden Strome der mohammedaniſchen Invaſion widerſtand, und die Freiheiten, die Religion Europa's ſchützte; wenn ſeine Fürſten und Edlen und Senatoren in die Gefängniſſe, die Bergwerke, die Gräber Sibiriens geworfen werden; wenn die edlen Frauen zu den Füßen des Thrones ſich niederwerfen — ihre bloße Gegenwart ſoll ein Gefühl des Grauens in die Feſte der Hauptſtadt gebracht haben — und nicht um Verzeihung, nur um ein wenig milderndes Mitleid flehen für die, deren einziges Verbrechen war, mit hingebender, heldenmüthiger, wenn auch verzweifelnder Aufopferung für die Sache ihres unglücklichen Vaterlandes einzutreten, ſo lange ſie noch glauben konnten, ein Vaterland zu haben, was ihnen jetzt beſtritten wird; wenn, während die Czartoryski und Sanguſko in Confiscation und Verbannung ſchmachten, die aufwachſende lebenvolle Jugend hinweggeſchleppt wird, um die Reihen der ruſſiſchen Heermaſſen anzuſchwellen und neue Tedeums für künftige Triumphe über die Freiheit der Welt vorzubereiten; wenn — möge es wohl bewieſen werden, ehe wir es unbedingt glauben — ſelbſt Kinder, um das Andenken an ihr edles Vaterland zu verlieren, an des Obi eiſige Ufer oder in die bergigen Steppen des Kaukaſus geführt werden — dann iſt doch wohl ein Fall da für die energiſche Intervention Englands und Europa's. Was aber auch das Reſultat ſolcher Intervention ſeyn mag — der Himmel mit ſeiner gerechten Vergeltung wird nicht ausbleiben.“ Und das waren noch nicht die ſtärkſten Dinge, die damals in England ausgeſprochen wurden.

Dagegen ſtellten ruſſiſche und preußiſche Zeitungen die Entführung der polniſchen Kinder als eine Wohlthat für die Polen dar. Die Petersburger Zeitung erklärte: „Man hat zu behaupten gewagt, daß Kinder im erſten Lebensalter aus den Warſchauer Primairſchulen entführt und nach Rußland gebracht worden wären, um hier, fern von ihrer Familie, zurückgehalten zu werden. Um die ganze Verworfenheit dieſer lügenhaften Angaben beurtheilen zu können, wird es genügen, anzuzeigen, daß eine große Anzahl Kinder, welche der Krieg zu Waiſen gemacht hatte, ſich in einem furchtbar verlaſſenen Zuſtande befand, und der Noth und dem Laſter preisgegeben war. Dieſe von Kleidung und Nahrung entblößten Kinder, die ohne Obdach in den Gaſſen von Warſchau und auf den Landſtraßen umherirrten, befahl der Kaiſer einzuſammeln, zu kleiden und in den zunächſt gelegenen Schulen der Soldatenkinder unterzubringen, um ſie hier zu ernähren und auf Koſten des Staats zu erziehen. Dieſe Handlung der Humanität hat eine ſchamloſe Verleumdung als Grauſamkeit zu verſchreien geſucht. Solches Verfahren richtet ſich ſelbſt.“

Ein Berliner Korreſpondent in der Allg. Zeitung äußerte ſich in demſelben Sinne: „Wie leicht der Parteigeiſt aus einer Sache geradezu ihr Gegentheil zu machen weiß, ſieht man recht auffallend in der neulich in öffentlichen Blättern verbreiteten Nachricht, die ruſſiſche Regierung laſſe in dem wieder unterworfenen Polen die Söhne der im Kampfe gegen Rußland gefallenen oder flüchtig gewordenen Edelleute aus dem Schoße ihrer Familien mit Gewalt wegnehmen und nach Rußland abführen, um dort in ruſſiſchen Militär-Erziehungshäuſern ihrem Vaterlande völlig fremd zu werden.

Schon mancher Mutter, heißt es, die den Knaben hergeben mußte, ſey dabei das Herz gebrochen. Wie kann man aber in ſo gehäſſiger Art entſtellen, was vielmehr als menſchenfreundliche Fürſorge geprieſen zu werden verdient! Es iſt glaublich, daß einer polniſchen Mutter, auch wenn ſie eingewilligt hat und noch einwilligt, ihren Sohn in eine entlegene Erziehungsanſtalt abgehen zu laſſen, die Trennung ſchwer werden kann, beſonders bei den noch friſch blutenden Wunden des unglücklichen Kriegs. Aber von Seite des erhabenen Kaiſers iſt es immer eine edle Geſinnung, für die Waiſen derer, die gegen ihn ſtrafbar ſind, auf eine Art zu ſorgen die ſelbſt für die Söhne ſeiner treuen Ruſſen nicht beſſer ſeyn könnte, und bei der jene jungen Polen ſchon im voraus durch ihre Erziehung gleich zu Officieren beſtimmt werden.“

Die fünfte große Maßregel der Ruſſen war die Confiscation der Güter aller Ausgewanderten oder Verhafteten oder Todten, ſofern ſie in der Revolution compromittirt waren. Bald nach der Eroberung war bereits eine Unterſuchungscommiſſion niedergeſetzt worden, vor welcher ſich alle Beamten über die Verwendung der öffentlichen Gelder ſeit dem Anfang der Revolution zu verantworten und erforderlichen Falls Erſatz zu leiſten hatten. Im Auguſt ſchrieb man aus Krakau: „Man behauptet, Fürſt Paskewitſch habe einen Antrag auf Confiscation ſämmtlicher Güter der außer Landes befindlichen Polen gemacht; der Kaiſer aber habe, ſetzt man hinzu, ſich einer directen Anordnung in dieſer Hinſicht zu enthalten gewünſcht, und den Fürſten nur auf die allgemeinen Inſtructionen verwieſen, nach denen er als Stellvertreter des Monarchen anzuordnen habe, was die Verhältniſſe erheiſchten. Der Miniſter der Juſtiz, General Koſezki,

ein Pole, und der Miniſter des Innern, General Strogonow, ein Ruſſe, hätten gleichfalls Bedenken gefunden, ein Decret zu unterzeichnen, das mit den beſtehenden Geſetzen im Widerſpruch ſtände, und dem ruſſiſchen Namen in der Meinung Europa's abermals ſo nahe treten könnte. Nun habe Fürſt Paskewitſch in der Form einer bloßen Adminiſtrativverfügung befohlen, alle die erwähnten Güter mit Sequeſter zu belegen, aber nur aus Fürſorge für die Erhaltung des Vermögens der Frauen und Kinder der Ausgewanderten. Dieſer Sequeſtration zufolge könnten weder der Eigenthümer, noch ſeine Frau, noch ſeine Kinder, noch ſeine Verwandten die Güter mehr verwalten, oder verkaufen, oder auch nur auf irgend eine Weiſe benützen. Güter, Frauen oder Kinder fielen der Discretion der Specialcommiſſarien anheim, die in alle Wojewodſchaften abgeſchickt worden. So lauten übereinſtimmende Berichte aus Krakau; möchte die Wirklichkeit die bangen Befürchtungen Lügen ſtrafen, welche das unglückliche Land daran knüpft, und die ich hier nicht näher bezeichnen will, da man bei keiner dieſer Angaben ſicher iſt, ob und welche Uebertreibungen durch Schmerz, Leidenſchaft und Nationalhaß eingegeben worden."

Dieſe Gerüchte erhielten nur zu bald ihre Beglaubigung: „Sowohl briefliche als mündliche Nachrichten, die ich aus Warſchau erhalte, beſtätigen die in Polen vorgenommenen Confiscationen. So wurden die Güter des Fürſten Adam Czartoryski und der Warſchauer Palaſt des Wojewoden Paz confiscirt; in die Hypothekenbücher ward der Ukas des Kaiſers gelegt. Gleiches Loos traf die Güter der verwittweten Prinzeſſin von Würtemberg, geb. Fürſtin Czartoryska; namentlich die Güter von Piliza, und den großen Palaſt in

Warſchau, ſie wurden ihrem Sohne dem Prinzen Adam von Würtemberg gegeben, der in Pulawy gegen das Schloß ſeiner Großmutter die Kanonen hatte richten laſſen.“ — Endlich erfuhr man, daß der Kaiſer durch einen Ukas vom 9 Auguſt die von Paskewitſch ihm vorgeſchlagenen Confiscationen genehmigt habe. „Zu dieſem Ende werden Liquidationscommiſſionen in Kiew, Volhynien, Podolien, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk, Mohileff und Bialyſtock errichtet, die aus dem Chef des Gouvernements, als Vorſitzer, dem Gouvernements-Adelsmarſchall, dem Vice-Gouverneur, dem Vorſitzer des Civiltribunals, einem Rathe der Gouvernementsregierung und einem Rathe der temporären Confiscationsabtheilung des Cameralhofes beſtehen, und ihre öffentlichen Bekanntmachungen in den officiellen Zeitungen beider Hauptſtädte, ſo wie in einer Warſchauer Zeitung und im Litthauiſchen Kurier, in ruſſiſcher, polniſcher und deutſcher Sprache erlaſſen.“ Von der Wirkſamkeit der ruſſiſchen Confiscationscommiſſionen haben wir Zeugniſſe erhalten, denn es iſt noch wohl jedem unſerer Leſer erinnerlich, mit welchen unendlichen, zuerſt in der Petersburger Zeitung vom 26 December mitgetheilten und ſpäter noch weiter fortgeſetzten Namenliſten polniſcher Flüchtlinge, deren Güter als confiscirt proclamirt wurden, alle deutſchen Zeitungen angefüllt waren.

Mit dieſen Confiscationen ſtand als ſechste Maßregel in genauer Verbindung die Unterdrückung der polniſchen Bildungsanſtalten. Die Univerſität Wilna wurde durch Ukas vom 1 Mai aufgehoben, und ihre große Bibliothek nach Rußland abgeführt. Eben ſo verfuhr man mit Warſchau, wo jedoch eine Anſtalt für mediciniſchen und

theologiſchen Unterricht zurückblieb. Der Adjutant des Kaiſers, Czernitſchef, ſchrieb an Paskewitſch: „Se. Majeſtät haben mir befohlen, Ew. Durchlaucht zu benachrichtigen, daß Se. Majeſtät Warſchau alle mediciniſchen, theologiſchen und aſtronomiſchen Werke zu laſſen geruhen, daß aber die juridiſchen und andere zu gedachter Bibliothek gehörende Bücher, bei der Unmöglichkeit, die Fortdauer letzterer Facultät zu geſtatten, nach St. Petersburg zu führen ſind, und daß es bei dem früher deßhalb erlaſſenen Befehle ſein Bewenden haben ſoll.“

Die ſiebente Maßregel betraf die Sichtung des polniſchen Adels. Am 17 September wurde eine Commiſſion in Warſchau niedergeſetzt, um über die Adelsrechte ſolcher Polen zu entſcheiden, die auf Officiersſtellen in der ruſſiſchen Armee Anſpruch machen könnten. Da der polniſche niedere Adel ſelten verbrieft iſt, wurden auf dieſe Weiſe eine Menge Adelige caſſirt. Eine beſondere Clauſel ermächtigte dieſe Commiſſion, wenn es der Statthalter Fürſt Paskewitſch beſonders befehlen würde, auch über den Adel ſolcher Polen abzurtheilen, die nicht zum Militär gehörten. Durch einen fernern Ukas vom 31 October wurde dieſe Maßregel noch weiter ausgedehnt, und eine förmliche Sichtung des geſammten polniſchen Adels befohlen, wodurch derſelbe an Zahl vermindert und innerlich zerriſſen, der eine Theil ſeiner Vorrechte beraubt und dadurch auf den andern eiferſüchtig gemacht wurde. Der Ukas befahl, ſämmtliche zur geweſenen Schljachta gehörige Perſonen genau auszumitteln und in folgende drei Kategorien zu theilen: Edelleute, die a) entweder von den Deputirtenverſammlungen anerkannt oder ohne Anerkennung im Beſitze bewohnter Edelgüter, landloſer

Bauern, Leibeigener oder zum Hofe gehöriger Leute, oder b) nur von den Deputirtenverſammlungen anerkannt, allein nicht im Beſitze bewohnter Güter, oder endlich c) weder von den Deputirtenverſammlungen anerkannt, noch im Beſitze beſagter Güter ſind. Die erſte Kategorie, die ſchon an und für ſich keiner Kopfſteuer und keiner Militärpflichtigkeit unterliegt, bleibt auch von beiden völlig befreit; die zweite bis zur Prüfung ihrer beigebrachten Beweisſtücke in der Heroldie; die dritte iſt ſofort zu beſteuern und militärpflichtig zu erklären. 2) Den Deputirtenverſammlungen in den Weſtgouvernements zu unterſagen, neue Adelszeugniſſe ohne Beſtätigung abſeiten der Heroldie zu ertheilen. 3) Die gegenwärtig in der Zellwache Befindlichen, welche zu Recruten beſtimmt werden, in jener Wache, für die Zeit der allgemeinen fünfzehnjährigen Friſt, gerechnet vom Tage ihrer Beſtimmung dazu, zu laſſen."

Die achte Maßregel war die Aufhebung vieler katholiſchen Klöſter, die insbeſondere in Litthauen, Volhynien und Podolien die Revolution unterſtützt hatten. Dadurch wurde der polniſche Prieſterſtand decimirt, wie durch obige Verordnungen der Adel. Der Befehl zu dieſer Maßregel iſt vom 31 Julius datirt.

Die neunte Maßregel war die Belohnung der Juden, da dieſelben während der Revolution den Ruſſen als Spione, Mäkler und Lieferanten ſehr nützlich geweſen waren. Dieſe Begünſtigung der Juden mochte dem polniſchen Nationalſtolz empfindlich ſeyn, doch weit folgenreicher war die damit verbundene außerordentliche Erweiterung der jüdiſchen Schenkgerechtigkeit. Früher hatte die ruſſiſche Regierung das Ausſchenken des die Bevölkerung

durchaus demoraliſirenden und zum Vieh herabwürdigenden Branntweins mehr eingeſchränkt, jetzt dehnte ſie es aus. „Der Feldmarſchall Paskewitſch machte die Regierung auf den gegenwärtigen Zuſtand der Iſraeliten im Königreiche aufmerkſam, mit der Bemerkung, daß die Juden im letzten Kriege ſich als eifrige Anhänger der geſetzlichen Autorität und der Truppen Sr. Majeſtät erwieſen, und ihnen ungemeine Dienſte geleiſtet haben. Sie wurden deßhalb von den Inſurgenten verfolgt, die bei jeder Gelegenheit ſich nicht nur des Vermögens dieſer Individuen bemächtigten, ſondern auch mehrere hinrichten ließen. Se. Durchlaucht glaubt, daß nach Wiederherſtellung der geſetzlichen Autorität im Königreiche die Regierung den Wittwen und Waiſen der Juden Schutz und Hülfe ſchuldig ſey. Was die tauglichſten Mittel anlange, um die Exiſtenz der jüdiſchen Bevölkerung im Königreiche zu fördern und ihnen am meiſten Vortheile zu verſchaffen, ſo erklärte der Oberbefehlshaber des Königreichs, daß unter den verſchiedenen und zahlreichen Eingaben der Juden wegen Entſchädigung zwar gewöhnliche Geſuche um Geldunterſtützungen vorkämen, doch aber auch von Manchen als Schadloshaltung für Einbußen die Erlaubniß nachgeſucht werde, Branntwein und andere geiſtige Getränke verkaufen zu dürfen. Trotz der wichtigen Gründe, welche die Regierung früher beſtimmt hätten, den Juden den Verkauf geiſtiger Getränke zu verbieten, glaube er, daß man für den gegenwärtigen Augenblick und bei der Nothwendigkeit, dieſer Claſſe Exiſtenzmittel zu geben, dieſes Verbot aufheben und folglich den Juden die Erlaubniß ertheilen müſſe, mit ſolchen Gegenſtänden Handel zu treiben.“ Der Adminiſtrativrath in Warſchau beſchloß ſodann: „1) Die Juden haben während

des Krieges viele Proben von Treue gegen die gesetzliche Autorität gegeben, und haben theils durch die Unfälle des Kriegs, theils in Folge ihrer Anhänglichkeit an die Autorität dergestalt gelitten, daß sie ohne Geldunterstützungen nicht leben können, die demnach ihnen, wie ihren Wittwen und Waisen zu verwilligen sind. 2) Diese Unterstützungen sind dreifacher Art: a) ein Geldgeschenk, als Entschädigung für die durch den Krieg verursachten Verluste, welches jedoch nicht den dritten Theil des Verlustes übersteigen darf; b) die Erlaubniß, Branntwein und andere geistige Getränke ohne irgend eine Auflage oder Abgabe zu verkaufen; c) die Erlaubniß, geistige Getränke gegen eine Gebühr für die Gewährung zu verkaufen. 3) Ein Comité, aus mehreren Mitgliedern der Beamten des Departements des Innern gebildet und von dem Generaldirector ernannt, wird unverweilt niedergesetzt, um die Reclamationen der Juden, die von ihnen geforderten Entschädigungen betreffend, zu revidiren. Diese Reclamationen sind Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall vorzulegen. 4) Die den Juden aus den von Seite des Kaisers den Einwohnern des Königreichs gegebenen 4,500,000 Gulden zu bewilligenden Unterstützungen dürfen bis 200,000 Gulden betragen. Sollte letztere Summe nicht hinreichen, so hat die Commission des Departements des Innern ihre Ansicht hierüber dem Rathe zu berichten. In Einstimmung mit dem Protokoll. Gez. Tymowski." — Außer diesen Wohlthaten haben die Juden auch noch die Erlaubniß bekommen, Ländereien als Unterpfand zu nehmen, was ihnen bisher verboten gewesen war, weil überhaupt kein Jude Grund und Boden besitzen durfte.

Dieß waren die russischen Maßregeln in Polen.

In Warſchau wurde im Herbſt folgender Polizeibefehl verleſen: „Nr. 951. Der Commiſſär des zweiten Diſtricts in Warſchau. Auf den durch Reſcript des Vicepräſidenten hieſiger Stadt unterm Geſtrigen ertheilten und mit Nr. 38,036 bezeichneten höhern Befehl ſetze ich die wackern Bürger, Hauseigenthümer oder Miether dieſer Stadt in Kenntniß, daß ſie gehalten ſind, ihre Häuſer am 11 d. (Geburtstag des Großfürſten Thronerben) vor 8 Uhr Abends zu erleuchten. Da indeſſen bei der letzten Feierlichkeit (am Jahrstage der Krönung des Kaiſers) bemerkt worden, daß viele Fenſterſtöcke in Privathäuſern unbeleuchtet geblieben, ſo wird hiemit bekannt gemacht, daß künftig die Beleuchtung der Häuſer nicht mehr vom freien Willen der Einzelnen abhängt, ſondern daß, höhern Befehlen gemäß, alle vordern Fenſterſtöcke ohne Ausnahme beleuchtet ſeyn müſſen, bei unausbleiblicher Strafe von 30 fl. für jeden nicht beleuchteten Fenſterſtock. Die achtbaren Hausbeſitzer werden aufgefordert, dieſen Befehl ihren Miethsleuten zu eröffnen, und zur Beſcheinigung der Mittheilung eine Abſchrift der gegenwärtigen Polizeiverordnung zu unterzeichnen. Warſchau, den 8 Sept. 1832. Szczyzielski.“ Im November hörte man von neuen Verhaftungen in dieſer Stadt.

So gefahrvoll auch nur der leiſeſte Schein von Widerſpruch war, ſo wagten es dennoch die Adeligen Podoliens, die in der Revolution nicht compromittirt waren, im Anblicke ſo gräßlichen Jammers eine Fürbitte für ihre Landsleute einzulegen. Die Times theilten die Adreſſe der Grundbeſitzer Podoliens mit, die am 19 September an den Kaiſer gerichtet worden ſeyn ſoll: „Nachdem im Eingange dem Kaiſer für die Erlaubniß, zur Erwählung ih-

rer Obrigkeiten zuſammenzukommen, und ihre Wünſche an ſeinen Thron zu bringen, gedankt worden, werden folgende Bitten geſtellt:· 1) Als die Großmutter Ew. Majeſtät, Katharina die Große, ewig dauernden Andenkens, dieſe Provinzen mit ihrem Reiche vereinte, hat ſie uns alle Privilegien erhalten. Unſer Adel hat, durch Geſetze beſchützt, und nach Einzeichnung ſeiner Namen in die Diſtrictsbücher, unter Ihrem kaiſerlichen Vater und unter dem Kaiſer Alexander, deſſen Ruhm und Herrſchaft Sie fortſetzen und vermehren, dieſer Privilegien ſich erfreut. Nun bittet derſelbe Ew. Majeſtät unterthänigſt, ihm dieſe Privilegien ferner zu erhalten, ſowohl denen, welche bereits ihren Stammbaum bewieſen und ihre Namen in die Geſchlechtsbücher eingetragen haben, als denen, welche dieß noch nicht erlangen konnten, indem ihre Familiendocumente in fremden Ländern ſich befinden. Wir bitten Sie, daß in Gemäßheit des Artikels 89 der Privilegien von 1785 die Bücher unſerer Geſchlechtsregiſter, die uns nur für eine kurze Zeit entzogen wurden, uns wieder verliehen werden möchten, und daß denen, welche ihre Namen noch nicht darin eintragen konnten, einige wenige Jahre geſtattet werden, um dieſe ihre Pflicht zu erfüllen. 2) Ihr Adel, Sire, ſieht mit banger Beſorgniß die Schwierigkeiten und Nachtheile, denen er durch das Verbot unſerer Mutterſprache in den Gerichtshöfen ausgeſetzt wird. Wir Polen haben, wie andere ſlaviſche Stämme, unſere beſondere Sprache; ſie war durch viele Jahrhunderte uns eigen und reich an Erinnerungen; Millionen Ihrer Unterthanen iſt ſie gemein, ſie war uns von Ihren Vorfahren erhalten, in unſeren geſellſchaftlichen Verhältniſſen unentbehrlich; in ihr hatten wir alle unſere Urkunden, Contracte und Ver-

träge; ſie ſprach unſere Bedürfniſſe aus, war uns nöthig und mit uns gleichſam verwachſen. Gnädiger Kaiſer, erlauben Sie uns dieſe Sprache, damit wir in ihr für Sie und für Ihre geſegnete Familie zu Gott beten können! 3) Großer, mächtiger Vater, indem Sie Ihre unermeßliche Güte dem jüngern Geſchlechte zuwandten, beſtimmten Sie, daß ein Beamter aus dem Adel die Schulen beaufſichtigen ſolle. Eine gute Erziehung war zu jeder Zeit der Gegenſtand unſerer vorzüglichſten Sorge. Deßwegen verliehen unſere Vorfahren dem Orden der Jeſuiten, die damals allein die Jugend erzogen, ſehr großen Grundbeſitz. Nach deſſen Aufhebung wurden dieſe Güter durch Geſetze zur Unterhaltung der Schulen und Gymnaſien angewieſen. Der Kaiſer Alexander hat dieſe Beſtimmungen beſtätigt; er hat das Gymnaſium zu Kaminiec, die Bibliothek, den botaniſchen Garten, und mehrfache Sammlungen und literariſche Schätze beſtätigt. Wir bereicherten ferner dieſe Anſtalt mit vielen Schenkungen. Die Anwendung der Mutterſprache beim Lehren erleichtert das Lernen, erweckt Liebe zu derſelben, und überliefert die Kenntniſſe den künftigen Geſchlechtern. Zwei Dialekte, die aus demſelben Stamme entſprungen, von derſelben Macht geſchützt werden und gegenſeitige Verbeſſerungen befördern, ſollen eines Tages die Welt über die Vollkommenheit der ſlaviſchen Literatur in Erſtaunen ſetzen, und über die Regierung Ew. Majeſtät Glanz verbreiten. Wir bitten Sie, Herr, erhalten Sie uns das Inſtitut zu Kaminiec, unſere übrigen Schulen und unſere Sprache darin! 4) Mit uns brachten wir auch unſere römiſch-katholiſche Religion unter Ihr Scepter. Die Religion, welche über die menſchliche Schwäche wacht, bedarf der Leitung von Dienern Gottes,

Vernachläſſigung und Sinken der Religion ſind die Vorboten allgemeinen Verderbens. Die Religion unſerer Vorfahren hat den Fürſten deren Beſchützung überlaſſen. In Ihrer erhabenen Weisheit haben Ew. Majeſtät es nothwendig gefunden, die Klöſter aufzuheben und deren Güter einzuziehen. Aber, Sire, dieſe Klöſter verſahen auch die Dienſte der Prediger. Bereits fühlt man großen Mangel an Seelſorgern und Predigern. Die Moralität unſeres Volkes würde bei der allgemeinen Zerſtörung ohne Hülfe der Religion ſich ſehr mangelhaft erweiſen. Wir bitten Sie daher, Herr, als unſern gemeinſchaftlichen Vater, erbarmen Sie ſich unſer, und rathen Sie uns gegen dieſe drohenden Uebel! 5) In allen Ländern iſt der Adel überzeugt, daß es ſeine Pflicht iſt, den Thron zu unterſtützen. Die Verſchiedenheit in dem Vermögen, ſelbſt Armuth entzieht ihm dieſes Vorrecht nicht. Wir bitten daher Ew. Majeſtät unterthänig, Befehl zu geben, daß niemand ohne Schuld von ſeinem Hauſe in entfernte Gegenden geſchickt werde. In jedem Winkel der Erde wird ſich jeder als treuer Unterthan Ew. Majeſtät beweiſen; aber Sire, auch der ärmſte Mann liebt das Land, wo er geboren iſt. Dieſer allgemeine Trieb, der durch die Thränen von Tauſenden von Familien bezeugt wird, gibt uns den Muth, Sire, Ihre Menſchenliebe für dieſelben in Anſpruch zu nehmen. 6) Unſere Brüder haben Sie beleidigt, indem ſie gegen ihre Leiden Hülfe ſuchten, und nicht ſich bittend an Sie wandten. Aber, Sire, als ein Bild des Allmächtigen auf der Erde ſollen Sie nicht immer zürnen, ſollen Sie nicht immer ſtrafen. Eltern ſehen mit traurigem und verweintem Blicke nach ihren Kindern, die von ihnen weggeführt und für immer in unwegſame Gegenden geſandt wurden. Andere

ſuchen einen Zufluchtsort in fremden Ländern, fern von ihren Verwandten, in Armuth und Dürftigkeit. Wenigen von ihnen haben Sie verziehen. Zugleich mit uns bitten dieſe, Ihre Gnade auch auf die übrigen auszudehnen. Wir legen, Sire, dieſe unterthänigen Bitten an die Stufen Ihres Thrones. Kaminiec, den 19 Sept. 1832." (Folgen die Unterſchriften aller Marſchälle der verſchiedenen Diſtricte.)

Im Februar 1833 wurde aus Warſchau geſchrieben: „Am beſten gibt von den Abſichten der ruſſiſchen Regierung in Betreff der ruſſiſch-polniſchen Provinzen die Reihe von Ukaſen Zeugniß, die ſeit der Revolution erſchienen: 1) Ein Ukas, der in den im Jahre 1772 abgeriſſenen Provinzen das alte Geſetzbuch „Status Litewski" aufhob, und mit Einem Federzuge das letzte Vermächtniß der Väter vernichtete. 2) Der Ukas, der alle Civilhandlungen in allen übrigen Provinzen einſtellte und die Hypothekenbücher allen Transactionen verſchloß. 3) Der Ukas, der alle polniſchen Provinzen von nun an „revindicirte" zu nennen befahl, während ſelbſt Katharina ſie nur „einverleibte" nannte, und wobei den Diſtrictsmarſchällen anbefohlen wurde, den ruſſiſchen Titel „Peredwodytele" anzunehmen. 4) Der Ukas, der die von den Vorfahren gegründeten und dotirten Collegien der chriſtlich-unirten Geiſtlichkeit entzog, und ſolche der ſchismatiſchen, der ruſſiſch-griechiſchen Kirche, übergab. 5) Sechs ſchnell hinter einander folgende Ukaſen, wodurch erwachſene Zöglinge aus den Schulen entfernt, die Leſevorſchriften abgeändert, endlich alle von der katholiſchen Geiſtlichkeit unterhaltenen Schulen geſchloſſen wurden. 6) Der Ukas, welcher die Aufnahme der Novizen in die unirten Klöſter ſo ſehr erſchwerte, daß nach Ausſterben der noch lebenden Geiſtlichen

alle katholiſchen Klöſter eingehen, und nur griechiſche übrig bleiben müſſen. 7) Der Ukas, durch den das den Provinzen von Katharina gelaſſene und von Paul und Alexander geſchonte Privilegium der freien Wahl der Richter aufgehoben, und deren unmittelbare Ernennung der Krone vorbehalten wurde. 8) Der Ukas, der rein katholiſche Kirchen, die in der Nähe einer nicht unirten beſtehen, aufhebt, und alle Andachtsübungen in den katholiſchen Dorfcapellen verbietet. 9) Der Ukas, der alle Adelsbücher, die durch eigens hiezu errichtete Commiſſionen verfaßt und von frühern Monarchen beſtätigt waren, caſſirt, und die Erwirkung neuer Legitimationen in der ruſſiſchen Heroldie zu St. Petersburg befiehlt.

Ferner las man in engliſchen Blättern: „In einer kürzlich gehaltenen Verſammlung der angeſehenſten Einwohner des Landes, in welcher man eine Adreſſe an den König um Verwendung für die unglücklichen Polen beſchloß, trat Graf Cäſar Plater, Cäciliens Bruder, mit einer eindringlichen Rede über das traurige Loos ſeiner Landsleute auf. Nach ihm gab ein Herr Baynes eine kurze Schilderung der Thaten und letzten Augenblicke der polniſchen Amazone. Ausgezeichnet durch Schönheit, Reichthum und Geiſtesgaben, erhob ſich die Jungfrau, in Gemeinſchaft mit ihren Brüdern, bot die Bauern auf ihren Gütern in Litthauen auf, und führte ſie, bloß mit Senſen bewaffnet, gegen die ruſſiſchen Bataillone. Die Zartheit ihres Geſchlechts vergeſſend, beſtieg ſie das Schlachtpferd, ertrug die härteſten Strapazen des Parteigängerkriegs, erſchien an der Spitze ihrer Truppen, und da, wo der Kampf am heißeſten war. Als ſie endlich von der polniſchen Armee keinen genügenden Beiſtand erhielt, und ihre Truppe durch wiederholte Kämpfe geſchwächt war, mußte

ſie der Ueberzahl weichen. Als Bäuerin verkleidet, machte ſie ſich zu Fuße mitten durch die Feinde nach Warſchau auf den Weg; allein Ermüdung, Entbehrungen und Kummer warfen ſie unterwegs auf das Krankenlager; in ihrer Bauernkleidung (da ſie ihren Rang nicht zu entdecken wagte) kehrte ſie in einer rauhen Hütte eines litthauiſchen Gränzdorfes ein, und hier, der Pflege entbehrend, die ihr Geſchlecht und ihre Gewohnheiten erforderten, verſchied ſie an Entkräftung, einen Namen hinterlaſſend, welchen die Geſchichte der Nachwelt überliefern wird."

Am 3 December ſprach Lafayette in der franzöſiſchen Deputirtenkammer von einem neuen Befehle, wornach aus jeder polniſchen Provinz 5000 Familien an den Kaukaſus ſollten verpflanzt werden. Eine andere Quelle dieſer Nachricht iſt mir unbekannt.

2.

Die polniſchen Flüchtlinge.

In der freien Stadt Krakau wurden keine polniſchen Flüchtlinge geduldet, und man ſtellte die ſtrengſten Nachforſchungen nach denen an, die ſich etwa dort verborgen gehalten hatten.

Den nach Preußen geflüchteten Polen wurde befohlen, unter Zuſicherung einer Amneſtie in ihr Vaterland zurückzukehren. Anfangs galt dieſe Amneſtie nur den Corps von Gielgud und Chlapowski; im Januar 1832 wurde ſie auch auf das große Armeecorps des Generals Robinski ausgedehnt. Die erſtern kehrten am 13 Januar bei Neidenburg wirk-

OSTROWSKI.

wirklich nach Polen zurück, um sich nicht noch härtern Maßregeln auszusetzen. Von den letztern erklärte der größte Theil standhaft, die russische Gnade nicht annehmen zu wollen. 1400 Officiere erhielten Pässe nach Frankreich, auch viele andere Polen sollen durch die Menschenfreundlichkeit der Behörden unter der Hand Pässe erhalten haben. Zuletzt blieben noch 6 — 7000 Polen in Preußen übrig, Gemeine, die keine Pässe erhalten konnten und auch um keinen Preis sich den Russen überliefern wollten. Ueber diese Vorgänge gaben eine Anzahl polnischer Officiere im Nürnberger Friedens- und Kriegskourier folgende Erklärung ab: „Der preußische General Rummel, bestimmt, die Truppen nach Polen zu führen, machte bekannt, da der russische Kaiser den Unterofficieren und Soldaten Amnestie bewilligt habe, so müßten sich alle nach Polen in Marsch setzen. Er erklärte, daß diejenigen, die jetzt nicht marschirten, später den Russen als Deserteure ausgeliefert werden würden. Da man jedoch immer noch auf den beim Uebergang über die Gränze zugesicherten Schutz der preußischen Regierung rechnete, so glaubte man, der General Rummel allein wolle unsere unglücklichen Krieger verkaufen, denn man weiß, was russische Amnestie ist; man sieht dieß auch aus den nachfolgenden Handlungen der russischen Regierung, welche den Soldaten volle Freiheit zugesichert hatte, sie jedoch in russische Regimenter steckte, unter dem Vorwande, ihnen die nöthigen Unterhaltsmittel zu liefern, und ihnen alle Privilegien der Russen versprach, d. h. daß sie mit schwarzem Brode genährt und mit Prügeln überhäuft werden sollten. Die Soldaten kamen am 11 Dec. an den bestimmten Orten an, wurden von den preußischen Truppen, welche sie mit geladenen Gewehren erwarteten, fest-

genommen, und bedeutet, daß man auf diejenigen schießen werde, die sich zu marschiren weigern würden. Diese unglückliche Nachricht verbreitete sich in Einem Augenblicke. Die, welche nicht nach Polen zurückkehren wollten, kamen nicht herbei, oder gruppirten sich zusammen, und trotzten allen Drohungen, und selbst dem Tode, den sie der russischen Amnestie vorzogen. An diesem Tage blieb es jedoch bei den Drohungen, und man ließ die Widerspänstigen zurück, oder trieb diejenigen, welche man einzeln hatte ergreifen können, mit Kolbenstößen fort. Die, welche ihre Einwilligung, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, erklärt hatten, marschirten willig; aber man ließ auch von diesen einige Detaschements zwei Tage lang, trotz der strengen Kälte, ohne Nahrung und ohne Obdach; man cantonirte sie, wie früher, und ließ sie ruhig. — Nun kam am 11 December der Major Brandt von Berlin zu Elbing an mit den Pässen für die Officiere. Der General Bem und sein Generalstab wurden zuerst befördert. Major Brandt gab jedoch demselben noch sein Ehrenwort, daß niemand gezwungen werden würde, nach Polen zurückzukehren. Wir werden sehen, wie er es gehalten hat. Die andern Officiere wurden in sechzehn Colonnen abgetheilt, und auf Kosten der preußischen Regierung nach Sachsen gesandt. Während die Officiere abgingen, bot man alles Mögliche auf, um die zurückgebliebenen Soldaten zum Abmarsche nach Polen zu vermögen; endlich versammelte man sie, unter dem Vorwande, die Cantonirungen zu ändern, und fragte, ob sie sich nicht entschlossen hätten, nach Polen zurückzukehren, und als sie nichts davon hören wollten, ließ man sie dennoch, scheinbar um die Cantonirungen zu wechseln, den dahin führenden Weg einschlagen. Die unglücklichen Sol-

daten, getrennt von ihren Officieren, von der Denkungsart der preußiſchen Behörden überzeugt, wollten nicht weiter gehen; dieß war das Signal zu der furchtbaren Schlächterei, welche die Welt nur mit Schaudern vernehmen wird. Die preußiſche Cavallerie griff die waffenloſen Krieger an, denen die Regierung Schutz verſprochen hatte; ſie hieb diejenigen nieder, welche auf jene Verſprechungen gebaut hatten. Dieſe blutigen Scenen fanden an mehreren Orten ſtatt. Aber ſollte man es glauben? Die polniſchen Soldaten riefen Gott zum Zeugen dieſes barbariſchen Verfahrens an, ließen auf ſich einhauen und marſchirten nicht. Als endlich die Grauſamen ſich in dem ſtromweiſe vergoſſenen Blute geſättigt hatten, hörte das Gemetzel auf; man umringte die polniſchen Soldaten, ſchloß ſie in Scheunen und Schuppen ein, und ließ ſie mehrere Tage ohne Nahrung, und der Strenge der Jahreszeit preisgegeben. Aufs Aeußerſte getrieben, wollten einige die Scheunen, worin man ſie eingeſperrt hatte, anzünden, um ſich zu verbrennen, und auf dieſe Weiſe der barbariſchen Behandlung ihrer Beſchützer zu entziehen. Wenn die über dieß unwürdige Verfahren empörten Einwohner dieſen Unglücklichen nicht zu Hülfe gekommen wären, ſie hätten gewiß mit einem Streiche der Verzweiflung geendet. Man bot von Zeit zu Zeit denen, welche ſich zur Rückkehr nach Polen entſcheiden würden, Nahrung, Kleidung und ſelbſt Geld an; aber die Soldaten wieſen alles zurück. So ſuchte man die unglücklichen Trümmer der polniſchen Armee durch Schwert und Hunger zu zwingen, die Reihen der Unterdrücker zu vermehren. Alle dieſe Maßregeln waren von dem General Rummel und ſeinem Adjutanten, dem Major Brandt, angeordnet und geleitet. Der Letztere ließ ſelbſt Bürger packen,

die beim Anblicke dieſes barbariſchen Benehmens die Seelengröße hatten, ihm Vorwürfe zu machen. — Dieſe beiden Officiere ſcheinen indeß ihre Befehle überſchritten zu haben, denn der General Rummel wurde durch den General Schmidt erſetzt und die Functionen des Major Brandt einem Civilbeamten übertragen. Seitdem wurden alle Unterofficiere und Soldaten in Cantonirung bei Marienburg gebracht, wo ſie ſich noch am 25 Junius befanden. Ein großer Theil hat ſich jedoch im Lande umher zerſtreut, um ſich dem Hunger und den Säbelhieben ihrer Beſchützer zu entziehen; aber die thätige Gendarmerie raffte ſie einzeln auf und lieferte ſie den Ruſſen aus. Das iſt der Stand der Dinge in ſeiner ganzen Wahrheit. Europa mag urtheilen, ob die Regierung, welche den Truppen, die ſich auf ſeiner Gränze zeigten, Schutz und Unterhaltsmittel zugeſagt hatte, das Recht beſaß, über ihre Perſonen und ihr Leben zu verfügen, nachdem man ſie entwaffnet hatte. Wir müſſen indeß vielen edelmüthigen Menſchen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche das Vorgefallene laut mißbilligten, und durch das Intereſſe, das ſie an unſerm Unglücke nahmen, unſere Lage zu mildern ſuchten, und ſelbſt den allen möglichen Entbehrungen ausgeſetzten Soldaten Hülfe brachten. Gern zollen wir dieſen die der Tugend gebührende Huldigung, und verſichern ſie unſeres innigſten Dankes. Die polniſchen Officiere als Augenzeugen."

Ein Berliner Correſpondent in der Allg. Zeitung ſagt: „Die Polen wollten nicht zurückkehren. Ueberredung, angebotene Amneſtie, Verſicherung guter Behandlung im Vaterlande thaten keine Wirkung; man ſchritt zu ſtrengern Mitteln, zertheilte ſie in kleinere Haufen, um die wechſelſeitige

Einwirkung zu verhindern, man änderte mehreremale ihre Cantonirungen; man sperrte sie hin und wieder auf einige Tage bei Wasser und Brod ein, Winters in offne Scheunen — es half nichts, „wir wollen nach Frankreich" war immer ihre Antwort; sagte man ihnen, Frankreich wolle sie nicht aufnehmen, „immerhin", sprachen sie, „wir wollen nach Algier, nach America — nur nicht zu den Russen!" Da dachte man, es seyen die Einflüsterungen der Officiere, die in Entfernung von einigen Meilen in Quartieren lagen, welche diese beim gemeinen Manne unerwartete Standhaftigkeit hervorbrächten. Die Officiere erhielten also Befehl, wegzureisen, wohin sie wollten, zaudernde sahen sich durch Gendarmen dazu angehalten. Doch jetzt sind zwei Monate seit ihrer Entfernung verflossen, und die Soldaten bleiben noch immer dabei: „Wir wollen nach Frankreich." Da fing man an sie zu sondern, sie in Compromittirte, in mehr und minder Exaltirte zu theilen, und verlegte die so Abgesonderten in neue Cantonirungen. Zu den Hartnäckigsten zählte man die Artilleristen, das vierte Infanterieregiment und die Krakusen. Was diese Sonderung bezweckte, ist bis jetzt unbekannt; allgemein wurde geglaubt, daß den Compromittirten und Exaltirten erlaubt seyn werde, ins Ausland zu gehen; bis jetzt freilich hat dis noch nicht stattgefunden; im Gegentheile sind nach den letzten Nachrichten 21 von den sogenannten exaltirten Unterofficieren in die Casematten von Graudenz eingekerkert, jeder für sich. Ich schweige über die Ereignisse in Elbing, Preußisch-Markt u. s. w., über die Mordscene in Fischau, wo unglücklichen, unter dem Schutze des Königs stehenden Flüchtlingen, welche über erlittene Unbill bei einer höhern Behörde klagen gehen wollten, der Weg mit

Gewehrfeuer verſperrt wurde! Es ſind bekannte Thatſachen, welche — mögen ſie aufs gefliſſentlichſte entſtellt werden — nicht nur vor Europa, ſondern auch vor der Mehrzahl unſerer Mitbürger ſich auf keinerlei Weiſe verhehlen oder auch nur beſchönigen laſſen; es leben zu viele Tauſende von Zeugen."

Ein Correſpondent der Allg. Zeitung aus Elbing ſucht ebenfalls die armen Rebellen zu entſchuldigen: „Wenn man es für gut hielt, die Officiere von den Unterofficieren und Gemeinen völlig abzutrennen, um zu verhindern, daß, wie es geſchehen ſeyn ſoll, jene nicht durch die Vorhaltung der Gefahr in ruſſiſche Dienſte genommen zu werden, die Gemeinen von der Rückkehr nach Polen abhielten, ſo wurde die Schwierigkeit, die gehörige Disciplin zu erhalten, aber auch ungemein vermehrt, indem man eine völlig desorganiſirte Maſſe zum großen Theil roher, unwiſſender Leute zu behandeln hatte, welche nun, da man ſie mit ihren Wünſchen eine Zeit lang hingehalten hat, ſo mißtrauiſch geworden ſind, daß ſie keinen, auch nicht den vernünftigſten Vorſtellungen Glauben beimeſſen. Zudem ſehen ſie nun ihre Officiere nach Frankreich abreiſen, glauben dadurch ſich auch von dieſen verrathen und verlaſſen, und wollen nun ſelbſt den Vorſtellungen zurückgebliebener Officiere nicht glauben, woher es denn geſchah, daß in Fiſchau bei dem ebenerwähnten Auftritte ein polniſcher Officier, welcher zum Frieden ſprechen wollte, Verräther genannt und gemißhandelt wurde. Neben allem dieſem gibt es noch Leute, da wo ſelbige nicht zu finden ſeyn ſollten, welche nicht allein fühllos, ſondern auch unvorſichtig ſich Aeußerungen gegen dieſe Unglücklichen erlauben, welche ſie erſchrecken und noch mehr in ſich ſelbſt

zurückdrängen, so daß sie nun niemandem mehr glauben, und niemand mehr anhören wollen, sondern Päſſe nach Frankreich oder den Tod verlangen."

Ueber die blutigen Vorfälle in Fiſchau berichtet die preußiſche Staatszeitung officiell: „Die Commiſſionen, welche die Cantonirungen der Polen bereiſen ſollten, hatten veranlaßt, daß ſelbige in Haufen von 150 bis 200 verſammelt wurden, um ſo ihre reſp. Erklärungen abzugeben. In den von Marienburg und Elbing entfernteſten Ortſchaften, wo keine Officiere waren, die Soldaten mithin mittelbar keinen böſen Einflüſterungen ausgeſetzt waren, ging dieß ſehr ruhig von ſtatten. Selbſt einige Abtheilungen des vierten Regiments, das ſich kurz vorher noch ſo renitent bewieſen, verhielten ſich durchaus ruhig. Je mehr man ſich jedoch den beiden obengenannten Punkten näherte, je unruhiger, je tumultuariſcher wurden die Verſammlungen. In Altmark ſchon verſammelten ſich ſtatt 200 Mann 700 des vierten Regiments, wie bei Neiteich mit Stangen und Knitteln bewaffnet, indeß lief dort noch alles ohne Unannehmlichkeiten ab. Ganz anders geſtalteten ſich jedoch die Sachen in der Umgegend von Elbing und Marienburg, wo die Artillerie und Cavallerie, in welcher letztern beſonders viele Szlachcitzen dienten, cantonirt waren. Abgeſehen davon, daß ſich die Soldaten hier ebenfalls gegen die ihnen gegebenen Befehle tumultuariſch in großen Abtheilungen verſammelten, ſo bemerkte man auch hier ſchon einen künſtlich vorbereiteten Plan. So wie die einzelnen Haufen ankamen, gaben ſie ſich einander Signale; einzelne Leute waren ſehr reichlich mit Geld verſehen, und tractirten die übrigen. Jeder Haufen, der nicht hieher gehörte, und der dennoch gegen alle Verbote hier er-

ſchien, ward mit Vivatrufen empfangen. Den Culminationspunkt hatten dieſe tumultuariſchen Auftritte in Fiſchau am 27 Januar erreicht. So wie die Commiſſion hier ankam, konnte ihr nicht entgehen, daß es zu unangenehmen Auftritten kommen werde. Nichts deſto weniger hielt ſie alles preußiſche Militär ſorgfältig entfernt, und nur vier Cuiraſſiere und einige Ordonnanzen blieben im Orte. Sie ſelbſt begab ſich in ein Haus, und ſetzte ihre Arbeiten, die einzelnen Soldaten vorladend und vernehmend, fort. Plötzlich ward ihr gemeldet, daß mehrere Haufen polniſche Soldaten, die bereits am vorigen Tage gefordert, und gegen Meve und Neuenburg in Bewegung geſetzt waren, anlangten; daß von mehreren Orten her, ebenfalls Soldaten im Anzuge wären. Die Commiſſion hielt es daher für Pflicht, 60 Mann Infanterie, die in einem benachbarten Orte ſtanden, heranzuziehen. Kaum jedoch waren dieſe angelangt, als auch der Haufe der Tumultuirenden ſchon auf 7 bis 800 Mann angewachſen war, die ſich durch den Genuß ſtarker Getränke in den höchſten Zuſtand der Exaltation verſetzt hatten. Anfangs gab es Zänkereien mit den Ortsbewohnern, die jedoch noch beigelegt wurden. Dann aber fiel die ungehorſame Soldateska über einen polniſchen Officier, der um ſeine Amneſtie nachgeſucht hatte, und den der Zufall durch das Dorf führte, her. Er wurde vom Pferde geriſſen, und war im Begriffe unter dem Meſſer eines Trunkenbolds zu erliegen, als er durch die Dazwiſchenkunft unſeres Militärs gerettet wurde. Kaum war dieſe Unannehmlichkeit beſeitigt, ſo wurde die Aufregung der Soldaten ſtärker. „Wozu dieſes Claſſenformiren,“ riefen ſie, — — „wir ſind, wir wollen alle compromittirt ſeyn. Wir werden ſchon wiſſen, uns Recht zu verſchaffen, und den Weg nach Frank-

reich auch ohne die Preußen finden.“ Zugleich zeigten einige Bewohner an, daß die polniſchen Soldaten es in der Schenke verabredeten, ſich auf Marienburg zu dirigiren, während ein Theil von ihnen ſich gegen das Haus, worin die Commiſſion beſchäftigt war, in Bewegung ſetzen wolle. Während ſie in dichten Haufen gegen das Infanterie-Detaſchement, das den Weg nach Marienburg ſperrte, andrangen, ſetzte ſich eine kleinere Abtheilung gegen jenes Haus in Bewegung. Vergebens, daß man einige der Sprache mächtige Unterofficiere an ſie ſchickte, ſie von ihrem frevelhaften Beginnen abzubringen; vergebens, daß die preußiſchen Officiere ſelbſt ſie ermahnten, ſich ruhig und vernünftig zu betragen — ſie empfing nur Hohn, verachtendes Geſchrei. Da glaubte der beſonnene Anführer des Infanterie-Detaſchements durch eine Art Bajonnet-Attaque die Ruhe herzuſtellen — aber auch dieß Mittel ſcheiterte. Nochmals alſo verſuchte man den Weg der Ueberredung, und ſchickte aufs neue einige Unterofficiere an die Meuterer ab — aber ſie wurden auch dießmal nicht gehört. Da ließ der Officier laden. Auch dieß fruchtete nicht. Ladet ſo viel ihr wollt, ihr dürft doch nicht ſchießen — wir werden auch ſchießen, ſchrie der rohe Haufe, und hob dabei drohend die Knippel in die Höhe. Nichts deſto weniger wäre vielleicht die Ruhe erhalten worden, wenn nicht durch einen beſoffenen Fiedler, der ſich im Haufen befand, plötzlich der Chlopizkiſche Maſurek intonirt worden wäre. Ob durch Zufall oder verabredet, in dem Augenblicke ſtürzte ſich die Maſſe auf das Detaſchement los. Schon haben einige deſſen Glieder gebrochen, ſchon iſt ein Unterofficier des zweiten Chaſſeur-Regiments im Begriff, deſſen Anführer zu packen — da erſchallte das Commando „Feuer,“ und neun Mann ſinken todt nieder. Zugleich,

wie auf Commando, ſtürzte die ganze Menge zur Erde, erhob ſich jedoch alsbald wieder, um nach allen Ecken aus einander zu ſtieben. Auf die erſte Nachricht jedoch von dieſem Vorfalle hatten ſich Bauern und Bürger der Umgegend bewaffnet. Die Flüchtigen wurden haufenweiſe eingefangen und nach Marienburg gebracht, wo ein Deputirter des Oberlandesgerichts von Marienwerder eine Unterſuchung gegen ſie eingeleitet hat."

Am 16 März wurden dieſe Polen unter preußiſche Militärdisciplin geſtellt, und zu öffentlichen Arbeiten, namentlich Feſtungsbau, verwendet. Der Wachtmeiſter Kotarski, die Unterofficiere Guttowski und Swidzinski, die bei Fiſchau das Wort geführt hatten, wurden zum Zuchthaus verurtheilt.

Endlich trat einiges Erbarmen für dieſe Unglücklichen ein. Man geſtattete den Schiffern, die nach Danzig kamen, hin und wieder einige, aber jedesmal nur wenige Polen mitzunehmen, im Junius aber durften auf Einmal 164 Polen nach Frankreich ſich einſchiffen, jedoch nur, wie es in der preußiſchen Staatszeitung ausdrücklich hieß, „nach erfolgter Beiſtimmung des milden und gerne verzeihenden Monarchen von Rußland."

Den Polen aus dem Großherzogthume Poſen, die an der Revolution Theil genommen hatten, ertheilte Preußen eine Amneſtie, und die anfangs angedrohte Confiscation ihrer Güter unterblieb, doch wurden die aus Polen oder Oeſterreich noch ferner Zurückkehrenden einer Unterſuchung unterworfen. Das Bildniß des General Uminski wurde zu Poſen an den Galgen geſchlagen, trotz der Wachen aber mit Blumen be-

kränzt. Den Landſtänden des Großherzogthums wurde königlicherſeits eröffnet: „Nur mit Befremden haben Wir aus dem in erweitertem Maße wiederholten Antrage der Provinzialſtände auf Erhaltung ihrer Nationalität entnommen, welche Deutung den von Uns in Unſerem Zurufe vom 15 Mai 1815 ertheilten Verheißungen zu geben verſucht wird. Wir haben darin den Einwohnern des Großherzogthums Poſen eröffnet, daß Wir ihnen durch ihre Einverleibung mit Unſerer Monarchie ein Vaterland gegeben, ohne daß ſie ihre Nationalität verläugnen dürfen; es iſt ihnen dabei die Theilnahme an der den übrigen Provinzen Unſers Reichs zugeſicherten ſtändiſchen Verfaſſung, ſo wie die Aufrechthaltung ihrer Religion und der Gebrauch ihrer Mutterſprache, neben der deutſchen, zugeſichert worden. Dieſer Unſer allerhöchſter Wille iſt auch genau und ohne alle Beeinträchtigung in Erfüllung getreten, und bei jeder gegründeten Veranlaſſung zu einer Beſchwerde über Mißbräuche einzelner Beamten, derſelben abgeholfen worden. Ein Mehreres zu thun, und den der polniſchen Abkunft angehörigen Einwohnern der Provinz Poſen einen von dem Provinzial-Landtage in Anſpruch genommenen Vorzug vor allen übrigen getreuen Unterthanen Unſers Reichs und insbeſondere vor den der deutſchen Abkunft angehörigen Einwohnern derſelben Provinz zu gewähren, hat keineswegs in Unſern Abſichten gelegen. Es würde ſich auch eine ſolche nach einer politiſchen Abſonderung hinſtrebende Ausdehnung der Anſprüche eines Unſern Staaten einverleibten Volksſtammes weder mit der landesväterlichen Zuneigung vereinigen laſſen, mit welcher Wir alle Unſere Unterthanen umfaſſen, noch der nothwendigen Einheit eines gemeinſamen Staatsverbandes entſprechen.

Indem Wir daher den Provinzialſtänden hiemit Unſern ernſtlichen Willen kund geben, die Provinz Poſen auch ferner nur als einen Beſtandtheil Unſers Reichs zu betrachten, und ihren Bewohnern deßhalb alle Unſern übrigen getreuen Unterthanen bewilligten Rechte zu gewähren, erwarten Wir auch von den Provinzialſtänden, daß ſie ſich für die Zukunft lediglich auf dieſe ihnen bisher in vollem Maße und mit ſorgfältiger Berückſichtigung ihrer individuellen, auf die Verſchiedenheit der Volksſtämme Bezug habenden Bedürfniſſe zu Theil gewordenen Rechte beſchränken, und daß ſie ſich insbeſondere ferner jeder willkürlichen Deutung Unſers königlichen Wortes gemeſſenſt enthalten wollen. Die Provinzialſtände werden übrigens in Unſern gegenwärtig zu treffenden Anordnungen die landesväterliche Vorſorge dankbar zu erkennen Veranlaſſung erhalten, welche Wir der Beibehaltung der polniſchen Sprache, als derjenigen, welcher die Mehrzahl ihrer Bewohner angehört, widmen, ohne daß Wir aber dem Gebrauche dieſer Sprache in öffentlichen Verhandlungen dadurch mehr einzuräumen geſonnen ſind, als der Mutterſprache eines Unſern Staaten einverleibten Volksſtammes, im Gegenſatze zu der Landesſprache, gebührt. Die Anſtellung eines der polniſchen Sprache unkundigen Rathes bei einem dortigen Landes-Collegium kann daher auch kein Gegenſtand der Beſchwerde ſeyn, da den Einſprüchen der Einwohner polniſcher Abkunft vollkommen genügt iſt, wenn es nur überhaupt nicht an Beamten fehlt, welche der polniſchen Sprache kundig ſind, und den Gebrauch dieſer Sprache neben der deutſchen in allen Geſchäftsverhandlungen ſichern.“

Als ein Zeichen der Zeit mag folgendes Gedicht des Herrn von Stägmann, eines ausgezeichneten preußiſchen

Staatsmanns und Dichters, nicht unbeachtet bleiben. Er rief dem Kaiser Nikolaus zu:

Wirf Staub in Staub! Dieß Namengeschmeide wirf
Vom Ueberfluß demantener Kronen weg,
Und erzumgürtet banne Polens
Nacket Gespenst in die starre Kluft ein,
Worin, dem Molch im todten Basalte gleich,
Die Fabelwelt vergess'ner Barbaren schläft,
Und bei dem Schall der Kriegstrompete,
Schreib in den Flammen des Schwerts die Antwort.
Zerspringen sollt', o Schand'! an dem Pöbelschrei
Die Lanze Ruriks mitten im Siegeswurf?
— — — — — — — — — — —
Nur dich hinweg, deß lügender Schimmer Schmach
Der Krone zufügt, die dich verherrlichet!
Dich, Name Polens, falschen Demant,
Rotte der Meuterer letzter Tag aus!

Aus Oesterreich wurden die geflüchteten polnischen Officiere ungehindert nach Frankreich entlassen. Von den Gemeinen wurde nur bekannt, daß auf Verwendung Oesterreichs der russische Kaiser auch den Compromittirtesten im Mai 1832 eine vollständige Amnestie gewährt habe.

Im übrigen Deutschland nahm man die polnischen Flüchtlinge mit Enthusiasmus und wahrer Zärtlichkeit auf. Die aus Preußen und Oesterreich nach Frankreich Durchreisenden wurden gleichsam auf den Händen getragen. Ueberall beeiferten sich sogenannte Polencomités, sie mit Geld und allen Lebensbedürfnissen zu versorgen, und ihnen Ehrenfeste zu geben. Sie erließen daher am 7 März aus Be-

ſançon eine Dankadreſſe an die Deutſchen: „Der Zeitpunkt unſerer Wanderung durch Deutſchland iſt zu denkwürdig, der dort gefundene, zugleich herzliche und glänzende Empfang unſern Herzen zu koſtbar, als daß es uns nicht zur ſüßen Pflicht gereichen ſollte, Euch, edlen Bürgern, unſern zärtlichſten Dank zu wiederholen; bis einſt eine gewandtere Feder Eure freundſchaftlichen Handlungen in Polens Annalen verewigt. Ihr, die Ihr nichts verabſäumtet, um unſere Leiden zu lindern, uns für unſere Opfer ſo viel wie möglich zu entſchädigen, und unſern Schmerz und unſere Verbannung vergeſſen zu machen, Ihr werdet gewiß auf ewig der Gegenſtand unſerer Erinnerung ſeyn. Feſte, Concerte, Bälle, Abendgeſellſchaften, dieſe oft nur flüchtigen Vergnügen erinnern jeden Polen an Genüſſe, die um ſo ſüßer ſind, als ſie ihm jenen unbeſchreiblichen Zauber gewährten, den man genießt, wenn man im Unglücke ſeine Brüder, ſeine Freunde, ſeine Tröſter umarmt. Durch die Hoffnung plötzlich wieder aufgerichtet, ſah er Polens Horizont ſich von neuem aufhellen, als er ſo viele Deutſche erblickte, entſchloſſen, für die Freiheit zu ſterben. Indem wir die Herzlichkeit anerkennen, mit welcher die Bürger, und beſonders jene wackre, von der edelſten Begeiſterung erglühende Jugend in Deutſchland uns aufnahmen, beeilen wir uns, unſere beſondere Huldigung Euch darzubringen, Ihr trefflichen Frauen, Ihr Muſter des ſchönen Geſchlechts und aller geſelligen Tugenden. In Eurem anmuthigen und huldvollen Umgange vergaß der Pole ſeinen Kummer; in Euren Tröſtungen, in Euren Thränen des Mitleids wird er die Wonne ſeiner Verbannung finden. Jeder von uns hat ſein Stammbuch mit den Verbindlichkeiten angefüllt, die er Euch

ſchuldet; indem er ſie mit einer Art Verehrung überlieſ't, fühlt aber jeder mehr, als er auszudrücken vermag. Wir können dieſe Darſtellung unſerer Erinnerungen nicht beendigen, ohne auch Euch, gaſtfreundliche Landbewohner, unſern innigſten Dank für Eure Theilnahme an unſerm Empfange zu erſtatten. Es gehört ein höherer Grad von Beredſamkeit dazu, um die Rührung zu ſchildern, die wir oft empfanden, als wir Euch mit Freuden Eure friedlichen Arbeiten verlaſſen ſahen, um arme Verbannte nicht zu verfehlen, und ihnen durch die aufrichtigſten Aeußerungen die Theilnahme an ihrem Geſchicke zu bezeugen. Alles — mit Einem Worte — hat in Deutſchland dazu beigetragen, unſere Pilgerſchaft angenehm und rührend zu machen, nicht zu gedenken der Unterſtützungen und Hülfsleiſtungen, die man uns anzubieten wetteiferte. Die in letzterer Abſicht gebildeten Ausſchüſſe haben ganz beſondern Anſpruch auf unſern Dank. Vor ſechs Monaten gezwungen, unſern heimiſchen Boden zu verlaſſen, das Herz voll Trauer und Verzweiflung, haben wir gleichſam in Deutſchland ein zweites Polen gefunden, und während der Autokrat des Nordens ſeine vorgeblichen Siege feiert, können die durch Mißgeſchick beſiegten, verbannten und unglücklichen Polen ſich des ſchönſten Sieges der Freiheit erfreuen. Die polniſchen Flüchtlinge.“

In Hanau, wo die Polen mit beſonderer Feſtlichkeit empfangen worden waren, wo ihre Fahne neben der heſſiſchen auf den ſie tragenden Mainſchiffen prangte, entſtanden eben deßhalb Reibungen mit dem kurheſſiſchen Militair. Ein Officier von dem letztern, Lieutenant Niemeyer, mißhandelte den polniſchen Lieutenant Dewonski, ward aber von dieſem auf Piſtolen gefordert und im Duell erſchoſſen.

Am 5 Mai wurde der Pole, Herr von Tur, auf ruſſiſche Requiſition zu Göttingen verhaftet, und ſeine Papiere, unter denen man Acten der Revolutionsregierung vermuthete, nach Rußland geſchickt.

Am 2 Julius wurden alle Polen aus Kurheſſen gewieſen, und ihnen der fernere Eintritt ins Land unterſagt. Am 3 Auguſt machte die ſächſiſche Regierung bekannt, daß ſie ſich durch ruſſiſche, öſterreichiſche und preußiſche Noten gezwungen ſähe, nicht nur allen Polen den Aufenthalt in Sachſen zu verſagen, ſondern auch alle die Flüchtlinge, die etwa noch aus Oſten anlangten, an der Gränze zurückzuweiſen. Aehnliche Verbote gegen den Aufenthalt der Polen erfolgten in den übrigen deutſchen Staaten. Selbſt die Kranken, die ſich zu Wiesbaden aufhielten, wurden fortgewieſen.

In Frankreich glaubten die Polen ein ſicheres und freundliches Aſyl zu finden, ſahen ſich aber gar bald getäuſcht. Man machte große Schwierigkeit, ſie nach Paris zu laſſen, geſtattete dieſe Gunſt nur ausnahmsweiſe, und verſetzte die Maſſe der Flüchtlinge theils in das ungaſtliche karliſtiſche Avignon, theils in die Sümpfe von Lunel, theils nach Algier. Der Pole Jaſinski ſchrieb aus Avignon im Februar: „Die Regierung hat uns caſernirt, und gibt uns nur anderthalb Pfund Brod und 3 Sous täglich auf den Mann, den Unterofficieren 6 Sous nebſt gleicher Razion Brod, und den Officieren 30 Sous; denn ſie ſagt, die Flüchtlinge ſeyen zu gleichem Sold wie das franzöſiſche Heer nicht berechtigt. Wenn dieß nicht anders wird, ſo ſind wir genöthigt, nach America zu gehen, wo die Regierung vielleicht mehr Mitgefühl fur unſer Unglück hat. Die Einwohner von Avignon lieben uns nicht; wir können Abends nicht ausgehen, ohne von allen Sei-

Seiten her mit einem Steinregen begrüßt zu werden. Ich bin ꝛc. Jasinski.“

Ein Franzoſe ſchrieb in der Allg. Zeitung: „Bekanntlich hat unſere Regierung die ihnen ausgeſetzte geringe Unterſtützung noch verringert, ſo daß jetzt nicht mehr denn 15 Centimen oder 3 Sous für den Tag übrig bleiben, was für den ganzen Monat 4 Frkn. 50 Centimen macht. Wer nun weiß, was das Leben in unſern Gegenden koſtet, der begreift, daß dieſe Unterſtützung nicht hinreicht, um dem Manne nur für einen halben Tag Brod zum Sattеſſen zu verſchaffen. Wären die Polenvereine in Beſançon, Bourg, Avignon und die polniſche Bazars-Societät in Lyon nicht, wo die Wohlthätigkeit der Privatperſonen viel an baarem Gelde, an Kleidungsſtücken, Wäſche ꝛc. zuſammenſchießt, ſo würden die Armen ſich kaum vor dem Hungertode ſichern und übrigens kein einziges anderes Bedürfniß befriedigen können.“

Schon am 20 Januar ſagte Salverte in der Deputirtenkammer: „Im 18ten Jahrhunderte gab es einen König, deſſen Botſchafter am ſchlechteſten bezahlt waren und den alle Cabinette von Europa fürchteten. Der König hieß Friedrich. Ich frage, ob es durch die Diplomatie geſchah, daß unſere Polizei ſich ſo verfolgend gegen fremde Patrioten zeigt, die eine Freiſtätte in unſerm Vaterlande geſucht haben. Ich frage, warum man von Paris, von der Hauptſtadt Frankreichs, *Männer entfernt, die unſere Herzen dahin berufen* hatten, und hier ſpreche ich von den ehrenwertheſten Männern, von Herrn Niemojowski, den man gezwungen hat, Paris zu verlaſſen.“

Niemojowski ſchrieb folgenden Brief an die Deputirten: „Es iſt alſo entſchieden, daß das Mitgefühl der Völker

keinen wirksamen Schutz gegen die heilige Allianz der Regierungen bietet! Es gibt in Frankreich für die Verbannten Polens keine Zuflucht mehr gegen den Despotismus der nordischen Würger! Nach dreimonatlichem Verweilen in Paris ist mir die Erlaubniß zum ferneren Aufenthalte von der Polizeipräfectur, auf Befehl des Ministers des Innern und Ministerpräsidenten, verweigert worden. Wenn das französische Ministerium in seinem Verfahren gegen Polen consequent bleiben will, so will auch ich meinem Gewissen nichts schuldig bleiben, aber im entgegengesetzten Sinne. Für meinen beharrlichen Widerstand gegen den Despotismus, dessen Opfer mein Vaterland geworden, erleide ich jetzt die Strafe der Verbannung; aber in meinem Vaterlande habe ich als freier Mann für meine Rechte gekämpft, und das innige Bewußtseyn, meine Pflicht erfüllt zu haben, tröstet mich für die Leiden, die ich noch zu erdulden haben werde. In Frankreich wie in Polen jedem Parteigeiste fremd, kann ich dennoch meine Grundsätze der Unabhängigkeit nicht verläugnen, und mich nicht als Helote dem ministeriellen Despotismus unterwerfen, gegen welchen ich keine andere Waffen besitze, als die Freiheit zu protestiren, indem ich weder den Schutz der Gesetze noch die Anerkennung des Gastrechts in Anspruch nehmen kann. Da ich von der Regierung keine Geldunterstützung verlange, so würde man wahrscheinlich, wenn ich mich an den Minister wendete, wie ausnahmsweise eine, von einer ministeriellen Laune abhängende Aufenthaltserlaubniß ertheilen; allein als Landbote vermag ich meine Sache von jener meiner Landsleute nicht zu trennen. Ich werde also nun ein gastfreundlicheres Land aufsuchen, und sage Frankreich Lebewohl, indem ich im Angesichte seiner

Stellvertreter gegen eine Regierungsmaßregel proteſtire, deren Verantwortlichkeit die Nation gewiß nicht übernehmen wird.“

Als Perier darüber ſpottete, und die Polen in Frankreich beſchuldigte, ſie ſeyen unruhige Köpfe, erwiderte Niemojowski in einem Briefe aus Brüſſel, wohin er ſich zurückgezogen hatte: „Im Julius verfloſſenen Jahrs wurde uns die Abnahme von Geld, Munitionsvorräthen und ſonſtigen Mitteln ſehr fühlbar, deßhalb war es für uns von der größten Wichtigkeit, die Vereinigung von feindlichen Streitmaſſen aus allen Kräften zu verhindern, und dem Gegner den Uebergang über die Weichſel wo nicht ganz unmöglich zu machen, doch mindeſtens möglichſt zu erſchweren. In dieſer Lage der Sachen langte in Polen ein auf Koſten der franzöſiſchen Regierung durch den Miniſter Sebaſtiani geſchickter Brief an, mit dem Rathe, den Kampf noch zwei Monate lang hinzuziehen, und deßhalb entſcheidende Kriegswechſelfälle zu vermeiden. Der Generaliſſimus der polniſchen Armee, deſſen Gewalt in ſtrategiſcher Hinſicht unbeſchränkt war, befolgte dieſen Rath, welchen der franzöſiſche Geſandte in Berlin im Monat Auguſt wiederholte; unſer ſpäteres Schickſal war die Folge dieſer Inſinuation! Und wie handelt nun daſſelbe Frankreich gegen uns? Kein franzöſiſches Geſetz beraubt die in Frankreich Schutz ſuchenden Polen ihrer perſönlichen Freiheit; und doch wurde auf miniſterielle Befehle Polen, die keine Unterſtützung fordern, der Aufenthalt in Paris unterſagt, und ihnen Chateauroux zum Aufenthalte oder eigentlich zum Verbannungsorte angewieſen. Es war nicht zu befürchten, wenn es auch der Miniſter zu beſorgen vorgab, daß die Bevölkerung

von Paris um 10,000 Polen vermehrt werden ſollte; in ganz Frankreich befinden ſich bis jetzt kaum 2000 von ihnen, und diejenigen, welche Unterſtützung von der Regierung erhalten, verlangten nicht nach der Hauptſtadt zu kommen. Die Behauptung, als würden falſche Officierspatente vorgezeigt, iſt rein verleumderiſch. Die Dienſtentlaſſungen können in vielen Fällen um einen Grad höher geſtellt worden ſeyn, als Lohn für überſtandene Anſtrengung und dargebrachte Opfer: nicht aber um höhere Unterſtützung in Frankreich zu erlangen. Wie kann Männern, die ihr Alles für das Vaterland aufgeopfert, die zum Theil Millionen verloren haben, wie kann dieſen die jämmerliche Abſicht untergeſchoben werden, ſich falſche Zeugniſſe ausſtellen zu laſſen, um in Frankreich auf höhere Unterſtützung rechnen zu können? Die von dem franzöſiſchen Miniſterium gemachte Unterſcheidung zwiſchen den polniſchen Officieren, die vor, und denen, die nach dem Falle von Warſchau zu höhern Graden befördert wurden, iſt ganz im Geiſte der Petersburgiſchen Amneſtie-Ukaſe. Denen, die in dem letzten, ſchwerſten Augenblicke noch aushielten, wird dieſer Muth zu einer Art Verbrechen gemacht. Einige Polen, wird endlich behauptet, hätten ſich Beleidigungen des Königs und ſeiner Regierung zu Schulden kommen laſſen; möge die Schuldigen die geſetzliche Folge ihrer ſtrafbaren Handlungsweiſe treffen; werden aber von keinem Beweiſe unterſtützte Anſchuldigungen gegen Menſchen, die ſich nicht rechtfertigen können, gerichtet, dann wird gegen Rückſichten gehandelt, welche das Unglück gebietet.“ Odilon-Barrot ſagte damals in der Deputirtenkammer: „Es iſt notoriſch, daß ſelbſt Generale, ſelbſt höhere Officiere, deren Namen europäiſch geworden ſind, deren Namen durch den edelſten En-

thuſiasm und die ausgedehnteſten Opfer für ihre Meinungen und ihre Grundſätze geweiht ſind, es iſt notoriſch, ſage ich, daß dieſe Männer, die reinſten unter allen reinen, unter eine Art von Proſcription geſtellt wurden. Man hat dieſen Männern das verweigert, was man keinem Fremden abſchlägt, man hat ihnen Päſſe nach Paris verweigert. Sie haben ſie verlangt, und nachdem man ſie ihnen abgeſchlagen, mußten ſie ohne Päſſe nach Paris reiſen, und ſich gewißermaßen dem Nationalſchutze gegen die Verfolgungen der Polizei anvertrauen. Mit dieſen Verfolgungen hatten ſie auf gaſtfreundlichem Boden zu kämpfen. Ueber dieſen Punkt nun haben wir verſchiedene Anſichten, allerdings kann man Maßregeln der Aufſicht und Mittel der Klugheit anwenden; aber dieſe Pflichten nehmen den Charakter der Lage an, in der man ſich befindet, und ſind je nach den Gefühlen, die man empfindet, verſchieden. Wenn man eine lebhafte und tiefe Sympathie empfindet, ſo vollzieht man ſeine Pflicht mit Schonung und Maaß; wenn aber alle Sympathie aus dem Herzen der Regierenden entflohen iſt, ſo wird die Aufſicht zur Härte und Plackerei, und alsdann entehrt ſie das Land."

Am 9 April nahm die Deputirtenkammer ein Geſetz an, welches der Regierung geſtattete, mit den Fremden nach Willkür zu verfahren. Daher proteſtirte das polniſche Nationalcomité, das ſich in Paris zur Unterſtützung der polniſchen Flüchtlinge conſtituirt hatte: „Jetzt berufen wir uns auf die feierlichen Verſprechungen derſelben Deputirtenkammer, die verſichert hat, „daß die polniſche Nationalität nicht untergehen werde." Was hat ſie aus dieſer Nationalität gemacht? Sie hat die Exiſtenz unſerer eigenthümlichen Rechte nicht beſchützt, und verweigert den Flüchtlingen den Schutz

der französischen Gesetze. Die Deputirtenkammer hat aber entschieden, daß ein Pole Frankreich zur Last sey, in diesem Falle sollten demnach die Flüchtlinge es unverzüglich verlassen, und sie würden dieß auch ohne Bedenken thun, wenn tief gewurzelte Erinnerungen nicht Polen an das französische Volk knüpften, und wenn nicht so viele neue Beweise brüderlicher Sympathie unwidersprechlich den großen Unterschied zeigten, der zwischen den Regierungen und den Regierten vorhanden ist. Das Nationalcomité sieht, in schmerzhafter Erwägung der Gesinnung seiner Landsleute, den Augenblick voraus, wo sie Frankreich verlassen werden, jenes Frankreich, das ihr Herz als ihr zweites Vaterland betrachtete. Das polnische Comité sieht, wir wiederholen es, voraus, daß die polnischen Flüchtlinge sich bei der ersten Gelegenheit entfernen werden. Bevor noch dieser Augenblick eintritt, wollen wir allen denen unter den Deputirten, die durch ihre Stimmen das fragliche Gesetz zurückgewiesen, und allen denen, die, unter welcher Form dieß auch geschehen seyn mag, einer solchen Entscheidung ihre edle Entrüstung weihen, unsern Dank bezeugen."

Am 14 April protestirte dasselbe Comité gegen das von Rußland dictirte polnische Statut: „Die Eisenfaust gefällt sich darin, die zu martern, die sie zu Boden geworfen hat; mit unermüdlicher Wuth werden immer neue Opfer aus dem Schooße der Familie gerissen, um sie zum Joche der Sklaverei zuzurichten. Da, wo vor kurzem noch der Freiheit freudige Rufe ertönten, wo Nationalgesänge erschallten, herrscht jetzt eine Grabesstille, nur durch die Schmerzenstöne der unglücklichen Opfer und das Klirren ihrer Ketten unterbrochen. Auf dem der Sklaverei geweihten Boden wagt keine Stimme

ſich zu erheben. Daher iſt es an dem Nationalcomité, das geſchützter ſteht vor der ruſſiſchen Verfolgung und mit zerriſſenem Herzen die Verletzung aller Humanität ſieht, die Rache des Allmächtigen anzurufen; an uns iſt es, laut gegen die neuen Gewaltthaten zu proteſtiren, und alle unſere über die Länder Europens zerſtreuten Mitbürger einzuladen, ihre Stimmen mit den unſern zu verbinden. Paris den 14 April. Der Präſident des poln. Nationalcomité's. J. Lelewel; L. Chodzko; A. Przeciszewski; A. Hlusniewicz; E. Rykaczewski; J. Zaliwski; M. Hube; V. Pietkiewicz."

Dergleichen Proteſtationen erregten das Mißfallen der franzöſiſchen Regierung, und in den erſten Tagen des Julius wurde Lelewel und alle Mitglieder des Comité's (wie es hieß auf ruſſiſche Requiſition) aus dem franzöſiſchen Gebiete verwieſen. Unmittelbar vorher hatte daſſelbe Comité kräftig gegen die Verpflanzung der Polen nach Algier proteſtirt, die jetzt ins Werk geſetzt wurde. Die aus Danzig auf Schiffen ankommenden Polen erhielten Befehl, ſich unmittelbar nach Algier zu begeben. Am 23 September wurden 600 Polen in Toulon nach Algier eingeſchifft.

In England hielten ſich nur wenige polniſche Flüchtlinge auf. Die Nation nahm warmen Antheil an ihnen. Man rühmte ihre Rechtlichkeit. Die Times ſchrieben im März: „Zur ewigen Ehre der Polen muß es geſagt ſeyn, daß ſie, während ihre Tapferkeit und ihr Patriotismus in ihrem unſterblichen Kampfe ganz Europa in Erſtaunen ſetzte, durch ihre edle Uneigennützigkeit nicht minder Bewunderung erregten. Sie verließen ſich durchaus nur auf ihre eigenen ſo beſchränkten Hülfsquellen, und verlangten keine Hülfe von andern Nationen, bis ſie ſich in einer Lage glaubten, ihre

Verbindlichkeiten mit Intereſſe zurückzuzahlen. Eine Deputation ward nach Paris und London geſendet, um eine Anleihe zu unterhandeln; ehe aber die Operation zu einer bedeutenden Ausdehnung gediehen war, fiel Warſchau. Die financielle Operation wurde von den hochherzigen Männern, die ſie beaufſichtigt hatten, ſogleich eingeſtellt, die vorgeſchoſſenen Fonds zurückgegeben, und Graf Jelski kündigt jetzt an, daß wenn irgend eine Summe noch unbezahlt iſt, der Unterzeichner ſie durch den Bankier, in deſſen Hände er das Geld niedergelegt hat, zurücknehmen kann. Welch ein Contraſt gegen diejenigen Staaten, die aus ihrem Widerſtande gegen die Tyrannei einen Vorwand nahmen, ihre Freunde zu berauben, welche die Bettelbüchſe in ganz Europa umherſandten, um für ihren Patriotismus Almoſen zu verlangen, welche ihre Erfolge benützten, um ſich Credit auf der Stockbörſe zu verſchaffen, und jeden Sieg und jede Niederlage zu ſo und ſo viel Procent berechneten."

Ueber das polniſche Statut äußerten ſich die Times: „Schwer iſt es, bei ſolcher Kunde die Gefühle des Unwillens zurückzuhalten, aber noch ſchwerer, zu ſagen, ob die liberalen Regierungen Europa's ſich dabei mehr gedemüthigt oder mehr beleidigt fühlen werden. Alle Welt wird ſich erinnern, daß inmitten der Tumulte, welche der Fall von Warſchau in Paris hervorrief, die franzöſiſchen Miniſter vor die Deputirtenkammer traten, in der Hand eine Reihe Documente, die, wie ſie glaubten, ſie nicht nur jedes Vorwurfs eines ſtrafbaren Geſchehenlaſſens entheben, ſondern ihnen auch die dankende Anerkennung der Freunde Polens verſchaffen ſollten. Sie hatten das ganze Gewicht ihres diplomatiſchen Einfluſſes in die Wagſchale der Polen gelegt, und feierliche Garantien

zu ihren Gunsten erlangt. Der französische Botschafter in St. Petersburg schrieb seiner Regierung, der Kaiser habe ihm die Zusicherung gegeben, welches auch das Resultat des Krieges seyn möge, so werde Polens Unabhängigkeit und Nationalität den Verträgen gemäß aufrecht erhalten werden. Dieselben Versicherungen wurden von dem Kaiser seinem königlichen Schwiegersohn in Berlin gesandt, und durch dessen Mund dem französischen Botschafter am preußischen Hofe wiederholt. Bei beiden Gelegenheiten berief sich der Kaiser feierlich auf Gott den Allmächtigen. Lord Palmerston hat zwar dem Hause der Gemeinen keine Depeschen über Polen vorgelegt, aber dennoch zweifeln wir nicht, daß auch er ähnliche Versicherungen von St. Petersburg vorweisen könnte, wie die, welche Graf Sebastiani in der Deputirtenkammer vorlas. Und doch ist nun der Vertrag von Wien, durch welchen Kaiser Alexander Polen erhielt, offen verletzt, und die wiederholten Betheurungen, daß dessen Stipulationen unverletzlich geachtet werden sollen, durch einen kaiserlichen Ukas vernichtet. Der edelste Theil des großen Volkes ist verbannt und in alle Länder zerstreut, und kann den Boden, auf dem der Thron eines fremden Eroberers aufgerichtet steht, nicht mehr als Vaterland betrachten. Die, welche blieben, haben keine Armee mehr, keine Civilregierung, keinen gesetzgebenden Reichstag, keine Nationalfarben, keine abgesonderte Verwaltung, keinen Schatz, keine eingebornen Richter, keine Freiheit der Rede und Schrift — wer ist mehr zu bedauern, die verbannten oder die zu Hause gebliebenen Polen? Der Kaiser hat die Confiscation abgeschafft, ausgenommen für hohe politische Vergehen — d. h. er hat sie beibehalten für alle Fälle, in denen er sie dienlich findet. Hat

er den Fürſten Czartoryski geſchont? Hat er die Güter irgend eines edeln Polen, die jetzt in Verbannung leben, zurückgegeben? Die ruſſiſche Regierung hat den civiliſirten Nationen Europa's eine weitere Lehre über den Geiſt gegeben, der ſie beſeelt."

In dem Augenblick, da das Miniſterium Grey durch die Tories geſtürzt werden ſollte, ſagte der engliſche Courier: „Welch ewige Schmach liegt auf der Regierung Englands, auf dem ganzen brittiſchen Volke, daß ſie es unterließen, zu rechter Zeit darauf zu denken, den tapfern, unglücklichen Polen die jahrtauſendalte Nationalität zu ſichern? Kann irgend ein Mitglied der Regierung, ja kann irgend ein Menſch in den drei Königreichen ſagen, es ſey nicht öffentlich und privatim, in- und außerhalb des Parlaments, in den Journalen und in aller Welt eine Sprache geführt worden, die geeignet war, das Publicum glauben zu machen, die Nationalität Polens werde geachtet werden, und das Benehmen des Kaiſers voll Edelſinn und Großmuth ſeyn? — Gerechter Gott! iſt es dahin gekommen, daß der Souverän eines halbbarbariſchen Landes lachen kann über die Ehre und Würde des brittiſchen Namens? Beſteht die ganze Achtung der Verwendungen der brittiſchen Regierung zu Gunſten eines hochherzigen Volkes in eiteln Verſprechungen und nichtsſagenden Declarationen? Und werden wir fromm und zahm eine der größten Beleidigungen hinnehmen, die je der Regierung und dem Lande angethan wurden? War dieß der Preis, um den wir den nordiſchen Autokraten mit der belgiſchen Frage verſöhnten? Und erhalten wir als Dank für alle unſere Conceſſionen nichts als ſtolze, unverſchleierte Verhöhnung unſerer Macht, beſtimmt, die Welt zu überzeu-

gen, daß die Tage brittiſchen Einfluſſes für immer vorüber ſind? Vielleicht wird man uns ſelbſt jetzt noch von den groß-müthigen Abſichten des Kaiſers von Rußland vorſchwatzen. Bemüht euch nicht, dieß iſt zu abgenützt. Alle Welt weiß jetzt nicht nur, daß wir vergebens vor Rußland zum Kreuze krochen, ſondern daß dieſes auch zu der Täuſchung die Inſulte fügt, und daß in dieſem Augenblicke ein ruſſiſcher Botſchafter mit Inſtructionen in London iſt, die Regierung über die belgiſche Frage zu cajoliren, die Ratification des Vertrags aber zurückzuhalten, bis die Reformbill angenommen oder verworfen iſt, wo dann der Kaiſer bei einer Veränderung der Regierung ſich von ihr ganz losmachen könnte."

Am 8 Mai erhob ſich Cutlar Fergusſon im Parlament zu Gunſten der Polen: „Alle Großmächte Europa's nahmen Theil an dem Wiener Vertrage, und über allen Begriff ſchmachvoll wäre es für ſie, wenn ſie ſtill und zahm ſich dem ſchreienden Eingriffe unterwärfen, den kürzlich Kaiſer Nikolaus in die Artikel jenes Vertrags machte. Nicht bloß für die bei der Theilung Polens unmittelbar intereſſirten Mächte iſt der Vertrag von Wichtigkeit. Jede Nation, die vor der großen, ungeheuren, überwältigenden Macht Rußlands ſteht, hat Urſache, über das Vorſchreiten jener Macht mit eiferſüchtigem Auge zu wachen. Ich glaube, Kaiſer Alexander war aufrichtig, als er den Wunſch ausdrückte, in Polen freie Inſtitutionen wieder herzuſtellen, wenigſtens publicirte er kurz nach dem Wiener Congreſſe einen durchaus freiſinnigen und liberalen Entwurf eines conſtitutionellen Syſtems für Polen. Unglücklicherweiſe ſiegten dunkle Räthe über ein beſſeres Gemüth, und in einem unſeligen Augenblicke ſandte er einen Prinzen nach Polen, deſſen grauſamer

Druck die Urſache der furchtbaren Leiden ward, die über dieſes heldenmüthige Volk kamen. Es gab keine Inſulte, keine Entwürdigung, mit der er, Recht und Verfaſſung mit Füßen tretend, die Edeln Warſchau's nicht heimſuchte. — Seine Grauſamkeit und Tyrannei übertrafen das Maaß, das Menſchen erdulden können, und den unglücklichen Polen blieb kein anderer Ausweg, ihren Klagen Recht zu verſchaffen, als bewaffnete Erhebung. Die Conſtitution, die Polen an Rußland geknüpft, die Conſtitution, deren Beobachtung und Aufrechthaltung der Kaiſer mit heiligem Eide gelobt hatte, war rückſichtslos verletzt. Sie garantirte die Freiheit der Perſon und die Freiheit der Preſſe; ſie beſtimmte, daß der Reichstag in kurzen Zwiſchenräumen berufen werden müßte, und daß die Abgaben bloß nach Bewilligung der Repräſentanten des Volks erhoben werden dürften; ja ſo ſehr ward darin die Nationalität reſpectirt, daß kein Ruſſe eine öffentliche Stelle in Polen erhalten, und keinem ruſſiſchen Heere erlaubt werden ſollte, im Lande zu liegen, oder auch nur, außer auf Rußlands Koſten, durch daſſelbe zu ziehen. Nicht Eine dieſer Beſtimmuungen ward gehalten; ſie alle wurden aufs offenſte und gröblichſte verletzt. So ſtreng ward die Freiheit der Perſon von der Charte geachtet, daß kein Pole auf irgend eine Anſchuldigung hin drei Tage verhaftet bleiben durfte, ohne vor ſeinen ordentlichen Richter geſtellt zu werden, und wenn vor dieſem kein zureichender Grund der Verhaftnahme ſich ergäbe, ſolle er augenblicklich wieder in Freiheit geſetzt werden. Aber unbekümmert darum, ſchickte der Großfürſt die berühmteſten Polen in Kerker und Feſtungen, und zwang die achtungswertheſten Bürger Warſchau's, mit geſchornem Kopfe und im Verbrecherkleide die öffentlichen Straßen zu

kehren. Gleich wenig ward die Freiheit der Preſſe geachtet; kaum beſtand ſie Einen Tag; nicht einmal für die Verhandlungen des Reichstags, deren Oeffentlichkeit beſonders garantirt war, wurde ſie erlaubt. Schon dieſes Eine war ſo gut als eine Vernichtung der ganzen polniſchen Unabhängigkeit, denn ſelbſt hier, auf brittiſchem Boden, würden die Freiheiten des Landes vernichtet, wenn es gelänge, das Haus der Gemeinen ein Jahr lang zu ſchließen. Die wiederholten Verletzungen der polniſchen Verfaſſung rechtfertigten die Inſurrection; aber war Rußland durch dieſe Inſurrection auch berechtigt, nach ihrer Unterdrückung die ganze Unabhängigkeit Polens zu vernichten? Mit eben ſo viel Recht hätten wir nach der Rebellion Irlands daſſelbe ſeiner Privilegien berauben, oder Schottland zur Provinz machen können, weil es dem Unternehmen des Prätendenten, der den König auf ſeinem Throne zittern machte, Beiſtand leiſtete. Durch das ruſſiſche Manifeſt ward jedes Privilegium, das die Polen beſaßen, jedes, das ihnen auch nur den kleinſten Anſpruch auf den Namen einer unabhängigen Nation geben könnte, hinweggeſchwemmt. Jede Macht, die Theil hat an dem Wiener Vertrage, iſt nun verpflichtet, vorzutreten, und im Namen Europa's den ſchirmenden Schild über Polen zu halten. Warm ſchlagen die Herzen Frankreichs für das unglückliche Volk, und aus allen Ländern Europa's blicken die Freunde der Freiheit, Schutz erwartend, auf Frankreich und England. Ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo ihre Hoffnung in Erfüllung geht. Bleiben Frankreich und England vereinigt in Aufrechthaltung freiſinniger Inſtitutionen, ſo wird Europa's Unabhängigkeit ſicher bleiben vor jedem Angriffe, komme er, woher er wolle. In tiefſter Seele beklage ich, daß einige

europäiſche Mächte, die ich nicht mit Namen nennen will, von einer Art Schrecken über die wachſende Macht Rußlands berührt ſind. Aengſtlich vermieden ſie jeden Schein von Feindſeligkeit gegen Rußland, während dieſe Macht, weit entfernt, jene Schüchternheit nachzuahmen, ſtolz und kühn ihre Abſicht an den Tag legte, den Krieg zu beginnen, ſo wie ſie ihn ihren Zwecken gemäß finde. Endlich iſt es Zeit, dieſer Politik Schranken zu ſetzen. Als der König der Franzoſen in feierlicher Thronrede erklärte, Polens Nationalität werde nicht verletzt werden, würde da irgend jemand geglaubt haben, daß man Rußland geſtatten würde, mit dem Federzuge eines Manifeſtes die Unabhängigkeit einer Nation zu zerſtören, der tapferſten unter den tapfern? Iſt es nicht genug, daß das unglückliche Polen ein halbes Jahrhundert lang das Opfer der Verſchwörung der Großmächte war? Wohin ſoll das tapfere Volk um Theilnahme blicken, wenn nicht auf das freie Frankreich, auf das freie England? Die Kammer der Deputirten Frankreichs hallte die Worte wider, die der Monarch ausgeſprochen hatte, und ich hoffe, Frankreich wird ſich nicht ſo tief entwürdigen, jene Erklärung zurückzunehmen und das unglückliche Polen der Gewalt, der Willkür ſeiner Unterdrücker preiszugeben. Thut es aber Schritte für Polen, ſo hoffe ich, England wird ſeinem Beiſpiele folgen. Man hat viel geſchwatzt von der Milde des Kaiſers; wie hat er dieſe Milde bewieſen? Wie? Indem er Tauſende der Tapfern, die den Verſprechungen von Gnade und Verzeihung vertrauten, nach dem unwirthlichen Himmel von Sibirien ſchickte. Derſelbe milde Kaiſer gab Befehl, den Reſt des polniſchen Heeres, der ſich dem Autokraten noch nicht unterworfen hatte, auszurotten. Er befahl einem ſei-

ner Werkzeuge, alle gewöhnlichen Rechtsformen bei Seite zu ſetzen, und alle, die er für ſtrafbar halte, auf der Stelle richten zu laſſen. So viel von der Milde des Kaiſers! England war verpflichtet, feierlich gegen ſolches Beginnen zu proteſtiren. Was wir in Griechenland, was wir in Belgien thaten, warum wandten wir es nicht auch auf das noch unglücklichere Polen an? Unter dem Schutze des Schreckens, den es andern Ländern einzuflößen wußte, durfte Rußland ſein Syſtem verfolgen. Nach allen Seiten wirft es ſeine gierigen Augen; möge England ſorgen, daß es nicht auch auf Indien blicke. Es hat ein ſtarkes Gelüſte darnach, und oft ſchon hörte man einflußreiche ruſſiſche Große ſagen, daß Rußland mit den indiſchen Angelegenheiten ſo gut fertig werden könnte als England."

Die polniſchen Flüchtlinge ſelbſt erließen unterm 29 Mai eine Bittſchrift an das Unterhaus, allein ſie hatte ſo wenig Folge, als die bis zur Wuth geſteigerten Klagen der Parlamentsglieder ſelbſt. Das Miniſterium gab ausweichende Antworten, und die Sendung des Lords Durham nach St. Petersburg, die im erſten Theile dieſes Jahrgangs ausführlich geſchildert wurde, bezweckte nicht Vorwürfe, ſondern Verſöhnung.

Fürſt Adam Czartoryski, der ſich in London aufhielt, erfuhr von Seite der hohen Ariſtokratie Beleidigungen. Die Times ſchrieben im April: „Der Fürſt kam nach den letzten unglücklichen Ereigniſſen, die auch ihm ſein fürſtliches Vermögen koſteten, nach England, und hoffte natürlich willkommen geheißen zu werden von ſeinen alten engliſchen Freunden, von denen viele in früherer Zeit ſeine glänzende Gaſtfreundſchaft genoſſen hatten. Er war ſonſt der vertraute

Beſucher der Coterien einer faſhionablen und politiſchen Gräfin, deren Held jetzt der Herzog von Wellington iſt, die Oppoſition gegen ihre ci-devant Freunde. Er traf ſie in demſelben Cirkel, und nicht ahnend, daß eine ſchöne Frau durch Parteiwechſel in ein politiſches Mannweib umgewandelt werden könne, näherte er ſich, um ihr ſeine Achtung zu bezeugen, wie es einem alten und wohlerzogenen Bekannten zukam. Die ſtolze Gräfin that, als kennte ſie ihn nicht; der Fürſt aber, der wirklich glaubte, ſie erinnere ſich ſeiner nicht mehr, wiederholte die Begrüßung, beifügend: **Madame la Comtesse ne me reconnait pas; assurement elle ne veut pas me renier**; aber Madame la Comteſſe vergaß ſich ſo gänzlich, daß ſie ihm unwillig den Rücken zukehrte, mit dem Ausrufe: **Je n'aime pas les revoltés.** — Guter Gott! und um einer ſolchen Ariſtokratie willen unterdrückt man die Demokratie und enthält den Britten ihre Rechte vor!"

Die Nordamericaner, noch eingedenk des tapfern Koſciusko, der einſt für ihre Unabhängigkeit geſtritten, leiſteten den Polen einige Geldhülfe. Es bildete ſich in Paris ein americaniſch-polniſches Comité, an deſſen Spitze der Americaner Dr. Howe ſtand. Derſelbe begab ſich zu Anfang des Jahres 1832 nach Preußen, erhielt jedoch nur Erlaubniß, die dort zurückgehaltenen Polen mit Kleidern und Wäſche zu unterſtützen. Da er ſich die Freiheit herausnahm, auch Geld unter ſie auszutheilen, ward er von Marienburg mit Gendarmen nach Berlin transportirt, dort eingeſperrt und ſeine Papiere mit Beſchlag belegt. Man ließ ihn zwar bald wieder frei und ſchickte ihn unter Escorte nach Frankreich, die Summen aber, die er in Elbing zurückgelaſſen hatte, um ſie unter die Polen auszutheilen, wurden mit Beſchlag belegt.

Auch

A. CZARTORYSKI.

Auch der Papſt endlich miſchte ſich in die polniſche Angelegenheit, ſofern Polen größtentheils katholiſch war. Im Julius erließ er an die polniſchen Biſchöfe ein Breve, aus dem wir folgendes mittheilen: „Aus der höchſt verderblichen Quelle des Indifferentismus fließt der abgeſchmackte und irrige Lehrſatz, oder vielmehr der Wahnwitz, daß einem jeden Gewiſſensfreiheit zugeſtanden und gewährt werden müſſe. Zu dieſem höchſt verderblichen Irrthume nämlich bahnt jene völlige und ſchrankenloſe Freiheit der Meinungen den Weg, welche zum Verderben der Kirche und des Staates weit um ſich greift, wobei einige noch mit größter Unverſchämtheit behaupten, daß für die Religion hieraus einiger Vortheil erwachſe. Daher kommen die Umwandlungen der Gemüther, daher das Verderbniß der Jugend, daher im Volke die Verachtung des Gottesdienſtes, der heiligſten Dinge und Geſetze, daher, mit Einem Worte, die Peſt des gemeinen Weſens, die gefährlicher iſt als jede andere, da, nach dem Zeugniſſe der Erfahrung, von den älteſten Zeiten her bekannt iſt, daß Staaten, welche durch Reichthum, Macht und Ruhm geblüht haben, durch dieſes einzige Uebel, durch die ſchrankenloſe Freiheit der Meinungen, durch die Freiheit der Rede und durch die Sucht nach Neuerungen zu Grunde gegangen ſind. Dahin gehört die ſo verderbliche, nie genug zu verwünſchende und abſcheuliche Freiheit der Preſſe zur Verbreitung aller nur erdenklichen Schriften unter das Volk, welche nichts deſto weniger viele mit ſo großem Geſchrei zu fordern und zu befördern wagen. Es ſchaudert uns, ehrwürdige Brüder, wenn wir ſehen, mit welchen Ungeheuern von Lehren, oder beſſer mit welchen Mißgeburten von Irrthümern wir überladen werden, die

allenthalben weit und breit ausgestreut werden in einer außerordentlichen Menge von Büchern, Flugschriften und Journalen, die zwar dem Umfange nach klein, aber wegen ihrer Bösartigkeit sehr groß sind, aus welchen, wie wir bitterlich beweinen, der Fluch über das Angesicht des Erdreichs ausgegangen ist."

In Betreff der polnischen Revolution heißt es sodann: „Jedermann, sagt der Apostel, sey der herrschenden Gewalt unterthänig, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott; die bestehenden Gewalten aber sind von Gott eingesetzt. Darum, wer sich der Gewalt widersetzt, der widersetzt sich Gottes Geboten. Darum muß man sich unterwerfen, nicht bloß um des Zorns, sondern um des Gewissens willen (Epistel des heil. Paulus an die Römer). Der heilige Apostel Petrus lehrt gleichmäßig: Seyd unterthänig jeder menschlichen Gewalt um Gottes willen, dem Kaiser als dem obersten Herrscher, dem Fürsten als dem von ihm Gesandten. Denn also ist der Befehl Gottes an die Rechtschaffenen, um die Thorheit der Unverständigen zu zähmen (erste Epistel des Apostel Petrus, zweites Capitel). Die Christen der ursprünglichen Kirche waren diesen Grundsätzen bis zu dem Grade getreu, daß sie selbst mitten unter den Schrecken der Verfolgung den römischen Kaisern dienten, und so den Ruhm des Reichs beförderten."

Ehe wir diesen Jahresbericht über Polen schließen, müssen wir noch einige Berichtigungen des letzten Jahresberichts anfügen.

Der im Jahrgange 1831 Theil 2 Seite 198 erwähnte General Rozycki ist nicht mit dem Volhynier, Oberst Rozycki, der den kühnen Zug aus Volhynien nach Warschau

unternahm, identiſch, ſondern ein anderer. Jener Oberſt diente aber unter ihm und verließ mit ihm, nach der unglücklichen Kataſtrophe vor Krakau, den polniſchen Boden. Beide haben Memoiren geſchrieben, der General einen Rechenſchaftsbericht über ſeine Wirkſamkeit, der Oberſt Erinnerungen.

Sodann iſt der Name des in demſelben Theile S. 115 erwähnten tapfern polniſchen Artillerieofficiers, der die ihm anvertraute Schanze bei Wola in die Luft ſprengte, nicht Gordon, ſondern Ordon. Der größte Dichter unſerer Tage, Mickiewicz, hat dieſem Helden eines ſeiner ſchönſten Gedichte gewidmet.

3.

Rußland.

Die Politik Ludwig Philipps und des Grafen Grey war Urſache, daß die Folgen der Juliusrevolution, weit entfernt, die ruſſiſche Macht zu bedrohen, ſie vielmehr befeſtigten und in ihrem raſchen Wachsthum förderten. Was nicht gegen Rußland geſchah, mußte nothwendig für Rußland geſchehen. Rußland erntete in reichlichem Maaße die Früchte ſeiner Conſequenz, ſeiner Entſchiedenheit. Man kann hier nicht bloß von Glück ſprechen, Rußland machte ſich ſein Glück ſelbſt. Es zeigte Charakter, wo ſeine politiſchen Rivalen keinen zeigten. Es handelte, wo ſeine Rivalen höchſtens unterhandelten. Es unterwarf ſich 1829 die Türkei und 1831 Polen, ohne ſich um die ſchwachen diplomatiſchen Demonſtrationen ſeiner Rivalen zu bekümmern.

Es schwebte einige Augenblicke in Gefahr, aber es ließ keine Furcht, kein Schwanken blicken, und hatte die Genugthuung, zu erleben, daß seine Rivalen diese Augenblicke ungenützt vorübergehen ließen, und weder den Türken, noch den Polen beistanden. Endlich übertraf Rußland seine Rivalen weit an Benehmen, denn es kam, sah, siegte, und riß alle Vortheile an sich in der Stille und ohne Ruhmredigkeit, während seine Rivalen alles geschehen ließen, nichts thaten und doch unaufhörlich prahlten.

Die Juliusrevolution mit ihren Folgen war aber hauptsächlich insofern ein günstiges Ereigniß für Rußland, als es die Aufmerksamkeit Oesterreichs und Preußens vom Orient ablenkte und im Westen beschäftigte. Auch verstand es Rußland mit gewohnter diplomatischer Meisterschaft, das Schreckbild der revolutionären Propaganda überall vorzuschieben, und zu einer ihm vortheilhaften Diversion zu benutzen, ja es verstand mit eben diesem Schreckbilde den König der Franzosen selbst einzuschüchtern, und so seltsam hatten sich die Verhältnisse verkehrt, daß es nicht Rußland war, das durch diese Drohungen des revolutionären Geistes geschreckt wurde, sondern das damit schreckte.

Rußlands Benehmen in der polnischen, türkischen, griechischen und belgischen Sache ist in der Geschichte derselben erzählt. Aus dem innern Rußland verlautete, wie gewöhnlich, nicht viel. Am 12 Januar verlieh Kaiser Nikolaus der Armee, welche Warschau erstürmt hatte, eine besondere Medaille, und allen Russen, die an dem polnischen Kriege überhaupt Theil genommen, ein Ehrenzeichen. Manche Schwärmer gingen so weit, darin eine Anerkennung der polnischen Nationalität finden zu wollen, denn nicht nach

Bürgerkriegen, ſondern nur nach Beſiegung Fremder pflege man Orden auszutheilen. Ein Reſcript vom nächſtfolgenden Tage (13 Januar) betraf die ruſſiſchen Adelswahlen. Der Kaiſer erließ daſſelbe an den Staatsſecretair Nowoſilzow: „Aus den mir eingeſandten Berichten erſehe ich mit Leidweſen, daß die Adelswahlen nicht immer den Erwartungen der Regierung entſprechen. Der achtbarſte Theil des Adels entzieht ſich entweder dem Dienſte, oder nimmt an den Wahlen gar nicht Theil, oder gibt ſeine Stimme Leuten, denen zur Erfüllung der ihnen auferlegten Pflichten die erforderlichen Eigenſchaften durchaus fehlen. Daher kommt es, daß die in den Gerichten angeſtellten Beamten nicht immer der Geſetze durchaus kundig ſind, daß im Polizeiweſen ſich manche Mißbräuche eingeſchlichen haben, daß bei den Abgaben ſich die Rückſtände anhäufen und in den Unterſuchungs- und Criminalſachen Unordnungen, Undeutlichkeiten und Verſäumniſſe bemerkt werden, welche den obern Inſtanzen das Urtheil nach den Worten des Geſetzes ſehr erſchweren. In Meinem Maniſeſte vom 6 (18) December des letztverfloſſenen Jahres, mit welchem zugleich ein Reglement für die Adelsverſammlungen, die Wahlen und den Dienſt in Wahlämtern bekannt gemacht wurde, habe Ich die Erwartung geäußert, daß der Adel den Verordnungen dieſes Reglements nachkommen und ſich beeifern werde, eine ſeiner wichtigſten Pflichten gewiſſenhaft zu erfüllen, nämlich zu den verſchiedenen Fächern des Civildienſtes Beamte zu wählen, welche auch wirklich des Namens der Hüter der öffentlichen Ordnung und des Rechtes würdig wären. Dieſe Meine Erwartung trage Ich Ihnen auf, noch beſonders allen Gouvernements-Marſchällen anzuzeigen und ihnen vorzuſchreiben,

daß ſie in Meinem Namen die ganze Aufmerkſamkeit des Adels auf die Wichtigkeit der eingeriſſenen Unordnungen richten mögen, Unordnungen, durch welche der Stand ſelbſt gelitten hat, indem untaugliche und oft des Standes unwürdige Leute für den Dienſt gewählt wurden."

Ferner iſt durch Ukas vom 13 Mai dem Adel im ganzen ruſſiſchen Reiche eine Galla-Uniform von dunkelgrünem Tuche mit rothtuchenem Kragen und gleichen Aufſchlägen verliehen worden. Dieſe Knöpfe ſind vergoldet und enthalten unter der kaiſerlichen Krone das Wappen des betreffenden Gouvernements. Diejenigen, welche während eines vollen Trienniums irgend ein Wahlamt bekleidet haben, behalten für immer die demſelben zukommende Uniform.

Unterm 22 April erging eine Verordnung, die Bürger betreffend: „Die Rechte und Vorzüge, welche durch das Patent von 1785 den Städten und ihren Bewohnern verliehen wurden, haben ſeitdem in mehreren Beziehungen aufgehört, mit deren Lage in Uebereinſtimmung zu ſtehen, in Folge der Fortſchritte, welche im Laufe einer ſo langen Reihe von Jahren in Handel und Induſtrie gemacht worden ſind. In Betracht deſſen und bei dem Wunſche, durch Auszeichnungen die Anhänglichkeit der Städtebewohner an ihren Stand, von deſſen Gedeihen auch der glückliche Erfolg des Handels und Gewerbfleißes abhängt, immer mehr zu verſtärken, haben Wir es für angemeſſen erachtet, ihre Rechte und Vorzüge durch die nachfolgenden Einrichtungen dauernd feſtzuſtellen: 1) Im Stande der Städtebewohner wird eine neue Claſſe gegründet, deren Mitglieder den Namen „notable Bürger" führen ſollen. 2) Den notabeln Bürgern werden folgende Vorzüge gewährt: Befreiung von der Kopfſteuer, von der Recrutirung und von

gerichtlichen Körperſtrafen; das Recht, an den Wahlen der Grundeigenthümer in der Stadt Theil zu nehmen, und zu ſolchen Gemeindeämtern gewählt zu werden, welche von gleichem und nicht geringerem Range ſind, wie diejenigen, zu denen Kaufleute der erſten und zweiten Gilde berufen werden; die Gelehrten und Künſtler, welche zur Claſſe der notablen Bürger gehören, aber nicht in die Gilden eingeſchrieben ſind, werden jedoch zu ſolchen Aemtern nur in dem Falle erwählt, wenn ſie ſelbſt einwilligen; endlich das Recht, ſich in allen öffentlichen Acten notable Bürger zu nennen, und den Namen der Gilde hinzuzufügen, wenn ſie in eine ſolche eingeſchrieben ſind. 3) Die Vorrechte der notablen Bürger ſind von denen des Handels unabhängig und getrennt, welche letztere man durch den Eintritt in die Gilde und Löſung von Handelspatenten nach den in dieſer Hinſicht beſtehenden Verfügungen erwirbt. 4) Die Vorrechte der notablen Bürger können entweder bloß perſönlich oder erblich erhoben werden.“ Im weitern Fortgange des Manifeſtes wird näher beſtimmt, in welcher Weiſe die Vererbung dieſer Rechte geſchehen ſoll. Bloß perſönlich ohne Erblichkeit können die bürgerliche Notabilität erlangen: diejenigen, denen von einer ruſſiſchen Univerſität ein gehöriges Atteſt über die gänzliche Beendigung des Lehrcurſes oder das Diplom als Student oder Candidat ertheilt worden, wobei ſie jedoch das Recht, in den Staatsdienſt einzutreten, beibehalten; ferner Künſtler freien Standes, die von der Akademie der Künſte ein ſolches Atteſt beſitzen, und diejenigen in der Akademie nicht gebildeten Perſonen, welche von derſelben das Diplom als akademiſche Künſtler erhalten haben; endlich ausländiſche Gelehrte ꝛc., wenn ſie auch nicht ruſſiſche Unterthanen ſind, ſobald ein Miniſte-

rium darauf anträgt, indem es ſich beſondern Nutzen davon verſpricht; in einem ſolchen Falle werden die Rechte eines notablen Bürgers dem Ausländer durch einen beſondern an den dirigirenden Senat gerichteten Ukas ertheilt."

Nun folgen die nähern Beſtimmungen über die Erwerbung der erblichen Bürger-Notabilität. Ausländiſche Gelehrte, Künſtler, handeltreibende Capitaliſten und Eigenthümer bedeutender Fabriken und Manufakturen, welche die perſönliche Bürger-Notabilität erworben haben, können die Erblichkeit derſelben nur erbitten, wenn ſie ruſſiſche Unterthanen werden, und in dieſer Eigenſchaft zehn Jahre zur Zufriedenheit der Obrigkeiten verblieben ſind. Diejenigen Ausländer, welche ſelbſt den Unterthaneneid nicht leiſten, können jedoch, wenn ſie zehn Jahre die perſönliche Bürger-Notabilität beſeſſen haben, für diejenigen ihrer Kinder, welche ruſſiſche Unterthanen geworden ſind, um die erbliche nachſuchen. Die Bittſchriften um die Bürger-Notabilität werden bei der Heroldie eingereicht, welche dem dirigirenden Senate darüber Bericht erſtattet. Dieſer ertheilt ſodann auf die erbliche Bürger-Notabilität Diplome und auf die perſönliche bloße Atteſte. Dieſe Art der Ertheilung der Bürger-Notabilität erſtreckt ſich jedoch nicht auf ſolche Perſonen, welche dazu, nach dem Inhalte dieſes Manifeſtes, nur durch beſondere Ukaſe Sr. Majeſtät an den dirigirenden Senat erhoben werden. Ihnen ertheilt der Senat nur dann Documente, wenn ſie ſchon in der Notabilität beſtätigt ſind. Iſraeliten können in den Gouvernements, wo ihnen der Aufenthalt zuſteht, auch zur Bürger-Notabilität erhoben werden, jedoch nur für außerordentliche Verdienſte oder ausgezeichnete Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten, Handel und Induſtrie, und durch be-

ſondere Ukaſen Sr. Majeſtät. Die Rechte der Bürger-Notabilität gehen verloren, in Folge gerichtlicher Degradation, in Folge einer gerichtlichen Ehrloſigkeits-Erklärung und in Folge eines böswilligen Bankerotts. Solche gerichtliche Urtheilsſprüche in Bezug auf Bürgernotabeln, können aber nur dann vollzogen werden, wenn der Senat dieſelben revidirt und beſtätigt hat. Einige der Vorrechte der Bürger-Notabilität hören auf durch das Eintreten in ſolche Gewerkszünfte, bei denen keine Einſchreibung in die Gilden ſtatt findet, und durch den Eintritt in einen Geſindedienſt. In ſolchen Fällen darf ſich nämlich der Betheiligte nicht mehr in Schriften den Titel „Bürger" beilegen, ſondern ſich nur Gewerksmeiſter oder Stadtbewohner nennen.

Ferner, zu Beförderung der Nationalinduſtrie, und um die Verwendung von Privatcapitalien zu verſchiedenen gemeinnützigen Unternehmungen ſicher zu ſtellen, wird durch Ukas vom 14 November ſämmtlichen freien Ständen im Reiche das Recht geſtattet, Grundſtücke der Krone ſowohl für eine Zeit lang als auch erblich zu benutzen, um darauf den Landbau zu betreiben, oder Manufacturen und Fabriken zu gründen, jedoch gegen Zahlung eines beſtimmten Pachtzinſes und in Gemäßheit feſtgeſetzter Vorſchriften zur Sicherung obiger Einrichtungen.

Am Ende des Jahres machte Rußland eine neue Anleihe in Holland von 20 Millionen Rubel.

Ueber den nicht unintereſſanten Kampf in Daghestan lieferten die ruſſiſchen Blätter ziemlich ausführliche Berichte. „Aufgemuntert durch die gelungenen Räuberzüge der Tſchetſchener und Tſcherkeſſen, ihren Nachbarn, regten ſich die Lesghinen in der Gegend Kachetiens. Der Aufbau der Fe-

ſtung Salatal im Herzen der Berge koſtete viel Mühe und Blut. Allmählich drang der Geiſt der Empörung auch in das längſt unterworfene Daghestan, concentrirte ſich um den frech auftretenden Aufruhrsprediger Kaſi Mullah, und nahm einen ſcheinbar religiöſen Charakter an, unter deſſen Aſchenhülle jedoch die verfehlte Begierde zum Raube, als wahrer Grund verborgen lag. Es lohnt der Mühe, hier noch einige Worte in Beziehung auf jenen ſchon ſonſt erwähnten ungewöhnlichen Mann einfließen zu laſſen, der alle Bazars des Kaukaſus mit den Sagen von ſeinen Thaten und Anſchlägen erfüllt, von dem die Mutter an des Säuglings Wiege ſingt, und mit deſſen Namen die Kinder einander erſchrecken. — Kaſi Mohammed, von Geburt ein Koiſubuliner, ſtammt aus dem Dorfe Uiſukul. Es heißt, ſein Großvater ſey ein entflohener ruſſiſcher Soldat geweſen. Seine Kindheit brachte er in Gimri zu, einem Dorfe, das am ſüdlichen Abſturze des Salatav (Salabat), Erpilei gerade gegenüber, liegt. Der arme Knabe trieb, gleich ſeinen übrigen Landsleuten, täglich einen Eſel mit Weintrauben befrachtet in die ſchamchalſchen Dörfer, um dort die ſüße Laſt gegen Weizen zu vertauſchen. Dieſe nomadiſirende Lebensart gewährte ihm eine genaue Bekanntſchaft mit der Localität, deren er ſich ſpäter meiſterhaft gegen uns bediente. In der Folge kam er zu einem Mullah, im Dorfe Birikei, in die Schule, welcher den Knaben, deſſen ſeltene Lernbegierde und Geiſtesgewandtheit ihm auffiel, in das Land des Aſſlan Chan von Kaſi-Kumyk zu dem Kadi Mohammed ſchickte, einem Gelehrten von bekanntem Rufe in jener Gegend. Dort lernte er die arabiſche Sprache, und ſog den Geiſt des muſelmänniſchen Irrglaubens und der Unduldſamkeit ein. Alsbald gab ſich Kaſi für begeiſtert von

oben aus, und predigte Haß und Aufstand gegen die Andersgläubigen. Dem Asslan Chan, der eben so herrschsüchtig als von Fanatismus entfernt ist, mißfiel dieses Unwesen in seinem Gebiete, und er verjagte den Lehrer zusammt dem Schüler, indem er behauptete, die Muselmänner hätten genug an Einem Mohammed. Dieß geschah im Jahre 1821. Von da an verstummte Kasi, und wie es scheint, gab er damals auch selbst alle Hoffnung auf Berühmheit auf. Die Umstände hatten ihm die Flügel beschnitten. Die westlichen Gebirgsvölker begannen 1830 ihre Raubzüge, und wetteiferten darin mit einander; nur in Daghestan, wo Kasi Mohammed schon anfing, durch Briefe, Aufrufe, Anreizungen und Versprechungen thätig zu werden, erfolgte nichts von Bedeutung; der Strom murrte, schäumte, und trat noch nicht aus seinem Bette. Ueber den Daghestanern schwebte, gleich einer dunkeln Wolke, das starke Truppencorps, welches zuerst von dem Generallieutenant Fürsten Eristow, dann von dem Generallieutenant Fürsten Rosen II. befehligt ward. Nur die dem Schamchal unterworfenen Bewohner von Themir-Chan-Schura verließen ihre Wohnungen, und beunruhigten in nächtlicher Weile mit ihrem Flintenfeuer das Lager in der Nähe ihres Dorfes. Die Truppen nahmen bloß eine Recognoscirung auf dem Gimriberge vor, übernachteten auf dem Schnee und weideten ihre Blicke an den Dorfschaften, die in der koisubulinischen Schlucht zerstreut liegen; die Artillerie warf zum Versuche einige Granaten, die alle in der Luft zersprangen, weil der jähe tiefe Abhang alle Schüsse vereitelte. Die Truppen kehrten in ihr Lager nach Schura zurück. Den Winter über war alles ruhig; allein so wie die Viehweide zu grünen begann, wurden auch alle Küstenbewohner ihrer

Verpflichtung ungetreu. Hier und dort fielen Mordthaten vor. Nawrus Beg, einer der älteſten Reiſigen Daghestans, und lange Zeit den Ruſſen befreundet, der ſich aber wegen übler Verwaltung der ihm anvertrauten Dorfſchaften unter Gerichtsverhör befand, entwiſchte aus Derbent mit ſeinen hurtigen Söhnen, ſammelte einen Haufen, überfiel die im Walde zerſtreuten Schnitter des Kuriniſchen Regiments, und hieb mehrere derſelben nieder. In kurzem erſtanden auch die Karataitacher; Kaſi Mullah erſchien faſt zu gleicher Zeit zu Daghestan mit einem ſtarken Heerhaufen von Tawlinen und Tſchetſchenern; das Gebiet des Schamchal griff zu den Waffen."

Was den Fortgang dieſer Kämpfe im Jahre 1832 betrifft, ſo können wir nur folgende Meldungen ruſſiſcher Blätter an einander reihen. Unſchwer erkennt man, daß ein feuriger Patriotismus an dieſen Kämpfen größern Antheil hat, als Raubluſt, doch überzeugt man ſich auch, daß die Vereinzelung der kaukaſiſchen Stämme, ihre barbariſche Bewaffnung und ihr Mangel an europäiſcher Kriegskunſt jeden Widerſtand gegen Rußlands eiſerne Politik in dieſen Gegenden vereitelt. Nur wenn ein mächtiges Reich im Süden des Kaukaſus jene tapfern und rohen Völker zu concentriren und organiſiren wüßte, wären ſie ein undurchdringliches Hinderniß für Rußland; allein Perſien iſt faſt noch unmächtiger und in ſich zerfallener als die Türkei.

Die Petersburger Zeitung ſchrieb im Frühjahre: „Die Tſchetſchenzen benutzten im Januar das Zufrieren des Terek und der Schunſcha, um einige Invaſionen in die linke Flanke der kaukaſiſchen Linie zu machen. Der Generallieutenant Weljaminoff rückte daher am 27 Febr. mit einem Detaſche-

ment aus der Feſtung Groß-Naja, um ſie zum Rückzuge zu nöthigen. Die Dörfer Koſak-Kitſchu, Galajurt, Saken-Jurt, Groß-Kular und Alchan-Jurt, welche heftigen Widerſtand leiſteten, wurden von den ruſſiſchen Truppen zerſtört. Die Bewohner der übrigen Dörfer unterwarfen ſich. Die Tſchetſchenzen zogen ſich auf das jenſeitige Ufer der Sunſcha zurück. Unterdeſſen wiegelte Kaſi Mullah in Daghestan die Bevölkerung gegen die Ruſſen auf, welches ihm jedoch nicht gelang, weil der Aelteſte der Bewohner von Gimri, Dawud Mohammed, dagegen arbeitete; nachdem er dieſen indeß getödtet und auch in Unzukult ſeinen Zweck nicht erreicht hatte, wandte er ſich nach Tſchetſchna, und beſchloß, einen unvermutheten Ueberfall auf Wladikawkas zu wagen. Er traf mit anſehnlichen Haufen am 3 April dort ein, mußte aber ebenfalls unverrichteter Sache ſich wieder zurückziehen, da ein Detaſchement unter dem Befehle des Generalmajors Fürſten Bekowitſch von Tſcherkask gegen ihn zu fechten bereit ſtand. In dem an die Kabardei gränzenden Digorien lehnten ſich einige Dörfer gegen die Ruſſen auf, der Generalmajor Gorichwaſtoff zwang ſie aber, ſich zu unterwerfen und Geiſeln zu ſtellen. Im März ſetzten transkubaniſche Räuber in großer Menge über einen Arm des Kuban, und griffen die rechte Flanke der transkaukaſiſchen Linie an. Der Heeresälteſte Schiwotowski rückte ihnen mit einem Haufen Koſaken und zwei Kanonen entgegen. Es entſpann ſich ein Gefecht, welches von 4 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags währte, und an dem ruſſiſcherſeits 333 Koſaken und feindlicherſeits 1000 Bergbewohner Theil nahmen. Die letztern wurden geſchlagen, und mußten ſich mit Verluſt über den Kuban zurückziehen. Am 16 März lieferte der General-

major Bergmann den Abaſechen und Sapſugen ein zweites Gefecht, wobei er 34 Mann derſelben zu Gefangenen machte, und die übrigen in die Flucht ſchlug.“

Der „ruſſiſche Invalide“ fügt ſpäter hinzu: „Nach einem unglücklichen Angriffe auf Wladikaukas wandte ſich Kaſi Mullah nach Tſchetſchnja. Von einem dichten Nebel, der ſeinen Marſch umhüllte, begünſtigt, bemächtigte er ſich am 28 März der Dörfer Bugun-Jurt und Kull-Jurt, welches letztere zwei Werſte von der Feſtung Großnaja entfernt iſt. Der in derſelben kommandirende Obriſt Saretſchan ließ ſie zurücktreiben, und Kaſi Mullah entwich in die Gebirge. Die Karabulaken und Tſchetſchenzen gingen ebenfalls in ihre Heimath zurück, worauf auf der rechten Flanke der kaukaſiſchen Linie ſich nichts Beſonderes mehr zutrug. In Tſchernomorien hörten, nachdem der Kuban ſeine Eisdecke verloren hatte, die Streifzüge der Räuber auf, aber jenſeits des Kubans überfielen ſie am 10 Mai, 300 Mann ſtark, ein aus dem Fort Afip zum Fällen von Bauholz ausgeſchicktes Commando, während ein anderer eben ſo ſtarker Trupp den Platz ſelbſt angriff. Beide Parteien wurden indeß von dem in der Feſtung kommandirenden Capitän Scherdew zurückgeſchlagen. Am 27 Mai griff eine zahlreiche Räuberbande die Olginſche Brückenbefeſtigung an, wurde aber ebenfalls mit Verluſt abgewieſen. Bis zum Mai war in Dagheſtan alles ruhig. In den erſten Tagen dieſes Monats betrat Kaſi Mullah mit einer bedeutenden Mannſchaft das Gebiet der Akuſchinen, und beſetzte das Sudachariniſche Dorf Kubba; es gelang indeß dem über die Akuſchinen befehligenden Mahmed Kadi in der Eile Truppen zuſammen zu bringen und die Räuber in die Flucht zu ſchlagen, worauf Kaſi Mullah

ſich gegen das Dorf Arakan wendete; allein auch dort wurde er von den Bewohnern deſſelben, mit Hülfe des Abu-Muſſelim von Kaſaniſch und des Ulu-Bei von Erpilei vertrieben. In der Mitte dieſes Monats erſchien dieſer Aufrührer mit 600 Mann auch auf dem Gebiete des Schamchal von Tarki, nahm einen 7 Werſte vom Dorfe Erpilei entfernten unzugänglichen Platz, Kalantſchar genannt, ein, und befeſtigte ſich daſelbſt. Am 18 Mai ſchickte er 150 Mann aus, denen es auch gelang, eine dem Ulu-Bei von Erpilei gehörige Viehheerde zu rauben. Auf Veranſtaltung des im nördlichen Daghеſtan commandirenden Generalmajors Suleiman-Mirſa umringten Abu-Muſelim, Ulu-Bei von Erpilei und Achmut-Chan von Mechtuli die Räuber; allein in der Nacht auf den 28 entkam Kaſi Mullah mit Hülfe eines entlaufenen Karanajers, der ihn auf einem von den unſrigen nicht mit Wachen beſetzten Pfade durchführte. Kaſi Mullah ging hierauf nach Gimri, nachdem er ſich unterwegs der Schafe und des Hornviehes der Bewohner von Karanai bemächtigt hatte. Von dieſen wurde er jedoch lebhaft verfolgt."

Die „nordiſche Biene" meldete ſodann: „Der Gouverneur der Provinz Dſchar, Generalmajor Karpoff, berichtet, daß der bekannte daghеſtaniſche Empörer und Spießgeſelle Kaſi Mullahs, Hamſad-Beg, mit andern ihm ähnlichen Aufrührern, Tſchoban-Beg, mit dſchariſchen Ueberläufern und mit Schaaren von Bergbewohnern verſchiedener Genoſſenſchaften, die Einwohner unſerer Bergdörfer, ungefähr 2000 an der Zahl, in Aufſtand verſetzte, in die Provinz Dſchar einfiel, und die Empörung unter ſämmtlichen Lesghiern ausbreitete, welche ihre Familien und ihre Habe in die Berge ſchafften, und ſich ihm anſchloſſen. Um ſeine Abſich-

ten zu vereiteln, vereinigte Generallieutenant Baron Rosen IV. an den Königsbrunnen einen Theil der regulären Truppen und die gruſiniſche Miliz, und marſchirte am 26 Julius gegen ihn aus. Bei ſeiner Ankunft in Aliabad ſtellte er ſeine Truppen in Schlachtordnung, am 29 Julius, und griff die Haufen Hamſad-Begs an, welche die eine Seite des Orts beſetzt hielten; als aber unſere Abtheilung hervorrückte, begab ſich Hamſad-Beg nach kurzem Gewehrfeuer auf die Flucht, und wurde bis Baſar verfolgt. Dann vereinigte ſich das Detaſchement mit den Truppen des Generalmajors Karpoff. Am 30 zog uns Hamſad-Beg abermals entgegen, wurde aber wieder durch die Artillerie geworfen, und wich in die Schluchten von Muchach zurück."

Endlich am Jahresſchluſſe enthielten Petersburger Blätter ausführlichen Bericht über die nunmehr erfolgte völlige Niederlage der ſeit fünf Jahren rebelliſchen wilden Stämme der kaukaſiſchen Bergvölker. „Scheich Kaſi Mullah hat bei der Vertheidigung ſeines letzten Zufluchtsortes, des unzugänglichen Engpaſſes von Gimri, das Leben eingebüßt. Kaſi Mullahs und ſeiner nächſten Anhänger von Bajonnetten durchbohrte Leichname fielen in ruſſiſche Hände. Am 18 (30) October zogen die ruſſiſchen Truppen in Gimri ein. Gleich nach Gimri's Eroberung erſchienen vor dem Baron Roſen die Dorfälteſten mit der Bitte um Gnade. Am folgenden Tage kamen die Aelteſten einiger anderer Dörfer der Koiſubulinen und bezeigten gleichfalls ihre Unterwürfigkeit; am 20 October (1 November) die Kadi's von Akuſchin und Arakan mit ihrem Glückwunſche und mit der Nachricht, daß der Mitgefährte des Kaſi Mullah, Hamſad-Beg, der nach Irganai entflohen war, von den Dörflern ſelbſt fortgejagt,

ſich

ſich in die Berge gerettet habe. Die Kadi's verſprachen, ihn zu fangen und auszuliefern. — Von dieſem für die Ruhe des Kaukaſus wichtigen Ereigniſſe hat der Generaladjutant Baron Roſen die Bergſtämme Daghestans und der übrigen Gegend durch folgende Anzeige in Kenntniß geſetzt: „Gottes Gericht hat den Irrlehrer und Friedensſtörer Kaſi Mullah erreicht. Er, ſeine nächſten Anhänger und eine Menge der von ihm Betrogenen ſind durch das ſiegreiche ruſſiſche Heer in der berüchtigten unzugänglichen Kluft von Gimri ausgerottet worden. Möge dieſes allen Feinden der Ruhe zur Warnung dienen, mögen ſie reuevoll zu der mächtigen ruſſiſchen Regierung ihre Zuflucht nehmen, und die Gnade des großen Kaiſers wird ihnen Verzeihung gewähren. Wer aber hinfort noch es wagt, böſe Anſchläge zu ſchmieden, der verfällt unerbittlich der Schärfe des Geſetzes. Ihn retten nicht Berge, noch Wälder, noch Klüfte. Ueberall werden die ſieggekrönten Truppen Rußlands eindringen, überall die ungehorſamen Verräther gezüchtigt werden. Gefühlt haben es die Galgajer, Jeſchkeriner, Tſchetſchener, Gimrier und Andere. Wer Ohren hat zu hören, der höre und begreife."

VIII.

Der Orient.

1.

Die Türkei.

Im Orient hatten ſich wichtige Dinge vorbereitet. Seit dem unglücklichen Kriege mit Rußland, der mit dem ſchimpflichen Frieden von Adrianopel 1829 endigte, war die Macht des einſt ſo gewaltigen türkiſchen Reiches gebrochen; der Sultan ſchwankte unſicher zwiſchen Rußland und England, die ſich ihm mit wechſelſeitiger Eiferſucht zu Vormündern aufdrangen, und verlor noch die letzte Stütze in der Liebe ſeiner Unterthanen, bei denen er ſich durch ſeine Reformen, durch Vertilgung der Janitſcharen, Einführung europäiſcher Tracht und Sitte verhaßt gemacht hatte. Dieſe Lage der Dinge benutzte der alte ehrgeizige Mehemed Ali, Paſcha von Aegypten, um die Fahne der Empörung zu erheben, und, wenn nicht den Sultan vom Throne zu ſtoßen, doch ein unabhängiges und mächtiges Reich im Süden zu gründen. Schon hatte dieſer alte Kriegsheld Aegypten, Nubien und Arabien erobert, und beherrſchte dieſe Länder

eigenmächtig, indem er nur dem Namen nach den Sultan als Oberherrn erkannte. Jetzt trug er seine Waffen nach Syrien. Er fand zwei große Parteien unter den Türken selbst. Die Einen hofften von seiner Thatkraft die Rettung des Reichs und des alten Glaubens; sie hofften, er werde mit seinen siegreichen Armeen den Russen bessern Widerstand zu leisten wissen, als der unthätige, in seinem Harem schwelgende, überall besiegte und immer nachgebende Sultan. Diese Hoffnung benutzte Mehemed Ali, schmeichelte den Altgläubigen und complotirte mit der alten Janitscharenpartei. Die Andern, schon aufgeklärter und von der Nothwendigkeit einer Reform überzeugt, sahen in Mehemed Ali einen wahren, durchgreifenden Reformator, der seine See- und Landmacht, seine Fabriken ꝛc. schnell in Flor brachte, während der Sultan mehr nur mit Uniformen und europäischen Sitten coquettirte. Endlich hatte Mehemed Ali an England und Frankreich einen geheimen Rückhalt, denn diese Mächte begriffen wohl, daß nur eine neue kriegerische Dynastie die Pforte retten und Rußland einen Damm entgegen setzen könne.

Im Spätherbst 1831 sandte Mehemed Ali seinen tapfern Sohn Ibrahim mit einer trefflich disciplinirten Armee nach Syrien, zunächst unter dem Vorwande, nur den Abdallah, Pascha von St. Jean d'Acre, zu züchtigen, der sein persönlicher Feind war. Dieser Pascha wehrte sich mit großer Tapferkeit, und es schien lange Ibrahim werde vor der starken Festung Acre so unglücklich seyn, wie einst Napoleon. Am 9 März unternahm er einen Hauptsturm, der aber abgeschlagen wurde. Dann schloß er mit Abdallah einen 10tägigen Waffenstillstand, und benutzte diese Zeit, eine große

Recognoscirung an der Küste hin zu unternehmen, die Gebirgspäſſe des Libanon nebſt den Häfen am Mittelmeere zu beſetzen, und die von dem Osman, Paſcha von Tripoli geſammelten Streitkräfte zu zerſtreuen. Er überfiel und ſchlug den letztern bei Alexandrette am 8 April; die Türken zerſtoben faſt ohne Kampf vor den Aegyptiern auseinander.

Der Sultan benahm ſich Anfangs, als ob Mehemed Ali wirklich nur eine Privatſache mit Abdallah ausmache. Er that noch keinen öffentlichen Schritt gegen ihn, ſondern frug nur höflich und väterlich an, was der Paſcha mit ſeinen Rüſtungen wolle. Dieß that er, weil er ſelbſt noch nicht gerüſtet war, oder weil er dem Paſcha einen Rückweg offen halten wollte, falls es mit Hülfe Rußlands ſeinen geheimen Unterhandlungen gelungen wäre, den Paſcha von weitern Schritten abzuſchrecken. Da aber Ibrahim nicht nur die Belagerung von Acre forſetzte, ſondern auch während des Waffenſtillſtands weiter in Syrien vorrückte, nahm der Sultan eine ernſtere Miene an, befahl, daß die jährliche Pilgercaravane nach Mekka dießmal zurückbleiben ſolle, und ernannte den bekannten Huſſein Paſcha zum Obergeneral der gegen Ibrahim beſtimmten Armee, die ſchleunigſt zu Koniah (das alte Iconium) geſammelt und auf 60,000 Mann gebracht wurde. Am 5 Mai ſodann ſprach der Sultan feierlich den Kirchenbann über Mehemed Ali aus. In dem deßfalls an Huſſein Paſcha ausgeſtellten Fetwa hieß es: „Der eifrige Wunſch, die Ruhe der muſelmänniſchen Nation und Meiner armen Raja's nicht zu ſtören, war Urſache von der Langmuth, womit Ich die erſten ſtrafbaren Handlungen des Erſtatthalters von Aegypten ertrug; allein die Vernichtung ſeiner Perſon iſt nun eine gebieteriſche Pflicht geworden, und es gehört zur Pflicht Meines

Thrones, den Bannfluch der heiligen Geſetze gegen ihn zur Vollſtreckung zu bringen. — Die Gouvernements von Aegypten, Candia und Abyſſinien nebſt ihren Dependenzen ſind den beiden Rebellen entzogen, und dir übertrage Ich ſie. Der Verräther Mehemed Ali und ſein Sohn, der unverſchämte Ibrahim Paſcha, ſind dadurch, daß ſie Meine Wohlthaten mit Füßen traten, ſich in die Schmach des Aufruhrs ſtürzten, als Ich keinen andern Gedanken hegte, als den, ſie auf die Bahn wieder zurückzuführen, welche allein ihr Heil ſichern konnte; dadurch, daß ſie den Kampf gegen ihren Gebieter begannen, das Blut der Muſelmänner vergießen ließen, und ſie des heiligen Rechtes der Pilgerſchaft beraubten, durch eigene Schuld ihrem Untergange entgegen geeilt." Am 7 Mai lief die Flotte des Sultans aus, that aber in dieſem ganzen Kriege nichts.

Ibrahim erneuerte inzwiſchen nach Ablauf des Waffenſtillſtandes ſeine Angriffe gegen Abdallah, und erzwang am 27 Mai die Uebergabe von St. Jean d'Acre. „Am 19 Mai begann neuerdings die Beſchießung von Acre, am 27 waren vier Breſchen gemacht, Ibrahim Paſcha beorderte nun ſeine Truppen, mit Sturm einzudringen; dreimal wurden die Stürmenden mit Verluſt zurückgetrieben, alſo ſtellte er ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Colonnen, und machte ihnen durch ſein Beiſpiel Muth. Endlich gelang es den Aegyptiern, ſich in den Beſitz der Mauern zu ſetzen; Ibrahim ſoll große perſönliche Tapferkeit bewieſen haben. Abdallah ließ eine Mine ſpringen, wodurch die Stürmenden großen Verluſt erlitten. Zuletzt zog er ſich mit ſeinem Harem und einigen Getreuen in einen Thurm zurück, und ſetzte dort ſeinen Widerſtand fort. Die Diener der Religion verwendeten ſich indeſſen bei Ibrahim Paſcha für den heldenmüthigen Vertheidiger von Acre.

Ibrahim verlangte bloß, daß er ſich augenblicklich ergeben ſollte, ihm ſein Leben, das der Seinigen und den Beſitz ſeines Privateigenthums zuſichernd. Abdallah ergab ſich nun ſeinem großmüthigen Sieger, welcher ihm freiſtellte, ſich wohin er wolle zu begeben. Nach der Beſitznahme der Stadt ſollen mehrere Unordnungen vorgefallen ſeyn, worüber uns jedoch das Nähere noch mangelt.“ — Abdallah wurde nach Cairo abgeführt, wo ihn Mehemed Ali mit väterlicher Güte aufnahm und ihm große Ehrenbezeugungen machen ließ.

Am 8 Junius brach Ibrahim von Acre auf und nahm ſeine Richtung nach Damascus. Ali, Paſcha dieſer Stadt, mußte mit ſeiner geringen Mannſchaft das Feld räumen. Die Einwohner, von den Paſchas gedrückt, nahmen die Aegyptier gern auf, am 13 Junius. Auch Tripolis wurde von Ibrahims Truppen beſetzt.

Unterdeß war Huſſein Paſcha bei der Armee in Koniah angekommen, hatte ſie nach Aleppo geführt und den Seraskier Mohammed, Paſcha von Aleppo, mit der Avantgarde in übereilten Märſchen bei der äußerſten Hitze dieſer Jahreszeit bis Homs vorausgejagt. Hier ſtieß Ibrahim Paſcha auf die ermatteten Feinde, fiel augenblicklich über ſie her und brachte ihnen eine totale Niederlage bei, am 7 Julius. Der türkiſche Bericht im Moniteur Ottoman lautet: „Die Diviſion des Vortrabs unter den Befehlen Mehemed Paſcha's kam den 7 Julius Morgens 9 Uhr zu Homs an. Sie hatte Befehl erhalten, dieſe Stadt in aller Eile zu beſetzen, um ſich daſelbſt mit den irregulären Truppen des Gouverneurs von Haleb, die mehrere tauſend Mann betrugen, zu vereinigen. Durch eine weite Entfernung von der übrigen Armee getrennt, ſeit mehreren Tagen durch den Mangel an Lebens-

mitteln den größten Entbehrungen ausgesetzt, in Eilmärschen angelangt, durch Anstrengungen und Hitze erschöpft, hatte diese Division kaum angefangen, ein Lager zu schlagen, als der Feind erschien. Es war 11 Uhr Morgens. Mehemed Pascha rüstete sich zum Kampfe. Er hatte 16 Bataillone Infanterie, wovon zwei das Lager bewachten, und drei Regimenter Cavallerie von 6 Escadrons unter seinen Befehlen. Seine Artillerie war größtentheils durch die Erschöpfung der Pferde zurückgeblieben, und konnte erst einen oder zwei Tage später zu ihm stoßen. Das Wenige, was ihm gefolgt war, befand sich aus demselben Grunde außer Stande, mehrere Stunden nach einander zu manövriren. Die ägyptische Armee, die man leicht zählen konnte, weil Ibrahim sie in einer Linie, und die Cavallerie auf dem rechten Flügel in großer Entfernung aufgestellt hatte, war 27 Bataillone und 6 Regimenter Cavallerie, je zu 4 Escadrons, stark. Seine numerische Ueberlegenheit betrug also 9 Bataillons und 6 Escadrons. Aber die thörichte Art, wie ihr Anführer sie aufstellte, verminderte ihre zahlreichen Chancen des Erfolgs. Um zwei Uhr begann die Canonade. Während mehr als 20 Minuten blieb die erste ottomanische Linie ruhig mit dem Gewehre im Arme unter dem feindlichen Feuer stehen. Die Artillerie antwortete schlecht, sie hatte nur 18 Geschütze, während der Feind deren 58 hatte. Mehemed Pascha, der sich, ohne von seiner Artillerie wirksam unterstützt zu seyn, in kein allgemeines Gefecht einlassen wollte, suchte die Ankunft der zurückgebliebenen Artillerie zu beschleunigen, sie kam aber nicht. Nachdem er sich endlich mit einem Pascha der irregulären Truppen verständigt hatte, rückte er unter dem Feuer einer feindlichen Batterie, die er mit dem Bajonette nahm, über

seine erste Linie hinaus vor, und marschirte gegen das linke Centrum der ägyptischen Armee. In demselben Augenblicke gab der Pascha der irregulären Truppen seiner Cavallerie Befehl, die feindliche Linie im Rücken anzugreifen. Diese Cavallerie bricht, trotz der ihr gegebenen Anweisung, im Galopp auf, läßt sich durch das Feuer einer Batterie einschüchtern, hält an, und verfehlt ihren Zweck, als die Gefahr vorüber war, und sie nur noch zu siegen hatte. Mehemed Pascha setzte seine große Frontebewegung fort, seine ermatteten Truppen führen sie mit mehr Muth als Stärke aus; die Artillerie folgt nicht, um ihn durch ihr Feuer zu decken; die erste Linie behält noch einige Kraft, die zweite folgt langsam, und behält nur mit Mühe ihre Schlachtordnung. Mehemed Pascha schickte neue Befehle an seine Artillerie; sie ist außer Stande, sich auf den Punkt zu begeben, wohin er sie ruft. In dieser widrigen Lage kommt man 150 Schritte weit vom Feinde an. Die Aegyptier bilden sich in Angriffscolonnen, um die vorrückenden deployirten Bataillone zu empfangen. Niedergeschmettert vom Artillerie- und Musketen-Feuer, zieht Mehemed Pascha nur seinen Muth zu Rathe, und will die ägyptische Linie mit dem Bajonette durchbrechen. Aber seine erste Linie, die sich im Feuer der Artillerie so muthig benommen hatte, hält an, ihr fehlen die Kräfte zu einer letzten Anstrengung. Ihrerseits gedrängt, weicht sie zurück, aber in guter Ordnung, auf die zweite Linie, die sich auflöst und die Flucht ergreift. Mehemed Pascha eilt auf zwei Bataillone zu, welche von Anfang der Schlacht den Theil der feindlichen Linie im Schach gehalten hatte, den er in der Schlacht zu isoliren beschloß. Er greift an ihrer Spitze die Aegyptier an, und zwingt sie, Halt zu machen. Diese ener-

gische Bewegung deckt den Rückzug des Restes seiner Truppen, und die beiden Bataillone ziehen sich in guter Ordnung zurück, nachdem sie eine Zeit lang die Bemühungen der ganzen ägyptischen Armee aufgehalten haben. Dieß sind die Ereignisse dieses Tages, der keineswegs für das Schicksal des Feldzugs entscheidend ist. Als Folge der Unklugheit des Obergenerals, der seinen Vortrab zu weit voranschickte, ohne sich die Mittel vorzubehalten, ihn zu unterstützen, hätte dieser Verlust leicht wieder gut gemacht werden können, wenn der Feldmarschall rasch angekommen wäre, um die Offensive mit der Masse der Armee fortzusetzen. Aber nachdem er dreißig Tage zu Koniah verloren, und mit einer ausnehmenden Langsamkeit nach Antiochia marschirt war, theilte er beim Einmarsche in Syrien seine Truppen, und mattete das kleine Korps ab, das er mit Märschen und Contre-Märschen von der Küste nach Haleb, von Haleb an die Küste führte, ohne Nutzen, ohne Zweck, ohne daß Ibrahim eine andere Mühe gehabt hätte, als die, ihn in schlecht combinirten Anstrengungen sich erschöpfen zu lassen."

Das Bulletin der ägyptischen Armee lautet: „Die feindliche Armee, von Mohammed Pascha, Gouverneur von Aleppo, der noch andere Pascha's unter sich hatte, befehligt, betrug ungefähr 25,000 Mann. Ibrahim Aga gab sogleich von dem, was er gesehen, dem Obergeneral, Sr. Hoheit Ibrahim Pascha, Nachricht, welcher sich persönlich davon überzeugte, und dann folgende Dispositionen vorschrieb. Das zweite und vierte Infanterieregiment wurden auf dem rechten Flügel eines hinter dem andern aufgestellt. Das Regiment der Garde-Infanterie, sechs Stücke Geschütz und das eilfte Infanterieregiment, so wie die Beduinenreiterei, kamen auf den

linken Flügel. Der Feind zeigte ſich in drei Colonnen. Eine Abtheilung unſerer Beduinenreiter rückte en tirailleurs in Detaſchements von 40 bis 50 Mann gegen ihn an. Kaum waren einige Kanonenſchüſſe gethan, als der Feind bis auf eine Linie Entfernung zurückwich. Auf der Seite des Feindes waren vier Infanterie- und drei Cavallerie-Regimenter ſo aufgeſtellt worden, daß in den Zwiſchenräumen je zwei Kanonen ſtanden. Unſer Garderegiment eröffnete eine Kanonade, die ungefähr eine halbe Stunde dauerte, die feindlichen Regimenter, welche vorgerückt waren, wurden durch einige ſehr lebhafte Kugel- und Kartätſchen-Salven zurückgeworfen. Eines derſelben ſetzte jedoch das Gewehrfeuer noch fort. Dann formirte ſich das erſte und zweite Bataillon der Garde unter dem Befehle Churſchid Bey's in zwei Colonnen, ebenſo das dritte und vierte Bataillon mit Selim Bey an ihrer Spitze; dieſe griffen den Feind ſo lebhaft an, daß ſie die größte Unordnung in ſeine Reihen brachten. Das zweite und vierte Cavallerieregiment brachten ihn vollends in Auflöſung. Der Feind hatte ungefähr 7000 Mann regulirter Truppen im Gefechte, wovon wir ihm 2000 tödteten; wir haben 2500 Gefangene gemacht, worunter viele Verwundete."

Die nächſte Folge dieſes Sieges war die Beſetzung der wichtigen Stadt Aleppo. Schon vor dieſem Ereigniſſe machte die Allg. Zeitung auf die Bedeutung dieſer Stadt aufmerkſam: „Die Bewohner der Stadt ſind von alter Zeit her in zwei Parteien getheilt: die Scheichs, d. h. die Nachkommen des Propheten, und die Janitſcharen. Jene zeichnen ſich durch einen grünen Turban mit einer rothen Mütze aus; die Letztern trugen, ſo lange ihr Coſtume erlaubt war, hohe

Mützen mit einem weißen Turban, und es gibt nur wenige Türken in der Stadt, die nicht einer dieſer Parteien angehören. Die Scheichs hatten ſich vor etwa 70 Jahren der Gewalt bemächtigt, und regierten einige Jahre lang, ohne einen Paſcha von der Pforte anzuerkennen, bis der Bey von Alexandrette zum Paſcha von Aleppo ernannt wurde, die Stadt überfiel und alle Häupter der Scheichs erdroſſeln ließ. — Dadurch kamen die Janitſcharen wieder an das Ruder, und übten durch einen aus ihrer Mitte, Tſchelebi Effendi, einen Mann von großer Familie und unermeßlichem Reichthume, den größten Einfluß. — Seit dem Jahre 1826 hat dieſer Zuſtand der Dinge ſich natürlich geändert. Die Pforte hat die Macht in der Stadt wieder an ſich geriſſen, und die Paſcha's ſtützen ſich auf die Scheichs; daher kann Mehemed Ali auf die Wünſche und die Unterſtützung der Janitſcharen rechnen, ſobald er eine Armee gegen Aleppo ſchicken wird. Aleppo beſaß vor dem großen Erdbeben von 1822 etwa 200,000 Einwohner, und war eine wohlgebaute, reiche Stadt. Die meiſten Häuſer wurden damals zerſtört, und die Stadt hat ſeitdem ſehr an Bevölkerung abgenommen, iſt aber doch noch von großer Bedeutung. Faſt in der Mitte derſelben liegt eine Feſtung auf einem ſteilen, mit ſoliden Mauern bedeckten Hügel. Die Stadt ſelbſt iſt nicht vertheidigt, ſondern liegt in der Mitte von Gärten, die ſich mehrere Meilen weit erſtrecken, und den Zugang überall offen halten. Es iſt bei dieſen Umſtänden höchſt wahrſcheinlich, daß die Stadt in die Hände des Paſcha's von Aegypten fallen wird. Sein militäriſcher Deſpotismus und ſeine fiscaliſchen Grundſätze vertragen ſich nicht mit der Wiederherſtellung der Macht der Janitſcharen, ſo daß er ſich wahrſcheinlich in kurzer Zeit den

Haß der beiden Parteien zuziehen wird. Aber in militäriſcher Hinſicht iſt ihm Aleppo höchſt wichtig, weil es ihn zum Meiſter der Communication von Damascus mit dem Reſte des türkiſchen Reiches macht, und ihm erlaubt, Poſition vom Euphrat zu faſſen, und damit die Operationslinie des Paſcha's von Bagdad, Moſul und Diarbekir zu unterbrechen."

Ibrahim beſetzte auch Antiochia, und nahm zu Alexandrette die daſelbſt für die Türken gelandeten Lebensmittel weg. Huſſein Paſcha verlor den Kopf völlig, ſeine Leute gingen ſchaarenweiſe zu Ibrahim über, und bei Bylan ließ er am 29 Julius vollends ſein Corps zerſprengen. Nur der Paſcha von Aleppo leiſtete noch in der Feſtung Kumkale, in die er ſich geworfen hatte, tapfern Widerſtand.

Die gänzliche Auflöſung der türkiſchen Armee ließ Ibrahim Zeit, Syrien zu organiſiren. Er ſuchte die verſchiedenen mohammedaniſchen und chriſtlichen Bevölkerungen zu gewinnen, ihren Klagen abzuhelfen, und vor allen Dingen ſein Heer zu verſtärken und die feſten Plätze mit allem Nöthigen zu verſehen. Unter Anderm erließ er in Betreff Jeruſalems folgenden Ferman: „Jeruſalem faßt Tempel und Denkmäler der alten Zeit in ſich, welche Chriſten und Juden aus den entfernteſten Ländern zu beſuchen pflegen. Aber dieſe zahlreichen Pilgrime haben Urſache ſich über die ungeheuren Abgaben zu beſchweren, welche ihnen auf dem Wege abgefordert werden. Da mir daran gelegen iſt, einem ſo ſchreienden Mißbrauche ein Ende zu machen, ſo befehle ich allen Muſelmännern des Paſchaliks von Saide, ſo wie der Diſtricte von Jeruſalem, Tripoli und allen Provinzen des Mittelmeeres, auf allen Straßen und an allen Orten ſämmtliche Abgaben dieſer Art ohne alle Ausnahme zu unterdrücken.

Auch gebiete ich, daß die christlichen Priester, welche zu den Kirchen gehören, in denen das Evangelium gelesen wird, und welche die Cerimonien ihrer Religion verrichten, nicht länger genöthigt seyn sollen, die willkürlichen Abgaben zu bezahlen, welche ihnen bisher aufgelegt worden sind."

Der alte Großwessier Redschid Pascha hatte längst die Unfähigkeit des schönen Günstlings Hussein Pascha erkannt, und den Sultan mehrmals fußfällig gebeten, ihn vom Commando zu entfernen. Der Sultan wartete aber erst die Niederlage seines Lieblings ab, bevor er ihn entließ und an seiner Stelle das Commando dem alten Großwessier übertrug. Dieser aber war nicht mehr im Stande, eine so ganz verdorbene Sache wieder gut zu machen. Die Armee war im höchsten Grade entmuthigt, und die zusammengerafften, in europäische Uniformen gezwungenen Recruten haßten den neuen Dienst eben so sehr, als sie vor den Aegyptiern eine panische Furcht hatten. Am 8 November brach der Großwessier mit 60,000 Mann von Scutari auf und richtete seinen Marsch gerade nach Koniah, wo Ibrahim bereits am 1 November eingerückt war. Des Großwessiers rechte Flanke sollte Suleiman Pascha und die linke der Pascha von Trapezunt decken, der herbeigerufen worden war und gegen Cäsarea marschirte.

Ibrahim täuschte den Großwessier durch eine Kriegslist, that, als ob er ihm nicht Stand halten wollte, räumte Koniah, und lockte die ihn verfolgende türkische Armee in die Defileen von Karaman, wo er sie plötzlich überfiel und vernichtete, am 21 December. Ein Correspondent der Allg. Zeitung aus Wien berichtet: „Die Folgen dieses für den Orient unberechenbaren Ereignisses sind einzig der Wortbrüchigkeit des Großwessiers zuzuschreiben, der mit Ibrahim

Pascha bis zum 23 December einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und sich dann voreilig in einen Kampf einließ, der jene gänzliche Niederlage der großherrlichen Armee herbeiführte. Der türkische Feldherr hatte schon am 18 December seine gesammten Streitkräfte bei Alscher vereinigt, die Vorposten waren kaum mehr drei Stunden von Koniah entfernt, als der Großwessier den Entschluß faßte, auf Koniah selbst loszugehen und Ibrahim anzugreifen. Die Stellung der ägyptischen Armee in den Ebenen hinter der Stadt Koniah bot für einen Feldherrn wie Ibrahim außerordentliche Vortheile dar, die Stadt stand gleichsam als Bollwerk vor ihm, und die großen Flächen boten ein treffliches Terrain für ausgedehnte taktische Operationen. Ibrahim erwartete also mit festem Fuße den Angriff der Türken, deren Stärke mit den irregulären Truppen an 60,000 Mann betragen mochte. Am 21 December früh begann die Schlacht, der Großwessier brachte alle seine Streitkräfte ins Gefecht; der Kampf war anfangs sehr heftig, einzelne ottomanische Truppencorps gaben glänzende Beweise von Tapferkeit; doch gegen 5 Uhr Nachmittags wich die gesammte türkische Armee dem Andrange der Aegyptier und warf in eiliger Flucht die Waffen von sich. Nun entstand ein unbeschreibliches Chaos: Ibrahims treffliche Artillerie und Cavallerie warfen alles darnieder, die Infanterie machte mit dem Bajonette ein gräßliches Blutbad, und rieb den Rest der sich ihnen noch entgegenstellenden Türken auf. Ibrahim hatte sonach einen glänzenden Sieg erfochten, seine ganze Armee, wenig über 30,000 Mann stark, aber von erfahrenen europäischen Officieren geleitet, war den ganzen Tag über im Gefechte. Der Großwessier ward verwundet und gefangen. Gleiches Schicksal theilten

mit ihm zwei ausgezeichnete Männer, der Pascha von Koniah und Bosnak Ali Pascha; übrigens fiel noch eine große Anzahl von Pascha's nebst einem ungeheuren Kriegsmaterial jeder Art, in die Hände der Sieger. Ibrahims Heer erlitt gleichfalls bedeutende Verluste, doch bestätigt sich bis jetzt noch nicht die Nachricht von seinem weitern Vordringen. Von einer türkischen Armee kann von nun an keine Rede mehr seyn, denn sie ist gänzlich vernichtet! Mehemed Pascha und Achmed Pascha sind beide auf dem Rückzuge geblieben, der Erstere fiel bei Akscher, der zweite bei Eski-Chehir."

Ein Correspondent aus Constantinopel erzählt: „Am 21sten wollte er dem Feinde ein Treffen liefern, das den Feldzug mit Einem Schlage beendigen sollte. Zu diesem Ende war er dem Ibrahim Pascha in die Defileen von Karaman gefolgt, um ihn dort anzugreifen. Seine Dispositionen waren ungefähr so genommen: das Gros der großherrlichen Truppen, aus 12,000 Mann meist Albanesern, und 500 Mann Haustruppen des Großwessiers bestehend, sollte unter seiner Anführung den Hauptangriff auf das Centrum der Aegyptier machen, welches an einen Bergrücken angelehnt war, während die großherrliche Reiterei in zwei Treffen, jedes von 6000 Mann, die Flügel der ägyptischen Armee beschäftigen, und wenn thunlich, angreifen sollte. Ibrahim Pascha mochte dieses Manöuvre errathen haben, und war inzwischen unter Begünstigung der Bergschluchten mit bedeutenden Colonnen gegen die Flanken des Großwessiers debouchirt, im Centrum nur so viele Truppen lassend, als erforderlich war, seine Bewegungen zu decken, und zu ihrer Vollziehung Zeit zu gewinnen. Kaum war er auf der Höhe der äußersten Flügel des Großwessiers angekommen, als er mit

Ungeſtüm über die türkiſche Reiterei herfiel, ſie zerſtreute, und nun von zwei Seiten ihn ſelbſt angriff. Auf dieſen unverhofften Angriff nicht vorbereitet, und mit dem feindlichen Centrum engagirt, das zu brechen ihm bereits gelungen war, ſammelte der Großweſſier in der Eile einige ſeiner beſten Truppen, um den Angriffscolonnen der Aegyptier die Stirne zu bieten. Allein es war verlorne Mühe, da der größte Theil des Artillerieparks nicht mehr deployiren konnte und das feindliche Geſchütz ſchon große Verheerungen anrichtete. Es blieb daher nichts übrig, als die unvermeidliche Niederlage den Feind ſo theuer als möglich erkaufen zu laſſen; was auch geſchah. Der Sieg der Aegyptier wurde nach einem ſechsſtündigen blutigen Kampfe errungen. Der Verluſt des Siegers an Mannſchaft war jenem des Beſiegten faſt gleich. Als die Albaneſen zerſtreut und nicht mehr zu ſammeln waren, ſtand der Großweſſier von dem kleinen Häufchen ſeiner treuen Haustruppen umgeben an einen Graben gelehnt, im heftigſten Kartätſchenfeuer, und wehrte die gegen ihn mit dem Bajonette gemachten Angriffe ſo lange ab, bis er ſelbſt ſchwer verwundet wurde und dann in Gefangenſchaft gerieth."

Nach dieſer furchtbaren Niederlage der Türken glaubte Rußland einſchreiten zu müſſen. Gelang es Ibrahim Paſcha, ſich mit der unzufriedenen Partei in Conſtantinopel zu verbinden, und den Sultan zu ſtürzen, und eine neue kräftige Dynaſtie zu gründen, ſo war dieß für Rußland von unberechenbarem Nachtheil, und die ſo nahe Ausſicht, ſich Conſtantinopels zu bemächtigen, wurde wieder weit hinausgeſchoben. Da ſich Rußland nun ſeit dem Frieden von Adrianopel zum Beſchützer der Pforte aufgeworfen hatte, ſo trat es jetzt in die Schranken. General Murawieff wurde nach Conſtan-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

IBRAHIM PASCHA.

ſtantinopel mit dem Verſprechen ſchleuniger materieller Hülfe geſandt (im December), und mußte zugleich Mehemed Ali mit der ganzen Rache Rußlands bedrohen. Schon im Frühjahr war der ruſſiſche Generalconſul aus Aegypten zurückgerufen worden. Der Moniteur Ottoman berichtete darüber: „Se. Maj. der Kaiſer von Rußland befahl, daß der zu Alexandria reſidirende Conſul unverzüglich zurückberufen würde, da ſich die Anweſenheit eines ruſſiſchen Agenten in jenem Lande mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge nicht vertrage. Auch darf kein ruſſiſches Kaufmannsſchiff die Rebellen mit Lebensmitteln oder Waffen unterſtützen. Die Empörung Mehemed Ali's wird ohne Zweifel von den andern der hohen Pforte befreundeten Cabinetten, ebenſo wie von demjenigen Sr. Maj. des Kaiſers von Rußland, als eine verbrecheriſche und durch nichts zu entſchuldigende Unternehmung angeſehen werden, die durch die Zurückberufung der Repräſentanten aller Regierungen, welche in der Ordnung und Geſetzlichkeit ihr und ihrer Unterthanen Intereſſe finden, beſtraft werden muß.“

Der Ausdruck „ohne Zweifel“ beweiſ't, daß man im Gegentheil ſehr zweifelte. Gewiß iſt, daß keine Macht den Paſcha von Aegypten direct unterſtützte, weil dieß gegen die Verträge mit der Pforte und den beſtehenden Frieden lief. Inzwiſchen hatte Mehemed Ali in England ſehr gute Freunde, und der Sultan hielt es nicht für überflüſſig, den Namik Paſcha als Geſandten nach London zu ſchicken, um das engliſche Cabinet für ſich zu gewinnen. Namik kam am 17 December nach London. Auch Frankreich ſah das Einmiſchen Rußlands mit lebhafter Eiferſucht, allein die Politik des Juſtemilieu ließ nur halbe Maßregeln zu. Die franzöſiſchen

Journale demonſtrirten mit großer Beredſamkeit, Rußland hätte dem Sultan ſeine Hülfe nicht aufdringen ſollen, aber Rußland handelte inzwiſchen. Die Inſtructionen der franzöſiſchen Agenten in Conſtantinopel und Aegypten waren eben ſo unnütz. „Sie ſchrieben dem Erſtern vor, ſagt ein franzöſiſches Memorandum, ſeine Bemühungen zu verdoppeln, die Pforte von dem Gedanken abwendig zu machen, von neuem den Wechſelfällen des Kriegs die Spitze zu bieten; ſie trugen dem Zweiten auf, Mehemed Ali durch Erwägungsgründe, die am geeignetſten ſeyn mochten, auf ſein Gemüth Eindruck zu machen, zu vermögen, ſeine Forderungen zu mäßigen, und die Würde der Pforte zu ſchonen, ſo daß er derſelben gegenüber die Initiative der Unterhandlungen ergreife. Hr. Mimault ſollte dem Paſcha notificiren, daß die Regierung des Königs, als treue Freundin der Pforte, und der Aufrechthaltung des ottomaniſchen Reichs aufrichtig ergeben, zum voraus auf das förmlichſte jeden Entwurf mißbillige, der nach dem Sturze des Sultans trachte.“

England und Frankreich wußten nicht, was ſie wollten, indem ſie ſich nicht für den Sultan oder für den Paſcha entſchieden. Rußland wußte, was es wollte, entſchied ſich für den Sultan, ſchickte ihm eine Armee zu Hülfe, und erreichte ſomit den doppelten Vortheil, den Paſcha zurückzuſchrecken und den Sultan noch enger in ſeine Feſſeln zu ſchmieden. Mächtiger als je ſtand Rußland als Schiedsrichter im Oriente da, und England und Frankreich hatten das Zuſehen, wie immer. — Was die Politik Oeſterreichs betrifft, ſo entzog ſich dieſelbe der Publicität. Das übertriebene, beinahe ſchwärmeriſche Lob, welches Herr von Prokeſch in ſeiner ägyptiſchen Reiſe-

beſchreibung dem Paſcha von Aegypten angedeihen ließ, erlaubte einige Vermuthungen; doch ſchien es nachher, als ob Oeſterreich geneigter ſey, ſich mit Rußland in die Protection der Pforte gegenüber von England und Frankreich zu theilen.

Da Mehemed Ali ein Gegenſtand der Hoffnungen und Beſorgniſſe der europäiſchen Politik geworden war, ſo kamen auch die entgegengeſetzteſten Urtheile über ihn zum Vorſchein. Ein türkiſcher Artikel im Moniteur Ottoman ſchilderte ſein Leben alſo: „Zu Kavala in Macedonien geboren, war Mehemed Ali Anfangs nichts als ein gemeiner Seymen oder Soldat unter den irregulären Truppen. Er machte in Geſellſchaft des Sohnes des Tſchorbadſchi von Prauſta den ägyptiſchen Krieg mit. Als die Fremden Aegypten geräumt hatten, blieb Mehemed Ali als Buluk Baſchi oder Polizeichef in Dienſten der Statthalter dieſer Provinz. Es wurde ihm in der Folge der Grad eines Bim-Baſchi oder Chefs von 1000 Mann, und ſpäter der eines Capi-Buluk-Baſchi oder Polizeichefs des Palaſtes zu Theil. Seine Thätigkeit gewann ihm das Vertrauen der Statthalter, die durch ihre Berichte an die Regierung den Grund zu ſeinem Rufe legten, und ihn mit reichen Geſchenken beehrten. — Undankbar von Natur und ſchelmiſch aus Grundſatz, verbarg er ſeine ſchon gereiften Plane unter äußerer Ergebenheit und jener plumpen Offenheit, die um ſo ſicherer täuſcht, als ſie ſelten trügeriſch iſt. Eine Anzahl verworfener Menſchen, wie ſie dem erſten beſten Tollkopfe, der ſich ihrer zum Böſen bedienen will, immer bereit ſtehen, wurden von ihm gewonnen. Auf das verabredete Signal erhob ſich dieſe durch Geldvertheilung und Verſprechungen vermehrte Bande; aber Mehemed Ali ſuchte den Vortheil und fürchtete die Gefahr,

er stellte also einen gewissen Tahir Pascha, einen gebrandmarkten und charakterlosen Albaneser, an die Spitze des Aufruhrs, und beschränkte sich darauf, diese Empörung gegen den Statthalter von Aegypten, dem allein er sein Glück verdankte, zu unterstützen, war aber der Erste, der darauf drang, daß Tahir Pascha in der Festung von Cairo eingekerkert werde. — Die Bahn war gebrochen, und Mehemed Ali wollte sie im Sturmschritte durchlaufen. Tahir Pascha wurde sein Opfer; dieser Mann hatte ihm in einem ungewissen Kampfe eine Weile als Schild gedient, als er ihm nichts mehr nützen konnte, war sein Erstes, sich dieses Genossen zu entledigen. Aegypten war durch die Invasion von Grund aus erschüttert worden; die Leidenschaften konnten nur mit der Zeit und mit Hülfe einer weisen Verwaltung sich beruhigen, Mehemed Ali aber schürte den Brand. Seine Stellung machte es ihm leicht, mit den Vornehmen zu intriguiren, ihrem Ehrgeize zu schmeicheln, oder ihr Rachegefühl anzufeuern. Er zog sie in seine Partei und war der Anstifter des gegen Itsch Eli Achmet Pascha geschmiedeten Complots und der blutigen Niedermetzelung des neuen Statthalters von Aegypten, Seid Ali Pascha, seiner Familie und seines ganzen Gefolges. Er war es, der dem Churschid Achmet Pascha, dem Hadschi Mehemed Pascha, und endlich allen jenen vornehmen Aegyptiern, die sich zu Helfershelfern seiner Gräuelthaten gebrauchen ließen, die Schlingen zum Verderben legte. Die von ihm aufgewiegelten und hintergangenen Oberhäupter aus dem Militär, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft, kurz Alle, die ihm die Hand zu seiner Erhebung liehen, fielen nach und nach unter seinen Schlägen. — Mehemed Ali ließ sich nun

auf dem Seſſel der ägyptiſchen Statthalter nieder, beſudelt mit dem Blute ſeiner Wohlthäter, die ihn emporgezogen hatten, und ſeiner Cameraden, die ihm bei ſeinen Empörungen ein Beiſtand geweſen waren. Solcher Anfang mußte ſeine Früchte tragen. Die roheſte und unerbittlichſte Unterdrückung laſtete auf den Einwohnern Cairo's und der Städte und Dörfer dieſes unglücklichen Landes. Verächter der Religion und alle Rechte mit Füßen tretend, ſobald es ſich um Geld handelte, entzog er den großherrlichen Moſcheen größtentheils die ihnen beſtimmten Einkünfte, ſetzte die Gehalte der Beamten des Cultus auf ein Minimum herab, und beeinträchtigte dergeſtalt dieſe Diener des Friedens und des Unterrichts der Jugend, obgleich die ottomaniſchen Herrſcher ſeit den älteſten Zeiten dieſe Beamten mit den freigebigſten Dotationen ausgeſtattet hatten. Die Unzucht, die in den muſelmänniſchen Geſetzen mit der tiefſten Entehrung gebrandmarkt iſt, dieſes ſchändliche Laſter wurde für ihn eine Quelle der Bereicherung ſeines Schatzes. Unter ſeinem Schutze, vielleicht ſelbſt auf ſeinen Befehl, wurden für die Orgien dieſes zerſtörenden Verbrechens öffentliche Anſtalten errichtet und als Zweig des öffentlichen Einkommens beſtätigt. Und er, der Statthalter Aegyptens ſelbſt, entblödete ſich nicht, durch lockende Aufmunterung alle Frauen jenes Landes zur allgemeinen Schande zu verführen. — Die Beſchützung der heiligen Stätten war jederzeit eine der unerläßlichſten Verpflichtungen der Statthalter von Aegypten, die ſtets einen Theil der Zehenten- und Kopfſteuer-Revennen für dieſelben beſtimmten. Ihnen vor Allen übertrug der erſte Imam der Muſelmänner die Sorge, die Unruhen zu unterdrücken, welche in der Provinz Hedſchas entſtehen, und

der heiligen Pflicht aller Anhänger des Korans, zu gewissen Zeiten ihres Lebens eine fromme Wallfahrt nach dem Grabe des Propheten zu unternehmen, Hindernisse in den Weg legen könnten. Die Expedition Bonaparte's im Jahre 1213 der Hedschra brachte allgemeine Verwirrung über dieses weite Land; aber die Ruhestörung wurde durch die Handlungen blutiger Zwietracht, vermittelst deren Mehemed Ali an die Spitze der Angelegenheiten gelangte, noch verlängert. Diese Gelegenheit kam den Wahabiten erwünscht; sie benutzten dieselbe, um sich der heiligen Orte zu bemächtigen, und die muselmännischen Pilger wurden mehrere Jahre hindurch der Möglichkeit beraubt, sich nach Mekka zu begeben. — Die Befreiung der heiligen Orte von jenen Barbaren konnte nur von Aegypten aus geschehen. Nach jahrelangen Vorwänden und Zögerungen entschloß sich Mehemed Ali endlich zu handeln; aber nicht etwa, weil es seine Pflicht ihm gebot, den Befehlen der Regierung zu gehorchen, nicht weil die Sache der Religion und des Reiches bloßgestellt war, sondern weil er in der Vertreibung der Wahabiten ein Mittel sah, sich den Besitz von Dschedda und jener ganzen Küste zu sichern. Seine Habgier berechnete, was ihm die arabische Halbinsel, wenn sie einmal zur Ruhe gebracht wäre, eintragen könnte. Auch dort führte er nun sein unheilvolles System ein, und sein eiserner Arm erstreckte sich über jene Bewohner, ein friedliches und harmloses Volk, das ein besseres Schicksal verdiente, und dem schon das bloße Andenken an den Propheten, durch den jene Gegend verewigt ward, gegen die Gewaltthätigkeiten einer unversöhnlichen Tyrannei hätte zum Schirme gereichen sollen."

Ein im russischen Interesse aus Alexandria geschriebener

Artikel in der Allg. Zeitung ſtellte alle Regierungsmaßregeln Mehemed Ali's von der Schattenſeite dar: „Jedermann weiß, daß Aegypten eines der ſegensreichſten und fruchtbarſten Länder der bekannten Welt iſt; auch iſt jedem, der nur einigermaßen geographiſche Kenntniſſe beſitzt, bekannt, daß Aegyptens Lage eine der vortheilhafteſten für einen thätigen, blühenden, ſowohl activen als paſſiven Handel iſt. Und trotz aller dieſer von der Natur erhaltenen unſchätzbaren Mittel zum Wohlſtande iſt doch kein Volk auf der Erde ärmer und elender, als das ägyptiſche unter dem jetzigen Paſcha; man kann nicht, ohne daß einem das Herz blutet, halbnackte, in zerriſſene Lumpen gehüllte und in feuchtem Winter vor Kälte ſchnatternde Bauern in der Mitte der herrlichſten Baumwollenäcker ſehen, oder neben den ſchönſten und reichſten Weizenfeldern Menſchen erblicken, die, um nicht dem Hunger zu unterliegen, ſchlechte ungeſunde Kräuter verzehren. Und dieſes erblickt man in dem vielgeprieſenen Nilthale, unter dem in Europa ſo hochgefeierten humanen und civiliſirenden Mehemed Ali. Der arme Bauer wird von der zarteſten Jugend an wie ein elender Sklave mit dem Stocke zu den Arbeiten getrieben, und der Paſcha allein erntet die Frucht aller Anſtrengungen ſeiner Unterthanen. Es müſſen nämlich alle Producte der Erde in die Staatsmagazine zuſammengehäuft werden, und der Scheinden der Bauer für ſeine Erzeugniſſe erhält, beträgt kaum ſo viel, als er zur Ausſaat für das nächſte Jahr bedarf. Alle Kaufleute, ſowohl große als kleine, ſind nichts Anderes, als Taglöhner des Paſcha's, denn alle möglichen Waaren müſſen aus ſeinen Niederlagen gekauft werden, und können folglich nur mit geringem Gewinne im Kleinen abgeſetzt werden-

Alles wird von ihm verpachtet, bis auf das Recht, den Kamel-Miſt, deſſen man ſich hier zur Feuerung bedient, auf den Straßen zuſammenzuſcharren und zu dörren, Waſſer zu tragen, Holz zu ſpalten, Bordelle zu errichten ꝛc. Alles dieſes ſteht unter großen Pächtern, die nach Belieben alles taxiren, hingegen dafür ungeheure Summen dem Paſcha bezahlen. Die Organiſation einer für ein ſo kleines Land ungeheuren Land- und Seemacht verſchlang alle Schätze, die den armen Aegyptiern erpreßt wurden. Erträglich waren noch die Koſten einer Landarmee von mehr als 50,000 Mann, denn die Soldaten ſind ſchlecht gekleidet, ſchlecht ernährt und ſchlecht einquartirt, nur die Bezahlung der vielen europäiſchen Inſtructeurs, Aerzte und Pharmaceuten, beſonders aber die verſchwenderiſche Beſoldung der Oberofficiere, erfordern bedeutende Summen; denn ein einfacher Oberſt hat jährlich bei 40,000, ein General bei 60,000 Franken, und ſo weiter ſteigend bis zu den Miniſtern und kleinen Paſchas, die über eine halbe Million Franken jährlich als regelmäßige Einkünfte aus dem Staats- oder königlichen Schatze beziehen. Der Paſcha wußte wahrſcheinlich, wie wenig auf eines Türken Treue zu zählen iſt, und ſuchte daher durch eine beiſpielloſe Freigebigkeit ſeine Officiere an ſich zu feſſeln. Der eigentliche Schlund aber, der alles aufgetriebene Geld des Paſcha's verzehrt, iſt ſeine Marine. — Während Aegypten von Militärinſtructoren wimmelt, ſieht man nicht einen einzigen Volkslehrer, der berufen wäre, das Volk zu unterrichten, um es einigermaßen aus ſeiner tiefen Ignoranz zu erheben. So ſchmachtet jetzt Aegypten, wie vielleicht kein Volk auf der Erde, im allertiefſten phyſiſchen und moraliſchen Elende. Die brauchbare kräftige Jugend, verheira-

thete ſowohl als ledige Männer, werden gezwungen, die Waffen zu ergreifen, und dieſe ſind nicht am meiſten zu bedauern, da ſie doch einiges Durabrod und Bohnen täglich erhalten, in den Dörfern hingegen bleiben, der drückendſten Armuth preisgegeben, die Greiſe, Weiber und Kinder zurück. — Wenden wir uns nun zur Armee, dem Kleinod Mehemed Ali's, dem Ueberbleibſel von Aegyptens ganzer Exiſtenz, ſo ſehen wir ärmlich, ſchlecht und unbequem gekleidete Soldaten, die ſelbſt in den äußern Exercitien und militäriſchen Manövres weit unter den ſchlechteſten europäiſchen Truppen ſtehen." — Dagegen rühmt Herr v. Prokeſch das Regierungsſyſtem Mehemed Ali's auf jede Weiſe, und geht ſo weit, es mit dem weiſen Verfahren Joſephs und der alten Pharaonen zu vergleichen: „Die Verwandlung alles Grundbeſitzes in Staatseigenthum oder Domänenbeſitz iſt die breite Baſis, worauf der ganze Bau Mehemed Ali's ruht. Der Augenblick, worin der Vicekönig dieſe Maßregel unterzeichnete, iſt derjenige der Wiedergeburt Aegyptens. Keine wurde von den lauten Sachwaltern der Philanthropie ſtrenger getadelt, keine mit ſchimpflicheren Namen belegt, keine iſt ihrem Weſen nach philanthropiſcher als dieſe. — Man kann Aegypten nicht Kleider anziehen, die vielleicht für America paſſen. Ein Land, dem die vereinzelte Thätigkeit und die vereinzelten Opfer nichts abzwingen, und das durch den zu demſelben Zwecke vereinigten, geregelt für das Ganze verwendeten Aufwand alles wird: dem iſt von der Natur die Verwaltung vorgezeichnet, die ihm am beſten bekommt. Es ſollte von denen, welche gegen das von dem Vicekönig angenommene Syſtem zu Felde ziehen, gewiß nicht überſehen werden, daß Aegypten in jeder ſeiner blühenden Epochen ganz auf ähnliche

Neuerungen beſchwichtigen. Er muß die Araber als die Beſiegten und Diener niederhalten, und als die zahlreichſten, die eigentliche Nation und die Fähigſten, aufrichten. — Er muß die Kopten als unentbehrliche Werkzeuge brauchen, und als geborne Feinde entfernen. Er muß die Griechen und übrigen Rajas ob ihrer Kenntniſſe und Fertigkeiten für ſich gewinnen, und dabei doch die unter den gegenwärtigen Zeitumſtänden ſo aufgeregten Gemüther der Muſelmänner ſchonen. — Er muß die Franken, von denen allein er lernen kann, hoch halten, auf daß ſie ihm mit Neigung dienen; und er ſoll ſie auch demüthigen, um nicht zu ſehr gegen die Vorurtheile ſeiner Unterthanen anzuſtoßen. So jeden Augenblick auf der Hut, aus dem Streite dieſer widerſprechenden Beſtrebungen den größtthunlichen Nutzen für ſich herauszuziehen, hat er ſich als erfahrener Steuermann bewieſen. — Kein Land kann weniger der Civiliſation entbehren, als Aegypten, das durch ſie zu einem Paradieſe werden kann, und ohne ſie zur Wüſte. Wie viel iſt aber nicht ſchon in zwei Jahrzehnten, in dieſem Wiegenalter der Civiliſation, in Aegypten geſchehen? — Große Waſſerwerke, die Schlüſſel zum Schatzkaſten des Landes, ſind von den Küſten des Meeres bis an die Katarakten aufgeführt; ein geregeltes Syſtem derſelben iſt in Berathung, und an hundert Orten zugleich ſind ein verſtändiges Auge und eine fleißige Hand dafür thätig. Der Canal Mahmudieh und jener von Abu-Neſchabe am linken, — der Canal Ibrahim und der von Belbeis am rechten Ufer des Nil, in Unteräegypten, — der große Canal zur Bewäſſerung der Provinz Garbieh und eine Menge anderer im Delta, — die ſchönen Schleußen von Sauwatſch in der Nazirſchaft von Dſchirdſcheh, die Menge von Däm-

men, Schleußen, Durchlässen, Wasserzügen und Steinbrücken, über das ganze Land gebreitet, sind Werke des Vicekönigs. — Baumwolle war zu Zeiten der Ptolemäer ein Haupterzeugniß. Es bestanden damals Spinnereien dafür, so wie für Leinen. Jahrhunderte hindurch, und noch bis vor wenigen Jahrzehnten, mußte Aegypten seinen Bedarf an Baumwolle in Nachbarländern kaufen, denn es hatte aufgehört zu erzeugen, und glaubte zu viel zu thun, wenn es sich darin versuchte. Der Vicekönig pflanzte, und jetzt kleidet Aegypten mit diesem Erzeugniß seine Bevölkerung und führt noch für mehrere Millionen spanischer Thaler jährlich aus." Eben so verhält es sich mit Waldpflanzungen, mit Oelbau, Seidenbau. — Vorzüglichen Fleiß verwendet der Pascha auf sein Heer. „Das Lager von Cairo ist die Pflanz- und Muster-Schule der Armee, der Herd für die Verbreitung europäischer Kenntnisse und Einrichtungen, das ältere Lieblingskind des Vicekönigs und die Stütze seiner Macht in Aegypten. Es liegt vier Stunden NO. der Hauptstadt zwischen den Dörfern El-Khanka und Abusabel, am Saume der arabischen Wüste." Die besten Truppen sind die Araber, auch Neger hat er in Regimenter abgerichtet und hält so einen Volksstamm durch den andern im Zaum. „Eine Armee allein aus Arabern und Negern wäre sein Wunsch, wenn er nicht fürchten müßte, daß sie dann keinen Türken zum Fürsten haben wollten."

Das Meisterstück Mehemed Ali's ist die Civilisation der Beduinen. „Diese Umwandlung ist ohne Zweifel merkwürdig, um so mehr, da sie nicht eine Umwandlung des Charakters der Beduinen, sondern nur eine Veränderung in ihrer Berührung mit dem festsitzenden Volke ist, als dadurch

die Aufgabe gelöſ't erſcheint, beide neben einander friedlich beſtehen zu machen. Der Vicekönig, weitſehend und berechnend, überdieß die Schwächen der Einzelnen wie ganzer Stämme ſchnell faſſend, arbeitete, von dem Augenblicke, als er in Aegypten Wurzel zu faſſen begann, nach einem und demſelben Plane an der Bändigung der Beduinen. Ihren Vortheilen ſchmeichelnd, die Häuptlinge mit Auszeichnungen überhäufend, treu in ſeinen Verſprechungen, ſtimmte er dieſe von Mameluken und Türken nur feindlich oder treulos behandelten Stämme nach und nach für ſich. Nun ging er daran, ſie zu beſchäftigen. Die Beduinen waren der Schrecken der Caravanen: er übertrug ihnen die Führung derſelben, und benützte ſo die Beiſpiele, die bereits im Lande beſtanden. Die Beduinen, durch das Vertrauen, das der Vicekönig in ſie ſetzte, geſchmeichelt, entſprachen demſelben im vollen Umfange. Es ließen ſich gleichzeitig andere Schritte machen. Die Beduinen konnten mehr als dreißigtauſend bewaffnete Männer ins Feld ſtellen. Da in jedem Stamme der Häuptling und eine größere oder kleinere Zahl an Männern von dem Vicekönige Sold zog, ſo war dadurch die ganze Maſſe gebunden. Dieß ſchien aber nicht genug für die Sicherheit Aegyptens. Er gab den Stämmen der libyſchen Wüſte, welche Aegypten zu beſuchen pflegen, 12 Ortſchaften in der Provinz Fayum als Eigenthum. Daraus kam für jeden dieſer Stämme an 27,000 Piaſter jährliches Einkommen. Er verlangte dagegen: daß dieſe Stämme nicht mehr, wie vormals, unter ſich gemiſcht ſeyn ſollten, und jeder nur gewiſſe Landſtrecken in Aegypten betreten dürfte. Er wies ſonach allen Hirtenſtämmen Weideplätze an, und allen übrigen die Gränzen ihrer Bewegung. Dieß einmal angenommen, ſtellte

er den Grundſatz auf, daß für jeden von einem Beduinen vollführten Raub, überhaupt für jedes an Unterthanen oder Schützlingen Aegyptens von Beduinen begangene Unrecht, der Stamm im Ganzen verantwortlich wäre."

Der Sultan hatte übrigens außer mit Mehemed Ali auch noch mit andern Empörern zu kämpfen. Bosnien, die äußerſte türkiſche Gränzprovinz im Weſten, im Rücken Serbiens, geſchützt durch Gebirge, war ſeit geraumer Zeit unbotmäßig, hatte früher den Paſcha von Scutari bei ſeiner Empörung unterſtützt, und ſetzte ihren Ungehorſam auch nach deſſen Unterwerfung fort. Wie einſt in dem empörten Griechenland, warfen ſich auch hier einzelne Häuptlinge, halb Räuber, halb Soldaten, zu Herrſchern auf. Obgleich mohammedaniſch, iſt die Bevölkerung doch nicht türkiſch, ſondern ſlaviſch, und den Serben in Sprache und Sitte nahe verwandt. Der Sultan, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Aegypten richten mußte, erließ am 26 Februar einen ſehr gnädigen Hattiſcheriff an den Fürſten Miloſch von Serbien, der ihm die Bosnier unterwerfen ſollte. Miloſch beſetzte auch die Gränze, unternahm aber nichts gegen die Bosnier, um ſich dieſes Volk, das ſich früher oder ſpäter an die Serbier anſchließen wird, nicht zum Feinde zu machen. Im März mußte daher der Großweſſier Redſchid Paſcha in eigner Perſon eine Armee zuſammenraffen und nach Bosnien führen. Da die Rebellen nur des kleinen Kriegs mächtig waren, konnten ſie gegen geſchloſſene Maſſen nicht aushalten, und ließen ſich am 29 April bei Novibagor, am 29 Mai bei Sarajewo ſchlagen, worauf dieſe Hauptſtadt Bosniens von den Türken beſetzt wurde. Von hier aus führten dann die Türken den kleinen Krieg in den Gebirgen fort, zerſtörte die Burgen, in welchen ſich die

Häuptlinge, wie in alter Ritterzeit, verſchanzt hatten, nahmen viele gefangen, und nöthigten die übrigen, ſich ins Oeſterreichiſche zu flüchten. Gefangen wurden Mahmud Paſcha Fedaich von Zwornik, Imzaga Ginowich von Banjakula, die Brüder Sircich, Haſſan Aga Pecski ꝛc., nach Oeſterreich entkamen Solhoch Ali Paſcha, Osman Beg Neſſulbegowich, Ibrahim Aga Xinovich von Moſtar, Huſſein, Firdus, Gradachefevich ꝛc.

Am 28 Mai empörten ſich auch die Einwohner von Bagdad, indem die alte Janitſcharenpartei durch die ägyptiſchen Agenten aufgehetzt wurde. Doch unterdrückte der Paſcha Ali den Aufruhr bald.

Der Paſcha von Trapezunt unternahm einen Streifzug gegen die unruhigen Gebirgsvölker von Surmene, und beſiegte ſie am 26 Junius.

In der Wallachei und Moldau ſtand alles auf dem alten Fuß, d. h. auf ruſſiſchem. Unter dem Einfluſſe des ruſſiſchen Generals Kiſſelew theilten ſich die Familien Stourdza und Balſch in die Verwaltung. Der ältere Stourdza war Präſident der Adminiſtration, ſein Sohn hatte die Finanzen, ein Balſch die Juſtiz, ein anderer die Milizen. Ein ruſſiſches Blatt, die Zeitung von Odeſſa, rühmt folgendes: „Zwei Divane, in Generalverſammlungen zu Jaſſy und Bucharest vereinigt, berathſchlagen mit reiflicher Ueberlegung über die wichtigſten Landesintereſſen. Eine Nationalmiliz, zwar nicht ſehr zahlreich, aber bemerkenswerth durch ihre Haltung und Mannszucht, zieht die Blicke einer Bevölkerung auf ſich, die glücklich und ſtolz darauf iſt, nicht mehr von der Gnade einer Handvoll albaneſiſcher Söldlinge abzuhängen. Quarantänen erheben ſich am Donauſtrome entlang, und dieſe Orte verſpre-

chen, dereinſt eben ſo viele Sammelplätze eines freien und gewinnbringenden Handels zu werden. Eine groſse Anzahl Bulgaren hat ſich auf unſern brachliegenden Aeckern angebaut, und das Beiſpiel ihrer Arbeitſamkeit, ſo wie die Ermuthigung, welche die von den frühern Feſſeln befreite Ausfuhr von nun an gewährt, werden die Nacheiferung und den Gewerbfleiß des eingebornen Landmannes erwecken. Die ſchönen Waldungen, welche den Gipfel und Abhang unſerer Gebirge bedecken, werden nicht mehr den Schlägen einer räuberiſchen Art ausgeſetzt ſeyn. Unſere Städte auf dem linken Donau-Ufer, deren Wälle uns einſt ſo ungeheure Summen, ein ſo theures Material und niederdrückende Frohndienſte koſteten, erheben ſich ſchnell aus den Trümmern ihrer Umſchanzungen, und die Feſtungswerke werden geſchleift, um nie wieder aufgeführt zu werden. Zwei öffentliche Blätter, die in der Sprache unſerer Vorfahren regelmäßig erſcheinen, unterrichten uns von allem, was zur Verbeſſerung und Befeſtigung unſeres künftigen Schickſals geſchieht."

2.

Griechenland.

Nach dem Blutbade vor Argos am 21 December 1831, durch welches der dort verſammelte griechiſche Nationalcongreß aufgelöſ't worden war, zogen ſich die Deputirten der Oppoſition unter Koletti und dem Militärchef Grivas nach Megara, die Regierungspartei aber unter Auguſtin Capodiſtrias und den Militärchefs Kolokotroni, Kalergi, Nikitas ꝛc. nach Nauplia zurück. Die letztere Par-

MIAULIS.

Partei, die ſich nach der Ermordung des Grafen Johann Capodiſtrias, durch ſeinen Bruder Auguſtin in der Regierung erhalten hatte, wird insgemein die ruſſiſche genannt, weil man ihr Schuld gab, daß ſie im Intereſſe Rußlands Griechenland entkräften und ſeine Unabhängigkeit verhindern wolle, bis einſt Rußland davon Beſitz ergreifen könne. Thatſache iſt, daß der ruſſiſche Contreadmiral Ricord, der in den griechiſchen Gewäſſern ſtationirt war, den Grafen Auguſtin eben ſo thätig unterſtützte, als ſein Bruder Johann jederzeit von Rußland unterſtützt worden war. Obgleich nun die Engländer und Franzoſen die Herrſchaft dieſer Partei mißbilligten, ſo mußten ſie doch dieſelbe anerkennen, weil ſie einmal im Beſitze der Regierung war, und Graf Auguſtin hatte den Vortheil, durch Beſchluß der Londoner Conferenz unterm 7 Januar 1832 in der Eigenſchaft als Präſident von Griechenland beſtätigt zu werden. Ueber das Syſtem dieſer Partei äußert die Allg. Zeitung folgendes: „Was dieſes Syſtem ſey, davon hat man in Europa durchaus keine Vorſtellung. Man kennt wohl die Regierung von Venedig in Italien, und weiß, welche Künſte des Trugs, der Unterdrückung und, nach Bedürfniß, des Mordes und der herzloſeſten Grauſamkeit ſie in Bewegung ſetzte, um zu beſtehen, das Volk durch Unwiſſenheit, die Gebildeten durch Furcht in Gehorſam zu halten, und den Menſchen nach dem zu ſchätzen, was ſeine Feilheit und Schlechtigkeit zu Schirm und Pflege jener gräuelvollen Macht beitrug; aber dieſe Herrſchaft in ihrer urſprünglichen Geſtalt iſt noch ein goldenes Zeitalter gegen ihre Entartung in den auswärtigen Beſitzungen dieſes argen Staates. In Zante wurde das Jahr glücklich gehalten, in welchem die Zahl der Meuchel-

morde nicht auf 300 ſtieg, und aller größere Landbeſitz daſelbſt ohne Ausnahme iſt in jener venetianiſchen Zeit durch den Dolch, durch Meineid und durch Gebrauch des richterlichen Beiles gegen Unſchuldige gewonnen worden. Dieſes Syſtem in Griechenland einzuführen, hatte man unternommen, die Juſtiz war durch Gennata, die Polizei durch Viaro, den ältern Bruder des Präſidenten, zwei corfiotiſche Advocaten der venetianiſchen Schule, auf jenen Fuß geſtellt, der höhere Unterricht abſichtlich abgeſchnitten, und die armſeligen Anſtalten, welche hier beſtehen, nach einem von Stourdza gekommenen, von Viaro geſchätzten Plane eingerichtet, daß das viele Wiſſen für Griechenland nicht tauge, die Freiheit der Lehren verderblich ſey, und man an der Schule des wechſelſeitigen Unterrichts und einigen Mittelſchulen für Theologie, Krieg und Recht genug habe. Die Folgen davon? Jene Gerichte betreffend, ſo wünſchen die Griechen den Aga als ihren Richter zurück. Griechenland iſt unter dem Joche der Türken elend und verödet, aber nicht in ſeinen Eingeweiden verpeſtet und verdorben geweſen; ihre Macht war die des Schwertes, nicht die des Truges, des Verrathes, der ſchlechten Advocaten-, Spionen- und Richterkünſte einer vermoderten Civiliſation, und jene nomadiſche Gewalt wurde durch gute Eigenſchaften des Ottomanen moraliſch weniger ſchädlich gemacht, der, als einzelner und zur Regierung nicht gehörig, außer dem Kreiſe ſeiner ſtolzen Gewaltthätigkeit und ſeiner religiöſen Vorurtheile, der Lüge und dem Truge feind, aufrichtig, wohlwollend, dankbar, ſogar groß und edel zu ſeyn und zu handeln weiß. Deßwegen blieb der Kern des griechiſchen Volkes, obwohl in den Spitzen und Zweigen vieles verdarb, geſund und unberührt. Die Revolution

fand eine groſse Summe von lautern Geſinnungen, Liebe zur Ordnung, Liebe zur Freiheit, und Capodiſtrias ein Volk, aus deſſen edlem und biegſamem Stoffe er das Beſte und Schönſte bilden konnte. Was er damit gewollt und gethan, wird die Geſchichte richten, wir haben hier nur von wenigen Theilen ſeines Wirkens zum Behufe des Verſtändniſſes des Ganzen den Schleier gehoben. Noch jetzt iſt die Hoffnung der Wiedergeburt von Griechenland nicht verloren, wenn es ihm gelingt, aus dieſem Kampfe gegen gröſseres Verderben, als je das türkiſche geweſen iſt, ſiegreich hervorzugehen.“

Die Rumelioten zu Megara, unterſtützt von der alten Oppoſition zu Hydra, waren kühn entſchloſſen, die herrſchende Partei um jeden Preis zu ſtürzen, beſonders da man von Monat zu Monat von Seite der groſsen Mächte die Ernennung eines fremden Prinzen zum griechiſchen Könige erwartete. Es muſste der Nationalpartei alles daran gelegen ſeyn, daſs dieſer neue König die Herrſchaft aus den Händen der Nation und ihrer wahren Stellvertreter, nicht aus den Händen einer im Lande verhaſsten Partei empfange. Die Deputirten der Oppoſition proclamirten ſich alſo als Nationale Congreſs zu Megara, und decretirten am 18 Januar die Abſetzung des Grafen Auguſtin und die Einſetzung einer neuen Regierung, beſtehend aus Konduriotti, Koletti und Zaimi. Der bayeriſche Hofrath Thierſch, der ſich damals in Nauplia befand, gibt eine ſehr intereſſante Schilderung von der Stellung der Parteien: „Mehr und mehr erklärte ſich der beſſere Theil der Nation für die Oppoſition, während die Macht der Gewalthaber in Nauplia immer tiefer ſank, namentlich auch dadurch, daſs ſie durch ihr blindes Werk-

zeug, die Deputirtenverſammlung in Nauplia, Griechenland mit verderblichen und barbariſchen Geſetzen erfüllten, die ſchrecklichſten Veruntreuungen gut hießen, und das öffentliche Vermögen auf die ſchamloſeſte Weiſe verſchleudern ließen. Während des Januars bekämpfte dieſe Regierung die Rumelioten mit Decreten, und erkaufte die Trümmer von Itſchkale; blieb Griechenland in dieſem Zuſtande ſich ſelbſt überlaſſen, ſo war der Kampf in wenigen Wochen entſchieden; aber durch fremdes Einſchreiten waren die Rumelioten und die Hydräer zur See gehemmt, und durch Unterſtützung an Geld ward dem Mangel des Capodiſtrias'ſchen Haushaltes von Zeit zu Zeit abgeholfen. Endlich kam das Conferenzprotokoll an, welches Anerkennung der Regierung gebietet, die in Argos in allen geſetzlichen Formen eingerichtet ſeyn würde. Statt dieß zu benützen, und die in Perachore und Megara zerſtreuten Abgeordneten zum Behufe der Gründung einer ſolchen Regierung in Argos zu vereinigen, wurde die durch Trug und Gewalt gegründete Regierung des Grafen Auguſtin Capodiſtrias anerkannt, und den Rumelioten und Hydräern ſofort bedeutet, ihre Waffen niederzulegen, und ſich Leuten zu unterwerfen, die ſtets ihr Verderben gewollt, und ihren Sinn auch jetzt nicht geändert hatten. Was vorauszuſehen war, geſchah. Die Hydräer verwahrten ſich gegen die Anerkennung einer geſetzloſen Regierung, und die Rumelioten blieben trotzig unter den Waffen. Kurz darauf erfolgte die Kunde, daß Griechenland in dem zweiten Sohne ſeines Wohlthäters einen Beherrſcher erhalten habe. Von Allen ward ſie mit der lebhafteſten Freude vernommen, nur nicht von den Dienern der Gewalt. Die Hydräer und die Rumelioten äußerten beide dieſelbe Freude, dieſelbe Bereitwilligkeit, in dem

neuen Herrscher das Unterpfand künftigen Glückes zu empfangen, aber auch denselben unversöhnlichen Haß gegen das Haupt der Regierung in Nauplia; eine Vereinigung der Parteien blieb unmöglich. Indessen hatten die Rumelioten Salona und Naupaktos eingenommen, mit Ausnahme von Eleusis und Missolonghi folgten ganz Ost- und Westgriechenland ihren Führern, und sie waren gerüstet, in den Peloponnes einzurücken, als die Wahl verkündet wurde. Fest stand der Entschluß, ihrem Todfeinde unmittelbar auf den Leib zu gehen, und zu verhindern, daß er nicht zum Verderben des Vaterlandes sich des Vertrauens der neuen Regierung bemächtige. Die fremden Residenten berathschlagten mit den Admiralen, wie der Peloponnes vor einer Katastrophe geschützt werden könne. Auch der in Nauplia anwesende Hofrath Thiersch, der sich von beiden Parteien ein fast unbeschränktes Zutrauen erworben hatte, ward zugezogen. Man beschloß: 1) die bisher noch immer gefangen gehaltenen Mauromichalis aus dem Kerker zu befreien, und nach Maina zurückkehren zu lassen, um dort Ruhe und Ordnung zu erhalten; 2) den Isthmus durch Truppen der Allianz zu besetzen, und 3) den Hofrath Thiersch nach Perachore und an Koletti zu senden. Thiersch wurde von Koletti gut aufgenommen, doch erklärte derselbe, von dem festen Entschlusse der Opposition, die Regierung zu stürzen, nicht abgehen zu können. Da die fremden Residenten mit den französischen, noch in Morea stationirten Truppen drohten, so erklärte die Opposition: „Wenn die französischen Truppen ihrem Marsche sich widersetzen, selbst wenn solche auf sie feuern würden, so werden sie doch keinen Schuß gegen ihre edelmüthigen Wohlthäter thun, aber die Truppen werden auch nicht Halt machen und nicht zurück-

weichen; die Repräſentanten ihrerſeits werden mit gekreuzten Armen und die Bruſt dem Feuer der Franzoſen darbietend, als Opfer der bewaffneten Einmiſchung fallen, und der Welt zu beurtheilen überlaſſen, ob die griechiſche Nation nicht eines beſſern Looſes würdig war.“

„Trotz der drohenden Stellung der Rumelioten und ihrer eigenen Schwäche gab indeß die Regierung in Nauplia noch ihre Sache gar nicht verloren; geſtützt auf die Anerkennung der Reſidenten und auf die Hülfe, die ihr von dieſen geleiſtet wurde, ſuchte ſie durch Intriguen ihr Daſeyn noch auf Jahre hinaus zu friſten. Die Mächte wollten, daß Griechenland durch einen Generalſtatthalter regiert werde, bis zur Ankunft des Prinzen von Bayern, und die Reſidenten erkannten die Regierung des Grafen Auguſtin Capodiſtrias als gültig an, nicht bis zur Ankunft des Generalſtatthalters, ſondern bis zur Ankunft des Prinzen, wodurch alſo Graf Auguſtin gewiſſermaßen als Regent anerkannt wurde, denn bei der Jugend des Prinzen Otto iſt es ja vielleicht noch ungewiß, wann er ſelbſt Griechenland betritt. Gleichen Zweck hatte eine von 12 Deputirten unterzeichnete Petition an die großen Mächte, den Grafen Auguſtin zum Vormunde des Prinzen zu ernennen, und ähnliche Petitionen ſchickte man im Peloponnes umher, um Unterſchriften zu ſammeln. Der Plan ſchien alſo zu ſeyn, daß Graf Auguſtin Griechenland bis zur Ankunft des Prinzen regieren ſolle. Da nun nach der Conſtitution von Nauplia der Prinz, um ſelbſt zu regieren, 22 Jahre haben ſoll, ſo wäre dem Vormund die Herrſchaft auf 5 Jahre geſichert worden. Unterſtützt durch das königliche Anſehen ſeines Mündels und das Anleben von 60 Millionen Franken, im Beſitze aller Hülfsmittel der Regierung, würde er das bisherige

Regierungssyſtem durch alle Mittel zu befeſtigen geſucht haben. Daß vielleicht noch mehr im Hintergrunde lauerte, ſcheint aus den Bemühungen zu erhellen, die Perſon des Prinzen in der Meinung herabzuſetzen, ſo wie aus dem Hervorſuchen von den Parteinamen Royaliſten (βασιλικοι), womit man die Freunde des Prinzen bezeichnete, und κυβερνητικοι oder Anhänger der Regierung des Grafen Capodiſtrias. Dieſe Intriguen wichen indeß bald der Sorge für die eigene Erhaltung. Am beſtimmten Tage rückten die Rumelioten in den Peloponnes ein, zerſprengten die ihnen entgegenſtehenden Truppen der Regierung, und wurden auch in Argos mit offenen Armen und unter dem Geläute aller Glocken empfangen. Nichts wurde geplündert, ſogar dem Mobiliar des Grafen Auguſtin freier Abzug geſtattet. Den Tag darauf kehrte, was von den Einwohnern von Argos geflüchtet war, in langem Zuge mit Hab und Gut zurück. Die Kriſe der griechiſchen Verhältniſſe war nun zur Reife gediehen, und eine glückliche Löſung durch das Protokoll vom 8 März vorbereitet, welches, wie eine Hülfe Gottes, an demſelben Tage über Conſtantinopel in Nauplia ankam, wo in Argos für die Rettung aus großer Gefahr in den Kirchen gedankt wurde. Das Protokoll vom 8 März begehrt Einſetzung einer nationalen und gerechten Regierung, die bis zur Ankunft des Statthalters die Ruhe aufrecht zu erhalten im Stande ſey. Der Capodiſtrias'ſchen Verwaltung, welche das nicht vermocht hatte, war hiemit der Stab gebrochen. In Folge einer Aufforderung von Seite der Reſidenten verſammelte ſich der Senat. Graf Auguſtin, von allen Seiten gedrängt, reichte ſeine Entlaſſung ein, und eine proviſoriſche Regierungs-Commiſſion, beſtehend aus Koletti, Ko-

lokotroni, Metara, Buduri und Zaimi ward vorgeschlagen.“ Dadurch wurden aber die entschiedensten Anhänger der bisherigen Regierung und der Opposition so neben einander gestellt, daß kein Friede von einer solchen Verbindung zu hoffen war, und ein Justemilieu war überhaupt unter einem Volke von so wenig Zahmheit und politischer Gelehrigkeit nicht möglich.

Am 13 April zog Koletti in Nauplia ein, und Augustin Capodistrias verließ diese Stadt; allein Kolokotroni, Metara ꝛc., die in der Regierung zurückgeblieben waren, und der alte, durchaus dem russischen Interesse ergebene Senat machten der Opposition noch viel zu schaffen. Die erste Zusammensetzung der Regierung (Koletti, Kolokotroni, Zaimi, Buduri, Metara) entsprach weder dem Geiste des Protokolls der Londoner Conferenz vom 8 März, noch der Stellung der Parteien. Sobald also Koletti in Nauplia war, wurde, unter der Garantie der Residenten, eine neue Regierung beschlossen, die durch die vier Namen Konburioti, Ypsilanti, Koletti und Zographos der siegenden Partei die Majorität Einer Stimme gab. Neue Intriguen suchten Trikupi an die Stelle von Zographos zu setzen; nach dreitägigen peinlichen Unterhandlungen aber wurden beide aufgegeben, und der Rumeliote Athanasius Lidoriki, ein Mann ohne Charakter und Ansehen, durch die Rumelioten der Capodistrias'schen Partei vorgeschoben, und als eine Art Halbresultat von der andern Rumeliotenpartei (Koletti's), die der Unterhandlungen müde war, angenommen. Aber Lidoriki war entfernt; die andern sechs hielten sich, in gleiche Hälften getheilt, die Wage, und waren so gelähmt, mitten in einer Zeit der Gährung und des völligsten Geld-

mangels. Um aus dieser drohenden Krise zu kommen, ward von den Chefs der Rumelioten von Argos der achtbare Name Kosta Botzaris an die Stelle Lidoriki's vorgeschlagen, und in einer vereinigten Sitzung des Senats und der Regierung angenommen. So war man endlich nach 14tägigem Kampfe zu einer Zusammensetzung gelangt, welche der Regierung möglich machte, sich zu bewegen und vorzuschreiten.

Sobald aber die russische Partei in der Regierung besiegt war, erhob sie sich von neuem in den Provinzen, indem sie militärische Aufstände erregte. „Schon früher hatte die schwierige Stimmung der Besatzung und die Furcht vor Zavellas, der in der Nähe stand, die Einwohner von Patras bewogen, von den Schiffen der verbündeten Mächte eine Schutzwache zu begehren. Sie war ihnen gewährt worden; aber die Maßregel blieb eine halbe, weil man die Festung in den Händen der unzuverlässigen Besatzung ließ. Der Sohn des Herrn Fürsten v. Wrede, welcher sie commandirte, hatte seinen Abschied begehrt und erhalten, den Tag nach seinem Rücktritte brach die Bewegung los. Es sey Sache der griechischen Ehre, hieß es, den Franzosen nicht die Festung des Vaterlandes zu übergeben; und da man von der ungesetzlichen Regierung verrathen würde, müßte man zum Wohle Griechenlands von dem eigenen Muthe Rath nehmen, jener Behörde den Gehorsam aufkündigen, und den Franzosen die Festung verschließen. Die Empörer nöthigten ihren frühern Commandanten, seine Stelle wieder einzunehmen, und riefen, da er auf seinem Rücktritte beharrte, den Sulioten Zavellas zu Hülfe, der keinen Augenblick Bedenken trug, das Commando anzunehmen, die Franzosen zurückwies, und die andern Provinzen zu gleichem Verfah-

ren und zur Verbindung mit ihm gegen die Regierung einlud."

„Die Regierung forderte die Residenten auf, Zavellas begreiflich zu machen, daß die Franzosen als Truppen der Allianz und in ihrem Namen kämen, und ihn aufzufordern, sie als solche in die Festungen aufzunehmen. Ihrer Antwort ward das Schreiben beigelegt, in welchem sie die Consuln der drei Mächte zu Patras aufforderten, deßhalb die nöthigen Schritte zu thun, doch enthielt das Schreiben zugleich die Erklärung, die man ihm machen solle, daß im Falle er auf seiner Weigerung beharre, man alle Mittel anwenden würde, um die Regierung von Gewaltmaßregeln gegen ihn abzuhalten, als welche den friedlichen und versöhnenden Absichten der drei Mächte entgegen seyen."

Da auf diese Weise die fremden Residenten die Autorität der Regierung so wenig unterstützten, wurden die Häuptlinge der Gegenpartei immer kecker. „Kalergis, der Held von Poros und Argos, den die Rumelioten mit Schimpf vom Isthmus heimgeschickt hatten, waffnete fast öffentlich, und nachdem er eine Abtheilung seiner Leute mit Weisungen nach Karitene vorausgeschickt hatte, ward er mit andern an dem Bord einer Briga des genannten Admirals aufgenommen, und nach Koron geführt; indeß die Räuber wurden durch die Wachsamkeit von Grivas großentheils eingefangen, die Soldaten von Kalergis auf dem Wege nach Karitene von einer kleinen Abtheilung Reiter, und nach Argos gebracht, und Kalergis selbst von Koron zurückgewiesen, gesellte sich zu den Räubern, welche einen alten Thurm befestigt hatten, und von da aus die Gegend beunruhigten." Der Contre-Admiral Kanaris verweigert, die Schiffe, mit

denen er in Syra lag, nach Nauplia zu bringen. Er geht nach Aegina, nimmt dort 60,000 Piaſter, die in der Münze vorräthig ſind, in Beſchlag, tilgt damit einen Theil ſeiner Rückſtände, und bleibt in Aegina, trotz wiederholter Aufforderung der Regierung zurück. Eine andere Abtheilung der Flotte ward von dem Spezzioten Kalandruzzi geführt. Auch er verweigert ſie nach Nauplia zu bringen und der Regierung zu übergeben, vorgebend, daß die Seeleute ſie in Spezzia als Unterpfand behalten wollten, bis ihr Sold bezahlt ſey. Zugleich aber übernimmt ſein Bruder Anaſtaſius Kalandruzzi, ein gewaltthätiger und leidenſchaftlicher Mann, die Functionen eines Gouverneurs von Spezzia wieder, die er niedergelegt hatte, nöthigt mit ſeiner Wache und einem Haufen Volks ſeinen von Nauplia angekommenen Nachfolger unter Drohungen, ſich wieder einzuſchiffen, und ſchreibt an die Regierung, daß er dieſen Schritt gethan, um die Ruhe der Stadt aufrecht zu halten.“ Im Julius ſchrieb man aus Nauplia: „Die Franzoſen können von Nauplia nach Modon nur noch zur See correſpondiren, nachdem die Briefcouriere von der Bande Kolokotroni's angehalten, alle Briefſchaften, ſelbſt die diplomatiſchen Depeſchen nach Frankreich, weggenommen und den Ruſſen ausgeliefert worden ſind. Später fand man einige eröffnete Briefe und Wechſel in einer Briefſtaſche des Bandenführers Kalergi, die derſelbe nach einem unter den Augen der Franzoſen beſtandenen unglücklichen Gefechte mit den Regierungstruppen im Stiche gelaſſen. Das Land iſt den Bandenführern überliefert, die Regierung ohne Geld, und kaum noch im Stande, die Trümmer der regulären Truppen zu ernähren. Die Citadelle von Patras iſt noch von Tzavellas beſetzt, der dort eine

proviſoriſche Regierung errichtet hat, angeblich, in Erwartung des Prinzen Otto, eigentlich aber um Achaja auszuſaugen. Kolokotroni hat zu Karitene ebenfalls eine Regierung für eigene Rechnung errichtet, die gegen ihn ausgeſchickten Truppen der Regierung von Nauplia konnten nichts ausrichten. Man beſchuldigt die Ruſſen, daß ſie Banden unterſtützen und mit Lebensmitteln und Munition verſehen, auch der Nationalverſammlung nach Kräften entgegenarbeiten. — Die Reſidenten und Admirale bleiben ruhige Zuſchauer beim Untergange der Hoffnungen einer Nation, und laſſen ruſſiſche Intriguen triumphiren. Griechenland iſt jetzt in der Gewalt der Kapitanis, die es in einen ſchlechtern Zuſtand verſetzten, als zu irgend einer Zeit der Revolution, und die eine weit größere Tyrannei ausüben, als die Türken. Dieſe Räuber, welche durch die Ereigniſſe der Revolution aus der Hefe des Volkes zu Reichthum und Macht emporgehoben wurden, haben ſich bereits der Einkünfte der Provinzen bemächtigt. — In Meſſenien iſt Nikitas aufgetreten, und hat die Bauern in Bewegung gebracht. Dieſe ſind ohne Eigenthum, weil das reiche Land türkiſch war und ſeitdem Staatsgut geworden iſt. Sie bauen es gegen Abgabe von $2\frac{1}{2}$ vom Zehnten oder 25 vom Hundert, und gewinnen dabei noch bedeutend. Nikitas verkündigte ihnen Erlaß dieſer Abgabe, wenn ſie die Waffen ergreifen würden. Nur einen Zehnten brauchten ſie zu bezahlen, und auch den nur zum Unterhalte des Krieges, wegen des übrigen würde der Fürſt entſcheiden. Durch dieſe verderbliche Lockung hat er die Bevölkerung unter die Waffen gebracht, und Katzakes, der mit geringer Mannſchaft gegen ihn zog, fand ſich plötzlich in Mikromane durch 2000 Bauern unter Nikitas eingeſchloſſen.

Die Dazwiſchenkunft der Franzoſen und ein nächtlicher Angriff von 300 Mainotten, welche Germanos ſeinem Bruder zu Hülfe führte, retteten jenen vom Untergange. Die Bauern zerſtreuten ſich eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren, und Nikitas zog ſich in die Gebirge des obern Meſſeniens zurück."

Mittlerweile hatten die großen Mächte am 13 Februar den Prinzen Otto, zweiten Sohn des Königs von Bayern, zum König von Griechenland gewählt, unter Beſtimmungen, die durch eine Convention der drei paciſcirenden Mächte, England, Frankreich und Rußland, mit Bayern unterm 7 Mai feſtgeſetzt wurden: Art. I. Die Höfe von Großbritannien, Frankreich und Rußland, zu dem Ende von der griechiſchen Nation gehörig bevollmächtigt, bieten die erbliche Souveränetät Griechenlands dem Prinzen Friedrich Otto von Bayern, zweitem Sohne Sr. Majeſtät des Königs von Bayern, an. Art. II. Se. Majeſtät der König von Bayern, im Namen ſeines minderjährigen Sohnes handelnd, nimmt für ihn die Souveränetät Griechenlands unter den nachſtehenden Bedingungen an. Art. III. Der Prinz Otto von Bayern ſoll den Titel König von Griechenland führen. Art. IV. Griechenland ſoll unter der Souveränetät des Prinzen Otto von Bayern und unter der Garantie der drei Höfe einen monarchiſchen und unabhängigen Staat bilden, nach den Bedingungen des am 3 Februar 1830 von den beſagten Höfen unterzeichneten, und von Griechenland und der ottomaniſchen Pforte angenommenen Protokolls. Art. V. Die Gränzen des griechiſchen Staates ſollen ſo ſeyn, wie ſich durch die Unterhandlungen, welche die Höfe von Großbritannien, Frankreich und Rußland neuerlich in Ausführung des Protokolls vom 26 September 1831 mit der ottomaniſchen

Pforte eröffnet haben, bestimmt worden sind. Art. VI. Da die drei Höfe zum voraus entschlossen waren, das Protokoll vom 3 Februar 1830 in einen Definitiv-Tractat umzuwandeln, sobald die Unterhandlungen über die Gränzen Griechenlands beendigt seyn würden, und diesen Vertrag allen Staaten, mit denen sie in Verbindung stehen, mitzutheilen; so wird hiemit beschlossen, daß sie diese Verbindung erfüllen werden, und daß Se. Majestät der König von Griechenland ein contrahirender Theil bei dem fraglichen Vertrage werden soll. Art. VII. Die drei Höfe werden von dem jetzigen Augenblicke an ihren Einfluß anwenden, um bei allen Souveränen und Staaten, mit denen sie Verbindungen haben, die Anerkennung des Prinzen Otto von Bayern als König von Griechenland zu bewirken. Art. VIII. Die königliche Krone und Würde soll in Griechenland erblich seyn, und auf die directen und gesetzlichen Nachkommen des Prinzen Otto von Bayern nach dem Erstgeburtsrechte übergehen. Im Falle der Prinz Otto ohne directe und gesetzliche Nachkommenschaft sterben sollte, geht die Krone Griechenlands auf seinen jüngern Bruder und dessen directe und gesetzliche Nachkommen und Erben nach dem Erstgeburtsrechte über. Im Falle der letztgenannte Prinz gleichfalls ohne directe und gesetzmäßige Nachkommenschaft sterben sollte, geht die Krone von Griechenland auf seinen jüngern Bruder und dessen directe und gesetzliche Nachkommen und Erben nach dem Erstgeburtsrechte über. In keinem Falle sollen die Krone von Griechenland und die Krone von Bayern auf demselben Haupte vereinigt werden. Art. IX. Die Großjährigkeit des Prinzen Otto, als Königs von Griechenland, ist auf den Zeitpunkt bestimmt, wo er sein zwanzigstes Jahr vollendet haben wird.

d. h. auf den 1 Junius 1835. Art. X. Während der Minderjährigkeit des Prinzen von Bayern, Königs von Griechenland, ſollen ſeine Souveränetätsrechte in ihrer vollen Ausdehnung durch eine Regentſchaft ausgeübt werden, die aus drei von Sr. Majeſtät dem Könige von Bayern ernannten Räthen beſteht. Art. XI. Der Prinz von Bayern ſoll in vollem Beſitze ſeiner Appanagen in Bayern bleiben. Se. Majeſtät der König von Bayern verpflichtet ſich überdieß, ſo weit es in ſeiner Macht ſteht, den Prinzen Otto in ſeiner Stellung in Griechenland zu unterſtützen, bis ein Einkommen für die Krone in jenem Staate ausgemittelt ſeyn wird. Art. XII. In Ausführung der Bedingungen des Protokolls vom 20 Februar 1830 verpflichten ſich: Se. Maj. der Kaiſer aller Reußen ein von dem Prinzen Otto von Bayern als König von Griechenland zu contrahirendes Anlehen zu garantiren, und Ihre Majeſtäten der König der vereinigten Reiche von Großbritannien und Irland und der König der Franzoſen, der erſte ſeinem Parlamente, der letztere ſeinen Kammern zu empfehlen, Ihre Majeſtäten in den Stand zu ſetzen, ſolches Anlehen zu garantiren, und zwar unter nachſtehenden Bedingungen: 1) Das Capital des unter der Garantie der drei Mächte zu contrahirenden Anlehens ſoll einen Totalbetrag von 60 Mill. Franken nicht überſteigen. 2) Das beſagte Anlehen ſoll in Abtheilungen, jede von 20 Mill. Franken, erhoben werden. 3) Für den Augenblick ſoll nur die erſte Abtheilung erhoben werden, und die drei Höfe werden die Zahlung eines Drittheiles des jährlichen Betrags der Zinſen und der Tilgung garantiren. 1) Die zweite und dritte Abtheilung des beſagten Anlehens können gleichfalls nach den Bedürfniſſen des griechiſchen

Staates nach vorhergegangener Uebereinkunft zwiſchen den drei Höfen, und Sr. Maj. dem Könige von Griechenland erhoben werden. 5) Im Falle die zweite und dritte Abtheilung des obenerwähnten Anlehens in Folge einer ſolchen Uebereinkunft erhoben wird, werden die drei Höfe jeder die Zahlung eines Drittheils des jährlichen Belaufes der Zinſen und der Tilgung dieſer beiden Abtheilungen wie der erſten garantiren. 6) Der Souverän Griechenlands und der griechiſche Staat ſollen gehalten ſeyn, zur Zahlung der Zinſen und der Tilgung derjenigen Abtheilungen des Anleihens, welche unter der Garantie der drei Höfe erhoben ſeyn können, die erſten Einkünfte des Staats in der Art anzuweiſen, daß die wirklichen Einkünfte des griechiſchen Schatzes vor allem zur Zahlung beſagter Zinſen und Tilgung beſtimmt und zu keinem andern Zwecke verwendet werden, bis die Zahlungen für Rechnung des unter der Garantie der drei Höfe erhobenen Anlehens für das laufende Jahr vollſtändig geſichert ſind. Die diplomatiſchen Repräſentanten der drei Höfe in Griechenland werden beſonders beauftragt werden, über die Erfüllung dieſer letzterwähnten Stipulation zu wachen. Art. XIII. Im Falle, daß eine Geldentſchädigung zu Gunſten der ottomaniſchen Pforte aus den Unterhandlungen ſich ergeben ſollte, welche die drei Höfe bereits zu Conſtantinopel über die definitive Beſtimmung der Gränzen Griechenlands eröffnet haben, ſo ſoll der Betrag dieſer Geldentſchädigung aus dem Anlehen bezahlt werden, das den Gegenſtand des vorgehenden Artikels bildet. Art. XIV. Se. Majeſtät der König von Bayern wird dem Prinzen Otto ſeine Hülfe leihen, um in Bayern ein Truppencorps von nicht über 3500 Mann zu bilden, das im Dienſte des Königs

nigs von Griechenland verwendet, von dem griechiſchen Staate bewaffnet, ausgerüſtet und bezahlt, und ſobald als möglich dahin geſendet werden ſoll, um die bis jetzt noch in Griechenland ſtationirten Truppen der Allianz abzulöſen. Art. XV. Se. Majeſtät der König von Bayern wird dem Prinzen Otto gleichfalls behülflich ſeyn, die Dienſte einer gewiſſen Anzahl bayeriſcher Officiere zu erhalten, welche ein Nationalmilitär in Griechenland organiſiren ſollen. Art. XVI. Sobald als möglich nach Unterzeichnung gegenwärtiger Convention werden die drei Räthe, welche Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Otto von Sr. Majeſtät dem König von Bayern beigegeben werden ſollen, um die Regentſchaft von Griechenland zu bilden, ſich nach Griechenland begeben, die Ausübung der Functionen beſagter Regentſchaft antreten, und alle nöthigen Maßregeln zum Empfange des Souveräns vorbereiten, welcher ſeinerſeits mit ſo wenig Zögerung wie möglich dahin abgehen wird. Art. XVII. Die drei Höfe werden der griechiſchen Nation durch eine gemeinſame Erklärung die von ihnen getroffene Wahl Sr. königl. Hoheit des Prinzen Otto von Bayern zum Könige von Griechenland ankündigen, und der Regentſchaft alle in ihrer Macht ſtehende Unterſtützung angedeihen laſſen. Art. XVIII. Gegenwärtige Convention ſoll ratificirt, und die Ratificationen zu London in ſechs Wochen oder wo möglich früher ausgewechſelt werden. Zu Zeugniß deſſen haben die reſpectiven Bevollmächtigten dieſelbe unterzeichnet und ihre Wappenſiegel beigedruckt. Geſchehen zu London am ſiebenten Tage des Mai im Jahre unſeres Herrn 1832. (Unterz.) Palmerſton. Talleyrand. Matuszewicz. Lieven. A. de Cetto.

Otto I., König von Griechenland, zweiter Sohn Lud-

wigs I., Königs von Bayern, und Thereſe, geb. Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, ward am 1 Junius 1815 geboren, und unter der Leitung des Domdechant v. Oettel erzogen. Dieſer hoffnungsvolle junge Prinz wurde jedem andern Candidaten vorgezogen, weil Bayern in keiner nähern Verbindung mit oder Abhängigkeit von einer der größern Mächte ſtand, alſo ein bayeriſcher Prinz keine Eiferſucht zwiſchen denſelben erwecken konnte. Auch den Griechen mußte der Sohn eines Königs, der ſich ihrer ſtets mit Liebe angenommen, und der für die altgriechiſche Kunſt begeiſtert war, willkommener ſeyn als ein anderer. Endlich war der Prinz jung, in den politiſchen Verhältniſſen neu, den Parteien fremd, alſo um ſo paſſender, wie der engliſche Globe richtig urtheilte: „daß man die Krone Griechenlands einem ſo jungen Manne, wie Prinz Otto von Bayern, anbot, wird minder Erſtaunen erregen, wenn man gehörig erwägt, daß ſein Vater und ſeine Familie bei den Griechen einer großen Popularität genießen. Es iſt unnütz, hier mit Vernunftgründen zu prangen, wäre der Prinz älter, ſo wäre es beſſer, aber ſelbſt dieſe Jugend kann ihren Vortheil haben, im Vergleiche mit der Wahl eines ältern Prinzen, der ſchon auf die eine oder die andere Weiſe ſich in die Parteipolitik Europa's gemiſcht hätte. Ohne ſich zum voraus mit gewandten und verantwortlichen Rathgebern zu umgeben, kann keiner nach Griechenland gehen, und wenn der Prinz, wie dieß der Fall ſeyn ſoll, gute Anlagen beſitzt, ſo mag es vielleicht nicht ohne Vortheil ſeyn, daß er mit unvoreingenommener Seele ſeine männlichen Pflichten beginnt. Wahrſcheinlich hatte man in Betracht der manchen auf der einen oder andern Seite zu befürchtenden Gefahren die Wahl

OTTO I.

König von Griechenland.

nicht unter allzu vielen Competenten. Ein junger Prinz mag sich leichter den Sitten des Landes anfügen, als ein schon in Jahren vorgeschrittener, dessen Gewohnheiten bei den Griechen hätten Anstoß finden können. Ein Prinz aus einer der andern deutschen Familien würde wahrscheinlich minder unterstützt seyn, als der Sohn des Königs von Bayern, der ihn mit Rathgebern, Geld und erfahrenen, seiner Familie ergebenen Führern unterstützen kann."

Am 21 Julius kam endlich auch der Gränzvertrag in Constantinopel zu Stande, „worin die Pforte zur Erweiterung der griechischen Gränze, wie die Londoner Conferenz sie verlangt hat, nämlich vom Golf von Arta bis zu jenem von Volo, ihre förmliche Zustimmung gibt. An demselben Tage wurde ein zweites Protokoll abgefaßt, worin der Pforte eine Entschädigung an Geld für die Abtretung jenes Striches Land von Seite Griechenlands zugesichert wird. Sie beläuft sich auf 40 Mill. Piaster, wenn es in London zur Sicherheit Griechenlands für nöthig erachtet wird, der Gränzerweiterung die oben bezeichnete Ausdehnung zu geben."

Unterdeß fühlte die griechische Regierung in Nauplia das Bedürfniß, wenn auch nicht zur völligen Herstellung der Ruhe, was unmöglich war, doch zu größerer Feierlichkeit, den noch immer nicht förmlich, sondern nur gewaltsam aufgelöst'ten National-Congreß wieder zu eröffnen. Die Constitutionellen mochten dabei hoffen, einige Grundlinien zu bezeichnen, nach denen sich etwa der neue König Otto zu richten haben sollte; oder wollten mindestens den Schein der Ordnung retten und einen solennen Act veranlassen, durch den das griechische Volk seine Freude über die Wahl König

Otto's ausdrücken ſollte. Auch Thierſch war dabei thätig. Am 27 Julius wurde der neue Congreß eröffnet in einem großen hölzernen Gebäude am Ende der Vorſtadt von Nauplia. „Das Gebäude gleicht vollkommen einer Thierbude auf unſern Meſſen, womit ich jedoch keinen Spott ausſprechen will. Die Umſtände geboten Eile, und man hatte nur ſchlechtes Holz und ſchlechte Handwerker. Aus rohen unbehobelten Balken und Brettern iſt es leicht und luftig gezimmert, ein längliches Viereck, 11 bis 13 Ellen breit und reichlich doppelt ſo lang, mit einem ſpitzigen Bretterdache. Die Wände ſind etwa vier Ellen hoch mit Brettern bekleidet, und laſſen dann bis an das Dach einen offenen Raum, durch den Zuſchauer von dem rings um das Gebäude laufenden Gerüſte die Verſammlung überblicken können. Im Innern bildet die nackte Erde den Boden; an drei Seiten des Saales ſind drei Reihen von Bänken über einander angebracht; in der Mitte einer der langen Seiten ſind drei kleine Tribunen, die mittlere für die Präſidenten und die Secretäre des Congreſſes, die zweite für die Regierung, die dritte für die europäiſchen Diplomaten und Fremden. Die Miniſter haben, ſey es aus Vergeſſenheit bei der Eile des Baues oder aus Mangel an Raum, keinen beſondern Platz erhalten; wenn ſie amtliche Mittheilungen an den Congreß zu machen haben, ſetzt man ihnen einen Tiſch in die Mitte des Saales. Nur die Tiſche, deren ſich drei finden, ſind mit rothem Tuche überdeckt, alles Uebrige iſt nacktes Holz. In dieſem Locale hält gegenwärtig die ſouveräne National-Verſammlung Griechenlands (ἐθνικὴ συνέλευσις τῆς Ἑλλάδος) ihre Sitzungen in der Regel täglich von 8 bis 2 oder 3 Uhr.“

In einer Proclamation vom 1 Auguſt erklärte der Congreß, er werde ſich unter andern mit dem Entwurfe einer neuen Verfaſſung beſchäftigen. Vielleicht geſchah es aus dieſem Grunde, daß die fremden Reſidenten gegen den Congreß proteſtirten, und daß dieſer ſich endlich darauf beſchränkte, am 8 Auguſt den König Otto anzuerkennen, und am 1 September ſich bis zur Ankunft des Königs zu vertagen.

Hofrath Thierſch eilte mit den am 8 Auguſt vom Nationalcongreſſe entworfenen Anerkennungsadreſſen an JJ. MM. von Bayern und Griechenland voraus, und traf am 3 September in Corfu, am 14 in Trieſt ein. Der Nationalcongreß hatte ihm die Adreſſen mit folgender ſchmeichelhaften Zuſchrift zugeſtellt: „Die bevollmächtigten Deputirten der griechiſchen Nation haben durch eine Adreſſe an den König Otto von Griechenland den Wunſch des von ihnen repräſentirten Volkes ausgedrückt, baldmöglichſt durch eine väterliche Regierung das Vaterland dem Glücke zugeführt zu ſehen. Auch hielten ſie für nöthig, Sie, mein Herr, zu bitten, dieſe Adreſſe zu den Füßen des Thrones JJ. MM. niederzulegen, und als Dolmetſcher der herzlichen Wünſche der Griechen zu dienen. Eng mit den Griechen durch erzeigte Wohlthaten und Gunſt verbunden, haben Sie ihr Vertrauen erworben und ſich in den Stand geſetzt, in ihren Herzen zu leſen. Im Augenblicke, wo Sie den Boden Griechenlands verlaſſen wollen, hielten die Deputirten der Nation es für ihre Pflicht, Ihnen, großmüthiger Philhellene, beſonders den Dank der geſammten Nation auszudrücken, für alles, was ſie ſtets zu Gunſten Griechenlands gethan haben, und für den Eifer, den Sie unabläſſig bis auf dieſen

Augenblick für ſeine wahre Freiheit und ſein Glück gezeigt haben. Sie haben ſtets und allenthalben allen Ihren Einfluß angewendet, um durch Ihre weiſen Rathſchläge unſere Vereinigung zu bewirken, und unſere Anhänglichkeit an die wahren Intereſſen des Vaterlandes zu befördern.“ Es gingen inzwiſchen Gerüchte, daß die Annahme der Adreſſen bayeriſcherſeits bis zur Ankunft der nationalen griechiſchen Deputation verſchoben worden ſey, die dem Herrn Thierſch am 5 September aus Griechenland folgte und am 13 October in München anlangte. Sie beſtand aus dem berühmten Admiral Miaulis, dem nicht minder berühmten General K. Botzaris und Kaliopulos (Plaputas). Am 15 fuhren ſie bei den beiden Majeſtäten in München feierlich auf, überreichten die Huldigungsadreſſe ihres Volkes, und leiſteten dem Könige Otto den Eid der Treue. „Auf Miaulis, den Seehelden, waren alle Augen gerichtet. Er war ſchwarz, in die Farbe des griechiſchen Admiralcoſtume's gekleidet; ſeine Begleiter Botzaris ꝛc. trugen die gewöhnliche glänzende Nationaltracht, Piſtolen und Dolch im Gürtel. Was mehr als dieſer Prunk ins Auge fiel, war die Phyſiognomie und der Blick, der forſchende.“

Von König Ludwig von Bayern wurde ſchon am 5 October folgende griechiſche Regentſchaft, die die Verwaltung von Hellas bis zur Großjährigkeit des Königs übernehmen ſollte, ernannt: 1) der Staatsrath und Staatsminiſter außer Dienſt, Kämmerer und Reichsrath Joſeph Ludwig Graf von Armanſperg, 2) der Staats- und Reichsrath Dr. Georg Ludwig von Maurer, 3) der königl. Kämmerer und Generalmajor Karl Wilhelm von Heideck, genannt Heidegger, und zur Aushülfe 4) der geheime Legationsrath

GRAF VON ARMANSPERG.

Ritter Karl von Abel beigegeben. Am 6 December nahm der junge König Otto von seinen Eltern eine rührenden Abschied und begab sich auf die Reise nach Griechenland, begleitet von der Deputation und Regentschaft und von einer Brigade bayerischer Truppen, die in Triest eingeschifft wurden.

Während dieses in Deutschland vorging, war die russische Partei in Griechenland aufs neue thätig. Schon am 22 August war ein Ueberfall auf die Deputirten in Nauplia gemacht worden, der aber keine Folgen hatte. Am 20 November aber verließ der Senat plötzlich die Hauptstadt Nauplia und gründete zu Astros am 24 eine Gegenregierung, die alle Handlungen der bisherigen Regierung und des Congresses für nichtig erklärte, und von den Spezzioten und Kolokotroni unterstützt wurde. Diese Partei ging so weit, daß sie am 16 December den russischen Admiral Ricord zum Präsidenten von Griechenland wählte. Auch der Sohn des bayerischen Fürsten Wrede wurde bei diesem Anlasse genannt.— In denselben Tagen fingen Kolokotroni und Kalergi Händel mit den französischen Truppen an, die sich bisher immer ruhig verhalten hatten, jetzt aber eine Bewegung machten, um Argos zu besetzen, sofern man daselbst die Landung König Otto's erwartete. Die griechischen Häuptlinge lauerten dem französischen Obersten Stoffel unterwegs auf, tödteten ihm aber nur 3 Mann und verwundeten 27, als sie schon in die Flucht geschlagen wurden, am 17 December. General Collet ließ sogleich mehrere der gefangenen Räuber erschießen.

Zu Anfang des nächsten Jahres kam König Otto und eine neue Regierung mit 3000 Mann tüchtiger Truppen an, womit eine neue Epoche der griechischen Geschichte begann.

IX.

Skandinavien.

1.

Schweden.

Alles, was man aus Schweden in neuerer Zeit hört, zeugt von politischer Bedeutungslosigkeit und innerem Verfall. Die alten ehrlichen Sitten und der alte Wohlstand des Volks werden nach den einstimmigen Berichten aller neuern Reisenden in diesem Lande durch die großen, zum Theil ausländischen, Fisch- und Holz-Händler an den Küsten und Fabrikherren im Innern des Landes untergraben, indem dieselben das Volk mit Branntwein überschwemmen. Nirgends ist die Völlerei in diesem Zweige fürchterlicher, als gegenwärtig in Schweden und Norwegen. Daraus erklärt sich das strenge Verbot des Branntweinbrennens, das 1832 wieder verschärft wurde, sich aber nur auf eine gewisse Zeit im Jahre erstreckt, und in der That um so weniger fruchtet, als das Schmuggeln nicht zu verhindern ist. Auch von großem Mangel in den nördlichen Provinzen des Reichs las man in den Zeitungen, und in Stockholm besuchte Se. Majestät

Karl Johann eine wohlfeile Speiseanstalt, um die Speisen selbst zu kosten. Im Herbst kam noch dazu die Cholera nach Norwegen.

Der König schmeichelte den altschwedischen Erinnerungen. Er umarmte einen alten Bauer, der ihn den ächten Nachfolger des alten König Ring nannte. Er feierte den zweihundertjährigen Todestag Gustav Adolphs. Reeller als diese Feierlichkeiten war die Eröffnung des berühmten Göthacanals, welcher der König in Person beiwohnte, am 26 September. „Diese umfassende Wassercommunication geht durch den Mittelpunkt Schwedens, gewährt eine sichere Schifffahrt zwischen der Nord- und Ost-See, und bietet über eine Wasserstrecke von 150 Meilen einen ungehinderten Seetransport nach den Küstenländern, so wie einen directen Handel mit der übrigen Welt. Seine Dimensionen sind so beträchtlich, daß Fahrzeuge von 9½ Fuß Tiefe und 23 Fuß Breite ihn passiren können, und mit Dampfbugsirschiffen auf den Landseen kann man in acht Tagen von der Nord- zur Ost-See gelangen.“ An dem Canal ist 22 Jahre lang gearbeitet worden. Er kostet ungefähr 10½ Mill. Thaler.

Trotz dieser für den Handel so günstigen Unternehmung liefen die betrübtesten Klagen über den Verfall des schwedischen Handels ein. Die Bürgerschaft von Gothenburg überreichte dem König bei seiner Durchreise folgende Adresse: „Unsere vor dem Jahre 1816 aus etwa 200 Schiffen, zusammen von 15,000 Lasten, bestehende Handelsflotte hat sich leider auf 73 von in allem nur 6825 Lasten vermindert, welche Schiffe jetzt meistens alle alt sind und mit Verlust segeln. Seit mehreren Jahren ist nicht Ein neues Schiff auf unsern Werften vom Stapel gelaufen, deren Eigenthümer

gegenwärtig den Tag als ein Fest ansehen, wo ihnen ein altes Schiff zum Ausbessern übergeben wird. Die gewaltige Abnahme des Verkehrs können wir Ew. Majestät in wenigen Worten nicht lebhafter darstellen, als indem wir anführen, daß das vorbehaltene Einkommen, welches Ew. Majestät und der Krone im Jahre 1811 eine Bewilligung von circa 134,000 Rthlr. Banco brachte, letztes Jahr nicht mehr als circa 56,000 übrig ließ, wogegen die jetzigen Abgaben an die Armenpflege sich auf nicht weniger als 36,000 Rthlr. Banco belaufen. Wie will man sich solche fühlbare Umstände erklären, die leider von der Beschaffenheit sind, daß sie sich, mit wenigen Ausnahmen, von dem ganzen Vaterlande aussagen lassen? Keineswegs schreiben wir der Administration Ew. Majestät dieses alles zu, wohl wissend, daß sehr Vieles von den nicht reiflich bedachten Beschlüssen unserer Stände herrührt; von den verkehrten Maßregeln, die hie und da gegen die herrschende Krankheit getroffen worden; von den illiberalen Handelsgesetzen anderer Länder; und von der hieraus erfolgenden Stockung des Handels im Allgemeinen. Allein die Wahrheit gebietet uns zu sagen, daß ein sehr bedeutender Theil die betrübte Folge des weniger Liberalen und Zweckmäßigen in unserer eigenen Verwaltung ist. Auf das gelindeste gesagt, stellen wir uns vor, daß die Personen, welche darin rathen oder es handhaben, entweder nicht den Willen oder nicht die Einsichten, oder auch nicht Zeit genug übrig haben müssen, um gründlicher sowohl die Möglichkeiten, als die Vortheile und Folgen zu beurtheilen. Die in Folge dessen schwankenden Maßregeln im Allgemeinen sind, in Verbindung mit der nicht ungewöhnlichen Einmischung in Handelsgeschäfte von Seite der Administration für Ew. Majestät

FÜRST METTERNICH.

handeltreibende Unterthanen im bedenklichſten Grade ſchädlich. Dem in Ew. Majeſtät edeln Abſichten liegenden Guten wird nicht ſelten gerade durch dergleichen Vornahmen entgegengewirkt, und die Oberflächlichkeit, welche ſich leider in den meiſten der erſcheinenden Verordnungen kund gibt, vollendet oft das allgemeine Elend. — Dieſem äußerſt ſchädlichen Einwirken auf den Handel des Königreichs müſſen wir ſchließlich noch in Unterthänigkeit den wahrhaft kläglichen Zuſtand beimeſſen, worin ſich die umliegenden Landgegenden befinden. Nicht dürfen Ew. Majeſtät die financielle Lage des Landmanns darnach beurtheilen, daß ſich etwa die Volksmenge durch die übertriebene Zerſtückelung des Bodens mehrt, die nur Armuth erzeugt; oder daß die Steuern im Allgemeinen ordentlich bei der Staatscaſſe einfließen, da dieſes nur zu häufig durch Ausſpändung geſchehen dürfte."

Im Herbſt erregte die Verhaftung zweier ſchwediſcher Edelleute, der Herren v. Vegeſack und v. Düben, ein überflüſſiges Aufſehen. Man beſchuldigte ſie, zu Gunſten des Prinzen Guſtav Waſa, Sohn des vormaligen Königs von Schweden, conſpirirt zu haben. Aus allen Daten ging indeß hervor, daß der Name des Prinzen bloß mißbraucht worden war von Abenteurern, die etwas Geld damit verdienen wollten.

2.

Dänemark.

Die Reform in den Herzogthümern Schleswig und Holſtein, die längſt in den Wünſchen der Betheilig-

ten lag; die aber erſt durch die Julirevolution öffentlich angeregt wurde, ſollte ihrer Realiſirung langſam um einen kleinen Schritt näher gebracht werden. Auf den 1 Mai wurden 36 vom Könige ſelbſt ausgewählte ſogenannte erfahrne Männer aus den gedachten Herzogthümern nach Kopenhagen einberufen, um die künftigen ſtändiſchen Verhältniſſe dieſer Herzogthümer zu berathen. Zugleich wurden den Letztern für dieß Jahr 25 Procent der Steuern erlaſſen, und der bekannte Lornſen, welcher zuerſt die Reform verlangt, endlich aus ſeinem Gefängniſſe entlaſſen. Von den Berathungen der erfahrnen Männer ſelbſt aber erfuhr man nichts. Das tiefſte Stillſchweigen wurde darüber beobachtet, und ein Reſultat kam vor der Hand noch nicht zum Vorſchein. Aber 38 politiſche Broſchüren und eine gedrängte Ueberſicht in der Hannoverſchen Zeitung ließen einen Blick in die innern Verhältniſſe der Herzogthümer thun, die einen Schluß auf jene Berathungen geſtatten: „Es ſind drei Parteien im Lande: erſtens die Ritterſchaft, die nicht nur beſondere Privilegien, ſondern auch beträchtliche Kloſtergüter beſitzt. Dann iſt die Ritterſchaft, als einziger Reſt des frühern ſchleswigholſteiniſchen Landtags, der ſeit 1711 nicht gehalten worden, auch Depoſitär der Landesrechte. Die Verwechslung dieſer beiden Eigenſchaften hat viel Verwirrung hervorgebracht. Hundertmal haben diejenigen, auf deren Stimmen es ankam, die Sache ſo vorgeſtellt, als wolle die Ritterſchaft nur ihre Privilegien, und man muß geſtehen, daß dieſer Glaube faſt allgemein im Lande iſt. Dazu trägt bei, daß die Beſitzer adeliger Güter ſowohl vom Zoll als Militärdienſte frei ſind. Statt ſich im rechten Augenblicke Freunde zu gewinnen, ſtatt allen andern Grundbeſitzern und den Bürgern der Städte

die Hand zu bieten, um die Landesrechte zu behaupten, hat die Ritterschaft sich isolirt. Zweitens die Gegenritterschaft. Während die Ritterschaft und die Tausende von andern Besitzern uneins waren, wuchsen die Beamten zu immer größerer Macht empor und hatten leichtes Spiel. Dieser Beamtenverein hat seit 15 Jahren so viel Einfluß gehabt, daß man fast sagen kann, die Gegenritterschaft hat 15 Jahre lang regiert. Seit 15 Jahren sind in allen deutschen Ländern Verbesserungen aller Art gemacht, nur nicht in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Diese haben die Leiden des Kriegs in vollem Maaße getragen, von 1800 bis 1815 sind die directen Steuern verdreifacht. Die Einwohnerzahl ist im Steigen und nähert sich mit jedem Menschenalter mehr einer Million. Und dieß Land hat kein Tribunal, wie das höchste Gericht in Kopenhagen, oder das Apellgericht in Celle, nichts, was damit zu vergleichen ist. Alle richterlichen Behörden sind zugleich und größtentheils mit Verwaltungssachen beschäftigt. Alle Verbesserungsvorschläge, alle Berufungen auf die Rechte des Landes sind seit 15 Jahren abgewiesen worden. Immer ward das Schreckbild gebraucht: wollt ihr die Herrschaft der Ritterschaft? Die Ritterschaft besteht aus ungefähr 40 Familien. Aber jetzt hat die Stunde geschlagen. Man soll und muß ans Werk. Drittens die Patrioten, diejenigen, die weder von der Ritterschaft noch von der Gegenritterschaft Druck empfinden, sondern dem Könige, ihrem Herzoge, mit Freuden gehorchen wollen, dem Könige, welcher durch freierwählte Landesdeputirte erfährt, was des Landes Noth und Bedürfniß ist, was des Landes Wohl seyn wird, und vor allem, was des Landes Recht gewesen ist und bleibt. Immerhin

mögen unter dieſen Patrioten, welche der Trägheit gegenüber allerdings Männer der Bewegung ſind, Einzelne ſeyn, die übertriebene Wünſche haben, deßwegen verdienen keineswegs Alle den Namen „Uebelwollende“ oder Demagogen. Dieß Land iſt nicht die Heimath der unruhigen Köpfe. Man kommt ſchwer in Bewegung, aber die Kraft iſt nachhaltig. Die Schleswig-Holſteiner ſind erwacht, kennen und wollen ihr Recht und werden es erlangen.“

Als ein Zeichen der Zeit erwähnten die Zeitungen noch, daß die Officiere des Regiments des Königs ſich vereinigt hätten, bei ihrem Regimente die in Dänemark noch immer üblichen Stockſchläge abzuſchaffen.

X.

Die Schweiz.

Die Parteiungen, die vorher nur in jedem einzelnen Kanton der Schweiz statt gefunden hatten, nahm im Jahre 1832 größere Umrisse an und drohte die gesammte Eigenossenschaft in zwei gesonderte und einander feindlich gegenübertretende Föderativsysteme zu zerspalten. In Folge der französischen Juliusrevolution hatte zwar die Partei der Bewegung in der Schweiz einen raschen, und, wie es Anfangs schien, vollständigen Sieg erfochten, allein in Folge des französischen Juste-Milieu war auch in der Schweiz ein Schwanken und Zaudern eingetreten, die stabile Partei der alten Aristokratie hatte wieder Muth gefaßt, vertheidigte, was sie noch besaß, mit großer Kühnheit, und complottirte, das Verlorne wieder zu erobern, während die siegende Bewegungspartei, trotz ihrer Uebermacht, in Radicale und Gemäßigte getheilt, mit sich selbst haderte. Der Widerstand ging, wie wir schon im vorigen Jahrgang sahen, von Basel, Neufchatel und Alt-Schwyz aus, in diesem Jahre schlossen sich auch die alten Urkantone an ihn an, und in Bern versuchte die gestürzte Aristokratie, obwohl vergeblich, eine Contrerevolution.

Die Tagsatzung schwankte höchst unsicher zwischen radicalen und gemäßigten Maßregeln, da ihre Gesandten, in der Mehrzahl temporisirend, gleichwohl auf der einen Seite durch den Trotz der Aristokraten und auf der andern durch den Ungestüm der Radicalen beständig aufgereizt wurden. Hier wollte Basel kein Haar breit nachgeben, dort verlangten die politischen Volksvereine, man solle noch viel weiter gehen, als man schon gegangen, und nicht nur die einzelnen Kantone, sondern die ganze Bundesverfassung umgestalten. Von so ganz entgegengesetzten Forderungen und Interessen gedrängt, wagte die Tagsatzung nicht, sich zu entscheiden, und überließ das Staatsschiff den hin und her wogenden Wellen der Parteien, und gerade die, welche an der alten lockern Föderativverfassung hingen, lieferten wider Willen den Beweis, daß sie nichts tauge, weil bei ihr keine Einheit und Kraft möglich war.

Nachdem die Tagsatzung Basel bedroht hatte, die Landschaft von der Stadt zu trennen, wenn die letztere ihren Beschlüssen nicht Folge leiste, erklärte die Stadt Basel diese Trennung aus eigener Machtvollkommenheit, am 22 Februar 1832. In Folge dessen constituirte sich am 18 März auch die Regierung der Landschaft Basel in Liestal unter dem Vorsitze des bekannten Gutzwyler. Dieser Ungehorsam veranlaßte eine schleunige Zusammenberufung der Tagsatzung vom 12 bis 30 März, in der gegen diese eigenmächtige Trennung bloß protestirt wurde, ohne daß sonst irgend ein kräftiger Schritt gegen Basel gethan worden wäre.

Im April schrieb man aus Basel: „Die Stadt Basel ist von der sogenannten Vereinigung im Casino beherrscht, und die Beschlüsse der Räthe sind in dem entschiedensten Be-

bar-

harren auf dem nun einmal eingeſchlagenen verkehrten Wege ausgezeichnet conſequent zu nennen. Verfolgung aller ſogenannten Liberalen, ſchroffes Zurückweiſen aller eidgenöſſiſchen Vermittlung, und ſogar Erklärungen, daß nur Waffengewalt die Stadt zur Aufnahme von eidgenöſſiſchen Truppen zwingen werde, das ſind die Nachrichten, die man aus jener Stadt vernimmt! Gerüchte laſſen das Maaß der Thorheiten aller Art ſo überfließen, daß wir nicht wiederholen möchten, was über Beſtrebungen, Hülfe anderwärts zu ſuchen, auf Rechnung dieſer Stadt geſagt wird.“

Dagegen beſchuldigten die Stadt-Baſeler auch wieder die Geſandten der Tagſatzung, die als Vermittler zu ihnen geſandt wurden, Merk, Laharpe und Schnell, daß ſie mit der Landſchaft gegen die Stadt Partei machten. Dieſe feindſelige Stimmung führte wieder einen blutigen Exceß herbei. Die Stadt-Baſeler waren zornig, daß ihnen ſo wenig Landgemeinden treu blieben, da ſie bei der Trennung darauf gerechnet hatten, es würden viele Dörfer bei ihnen bleiben. „So wollte man es nicht gehen laſſen, ſondern ſann auf Rache. Man ſtellte zuerſt überall verſtärkte Landjägerpoſten auf, welche die Getrennten neckten, die Verdächtigen aufhielten und zurückwieſen. Die ſo ſchwer Beleidigten konnten ſich keine andere als Selbſthülfe verſchaffen. Alſo wurden die Landjäger vertrieben. Dieß wurde nun von Baſel aus als ſchreckliches Attentat den Schweizerkantonen verkündet. Nun entſtand das Gerücht von Bewaffnung der treuen Gemeinden durch die Stadtregierung. Die Landſchaft wurde aufmerkſam. Sie erinnerte ſich an den nächtlichen Ueberfall vom 21 Auguſt vorigen Jahrs, der den bekannten Mordnächten der Schweizergeſchichte zur Seite ſteht. Vom 4 auf den 5 April

Nachts kam ein fünfſpänniger Wagen als Kaufmannsgut nach Aeſch. Dieſer Wagen ſchien den getrennten Bewohnern von Aeſch verdächtig. Sie ſtellten eine Unterſuchung an, und fanden 250 Flinten, einige Fäßchen Pulver, Blei und 18,000 Patronen, die nach der Stadt-Baſeler Gemeinde Reigoldswyl beſtimmt waren, wo bereits der Statthalterverweſer Laroche nebſt einigen Getreuen aus der Stadt mit guten Worten und Verſprechungen die Leute gegen die Getrennten erhitzt hatte. Dieſer nächtliche Verſuch eines plötzlichen Ueberfalls mußte auch die Landgemeinden aufregen. Reigoldswyl liegt im weſtlichen Theile des Kantons, im öſtlichen liegt Gelterkinden. Da die erſte Sendung nach Reigoldswyl mißglückt war, wollte man offener nach Gelterkinden Truppen und Waffen ſenden. Man ſuchte bei den eidgenöſſiſchen Repräſentanten, welche im Kanton Baſel waren, um Ruhe und Ordnung zu handhaben, Erlaubniß nach. Dieſe ſchlugen ſie ab und legten Verwahrung ein. Nach den Aeußerungen der beiden Bürgermeiſter hätte man glauben ſollen, die Baſeler werden dieſe Verwahrung berückſichtigen. Aber dieß geſchah keineswegs. Ueber großherzoglich badiſchen und eidgenöſſiſch aargauiſchen Boden ſchickte die Stadt Baſel, mit Verletzung der Neutralität, 100 Mann Garniſonstruppen nach Gelterkinden. Die Baſeler behaupten mit Unrecht, ſie ſeyen unbewaffnet durchgezogen. Sie führten Waffen und Munition auf Wagen mit, und konnten ſich ſomit jeden Augenblick bewaffnen. Es war in der Nacht vom 1ten auf den 2ten, alſo nur 24 Stunden ſpäter als die Sendung nach Reigoldswyl. Deutet dieß nicht auf einen gleichzeitigen Angriff von zwei Seiten? Und läßt ſich eine ſolche Bewaffnung [illegible] Anweſenheit eidgenöſſiſcher Truppen rechtfertigen? Die

Stadttruppen kamen endlich nach Gelterkinden, aber ſchon beim Eintritte in den Kanton Baſel wurden ſie von Landleuten beunruhigt, ein Officier durch den Arm geſchoſſen, mehrere verwundet und gefangen genommen. Die Sturmglocken ertönten; man ſammelte ſich gegen die verhaßten „Todtenköpfler.“ Die Verwaltungscommiſſion der Landſchaft vermochte bei dem beſten Willen den Landſturm nicht zurückzuhalten; die 300 Mann eidgenöſſiſcher Truppen waren auch zu ſchwach dazu, und hatten vom Vororte den Befehl, ſich nicht zu ſehr zu expouiren, ſondern ſich an einen Nachbarkanton, der zum eidgenöſſiſchen Aufſehen aufgefordert war, anzulehnen. Am Abend des 6ten rückte der Landſturm, gegen 1000 Mann ſtark, heran. Das Gefecht begann. Die Garniſonstruppen, auf dem Kirchhofe aufgeſtellt, waren durch ihre Stellung im Vortheile. Die Nacht brach ein. Ein Fabrikgebäude, die Mühle und einige andere Häuſer gingen in Flammen auf. In der Nacht noch kam die Nachricht von der übeln Lage der Garniſonstruppen nach Baſel. Alles lechzte Rache; die Trommel wirbelte; man wollte ausziehen und das rebelliſche Liestal verbrennen. Aber der Ausfallsluſtigen waren zur Ehre der Stadt nicht mehr ſo viele, und der Landſturm ſchwärmte auch vor der Stadt unter Blaarers Anführung, um einen allfälligen Ausfall zurückzuſchlagen. Ermit begnügte man ſich, einige Bomben nach Binningen zu ſchicken, um zu einem Thore hinaus, zum andern hinein zu marſchiren. Am 7ten Morgens verſuchten die eidgenöſſiſchen Repräſentanten einen Waffenſtillſtand zu vermitteln. Die Garniſonstruppen waren bereit abzuziehen; das Landvolk, im Gefühle der Ueberlegenheit des Sieges, forderte ihre Entwaffnung. Die Garniſonstruppen erſchracken und

begaben ſich auf die Flucht. So endete die ſo übel angelegte als ausgeführte Expedition der Stadt Baſel nach dem Dorfe Gelterkinden am 7 April des Jahres 1832."

Am 4 Mai nahm die Landſchaft Baſel ihre neue Verfaſſung an, und am 9ten wurde eine außerordentliche Tagſatzung abermals eröffnet. Vorher ging eine Anrede des Präſidenten, in welcher er im Weſentlichen ſagte: „er habe bei der letzten außerordentlichen Tagſatzung gebeten, nicht auseinander zu gehen, bis die Angelegenheiten des Kantons Baſel geordnet ſeyen. Allein ſeine Stimme ſey fruchtlos verhallt. Die Boten der Kantone ſeyen unverrichteter Sache, und zwar — er verhehle es nicht — zum Aerger der ganzen Nation, auseinander gegangen. Bürgerkrieg flamme auf, und den Bundestruppen ſey der Eintritt in eine Bundesſtadt verſagt." Am 11 Mai wurden die Geſandtſchaften aufgefordert, ihre Inſtructionen in Beziehung auf die Angelegenheiten des Kantons Baſel im Allgemeinen zu eröffnen. „Es ergab ſich, daß die Zahl der Garantiſten auf fünf heruntergeſchmolzen war, nämlich Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und das Fürſtenthum Neuenburg. Wenn die Macht dieſer fünf kleinen Kantone ihrem Ingrimme gleich käme, die Stadt Baſel hätte längſt triumphirt, und die Landſchaft wäre unterdrückt. Für Trennung ſprachen ſich aus: Zürich, Bern, Glarus, Freiburg, Schaffhauſen, Appenzell, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Waadt, Genf und Luzern. Solothurn würde eine Trennung nur zugeben, wenn zum voraus mittelſt Beſchluß der Tagſatzung feſtgeſetzt würde, daß im Falle die Wiedervereinigung nicht auf dem Wege der Vermittlung erzielt werden könne, dieſelbe durch einen Spruch der Tagſatzung erfolgen müſſe. Graubündten war noch ohne

Instruction, Tessin und Zug abwesend. Für Trennung also spricht sich die Mehrheit aus, und die Stände, welche dafür stimmen, werden sich über die abweichenden Ansichten hinsichtlich der Art und Weise der Trennung wohl vereinigen."

Am 12ten wurde beschlossen: 1) die dermalen abgelöst=ten Gemeinden des Kantons Basel werden für einstweilen und bis auf weitere Verfügung unter eidgenössischen Schutz und Oberverwaltung gestellt. 2) Die dortigen Behörden und Beamten sind der Eidgenossenschaft für Handhabung der Ruhe und Ordnung verantwortlich. 3) Die Tagsatzung verordnet unbedingte Handhabung des Landfriedens im ganzen Kanton Basel, und wird die dazu erforderlichen Mittel be=schließen. 4) Die Tagsatzung ordnet eine allgemeine Ver=mittlung der streitenden Theile. — Zum Oberverwalter wurde Schultheiß Tscharner von Bern gewählt, gegen den die Radicalen eine wüthende Opposition erhoben, weil er als ein Freund des Alten und der Aristokratie galt. Die Ver=mittlungscommission, die in Zofingen niedergesetzt werden sollte, kam gar nicht zu Stande, weil die Stadt Basel sie mit Verachtung von der Hand wies. Auch Basel=Landschaft trotzte und behielt gegen den Tagsatzungsbeschluß die gefan=genen Städter zurück, weil die Tagsatzung in ihrer Mitte keinem Gesandten aus Liestal Platz geben wollte.

Am 2 Junius wurde die Tagsatzung, in diesem Jahre schon zum drittenmal, und dießmal ordentlicherweise, eröff=net. Basel ließ man einstweilen auf sich beruhen, aber ein noch weit wichtigerer Gegenstand nahm die ganze Aufmerk=samkeit der Gesandten in Anspruch, nämlich die von vielen Seiten her verlangte Bundesrevision.

Die politischen Vereine waren äußerst thätig, und con=

centrirten jetzt alle ihre Maschinen gegen die Bundesverfassung. Ihre Motive waren dabei: 1) das patriotische Ehrgefühl, die Besorgniß vor ausländischen Interventionen oder wenigstens Influenzen, die der Schweiz so lange gefährlich werden konnten, als die einzelnen Kantone kein engeres und kräftigeres Band umschloß, und 2) der Wunsch, auch die aristokratische Opposition im Innern im Schooß einer Centralregierung und durch die großen Mittel derselben zu erdrücken, was bei der bisherigen Föderation, in der jedes Glied des eidgenössischen Körpers (wie Basel) ungestraft der Gesammtheit trotzte, rein unmöglich war. Ueberhaupt aber ist es eine alte Erfahrung, die sich von der Zeit der griechischen Republiken bis auf die der südamericanischen immer bewährt hat, daß die zwei Systeme des Föderalismus und des Centralismus in einer beständigen Oscillation begriffen sind, daß da, wo eine starke Hand (wie die Bolivars) die heteroaenen Provinzen eng verbunden hat, dieselben sich zu lösen, daß aber umgekehrt da, wo sie aufs äußerste aufgelockert sind, sie sich gegen äußere und innere Feinde wieder fest zu vereinigen streben. Die radicalen Schweizer strebten daher nach einem republicanischen Centralismus aus dem nämlichen Grunde, aus welchem gleichzeitig die deutschen Fürsten sich zu einem engern monarchischen Centralismus bei Gelegenheit der berühmten Bundesbeschlüsse vom 28 Jun. vereinten.

Der Langenthaler Verein von 1830 bildete den Urstamm aller nachfolgenden radicalen Vereine in der Schweiz. Er nahm den Namen des schweizerischen Schutzvereins an und bildete untergeordnete Kantonalvereine. Der von Zürich constituirte sich am 26 Februar in Wassersdorf. Seine Statuten lauten: a) Aufnahmsbedingnisse für die

Zukunft ſind: die Eigenſchaft als Mitglied eines Bezirks- oder Zunft-Vereins; das angetretene zwanzigſte Jahr, und die Leiſtung eines jährlichen Beitrags von 1 Fr. (Ueber die Verwendung der eingegangenen Gelder verfügt das Comité, unter ſeiner Verantwortlichkeit gegen den engern Kantonalverein.) b) Der Kantonalverein betrachtet ſich als Glied des ſchweizeriſchen Schutzvereins, und ſchließt ſich in dieſer Beziehung an die Langenthaler Statuten an. c) Requiſite zur Aufnahme ſind ferner: Einſicht, Tadelloſigkeit und entſchiedene Liebe zur Volksfreiheit. d) Der engere Kantonalverein wählt aus ſeiner Mitte ein Comité von ſieben Perſonen zur Leitung der laufenden Geſchäfte und Vollziehung der Beſchlüſſe des engern und weitern Kantonalvereins. Dieſes Comité wird ſich ſofort mit dem geſchäftsleitenden ſchweizeriſchen Comité in Luzern in Verbindung ſetzen u. ſ. w. e) Der Zweck des Kantonalvereins wird derſelbe ſeyn, wie der des ſchweizeriſchen Schutzvereins, nämlich alle volksthümlichen Verfaſſungen in ihrem Beſtande zu ſchirmen; wo ſolche erſt in ihrem Entſtehen ſind, zu ihrem Gelingen möglichſt beizutragen; die Entſtehung jeder ariſtokratiſchen Gewalt zu hindern; geſetzliche Freiheit aufrecht zu erhalten, und eine zeitgemäße Bundesverfaſſung nach freien Grundſätzen vorzubereiten. f) Jenen Zweck wird er genau bei uns durchzuführen ſuchen und in dieſer Beziehung ſich durch den ganzen Kanton verzweigen, Bezirks- und Zunft-Vereine zu bilden ſuchen. g) Ausnahmsweiſe iſt der engere Kantonalverein oder das Comité in dringenden Fällen ermächtigt, ſchnelle Anordnungen zu treffen, und durch die Bezirks- und Zunft-Vereine vollziehen zu laſſen.

Welche Macht dieſer Verein durch ſeine Popularität beſaß, zeigte ſich bald. Am 8 März erhob ſich im großen Rathe von Zürich Widerſpruch gegen die übermächtigen Clubs, und die gemäßigte Partei verſuchte ein Verbot gegen ſie durchzuſetzen. Aber der große Rath entſchied ſich bei der Abſtimmung für die Clubs, und die Minorität, die Reſte der alten herrſchenden Stadtpartei, gaben ihre Entlaſſung ein, die beiden Bürgermeiſter Wyß und Muralt, die Räthe Rahn, Spöndli, Eſcher, Meier-Ulrich, Hirzel-Eſcher und Hottinger. Eine Folge davon war, daß die radicale Partei noch weiter ging, und unter Anderm am 10 April das alte berühmte Züricher Chorherrenſtift mit ſeinen Sinecuren aufhob.

Diejenigen Kantone, in denen die radicale Partei entſchieden das Uebergewicht hatte, verbanden ſich einſtweilen unter einander zu Schutz und Trutz. Man weiß nicht, ob ſie dazu durch die Gerüchte von einer ähnlichen, obwohl heimlichen, Verbindung zwiſchen Stadt-Baſel und den Urkantonen, ſo wie mit der geſtürzten Berner Ariſtokratie veranlaßt wurden, oder ob dieſes ariſtokratiſche Bündniß erſt eine Folge jenes demokratiſchen war. Am 17 März ſchloſſen ſieben Kantone, Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau folgendes Concordat: Art. 1. Indem die vorgenannten, dem gegenwärtigen Concordate beitretenden Stände ihre auf dem Grundſatze der Volksſouverainetät beruhenden, in das eidgenöſſiſche Archiv niedergelegten Verfaſſungen gegenſeitig gewährleiſten, verheißen ſie hiedurch ſowohl die dem Volke jedes Kantons nach ſeiner Verfaſſung zuſtehenden Rechte und Freiheiten, als die verfaſſungsgemäß aufgeſtellten Behörden jedes Kantons und

ihre verfassungsmäßigen Befugnisse aufrecht zu erhalten. Sie gewährleisten sich ferner, daß Aenderungen dieser Verfassungen einzig in der durch jede Verfassung selbst festgesetzten Weise vorgenommen werden können. Art. 2. Wenn in einem der beitretenden Kantone wegen Verfassungsverletzung Zerwürfnisse entstehen, welche die allgemeine Ruhe desselben gefährden, so üben nach fruchtlos versuchter Vermittlung die übrigen im Concordate begriffenen Kantone insgesammt das Schiedsrichteramt aus. Die Schiedsrichter haben streng nach dem Sinne der bestehenden Verfassung zu urtheilen, und können in derselben keinerlei Veränderungen vornehmen. Art. 3. Zur Bildung des Schiedsgerichts sendet jeder der beitretenden Stände (mit Ausschluß des selbst betheiligten Kantons) einen von seiner obersten Kantonsbehörde gewählten Schiedsrichter. Diese Schiedsrichter sind an keine Instruction gebunden. Art. 4. Der betheiligte Stand ist pflichtig, sich dem Spruche zu unterziehen, den die concordirenden Stände nöthigenfalls vollstrecken. Art. 5. Durch die verheißene Garantie anerkennen die beitretenden Stände ihr Recht und ihre Pflicht, einander Schutz und Schirm zu leisten, und, unter Anzeige an den Vorort, einander *selbst mit bewaffneter Macht* einzeln oder in Gemeinschaft zu Hülfe zu ziehen, um Ruhe, Ordnung und Verfassung, wo diese gefährdet seyn sollten, aufrecht zu erhalten. Art. 6. Gegenwärtiges Concordat wird mit ausdrücklichem Vorbehalte aller aus dem bestehenden Bundesvertrage hervorgehenden Rechte und Pflichten der beitretenden Kantone sowohl gegen gesammte Eidgenossenschaft, als gegen die einzelnen übrigen Stände abgeschlossen. *Sobald der Bundesvertrag der Eidgenossen revidirt und*

in demselben die angemessenen Bestimmungen über Umfang und Wirkung der Garantie der Verfassungen aufgenommen seyn werden, tritt dieses Concordat als erloschen außer Kraft und Wirksamkeit. Luzern, den 17 März 1832." Unterzeichnet von den Gesandtschaften der sieben obengenannten Kantone.

Sie führten für den Abschluß dieses Concordats folgende Gründe an: „Das Concordat sey eine politische Nothwendigkeit; außerordentliche Zeitumstände erfordern auch außerordentliche Maßregeln. Der Bundesvertrag genüge dem Bedürfnisse der Gegenwart nicht, er sey zum Theil factisch schon aufgelöst. Das Volk der neu constituirten Kantone sehne sich nach einem kräftigern Verbande; dieser Stimmung müssen die Regierungen Meister zu bleiben suchen. Durch das Concordat erlange man wenigstens für die nächste Zeit die beabsichtigte Beruhigung, und gewinne die erforderliche Muße zur Bearbeitung eines neuen Bundesvertrags, welcher, bei der gegenwärtigen Abneigung mehrerer Stände, einzig durch solche separate Verbindungen zu Stande kommen könne."

Auf der andern Seite betrachtete man dieses Concordat als verfassungswidrig und unheilvoll, weil es nun auch die anders gesinnten Kantone zu einem Gegenbunde veranlaßte.

Wirklich traten bereits am 2 Mai Schwyz, Uri und Unterwalden in Altdorf zu einer Conferenz zusammen. Dagegen war am 23 Mai zu Richterschweil eine Versammlung der verschiedenen Kantonalvereine unter dem Vorsitze von den Bürgermeistern Hirzel und Heß, Eduard Sulzer und Ulrich von Zürich, Kasimir Pfyffer und Troxler von Luzern, Tanner und Zschokke von Aarau, Bornhauser aus dem Thurgau.

Schon im April ging von diesem Schutzverein ein neuer Bundesverfassungsentwurf aus, dessen Zweck die größere Centralisirung war, daher vor allen Dingen darin bestimmt war, daß die Tagsatzungsgesandten nicht mehr von den Instructionen ihrer besondern Regierungen abhängen sollten, und daß kein Kanton für sich Bündnisse schließen dürfe. Die Grundsätze dieses Entwurfs wurden allgemein verbreitet, in Adressen an die Regierungen gebracht, durch Volksversammlungen unterstützt, und gingen so zum Theil in die Instructionen der Tagsatzungsgesandten über. Die Radicalsten meinten sogar, die Tagsatzung sey incompetent, nur das Volk selbst könne sich eine neue Bundesverfassung geben, und namentlich der berühmte Philosoph Troxler drang auf die Wahl eines allgemeinen schweizerischen Verfassungsrathes, von dem die neue Constitution der Eidgenossenschaft ausgehen sollte. Diese Ansicht drang aber nicht durch, und alle Blicke wandten sich nach der Tagsatzung.

Der Züricher Kantonalverein richtete eine Adresse an die Tagsatzung, worin es hieß: „Das fremde Gesetz, das unter dem Namen von Kantonalverfassungen durch auswärtige Gewalt den einzelnen Völkerschaften der Schweiz aufgedrungen wurde, ist überall vor der freien Bewegung der Geister gefallen; überall haben volksthümliche, auf den Grundsatz der Rechtsgültigkeit erbaute Verfassungen sich gebildet, aber noch fehlt uns ein umfassender Nationalverband, und ohne ihn ist unser Volk gelähmt in sich selbst, und in der Reihe der Nationen eine Null. Es war eine schöne und große Zeit, wo das Schweizervolk eine solche Nationalexistenz feierte; eine Zeit, wo die Fürsten Europa's mit Ehrfurcht auf die Alpen blickten, ein Volk, dessen Er-

innerungen noch jetzt den Eidgenossen wie den Fremdling mit Liebe und Bewunderung erfüllt. Aber mit dem Augenblick, wo die alte eidgenössische Freiheit, auf Rechtsgleichheit gegründet, unterging, und die Städte ihre Factionen, ihre drückende Herrschaft erhoben, lös'ten die Glieder sich ab vom Ganzen und erstrebten in verblendender Eigensucht ihre kleinlichen Zwecke und ihr abgesondertes Wohl. Jahrhunderte lang schlich unsere Geschichte in dem Geleise der Unmacht dahin — ein Gespenst der frühern Jahrhunderte der Thaten. Und als, am Ende des letzten Säculums, die Hochgewitter der Völkerwelt ausbrachen, da war kein Schirm und kein Hort — es war kein vereinter Nationalwille, kein schweizerischer Bund, kein schweizerisches Vaterland da. Zwecklos verhauchten die edelsten Opfer ihr Leben in die Wüste der Zeiten; zwecklos starben unsere Tapfern an den Stiegen der Throne; zwecklos gingen die Helden am Rothenthurm, an der Schindellegi und in den Ruinen von Unterwalden ins Grab, und zwecklos sanken unsere Söhne in den Eisfeldern Rußlands und in den gräuelhaften Kämpfen Spaniens. Mehr als Einmal nahte unserm Volke die Vernichtungsstunde; zwischen Abgründen wand sich der schwache Faden seines Lebens hin, und fast nur durch ein Wunder schien der ewige Schluß der Vorsehung das Daseyn des Schweizervolkes erhalten zu wollen, weil das Daseyn dieses Volkes ein Denkmal heldenmüthiger, gegen alle Waffen irdischer Gewalt siegreicher Behauptung der höchsten Wahrheiten der Menschheit ist."

Am 2 Julius eröffnete Eduard Pfyffer die ordentliche Tagsatzung in Luzern mit folgender Rede, worin er die Ansicht der gemäßigten Majorität aussprach: „Nicht

von einer unbedingten Einheit kann und wird ja die Rede seyn. Diese verträgt sich weder mit unsern Verhältnissen, noch mit unsern Gewohnheiten, noch selbst mit den Wünschen der weitaus größern Mehrheit unserer Nation. Die Souveränetät der einzelnen Kantone muß jederzeit das vorherrschende Princip bleiben. Nur eine engere Verbindung aller Kräfte zur Vertheidigung unserer Freiheit und unseres Vaterlandes, eine leichtere, weniger gelähmte Bewegung der Bundesbehörden inner den Schranken des ihnen angewiesenen Wirkungskreises, die Wegräumung einer Nationalität im Wege liegender Hindernisse, sind einzig das, was bei einer diesfallsigen Verbesserung angestrebt werden soll. Ungestört muß jedem Kanton überlassen bleiben, auch künftig seinen Haushalt zu ordnen, und nach eigener Ueberzeugung einzurichten. Das Hirtenvolk in den Bergkantonen mag fernerhin Befreiung von allen Abgaben höher achten, als das gänzliche Entbehren anderswo geschätzter, gemeinnütziger Einrichtungen, während der Schweizer an der Limmat und der Aar keine Anstrengung scheut, um auf der Stufe der Civilisation nicht hinter andern uns umgebenden Völkern zurückzubleiben. Die Urner und Unterwaldner mögen fernerhin sich glücklich fühlen, bei althergebrachten, einfachen Formen und Gesetzen, Europa ein originelles Bild einer aus den patriarchalischen Zeiten der Vergangenheit herrührenden Gesetzgebung darbietend, während der tiefsinnige Genfer und der aufgeklärte Waadtländer durch eine ausgebildete Gesetzgebung und durch Erörterung der subtilsten legislativen Fragen die Aufmerksamkeit der vorzüglichsten europäischen Publicisten auf sich ziehen. Wir

können ungeachtet aller dieſer Abweichungen in den innern Einrichtungen der einzelnen Theile, ungeachtet aller dieſer Eigenthümlichkeiten, ein Volk ſeyn, wenn nur in Hinſicht der höhern Intereſſen ein ſtraffers Band uns insgeſammt umſchlingt."

Dieſe Rede entſprach nicht ganz den Erwartungen des zahlreich in dieſen Tagen zu Luzern zu einem bis zum 7 Julius die ganze Woche hindurch dauernden Feſt verſammelten Volks. Gleichwohl mußte die Tagſatzung ſich dem ſo laut ausgeſprochenen Volkswunſche fügen und die Reviſionsfrage vornehmen. Allein die Gemäßigten ſorgten dafür, daß die Entſcheidung vertagt wurde.

Am 17 Julius wurde eine Tagſatzungs-Commiſſion zur Abfaſſung eines neuen Bundesverfaſſungs-Entwurfs niederſetzt. Sie beſtand aus den Herren: 1) von Luzern: Eduard Pfyffer; 2) von Zürich: Hirzel; 3) von Bern: von Tavel; 4) von Uri: Zgraggen; 5) von Glarus: Heer; 6) von Zug: Sidler; 7) von Freiburg; Schaller; 8) von Solothurn: Munzinger; 9) von St. Gallen: Baumgartner; 10) von Graubündten: v. Planta; 11) von Schaffhauſen: v. Meyenburg; 12) von Aargau: Dr. Tanner; 13) von Genf: Prof. Roſſi; 14) von Neuenburg: v. Chambrier, und 15) von Waadt: Prof. Monard. — Uri, Unterwalden, Teſſin, Wallis, Glarus und Appenzell-Inner-Rhoden, waren die einzigen, die nicht in die Reviſion eintreten wollten; Zug und Neuenburg wollten nur ad referendum eintreten. Die Abgeordneten von Schwyz fehlten. An den Commiſſionswahlen nahmen keinen Antheil: Uri und Unterwalden (die ſich überhaupt verwahrten gegen jede Reviſion) ferner Teſſin, Appenzell und Glarus. Alle Tagſatzungsgeſandten begaben ſich am 12 Au-

uſt von Luzern nach dem benachbarten Grütli, um hier bei inem frohen Feſte den alten Schwur der Eidgenoſſen zu rneuern. Die Uruer, Schwyzer, Unterwaldner aber waren nit dieſem Feſte, das vorzüglich im Sinne der radicalen oder nitariſten-Partei gefeiert wurde, wenig zufrieden, und ielten ſich ferne. Daher ſprach Sidler von Zug: „O möch- en die Urkantone, die uns einſt die Freiheit geſtiftet, erken- en, daß ſie in unſern Tagen ohne die Mitwirkung ihrer Miteidgenoſſen nichts vermögen, und daß ihr Heil und ihre Rettung nur in engerer Verbrüderung ſteht mit den Eid- enoſſen."

Bald darauf wurde eine große ariſtokratiſche Ver- chwörung zu Bern entdeckt. Die demokratiſche Regie- ung wurde noch vor dem Ausbruche davon unterrichtet und etzte am 29 Auguſt Belohnungen für die Entdeckung aller Mit- erſchworenen aus. Man erfuhr ſodann: „Die jungen Brauſe- öpfe unter den Patriciern beſorgten Anwerbungen auf dem ande. In der Stadt wurden Waffenſammlungen gemacht. Im Hotel von Erlach wurde in der Nacht vom 31 Aug. bis 1 Septbr. ein Quantum von 36,000 Patronen entdeckt, und dieſe Entdeckung an dieſem Orte iſt um ſo bedeutender, als derſelbe der Verſammlungsort aller Patricier ſeit langem war, und die Mitwiſſenſchaft am ganzen Complotte auch ſelbſt der ehemaligen erſten Staatsmänner nun kaum mehr bezweifelt werden darf. Das Patriciat hat ſich eine Grube gegraben, aus welcher es ſelbſt von den Karliſten ſchwerlich mehr wird errettet werden können. Allgemein wird ver- breitet, dieſe franzöſiſche Ultrapartei habe bei allem thätig mitgeholfen, und man nennt beſonders einen ehemaligen Geſandtſchaftsſecretär als das Haupt der Umtriebe. Zu-

gleich vernahm man, der Sitz der Verschwörung sey in der Umgegend von Thun, wohin vor kurzem ein bedeutendes Quantum Pulver, angeblich zum Steinsprengen, versandt worden sey. Zwei Bürger von Thun, Advocat Hürner und Engemann, seyen in der Nacht vom 29 auf den 30 verhaftet, und in Kutschen nach Bern gebracht worden. Einige junge Patricier, Hauptmann von Lentulus, Major Fischer von Eichberg und Hr. v. Werdt von Loffen, hätten sich entfernt; nach Eichberg, dem Landsitze Fischers, in der Richtung von Thun, sey eine Compagnie Scharfschützen mit 2 Kanonen gesandt worden. Am 31. dauerten die Verhaftungen fort. Unter den dadurch Betroffenen nennt man nun auch einen gewesenen Officier in französischen Diensten, Wyttenbach, und Wyß, Zollverwalter zu Gümminen. Auch in Spiez und Frutigen sollen Verhaftungen statt gefunden, und der Chevalier d'Horrer den Befehl erhalten haben, binnen 14 Tagen die Stadt Bern zu verlassen. Der Regierungsstatthalter von Bern ist unausgesetzt mit Verhören beschäftigt. — Die Verschwörung wurde dadurch entdeckt, daß ehemalige Soldaten von französischem und niederländischem Dienste mit dem Handgelde prahlten und zechten, womit sie für die Verschwörung waren gewonnen worden."

Das ganze alte Patriciat scheint mehr oder weniger dabei compromittirt gewesen zu seyn, denn seine aus der Staatsregierung gedrängten, aber in der Stadtbehörde noch vorherrschenden Häupter fanden für nöthig, folgenden die ganze Contrerevolution vortrefflich charakterisirenden Brief an die Regierung zu schreiben: „Hochgeehrter Herr Regierungsstatthalter! Die unterzeichneten Mitglieder der Special-Commission des Stadtraths von Bern fühlen sich bewogen,

in

in Bezug auf die bei der gestern Abends stattgehabten Untersuchung des Stadtraths-Hauses gefundene Munition Wohldenselben die nachstehende Erklärung einzureichen. Nachdem der Tit. Regierungsrath die Aufhebung des Bürgercorps und die Rückforderung der Waffen von den Mitgliedern desselben definitiv beschlossen hatte, hielt es die Commission den Umständen durchaus angemessen, die Errichtung eines neuen Bürgercorps einzuleiten, indem in so bewegten Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, es für Jedermann beruhigend seyn müsse, wenn eine angemessene Anzahl redlicher Einwohner gehörig organisirt und bewaffnet seyn würde, um im Nothfalle Ordnung zu handhaben, und Person und Eigenthum zu schützen. Deßwegen wurde beschlossen, eine Anzahl Gewehre und die erforderliche Munition anzukaufen, und nachdem es geschehen, unter Anzeige der Sache an die betreffenden Regierungsbehörden, zur Organisation der Bürgerwache zu schreiten. Die Munition wurde sofort angekauft; der Ankauf der Gewehre hingegen verzögerte sich, bis das neue Gesetz gegen den Hochverrath erschien, und nun wurde die Herbeischaffung von Waffen gänzlich unterlassen. Die Unterzeichneten betheuern bei ihrem Ehrenworte die reine Wahrheit der obigen Erklärung, und ebenso bezeugen sie daher auch, daß die ganze Angelegenheit mit den Ereignissen der letzten Tage auch nicht in dem entferntesten Zusammenhange steht. Mit schuldiger Hochachtung verharren. Bern den 1 Septbr. 1832. (Sig.) Fischer der ehemalige Schultheiß. Jenner, Alt-Säckelmeister. König, Spitalverwalter. Hahn, gew. Oberstlieut. C. L. Tscharner. B. v. Diesbach, Alt-Rathsherr. Doctor Lutz." — Diese sieben Herren wurden sogleich verhaftet. Die eigentlichen militärischen Chefs

der Verschwörung und insbesondere der Major Fischer, ein ausgezeichneter Schützenoffizier, der feurigste unter den Patriciern, ferner die Herrn v. Lentulus und v. Werdt, entkamen. Dagegen verhaftete man jetzt auch die ältern Patricier Altsäckelmeister v. Muralt, Oberst v. Erlach und Herrn v. Büren. Man schrieb: „Viele Namen sind übrigens durch diese ganze Geschichte compromittirt worden, und wenn man nicht noch ganze Classen von Personen, wie z. B. das Patriciat und die Berner Bürger, so wie auch einen Theil des diplomatischen Corps, dem fortdauernden Mißtrauen und der Verleumdung preisgeben will, so ist die Bekanntmachung aller und jeder Indicien und Depositionen nach geschlossener Untersuchung unentbehrlich, indem auf solche Weise allein auch die leisesten Zweifel schwinden, und zugleich dem Publicum die nothwendige Garantie gegeben wird, daß auch nicht von Seite der Behörden die Wahrheit zu verschleiern versucht worden sey, denn sonst könnte gerade im letztern Falle die Regierung eben so viel und noch mehr an dem wohlverdienten Zutrauen verlieren, welches ihr die große Mehrheit aller Bürger zugewandt hatte. Auch die Regierung des benachbarten Neuenburg ist höchlich dabei interessirt, indem jene Munition aus ihren Pulvermühlen abgeliefert wurde, und der fortdauernde Aufenthalt gewisser Personen in jenem Kantone leicht ein falsches Licht auf die Gesinnungen der Nachbarn werfen könnte."

Die Untersuchung wurde sehr geheim geführt. Man erfuhr nichts Näheres. Die Herren von Erlach und Büren wurden schon früher, die Herren Diesbach, Jenner, König, Hahn, Fuß am 8 Dechr. wieder frei.

Diese Verschwörung goß Oel in das Feuer der Volks-

verſammlungen. Am 2 September führte Trorler den Vorſitz in einer Verſammlung der Ausſchüſſe, welche die politiſchen Kantonalvereine nach Baden im Aargau geſchickt hatten. Hier wurde eine Proteſtation beſchloſſen, worin erklärt wurde, daß nicht die Tagſatzung, ſondern nur ein vom Volke ſelbſt unmittelbar gewählter Verfaſſungsrath das Recht habe, die Bundesverfaſſung zu ändern. Die Unitarier waren aufs höchſte erbittert, weil ſie wohl wußten, daß in der Tagſatzung die gemäßigte Partei vorherrſche, welche niemals eine im Sinne des Centralismus redigirte Bundesverfaſſung zu Stande bringen, ſondern nur temporiſiren würde. Bei der Mittagstafel zerſchlug Profeſſor Aebi von Luzern eine Zuckerpyramide, an der die 22 Wappen der Kantone angebracht waren. „So, rief er, möge das elende Machwerk, die Bundesverfaſſung von 1814, zerſtört werden“

Sey es aus Beſorgniß wegen der Berner Verſchwörung, bei der militäriſche Werbungen vorgekommen waren; ſey es, um die Radicalen ſelbſt durch das Waffengeraſſel der Gemäßigten zu ſchrecken, genug, am 10 September verfügte die Tagſatzung eine Reviſion und Mobilmachung der eidgenöſſiſchen Contingente, eine Maßregel, die im Ausland unnöthigen Verdacht erregte. Sie ging ganz ruhig vorüber.

Am 2 October fand abermals eine große Verſammlung der Schutzvereins-Ausſchüſſe im Bade Schinznach ſtatt. Dießmal präſidirte ſtatt Trorler Herr Kaſimir Pfyffer, und Trorlers Idee eines Verfaſſungsrathes wurde aufs neue ſiegreich bekämpft. Man beſchloß, der Tagſatzung nicht zu trotzen, ſondern ihren Bundesverfaſſungsentwurf abzuwarten. Die Unitarier, unzufrieden über dieſe Mäßigung, richteten ſofort ihre Aufmerkſamkeit auf die Schützengeſell-

ſchaft, die ſie gern als ein Heer im Heere, oder als eine radicale bewaffnete Macht in ihrem Sinne conſtituirt hätten. Am 14 October verſammelten ſich die Schützen in Knutwyl, und es ward beſchloſſen: „1) Der einzige Zweck der Organiſation der Scharfſchützen iſt, ſich jedem fremden Einfalle entgegenzuſetzen, in einem Augenblicke, da die Tagſatzung noch nicht Zeit gehabt hätte, das Heer zu verſammeln. 2) Die innere Politik ſoll dieſer Organiſation völlig fremd bleiben. 3) In die Organiſation des eidgenöſſiſchen Heeres, der beiden Contingente ſowohl als der Landwehr, ſoll nicht eingegriffen werden. 4) Der Dienſt dieſer Freiſchaaren hört auf, ſobald eidgenöſſiſche Truppen anlangen, doch können ſie unter dem Kommando des Oberbefehlshabers der Armee ihren Dienſt fortſetzen, wenn ſie hiefür in Anſpruch genommen werden. 5) Der Entwurf wird der Tagſatzung oder dem Vororte zur Genehmigung vorgelegt. Die Schützen vertheilten ſich in fünf Diviſionen: 1) Graubündten, St. Gallen, Appenzell, 2) Thurgau, Schaffhauſen, Zürich, Aargau; 3) Baſel, Solothurn, Neuenburg; 4) Waadt, Freiburg, Wallis, Genf; 5) Teſſin; 6) die innern Kantone. Jede Diviſion zerfällt in Kreiſe. Jeder Kreis liefert drei Scharfſchützencompagnien zu 100 Mann, die ſich in 10 Sectionen zu 10 Mann theilen. Jede Section wählt ihren Chef, zehn Chefs wählen einen Hauptmann, die Hauptleute einen Kreishauptmann, dieſe einen Diviſionschef, und dieſe endlich den Oberanführer, der eidgenöſſiſcher Oberſt ſeyn muß. Das Ganze ſteht unter der Leitung eines Central-Comite's, welches drei Verwaltungen bildet: 1) für die Finanzen, 2) für Lebensmittel und Munition, 3) für die Beaufſichtigung der Gränzen. Jeder Schütze muß mit einer Büchſe mit Bajonnet verſehen ſeyn,

und Lebensmittel für vier Tage mit ſich führen. Das Erſcheinen eines Feindes auf ſchweizeriſchem Gebiete wäre das Zeichen zum Aufbruche.“

Die Tagſatzung, die erſt am 9 October auseinander ging, beſchäftigte ſich ferner mit Baſel. Da die Trennung zwiſchen Stadt und Land bereits erfolgt und beiden Theilen recht war, ſo hielt es die Tagſatzung für das rathſamſte, ſie zu ſanctioniren. Nachdem dieß vorläufig am 14 Junius geſchehen, und die nähern Beſtimmungen einer Commiſſion überwieſen worden, wurde deren Bericht am 14 September zum Beſchluſſe erhoben. Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis und Neufchatel proteſtirten. Bei den Debatten hatte früher ſchon Profeſſor Roſſi von Genf gäußert: „Bedenken wir die Schwierigkeiten aller Ausſcheidungen zwiſchen zwei erbitterten Theilen. Ablöſungen von Provinzen in großen Staaten ſind möglich, weil man da im Großen ſchneidet; und doch haben wir Beiſpiele, daß Ausſchidungen und Liquidationen von ſolchen Trennungen Jahre lang dauerten. Und wir ſollen nun in einem ohnehin kleinen Ländchen eine ſolche Ausſcheidung treffen, zwiſchen zwei Theilen, die ſich um Schillinge ſtreiten werden? Und dann die Macht der Tagſatzung, die in der Sache handeln ſoll! — Wie wichtig iſt Baſel als Gränzkanton! Welche Gefahr luft die Eidgenoſſenſchaft, wenn ein Stand, der ſeine Bundespflichten bis dahin rühmlich erfüllt hat, in zwei Hälften getheilt wird, deren eine vielleicht bald außer Stande ſeyn wird, den ökonomiſchen Forderungen des Bundes Genüge zu leiſten! In der Tagſatzung erhalten wir noch zwei halbe Stimmen, deren eine ſo oft Nein ſagen wird, als die an-

dere Ja ſagt; und damit wollen wir in die Tagſatzung mehr Kraft, mehr Uebereinſtimmung bringen?"

Die Proteſtation der Urkantone enthielt Beleidigungen, indem ſie die Tagſatzung einer offenbaren Rechtsverletzung gegen Baſel und einer eidgenöſſiſchen Verfaſſungsverletzung beſchuldigte. Die Geſandten der zum Concordate vereinigten Kantone vertheidigten dagegen den Tagſatzungsbeſchluß in einer ſtaatsrechtlichen Erörterung, worin wiederum bittere Aeußerungen gegen die Urkantone fielen.

Der Tagſatzungsbeſchluß befahl zugleich allen noch unentſchiedenen Gemeinden Baſels, ſich jetzt definitiv zu erklären, ob ſie zur Stadt oder Landſchaft gehören wollten. Von zwölf Gemeinden entſchieden ſich acht für die Landſchaft. Da nun die Stadt ſich in ihren Hoffnungen auch dießmal wieder getäuſcht und faſt alle Gemeinden zur Regierung in Lieſtal halten ſah, ſo bereute ſie ihren voreiligen Trennungsbeſchluß vom 22 Februar, hob denſelben am 20 October auf, beſchloß eine kräftige Abwehr der Landſchaft von den noch unter ihrer Verwaltung ſtehenden Gemeinden und eine *nähere Verbindung mit den proteſtirenden Ständen*, indem ſie ſelbſt gegen den Tagſatzungsbeſchluß wiederholt feierlich proteſtirte. Am 14 November traten die ſechs proteſtirenden Kantone *Baſel, Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis* und *Neufchatel* zu *Sarnen* öffentlich in ein Bündniß zuſammen, welches ſie dem Concordat der andern Partei entgegenſtellten.

Am 22 November ſollte eine neue Volksverſammlung zu Uſter bei Zürich ſtatt finden. In der Nacht benutzte der Pöbel dieſe Gelegenheit, die Maſchinen einer Baumwoll-

ſpinnerei in Brand zu ſtecken, worüber alle Parteien gleich entrüſtet waren.

Die von der Tagſatzung niedergeſetzte Commiſſion hatte indeß raſtlos gearbeitet, und war mit ihrem neuen Verfaſſungs-Entwurf am 15 December fertig. Er bildete, wie zu erwarten war, ein Juſtemilieu zwiſchen der alten beſtehenden Bundesverfaſſung und dem Entwurfe, der von dem Schutzvereine ausgegangen war. „Das Recht des Krieges und Friedens, der Eingehung von Bündniſſen und Staatsverträgen mit dem Auslande, worunter auch Zoll- und Handelsverträge begriffen ſind, ſteht dem Bunde ausſchließlich zu. Anderweitige Verträge mit dem Auslande ſind den Kantonen geſtattet; ſie dürfen aber nichts den Rechten des Bundes oder einzelner Kantone Widerſprechendes enthalten, und ſind zu dieſem Ende, vor erfolgter Ratification, der Bundesbehörde vorzulegen. Oberſte Bundesbehörde iſt die Tagſatzung, beſtehend aus zwei Abgeordneten jedes Kantons, präſidirt durch den Landammann der Schweiz. Die Kantone haben gleiches Stimmrecht. Die Tagſatzung verſammelt ſich ordentlicherweiſe jährlich am erſten Montage im Heumonate, außerordentlich auf den Ruf des Bundesrathes, oder auf Begehren von fünf Kantonen. Kein Kanton darf ſich der Theilnahme an einer Tagſatzung entziehen. Die Verhandlungen ſind öffentlich. — Die Berathungsgegenſtände der Tagſatzung zerfallen hinſichtlich der Art, ſie zu behandeln, in drei Abtheilungen. In die erſte Abtheilung gehören: Bündniſſe und Verträge über politiſche Gegenſtände mit dem Auslande; Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſe; Anerkennung auswärtiger Staaten und Regierungen, be-

waffnete Dazwischenkunft in einem Kantone ohne dessen Begehren; Schlußnahmen über die Competenz der Tagsatzung, wo diese in Zweifel gezogen wird, und Erläuterung der Bundes-Urkunde; Revision der Mannschafts- und Geld-Contingente, Revision des Bundesvertrags. In die zweite Abtheilung fallen: alle übrigen Verträge mit dem Auslande; die Gewährleistung der Kantonsverfassungen; die zur Ausführung der Bundes-Urkunde erforderlichen Bundesgesetze; die Errichtung und Aufhebung bleibender Beamtungen des Bundes im Innern und diplomatischer Agentschaften im Auslande; der Nachlaß von Interventionskosten. Alle übrigen Geschäfte bilden die dritte Abtheilung. — Ueber die Gegenstände der ersten Abtheilung sind die Kantone verpflichtet, ihren Abgeordneten bestimmte Instructionen oder Vollmachten zu ertheilen. Für jeden Kanton rathschlagt und stimmt nur Ein Abgeordneter. Die halben Stimmen eines getheilten Kantons werden nur gezählt, wenn sie übereinstimmen. Zwölf Stimmen bilden die verpflichtende Mehrheit. Kommt eine solche wegen Abwesenheit oder Unterlassung der Stimmgebung u. s. f. nicht zu Stande, wohl aber eine absolute Mehrheit unter den Stimmenden, so wird der dießfällige Beschluß gleich einem Gegenstande der zweiten Abtheilung, der Sanction der Kantone unterworfen. An der Berathung und Abstimmung über die Gegenstände der zweiten Abtheilung nehmen sämmtliche Abgeordnete nach eigener Ueberzeugung Theil. Die Mehrheit der Stimmenden entscheidet. Der Beschluß unterliegt aber der Sanction der Kantone, und tritt erst durch die Genehmigung von zwölf Kantonen in Kraft. Die Kantone haben binnen sechs Monaten die einfache Annahme oder Verwer-

fung auszusprechen. In dringenden Fällen darf die Tagsatzung den Termin abkürzen. Die Kantone, welche nicht innerhalb der festgesetzten Frist die Verwerfung aussprechen, zählen zu den annehmenden. Die Gegenstände der dritten Abtheilung berathen und entscheiden sämmtliche Abgeordnete nach eigener Ueberzeugung. Die Mehrheit der Stimmenden entscheidet vollgültig. Die Abgeordneten leisten einen Eid auf treue Handhabung der Bundes-Urkunde. Ihren Cantonen sind sie einzig für Befolgung der Instructionen verantwortlich." Diese künstliche Verfügung widersprach am meisten den Absichten und dem Verfassungsentwurfe der Unitarier. Der Tagsatzung untergeordnet wurde ein Bundesrath von fünf Mitgliedern, als vollziehende Behörde, und ein Bundesgericht von acht Richtern. Das war der bloße Entwurf der Commission, der künftig erst von der Tagsatzung berathen werden sollte.

Noch bleibt uns aus diesem Jahre Weniges über die Vorkommnisse in einigen einzelnen Kantonen zu berichten übrig.

In Schwyz dauerte die Spannung zwischen den alten oder innern und neuen oder äußern Gemeinden fort. Beide hielten abgesonderte Landsgemeinden. Anfangs hatte Altschwyz die äußern Bezirke unbillig gereizt, jetzt wollten wieder diese nicht nachgeben. Obgleich Altschwyz sich am 12 Januar zu Unterhandlungen bereit erklärt hatte, beschlossen doch die äußern Bezirke in einer großen Volksversammlung zu Kloster Einsiedlen, sich von Altschwyz zu trennen, wie die Landschaft von der Stadt Basel, am 15 April, und schon am 6 Mai hatten sie eine neue Verfassung fertig. Die

Tagsatzung erkannte sie jedoch noch nicht an, sondern suchte, obwohl vergeblich, fortwährend zu vermitteln.

In Neufchatel blieb die Reaction in vollem Gange. Am 3 Januar wurden Bourquin, Cugnier, zwei Renards, Mouron und Vorteur, und am 18 noch sechs weitere in contumaciam zum Tode verurtheilt. Auch war stark davon die Rede, das preußische Fürstenthum Neufchatel ganz von der Schweiz zu trennen. Die Schweizer Patrioten waren sehr dafür. Ein Blatt, der Eidgenosse, äußerte sich: „Ein recht kluger Gedanke scheint sich der Neuenburger zu bemächtigen, nämlich sich von der Schweiz loszutrennen. Wenn sie doch nur je eher je lieber diesen Vorsatz ins Werk setzen. Neuenburg war immer eine schlimme Zugabe für die Schweiz. In wahren Freistaaten darf niemand eine Würde oder ein Amt von einer auswärtigen Macht annehmen, wofern er nicht sein Bürgerrecht aufgeben will, und hier soll ein ganzes einem fremden Monarchen angehöriges Fürstenthum Mitglied der schweizerischen Eidgenossenschaft seyn. Gesetzt, der deutsche Bund, dessen Mitglied auch der König von Preußen ist, und der schweizerische Bund geriethen in einen Krieg, welches zwar keine Wahrscheinlichkeit hat, aber doch eine Möglichkeit wäre, für wen sollte das kleine Neuenburg sich erklären: für seinen allergnädigsten König und Herrn, oder für seine lieben Eidgenossen? Es war der Beitritt des Fürstenthums Neuenburg eine bloße Lockspeise, wodurch man sich von Seite der Monarchen einen immerwährenden Zugang zu den schweizerischen Staatsgeheimnissen sichern wollte, und beinebens suchte man durch die Verbindung dieses so heterogenen Bestandtheils mit der Schweiz das ohnehin sehr lose

Band noch etwas loser zu machen. Für den geringen Gewinn, den das kleine Neuenburg den Eidgenossen an materieller Stärke gewährt, verlieren sie, wegen der Verschiedenartigkeit der Regierungsformen und der Interessen dieses Ländchens desto mehr an moralischer Stärke." Die herrschende Partei in Neufchatel selbst äußerte unverhohlen ihren Wunsch, aus der Eidgenossenschaft zu treten, und prunkte mit dem außerordentlichen Ehrenzeichen, welches der König von Preußen unterm 18 Januar 1832 den Vertheidigern der Stabilität in Neufchatel decretirt hatte. Allein der Vorort Luzern legte eine Verwahrung gegen jeden Trennungsversuch ein, und auch die Tagsatzung sprach sich im Anfang des April keineswegs für die Trennung, sondern nur für eine Revision und Richtigstellung der Verhältnisse zwischen Neufchatel und der Eidgenossenschaft aus. Die trennungslustigen Neufchateller wandten sich an den König von Preußen, um durch ihn die Trennung durchzusetzen; allein auch er lehnte eine so auffallende Maßregel ab.

Im Kanton Freiburg empörte sich am 26 März die Gemeinde Domdidier, indem sie einen ihr obliegenden Straßenbau nicht übernehmen wollte. Die Sache hatte weiter keine Folgen.

Der Kanton Appenzell Außer-Rhoden gab den übrigen kleinen Kantonen ein gutes Beispiel, indem er am 8 Mai die freie Niederlassung jedes Eidgenossen in seinem Gebiet gestattete. Bisher galt in den kleinen Kantonen überall das strengste Ausschließungssystem.

In Schaffhausen erhob sich am 26 Julius ein unbedeutender Tumult von Schiffern, die auf die neue Dampf-

schifffahrt auf dem Bodensee eifersüchtig waren und das Dampfschiff Helvetia insultirten.

Zu Genf ereignete sich im Anfang des August der sonderbare Fall, daß sich das Gras auf dem Kirchhofe von selbst entzündete und die Gräber brannten. Man mußte das um sich greifende Feuer mit Spritzen löschen.

Ein Genfer Blatt schilderte die Parteien in der Schweiz am Schlusse des Jahres also: „Die Parteien haben sich jetzt gegenseitig bestimmt ausgeschieden. Die radicale Partei hat sich getrennt von der liberalen. Das unterscheidende Merkmal der erstern ist ihr Begehren eines eidgenössischen Verfassungsrathes, auch nachdem die Tagsatzung die Bundesrevision beschlossen. Diese Partei hat überall den Kürzern gezogen. Die Staatsmänner haben sich von ihr abgewandt, die Masse des Volkes ist ihnen gefolgt. So beschränkt sich diese Partei der äußersten Bewegung auf eine geringe Zahl. Erblickt sie auch fähige Köpfe in ihren Reihen, so spielt sie doch nicht den Meister im Lande. Die liberale Partei ist die in der Schweiz herrschende. Sie will Verbesserung der Bundeseinrichtungen, aber nur durch die Tagsatzung. Dieß ihr unterscheidendes Merkmal. Ihr gehört die große Mehrheit des Volkes in den neu constituirten Kantonen an; eben so in den Kantonen, die, ohne eine Revolution bestanden zu haben, dem Systeme des Fortschreitens und einer geregelten Freiheit huldigen. — Die Partei des Widerstandes theilt sich gleichfalls in zwei Schattirungen. Die Einen wollen überall nichts Neues; alles Neue ist eben darum, weil es neu ist, in ihren Augen gefährlich und verwerflich. Sie

wollen gegen den Strom ſchwimmen. Dieſe kann nur die Zeit heilen. Die Andern leiſten Widerſtand, weil ihnen derſelbe durch die Zeitumſtände geboten ſcheint. Sie begreifen die Forderungen der Zeit. Aber der revolutionäre Geiſt hat ſie erſchreckt, die gemachten Erfahrungen haben ſie entmuthigt und mit Mißtrauen erfüllt."

XI.

Deutſchland.

1.

Der deutſche Bund.

Die beiden deutſchen Großmächte, Oeſterreich und Preußen, waren bei allen diplomatiſchen Verhandlungen in Betreff der ägyptiſchen, griechiſchen, polniſchen, belgiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Frage thätig, und ſecundirten dabei der ruſſiſchen Politik gegenüber der engliſch-franzöſiſchen, indem ſie die Intereſſen dergeſtalt den Principien unterordneten, daß ſelbſt die natürliche Rivalität zwiſchen Rußland und Oeſterreich in Bezug auf den Orient dem engen politiſchen Bündniſſe der nordiſchen Mächte für das Princip des Abſolutismus keinen Eintrag that. Außer dieſem gemeinſchaftlichen diplomatiſchen Wirkungskreiſe beſchäftigte ſich Oeſterreich insbeſondere noch, wie wir geſehen haben, mit Italien, und Preußen mit Neufchatel.

Der deutſche Bund, als ſolcher, hatte ſich ſeit der Julirevolution faſt ganz paſſiv verhalten, und ſogar die vom Volke erzwungene Abſetzung des Herzogs Karl von Braun-

ſchweig ſanctionirt. Erſt im Spätherbſte 1831, unmittelbar nach dem Falle Warſchau's, begann er ſtrenge Maßregeln gegen die deutſche Oppoſition, und dehnte dieſelben im Jahre 1832 noch weiter aus. Sodann unterhandelte er in Betreff Luxemburgs, um deſſen Beſitz Holland und Belgien fortwährend ſtritten, ohne daß es zu einer Entſcheidung gekommen wäre, wie in der Geſchichte der Niederlande ſchon erzählt iſt.

Deutſchland, ſeit der Reformation ſtets dem Impulſe von außen folgend, und durch ſeine innere Zerriſſenheit aller Kraft und Idee entbehrend, auf das Ausland einzuwirken, führte im ſiebzehnten Jahrhunderte den Deſpotismus Ludwigs XIV an faſt allen ſeinen Höfen ein, folgte dann im achtzehnten eben ſo der philoſophiſchen und phyſiokratiſchen Richtung Frankreichs, ließ ſich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von demſelben Frankreich die kriegeriſche Furie einjagen und das übertriebene Militärſyſtem aufbürden, folgte dann ſeit 1813 zur Abwechſelung dem ruſſiſchen Anſtoß, und verhielt ſich noch 1830 ſo zu Frankreich, daß es unmöglich von deſſen Juliusrevolution unberührt bleiben konnte.

Die deutſche Oppoſition, die ſich in Folge der Juliusrevolution bildete, war jedoch keineswegs Ausfluß einer franzöſiſchen Propaganda. Dann hätte der Aufſchwung des engliſchen Volkes, durch welches Wellington geſtürzt wurde, auch der Propaganda zugeſchrieben werden müſſen. Auch hatte die deutſche Oppoſition durchaus den revolutionären und kriegeriſchen Charakter nicht, wie die gleichzeitig entſtandenen Oppoſitionen in Belgien, Polen, Italien, Spanien, ſondern mehr den friedlichen, geſetzlichen, reformatori-

ſchen Charakter der engliſchen Oppoſition. Zweierlei revolutionäre Erſcheinungen bot ſie allerdings dar: die Pöbelaufläufe in Sachſen, den Schloßbrand in Braunſchweig, die Zerſtörung der Mauthen in Heſſen und einige ähnliche, verhältnißmäßig kleine und durchaus vereinzelte Exceſſe einerſeits, und die Studentenverſchwörungen, Hambacherreden und einige Umwälzungsſchriften andererſeits; allein dieſe Vorkommniſſe, die hier als Verbrechen, dort als Narrheit erſchienen, waren natürliche und nothwendige Folgen der deutſchen Zuſtände. Die Pöbelaufläufe erklären ſich hinlänglich aus dem Benehmen eines Herzogs Karl, einer Gräfin Reichenbach ꝛc., und aus der Volksdemoraliſirung, die durch das Mauthſyſtem herbeigeführt worden war. Die Schwindeleien der Studenten aber und der Gemüthspolitiker ſind Nachwehen der im Jahre 1813 ſanctionirten patriotiſchen Schwärmerei, und daß einige dieſer Exaltirten ſich nach ihrer Verbannung aus Deutſchland an die franzöſiſchen Propagandiſten und an andere Schwärmer für allgemeines Völkerglück angeſchloſſen haben, iſt bekannt. Alle dieſe vereinzelten Erſcheinungen haben indeß auf die Maſſe der deutſchen Nation ſelbſt in den conſtitutionellen Ländern keinen Eindruck gemacht. In der Maſſe und ihren Repräſentanten, in den Volkskammern, regte ſich der Geiſt der Oppoſition nur in den Schranken des Geſetzes, und legte nur Bitten und Wünſche zu den Füßen der kleinen deutſchen Throne nieder. Wurden hin und wieder einige heftige Reden gewechſelt, ſo blieb es doch dabei, und die Kammern nahmen faſt durchgängig ihre Anträge, wenn ſie nicht gleich Eingang fanden, zurück, oder begnügten ſich, ſie mit einer Proteſtation fallen zu laſſen. Keine deutſche Kammer hat irgend

etwas

etwas Entſcheidendes durchgeſetzt, und das Volk blieb ganz ruhig.

Nachdem der deutſche Bund nach dem Falle von Warſchau zuerſt im October 1831 die Adreſſen, die von deutſchen Bürgern unmittelbar an ihn gerichtet wurden, und im November das in Straßburg erſcheinende zügelloſe Blatt „das conſtitutionelle Deutſchland" verboten hatte, fuhr er im Jahre 1832 fort die ultraliberalen Blätter, eines nach dem andern, zu verbieten. Dieß Loos traf am 2 März die berüchtigt gewordene „Tribune," die von Dr. Wirth redigirt wurde, und in glänzender Sprache, mit bisher unerhörter Kühnheit, neben allgemeiner Freiheit vorzüglich die Einheit Deutſchlands (gegen das franzöſiſche Intereſſe) verfocht; ferner den „Weſtboten," ebenfalls in Rheinbayern von Dr. Siebenpfeiffer, eben ſo kühn, aber mehr in franzöſiſchem Geiſte redigirt, und die „Zeitſchwingen."

Die Exaltirten in Rheinbayern ſtifteten nun einen Verein für Preßfreiheit, unter Vorſitz der Herren Schüler, Savoie und Geib, und da gerade der Jahrestag der bayeriſchen Verfaſſung in dieſe Periode fiel, ſo gab dieß Veranlaſſung zu dem bekannten Feſte der Exaltirten auf dem Schloſſe Hambach. Die wilden Reden, die man dort hielt, und die, wi edas ganze Feſt ſelbſt, von der bayer. Regierung nicht verhindert oder geſtört wurden, hatten zwar einen andern Zweck, aber doch keine andern Folgen, als die bald darauf publicirten, obwohl ſchon früher gefaßten Bundesbeſchlüſſe zu motiviren.

Oeffentliches Protokoll der 22ſten Sitzung der deutſchen Bundesverſammlung. Geſchehen

Frankfurt, den 28 Junius 1832. Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im deutschen Bunde. Präsidium: Zeitumstände und Verhältnisse, welche zum Theil außer der Einwirkung der deutschen Regierungen lagen, haben dermalen einen Zustand der Dinge in Deutschland herbeigeführt, welcher die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers um so lebhafter in Anspruch nehmen mußte, je wohlwollender und aufrichtiger die Theilnahme ist, mit welcher das Schicksal sämmtlicher im Bunde vereinten Staaten zu umfassen, Se. Majestät sich zur theuersten Aufgabe machen. So lange sich die Stimmung der Gemüther auf jene aus der Natur der Dinge hervorgehende Aufregung beschränkte, welche große und unerwartete Ereignisse in den Nachbarstaaten stets zur unmittelbaren Folge haben, glaubten Se. Majestät Sich mit Vertrauen der Hoffnung hingeben zu können, daß der krankhafte Zustand der öffentlichen Meinung dem Einflusse weichen werde, welchen die Erfahrungen der Zeit und das Uebergewicht der ruhigen und wohlgesinnten Mehrheit auf eine Nation auszuüben berufen waren, welche durch edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihre Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig geblieben ist. Als sich aber in mehreren Gegenden Deutschlands die Gährung bis zu einem Grade steigerte, welcher nicht bloß die innere Ruhe und Sicherheit der einzelnen Staaten, sondern die Existenz des ganzen Bundes bedrohte, mußten bei der unvermeidlichen permanenten Berührung der deutschen Staaten unter einander, bei der über ganz Deutschland ergossenen Fluth revolutionärer Zeit- und sonstiger Schriften, bei dem,

ſelbſt in den ſtändiſchen Kammern laut gewordenen Mißbrauche der Rede, bei der täglichen Bearbeitung einer engegeſchloſſenen, heute am hellen Lichte ungeſcheut wirkenden Propaganda, und bei den täglichen Beweiſen fruchtloſen Einwirkens einzelner Regierungen, Se. kaiſerl. Majeſtät bald zu der betrübenden Ueberzeugung gelangen, daß die Revolution in Deutſchland mit ſtarken Schritten ihrer Reife entgegen gehe, und daß es nur noch der fernern Duldung des Uebels von Seiten des Bundes bedürfe, um ſie zum thätlichen Ausbruche zu bringen. Sobald dieſer Stand der Dinge Sr. Majeſtät klar vor Augen lag, ſchwankten Allerhöchſtdieſelben auch keinen Augenblick über das, was die durch die Bundesacte ſanctionirte Stellung des Kaiſerhofes im deutſchen Bunde demſelben als dringende Pflicht darſtellte. Der Kaiſer wandte Sich vor allem vertrauensvoll an Se. Majeſtät den König von Preußen, um zuerſt mit dieſem erhabenen Bundesgenoſſen und erleuchteten Freunde den Zuſtand Deutſchlands in Erwägung zu ziehen, und ſodann im Vereine mit Sr. königl. Majeſtät und mit den übrigen deutſchen Regierungen die Mittel gründlich zu berathen, deren Anwendung die Ereigniſſe der Zeit gebieteriſch erheiſchen. In Folge dieſer vorhergegangenen, vom Geiſte der Erhaltung des geſetzlich und völkerrechtlich Beſtehenden und vom pflichtmäßigen Gefühle der Fürſorge für das Wohl der Ihnen anvertrauten Völkerſchaften geleiteten, wechſelſeitigen freimüthigen Rückſprache ſämmtlicher Bundesglieder finden ſich die Geſandten von

Oeſterreich und Preußen zu folgender Eröffnung an die Bundesverſammlung beauftragt: Se. Majeſtät der

Kaiſer von Oeſterreich und Se. Majeſtät der König von Preußen haben Ihre Verpflichtung erkannt, von den Gefahren, mit welchen die innere Ruhe Deutſchlands bedroht iſt, Sich ein treues Bild zu entwerfen, und Sich die Frage zu ſtellen, welches die Aufgabe und der Beruf des deutſchen Bundesvereins und ſeiner Mitglieder ſey, damit den beſtehenden Uebeln abgeholfen und die geſetzliche Ordnung und Ruhe in Deutſchland geſichert werden könne. Beide Höfe ſind hierbei zu der vollen Ueberzeugung gelangt, daß die Bekämpfung jenes nur allzu notoriſchen Uebels, und die davon abhängige Herſtellung der Ruhe in Deutſchland, nur durch feſte und kräftige Anwendung der Mittel, welche die Verfaſſung des deutſchen Bundes dafür gewährt, von den deutſchen Fürſten zu bewirken ſey. Der deutſche Bund iſt zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutſchlands gegründet worden. Hat derſelbe den einen ſeiner Zwecke — Erhaltung der innern Sicherheit — nach der bisherigen Erfahrung ſo weit verfehlt, daß die vorwaltende Aufregung der Gemüther und der krankhafte Zuſtand der öffentlichen Meinung eine ſo drohende Geſtalt, wie die Gegenwart ſich zeigt, anzunehmen vermochten, ſo können die Mängel und Unvollkommenheiten, denen ſolches zuzuſchreiben iſt, entweder in der Geſetzgebung des Bundes, oder in deren Anwendung und Ausführung geſucht werden. Bis zur Abfaſſung der Wiener Schlußacte fehlte es allerdings dem Bunde an denjenigen organiſchen Geſetzen, wie ſie eine beſtimmte und klare Entwickelung ſeiner politiſchen Wirkſamkeit bedurfte. Durch die Wiener Schlußacte wurde jedoch dieſe Lücke ſo weit ausgefüllt, als die Natur des Bundes es geſtattete, ſollte dieſe ſelbſt nicht in ihrem innerſten Weſen verän-

dert werden. Namentlich enthält ſie für die Erhaltung der innern Sicherheit der deutſchen Staaten Verabredungen, die, ſoweit es auf Grundſätze ankommt, auch für das Bedürfniß der jetzigen Zeit noch als angemeſſen und ausreichend angeſehen werden müſſen. Während die Schlußacte des Jahres 1820 einerſeits die Ausführung des 13 Art. der Bundesacte, nach einer angemeſſenen und beruhigenden Auslegung ſichert, und durch Zulaſſung von Beſchwerden über verweigerte Rechtshülfe (Art. 29) dem Mißbrauche der Gewalt der Regierungen nach Möglichkeit vorbeugt, tritt ſie auf der andern Seite allen demokratiſchen Anmaßungen gegen dieſe Gewalt entſchieden entgegen, indem ſie beſtimmt (Art. 57), daß die geſammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben, und der Souverän durch eine landſtändiſche Verfaſſung nur in der Ausübung beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne; indem ſie ferner (Art. 26) dem Bunde die Pflicht auferlegt, wo in einem Bundesſtaate durch Widerſetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe unmittelbar gefährdet, eine Verbreitung aufrühreriſcher Bewegungen zu fürchten, oder ein wirklicher Aufruhr zum Ausbruche gekommen iſt, die ſchleunigſte Hülfe zur Wiederherſtellung der Ordnung zu veranlaſſen, und ſogar zu dieſem Zwecke, nach Lage der Umſtände, einen unaufgerufenen Beiſtand des Bundes vorſchreibt. Dafür, daß dieſer Beiſtand des Bundes ſchnell geleiſtet werde, iſt endlich durch den, bei Gelegenheit der im Jahre 1830 in mehreren deutſchen Staaten ſtatt gehabten Unruhen, von der Bundesverſammlung in ihrer 34ſten Sitzung vom 21 October 1830 gefaßten Beſchluß geſorgt worden, indem darnach, bei dringender Gefahr, auf bloße Requi-

ſition der einen Bundesregierung an die andere, ohne vorgängige Anzeige, Berathung und Beſchlußnahme bei der Bundesverſammlung, die militäriſche Hülfsleiſtung gewährt werden ſoll. Hiernach iſt das zur Erhaltung der innern Sicherheit Deutſchlands geſtiftete Föderativband der deutſchen Staaten, den Grundgeſetzen des Bundes nach, enger und feſter, als es vielleicht in irgend einem Staatenbunde noch exiſtirt hat. Dieſe Thatſache macht auch bei dem jetzt einbrechenden Verderben, ſofern demſelben mit Erfolg geſteuert werden ſoll, jede Verabredung neuer Grundſätze oder neuer bundesgeſetzlicher Beſtimmungen eben ſo wenig nöthig, als von einer Veränderung der Grundverfaſſung des Bundes und ſeiner Geſetzgebung die Rede ſeyn kann. Es liegt daher keineswegs an einem Mangel oder einer Unvollkommenheit der vorhandenen Bundesgeſetzgebung, wenn in Deutſchland, nach den bedauernswerthen Erfahrungen der neuern Zeit, hier die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen, dort eine in das verfaſſungsmäßige Gewand ſtändiſcher Oppoſition gekleidete Anmaßung des demokratiſchen Geiſtes, im Bunde mit einer zügelloſen Preſſe — beides Symptome der zu bekämpfenden Grundübel — die Macht der Regierungen theils zu ſchwächen ſucht, theils aber wirklich ſchon geſchwächt und ihnen Zugeſtändniſſe von Rechten abgenöthigt hat, oder noch abzutrotzen droht, deren ſie ſich, ohne Gefahr für die Erhaltung öffentlicher Ordnung und eines geſicherten geſetzlichen Zuſtandes, im wohlverſtandenen Intereſſe ihrer Unterthanen, nicht entäußern können.

So viel nun insbeſondere I. die Stellung der ſtändiſchen Kammern betrifft, ſo ſind beide Höfe der An-

ſicht, daß, wie zweckmäßig und heilſam ſich auch eine angemeſſene Wirkſamkeit der Landſtände in den deutſchen Bundesſtaaten darſtellt, doch die Richtung des Geiſtes, welche man in neueſter Zeit dem Inſtitute der Landſtände zu geben verſucht habe, unverkennbar eine höchſt bedauerliche Erſcheinung ſey. Dieſelbe hat ſich auf eine zweifache Weiſe zu erkennen gegeben, je nachdem dabei das Verhältniß ihren Fürſten gegenüber, und das Verhältniß dem Bunde und der Bundesverſammlung gegenüber, in Betrachtung kam. A. Ihren Fürſten gegenüber wurden a) neue, mit dem monarchiſchen Principe und mit der Erhaltung der öffentlichen Ordnung unvereinbare Zugeſtändniſſe in Anſpruch genommen, und wohl auch b) für den Fall, wenn dieſe Zugeſtändniſſe nicht erfolgen, die Verwerfung der Budgets in Ausſicht geſtellt. B. Dem Bunde und der Bundesverſammlung gegenüber aber zeigte ſich nicht allein a) eine Neigung, ſich über die Bundesgeſetzgebung hinwegzuſetzen, ſondern es ſind ſogar b) in den ſtändiſchen Verſammlungen offene Angriffe auf den Bund und die Bundesverſammlung laut geworden. Die Bundesgeſetzgebung bietet den deutſchen Regierungen, zur Beſeitigung ähnlicher Erſcheinungen, die erforderlichen Mittel. ad A, a. Braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, daß den deutſchen Fürſten, in Beziehung auf Geſetzgebung, nach allen deutſchen Verfaſſungen die Initiative zuſteht, — daß daher von den Ständen neue Geſetze nicht anders als in Form von Petitionen in Antrag gebracht werden können, wobei es den Fürſten unbenommen bleibt, frei zu prüfen, ob ſie es ihrem Intereſſe und dem innig damit verbundenen Intereſſe des Landes, ſo wie ihren Verpflichtungen gegen den Bund für

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21458 / 077

gemäß halten, die Petition zu gewähren, im entgegengeſetzten Falle aber dieſelbe zu verwerfen. Ein vollgültiger Grund zur Verwerfung einer von den Ständen angebrachten Petition würde darin liegen, wenn der Fürſt das darin begehrte Zugeſtändniß in Folge jener Prüfung dem Grundſatze des Art. 57 der Wiener Schlußacte zuwiderlaufend fände. — Je beſtimmter deſſen Worte dahin lauten, daß die geſammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben *muß*, und daß der Souverän durch eine landſtändiſche Verfaſſung *nur in der Ausübung* beſtimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden *kann*; um ſo gewiſſer iſt ein deutſcher Bundesſouverän zur Verwerfung einer hiemit in Widerſpruch ſtehenden ſtändiſchen Petition nicht nur berechtigt, ſondern im Geſammtintereſſe des Bundes auch *verpflichtet*. ad A, b. Von der Benutzung dieſes Rechtes und der Erfüllung der zugleich damit verbundenen Pflicht, wird kein deutſcher Fürſt, bei dem Bewußtſeyn ſeiner Würde und ſeines hohen Berufes, durch eine Drohung mit der Verweigerung des Budgets ſich zurückhalten laſſen, da der Satz: „daß dem Souverän durch die Landſtände die „zur Führung einer zweckmäßig geordneten Regierung erfor„derlichen Mittel nie verweigert werden dürfen," in dem Sinne der oben angeführten Beſtimmung des Art. 57 der Schlußacte, ſo wie in der hieraus hervorgehenden Folgerung, welche der Art. 58 der Schlußacte ausſpricht, liegt. Sollten demnach ſtändiſche Verſammlungen ihre Stellung ſo weit verkennen, daß ſie an die Bewilligung der zur Führung einer wohlgeordneten Regierung erforderlichen Steuern, auf eine directe oder indirecte Weiſe, die Durchſetzung anderweiter Wünſche und Anträge anknüpfen wollten, ſo würden Fälle

dieſer Art zu denjenigen zu zählen ſeyn, auf welche die Artikel 25 und 26 der Wiener Schlußacte in Anwendung gebracht werden müßten. ad B, a. Belangend das Verhältniß der innern Geſetzgebung eines Landes zu der Bundesgeſetzgebung, ſo können die auf den bereits beſtehenden Beſchlüſſen des Bundes beruhenden Anſichten beider Höfe hierüber in folgende Sätze zuſammengefaßt werden: 1) Die innere Geſetzgebung der deutſchen Bundesſtaaten darf weder dem Zwecke des Bundes, wie ſolcher in der Bundesacte, Art. 2, und in der Wiener Schlußacte, Art. 1, ausgeſprochen iſt, noch den zur Erreichung deſſelben verabredeten organiſchen Einrichtungen (Art. 13 der Wiener Schlußacte, Nro. 2), noch auch den zur Entwicklung und Ausbildung der Bundesacte im Geiſte der letztern bereits gefaßten oder noch zu faſſenden Beſchlüſſe (Art. 4 der Wiener Schlußacte) irgend einen Eintrag thun. 2) Eben ſo wenig darf ſie der Erfüllung ſonſtiger bundesverfaſſungsmäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund, namentlich der dahin gehörigen Leiſtung von Geldbeiträgen, hinderlich werden (Art. 52 und 58 der Wiener Schlußacte). 3) Nicht den bei der innern Geſetzgebung eines Landes concurrirenden Behörden, namentlich nicht den ſtändiſchen Verſammlungen, gebührt es, über den Sinn der Bundesacte, ſo wie der darin enthaltenen Beſtimmungen, wenn Zweifel darüber obwalten, eine Auslegung zu geben. Hiezu berechtigt und berufen iſt allein der deutſche Bund ſelbſt, welcher dieſes Recht durch ſein Organ, die Bundesverſammlung, ausübt (Art. 17 der Wiener Schlußacte). 4) Damit dieſe Gerechtſame des Bundes, wie ſolche in dem Vorſtehenden unter 1, 2 und 3 aufgeführt ſind, gegen die Eingriffe der ſtändiſchen Kammern, nicht allein von den eigenen Regierungen derſel-

ben, ſondern auch direct von Seite des Bundes, gehörig gewahrt und geſchützt werden mögen, wäre von der Bundesverſammlung eigens für dieſen Zweck eine Commiſſion niederzuſetzen, welche ſich vereinigt und in Thätigkeit tritt, ſo oft in einem Bundesſtaate eine Verſammlung der Stände ſtatt findet, um den Verhandlungen der letztern aus obengedachtem Geſichtspunkte eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit zu widmen, und wo ſie einen Verſuch zur Ueberſchreitung der Bundesgeſetzgebung wahrnimmt, der Bundesverſammlung davon, zur weitern, der Lage der Umſtände und der Stellung des Bundes angemeſſenen Veranlaſſung Anzeige zu machen. Die ad B, b erwähnten Angriffe auf den Bund und die Bundesverſammlung werden nicht wieder vorkommen, wenn die deutſchen Staaten, wie ſie es ihrem Bundesverhältniſſe ſchuldig ſind, ſich gegen einander anheiſchig machen, ſolche nicht zu dulden, und zur Steuerung derſelben, jeder nach Maßgabe ſeiner innern Landesverfaſſung, die angemeſſenen Anordnungen zu erlaſſen, wobei die Analogie von der Behandlung ähnlicher Ausfälle gegen den Landesherrn ſelbſt, oder die landesherrliche Regierung, und im Ganzen ähnlicher Verunglimpfungen des einen oder des andern, zu Grunde gelegt werden können. Eine Verpflichtung hiezu folgt zum Theil ſchon daraus, daß, nach Art. 59 der Wiener Schlußacte, da, wo Oeffentlichkeit der landſtändiſchen Verhaandlungen durch die Verfaſſung geſtattet iſt, die Gränzen der freien Aeußerung weder bei den Verhandlungen ſelbſt, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck, auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesſtaats oder des geſammten Deutſchlands gefährdende Weiſe überſchritten, und dafür durch die Geſchäftsordnung geſorgt werden ſoll. — Auch in Hinſicht ſolcher Angriffe auf

den Bund könnte die nach B. 4 in Vorſchlag gebrachte Commiſſion mit einer Controle beauftragt werden. Dieſe Vorſchläge, in Verbindung mit dem Anſpruche auf gewiſſenhafte, einſichtsvolle und kräftige Erfüllung der Verpflichtungen gegen den Bund, bilden die Grundlage der Anſichten, welche die Höfe von Oeſterreich und Preußen zur Bekämpfung der obenbezeichneten bedenklichen Erſcheinungen in den ſtändiſchen Kammern ihren Mitverbündeten an das Herz legen.

Die Geſandten von Oeſterreich und Preußen ſind ſonach beauftragt, darauf anzutragen, daß nachſtehende ſechs Artikel in einen förmlichen Bundesbeſchluß verwandelt werden: (Folgen dann die ſechs Artikel, wie ſie unten bei der Beſchlußfaſſung wieder aufgeführt ſind). II. In Beziehung auf die beiſpielloſen Mißbräuche der periodiſch politiſchen Preſſe hat die Bundesverſammlung — von der Verpflichtung durchdrungen, für die Erhaltung der innern Ruhe, Sicherheit und Würde des Bundes alle in der Bundesverfaſſung liegenden Mittel und Kräfte aufzubieten — ſämmtliche Regierungen bereits mit Beſchluß vom 10 Mai d. J. (§. 134) auf die Gefahren aufmerkſam gemacht, welche der Geſammtheit drohen, wenn den Bundesbeſchlüſſen in Preßangelegenheiten nicht der genaueſte Vollzug von Seite der Regierungen zu Theil wird; es hat dieſelbe ferner unterm 26 April d. J. (§. 118) eine Commiſſion aus ihrer Mitte gewählt, welche ſich mit der im Art. 18 der Bundesacte wegen gleichförmiger Verfügungen hinſichtlich der Preſſe enthaltenen Verabredung unverzüglich zu beſchäftigen haben wird, und es iſt von dem thätigen und einſichtsvollen Eifer dieſer Commiſſion zu erwarten, daß dieſelbe die ihr über-

tragene Aufgabe auf eine Art lösen werde, welche — ohne die Thätigkeit nützlicher und achtungswerther Schriftsteller zu hemmen, oder den natürlichen Fortschritten des menschlichen Geistes Fesseln anzulegen — die wilden Ausschweifungen einer alle Begriffe verwirrenden, nur auf Erschütterung und Umwälzung des Bestehenden gerichteten, und das Höchste wie das Heiligste lästernden Preßfrechheit in die gehörigen Schranken zu weisen geeignet ist. Daß bis zu dem Zeitpunkte, in welchem sich die Regierungen durch einen bundesverfassungsmäßigen Beschluß hierüber geeiniget haben werden, das provisorische Gesetz vom 20 September 1819 für den gesammten Bund verbindlich sey, und daß sonach dessen Bestimmungen im Interesse der öffentlichen Ruhe und im Sinne der wechselseitig übernommenen Verpflichtung von allen Regierungen vom Bunde gewissenhaft zu handhaben seyen, ist eine Ueberzeugung, welche die Höfe von Oesterreich und Preußen nicht nur wiederholt auszusprechen sich veranlaßt finden müssen, sondern es werden sich dieselben auch verpflichtet halten, so weit es in ihren Kräften steht, gemeinschaftlich mit ihren Bundesgenossen, auf deren übereinstimmende Gesinnung sie eben so viel Werth legen, als sie zuversichtlich dieselbe voraussetzen, dahin einzuwirken, daß diesem Gesetze allenthalben und ohne irgend eine Ausnahme Befolgung zu Theil werde. Ist nun hiernach die Bundesversammlung in den Stand gesetzt, die Gerechtsame des Bundes gegen die Eingriffe der ständischen Kammern und gegen den Mißbrauch der Presse zu handhaben; übt sie diese Handhabung, wie es sich gebührt, und werden die Beschlüsse mit Ernst und Nachdruck vollzogen; gelingt es endlich den vereinten Bemühungen der Fürsten, bei der Bundesversamm-

lung gemeinnützige, ganz Deutschland interessirende Anordnungen, so weit sie sich dafür eignen, mit Erfolg in Berathung zu ziehen, wozu die Höfe von Oesterreich und Preußen insbesondere durch ihre Gesandtschaften am Bundestage wirken zu wollen sich feierlichst verpflichten: so darf man sich der Erwartung hingeben, daß die in das allgemeine Wohl thätig eingreifende Wirksamkeit des Bundes und dessen Autorität erkannt und geachtet werden, und daß die öffentliche Meinung aus ihrer jetzigen Befangenheit in sophistischen Irrlehren zu einem für Wahrheit, Recht und Ordnung empfänglichen Sinne wieder zurückkehren werde. Sollte aber diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen; sollte die innere Ruhe und Ordnung in Deutschland fortan gefährdet erscheinen, und die Autorität der zum Schutze dieser höchsten Güter gefaßten bundesverfassungsmäßigen Beschlüsse verkannt werden: so sind Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen — im Gefühle der von eigener Erhaltung unzertrennlichen Sorge für das Schicksal der im Bunde vereinten Staaten, in gerechter Würdigung der Gefahr, das ganze gesellschaftliche System von Europa durch gesetzlose Willkür zertrümmert zu sehen, und in getreuer Erfüllung der ihnen obliegenden Verpflichtung gegen den Bund und gegen dessen einzelne Glieder — fest entschlossen, zur Aufrechthaltung und Durchführung der Bundesverfassung, ihrer wichtigen Zwecke und der darauf gegründeten oder noch zu gründenden Beschlüsse der Bundesversammlung, endlich zur Zurückweisung der Angriffe gegen den Bund und dessen Glieder, von welcher Seite sie auch kommen mögen, auf jedesmaliges Anrufen der Gesammtheit oder eines Bundesgliedes, von allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln

Gebrauch zu machen, damit den Beſchlüſſen des Bundes diejenige pünktliche und genaue Befolgung geſichert ſey, welche allein für die Ruhe des gemeinſamen Vaterlandes Bürgſchaft zu bieten vermag. — Von dieſer Beſtrebung geleitet, haben beide Höfe zugleich diejenigen militäriſchen Maßregeln bereits getroffen, und an ihre beiderſeitigen Geſandten am Bundestage diejenigen ausgedehnten Vollmachten ertheilt, welche dazu geeignet ſind, dem Bundestage zu verbürgen, daß auf die erſte Aufforderung deſſelben die militäriſche Hülfe zur Aufrechthaltung ſeines Anſehens und zur Durchführung ſeiner Beſchlüſſe mit möglichſter Beſchleunigung zur Stelle geſchafft werde. Indem die Höfe von Oeſterreich und Preußen dieſe ihren Bundespflichten entſprechende Erklärung geben, halten ſich dieſelben überzeugt von der gleichmäßigen Bereitwilligkeit aller ihrer Mitverbündeten, im erforderlichen Falle in derſelben föderativen Weiſe wirkſam zu ſeyn.

Bayern. Se. Maj. der König von Bayern finden bei den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen der ſo ſehr überhand genommenen Aufregung, und den Gefahren, welche bei den weitverzweigten gemeinſamen Bemühungen der Feinde der geſetzlichen Ordnung unverkennbar ſind, ein kräftiges und vertrauungsvolles Zuſammenwirken der Bundesglieder, in Folge der bereits beſtehenden und in der Bundes- und Schluß-Acte enthaltenen Beſtimmungen, vollkommen angemeſſen. Allerhöchſtdieſelben treten daher den von dem kaiſerlich öſterreichiſchen und dem königlich preußiſchen Hofe zu dieſem Zwecke in Antrag gebrachten ſechs Propoſitionen, jedoch in der Art bei, daß die nach dem Art. IV zu errichtende

Bundestagscommiſſion vor der Hand auf ſechs Jahre ernannt werde, und man nach Verlauf dieſer Zeit die Fortdauer dieſer Commiſſion weiterer Vereinigung vorbehalte. Der Geſandte iſt zugleich angewieſen, in Anſehung der Faſſung des Art. IV zu bemerken, daß man bayeriſcherſeits anſtatt der Stelle: „um in den einzelnen Bundesſtaaten die Handhabung der zwiſchen den Regierungen und ihren Ständen beſtehenden verfaſſungsmäßigen Verhältniſſe zu erleichtern," vorziehen würde, zu ſetzen: „um den Regierungen die Handhabung ihrer verfaſſungsmäßigen Rechte zu erleichtern," da man ſich überzeugt hält, daß dieſes die eigentliche Abſicht jener Stelle ſey, die keine Einmiſchung der Bundestagscommiſſion in die inneren Regierungsangelegenheiten veranlaſſen dürfe.

Königreich Sachſen. Die königl. ſächſiſche Regierung, die in dem verehrten Bundespräſidialvortrage ausgeſprochenen, ächt föderativen Abſichten anerkennend, nimmt um ſo weniger Anſtand, den auf Sicherſtellung des Bundes und Erhaltung ſeiner Würde gerichteten ſechs Propoſitionen beizutreten, als dieſelben in den beſtehenden Bundesgeſetzen und, ſo viel die IVte Propoſition insbeſondere anlangt, in der Geſchäftsordnung der Bundesverſammlung völlig gegründet ſind, und als dadurch die verfaſſungsmäßigen Rechte der Stände, und namentlich die den dieſſeitigen nach §. 97 der ſächſiſchen Verfaſſung zuſtehende Befugniß, hinſichtlich des Ermeſſens, der Bewilligung und Aufbringung der zur innern Regierung für erforderlich zu achtenden Mittel nicht beſchränkt, auch die Erſchöpfung aller verfaſſungsmäßigen Einigungsmittel dabei überall vorausgeſetzt wird. Der Ge-

ſandte findet ſich demnach ermächtigt, jene Zuſtimmung von Seite ſeiner höchſten Regierung hiemit zu erklären.

Hannover. Se. Maj. der König von Großbritannien und Hannover erblicken in den ſo eben vernommenen Anträgen des k. k. öſtreichiſchen Präſidial- und des königl. preußiſchen Hofes einen erneuten, den höchſten Dank verdienenden Beweis der Sorgfalt, womit Allerhöchſtdieſelben unausgeſetzt darauf bedacht ſind, die für die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Sicherheit Deutſchlands in den jetzigen Zeiten zu ergreifenden Maßregeln zu ſichern, und haben daher die Geſandtſchaft beauftragt, jenen Anträgen, zumal ſie lediglich auf der beſtehenden Bundesverfaſſung beruhen, der durch dieſelbe beabſichtigte Zweck aber dazu geeignet iſt, eine der dringendſten Anforderungen der Zeitverhältniſſe an die deutſchen Regierungen zu erledigen, unbedingt beizutreten, und ſolche aus allen Kräften zu unterſtützen.

Würtemberg. Die königl. Geſandtſchaft iſt ermächtigt, den von dem k. k. öſterreichiſchen und königl. preußiſchen Hofe in Antrag gebrachten ſechs Artikeln mit der Bemerkung zu Artikel III beizutreten, daß zwar nach der würtembergiſchen Verfaſſung, in Anſehung der Wahl der Mittel zur Erfüllung bundesverfaſſungsmäßiger Verbindlichkeiten, eine Mitwirkung der Stände eintrete, hiedurch aber die Erfüllung ſelbſt nicht gehindert werde.

Baden. Die Geſandtſchaft iſt angewieſen, den Anträgen des k. k. öſterreichiſchen und königl. preußiſchen Hofes beizutreten.

Kur-

Kurheſſen. Der Geſandte iſt beauftragt worden, die Zuſtimmung ſeines höchſten Hofes zu den eben verleſenen ſechs Artikeln, jedoch mit dem Wunſche zu erklären, daß in dem dispoſitiven Theile des Artikels IV, zu Beſeitigung jedes möglichen Zweifels über den eigentlichen Sinn deſſelben, und zwar in der Stelle: „der Bundesverſammlung davon Anzeige zu thun," ſtatt des Wortes „davon" möge geſagt werden: „in allen in dieſem Artikel erwähnten Fällen."

Großherzogthum Heſſen. Die großherzogl. Geſandtſchaft iſt ermächtigt, die Zuſtimmung zu den ſechs Anträgen der Allerhöchſten Höfe von Oeſterreich und Preußen, unter dankbarer Anerkennung der dadurch von neuem bewährten Aufmerkſamkeit auf die wichtigſten Intereſſen des deutſchen Bundes, zu erklären.

Dänemark wegen Holſtein und Lauenburg. Se. Maj. der König, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß dem gegenwärtig in mehreren deutſchen Bundesſtaaten herrſchenden revolutionären Treiben durch unverweilte Entwicklung, durch ſachgemäße und thatſächliche Anwendung der Competenz des Bundes ein Ziel zu ſetzen ſey, erkennen mit größter Befriedigung in den Anträgen Sr. Maj. des Kaiſers von Oeſterreich und Sr. Maj. des Königs von Preußen eine Auffaſſung dieſer Aufgabe, welche deren Weisheit entſpricht, durch die Verfaſſung des deutſchen Bundes gerechtfertigt wird, und die Sicherſtellung ſeiner Zwecke verbürgt. Erhaltung der landſtändiſchen Wirkſamkeit innerhalb der durch die Grundgeſetze des Bundes vorgezeichneten Gränzen, und Verhinderung des Mißbrauchs der Preſſe durch eine

gemeinsame Gesetzgebung, sind die Mittel, welche zum Schutze und zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt mit unverrückter Consequenz anzuwenden sind. Alsdann wird das Bestehende vor jenen vermessenen Angriffen bewahrt seyn, welche in ihrer Richtung gegen die monarchische Ordnung die durch tiefere besonnene Erkenntniß gegründeten, durch Geschichte und Erfahrung bewährten Institutionen zu zerstören, und nicht weniger den Grundcharakter des deutschen Volks, als den des deutschen Bundes umzuwandeln drohen. Nur gänzliche Verkennung beider kann zu dem Wahne führen, daß, unter Auflösung der Bande, welche Fürsten und Völker im Verhältnisse der Autorität und der Liebe, wie der Ehrfurcht und des Gehorsams vereinigen, aus neuen Verfassungsformen, welche die Wirksamkeit der großen religiösen und moralischen Triebfedern ersetzen sollen, ein neues Glück für Deutschland hervorgehen könne. Aber Throne, auf Gerechtigkeit und Wohlwollen gestützt, sind unerschütterlich. In diesem Glauben haben Se. Majestät es mit dem lebhaftesten Danke erkannt, daß ihre beiden hohen Bundesgenossen es zur Aufgabe des Bundes machen, auch dieses Wohlwollen den deutschen Völkern durch gemeinnützige Anordnungen, wie sie wahres Bedürfniß der Zeit und der deutsche Staatenverein sie als wünschenswerth oder erforderlich darstellen, zu bethätigen. Unter den vorstehenden Gesichtspunkten eignen Se. Maj. der König sich nicht weniger die Begründung aller vorgelegten Anträge an, als Sie diesen selbst ihre vollkommene Zustimmung ertheilen.

Niederlande wegen des Großherzogthums Luxemburg. Da dem Könige-Großherzog nichts so sehr am

Herzen liegt, als seinerseits zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im Bunde die Hände zu bieten, so nehmen Se. Majestät keinen Anstand, zu den von Oesterreich und Preußen, in preiswürdiger Fürsorge für das wahre Heil der Gesammtheit, in Antrag gestellten Beschlüssen andurch Ihre vollkommene Zustimmung zu erklären. Se. Majestät erwarten, daß diese Beschlüsse im Interesse des Bundes und der einzelnen Bundesstaaten in jedem vorkommenden Falle zur Ausführung gebracht werden. Allerhöchstdieselben theilen die Ansicht, daß das stete Fortschreiten und Ueberhandnehmen des demokratischen Schwindels, welcher jede gesetzliche Autorität der Regierungen nach und nach über den Haufen wirft, nicht in irgend einer Mangelhaftigkeit oder Unvollständigkeit der Bundesgesetze liege, daß es vielmehr nur von dem ernsten und übereinstimmenden Willen der Bundesfürsten abhänge, mit Hülfe der ihnen durch die Bundesacte dargebotenen gesetzlichen Mittel, das gesellschaftliche Gebäude vor der ihm täglich drohender werdenden Gefahr eines gänzlichen Umsturzes zu bewahren. Se. Maj. der König-Großherzog sind fest entschlossen, zu Erreichung des großen Zweckes, welchen die beiden ersten Bundesmächte sich vorgesetzt, nach Kräften mitzuwirken, gleichwie Allerhöchstdieselben sich fortdauernd der Hoffnung überlassen, daß von Seite sämmtlicher Bundesglieder die zur Aufrechthaltung der Allerhöchstihnen, als Großherzog von Luxemburg, zustehenden Rechte geeigneten Verfügungen annoch werden getroffen, und dabei die in dem Artikel 26 und anderen der Schlußacte vom 15 Mai 1820 enthaltenen Stipulationen nicht werden aus den Augen verloren werden.

Großherzoglich und herzoglich sächsische Häuser. Der Gesandte hat die von ihm vertretene Gesammtstimme mit dankbarer Anerkennung der sich auch bei dieser Gelegenheit bethätigenden Fürsorge der allerhöchsten Regierungen von Oesterreich und Preußen für das Beste des Bundes, durchgängig beitretend auszusprechen.

Braunschweig und Nassau stimmt den österreichischen und preußischen Anträgen bei, und erkennt darin die Beweise ihrer Fürsorge für die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit in Deutschland dankbar an.

Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Ihre königl. Hoheiten die Großherzoge von Mecklenburg sind lebhaft überzeugt, daß der gegenwärtige Zustand der öffentlichen Meinung in Deutschland und die unverkennbare revolutionäre Richtung in mehreren Bundesstaaten gemeinsame Maßregeln erheischen, damit weiteren Folgen mit vereinter Kraft begegnet werde; Ihre königl. Hoheiten erkennen daher dankbar die Vorsorge der allerhöchsten Höfe von Oesterreich und Preußen, und ertheilen den so eben vernommenen, mit den Bundesacten übereinstimmenden Vorschlägen ihre unbedingte Zustimmung.

Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg. Des Gesandten höchste Committenten, mit den Grundsätzen vollkommen einverstanden, welche in der eben vernommenen Erklärung der Höfe von Oesterreich und Preußen ausgesprochen sind, treten, unter dankbarer Anerkennung der dem deutschen Bunde bethätigten Fürsorge, den sechs Anträgen um so mehr bei, als sie selbst stets von der Ueberzeugung erfüllt waren, daß ein consequentes, am Geiste der Bundesverfassung hal-

tendes Benehmen die erste Bedingung des Bestandes eines Bundesvereins seyn müsse.

Hohenzollern, Liechtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck. Der Gesandte ist angewiesen, den Präsidialanträgen Namens Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen beizustimmen, und den Dank Ihrer Durchlauchten, welche die sechszehnte Curie bilden, für diese Fürsorge zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung auszudrücken.

Die freien Städte. Der Gesandte ist angewiesen, den so eben vernommenen Anträgen, als in der bestehenden Bundesgesetzgebung begründet und durch die neuesten Zeitereignisse hervorgerufen, in dankbarster Anerkennung der dargelegten heilsamen Fürsorge, wie in vollkommenster Würdigung desjenigen beizutreten, was in dem einleitenden Vortrage über die Wirksamkeit des deutschen Bundes und seines Organs, namentlich auch für gemeinnützige, das Gesammtwohl Deutschlands fördernde Anordnungen sich bemerkt findet.

Präsidium. Nachdem die gemeinschaftlichen Anträge von Oesterreich und Preußen die Zustimmung sämmtlicher im Bunde vereinten Regierungen erhalten haben, hat die k. k. Präsidialgesandtschaft in Beziehung auf den von Bayern ausgesprochenen Wunsch zu erklären, daß der k. k. Hof den Antrag: „die nach dem Art. IV zu errichtende Bundestagscommission vor der Hand auf sechs Jahre zu ernennen und nach Verlauf dieser Zeit die Fordauer der Commission weiterer Vereinigung vorzubehalten," sich nicht nur mit Bereitwilligkeit eigen mache, sondern auch die übrigen Regierungen

hiemit einlade, dieser königl. bayerischen Proposition ihre Zustimmung ertheilen zu wollen.

Sämmtliche übrige Gesandtschaften schlossen sich dem Antrage des Präsidialhofes an.

In Betreff der übrigen von Bayern und Kurhessen vorgetragenen Wünsche wegen einiger Redactionsveränderungen glaubt die Versammlung es bei der von Oesterreich und Preußen vorgeschlagenen Fassung belassen zu müssen.

Hierauf wurde einhellig beschlossen: Unter dankbarer Anerkennung der von Ihren Majestäten dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen wiederholt bewährten Fürsorge für das gemeinsame Beste des deutschen Vaterlandes, vereinigen sich sämmtliche Bundesregierungen zu folgenden Bestimmungen: Art. I. „Da nach dem Art. 57 der Wiener Schlußacte die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben muß, und der Souverain durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, so ist auch ein deutscher Souverain, als Mitglied des Bundes, zur Verwerfung einer hiemit in Widerspruch stehenden Petition der Stände nicht nur berechtigt, sondern die Verpflichtung zu dieser Verwerfung geht aus dem Zwecke des Bundes hervor." Art. II. „Da gleichfalls nach dem Geiste des eben angeführten Art. 57 der Schlußacte und der hieraus hervorgehenden Folgerung, welche der Art. 58 ausspricht, keinem deutschen Souverain durch die Landstände die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert werden dürfen, so werden Fälle,

in welchen ſtändiſche Verſammlungen die Bewilligung der zur Führung der Regierung erforderlichen Steuern auf eine mittelbare oder unmittelbare Weiſe durch die Durchſetzung anderweitiger Wünſche und Anträge bedingen wollten, unter diejenigen Fälle zu zählen ſeyn, auf welche die Art. 25 und 26 der Schlußacte in Anwendung gebracht werden müßten: (Art. 25. Die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung in den Bundesſtaaten ſteht den Regierungen allein zu. Als Ausnahme kann jedoch, in Rückſicht auf die innere Sicherheit des geſammten Bundes, und in Folge der Verpflichtung der Bundesglieder zu gegenſeitiger Hülfsleiſtung, die Mitwirkung der Geſammtheit zur Erhaltung oder Wiederherſtellung der Ruhe, im Falle einer Widerſetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesſtaaten, ſtattfinden. Art. 26. Wenn in einem Bundesſtaate durch Widerſetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe unmittelbar gefährdet, und eine Verbreitung aufrühreriſcher Bewegungen zu fürchten, oder ein wirklicher Aufruhr zum Ausbruche gekommen iſt, und die Regierung ſelbſt nach Erſchöpfung der verfaſſungsmäßigen und geſetzlichen Mittel, den Beiſtand des Bundes anruft, ſo liegt der Bundesverſammlung ob, die ſchleunigſte Hülfe zur Wiederherſtellung der Ordnung zu veranlaſſen. Sollte in letztgedachtem Falle die Regierung notoriſch außer Stand ſeyn, den Aufruhr durch eigene Kräfte zu unterdrücken, zugleich aber durch die Umſtände gehindert werden, die Hülfe des Bundes zu begehren, ſo iſt die Bundesverſammlung nichts deſto weniger verpflichtet, auch unaufgerufen zur Wiederherſtellung der Ordnung und Sicherheit einzuſchreiten. In jedem Falle aber

dürfen die verfügten Maßregeln von keiner längern Dauer seyn, als die Regierung, welcher die bundesmäßige Hülfe geleistet wird, es nothwendig erachtet.) Art. III. Die innere Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten darf weder dem Zwecke des Bundes, wie solcher in dem Art. 2 der Bundesacte und in dem Art. 1 der Schlußacte ausgesprochen ist, irgend einen Eintrag thun, noch darf dieselbe der Erfüllung sonstiger bundesverfassungsmäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund, und namentlich der dahin gehörigen Leistung von Geldbeiträgen, hinderlich seyn. Art. IV. Um die Würde und Gerechtsame des Bundes und der den Bund repräsentirenden Versammlung gegen Eingriffe aller Art sicher zu stellen, zugleich aber in den einzelnen Bundesstaaten die Handhabung der zwischen den Regierungen und ihren Ständen bestehenden verfassungsmäßigen Verhältnisse zu erleichtern, soll am Bundestage eine mit diesem Geschäfte besonders beauftragte Commission, vor der Hand auf sechs Jahre, ernannt werden, deren Bestimmung seyn wird, insbesondere auch von den ständischen Verhandlungen in den deutschen Bundesstaaten fortdauernd Kenntniß zu nehmen, die mit den Verpflichtungen gegen den Bund oder mit dem durch die Bundesverträge garantirten Regierungsrechte in Widerspruch stehenden Anträge und Beschlüsse zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit zu machen, und der Bundesversammlung davon Anzeige zu thun, welche demnächst, wenn sie die Sache zu weitern Erörterungen geeignet findet, solche mit den dabei betheiligten Regierungen zu veranlassen hat. Nach Verlauf von sechs Jahren wird die Fortdauer der Commission weiterer Vereinigung vorbehalten. Art. V. Da nach Artikel 59 der Wiener Schlußacte, da, wo Oeffentlichkeit der

landſtändiſchen Verhandlungen durch die Verfaſſung geſtattet iſt, die Gränzen der freien Aeußerung, weder bei den Verhandlungen ſelbſt, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck, auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesſtaates oder des geſammten Deutſchlands gefährdende Weiſe überſchritten werden darf, und dafür durch die Geſchäftsordnung geſorgt werden ſoll; ſo machen auch ſämmtliche Bundesregierungen, wie ſie es ihren Bundesverhältniſſen ſchuldig ſind, ſich gegen einander anheiſchig, zu Verhütung von Angriffen auf den Bund in den ſtändiſchen Verſammlungen und zur Steuerung derſelben, jede nach Maßgabe ihrer innern Landesverfaſſung, die angemeſſenen Anordnungen zu erlaſſen und zu handhaben. Art. VI. Da die Bundesverſammlung ſchon nach dem Artikel 17 der Schlußacte berufen iſt, zur Aufrechthaltung des wahren Sinnes der Bundesacte und der darin enthaltenen Beſtimmungen, wenn über deren Auslegung Zweifel entſtehen ſollte, dem Bundeszwecke gemäß zu erklären, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß zu einer Auslegung der Bundes- und Schluß-Acte mit rechtlicher Wirkung auch nur allein und ausſchließend der deutſche Bund berechtigt iſt, welcher dieſes Recht durch ſein verfaſſungsmäßiges Organ, die Bundesverſammlung, ausübt. In Beziehung auf den Mißbrauch der periodiſchen Preſſe ſieht die Bundesverſammlung dem Vortrage ihrer in der 14ten dießjährigen Sizung gewählten Commiſſion wegen Einführung gleichförmiger Verfügungen hinſichtlich der Preſſe entgegen, um hierauf einen endlichen Beſchluß faſſen zu können, und ſie erwartet mit Vertrauen von dem Eifer der Commiſſion, daß ſie die ihr übertragene Aufgabe in dem Sinne obiger Propoſition baldigſt löſen werde. — Münch-Bellinghauſen.

— Nagler. — Lerchenfeld. — Manteuffel. — Stralenheim. — Trott. — Blittersdorff. — Rieß. — Gruben. — Pechlin. — Grünne. — Beust. — Marschall. — Schack. — Both. — Leonhardi. — Curtius.

Dann folgte noch der Beschluß der Bundesversammlung vom 5 Julius: „In Erwägung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse und für die Dauer derselben beschließt die Bundesversammlung, in Gemäßheit der ihr obliegenden Verpflichtung, die gemeinsamen Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu berathen, nach vorgenommenem Gutachten einer aus ihrer Mitte gewählten Commission, wie folgt: 1) Keine in einem nicht zum deutschen Bunde gehörigen Staate in deutscher Sprache im Druck erscheinende Zeit- oder nicht über zwanzig Bogen betragende sonstige Druck-Schrift politischen Inhalts darf in einem Bundesstaate, ohne vorgängige Genehmigung der Regierung desselben, zugelassen und ausgegeben werden; gegen die Uebertreter dieses Verbots ist eben so wie gegen die Verbreiter verbotener Druckschriften zu verfahren. 2) Alle Vereine, welche politische Zwecke haben, oder unter anderm Namen zu politischen Zwecken benutzt werden, sind in sämmtlichen Bundesstaaten zu verbieten, und ist gegen deren Urheber und die Theilnehmer an denselben mit angemessener Strafe vorzuschreiten. 3) Außerordentliche Volksversammlungen und Volksfeste, nämlich solche, welche bisher hinsichtlich der Zeit und des Ortes weder üblich noch gestattet waren, dürfen, unter welchem Namen und zu welchem Zwecke es auch immer sey, in keinem Bundesstaate, ohne vorausgegangene Genehmigung der competenten Behörde,

ſtattfinden. Diejenigen, welche zu ſolchen Verſammlungen oder Feſten durch Verabredungen oder Ausſchreiben Anlaß geben, ſind einer angemeſſenen Strafe unterworfen. Auch bei erlaubten Volksverſammlungen und Volksfeſten iſt es nicht zu dulden, daß öffentliche Reden politiſchen Inhalts gehalten werden; diejenigen, welche ſich dieß zu Schulden kommen laſſen, ſind nachdrücklich zu beſtrafen; und wer irgend eine Volksverſammlung dazu mißbraucht, Adreſſen oder Beſchlüſſe in Vorſchlag zu bringen, und durch Unterſchrift oder mündliche Beiſtimmung genehmigen zu laſſen, iſt mit geſchärfter Ahndung zu belegen. 4) Das öffentliche Tragen von Abzeichen in Bändern, Kokarden oder dergleichen, ſey es von In- oder Ausländern, in andern Farben als jenen des Landes, dem der, welcher ſolche trägt, als Unterthan angehört, — das nicht autoriſirte Aufſtecken von Fahnen und Flaggen, das Errichten von Freiheitsbäumen und dergleichen Aufruhrszeichen — iſt unnachſichtlich zu beſtrafen. 5) Der am 20 September 1819 gefaßte, gemäß weiteren Beſchluſſes vom 12 Auguſt 1824 fortbeſtehende proviſoriſche Beſchluß über die in Anſehung der Univerſitäten zu ergreifenden Maßregeln wird ſowohl im Allgemeinen, als insbeſondere, hinſichtlich der in den §§. 2 und 3 deſſelben enthaltenen Beſtimmungen, in den geeigneten Fällen, in ſo weit es noch nicht geſchehen, unfehlbar zur Anwendung gebracht werden. (§. 2. Die Bundesregierungen verpflichten ſich gegen einander, Univerſitäts- und andere öffentliche Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht oder Ueberſchreitung der Gränzen ihres Berufes, durch Mißbrauch ihres rechtmäßigen Einfluſſes auf die Gemüther der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung

und Ruhe feindseliger, oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren, ihre Unfähigkeit zu Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonstigen Lehranstalten zu entfernen, ohne daß ihnen hiebei, so lange der gegenwärtige Beschluß in Wirksamkeit bleibt, und bis über diesen Punkt definitive Anordnungen ausgesprochen seyn werden, irgend ein Hinderniß im Wege stehen könne. Jedoch soll eine Maßregel dieser Art nie anders, als auf den vollständig motivirten Antrag des der Universität vorgesetzten Regierungsbevollmächtigten, oder von demselben vorher eingeforderten Bericht beschlossen werden. Ein auf solche Weise ausgeschlossener Lehrer darf in keinem andern Bundesstaate bei irgend einem öffentlichen Lehrinstitute wieder angestellt werden. §. 5. Die seit langer Zeit bestehenden Gesetze gegen geheime oder nicht autorisirte Verbindungen auf den Universitäten sollen in ihrer ganzen Kraft und Strenge aufrecht erhalten, und insbesondere auf den seit einigen Jahren gestifteten, unter dem Namen der allgemeinen Burschenschaft bekannten Verein um so bestimmter ausgedehnt werden, als diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zum Grunde liegt. Den Regierungsbevollmächtigten soll in Ansehung dieses Punktes eine vorzügliche Wachsamkeit zur Pflicht gemacht werden. Die Regierungen vereinigen sich darüber, daß Individuen, die nach Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses erweislich in geheimen oder nicht autorisirten Verbindungen geblieben, oder in solche getreten sind, bei keinem öffentlichen Amte zugelassen

werden.) 6) Die Bundesregierungen werden fortwährend die genaueste polizeiliche Wachsamkeit auf alle Einheimischen, welche durch öffentliche Reden, Schriften oder Handlungen ihre Theilnahme an aufwieglerischen Planen kund, oder zu deßfallsigem Verdacht gegründeten Anlaß gegeben haben, eintreten lassen; sie werden sich wechselseitig mit Notizen über alle Entdeckungen staatsgefährlicher, geheimer Verbindungen und der darin verflochtenen Individuen, auch in Verfolg deßfallsiger Spuren, jederzeit auf das schleunigste und bereitwilligste unterstützen. 7) Auf Fremde, welche sich wegen politischer Vergehen oder Verbrechen in einen der Bundesstaaten begeben haben, sodann auf Einheimische und Fremde, die aus Orten oder Gegenden kommen, wo sich Verbindungen zum Umsturz des Bundes oder der deutschen Regierungen gebildet haben, und der Theilnahme daran verdächtig sind, ist besondere Aufmerksamkeit zu wenden; zu diesem Ende sind überall in den Bundeslanden die bestehenden Paßvorschriften auf das genaueste zu beobachten und nöthigenfalls zu schärfen. Auch werden die sämmtlichen Bundesregierungen dafür sorgen, daß verdächtigen ausländischen Ankömmlingen, welche sich über den Zweck ihres Aufenthalts im Lande nicht befriedigend ausweisen können, derselbe nicht gestattet werde. 8) Die Bundesregierungen machen sich verbindlich, diejenigen, welche in einem Bundesstaate politische Vergehen oder Verbrechen begangen, und sich, um der Strafe zu entgehen, in andere Bundeslande geflüchtet haben, auf erfolgende Requisition, insofern es nicht eigene Unterthanen sind, ohne Anstand auszuliefern. 9) Die Bundesregierungen sichern sich gegenseitig auf Verlangen die prompteste militärische Assistenz zu, und indem sie anerkennen, daß die Zeit-

verhältniſſe gegenwärtig nicht minder dringend, als im October 1830, außerordentliche Vorkehrungen wegen Verwendung der militäriſchen Kräfte des Bundes erfordern, werden ſie ſich die Vollziehungen des Beſchluſſes vom 21 October 1830 — betreffend Maßregeln zur Herſtellung und Erhaltung der Ruhe in Deutſchland — auch unter den jetzigen Umſtänden, und ſo lange, als die Erhaltung der Ruhe in Deutſchland es wünſchenswerth macht, ernſtlich angelegen ſeyn laſſen. 10) Sämmtliche Bundes-Regierungen verpflichten ſich, unverweilt diejenigen Verfügungen, welche ſie zur Vollziehung vorbemerkter Maßregeln nach Maßgabe des in den verſchiedenen Bundesſtaaten ſich ergebenden Erforderniſſes getroffen haben, der Bundes-Verſammlung anzuzeigen."

Dieſen Beſchlüſſen folgte am 19 Julius noch das Verbot zweier Zeitſchriften, die ſich am kühnſten gegen ſie auszuſprechen anfingen, nämlich des von Rotteck und Welcker in Freiburg redigirten Freiſinnigen und des Wächters am Rhein, wozu am 16 Auguſt auch noch das Verbot von Rottecks politiſchen Annalen kam. Ein Correſpondent der Allg. Zeitung hat am Ende des Julius die Wirkungen, welche die Bundesbeſchlüſſe in Deutſchland hervorriefen, überſichtlich geſchildert: „Als die Beſchlüſſe erſchienen, waren nur zwei deutſche Stände-Verſammlungen beiſammen: die kurheſſiſche und die hannoverſche; letztere noch in Tractaten mit der Staatsregierung über das Staatsgrundgeſetz; erſtere eines freiſinnigen Grundgeſetzes ſich erfreuend, aber dieſes noch mit mancher Lücke für künftigen Ausbau. Im Großherzogthume Heſſen der Zuſammentritt der Landſtände in dieſem Jahre noch bevorſtehend, aber die vorher nothwendige Integral-Erneuerung der Mitglieder der zweiten Kam-

mer noch nicht begonnen. In Naſſau unter bedenklichen Zeichen der letzte Landtag beſchloſſen und ein folgender erſt im Frühjahr 1833 zu erwarten, in Baden ebenfalls erſt im Frühjahr 1833, nach erfolgter Partial-Erneuerung der zweiten Kammer, Zuſammentritt der Stände. In Würtemberg die Integral-Erneuerung der zweiten Kammer durch vollendete Wahlen bereits erfolgt, aber der Zuſammentritt erſt im Januar 1833 zu gewarten. In Bayern ebenfalls erſt in einem Jahre wieder, ohne die vorgängige Integral- oder Partial-Erneuerung der zweiten Kammer, Zuſammentritt der Stände. In Braunſchweig noch zu keinem definitiven Schluſſe gekommene Verhandlungen über das neue Staatsgrundgeſetz. So die Lage der conſtitutionellen Staaten Deutſchlands, in ihrem allgemeinſten Grundriſſe. Nach Art. 55. Abſatz 3. der kurheſſiſchen Verfaſſungs-Urkunde iſt es überhaupt den einzelnen Unterthanen, ſo wie ganzen Gemeinden und Körperſchaften, freigelaſſen, ihre Wünſche und Bitten nach geſetzlichem Wege zu berathen und vorzubringen. Demgemäß ſehen wir nun auch, bald in Marburg, Kaſſel, Fulda und Hanau, nach Anleitung dieſer Verfaſſungsbeſtimmung, verfahren. Wohl die erſte Adreſſe entwarfen die Bürger Marburgs am 16. Julius. Sie ging längſt an die kurheſſiſche Ständeverſammlung, mit vielen Unterſchriften verſehen, ab. Die Adreſſe bat die Stände „ſich kräftig und mit Nachdruck wegen Rücknahme des Beitritts Kurheſſens zu den Bundesbeſchlüſſen zu verwenden.“ In Kaſſel ſelbſt war eine Volksverſammlung auf den 23 Julius angeſagt. Man wirkte, daß ſie nicht zu Stande käme, und als es doch geſchah, erfolgte vom Bürgermeiſter Schomburg das Verſprechen, daß die Angelegenheit auch

ohne ſolche Berathung, ganz der öffentlichen Meinung gemäß, in der Ständeverſammlung vorkommen, und entſchieden werden würde. Durch die indeß erfolgte Auflöſung der Stände-Verſammlung war allerdings die Erfüllung dieſer Zuſage unmöglich. In Hanau kam eine „offene Erklärung kurheſſiſcher Staatsbürger" zu Stande, und am 24 Julius d. J. erfolgte, nachdem ſie mit vielen Unterſchriften verſehen war, ihre Eingabe an die Stände-Verſammlung. In Hunderten von lithographirten Exemplaren iſt ſie in Kurheſſen verbreitet. Unter Anderm wird darin auf die in der Bundesacte den deutſchen Völkern gegebenen Verheißungen gewieſen. Art. 13. gibt hier Veranlaſſung zu ſagen, daß Kurheſſen ſeine Verfaſſung „nach fünfjährigem Ausharren in einem ſehr zweifelhaften Zuſtande nur den im Jahre 1830 eingetretenen Zeitverhältniſſen" verdanke. Art. 16. wegen bürgerlicher Verbeſſerung der Bekenner des Moſaiſchen Glaubens in Deutſchland. Art. 18. d., wegen Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherſtellung der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck. Art. 19. wegen Berathung über Handel und Verkehr zwiſchen den verſchiedenen deutſchen Bundesſtaaten, findet ſeine Anführung in einer zwar ſcharfen, doch gehaltenen Sprache. Uebrigens wird Ruhe und Vertrauen auf die Landſtände, die unſere Rechte den Staatsregierungen gegenüber zu wahren berufen ſind, Beſonnenheit, aber auch der Entſchluß, auf der Bahn der conſtitutionellen Freiheit fortzuſchreiten, ans Herz gelegt. Die „offene Erklärung" enthält ſieben eng geſchriebene Folioſeiten. Ungefähr von gleichem Umfang iſt ein Document, das die Ueberſchrift trägt: „Proteſtation der unterzeichneten Staatsbürger des Großherzog-

herzogthums Heſſen; die unterm 28 Jun. 1832 gefaßten Beſchlüſſe der hohen deutſchen Bundesverſammlung betreffend.“ In Darmſtadt wird der ausdrückliche Zutritt zu dieſer Proteſtation die von Gießen ausging, erfolgen. — In Würtemberg kam eine Rechtsverwahrung in Form einer unterthänigſten Eingabe an den König zu Stande. Insbebeſondere in Stuttgart brachten die Mitglieder des daſigen Bürgerausſchuſſes am 16 Julius d. J. eine Schrift an den dortigen Stadtrath. Aehnliches, und ein Beitritt des Stadtraths erfolgte in Ulm. — Eine Proteſtation der Stadt Freiburg im Breisgau (ſollte vielleicht richtiger heißen: Vieler Bürger der Stadt Freiburg) im gleichen Betreffe, iſt vom 20 Julius 1832. Sie iſt gerichtet an Se. königl. Hoheit den Großherzog von Baden. Nach Erörterungen und eingelegter „feierlichſter Proteſtation“ findet dann die Erklärung ihre Stelle: „Daß wir von Ew. königl. Hoheit Gerechtigkeit und des Himmels Gnade die Wiederherſtellung unſerer Rechte mit Zuverſicht erwarten, und daß wir die feſteſte Entſchloſſenheit haben, auf allen Wegen und mit allen Mitteln, welche Geſetz und Recht erlauben, und mit gleichviel Beharrlichkeit als Muth das drohende Unheil von uns abzuwenden, und Verfaſſung, Thron und Vaterland gegen jede äußere Einſprache und jeden Angriff zu vertheidigen.“ Ob und was in Sachſen, Braunſchweig und weiterhin geſchah, iſt bis jetzt nicht bis zu uns gedrungen. In Frankreich, in England wird man Mühe haben, das Leben zu begreifen, das ſtill und unbemerkt in den vielen Gliedern des großen Körpers fortwirkt, ohne ſeine Kraft in irgend einem äußern Mittelpunkte zu concentriren. In drei Tagen konnte in Paris eine neue Ordnung der Dinge zu Stande

kommen; wäre die Bewegung aber in dieſen 3 Tagen unterdrückt worden, ſo wäre auch nicht zu berechnen geweſen, wie lange die Unterdrückung gedauert hätte, ſo wie dort nie zu berechnen war, welche längere oder kürzere Umgarnung des Landes die Gewalten der Hauptſtadt herbeiführen würden, die dort in raſchem Wechſel aus dem dunklen Schooße der fortgährenden Elemente ſich erhoben. Man vernichte in Paris zehn liberale Journale, und man vernichtet mit ihnen die geiſtigen Gipfelpunkte von neun Zehntheilen von Frankreich. Anders iſt es in Deutſchland. Faſt bewegungslos werden hier die Decrete hingenommen, denen in Frankreich ſich ein ſchäumender Wall von Journaloppoſition entgegengethürmt hätte, ja lautlos gehen die Blätter unter, die — wie die Tribune, der Freiſinnige — eine Zeit lang die lauteſte Stimme geführt hatten. Aber was ſind dieſe zwei Tagsblätter, ja was ſind alle deutſchen Journale gegenüber dem weiten geiſtigen Leben Deutſchlands, mit ſeinen hohen Gipfeln und ſeinen tiefen Wurzeln!"

In der That ſchienen die Bundesbeſchlüſſe anfangs nur darum mit ſo übertriebenen Beſorgniſſen aufgenommen worden zu ſeyn, um nachher auf eine faſt unbegreifliche Art ſo gut als vergeſſen zu werden. Sie wurden in allen Bundesſtaaten proclamirt, und in verſchiedenen Deputirtenkammern wurden nachträglich noch Proteſtationsverſuche gemacht, aber in einer Art, daß man deutlich ſah, das Intereſſe dafür ſey ſchon verſchwunden.

Den auswärtigen Cabinetten waren die Bundesbeſchlüſſe früher bekannt, als dem deutſchen Volke ſelbſt; dagegen erregten ſie großes Aufſehen in den Kammern und Journalen von Frankreich und England. Da aber Deutſchland ſelbſt ganz in

alltäglichem Gleiſe blieb, ſo mußten auch die franzöſiſchen und engliſchen Wortmacher bald wieder verſtummen. Ludwig Philipp hatte ſich mit allen Maßregeln des Bundes gegen die deutſche Oppoſition einverſtanden erklärt; ſchadenfroh ſchwatzten dieß Berliner Correſpondenten aus, und der Moniteur verſuchte es vergeblich zu läugnen. Andere Blätter des franzöſiſchen Miniſteriums ſprachen dagegen offen: Sollen wir Franzoſen etwa jene Deutſchthümler unterſtützen, die, wenn ihre Ideen jemals realiſirt würden, Deutſchland zu einem einigen, großen, uns weit überlegenen Reiche machen und dann ſtatt uns für unſere Hülfe von heute zu danken, uns für unſere Unbill von geſtern und ehegeſtern und von Jahrhunderten her mit unerbittlicher Rache heimſuchen würden! Es iſt merkwürdig, daß während man dieſſeits des Rheins immer das Schreckbild der franzöſiſchen Propaganda aufſtellt, jenſeits des Rheins an eine deutſche Propaganda geglaubt wird. Einige wenige Schwärmer waren ſchon in Stande, dem großen Napoleon dieſe Furcht einzujagen, und doch war es eigentlich erſt ſeine Furcht, was dem Tugendbund eine ſo große Bedeutung gab. Und jetzt reichten wieder wenige antifranzöſiſche Worte, die Dr. Wirth in Hambach ſprach, dazu hin, dem franzöſiſchen Miniſterium ein Meduſenhaupt vorzuhalten. Zwar ſchrieben die franzöſiſchen Oppoſitionsjournale, es ſey nicht ſo ſchlimm, die phlegmatiſchen Deutſchen würden in vielen Jahrhunderten nicht einig werden, ſie ſeyen jetzt heterogener unter ſich als je, und es ſey weit eher möglich, eine neue Art von rheiniſcher Conföderation unter dem Protectorat des franzöſiſchen Bürgerkönigs bei ihnen einzuführen, als die Träume der Deutſchthümler vom Reich

zu verwirklichen; aber das Miniſterium äußerte unverhohlen ſeine Furcht, und ſagte im Journal des Debats: „Nicht an uns iſt es, mit unſerem Blute den Preis der deutſchen Freiheit zu bezahlen. Es war ja 1813 ſtark genug, das Joch Frankreichs abzuwerfen, und ſich ſeine Freiheit gegen uns zu erobern. Es gehörte doch gar zu viele Einfalt von Seite Frankreichs dazu, wenn es ſein Blut für die deutſche Demagogie vergießen wollte, während noch kürzlich beim Hambacher Feſte dieſe deutſche Demagogie gegen die Franzoſen den Haß von 1813 wieder aufſchürte und Elſaß und Lothringen zurückverlangte, Deutſchland mag alſo thun, was ihm gutdünkt.“ Indeſſen wollte das Journal des Debats doch nicht, daß die Unabhängigkeit der kleineren Staaten und die Conſtitutionen derſelben durch die deutſche Demagogie compromittirt werden und für ſie, ſtatt ihrer, unſchuldig leiden ſollten; ja es ſprach ſich naiver als je über die alte und immer neue Politik Frankreichs gegen Deutſchland aus. Es unterſchied: 1) es billige die gegen die Demagogen ergriffenen Maßregeln; 2) es mißbillige die Beeinträchtigung der Ständeverſammlungen, werde deßhalb aber keinen Streit anfangen, ſondern überlaſſe es den deutſchen Regierungen, „mit ihren Unterthanen zu machen, was ſie wollen;“ 3) es werde aber nicht dulden, daß die kleinen Staaten ihre Souveränetät verlieren; ob dieſe Staaten deſpotiſch oder freiſinnig regiert würden, das ſey ihm zuletzt einerlei, aber getrennt müßten ſie bleiben, das ſey Frankreichs unabänderliche Politik: „Aendert der deutſche Bund bloß ſeine innere Politik, ſo hat ſich Europa nicht darum zu bekümmern; wenn aber unter dem Vorwande polizeilicher Maßregeln Fürſten ihre Unabhängigkeit verlören, und Staaten

von der Charte verſchwänden, ſo hätte Europa das Recht, darnach zu fragen. Und wenn in dieſer Hinſicht England, als Unterzeichner der Frankfurter Acte, eine größere Verpflichtung hat als wir, ſo ſind auf der einen Seite wir, durch unſere Nachbarſchaft, mehr dabei intereſſirt. Wie alſo muß Frankreich die Bundesbeſchlüſſe betrachten? wie namentlich die Beweggründe derſelben, und wie die Vollziehungsmittel? Die Beweggründe ſind die Unruhen, die in einigen Theilen Deutſchlands ſtatt fanden, die Volksverſammlungen das Hambacher Feſt, dieſer verworrene Ausbruch aller vagen Ideen der deutſchen Demagogie. Die Ordnung war geſtört; die deutſchen Souveräne vereinigten ſich, um die Mittel ihrer Wiederherſtellung zu berathen. Bis hieher iſt nichts, was nicht ganz natürlich, nichts, was nicht allen unabhängigen Staaten erlaubt wäre. — Wir ſtimmen daher den Beweggründen der Bundesbeſchlüſſe völlig bei. Iſt dieß aber auch rückſichtlich der Ausführungsmittel der Fall? Welcher Art ſind dieſe Mittel? Die Beaufſichtigung der Ständeverſammlungen, die Suspenſion der Preßfreiheit, die Aufhebung des Rechts, die Subſidien zu votiren, denn es iſt verboten, ſie zu verweigern. Wir glauben, daß dieſe Ausführungsmittel das Ziel überſchreiten, das der Bund ſich vorgeſetzt hatte; wir glauben, daß wenn man die Ständeverſammlungen für die Exceſſe der Volksverſammlungen ſtraft, man Eines mit dem Andern vermengt, auf eine Art, die weder gerecht, noch politiſch iſt. Was werden wir nun gegen die Proclamirung ſolcher Principien thun? Wir werden thun, was Europa that, als wir die Charte von 1830 promulgirten. Europa ſah uns eine freiſinnige Charte machen, ohne ſich deßhalb für verpflichtet zu

halten, mit uns Krieg zu beginnen; wir ſehen Deutſchland eine unfreiſinnige Charte machen, ohne deßhalb Krieg mit ihm anzufangen. Keine Kreuzzüge! Aber wie werden dieſe zwei unvereinbaren Principien neben einander leben? Wie zu aller Zeit die unvereinbaren Principien, der Muhamedanismus und das Chriſtenthum, der Proteſtantismus und der Katholizismus neben einander lebten — da ſie es nicht anders machen konnten, duldeten ſie einander... Die innern Aenderungen der Staaten gehen uns nichts an; was wir aber hindern müſſen, ſind die äußern Aenderungen, die Gebietszerſtückelungen. Wir brauchen das Deutſchland des Wiener Vertrags, in 38 Staaten getrennt, in einen Bund vereinigt, aber unabhängig. Die Unabhängigkeit der kleinen Fürſten, dieß iſt die Grundlage unſerer Politik in Deutſchland. Macht mit euren Unterthanen, was euch gefällt; das iſt ein Streit, der bloß euch angeht; aber vor allem brauchen wir ein Bayern, ein Würtemberg, ein Heſſen ꝛc.“

Unter dem, was die Oppoſitionsjournale ſagten, war nur ein Ausſpruch des Temps merkwürdig. Er meinte, Frankreich ſolle ja nicht gegen die Bundesbeſchlüſſe proteſtiren, denn dieſe ſeyen höchſt erwünſcht für Frankreich, ſie würden die Kluft zwiſchen der liberalen und ſervilen Partei in dieſem Lande erweitern, die erſtere als die unterdrückte den Franzoſen geneigter machen, und dadurch dem Franzoſenhaß und der Deutſchthümlichkeit entgegenwirken. „Gewiß, das Protokoll des Bundes iſt ein Glück für Deutſchland und für Frankreich; es zerſtreut die Nationalvorurtheile und beſtärkt die Sympathien. Fortan trennt uns nicht Sprache, nicht Fluß, nicht Gebirg mehr; vielleicht ſind noch trübe Tage zu beſtehen, aber die Zukunft gehört uns.“

In England bemerkte der Courier: „Es iſt auffallend zu ſehen, wie Wilhelm IV. in England ſeinem Volke Freiheit gibt, und ein hohes Beiſpiel von Liberalität und Duldung aufſtellt, während die Miniſter deſſelben Souverains in Hannover in ſeinem Namen den Verſuch machen, den freien Gedanken-Ausdruck zu verhindern... Darin liegt eine Anomalie, die wir nicht verſtehen.“ Am 25 Julius fand in der Londoner Kron- und Ankertaverne die Verſammlung ſtatt, die, wie der Anſchlag beſagte, zuſammenberufen war, „um den Unwillen auszudrücken über die neuerlichen Eingriffe des Frankfurter Bundestages in die alten Freiheiten der deutſchen Staaten.“ Die Verſammlung war, wie der Globe ſich ausdrückt, rather thinly but respectably beſucht. Der bekannte Dichter, Thomas Campbell führte dabei den Vorſitz. Er eröffnete die Debatten mit einer Rede zum Lobe des „gebildeten, redlichen, friedlichen und fleißigen deutſchen Volkes, dem man die Erfindung der Preſſe verdanke, deren freien Gebrauch man ihm jetzt rauben wolle.“ Dulde England die Ausführung auch dieſer Plane der Großmächte, ſo wie es die Vernichtung Polens geduldet habe, ſo werde es einſt in Sack und Aſche über ſich ſelbſt und über Europa's Schickſal zu trauern haben.“

Am 2 Auguſt ſchlug Bulwer, der bekannte Romandichter, im Unterhauſe eine Adreſſe an den König vor, er möge geruhen ſeinen Einfluß auf den deutſchen Bund auszuüben, im Gegenſatz gegen die Bahn, welche der Bund gegen die Freiheiten und die Unabhängigkeit des deutſchen Volkes eingeſchlagen habe. Lord Palmerſton erklärte es inzwiſchen für indiscret, dem König von England vorzuwerfen, was der König von Hannover thue, rechtfertigte die Beſchlüſſe

durch den revolutionären Geist, das Hambacherfest ꝛc. und ließ einfließen, daß man durch diese Beschlüsse zugleich dem Ehrgeiz Frankreichs eine Schranke setze. Damit wurde die Sache beseitigt.

Am 6 September gebot der deutsche Bund, daß jeder Bundesstaat die Rechte der Schriftsteller und Verleger der übrigen Bundesstaaten, wie die der eigenen respectiren solle. Damit wurde jedoch dem Nachdruck nicht gesteuert, da in Würtemberg, wo am meisten nachgedruckt wird, die einheimischen Verleger gegen Raub nicht besser als die fremden geschützt sind.

Am 18 September wurde durch Bundesbeschluß noch ferner die deutsche allg. Zeitung in Stuttgart und der in Hildburghausen erscheinende Volksfreund unterdrückt.

Am 6 December wurde beschlossen, eine Bundesarmee, jedoch nur aus Preußen bestehend, am rechten Maasufer aufzustellen, um die Operationen der Franzosen gegen Antwerpen zu beobachten, und jede Verletzung der denselben vorausgegangenen Stipulationen zu verhindern. So weit die Thätigkeit der Bundesversammlung.

Man bemerkte in diesem Jahre eine ausnehmend starke Auswanderung aus den constitutionellen deutschen Staaten nach Nordamerica. Man schrieb aus Bremen: „Unsere Stadt wimmelt von Auswanderern. Es sind größtentheils wackere Leute, welche mit den Trümmern ihres Vermögens hier in Bremen mit Jauchzen, singend und musicirend, die Schiffe besteigen, um sich in einem fremden Welttheile niederzulassen, dessen Bewohner sie nicht kennen, dessen Sprache sie nicht reden. Das Herz des Patrioten blutet bei dem

Gedanken, daß es dahin gekommen iſt, daß nicht Vagabunden und Abenteurer, ſondern brave, fleißige Leute, wovon viele noch ſehr wohlhabend, faſt alle aber nicht unbemittelt ſind, ſich gezwungen ſehen, den deutſchen Herd, ſo viele liebgewordene Gewohnheiten, Freunde und Verwandte zu fliehen... Das Betragen dieſer Leute iſt während ihres hieſigen Aufenthalts ſehr muſterhaft; man hört von keinen Exceſſen und Unordnungen; viele hieſige, beſonders Schiffsrheder, verdienen bedeutend durch dieſe Auswanderungen."

Die Speyrer Zeitung ſchrieb im Herbſte, daß innerhalb 9 Monaten nur aus den beiden heſſiſchen Provinzen Starkenburg und Oberheſſen 4500 Perſonen nach America ausgewandert ſeyen. „Nehmen wir für Rheinheſſen ein gleiches Verhältniß an, ſo ſteigt jene Anzahl auf ungefähr 6000, was faſt ein Procent der Geſammtbevölkerung ausmacht. Rechnen wir dazu die Auswanderungen aus Rheinbayern, welche im jetzigen Augenblicke ſchon gegen 8000 betragen mögen, und ſich bis zum kommenden Frühjahre wohl verdoppeln dürften; — ferner die Auswanderungen aus dem Naſſauiſchen, wahrſcheinlich nicht weniger als 3500 bis 4000, endlich die Auswanderungen aus Baden, Würtemberg u. ſ. w., ſo läßt ſich annehmen, daß der Südweſten von Deutſchland mindeſtens 30,000 ſeiner Bewohner durch Auswanderung bereits verloren hat, und bis künftiges Frühjahr leicht noch 20,000, wo nicht mehr, verlieren dürfte, indem die Auswanderungsluſt nunmehr in Gegenden und Gemeinden gedrungen iſt, die bisher noch von keinem ihrer Bewohner in dieſer Art verlaſſen worden waren."

Von der noch immer laborirenden Rheinſchifffahrtscommiſſion erfuhr man, daß die deutſchen und der fran-

zöſiſche Commiſſär eine Verwahrung gegen Holland eingelegt hätten. „Die unerſchwerte Fortdauer einer bisher ſchon zwiſchen Nachbarvölkern beſtandenen Schifffahrtsverbindung liegt zu ſehr in dem Grundſatze des Pariſer Friedens von 1814 und der Wiener Congreßacte — namentlich in den Beſtimmungen, welche den Rhein und die Schelde ꝛc. betreffen, und ſie iſt theils zur Unterhaltung des unmittelbaren gegenſeitigen Verkehrs, theils zur Vermittlung der europäiſchen Handelsbeziehungen zu unentbehrlich, als daß die Rheinuferſtaaten jemals dem Gedanken einer auch nur partiellen Verſagung oder Schmälerung Raum geben könnten. Die Unterzeichneten erſuchen ſchließlich den Hrn. Bevollmächtigten der Niederlande, gegenwärtige ihre verwahrende Erklärung zu der Kenntniß ſeiner allerhöchſten Regierung mit eheſtem bringen zu wollen.“ Bei dieſer unmächtigen Proteſtation blieb es. Selbſt Preußen erklärte nur: „Der Zeitpunkt, wo die von Holland zugeſicherte endliche Befriedigung der erhobenen Beſchwerden erfolgen kann, ſcheint ſehr nahe zu ſeyn.“ Nach zwanzig Jahren Unterhandlungen iſt der Rhein noch immer nicht frei, und das kleine Holland, erſt durch deutſche Waffen von Napoleon befreit und zu einem Königreich umgeſchaffen, darf ungeſtraft ganz Deutſchland trotzen.

Am 28 Julius wurde durch die Bemühungen des Freiherrn von Cotta der erſte Verſuch, mit einem Dampfſchiff auf dem Oberrhein von Straßburg bis Baſel zu fahren, glücklich ausgeführt.

Am 9 Auguſt gab Hannover und am 25 October auch Preußen am Bundestage eine ausführliche Erklärung zu Gunſten des freien innern Verkehrs in Deutſchland ab, doch blieb es Preußen vorbehalten, denſelben nur

theilweiſe durch Separatverträge mit ſeinen ſüdweſtlichen Nachbarſtaaten zu realiſiren, ohne daß der deutſche Bund als ſolcher Geſammtmaßregeln dafür ergriffen hätte.

2.

Oeſterreich.

Die Chronik Oeſterreichs vom Jahre 1832 iſt kurz. Im Frühjahre herrſchte der Typhus in Galizien. Am 7 Mai traten JJ. Majeſtäten eine Rundreiſe an; Sie begaben ſich nach Trieſt, kamen zu Iſola mit der Frau Herzogin Marie Louiſe von Parma zuſammen, am 31 Mai, und kehrten, nachdem Sie überall mit lautem Jubel empfangen worden waren, in die Reſidenz zurück. Am 9 Junius ſtarb der berühmte Hofrath v. Genz, die linke Hand des Fürſten v. Metternich, früher Proteſtant und Preuße, nachher Proſelyt und ſeit 1803 wegen ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe und geiſtvollen Feder in der k. k. Staatskanzlei für die wichtigſten Staatsacten gebraucht. Seine Stelle erhielt im Herbſt der als Redacteur der im abſolutiſtiſchen Sinne geſchriebenen Berliner politiſchen Wochenſchrift bekannte Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Berlin, Jarke, der als Preuße und Proteſtant ganz auf dieſelbe Weiſe wie früher Genz Proſelyt geworden war und nun ſein Nachfolger im Amt wurde. Am 9 Auguſt wurde ein Mordverſuch auf den jüngern König von Ungarn gemacht. Der öſterreich. Beobachter ſchrieb: „Heute Morgens, nach Anhörung der heiligen Meſſe, machte der König in Begleitung ſeines Dienſtkämmerers, Feldmarſchall-Lieutenants, Grafen v. Salis, ſeinen gewöhnlichen Spazier-

gang. In der Bergſtraße, ungefähr hundert Schritte von dem letzten Hauſe, in der Richtung nach dem St. Helenenthale, feuerte ein penſionirter Hauptmann, Namens Franz Raindl, ein Terzerol auf den König ab. Die Kugel traf denſelben auf dem linken Schulterblatte, erſtarb aber glücklicher Weiſe in dem Futter des Ueberrocks, und verurſachte daher nur eine ſehr leichte Prellung. In demſelben Augenblicke ſprangen 3 in der Nähe befindliche Männer eiligſt herbei, um ſich des Mörders zu bemächtigen, welcher, nachdem er das abgefeuerte Terzerol weggeworfen hatte, ſich mit einem zweiten Terzerol in den Mund ſchoß, wo die Kugel im Gaumen ſtecken blieb, und dann auf den ihm zunächſt Stehenden von den obgedachten drei Männern ein 3tes Terzerol anlegte, welches jedoch verſagte, worauf der ruchloſe Thäter ergriffen und auf das Rathhaus geführt wurde. Die Wunde, die ſich der Mörder beigebracht, iſt nicht lebensgefährlich; die 3 Gewehre ſcheinen glücklicher Weiſe eine ſehr ſchlechte Ladung gehabt zu haben. Der König, unerſchrocken, verfügte ſich ſogleich zu Fuß nach der Stadt, unmittelbar zu Sr. Maj. dem Kaiſer, um Allerhöchſtdieſelben durch ſeine perſönliche Erſcheinung über den erſchütternden Vorfall vollkommen zu beruhigen. Der Thäter, ein durch unordentliche Lebensweiſe in ſeinen Vermögensumſtänden zerrütteter Menſch, hatte ſich vor nicht langer Zeit mit einem Bittgeſuche um Verabreichung von 900 fl. Conv. M. an Se. Maj. den jüngern König von Ungarn gewendet, und von Höchſtdenſelben ein Gnadengeſchenk von 100 fl. Conv. M. erhalten. Bis zum gräßlichſten Verbrechen geſteigerter Ingrimm über die Verweigerung der vollen von ihm verlangten Summe hat ihn, ſeinen eigenen Geſtändniſſen zufolge, zu dieſer Unthat

verleitet.“ Die Helfer wurden reichlich belohnt, der Mörder ſelbſt, rückſichtlich ſeiner Seelenzerrüttung, nur zu 20jährigem Kerker auf Munkatſch verurtheilt. — Am 18 September verſammelten ſich für dieß Jahr die deutſchen Naturforſcher in Wien und wurden von Seite der Regierung mit Zeichen der Huld überhäuft. — Am Schluſſe des Jahres fiel der jüngere König von Ungarn in eine ſchwere Krankheit, von der er ſich jedoch wieder erholte. Am 3 Oct. wurde die große Straße über den Willebit in Dalmatien feierlich eröffnet.

Am 20 December wurde der ungariſche Reichstag vom Kaiſer perſönlich eröffnet: „Wir kommen in Euere Mitte, um das Verſprechen, das Wir Euch in Betreff des, ſobald als thunlich, zur Verhandlung der Regnicolar Deputations-Operate zu haltenden Reichstages gegeben haben, zu erfüllen. Schwierig ſind die Geſchäfte, zu deren Verhandlung Wir Euch dießmal berufen haben; ſie übertreffen weit alle die Gegenſtände, worüber während der vierzigjährigen Dauer Unſerer Regierung auf Reichstagen zu berathen war, ſowohl an Umfang als an Gewicht, für die Befeſtigung des Glückes der Gegenwart und der Zukunft. Indem Ihr an dieſes, in der That große Werk ſchreitet, werdet ihr den ehrwürdigen, durch Jahrhunderte geheiligten Satzungen Eurer Vorfahren getreu, um dem Reize zu Neuerungen, der durch falſche Vorſtellungen von dem Glücke der Völker auf Abwege führt, zu entgehen, der durch Erfahrung zum richtigen Ziele geleiteten Weisheit, der Geiſtesſtärke, der Standhaftigkeit und Umſicht bedürfen.“ — Die königlichen Propoſitionen betrafen 1) die Verhältniſſe der Grundherren zu ihren Unterthanen, 2) die Beſchleunigung der Rechtspflege, 3) die beſſere Vertheilung der

Staatslaſten, und einige Gegenſtände von minderer Bedeutung.

Am 22 Julius ſtarb, allgemein betrauert, der Sohn Napoleons bei ſeinem kaiſerlichen Großvater in Schönbrunn. Franzöſiſche Blätter äußerten ſich darüber: „Mit einer überraſchenden Schönheit und den edelſten Geiſtesanlagen ausgeſtattet, erweckte der junge Prinz ebenſo ſehr durch ſich ſelbſt, als durch ſein großes Mißgeſchick Theilnahme. Von Natur aus zu Schwermuth und träumeriſchem Tiefſinn geneigt, liebte er leidenſchaftlich die abſtracten Wiſſenſchaften und vorzüglich die muſikaliſchen Compoſitionen, in deren ſchwierigſte Berechnungen und Geheimniſſe er eingeweiht war. Im Umgang zurückhaltend, ſprach er nur wenig, und ſein Geiſt gab ſich nur durch einzelne Gedankenblitze kund. So wuchs er auf, in Ergebung ſich fügend, in das unwiderrufliche Geſetz des Schickſals. Da ſchlug der Donnerſtreich des Julius durch die Welt, und zerriß die Binde vor ſeinen Augen, während er eine altersmorſche Legitimität zertrümmerte, die ihre ſchwache Hand der Rieſenkraft der Nation entgegenſtemmen wollte. Nun folgte der langen Anſpannung und Niedergeſchlagenheit eine heftige Aufwallung, der junge Herzog erinnerte ſich, daß auch er als Erbe des franzöſiſchen Thrones ausgerufen worden, kurz er hoffte, daß für ihn der lang erſehnte Augenblick gekommen ſey, dieſes kalte und zweckloſe Leben aufzugeben, und ein heißes und ſtetes Fieber der Einbildungskraft ging dem Fieber voran, das ihn jetzt aufzehrte. So urtheilten die Pariſer. Ein Artikel von der Donau in Nro. 90 der Allg. Zeitung von 1834 widerlegt das frivole Gerücht von der Natur ſeiner Krankheit (vergl. den erſten Theil dieſes Jahrgangs S. 96), und ſagt: „Wer die Sit-

tenſtrenge des öſterreichiſchen Hofes, das Beiſpiel, welches der Herzog vor Augen hatte, die Umgebung, die ihn bewachte, führte und unterrichtete, bedenkt — wer überdieß aus dem, was bereits über ihn bekannt gemacht worden iſt, auf den Charakter dieſes Jünglings ſchließt, die unabläſſige Beſchäftigung ſeines Gemüthes und Geiſtes, ſeinen tiefen und melancholiſchen Ernſt, überhaupt die ſeines Schickſals würdige Haltung, die er ſtets beobachtete, in Erwähnung zieht, der wird begreifen und fühlen, wie wenig dieſe Angabe mit der Wahrheit ſich verträgt.“

3.

Preußen.

Ohne die geringſte Veränderung im Syſteme trat zu Anfang des Jahres 1832 ein Miniſterwechſel in Preußen ein. Am 9 Februar wurde das Juſtizminiſterium unter die Herren v. Kamptz und Mühler getheilt; und am 12 Mai übernahm Herr Ancillon das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, an der Stelle des wegen Krankheit zurücktretenden allgemein geſchätzten Grafen Bernſtorff. Herr Ancillon, bekannt durch philoſophiſche Schriften, hatte noch unlängſt ein Werk „zur Vermittlung der Extreme“ geſchrieben. Man zweifelte nicht, daß er den beliebten preußiſchen Wahlſpruch „Beſonnenheit und Mäßigung“ zu dem ſeinigen gemacht habe.

Am 25 Februar machte der Finanzminiſter Maaßen den Haupt-Finanzetat für 1832 bekannt, im Betrage von 51,287,000 Rthlr. Bei dieſer Gelegenheit äußerte man

einige unmaßgebliche Bedenklichkeiten: „Einmal findet man es höchſt auffallend, daß die Summe, welche unter dem Namen Kronfideicommiß die Civilliſte unſeres Königs bildet, nicht namhaft gemacht iſt, indem die Einkünfte von den Staatsdomänen folgendermaßen bezeichnet ſind: „1,280,000 Thaler, nach Abzug der für die Kronfideicommiß beſtimmten Summe," ohne daß jedoch dieſe ſelbſt angegeben wäre. Ferner finden ſich „1,921,000 Thaler für die durch den Reichs-Deputationsſchluß vom Jahre 1803 ausgeſetzten Penſionen der Mitglieder aufgehobener geiſtlicher Corporationen" angeſetzt. Dieſe Summe aber iſt, ſeit der ganzen Zeit, daß unſer Budget bekannt gemacht wird, immer dieſelbe geblieben, obwohl natürlich durch den Tod eine große Anzahl dieſer Penſionen weggefallen ſeyn muß. Der dadurch entſtehende Ueberſchuß wird zwar zum Theil zum Beſten der Schul- und Unterrichtsanſtalten verwendet, auch erhält jede königl. Regierung im Lande jährlich 1000 Thlr. zur Verfügung, um örtliche Verbeſſerungen, Verſuche zum Beſten der Wiſſenſchaft ꝛc. anzuſtellen; indeſſen fehlt doch die genaue Rechenſchaft über jene Ueberſchüſſe im Budget ſelbſt. Die Einnahmen der Ein- und Ausgangsſteuern ꝛc. ſind mit 20 Mill. Thalern angegeben. Vergeblich aber ſucht man nach einem Nachweiſe über die Koſten der Steuer-Erhebung, wodurch allein ein gegründetes Urtheil über die Zweckmäßigkeit unſeres Steuerweſens möglich wird. Der Finanzminiſter Maaßen ſoll geäußert haben, daß wenn die durch Cholera, Cordons ꝛc. verurſachten Ausgaben nicht geweſen wären, er einen Ueberſchuß von 4—5 Millionen gehabt haben würde; damit iſt jedoch nicht geſagt, daß dieſe Ausgaben nicht mehr betragen hatten. Die durch die Cabinetsordre vom 11 Februar 1832

(ſ.

(ſ. Staatszeitung vom 5 März) anbefohlene Erhöhung der Beamtencautionen wird von vielen als eine verdeckte Anleihe betrachtet, die dem Staate 5 — 6 Millionen zur Verfügung ſtellen und wodurch die bei offenen Anleihen nöthige Zuziehung der Landſtände umgangen wird. Bekanntlich müſſen alle Mitglieder der Staatsſchulden-Verwaltungscommiſſion einen Eid ablegen, daß ſie nicht heimlich neue Staatsſchuldſcheine creiren wollen."

Am 30 Julius ſchrieb die Seehandlungs-Societät eine Anleihe von 12 Mill. Thalern aus. Darüber äußerte eine Correſpondenz der Allg. Zeitung: „Die preußiſche Finanz-Adminiſtration befindet ſich allerdings in der ganz eigenen Lage, daß ſie bei dem glänzendſten Zuſtande des Staatscredits ſich doch das Hülfsmittel einer neuen Anleihe, wozu die andern großen Staaten des Continents in den politiſchen Verwirrungen der neueſten Zeit ihre Zuflucht nehmen, verſagen muß, ſo lange nicht die Geſetzgebung eine Frage gelöſ't hat, die das eben erwähnte Edict unmittelbar an das Schuldenweſen des Staats hat knüpfen wollen. Der Art. II. dieſes Edictes lautet: „Wir erklären dieſen Staatsſchulden-Etat auf immer für geſchloſſen. Ueber die darin angegebene Summe hinaus darf kein Staatsſchuldſchein oder irgend ein anderes Staatsſchulden-Document ausgeſtellt werden. Sollte der Staat künftighin zu ſeiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Beſten in die Nothwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu ſchreiten, ſo kann ſolches nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsſtändiſchen Verſammlung geſchehen." Im Art. X. heißt es in Bezug auf die durch daſſelbe Edict conſtituirte Hauptverwaltung der Staatsſchulden: „Dieſe Behörde iſt

uns und der Gesammtheit der Staatsgläubiger dafür verantwortlich, daß nach Art. II. weder ein Staatsschuldschein mehr, noch andere Staatsschulden-Documente irgend einer Art ausgestellt werden, als der von Uns vollzogene Etat besagt." Den Sinn und den Geist dieser gesetzlichen Bestimmungen aber sprechen die Worte der Einleitung: „Wir hoffen dadurch (daß der gesammte Schuldenzustand des Staats zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird), und durch die von Uns beabsichtigte Unterordnung dieser Angelegenheit unter die Reichsstände das Vertrauen zum Staat und zu seiner Verwaltung zu befestigen," einfach und bedeutungsvoll aus. Wenn sich nun in Beziehung auf das vorliegende Anlehen der Seehandlungs-Societät die Meinung verbreitet hat, daß dasselbe zur Deckung eines durch die außerordentlichen Ausgaben des Staates entstehenden Deficits bestimmt sey, so durfte freilich behauptet werden, daß hiedurch die angeführten Bestimmungen des Edictes vom 17 Januar 1820 illusorisch gemacht würden. Die Seehandlung-Societät ist ihrer unter demselben Datum erneuerten Grundverfassung gemäß das „Geld- und Handlungsinstitut des Staats;" die von ihr ausgestellten Schuldocumente verpflichten den Staat nicht minder als seine eigenen, und so bliebe zwar der den Mitgliedern der Hauptverwaltung nach Art. X. jenes Edicts auferlegte Eid unverletzt, seine Bedeutung aber und seine umfassendere Anordnung des Art. II. wären aufgeopfert."

Ueber die Provinzial-Landtage des Jahres 1832 äußerte ein Correspondent der Allg. Zeitung: „Auf mehrern derselben hatte man Anträge auf Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen gemacht, und auf einigen war die Mehr-

heit der Stimmen dieſem Wunſche beigetreten. Auf andern Provincial-Landtagen ſind dagegen Stimmen laut geworden, die Regierung um Aufhebung und Zurücknahme des ganzen Provincial-Ständeweſens zu bitten, weil daraus nur neue Koſten für das Land und unangenehme Colliſionen mit den Staatsbehörden entſtänden. Die Regierung aber geht ihren Weg mit Feſtigkeit fort, und hat beiderlei Bittſchriften als ungeeignet abgelehnt.“ Dieſe Nachricht beſtätigte ſich durch folgende aus einzelnen Landtagsabſchieden beſonders hervorgehobene Artikel. So hieß es in dem Abſchiede für die Provincial-Landſtände der Provinz Preußen: Art. 12. Dem Antrage des Landtags, daß einer dem Raume angemeſſenen Anzahl von Zuhörern der Zutritt zu den Landtagsverſammlungen geſtattet werden möge, können Wir nicht Statt geben, da eine ſolche Einrichtung auch unter den in Vorſchlag gebrachten Beſchränkungen für die Inſtitution der Provincialſtände nach ihrer geſetzlichen Verfaſſung nicht geeignet iſt.“ — Art. 22. Da faſt ſämmtliche Theile der Provinz Preußen ſeit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen zu Unſerer Monarchie gehört haben, und in dieſer Zeit die Bekanntmachung der Geſetze und Verordnungen in deutſcher Sprache immer für zureichend erkannt worden iſt, ſo können Wir Uns nicht bewogen finden, gegenwärtig noch, nachdem durch jene Verbindung ſelbſt und durch den verbeſſerten Schulunterricht die Kenntniß der deutſchen Sprache ſich immer mehr verbreitet und ausgebildet hat, eine beſondere Publication in litthauiſcher oder polniſcher Sprache anzuordnen. Es wird vielmehr genügen, wenn in denjenigen Orten, in welchen die eine oder die andere dieſer Sprachen noch geſprochen wird, und eine vollſtändige Kenntniß der deutſchen Sprache nich

allgemein verbreitet iſt, die Gemeinobrigkeiten bei der Bekanntmachung der Geſetze den Inhalt derſelben mündlich in die Sprache des Orts übertragen. Hiezu ſollen dieſelben noch beſonders angewieſen werden. Bei allen denjenigen Einwohnern, welche ſich durch eigenes Leſen mit den Geſetzen bekannt machen, iſt eine beſſere Schulbildung, mit dieſer aber eine hinreichende Kenntniß der deutſchen Sprache vorauszuſetzen, daher auch für ſie der Abdruck einer Ueberſetzung nicht erforderlich. — Art. 28. Das Geſuch Unſerer getreuen Stände um Erleichterung des Handels mit dem zu Lande eingehenden und zur Wiederausfuhr beſtimmten Getreide hat aus überwiegenden Gründen nicht berückſichtigt werden können. Unſer Finanzminiſter iſt aber bevollmächtigt, für den Fall des an einzelnen Orten eintretenden Bedürfniſſes ausnahmsweiſe erleichternde Beſtimmungen eintreten zu laſſen. — Art. 37. Auf den Antrag Unſerer getreuen Stände, den Unterricht in der polniſchen Sprache auf den Gymnaſien zu Conitz und Thorn in den Lehrplan aufzunehmen, finden Wir keine Veranlaſſung, von der bisherigen Einrichtung abzugehen. — Von den Ständen der Provinz Weſtphalen erfuhr man ferner: „Die Stände hielten ſich verpflichtet, Sr. Maj. dem Könige allerunterthänigſt vorzuſtellen, daß das Inſtitut der Provincialſtände, den regſten Beſtrebungen der Mitglieder ungeachtet, nicht den Grad der Theilnahme habe erlangen können, der für eine ſolche Anſtalt dringend nöthig iſt, vielmehr die Meinung, daß dieſes Inſtitut ſich bisher der wünſchenswerthen Erfolge nicht zu erfreuen gehabt, faſt allgemein verbreitet ſey. Sie glaubten einen weſentlichen Grund dieſer irrigen Meinung in der ſtrengſten Abgeſchloſſenheit der ſtändiſchen Verhandlungen

zu finden, und trugen daher bei des Königs Majestät darauf an: „daß Allerhöchstdieselben geruhen möchten, aus der ständischen Versammlung eine Députation hervorgehen zu lassen, welche während der Dauer des Landtags den wesentlichen Inhalt der ständischen Verhandlungen klar darstelle, und zur Belehrung des Publicums zum Drucke befördern ließe.“ Die Antwort lautete inzwischen dahin, daß es beim Alten bleiben solle.

Erst bei diesen neuen Anlässen wurde es unter der Hand bekannt, daß schon im Jahre 1831 die westphälischen Stände an den damaligen Landtagsmarschall, den verewigten Freiherrn von Stein, Folgendes geschrieben hatten: „Ew. Excellenz haben sich im Verlaufe der Verhandlungen des gegenwärtigen Provincial-Landtags überzeugt, daß bei weitem die Mehrzahl der Mitglieder desselben den Wunsch hegte: es möge Sr. Majestät unserm allergnädigsten Könige gefallen, die durch das Gesetz vom 22 Mai 1815 verheißene reichsständische Verfassung ins Leben treten zu lassen. Die Allgemeinheit dieses Wunsches ging wohl aus der Ueberzeugung hervor, daß nach einer auf den drei Landtagen gemachten Erfahrung das Institut der Provincial-Landstände allein nicht geeignet sey, dem Bedürfnisse zu genügen, und alle die Zwecke zu erreichen, die Se. Majestät bei dem Erlasse des Gesetzes vom 22 Mai 1815 ins Auge gefaßt hatte. Es ist in der That nicht zu verkennen, daß eine Einrichtung, die jedes Gesetz, welches eine Veränderung in den Personen- und Sachrechten bewirkt — also fast jedes Gesetz — von den consecutiven Berathungen acht verschiedener Provincial-Landtage abhängig macht, nicht leicht den drin-

denden Anforderungen der Zeit genügen kann, die eine feste, conſequente und durchgreifende Anordnung der Rechtsverhältniſſe und der Verwaltung unerläßlich fordert. Nicht weniger wird es tief und ſchmerzlich empfunden, daß das Inſtitut der Provincialſtände, der Beſtrebungen der Mitglieder ungeachtet, ſeither nicht den Grad des Zutrauens und der Theilnahme hat erlangen können, welcher für eine ſolche Anſtalt dringend nöthig, welcher für dieſelbe dem belebenden Athemzuge vergleichbar iſt. Ohne Zweifel liegt dieſe entmuthigende Erſcheinung in der anſcheinenden Unbedeutenheit der ſeither erlangten Erfolge ſowohl, als in der ſtrengen Abgeſchloſſenheit der Verhandlungen, deren Ergebniſſe gewöhnlich nur ſpät erſt, oder in entſtellter, lügenhafter Sage zur Kunde gelangen."

In Uebereinſtimmung damit erließen die Wähler der Stadt Münſter ein öffentliches Schreiben an ihren Abgeordneten Hüffer, am 22 November 1832, worin ſie ſagten: „Die Unterzeichneten erſuchen Sie, als Stellvertreter der Stadt Münſter, dieſe Angelegenheit (die Einführung von Reichsſtänden) zur Sprache und eine Adreſſe an des Königs Majeſtät in Antrag zu bringen, in welcher Stände ihren innigſten Dank für die erhabenen vorgedachten königlichen Verſprechungen, ihre Zuverſicht, daß durch deren gänzliche Erfüllung das Wohl des Staates gefördert, das Band der Unterthanentreue noch feſter geſchlungen werde, endlich ihren Wunſch, daß Se. Majeſtät geruhen mögen, die verheißene Repräſentativ-Verfaſſung bald möglichſt ins Leben treten zu laſſen, ausſprechen und an den Stufen des Thrones ehrfurchtsvollſt niederlegen."

FREIHERR VON STEIN.

Im Laufe des Jahres wurden die Felsen des Binger Lochs gesprengt, und dadurch die Schifffahrt auf dem Rheine wesentlich erleichtert. Am 1 Nov. schaffte der menschenfreundliche König durch Cabinetsordre die gräßliche Lattenstrafe ab, die zur Schande der gepriesenen Humanität des neunzehnten Jahrhunderts als eine der grausamsten Torturen bis dahin beim preußischen Militär noch üblich gewesen war. Ueber das Aeußere des Militärs bemerkte ein Zeitungsartikel: „Mehrere Aenderungen in den Uniformen sind dieser Tage (im März) befohlen worden. Officiere und Armeebeamte verlieren die breiten rothen Streifen an den Beinkleidern, und behalten nur einen rothen Saum, wie das bei der russischen Armee der Fall ist. Seit 15 Jahren ist alles, was in der russischen Tracht eingeführt wurde, bei uns nachgeahmt worden; keiner unserer Prinzen hat jemals eine Reise nach Petersburg gemacht, ohne eine solche Verbesserung mitzubringen, die oft mit großen Kosten im Verhältniß zu dem Gehalte der Officiere verbunden war.“

Strenger als je zuvor wurde in diesem Jahre die Preßfreiheit in Preußen eingeschränkt und die Censur verschärft. Der badische Freisinnige wurde hier schon früher, als durch den Bundesbeschluß, verboten, ja die Weltgeschichte Rottecks durfte nicht nur nicht verkauft, sondern nicht einmal angezeigt werden. Im Sommer wurden alle rheinpreußischen Buchhandlungen unter polizeiliche Aufsicht gestellt, um das Eindringen rheinbayerischer Flugschriften zu verhüten. Professor Welcker in Bonn, Bruder des badischen Deputirten, wurde wegen einer kleinen Schrift suspendirt, und veranlaßte das Verbot, daß kein Volkslehrer zugleich Heraus-

geber einer politiſchen Zeitſchrift ſeyn dürfe. Auch der bekannte Geſchichtſchreiber, Prof. Friedrich von Raumer in Berlin, machte von ſich reden, indem er aus dem Ober-Cenſurcollegium austrat. Die Einen ſagten, es geſchehe, weil die Cenſur ihm einige freiſinnige Stellen geſtrichen habe. Andere aber erklärten, es ſeyen im Gegentheil Stellen geweſen, in denen ſich eine ſolche Schmeichelei gegen Se. Maj. den König ausgeſprochen habe, daß deren Aufnahme in einen Kalender nicht beliebt worden ſey. Noch Andere meinten, es ſey beides richtig. Im November wurden einige junge Leute in Köln verhaftet. Man fand bei ihnen Correſpondenzen, welche ſie als Theilnehmer an den Schwärmereien der Hambacher Partei compromittirten und machte großes Aufſehn davon, nicht als ob die Sache im geringſten wichtig geweſen wäre, ſondern um ein Beiſpiel zu ſtatuiren, und die vorwitzige Jugend zu warnen.

Am Schluſſe des Jahres rückte eine preußiſche Armee an die belgiſche Gränze, um die Schritte der Franzoſen, die damals Antwerpen belagerten, zu bewachen, und darauf zu ſehen, daß dieſelben nicht weiter gingen, als die Stipulationen geſtatteten.

4.

Bayern.

Am 2 Januar 1832 wurde das Miniſterium verändert. Sämmtliche Miniſter, mit Ausnahme des Fürſten von Wrede und des Kriegsminiſters von Weinrich, wurden entlaſſen, und das Portefeuille des Aeußern dem Freiherrn von Gieſe, des Innern dem Fürſten von Oettingen-Wallerſtein, der Juſtiz dem Freiherrn von Zu-Rhein übertragen, an deſſen Stelle es ſpäter Freiherr von Schrenk erhielt, ſo wie das der Finanzen Hr. von Mieg.

Mit dem beginnenden Frühjahre zog die Aufregung in Rheinbayern aller Augen auf ſich. Die Nähe Frankreichs, das feurigere Blut der Pfälzer, die Erinnerung der alten franzöſiſchen Zeit, die aus derſelben noch geretteten freiſinnigen Inſtitute (öffentliche Rechtspflege), der Contraſt mit Altbayern, der auch hier vorwaltende Groll wegen der Handelsſperre und endlich die bis dahin unerhörte Kühnheit, mit welcher Dr. Wirth in der Tribune und Dr. Siebenpfeiffer im Weſtboten die Gemüther im Sinne des entſchiedenſten Liberalismus aufregten, hatten eine Gährung hervorgebracht, die durch das Verbot jener Zeitſchriften von Seite des Bundes (2 März) nicht gedämpft wurde. Schüler, Savoie und Geib ſtellten ſich an die Spitze eines Vereines für Preßfreiheit, der freiwillige Beiträge einſammelte, und trotz des Verbots erſchienen die Tribune und der Weſtbote noch, indem die Redacteurs weder Verbot noch Cenſur, als verfaſſungswidrig, anerkannten. Siebenpfeiffer drohte „mit tauſend Armen," die ihm zu Gebote ſtünden. Inzwiſchen wurden ſowohl ihm als dem Dr. Wirth

die Preſſen verſiegelt, und der letztere zu Homburg trotz eines kleinen Auflaufs verhaftet, am 8 März. Auch Fain, ſein Mitredacteur, wurde verhaftet, bald aber in ſeine Heimath Braunſchweig entlaſſen. Wirth blieb ebenfalls nicht lange in Haft, ſondern wurde am 15 April vom Bezirksgerichte in Zweibrücken freigeſprochen und im Triumphe nach Hauſe geführt.

Die Würzburger Zeitung wollte wiſſen, das Appellationsgericht des Iſarkreiſes habe dagegen proteſtirt, daß in den Reſcripten der Regierung der Preßverein „verbrecheriſch" genannt worden ſey, da es einer bloß adminiſtrativen Behörde verfaſſungsmäßig nicht zuſtehe, eine Handlung als verbrecheriſch zu bezeichnen, welches lediglich Sache der richterlichen Behörde ſey. Dieſer viel Aufſehen erregende Artikel der Würzburger Zeitung wurde aber bald darauf von der Bayeriſchen Staatszeitung widerlegt, mit den Worten: „daß alle an die Staatsregierung gelangten Erklärungen von Juſtizſtellen ſich in einem den Behauptungen der Würzburger Zeitung durchaus entgegengeſetzten Sinne ausſprächen." Ueberhaupt war es dem Zeitungsleſer damals und iſt es dem Geſchichtſchreiber noch jetzt ſchwer, ſich aus dem Gewirre der Anſchuldigungen und Widerlegungen herauszufinden, die in den zahlloſen deutſchen Zeitungsartikeln ſich ſo bunt durch einander drängten.

Am 4 April reiſ'te der König wieder nach Italien, wie er des Sommers pflegte, kam aber ſchon am 18 Junius zurück. Der neue Miniſter, Fürſt von Wallerſtein, erließ in Bezug auf die häufigen Klagen über Spionerie und geheime Polizei unterm 20 April ein öffentliches Schreiben des Inhalts: „Die Verwaltung Bayerns wird nie eine geheime Denunciantenpolizei einführen, oder das Inſtitut der polizeilichen Inquiſition in unſerm ſchönen Vaterlande dulden. Aber

Aufgabe des Miniſteriums und der Behörden iſt es, alle Umtriebe, welche die öffentliche Ordnung zu gefährden drohen, ſcharf zu beobachten, und jedem entdeckt werdenden Verſuche der Art mit offener und loyaler Einſchreitung und mit voller Strenge des Geſetzes entgegen zu treten u. ſ. w.“

Die bevorſtehende Feier des bayeriſchen Verfaſſungsfeſtes führte zu der Idee eines allgemeinen deutſchen Volksfeſtes auf dem Schloſſe Hambach, unfern von Neuſtadt an der Hardt in Rheinbayern, am 27 Mai. Man machte dazu große Anſtalten. Wirth erließ einen „Aufruf an alle Volksfreunde in Deutſchland,“ und im Lande ſelbſt war ſchon vorher ſolcher Jubel, daß man am 15 Mai in Annweiler einen Freiheitsbaum pflanzte. Die bayeriſche Regierung verbot anfangs das Feſt, aber unter Formen, gegen welche der Stadtrath von Neuſtadt proteſtiren zu können glaubte; die Regierung nahm ſpäter ihr Verbot zurück, ja am 19 Mai geſtattete ſie auch allen Fremden freien Zutritt, womit ſie bis dahin noch zurückgehalten hatte. Gewiſſen Zeitungsartikeln von Mannheim und Frankfurt zufolge, ſchien man von gewiſſen Seiten zu erwarten, was wirklich eintraf, daß nämlich die Enthuſiaſten der Sache, gegen die ſie kämpften, einen Nutzen bringen würden, indem ſie die Sache, für die ſie kämpften, compromittirten.

Dieſes Feſt iſt in verſchiedenen gleichzeitigen Zeitungsberichten, aus denen wir die Hauptſache entlehnen, alſo beſchrieben worden: „Schon acht Tage vor der Feier wallfahrtete die ganze Umgegend nach dem Schloſſe, wo, neben dem unbeſchreiblich ſchönen Ausblicke in die herrlichen

Gauen des Rheins, auch in nächster Nähe die freundlichsten Bilder sich boten. Da sah man bunte Frauengruppen Kränze windend, unter dem fröhlichen Lärm der Arbeiter aller Classen, die mit der Errichtung von Tribunen, Estraden, Terrassen, Zelten, ambulanten Wirthshäusern, so wie mit der Räumung der Ruine von Schutt und Urbau beschäftigt waren. Herren, Damen, Arbeiter, alle trugen Cocarden von Schwarz, Roth, Gold. — Der Zug auf das Schloß ging in folgender Ordnung: An der Spitze marschirte die Horn- und Trompetermusik des bürgerlichen Schützencorps; hierauf folgten in Reihen von je 6 Mann die 32 Festordner in schwarzer Kleidung mit den schwarz-roth-goldnen Festbinden über die Schulter, hierauf die Abgeordneten der Straßburger Nationalgarde mit ihrem Capitän in der Mitte; hierauf eine Abtheilung polnischer Officiere, und hinter diesen — als die erste Fahne im Zuge — das Banner Polens von weiß und rothem Atlas, den weißen Adler im rothen Felde, von dem Neustadter Jungfrauenverein gefertigt, welcher diesem selbst paarweise in weißer Festkleidung unmittelbar folgte. Hierauf eine Abtheilung des Schützencorps; dann der Landrath des bayerischen Rheinkreises, sowie mehrere seiner bekanntesten Männer, wie Wirth, Siebenpfeiffer, der Abgeordnete von St. Wendel ꝛc., in ihrer Mitte ein schwarz-roth-goldnes Banner, nach diesem folgend die bayerische blau und weiße Fahne, an der Spitze mit schwarz-roth-goldnen Bändern umwunden. Hierauf folgte ein zweiter Musikchor von jungen gleichgekleideten Männern (Handwerkern) aus Frankenthal, und eine zweite Abtheilung des bürgerlichen Schützencorps, hinter welcher der von den Frankfurter Patrioten dem Redacteur der deutschen Tribune,

Wirth, zum Geſchenk gebrachte Ehrenſäbel — ein Schwert mit ſilbernem Griffe und Stange, das Wehrgehänge von rothem Sammet mit weißer Einfaſſung — von einem in altdeutſchem Coſtume gekleideten Manne getragen wurde. Hierauf folgten, abwechſelnd mit noch einigen Abtheilungen des Bürgermilitärs, der Reihe nach, die verſchiedenen Zünfte mit Muſik und Fahnen, die verſchiedenen Abtheilungen der zum Theil ſchon genannten Städte und Ortſchaften: von Mainz, Worms, Speier ꝛc., ebenfalls mit ihren Fähnlein; ſämmtliche Studirende mit einer großen ſchwarz und rothen Fahne, in deren Mitte ein goldnes Kreuz, an ihrer Spitze und mit ihnen untermengt der Reſt der zum Feſte gekommenen polniſchen Officiere. Ganz beſonders zeichnete ſich der Zug der ſehr zahlreich anweſenden Weingärtner aus, durch die demſelben vorangetragene ſchwarze Fahne mit der Inſchrift: „Der Weinbauer Trauer," auf welche ſpäter eine grüne folgte mit der goldnen Inſchrift: „Der 27 Mai der Weinbauer Hoffnung." — — In der Ausdehnung einer halben Stunde Wegs ging der Zug, an welchen ſich, vom Landvolke insbeſondere, immer neue Maſſen anſchloſſen, unter Muſik und Geſang ruhig und geordnet. — Der Landrath des Kreiſes befand ſich mit in dem Zuge, in deſſen buntem Wogen franzöſiſche und polniſche Officiere, Studenten aus allen Ländern deutſcher Zunge, zum Theil in altdeutſchem Coſtume, dann Hunderte von Männern, die in engerm oder weiterm Kreiſe einen Namen haben, oder ſich einen machen möchten, erſchienen. Ob Börne, Schüler, Savoye, Geib ꝛc. ſich ſehr freuten, einen Harro-Harring, Große, Siebenpfeiffer, Cornelius, als im Geiſte der Freiheit und Gleichheit Ebenbürtige, neben ſich zu ſehen, mag dahin geſtellt bleiben. Sehnſüchtig hatte

man Rottecks geharrt; aber der für ihn bestimmte Ehrenbecher blieb unberührt; er erschien nicht. Einige sagten, „weil er mit Siebenpfeiffer zerfallen, der in seiner wahnwitzigen Eitelkeit die „Freisinnigen" mit Koth beworfen hatte, von ihnen aber mit Recht als eine Art Verrückter bezeichnet wurde." Musikchöre waren reichlich im Zuge vertheilt, und vereint mit ihnen erschollen die Lieder, eigenthümlich vertheilt nach Städten und Gemeinden; zu den deutschen Klängen gesellte sich das „Allons enfans de la patrie" der herbeigekommenen französischen Gränznachbarn. Die erste Fahne von ungeheurer Größe (auf der einen Seite war: „Deutschlands Einheit," auf der andern: „Freiheit und Gleichheit" zu lesen) wurde auf der höchsten Spitze, unter fortwährendem Donner des Geschützes aufgepflanzt. Kaum war dieß geschehen, stürzte von der einen Frontmauer der Ruine ein Theil zusammen; durch das Schießen und die Unvorsichtigkeit eines sich auf die äußerste Spitze stellenden jungen Menschen hatten sich nämlich einige Quadersteine gelöst, die, ihr Opfer mit sich führend, gegen einige dichte Volksmassen sich wälzten, so daß es hieß, außer mehrern schrecklich Verwundeten, seyen zwei Personen todt vom Platze getragen worden. — Man steigt in einer Spirallinie den mit Wald bewachsenen Theil des Berges hinan, und gelangt so durch drei ehemalige Burggräben, die jetzt bloß noch eben so viele Terrassen bilden, zu dem innersten, ein Quadrat von hohen Mauern bildenden Theil des Schlosses, an welchem sich der Ueberrest eines diese noch überragenden kolossalen runden Thurms befindet. Auf diesem wurde das schwarz-roth-goldne Banner aufgepflanzt. Fast in gerader Linie von jenem Thurme abwärts, auf der jenes Quadrat umgebenden

erſten Terraſſe und gegenüber von der hier errichteten, ſchön bekränzten Tribune, wurde auf einem zweiten Thurmüberreſte das polniſche Banner unter fortwährenden Böllerſalven und dem Jubelrufe der Menge aufgeſteckt. Langſam hatte ſich indeſſen der Zug auf dem ſchon eine geraume Strecke unterhalb des erſten Burggemäuers durch aufgeſchlagene Marktbuden aller Art ſehr beengten Zugange durch den mit einem Triumphbogen gezierten Burgeingang, und durch die erſte und zweite Terraſſe aufwärts bewegt, als plötzlich eine Störung eintrat. Dadurch, daß nämlich zu der ſchon vorher auf dieſem Punkte angehäuften ſchauluſtigen Menſchenmenge nun auch noch die Tauſende vom Zuge ſelbſt ſich in den innerſten Burgraum hineindrängten, entſtand hier ein ſolcher Mangel an Platz, daß einige ſelbſt auf die äußerſten Spitzen einer alten hohen Mauer zu ſtehen kamen, wodurch der äußerſte der Steine, locker gemacht, herabfiel, und zwei Landleute ſtark beſchädigte. Dadurch entſtand einiger Schrecken, und ein ängſtliches Hin- und Herdrängen unter den in der Nähe jenes unglücklichen Ereigniſſes befindlichen Maſſen, noch mehr aber dadurch, daß ſich ſchnell das Gerücht verbreitete, der Berg ſey unterminirt. Dieſer Schrecken verlor ſich jedoch alsbald wieder, als gerade in dieſem Momente die ihrem bereits in der gefährlichen Nähe aufgepflanzten Banner folgenden Studirenden mit dem Rufe: „dem Banner nach!“ unter Geſang die letzte Anhöhe heraufdrängten, und ſich um daſſelbe gerade da mit feſter Haltung aufſtellten. — Die übrigen Fahnen und Fähnlein wurden je nach der Lagerung der einzelnen Abtheilungen, denen ſie angehörten, an verſchiedenen Punkten der Burg aufgeſteckt. Einen ganz eigenthümlichen, ſchaurigen, faſt geiſterhaften Eindruck machte unter dieſen das

Flattern der großen ſchwarzen Fahne der Weingärtner, unter der ſonſt ſo bunt ausſehenden Volksmenge, die zum mindeſten 25,000 Köpfe betragen haben mochte. Nachdem dieſe ſich gelagert hatte, und durch Trompetenſignal das Zeichen zur Stille gegeben war, beſtieg zuerſt Med. Dr. Hepp aus Neuſtadt die Tribune und begrüßte das verſammelte Volk im Namen der 32 Feſtordner."

Nach ihm ſprach Siebenpfeiffer. Es war anfangs meine Abſicht, ſeine Rede, die heftigſte, welche gehalten wurde, in dieſe geſchichtliche Darſtellung aufzunehmen, um dadurch der Anforderung der hiſtoriſchen Treue und Vollſtändigkeit, welche wenigſtens die Nachwelt an Zeitgenoſſen zu machen berechtigt iſt, ein Genüge zu leiſten. Indeſſen gehört zu Darſtellungen ſolcher Art nicht nur ein unbefangener Geſchichtſchreiber, ſondern auch ein unbefangenes Publicum, und da ich ein ſolches in der leidenſchaftlichen Aufregung der Gegenwart noch nicht durchgängig zu finden hoffen darf, ſo werden Billigdenkende mich in dieſem Falle wohl der Berichterſtattung entbinden. Ueberhaupt richte ich bei dieſer paſſenden Gelegenheit an diejenigen meiner Leſer, welche dieſes Taſchenbuch vielleicht in ſpäten Jahren einmal in die Hand nehmen, die Bitte, den Grundſatz nicht zu verkennen, nach welchem ein Theil der Geſchichte zwar immer nur von Zeitgenoſſen, ein anderer dagegen immer nur von der Nachwelt geſchrieben werden kann. Aufreizende und beleidigende Reden fallen der Geſchichtſchreibung erſt dann anheim, wenn ſie nicht mehr aufreizen, nicht mehr beleidigen, wenn ſie verjährt ſind.

Die Allgemeine Zeitung gab in ihrer 158ſten Nummer einen gemäßigten Auszug aus Siebenpfeiffers Rede, der

auch

Dr SIEBENPFEIFFER.

auch hier genügen mag. Er entwarf ein Panorama der Gegend: „Worms. Noch ſteht die Kirche dort, wo Luther gepredigt, aber noch ſteht der römiſche Deſpot mit deutſchen Fürſten in Vertrag und Bund, und noch iſt kein politiſcher Luther aufgeſtanden, der das Scepter zerbreche der abſoluten Könige, der die Völker erlöſe von der Schmach der politiſchen Knechtſchaft. Dort Karlsruhe! Was kannſt du weiter von der volkreichen glänzenden Stadt rühmen, die ſich glücklich ſchätzt, der Schemel üppiger Höflinge zu ſeyn und von den Brocken ihrer Tafeln ſich zu nähren! Dort das reinliche Mannheim, welches, zwiſchen Hof- und Bürgerthum ſchwebend, des Lebens Ziel und Preis in der Oper zu finden ſcheint. Heidelberg, ein altehrwürdiger Muſenſitz, aber manche der Fackelträger ſtellen das Licht unter den Scheffel, und mehr als den Muſen opfert man dem Mammon und der Eitelkeit, die ſich in Orden bläht und Hoftiteln. — Darmſtadt, nur auf ein Preßgeſetzlein für eine Spanne Landes bedacht, das neben der Cenſur und unterm Schwerte des Bundestages kränkle. — Frankfurt, rührig mit Fäſſern und Ballen und Geldſäcken, Frankfurt, wo jeder Pflaſterſtein für eine geſchichtliche Erinnerung Deutſchlands zeugt — Frankfurt iſt, o daß ich alles mit Einem Worte ſage — der Sitz des Bundestags.“

In Siebenpfeiffer und Wirth trat der Unterſchied des deutſchen Radicalismus klar hervor. Siebenpfeiffer legte den Accent auf die Freiheit, Wirth auf die Deutſchheit. Wirths Gemüth ſcheint beim bloßen Gedanken an die liberale Vormundſchaft Frankreichs empört worden zu ſeyn, und die Anweſenheit der Franzoſen und Deutſchfranzoſen aus Straßburg, wenn ſie auch nicht indiscret geweſen ſeyn ſollten,

mochte ihn zu einer Aeußerung des deutschen Nationalstolzes entflammen, wie sie damals wohl von keiner Seite erwartet wurde. Er rief bei einem Feste, das seinen Ursprung nur von der Pariser Juliusrevolution zu datiren und von französischem Wind angeweht schien, die Erinnerungen von 1813 herauf, und warnte vor der falschen Franzosen-Freundschaft, und gedachte der alten nur zu oft gemachten Erfahrung, daß Frankreich in seiner räuberischen Politik gegen Deutschland sich stets getreu, jede Art von Freiheit, wie zur Zeit der Reformation die religiöse, so jetzt die politische, nur zum Vorwand nehme, um die gutmüthigen Deutschen zu berücken, zu berauben, zu entnationalisiren. Da diese Rede Wirths den beleidigenden und aufreizenden Ton der Siebenpfeifferschen Rede nicht theilt; da sie, wie wenig praktische Wichtigkeit auch alle diese Hambacher Reden haben mögen, doch als ein interessantes und eigenthümliches Sympton in der Krise unsers Vaterlandes hervortritt, und da eine Warnung vor den französischen Uebergriffen gerade im Munde eines deutschen Radicalen von 1830 die Vermuthung eines unbestochenen Urtheils und einer unmittelbaren Wahrheit für sich hat, daher sie auch von der exaltirten Partei stark mißbilligt wurde — so glaube ich, die Geschichtschreibung darf sie nicht fallen lassen, und nehme keinen Anstand, die Hauptsache davon mitzutheilen.

„Nach Siebenpfeiffer trat Wirth auf, und ein tausendstimmiges Lebehoch begrüßte bei entblößten Häuptern den Redner, sobald man seiner nur ansichtig geworden war. Er sprach in glänzender Rede über die Vortrefflichkeit Deutschlands, womit die gute Mutter Natur sowohl den Boden als den Charakter der Nation begabt hat; von der politischen Bedeutung Deutschlands, sowohl seiner geographischen Lage, als seinen intellectuellen, morali-

ſchen und phyſiſchen Hülfsquellen nach; dann ſprach er aber in ſcharfer Rede über die Urſachen, warum dieſes deutſche Volk, von der Natur beſtimmt, das erſte unter allen zu ſeyn, dieſes nicht ſey, und entwickelte die Gründe, zum Theil aus der Geſchichte der neueſten Zeit hergeleitet, warum auch die übrigen Völker Europa's das noch nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten und ſeyn könnten, bloß deßwegen, weil es das deutſche Volk noch nicht iſt, und wie dieſes vielmehr zur Niederdrückung der Freiheit und Nationalität bei jenen immer gebraucht werde. Wie dieſem Uebelſtande in Zukunft begegnet werden müſſe durch Einigung aller deutſchen Volkskräfte auf Ein Ziel, darüber ſprach Wirth ferner in ſehr kühner Rede mit dem rauſchendſten Beifalle; ebenſo wie dieſe Wiedergeburt Deutſchlands nur aus ihm ſelbſt kommen müſſe. Wie wenig hiebei auf Frankreichs Beihülfe als Nachbarſtaat zu rechnen und zu hoffen ſey, dieſes ſuchte er ungefähr in folgenden Worten zu beweiſen: „Von Frankreich haben wir in dem Kampfe um unſer Vaterland wenig oder keine Hülfe zu erwarten. Denn, daß wir um den Preis einer neuen Entehrung, nämlich der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, ſelbſt die Freiheit nicht erkaufen wollen, daß vielmehr bei jedem Verſuche Frankreichs, nur einen Schollen deutſchen Bodens zu erobern, auf der Stelle alle Oppoſition im Innern ſchweigen und ganz Deutſchland gegen Frankreich ſich erheben müßte und werde, daß die Befreiung unſeres Vaterlandes vielmehr umgekehrt die Wiedervereinigung von Elſaß und Lothringen mit Deutſchland wahrſcheinlicher Weiſe zur Folge haben werde, über alles dieß kann unter Deutſchen nur Eine Stimme herrſchen. Hoffe man daher nichts von einer Unterſtützung Frankreichs. Fürchte

man ſolche vielmehr, wenn ſie eine Maßregel des Gouvernements werden ſollte. Denn in dieſem Falle hat eine Bewegung Frankreichs zu Gunſten der deutſchen Patrioten einen Krieg gegen Oeſterreich und Preußen zur Folge, in welchem die kleinen deutſchen Mächte augenblicklich auf die Seite Frankreichs treten würden, wenn das günſtige Kriegsglück gegründete Hoffnung zur Eroberung darbietet. Bayern, das in einem ſolchen Falle auf die andern kleinen Fürſten einen großen Einfluß erlangt, verwünſcht ſeine Beſitzung am Rheine, und trachtet ſehnſuchtsvoll nach Wiedererlangung von Salzburg, Tyrol und dem Innviertel. Sachſen iſt über die Grauſamkeit, mit der man das Land zerriſſen und verkauft hat, immer noch erbittert, und wird jede Gelegenheit ſeiner Wiedervereinigung mit Eifer ergreifen. Sobald daher in einem Kriege gegen Oeſterreich und Preußen für Frankreich nur irgend eine Wahrſcheinlichkeit des Sieges vorhanden iſt, treten Bayern, Sachſen, Würtemberg, Baden u. ſ. w. der Vergrößerungsſucht wegen auf die Seite Frankreichs, und es wiederholt ſich die alte Geſchichte des Rheinbundes. Dann iſt aber nicht bloß Deutſchland unglücklicher als je, ſondern auch das große Werk der europäiſchen Reorganiſation auf lange Zeit wieder hinausgeſchoben. Aus allen dieſen Gründen dürfen denn die deutſchen Patrioten auf die Hülfe Frankreichs nicht allein keine Hoffnung ſetzen, ſondern ſie müſſen auch die Plane Frankreichs aufmerkſam beobachten, vor allem aber in ihr politiſches Glaubensbekenntniß den Satz aufnehmen: „Selbſt die Freiheit darf auf Koſten der Integrität unſeres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unſer Vaterland und unſere Freiheit muß ohne fremde Einmiſchung durch unſere eigene Kraft von innen heraus ge-

führt werden, und die Patrioten müſſen in dem Augenblicke, wo fremde Einmiſchung ſtatt findet, die Oppoſition gegen die innern Verräther ſuspendiren und das Geſammtvolk gegen den äußern Feind zu den Waffen rufen." Dieſe Aeußerung wurde von den anweſenden Franzoſen ſehr übel aufgenommen. Eine andere galt dem Preßvereine, von dem Wirth nichts erwartete. Er äußerte ſich über dieſe Richtung, welche die deutſche Oppoſition genommen hatte, folgendermaßen: „Wie der Verein inzwiſchen ſich geſtaltet hat, kann er den großen Zweck der Wiedergeburt des Vaterlandes nicht mehr erreichen, weil die Mitglieder deſſelben, und namentlich die Vorſteher, den Zweck einer klar erkannten, bis in die Details genau beſtimmten und conſequent zu verfolgenden Reform Deutſchlands entſchieden abläugnen und dem Vereine dafür den vagen und unbeſtimmten Zweck unterſchieben, für die freieſte Entwicklung patriotiſcher Gedanken über die Mittel zur Förderung des Wohls der deutſchen Völker, die Unterſtützung der ganzen Nation in Anſpruch zu nehmen. Der Verein kann in einer ſolchen Weiſe zwar auch nützlich ſeyn, allein den Zweck der deutſchen Reform vermag er nie zu erreichen. Die Sehnſucht nach einem beſſern politiſchen Zuſtande iſt nämlich bei uns faſt überall laut geworden. Allein gerade über die Hauptſache, d. h. worin daß Beſſere beſtehe, darüber iſt noch niemand einig, nicht einmal die Häupter der Oppoſition. So lange ein ſolcher Zuſtand beſteht, iſt die Oppoſition ſelbſt planlos, und muß nothwendig zur Verwirrung Anlaß geben. Aus dieſen Gründen ſind alle gegenwärtigen Beſtrebungen und Aufopferungen der Oppoſition wirkungslos."

Nachdem Wirth ſeine Rede unter anhaltendem Beifall-

rufen geendet hatte, wurde ihm feierlichſt der Ehrenſäbel überreicht, und ſpäter zog er damit, wie im Triumphzuge, unter Escorte der Nationalgarde und mit klingendem Spiele durch die in und um die Burg her verſammelten Volksmaſſen. Nach ihm betrat Stromeier, der Redacteur des Wächters am Rhein, die Bühne, und ſprach ebenfalls in gleicher Bedeutung über die Nothwendigkeit der Einigung der deutſchen Volksſtämme. Kaum hatte als Nachfolger von dieſem ein Feſtordner den Abgeordneten von St. Wendel, Wallauer, angekündigt, als ſogleich, wie bei Wirth, ein tauſendſtimmiges Lebehoch durch die Lüfte ſcholl. Er ſprach hierauf über den gegenwärtigen Zuſtand Deutſchlands in ſehr deprimirenden, über deſſen Zukunft aber in ſehr kühnen und ſtarken Worten. Hierauf folgte das Mittagsmahl, während zugleich ein Platzregen einfiel. Die bis jetzt durch rühmliche Sorgfalt der Feſtordner muſterhafte Ordnung wurde dadurch unterbrochen, da das Mittageſſen für 1800 Theilnehmer, die dazu Karten genommen hatten, im Freien zugerichtet war und unter Regenſtrömen eingenommen wurde. Nach Tiſche klärte ſich der Himmel auf, und ein ſchöner Nachmittag lockte viele Fremde, die der Regen vertrieben hatte, wieder auf den Berg. Unſere Berichterſtatter gingen nach Landau, und erfuhren dort von in der Nacht Ankommenden noch, daß den Nachmittag über Reden, Geſang und Muſik gewechſelt haben, und daß unter den Rednern des Nachmittags Cornelius (der frühere Redacteur des in Straßburg erſchienenen „Deutſchland") und Widemann geweſen ſeyen. — Ein anderer Bericht erzählt die Begebenheiten des Nachmittags ausführlicher: „Es ſprachen drei Polen, ein Stabsofficier Grzymala, Zatwarnizki und Oranski; ferner die Herren Barth aus Zweibrücken, Stroh-

meyer aus Heidelberg (Redacteur des Wächters vom Rhein), Brückemann (im Namen der deutschen Jugend sprechend), Pistor und Pfarrer Hochdörfer. Der Redacteur des Hochwächters, Lohbauer, brachte einen herzlichen Gruß aus Würtemberg mit und sprach sich mit kurzen Worten über die gegenwärtigen Verhältnisse seines Landes aus. Sodann sprachen die Herren Dr. Große und Cornelius (aus Preußen), dessen stundenlange Rede durchaus aus dem Stegreif vorgetragen war. Als er geendet hatte, trug das Volk ihn auf den Händen herum, und weiße Tücher wehten ihm." Auch noch andere Redner ließen sich hier und dort hören, die einen mäßiger, die andern heftiger; an revolutionären Liedern, Toasten und Pereats fehlte es nicht, und daß sie arg gewesen seyn müssen, ist nicht zu zweifeln, da die Zeugen nicht alles davon wiedererzählen wollten.

Die namhaftesten Anhänger der gemäßigten und gesetzlichen Opposition, welche dem Feste anwohnten, der badische Deputirte von Itzstein, selbst die Gründer des Preßvereins, Savoie, Schüler und Geib, verhielten sich still und hielten keine Reden. Auch Börne, der berühmte Humorist, der zugegen war, folgte diesem Beispiel. Von mehreren Fremden, die sich zur Erlustigung eingefunden hatten, erfuhr man, daß sie, von den gefährlichen Reden geschreckt, eilends davon gefahren seyen, um sich nicht zu compromittiren. Mit Recht sagt ein Bericht, daß das Zudrängen und die wilden Phrasen eines Große, eines Cornelius, und mancher ähnlicher Menschen, dem Fest einen Stempel aufgedrückt hätten, der die Gemäßigten zurückgesetzt, beleidigt und entfernt hätte. Große soll sogar einen „Aufruf zu den Waffen" haben drucken und vertheilen lassen.

Uebrigens wurde die Ruhe während des Festes durchaus nicht gestört, Abends überließ man sich der Tanzlust und brachte Herrn Börne ein Ständchen. Ein Comité berathschlagte, ob nicht irgend ein politischer Act, wenn auch nur eine Adresse oder dergleichen, von Hambach ausgehen solle, aber man beschloß, ruhig nach Hause zurückzukehren.

Dieß war, nach den Berichten der Augenzeugen, das berühmte Hambacher Fest.

An demselben Tage wurde das bayerische Verfassungsfest auch in Gaibach bei Würzburg gefeiert. „Nach der Einleitungsrede des Herrn Quante sprach der vormalige Landtagsabgeordnete v. Hornthal, dann Hofrath Behr, welcher darauf hindeutete, daß bei den täglich fühlbarer werdenden Mängeln der bayerischen Verfassung eine im Wege des Vertrags zwischen Fürst und Volk, nach dem Beispiele anderer deutschen Staaten, zu wünschen wäre. Nachher sprach auch der Abgeordnete Ziegler, und schließlich ein, längere Zeit in Würzburg anwesender Engländer Boeddos, mit einigen kräftigen Zügen nach seiner gewohnten Originalität.“ Nach Tische sprach Hofrath Behr noch einmal in sehr ausführlicher Rede, die im Publicum zwar nicht näher bekannt, wegen welcher er aber später in Untersuchung gezogen wurde.

Am 21 Mai war auch ein kleiner Tumult in Nürnberg vorgefallen. Ein liberaler Journalist aus Belgien, Dr. Coremans, bekam Streit mit dem Kupferstecher Fleischmann, und dem Letztern wurde eine Katzenmusik gebracht, wobei ein Mensch durch eine Schildwache getödtet, zwei andere verwundet wurden. Coremans kam in Verhaft und wurde später über die Gränze gewiesen.

In Rheinbayern ſpürte man noch eine Zeit lang die Nachwirkungen des Hambacher Feſtes. Am 28 Mai gab es Händel zwiſchen dem Pöbel und den Soldaten in Zweibrücken; am 30ſten tumultuirten die Bürger in Dürkheim in einer bloß ſtädtiſchen Angelegenheit, wurde zu Frankenthal vom Pöbel der Verſuch gemacht, ein Magazin zu erbrechen, in Grünſtadt ein Freiheitsbaum gepflanzt, deßgleichen zu Oppersheim. Auch zu Worms tumultuirten die Nahrungsloſen. In Kaiſerslautern trieb am 1 Junius der Buchdrucker Kohlhepp die Gendarmen aus ſeinem Hauſe.

Die bayeriſche Regierung ergriff nun augenblicklich ſtrenge Maaßregeln. Am 2 Junius gab ſie durch ein Edict ihre große Unzufriedenheit mit dem Hambacher Feſt zu erkennen, und ließ gegen die Haupttheilnehmmer Unterſuchungen einleiten. Viele flohen nach Frankreich. Auch von Wirth wurde dieß behauptet, er ſchrieb aber ſogleich in die Speyerer Zeitung: „Herr Redacteur! Sie haben durch Ihr Blatt die Nachricht verbreitet, daß ich nach Frankreich entflohen ſey, um einer neuen Verhaftung zu entgehen. Da ich es für ſehr unwürdig halte, wenn ein Oppoſitionsmitglied nicht den Muth hat, ſeine Handlung vor jedem Richter zu verantworten, ſo erſuche ich Sie, jene Nachricht zu widerrufen. Um dem Publicum die Ueberzeugung zu geben, daß jenes Gerücht völlig grundlos war, wollen Sie gefälligſt noch bemerken, daß ich über einen gegen mich ergangenen neuen Verhaftbefehl, der am 12 d. M. in Homburg vollzogen werden ſollte, geſtern Nachricht erhalten habe, und heute deßhalb nach Zweibrücken abgereiſ't bin, um jenen Befehl vollſtrecken zu laſſen. Neuſtadt an der Haardt, am 14 Junius 1832.

Wirth.“ Und so that er auch. Siebenpfeiffer ließ sich ebenfalls am 18 Junius verhaften. Unter den Geflüchteten wurden vorzüglich Schüler und Savoie bemerkt.

Unterm 22 Junius wurde der Feldmarschall Fürst Wrede „als außerordentlicher Hofcommissär“ mit unumschränkter Vollmacht und angemessener Militärmacht (von mehreren Regimentern begleitet) nach Speyer geschickt. Eine sehr strenge Vorschrift für die Beamten des Rheinkreises vom 28 Junius gebot denselben, die Ruhe von Grund aus herzustellen, die Polizeigewalt mit größter Energie zu handhaben, und im erforderlichen Falle die Militärmacht anzurufen. Zugleich wurde dem Landrathe wegen seiner bisherigen Schwäche und Hinneigung zu den Liberalen, so wie mehreren Deputirten des Rheinkreises, das Mißfallen der Regierung zu erkennen gegeben. — Das Volk war anfangs über diese Maßregeln erbittert, und die Väter drohten ihren unter den bayerischen Regimentern dienenden Söhnen, sie zu verstoßen, wenn sie sich gegen das Volk brauchen ließen. Allein Wrede zog ganz ruhig über den Rhein, betheuerte seine treue Anhänglichkeit an die Verfassung, nahm mit seinen Soldaten eine ganz unbefangene Haltung, verfolgte nur Einzelne, schonte die Massen, und konnte demnach am 31 Jul. wieder nach München zurückreisen, ohne daß ein Tropfen Bluts geflossen oder nur ein Exceß vorgefallen wäre.

Erst am 11 August entspann sich in dem Dorfe Irheim ein Streit zwischen der Jugend dieses Dorfes, die einen Kirchweihbaum mit einer verdächtigen Inschrift aufrichtete, und den zufällig anwesenden bayerischen Chevaurlegers, welche diese Inschrift abrissen. Die Bauernburschen leisteten Wider-

ſtand, die Reiter zogen blank, und ſo wurden von beiden Seiten 20 Mann verwundet, ohne daß die Sache weitere Folgen gehabt hätte. — Eine Proteſtation der Rheinbayern gegen die Bundesbeſchlüſſe wurde mit Beſchlag belegt. Die Ruhe des Kreiſes blieb hinfort ungeſtört.

Die Aufregung Rheinbayerns hatte ſich auch einem Theile von Franken mitgetheilt, und beſonders in Würzburg gab es eine ſtarke liberale Partei. Hier war Hofrath Behr Bürgermeiſter, berühmt als früherer Abgeordneter, derſelbe, der zu Gaibach eine Rede gehalten; hier war Seuffert, als Abgeordneter der Univerſität berühmt. Von hier aus wurde eine ſtarke Proteſtation gegen die Bundesbeſchlüſſe an den König geſandt, der darauf antwortete: „Se. Majeſtät ſind dieſen Beſchlüſſen beigetreten, weil dieſelben der beſchwornen Verfaſſung nicht zuwiderlaufen, und würden, verhielte ſich dieſes anders, Ihrem Eide getreu, die Zuſtimmung verweigert haben.“ Unmittbar darauf begann aber die Reaction und die Beſtrafung Würzburgs für ſeinen unzeitigen Liberalismus. Drei daſelbſt beſtehende patriotiſche Geſellſchaften wurden am 28 Auguſt aufgelöſ't, und das Appellationsgericht von Würzburg nach Aſchaffenburg verlegt. Da offenbarte ſich die ächte Geſinnung der Bürgerſchaft, die ſich bisher durch die Liberalen hatte einſchüchtern laſſen. Die Stadt ſollte das Appellationsgericht, mithin einen Theil ihrer Nahrung und ihres Einkommens verlieren. Nun wimmelte es auf Einmal von Verfechtern des Thrones, während dieſelben alle geſchwiegen hatten, als zu Gaibach ſo gefährliche Reden gefallen waren. Unter der Leitung des Appellationsraths Kiliani trugen die Gemeindebevollmächtigten

auf die Absetzung des Bürgermeisters Behr an, als des Mannes, welcher der Regierung am mißfälligsten sey, und in einer Ergebenheitsadresse sagten 1302 Würzburger Bürger: „Wir werden, so wie wir es bereits bisher thaten, auch ferner alles, was in unsern Kräften steht, anwenden, daß auch alle Versuche nur zur geringsten Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung künftig abgewendet, und daß die Urheber aller solcher Versuche, welche schon vorgefallen sind, zur Untersuchung und gerechten Bestrafung werden gezogen werden. Wir getrösten uns aber auch, und bitten Ew. königl. Majestät allerunterthänigst, unserer Stadt nicht die Verbrechen Einiger, welche im Verhältnisse zur Gesammtzahl der Bürgerschaft nur Wenige zu nennen sind, von welchen zudem Einige sogar nicht zur Bürgerschaft gehören, Andere sogar Ausländer sind, nicht entgelten, vielmehr gegen diese die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung bringen zu lassen, und nur ferner auch unsere Stadt der allerhöchsten Gnade nicht unwürdig zu halten.“ Behr wurde abgesetzt, Seuffert aber und die Professoren Schönlein, Textor, Hoffmann, Hörgenröther und mehrere andere Personen von Würzburg versetzt.

Im September begannen die politischen Processe gegen die Journalisten und Buchdrucker, in Folge deren Mehrere in den Kerker wanderten. Dieses Loos traf zuerst im September zu Augsburg den Dr. Kurz, Redacteur des Blatts „die Zeit“, und den Hrn. Oesterreicher, Redacteur des Augsburger Tagblatts. Der Letztere entfloh zuvor aus der Frohnfeste. Auf gleiche Weise wurden verurtheilt Dr. Schulz, der Mediciner Thönissen, Thein, der Redac-

teur des Volksblatts in Würzburg, und fünf Buchdruckergehülfen. Im folgenden Jahre vermehrten ſich dieſe Verurtheilungen.

Im November legte Prof. Oken, der berühmte Naturforſcher, deſſen unſterbliches Verdienſt um die Wiſſenſchaft undankbare Zeitgenoſſen fand, ſeine Profeſſur nieder, weil er ſich nicht nach Erlangen verſetzen laſſen wollte.

Aus Nürnberg gelangte eine Bittſchrift der Proteſtanten an den Thron: „Wir geſtehen, daß wir vormals von dem Wunſche beſeelt wurden, die dem königl. Oberconſiſtorium zugeſicherte Selbſtſtändigkeit möchte nicht durch deſſen Unterordnung unter das Staatsminiſterium des Innern beſchränkt ſeyn, nicht ahnend, daß wir bald uns genöthigt ſehen würden, ſelbſt um den Schutz der Staatsgewalt gegen jene oberſte geiſtliche Behörde zu bitten, von welcher wir die zweckmäßigſte Anordnung der Angelegenheiten unſerer Kirche erwartet hatten. Leider aber wurden unſere Hoffnungen nicht erfüllt. Drei Gegenſtände ſind es vorzüglich, welche wir für beſchwerend anerkennen müſſen: das ungeeignete Benehmen bei den frühern Verhandlungen über die Bildung der Presbyterien, die Unterlaſſung der Zuziehung einer genügenden Anzahl weltlicher Mitglieder zu den allgemeinen Synoden, und die unverkennbare Vergünſtigung des immer weiter um ſich greifenden ſogenannten Myſticismus.“ Dieſe Klagen wurden aber durch eine Adreſſe einer Anzahl anderer Proteſtanten, die in entgegengeſetztem Sinne abgefaßt und ihre vollkommenſte Zufriedenheit und Ergebenheit bezeugte, neutraliſirt.

Am Ende des Jahres unterbrach dieſe traurigen Händel ein glückliches Ereigniß, denn am 5 October wurde der jüngere Sohn des königlichen Hauſes, Otto, zum König von Griechenland proclamirt, und am 14 October, bis zu welchem Tage man auch das gewöhnliche große Octoberfeſt verſchoben hatte, traf die griechiſche Deputation in München ein, um dem neuen Könige die Huldigung von Hellas zu Füßen zu legen. Davon iſt ſchon oben, bei der Erzählung der griechiſchen Angelegenheiten, die Rede geweſen. Die Freude wurde dadurch nicht geſtört, daß die am 9 Oct. ausgeſchriebene Werbung von Truppen für den griechiſchen Dienſt Hinderniſſe im Schooße des bayeriſchen Militärs fand. Am 24 October ließ der König deßfalls bekannt machen: „Wir haben mißfällig wahrgenommen, daß Militärindividuen, welche ſich in Folge der ergangenen Aufforderung zum Uebertritt in das zu werbende Truppencorps für das Königreich Griechenland melden, von Seite einiger vorgeſetzten Militärbehörden Hinderniſſe entgegengeſtellt, und die Realiſirung ihres Vorhabens erſchwert, überhaupt aber ſtatt die Werbung, wie es in Unſerer Abſicht liegt, auf jede mit den Staatsgeſetzen vereinbarliche Weiſe zu fördern, derſelben in Wort und That entgegengewirkt werde. Da es zur Ehrenſache der bayeriſchen Nation geworden iſt, die Bedingungen des Staatsvertrags vom 7 Mai d. J. ihrem ganzen Umfange nach zu erfüllen, ſo iſt es Unſer ernſter Wille, daß dieſen der Sache ſchädlichen Einwirkungen mit Nachdruck begegnet, und der Werbung des zur Befeſtigung des griechiſchen Thrones zu bildenden Truppencorps, mit Beachtung der zur Richtſchnur gegebenen Beſtimmungen, jeder Vorſchub geleiſtet werde.“ Da inzwiſchen die Werbung nicht ſchnell genug reuſſirte,

befahl der König, daß einſtweilen eine Brigade bayeriſcher Truppen den jungen König nach Griechenland begleiten und ſo lange bei ihm bleiben ſolle, bis die geworbenen Truppen ſie würden erſetzen können. Dieſe Brigade ging nach Trieſt ab, um ſich daſelbſt einzuſchiffen. König Otto ſelbſt verließ München am 6 December. Die Münchener politiſche Zeitung berichtete: „So wahr und lebendig in ganz Bayern die Freude ſich ausſprach, einen Sprößling aus dem Hauſe Wittelsbach, den zweitgebornen Sohn unſeres erhabenen Königs, auf Griechenlands Thron erhoben zu ſehen, ſo tief und ungeheuchelt war der, gewiß von allen Bayern aufrichtig getheilte Schmerz aller Einwohner der Hauptſtadt, als König Otto, ſeiner ruhmvollen Beſtimmung folgend, heute Vormittags um 11 Uhr in Begleitung JJ. MM. des Königs und der Königin, ſo wie Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen, ſeine Reiſe nach Griechenland antrat. Sowohl die Höfe der Reſidenz, als die Straßen der Hauptſtadt, durch welche der Reiſezug kam, wimmelten von zahlloſen Menſchen, die noch einmal das theure Antlitz des allgemein geliebten Königsſohns zu ſehen verlangten. Da war kein Auge, das nicht in Thränen ſchwamm, kein Herz, das nicht, von der innigſten Wehmuth ergriffen, die heißeſten Segenswünſche dem Scheidenden, der nach allen Seiten die rührendſten Abſchiedsblicke vertheilte, zum herzlichen Geleite gab. Griechenland übernimmt ein koſtbares Kleinod aus Bayern, es erhält an König Otto einen Souverain, der mit der ſeltenſten Reinheit und Güte des Herzens, trotz ſeiner Jugend, alle Anlagen und Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters verbindet, die erforderlich ſind, um einen Herrſcher zum wahren Beglücker ſeines Volkes zu machen. Nur die feſte Zuve rſicht, daß de

Himmel unſere Wünſche und Gebete erhören, und das griechiſche Volk dem von der Vorſehung geſchenkten Monarchen mit derſelben Liebe und Treue anhängen werde, als es ihn mit heißer Sehnſucht erwartet, vermag unſere Trauer um ihn zu mildern."

Unterm 9 Dec. ſchloſſen beide Könige, Vater und Sohn, ein Schutz- und Trutz-Bündniß zwiſchen Bayern und Griechenland. Der erſte Artikel ſetzte eine ewige Freundſchaft feſt, der zweite eine wechſelſeitige Vertheidigung gegen jeden Feind des einen oder andern, der dritte erklärte, daß dieſes Bündniß „nicht auf Eroberung, noch auf Erweiterung beiderſeitiger Reiche und Gebiete, ſondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung" gerichtet ſey. Der ſechste garantirt dem König von Griechenland ein bayeriſches Hülfscorps von 3500 Mann auf drei Jahre, und zwar einſtweilen, bis griechiſcherſeits vergütet werden kann, auf bayeriſche Staatskoſten. Ein Artikel in der Hanauer Zeitung wollte ſchüchtern bezweifeln, ob bayeriſche Truppen auf Staatskoſten außer Landes geſchickt werden könnten ohne Zuſtimmung der Stände, aber die Münchener politiſche Zeitung bewies, „daß in Bayern, deſſen Verfaſſung eine vom Monarchen gegebene (octroyirte) ſey, der Grundſatz gelten müſſe, daß alle Befugniſſe, welche nach dem allgemeinen Staats- und Völkerrechte in der Staatsgewalt enthalten ſind, durchaus und unbeſchränkt dem Monarchen zuſtehen, in ſo weit er ſich in der Ausübung derſelben durch die von ihm gegebenen, in der Verfaſſungsurkunde feſtgeſetzten Beſtimmungen nicht ſelbſt beſchränkt, oder an die Mitwirkung der Stände gebunden hat; dieſen Letztern (den Ständen) dagegen nur die Rechte und Befugniſſe zukommen, welche ihnen

nen in eben dieſer Verfaſſungsurkunde ausdrücklich eingeräumt und zugeſtanden ſind. Schon daß die Verf. Urk. durchaus keine Beſtimmung enthält, welche die Ausübung der äußern Staatshoheitsrechte an die Mitwirkung oder Zuſtimmung der Ständeverſammlung bindet, würde alſo im vorliegenden Falle vollkommen genügen, um die Verfaſſungsmäßigkeit der Ausübung dieſer Rechte durch Se. Maj. den König ohne Beirath oder Zuſtimmung der Stände außer allen Zweifel zu ſtellen."

5.

Würtemberg.

Die Nichteinberufung der Kammern unterhielt die ſchon durch die Zeitumſtände bedingte Spannung. In der langen Zwiſchenzeit bis zum Zuſammentritte der Stände wurden dem Hochwächter, einem localen Volksblatt, aus allen Theilen des Landes über alle Deſiderien deſſelben Artikel zugeſandt, wodurch die innern Angelegenheiten ſo lebhaft zur Sprache kamen, als wären ſie von den Kammern verhandelt worden. Auch bildeten ſich Vereine zur Berathung landſtändiſcher Angelegenheiten und zur Belehrung der am Schluſſe des vorigen Jahres gewählten Abgeordneten. Dieſe Vereine wurden am 21 Februar verboten, der Hochwächter aber blieb trotz ſtrenger Cenſur in Thätigkeit. Aus der Stadt Heilbronn und aus Weinsberg gingen im März Adreſſen ein, die um baldige Einberufung der Stände baten. Die letzten Kammern von 1830 hatten nämlich ein weiteres Jahr über die verfaſſungsmäßige Periode hinaus die Steuern bewilligt;

daß sie das Recht dazu gehabt, wurde ihnen von der Opposition des Landes bestritten; der Fehler lag schon in einer frühern Versäumniß, wodurch die Periode der Steuerbewilligung einer frühern Kammer in die Periode der Wirksamkeit einer spätern Kammer übergegriffen hatte; die Regierung machte aber jetzt um so lieber von der Verzögerung Gebrauch, als ihr daran lag, die durch die Juliusrevolution veranlaßte Aufregung sich je mehr und mehr erst beruhigen zu lassen, bevor durch Eröffnung der Kammern die Opposition zur Sprache kommen könnte. Inzwischen wurde nun doch außerhalb des Ständesaals discutirt, was sonst in demselben geschehen wäre.

Am 3 April wurde der Minister des Innern, v. Kapff, entlassen, und an seine Stelle der bisherige Präsident der zweiten Kammer, Dr. v. Weishaar, gewählt, ein Mann von Geist und Kraft, der in den Jahren 1815 und 1819 Chef der constitutionellen Opposition gewesen, seitdem aber auf die ministerielle Seite übergetreten war, und die Kammer durch seinen Einfluß beherrscht und nach sich gezogen hatte. Man schrieb ihm die entschiedenste illiberale Tendenz zu. Auch erklärte derselbe, daß die Regierung jede fernere Adresse, die um Einberufung der Stände bäte, unberücksichtigt lassen würde, am 16 April.

Einige Tage später, am 30 April, versammelten sich 46 der neugewählten Deputirten in dem Bade Boll unter dem Hohenstaufen und erließen von hier aus eine öffentliche Erklärung an das Volk: „Je weniger die, denen das Volk seine Hoffnungen anvertraut, schon jetzt in der Eigenschaft als Einberufene befähigt sind, seinem Rechte Kraft zu geben, um so mehr glauben wir, die Unterzeichneten, verpflichtet

zu seyn, in unserer Eigenschaft als Gewählte dem Lande gegenüber wenigstens den Trost und die Versicherung auszusprechen, daß wir seine Wünsche kennen, daß wir sie theilen, daß wir von der Heiligkeit unserer Sendung durchdrungen sind, so wie von dem Gefühle unserer Verantwortlichkeit gegen König und Vaterland, und daß wir daher bei dem lebendigen Ausdrucke der öffentlichen Meinung keineswegs gleichgültig sind. Nein! Wir haben in den wohlbegründeten Wünschen des Volks unsere eigene Ueberzeugung erkannt. Das verfassungsmäßige öffentliche Leben ist gelähmt; die Presse liegt in Fesseln; die Vereine zur Besprechung landständischer Angelegenheiten und zur Darlegung der Wünsche des Volks an die Abgeordneten sind ohne gesetzliche Begründung verboten. Wir beklagen, daß öffentlich im voraus erklärt wurde, die Bitten des Volks um Einberufung der Stände würden unberücksichtigt bleiben. Wir beklagen dieß um so mehr, als die ausdrückliche Erklärung des Ministerial-Rescripts vom 16 d. M., daß eine fernere Eingabe in dieser Richtung, wenn eine solche erfolgen sollte, keine Beachtung zu erwarten habe, uns selbst abhalten mußte, in einer ehrfurchtsvollen Adresse uns deßhalb an die Regierung zu wenden."

In Folge des Hambacher Festes wurden auch in Würtemberg, am 12 Junius, alle öffentlichen Versammlungen verboten, obgleich noch keine stattgefunden hatte (außer der bloß auf Deputirte beschränkten Versammlung in Boll) und es überhaupt im Lande ganz ruhig war. Gegen die verfassungsmäßige Befugniß der Regierung zu einem solchen Verbot protestirten sogleich 57 Rechtsanwälte mit ihrer Unterschrift.

Dann wurden die Bundesbeſchlüſſe publicirt, gegen welche ſogleich aus vielen Theilen des Landes, und nicht bloß von der bisherigen Oppoſition, ſondern auch von den ſonſt ſehr lopalen Stadträthen von Stuttgart, Ulm ꝛc. Proteſtationen eingelegt wurden. Der Bürgermeiſter von Stuttgart, Dr. Feuerlein, zugleich einer der entſchiedenſten Miniſteriellen in der Kammer, ſagte in einer offenen Bürgerverſammlung: „Kaum hatte der Gedanke einer Gefahr für die Verfaſſung ſich entzündet, ſo war alle Parteiung im Volke verſchwunden, nur Eine Stimme ward gehört: Erhaltung der Verfaſſung! Und wo und wie wurde dieſe Erhaltung geſucht? Nicht etwa in ungeſetzlichen Formen und Bewegungen, oder gar in Drohungen; Würtembergs Magiſtrate, die geſetzlichen Organe wurden aufgerufen, der Staatsregierung die Bekümmerniſſe des Volks mitzutheilen.“

Der König war gerade in Livorno im Bade, und die Miniſter, beſtimmt durch die allgemeine Aufregung und durch die proteſtirenden Adreſſen, gaben eine vorläufige Erklärung von ſich: „daß in keiner Beziehung ein Grund vorliege, irgend eine mit der Verfaſſung nicht im Einklange ſtehende Anwendung jener Bundesbeſchlüſſe zu beſorgen,“ am 28 Julius. Dieſe Erklärung wurde von Sr. Majeſtät ſelbſt unterm 3 Auguſt aus Livorno genehmigt und beſtätigt.

Als daher eine feierliche Proceſſion ſich mit einer von mehr als tauſend Bürgern unterzeichneten Proteſtation gegen die Bundesbeſchlüſſe nach dem geheimen Rath begeben wollte, wurde dieſelbe abgewieſen, da die Regierung ſchon die zur vollkommenen Beruhigung des Volks nöthige Erläuterung gegeben habe. Einer Tübinger Adreſſe wurde wegen ihrer Form beſonderes Mißfallen bezeugt. Der ſtändiſche Ausſchuß,

fand die Bundesbeſchlüſſe in vollkommenem Einklange mit der würtembergiſchen Verfaſſung, nur der Abgeordnete Hufnagel proteſtirte dagegen.

Am 10 Auguſt wurde der Miniſter Weishaar aus unbekannten Urſachen wieder entlaſſen, und an ſeine Stelle trat ein noch junger, höchſt talentvoller Beamter, der Oberregierungsrath v. Schlayer, der ſich als Mitglied der vorigen Kammer auch durch parlamentariſche Beredſamkeit ausgezeichnet hatte.

Der Redacteur des Hochwächters, Lohbauer, der mit in Hambach geweſen war, und gegen den mehrere Preßproceſſe anhängig waren, machte ſich im Herbſte flüchtig; ſein Blatt wurde jedoch, unter unzählbaren Kämpfen mit der Cenſur, fortgeſetzt, während die ebenfalls in Stuttgart erſcheinende, doch nicht bloß localen Intereſſen gewidmete Stuttgarter allgemeine Zeitung (redigirt von Dr. Mebold) durch den Bundestag verboten wurde. Auch wurde im October Hr. Seybold, der bekannte geiſtreiche Schriftſteller und Gründer der ehemals berühmten Neckarzeitung, wegen ſeiner jüngſt erſchienenen „Erinnerungen eines Süddeutſchen aus Paris“ verhaftet.

6.

Baden.

Mit dem Jahresſchluſſe hatte der berühmte badiſche Landtag von 1831 geendet. Alles war noch voller Jubel über die Reſultate deſſelben, unter denen die Preßfreiheit,

von beiden Kammern votirt und von der Regierung genehmigt, die erste Stelle einnahm. Am 1 März sollte sie definitiv ins Leben treten, und man bereitete für diesen Tag Feste vor. Wirklich erschien dieser Tag, und zugleich eine, von den berühmten Deputirten Rotteck, Welcker, Duttlinger ꝛc. redigirte neue Zeitung, der Freisinnige, welche von der neuen Preßfreiheit sogleich Gebrauch zu machen gedachte. Aber an demselben Tage erschien auch von Seite der Regierung ein Erlaß (vom 29 Februar), worin dieselbe erklärte, daß zwar die badische Preßfreiheit bestehen solle, neben derselben aber auch jedes gegen die Preßfreiheit gerichtete Bundesgesetz. Dieser Erlaß lautete wörtlich: „Da bei dem Vollzuge des Preßgesetzes vom 28 Dec. 1831 und den §§. 11 und 43 Zweifel entstehen könnten, ob der Beschlagnahme der gegen den deutschen Bund, oder gegen deutsche Bundesstaaten gerichteten sträflichen Schriften jedesmal eine von dem Bunde oder Bundesstaate erhobene Beschwerde vorausgehen müsse, so wird darüber folgende Erläuterung gegeben: „Das provisorische Bundesgesetz über die Presse vom 20 Sept. 1819 bleibt, als besonderes Gesetz, neben dem badischen Preßgesetze, noch in voller Wirksamkeit. Da nun im §. 4 jenes Bundesgesetzes die großherzogliche Regierung für sämmtliche Druckschriften, in so fern dadurch die Würde oder Sicherheit anderer Bundesstaaten verletzt, die Verfassung oder Verwaltung derselben angegriffen wird, nicht nur dem unmittelbar Beleidigten, sondern auch der Gesammtheit verantwortlich erklärt wird, so folgt hieraus unmittelbar, daß die Regierung im öffentlichen Interesse des Großherzogthums solchen Angriffen vorbeugen muß. In solchen Fällen kann zwar die Beschwerde-

führung auswärtiger Bundesstaaten oder des Bundes die Veranlassung zu Verfolgung der geschehenen Angriffe seyn, sie ist aber nicht die ausschließliche Bedingung. Es ist demnach der §. 31, Nr. 2 des Preßgesetzes in der Art zu vollziehen, daß die Polizeistellen, bei welchen nach §. 1 und 9 der Vollzugsverordnung die Genehmhaltung nachzusuchen ist, und die Hinterlegung geschehen muß, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten haben, ob diese Schriften sträfliche Angriffe gegen den deutschen Bund oder Bundesstaaten enthalten, in welchem Falle die Schrift, im öffentlichen Interesse, und von Amts wegen mit Beschlag zu belegen ist."

Die Karlsruher Zeitung commentirte diesen Erlaß: „Das Großherzogthum als deutscher Bundesstaat ist an die Bundesgesetze gebunden, welche im Wege der Verfassung des deutschen Bundes zu Stande gekommen sind. Es besteht also eine Bundesgesetzgebung neben der Gesetzgebung des Landes. Dieses ist zwar eine Anomalie, sie ist aber allen Föderationen gemein, und trifft den Bund der Schweizer und der nordamericanischen Freistaaten, wie den deutschen Bund. Sie ist außerdem in den §§. 2 und 13 der badischen Verfassung sanctionirt. Jedes neue Landesgesetz ist daher so zu verstehen, daß es mit den Bundesgesetzen, welche bestehen und einseitig nicht aufgehoben werden können, zusammen bestehe, — mit andern Worten, das Bundesgesetz bildet so lange die Ausnahme von dem Landesgesetze, bis es selbst auf dem bundesverfassungsmäßigen Wege zu bestehen aufhört."

Später erfuhr man, daß dieser Erlaß die Folge einer österreichischen Note gewesen sey. Baden habe das Preßgesetz ganz zurücknehmen sollen, aber dieß eben so wenig gewollt, als ganz bei dem Preßgesetz beharren, es habe daher einen

Mittelweg eingeschlagen, in der Art, wie ihn der Erlaß bezeichnet. Da aber das Nebeneinanderbestehen des badischen Preßgesetzes und der gegen die Presse gerichteten Bundesgesetze eine staatsrechtliche Illusion war, so mußte sich Baden bald entschließen, eines von beiden zu wählen. Man erfuhr im Mai, Oesterreich habe eine neue Note eingesandt mit der Drohung, seine Garantie der jungen großherzoglichen Dynastie zurückzuziehen, falls das Preßgesetz nicht zurückgezogen würde. Am 1 April feierten dagegen die badischen Preßfreunde zu Weinheim ein patriotisches Fest. Am 9 April hob das Hofgericht die Beschlagnahme einer Nummer des Freisinnigen kraft des neuen Preßgesetzes auf. Am 9 Mai überreichten die Bürger von Pforzheim dem Großherzog Leopold eine Adresse, worin sie ihn um Standhaftigkeit in der Sache der von außen gefährdeten badischen Presse baten. Auch Mannheim, Bretten ꝛc. sandten solche Adressen ein. Am 13 Mai hielt der Deputirte v. Itzstein bei einer festlichen Versammlung zu Mannheim eine Rede, worin er unter Anderm sagte: „Es gibt in Deutschland kein freieres, kein glücklicheres Land als Baden! Aber dieser schöne Zustand soll gestört werden, und man will uns, wie umlaufende Gerüchte sagen, das Recht der freien Presse wieder nehmen! Was wir nicht auf dem Wege der Gewalt und der Unordnung, sondern auf jenem des Gesetzes errungen haben, was Regierung und Stände, was Baden als selbstständiger souverainer Staat im Geiste der Verfassung zur innern Wohlfahrt nöthig fand, das soll wieder aufhören! Nimmermehr kann dieß mit Recht und in dem wahren Geiste des Bundes gefordert werden. Geschehen wäre es dann um die Selbstständigkeit, um die Ehre und Würde des Staats; geschehen

um unſere Verfaſſung und um das Recht der Geſetzgebung! Sie wären nur eine Seifenblaſe, und unſer Regent ein bloßer Oberbeamter, abhängig von den Beſchlüſſen der Bundestagsgeſandten.“

Die Regierung kam durch die auswärtigen Noten und inländiſchen Adreſſen in Verlegenheit, und verbot die Adreſſen, ohne dem Preßgeſetz noch bis jetzt zu nahe treten zu wollen. Das Edict vom 19 Mai lautet: „Wir kennen Unſere Rechte und Pflichten, werden die erſtern mit Kraft erhalten, die letztern mit Treue erfüllen, wie es die Ehre und die Intereſſen des Landes fordern; Wir bedürfen aber hiezu ſo wenig einer Aufforderung, als Wir irgend eine Veranlaſſung haben, die Staatsbürger des Großherzogthums zum Feſthalten an ihren beſchwornen Unterthanenpflichten zu erinnern, dagegen finden Wir Uns bewogen, dieſelben alles Ernſtes abzumahnen, Verſammlungen zu Berathung allgemeiner Landesangelegenheiten anzuregen, oder daran Theil zu nehmen, oder durch Sammlung von Unterſchriften dazu mitzuwirken; Unſern Behörden befehlen Wir, dieſes vorkommendenfalls ausdrücklich zu unterſagen, und in jedem geſetzlichen Wege dagegen einzuſchreiten.“

Zugleich gab der geh. Staatsrath v. Winter der Mannheimer Deputation, welche die Adreſſe von dort überbracht hatte, folgende mündliche Antwort: „daß Se. Königl. Hoheit die Treue und Ergebenheit der Bewohner Mannheims ſtets erkannt habe und auch jetzt nicht mißkenne, daß er jedoch aus höhern politiſchen Rückſichten derartige Adreſſen nicht annehmen könne, und um ſo weniger jetzt hiezu veranlaßt werde, als die Gefahr für unſer Preßgeſetz keineswegs ſo drohend ſey, als man es uns glauben machen möchte.

obgleich die Tendenz, welche die Ausübung unserer Preßfreiheit angenommen, durchaus nicht den Erwartungen entspräche, welche die Regierung hievon gehabt habe, er ersuche uns daher im Namen Sr. königl. Hoheit, unsere HH. Committenten hierüber zu beruhigen.“ Wirklich gereichte es zur Beruhigung Vieler, daß am 29 Mai der greise und wegen seines Freisinns allgemein geschätzte Herr v. Reizenstein Ministerpräsident wurde.

Allein die Vorfälle in Hambach, welche die Verhaftung des Studenten Brüggemann in Heidelberg, und des Redacteurs des Wächters am Rhein, Strohmeyer, in Mannheim zur Folge hatten, veranlaßten die bekannten Bundesbeschlüsse, und nun zweifelte niemand mehr, daß, aller Tröstungen ungeachtet, das badische Preßgesetz werde annullirt werden. Die Badenser benahmen sich vorsichtig. Trotz der benachbarten Aufregung und des Beispiels von Hambach beobachteten sie auf dem großen Volksfest zu Badenweiler am 13 Junius möglichst viel Mäßigung und steckten auch die deutsche Fahne nur unter der badischen auf. Rotteck sagte bei diesem Anlaß: „Ich bin für Deutschlands Einheit; ich wünsche sie, in so fern sie in äußern Dingen die deutsche Nation als Achtung gebietende Macht auftreten läßt, welche das Ausland von Beleidigung unserer Nationalrechte abschrecke; und in so fern sie in einheimischen Dingen der deutschen Nation diejenigen Vortheile des bürgerlichen Verbandes, welche nach Maaß der Ausdehnung immer fruchtbringender werden, im vollsten Maaße, d. h. nach der vollen Ausdehnung der deutschen Erde, sichere, als: die Freiheit des Verkehrs und Handels, der Niederlassung und zumal auch des freien Wortes in allen Ländern der deutschen

Zunge, d. h. der freien deutſchen Preſſe. — Aber ich will keine Einheit, welche uns in Gefahr ſetze, nach außen etwa in einen Kriegszug gegen die uns natürlich Verbündeten, überhaupt unſern theuerſten Intereſſen und innigſten Gefühlen entgegen, geſchleppt zu werden, oder welche in einheimiſchen Dingen, in Sachen der Geſetzgebung und Verwaltung uns Bewohner des lichten Rheinlandes nöthige, mit dem Maaße der Freiheit und Vernunftmäßigkeit uns zu begnügen, welches etwa für Böhmen oder Pommern taugen, oder von den Machthabern alldort für hinreichend erkannt werden mag. Ich will auch keine Einheit unter der Form einer allgemeinen deutſchen Republik, weil der Weg, zu einer ſolchen zu gelangen, ſchauerlich, und der Erfolg oder die Frucht der Erreichung höchſt ungewiſſer Eigenſchaft erſcheint. . . Ich will alſo keine in äußern Formen ſcharf ausgeprägte Einheit Deutſchlands — ein Staatenbund iſt, laut dem Zeugniſſe der Geſchichte, zur Bewahrung der Freiheit geeigneter, als die ungetheilte Maſſe eines großen Reichs — ſondern nur eine innere, aber lebenswarme Einheit oder Vereinigung der Völker Deutſchlands. Ich verſtehe darunter eine innige, lebenskräftige Theilnahme aller deutſchen Bruderſtämme an den Schickſalen und zumal an den Verfaſſungsangelegenheiten jedes einzelnen, ein allgemeines Mitempfinden des Guten und Böſen, welches irgend einem deutſchen Bürger oder Stamme widerfährt, eine Gemeinſchaft der Erſtrebung und Abwehr auf jedem geſetzlichen Wege, Gemeinſchaft der Liebe und des Vertrauens für die Freigeſinnten überall auf deutſcher Erde, einen gemeinſchaftlichen Haß, eine gemeinſchaftliche Entrüſtung gegen jede Rechtsverletzung und jeden Verletzer in irgend einem deut-

schen Lande. Mit dieser Einheit ist gar wohl verträglich, ja zur Begründung derselben trefflich wirksam, die Selbstständigkeit der einzelnen, zumal der constitutionellen deutschen Staaten.“ Duttlinger setzte hinzu: „Den blutigen Weg der Revolutionen verabscheuend, ist es der friedliche Weg gesetzlicher Reform, auf welchem wir, auf welchem mit uns alle unsere Mitbürger die Verbesserung unseres bürgerlichen und politischen Zustandes suchen und erwarten, auf dem Wege, welchen die gesetzgebenden Gewalten des Großherzogthums im denkwürdigen Jahre 1831 eingeschlagen haben, auf der Bahn der Entwicklung unserer Verfassung und der verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten.“

Diese Mäßigung sollte darthun, daß man in Baden die Preßfreiheit nicht mißbrauchen, daß man dieser Concession, wenn der Bund sie gelten lassen wolle, nicht unwerth seyn wolle; aber diesen Selbsttäuschungen machte das Edict vom 30 Julius, durch welches das Preßgesetz zurückgenommen wurde, ein frühzeitiges Ende. Es lautet: „Nachdem mittelst eines von der Bundesversammlung am 5 d. M. gefaßten Beschlusses Unsere sämmtlichen Bundesgenossen einmüthig erklärt haben, daß das von Uns unter dem 28 Dec. v. J. erlassene Preßgesetz mit der dermaligen Bundesgesetzgebung über die Presse unvereinbar sey, und daher nicht bestehen dürfe; nachdem auch die einzelnen Bestimmungen des Preßgesetzes, welche als Anlaß zu dieser Erklärung betrachtet werden müssen, in einem frühern Bundescommissionsberichte verzeichnet sind, dessen Inhalt sich die Bundesversammlung durch ihren Beschluß zu eigen gemacht; in Erwägung, daß die Bundesversammlung berufen ist, den Sinn der Bundesgesetze, wenn darüber Zweifel erhoben

werden, behufs ihrer gleichförmigen Anwendung zu bestimmen, auch daß vermöge §. 17 der Verfassungsurkunde die Preßfreiheit nach den Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt werden soll; sehen Wir Uns veranlaßt, das Preßgesetz vom 28 Dec. v. J., in so weit der vergedachte Commissionsbericht solches als der Preßgesetzgebung des Bundes widersprechend bezeichnet, für unwirksam zu erklären."

Der Freisinnige war schon vorher durch einen Bundesbeschluß (19 Julius) verboten worden.

Daß die Stimmung, obwohl unbedeutend, aufgeregt war, beweis't ein kleiner Studententumult in Freiburg, am 29 August, der die Befreiung eines Verhafteten zum Zweck hatte. Die Regierung nahm hievon Anlaß, der Universität Freiburg, aus deren Schooß die freisinnigsten Deputirten hervorgegangen waren, ihre Ungnade fühlen zu lassen, und den Oppositionsgeist daselbst durch einige Verfügungen zu dämpfen. Am 6 Sept. wurde die Universität geschlossen, und angekündigt, daß sie nicht eher wieder eröffnet werden sollte, bis eine ob- und subjective Reorganisation derselben vorgenommen seyn würde. Die objective erfolgte schon am 27 September. „Das Wesentliche davon besteht darin, daß der akademische Senat, der früher eine republicanische Verfassung hatte, indem er aus allen ordentlichen Professoren bestand, nun eine mehr aristokratische Form erhalten hat, und nur aus dem Prorector, Exprorector und vier andern Mitgliedern zusammengesetzt ist. Ferner wurde dem Universitätsamtmann, welcher bei wichtigern Straffällen dem darüber abutheilenden Senate Vortrag erstattete, zugleich für solche Fälle ein zählendes Votum ertheilt." Die subjective Reorganisation erfolgte erst am

1 November. Die Professoren v. Rotteck und Welcker wurden nämlich pensionirt. Ein Studentenauflauf in Heidelberg am 1 Dec. war von nicht politischer Natur.

Zum Schlusse noch ein historisches Curiosum. Das badische Volksblatt erzählt von einer kleinen politischen Secte, die in neuester Zeit bis auf 1200 Köpfe angewachsen sey. Dieselbe findet sich im Hauensteinischen (an dem südlichen Abhange des Schwarzwaldes gegen den Rhein — die Schweiz — hin, ehemals vorderösterreichisch). Es sind die sogenannten Salpeterer, welche sich zusammenhalten, die Huldigung verweigern, keine Recruten stellen und keine Steuern bezahlen, als auf Zwangsmaßregeln. In einer officiellen Eingabe vom 30 Dec. v. J. erklärten die Häupter der besagten Secte (die Anführung ist wörtlich, und bloß die Orthographie zum bessern Verständnisse mehr berücksichtigt): „Wir bleiben bei landesfürstlichen Gesetzen und Rechten, wie uns der Prinz Ferdinand an den Großherzog von Baden übergeben hat. Wir rechten nicht mit ihm (dem Oberamt), sondern wir bleiben bei unserm Erbherzog Prinz Ferdinand vom Hause Oesterreich. Wir widersprechen allem landständischen und wahlmännischen Gehorsam, bis es von der österreichisch-kaiserlichen, kriegsministerischen Commission untersucht ist. Wenn sie uns nicht behandeln, nach oben angeführten landesfürstlichen Gesetzen, so verlangen wir einen Appellirzinsschein nach unserem österreichischen Landesherrn.“ Und am 21 Sept. gaben die Vertreter der Salpeterer bei Amt zu Protokoll: „Sie schicken ihre Kinder nicht mehr in die Schule, bis die Sache von einer k. k. österreichischen Kriegscommission untersucht sey.“

7.

Hannover.

Nachdem die Regierung das verſprochene neue Staatsgrundgeſetz entworfen hatte, legte ſie daſſelbe einer neugewählten Ständeverſammlung vor, die am 30 Mai eröffnet wurde. Eine vom 11 Mai aus Windſor datirte Declaration des Königs charakteriſirte den Geiſt dieſes Verfaſſungsentwurfs. „Zum eigenen Beſten Unſerer Unterthanen ſind Wir feſt entſchloſſen, nicht zu geſtatten, daß Unſer Thron mit ſolchen Staatseinrichtungen umgeben werde, welche nur in Freiſtaaten paſſen und mit einer monarchiſchen Verfaſſung unvereinbar ſind.“ In der zweiten Kammer ſagte der Abg. Dr. Lüntzel darüber: „Die Regierungselemente ſeyen durch die Art der Entſtehung des Entwurfs mit der gehörigen Kraft verſehen, vielleicht in zu hohem Maaße. Durch das Zweikammerſyſtem und durch die Aufrechthaltung der Provinziallandſchaften ſey zu viel ariſtokratiſches Element in dem Entwurfe. Die Regierungsgewalt ſey namentlich hinſichtlich des Steuerbewilligungsrechts vermehrt. Wenn auch auf die faſt ſtarre Unbeweglichkeit des Domanialvermögens ein beſonderes Abſehen gerichtet ſey, ſo genüge es doch noch nicht, und es müſſe noch mehr nachgegeben werden, damit nichts Schädliches ſanctionirt werde. Die Beſtimmungen über das Verhältniß des deutſchen Bundes genügen ihm nicht; es ſey bedenklich, den Bund über das Innere des Landes unbedingt herrſchen zu laſſen.“ Doch dieß war nur der Entwurf, und es hing noch von den Ständen ab, denſelben zu modificiren.

Bevor man zur Berathung über ihn ſchritt, erklärte

die zweite Kammer am 7 Junius die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen, und beschäftigte sich auch mit dem Schicksale der politischen Gefangenen, bei deren Untersuchung und Behandlung im Gefängnisse die gesetzloseste Willkür und grausamste Plackerei vorwalten sollte. Namentlich hatte der Dr. König von Osterode in einer Bittschrift an den Vicekönig geklagt, daß er wegen einer einfachen Libellsache über ein Jahr ohne Entscheidung in härtester Gefangenschaft schmachte. „Ich wage es, Ew. königl. Hoheit ganz unterthänigst zu bitten und anzuflehen, mir nach den Gesetzen des Landes und unserm deutschen, uns heiligen, von unsern Vorfahren vererbten Rechte Gerechtigkeit vor einem mir gesetzlich zustehenden Richter aufs schleunigste widerfahren zu lassen. Wir haben einen vielgeliebten König, den schönsten Diamant trägt er in seinem Herzen. Er heißt Gerechtigkeit.“ Dieses von dem Verhafteten an des Vicekönigs königl. Hoheit gerichtete Gesuch hatte indessen keine andere Folge, als daß dem Untersuchungsrichter durch den geheimen Cabinetsrath Falke in Auftrag des Herzogs aufgegeben wurde, dem Dr. König zu eröffnen, wie Se. königl. Hoheit ihn wegen seiner excessiven Schreibart in seiner an ihn gerichteten Petition keiner Antwort würdigten. Statt den Grund der Beschwerden des Unglücklichen untersuchen zu lassen, haben die Räthe des Vicekönigs diesen veranlaßt, den um seinen Schutz Flehenden nur noch tiefer herabzudrücken.“

Der Advocat des Dr. König, Gans, berichtete in der Hannoverschen Zeitung: „Für die selbst von dem Arzt nothwendig gefundene Bewegung in freier Luft ist für die acht Gefangenen im Staatsgefängnisse des Zuchthauses sehr schlecht gesorgt, und erst heute (14 März) habe ich von einem

nem derſelben, einem jungen, ſtarken, aber durch die dreizehnmonatliche Haft in ſeiner Geſundheit zerrütteten Mann, die bittere, von dem Richter nicht widerſprochene Klage vernehmen müſſen, daß er ſeit 14 Tagen nicht aus ſeinem Gefängniſſe gekommen ſey, und man ihm ſeit dieſer Zeit nur Einmal an einem kalten nebeligen Abend einen halbſtündigen Spaziergang auf dem Hofe freigeſtellt habe, den er natürlich abgelehnt, um ſeine Geſundheit nicht noch mehr zu gefährden. Schreibmaterialien ſind den Gefangenen nicht erlaubt, es ſey denn zu beſtimmten Zwecken. Seit einiger Zeit ſind dieſe Maßregeln geſchärft, und ſogar die nach dem Hofe hinausgehenden Fenſter, mit Ausnahme eines obern Flügels, vernagelt, obgleich unmittelbar unter den Fenſtern drei Militärpoſten ſich befinden, ſo daß den Gefangenen nicht einmal die Erleichterung mehr wird, am offenen, wohlvergitterten Fenſter zu ſtehen. Man ſoll Urſache zum Verdacht gegen einen oder den andern der Gefangenen haben, Communication nach außen gepflogen zu haben. Als Disciplinarſtrafen ſind zum Theil dreiwöchige Gefängnißſtrafen gegen ſie verhängt worden, die erſten und letzten acht Tage bei Waſſer und Brod, und die übrige Zeit bei gemeiner Gefangenenkoſt, in einem Gefängniſſe, in welchem am Tage nicht Licht genug war, um leſen zu können, ohne Bett und ſonſtige Bequemlichkeit.“

Eine in der Kammer vorgebrachte Petition klagte über das „brutale Betragen der Inquirenten“, über „die unmenſchliche Brutalität“, womit man ſie hätte zwingen wollen, Dinge anzugeben, die ihre Mitſchuldigen betreffen; über „die tyranniſche Commiſſion“ und die „entſetzlichen Exceſſe der Regierung und der committirten Richter.“ Der Advo-

cat Meyersberg griff den Inquirenten, Amtsaſſeſſor Wyneken, perſönlich wegen ſeines Betragens gegen ihn an.“ Der Advocat Gans wurde ſuspendirt und an der Vertheidigung gehindert. Daher ſagte der Bürgermeiſter von Bodungen in der Kammer: „Im ganzen Lande erſchallt nur Eine Stimme über die unglücklichen Staatsgefangenen. Nicht Einer unter dieſer hochverehrten Verſammlung wird, ſo hoffe ich zu Gott! ungerührt geblieben ſeyn bei den Schilderungen der Leiden und Drangſale, welche die Unglücklichen bisher haben erdulden müſſen, bei den geiſtig und körperlich gegen ſie angewandten Torturen. Sie gränzen an das Undenkbare und Unglaubliche; ſie laſſen uns auf Augenblicke wähnen, daß die ſonſt gerühmte Humanität aus unſern Gerichten verſchwunden ſey, daß wir in fremden Zonen lebten, daß von Liſſaboner Juſtiz die Rede ſey. Selbſt das heilige Recht der Vertheidigung wird unterdrückt, der geehrte Vertheidiger verfolgt.“

Bald darauf wurden die Berathungen über das Staatsgrundgeſetz wieder durch das große Aufſehen unterbrochen, das die Bundesbeſchlüſſe erregten. Am 14 Julius machte Dr. Chriſtiani in der zweiten Kammer den Antrag: „daß Stände beſchließen mögen, gegen den Bundestagsbeſchluß vom 28 Junius d. J., inſofern derſelbe die Verfaſſung des Landes, die Rechte des Königs, der Stände und des Volks verletzende Beſtimmungen enthält, ſofort auf das feierlichſte, kräftigſte und entſchiedenſte zu proteſtiren, ingleichen Se. Majeſtät den König um Allerhöchſtihre Vertretung für die Rechte Ihres Stammlandes und Ihres getreuen Volkes, ſo wie für die Landesverfaſſung und für jene dem entſprechende Proteſtation beim Bundestage allerunterthänigſt zu erſuchen.“

Die Kammer unterſtützte dieſen Antrag; als aber die Regierung ſogleich in einem Reſcript die Kammer bat, discret zu ſeyn, ſo begnügte man ſich einſtweilen, eine Commiſſion aus beiden Kammern niederzuſetzen, um zu unterſuchen, was zu thun ſey. Dieſe Commiſſion berichtete, ſie ſey von dem Gedanken eines gegen jene Bundesbeſchlüſſe einzulegenden Proteſtes bald zurückgekommen, und wolle ſich auf eine ſolche Deutung derſelben beſchränken, wodurch die ſtändiſchen Rechte aufrecht erhalten würden.“ Zugleich erklärte die erſte Kammer, ſie werde bei dieſer Deutung verharren und ſich in keine Modification dieſes Commiſſionsberichts weiter einlaſſen, falls die zweite Kammer ihn abändern wolle. Dabei blieb ſie auch, als die zweite Kammer ſtatt jener Deutung eine Rechtsverwahrung wollte, und weil beide Kammern nicht übereinkamen, unterblieb das Ganze. Bei dieſen Berathungen äußerten ſich die meiſten Deputirten über die deutſchen Verhältniſſe im Allgemeinen, oft in ſtarker Sprache. Schon früher hatte Dr. Lüntzel geſagt: „Nach der Befreiung Deutſchlands hätten alle Völker auf die für ſie gegebenen Hoffnungen geblickt. Aber die Völker ſeyen getäuſcht. Weder Congreſſe noch Bundestage hätten die erwarteten Ideale geliefert. Zurückgeworfen in die Feudalherrſchaft, die der große Eroberer gelöſ't hatte, ſey es unmöglich geweſen, Zufriedenheit in einem Lande zu erlangen, welches von jeher ſeinen Fürſten treu angehängt habe. Der geſellige Zuſtand habe ſie verſchlimmert. Zwanzig Jahre des Harrens wären verſtrichen; die heiligſten Verſicherungen ſeyen unerfüllt geblieben; da habe ſich Mißtrauen in der Männerbruſt eingefunden. Die Gründe des Mißvergnügens hätten nicht in den Völkern, ſondern darin gelegen, daß nichts aufkommen

konnte, was die Völker befriedigen mußte.“ Am merkwürdigsten aber war die Rede des Dr. Lang: „Er wolle nicht weiter unterſuchen, ob die Beſchlüſſe des Bundestags die Verfaſſungen verletzen. Dieſe Frage ſey zwar allerdings weſentlich und durch Andere bereits gründlich erörtert; jedoch nicht allein weſentlich, denn die Stimmung, welche die Beſchlüſſe erregt haben, liege weniger in einer eingebildeten oder wirklichen Verletzung der Verfaſſungen, als vielmehr in den Verhältniſſen unſerer Zeit, in dem Geiſte des Strebens nach einer Aenderung, auf deſſen Unterdrückung jene Beſchlüſſe berechnet zu ſeyn ſcheinen. Die Ideen, welche das Beſtehende belebt haben, ſeyen in ganz Deutſchland, ja in Europa allmählich wankend geworden, und die Völker hätten es erkannt, daß eine Aenderung der Grundlagen des geſellſchaftlichen Zuſtandes nothwendig ſey. Daher durchdringe die Völker ein Geiſt der Unruhe, der, aus einem Nichtzuſammentreffen des Wirklichen mit dem erkannten Beſſern entſtehend, im Grunde der Ausdruck höherer Sittlichkeit ſey, während auf der andern Seite dieſe Unruhe ſelbſt, alſo ein Symptom, für das Uebel genommen werde, und alle Anſtrengungen auf Unterdrückung dieſes Symptoms gerichtet ſeyen. In Staaten, in welchen man gewohnt ſey, alles nach äußern Formen zu regeln und anzuſchauen, gebe man ſich leicht einem ſolchen Irrglauben hin, der auch beſonders dann natürlich ſey, wenn das Streben der Zeit in einer Art und Weiſe ſich ausſpreche, die deſſen reine Bedeutung verdunkle; wenn Handlungen der Unſitte die ganze Grundlage ihres Strebens als ein unſittliches Element verdächtigen, wie dieß mehr als Einmal der Fall geweſen. Eben ſo natürlich erſcheine aber auch den Völkern, wo ſie reiner Motive ſich be-

wußt ſeyen, der Kampf der Regierungen gegen das Streben zum Beſſern als der Geiſt der Finſterniß, wenn auch der Kampf durch die reinſten Abſichten geleitet werde. Dieſe Gegenſätze haben, wie er glaube, die Beſchlüſſe hervorgerufen. Noch vor einigen Jahren, als jener Geiſt der Unruhe und des Strebens zum Beſſern durch geringere Merkmale ſich kund gegeben, haben die Regierungen ſich darauf beſchränken können, den Kampf gegen Einzelne zu richten. Nachdem aber die Nothwendigkeit einer Aenderung zum Volksglauben geworden, da habe der Kampf gegen die Völker und gegen die Ständeverſammlungen gerichtet oder aufgegeben werden müſſen; man habe das Symptom nur als ſolches betrachten, dem Geiſt aber ſein volles Recht widerfahren laſſen, und ihm ſich hingeben müſſen, oder fortfahren, das Streben nach Aenderung für ein unſittliches Element zu erklären, und daſſelbe mit aller Kraft zu bekämpfen. Aus dieſem Geſichtspunkte ſehe er die Bundesbeſchlüſſe an. Wäre, ſelbſt mit Verletzung der Verfaſſungen, eine größere Einigung im Intereſſe des deutſchen Volkes beſchloſſen worden, ſo würde dieſe Maßregel mit allgemeinem Jubel aufgenommen worden ſeyn, während jetzt das Gegentheil eintrete, nicht weil man eine Form verletzt habe, ſondern weil man auf eine etwas grelle Weiſe das Streben nach einer Aenderung als etwas Verwerfliches bezeichnet habe, weil man, neben der gerechten Verdammung einzelner Symptome, auf ungerechte Weiſe zugleich die Sache, die Völker, ja das Nothwendige und Unvermeidliche verdammt habe."

Einen guten Eindruck macht die Erklärung der Regierung, daß ſie ſich beim Bundestage für die Erfüllung des 19ten Artikels der Bundesacte (Handelsfreiheit betreffend)

verwendet habe, und dieſe Erklärung wurde gerade während der Berathung über die Bundesbeſchlüſſe gemacht, um die Gemüther zu verſöhnen.

Da inzwiſchen die erſte Kammer, wie in dieſer, ſo in jeder der zweiten Kammer am Herzen liegenden Frage der letztern widerſprach und die Regierung mit Kraft eine Gränze feſthielt, über welche hinaus ſie keine Conceſſion machen wollte, ſo begannen die Anfangs friſchen Verhandlungen der zweiten Kammer zu ermatten, und das Publicum hatte vielleicht ſchon von Anfang an zu wenig von deren Leiſtungen erwartet. Der ſchwäbiſche Mercur ſchrieb aus Göttingen: „Die Hoffnungen ſind ſehr herabgeſtimmt. Die Indolenz iſt ſo groß, daß die Abgeordneten in Hannover eben nicht durch Bittſchriften behelligt werden. Auch mangelt es an Volksblättern, woran freilich auch die Cenſur Schuld trägt, da jede freie Aeußerung dadurch verhindert wird. Selbſt hier in Göttingen würde ein ſolches Unternehmen große Hinderniſſe finden, indem die Profeſſoren bei der Cenſur von großer Aengſtlichkeit ſind, und keiner es mit den Miniſtern in Hannover verderben, oder ſich auch nur deren Mißfallen zuziehen mag.“

Das Miniſterium benutzte dieſe politiſche Erſchlaffung. Geh. Rath Roſe ſchlug plötzlich vor, den §. des Entwurfs: „daß ohne Genehmigung der Stände keine Steuer ausgeſchrieben werden dürfe, und daß dieſes Ausſchreiben jährlich wiederholt werden müſſe,“ wieder wegzulaſſen. Hierin fand er aber um ſo mehr Widerſtand, als man dieſes Zurückziehen für eine Folge der Bundesbeſchlüſſe, alſo für eine fremde Einwirkung auf die innern Angelegenheiten erklärte. Dagegen gaben die Stände aus eigener Bewegung in den

meiſten Punkten nach, und ließen ſich auch noch eine Beſchränkung des Steuerbewilligungsrechts gefallen, daher Prof. Saalfeld ſagte: „Nunmehr ſeyen die Bundesbeſchlüſſe nicht mehr zu fürchten.“ Am 18 October wurde die erſte, am 27ſten die zweite Kammer mit den Berathungen über das Staatsgrundgeſetz fertig, aber beide widerſprachen ſich in ihren Modificationen des Regierungsentwurfs und konnten auch nach zwanzig Conferenzen noch nicht einig werden. Die erſte Kammer und die Ritterſchaft ſagten zwar immer, daß ſie zu jedem Opfer bereit ſeyen, wollten aber nicht das geringſte bringen. Die Ritterſchaft ſchrieb an den König ausdrücklich: „So bereit und willig nun auch die geſammte Ritterſchaft iſt und jederzeit geweſen iſt, dem allgemeinen Beſten Opfer zu bringen, ſo hat ſie doch von jeher das unbedingte Vertrauen zu Ew. königl. Majeſtät Gerechtigkeit gehegt und hegt ſolches noch ungeändert, daß Allerhöchſtdieſelben keine Opfer ſanctioniren werden, durch welche die conſtitutionelle Exiſtenz und die Rechte der Ritterſchaft würden vernichtet werden. Vertrauensvoll überlaſſen wir uns der Hoffnung, daß Ew. königl. Majeſtät den Anträgen allergnädigſt Gehör zu verleihen geruhen werden, die Fortdauer der Exiſtenz der Ritterſchaft zu ſichern und unter Anderm namentlich die ſie bedrohenden Nachtheile der Ablöſung der gutsherrlichen Gefälle und Zehnten, ohne der Ausführung dieſer Maßregel an ſich Hinderniſſe in den Weg legen zu wollen, möglichſt abzuwenden.“

Die Oppoſition in der zweiten Kammer gerieth über dieſen Gang der Dinge etwas in Hitze, und dieß hatte die Folge, daß die Regierung drohte. Folgende charakteriſtiſche Scene fiel vor. Der Geh. Cabinetsrath Rete: „Es könne

wohl die Frage zur Entſcheidung kommen, ob der König mehr gelte oder die Stände; ob das der rechte Weg ſey? Auch er fürchte ſich nicht vor den Folgen eines Kampfes, wenn ein ſolcher, wie er nicht wünſche noch hoffe, herbeigeführt werden ſollte; beginne er aber dennoch, ſo werde es ſich zeigen, was des Königs Wort vermöge." — Dr. Chriſtiani: „Er finde die Drohungen des geehrten Herrn ſehr unpaſſend und gänzlich zwecklos. (Mehrere Stimmen: Mit Drohungen wird man nichts erreichen! Andere: Gar nichts! Gar nichts! Im Gegentheil!) Die Krone habe ihre Rechte, wie die Stände die ihrigen: in dieſen Schranken habe man ſich gegenſeitig zu halten, die Bewilligung der Ausgabe ſey aber ein ſtändiſches Recht, welches man im vollſten Umfange auszuüben ſich von keiner Gewalt der Welt nehmen laſſen werde."

So endete das Jahr, noch ohne definitive Erledigung der Verfaſſungsfrage.

Sonſt fiel in Hannover nichts Denkwürdiges vor, außer die Verhaftung des Hrn. von Tur und die Beſchlagnahme ſeiner Papiere, auf ruſſiſche Requiſition. Er war Canzleidirector des polniſchen Reichstags geweſen, und man vermuthete die Acten dieſes Reichstags bei ihm zu finden, ſoll aber wirklich nichts Wichtiges mehr vorgefunden haben.

8.

Braunſchweig.

Der abgeſetzte Herzog Karl hielt ſich zu Nizza auf, wo er ſich in die Arme der franzöſiſchen Karliſten geworfen hatte. Es hieß, er habe nicht nur mit der Frau Herzogin von Berry beſtändig correſpondirt, ſondern ſey auch heimlich mit ihr zuſammengekommen. Im Julius kam der Herzog nach Paris, und man hörte ganz neue ſeltſame Dinge von ihm. Man ſagte, er habe nach der Verkündigung der Bundesbeſchlüſſe in Deutſchland eine allgemeine Gährung erwartet, und dieſe zur Wiedereroberung ſeines Herzogthums benutzen wollen; er habe ſich daher mit der franzöſiſchen revolutionären Propaganda eingelaſſen. Man ſah ihn mit Mauguin, und die Contracte, die er mit mehreren Lieferanten wegen Ankauf von Waffen, mit dem General Ramorino wegen Anführung der zu werbenden Truppen, abgeſchloſſen haben ſollte, wurden öffentlich in den franzöſiſchen Blättern abgedruckt. Er ließ durch ſeinen Vertrauten, den ſogenannten Baron Andlau, alles läugnen, da man ihm aber die Documente vorhielt, ſo gab er ſelbſt zu, daß er wenigſtens ein Project der Wiedereroberung Braunſchweigs gehegt, es aber wieder aufgegeben habe. Ein anderer ſeiner Agenten, dem er ſein Vertrauen geſchenkt, ſollte ihn, wie es hieß, betrogen haben, und er mußte mit demſelben einen ſcandalöſen Proceß vor den franzöſiſchen Gerichten führen. Endlich befahl ihm die Regierung, Frankreich zu verlaſſen. Er proteſtirte in einem Schreiben vom 12 September, worin folgende merkwürdige Aeußerungen vorkommen: „Ich ſammle weder Leute noch Waffen. In der

That war ein Kauf in Bezug auf einige Gegenstände der Militärequipirung von einer Person in meinem Dienste erfolgt, aber ein Kauf, der völlig sich auf Privatabsichten bezog, und worüber Sie sich durchaus nicht beschweren können, da er nicht einmal Vollziehung erhalten wird. — Und diesen Entwurf könnten Sie für Ihr Vaterland so beunruhigend finden! Ich will es Ihnen gar nicht verbergen; ich hege vielleicht in der That solche Absichten für die Zukunft; für den Augenblick beschäftige ich mich nicht damit, und für Sie ist nur das zu wissen wichtig, was ich für den Augenblick thue. Wer könnte übrigens daraus Besorgnisse schöpfen? Frankreich? Gewiß nicht. Bei diesen vorgeblichen Entwürfen könnten nur der Bundestag in Frankfurt, und die zwei oder drei großen Mächte, die über denselben verfügen, interessirt seyn. Ich beeile mich daher anzuerkennen, daß Sie Macht haben, deren Vertheidigung zu übernehmen, und füge hinzu, wie man gewiß recht gern sehen wird, daß sich das französische Cabinet so angelegentlich für Mächte verwendet, die Europa ihre Absichten durch ganz neuerliche Entscheidungen enthüllt haben. Ich glaubte zu wissen, daß das französische Ministerium mehrere Tage nach Erlassung der berühmten Bundesbeschlüsse einige Gegenvorstellungen gemacht habe, und man schien selbst zu fürchten, dieser, wiewohl etwas verspätete Schritt möchte die Harmonie der Cabinette stören. Die besorgten Gemüther, mein Herr, werden sich wieder beruhigen. Die in Betreff meiner angenommene Maßregel beweis't, daß, trotz der streitigen Ansichten, die nur scheinbar sind, Frankreich aufs eifrigste den deutschen Mächten alle Personen zum Opfer bringt, welche diese auf ihren Index gesetzt haben. Lassen wir, mein Herr,

alle falſchen Vorwände bei Seite; der Haß der Ariſtokratie und der heiligen Allianz verfolgt mich bis nach Frankreich; Sie wiſſen, daß wenn ich meinem Lande eine Conſtitution geben würde, dieß etwas ganz Anderes ſeyn dürfte, als das, was ihm jetzt aufgedrungen wird." Hieraus geht deutlich hervor, daß der Herzog der liberalen Partei in Frankreich ſich bedienen wollte, und in ihrem Sinne ſagte er in demſelben, an den Miniſter des Innern, Montalivet, gerichteten Briefe der Regierung wenig ſchmeichelhafte Dinge. Die Folge davon war, daß man ihn am 17 September in Paris ergriff, mit Gewalt in einen Wagen ſperrte, und nicht eher wieder losließ, als auf ſchweizeriſchem Gebiet in der waadtländiſchen Stadt Orbe.

Im Frühjahre hatte ſich zu Gunſten des Herzogs Karl in Braunſchweig ſelbſt eine heimliche Verſchwörung angeſponnen. Die Hauptagentin derſelben war eine Gräfin Wrisberg. Auch hier trug man liberale Farben zur Schau. Man wollte den Bauern große Freiheiten gewähren und ſich des Pöbels gegen die Bürger bedienen. Bei einem Feſte, wo alle Offiziere mit dem Herzog Wilhelm in einem Garten ſpeiſten, ſollte der Aufruhr losbrechen, in deſſen Plan ſogar die Ermordung des (kinderloſen) Herzogs Wilhelm gelegen haben ſoll. Durch einen zufällig in Dresden auf der Poſt liegen gebliebenen Brief des Herzogs Karl, den die Behörde öffnete, kam man hinter die Sache und vereitelte ſie kurz vor der Ausführung. Die Gräfin wurde den 25 April verhaftet, entſprang aus dem 15 Fuß hohen Fenſter, wurde jedoch bald wieder in einer Mühle ergriffen. Mit ihr wurde ein Herr von Kalm verhaftet, und bald traf daſſelbe Loos den Oberſtlieutenant Henniges, den Juſtizrath Fricke, Steuerrath Böhlken, Buchhändler Meyer und viele andere Perſonen bei-

derlei Geſchlechts. Es hieß, die Gräfin ſey in ein finſteres Loch geſperrt und mit ſchweren Ketten belegt worden.

Die innern Reformangelegenheiten nahmen einen ſehr ſchleichenden Gang. Man klagte, daß der neue längſtverſprochene Verfaſſungs-Entwurf immer noch nicht zu Stande kommen wollte. Endlich wurde derſelbe den am 26 Auguſt wieder eröffneten Ständen vorgelegt, und von denſelben auch angenommen, am 12 October; allein obgleich er die alte einſeitige ariſtokratiſche Vertretung der Geiſtlichkeit, Ritterſchaft und Städte abſchaffte und eine allgemeine Volksvertretung an deren Stelle ſetzte, ſo ließ doch dieſe noch manches zu wünſchen übrig. Man hatte ſogar die Oeffentlichkeit ausgeſchloſſen, und ſo geſchah es, daß das Volk auch für die ſtändiſchen Verhandlungen, die insgeheim vor ſich gingen, kein Intereſſe bezeugte, ſondern ſich mißtrauiſch oder gleichgültig dabei verhielt.

9.

Heſſen-Caſſel.

Hier waren noch alle Gemüther durch die Mordnacht vom 7 December 1831 aufgeregt, und noch mehr durch die Lauigkeit, mit welcher die Unterſuchung und Beſtrafung dieſes militäriſchen Frevels betrieben wurde. Zu Anfang des Jahres vernahm man, der Kurprinz habe allen Civilſtaatsdienern das Tragen der Schnurrbärte verboten, und vergeblich proteſtirte Profeſſor Jordan in der Kammer mit der Bemerkung, daß ſelbſt der türkiſche Sultan nicht über den Bart ſeiner Unterthanen gebieten dürfe, 3 Januar.

Am 5 Januar fand ein neuer Volkstumult zu Hanau ſtatt. Bei Nacht wurde das Zollhaus daſelbſt geſtürmt. In der folgenden Nacht geſchah gleiche Gewaltthat an der Mainkur, der Zollſtädte gegen Frankfurt. Doch wurden nur fünf Soldaten verwundet und nur Ein Bauer erſchoſſen — alles Folgen der fortbeſtehenden Handelsſperre, die dadurch noch verſchlimmert wurde, daß man die heſſiſchen Zölle auf den preußiſchen Fuß erhöhte.

Am 23 Januar führte die Kammer bittere Beſchwerde darüber, daß der Polizeidirektor Giesler plötzlich wieder in Caſſel erſchien und in ſein Amt wieder eingeſetzt wurde. Man hatte ihm allein die blutigen Gräuel des 7 December Schuld gegeben, und ihn deßhalb abgeſetzt. Die Stände verlangten dringende Aufklärung und Beſtrafung; aber die Regierung weigerte ſich, ihnen Aufſchluß zu geben, da der Unterſuchung nicht vorgegriffen werden dürfe. Nun geſchah aber nicht nur nicht das Mindeſte zur Beſtrafung der wahren Urheber, ſondern auch Giesler ſelbſt kehrte auf ſeinen Poſten zurück.

Am 9 Februar wurde Hanau aufs neue auch durch einen Soldatentumult beunruhigt. Die Soldaten des 3ten Infanterieregiments weigerten ſich, den neuen Fahneneid zu leiſten, wenn man ihnen nicht die Einhaltung ihrer Dienſtzeit garantirte. Auch hierin ſollten bisher große Mißbräuche geherrſcht haben. Die Allg. Zeitung ſchrieb aus Caſſel: „Mit Sehnſucht hatten ſchon lange die Soldaten der kurheſſiſchen Armee dem Zeitpunkte entgegengeſehen, wo ihnen die in der Verfaſſungsurkunde verheißene Wohlthat, die Beſchränkung ihrer Dienſtzeit auf fünf Jahre, zu Theil werden ſolle: denn eine beträchtliche Anzahl unſerer Solda-

ten hatte eine Reihe von Dienſtjahren weit über dieſe verfaſſungsmäßig beſtimmte Periode von einem Quinquennium aufzuweiſen, und konnte den öfter mehrfach und wiederholt begehrten Abſchied nicht erlangen. Es hing alles von der Willkür der Chefs und in letzter Inſtanz von dem Kurfürſten ab, ob die Verabſchiedung zugeſtanden wurde oder nicht, und ſelbſt die Regimentscommandeure vermochten in vorkommenden beſonders berückſichtungswerthen Fällen häufig nicht durchzuſetzen, daß der Abſchied einzelnen Soldaten ertheilt wurde, für welche ſie aus Gründen der Billigkeit, zumal wenn beſondere häusliche Verhältniſſe der betreffenden Individuen in Betracht kamen, auf denſelben angetragen. Vorzüglich ſchwer hielt es den Soldaten von dem Corps der kurfürſtlichen Garde los zu kommen, mochten ſie auch noch ſo lange Dienſtjahre zählen. Denn wenn ein Soldat von den Garderegimentern um den Abſchied einkam und ſein Geſuch ſelbſt von ſeinem Regimentschef unterſtützt wurde, mußte das aus dem Corps zu entlaſſende Individuum gewöhnlich dem Kurfürſten vorgeſtellt werden, wo denn der zufällige Umſtand, daß der Soldat durch ſchönen Wuchs und äußere Haltung ſich auszeichnete, hinreichte, für den Kurfürſten ein Motiv abzugeben, das Geſuch abzuſchlagen. Es war gewiſſermaßen eine Art Leibeigenſchaft, worin diejenigen gehalten wurden, die einmal dem Soldatenſtande angehörten, und welche um ſo härter und unbilliger erſchien, da ſie ausſchließend die Bewohner des platten Landes drückte, indem die Bürger in den vornehmſten Städten und Alle, welche zu den privilegirten Claſſen gezählt wurden, von aller Militärverpflichtung ausgenommen waren. Aber ein ganzes Jahr war nun verfloſſen, ſeitdem die neue

Verfaſſung promulgirt war, und noch immer war es in dieſer Hinſicht beim Alten geblieben.“ Daraus erklärt ſich der Soldatenaufruhr in Hanau, der übrigens bald durch das Einſchreiten der muntern Bürgergarde und durch die Ankunft des Kurprinzen von Kaſſel ſelbſt beſchwichtigt wurde.

Mitten unter dieſen Unruhen wurden am 16 Januar die heſſiſchen Zölle proviſoriſch auf den preußiſchen Fuß geſetzt. Kurheſſen verließ den mitteldeutſchen Zollverein, in dem es bisher geweſen war, und trat, trotz der Proteſtationen ſeiner alten Verbündeten, in den größern mit Bayern, Würtemberg und Darmſtadt geſchloſſenen preußiſchen Zollverein. Damit war vorzüglich Hanau unzufrieden, weil die erhöhten preußiſchen Zölle die Abſperrung von dem benachbarten Frankfurt noch fühlbarer machten. Inzwiſchen gab die Kammer am 20 März ihre Zuſtimmung zu dem neuen Vertrage.

Dagegen wollten ſich die Stände nicht dazu verſtehen, dem Kurprinzen auf des Landes Koſten einen prachtvollen Palaſt, die ſogenannte Kattenburg zu bauen. Der Abgeordnete Pfeiffer meinte, der gegenwärtige Augenblick ſey nicht geeignet, an einen ſolchen Prachtbau zu denken, und der Abgeordnete Eckhart erinnerte daran, daß weit größere Länder von weit kleinern Paläſten aus regiert würden. — Ein Antrag des Abgeordneten Jordan, den Ständen die Bundestagsprotokolle mitzutheilen, blieb natürlich unbeachtet; und am 17 April fiel auch deſſen Antrag auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen über Preßvergehen, und ſomit die Hauptſache des ganzen Preßgeſetzes durch. Welche Stimmung damals in Caſſel herrſchte, mag daraus erhellen, daß der Redacteur des „Verfaſſungsfreundes“ Feld-

mann von einer Abordnung des Offiziercorps auf ſeiner Stube perſönlich bedroht wurde, falls er ſich beigehen laſſen würde, noch ferner Artikel über das heſſiſche Militair aufzunehmen. Mit denſelben Officieren feierte die Bürgergarde von Caſſel in den erſten Tagen des Frühlings ein Verſöhnungsfeſt, und bald darauf ſchickten dieſelben Bürger eine Deputation auf die Wilhelmshöhe, die um Aenderung des retardirenden Miniſteriums bitten ſollte, aber ungehört fortgeſchickt wurde. Die Retardationen bezogen ſich hauptſächlich auf das längſt beſchloſſene, aber immer noch nicht promulgirte Bürgergardengeſetz und auf das Preßgeſetz, auf deſſen Promulgation indeß die Oppoſition keinen großen Werth mehr legte, da es ſo unfrei ſich geſtaltet hatte. Jordan hatte erklärt, er gebe keinen Kreuzer mehr dafür. Der noch junge neue Juſtizminiſter Haſſenpflug war der mindeſt populäre der Miniſter, aber der einflußreichſte.

Am 31 Mai fand eine große Volksverſammlung zu Bergen ſtatt, um ſich über die Mittel zu berathen, wie die von der Kammer ſchon ſo lange votirten, aber von der Regierung nicht promulgirten Geſetze endlich ins Leben zu rufen ſeyen. Ein ähnliches Volksfeſt am 22 Junius im Wilhelmsbad hatte mehr eine allgemein deutſche Tendenz, wie das Hambacher Feſt, verregnete aber. Am 12 Junius verbrannten die Studenten in Marburg die letzte Schrift des Profeſſors Vollgraff daſelbſt, „Täuſchungen des Repräſentativſyſtems," auf offenem Markte.

Das Bürgergardengeſetz wurde endlich am 23 Junius publicirt, da demſelben aber bald ſtrenge Verbote der politiſchen Verſammlungen folgten, ſo gab dieß zu neuen Reclamationen in der Kammer Anlaß. Dazu kam die Bekanntmachung

Dr. JORDAN.

machung der Bundesbeschlüsse vom 28 Junius. Jordan äußerte sich in der Kammer: „Nach der Besiegung Napoleons sey der Bundestag zusammengetreten, die Bundesacte habe den Deutschen in Art. 18 und 19 theure Rechte versprochen: Preßfreiheit und Handelsfreiheit. Seit 1816 sitze nun der Bundestag in Frankfurt a. M., wo aber sey die Preßfreiheit, wo sey etwas geschehen, für allgemeine Interessen Deutschlands? 1819 seyen die Bestrebungen der Völker durch die Karlsbader Beschlüsse niedergehalten worden. Die deutschen Fürsten hätten sich auch damals bedankt... Das deutsche Volk sey aber kein meuteurisches; mit Treue und Liebe hingen die deutschen Völker an ihren Fürsten, das beurkundeten sie zu jeder Zeit und besiegelten es mit ihrem Blute; in keiner Noth sey der Aufruf der Regierungen ungehört geblieben.... In den Bundesbeschlüssen von 1819 war ausdrücklich bestimmt, daß vor Ablauf von fünf Jahren Deutschland ein definitives Preßgesetz haben solle. Statt des definitiven Preßgesetzes habe man die definitiven Beschlüsse von 1824 und 1828; die Völker hätten die Hände zu ihren Regierungen emporgehoben, sie seyen zurückgewiesen worden; jetzt drohe man allenthalben, wo Wünsche der Völker an die Regierungen laut werden wollen, mit Waffengewalt, während man die vorgebrachten Wünsche und Beschwerden unberücksichtigt gelassen.... Sicher aber könne kein deutscher Fürst je die Absicht haben, die billigen Wünsche des Volkes durch die Drohung niederzudrücken, daß sofort fremde Truppen, d. h. andere deutsche Truppen, einrücken würden..... Seit 1816 hätten die Völker geharrt; nun solle es ihnen verargt werden, wenn sie ihre Wünsche laut werden ließen.“ Unzufriedenheit erregte auch das Militärbudget, das den Betrag von

700,000 Rthlr. überſtieg, und für das kleine Land in hohem Grade übertrieben ſchien; aber das Miniſterium zog ſich hinter die Bundesbeſchlüſſe zurück und beſtritt der Kammer das Recht der Verweigerung.

Um die Discuſſionen über die Bundesbeſchlüſſe zu verhindern, wurde die Kammer plötzlich am 26 Julius aufgelöſ't. Vergebens verlangte Jordan, daß man ihr wenigſtens doch ſo Zeit laſſen ſolle, den parmanenten Ausſchuß zu inſtruiren. Das Wort wurde ihm abgeſchnitten. Inzwiſchen war die erſte Handlung des Ausſchuſſes eine Verwahrung gegen die Verordnungen, durch welche die Bundesbeſchlüſſe in Kurheſſen promulgirt worden waren. Er ſagte: „Fern wird von ihnen der Gedanke bleiben müſſen, als wolle ſich mittelſt jener Beſchlüſſe eine größere Unbeſchränktheit in Ausübung der Regierungsgewalt, ſelbſt auf Koſten äußerer Unabhängigkeit, geltend machen, oder als habe die zum Bewußtſeyn gelangte Kraft und Ehre der Staatsbürger eine entmuthigende Demüthigung erfahren ſollen. Aber befremden kann es nicht, wenn die plötzliche Suspenſion verfaſſungsmäßiger Befugniſſe an der politiſchen Bedeutung eines zwiſchen dem Regenten und dem Volke feierlich abgeſchloſſenen Grundvertrags, an der moraliſchen Kraft und Bedeutung des Eides irre machte, wenn in manchem Gemüthe, zugleich die Ehre wie die Freiheiten des Landes gekränkt haltend, das Vertrauen zu wanken begann, deſſen keine Regierung zur Beförderung und Erreichung der Staatszwecke entbehren kann.“ Auch eine Proteſtation heſſiſcher Bürger mit 1680 Unterſchriften wurde unmittelbar nach Frankfurt geſchickt.

Die Wahlen zu dem künftigen Landtag fielen wieder liberal aus; Jordan aber resignirte auf die Ehre, ferner dabei zu erscheinen.

Die Censur wurde mit solcher Consequenz in Kurhessen gehandhabt, daß man alles, was über diesen Staat gesagt wurde, nur in auswärtigen Blättern lesen konnte.

Am Schlusse des Jahres kam der Gieslersche Proceß noch einmal zur Sprache. Polizeidirector Giesler wurde wegen seiner Nachlässigkeit in der Mordnacht vom 7 December 1831 in erster Instanz zum Verlust seines Amts verurtheilt. Er appellirte, und der Kurprinz verlieh ihm gerade zu dieser Zeit den hessischen Löwenorden. Im Spätherbst wurde er in zweiter Instanz, welche das erste Urtheil bestätigte, zugleich zum Verluste dieses neuen Ordens verurtheilt, aber er appellirte wieder und blieb im Dienst. — Ein anderer Proceß betraf die Abscheulichkeiten, die beim Fest der Fahnenweihe der Bürgergarden im vorigen Jahre vorgefallen waren. Es waren daselbst Shawls zerschnitten und Kleider mit Vitriolöl begossen worden. „Die Frau eines Unterofficiers bei den Gardes du Corps ist überwiesen, und zum Geständniß gebracht worden, aber, obgleich sie behauptet, Geld dafür bekommen zu haben, hat sie sich doch hartnäckig geweigert, die Person namhaft zu machen, von der sie das Geld empfangen. Sie ist von dem hiesigen Obergerichte zu zehnmonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Ein Maurer, der in dem Hause eines hiesigen, sehr patriotisch gesinnten Bürgers Feuer anzulegen versucht hatte, hat die Gräfin Reichenbach als diejenige Person angegeben, die ihm in Philippsruhe eine Summe Geldes geschenkt; aber es läßt sich nicht beweisen,

daß die Geberin dieſes Geſchenkes etwas Sträfliches dabei bezweckte.“ —

10.

Heſſen-Darmſtadt.

Im Januar veranlaßte der ungeheure Jubel, mit welchem die durchreiſenden Polen in der Univerſitätsſtadt Gießen aufgenommen wurden, einige polizeiliche Unterſuchungen. — Der bekannte Abgeordnete E. E. Hoffmann gerieth in Streit mit der Tribune, wie in Baden v. Rotteck mit dem Weſtboten. Dieſe kurze Fehde in den Journalen bezeichnet die Stellung der Parteien. Den radicalen Redacteuren der genannten Blätter, Wirth und Siebenpfeiffer, waren Rotteck und E. E. Hoffmann viel zu gemäßigt, viel zu vertrauensvoll und von einer ihnen verhaßten politiſchen Elaſticität, und die letztern warfen jenen wieder ihre zügelloſe Umwälzungswuth vor, und daß ſie durch ihre Tollheit, eine unmögliche Revolution herbeiführen zu wollen, die möglichen geſetzlichen und friedlichen Reformen verhinderten. Jene meinten dagegen wieder, was denn am Ende mit dem landſtändiſchen Gerede gewonnen ſey, aus dem doch nie eine wahre Reform hervorginge, und ſie machten die gutgeſinnten Männer, die ſich ſo lange in den Kammern Mühe gegeben, einige Verbeſſerungen durchzuführen, noch obendrein lächerlich. — In Mainz entſtand eine Reibung zwiſchen den liberalen Bürgern und dem preußiſchen Theile der Beſatzung; man vermied ſich wechſelſeitig; doch kam es am 27 Mai zu einem kleinen Auflaufe, da ein Menſch mit einer dreifarbi-

gen (deutſchen) Cocarde verhaftet wurde. — Die Vereine und Verſammlungen wurden verboten, und eine alte Verordnung von 1819 aufgefriſcht, wornach die Lehrer und Geiſtlichen für die politiſchen Anſichten ihrer Schüler verantwortlich gemacht wurden.

Gleichwohl wählte das Volk faſt durchgängig ſehr liberale Deputirte in die Kammer, welche der Großherzog am 6 December eröffnete. Schon in der Antwortsadreſſe ließen ſie eine Proteſtation gegen die Bundesbeſchlüſſe einfließen, worüber ihnen der Großherzog ſein Mißfallen bezeigte, indem er hinzufügte: „er kenne keine das heſſiſche Staatsrecht bedrohenden Bekanntmachungen;“ als ſolche hatte nämlich die zweite Kammer jene Beſchlüſſe bezeichnet. Unmittelbar darauf trug Jauch auf Preßfreiheit und E. E. Hoffmann auf eine beſondere Proteſtation gegen die Bundesbeſchlüſſe an. Ein zweite Motion zu demſelben Zwecke machten Heß, Langen, Hallwachs, Ebert, Dieffenbach, Rauſch, v. Gagern (der Sohn des berühmten Crminiſters und Schriftſtellers), Brunk und v. Buſeck, worin ſie ſagen: „Die Beſchlüſſe der hohen deutſchen Bundesverſammlung vom 28 Junius d. J. ſind durch das Regierungsblatt zur Nachachtung bekannt gemacht worden; obwohl nicht in derjenigen Form, durch welche allein, nach Vorſchrift unſerer Verfaſſungsurkunde, Bundesbeſchlüſſe in dem Großherzogthume verbindende Kraft erhalten können. Sie haben in unſerm beſondern Vaterlande, ſowie in allen andern conſtitutionellen Staaten Deutſchlands tiefe Bekümmerniß erzeugt. Dieſer Eindruck hat ſich, ungeachtet des auf der Preſſe laſtenden Druckes, ſo unzweifelhaft und ſo allgemein ausgeſpro-

chen, daß nach unſerer Ueberzeugung die verehrte Ständeverſammlung des Großherzogthums irgend bedeutende Acte ihrer verfaſſungsmäßigen Wirkſamkeit unmöglich ausüben kann, ohne vorher über das Verhältniß ſich auszuſprechen, welches die erwähnten Bundesbeſchlüſſe herbeigeführt haben. Die Souveränetät des Großherzogthums und unſeres Fürſten, ſowie auf der andern Seite die nach der Verfaſſungsurkunde den Ständen unabhängig von jeder äußern Einwirkung zuſtehenden Rechte, bilden die Grundlage unſeres Staatsrechts. Zwar ſteht zugleich das Großherzogthum, als Beſtandtheil des deutſchen Bundes, in völkerrechtlichem Verhältniſſe, zu den andern Staaten Deutſchlands; allein die grundgeſetzlichen Beſtimmungen des Bundes erklären, daß der hohen deutſchen Bundesverſammlung — mit Ausnahme beſonderer beſtimmter Fälle, welche hier nicht eintreten — keine Einwirkung auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutſchen Staaten zuſteht. Die erwähnten Bundestagsbeſchlüſſe erſcheinen uns daher als nicht innerhalb der Schranken derjenigen Competenz erlaſſen, welche der hohen deutſchen Bundesverſammlung vorgezeichnet iſt. Außerdem erlauben ſie nach ihrem wörtlichen Sinne eine Anwendung, welche ſowohl die Rechte des ſouveränen Fürſten, als auch die verfaſſungsmäßigen Gerechtſamen aller Staatsangehörigen, und namentlich der Stände des Großherzogthums in ihren weſentlichſten Beſtandtheilen, insbeſondere auch in denjenigen, durch welche eine Verminderung der Abgaben herbeizuführen möglich iſt, gefährdet, und ſie in jedem Augenblicke beeinträchtigen, verändern, ſelbſt aufheben kann. Solche Beſorgniß iſt um ſo größer, als die erwähnten Beſchlüſſe das Recht authentiſcher Auslegung der

Bundesacte und der Wiener Schlußacte allein und ausschließlich der hohen Bundesversammlung beilegen. Darum der Antrag: Es möge die verehrte Kammer diese Verhältnisse reiflich prüfen, und wenn sie dergestalt, wie wir angedeutet haben, befunden würden, so möge zur Aufrechthaltung sowohl der Staatsgewalt unseres Fürsten als auch der verfassungsmäßigen Rechte des hessischen Volkes, gegen diese Bundesbeschlüsse eine förmliche und unbedingte Rechtsverwahrung ausgesprochen werden; und hiermit möge die bestimmteste Erklärung verbunden werden, daß die Stände des Großherzogthums die verfassungsmäßigen Rechte ohne alle Rücksicht auf die erwähnten Beschlüsse ausüben und festhalten werden."

11.

Nassau.

Schon im vorigen Jahre hatten sich die Stände dieses Herzogthums standhaft dagegen erklärt, daß aller Staatsbedarf durch Steuern bestritten werde, während der ungeheure Ertrag der Domainen (berühmte Weinberge und das allgemein verbreitete Selterser Wasser) allein in die Privatcasse des Herzogs fließe. Der Herzog gab nicht nach; die Deputirten verweigerten die Steuern; der Herzog vermehrte die sogenannte Herrenbank oder erste Kammer, und vernichtete durch deren, von ihm abhängige Stimmen den Beschluß der zweiten Kammer. So standen die Sachen zu Anfang des Jahres 1832.

Am 7 Januar erklärte die zweite Kammer, daß sie mit der verfassungswidrig über die gehörige Zahl vermehrten ersten Kammer nicht communiciren wolle. Darauf wurde sie am 19 Januar entlassen. — In der Zwischenzeit bis zu ihrem Wiederzusammentritte wurden mehrere der Freisinnigkeit verdächtige, von der Regierung abhängige Personen quiescirt, die Theilnehmer an Festlichkeiten, die man den Deputirten veranstaltete, z. B. zu Limburg, mit 10 Rthlrn. und 14tägigem Gefängnisse bestraft; und am 9 Februar ein allgemein geachteter und reicher Bürger Wiesbadens, Haßloch, tumultuarisch entfernt, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Um der Bevölkerung dafür eine kleine Warnung zu geben, machte die Mainzer Garnison am 18 Februar einen militärischen Spaziergang durch das Nassauische. Am 10 März, da das Land neue Deputirte wählen sollte, erschien ein drohendes Edict, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht überall liberale Candidaten gewählt worden wären, 5 ausgenommen. Am 3 April wurden dem Herzog durch den russischen Gesandten am Bundestage die Insignien eines russischen Ordens feierlich überreicht.

Am 30 März traten die Stände abermals zusammen. Der Herzog sagte: „Der Pflicht der Gerechtigkeit gegen meine Unterthanen will ich vor allem und auf das vollständigste Genüge leisten. Kein Opfer wird mir jemals zu schwer seyn, welches sie von mir fordert. Wenn aber der Beweis geführt ist, daß die Domänencasse ihre Verpflichtung zu Landeslasten vollkommen erfüllt habe, dann wird von weitern unbegründeten Ansprüchen abgestanden werden. Nach den Hausgesetzen sind der Besitz der Domänen und des Regierungsrechts von einander unzertrennlich. Durch mein Haus sind die Domä-

nen mit dem Lande verbunden. Zu keiner Zeit in einem andern, als dem Beſitze meiner Vorfahren, iſt ihre rechtliche Natur durch die Verfaſſung unverändert geblieben. Durch das Recht der Erbfolge in meiner Hand vereinigt, ſind ſie mir anvertraut als ein heiliges Pfand der unabhängigen und würdigen Stellung der Regenten dieſes Landes. Die Pflicht gegen mein Haus und mein Land erfordert, daß ich ſie unangetaſtet erhalte. Daß mein Entſchluß hierin unerſchütterlich iſt, davon habe ich in dem vorigen Jahre den Beweis geliefert. Meinen Dienern, die ihrer Pflicht eingedenk ſind, wird die ſtrengſte Controle erwünſcht ſeyn. Aber muthen Sie ihnen nichts zu, was mit ihrer erſten Pflicht, der des Gehorſams gegen den Regenten, in Widerſpruch gerathen könnte. Eine Verantwortlichkeit im Sinne der neuern Theorien, welche die Wirkſamkeit des Regenten von dem Willen ſeiner Diener abhängig macht, kennt unſere Verfaſſung nicht." — Die Herrenbank ſtimmte ein: „Eigenthum und wohlerworbene Rechte dulden keine Verletzung. Das bleibt ein feſtes Grundgeſetz, überall in Erz gegraben, wo Staatsverfaſſungen ſind und jemals waren. Der Beſitz der Domänen des herzoglichen Hauſes wird durch Herkommen, Hausgeſetze, Erbfolge und Verfaſſung begründet. Unbezweifelt ſind ſie ein heiliges Pfand der unabhängigen und würdigen Stellung der Regenten. Die vollſtändige Erhaltung alles deſſen, was darunter begriffen, gehört allerdings zu den Pflichten Ew. herzogl. Durchlaucht. Sie liegt zugleich in dem Intereſſe des ganzen Landes. Abgaben ſind ein nothwendiges Bedürfniß der Staaten. Ihre Verwilligung bleibt der Stände Vorrecht. Deren gänzliche Verweigerung würde der Stillſtand der öffentlichen Verwaltung werden. Solche Stockung in allen Trieb-

rädern kann keine Verfaſſung dulden. Des Staatsdieners erſte Pflicht iſt Treue und Gehorſam gegen ſeinen Fürſten.— Eine Verantwortlichkeit, durch welche die Wirkſamkeit des Regenten gehemmt werden könnte,. iſt unſerer Verfaſſung fremd.“

Die Antwortsadreſſe der zweiten Kammer ſprach tiefen Schmerz, aber auch Widerſtand aus. Man vernahm, der Herzog werde ſie nicht annehmen. So unterblieb auch die Ueberreichung, und am 18 April gab die Mehrheit von 15 Deputirten folgende Erklärung: „Die unterzeichneten Deputirten hofften, daß nach den Anträgen der frühern Kammer die der Ausübung ihrer landſtändiſchen Rechte entgegenſtehenden Hinderniſſe beſeitigt ſeyen. In dieſer Erwartung ſahen ſie ſich getäuſcht; ſie fanden eine erſte Kammer ſich gegenüber, nicht gegründet in dem Verfaſſungsgeſetze vom (3) 4 Nov. 1815. Es war dieſelbe erſte Kammer, neu gebildet im October v. J., einzig zu dem Zwecke, um die Wirkſamkeit der Deputirten zu lähmen, und in dieſen zugleich die Geſammtheit unſerer Mitbürger gerade in der wichtigſten, durch die Verfaſſung ihnen verliehenen Befugniß, dem Steuerbewilligungsrechte, nicht ſowohl zu beeinträchtigen, als vielmehr deſſelben für immer zu verluſtigen. Eine Lage der Dinge, bei welcher die Verfaſſung auf dem Spiele ſtand, konnte von den Deputirten des Landes nicht unbeachtet bleiben. Die Pflicht gebot, diejenigen Mittel zu ergreifen, welche die geeignetſten ſchienen, dem Lande die ihm in der Verfaſſung verliehenen Befugniſſe aufrecht zu erhalten. In Folge deſſen lehnten ſie ſeitdem eine Wirkſamkeit in der Verbindung mit einer Kammer ab, welche die Verfaſſung nicht kennt. Sie wollten dieſen Gegenſtand in einer öffentlichen Sitzung

in der Art zur Sprache bringen, wie ihnen dieſes in der ſchon 11 Jahre zur Uebung gebrachten und landesherrlich beſtätigten, auch noch nicht aufgehobenen Geſchäftsordnung bisher geſtattet war, um durch einen zu erſtattenden umfänglichen Commiſſionsbericht die Sache gründlich erwägen und zu einer reif erwogenen Beſchlußnahme vorbereiten zu können. Allein die Regierung verweigert uns dieſe öffentliche Sitzung; ſie will, daß dieſer ſo höchſt wichtige, gewiß nicht geheime Gegenſtand in einer geheimen Sitzung verhandelt werde, und beraubt damit die Betheiligten der freimüthigen und öffentlichen Vertheidigung ihres Verhaltens auf dem Landtage nicht nur, ſie gibt dadurch unwiderſprechlich zu erkennen, keine der erſten und allgemeinen Beſchwerden des Landes heilen und namentlich nicht die erſte Kammer in den frühern verfaſſungsmäßigen Stand zurückführen zu wollen. — In dieſer wahrhaft peinlichen und traurigen Lage, welche ihre Thätigkeit für jetzt unmöglich macht, wird denſelben die Erklärung zur heiligen Pflicht, daß ſie die Uebung ihrer ſtändiſchen Gerechtſame ſo lange ſuspendiren müſſen, bis ſie ſolches mit ihren eidlich übernommenen Pflichten zu vereinigen im Stande ſeyn werden. — Dieſem müſſen ſie die weitere Verwahrung beifügen, daß ſie keinen Act der verfaſſungswidrig zuſammengeſetzten erſten Kammer anerkennen dürfen und werden. Wiesbaden am 18 April 1832. Folgen die Unterſchriften der Deputirten: Kindlinger. Allendorfer. J. G. Herber. Fr. v. Eck. Weiler. G. Hoffmann. F. Lang. F. Eberhard. Jakob Bertram. J. Fr. Ruß. Eberhard. Joſeph Adamy. Dietz. Fink. May." — Man weiß, daß nach dem Patente über die landſtändiſche Verfaſſung des Herzogthums Naſſau vom 2 Sept.

1814 die Verſammlung der Landesdeputirten aus 22 Mitgliedern beſteht. Hiervon unterſchrieben 15. Nicht hinzu traten und blieben in Wiesbaden zurück: 1) die Deputirten der evangeliſch-proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichkeit, ſo wie die Vorſteher höherer Lehranſtalten: Biſchof Müller von Wiesbaden, Biſchof Brand von Limburg, Kirchenrath Ammann von Weilburg, Oberſchulrath Friedemann von Weilburg. 2) Von den Grundeigenthümern: Geometer Baldus von Bellingen, Schott von Kronberg. Der 22ſte: Trombetta, war auf Verlangen entlaſſen geweſen, und noch nicht durch neue Wahl wieder erſetzt. Sein politiſches Glaubensbekenntniß hätte ihn jedenfalls den 15 zugeſellt.“ Die fünfzehn Proteſtirenden reiſ'ten ſofort in ihre Heimath. Aber nicht nur die Herrenbank, ſondern auch die zurückgebliebenen fünf Miniſteriellen in der zweiten Kammer ließen ſich dadurch nicht ſtören. Dieſe fünf Herren, Müller, Brand, Ammann, Friedemann und Schott, im Einverſtändniß mit der Regierung, erklärten ſich für die rechtmäßige Kammer, ſchloſſen die Abweſenden, nachdem ſie ſie vergeblich zum Wiedereintritt aufgefordert hatten, förmlich aus, decretirten neue Wahlen, warteten aber die Neugewählten nicht ab, ſondern hielten regelmäßige Sitzungen, wie bei einem ordentlichen Landtage, beriethen die der Kammer vorliegenden Gegenſtände, und votirten zuletzt auch die Steuern, und zwar mit einer Mehrbewilligung von 80,000 Rthl. An demſelben Tage wurden aber zu Wiesbaden dem Landesbiſchof Müller die Fenſter eingeworfen, und Schott war durch einen Auflauf bedroht, indeß blieben die Steuern bewilligt, und eine ſchwache Proteſtation der Stadt Hadamar abgerechnet, wurde das Votum der Fünf zwar nicht allge-

mein anerkannt, aber doch befolgt, d. h. die Steuern wurden bezahlt.

Dieser merkwürdige Landtag wurde am 12 Mai geschlossen. Am 22sten erklärten die fünfzehn Protestirenden abermals: „Treu der Verfassung würden sie sich zu Mitschuldigen an der Verletzung derselben gemacht haben, hätten sie, was bei Fortsetzung ihrer Thätigkeit in keiner Weise zu vermeiden war, in Verbindung mit einer Ständeabtheilung gehandelt, die ihrer innersten Ueberzeugung nach verfassungswidrig vermehrt und zusammengesetzt ist. — Anstatt, wenn die Regierung auch auf die Ansicht und Gewissensbeengung der Deputirten, welche doch mehr als zwei Drittheile der Versammlung ausmachten, nicht eingehen wollte, von ihrem verfassunnsmäßigen Rechte der Auflösung des Landtages und abermaligen Appellation an das Volk Gebrauch zu machen, hat sie gegen Observanz, Gesetz und Vernunft sich erlaubt, mit fünf Deputirten die Aufgaben des Landtages fortzusetzen; mit fünf Deputirten, unter welchen nur ein Vertreter der Landeigenthümer, und gar kein Repräsentant der Gewerbebesitzer ist, nachdem die Herren Landtagscommissarien doch selbst kurz vorher den Lauf einer öffentlichen Sitzung bloß um deßwillen unterbrochen hatten, weil sich kein Vertreter des geistlichen und Lehrstandes in derselben befand. So wenig zu diesem auffallenden Schritte ein gesetzlicher Grund vorlag, so verstößt doch derjenige noch gröber gegen jedes Rechtsgefühl und gegen den gesunden Menschenverstand, wenn man durch vier Vertreter von Corporationen, die in der Wesenheit doch nichts als Diener in dem Sinne sind, wie sie uns die dießjährige höchste Eröffnungsrede be-

zeichnet hat, und einen Landeigenthümer — sechszehn abwesende Glieder trotz ihres eingelegten feierlichen Widerspruches vertreten und lediglich durch diese die wichtigen Aufgaben des Landtages erledigen lassen will. Für den vorliegenden Fall schreibt die Geschäftsordnung, welche nach §. 3 der Verfassung in der ersten Sitzung der Stände entworfen, und von Sr. Durchlaucht genehmigt worden ist, im §. 6 ausdrücklich vor: „daß zu jeder gültigen Verhandlung, zu jeder gültigen Beschlußnahme die Anwesenheit von vierzehn Mitgliedern erforderlich sey.“ Diese Geschäftsordnung besteht in allen ihren Vorschriften noch in voller Kraft, weil noch keine andere an ihre Stelle getreten und es aller Logik zuwider ist, sie um deßwillen nicht für verbindlich zu halten, weil noch eine veränderte, unter Vorbehalt höchster Genehmigung vorgelegt werden sollte. Trotz allem diesem hat die Regierung nicht nur zugelassen, sondern selbst veranlaßt, daß jene fünf Deputirten, von welchen vier als solche noch nicht von der Kammer legal anerkannt sind, und einer derselben zuerst in der dritten Sitzung vereidet wurde, nachdem er doch schon in den zwei ersten Sitzungen als rechtsgültig functionirend angenommen wurde — landständische Verhandlungen vorgenommen haben. — Hätten nicht endlich, wäre es anders, so gut wie fünf, auch drei, zwei, am Ende gar nur Einer die Kammer der Landesdeputirten vorstellen können? Solchem nach müssen sie feierlich gegen alle Verhandlungen der fünf Deputirten um so mehr im Angesichte Gottes und des Volkes protestiren, als diese durch ihr bisheriges widergesetzliches Benehmen das Volksvertrauen ganz verwirkt haben. Sie müssen jede künftige Steuerforderung so lange als widergesetzlich erklären, bis sie durch eine auf

die gesetzliche Zahl zurückgeführte erste, und durch eine vollständig versammelte zweite Kammer nach vorgängiger genauer Prüfung des Bedürfnisses verfassungsmäßig verwilligt seyn wird.“ Außer den obengenannten 15 unterzeichnete jetzt auch der 16te, Baldus. Diese Erklärung hatte jedoch keine weiteren Folgen, als daß die sämmtlichen 16 Deputirten von der Regierung in Anklagestand versetzt wurden. Diese Anklage blieb jedoch ohne Resultat. Nur Kindlinger und Hoffmann kamen, weil sie die Steuern nicht zahlen wollten, auf acht Tage in Haft, und der vormalige Präsident der zweiten Kammer, der greise Herber, wurde wegen eines Zeitungsartikels zu dreijähriger Festungsstrafe verurtheilt, und wirklich trotz seines hohen Alters und einer Cautionsanerbietung auf die Feste Marrburg abgeführt.

Aus Anlaß des Hambacher Festes wurde ein kleines Nachbild desselben auf dem Niederwald gefeiert. Ein verabschiedeter Lieutenant, der daselbst die deutsche Fahne aufpflanzte, wurde verhaftet und bei hellem Tage mit gebundenen Händen in Wiesbaden eingebracht.

12.

Sachsen.

Hier war alles wieder ziemlich still. Eine Correspondenz der Allg. Zeitung äußerte sich im Mai: „An neuen Verordnungen leidet unsere Staatsverwaltung fortdauernd keinen Mangel. Das 14te und 15te Stück der Gesetzessammlung enthalten allein wieder fünf neue Verordnungen,

von denen zwei bloß unser zweites Königreich, die königl. sächsische Oberlausitz betreffen. Ich möchte wohl wissen, wie dem Lordmayor von London zu Muth seyn muß, der ohne Hülfe von sechs Ministerien einer Volksmasse vorsteht, die, wenn's hoch kommt, nur 140,000 Köpfe weniger zählt, als die beiden vereinigten Königreiche Sachsen und Oberlausitz zusammen genommen. Mit unsern Ersparnissen will's immer noch nicht recht fort; unser Militäretat erfordert bei 12,000 Mann Bundescontingent fast 200,000 Thaler mehr als der würtembergische bei 13,900 Mann. Unsere Haus- und Hofhaltung nimmt noch immer ziemlich den neunten Theil der gesammten Staatseinnahme in Anspruch, und das wird niemand Wunder nehmen, der das Heer von Hof- und Reisemarschällen, Oberküchenmeistern, Oberschenken, Ceremonienmeistern, Kammerjunkern und Kammerherren, Oberst-hofmeistern und Oberst-hofmeisterinnen, Oberjägermeistern, Oberstallmeistern, Kammerleuten, Beichtvätern, Leib- und Hofärzten ꝛc. kennt, die alle unentbehrlich und zum Theil sehr begehrlich sind. — Unser Wahlgesetz erfährt wegen seines Stabilitätsprincips gar mannichfache Anfechtung. — Die neue Ministerial-Bureaukratie, wie wohlthätig sie auch im Ganzen seyn mag, findet namentlich unter den ihres Einflusses verlustigen Staatsdienern des alten Regime's grimmige Tadler, und die frömmelnden Anhänger der alten Einsiedelei sehnen sich nach den Fleischtöpfen Aegyptens, nach jener goldnen Zeit zurück, wo die ersten Landesstellen ein erbliches Besitzthum weniger bevorzugter Familien waren. Unsere Staatszeitung thut leider gar wenig zur Verbreitung lichtvoller Ansichten über Verfassungsangelegenheiten." Man tadelte die Strenge der Censur, die mehrere Zeitschriften nach Alten-

burg

burg auszuwandern nöthigte. — Ein Handelstractat mit Mexico war der ſächſiſchen Induſtrie ſehr günſtig. — Am 22 Auguſt kam es in Chemnitz zu einem Tumulte zwiſchen den Zunftfreunden und Zunftgegnern. Auch in Sachſen wurden, wie überall, Vereine und Verſammlungen verboten, der Preßverein im Voigtlande aufgelöſ't. Gegen die Bundesbeſchlüſſe proteſtirten zwei reiche Edelleute, Graf von Hohenthal und Herr von Watzdorf in einer Eingabe vom 22 Auguſt.

13.

Weimar.

Man war hier ſehr ängſtlich, die Cenſur ſtreng. Die Bundesbeſchlüſſe veranlaßten den ſtändiſchen Vertreter der Univerſität Jena, Prof. Luden, ſich von der parlamentariſchen Arena zurückzuziehen. Eine Anzahl Studenten verbrannte am 13 Julius die Zeitungen, in welchen die Bundesbeſchlüſſe publicirt waren, auf dem Markte von Jena. Der Stadtrath von Weimar forderte den Landtagsvorſtand zu einer Proteſtation gegen die gedachten Beſchlüſſe auf. — Am 18 November kam der Landtag ſelbſt zuſammen, und empfing die Ermahnung, keinen Einflüſterungen von außen Gehör zu geben. Gleichwohl wurde der Antrag auf Oeffentlichkeit der Sitzungen geſtellt, und auch trotz heftiger Gegenkämpfe, beſonders von Seite des Adels, mit nur 18 Stimmen gegen 11 durchgeſetzt, wobei es freilich erſt der Regierung anheimgeſtellt blieb, ob ſie ihre Zuſtimmung geben wolle.

14.

Altenburg.

Die wohlwollende Regierung gestattete dem kleinen Völkchen, Verfassung, Landstände und eine verhältnißmäßig sehr freie Presse, daher viele sächsische Pressen nach Altenburg wanderten. Eine Correspondenz der Allg. Zeitung sagte sehr gut: „Der Tauftag unserer neugebornen Prinzessin und unserer wiedergebornen Ständeversammlung fielen beide auf das Pfingstfest. Uebrigens war es unverkennbar, daß die Erscheinung des greisen Herzogs, von einem blühenden Kranze naher und ferner geliebter Kinder und Enkelkinder umrankt, denen die regierende Königin von Bayern mit ihren Kindern sich liebend angereiht hatte, wohlthuender auf das Publicum wirkte, als jener ganze prächtige Conduct befiederter Damen, die unwillkürlich an Le Vaillants Beschreibung des innern Afrika erinnerten, wie denn auch die Anwesenheit der Deputirten des Bauernstandes in ihrer nationellen Tracht mit Plunderhosen und langen Röcken, mit dem schlichtgekämmten Haare, und den klugen offenen Gesichtern, mir des alten Montecuculi Wort an die protestantische Geistlichkeit Hessens ins Gedächtniß rief: „Ich auch nit alles glaub, aber doch nit protestir'." — Sie werden's übrigens auch nicht nöthig haben, das Protestiren nämlich; denn sowohl die von dem Minister v. Braun, als die von dem zum Landschaftsdirector gewählten sächsischen Staatsminister v. Lindenau gehaltenen Reden, ingleichen die landesherrlichen Propositionen, athmeten jenen Geist der Wahrheit, Biederkeit und entschlossenen Vorwärtsstrebens, dem man es wohl ansieht, daß es jenen hochgestellten Män-

nern Ernſt iſt, nicht diejenigen, welche bezahlt ſeyn wollen, ſondern diejenigen, welche bezahlen müſſen, zufrieden zu ſtellen.“ — Die kleine altenburgiſche Kammer ſelbſt erklärte ihre Sitzungen für öffentlich, ſprach für Preßfreiheit, und war ſo liberal wie die Regierung. Ein Deputirter meinte, man ſolle es denn doch nicht ſo ſtreng mit den Hambachern und mit den Proteſtationen nehmen; wenn es auch einige Schwindelköpfe gebe, ſo ſey das ja lange nicht das ganze deutſche Volk, und beſonders bei ihnen in Altenburg ſey gar keine Gefahr.

15.

Meiningen.

Hier war die Regierung höchſt volksthümlich, aber das Volk ſelbſt war es wenigſtens nicht in ſeinen Wahlen geweſen, denn es trat der ſonderbare Fall ein, daß die erröthenden Regierungscommiſſarien ſehr oft den Deputirten in ihrem ungeſchickten Liberalismus nachhelfen mußten. Ein Correſpondent im Freiſinnigen ſagte: „Vieles, was in den meiſten andern conſtitutionellen Staaten den Regierungen im heißen harten Kampfe von den Deputirten erſt mühſam abgerungen werden muß, reicht ihnen hier ein edler Fürſt aus freieigenem Willen wohlmeinend entgegen. Geſetzesvorſchläge für Oeffentlichkeit der ſtändiſchen Verhandlungen, für Aufhebung der Monopole, Verbeſſerung der Juſtizpflege, Vereinfachung der Verwaltung, ſind bisher weniger von den Ständen zu veranlaſſen, als anzunehmen geweſen. Um ſo beklagenswer-

ther aber ist die Unbeholfenheit, welche unsere Ständeversammlung charakterisirt.“ Die Vereinigung der alten und neuen Landesschulden war eine für das Ländchen sehr heilsame Maßregel.

16.

Oldenburg.

Am 5 October 1830 hatte der Großherzog sehr freundlich zu seinen Unterthanen von Erleichterungen gesprochen; am 8 August 1831 hatte er erklärt, er beschäftige sich mit einem Verfassungsentwurfe; da aber das Erwartete sich immerfort verzögerte, wagten eine große Anzahl Bürger von Eutin und Grundbesitzer der Aemter eine unterthänigste Bitte um Beschleunigung, worauf ihnen unterm 9 December 1831 der Bescheid wurde, „daß weitere ähnliche Eingaben ohne Resolution gelassen werden würden.“ — Seitdem erfuhr man nichts wieder, als daß am 5 December 1832 eine Menge Landvolk in Eutin eindrang, um einige daselbst inhaftirte Malcontente mit Gewalt zu befreien. Es gelang ihnen nicht, ein Bauer wurde getödtet, acht andere verwundet.

17.

Die übrigen kleinen Bundesstaaten.

Auch in Mecklenburg gründete man einen Preßverein, wogegen am 14 December ein Verbot erlassen wurde.

Der Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen ertheilte am 14 April auf die Bitten um Verfaſſung eine abſchlägige Antwort.

Der Fürſt von Reuß-Greiz gab endlich die Lotterie auf, durch welche ſeine Bauern bisher zu Grunde gerichtet worden waren.

In der freien Stadt Bremen erhob ſich unter dem Vorſitze des Aldermann Bolte der Bürgerconvent gegen die 300jährige ſtädtiſche Verfaſſung, die bisher manchem ariſtokratiſch-oligarchiſchen Mißbrauche Vorſchub geleiſtet hatte, am 17 Februar. Bolte wurde wegen ſeiner kühnen Reden zur Verantwortung gezogen, gleichwohl mußte eine Deputation die Verfaſſung revidiren.

Der Senat der freien Stadt Frankfurt kam in ziemliches Gedränge zwiſchen den Bundestag und den Frankfurter Liberalen. An der Spitze der letztern ſtand Dr. Reinganum, der einen Preßverein gründete. Man hatte hier die Polen triumphirend empfangen, man hatte von hier aus dem Dr. Wirth in Hambach einen Ehrenſäbel überreicht. Die Landangehörigen verlangten gleiche Rechte mit den Bewohnern der Stadt. Die Bürgergarde tumultuirte gegen ihren Oberadjutanten, der des Ariſtokratismus oder der Spionage verdächtig war. Das Volk zog im Herbſt öfters, wenn die Bürgergarde heimkehrte, vor den Bundespalaſt mit patriotiſchen Geſängen und Geſchrei. Das hatte denn Reclamationen zur Folge, die den Senat je mehr und mehr zur Strenge aufforderten. Am 23 October wurde ein politiſcher Schriftſteller, Freyeiſen, verhaftet. Der berühmte humori-

ſtiſche Dichter Börne verlor die Penſion, die er von der Stadt Frankfurt genoß, weil er der Aufforderung, dahin zurückzukehren, wobei man ihn vielleicht ſeiner Pariſer Briefe wegen einem politiſchen Proceſſe unterworfen hätte, keine Folge leiſtete.

XII.

America.

Man machte die Bemerkung, daß im J. 1832 an der Spitze einer jeden der 11 americanischen Republiken ein General stünde: in den Vereinigten Staaten General Jackson, in Merico General Bustamente, in Guatimala General Morazan, in Neugranada General Obando, in Venezuela General Paez, in Aequator General Flores, in Peru General Gamarra, in Chili General Prieto, in Bolivia General Santa-Cruz, in Buenos-Ayres General Rosas, in Hayti General Boyer.

Hieraus ist indeß nur für das spanische America ein Schluß zu ziehen. Dort waren es allerdings Militärchefs, welche die Herrschaft gewaltsam an sich gerissen hatten, sie gewaltsam behaupteten und sie einander auf Kosten der bürgerlichen Ruhe und aller Friedensinteressen zu entreißen suchten. Dieß waren natürliche Nachwehen der großen Umwälzung, durch welche das spanische America seine Unabhängigkeit erlangte, und vielleicht noch mehr die Folge der durch die frühere spanische Despotie künstlich genährten Barbarei und Unwissenheit im Volke. — In den Vereinigten Staaten, so wie in der Negerrepublik Haiti herrschte tiefer Frieden.

1.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerica.

Die alte Tariffrage und die neue Präſidentenwahl regten die Parteien gewaltig auf. Die Südprovinzen, bei denen noch das Sklavenſyſtem eingeführt iſt, waren gegen den Tarif, ſchloſſen ſich daher an Clay, den Kentuckier, des Präſidenten Jackſon Rival, an, und wurden um ſo wüthender, als ſie in der Minorität blieben.

Zu welchen Exceſſen dieſe Parteiwuth ſelbſt im Schooße des Congreſſes führte, erſehen wir aus folgenden Nachrichten. Der American meldete: „Herr Stanberry, Mitglied der Repräſentantenkammer für den Staat Ohio, iſt von Herrn Houſton, ehemaligem Gouverneur von Tenneſſee, auf das gröblichſte angegriffen worden. Einige Bemerkungen des Herrn Stanberry in der Kammer dienten ihm zum Vorwande dieſer Gewaltthätigkeit. Der letztere muß in Folge dieſes brutalen Ueberfalls das Bett hüten, und hat am folgenden Tage die Kammer davon benachrichtigt, welche zunächſt noch in derſelben Sitzung auf den Antrag des Hrn. Vance den Präſidenten mit einer Majorität von 115 gegen 25 Stimmen ermächtigte, einen Verhaftsbefehl gegen Samuel Houſton zu erlaſſen. Hr. Stanberry erhielt zuerſt einen Schlag mit einem Stock, und griff darauf nach einem Piſtol. Als ſein Feind dieß bemerkte, verſetzte er ihm einen ſo heftigen Streich auf den Arm, daß dieſer einen Bruch erlitt. Mehrere dabei anweſende Congreßmitglieder blieben unthätige Zuſchauer dieſer Beſchimpfung.“

Ferner berichteten New-Yorker Blätter: „In der Sitzung des Repräſentantenhauſes vom 14 Mai wurde gegen Mittag

der General Houſton (der vor einiger Zeit ein Attentat gegen den Abgeordneten Hrn. Stanberry verübt hatte) vor die Barre des Hauſes geführt, um wegen einer Verletzung des Reglements, in Folge eines am 11ten von der Verſammlung gefällten Urtheils, von Seite des Sprechers einen Verweis zu empfangen. Alle Galerien waren mit Zuſchauern, beſonders vielen Damen, angefüllt. Der Gouverneur Houſton erſchien in Begleitung eines Huiſſiers, und hatte eine Proteſtation gegen die Entſcheidung des Hauſes in der Hand. Der Sprecher ertheilte ihm nun den Verweis, aber auf eine ſo höfliche Weiſe und in ſo ſchonend gewählten Ausdrücken, daß wir uns nicht erinnern, jemals etwas Gemeſſeneres aus dem Munde des Hrn. Stevenſon gehört zu haben. Nachdem dieſe Sache abgemacht war, wurde dem Gouverneur Houſton erlaubt, ſich zu entfernen. Kaum aber war dieſes geſchehen, ſo überreichte Hr. Cooc eine Klage gegen einen Doctor Davis, der in einem an ihn gerichteten Schreiben ſeiner Würde als Repräſentant der Nation zu nahe getreten war. Sogleich entſpann ſich eine äußerſt heftige und perſönliche Debatte über dieſen Gegenſtand. Hr. Arnold aus Tenneſſee und Hr. Burgeß machten ſich vor allen andern durch ihre brutalen Ausfälle bemerklich. Hr. Burgeß drohte jedem, der ſich nicht dem Willen und Ausſpruche des Congreſſes bequemen würde, mit dem Pranger. Hr. Arnold ging noch weiter; er bezeichnete den Major Heard, mit dem er einige Händel gehabt hatte, als einen Menſchen, „der jedes Verbrechens fähig ſey," und fügte hinzu, daß er ſeinerſeits auf alles gefaßt wäre. Als dieſe ſtürmiſche Sitzung aufgehoben war, und die Mitglieder von der Treppe des Hauſes herabſtiegen, begegnete der von Hrn. Arnold perſönlich angegriffene Major Heard dem Erſtern

und ſtürzte auf ihn los. Hr. Arnold deckte ſich durch eine geſchickte Wendung des Arms; aber der Major zog eine Piſtole aus der Taſche, und feuerte auf ſeinen Gegner. Die Kugel pfiff über die Häupter der Umſtehenden hin, ſo daß ſich ein allgemeiner Schrecken ihrer bemächtigte, und ſie in Verwirrung von den Kämpfenden zurückwichen; die Furchtſamſten ergriffen die Flucht, aber Einige traten wieder näher, miſchten ſich in die Sache, und nahmen theils für den Einen, theils für den Andern Partei. Es entſtand ein allgemeiner Lärm, ſo daß man kaum etwas verſtehen konnte. Einige riefen: „Ums Himmels willen, tödten Sie Hrn. Arnold nicht!“ Andere dagegen: „Schonen Sie doch Hrn. Heard!“ Dort riefen Mehrere: „Vertagen wir uns! wir befinden uns ſchon zu lange in Waſhington!“ Unterdeſſen hatte Hr. Arnold dem Major das Piſtol aus der Hand gewunden, und einen langen Stockdegen gegen ihn gezogen. Hr. Heard ſtürzte zu Boden, und wälzte ſich auf den Stufen der Treppe in ſeinem Blute; der Sieger aber entfernte ſich mit geſchwungener Waffe, begleitet von einem lärmenden Haufen ſeiner Collegen, und ließ den armen Verwundeten hülflos liegen, dieſer raffte ſich jedoch bald auf, und ſuchte einen Brunnen zu erreichen, wo er ſich ſeine Wunden auswuſch.“

In einer andern Sitzung am 20 Junius wurde von der Galerie herab ein Hufeiſen unter die Repräſentanten geworfen, das aber zum Glück niemand beſchädigte. Dieſelben Blätter urtheilen über die Tariffrage: „Da der Norden und Süden der Union vermöge der Beſchaffenheit ihrer Erzeugniſſe und ihres Gewerbfleißes ganz entgegengeſetzte Intereſſen haben, ſo kann man ſich nicht verhehlen, daß es ſehr ſchwierig ſeyn wird, zu einer Löſung zu gelangen, die

ſo widerſprechende Bedürfniſſe zu befriedigen vermag. Die höchſte Weisheit muß jetzt die Handlungen des Congreſſes leiten, denn es fragt ſich nicht mehr, ob dieſer oder jener Staat ein wenig mehr oder minder durch das neue Geſetz begünſtigt werden ſoll, denn es iſt jetzt die Frage, ob eine gewaltſame Trennung und alle Leiden eines Bürgerkrieges die wachſende Wohlfahrt dieſes Landes vernichten ſollen. Man kann ſich denken, wie beſorgt alle Einſichtsvollen ſeyn müſſen, die jetzt an den Patriotismus ihrer Mitbürger appelliren, wenn ſie die energiſchen Erklärungen der ſüdlichen Staaten leſen." — Um einen Begriff von der Stimmung zu geben, welche in den ſüdlichen Staaten herrſcht, werden dann einige Toaſts angeführt, welche bei einem dem Gouverneur von Süd-Carolina gegebenen Feſte ausgebracht und mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen wurden. „Wir ſind betrogen, unterdrückt und beſchimpft worden; wir haben Klagen und Beſchwerden an unſere Unterdrücker gerichtet, und ſie von allem benachrichtigt; aber anſtatt unſere Bürde zu erleichtern, haben ſie uns mit noch ſtärkern Feſſeln belaſtet. Jetzt frommt es nicht mehr, zu beſchließen; es muß gehandelt werden." So lautet einer der Toaſts; ein anderer: „Lieber Annullirung (Auflöſung der Union), als den Tarif (auf die Einfuhr); lieber Trennung als Unterwerfung." Ein dritter brachte „die tapfere und aufgeklärte Miliz von Süd-Carolina" aus, „ſie kennt ihre Rechte, und die Officiere derſelben werden ſie aufs Schlachtfeld führen, wenn die Intereſſen des Staats es erheiſchen;" eine Dame: „Die Baumwollballen des Südens, die ſchon in zwei Kriegen als tüchtige Waffe gedient, und womit in einem dritten der Verſuch gemacht werden könnte" u. ſ. w.

Die nahe bevorstehende gänzliche Tilgung der Staatsschulden machte eine Herabsetzung des Tarifs, und also eine Nachgiebigkeit gegen die südlichen Staaten möglich. Dagegen protestirten nun aber die östlichen und nördlichen Provinzen. „In New-York und den östlichen Staaten werden zahlreiche Versammlungen gehalten, um gegen den von dem Schatzamte dem Congresse vorgelegten Plan zur Herabsetzung des Tarifs zu protestiren. Auch in Pennsylvanien finden dergleichen Vereine statt. An einer zu Philadelphia am 26 Junius in diesem Sinne gehaltenen Versammlung sollen nahe an 10,000 Personen Theil genommen haben. Joseph Hemphill präsidirte, und es wurden Resolutionen angenommen, wodurch aufs heftigste gegen das Project des Schatzsecretärs protestirt wird, weil dasselbe ein tödtlicher Schlag für den Wohlstand der Nation sey.

Die neue Tarifbill wurde von der Majorität ziemlich amendirt, dann aber von beiden Kammern und vom Präsidenten angenommen, zu Anfang Julius. Die Südprovinzen waren damit keineswegs zufrieden. Einige ihrer Repräsentanten verfaßten sogleich eine Adresse an das Volk von Süd-Carolina, worin sie ihre Protestation aussprachen: „Welchen Hoffnungen man sich auch beim Beginne der Session hingegeben haben mag, daß von Seite der Majorität ein wiederkehrendes Gefühl von Gerechtigkeit die schwere Last der Unterdrückung, unter der ihr so lange gelitten, und worüber ihr euch mit so vielem Rechte beschwert habt, entfernen oder wesentlich mildern würde, so sind die Unterzeichneten jetzt trotz ihres Widerstrebens genöthigt zu erklären, daß diese schmeichelnden, allzu lang verschobenen Hoffnungen ganz und für immer verschwunden

ſind.“ Dann folgt eine ſehr intereſſante Geſchichte des Tarifs: „Im Jahre 1816 beim Schluſſe des Krieges, welcher die inländiſchen Manufacturen auf eine unnatürliche Weiſe aufmunterte, wirkte alles, die liebende Geſinnung, die Dankbarkeit und der Patriotismus des Congreſſes zuſammen, bei der Reducirung und Einrichtung der Einnahmszölle des Krieges, wie ſie für den Friedensſtand ſeyn ſollten, das Manufactur-Intereſſe, welches edelmüthig die Regierung unterſtützt hatte, während andere Intereſſen ſie verließen, vor der Erſchütterung eines plötzlichen Uebergangs durch eine allmähliche Reduction zu ſchützen. Demgemäß wurden die Baumwollen- und Wollenwaaren mit einem Zolle von 33 Procent ad valorem belegt, mit der Beſtimmung, daß kein Baumwollenfabricant geringer als 25 Cents (ungefähr 50 Kreuzer) angeſchlagen werden ſolle, da dieß der Preis der damals gewöhnlich eingeführten groben Baumwollenwaaren war; der Zoll auf geſchmiedetes Stabeiſen wurde auf 15 Cents der Centner feſtgeſetzt, was gleichfalls nicht über 25 Procent des damaligen Werthes jenes Artikels betrug, und der Zoll auf alle verarbeiteten Eiſenwaaren wurde auf 25 Proc. ad valorem feſtgeſetzt. Man kann in der That im Allgemeinen behaupten, daß im Durchſchnitt die Zölle auf diejenigen Artikel, die man dadurch ſchützen wollte, nach dem Tarife von 1816 nicht mehr als 25 Procent ad valorem betrugen, im Vergleiche mit dem damaligen Preiſe derjenigen Artikel, welche das Minimum des Zolls bezahlten; zu gleicher Zeit betrugen die bloßen Einkommenszölle auf Wein, Kaffee, Thee im Durchſchnitte wenigſtens 50 Procent. Der Grundſatz wurde alſo hier entſchieden angenommen, daß die unbeſchützten Artikel die paſſendern Gegenſtände zur Taration wären, und

höhere Zölle bezahlen ſollten, als die beſchützten, aus dem einleuchtenden Grunde, daß der Schutz, den man durch die Zölle auf dieſe letztern Artikel einer Claſſe americaniſcher Producenten gewährte, der andern Claſſe nothwendig eine entſprechende Laſt auflegte. Aber ſelbſt dieſe Zollſätze auf Baumwollen- und Wollenwaaren waren nach der ausdrücklichen Beſtimmung der Acte ſelbſt, wodurch ſie auferlegt wurden, temporär, da ſie nach drei Jahren von 25 auf 20 Procent ad valorem reducirt werden ſollten. Weit entfernt alſo, daß dieſe Zölle bloß zum Schutze ſo geſtellt worden wären, wären ſie vielmehr niedriger als die andern, die bloß ein Einkommen zum Zwecke hatten, und ſie enthielten ſo wenig ein ſtillſchweigendes Verſprechen, daß man ſie ohne Rückſicht auf die Geldbedürfniſſe der Regierung beibehalten und ausdehnen werde, daß die Acte von 1816 vielmehr die ausdrückliche Erklärung enthält, ſelbſt die für den Augenblick bezweckte Steigerung des Einkommens, ſolle keine Veranlaſſung ſeyn, die Zölle über 20 Procent länger als drei Jahre beſtehen zu laſſen. Statt indeſſen die Beſtimmungen der Acte von 1816 zu halten, ſtürzte das Manufactur-Intereſſe ſie zuerſt um, indem es den Widerruf der Clauſel veranlaßte, wonach die drei Zölle in drei Jahren ad valorem auf Baumwollen- und Wollenwaaren von 25 auf 20 Procent reducirt werden ſollten. Mit dieſem ihnen ſo edelmüthig gewährten Schutze noch nicht zufrieden, fuhren die Manufacturiſten fort, um eine ſtärkere Vermehrung der Zölle zu lärmen, bis es ihnen im Jahre 1824 gelang, ſie von 25 auf 33⅓ Procent von Wollenwaaren, und auf 90 Cents vom Centner Eiſen zu erhöhen, während von Baumwollenwaaren der Zoll von 25 auf 30 Cents per Elle erhöht wurde, was im Durch-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſchnitte eine Erhöhung von 10 bis 15 Procent ad valorem iſt. Auch bei den meiſten andern Manufacturartikeln wurden die Zölle beträchtlich vermehrt. Der Tarif von 1824 ging durch, unter faſt einſtimmiger Oppoſition aller Repräſentanten der ſüdlichen Staaten, und nichts konnte damals das Volk im Süden zur Annahme bewegen, als die feierliche Verſicherung des Hauptvertheidigers des Tarifs, daß man nie einen Schutz für die Manufactur-Intereſſen verlangen werde. Dieß Verſprechen ward mit klaren Worten im Congreſſe während der Discuſſion gemacht, aber bald vergeſſen oder nicht beachtet; denn im Jahre 1826 wurden erneuerte Anſtrengungen gemacht, die ſchützenden Zölle, namentlich Wolle und Wollenwaaren, abermals zu erhöhen, Anſtrengungen, die mit Beharrlichkeit bis 1828 fortgeſetzt wurden, wo ſie mit vollſtändigem Erfolge gekrönt wurden, durch ein Geſetz, das man auf eine ſehr angemeſſene Weiſe die „Bill der Abſcheulichkeiten" (bill of abominations) nannte. Dieſe Acte erhöhte die Zölle auf Wollenwaaren im Durchſchnitte um mehr als 20 Procente, und auch die andern ſchützenden Zölle bedeutend, obgleich nicht ſo ſtark."

Die Proteſtation wird dann weiter motivirt: „Im Jahre 1826 hatten wir eine ungeheure öffentliche Schuld abzutragen, und für ein jährliches Einkommen von 24 Millionen zu ſorgen. Wenn daher im Jahre 1816 die ſchützenden Zölle im Ganzen nicht mehr als 25 Procente betrugen, als es nöthig war, für ein Einkommen von 24 Millionen zu ſorgen, ſo folgt nach den Grundſätzen der Acte von 1816, auch ohne die damals beabſichtigten Reductionen in Anſchlag zu bringen, ganz klar, daß die ſchützenden Zölle jetzt auf 12 ½ Procente vermindert ſeyn ſollten, da man nur noch für ein jähr-

liches Einkommen von 12 Millionen zu ſorgen hat. Wie ſind aber die Beſtimmungen der kürzlich durchgegangenen Acte? Die Laſten der ſchützenden Zölle wurden entſchieden vermehrt, wenn man die Baarzahlung und die verminderte Dauer des Credits in Anſchlag bringt, und ſie ſtehen jetzt im Durchſchnitte höher als 50 Procente, während die Zölle auf unbeſchützte Artikel, welche nach allen Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit den hauptſächlichſten Antheil an den Laſten tragen ſollten, mit wenigen unbeträchtlichen Ausnahmen völlig abgeſchafft ſind. Auf die Manufactur:waaren, welche als Tauſchartikel gegen die Stapelproducte der ſüdlichen Staaten angenommen werden, beträgt die Erhöhung der Tarenlaſt über das, was ſie im Jahre 1828 war, mehr als eine Million Dollars, während die Reduction oder die Abſchaffung der Zölle auf diejenigen Artikel, welche als Austauſch gegen die Producte der Tarifſtaaten in dieſe eingeführt und hauptſächlich in dieſen Staaten conſumirt werden, ungefähr 4 Millionen Dollars betragen. Während demnach die Taxen der Geſammtheit um 4 Millionen durch dieſe Bill vermindert werden, werden die poſitiven Laſten der ſüdlichen Staaten gar nicht verringert und ihre relativen bedeutend vermehrt. Die Erleichterung, welche die ſüdlichen Staaten als Conſumenten durch die Reduction und Abſchaffung der Zölle auf die Austauſchmittel des Nordens erhalten, wird höchſtens den vermehrten Laſten gleichkommen, welche auf die Austauſchmittel des Südens gelegt wurden. Auf der andern Seite wirken dieſe vermehrten Laſten, die auf die Austauſchmittel des Südens gelegt wurden, als Prämien für die manufacturirenden Staaten zum Betrage von mehr als einer Million Dollars, und die Reduction

und

und die Abſchaffung der Zölle, die auf ihren Austauſch- und Conſumtions-Gegenſtänden lagen, wirken als eine Erleichterung für ſie von wenigſtens drei Millionen mehr. Es geht aus allem dieſem hervor, daß die manufacturirenden Staaten durch die Beſtimmung des neuen Tarifs zum Belaufe von vier Millionen Dollars jährlich erleichtert werden, während die ungleichen und unterdrückenden Laſten der Pflanzerſtaaten nicht nur unvermindert, ſondern durch die wachſende Ungleichheit ſehr erſchwert ſind. Schließlich ſagen die Unterzeichner der Adreſſe: „Sie nehmen ſich nicht heraus, das geeignete Mittel vorzuſchlagen; nachdem ſie aber ihre feierliche und wohlerwogene Ueberzeugung ausgedrückt haben, daß das Syſtem der ſchützenden Zölle jetzt als die beſtimmte Politik des Landes betrachtet werden müſſe, da alle Hoffnung auf Erleichterung durch den Congreß unwiderruflich dahin iſt, ſo überlaſſen ſie es der ſouverainen Macht im Staate, zu beſtimmen, ob die Rechte und Freiheiten, die ihr von euern ausgezeichneten Voreltern empfangen habt, gutwillig ohne Kampf hingeopfert werden. — Folgen die Unterſchriften: R. V. Hayne. S. D. Müller. G. Mc. Duffie. W. R. Davis. J. M. Felder. J. K. Griffin. W. T. Nickolls. R. W. Barnwell. Waſhington, den 13 Jul. 1832.“

Die bevorſtehende Präſidentenwahl ſteigerte noch die Erbitterung. General Jackſon war der Candidat der nordöſtlichen Majorität, Clay derjenige der ſüdlichen Minorität. Man bemerkte, daß Adams, der auch in der Tariffrage vermittelt hatte, ſich zwiſchen beiden Platz zu machen trachte, was ihm aber bei der Schroffheit der Parteien nicht gelang.

Die Minorität hoffte die Gemäßigten ſchrecken zu kön-

nen, wenn ſie das Aeußerſte thäte. Daher erklärten Südcarolina und Georgien eigenmächtig den neuen Tarif für nichtig. Am 26 November trat der Congreß von Südcarolina zuſammen, und der Gouverneur Hamilton betrieb ſchon daſelbſt die Aushebung von 12,000 Mann. Dagegen wollte der am 29 November verſammelte Congreß von Georgien von ſo gewaltſamen Maßregeln nichts wiſſen, ſondern zeigte ſich zu neuen Unterhandlungen bereit und erklärte ausdrücklich: „daß er die Lehre von der Trennung und Losreißung von der Union verabſcheue, und die unkluge und revolutionäre Maßregel Südcarolina's beklage.“

General Jackſon erließ am 10 Decbr. eine energiſche Proclamation gegen die Nullificirer von Südcarolina, worin er zwar ſeine Neigung durchblicken ließ, die Zölle herabzuſetzen und ihren Wünſchen wenigſtens allmählich zu entſprechen, ſie aber bedeutete, daß er jede Empörung und Verletzung der Geſetze aufs ſtrengſte ahnden werde. „Die Lehre, daß ein einzelner Staat ein Veto gegen die Geſetze der Union ausüben könne, trägt den Beweis unpraktiſcher Abgeſchmacktheit in ſich, ſie iſt unverträglich mit der Exiſtenz der Union, ihr widerſpricht der Buchſtabe wie der Geiſt der Conſtitution, und ſie zerſtört den großen Zweck, um deſſen willen die Unionsregierung gegründet wurde. Man betrachte die Folgen, und man wird bald erkennen, daß die jetzige Kriſis mit jedem Tage wiederkehren könnte, wenn ein Geſetz der Vereinigten Staaten irgend einem einzelnen Staate mißfiele, und daß wir dann bald aufhören würden, eine Nation zu ſeyn ꝛc.“ Der ganze Ton des Präſidenten war mäßig, väterlich, begütigend.

Am 17 December wurde dieſe Proclamation im Hauſe

der Repräsentanten von Südcarolina vorgelesen. „Das Haus hörte sie mit entschiedenen Zeichen des Unwillens an. Bei der Stelle, wo der Präsident das Volk von Südcarolina „seine Kinder" nennt, und „wie ein Vater" zu dem Staate spricht, brach ein allgemeines Gelächter aus. Mehrere Redner traten gegen die in der Proclamation ausgesprochenen Grundsätze auf. Ein Hr. Smith erklärte, die Proclamation athme die schlimmsten Grundsätze von Concentration der Gewalt, und namentlich spreche sie die tyrannische Lehre aus, daß kein Staat das Recht habe, sich einseitig von der Union zu trennen. Leute aller Parteien müßten solche Lehren verwerfen; er fordere daher das Haus zur Abstimmung über nachstehende Resolution auf: „Da der Präsident der Vereinigten Staaten eine Proclamation erlassen hat, worin er das Benehmen dieses Staates verwirft, die Bürger auffordert, ihrem ersten Eide der Treue (primary allegiance) zu entsagen, und mit militärischem Zwange droht, den die Constitution nicht gestattet und der mit der Existenz eines freien Staates unverträglich ist, so soll Se. Exc. der Gouverneur aufgefordert werden, eine Proclamation zu erlassen, das gute Volk dieses Staats gegen die Versuche des Präsidenten der Vereinigten Staaten, es von seiner geschwornen Treue abwendig zu machen, zu warnen, dasselbe zu ermahnen, seine eitlen Drohungen nicht zu achten, und die Würde und Freiheit des Staats gegen die willkürlichen von dem Präsidenten vorgeschlagenen Maßregeln zu schützen und zu vertheidigen." Bei der Abstimmung zeigten sich 90 Stimmen für, 24 gegen die Resolution. — Inzwischen war die Unionspartei auch nicht müßig. Sie erließ eine feierliche Protestation gegen den Beschluß des Convents von Südcarolina, weil dieser

nur beauftragt geweſen ſey, friedliche und conſtitutionelle Mittel gegen das Uebel der Schutzzölle vorzuſchlagen, dagegen aber die Unionsconſtitution verletzt und die Rechte der Bürger mit Füßen getreten habe, indem man ihnen das Recht der Appellation an die Geſetze und Gerichte der Vereinigten Staaten entziehe. Sie proteſtirte gegen jeden Verſuch, Truppen auszuheben, und dadurch friedliche Bürger dem Unglück und der Strafe des Verraths auszuſetzen. Die Proteſtation iſt von einem Präſidenten, Hrn. Thomas Taylor, vier Vicepräſidenten, zwei Secretären und 177 Mitgliedern der Unionsconvention unterzeichnet. — Es wurden ferner die HH. Calhoun, Hamilton und einige andere Häupter der Nullificirungspartei in mehreren Diſtricten im Bilde verbrannt, ein Beweis der dort gegen ſie gehegten Geſinnungen, die bei weitem noch nicht die größte Höhe erreicht zu haben ſchienen. Am 20 Dec. erließ der Gouverneur von Südcarolina die von ihm verlangte Gegenproclamation; ſie iſt in ſehr heftigen Ausdrücken abgefaßt, und vindicirt, was eigentlich der Hauptpunkt des Streits geworden iſt, dem Staate das Recht, ſich nach Belieben von der Union loszuſagen und als unabhängige Macht zu handeln."

Auch der Staat Virginien erklärte, obgleich er das zu raſche Verfahren Südcarolina's nicht billige, ſo müſſe doch jedem einzelnen Staate das Recht zuſtehen, ſich von dem Bunde loszuſagen, wann er wolle. Große Volksverſammlungen zu New-York und zu Kentucki ſprachen dagegen heftig gegen den Geiſt der Empörung im Süden und erklärten ſich zu Anwendung der Gewalt bereit. Die Regierung war gegenüber dem einzelnen Südcarolina, dem die übrigen ſüdlichen Staaten nicht beiſtanden, ſtark genug, um ganz

ruhig und mäßig zu bleiben, und die ſchwache Oppoſition ihrer Unmacht zu überlaſſen.

Die Erneuerung des Freibriefs der Bank der Vereinigten Staaten zu Philadelphia nahm ebenfalls die Aufmerkſamkeit der nordamericaniſchen Staatsmänner in Anſpruch. Der Freibrief ſollte in 3½ Jahren ablaufen, Viele wünſchten ſchon jetzt ſeine Erneuerung, beide Kammern beſchloſſen ſie, der Präſident aber verweigerte ſeine Zuſtimmung, weil er überhaupt gegen das Monopol der Bank war, und weil die Sache noch nicht drängte.

Eine tragiſche Epiſode bildet der Verzweiflungskampf der Indianer um den Boden ihrer Väter am öſtlichen Ufer des Miſſiſippi. Zu Anfang des Sommers kehrten die Sack- und Fuchs-Indianer, unter Anführung des berühmten Black Hawk, oder des ſogenannten ſchwarzen Falken, über den Fluß zurück, nachdem ſie ſich ſchon durch die Weißen hatten überreden laſſen, ihre Wohnungen vom öſtlichen auf das weſtliche Ufer zu verlegen. Beim erſten Anfalle ſollen die Americaner eine Niederlage erlitten und 150 Mann verloren haben. Der ſchwarze Falke verſchanzte ſich auf einer Inſel des Miſſouri. Seine Wilden zeigten große Tapferkeit, und einen Edelmuth, der ihre Dränger beſchämte, denn ſie behandelten einige gefangene Frauenzimmer ſehr gütig und entließen ſie. General Atkinſon rückte mit 4000 Mann gegen ſie aus, und da ſie nur 1200 Mann ſtark waren, zogen ſie ſich in Sümpfe und Wälder zurück. Da ſie aber überall verfolgt und von der Uebermacht gedrängt wurden, entſchloſſen ſie ſich endlich, über den Miſſiſippi zurückzugehen. Bei der Ueberfahrt aber wurden ſie von den Weißen überfallen und ihrer 300 im Waſſer erſchoſſen, da

zufällig ein Dampfboot hinzukam und mit Kanonen unter die Kähne der Wilden feuerte. Dennoch entkam der ſchwarze Falke mit dem Reſt ſeiner Leute; nun aber fielen die treuloſen Sioux-Indianer, unterſtützt von den Menominiehs und Winnebaghos, ſchon längſt von den Weißen entſittlicht und ſervil gemacht, über ihre heldenmüthigen Brüder her, erſchlugen den größten Theil der vom Kampfe Matten, nahmen die übrigen gefangen, und lieferten ſie, vor allen aber den ſchwarzen Falken ſelbſt, an die Weißen aus.

Um die Negerſklaven vor der liberalen Anſteckung zu wahren, ſchloſſen die Staaten Virginien und Maryland alle freien Farbigen unwiderruflich von ihrem Gebiete aus, und der erſtere Staat ſetzte für 1832 eine Summe von 35,000, für das folgende Jahr von 90,000 Dollars aus, um die Auswanderung der freien Farbigen zu beſchleunigen.

Ueber die energiſchen Maßregeln, durch welche die Vereinigten Staaten kleine ihrem Handel zugefügte Beleidigungen rächten, äußerte ſich das New-Yorker Handelsjournal „Unſere Regierung ſchlägt ſehr kurze Wege in ihren Maßregeln ein: Wenn ein Gouverneur der Falklandsinſeln drei oder vier unſerer Robbenfänger in Beſchlag nimmt, geht ein Kriegsſchiff ab, und bemächtigt ſich ſeiner, oder wenn er gerade nicht da iſt, begnügt es ſich damit, die angeſehenſten Männer der Colonie hinwegzuführen, und die zur Vertheidigung dieſer letztern beſtimmten Geſchütze zu vernageln. Wenn die Quallah-Battuaner an der Küſte von Sumatra ein mit Pfeffer befrachtetes americaniſches Boot plündern und die Mannſchaft umbringen, geht ein Kriegsſchiff ab und brennt ihre Stadt nieder, nimmt ihre Forts und tödtet einhundert und fünfzig von ihren Einwohnern. Wenn ein

mericaniſches Regierungsſchiff gegen einen unſerer Kauffahrer den Piraten ſpielt, geht ein Kriegsſchiff ab und nimmt das genannte Regierungsſchiff weg, legt die Mannſchaft deſſelben in Ketten, und ſendet ſie als eine geſetzmäßige Priſe nach den Vereinigten Staaten. Dabei ſtehen wir mit Buenos-Ayres, Quallah-Battu und Merico, ſo weit wir mit ihnen zu thun haben, auf vollkommen freundſchaftlichem Fuße, und es iſt keineswegs gemeint, daß dieſe Demonſtrationen von unſerer Seite das Gegentheil andeuten.“

Im Jahre 1832 wanderte die Cholera aus Europa nach Nordamerica, und richtete zunächſt in den größern Küſtenſtädten, namentlich in New-York und Philadelphia, im Laufe des Sommers ihre gewöhnlichen Verheerungen an.

Die Botſchaft des Präſidenten vom 4 Dec. enthielt nach herkömmlicher Weiſe eine Ueberſicht aller Verhältniſſe der Vereinigten Staaten, und ſie fiel ſehr vortheilhaft aus. „Am 1 Jan. 1833 wird die ganze Schuld der Vereinigten Staaten, fundirte und unfundirte, nur ungefähr 7 Millionen betragen, wovon 2,227,263 Dollars erſt am 1 Jan. 1834 und 4,735,296 erſt am 2 Jan. 1835 rückkaufbar ſind. Die Commiſſäre des Tilgungsfonds ſind indeſſen ermächtigt, die Schuld um den Marktpreis einzukaufen, und da die Mittel des Schatzes groß ſind, ſo iſt zu hoffen, daß das Ganze während des Jahres 1833 getilgt werden wird. Ich kann dem Congreß und meinen Mitbürgern nicht herzlich genug Glück wünſchen bei der Annäherung dieſes denkwürdigen, glücklichen Ereigniſſes, der Tilgung der öffentlichen Schuld dieſer großen und freien Nation.“ Zugleich kündigte er für die Folge ſolche Maßregeln an, durch welche die Nullificirer einigermaßen beruhigt werden ſollten: „Wenn, wie man glaubt,

es bei näherer Unterſuchung ſich findet, daß der Schutz, den die Geſetzgebung irgend einem Particularintereſſe angedeihen läßt, größer iſt, als zu dieſen Zwecken unabweislich erfordert wird, ſo empfahl ich, daß er allmählich vermindert werde, und daß, ſo weit es ſich mit dieſen Zwecken verträgt, das ganze Zollſyſtem auf die Bedürfniſſe des Staatseinkommens zurückgebracht wird, ſobald als eine billige Rückſicht auf die Redlichkeit der Regierung und die Erhaltung des großen auf inländiſche Induſtrie verwandten Capitals es geſtattet."

2.

Das engliſche America. Neger-Unruhen.

In Canada wüthete die Cholera. Sonſt war dort alles ruhig und die Bevölkerung in erſtaunlichem Zunehmen. Canada-Blätter enthalten folgende Angaben über die außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung des brittiſchen Nordamerica's. Im Jahre 1784 zählte Unter-Canada 65,338 Einwohner; Neu-Schottland 32,000; Neu-Braunſchweig und Neu-Fundland 12,000; Ober-Canada war faſt ganz unbewohnt. Im Ganzen betrug alſo die Bevölkerung damals ungefähr 110,000 Seelen. Gegenwärtig zählt man in Ober-Canada 200,000, in Unter-Canada 511,000, in Neu-Braunſchweig 80,000, in Neu-Schottland 130,000, in Cap Breton, Neu-Fundland und Prinz-Edwards-Inſel 100,000; im Ganzen 1,051,000. In 46 Jahren fand alſo eine faſt zehnfache Vermehrung ſtatt; d. h. alle 11 Jahre eine Verdoppelung. Freilich liegt der Grund größtentheils in der Einwanderung, namentlich von Irland aus. In den Vereinigten Staaten

nahm man bis jetzt nur alle 24 Jahre eine Verdoppelung der Bevölkerung an.

Auf den Antillen herrschte große Unruhe. Der Negeraufstand auf Jamaica, dessen wir schon im vorigen Jahrgang gedacht, war noch nicht zu Ende. Erst am 2 Januar 1832 schlug der englische Capitän Smith die Neger aufs Haupt, und es gelang allmählich, sie wenigstens einstweilen zur Ruhe zu bringen. Nordamericanische Blätter schrieben: „Die Zahl der zerstörten Plantagen wird darin auf ungefähr 150 angegeben. Der Aufstand war weit bedeutender, als man nach den ersten Nachrichten hätte schließen sollen. Das Martialgesetz ward noch auf längere 30 Tage proclamirt. Der spanische Gouverneur auf der Ostküste von Cuba bot für den Nothfall Hülfe an. Nur die augenblicklich ergriffenen energischen Maßregeln konnten die Kraft des Aufstandes brechen; ob aber die Rebellen, welche in die Wälder flohen, wo sie mit Munition und Lebensmitteln versehen zu seyn schienen, zu ihrer Pflicht zurückkehren werden oder nicht, kann nur die Zeit lehren. Eine große Anzahl Neger ward im Kampfe getödtet, andere ergriffen und auf der Stelle erschossen, noch andere erhielten 100 bis 500 Hiebe. Man schlägt die Zahl der getödteten Neger auf 2000 an, 500 ungefähr sind in die Berge entflohen, und zu einer Zeit sollen 30,000 Neger unter den Waffen gestanden seyn."

Auch auf der Insel Trinidad und auf Dominica gab es Negeraufstände, und in allen übrigen Inseln war große Gährung. Der englische Courier schrieb im März: „Wir können die große Besorgniß nicht verbergen, daß eine unglückliche Krisis in unsern westindischen Colonien täglich wahrscheinlicher wird. Die schreckliche Insurrection in Ja-

maica; der aufgeregte Zuſtand der Neger auf einigen der andern Inſeln; die traurige Noth; die bevorſtehende Verarmung der Pflanzer im Allgemeinen, und der Ton, welchen die Agenten und Repräſentanten der Coloniſten, hier und auswärts, in der letzten Zeit anſtimmen zu dürfen glaubten, haben endlich, wie es ſcheint, die Aufmerkſamkeit faſt jedes Beſonnenen auf die drohende Lage dieſes großen Nationalintereſſe's gelenkt. Das erſte Merkmal beginnender Revolution — Mißtrauen in die Dauer der geſellſchaftlichen Ordnung — iſt ſchon allgemein in Weſtindien fühlbar. Der Werth des Eigenthums iſt in den letzten anderthalb Jahren an einigen Plätzen um 55 Procent geſunken, und daß dieß bloß der Beſorgniß wegen deſſen Unſicherheit zuzuſchreiben iſt, beweiſ't der Umſtand, daß der Marktpreis der Stapelproducte jenes Eigenthums derſelbe blieb, ja ſogar ſtieg. Der Mutterſtaat ging von peremtoriſchen Lectionen zu der Drohung wirklichen Zwangs über; die Colonien machten hartnäckige Remonſtrationen und weiſen jetzt auf Widerſtand; kurz, man kann es ſich nicht länger verbergen, daß die Bande, welche einſt die atlantiſchen Colonien an England knüpften, vollends ganz zu zerreißen drohen."

3.

H a y t i.

Die Negerrepublik genoß tiefen Frieden. Das Wichtigſte, was 1832 dort geſchah oder nicht geſchah, faßte die Hamburger Börſenhalle in Folgendem zuſammen: „Die Unterhandlung über einen Handelstractat zwiſchen den Vereinig-

ten Staaten und Hayti hat sich dadurch zerschlagen, daß letzteres den berühmten nordamericanischen Grundsatz der Reciprocität in dem wesentlichsten Stücke auf eine für die Regierung der Union zu harte Probe stellte. Es verlangte die ufhebung aller beschränkenden Gesetze der südlichen Unionsstaaten für die Farbigen; Gesetze, welche die Zulassung der haytischen Flagge in ihren Gewässern, und irgend eines Schiffes, das Farbige unter seiner Besatzung hat, verbieten. Da der Congreß zu Washington nicht die Macht hat, einheimische Gesetze der einzelnen Staaten abzustellen, so hatten mit jener Forderung, die doch wohl für Hayti unerläßlich scheinen muß, die Unterhandlungen ein Ende. — Die gesetzgebenden Kammern wurden vom Präsidenten in Portauprince am 19 April eröffnet; seine Rede ist aber nicht bekannt gemacht. Er soll sich in Betreff Frankreichs sehr vorsichtig ausgesprochen und beklagt haben, daß die Angelegenheiten Hayti's mit dieser Macht noch nicht zur Ausgleichung gekommen sind."

4.

Brasilien.

Aus diesem Lande vernahm man die widersprechendsten Nachrichten, weil der Parteigeist alle Dinge übertrieb. Erfolglose Complotte und unbedeutende Emeuten wurden als gefährliche Empörungen geschildert. Die Wahrheit ist, daß die Ruhe nicht ernstlich gestört wurde, und daß sich die, nach Don Pedro's Entfernung im Namen seines jungen Sohnes, des Kaisers Don Pedro II, niedergesetzte Regentschaft

am Staatsruder erhielt. Hiezu trug hauptsächlich die große Energie des Justizministers Padre Feijo bei, so wie die Thätigkeit der Nationalgarden und die Eintracht der Kammern.

Die unruhige Partei bestand aus den alten Anhängern Don Pedro's, die ihren Einfluß und alle Vortheile desselben verloren hatten, besonders abgedankten Höflingen, Officieren und Soldaten. Man betrachtete als ihre Chefs in der Hauptstadt die Familie Andrada, alte Günstlinge des Exkaisers, aus der auch der Gouverneur des minderjährigen Kaisers gewählt war, und in den Provinzen den Obersten Pinto Madeira, der in Ceara offenen Aufruhr erregte.

Folgender Correspondenzartikel der Allg. Zeitung schildert die Art, wie Feijo in der Hauptstadt die Ordnung erhielt: „Obgleich man dasselbe nicht von ganz Brasilien sagen kann, so scheint sich doch der Status quo in Rio zu befestigen; die Regentschaft vermehrt mit jedem Tage ihr Ansehen; die südlichen Provinzen schließen sich kräftiger und sichtbarer an sie an; hiezu tragen die kleinen Siege, die der eiserne Justizminister Padre Feijo über die Opposition erficht, nicht wenig bei; durch die National- und Municipalgarden sind sie ihm leichte Spiele; denn bis jetzt, wenigstens seit Auflösung des bestehenden Militärs, hat sich die Opposition bloß durch kleine, unbedeutende Rusgas (Aufstände) geäußert, die auch ohne Säbel und Bajonnette, durch bloße Dazwischenkunft des Juizes de paz, hätten abgemacht werden können; Feijo aber weiß seinen Nutzen aus jedem Unwetterchen zu ziehen, schafft solches in ein Gewitter um, und läßt jedesmal Cavallerie und Infanterie ausrücken, die denn durch alle Ecken und Enden, Straße auf, Straße ab, sprengen und rennen;

ſo wird dem Bürger bange, er muthmaßt auf Leben und Tod, oder iſt doch wenigſtens zur Ueberzeugung berechtigt, daß etwas Wahres, Furchtbares dahinter ſtecke, und ſein Vertrauen zu Feijo ſteigt im Maßſtabe des Volksgetümmels. Die Oppoſition, überzeugt, daß beim jetzigen Stande der Dinge Aufruhr unmöglich oder unzeitig ſey, beſchränkte ſich darauf, ſchreiend aufzutreten, und hierin ließ ſie ſich weder durch Cavallerie noch Infanterie ſtören; die exaltirten Blätter wurden zügellos, griffen in jedes Verhältniß ein, um ihre Gegner zu verwunden; Feijo, die Regentſchaft, als erſte Zielſcheibe, wurden ohne alle Rückſicht und Barmherzigkeit zerriſſen; mehrmals wurden die Redactoren der Nova Luz, Matraca des Farroupilhas (Sturmglocke der Canaille) vor Gericht geladen, wurden indeſſen freigeſprochen, weil die Oppoſition im Geſchwornengerichte überwog; dieſem Unfuge, der ihnen tiefere Wunden als die Rusgas zu ſchlagen drohte, ein Ziel zu ſetzen, beſchloſſen Feijo und Conſorten eine neue Geſchwornenwahl durchzuſetzen; 40 Wähler proteſtirten gegen ſeine fulminirenden Portaria (ſo pflegt man hier ſeine Decrete zu nennen), und erklärten ſie als conſtitutionswidrig; nichts deſto weniger ſetzte ſie die Regierung durch, und um ſie deſto beſſer zu bemänteln, ſprengte man unter dem Volke die Nachricht einer Rusga aus, die den 12 Februar ausbrechen ſollte. An dieſem Sonntage nämlich war Generalrevue der National- und Municipalgarden angeſagt worden, um ihnen Fahnen und Chefs zu geben; die Gerüchte ſagten, die braſiliſche (Oppoſitions-) Partei würde an dieſem Tage die Gelegenheit benützen, wo ihre Gegner ſämmtlich auf einem Haufen ſich vereinigen würden, um über ſie herzufallen, ſie zu ermorden und dann die Föderation zu proclamiren. Der

12te erſchien; 5000 Mann mit ſcharfgeladenen Gewehren und 400 Reiter fanden ſich auf dem Campo da Honra (ſo nennt man den Campo St. Anna ſeit dem 7 April 1831) ein, und blickten ſich erwartungsvoll nach allen Straßen um, ob es den Rusguentos gefällig ſey; — doch keine Seele kam, die Ordnung und Ruhe der hohen Feſtlichkeit zu ſtören. Nun ward die Rusga auf den 15ten angeſetzt, Tag der neuen Geſchwornenwahl; das Bataillon der Soldados da patria (welches aus lauter Officieren beſteht, aus reformirten, aus inactiven, und ſolchen, deren Corps eingegangen ſind) durchwachte die ganze Nacht; am Morgen beſetzten die Garden alle Plätze in der Nähe des Wahlgebäudes; die Wahl begann unter außerordentlichem Zuſtrömen des Volks; es ward geſprochen, geſchrien, getobt, gewählt und proteſtirt, aber kein Rusguento erſchien, der die Regierung am Siege verhinderte; durchaus günſtig für ſie fiel die neue Wahl aus."

Die Unzufriedenen nahmen nun ihre Zuflucht zu einem Club. „Als Pedro ſtürzte, vereinten ſich die heftigſten Oppoſitioniſten, und inſtallirten die Sociedade Federal. Dieſer Name ſtimmte mit der frühern Loſung der Oppoſition unter Don Pedro überein, und machte ſie ſchnell anwachſen; da ſie indeſſen als Organ der peremtoriſchen Regença bald mit dieſer ihr früheres Glaubensbekenntniß abſchwor, und vielmehr antiföderal ward, ſo blieb ihr von der alten Oppoſition bloß der Name. Die Sociedade Federal arbeitete, wie ſchon geſagt, zu Gunſten der Regierung; begleitete und unterſtützte ſelbige in allen ihren Schritten, und nach und nach ſonderten ſich deßhalb Mitglieder, die wirklich und nicht zum Schein Föderaliſten ſeyn wollten." Am 2 März inſtallirte ſich eine zweite politiſche Geſellſchaft unter dem Titel: Socie-

dade conservadora da constituiçao jurada, e do Imperador. Ihre Mitglieder ſind alle Anhänger Don Pedro's, deſſen frühere Partitiſten, und die Abſolutiſten überhaupt; faſt ſämmtliche Nationalgardiſten, und das unzufriedene Bataillon der Officiere (Soldados da patria, die ſich am ſchlimmſten in ihren Rechnungen am 7 April 1831 betrogen) ſchrieben ſich auf ihre Liſten ein, oder halten es mit ihr."

Aus dem Schooße dieſes Clubs gingen noch mehrere Verſuche zu Emeuten hervor, die aber alle in der Geburt erſtickt wurden. Nachdem der erſte am 3 März mißlungen war, erfolgte ein zweiter am 17 April, worüber Feijo alſo berichtet: „Die Partei der Reſtauration verſammelte ſich am Morgen des 17ten in der Quinta von Boa Viſta. Die Hauptmacht derſelben beſtand aus Dienern Sr. kaiſerl. Majeſtät, einigen Nationalgarden aus dem Diſtricte Eugenho Vilho, zwei kleinen Kanonen, welche ſich in der Quinta befanden, und einigen fremden und braſiliſchen Officieren, die ſo jedes Gefühl für Ehre verläugneten, daß ſie ſich den Befehlen des ſo nichtswürdigen Abenteurers, der ſich Baron v. Bülow nennt, unterwarfen. Sie begaben ſich nach dem Platz in der Neuſtadt, von wo ſie ſich aber beim Anblicke unſerer gegen ſie vordringenden Streitkräfte zurückzogen. Die Nationalgarde, welche ſtets zur Vertheidigung des Landes bereit, und unfähig iſt, irgend etwas Unwürdiges zu begehen, unterſtützt von dem Bataillon der Municipalgarde, welche den guten Geiſt, der ihr inwohnt, niemals verläugnet, ſchlugen ſie nach einem Widerſtande von einigen Minuten völlig in die Flucht. Mehrere wurden getödtet oder gefangen genommen, und die Uebrigen flüchteten ſich in die Wälder und in die benachbarten Quinta's."

Dieſer Aufſtand hing mit einem andern in Pernambuco zuſammen, wo am gleichen Tage die Reſtaurationspartei ſich erhob, aber von den Farbigen und Negern beſiegt wurde. Die Neger pflegten gern jede Emeute zu benutzen, um zu plündern und ihrer Rachluſt gegen die Weißen Luft zu machen. Von ähnlichen Exceſſen in Pernambuco hörte man noch öfter im Verlaufe des Jahres.

Am 11 Mai ſchrieb der Exkaiſer Don Pedro ſeinem Sohn einen Brief, worin er Folgendes ſagte: „Ich wünſche, daß dich dieſes Schreiben geſund und in deinen Studien fortgeſchritten finden möge; ja, mein geliebter Sohn, es iſt für dich höchſt nothwendig, um das Glück Braſiliens, deines wirklichen und meines Adoptiv-Vaterlandes, zu machen, daß du dich durch Kenntniſſe und Sitten würdig machſt, über die Nation zu herrſchen, denn, geliebter Sohn, die Zeit iſt vorüber, wo man die Fürſten ehrte, weil ſie Fürſten ſind.“

Gleichwohl wurde der junge Kaiſer durch die Andradas mißleitet. Feijo erſtattete der am 1 Junius eröffneten Kammer einen Bericht über den Zuſtand des Landes, worin er die Unruhen und ihre Urheber alſo bezeichnete: „Para, Maragnan, Ceara, Pernambuco, Bahia, Eſpirito-Santo, Cujaba und Gepas ſind die Provinzen, in denen der revolutionäre Geiſt die größte Ausdehnung erhalten hat. Aufſtände, welche durch unruhige und ehrgeizige Gemüther hervorgerufen und durch Militärs unterſtützt wurden, die ſich von dem Wege der Pflicht und der Ehre entfernten, bildeten im Allgemeinen die Gattung der Aufregung, welche jene Provinzen bewegt haben. Alle ſind in dieſem Augenblicke einer anſcheinenden Ruhe wiedergegeben, und ſelbſt Ceara muß zu dieſer Stunde von den Grauſamkeiten Pinto Ma-

Madeira's befreit seyn, da man nach den neuesten Nachrichten wußte, daß die Einwohner der Provinz ihm den kräftigsten Widerstand leisteten, und daß die angränzenden Provinzen sich rüsteten, ihre Anstrengungen zu unterstützen. Die andern Provinzen haben mehr oder minder die Rückwirkung jenes Schwindelgeistes empfunden; aber in ihren Hauptstädten ist die Ruhe nicht gestört, ihre Felder sind nicht beunruhigt worden. Die Hauptstadt des Reiches hat seit April v. J. beständig in Besorgnissen geschwebt. Am 3 v. M. hat die erste Partei, in dem Föderativclub erzeugt, den Feldzug eröffnet, aber ihre Hoffnungen wurden getäuscht, ihre Berechnungen erwiesen sich falsch, und diese Hand voll Aufrührer, welche die Kühnheit gehabt hatte, gegen die ganze Hauptstadt aufzutreten, empfing den Lohn ihrer Verwegenheit. Am 17 d. M. trat die Restaurationspartei, von dem unverschämten Caramuru angekündigt, und in der heimlichen Versammlung der Conservativgesellschaft vorbereitet, mit nicht weniger Verwegenheit auf. Der Erfolg war derselbe. Es ist schmerzlich, aber nothwendig, zu erklären, daß Boa-Vista das Hauptquartier der Verschwörer ward, daß von dort heraus zwei Kanonen kamen, deren Ueberlieferung man einige Tage zuvor der Regierung unter verschiedenen Vorwänden verweigert hatte; daß die Diener des Palastes den Kern der Zusammenrottung bildeten, und daß die Anführer derselben mit denjenigen Personen, welche im Palaste befehlen, in beständiger Berührung standen. Meine Herren, diese unbestreitbaren Thatsachen müssen Sie von der Größe der Gefahr überzeugen, welche die Person und die Interessen des jungen Monarchen unter der Aufsicht des Mannes laufen, dem Sie ihn anvertraut haben. Wenn er nicht selbst im

Einverſtändniſſe geweſen iſt, ſo iſt er ſo ungeſchickt, daß er das nicht gewußt hat, was die ganze Stadt ſeit langer Zeit ſah, und wenn er es wußte, ſo hat er nichts gethan, um einer Gefahr vorzubeugen, die auf nichts Geringeres als auf die Entrohnung ſeines Pflegbefohlenen hinauslief. Jene Parteien exiſtiren noch, ſind ſehr zahlreich und hören nicht auf, neue Verſchwörungen anzuzetteln, welche alle bezwecken aus Braſilien einen Körper ohne Haupt und ohne Nationalrepräſentation zu machen."

Als daher am 10 Julius von der Kammer die Frage berathen wurde, ob Don Joſe d' Andrada Gouverneur des jungen Kaiſers bleiben dürfe oder nicht, wurde dieſe Frage mit 45 gegen 31 Stimmen verneint. Die Aufregung bei dieſer Gelegenheit war ſo groß, daß ein Deputirter von der Galerie herab mit einer Kupfermünze geworfen wurde. Inzwiſchen unterhandelte man, und es blieb beim Alten.

Die Kammer zog den traurigen Zuſtand des Landes in Erwägung, doch war ſie nicht im Stande, ſchnelle Abhülfe zu gewähren. Feijo bezeichnete einen beſonders wichtigen Punkt: „Die Verwaltung der Civiljuſtiz iſt im höchſten Grade mangelhaft, ein einziger Schrei ertönt in dieſer Hinſicht von allen Theilen des Reiches; Magiſtratsperſonen, die faſt alle unwiſſend, ſchwach und nachläſſig ſind, geben den Proceſſen eine ewige Dauer; und ein Gerichtsverfahren, welches in der Abſicht inſtituirt iſt, nichts unbeachtet zu laſſen, verwickelt die einfachſte Sache in die Netze der Schikane. Das Eigenthum der Bürger hängt von der Laune des Richters ab; und wenn die Leidenſchaften der Kläger dem geſunden Verſtande Gehör ſchenken

wollten, ſo würden ſie ihr angebliches Recht lieber aufgeben, als daſſelbe um den Preis ſo vieler, faſt immer unnützer Opfer zu erkaufen ſuchen. — Wenn die Generalverſammlung nicht den Advocaten, angeblich ſo unentbehrlich, ihr Ohr verſchließt; wenn ſie nicht mit Verachtung die Reclamationen einer Claſſe verwirft, die hartnäckig auf dem Beibehalten ganz überflüſſiger Formen beſteht, ſo wird Braſilien noch lange unter einem und vielleicht dem ſchlimmſten aller ſeiner Uebel ſeufzen. Die Waiſen und die Armen, für deren Schickſal das Geſetz, welches ihnen beſondere Magiſtratsperſonen gegeben hat, Sorge tragen wollte, befinden ſich überall im Elende; auf der einen Seite iſt das Streitige immer mit dem Adminiſtrativen vermiſcht, und von der andern ſind jene Unglücklichen dadurch, daß die Sachen in der Regel ungeſchickten oder nachläſſigen Richtern übergeben werden, jeder Art von Garantie beraubt. Ebenſo, und vielleicht ſchlimmer noch, geht es den unglücklichen Afrikanern, die als Contrebande nach unſern Häfen gebracht werden; ohne Freunde und ohne Verwandte, die ſich ihrer annehmen, ſind ſie zu ewiger Sklaverei verurtheilt; man weiß ſogar nicht, in weſſen Hände ſie fallen, und es gibt kein Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen. Der ſchändliche und entehrende Sklavenhandel dauert überall fort; die energiſchen Maßregeln ſind bis jetzt ohne Wirkung geblieben. Wenn die Behörden ſelbſt ein Intereſſe am Verbrechen haben, dann iſt es unvermeidlich. Inzwiſchen hat die Regierung jetzt ein Reglement zur Ausführung des Geſetzes vom 7 November 1831 erlaſſen; vielleicht erlangt ſie dadurch das Gute, was das Geſetz im Auge hatte. — Die Verwaltung der Kriminaljuſtiz iſt abſcheulich.

Unter tauſend Thatſachen, die ich anführen könnte, wird es genügen, Sie daran zu erinnern, daß die ganze Hauptſtadt Zeuge der traurigen Ereigniſſe des 14 Julius und 7 October geweſen iſt, und daß dennoch der größte Theil der Verbrecher nicht vor Gericht gezogen, und die Angeklagten faſt ſämmtlich freigeſprochen worden ſind. Schon wagt es niemand mehr, gegen Angeſchuldigte Zeugniß abzulegen, denn man compromittirt ſich ohne Hoffnung, daß die Gerechtigkeit jemals ihren Lauf habe.“ — Von beſonderer Wichtigkeit ſcheint aber, was er in Bezug auf die Nothwendigkeit einer Sequeſtration und Reform der Kirche ſagte: „Führen Sie die Religion auf ihren erſten Stand zurück; warten Sie es nicht ab, daß die Kirche ſelbſt eine ſo nothwendige Reform bewirke; die Mehrheit der Prälaten und der andern Geiſtlichen haben die Pflichten ihres Standes gänzlich vergeſſen; ſich mit einigen äußern Handlungen begnügend, denken ſie nur daran, die Vortheile ihrer Stellung zu genießen, ohne ſich um den ungeheuren Schaden zu bekümmern, den ſie der Religion zufügen; und das Volk zieht in der That keinen Vortheil von den bedeutenden Summen, welche man von ihm für die Aufrechthaltung des Cultus fordert. — Ohne daß die Verſammlung in das geiſtliche Gebiet eingreift, ohne daß ſie den kirchlichen Behörden Grund zu Klagen gibt, kann ſie, indem ſie von dem Rechte, das niemand ihr beſtreitet, Gebrauch macht, um Disciplinargeſetze zuzulaſſen, die mit den Geſetzen, Sitten und Gebräuchen des braſiliſchen Volkes im Einklange ſind, jene unumgänglich nothwendige Reform beginnen und vollenden: denn es iſt nicht anzunehmen, daß die Geiſtlichkeit Braſiliens, die Reinheit der Abſichten der Repräſentanten der Nation und die Rechtmäßigkeit ihrer

Berathungen kennend, die Reihen der Störer der öffentlichen Ordnung vermehren, und das beklagenswerthe Beiſpiel der Fanatiker und Abergläubiſchen nachahmen könnte, welche im Namen der Religion, die das Verbrechen verabſcheut, die Erde mit Grauſamkeiten und Elend überſchwemmen.“ Die Kammer beſchäftigte ſich nun wirklich mit einem neuen Civilcoder und mit einer verbeſſerten Organiſation der ſo wichtigen Nationalgarde, von der alle Ruhe des Landes abhing. Durch eine allgemeine Amneſtie, von der nur der noch immer ungehorſame Pinto Madeira ausgeſchloſſen war, ſuchte man zwar den Frieden zu befeſtigen. Auch neigte ſich Braſilien gegen das Ende des Jahres immer mehr zur Ruhe, wie der oben erwähnte Correſpondent unterm 2 Januar 1833 aus Rio de Janeiro meldete: „Don Pedro I., als er Braſilien verließ, oder verrieth, wie man es nehmen will, hatte ſeine mächtige Partei in der gefährlichſten Lage gelaſſen; der Drang der Umſtände, die Noth, Leben und Gut zu retten, gebaren einen unnatürlichen Stand der Dinge. Feinde ſchloſſen ſich an einander, und Verbündete trennten ſich — daher allmählich die Geburt der Parteien der Caramuro's, Nusguento's und Moderados. Feijo's Maßregeln trennten dieſe unnatürlichen Verbindungen, und nun kam alles, wie es kommen mußte, das heißt, die bloß perſönlichen Anhänger der vorigen Regierung haben aufgehört Anhänger der jetzigen zu ſeyn, dagegen ſind die Freunde der Ordnung unter der vorigen Regierung eins mit der gegenwärtigen; und dieß macht ihre Hauptſtärke aus. Die Unzufriedenen, der Pöbel, und diejenigen Deputirten, die ihrer Natur nach einmal für allemal nicht für die beſtehende Regierung ſeyn können, die vielmehr ihren Ruhm bloß in

der heftigsten und ungerechtesten Opposition suchen, endlich diejenigen Deputirten, wie die Andradas, deren Sucht nach Einfluß und Antheil an der Regierung tödtlich verwundet darnieder liegt, sind die Antagonisten der Regentschaft. Indessen ist die Periode der Leidenschaften verflossen, und hoffentlich werden die Franças, Montezuma, Rebouças, Martim Francisco ihren schädlichen Einfluß nicht lange mehr äußern können, denn die neuen Wahlen sind nahe. Der Geist, der sie beseelen wird, läßt sich aus der Wahl Feijo's zu Senados für die Provinz Rio-Janeiro erkennen. Er erhielt beinahe 400 Stimmen, während Martim Francisco, troz aller Cabalen und Intriguen, bloß 82 erhielt. Hiebei ist zu bemerken, daß Feijo's Widersacher bloß in dieser Provinz existiren, und die Andradas hier ihre meisten Anhänger zählen. Das jetzige Ministerium ist im Grunde dasselbe, wie das Feijo'sche. Der damalige Kriegsminister Manoel da Fonseca Lima, Bruder des Regenten, tauschte mit dem damaligen Governador das Armas, dem General Antero, die Stellen; an Pino Coutinhos Statt trat der provisorische Regent Vergueiro auf; an Vasconcellos Stelle sein Busenfreund Aranjo Vianna, ein allgemein geachteter Mann; der Marineminister Torres ist es wieder; der Justizminister Carneiro Leao handelt ganz im Sinne Feijo's, und der der auswärtigen Angelegenheiten eben so. Die Ruhe, die ununterbrochene Ordnung beweisen hinlänglich, daß die Nation für sie ist."

5.

Die ſpaniſchen Freiſtaaten.

Nachdem Frankreich nach der Juliusrevolution die Unabhängigkeit der ſpaniſchen Freiſtaaten in America anerkannt hatte, ſandte es im Jahre 1832 die Kriegsbrigg Riſus nach Südamerica, um die Geſandten der verſchiedenen Republiken von dort nach Frankreich zu bringen.

Beinahe in allen ſpaniſchen Freiſtaaten dauerte der Kampf der Parteien fort. Nachdem die altſpaniſche Partei gänzlich vernichtet oder wenigſtens bis zur Unmacht geſchwächt und gezwungen worden war, eine republicaniſche Maske anzunehmen, entſtand ein noch viel gehäſſigerer Kampf unter den Republicanern ſelbſt. Ueberall ſtanden ſich Unitarier und Föderaliſten entgegen. Die erſtern wollten Einheit der verſchiedenen Provinzen, eine kraftvolle Regierung, Civiliſation, etwas europäiſch Nobles, etwas Ariſtokratiſches, daher ſich an dieſe Partei auch die altſpaniſche anſchloß. Die andern verlangten Selbſtſtändigkeit der einzelnen, ſelbſt kleinern Provinzen, die nur locker durch Föderation verbunden ſeyn ſollten. Außerdem wollten ſie von dem europäiſchen vornehmen Weſen und ſelbſt von der Cultur nicht viel wiſſen. Rohe Pflanzer und Hirten, von aller Civiliſation entfernt, oder farbige Menſchen, welche die weißen und ihre Superiorität haßten, bildeten dieſe Partei. Indem aber beide ſich bekämpften, wurden ſie auch beide Werkzeuge in der Hand ehrgeiziger Generale, die ſich zu kleinen Tyrannen aufſchwangen, und beinahe jede Provinz hatte einen Piſiſtratus. Dieſe Generale folgten einer ſehr verſchiedenen Politik, je nachdem ſie durch die unglücklichen Beiſpiele ihrer

Vorgänger belehrt worden waren. Iturbide in Mexico hatte ſich zum Kaiſer gemacht, wurde jedoch geſtürzt. Bolivar in Columbia verfolgte denſelben Plan mit größerer Vorſicht, ſtarb aber, ohne ihn erreicht zu haben. Viele andere begnügten ſich damit, nur in einer kleinen Provinz ſich zu Oberherren aufzuwerfen, aber ihre Grauſamkeit und Habſucht ſtürzte ſie in der Regel ins Verderben. Da ſahen Einige, welche klüger oder von Natur edler waren, endlich ein, was ſchon in der Bibel ſteht: „daß nur die Friedfertigen das Erdreich behalten werden.“ Daher ging zuerſt Santa Cruz in Bolivia mit dem Beiſpiele einer weiſen Friedensregierung voran. Dieſem Beiſpiele folgte Paez in Venezuela, der die mit Soldaten uſurpirte Herrſchaft nur durch eine den Bürgern ſchmeichelnde Regierung zu behaupten hoffte; und dieſelbe Friedenspolitik befolgte auch der nach Neu-Granada zurückgekehrte General Santander, von dem man übrigens ſchon vor ſeiner Verbannung ein ſo redliches Benehmen erwartet hatte, und der gerade deßhalb von dem eiferſüchtigen Bolivar entfernt worden war.

Hiermit ſcheint der Kreislauf der ſüdamericaniſchen Revolutionen ſich gegen ſein Ende zu neigen, und das Friedensintereſſe einmal wieder über den wilden Fehdegeiſt Herr werden zu wollen.

a.

Merico.

Im Jahre 1831 war die Partei der demokratiſchen Föderaliſten (Yorkinos) unter Guerrero von der Partei der ariſtokratiſchen Centraliſten (Escoſeſos) unter Buſtamente beſiegt worden. Die letzte Partei herrſchte in Merico und verſprach, weil ſie die Ueberreſte der altſpaniſchen Partei und die meiſte europäiſche Bildung in ſich vereinigte, ein aufgeklärtes und friedliches Regierungsſyſtem, aber ſie bot den ehrgeizigen Generalen einen willkommenen Vorwand zur Empörung, indem man ſie beſchuldigte, die altſpaniſche Tyrannei fortzuſetzen, und durch ihren Centralismus die Freiheit der einzelnen Provinzen zu gefährden. Der Verlauf der Geſchichte zeigt, daß es nur Vorwände waren, und daß es den empörten Chefs nur um ſich ſelbſt, um eine oligarchiſche Militärgewalt und die daraus fließenden Vortheile zu thun war. Ein Schreiben aus Merico in der preußiſchen Staatszeitung äußerte: „In der gegenwärtigen Revolution ſieht man die ganze Maſſe der beſſern, ackerbau- und gewerbtreibenden Bevölkerung, ſo wie die Gutsbeſitzer, Capitaliſten und Kaufleute als ruhige Zuſchauer, als wenn dieſer verderbliche Krieg, worin die Regierung für ihre (der Bevölkerung) heiligſten Rechte und Intereſſen kämpft, in einem fremden Lande geführt würde. — Bei dieſer Gleichgültigkeit des Volkes in allen öffentlichen Angelegenheiten des Landes bleibt die Regierung von aller moraliſchen Kraft entblößt, und kann daher unter Umſtänden, wie die gegenwärtigen, den ungleichen Kampf mit dem revolutionären — dem ein-

zigen thätigen Theile der Nation — nicht beſtehen. Und dieß iſt ſeither das Schickſal aller Regierungen der ſüdamericaniſchen Länder geweſen, nachdem dieſelben, nach der Emancipation von Spanien, ſich ſelbſt überlaſſen blieben, und obgleich begünſtigt durch ihre äußern und innern Verhältniſſe, ſcheint es, als ob ihre Verfaſſungen das Hinderniß zu ihrer Entwicklung und die Urſache einer neuen Barbarei bei gänzlicher Auflöſung aller geſellſchaftlichen Bande wären. — Auch das geſegnete Merico ſchwebt in Gefahr, das Opfer ſeiner ſo vielfach beneideten Verfaſſung zu werden, wenn es der Regierung nicht gelingt, durch die Waffen die ſchon ſo weit gediehene Anarchie zu unterdrücken und die Unruheſtifter exemplariſch zu beſtrafen; jeder gütliche Vergleich mit denſelben iſt nur ein augenblickliches Palliativmittel wodurch gleich wieder der Grund zu einer künftigen Revolution gelegt wird; denn erſtens geſteht die Regierung dadurch einigermaßen ihre Unmacht ein und ſanctionirt gleichſam die wiederholten Attentate der Revolutionsſtifter, welche, anſtatt ihre verdiente Strafe zu erhalten, gewöhnlich bei dergleichen gütlichen Vergleichen, die von den Parteihäuptern erhaltenen Aemter und Würden garantirt erhalten, und mit den damit verbundenen Beſoldungen dem Staate zur Laſt fallen, ſie mögen ſpäter wirklich im Dienſte bleiben oder nicht. — Auf dieſe Weiſe ſind die Regierungen genöthigt eine Unzahl von Beamten zu unterhalten, welche kein Amt bekleiden, und weit entfernt, dem Vaterlande nützliche Dienſte geleiſtet zu haben, ſich oft der größten Verbrechen ſchuldig machten. — Ganz beſonders iſt dieſes Uebel bei unſerm Militärſtande ſo eingeriſſen, und die Zahl der in Sold ſtehenden Officiere hat ſich ſo ſehr vermehrt, daß die Unterhaltung des ſtehenden Heeres, wovon bei

den größten Anſtrengungen der Regierung keine 10,000 Mann mobil gemacht werden konnten, in den letzten Jahren an 11 Millionen Piaſter koſtete. Die Demoraliſation iſt beſonders bei dieſem Theile der Bevölkerung vorherrſchend, und iſt die gewöhnliche Veranlaſſung aller politiſchen Convulſionen. In dieſem Augenblicke befinden ſich hier in Mexico 30 Generale, welche alle in Sold, von denen aber nur wenige im Dienſte ſtehen."

Am 2 Januar 1832 erließen die unter General Santanna in Veracruz vereinigten Officiere eine feierliche Proteſtation gegen die Regierung. Dieſe ſchickte ſogleich den General Calderon mit einer kleinen Armee gegen Veracruz, und Santanna wurde wirklich am 3 März bei Toloma geſchlagen, worauf Calderon, obwohl vergeblich, Veracruz belagerte. Er zog ſich bald zurück, und Facio, der Kriegsminiſter, führte erſt wieder friſche Truppen herbei. Ein anderer General der Regierung, Teran, belagerte zu gleicher Zeit Tampico, wo ſich die Truppen ebenfalls zu Gunſten Santanna's empört hatten. Teran wurde aber von ſeinen eigenen Truppen verlaſſen und tödtete ſich ſelbſt, am 12 Julius. „Kaum war ſein Tod bekannt — erzählt ein Schreiben in der Hamburger Börſenhalle — ſo erklärten die Staaten Zacatecas und Xalisco ſich gegen die Regierung, indem ſie die Wiedereinſetzung des vertriebenen Pedraza als Präſidenten forderten. Die Staaten Guanaruato und San Luis Potoſi ſcheinen zu ſchwanken, haben ſich aber bis jetzt nicht erklärt. Da Santanna in ſeiner Conferenz mit den Regierungs-Commiſſarien die Abſetzung des Vicepräſidenten Buſtamente und die Zurückberufung des Pedraza zur Bedingung sine qua non machte, ſo zerſchlug

ſich die Verhandlung, und die Feindſeligkeiten begannen aufs neue. Santanna nahm Beſitz von Puente Nacional und marſchirte dann mit 19,000 Mann nach Orizava. Der Kriegsminiſter Facio blieb mit 2000 Mann in Xalapa, ſandte aber den General Merino mit 1100 Mann nach St. Andres, um die Straße von Orizava zu bewachen. Unglücklicherweiſe haben die freien Indianerſtämme, die Appaches und Yaquis, an der nördlichen Küſte, ſich die jetzigen Unruhen zu Nutzen gemacht, um die Staaten Chihuahua und Sinaloa mit Raub und Mord anzufallen, wodurch ſich der Befehlshaber der Truppen daſelbſt bewogen gefunden hat, ſich ſogleich für Santanna zu erklären, um wenigſtens einer Meuterei unter ſeinen eigenen Truppen vorzubeugen. Uebrigens lauten die Nachrichten von Guayuras, Alamos, Pitio und Roſario höchſt beſorglich, wegen der Verheerungen, die von den Indianern geſchehen. Santanna's Sache hob ſich vorzüglich durch die Bewegung des Generals Montezuma. Dieſer, der in der Nähe von San Luis de Potoſi, der Hauptſtadt des Staats gleiches Namens, im Innern des Landes ſtand, hatte ſich der Stadt bemächtigt, nach einem Gefechte mit den Regierungstruppen, worin er völlig Sieger blieb. Der erſte und zweite Befehlshaber der Regierungstruppen wurden verwundet und gefangen, der Letztere heißt Otero und iſt derſelbe, der das Todesurtheil Guerrero's unterzeichnete. Montezuma marſchirte ſodann gegen Merico mit 5 bis 6000 Mann, zu denen der mächtige Staat Zacatecas 2000 geliefert hatte. Obriſt Santos, der mit 2500 Mann fünf Meilen von der Hauptſtadt ſtand, hatte ſich für Santanna erklärt und ſich unter ſeine Befehle geſtellt. Der Vicepräſident Buſtamente

reſignirt, und Murguir, Gouverneur des Staats Merico, als interimiſtiſchen Präſidenten aufgeſtellt. Man ſagte, der Vicepräſident wolle ſich ſelbſt an die Spitze der Truppen in der Hauptſtadt ſtellen, und gegen San Luis de Potoſi marſchiren; dieß ſchien aber ſehr unwahrſcheinlich. Campeche, Zacatecas, Xalisco, Durango und Sonora hatten ſich durch ihre geſetzgebenden Verſammlungen gegen die Regierung erklärt, und man erwartete, daß mehrere mit nächſtem zuſammentretende Legislaturen ihrem Beiſpiele folgen würden. Zwei Commiſſarien, Zereceres, ehemaliges Mitglied des mericaniſchen Congreſſes, und Obriſt Soto, waren mit Depeſchen für Pedraza nach Philadelphia abgereiſ't, und man glaubte, daß Letzterer den dringenden Bitten ſeiner Freunde nachgeben, und ſich wieder an die Spitze ſeines Landes ſtellen würde."

So berichteten New-Yorker Blätter. Wirklich ſtellte ſich Buſtamente an die Spitze der Truppen in Merico, führte ſie gegen Montezuma, und brachte denſelben am 18 September bei San Miguel Dolores eine Niederlage bei, worauf er San Luis de Potoſi wieder einnahm. Am 1 October dagegen ſiegte Santanna über Facio bei Puebla und rückte ſogleich gegen Merico vor. Am 17 October erſchien er vor der Hauptſtadt.

Mittlerweile hatte General Bravo im Süden beiden Parteien eine Diverſion gemacht, ſey es aus eigenem Ehrgeiz, ſey es aus Patriotismus. Er ſchloß nämlich am 11 September mit dem Oberſten Alvarez, Commandanten von Acapulco, eine Convention, die zum Zweck hatte, den Süden in Ruhe zu halten, und den Streit zwiſchen Buſtamente und Santanna nicht auf denſelben einwirken zu laſſen.

Da nun in Merico noch der alte Commandant Quintana und Facio ſtark genug waren, ſich gegen Santanna zu vertheidigen und der ſiegreiche Buſtamente zum Entſatz herbeikam, ſo hielt ſich Santanna unter dieſen Umſtänden für zu ſchwach, den Sieg ſeiner Sache zu erzwingen. Der engliſche Courier berichtete: „Nach mehreren fehlgeſchlagenen Verſuchen zur Beſitznahme forderte Santanna am 1 November die Stadt auf, ſich zu ergeben, und ließ ihr nur 24 Stunden Bedenkzeit. Die Aufforderung ward aber abgeſchlagen; kein Aufſtand brach zu ſeinen Gunſten aus, General Bravo hatte im Süden alle ſeine Verbündeten überwältigt; ſo hob er endlich am 6 die Belagerung auf, und ſchlug den Weg ein, auf welchem Buſtamente zurückkehrte, um die Hauptſtadt zu befreien, nachdem er Montezuma völlig geſchlagen, und San Luis Potoſi eingenommen hatte. Am 8 machte General Quintana, der Commandant von Merico, einen Ausfall mit 1000 Mann, kehrte aber um, als er fand, daß Santanna abermals gegen die Stadt anrückte. Am 12 erreichte Buſtamente mit ſeiner ungefähr 3000 Mann ſtarken Abtheilung Caſas Blancas. Santanna, ſtatt ihn anzugreifen, ließ den Weg nach Merico offen und ließ die Vereinigung Buſtamente's mit 2500 Mann unter Quintana's Befehlen zu. Santanna nahm bei Zumpango Stellung. Buſtamente belagerte dieſe, und ſtellte am 29, da die ſchwere Artillerie von Merico angelangt war, ſeine Batterien auf. In dieſem Augenblicke durchſchnitt Santanna den großen Damm, der die Seen von Merico und Zumpango zurückhält, und überſchwemmte das Land, auf dem die Batterien ſtanden. Santanna erwartete einen Convoi mit Geld und Vorräthen von Puebla, und ſchickte den General Anylla mit 1000 Pferden ab, die Escorte zu ver-

ſtärken. Buſtamente hingegen ſandte 200, Quintana 500 Pferde ab, um den Convoi zu überfallen. Sie trafen ihn bei der Hazienda S. Lorenzo, tödteten 300 Mann von der Escorte, und machten viele Gefangene; der Convoi aber kehrte nach Puebla zurück. Santanna, dem es nun an Zufuhr fehlte, zog ſich gleichfalls in der Nacht vom 3 Dec. auf Puebla zurück. Am 4 verfolgte ihn Buſtamente, kam ihm durch Flankenmärſche zuvor, drang in die Vorſtädte von Puebla ein, und nahm mehrere befeſtigte Poſten mit Sturm. Die Beſatzung von Puebla beſtand meiſt aus Bürgergarden, da aber der bereits angelangte General Pedraza den Oberbefehl übernahm, fochten ſie mit verzweifelter Tapferkeit, und vertheidigten jedes Haus, welche ſämmtlich von Stein ſind. Am 6 wandte Buſtamente ſeine Waffen gegen Santanna, der Mexico nicht hatte erreichen können, deßhalb auf dem Wege von Mexico her Poſto gefaßt, und Buſtamente zwiſchen ſeine Truppen und die Beſatzung von Puebla unter Pedraza gebracht hatte. Das Gefecht dauerte ſieben Stunden, aber ohne Entſcheidung. Santanna verlor viele Leute. Das Bataillon von Tuspan, eines der beiden die zu Veracruz zuerſt gegen die Regierung rebellirten, verlor 547 Mann, nur 4 entkamen. Buſtamente's Verluſt betrug 100 Todte und 102 Verwundete. Am 7 ſtellte ſich General Quintana mit ſeiner Diviſion von 2500 Mann, welche Santanna auf der großen Straße gefolgt war, hinter ihm auf, während 1000 Mann Regierungstruppen von Xalapa her Puebla bedrohten; ſo waren fünf Corps unter einander gemiſcht: 1) General Quintana, 2) Santanna, 3) Buſtamente, 4) Pedraza in Puebla, und 5) das Corps, welches von Xalapa her Buſtamente zu Hülfe kam. Am 8 gab endlich Buſtamente

den erneuerten Vorſtellungen General Pedraza's Gehör, und dieſe Generale nebſt Santanna kamen zuſammen. Keine Uebereinkunft kam indeß zu Stande, der Angriff auf Puebla begann an demſelben Tage von Neuem, und dauerte bis zum 11, indem die Bürgergarde Haus für Haus vertheidigte. Am 11 traten die drei Generale abermals zuſammen: ein Waffenſtillſtand ward abgeſchloſſen, um einen Vertrag in Ausführung zu bringen, wovon Nachſtehendes die Hauptpunkte ſind: 1) Beſtätigung aller Wahlen, legislativen Acte u. ſ. w. vom 1 Sept. 1828 an, wo Santanna gegen Guerrero die Waffen ergriff. 2 und 3) Jeder Staat ſoll nach den conſtitutionellen Formen zu neuen Wahlen von den Repräſentanten ſowohl des einzelnen Staates, als für den allgemeinen Congreß ſchreiten. 4) Ein neuer Staatencongreß muß am 15 Februar 1833 zuſammentreten, und vor dem 1 März müſſen Senatoren, Präſident und Vicepräſidenten gewählt ſeyn. 5) Am 25 März muß der Generalcongreß zu Merico verſammelt, und am 26 die Stimmliſten zur Präſidenten- und Vicepräſidentenwahl unterſucht werden. Vor dem 30 muß das Reſultat dieſer Unterſuchung bekannt gemacht, und der Präſident und Vicepräſident proclamirt werden. 6) Alle Truppen mit dem commandirenden General und allen Officieren müſſen die Hauptſtädte ſämmtlicher Staaten 8 Tage vor dem Beginne der Wahlen verlaſſen. 7) Das Martialgeſetz hat ein Ende. 8) General Pedraza iſt bis zum 1 April 1833 als Präſident der Republik anerkannt. 9) Wenn der Congreß verſammelt iſt, ſoll ein Geſetz zu einer allgemeinen und vollſtändigen Amneſtie aller ſeit dem 22 September 1818 begangenen Handlungen vorgeſchlagen werden. Die Generale Pedraza und Santanna verpfänden

den

den ihrerſeits ihre Ehre für die Beobachtung dieſes Friedensvertrags.“

Bald darauf hieß es in demſelben Blatt: „Die Kammern, hartnäckig bis ans Ende, und die Intereſſen des Landes ihren Partei-Intereſſen aufopfernd, haben die friedliche Uebereinkunft zwiſchen Pedraza, Santanna und Buſtamente verworfen, obgleich die Truppen des Letztern ohne Geld, ohne Lebensmittel und alles Nothwendigen ermangelnd, nicht länger fechten wollten. Die Convention beſtimmt, wann und wie die nächſten Wahlen des Präſidenten, Vicepräſidenten und des Generalcongreſſes ſtatt finden ſollen; auch ward eine vollſtändige Erneuerung aller Staatenlegislaturen verabredet. Nach der Conſtitution ſollte im Januar 1833 eine neue Deputirtenkammer zuſammentreten; der Senat ſollte indeß nur zur Hälfte erneuert werden. Die Wahlen für die erſten Magiſtratsſtellen und den Congreß hätten der Conſtitution zufolge ſchon im September ſtatt finden ſollen. Hierauf gründeten die Kammern ihre Weigerung und ihre Proteſtation, ohne zu bedenken, daß die Majorität der Staaten, weil ſie für Pedraza ſich erklärte, keine Wahlen vornahm, und ſie jetzt vornehmen muß, und daß ſeit 1828 die Conſtitution ſo gewaltſam verletzt wurde, daß man zu außerordentlichen Maßregeln ſchreiten mußte, um Mittel zur Abhülfe zu finden, welche dieſe Conſtitution ſelbſt niemals dargeboten hätte. Einige der Hauptverletzungen ſind: die im Jahre 1828 erfolgte Vertreibung des Präſidenten Pedraza unter Zuſtimmung der Kammer, die Vertreibung Guerrero's durch Buſtamente im Jahre 1829 in Folge des Planes von Xalapa, und ſeine abſcheuliche Verurtheilung zum Tode im Jahre 1830, was alles mit Zuſtim-

mung der Kammern geſchah. Jetzt kann dieſe Proteſtation nichts helfen; ich fürchte aber, ſie wird die Veranlaſſung oder mindeſtens der geſetzliche Vorwand zu künftigen Revolutionen ſeyn. Trotz der Proteſtation blieben die Armeen bei ihrer friedlichen Uebereinkunft, nach Merico zu marſchiren und daſſelbe zu beſetzen, ſobald die Sitzungen des außerordentlichen Congreſſes zu Ende ſeyn würden. Dieß iſt jetzt der Fall. Pedraza ſollte am 28 den Eid als Präſident leiſten, und die Truppen ſind ſeit zwei Tagen auf dem Marſche. Die Hauptzüge der Convention ſind, wie ich ſie Ihnen neulich meldete. Das Föderalſyſtem ſoll unangetaſtet bleiben; auf die Ereigniſſe ſeit 1828 kommt man nicht zurück, und ihre Legalität wird nicht beſtritten. Pedraza iſt bis zum 1 April 1833 als Präſident anerkannt. Alle Staaten ſollen neue Abgeordnete zum Congreſſe ſenden, und am 25 März ſollen die Abſtimmungen der Staaten für die Stellen des Präſidenten und Vicepräſidenten eröffnet und bekannt gemacht werden. Alle Beamten und Officiere ſollen ihre Stellen behalten, außer wenn ſie dieſer Pacification nicht beitreten. Wir hätten nie erwarten können, daß der Friede auf ſolche billige, vernünftige und gemäßigte Bedingungen wiederhergeſtellt würde; nur der heftigſte Parteigeiſt konnte ſich ihnen widerſetzen. Um die hoffnungloſe Lage der Regierung zu vermehren, iſt die Nachricht angelangt, daß ſich San Luis dem General Montezuma ergeben hat, und alles dieß, namentlich aber die Furcht ihre Stellen zu verlieren, hat am 27 alle Civil- und Militärbehörden vermocht, ſich für Pedraza zu erklären. General Herrera wurde an die Spitze der Truppen hier geſtellt, Obriſt Lennes zum Stadtcommandanten ernannt, alle Bureaux geſchloſſen, der Vicepräſident ad

interim, Musquiz, verließ ſeine Wohnung im Palaſte, und ſeit dieſer Zeit iſt alles verändert, und obgleich wir jetzt eigentlich keine Regierung haben, ſo ging doch alles ſo ruhig und ordentlich zu, daß wir erſt am Abend beſtimmte Nachricht von dieſem „Pronunciamento" erhielten. Man trifft jetzt Vorbereitungen, um Pedraza und die vereinte Armee zu empfangen, die wahrſcheinlich am 2 Januar eintreffen werden. Pedraza, früher den ſpaniſchen Intereſſen mehr geneigt, hat ſeit ſeinen letzten Beſuchen in Europa und Nordamerica ſeine Anſicht ſehr geändert, und iſt ſehr günſtig für die Fremden geſinnt. Von ihm und Männern wie Zavala iſt eine beſſere Behandlung zu erwarten, als wir von der letzten Regierung erfuhren. Obgleich wir indeß Urſache haben mit der Veränderung zufrieden zu ſeyn, ſo ſehen wir doch mit Bedauern, daß dieß Land eine völlige Beute militäriſcher Factionen iſt, und noch lange Zeit bleiben muß."

b.

Guatimala.

Am 27 April regulirte dieſer Freiſtaat Mittelamerica's ſeine Handelsverhältniſſe mit Frankreich.

Die Regierung hatte die Oberhand, und ihre Gegner waren ſo geſchwächt, daß ſie Hülfe in Altſpanien ſuchten. Im Junius ſchickten ſie eine Geſandtſchaft nach der Havannah und begehrten Geld und Truppen, um Guatimala wieder dem Könige von Spanien zu unterwerfen; allein der Gouverneur von Cuba, Ricafort, fand nicht für gut, ſich mit ihr einzulaſſen, da noch die verunglückte Expedition gegen Mexico im Jahre 1829 in zu friſchem Andenken war. Da

die Insurgenten von Guatimala dennoch in dem Fort von Omoa, das sie noch im Besitze hatten, die spanische Fahne aufpflanzten, so erregte dieß den Unwillen der ganzen Bevölkerung, und beschleunigte ihren Fall. Der Präsident der Republik, Morazan, eroberte am 12 Sept. Omoa.

c.

Columbia.

Auch hier dauerte der Bürgerkrieg und die Herrschaft militärischer Usurpatoren fort. Wir sahen, wie sich nach dem Tode des großen Bolivar die Republik Columbia in drei unabhängige Staaten, Neu-Granada mit der Hauptstadt Bogota, Venezuela mit der Hauptstadt Caracas, Aequator mit der Hauptstadt Quito trennte. Das Beispiel Bolivars hatte bewiesen, daß es nicht möglich sey, ein so ausgedehntes Küstenland, bei dünner Bevölkerung und verschiedenartigen Interessen, in Einheit zu erhalten. Man hoffte, die Trennung der einzelnen Provinzen werde den Frieden befestigen.

„Die in Bogota herrschende Centralregierung hatte bereits die Unabhängigkeit Venezuela's und auch die des aus den drei Departements Aequator, Azuai und Guayaquil bestehenden neuen südlichen Staats anerkannt. Die Gazeta vom 18 März enthält ein sehr wichtiges Decret. Die vollziehende Gewalt von Neu-Granada wird dadurch bevollmächtigt, mit den Regierungen von Venezuela und Aequator über die Bildung eines Convents aus Abgeordneten der Freistaaten Rücksprache zu nehmen, damit man die Grundlage eines neuen Bundes berathen und annehmen könne. Dieser Bundesvertrag soll auf folgende Bestimmungen gegründet seyn:

Die drei Staaten bilden einen politiſchen Körper, um mit Spanien zu unterhandeln oder einen Vergleich abzuſchließen. Die Nationalſchuld wird nach den angemeſſenſten Verhältniſſen gewiſſenhaft unter die drei Staaten vertheilt, zur Prüfung und Ausgleichung dieſes wichtigen Punktes wird eine beſondere Commiſſion ernannt. In ſtreitigen Fällen darf keiner der Staaten zu den Waffen greifen, oder ſich einen Act der Feindſeligkeit gegen einen der beiden andern erlauben, ſondern die Entſcheidung wird einem gemeinſchaftlichen Schiedsrichter übertragen. Keiner der drei Staaten darf mit einer auswärtigen Macht hinſichtlich Uebertragung, Abtretung oder Verkaufs von einem Theile ſeines Gebiets einen Vertrag abſchließen, ohne die andern beiden Staaten darüber zu Rathe zu ziehen. Die drei Staaten von Columbien ſollen bei allen wichtigen Vorfallenheiten gemeinſchaftliche Sache machen, um ihre Unabhängigkeit und ihr Gebiet zu vertheidigen, oder den Eingriffen und Beſchimpfungen einer andern Macht Widerſtand zu leiſten. Keiner der Staaten darf fremde Waaren und Lebensmittel, die in ſeinen Häfen anlangen, um in einen der beiden andern Staaten verführt zu werden, mit irgend einem Einfuhrzolle belegen. Der Sklavenhandel iſt von Seite der drei Staaten für immer abgeſchafft. Eine republicaniſche Repräſentativ- und Wahlregierung wird in jedem der drei Staaten eingeſetzt und für immer beibehalten, als das ſicherſte Unterpfand für ihre gemeinſame Wohlfahrt und für die Dauer ihrer gegenſeitigen Eintracht. In keinem Falle darf eine Centralregierung eingeführt werden, aber die drei Staaten können über die Organiſation eines Bundesſyſtems ſich verſtändigen, und den Plan dazu durch einen Convent von nach Verhältniß ihrer

Bevölkerung gewählten Abgeordneten zur Annahme ſich vorlegen laſſen."

In derſelben friedlichen Geſinnung wählte der Congreß von Neu-Granada den früher verbannten General Santander zum Präſidenten, am 9 März. Derſelbe hatte ſchon Frankreich, wohin er geflüchtet war, verlaſſen und war nach Nordamerica gegangen, von wo er am 16 Julius unter großem Jubel des Volkes zu Santa Martha landete. Am 4 October kam er nach Bogota, wo er am 7ten die Regierung übernahm, und ſein Friedensſyſtem in folgender Proclamation ankündigte: „Ich werde euch regieren, wie ich ſelbſt regiert zu ſeyn wünſche: den Geſetzen gemäß. Ich trete die Präſidentſchaft an, ohne Haß, Bitterkeit oder Durſt nach Rache mitzubringen. Die Geſetze werden eine Wahrheit ſeyn. Ich werde die Rechte der Minorität achten, ohne ihr deßhalb zu erlauben, über die Majorität zu triumphiren. Die Behörden werden niemals unbeſtraft ihre Befugniſſe überſchreiten. Der wahre Patriotismus wird nicht verachtet werden. Jedermann wird frei denken und ſeine Gedanken frei ausſprechen können. Alles wird durch den Willen der Majorität und zum Beſten des Volkes geſchehen. Ich werde unſerm politiſchen Coder den Ruhm opfern, der nur eine Belohnung für den Deſpotismus iſt. Unter dem in Neu-Granada eingeführten geſetzlichen Syſteme beſteht unſer Ruhm in der blinden Unterwerfung unter das Geſetz, als der einzigen Sache, die uns Ruhe, Freiheit, Ueberfluß, Ehre und Glück geben kann. — Ich verhehle mir keineswegs die Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen haben werde. Sechs Jahre eines brudermörderiſchen Krieges haben dem Staate ungeheure Rückſtände auferlegt. Das Verſchwinden der letzten Regierung hat eine Menge Hoff-

nungen betrogen, die Errichtung der jetzigen hat neue erwachen lassen; alle diese verwickelten Interessen müssen nothwendig die ersten Schritte der constitutionellen Regierungen erschweren. Ich habe fortwährend die Leiden des Volkes vor Augen, und ich fühle die ganze Wichtigkeit der mir anvertrauten Aufgabe, den Frieden, die gute Ordnung und den Wohlstand Neu-Granada's unter der Herrschaft der Constitution wieder herzustellen. Einwohner von Granada! Ich schließe, indem ich euch alle auffordere, was auch eure Meinungen in den Tagen der bürgerlichen Zwietracht gewesen seyn mögen, euern Haß und eure Rache auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern."

In Venezuela regierte General Paez als Präsident mit gleicher Mäßigung. Die Times schrieben: „Er hat Talent und Tact gezeigt, die ihm kein Mensch zugetraut hätte. Sparsamkeit wurde in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt, und was vorher nie versucht worden, eine Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben regelmäßig dem Publicum vorgelegt. Der Zoll auf die Ausfuhr von Mauleseln, welche ein Decret Bolivars auf den ungeheuern Betrag von 35 Dollars festgesetzt hatte, wurde auf 16 vermindert, und soll, wie ich höre, auf 8 herabgesetzt werden. Vieh, welches nach demselben Decrete 14 Dollars das Stück bezahlte, zahlt nur noch 4 und wird auf 2 herabgesetzt werden. Kaffee und Baumwolle sind für frei erklärt, und die Zölle auf die Ausfuhr sind gleichfalls bedeutend ermäßigt. Der Congreß ist, alles erwogen, gut zusammengesetzt. Das Mißvergnügen über die Verminderung der Besoldungen und Pensionen nimmt allmählich ab, und die Ruhe herrscht jetzt überall." Schon am 28 April erlaubte Venezuela allen altspanischen Schiffen den Zutritt.

Dagegen herrſchten in dem neuen Staate Eguador Unruhen. Hier befehligte der ehrgeizige General Flores, der Anſprüche auf Popayan machte, während dieſe Provinz zu Neu-Granada gehörte. Am 11 Auguſt überfiel Flores die Stadt Tablon; ſeine Fortſchritte wurden jedoch durch den von Bogota aus gegen ihn geſchickten Obando gehemmt. Dann hörte man, die Truppen in Quito hätten ſich empört und ſeyen nach der reichen Stadt Guayaquil gezogen, dieſelbe zu plündern.

d.

Peru.

Aus dieſer Republik erfuhr man ſehr wenig. Durch einen Tractat mit Bolivia ſtand ſie ſeit 1831 mit dieſem Nachbarſtaate in freundlichem Verkehr; dagegen ſollte ſie ſich 1832 mit Flores, dem Uſurpator von Eguador, gegen Bogota verbündet haben, und der Capitän Roſel, der deßhalb ſich empörte, ſoll erſchoſſen worden ſeyn. Man erwartete eine Regierungsveränderung und die Erhebung Riva-Agueros zum Präſidenten.

e.

Bolivia.

Man hörte nur Gutes vom General Santa-Cruz, der dieſen Staat regierte, und ſeinen Wohlſtand und Handel auf jede Art zu fördern ſuchte. Ein Deutſcher, Namens Braun, aus Caſſel, war Chef der Cavallerie von Bolivia.

f.

Chili.

Auch dieſe Republik genoß Frieden, ſollte ſich aber, wie die americaniſchen Blätter meldeten, ganz in der Gewalt der Geiſtlichkeit befinden. Man machte hier eine glückliche und folgenreiche Entdeckung. Der Araucano, das Journal der Regierung, berichtete, daß am 22 Mai neue, ungemein ausgedehnte und reiche Silberminen aufgefunden worden ſeyen. „Die Mine liegt ſüdlich von Topiapo und dehnt ſich mehr als fünfzehn Leguas in der Länge und zehn in der Breite aus; ſie berührt folgende Orte: Chanarcilla, Ritacas, Pan de Azucar, Pagonales und Mole. Zufall ließ einen Holzhauer dieſe Entdeckung machen, der ſein Glück einem gewiſſen Godoi und Don Miguel Gallo mittheilte; allein ſie konnten es nicht lange geheim halten, und man kam ihnen bald auf die Spur. Vier Tage darnach waren ſchon ſechzehn Adern entdeckt, am achten Tage vierzig, und noch ſpäter fünfzig — die vielen kleinern Adern, die man in dem Augenblicke gar nicht beachtete, ungerechnet. Eine Erzſtufe, die von einem Engländer für 200 Piaſter gekauft wurde, war, wie ſich nachher auswies, 1000 werth. Außer der erſtaunlichen Menge, in der das Erz ſich vorfindet, iſt es auch von der vorzüglichſten Qualität. Der Intendant hat dem Miniſter des Innern Proben von drei verſchiedenen Adern überſchickt, die alles, was hier geſagt wurde, beſtätigen. Und als wäre eine ſo wichtige Entdeckung nicht hinreichend, dieſe Gebirgsgegend berühmt zu machen, wurde auch in dem benachbarten Kanton Jancos ein reiches Goldlager aufgefunden, und dieſe bisher unbewohnten Bergwildniſſe ſind gegenwärtig wie durch einen Zauber von mehr

als 3000 Menſchen bevölkert.“ Auch verbreitete ſich das merkwürdige Gerücht, die Juwelen des großen Sonnentempels, welche die alten Einwohner bei der Einwanderung der Spanier vergraben hätten, ſeyen bei Serro do Posco entdeckt worden, und ihr Werth ſey auf 180 Mill. Dollars berechnet.

8.

Buenos-Ayres.

Die Allg. Zeitung ſchrieb im Auguſt: „Buenos-Ayres und die übrigen Provinzen vom La-Plata befinden ſich in der traurigſten Lage. Quiroga, den die einheimiſchen Parteiblätter aufs höchſte lobpreiſen — das zu Buenos-Ayres erſcheinende Journal El-Lucero nannte ihn wirklich Dios de la Patria — iſt, nach ſeinen Handlungen zu ſchließen, nichts als der grauſamſte Tyrann. Zum Belege möge folgender Vorgang dienen: Ein Gutsbeſitzer in Tucuman, Don Manuel Rivero, ſollte, weil er ein Anhänger des Unidas oder der Partei des ehemaligen Präſidenten Rivadavia war, todtgeſchoſſen werden. Sein Sohn, ein edler Jüngling von 17 Jahren, begab ſich zum General Quiroga und verlangte an der Stelle des Vaters mit dem Tode zu büßen. „Du biſt, ſagte ihm dieſer, deines Lebens überdrüſſig.“ „Ich will, antwortete der junge Rivero, für das Wohl meiner Familie, Vater, Mutter und ſechs Geſchwiſter, mit dem größten Vergnügen ſterben.“ „Nun wohl, erwiderte der Tyrann, ich will dir einen Vorſchlag machen: ich laſſe dir die Ohren abſchneiden; legſt du in deinen Mienen auch nur den mindeſten Ausdruck des Schmerzes zu Tage, ſo laſſe ich dich todt ſchießen; biſt du aber ſtandhaft, ſo ſchenke ich dir das Leben.“

Der Jüngling ging auf den Vorschlag ein, und ein Henkersknecht schnitt mit größter Kaltblütigkeit und überdieß mittelst eines stumpfen Messers, ganz langsam die Ohren ab, ohne daß das Schlachtopfer auch nur eine Miene verzog. Quiroga, von diesem Muthe betroffen, sagte zu ihm: „Du bist ein gefährlicher Mensch, und der Vater, der einen solchen Sohn erzeugte, muß es noch mehr seyn.“ Hierauf ließ er auch diesen vorführen, und beide erschießen. — Ein zu Buenos-Ayres allgemein geachteter Deutscher, der Baron Fürrner, ward von ebendemselben meuchlings überfallen und niedergeschossen. Um den Vollstreckern der grausamen Befehle eben dieses Wütherichs zu entrinnen, sind über 8000 in den Provinzen Tucuman, Salta, Cordova ꝛc. ansässige Familien ausgewandert, um sich in Potosi, Cochabamba und Chiquisaga (Republik Bolivia) niederzulassen, wo sie Ländereien, Vieh und vorläufige Subsistenzmittel erhalten haben.“

Sodann erfuhr man von Feindseligkeiten, die sich zwischen Buenos-Ayres und Nordamerica wegen der Falklandsinseln erhoben hatten, auf deren Besitz auch die Engländer speculirten, wegen ihrer günstigen Lage für die Robbenschläger.

h.

Montevideo.

Hier fand eine neue Revolution statt. Der englische Globe schrieb: „Sie müssen wissen, daß schon vor der Unabhängigkeit der Banda Oriental zwei starke politische Parteien existirten, an deren Spitze Ribeira und Lavalleja standen. Die erstere hatte mehr Einfluß auf das Landvolk, die

letztere auf die Städte. Die Leichtigkeit, mit der man Montevideo die Lebensmittel abschneiden konnte, schien hinlänglich gegen eine Bewegung in der Stadt zu sichern, und dieß war auch bis auf die letzte Zeit der Fall, aber der Gouverneur erließ ein Gesetz gegen die Intrusos (Landleute, die herrenlose Güter sich aneignen), schwächte dadurch seine Partei sehr, und dieß veranlaßte die Stadtpartei ihr Glück zu versuchen."

Der Courier berichtete über die Revolution: „Der Präsident der Republik, Don Fructuoso Ribeira, befand sich am 29 Junius in seinem Hauptquartiere zu Durazzo, als seine Escorte angegriffen und entwaffnet wurde, er selbst entkam mit Noth, nachdem man auf ihn gefeuert hatte. Das Gerücht ging, er sey gegen die brasilische Gränze entflohen. Am 3 Julius stellte sich Obrist Eugenio Gurzon an die Spitze eines Bataillons Infanterie, eine Anzahl Einwohner stieß zu ihm, und eine Erklärung wurde erlassen gegen den Präsidenten, welchen man beschuldigte, das Land in Gefahr des Bürgerkriegs gebracht zu haben. Durch eine Proclamation wurde General D. J. Antonio Lavalleja zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, bis die Repräsentanten es anders bestimmen würden. Diese Anstellung ward indeß bestätigt durch den gesetzgebenden Körper, der den Befehlshabern der Truppen, welche die Waffen ergriffen hatten, die Bewahrung des öffentlichen Friedens anvertraute. Allein am 9 August fand eine Contrerevolution in Montevideo statt, indem die schwarzen Truppen sich zu Gunsten Ribeira's erklärten. Anfangs war die Unruhe in der Stadt so groß, daß der Polizeirichter die englischen und americanischen Consuln auffordern wollte, Beistand durch die Kriegs-

ſchiffe zu leiſten, um die Stadt gegen Plünderung zu ſchützen. Ein engliſches und ein americaniſches Schiff ſetzten wirklich jedes 50 Mann ans Land, und beſetzten das Zollhaus ꝛc., bald war aber die Ruhe hergeſtellt, da die Mehrzahl ſich für Ribeira erklärte. Leider kann ich nicht glauben, daß der Kampf ſchon zu Ende iſt, obgleich der Verluſt der Stadt für Lavalleja es wahrſcheinlich macht, daß er am Ende unterliegt. Zu Ribeira ſind die Generale Lavalle, Olivaria und die andern unitariſchen Officiere geſtoßen, welche im October 1829 nach der Banda Oriental auswanderten."

XIII.

Asien, Afrika und Australien.

1.

Ostindien.

Der Freibrief der englisch-ostindischen Compagnie, der im Jahre 1811 wieder auf zwanzig Jahre verlängert wurde, erlöscht mit dem Jahre 1831, und wenn er nicht erneuert wird, so wird dadurch der Handel mit Indien und China, dessen Monopol sie gleichfalls hat, freigegeben werden. Das Unterhaus, das in dieser wichtigen Frage zu entscheiden berufen ist, ließ, wie fast immer in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, um sich eine klare Einsicht in die Sache zu verschaffen, eine Untersuchung über die Lage der Handels- und Territorial-Verhältnisse der Compagnie anstellen, so wie die Vortheile und Nachtheile der Handelsfreiheit und des Monopols einer genauen Prüfung unterwerfen. Der Erfolg dieser Untersuchung sprach sehr zu Gunsten der Angelegenheiten der Compagnie, und wie nun auch die Entscheidung des Parlaments in Betreff der Handelsfreiheit ausfallen möge, die Compagnie wird in dieser Beziehung stets nur wenig verlie-

ren, da ſie bei ihren großen Mitteln und Erfahrungen in dem oſtindiſchen Verkehre jede Concurrenz anshalten kann und überdieß auch noch die Verwaltung der Territorialangelegenheiten in Indien behält, ſo daß ſie immerhin noch die reichſte und mächtigſte Aſſociation bleiben wird, von der die Weltgeſchichte zu erzählen weiß.

Die Leitung und Geſchäftsführung der Compagnie beſorgt ein Comité, „der ehrenwerthe Rath der Directoren der oſtindiſchen Compagnie“ genannt, der aus vierundzwanzig Mitgliedern beſteht, unter welche die verſchiedenen Zweige einer ſo verwickelten Verwaltung, wie ſie ein großes Reich nothwendig macht, vertheilt ſind. Die Beſchlüſſe, die von dieſem Directorenrath gefaßt und durch die Beamten der Compagnie nach Indien befördert werden, müſſen zuvor bei dem Controlebureau der oſtindiſchen Angelegenheiten zur Vorlage gebracht werden. Der Sitz dieſes Rathes iſt zu London, wo ſich die Gebäude, Magazine und Schiffe der Compagnie befinden, ſo wie überhaupt alles, was zur Leitung und Centralverwaltung ihres Handels und ihrer Territorialangelegenheiten gehört. Die Actionäre werden bei gewiſſen Umſtänden zuſammenberufen, um zu berathen, wobei dann die Stimmen nach der Zahl der mehr oder minder großen Actien, die ein Jeder beſitzt, gezählt werden.

Die Beſitzungen der Compagnie, die von Agenten verwaltet werden, die ihre Befehle von dem Rathe der Directoren erhalten und dieſem Rechenſchaft ablegen müſſen, ſind in drei Präſidentſchaften getheilt: die von Bengalen, deren Sitz zu Calcutta iſt, die von Madras und die von Bombay. Die oberſte Verwaltungsbehörde der Präſidentſchaft von Bengalen beſteht aus einem Generalgouverneur und einem Rathe

von drei Perſonen; die von Madras aus einem Gouverneur und zwei Räthen; die von Bombay aus einem Gouverneur, einem erſten Rath, der den Titel Commandant en Chef führt, und zwei andern Räthen. Unter dieſen Behörden ſtehen alle Beamten, die eine ſo ausgebreitete und vielverzweigte Geſchäftsführung, wie die der oſtindiſchen Compagnie, nothwendig macht. Die Zahl aller im Dienſte der Compagnie angeſtellten Perſonen belief ſich im Jahre 1829 auf 177,505, ſowohl Europäer als Landeseingeborne, und ihre Beſoldung koſtete mehr als 3,110,000 Pf. St. Die Beamten der Compagnie ſind ſehr gut bezahlt.

Der Generalgouverneur erhält eine Beſoldung von	24,418 Pf. St.
Der Gouverneur von Madras . . .	16,400 — —
Der Gouverneur von Bombay . . .	11,350 — —
Jeder von den Räthen der Präſidentſchaft Bengalen	9,767 — —
Jeder von den Räthen der Präſidentſchaft Madras	6,800 — —
Der Commandant en Chef von Bombay	8,380 — —
Jeder von den zwei andern Räthen .	6,360 — —
Der Biſchof von Bengalen . . .	5,100 — —
Der Reſident zu Dehli	7,400 — —
Der Reſident von Luknau	8,000 — —
Der Oberrichter von Bengalen . . .	7,800 — —
Zwei Richter von Bengalen . . .	5,840 — —
Der Generaladvocat	3,600 — —
Der Oberrichter von Madras . . .	6,000 — —

Nicht minder hohe Beſoldungen haben auch die untergeordneten Stellen: ſo bezieht der Wundarzt des Generalgou-

gouverneurs 1,440 Pf. St., andere Chirurgen 400 Pf., ein Dolmetſcher des Perſiſchen in Madras 1,200 Pf., ein Ueberſetzer der indiſchen Volksſprache 3,548 Pf., der Münzwardein zu Bombay 1,200 Pf. u. ſ. w.

Um ſo große Ausgaben zu beſtreiten, hat die Compagnie die Einkünfte von ihren Territorialbeſitzungen und den Ertrag ihres Handels. Die Einkünfte für das Jahr 1829/30 beliefen ſich:

Für Bengalen auf:

13,825,280 Pf. St. Brutto-Ertrag und 1,379,480 reiner Ertrag.

Für Madras auf:

5,415,360 Pf. St. — — — 161,480 — —

Für Bombay auf:

2,421,440 Pf. St. — — Deficit.

21,662,280 Pf. St. 4,540,960

Dieſe Einkünfte bilden ſich aus dem Ertrage des Münzrechtes, den Poſtgefällen, Stempelgebühren, Gerichtsſporteln, Geldſtrafen, Erlaubnißertheilungen zum Verkaufe geiſtiger Getränke, Douanen, Territorialbezügen, Salz- und Opium-Monopol, Subſidiengeldern der verſchiedenen indiſchen Staaten und aus den Handelserträgniſſen. Letztere geſtalten ſich aus den Einfuhren in Indien, welche die Compagnie auf eigene Rechnung macht; aus den Frachtgeldern für die Handelswaaren, die ſie auf ihren Schiffen für Privatkaufleute beſorgt; aus den Bezügen für die an Schiffsrheder ertheilte Erlaubniß, eigene Schiffe nach Indien zu ſenden, und aus den Verkäufen der Waaren, die ſie aus China und Indien ausführt. Die Hauptausfuhr aus Indien beſteht in geläutertem oder ungeläutertem Borax, Kampher, Caſſia lignea, Zimmetrinde, Gewürznelken, Kaffee, Wolle und Baumwolle,

Kalikots und Muſſelinen, Nankins, Elephantenzähnen, Kopalgummi, arabiſchem Gumme, Gummilack u. ſ. w., Indigo, Muskatblüthe, Muskatnüſſen, Pfeffer, Bibergeil, Rhabarber, Reis, Safflor, Sago, Salpeter, Rohſeide und verarbeitete Seide, Rohzucker, Schildkrötenſchalen, Thee und vielen andern Specereiwaaren. Von dieſen Artikeln wurden im Jahre 1829 ausgeführt: 118,000 Pf. Zimmetrinde; 41,000 Pf. Gewürznelken, 153,000 Pf. Kaffee, 605,000 Pf. Wolle und Baumwolle, 111,000 Pf. gefärbte Wolle, 91,000 Pf. Gummilack, 10,000 Pf. Muskatnüſſe, 80,000 Pf. Pfeffer, 105,000 Pf. Reis, 240,000 Pf. Rohſeide, 188,000 Pf. verarbeitete Seide, 273,000 Pf. Rohzucker, 3,855,000 Pf. Thee. Ueber den Kauf- und Verkaufspreis dieſer Waaren wollen wir uns hier nicht in eine umſtändliche Ausführung einlaſſen, und nur bemerken, daß der im Jahre 1829 von der Compagnie verkaufte Thee geringſter Sorte Bohe zu 1 Schilling 6 P., und beſter Sorte, ſogenanntes Kanonenpulver, zu 6 Sch. 6 P. verkauft wurde. Der Durſchnittspreis der Mittelſorten war ungefähr 2 Schilling.

Es iſt weiter oben erwähnt worden, daß die reinen Einkünfte der drei Präſidentſchaften ſich auf 4,510,960 Pf. St. beliefen; wobei aber ein Deficit für Bombay und die Ausgaben der Compagnie für St. Helena nicht in Anſchlag gebracht wurden, die zuſammen ſich auf 1,392,509 Pf. beliefen, und, von dem obigen Reinertrag abgezogen, noch ein reines Einkommen von 3,148,451 Pf. St. geben. Hievon abgerechnet 2,007,693 Pf. St. für Intereſſen der Schuld, bleiben noch 1,140,758 Pf. St. reiner Ertrag. Da das Capital der Compagnie 5,000,000 Pf. St. beträgt, ſo belaufen ſich die Intereſſen, zu 8 Procent gerechnet, auf 480,000 Pf. St.;

welche Summe die den Eigenthümern der fünf Millionen Pf. St. zuſtändige Rente bildet und nach Verhältniß der Actienzahl vertheilt werden muß. Da jede Actie 100 Pf. St. beträgt, ſo muß die Geſellſchaft aus 50,000 Actien beſtehen, und wenn man 480,000 Pf. St. von 1,140,758 Pf. St. reinem Ertrag abzieht, ſo bleiben der Caſſe der Compagnie noch 660,758 Pf. St.

Die Actien gehören einer großen Anzahl Theilnehmer, von denen jeder, welcher zehn Actien beſitzt, in den allgemeinen Verſammlungen der Compagnie Stimmrecht hat; wer dreißig Actien beſitzt, hat doppelte Stimme; wer ſechzig beſitzt, ſtimmt für drei, und der Inhaber von hundert Actien für vier. Im Jahre 1800 hatten 2163 Perſonen Stimmrecht in den allgemeinen Verſammlungen, die Zahl der Actien belief ſich auf 2852, und die 669 Stimmen mehr als die ſtimmhabenden Actionäre gehörten denen, die dreißig bis ſechzig oder hundert Actien und darüber beſaßen. Die 660,758 Pf. St., die im Jahre 1850, nach Ausbezahlung der Dividende an alle Actionäre, in der Caſſe der Compagnie blieben, bilden einen Fonds, der ihnen gehört, und über den in den Generalverſammlungen verfügt wird, indem man ihn entweder unter die Actionäre verhältnißmäßig vertheilt, oder damit nützliche Ausgaben beſtreitet, indem man ihn z. B. zur Tilgung der Schuld, Erbauung neuer Schiffe und Befeſtigungen verwendet oder in Staatspapieren angelegt u. ſ. w.

Im Spätjahr wurde aus London geſchrieben: „Dieſes Jahr haben die Siameſen mit einer großen Armee einen Einfall in Patani, dem nördlichſten malayiſchen Staate auf der Oſtküſte von Malacca, gemacht, den Hafen von Patani mit 70 Kriegsſchiffen belagert, die Stadt im Mai erobert,

und grausam gegen die Einwohner gewüthet. Der nächstliegende Staat ist der von Calantan, er wird von vier Brüdern regiert, welche von den Siamesen beschuldigt wurden, den Bewohnern von Patani Hülfe geleistet zu haben, und sich daher eines siamesischen Einfalls gewärtigen. Sie haben den Siamesen 40,000 Dollars und 10 Pfund Goldstaub angeboten, um den Frieden zu erkaufen; aber diese verlangten unbedingte Unterwerfung. Ihr Plan ist sichtbar, sich der ganzen Halbinsel zu bemächtigen, und diese Ueberzeugung zwingt die Engländer, Maßregeln gegen sie zu nehmen. Denn wenn Siam die Staaten von Calantan, Tringanu und Pahang in Besitz nähme, so würde es den sehr beträchtlichen Handel der Engländer mit der Halbinsel völlig zerstören, indem die Willkür und Habsucht dieser Regierung noch durch eine besondere Eifersucht gegen England unterstützt wird, daher sie allen Verkehr mit den Engländern so sehr als möglich hindert. Die drei bedrohten malayischen Staaten Calantan, Tringanu und Pahang haben sich an die Regierung von Malacca gewendet, und englischen Schutz verlangt, und da die Siamesen sich in ihrem letzten Vertrage mit der ostindischen Compagnie anheischig gemacht haben, den Handel der Engländer mit diesen Staaten nicht zu stören, und da überdieß der von den Engländern abhängige Sultan von Dschohor die Suprematie über diese Staaten anspricht, so fehlt es nicht an Vorwänden, so wie es nicht an dem Willen fehlt, die ganze Halbinsel bis zum 12ten Grade N. B. unter englische Oberherrschaft zu nehmen."

Das Morning-Chronicle gedachte auch einer Verschwörung: „Bei der ostindischen Compagnie sind Depeschen eingegangen, welche einen tiefen Eindruck machten. Zu Barrack-

pore hat man eine Verschwörung entdeckt, welche die Vertilgung zweier Regimenter zum Zwecke hatte. In einem aus Eingebornen bestehenden Artillerieregimente war der Plan entstanden, und die Anzahl der Verschwornen belief sich auf 400. Die beiden Regimenter, welche angefallen werden sollten, waren europäische Regimenter, gegen welche man einen großen Haß entzündet hatte. Die Verschwörung ward nur einen Tag vor der Ausführung entdeckt. Die Rädelsführer wurden ergriffen, zwölf schuldig befunden, und nach der in Indien gewöhnlichen Strafe vor die Kanonen gestellt und niedergeschossen. Man hat von jeher, und wie es scheint nicht ohne Grund, Einwürfe gegen die Bildung von Artillerie-Regimentern aus Eingebornen erhoben, da diese leicht die in ihre Hand gelegten Mittel mißbrauchen können."

Als ein lebendiger Beweis der fortschreitenden Civilisation Indiens erschien der Brahmine Ram Mohun Roy, der Verfasser ausgezeichneter Schriften, in London, wohin er gereis't war, um das europäische Wesen an der Quelle kennen zu lernen.

Ueber das Verhältniß der Engländer zu dem mächtigen Beherrscher von Lahore, Ranschet Sing (Runjet Sing) ist schon im vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs gesprochen. Nachdem dieser Herrscher sich auf Kosten des gesunkenen Afghanenreiches vergrößert, hielt es der englische Gouverneur von Indien, Lord Bentink, für gerathen, eine feierliche Zusammenkunft mit ihm zu halten, sich ihm zu befreunden und dadurch den russischen und chinesischen Einfluß am Hofe zu Lahore zu paralysiren. Auch in diesem Jahre begab sich wieder Capitän Wade im Auftrag der Regierung an diesen Hof. „Ranschet Sing ist der Sohn Maha-Sings, aus dem

Stamme Sabad. Der Löwe (Sing) von Lahur iſt von mittlerer Größe, weder zu klein noch zu groß, und hat durch die Blattern ein Auge verloren. Sein Bart fällt lang und dicht auf die Bruſt herab; allein er läßt nicht auch die Nägel wachſen, was nach den Religionsvorſchriften der Seikhs eine ſchwere Sünde iſt. Seine Kleidung iſt weiß und beſteht aus einem und demſelben Stoffe; ſeinen Turban trägt er etwas ſchief auf der Stirne und tiefer auf die linke Seite herabgedrückt, wo ihm das Auge fehlt, das hiedurch etwas verdeckt wird. Man ſagt, er ſey ſehr gütiger Gemüthsart und von großer Gerechtigkeitsliebe. Früher hatte er die Gewohnheit, verkleidet das Land zu durchſtreichen, um die Geſinnung des Volkes gegen die Regierung kennen zu lernen, wobei er die Leute über das Verfahren der Behörden, die Steuereinnehmer und um ihre Meinung über den Fürſten zu befragen pflegte. Wenn er Klagen oder Beſchuldigungen gegen ſich ſelbſt vernahm, ſo forſchte er dem Grunde der Beſchwerde nach, hörte ſie mit aller Ruhe an, und entſchied dann, am gelegenen Orte angelangt, darüber unparteiiſch und oft zu großer Zufriedenheit ſeiner Unterthanen. Ranſchet Sing iſt gegenwärtig der einzige von allen eingebornen Fürſten Hinduſtans, den man wirklich unabhängig nennen kann. Er iſt mit einem ſehr unternehmenden Geiſte begabt, durch den es ihm nicht nur gelang, ſich zum Souverain ſeiner Nation aufzuſchwingen, denn die Seikhs waren früher in verſchiedene kleine, von einander unabhängige Staaten getheilt, ſondern auch die benachbarten Mohammedaner mit Erfolg zu bekriegen. Maha Sing legte den Grundſtein zur künftigen Größe ſeines Sohnes. Er erweiterte ſein Gebiet durch glückliche Eingriffe in die umliegenden Staaten und endigte mit der

Besitznahme von Lahur, bei dem Tode Khan Bahadurs, des Nababs dieses Landes. Bald darauf starb er und hinterließ seine Gebietserwerbungen Ranschet Sing, der durch eine Mischung von Muth und Klugheit den sogenannten Bund der Seikhs völlig vernichtrte und bedeutende Eroberungen machte. Anfangs wurde sein Siegeslauf eine Zeit lang durch die Furcht vor einem Angriffe Sehman Schahs, des Königs von Kabul, aufgehalten, der den Entwurf hegte, seine Staaten nach dieser Seite des Indus hin auszudehnen; allein Ranschet Sing faßte bald neuen Muth, als er sah, daß der König von Kabul seinen Plan nicht verfolgte; er maß sich mit dessen Truppen und schlug sie. Gegenwärtig erstreckt sich sein Reich von Tatta im Süden bis nach Tübet im Norden, und von Kabul im Westen bis ein wenig über die Ufer des Sedledsch im Osten hinaus, was ein ungeheures Gebiet bildet."

Nach neuern Nachrichten hat Ranschet Sing 1832 die schönste Tänzerin Indiens, Gulbahar, geheirathet, und die Hochzeit mit unerhörter Pracht gefeiert. Auch wurde in französischen Blättern gemeldet, daß Capitän Allard, ehemaliger Adjutant des Marschalls Brune, jetzt Obergeneral der Armee des Ranschet Sing sey.

Ueber die Vorsichtsmaßregeln der Engländer gegen die wachsende Macht dieses Fürsten erfuhr man ferner: „Politische Umstände haben seit einigen Jahren die englische Regierung in Indien vermocht, das Thal des Indus und seiner Hülfsströme genauer untersuchen zu lassen. Das Delta des Indus und ein Theil seines südlichen Thales ist im Besitze von drei indischen Fürsten, den Amirs von Sind; sie sind Brüder und regieren gemeinschaftlich; sie sind durch Sümpfe

und die Abwesenheit mächtiger Nachbarn geschützt, aber seitdem die Herrschaft von Runjet Sing, dem Maharaja von Lahore, sich am Indus hin ausgedehnt hat, und seine Politik sichtbar mehr und mehr dahin ging, sich das ganze Flußgebiet des Stromes anzueignen, so haben die Engländer für nöthig gefunden, den Amirs ihre Beschützung anzubieten, und im Nothfalle aufzuzwingen. Man hat ihnen gedroht, sie Runjet Sing zu überlassen, und da sie wohl fühlten, daß sie ihm nicht widerstehen konnten, so ließen sie sich die Gesandten und einen Allianztractat gefallen, dessen Hauptbedingung in der den Engländern zu eröffnenden Schifffahrt des Indus lag. Dafür sollten sie 70,000 Pf. St. Subsidien erhalten. Man baut in Bombay eiserne Dampfschiffe, um den Indus damit zu befahren, und den Handel mit Kabul, Lahore und Kaschmir zu betreiben. Hierauf schickten die Engländer eine andere Gesandtschaft nach Lahore, um mit Runjet Singh einen ähnlichen Vertrag zu schließen, der aber bis jetzt noch nicht zu Stande gekommen ist. Eine dritte Expedition sollte den Lauf, die Fahrbarkeit und die militärische und Handels-Wichtigkeit des Indus, des Sedledsch und anderer seiner Hülfsströme untersuchen; sie besteht aus Lieutenant Burnes und dem durch seine Reisen im Himalaya bekannten Dr. Gerard. Sie wurden von Runjet Sing mit Pracht empfangen und mit großen Festlichkeiten entlassen, um von Lahore nach Peschawer und Kabul zu reisen. Bis jetzt sind ihre Untersuchungen sehr glücklich gewesen; sie haben am Ausflusse des Indus und an der nördlichsten Gränze seines schiffbaren Laufes in der Nähe von Peschawer große Steinkohlenlager gefunden, aus denen die Dampfboote versehen werden können. Burnes vergleicht die Wassermasse des Indus und des Ganges auf

folgende Art: In Tatta, der Hauptstadt von Sind, das 100 englische Meilen vom Ausflusse des Indus liegt, fand er diesen viermal wasserreicher, als der Ganges bei einer gleichen Entfernung vom Meere ist. Die Expedition erreichte Peschawer gegen Ende Aprils und wurde vom Sultan Muhamed Khan mit aller möglichen Auszeichnung empfangen. Die Reisenden waren erstaunt über die Größe der Flöße, welche sie auf dem Indus fanden, und die Wälder, welche das Schiffsbauholz zu der Flotte von Nearch geliefert hatten, liefern noch Tannen und Cedern von ungewöhnlicher Größe, und werden künftig für die Werfte von Bombay benutzt werden, in der fast alle Schiffe, welche das indische Meer befahren, gebaut werden."

Der englische Capitän Chesney schlug einen neuen nähern Weg nach Indien vor, indem er den Nil durch den See Mengaleh mit dem rothen Meere verbinden wollte.

2.

Persien.

Der jüngste Reisende in diesem Lande, der Missionär Wolff, berichtet: „Es ist merkwürdig, daß nicht allein in Khorasan, sondern auch in Turkestan und selbst in Kabul das Gerücht im Umlauf ist, der persische Prinz Abbas Mirza habe eine russische Prinzessin geheirathet und die griechische Religion angenommen; 50,000 Russen würden über Khiwa nach Khorasan vordringen und Abbas Mirza in der Eroberung von Khorasan unterstützen. So viel ist richtig, daß Rußland Feth Ali Schah 5000 Mann angeboten hat, um

Khoraſan zu erobern und den plündernden Streifzügen der Turkomanen ein Ende zu machen; und ich hoffe den Beweis liefern zu können, daß Rußland in kurzer Zeit ſich Khiwa's bemächtigt haben wird, und zwar unter dem Vorwande, der König von Khiwa habe 8000 ruſſiſche Unterthanen als Sklaven in ſeinem Lande, während ich aus zuverläſſiger Quelle weiß, daß ſich zu Khiwa nur 200 ruſſiſche Sklaven und 60 ruſſiſche Ueberläufer, zu Bokhara 30 ruſſiſche Sklaven, zu Sarahks zwei und zu Maur gar keiner befindet. Die Ruſſen im Dienſte des Khans von Khoraſan ſind lauter Ueberläufer, und ſind als Topſchis (Artilleriſten) angeſtellt."

Das Ausland meldete ferner im Mai 1833: „Die zuletzt eingetroffenen Nachrichten aus Perſien melden, daß der längſt beſprochene Feldzug des Prinzen Abbas Mirza nach Khoraſan endlich unternommen worden iſt. Dieſe Provinz hat nämlich ſeit geraumer Zeit die Oberherrlichkeit des Schah kaum noch dem Namen nach anerkannt, und es war der Zweck der Expedition des Prinzen, ſie wieder zu unterwerfen. Seinen erſten Angriff richtete er gegen Reza Khuli Khan, einen mächtigen und widerſpänſtigen Vaſallen, der ſich mit 2000 Mann Infanterie und 400 Reitern in der wohlbewaffneten Stadt Emirabad eingeſchloſſen hatte. Obgleich man erwartete, daß die Belagerung ſich ſehr in die Länge ziehen würde, da der Ort mit ſehr ſtarken Befeſtigungen umgeben worden war, und das königliche Heer nur 5000 Mann zählte, ſo wurde er doch nach einer Einſchließung von 17 Tagen am 18 Julius v. J. mit Sturm genommen. Der Eindruck, den dieſe Waffenthat in ganz Khoraſan und Perſien hervorbrachte, war für Abbas Mirza ſehr günſtig, und man glaubt, daß ihm die Thronfolge weniger

ſtreitig gemacht werden dürfte, als man bisher erwartete. Der Prinz iſt nun zur Belagerung von Kuchan, einer andern Feſtung, die noch den königlichen Waffen trotzt, aufgebrochen.“

Ueber das originelle Unternehmen eines polniſchen Flüchtlings, Rußland von Perſien aus anzugreifen, ſagt der Miſſionär Wolff: „Der Graf Barowski, der ſich für einen Polen von Geburt ausgibt, kam vor einigen Jahren nach Indien, wo er verſchiedene Unternehmungen begann, im weſtlichen Mahrattenlande, in der Nähe von Punah, eine Pflanzung anlegte, dieſe aber ſchon nach einigen Wochen wieder aufgab, und nach Arabien ging. Von dort begab er ſich nach Maskate und Buſcheir, und kam endlich nach Tauris, wo es ihm gelang, den perſiſchen Hof zu bereden, zu Gunſten ſeiner Landsleute an der georgiſchen Gränze eine Diverſion zu machen; allein dieß ſchlug gänzlich fehl, wie ſich wohl vorausſehen ließ. Gegenwärtig befehligt Barowski ein perſiſches Regiment, mit dem er nach Meſched marſchirt iſt, wo er den Miſſionär Wolff aus der Gefangenſchaft der Turkomanen loskaufte.“

3.

China.

Das himmliſche Reich wurde mit einer Revolution heimgeſucht. Das Chinese Repertory berichtet darüber: „Die Empörung, die ſich längs der Gränzen der Provinzen Kwan-tung, Kwan-ſi und Hunan erſtreckt und in dem himmliſchen Reiche ſo viel Schrecken und Unruhe hervorgebracht

hat, brach am 5 Februar 1832 aus. Die Hauptrolle in dieſer Inſurrection ſpielen die Yaou-jins, eine Völkerſchaft aus Lin-Schan, das an der nordweſtlichen Gränze von Kwantung liegt. Dieſer barbariſche Volksſtamm ſoll, wie die chineſiſchen Geſchichtſchreiber berichten, von einem gewiſſen Pivan-ku abſtammen, von deſſen Herkunft, ſo wie von der Zeit, wo er lebte, nichts weiter bekannt iſt. Die Yaou-jins ſind ſehr wilder und kriegeriſcher Natur, halten aber ſehr ſtreng ihr gegebenes Wort. Die jungen Leute beiderlei Geſchlechts üben ſich gern im Geſang, und wählen bei ihren Heirathen vorzugsweiſe jene Perſonen, deren Geſang ihnen am meiſten gefällt. Sie leben ſehr mäßig, ertragen leicht Hunger, Durſt und Mühſeligkeiten, und beweiſen im Kampf einen unerſchütterlichen Muth. Ihre Waffen beſtehen in einem langen Schwerte, das um die linke Seite gegürtet wird, einem Bogen, den ſie um die rechte Schulter tragen, und einer Lanze in der rechten Hand. Mit der größten Leichtigkeit klettern ſie die ſchroffſten Anhöhen auf und ab. Wenn ſie mit dem Bogen ſchießen, halten ſie das Schwert zwiſchen den Zähnen, und wenn es zum Handgemenge kommt, werfen ſie Bogen und Lanze weg, und leiſten mit dem Schwerte eine verzweifelte Gegenwehr. Sobald ihre Kinder laufen können, brennen ſie ihnen die Fußſohlen mit einem glühenden Eiſen, um ſie gegen Dorn und Geſtein unempfindlich zu machen. Den Namen Yaou-jins, der wilde Thiere bedeutet, erhielten ſie von ihrer rauhen Lebensart. Die Chineſen ſchreiben dem goldenen Drachen, Zauberkräfte zu, und er, wie die übrigen Häuptlinge, ſollen durch Magie Menſchen in Thiere verwandeln können. Anfangs erlitten die Rebellen einige Niederlagen und zogen ſich ins Gebirge zurück; kehrten aber bald darauf mit verſtärk-

ter Macht zurück, und haben seitdem den Truppen des himmlischen Reiches schon einige empfindliche Schläge beigebracht. So soll den neuesten Nachrichten aus China zufolge eine Abtheilung chinesischer Truppen mit acht Kanonen von den Yaou-jins in einen Hinterhalt gelockt, und ihr Anführer sammt zwanzig Officieren im Kampfe gefallen und die übrigen gefangen worden seyn. Auch in An-nam brachen Aufstände aus, in denen die Truppen der chinesischen Regierung den Kürzern zogen."

Das Ausland berichtete noch weiter: „Die in dem chinesischen Gränzgebirge Lien-tschen ausgebrochene Empörung scheint bedeutender werden zu wollen, als man Anfangs glaubte. Der König, der aus den dortigen Hochlanden herabstieg, um die Fahne der Empörung gegen das himmlische Reich aufzupflanzen, heißt, nach den neuesten über Indien in England eingetroffenen Berichten, Li-Timing, und hat den Namen Kin-Lung (der goldene Drache) angenommen Seine Befehle werden nicht vom 12ten Jahre Tau-kwangs, wie die Herrscherperiode des gegenwärtigen Kaisers von China heißt, erlassen, sondern sind mit den ersten Jahren seiner eigenen Regierung unterzeichnet. Auf seinen Panieren führt er eine Inschrift, die seine Unternehmung als eine von der göttlichen Vorsehung anbefohlene erklärt. Die Worte heißen:

„Tung tien tsching ming
Kin Lung yuen nin." D. h.
Des Himmels Befehl erhielt
Der goldene Drache. Im ersten Jahr."

Es wurden Truppen von Kwangsi, Hunan und Canton gegen ihn ausgesendet. Der Statthalter von Hunan soll in

einem Treffen gegen die Rebellen von einem vergifteten Pfeile getödtet worden seyn; so viel ist wenigstens gewiß, daß der goldene Drache die Stadt Kiang-heya in dieser Provinz einnahm, und daß die kaiserlichen Truppen in mehreren kleinern Gefechten den Kürzern zogen. Anfangs glaubte man, die Bergbewohner seyen bloß, wie früher, von Hungersnoth zu diesen Einfällen in das kaiserliche Gebiet veranlaßt worden; es scheint aber jetzt, daß es ein schon längst unter ihnen und allen Bewohnern der Gränzhochlande von China verabredeter Plan ist; denn sie benützten, wie man jetzt erfährt, die außerordentliche Wohlfeilheit des Salzes in den letztverflossenen Jahren, um große Vorräthe davon anzulegen, während sie früher durch diesen Artikel von den benachbarten chinesischen Provinzen abhängig waren. Die Truppen Li-Timings sollen sehr gut bewaffnet, tapfer und kriegerisch seyn. Die Chinesen sind voll abergläubischer Furcht vor diesen Feinden, und die abgeschmacktesten Mährchen werden über sie in Umlauf gesetzt und geglaubt. So behaupten Einige, die Rebellen seyen mit dem Teufel im Bunde; Andere, sie könnten sich unsichtbar machen, und aus einem Tigerfelle, das sie in Stücke geschnitten, so viele lebendige große Tiger hervorzaubern, als sie Stücke gemacht u. s. w." Es hieß, die Rebellen behandelten das gemeine Volk sehr mild, und seyen nur gegen die Mandarinen und Soldaten schonungslos. Dagegen wurden alle Rebellen, die in die Hände der Kaiserlichen fielen, ohne Gnade sammt ihren Familien hingerichtet.

Der Gouverneur von Canton, Li, der bekannte Engländerfeind, wurde, weil er den Aufstand nicht hatte unterdrücken können, abgesetzt, in Ketten nach Peking geschleppt, aber schon unterwegs strangulirt.

Auch auf der Insel Formosa brach ein Aufstand aus. Das Ausland meldete davon: „Derselbe brach in der Nähe von Tschang-fu-hihn, ungefähr 40 Li von Tai-van-fu, der Hauptstadt der Insel, aus, und 26 Mandarinen nebst ungefähr 2000 Mann Truppen wurden getödtet. Unter den getödteten Officieren befanden sich — (nun folgen 4 Zeilen lang chinesische Titel, die wir unsern Lesern erlassen). Die Einwohner des westlichen Theiles der Insel sind theils Eingeborne, Tschintschiu's, theils Leute aus Canton, und der Streit begann wegen fünf Pikuls Yamswurzeln, welche von einigen Tschintschiu-Vagabunden und einigen Cantonern weggenommen wurden. Diese wandten sich sogleich an die Vorsteher des Dorfes, wo die Räuber lebten, und erhielten Abhülfe. In der Meinung aber, die Wiederkehr ähnlicher Vorfälle zu verhindern, wandten sie sich an den Tschanghwahin, der sogleich fünf Familienhäupter zu sich berief und von jedem die Bezahlung von 2000 Dollars verlangte, was sie verweigerten, indem die Sache bereits beigelegt sey. Davon wollte er nichts hören, und behielt sie im Gefängnisse, bis das Geld bezahlt sey. Als sie sieben oder acht Tage im Gefängnisse gewesen waren, und er sie so unnachgiebig wie Anfangs fand, brachte er eine stärkere Beschuldigung gegen sie vor, und verlangte von ihnen, sie sollten einen Räuber herbeischaffen, der vor einiger Zeit sich aus dem Staube gemacht hatte, und nicht mehr aufzufinden gewesen war. Die Gefangenen, über diese unerwartete Forderung erbittert, sandten insgeheim Botschaft nach ihrem Dorfe, und boten Jedem, der den Tschang-hwahin tödten würde, eine Belohnung von 1000 Dollars an. Die Dorfbewohner fanden den Vorschlag annehmbar, griffen am hellen Tage das Haus des

Officiers an, und tödteten ihn mit allen ſeinen Begleitern. Als der Tai-wan-fu dieß hörte, kam er perſönlich mit 500 Soldaten herbei, ward aber gleichfalls angegriffen, getödtet und ſeine ganze Truppenmacht vernichtet. Mehrere andere Schaaren erfuhren ein gleiches Schickſal. Nach den letzten Nachrichten war die Hauptſtadt der Inſel mit 50,000 zu dem Ende gemietheten Leuten beſetzt, aber das Landvolk rückte 50,000 Mann ſtark unter den ehemaligen fünf Gefangenen dagegen an. Zu Amoy wurden 5000 Mann Truppen nach der Inſel eingeſchifft."

Da der Frühling dieſes Jahrs in China kalt war, erlaubte ſich ein Juiſcha (Geſetzeswächter) dem Kaiſer vorzuſtellen, daß dieß wahrſcheinlich eine Folge der übertriebenen Grauſamkeit ſey, mit welcher man die Ketzer in Peking gemartert habe. Der Beherrſcher des himmliſchen Reiches geruhte hierauf Folgendes zu erwiedern: „Die gedachte Vorſtellung iſt — völliger Unſinn. Tiefer Schnee im Frühjahr iſt ein Zeichen künftiger reicher Ernte. Nur Schuldige ſind gemartert worden, nicht Unſchuldige. Einer wird gemartert und hundert Andere dadurch vorſichtiger gemacht. Wie kann der Einſender ſagen, daß ganze Familien unſchuldig gelitten haben? Hieraus kann man nur erſehen, daß er von Staatsgeſchäften nichts verſteht. Zum Schluſſe können Wir nicht umhin, Unſerm Volke bekannt zu machen, daß Wir auch fernerhin das Schlechte beſtrafen und ausrotten werden ꝛc."

Ueber die Verſuche der Engländer, den Handel mit China herzuſtellen, und auf andern Punkten, als Canton, anzuknüpfen, enthielten die Nachrichten aus China vom Jahre 1832 Folgendes: „Einige Schiffe waren von Seite der Engländer abgefertigt worden, um zu unterſuchen, ob ſich wohl trotz

des

des kaiſerlichen Verbots ein gewinnreicher Handel mit den oſtwärts gelegenen chineſiſchen Häfen anknüpfen laſſe. Es fand ſich, daß die Chineſen im Ganzen ſehr geneigt ſind, ein freundſchaftliches Einverſtändniß zu unterhalten, um Handel zu treiben; die Localmandarinen waren meiſtens den Bemühungen der Fremden nicht entgegen, obwohl ſie mehr ihren Rang zu behaupten, als einen augenblicklichen Gewinn zu machen bemüht ſind; die Regierung aber iſt allen ſolchen Verſuchen entſchieden feindlich. Zugleich fand man aber, daß keines der in den Häfen befindlichen chineſiſchen Geſchwader im Stande ſeyn würde, einem wohlbewaffneten Handelsſchiffe zu widerſtehen. Allenthalben beſtand große Eiferſucht über das Privilegium Cantons, welches dieſem Hafen in der That das Monopol des ganzen Handels des Reiches mit Fremden zuwendet. Dieſe Nachrichten ſind bei der nahen Eröffnung des Chinahandels ſehr wichtig.“

4.

Java.

Briefe aus Batavia meldeten, daß am 12 Mai daſelbſt ein Aufſtand ausgebrochen war. „Ungefähr 600 chineſiſche Arbeiter, welche bei dem Bau eines Regierungsgebäudes in der Nähe von Batavia beſchäftigt waren, rotteten ſich zuſammen, und befreiten gegen 600 eingeborne Sträflinge aus dem Gefängniſſe, die ſich ihnen anſchloſſen. Dieſer Haufe von 1200 Mann beging alle denkbaren Ausſchweifungen. Ihre erſte Handlung war die Aufknüpfung aller Chineſen, die nicht auf ihrer Seite waren, alle Gebäude, bei deren Bau ſie angeſtellt

waren, wurden in Aſche gelegt, und die Bewohner entkamen nur mit Mühe ihrer Wuth. In ein Fort eingeſchloſſen, wehrten ſie ſich mit dem Muthe der Verzweiflung. Zuletzt wurden ſie aus ihrer Stellung verdrängt; aber ſie nahmen ihre Zuflucht zu den Sümpfen, aus denen man ſie ſchwerlich heraustreiben wird. Später hieß es, eine Abtheilung Holländer ſey von ihnen geſchlagen worden.

5.

Neu-Holland.

Das Ausland meldete: „Die wilden Stämme von Vandiemensland haben ſich endlich den engliſchen Behörden ergeben, nachdem ein unmenſchlicher Verſuch, ſie gänzlich auszurotten, glücklicher Weiſe fehlgeſchlagen war. Ein Herr Robinſon hat durch verſöhnliche Maßregeln die Stämme der Auſternbay und des Big River, die blutgierigſten der ganzen Inſel, zur Uebergabe bewogen. Am 7 Januar hielt Herr Robinſon ſeinen triumphirenden Einzug in Hobarttown mit ſeiner ſchwarzen Schaar. Sie wanderten ganz gemächlich einher, gefolgt von einer großen Meute Hunde, und wurden von den Einwohnern mit der lebhafteſten Neugierde und Vergnügen empfangen. Bald nach ihrer Ankunft gingen ſie ins Regierungsgebäude und wurden bei dem Gouverneur eingeführt, wo eine intereſſante Unterredung ſtatt fand. Sie ſollten demnächſt mit einem großen Schiffe nach der großen Inſel gebracht werden. Die Weiber waren fürchterlich ausgeſchmückt mit menſchlichen Gebeinen, die in vielen phantaſtiſchen Formen, ſelbſt um die Kinnlade und den Oberkopf, um ſie her

hingen. Einige davon waren Ueberreſte von Feinden, auch Weißen, die ſie getödtet hatten, die meiſten aber Andenken der Liebe an Ehegatten und Kinder, die ſie verloren hatten. Sie übergaben Herrn Robinſon ſechs Gewehre, die ſie ermordeten Weißen abgenommen oder aus den Hütten geſtohlen hatten. Drei davon waren geladen, und die Mündungen ſorgfältig mit Stücken Leinwand verſtopft. Das Innere ihrer mit Rinde bedeckten Hütten, von denen Herr Robinſon mehrere beſuchte, war auf eine ſinnreiche Art mit rohen Zeichnungen von Känguruhs, Schnabelthieren ꝛc. verziert. Die Entfernung dieſer Schwarzen wird für ſie ſelbſt und die Colonie von weſentlichem Vortheile ſeyn. Die großen Weideſtrecken, die wegen ihrer mörderiſchen Angriffe auf die Hirten ſo lange verlaſſen waren, werden jetzt benutzt werden können, und den Schafheerden ſehr zu gut kommen, die bisher auf eine ſehr unzureichende Weide getrieben werden mußten, was die Heerden herunterbrachte, und den Preis des Fleiſches erhöhte."

6.

Neu-Seeland.

Die franzöſiſche Kriegscorvette Le Favorit (ſchreibt die Allg. Zeitung im November 1832) legte bei ihrer Weltumſeglung im letzten Jahre auf Neu-Seeland an, um ſich auszubeſſern; ſie landete einige Kanonen, und errichtete eine Art von Baſtion, um die ausgeſchifften Werkzeuge und die Arbeiten gegen einen etwanigen Angriff der Eingebornen zu ſchützen, was um ſo nöthiger war, da dieſe eine große Menge

americaniſcher und anderer Schiffe überfallen und verbrannt haben. Das engliſche Gouvernement in Neu-Südwallis, das längſt nach dem Beſitze von Neu-Seeland lüſtern war, benützte dieſen Umſtand, um die beiden Inſeln zu beſetzen. — Die engliſchen Miſſionäre, welche auf ihnen etablirt ſind, haben dabei ihrer Nation weſentliche Dienſte geleiſtet, und dreizehn der neuſeeländiſchen Häuptlinge bewogen, einen Brief an den König von England zu ſchreiben, um ihm ihre Beſorgniß einer franzöſiſchen Occupation auszudrücken, und ihn zu bitten, ihr Freund und Vormund zu ſeyn, um ſie der Gefahr einer fremden Eroberung zu entziehen. Die Gelegenheit war zu gut, um nicht benützt zu werden, und obgleich das franzöſiſche Schiff nach einigen Wochen ſeine Mannſchaft und Geräthſchaften wieder einſchiffte, wie es auch nie im Plane der franzöſiſchen Regierung gelegen war, ſich der Inſeln zu bemächtigen, ſo haben die Engländer doch Truppen gelandet, und die Oberherrſchaft der Inſel angenommen. Es iſt eine der vortheilhafteſten Erwerbungen, welche England ſeit langer Zeit gemacht hat. Der Flachs und das Bauholz, welches die Inſeln hervorbringen, ſind als die beſten in der Welt für den Schiffbau anerkannt, und die Lage der Inſel macht ſie nothwendig zum Mittelpunkte des Wallfiſchfanges in der Südſee, der täglich eine größere Wichtigkeit gewinnt. Die Einwohner bilden vortreffliche Matroſen, und der geringe Sold, den ſie verlangen, ſo wie die Wohlfeilheit der Lebensmittel auf den Inſeln, muß die Concurrenz im Wallfiſchfange andern Nationen unmöglich machen.

7.

Inſel Bourbon.

Ueber die Sklavenverſchwörung auf dieſer Inſel theilen Nachrichten vom 30 Mai 1832 Folgendes mit: „Der Rädelsführer der Verſchwörung war ein Sklave, Namens Louis, der von ſeinem Herrn keineswegs hart behandelt oder als Sklave betrachtet wurde, vielmehr hatte er ſogar die Erlaubniß, für ſich ſelbſt zu arbeiten. Der Plan war ſehr gut angelegt, wurde aber von zwei Verſchwornen, die es bedauerten, daß alle Weißen niedergemetzelt werden ſollten, am Tage vor der Ausführung den Behörden verrathen. Anfangs war man übereingekommen, am Charfreitage über die Weißen herzufallen; allein ſonderbar genug war Louis ein ſo guter Katholike, daß er ſich ein Gewiſſen daraus machte, an einem ſo heiligen Tage Menſchenblut vergießen zu laſſen. Es ſollten alle weißen Männer, wie alle Negerinnen ermordet, und nur die weißen Frauen und Mädchen verſchont werden. Die Malgaſchen und Kaffern wollte man zu Sklaven machen. Sechs und fünfzig der Rädelsführer wurden verhaftet und hingerichtet.“

8.

Afrika.

Auf den Inſeln des grünen Vorgebirgs hatte es drei Jahre lang nicht geregnet, daher im Jahre 1832 daſelbſt 30 bis 40,000 Menſchen Hungers ſtarben und viele Einwohner auswanderten.

Im Auguſt 1832 überfiel der Negerkönig von Barra die engliſchen Niederlaſſungen am Gambia, wurde jedoch zurückgetrieben.

Das Ausland ſchrieb: „Nach den neueſten Nachrichten aus Madagaskar hat die Königin große Neigung gezeigt, alle Verbindungen mit den Europäern abzubrechen, und man glaubte, ſie werde den Hornviehhandel zwiſchen ihren Unterthanen und der Inſel Mauritius verbieten, was jedoch für letztere mit keinem großen Nachtheile verbunden wäre, da zwiſchen ihr und den Anſiedlern von Neu-Südwallis ein Handelsverkehr mit Lebensmitteln eröffnet worden iſt. Der Unwille, den die Königin auf die Europäer geworfen hat, ſoll ſeinen Grund in der Stockung des Sklavenhandels haben, wodurch die Beherrſcherin von Madagaskar eine bedeutende Schmälerung ihrer Einkünfte erlitten hat; ſie hatte früher nichts dagegen, wenn man einen Ochſen und einen Menſchen paarweiſe mit einander verkaufte. Die Schwierigkeit, Sklaven an Mann zu bringen, wurde in der letztern Zeit ſo groß, daß die Sklavenſchiffe zu Mozambik die Sklaven Stück für Stück zu einem Dollar ausboten, und doch keinen Käufer fanden. Zu Mozambik ſelbſt hatten ſich die Portugieſen in Pedriſten und Migueliſten getheilt, und ſtanden im Begriffe handgemein zu werden. Die Migueliſten waren im Beſitze des Forts, die Pedriſten aber ihnen an Zahl weit überlegen.“

Aus Abyſſinien meldete das Ausland, daß der König dieſes Landes alles Anſehen verloren habe, und ein Galloneger, Marea, der vornehmſte Statthalter deſſelben, in ſeinem Namen alle Gewalt an ſich geriſſen und die übrigen Gouverneure der Provinzen zu unterdrücken ſuche. Der Schweizer Gobat, von der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, war Zeuge ihres Kampfs.

Kleine Chronik.

Naturerſcheinungen.

Die Cholera ſprang in dieſem Jahre von England einerſeits nach Frankreich herüber, wo ſie beſonders unter der Volksmenge von Paris große Verheerungen anrichtete, und von wo ſie am 18 Junius auch nach Brüſſel kam, ohne ſich jedoch nach Süden zu verbreiten; andrerſeits wanderte die Cholera von London nach Dublin, arbeitete unter der ärmern iriſchen Bevölkerung grimmiger, als unter den reinlichern und beſſer genährten Engländern, und ſprang dann nach America über, wo ſie theils in den engliſchen Colonien, theils in den Vereinigten Staaten (zu Philadelphia am 6 Mai) ihre Opfer ſuchte, ohne auch hier den Norden zu verlaſſen. Der Süden ſchien, vor der Hand wenigſtens, außer ihrem Wege zu liegen.

Am 2 Junius beobachtete Maſſotti in Buenos-Ayres den Enke'ſchen Kometen. Am 19 Julius entdeckte Gombart in Marſeille und am 29ſten Harding in Göttingen einen kleinen Kometen am Kopfe der Schlange. Am 22 October beobachtete man zu Mannheim zum erſten Male den periodiſchen Biela'ſchen Kometen.

Die neu entſtandene Inſel Ferdinandea bei Sicilien verſchwand wieder, deſto mehr aber wurde das Feſtland von Italien mit Erdbeben und vulcaniſchen Eruptionen heimgeſucht. Am 13 Januar wurde Foligno bei Rom durch ein furchtbares Erdbeben zerſtört; vom 11 bis 13 Februar erfolgten Erdſtöße zu Verona, Modena, Parma, Reggio, Mailand. Am 8 März wurde ganz Calabrien erſchüttert, überall Gebäude zerſtört und über 200 Menſchen verſchüttet; am heftigſten wüthete das Erdbeben zu Catanzaro. Den folgenden Tag, 9 März, war die Erde nicht weniger bei Smyrna erſchüttert. Ein vereinzelter Erdſtoß erfolgte am 1 October in Kärnthen. Der Veſuv und Aetna waren das ganze Jahr hindurch in ungewöhnlicher Thätigkeit. Schon im vorigen Jahre hatte der Veſuv Lava ausgeworfen, am meiſten zu Weihnachten. Im März 1832 hatte er einen neuen kleinen Krater gebildet, und wieder einen neuen im Julius. „Seit den letzten Tagen des Julius, ſchreibt ein Correſpondent der Allg. Zeitung, hat der Veſuv ſeine Thätigkeit mit einer außerordentliche Heftigkeit wieder begonnen, und zwar dergeſtalt, daß wenn man das fortwährende Ausſtoßen vulcaniſcher Stoffe zu einer beträchtlichen Höhe, die bedeutenden Lavaſtröme, die zugleich auf zwei entgegengeſetzten Seiten des Kegels herabfließen, ſo wie die großen Erſchütterungen und donnerähnlichen Detonationen neben einander ſtellt, dieſer noch immer fortdauernde Ausbruch als der größte erſcheint, der in mehrern Jahren ſtatt gefunden. Ich glaube daher, Ihnen dasjenige mittheilen zu müſſen, was man in hieſigen Blättern darüber lieſ't: „In der Nacht vom 23 Julius bildete ſich ein kleiner Krater im Innern des alten, und gerade auf dem,

der im letzten März entstanden war. Es erfolgte darauf ein Auswurf vulcanischer flüssiger Materien, die, in die Höhe geworfen, aber wieder in denselben Krater zurückfielen. Bis zum 29 Julius hörte der Berg nicht auf, Flammen zu speien und Steine auszuwerfen, und von Zeit zu Zeit erfolgten Erschütterungen. Am Abende dieses Tages wurde der Ausbruch heftiger, die ausgeworfenen Steine erreichten die Höhe von ½ Miglio (?) (beinahe 3000 Fuß) und fielen wie Hagel auf die ganze Oberfläche des Kraters nieder. Die Ausbrüche waren nur von einem Intervalle von drei Minuten unterbrochen, und man hörte die Detonationen in der ganzen Nachbarschaft." (Ich selbst hörte sie in Pompeji, wo ich mich gerade befand, sehr stark.) „In fünf Tagen füllte sich der Krater auf 250 Fuß hoch an. An diesem Abende kamen 13 verschiedene Laven, aber von geringer Bedeutung, im Innern des Kraters zum Ausflusse. Zwei nahmen die Richtung nach Torre del Greco, in dem Bette alter Laven fließend; andere verloren sich schlängelnd auf dem Abhange des Kegels, und noch andere überschritten kaum den Saum desselben in der Richtung von Bosco tre case." In einer spätern Nachricht, die bis zum 4 August reicht, heißt es: „Eine neue Lava floß seit dem 30sten v. M. aus dem Krater nach Bosco tre case zu, auf der schon erloschenen, welche vor acht Monaten dieselbe Richtung genommen hatte. Sie rückte nur langsam vor, und nach allem Anscheine schien sie an dem Orte, Fosso de fichi genannt, stille stehen zu wollen. Eine andere Lava quoll aus dem alten Krater am 31 v. M., und nahm die Richtung auf die Eremitage del Salvatore zu. Auch sie floß sehr langsam und kam nicht über die Hälfte des Kegels. In dem Innern des alten Kraters

bemerkt man jetzt viele Spalten von 30 bis 40 Fuß Breite. Auch haben ſich dort drei Teiche — wenn man ſo ſagen kann — von Lava gebildet, jeder ungefähr 150 Fuß im Umfange. Die Exploſionen und das donnerähnliche Krachen fahren, wie in den vergangenen Tagen, fort.“ — So weit jene Nachrichten, die, wie es heißt, von dem bekannten Führer Salvatore herrühren, welcher verbunden iſt, in ſolchen Fällen alles Merkwürdige, was er — der mehr auf dem Veſuv als unten lebt — dort oben vorgehen ſieht, hieher zu berichten. — Endlich erſchien vorgeſtern, am 8ten d. Abends, ein gewaltiger Lavaſtrom auf dieſer Seite, vom Krater aus nach der Eremitage zu, und auf derſelben Stelle fließend, die auch die Lava vom verfloſſenen Januar eingenommen hatte. Als er ſichtbar wurde, füllte dieſer Strom ſchon die ganze Höhe des Kegels von oben bis ganz unten an, und ſchien bis zu dem Piano delle Gineſtre gekommen zu ſeyn. Geſtern Abend war er noch eben ſo ſtark. Dabei iſt auch ſeine Breite weit bedeutender, als aller der vorhergegangenen.“ — Nach den letzten Nachrichten vom 16 Auguſt waren am 9ten noch verſchiedene neue Laven aus dem Krater gekommen, und da dieſe die Wege, auf denen man gewöhnlich hinaufſtieg, bedeckten, ſo mußte man einen neuen bahnen. Das Donnern und die Erſchütterungen dauerten fort, zwei dieſer letztern am 10ten Morgens waren von der größten Heftigkeit, und gleich darauf ſtieg eine dritte Säule von Flammen und Steinen aus dem Krater. Die andern Laven waren nicht weiter gedrungen, ſie fingen vielmehr an zu erlöſchen. Seit geſtern und vorgeſtern iſt, wie ſchon gemeldet, alles vorbei, und man ſieht nicht nur kein Feuer, ſondern ſelbſt keinen Rauch mehr.“

Nicht minder thätig war der Aetna. „In der Nacht vom 31 October brach der Vulcan in der offenen Region, bei der Manca del Sorbo, in einigen kleinen Bächen von Lava hervor, erloſch aber dort nach drei Tagen wieder, weil in der Nacht vom 3 November in eben der Richtung ein viel fürchterlicherer Lavaſtrom gegen Weſten zu, faſt am Ende jener Region, in dem Thale Bocche del fuoco genannt, zum Vorſchein kam. Man ſah 15 Oeffnungen längs einer fürchterlichen Spalte, wovon die drei unterſten nahe bei einander ſich in eben ſo viele Krater eines Vulcans verwandelten, die unter dem ſtärkſten Krachen anfingen, feurige Materien auszuwerfen. Säulen des dickſten Rauches und glühende Schlacken von 60 Palmen (gegen 50 P. F.) Durchmeſſer erhoben ſich in die Luft, die letztern zu einer Höhe, die man auf 200 Palmen (über 160 F.) ſchätzte. Der Strom, in ſeinem Laufe durch den Monte Gitta gehemmt, theilte ſich in zwei Arme, wovon der ſüdliche in einer Breite von mehr als 200 Canne (an 1300 F.) nach Monte Lepre zufloß, und ſich hierauf um den ſüdlichen Saum des Monte Caſſano herumbiegend, in der Linie von Dagala Chiuſa gerade gegen Bronte zu wandte. Aber auch dieſer verloſch nach ſechs Tagen. Der andere Arm aber ſchnell nach Norden fortſchreitend, und ſich dann gegen Nordweſt und Weſt krümmend, trat in den ſüdlichen Theil des Bosco di Maletto ein, und warf ſich am 12ten in die Weinberge von Bronte in der Gegend della Muſa. Dieſe iſt gegen Mittag von dem Rande der Lava von 1651 begränzt, welche von dieſer Seite die Gebäude von Bronte ſchützt, und ein ſehr breites Becken darbietet, in welchem der Ausbruch mehrere Tage lang hätte fließen können. Wäre das Thal della Muſa nun auch endlich angefüllt worden, ſo hätte der natür-

liche Abhang des Bodens den Feuerstrom in das Thal della Barriera geleitet, und so wäre die besagte Stadt gerettet gewesen; aber die Thätigkeit des Vulcans in der Nacht vom 13 November hat die Besorgnisse erneuert. Die große Thätigkeit des Vulcans in der Nacht vom 14ten vermehrte sehr die Trostlosigkeit der Bevölkerung von Bronte, weil der Lavastrom, der sich der Gegend del Brugnolo genähert hatte, von der oben angegebenen Richtung abzuweichen schien; am folgenden Tage aber fing die Lava an gegen La Zueca hin sich zu lenken, nachdem sie alle Weingärten der Gegend, la Musa genannt, zerstört hatte; woselbst auch ein großer Schneebehälter bei dem Andringen des vulcanischen Stroms mit einem fürchterlichen Krachen losbrach, so daß man die Mündung eines neuen, unversehens geöffneten Kraters zu sehen glaubte. Diesen Tag und den ganzen folgenden 15 November über breitete sich die Lava zur rechten Hand gegen die Ebene des Palo zu aus, verfolgte aber dessen ungeachtet den Weg nach dem Thale della Barriera. Die Breite ist dieselbe geblieben, und man kann sie auf eine Miglie schätzen. Der Ausbruch ließ bald an Heftigkeit nach, und am 22 November waren alle Besorgnisse verschwunden. Doch kaum war der Ausbruch erloschen, als am 21 November ein schreckliches Erdbeben den Flecken Nicolosi heimsuchte."

Auffallend war es, daß eben zur Zeit dieses Ausbruches des Aetna zugleich in andern Gegenden, in der Nacht vom 12 auf den 13 November, leuchtende Meteore gesehen wurden. Bei Genf bemerkte man raketenartige Feuerstreifen und Strahlenbüschel am Himmel, bei Grenoble eine Menge Sternschnuppen, bei Brüssel eine Menge kleiner Feuerkugeln,

bei Portsmouth viele fliegende Sterne, und ſo daſſelbe an zahlloſen Orten der Schweiz, Frankreichs und Englands.

Ueber einen ſeltſamen Schnee berichtet die nordiſche Biene aus Moskau: „Im März d. J. wurde in einer Entfernung von 100 Werſten von hier, bei Wolokolamsk, das Feld an dem Dorfe Kurjanowa beinahe zwei Zoll hoch, und in einem Umkreiſe von 80 bis 100 Quadratfaden mit einer Subſtanz bedeckt, die in Geſtalt des Schnee's, aber in gelblicher Farbe aus der Luft fiel. Dieſe Subſtanz beſtand beim erſten Anblick aus Flocken, die ſich faſt wie Baumwolle anfühlten, löſ'te ſich aber, nachdem man ſie einige Zeit in einem Glaſe aufbewahrt hatte, vielleicht durch die Vermiſchung mit den Waſſertheilen des Schnees, mit denen zugleich man ſie geſammelt hatte, in eine Art von Harz auf, welches die Farbe des Bernſteins, die Dehnbarkeit des Gummi elaſticum und einen Geruch von geſottenem Oel und Wachs hatte. In ihrem primitiven Zuſtand entzündete ſich jene Maſſe bei Annäherung des Feuers und gab eine Flamme gleich brennendem Branntweingeiſt, in ihrer harzigen Form aber begann ſie in der Nähe des Feuers zu kochen."

Daſſelbe Blatt beſchrieb auch eine koloſſale Lawine, die im Kaukaſus gefallen war. „In der Nacht vom 12 auf den 13 (25) Auguſt riß ſich von dem Berge Kasbek, zwiſchen der Poſtſtation Darial und dem kißſchiniſchen Orte Gwelety, an dem Wege, der aus Gruſien über den Kaukaſus führt, mit furchtbarem Krachen eine rieſenhafte Schnee- und Eislawine los. Sie ſtürzte ſich mit ihrer ganzen Schwere auf die Felſenkette am rechten Ufer des Terek, riß mächtige Felsſtücke und ganze Stücke des Erdreichs mit ſich fort, und begrub ſie unter ſich. Dieſer Einſturz maß 40 Saſchenen

(280 Fuß) perpendiculäre Höhe und 2 Werſte in der Länge, erfüllte die ganze Breite des Thals, hemmte einige Stunden lang den Lauf des Terek, und ſchnitt die Verbindung zwiſchen Rußland und Grusien völlig ab.“

Zu Genf gerieth im Auguſt das auf den Gräbern eines Kirchhofs wachſende Gras von ſelbſt in Brand.

Reiſen.

Seit 1830 reiſ'ten die Franzoſen Stammaty, Collier, Michaut, Ponjoulat in Kleinaſien. Die Herren Taylor, Bowater und Aſpinal wurden 1831 am Euphrat von herumſtreifenden Arabern ermordet. Im arabiſchen Golf entdeckte ein oſtindiſches Schiff im Februar 1832 eine neu entſtandene vulcaniſche Inſel.

Wolff, der deutſche Judenbekehrer, wanderte nach Perſien, Khoraſan, Afghaniſtan, und kam 1832 glücklich im Gebiete Runjet Sings an, um von da nach Tübet und China zu pilgern. Ihm entgegen reiſ'te der Engländer Burnes, der mit dem berühmten Gerard durch Afghaniſtan gereiſ't war, und von da glücklich nach Perſien kam.

Zu Bombay ſtarb am 7 December 1832 der erſt 32jährige, ſo hoffnungsvolle Franzoſe Jaquemont, nachdem er das indiſche Himalajagebirge ſchon durchreiſ't hatte. Glücklicher war Lamarre-Picot nicht lange vorher mit vielen indiſchen Alterthümern nach Frankreich zurückgekehrt. Pemberton bereiſ'te das Königreich Ava. Im Dienſte des Runjet

Sings

Singg entdeckte Ventura bei Manikilia griechiſche Alterthümer. Der berühmte Ungar Csoma de Körös, der ſeit 13 Jahren in Tübet gelebt hatte, ohne den Urſprung der Magyaren, weßhalb er gereiſ't war, auffinden zu können, kehrte mit vielen tübetaniſchen und Sanſcritbüchern nach Calcutta zurück, 1832. Die Engländer veranſtalteten eine genauere Unterſuchung des Indusgebiets, durch die ſchon genannten Gerard und Burnes, welcher letztere den Weg nach Perſien einſchlug.

Aus China kehrten drei Reiſende zurück, Prof. Neumann, der eine große Menge chineſiſche Bücher mitbrachte, Domeur de Rienzi von Bordeaux, der zwölf Jahre lang gereiſ't war, und der blinde Reiſende James Holmann. Im Jahre 1832 wurde Lindſay von Seite der oſtindiſchen Compagnie an die Oſtküſten von China geſchickt, um an andern Punkten der Küſte Handelsverbindungen zu ſuchen, da der Gouverneur von Canton mit den Engländern in den bekannten Streit gerathen war.

Am 1 Julius 1832 kam in dem berühmten ruſſiſchen Hafenorte Petropawlowsk in Kamtſchatka eine Karawane aus Taſchkent und der Kirgiſenſteppe an, die ſehr unbekannte Landſtriche zum erſten Male durchmeſſen hatte.

Auch Afrika wurde von Reiſenden heimgeſucht. Herr v. Prokeſch aus Wien unternahm und beſchrieb eine ſehr intereſſante Reiſe nach Aegypten. Herr Rüppell aus Frankfurt a. M. reiſ'te zum zweiten Male nach Nubien und Kordofan; ebendahin die Engländer Welford und Woodhall, welch letzterer daſelbſt ſtarb. Capitän Belcher, ein Gefährte des berühmten Weltumſeglers Beechey, unterſuchte die Weſtküſten Africa's, und der Miſſionär Rolland drang im Jahre 1831

tief ins Land der Kaffern ein. Bei weitem das größte Verdienst aber erwarb sich Lander, der berühmte Bediente Clapperton's, der nach dem Tode seines Herrn glücklich aus dem Innern Afrika's zurückgekehrt, aber zum zweiten Male hineingedrungen war, und der das Glück hatte, am 18 Junius 1831 den wahren Lauf des Niger (Quorra) zu entdecken. Er ist nicht nur glücklich nach England heimgekehrt und hat seine höchst interessante Reise in den Druck gegeben, sondern er ist auch schon wieder zum dritten Male mit einer neuen Expedition nach Afrika abgegangen.

Seit drei Jahren war der englische Capitän Roß, der nach dem Beispiele Parry's eine Nordpolexpedition und zwar auf eigene Kosten unternommen hatte, vermißt worden. Sein Bruder veranstaltete eine neue Expedition unter Capitän Black, der ihn aufsuchen sollte. Inzwischen langte die Nachricht von seiner glücklichen Rettung aus dem Eise des Nordpols in England bald darauf an, nachdem Black abgesegelt war. Lieutenant Garden, ein Gefährte Parry's, untersuchte die Küsten von Neu-Braunschweig. — Der durch seine brasilischen Reisen berühmte Prinz von Neu-Wied unternahm 1832 eine neue Reise nach Nordamerica. In Merico reis'te der treffliche deutsche Maler Rugendas, und ein anderer Deutscher, Namens Waldeck, untersuchte im Auftrage der mericanischen Regierung die Alterthümer dieses Landes. Sein Brief über die interessanten Tempelruinen von Palenque wurde in Europa bekannt. Audubon sammelte Vögel in Florida. Der Geologe Boussignault bereis'te die Anden, Herr Hillhouse das englische Guiana. Dr. Pöppig von Leipzig, der seit vielen Jahren in Südamerica und besonders in dem am wenigsten bekannten Ge-

biet des Amazonenstroms verweilt hatte, kehrte 1832 zurück; eben so der Franzose Gay, der seit 1828 Chili bereis't te. Parhappe war von Buenos-Ayres aus nach Patagonien gereis't, welches Land auch Capitän King von der See aus untersuchte. Vom größten Interesse für die gelehrte Welt aber war die Nachricht, daß der berühmte Reisegefährte des Herrn A. von Humboldt, Bonpland, endlich aus der Gefangenschaft in Paraguai erlös't und in Buenos-Ayres angelangt sey, von wo er unterm 7 Mai 1832 dem Herrn von Humboldt den ersten Brief schrieb und zugleich meldete, daß er sich im Interesse der Naturwissenschaften noch einige Zeit dort aufhalten wolle.

In Neu-Holland wurde von Capitän Stuart ein großer Fluß und im Süden von Henderson ein alter indischer Tempel entdeckt.

In den Jahren 1830—32 machte der Franzose Laplace eine bereits von ihm beschriebene glückliche Reise um die Welt. Dagegen erfuhr man, daß die nordamericanische Expedition nach der Südsee unter Capitän Reynoldt gescheitert sey.

Merkwürdig ist die Entdeckung mehrerer neuer Inseln und eines Festlandes am Südpol. Zwei englische Wallfischfänger, dem Herrn Enderbys gehörig, die Brigg Tula unter Capitän Biscoe und der Kutter Lively fanden ein großes Land im Süden. „Man hält dafür, daß das entdeckte Land einen Theil von einem ungeheuren Continente bildet, der sich vom 47° 30′ östlicher bis 69° 29′ westlicher Länge erstreckt, oder von der Länge von Madagaskar um die ganze Südsee und den südlichen stillen Ocean bis zur Länge des Caps Horn. Capitän Biscoe entdeckte das Land am 28

Februar 1831, und blieb den folgenden Monat in der Nähe desselben, wo er deutlich die schwarzen Bergspitzen über den Schnee hinausragend erblickte. Wetter und Eis hinderten ihn jedoch, sich mehr als auf dreißig Seemeilen zu nähern. Sturmvögel waren die einzigen Vögel, die ihm zu Gesicht kamen; von Fischen zeigte sich gar keine Spur. Der Capitän legte seiner Entdeckung den Namen Enderby's-Land bei, und bestimmte seine Länge 47° 30′ und 66° 30′ östlicher Breite. Man sah das Land auf dreihundert englische Meilen ungefähr sich hin erstrecken. Der Gebirgszug schien eine ostnordöstliche Richtung zu nehmen. Der bedenkliche Gesundheitszustand seiner Schiffsmannschaft nöthigte Capitän Biscoe, unter wärmere Breiten zurückzukehren, und er überwinterte auf Vaudiemens-Land, wo der Kutter wieder zu ihm stieß, der durch das stürmische Wetter unter hoher südlicher Breite von ihm getrennt worden war. Im October 1831 begab sich die Tula nach Neu-Seeland. Zu Anfang Februars 1832 gerieth sie auf bedenkliche Weise in die Nähe eines ungeheuren Eisberges, als derselbe plötzlich unter furchtbarem Getöse in Stücke zerfiel. Am 15ten desselben Monats erblickte man südöstlich unter 69° 29′ Länge und 67° 15′ westlicher Breite Land. Es ergab sich, daß es eine Insel in der Nähe des großen Festlandes war, das später den Namen südlicher Continent erhalten dürfte. Auf dieser Insel erblickte man ungefähr vier Meilen vom Ufer einen hohen Pik und mehrere kleinere; eine Drittheil der höchsten von ihnen war mit dünnen Schneelagern bedeckt, und zwei Drittheile völlig mit Schnee und Eis. Die Gestalt dieser Piks war ganz eigenthümlich, und zwar kegelförmig, aber mit einer breiten Basis. Capitän Biscoe nannte der Köni-

gin von England zu Ehren das Eiland: Adelaideninſel. Südwärts davon wurden tief im Binnenlande, ungefähr neunzig Meilen weit einwärts, Berge geſehen. Am 21 Februar 1832 landete Capitän Biscoe in einer geräumigen Bucht des Continents, und nahm von ihm im Namen Wilhelms IV Beſitz. Das Land bot einen Anblick der traurigſten Verödung dar; nirgends war eine Spur von vegetabiliſchem oder animaliſchem Leben zu erblicken. Künftig wird dieſer Theil des Continents, wenn er ſich als ſolcher erweiſ't, den Namen „Grahams-Land" führen."

Der Capitän eines Wallfiſchfängers, Herr Harwood, ſtieß, als er von Tapan aus ſüdwärts gegen Neu-Holland ſteuerte, unter 5° 45′ nördlicher Breite und 152° 35′ öſtlicher Länge (nach dem Meridian von Greenwich, alſo etwa 172° öſtl. Länge von Ferro) auf eine Inſelgruppe, die noch nicht auf den Karten vorgezeichnet iſt. Die Mannſchaft des Schiffes landete, und wurde von den Eingebornen freundlich behandelt. Die Inſeln ſind ſehr dicht bevölkert, und haben Ueberfluß an Kokospalmen und Früchten jeder Art, namentlich ſolche, wie ſie für Schiffe nöthig ſind, die von Tapan mit dem Scharbock kommen.

Im Mai 1832 ſchrieb man aus Lima: „Das nordamericaniſche Schiff der Comboy, von Woahoo, von einer der Sandwich-Inſeln kommend, legte ſich am 29 vor. Monats auf der Rhede vor Anker. Der Capitän, Herr Harding T. Merril, erzählt, daß er auf der Ueberfahrt drei Inſeln entdeckt habe, deren Lage folgende iſt: 15° 50′ ſüdlicher Breite und 141° weſtlicher Länge des Greenwicher Meridians. Zwei dieſer Inſeln ſind bewohnt; die Eingebornen haben den Wuchs und das haſelnußfarbige Geſicht der Bewohner der Sandwich-Inſeln, aber ihr Charakter ſcheint nicht ſo ſanft."

Endlich entdeckte auch ein Schiff der ruſſiſch-americaniſchen Compagnie, unter Capitän Chrontſchenko, eine Inſel unter 7° 9′ 36″ nördlicher Breite und 177° 0′ 15″ öſtlicher Länge.

Nekrolog
des Jahrs 1832.

Gestorben.

Januar.

10 Pechier, Chemiker in Genf.
18 Graf von der Golz, vormaliger preußischer Minister.
19 Salmon, vormaliger spanischer Minister.

Februar.

9 Wiederhold, Justizminister in Cassel.
— v. Haugwitz, der bekannte vormalige Preußische Minister.
? Champollion der Jüngere, französischer Gelehrter.
? Crabbe, Nestor der englischen Dichter.

März.

10 Clementi, berühmter Componist, in England.
22 Der große Dichter Goethe in Weimar.
— Oberst Wieland in Basel.
28 Geh. Rath Schlotheim, Mineralog in Gotha.
— Bendavid, Philosoph in Berlin.

April.

7 Prof. Schütz in Halle, Mitstifter der Allgemeinen Lit. Zeitung.
9 Fürst Camillo Borghese in Florenz.
14 Der große Naturforscher Cuvier in Paris.
15 Zelter, Director der Singakademie in Berlin.

16 Der große Miniſter Perier in Paris, an der Cholera.
20 Biſchof Sailer in Regensburg.
22 Karoline, Gemahlin des Mitregenten Prinzen Friedrich von Sachſen.
27 Varnbühler, würtembergiſcher Finanzminiſter.
30 Der berühmte engliſche Hiſtoriker Makintoſh.

Junius.

1 Der berühmte franzöſiſche General und Deputirte Lamarque, an der Cholera.
5 Graf Woronzow, vormals ruſſiſcher Geſandter in London.
6 Der berühmte Jeremias Bentham, zu Weſtminſter, 85 Jahre alt.
— Ludwig Robert, Dichter in Baden.
9 Der berühmte k. k. Hofrath v. Gentz in Wien.
21 Zimmermann, Hofprediger und Kirchenzeitungsſchreiber in Darmſtadt.
? Ballesteros, ſpaniſcher General, in Paris.
? v. Pirch, bekannt durch ſeine Reiſen in Serbien, zu Breslau.

Julius.

19 Weber, Humoriſt, zu Kupferzell.

Auguſt.

17 General Dumesnil, zu Vincennes, an der Cholera.
? Clarke, der berühmte engliſche Reiſende, an der Cholera.

September.

2 Baron Zach, Aſtronom in Paris, an der Cholera.

9 Klein, Componiſt in Berlin.
21 Der berühmte Dichter Walter Scott.
27 Prof. Krauſe, Philoſoph in München.
? Der berühmte Erminiſter Chaptal.

October.

31 Der Dichter Julius von Voß in Berlin.

November.

3 Der Mathematiker Thibaut in Göttingen.
12 Oriani, Aſtronom in Mailand.
13 Der berühmte Nationalökonom Say in Paris.
14 Rask, berühmter Sprachforſcher in Kopenhagen.
15 Der berühmte engliſche Admiral Lord Exmouth.
— Schmidt-Phiſeldek, Conferenzrath in Kopenhagen.

December.

7 Der Jaquemont auf der Reiſe in Bombay.
13 Prof. Beck in Leipzig.
27 Der hochbejahrte Kunſthiſtoriker Füßli in Zürich.
29 Der berühmte Freiherr v. Cotta in Stuttgart.
30 Der Schauſpieler Devrient in Berlin.
? Karl von Lameth, das berühmte Mitglied der conſtituirenden Verſammlung.
? Herzog von Dalberg, vormals franzöſiſcher Senator.

Chronologiſche Tabelle

über

alle wichtigen Begebenheiten des Jahrs 1832.

Januar.

2 Miniſterwechſel in Bayern.

— Proteſtation der Officiere zu Veracruz gegen die mexicaniſche Regierung.

— Cop. Smith beſiegt die Neger auf Jamaica.

3 Bourquin und die Inſurgenten von Neufchatel in contumaciam zum Tode verurtheilt.

4 Antwort der Londoner Conferenz auf das holländiſche Ultimatum.

— Streit über das Wort „Unterthan" in der franzöſiſchen Kammer.

5 Tumult zu Hanau gegen die Einführung des preußiſchen Zollfußes.

7 Die Londoner Conferenz beſtätigt den Grafen Auguſtin Capodiſtrias als Präſidenten von Griechenland.

— Proteſtation der 2ten Kammer in Naſſau gegen die verfaſſungswidrige Zuſammenſetzung der erſten.

8 Auflauf in Chambery gegen den jeſuitiſchen Miſſionär Guyot.

12 Festsetzung der französischen Civilliste auf 12 Mill. Fr. statt der geforderten 15.
— Ertheilung von Ehrenmedaillen an die russischen Truppen wegen des polnischen Kriegs und der Erstürmung Warschau's.
15 Heftiges Erdbeben zu Foligno.
— Die Polen vom Corps Gielguds und Chlapowski's kehren nach Polen zurück.
— Ukas in Betreff der russischen Adelswahlen.
14 Päpstliches Manifest wegen militärischer Besetzung der unzufriedenen Provinzen.
18 Der Congreß von Megara decretirt die Absetzung des Grafen Aug. Capodistrias.
— Die Neufchateller Royalisten erhalten Ehrenzeichen.
19 Ausmarsch der päpstlichen Truppen unter Cardinal Albani.
20 Niederlage der italienischen Insurgenten zu Bastia und Cesena.
21 Grausames Wüthen der päpstlichen Truppen zu Forli.
27 Verzweiflungskampf der Polen zu Fischau.
28 Einzug der Oesterreicher und der päpstlichen Truppen in Bologna.
29 Reform-Versammlung zu Manchester.
30 Neues holländisches Ultimatum.
31 Don Pedro reis't zu seiner Flotte nach Belle Isle ab.
— Graf Orloff verläßt Petersburg in einer wichtigen diplomatischen Sendung.

Februar.

2 Don Pedro's Kriegsmanifest.

5 Ausbruch der großen chinesischen Revolution unter Li-Timing.
7 Unfug der päpstlichen Truppen in Ravenna.
9 Heftige Angriffe der Tories auf den Grafen Grey, weil er Don Pedro's Expedition zuläßt.
— Kleiner Soldatentumult in Hanau.
12 Die Cholera in London.
17 Der Bürgerconvent in Bremen verlangt eine Verfassungsreform.
18 Militärischer Spaziergang der Mainzer Besatzung im Nassauischen.
19 Russischer Befehl, die Wegführung der polnischen Kinder betreffend.
20 Päpstliches Revolutionstribunal in Bologna.
21 Verbot der Vereine in Würtemberg.
22 Graf Orloff kommt im Haag an.
— Basel erklärt die Trennung von Stadt und Land.
33 Die Franzosen in Ancona.
25 Preußen publicirt seinen Hauptfinanzetat.
26 Das neue polnische Statut.
— Versammlung zu Wassersdorf, Stiftung der schweizerischen Schutzvereins.
27 Aufbruch der Russen gegen Kasi Mullah in Dághestan.
29 Baden erklärt, daß sein Preßgesetz neben den die Presse beschränkenden Bundesgesetzen bestehen solle.

März.

1 Das badische Preßgesetz tritt in Kraft.
2 Die Zeitschriften: Die Tribune, der Westbote

und die Zeitschwingen werden durch Bundesbeschluß unterdrückt.

3 Don Pedro kommt nach Terceira.
— Mißlungene pedristische Emeute in Rio de Janeiro.
— Santanna erleidet bei Toloma eine kleine Niederlage.
7 Dankadresse der Polen an die Deutschen aus Besançon.
8 Heftiges Erdbeben in Calabrien.
— Beschluß des Parlaments in Betreff des irrischen Zehnten.
— Wirths Verhaftung in Rheinbayern.
— Austritt der alten Räthe von Zürich.
9 Ibrahim stürmt Acre vergeblich.
— General Santander wird abwesend zum Präsidenten von Neu-Granada ernannt.
11 Emeute zu Grenoble.
— Verstärkung der französischen Truppen in Ancona.
13 Aufstand in Bologna gegen die päpstlichen Truppen.
15 Edict des Herzogs von Modena, durch das Erdbeben veranlaßt.
16) ie Oesterreicher rücken gegen Ancona vor.
— Die polnischen Flüchtlinge in Preußen werden unter preußische Militärdisciplin gestellt.
17 Concordat der 7 Kantone Luzern, Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau.
18 Neue Verbindung der alten columbischen Staaten Neu-Granada, Equador und Venezuela.
21 Große Procession der Londoner Union.
22 Das Unterhaus nimmt die Reformbill an.
23 Audienz des französischen Gesandten, Grafen Mornay beim Kaiser von Marokko.

27 Die Cholera in Paris.
— Graf Orloff in London.
28 Die Franzoſen erobern Bona.

April.

1 Feſt der Freunde der badiſchen Preßfreiheit zu Weinheim.
3 Der Herzog von Naſſau empfängt ruſſiſche Ordens-Inſignien.
— Weishaar wird Miniſter in Würtemberg.
4 Der König von Bayern reiſ't nach Italien.
7 Ausfall der Franzoſen aus Algier.
— Mißlungener Angriff der Stadt-Baſeler auf Gelterkinden.
8 Ibrahim ſchlägt den Osman, Paſcha von Tripoli, bei Alexandrette.
9 Die franzöſiſche Kammer beſchließt, daß die Regierung mit den fremden (polniſchen) Flüchtlingen nach Willkür verfahren könne.
9 Cubières in Ancona erklärt ſich im Namen Frankreichs gegen die italieniſchen Inſurgenten.
— Das badiſche Hofgericht hebt vermöge des neuen Preßgeſetzes die Beſchlagnahme des „Freiſinnigen" auf.
10 Aufhebung des alten Chorherrenſtifts in Zürich.
13 Koletti zieht an der Spitze der griechiſchen Oppoſition in Nauplia ein. Aug. Capodiſtrias dankt ab.
14 Proteſtation des polniſchen Nationalcomité's in Paris gegen das polniſche Statut.
— Der Papſt nimmt 3000 Schweizer in Sold.

15 Volksversammlung zu Einsiedeln. Neu-Schwyz trennt sich von Alt-Schwyz.
— Wirth von den Assisen freigesprochen.
16 Convention zwischen dem Papst und Frankreich in Betreff der Besetzung von Ancona.
— Thorn, belgischer Gouverneur von Luxemburg, wird von den Holländern entführt.
— In Würtemberg werden die Adressen um Einberufung der Stände verboten.
17 Die kurhessischen Stände wollen nur eine sehr eingeschränkte Preßfreiheit.
— Mißlungene pedristische Emeuten in Rio und Pernambuco.
18 Oesterreich und Preußen ratificiren die 24 Artikel der belgisch-holländischen Pacification.
— Die Mehrheit der Nassauischen Deputirten sistirt ihre Thätigkeit.
20 Erklärung der bayerischen Regierung, daß in Bayern keine geheime Polizei bestehe.
— Niederlage der bosnischen Insurgenten bei Novipagor.
21 Auflösung der französischen Kammer. Flucht der Deputirten vor der Cholera.
22 Ukas, die notabeln Bürger in Rußland betreffend.
24 Expedition der Herzogin von Berry und des Marschall Bourmont von Livorno aus.
25 Verhaftung der Gräfin Wrisberg in Braunschweig.
27 Montalivet ersetzt den kranken Minister Perier.
28 Paez eröffnet den spanischen Schiffen den Handel mit Venezuela.

30 Mißlungene karliſtiſche Emeute und Landung der Herzogin von Berry zu Marſeille.
— Verſammlung würtembergiſcher Deputirten zu Boll.

Mai

1 Einberufung der erfahrenen Männer aus Schleswig und Holſtein.
— Aufhebung der Univerſität Wilna.
2 Einzug der päpſtlichen Carabiniers in Ancona.
3 Das Schiff Carlo Alberto, das die Herzogin von Berry nach Frankreich gebracht, wird genommen.
— Heftiger Angriff der Araber auf Bona.
— Der Pole Tur wird in Hannover auf ruſſiſche Requiſition verhaftet.
4 Rußland ratificirt die 24 Artikel.
— Baſel-Landſchaft conſtituirt ſich.
5 Der Sultan thut Mehemed Ali, Paſcha von Aegypten, in den Bann.
6 Die Cholera in Philadelphia.
7 Grey bleibt im Oberhauſe in der Minorität.
— Große Volksverſammlung zu Birmingham.
— Convention Englands, Frankreichs und Rußlands mit Bayern, die Thronbeſteigung König Otto's I. von Griechenland betreffend.
8 Grey gibt ſeine Entlaſſung ein. Große Gährung im engliſchen Volke.
9 Drohende Volksverſammlung in Birmingham.
10 Adreſſe des Unterhauſes für Grey.
— Adreſſe der Pforzheimer für Aufrechthaltung der badiſchen Preßfreiheit.

10 Fünf naſſauiſche Deputirte votiren das Budget.
12 Der König und die Königin von England werden vom Londoner Pöbel ausgepfiffen.
— König Leopold proteſtirt gegen die nur bedingungsweiſe erfolgte Ratification der 24 Artikel.
12 Ancillon wird Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen.
— Die Tagſatzung ſanctionirt die Theilung des Kantons Baſel.
— Aufſtand der Chineſen in Batavia.
13 Audienz der polniſchen Deputation in Petersburg.
— Ukas, die Uniformen des ruſſiſchen Adels betreffend.
— Adreſſe der Mannheimer.
14 Wellington ſucht ſich durch Anerbieten einer Reform vergeblich ins Miniſterium zu drängen.
— Scandal zwiſchen Heard und Arnold im Congreß der Vereinigten Staaten.
15 Wellington wird vom Londoner Pöbel inſultirt.
16 Perier ſtirbt an der Cholera.
18 Grey bleibt im Miniſterium, das engliſche Volk beruhigt ſich.
— Pozzo di Borgo reiſ't nach Petersburg.
19 Die Adreſſen um Aufrechthaltung der Preßfreiheit werden in Baden verboten.
21 Kleine Emeute in Nürnberg.
22 Compte rendu der franzöſiſchen Oppoſition.
— Proteſtation von 15 naſſauiſchen Deputirten gegen die Bewilligung des Budgets mit 5 Stimmen.
— Entdeckung großer Silberminen in Chili.
23 Mord des Gonfaloniere Conti Volſari in Ancona.

23 Kleines Gefecht vor Algier.
27 Großes Volksfest zu Hambach.
— Ibrahim erobert Acre.
28 Aufruhr in Bagdad.
— Kleiner Tumult in Zweibrücken.
— Kasi Mullah entkommt den Verfolgungen der Russen.
29 Bittschrift der Polen an das Unterhaus.
— Niederlage der bosnischen Insurgenten bei Sarajewo.
— Reizenstein wird erster Minister in Baden.
— Kleine Gefechte in der Vendée zu Gunsten der Herzogin von Berry.
30 Kleine Tumulte in Rheinbayern.
— Eröffnung der Kammern in Hannover.
31 Verhaftung der Karlistenhäupter in Paris.
— Hollands neue Einwendungen gegen die Pacification.
— Volksversammlung zu Bergen in Kurhessen.

Junius.

1 Lamarque's Tod.
— Eröffnung der brasilischen Kammern.
2 Erklärung der bayerischen Regierung gegen die Ausschweifungen beim Hambacher Fest.
— Neuer Angriff der Araber auf Bona.
3 Die Vendée in Belagerungszustand erklärt.
— Procession in Ancona.
4 Das Oberhaus nimmt die Reformbill an.
5 Lamarque's Begräbniß, große republicanische Emeute.
6 Niederlage der Republicaner. Paris in Belagerungszustand erklärt.

7 Der König von England bestätigt die Reformbill.
— Die hannöversche Kammer erklärt die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen.
10 Bologna's Protestation gegen das Verfahren des Card. Albani.
11 Erklärung der Londoner Conferenz, Holland und Belgien müssen ihr gegenseitiges Gebiet räumen.
12 Die Studenten in Würzburg verbrennen eine Schrift des Prof. Vollgraff.
13 Volksfest in Badenweiler.
14 Eine englische Flotte vor Tripoli.
15 Ibrahim zieht in Damascus ein.
— Protestation einer Anzahl von französ. Deputirten gegen den Belagerungszustand von Paris.
16 Kriegsgericht in Paris. Verhaftung der HH. v. Chateaubriand, Fitz-James, Hyde de Neuville.
18 Die Cholera in Brüssel.
— Wellington, am Jahrstage seines Sieges bei Waterloo, vom Londoner Pöbel mit Koth geworfen.
— Rückkehr des Königs von Bayern aus Italien.
— Wirth stellt sich freiwillig zur Haft.
19 Steinwurf auf den König von England.
21 Bulle des Papstes gegen die ital. Rebellen.
22 Feldmarschall Wrede wird mit Truppen nach Rheinbayern geschickt.
— Volksversammlung zu Wilhelmsbad in Kurhessen.
23 Bürgergardegesetz in Kurhessen.
25 Die irische Reformbill geht durch.
— Don Pedro segelt von Terceira ab.

26 Der Pascha von Trapezunt besiegt die Gebirgsvölker von Surmene.

27 Grey bringt einen neuen Vertrag, das russische Anlehen betreffend, vor das Parlament.

28 Die berühmten deutschen Bundesbeschlüsse.

29 Revolution zu Montevideo. Präsident Ribeira entsetzt.

30 Hollands abermaliges Ultimatum.

Julius.

2 Eröffnung der Tagsatzung und großes Volksfest zu Luzern.

— Adresse des Oberhauses an den König, die traurige Lage Irlands betreffend.

3 Grey tadelt die heftigen Reden gegen Rußland im Parlament.

5 Nachträglicher deutscher Bundesbeschluß, das Verbot aller polit. Vereine, Volksversammlungen ꝛc. betreffend.

7 Großer Sieg Ibrahims bei Homs über Hussein Pascha.

8 Don Pedro's Landung in Oporto.

— Große Volksversammlung der Irländer zu Balyhale.

10 Die Londoner Conferenz besteht gegen Holland auf ihrer Erklärung vom 11 Junius.

— Die brasilische Kammer erklärt sich gegen Jose d'Andrada, den Gouverneur des jungen Kaisers.

12 Belgien dringt auf Beschleunigung der Pacification mit Holland.

— Der mexicanische General Teran ermordert sich selbst, da seine Truppen zu Santanna übergehen.

13 Protestation von Südcarolina gegen die Beibehaltung des hohen Tarifs.
— Studenten in Jena verbrennen die Bundesbeschlüsse.
14 Motion Christiani's gegen die Bundesbeschlüsse, in der hannöverschen Kammer.
15 Holland erklärt dem Handelsstande, die Feindseligkeiten würden wieder beginnen.
16 Santander landet in Santa Martha.
— Protestirende Adresse von Stuttgart und Marburg gegen die Bundesbeschlüsse.
17 Die schottische Reformbill sanctionirt.
— Die Tagsatzung setzt eine Commission nieder für Bundesrevision.
18 Der persische Prinz Abbas Mirza erobert Emirabad in Khorasan.
19 Der Bundestag verbietet den „Freisinnigen" und „Wächter am Rhein."
20 Adresse der Stadt Freiburg im Breisgau gegen die Bundesbeschlüsse.
21 Gränzvertrag zwischen Griechenland und der Pforte.
— Der Kaiser von Rußland fährt dem Lord Durham entgegen.
22 Tod des Herzogs von Reichstadt.
23 Heftiger Ausbruch des Vesuv.
— Gefecht bei Vallonga unfern Oporto.
24 Neuer Beschluß des Parlaments in Betreff des irischen Zehnten.
25 Versammlung in der Kron- und Anker-Taverne zu Lon-

don, um den Unwillen über die deutſchen Bundesbeſchlüſſe auszudrücken.

26 Bulwers Motion gegen die deutſchen Bundesbeſchlüſſe im engliſchen Parlament.

— Auflöſung der Stände in Kurheſſen.

27 Eröffnung des griechiſchen Nationalcongreſſes in Nauplia.

28 Juliusfeſt in Paris. Ertheilung von Ehrenkreuzen an die Polizei.

— Erklärung der würtembergiſchen Miniſter, die Verfaſſung ſolle durch die Anwendung der Bundesbeſchlüſſe nicht verletzt werden.

— Fahrt des erſten Dampfſchiffs auf dem Oberrhein von Straßburg bis Baſel.

29 Huſſein Paſcha's letzte Niederlage bei Bylan.

30 Zurücknahme des badiſchen Preßgeſetzes.

— Anleihe der preuß. Seehandlungsſocietät von 12 Mill. Thalern.

31 Wrede's Rückkehr aus Rheinbayern.

— Aufhebung vieler Klöſter in Polen.

August.

1 Einzug des päpſtlichen Delegaten Graſſelini in Ancona.

3 Der König von Würtemberg beſtätigt die Erklärung ſeiner Miniſter vom 28 Julius.

— Zurückweiſung aller Polen aus Sachſen.

7 Gefecht vor Oporto.

— Motion des Oberſt Evans zu Gunſten der Polen, im engliſchen Parlament.

— Seymour, engl. Botſchafter in Rom, beſchwert ſich, daß

die engliſche Vermittlung in Italien nicht angenommen worden ſey.

8 Anerkennung Otto's I durch den Congreß zu Nauplia.

9 König Leopolds Hochzeit zu Compiègne.

— Mordverſuch auf den jüngern König von Ungarn.

— Hannover erklärt ſich am Bundestage für Handelsfreiheit.

— Contrerevolution in Montevideo. Ribeira wieder eingeſetzt.

10 Kleines Zuſammentreffen der Pedriſtiſchen Flotte unter Sartorius mit der Migueliſtiſchen.

— Entlaſſung des Miniſters Weishaar in Würtemberg.

11 Flores, Präſident von Equador, überfällt die Stadt Tablon in Neugranada.

14 Tumult zu Irheim in Rheinbayern.

16 Der Bundestag verbietet Rottecks politiſche Annalen.

22 Graf Hohenthal und Hr. v. Watzdorf in Sachſen proteſtiren gegen die Bundesbeſchlüſſe.

— Kleiner Tumult zu Chemnitz.

24 Emeute zu Montpellier.

25 Der Papſt bezeugt dem franzöſ. Geſandten St. Aulaire öffentlich ſein gutes Einverſtändniß mit Frankreich.

— Koloſſale Schneelawine im Kaukaſus.

27 Proceß der St. Simoniſten in Paris.

28 Reaction in Würzburg.

29 Entdeckung der ariſtokratiſchen Verſchwörung in Peru.

29 Kleiner Tumult in Freiburg im Breisgau.
30 Don Miguel ſetzt die Jeſuiten wieder in den Beſitz aller ihrer Güter ein.

September.

2 Tyroler an der Spitze des ſchweizeriſchen Schutzvereins proteſtirt gegen die Commiſſion der Tagſatzung und verlangt einen neugewählten Verfaſſungsrath.
4 Abreiſe der Bourbons aus England nach Oeſterreich.
6 Neuer Verſuch Englands, Holland zu verſöhnen.
— Schluß der Univerſität Freiburg.
— Verordnung des deutſchen Bundes gegen den Nachdruck.
8 Don Pedro wird von den Migueliſten in Oporto eng eingeſchloſſen.
— Die Einwohner Warſchau's werden gezwungen, am Jahresfeſt der Eroberung zu illuminiren.
11 Die Belgier laſſen Tornaco's Bande frei.
12 Starkes Schreiben des Erherzogs Karl von Braunſchweig an das franzöſiſche Miniſterium.
— Morazan, Präſident von Guatemala', vertreibt die ſpaniſche Partei aus Omoa.
14 Die Tagſatzung beſchließt definitiv die Trennung von Stadt und Landſchaft Baſel, wobei nur fünf Kantone proteſtiren.
17 Verhaftung der Herzogs Karl von Braunſchweig und Deportirung deſſelben nach der Schweiz.
18 Der Bundestag verbietet die „Deutſche allgemeine Zeitung" und den „Volksfreund."

18 Buſtamente ſiegt über Montezuma bei San Miguel Dolores.
— Verſammlung der Naturforſcher in Wien.
19 Flehende Adreſſe der Podolier.
20 Holland lehnt lakoniſch jede Vermittlung ab.
21 Karl X landet in Hamburg.
23 600 Polen werden aus Frankreich nach Algier eingeſchifft.
26 Eröffnung des Goethacanals in Schweden.
27 Objectiv-Reorganiſation der Univerſität Freiburg.
29 Heftiger Angriff des Migueliſtiſchen Generals Terceira auf Oporto.

October.

1 Krankheit des Königs von Spanien. Gemäßigtes Miniſterium.
— Santanna ſchlägt Facio bei Puebla.
— Die Londoner Conferenz erklärt Holland ihre Mißbilligung.
3 Ausfall der Franzoſen aus Algier.
5 Otto I zum König von Griechenland proclamirt und Einſetzung einer Regentſchaft während ſeiner Minderjährigkeit.
6 Königin Chriſtine wird Regentin von Spanien während der Krankheit ihres Gemahls.
— Karl X in Berlin, die Herzogin von Angoulême in Wien.
7 Wiederherſtellung der Univerſitäten in Spanien.
— Santander übernimmt die Regierung in Neugranada.
9 Werbung eines griechiſchen Corps in Bayern.
11 Soult und Thiers treten an die Spitze des franzöſiſchen Miniſteriums.

11 Lord Durham kehrt nach London zurück.
— Kleines Zuſammentreffen zwiſchen Sartorius und der Migueliſtiſchen Flotte.
12 Neue Verfaſſung in Braunſchweig.
14 Großes Octoberfeſt in München, die griechiſche Deputation daſelbſt.
— Heftiger Angriff der Migueliſten auf Oporto.
— Schweizeriſche Schützengeſellſchaft zu Knutwyl.
15 Bedingtes Amneſtiedecret in Spanien.
16 Die engliſchen Truppen in Oporto verlangen tumultuariſch ihren Sold.
17 Don Miguel begibt ſich zur Armee vor Oporto.
— Santanna erſcheint vor Mexico.
18 Holland erklärt, daß es um keinen Preis nachgeben werde.
19 Die Belgier verhaften Hrn. Pescatore als Geiſel für Hrn. Thorn.
20 Lebeau und Rogier treten in das belgiſche Miniſterium.
22 Schutz- und Trutz-Bündniß Frankreichs und Englands gegen Holland.
23 Gefecht bei Oran.
24 Vergeblicher Angriff der Migueliſten auf Oporto.
25 Die Generalſtaaten treten der Erklärung des Königs von Holland bei.
— Preußen erklärt ſich am Bundestage für Handelsfreiheit.
27 Schluß der Verfaſſungsberathungen in der hannöverſchen Kammer.
28 Karl X in Prag.

29 Vereinigung der englisch-französischen Flotte gegen Holland.
30 Kasi-Mullahs Fall. Einzug der Russen in Gimri.
31 Ukas, wodurch der polnische Adel gesichtet wird.

November.

1 Ibrahim in Koniah.
— Subjectiv-Reorganisation der Universität Freiburg. Entlassung Rottecks und Welckers.
— Die Lattenstrafe in Preußen abgeschafft.
2 Holland erklärt zum letztenmal, daß es nicht nachgebe.
6 Die holländische Küste wird in Blokadestand erklärt.
— Gefangennehmung der Herzogin von Berry in Nantes.
— Entdeckung einer Carlistenverschwörung in Spanien.
8 Der Großwessier Redschid Pascha bricht von Scutari auf.
9 Holland versucht angeblich, England vom französischen Bündnisse abzuziehen.
10 Gefecht bei Oran.
12 Umtriebe der Tories zu Gunsten Hollands.
13 Heftiger Ausbruch des Aetna und gleichzeitige Meteore im westlichen Europa.
14 Die Herzogin von Berry in Blaye.
— Stiftung des Sarner Bundes.
— Kühner Ausfall Schwalbachs aus Oporto.
15 Drohendes Decret der Königin Christine gegen die Carlisten.

16 Holland erklärt, wegen der Blokade keine Repreſſalien brauchen zu wollen.
17 Die Franzoſen unter Gerard in Brüſſel.
19 Eröffnung der franzöſiſchen Kammern. Schuß auf den König.
— England ermäßigt die holländiſche Blokade.
— Die Migueliſten vor Oporto ſchießen auf ein engliſches Schiff.
20 Oppoſition der ruſſiſchen Partei in Griechenland, Gegenregierung zu Aſtros.
21 Verlobung des Königs von Neapel mit der Prinzeſſin Chriſtine von Sardinien zu Genua.
22 Die Franzoſen vor Antwerpen.
— Adreſſe der Stadt Münſter an ihren Abgeordneten Hüffer.
23 Holland bietet den Landſturm auf.
25 Die HH. Thorn und Pescatore werden gegen einander ausgewechſelt.
26 Der Congreß von Südcarolina droht in der Tarifſrage mit den Waffen.
29 Erklärung des Congreſſes von Georgien gegen den von Südcarolina.

December.

3 Auflöſung des Parlaments. Einberufung des erſten reformirten Parlaments von England.
4 Buſtamente nimmt Puebla ein.
5 Angriff des Landvolks auf Eutin.
6 Bundesbeſchluß, wonach eine preußiſche Armee an die Maas rückt.
— Abſchied Otto's I aus München.

6 Eröffnung der Kammern in Darmstadt.
9 Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Bayern und Griechenland.
10 Präsident Jackson erklärt sich energisch gegen Südcarolina.
11 Waffenstillstand in Mexico.
15 Die Franzosen erobern die Lunette St. Laurent vor Antwerpen.
— Die Tagsatzungscommission beendigt den Bundesrevisionsentwurf.
16 Umtriebe der russischen Partei in Griechenland, Wahl des Admirals Ricord zum Präsidenten.
17 Bombardement von Oporto.
— Namik Pascha in London.
20 Eröffnung des ungarischen Reichstags.
21 Große Niederlage des Großweffiers bei Koniah.
23 Capitulation von Antwerpen.
25 Cap. Koopmann steckt die holländischen Kanonenboote in Brand.
26 Frankreich erklärt, seine Truppen aus Belgien zurückziehen zu wollen.
— Die Listen der polnischen Confiscationen werden bekannt gemacht.
28 Französischer Gesetzesentwurf zu Gunsten der Colonien.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

MARIE CHRISTINE

Königin von Spanien.

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Herausgegeben
von
D. Wolfgang Menzel.

Fünfter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1833.

Erster Theil.

Mit 12 Portraits.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Die

Geschichte des Jahres 1833.

Erſter Theil.

Die Geſchichte des Jahres 1833.

Einleitung.

Indem es den Regierungen überall gelang, der revolutionären Bewegungen und der conſtitutionellen Oppoſitionen im Innern der Staaten Herr zu werden, nahm auch die äußere Politik derſelben eine beſtimmtere Phyſiognomie an. Die äußere Politik wurde durch die innere nicht mehr gehemmt, und wo die Bewegung noch einigen Raum übrig behielt, wurde ſie als eine eingeſchloſſene Kraft, wie in einer Dampfmaſchine, in die Gewalt eines leichten diplomatiſchen Drucks gegeben. England und Frankreich in Compagnie machten ein Monopol nicht nur aus den Reformen, ſondern ſogar aus den Revolutionen, um dieſe Erzeugniſſe rein im Dienſte ihrer auswärtigen Politik zu verwenden. Alle innern Fragen fremder Völker wurden durch dieſe Monopoliſirung in Fragen des franzöſiſch-engliſchen Intereſſe's verwandelt. In Spanien und Portugal kämpften nicht mehr zwei Dynaſtien um die Thronfolge, oder ein conſtitutionelles mit

einem absolutistischen Systeme, sondern nur die künftigen Alliirten des englisch-französischen Interesse's mit denen des nordischen Interesse's. Eben so hatte die belgische Revolution, im Justizpalast begonnen, ihr Ende im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten genommen; so war der noch ältere Streit zwischen Christen und Muhamedanern in Hellas eine bloße Frage der Diplomatie geworden, und in Polen und Italien hatten die Revolutionen aus denselben Gründen unterliegen müssen, aus welchen sie in Spanien und Portugal nicht unterlagen, weil sie in die beiden entgegengesetzten Hälften des europäischen Interesse's fielen.

Diese Zurückführung des Principienstreits auf den Streit der Interessen ist ohne Zweifel die wichtigste Wendung, welche die Dinge seit der Juliusrevolution genommen haben. Die ungeheure Fragenverwicklung ist dadurch vereinfacht worden, daß alle innern Fragen äußere geworden sind; und selbst sehr schwierige Fälle konnten leichter entschieden werden, sofern nur noch die Cabinette und nicht mehr die ungestümen Völker selbst darüber zu entscheiden hatten. Daher hat man sich gewissermaßen arrondirt und die Interessen auf kurze Ausdrücke gebracht. Hier der Westen mit der französisch-englischen Allianz, und unter deren Fittigen die pyrenäische Halbinsel, die Schweiz und Belgien; dort der Osten mit dem russisch-österreichisch-preußischen Einverständniß, das durch die Zusammenkunft der Monarchen in München-Grätz befestigt wurde, und unter ihrem Protectorate der deutsche Bund, Italien, Schweden und Dänemark.

Die Gränzlinie dieser Protectionen ist gleichsam geographisch vorgezeichnet. Der Streit darüber hat sich mehr und

mehr beruhigt. Der Weſten hat nicht intervenirt in Polen, Deutſchland, Italien (denn die Expedition von Ancona kann hier nicht in Anſchlag kommen); der Oſten hat nicht intervenirt in Belgien, Spanien, Portugal. Die wechſelſeitigen Opfer, hier den Polen franzöſiſcherſeits, dort dem Don Carlos ruſſiſcherſeits nicht zu helfen, wiegen ungefähr gleich auf der diplomatiſchen Wagſchale.

Nur in der orientaliſchen Frage ſcheint eine Ausgleichung der Intereſſen unmöglich. Der Verſuch einer Theilung hat ſich nur auf das kleine Griechenland anwenden laſſen; hier hat ſich der wechſelſeitige Einfluß neutraliſirt. Im Großen läßt er ſich aber nicht wohl auf die Türkei anwenden. Zwar ſteht der Sultan unter der doppelten Vormundſchaft der beiden großen europäiſchen Intereſſen, aber eben deßhalb ſtreiten ſich dieſe Intereſſen. Sie haben es nicht mehr mit dem ſchwachen Sultan, ſie haben es mit ſich ſelbſt zu thun, und die Ungeduld der Völker, die bisher dem Sultan gehorchten, und die jetzt nicht wiſſen, wer ihr Herr werden ſoll, macht die Entſcheidung jeden Augenblick dringender, die Beſchwichtigung und das Hinhalten ſchwieriger.

Im Jahre 1832 drang Ibrahim, der Sohn des mächtigen Paſcha's von Aegypten, bis ins Herz von Kleinaſien und vernichtete alle Heere, die der Sultan ihm entgegenſchickte. Rußland, den nahen Fall Conſtantinopels vorausſehend, und die Gründung einer neuen kriegeriſchen Dynaſtie auf dem osmaniſchen Thron fürchtend, warf Truppen in die Dardanellen, und war bereit, mit allen ſeinen Kräften den ſchwachen Sultan zu unterſtützen. Da mußte Ibrahim zurückweichen. England und Frankreich unterſtützten ihn nicht, es genügte ihnen, den Status quo zu erhalten, indem ſie

auch Rußland bewegten, seine Streitkräfte wieder zurückzuziehen und dem Sultan seine unmächtige Existenz noch länger zu fristen. Diese große Frage ist also nur verschoben, nicht entschieden.

Der Tod des Königs Ferdinand VII von Spanien und die liberalere Regentschaft seiner Gemahlin Christine im Namen seiner Tochter Königin Isabella, die Eroberung Lissabons durch Don Pedro und die allmähliche Entkräftung seines Rivalen Don Miguel, die abenteuerliche Flucht der Polen aus Frankreich nach der Schweiz, um von da aus Italien zu revolutioniren; die alle Welt überraschende Schwangerschaft der Frau Herzogin von Berry, durch welche die französische Karlistenpartei einen so empfindlichen Stoß erlitt, die fortschreitenden Reformen in England und der deutsche Ministercongreß in Wien zu dem Zweck, die kleinen constitutionellen Staaten Deutschlands enger mit Oesterreich und Preußen in demselben Bundesinteresse zu verbinden, alle diese Begebenheiten des Jahres 1833 stehen in genauem Zusammenhange mit den so eben bezeichneten Hauptfragen Europa's.

Außerdem hat der ungewöhnlich heftige Parteihaß, der plötzlich in den sonst so friedlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika bei Gelegenheit der Tarif- und Bankfrage ausgebrochen ist, die Aufmerksamkeit der Welt erregt, und es haben sich daran Besorgnisse für die künftige Ruhe und Einheit jener Staaten geknüpft, die wohl voreilig seyn dürften.

Die Geſchichte des Jahres 1833.

Erſter Theil.

I.

Frankreich.

1.

Der König und die auswärtigen Angelegenheiten.

Ludwig Philipp hatte die Befeſtigung ſeiner Dynaſtie im Auge. Schon daraus folgt, daß er ſich nicht mit den Volksparteien gegen die Könige verbinden konnte, ſondern im Gegentheil nach der Garantie ſeiner natürlichen Verbündeten (der Fürſten) gegen ſeine natürlichen Feinde (die Volksparteien) ſtreben mußte. Seine oppoſitive Stellung gegenüber den nordiſchen Mächten war theils nur eine Conceſſion, die er anfangs der Partei bringen mußte, durch die er zum Throne gelangt war, theils eine Folge des Mißtrauens, welches jene Mächte in die Dauer ſeiner Herrſchaft ſetzten; ſobald er aber der Parteien im Innern und beſonders der

Republicaner Meister geworden war, trat er je mehr und mehr aus jener oppositiven Stellung heraus, und wenn es auch factisch nur in dem Maaß geschah, in welchem die Mächte Vertrauen zu ihm faßten, so sparte er doch die Versicherungen nicht, die sie zu noch größerm Vertrauen einladen sollten.

Die Expedition gegen Antwerpen unter Aufsicht einer preußischen Armee und unter der Bedingung des augenblicklichen Rückzugs, sobald die Citadelle genommen sey, konnte die Mächte so wenig beunruhigen als die zu einer päpstlichen Polizeianstalt gewordene Expedition nach Ancona. Daher war es nicht bloß Ceremoniell, daß der österreichische Gesandte zu Paris, Graf Appony, am Neujahrstage im Namen des diplomatischen Corps an Ludwig Philipp die artigen Worte richtete: „Sire, das diplomatische Corps, dessen Organ zu seyn ich heute die Ehre habe, ergreift immer mit Eifer alle Gelegenheiten, Ew. Majestät die Huldigung seiner Ehrfurcht darzubringen, und Ihnen die Wünsche der erlauchten Souveraine, die es die Ehre hat zu repräsentiren, auszudrücken. Diese Wünsche, Sire, sind die Ihrigen; denn sie haben die Aufrechthaltung des Friedens, und eine gesicherte Zukunft der Ruhe, der Ordnung und der innern Wohlfahrt von Frankreich zum Gegenstande. Erlauben Sie, Sire, daß bei dem interessanten Zeitpunkte des Jahreswechsels unsre Huldigungen sich mit dem glücklichen Vorgefühle, diese wichtigen Resultate zu gewinnen, verschmelzen. Sie werden, wie wir gern mit Gewißheit annehmen, gewonnen werden: die Eintracht, welche zwischen allen Höfen besteht, und die persönlichen Gesinnungen Ew. Majestät bieten in dieser Hinsicht alle wünschenswerthen Garantien dar.“

Erst jetzt trat Ludwig Philipp mit seiner Persönlichkeit

mehr hervor, oder vielmehr er wurde erſt jetzt hinter dem Miniſterium, das ihn bisher verbarg, als der eigentliche Lenker des Staatsſteuers erkannt. Hatte man früher noch geglaubt, er werde von Cotterien geleitet, ſo ſah man jetzt vollkommen klar ein, daß er es ſelbſt ſey, der ſeine Umgebungen und die ganze Regierung leite. Dieß hatte zur Folge, daß die Unzufriedenheit im Volke, die bisher auf die Häupter eines Perier ꝛc. abgeleitet worden war, ſich gegen den König unmittelbar richtete. Ein geiſtreicher Correſpondenzartikel der Allg. Zeitung charakteriſirt die Stellung des Königs zum Miniſterium und zum Lande alſo: „Immer dieſelben Geſchichten. Eine Macht, die zu wurzeln ſucht; ein aufgelockerter, aber nicht widerſtrebender Boden; viele Felſenpartien in dieſem Boden; eine Macht, die hinter und zwiſchen denſelben ihre Wurzeln einzuſenken ſtrebt, um die Felſen zu ſprengen; die Bürgerſchaft, in deren Herzen der bürgerliche König als Repräſentant ihres Bürgerthums ſo ziemlich feſtſteht; im Ganzen gut geſinnte Bürger und nicht ungünſtig geſinnte Bauern; aber die aus dem Bürgerthum Emporſtrebenden, beſonders die Leute des Worts und der Schrift, viele Advocaten, hauptſächlich die Journaliſten, dann ein groſſer Theil der Jugend harter Fels, in welchem die Wurzel nicht Boden faſſen will; legitimiſtiſcher Kies, poröſer Sandſtein. Das iſt die Lage der Dinge. Mit Verſtand geſchieht die Verwaltung; Gröſſe fehlt, obwohl im Miniſterium (in deſſen doctrinellem Theile) höhere Elemente des Ehrgeizes ſich bewegen, die HH. Guizot und de Broglie Manches wollen, was höher und beſſer iſt als die Adminiſtration, Thiers wenigſtens nach Glanz ſtrebt, der Marſchall Soult nur durch das Alter gebannt wird, und hinter Wolken die glühende Sonne

ſeines ganz perſönlichen Ehrgeizes, für den er ſich eine Armee ſchaffen möchte, durchblicken läßt; aber wie geſagt, das Alter legt Feſſeln an Fuß und Arme, und hemmt den Flug; in Rigny iſt ein verſtändiges Weſen, gewandte Diplomatik und Ueberſchauung der Verhältniſſe einer wohlgeordneten Marine; d'Argout, Barthe, Humann trotten den Schlendrian ihrer adminiſtrativen Geſchäfte fort; aber der König ſpielt ein feines Spiel, macht Lafayette und Laffitte matt; man ſagt, er habe auch Caſimir Perier im Schach gehalten, man behauptet, er möchte noch Andere matt machen. Beharrlichkeit und ein Wohlbegreifen ſeiner perſönlichen Lage, ſeiner Verhältniſſe nach innen und außen ſind ihm nicht abzuſprechen; er kennt recht gut ſeine Freunde und ſeine Feinde, ſucht zu ſondern, zu ſcheiden, zu degagiren, die im revolutionären Chaos verſchlungenen Elemente mit geübter Hand allgemach in ihre Kreiſe zurück zu weiſen, ſie zu fixiren. Das ganze Land hat die Augen auf ihn; die Bürgerſchaft mit Vertrauen; der Tiers parti im Hoffen verzagend, im Verzagen hoffend; die Laffittiſten halb, die Lafayettiſten ganz enttäuſcht; die Revolutionärs giftig, die Legitimiſten voller Verachtung, Alle geſpannt, keiner gleichgültig, trotz des äußern Anſcheins. Die Wuth ſeiner Feinde iſt ungeheuer, eben weil ſie einſehen, daß er mit Plan verfährt; der ſchwache und mehr noch planloſe Karl X wurde nur als Bourbon und nicht als Menſch gehaßt; in Ludwig Philipp haſſen die Revolutionärs ganz insbeſondere den Menſchen, weil dieſer als klug abwägender Mann augenſcheinlich die revolutionären Phraſen benutzt hat zur Begründung ſeines Anſehens unter dem großen Haufen, dann, nachdem er angeſehen im Haufen, die Phraſen immer mehr fahren ließ,

und nun Realität der Macht ſucht durch eine Art Einverſtändniß mit dem Bürger, ob er gleich durchaus nicht Willens iſt, ohne alle Ariſtokratie ſeine Krone zu tragen.“ Auch legte man den Privatcorreſpondenzen des Königs in auswärtigen Angelegenheiten eine große Wichtigkeit bei.

Der quaſilegitime Charakter der franzöſiſchen Regierung prägte ſich in allen ihren Aeußerungen aus. Man ſtritt darüber, ob der König den Thron beſitze, weil oder obgleich er ein Bourbon ſey. In der erſten Eigenſchaft wollte er dem Ausland, in der andern dem Inland erſcheinen. Daher ſtellte er in den innern Kreiſen der Diplomatie den alten Hof, dem Volk gegenüber aber das neue Bürgerkönigthum zur Schau, hier mit den Erinnerungen Ludwigs XVIII und einer noch ältern Zeit, dort mit den Erinnerungen der Republik ſpielend. Nach den Ereigniſſen im Junius 1832 ſchloß ſich der Hof ariſtokratiſcher ab und im Winter wurde geſchrieben: „Die Hofbälle waren weit glänzender als im verfloſſenen Jahre, und hatten auch eine beſſere Haltung; man ſah nicht mehr jene Carricaturen von Frauen und Nationalgarden, welche den Bürgerkönig lächerlich machten. Seitdem das Königthum keinen Händedruck mehr gibt, wählt es ſeine Leute beſſer, und man ſieht in den Salons nicht mehr die gemeinen Soldaten der Volksmiliz, die eine Art von lebendigem Programm des Rathhauſes bilden. So iſt nun alles wieder auf dem Schloſſe zur alten Ordnung zurückgekehrt. Die Hofleute des neuen Hofs bilden ſich allmählich. Unter dieſen zeichnen ſich vorzüglich aus der Graf Alexander Delaborde, Hr. Jacques Lefebre und Hr. Viennet, die mit Emſigkeit dem Könige und der Königin jeden Abend den Hof machen. Die gewöhnlichen Soiréen im

Schloſſe ſind ſehr einfach. Die Königin und ihre Töchter ſticken. Der König, der gern von Geſchäften ſpricht, und ſie vorbereitet, geht in den anſtoßenden Zimmern mit irgend einem ſeiner Vertrauten umher, die ſich am Abend einfinden, z. B. mit den HH. Pasquier, Semonville und den Miniſtern. Man ſpricht alsdann über die Kammern, über die Majorität, über auswärtige Angelegenheiten, und alles dieß, wie leicht begreiflich, mit großen Lobpreiſungen. Die Herzoge von Orleans und von Nemours bleiben ſelten Abends im Schloſſe, ſondern machen ihre Beſuche. Ich muß noch bemerken, daß man bei allen dieſen Abendgeſellſchaften, wie bei den Hofbällen, ſowohl von Seite der Herren als der Damen ſich alle Mühe gibt, um ein Jahrhundert zurückzugehen und die alten Moden wieder aufleben zu laſſen. Man wiederholt unaufhörlich, wir ſeyen eine junge, ernſthafte Geſellſchaft. Die Damen haben wieder Puder in den Haaren, wie vor 60 Jahren, und die Männer tragen Schönpflästerchen, wie die Marquis der Regentſchaft. Man ſoupirt ſehr ſpät und macht Orgien; die Masken erſcheinen wieder mit allen Thorheiten unſerer Väter, was einen wahrhaft bewundernswürdigen Fortſchritt der Freiheit und des conſtitutionellen Regime's ausmacht. Andererſeits hat der König ſeine Favoriten, was immer eine Schwäche der Bourbons geweſen. Ludwig Philipp hat Hrn. v. Montalivet, wie Ludwig XVIII Hrn. Decazes hatte. Hr. v. Montalivet iſt das, was man in Frankreich un bon garçon nennt; ein Mann, der alles thut, was der König wünſcht. Dieß macht aber bei den Bourbons die Favoriten aus. Die Bourbons wollen nun einmal ſelbſt handeln, und ſchenken dann denen, welche ihnen dienen, ihre ganze Liebe. Nach Hrn. von Montalivet kommt in zweiter

Linie Hr. d'Argout, der weder die Anmuth des Hrn. v. Montalivet, noch die Reize hat, die ihm bei der Familie des Königs Unterſtützung gewähren könnten. Er iſt ein treuer Diener des Hauſes, und warum ſollte man nicht einen treuen Diener lieben? Hr. d'Argout gilt für eine Specialität, und eine Specialität iſt häufig nichts Anderes, als ein Geiſt der Mittelmäßigkeit, der an Acten klebend nichts Höheres kennt, und dem Lande gut zu dienen glaubt, wenn er viel darin blättert, und über Rundſchreiben grau wird. Man erzählt unglaubliche Dinge von Hrn. d'Argout. Sollte man wohl denken, daß er ganze Stunden dabei zubringt, ſeine Einladungskarten zum Eſſen und zu Bällen zu verificiren? Statt eines Stempels unterzeichnet er alle ſelbſt, und dieß nennt man dann Specialität! In dritter Ordnung kommt nun Hr. Thiers; er gibt ſich hin, iſt Ariſtokrat, vertheidigt alle nicht ganz guten Sachen, bleibt heiter bei allen Widerwärtigkeiten, und ſolche Gemüther braucht man zuweilen in den Geſchäften. Man kann ſagen, daß jetzt die Staatsgewalt ganz außerhalb der Juliusrevolution iſt; ſie iſt völlig in den Händen der Doctrinäre."

Hörte der König auf, mit dem Oberrock, grauen Hut und Regenſchirm unter ſeinen Pariſern umherzuſchreiten und in einer Stunde tauſend Hände zu drücken, ſo unterließ er doch nicht, in ſeltenen Fällen das Andenken ſeiner bürgerlichen Sympathien aufzufriſchen. Das miniſterielle Journal de Paris erzählte im Herbſte: „Der Tag des Königs ward durch einen jener Züge ausgezeichnet, deren Andenken nicht untergeht. Der Poſtcourier Vernet, ein alter Diener des Kaiſers Napoleon, kam an der Kutſche JJ. MM. in dem Augenblicke vorbei, wo die Poſtillone zu Pferde ſtiegen; der

König rief ihm; Vernet neigte ſich zu Sr. Majeſtät hin, um die Befehle, die man ihm ertheilen möchte, beſſer zu vernehmen; der Sattel rutſcht, der Unglückliche fällt unter das Rad, während die Poſtillone, die nichts von ſeinem Falle wußten, ihre Pferde in Galopp ſetzen, und ſo geht ihm der Wagen über den Leib! Es läßt ſich leicht begreifen, welchen Eindruck dieſer ſchreckliche Vorfall auf die königliche Familie hervorbringen mußte. Auf das Geſchrei des Königs, der Königin und der jungen Prinzeſſinnen halten die Poſtillone an; der König und der Herzog von Orleans eilen aus dem Wagen, heben, unter dem Beiſtande einiger Officiere ihres Gefolges, den unglücklichen Vernet auf und bringen ihn unter einen Baum. Während ihn der Herzog von Orleans unterſtützt und entkleidet, befragt ihn der König, und überzeugt ſich, indem er ihn ſelbſt befühlt, daß wie durch ein Wunder nichts an ihm gebrochen iſt; er ſagt dann in dem Glauben, daß noch einige Hoffnung, ihn zu retten, vorhanden ſey: „Man muß ihm zur Ader laſſen: wer kann dieß? . . . Niemand . . . Wohlan! ich habe in meiner Jugend Ader gelaſſen *), es wird wohl noch gehen. . . Etwas Leinwand! Verlieren wir keinen Augenblick!“ Sogleich werfen ihm die Königin und die jungen Prinzeſſinnen ihre Taſchentücher zu; der König zerreißt ſie, unterbindet den Arm des Verwundeten, zieht eine Lanzette aus ſeinem Portefeuille **) und macht

*) Bekanntlich erzählt dieß Frau v. Genlis in ihren Memoiren, und daß ſie ihn im Laufe der Erziehung häufig in die Spitäler geführt habe. (J. de P.)

**) Seit ſeiner Reiſe in Amerika, während welcher er oft den Nutzen erprobte, ſich mit einem Neceſſaire mit Lanzette und

in die vena cephalica einen kleinen Einschnitt, woraus dann sogleich ein schwarzes und dickes Blut hervorfließt, das in einem Augenblick die Hände Sr. Majestät überdeckt. Als der unglückliche Courier zu sich gekommen war, äußerte er im Tone eines Menschen, der keine Hoffnung mehr hat: „Ach! Sire, ich sehe wohl, daß ich kein Pferd mehr besteigen werde! ...“ Der König spricht ihm Trost und Muth ein, und während seine Aeußerungen voll Güte diesem Unglücklichen ein wohlthätiges Vertrauen einflößen, fährt er mit fester Hand in seinem Werke fort, stillt das Blut und verbindet die Ader. Endlich entschließt sich der König, aber erst dann, zur Entfernung, als er den Verwundeten der Sorge eines Wundarztes übergeben konnte, dem er ihn auf das rührendste empfiehlt. Bei Fortsetzung seines Weges hatte der König wenigstens die Hoffnung mit sich genommen, daß der unglückliche Vernet durch die schnelle ihm geleistete Hülfe gerettet werden dürfte. Solche Handlungen können jedes Lob entbehren: sie werden im Andenken des Volks ihren Lohn finden.“

In dem bekannten Proceß, den Schuß auf den König betreffend (vergl. den vorigen Jahrgang) wurde nichts entschieden. Die Angeklagten, Louis Bergeron und Hippolyte Benoit, wurden am 18 März von den Assisen freigesprochen. Es kam nichts heraus, und niemand blieb verdächtigt, als die Polizei selbst. Man schrieb aus Paris: „Beschul-

---

anderen Instrumenten zu Hülfe eines Verwundeten versehen zu haben, soll der König immer die Gewohnheit gehabt haben, ein solches Necessaire bei sich zu tragen. Wie sehr mußte sein Herz sich heute darüber freuen. (Z. de P.)

digungen gegen die Polizei ſind nun allerdings ſeit langer Zeit zu ſehr in der Mode, als daß man ohne weiteres Gewicht darauf legen könnte; gewiß hat ſie nicht das Verdienſt der Originalität. Indeſſen können wir nicht läugnen, daß in dieſem Proceſſe etwas Myſteriöſes liegt, welches auf die Polizei oder ſelbſt auf das Miniſterium kein ganz günſtiges Licht wirft. Aus der Anklage-Acte geht hervor, daß die Polizei vorher wußte, es ſey ein Attentat gegen den König im Werke; dieß erklärt ſie ausdrücklich, ſie nennt die Perſonen, durch welche ſie in das Geheimniß eingeweiht ward. Die Polizei vergißt, uns in der Anklage-Acte zu belehren, ob ſie ihre Entdeckung ſogleich den Miniſtern mitgetheilt oder nicht. Nehmen wir zuvörderſt das Wahrſcheinlichere an; ſie hat alles mitgetheilt. Wie kommt es aber dann, daß keine genügenden Maßregeln gegen die Ausführung des Complots ergriffen wurden, und wenn die Vorkehrungen den Schuß nicht verhindern konnten, wenigſtens genügende Maßregeln gegen die Wirkung jenes Schuſſes? Denn ſo viel weiß jedermann, der am 19 Nov. den König die Tuilerien verlaſſen ſah, daß allzu geringe Vorſicht angewendet ward. Statt wie oft bei ähnlicher Gelegenheit von Generalen und Adjutanten umringt zu ſeyn, ritt Ludwig Philipp allein, in ziemlich weiter Entfernung von der Mannſchaft, die ihm voranzog, und von ſeinem Gefolge, zu ſeiner Seite niemand; es war unmöglich, dem Angriffe eines Mörders mehr bloßgeſtellt zu ſeyn, als man den König in dieſem Augenblicke bloßſtellte. Und ſonderbar lautet es, wenn man hierauf erwiedert, es hätten unter dem Publicum ſelbſt hinlänglich viele Polizeiagenten geſtanden, um von der Seite her das Attentat zu verhindern; es iſt noch ſonderbarer, wenn man erwiedert,

dert, gerade weil der König sich so bloßstellte, sey kein Angriff gegen ihn zu erwarten gewesen; jene unzureichende und diese sentimentale Antwort, die man in der That versucht hat, würden der Polizei nicht zur Entschuldigung dienen."

In den drei wichtigsten Angelegenheiten des Jahres zeigte sich die Politik Ludwig Philipps ihrem Charakter treu. Er setzte den Fortschritten Rußlands im Orient schwache Intriguen und großherzige Verkündigungen entgegen, die sich in Nichts auflös'ten. Er billigte, was die nordischen Mächte in den Conferenzen zu München-Grätz beschlossen hatten. Er leitete endlich in Spanien die Hand der Königin Christine, daß sie nicht zu rasch in constitutionellen Reformen verfuhr. Wenn er irgend etwas nicht gegen den Liberalismus that, so geschah es nur, um sich in demselben noch eine letzte Stütze für den Nothfall aufzubewahren, falls es ihm nicht gelänge, das Vertrauen der Mächte zu gewinnen, und mit mathematischer Genauigkeit konnte man aus seiner Schonung oder Unterdrückung der Bewegungsmänner den Barometerstand der auswärtigen Angelegenheiten abmessen.

Er suchte die nordischen Mächte zugleich durch ein Band der Verwandtschaft zu versöhnen. Sein ältester Sohn, der Kronprinz, Herzog von Orleans, sollte sich vermählen. Wenn man den Zeitungswinken trauen darf, so war zuerst von Rußland, dann von mehreren andern östlichen Höfen die Rede. Diese Bewerbungen blieben aber einstweilen ohne Resultat. Die öffentliche Meinung urtheilte über den Prinzen: „Uebrigens ist der Herzog von Orleans ein junger Mann von keiner besondern Auszeichnung; er besitzt nicht einmal jene Fähigkeit der Feinheit und Intrigue, die seinem Vater eigen ist. Man weiß in Frankreich kaum, daß er existirt, so wenig

nimmt er an den Geſchäften Antheil, und wenn man es weiß, ſo geſchieht es nur, weil die Oppoſition die Waffe des Lächerlichen gegen ihn gebraucht."

Als im Herbſt der König der Belgier mit ſeiner jungen Gemahlin einen Beſuch bei ſeinen Schwiegereltern in Paris machte, bemerkte man, daß ſich Ludwig Philipp ausnehmende Mühe gab, die fremden Geſandten gegen die belgiſchen Majeſtäten gefällig zu machen, und daß Leopold bei dieſer Gelegenheit ſogar das Ehrenzeichen der Reſtauration, eine den franzöſiſchen Stolz demüthigende Decoration, trug. Darüber fand folgende Erörterung in den Blättern ſtatt. Ein miniſterielles Journal desavouirte die Decoration, der National entgegnete. „(Journal de Paris.) Der Prinz Leopold von Sachſen-Koburg war nicht bei der Schlacht von Waterloo, und die Nationalgarde wird morgen (3 Nov.) ſehen, daß Se. Maj. der König der Belgier die Decoration davon nicht trägt. — (National.) Iſt es die Medaille von Waterloo, oder die von den verbündeten Souverainen allen Militärs, die 1814 und 1815 in Paris eingezogen ſind, ertheilte Medaille, welche der Prinz von Sachſen-Koburg trägt? Dieſe Perſon kann ſehr gut nicht auf dem Schlachtfelde von Waterloo geweſen, aber 1814 und 1815 mit einem Commando bei den verbündeten Truppen in Paris eingezogen ſeyn. Trotz der amtlichen Bemerkung iſt gewiß, daß der Prinz von Sachſen-Koburg auf dem Balle der Tuilerien mit einer Decoration erſchienen iſt, die zur Feier des Einzugs der Heere der heiligen Allianz in Paris geſtiftet ward; wenn er darauf verzichtet, dieſe Decoration bei der morgenden Muſterung zu tragen, ſo wird dieß von ſeiner Seite klug ſeyn. Die Erklärung des miniſteriellen Journals war eine Höflichkeit, die

man denjenigen der HH. Nationalgardiſten ſchuldig war, welche geſonnen ſeyn möchten, ſich ſelbſt zu überzeugen, ob der treue Verbündete der HH. Lobau und Jacqueminot die fragliche Medaille trägt oder nicht. — (National.) Man ſpricht in der politiſchen Welt viel von allen Schmeicheleien, welche das Juſte-Milieu dem Grafen Pozzo di Borgo, Botſchafter des Kaiſers Nikolaus, gemacht habe, um ihn zu beſtimmen, als Doyen und Chef des diplomatiſchen Corps in die Tuilerien zu gehen, und den König und die Königin der Belgier zu beglückwünſchen. Es ſcheint, daß das Schloß es für das höchſte Glück gehalten haben würde, wenn man eine ganz kurze Rede von dem ernſten Diplomaten hätte erhalten können, um ſie in das Journal des Debats zu rücken. Man ſetzt hinzu, die HH. Thiers, v. Broglie und Montalivet hätten dieſen Botſchafter deßwegen gequält; aber die ganze Beredſamkeit dieſer beiden Miniſter, alles Händedrücken und Zuvorkommen des Schloſſes, alles dieß vermochte nichts. In dieſem Augenblicke iſt ein Theil der Diplomatie auf dem Lande oder krank, oder in Trauer; gewiß iſt, daß die in Paris befindlichen Diplomaten, die geſund ſind, den Anſtand zu gut kennen, als daß ſie dem König oder der Königin der Belgier huldigen ſollten, ohne ihren Doyen an der Spitze zu haben.“

Sey es, daß die geheime Abſicht, das engliſche Bündniß mit einem ruſſiſchen zu vertauſchen, dem Könige Ludwig Philipp nur verleumderiſch angedichtet wurde, oder daß die Bedingungen nicht erfüllt wurden, unter denen eine ſolche Wendung hätte möglich werden können; es war zwar eine Zeit lang in öffentlichen Blättern ſtark von einer zwiſchen England und Frankreich eingetretenen Kälte die Rede, aber ihr Bünd-

niß blieb nichts deſto weniger feſt, und ſchien insbeſondere durch eine Zuſammenkunft des Königs mit Lord Durham zu Cherbourg am 1 September neu befeſtigt zu werden. Auf der Reiſe von Paris nach Cherbourg nahm Ludwig Philipp verſchiedene Aeußerungen der Beamten und des Volks entgegen. Der Maire von La Bouille, Departement der niedern Seine, hatte bei der Ankunft des Königs an der Gränze dieſer Gemeinde folgende Rede an ihn gehalten: „Sire, zu einer andern Zeit ſagte der große Mann, deſſen Andenken Sie ehren, zu ſeinen Soldaten, am Tage nach einer großen Schlacht: „Soldaten, ich bin mit euch zufrieden, ihr habt meine Erwartung erfüllt.“ Heute kommen, durch eine glückliche Umkehrung, die Franzoſen freiwillig, um ihrem Könige zu ſagen: „Sire, Sie haben unſere Wünſche erfüllt.“

Der National behauptet, der Moniteur gebe öfters die officiellen Anreden ſo, daß man ſich an den Orten, wo dieſe Reden gehalten worden ſeyen, oft einander anſehe, und nicht ein Wort mehr davon erkenne. Alles, was man deutlich gehört und aufrichtig beklatſcht habe, ſey aus Rückſicht für die auswärtigen Mächte verſchwunden. So habe das Journal du Havre eine ſolche Veruntreuung berichtigt. Der König habe nämlich an die Abtheilung der Nationalgarde von Havre, die ihn zu Honfleur becomplimentirt, nicht die Rede gehalten, welche der Moniteur geliefert, ſondern folgende: „Obriſter, ich freue mich über die Geſinnungen, die Sie mir im Namen der Nationalgarde von Havre ausdrücken. Ich bin Franzoſe; ich will das Glück Frankreichs; ich **will den Frieden, aber nicht einen Frieden um jeden Preis**; ich will die Freiheit ohne Frechheit, ich will

den Geſetzen Achtung verſchaffen. Ich bewahre in meinem Herzen das Andenken, das ich vor zwei Jahren von den Einwohnern Ihrer Stadt empfangen, und wenn die Wege nicht ſo ſchwierig wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen gemacht haben, ſie wieder zu beſuchen. Stellen Sie mir, Obriſt, die Abtheilung Ihrer ſchönen Nationalgarde vor.“

In Bezug auf alle auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs hatte der alte Fürſt Talleyrand einen ausgezeichneten Antheil an den Entſchließungen des Königs. Man ſchrieb dem greiſen Diplomaten einen Einfluß zu, deſſen ſich kein Miniſter rühmen konnte, und insbeſondere galt die Erhaltung wie die Anknüpfung der Allianz mit England als ſein Werk.

Am 10 Januar kehrte die franzöſiſche Armee von Antwerpen zurück. Sie wurde mit mehr Ehrenkreuzen bedeckt, als nach einem Napoleoniſchen Feldzuge, und blieb ſeitdem das Paradepferd der Miniſter, wenn man ihnen Feigheit in der auswärtigen Politik vorwarf.

Am 19 Februar faßte der alte Lafayette in der Kammer alle dieſe Vorwürfe zuſammen: „Bereits hatte die Sturmglocke von 1789 die Emancipation von Europa verkündet. Wenn dieſes gute Werk durch verſchiedene allgemein bekannte Ereigniſſe gehemmt und verzögert ward, ſo muß ich ſagen, daß die Lehren der Freiheit allem dem, was die Rechte Aller und eines Jeden angriff, völlig fremd geblieben ſind. Sie finden ſich in unſern Barrikaden wieder groß, rein, von jedem Vorurtheile entledigt; vor ihnen, vor der Sonne des Julius zertheilten ſich alle Nebel der königlichen Legitimität und der privilegirten Allmacht, um den ewigen Dogmen Platz zu machen, welche auf der Volksſouverainetät beruhen, vor welcher alle conſtitutionellen Combinationen nur ſecundäre

Combinationen ſind. Die Julusrevolution hatte ihnen beigepflichtet, und alle in dieſer Hinſicht getroffenen Maßregeln wurden einſtimmig oder faſt einſtimmig mit Entzücken auf allen Punkten Frankreichs angenommen, wo man alles, was man nur immer vom Patriotismus zur Vertheidigung oder Aufrechthaltung derſelben erwarten durfte, gethan hat. Aber ſie beſchränkte ſich nicht bloß auf unſere Gränze; Sie wiſſen, welchen Enthuſiasmus dieſe Revolution in der ganzen Welt erweckt hat; ſie ward durch beide Hemiſphären, und von den Ufern des Ganges bis zu den entfernteſten Winkeln von Chili gefeiert. Sie hat noch mehr gethan; ſie hatte auch eine poſitive Wirkung. Sie öffnete die Breſche des Torysmus, durch welche Sie England feſten Trittes und fortſchreitend die großen Maßregeln der Reform ergreifen ſahen. Sie hat den Einfluß der helvetiſchen Ariſtokratie zerſtört, die Einwohner der zwei Halbinſeln und unſere deutſchen Nachbarn aufgeweckt, das heldenmäßige Polen aufgeſtiftet, den Schlagbaum nicht nur des Wiener Tractats, ſondern den großen Schlagbaum der europäiſchen Civiliſation, der am Ende wieder hergeſtellt werden muß, aufzuziehen. Dieß war die Wirkung der Julusrevolution auf die Völker. Gewiß iſt, daß dieſes politiſche Impromptu bei den fremden Cabinetten kein ſo großes Glück gemacht hat. Sie hatten zwiſchen zwei Alternativen zu wählen: der einen, dieſe Volksſouverainetät, dieſen populären Tron anzuerkennen; der andern, ſich einer Inſurrection ihrer eigenen Unterthanen, wie ſie ſie nennen, ſich einem von uns an alle Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker erlaſſenen Aufrufe auszuſetzen. Unſere Regierung ward anerkannt, ſo wie vormals die Regierung von 1789, die conſtitutionelle Regierung Spaniens, Neapels und andere ähn-

licher Art anerkannt waren. Was geſchah, nachdem einmal dieſe Anerkennung erhalten ward? Man theilte ſich zwiſchen zwei Syſteme. Eines dieſer Syſteme ward, meiner Anſicht nach, durch eine übermäßige Furcht vor Krieg verdorben. Was geſchehen iſt, und täglich geſchieht, beweiſ't nicht nur, daß man mit Feſtigkeit, und ſelbſt mit dem, was mein ehrenwerther Freund ſo eben die Quaſifeſtigkeit genannt hat, dieſen Krieg hätte vermeiden können. Die andere Partei war gleichgültiger; allerdings wünſchte ſie den Krieg nicht; aber Frankreich blieb gleichgültig und ließ die fremden Mächte wählen, was ihnen am meiſten frommen möchte; nur erklärte es, wie auch wir auf eine höchſt authentiſche Weiſe gethan haben, daß wir nie dulden würden, daß das Lebensprincip unſerer Exiſtenz durch die fremden Cabinette bei Völkern angegriffen würde, welche unſer Beiſpiel nachahmen möchten. Dieſe, mit Edelmuth erfolgte Erklärung hat die belgiſche Revolution entſchieden; dieſelbe Erklärung war auch in den Angelegenheiten Italiens erfolgt. Sie wiſſen, daß in dieſer Verſammlung mit Beſtimmtheit geſagt ward, daß von den Miniſtern aller fremden Mächte geſagt, geſchrieben und erklärt ward, daß Frankreich nie einen Einfall in Italien dulden würde.“ Und was geſchah? fragt er. „Die ganze Expedition nach Ancona lief darauf hinaus, der päpſtlichen Regierung Gendarmen zu liefern.“ Noch bitterer beklagt er ſich über das Schickſal Polens, dem Frankreich ebenfalls ſeinen Beiſtand zugeſagt aber nicht gehalten habe.

Der Herzog von Broglie antwortete ihm als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und erklärte dem alten Republicaner mit Offenheit, daß es ſich in der franzöſiſchen Politik nicht von Völkern, ſondern nur von Regierungen handle.

„Den Tag nach der Julusrevolution, und alle diejenigen, welche damals in Paris waren können dieß bezeugen, war der erste Act der von ihr gegründeten Regierung, ſich an die beſtehenden Regierungen zu wenden, ihnen die Gerechtigkeit ihrer Sache darzuſtellen und die Anerkennung derſelben von ihnen zu verlangen. Alle haben ſie anerkannt. Bei dem Verlangen an die fremden Regierungen zur Anerkennung der Juliusrevolution nahm die Regierung ihrerſeits die Verpflichtung auf ſich, keinen Aufſtand und keine innern Unordnungen bei ihnen anzuſtiften, und gegen ſie loyal und redlich zu ſeyn. Sie übernahm auch dadurch die Verpflichtung, die Tractate treulich zu beobachten. Sie hatte zu wählen, und ich preiſe mich glücklich und bin ſtolz darauf, daß ſie ſo gewählt hat, wie ſie gethan, entweder ſich auf Europa zu werfen, um es umzuwälzen, oder ihren Rang unter den beſtehenden Regierungen einzunehmen. Indem man ſich ſonach an die Regierungen wandte, hat ſie ſich, ich wiederhole es, verpflichtet, Treu und Glauben der Tractate zu beobachten, und ſich in Bezug auf ſie ſo zu benehmen, wie ſich eine Regierung benehmen muß, das heißt, mit Redlichkeit und Aufrichtigkeit, mit Achtung ihrer Verpflichtungen, und hauptſächlich jener ewigen Verpflichtungen der Regierungen unter einander, ſich in Friedenszeiten gegenſeitig keine Aufwiegelungen und Empörungen anzuſtiften. Dieſe Politik hat geſiegt; ſie hat, wie Sie wiſſen, nicht ohne Mühe, ſie hat durch Ihre Ausdauer und Ihre Mitwirkung geſiegt; ſie iſt es, die uns Freunde und Verbündete in Europa gemacht hat; ohne ſie würden wir nur Feinde haben. Ich ſage, daß wir alle Regierungen von Europa zu Freunden haben, und ſage dieß um ſo kecker, weil es die Wahrheit iſt; ich ſage, daß die fran-

zöſiſche Regierung nie höher in der Achtung der auswärtigen Regierungen geſtanden iſt, daß ſie nie ein größeres Gewicht in Europa gehabt, daß man nie ihrem Worte und ihrer Macht mehr vertraut hat.“

Am 1 April berichtete Obriſt Pairhans über die griechiſche Anleihe, wobei die orientaliſche Frage ſtark zur Sprache kam. Die Regierung hatte nemlich in Gemeinſchaft mit Rußland und England die griechiſche Anleihe mit 20 Mill. Franken garantirt und verlangte von der Kammer die Beſtätigung. Der Commiſſionsbericht hob beſonders Folgendes hervor: „Jetzt, wo Rußland, England, Oeſterreich daſelbſt ſchon die Hand auf die Beute gelegt haben, darf da Frankreich weichen und ſich zurückziehen? Braucht man an das zu erinnern, was man ohne uns thun würde? Soll, während ſo viele Reue, ſo viele Schande unſerm Benehmen bei der Theilung Polens folgte, zum zweiten Male ein ähnliches Ereigniß uns in gleicher Nichtigkeit ſehen? Aber um Einfluß auf die orientaliſche Frage zu üben, genügt es nicht, einen Botſchafter in Conſtantinopel zu haben und ihm Noten zu ſchicken. Man muß eine dem Schauplatze der Handlung nahe Poſition beſitzen, da die Ruſſen dort Gränznachbarn ſind; dieſe Poſition iſt Griechenland. Man muß daher nöthigenfalls in Griechenland einen Boden finden, wo man landen kann, und ein Volk, das uns verbündet iſt. Nun iſt es leicht vorauszuſehen, wen ein Volk vorziehen wird, den, der ihm die Mittel ſich feſtzuſtellen gibt, oder den, der ſie ihm verweigert. Jetzt aus der griechiſchen Frage treten — und man tritt daraus, wenn man nicht mehr mit den beiden andern Mächten concurrirt — hieße ſo viel, als die Frucht unſrer Opfer verlieren wollen, in dem Augenblicke,

wo wir ſie ernten könnten, hieße gerade das wollen, was Rußland wünſchte.“ Die Majorität ſtimmte zu, und auch viele Oppoſitionsmitglieder aus Nationalſtolz. Herzog von Broglie hielt eine glänzende Rede. Die Kammer hörte, ungeachtet die Rede gegen zwei Stunden dauerte, mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu, und brach oft in Acclamationen des Beifalls aus über die allgemeinen politiſchen Anſichten, welche der Miniſter entwickelte. Was am meiſten Senſation machte, war die Art, wie er von dem „deploraben Miniſterium“ ſprach, „zur Zeit, als der Geiſt der heil. Allianz alle Cabinette Europa's beherrſchte.“ Hinſichtlich der Stellung zur Pforte ſprach der Miniſter als Zielpunkt der franzöſiſchen Politik aus, das ottomaniſche Reich ſo lange als möglich zu erhalten; dann aber, wenn das Unvermeidliche geſchehe, und es in Trümmer ſtürze, „iſt es beſſer (dieß ſind die eigenen Worte des Hrn. v. Broglie), daß es, ſtatt getheilt zu werden, ſich in unabhängige Staaten auflöſe, nicht aber in Provinzen, die unſern Rivalen zufallen würden. Griechenland iſt günſtig gelegen, um dieſen Zweck zu erreichen; es iſt eine Seemacht in der Wiege. Wollten wir an Einem Tage das Werk von Jahren zerſtören? Ich hoffe nicht!“

Dagegen äußerte ſich der Courrier ſehr erbittert über dieſe Maßregel, indem er meinte, die franzöſiſche Diplomatie ſey doch nicht kräftig gegen Rußland, wende keine wahre Energie im Orient an, und alle die halben Maßregeln ſeyen, außerdem daß ſie Geld koſteten, noch überdieß ſchimpflich. „Wir müſſen nun auch noch thörichterweiſe die Schulden Griechenlands an die Türkei, und der Türkei an die Ruſſen bezahlen, nachdem der Finanzminiſter uns erklärt hat, daß

wir nichts hätten, womit wir die unſrigen bezahlen könnten. Die Freude leuchtet aus den Augen der Feinde der gegenwärtigen Regierung nach innen und nach außen, wenn ſie die Regierung ſolche Fehler begehen ſehen. Die Ruſſen werden nun, nachdem ſie die furchtſame Stellung unſerer Miniſter auf den Bänken der Kammer geſehen, keck die Kanonen, welche unſere Millionen ihnen bezahlt haben, auf uns richten können. Ruſſiſche Allianz, ruſſiſcher Einfluß, ruſſiſcher Handel, franzöſiſches, zuerſt griechiſch, dann türkiſch, dann ruſſiſch gewordenes Geld, alles wird in Griechenland ruſſiſch werden. Die Cabinette der abſoluten Mächte haben uns zwei Arten von Rollen bei den europäiſchen Zwiſten angewieſen. Wenn es ſich davon handelt, ſich zu ſchlagen, ſo ſchickt man uns ab, unſer Blut zu vergießen; wenn man bezahlen ſoll, ſo müſſen wir unſer Gold liefern. Wir geben alles den Andern, wir arbeiten für ſie, und wenn wir etwas gewonnen haben, ſo behalten wir nichts für uns ſelbſt.“

In der That benahm ſich die franzöſiſche Diplomatie in Conſtantinopel ſchwach und ungeſchickt. Es blieb bei der alten Gewohnheit: Rußland handelte, Frankreich unterhandelte nur. Die Details darüber werden beſſer da am Platze ſeyn, wo wir von der Türkei ſprechen werden.

Der Tod des Königs von Spanien mußte Frankreichs ganze Aufmerkſamkeit erregen. Anfangs glaubte man noch, die Partei der Serviilen, der Mönche und Abſolutiſten, ſey ſehr ſtark, durch ſie werde des Königs Bruder Don Carlos die Oberhand über des Königs junge Tochter Iſabella, die legitime Erbin, gewinnen, und dadurch würden auch die franzöſiſchen Karliſten einen für Ludwig Philipp gefährlichen Stützpunkt im Süden erhalten haben. Aus dieſem Grunde

war die Sprache des französischen Cabinets Anfangs energisch. Die junge Isabella wurde sogleich anerkannt, und ein französisches Heer unter General Harispe sammelte sich am 16 October in der Nähe von Bayonne, um nöthigenfalls in Spanien einzufallen und Don Carlos zu bekämpfen. Allein dieser Prinz zeigte sich feig und topflos, und überließ seine Partei, die viel schwächer war, als man geglaubt hatte, sich selbst, indem er nach Portugal zu Don Miguel entfloh. Im Stillen hatte die Meinung in Spanien Fortschritte gemacht, und der constitutionelle Geist hatte so sehr das Uebergewicht erhalten, daß Ludwig Philipp bald das entgegengesetzte Extrem, eine Unterstützung der französischen Liberalen von Spanien aus, besorgte. Daher wurde seine Sprache auf Einmal äußerst zurückhaltend, und seine diplomatischen Agenten mußten alles anwenden, um die neue Regierung in Spanien von liberalen Fortschritten abzuhalten, und einen Mann am Staatsruder zu lassen, der durch seine Vorliebe für das Alte berühmt war, Zea Bermudez. Die englischen Times sagten: „Das ganze Benehmen Ludwig Philipps macht es sehr wahrscheinlich, daß wenn Frankreich intervenirt, dieß mehr geschieht, um sich dem Uebergewichte der Liberalen in Spanien zu widersetzen, als um den Carlismus zu stürzen. Es ist erwiesen, daß das schwache und sinnlose Manifest, mit welchem die Königin-Regentin ihre Herrschaft begonnen hat, der französischen Regierung bekannt und von ihr gebilligt war, und daß Zea Bermudez in allen seinen Handlungen, seit dem Tode Ferdinands, mit Ludwig Philipp und seinen Ministern im Einverständnisse gewesen ist.“

Die Conferenz der drei nordischen Mächte zu München-Grätz flößte dem französischen Cabinet keine Besorg-

niß ein, denn in den Grundſätzen der innern Politik, in der Bekämpfung des Liberalismus dachte es mit den nordiſchen Mächten einſtimmig, und in Bezug auf die äußere Politik glaubte es an der Allianz mit England eine hinlängliche Bürgſchaft und Stütze zu haben. Das miniſterielle Organ, das Journal des Débats, äußerte in einem ausführlichen Artikel: „Ob man ſich zu Schwedt oder zu München-Grätz ohne England und Frankreich zu Conferenzen vereinigt, oder ob man ſich mit dieſen zu London in Conferenzen befindet, ſo iſt die Lage immer dieſelbe, immer dieſelbe Beſchaffenheit der Fragen, die man ohne ſie nicht berühren kann, außer man habe ſeinen Entſchluß darüber gefaßt, Europa im Chaos und im Schiffbruch aller Intereſſen zu ſehen. Hier iſt ein enger Kreis, worin die große Politik gleich vom erſten Tage an eingeſchloſſen war: alle Beſtrebungen, die man etwa verſuchen möchte, um aus demſelben zu treten, würden nur um ſo gebieteriſcher wieder darein zurückführen. Iſolirt oder vereinigt ändert die Allianz der nordiſchen Souveraine Ziel und Bedeutung nur unter Einer Bedingung, wovor die Vernunft ſchaudert. Ohne Conferenz, ohne Congreß ſind Frankreich und England wie an dem erſten Tage gegen dieſelben Wechſelfälle im Namen deſſelben Princips verbündet. Thut man nun heute in Europa etwas, das die Intereſſen Frankreichs und Englands mit denen der andern Mächte nicht in Conflict bringt, ſo thut man dadurch wenig; aber man benimmt ſich dabei weiſe, und auf eine Art weiſe, die nichts Demüthigendes hat; denn dieß iſt am Ende auch unſere Weisheit, und wir erkennen in ſolchen Dingen für niemand das Recht an, empfindlicher als wir zu ſeyn. Die Revolution von 1830 hat ihren Vertheidigungsraum um ſich her ge-

zogen; in dieſem Raume handelt ſie, in gröſserer Entfernung parlamentirt ſie. Der menſchliche Geiſt läſst ſich von Conferenzen nicht aufhalten. Man kann ihn durch einen gewaltſamen Stoß barſch zurückwerfen, aber er nimmt an Einem Tage alles verlorne Terrain wieder ein. Seine Entwicklung durch eine falſche Maßregel hemmen, heißt die Energie ſeiner Thatkraft für eine beſtimmte Zeit verdoppeln. Die abſolutiſtiſche Preſſe bedroht Deutſchland unaufhörlich mit einem großen Syſteme der Unterdrückung, das insgeheim bei den Conferenzen in Böhmen ausgearbeitet werde. Geſetzt, was wir aber nicht glauben wollen, daß die conſtitutionellen Inſtitutionen wie die Feſte von Hambach und die Frankfurter Emeuten behandelt würden, glaubt man dann, daß die Ruhe, die auf einen erſten Erfolg folgen möchte, dem Fortgange der Ideen in Deutſchland Einhalt thun würde? Unſerer Anſicht nach würde dieß unvermeidlich nur Deutſchlands Geſchick beſchleunigen. Müßten die Völker des deutſchen Bundes mit dem verletzten Gefühl ihrer Unabhängigkeit noch das Beiſpiel der Verletzung der Geſetze und der Tractate durch diejenigen, welche ſie machen, und die insbeſondere die Aufgabe haben, ihnen Achtung zu verſchaffen, verbinden, wer würde ſie dann wohl abhalten können, in der Bewegung zu beharren, die ſie dahin drängt, die Nationalunabhängigkeit in der Einheit, oder in deren Ermangelung die politiſche Freiheit in den Inſtitutionen zu ſuchen? Es würde eine ſo ungeheure Aufgabe ſeyn, Deuſchland als erobertes Land zu behandeln, daß wir nie daran glauben könnten, daß die nordiſchen Souveraine ihre Zukunft damit belaſten möchten. Jetzt muß man entſchieden in der Politik im Großen alles oder nichts thun. Nun iſt aber alles Krieg, und welcher Krieg! Nichts aber iſt Weisheit."

Der Temps ſagt darüber: „Wir ſagten vor einiger Zeit, jetzt oder nie ſey für Frankreich und England, die durch ihre Allianz und die Unentſchloſſenheit der abſoluten Souverains ſtark ſeyen, der Augenblick gekommen, ihren gebührenden Einfluß wieder in Europa auszuüben, und ſich eben ſo wie bei der fortſchreitenden Freiheit der Völker einen großen Antheil bei den Fragen der Politik im Großen, die ſtündlich abgehandelt werden oder ſich darbieten, zu bewahren. Das Journal des Débats iſt entgegengeſetzter Meinung: der allgemeine Krieg iſt unmöglich, an dem Uebrigen liegt ihm wenig. Ob Deutſchland unterdrückt wird, dieß iſt ihm die Sache des Gewiſſens der nordiſchen Könige; ob Italien gefeſſelt wird, darüber kümmert es ſich ſo wenig, daß es davon zu ſprechen vergißt. Jeder ſolle für ſich ſorgen, dieß iſt ſeine ganze Politik. Den allgemeinen Krieg oder nichts, dieß iſt ſein letztes Wort. Zugleich will das miniſterielle Journal nicht, daß man entwaffne; es braucht eine Armee von faſt 400,000 Mann, um nichts zu thun.“

Ein gut unterrichteter Londoner Correſpondent der Allg. Zeitung ſagte über das damalige Benehmen Frankreichs, welches der Miniſter des Auswärtigen in einem ſchönen Lichte darzuſtellen ſuchte: „Die Sprache des Hrn. Herzogs von Broglie zu den Repräſentanten des Nordens war ihren Eröffnungen analog geweſen, und hatte vollkommen die zu München-Grätz gefaßten Beſchlüſſe gebilligt. Was Herr v. Broglie ſpäter that, um ſeine Zuvorkommenheit etwas blaſſer darzuſtellen, und ſie gegen gewiſſe Leute, die, ſo ſehr man ſich auch das Anſehen der Kraft gibt, mit vieler Delicateſſe behandelt ſeyn wollen, zu beſchönigen, gehört auf ein anderes Blatt und wird nicht eben zu den gelungenſten Er-

perimenten der Diplomatie gehören. Man iſt darüber ſchon ſo ziemlich belehrt. Die Protectionsanträge, mit denen man Piemont zu locken gehofft, ſind abgelehnt und dem franzöſiſchen Geſandten der Wunſch zu erkennen gegeben worden, daß man ſich in Paris an das einmal Erklärte halten, und ſein Verfahren nach den freundſchaftlich aufgenommenen Eröffnungen der Höfe von Petersburg, Berlin und Wien reguliren möchte. Das nennt man hier eine Déconfiture in diplomatiſchem Sinne."

2.

Die Miniſter und die Kammer.

Dem König untergeordnet, buhlten drei Parteien, nicht ihn zu beherrſchen, ſondern ſich ihm als Werkzeug aufzudringen.

Nachdem die Männer der Bewegung (das Miniſterium Lafitte) verdrängt worden waren, blieben die **Doctrinärs** in Maſſe darin zurück, wurden aber zum Theil mit *Imperialiſten oder Anhängern der alten Napoleonwiſchen Regierungsmarime*, mit **unbedingten Dienern** erſetzt. Da die Doctrinärs wenigſtens neben ihrem Gehorſam noch eine Meinung hatten, die Imperialiſten aber keine, ſo mußten die Letztern dem König allerdings brauchbarer ſeyn, doch war die Zeit noch nicht gekommen, wo er eben ſo unbedingt herrſchen konnte, als jene unbedingt gehorchen wollten, er brauchte alſo einſtweilen noch die Doctrinärs als Verbindungsglied. Die Doctrinärs Broglie, Guizot ꝛc. halten wahrlich wenig gemein mit Soult, ſie wollten einen **Rechtsſtaat, Ord-**

nung

MARSCHALL SOULT.

nung mit Freiheit und Bildung, während Soult und die alten Seiden der Gewalt nur Soldaten und Polizei wollten; aber sie trafen beide in dem Wunsch und Entschluß zusammen, die Ordnung zu handhaben, die Doctrinärs wollten eben so die Tyrannei der Mäßigung wie die Imperialisten die Tyrannei überhaupt wollten, und der berühmte, als Geschichtschreiber und glänzender Redner in der Deputirtenkammer den Doctrinärs eng verbundene Thiers, der jetzt plötzlich, vom Glück gehoben, dem Glück alle Grundsätze aufopferte, als Sollicitant par excellence immer oben schwamm, und um jeden Preis im Ministerium sich festsetzen wollte, daher durch seine neue Hingebung eben so fest den Bonapartisten verbunden wurde, wie früher durch sein Talent den Doctrinärs, dieser Mann des Tages wurde der eigentliche Schlußstein des Ministeriums und der Repräsentant seines Geistes.

Der Ruhm Napoleons sollte auf Ludwig Philipp, die Thaten seiner Helden sollten auf Ludwig Philipps Minister zurückstrahlen, die Allianz der Doctrinäre mit den Imperialisten im Ministerium sollte ein sichtbares Denkmal erhalten. Darum erhielt der Sockel der Statue Napoleons auf der Vendomesäule folgende Inschrift: „Am 28 Julius 1833, dem Jahrestage der Julirevolution, im dritten Jahre der Regierung Ludwig Philipps I, Königs der Franzosen, wurde kraft einer am 8 April 1831, auf den Vorschlag des Hrn. Casimir Perier und des Ministerraths erlassenen königl. Ordonnanz, die Statue Napoleons auf der Säule der großen Armee wieder aufgerichtet, während Hr. Thiers Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten war."

Schon vorher hatte der National über diese Ceremonie

geſagt: „Wenn die Statue Napoleons in der That wieder aufgeſtellt wird, wie die an der Seite der Vendomeſäule angebrachten Gerüſte anzuzeigen ſcheinen, ſo dürfte es merkwürdig ſeyn, dieſes Erz von den eigenen Händen inauguriren zu ſehen, die ſich gerühmt, den großen Mann geſtürzt oder verrathen, die Bourbons wieder eingeſetzt, und den Namen Napoleons bis auf die ſpäteſten Generationen proſcribirt zu haben. Man wird am Fuße der Säule in erſter Linie drei von den vier Abbés ſehen, welche den Kaiſer Alexander beſtimmten, ſeinen alten Freund Napoleon zu proſcribiren. Ein gegenwärtiger Miniſter wird daſelbſt die Stelle des verewigten Abbé von Montesquiou einnehmen, deſſen rechter Arm er 1814 geweſen, und der die Reiſe nach Gent gemacht hat. Die angekündigte Rückkehr des Herrn v. Talleyrand wird mit dieſer Ceremonie zuſammen fallen. Man wird edle Pairs ſehen, welche die Abſetzung Napoleons ausſprachen; Beamte jeden Rangs, die, nachdem der Löwe zu Boden geworfen, ſich die Ehre ſtreitig machten, ihm einen Fußtritt zu geben. Man wird Generale, Marſchälle ſehen, die den erſten Gefährten ihres Ruhms, den erlauchten Schöpfer ihres Glücks, in ſeinem Unglücke inſultirten. An ihrer Spitze wird der Krieger, Präſident der Commiſſion, ſtehen, welche 1814 ein religiöſes Denkmal gründete, um das Andenken der „unglücklichen zu Quiberon hingeſchlachteten Opfer" zu ehren; der Krieger, der einige Monate ſpäter, als Napoleon von der Inſel Elba landete, jenen berüchtigten Tagsbefehl an die Armee bekannt machte, worin er ſagte: „Dieſer Mann, der vor kurzem eine uſurpirte Gewalt abdankte, wovon er einen ſo ſchlechten Gebrauch machte... Bonaparte verachtet uns ſo ſehr, daß er glaubt, wir können einen legitimen Souve-

rän verlaſſen, um das Schickſal eines Mannes zu theilen, der nur noch ein Abenteurer iſt. Er glaubt es, der Unſinnige, und ſein letzter Act des Wahnſinns läßt ihn uns vollends deutlich erkennen.... Soldaten, ſammeln wir uns um das Panier der Lilien, auf die Stimme dieſes Vaters des Volks.... Er ſtellt an eure Spitze jenen Prinzen, das Muſter franzöſiſcher Ritter, deſſen glückliche Rückkehr in unſer Vaterland den Uſurpator ſchon verjagt hat....“ Wir ſind doch, man muß es geſtehen, dazu beſtimmt, ganz ſonderbare Dinge zu ſehen. Ach! wenn die Statue Napoleons ſprechen könnte, würde ſie nicht allen dieſen Reſtauratoren der Legitimität, der Quaſilegitimität, der Uſurpation, der Quaſi-Uſurpation, des Ruhms und der Schande, allen dieſen Ehrſüchtigen nach Stellen und Gewalt quand même ſagen: „Zurück mit euch, beſchmutzt mein Bild nicht, inſultirt mein Anſehn nicht durch eure heuchleriſchen Huldigungen. Glaubt nicht dadurch dem franzöſiſchen Volke zu imponiren, daß ihr eure Schändlichkeiten mit meinem Ueberrocke, vor welchem Könige zitterten, und der noch immer den Nationen Ehrfurcht einflößt, bedeckt! Mir erſcheinen eure Apotheoſen nur als Feigheit und Schmach. Ich ſtoße ſie von mir, ich bedarf ihrer nicht. Ohne euch und trotz eurer Beſtrebungen lebe ich unſterblich in der Geſchichte. Vielleicht erinnert die Säule, von meiner Statue entblößt, auf eine noch rührendere Weiſe an den Ruhm ihres Gründers. Soll ſie wieder errichtet werden, ſo überlaßt dieſes Geſchäft redlichen Herzen, reinen Händen, einigen alten Soldaten, Gefährten meiner Gefahren, meiner Arbeiten, die mein Andenken treu bewahrten! Zurück mit euch, ihr könnt mich nicht ohne Erröthen anblicken; euer Anblick aber flößt mir nur Verachtung ein.““

Der Corsaire machte folgende Witze: „Ein karlistisches Blatt sagt: Die Bildsäule Napoleons neige sich auf die rechte Seite, und Frankreich thue es gleichfalls. Das Wahre an der Sache ist, daß sie sich nach der rechten Seite zuneigt, wenn man vom Boulevard de Gand, und nach der Linken, wenn man vom Revolutionsplatze herkommt. Was ganz sicher an der Sache, ist, daß sie seitwärts hinneigt, und so ihren Widerwillen gegen die richtige Mitte auszudrücken scheint. Und hier könnte man mit dem Karlisten-Blatte sagen, daß Frankreich deßgleichen thue."

Neben oder zwischen den beiden ministeriellen Parteien, Doctrinärs und Imperialisten, hatte sich allmählich eine dritte, der sogenannte Tiers-parti, hervorgebildet, den berühmten ältern Dupin an der Spitze. Vom Hofe zurückgesetzt, wollte sie die beiden andern ministeriellen Parteien durch die Opposition stürzen, durfte sich aber wieder nicht zu tief mit der Opposition einlassen, um dem Hofe nicht dadurch mißfällig zu werden, und gerieth eben deßhalb in ein Schwanken, welches auch die Opposition abhielt, sich ihr hinzugeben. Anfangs war sie mächtiger, im Verfolg der Unterhandlungen und Kammerdebatten verlor sie aber sehr, da sie sich in fruchtlosen Intriguen und kleinen Treulosigkeiten erschöpfte. Gleichwohl repräsentirte sie einen nicht unwichtigen Theil des Volks und wurde von den entgegengesetzten Parteien eben so oft benutzt und ihr deßhalb geschmeichelt, als sie sich andern näherte.

Dupin war Präsident der Kammer, ihm zur Seite standen ausgezeichnete Deputirte, wie Etienne, Beranger, Passy ꝛc., und eine nicht geringe Stimmenzahl des Centrums. Der Constitutionnel, einst das gelesenste Blatt in Frank-

reich, jetzt aber ziemlich herabgekommen, war das Organ dieſer Partei. Ihre Hauptſtärke aber beruhte in dem ſpießbürgerlichen Ehrgeiz ihrer Committenten, in dem politiſchen Aufſchwung der wohlhabenden Bürgerclaſſe, die ſeit der Juliusrevolution in der Nationalgarde und bei den Wahlen die Oberhand gewonnen, und ſie auch in der Regierung haben wollte. Dieſe Männer wären allerdings der Kern der franzöſiſchen Bevölkerung und inſofern zur Regierung berufen geweſen, wenn ſie nicht etwas zu kleinſtädtiſch Egoiſtiſches gehabt hätten. Sie wollten nur eine kleinbürgerliche Politik mit kleinbürgerlichen Formen. Sie haßten die Doctrinäre, weil dieſe mit ihrer Politik etwas Ariſtokratiſches, hohe Bildung und Geſchmack verbanden, und darauf ausgingen, die erſten Reihen der bürgerlichen Juliusariſtokratie mit der alten adeligen Ariſtokratie zu verſöhnen und zu verſchmelzen. Sie haßten die Imperialiſten, weil dieſe heimlich nur Deſpotismus für das Innere und Krieg nach außen wollten, wobei denn der kleinbürgerliche Stolz freilich zu kurz kommen mußte. Sie haßten endlich auch die Oppoſition, weil dieſe den Republicanern und dem Pöbel Vorſchub zu leiſten ſchien, mit denen die wohlhabenden Bürger am allerwenigſten ſympathiſirten. Sehr treffend charakteriſirte ein Correſpondent der Allg. Zeitung dieſe Parteiungen folgendergeſtalt: „Man kann es ſich nicht verhehlen: im Herzen Frankreichs rückt ein geheimer Kampf vorwärts, deſſen Reſultate noch nicht überſchaubar ſind, in dem mancher Strich durch die geſcheidteſten Rechnungen fahren möchte, der zwiſchen mehr oder weniger charakterloſen Geiſtern geführt wird, und doch endlich einen hiſtoriſchen Charakter ſich erobern wird. Es iſt dieß der Kampf zwiſchen einem neuen Bürgerthum, welches ſich ge-

ſtalten und gebären will, und der Revolution. Dieſes neue Bürgerthum entſpricht, dem Anſchein nach, der Timokratie, Plutokratie und in etwas auch der Oligarchie der Staaten des Alterthums, ſo wie die Revolution die baare Demokratie iſt, mit ihren demagogiſchen und ochlokratiſchen Umgebungen; nur iſt das alles nach einem weit höhern Maßſtabe wie in den alten Zeiten, unter andern Bedingungen, mit andrer Civiliſation und unter dem vorangeſchrittenen Einfluſſe einer andern Religion. Das Miniſterium hat zum Hauptzweck ſeiner Gedanken, die alte Ariſtokratie dem neuen Bürgerthum vollkommen einzuverleiben, und eben dieſen Plan ſucht die Revolution zu hemmen, indem ſie die Eitelkeit und Eiferſucht dieſes Bürgerthums wider die Vorurtheile und den Hochmuth der alten Ariſtokratie vielſeitig aufzureizen ſucht. Die Revolution ſchiebt ſich alſo quer in die Mitte zwiſchen das neue Bürgerthum und die neue Monarchie, mit ihren Miniſtern und deren geheimen Tendenzen. Das Schwierige der Lage der Miniſter und des heutigen Königthums iſt, daß bis jetzt die Ariſtokratie nicht will, ſondern dem erbittertſten Theile der revolutionären Partei, den Demagogen und Ochlokraten, ihre Hülfe angeboten hat. Weßhalb aber das Miniſterium und die neue Monarchie das heutige Bürgerthum nicht in ſich aufnehmen will, ſo wie es iſt, ohne alle Ariſtokratien, das liegt in der Beſchaffenheit dieſes Bürgerthums, welches in den Provinzen aus lauter unwiſſenden oder halb- und ſchlechtwiſſenden Leuten beſteht, die nur eine einzige Politik haben, Einſchränkungen des Budgets, um äußere und innere Politik, um Bildung und Wiſſen ſich aber durchaus nichts bekümmern, und nur Eine Furcht haben, die größern Gutsbeſitzer möchten ſich populär machen, und die

Pfarrer möchten wieder in ihren Gemeinden zu etwas Einfluß gelangen. Dem Sinne dieser Leute entspricht nicht einmal der Dupinismus, sondern nur der Etiennismus, und wie sie beschaffen sind, ohne Selbstständigkeit und ohne Ergebung, aus lauter Verneinungen zusammengesetzt, bieten sie keinem Ministerium, das eignen Gehalt hätte, man möchte es nun von welcher Seite man wollte nehmen, einen sichern Stützpunkt dar."

Dupin that alles, um sich und seine Partei ins Ministerium zu bringen. Darum suchte er sich anfangs mit den Imperialisten gegen die Doctrinärs zu verständigen, was ihm aber am wenigsten gelingen konnte, da er mit diesen am meisten antipathisirte. Zwischen ihnen bestand der alte Haß der Advocaten und Soldaten, der Toga und des Schwerts. Dann ließ er sich mit der gemäßigten Opposition ein und half durch seine Intriguen die zwischen Odilon-Barrot und Mauguin eingetretene Spaltung erweitern, um sie beide durch Separatfrieden an sich zu fesseln. Aber seine geheimen Umtriebe scheiterten an der Offenheit dieser Partei und an den Fragen der auswärtigen Politik, bei welchen Dupin sich immer für Passivität, die Opposition aber für die höchste Energie entschied. So blieb denn der Tiers Parti zu der Rolle verdammt, wider seinen Willen der Partei zu dienen, mit der er gerade stimmte, und sich durch Wechseln in diesen Stimmungen verächtlich zu machen. Der König behandelte Dupin als Kammerpräsidenten und Chef der Spießbürger stets mit Auszeichnung, hütete sich aber wohl, sich der Vormundschaft dieses kleinen Advocaten zu unterziehen.

Am Schlusse des Jahres wurde diese ganze Parteiverwicklung in einem Correspondenzartikel der Allg. Zei-

tung ſehr gut beleuchtet: „Die Doctrinärs, Herr Guizot und Herr v. Broglie, meinen, Ludwig Philipp ſey König worden, weil er nach dem Sturze der ältern Linie der nächſte am Throne war; die Natur habe ihn gemacht, ſeine perſönliche Denkart habe geholfen; er ſey legitim wie ſein Vorgänger. Hr. Dupin behauptet, Ludwig Philipp ſey König als Gegner der Bourbone der ältern Linie, als illegitim, als ernannt vom Volke. Hr. Odilon-Barrot meint, das Volk ſey König, und Ludwig Philipp der Repräſentant des Volkes. Die Republicaner ſagen, Ludwig Philipp habe die Rechte des Volks, und die Legitimiſten behaupten, er habe die Rechte ſeiner Vorgänger uſurpirt. Das ſind Meynungen, Redensarten. Was meint Ludwig Philipp? Ludwig Philipp glaubt, er ſey König, weil er König iſt, weil die Bürger ſeiner bedürfen gegen die Legitimiſten und die Republicaner. Er denkt, daß mit der Zeit die Legitimiſten nachgeben und die Republicaner verſchwinden werden. Er meint, daß die Doctrinärs, der Tiers parti, die Oppoſition gut reden haben, er habe es aber noch beſſer, indem er im Beſitze und nothwendig ſey, und das ſey ſein tüchtigſter Titel. Die Doctrinärs hätten Unrecht, wenn der Tiers parti mächtig genug wäre, den König zu beherrſchen, wenn die Oppoſition mächtig genug wäre, den Tiers parti zu beherrſchen; die Republicaner hätten Recht, wenn ſie Sieger ſeyn könnten, und eben ſo die Legitimiſten. Man mache aber Hrn. Dupin zum Miniſter und organiſire ein Miniſterium des Tiers parti, ſo wird von zwei Dingen eins eintreten: entweder Hr. Dupin wird nachgeben und den König präſidiren laſſen (und das iſt das Wahrſcheinlichſte), oder er wird widerſtehen und Ludwig Philipp annulliren wollen;

dann iſt Krieg zwiſchen Dupin und Ludwig Philipp. Kann Herr Dupin dieſes Krieg riskiren? Iſt ſeine eigne politiſche Exiſtenz nicht unzertrennlich von der Ludwig Philipps? Er kann letztern nur beherrſchen durch die Oppoſition, und indem er dieſe aus Steuer bringt; aber da erwachen alle europäiſchen Fragen; und ſollten dieſe nicht erwachen, ſo würde Ludwig Philipp der Oppoſition Herr. Auf alle Fälle bleiben dem Könige die Wahlcollegien; im äußerſten Falle ſtimmt der Bürger für ihn gegen ſeine Gegner. Der Bürger bedarf des Königs; das weiß der Bürger, das weiß Ludwig Philipp, und deßhalb iſt er geſonnen, perſönlich aufzutreten in allen bedeutenden Verhandlungen und Angelegenheiten des Landes. — Uebrigens wähne man nur ja nicht, daß es dem Tiers parti und der Oppoſition ſo äußerſt Ernſt ſey mit ihren Meinungen. Drei oder vier Parteien buhlen zugleich um die Gunſt Ludwig Philipps, und wetteifern, einander ein Miniſterium abzuringen, welches der König in Händen hält. Die Doctrinärs wollen die alte Ariſtokratie ſchonen; der Tiers parti möchte die alte Ariſtokratie unterdrücken; die Oppoſition möchte einige Erweiterung der Wahlſyſteme zur Befriedigung ihrer Theorien. Das iſt alles. Die militäriſch-bonapartiſtiſche Partei der Generale, Marſchälle und ihrer Familien ringt mit der civiliſtiſch-bonapartiſtiſchen Partei der Advocaten, Präfecten ꝛc.; beide haben den Bonapartismus aufgeopfert und in Philippismus verwandelt. Die ariſtokratiſch-liberalen Doctrinärs und die demokratiſch-liberalen Odilon-Barrots und Lafayettiſten, beide in einer gewiſſen Minorität, ſuchen die Einen durch die militäriſche, die Andern durch die civile Partei ſich zu verſtärken, aber es will nicht recht zuſammen gehen, und Ludwig

Philipp, der zur Einsicht aller dieser Incohärenzen gelangt ist, baut auf dieselben, um sie alle zu neutralisiren und die einen durch die andern zu beherrschen."

Strebten die Doctrinärs im Ministerium nach einer verbesserten Organisation der Staatsverwaltung, und vorzüglich nach Befriedigung der Friedensinteressen, nach Förderung des Handels, des bürgerlichen Wohlstandes und der in Frankreich so sehr vernachlässigten Volksbildung, so wie nach der Belebung des wissenschaftlichen und ästhetischen Ehrgeizes, der den politischen und militärischen ersetzen sollte, und nach der Herstellung einer geistreichen Aristokratie, in welcher der karlistische alte Adel, der Napoleonische Generals- und Beamten-Adel und der neue bürgerliche und gelehrte Adel seit der Julusrevolution sich verschmelzen sollten, — so wurden doch diese friedlichen Bestrebungen beständig gehemmt und aufgehalten durch das tägliche Parteigezänk, durch die Nothwendigkeit, das Morgen über dem Heute zu vergessen. Guizot, voll von Bildungsplanen, konnte nicht zu ihrer Ausführung gelangen, und es ging ihm, wie den Juden am Tempelbau, er mußte die Kelle alle Augenblicke weglegen, um zu fechten. Hieran waren nun die Doctrinärs nicht Schuld, dagegen konnte man ihnen nicht ohne Grund vorwerfen, daß sie sich mit dem Auswurf der alten Aristokratie und vorzüglich der alten Imperialisten gemein machten. Was konnte aus dieser Verbindung Gutes erfolgen für die hohen Ideen der Doctrinärs und für die moralischen Interessen des Volkes, die ihnen am Herzen lagen? Thiers, den man für den Philosophen auf dem Thron hätte halten sollen, den Plato verlangt, wurde ganz Polizeimann und Götze der Solliciteanten, Heros der Bestechung.

Thiers neigte ſich hierin je mehr und mehr auf die Seite der Imperialiſten, als deren Haupt Soult die militäriſche Disciplin, die er im Heere übte, auch der Civilverwaltung empfahl. Soult und Thiers drückten die Einheit der militäriſchen und der bürgerlichen Polizeigewalt im Sinne der Napoleoniſchen Zeit und mit all ihrer Corruption und Spionage aus.

Die Doctrinärs legten der Kammer zu Anfang des Jahres einige wichtige Geſetze vor. Guizot verkündigte am 2 Januar ſeinen großen Plan, den Unterricht in Frankreich, und zwar zunächſt, was am meiſten Noth that, den erſten Volksunterricht, die Primärſchulen, in Flor zu bringen. Er verlangte 1) jede Gemeinde ſollte gezwungen werden, eine gewöhnliche, und jede Gemeinde von mehr als 6000 Einwohnern eine höhere Primärſchule einzurichten, 2) die Lehrer ſollten einer Prüfung unterworfen werden und ein gutes Prädicat haben, 3) die Lehrgegenſtände ſollten ſeyn a) Leſen, Schreiben, Rechnen, franzöſiſche Sprache, Religion, Kenntniß der Maaße und Gewichte, b) die Anfangsgründe in der Geometrie, im Zeichnen, der Naturwiſſenſchaft, Geographie und Geſchichte. Auch wünſchte Guizot, obgleich Proteſtant, daß den Geiſtlichen ein Aufſichtsrecht über die Schulen zuſtehen ſolle. Er wollte ohne Zweifel die Geiſtlichkeit mit ſeinem neuen Inſtitut befreunden, und hoffte, daß der Geiſt der Schulbildung ſchon an ſich mächtig genug ſeyn würde, die etwaigen Verfinſterungsverſuche des Klerus zu vereiteln. Allein die Kammer zeigte keine Sympathie für den geiſtlichen Stand, und geſtattete nur, daß Geiſtliche zu Aufſehern über die Schulen gewählt werden könnten, es aber nicht ex officio ſeyn müßten. Ueber den Erfolg dieſes neuen Geſetzes

berichtete die Allg. Zeitung im November: „Die Bemühungen der Regierung die Volksschulen zu heben, fangen an einen allgemeinen Eifer dafür in den Provinzen zu erwecken, und es ist nicht zu zweifeln, daß die neuerwählten Conseils der Departements mächtig dazu beitragen werden. Der Rath der öffentlichen Erziehung läßt gegenwärtig vier Lehrbücher verfassen, welche in ganz Frankreich dem Elementarunterrichte zum Grunde gelegt werden sollen, und deren Bearbeitung zum Theil den Mitgliedern des Raths selbst, zum Theil andern Männern von größtem Verdienste übertragen worden ist. Ueberall bilden sich in den Departements Associationen für Errichtung von Schulen, und die freiwilligen Geldbeiträge dazu sind sehr bedeutend. Das Bedürfniß ist freilich sehr groß, und die Schwierigkeiten in vielen Localitäten so beträchtlich, daß noch v ele Jahre erfordert werden, ehe man wird sagen können, daß jedermann wenigstens eine Gelegenheit habe, die Elemente von Erziehung zu erhalten. Es ich nicht leicht, sich in Deutschland, wo Schulen seit Jahrhunderten eines der ersten Objecte der Staatsverwaltung sind, und wo Kirche und Communen einander dazu in die Hände arbeiten, einen Begriff von dem Grade der Vernachlässigung zu machen, die in der Volkserziehung in Frankreich herrscht. Außer Paris und den ehemals deutschen Provinzen war fast nirgends auch nur für das Nothdürftigste gesorgt. Ein einziges, und keineswegs ein extremes Beispiel mag zeigen, in welchem Zustande die Volksschulen im Durchschnitte sich befinden. Im Julius 1831 wurde Hr. v. Paris zum Maire von Saint-Mairme, im Departement de l'Eure und Loire, gewählt. Er fand bei seiner Schulinspection, daß die Schule in einem Käsemagazine von 12 Fuß Gevierte gehalten wurde, in dem

ein faſt unerträglicher Geruch herrſchte. Von 45 Kindern im Schulalter, welche in der Commune waren, beſuchten nur ſieben die Schule. Jedes hatte ſein eigenes Buch, nach der Wahl der Eltern, das eine einen Roman, das andere einen Kalender u. ſ. w., und wartete bis die Reihe an es kam, ohne dem Leſen der andern folgen zu können. Es gehörten mehrere Jahre dazu, bis ſie leſen konnten; dann fing das Schreiben an, wofür ein höheres Schulgeld bezahlt wurde, und nach dieſem das Rechnen, das noch theurer bezahlt werden mußte. Die meiſten Kinder verließen daher die Schule, ehe ſie recht leſen konnten, und mehr als die Hälfte der Wahlmänner der Commune können ihre Namen nicht ſchreiben. Der Maire brachte es mit Hülfe von Subſcriptionen und einem Beitrage vom Departement dazu, daß ein Schulhaus für 80 Kinder errichtet wurde. In unzähligen Communen ſind die Obrigkeiten und die Geiſtlichkeit im Conflicte über das Schulweſen, in andern vernachläſſigen die Maires die Aufſicht, in vielen wollen die Einwohner die Kinder nicht in die Schule ſchicken, in den meiſten fehlt es an tauglichen Schulmeiſtern, und in 14,000 Communen fehlt es ganz an Schulanſtalten. Dieſe Schwierigkeiten können nur von der Regierung gehoben werden; nur ſie kann die Maires zwingen ſich der Schulen anzunehmen, und die Biſchöfe bewegen, Hülfe dabei zu leiſten, oder wenigſtens die Oppoſition des Klerus zu brechen. Aber die Maſſe deſſen, was zu thun iſt, iſt ſo groß, die Gleichgültigkeit unwiſſender Eltern ſo eingewurzelt, die politiſchen Parteien in den Communen ſo erbittert, daß ſich nur von einem unermüdeten, ununterbrochenen Eifer der Regierung und der langſamen Wirkung einer zunehmenden Bildung eine allgemeine Beſſerung hoffen läßt.“

Auch ſollte das längſt gefühlte Bedürfniß einer beſſern Departemental- und Municipal-Verfaſſung endlich befriedigt werden. Am 9 Januar wurde deßfalls ein Geſetzesentwurf vorgelegt, aber die Kammer war ſo gleichgültig gegen dieſes wichtige Geſetz, daß der Präſident mehrmals erinnern mußte, was an der Tagesordnung ſey, da alles in der Kammer durch einander lief und ſchwatzte. Wie war es da möglich, eine Reform durchzuſetzen. Insgeheim aber und gewiſſermaßen ohne Verabredung war man darüber einverſtanden, daß es beim Alten bleiben ſolle. Frankreich genoß von der Einheit der Adminiſtration und von dem Uebergewicht der Stadt Paris über die Provinzen einen Vortheil, den einerſeits die Staatsklugheit, andrerſeits der Privatvortheil aller derer, die ſich einmal aus dem Staube der Provinz bis zur Höhe der Hauptſtadt erhoben hatten, zu ſchätzen wußten. Jede Partei fand ihre Stärke nur in Paris ſelbſt, daher hütete ſie ſich, eine ſchwächere Poſition zu wählen, und niemand wollte von den großen Parteifragen abgehen, um ſich mit Localintereſſen zu beſchäftigen. Die Allg. Zeitung ſagte damals: „Der Convent ſchaffte alle Localrechte ab, und vereinigte alle Macht in den Händen der Centralregierung. Die Ausdehnung und lange Gewohnheit des Uebels, und die Gefahr, in welcher Frankreich damals von außen ſchwebte, und welche die Concentration aller Kräfte der Nation in den Händen einer dictatoriſchen Macht verlangte, ſchien dieſe gewaltthätigen Maßregeln zu rechtfertigen. Die nachfolgenden Kriege des Directoriums und des Kaiſerthums machten es der Regierung mehr und mehr nothwendig, in dieſem Syſteme zu beharren, und die Tyrannei der Pariſer Adminiſtration über die Provinzen wurde täglich tiefer greifend, täglich

ſyſtematiſcher, und ſo fand die Reſtauration bei der Rückkehr der Bourbons ein ſeit zwanzig Jahren ausgebildetes, in ſich abgeſchloſſenes und mächtiges Syſtem von Centraliſation, das ſie als ein bequemes Inſtrument annahm und fortſetzte. Der Erfolg war verderblich für die Bourbons. Denn indem die Regierung alles an ſich riß, machte ſie ſich für alles verantwortlich, und die liberale Partei befeſtigte ſich bald durch die Summe alles localen Mißvergnügens; jede partielle Ungerechtigkeit, jede ſchlechte Verwaltung eines Gemeinguts, jede Inſolenz eines Maire's warf die Bevölkerung eines Diſtricts in die Hände der liberalen Partei; man konnte keine Verbeſſerung einer Gemeindeverwaltung hoffen, als durch die Aenderung des Regierungsſyſtems, daher die ganze Energie der Nation gegen die Centralregierung gerichtet wurde. Hätten die Communen das Recht gehabt, eine eigene Adminiſtration zu wählen, die localen Mißbräuche ſelbſt abzuſtellen, ihre Intereſſen unter ſich auszufechten, ſo hätte ſich der größte Theil der Energie, mit der die Regierung angegriffen wurde, auf die Beſſerung der Localadminiſtrationen gewendet, die Leidenſchaften der Parteien hätten nicht eine ſo allgemeine Nahrung gefunden, und die ganze politiſche Thätigkeit der Nation hätte ſich nicht auf die Wahlen der Deputirten und die Verhandlungen der Kammer concentrirt. Die Royaliſten ſahen nach dem Sturze der Bourbons den großen Fehler ein, den ſie gemacht hatten, und fingen an ihre künftigen Hoffnungen auf die Popularität zu ſetzen, die ſie durch Plane von Municipal- und Provinzial-Verfaſſungen zu gewinnen hofften, während die neuen Miniſter, welche immer gegen die Centraliſation declamirt hatten, ſobald ſie die Macht in Händen hatten, ſich im alten Geleiſe fortbewegten, und bald alle

Grundsätze der vorhergehenden Regierungen darüber annahmen. Auch die Opposition gibt sich keine große Mühe, Localinstitutionen zu erhalten, denn ihre Führer wissen wohl, daß eine unorganische Masse, wie sie Frankreich gegenwärtig darbietet, ein weit leichter zu bewegendes Werkzeug für politischen Ehrgeiz ist, als wenn sie mit ihren Localinteressen beschäftigt wäre, und ihre Thätigkeit auf ihre unmittelbaren Bedürfnisse in Verwaltungsangelegenheiten anwenden könnte. Daher ist wenig Aussicht, daß etwas Reelles für die eigentliche Basis einer jeden vernünftigen Freiheit, für Municipalverfassung, geschehen werde. Die neuen Gesetze darüber, die Berichte und Debatten in der Kammer erregen kaum die öffentliche Aufmerksamkeit, weil sich nichts davon hoffen läßt; es werden Gesetze gegeben, aber sie bleiben auf dem Papiere, weil ihnen das Lebenselement fehlt. Der Schaden, den dadurch Frankreich in jeder Art erleidet, ist unberechenbar; alle Civilisation verschwindet aus den Provinzen, weil alles in Paris vereinigt ist; wer Mittel und Ehrgeiz hat, kommt hierher, wo die Meisten in den Intriguen der Parteien untergehen. Paris hat vielleicht dabei gewonnen, aber nicht in dem Maaße, in welchem Frankreich verloren hat; es gibt einen leicht anwendbaren Maßstab dafür: man vergleiche die ersten Nationalversammlungen, welche das Resultat der Wahlen in den Provinzen waren, mit den heutigen Kammern, deren Mittelmäßigkeit und Unbedeutenheit in jeder Art von Sitzung zu Sitzung zunimmt, um sich zu überzeugen, wie verderblich dieses System war; man vergleiche eine französische Provinzialstadt mit einer Stadt gleicher Größe in England oder Deutschland, Toulouse mit Edinburgh, Lyon mit Glasgow, Rouen mit Frankfurt, um einzusehen, daß die fie-

ber-

SALVERTE.

berhafte Thätigkeit eines Centralorts keine Entschädigung für die Stagnation der großen Masse der Nation darbietet."

Die Kammer gestattete Departementalräthe neben den Präfecten, Arrondissementsräthe neben den Unterpräfecten, aber keine Kantonalräthe, und dem Präfecten blieb das Recht, diese abhängigen Conseils zu eröffnen, deren Wirksamkeit überhaupt ziemlich eingeschränkt war.

Die Feier des 21 Januar, des Todestags Ludwigs XVI, wurde endlich definitiv abgeschafft, weil sowohl Republicaner als Karlisten diesen Tag zu aufregenden Erinnerungen zu benutzen pflegten.

Später im Jahre kamen keine wohlthätigen Reformen mehr in Antrag. Dagegen erregte die Thätigkeit des Kriegsministers Soult eine große Aufmerksamkeit. Heftige Angriffe erfuhr im April die für geheime Ausgaben des Kriegsministeriums geforderte Summe von 100,000 Fr. Herr Odilon-Barrot besonders beklagte sich über die vielen Arten von Polizei, bürgerliche, militärische und noch andere, die er nicht nennen wolle; es sey nichts gehässiger als diese ins Heer geworfene Spionerie. Hr. Thiers entgegnete, mehrere Polizeien, die sich in die Hände arbeiteten, trügen am meisten zur Verificirung der Wahrheit bei; die geforderten Gelder seyen für den Kriegsminister besonders nöthig, um sich über die Bewegungen der Truppen der andern Staaten, namentlich in der Nähe der Gränzen, fortwährend Kunde zu verschaffen; dieß sey in den letzten Jahren um so nöthiger gewesen, als täglich die irrigsten Versicherungen mit unglaublicher Zuversicht ausgestreut worden seyen. Die Opposition nahm diese Erläuterungen theils mit Gelächter, theils mit Zeichen des Unglaubens auf. Ueberhaupt aber

klagte man über die ungeheuren Kosten einer Armee, die bloß bestimmt schien, im Innern gegen die Bürger, und nicht nach außen gebraucht zu werden. Am Schlusse des Jahres 1832 bestand die französische Armee aus 426,000 Mann und kostete 513 Millionen; für 1833 war sie berechnet auf 410,000 Mann und 505 Millionen, und für 1834 sollte noch eine weitere Reduction vorgenommen werden.

Die unpopulärste Maßregel der Regierung war der Plan, die Stadt Paris zu befestigen. Jedermann sah darin nur die Absicht, die unruhige Bevölkerung von Paris mit Bastillen zu umringen, um sie auf die bequemste Weise mit Kanonenschlägen niederzuhalten, wenn sie sich je wieder gegen die bestehende Ordnung erheben sollte. Vergeblich suchte die Regierung darzuthun, daß es sich vielmehr um die Vertheidigung von Paris gegen äußere Feinde handle, wobei an die Wehrlosigkeit der Stadt in den Jahren 1814 und 1815 erinnert wurde. Niemand glaubte daran oder achtete darauf, und selbst der gemäßigten Bevölkerung war die Wiedererrichtung nicht nur von einer, sondern von einer ganzen Kette von Bastillen unerträglich. Der Plan, der an die Kammer gebracht wurde, und über den Herr Lameth am 22 August Bericht erstattete, war folgender: „Ungefähr in einer Entfernung von 1000 Toisen wird man Paris mit einem Ringe von gemauerten Forts umgeben, welche ihr Artilleriefeuer kreuzen können. Jedes Fort soll 500, in Zeiten der Gefahr 1000 Mann Besatzung haben. Die alten Stadtmauern von Paris sollen erhöht und mit Thürmen und Schießscharten versehen werden.“ Die Commission der Kammer berichtete günstig, aber das Volk war der Sache sehr ungünstig; wo Ludwig Philipp erschien, wurde er selbst mitten aus

seiner treuen Nationalgarde mit dem Rufe begrüßt: à bas les forts! und die Symptome der Unzufriedenheit nahmen dergestalt überhand, daß der König diesen Lieblingsplan, durch den er die Pariser wie Fische im Netze gefangen gehalten hätte, nach einem längern Bedenken endlich freiwillig aufgab oder wenigstens verschob.

Die Kammer hatte als solche beinahe alle Bedeutung oder wenigstens die Würde und den Respect verloren. Beinahe zwei Drittel der Kammer waren rein ministeriell, in das letzte Drittel theilten sich der Tiers parti unter Dupin, die gemäßigte Opposition unter Odilon-Barrot und Mauguin, die Republicaner unter Garnier Pagès und die Karlisten unter Berryer, die letztern der Zahl nach am geringsten. Die große Ministerialität der Kammer beruhte auf dem französischen Wahlgesetz. Die Mehrheit der Wähler waren reiche Bürger, denen es um Frieden und Ordnung mehr zu thun war als um Ruhm und Freiheit, und die, um nur die Ruhe und ihren Besitzstand zu erhalten, auch da der Regierung beipflichteten, wo sie ihre Maßregeln nicht gerade billigten. Da die Kammer nicht im Sinne Dupins den König, (wenn auch im gleichen System), sondern umgekehrt der König im Sinne von Thiers die Kammer lenkte, so bot diese ministerielle Heerde, die nur bestätigte, was die Regierung wollte, bald kein reges Interesse mehr dar, und um so weniger, da die immer mehr an Zahl zusammenschwindende und unter sich uneinige Opposition in ihrem Widerstande bedeutend nachließ. Daher fanden die Kammerverhandlungen nicht nur von außen, sondern sogar in der Kammer selbst wenig Theilnahme mehr. Man wußte schon, wie alles gehen würde, denn nicht in der Kammer, sondern in der Cama-

rilla wurden die Beſchlüſſe gefaßt. Oft und bei den wichtigſten Gegenſtänden lief die Hälfte der Deputirten ihrem Vergnügen nach oder überließ ſich lärmenden Privatgeſprächen, ja die Mehrheit affectirte, auf die Opponenten nicht zu hören, und trieb, wenn irgend ein verhaßtes Mitglied, wie Mauguin, auftrat, einen Höllenlärm, daß ſelbſt der kalte Präſident Dupin ſich einer Aufwallung von Scham nicht erwehren konnte. Da es mir nicht möglich iſt, dieſe nutzloſen Kammerverhandlungen im Detail hier zu verfolgen, hebe ich nur einige charakteriſtiſche Scenen heraus. Am 30 Januar waren um zwei Uhr (alſo eine Stunde nach dem gewöhnlichen Anfange der Sitzung) erſt 17 Mitglieder im Saale. Auch dießmal nahm Herr Deleſſert den Präſidentenſtuhl ein. Hr. Dumeylet trug im Namen der betreffenden Commiſſion auf Annahme des Geſetzesentwurfs in Betreff eines neuen Credits von 300,000 Fr. für die Nationalbelohnungen an. Nun ſollte, da keine andern Geſchäfte bereit waren, die Reihe wieder an Petitionen kommen, wo die Kammer nicht vollzählig zu ſeyn braucht. „Gern (ſagte der Präſident) würde ich die Berichterſtatter der Petitionen aufrufen, aber ich ſehe keine. Iſt Hr. Pavé de Vandöuvre da?“ Mehrere Stimmen: „Nein, er iſt abweſend.“ Präſident: „Vielleicht Hr. Fermont?“ „Abweſend.“ „Hr. Mallet?“ „Abweſend.“ „Hr. Larabit?“ „Abweſend.“ Eine Stimme zur Rechten: „Sie ſehen, es wird nicht Einer da ſeyn.“ In der That ruft der Präſident nach einander die HH. Eſtancelin, His, Camille Perier, Lariboiſſière, Roul, Thaband-Linetière auf; keiner dieſer Herren antwortet. Ein Mitglied bemerkt, man könnte ja über den Vorſchlag des Hrn. Harlé (in Betreff der Börſengeſchäfte) diſcutiren. Der Präſident: „Der erſte über

dieſen Vorſchlag eingeſchriebene Redner iſt Hr. Delaborde.“ Mehrere Stimmen: „Hr. Delaborde iſt nicht da.“ (Gelächter.) Der Präſident: „Dann hat Hr. v. Podenas das Wort.“ Stimmen zur Linken: „Hr. v. Podenas iſt abweſend.“ (Neues Gelächter.) Der Präſident: „Iſt der dritte eingeſchriebene Redner, Hr. Baillot, da?“ Hr. Baillot: „Hier.“ Von allen Seiten: „Ah! endlich.“

Am 6 März ließ die miniſterielle Mehrheit den Deputirten Mauguin nicht zu Worte kommen, und es gab einen wahren Scandal. Am 9 April gab Perſil, der heftigſte Miniſterielle, durch ſeinen Hohn gegen die Oppoſitionsmänner Anlaß zu einer eben ſo wilden Scene. Perſil wurde einigemal in ſeiner Rede unterbrochen, was faſt jedem Redner jedesmal begegnet, und fuhr ſogleich heraus: „das ſey ſcandalös!“ Da erhob ſich eben ſo hitzig Dupont de l'Eure, und ſchrie: „Sie ſind ein Unverſchämter,“ und erklärte, auch nachdem er zur Ordnung gerufen war, er werde, ſo oft Hr. Perſil ſich ſolche Worte gegen die Oppoſition erlaube, ihn immer wieder einen Unverſchämten nennen. Ueber dreißig Mitglieder den Linken erhoben ſich, daſſelbe erklärend. Hr. Andry de Puyraveau rief: „Rufen Sie auch mich zur Ordnung, Herr Präſident, denn auch ich ſage Hrn. Perſil alles, was ihm Hr. Dupont geſagt. Wir werden es hier, und wenn man will auch anderswo zu vertheidigen wiſſen. Ja, Hr. Perſil iſt ein Unverſchämter!“

Als am 19 April über das geſammte Budget abgeſtimmt werden ſollte, fehlten mehr als 40 Stimmen zur geſetzlichen Anzahl. Man wartete über eine Stunde; allmählich kamen noch einzelne Deputirte und gaben ihre Kugeln ab, bis endlich um 7 Uhr nur noch 10 fehlten. Mitglieder des Cen-

trums ſchlugen vor, man ſolle Boten ausſchicken. Der Präſident erwiederte, dieß ſey der Kammer nicht würdig; eine ſolche Behandlung einer der wichtigſten Abſtimmungen ſey ein wahrer Scandal. Hr. Thiers meinte aber, man habe ſich auf dieſe Art ſchon oft geholfen; am folgenden Tage könnten viele Deputirte ſchon abgereiſ't ſeyn, und die Votirung des Budgets wäre unmöglich. Der Präſident antwortete, wenn die Kammer es wünſche, bleibe er bis Nachts 12 Uhr. Nun ſchickte Hr. Thiers, unterſtützt von mehreren Deputirten, Briefe an die Abweſenden aus; die meiſten Mitglieder hatten den Saal verlaſſen; die Aufwärter fingen an aufzuräumen und abzuſtäuben, während man dem Präſidenten, damit er nicht ungeduldig würde, Journale zum Leſen brachte. Noch immer wollte die Zahl nicht voll werden. Endlich ſagte Hr. Thiers, er wolle ſelbſt gehen, und ſehen, ob er nicht einige auf ſeinem Miniſterium finde. Er ging, und kehrte nach einiger Zeit mit ſeinem Generalſecretär zurück. Hr. Thiers: „Jetzt fehlen nur noch fünf.“ Hr. Barthe: „Da bin ich, meine Herren.“ Hr. Thiers: „Ah, ſiehe da der Siegelbewahrer.“ Hr. Barthe: „Mein Gott, ja; wir kommen ſo eben aus der Pairskammer.“ Hr. Pavée de Vandœuvre: „Da kommt auch Hr. Eſtancelin.“ Hr. Eſtancelin, geſchwind ſeine Kugel abgebend: „Ich aß zu Mittag; ich dachte nicht. . .“ Endlich ſchließt Hr. v. Sebaſtiani den Zug. Das Scrutin wird geöffnet. 198 Stimmen für die Annahme, 31 dagegen.

Am 23 Junius wurde die Kammer vertagt, am 23 December wieder eröffnet mit einer königlichen Rede, die an Glätte, zierlicher Undeutlichkeit und Leerheit allen frühern ähnlichen nichts nachgab.

3.

Opposition und Republicaner.

Die Männer, die am meisten zur Erhebung Ludwig Philipps beigetragen hatten, waren, wie wir in den vorigen Jahrgängen gesehen haben, von ihm desavouirt worden, so der berühmte General Lafayette, so die Minister Lafitte, Dupont de l'Eure, der Seinepräfect Odilon-Barrot ꝛc., weil alle diese Männer „das Königthum mit republicanischen Institutionen umgeben," ein Königthum für die Freiheit, nicht gegen die Freiheit wollten.

Lafayette wurde bei Hofe noch empfangen, da er die Schwäche hatte, abwechselnd nach Hofe zu fahren und dann wieder die republicanischen Propagandisten aller Weltgegenden, die compromittirtesten Personen, bei sich zu sehen. Man wollte oder vielmehr man mußte ihn bei seiner unermeßlichen Popularität schonen, und er war ungefährlich wegen seiner Schwächen und seines hohen Alters. Auch glaubte man, er werde bald sterben. Als er krank wurde, ließ man ihm durch die Aerzte den Rath geben, er solle sich der bessern Luft wegen auf sein Landgut zurückziehen. Er merkte aber, daß es bloß darauf abgesehen sey, die Pariser um seinen Leichenzug zu bringen, und war eigensinnig genug, nicht nur in Paris sterben, sondern sogar noch längere Zeit daselbst leben zu wollen. In der Kammer trat er nicht oft mehr auf, nur Einmal nahm er sich noch der polnischen Sache mit gewohnter Wärme an, besonders als man Hrn. Lelewel von seinem Landgute Lagrange mit Gendarmen abgeholt hatte.

Der größte Undank traf Hrn. Lafitte, der sein unge-

heures Vermögen der frühern Oppoſition gegen die Bourbons und der Juliusrevolution geopfert hatte, und dem Ludwig Philipp mehr als irgend einem Andern verpflichtet war. Dieſe Opfer hatten das reiche Haus ruinirt, und da es Opfer des Patriotismus geweſen waren, ſo hatte Ludwig Philipp noch im Jahre 1831 ſich für ſechs Millionen zu Gunſten des Herrn Laffitte verbürgt, und ganz Frankreich hatte dieſer königlichen Bürgſchaft zugejauchzt. Jetzt aber, im Jahre 1833, hatten ſich die Dinge geändert, Laffitte war entbehrlich geworden, der König durch ſich ſelbſt ſtark genug; als daher der beſtimmte Termin, die Bürgſchaft zu erfüllen, herannahte, erklärte die königliche Domänenverwaltung, „ſie werde nicht eher bezahlen, bis alle Rechtsmittel gegen den eigentlichen Schuldner erſchöpft wären.“ Somit ſollte das große Hotel Laffitte in Paris und ſeine übrigen Güter im Aufſtreich verkauft werden. Es bildete ſich ſogleich ein Verein, um patriotiſche Summen zur Rettung des edeln Laffitte zu ſammeln. Dieſe reichten aber am Schluſſe des Jahres noch nicht aus, und am 4 Januar 1834 ſollte das Hotel verkauft werden. Der Conſtitutionnel ſagte darüber: „Die den Verkauf des Hotels Laffitte meldende Ankündigung iſt merkwürdig, und verdient als ein hiſtoriſches Actenſtück aufbewahrt zu werden. Es heißt darin, daß das Hotel in zwölf Parcellen und jede einzelne derſelben zuerſt als bloßer Grund und Boden verkauft werden ſoll; und dann ſoll zum Verkauf der Materialien geſchritten werden, welche aus den niederzureißenden Gebäuden herrühren. — Wenn das Volk in den Juliustagen beſiegt worden wäre, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Sieger gewagt haben würde, eine Verfügung folgenden Inhalts anſchlagen zu laſſen: „Das Hotel Laffitte wird nieder-

geriſſen; die Materialien werden verkauft, und der Grund und Boden in zwölf Parcellen verauctionirt.“ Indeſſen würde doch ein ſolcher Act begreiflich geweſen ſeyn, aber die Geſchichte wird Mühe haben, ſich dieſe Zerſtörung drei Jahre nach dem Siege der Revolution zu erklären. Es liegt etwas Räthſelhaftes in dem Texte jener Ankündigung, der kalt iſt, wie der unabwendliche Urtheilsſpruch des Schickſals. — Was iſt indeß einfacher und gewöhnlicher? Ein von einem unverſöhnlichen Gläubiger verfolgter Schuldner verkauft ſein Haus, um eine gewaltſame Ermittirung zu vermeiden und aus dem Verkaufsertrage ſeine Schulden zu bezahlen. Dieſes Haus, der Reſt eines ungeheuren Vermögens, iſt zu groß, um einen einzigen Käufer zu finden, man muß es daher parcelliren. Die Notarien und die Auctionscommiſſarien werden ſagen, daß dieß eine ſehr gewöhnliche Operation ſey. Aber jener Schuldner iſt ein Bürger, deſſen Vermögen für den Dienſt und für die Sache der Revolution hingeopfert worden iſt. Aber dieſer Gläubiger iſt ein öffentliches Inſtitut, welches zum Theil den Anſtrengungen, dem Credit und der Uneigennützigkeit jenes Schuldners ſeinen Wohlſtand und vielleicht ſeine Exiſtenz verdankt; aber dieſes Haus iſt fünfzehn Jahre lang eine Zufluchtsſtätte für Verbannte, und drei Tage lang das Hauptquartier der Revolution geweſen. Wie hat dieſes Denkmal, noch bei Lebzeiten deſſen, der es erbaut und berühmt gemacht hat, wie hat es drei Jahre nach einer Revolution, die in ſeinen Mauern zu Stande gebracht wurde, der Zerſtörung geweiht werden können?“

Obgleich durch ihre frühern Geſinnungen und Handlungen und noch mehr durch ihre jetzige Zurückſetzung verbunden, waren die Mitglieder der conſtitutionellen Oppoſition doch

nicht einig. Der Meſſager bezeichnete ihre drei Abtheilungen: „Die parlamentariſche Oppoſition zerfällt gegenwärtig in drei Fractionen, welche die Nüancen der außerparlamentariſchen Oppoſition treulich ausdrücken. Die erſte und entſchiedenſte dieſer Fractionen, an deren Spitze der General Lafayette und Hr. Dupont de l'Eure ſtehen, zählt alle diejenigen, die von dem neuen Königthume und der neuen Charte nichts Gutes mehr erwarten, und ihre Plane und Hoffnungen demgemäß auf eine andere Ordnung der Dinge richten. Die zweite Fraction, welche die HH. Lafitte und Odilon-Barrot als Führer anerkennt, beſteht aus denen, die, ungeachtet der begangenen Fehler, die neue Dynaſtie den gegenwärtigen Bedürfniſſen der Geſellſchaft für angemeſſen halten, und welche hoffen, dieſelbe auf die nationale Bahn zurückzuführen. Die dritte Fraction, die am wenigſten zahlreiche und compacte, die Hrn. Mauguin zu ihrem Hauptredner hat, will mit keiner der beiden andern Fractionen in ein feſtes Bündniß treten; ſie hält es mit dem Intereſſe Frankreichs und mit der Freiheit, ohne Rückſicht auf die Perſonen und die Regierungsformen, die in ihren Augen erſt die zweite Stelle einnehmen.

Von dieſen drei Schattirungen der conſtitutionellen Oppoſition waren wieder die Republicaner ſehr verſchieden. Die letztern benahmen ſich ſo heftig und unſinnig, daß ſelbſt die entſchiedenſten und der Regierung feindſeligſten Mitglieder der erſtern ſich nicht durch ſie compromittiren laſſen wollten, und ſie lieber desavouirten, ſelbſt Mauguin. Man ſchrieb aus Paris, am 21 April: „Die Mitglieder der Oppoſition haben vorgeſtern eine Verſammlung gehalten, in der ſie verſucht haben, ihre Partei, welche während der Dauer der Seſ-

ſion durch innere Spaltungen zerfallen war, zu reorganiſiren. Sie ſind darin völlig geſcheitert, und die Spaltung iſt nur noch offenbarer ausgeſprochen worden, indem ein Theil von ihnen ſich unter der Leitung von Odilon-Barrot, Lafitte u. ſ. w. erklärt hat, daß ihre Anforderungen ſich mit der monarchiſchen Staatsform vereinigen laſſen, und daß ſie die Republik dem Zuſtande von Frankreich nicht für angemeſſen halten. Der andere Theil ſprach ſich für die Republik als das unvermeidliche Reſultat der Revolution und als das Bedürfniß von Frankreich aus, und die Trennung in ihren Grundſätzen iſt vollkommen erklärt. Aber ſie ſind übereingekommen, in den Fragen, in denen ihre Wünſche übereinſtimmen, gemeinſchaftlich gegen die Majorität zu handeln. Die gemäßigte Oppoſition wollte von Anfang der Revolution an die Rolle ſpielen, welche die frühere unter den Bourbons ſpielte, d. h. die herrſchende Staatsform annehmen, und ihr durch conſtitutionelle Mittel die Richtung geben, die ihren Anſichten gemäß war, und es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie ihren Zweck erreicht hätte, wenn nicht der extreme Theil ihrer Partei auf der Form einer Republik beſtanden hätte. Von dieſem Augenblicke an verließ das gemäßigte Publicum die Oppoſition; die Republicaner ſchloſſen ſich ausſchließend der zweiten Fraction der Partei an, und dieſe war mehr und mehr genöthigt, den Forderungen ihrer Anhänger durch immer heftigere Erklärungen zu entſprechen; in demſelben Maaße entfremdete ſich das Publicum von ihr, und die geheimen Geſellſchaften blieben ihre einzige Stütze. Cadet, Larabit, Pagès wurden durch dieſe Bewegung an die Spitze der Partei geſtellt, und ihre Sache in der Kammer war unwiederbringlich verloren, indem ihre Forderungen keineswegs

mit der öffentlichen Stimmung in Frankreich, welche nicht für die Republik iſt, übereinſtimmten. Die Oppoſition hätte durch Einheit und gemäßigte Forderungen vieles erreichen können, aber indem ſie das Maaß überſchritt, hat ſie alle Einwirkung verloren."

Dieſes Urtheil beſtätigte ſich vollkommen. Doch waren Männer wie Odilon-Barrot gewiß unſchuldig an den Mißgriffen der Republicaner. Er konnte ſo wenig dieſe Tollköpfe, welche durchaus wieder die rothe Mütze tragen wollten und ſich in den ekelhafteſten Erinnerungen der alten Revolution, in der Bewunderung Robespierre's berauſchten, belehren und corrigiren, als ſich mit ihnen einlaſſen. So war denn die gespaltene und innerlich gegen einander ſelbſt feindſelige Oppoſition nicht mehr im Stande, den Miniſteriellen eine Linie der Klugheit vorzuſchreiben, und die Niederlage dieſer Oppoſition trug ſehr viel dazu bei, Leute wie Thiers, Perſil, Gisquet ꝛc. übermüthig zu machen und zu unklugen Conſequenzen fortzureißen.

Außerhalb der Kammer ſtand das Journal, der Nationa l, von dem geiſtreichen Carrel redigirt, in der Mitte zwiſchen der gemäßigten Oppoſition und den Republicanern, ungefähr wie einſt die Gironde zwiſchen den Conſtitutionellen und Jakobinern. Carrel bekam ein Duell mit einem Karliſten, wegen der Herzogin von Berry. Er wurde verwundet, ſein Benehmen war aber ſo edel, daß ihm ſelbſt die bitterböſe Gazette de France folgendes Zeugniß gab: „Als Hr. Carrel erfahren, daß Hr. Thiers ſeinen Secretär zu ihm geſchickt habe, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, beſtand er darauf, daß man ihn hereinführe, obgleich die Aerzte dieß förmlich verboten hatten. So wie Hr. Martin an ſei-

nem Bette war, forderte ihn Hr. Carrel auf, Hrn. Thiers ſeine höchliche Entrüſtung darüber zu bezeugen, daß man ſeinen Gegner habe verhaften wollen, und zu verlangen, daß der Miniſter, der ſich ſeinen alten Freund nenne, ſich bei ſeinen Collegen und ſelbſt bei dem Könige dafür verwende, alle gehäſſigen Maßregeln zu verhüten. Wir wundern uns nicht darüber, und es beſtätigt alles, was wir bereits von Hrn. Carrels edlem Charakter wußten."

Nach der großen Niederlage der Republicaner am 5 und 6 Junius 1832 hatten dieſelben ihre Taktik verändert. Sie ſahen ein, daß ſie zu ſchwach ſeyen, um eine Emeute durchzuführen, und daß ſie ſich durch den unaufhörlichen Straßenlärm nur bei den Bürgern und Soldaten, die dadurch ſtets in Allarm geſetzt wurden, verhaßt machten. Sie beſchränkten ſich alſo auf die Erörterungen der Preſſe in ihren Journalen Tribune, Corſaire, Revolution, Caricature ꝛc. und auf Aſſociationen und Proſelytenmacherei im Stillen. Beſonders ſuchten ſie die Arbeiter in den größern Städten und die Unterofficiere im Heere an ſich zu ziehen.

Am 30 März 1833 ſagte der Miniſter d'Argout in der Kammer: „Es beſtehen gegenwärtig in Frankreich 11 Aſſociationen, von denen 9 zu einer republicaniſchen Tendenz hinneigten, während 32 durch und durch republicaniſch ſeyen. Die bedeutendſte ſey die der Menſchenrechte." Im Mai berichtete der Miniſter Barthe: „Die Geſellſchaft der Menſchenrechte, an deren Spitze Cavaignac, zählt zwölftauſend Mitglieder; nicht viel weniger die Volksfreunde, geleitet von Marraſt u. A. Der Verein, Hilf dir, worin Garnier Pagès, Dupont de l'Eure, Puyraveau, Carrel, könnte leicht bei

neuen Wahlen von hohem Einfluſſe ſeyn; man fürchtet auch den Juliusverein, worin die Juliusdecorirten und Lafayette. Viele Mitglieder der einen Geſellſchaft gehören zugleich zur andern, doch ſoll ſich die Anzahl im Ganzen auf 30,000 belaufen, ungerechnet viele Handwerker, denen einer jener Vereine unentgeldlichen Unterricht ertheilen läßt."

Dieſe Geſellſchaften waren durch ganz Frankreich organiſirt, hatten aber ihren Hauptſitz in Paris und Lyon. Ueber die Aſſociation in Lyon theilte der Temps im Julius ein ſehr intereſſantes Schreiben mit. „Die Aſſociation unſerer Seidenarbeiter, welche ſeit dem Anfange des Jahres ſich organiſirte, ſcheint nun ihre Organiſation vollendet zu haben, trotz aller Bemühungen der höhern Behörde, der Kaufleute und der Fabricanten. Dieſe Aſſociation iſt induſtriell, militäriſch und adminiſtrativ zugleich. Die ehemalige Congregation des heil. Joſeph diente zur Grundlage. Dieſe religiöſe Genoſſenſchaft, welche unter der Reſtauration gebildet wurde, hatte große Verzweigungen im ganzen Süden; ſie beſaß eine eigene Caſſe und Adminiſtration. Unſere Arbeiter benützten ſie für den jetzigen Zweck ihrer Beſtrebungen. Jeder affiliirte Arbeiter, und ſie ſind es jetzt beinahe alle, muß täglich einen Sou an die allgemeine Caſſe bezahlen. Dieſe Summe zieht der Decurio ein, übergibt ſie dem Centurio und dieſer dem Caſſier des höhern Comité's. Die feſtgeſetzten Tarifs wurden den Fabricanten aufgedrungen, welche in dieſem Augenblicke mit Beſtellungen überladen, ſich den Bedingungen, die man ihnen auferlegt, nicht entziehen können. Die Fabricanten durchwirkter Stoffe können dieſe Tarife aushalten, aber die Fabricanten einfacher Stoffe werden dadurch zu Grunde gerichtet. Die militäriſche Organiſation iſt nicht

minder vollſtändig; jeder Arbeiter iſt bewaffnet und in die Cadres eingetheilt, die man bildete, als von einer Bewegung gegen Savoyen die Rede war. Alle Chefs ſind ehemalige Militärs, größtentheils entſchiedene Bonapartiſten; jede Centurie bildet eine Art Compagnie, die ihren militäriſchen Chef und in den Decurionen ihre Unterofficiere hat. Die Aſſociation übt über jedes ihrer Mitglieder ihre Polizei ſelbſt aus, und dieß nenne ich ihre adminiſtrative Organiſation. Nachſtehende Thatſache beweiſ't, bis zu welchem Grade blinder Gehorſam und Disciplin in der Aſſociation herrſchen. Vor einiger Zeit begann ein Arbeiter in einer unſrer erſten Fabriken ſein Geſchäft in einem Zuſtande vollkommener Trunkenheit und verdarb zwei Stücke durchwirkten Stoffs von ziemlich hohem Werthe. Unter andern Umſtänden würde der Fabricant ihm eine bedeutende Geldſtrafe auferlegt oder ihn fortgeſchickt haben; er zog es aber vor, ſich an den Chef der Centurie des Arbeiters zu wenden. Ohne Verzug wurden nun die verderbten Stoffe unterſucht, und der Schuldige aufgefordert, ſich vor das Zuchtpolizeigericht zu ſtellen, das ſich ſogleich conſtituirte. Ein Decurio machte den Ankläger, der Angeſchuldigte vertheidigte ſich, und am Ende der Verhandlung ſpricht das Gericht einen mit Gründen begleiteten Urtheilsſpruch aus, durch den der Arbeiter verurtheilt wird, den auf 250 Franken geſchätzten Schaden zu bezahlen Dieſe Summe wird ſogleich dem Fabricanten durch die Chefs des Comité's zugeſtellt, die ihm ſagen: „ſo halten wir es mit der Gerechtigkeit und mit unſern Verhältniſſen zu Ihnen; Sie ſollen von Seite der Arbeiter nicht beeinträchtigt werden, weil wir den Schaden bezahlen und leichter als Sie uns dafür wieder bezahlt machen können.“ Doch wie dem

ſey, dieſe Organiſation beunruhigt die Fabricanten, ſetzt das Land in Beſorgniß und kann für die Lyoner Induſtrie verderbliche Folgen haben.“

Die Geſellſchaft der Menſchenrechte in Paris wurde ſo kühn, daß ſie im October ein Manifeſt erließ, worin ſie unverhohlen ihre Grundſätze bekannte. Sie ſchadete ſich dadurch ſelbſt am meiſten, denn ſie verrieth ihre Plane, und machte, daß alle gemäßigten Freunde der Freiheit ſich von ihr zurückzogen. Der öſterreichiſche Beobachter ſchrieb damals: „Das Manifeſt gehört zu den merkwürdigen Actenſtücken in der Zeit, und es hat das unſtreitige Verdienſt, laut und deutlich zu lehren, welches die wahren Abſichten der radicalen Reformatoren der bürgerlichen Geſellſchaft ſind ꝛc.“

Die Regierung ſchritt noch nicht gegen die Aſſociationen vor, zog aber die Journale, die ſich allzu kühne Reden erlaubten, vor Gericht. Dieſes Loos traf zunächſt den National, der ſchon im März verurtheilt wurde, zwei Jahre lang nichts mehr über Gerichtsverhandlungen zu ſchreiben, was die beſiegte Partei als einen neuen Anfang von Cenſur anſah. Später kam die Tribune an die Reihe. „Die Republicaner ſcheiden ſich in zwei Hälften, die Anhänger des National, und die Leute der Tribune. Die erſtern ſind in geringer Zahl, bilden aber für die Andern eine Art von Niſche, worein ſie ihren Heiligen, den Hrn. Carrel, geſtellt haben, und ihn gewiſſermaßen wie einen Alten vom Berge vergöttern. Hr. Carrel, wie ich ſchon früher ſagte, iſt ein Mann von Kraft und perſönlichem Edelmuthe, ohne andere Kenntniſſe als die der Geſchichte unſeres letzten Jahrzehents, im Grunde, ohne es ſich ſelbſt vielleicht zu geſtehen, ein Mann des Säbels, und obwohl er Profeſſion davon macht,

den

BARTHÉLEMY PAGÈS.

den Handwerksmann über alle Stände empor zu heben, in ihm die Faust und das Herz der Nation zu bewundern, herzlich tief die Clubs und den prahlerischen Radicalismus verachtend. Auch ist er insgeheim von den Häuptern der letzten Partei herzlich gehaßt, und erhielten wir das Phantom einer Republik, so würde Carrel durch die ehrsüchtigen, aber schmutzigen Demagogen, er der Mann, der auf Ehre, persönlichen Anstand und Reinlichkeit in der Kleidung hält, wahrscheinlich in den Koth getreten werden. Hr. Carrel hat warme Freunde, und da er eine glückliche Mischung von Muth und Kaltblütigkeit besitzt, so imponirt er seinen persönlichen Feinden. — Die Männer der Tribune sind ohne Haltung, innere Würde und äußern Anstand. Sie recrutiren sich in den untersten Volksclassen, da der eigentliche Handwerksmann fast überall sie verschmäht. Man sieht sie in Kaffeehäusern, bei Weinschenken, und bei jedem Theile der hungrigen Leute, die sich heute mit Stolz die Proletaires nennen, denen in der Zukunft von den Anführern der Partei zu vertheilende Nationalgüter angewiesen worden sind. Diese Nationalgüter sind die Lockspeise für das Gesindel und die Klugen; wogegen junge Ladendiener, Clercs de Notaires und eine gewisse Zahl unwissender Studenten, welche man in den Clubs zusammen gebracht hat, mit künftigen Minister- und Generals-Stellen geködert werden. Ja, wer weiß, ob nicht in allen diesen mehr rauchenden als flammenden jungen Köpfen vielleicht die Idee steckt, nicht bloß Erneuerer des Weltalls im patriotischen Sinne, sondern auch Könige im ganzen Ueberreste von Europa zu werden, wenn sie sich einmal die Tyrannen vom Halse geschafft haben werden, welche in allen fremden Ländern regieren!" So schilderte ein

Absolutist in der Allg. Zeitung die Männer der Tribune im Gegensatz gegen die des National.

Im April zog die Deputirtenkammer die Redaction der Tribune vor ihr Gericht, und beging den doppelten Fehler, hierin als Kläger und Richter zugleich aufzutreten und den Republicanern Gelegenheit zu geben, im Schooße der Kammer selbst unter dem Vorwande ihrer Vertheidigung ihre Grundsätze zu predigen und dem Justemilieu die herbsten Dinge zu sagen. Am 16 April wurde die Sache verhandelt. „Ein Theil der Deputirten, über 60, recusirten sich, über 300 aber erklärten, sie würden sich dem Votum nicht entziehen, darunter Odilon-Barrot, Lafitte und Mauguin. Marrast wollte das bei der Jury gebräuchliche Recht, einen Theil der Mitglieder zu verwerfen, gegen die Kammer geltend machen. Die Kammer verweigerte es. Dann sprach Cavaignac, die Principien der Tribune und ihrer politischen Freunde entwickelnd. Seine Rede dauerte über eine Stunde. Ihm folgte Marrast. Er hatte sich die schwerere Aufgabe gesetzt: die Rechtfertigung des Ausdrucks der Tribune, daß die Kammer eine corrumpirte und prostituirte sey. Mit welch keckem Geiste er dieß that, mag folgender Anfang seiner Rede beweisen: „Meine Herren, genöthigt, die eigentliche Frage des Processes da anzufassen, wo sie am aufreizendsten ist, kann ich mir das Tiefverwundbare nicht verhehlen, das dabei in meiner wie in Ihrer Stellung liegt. Wir sind nicht hier, um Sie als Richter zu verletzen, oder als Ankläger zu reizen; aber wir sind auch nicht hier, um unsern Charakter zu beugen oder heuchlerisch eine Anklage zu umgehen, die wir so, wie sie gestellt wurde, annehmen. Fürchten Sie daher nicht, daß die Vertheidigung zur scandalösen

Chronik herabsteige, aber hoffen Sie auch nicht, daß Sie die Logik minder unbeugsam, oder die Geschichte minder streng machen werde. Warum sollten wir auch uns gegen einander verstellen? Ihnen gegenüber sind wir heute, im Umkreise dieser Mauern, die Nämlichen, die wir gestern, außerhalb derselben, waren, und die wir morgen seyn werden. Sie sind Richter nach demselben Rechtstitel, nach welchem wir Vertheidiger sind, d. h. es sind zwei Lager hier: Ihnen sind wir die schlechte Presse; Sie sind uns eine ... (der Redner macht eine kleine Pause) nicht im Einklange mit dem Lande befindliche Kammer. Also Krieg! fortwährenden Krieg! Nur ist es unnöthig, die Waffen noch zu überladen, besonders wenn der Kampf seiner Natur nach so mörderisch ist, da er die Kämpfer kaum einen Schritt von einander stellt. Wir nehmen daher, meine Herren, die Anklage so an, wie sie von der Majorität dieser Kammer, oder vielmehr von dem Theile dieser Majorität, der allein consequent mit sich selbst ist, gestellt wurde. Sie sind, in Ihren Augen, die Partei der Ordnung, der Erhaltung des ererbten Guten; wir sind Ihnen die Menschen der Anarchie, des Umsturzes, selbst der Plünderung. Man ruft gegen uns die Kraft, die Gewalt, die Vernichtung an. Dieß ist Ihre Sprache, die ich rede;*) sie wird Sie ohne Zweifel geneigt machen, auch die unsrige zu hören. Ja! es sind zwei nicht bloß von einander abweichende, sondern aufs tiefste sich entgegenstehende, nicht bloß getheilte, sondern feindliche Systeme, feindlich, wie das Privilegium es gegen die Freiheit ist, die Usurpation gegen

*) Hr. Persil hatte in den letzten Kammerdebatten gesagt, es gelte die Vernichtung der republicanischen Partei.

die Rechte, die ſie verweigert, das Monopol gegen die, die es ausbeutet. Zwei Syſteme ſind es, die ſich überall wiederfinden, kämpfend ohne Unterlaß, wie Gutes und Böſes — in der öffentlichen Oekonomie die Arbeit und der Müßiggang; in der Moral der Egoismus und die Hingebung; in der Politik die Freiheit und die Willkür, oder, um die Ausdrücke zu gebrauchen, die zugleich Princip und Geſchichte ſind, die Revolution und die Contrerevolution. Wohlan, meine Herren, die Freiheit und das Recht, die Arbeit und die Hingebung, dieß iſt für uns die Republik; ihr Gegenſatz die Monarchie. Wir vertheidigen die eine, wir kämpfen gegen die andere, und der wahre Richter in dieſer Sache ſind nicht Sie, — das Land iſt es. Das Land, meine Herren, verſtehen Sie mich wohl; nicht eine Elite von ein paarmalhunderttauſend Menſchen bei einer Bevölkerung von 32 Millionen; ſondern das Land, die ganze Maſſe der Einwohner, Arme und Reiche, Proletarier und Eigenthümer. Nur einer Volksregierung iſt es möglich, in ihren weiten Kreiſen alle dieſe ſocialen Kräfte leuchten zu laſſen; Sie aber haben ſich einem Syſteme angeſchloſſen, das ſich ſelbſt als unvolksthümlich bekennt. Wo iſt alſo ſein Leben? Im Volke? Nein. Wie erhält es ſich aber? Man muß ſeine Erhaltungskräfte wohl außerhalb dem Volke ſuchen. Und was liegt außerhalb jener mächtigen Realität? Die Fiction, die Lüge, die Liſt und — ich muß die Sache bei ihrem Namen nennen, weil er alles umfaßt — die Corxuption — Corruption durch Furcht, Eitelkeit, Ehrſucht, kurz durch die ſtete Aufreizung der ſchlechten menſchlichen Leidenſchaften. Und die Regierung, die ſich ſelbſt als unvolksthümlich (impopulaire) proclamirt, gibt mir ſchon dadurch allein das Recht, ſie die Quelle der Cor-

ruption zu nennen. Wir aber ſind vor Ihre Schranken geladen, weil wir geſagt haben, was Sie im Grunde ſelbſt ausdrückten, indem Sie mit Ihren Stimmen die gegenwärtige Regierung unterſtützten. Iſt das politiſche Verführungs- und Beſtechungs-Syſtem neu? Könnte es dieß ſeyn, ſo lange noch die Monarchie nothwendig iſt? Man beſticht durch Furcht, Ehrgeiz, Eitelkeit und durch Aufregung aller häßlichen Leidenſchaften des Menſchen. Dieß haben wir mit angeſehen, ſeitdem auf dem politiſchen Schauplatz eine Faction auftrat, welche die Tochter eines engherzigen Contrerevolutionsgeiſtes iſt, wie eine Schlange einherſchleicht, und in ihren Grundſätzen ſo wie in ihren Handlungen an den zwei Hauptmerkmalen künſtlicher Spitzfindigkeit und brutaler Gewaltthätigkeit zu erkennen iſt — eine Faction, welche an ihrer Stirne das unſelige Geſchick trägt, alles zu verderben und zu Grunde zu richten, was ſie in ihren Schutz nimmt; welche keinen andern Leitſtern hat, als den des Eigennutzes und der Herrſchſucht, und welche, um ihre Uſurpation zu beſchönigen, gewandt genug iſt, für halbe Sachen auch halbe Rechte zu erſinnen. Es iſt dieß die doctrinäre Faction. Aus ſich ſelbſt vermag ſie nichts Tüchtiges zu ſchaffen: ſie iſt zu unmächtig dazu. Geſetzliche Wege ſind ihr Tod, der regelmäßige Gang der Dinge ihr Untergang. Daher hielt ſie ſich von jeher an Ausnahmsgeſetze, Finanzproviſorien, öffentliche Unruhen und Staatsſtreiche. Stets hat ſie Reactionen vorbereitet; Freiheit der Preſſe, perſönliche Freiheit, Gewiſſensfreiheit wurden ſtets von ihr angefeindet und angegriffen. Sie brachte uns die Syſteme von Villele, Martignac, Polignac, und die Miniſterien vom 8 Auguſt 1830 an. Sie ſitzt noch heute am Staatsruder, und dieſelben Mittel, durch

welche sie unter der Restauration sich geltend machte, werden noch heute von ihr angewendet. Aus der repräsentativen Regierung hat sie ein Sodom und Gomerrha gemacht. Verderbniß und Willkürlichkeit herrscht überall, so weit ihre Hand reicht, und eine Kammer, welche sich von dieser Faction leiten läßt, wird ihre Mitschuldige, und kann nur eine verkäufliche seyn. Ja, diese Faction will uns selbst weiter führen, als die Restauration es gethan hat; sie will die Presse erdrücken, die Wahlen zum Monopol erheben und verfälschen, eine andere, nur gefährlichere Form des Jesuitismus wieder einführen, und nur den Reichen und Großeigenthümern und allen ihren Creaturen festliche Mahlzeiten bereiten, welche das hungernde Volk bezahlen muß. Oeffentlich wird der Handel mit den Geheimnissen der Börse getrieben ꝛc."

Die Kammer wählte das Maximum der gesetzlichen Strafe, drei Jahre Gefängniß und 10,000 Fr. Buße. Der ganze Proceß war ein Scandal, man sagte sich wechselseitig die giftigsten Bosheiten; die Republicaner benutzten ihre vortheilhafte Stellung, anstatt von der Kammer angeklagt zu werden, vielmehr sie anzuklagen und sie ins Gesicht mit jeder Art von Verachtung zu brandmarken, und die Kammer ihrerseits nahm eine kleinliche Rache durch die strenge Strafe, nachdem sie alle Insulten angehört hatte.

Im August trat die Zerwürfniß zwischen dem National und der Tribune ans Tageslicht. „Eine der interessantesten Erscheinungen ist die offene Mißbilligung, welche sonst ultra-liberale Journale, wie der National und Courrier français, gegen die republicanischen Associationen, deren Organ die Tribune ist, ausgesprochen haben. Bekanntlich versicherten die ministeriellen Blätter, jene republicanischen

Clubs hätten auf die Juliusfeste für mögliche Fälle sich gerüstet, und Verhaltungsbefehle unter sich ausgetheilt. Einen dieser ordres du jour, an die Sectionen der Gesellschaft der Menschenrechte gerichtet, gab damals das Journal de Paris als Probe. Es geschah dieß am Tage vor den Juliusfesten, und scheint dazu beigetragen zu haben, daß sich die Pariser Bevölkerung noch mehr von dieser Art Republicaner abwendete. Die letztern waren auch gleich bemüht, jenes Actenstück für unvollständig oder verfälscht zu erklären, während andere sagten, man habe wenigstens falsche und übertriebene Schlüsse daraus gezogen. Bis dahin waren das Journal du Commerce und minder direct auch der Temps die einzigen liberalen Blätter, welche sich wiederholt gegen die Republicaner der Tribune (die von den Republicanern des National wohl zu unterscheiden sind) ausgesprochen hatten. Nun aber traten auch der National und der Courrier-français laut gegen jene geheimen Clubs auf. Der Courrier-français sagte unter Anderm: „Die Vertheidiger der wahren Grundsätze der Freiheit werden nie zugeben, daß ein freies Land sich mit jener Organisirung von Sectionen befreunde, die man für drei Tage lang in Permanenz erklärt, und denen man befiehlt, sich auf alle Fälle bereit zu halten. Was ist denn jene Association, die ohne am hellen Tage sich zu zeigen, doch mit ihrer Stärke Parade machen will, und Proclamationen erläßt, welche glauben machen könnten, als sey bei uns ein Bürgerkrieg ganz organisirt und auf das erste Commandowort zum Ausbruche bereit? Es liegt darin mehr scheinbare als wirkliche Bedeutung. Nicht auf diese Weise geht der Geist der Freiheit zu Werke. Diese gewaltsamen Mittel stehen im Widerspruche mit der Anwen-

dung der Preſſe. Glaubt ihr wirklich an die Grundſätze, die ihr verkündet, und an die Stärke der Meinung, ſo redet, ſtreitet, predigt, und wartet, ob Zeit und Vernunft euch den Sieg verſchaffen. Vertraut ihr aber nicht auf dieſe beiden Bundesgenoſſen, und gebt ihr bloß das Geſetz des Stärkern zu, ſo verzichtet auf jene Mittel der Ueberredung, verzichtet auf die Preſſe, greift am hellen Tage an, aber unterwerft euch dann auch allen Folgen, die daraus ſich ergeben können, und beklagt euch nicht, wenn man der Gewalt die Gewalt entgegenſetzt. Die Geſellſchaft kann ſich nicht mit jenem ſteten Drohen befreunden, wo man ſich nicht im erklärten Krieg befindet, und wo doch der Krieg jeden Augenblick in Ausſicht geſtellt wird. Setzt die Gewalt das Land in dieſen Zuſtand der Unruhe, ſo ſtürzt ſie bald zuſammen, wie wir es 1830 ſahen; thut es aber eine Partei, ſo bequemt ſich das Land eben ſo wenig dazu." — Der National kommt, wenn auch auf etwas anderm Wege, zu denſelben Schlüſſen. Er ſpricht zuerſt den Grundſatz aus, daß auch in der freieſten Staatsverfaſſung das Recht, Aſſociationen zu bilden, den höchſten Staatszwecken untergeordnet ſeyn müſſe: „Die Preßfreiheit (ſagt er), die individuelle Freiheit, das Aſſociationsrecht ſind keine natürlichen Rechte, wie die conſtituirende Verſammlung behauptete; es ſind bloß Uebereinkünfte eines ſehr vorangeſchrittenen ſocialen Zuſtandes. Die Anglo-Americaner des letzten Jahrhunderts fanden die Grundlagen ihrer Conſtitution nicht unter den Eingebornen am Miſſiſſippi, die im Naturzuſtande lebten, ſondern entlehnten ihre Geſetze von den beiden civiliſirteſten Völkern des alten Europa's. England lieh ihnen das Princip der Theilung der Gewalten, der Preßfreiheit und des Aſſociationsrechts; die franzöſiſche Phi-

loſophie des 18ten Jahrhunderts gab ihnen das Princip der Wahl und der Verantwortlichkeit, ſelbſt auf die höchſten Beamten der Executivgewalt angewandt. Das Aſſociationsrecht exiſtirt in keinem Lande unbedingt und unbeſchränkt; ſonſt könnte die kleinſte Fraction der Geſellſchaft ſich als Rivalin der ganzen Geſellſchaft conſtituiren, und für ſich alle Vorrechte in Anſpruch nehmen, die nur der Geſammtheit der Bürger angehören. Offenbar können vier-, oder fünf-, oder ſechstauſend Individuen nicht auf ein chimäriſches Recht ſich ſtützen, um ſich als natürliche Aſſociation inmitten einer großen Nation feſtzuſetzen, von der ſie Schutz erhielten, die aber von ihnen nichts zu fordern hätte. Dieß iſt nicht das Aſſociationsrecht der freien Länder, ſonſt würde dieſes Recht für ein paar tauſend Individuen darin beſtehen, ſich in Maſſe zu erheben, das Land zu durchziehen, wie die Juden unter Moſes Aegypten durchzogen, über's rothe Meer zu ſetzen, wo möglich trockenen Fußes, und ſich dann in der Wüſte niederzulaſſen, wo man volle Freiheit hätte, im Naturzuſtande zu leben, Hunger und Durſt leidend, und ſich der Gefahr ausſetzend, von den Arabern in Stücken gehauen zu werden. Dann würde man ſchwerlich mehr an das Unrecht der Aſſociation denken; man würde erkennen, daß dieſes Recht eine bloße Uebereinkunft in feſtgegründeten freien und gebildeten Staaten iſt.“ Nun ſucht der National weiter zu entwickeln, daß je volksthümlicher eine Regierung ſey, deſto weniger werde ſie das Recht, Vereine zu bilden, andern als den durch die höchſten Staatszwecke nothwendigen Bedingungen unterwerfen. In Frankreich ſey das Aſſociationsrecht durch die Charte von 1830 ſo ziemlich im Princip anerkannt, aber durch den Artikel 291 des Strafgeſetzbuchs ſo gut als aufgehoben, da

dieſer Artikel jede Vereinigung von mehr als zwanzig Perſonen verbietet. Die jungen Republicaner ſuchten dieſen Artikel dadurch zu umgehen, daß ſie ihre großen Aſſociationen in lauter Abtheilungen von nicht mehr als zwanzig Mitgliedern trennten, ſo aber, daß alle dieſe Sectionen durch Delegirte ꝛc. unter ſich zuſammen hängen. Nun ſagt dagegen die Polizei: als Aſſociation ſeyd ihr durch einen Beſchluß des Aſſiſenhofs aufgelöſ't, und da eure Sectionen nur zuſammenhängende Unterabtheilungen jener Aſſociation ſind, ſo dulden wir auch dieſe Sectionen nicht. „Zwar ſteht (fährt der National fort) es den Sectionsleuten frei, in ihren Häuſern den Säbel und die Piſtole gegen die Stadtſergenten zu gebrauchen, wie es einſt die Hugenotten thaten, als die Katholiken ihnen verboten, ſich zu mehr als zehn in einem Hauſe zu verſammeln, um die Bibel vorleſen zu hören. Aber den Hugenotten ſtand nicht die Preßfreiheit zu Dienſte. Dieß ſtellen wir den jungen Leuten der Aſſociationen vor. Zum Aeußerſten ſollte man nie ſchreiten, als wenn man auf keine andere Weiſe ein Recht retten kann, und wahrlich das Aſſociationsrecht finden wir nicht in jener Manie, ſich zu zwanzig und zwanzig zu gruppiren, leiſe und verſtohlen von Politik zu ſchwätzen, heimlich angebliche Inſtructionen herauszugeben, worin von Zwecken die Rede iſt, von welchen die Geſellſchaft, in der dieſe jungen Leute leben, lediglich nichts will, ſo daß in Folge der freiwilligen Iſolirung, zu der ſie ſich verdammen, man ſich daran gewöhnt, in ihnen nur unverbeſſerliche Verſchwörer zu ſehen. Ja, was noch ſchlimmer iſt, die Polizei findet nothwendig Zutritt in jenen verborgenen Verſammlungen, wo man weit weniger Werth auf die Auswahl als auf die Menge ſetzt; die Polizeiſpione können

ſich daſelbſt nur durch die heftigſten Vorſchläge und die wüthendſte Sprache Eingang verſchaffen. Die jungen Leute halten dieß für demokratiſchen Feuereifer, und ahmen dann, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, in ihren Reden und Schriften jene ſchmachvollen Muſter nach, während das jetzige franzöſiſche Volk weder ſchmutzig, noch plump, noch mißgünſtig und neidiſch, noch blutdürſtig iſt. Ohne es zu wollen, liefert man ſo eines der heiligſten Rechte der Geſellſchaft der Polizei in die Hände, und arbeitet ſo gegen Männer, denen man Mäßigung vorwirft, die aber ſchon weit mehr ſich hätten Bahn brechen können, wären die tauſend Thorheiten nicht, für die man ſie mit verantwortlich macht." — Dieſe für die Gruppirung der Parteien in Frankreich ſehr charakteriſtiſchen Erklärungen des National werden von dem miniſteriellen Journal de Paris freundlich aufgenommen, aber es prophezeyt ihm, daß die Partei des National das Loos aller revolutionären Parteien theilen werde — von den fort und fort anſtürmenden heftigern Wogen überfluthet zu werden. Das Comité der Geſellſchaft der Menſchenrechte dagegen bezeichnet das Benehmen des National als ein infames, da die jungen Republicaner nie ruhiger geweſen ſeyen, als in der letzten Zeit."

Am Schluſſe des Jahres erregte der Proceß Raspails, eines republicaniſchen Verſchwornen, einiges Aufſehen. Folgende Gerichtsſcene mag den Geiſt der republicaniſchen Menge bezeichnen. „Der Generaladvocat ſagte, unter den Sectionären der republicaniſchen Geſellſchaft habe es zwei unterſchiedene Parteien gegeben, wovon die eine für gewaltſame Mittel geweſen ſey, die andere die Theilung der Güter und des Eigenthums gewünſcht hätte... Eine Stimme von den

Zuhörern ruft: Du haſt gelogen, Elender! (Große Bewegung. Die ganze Verſammlung ſteht auf.) Der Präſident: Man entferne ſogleich die Perſon, die dieß geſagt hat. Hr. Vignerte von der Bank der Zeugen: Ich bin es; ich habe es geſagt; ich Vignerte! ich wiederhole, er hat hier gelogen. Mehrere Angeklagte: Bravo! Vignerte! Er hat Recht; wir denken wie er; klagt uns an, aber verleumdet uns nicht! Es ertönen viele Bravos unter den Zeugen und den Zuhörern, und es herrſcht überhaupt die größte Gährung. Der Zeuge Vignerte wird dann vor die Schranken gebracht. Petitjean ſchließt ſich an und ſagt, er denke wie Vignerte. Auf die an erſtern gerichtete Frage, was er zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könne, antwortete er, er wolle ſich nicht rechtfertigen. Dieſe Verleumdungen hätten ihn empört. Sie hätten alle Arbeit und wollten niemanden berauben. Hr. Parfait drückt daſſelbe aus. Der Generaladvocat trägt darauf an, auf Vignerte den Art. 223 anzuwenden. Hr. Raspail will Vignerte vertheidigen, dieſer proteſtirt gegen die Vertheidigung. Er habe keine Richter des Landes vor ſich, ſondern einen Haufen Söldlinge, die von einem Könige belohnt würden, welcher die Rechte des Volks uſurpirt habe. Viele Angeklagte rufen, er habe Recht."

Auch von den Napoleoniden erfuhr man, daß ſie ſich bei den Republicanern beliebt zu machen ſuchten. Die Bonapartiſten, ſagt ein Journal, geben ſich alle mögliche Mühe, populär zu werden. So hat jetzt Joſeph Napoleon (Bruder des Kaiſers) dem Comité zur Unterſtützung der über politiſche Verbrechen Verurtheilten die große Decoration der Ehrenlegion mit Diamanten, welche der Kaiſer bei Ulm und Auſterlitz trug, überſendet, um ſie für die Zwecke des Vereins

zu verwerthen. Das Comité will sie ausspielen lassen. Napoleons Decoration ausgespielt zur Unterstützung verurtheilter Republicaner! — Joseph Napoleon hatte dem Geschenke 600 Fr. aus seiner Casse beigefügt. — Es hieß, ein gewisser Belmontet sey der Agent der Napoleoniden bei den Republicanern. Dagegen berichtete der Constitutionnel, es habe allerdings eine Annäherung statt gefunden, aber man sey keineswegs einig geworden, da die Republicaner keinen Kaiser und die Napoleoniden keine Republik wollten, noch wollen könnten.

Die unbedeutenden Emeuten dieses Jahrs zu Perpignan, Nimes, Marseille beweisen nur, mit welcher Vorsicht die Republicaner und Karlisten sich benahmen, da sie ihre Schwäche wohl fühlten und sich erst wieder verstärken wollten, bevor sie einen neuen Schlag wagten.

4.

Schwangerschaft der Herzogin von Berry. Die Karlisten.

Gleich in den ersten Tagen des Jahres beschäftigte sich die Kammer mit der Frage, was aus der gefangenen Herzogin von Berry werden solle. Nur wenige exaltirte Republicaner verlangten, daß sie vor Gericht gestellt werde. Die ministerielle Mehrheit und selbst die gemäßigte Opposition begnügte sich damit, sie unschädlich zu wissen, und überließ es der Regierung, sie in fernerem anständigem Gewahrsam zu halten, so lange ihre Freilassung noch irgend Gefahr bringen könne. Das ministerielle Journal des Débats sagte:

„Die Erörterung in der Deputirtenkammer aus Anlaß der Petitionen wegen der Herzogin von Berry trug einen Charakter der Großmuth und der Weisheit, der unserm Lande zur besondern Ehre gereicht. Niemand brachte gegen die Herzogin auch nur Eine jener bittern und gewaltsamen Aeußerungen vor, welche die Leidenschaft eingibt. Die Gefangene hat die Prinzessin beschützt, und ihr Unglück hat den Zorn gemildert, den die noch vor kurzem lodernden Feuer des Bürgerkriegs hätten aufstiften können. Es zeigte sich keine Spur des politischen Cynismus, nichts von jener gehässigen und gemeinen Freunde, welche das Schauspiel einer gefallenen Größe schlechten Gemüthern einflößt. Die Herzogin von Berry, welche den Krieg in der Vendee führte, ist jetzt zu Blaye gefangen. Soll man sie gefangen lassen, kriegsgefangen, weil sie Krieg geführt hat und überwunden ward; oder soll man anders handeln? Es gibt zweierlei Arten, anders zu handeln: wir können, wie die Legitimisten wollen, sie in Freiheit setzen, oder wie die Advocaten wollen, sie vor die Assisen stellen. Was soll man thun? Setzen wir sie in Freiheit, so laufen wir Gefahr, einen neuen Bürgerkrieg ausbrechen zu sehen; stellen wir sie vor die Assisen, so werden wir nach den Aufregungen des Bürgerkriegs die Aufregungen eines großen politischen Processes haben, Aufregungen, die zwar minder furchtbar und verheerend als die des Bürgerkriegs, aber doch an Besorgnissen aller Art sehr fruchtbar sind. Die Frage ward ganz richtig zwischen dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, der gewiß, positiv, entschieden ist, und der Zukunft einer Versetzung in Freiheit oder in Anklagestand, einer ungewissen, gewagten, an Wechselfällen und Gefahren reichen Zukunft gestellt. Die Kammer konnte kei-

nen Anſtand nehmen; ſie hat keinen genommen. Sie hat die Tagesordnung über die Verſetzung in Freiheit und über die Verſetzung vor Gericht, über alles was nur ein Verſuch und ein Wagniß geweſen wäre, ausgeſprochen, und durch dieſe Tagesordnung die gegenwärtige Haft der Herzogin von Berry, das heißt die Unmöglichkeit des Bürgerkriegs in der Vendee aufrecht erhalten."

Inzwiſchen benutzten die Karliſten die unglückliche Lage der Herzogin, um ſie als eine Märtyrerin darzuſtellen, und der Enthuſiasmus für ſie ſtieg hoch. Der berühmte Herr v. Chateaubriand richtete eine begeiſterte Zuſchrift an ſie und bediente ſich darin der Phraſe: „Ihr Sohn iſt mein König!" wofür er vor Gericht geſtellt wurde. Der Auswurf der Karliſten miſchte dem Enthuſiasmus Wuth und Haß bei. Man vernahm, die Herzogin ſey unwohl. Sogleich ſprengten die Karliſten das Gerücht aus, Ludwig Philipp habe ſie vergiften laſſen. Dieſe Beſchuldigung wurde von den liberalen Blättern mit Spott aufgenommen, und ſchon am Schluſſe des Januars darauf erwiedert, daß die Krankheit der Herzogin eine Schwangerſchaft ſey, und zwar in Folge ihres Verhältniſſes zu dem bekannten Juden Deutz, der ſie verrathen hatte. Ueber dieſe Gegenbeſchuldigung geriethen die Karliſten in die äußerſte Wuth, und ſey es, daß ſie die Herzogin wirklich für unſchuldig hielten, oder daß ſie das Geſchehene noch bedecken zu können glaubten, ſie nannten die Ankläger ruchloſe Verleumder, und forderten die Redacteurs der liberalen Blätter zum Duell heraus. Bei dieſer Gelegenheit war es, wo Carrel, der geiſtreiche Redacteur des National, verwundet wurde. Aber gerade die Hitze der Karliſten verrieth, daß etwas Wahres an der Sache ſey. „Jenes Ge-

rücht, daß geſegnete Folgen zu erwarten ſeyen, gewann ſeine Conſiſtenz hauptſächlich durch die Art, womit die Karliſten ſich dabei gebärdeten; durch die Unruhe, womit ſie einander darüber zu beruhigen ſuchten, und durch die kläglichen Umtriebe, womit ſie ſich für jeden Fall ſicher ſtellen wollten. Freilich ſtand das ganze Heil ihrer Partei auf dem Spiele. Sie hatten die Herzogin von Berry ſo oft mit der heiligen Jungfrau verglichen; ſie hatten ſie als Mutter eines Mirakelkindes ſo oft verherrlicht, ſie hatten von der neuen Pucelle, die Frankreich retten wolle, ſo viel geſagt und geſungen, daß ſie jetzt von Seite ihrer Gegner aufs grauſamſte perſiflirt werden konnten. Und in der That, von der Frivolität der Franzoſen war hier viel zu fürchten, und der Witz iſt in Frankreich eine wirkſamere Hinrichtungsart als die Guillotine. Die Partei der Vergangenheit, obgleich ſie nun das Gerücht von der Schwangerſchaft ihrer Repräſentantin für eine Lüge hielt — denn die Vergangenheit darf nicht ſchwanger werden — ſo wollte ſie doch ganz ſicher ſeyn, und ſuchte die Entweichung der Herzogin für jeden Preis zu bewerkſtelligen; zu dieſem Zwecke brachte die Partei von einigen ihrer Glieder die Summe von mehreren hunderttauſend Francs zuſammen, und 120,000 Fr. wurden dazu beſtimmt, die Sympathie eines Beamten zu Blaye zu erregen. Die Regierung, welche davon Kunde gewann, hat aus Fürſorge den letztern, Oberſt Chouſſerie, ſogleich abberufen, und durch einen ſtrengern erſetzt (durch General Bugeaud). Zugleich ſchickte die Regierung zwei erfahrne Aerzte nach Blaye, um den wahren Zuſtand der Herzogin zu unterſuchen und das Vergiftungsgerücht officiell zu widerlegen."

Die Aerzte kamen zurück und ließen nicht das Mindeſte

von

von dem verlauten, was sie in Erfahrung gebracht hatten, sondern äußerten im Gegentheil, es sey weder an eine Vergiftung, noch an eine Schwangerschaft zu denken. Daß sie das letztere läugneten, wurde ihnen nachher von den Blättern der Opposition zum Vorwurf gemacht, weil dadurch die Karlisten einen Augenblick gerechtfertigt erschienen und noch mehrere Duelle veranlaßten, welche durch eine wahrhafte Aussage der Aerzte hätten verhindert werden können. Den Aerzten war aber der Mund versiegelt. Es geht aus allem hervor, daß man officiell und in Blaye selbst annahm, die Herzogin befinde sich nicht in gesegneten Umständen. Durch dieses Ignoriren, durch das Versäumen aller für ihre Niederkunft nöthigen Vorkehrungen und durch die strenge Aufsicht des Generals Bugeaud, der jede Communication der Herzogin mit den Karlisten zu verhindern wußte, zwang man sie, das, was niemand an ihr bemerken wollte, endlich selbst zu gestehen. Zwar hatte General Bugeaud nachher in öffentlichen Blättern aufs bestimmteste versichert, die Herzogin sey zu keinerlei Erklärung gezwungen worden; allein wenn man ihr auch keine Pistole auf die Brust setzte, so wurde sie doch durch das von der Regierung angenommene System, ihre Schwangerschaft nicht zu bemerken, im letzten Augenblick, da ihre Stunde kam, durch die Gewalt der Umstände genöthigt, eine Erklärung von sich zu geben, und die Wichtigkeit, welche die Regierung dieser Erklärung beilegte, läßt keinen Zweifel übrig, daß es ihr darum zu thun war, sie der Herzogin abzugewinnen.

Der Moniteur vom 26 Februar enthielt in seinem amtlichen Theile Folgendes: „Paris, 25 Febr. Am Freitag den 22 Febr. um halb 6 Uhr übergab die Frau Herzogin von

Berry dem General Bugeaud, Gouverneur der Citadelle von Blaye, folgende Erklärung: „Durch die Umstände und durch „die von der Regierung befohlenen Maßregeln gedrängt, ob„gleich ich die ernſteſten Beweggründe hätte, meine „Verheirathung geheim zu halten, glaube ich mir ſelbſt, ſo „wie meinen Kindern ſchuldig zu ſeyn, zu erklären, daß ich „mich insgeheim während meines Aufenthalts in Italien „verheirathet habe. In der Citadelle von Blaye, am 22 Febr. „1833. (Unterz.) Marie Karoline." Dieſe von dem General Bugeaud an den Präſidenten des Conſeils, Kriegsminiſter, überſchickte Erklärung ward unverzüglich in dem Depot der Archive der Kanzlei von Frankreich niedergelegt."

Zugleich wiederholten ſich die Gerüchte, daß Deutz der Vater des Kindes ſey, und daß die Herzogin ſogar Verſuche gemacht habe, ſich zu vergiften, bevor die Pariſer Aerzte angekommen ſeyen. Da die Herzogin ihren Gemahl nicht namhaft machte, ſo war den entehrendſten Gerüchten Thüre und Thor geöffnet.

Im Allgemeinen benahmen ſich indeß die franzöſiſchen Blätter mit einem des Zeitalters, in dem wir leben, würdigen Anſtand, und mitten unter den Parteileidenſchaften doch ſchonungsvoll gegen die Schwächen einer unglücklichen Frau. Folgendes ſind ihre weſentlichſten Aeußerungen. Der Conſtitutionnel ſagte: „Täuſchen wir uns nicht, ſo war die Herzogin vom Junius 1832 an in der Vendee, und hatte wahrſcheinlich ihren edlen Gemahl in Italien gelaſſen. Freilich kann er ihr auch in die Vendee gefolgt ſeyn; aber unter welcher Verkleidung? Sollte er überdieß feig genug geweſen ſeyn, ſeine ſchwangere Frau zu verlaſſen, während ſie in Nantes verhaftet wurde? Eine Frau wie die Herzogin kann nur

einen Mann von Muth geheirathet haben. Uebrigens was uns betrifft, liegt uns wenig daran, mag ſie ſich vermählt haben, oder nicht; mag ſie guter Hoffnung ſeyn, oder nicht; mag der geheimnißvolle Gemahl ein Prinz oder ein Glücksritter ſeyn. Dieß geht bloß die Karliſten, nicht die Nationalpartei an. Was wird aber nun aus den Karliſtiſchen Ausforderungen aus Veranlaſſung des Verdachts, daß ſo etwas kommen möchte?" — Von höherm Geſichtspunkte faſſen die Oppoſitionsblätter die Sache auf. Der Temps, der den Uebergang zu ihnen bildet, ſagt: „Hätte die Regierung den Sieg mißbraucht, um den Ruf der Herzogin zu brandmarken, indem man uns die Schwächen der Frau entſchleiert, uns, die wir nur die Verſuche des Parteichefs zu beurtheilen oder zu bekämpfen haben, ſo wäre dieß ein der franzöſiſchen Loyalität unwürdiges Benehmen. Wir haben es geſagt: das Privatleben der Fürſten muß von Mauern umzogen ſeyn wie das der Privatleute. Wenn Marie Karoline, in jenem mit Zufällen beſtreuten Leben, das die Leidenſchaften aufregt und alle Stände einander nahe bringt, ſich zu irgend einer Verirrung des Herzens hätte verleiten laſſen, ſo daß davon Spuren geblieben wären, ſo käme es weder dem Miniſterium noch der öffentlichen Preſſe zu, jene mit dem Schleier der Scham bedeckten Geheimniſſe, die keinen andern Tadel als den väterlichen der Familie dulden, mit Koth zu bewerfen. Aber die Frage wendet ſich. Es handelt ſich nicht mehr von einer Intrigue oder einer Schwäche. Die Prinzeſſin iſt aufs Neue in der Gewalt eines Mannes. Welchen Einfluß kann dieß auf die Zukunft der legitimiſtiſchen Partei haben? Dieß iſt zu unterſuchen erlaubt, denn die Vermählungen der Fürſten haben einen politiſchen Charakter, der in den Bereich

der Discussion fällt. Bedroht, ihre Ehre als Frau oder ihre politische Existenz zu verlieren, hat die Herzogin den Ruf höher geschätzt als den Ruhm; sie legte die Bilanz der Legitimität nieder. Mag es ein italienischer Fürst oder ein französischer Roturier seyn — die Herzogin folgt der Stellung ihres neuen Gatten: sie wird Ausländerin, wenn er Ausländer ist; sie tritt in das Privatleben ein, wenn er nicht eine höhere Stufe als die gewöhnliche der Bürger einnimmt. Für die Legitimisten selbst hat Marie Karoline aufgehört, die Regentin Frankreichs zu seyn. Sie ist nicht mehr die Wittwe des Herzogs von Berry, sie ist die Frau eines Mannes, dessen Namen sie nicht öffentlich zu tragen wagt; sie ist nicht mehr die Mutter, oder wenigstens die Vormünderin des Herzogs von Bordeaux, des Prätendenten, Heinrichs V, sondern bloß eine Gefangene, guter Hoffnung mit einem obscuren Kinde, und herabgestiegen von dem Range, der sie in dieses Leben voll Abenteuer geworfen hatte. Eigentlich dürften wir fragen, in wessen Namen in Frankreichs friedliche Dörfer Brand, Raub und Mord geworfen wurde, wer der Vater ist, und wie der Name des Kindes lauten wird. Ist dieser Name ausgesprochen, so dürfen wir nicht mehr besorgen, daß Marie Karoline die Vendee wieder aufrege. Gewiß kann man nicht sagen, daß das Glück der von der Juliusrevolution gegründeten Dynastie ungünstig sey. Vor einigen Monaten befreite sie der Tod des Herzogs von Reichstadt von einem Mitbewerber, den die Erinnerungen eines unermeßlichen Ruhms furchtbar gemacht hatten; heute verschwindet von der politischen Scene die einzige Person welche in der gefallenen Dynastie eine active Rolle gespielt hatte; die Legitimität ist nur noch durch Greise und ein Kind

repräſentirt.“ — Das Journal du Commerce bedauert, daß die Regierung die Sache nicht ſchon zur Zeit der Rückkehr der Aerzte aus Blaye bekannt gemacht habe, wodurch den Duellen vorgebeugt worden wäre. Das geheime Motiv, warum man die Erklärung der Herzogin in die Archive niedergelegt, ſey, weil dadurch die Legitimität des jüngern Zweigs der Bourbone vorbereitet werde. Dieſes Blatt iſt unter den größern Journalen das einzige, welches jenen Tadel ausſpricht, daß die Sache nicht früher bekannt gemacht worden ſey. — Der Courrier français tadelt vielmehr aufs bitterſte, daß man die Schwächen eines Weibes officiell publicire, und grauſam den Schleier zerreiße, mit dem eine Frau ſich zu bedecken ſuche. „Es gibt (ſagt er) nicht Einen ehrlichen Mann, der, welcher Meinung er auch angehören mag, gegen eine Frau, die ihm durchaus fremd wäre, am allerwenigſten aber gegen eine, die ein Mitglied ſeiner Familie iſt, ſo handeln würde, wie hier die Regierung Ludwig Philipps gegen die Herzogin von Berry handelte.“ — Dieſem Urtheile ſchließt ſich der National an. „Das erſte Erſtaunen (ſagt er), das einen beim Leſen der ſeltſamen Erklärung der Herzogin ergreift, iſt, ſie in die Archive des Königreichs niedergelegt zu ſehen. Seit wann iſt die Julusrevolution verpflichtet, Regiſter zu führen über die geheimen Vermählungen, welche die Prinzen und Prinzeſſinnen der geſtürzten Familie eingehen mögen? Das Verwandtſchaftsband hat alſo nicht aufgehört, ein politiſches Band zu ſeyn? Bekanntlich iſt der Chef der Dynaſtie vom 7 Auguſt ein vorſichtiger Prinz. Er weiß, daß nach dem Staatsrechte der alten Monarchie die Mutter des Herzogs von Bordeaux durch Eingehung einer geheimen Ehe ihr Recht auf die Regentſchaft

verliert. Von heute an iſt alſo der Herzog von Orleans legitimer Weiſe Regent von Frankreich, während zugleich Se. Maj. Ludwig Philipp König der Franzoſen durch den Nationalwillen iſt. Möglicher Weiſe iſt alſo dieſe Erklärung der Herzogin ein Triumph für die Anhänger der jüngern Linie; wir aber, die wir durchaus gleichgültig zwiſchen den beiden Familien ſind, wir ſehen nicht ein, was die Juliusrevolution dabei gewinnen kann, wenn urkundlich nachgewieſen wird, daß die Herzogin von Berry, berühmten Beiſpielen folgend, d. h. wie faſt alle Frauen der beiden Zweige des Hauſes Bourbon ſeit anderthalb Jahrhunderten, ſich nicht für verurtheilt hielt, als Veſtalin zu leben, weil ſie keinen Mann hatte, oder keinen mehr hatte ... Aber wenn auch die Moral nicht immer beobachtet wird, ſo gibt es doch eine Würde, ein ſchamhaftes Bewahren des guten Rufs, eine Delicateſſe der Rückſichten zwiſchen Verwandten, einen Cultus der Ehre der Väter. Gewiß lebt in Paris nicht Eine arme Taglöhnersfamilie, die, müßte ſie auch ihr letztes Stück Brod hergeben, auf die Stirne eines ihrer Mitglieder, und wäre es das verworfenſte Weib, die unedle Schrifttafel drücken möchte, mit denen die Canzlei Ludwig Philipps ſtolz ihre Archive vermehrt, nachdem ſie damit die Mauern des Schloſſes Blaye befleckt hatte. In unſern armen plebejiſchen Familien kennt man die Kunſt nicht, die Schwächen des eigenen Bluts dem öffentlichen bösartigen Mißwollen preiszugeben, um daraus Gewinn zu ziehen.“ — Wenn wir hier, um ein getreues Referat zu liefern, einige der kühnſten Züge der liberalen Oppoſitionsſprache nicht ganz verhüllen, ſo iſt es noch wichtiger den Standpunkt kennen zu lernen, den die karliſtiſchen Organe bei dieſer Gelegenheit einnahmen. — Die Ga-

zette de France ſchließt daraus, daß die Regierung die Erklärung der Herzogin in die Reichsarchive niederzulegen befahl — angenommen der Act ſey authentiſch und die Erklärung freiwillig — daß die Mutter des Herzogs von Bordeaux als mit den Rechten einer franzöſiſchen Prinzeſſin bekleidet betrachtet wird, die aber kraft Art. 393 des Code Civil, nach einer zweiten Verheirathung, kein Recht mehr auf die Vormundſchaft ihres Sohnes habe. Die Anticipation von Fällen, die eine ſolche Depoſition nothwendig machten, könne allein der moraliſchen Tortur zugeſchrieben werden, die man einer gefangenen Prinzeſſin aufgelegt habe, um dann die Erklärung in geſchäftiger Haſt durch das officielle Journal bekannt machen zu laſſen. Nun lobt die Gazette die Vortrefflichkeit und Weisheit des ſaliſchen Geſetzes und anderer alten Inſtitutionen, welche Fürſorge träfen gegen alle perſönlichen Chancen, die von der Minderjährigkeit eines Königs bis zu ſeiner Volljährigkeit eintreten können. Hierauf fährt das Journal fort: „Eine geheime Vermählung, d. h. eine Vermählung vor dem Altar, führt keine legale Veränderung in bürgerlichen und politiſchen Rechten herbei. Am wenigſten kann ſie den einer ſolchen Vermählung vorausgehenden Beſtand von Thatſachen ändern. Frau v. Staël, verheirathet an einen Genfer Officier, behielt noch immer den Namen und den Titel, den ihr Geiſt mit Glanz umgeben hatte. Marie Louiſe, vermählt mit einem öſterreichiſchen Großofficier, erhielt deſſen ungeachtet von dem Congreſſe den Titel Kaiſerin, und der Herzog von Reichſtadt blieb bis zum Tage ſeines Todes die Hoffnung einer Partei, die zwanzig Jahre des Ruhms repräſentirt. Iſt daher der fragliche Act authentiſch, ſo bleibt den Miniſtern nur die Schande, das Geheim-

niß eines Weibes überfallen, sie zur Selbstentschleierung gezwungen, und die Einzelnheiten des Privatlebens einer Prinzessin, die eine Nichte Ludwig Philipps und eine Cousine seiner Töchter ist, öffentlich bekannt gemacht zu haben." Die Quotidienne erinnert, daß niemand als die Agenten der Regierung Zutritt zu der Gefangenen hätten, und daß die Publication hauptsächlich darauf berechnet scheine, auf die verschiedenen, gegen die Legitimisten anhängigen Processe Einfluß zu üben. „Jedenfalls (sagt sie) bleibt die Sache, die wir vertheidigen, ungeschwächt, denn sie ruht nicht auf Personen, sondern auf Principien. In sechs Monaten ist der Herzog von Bordeaux volljährig, und dann frägt es sich nicht mehr, ob seine Mutter Regentin ist. Ein großer Mann mag fallen, weil ihm das Princip fehlt, aber ein großes Princip lebt ewig, unabhängig von Personen." — Der Courrier de l'Europe: „Wir glauben an die Wahrheit der Acte, aber sie berührt die Anhänger der Legitimität nicht. Diese Partei ist unzertrennlich geknüpft an Eigenthum und Erbrecht, zwei zur gesellschaftlichen Ordnung in Frankreich unumgängliche Bedingungen. Die Bourbone publicirten nie die Geheimnisse des Privatlebens einer andern Fürstin, um ihrer Krone einen Edelstein beizufügen. Die Partei in Frankreich, welche die Rechte des Herzogs von Bordeaux anerkennt, wird sich durch die im Moniteur zur Schau getragene Acte in ihrer Treue nicht wankend und in ihren Hoffnungen nicht zweifelhaft machen lassen."

Man suchte nun den präsumtiven Gemahl der Herzogin zu errathen. Es sollte ein Italiener seyn, aber dagegen erhoben sich eine Menge Einwendungen. „Man erzählt sich, Hr. de la Chousserie sey als Gouverneur der Citadelle von

Blaye deßwegen von General Bugeaud erſetzt worden, weil er den Zuſtand der Herzogin längſt erkannt, aber ihr möglichſte Geheimhaltung verſprochen habe. Seit Bugeauds Ankunft aber ſey ſie ſo vorſichtig beobachtet worden, daß längeres Verſchweigen unmöglich geweſen wäre. Bezeichnend genug ſchon war, daß vor 14 Tagen der Dr. Meniers (ein ausgezeichneter Professeur d'accouchement der Pariſer Facultät) nach Blaye geſandt wurde. Was die Vermählung in Italien betrifft, ſo ſpricht man von Gott weiß welchem italieniſchen Principe. Der Carlo Alberto, der die Prinzeſſin wieder an Frankreichs Küſte brachte, fuhr bekanntlich ſchon am 11 April von Livorno ab. Am 30 April ward die weiße Fahne auf dem St. Lorenzthurme von Marſeille aufgepflanzt. Am 1 März ſind es alſo bereits zehn volle Monate, daß ſich die Herzogin in Frankreich befindet. Nun zeigte ſich aber weder in der auf dem Carlo Alberto verhafteten Schiffsgeſellſchaft, noch unter den Begleitern der Herzogin in der Vendee ein Italiener von Rang." Dagegen ſoll nach einem Correſpondenzartikel der Allg. Zeitung ein franzöſiſcher Miniſter ſelbſt geäußert haben, Deutz und Guibourg ſeyen in der Vendee die Vertrauten der Herzogin geweſen, und der erſtere habe ſie verrathen, weil er ſie einſt in einer Unterhaltung mit dem letztern getroffen habe, wobei ſeine Eiferſucht gereizt worden ſey. Man trug ſich mit einer Aeußerung der Herzogin über ihn: „Dieſer Menſch, dem ich mehr als mein Leben anvertraut, hat mich verrathen!"

Die Karliſten waren um ſo mehr in Beſtürzung und unter ſich uneins, als man ihnen fortwährend den Verkehr mit der gefangenen Herzogin verweigerte. Man hatte nicht ohne eine kleine Schadenfreude den Hrn. v. Chateaubriand

gerade an dem Tage nach der Bekanntmachung der Declaration von Blaye vor Gericht geſtellt. Er wurde freigeſprochen, als er aber zur Herzogin, die ſeinen Rath verlangte, eilen wollte, erhielt er keine Erlaubniß. Es ſcheint demnach, daß Ludwig Philipp die noch zu erwartende Erklärung, wer denn eigentlich der Gemahl der Herzogin ſey, und ihre künftige Beſtimmung weniger von den Rathſchlägen der Karliſten als von ſeinen eigenen abhängig machen wollte.

Endlich am 10 Mai erfolgte die Niederkunft der Herzogin von Berry mit einer Tochter zu Blaye, bei welcher Gelegenheit ſie zugleich den Grafen Lucheſi Palli als ihren Gemahl und Vater des Kindes proclamirte. Der Moniteur theilte darüber ein genaues zu Blaye aufgenommenes Protokoll mit. Nach demſelben beauftragte die Frau Herzogin ihren Arzt, die officiellen Erklärungen über den Vater ihres Kindes zu geben, und beſtätigte ſie nachher vor Zeugen. Die einzigen Karliſten von Rang in ihrer Umgebung weigerten ſich, das Protokoll zu unterzeichnen. Ein Correſpondenzartikel der Allg. Zeitung äußerte ſich darüber: „Merkwürdig in dieſem Protokoll iſt gerade das, was nicht darin iſt, nämlich die Abweſenheit der Unterſchriften des Hrn. v. Briſſac und der Frau v. Hautefort. Beide haben ſich beſtimmt zu unterzeichnen geweigert. Uebrigens iſt an dieſem ganzen Ereigniß alles traurig und unglücklich. Alle Perſonen ſind dabei mit Koth beſpritzt. Was ſoll man von Hrn. Dubois, einem unſrer erſten Wundärzte, ſagen, der ſich dazu hergibt, eine ſo ſonderbare Rolle zu ſpielen? Er befindet ſich daſelbſt, nicht um bei der Entbindung zu helfen, ſondern nur um zu conſtatiren, daß ſie wirklich ſtatt gefunden hat. Was ſoll man von dem Grafen Palli ſagen, der den Haag,

wie jedermann verſichert, nicht verlaſſen hat, und jetzt ganz Europa erfahren läßt, ſelbſt noch bevor man etwas von ſeiner Heirath wußte, daß er Vater geworden ſey? Was ſoll man von jener Erklärung vom Februar denken, welche die Schwangerſchaft und die Heirath ankündigte, ohne den Namen des Gatten zu enthüllen? Und nun wird in der Stunde der Entbindung der Name ganz unvermuthet enthüllt. Um Ihnen eine genaue Vorſtellung von der Wirkung zu geben, welche dieſe Nachricht gemacht hat, muß ich Ihnen ſagen, daß die Legitimiſten ſie läugnen, daß die Miniſteriellen ſie als eine unwiderſprechliche Sache ausrufen, und daß die Republicaner darüber entzückt ſind, zu ſehen, wie die königlichen Familien ſolchen Scandal bekannt machen."

Die Gazette macht, ohne ein Wort von der Entbindung und der Heirath der Herzogin von Berry zu ſagen, folgende Bemerkung über den von der Gefangenen in Blaye angegebenen Gatten: „Der Graf Hector v. Lucheſi Palli gehörte unter die Zahl der Perſonen, welche Ihre ſicilianiſchen Majeſtäten auf ihrer Reiſe nach Paris 1829 begleiteten. Auf dem Wege von Neapel nach dem Haag hielt er ſich zu Maſſa auf, wo ſich damals Ihre königl. Hoh. die Frau Herzogin von Berry befand, die ihm mehrere vertraute Aufträge ertheilte. Der Graf Lucheſi iſt 27 bis 28 Jahre alt; er iſt muthig, geiſtvoll, unterrichtet, und dem königlichen Hauſe von Neapel ſehr ergeben, welchem ſeine ganze Familie während Murats und Joſeph Bonaparte's Uſurpation die rührendſten Beweiſe der Treue gegeben hat. Er iſt Neffe des Grafen Alexander v. Lucheſi Palli, vormaligen Botſchafters von Neapel zu Madrid, und Bruder der Herzogin von Monteleone, Gattin des angeſehenſten Edelmanns beider Sicilien.

Der Fürst von Campo France, Vater des Grafen Hector und der Herzogin von Montecleone, ist Großcanzler des Königreichs Sicilien und erster Minister des Vicekönigthums von Palermo. Die Familie Lucchesi ist eine der ältesten und angesehensten von Italien; man hat immer gesagt, daß sie von den alten souverainen Herzogen von Benevent abstamme."

In einer Erwiederung gegen die Gazette de France sagt das Sonntagsblatt: „Die Heirathserklärung klärt das Geheimniß über das Kind nicht auf. Die Herzogin ist seit mehr als zwölf Monaten in Frankreich; es war nie davon die Rede, daß der Graf Palli mit ihr in der Vendee gewesen sey. Noch mehr, im letzten August, zu welcher Zeit sie schwanger wurde, gehörte ihr Gemahl der Graf zur neapolitanischen Gesandtschaft in Holland, und unter den Botschaftern in Paris lief kürzlich ein Brief des Grafen um, den er am 20 August 1830 aus Holland schrieb. Schon hatten wir in der Person des Herzogs von Bordeaux ein erstes Kind des Mirakels. Ich fürchte, ein neues Wunder ist nothwendig, um die Geburt dieser jetzigen Prinzessin befriedigend zu erklären."

Endlich erhielt man durch einen Correspondenzartikel der Allg. Zeitung aus dem Haag nähere Data, die nicht widerlegt worden sind. „Haag, 19 Mai. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist jetzt natürlicherweise auf alles gerichtet, was die Herzogin von Berry betrifft, und wahrscheinlich werden Sie Nachstehendes, dessen vollkommene Genauigkeit ich Ihnen verbürge, mit Interesse vernehmen. Graf Hector v. Lucchesi Palli, ehemals Attaché bei der neapolitanischen Gesandtschaft in Spanien, kam im Anfange vorigen Jahrs als Ge-

ſchäftsträger nach dem Haag. Gegen Anfang Aprils miethete er in einem ſchönen Hotel dieſer Reſidenz eine meublirte Wohnung auf ſechs Monate. Zufälligerweiſe wohnte die Gräfin Du Cayla in demſelben Hotel. Dieſer Umſtand, ſo wie die gegenſeitige geſellſchaftliche Stellung, führten zu einer nähern Bekanntſchaft. Bald hatte die nicht zu beſtreitende Anmuth der Gräfin, trotz des bedeutenden Unterſchieds in den Jahren, auf den Grafen einen lebhaften Eindruck gemacht, den er nicht verbarg. Man behauptete, ſeine Neigung ſey nicht mit Undank belohnt worden. Wie dem auch ſey, der Graf befand ſich ſehr häufig bei der liebenswürdigen Franzöſin. Als ſeine ſechsmonatliche Miethe zu Ende ging, die er nicht erneuern konnte, nahm er ein anderes Quartier in der Stadt. Bald ſuchte auch die Gräfin ſich von ihrer Miethe loszumachen, was ihr endlich gelang, worauf ſie ſich neben ihrem Anbeter einmiethete. Dieſe anſcheinend freundſchaftliche Verbindung dauerte fort. Endlich ſeit drei Wochen hat Graf Lucheſi-Palli einen Urlaub von ſeinem Hofe erhalten, er iſt abgereiſ't, und auch Mad. Du Cayla hat uns verlaſſen. Während ſie noch unter Einem Dache wohnten, im Laufe des Auguſts, kamen vier italieniſche Geiſtliche aus England an, ſtellten ſich der Gräfin Du Cayla vor, und hatten mit ihr und dem Grafen Lucheſi-Palli mehrere lange und geheime Conferenzen; nach wenigen Tagen reiſ'ten dieſe Geiſtlichen nach Italien weiter. Während des ganzen Zeitraums von 14 Monaten hatte Graf Lucheſi-Palli Holland niemals einen Augenblick verlaſſen, und ſelbſt vom Haag aus nur einige wenige Excurſionen aufs Land gemacht. Während derſelben Zeit hat die Herzogin von Berry keinen Fuß in unſer Land geſetzt. Obgleich ſich nicht angeben läßt, an

welchem Orte sie sich jeden Tag befand, so ist es doch ganz offenbar unmöglich, daß sie zwischen ihren abenteuerlichen Zügen im Süden und Westen Frankreichs einen auch nur kurzen Abstecher nach Holland hätte machen können. Den Schluß aus diesen Angaben mögen Sie selbst ziehen, für die Gewißheit der Thatsachen stehe ich." Dieselbe Correspondenz fuhr unterm 21 Mai fort: „Ich hätte hinzusetzen können, daß Graf v. Lucheſi ein schöner Mann, mit einnehmendem Aeußern, und ein bon garçon im vollen Sinne des Wortes ist; er ist nicht ohne Geist, seine Bildung ist aber äußerst schwach und oberflächlich, ich möchte sagen, er ist neapolitanisch unwissend."

Hätte die Herzogin von Berry nicht durch ihre Schwangerschaft und durch ihren neuen Gemahl ihren politischen Charakter und Einfluß als Mutter und Vormünderin des Herzogs von Bordeaux verloren, so würde sie vielleicht, als eine Geißel für die Ruhe der Vendee, noch länger das Schloß Blaye bewohnt haben. Jetzt aber konnte sie niemand mehr enthusiasmiren, und Ludwig Philipp würde sich nur den Vorwurf der Grausamkeit zugezogen haben, wenn er die ohnehin Gedemüthigte noch länger im Kerker behalten hätte. Sie wurde daher schon am 8 Junius nach Palermo eingeschifft, wo sie am 5 Julius anlangte, und von dem Grafen Lucheſi, der sich unterdeß aus dem Haag ebenfalls dahin begeben hatte, empfangen wurde. Der Constitutionnel bemerkte: „In Palermo machte die Verbindung des Grafen wenig Aufsehen. Indessen versicherte man, mehrere junge neapolitanische und sicilianische Prinzen hätten die ihnen angebotene Hand der Herzogin ausgeschlagen, Graf Lucheſi aber habe den klingenden Argumenten des Hrn. Ouvrard, der im Haag

mit ihm in Unterhandlung getreten, nicht widerſtehen können, der Herzogin und ihrem Kinde ſeinen Namen zu geben, und ſich über den ihm von den Palermitanern gegebenen Spottnamen des „heiligen Joſeph" gleichmüthig weggeſetzt. — Mit Hrn. v. Mesnard, der einen außerordentlichen Einfluß auf die Herzogin ausübte, die ſich beinahe unbedingt von ihm leiten ließ, ſoll man in Prag ſehr unzufrieden ſeyn, weil er nicht beſſer über ihr Verhalten wachte. — Die Vorherſagung der Herzogin nach ihrer Entbindung: „Welche Freude wird der gute Lucheſi haben, der ſich ſo lebhaft eine Tochter wünſchte!" ſchien nicht in Erfüllung gehen zu wollen; denn der Graf ſah dieſe Tochter, als er in Palermo auf dem Schiffe war, gar nicht an, und bei der Landung befand ſie ſich nicht in demſelben Boote mit ihm und ihrer Mutter." Das Journal de Paris berichtete bald darauf: „Madame de Lucheſi wohnt mit ihrem Gemahle und ihrem Kinde auf dem Lande. Das Schlafzimmer des Grafen Hector ſtößt an das ihrige, und beide ſtehen durch eine Thüre mit einander in Verbindung. Faſt alle Tage begeben ſich beide Gatten in das Palais des Vicekönigs, Bruders der Prinzeſſin. Der Graf iſt ein Mann von gutem Ausſehen, 27 bis 28 Jahre alt. Sein Weſen ſcheint kalt und zurückhaltend. Man gibt ihm den officiellen Titel eines Oberſthofmeiſters J. k. Hoh., ein Amt, deſſen Functionen er, wie man glaubt, auch wirklich verwaltet. Wie dem auch ſey, Madame de Lucheſi zeigt ſich in dem Wagen des Vicekönigs, und empfängt öffentlich die den Prinzen und Prinzeſſinnen beider Sicilien gebührenden Ehren."

Von Palermo aus ließ die Herzogin, ſobald ſie frei war, eine Proteſtation bekannt machen, die ſchon von Blaye

und den 7 Junius, den Tag vor ihrer Abreise, datirt war. Sie lautet: „Als die Mutter Heinrichs V, ohne alle andere Stütze als sein Unglück und sein gutes Recht, war ich gekommen, um durch die Herstellung der legitimen Autorität, der Ordnung und Stabilität, welche die nöthigen Pfänder der Ruhe und Wohlfahrt der Völker sind, den Trübsalen Frankreichs ein Ende zu machen. Verrath hat mich meinen Feinden überliefert. Von Personen, denen ich nur Gutes gethan, gefangen und lange in Bedrückung gehalten, habe ich über ihre Undankbarkeit geseufzt und mit Resignation die Uebel ertragen, mit denen sie mich überhäuften. Aber ich werde nie aufhören gegen die Usurpation der Rechte eines Kindes zu protestiren, welche zu beschützen und zu vertheidigen Gerechtigkeit, Bande des Bluts, Ehre und geschworne Treue sie verpflichten sollten. Ich danke den Franzosen für die mir gegebenen zahlreichen Beweise ihrer Anhänglichkeit; niemals wird ihr Gedächtniß in meinem Herzen erlöschen. Alle die, welche man um mein und meines Sohnes willen verfolgt; die, welche mir ihren Rath boten, dessen man mich ungeachtet der traurigen Lage, auf die ich zurückgebracht war, beraubt hat; die auch, welche im Namen Frankreichs und in dem meinigen gegen die Sequestration und den moralischen, selbst meine Klagen erstickenden Zwang reclamirten, bitte ich, die Versicherung anzunehmen, daß ich nie weder ihren Kummer noch ihre erduldeten Anfechtungen vergessen werde. Die Vorwürfe, welche man gewagt hat, mir gegen Freunde in den Mund zu legen, deren Ergebenheit ich allzu wohl kannte, um sie wegen ihres Betragens anzuklagen, haben mich tief gekränkt. Ich läugne mit Unwillen diese beleidigenden Unterstellungen. Welches immer die meinem Sohne von der

Vor-

FRANCIS BURDETT.

Vorsehung bestimmte Zukunft sey: Frankreich zu lieben, seine Sorge und sein Leben für die Entfernung alles Unheils zu weihen, zu wünschen daß es, wäre er selbst auch nicht berufen, sein Glück zu gründen, dennoch glücklich sey — das waren zu aller Zeit seine Gefühle und Wünsche, das werden auch die meinigen seyn. Die Franzosen haben wahre Freiheit nur unter ihren legitimen Souverainen genossen. Dem Erben des Namens und der Tugenden Heinrichs des Großen wird es gebühren, das Reich derselben fortzuführen, und zu verwirklichen, was er Frankreich versprochen hatte. Gezeichnet: Citadelle von Blaye, den 7 Jun. 1833. Marie Karoline." Diese Erklärung hatte keine weitere Folge. Die politische Bedeutung der Herzogin hatte aufgehört.

Getrennt von Karl X und ihren Kindern, suchte sie sich wieder mit denselben zu vereinigen. Hr. v. Chateaubriand sollte der Vermittler seyn und zugleich mit der gestürzten Königsfamilie die Maßregeln verabreden, welche die Karlisten, oder vielmehr die Anhänger des jungen Heinrich, Herzogs von Bordeaux, nach so betrübten Vorgängen zu nehmen hätten. Er begab sich am Ende des Mai's nach Prag. Der Constitutionnel wollte wissen: „Nach den früher von dem Vicomte von Chateaubriand gegen den ältern Zweig der Bourbons gerichteten Aeußerungen der Mißachtung mußte wohl dessen erste Zusammenkunft mit dieser Familie ihm keine geringe Verlegenheit bereiten. Man sagt auch, Karl X habe ihn kalt empfangen, und der mehr als jemals den Uebungen der pünktlichsten Andacht hingegebene Exkönig habe ihm erklärt, er wolle sich nicht mehr mit weltlichen Dingen beschäftigen, und sich geweigert, sich in irgend eine politische Erläuterung mit dem edlen Reisenden einzulassen. Der alte Karl X ist, wo

nicht des Lebens, doch wenigstens der Regierungsgeschäfte müde; er denkt nicht mehr an die von seinem Haupte gefallene Krone, und verzichtet auf jeden Gedanken des Ehrgeizes. Herr v. Chateaubriand soll sich an den kleinen leitenden Ausschuß des abgesetzten Hofes gewendet haben, der aus den HH. Herzog v. Blacas, Cardinal Latil und Baron Damas besteht. Diese Personen zeigten sich mehr als lau gegen einen Mann, den sie beschuldigen, daß er durch seine frühere Opposition den Sturz der Monarchie beschleunigt habe. Es war, wie man wohl denken kann, viel von der Herzogin von Berry die Rede. Die Versuche zu ihren Gunsten waren nicht glücklich; ihre Schwangerschaft, ihre Heirath haben die verbannte Familie in Bestürzung gesetzt; ihre Verzeihung dürfte wohl noch lange auf sich warten lassen. Der Plan, ihr die vorgebliche Regentschaft zu bewahren, ist völlig gescheitert; man sagt, die Frau Herzogin von Angoulême sey damit bekleidet worden; ihren Gemahl, den Herzog, betreffend, so ist von ihm in dieser Hinsicht weder zu Prag noch zu Paris die Rede." Dagegen erzählte die Tribune die Unterredung, welche Hr. v. Chateaubriand mit Karl X gehabt, folgendermaßen: „Die Herzogin hat sich nicht gut aufgeführt, sagte der alte König; dieß ist ein Unglück für sie und für mich; ich aber kann, wenn ich mich an meine Jugend erinnere, nicht sehr streng gegen die Schwächen einer armen Frau seyn. Wenn man das Leben kennt, wie ich, so muß man zur Nachsicht geneigt werden: ich werde sie hier nur mit ihrem Gemahl empfangen; sie kann nun mit ihm kommen, und alles Unrecht, was sie ihren Kindern und uns angethan hat, soll vergessen seyn." Da der Vicomte Karln X für seine Nachsicht dankte, und sich zum Erfolge seiner Mission Glück

wünſchte, auch einige Hofſchmeicheleien gegen den alten König beifügte, ſo erwiederte Karl X: „Wundern Sie ſich nicht darüber, ich habe alles vergeſſen, ich bin gegen niemand aufgebracht; ich bin auf der Erde nur noch ein unglücklicher Greis, deſſen Rolle hier ausgeſpielt iſt; ich bin ſelbſt nicht gegen den armen Philipp aufgebracht; er weiß jetzt, ob es der Mühe werth iſt, ſich eines Thrones zu bemächtigen. Sehen Sie, wie ſelbſt diejenigen, die ihn zum Könige gemacht, es übernommen haben mich zu rächen.“ Er deutete dabei auf einige Nummern des National, der Tribune u. ſ. w. Der Empfang des Hrn. v. Chateaubriand bei den andern Mitgliedern der Familie war nicht ſo freundſchaftlich wie der bei dem Exkönige. Die Herzogin von Angoulême erinnerte ſich der Oppoſition des edlen Vicomte unter der Reſtauration und ſchien ſehr gegen die Herzogin von Berry aufgebracht. Sie ſoll Tage und Nächte in Thränen zubringen. Der Herzog von Angoulême ſcheint mehr reſignirt zu ſeyn. Den Kindern hat man die Erklärung, die Heirath und die Entbindung ihrer Mutter verborgen gehalten.“

Der Temps ſagte über Hrn. v. Chateaubriand: „Man konnte nicht wohl eine ſchlechtere Wahl treffen. Herr v. Chateaubriand iſt perſönlich bei Karl X nicht beliebt, er hat ihn ſeit der Revolution den meineidigen König genannt. Hr. v. Chateaubriand ſoll von Karl X kalt und von der Herzogin von Angoulême hart empfangen worden ſeyn. Seine Vorſchläge wurden ungünſtig aufgenommen. Doch erhielt die chriſtliche Milde die Oberhand, und man verſprach, die Herzogin unter drei Bedingungen zu empfangen: 1) daß ſie beweiſe, ſie ſey ſchon neun Monate vor ihrer Entbindung verheirathet geweſen; 2) daß Hr. v. Menars entlaſ-

ſen werde, der, nachdem er der erſte Verführer der Herzogin geweſen, in ſeiner Aufſicht ſich zu nachſichtig gezeigt hatte; 3) daß ſie auf die Regentſchaft und auf die gegenwärtigen Anſprüche des Herzogs von Bordeaux auf das Königthum Verzicht leiſte."

Inzwiſchen machten die franzöſiſchen Legitimiſten dieſen Unterhandlungen eine kleine Diverſion. Sie fingen an von ihrer Beſtürzung ſich zu erholen. Nachdem am 24 Mai die Chefs der carliſtiſchen Verſchwörung in der Vendee, die HH. v. Larochejaquelin, de la Tour du Pin, St. Hubert, Chabat, Germont in contumaciam zum Tode und mehrere andere zur Deportation verurtheilt worden waren, wurde am 10 Junius der Belagerungszuſtand der Vendee aufgehoben. Die Kataſtrophe der Herzogin von Berry hatte die legitime Hitze abgekühlt. Die Partei ſtritt ſich, ob man die Herzogin ganz aufgeben ſolle. Die Gazette, für eine conſtitutionelle Politik und für die Vormundſchaft der Herzogin von Angoulême, kämpfte mit der Quotidienne, welche den alten Abſolutismus und die Vormundſchaft der Herzogin von Berry verfocht. Da ſie indeß die letztere nicht mehr glücklich vertheidigen konnte, kam es ihr zu Statten, daß am 29 September der junge Herzog von Bordeaux 13 Jahre alt, alſo nach altlegitimen Begriffen majorenn wurde. Die henriquinquiſtiſche Partei, deren Organ die Quotidienne war, hoffte durch dieſen Tag und durch die Hervorhebung des jungen Prätendenten die Niederlage ſeiner Mutter vergeſſen zu machen.

Die Chronik der Revue des deux Mondes ſagte: „Die Legitimiſten machen ſich auf den Weg; ſie gehen nach Prag in heitern Banden, um Heinrich V, der mit 13 Jahren, wie Ludwig XIV und Ludwig XV majorenn geworden iſt,

zu begrüßen. Seit mehreren Tagen ſieht man in einigen Salons von gutem Tone die jungen Pilger der geſtürzten Dynaſtie mit dem Coſtume, das ſie bei dieſem Anlaß tragen werden: ein königsblauer Frack mit goldenen Knöpfen, worauf ſich eine Krone, ein H und ein V befindet. Die jungen Leute beſtimmten Heinrich V einen goldenen Degen mit der Aufſchrift: Vorwärts! Unter ihnen befindet ſich der junge Herzog von Fitz-James und Hr. Alfred v. Fougerais, Director des Journals la Mode. Sonderbar iſt, daß dieſe Deviſe gerade diejenige iſt, die ſich auf dem Degen befand, welchen die Kaiſerin Katharina Karln X überreichte, als ſie ihm eine Million und ein Schiff gab, um Frankreich zu erobern. Die Million ging in Intriguen auf, das Schiff trug ſchmachvoll den Grafen Artois zurück, der weiter nichts gewagt hatte, als auf Ile-Dieu zu landen, und der Degen, der mit koſtbaren Steinen beſetzt war, wurde an Amſterdamer Juden verkauft. Katharina hatte dem Grafen Artois bei Ueberreichung dieſes ſchönen Degens, der in der Hauptkirche von St. Petersburg feierlich eingeſegnet ward, geſagt: „Ich würde Ihnen dieſen Degen nicht geben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie eher untergehen, als denſelben noch länger unbenützt laſſen würden.“ Dieſer Degen findet ſich vielleicht eines Tages ohne die koſtbare Steinbeſetzung bei einem Kunſthändler zwiſchen dem Degen, den Ludwig XIV Jakob dem II zur Wiedereroberung von England gegeben, und demjenigen, den man jetzt nach Prag überbringt.“

Mit dieſer beabſichtigten Ceremonie erklärte ſich Karl X ſehr unzufrieden. Der Temps meldete: „Karl X iſt in der größten Mißlaune, ſeitdem es ſich von der Ceremonie vom 29 September handelt. Der alte König, der am 7 October

ſein 76ſtes Lebensjahr antritt, hat es mit der Abdankungsurkunde von Rambouillet nie ernſtlich gemeint. Er ſieht mit großem Widerwillen den Augenblick herankommen, wo ein Haufen Unbeſonnener (wie er ſich ausdrückt) ihm einen Nachfolger einſetzen will. Die Herzogin von Angouleme, die Dauphine, die Königin Marie Thereſe, wie man ſie nennen will, zeigt nicht viel günſtigere Geſinnungen. Sie hat immer ſehr eifrig die Krone gewünſcht, und ſpricht mit wahrer Entrüſtung von der Schwäche und der Untauglichkeit des Mannes, mit dem man ſie verheirathet hat, mit dem ſie in entſcheidenden Augenblicken nie etwas hätte machen können, und den die Fuſillade des Julius, obgleich er ſie nur von St. Cloud aus gehört, ſo ſehr in Schrecken geſetzt hätte, daß er ohne den geringſten Widerſtand alles, was ſie ſeine Rechte nennt, preisgegeben habe. Die Herzogin von Angoulême verabſcheut von ganzem Herzen die Herzogin von Berry; ſie hat für den Fall, daß dieſe Prinzeſſin, troß ihrer letzten Abenteuer, es wagen ſollte nach Prag zu kommen, es für ihre Abſicht erklärt, ſich bis nach ihrer Abreiſe in ihre Zimmer einzuſchließen. Zu Prag iſt noch keiner der Männer angekommen, woraus die legitimiſtiſchen Journale das Erziehungsconſeil des Prätendenten zuſammengeſetzt haben. (Die Gazette iſt über das Wort Prätendent außerordentlich aufgebracht.) Hr. Fravſſinous iſt in Paris, Hr. v. Latour Maubourg krank auf ſeinem Landgute, Hr. Ravez zu Bordeaux, Hr. v. Chateaubriand zu Venedig, nur Hr. v. Laferronnays hat ſich nach Deutſchland aufgemacht, aber bloß als bevollmächtigter Geſandter der Herzogin von Berry, um neuerdings eine Ausſöhnung zu verſuchen, wozu der erſte Vorſchlag mit wahrer Entrüſtung abgewieſen ward."

Der Temps berichtete ferner: „Der Kaiſer von Oeſterreich war der Anſicht, daß es für die Ruhe von Böhmen beſſer ſeyn würde, wenn 2 bis 300 Unbeſonnene von Prag entfernt blieben, wo ſie am 29 September noch einen dritten König machen wollten, nachdem deren ſchon zwei zu viel ſind. Er trat daher völlig der Anſicht Karls X bei; er erkannte an, wie unehrerbietig es von Seite eines Enkels und eines Neffen ſeyn würde, ſich unter den Augen ſeines Großvaters Königs und ſeines Oheims Königs ebenfalls als König einſetzen zu laſſen, und ertheilte einem Plane, der in einem geheimen Conſeil angenommen ward, ſeinen ganzen Beifall. Karl X erklärte ſonach, daß die von ihm zu Rambouillet unterzeichnete Abdankung an eine weſentliche Bedingung, nämlich die der Ausrufung Heinrichs V als König unter der Vormundſchaft und der Generallieutenance des Herzogs von Orleans, geknüpft geweſen ſey. Da dieſe Bedingung nicht erfüllt worden, ſo ſeyen auch alle damit in Verbindung ſtehenden Handlungen null und nichtig. Die Herzogin von Angoulême (von dem Herzog iſt durchaus nicht die Rede) hat ſich ſehr eifrig der Anſicht Karls X angeſchloſſen, da ſie ſich lieber der Hoffnung hingibt, eines Tags wirklich die Königin Marie Thereſie, als bloß im Beſitze des Titels zu ſeyn, womit die legitimen Journale ſie beſchenkt haben.“

Inzwiſchen hielt es die Familie doch für gerathener, einig zu bleiben. Schon im Auguſt hatte die Herzogin von Berry Palermo verlaſſen, und war über Neapel, Rom, Florenz gereiſ't. Sie erfüllte die Bedingungen, unter welchen ſich die Familie mit ihr ausſöhnen wollte. Sie brachte nämlich eine Heirathsurkunde herbei. „Darin hieß es, wie der Temps ſagt, daß die Verbindung durch den Cardinal Zurla

geſchloſſen worden ſey. Da man einen Cardinal als Hauptagenten bei dieſer Sache gefunden hatte, ſo konnte es auch nicht ſchwer geweſen ſeyn, ein Datum und einen Ort zu finden. Die Herzogin hatte auch die zweite Bedingung befriedigt, nämlich die Entfernung des Hrn. v. Mesnard. Das legitimiſtiſche Journal von Lyon hat uns kürzlich berichtet, daß der treue Gefährte der Wanderungen der abenteuerlichen Prinzeſſin durch Lyon gereiſ't ſey, um ſich auf ſeine Güter zu begeben. Was die dritte Bedingung, die Verzichtleiſtung auf den Titel Regentin und auf die gegenwärtigen Forderungen des Herzogs von Bordeaux betrifft, ſo geruhte Karl X nicht, ſich damit zu beſchäftigen. Dieß würde einen Zweifel über ſeine Rechte verrathen haben."

Als dieſe Punkte berichtigt waren, reiſ'te die königliche Familie nach Leoben zur Herzogin von Berry, und zwar kurz vor dem 29 September, um durch die ſchnelle Abreiſe von Prag die Plane der jungen Legitimiſten zu vereiteln. Man empfing ihre Vorläufer artig, kündigte ihnen aber an, daß eine Krankheit der Herzogin von Berry den ſchleunigen Beſuch ihrer Kinder nothwendig mache und entfernte ſich.

Am 13 October kam die Herzogin von Berry mit der Familie in Leoben zuſammen. Der Temps meldete: „Die Herzogin ſpeiſ'te an demſelben Tage bei Karl X mit ihren Kindern und der Herzogin von Angoulême. Bei dieſer Zuſammenkunft war weder von „unſerm Heinrich V", wie die Gazette de France ſagt, noch von der Regentin, noch von der Königin Mutter, noch von der Königin Marie Antoinette die Rede. Es befanden ſich daſelbſt ein Greis, den man Ew. Majeſtät nennt, eine Dauphine, eine Gräfin, die man Madame nennt, und die immer Madame iſt, wie ebenfalls

die Gazette mit vollem Rechte ſagt, und zwei Kinder, die man als zwei Kinder behandelt.“ Karl X und die Seinigen kehrten nach Prag zurück. Die Herzogin von Berry begab ſich am Schluſſe des Jahres nach Grätz. Derſelbe Temps ſagt von ihrem Aufenthalt zu Leoben, „ſie habe ſich daſelbſt durchaus nicht gelangweilt. Sie hat während ihres Feldzugs in der Vendee ganz militäriſche Sitten angenommen. Man nennt einen jungen Legitimiſten, der bei ihr geweſen, und ganz verwundert über das, was er geſehen und gehört, zurückgekommen ſey. Es heißt, man trinke an der Tafel der Frau v. Luchesi-Palli den Champagner aus vollen Gläſern, und erlaube ſich ohne Erröthen die freieſten Reden.“ Um dieſe Zeit ſtarb ihr in Livorno zurückgelaſſenes Kind von Blaye, am 18 November.

Ueber die franzöſiſche Geiſtlichkeit, die man des Carlismus zu beſchuldigen pflegt, enthielt die Allg. Zeitung einen intereſſanten Artikel: „Es rührt ſich in der katholiſchen Kirche von Frankreich ein ſehr bemerklicher Geiſt, von dem ſich große Folgen erwarten laſſen. Die Jeſuiten unter der Reſtauration hatten nach dem kleinlichen Geiſte, der ſie beherrſchte, die Ausſichten und Hoffnungen der Kirche einzig auf die Hofgunſt geſtellt, und ihre Stütze mehr im Beichtſtuhl als auf der Kanzel und in der Schule geſucht, und obgleich ſie nicht alles das Unheil, das man ihnen zuſchrieb, thun wollten noch konnten, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß ſie die Stellung, welche die Kirche im Jahre 1814 hätte nehmen können und ſollen, vollkommen verkannt und ihr eine Richtung gegeben haben, welche keine guten Früchte tragen konnte, noch getragen hat. Sie haben die Religion zu einem Gegenſtande politiſchen Haſſes und politiſchen Mißtrauens

gemacht, und eine fanatische und unwissende Geistlichkeit hervorgebracht, deren Erziehung keine höhere Tendenz hatte, als sie zum Messelesen tauglich zu machen, und sie als eine politische Corporation zu disciplinieren. Sie konnten sich selbst nicht verläugnen, daß etwas mehr erfordert würde, um der französischen Kirche ihren alten Glanz und ihren legitimen Einfluß in der Nation wieder zu geben, und machten einige Plane, welche dazu führen konnten, wie z. B. die Errichtung eines Collegiums für hohe geistliche Studien, für welches sie sich mehreremale große Summen von den Kammern aussetzen ließen, ohne jedoch je etwas für die Ausführung desselben zu thun. Ein Theil der Geistlichkeit billigte diese Richtung nicht, aber die geistliche und weltliche Macht war in den Händen der Jesuiten, und sie erlaubten keinen andern Meinungen, in der Kirche einen Mittelpunkt zu gewinnen und sich frei auszusprechen. Seit der Revolution haben sich diese Parteien freier ausgebildet und verschiedene Richtungen genommen: einige haben versucht, sich mit dem gewöhnlichen Liberalismus zu vereinigen, wie der Abbé Chatel, der sich Primas von Frankreich nennt; dieß ist ein sinnloser Versuch: auf den Constitutionnel läßt sich keine Religion impfen. Einen andern Weg hat die Schule von Lamennais versucht; sie ist in jeder Hinsicht der sogenannten primatischen Kirche überlegen; ihr Zweck war, die Kirche vom Staate zu trennen, und die Grundsätze der alten französischen Kirche wieder ins Leben zu rufen. Die Jesuiten haben jedoch Einfluß genug in Rom gehabt, diese Lehre vom päpstlichen Stuhle verurtheilen zu lassen, und seitdem hat die Schule aufgehört ihre Grundsätze öffentlich zu lehren. Lamennais selbst hat sich zurückgezogen, um im Kloster von

Juigny an ſeinen Werken zu arbeiten; ſeine Schüler haben fortgefahren in Paris eine Congregation zu bilden, in welcher ſie ihre Studien und Lehren ausbilden, und ſich zu einer neuen Thätigkeit vorbereiten. Dieſe Unterbrechung kann ihnen nicht anders als vortheilhaft ſeyn, indem der Weg, den ſie zuerſt einſchlugen, eine viel zu politiſche Richtung hatte, als daß er zu etwas Bleibendem führen konnte. Aber dieſe Schule beſitzt viele ausgezeichnete Geiſter, ihre Studien ſind ſehr ernſthaft, ihre Abſichten ernſt und rein, und ſie iſt ohne Zweifel berufen eine bedeutende Rolle zu ſpielen. Den auffallendſten Beweis aber von dem Bedürfniſſe einer neuen und beſſern Richtung, welchen der katholiſche Clerus in dieſem Augenblicke gibt, liegt in einer Congregation in der Diöceſe von Mans, die ſich mit der Bewilligung des Biſchofs von Mans für Wiederherſtellung des Benedictinerordens gebildet hat. Die unſterblichen Arbeiten des alten Benedictinerordens hatten bis jetzt in der katholiſchen Kirche keine Fortſetzer gefunden; die neue Congregation hat die alte Abtei von Solèmes an der Sarthe gekauft, und beſtimmt ſie zu dem Mittelpunkte eines neuen gelehrten Ordens, welcher die hiſtoriſchen und theologiſchen Arbeiten des alten wieder aufnehmen will. Es war während der Reſtauration mehreremale davon die Rede geweſen, und Chateaubriand hatte die Idee gehabt, das Stift von St. Denys dazu zu beſtimmen, ohne jedoch die Energie zu haben, etwas für die Ausführung derſelben zu thun. Die neue Congregation beſteht bis jetzt aus zehn Mitgliedern; ſie haben die alten Regeln unter ſich eingeführt, und den Namen des Ordens der Benedictiner von Solèmes angenommen. Die Zeit wird lehren, ob ſie die Männer ſind, ein ſo großes Unternehmen auszuführen,

aber es iſt wenigſtens zu hoffen, daß ihnen die Unterſtützung nicht mangeln wird, welche nöthig iſt, ſie in den Stand zu ſetzen, ihre Fähigkeit zu erproben; es erfordert Zeit, Ruhe, bedeutende Mittel, und eine große Energie, aber ſchon der Verſuch dazu iſt ein Zeichen, daß ein neuer und beſſerer Geiſt in dem katholiſchen Clerus erwacht iſt."

5.

Algier.

In Algier blieb es beim Alten. Zwar erhoben die Tories in England großes Geſchrei, verlangten die Entfernung der Franzoſen aus Algier und beriefen ſich auf eine Verbindlichkeit, welche Karl X vor der Eroberung Algiers im Intereſſe Englands eingegangen ſey; aber ſie erlitten eine Niederlage. In der Oberhausſitzung vom 3 Mai trug Lord Aberdeen auf die Vorlegung mehrerer Papiere in Bezug auf die Occupation Algiers durch die Franzoſen an. „Eure Herrlichkeiten, ſagte der Redner, werden ſich erinnern, wie im Laufe der letzten Seſſion von mir und einem edlen Herzoge die Erklärung abgegeben wurde, daß die franzöſiſche Regierung hinſichtlich Algiers Verpflichtungen eingegangen ſey, die nicht erfüllt worden." Grey machte ſogleich darauf aufmerkſam, wie unziemlich es ſey, gerade jetzt, da England ſo große Vortheile von der franzöſiſchen Allianz ziehe, eine ſo untergeordnete Streitfrage anzuregen. Er ſagte: „Ich fühle, wie der edle Graf, die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes, halte es aber nicht für angemeſſen, jetzt näher darauf einzugehen. In dieſem Augenblicke befindet ſich eine

Partei in der franzöſiſchen Kammer, welche die Regierung über dieſen Punkt drängt, und die Behauptung Algiers zu einer Nationalangelegenheit macht. Wenn nun zu gleicher Zeit das Miniſterium dieſes Landes drängte, ſo müßte nothwendigerweiſe eine Colliſion der Nationalgefühle erfolgen, welche die Bemühungen beider Miniſterien, die Sache zu einem freundſchaftlichen Ende zu bringen, erſchweren, wo nicht vereiteln würde.“ Uebrigens bewieſen die vorgelegten Papiere, daß Karl X keine Verbindlichkeiten eingegangen war. England hatte allerdings einige Demonſtrationen gegen die franzöſiſche Expedition nach Algier gemacht; allein Karl X hatte ſich zu nichts verpflichtet, und insbeſondere nicht gelobt, nach der Eroberung Algier wieder zu verlaſſen, ſondern er hatte dieß dahin geſtellt ſeyn laſſen, und ſich nur anerboten, über die Zukunft Algiers mit England zu conferiren, was aber England abgelehnt hatte.

Sowohl das franzöſiſche als engliſche Cabinet ordneten die Frage von Algier der weit wichtigern Frage der Allianz unter, und beide beſchwichtigten die Eiferſucht ihrer Nationen. Algier wurde nicht völlig aufgegeben, um den franzöſiſchen Nationalſtolz nicht zu beleidigen; aber es geſchah auch nichts für die größere Aufnahme dieſer Colonie, um die Eiferſucht der Engländer nicht zu reizen. Auch hier beobachtete Ludwig Philipp ſein bekanntes Juſtemilieu, und ſeine Handlungen widerſprachen dem nicht, was im Mai die Tribune äußerte: „Die Bewohner des Südens haben ein großes Intereſſe zu wiſſen, was die Regierung in Bezug auf Algier zu thun geſonnen iſt. Die Deputirten dieſer Departemente haben, von ihren Committenten angetrieben, ſich vor einigen Tagen zu Ludwig Philipp begeben, und ihn im Namen der

Ehre beſchworen, ſie das der Colonie von Afrika beſtimmte Loos wiſſen zu laſſen. Endlich, Sire, ſagten ſie, wird das Land dieſe Eroberung behalten, und wird ſie coloniſirt werden? „Zweifelt nicht daran: das Gebiet von Algier iſt für Frankreich gewonnen, und meine Regierung wird es behalten.“ — Dieſe Verſicherung, die Sie uns ertheilen, Sire, beſchwichtigt eine Beſorgniß, welche die Erörterungen in dem engliſchen Parlamente und die Zurückhaltung Ihrer Miniſter erweckt hatten. „Man hat von Verpflichtungen, die ich eingegangen hätte, geſprochen: ich habe keine eingegangen. Ich wiederhole Ihnen, wir werden Algier behalten.“ — Ew. Majeſtät erlauben alſo, daß wir unſere Committenten beruhigen dürfen? — „Hütet euch wohl! Dieſe Indiscretion würde dem Erfolge unſerer Unterhandlungen ſchaden. Hütet euch wohl! Das was ich euch vertraute, hatte bloß den Zweck, euch über dieſen Punkt eine feſte Anſicht zu geben; wenn ihr es aber weiter verbreitet, ſo würdet ihr dadurch unſere Hoffnungen zerſtören.“ — Die Deputirten entfernten ſich unter Staunen und Scham.“

Die Colonie ſelbſt befand ſich im übelſten Zuſtande. Man behielt ſie, aber nur ehrenhalber und pro forma. Es wurden durchaus keine zweckmäßigen Maßregeln getroffen, weder das Land ſyſtematiſch zu erobern und zu beſetzen, noch es zu civiliſiren und eine durchgreifende europäiſche Coloniſation einzuführen. Wenn man Coloniſten zuließ, ſo geſchah es mehr, um den Schein davon zu haben und Frankreich einiger läſtigen Individuen zu entledigen, da man aber keine Anſtalt traf, nur die nächſte Umgebung von Algier vor den räuberiſchen Angriffen der Araber zu ſichern, ſo waren europäiſche Anſiedelungen dort unmöglich. Auch reichte die kleine

Armee nur zur Noth hin, um die Städte Algier, Bona und Oran an der Küſte zu ſchützen; außerhalb der Kanonen dieſer Städte aber war für keinen Europäer irgend eine Sicherheit, und dieſe Städte ſelbſt wurden unaufhörlich von den kriegeriſchen Horden des Atlas blokirt, über die Achmet, Bey von Conſtantine, eine Art von Oberherrſchaft ſich anmaßte, indem er zugleich den Titel eines Dey von Algier uſurpirte. Der Herzog von Rovigo (Savary), in Napoleons Schule für Schlachten und Polizeigewalt gebildet, taugte als Gouverneur von Algier nicht ſonderlich zum Schöpfer einer blühenden Colonie. Er wurde krank, in Folge des Klima's, kehrte nach Frankreich zurück und ſtarb am 2 Junius. Alle Nachrichten aus Algier lauten einſtimmig kläglich: „Im Gebiete von Algier, Bona und Oran erntet man die bittern Früchte des bisherigen Regierungsſyſtems im Uebermaaße ein. Die Coloniſation macht keine Fortſchritte; man hat in Algier franzöſiſche Theater und Erziehungsanſtalten, Schulen, Leſecabinette und Concerte organiſirt, aber die Ebene liegt wüſt; die Coloniſten müſſen aus den Magazinen des Staats ernährt werden; die Lebensmittel ſind theuer; die Zufuhr aus dem Innern beſtändig unterbrochen; die Colonie iſt eine bedeutende Laſt für Frankreich, und bei der gleichen Fortdauer des Haſſes der arabiſchen Stämme iſt nicht vorauszuſehn, wann dieſer Zuſtand ſich beſſern könne. Man hat der Erfahrung aller Staaten, welche mit arabiſchen Populationen zu thun gehabt haben, nicht folgen wollen; man hat gegen Beduinen gehandelt, als ob ſie eine civiliſirte Nation wären, die man nur im Felde zu ſchlagen brauche, um ihres Gehorſams gewiß zu ſeyn. Die Geſchichte hat bis jetzt gezeigt, daß Frankreich mit großer Leichtigkeit und an den an-

gemeſſenſten Localitäten Colonien zu ſtiften verſteht, daß es ſie aber nicht zu benützen oder zu erhalten weiß. Algier ſcheint beſtimmt, ein neues Beiſpiel davon zu werden.“ Aber, muß man hier fragen, lag es denn in der Abſicht Ludwig Philipps, Algier beſſer zu behandeln? „Der Haß der Araber gegen die fremde Beſatzung wird täglich größer, die Unſicherheit der Umgegend von Algier, Oran und Bona nimmt täglich zu. Die Geſellſchaften, welche ſich zur Bearbeitung der umliegenden Ebenen gebildet haben, ſind ruinirt; die Linie von Blockhäuſern, durch die man die unmittelbare Nachbarſchaft von Algier einſchließen wollte, iſt wegen der zunehmenden Sterblichkeit der Arbeiter aufgegeben, und die Garniſonen ſind auf die Mauern der drei Städte beſchränkt, in denen ſie abwechſelnd im Ueberfluſſe und in der Theurung leben, je nachdem es den Beduinen und Kabylen gefällt, ihnen Lebensmittel zu verkaufen oder nicht. Der Handel aus dem Innern, der ſich immer auf Artikel von wenigem Werth, Wolle, Wachs und Honig beſchränkte, hat ſich groſſentheils in die Häfen von Marocco gezogen. Die Colonie verliert nicht viel an dem Herzog von Rovigo; er hat einige Chauſſeen angelegt, in der Stadt einige freie Plätze vergrößert, und eine weite Straße quer durch die Stadt geführt, wodurch die Hitze unerträglich geworden iſt; aber man ſieht keine Idee von Organiſation, keinen politiſchen Plan, der zur Beruhigung des Landes führen könnte. Man hört von Zeit zu Zeit, daß die Generale in Bona und Oran die Beduinen geſchlagen haben, und daß ſie bereit ſind neue, eben ſo ruhmvolle und eben ſo nützliche Expeditionen zu machen; man baut die zerfallenen Befeſtigungen von Oran wieder auf, und errichtet große Hoſpitäler, um die 3 bis 4000 Kranken,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ken, welche die Garnisonen beständig zählen, aufzunehmen; aber daß man sich die arabischen Stämme durch ihr eigenes Interesse verbunden hätte, daß man eine Aussicht hätte, die Besatzung, welche gegenwärtig 23,000 Mann beträgt und zwanzig Millionen kostet, zu vermindern, daß man hoffen dürfte, die Ebenen bebauen zu können — von dem allem ist nicht die Rede."

Der Bey von Constantine, der seine Stellung bei Medeah genommen hatte, würde den Franzosen vielleicht mehr zu schaffen gemacht haben, wenn die arabischen Scheiks nicht aus Liebe zur Unabhängigkeit seine usurpirte Gewalt verschmäht hätten. Es kam daher kein concentrirter Angriff zu Stande. Nur gegen die schwächern Städte Oran und Bona unternahmen die arabischen Horden heftigere Anläufe.

In Bona hielt sich das ganze Jahr hindurch General Uzer und unternahm am 15 Mai und 12 September kleine Ausfälle in die Umgegend, um die Beleidigungen der Araber zu rächen und sich mit geraubtem Vieh zu versorgen.

In Oran hatte General Desmichels einen etwas schwerern Stand. Er wurde öfter angegriffen und mußte öfter Ausfälle machen. Dieß geschah am 7 und 27 Mai, und 11 Junius. Am 3 Julius unternahm er eine Expedition nach Arzeu, um diesen Punkt am Meere zu besetzen. Es scheint, man habe etwas thun wollen, um die Gemüther in Frankreich zu beruhigen, und sich den Anschein zu geben, als werde die Eroberung thätig betrieben. Der Moniteur berichtete: „Arzeu, eine ehemals beträchtliche Stadt (der Portus magnus der Römer), ist nach Mers-el-Kebir der beste und wichtigste Hafen der westlichen Provinz. Er liegt zwölf Lieues östlich von Oran im Innern einer Bai. Die Römer

hatten hier eine groſse Niederlaſſung gegründet, deren Spuren man noch findet; denn auf dieſen Ruinen iſt die jetzige Stadt gebaut, auf der Höhe und am Abhang eines Hügels. Die Häuſer ſind von Stein und zerſtreut; die Gärten oder vielmehr die Nopalpflanzungen dehnen ſich weit umher aus, und lange Mauerſtücke erinnern an die alte Einfaſſung. Kriegsſchiffe von 20 Kanonen können in der Bai von Arzeu gegen den Nordoſtwind geſchützt ankern; in dieſem geſchützten Theile iſt für 50 bis 60 Kauffahrer Platz; weiter hinaus werden die Fregatten und die Schiffe dem Nordoſtwinde ausgeſetzt; ſie hätten aber überall einen leichten Ankergrund und ein ſchönes freies Ufer, wenn ein Unfall ſie erreichen ſollte; das Ufer iſt nur auf der Seite felſig, welche Schutz gegen Norden gewährt. Man könnte dem Hafen leicht eine gröſsere Ausdehnung geben und Fregatten in demſelben einlaufen laſſen. Im Hafen von Arzeu wurde ſtets ein bedeutender Kornhandel getrieben. Seit der Eroberung Algiers war dieſer Hafen der Hauptplatz für den unerlaubten Handel der Kabylen geworden, welche an dieſer Küſte von der Provinz Oran bis Tanger wohnen. Dieſe Kabylen und die feindlichen Araber führten eine Menge Pulver und Salpeter über Arzeu ein. Eine der erſten Sorgen des zu Oran commandirenden Generals war, gemäſs ſeiner Inſtructionen ſich mit dem Kaid von Arzeu in Verbindung zu ſetzen, die Bai beobachten zu laſſen, und Handelsverhältniſſe mit den Einwohnern anzuknüpfen, bis es möglich ſeyn würde dieſen Poſten zu beſetzen. Dieſe Beſetzung war um ſo wichtiger, als ſie dazu dienen konnte, unſere Verbindungen bis Moſtaganem auszudehnen, welche Stadt an der Küſte, 25 Lieues nordöſtlich von Oran, alſo 13 Lieues von Arzeu entfernt liegt, und

von einer Garniſon von Türken und Kuluglis, Ueberreſten der alten Miliz des Ex-Bei's von Oran, beſetzt war, deren Anführer uns ergeben iſt, und ſich bis jetzt vermittelſt der ihm von der franzöſiſchen Armee geleiſteten Hülfe gegen die Angriffe der Araber behauptete." Wirklich rückte Desmichels ſchon am 28 Julius mit 1300 Mann in Moſtaganem ein und ſchlug mit Hülfe der Türken die Araber, die ihn daran verhindern wollten, zurück, ob dieſe gleich vom 3 bis 9 Auguſt ihre Angriffe unaufhörlich erneuerten. — Nach Oran zurückgekehrt, mußte Desmichels aufs neue den Angriffen der Araber begegnen. Am 11 October und am 4 December ſchlug er ſie in blutigen Gefechten in der Umgegend von Oran.

Um die Sorge für Algier noch oſtenſibler zu machen, wurde im September eine Unterſuchungscommiſſion und zugleich der General Trezel mit einer Verſtärkung aus Frankreich geſchickt. Die Commiſſion hatte ſehr bald Gelegenheit, ſich von den geringen Fortſchritten der franzöſiſchen Macht in Algier zu überzeugen. Der Meſſager erzählte: „Die Commiſſion, welche die Ebene von Blida zu beſuchen wünſchte, reiſ'te am 10 Sept. von Algier mit einem Geleite von 1000 Mann unter perſönlicher Anführung des Generals Voirol ab. Als die Expedition nahe bei Blida angekommen war, kamen angeſehene Einwohner entgegen, und benachrichtigten den General, daß ſie nicht im Stande zu ſeyn glaubten, ſie gegen großes Unglück zu vertheidigen, wenn ſie in die Stadt einziehen würde. Auf dieſe Anzeige befahl der General den Rückzug nach Algier, der ſelbſt durch das Musketenfeuer einiger Araber beunruhigt ward. Die Bevölkerung, durch zahlreiche Beiſpiele getäuſcht, glaubte wahrſcheinlich, daß dieſer bewaffnete Verſuch durch die Lockung ihrer

Frauen, ihres Viehes und ihres übrigen Eigenthums, deſſen man ſich bemächtigen wolle, herbeigeführt worden ſey. Ein Karren, welcher dem Geleite der Commiſſion gehörte, fiel in die Hände der Araber; er war durch einen Zufall etwas zurück geblieben; drei Perſonen, welche ſich darauf befanden, wurden umgebracht, und der Karren dann angezündet. General Voirol wollte dieſen Mord durch das Anzünden der nächſten Dörfer rächen, der Präſident der Commiſſion widerſetzte ſich aber dieſem Vorhaben. Fünfzehn Franzoſen gingen mit der entgegengekommenen mauriſchen Deputation nach Blida. Man hörte die Klagen der Einwohner an, die unaufhörlich von den Beduinen beſucht und geplündert würden, und verſprach ihnen Beſſerung ihres Schickſals. Die Commiſſarien und ihr Geleite wurden auf dem Rückwege bis zu den Vorpoſten von Algier von etwa 100 feindlichen Schützen zurückbegleitet, die ſich begnügten, aus der Ferne zu feuern. Während des erſten Aufenthalts der Commiſſion zu Algier ward der von der franzöſiſchen Behörde für die Stadt Buffarick ernannte Kaid von auswärts her dahin gekommenen Arabern ermordet. Er genoß kein Anſehen weder bei ſeinen Mitbürgern noch bei den Coloniſten, und verdankte ſeine Stelle den Intriguen des Juden Narboni, dem der Herzog von Rovigo und deſſen Nachfolger beſonders vertrauten. Die Commiſſarien hörten noch vor ihrer Einſchiffung nach Bona die vielen Klagen an, die ihnen von allen Seiten zukamen, und verſprachen Abhülfe.“ Doch iſt es bekanntlich beim Alten geblieben.

General Trezel verließ Toulon am 22 September. Er hatte den Auftrag, die Küſtenſtadt Budgia zu beſetzen: „Die Stadt Budgia — der Punkt, gegen welchen die neue Er-

pedition gerichtet werden soll — liegt in einer fast mittleren Entfernung zwischen Constantine und Algier. Budgia war nach dieser letztern Stadt der wichtigste Hafen der Regentschaft, durch seine Lage, welche die Handelsausfuhr der Producte des reichen umgebenden Landes erleichterte. Nicht weit von Budgia befindet sich die Mündung eines der beträchtlichsten Flüsse der Küste und die des Wuad-al-Kivir (großer Fluß), der an den Mauern von Constantine vorbeifließt. Die Besetzung von Budgia muß für die von dem rebellischen Bey aufgeregten Schwierigkeiten eine Lösung herbeiführen. An diesem Punkte stiegen die Spanier zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, vor der Expedition Karls V nach Algier und Tunis, die erst 1510 unter Anführung des Peter Navarro statt fand, ans Land. Die Rhede von Budgia ist sehr geräumig, und da diese Stadt beinahe in der Linie unseres Meridians liegt, so wird dieß die nächste Besitzung Frankreichs seyn, die wir auf der afrikanischen Küste haben werden." Ueber die blutige Einnahme dieser Stadt am 29 September berichtet der Peuple souverain von Marseille: „Am 28 September kam die Expedition vor Budgia gegen 4 Uhr Nachmittags an. Die Nacht wurde zu den Vorbereitungen der Landung verwendet. Bei Tagesanbruch waren die Araber am Ufer; die Landung fand aber doch statt. Nach der Landung wich unsere Infanterie des Centrums etwas zurück; die Elitencompagnien hielten den kräftigen Stoß der Araber vollkommen aus. Man ließ sie inzwischen durch 400 ans Ufer gebrachte Matrosen unterstützen. Diese warfen sich mit erstaunenswürdiger Heftigkeit auf die Araber und schlugen sie bis auf den höchsten Theil der Stadt, der auf einen Hügel gebaut ist, zurück. Der Kampf ward nun mörderisch:

jedes Haus wurde eine Verſchanzung für die Araber, woraus ſie auf unſere Soldaten feuerten. In dieſer neuen Stellung thaten unſere Truppen, vorzüglich aber die Matroſen, Wunder der Tapferkeit. Endlich gelang es uns nach einem dreitägigen mörderiſchen Kampfe die Araber aus der Stadt und den daran ſtoßenden Gärten zu vertreiben. Mehrere Häuſer wurden angezündet, und die Beduinen, die ſich darein geflüchtet, verbrannt. General Trezel ward an einer Wade von einer Kugel getroffen, fuhr aber nichtsdeſtoweniger fort, unſer Feuer zu leiten, und ließ ſich erſt ſechs Stunden nachher verbinden.“ Noch hielten ſich aber die tapfern Araber auf einem hohen Felſen, der die Stadt beherrſchte, von wo ſie erſt am 12 October vertrieben wurden, wie der Moniteur berichtet: „Am 12 Morgens nahmen die Truppen im Sturmſchritte den Marabut von Guraya auf dem Gipfel der höchſten Felſen, von wo aus die Kabailen auf die Stellungen der Franzoſen feuerten. In demſelben Augenblicke griff eine andere Colonne das Lager von Demus an, von wo aus die Kabailen jenem Marabut Hülfe zuführen konnten. Die Landungscompagnien der Marine, etwa 400 Mann, nahmen einen glorreichen Theil an der Action, deren Reſultat der Rückzug des 4 bis 5000 Mann ſtarken Feindes war; die von ihm ſelbſt angelegte Verbrennung ſeines großen Lagers in der Ebene und die Preisgebung des Lagers von Sidi Bu Buhamar, wo der größte Theil ſeiner Macht verſammelt war. Die Beſitznahme des Marabuts von Guraya befreit die Franzoſen von den beſtändigen Angriffen der Kabailen, ſo daß ſich die Expeditionstruppen von nun an den Arbeiten ihrer Niederlaſſung hingeben können.“

II.

Spanien.

1.

Das Ende Ferdinands VII.

Als König Ferdinand VII im Herbſte 1832 ſchwer erkrankte und man ihn bereits für todt hielt, compromittirte ſich die abſolutiſtiſche Partei aufs Aeußerſte, indem ſie den König, der noch nicht ausgeathmet hatte, verließ, und ſich, ſeiner pragmatiſchen Sanction zum Trotz, zu ſeinem Bruder Don Carlos wendete. Dieſen Umſtand benutzte die Königin Chriſtine, um ſich des ganzen Vertrauens ihres Gemahls zu bemächtigen, und während ſeiner gefährlichen Krankheit in ſeinem Namen als Regentin durchgreifende conſtitutionelle Reformen vorzunehmen, und der Carliſtenpartei einen tödtlichen Streich nach dem andern zu verſetzen. Allein ihr Eifer dämpfte ſich bald, da der Zuſtand des Königs ſich beſſerte, und da nicht nur die abſoluten Monarchien Europa's, ſondern ſelbſt Ludwig Philipp zur Mäßigung riethen. Ludwig Philipp fürchtete ſich nicht weniger vor dem Siege der Libera-

len als der Servilen in Spanien, denn es war seiner Dynastie gleich sehr gefährlich, ob Spanien der Feuerherd des Carlismus, oder der Revolution und der republicanischen Ideen wurde. Er bot also der pragmatischen Sanction seinen Schutz an, aber nur unter der Bedingung des Justemilieu. Spanien sollte einen eben so gemessenen Gang gehen wie Frankreich. Unter diesem Einflusse corrigirte sich die Königin-Regentin, die Reformen geriethen ins Stocken, und das Ministerium Zea-Bermudez übernahm die schwierige Aufgabe, das Staatsschiff zwischen den Constitutionellen und Carlisten in richtiger Mitte hindurchzusteuern. Zu ihm gesellte sich am 1 Januar 1833 als Minister des Innern Graf Ofalia.

Der König erklärte schon am 4 Januar, daß er die Regierung wieder selbst zu führen im Stande sey, und seine Ordonnanz ergoß sich im Lobe der Regentin, deren zuletzt angenommenes System und Ministerium auch beibehalten wurde. Ferdinand VII war dazu gezwungen. Obgleich von Grund der Seele Absolutist, konnte er sich doch den Carlisten nicht anvertrauen, weil er sonst seinen väterlichen Lieblingsgedanken, seine junge Tochter Isabella auf dem spanischen Thron zu sehen, hätte aufgeben und seinen Bruder Don Carlos als Thronfolger hätte anerkennen müssen; und obgleich die constitutionelle Partei auf diese junge Königin ihre Hoffnungen gründete und daher eifrig auf ihre Seite getreten war, so konnte doch der König sich diese Partei, der er während seiner Regierung so schweres Leid zugefügt, die auch ihn schwer beleidigt hatte, und deren Grundsätze er ein für allemal haßte, eben so wenig anvertrauen. Er war also zu einem Justemilieu gezwungen. Man stritt darüber, ob ein solches in Spanien, wo die Parteien sich so schroff gegenüberstehen, mög-

lich ſey, allein es hat ſich bis jetzt weder unmöglich, noch unheilſam erwieſen. Wenn man an die groben Uebereilungen der conſtitutionellen Partei in den Jahren 1820—1823 denkt, ſo muß man zugeben, daß Reformen in Spanien zwar unumgänglich nöthig und unabwendbar ſind, daß ſie aber einen allmählichen Gang erfordern, wenn ſie nicht immer wieder durch blutige Reactionen aufgehalten werden ſollen.

Schwerlich hätten die Menſchen aus eigener Neigung dieſen Gang befolgt, wenn ſie nicht durch ein ſonderbares Zuſammentreffen von Umſtänden dazu genöthigt worden wären. Nur der eigenthümlichen Stellung Ferdinands VII zwiſchen ſeiner Tochter und ſeinem Bruder und von außen der ſtets beſchwichtigenden Politik der engliſch-franzöſiſchen Allianz iſt es zuzuſchreiben, daß die Parteien nicht härter an einander geriethen; im Innern ſah ſich der König gezwungen, gegen die Carliſten aufzutreten, und ſeine eigene Neigung hielt ihn ab, etwas für die Conſtitutionellen zu thun. So erhielt ſich das Gleichgewicht. Die Carliſten erbitterten den König noch mehr, indem ſie Verſchwörungen anzettelten, im Schloſſe zu Madrid ſelbſt, wo am 9 Januar die Königin ermordet werden ſollte, und zu Toledo, wobei hauptſächlich die Domherren compromittirt waren. Im Februar brachen carliſtiſche Unruhen in Leon, Calabrien und einigen andern Gegenden aus. Doch überall ſiegte die Autorität der Regierung; die Verſchwörer wurden verhaftet, und die Entwaffnung der königlichen Freiwilligen, die faſt durchgängig Carliſten waren, dauerte fort.

Nur in auswärtigen Angelegenheiten konnte Ferdinand VII ſeine Vorliebe für die carliſtiſchen Grundſätze nicht verhehlen. England und Frankreich drangen in ihn, Dona

Maria in Portugal anzuerkennen, und Hr. Stratford-Canning übernahm deßhalb eine beſondere Miſſion in Madrid, aber der König hielt ſtandhaft zu Don Miguel, und ließ nicht nur ein ſpaniſches Corps unter General Sarsfield an der portugieſiſchen Gränze ſtehen, ſondern vertrieb auch den pedriſtiſchen Admiral Sartorius aus dem ſpaniſchen Hafen Vigo. Von dieſem Standpunkte der äußern Politik aus charakteriſirten die Times auch die innere und entwarfen folgendes Bild von Ferdinands VII Staatsweisheit: „Faſt während der ganzen Regierung Ferdinands machte die abſolutiſtiſche, oder, was gleichbedeutend iſt, die kirchliche Partei, fortwährend Verſuche, den Geiſt der Verwaltung gegen die Freunde einer conſtitutionellen Ordnung der Dinge zu erbittern. Ferdinand hatte keinen Scrupel des Gewiſſens oder der Ehre, das Volk in der Knechtſchaft zu halten, aber er fürchtete das Mißlingen eines ſo gewaltſamen und empörenden Syſtems, wie das war, zu dem die Mönchsfaction ihn zu drängen ſuchte, und ſelbſt von der Hoffnung eines Siegs deſſelben wandte er ſich widerwillig ab, aus Beſorgniß wenn der Despotismus vollendet wäre, möchte ſeinen geiſtlichen Alliirten der Antheil des Löwen zufallen. Muthloſigkeit und Verſchmitztheit, beide im höchſten Grade, waren die Schlußſteine ſeiner ganzen Regierung. Seine Herrſchaft war ein Kunſtgriffſpiel von Anfang bis zum Ende. In Vergleich mit der Kirche und deren bigottem, blutdürſtigem und wankelloſem Kämpfer, Don Carlos, affectirte Ferdinand eine Art Mittelpolitik, mit abwechſelnder Hinneigung zur Tyrannei oder Milde, je nachdem der Einfluß der abſoluten Höfe oder der Großbritanniens überwog.“

Je geſünder ſich der König fühlte, um ſo mehr ſchwan-

den auch die Urſachen, die eine Hinneigung zu den Conſtitutionellen veranlaßt hatten, in den Hintergrund. Daher war es ihm an der Mäßigung, zu der ſchon die Königin zurückgekehrt war, nicht genug, und das Miniſterium wurde am 25 März von ſeinen noch übrigen, dem König allzu liberal ſcheinenden Elementen geſäubert. Der Juſtizminiſter del Pino, der Finanzminiſter Encima de la Prieda, der Marineminiſter Ulloa wurden entlaſſen und durch Gonzalez und Martinez erſetzt. Zea leitete alle Geſchäfte und ſuchte ſich unentbehrlich zu machen, indem er den Plan verfolgte, aus den Abtrünnigen beider extremen Parteien eine ſtarke Mittelpartei zu ſchaffen. In dieſem Sinne wurde nicht bloß auf der linken Seite der liberale Theil des Miniſteriums, der engere Anhang der Königin (die damals ſehr betrübt geweſen ſeyn ſoll), ſondern auch auf der rechten Seite Don Carlos aus Spanien entfernt. Während man heute täglich die königlichen Freiwilligen entwaffnete, nahm man morgen alle diejenigen wieder in Sold, die ſich ergeben zeigten, und um auch den Liberalen einige Hoffnungen zu machen und durch einen conſtitutionellen Act zugleich die pragmatiſche Sanction mehr zu befeſtigen, wurden am 4 April die Cortes auf den 20 Junius einberufen, zu dem Zwecke, der Thronfolgerin Iſabella zu huldigen. Dieſer Act wurde in größter Ruhe vollzogen. Nur von außen proteſtirte man dagegen. Don Carlos hatte Madrid verlaſſen. Ein Correſpondent des Journal du Commerce ſchrieb aus Madrid unterm 14 März: „Geſtern Morgen begab ſich die Prinzeſſin von Beira, in Folge eines von Don Miguel erhaltenen Briefs, zur Königin, um bei dieſer einen letzten Verſuch zu machen, den König zu einer Verwendung zu Gun-

ſten Don Miguels zu vermögen. Ihre Majeſtät nahm dieſen Verſuch ſehr übel auf, und es entſpann ſich ein heftiger Wortwechſel, der ſich mit einer plötzlichen Entfernung der Prinzeſſin von Beira mit der Erklärung endigte, daß ſie Madrid verlaſſen wolle, wo ſie nimmer in Frieden und Eintracht leben könne. Als Don Carlos von dieſem Streite hörte, beſchwerte er ſich bei dem Könige darüber, der ihm aber bloß antwortete: „Dieß iſt nur ein Weiberſtreit.“ Ueber dieſen Empfang unzufrieden, bat Don Carlos ſeinen Bruder, ihm zu erlauben, Spanien zu verlaſſen, und nach Portugal zu gehen, wozu der König ſeine Einwilligung gab. Das heftige Temperament der Gemahlin des Don Carlos iſt zu bekannt, als daß ich die unwürdigen Vorwürfe und Schimpfreden gegen die Königin bei dieſem Anlaſſe zu wiederholen brauchte. Mehrere Anhänger des Don Carlos ſind in verſchiedenen Richtungen von Madrid abgereiſ't, ohne Zweifel in der Abſicht, Unruhen anzuſtiften; die Regierung iſt aber wachſam, und hat die nöthigen Maaßregeln zu Vereitlung ihrer Entwürfe getroffen.“ Es war damals eine Heirath zwiſchen dem älteſten Sohne des Don Carlos und Dona Maria von Portugal im Plane, deßhalb ging auch Don Carlos nach Liſſabon, wo er am 29 März eintraf. Das Journal la Guyenne und nach ihm der öſterreichiſche Beobachter und die preußiſche Staatszeitung publicirten folgenden Brief des Infanten an den König: „Mein vielgeliebter Bruder! Mein Secretär Plazaola hat mir heute Vormittags hinterbracht, daß Dein Miniſter am hieſigen Hofe, Herr Cordova, mich um die Stunde habe befragen laſſen, wann ich ihm eine Privataudienz ertheilen wollte, damit er mir eine königliche Verordnung mittheilen könne. Ich be-

raumte ihm die Mittagsſtunde zu dieſem Behufe an, und ließ ihn, als er um drei Viertel auf Eins erſchien, ſogleich vor. Er gab mir eine Depeſche zu leſen, die er mitgebracht hatte, worauf ich ihm nach geſchehener Leſung ſagte, ich würde Dir, ſo wie es meine Würde und mein Charakter erheiſchten, unmittelbar antworten; du wäreſt mein Souverain und Gebieter, überdieß mein älterer Bruder, mein vielgeliebter Bruder, deſſen herbe Schickſale ich ſtets zu theilen ſo glücklich geweſen ſey. Du wünſcheſt zu erfahren, ob ich geſonnen ſey, Deiner Tochter, der Prinzeſſin von Aſturien, den Eid des Gehorſams zu leiſten. Wie gern hätte ich dieß thun wollen! Du darfſt mir glauben, Du weißt, daß ich ſtets nur die Sprache des Herzens rede, daß es mein größtes Glück ausmachen würde, der Erſte ſeyn zu können, der dieſen Eid leiſtete, um Dir den Verdruß einer Weigerung, ſo wie die Folgen, welche aus derſelben entſpringen können, zu erſparen; allein mein Gewiſſen, meine Ehre und meine Rechte ſträuben ſich alleſammt ſo dawider, daß ich nichts dagegen vermag. Der Himmel gab mir dieſe Rechte, als er mich geboren werden ließ, und der Himmel allein kann mir ſie dadurch wieder entziehen, daß er Dir einen männlichen Leibeserben beſcheert, was ich aufrichtig, und vielleicht mehr noch als Du, wünſche. — Uebrigens vertheidige ich die Sache und die Rechte derjenigen, die nach mir kommen werden; bei ſo bewandten Umſtänden ſehe ich mich bemüſſigt, Dir beiliegende Erklärung zu überſenden, die ich Dir, ſo wie allen Monarchen, denen du ſelbige hoffentlich mittheilen wirſt, unumwunden vorlege. Lebe wohl, lieber Bruder, glaube demjenigen, der Dir aufrichtig zugethan iſt, und der nicht aufhören wird, Dich als Dein guter Bruder in ſein Gebet

einzuſchließen. Carlos.“ — Die obenerwähnte Erklärung lautet folgendermaßen: „Sire! Wir Carlos Maria Iſidoro Bourbon von Bourbon. Da Wir Uns von den legitimen Rechten feſt überzeugt halten, die Wir an die Krone von Spanien auf den Fall anſprechen dürfen, daß Ich Ew. Majeſtät überlebe, und Höchſtdieſelben bei Ihrem Ableben keine männlichen Leibeserben hinterlaſſen würden, ſo erklären Wir, daß Uns Unſer Gewiſſen und Unſere Ehre weder den verlangten Eid zu leiſten noch die Anerkennung anderer Rechte erlauben. Sire, zu den Füßen Ew. königl. Majeſtät, Ihr guter Bruder und getreuer Vaſall Infant Don Carlos von Bourbon. Ramalhao, 29 April 1833.“

Auch der König von Neapel proteſtirte als Bourbon gegen die pragmatiſche Sanction. Der Temps ſchrieb aus Madrid: „Man läßt hier die Proteſtation des Königs von Neapel gegen die Leiſtung des Eides der Treue an die Infantin Dona Maria Iſabella circuliren. Der König von Neapel erinnert an das Geſez von 1713, das eine von den Hauptmächten von Europa anerkannte und garantirte Thronfolgeordnung beſtimmt. Ferdinand II behauptet, daß wenn man dieſes Geſez zerſtöre, man dadurch alle von den Fürſten von Europa zu Anfang dieſes Jahrhunderts zur Einführung eines genauen Gleichgewichts zwiſchen ihren verſchiedenen Staaten gemachten Beſtrebungen vereitle, und daß man alsdann wieder die Rückkehr eines blutigen Succeſſionskrieges beſorgen müßte. Der König von Neapel proteſtirt ſonach gegen die pragmatiſche Sanction vom 29 März 1830 und gegen alle Acte, welche im Stande wären, die Principien zu ändern oder anzutaſten, die, wie er ſagt, bis jetzt die Grundlage der Macht und des Glanzes des Bourboniſchen Hauſes

ausgemacht hätten. Die Proteſtation iſt aus Neapel vom 18 Mai 1833 datirt, und der König befiehlt darin, daß ſie allen Höfen mitgetheilt, und authentiſche Abſchriften auf den Staatsminiſterien der Gnaden und der Juſtiz, ſo wie auf den Bureaux des Präſidenten des Miniſterkonſeils, niedergelegt werden ſollen."

Kurz vor dem Ende des Königs enthielt der Temps einen langen Artikel über Spanien, worin es heißt: „Bei dem gegenwärtigen Zuſtande aber theilen Hr. v. Zea und der alte General Caſtaños das Vertrauen des Königs unter einander. Man übertreibt den Credit des Hrn. v. Ofalia; ſo ſind einmal die Parteien, ſie nehmen den Mann, ſo wie ſie ihn nöthig haben, und ſtellen ihn ſo hoch, als ſie können. Die Anhänger der Königin, die nothwendig den Glauben verbreiten müſſen, daß ihr Triumph möglich ſey, melden täglich den zunehmenden Credit des Hrn. v. Ofalia. Geſetzt nun, dieſer ſiegte über den gegenwärtigen Premierminiſter, und er käme völlig an das Ruder der Geſchäfte, ſo würde er der herrſchenden Idee des Königs, nämlich der abſoluten Gewalt, unterliegen. Wer auch immer der Mann ſeyn mag, der in den Conſeils regiert und der eine Palaſtrevolution herbeiführt, ſo wird Ferdinand VII weder ſeine Angewöhnungen, noch ſeinen Willen ändern, und deßwegen ſpricht man unaufhörlich von ſeiner Krankheit, von ſeiner Schwächung, weil man weiß, daß ſo lange er lebt keine wahrhaft liberale Conceſſion von ihm zu erhalten iſt. Ich habe bereits geſagt, und kann es nicht oft genug wiederholen, die große Gunſt des Hrn. v. Zea rührte bloß davon her, weil er verſprochen hatte, die doppelte Idee des Königs zu verwirklichen, nämlich die Erhaltung der abſoluten Gewalt und die Ueber-

tragung der Krone an die Infantin. Der Charakter des Hrn. v. Zea iſt ein großer Eigendünkel; er glaubt, die ſpaniſche Monarchie und das Princip der königlichen Gewalt ſeyen in voller Kraft, und vertraut auf dieſen Zauber; woraus er dann ſchließt, daß mit Hülfe dieſer Prärogative alles möglich ſey. Er beſitzt einen etwas eitlen Geiſt, hat Kenntniſſe, beſonders aber feines Betragen und jene Geſchäftsgewandtheit, welche eine lange diplomatiſche Erziehung ertheilt. Man hat geſagt, Hr. v. Zea ſey der Mann Rußlands; dieß iſt ein Irrthum, er iſt keines Menſchen Mann, und für ſich zu ſtolz, als daß er ſich zum Ausdruck von irgend etwas Anderm machen ſollte; er behandelt die Geſchäfte mit Einſicht, kennt Europa vollkommen, und man irrt ſich, wenn man glaubt, daß das, was man zu Madrid das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten nennt, den andern Cabinetten nachſtehe; ich gehe ſogar noch weiter: ich kenne nichts Stärkeres und Geübteres als die erſten Beamten dieſes Bureau's; man wird dabei nur nach langer Erfahrung und nach ernſten Studien zugelaſſen. Niemand hat einen Einfluß auf Hrn. v. Zea. Seine diplomatiſche Laufbahn verfloß großentheils in Rußland, und dieß gab zu der Sage Anlaß, daß er insbeſondere den Intereſſen dieſes Cabinets geneigt ſey. Man irrt ſich aber auch deßwegen, weil überhaupt jede fremde Einwirkung von dieſer myſterieuſen Regierung zurückgewieſen wird; das diplomatiſche Corps muß ſich wohl hüten, den Schein einer Einwirkung zu zeigen, um irgend einen Einfluß auszuüben. Wollte ein Botſchafter allzu energiſch auftreten, ſo hat man ihn ſtehen laſſen, ſo daß ſein Wort verhallte. Man mußte mit ihm abbrechen, wie ſich mit Hrn. Stratford Canning zeigte. Der Credit des alten Caſtaños

iſt

iſt weniger auf die wirklichen Dienſte des Generals zur Zeit der Kriege der Unabhängigkeit, als auf die Gefälligkeiten des vollendeten Hofmanns gegründet. Caſtaños iſt Präſident des Raths von Caſtilien; er führt dieſen Rath, eine Art von zweitem Miniſterium, nach ſeinem Belieben. Er hat nie Oppoſition gemacht. Der Charakter des Caſtaños gefällt Ferdinand, der an den groben Späßen des ſpaniſchen Volkes eine Freude hat. Caſtaños raucht die Cigarre mit ihm und hat den Poſten des Günſtlings. Was die Günſtlinge betrifft, ſo muß ich hier von dieſer Art von Gewalt ſprechen, die an dem Hofe von Madrid ſo großen Einfluß hat. Ferdinand hat die Sitte des Deſpotismus, er ſucht die Günſtlinge in den niedern Stellen des Palaſtes, und erhebt ſie zum allgemeinen Erſtaunen, wie wenn er damit die eitle Grandezza erniedrigen wollte. Dem Könige gefällt an einem ſpaniſchen Günſtling, daß er ihn wie einen Bedienten behandeln kann. Er gibt ihm Stockſchläge und Fußtritte mit jenem liebenswürdigen Schwure Caraccos, den der Spanier mit dem Rauche ſeiner Cigarre ſo gern ausſtößt. Dieß war, wie es heißt, die Stellung des Hrn. C.; dieß iſt noch, wie es heißt, die des Hrn. G. Wie geht nun bei allem dieſem die Regierung und beſonders die Verwaltung? Man kennt in Spanien nur drei Hauptzweige derſelben: die Armee, die Finanzen und die Polizei. Die Armee hat ſich mit bewundernswürdiger Thätigkeit unter der Verwaltung des Hrn. Cruz reformirt; man würde ſich täuſchen, wenn man ſie gering achten wollte. Es waren zur Zeit der Feſte für die Ausrufung der Infantin 25,000 Mann in Madrid verſammelt, und dieß waren wirklich ſchöne Truppen. Die Garde iſt ganz nach dem Muſter der alten franzöſiſchen Garde organiſirt;

'e Provinzialgrenadiere ſind prachtvoll, die Linienregimenter ſind die ſchwächſten und gleichen ſehr den mittelmäßigſten von unſern Truppen; dazu kommen ſchlechte Officiere, eine ſchlechte militairiſche Haltung, Langſamkeit in den Bewegungen, Nachläſſigkeit bei den Evolutionen. Die königlichen Freiwilligen wollen ſo wenig heißen, daß wir nicht von ihnen ſprechen. Die Finanzen ſind vollkommen erſchöpft. Man hat keine Hülfsquellen mehr. Man lebt noch von den Auskunftsmitteln des Hrn. Balleſteros. Es kam ſo weit, daß man nicht mehr wußte, womit man die Ausgaben für die Feſte der Infantin bezahlen ſollte, Feſte der Pracht und des Elends, wo der Reichthum einiger Wenigen und die Armuth Aller an den Tag kam. Um übrigens der Wahrheit getreu zu bleiben, ſo muß man ſagen, daß bisher alle activen Dienſte pünktlich bezahlt wurden, insbeſondere aber der Krieg und die Verwaltung. Dieſe Verwaltung iſt, wie ich ſchon geſagt, ganz polizeilich. Man kennt in Spanien keine fortſchreitende und verbeſſernde Verwaltung. Man hält Aufſicht, und darauf beſchränkt ſich die Regierung. Alles iſt einer Art von politiſcher Inquiſition unterworfen: Reiſende, Bücher, Waaren; auch ſind, was einen neuen Zug des ſpaniſchen Charakters ausmacht, alle Beamten ſo ſchlecht bezahlt, daß jede Gunſt im Aufſtreich verhandelt wird; ich wüßte keinen Menſchen und keine Dinge, denen ich nicht mit Geld den Eintritt in Spanien verſchaffen wollte. Es iſt eine wahrhaft bettelnde Verwaltung."

So, glaubte man, werde es noch eine gute Weile fortgehen, als Ferdinand VII plötzlich ſtarb, am 29 September. Sein gewöhnliches Leiden, Gicht und Lungenſucht, hatte ihn wieder befallen. Die Nacht war quälend für ihn, doch war

keine Gefahr da, nur er ſelbſt beſchleunigte ſein Ende. Die Times ſchrieben aus Madrid: „Um 1 Uhr in der Nacht fühlte er Hunger, und aß nicht mit der gehörigen Mäßigung. Dieſe Unbeſonnenheit war ſein Tod. Um halb zwei Uhr ſchien er einſchlummern zu wollen, und um ihn ruhen zu laſſen, wurden alle anweſenden Diener ꝛc. hinausgeſchickt; ſelbſt ſein Leibarzt verließ das Zimmer. Die Königin, die allein ihm zur Seite geblieben war, bemerkte einige Minuten nachher, daß der Ausdruck ſeines Geſichts geiſterartig wurde, daß Schaum aus ſeinem Munde floß, und daß ſeine Augen ſich convulſiviſch öffneten und ſchloſſen. Sie ſchrie aus aller Macht, die Diener eilten hinein, Caſtello (der Leibarzt) ward ſogleich gerufen, als er aber eintrat, hatte der König bereits aufgehört zu leben. Er verſchied in den Armen der Königin, an einem heftigen Schlaganfalle, der wahrſcheinlich durch die von dem vielen Eſſen veranlaßte Indigeſtion herbeigeführt war.“ Die Sentinelle beſchrieb den Leichenzug: „Der Leichnam des Königs war dem Volke nur einen Vormittag hindurch ausgeſtellt. Aus der Anſicht des Leichnams zu ſchließen, hätte Ferdinand während ſeiner Krankheit ſehr zu leiden gehabt. Der Leichnam war ſchwarz wie Kohle, und verbreitete trotz der beſtändigen Anſpritzungen unerträglichen Geruch. Der Leichenzug fand am dritten Morgens um 6 Uhr ſtatt. Der Leichenwagen ward von ſechs Maulthieren gezogen; das Gefolge beſtand aus einigen Palaſtbeamten und alten Dienern; übrigens war geringer Zuſammenlauf, und es zeigte ſich die größte Gleichgültigkeit.“

Ferdinand VII hinterläßt kein ruhmvolles Andenken. Er fing ſeine öffentliche Laufbahn mit einem Kriege gegen ſeinen eigenen Vater an. Entſchuldigt ihn deßfalls der Pa-

triotismus, deſſen Werkzeug er damals war, da es galt das unerträgliche Joch des brutalen Friedensfürſten abzuwälzen, ſo muß man doch wieder fragen, warum der junge König Napoleon gegenüber nicht mehr Patriotismus zeigte, und warum er, als ihn ſein Volk durch eine beiſpielloſe Hingebung nach unermeßlichen Opfern befreite, dieſem treuen Volke mit Henkerbeil, Kerker und Verbannung, mit Vernichtung aller wohlerworbenen Rechte, mit Entvölkerung, Verarmung und der finſtern Macht des Deſpotismus und Pfaffenthums lohnte? Nicht einmal den Verluſt der americaniſchen Colonien ſuchte er dem Volke durch Anerkennung derſelben und freien Handelsverkehr zu vergüten, ſondern machte durch Interdicte und fruchtloſe Wiedereroberungsplane den Verluſt nur um ſo empfindlicher. Als der Abgott ſeines Volkes über die Pyrenäen zurückgekehrt, wurde er fünf Jahre ſpäter von eben dieſem Volke der in ſeiner Hand ſo ſchädlichen Gewalt beraubt, aber daſſelbe Frankreich, das ihn einſt entführt und der Krone beraubt, gab ihm die ganze Machtfülle des Deſpotismus zurück, und Spanien blutete zum drittenmal. Da machte endlich ſeine Heirath mit Chriſtine von Neapel ſeinem bisherigen Syſteme eine Diverſion. Die Sorge, ſeiner kleinen Tochter Iſabella die Thronfolge zu ſichern, entzweite ihn mit ſeinem Bruder Don Carlos und dem ganzen Anhang der Pfaffen und Servilen, und ſo gewann die Königin ihren folgenreichen Einfluß. Sein ganzes Leben lang war er mit Abſicht oder wider Wil'en die Urſache von Spaniens Ruin. Für ihn badete es in Blut bis 1811, durch ihn nachher, denn er goß ſtatt des Oeles Salz und Pfeffer in die Wunden des franzöſiſchen Kriegs. Aber im Widerſpruch mit ſeinem ganzen bisherigen Leben, öffnete er am Ende deſſelben den Spa-

niern eine heitere Ausſicht durch die Regentſchaft der Königin Chriſtine im Geiſte gemäßigter Reformen.

Der König war viermal vermählt, zuerſt mit Maria Antoinette Thereſia, Tochter Ferdinands IV, Königs beider Sicilien, die am 21 Mai 1806 ſtarb; zweitens mit Iſabella Maria Franciſca, Tochter Johanns VI, Königs von Portugal, die am 26 December 1818 ſtarb; drittens mit Maria Joſepha Amalia, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachſen, die am 17 Mai 1829 ſtarb; viertens endlich 1829 mit Marie Chriſtine, Tochter des verſtorbenen Königs Franz von Neapel. Dieſe Fürſtin, die jetzige Regentin Spaniens, ward am 27 März 1806 in Palermo geboren. Die erſte und die dritte Ehe Ferdinands waren kinderlos. Aus der zweiten Ehe entſprang (21 Aug. 1817) eine Prinzeſſin, die aber ſchon am 9 Januar 1818 wieder ſtarb. Die vierte Gemahlin endlich gab dem Könige zwei noch lebende Töchter: Marie Iſabelle Louiſe, jetzt Königin von Spanien, geboren am 10 Oct. 1830, und Marie Louiſe Ferdinande, geb. 30 Jan. 1832. Ferner hinterläßt der König zwei Brüder und eine Schweſter. Der älteſte Bruder iſt bekanntlich Don Carlos, geb. 29 März 1788, vermählt mit Maria Franciſca, Infantin von Portugal, von der er drei Söhne hat, wovon der älteſte Don Franciſco de Paula, geb. 1794, ſich 1819 mit einer ſicilianiſchen Prinzeſſin vermählte, die ihm drei Söhne und drei Töchter gab.

2.

Die Königin-Regentin Chriſtine.

Unmittelbar nach dem Tode des Königs erklärte die Königin, daß ſie als Reyna Gobernadora die Regentſchaft im Namen ihrer Tochter, der rechtmäßigen Königin Iſabella, übernehme und das bisherige Miniſterium beibehalte. Am folgenden Tage, 30 September, bezeugte der Rath von Caſtilien der jungen Königin ſeine unbedingte Huldigung, und Madrid blieb ruhig. Am 2 October wurde das Teſtament Ferdinands VII bekannt gemacht. Die wichtigſten Stellen deſſelben ſind folgende: „11) Hat zur Zeit meines Todes der Sohn oder die Tochter, welche mir in der Krone ſuccediren ſollen, das achtzehnte Jahr noch nicht vollendet, ſo ernenne ich meine vielgeliebte Gemahlin, Dona Maria Chriſtina, zur Regentin und Verwalterin (Gobernadora) der ganzen Monarchie, auf daß ſie dieſelbe allein regiere und verwalte, bis mein Sohn oder meine Tochter das achtzehnte Jahr vollendet haben werden. 12) Da ich will, daß meine vielgeliebte Gemahlin, wenn der vorausgeſehene Fall eintritt, ſich zur Regierung des Königreichs auf die Kenntniſſe und Erfahrungen der Perſonen ſtützen könne, deren Treue und Anhänglichkeit an meine königliche Perſon und an meine Familie mir wohl bekannt ſind, wünſche ich, daß zu derſelben Zeit, wo ſie die Regentſchaft des Königreichs übernimmt, ſie ein Regierungsconſeil bilde, mit dem ſie in ſchwierigen Angelegenheiten, beſonders in denen, die das Glück meiner Unterthanen in etwas benachtheiligen könnten, ſich zu benehmen haben wird, ohne daß ſie jedoch auf irgend eine Weiſe verpflichtet wäre, ſich aus-

drücklich nach dem Willen dieses Conseils zu richten. 13) Dieses Regierungsconseil soll aus folgenden Personen, nach folgender Namensordnung, bestehen: Se. Eminenz, Don Juan Francisco Marco y Catalan, Cardinal d. h. R. K.; Marquis von Santa-Cruz; Herzog von Medinaceli; Don F. F. Castaños; Marquis de las Amarillas; Don J. M. Puig, gegenwärtig Decan des Raths von Castilien; Don Fr. X. Caro, Minister des Raths von Indien. Zur Ergänzung im Falle der Abwesenheit, der Krankheit oder des Todes aller oder einiger der Mitglieder des besagten Regierungsconseils ernenne ich in der Classe der Cleriker Don Thomas Arias, Auditor de Rota in diesem Königreiche; in der Classe der Granden von Spanien den Herzog von Infantado und den Grafen v. Espaňa; in der Classe der Generale, Don Joseph de la Cruz; und in der der Magistratur, Don N. M. Gareli und Don J. M. Hevia y Noriega, Mitglieder meines königlichen Raths, welche nach dieser Namensordnung Supplcanten der ersteren seyn sollten, und falls einige von diesen fehlen sollten, wünsche ich, daß sie in diesen wichtigen Functionen von den später Genannten ersetzt werden. Ferner wünsche ich, daß der Secretär des besagten Regierungsconseils Don N. de Heredia, Graf v. Ofalia, und der Supplcant für ihn Don Fr. de Zea Bermudez seyn. 17) Zu meinem einzigen und Universalerben ernenne ich die Söhne oder Töchter, die ich im Augenblicke meines Hinscheidens haben werde, mit Ausnahme des fünften Theils meines ganzen Vermögens, den ich meiner vielgeliebten Gemahlin, Dona Maria Christina von Bourbon, vermache, welche unter diesem Rechtstitel die durch die Gesetze des Königreichs bewilligten Vortheile genießen wird, so wie das Heiraths-

gut, das ſie mir zubrachte, und alle andern Vermögenstheile, die ihr in dem unterm 5 November 1829 in Madrid geſchloſſenen Ehevertrage conſtituirt wurden."

Der Temps charakteriſirt den Regentſchaftsrath folgendermaaßen: „1) Cardinal Catalan, politiſche Null, Conceſſion für die Geiſtlichkeit; 2) Marquis von Santa Cruz. Er war Botſchafter zu Paris unter den Cortes, und verließ dieſen Poſten, um den Poſten eines Hausminiſters Ferdinands anzutreten, geliebt und geſchätzt, ſich zum Liberalismus neigend, vollkommener Edelmann; 3) Herzog von Medina-Celi von der erſten adeligen Familie: königliche Abſtammung; proteſtirt erblich gegen die Thronbeſteigung eines jeden Souverains. Der gegenwärtige Herzog iſt unermeßlich reich, war früher conſtitutioneller Alcalde von Madrid unter den Cortes, Neigung zum Liberalismus; 4) General Caſtaños, durchtriebener Witzling; die Spanier meinen, er ſey eine Art Talleyrand; 5) Marquis de las Amarillas, jetzt Generalcapitän von Andaluſien, Kriegsminiſter unter den Cortes von 1820, ſtrenger Militär, gewandt und feſt, Anhänger des Zweikammerſyſtems; er verließ die Sache der Conſtitution, als er ſah, daß man ſie nicht modificiren wolle, ohne ſich aber gegen ſie zu bewaffnen. Er war im letzten Jahre durch den Einfluß der Königin in Gnade gekommen. 6) Don Joſe Maria Puig, Decan des Raths von Caſtilien, redlicher, feſter Richter. Er war es, der Calomarde's Intriguen zu Subſtituirung des Don Carlos an die Stelle der jungen Prinzeſſin in dem Teſtamente Ferdinands enthüllte. Seine politiſche Meinung kennt man noch nicht genauer. 7) Caro, Decan des indiſchen Raths, unbekannte politiſche Anſicht, ein Americaner von Geburt. — Die Stellvertreter: 1) Arias,

unbekannt; 2) Herzog von Infantado, reich, einflußvoll, vorzugsweiſe Abſolutiſt, ohne Fähigkeiten; 3) Graf Eſpaña, nur zu bekannt; 4) de la Cruz, Kriegsminiſter, Zea's rechte Hand, ziemlich guter Militär, hart, unerbittlich; 5) Gareli, wenn es der Deputirte bei den Cortes im Jahre 1820 iſt, wie man glaubt, ſo iſt es ein unterrichteter und rechtſchaffener Mann; 6) Noriega, unbekannt."

Am 4 October erließ die Königin-Regentin folgendes Manifeſt: „Die Erwartung, welche immer eine neue Regierung erweckt, wird noch durch die Ungewißheit in Betreff der öffentlichen Verwaltung während der Minderjährigkeit der Souverainin vermehrt. Zur Zerſtreuung dieſer Ungewißheit und zur Entfernung der Beſorgniß, welche ſie in den Gemüthern hervorbringt, habe ich es für meine Pflicht gehalten, offen die Grundſätze darzulegen, die ich beſtändig bei der Regierung befolgen werde, zu der ich durch den letzten Willen des Königs, meines erlauchten Gemahls, während der Minderjährigkeit der Königin, meiner theuern und vielgeliebten Tochter, Dona Iſabella, beauftragt bin. Die Religion und die Monarchie, die erſten Lebenselemente für Spanien, ſollen von mir in ihrer ganzen Kraft und Reinheit geachtet, beſchützt und aufrecht erhalten werden. Das ſpaniſche Volk findet in ſeinem eingebornen Eifer für den Cultus und den Glauben ſeiner Väter die vollſtändigſte Garantie, daß niemand wagen wird, ihm Gehorſam zu gebieten, wenn er nicht die heiligen Gegenſtände des Glaubens und ſeiner Anbetung achtet. Mein Herz freut ſich, im Vereine mit einer vorzugsweiſe katholiſchen Nation zu wirken, und an ihrer Spitze zu ſtehen, und ſie zu verſichern, daß die Beförderung dieſer makelloſen Religion, die wir bekennen,

ihrer Lehren, ihrer Tempel und ihrer Diener die erste und süßeste Sorge meiner Regierung seyn wird. Ich fühle die größte Befriedigung bei dem Gedanken, daß es eine Pflicht für mich ist, das mir anvertraute Unterpfand der königlichen Autorität unangetastet zu erhalten. Ich werde gewissenhaft die Form und die Grundgesetze der Monarchie aufrecht erhalten, ohne gefährliche Neuerungen zu gestatten, so achtungswerth diese in ihrem Princip seyn mögen, denn wir haben die Folgen derselben zu unserm Unglück nur zu oft erfahren. Die beste Regierungsform für diese Länder ist diejenige, an die sie gewöhnt sind. Diese feste und dauerhafte Gewalt, gegründet auf die alten Gesetze, geachtet durch die Gewohnheit, geheiligt durch die Jahrhunderte, ist das mächtigste Werkzeug, um das Wohl der Völker zu befördern, das nicht erreicht werden kann, wenn man die Autorität schwächt, die Ideen, die Sitten und die bestehenden Institutionen bekämpft; wenn man die wirklichen Interessen verletzt, um dem Ehrgeize neue Bahnen zu bereiten, und neue Forderungen zu eröffnen; wenn man die Leidenschaften des Volks aufregt, die Unterthanen in Kampf gegen einander bringt, und die ganze Gesellschaft in Unordnung stürzt. Ich werde das Scepter über Spanien der Königin, der das Gesetz es verleiht, unangetastet, ohne Schmälerung noch Beeinträchtigung übergeben, mit Einem Worte so, wie das Gesetz ihr selbst es übergab. Ich werde aber deßhalb den kostbaren Besitz, der sie erwartet, nicht preisgeben und unbenützt lassen. Ich kenne die Leiden, denen das Volk bloßgestellt ist, in Folge des von uns erduldeten Unglücks. Ich werde mich bestreben, dessen Gewicht zu erleichtern. Ich kenne die Fehler, welche Zeit und Menschen in die verschiedenen Zweige der

öffentlichen Verwaltung gebracht haben; ich werde ſie auf noch gründlichere Weiſe erforſchen, und mich aufs äußerſte bemühen, ſie auszurotten. Die Verwaltungsreformen, welche allein unmittelbar das Wohl und das Glück eines Volkes befördern, und allein dem Volke poſitive Vortheile gewähren, werden der ſtete Gegenſtand meiner Sorge ſeyn; beſonders werde ich mich bemühen, die Abgaben zu vermindern, ſo weit es mit der Sicherheit des Staats und den Bedürfniſſen des öffentlichen Dienſtes vereinbar ſeyn wird, ſo wie mit der pünktlichen und ſchnellen Verwaltung der Juſtiz, der Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums und den Unterſtützungen, die alle Quellen des öffentlichen Reichthums erfordern. Zu dieſer großen Aufgabe, die ich mir geſetzt habe, Spanien glücklich zu machen, habe ich der gemeinſamen Mitwirkung, der Einigkeit des Willens und der Beſtrebungen aller Spanier nöthig, und ich erwarte dieß auch von ihnen; denn alle ſind Söhne des Vaterlandes, und alle gleich betheiligt bei ſeinem Wohl. Ich werde den Meinungen nicht nachforſchen, die früher ausgeſprochen wurden; ich werde der Verleumdung und dem Uebelwollen kein Gehör ſchenken; ich werde im Dunkeln ſchleichende Intriguen oder eigennützige Verſicherungen der Treue und der Anhänglichkeit nicht als Dienſte, die Rechte begründen, anerkennen. Nein, der Name der Königin, oder der meinige, darf nicht das Loſungswort einer Partei werden. Der Name der Königin und der meinige müſſen der ganzen Nation als ſchirmendes Banner dienen: meine Liebe, mein Schutz, meine Sorge, gehören allen Spaniern an. Ich werde die mit den auswärtigen Mächten abgeſchloſſenen Verträge unverletzlich beobachten und ihre Unabhängigkeit achten, und fordere von allen Mächten bloß jene

Treue und jene Achtung, die man Spanien zu erwiedern ſchuldig iſt. Wenn alle Spanier zu dem Ziele, das ich mir vorſetze, mitwirken, und wenn der Himmel unſern Bemühungen ſeinen Segen verleiht, ſo werde ich eines Tags dieſe große Nation, geheilt von allen Leiden, meiner erlauchten Tochter übergeben, auf daß dieſe vollende das Werk ihres Glücks, und vermehre und verewige die Glorie des Ruhms und der Liebe, welche in den Jahrbüchern Spaniens den erlauchten Namen Iſabelle umgibt. Gegeben im Palaſte von Madrid, 4 October 1833. (Unterz.) Ich die Königin Regentin."

Dieſes Manifeſt erregte großes Aufſehen. Die conſtitutionelle Partei hatte darauf gerechnet, die Königin werde ſogleich, ihrer bisherigen Feſſeln ledig, große Reformen beginnen, und jetzt erklärte ſie ſich für die Beibehaltung des bisherigen Mittelſyſtems. Der National ſagte in Bezug auf das Manifeſt: „Die Königin war ſonach überzeugt, daß das einzige Mittel, das ſie beſaß, dem Don Carlos zu widerſtehen, darin beſtand, ſich ſelbſt an die Spitze der apoſtoliſchen Partei zu ſtellen, und zuerſt die Sprache zu führen, die er geführt haben würde. Die heilige Allianz iſt ſo ſtolz auf den Sieg, den ſie durch ihren Repräſentanten, Hrn. Zea, davon getragen, daß heute ein Secretär der ruſſiſchen Botſchaft an der Pariſer Börſe das Manifeſt der Regentin verbreitet hat. Zur Vervollſtändigung dieſes Umtauſches der Rollen fehlt nur Eins: daß nämlich der Infant Don Carlos die Conſtitution von 1812 wieder erweckte, und die Nationalcortes zuſammenriefe. Dieß würde gewiß weder wunderbarer, noch weniger weiſe ſeyn. Indem er nach Verluſt ſeiner Partie

eine andere gewänne, würde er bei dem Wechsel vielleicht mehr als die Königin zu gewinnen haben."

Ein Schreiben aus Madrid vom 4 October im französischen Messager suchte zu erklären, wie die Königin zu Bekanntmachung des Manifests vermocht worden seyn könne: „Das Ministerium Zea ist immer am Platze; man versichert, die Königin schenke ihm ihr Vertrauen, vorzüglich seitdem das diplomatische Corps, ohne den russischen Gesandten auszunehmen, erklärt hatte, daß die Königin Isabella unverzüglich von ihren Regierungen anerkannt werden würde, wenn das bisher von Ferdinand befolgte System von der Regentin fortgesetzt werde, wenn man das Personal des Cabinets beibehalte, dessen Weisheit die großen Mächte beständig Beifall gezollt hätten; sollte aber die Partei der Bewegung an das Ruder gestellt werden, so würden sie jede Entscheidung in Betreff der spanischen Thronfolge verschieben."

Der Courrier français meinte, das Manifest sey ganz den Ideen des Hrn. Zea gemäß, der Spanien für eine politische Reform noch nicht reif halte, und nur glaube, daß es einige Detailverbesserungen im Verwaltungssysteme vertrage. Die Ansichten des Hrn. Zea, sagt dieses Journal, könnten sehr vernünftig und sehr anwendbar auf eine Regierung seyn, die sich unter friedlichen Auspicien eröffnete. So ist aber die Lage der Dinge nicht. Wir fürchten, dieses Manifest werde keinen einzigen Apostolischen bekehren, und nur Entmuthigung unter diejenigen werfen, die durch Interesse oder durch Meinung geneigt seyn möchten, der Sache der Königin zu dienen.

Der Temps sagte: „Sie wollen Justemilieu in einem Lande machen, wo es nur Extreme gibt, d. h. sie wollen eine

abſolute Unmöglichkeit. Dieſe Politik des Hrn. v. Zea iſt wahrhaft jämmerlich. Inmitten einer großen Bewegung, hervorgerufen durch eine ernſte Dynaſtiefrage, inmitten der Wuth der beiden Parteien, die mit aller Gewalt ſich mit einander meſſen wollen, will er den Status quo erhalten. Er will regieren wie ein Alberoni, deſſen Fähigkeit er nicht beſitzt, oder vielmehr wie Godoy, deſſen Gewalt nicht wieder aufleben kann."

Der engliſche Courier ſagte von Zea: „Man glaubt, er ſey dem Don Carlos günſtig, und ſeine Ernennung wird als ein für die Sache der Königin höchſt unglücklicher Umſtand betrachtet; aus dem Wenigen indeß, was wir von Hrn. Zea kennen, möchten wir ſchließen, daß er einer jener vorſichtigen Politiker aus Talleyrands Schule iſt, der darauf lauert, woher der Wind weht, und der ſein Gewicht nur in die wahrſcheinlich überwiegende Schale wirft. Iſt er nicht durch und durch ein Anhänger des Don Carlos, ſo iſt ſeine Ernennung eher eine kluge Maßregel. Viel von ſeinem Einfluſſe könnte ihm eine Entfernung aus dem Cabinette doch nicht nehmen; behält man ihn aber darin, ſo wird dieſer Einfluß, im Vereine mit ſeiner Geſchäftskenntniß, im Dienſte der Königin angewendet. Durch ſeine Beibehaltung wird ferner allen Parteien eine Garantie gegeben, daß das gegenwärtige Regierungsſyſtem nicht plötzlich verlaſſen werden wird — eine Garantie, die uns in ſolchen Zeiten von großer Wichtigkeit ſcheint, da die Beſorgniſſe einer plötzlichen Aenderung im Lande mehr Unruhe erwecken, und der Königin mehr Feinde bereiten würden, als irgend Veränderungen thun können, die wirklich, aber allmählich, eingeführt werden."

Daſſelbe Blatt ſagte einige Tage ſpäter: „Manche Leute

behaupten, die Königin-Regentin von Spanien, an einem ultramonarchiſchen Hofe erzogen, habe noch gar wenig Anzeichen liberaler Geſinnungen oder conſtitutioneller Gefühle gegeben. Wir können es nicht in Abrede ſtellen. Dennoch beſteht guter Grund zu glauben, daß die Neigungen der Königin für eine ganz andere Politik ſind, als die des Premierminiſters Zea-Bermudez. Die Regentin wird die entſchiedene Unterſtützung Don Francisco de Paula's und ſeiner Gemahlin (ihrer Schweſter) haben, die beide längſt dafür galten, daß ſie ein liberaleres Syſtem wünſchen. Dieſe Infantin ſoll ihre Schweſter durch die dringendſten Bitten dahin gebracht haben, dem Könige Ferdinand die Documente vorzulegen, welche die Verrätherei Calomarde's und ſeines Miniſteriums bewieſen. Die Königin-Regentin hat in dieſem Augenblicke allen Grund, liberal zu handeln, ſelbſt wenn ſie es nicht wirklich iſt. Mit dem conſtitutionellen Frankreich auf der einen, und der portugieſiſchen Charte auf der andern Seite, mit den guten Wünſchen Frankreichs und Großbritanniens und deren wahrſcheinlicher Unterſtützung, ſollten andere Regierungen an Intervention denken, hat ſie alles zu hoffen und wenig zu fürchten. Indem die Regentin die Miniſter Ferdinands für den Augenblick beibehielt, zeigte ſie vielen Tact. Wären Zea-Bermudez und ſeine Collegen ohne weiteres entlaſſen worden, ſo würden ſie ihre erklärteſten Feinde geworden ſeyn. Sie blieben im Amte, folglich müſſen ſie die Rechte der Königin unterſtützen. Sie verpfänden damit ſich und ihre Meinungen."

Der engliſche Spectator gab folgende Schilderung von Hrn. Zea: „Der Vater des Hrn. Zea-Bermudez war ein herabgekommener Krämer von Malaga. Der Sohn brachte

ſeine Jugend im Hauſe ſeines Vaters zu, bis ihn Graf Colombi, der als Generalconſul nach Petersburg geſchickt wurde, als Schreiber mit ſich nahm. Colombi ſtarb 1808, und Zea, welchem es gelungen war, einige Verbindungen mit der ruſſiſchen Regierung anzuknüpfen, reiſ'te nach Cadiz, und bot den Cortes ſeine Dienſte an. Er fand zuerſt eine ſchlechte Aufnahme bei Hrn. Vardari, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; aber es gelang ihm nach vieler Mühe, eine Anſtellung zu einer geheimen Sendung an den Kaiſer Alexander zu erhalten. Bei dieſer Miſſion hatte er kein Glück, und Hr. Vardari machte nun ſelbſt einen Beſuch in St. Petersburg. Bei der Abreiſe dieſes Miniſters blieb Hr. Zea als Geſchäftsträger an dem ruſſiſchen Hofe; 1820 ward er von der conſtitutionellen Regierung zum bevollmächtigten Geſandten bei dem Kaiſer ernannt, der ihn aber unter dem Vorwande nicht annahm, daß er eine Stelle unter den Cortes bekleidet habe. Er ward ſodann nach Conſtantinopel geſchickt, wo er während der ganzen Zeit des conſtitutionellen Regime's blieb; 1825 wurde er zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und die Conſtitutionellen wurden während ſeines Miniſteriums aufs ſtrengſte verfolgt. Unter ſeiner Verwaltung mußten die Empecinados, Chalecos und viele andere conſtitutionelle Chefs das Schafott beſteigen. Andrerſeits inzwiſchen war er Schuld an dem Tode des Carliſten Beſſieres, ſo daß Zea beide Parteien gleich beleidigt hat. Nach ſeinem Miniſterium wurde er als Geſandter an den ſächſiſchen Hof geſchickt, und als er ſpäter von hier aus auf dem Wege war, um als Geſandter nach England abzureiſen, ward er durch einen Courier nach Madrid gerufen, um ein Portefeuille im Miniſterium zu übernehmen: 1828

kam

LORD RUSSEL.

kam er als Geſandter nach England und blieb hier bis zu ſeiner Zurückberufung vor wenigen Monaten, wo er dann Premierminiſter von Spanien wurde. Hr. v. Zea iſt zwiſchen 50 bis 60 Jahre, und hat, weil ihm faſt alles Haar ausgegangen, den Zunamen des Kahlen. In ſeiner Haltung und in ſeinen Sitten iſt nichts Auffallendes; aber man ſagt, daß er ſehr einnehmend und höflich ſey."

Die widerſprechenden Erwartungen von dem Miniſterium Zea gingen beide in Erfüllung. Zea leiſtete der Königin einen großen Dienſt, indem er zu ihr übertrat, und dadurch die Partei des Don Carlos ſchwächte, und indem er auf der andern Seite die allzu kühnen Hoffnungen der Conſtitutionellen niederſchlug. Er that alſo alles, was ſeine Freunde verlangten; aber er erlag auch dem Schickſale, das ihm ſeine Feinde geweiſſagt hatten; ſobald er nämlich dem erſten Zweck der Beſchwichtigung und Dämpfung des Parteieifers genügt hatte, und die Königin erſt zwiſchen den Parteien auf feſten Füßen ſtand, konnte man ihm eben dieſen Parteien als einen Sündenbock zum Opfer bringen.

Frankreich und England unterſtützten weniger die Perſon des Herrn Zea als das Syſtem des Beſchwichtigens und Zauderns. Zwar ſäumte Frankreich nicht, augenblicklich die junge Königin Iſabelle anzuerkennen, aber es wollte ſich durch dieſes Zuvorkommen nur ein näheres Recht darauf erwerben, daß ſein Rath in Spanien beachtet werde, und dieſer Rath war die Mäßigung. Die Madrider Hofzeitung machte bekannt: „Am 11 October hatte Se. Exc. der franzöſiſche Botſchafter, Hr. v. Rayneval, die Ehre, bei Ihrer Majeſtät der Königin eine Audienz zu erhalten, um Ihrer Majeſtät die Condolenzcomplimente Sr. Maj. des Kö-

nigs der Franzoſen wegen des Todes ihres erlauchten Gemahls und die Glückwünſche für die Thronbeſteigung ihrer Tochter Iſabellens II darzubringen. Se. Excellenz hat als getreuer Dolmetſcher der Geſinnungen ſeines Hofs die Königin mit den Ausdrücken der herzlichſten Zuneigung becomplimentirt, und der Königin im Namen ſeines Souverains erklärt, daß er ihr als ihr Freund, ihr Verbündeter, ihr Verwandter und ihr Nachbar ſeine Dienſte zu Aufrechthaltung der Rechte ihrer Tochter, ſo wie die Unterſtützung, die ſie von Frankreich, unter welchen Umſtänden dieß auch ſeyn möchte, verlangen könnte, anbiete." Um ſich aufs genaueſte zu unterrichten, ob Hr. v. Rayneval auch recht geſehen, was er berichtet, und vielleicht um der Königin unmittelbar einige Winke zu geben, ſchickte der franzöſiſche Hof den vortrefflichen Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution, Hrn. Mignet, nach Madrid. Und um auf jeden Fall bereit zu ſeyn, wenn etwa ein blutiger und für die Königin drohender Bürgerkrieg in Spanien ausbräche, wurde ein Beobachtungscorps in Bayonne aufgeſtellt, unter dem Commando des Generals Harispe, der jedoch keine Gelegenheit erhielt, von ſeinen Waffen Gebrauch zu machen.

Da der ſpaniſche Carlismus alle Erwartungen täuſchte, und anſtatt der gehofften oder gefürchteten Energie ſich nur eine verächtliche Schwäche zeigte, ſo war von dieſer Seite die Gefahr von ſelbſt beſeitigt, und Frankreich verfehlte nicht, ſogleich ſeine Drohungen ausſchließlich gegen die Conſtitutionellen zu kehren, weil nunmehr eine ſtarke Erhebung dieſer Partei zu beſorgen war. Darum ſagte das Journal des Debats zu Anfang des Novembers: „Ruft nur eine Conſtitu-

tion aus, laßt eine conſtituirende Verſammlung zuſammen kommen, greift den Clerus an, erklärt den alten ſpaniſchen Geſetzen den Krieg, ſo wird auch augenblicklich alles, was in Spanien des Zorns fähig iſt, bei dem bloßen Worte Conſtitution Soldat des Don Carlos werden, und dieſem eine Armee geben... Nein, fährt es fort, was auch die Unvorſichtigkeit dazu ſagen mag, die wahre Politik Frankreichs iſt keine revolutionäre, und kann keine revolutionäre ſeyn. Sein Intereſſe will nicht, daß man an ſeiner Seite ungeſchickte Revolutionen mache, wovon ſich der Gegenſtoß hier unfehlbar fühlbar machen würde. Bei dem Zuſtande der Erſchütterung, in dem es ſich noch befindet, hat Frankreich mehr als irgend ein Land von Europa nöthig, um in Ruhe zu bleiben, daß jedermann um daſſelbe ruhig bleibe. Wir dürfen nicht hoffen, daß der Brand unter unſern Nachbarn wüthe, ohne ein nur ſchlecht verlöſchtes Feuer wieder unter uns zu entzünden. Wo auch immer eine Revolution ausbricht, ſo müſſen wir fürchten, ſie könne die unſrige bloßſtellen und beſchmutzen. Man laſſe Frankreich Zeit, der Welt das Beiſpiel eines glücklichen, den Geſetzen unterworfenen, in ſeinen Freiheiten wohl geordneten Volkes zu geben. Dieſe große Lehre wird der Sache der Civiliſation und der Freiheit mehr nutzen, als alle revolutionären Gewaltthätigkeiten.“

Einer der einſichtsvollſten Correſpondenten der Allgemeinen Zeitung charakteriſirte die engliſch-franzöſiſche Politik in den Angelegenheiten der Halbinſel ſehr gut: „Frankreich und England, wie ſie jetzt unter den Miniſtern Grey und Broglie ſich geſtalten, haben in der Halbinſel kein revolutionäres, kein propagandiſtiſches Intereſſe; denn die Revolution (eine radicale und radical zerſtörende Macht) iſt nothwendig beiden

Miniſterien ſeind, welche ein durch Aufnahme der Ariſtokratie vermehrtes politiſches Bürgerthum wollen, um dem Radicalismus und Propagandismus ſich entgegenzuſtemmen, während dieſe nach abſoluter Volksherrſchaft verlangen, woraus abſolute Soldatenherrſchaft nothwendig wieder geboren werden würde. Frankreich und England, mit ihren heutigen Regierungen, ſind nicht contrerevolutionär im Sinne der engliſchen Tories und des alten Regime's in Frankreich, weil die Miniſterien Grey und Broglie einſehen, daß die Behauptung jener morſchen Stellungen des Alten den Triumph des Radicalismus hervorrufen würde. Dieß muß das abſolute Central-Europa der alten Dynaſtien einſehen lernen oder vielmehr einſehen wollen, um die heutige engliſche und franzöſiſche Politik richtig aufzufaſſen. Wären in Portugal Don Miguel, in Spanien Don Carlos nicht fanatiſche Allirte der engliſchen Tories und der franzöſiſchen Carliſten; wären ſie nicht gewiſſermaßen durch ſich ſelbſt ſchon Provocatoren der Anhänger des Veralteten in England und Frankreich; wären ſie nicht dadurch Aufreizer und Wachhalter des engliſchen Radicalismus und franzöſiſchen Jacobinismus, wahrlich England und Frankreich würden ſich wenig um Don Pedro und um die Regentin bekümmern, ſie würden Don Miguel und Don Carlos gewähren laſſen. Aber ſo lange dieſe triumphiren, ſo lange iſt ein Ferment der Gährung unter engliſchen Tories und franzöſiſchen Carliſten, ſo lange wollen ſich die Tories nicht mit den Whigs, die Carliſten nicht mit dem höheren franzöſiſchen Bürgerthume verſchmelzen, um dem Jacobinismus, Radicalismus, Propagandismus gemeinſchaftlich zu widerſtehen, gemeinſchaftlich eine neue Zeit zu begründen. Darum müſſen Don Miguel und Don Carlos fallen, weil ſie,

gleichviel ob mit oder gegen ihren Willen, Aufreizer ſind aller Reactionen in England und beſonders in Frankreich und Aufreizer ſogar des Revolutionsgeiſtes in ihren eigenen Landen. Das iſt die eine Seite der Dinge. — Die andere Seite bietet aber beſondere Schwierigkeiten dar. Die gemäßigte Partei in Spanien und Portugal, die ſogenannten Anilleros u. ſ. w., und die Geſcheidteren unter den Abſolutiſten, die Zéiſten u. ſ. w., bieten nicht genug höhere Talente und Durchſchauung ihrer Nationalangelegenheiten dar, um das Steuer lange ungefährdet zu behaupten. Ihrerſeits iſt die ſogenannte liberale Partei in Spanien und Portugal ſo fanatiſirt, ſo ſehr in engliſchem Radicalismus und franzöſiſchem Propagandismus befangen, daß England und Frankreich durchaus nicht wagen dürfen, ihnen das Regiment in Portugal und Spanien zu überliefern. Die Einmiſchung in die Angelegenheiten der Halbinſel muß alſo eben ſo wohl gegen die Bornirtheiten des Don Carlos und des Don Miguel gerichtet ſeyn, als gegen den Fanatismus der ſpaniſchen und portugieſiſchen Liberalen."

Die engliſchen Times behaupteten geradezu, das Manifeſt der Königin ſey von der franzöſiſchen Regierung „gekannt und gebilligt" geweſen, bevor es in Spanien bekannt gemacht wurde; da müßte es aber wohl vorbereitet geweſen ſeyn, weil zwiſchen dem Tode des Königs und der Bekanntmachung des Manifeſtes nur fünf Tage liegen.

Von den großen Mächten im Oſten wurde die junge Königin einſtweilen noch nicht anerkannt, und es hieß, man knüpfe an die Anerkennung anticonſtitutionelle Bedingungen, die noch weiter gingen, als die „Mäßigung" Ludwig Philipps. Gegen Rußland enthielt der engliſche Standard bei

dieſer Gelegenheit folgende Ausfälle: „Als Werkzeug Rußlands würde Don Carlos bereit ſeyn, die Legitimität in den Augen aller Menſchen in Mißcredit zu bringen und die Abſichten des feinen Cabinets von St. Petersburg zu unterſtützen, dadurch daß das weſtliche Europa in ſteter Aufregung erhalten würde. Wir geſtehen, daß wir beſonders in dieſer letzteren Hinſicht die Throngelangung des Don Carlos am ungernſten ſehen würden. Wir glauben, daß Rußland dem Frieden und einer guten Regierungsweiſe überall eben ſo feind iſt, als ſelbſt die wildeſte Jacobiner-Faction in Frankreich, ſo wie Rußland faſt eben ſo ſehr als Frankreich die brittiſche Herrſchaft haßt. Wir wiſſen, daß die Intriguen Rußlands ſelbſt bis zu den Papiſten Irlands ſich erſtreckten, und Graf Pozzo di Borgo iſt mehr als verdächtig, mit den belgiſchen Prieſtern geheime Verbindungen gehabt zu haben, in welche er den armen, beſchränkten Karl X verwickelte, zu derſelben Zeit, als er über die Verſchwörung zur Entthronung ſeines unglücklichen Dupe lächelte. Brauchen wir noch einen Schlüſſel zur ruſſiſchen Politik, ſo finden wir ihn in der athemloſen Haſt, mit welcher die Throngelangung der Königin von Spanien verworfen wird, im Vergleich mit der Leichtigkeit, mit der man den König der Niederlande verließ. Rußland haßt die Freiheit, und Wilhelm I war und iſt ein patriotiſcher Monarch freier Bürger. Die junge Königin von Spanien wird —ſo ſchließt man aus dem Charakter ihrer Mutter — dem Lande, das ſie zu regieren beſtimmt iſt, wahrſcheinlich freie Inſtitutionen geben, wenn das Land ſie ertragen kann. Wilhelm ward aus demſelben Grunde verlaſſen, aus dem die ſpaniſche Prinzeſſin angeklagt wird. Ferner beſorgt Rußland, das weſtliche Europa möchte zu Einigkeit und

Frieden kommen; ſeine Regierung weiß wohl, daß die Fortdauer des ganzen Königreichs der Niederlande, in den Händen ſeines trefflichen und tapfern Königs, Frankreich einen ſolchen Zügel anlegen würde, daß darin eine vollſtändige Bürgſchaft des europäiſchen Friedens läge. Auf gleiche Weiſe würde die Succeſſion der ſpaniſchen Prinzeſſin in ihres Vaters Krone ein Element zu einem weſtlichen Kriege entfernen. Die ruſſiſche Regierung ſah daher bei der Zerreißung der Niederlande lachend durch die Finger, und wirft mit eiliger Haſt ſeinen Feuerbrand-Proteſt in die Frage der ſpaniſchen Erbfolge, um einen bürgerlichen Krieg in der Halbinſel zu entzünden."

Der Papſt hielt es offen mit Don Carlos, erkannte die Königin Iſabella nicht an, und verweigerte dem ſpaniſchen Geſandten den Zutritt. Auch der König von Neapel, obgleich Chriſtinens Bruder, entzog ſeiner Nichte Iſabella ſeine Anerkennung, weil er es ſeinen Erben ſchuldig ſey, das ſaliſche Geſetz gegen die pragmatiſche Sanction Ferdinands VII oder die männliche Thronfolge (zu der auch er und ſeine Söhne als Bourbons berufen waren) gegen die weibliche aufrecht zu erhalten.

Dagegen erkannte die Königin Regentin nach einer Verabredung mit England und Frankreich bereits am Schluſſe des Octobers die Königin Maria von Portugal an, und begegnete durch eine Verbindung mit Don Pedro der Verbindung des Don Carlos mit Don Miguel.

3.

Niederlage der Carliſten.

Don Carlos befand ſich noch in Portugal, als ſein Bruder, der König, endete. Er beeilte ſich inzwiſchen nicht, nach Spanien zurückzukehren, und ſich an die Spitze ſeiner ihn ſehnlichſt erwartenden Anhänger zu ſtellen. Er zauderte, und ſcheint ſeine Zeit mit unmächtigen Intriguen hingebracht zu haben. Eben damals verließ der bekannte franzöſiſche Exmarſchall Bourmont mit einigen andern franzöſiſchen Carliſten den Dienſt Don Miguels; die Einen ſagten, aus Unzufriedenheit mit dieſem Prinzen, die Andern meinten, im Intereſſe des Don Carlos und mit der Beſtimmung die ſpaniſchen Carliſten anzuführen. Die Allg. Zeitung bemerkte zu Anfang des Octobers: „Daß ein enger Verband zwiſchen Don Carlos und Don Miguel beſteht, leuchtet in die Augen. Daß Bourmont, Clouet, Larochejaquelin und die andern Officiere der Vendée ſich unter Leitung des Don Carlos nach Spanien begeben, wohl weniger aus Mißvergnügen über Don Miguel, als vielmehr in Uebereinkunft mit demſelben, iſt faſt eben ſo klar. Daß von Seite der Officiere der Vendée ein Plan ſtatt findet, in Spanien und Portugal eine Armee zu errichten, um dort nicht nur den demokratiſchen Extremen ſogenannter Republicaner, ſondern aller politiſchen Aufklärung überhaupt den Garaus zu machen, liegt ebenfalls am Tage. Man will ſo auf das ſüdliche Frankreich und die Vendée einwirken, und dort Aufſtände zu Gunſten der Bourbone der ältern Linie wider die Orleans befördern. Dieſer Plan aber kann zu keiner Reife kommen, und könnte er es, würde er nur blutige Reactionen gegen die Legitimiſten des

Südens und der Vendée nach ſich ziehen. Bourmont, dem es weder an Feinheit noch an Ueberlegung fehlt, iſt doch von Natur aus zu unentſchloſſen, auch ſchon zu alt, und nicht verwegen genug, um durch verzweifelte Mittel dieſem Plane eine wahre Stütze darzubieten.“ Die Beſorgniß war in der That unbegründet; denn die HH. Bourmont, Larochejaquelin und einige Andere brachten ihre Zeit ruhig in einer ſpaniſchen Quarantaine zu, ohne ſich zu den Carliſten zu ſchlagen.

„Inzwiſchen, ſagten die Times, wird von Seite des Infanten und ſeiner Familie nichts unterlaſſen werden, was Ehrgeiz, Fanatismus und perſönliche Leidenſchaft verſuchen mögen. Seine Frau, Don Miguels Schweſter, iſt ein Weib von energiſchem und gebieteriſchem Charakter, voll ungeſtümer Leidenſchaft und ſchrankenloſer Heftigkeit. Ihrem Haſſe gegen ihre Schwägerin, die Königin Regentin, kommt bloß ihre Wuth, nicht an ihrer Stelle zu ſeyn, gleich. Bevor ſie ſammt ihrer gleichgeſinnten Schweſter, der Prinzeſſin von Beira, aus Madrid verbannt wurde, hielt ſie den Hof in ſteter Unruhe; ſogar mit wirklichen Thätlichkeiten hatte ſie die Königin bedroht, und Scenen des lärmendſten Haders fanden zwiſchen dieſen königlichen Frauen ſtatt, die einem Rendezvous der engliſchen Fiſchweiber alle Ehre gemacht haben würden. Dieſe Prinzeſſinnen, ohne von Klugheit oder Frauenwürde Rath zu nehmen, werden den Prätendenten zu den gewaltſamſten Schritten treiben, um ihre Rückkehr nach Madrid zu bewirken, und Rache an ihren Feinden zu nehmen. Don Carlos iſt der Repräſentant der niedern Claſſen Spaniens, der Günſtling des Mönchthums und der königlichen Freiwilligen. Da ſind Elemente genug zu einem blutigen Bürgerkriege, aber dennoch ſcheinen uns die Chancen des civil-

ten Prinzen hoffnungslos durch die feſte Haltung der Adminiſtrativgewalt in den Händen der Königin Regentin, durch die Unterſtützung des thätigeren und gebildeteren Theils der Nation, durch die Anerkennung und Allianz der mächtigen Regierungen von Frankreich und England, und vor allem durch die Treue der Armee, der Provinzialmilizen und des höhern Adels."

Es circulirten zwei Proclamationen des Infanten, die eine vom 6 October aus Valença de Alcantara, die andere vom 12 October aus Santarem. Beide ſtimmen darin überein, daß der Prinz Mäßigkeit gelobt, und die Beſchuldigungen des Ultraismus von ſich abzuwälzen ſucht. Obgleich ihre Aechtheit nicht erwieſen iſt, will ich doch einige Stellen anführen, die wenigſtens ſeiner Politik angemeſſen erſcheinen. Die erſte erklärte: „Der Parteigeiſt verleumdet zum voraus die väterlichen Abſichten meiner Regierung; die energiſchen Vorſichtsmaßregeln, die ich nothgedrungen nehmen muß, um der Revolution zu imponiren, verſchreien die exaltirten Leidenſchaften als Obſcurantismus, Strenge und Intoleranz; die Vorſicht, mit der meine Regierung zu Werke gehen muß, um die wahre und auf rechtmäßige Weiſe contrahirte Staatsſchuld von dem zu unterſcheiden, was bloß Werk der Intrigue und beiſpielloſe Veruntreuung iſt, vermittelſt welcher man mein Volk berauben möchte, nennen ſie Treuloſigkeit und ſtrafbaren Bankerott; die Weisheit, die mir befiehlt, die alten Gebräuche von Caſtilien wieder herzuſtellen und feſtzuhalten, heißen ſie retrograde Grundſätze; den Schutz endlich, den ich jederzeit der Religion unſerer Väter werde angedeihen laſſen, indem ich die Inſtitutionen wieder herſtelle, die von jeher ſie vor dem Einfluſſe der ketzeriſchen Philoſophie be-

wahrten, heißen ſie eine Regierung der Finſterniß, der Reaction und der Ungerechtigkeit. Spanier! Euer König ſpricht zum erſten Male mit euch: er bietet euch Gerechtigkeit, Schutz, Vergeſſenheit und Amneſtie für alle politiſchen Handlungen oder Meinungen, die vor dem 29 September 1833, dem Tage meiner glorreichen Thronbeſteigung, ſtatt gehabt haben. Die Cortes, auf geſetzmäßige Weiſe zuſammen berufen, werden unmittelbar zuſammen kommen, um den Eid der Treue zu leiſten, und die Rechte meines theuern und vielgeliebten Sohnes, des Prinzen von Aſturien, anzuerkennen. Die nämlichen Cortes werden ſich beſchäftigen, das Fundamentalerbfolgegeſetz zu beſtätigen, deſſen Revocation, wenn es möglich wäre, etwas daran zu ändern, großen Nachtheil und großes Unglück verurſachen würde. Es ſoll ein Miniſterium für Religionsſachen errichtet werden, damit die Religion und ihre Diener eine directe Stimme in meiner Regierung haben. Was die Anerkennung der fremden Schuld betrifft, ſo ſoll eine Commiſſion niedergeſetzt werden, beſtehend aus Mitgliedern der verſchiedenen hohen Rathscollegien; unterdeſſen aber ſollen alle Zahlungen ſuspendirt werden, mit Ausnahme jedoch derer, die das königliche in Paris gemachte Anlehen betreffen, das durch die Regentſchaft, die im Jahre 1823, während der Gefangenſchaft meines erlauchten Bruders, das Reich verwaltete, contrahirt worden war. Um meines Volkes Lage möglichſt zu verbeſſern, ſoll ein Syſtem ſtrenger Oekonomie in allen Verwaltungszweigen vorwalten. Die Civilliſte meines königlichen Hauſes und meiner Familie ſoll unveränderlich auf dreißig Millionen Realen feſtgeſetzt ſeyn. Alle Behörden ſind beibehalten, und die Chefs in der Armee bleiben ebenfalls an ihren Stellen, unter der Vorausſetzung, daß ſie, ſo-

bald meine Regierung auf einem Punkte des Königreichs eingeführt seyn wird, innerhalb eines Monats ihre Anerkennung meiner königlichen Macht und ihre Unterwerfung unter dieselbe officiell einsenden.“ In der zweiten heißt es ebenfalls: „Ich rede zu euch, um euch zu empfehlen, euch nicht durch die Verleumdungen verführen zu lassen, welche Uebelwollende gegen mich ausstreuen; sie sagen euch, ich sey ein Fanatiker, und die Mönche würden meine Führer seyn, ich würde nur durch sie und für sie regieren. Ich bin religiös, aber kein Fanatiker, und ich werde nicht dulden, daß sich der Clerus in öffentliche Angelegenheiten mische, und daß er je etwas Anderes sey, als was ihm die heilige Religion zu seyn gestattet. Sie sagen euch, meine Regierung werde nur eine Regierung der Rache und der Verfolgungen seyn, aber sie irren sich. Wie oft habe ich nicht meinem vielgeliebten Bruder Ferdinand VII Mäßigung und Verzeihung angerathen? Wenn diese Rathschläge nicht befolgt worden sind, so klagt darüber nur die schändlichen Minister an, welche den verewigten König das zu thun antrieben, was seinem Herzen widerstrebte. Ich werde um meinen Thron alle Spanier ohne Ausnahme berufen; ich werde ihr Verdienst belohnen, und ihre frühern Fehler vergessen. Ich verspreche es euch, Spanier, und ihr wißt, daß ich sowohl meinem Charakter als meinem Gewissen nach der Mann bin, der das, was er versprochen hat, hält. Ich gestehe, daß ich ein Feind von verworrenen Einrichtungen und Neuerungen bin; aber mit derselben Offenheit versichere ich euch, daß wenn die Bedürfnisse des Vaterlandes es erfordern, ich die Procuradoren der Königreiche in den durch unsere alten Gesetze gebotenen Formen zusammen berufen werde, damit sie mir mit ihren Einsichten beistehen, um die Mon-

archie, welche mir die göttliche Vorsehung anvertraut hat, zu regieren, und welche ich meinen Söhnen glücklich und wohlhabend zu hinterlassen hoffe."

Die Königin antwortete auf diese Proclamation am 17 October durch ein Decret, welches die Confiscation aller Güter des Don Carlos befahl. „Nach einer Reihe vollkommen beglaubigter, und mehr als entscheidender Thatsachen habe ich die unselige Ueberzeugung gewonnen, daß der Infant Don Carlos Maria Isidor eine feindselige Entschließung gefaßt hat, und darnach trachtet, den Thron meiner erlauchten Tochter Isabella II zu usurpiren, mit Hintansetzung des bestehenden Grund- und Staatsgesetzes, nach dem letzten Willen des Königs, meines Gemahls (welcher jetzt die ewige Herrlichkeit genießt), und nach der Anerkennung der Nation, die feierlich in Cortes versammelt war, durch die Prälaten, Granden, den Adel und die Deputirten der Städte, womit auch die Munizipalitäten, bürgerlichen und Militärbehörden der Monarchie ihre Versicherungen der treuen Anhänglichkeit an die älteste Tochter des Königs vereinigt haben. Diese kühne Verschwörung würde die treue spanische Nation in einen Abgrund von Gräueln und Unglück, nach so vielfachen Leiden, die schon in diesem Jahrhundert über sie ergangen sind, stürzen. Da dieß nicht Rechtens ist, und da ich nicht dulden kann, daß man den Bürgerkrieg inmitten meiner Völker durch Mittel hege, die bestimmt sind, würdig und anständig den Unterhalt einer Person zu bestreiten, die sowohl durch ihre hohe Stellung, als durch die enge Blutsverwandtschaft verpflichtet ist, die anerkannten Rechte der erlauchten Tochter ihres Bruders zu achten, und in dem Königreiche den Frieden aufrecht zu erhalten, dessen es für die Verbesserungen

und die Wohlfahrt, die ich ihm zu verſchaffen hoffe, bedarf, ſo habe ich beſchloſſen und befehle durch gegenwärtiges Decret, daß unverzüglich zur Beſchlagnahme (embargo) und zur Adjudication an den königlichen Schatz von allen Gütern, welcher Art ſie ſeyn mögen, Früchten, Renten und Zinſen, welche dem obbeſagten Infanten Don Carlos als Eigenthum, Beſitz oder Nutznießung gehören, geſchritten werde."

Die Carliſten blieben nicht unthätig, zwar in Madrid und im Süden wurden alle ihre Complotte vereitelt, aber in den nördlichen Gebirgen brach ein großer carliſtiſcher Aufruhr in lichten Flammen aus, und hier hätte Don Carlos der neuen Regierung ſehr gefährlich werden können, wenn er Muth genug gehabt hätte, ſich an die Spitze ſeiner Partei zu ſtellen, und das offene Feld zu halten. Da er dieß nicht that, fehlte den Carliſten ein Haupt, und alle ihre Maßregeln wurden gelähmt. Daher ſagte ein Pariſer Correſpondent der Allg. Zeitung mit Recht: „Es iſt ein grell hervortretendes Merkmal dieſer apoſtoliſchen Partei, daß ihre Häupter genie- und charakterlos ſind, weil ihre Zeit vorübergegangen. Im Volke und in den Mönchen ſteckt eine rohe Kraft, aber in dem gebildeteren Theile dieſer ſtationären Maſſe iſt alles über die Maßen elend. Die Guerillas mögen noch lange in den gebirgigen Theilen von Spanien und Portugal ihre Exiſtenz fortbehaupten, aber ſo viel ſich bis jetzt vermuthen läßt, iſt in Spanien die Armee ſo wie der erfahrnere Theil der Adminiſtration, der höhere Bürgerſtand, der höhere Adel und ein bedeutender Theil des Episcopats, je länger je mehr, entſchieden gegen die Apoſtoliker." Das Journal des Debats, bekanntlich das Organ der franzöſiſchen Regierung, wunderte ſich weniger über die Unfähigkeit der carliſtiſchen Häupter, als

über die Abnahme des carliſtiſchen Geiſtes in den Maſſen, und machte ſich dieſen Umſtand zu Nutzen, um das franzöſiſche Syſtem des Friedens und der Ordnung als dasjenige zu empfehlen, was die ſpaniſche Bevölkerung ſo gewiß als die franzöſiſche bedürfe und verlange, und um der conſtitutionellen Partei, als der ſiegenden, die größte Mäßigung anzurathen. In der That ſcheint dieſes Journal Recht gehabt zu haben, wenn es behauptete, das große und überraſchende Wunder, daß der vor kurzem noch ſo gefürchtete, ſelbſt von dem gut unterrichteten Frankreich noch gefürchtete Fanatismus der Spanier ſo in nichts verſchwunden ſey, könne nur die Folge der im Stillen fortgeſchrittenen Bildung und des allgemeinen Bedürfniſſes der Ruhe und eines glücklichen Friedenszuſtandes bei gemäßigter Freiheit nach ſo langen Jahren der Tyrannei und des Bürgerkrieges ſeyn. Gewiß iſt, daß alle Parteien ſich im Carlismus verrechneten, da der kleine Aufruhr, der durch ihn vielleicht veranlaßt wurde, weit unter der Erwartung ſeiner Freunde und Feinde blieb. Aber nicht bloß in dieſer Beziehung ſollte das Ausland ſich täuſchen; auch die conſtitutionelle Partei ſollte Ludwig Philipp doppelt durch Acte unerwarteter Mäßigung und unerwarteter Selbſtſtändigkeit und Energie beſchämen.

Der carliſtiſche Aufruhr begann ſchon am 3 October in Bilbao, und verbreitete ſich ſchnell über ganz Biscaya. Am 7 October wurde auch in der Hauptſtadt Vittoria Carl V proclamirt, und in Orduna. In der erſtern Stadt ſtand an der Spitze der Inſurgenten der fanatiſche Zavala, in Vittoria Verasteguy und in Orduna Ybarola. Sie begingen im erſten Tumulte mehrere Grauſamkeiten gegen die Conſtitutionellen, die in ihre Hände fielen, und unter-

brachen den Postenlauf nach Frankreich. In Biscaya hatten sie die Mehrheit für sich. Der königliche General Castañon hatte zu wenig Truppen, um sich zu halten, und mußte eine rückgängige Bewegung machen, rief aber schnell den in Bayonne in der Verbannung lebenden El Pastor, den berühmten Chef der Constitutionellen, herbei, der in St. Sebastian sogleich ein kleines Corps organisirte, und den Carlisten eine Diversion machte. Auch mißglückte der carlistische Aufstand in Navarra völlig. Hier war die Bevölkerung ruhig; der berüchtigte General Santos Ladron, der Carl V zu proclamiren wagte, wurde bei Los Arcos in einem kleinen Gefechte von dem Obersten Lorenzo gefangen genommen, am 12 October, und in Pampeluna sogleich erschossen, der Aufruhr also schon im Keim erstickt. Ein anderer Carlistenchef, Eraso, mußte nach Frankreich flüchten. Nur in Biscaya hielten sich die Insurgenten, daher sollte General Sarsfield, der noch immer mit seinem Beobachtungscorps an der portugiesischen Gränze stand, auftreten, um Castañon und El Pastor Hülfe zu leisten. Aber Sarsfield zauderte, wahrscheinlich, weil man den Aufruhr in dem entlegenen Biscaya nur für eine Demonstration hielt, durch welche die Carlisten die Streitkräfte der Königin fesseln und von der portugiesischen Gränze entfernen wollten. Anfangs scheint Sarsfield einen Einfall des Infanten Don Carlos in Spanien gefürchtet zu haben, und als am Ende des Octobers der berüchtete Pfarrer Merino in Altcastilien und zugleich der Guerillachef Locho in der Mancha sich für Carlos erhoben, so schien die Besorgniß einer allgemeinen Insurrection der Madrid näher liegenden Provinzen noch gegründeter. Kurz Sarsfield behielt eine concentrirte und beobachtende Stellung in Burgos.

Da-

Dadurch gewann der biscayiſche Aufruhr eine gewiſſe Conſiſtenz. Man ſprach von dem Fanatismus des carliſtiſchen Civilchefs Valdespina in Bilbao und von Schriften, durch die man das Landvolk aufrege. Eine derſelben lautet: „Geheimes Umlaufſchreiben des hochwürdigen Pater Provinzials vom Franziscaner-Orden in der Provinz Galizien an die hochwürdigen Patres Guardiane der Klöſter derſelben Provinz. Meine ſehr geliebten Brüder! Das Haus Iſrael iſt in der größten Gefahr; wir müſſen uns gegen die Räuber bewaffnen, welche daſſelbe überwältigen wollen, und wir können unſern Sieg nur dadurch erreichen, wenn wir die unveräußerlichen Rechte unſers legitimen Souverains Don Carlos V glorreichen Andenkens aufrecht erhalten. Sollten die Söhne des zum Seraph Gewordenen ruhig bleiben, wenn die Religion in Gefahr iſt? Und durch wen? Durch eine noch perfidere Faction als die von 1812 und 1820; denn dieſe erkannten wenigſtens noch einen legitimen König an; jetzt aber erkennt ſie die Tochter der Sünde, die Tochter eines Vaters an, der ein Freimaurer geweſen, eines Vaters, der ohne Beichte geſtorben iſt, und einer Mutter, die einem Lande angehört, wo lange die Albigenſer, die Donatiſten und die mähriſchen Brüder verweilten, und wo jetzt die Lazzaronis, eine hölliſche und ruchloſe Bande, wohnen. Deßwegen muß auch diejenige, die man Gobernadora des Königreichs nennt, von Ketzerei behaftet ſeyn, während unſer katholiſcher Monarch Karl von Eifer für unſern gekreuzigten Herrn Jeſus Chriſtus durchdrungen iſt; eine teufliche Faction! gegen welche alle Beſtrebungen des Miniſters Zea, wie mir unſer ſehr hochwürdiger Pater General verkündet hat, nichts vermögen. Nein, meine lieben Brüder!

keine Uebereinkunft mit den Feinden unſers Souverains; auf der Kanzel, im Beichtſtuhl und in ihren Privatunterredungen mögen unſere Franciscaner ihren Eifer und ihre Standhaftigkeit für das gefangene Haus Iſrael erproben. Bewaffnet euch nöthigenfalls gegen unſere Feinde. Der heilige Jakob tödtete die Mauren und wurde ein Heiliger; der heilige Dominicus, welcher die Ketzer verbrannte, wird auf unſern Altären angebetet; der heil. Georg und andere Heilige befolgten die Bahn der Waffen, ſo wie mehrere hohe Päpſte; endlich genießt die ganze Thebaiſche Legion, welche die Waffen trug, das Paradies, und ſelbſt die heil. Urſula, mit ihren eilftauſend Gefährtinnen, iſt den Märtyrertod in einer katholiſchen Armee geſtorben. Flößt die Ideen, die ich eurer Brüderſchaft überſende, allen Mitgliedern unſers Ordens ein, und laßt ſie wiſſen, damit ſie es weiter verbreiten, daß JJ. kathol. MM. die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland und der König von Preußen nöthigenfalls uns zu Hülfe kommen werden, weil ihre Sache und die unſrige nur eine und dieſelbe iſt. Für die Ungetreuen, welche unſer katholiſches Spanien verheeren, ſoll weder Friede noch Ruhe ſeyn, und wir wollen uns in allem als würdige Söhne des größten der Heiligen betragen. Die HH. Patres haben durch alle möglichen Mittel zu ſuchen, dieſe hier ausgedrückten Geſinnungen allgemein zu verbreiten; aber ſie mögen ſich unter der Strafe des heiligen Gehorſams hüten, von dem Gegenwärtigen Kunde zu geben, noch zu ſagen, daß ſie es erhalten haben. Gott und unſer Pater der heil. Franciskus ſeyen mit euch. St. Jacob von Compoſtella, 12 Oct. 1833."

Die Inſurgenten in Vittoria ſtellten Päſſe in folgender Form aus: „†. Erſtes Corps der Chriſtenheit. Wir, der

Bruder (fray) Pedro Ximenes Baca ꝛc. ertheilen hiermit ſicheres und freies Geleit dem N. N., der ſich zum römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Glauben bekennt, damit ſich derſelbe in die revolutionäre Stadt Madrid begeben könne, wohin Privatangelegenheiten ihn rufen. Inhaber dieſes hat uns alle Beweiſe ſeines orthodoxen Glaubens gegeben †."

General Caſtañon behauptete ſich anfangs in Toloſa, und als er von den Inſurgenten angegriffen werden ſollte, fiel El Paſtor dieſen in den Rücken, und ſchlug ſie unfern von Toloſa am 22 October. Da indeß der General Sarsfield ausblieb, wurden Caſtañon und El Paſtor endlich von der Ueberzahl der Inſurgenten gedrängt, bei Aſpeytia geſchlagen am 6 November, und genöthigt, nach St. Sebaſtian zu flüchten, von wo aus ſie jedoch einige Ausfälle machten, und bei Hernani einen kleinen Vortheil erfochten.

Die Inſurrection drohte ſich auszudehnen. Eine Guerilla, die ſich in der Provinz Santander gebildet hatte, wurde bei Vargas geſchlagen. Dagegen fand Merino großen Anhang, und hielt Sarsfield im Schach. Der Generalcapitän von Altcaſtilien, General Queſada, erließ eine kräftige Proclamation gegen ihn, worin er auf den grellen Widerſpruch hinwies, in welchem die Thaten dieſes Prieſters mit ſeinem wahren Beruf ſtanden: „Es liegt nichts daran, daß unſere innern Feinde, nachdem ſie lange auf Koſten der mit dem Tode ringenden Reichthümer eurer Ahnen, von dem Schweiße eurer Stirnen und von dem Brode eurer Kinder gelebt, daß die Heuchler, die auf die evangeliſchen Maximen und Vollkommenheiten verzichtet haben, Reichthümer anhäufen, um Proſelyten zu verführen und zu machen, und dann zu herrſchen; es liegt nichts daran, daß ſie ſich gegen die auf-

richtigen Aeußerungen eurer Treue verbündet haben: ihre blinden Horden werden bei Anſicht der glänzenden Waffen der tapfern Armee verſchwinden; und gebe der Himmel, daß nicht mehr Opfer als die ihrer entarteten Chefs dabei fallen! Sie predigen den Frieden, und entzünden den Krieg; ſie rufen eine Religion der Sanftheit und der Milde an, und faſſen das brudermörderiſche Eiſen; ſie affectiren Uneigennützigkeit, und rauben die Schätze des Staats; ſie nennen ſich Royaliſten, und untergraben und zerſtören die Grundlagen des Throns."

Die Niederlage des Generals Caſtañon nöthigte endlich den General Sarsfield, ſich nach Biscaya zu wenden, um ſo mehr, da die Inſurgenten bereits im Begriffe waren, über Lorenzo in Logroño herzufallen. Am 11 November brach er daher von Burgos auf. Merino ſuchte ihm bei Belorade den Weg zu verlegen, wurde jedoch mit einem Verluſt von 600 Mann zurückgeſchlagen, am 11 November. El Paſtor, der Luft bekam, rückte wieder in Toloſa ein, und die Inſurgenten kamen ſehr ins Gedränge. Der National meldete aus Bayonne: „Die Carliſten der baskiſchen Provinzen befinden ſich in einer verzweifelten Lage, und auf allen Punkten abgeſchnitten. Während die zwei Armeecorps von Sarsfield und Wals ſie von der Seite des Ebro angreifen, ſchneidet ihnen El Paſtor, der ihnen Toloſa wieder abgenommen hat, die Straße nach der franzöſiſchen Gränze ab; links laſſen die Beſatzung von Pampelona und die fliegenden Colonnen von Lorenzo und Figueiras, welche Navarra beſetzt halten, rechts die Freiwilligen von Santander, die zu Caſtro Urdiales aufgeſtellt, den Eintritt vertheidigen, den Inſurgenten keinen Rückzug offen. Selbſt die Flucht zur See iſt ihnen abgeſchnitten, da

die Fahrzeuge der Küſtenwächter das ganze Ufer von Biscaya blokiren.“ Viele flohen durch Navarra nach Frankreich, andere zerſtreuten ſich in den Gebirgen, um ſich ſpäter wieder zu ſammeln. Vor Vittoria wagten ſie noch ein Gefecht, Bilbao überließen ſie den Truppen der Regierung ohne Schwertſtreich. Die erſtere Stadt wurde am 21ſten, die zweite am 26 November beſetzt. Der Bericht des Generals Sarsfield über ſeine Operationen an den Kriegsminiſter lautet folgendermaßen: „Excellenz! Die Truppen unter meinem Befehle hatten, ſo wie ich die Ehre hatte, Ihnen unterm 19 Nov. aus Logroño zu melden, ihre Bewegung nach dieſer Stadt am 20ſten Morgens fortgeſetzt. Sie ſtießen am Fuße des Gebirges Penacerrada auf die feindlichen Vorpoſten, welche dieſe ſtarke Stellung und das Dorf deſſelben Namens deckten. Dieſe Poſten wurden unverzüglich geworfen, und die Stellung, deren Höhe die Heerſtraße beherrſcht, und die von 1500 Rebellen beſetzt war, ward in den Fronten angegriffen, und nach mehrmaligen Verſuchen durch die Avantgarde der Armee, unter den Befehlen des Generals Don Manuel Lorenzo, genommen, der mit ſeiner gewohnten Tapferkeit die Feinde aus allen ihren Stellungen verdrängte, und ſich einer großen Quantität von Waffen, Munition und Gepäck bemächtigte. Er machte 250 gemeine Soldaten gefangen, alle Officiere aber erfuhren ſogleich auf dem Schlachtfelde die Strenge der Geſetze. Nach Zerſtörung dieſes Corps ſetzten unſere Truppen ihren Marſch bis in die Gegend von Vittoria fort, wo ſie ein zweites feindliches Corps in Stellung antrafen, das ebenfalls die Höhen an der Seite der Straße beſetzt hielt. Der tapfere Lorenzo bemächtigte ſich aber derſelben ſogleich, ohne mehr als zwei Todte und ſechs Verwundete zu haben. Die nun von jedem

Hinderniſſe befreiten Truppen näherten ſich der Stadt, wo ſie geſtern um zehn Uhr Vormittags eingerückt ſind, nachdem ihnen die Deputation der Provinz Alava entgegengekommen war, deren Präſident, im Namen dieſes erlauchten Corps, die Freude ausdrückte, die es bei der Ankunft der Truppen der Königin empfinde, und wie ſehr die Einwohner von Vittoria geneigt ſeyen, ſich zu Vertheidigung der heiligen Rechte Ihrer Majeſtät aufzuopfern. Dieß ward auch durch die Einwohner ſelbſt beſtätigt, als die Truppen ihren Einzug in der Stadt hielten, der unter dem lauten Vivatrufe für unſere Königin, und ihre erlauchte Mutter die Königin Regentin, erfolgte. Auf dieſe Art ſind die ſouveränen Befehle Ihrer Majeſtät erfüllt, und die Beſitznahme von Vittoria durch unſere Soldaten, auf welche die von Bilbao folgen ſoll, wird, wie ich hoffe, in kurzer Zeit die vollſtändige Unterwerfung dieſer Provinzen herbeiführen. (Nun folgt das Lob des Generals Lorenzo, des Brigadiers Don Gaspar Firnal, des Chefs des Generalſtabs.) (Unterz.) Hauptquartier Vittoria, 22 November 1833. General Sarsfield."

Sarsfield hatte ſich durch ſein langes Zögern ſehr unpopulär gemacht, und wurde wirklich von ſeinem Commando entfernt, welches man dem General Gironimo Valdez übertrug. Allein er war unſchuldig, der Kriegsminiſter La Cruz hatte ihm jede Bewegung vorgeſchrieben. Der Meſſager ſchrieb: „Die Armee weigerte ſich, ihm ferner zu gehorchen, weil er ſich den Factionärs gegenüber ſo unthätig und unbeweglich hielt, denen er mehr als 10 Tage Zeit gelaſſen hatte, ihre Reihen bis auf 20,000 Mann zu verſtärken. Der General erließ hierauf folgenden Tagsbefehl an die Truppen: „Soldaten! Mein Muth iſt unter euch bekannt, meine Mei-

nungen ſind notoriſch; meine Operationen waren bis auf dieſen Tag das Reſultat der Befehle der Regierung.“

Ein engliſches Journal gibt folgende Details über dieſen General: „Sarsfield iſt in der Grafſchaft Lowth geboren. Er verließ England 1793, um ſich nach America zu begeben, und daſelbſt ſein Schickſal zu verbeſſern; da er aber an den Küſten von Spanien Schiffbruch litt, und alle Länder ihm gleichgültig waren, ſo verzichtete er auf ſeine Weiterreiſe, und trat in den Artilleriedienſt Spaniens, das damals gerade im Kriege mit Frankreich war. Bevor er Irland verlaſſen, hatte er unter einem ausgezeichneten Lehrer, der damals eine gute Schule zu Tenure in der Grafſchaft Lowth hielt, Mathematik ſtudirt, und verdankt vielleicht der gründlichen Kenntniß dieſer Wiſſenſchaft den hohen Rang, den er gegenwärtig in der ſpaniſchen Armee einnimmt. Es befindet ſich noch gegenwärtig in der Grafſchaft Lowth ein Bruder des Generals, Patrick Sarsfield, der ſich durch ſeinen trefflichen Charakter und ſeine Wohlthätigkeit auszeichnet. Er hält einen Gaſthof, etwa drei Meilen von Drogheda, auf der Straße nach Norden; und obgleich ihm ſein Bruder oft geſchrieben und ihn dringend gebeten hatte, zu ihm nach Spanien zu kommen, ſo zieht er doch den friedlichen Genuß ſeines Pachtguts und die Freuden des Landlebens dem Wohlſtande vor, den ihm der Rang und der Glanz, welchen ſein Bruder ſo ehrenvoll ſich erworben hat, verſchaffen könnte.“

Der Plan Merino's, eine Verbindung zwiſchen Don Carlos und Biscaya zu ſtiften, war durch Sarsfields Sieg geſcheitert. Der Guerillachef Cuevillas aus Arragonien floh zu Don Carlos nach Portugal. Von Merino hieß es am Ende des Jahres, daß er noch flüchtig umherirre.

In Biscaya übte Castañon eine grausame Rache, und seine Proclamation vom 3 December drohte mit Erschießen und Häuserniederbrennen jedem, der einen Insurgenten oder seine Waffen verhehlen würde. Es scheint, daß gerade solche Maßregeln den Aufstand erneuerten; denn bald hörte man wieder, daß Eraso und Zabala aufs neue das Feld hielten. Am 21 December wurden 500 Mann königlicher Truppen unter Solar d'Espinosa bei Guercina von etwa 2000 Insurgenten angegriffen und fast gänzlich aufgerieben. Dagegen erfocht Lorenzo am 29 December einen Vortheil bei Estella.

So dauerte also der Aufruhr am Schlusse des Jahres noch fort, obwohl unmächtig. Einige unruhige Bewegungen in Valencia waren leicht gedämpft worden. In allen übrigen Provinzen herrschte Ruhe, alle wetteiferten, ihre Anhänglichkeit an die junge Königin auszudrücken, und besonders zeichnete sich General Llauder als Generalcapitän von Catalonien durch die Energie aus, mit der er jede Regung des Carlismus niederhielt.

In Madrid selbst fielen seit Ferdinands Tod keine Unruhen vor. Indeß wollte die Regierung jedem künftigen Tumulte vorbeugen, und befahl endlich die längst projectirte Entwaffnung der königlichen Freiwilligen in der Hauptstadt zu vollziehen. Es hieß, die königl. Freiwilligen hätten sich mit Merino verbinden wollen. Das Journal de Paris schrieb: „Diese Maßregel ward am 26sten durch das Ministerconseil beschlossen. Am folgenden Tage bemächtigte sich die Behörde sehr früh ohne Schwierigkeit der Artilleriebatterie, welche den königl. Freiwilligen gehörte. Aber eine große Zahl der letztern, nachdem sie diesen Vorgang erfahren,

verſammelte ſich in einer ihrer Caſernen in der Mitte der Stadt. Da ſich die Volksmenge um dieſelbe verſammelt hatte, feuerten einige der Ueberſpannteſten aus den Fenſtern unter dem Rufe: Es lebe Karl V! Man ließ Truppen dahin rücken, und es ſammelte ſich dann ſogleich ein zahlreicher Haufe vor dem Palaſte, der mit lautem Geſchrei Waffen verlangte. Die Königin erſchien auf dem Balcon, wo ſie mit dem lebhafteſten Beifallsrufe empfangen ward. Während dieſer Zeit entſchloſſen ſich, nachdem einige Flintenſchüſſe zwiſchen einem Bataillon der Provinzialmiliz und den königlichen Freiwilligen gewechſelt worden, die Letztern, nachdem man ſie zur Ergebung aufgefordert, wenn ſie nicht alle niedergemacht werden wollten, zur Niederlegung ihrer Waffen. Mehrere entwiſchten, und es gelang ihnen aus Madrid zu kommen; andere konnten, ohne die Stadt zu verlaſſen, nach ihren Wohnungen zurückkehren; einige wurden auf den Straßen getödtet. Gegen Mittag ließ die Munizipalität eine Bekanntmachung anſchlagen, daß alle Freiwilligen unter Todesſtrafe ihre Waffen abliefern ſollten.“ Es geſchah, und die Ruhe wurde nicht weiter geſtört.

4.

Langſamer Gang der Reformen.

Je weniger die Carliſten gefährlich waren, deſto mehr konnte die Regierung auch des Beiſtandes der conſtitutionellen Partei entbehren, vor der ihr ſehr bange war; denn wenn ſich auch dieſe Partei nicht wieder wie 1820 der Herrſchaft bemeiſterte und zu Extremen verleiten ließ, ſo war doch ſchon

von einem leisen Uebergewicht derselben und von dem Auftreten berühmter liberaler Namen die ungünstigste Stimmung des Auslandes, und zwar nicht bloß der nordischen Mächte, sondern vorzüglich Ludwig Philipps selbst, zu besorgen.

Der Schlüssel zur französisch-spanischen wie überhaupt zur ganzen französisch-auswärtigen Politik ist: man lasse der liberalen Partei nur gerade so weit Luft, als es nöthig ist, mit ihr zu drohen und zu schrecken. Man ziehe die Kette, woran man sie hält, bald mehr, bald weniger kurz an, je nachdem die nordischen Noten lauten.

Spanien war von Frankreich aus Schlepptau genommen. Zea Bermudez hoffte vielleicht, gerade dadurch einen Halt gewonnen zu haben, obgleich er nur gut genug war, die Verantwortlichkeit für ein System zu übernehmen, das ursprünglich nicht das seinige war.

Immer der festen Regel des Juste-Milieu getreu, verband Zea mit den Maßregeln gegen die Carlisten auch solche gegen die Constitutionellen. Die letztern wurden officiell vor den Kopf gestoßen, um sich nicht allzu sehr um die Regierung zu drängen. General Quesada, Obercommandant der Garde zu Fuß, mußte schon am 2 October die Hauptstadt verlassen, da er der Königin gerathen hatte, sich offen an die liberale Partei anzuschließen. Indeß brauchte man diesen General bald darauf gegen Merino, wie wir gesehen haben, und überhaupt wurden die aus Madrid entfernten und unter dem ehrenvollen Titel als Generalcapitäne in die Provinzen verbannten Generale dem Systeme des Hrn. Zea bald gefährlicher, als wenn sie in der Hauptstadt geblieben wären; denn sie warfen sich bald zu Häuptern einer constitutionellen Opposition der Provinzen auf.

Die constitutionellen Flüchtlinge, die sich noch in Frankreich befanden, wollten (mit Ausnahme des El Pastor) das Ministerium Zea, das sie als ein entschieden feindliches betrachteten, nicht unterstützen. Die berühmten Generale Mina und Valdez erklärten ausdrücklich in den Zeitungen, daß sie es verschmähten, einem solchen System ihre Waffen zu leihen.

In der That vermißte man den weltberühmten Namen Mina auf der Liste der Flüchtlinge, denen die Königin unterm 23 October Amnestie ertheilte, und man glaubt allgemein, daß sein Name hauptsächlich deßwegen vergessen worden sey, um dadurch den nordischen Mächten zu schmeicheln.

Unter diesen Einschränkungen, ohne sich von den Constitutionellen beherrschen zu lassen, ja mit Zurückweisung ihrer natürlichen Chefs, suchte die Regierung gleichwohl die constitutionelle Volksmasse für sich zu gewinnen, und leitete deßfalls gemäßigte Reformen ein.

Am 23 October wurde Burgos Minister del Fomento (des Innern), und erhielt den Auftrag, eine neue Eintheilung Spaniens vorzubereiten. Schon unterm 30 November erfolgte ein Decret, wonach die Eintheilung in 49 Provinzen oder Departements festgesetzt wird, nach dem Muster der französischen. Die Provinzen führen die Namen ihrer Hauptstädte, mit Ausnahme von Navarra, Alava, Guipuscoa (den privilegirten Provinzen), die ihre alten Benennungen beibehalten. — Andalusien, welches bisher Cordova, Granada, Jaen und Sevilla in sich begriff, ist in sieben Provinzen eingetheilt, nämlich: Jaen, Granada, Almeira, Malaga, Sevilla, Cadiz und Huelva. Arragonien begreift drei Provinzen: Saragossa, Huesca und Teruel. Asturien bildet

künftig die Provinz Oviedo. Neu-Caſtilien wird in fünf Provinzen getheilt, nämlich: Madrid, Toledo, Ciudad-Real, Cuença und Guadalarara. Alt-Caſtilien bildet acht Provinzen: Burgos, Valladolid, Palencia, Avila, Segovia, Soria, Logreño und Santander. Catalonien wird vier Provinzen zählen: Barcelona, Tarragona, Lerida und Gerona. Eſtremadura enthält die beiden Provinzen Badajoz und Caceres. Galicien wird umfaſſen die vier Provinzen: Coruña, Vigo, Orenſe und Pontevedra. Leon bildet drei Provinzen: Leon, Salamanca und Zamora. Murcia zwei: Murcia und Albucete. Valencia drei: Valencia, Alicante und Caſtellon de la Plana. Der Oberbeamte jeder dieſer Provinzen heißt Subdelegat des Miniſters des Innern (del Fomento.)

Die Times äußerten ſich darüber: „Früher beſtanden vierzehn an Flächenraum und Bevölkerung äußerſt ungleiche Abtheilungen. Jetzt ſind ſie bis auf 49 vermehrt, mit einer Durchſchnittsbevölkerung von ungefähr 250,000 Seelen auf jede, indem die geſammte Volkszählung des Königreichs wenig mehr als zwölf Millionen Einwohner herausſtellt. Die Ernennungen zu dieſen Präfecturen oder Subdelegaciones, wie ſie heißen, ſind jetzt ein Gegenſtand ſorgfältiger Unterſuchung. Die gegen Zea herrſchende Eiferſucht ſtellte alle ſeine Handlungen dem Argwohne bloß, obgleich die unter der Regentſchaft ſtatt gehabten Adminiſtrativanſtellungen durchaus einen freiſinnigen Charakter an ſich trugen. Die drei kleinſten Bezirke nach der alten Eintheilung des Reichs, die Aſturias, Murcia und Navarra, werden jeder unter der Obhut eines einzigen Civilbeamten bleiben; Eſtremadura und die Inſeln werden je zwei Subdelegaten haben; Arragonien, Valencia und Vascondegas drei; Catalonien und Galizien vier;

Leon fünf; jedes der beiden Caſtilien ſechs, und Andaluſien, welches bei weitem die beträchtlichſte der alten Provinzen iſt, wird nicht weniger als acht Subdelegaten erhalten. Zu Napoleons Zeiten war das Königreich in 38 Präfecturen abgetheilt, wobei die alte Eintheilung in Provinzen und Vicekönigreiche gänzlich unberückſichtigt blieb. Einen ähnlichen Fehler beging man 1822, als man den Verſuch machte, das Königreich in 52 Provinzen zu zerlegen. Der Vorzug des neuen Syſtems liegt darin, daß es ſo wenig als möglich den hergebrachten Stand der Dinge ſtört, und ſich mit einer bloßen Unterabtheilung der alten Provinzen begnügt, ohne die alten Landesmarken zu verrücken.

Franzöſiſche Blätter enthalten folgenden Bericht des Finanzminiſters Martinez, welcher am 22 September dieſes Jahres an den König gerichtet werden ſollte, und ſpäter auch der Königin vorgelegt wurde. „Sire! Das ehrende Vertrauen, deſſen Ew. Majeſtät mich gewürdigt, hat mir große Verbindlichkeiten aufgelegt. Meine erſte Pflicht war, die Hülfsquellen der Verwaltung ſo wie die Bedürfniſſe des Schatzes genau zu ſtudiren, um den Ausgaben begegnen zu können. Ich ſehe mich, Sire! zu der Erklärung genöthigt, daß der Erfolg dieſer Arbeit keineswegs befriedigend war. Die jährlichen Einkünfte, mit Inbegriff derer, welche durch die Schuldentilgungscaſſe in Anſpruch genommen ſind, überſteigen nicht 600 Millionen Realen de Vellon (150 Millionen Franken); unſere Ausgaben, ohne die zur Aufrechthaltung unſeres Credits im In- und Auslande nöthigen Summen darunter zu begreifen, betragen über 580 Millionen Realen (145 Millionen Franken) für die ordentlichen Bedürfniſſe, d. h. die Civil-

liſte, das Heer, die Kriegsmarine, die Magiſtratur, die Diplomatie, die Koſten der Steuererhebung und andere für den Dienſt des Königs unumgängliche Auslagen. Das laufende Deficit wächſ't von Tag zu Tag, in Folge der enormen Laſten, welche dem Lande durch die von der Regierung contrahirten beſchwerlichen Anleihen aufgebürdet wurden, und deren Rückſtände und Abzahlung aus dem Sinkungsfonds nur durch neue Anleihen zu beſtreiten ſind, welche, auf neue Pfänder contrahirt, die uns früher oder ſpäter drohende Kataſtrophe zwar verzögern, aber nicht werden verhindern können. Wir haben dermalen nahe an 10 Millionen Realen jährliche Rückſtandszahlungen für das Staatsanleihen zu entrichten, welches wir al pari heimzahlen, und von welchem wir nicht den geringſten Genuß gehabt haben. Wir zahlen 24 Millionen Realen für die Verzinſung der beſtändigen Rente, und mehr als 5 Millionen Realen in deren Tilgungsfonds. Wir zahlen 24 Millionen Realen für die beſtändige Rente nach Amſterdam, mehr als 4 Millionen in deren Tilgungsfonds. Wir zahlen 20 Millionen Realen für die neue dreiprocentige Anleihe, welche zur Zeit der Verwandlung der Cortesbons entſtand, mehr als 7 Millionen zur Tilgung dieſes Valors, deſſen Unterhandlung für den Schatz nicht vortheilhafter war, als die vorhergehende. Wir zahlen 3 Millionen für die engliſche Schuld, eine heilige Schuld, weil ſie durch einen Vertrag zwiſchen unſerm Cabinet und dem Sr. brittiſchen Majeſtät anerkannt worden iſt. Wir zahlen 16 Mill. Realen (4 Mill. Franken) als eine nicht weniger heilige Schuld, da dieß die Intereſſen der Heimzahlung von 80 Millionen ſind, welche wir durch Vertrag von 1828 an Frankreich ſchuldig geworden. Wir zahlen im Inland über 5 Millionen auf

vierprocentige unſere Scheine au porteur. Wir zahlen 24 Millionen für 600 Mill. fünfprocentiger königl. Werthſcheine (valés), weiter in den Tilgungsfonds 6 Millionen, welche durch Verwandlung einer nichtconſolidirten Schuld in eine verzinsliche entſtanden ſind. Wir zahlen 8 Millionen zur Tilgung der unverzinslichen Schuld, deren Scheininhaber ſich mit gutem Recht über die Regierung beklagen können; denn nicht allein erhalten ſie keine Zinſen für ihr Dargeliehenes, ſondern ſie ſehen auch ihre Hoffnungen für die Zukunft zerſtört. Indeſſen vergrößern wir die Schuld vermittelſt der Serienziehungen für die Renten der Cortes, deren Gewinnſte zur Maſſe der dreiprocentigen Schuld hinzugeſchlagen wurden. Wir haben ferner die conſtitutionelle Schuld, welche mit ihrem ſittlichen Gewichte gleich ſtark auf unſerem Schatze laſtet; und alles dieſes gerade in der Kriſis unſeres Unglückes und der Trennung unſerer Colonien, deren Anerkennung ſpäter unſere Gläubiger für das Uebel entſchädigen wird, welches wir ihnen jetzt zu thun genöthigt ſind. Wir handelten redlich, wenn wir den Ruin des Landes nicht vollenden wollten. Spanien, ſagt man, iſt reich, ſein Boden fruchtbar und im Stande doppelte Auflagen zu tragen. Ich theile dieſe Meinung nicht: das Volk iſt gedrückt, und unter allen Mitteln würde dieß das letzte ſeyn, es zur Hebung ſeines Credits aufrichtig zu vereinigen. Man ſagt auch, der Clerus iſt reich, und eines Tages werden die Kirchengüter die Staatsſchuld bezahlen. Dieſer Meinung bin ich eben ſo wenig; zudem, daß wir dieſer Urſache den Haß des Clerus und ſeiner Anhänger gegen das Syſtem der fremden Anleihen zuſchreiben müſſen, weil ſie begreifen, daß daraus ein Deficit entſteht, zu deſſen Deckung durch ihre Reichthümer

und Beſitzungen ſie eines Tages, zum Nachtheil der Religion und ihrer kirchlichen Obergewalt berufen ſeyn werden. Kurz, Sire! 150 Millionen Realen, welche Spanien bereits bezahlt (ohne die 17 Millionen zu rechnen, welche jährlich das königliche Anleihen koſtet), die im Auslande contrahirte Schuld, ohne von unſerer unverzinslichen inländiſchen Schuld zu reden, welche ungerechter Weiſe vernachläſſigt wird; alles dieſes kann nicht länger von dem Schatze getragen werden, und obgleich ich mir nicht anmaße meine Amtsvorfahren anzuklagen, um von vornherein alle perſönliche Verantwortlichkeit von mir abzulehnen, ſo glaube ich doch, daß die Lage unſerer Angelegenheiten, unter den dermaligen Umſtänden, einen energiſchen Entſchluß verlangt. In früheren Zeiten reducirte Frankreich, nach dem Beiſpiele anderer Bankbrüchiger, ſeine Schuld auf ein conſolidirtes Drittel: unſere Pflicht iſt es, vor dem vor uns geöffneten Abgrunde Halt zu machen: der Weisheit Ew. Majeſtät bleibt es anheim geſtellt, zwiſchen den Intereſſen des Landes und jenen ſeiner Gläubiger richtig zu entſcheiden, und die wirkſamen Maßregeln zu unſerer Rettung zu ergreifen. Meine Meinung, welche ich Ew. Majeſtät vorzulegen mir die Freiheit nehme, iſt dieſe, daß eine Specialcommiſſion ernannt werde, welche, den Zuſtand unſerer Finanzen in Erwägung ziehend, ohne Verzug die nöthigen Maßregeln angebe, um die Fortſchritte eines vorhandenen Uebels zu hemmen, und das Gleichgewicht zwiſchen unſeren Verbindlichkeiten und unſeren Hülfsquellen herzuſtellen, indem ſie den erſteren in der Art begegne, daß unſere Gläubiger für die Zukunft geſichert, und unter allen denen, welche ihre Capitalien für die Bedürfniſſe des Reiches hergegeben haben, unbeſchadet der künftigen Verbeſſerung ihrer Lage, ein billiges und ziemliches Verhältniß hergeſtellt wer-

werde. Ferner habe dieſe Commiſſion ein Uebereinkommen mit den Americanern in der Art zu treffen, daß Spanien von dort her ſich neue Hülfsquellen öffne, mittelſt deren es ſeine Bürgſchaften verſtärken und dermaßen vereinigen könne, daß die ſpaniſche Geſammtſchuld dann gleichmäßig verzinſ't und getilgt werde, nachdem zuvor die Rückſtände in unſerer Hauptſtadt gezahlt ſeyn werden, um die Ausziehung des baaren Geldes zu verhüten, und auf dieſe Weiſe das Intereſſe unſerer Capitaliſten an den Wohlſtand des Landes zu knüpfen. Dieß, Sire! ſind die Ideen, welche ich Ew. Majeſtät vorzulegen mich beeile, indem ich niemals zu einer neuen Anleihe, noch überhaupt zur Fortſetzung des verderblichen Syſtems meine Einwilligung geben werde, welches wir leider ſo viele Jahre befolgt haben, und welches nur dazu dienen würde, neue Opfer den alten hinzuzufügen. (Gez.) Martinez." — Hiezu bemerkt der National: Vorſtehendem Berichte des Miniſters Martinez über die ſpaniſchen Finanzen können wir eine vertrauliche Aeußerung ſeines Vorfahrers, des Miniſters Valleſteros, beifügen, eine Aeußerung, welche, außer ähnlichen Nachweiſen über die Finanzen des Königreichs, koſtbare Aufſchlüſſe über die Verhältniſſe der baskiſchen Provinzen zur ſpaniſchen Regierung und dieſer letztern zu Frankreich enthält. Als es ſich gegen das Ende des Jahres 1830 im Staatsrathe um die Wiederherſtellung des Miniſteriums des Innern handelte, entſpann ſich zwiſchen dem Finanzminiſter Valleſteros, welcher die Maßregel guthieß, und dem Juſtizminiſter Calomarde, welcher ſie tadelte, ein ſehr lebhafter Wortwechſel; Ferdinand verlangte von erſterem eine vertrauliche Denkſchrift über den Gegenſtand. Der Miniſter benützte dieſen Umſtand, um ſich über die allgemeine Lage des Landes auszuſprechen.

Hier folgen einige Stellen aus dieſem Berichte vom 13 Dec. 1830: „Das gegenwärtige Syſtem der Regierung kann ſich nicht über zehn Monate halten, ſelbſt angenommen, daß nicht ſchon früher ein Verſuch zu ſeinem Umſturze gemacht werde, ſey es nun durch die in das Ausland geflüchteten Revolutionäre, oder durch die zahlreichen Empörungsluſtigen, welche im Lande wohnen, und nur durch die Strenge und dadurch im Zaume gehalten werden, daß der vernünftige Theil der Nation die Waffen in Händen hat. .... Ew. Majeſtät iſt es nicht unbekannt, daß die ſieben Millionen, welche im Budget der baskiſchen Provinzen figuriren, bloß auf dem Papiere vorhanden ſind, weil die Nothwendigkeit mit dieſen Provinzen, den einzigen vielleicht, welche wegen ihrer beſondern Freiheiten der jetzigen Ordnung der Dinge zugethan ſind, zur Zeit ſchonend zu verfahren, die Verwaltung nöthigt, ſich jeder Zahlungsbeitreibung zu enthalten, ſo zwar, daß dieſes Deficit auf die andern Provinzen vertheilt und von ihnen getragen wird. .... Die Gemeinden können die drückende Laſt der Umlagen, Abgaben, Salzſteuer ꝛc., die man täglich vermehrt, nicht länger tragen. Der regelmäßige Sold der Truppen des Heeres und die Unterhaltung der königlichen Freiwilligen ſind eine der erſten dem Miniſterium auferlegten Nothwendigkeiten; aber Ew. Majeſtät wiſſen, daß man dieſe Laſt nicht mehr lange wird tragen können, wenn Sie ſich nicht zur Ergreifung der Maßregeln entſchließen wollen, welche ich Ihnen im Geheimen zur Vermehrung der Hülfsquellen des Schatzes vorgeſchlagen habe. (Dieſe Stelle deutet auf einen früher gemachten Vorſchlag, die Güter der Geiſtlichkeit mit ſtarken Auflagen zu belegen, oder wohl auch einen Theil derſelben in Beſchlag zu nehmen und zu ver-

kaufen.) Der Gedanke, 100,000 Mann an den Pyrenäen aufzuſtellen, iſt lobenswerth und verſtändig, zumal wenn die Nationen des Nordens ihre Rüſtungen vervollſtändigen und ſich anſchicken, Frankreich zur Vernunft zu bringen; aber dieſer in der Theorie ſo ſchöne Entwurf iſt bei der gegenwärtigen Armuth des Schatzes, wo die Ausgaben von innen und von außen ſich den Vorrang ſtreitig machen, gefährlich und unausführbar. Ew. Majeſtät wiſſen wohl, daß Ihre engliſchen Freunde, beſonders die Lords Wellington und Aberdeen, vor allem der ſpaniſchen Regierung anempfehlen, gewiſſenhaft und vor jeder andern Schuld ſich ihrer Verbindlichkeiten gegen Frankreich zu entledigen, um dieſem auch den Schatten eines Grundes zur Beſchwerde zu nehmen, und ihm, bis auf eine beſſere Gelegenheit, keinen Vorwand zum Bruche zu geben."

Das Decret vom 26 October, wodurch die Königin-Regentin eine Commiſſion für unverzügliche Reviſion aller Geſetze und Verordnungen in Bezug auf die Preſſe niederſetzt, lautet folgendermaßen: „Da die Wohlfahrt der Staaten immer im Verhältniß mit ihren Kenntniſſen, eben ſo wie ihr Elend im Verhältniß zu ihrer Unwiſſenheit ſteht, und da es unmöglich iſt, daß Kenntniſſe ſich ſchnell verbreiten, wenn nicht die Bekanntmachung und der Umlauf der Werke der Wiſſenſchaft, der Kunſt und der Literatur von den Hinderniſſen befreit werden, die bis jetzt ihnen im Wege geſtanden ſind, ſo befehle ich, bei dem innigen Wunſche, die Hinderniſſe zu beſeitigen, welche das Wachsthum derjenigen Wohlfahrt hemmen, welche alle Spanier unter der Regierung meiner vielgeliebten Tochter Dona Iſabella II zu erwarten berechtigt ſind, in ihrem Namen, daß ſogleich eine Commiſ-

ſion niedergeſetzt werden ſoll, die mit der Reviſion aller Geſetze und Verordnungen in Bezug auf die Preſſe beauftragt werde, und daß ſonach meine Abſichten hierin Vollziehung erhalten. Zu dieſer Commiſſion ernenne ich das Mitglied meines Conſeils und meiner Kammer Don Joſeph v. Heria y Noriega, Don Manuel Joſeph Quintana, Secretär für das Departement der Auslegung fremder Sprachen, und den Pater Joſeph de la Canal von dem Auguſtinerorden."

So feſt das Miniſterium Zea zu ſtehen ſchien, ſo erhielt es doch bald eine Lücke, die ſeinen nahen Sturz vorherſagte. Am 18 November ſah ſich die Königin durch die Umſtände gedrängt, den Kriegsminiſter Cruz zu entlaſſen und an ſeine Stelle Zarco del Valle zu ſetzen. Die Times bemerkten: „Die Urſachen, welche die Ungnade des Generals Cruz herbeiführten, laſſen ſich kurz, wie folgt, angeben. Die rückgängige Bewegung des Generals Sarsfield auf Burgos war ſo unwillkommen und zugleich ſo unbegreiflich, daß ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens gegen dieſen Officier erhob. Ihm allein ſchrieb man die unſelige Unthätigkeit zu, welche den Aufruhr eine ſo beunruhigende Geſtalt hatte annehmen laſſen. Durch Briefe jedoch, welche von Burgos einliefen, durch eine Depeſche Sarsfields an Queſada, den Generalcapitän Alt-Caſtiliens, und durch einen Bericht Queſada's an den Kriegsminiſter, hat man ſeitdem die wahren Urheber des Unheils entdeckt, trotz eines Verſuchs zur Unterdrückung der amtlichen Documente, von welchen handſchriftliche Copien in Umlauf gekommen waren. Vom Kriegsminiſter nicht mit Truppen unterſtützt, wandte ſich Queſada, in ſeiner Eigenſchaft als delegirter Polizeichef ſeiner Provinz, an Latre, den Generalpolizei-Intendanten des

Königreichs, und ſtellte ihm die Gefahren vor, welche aus der Sorgloſigkeit des Kriegsminiſters wahrſcheinlich entſtehen würden. Wie zu erwarten ſtand, beklagte ſich General Cruz bitter über dieſe Mittheilung, und erklärte ſie für einen Eingriff in den beſondern Bereich des Kriegsdepartements. Queſada ſeinerſeits richtete einen Brief an den Miniſter, worin er in den nachdrücklichſten Worten die Fehler der Regierung auseinanderſetzte, und den Beweis führte, daß die Fortſchritte von Merino's Aufſtand der Fahrläſſigkeit der Behörden in Madrid zuzuſchreiben ſeyen. Auch Sarsfield beſchwerte ſich, daß die ihm zur Verfügung geſtellte Streitmacht unangemeſſen ſey, und daß, obgleich man ihm wenigſtens 7000 Mann verſprochen, er deren nicht mehr als 3000 kampffähige habe, indem der Ueberreſt entweder unvollſtändig ſey, oder aus Neuangeworbenen beſtehe, die man noch nicht gegen den Feind führen könne. Man weiß, daß ſämmtliche Operationen des Generals Sarsfield im Detail von Madrid aus vorgezeichnet wurden."

Ein großer Theil der Vorwürfe, welche Cruz trafen, fiel auf Zea zurück. Herr Florida Blanca richtete am 15 Nov. eine Zuſchrift an die Regentin, worin er dieſen Miniſter heftig anklagte: „Iſt es nicht wahr, ſagte er, daß dieß der Miniſter iſt, welcher die Miſſion des Abgeſandten Englands, Sir Stratford Canning, in Betreff der portugieſiſchen Angelegenheiten, verkümmerte und verwarf, auf die man jetzt doch, aber zu ſpät, zurückgekommen iſt? Hat er nicht den Bürgerkrieg in den drei nördlichen Provinzen ſich verbreiten laſſen? Hat er nicht, trotz der Anweiſung von Fonds, um die Armee auf einen achtbaren Fuß zu ſtellen, ſich im Gegentheile bemüht, dieſe Armee zu dislociren, und die

Milizen nicht zu mobiliſiren, eine Macht, die allein hinge-reicht hätte, die Faction in Schranken zu halten? Hätten die Generalcapitäne es nicht auf ſich genommen, die königliche n Freiwilligen entwaffnen zu laſſen, welche die HH. Miniſter ſo gern als die Stützen des Thrones anſähen, ſo würden die Miniſter die Urſache geweſen ſeyn, daß die Empörung ſich über das ganze Königreich verbreitet hätte, und daß der Sieg des Don Carlos gewiß geweſen wäre." Dieſe Klagen würden indeß den Sturz des Herrn Zea wohl nicht beſchleunigt haben, wenn der Name deſſelben eine Garantie für die nordiſchen Mächte geweſen wäre, und wenn die Beibehaltung des Miniſters Ferdinands VII den Papſt und den König von Neapel vermocht hätte, die junge Königin anzuerkennen. Erſt als ſich in dieſer Beziehung das Feſthalten an Hrn. Zea als unnütz erwieſen hatte, erkalteten ſeine bisherigen Gönner. Am 28 December wurde die Lücke im Miniſterium durch die Entlaſſung des Hrn. Martinez, an deſſen Stelle die Finanzen an Hrn. Burgos übertragen wurden, noch erweitert, und Zea's Stellung wurde immer ſchwankender.

Seinen Sturz, der zu Anfang des nächſten Jahres erfolgte, beſchleunigten die Generalcapitäne der Provinzen. Ein intereſſantes Schreiben im Meſſager vom letzten Tage des Jahres 1833 meldet: „Ich ſagte Ihnen, man müſſe die Generale Queſada, Morillo und Llander an dem Wohle des Landes arbeiten laſſen, und unſere Rolle ſey die des Zuwartens. Dieſes Syſtem der Klugheit trägt in der That ſeine Früchte, und wir befinden uns in folgendem Zuſtande. Die genannten Generalcapitäne, durch andere eben ſo energiſche unterſtützt, die aber für den Augenblick noch nicht auftreten, haben von der Königin verlangt, daß ſie Hrn. Zea und ſeine

Partei entferne, da offenbar ſey, daß er mit den Carliſten capitulirt und ihnen verſprochen habe, nichts zu Gunſten der Conſtitutionellen zu thun. Llauder erhielt täglich unangenehme Mittheilungen von der Regierung, weil er die Conſtitutionellen bewaffnete, und noch kürzlich machte man ihm die bitterſten Vorwürfe, daß er die Wahlen der neuen Municipalitäten ſuspendirt habe, eine Maßregel, die nichts Auffallendes hat, da die alten ganz gut waren. Nach dieſem Betragen des Hrn. Zea hat Hr. Llauder das Eis gebrochen, und der Regierung eine Darſtellung überſchickt, die man eher eine Kriegserklärung nennen kann. Dieſe Darſtellung ward von einem Vereine von Militärchefs und bürgerlichen Autoritäten unterzeichnet, nachdem ſich dieſelben auf ihre Degen zugeſchworen hatten, die Abſchaffung der Beſchwerden durchzuſetzen, oder ſich von der Regierung des Hrn. Zea zu trennen. In dieſer Darſtellung kommen folgende Worte vor: „Catalonien will eine Nationalrepräſentation im Bunde mit andern Provinzen von Spanien, und es bedarf durchaus ſeiner alten Rechte und Freiheiten (fueros y libertades).“ Dieſe diplomatiſche Note ward dem Bataillonscommandanten, Herrn Saez, in der Eigenſchaft eines Botſchafters von Catalonien anvertraut. Er iſt von einem ganz vertrauten Beamten bei der Briefpoſt begleitet. Beide haben am 28ſten Poſt genommen, und am Abende deſſelben Tages wurden mehrere Perſonen, denen man nicht ganz traute, verhaftet. Andere Individuen erhielten, gezwungen, Päſſe. Unter die übrigen getroffenen Maßregeln, um die Sache zu einem guten Ausgange zu führen, gehört auch die Abſetzung aller Angeſtellten, deren Meynungen dem neuen Gange verdächtig waren. Wir zählen alle auf die Mitwirkung Morillo's, Que-

ſada's und Anderer. Llauder rechnet auch auf alle Municipalitäten von Catalonien, und der Beweis liegt darin, daß er beim Abſchiede der von Reus geſagt hat: Haltet euch bereit, mir beizuſtehen. — Alles was ich weiß, habe ich Ihnen, ſo wie ich es erfahren, niedergeſchrieben. Die letzte Mittheilung der Königin Chriſtine an Llauder war folgende: „Mit Zea und den Botſchaftern iſt es nicht möglich, alles Gute zu thun, das ich einſehe, wenn nicht die Generalcapitäne ſich das Anſehen geben, mit feſter Hand darauf zu beharren.“

Ein ſehr gut geſchriebener Artikel aus Norddeutſchland entwarf folgendes Bild von der Lage der Königin am Schluſſe des Jahres: „Sie war ein Weib, den Wittwenſchleier wußte ſie nicht ſogleich zu handhaben, ſie verhüllte ihr Auge, daß ſie Manches nicht recht ſah, und gerieth offenbar in Verlegenheit, als ihr zum erſtenmale die Zügel des Staats, welche ſie während eines halben Jahres nur im Helldunkel des Cabinets geführt hatte, auch bei Tage, vor allem Volk in die Hand gegeben wurden. Ihr Bruder, der König von Neapel, war ungalant genug, ſie nicht anzuerkennen, ſie wußte im Augenblick gar nicht, was ſie thun ſolle, und wandte ſich an Frankreich, das eben ſo unſchlüſſig war. Frankreich wagte nichts über dieſem Vulcan zu thun, es temporiſirte und ſchickte Iſabellen, um die Sache hinzuhalten, einen Gelehrten mit blonden Haaren, einen Mann, der ſeine Studien gemacht hatte. Es lag viel Ironie darin, Hrn. Mignet mitten unter eine Revolution zu ſchicken, da er ſelbſt eine ältere Revolution ſo hübſch beſchrieben hatte. Was ſoll ich thun? frägt Iſabelle den blonden Mignet. Mignet ſtockt, er reiſ't noch einmal raſch nach Paris zurück, erhält einige Inſtructionen und bringt mit wichtiger Miene dem rathloſen Hofe

von Madrid eine Empfehlung deſſen, was Frankreich regiert. „Ich bringe keine Truppen," ſagte Mignet; „ich bringe keine Geldunterſtützungen, aber ich bringe das Arcanum des Juſtemilieu. Ludwig Philipp iſt Erfinder dieſes Lebenseliriers. Behalten Sie die Miniſter, welche Geſchäftskenntniß beſitzen, behalten Sie Zea, welcher einen Namen führt, der in Petersburg und Wien einen faſt ſo guten Klang hat, wie Ihr Schwager Carlos! Auf der andern Seite geben Sie eine Amneſtie, die ſo viel ausnimmt, als nöthig ſind, um keinen unangenehmen Dienſtanerbietungen ausgeſetzt zu werden, treffen Sie mehrere populäre Einrichtungen, paralyſiren Sie die Parteien, und citiren Sie oft die Anhänglichkeit, welche Sie für den Bürgerkönig haben." Die Königin verſuchte dieſem Rathe Folge zu leiſten; aber die Wogen waren mächtiger, als das Oel, welches ſie darüber gießen wollte. Ihr Schwager Carlos rebellirte, Louis Philipp wurde von Pozzo di Borgo und Hrn. Humann an beiden Armen gehalten, und der widrige Augenblick der Dienſtanerbietungen war gekommen. Die alten Diener der Revolution hinkten über die Pyrenäen; man zeigte ſich öffentlich mit den Narben der Wunden, die Ferdinand geſchlagen hatte, und ließ ſich, noch ſchwach, ohne Plan, überraſcht von dieſen Umſtänden, gegen die Banden des Carlos gebrauchen. Man verfolgte mit einer gutmüthigen Entſagung auf Einſtweilen, den Prätendenten bis nach Portugal, und ging mit ſo viel Mäßigung zu Wege, daß Europa durch die plötzlichen Forderungen der Generalcapitäne in Erſtaunen verſetzt wurde."

III.

Portugal.

1.

Don Pedro in Oporto.

Die beiden feindlichen Brüder befanden ſich zu Anfang des Jahres 1833 beide in einer gleich gefährlichen Lage.

Don Pedro war in Oporto eng eingeſchloſſen. Offenen Beiſtand von Seite Englands oder Frankreichs durfte er nicht erwarten, und ſeine eigenen Streitkräfte waren gering, die angeworbenen Fremden machten ſeine Sache in den Augen des Volks ſelbſt zu einer fremden, und überdieß war im Befehl ſtets Uneinigkeit.

Don Miguel hielt ſeinen Bruder eng belagert, beſaß das ganze übrige Portugal und wenigſtens in größerm Maaße die Neigung des Volks, als Don Pedro; aber ſeine Truppen waren verwahrloſ't, es fehlte an Geld und an tüchtigen Führern.

Beide Theile ſollicitirten in England. Don Miguel unterhielt ſeine alte Verbindung mit den Tories. Sein Agent

Saraiva war in London äußerſt thätig, um theils Geld, Dampfboote und ſelbſt einen General herbeizuſchaffen (den Marſchall Bourmont), theils durch den Einfluß der Tories der Sache ſeines Herrn im Rathe der Könige zu dienen. Eine Menge hierauf bezüglicher Correſpondenzen wurden ſpäter, als die Truppen Don Pedro's Liſſabon beſetzten, von dem Marquis von Santarem auf ſeiner übereilten Flucht zurückgelaſſen, von den Pedriſten gefunden und in den engliſchen Times bekannt gemacht. Folgende Stellen mögen darthun, welche Perſonen ſich insbeſondere für Don Miguel intereſſirt haben. Schon ein Brief des ſpaniſchen Miniſters Hrn. Zea vom 19 Februar 1830 zeigt, wie damals das engliſche Miniſterium Wellington und Spanien über die portugieſiſche Frage dachten. „Der Herzog von Wellington ſprach ſich mit größerer Offenheit als je und viel beſtimmter als der Graf v. Aberdeen aus, denn er ſagte mir, wenn Se. allergetreueſte Majeſtät auf die Stimme der Vernunft höre, den freundſchaftlichen Rathſchlägen ein Ohr leihe, und keine Zeit verliere, eine Amneſtie zu bewilligen, welche alle in der Sache Dona Maria's da Gloria compromittirten Portugieſen, ohne alle Ausnahme umfaſſe, ſo könne er mich verſichern, daß gegenwärtig kein Grund beſtehe, der dann noch die Anerkennung Sr. allergetreueſten Majeſtät von Seite Englands verhindern könnte, und es würde dieß alsbald bewahrheitet werden durch Abſendung eines Botſchafters oder Geſandten an den Liſſaboner Hof an Bord eines Linienſchiffs, und auch, wenn dieß nöthig ſcheinen ſollte, zweier Fregatten, mit dem Befehl, ſich im Tajo aufzuſtellen. „Iſt dieß geſchehen (fügte der Herzog bei) und wird zugleich eine kleine Kriegsbrigg nach Oporto geſchickt, ſo geben alle

brasilianischen und revolutionären Plane mit einemmale zu Grunde, und die Truppen, die man in Terceira versammeln mag, sinken zu völliger Nichtigkeit herab."

Aus einem Schreiben des Marquis von Santarem an Don Miguel am Ende des Jahres 1832 ersieht man, welchen Antheil Wellington auch nachher noch an der Sache des Usurpators genommen hat: „In dem Auszuge Nr. 2 habe ich die Ehre, Ew. Majestät die Ultimatansicht des Herzogs von Wellington über das, was wir thun sollten, zu übersenden. Ich flehe um Ew. Majestät königliche Aufmerksamkeit auf die Meinung eines so großen Feldherrn. Der Plan, der, wie mir scheint, fortwährend befolgt wird, ist der des Visconde do Pezo da Regoa, nämlich Oporto durch eine regelmäßige Belagerung zu bezwingen. Dieser Plan ist hinsichtlich des Erfolgs nicht nur von langer Dauer, sondern unterliegt auch dem weitern Einwurf, daß die Belagerung nicht vollständig gemacht werden kann, ohne uns in einen Krieg mit England zu verwickeln, denn die brittischen Kriegsschiffe werden nicht dulden, daß sie in der Douromündung vollständig ausgeführt werde, und bleiben sie dort, so wird die Belagerung rein illusorisch seyn. So werden die Sachen täglich verwickelter. Werden die Rebellen nicht vor dem Winter niedergeschlagen — geht die eindrucksvolle Wirkung des Triumphzugs Ew. Majestät, als Sie die Hauptstadt verließen, verloren — und wird nicht durch einen europäischen Krieg eine Aenderung der Meinungen und Absichten der englischen und französischen Minister bewirkt, so wird die Rebellenpartei eine furchtbare Kraft erlangen, welche die Verblendeten bloß noch zu sehen brauchen, sie, die nicht wis-

ſen, was ihre Pflicht gegen Ew. Majeſtät und die Monarchie ihnen gebietet.“

Außer Lord Beresford wird insbeſondere noch der Geſandte einer nordiſchen Macht und der ſpaniſche als Rathgeber in dieſen Angelegenheiten genannt. Im Sommer 1833, als die Lage Don Miguels ſchwieriger wurde, gewann man den franzöſiſchen Ermarſchall Bourmont, den Befehl über die Armee Don Miguels zu übernehmen. Ein Brief des portugieſiſchen Generalconſuls Sampayo aus London vom 3 Julius 1833 meldet: „Letzten Sonntag (30 Jun.) ſchrieb Lord Palmerſton an Senhor Vial, den ſpaniſchen Miniſter, und bat ihn zu ſich, da er bald möglichſt mit ihm zu ſprechen wünſche. Gegen 4 Uhr Abends hatte Se. Excellenz eine Zuſammenkunft mit Sr. Herrlichkeit, welche nach kurzer Unterredung fragte, ob General Bourmont in London, und ob es wahr ſey, daß er ihn und den Capitän Elliot beſucht habe. Se. Excellenz erwiederte, es ſey wahr, Bourmont ſey zu ihm gekommen, und er habe ſeinen Beſuch erwiedert aus bloßer Freundſchaft, weil er mit ihm in Spanien bekannt geworden ſey; von Elliot wiſſe er nichts. Auf dieſe Antwort las ihm Lord Palmerſton einen von Lord Grey erhaltenen Brief vor, der ihn benachrichtigte, daß die beiden oben genannten Officiere angekommen, und außer Lord Beresford auch von dem ſpaniſchen Miniſter und vielen andern Perſonen beſucht worden ſeyen, welche günſtig für die Sache des Königs unſeres Herrn geſinnt ſind; auch ſey er verſichert, es habe ein Gaſtmahl in dem Hauſe des Senhor Saraiva ſtatt gefunden, um über die beſten Mittel zu berathen, der Sache Sr. Majeſtät zu dienen. (Ich hatte nicht die Ehre dabei anweſend zu ſeyn.) Der ſpaniſche Miniſter erwiederte, er wiſſe nichts von der

Sache, mit welcher Antwort Lord Palmerston sich zu befriedigen schien."

Hieraus geht hervor, daß Hr. Zea seiner frühern Politik zu Gunsten Don Miguels treu geblieben ist. Noch schlagender ist das Circular Saraiva's vom 11 December 1832. Es wirft klares Licht auf die Unterhandlungen, welche England durch Hrn. Stratford-Canning zu Anfang des Jahres 1833 in Madrid anknüpfte. England konnte Don Miguel nicht unterstützen, es hatte sich mit demselben schon zu weit überworfen und die Sache des Usurpators war in England allzu unpopulär geworden; aber den Don Pedro sah England eben so ungern auf dem portugiesischen Thron, weil es seinen Ungestüm fürchtete, und von ihm nicht durchaus solche Maßregeln erwartete, die Englands Interesse schmeicheln würden. Es dachte also auf einen Mittelweg mit Hülfe Spaniens. Das Circular sagt: „Die englische Regierung hat dem Sir Stratford-Canning in Madrid den Auftrag ertheilt, an diesem Hofe einen treulosen Vergleich zu unterhandeln, dessen Gründe und Zwecke ich Ew. Excellenz aus Mangel an Zeit nur in der Kürze mittheilen kann. Es wird erklärt, daß da Spanien und England, ersteres wegen seiner geographischen Lage, und letzteres wegen seiner alten Verbindungen mit uns, die bei den Angelegenheiten Portugals am unmittelbarsten betheiligten Mächte seyen, es ihnen auch zustehe, die geeigneten Maßregeln vorzukehren, um dem beklagenswerthen und unnatürlichen Kriege ein Ziel zu setzen u. s. w.; daß dieser Krieg das Land verwüste (erst jetzt, da Don Pedro in augenscheinlicher Gefahr schwebt, werden die Herzen dieser Leute von dem Unglück Portugals gerührt); daß die beiden Mächte in gleichem Verhältnisse zu den beiden Parteien, dem Könige

unſerm Herrn und Dona Maria ſtänden, weil, wenn Spanien den erſtern anerkennen ſollte, England die letztere anerkennen würde, und daß folglich, um die gewünſchte Uebereinkunft abzuſchließen, von beiden Seiten gleiche Conceſſionen erforderlich ſeyn dürften, die in Folgendem beſtehen ſollten: „Die Feindſeligkeiten in Oporto ſollen ſogleich eingeſtellt, und Unterhandlungen auf folgenden Grundlagen angeknüpft werden: 1) Der König unſer Herr und Don Pedro ſollen beide als kein Recht auf die portugieſiſche Krone beſitzend erkannt werden, und beide gehalten ſeyn, die Halbinſel zu verlaſſen; 2) Spanien und England (natürlich alſo auch Frankreich) ſollen Dona Maria da Gloria unverzüglich als Königin von Portugal anerkennen; 3) in der Charte Don Pedro's ſollen ſolche Modificationen vorgenommen werden, welche Spanien genügen; 4) es ſoll der Vorſchlag gemacht werden, daß Dona Maria da Gloria ſich mit dem älteſten Sohne des Infanten Don Carlos vermähle (man ſetzt nämlich voraus, daß dieſe Bedingung Spanien zur Einwilligung geneigt mache). Ueberdieß noch eine Amneſtie für die Anhänger Don Pedro's u. ſ. w., eine aus gemäßigten Männern zuſammengeſetzte Regentſchaft, und Vorſchläge, die Zeit der Majorennität der Prinzeſſin betreffend.“ Ew. Excellenz ſehen hieraus, welchen Plan man hat. Ich will nun nur noch wiederholen: 1) daß der wahre und eigentliche Zweck dieſes trügeriſchen Projects der Wunſch iſt, Don Pedro um jeden Preis zu retten; 2) daß ich für meinen Theil im Einverſtändniſſe mit dem ſpaniſchen Geſchäftsträger und unſerm hieſigen Conſul alles aufbieten werde, um ſolche inſolente Anmuthungen zu hintertreiben; 3) daß ich alle Urſache habe, zu glauben, daß Spanien die Annahme dieſer Vorſchläge verweigern wird,

besonders wenn, was wir uns hier auch zu bewerkstelligen bemühen, Portugal mit den nöthigen Mitteln zur Aufrechthaltung der Regierung und Armee versehen wird, worüber ich euch bereits Bericht erstattet habe, und im Begriffe bin einen Expressen nach Lissabon abzufertigen und die Sache noch nachdrücklicher zu empfehlen. Zu Bekräftigung der uns günstigen Lage der Dinge in Spanien erlaubt die Zeit mir nur noch Folgendes anzuführen: daß wir die gegründetsten Hoffnungen haben, daß Hr. v. Zea im Amt bleiben wird, und daß er fest entschlossen ist, die Politik Spaniens nach monarchischen und conservativen Grundsätzen zu leiten, so wie auch daß er, so lange er im Amte bleibt, rücksichtlich Portugals nach denselben Grundsätzen handeln wird." Zea hatte leichtes Spiel, diesem Plane entgegen zu arbeiten, da der König von Spanien auf seinen Bruder Don Carlos eifersüchtig war, und ihm durch den Besitz Portugals keine Waffe in die Hand geben mochte, die ihm einst dazu hätte dienen können, auch den für die junge Isabella bestimmten spanischen Thron zu erobern.

Der Agent Don Pedro's in London war der berühmte Marquis v. Palmella. Gleich sehr Patriot und Diplomat, konnte er nicht in allen Dingen mit Don Pedro übereinstimmen, und glaubte im wahren Interesse der Königin Dona Maria und Portugals manches anders einleiten zu müssen. Daher bewies ihm Don Pedro zuweilen große Kälte und entfernte ihn sogar von den Geschäften, wurde aber bald wieder durch seine Geschmeidigkeit gewonnen und konnte ihn nicht entbehren, da er das volle Vertrauen Englands genoß. Der Plan, Portugal einen Sohn des Don Carlos zu geben, also Don Pedro zu beseitigen, war dem Marquis von Palmella

mella nicht fremd, und dieß scheint hauptsächlich die Veranlassung gewesen zu seyn, warum Don Pedro ihn in den ersten Tagen des Januars 1833 seine Ungnade fühlen ließ und seines Amtes enthob. Ein Brief aus Oporto in den Times vom 18 Januar machte die neuen Verfügungen Don Pedro's bekannt: „Die Entlassung des Marquis v. Palmella wird Jeden betrüben, dem das Glück und der Frieden Portugals wirklich am Herzen liegen. Die Regierungsmitglieder hier sagen, der Marquis habe bei den in der letzten Zeit ihm anvertrauten Unterhandlungen mit den Höfen von London, Paris und Madrid Vorschläge gemacht, die weiter gegangen seyen, als seine Vollmachten ihn ermächtigten, und Don Pedro habe sich für genöthigt gehalten ihn zu entlassen, um dem brittischen Cabinette einen schlagenden Beweis zu geben, wie völlig entgegengesetzt dem Sinne und dem Buchstaben seiner Instructionen der Marquis gehandelt habe. Das Resultat war, daß die meisten, während der Abwesenheit des Marquis und der beiden Monzinhos (Silveira's und Albuquerque's) vorgenommenen provisorischen Anstellungen zu absoluten gemacht, und die Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten, des Schatzes, der Marine in die Hände des Marquis v. Loulé, Jose da Silva Carvalho's und Bernardo de Sa Nogueira's gelegt wurden. Staatssecretär des Innern wurde Candido Jose Xavier, zuletzt erster Adjutant und noch jetzt Kriegssecretär des Kaisers. Ob der Marquis v. Palmella seine Vollmachten wirklich überschritt oder nicht, kann ich natürlich nicht wissen. Aber von dem Augenblicke seiner Abreise von hier an wurden die Intriguen ins Werk gesetzt, denen es endlich gelang, ihn zu verdrängen. Sein Nachfolger, der Marquis v. Loulé, ist ein ganz

junger Mann, deſſen diplomatiſche Fähigkeiten erſt noch zu entdecken ſind; er iſt indeſſen des Kaiſers Schwager, hat ein ſehr ſchönes Geſicht, gewaltigen Schnurrbart, und muß daher ein geſchickter Unterhändler ſeyn. Herr Xavier, ein Mann von Talent, wurde als guter Officier von einem nicht ſchlechten Richter erkannt — von Napoleon, unter dem er diente, da er beim Einrücken der Franzoſen in die Halbinſel ſich unter ihre Fahnen ſtellte. Die andern Mitglieder des Miniſteriums deren Führer Freyre iſt (der 1820 Präſident der Cortes war), gehören der rein conſtitutionellen Partei an, und ſind ſämmtlich nicht von den höhern Ständen, daher zwiſchen ihnen und den Fidalgos ein ſchlechtes Vernehmen herrſcht. Das Geheimniß der Einſetzung des Marquis v. Loulé und des Hrn. Xavier ſoll der Wunſch ſeyn, das Madrider Cabinet zu verſöhnen, indem man zwei von der Hoch-Fidalgo-Claſſe in die erſten Stellen ſetzte, da ſonſt die hieſige Regierung bloß aus der Volkspartei zuſammengeſetzt ſchiene, und daher bei den ſchüchternen Politikern des ſpaniſchen Hofs Beſorgniſſe erwecken würde. Mouzinho da Silveira wurde nicht ganz entfernt, ſondern zum Generaldirector der Zölle ernannt. Marſchall Soligнac hat alles, bis auf die geringſten Details, unter ſeine Aufſicht genommen. Die äußerſte Oekonomie iſt eingeführt; die Mißbräuche wurden entfernt; über der Mannszucht wird ſtreng gehalten, beſonders bei den Freiwilligen, die dieß bis jetzt nicht gewohnt waren — kurz, was das Militäriſche betrifft, war hier die Lage nie ſo hoffnungsvoll als jetzt. Die vier brittiſchen Bataillone wurden auf zwei reducirt, die jetzt unter dem Commando des Obriſten Williams ſtehen."

Die militäriſchen Operationen Don Pedro's ſchienen eine

günſtige Wendung nehmen zu ſollen, als der bekannte franzöſiſche General Soignac am 1 Januar mit einer Anzahl Franzoſen und Polen nach Oporto kam, und das Obercommando erhielt. Aber ſchon ſein erſter Ausfall gegen die Oporto einſchließenden Migueliſten ſchlug fehl, hauptſächlich wegen der Unthätigkeit des Admirals Sartorius, der in dem ſpaniſchen Hafen Vigo trotz der ſpaniſchen Proteſtation überwintert hatte, und jetzt wieder herbeikam, dem aber der Dienſt unter Don Pedro ſchon entleidet war. Ein Schreiben aus Oporto in den Times ſchilderte dieſen mißlungenen Ausfall: „Bekanntlich wurde am 24 Januar von hier ein Ausfall gemacht; er hatte zum Zwecke, den Hügel von Caſtro und das Caſtell von Quejo, rechts vom Leuchtthurme, zu nehmen, und ſo ſich einen günſtigen Ort zu verſchaffen, wo man Mannſchaft und Waffen landen könnte, während ſie dem feindlichen Feuer ſo wenig als möglich ausgeſetzt wären. In dieſer Abſicht rückte Marſchall Soignac mit ſtarker Truppenmacht auf der Straße von Foz vor, und nahm eine Poſition bei Paſteleira, bis zur Linken des Leuchtthurms hin. Eine andere Diviſion, unter General Brito, ſollte auf der Rechten von Carvalhido mitwirken, während von der See her Admiral Sartorius den äuſerſten rechten Flügel des Feindes, ſo wie Quejo und Caſtro beſtreichen ſollte. Gegen zwei Uhr Morgens begann der Marſchall ſeinen Angriff, indem er die Franzoſen auf die feindlichen Pikets warf, und, nachdem ſie ſich gut vertheidigt, ihre Stellungen nahm. Die Engländer (Major Browning's Bataillon) rückten von dem Leuchtthurme aus, nahmen den Hügel von Caſtro mit gefälltem Bajonnette, und rückten längs des Geſtades hin, bis zum Caſtell do Quejo, welches hätte genommen werden können,

wären nicht unbegreiflicherweise die andern Bewegungen ganz unterblieben, was zuletzt den Marschall nöthigte, die erlangten Vortheile wieder aufzugeben. Der Admiral nämlich feuerte keinen Schuß ab, bis nach vier Uhr, weil seine Mannschaft auf das gegebene Signal eine Meuterei anfing und die Anker nicht lichten wollte. Auf der rechten Seite bewegte sich auch General Brito nicht zur ausgemachten Zeit, weil Don Pedro für gut hielt, sich in die Sache zu mischen und Brito zurück zu halten. So war der ganze Plan mißglückt, und der Marschall hatte die erste Probe von der Gelehrigkeit seiner neuen Verbündeten. Natürlich war er im höchsten Grade erbittert, da, wäre sein Entwurf ausgeführt worden, die ganze Sache in einer Stunde abgemacht gewesen wäre, wobei man über 2000 Gefangene hätte machen können, was vielleicht kaum ein Dutzend Menschen gekostet hätte. Der Kaiser hat nun versprochen, sich nie wieder einzumischen, unter welcher Bedingung allein Solignac hier bleiben will. An jenem Tage betrug der diesseitige Verlust gegen 200 Todte, Verwundete und Vermißte."

Bis zum 1 März geschah nichts weiter, außer daß beide Theile in ihren Befestigungen fortfuhren. Im März berichteten die Times weiter: „Die Miguelisten suchten die Verbindung zwischen der Stadt und dem Dorfe St. Joao da Foz abzuschneiden, das an der Mündung des Douro auf der Nordseite liegt. Dieser wichtige Punkt — wichtig, weil auf diesem Wege allein Lebensmittel in die Stadt gelangen — ist dem General Saldanha anvertraut, welcher das zwölfte Jägerregiment, das dritte und zehnte Linienregiment und die schottischen Füseliere, im Ganzen 1500 Mann, unter sich hat. Am Abend des dritten machte der Feind eine Bewegung gegen

die Linien am Serrallofter, wich aber bald. Dieſe Finte, verbunden mit dem Umſtande, daß man ſeit zwei Tagen ſtarke Abtheilungen auf das nördliche Ufer hatte überſetzen ſehen, führte auf die Vermuthung, daß ein baldiger Angriff beabſichtigt ſey. Die Truppen blieben deßhalb die ganze Nacht unter den Waffen. Am nächſten Morgen um 4 Uhr begann auf dem ganzen Umkreiſe der Linien ein lebhaftes Feuer, und man drohte mit einem zweiten Angriffe auf das Serralloſter. General Torres, der daſelbſt commandirte, zog ſeine Pikets zurück, ließ dem Feinde einen offenen Raum zum Vorrücken, worauf er ihn aus fünf Batterien mit Kartätſchen begrüßte und mit beträchtlichem Verluſte zum eiligen Rückzuge zwang. Um 6 Uhr zeigte es ſich, wohin der wahre Angriff des Feindes gerichtet war. Zwei Colonnen von 4000 und 2000 Mann ungefähr rückten mit fliegenden Fahnen vor, um den rechten Flügel zwiſchen Foz und Lordello anzugreifen. Um 6½ Uhr ward die Stellung von Portelleiro und eine Redoute linke, die Saldanha mit ſeinen Portugieſen beſetzt hielt, mit ſchwerem Geſchütze zur Deckung der vorrückenden Colonnen begrüßt, während eine Batterie oberhalb Lordello gegen die von den Schotten beſetzte Stellung Matta Sept ihr Feuer eröffnete. Eine der Colonnen rückte auf Portelleiro, die andere zwiſchen dem Leuchtthurm und Portelleiro vor. Man ließ beide Colonnen bis nahe an die Redouten heranrücken, und empfing ſie dann mit einem ſo mörderiſchen Kartätſchen- und Kleingewehrfeuer, daß ſie in Unordnung zurückwichen. Die Flüchtlinge ſchloſſen ſich an eine dritte Colonne an, welche gegen Matta Sept vorrückte, und mit großer Kühnheit angriff. Die Füſeliere hielten den Angriff aus, bis nach halb 9 Uhr, wo das zwölfte Jägerregiment zu ihnen ſtieß, und

das Feuer so heftig wurde, daß die Feinde auch hier sich in Unordnung zurückzogen. Bei einem zweiten Angriffe wurden sie abermals zurückgeworfen nach einem Hohlwege, von wo aus sie ein scharfes Feuer gegen Matta Sept unterhielten. In diesem Augenblicke kam ihnen ein Geschütz zu Hülfe; sie formirten sich zum drittenmale, aber auch jetzt wieder mit einem mörderischen Kartätschenfeuer empfangen, zogen sie sich nach vier Stunden eines hitzigen Gefechtes zurück. Diese Niederlage der Miguelisten war eine der entschiedensten, die ich seit dem Anfange der Belagerung sah."

Am 10 April brachte Solignac den Miguelisten einen neuen Schlag bei: „Da Majorgeneral Solignac eine Recognoscirung auf die Stellung des Feindes bei Monte Corvello gemacht hatte, beschloß er, dieselbe anzugreifen und sie in Besitz zu nehmen. Er befahl am 9ten Abends dem Herzoge von Terceira, seine Verfügungen darnach zu treffen. Obrist Pacheco erhielt Befehl, mit 600 Mann vorzurücken. Die Position ward sogleich angegriffen und genommen. Während der Nacht versuchte der Feind sie wieder zu nehmen, wurde aber zurückgeworfen. Um fünf Uhr Morgens griff der Feind, der Verstärkung erhalten hatte, noch viermal an, wurde aber auf allen Punkten zurückgeschlagen. Am 10 Morgens machte er abermals Angriffe auf Antos, Cabello und Lordello, wurde aber wieder mit bedeutendem Verluste zurückgewiesen. Gegen 3 Uhr Nachmittags bewegte der Feind seine Colonnen gegen unsere Stellung bei Antos, zog sich aber bald wieder zurück. Um 5 Uhr machte der Feind einen letzten Versuch, die Position von Corvello zu nehmen; doch auch dießmal ward der Angriff kräftigst abgeschlagen."

Am 16 Mai, am Jahrestage des constitutionellen Auf-

ſtandes von 1828 feierte man in Oporto Feſte, und aus Wuth ſchoſſen an dieſem Tage die Miguelisten über 2000 Kugeln in die Stadt.

Aber wenn gleich Don Miguel ſich Oporto's nicht bemeiſtern konnte, ſo war doch auch Don Pedro unfähig, etwas Weiteres zu unternehmen. Seine Angelegenheiten ſtanden zu Anfang des Junius äußerſt ſchlecht. Schon am 13 März war Admiral Sartorius entlaſſen worden, weil er den rückſtändigen Sold für ſeine Leute ungeſtüm verlangt hatte und überdieß ungehalten darüber war, daß man darauf dachte, ihn zu erſetzen. Sein Brief an Don Pedro wurde mit einer Entlaſſung beantwortet: „Eine der Urſachen, die man in Oporto für die Entlaſſung des Admirals anführte, war, daß er die Spanier beleidigt habe, welche ihn aus der Bai von Vigo entfernen wollten, als er an allem Mangel litt und ſeine Schiffe im kläglichſten Zuſtande waren. Er wollte lieber fechtend ſterben, als auf der See umkommen, was ohne Zweifel geſchehen wäre; aufs höchſte erbittert, erklärte er, daß er nicht weichen würde, wenn ihn die Spanier nicht dazu zwängen. Dieß hielt man nicht für gerathen, und ſo blieb er.“ Die Hauptſache war aber wohl, daß er jetzt bezahlt werden mußte, und doch eigentlich nichts gethan hatte. Man dachte ernſtlich darauf, einen thätigern Mann an ſeine Stelle zu ſetzen. Er wich aber nicht eher, bis die Rückſtände ausgezahlt waren. Seine Leute behielten ihn und er behielt das Commando eigenmächtig als Pfand, bis er durch Geldbeiträge, wie es hieß, der Kaufmannſchaft von Oporto befriedigt wurde. Dann erſt wurde die Würde eines portugieſiſchen Admirals dem engliſchen Capitän Napier übertragen, im Junius.

Keinen beſſern Ausgang nahm das Commando Solignacs. Die Verwirrung, in der er alles fand, die Einmiſchung Don Pedro's und ſeiner Miniſter, die ihn im Oberbefehl genirte, und die Nationalantipathie der Portugieſen, machten ihm ſein Amt von Anfang an ſauer; daß er zu ſchwach war, die Migueliſten zu vertreiben, kränkte ſeinen Ehrgeiz. Endlich kam er dahinter, daß ſeine Correſpondenz regelmäßig Don Pedro's Polizei verrathen werde, und dieß erbitterte ihn ſo, daß es bald zu einem offenen Bruch kam. Anfangs ſuchte ihn Don Pedro zu beſchwichtigen; als nun aber Villaflor, der Herzog von Terceira, den Befehl über eine Expedition nach Liſſabon erhalten und Solignac unterdeſſen in Oporto bleiben ſollte, widerſtrebte dieß dem Ehrgefühl des franzöſiſchen Generals in dem Grade, daß er ſeine Entlaſſung forderte und am 13 Junius erhielt. „Das Schickſal dieſes Generals, ſagte ein Pariſer Correſpondent der Allg. Zeitung, iſt, bei allen Regierungen in Ungnade zu fallen, bei Napoleon, bei den Bourbonen, bei Ludwig Philipp und bei Don Pedro. Vielleicht iſt es einigen Leſern erwünſcht, hierüber die nähern Details zu vernehmen, die man nicht in Büchern und Zeitungen findet, die ich aber in den Salons erfuhr. Bei der erſten Ungnade handelte es ſich um Geldintereſſen. Solignac hatte, als er unter Maſſena tapfer in Italien focht, 300,000 Fr. Contribution zu viel erhoben, kam damit nach Paris, und verſpielte bei Frascati alles bis auf dreißig oder vierzig Tauſend. Der Kaiſer, welcher davon hört, läßt ihn zu ſich rufen, und befiehlt ihm, die 300,000 Fr. nach dem Staatsſchatze zu bringen; Solignac, wie verſteinert, macht eine Verbeugung, geht weg und bittet einen Freund um Rath. Als er wieder bei Hofe erſcheint und vom Kaiſer befragt wird,

antwortete er, das Geld ſey für geheime Ausgaben beim Heere verwendet worden; Napoleon erzürnt ſich darüber und ſetzt ihn ab. Solignac, der einſt als gemeiner Soldat gedient, und bis zum Range eines Brigadegenerals geſtiegen war, läßt ſich wiederum von ſeinem Freunde rathen, wird von Neuem gemeiner Soldat und kämpft bei Eilau. Dort erkennt ihn ein Marſchall, führt ihn zum Kaiſer, der gerührt den Fehler vergißt und ihn zum Diviſionsgeneral erhebt. Die zweite Ungnade hatte einen politiſchen Grund. Solignac ließ ſich von den wiederkehrenden Bourbons beibehalten und nahm den Ludwigsorden an; da er dennoch in den hundert Tagen ſich für Napoleon erklärte, ſo kam er bei der zweiten Reſtauration in Ungnade und lebte in der Provinz. Ueber die dritte und vierte Ungnade weiß man nichts ſo Beſtimmtes. Als Solignac im Weſten in Auftrag Ludwig Philipps befehligte, gerieth er in vielfachen Streit, beſonders mit dem Generallieutenant Bonnet, und wurde abgeſetzt. Man ſprach damals von pecuniären und von politiſchen Verhältniſſen, von der Herzogin von Berry; allein die Rolle Solignacs wurde nicht klar. Einige behaupten, wenn es von ihm abgehangen, ſo wäre die Herzogin früher verhaftet worden. Er kam nach Paris, hatte Unterredungen mit dem Kronprinzen, mit dem Könige, ſoll gedroht haben, und erhielt endlich in einem Alter von 62 Jahren das Commando des Befreiungsheeres in Portugal. Kurz nachher wäre er beinahe von dort abgereiſ't, weil man das Geld nicht regelmäßig auszahlte. Neuerdings reiſ'te er ab, wenn anders ſeine Wunde es erlaubte, ob nun wieder aus Geldgründen, oder weil man ſeinen Schlachtplan nicht billigte?"

Don Miguel befand ſich aber in keiner beſſern Lage als

ſein Gegner. In einem aufgefangenen Briefe des Herzogs von Cadaval wird von der Armee, die Oporto belagerte, geſagt: „In Folge des Mangels und der Beſchwerden, welche die Soldaten, beſonders die der zweiten Linie, zu erdulden haben, und die täglich drückender und verderblicher werden, iſt die Unzufriedenheit allgemein. Die letzten Berichte wegen Zufuhr an Mundvorrath lauten höchſt niederſchlagend und laſſen mich fürchten, daß die Hungersnoth unter den Belagerern bald gröſſer ſeyn wird als unter den Belagerten. Dieß hat noch gefehlt, um unſer Elend aufs höchſte zu treiben. Inſubordination oder Deſertion wird, wie ich fürchte, ſchnell die ganze Armee auflöſen, wofern nicht, wie deßhalb auch von allen Seiten Vorſtellungen eingelaufen ſind, die ſchleunigſten und kräftigſten Maßregeln ergriffen werden, ſollten dieſe auch in anderer Hinſicht unklug erſcheinen. Das Königreich iſt zur Wüſte geworden; das Volk gibt, was es hat, allein es iſt arm und mißtrauiſch, weil es ſieht, daß alle gebrachten Opfer fruchtlos ſind.“ Darum ſuchte Don Miguel auswärts Freunde. Frankreich wurde am 20 Februar durch die Beſtrafung des Officiers (Pinheiro) ſatisfacirt, der auf ein franzöſiſches Schiff hatte feuern laſſen. England wurde aufs neue mit Bitten beſtürmt.

Am 3 Junius machte der Herzog von Wellington im Oberhauſe eine Demonſtration zu Gunſten Don Miguels, indem er ſich darüber beſchwerte, daß das engliſche Miniſterium mit Verletzung der Neutralität offenbar Dona Maria begünſtige. Das Oberhaus war in ſeiner Mehrheit derſelben Anſicht, aber das Unterhaus erklärte ſich mit Energie dagegen, und Grey verſicherte, daß er zwar niemals die Neutralität thatſächlich gebrochen habe, daß aber ſeine Geſinnun-

gen ganz für Dona Maria und gegen Don Miguel ſeyen. Auf den Antrag von Davies erklärte das Unterhaus am 6 Junius mit 361 gegen 98 Stimmen, daß es das Benehmen der Miniſter in der portugieſiſchen Angelegenheit vollkommen billige. Es blieb nun den Tories nichts übrig, als den Marſchall Bourmont nach Portugal zu ſchicken, um durch deſſen Talente der migueliſtiſchen Armee einen Schwung zu geben.

2.

Don Pedro in Liſſabon.

Im Junius nahmen die Dinge eine raſche und glückliche Wendung. Don Pedro, von England berathen und unterſtützt, nahm beſſere Maßregeln. Palmella trat ſein Amt als erſter Rathgeber wieder an, und an die Spitze der Flotte trat der kühne Napier, an die Spitze der gegen Liſſabon beſtimmten Expedition der tapfere Herzog von Terceira. In Oporto befehligte Saldanha und unter ihm Stubbs, zwei berühmte conſtitutionelle Generale, die anfangs Don Pedro nicht hatte anſtellen wollen.

Schon um ſich in Oporto Luft zu machen, war eine Diverſion auf andern Punkten nothwendig; da nun aber Don Miguel unklug den größten Theil ſeiner Streitkräfte von Liſſabon hinweg gegen Oporto gezogen und in eigener Perſon die Hauptſtadt verlaſſen hatte, ſo ſchien der Zeitpunkt gut gewählt, einen Verſuch auf dieſe letztere zu machen.

Der Herzog von Terceira ſchiffte ſich am 21 Junius mit 3—4000 Mann in Oporto ein, begleitet von dem Mar-

quis von Palmella (Herzog von Faval), dem das Gouvernement in Liſſabon zugedacht war. Napier führte das Geſchwader. Die Times ſagten: „Von der Furchtloſigkeit des Capitäns Napier läßt ſich ein entſcheidender Schlag erwarten. Dieſer Officier ſoll erklärt haben, er wolle in einem Monat todt oder in Liſſabon ſeyn. Am erſten Tage, wo er das Commando übernahm, wollte er mit einem der größern Schiffe eine der Batterien der Miguelisten zum Schweigen bringen, und nur entſchiedener Gegenbefehl hinderte ihn daran.“ Die Flotte landete in Algarbien, und ſetzte die Landtruppen in Faro aus; der migueliſtiſche General Mollelos zog ſich ſogleich auf Liſſabon zurück, und Terceira folgte ihm, ohne ſich mit der Beſetzung des Landes aufzuhalten, das hinter ſeinem Rücken bald mit migueliſtiſchen Guerillas, die ſein plötzliches Erſcheinen erſt hervorgerufen hatte, angefüllt wurde.

Als Napier ebenfalls wieder nordweſtlich ſteuerte, um vor Liſſabon mit Terceira wieder zuſammenzutreffen, begegnete ihm die migueliſtiſche Flotte beim Cap Vincent und wurde in einem kühnen Angriffe von ihm weggenommen, am 5 Julius. Er erzählt ſelbſt: „An Se. Excellenz den Marquis von Loulé. „Rainha da Portugal, Bai von Lagos, 6 Julius. Mylord! Es hat Gott gefallen dem Geſchwader Ihrer allergetreueſten Majeſtät einen großen und ruhmwürdigen Sieg über den Feind zu verleihen, dem ich am Morgen des 2 d. bei Cap St. Vincent begegnete, nachdem mein Geſchwader am vorhergehenden Abende die Bai von Lagos verlaſſen hatte. Seine Macht beſtand aus zwei Linienſchiffen, zwei Fregatten, drei Corvetten, zwei Briggs und einer Schebeke; mein Geſchwader aus drei Fre-

gatten, einer Corvette, einer Briggs und einem kleinen Schooner. Ich ſchickte augenblicklich den Villaflor nach Lagos, um die Dampfboote zu holen, welche dann am Abend zu mir ſtießen. Am 3 und 4 Julius ging die See zu hoch, um mich dem Feinde an Bord zu legen, zu welcher Angriffsart ich mich entſchloſſen hatte. Am Vormittag des 5ten trat Windſtille ein. Ich erwartete von den Dampfbooten großen und guten Beiſtand; aber ſie zeigten, mit Ausnahme des William IV, keine Neigung mir zu helfen; beſonders weigerten ſich die Maſchinenmeiſter und Matroſen ſich dem Feinde zu nähern; erſtere verlangten jeder 200 Pfund, ehe ſie ans Werk gingen. Doch muß ich dem Hrn. Bell Gerechtigkeit widerfahren laſſen; er that alles, was in ſeiner Macht ſtand, um ſie zum Agiren zu vermögen. Während der Unterhandlung erhob ſich indeſſen ein Lüftchen und brachte mein Geſchwader über den Wind gegen den Feind, der ſich unter halben Segeln zum Treffen in Linie geſtellt hatte; die zwei Linienſchiffe an der Spitze, die zwei Fregatten hinter ihnen, die drei Fregatten und zwei Briggs ein wenig unter dem Winde in dem offenen Zwiſchenraume. Ich erklärte den Capitäns meine Abſicht, die Rainha mit dem Flaggenſchiff und dem Don Pedro anzugreifen; der Dona Maria wurde die Princeza real angewieſen, dem Portuenſe und dem Villaflor der Martins de Freitas; den Don Joao, der eine Commodore's-Flagge trug, und die kleinen Fahrzeuge ließen wir unbeſchäftigt. Um zwei Uhr war die Escadre in geſchloſſener Ordnung und begab ſich nun allmählich auf ihre angewieſenen Standpunkte; als wir auf Musketenſchußweite herankamen, ward ein furchtbares Feuer auf die Schiffe eröffnet von der ganzen Linie, mit Ausnahme des Don Joao, deſſen

Schüsse nicht getroffen haben würden. Wir litten viel, und verloren Leute, setzten aber nichts desto weniger unsern Lauf fort und erwiederten das Feuer im Vorüberfahren. Wir kamen in den Strich der Rainha, welche zwei oder drei Knoten vorwärts gegangen war, kamen ihr windwärts an die Seite und enterten sie mit gesammter Mannschaft. Dem Entern selbst, das jedoch mit vieler Schwierigkeit bewerkstelligt wurde, widersetzte sich der Feind nicht, vertheidigte aber das Hinterdeck mit großer Entschlossenheit, und leider litten wir bedeutend. Capitän Reeves, der zweite Befehlshaber auf der Rainha da Portugal, und Capitän Charles, mein Adjutant, waren, wie ich glaube, die ersten am Bord, erhielten aber, der Erstere drei Wunden, wovon eine schwer, der Andere fünf. Ihnen folgte ich selbst mit Officieren und wenigen Matrosen. Capitän George, der als Freiwilliger diente, und Lieutenant Woolbrigde wurden getödtet. Lieutenant Edmunds und H. Winter, mein Secretär, wurden schwer verwundet. Lieutenant List, Cullis und ich selbst waren die Einzigen, die unversehrt blieben. So wie die Mannschaft an Bord kam, eilte sie zu unserm Beistande herbei, und in ungefähr fünf Minuten war die Rainha unser. Inzwischen kam der Don Pedro leewärts heran, um gleichfalls zu entern, ich befahl aber dem Capitän Goblet, dem Don Joao zu folgen, der sich davon machte; leider aber ward derselbe, während er mit mir sprach, von einer Musketenkugel, die aus einer der untern Stückpforten der Rainha abgeschossen wurde, tödtlich verwundet. Lieutenant List wurde mit einer Abtheilung auf der Prise als Commandant zurückgelassen, und das Flaggenschiff eilte dem Don Joao nach. Unser Segel- und Takelwerk hatte sehr gelitten; durch die eifrigen Bemühun-

gen von Capitän Philipps aber, der die Oberaufſicht über die Flotte hatte, und jetzt die Leitung der Rainha übernahm, wurde das vordere Topſegel mit einem andern vertauſcht, das Takelwerk zuſammengebunden, und die Taue an den Enden zuſammengeflochten ꝛc. Schon waren wir nahe an dem Don Joao, der Don Pedro ein wenig voran, als der Befehlshaber des erſteren die Flagge ſtrich, ohne einen Schuß zu thun, indem Officiere und Mannſchaft ſich zu fechten weigerten. Die drei Corvetten und zwei Briggs kamen uns über den Wind, und es ſtand nicht in meiner Macht dieß zu hindern. Während ich mit der Rainha beſchäftigt war, nahm die Dona Maria, Capitän Henry, durch entſchloſſenes Entern die Princeza Real weg. Capitän Henry lobt ungemein das Benehmen ſeiner Officiere und ſeiner Mannſchaft. Leider ward einer ſeiner Lieutenants, Herr More, getödtet. Der Martins de Freitas war für den Villaflor und Portuenſe zu ſtark, und obgleich ſie ihm den vordern Topmaſt zuſammenſchoſſen, und ſonſt ihm Schaden zufügten, ſo behauptete er doch ſeine Flagge und kam vor den Wind. Ich ließ den Don Pedro zurück, um den Don Joao unter Aufſicht zu halten, und machte Jagd auf die beſchädigten Schiffe, welche ſich noch vor Sonnenuntergang ergaben. Dieß konnte nicht ohne Verluſt geſchehen; ich ſammle jetzt die Berichte und werde ſie mit nächſter Gelegenheit Ihnen zuſenden. Keine Sprache kann Ew. Excellenz meine Dankbarkeit ausdrücken für die Unterſtützung, die mir von Officieren und Mannſchaft zu Theil wurde. Den Capitäns Reeves, Goblet, der gefallen, Henry Blackſtone, der verwundet iſt, Charles, Philipps und Rurton bin ich ſehr verpflichtet, und ich erlaube mir, ſie der Aufmerkſamkeit Sr. Maj. des Kaiſers zu

empfehlen. Die untergeordneten Officiere und überhaupt Alle verdienen das höchste Lob. Mylord, ich habe die Ehre zu seyn, Ew. Excellenz gehorsamer Diener, Carlos de Ponza, Viceadmiral und Majorgeneral. — Nachschrift. Mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß auch die Corvette Princeza Real überging, und heute Morgen auf der hiesigen Rhede zu unserm Geschwader stieß."

Folgendes sind weitere Details von einem Officier an Bord des Dampfboots Birmingham, vor Lagos 6 Julius: „Admiral Napier hatte dem Feinde wiederholt eine Schlacht angeboten, ohne daß derselbe den Handschuh aufgehoben hätte. Am 5ten um zwei Uhr Nachmittags nahmen die feindlichen Schiffe ihre Stellungen, zuerst der Don Joao, das Schiff des Commodore; hinter ihm die Rainha; hinter dieser ein großes Munitionsschiff; ihm zunächst die Princeza Real, hinter ihr eine große Corvette; dabei war zwischen je zwei der größern Schiffe eine Corvette oder Brigg gestellt, so daß ihre Kanonen zwischen ihnen spielen konnten. Um 3 Uhr 20 Minuten zog Admiral Napier die königliche Flagge auf und segelte gegen den Feind. Des Admirals Absicht war, die Rainha auf der rechten Seite zu entern, der Don Pedro auf der linken. Unser tapferer Admiral nahm keine Notiz von dem furchtbaren feindlichen Feuer, sondern rannte gerade darauf los, schleuderte zwei wohlgezielte Lagen auf die Rainha, und enterte sie. Admiral Napier war der Erste, der, das Schwert in der Hand, hinaufstieg, unterstützt von seinen Officieren, trotz dem dichten Musketenfeuer und den Säbelhieben der Feinde; nachdem er, von dem Tauwerk aufgehalten, gegen eine halbe Viertelstunde gekämpft, und mit einer eisernen Stange eine Wunde in die Seite bekommen hatte,

spran-

ſprangen zwei oder drei ſeiner Officiere an Bord der Rainha; nach ihnen Napier ſelbſt, von ſeinem Sohne gefolgt. Auf dem Verdeck entſpann ſich ein blutiger Kampf, mit großem Verluſt auf beiden Seiten. Der Capitän des geenterten Schiffes holte gerade gegen Capitän Napier aus, und würde ihn niedergehauen haben, hätte nicht ſein Koch, ein Neger, den Capitän mit dem Gewehrkolben zu Boden geſchlagen. Der Koch nahm dem Migueliſtiſchen Commandeur den Säbel, ein paar Piſtolen und eine goldene Uhr ab, und zeigte ſie triumphirend dem Admiral. Als der Don Joao das Schickſal der Rainha ſah, that er alles Mögliche, um zu entkommen, und die Corvetten und Briggs folgten dieſem Beiſpiele. Der Don Pedro und das Admiralſchiff verfolgten ſie, und um 6 Uhr ſtrich der Don Joao die Flagge Don Miguels. Am 6ten ſegelten wir nach der Bucht von Lagos, mit unſern fünf Priſen, nämlich der Rainha, 80 Kanonen und 850 Mann; Don Joao, 74 K., 850 M.; Princeza Real, 56 K., 640 M.; Freitas, Munitionsſchiff, 18 K., 580 M.; Princeza, Corvette, 24 K., 320 M.

Die Times fügten hinzu: „Es iſt ſchwer, dieſe Schlacht, ſo wie ſie es verdient, zu beſchreiben; nie wurde eine mit größerer Unerſchrockenheit und mehr Erfolg geliefert. Man wird dieß noch klarer einſehen, wenn man hört, daß unſere Escadre nur 182 Kanonen und 1800 Mann gegen 360 Kanonen und 2500 Mann hatte. Der Verluſt unſerer Flotte iſt nicht außerordentlich; er beträgt, ſo viel man bis jetzt ermitteln konnte, 35 Todte und gegen 100 Verwundete. Am meiſten haben die Officiere gelitten, da ſie kühn enterten, und furchtbaren Empfang fanden; fünf oder ſechs ſind todt, und bei noch mehreren zweifelt man am Aufkommen. Die Scene an

Bord der genommenen Schiffe war, wie Sie ſich vorſtellen können, ſchrecklich.“

Die Engländer waren entzückt über den Sieg ihres Landsmannes, der den alten Ruhm der engliſchen Seehelden erneuerte, und obgleich er eigenmächtig den brittiſchen Dienſt verlaſſen hatte, und darüber eine ungnädige Aeußerung vom Könige gehört worden war, begab ſich doch der Bruder des Königs, Herzog von Suſſex, in eine Verſammlung, die zu Ehren Napiers in London ſtatt fand. Darüber beſchwerte ſich Lord Londonderry im Oberhauſe bitter, den auch Lord Aberdeen und Eldon unterſtützten. „Als Graf Eldon bemerkte, es zieme ſich für den erlauchten Herzog nicht, jemand, den Se. Majeſtät aus Ihrem Dienſte entlaſſen, gegen dieſe Willensmeinung des Königs zu unterſtützen, fuhr der Herzog fort: „Ich habe nicht gegen die Wünſche Sr. Majeſtät gehandelt, ſondern bloß in einer Verſammlung meine Meinung über die Tapferkeit und den hohen Charakter des Capitäns Napier ausgedrückt. Wenn Napier jenen Sieg nicht erfochten hätte, hätte es dann nicht Pairs in dieſem Hauſe gegeben, welche Officiere und Mannſchaft angeworben hätten, um die Gegenpartei in Portugal zu unterſtützen? (Die Namen!) Ich bin bereit, das gemiethete Dampfboot und den Officier zu nennen, der es commandiren ſollte.“ Mehrere verlangten, er ſolle die Pairs nennen, hiezu aber wollte ſich der Herzog nicht verſtehen, da er mit den näheren Umſtänden nicht genau genug bekannt ſey. Graf Grey: „Es iſt nicht zu verheimlichen, daß fremde Mächte, welche gegen eine mit uns in Frieden befindliche Macht Krieg führten, ſchon oft Rüſtungen in dieſem Lande gemacht haben, und die Regierung hatte nur ſtrenge Neutralität unter den Kriegführenden zu beob-

achten: dieß haben wir auch in dem Kampfe zwiſchen Don Miguel und Dona Maria gethan. Beide Theile haben Rüſtungen in unſern Häfen gemacht, und die Agenten Don Miguels haben ſicherlich nicht weniger Eifer als die Don Pedro's gezeigt.

Der Herzog von Terceira drang unaufgehalten von Süden her mitten durch das Land gegen Liſſabon vor, indem Mollelos und die kleinen migueliſtiſchen Beſatzungen vor ihm flohen. Am 22 Julius befand er ſich in Setubal, und am 23ſten traf er mit Tellez Jordao, der ihm von Liſſabon aus entgegen zog, in einem blutigen Gefechte zuſammen. Der engliſche Globe erzählt: „Am 2 Auguſt lief in Plymouth die Nachricht ein, daß Villaflor, der Herzog von Terceira, in Liſſabon einrückte, nach einem Treffen mit jenem berüchtigten Schlächter Don Miguels, Tellez Jordao. Dieſer Held des Julianusthurms ging mit 6000 Mann auf das ſüdliche Ufer des Tajo, um die weitern Fortſchritte Villaflors zu wehren, der bloß 1500 Mann Linientruppen unter ſeinen Befehlen hatte, an deren Spitze er am 22ſten von Setubal vorrückte. Er ſtieß auf ſeinen Gegner, griff ihn auf allen Punkten an, warf die Migueliſten, und trieb ſie zum Theil in den Fluß. Tellez Jordao ſelbſt fand an den Ufern des Fluſſes ſeinen Tod. In Folge dieſes Siegs räumte Don Miguels Stellvertreter, der Herzog von Cadaval, am 23ſten Nachts Liſſabon mit 4000 Mann Truppen und zog ſich nördlich. So wie dieß geſchehen war, öffnete das Volk die Gefängniſſe, zuerſt, wie es ſcheint, die Kerker einiger Engländer, die nun bewaffnet von Thurm zu Thurm, von Kerker zu Kerker zogen, und gegen fünf tauſend, meiſt wegen politiſcher Gründe Gefangene herausließen. Dabei ſollen in der Ver-

wirrung und Leidenſchaft des erſten Augenblicks einige wenige Exceſſe begangen worden ſeyn, in denen einige Menſchen das Leben verloren. Alles bewaffnete ſich; die Einwohner traten zuſammen, faßten unter dem Vorſitze der Brigadegenerale Sampajo e Pina und da Leone, eine Huldigungsacte für Dona Maria ab, welche gleich mit tauſend Unterſchriften bedeckt wurde, worauf die Königin proclamirt und eine Nationalgarde gebildet ward. Alles dieß geſchah, ehe auch nur Ein Soldat der Pedriſtiſchen Truppen, welche den Tajo noch nicht überſchritten hatten, ja ſelbſt ehe Napiers Flotte erſchienen war. So wie nur die Einwohner in der Nacht des 23ſten ſich frei hatten erklären können, communicirten ſie gleich am frühen Morgen mit dem Herzoge von Terceira, und zogen auf der Citadelle die Fahne der Königin nebſt der Flagge Englands auf, welche letztere mit 21 Kanonenſchüſſen begrüßt wurde, was Admiral Parker und die im Tajo liegenden brittiſchen Kriegsſchiffe erwiederten, indem ſie die portugieſiſche Flagge mit einer ähnlichen Salutation empfingen. Am Morgen des 24ſten erblickte man auf den jenſeitigen Höhen die Fahnen der Truppen Villaflors. Nachmittags überſchritt er den Tajo, unter dem Jubel der Einwohner, rückte in Liſſabon ein, und übernahm das Commando der Stadt und der Forts. Am 25ſten ſegelte auch Napier mit dem Herzoge von Palmella in den Tajo ein. Der Ueberreſt der Migueliſtiſchen Truppen zog ſich gegen den Douro zurück, ward aber ſehr gelichtet durch Deſertion; jede Stunde kamen Haufen von Ausreißern an.“ Der Schlächter Jordao wurde mit abgehauenen Händen in den Sand geſcharrt, aber von den wüthenden Conſtitutionellen, die er ſo lange gemartert, wieder ausgegraben und in Stücken gehauen.

Doch ſchilderten die Times im Allgemeinen den Zuſtand Liſſabons unmittelbar nach der Eroberung ruhiger, als man hätte erwarten ſollen. „Hier iſt (am 27 Julius) alles ruhig, und einige Vivas ausgenommen, in der gewohnten Ordnung, als ob keine Revolution ſtatt gefunden hätte. Vielen, welche notoriſch die Conſtitutionellen verfolgt hatten, wurden die Meubles aus den Häuſern genommen, und vor denſelben verbrannt. Der bewaffnete Pöbel verfuhr aber dabei mit der größten Ordnung, und ließ nicht das Mindeſte wegnehmen. Die Fenſter des Grafen Baſtos und einer oder zwei andern verhaßten Perſonen wurden zertrümmert. Obgleich bei der allgemeinen Eröffnung aller Gefängniſſe am 24 Julius alle Diebe und Mörder befreit worden waren, hörte man doch nichts von Räubereien, im Gegentheil wurden einige Dutzend derſelben wieder ins Gefängniß gebracht. Nichts hat allgemeinere Freude erregt, als der Tod des Tellez Jordao; man hatte ihn an dem Ufer, wo er fiel, eingeſcharrt; der Pöbel grub ihn aber wieder aus, und glücklich war, wer ein Stück von ſeinem Anzug erwiſchte. Als die verſchiedenen Gefängniſſe geöffnet wurden, hatte viele der unglücklichen Gefangenen ſchon ſeit geraumer Zeit der Tod erlöſ't, über einige andere gaben die Bücher keine Auskunft. Tellez Jordao war auf dem Schloſſe St. Julian Gouverneur, Gefängnißaufſeher und Gefängnißwärter; ferner hatte er einen Contract über die ärmliche Nahrung, die den Gefangenen bewilligt war, und hielt auch noch, obwohl im Namen ſeines Vedicaten, das einzige Hotel, das in der Veſte geſtattet war, und wo alles erbärmlich ſchlecht war, und um den doppelten, drei- und vierfachen Preis bezahlt werden mußte. Zudem kam noch, daß wenn irgend ein Freund der Gefangenen ihnen Geld ſandte,

dieß einem Zahlmeiſter, den Jordao anſtellte, übergeben werden mußte. Wenn der unglückliche Gefangene eine Mahlzeit oder etwas Aehnliches verlangte, ſo wurde es ihm geſendet, ihm jedoch wenige Tage nachher gemeldet, daß all ſein Geld erſchöpft ſey, und er keinen Credit mehr habe. Dieß ſind lauter Thatſachen, und wenn Freunde des, wie ich hoffe, abgeſetzten Tyrannen Beweiſe verlangen, ſo kann man ſolche öffentlich bekannt machen. Viele Hunderte wurden ins Gefängniß geworfen, und erfuhren nie warum. Die Freunde der Geſtorbenen, welche deren Leichen in Anſpruch nahmen, fragten natürlich, was denn ihr Verbrechen geweſen ſey? Oft ward ihnen geantwortet: er habe nichts gethan, man habe ihn vorſichtshalber eingeſetzt."

Die folgende Acclamationsacte der Bevölkerung von Liſſabon bezeichnete nur die Freude der Conſtitutionellen, ſich aus den Händen ihrer Henker gerettet zu ſehen, fand aber in den Provinzen noch keinen Anklang: „Am 21 Julius war das Volk von Liſſabon in großer Anzahl, frei von allem innern oder äußern Einfluſſe, ohne Zwang — da die Stadt von den Truppen verlaſſen war — in dem Rathsſaale dieſer ſehr edlen und getreuen Stadt Liſſabon verſammelt, und erklärte mit freiem und eigenem Willen, und mit einer bisher nie geſehenen Einſtimmigkeit die Senhora Dona Maria II, Tochter des unſterblichen Don Pedro's IV, für welche das Volk bereit iſt, den letzten Tropfen ſeines Bluts zu vergießen, wie alle getreuen Portugieſen ſtets bereit waren für ihre geſetzmäßigen Souveräne zu thun, als ihre rechtmäßige Königin, und damit dieß bekannt werde, ward die gegenwärtige Acte abgefaßt, und von allen Anweſenden unterzeichnet. Manoel Ignacio de Sampaio e Pina, Brigadegeneral. Maximiliano

Joſe da Leone, Brigadegeneral. Joſe Souneiro Vianna" u. ſ. w. u. ſ. w.; (folgen Tauſende von Unterſchriften.)

Schon am 28 Julius kam Don Pedro ſelbſt nach Liſſabon. „Nach günſtiger Fahrt längs der Küſte erreichte er Liſſabon am Sonntag, den 28ſten, Vormittag. Vor dem Fort St. Julian angekommen, zog das Dampfboot die conſtitutionelle Flagge auf, und feuerte einen königlichen Gruß. Alle Forts beantworteten ihn, und beim Schloſſe Belem kamen Hunderte von Fahrzeugen, mit weißen und blauen Fahnen geſchmückt, und die Luft erfüllend mit Lebehochs für Don Pedro und Dona Maria. Einen großartigen Anblick boten die mit Flaggen überdeckten brittiſchen Kriegsſchiffe dar, die alle an dem Hauptmaſte die Flagge Dona Maria's aufgezogen hatten, und königliche Salutationen abfeuerten. Admiral Parker und der brittiſche Conſul mit mehreren Seecapitänen kamen in Barken, um den Kaiſer zu begrüßen. Unmittelbar darauf folgten, ebenfalls in Barken, die Herzoge von Palmella und Terceira, Admiral Napier und ſein Sohn ꝛc. So wie Don Pedro hörte, Napier ſey da, flog er ihm entgegen, half ihm das Dampfboot heraufſteigen, umarmte und begrüßte ihn in der lebhaften portugieſiſchen Weiſe, ergoß ſich in den wärmſten Lobeserhebungen über ſeine Tapferkeit; und als Napier ſeinen Sohn ihm vorſtellte, drückte er ihm aufs innigſte die Hand, dankte auch ihm für ſein tapferes Benehmen in der letzten Seeſchlacht, und wünſchte ihm Glück zu der ſchnellen Wiederherſtellung von ſeinen Wunden. Nach einer Unterredung mit den Herzogen von Palmella und Terceira beſtieg er mit ihnen und Napier die königliche Staatsbarke, die von 80 glänzend gekleideten Matroſen gerudert wurde. Er beſuchte das Linienſchiff Don Joao, das von den

braven Seeleuten bemannt war, die in dem letzten Treffen fochten, und die jetzt den Kaiſer mit drei donnernden Hurrahs empfingen. Nun ward gelandet, unter Kanonendonner von der Citadelle und allen conſtitutionellen Kriegsſchiffen. Staatswagen erwarteten den Kaiſer, um ihn, nach langer Abweſenheit, wieder in den Palaſt ſeiner Väter zu führen. Von Truppen geleitet, kam der Zug durch verſchiedene Straßen; die Balcone der Häuſer und alle Fenſter ſtanden gedrängt voll geputzter Damen, und auf jede Weiſe ſprach ſich die Freude aus ꝛc.“ Da Don Pedro, als er Portugal verließ, um nach Braſilien zu gehen, erſt ſieben Jahre alt war, ſo kann man ſich denken, daß er nicht wenig bewegt war, da er unter ſo außerordentlichen Umſtänden an den Tajo zurückkehrte. Er ſchrie auf und weinte dazwiſchen wie ein Kind. Sogleich begab er ſich an das Grab ſeines Vaters, kniete nieder und ſagte unter einem Strom von Thränen: „Ein Sohn hat dich gemordet, der andere wird dich rächen!“

Die unerwartet ſchnelle Eroberung Liſſabons zu einer Zeit, da es mit Don Pedro ſchlimm zu ſtehen ſchien, verfehlte nicht in ganz Europa großen Eindruck zu machen. Beſonders wurde der damals noch lebende König von Spanien dadurch frappirt, und es bedurfte ernſtlicher Einwendungen von Seite Englands, um ihn von einer Demonſtration zu Gunſten Don Miguels abzuhalten. Der Courier verſicherte, daß wenn ein einziger Soldat gegen Portugal marſchire, die engliſche Regierung bereits die Mittel in Bereitſchaft habe, dem Beiſpiele Cannings zufolge ſogleich eine Armee in jenes Land zu ſenden, um ſich den Anſprüchen Spaniens, oder irgend einer andern Macht, welche einzuſchreiten geneigt ſeyn möchte, zu widerſetzen.

In dem Augenblicke, da die Truppen der legitimen Königin Dona Maria auch factisch im Besitze der Hauptstadt waren, stand England nicht länger an, alles für die junge Herrscherin zu thun, und sich dieselbe zugleich in seinem eigenen Interesse durch Dankbarkeit zu verpflichten. Lord William Russel wurde auf der Stelle als großbritannischer Gesandter bei der Regentschaft accreditirt, und überreichte am 15 August sein Beglaubigungsschreiben.

Frankreich zeigte weniger Eifer für die Sache der Königin, und man gab als Grund dafür die entschiedene Abneigung derselben gegen den Herzog von Nemours an, der nach dem Plane Ludwig Philipps ihr Gemahl hätte werden sollen. Als die Königin mit ihrer Stiefmutter ihr bisheriges Asyl verließ, und sich am 29 August in Havre nach England einschiffte, bezeichnete das Journal du Havre die Theilnahmlosigkeit der Regierung im Gegensatz gegen die Gunst des französischen Volkes: „Viele Einwohner von Havre haben der jungen Königin von Portugal eine Serenade gebracht. Hr. Expert, ein Juliusdecorirter, hielt an die Prinzessinnen folgende Anrede: „Madame, möge Ihre Majestät an dieser freiwilligen Aeußerung der Bevölkerung von Havre das Interesse erkennen, das sie an Ihrer edlen Sache nimmt! Wir bedauern sehr, daß die Behörde unsere Sympathie nicht unterstützt hat. Indem wir Ihnen unsere Huldigungen und unsere Wünsche darbringen, möge es uns erlaubt seyn, mit Liebe die erlauchte Gemahlin Don Pedro's, die Tochter des Adoptivsohns Napoleons, des Prinzen Eugen, jenes Vorbilds französischer Tugenden, zu begrüßen; ihre Gegenwart in unsern Mauern erhöht noch unsern Enthusiasmus. Wenn unsere Wünsche erhört werden, so werden Sie bald über jenes un-

glückliche Land Portugal regieren; Sie werden die Eintracht, die Gerechtigkeit und die Freiheit neben sich auf dem Throne sitzen lassen.“ Die erlauchte Tochter Eugen Napoleons entwortete: „Ich danke, im Namen der Königin und in dem meinigen den Einwohnern von Havre für die Gesinnungen, die sie uns ausgedrückt. Ich vereinige meinen Dank mit dem des Kaisers Don Pedro. Ich bin insbesondere sehr gerührt von den Zeugnissen der günstigen Gesinnung und des guten Andenkens, das die Einwohner von Havre dem Andenken meines Vaters zollen, und werde beständig den lebhaftesten Dank dafür bewahren.“ Die französische Regierung verrieth aber ihren Mißmuth noch mehr dadurch, daß sie den Bruder der Gemahlin Don Pedro's, den Herzog von Leuchtenberg, aus Havre auswies, weil, wie allgemein behauptet wurde, dieser schöne Prinz größeren Eindruck auf das Herz der jungen Königin von Portugal gemacht habe, als der Sohn Ludwig Philipps. Der englische Globe äußerte sich: „Wir hörten mit Bedauern, daß Fürst von Leuchtenberg Frankreich zu verlassen gezwungen wurde durch die Dienstfertigkeit des Unterpräfecten von Havre, der ihm Frankreich zu meiden befahl, unter dem Vorwande, daß er in der 1815 gegen die Mitglieder der Familie Bonaparte ausgesprochenen Verbannung mitbegriffen sey. Fürst Leuchtenberg kehrte, wie wir hören, nach Bayern zurück, nachdem er dem Unterpräfecten eine feste und energische Remonstration gegen diese Auslegung einer Acte zugeschickt, die, wie er siegreich auseinandersetzen soll, keine Anwendung auf ihn findet, da er kein Mitglied der proscribirten Familie, sondern der Sohn eines nicht durch Blutsverwandtschaft mit derselben verbundenen Franzosen ist, der die durch seine Geburt erworbenen Rechte nie

aufgegeben oder verloren hatte.“ Dieſe kleine Reibung änderte inzwiſchen im großen Gange der Politik nichts, denn Frankreich, ſeiner Allianz mit England getreu, konnte eine Ausſicht, dieſe Allianz zu erweitern, nur gerne ſehen.

In England wurde Dona Maria mit einer Auszeichnung empfangen, die man Liebe nennen kann, und die durch ihr Unglück, wie durch ihre Jugend gleich ſehr gerechtfertigt war. Im Schloſſe Windſor wurde ſie am 12 September feſtlich empfangen, die Königin von England führte ſie, und der König ihre Stiefmutter, die vormalige Kaiſerin von Braſilien am Arme, und bei Tiſche zwiſchen die beiden großbritanniſchen Majeſtäten geſetzt, empfing ſie jeden Beweis zarter Achtung und Neigung. Die Times ſagten: „Außer der gewöhnlichen Gaſtfreundlichkeit bemerkte man beſonders bei dem König einen ganz beſondern Grad von Aufmerkſamkeit für die junge Königin, als Beweis des tiefen Intereſſe's, das er an der Feſtſtellung der Rechte dieſer vielverletzten Prinzeſſin nimmt. Abends halb 7 Uhr kamen Ihre Majeſtäten in Portsmouth an, nachdem ſich auf dem ganzen Wege die öffentliche Theilnahme auf jede Weiſe an Tag gelegt hatte. In Laleham brach die junge Königin einen Zweig von dem Baume, den ſie bei ihrem frühern Aufenthalte mit eigenen Händen gepflanzt hatte. In Portsmouth ſtanden alle Truppen in Spalier aufgeſtellt. Bei der Abendpartie wurde Ihren Majeſtäten Lady Napier mit ihren ſieben Töchtern vorgeſtellt. Das Dampfboot Soho war auf die glänzendſte Weiſe zur Aufnahme der jungen Königin hergerichtet worden. Die Dampfboote Superb und City of Waterford werden ihr Gefolge führen, während das Regierungsdampfboot Salamander den Soho als Escorte nach

Liſſabon begleiten wird, falls demſelben irgend ein Unfall zuſtoßen ſollte. Am 16 September kamen die Herzogin von Kent und die Prinzeſſin Victoria von Cowes nach Portsmouth, und wurden, eingeführt von Admiral Williams, von der Königin von Portugal und der Herzogin von Braganza an der Treppe empfangen. Sie unterhielten ſich etwas über eine Viertelſtunde. Dona Maria und die Prinzeſſin Victoria waren gleich auf dem freundſchaftlichſten Fuß miteinander — ein glückliches Omen für die beiden Länder, über welche dieſe beiden Fürſtinnen zu herrſchen berufen ſind. Nachher ward eine Deputation Portugieſen von Auszeichnung (darunter der ehemalige Kriegsminiſter Miranda) empfangen. Um zwei Uhr beſtiegen die Königin und die Herzogin, begleitet von Admiral Williams und Sir J. Whateley die Wagen, und dann die Admiralsbarke, die ſie zu dem Soho brachte. Die Muſik des in den Straßen Spalier bildenden Militärs ſpielte die conſtitutionelle Hymne, die ihnen auch, als ſie den Soho beſtiegen, von deſſen Bord entgegenſchallte. Um 5 Uhr fuhr das Dampfboot aus dem Hafen. Das Linienſchiff Victory hatte die portugieſiſche Flagge aufgezogen, die Mannſchaft gab ein dreifaches Vivat, von dem Linienſchiff und von den Batterien ertönten zwei königliche Salutationen von je 21 Kanonenſchüſſen, während die Tauſende von Zuſchauern, welche die Ufer bedeckten, der jungen Königin ihr Lebewohl zuriefen."

Am 22 September kam Dona Maria glücklich in Liſſabon an, und wurde mit großen Freudenbezeugungen von ihrem Vater, von dem engliſchen und franzöſiſchen Botſchafter, von der Armee und vom Volk empfangen.

3.

Erſte Regierungsmaßregeln Don Pedro's und fortgeſetzter Kampf.

Don Miguel hatte ſich überraſchen laſſen. An dem Tage, an welchem Liſſabon in die Hände ſeines Bruders fiel, war er zwiſchen Oporto und Liſſabon unterwegs. Doch war es zu ſpät, die Hauptſtadt zu retten, er mußte erſt ſeine Streitkräfte ſammeln. Der General Mollelos, der in Algarbien, und der Herzog von Cadaval, der in Liſſabon commandirt hatte, zogen ſich in die feſte Poſition von Santarem und Torres Vedras auf das rechte Ufer des Tajo zurück, und blieben ſomit der Hauptſtadt nahe. Bevor ſich aber Don Miguel nach Liſſabon wandte, richtete er wiederholt die heftigſten Angriffe auf Oporto, in der Hoffnung, dieſe Stadt, deren Beſatzung durch die Pedriſtiſche Expedition nach Liſſabon geſchwächt war, jetzt um ſo leichter erobern zu können. Allein Saldanha vertheidigte ſich wacker, und ſchlug den erſten Angriff am 5 Julius zurück.

Jetzt kam der Marſchall Bourmont aus England an, und von ihm hoffte Don Miguel eine glänzende Herſtellung ſeiner Angelegenheiten. Am 11 Julius erſchien er mit einem ſeiner Söhne und den Herren von Clauzel, Ferrier, Duchalet, Braſſaget und einer großen Zahl anderer franzöſiſcher Officiere im Lager Don Miguels, und ſchon am 24ſten unternahm er einen allgemeinen Angriff. Um 5 Uhr begann das Feuer aus allen Batterien, eine Stunde ſpäter rückten die miguelliſtiſchen Colonnen im Sturme heran, um das Dorf Lordello zu nehmen und dadurch die Verbindung der Stadt Oporto mit der See abzuſchneiden; aber

die Tapferkeit der Engländer unter Dodgin und Shaw warf sie zurück. Noch zweimal brachen die Migueliſten in geſchloſſenen Maſſen vor, Noronha, ein Neffe Saldanha's, und Oberſt Cotter nebſt vielen Officieren fielen, die Pedriſten geſtanden einen Verluſt von 500 Mann zu, allein die Migueliſten wurden mit noch größerem Verluſt abgetrieben.

Seitdem wagte Bourmont keinen Angriff mehr, ſondern entſchloß ſich, gegen Liſſabon zu ziehen. Am 7 Auguſt brach er von Oporto auf, und ließ nur wenig Beobachtungstruppen zurück. Don Miguel aber befahl aus Rache gegen die Bewohner Oporto's eine zweckloſe und gräuliche Zerſtörung. Der Morning Herald meldete aus Oporto: „Am letzten Freitage übertraf Don Miguel ſich ſelbſt; mit Einem Schlag ruinirte er Tauſende von Bürgern, große und kleine Capitaliſten, Klöſter und Corporationen, von denen Viele ihr ganzes Vermögen in die Oporto-Weincompagnie geſteckt hatten, deren Häuſer und Weinvorräthe an jenem Tage mit ſtupid barbariſcher Grauſamkeit befohlen wurde zu verbrennen, in die Luft zu ſprengen, kurz zu vernichten. Nicht im Stande, die große Maſſe der aufgelagerten Weine, die aus nicht weniger als 25,000 Pipen Oporto- und Branntwein beſtanden, zu conſumiren, zu verkaufen oder wegzubringen, und noch weniger im Stande, Villanova de Gaya, Oporto gegenüber, länger zu halten, befahl Don Miguel die dortigen Weinmagazine zu unterminiren, und die Minen durch brennbare Schnüre, ſogenannte Pulverwürſte, zu verbinden. Am 16 Auguſt Nachmittags 2 Uhr wurden die Pulverwürſte angezündet, und im Augenblicke flogen die ungeheuren Weinmagazine in die Luft, mit einer furchtbaren Exploſion, der noch viele Schläge von Moment zu Moment folgten.

Die Explosion war furchtbar, und ein rother Strom von 1,512,000 Gallonen stürzte die Anhöhe von Villanova in den Douro herab, dessen Gewässer in einer ziemlichen Entfernung gefärbt wurden. Als einige brittische Matrosen — fügt die Morning-Post hinzu — durch den rothen Strom ruderten, bedauerten sie, das köstliche Getränk nicht mit ihren Hüten aufgefangen zu haben, und seufzten: Jammerschade, so viel Wein in Wasser aufgehen zu lassen!"

Am 18 August machte Saldanha einen Ausfall aus Oporto, begab sich aber bald darauf zur See nach Lissabon, um an diesem mehr bedrängten Punkte zu helfen. An seiner Statt befehligte seitdem General Stubbs in Oporto.

Man tadelte sehr, daß Don Pedro zwei Monate hingehen ließ, ohne für die Vertheidigung Lissabons und die weiteren Kriegsoperationen mehr zu thun. Er hätte die Hauptstadt unfehlbar wieder verloren, wenn nicht die Armee Don Miguels allzusehr demoralisirt gewesen wäre. Bevor Bourmont am 21 August vor Lissabon erschien, hatte Don Pedro sich fast nur mit inneren Regierungsmaßregeln abgegeben, die er wohl hätte bis ans Ende des Kampfs verschieben können, um so mehr, da sie einen großen Theil der Bevölkerung gegen ihn einnahmen. Er hatte indeß seinen besonderen Plan dabei. Die Vormundschaft Englands und Frankreichs hatte ihm nie zugesagt, nur ungern hatte er sich ihr gefügt, weil es ihm ohne die Hülfe dieser Mächte unmöglich gewesen wäre, zu reussiren. Um aber nicht fortwährend unter dieser lästigen Controle zu stehen, suchte er sich eine Partei in Portugal selbst zu schaffen, eine nationale Opposition gegen den Einfluß der fremden Mächte, und da die Priesterpartei unbedingt seinem Bruder anhing,

ſo konnte er ſich nur an die Gegenpartei, an die Conſtitutionellen wenden. Dieſen wurde daher gleich anfangs durch die Erhebung nicht nur des gemäßigten Palmella und Villaflor, ſondern auch des entſchiedenen Saldanha und Stubbs geſchmeichelt. Dieſe ſollten ferner für Don Pedro ſogleich dadurch gewonnen werden, daß er ſchon am 15 Auguſt die Cortes einberief, obgleich das ganze Land noch (außer Liſſabon und Oporto) ſeinem Bruder unterworfen war, und der Termin der Wahlen (1 October) wirklich verſtrich, ohne daß ſie möglich geworden wären.

In derſelben Abſicht ging Don Pedro auf eine radicale Vernichtung der Prieſtermacht aus, ohne auf die angedrohten Bannſtrahlen von Rom, ohne auf die Bigotterie des gemeinen Volkes, das den Prieſtern feſt anhing, und ohne ſelbſt auf die Mäßigkeitsmahnungen ſeiner auswärtigen Rathgeber zu achten. Er dachte „ſie oder ich" und machte, gemäß der Raſchheit ſeines Temperaments, kurzen Proceß. Schon am 31 Julius erließ er ein ſtrenges Decret gegen alle die Kloſter- und Weltgeiſtlichen, die Don Miguel thätig unterſtützt und mit Worten und Werken ſeiner Tochter Dona Maria entgegengeſtrebt hatten. Eine Commiſſion wurde niedergeſetzt, und unnachſichtlich folgte die Strafe. Die Jeſuiten, die Don Miguel zurückgerufen hatte, wurden aus dem Lande gejagt, und dieſes Schickſal traf auch den päpſtlichen Nuntius, weil derſelbe allzu eifrig die Partei Don Miguels ergriffen hatte. Unterm 5 Auguſt ging Don Pedro noch weiter.

Die Madrider Zeitung ſchreibt aus Liſſabon vom 9 Auguſt: „Ein unterm 5 dieſes vom Herzoge von Braganza erlaſſenes Decret erklärt alle Welt- und Ordensgeiſtlichen,

ABERDEEN.

lichen, die bei der Verkündigung der Dona Maria da Gloria ihre Beneficien verlaſſen haben, um dem Banner Don Miguels zu folgen, als Verräther und Rebellen, und unterwirft ſie den härteſten Strafen des Verraths und des Aufruhrs. Sie verlieren alle Rechte auf ihre Beneficien; die Klöſter, die ſie aufnehmen, werden aufgehoben und ihre Güter für Nationalgüter erklärt. Die Prälaten, die ſie in ihren Diöceſen aufnehmen, werden als Mitſchuldige deſſelben Verbrechens zur Verantwortung gezogen. — Durch ein weiteres Decret von demſelben Tage werden alle Bisthümer und Erzbisthümer, deren Ernennungen auf die Präſentation von Don Miguel das römiſche Conſiſtorium beſtätigte, für erledigt erklärt. Alle von beſagter Regierung verliehenen Würden und Beneficien ſind annullirt; die betreffenden Individuen müſſen ſich der Titel derſelben enthalten, widrigenfalls ſie ſich des Verbrechens der Rebellion ſchuldig machen. Durch ein drittes Decret von demſelben Tage wird allen Novizen, die ſich gegenwärtig in den Klöſtern befinden, befohlen, dieſelben zu verlaſſen; ihre Zulaſſung und überhaupt ihre Aufnahme in die geiſtlichen Orden iſt verboten. Für die Jugend, die ſich dem Dienſte Gottes widmen will, werden, ſo wie es die Umſtände geſtatten, Erziehungsſeminarien errichtet. Ein viertes Decret von demſelben Tage hebt alle geiſtlichen Patronatrechte auf; die Regierung allein behält ſich die Präſentation zu allen Beneficien vor. Endlich verbietet ein Decret vom 6 Auguſt, die Kirchenglocken zu läuten, außer um die Gläubigen zur Meſſe und zum Gebet zu rufen. Die Liſſaboner Zeitungen vom 7, 8 und 9 Auguſt enthalten ferner eine große Zahl Abſetzungsdecrete gegen Beamte aller Claſſen. Die Einwohner dieſer Hauptſtadt betrachten alle dieſe Maßregeln als natürliche

Folge jeder Revolution, und beſonders der gegenwärtigen. Liſſabon wäre vollkommen ruhig, würde die Unruhe nicht wach erhalten durch ſolche Schritte, die geeigneter ſind, die Gemüther zu reizen und den Bürgerkrieg zu nähren, als den Frieden im Königreiche wieder herzuſtellen. Die Energie und die Wachſamkeit der Localbehörden, um alle Exceſſe abzuhalten und zu unterdrücken, mildern ein wenig die Härte und die Willkür jener Maßregeln."

Die Times rechtfertigten das Verfahren Don Pedro's Sie ſagten: „Manche Leute ſind der Meinung, im Verhältniß zur Bildung des Volks gingen die Miniſter zu raſch vorwärts in ihren Angriffen auf das Einkommen und die politiſche Macht der Kirche; andere, beſonders die, welche noch an den unverharſchten Wunden der bisherigen Verfolgung leiden, führen eine Sprache, die ungefähr dem gleich kommt, was einſt Kanzler Thurlow ſagte: „Wenn ſie oben ſind, ſo halten ſie uns unten; jetzt ſind wir mit Gottes Hülfe oben, und da wollen wir ſie unten halten." Auch die Freunde des Miniſteriums meinen, wenn die Reform nicht gleich jetzt gründlich begonnen werde, ſo werde ſie nie durchzuführen ſeyn; den Cortes dürfe nur die Aufgabe ſie zu modificiren, nicht ſie einzuführen überlaſſen werden. Die in den letzten Tagen publicirten Decrete zeigen klar genug, daß man dem Clerus nicht länger die Zügel der Regierung in der Hand läßt, und daß ſein Einfluß zunächſt durch einen Angriff auf ſeinen Reichthum unterminirt werden ſoll. In ihm leben die blutdürſtigſten Feinde der liberalen Partei, und ſie publicirten und predigten zahlloſe Verwünſchungen und Verleumdungen gegen den hier an der Spitze dieſer Partei ſtehenden Kaiſer, der, ob er gleich die Vorſchriften und Gebräuche der Kirche mit

religiöſer Obſervanz beobachtet, doch nicht immer von dem Gebote der Schrift: „Liebet eure Feinde“ ſich leiten läßt.

Der Cardinal-Patriarch von Liſſabon, Ribeiro, fügte ſich, nachdem ihn Don Pedro hart angelaſſen hatte, in ſeine Anordnungen, und erließ einen Hirtenbrief an die geſammte Geiſtlichkeit des Landes, worin er Unterwürfigkeit und Liebe gegen Dona Maria anbefahl. Der Papſt aber theilte dieſe nachgiebigen Geſinnungen nicht. Er erklärte vielmehr in einer Anrede an die Cardinäle am 30 September alle kirchlichen Verfügungen Don Pedro's für ungültig, wobei er die Hoffnung ausſprach, er werde nicht nöthig haben, von den geiſtlichen Waffen (dem Banne) gegen Don Pedro Gebrauch zu machen.

Immer ſeinem Plane getreu, allein zu handeln, und ſich an die Spitze der portugieſiſchen Nation zu ſtellen (wenn auch nur im Namen ſeiner Tochter als Regent und nicht unmittelbar als König) bildete ſich Don Pedro auch ein eigenes nur von ihm abhängiges Miniſterium, an welchem der Marquis von Palmella wegen ſeiner genauen Verbindung mit England keinen Antheil erhielt. Xavier wurde Miniſter des Aeußern; der Marquis von Loulé, Don Pedro's Schwager, Miniſter des Innern; Freire Miniſter des Kriegs und der Marine; Carvalho Miniſter der Finanzen. Der Albion enthielt unter der Ueberſchrift: „Don Pedro's Liebling“ nachſtehenden, den Mittheilungen des Obriſten Hodges entnommenen Artikel: „Candido Joſe Xavier iſt ein intriganter Höfling und deßhalb keine empfehlende Probe des portugieſiſchen Nationalcharakters. Trotz ſeines abſtoßenden Aeußern und ſeines ungeſchickten Weſens, und trotz dem, daß er nicht durch Rang oder Geburt empfohlen wurde,

iſt es ihm gelungen, eine vollkommene Gewalt über das Gemüth des Kaiſers zu erlangen. Xavier nahm während des Unabhängigkeitskrieges in der franzöſiſchen Armee Dienſte, und focht gegen die Freiheit ſeines Vaterlandes, weßhalb das Todesurtheil über ihm verhängt bleibt. In welchem Lichte er von allen ſeinen Landsleuten betrachtet wird, braucht wohl nicht erwähnt zu werden; und doch hat er ſeine Anhänger und Creaturen, welches ſeiner Stellung bei Don Pedro zuzuſchreiben iſt, deſſen Vorliebe für einen ſolchen Mann nicht genug bedauert werden kann. Auch die Furcht vor dem rachgierigen und unverſöhnlichen Charakter Xaviers trägt einigermaßen dazu bei, ſeine Gegner im Schweigen zu erhalten. Da er die guten Seiten im Charakter des Kaiſers eben ſo genau kennt, als die ſchwachen, ſo wagt er es nicht, ihm offen mit dem Gegenſtande einer Intrigue zu nahen, ſondern nimmt bei ſolchen Gelegenheiten zu einem ſeiner verſchmitzten Unteragenten ſeine Zuflucht. Der bereitwilligſte von dieſen iſt Don Pedro's erſter Kammerdiener, ein Mann, Namens Carlota, der in Braſilien kaiſerlicher Reitknecht war, und deſſen Bruder des Mordes des Marquis von Loulé beſchuldigt wurde. Der Sohn des Marquis erleidet alſo täglich die Schmach, den Bruder des muthmaßlichen Mörders ſeines Vaters als einen der Lieblinge Don Pedro's zu ſehen. Der Kaiſer ſteht mit ihm auf einem ſo vertraulichen Fuße, daß er ihm täglich Audienz in ſeinem Schlafzimmer gibt, und ihn zuweilen auch in ſeinem Zimmer aufſucht, um ſich mit ihm zu unterhalten. Solche Gelegenheiten eines freien Zutrittes läßt Xavier nicht außer Acht, und gibt dem Kammerdiener ſtets die nöthigen Inſtructionen, wenn es darauf ankommt, dem Kaiſer jemanden verdächtig zu machen. Die erſte Frage Don Pedro's an

Carlota des Morgens iſt gewöhnlich: Que ha de novo? oder Que direm? (Was gibt's Neues? oder: Was ſpricht man?) Die geheime Abſicht des Vertrauten wird dann geſchickt in eine Meinung eingekleidet, welche man einem einflußreichen Portugieſen oder Officieren der Armee in den Mund legt. Wenn dann der Kaiſer Xavier'n erzählt, was er von Carlota erfahren hat, ſo bemerkt dieſer wohl, daß er ähnliche Gerüchte vernommen, und daß der Gegenſtand ernſte Beachtung verdiene. Der Kaiſer, auf dieſe Weiſe angegriffen, läßt ſich nur zu leicht beſtimmen, und auf ſolche Art wird nicht allein Privatintereſſen, ſondern auch dem öffentlichen Wohl oft der empfindlichſte Nachtheil zugefügt.

Dagegen wurde wieder vom Globe bemerkt, der Marquis von Palmella habe ſeinen Einfluß noch keineswegs verloren, und Don Pedro wiſſe die Freundſchaft Englands zu ſehr zu ſchätzen, um nicht ſeine Abſichten in Portugal möglichſt mit derſelben in Einklang zu bringen.

Gegen das Ende des Auguſts wurde Don Pedro mitten in ſeinem Organiſationsgeſchäfte durch die miguelliſtiſche Armee überraſcht, die ihm Liſſabon wieder zu entreißen ſuchte. Noch hatte er keine hinlänglichen Anſtalten zur Befeſtigung und Vertheidigung der Stadt getroffen, und er verdankte die Erhaltung derſelben nur dem Umſtande, daß Don Miguels Heer bereits entmuthigt und unter den Führern deſſelben Uneinigkeit eingeriſſen war. Zwar ſoll dieſes Heer noch 19,000 Mann ſtark und dem Prinzen Uſurpator treu ergeben geweſen ſeyn, aber von Anſtrengungen erſchöpft und ſchlecht angeführt, hörte es bald auf, Schrecken einzuflößen. Im Morning-Herald ſtand eine Schilderung deſſelben: „Die Beſtändigkeit und blinde Ergebenheit der Miguelliſtiſchen Armee iſt

wahrhaft erſtaunenswürdig, und bildet eines der größten Hinderniſſe, das alle Berechnungen zu Schanden machte. Seit zwei Jahren, lange vor der Ankunft der Expedition von Terceira, ſteht dieſes Heer im Felde, beſtändig bivouakirend, Wind und Wetter bloßgeſtellt, ſchlecht commandirt, faſt in keiner Unternehmung glücklich, oft geſchlagen, während der Hälfte der Zeit ohne Sold, von Erpreſſungen lebend, und doch iſt die Zahl der Ueberläufer nicht des Erwähnens werth. Dieſe Ausdauer der Soldaten und die wunderbare Geduld des Volks beweiſen den ungeheuern Einfluß, den die Prieſterſchaft über ſie ausübt. Die Wägen und Ochſen der Landleute werden auf 40 Stunden in die Runde für die Armee requirirt, ſie brauchen oft 20 Tage, um die Reiſe zu machen, werden wenigſtens 20 Tage, oft doppelt und dreimal ſo lange bei der Armee behalten, bis ſie nach Hauſe zurückkehren dürfen, über die allerabſcheulichſten Wege, die man geſehen haben muß, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen; und doch kommen immer wieder aus gleich weiter Ferne andere, um ſie abzulöſen. Die dreifachen Linien und Verhaue, welche die Miguelisten in einem Umkreiſe von ſechs Stunden um Oporto errichteten, und die von zahlloſen Batterien, Verſchanzungen und tiefen Gräben durchſchnitten waren, koſteten mehr Arbeit, als die ganze portugieſiſche Nationalſchuld hätte bezahlen können. Aber alles ward unentgeldlich verrichtet; Schläge waren oft der einzige Stimulus der Arbeiter. Die Munition ward zu Lande von Liſſabon gebracht, das Geſchütz von Almeida. Myriaden von Arbeitern wurden von Herd und Hof geriſſen, aber keiner murrte, keiner dachte an Widerſtand gegen des Uſurpators Autorität, an eine Inſurrection gegen ſo unerhörten Druck. Die Edelleute der

Provinz (fidalgos provincianos) ſind nicht um ein Haar beſſer daran. Die, welche auf ihren Gütern leben, ſehen ihre Früchte verfaulen, ihre Weine unverkauft verderben, aus Mangel an Fäſſern und Ausfuhr; und doch hängt noch die große Mehrzahl derſelben Don Miguel an, der alle dieſe Leiden über ſie bringt. Die Prieſter malen die Conſtitutionellen mit ſo ſchwarzen Farben, daß es ſprüchwörtlich iſt, daß dem Volke bei dem bloßen Namen Don Pedro die Haut ſchaudert. Das Volk lieſ't und erfährt nichts, kennt keine Zeitungen, keine öffentlichen Verſammlungen, nichts, was dieſer Täuſchung entgegen arbeiten könnte. Die zahlloſen Mönche von fünfhundert Klöſtern und eine gleich zahlreiche Weltgeiſtlichkeit ſind dabei intereſſirt, das Innere iſolirt zu halten von jedem Laute der Wahrheit über die milde Regierung der Königin."

Am 21 Auguſt eröffnete Bourmont den Kampf um Liſſabon mit einem Scharmützel, worauf Terceira und Saldanha die größten Anſtrengungen machten, um die Hauptſtadt durch Verſchanzungen und Einübung von Nationalgarden in einen beſſeren Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Zur Aufklärung der gegenſeitigen Poſitionen ſagt die engliſche Morning-Poſt: „Die gegenwärtige Stellung der Miguelitiſchen Armee beweiſ't uns, daß wir mit Recht vermutheten, die Royaliſten würden gegen Liſſabon längs derſelben Straße vorrücken, welche die brittiſche Armee nach der Schlacht von Vimeira einſchlug. Die Verſchanzungslinien der Pedriſten beginnen weſtlich, d. h. gegen Belem, bei Alcantara, und laufen auf dem öſtlichen Ufer des dortigen kleinen Fluſſes bis zur Quinta do Cabrinha, von wo ſie die Straße, genannt Eſtrado do Arco da Carvalhao umgürten, und dann einen kleinen Theil der

Waſſerleitung durchſchneiden. Sodann dehnen ſich die Linien längs der Straße von Campolida nach San Francisco Xavier aus, durch San Sebaſtian de Pedreira und rund um das Kloſter von Penha de Franca. Auf allen Centralpunkten der Zugänge der Stadt, beſonders gegen die hohen Schwibbogen hin, ſo wie auch auf der Oſtſeite, befinden ſich viele ſchöne militäriſche Poſitionen, die natürlich befeſtigt wurden. Aus dieſer Gränzbezeichnung ſieht man zugleich, daß die Vorſtädte Belem', Junqueira ꝛc. außerhalb der Pedriſtiſchen Linien liegen, die übrigens dennoch einen Umfang von ungefähr ſechs engliſchen Meilen (1⅕ geographiſchen Meile) haben."

In dieſen Tagen machten die Pedriſten einen Fang. Seit der Ankunft des Marſchalls Bourmont war der Obriſt Campbell, ſonſt Don Miguels vertrauteſter Rathgeber, ein wenig in den Hintergrund getreten. Durch dieſe ihm bewieſene Gleichgültigkeit verletzt, beabſichtigte Sir John Campbell, nach London abzureiſen, und ſegelte auch wirklich an Bord eines engliſchen Paketboots von Figueira ab. Als ſich aber das Fahrzeug auf offener See befand, kam es dem Pedriſtiſchen Geſchwader zu Geſicht, welches, ohne die brittiſche Flagge zu reſpectiren, eine Nachſuchung an Bord deſſelben anſtellen, und den Obriſt Campbell als gute Priſe nach Liſſabon abführen ließ. So viel derſelbe auch als engliſcher Unterthan gegen ein ſolches Verfahren proteſtirte, es half ihm nichts; man ſagte ihm kurzweg, er ſey feſtgenommen worden, weil er die Blocade gebrochen habe."

Am 5 September unternahm Bourmont den Hauptangriff auf Liſſabon. Der Correſpondent der Times ſchreibt aus Liſſabon vom 6 September: „Der Feind

machte geſtern mit Tagesanbruch einen lebhaften Angriff auf die Vertheidigungswerke von St. Sebaſtian, wobei er ſeine Prüfung der Linien links faſt bis Campolide, bei der Waſſerleitung, ausdehnte. Der Hauptpunkt des Angriffs war eine Redoute bei St. Sebaſtian, deren Beſitz dem Feinde das Vorrücken gegen die Stadt auf der Straße von Bemfica erleichtert hätte. Eine halbe Flintenſchußweite von dieſem Orte liegt die Quinta des Marquis v. Lourical, deren große, dichtbewachſene Gärten ſich bis zum Fuße des Hügels ausdehnen, auf deſſen Spitze jene Redoute errichtet iſt. Dieß und die terraſſenförmige Natur des Bodens geſtattete den Angreifern, ſich der Verſchanzung bis auf 50 Yards zu nähern, ohne viel geſehen zu werden, oder von den leicht markirten Außenlinien einem heftigen Feuer ausgeſetzt zu ſeyn. Auf dieſen Punkt warf alſo der Feind eine bedeutende Truppenmaſſe, die direct den Hügel heraufrückte, um die Redoute zu nehmen, die bloß von einer handvoll Leute vertheidigt war. Zweimal machten ſie dieſen Verſuch, und jedesmal kam die erſte Colonne bis auf wenige Schritte von der Redoute, wurde aber athemlos zurückgejagt durch das dichte Kleingewehrfeuer, das ihr von vorn entgegengeſchickt wurde, während ſie von andern Theilen der Linie einem heftigen Flankenfeuer ausgeſetzt war, von dem Augenblick an, wo ſie aus den Verſtecken des Gartens hervorrückte. Indeſſen ward die ganze Zeit über ein furchtbares Kleingewehrfeuer von der ganzen feindlichen Truppenmaſſe unterhalten, die in der Quinta, ſo wie in der Fronte der Linien bis Campolide hin aufgerückt war, an welch letzterem Orte ſie ebenfalls angriffen, und zwar ziemlich muthig, aber in jener unordentlich zerſtreuten Weiſe, wie wir es ſo oft

bei Oporto ſahen. Dieſer Punkt ward von dem iriſchen Bataillon — den einzigen fremden Truppen, die am Treffen Theil nahmen — vertheidigt, und ich brauche kaum zu verſichern, daß der Feind auf dieſer wie auf allen Seiten zurückgeworfen wurde. Dieſes Treffen wird Bourmont wahrſcheinlich eine Recognoscirung nennen; wäre es dieß geweſen, ſo müßten ſeine Officiere ziemlich nahe heran gekommen ſeyn, um die Linien ſo genau als möglich in Augenſchein zu nehmen; aber man ſah ſie nur herum galoppiren, um ihre Leute auf eine äußerſt rohe Weiſe anzutreiben. Dieſen Morgen fand man vor den Linien ſiebzehn todte Pferde, auf denen allen geſtern feindliche Officiere ritten. Die feindliche Cavallerie erſchien zwar auf den benachbarten Höhen, nahm aber keinen Theil am Treffen; auch unſere Cavallerie kam nicht außerhalb der Linien, obgleich ſie völlig zum Kampfe gerüſtet war; Obriſt Bacon wünſchte ſehr, einen Gang mit dem Feinde zu machen. Die Liſſaboner Nationalbataillone waren zum erſten Male im Feuer, und betrugen ſich ganz gut, ſo wie überhaupt alle Einwohner zu wünſchen ſcheinen, ihre Feindſeligkeit gegen ihre letzten Herren auf dieſe oder jene Weiſe an Tag zu legen. Der Verluſt auf unſerer Seite beträgt etwas mehr als 400 Todte und Verwundete; der des Feindes muß viel bedeutender geweſen ſeyn, da er auch beim Rückzuge auf ſeine Poſitionen ſehr litt. Das fünfte Bataillon Caçadores machte Abends beim Umzingeln eines Hauſes 21 Gefangene. Der Kaiſer befand ſich gleich beim Anfange des Treffens in einer Batterie, und verſuchte ſeine Geſchicklichkeit in Richtung der Kanonen. Da aber ein Mann an ſeiner Seite getödtet wurde, zwang ihn ſeine Umgebung, ſich zurückzuziehen.

Am 14 September verſuchte Bourmont abermals ſein Heil, doch auch in dieſem unbedeutenden Gefechte, das ihn nur 40 Todte koſtete, wurde er zurückgewieſen. Zehn Tage darauf gab er ſeine Entlaſſung ein, am 24 September, und wurde durch General Macdonald erſetzt. Ueber dieſen ſagte der Town: „General Macdonald, der gegenwärtig Don Miguels Armee befehligt, ſtand in ſpaniſchem Dienſte, wo er den Rang eines Brigadegenerals erhielt. Als er in Spanien in Ungnade fiel, ging er nach Portugal, wo er ins Gefängniß kam, und nachdem er den ſpaniſchen Botſchafter vergebens um ſeine Befreiung gebeten, erhielt er dieſe durch andere Mittel. Von dort kam er nach England, wo er ſich in einen kleinen Weinhandel einließ, was ihm aber gleichfalls mißglückte, ſo daß er das Land verlaſſen mußte. Er iſt ein Schotte von Geburt, gegen 55 Jahre alt, von rüſtiger Geſundheit und Haltung. Unter den Cadizer Weinhändlern iſt er wohl bekannt.

Am 29 September nahmen die Pedriſten Obidos ein, und begannen ſomit wieder die Offenſive. Es war nothwendig, denn überall gehorchten die Provinzen noch dem Don Miguel, und in Algarbien, wo der Herzog von Terceira gelandet war, behaupteten ſich die Pedriſten nur mühſam in Faro, Lagos und Olhao, hart bedrängt von Migueliſtiſchen Guerillas.

Am 10 October unternahmen die Pedriſten einen groſten Angriff auf das Lager Don Miguels, wodurch er zum Rückzug von Liſſabon genöthigt wurde. Der engliſche Courier ſchildert das Treffen: „Saldanha commandirte den linken, Villaflor den rechten Flügel. Die Piquete waren bald zurückgetrieben, und ein heißes Feuer be-

gann von den Häuſern, in welchen die Miguelisten durch Gräben, Verhaue ꝛc. geſchützt waren; da aber die Forts auf ſie zu ſpielen begannen, waren ſie bald genöthigt, ſie zu verlaſſen, und zogen ſich nach Bemfica, Campo-Grande ꝛc. zurück, wo ſie dann ihre Feldſtücke ins Feuer brachten und die Pedriſten aufhielten. Ein heftiges Feuern dauerte bis in die Nacht, im Allgemeinen zum Vortheile der Pedriſten. Doch waren ſie auf dem linken Flügel um zwei Uhr genöthigt, etwa anderthalb engliſche Meilen zurückzuweichen, wo ſie bis vier Uhr Stand hielten, und dann abermals vorrückten. Am Morgen machten die Pedriſten einen ungeſtümen Angriff auf einen Hügel bei Bemfica, auf welchem vier Windmühlen ſtanden, die ſie nach äußerſt hartnäckigem Kampfe nahmen. Nachdem ſie aber eine Stunde im Beſitze derſelben geweſen, wurden ſie durch eine überlegene Macht mit großem Verluſte wieder daraus vertrieben, wobei 25 von ihnen vom Feinde gefangen gemacht wurden, von denen einige ſpäter wieder entkamen. Morgens litt die iriſche Brigade furchtbar, weil das dritte Bataillon Caçadores, mit dem ſie vorrückte, zurückwich und auf ſie fiel. So verlor dieſe Brigade von ungefähr 200 Mann zwiſchen 70 und 80, doch glücklicherweiſe keine Officiere. Don Pedro, der in der Nähe war, lobte ſie wegen der Kaltblütigkeit, mit der ſie den Angriff empfing, und ſandte Sir John Doyle, um die Caçadores wieder zu ſammeln, und ſie zur Wiedereroberung ihrer Poſition zu führen, was auch geſchah. Miguels Truppen hielten das Feuer beſſer aus, als wir erwarteten, indeſſen waren ſie zuletzt genöthigt, ſich zurückzuziehen, und Don Pedro in Beſitz von Lumiar (gegen zwei Stunden von Liſſabon) zu laſſen, wo ſeine Truppen die Nacht zubrachten,

während die Migueliſten etwa anderthalb engliſche Meilen weiter zurückſtanden. Geſtern Morgen fand einiges Scharmuziren ſtatt. Als die Migueliſten ſich nach Loures zurückzogen, wollten ſie zweimal auf einigen Höhen Stand halten, wurden aber von denſelben vertrieben, und hielten nicht mehr bis nach Loures. Die Pedriſten folgten ihnen hart im Rücken, und nahmen eine gute Poſition auf einem Hügel zu ihrer Linken. Zu ſpät ſahen die Migueliſten ihren Irrthum ein, den Pedriſten erlaubt zu haben, den Hügel zu beſetzen; ſie machten gegen vier Uhr einen kühnen Angriff darauf, wurden aber zurückgeworfen. Das Feuern dauerte bis Sonnenuntergang, und Pedro war entſchieden im Vortheil, obgleich ſein Geſchütz erſt ſpät ankam. Gegen 700 Verwundete wurden bereits in die Stadt gebracht; wie viele davon Migueliſten ſeyn mögen, kann ich nicht ſagen. Die Migueliſten ließen alle Verwundeten zurück, und Pedro gab ſtrenge Befehl, ſie gut zu verpflegen. Sonſt nahmen die Migueliſten unterwegs alles mit, und auch das Landvolk ſcheint mit ihnen gezogen zu ſeyn, denn die Häuſer ſind ganz verlaſſen. — Der Feind verlor am 10ten nach fünfſtündigem Kampfe alle ſeine Poſitionen und neun Stück ſchweres Geſchütz. Er begann ſeinen Rückzug auf der Straße von Lumiar. Don Miguel floh aus dem Palaſte von Lumiar, und ließ alle ſeine Wägen und alles, was er aus dem Patriarchen- und dem Ajudapalaſte genommen hatte, ja ſelbſt ſeine Toilette zurück.

Der Morning-Herald berichtete weiter: „Am 11ten Morgens, nach einem hitzigen Gefechte in den frühеſten Stunden des Tags, an welchem die Lanciers der Königin einen ſehr thätigen Antheil nahmen, und wobei dem Obriſten Bacon ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, ſetzte die Armee

Don Miguels ihren Rückzug in nördlicher Richtung fort, und überließ den Truppen der Königin eine große Menge Gepäck, 23 Stücke Geſchütz von großem Kaliber, die man mit unſäglicher Mühe herabgeſchafft hatte, eine Maſſe Schießbedarf und eine große für den unmittelbaren Bedarf der Armee der Königin hinreichende Menge Schlachtvieh. Der Anblick, den Lumiar bot, war entſetzlich; gegen tauſend Todte und Verwundete lagen, die erſtern unbeerdigt, die andern in Häuſern, Ställen u. ſ. w. umher, und hatten weder Nahrung, noch wundärztlichen Beiſtand. Don Pedro beſuchte ſie ſelbſt, und ſorgte mit der ihm eigenen Raſchheit und Menſchenliebe für ihre Bedürfniſſe. Nachdem die Armee ſich etwas erholt hatte, ſetzte Graf Saldanha, der Oberbefehlshaber, die Verfolgung des flüchtigen, geſchlagenen Feindes fort, der ſich rechts gewendet hatte, und mit größter Eile den Weg nach dem Tajo verfolgte, um über den ſchmalen Canal von Alhandra und Villa Franca zu ſetzen. Admiral Napier ſchickte ſogleich eine Flotille und einige Kanonenboote den Fluß hinauf, um den Uebergang des ſchweren Gepäckes des Feindes an dieſem wichtigen Punkte zu verhindern; allein aus einem unerklärlichen Grunde hatte man dieſe Unternehmung einem portugieſiſchen Capitän anvertraut, der es an der nöthigen Wachſamkeit fehlen ließ, und ſo gelang es der Geſchwindigkeit des Feindes, noch vor Ankunft des Pedriſtiſchen Detaſchements den Uebergang an dieſem wichtigen Punkte mit Truppen und Gepäck zu bewerkſtelligen. Außerdem wäre das letztere zerſtört oder weggenommen worden, da der Graf Saldanha dem Feinde auf den Ferſen war, und auch ein kleines Gefecht zu Alhandra mit ihm hatte, von wo und von Villa Franca aus die Entfernung von den Ufern des Tajo bis zum

Fuße des ſteilen Gebirgs kaum eine Viertel engliſche Meile beträgt. Don Miguels Armee ſetzte ihren Rückzug über Villa Nova, Azembuje und Cartaro nach Santarem fort, wo ſie ſich, da dieß ein ziemlich feſter Platz iſt, wie man fürchtete, feſtſetzen möchte."

In der That wählte Don Miguel dieſe feſte Stellung zu ſeinem Stützpunkte. General Pelet hat die Poſition von Santarem alſo geſchildert: „Die Stadt Santarem liegt an dem Kamme einer hohen, faſt ſenkrechten Bergkette, welcher eine andere, etwas niedrige Hügelreihe vorangeht, auf der die erſte Linie der franzöſiſchen Armee ſich ausdehnte. Am Fuße dieſer Höhen fließt der Rio Major und der Tajo. Die Engländer hatten eine lange Strecke ſumpfigen Bodens auf zwei Chauſſeen zu durchziehen, welche, gleich der Brücke, von dem franzöſiſchen Geſchütze beherrſcht war. Es gab keinen andern Weg, um auf Santarem zu gelangen, als eine über 400 Toiſen lange Brücke, auf welcher das zweite Corps ſeine Vorpoſten aufgeſtellt hatte. Nachdem dieſe Brücke paſſirt war, mußte man, um zur Stadt zu gelangen, 1000 Toiſen weit einen zwiſchen zwei waldigen Bergen hinlaufenden Hohlweg durchziehen. General Reynier hatte ſein Geſchütz ſo geſtellt, daß es die Brücke und den Weg beſtrich, über welchen der Feind zu kommen verſuchen konnte." In dieſem und den andern Werken über den portugieſiſchen Feldzug lieſ't man, daß Marſchall Maſſena dieſe Stellung vom 18 November 1811 an beſetzt hielt, und vier Monate lang alle feindlichen Angriffe zurückwies, bis Mangel an Lebensmitteln ihn nöthigte, ſich nach dem Norden zurückzuziehen, und Portugal zu räumen. Pelet rechnet es dem Marſchall als einen großen Fehler an, daß er ſechs Wochen lang die engliſche Armee, die

im Beſitze des Tajo und von der See aus verproviantirt war, in ihren Linien vor Liſſabon zu blokiren ſuchte. Indem Den Miguel nunmehr die Blokade von Liſſabon aufgegeben und ſich in die Stellung von Santarem zurückgezogen hat, ſcheint er Maſſena's Fehler vermeiden und den Rath Bourmonts, deſſen anfängliche Nichtbeachtung den Abgang dieſes Heerführers veranlaßte, doch noch befolgen zu wollen.

Don Pedro bot nun alle ſeine Streitkräfte gegen Santarem auf. Sogar General Stubbs mußte mit ſeiner Brigade von Oporto herbeikommen. Dieß benutzten die Miguelisten, um ſich Setubals im Rücken von Madrid wieder zu bemächtigen, aber Admiral Napier eilte, dieſe Stadt wiederzunehmen. Als man ihm die Landtruppen vorenthielt, rief er mit der ihm eigenen Raſchheit: „Nun, d-n-me, ſo gehe ich allein!“ Er ſicherte nicht nur Setubal ſondern auch Lagos und Faro in Algarbien.

Mit der Armee waren auch die Freiwilligen von Liſſabon mit ausgerückt, und dieſe wenig geübten Truppen fielen bei Alcacer do Sol den Miguelisten in die Hände, und wurden übel zugerichtet, am 2 November. Es hieß, die Gefangenen ſeyen alle erſchoſſen worden aus Rache, weil die Pedriſten ebenfalls zu Sives 157 Miguelistiſche Gefangene niedergeſchoſſen hatten. Einen neuen Sieg erfochten die Miguelisten über den Oberſten Pacheco, der mit wenig Truppen in Oporto zurückgeblieben war, und ſich auf einen Streifzug gewagt hatte. General Stubbs mußte daher ſchleunig nach Oporto zurückkehren, und es gelang ihm, einen Angriff der Miguelisten am 15 December kräftig zurückzuſchlagen.

Dieß

Dieß war der Stand des Kriegs am Schluſſe des Jahres. Don Miguel behauptete noch mit einer beträchtlichen Armee die ſehr feſte Stellung von Santarem, und zahlreiche miguelistiſche Banden ſchwärmten im Norden um Oporto, wie im Süden um Setubal und Faro.

Mitten unter dem Geräuſche der Waffen waren durch Lord Ruſſel Unterhandlungen angeknüpft worden, allein die beiden feindlichen Brüder widerſtrebten einer friedlichen Ausgleichung und konnten ſich über die Bedingungen derſelben, ſo lange die Waffen nicht entſchieden hatten, nicht vereinigen.

Don Pedro fuhr in ſeiner bisherigen Politik fort, d. h. er ſuchte nach außen Unabhängigkeit und im Innern einen conſtitutionellen Anhang. Er widerſtrebte den Zumuthungen Englands, und zeigte ſich ſogar gegen die fremden Truppen, die ihm bisher geholfen hatten, undankbar, um dem portugieſiſchen Nationalſtolz zu ſchmeicheln, und er trat entſchieden conſtitutionell auf und ließ durch ſein Miniſterium ſogar radicale Maßregeln im Innern durchſetzen, um vermittelſt der liberalen Partei im Lande ſelbſt mächtig und dadurch der fremden Hülfe und Bevormundung ledig zu werden. Es hieß, Lord Ruſſel habe ihm im Namen Englands Vorſtellungen gemacht. Nach dem Courier erklärte aber Don Pedro, „er wolle weder mit ſeinen Miniſtern, noch mit ſeinen Maßregeln wechſeln bis zur Einberufung der Kammern, deren Beurtheilung dann das Benehmen aller Parteien ehrlich und offen unterworfen werden ſolle. Was Silva Carvalho betrifft, ſo verfolgt dieſer Staatsmann mit Feſtigkeit die von jeher ſich ſelbſt vorgezeichnete Bahn, und wird nicht eher aus dem Miniſterium zurücktreten, als bis die Charte feſt ge-

ſichert, und ſeine junge Fürſtin in ihrem ganzen Königreiche anerkannt ſeyn wird. Er hat nie an Selbſtbereicherung gedacht. Er handelt 1833 eben ſo, wie er von 1820 bis 23 handelte, wo er das Cabinet ſo arm verließ, als er in daſſelbe eingetreten war. Er erklärt offen, ſein Ziel ſey die Befreiung ſeines Vaterlandes von der feilen Tyrannei, die es unterdrückt, und von den gierigen Händen derjenigen Claſſen, welche deſſen Hülfsquellen abgegraben und ſeinen Wohlſtand vertrocknet hatten.“ Der Argwohn verbreitete ſich, England habe nur deßwegen in Portugal intervenirt, um dem Siege des conſtitutionellen Syſtems daſelbſt vorzubeugen, und man beſchuldigte insbeſondere den Marquis v. Palmella, daß er dem Liberalismus im Wege ſtehe, dem engliſchen Bevormundungsſyſtem diene, und mit Beſeitigung Don Pedro's im Namen der jungen Königin ſelbſt die Regentſchaft zu übernehmen trachte. Er fiel daher jetzt am Schluſſe des Jahres, da Don Pedro ſchon weit genug vorangeſchritten war, um ſeiner nicht mehr ſo dringend als früher zu bedürfen, entſchieden in Ungnade.

Im November ſchrieb der Graf von Taipa, ein angeſehener portugieſiſcher Pair, einen offenen Brief an Don Pedro, worin er deſſen radicales Miniſterium und Syſtem aufs heftigſte angriff. Er ſagte darin unter Anderm: „Das Miniſterium hat ganz und gar die öffentliche Meinung verloren. Neben der kraſſeſten Unkenntniß der Landesgeſetze hat es die größte Ungeſchicklichkeit in allen ſeinen Vorkehrungsmaßregeln verrathen, während die ärgerlichſte Unſittlichkeit bei der Ernennung zu öffentlichen Aemtern und in jedem Regierungszweige geübt wird. Das gegenwärtige Miniſterium vertritt auch nicht ein einziges Landesintereſſe;

es ist weiter nichts als eine Faction langweilig schwatzender Narren, anarchischer Kosmopoliten ohne Namen, ohne Eigenthum, ohne Anspruch auf Volkszuneigung, ohne Talent — eine Faction, welche Portugal in keiner andern Weise angehört, als daß ihre Mitglieder zufällig auf seinem Boden geboren sind, ohne ein anderes Trachten, als alle „Brode und Fische" des Staates an sich zu raffen. Die Anerkennung auf Seite Englands und Frankreichs ist weiter nichts als eine Anerkennung de jure, weil in der That keiner der bei dem Hofe Ew. Maj. beglaubigten Diplomaten es wagen kann, ein Geheimniß ihrer Höfe gegen die Minister Ew. Majestät zu verlautbaren, indem sie besorgen müssen, es mit dem ersten Positage in einem oder dem andern revolutionären Journal von Europa ausgeplaudert zu sehen." Am Schlusse verlangt der Graf 1) vollkommene Amnestie, mit Ausschließung einzig des Usurpators, 2) das Aufhören aller politischen Confiscationen, 3) Entlassung der Minister, 4) Preßfreiheit, damit Don Pedro auch erfahren könne, wie eigentlich das Land gesinnt sey. Die Fidalgia oder die hohe Aristokratie, in deren Namen der Graf das Wort nahm, war hauptsächlich dadurch beleidigt worden, daß ihr die Belehnung mit Krongütern und Commenden entzogen wurde, denn davon hatte sie bisher fast ausschließlich ihren Luxus befriedigt.

Don Pedro verfuhr nach seiner Weise kurz und ließ den Briefsteller verhaften. Taipa hatte jedoch Gelegenheit auf ein englisches Schiff zu entfliehen, und neun portugiesische Pairs protestirten am 7 December feierlich gegen die unerhörte und constitutionswidrige Verhaftnahme eines ihrer Collegen.

Eine zweite Denkschrift richtete am Jahresschluß Don

Francisco d'Almeida, Minister des Auswärtigen in den Jahren 1826 und 1827, an Don Pedro. Auch er tadelte, obwohl in mildern Formen, die Gewaltsmaßregeln.

Don Pedro sah endlich ein, daß die Vorstellungen, die man ihm von so vielen Seiten her machte, wenigstens zum Theil der Klugheit nicht unangemessen seyen, und bequemte sich am 27 December zu einer Amnestieerklärung: „Se. Majestät standen niemals an, edelmüthige Verzeihung allen denen zu bewilligen, die sich ihrer bedienen wollten, und auch jetzt verspricht er sie denen, die ihre Augen über den Zustand Portugals öffnen." Die ganze Erklärung lautete im englischen Sinne versöhnlich und beschuldigte Don Miguel, er allein verhindere die Abschließung des Friedens und Rückkehr der Ruhe.

Die Fremden in Don Pedro's Dienst fuhren fort sich zu beklagen. Der 62jährige französische General Fromont war der Einladung Don Pedro's gefolgt, hatte im Vertrauen auf diese Einladung sich große Unkosten gemacht und kam mit mehreren Officieren nach Lissabon. Hier aber erklärte ihm Don Pedro, er bedürfe seiner nicht, und Fromont, der seine Schulden nicht mehr zu bezahlen wußte, erschoß sich auf der Stelle. Im December brach eine Meuterei unter den neugeworbenen englischen Truppen aus, weil sie ihren Sold nicht erhielten.

Zufällig kehrte am 21 December ein reiches portugiesisches Schiff mit 120,000 Pfund Sterling an Werth aus Ostindien zurück, und lief, da es von der Vertreibung des Don Miguel, für den es bestimmt war, nichts wußte, arglos in den Hafen von Lissabon ein, wo es die Pedristen in Empfang nahmen.

IV.

England.

1.

Das reformirte Parlament.

Am 27 Januar 1833 eröffnete König Wilhelm IV von Großbritannien das erste reformirte Parlament. Es war in seiner Mehrheit ministeriell, d. h. dem Whigministerium Grey, durch welches die Reform überhaupt durchgegangen war, ergeben. Obgleich die Tories auf der einen Seite durch den Einfluß ihres Reichthums immer noch eine große Anzahl von Mitgliedern des Unterhauses von sich abhängig erhielten, und auf der andern Seite durch die Ausdehnung der unmittelbaren Volkswahlen mehr Radicale, selbst so verschriene Aufreger der Volkshefe, wie Cobbet, zu einem Sitz im Parlament gelangten, so behaupteten doch zwischen diesen beiden Extremen die gemäßigten Whigs wie die numerische Mehrheit, so das moralische und oratorische Uebergewicht. Einig im Ministerium und Parlament handhabten sie das Steuerruder des Staats mit großem Verstande. Von den Tories als Revolutionäre verschrien, die

den ganzen Staat in den Abgrund der Umwälzung stürzen wollten, erschienen sie im Gegentheil den Radicalen als verstockte Aristokraten, Beschützer der alten Mißbräuche; indem sie das begonnene Werk der Reform fortsetzten, gingen sie jenen viel zu weit; indem sie es nur mit Besonnenheit und Mäßigung fortsetzten, blieben sie diesen viel zu weit zurück. Inzwischen war nur das Volk der gewinnende Theil. Schritt vor Schritt wichen die Mißbräuche, die Privilegien, die Monopole, und alle diese Verbesserungen kosteten kein Blut. Wie viel hätten sie wohl gekostet, wenn man sich übereilt hätte!

In einer kleinen, ausgezeichneten und sehr verbreiteten englischen Broschüre „das Reformministerium und das reformirte Parlament" sind die Leistungen des Parlaments von 1833 zur Uebersicht gebracht. Nur die irländischen Angelegenheiten sind darin übergangen oder nur flüchtig berührt, denen wir nachher ein besonderes Capitel widmen. Dagegen enthält jene Schrift alle England überhaupt betreffenden Verbesserungen, und beweis't, mit welch unaufhaltsamer Consequenz die Reform von Detail zu Detail weiter schreitet, bis sie die ganze Staatsorganisation durchdrungen haben wird. Wir entlehnen die Hauptsachen aus dieser Schrift, indem wir sie aus den Zeitungsnachrichten, wo es nöthig ist, ergänzen.

Bei allen Fortschritten von einer materiellen Basis ausgehend, war die nächste Sorge des Ministeriums eine finanzielle, Ersparung im Staatshaushalte, Reduction der Ausgaben, und in Folge dessen auch eine Reduction der Einnahmen, nämlich Erlassung solcher Auflagen,

welche vorzüglich die untern Classen und Gewerbe und Handel drückten.

Im Jahre 1830, als die jetzige Regierung das Staatsruder übernahm, betrugen die sämmtlichen Einkünfte des Landes, in runder Zahl, netto 50,000,000 Pfd. St. Von dieser Summe erschöpften die Nationalschuld, die Civilliste, der halbe Sold der Land- und See-Macht, die Pensionsgehalte ausgedienter und zurückgezogener Civilbeamten und andere feste Posten, die Summe von 35,000,000 Pfd. St. Es blieben also 15,000,000 Pfd. St., welche der Reduction fähig waren, exclusive der etwaigen Verminderung in den Erhebungskosten.

Es ist wichtig, daß diese Distinction beachtet werde; denn, sey es nun aus Unwissenheit, oder aus bösem Willen, oder aus beiden zugleich — man hörte oft und starrsinnig die Aeußerung: Was für eine elende Reduction ist das, eine Million, oder zwei auf fünfzig Millionen! Wir bitten unsere Leser aber recht sehr, die fünfzehn Millionen ins Auge zu fassen, und dagegen die fünfzig Millionen bei Seite zu setzen; denn, obgleich leider das Land die größere Summe aufzutreiben hat, so kann doch die Regierung nur an der kleinern eine Reduction vornehmen. Zwei Dinge, die so wesentlich verschieden sind, zu verwechseln, ist eine finanzielle Täuschung — die diejenigen auf das sorgfältigste vermeiden müssen, denen darum zu thun ist, den Werth und das Verdienst der gemachten Reductionen gehörig zu würdigen, und zu untersuchen, welcher Ausdehnung sie noch ferner fähig sind.

Die Ausgaben des Jahres, welches am 5 April 1832 geſchloſſen war, betrugen . . . . 47,858,000 Pfd. St.

Die Ausgaben des Jahres, das am 5 April 1833 zu Ende war, betrugen . 45,365,000 Pfd. St.

Wirkliche Verminderung der Ausgaben im Jahre 1833 . . . . . 2,493,000 Pfd. St.

Die abgeſtimmte Schätzung der Ausgaben des laufenden Jahres, welches ſich mit dem 5 April 1834 ſchließt, beträgt 44,922,000 Pfd. St.

Weitere Reduction der Ausgaben von 443,000 Pfd. St.

Totalſumme der Verminderung der Ausgaben, zwiſchen April 1832 und April 1834 . . . . . 2,936,000 Pfd. St.

Somit ward während der Jahre 1831, 1832 und 1833 eine Reduction von beinahe drei Millionen bewirkt an jenem Theile der Ausgaben, der eine Reduction zuläßt, nämlich an den fünfzehn Millionen.

Die Reduction, welche in der Bewilligung für die Armee, die Seemacht, die Artillerie und für ſonſtige Dienſte gemacht wurde, erſieht man aus den jährlichen Koſten für die drei letzten Jahre:

	Seemacht. Pfd. St.	Armee. Pfd. St.	Artillerie. Pfd. St.	Sonſtige Dienſte. Pf. St.
1831.	5,842,835	7,551,000	1,478,900	2,900,400
1832.	4,505,000	7,006,000	1,634,800	2,133,900
1833.	4,658,000	6,675,000	1,455,200	1,835,000

Wir rücken hier noch ein anderes höchſt wichtiges Document ein, um einige der Verminderungen zu zeigen, welche gemacht wurden an den Beſoldungen der vornehmſten Staats-

beamten, der Richter, Directoren, und Anderer, deren jährlicher Gehalt 1000 Pfd. St. überſteigt, ſo wie auch die Reduction in dem diplomatiſchen Departement.

Betrag der Reductionen an Jahrsgehalten von 1000 Pfd. St. und darüber, ſeit 1830:

	Beſoldungen. 1829.	Beſoldungen. 1833.	Erſparniß.
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
Schatzkammer	20,900.	14,800.	6,100
Departements des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, und der Colonien	52,828.	36,100.	16,728
Admiralität	19,940.	7,500.	12,440
Armee	17,876.	8,455.	9,421
Königliche Hofhaltung u. ſ. w.	11,286.	2,000.	9,286
Mauth	64,520.	18,400.	46,120
Acciſe	14,300.	7,200.	7,100
Richter und Gerichtshöfe .	52,492.	38,000.	14,492
Irland	49,903.	32,989.	16,914
Colonialagentſchaften u. ſ. w.	5,305.	1,300.	4,005
Verſchiedenes	6,298.	—	6,298
Diplomatiſche und Conſularämter.			
Geſandte	55,300.	45,900.	9,400
Außerordentliche Botſchafter und bevollmächtigte Miniſter . .	50,300.	38,900.	11,400
Im Ausland reſidir. Miniſter	14,200.	10,750.	3,450
Secretäre	15,000.	11,375.	3,625
Conſuln u. ſ. w.	44,450.	21,800.	22,650
Totalſumme	494,898.	295,169.	199,129

Während der Jahre 1831 und 1832 belief ſich die ganze Zahl der bei den verſchiedenen Verwaltungen reducirten Staatsämter auf 1265, und ihre Beſoldungen auf 220,000 Pfd. St. Von der Liſte der Penſionirten ſind auch 506 Individuen wieder activ gemacht worden, als paſſende Stellen frei wurden. Dieſes Opfer des Gunſtrechts (patronage) gilt als Beweis für das aufrichtige Streben der Regierung, jede mögliche Erſparniß zu bewirken.

Allein nicht nur in den Auslagen der Staatseinkünfte wurden große Erſparniſſe gemacht; die Ausgabe für die Erhebung derſelben ward auch bedeutend vermindert; ja in manchen Departements ward dieß ſo weit getrieben, daß man wirklich bezweifeln muß, ob darin billigerweiſe, und ohne Gefahr für die Einkünfte ſelbſt, mehr geſchehen könnte.

Bei der Mauth ſind während der Jahre 1831 und 1832 nicht weniger als 414 Stellen aufgehoben, und dadurch eine Erſparniß von 29,000 Pfd. St. bewirkt worden.

Bei der Acciſe war die Anzahl der während der Jahre 1830, 1831 und 1832 entlaſſenen Individuen 507.

An Beſoldungen vermindert . . .	68,000	Pfd. St.
An Amtskoſten vermindert . . .	72,500	—
An Gehalten für Ausgediente und Penſionirte vermindert	4,750	—
Summe der ſämmtlichen jährlichen Erſparung	145,250	Pfd. St.

Derſelbe Eifer für Erſparung hat ſich auch in den Colonialeinrichtungen geäußert. Die Gehalte und Emolumente der Gouverneurs, der Richter, der Steuereinnehmer und

Oberaufſeher wurden ſtrenge unterſucht, und ihre reſpectiven Aemter und Einkommen mehr oder weniger reducirt.

Die Totalſumme der in den Colonien bewirkten Reduction iſt alſo, wie folgt:

Anfänglich beliefen ſich die Koſten auf	572,717 Pfd. St.	
Unmittelbare Erſparniß	131,332 Pfd. St.	
Bevorſtehende Erſparniß	90,283 —	
Totalerſparniß		224,615 —
Und die Koſten werden nun künftighin nur noch ausmachen		348,102 —

Wir haben nun die verſchiedenen Departements berührt, in denen Reductionen gemacht, und in welcher Ausdehnung ſie gemacht wurden; die ungeheure Zahl von Aemtern und Stellen, die theils aufgehoben, theils reducirt worden, mag einen Begriff geben von der Mühſeligkeit, welche die Ausführung dieſes Geſchäfts erforderte. Ihr Geſammtbetrag kann in runder Zahl zu 3,000,000 Pfd. St. gerechnet werden; und dadurch wird die reductionsfähige Summe der Auslagen von 15,000,000 Pfd. St. auf 12,000,000 Pfd. St. herabgeſetzt. Das Ganze dieſer Summe von 3,000,000 Pfd. St. iſt zur Erleichterung von Steuergebühren verwendet worden, und der folgende Status wird darthun, daß die Regierung dabei hauptſächlich beabſichtigte, zur Induſtrie aufzumuntern, und die Nahrungsquellen des Landes zu vermehren, mittelſt Hebung der Gewerbthätigkeit, der Manufacturen und des Handels. Dieſen Zweck verfolgte ſie beharrlich, mit Gefahr, ja faſt mit Verluſt ihrer eigenen Popularität.

Erleichterung von Steuern im Jahre 1831 und 1832:

Gedruckte Waaren	550,000	Pfd. St.
Kohlen und Schiefer	900,000	—
Lichter	500,000	—
Hanf, Spezereiwaaren	140,000	—
	2,090,000	—
Abzuziehen eine Auflage auf Baumwolle von	300,000	—
Summe der Erleichterung . . .	1,790,000	—

Fernere Nachlässe, welche im Laufe dieser Session gestattet wurden:

Ziegelsteine	37,000	Pfd. St.
Marineassecuranzen	100,000	—
Oeffentliche Anzeigen	75,000	—
Directe Abgaben und Pachtvorrath .	440,000	—
Baumwolle	300,000	—
Seife	593,000	—
Somit im Jahr 1833	1,545,000	—
Im Jahr 1831 — 1832 . . .	1,790,000	—
	3,335,000	—

Die verschiedenen Auflagen, die durch Lord Althorp theils aufgehoben, theils reducirt wurden, sind:

Gedruckte Baumwollenzeuge, Kohlen und Schiefer, Lichter, Ziegelsteine, Stempel geringer Quittungen, Grundsteuer auf Personalgüter, Taxe auf Flugschriften, auf Reisende, reitende Handelsdiener, auf Schreiber, Buchhalter und Comptoirdiener, Factoren, Aufseher, Ladendiener, Magazinverwalter und Gewölbediener, taxirtes Fuhrwerk und Pferdetaxe der Marktgärtner, — all diese sind aufgehoben.

Anzeigegebühr, Taxe auf Seife, Steuer der Häuser mit Läden, Haussteuer der patentisirten Proviantwirthe, — alle diese auf die Hälfte herabgesetzt.

Hanf, Spezereiwaaren, Marineassecuranzen, Baumwolle, — diese sind reducirt.

Steuer auf Häuser von 10 Pfd. St. an Werth, — ein Drittel Nachlaß.

Steuer auf Häuser von 10 bis 18 Pfd. St. — in fortschreitendem Verhältnisse reducirt.

Die Regierung hätte einen weit glänzendern Beifall erhalten können, wenn sie sich dazu verstanden, die Provinzen mit Verminderung der Malzsteuer, und die Städte mit Aufhebung der Haus- und Fenster-Steuer zu erfreuen; allein wir bitten die eifrigen Vertheidiger der Abschaffung der Haussteuer, sich wohl dieses Factum zu merken, daß die sämmtliche Anzahl der Häuser in Großbritannien sich auf 2,846,179 beläuft, und daß die Haussteuer nur auf 430,617 haftet, folglich sechs Siebentel derselben völlig frei sind. Und zudem kann diese Taxe keineswegs als eine solche betrachtet werden, welche ausschließlich oder besonders den gewerbsamen Armen zur Last fällt. Dagegen wird das Wohlthätige der Abschaffung von Abgaben für Kohlen, Lichter, Seife und Leder selbst in der niedrigsten Hütte verspürt, wo man von Haussteuer nichts weiß. Nichtsdestoweniger geben wir zu, daß da, wo aus andern Ursachen Elend und Mangel ist, wie in einigen Districten in London, der Druck dieser Taxen schwer, und diese in ihrem ganzen Wesen verwerflich seyen.

Die Verhandlungen über die Malz-, Haus- und Fenstersteuer waren sehr interessant, und zeigten, wie groß

das Anſehen der Miniſter war. Mannichfachen Klagen des Volks nachgebend, votirte das Unterhaus die Malzſteuer hinweg, und wollte mit der Haus- und Fenſter-Steuer eben ſo verfahren, als Lord Althorp am 29 April zur Mäßigung ermahnte, auf das ungeheure Deficit, das durch den Wegfall jener Steuern entſtehen müßte, aufmerkſam machte und das Unterhaus bewog, nicht nur in Bezug auf die Haus- und Fenſter-Steuer nachzugeben, ſondern auch ſeinen ſchon früher gefaßten Beſchluß wegen der Malzſteuer zurückzunehmen. Bei dieſen und verwandten Vorfällen übte zugleich die ehrwürdige Perſönlichkeit des Lords Althorp eine moraliſche Herrſchaft über das Parlament aus. Seine Biederkeit, ſein Patriotismus waren über allen Zweifel erhaben, ſein Vortrag ſo überzeugend als herzgewinnend; daher war er es auch, der in allen kleinen Streitfällen zwiſchen dem Miniſterium und Parlament dazwiſchentrat, und entweder das Parlament hinriß, dem beſſern Rathe des Miniſteriums zu folgen, oder edelmüthig die Zurücknahme eines miniſteriellen Vorſchlags, die Berichtigung einer miniſteriellen Anſicht ankündigte. Nie herrſchte ein ſchöneres Vertrauen zwiſchen den beiden Gewalten.

Die Union von Birmingham proteſtirte gegen dieſes Benehmen des Parlaments in Betreff der Taxen. Der franzöſiſche National ſchrieb damals: „Um den franzöſiſchen Leſern einen Begriff von dem, was die Taxen ſind, zu geben, müſſen wir ihnen ſagen, daß die London-Tavern, oder der Reſtaurateur der City, 3500 Fr. Thür- und Fenſter-Steuer bezahlt. Eine ſolche Laſt in einem Lande, wo das Grundeigenthum keine directe Steuer, mit Ausnahme der Armentare (und die Häuſer entrichten ebenfalls ihren Antheil an

letzterer) bezahlt, bildet zu Gunſten der Territorialariſtokratie ein Privilegium, das wohl fähig iſt, die Drohungen und ſelbſt den Widerſtand der Bürgerſchaft der Städte aufzuregen. Dieß iſt nun das furchtbare Dilemma, in das ſich die Ariſtokratie des Grundbeſitzes von England gegenwärtig verſetzt ſieht. Sie iſt die ſtolzeſte von Europa, und hat den Ruf, die reichſte zu ſeyn, was ſie in der That auch früher geweſen iſt; ſeit zwanzig Jahren aber hat ihr Einkommen um 50 Procent abgenommen, während die Laſten dieſelben geblieben ſind. Schon durch dieſe Verminderung leidend, wird ſie in dieſem Augenblicke von drei verſchiedenen Claſſen, den Bauern, den Bürgern und den Induſtriellen, auf welche ſie bis jetzt immer die Laſt der Auflagen gewälzt hat, lebhaft gedrängt. Der Feldarbeiter verlangt die Zurücknahme der Malztare; der Bürger will die Fenſtertare nicht bezahlen, und die Induſtriellen fordern die Aufhebung oder die Modification der Korngeſetze, um wohlfeileres Brod zu bekommen. Alles dieß, oder nur eines davon thun, hieße die Grundbeſitzer mit einem unſeligen Schlage treffen; denn man brauchte eine Tare auf den Grundbeſitz, die mit der zunehmenden Armentare faſt alles ihnen übrigbleibende Einkommen verzehren würde. Die Whigs haben ſich ſonach entſchloſſen, das alte Syſtem aufrecht zu halten, und keiner dieſer Claſſen eine Conceſſion zu machen. Sie ſind aber offenbar unfähig, dieſe Stellung zu behaupten. Erhalten ſie ſich auch in dieſem Jahre darin, ſo werden ſie im nächſten daraus vertrieben werden, und es wird darauf eine ſchnelle Reviſion des ganzen Finanzſyſtems folgen. Inzwiſchen iſt die Meinung der aufgeklärteſten Männer in England, daß das Grundeigenthum eben ſo wenig wie der Handel den Staats-

laſten zu Hülfe kommen kann. Im Jahre 1813 war die Taxe von 10 Procent auf das Einkommen, die nur 13 Millionen Pfd. St. eintrug, ſo läſtig, daß ihre Aufhebung allgemeinen Beifall erweckte. Jetzt würde ſie nur 9 Millionen Pfd. eintragen, der jährliche Zins aber für die Staatsſchuld beträgt 30 Millionen Pfd. Das Ende dieſes Kampfes zwiſchen den ſogenannten Reichen und Armen Englands, welche letztere wahrhaft Hungers ſterben, iſt nicht ſchwer vorauszuſehen. Das Land wird vielleicht noch einige Jahre durch Uebertragungen der Laſt von einer Claſſe auf die andere, und durch Verſuche, wie es ſie mit der geringſten Beſchwerde, auf dem Kopf, auf dem Rücken, oder auf den Armen, tragen kann, fortgehen; endlich aber wird man, wie wir glauben, einſehen, daß 30 Millionen Pfd. St. (1,250,000,000 F.) eine Auflage ausmachen, die unmöglich auf irgend eine Weiſe und von irgend einer Claſſe bezahlt werden kann; und man wird ſich einer ſolchen Laſt entweder mit Gewalt, durch eine Revolution, oder dadurch entledigen, daß man den Schein durch irgend einen annehmbaren Plan eines Finanzbankerottes rettet."

Wirklich zeigte ſich hin und wieder heftiger Widerſtand gegen die Haus- und Fenſter-Steuer, und die engliſche Regierung ſah ſich im Herbſte genöthigt, mehreren hundert Widerſpenſtigen, welche die Taxen zu zahlen beharrlich ſich weigerten, den Hausrath wegzunehmen.

Eine weitere große Maßregel war die Erneuerung der Privilegien der engliſchen Bank. Die Privilegien der Bank von England ſind einerſeits als ein gehäſſiges Monopol getadelt worden; andrerſeits hingegen vertheidigte man ſie als

ein

HUME.

ein nöthiges Schutzmittel gegen Schwankungen in dem Betrag des umlaufenden Papiergeldes.

Wir dürfen wohl behaupten, daß dieſe letztere Meinung von ſolchen Männern gehegt wird, deren Erfahrung, Talent und Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand ihnen Anſprüche auf das unbedingteſte Vertrauen erwirbt, in einer Angelegenheit, die ſo nahe Betrachtung erfordert. Es iſt auf das klarſte dargethan worden, daß eine Concurrenz, obwohl im Allgemeinen wohlthätig, in vergleichen Fällen zu ſchädlichen Reſultaten führen muß. Wenn nämlich die Preiſe im Steigen ſind, ſo führt ſie dazu, die Maſſe des circulirenden Umlaufmittels übermäßig zu vermehren, und ermuntert ſo zu unvorſichtigen Speculationen; darauf folgt dann paniſcher Schrecken, plötzliche Zuſammenziehung der Capitalien, und Elend und Jammer; — dagegen kann eine einzelne Bank ihre Emiſſionen nach Gefallen beſchränken und ſich nach den ausländiſchen Curſen richten, und zwar nicht bloß bei geringerer, ſondern auch bei der höchſten Schwankung. Zugleich wird das Verfahren, nach dem ſich die engliſche Bank in neueſter Zeit in dieſer Sache benimmt, als einfach und wirkſam befunden.

Nach vielen ſchmerzlichen Erfahrungen erkannte man endlich die Wahrheit einiger Principien. Man hört nichts mehr von Verbotsgeſetzen gegen die Ausfuhr von Goldmünzen, und es iſt endlich ein Syſtem aufgeſtellt worden, welches unter den Augen des Publicums dem Lande ein ächtes Courantgeld verſpricht, nebſt jeder geſetzlichen Erleichterung in mercantiliſchen Geſchäften. Somit fühlte ſich Lord Althorp befugt, bei der Legislatur die Erneuerung der vorzüglichſten Privilegien der Staatsbank, unter gewiſſen Be-

dingungen, in Vorſchlag zu bringen, am 21 Mai. Die Gränzen unſerer Schrift erlauben uns bloß die Grundſätze darzuſtellen, die die Regierung geleitet zu haben ſcheinen in einer Angelegenheit, welche ſo verwickelt und ſo ſchwierig iſt, und der Gegenſtand ſo langer und wiederholter Erörterung war.

Sie ſind:

Die monatliche Rechnungsablage.

Die Rückbezahlung eines Theils des Capitals.

Die theilweiſe Zurücknahme der Wuchergeſetze, inſofern ſie gegenwärtig der Wirkſamkeit der Bank, und aller ähnlichen Anſtalten hinderlich ſind.

Die jährliche Entrichtung der Bank von 120,000 Pfd. St. für die Gewährung ihres verlängerten Privilegiums.

Die Einräumung, daß die engliſchen Banknoten als „legales Zahlmittel" (legal tender) gelten ſollen, ausgenommen an der Bank ſelbſt oder ihren Zweigen.

Die quartalweiſe Kundmachung des Geſammtbetrags der circulirenden Noten aller andern Bankanſtalten, und

gewiſſe Maßregeln zur Verbeſſerung der Privatbankvereine, deren wir bei dieſer Gelegenheit erwähnen wollen.

All dieſe Einrichtungen ſind mehr oder weniger wichtig, und ihr Weſen und Nutzen iſt deutlich und kräftig durch Lord Althorp vor dem Parlament auseinander geſetzt worden. Sie erhielten die Sanction der höchſten Autorität.

Hinſichtlich einer der Einrichtungen dieſer Bill waren indeſſen die Anſichten ſehr verſchieden, und einerſeits verſpricht man ſich davon viel Gutes, anderſeits viel Schlimmes.

Für das „legale Zahlmittel" erklärten ſich Tooke, Baring, Smith und Horsly Palmer; gegen daſſelbe Peel, Herries und Andere, deren Meinungen eben ſo gewichtig

ſind; es laſſen ſich daher die Zweifel und Bedenken darüber wohl rechtfertigen. Entwerthung der Papiere der Staatsbank, heißt es, wird dieſe Maßregel zur Folge haben: und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Manche ſo behaupteten, weil ſie einem ſolchen Reſultate entgegenſahen; während ſich Manche widerſetzten, die, ihre vielen Vortheile anerkennend, dieſe Wirkung befürchteten. Es iſt ſchwer auszumitteln, worauf ihre Hoffnung und Furcht gegründet war, wenn man nicht annimmt, es walte eine vage Idee ob von einem Zuſammenhang dieſer Maßregel mit jener, das Papiergeld durchaus unumwechſelbar zu machen. Indeſſen gibt es kaum Dinge, die weſentlicher von einander verſchieden ſind. So lange Banknoten in London unmittelbar vermünzt werden können, iſt ihre Entwerthung da, unſers Erachtens, unmöglich; und ſo lange ihr Werth in London, dem Mittelpunkte alles Geldverkehrs des Reichs, dem Markte, an den der Bankier der Provinzen ſich halten muß, ſich aufrecht erhält, iſt ſicherlich nach vernünftiger Beurtheilung ihre Entwerthung anderswo nicht allein unerklärbar, ſondern jeder wirklichen Thatſache durchaus widerſprechend.

Uebrigens ſind die Vortheile dieſer Maßregel unverkennbar; ſie ſetzt den Bankier der Provinzen in den Stand, einer plötzlichen Nachfrage nach Baarem zu begegnen, ihm zugleich die Frachtſpeſen und den Zeitverluſt zur Herbeiſchaffung der edeln Metalle erſparend; und gewährt der Bank von England jenen Schutz, der ſo weſentlich nöthig iſt für ihre Sicherheit unter dem bedenklichſten aller Umſtände — wenn nämlich ein plötzliches Geldverlangen im Innern ausbricht, als Folge eines paniſchen Handelsſchreckens nach einer lang anhaltenden Erſchöpfung wegen Exportation.

Lord Althorp wollte auch die Privatbanken heben, doch wurde dieſe Materie auf ein andermal verſchoben.

Die vortrefflichſte Abhandlung über die engliſche Bank findet man in Mac Cullochs dictionary of Commerce (deutſch von Richter, Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1834). Wir müſſen uns begnügen, darauf aufmerkſam zu machen, da uns der enge Raum dieſes Taſchenbuchs nicht geſtattet, den ganzen Artikel aufzunehmen.

Eine andere höchſt folgenreiche Maßregel war die Aufhebung des oſtindiſchen Monopols, die Freigebung des chineſiſchen Handels. Wir werden davon ausführlicher bei Oſtindien ſelbſt ſprechen.

Die engliſche Schrift, die wir hier zu Grunde legen, fährt fort die Sorgfalt der Regierung für den Handel zu rühmen. Verſchiedene andere Maßregeln zeugen gleichfalls von der Aufmerkſamkeit, die den Angelegenheiten des Handelsſtandes von dem reformirten Hauſe ſowohl, als von der Regierung gewidmet ward. Den in der vorigen Seſſion geäußerten Grundſätzen gemäß beſchloß die Regierung ſchon bei der Eröffnung der gegenwärtigen, alles, was theils durch ſtrenge Oekonomie, theils durch Verringerung des Staatsaufwandes könnte erübrigt werden, zur Hebung der geſchwächten Induſtrie zu verwenden, unſere Fabriken in manchen Stücken zu unterſtützen, und überhaupt alle Beſchränkungen aus dem Wege zu räumen, die die Ausübung unſerer mercantiliſchen Thätigkeit hemmten.

Die Auflagen auf Seife, rohe Baumwolle, Marineaſſecuranzen und öffentliche Anzeigen wurden bedeutend verringert, und da eine derartige Verminderung des Staatseinkommens es unmöglich machte, andere wichtige Handels-

zweige, die von ſchweren Abgaben gedrückt ſind, zu heben, ſo beſtrebte ſich wenigſtens die Regierung nach Kräften, die Auflagen von vielen ſolchen Artikeln zu beſeitigen oder zu reduciren, deren Abſatz wirklich beeinträchtigt war durch ein Steuerſyſtem, das ihre Preiſe erhöhte, ohne den Staatseinkünften einen verhältnißmäßigen Vortheil zu bringen. Nach den Grundſätzen der vorigen Seſſion, vermöge welcher die Abgaben von mehr als 300 Artikeln, die ſcheinbar von geringer, in der Wirklichkeit aber von groſſer Wichtigkeit für die Fabriken des Landes ſind, verringert wurden, hat man auch über 150 Arten von Gummi, Farben, Halbmetalle und andere Artikel, die in der Werkſtätte des Handels erforderlich ſind, theils ganz von Abgaben befreit, theils dieſelben bedeutend herabgeſetzt.

Das Reſultat ſolcher Reductionen war erwünſcht, und daraus läßt ſich erſehen, was durch überlegte Anwendung auch geringer Mittel geſchehen kann. Die Conſumtion mancher dieſer Artikel nahm über das Doppelte zu, und ſie wurden nun zu vielen Dingen angewendet, wobei man ſie früher nur der hohen Preiſe wegen wegließ.

Sämmtliche Handelsgeſetze des Reichs, die Geſetze für die Schifffahrt, das Lagerſyſtem, die Geſetze hinſichtlich der Colonialbeſitzungen, die Verzeichniſſe für die Schifffahrt, die Einrichtungen der Mauth und Zölle, die in mehr als hundert Parlamentsacten zerſtreut waren, ſind geſammelt und in einen einzelnen Band gefaßt worden, und dieß zu groſſer Bequemlichkeit, ſowohl für den Kaufmann, als auch für den Zollbeamten. Trotz des Geſchreis einiger unkundigen, eigennützigen Individuen wurde eine Verfügung vorgeſchlagen und erlaſſen, wonach den groſſen Zuckerfabriken die königlichen

Magazine zur Niederlage und Verzollung (bonding) offen stehen. Das rohe Product aus allen Theilen der Welt kann jetzt zur Raffinirung eingeführt werden, die Gewandtheit und das Capital unserer Manufacturisten in diesem Industriezweige sind nicht ferner auf das Product unserer eigenen Colonien beschränkt, sie können die europäischen Märkte mit raffinirtem Zucker versehen; ohne jedoch dem Monopol der Colonisten auf dem Markte für die Consumtion im Inland zu nahe zu treten.

Während diese Einrichtungen im Innern getroffen wurden, versäumte die Regierung nicht, unsern auswärtigen Handel auszudehnen und zu befördern, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie andere Staaten veranlaßte, dieselbe liberale Politik anzunehmen, die sich bei uns so vortheilhaft bewährt hat. Eine Mission nach Frankreich hatte bereits in dieser Beziehung den glücklichsten Erfolg. Dadurch wurde das Ausfuhrverbot der rohen Seide aus jener Gegend aufgehoben, — eine Sache, die im vorigen Jahre in einer Committee des Hauses der Gemeinen als höchst wichtig für unsere Seidenmanufacturen erklärt ward; allein eine bedeutendere Folge davon ist die neue Ansicht von diesem Gegenstande, die nun in ganz Frankreich statt hat, und für beide Länder die wohlthätigsten Resultate verspricht. Handelsfreiheit ist der allgemeine Ausruf gewesen, und die Fabrik- und Handels-Vereine sind am eifrigsten bemüht, eine vernünftige und liberale Handelspolitik gegen England zu empfehlen.

Das Parlament richtete seine Aufmerksamkeit nicht bloß auf die Vortheile der höhern oder mittlern Classen des Handelsstandes; es verlieh den Beschwerden des Arbeiters ein eben so geneigtes Ohr, als jenen seines Meisters. Die

Factorybill ward mit größter Genauigkeit erwogen, und kein Gegenstand wurde verständiger und einsichtsvoller verhandelt. Die Mitglieder der Fabrikstädte zeichneten sich aus bei den Debatten. Das Haus hätte sich wahrscheinlich durch sein Gefühl hinreißen lassen, wäre die Regierung nicht, selbst mit Gefahr einiger Unpopularität, dazwischen getreten. Im Durchschnitt ist die Arbeitszeit sowohl für die Arbeiter auf dem Felde, als auch in Fabriken auf zwölf Stunden im Tage bestimmt; die Herabsetzung derselben auf zehn Stunden, was zuverlässig das Resultat von Lord Ashley's Bill gewesen wäre, würde in demselben Verhältnisse die producirenden Kräfte des Landes geschmälert haben; dazu wollte aber die Regierung ihre Einwilligung nicht geben, ohne zuvor genau die Gründe zu prüfen, aus denen die Maßregel für nöthig erachtet ward. Eine Untersuchungscommission wurde nun niedergesetzt, und obgleich die Meinungen über die Zweckmäßigkeit mehrerer der medicinischen Fragen, die von den Mitgliedern der Commission gestellt wurden, verschieden lauten, so ist doch gewiß, daß man auf solchem Wege zu schätzbarer Kunde über den Zustand der Fabrikbezirke gelangte; worauf ein Gesetz an die Stelle des Entwurfs von Lord Ashley trat, das für die Wohlfahrt des Handels nicht nur weniger bedenklich, sondern auch besser darauf berechnet war, den wohlwollenden Absichten derjenigen zu entsprechen, die auf gewissenhafte Weise sich dem ursprünglichen Vorschlage angeschlossen hatten. Dieses Gesetz verringert die tägliche Arbeit für Kinder, und, was eben so wichtig ist, es sorgt für die Erziehung der in den Fabriken arbeitenden Kinder, und zwar auf eine Weise, welche die Mitwirkung wohlthätiger Menschen aller religiösen Secten gestattet, und dazu einladet.

Intereſſante Nachrichten über das Elend in den engliſchen Fabriken findet man in Bulwers Schrift: England und die Engländer. Als im Mai die Commiſſion, die zur Prüfung dieſes Gegenſtandes niedergeſetzt wurde, nach Mancheſter kam, verſammelten ſich daſelbſt 5000 Kinder, und zogen mit dreifarbigen Fahnen in Proceſſion vor die Wohnung der Commiſſion, um derſelben eine Bittſchrift zu übergeben, worin ſie ſtatt 12 Stunden 10 Stunden täglicher Arbeit verlangten, was ihnen jedoch nicht bewilligt wurde.

Auch an das Loos der unterdrückten Claſſen der Geſellſchaft wurde gedacht. Die Emancipation der Juden wurde abermals vorgenommen, ſcheiterte aber an dem hartnäckigen Widerſtande des Oberhauſes, das ſie im Auguſt mit 50 Stimmen verwarf. Dagegen geſtattete daſſelbe Haus in demſelben Monat, daß die Separatiſten in Bezug auf den Eid gleiche Rechte mit den Quäkern erhalten ſollten.

Im engliſchen Gerichtsweſen, einem wahren Cloak alter Mißbräuche, wurden bedeutende Verbeſſerungen durchgeſetzt und weiter eingeleitet. Die Rechtspflege in den Gerichtshöfen des gemeinen Rechts erhielt Verbeſſerungen durch eine Acte, die eine Menge von Mißbräuchen aus dem Wege räumt, deren Vorhandenſeyn in dem Rechtsweſen eines aufgeklärten Landes man kaum zu faſſen vermag. Sie befugt die Richter, ſolche Anordnungen hinſichtlich der Proceßſchriften zu treffen, daß die Parteien gleich Anfangs genau einſehen mögen, wovon es ſich handelt, ſtatt zu mühſamen Nachforſchungen in dem Labyrinthe des Gerichtsbuches genöthigt zu ſeyn, und hernach zur Beibringung koſtſpieliger Zeugen, die Thatſachen beweiſen ſollen, die am Ende gar nicht zum Handel gehören. Ungerechten Nachforderungen iſt dadurch

abgeholfen, daß die Periode, in der eine Belangung wegen einer Verſchreibung ſtatt haben kann, von zwanzig Jahren zu zehn herabgeſetzt wird, ausgenommen der Gläubiger befinde ſich in einer geſetzlichen Unfähigkeit, oder es liege eine ſchriftliche Uebereinkunft vor, oder es ſey eine theilweiſe Bezahlung unterdeſſen erfolgt. Viele geſetzliche Erdichtungen und ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten, die die Zwecke ihrer Einführung längſt überlebt haben, ſind vernichtet. Rechtshändel über Umſtoßung von Käufen (abatement) ſind beſchränkt und regulirt; die Teſtamentsvollſtrecker und Eigenthumsverwalter von Verſtorbenen ſind nicht ferner gerichtlich unbelangbar von jenen, deren Vermögen, liegendes oder perſönliches, von denſelben etwa beeinträchtigt worden. Die Jury kann bei Klagſachen über Waaren oder Geld zur Entſcheidung gezogen werden; und, was noch alles übertrifft, Mißverſtändniſſe in Rechtshändeln ſind nach ihrer wirklichen Bedeutſamkeit zu beurtheilen, und der unglückliche Bittſteller hat in Zukunft nicht mehr mit dem Verluſte ſeines Proceſſes zu büßen für ein Verſehen, das ihm gar nicht zuzuſchreiben iſt.

Die ſchiedsrichterliche Ermäßigung eines Rechtshandels iſt erleichtert, indem die Unterwürfigkeit der Parteien unwiderruflich iſt, trotz ihrer nachherigen entgegengeſetzten Neigung, und das Erſcheinen der Zeugen vor dem Schiedsrichter iſt kräftig anempfohlen, — auf dieſe Weiſe ſind Schiedsſprüche hinfort der Einwürfe überhoben, welche ihre Billigkeit und Gemächlichkeit ihnen zuzogen.

Der Geiſt der Reform iſt ſogar in das Canzleigericht eingedrungen, und hat es gewagt, das verjährte Recht anzutaſten, welches dieſer Gerichtshof zu beſitzen ſchien, um von allen Verbeſſerungen verſchont zu bleiben, die in der Verwal-

tung anderer Rechtsſtellen gemacht wurden. Schon frühe in der Seſſion legte der Lordcanzler eine Bill im Hauſe der Lords für die Reform ſeines Gerichtshofes vor. Sie verſetzt einen kräftigen Streich der Wurzel zweier der ſchlimmſten Uebel im Gerichtsverfahren, der Verzögerung und der Koſtſpieligkeit. Dieſe müſſen ſich nothwendigerweiſe in den Amtsſtuben finden, wo das Umſtändliche der Geſchäfte des Canzleihofes vorkömmt, — das Sechsgerichtſchreiberamt, das Regiſtraturamt und das Referentenamt, alle insgeſammt waren in dem Entwurfe enthalten, wie er von dem Canzler vorgelegt ward; allein die Sechsſchreiber wurden ihm aus der Hand gerungen durch ihre Freunde im Hauſe der Lords, wenigſtens retteten ſie das Amt, nebſt allen ſeinen Mißbräuchen, nur vier der Sechsſchreiber koſtete es; und die Bill beſchränkte ſich auf die Regiſtratoren und Referenten. Dieſe beiden Aemter mußten ſich einer vollſtändigen Reviſion unterziehen. Die Regiſtratoren bezogen ihr gewöhnliches Einkommen von der Ausfertigung der Decrete des Canzleihofs, und ihre Bezahlung richtete ſich nach der Länge des Decrets. Jedermann wußte, daß fünf Sechstel dieſes Decrets nach der Form, in der es gewöhnlich abgefaßt, überflüſſig waren; allein der Proceßführer mußte es auf das Verlangen des Regiſtrators einlöſen, und dieſer wollte für ſeine Mühe belohnt ſeyn. Die Zeit des Regiſtrators und das Geld des Rechtsführers wurden ſo einem elenden Syſteme geopfert.

Das Referentenamt war noch ſchlimmer beſchaffen, als dasjenige der Regiſtratoren. Die Koſten und der Aufenthalt waren hier unerträglich; es galt hier eine Regel, vermöge welcher keine Urkunde dem Referenten eher vorgeleſen werden durfte, als eine Abſchrift in ſeiner Amtsſtube davon

genommen, und die Gebühr ihm dafür entrichtet war. Die Parteien ſträubten ſich vergebens dagegen, daß Abſchriften genommen würden, die weder ihnen noch ſonſt jemand nöthig wären; die Regel war unerbittlich, und oft wurde deßhalb armen Rechtsführern die Rechtsertheilung völlig verweigert. Kein Wunder daher, daß das Wort Abſchriftsgeld den Canzleiansuchern ſo gehäſſig iſt. In der That, es gibt nichts Verwerflicheres, als vielleicht den andern großen Mißbrauch, „freiwilliges Geſchenk" genannt, wodurch des Referentenſchreibers Einnahme ſo bedeutend erhöht wurde. Dieß nahm er den Parteien ab für ſchnelle Beförderung, ſo daß der Reiche immer Wege kannte, ſich den Vorrang zu ſichern.

Ein anderer Makel an dem Canzleigerichtshof war die Anzahl von Aemtern von kleinen Geſchäften, aber bedeutendem Einkommen, welches aus dem Beutel der Rechtsanſucher zu beſtreiten war. Dieſe und andere Aemter, die der Lordcanzler zu vergeben hatte, wurden gewöhnlich durch deſſen Familienglieder oder Leute ſeines nächſten Anhangs beſetzt, welche die Geſchäfte durch Andere verſehen ließen. Eines dieſer Aemter, welches jährlich 7,500 Pfd. St. einträgt, befindet ſich gegenwärtig in den Händen eines Geiſtlichen, der das Glück hatte, eines verſtorbenen Canzlers Neffe zu ſeyn; ein anderes begleiteten viele Jahre hindurch die drei Töchter des Lordcanzlers Northington. — Zuſammen bezogen dieſe Beamten jährlich 24,476 Pfd. St. Obwohl nun die Beſchwerden hierüber ſchon ſeit undenklichen Zeiten laut ſind, ſo iſt doch der gegenwärtige Lordcanzler der einzige, der den Muth hatte, das gehörige Mittel anzuwenden, und die Uneigennützigkeit, das erforderliche Opfer zu bringen. Zufolge der Acte des Lordcanzlers, die der Generalprocurator eingeführt,

wurden die Beſoldungen dieſer Stellen den zu leiſtenden Dienſten angepaßt, und ſie werden künftighin nicht mehr als jährlich 2,800 Pfd. St. betragen, für das Publicum alſo eine Erſparniß von 21,670 Pfd. St.

Der letzte Antrag des Lordcanzlers hinſichtlich der Verbeſſerungen im Gerichtsweſen während dieſer Seſſion beſtand in einer Bill für die Trennung der richterlichen von den politiſchen Verrichtungen des Canzleiſiegels (Great Seal), für die Ernennung eines Oberrichters, und die Errichtung eines Appellationshofes bei der Canzlei. Der Gehalt des Lordcanzlers ſollte von 14,000 Pfd. St. auf jährlich 8,000 Pfd. St. herabgeſetzt werden. Des übermäßigen Geſchäftsdranges halber ward die Berathung bis zum nächſten Jahre verſchoben.

Die Strenge unſeres peinlichen Geſetzes wurde gemildert durch eine Acte, die die Todesſtrafe aufhebt in Bezug auf Individuen, die des Einbruchs und Diebſtahls in einem Wohnhauſe ſchuldig ſind. Wer ſich ehedem der einfachen That des Einbruchs und Diebſtahls in einem Wohnhauſe ſchuldig gemacht hatte, es mochte bei Tag oder bei Nacht geſchehen ſeyn, und „was immer für einen Artikel, gleichviel von welchem Werthe," betroffen haben, der fiel der höchſten Strafe des Geſetzes anheim. An die Stelle dieſer grauſamen Maßregel tritt nun die Landesverweiſung und Gefängnißſtrafe.

Die Vorſchläge zur Verbeſſerung der Geſetze in Bezug auf liegende Güter werden eine denkwürdige Epoche in unſerer Civilgeſchichte ausmachen. Die Beſchränkung des Geſetzes der Nachklage iſt beſonders erwünſcht und von größtem Nutzen; darnach ſehnte ſich der Bürger längſt, und betrachtet ſie nun als das einzige Mittel, in dem Beſitze des Eigenthums gehörigen Schutz zu finden. Das verfloſſene Jahr-

hundert hat keine Abänderung im Geſetze aufzuweiſen, die von ſolcher Wichtigkeit wäre. Die lange Zeit, die zur Nachklage geſtattet ward, veranlaßte die Regel, daß niemand ſich mit ächtem Rechtstitel auf ein Grundſtück bekleidet halten durfte, wenn er nicht im Stande war, einen ungeſtörten Beſitz von wenigſtens ſechszig Jahren zu beweiſen; ja, beſonderer Umſtände wegen mußte dieſer Beſitz oft von dem Laufe eines ganzen Jahrhunderts oder noch länger dargethan werden. Daher die Koſten und die Schwierigkeiten bei Landveräußerungen. Nach dem neuen Geſetze iſt die Zeit der Anſprüche auf zwanzig Jahre reducirt, nebſt zehn weitern Jahren für den Fall von Unfähigkeit (disability).

Nicht minder erheblich iſt die Acte für die Abſchaffung der Lehn- und Ablöſungs-Gelder. Bis zu unſerer Zeit, in dem neunzehnten Jahrhundert (Laien werden Mühe haben, es zu faſſen!) mußte ſich derjenige, der eine beſtimmte Erbfolge umgehen wollte, eine ſogenannte Ablöſungsſumme (recovery) gefallen laſſen; das heißt, er mußte einen Proceß einleiten, bevor es ihm zuſtand, über jenes Eigenthum zu verfügen, das doch ganz das ſeinige war. Das ſämmtliche Weſen der Bräuche und Gefälle wurde mit ernſter Miene betrieben. Das Uebrige galt als Liſt und Trug, und füllte den Beutel der Advocaten. Dieß Gemenge von Unfug verbreitete ſchweres und doppeltes Uebel; für's Erſte, die Auslage, und dann die Gefahr, die mit dem kitzeligen Verfahren verbunden war, obwohl die Auslage gering zu nennen in Vergleich mit der Gefahr. Denn wenn ſchon die Sache nur dem Scheine nach geführt wurde, ſo beobachtete doch das Gericht dabei einen ſolchen Ernſt, daß ein einziges Verſehen, eine zufällige Mißdeutung eines Rechtsſatzes (und die bieher

gehörigen Gesetze waren die schwierigsten und abstractesten des Eigenthumsrechts), ja das Auslassen eines Wortes bisweilen das ganze Verfahren umstieß.

Es war kein seltener Vorfall, daß der Inhaber eines gekauften Gutes, vermöge einer aufgeworfenen alten Erbfolgebestimmung, mittelst eines technischen Versehens in der Ablösungsform, aus seinem Besitze vertrieben ward. Mit der Erhebung des Lehngeldes war es fast eben so schlimm; dabei kamen eben solche abgeschmackte Formalitäten vor, die gleichen Unkosten und häufig dasselbe Resultat. Das neue Gesetz hat endlich diese Anomalie vernichtet. Bände auf Bände sind über das Wesen und Wirken von Lehn- und Ablösungs-Sachen geschrieben worden, so wie über die verschiedenen Entwürfe für die Beschränkung von Rechtshändeln dieser Art, — durch diese zwei neu verfaßten Statuten ist nun all dieß in leeren Plunder verwandelt, woran sich höchstens in künftigen Zeiten noch etwa der Antiquar ergötzen mag. Kann man wohl begreifen, daß Lord Eldon, bei Entwicklung solcher Maßregeln, über den Wechsel zu klagen vermochte? daß er den Verlust jener Formen und Subtilitäten beweinte?

Zwei andere Maßregeln, auf liegendes Eigenthum sich beziehend, zur Verbesserung des Rechtsverfahrens bei Erbschaften, und der Gesetze hinsichtlich des Heirathsguts, entfernen verschiedene Anomalien und Unzweckmäßigkeiten; unter andern den abgeschmackten Satz des Erbrechts, kraft dessen nicht gestattet war, daß ein Vater oder eine Mutter Grundstücke ihres Kindes erben durften. Nach dem bisherigen Stande des Gesetzes ging das Erbgut des Kindes zu dem entferntesten Seitenverwandten über, ja in Ermanglung

von Erben fiel es ſelbſt eher der Krone anheim, als an die Eltern zurück. Dieſe nebſt mehreren andern Ungereimtheiten iſt nun beſeitigt; eben ſo auch das Geſetz, welches Erbſchaften zwiſchen Stiefgeſchwiſtern für unzuläſſig erklärte. Indeſſen iſt eine ſehr bedeutende, auf Anrathen der Commiſſion vorgebrachte, ſorgſamſt erwogene und ausgearbeitete Maßregel, nämlich die Bill für Errichtung einer allgemeinen Regiſtratur, vom Hauſe der Gemeinen verworfen worden. Zwar iſt dieß zu bedauern, allein wird dem Gegenſtande nur erſt allgemeinere Aufmerkſamkeit gewidmet und ſeiner hohen Wichtigkeit in Bezug auf Sicherſtellung des Anrechts und Beſitzes von Landeigenthum, ſo wird der übereilte Beſchluß der letzten Seſſion gewiß zurückgenommen werden.

Nicht bloß das Haus der Gemeinen hat eine wichtige Geſetzverbeſſerung zurückgewieſen; das Haus der Lords ſchlug die Bill der Localgerichte aus, eine Sache, die weit mehr zu bedauern, als der Verluſt der Regiſtraturbill.

Endlich bereitete die Regierung noch eine wichtige Maßregel in Betreff der Städte und ihrer Verwaltung vor. Man ſchrieb im September aus London: „Die Commiſſionen, welche von der Regierung in Folge eines Parlamentsbeſchluſſes ausgeſchickt worden, um den Zuſtand der Stadtcorporationen oder Innungen zu unterſuchen, erregen große Aufmerkſamkeit. Die meiſten dieſer letztern haben bedeutende Beſitzthümer, deren Ertrag größtentheils von den urſprünglichen, gewöhnlich wohlthätigen Zwecken, zu perſönlichen Vortheilen abgewendet worden. An den meiſten Orten iſt die Verwaltung der Güter einem engen Ausſchuſſe anheimgefallen, der ſich immer ſelbſt ergänzt und welcher es gewöhnlich ſo einzurichten weiß, daß, indem er die Parlaments-

wahlen zum Vortheile des jedesmaligen Miniſteriums lenkt, von dieſem wieder Verſorgungen für Söhne und Neffen auf öffentliche Koſten erhält. Natürlich ſind, da das Miniſterium ſich ſo lange in den Händen der Tories befunden, dieſe Beamten auch von Geſchlecht zu Geſchlecht immer Tories, und den Whigs entgegen geweſen; letztere ſind alſo um ſo geneigter, den alten Mißbräuchen in dieſen Rattenneſtern nachzuſpüren, ſo wie die Tories ihrerſeits über Gewalt und Verletzung des Beſitzſtandes ſchreien."

Eines der ſchönſten Werke des reformirten Parlaments und des Whigminiſteriums war die Emancipation der Sklaven in den engliſchen Colonien, worauf wir zurückkommen werden, wenn wir von jenen Colonien ſelber ſprechen. Beiläufig ſey es hier bemerkt, daß es je mehr und mehr paſſend ſcheint, die großen Entwicklungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Aſien und America im Zuſammenhange und als ein Ganzes zu betrachten, und der Colonialverhältniſſe nicht bloß als eines Geſchleppes bei Gelegenheit des Mutterlandes zu gedenken.

Das koloſſale Werk der engliſchen Reform, das auf dieſe Weiſe ruhig, beſonnen und verhältnißmäßig, beinahe geräuſchlos und unbemerkt begonnen hat, iſt die erhabenſte Erſcheinung unter den jüngſten Weltbegebenheiten und trägt das größte Verhängniß in ſich.

Die Thätigkeit des engliſchen Miniſteriums in den auswärtigen Angelegenheiten verſchwindet hinter dieſer Entwicklung an Vorausſicht und Thatkraft im Innern. Die Baſis der engliſchen Continentalpolitik war und blieb die Allianz mit Frankreich, und Lord Palmerſton, der engliſche Miniſter des Auswärtigen, ſtrebte im Verein

mit

ERNST AUGUST

Herzog von Cumberland.

mit dem grauen Talleyrand, dieſe Allianz theils gegen die wechſelſeitigen kleinen Nationaleiferſüchtelein zu befeſtigen, theils nach außen zu erweitern. Doch war der Charakter dieſer gemeinſchaftlichen Politik ein friedlicher und ſehr geduldiger. Weit entfernt ſich zu übereilen, wartete man die Ereigniſſe, die eine Linie weiter führen konnten, ruhig ab, oder gab den Umſtänden eine kaum merkliche Bewegung. So wurde das gewünſchte Reſultat in der pyrenäiſchen Halbinſel auf das langſamſte herbeimanövrirt, und im Orient, wo ſich die Kraft des Widerſtandes concentrirte, wurde abgewartet und ſorgfältig der Status quo erhalten. Im Ganzen blieb die Stellung Englands gegenüber von Rußland noch immer eine defenſive, factiſch untergeordnete, aber es nahm durch die Beſiegung des Tory-Widerſtandes im Innern und durch die franzöſiſche Allianz die Miene eines ſich freier fühlenden, die bisher gefeſſelten Schwingen nur aus Klugheit noch nicht lüftenden Adlers an.

Zu Anfang des Märzes zog ſich Lord Durham, Schwiegerſohn Grey's und Lord des geheimen Siegels, aus dem Miniſterium zurück, wegen Krankheit und häuslicher Verluſte, und weil er etwas raſcher und um eine Linie radicaler war als Grey. An ſeine Stelle trat am 27 März Lord Goderich. Dagegen wurde Stanley Staatsſecretär für die Colonien und an deſſen Stelle Hobhouſe Staatsſecretär für Irland.

Am 20 September reiſ'te der Herzog von Cumberland, Bruder des Königs, nach dem Continent. Dieß gab zu allerlei Klatſchereien über ein Mißverhältniß zwiſchen den erlauchten Brüdern Anlaß. Dem Herzog ſchrieb man entſchiedene „continentale Sympathien" und Widerwillen gegen jede Re-

form zu. Sein 14jähriger Sohn, Prinz Georg, der ihn begleitete, wurde um dieſe Zeit blind, ein Uebel, dem mehrere Glieder der welfiſchen Familie, beſonders von der braunſchweigiſchen Linie, wie bekannt, unterworfen waren.

Schließlich noch ein Bild aus dem engliſchen Volksleben: „Am 20 Mai wurde auf Newhall-Hill, unweit Birmingham, eine große Volksverſammlung gehalten. In der Mitte war ein amphitheatraliſches Gerüſte für den Ausſchuß des politiſchen Vereins errichtet. Gegen Mittag waren erſt 3 bis 4000 Menſchen verſammelt, um dieſe Zeit aber trafen die Vereine aus mehreren Punkten des Innern ein, mit Muſik und fliegenden Fahnen und Panieren aller Art. Um 12½ Uhr erſchien die große Proceſſion aus der Stadt, Hrn. G. Edmonds zu Pferd an der Spitze, mit allerlei merkwürdigen Symbolen, z. B. einem rieſenhaften Brod aus Holz und daneben einem wirklich gebackenen Brödchen, eine allegoriſche Darſtellung der Wirkſamkeit der Korngeſetze. Auf den Panieren ſah man gefeſſelte Neger und Polen ꝛc. In einem offenen Wagen kamen nunmehr die HH. Thomas Attwood und O'Connell, nebſt einigen Andern. Jetzt ſtrömte eine große Menſchenmaſſe hinzu, und es ſollen wohl 70 bis 80,000 Menſchen beiſammen geweſen ſeyn. Ein Trompetenſtoß vom Gerüſte herab erzeugte allgemeine Stille. Nun hielt zuerſt ein Hr. Muntz (ein Elſaſſer von Herkunft), dann Hr. Attwood Reden, in denen die Miniſter wegen ihres Verfahrens gegen Irland, ſo wie wegen angeblich gebrochener Verſprechungen aufs bitterſte herabgewürdigt wurden. Letzterer ſchlug Bittſchriften wegen Abſchaffung der Korngeſetze, „der gehäſſigſten dieſſeits der Hölle," der Malz-, Häuſer- und Fenſterſteuern, endlich eine Adreſſe an den König wegen Entlaſſung der Mini-

ſter, vor. Nach ihm ſprach O'Connell, der die Miniſter brutal und blutgierig, und ſogar Lord Brougham einen großen Betrüger (humbug) nannte! Hr. Hadley ſchlug ein dreimaliges Hoch für O'Connell und die Polen vor, in das der Hauſe brüllend einſtimmte. Es wurden hierauf die gedachten Reſolutionen, Bittſchriften und Adreſſen, alle in ſehr heftigen Ausdrücken, beſchloſſen; letztere ſollten dem Könige durch den Grafen Fitz-William zugeſtellt werden." — Doch begnügte ſich das Volk mit dieſen Expectorationen, ohne daß im Geringſten Unruhen vorgefallen wären, und der Streit zwiſchen den Arbeitern und Gewerkherren, die Höhe des Arbeitslohns betreffend, der am Schluß des Jahres gehäſſiger wurde, behielt durchaus den Charakter einer Privatſache.

2.

Iriſche Zwangs- und Kirchenreformbill.

Der Hauptgegenſtand, mit dem ſich das erſte reformirte Parlament beſchäftigte, war die Reform des unglücklichen Irland; doch konnte ſie nicht ohne gleichzeitige Maßregeln gegen die Unruheſtifter dieſes Landes gefördert werden. Man mußte gegen die Tories und Biſchöfe, die an allen alten Ungerechtigkeiten und Mißbräuchen feſthielten, und gegen die Partei des O'Connell, der Irland nicht bloß reformiren, ſondern auch von England trennen wollte, und gegen die ſogenannten Weißfüße, die ſich bereits eigenmächtig emancipirten, den Zehnten verweigert und viele politiſche Todtſchläge begangen hatten, zu gleicher Zeit ankämpfen.

O'Connell, der große Tribun der iriſchen Bevölkerung,

leitete dieſelbe mit faſt königlicher Autorität, und berief aus ihrer Mitte einen iriſchen Nationalrath, O'Connell's Parlament genannt, nach Dublin, am 18 Januar 1833. Es erſchienen 31 Mitglieder. Obriſt Butler nahm den Präſidentenſtuhl ein, D. O'Connell ſaß ihm zur Linken, ein Herr Staunton zur Rechten. Letzterer hielt einen langen mehrere Stunden dauernden Vortrag über die financiellen Verhältniſſe Irlands, worin er zu zeigen ſuchte, daß Irland durch die Union und namentlich durch die die Union verletzende Conſolidation der iriſchen und engliſchen Schuld ſehr beeinträchtigt worden ſey; beſonders aber ſey Irland ſeit 1815 gar nicht erleichtert, ja noch ſchwerer belaſtet worden als früher. Ein mächtiger Stoß Actenſtücke lag vor dem Redner, und er legte ſich während ſeiner Rede wiederholt auf dieſelben. Der nächſte Gegenſtand, der die Aufmerkſamkeit des Nationalrathes beſchäftigte, war — der Seifenhandel. Man behauptete, der iriſche Seifenhandel ſey beinahe vernichtet worden durch die Betrügereien bei dem Rückzoll von 10 Procent, welcher den engliſchen Manufacturiſten bewilligt ſey; dieß ſetze ſie, da in England keine Seifentare beſtehe, in den Stand, wohlfeiler als der iriſche Producent zu verkaufen. Einige Mitglieder waren für Gleichſtellung der Abgabe, wogegen andere bemerkten, daß dadurch eine neue Tare aufgelegt werde. Hr. O'Connell und Hr. Collaghan waren für ein Verbot engliſcher Seife, bis eine legislative Reform des Syſtems bewirkt ſey. — Am zweiten Tage, den 19 Januar, waren 31 Mitglieder anweſend. Merkwürdig iſt die Art der Gegenſtände, welche vorkamen. Die Deputation eines Kirchſpiels von Dublin klagte über die Nachtheile, welche ein beſtehendes Geſetz demſelben zufüge, da es genöthigt werde, uneheliche Kinder, die von

irgend einem Theile Irlands dahin gebracht würden, zu ernähren. Der zweite Gegenstand war eine Klage der wirklichen Gerber von Dublin, daß sie nicht mit in die Gilde aufgenommen seyen; diese bestehe nur aus 13 Mitgliedern, die größtentheils das Geschäft gar nicht selbst betrieben. Dann legte Hr. O'Connell seinen Plan zu Verbesserung der Gesetze über die große und kleine Jury in Irland vor. Hr. Grattan schlug vor, wenn diese Verbesserungen nicht durchgingen, so sollten die Mitglieder des Nationalraths sich verpflichten, der Regierung sich auf jede Weise zu widersetzen. Dieß fand man doch zu stark, und Hr. Grattan nahm seinen Vorschlag zurück. Ein anderer Vorschlag Hrn. Grattans lautete: Wir sind einstimmig der Meinung, daß es für den Frieden von Irland wesentlich ist, daß das Zehntensystem nicht dem Namen, sondern dem Wesen nach und vollständig abgeschafft werde; dieß ging durch, jedoch mit der Bemerkung, daß es nothwendig sey, die jetzigen Besitzer zu entschädigen, weßhalb der Beschluß gefaßt wurde: daß sie das Recht der Personen, welche jetzt von der Kirche Pfründen besitzen, anerkennen, und es für die Pflicht des Parlaments halten, solche Personen billig zu entschädigen. Dagegen wurde eingewendet, diese Worte könnten so verstanden werden, als ob die jetzigen Pfründenbesitzer zu demselben Betrage, den sie jetzt empfangen, entschädigt werden sollen, was aber von den HH. O'Connell, Ruthven und Shiel dahin erklärt wurde, daß die Worte billige Entschädigung nur so viel als angemessener Unterhalt bedeuten sollten.

In der dritten und letzten Sitzung dieses illusorischen Parlaments schlug Hr. Ruthven nachstehende Resolutionen vor: 1) Die Interessen des Königreichs Irland erfordern die

Oberaufsicht einer einheimischen unabhängigen Legislatur. 2) Die Erfahrung von 32 Jahren hat zur Genüge gezeigt, daß das Reichsparlament für dieses Königreich keine Gesetze geben kann. 3) Die Wiederherstellung der gesetzgebenden Autorität der Lords und Gemeinen von Irland ist wesentlich, nicht bloß für den Frieden und die Wohlfahrt des Königreichs, sondern für die Erhaltung der Verbindung mit Großbritannien. 4) Da wir die Interessen dieses Königreichs zu fördern, seine Ruhe zu sichern, und seine Verbindung mit Großbritannien zu erhalten haben, so fordern wir unsere Landsleute auf, sich in ihren respectiven Districten zu versammeln, um dem Reichsparlamente Petitionen auf Zurücknahme der legislativen Union zu übergeben, welche Maßregel durch Verrath, Bestechung und Blutvergießen durchgesetzt wurde, welche für die jetzige Generation erniedrigend ist, und wenn sie fortdauert, auf unsere Nachkommen das Unheil eines Bürgerkriegs häufen muß. — Viele stimmten bei, einige widersetzten sich, weil sie jetzt sich zu nichts der Art verpflichten wollten; auch Hr. O'Connell bat den Antragsteller seinen Antrag vorerst zurückzunehmen; man müsse nun abwarten, was ein reformirtes Parlament thue. Der Antrag wurde zurückgenommen, obgleich der, welcher sich demselben zuerst widersetzt hatte, ein Hr. Chapman, selbst gestand, wenn man die Resolutionen zur Abstimmung gebracht hätte, so wären sie durchgegangen. Ein Hr. Finn, gleichfalls Parlamentsglied, erklärte, es seyen von den 105 Abgeordneten Irlands jetzt 44 absolute und 26 bedingte Repealer.

Zum Beweise, welches große Ansehen O'Connell genoß, wird erzählt: In einer Versammlung der irländischen Freiwilligen legte Hr. Steele folgende Erklärung ab: „Herr

präſident! Ich bin bereit, mich in allem den Befehlen O'Connells zu unterwerfen. Ich ſage unbedenklich: den Befehlen, und wiederhole dieſes Wort, weil er bewieſen hat, daß er Folgſamkeit verdient. (Beifall.) Wenn ich von O'Connell den Befehl erhielte, auf einer Mine zu bleiben, an welche Feuer gelegt werden ſoll, ſo würde ich unbedenklich gehorchen."

Indeß war O'Connell und ſein Parlament weniger gefährlich. Man wußte, daß er ſich nur legale Schritte erlaube, und daß ſeine Kühnheit nur darum ſo weit gehe, weil ſie in den Schranken des Geſetzes bleibe. Er wollte keine Revolution, ja er hinderte ſeine Landsleute, ſich in den Abgrund derſelben zu ſtürzen. Alle ſeine Anſtrengungen waren dahin gerichtet, England auf dem Wege der Ueberzeugung dahin zu bringen, freiwillig und geſetzlich dem Unterdrückungsſyſtem gegen Irland zu entſagen.

Wahrhaft gefährlich war nur das zur Verzweiflung gebrachte Volk ſelbſt. Der Courier ſagte ſehr wahr: „Das von O'Connell berufene Parlament gewinnt mit jedem Tage mehr Feſtigkeit und Einfluß. Dieſe neue Verwickelung muß Jeder, dem Irlands Lage am Herzen liegt, mit Schmerz und Unruhe betrachten. So furchtbar indeß auch die Sache ausſieht, da die Rebellion hiedurch einen Vereinigungspunkt erhalten und gleichſam legitimirt werden ſoll, ſo betrachten wir doch dieſen aufgeſchoſſenen Auswuchs iriſcher Unzufriedenheit als völlig unbedeutend in Vergleich mit dem innern Unheil, das durch die ganze Maſſe der Bevölkerung geht. Es würde wenig helfen, O'Connell und ſeine Schaar untergeordneter Verbündeter zu unterdrücken; man muß es ſagen, ſo wenig wir ihnen auch das Verdienſt, zur Erbitterung des Volks beigetragen zu haben, ſchmälern wollen, ſie ſind nicht die Urſache

der elenden Lage ihres Landes, so sehr sie dieselbe auch verschlimmert haben mögen. Der Insurrectionsgeist Irlands entspringt aus dem Elende des Volks; so lange die Minister diesem nicht abhelfen, ist es umsonst, wenn die Minister, wenn gleich mit aller Kraft der Regierung und einer beistimmenden öffentlichen Meinung, die jetzige Aufregung zu dämpfen suchen. Die, welche jetzt das Volk aufhetzen, kann man unterdrücken, an ihre Seelle aber werden neue, heftigere Demagogen treten, die ihre Plane eben so ehrgeizig, eben so rücksichtslos verfolgen werden."

Alle Nachrichten schilderten den Zustand Irlands fortwährend höchst traurig. Der Courier schrieb: „Die Grafschaften, die bis jetzt noch ruhig waren, sind nun der Schauplatz derselben Gewaltthaten, wie im größten Theile des südlichen Irlands. Das Verzeichniß derselben hat eine neue bemerkenswerthe Vermehrung erhalten; die Pächter haben begonnen sich zu weigern, die Rente anders zu bezahlen, als ihren Gutsherren persönlich. Der eingestandene Zweck hievon ist, die Abwesenden zur Rückkehr zu nöthigen, aber die Folgen sind klar. — Die Nähe der Behörden und der Constablers gewährt dem Eigenthume gegen die Anfälle bewaffneter Banden keinen Schutz mehr. Die Bauern treten in eine Maierei, zwingen die Bewohner, ihnen ein Nachtmahl zu bereiten; beim Aufbruche verlangen diese Wilden fünf Schillinge, wahrscheinlich für die Ehre ihres Besuchs. Die Haussuchungen werden immer häufiger; die Banden forschen besonders nach Feuergewehren und Pulver; die erschrockenen Pächter liefern ihre Waffen aus, und nicht selten hört man auf dem Lande Musketenfeuer, von Schießübungen herrührend. Eine Menge Gutsbesitzer mußten flüchten, da man

ihnen mit dem Tode drohte, wenn ſie nicht in beſtimmter Zeit ihr Gut verließen. Den Pächtern wird von jenen „Freiwilligen" ausdrücklich verboten, künftig Zehnten zu zahlen. Ihr Feldgeſchrei iſt: „Keine Zehnten mehr!" In der Grafſchaft Mayo mußten 12 Polizeiſoldaten, durch Tauſende von Bauern umzingelt, von ihren Waffen Gebrauch machen; drei Individuen blieben auf dem Platze. In Caſtlebar ſind zahlreiche Streitkräfte verſammelt; ihre ſtarken Patrouillen haben die Ruhe beinahe hergeſtellt." — Oeffentliche Blätter ſchrieben ferner: „Mordthaten, Brandſtiftungen, Tumulte ſind an der Tagesordnung. Vor alten Zeiten hat in Irland die Sitte geherrſcht, daß das Volk ſich eine eigene Rechtspflege herausnimmt, die durch bewaffnete Banden geübt wird, welche des Nachts das Land durchziehen, und ihren Weg mit Blut und Brand bezeichnen. Dieſe Banden, von einem Abzeichen, welches ſie tragen, die Weißfüße (white feet) genannt, ſind gegenwärtig in voller Arbeit, und die Gräuelſcenen, welche ihnen zur Laſt gelegt werden, überſteigen in der That alle Beſchreibung. Einem Manne, der bei einer ſtreitigen Wahl gegen den Volkscandidaten geſtimmt, in das Haus brechen, ihn aus dem Bette holen und ihn vor den Augen der Seinigen ermorden, oder Haus und Hof umſtellen und mit allem, was ſich darin befindet, den Flammen übergeben, iſt das Werk eines Augenblickes. Nicht immer geht es ſo ernſthaft her; oft begnügt ſich der Pöbel damit, durch wildes Geſchrei Schrecken einzujagen, oder die Fenſter einzuwerfen. Die Liſten, deren die Repealer ſich bedienen, um ihre Gegner von dem Wahlplatze entfernt zu halten, ſind zuweilen im höchſten Grade lächerlich. So bemächtigte bei der Wahl zu Maryborough ſich ein Haufe des Zollhauſes an der Heer-

ſtraße von Caſtlebown, zog eine Kette vor und ließ niemand vorüber, der nicht ſtatt des Zolls das Verſprechen entrichtete, für die Repealer zu ſtimmen. Dieß dauerte bis eine Abtheilung Militär und Polizei erſchien, die den Durchzug erzwang. In Folge der wechſelnden Aufregung hat der Krieg gegen die Renten der Landgüter eben ſo begonnen, wie der gegen die Zehnten, wobei es zwiſchen dem Landvolke und der Polizei ſchon zu blutigen Kämpfen kam. Wie auf die Gewerbsverhältniſſe und den Wohlſtand Irlands der politiſche Zuſtand dieſes Landes wirkt, geht am deutlichſten aus folgender Angabe hervor: Seit dem Jahre 1821 haben in Dublin, der Hauptſtadt Irlands, nicht weniger als dreißig der bedeutendſten Wollmanufacturen fallirt. Die ſehr wichtigen Papierfabriken ſind faſt gänzlich verlaſſen und alle Zuckerraffinerien eingegangen. Im Jahre 1822 wurden in der Grafſchaft Ulſter 2,200,000 Pfd. Sterl. für Leinwand gelöſ't, gegenwärtig beträgt das ganze Bruttoeinkommen dieſes Landes nicht ſo viel. Während derſelben Zeit hat in England und Schottland die Induſtrie unermeßliche Fortſchritte gemacht.“

Der franzöſiſche Temps äußerte über denſelben Gegenſtand: „Die brittiſche Regierung behandelt noch immer das katholiſche, revolutionäre, ausgehungerte Irland, das Land der Leidenſchaften und des Elends, als erobertes Land; ſie nährt auf Koſten der Irländer die Blutſauger ſeines Clerus, ſchickt ihnen ſchottiſche Regimenter, eine Art Occupationsarmee, mißt ihnen die Wahlreform mit einer ungerechten Kargheit zu, und ſo entſteht natürlich bei dieſen enthuſiaſtiſchen Menſchen der Gedanke an Trennung. Die Beſchwerden ſind dem Gedächtniſſe jedes Irländers gegenwärtig; die

Mittel werden langſam, aber mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit vorbereitet; die Dynaſtie iſt ſchon gefunden. Die O'Connell's bemächtigen ſich des Landes; mehrere Mitglieder dieſer Familie werden im brittiſchen Parlamente die mächtige Partei repräſentiren, die ſich gegen die Union ausgeſprochen. Die moraliſche Gewalt des Landes iſt gegenwärtig in den Händen Daniel O'Connells. An der Stelle der Clans des Mittelalters hat er eine weitreichende Aſſociation gegen die Union gebildet; ſein Name hat nicht geringere Macht bei den bewaffneten Banden, welche die Grafſchaften durchziehen, um die Zehnterhebung zu hindern; welche die Landesſtraßen durchſchneiden, indem ſie hoch von den Bergen herab ungeheure Steinblöcke rollen; welche die Obrigkeiten in Schrecken ſetzen, und ſich als Schiedsrichter über das Eigenthum aufwerfen, — eine wahre gegen die anglicaniſche Kirche organiſirte Jacquerie. Und wenn man auch nur noch jene ſchreckliche Maſſe von Proletariern durch Unterdrückung des Zehnten begütigen könnte. Allein ſo wie die Emancipation der Katholiken Irland nicht befriedigt, ſo wird auch die Abſchaffung der Zehnten weder die Bedürfniſſe noch die Unzufriedenheit beſchwichtigen: der Hunger der Proletarier bleibt. Die Proletarier! — Hier iſt die wunde und faſt unheilbare Stelle Irlands. Auf acht Millionen Einwohner ſind meiſtens zwei Millionen ohne Beſchäftigung, ohne Kleidung, ohne eine Exiſtenz. Man denke ſich z. B. eine ſchrecklichere und zugleich rührendere Erſcheinung, als folgende: Zu Cork wurden die neu erwählten Parlamentsglieder im Triumph einher getragen. Haufen von Bettlern umringen ſie und halten ſie auf; mit jener Familiarität, welche die äußerſte Entwürdigung, wie die erhabenſte Größe gibt, ſchwingt ſich

der Wortführer der Armen auf den Triumphwagen! „Wenn ihr im Parlamente sitzt," redet er sie an, „so werdet ihr den Hunger und das Elend nicht vergessen, die hier vor euern Augen stehen. Erinnert euch, ihr Herren, daß es hier in Cork 21,000 von allem Nöthigen entblößte menschliche Wesen gibt, und daß sich in den Kirchspielen, zu welchen wir gehören, jeden Morgen 6000 Menschen von ihrem Lager erheben, ohne zu wissen, woher sie Brod nehmen sollen. Unsere Mitbürger haben euch gesagt, daß die Widerrufung der Unionsacte allein vielleicht von wesentlichem Vortheile seyn könnte; wir ermahnen euch auf dieser Widerrufung zu bestehen, wir fordern sie von euch im Namen unserer Lumpen, unseres Hungers, der Leiden, die wir erduldet haben und noch erdulden." — Und während jetzt die Mandatarien Irlands die Beschwerden dieses unglücklichen Landes entrollen werden, während sie die Fackel der Zwietracht in die Leidenschaften der Reform schleudern, welche Partei wird das englische Ministerium ergreifen? Wird es ein Heer nach Irland senden? Allein dieß Land verlangt Brod, und kein Blut. Ich muß leben! schreit Irland; kann das Parlament einem ganzen Volke antworten: „Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein!"

Bei der Erbitterung der Gemüther und bei der Besorgniß, zu wenig zu erhalten, forderten die Irländer auch ihrerseits zu viel, und setzten dem Extrem der Unterdrückung das der Ausschließung entgegen. Die Dublin Times geben nachstehenden Entwurf, den die Repealer bei ihrer Auflösung der Union zum Grunde legen wollen: „1) Organisation unbewaffneter Freiwilligen-Banden, die aber zu jeder Zeit die Waffen ergreifen können; 2) Aufhebung der legislativen Unionsacte zwischen Großbritannien und Irland; 3) von

den 800 Millionen der allgemeinen Staatsschuld kommen nur 27 auf Irland; 4)Auflegung von Schutzzöllen auf die Einfuhr in Irland, als Repressalie gegen die Besteuerung irländischer Waaren in England; 5) Herstellung des irländischen Parlaments in zwei Kammern, nach einem Plane, der zuvor den Freiwilligen vorgelegt werden soll; 6) Unterstützung des irländischen Parlaments in seinen Discussionen durch eine Abtheilung dieses Corps; 7) Beförderung des Gemeinsinns durch feierliche Denunciation aller antinational Gesinnten; 8) gänzliche Trennung der Kriegs- und Friedensfrage von brittischen Verhältnissen; 9) Belegung aller sich fortwährend im Auslande aufhaltenden Gutsbesitzer (absentees), die man eher Fremdlinge (aliens) nennen sollte, mit Confiscation, und Vertheilung ihrer Güter unter die Beförderer der Nationalunabhängigkeit; 10) alle Engländer, Schotten und Walliser, die sich in Irland aufhalten, für Ausländer zu erklären."

Die Regierung erkannte die Schwierigkeit und große Bedeutung der irischen Frage, hoffte jedoch zwischen den Extremen hindurch allmählich das Ziel einer friedlichen Ausgleichung zu erreichen. Auch die Times sagten: „Die Aufgabe der Regierung ist einfach. Man führe in Irland eine Kirchenreform ein, die so ausgedehnt und wirksam ist, daß alle unabhängigen Parlamentsmitglieder aus jenem Land ein hinlängliches Motiv darin finden, die Minister zu unterstützen, und daß zugleich alle diejenigen, die noch bei dem Vorhaben einer Trennung beider Inseln beharren, als Aufwiegler entlarvt werden."

Der König erklärte am 5 Februar in der Thronrede: „Was Irland betrifft, so ging, um diese allgemein gefühlten

und von ſo unglücklichen Folgen begleiteten Urſachen zu Klagen zu entfernen, in der vorjährigen Seſſion des Parlaments eine Acte durch, um eine allgemeine Ausgleichung der Zehnten ins Werk zu ſetzen. Um dieß heilſame Werk zu vervollſtändigen, empfehle ich Ihnen, im Vereine mit den übrigen Veränderungen des Geſetzes, welche auf jenen Theil meiner Länder Anwendung finden mögen, die Annahme einer Maßregel, wonach die Landbeſitzer, nach dem Grundſatze einer gerechten Umwandlung, ſich von der Laſt einer jährlichen Zahlung befreien können. Hinſichtlich weiterer Reformen, welche nöthig ſeyn können, werden Sie vermuthlich finden, daß die Staatskirche Irlands zwar dem Geſetze nach für immer mit der Englands verbunden iſt, jedoch die beſondern Verhältniſſe einer jeden derſelben eine abgeſonderte Erwägung erfordern. Auch gibt es noch andere für den allgemeinen Frieden und die Wohlfahrt Irlands kaum minder wichtige Gegenſtände, welche die Verwaltung der Gerechtigkeit und die Localtaxen jenes Landes betreffen, und ihre Aufmerkſamkeit gleichfalls in Anſpruche nehmen werden. Aber es iſt meine ſchmerzliche Pflicht, zu bemerken, daß die Unruhen in Irland, auf die ich am Schluſſe der letzten Seſſion hinwies, ſich noch ſehr vermehrten. Der Geiſt des Ungehorſams und der Gewaltthätigkeit iſt auf die furchtbarſte Höhe geſtiegen, ſo daß Leben und Eigenthum unſicher, die Geſetze verachtet werden, und die unglücklichſten Folgen drohen, wenn jener Geiſt nicht ſchnell und wirkſam unterdrückt wird. Ich bin überzeugt, daß ich unter dieſen betrübenden Umſtänden Ihre Loyalität und Ihre Vaterlandsliebe nicht vergebens um Beihülfe angehen werde; vielmehr vertraue ich darauf, daß Sie bereit ſeyn werden, ſolche Maßregeln heilſamer Vorſicht anzuneh-

men, und mir ſolche weitere Gewalten anzuvertrauen, als nöthig befunden werden mögen, um die öffentlichen Friedensſtörer zu zügeln und zu beſtrafen, und zwiſchen den beiden Ländern die legislative Union zu befeſtigen, welche ich, mit Ihrer Beihülfe und der Gnade der göttlichen Vorſehung, entſchloſſen bin, durch alle in meiner Gewalt befindlichen Mittel zu erhalten, da ſie unauflöslich vereinigt iſt mit dem Frieden, der Sicherheit und dem Glücke meiner Länder.“ Hierin war das Syſtem der Regierung klar ausgeſprochen: Reform gegen die Tories, Aufrechthaltung der Ordnung gegen die Radicalen.

Als auf den Antrag des Lords Ormelie das Unterhaus dieſes Syſtem in der Antwortsadreſſe an den König anerkannte, erhob ſich O'Connell: „Ich ſtehe auf, um die Adreſſe zu bekämpfen, ſie iſt brutal und blutig, ſie iſt eine Kriegserklärung gegen Irland; ſie gleicht der Adreſſe gegen America, wo ihr mit brutaler Beharrlichkeit euern Secretär abſandtet, um eure Befehle in Blut zu ſchreiben; jetzt, wie damals, wird eure Beharrlichkeit in blutgierigen Rathſchlägen mit eurer Schande enden. Wenn der edle Lord von der größern Aufmerkſamkeit ſpricht, womit ein reformirtes Unterhaus die iriſchen Angelegenheiten behandeln werde, und uns ſagt, ein wie viel beſſeres Benehmen die Regierung künftig beobachten wird, dann kann ich mir das bittere Lachen des Zorns und der Verachtung denken, womit man die Thronrede und die Adreſſe in meinem Lande leſen wird. Man wird ſie für das nehmen, was ſie iſt, eine Erklärung des Bürgerkriegs. Wie kommt es, daß ein Land, das mit Vortheilen geſegnet iſt, wie ſie Schottland und ſelbſt England nicht beſitzen, zu Grunde geht, daß in dieſem Lande, wo die Vorſehung ſo viel

that, die Regierer ſo wenig oder ſo Schlechtes thaten? Warum iſt der Landeigenthümer reich, während der Pächter hungert? Warum iſt das Volk ſo arm, und die Kirche ſo reich? Nachdem mein Vaterland 700 Jahre lang einer ſchlechten Regierung unterworfen war, iſt dieß das Hülfsmittel? Abermals das Geſchrei nach Blut? Hätten Irländer die Leitung ihres Landes gehabt, ſo wäre es zu entſchuldigen, wenn man Zuflucht zur Gewalt nimmt; wenn aber der edle Lord von Unruhen ſpricht, welche ausbrechen, während ihr 700 Jahre an unſerer Stelle die Regierung übernahmt, ſo werfe ich die Beſchuldigung auf euch zurück, euch lege ich unſer Elend zur Laſt, auf euch fällt die Schande! Wenn euere ſchlechte Regierung die Unordnungen veranlaßte, ſo wird Gewalt ſie nur vermehren. Es gibt nur Ein Gegenmittel — Gerechtigkeit. Der edle Lord (Ormelie) hat ſich herabgelaſſen, eine Rede gegen mich zu halten, über mich hat er die Schalen ſeines Zorns ausgegoſſen. Es gibt jetzt keinen Pflaſtertreter, keinen Nebenſchößling des höhern oder niedern Adels, der ſich nicht Sarcasmen gegen Irland erlaubt. Ich erdulde es, werfe es aber zurück auf ſie ſelbſt. Warum wurde Irland dieſem Staatsſecretär zur Beute hingegeben? Iſt Irland jetzt ruhiger? Nein, die Verbrechen haben ſich zehnfach gemehrt. Darüber iſt alles einig, und nur darüber uneinig, woher dieſe Vermehrung ſtammt. Sie wird auf doppelte Art erklärt. Die eine iſt die des edlen Lords, der den Antrag zur Adreſſe ſtellte. Er ſchreibt alle Irrthümer und alle Verbrechen Irlands mir, dem Unruheſtifter, zu. Wiſſen aber die Herren uns gegenüber nicht mehr, daß man Sie erſt noch im vergangenen Jahre, eben ſo laut, als Sie jetzt mich, des Verbrechens der Unruheſtiftung anklagte? Im vergangenen Jahre wa-

STANLEY.

waren ſie die Unruheſtifter Englands. Das engliſche Volk, ſagten eure Ankläger, wünſchte dieſe revolutionären Aenderungen nicht, bis eure Umtriebe es beinahe zur Rebellion aufregten. Alle die Ausdrücke, mit denen der edle Lord gegen mich ſo freigebig iſt, wurden damals und mit gleichem Rechte gegen die Herren uns gegenüber angewandt. Mit Verachtung behandelten Sie damals dieſe Ausdrücke, und mit Verachtung weiſe auch ich ſie zurück. Sind die Verbrechen, welche begangen werden, eine Folge von Umtrieben? Nein, ſie ſind eine Folge ſchlechter Regierung. Viele Schimpfreden häuft der edle Lord auf mich; er nennt mich einen Raubvogel, und daneben verlangt er, daß ich zur Beruhigung Irlands mitwirken ſoll. Iſt es der Mühe werth, einen Raubvogel um Rath zu fragen?" Auf dieſe heftige Rede antwortete Stanley unter rauſchendem Beifalle des Parlaments, indem er das Verſprechen nothwendiger und heilſamer Reformen wiederholte, aber offen erklärte, daß die Regierung aufs entſchiedenſte gegen die Repealers verfahren werde. „Wir ſagen ihm, daß wir mit aller Macht der Regierung und aller Energie des Volks, ohne welche die Regierung nichts wäre, ſeiner Panacee uns bis auf den Tod widerſetzen werden. (Lauter Beifall und Bravorufen im Hauſe, Einige auf der Galerie beginnen gleichfalls ihren Beifall zu bezeugen, es geſchieht ihnen aber ſogleich von den Beamten des Hauſes Einhalt.) Ich ſage ihm, daß wir uns der Aufhebung der Union widerſetzen werden, als dem Todesſtreiche gegen das Reich, daß wir Einheit der Plane und Unternehmungen, und wenn es gilt, unſere Kraft zu zeigen, die vereinte Stärke des Reiches in Anwendung bringen wollen. Der Widerruf der Union wäre der Todesſtreich gegen den Frieden, die Sicherheit und

die Kraft des vereinten Reichs, und wir wären Verräther an unſerm Lande, wenn wir uns nicht mit aller Macht einer Trennung widerſetzten. (Lauter Beifall.)

Am 14 Februar legte die Regierung ihren Plan der Reform, und am 15ten den der Zwangsmaßregeln vor. Lord Althorp machte folgende Vorſchläge: „1) Die Kirchenabgaben (church cess) ſollen ſogleich und gänzlich abgeſchafft werden. Dieß iſt eine directe jährliche Erleichterung von 80,000 Pfd. Sterl. 2) Eine allmähliche Reduction der vier Erzbisthümer und achtzehn Bisthümer auf zwei Erzbisthümer und zehn Bisthümer, und die Uebertragung der Einkünfte dieſer abgeſchafften Sitze auf den allgemeinen Kirchenfonds. 3) Es ſoll zugleich eine Abgabe von 5 bis 15 Procent jährlich auf alle Bisthümer gelegt werden. 4) Die Einkünfte des Bisthums Derry ſollen ſogleich, die des Primas ſpäter (prospectively, alſo bei dem Ableben des jetzigen Primas), abgeſehen von der unter Nr. 3 erwähnten Tare, reducirt werden, und der Betrag an den allgemeinen Kirchenfonds fallen. NB. Das reine Einkommen aller Biſchöfe und Erzbiſchöfe Irlands beträgt 150,000 Pfd., und der Plan wird eine Reduction von ungefähr 60,000 bewirken. 5) Es ſoll ſogleich ſtatt der Annaten (first fruits), welche ſpäter aufhören ſollen, eine Tare von 15 Procent auf alle Pfründen gelegt werden. Pfründen unter 200 Pfd. Sterl. ſollen frei ſeyn, und die Tare je nach dem Betrage der Pfründe ſteigen. Das geſammte Einkommen der Pfarrgeiſtlichkeit beträgt nicht ganz 600,000 Pfd. 6) Alle Sinecuren in der Kirche ſollen abgeſchafft und die Einkünfte dem allgemeinen Fonds zugewieſen werden. 7) Es ſollen Commiſſarien angeſtellt werden, um dieſen Fonds zu verwalten und zu verwenden; vor allem zu

den gewöhnlichen Kirchenabgaben, und dann zur Aufbeſſerung geringer Pfründen, Beiſteuern zu Erbauung von Häuſern auf Pfarrländereien, von Kirchen ꝛc. 8) Dieſe Commiſſarien ſollen unter Zuſtimmung des geheimen Raths die Gewalt haben, Pfarrgemeinden zu theilen, oder die Gränzen zu ändern. 9) Wo ſeit drei Jahren kein Gottesdienſt gehalten wurde, und kein Geiſtlicher anweſend war, ſollen die Commiſſarien Macht haben, die Beſoldung der Aemter, mag die Beſoldung nun von der Krone oder der Kirche ausgehen, zu ſuspendiren, und dieſelbe für den allgemeinen Fonds einzuziehen. 10) Pächter biſchöflicher Ländereien ſollen das Recht haben, dieſe Pachtung gegen einen beſtimmten und mäßigen Betrag von Korn für immer an ſich zu kaufen. 11) Die Einkünfte von dieſen Pachtungen ſollen an den Staat bezahlt, und auch zu andern nicht kirchlichen Zwecken verwendet werden können. Der Betrag wird, wenn alles zu niedrigem Preiſe verkauft wird, 2,500,000 bis 3,300,000 Pfd. Sterl. betragen. Die Austauſchung der Zehnten gegen Land, und die Geſetze um den Aufenthalt der Geiſtlichen in ihren Kirchſpielen zu erzwingen, und die Anhäufung von Pfründen zu verhindern, ſollen der Gegenſtand beſonderer Bills ſeyn.“ — Nachdem Lord Althorp geendet, trat Hr. O'Connell auf und ſagte: „Ich kann mich nicht enthalten, meine große Freude über dieſe Maßregel auszudrücken. (Hört! hört!) Sie trägt die Saat künftiger Verbeſſerungen in ſich. Sie gibt zwar nicht ſo viel, als ich gewünſcht hätte, allein ſie iſt auf einen ſchätzenswerthen Grundſatz gebaut, indem ſie das Recht der Regierung anerkennt, die Angelegenheiten des Kircheneigenthums zu unterſuchen.“

Die Klagen über die Kirche in Irland waren vorzüglich dieſe: daß die Prälatur und das Einkommen derſelben zu groß iſt; daß viele von den Prälaten ſowohl als von der übrigen Geiſtlichkeit ihr Einkommen im Auslande verzehren; daß dieſes Einkommen (vorzüglich vom Zehnten entſpringend) auf eine Weiſe erhoben wird, welche beſonders von der katholiſchen Bevölkerung drückend empfunden wird, und endlich, daß die proteſtantiſchen Einwohner eines Kirchſpiels, ſo klein deren Anzahl auch ſeyn mag, berechtigt ſind, alle übrigen katholiſchen Einwohner — und zwar ohne deren Zuſtimmung — für den Bau und die Unterhaltung jeder einzelnen Kirche, und die Feier des Gottesdienſtes zu beſteuern, was, da oft nur zwei oder drei Proteſtanten in einem katholiſchen Orte wohnen, fortwährend zu großem Aergerniß Anlaß geben mußte. Ein weiteres Uebel herrſcht dort wie in England: daß trotz des großen Geſammteinkommens der Kirche es mehrere hundert Pfarrer gibt, deren Einkommen nicht hundert Pfund beträgt, eine Summe, welche in einem reichen Lande zu unbedeutend iſt, um einen anſtändigen Lebensunterhalt zu gewähren.

Am 2 April gingen die Anträge der Regierung im Unterhauſe einſtimmig durch. Sir Robert Peel verlangte nur das Verſprechen von Lord Althorp, daß die jetzigen Beſitzer der Pfründen keinen Abzug an ihrem Einkommen erleiden ſollten.

Nicht minder ſetzte die Regierung ihre Zwangsmaßregeln durch. Am 15 Februar ſchilderte Lord Grey im Oberhauſe in langer Rede die Verbrechen, die in Irland begangen werden, und kommt dann an die Mittel zur Unterdrückung derſelben. Die Zahl der Verbrechen iſt ungeheuer; allein 241

Mordthaten wurden begangen. Nach der Bill, welche auf der Tafel niedergelegt wurde, ist der Lord Lieutenant ermächtigt, alle Versammlungen, Gesellschaften und Verbindungen, wie sie heißen mögen, zu unterdrücken, sobald er glaubt, daß die öffentliche Ruhe solches erfordere. Keine Versammlung wegen Petitionen ans Parlament kann gehalten werden, außer sie werde 10 Tage vorher angekündigt, und dann wird der Lordlieutenant beurtheilen, ob er eine solche Versammlung gestatten kann, ohne die öffentliche Ruhe zu gefährden. Der Lordlieutenant soll ermächtigt seyn, jeden District unter das Martialgesetz zu stellen, und in diesem Falle müssen die Einwohner von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in ihren Häusern bleiben. (Dieß ist das alte couvre-feu, und war namentlich auch eine Clausel der Acte aus dem 4ten Regierungsjahre Georgs I (1719). Es werden Militärgerichte niedergesetzt, welche alle Whiteboy-Verbrechen und andere ähnlicher Art richten sollen. Auf den Tod können diese Gerichte nur auf besondern Befehl des Lordlieutenants erkennen, und auch dann nur die Deportation anwenden. Wer verhaftet ist, soll innerhalb dreier Monate vor Gericht gestellt oder entlassen werden. Lord Grey suchte sodann die absolute Nothwendigkeit dieser Maßregeln, so streng und inconstitutionell sie auch scheinen mögen, zu zeigen, und schloß seine Rede unter lautem Beifall.

Nur im Unterhause erhob sich Widerstand. Der berühmte Irländer Shiel schob der Regierung schlechte Motive unter: „Nicht dem Ungehorsam gilt es, nicht den Barbareien im Süden will man damit Einhalt thun, sondern um die Rechte brittischer Bürger in der Hauptstadt zu vernichten, verlangt ihr solche furchtbare Gewalt. Das unna-

,türliche und antinationale Kirchenthum iſt die Grundurſache von allem! Sir Huſſey Vyvyan hat es im vergangenen Auguſt laut vor der Committee erklärt. Der Staatsſecretär für Irland, taub gegen alle Vorſtellungen und unempfindlich gegen Bitten, hat, ſtatt auf ein reformirtes Parlament zu warten, am Schluſſe der vorigen Seſſion ſeine Zehntenacte eingebracht, mit ſeinen engliſchen Majoritäten uns niedergetreten, und ein legislatoriſches Werk vollbracht, dem wir all' das Unglück danken. Ohne ſeine eben ſo unbeſonnenen als unklugen Maßregeln wäre das Land jetzt ruhig. Erſt treibt er Irland zur Verzweiflung, und dann verfügt er Strafen, um es zu züchtigen." Grattan entſchuldigte die Volksunruhen: „Der ſehr ehrenwerthe Staatsſecretär ſuchte die Nothwendigkeit der Bill durch die ſchrecklichen Unthaten zu beweiſen: er hat aber nur die eine Seite des Gemäldes gezeigt, indem er die Aufreizungen, die zu dieſen Unthaten führten, verſchwieg. Hat der ſehr ehrenwerthe Herr die Zeugenausſagen vor der iriſchen Committee geleſen, die er ſo emſig gemieden hat? Er kann ſie nicht geleſen haben, denn wenn er ſie geleſen hätte, ſo würde er gefunden haben, daß Handlungen der ärgſten Tyrannei in den drei letzten Jahren gegen das Landvolk verübt, und daß dadurch beklagenswerthe Opfer zu ſolchen Verbrechen angeſtachelt wurden. Iſt es zu verwundern, daß dieſe ununterrichteten Menſchen, ununterrichtet in Folge eurer ſchlechten Geſetze, dem Beiſpiele der Unterdrückung und Ungerechtigkeit folgten, das man ihnen gab?" O'Connell hielt die verfügten Maßregeln für ein neues Unrecht, und überdieß für zweckwidrig: „Durch wen wollt ihr dieße Maßregeln ausführen? Durch die Oranienpartei, durch dieſe Magiſtratur, die noch jedes Mini-

ſterium zu reformiren verſprach? Sie iſt in der That das in der Bill genannte Werkzeug. Sie werden die Agenten, die Gaſtfreunde derer ſeyn, die die Ausgeburt ihres Parteigeiſtes in Ausführung bringen ſollen. Lord Clancurry ſagte von ihnen: Ich habe Magiſtrate gekannt, die ihre Gläubiger transportiren ließen; ich habe Leute gekannt, die den Vater oder den Bruder einer von ihnen begehrten Schönheit transportiren ließen. Dieß iſt die Gerechtigkeit, die in Irland geübt wird. Und ſolchen Leuten wollt ihr ſolche Gewalt geben? Gebt ihr ſie ihnen nicht, unterdrückt ihr die Oranienlogen, wie ihr die politiſchen Unionen unterdrückt, wollt ihr in der That unparteiiſch ſeyn, dann habt ihr ganz Irland gegen euch. Wenn ihr nicht durch ſie herrſchen wollt, ſo ſind ſie nicht mit euch. Ihr könnt eure Maßregel ausführen, aber was wird die Folge ſeyn? Die Ruhe des Grabes, ein todtes Schweigen, eine dumpfe Ruhe, aber kein Friede, kein Vertrauen. Ihr könnt die Drachenzähne ſäen, gebt wohl Acht, ob nicht gewaffnete Männer daraus hervorſpringen. Ihr habt fürs erſte die Nothwendigkeit dieſer Maßregel nicht bewieſen; ihr habt nicht bewieſen, daß ſie das geeignete Gegenmittel iſt. Ihr habt drittens keinen geſetzlichen Beweis für die Maßregel gegeben. Viertens habt ihr nicht bewieſen, daß ſeit Einſetzung der Specialcommiſſion in der Königin-Grafſchaft Ein Zeuge oder Ein Geſchworner mißhandelt wurde. Ihr ſagt, die Maßregel iſt nöthig gegen agrariſche und politiſche Umtriebe. Wie beweiſ't ihr, daß zwiſchen dieſen beiden eine Verbindung beſteht; ich läugne ſie völlig, ihr könnt uns darüber Unterſuchung nicht verſagen.“

Die Regierung hatte eine ſchwierige Stellung. Während die Tories ſich aufs heftigſte der Reform widerſetzten, erreg-

ten die Irländer und ihre radicalen Freunde in England unaufhörlich Stürme gegen die ungewöhnlichen Zwangsmaßregeln. Dennoch drang Grey durch, und das Unterhaus nahm auch die Zwangsbill am 29 März mit großer Mehrheit an; das Oberhaus hatte sie schon am 22 Februar angenommen.

Hatte man vor der Ausführung dieser Bill ihre Folgen als furchtbar dargestellt, so zeigte sich in der Wirklichkeit jetzt gerade das Gegentheil. Irland unterwarf sich schweigend, alles kehrte zur Ordnung zurück, die angedrohten Strafen brauchten nirgends vollzogen zu werden, und außer einigen unbedeutenden Verhaftungen fiel nichts vor, was das Daseyn eines Schreckenssystems beurkundet hätte. Kurz vorher, im März, war noch ein Gutsbesitzer aus der Grafschaft Werford, der einige Pächter hatte pfänden lassen, vom Volke buchstäblich gesteinigt worden.

Am 12 Junius schlug Lord Althorp vor, der irischen Geistlichkeit für alle von den Jahren 1831 und 1832 rückständigen Zehnten, so wie für den ganzen Zehntenbetrag von 1833 einen Vorschuß zu machen, und dagegen von den Ländereien, wo die Zehnten im Rückstande wären, eine Landtaxe zu erheben. Diese Resolution wurde angenommen. Aber die am 2 April bereits vom Unterhause angenommene irische Kirchenreformbill fand ernstlichen Widerstand im Oberhause. Hier, wo die Tories sich verschanzt hatten, vertheidigten sie jeden Fußbreit der alten Privilegien. Die Minister mußten in einigen Punkten nachgeben. Dieß brachte dagegen wieder das Unterhaus in Harnisch. Wir heben eine Scene hervor. „Als die Clausel verlesen wurde, welche besagt, daß das Geld, welches theils aus der Verringerung der Zahl

der Biſchofsſitze, dem Einziehen von Pfründen und den Abzügen an den Einkünften der reichern Pfründner fließe, vorerſt zum Bau und zur Wiederherſtellung der Kirchen und kirchlichen Gebäude, nachher aber zu Zwecken verwendet werden ſolle, wie das Parlament ſolche für gut finde, trat Hr. Stanley auf, und ſchlug vor, die letzteren Worte: „nachher aber zu Zwecken verwendet werden ſolle u.ſ.w.“ wegzulaſſen, und dafür „Vestry cess“ zu ſetzen, damit der erzielte Ueberſchuß nun diejenigen Ausgaben decke, welche ſonſt durch den Vestry cess (Kirchenabgabe) gedeckt worden ſeyen. Hr. Stanley war offenbar in großer Verlegenheit, als er dieſen Vorſchlag machte, der einen der Hauptzüge der Bill vernichtete, indem nach dem frühern Plane der Miniſter der Ueberſchuß hauptſächlich für den Unterricht in Irland, alſo auch für die Katholiken verwendet werden ſollte, wogegen wahrſcheinlich die Torylords ſich entſchieden erklärt, und die Auslaſſung dieſer Clauſel zur Bedingung der Annahme der Bill im Oberhauſe gemacht hatten. Hr. Stanley drückte ſich hierüber folgendermaßen aus: „Ich weiß, von welcher Bedeutung es wäre, wenn gerade jetzt dieſe Maßregel durchfiele.“ Er meinte nämlich die Gefahr, daß alsdann das Oberhaus die ganze Bill verwerfen würde. Herr O'Connell trat ſogleich auf: Als die Miniſter den Grundſatz annahmen, daß das Parlament über Kircheneigenthum verfügen könne, haben ſie zum erſten Male in ihrem Leben gezeigt, daß ſie dem iriſchen Volke eine Erleichterung zukommen laſſen wollen. Dieſer Grundſatz iſt der einzige von Bedeutung in der ganzen Bill, und dieſer ſoll jetzt aufgegeben werden. Ich fordere das Haus auf, der Verſprechungen eingedenk zu ſeyn, welche die Miniſter ſpendeten, als ſie ihre

Zwangsmaßregeln durchsetzen wollten; ich bitte es, sich zu erinnern, daß die Minister laut erklärten, mit diesen beiden unverkümmerten Maßregeln stehen oder fallen zu wollen. Sie erklärten, daß sie hinsichtlich des Kircheneigenthums in Irland einen großen Grundsatz aufstellen wollten, daß niemand mit Taxen belegt werden könne, um eine Kirche zu bezahlen, von der er keinen religiösen Unterricht erhalte, und daß die Anomalie beseitigt werden solle, wonach eine Kirche ohne Gläubige besteht. Eine solche niederträchtige Verrätherei, als die Minister sich hier schuldig machen, ist, so wahr Gott lebt, unerhört. Sie geben den einzigen guten Grundsatz in der Bill auf, aus Furcht vor Collision mit einem Feinde, vor dem sie keine Furcht zu haben sich rühmten. Man hat anderswo von einem Kampfe gesprochen, in welchem der tapferste Soldat des Zeitalters der Anführer seyn soll, und abermals erklärten die Herren gegenüber, sie scheuten den Kampf nicht. Sie fürchteten sich aber, und fürchten sich noch, und die Aufopferung des Grundsatzes dieser Bill ist der Beweis, daß sie dem Kampfe ausweichen. (Hört! und Beifall.)" Inzwischen verstand sich das Unterhaus am 21 Junius zu der von Stanley verlangten Modification mit 280 gegen 148 Stimmen.

Diese Nachgiebigkeit der Whigs hielt die Tories inzwischen nicht ab, sich der Bill fortwährend zu widersetzen. Der Herzog von Wellington erklärte feierlich: „Ich glaube aber gleich jetzt erklären zu müssen, daß meiner Ansicht nach diese Maßregel in directem Widerspruche mit der Politik steht, welche die Regierung seit der Reformation und namentlich seit der englischen Revolution stets befolgte. Die wahren Freunde unserer alten Constitution und der Religion unserer Väter werden

indeß über das, was vorgeht, nicht erſtaunen, denn die Bill, um welche es ſich handelt, iſt nur eine Folge der großen inconſtitutionellen Maßregel, welche im vorigen Jahre durchging. Bis dahin waren alle Bemühungen des Parlaments dahin gerichtet, die proteſtantiſche Religion in Irland zu behaupten; jetzt möchte man ihr die erſten Stöße beibringen. Ich erkläre laut, die angebliche Kirchenreformbill iſt dem Krönungseide des Königs entgegen, und Se. Majeſtät könnte dieſe Maßregel nicht ſanctioniren, ohne ein heiliges Verſprechen zu verletzen. Jedermann weiß, daß Se. Majeſtät geſchworen hat, die Grundſätze und das Eigenthum der engliſchen Kirche unangetaſtet zu bewahren.“ Dagegen erklärte Graf Grey, „daß die Bill, weit entfernt, ein Act des Raubs (spoliation) zu ſeyn, ihre Quelle in einer aufrichtigen und tiefen Anhänglichkeit an die proteſtantiſche Kirche Englands und Irlands hat, und nur ihre wahren Intereſſen zu ſichern ſtrebt. Sie hat allerdings zum Zweck, einige Mißbräuche abzuſchaffen; man darf aber nicht vergeſſen, daß eben dieſe Mißbräuche ſeit langer Zeit die Freunde der Kirche bekümmerten, und ihren Feinden Waffen in die Hände gaben.“ Die Tories widerſtanden lange und hartnäckig, denn die iriſche Kirchenform prophezeyte ihnen die engliſche und die Fortſchritte der Reform überhaupt, den Umſturz des ganzen mißbräuchlichen Syſtems des bisherigen Torysmus. Die Whigs ſuchten ſie fortdauernd zu beſänftigen, indem ſie die Amendements des Oberhauſes annahmen, und ſo kam denn die Ausgleichung, durch ziemliche Verſtümmelung des erſten Regierungsentwurfs endlich zu Stande. Doch war kein Amendement bedeutender, als das, welches die Verwendung der reducirten Summen zu keinem andern, als wieder zu Kirchenzwecken geſtattete.

Die abgestimmten Gesetze in Bezug auf die Großjury und die Jury waren ebenfalls Gegenstände von hoher Wichtigkeit in den Angelegenheiten Irlands. Ein bedeutender Theil der Großjurygeschäfte in Irland besteht in der Eingabe von Anträgen und Ueberschlägen für öffentliche Arbeiten, besonders von Straßen. Diese wurden aber gewöhnlich von solchen Leuten gemacht, die ihren eigenen Vortheil in der Arbeit am meisten berücksichtigten, oft von den Großgeschwornen selbst; und oft wurden Straßen angelegt, woraus dem Volke kein Vortheil erwuchs. Nur wer mit dem schmutzigen und betrüglichen Verfahren einer irischen Großjury bekannt war, konnte die gewöhnlichen und gelegentlichen Mißbräuche, die bei solchen Ueberschlägen statt hatten, begreifen. Seit einigen Jahren wurde dem Unrecht zwar einigermaßen Einhalt gethan; allein immerhin blieb noch genug übrig, diese Antragsbefugnisse als eine drückende Bürde für das Land zu betrachten.

Der jüngst geschlossenen Acte gemäß wird eine gewisse Anzahl Männer, die unter die Höchstbesteuerten der Grafschaft gehören, den Magistratspersonen in ihren Gerichtssitzungen beigesellt, um ihre Anträge zu beurtheilen; ferner sollen alle auszuführenden Arbeiten durch öffentlichen Vertrag übernommen werden, und ein Theil der Besteuerten hat die Aufsicht über die Auslagen zu führen.

Die Jurybill beabsichtigte, eine bessere Justizverwaltung herbeizuführen, indem sie auf eine unparteiische Wahl der Geschwornen drang, und der Verschüchterung der Zeugen zuvorkam; dieß geschah aber durch die mögliche Gleichstellung des Rechts in Irland mit demjenigen von England, nach Sir Robert Peels Jurypacte. Förderlich für diese Sache war

auch die Venuebill, vermöge welcher das Verhör bei benachbarten Gerichtshöfen manchen Localanfeindungen vorbeugte.

Zwei Commissionen sind festgesetzt worden, von denen sich viel Gutes erwarten läßt — die eine zur Untersuchung der Corporationen, die andere zur genauern Prüfung des Zustandes der arbeitenden Classen in Irland. Der königliche Beamte Hr. Perrin befindet sich an der Spitze der ersten, der Erzbischof von Dublin nebst dem katholischen Primas sind Mitglieder der zweiten. Solche Namen gewähren dem Volke eine Bürgschaft, daß die Untersuchungen mit Erfolg werden geleitet werden.

Eine der letzten Verfügungen der Session betraf die Erleichterung der irischen Geistlichkeit, und die Ausmittlung der Termine zu einer billigen Ablösung des Zehnten.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21459 / 078

V.

Holland und Belgien.

Wir ſahen, wie am Schluſſe des Jahres 1832 Antwerpen durch eine franzöſiſche Executionsarmee den Holländern entriſſen und den Belgiern übergeben wurde. Der Vertrag zwiſchen England und Frankreich vom 10 November 1832, der dieſer Thatſache vorherging, iſt erſt ſpäter bekannt geworden, und lautete im Weſentlichen: „1) Die franzöſiſche Armee ſoll während ihres Aufenthalts in Belgien keine der feſten Plätze dieſes Königreichs beſetzen, und in keinem der Plätze, durch welche ſie marſchirt, Garniſon halten. Art. 2. Von dem Augenblicke an, wo ſich die franzöſiſche Armee der Citadelle von Antwerpen nähert, ſollen ihr die belgiſchen Truppen alle Poſten übergeben, welche dieſelben rund um die Citadelle im Beſitz haben, ſammt den auf beiden Scheldeufern liegenden Forts. Art. 3. Die belgiſche Armee ſoll in der Stadt Antwerpen eine Garniſon behalten, die nicht über 6000 Mann beträgt. Es iſt begreiflich, daß dieſe Garniſon keinen Antheil an dem Angriffe auf die Citadelle und auf die Forts, welche die Holländer auf beiden Scheldeufern be-

ſetzt halten, nehmen darf; gleichfalls muß ſie ſich mit der ſtrengſten Sorgfalt jedes feindſeligen Actes gegen die unter deren Feuer und zur Vertheidigung der Citadelle aufgeſtellten holländiſchen Flotille enthalten. Art. 4. Das Gros der belgiſchen Armee ſoll ſich auf dem rechten Flügel der Franzoſen concentriren, in Stellungen, welche die Oberbefehlshaber der beiden Armeen, nach vorheriger Uebereinkunft, feſtgeſetzt haben werden. Art. 5. Die Citadelle von Antwerpen und die davon abhängigen Forts ſollen, ſobald ſie von den Holländern geräumt ſeyn werden, den belgiſchen Truppen mit allem Material, welches im Augenblicke der Räumung vorfindlich ſeyn wird, übergeben werden. Art. 6. Die belgiſche Armee ſoll auf keinem Punkte irgend einen Angriff gegen Holland unternehmen. Art. 7. Wenn es ſich ereignen ſollte, daß die Holländer gegen Belgien die Initiative mit Feindſeligkeiten ergreifen ſollten, ſo werden die belgiſchen und franzöſiſchen Heere gemeinſchaftlich dieſen Angriff abtreiben.“ Daß dieſer Tractat pünktlich vollzogen wurde, haben die Ereigniſſe dargethan. Die franzöſiſche Armee zog ſich ſchon am 10 Januar aus Belgien zurück, worauf am 18ten auch die preußiſche Maas-Armee zurückging.

Die Unterhandlungen wurden inzwiſchen durch die Kataſtrophe von Antwerpen nicht gefördert. Wir müſſen hier zuerſt eines nachträglich bekannt gewordenen Vorſchlags von Seite Englands und Frankreichs vom 30 October 1832 gedenken, nach welchem Preußen die Theile von Limburg und Luxemburg beſetzen ſollte, die den 24 Artikeln zufolge an Holland kommen ſollten, welcher Antrag aber vom preußiſchen Cabinette abgelehnt wurde. Daß nun England und Frankreich allein handelten, und daß ſie Holland unterm

30 December (überreicht am 2 Januar) eine neue Convention anboten, ist im vorigen Jahrgange bereits erzählt.

Holland ging auf diesen Vorschlag (die Uebergabe der Forts Lillo und Liefkenshoeck, die Gleichstellung der Maasschifffahrt mit der Rheinschifffahrt, die Freiheit der Schelde, Amnestie, wechselseitige Räumung des holländischen und belgischen Gebiets, Herabsetzung beider Armeen auf den Friedensfuß) nicht ein, und machte einen Gegenentwurf vom 9 Januar, worin es sich einen Zoll in Vliessingen, einen Transitzoll auf den Straßen durch Limburg und die jährliche Leistung von 840,000 fl. von Seite Belgiens vorbehielt. England beharrte nun, trotz des Widerspruchs der Tories, auf dem Embargo, und man zählte bis zum 30 März 59 holländische Schiffe, die in englischen Häfen aufgebracht wurden. Doch waren die meisten dieser Schiffe in England selbst verassecurirt. Noch einmal versuchte Lord Palmerston am 30 Januar einen gütlichen Vergleich, der aber von Holland unterm 3 Februar ebenfalls abgelehnt wurde.

Am 14 Februar erließen nun England und Frankreich eine ausführliche Note an Holland, worin sie erklärten: „Der Gegenentwurf vom 9 Januar fordere, daß die niederländische Regierung ermächtigt würde, einen Tonnenzoll auf der Schelde zu erheben, ohne in irgend eine der von jenem Rechte abhängigen Verpflichtungen einzugehen, wie z. B. diejenigen sind, welche die Reinigungskosten und das Lootsengeld (balisage et pilotage) auf jenem Flusse betreffen, und unzertrennlich mit der Erhebung jenes Zolls verbunden werden müssen; der Gegenentwurf verlangte sogar, daß jener Zoll in Vliessingen oder Baths bezahlt würde, eine

For-

Forderung, die ſtarken Einwürfen unterliegt, da daraus für die die Schelde befahrenden Schiffe Aufenthalte und Verzögerungen erfolgen würden. Ferner forderte er einen Tranſitzoll auf den Straßen durch Limburg, obgleich die fünf Mächte Belgien den Gebrauch jener Straßen, zum Nutzen des Handels, ohne eine andere Abgabe, als ein Weggeld für deren Wiederherſtellung und Unterhaltung, verbürgt hatten. Endlich forderte der Gegenentwurf, daß die Regierungen von Frankreich und Großbritannien ſich verbürgen ſollten, daß Belgien jährlich, bis zum Abſchluſſe eines Definitivvertrags mit Holland, die Summe von 8,400,000 fl. in halbjährlichen Zahlungen entrichte, als ſeinen Antheil der Intereſſen der gemeinſamen Schuld des vormaligen vereinigten Königreichs der Niederlande. Aber dieſe bedeutende jährliche Laſt war Belgien durch den Vertrag vom 15 Nov. 1831 nur als Theil einer allgemeinen und definitiven Beilegung angewieſen, wodurch die verſchiedenen Handelsvortheile ihm geſichert werden, und der König Großherzog förmlich der Gebietsbegränzung beitreten und den Souverain von Belgien anerkennen ſollte. Es iſt daher offenbar unmöglich, daß Belgien die Bezahlung irgend eines Theils jener jährlichen Laſt auf ſich nehme, ehe es in den Genuß aller Handelsvortheile, die ein definitiver Vertrag ihm ſichern muß, geſetzt iſt, und ehe ſowohl ſeine Territorialgränzen als ſein Souverain von dem König Großherzog anerkannt ſind. War die fragliche Stipulation aus den oberwähnten Gründen unzuläſſig, ſo war ſie es inſofern nicht minder, als ſie von Seite der niederländiſchen Regierung die Intention anzeigte, den Abſchluß eines definitiven Vertrags ins Endloſe zu verſchieben. Denn wenn dieſe Regierung im mindeſten geneigt wäre, zu einer baldigen

Einigung über die zwei oder drei noch zu regelnden Punkte zu kommen, warum sollte dann eine Präliminarübereinkunft für die während der Unterhandlung jenes Vertrags zu leistenden jährlichen Zahlungen sorgen, da doch selbst der erste Termin erst im nächsten Junius oder Julius eintreten würde? Läßt es sich doch nicht bezweifeln, daß lange vor dieser Zeit ein Definitivvertrag unterzeichnet seyn könnte, wenn die Regierung wirklich den Wunsch hegte, der Unterhandlung einmal ein Ende zu machen."

Ein Theil des englischen Unterhauses war unzufrieden damit, daß man sich mit solchen schriftlichen Klagen begnüge und nicht strenger gegen Holland verfahre; Lord Palmerston äußerte sich aber am 15 Februar deßfalls, „es sey besser, Dinte, als Blut zu vergießen." Auch verlautete, König Leopold habe damals eine dringende Note an seinen königlichen Schwiegervater Ludwig Philipp erlassen, um ihn zu bewegen, dem unerträglichen provisorischen Zustande Belgiens eine Ende zu machen.

Unter dem 26 Februar erließ die holländische Regierung eine lange Antwortsnote, worin sie ihr Benehmen rechtfertigte, und erklärte, daß sie das Aeußerste, was man ihr abdringen könne, schon zugestanden habe, daß sie aber auf den Scheldezoll und auf die belgische Schuldenzahlung nicht verzichten könne.

Die Herren Gendebien, v. Brouckère und andere Mitglieder der belgischen Opposition erhoben am 25 März einen Sturm gegen die Regierung, warum sie 130,000 Mann mit schweren Kosten unterhalte, ohne daß irgend etwas geschehe ꝛc. Der Justizminister Lebeau antwortete: „Man sagt, ungeachtet wir 130,000 Mann auf den Beinen hätten,

diplomatiſirten wir bloß. Ich frage dagegen, was thut Frankreich ſeit zwei Jahren? Es diplomatiſirt. Was thun alle Mächte Europa's, deren Boden mit Armeen bedeckt iſt? Sie diplomatiſiren, weil ſie es als das einzige Mittel betrachten, einen allgemeinen Zuſammenſtoß zu vermeiden. Die Lage Belgiens iſt einfach die: es wird in alle ſeine Befugniſſe wieder eintreten, ſo wie Frankreich und England das Syſtem aufgeben ſollten, das ſie annahmen; dann würde die Löſung wieder von einem Zweikampfe zwiſchen Holland und Belgien abhängen, — ein Zweikampf, den Belgien nie zurückweiſen wird." Man ſprach wiederholt von einem Schreiben Leopolds an Ludwig Philipp, worin es unter Anderm geheißen haben ſoll: „Die Garantie, die man Belgien gegeben, war mehr eine Garantie, den übrigen Mächten den Frieden zu erhalten, als daß ſie mir vortheilhaft geweſen, denn ſie forderten meine Neutralität zum Unterpfande. Ich habe mich willig dazu verſtanden, weil ich, von dem Princip der Friedenserhaltung ausgehend, meine Unabhängigkeit ſchon zum Opfer gebracht; und in dem Strudel, in den ich mich geſtürzt, habe ich Undankbarkeit von allen Seiten zu bekämpfen. Ich habe im Grunde weit weniger für Belgien gethan, als für das übrige Europa, das, vom Schrecken des Revolutionsgeiſtes ergriffen, vor der Propaganda zitterte, wie vor einem Geſpenſte, und während ich in Belgien nur eine geringe Zahl Unzufriedener finde, Leute, die ſich in ihren goldenen Planen verrechnet haben, finde ich im Auslande nichts wie Ungerechtigkeit; ja man geht ſo weit, meinen Handlungen einen ambitiöſen Hang unterzulegen, ſo daß ich verkannt und gleichſam entſtellt vor den Augen der Welt daſtehe. Wenn die Mächte ſich eingebildet, eine gefällige Brücke aus mir zu

machen, auf deren Rücken sie sicher die strömende Fluth vorüberrauschen sehen können, so haben sie sich geirrt; meine Absicht war rein, ich folgte der Stimme meines Gewissens, das mich aufforderte, die Drangsale Europa's zu beherzigen, und darf nun, auf Gott und mein gutes Recht vertrauend, jeden in die Schranken fordern, der jene Umstände vergessen will."

Der englische Courier sagte: „Das neue Königreich Belgien steht in Gefahr, in kurzer Zeit an Finanzauszehrung zu sterben. Hollands Hülfsmittel können den Kampf weit länger ertragen; gegen Belgien ist Verzögerung die größte Grausamkeit; das Land verarmt; seine jetzigen Mittel werden aufgezehrt, seine künftigen angegriffen, der Mißmuth verbreitet sich und vermehrt die kleine Partei der Orangisten, welche eine Restauration wünschen. „Dieß ist gerade Hollands Zweck," wird man sagen. Allerdings; warum soll aber England dem Könige von Holland in die Hände arbeiten?"

Ein einsichtsvoller Artikel aus Antwerpen über die Scheldefrage stellte die wechselseitigen Interessen, Zugeständnisse, Vorschläge und Weigerungen bis gegen das Ende des März folgendermaßen dar: „Die Schelde ist unter dem Schutze der Conferenzmächte frei erklärt, und zwar gegen eine feste, für alle Schiffe gleiche Abgabe an Holland, welche von Palmerston auf 1 fl. per Tonne auf die Ladungsfähigkeit des Schiffes berechnet, nämlich 60 Cens niederl. für stromaufwärts und 40 Cens stromabwärts. Die Conferenz ist über die Unmöglichkeit, die Rheinschifffahrtstarife auf die Schelde anzuwenden, völlig aufgeklärt; der dießfallsige Beweis ist auch leicht zu führen, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Rheinschifffahrtsacte vom 31 März 1831

in Bezug auf die Schelde zu zergliedern. Das fragliche Tonnengeld soll jährlich durch Belgien an Holland mittelst einer Summe von 150,000 fl., für alle Schiffe ohne Unterschied als Zahlung dienend, entrichtet werden können, ersteres auch die Befugniß haben, sich von dieser Zahlung mittelst einer Capitalisation zu befreien. Alles und jedes Visiten- und Durchsuchungs-Recht der Ladung ist dabei unterdrückt. Holland besteht nun darauf, daß dieses Tonnengeld oder vielmehr das größere von 3 fl. per Tonne, worauf es Anspruch macht, in Vliessingen erhoben werde; auf das Visitenrecht scheint es verzichten zu wollen. Der belgische Handel sieht jedoch in dieser Anforderung einen großen Anstand, da er überzeugt ist, daß die Erhebung des Tonnengeldes in Vliessingen durch seine feindseligsten Concurrenten, zu vielen Bedrückungen Anlaß geben würde. Auch gründet sich diese Meinung auf die Erfahrung im Jahre 1817, wo, während der Vereinigung beider Länder, es dem holländischen Gouvernement auf Einmal einfiel, die nach Antwerpen bestimmten Schiffe bei Vliessingen dem Tarife aus Karls V Zeiten zu unterwerfen. Die Folge von dieser Zollerhebung, die bei den schnellen, ausdauernden Bemühungen des belgischen Handels nur kurze Zeit in Kraft gehalten werden konnte, war, daß die Schiffe den Antwerpener Hafen flohen. Wenn nun Antwerpens Handel während der Vereinigung durch diesen Vorfall gleich so sehr gestört wurde, wie würde jener Handel sich erhalten können, wenn er nach der Trennung in der Abhängigkeit Hollands bliebe? Holland verlangt einen höhern Zoll, um, wie es sagt, ein Gleichgewicht zwischen der holländischen und belgischen Schifffahrt zu erhalten. Indessen ist zu bemerken, daß die Küsten- und Fracht-Fahrer der benachbarten

Länder, von woher nur kleinere Frachtſätze bewilligt werden, in jenem Gulden ſchon eine hohe Abgabe zu tragen haben; z. B. würde dieſes auf eine Mittelfracht von 10 fl. per Tonne von 1000 Kilogr. 10 Procent machen. Man erhöhe die Schifffahrtsabgabe auf 3 fl. per Tonne, alſo 30 Procent auf eben dieſe Fracht, und Belgien würde auf ſeinen Tranſithandel nach Deutſchland verzichten müſſen; gerade dieſer aber iſt ihm von großer Wichtigkeit. Zudem ſieht man aufs Neue durch eben dieſes Verlangen Hollands, daß die Schelde ſein gefährlichſter Concurrent iſt, daher es ihn gerne durch hohe Zölle und Pilotageprivilegien unſchädlich machen möchte. Deutſchland mag darin erkennen, wie wichtig es iſt, daß es ſich für eine zweckmäßige Feſtſtellung der Schifffahrtsbedingungen auf dieſem Fluſſe ausſpreche, denn das angebliche Gleichgewicht, welches Holland hervorrufen will, gründet ſich auf Deutſchlands Nachtheil, indem es, ohne die billigere Scheldeſtraße, höheren Bezugskoſten unterworfen ſeyn würde. Es ſcheint uns aber, auch aus einem andern weſentlichen Geſichtspunkte betrachtet, daß die Zollerhebungsſtätte nicht in Vlieſſingen ſeyn dürfe. Wir nehmen zu dieſem Ende den Fall eines Seekrieges an, in Folge deſſen die holländiſche Küſte blokirt würde. Die Schelde, die Haupt-Ein- und Ausfuhrſtraße des neutralen belgiſchen Staates, muß unter allen Verhältniſſen für ſeine Schifffahrt frei bleiben. Der Schließung des Fluſſes, bei deſſen Freiheit allein das heutige Belgien beſtehen kann, würde alsbald der Sturz der Neutralität folgen. Kann man aber ernſtlich wollen, daß die blokirende Macht den in die Schelde laufenden Schiffen erlauben ſolle, auf einer feindlichen Rhede zu ankern, Zölle zu entrichten, und mit den Punkten zu verkehren, die man ge-

rade durch die Blokade davon geſondert halten will? Von der Sorgfalt und Umſicht der Conferenzmächte iſt alſo zu erwarten, daß ſie Belgiens Schifffahrt ganz unabhängig von dem politiſchen Schickſale Hollands machen werden, und dieß kann allein durch die Zollerhebung in Antwerpen, oder beſſer noch durch die Capitaliſation ſeiner Zollſumme geſchehen. Was wir nun von dieſer unabhängigen Zollerhebung geſagt haben, findet zum großen Theile auch auf die Pilotage und das Bakenrecht Anwendung. Belgien muß kraft ſeiner Neutralität in allen politiſchen Lagen ſicher ſeyn, daß ſein Handel ungeſtört bleibe."

König Wilhelm von Holland entließ am 21ſten ſeinen bisherigen Geſandten bei der Londoner Conferenz, Zuylen van Nieveldt, indem er ihn zum Staatsminiſter ernannte, und übergab ſein Amt dem Herrn Dedel. Man wollte darin ein Zugeſtändniß gegen England und Frankreich finden, aber das Syſtem Hollands änderte ſich mit dieſem Geſandtenwechſel keineswegs. Das Journal des Débats, bekanntlich das miniſterielle Organ in Frankreich, enthielt einen bemerkenswerthen, die Stimmung gut bezeichnenden Artikel: „Der König von Holland hat ſeinen Geſandten in London gewechſelt. Wenn der König von Holland nicht zugleich ſeinen Willen ändert, ſo ſehen wir nicht ein, wozu dieſes Wechſeln dienen ſoll. Nachdem der König Entwürfe andern Entwürfen und Noten andern Noten ſubſtituirt, um die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, will er vielleicht jetzt Geſandte den Geſandten ſubſtituiren? Der neue Geſandte Hollands zu London wird ſchwer das Verhältniß erklären können, das zwiſchen dem militäriſchen Aufwande, den der König von Holland hartnäckig beibehält, und dem ſcheinbar von

ihm verfolgten Zwecke ſtatt findet. Die Schwierigkeiten, die noch ferner zwiſchen Holland und Belgien vorwalten, ſind Schwierigkeiten ohne Wichtigkeit, und die Haltung der beiden Länder iſt fortwährend drohend. Dieſen Widerſpruch muß man erklären. Worüber ſtreitet man ſich in der That noch? Holland will eben ſo wenig mit Belgien, als Belgien mit Holland vereinigt ſeyn. Hier findet eine Scheidung mit gegenſeitiger Einwilligung ſtatt. Hätte König Wilhelm den Tractat vom 15 November, der die Trennung erklärt, beſtritten, ſo würde er das Mißfallen ſeines Volks erweckt haben; er konnte dieß nicht thun. Da nun der König von Holland über den Grund der Sache nicht ſtreitet, worüber ſtreitet er denn? Ueber Detailfragen, über die freie Schifffahrt der Schelde und der Maas, über die Liquidation des Tilgungsſyndicats, über die Verfallszeiten der zu theilenden Schuld; kurz über lauter ſolche Dinge, die außerhalb dem Hauptproceſſe liegen, und nur Zwiſchenpunkte und Förmlichkeiten betreffen. Darüber leiſtet er Widerſtand; und zum Widerſtande über ſo kleinliche Intereſſen läßt er eine Armee auf dem Kriegsfuß, erſchöpft ſein Land und läßt den holländiſchen Handel ſchmachten. Darin liegt ein offenbares Mißverhältniß zwiſchen dem Zwecke und den Mitteln. Die wahre Schwierigkeit der Unterhandlungen liegt daher bis auf dieſe Stunde darin, genau zu wiſſen, worüber man ſtreitet. Etwa über das, was der König von Holland in ſeinen Noten und Gegennoten ſagt: Wozu alsdann eine ſo große Armee, wozu der Kriegsapparat, wo die Unterhandlungen zur gänzlichen Beilegung der Sache hinreichen würden? Etwa über das, was der König von Holland nicht ſagt? Ueber eine Reſtauration? Dazu braucht man allerdings eine Armee,

man braucht einen Krieg; aber, man gebe wohl Acht, für ſolche Dinge bedarf es weder einer holländiſchen Armee, noch eines holländiſchen Kriegs. Es bedarf europäiſcher Heere und eines europäiſchen Kriegs. Hofft ihr darauf?"

Herr Dedel begann ſeine diplomatiſche Thätigkeit mit einem neuen holländiſchen Vorſchlag vom 23 März, auf den Frankreich und England am 2 April antworteten. In der Antwort heißt es: „In der That beſchränken ſich die ſtreitigen Punkte nur noch auf folgende: 1) Was ſoll der Betrag des auf der Schelde zu erhebenden Tonnengeldes ſeyn, und wo ſoll dieſe Abgabe erhoben werden? 2) Welche Veranſtaltungen ſollen zur Erhaltung des Fahrwaſſers auf der Schelde und zur Ausführung des Bakenweſens getroffen werden? Nach welchem Reglement ſoll den auf dem Fluſſe fahrenden Schiffen die Wahl der Lootſen überlaſſen werden, und was ſoll der Betrag des Lootſengeldes ſeyn? 3) Unter welchen Bedingungen werden die Belgier die Straße oder den projectirten Canal durch Limburg aufgeben, der ihnen durch den 12ten Artikel des Vertrags vom 15 November verſprochen wurde? 4) Welche Ausgleichung wird für die Liquidation des Tilgungsſyndicats getroffen? So intereſſant und wichtig in verſchiedener Beziehung dieſe Fragen auch ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch in Vergleich mit den großen bereits entſchiedenen politiſchen Fragen ſo ſecundär, daß man unmöglich der Vermuthung Raum geben kann, ſie könnten nicht zur Zufriedenheit beider Theile gelöſ't werden. Das Haager Cabinet hat durch ſeine Noten und ſeine Conventionsentwürfe bewieſen, daß es gleich den andern Mächten bereit iſt, in dem Definitivtractate in die politiſche Unabhängigkeit Belgiens als eines abgeſonderten Königreichs, in die dieſem

Königreiche angewiesenen Gebietsgränzen, in seine Neutralität in denselben Gränzen, in die vorgeschlagene Theilung der Schuld, in die Benützung der Zwischengewässer durch die Belgier, und in ein einfaches Tonnenrecht auf der Schelde ohne Durchsuchung oder andere Hindernisse für die Schifffahrt, zu willigen. Wäre es dann noch möglich, daß eine so aufgeklärte Regierung, wie die des Königs der Niederlande, nachdem sie sich über so wichtige Gegenstände ausgesprochen, sich den erklärten Absichten aller großen Mächte in Betreff der Wiederherstellung des Friedens widersetzen könnte, bloß weil sie sich weigert, über Fragen von secundärem Interesse zu unterhandeln?"

Holland antwortete unterm 16 April einfach, daß es bereit sey, die noch streitigen Punkte friedlich zu erledigen, aber nicht mit England und Frankreich allein, sondern wie früher mit Zuziehung von Oesterreich, Preußen und Rußland. Dadurch wurde die Entscheidung wieder hinausgeschoben.

Am 29 April entließ König Leopold die belgische Kammer, da ihm bei dem Conflict der ungeduldigen Opposition mit dem zur Geduld verurtheilten Ministerium kein anderes Mittel übrig blieb.

Nach einem neuen Notenwechsel kam endlich am 21 Mai ein Präliminarvertrag zur Unterzeichnung. Er lautet: „Art. 1. Gleich nach Auswechslung der Ratificationen gegenwärtiger Convention werden JJ. MM. der König der Franzosen und der König der vereinigten Reiche von Großbritannien und Irland das Embargo, das sie auf die Schiffe und Waaren der Unterthanen Sr. Maj. des Königs der Niederlande gelegt haben, aufheben; alle zurückgehaltenen

Schiffe mit ihren Ladungen ſollen ſogleich freigelaſſen und ihren reſpectiven Eigenthümern zurückgeſtellt werden. Art. 2. Zu gleicher Zeit ſollen die niederländiſchen Truppen ſowohl von der Marine als von der königlichen Armee, welche jetzt in Frankreich zurückgehalten ſind, mit Waffen, Gepäck, Wagen, Pferden und andern den Corps oder Individuen gehörigen Gegenſtänden, nach den Staaten Sr. Maj. des Königs der Niederlande zurückkehren. Art. 3. So lange die Verhältniſſe zwiſchen Holland und Belgien nicht durch einen Definitivvertrag geregelt ſind, verpflichtet ſich Se. niederländiſche Majeſtät, die Feindſeligkeiten gegen Belgien nicht wieder zu beginnen, und die Schifffahrt der Schelde völlig frei zu laſſen. Art. 4. Sogleich nach Auswechslung der Ratification gegenwärtiger Convention ſoll die Schifffahrt der Maas dem Handel offen ſtehen, und bis ein definitives Reglement hierüber feſtgeſetzt iſt, wird ſie den Beſtimmungen der am 31 Mai 1831 zu Mainz unterzeichneten Convention für die Rheinſchifffahrt unterworfen ſeyn, ſo weit dieſe Beſtimmungen auf den beſagten Fluß anwendbar ſind. Die Verbindungen zwiſchen der Feſtung Maeſtricht und der Gränze von Nordbrabant, ſo wie zwiſchen beſagter Feſtung und Deutſchland, ſollen frei und ungehindert ſeyn. Art. 5. Die hohen contrahirenden Theile machen ſich anheiſchig, ſich ohne Verzug mit dem Definitivvertrage zu beſchäftigen, welcher die Verhältniſſe zwiſchen den Staaten ſeiner Maj. des Königs der Niederlande, Großherzogs von Luxemburg, und zwiſchen Belgien feſtſetzen ſoll. Sie werden die Höfe von Oeſterreich, Frankreich und Rußland einladen, hiezu mitzuwirken. Art. 6. Gegenwärtige Convention ſoll ratificirt, und die Ratificationen in zehn Tagen oder wo möglich früher zu London aus-

gewechselt werden. Zum Zeugnisse dessen haben die resp. Bevollmächtigten dieselbe unterzeichnet und das Siegel ihrer Wappen beigesetzt. Geschehen zu London den 21 Mai im Jahre der Gnade 1833. (Unterz.) Talleyrand, Dedel, Palmerston. — Erläuternder Artikel. Die hohen contrahirenden Theile sind einstimmig darüber, daß die im dritten Artikel der Convention vom heutigen Tage enthaltene Stipulation hinsichtlich des Aufhörens der Feindseligkeiten auch das Großherzogthum Luxemburg und den Theil Limburgs umfaßt, der provisorisch von den belgischen Truppen besetzt ist. Auch ist man gleichfalls einverstanden, daß bis zum Abschlusse des Definitivvertrags, dessen im besagten Artikel 3 der Conventivn vom heutigen Tage erwähnt ist, die Schifffahrt auf der Schelde so statt finden soll, wie sie vor dem 1 Nov. 1832 war."

Das Embargo wurde sofort aufgehoben, und man gab sich der Hoffnung hin, die provisorische Uebereinkunft werde zu einer definitiven führen, während andrerseits gefürchtet wurde, daß dieser Vertrag die Sache nur eben wieder hinausschöbe. Das Journal d'Anvers sagte, es verkenne die Vortheile nicht, welche die zu London geschlossene provisorische Convention für Belgien habe, indem dadurch den Ungewißheiten über den bleibenden Zustand der Feindseligkeiten zwischen den beiden Ländern ein Ende gemacht, die Freiheit der Schelde für lange Zeit festgesetzt, Holland den Producten der Provinzen Hennegau und Lüttich geöffnet und ein status quo beibehalten werde, welcher für Belgien in Bezug auf den Gebietsbesitz und die Zahlung des Theiles der Schuld, die durch den Vertrag vom 15 November demselben auferlegt war, günstig sey. Allein es müsse auch gesagt werden, daß

jener Vertrag, der ausschließlich Belgiens Recht ausmachen sollte, und von welchem nie abzugehen die Regierung feierlich versprochen hätte, in seiner gegenwärtigen und künftigen Vollziehung gefährdet sey. Das provisorische Arrangement erkenne weder die Unabhängigkeit Belgiens, noch Leopold als König an; es benehme Belgien die freie Entscheidung über Frieden oder Krieg und mache den Willen der Regierung unwirksam. Namentlich hebe dasselbe, wie sich aus dessen Schweigen schließen lasse, den Art. 9 des Vertrages vom 15 November auf, wonach die Schifffahrt auf den Binnengewässern, und von Antwerpen an den Rhein und umgekehrt zu gelangen, gleichfalls wechselseitig frei bleiben und nur mäßigen, provisorisch für den Handel der beiden Länder gleichen Abgaben unterworfen seyn sollte. Belgien werde sich daher in Bezug auf die Beschiffung dieser Binnengewässer in derselben Lage befinden, wie die deutschen Staaten, die, statt diesen Weg einzuschlagen, über die See eine Verbindung zwischen dem Rheine und Antwerpen einzurichten suchten. Der lästige Theil der provisorischen Uebereinkunft in Betreff des Hafens von Antwerpen und des Handels im Allgemeinen sey also die Isolirung dieses Hafens durch die Entziehung seiner Auswege nach dem Rheine hin, und diese Isolirung werde so lange dauern, bis neue Verbindungen eröffnet seyen."

Am 7 Junius eröffnete König Leopold die neue belgische Kammer mit tröstlichen Aussichten. Die kleinen Unruhen, die um diese Zeit zu Antwerpen und kurz vorher auch zu Gent vorfielen, waren nur einzelne Ausbrüche des Unwillens. In Antwerpen wurde ein Hr. Gheelhand als Orangist arg vom Pöbel mißhandelt. — Am 24 Julius wurde dem belgi-

schen Königspaar ein Sohn geboren. Der König antwortete der Kammer, die ihm zur Geburt des belgischen Kronprinzen gratulirte, „alle seine Bemühungen werden dahin zielen, seinen Sohn in der Liebe des Landes und dessen Institutionen zu erziehen, und um ihn noch mehr mit der Nation Eins zu machen, werde er ihn in der Religion, welche die überwiegende Mehrheit der Belgier bekenne, erziehen lassen."

Inzwischen dauerte der Streit zwischen der belgischen Opposition und dem Ministerium fort. Gendebien klagte den Minister Lebeau wegen willkürlicher Verhaftung und Auslieferung eines Franzosen an.

Der Präliminarvertrag erfüllte übrigens die Hoffnungen nicht, die man Anfangs von ihm gehegt hatte. So lange noch ein streitiger Punkt übrig war, stand eigentlich noch alles beim Alten, und Holland nahm sich wie bisher gute Zeit. Den Hauptanstoß gab jetzt Luxemburg. Schon im August sagte das Journal d'Anvers: „Es war vorauszusehen, daß der König von Holland sich weigern würde, sich selbst an den deutschen Bundestag zu wenden, um dessen Zustimmung bei der Ausgleichung der Angelegenheit Luxemburgs, so wie dieselbe durch die 24 Artikel festgestellt wurde, zu erhalten; denn man konnte nicht vermuthen, daß der König von Holland selbst die Hand dazu bieten würde, die Bande, welche ihn an den deutschen Bund knüpfen, zu zerreißen, und mit eigenen Händen den furchtbaren Wall zu vernichten, der die Mächte des Nordens gegen Frankreich vertheidiget. Die Frage Luxemburgs allein würde hinreichen, die Unterhandlungen zu verewigen."

Das holländische Journal von Breda faßte die Sache an-

ders auf: „In Betreff der Differenzen über Luxemburg soll sich unsere Regierung bereit erklärt haben, sich mit der Conferenz zu verständigen, sobald es die Gewißheit hätte, daß sie die Angelegenheiten zu beendigen aufrichtig beabsichtige. Allein es scheint, daß die Conferenz mit dieser Erklärung nicht zufrieden war, und daß dieß, verbunden mit der Meinungsverschiedenheit über minder wichtige Punkte, die Conferenz plötzlich bewogen habe, auf einige Gegenstände ein größeres oder geringeres Gewicht zu legen und ihre Sitzungen provisorisch zu vertagen."

Endlich sagte das ministerielle Journal des Débats im September: „Die Ankunft des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Hrn. v. Verstolks, zu London, mit dem Auftrage, persönlich der Unterhandlung zu folgen, war geeignet diese Hoffnung zu bestärken. Inzwischen hielt sich Hr. v. Verstolk, weit entfernt mit den nöthigen Vollmachten für die ihm übertragene Mission versehen zu seyn, bei dem geringsten neuen Zwischenfall verpflichtet, darüber bei seiner Regierung anzufragen! Der Gang der Conferenz war sonach bei jedem Schritte gehemmt. Ein anderer Umstand bestätigte bald den Verdacht, welchen die Haltung des holländischen Bevollmächtigten entstehen ließ. Unter den Stipulationen, worüber man schon lange übereingekommen war, ist eine, nämlich die der Abtretung eines Theils von Luxemburg an Belgien, die der Einwilligung des deutschen Bundes zu ihrer Bekräftigung bedarf. Der König Wilhelm hatte sich verpflichtet, im Augenblicke der Unterzeichnung des definitiven Tractats die Beitrittsacte der Bundesversammlung vorzulegen. Die Conferenz, überzeugt, daß noch kein Schritt gemacht war, um diesen Beitritt zu provociren, welchen die

Bundesverſammlung zu gewähren geneigt iſt, wobei ſie aber nicht nöthig zu haben glaubt, die Initiative zu ergreifen, verlangte von dem Haager Cabinet die unverzügliche Erfüllung einer Formalität, welche, bis zur Zeit des Abſchluſſes des Tractats verſchoben, einen großen Zeitverluſt herbeiführen konnte. Das Haager Cabinet ſcheint dieſen Schritt unter dem eiteln Vorwande verweigert zu haben, daß die Sachen noch nicht ſo vorgerückt ſeyen, um den Schritt, den man von ihm verlange, ſchon jetzt nöthig zu machen. Hierauf ging die Conferenz ohne beſtimmte Vertagung auseinander. Die Conjecturalpolitik hat Holland ſchon ſo theure Koſten gemacht, daß wir glauben durften, es habe darauf verzichtet. Wahrſcheinlich beliebt es ſeinem Souverain, darauf zurückzukommen. Er ſieht nicht ein, daß niemand mehr eine Illuſion theilt, welche bei ihm allen Lehren der Erfahrung widerſtrebt. Wie dem auch ſey, ſo geſtattete die Würde der bei der Conferenz repräſentirten Mächte ihr nicht mehr, ſich länger durch ein bloßes Scheinbild der Unterhandlung hinhalten zu laſſen."

In einer belgiſchen Beſchwerdenote an die Conferenz vom 28 September iſt geſagt: „In dem Augenblicke aber, wo man dem Ende nahe zu ſeyn glaubte, und die Löſung der ſchwierigen Fragen für gewiß hielt, erhob das Haager Cabinet plötzlich unerwartete Schwierigkeiten, und ließ ſeine Bevollmächtigten ohne Mittel, dieſelben zu beſeitigen. Dieſer Umſtand erregte um ſo lebhafter die Aufmerkſamkeit der Conferenz, als ſie nichts mehr von den Schritten hörte, welche das Haager Cabinet dem deutſchen Bunde und den Agnaten des Hauſes Naſſau gegenüber thun ſollte; und nicht erfuhr, ob dieſe unumgänglich nöthige Formalität erfüllt ſey, oder, wo nicht, worin

worin dieſe unerklärlich ſcheinende Verzögerung ihren Grund habe. Da vernahm man mit Erſtaunen, daß das Haager Cabinet, auf deſſen ſpeciellen Antrag die ganze Verhandlung ſtatt gefunden, die Sache noch nicht für hinlänglich reif halte, und daß es plötzlich ſich für ermächtigt achte, die erforderlichen Schritte beim Bundestage nicht eher, als es ihm (dem Haager Cabinette) gutdünke, einzuleiten, und ſie überhaupt von dem fernern Erfolge der Unterhandlungen abhängig zu machen, einen Erfolg, über den doch wieder niemand anders als die holländiſche Regierung zu richten gehabt hätte. Das Haager Cabinet behielt demnach ſo die Macht in Händen, durch Nichtbeibringung der Einwilligung des Bundestags und der Agnaten, alle Verhandlungen über die anderweitigen Streitpunkte unnütz zu machen und zu vereiteln. Um noch beſſer zu conſtatiren, wie ſehr das Haager Cabinet das wahre Intereſſe Hollands im Verhältniſſe zu Luxemburg aufopfere, folgte die Conferenz noch eine Zeit lang den holländiſchen Bevollmächtigten in ihren Unterhandlungen über den 9ten Artikel des Vertrags vom 15 November. Man hatte nun bald Gelegenheit, ſich vollſtändig zu überzeugen, daß das Haager Cabinet, während es erklärte, ſeine Schritte beim Bundestage und den Agnaten von dem Erfolge der Unterhandlungen abhängig machen zu wollen, niemals ſeinen Bevollmächtigten weder die nöthigen Inſtructionen, noch die erforderlichen Vollmachten zu Abſchließung einer allgemeinen Uebereinkunft gegeben hatte. Hierauf erklärte nun die Conferenz, die den Irrwegen des Haager Cabinets nicht länger folgen wollte, daß aller fernere Erfolg der Unterhandlungen unmöglich geworden, theils weil die holländiſchen Bevollmächtigten keine Vollmacht hätten, die auf die Gebietsarrangements

bezüglichen Stipulationen, welche von ihnen selbst vorgeschlagen worden wären, zu unterzeichnen, theils weil Se. Majestät der König der Niederlande immer noch Anstand nähme, die Einwilligung des Bundestags und der Agnaten des Hauses Nassau zu erlangen; die Unterhandlungen mußten daher nothwendigerweise unterbrochen werden."

Am 10 October beging der Pöbel in Antwerpen abermals einige Ausschweifungen. Auch war von einer orangistischen Deputation die Rede, die unter Anführung des Advocaten Metdepenninghen von Gent, sich bei der Londoner Conferenz und insbesondere bei den Ministern der nordischen Mächte Mühe gegeben habe, die Wiedervereinigung Belgiens mit Holland zu empfehlen. Dagegen sah es die belgische Nationalpartei als ein günstiges Zeichen an, daß im October Preußen den Hrn. v. Arnim zu seinem Botschafter in Brüssel ernannte, und Oesterreich den Grafen Dietrichstein.

Am 21 October eröffnete der König von Holland die Generalstaaten, und sagte bei dieser Gelegenheit: „Die Mittheilungen, welche dieser Tage Ihnen gemacht werden sollen, werden Ihnen beweisen, daß bei den Unterhandlungen die Ehre, Würde und Interessen der Nation ausschließlich zur Richtschnur gedient haben. Ich hoffe fortwährend einen günstigen Ausgang derselben, und wenn auch die Politik Europa's die Erwartung einer billigen Unterstützung unserer unverkennbaren Rechte täuschen sollte, so dürfen wir doch unsere Ausdauer während der drei letzten Jahre nicht bereuen, sondern mit Zufriedenheit zurückblicken auf das gegebene Beispiel von Selbstständigkeit und Anhänglichkeit an Gesetz und Ordnung mitten im Schwindelgeiste der Zeit, und unser Be-

tragen ruhig dem Urtheile der Mit- und Nachwelt überlaſſen.“ Ein Londoner Correſpondent der Allg. Zeitung ſchrieb damals: „Warum ſollte aber auch das Haager Cabinet jetzt mit fröhlichem Herzen den Frieden von Europa zu befeſtigen ſuchen, nachdem es ſo lange Zeit auf große Bewegungen ſpeculirt hat, und, wie zu befürchten ſteht, ſeine Wünſche durch die außerordentlichen Ereigniſſe, die ſich auf der pyrenäiſchen Halbinſel vorbereiten, leicht realiſirt werden können, es außerdem die Ausgaben für die erſte Hälfte des nächſten Jahres gedeckt hat, und dem Könige billige Anträge für eine neue bedeutende Anleihe gemacht worden ſind? Unter ſolchen Umſtänden gibt man nicht leichtſinnig ſeine Sache auf, ſondern gefällt ſich im Zuwarten.“

Eine Zögerung zog die andere nach ſich. Der engliſche Globe bemerkte im November: „Graf Dietrichſtein und Baron Arnim, die neu ernannten Geſandten von Oeſterreich und Preußen am Brüſſeler Hofe, haben es nach vier bis fünf Monaten mühſamer Reiſe noch nicht ſo weit gebracht, von Frankfurt nach Brüſſel zu kommen.“

Da ſich in den Generalſtaaten einiger Widerſtand gegen das hohe Budget zeigte, ſo hoffte man von der Neigung des holländiſchen Volks zum Frieden und zur Ermäßigung des bisher ſo unnatürlich übertriebenen Armeeaufwandes eine günſtige Diverſion. Die Reden Van Dam's, Van Iſſelts, Sytzama's und van Neß's in den Sitzungen vom 16, 17 und 18 December lauteten dahin: „Nichts könne der Nation ſo verderblich ſeyn als der gegenwärtige Zuſtand; ohne Mittel ihren ſo nachtheiligen Unterhandlungen ein Ende zu machen; ein Fortſchleppen ihrer politiſchen Exiſtenz unter wachſenden finanziellen Schwierigkeiten; ohne Verfaſſung

(Grondwet), ohne Unabhängigkeit in der richterlichen Gewalt; bei einem System nach außen, das weder Krieg noch Frieden sey, während die Bedingungen, unter welchen Friede gemacht werden möchte, täglich ungünstiger würden; bei einer Schuld von 150 Millionen Gulden, welche zu den Volkslasten dadurch hinzugekommen sey, daß man die vor zwei Jahren angebotenen Friedensbedingungen nicht angenommen habe. Endlich, wenn die Nation auf die in der innern Verwaltung nöthigen Veränderungen warten solle, bis die Regierung ihre auswärtigen Streitigkeiten beizulegen beliebe, so könne der Gang der Reform unterdessen auf finanzielle Schwierigkeiten zu Hause stoßen." Auch machte einer der Redner in derselben Debatte auf die Möglichkeit aufmerksam, daß man durch fernere Zögerung hinsichtlich des belgischen Schuldantheils Zinsen und Capital verlieren könne.

Es hieß, der Fürst Schwarzenberg sey von Wien nach dem Haag gereis't, um den König von Holland zu einem Schritt in der noch streitigen luxemburgischen Angelegenheit zu bewegen, jedoch ohne Erfolg. Die Times bemerkten dazu: „Als der König von Holland bei der Conferenz sein Spiel verlor, wies er eine Karte vor, die er vorher sorgfältig verborgen hatte. Er findet, daß er in die Veräußerung und Uebertragung eines Theils von Luxemburg nicht ohne Zustimmung der deutschen Agnaten seiner Familie und nicht ohne Sanction des deutschen Bundes willigen könne. Er findet weiter, daß hierin weder dieser noch jene einen Schritt thun können, außer wenn er selbst darauf anträgt, und er ist entschlossen, nicht darauf anzutragen, so lange eine seiner unbilligen Forderungen und Erwartungen unerfüllt bleibt. Obgleich alle eines Streites werthen Punkte längst

zugeſtanden oder verglichen ſind, und obgleich ein aufrichtiger Mann wahrhaft in Verlegenheit käme, wenn er erklären ſollte, welche offenen und ausgeſprochenen Differenzgründe noch wirklich zwiſchen den beiden Parteien beſtehen, ſo hat doch die Hartnäckigkeit der holländiſchen Regierung, die ſich auf geheime Entwürfe und Hoffnungen gründet, das Reſultat der Unterhandlungen nach dreijähriger peinvoller Sorge und Mühe ſo ungewiß gemacht, als ſie es am erſten Tage ihres Beginnens waren. Jetzt iſt die wichtige Frage, was ſoll geſchehen, um aus dieſem Zuſtande der Ungewißheit, Unthätigkeit und Verlegenheit zu kommen? Offenbar haben die Miſſionen der nordiſchen Mächte an den Haager Hof, um den König von Holland zur Zuſtimmung zu ihren vorgeſchlagenen Arrangements zu beſtimmen, wenig oder keine Wirkung. Wir zweifeln nicht, daß Oeſterreich und Preußen — vielleicht ſelbſt Rußland — den aufrichtigen Wunſch hegen, daß dieſer nutzloſe und gefährliche Streit zu Ende gebracht werde. So wie aber ihre Agenten in Berührung mit einem Souverain kommen, der als einer der Ihrigen betrachtet wird, ſo beſticht ſie dieſes zu ſehr zu ſeinen Gunſten, als daß ſie noch feſt und unparteiiſch bleiben könnten. Indem ſie dann in ſeine Anſichten eingehen, oder wenigſtens Nachſicht dafür zeigen, handeln ſie vielleicht mehr aus Gefühl als aus Grundſatz, und thun etwas, wovon ſie die Folgen weder vorſahen noch beabſichtigten; aber das Uebel iſt einmal geſchehen, und die Löſung ſo beſtimmt verſchoben, als wenn dieß von Anfang an ihre Abſicht geweſen wäre. Der König nimmt jedes freundſchaftliche Anerbieten, jeden artigen Ausdruck von ihrer Seite als eine indirecte Billigung ſeiner Politik auf, und iſt, indem er ſich für ihr Benehmen ſehr

dankbar bezeigt, gewiß, sie weiter zu führen als sie wollen. So z. B. als Fürst Schwarzenberg nach dem Haag gesandt wurde, um den König zu bewegen, beim Bunde um die Zustimmung zur Abtretung des vertragsmäßig an Belgien fallenden Theils von Luxemburg einzukommen, gab der König scheinbar nach, bat aber dafür, der Fürst möchte den alliirten Cabinetten, die ihn sandten, eine Denkschrift zu seinen Gunsten überreichen — eine Denkschrift, welche die Folgen hatte, daß sie ihren Gesandten bei der Conferenz neue Instructionen sandten und ihnen anbefahlen, in allen noch übrig bleibenden Differenzpunkten zwischen Holland und Belgien für das erstere zu sprechen. Während dieß die Folgen des diplomatischen Verkehrs der holländischen Regierung sind, versichert sie die Holländer fortwährend, der König unterhandle bei der Conferenz eifrigst für den Frieden, alle seine Sorgen seyen auf eine Lösung gerichtet, welche die Ehre und das Wohl seiner Unterthanen sichere, er wünsche keine persönliche Vergrößerung, keine Gebietsvermehrung, bloß die ungerechten Ansprüche seiner Feinde verzögern den sehnlich gewünschten Abschluß. Wären die Holländer allgemein überzeugt, daß ihr Souverain sein ungeheures Heer und die drückenden Steuerlasten bloß beibehält, und sie am vollen Genusse des Handelsverkehrs bloß hindert, um früher oder später die belgischen Provinzen wieder zu erobern, so würde er seine gegenwärtige unheilbringende Politik keinen Monat lang mehr behaupten können."

In Belgien nahm noch am Schlusse des Jahres (27 December) Hr. Goblet, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ermüdet durch die Opposition, seine Entlassung, und

erhielt den Gesandtschaftsposten in Berlin; an seine Stelle trat Graf Felix von Merode ins Ministerium.

Die Lage Belgiens am Schlusse des Jahres 1833 war verhältnißmäßig eine günstige, denn König Leopold entließ einen Theil seiner Armee. Aus Brüssel wurde geschrieben: „Indem der Vertrag vom 21 Mai Belgien unter dem Schirme Frankreichs und Englands einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit verbürgt, hat dieser diplomatische Act ihm gestattet, eine sehr große Anzahl seiner Soldaten auf unbestimmten Urlaub zu entlassen, und so die Ziffer des Kriegsbudgets um 26 Millionen Franken zu vermindern. Dieser Umstand war um so glücklicher, weil man dadurch im vorigen Jahre die Nothwendigkeit, zu einer Anleihe zu greifen, vermieden hat, und den die Staatseinnahmen überschreitenden Ausgaben mittelst Emittirung von 15 Millionen Tresor- oder Wechsel-Scheinen begegnen konnte, wovon fünf Millionen durch den Ueberschuß des die Voranschläge übersteigenden Staatseinkommens bereits wieder eingelöst sind. Als Anfangs des Jahres 1833 vor der Uebereinkunft vom 21 Mai über das Budget abgestimmt wurde, hatte man geglaubt, den Bedürfnissen der Finanzperiode nur durch Contrahirung einer Anleihe von 30 bis 40 Millionen begegnen zu können, und sah keine Möglichkeit, sie anders als um 70 bis 72 Procent zu unterhandeln. Die öffentlichen Fonds stehen gegenwärtig, was ein sehr fühlbarer Unterschied ist, auf 97. Fassen wir es zusammen, so wird Belgien alle außerordentlichen Ausgaben, die Kosten der Bewaffnung u. s. w. seit dem October 1830 mit zwei Anleihen, die zusammen 100 Millionen Franken betragen — einer freiwilligen Darleihe, die es ganz zurückgezahlt hat — und mit den oben erwähnten 15 Mil-

lionen Treſorſcheinen beſtritten haben, die allmählich durch den Ueberſchuß der von Jahr zu Jahr ſich mehrenden Staatseinkünfte getilgt werden, während Holland ſeit derſelben Epoche ſeine Staatsſchuld um mehr als ein Drittel zu vergrößern genöthigt war, noch jetzt zu außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt, und das Ende der letzten Finanzperiode mit einem Deficit erreicht hat, das es durch eine Renteneinſchreibung noch vergrößern mußte. Ich gehe in dieſe Details ein, weil, meines Dafürhaltens, der Krieg zwiſchen Belgien und Holland fortan ein Finanzenkrieg iſt, und die erſte von beiden Parteien, die unterliegen und ſich zum Unterhandeln gebracht ſehen wird, diejenige ſeyn muß, deren Geldhülfsquellen am erſten erſchöpft ſind. Was die Wirkungen der Uebereinkunft vom 21 Mai auf Handel und Induſtrie betrifft, ſo waren ſie, das läßt ſich begreifen, minder entſchieden. Dieſer Vertrag ſanctionirt ein Proviſorium, das keine feſte Beſtimmung enthält. Der Handel aber hat vor allen Dingen der Sicherheit auf die Zukunft nöthig, um ſich jenen Unternehmungen hinzugeben, welche die induſtrielle Thätigkeit beleben. Andrerſeits bleiben für dieſes Landes Zukunft ſehr wichtige Fragen zu löſen, denn ihm ſind die erſten Lebensbedingungen die für ſeine Erzeugniſſe zu eröffnenden Abzugscanäle, deren ein Staat unmöglich entbehren kann, welcher durch ſeine Induſtrie und ſeinen Boden in einem den Verbrauch ſeines inländiſchen Marktes weit überſteigenden Verhältniſſe producirt. Mehrere Syſteme liegen vor. Der Seehandel reclamirt unbeſchränkte Freiheit; der Ackerbau glaubt, namentlich in Hinſicht des Getreides und der Linnen, jenen Forderungen des Seehandels entgegengeſetzte Intereſſen zu haben; endlich verlangen einige

Zweige der Induſtrie einen kräftig ſchützenden Zolltarif, um in die Schranken treten zu können mit den benachbarten Nationen, die den belgiſchen Erzeugniſſen den Zugang verſchließen, während ſie mit ihren Artikeln die bedeutendſten Städte dieſes Königreichs überſchwemmen. Inmitten dieſes Conflicts iſt die Stellung der Regierung ſehr ſchwierig."

VI.

Italien.

1.

Sardinien.

Die traurige Geſchichte des Königreichs Sardinien vom Jahre 1833 ſpricht nur von inquiſitoriſchem Verfahren, Verſchwörungen, Verhaftungen, Hinrichtungen.

Oeffentliche Blätter ſchrieben aus Lyon vom 6 April: „In Sardinien iſt die Inquiſition wieder hergeſtellt. Ich bürge für die Wahrheit folgender Thatſachen: „Der König von Sardinien hat den vier Senaten des Königreichs eine päpſtliche Bulle zum Regiſtriren übergeben, nach welcher ein geiſtliches Tribunal aus fünf Biſchöfen beſtehend errichtet wird, das beauftragt iſt, die Sitten und den Glauben der Individuen aller Stände zu unterſuchen (inquirere mores et fidem); das Tribunal iſt ermächtigt, untergeordnete Tribunale in jeder Provinz zu beſtellen, um geheime Proceduren vorzunehmen, die Angeſchuldigten vorzuladen, und ihnen die in den geheimen Noten verzeichneten Strafen aufzuer-

legen!" (Dieſe Noten wurden den Senaten nicht mitgetheilt: der Senat von Turin hat Mittheilung verlangt, die von Genua und Savoyen haben ſich geweigert, die Bulle zu regiſtriren; nur Nizza ſoll Folge geleiſtet haben.)"

Am 7 Mai entſtand in Mentone im Fürſtenthum Monaco ein kleiner Volkstumult, veranlaßt durch die Ankunft eines Fremden. Man rief: es lebe die Republik. Die Sache hatte aber keine Folgen.

Am 16 Mai wurden in Chambery, Annecy und mehreren andern Orten Savoyens zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, und unmittelbar darauf erhielt man die Nachricht, es ſey eine große Verſchwörung entdeckt worden. Die officielle Gazetta Piemonteſe erklärte: „Die neuerliche Entdeckung beſtimmter verbrecheriſcher Handlungen, zu dem Zwecke, die Unterofficiere von vier Regimentern zu verführen und zu beſtechen, Handlungen, die von dieſen Unterofficieren ſelbſt denunciirt worden ſind, führte die Nothwendigkeit herbei, mehrere Individuen vom Civilſtande und eine ſehr geringe Zahl von compromittirten Unterofficieren verhaften zu laſſen. Um die gedachten Unterofficiere zu verführen, waren gottloſe und revolutionäre Bücher und Flugſchriften, die in Marſeille und Lugano gedruckt worden, unter ſie vertheilt, und ihnen bedeutende Summen Geldes angeboten worden. Der Zweck dieſer Ruchloſen war, die Religion zu zerſtören, und die rechtmäßige Regierung umzuſtürzen, um eine Republik einzuführen. In den bei den Häuptern der Verſchwörung, die nicht zum Militär gehören, gefundenen Schriften lieſ't man als Grundprincip ihrer Secte, daß ſie weder Katholiken noch Proteſtanten, weder Chriſten noch Juden, weder Muſelmänner noch Diener des Brama ꝛc. ſeyen;

daß ſie ſchlechterdings gar keine Religion haben, ſich zu keiner bekennen, und jede Offenbarung verwerfen; daß jedes Mittel zur Erreichung ihres Zweckes ihnen erlaubt ſcheint: Brand, Dolch und Gift; und wirklich hat man auch in den Kammern zweier Unterofficiere, die nach Frankreich entflohen ſind, mehrere Unzen Gift ꝛc. gefunden. Dieß wird auch durch alle Geſtändniſſe der Eingekerkerten beſtätigt. Da es dieſen ſchändlichen Menſchen nicht gelang, die Truppen zu verführen, ſo hatten ſie den Plan entworfen, durch Geldbeſtechungen Tumulte zu erregen, und an einem Feſttage die Zeit, wo die Regimenter ohne Waffen in die Meſſe gegangen ſeyn würden, zu benutzen, um ſich dieſer Waffen in den Caſernen zu bemächtigen, ſelbige dann gegen die Soldaten zu gebrauchen, und die vornehmſten Perſonen der königlichen Regierung zu ermorden. Da es ihnen auch in Chambery nicht gelang, die Truppen zu verführen, ſo hatten ſie den Plan gemacht, das Pulvermagazin hinter der Caſerne in die Luft zu ſprengen, wodurch die ganze Beſatzung der Stadt umgekommen ſeyn würde; an die Ausführung dieſes Planes war auch ſchon Hand gelegt worden, indem man noch zu gehöriger Zeit die bereits getroffenen Anſtalten entdeckte, um eine brennende Lunte in den Pulverthurm zu bringen. Ihre Abſichten waren auch auf dieſe Hauptſtadt (Turin), ſo wie auf Aleſſandria und Genua gerichtet; es ſollte Feuer in verſchiedenen Theilen der Stadt angelegt werden, um die möglich größte Verwirrung zu erzeugen, die Kräfte der Regierung zu zerſtreuen und die öffentliche Aufmerkſamkeit abzulenken. Alles dieß ſetzte die Regierung in die unvermeidliche Nothwendigkeit, den Weg der Milde zu verlaſſen und mit gebührender Strenge zu verfahren, indem es der König für eine

seiner ersten Pflichten erachtet, die Religion zu beschützen und zu vertheidigen, und die Gutgesinnten vor den verabscheuungswürdigen Unternehmungen einiger Ruchlosen zu bewahren. Es dürfte seltsam scheinen, daß eine so kleine Zahl von Verschwornen, und von Verschwornen von so geringer Bedeutung, ein so riesenhaftes Complott schmieden konnte. Allein die erste Idee der Verschwörung scheint vom Auslande gekommen zu seyn, und wahrscheinlich erwarteten die Verschwörer auch vom Auslande jenen Beistand, den sie bei dem Volke dieses Landes sicherlich nie gefunden haben würden. Die gerichtlichen Verhandlungen haben begonnen, und wir haben bereits ein erstes Urtheil des in Chambery sitzenden Kriegsgerichtes vom 20 d. M. erhalten, durch welches der Feldwebel Johann Baptist Canale und der Corporal Joseph Tamburelli zum Tode verurtheilt werden. Der Fourier Degubernatis wurde zu gleicher Zeit vollständig freigesprochen. Das Urtheil gegen Tamburelli ist am 22sten Morgens vollzogen, das gegen Canale, weil er wichtige Entdeckungen angekündigt hatte, suspendirt worden. Canale hat von der königlichen Milde die Verwandlung der Todesstrafe in zwanzigjährige Galeerenstrafe erhalten. In Folge der von Canale gemachten Entdeckungen sind neue Verhaftungen in Chambery vorgenommen worden. Sogleich wurden zwölf Officiere und Unterofficiere verhaftet; auch der General Guilliet de la Roche und selbst der Adjutant des Gouverneurs wurden verhaftet und in das Fort Echillon gebracht."

Im Berliner politischen Wochenblatt las man: „Die bedenklichen Elemente der sardinischen Armee liegen daher theils in den Officieren, die aus dem Napoleonischen Heere übernommen worden, und die sich jetzt in den mittlern Gra-

den befinden, theils aber und hauptſächlich in der Claſſe der Unterofficiere. Unter letztern befinden ſich noch viele, die an den Erinnerungen der großen Armee zehren, und eine lebendige Verbindung mit ihren Waffengefährten in Frankreich zu unterhalten nie aufgehört haben. Bei einem Militärſyſtem, wie das ſardiniſche, wo die Regimenter den größten Theil des Jahres hindurch nur als ein Cadre von Officieren und Unterofficieren beſtehen, der zu gewiſſen Zeiten durch die ſonſt ſtets beurlaubte Mannſchaft ausgefüllt wird, erhält die Stellung der Unterofficiere noch eine größere Bedeutung. Die ſcharfe Trennung, welche zwiſchen ihnen, denen die größere Mühwaltung anheimfällt, und den jüngern Officieren, denen ſie ſich an Kriegserfahrung überlegen wiſſen, in dieſer Armee beſteht, hat unbezweifelt viel dazu beigetragen, um den Geiſt der Unzufriedenheit zu nähren. Hinſichtlich der Stimmung des Landes findet in den einzelnen Provinzen eine merkliche Verſchiedenheit ſtatt. Savoyen kann, vielleicht mit Ausnahme einiger durch franzöſiſchen Einfluß beſtimmten Bürger von Chambery, als durchaus treu angenommen werden. Ganz das Entgegengeſetzte zeigt ſich in der Provinz Nizza, wo derſelbe Geiſt weht, der in Frankreich bereits ſeine Früchte getragen hat. In Genua wirken alte Beſchwerden fort; wenn es aber auch noch geraume Zeit bedürfen wird, ehe die ſardiniſche Herrſchaft dort populär werde, ſo iſt es derſelben doch gelungen, durch kluge Benutzung der Zeitumſtände dem genueſiſchen Handel und hierdurch dem Wohlſtande der Stadt einen Aufſchwung zu geben, durch welchen große materielle Intereſſen an das Beſtehen der jetzigen Regierung geknüpft worden ſind.“ Der miniſterielle Courrier de Lyon gab noch folgende Erläuterungen: „Die alten Militärs,

BIBL. VNIVERS. LIPS.

litärs, die in den Armeen des Kaiſerreichs gedient, wo die Grade, ohne Rückſicht der Perſon, die ausſchließliche Belohnung der Tapferkeit und des Verdienſtes waren, und wo der geringſte Soldat auf die höchſten militäriſchen Würden eine Ausſicht haben durfte, können nicht ohne Unwillen ſehen, daß ſie aller Hoffnungen zum Vorrücken durch das den jungen Leuten aus adeligen Häuſern vorbehaltene Monopol beraubt ſind. Eine erſt kürzlich ſtatt gehabte zahlreiche Beförderung von Söhnen vornehmer Familien, wodurch eine große Zahl von Unterofficieren, die ſchon lange auf das Vorrücken gewartet hatten, in ihren Hoffnungen getäuſcht wurden, ſteigerte das Mißvergnügen. Ob aber wirklich ein Complott ſtatt gefunden, oder nur der Plan zu einem Complott gefaßt war, iſt unmöglich zu beſtimmen, trotz der Verurtheilungen und Hinrichtungen, die bereits ſtatt gefunden haben.“

Man glaubte aber auch an einen auswärtigen Einfluß. Man verband die Verſchwörung in Savoyen mit den gleichzeitigen kleinen Aufregungen in Montpellier und Perpignan, und mit der Ankunft vieler Polen in der Schweiz, und glaubte, die Geſellſchaft der italieniſchen Flüchtlinge in Marſeille (Giovine Italia) habe den Plan entworfen. Die Gazetta Piemonteſe deutete darauf hin. Auf der andern Seite beſchuldigten die liberalen franzöſiſchen Blätter die Regierung Ludwig Philipps, den Plan der Flüchtlinge der ſardiniſchen Regierung denuncirt zu haben. Mit der Miene der Entrüſtung antwortete nun das miniſterielle Journal des Débats: „Es iſt Blut zu Genua, zu Aleſſandria, zu Chambery gefloſſen; Officiere, Unterofficiere und Soldaten wurden erſchoſſen; man jagte dem einen die Kugel durch das Geſicht,

dem andern durch den Rücken. Wir wollen zugeben, daß es in der piemonteſiſchen Armee einige Träume oder einige Projecte der Zukunft, eine Art von Ungeduld der Nationalität oder der Reform, ein unbeſtimmtes Bedürfniß, die perſönlichen Rechte beſſer geſichert zu ſehen, endlich einige Unzufriedenheit über jene Vorurtheile ohne Ueberzeugung, welche die Politik des Landes leiten, gebe. Wir geſtehen zu, daß Geſinnungen, die ſich in vertrautem Geſpräche mit einander austauſchen, Verpflichtungen und Verſprechungen haben herbeiführen können, und daß das Geheimniß dieſer verbotenen Unterhaltungen durch Aeußerungen einer gemeinſamen Unzufriedenheit nicht verrathen worden iſt. Iſt dieß nun aber ein ſo neuer, ſo beunruhigender Zuſtand der Gemüther, daß er ſo furchtbare Maßregeln erfordert? Iſt dieß denn ſchon ein beſtimmtes Attentat, das durch Züchtigung vernichtet wird? Solche Geſinnungen treten häufig in einer müßigen Armee hervor; namentlich war dieß vor zwölf Jahren die moraliſche Lage der franzöſiſchen Armee. Die Erfahrung hat ſogar bewieſen, daß dieſe innern Aufregungen für die Regierungen, welche darüber erſchrecken, nicht ſo gefährlich waren; iſt die durch die Umtriebe von 1820 bearbeitete Armee nicht dieſelbe, welche den Krieg in Spanien gemacht hat?" Charakteriſtiſch iſt beſonders folgende Stelle dieſes Programms: „Läßt man aber auch ſelbſt Frankreich außer der Frage (auch kann hier überhaupt von einer Gleichheit nicht die Rede ſeyn), weiß man denn nicht, daß ſelbſt die in Polen vollbrachte Reaction faſt mit menſchlichem Blute geizte, und daß, wenn die Berichte uns nicht täuſchen, nur zwei Hinrichtungen dem Jammer dieſer erlauchten Nation ſich beigeſellt haben?" Am Schluſſe heißt es dann: „Man entblödete ſich nicht, unſerer

Regierung ich weiß nicht welche verleumderiſche Mitſchuld bei allen dieſen gehäſſigen Proceduren aufzubürden. Sie hat dieſelbe mit einer Entrüſtung, die ihr zur Ehre gereicht, von ſich gewieſen; auch war dieß eine von den Anſchuldigungen, die ihre größten Feinde in dem Augenblicke, wo ſie dieſelben ausſprechen, doch ſelbſt nicht glauben. Wir hoffen aber, ſie werde ſich nicht auf bloße Erklärungen beſchränken.“ Wirklich wurde Hr. von Barante beauftragt, den Hof von Turin zu mildern Maßregeln zu ſtimmen.

Dieſe Demonſtration blieb erfolglos. Die Strafen wurden mit größter Strenge vollzogen und noch weitere Verhaftungen vorgenommen. Lyoner Blätter meldeten: „Der am 12 Junius Morgens 5 Uhr in Chambery erſchoſſene Lieutenant Tola ertrug ſein Schickſal mit dem größten Muthe. Auf dem Marsfelde, wo die Hinrichtung ſtatt hatte, angekommen, entkleidete er ſich ſelbſt, und übergab die Kleider dem Profoß, der beauftragt war, ſie in die Flammen zu werfen. Während ſeiner Unterſuchung und Gefangenſchaft widerſtand Tola allen Verſuchen, mit denen man ihm Geſtändniſſe entlocken wollte. Der Präſident des Kriegsgerichts, General Morra, ſagte ihm ſelbſt, nur die Anzeige ſeiner Mitſchuldigen könne ihn vom Tode retten. Er beſtand darauf, daß er keine Mitſchuldigen habe. Der Prieſter wollte ihm das heilige Abendmahl verweigern, wenn er nicht vorher geſtehe; alles vergebens. Als das Urtheil geſprochen war, verbreitete ſich allgemeine Beſtürzung in der Stadt; Abends erſchienen im Theater nur ſechs Damen in den Logen. In Chambery ſollte ſich unverweilt ein drittes Kriegsgericht verſammeln, um im Fort Aurois den General Guillet und Iſola, den Adjutanten des Gouverneurs, zu richten. Bei dieſen

Kriegsgerichten werden nicht, wie anderswo, die Stimmen von unten auf in Empfang genommen, sondern der General ſtimmt zuerſt, dann der Obriſt ꝛc., ſo daß der Angeklagte faſt immer einſtimmig verurtheilt wird. — Am Tage nach Tola's Execution wurden acht Officiere verhaftet; mehrere andere entflohen nach Frankreich, ſo wie auch viele junge Leute, die zum Theil den beſten Familien angehören, ihr elterliches Haus verließen, um ſich den gefürchteten Verfolgungen zu entziehen."

Die Zeitung von Genua enthält drei Urtheile, von welchen hier ein Auszug folgt: „Das Diviſionskriegsgericht zu Genua hat mit Urtheil vom 13 Junius zur ſchimpflichen Todesſtrafe verurtheilt: den Fechtmeiſter Antonio Gavotti von Genua, den Sergenten Giuſeppe Biglia von Mondovi, und den Sergenten von den Sapeuren, Francesco Miglia von Rivalta, welche überwieſen wurden, daß ſie von einer zu Genua angeſponnenen Verſchwörung, welche dahin abzielte, die dermalige Regierung Sr. Majeſtät umzuſtürzen, Wiſſenſchaft gehabt, ſie den Behörden nicht angezeigt, ſondern vielmehr ſich derſelben beigeſellt haben. Gavotti hatte ſogar einige Soldaten aus den Truppen Sr. Majeſtät zur Theilnahme an der Verſchwörung verleitet. Dieſes Urtheil wurde am 15 Junius Morgens um 4½ Uhr auf dem Platze della Cava vollzogen. Das Diviſionskriegsgericht zu Aleſſandria verurtheilte mit Spruch vom 13 Junius zur ſchimpflichen Todesſtrafe: die Sergenten Giuſeppe Menardi von Rocca Sparviera, Luigi Viora von Chivaſſo, Giuſeppe Rigaſſo von Livorno, den Amando Coſta von Liſiana, und Giovanni Marini von Sunna; den Sergenten Domenico Verrari von Taggia mittelſt beſonderer königlicher Begnadigung

zum Erſchießen. Erſtere drei hatten an einer auf Umſturz der damaligen Regierung und Einführung einer Republik abzielenden Verſchwörung Theil genommen, und die drei Letztern dieſelbe, obwohl ſie ihnen bekannt war, nicht angezeigt. Der Gouverneur von Aleſſandria befahl, den Vollzug des Spruches gegen Luigi Viora aufzuſchieben, die Urtheile gegen die Uebrigen aber zu vollſtrecken, was auch am 15 Junius geſchah. Das Diviſionskriegsgericht zu Chambery endlich verurtheilte durch Spruch vom 10 Jun. zur ſchimpflichen Todesſtrafe den Lieutenant Efeſo Tola, den Lieutenant, Adjutant Francesco Manfredi zu fünf-, den Capitän Stefano Fiſſore zu drei- und den Lieutenant, Adjutant Pietro Muzio, zu einjährigem Gefängniß, weil ſie überwieſen waren, aufrühreriſche Schriften in Händen, von aufrühreriſchen Complotten gegen die Regierung Wiſſenſchaft gehabt, und dieſelben den Behörden nicht angezeigt zu haben; der erſte hatte ſogar ſolche Schriften unter dem Militär verbreitet, und für dieſe Complotte Theilnehmer geſammelt. Der Generalgouverneur von Savoyen beſtätigte dieſe Urtheile, und befahl, ſie in ihrem vollen Umfange zu vollziehen." Ferner wurde am 19 Junius der Sergent Aleſſandro de Gubernatis zu Chambery, und am 22ſten der Advocat Andrea Vocchieri zu Aleſſandria ſchimpflich hingerichtet, und viele andere Perſonen zu Galeeren und Ketten verurtheilt.

In den letzten Tagen des Junius wurde in Genua der Neffe des letzten Dogen, Durazzo, verhaftet und in Ketten durch die Stadt geführt. Das gleiche Loos traf den greiſen Spinola, den edeln Damaſo Pareto (den Ueberſetzer Byrons), den Grafen Balbi, die beiden Marquis Mari (aus den älteſten genueſiſchen Geſchlechtern) und zehn andere Nobili.

Der Arzt Ruffini tödtete ſich ſelbſt. Zugleich hörte man viel von der Corruption der Gerichte, von Spionage, von der Thätigkeit des cabinet noir, das alle Briefe erbrach, und von der Belohnung der Angeber. So wurde ein Hauptdenunciant, der Unterofficier Perino, zum Officier befördert. Der National behauptete ſogar, es ſeyen erdichtete Widerrufungen und Gnadenſuppliken verbreitet worden, um die Eingekerkerten und Hingerichteten in einem verächtlichen und lächerlichen Licht erſcheinen zu laſſen.

Am 1 Julius wurden zu Chambery ferner die Officiere Ardoino, Vaccarezza und vier Sergenten zu ſchimpflichem Tode verurtheilt, deßgleichen zu Genua am 4 September die Soldaten Turffs und Piacenza, und zu Aleſſandria der Marquis Belforti, die Eigenthümer Gentilini und Scotti, und der Advocat Gerardenglie, und im October Vecchieri.

Der Dauphinois erzählt über den Tod des zu Aleſſandria erſchoſſenen Advocaten Vochieri ſolche Details, daß er dabei bemerkt, man würde ſie unmöglich glauben können, wenn die Wahrheit nicht von einer glaubwürdigen Perſon verbürgt würde. Darin wird förmlich widerſprochen, daß Vochieri Enthüllungen gemacht und feige Reue bezeugt hätte. Man habe ihm vielmehr Grade verſprochen, wenn er ſeine Mitſchuldigen angebe, er hätte aber auf dieſen Vorſchlag nur durch das Stillſchweigen der Verachtung geantwortet. General Galateri habe ihm vergeblich gedroht, ihn zu erſtechen, wenn er nicht ſpreche. Er ſey ſechs Wochen in dem dunkelſten Gefängniſſe geſeſſen, bis ihm die Todesſtrafe mit Schmach verkündet worden ſey. Auf die Aufforderung, daß er als guter Chriſt ſeinen Richtern verzeihen ſollte, habe er geantwortet, daß er ſeinen Kindern und den italieniſchen Patrio-

ten das Vermächtniß hinterlasse, seinen Tod zu rächen. General Galateri sey kurz vor der Hinrichtung noch einmal in dieser Beziehung in ihn gedrungen, habe ihm dabei einen Fußtritt auf den Bauch gegeben und Vochieri habe dann dem General ins Gesicht gespuckt. Man habe ihn durch eine Straße zu der Hinrichtung geführt, wo sich seine Gattin mit ihren drei Kindern hingeflüchtet hatte, wo er eine Viertelstunde das Verzweiflungsgeschrei derselben habe anhören müssen. Endlich hätten von sechs Galeerensträflingen ihn zwei zuerst durch die Arme geschossen; zwei andere hätten ihn in den Unterleib getroffen, und da er sich unter den heftigsten Schmerzen umhergewälzt, so habe der Unterofficier des Pikets, ohne ein neues Zeichen zu erwarten, unmittelbar eine Flinte auf ihn abgefeuert, um seinen Leiden ein Ende zu machen. Dieser sey dann abgesetzt und ins Gefängniß geworfen worden; eine alte Frau, die diese Gräuel gesehen und einen Schrei des Schauders darüber ausgestoßen habe, sey ebenfalls verhaftet worden, und liege noch in Ketten.

Noch am 4 December wurde zu Turin General Guillet zum Tode verurtheilt, aber begnadigt.

Die Gazetta Piemontese erklärte in der Mitte des Septembers, man mache ein so übertriebenes Geschrei von den strengen Maßregeln, während dieselben doch sehr mäßig seyen; man habe bisher nur 32 Menschen zum Tode verurtheilt.

Im Genfer Féderal stand folgende seltsame Geschichte: „Vor einigen Tagen (im Julius) war es einigen von Carabinieren verfolgten Piemontesen, die gezwungen waren sich aus ihrem Lande zu verbannen, geglückt, sich nach dem Kloster des St. Bernhardsbergs zu flüchten, wo sie Unterkunft und Schutz fanden. Kurz darauf waren die Carabiniere,

von heftigem Sturm verfolgt, selbst genöthigt, Schutz unter dem gastlichen Dache der guten Mönche zu suchen, so daß Verfolger und Verfolgte auf diesem neutralen Boden sich vereinigt fanden, sich mit den Augen messend, in denen von der einen Seite Verachtung und Unwillen, von der andern Enttäuschung und Wuth sich malten. Als der Himmel sich wieder aufheiterte, mußten die Carabiniere abziehen, ungern ihre Beute zurücklassend. Was hättet ihr gethan, fragte jemand die Mönche, wenn die Carabiniere versucht hätten, ihre unglücklichen Landsleute mit Gewalt fortzuschleppen? „Unsere Knechte und unsere Hunde würden sie schon zur Ordnung gewiesen haben" war die Antwort.

Aus Anlaß dieser Begebenheiten verordnete der König von Sardinien im Mai eine Verstärkung der Armee, und eine außerordentliche Verschärfung der Censur und Bücherverbote.

Von Tunis wurde der sardinischen Regierung wegen Mißhandlung des Capitäns Figallo und Sequestrirung eines Schiffs von Seite des Gouverneurs von Porto Farina Genugthuung geleistet.

2.

Toscana.

Dieses glückliche Land erfreute sich vollkommener Ruhe. Am 7 Junius feierte der Großherzog seine Vermählung mit der Prinzessin Maria Antonia von Neapel.

3.

Modena.

Auch hier war alles ruhig. Doch wurden in den erſten Tagen des Auguſts in St. Polo zwei Menſchen verhaftet, die dem Leben des Herzogs nachgeſtellt haben ſollen.

4.

Lucca.

Im Julius wurde das Gerücht verbreitet, der Herzog von Lucca, deſſen Schweſter die Gemahlin des ſächſiſchen Prinzen Maximilian iſt, ſey in Dresden zur proteſtantiſchen Kirche übergetreten. — Bei ſeiner Rückkehr nach Italien erließ der Herzog am 26 Auguſt eine allgemeine Amneſtie, welche die Rückkehr mehrerer Verdächtigen und einen unbeſchreiblichen Jubel des dankbaren Volkes veranlaßte. — Am Jahresſchluß wurde in der Allg. Zeitung gemeldet, der Papſt und Spanien (das dem Herzog eine Appanage zahlt) hätten ſich ſehr angelegentlich nach dem fraglichen Uebertritt des Herzogs zur proteſtantiſchen Kirche erkundigt, derſelbe habe aber eine Erklärung verweigert.

5.

Der Kirchenſtaat.

Im März wurde aus Rom geſchrieben: „Wir haben nun zwei Secretäre im Staate, gleichſam Miniſterien, erhalten.

Die Einrichtung ist nämlich folgende: der Cardinal Bernetti behält den Titel eines Staatssecretärs, beschäftigt sich aber ausschließlich mit den auswärtigen Angelegenheiten, dem Kriegswesen, der hohen Polizei und den geistlichen Angelegenheiten. Daß dabei dennoch der Cardinalvicar und der Cardinal Camerlengo in ihren Rechten bleiben, versteht sich für Jeden von selbst, der das an sich Unbegreifliche hiesiger Einrichtungen kennt. Der Cardinal Bernetti ist also nun eigentlich Minister des Auswärtigen, des Kriegs, der Polizei und des Cultus. Das Innere, die Justiz, der Handel ꝛc. sind abgetrennt, und kommen unter einen Segretario dell' Interno, zu welchem wichtigen Posten der Cardinal Gamberini, Bischof von Orvieto, Secretär der Congregation der Concilien ernannt worden ist. Dieser Fürst der Kirche war einst ein berühmter Advocat in Mailand; ward von der Regierung schon unter den Franzosen sehr hoch geschätzt; erwarb sich durch sein Talent ein bedeutendes Vermögen, und trat erst vor 14 Jahren zur Prälatur über. Jetzt ist er 73 Jahre alt, aber sehr rüstig, von unermüdlicher Thätigkeit und von einer für einen Südländer wunderbaren Arbeitsliebe. — So sind nun die Einrichtungen fürs erste vollendet. Monsignor Brignole, der nun wirklich ernannte Tesoriere, stützt sich auf den bekannten Abate Galanti, und der fähige Monsignor Capaccini bleibt dem Cardinal Bernetti zugesellt. Die Trennung der Geschäfte ward auch durch eine Trennung der Locale bezeichnet: der Staatssecretär residirt im Quirinal, der Secretär des Innern im Vatican. Nachdem nun die Maschine eingerichtet ist, wie wird sie gehen? Eben wie sie kann. Bald wird man einsehen müssen, daß die Form nicht das Wesen ändert, daß dieses jener folgen muß, sollen die

Verlegenheiten aufhören. Unterdeſſen geſchieht nichts. Die Forderungen der Provincialconſiglien mit all den angeregten Hoffnungen ſtocken und ſchlafen. Einer Commiſſion, beſtehend aus den Monſignori Marini, Mangelli und Da Pietro, gab man ſchon vor mehr als zwei Monaten die Sache zur Behandlung — ſie haben ſie noch immer in Commiſſion. Es gibt wohl keine ſeltſamere Lage, keine ſo hochtragiſche als die der hieſigen Staaten. Sie werden durch Gebrechen aller Art unwiderſtehlich in ſich ſelbſt zu einer Wiedergeburt getrieben, und durch ſich ſelbſt unabänderlich daran verhindert: hierzu kommt noch, daß die großen Monarchien von außen die Geburtswehen ſcheuen, und daher hemmen. Wird da jemals die Juno Lucina die zuſammengepreßten Hände öffnen?" —

Folgende Vorfälle geben einen Begriff vom Zuſtand der Romagna: Der Conſtitutionnel meldet aus Maſſa: „Der Ritter und Obriſt Conſtant Ferrari, einer der tapferſten Officiere der Napoleoniſchen Armee, iſt kürzlich in ſeiner Villa durch eine Abtheilung päpſtlicher Centurionen und Carabiniere getödtet worden. Er war bei der Revolution von 1831 an der Spitze eines Corps von Romagnolen, unter dem Befehle des Generals Sercognani, gegen Rom marſchirt, und hatte ſich ſpäter nach Frankreich geflüchtet. Der kürzlich erlaſſenen Amneſtie vertrauend, war er jedoch wieder in ſein Vaterland, in den Schoß ſeiner Familie zurückgekehrt, gleich darauf aber nach ſeinem drei Stunden von Maſſa liegenden Landhauſe verwieſen worden. Dieß genügte übrigens noch nicht. In der Nacht zum 21 April brachen päpſtliche Soldaten verkleidet in die Villa ein; der Obriſt, welcher ſie für Räuber hielt, vertheidigte ſich herzhaft, verwundete einen Carabinier auf den Tod, unterlag aber doch zuletzt der Ueber-

macht, und wurde in Gegenwart ſeiner Gattin, ſeines Kindes und ſeiner Mutter niedergeſtoßen.

Die Veroneſer Zeitung erzählt: „Am 8 Mai ſchickte die Polizei auf erhaltene Anzeige, daß in einem dortigen Hauſe revolutionäre Plane und Papiere aufbewahrt werden, einen Unterſuchungsrichter mit einem Notar und Carabinieren ab; allein kaum hatten ſich dieſe der Schriften bemächtigt, als mehrere Hundert bärtiger, mit Stiletten und Piſtolen bewaffneter Revolutionsmänner herbei eilten, dem Notar die Papiere wegnahmen und ſie in Stücke riſſen, einige Carabiniere prügelten, und den ſie anführenden Unterofficier tödtlich verwundeten. Der Unterſuchungsrichter Graf Fanelli konnte ſich nur durch einen Sprung zum Fenſter hinab retten.

Am 8 Julius wurde durch den Cardinal Gamberini die Adminiſtration des Straßen- und Waſſerbaues neu organiſirt.

Man fand in Rom am 14 September Rafaels Grab in der Pantheonskirche, ein Ereigniß, das in dieſer kunſtliebenden Stadt große Senſation machte, und das ſogar für die Wiſſenſchaft intereſſant iſt, da bekanntlich auf die eigenthümliche Structur eines Schädels, den man für den rechten Schädel Rafaels fälſchlich gehalten hatte, verſchiedene phrenologiſche Hypotheſen gebaut worden ſind. Da die Römer einmal das Grab des größten unter den Malern auf dieſe Weiſe geſtört hatten, ſo veranſtalteten ſie am 18 October eine neue feierliche Beiſetzung ſeiner Gebeine in das urſprüngliche Grab. Ein Schreiben in der Allg. Zeitung aus Rom meldete über dieſen denkwürdigen Vorfall: „Man hatte ſchon beinahe das Vorhaben aufgeben wollen, beſonders da der Abbate Fea behauptete, daß Rafael nicht im Pantheon, ſondern in der Kirche der Minerva, in der Capelle degli Urbi-

nati begraben liege, als man ſich entſchloß, noch da nachzuſuchen, wo man gleich anfangs hätte ſuchen ſollen, indem Vaſari, der gleichzeitige Biograph Rafaels, den Ort von deſſen Begräbniß ganz genau und beſtimmt angibt. Derſelbe ſagt nämlich, Rafael habe in ſeinem Teſtamente befohlen, daß auf ſeine Koſten in der Kirche S. Maria della Rotonda eines von den alten Tabernakeln reſtaurirt und ein Altar mit der marmornen Statue der Madonna daſelbſt errichtet werden ſolle, welche man dann nach ſeinem Tode zu ſeiner Begräbnißſtätte wählen ſollte. Da nun zur Seite dieſes Altars an der Wand der Kirche, nicht nur das Epitaphium mit dem bekannten Diſtichon des Cardinals Bembo befeſtigt iſt, ſondern auch die beiden Epitaphien von den beiden Malern Zucchari und Hannibal Caracci, welche beide neben Rafael begraben ſeyn wollten, ſich dort befinden, und dieſer Altar (l'altare della Madonna del Lasso genannt) bis heute noch ſein Einkommen von dem Miethzins eines Hauſes bezieht, welches Rafael gehört hat, ſo konnte wohl kein Zweifel vorherrſchen, daß Rafaels Ueberbleibſel unter der Statue der Madonna liegen müßten, welche von Lorenzetto auf Koſten ſeines Nachlaſſes verfertigt worden war. Als man daher den Tiſch des Altars weggenommen und den untern Theil der Niſche, worin die Statue ſteht, aufbrach, fand man ein Gewölbe. Man erbrach ſolches, und fand nun darin das Skelet ganz in ſeiner urſprünglichen Lage, und ziemlich erhalten. Das Maaß des Skelets beträgt 7 römiſche Palmen 6 Zoll (5 Pariſer Fuß 1 Zoll 10½ Linien). Außer den Stücken von zweien Särgen, von welchen der eine gemalt war, traf man ſonſt nichts Bezeichnendes in dem Grabe. Was noch vollends allen Zweifel über die Aechtheit des Skelets hob, iſt, daß man auf der

rechten Seite des Altars, an dem Pfeiler der Kirche, das Epitaphium der Bibiena, der Nichte des Cardinals Bernardo Divizio von Bibiena, der Verlobten Rafaels, entdeckte, die neben ihm beerdigt seyn wollte. Diese Aufschrift war bis jetzt mit Ex-Voto-Geschenken so bedeckt, daß man sie nicht sehen konnte. Diese Auffindung der Reste des unsterblichen Malers hat in der Stadt großen Enthusiasmus erregt. Seit einigen Tagen sind solche in dem Grabe, ganz wie sie gefunden worden, öffentlich ausgestellt, und der Zudrang des Publicums ist sehr groß. Man weiß nun sicher, daß der Schädel in der Akademie von St. Luca, der immer bis jetzt für den von Rafael galt, und den auch Dr. Gall dafür genommen, von einem Canonicus des Pantheons, Namens Adjutori ist, welcher etwa 30 Jahre nach Rafaels Tod die Brüderschaft von den Virtuosi di St. Giuseppe di terra santa gestiftet hat."

Seit der Revolution von Bologna waren die Universitäten geschlossen. Im September wurde nun eine neue Studienverordnung erlassen, welche die Philosophie von den Universitäten ausschloß, und Schüler und Lehrer strengen Kategorien unterwarf. Man schrieb aus Rom: „Es ist unläugbar, daß durch die neue Verordnung die Universitäten, welche bis jetzt nur provisorisch geschlossen waren, nun definitiv aufgehoben sind, wenn man auch vermieden hat, solches geradezu auszusprechen. Es existiren eigentlich nur zwei Universitäten im Kirchenstaate, in Rom und in Bologna; wenn es also nur denen erlaubt ist, die Universitäten zu besuchen, welche aus beiden Städten oder Provinzen gebürtig sind, so ist der größte Theil der Landesinwohner ohne Grund davon ausgeschlossen. Wäre zugleich im Edict ausgesprochen, daß in den verschiedenen Provinzen besondere Schulen errich-

tet werden ſollen, ſo würde dieſe Ungleichheit aufgehoben ſeyn, allein eine ſolche Einrichtung ſcheint man nicht zu beabſichtigen. Am meiſten iſt die Anordnung aufgefallen, daß jeder, der Zutritt zu den Univerſitäten haben will, ein monatliches Einkommen von 12 Scudi nachweiſen ſoll. Wie iſt es möglich, frägt man ſich hier, daß ein Jüngling ohne Vermögen, der aus der Provinz iſt, ſich eine ſolche Summe verſchaffen könne? Es iſt dadurch jedem Talent, aus Mangel an Geld, der Weg abgeſchnitten, etwas zu lernen. Beſonders iſt dadurch das Studium der Medicin, das nur in Rom und Bologna ſeinen Sitz hatte, bloß noch für ſehr wenige Menſchen zugänglich geworden. Das Studium der Rechte wird im Ganzen durch die neue Anordnung weniger beeinträchtigt, indem es ſchon lange hier der Gebrauch iſt, daß junge Leute, welche ſich demſelben widmen wollen, zu einem Advocaten oder Curial gehen, und praktiſch ſo lange bei ihm arbeiten, bis ſie fähig ſind, ſelbſt Geſchäfte zu übernehmen. Es gibt daher hier keine gelehrten Rechtskundigen wie anderswo, ſondern nur Empiriker.“

Bei Gelegenheit dieſes Edicts enthielt die Leipziger Zeitung folgende Mittheilung über die italieniſchen Univerſitäten überhaupt: „Die Jugend in Italien läßt ſich durch keine bewaffnete Macht ſchrecken. Sie ſchwärmt bis tief in die Nacht hinein, durch das italieniſche Nachtleben begünſtigt, auf den Straßen, und ſingt beziehungsvolle Lieder. Werden dieſe namhaft verboten, ſo ſind ſchon in der folgenden Nacht andere, die das Verbot noch nicht nennen konnte, an ihre Stelle getreten. Dadurch ſah ſich auch der früher zu keinem Argwohn veranlaßte und vieles in Florenz und Piſa nachſehende Großherzog von Toscana gleichfalls bewogen, ſtrengere Maß-

regeln zu ergreifen. Das Verbot der ſo lange beſtandenen Antologia erregte anfangs viele Traurigkeit. Es erſchien eine Fortſetzung, die in Corſica gedruckt und heimlich eingebracht wurde. Allein man ſchickte bald den Schiffen Commiſſarien entgegen, und nahm ganze Ballen davon weg. Seitdem muß man ſich auch hier mit der Bibliotheca italiana behelfen. Die Profeſſoren auf der Univerſität Piſa ſind unter die ſtrengſte Aufſicht geſtellt. Da die Hochſchulen von Bologna und Turin aufgehoben ſind, ſo kommen auch aus Piemont und den Legationen viele Studirende, nach einer mit großen Beſchränkungen erhaltenen Erlaubniß, nach Piſa, vorzüglich aber viele Corſen. Allein die über ein Halbjahr daurenden Vacanzen, wobei in den Studienſemeſtern auch noch die Weihnachts- und Oſterfeiertage, und dann das Carneval ausfallen, beengen die Vorleſungen auf alle Weiſe. Wer es vermag, geht nach Genf oder wohl auch nach Paris. Der erſte Profeſſor der Medicin in Piſa hält ſich, da er ſelbſt kein Deutſch verſteht, einen Amanuenſis, der alle deutſchen Journale für ihn excerpirt. Roſſi's Vorleſungen ſind die einzigen in der ſchönen Literatur. Geſchichte wird gar nicht geleſen. Auch in Pavia, wo übrigens die Zahl der Studirenden ſehr bedeutend iſt, ſtehen alle mit der Politik in Beziehung ſtehenden Vorleſungen unter der ſtrengſten Controle. Nur die mediciniſchen und anatomiſchen Studien blühen. Da ſteht jetzt der würdige Conſigliacchi an der Spitze. Der Staatsrath Frank lebt ſchon ſeit vielen Jahren auf ſeiner Villa am Comerſee zurückgezogen."

Was die auswärtigen Angelegenheiten des päpſtlichen Stuhls betrifft, ſo erregte das vielbeſprochene Verhältniß mit Frankreich und die fortdaurende Beſetzung der Stadt Ancona

PABST GREGORIUS XVI.

cona durch die Franzosen im Jahre 1833 fast gar kein Interesse mehr. Man wußte, daß Frankreich dem Papste die verlangten Garantien gegeben habe. Französische Blätter enthielten folgende Correspondenznachrichten aus Ancona vom 2 April: „Wir wundern uns, daß die Liberalen zu den Galeeren oder zum Tode verurtheilt werden, während die Bauern, welche, von den Priestern aufgehetzt, den Franzosen nach dem Leben trachten, gar nicht oder nur sehr leicht bestraft werden. (Ein solcher Bauer, den man bei flagrantem Verbrechen ergriff, wurde zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt.) Was uns noch weiter in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß die politisch Verurtheilten von dem General Cubières verhaftet und dem Exceptionstribunal ausgeliefert worden sind, und zwar alle, die beiden Mörder des Gonfaloniere ausgenommen, wegen rein politischer Vergehen.“ Dann werden 13 Personen namhaft gemacht, die bloß wegen Theilnahme an der in Ancona von den Bürgern eigenmächtig improvisirten Nationalgarde, zum Theil aber auch wegen Beleidigung und Angriff der päpstlichen Polizei zu den Galeeren verurtheilt worden sind.

Wichtiger war der Zwiespalt zwischen dem päpstlichen Hofe und Don Pedro, dessen schon bei Portugal gedacht ist. Am 30 September hielt Se. Heiligkeit eine Anrede an die Cardinäle, worin es unter Anderm heißt: „Es ist also jetzt eben so bedauernswürdig als unbezweifelt, daß alsogleich von gedachter Regierung der ungerechte Beschluß gefaßt wurde, denjenigen zu vertreiben, der dort Unsere und des apostolischen Stuhls Stelle vertrat, und zwar solchergestalt, daß man ihm andeutete, sich in kürzester Zeit über die Gränzen von Portugal zu entfernen. Nachdem man

dieſem heiligen Stuhle und Uns ein ſo großes Unrecht zugefügt hatte, ſo richtete die Verwegenheit dieſer laſterhaften Menſchen ſich gegen die katholiſche Kirche, ihre Güter, und die unverletzbaren Rechte des heiligen Stuhles; und wenn Wir bedenken, daß dieß alles beim erſten Einzug und gleichſam aus verabredeter Verſchwörung unternommen wurde, ſo empört ſich Unſer Gemüth, und Wir können Uns der Thränen nicht enthalten. Denn nachdem man die öffentlichen Gefängniſſe aufgethan und die darin befindlichen Gefangenen entlaſſen hatte, wurden an ihre Stelle ſelbſt einige von denen dahin abgeführt, von welchen geſchrieben ſteht: berühret nicht meine Geſalbten. Laien maßten ſich das Recht über heilige Gegenſtände an, und verordneten eine allgemeine Reform des Säcularclerus und der Ordensgeiſtlichen beiderlei Geſchlechts. So wurde durch ein Geſetz das Privilegium Fori aufgehoben; die Nonnen, als geiſtliche Familien, wurden vertrieben, und die Novizen eines jeden Inſtitutes fortgeſchickt, mit dem ausdrücklichen Verbote, neue Candidaten aufzunehmen. Das Patronatsrecht wurde allen Geiſtlichen entriſſen, und die Regierung legte ſich allein das Recht bei, zu allen kirchlichen Beneficien und Aemtern zu ernennen. — Was noch mehr? Zu dieſen gewiß höchſt boshaften und der katholiſchen Religion zuwiderlaufenden Attentaten iſt noch hinzugekommen, daß alle Biſthümer und Erzbiſthümer, die von uns auf Ernennung der damals vorhandenen Regierung beſetzt wurden, als vacant erklärt worden ſind. — So denn, ehrwürdige Brüder, erklären Wir auf das feierlichſte, daß Wir die Verordnungen, welche von gedachter Liſſaboner Regierung zu ſo großem Nachtheile der Kirche, ihrer geweihten Diener, des Kirchenrechtes und der

Prärogativen dieſes heiligen Stuhles erlaſſen worden ſind, höchlich mißbilligen, und Wir erklären dieſelben für ungültig und nichtig, und indem Wir uns über die obenerwähnten Unternehmungen höchlich beſchweren, erklären Wir, daß Wir, wie es Unſere Pflicht iſt, bereit ſind, mit Beihülfe des Herrn, Uns gleich einer Mauer für das Haus Iſrael zu widerſetzen, und am Tage des Herrn im Kampfe zu beſtehen."

6.

Neapel.

Das Königreich beider Sicilien genoß Frieden unter einem Syſteme der Mäßigung, welches ſeit dem Regierungsantritt des jungen Königs den alten Reactionsmaßregeln gefolgt war.

In den erſten Tagen des Jahres meldete der Archäolog Millingen, daß man im alten Hafen von Pompeji dreißig in Schlamm verſunkene und von der Aſche des Veſuvs bedeckte griechiſche Schiffe entdeckt habe.

Im Januar erließ der König mehrere Decrete in Betreff Sicilieus, wodurch die Organiſation dieſer Inſel verbeſſert und ein eigenes Miniſterium für daſſelbe hergeſtellt wurde. Man ſchrieb aus Neapel: „Es war gewiß ein Mißgriff, daß die Verwaltung Siciliens mit der hieſigen verſchmolzen war; die Sicilianer beſchwerten ſich mit Recht darüber, denn das auf dieſer von der Natur ſo ſehr begünſtigten Inſel herrſchende Elend iſt wohl durch die unvermeidlichen Folgen eines ſolchen Verfahrens größtentheils verurſacht worden. Der junge König, entweder aus

eigenem Gefühle dieſes Gebrechens, oder von andern darauf aufmerkſam gemacht, hat, da es ihm mit dem Regieren Ernſt iſt, und er überall Mängeln abzuhelfen ſucht, mit Beſeitigung der unter ſeinen Vorfahren herrſchenden Vorliebe für Centraliſirung der Staatsgewalt, die adminiſtrative Trennung der beiden Königreiche angeordnet. Dieß iſt ein wichtiger Schritt, der von den abſolut Conſervativen getadelt, von allen Gemäßigten aber gebilligt wird. Erſtere erblicken darin die Einleitung zu andern wichtigen Reformen, letztere ein zeitgemäßes Verfahren, um gewaltſamen Erſchütterungen vorzubeugen. Man muß geſtehen, daß die Stimmung in Sicilien ſeit den jüngſten königlichen Ordonnanzen über den Verwaltungsrath ſich bedeutend gebeſſert hat. Man hatte allen Grund für die Ruhe der Inſel zu fürchten, wie ſchon mehrere, zwar mißlungene Verſuche, Inſurrectionen anzuzetteln, bewieſen, beſonders wenn man die Beharrlichkeit und den widerſtrebenden Geiſt dieſer Inſulaner mit in Anſchlag brachte, der bei dem elenden Zuſtande, welcher nur mit dem in Irland herrſchenden verglichen werden kann, ſchneller und wirkſamer Abhülfe bedurfte."

Zu Anfang des Junius wurde in Neapel eine Verſchwörung entdeckt. Ein gewiſſer Romano, der Sohn des früher compromittirten und in Griechenland gefallenen Generals Roſſarol, Ancelotti und einige Unterofficiere ſollen den Plan gefaßt haben, den König zu ermorden. Romano und Roſſarol wollten ſich vor ihrer Gefangennehmung, wechſelſeitig erſchießen. Nur Romano blieb todt, Roſſarol wurde gefangen, und am 14 December ſollte er nebſt Ancelotti eben öffentlich hingerichtet werden, als der König ſie begnadigte. Das Volk ſchrie jubelnd: Evviva Ferdinando!

Immer noch zeigte der König große Liebe zum Militär, und hielt daſſelbe durch Manöuvres und Lager in beſtändiger Thätigkeit, was nicht immer im Geſchmack der dem dolce far niente ergebenen Neapolitaner war.

Im Herbſt erregte die Zollerhöhung gegen Oeſterreich große Aufmerkſamkeit. Man ſchrieb aus Neapel im September: „Der Zoll auf alle aus dem öſterreichiſchen Staate eingeführten Erzeugniſſe iſt verdoppelt worden. Dieſe kleine Mißhelligkeit hat bei dem regbaren Geiſt der Neapolitaner Gelegenheit zu mancherlei Gerüchten gegeben, wozu noch die Ernennung des freiſinnigen Generals Rocca Romana zum Capitän der Garde du Corps, der erſten Stelle im Königreiche, kam. Die Wahrheit aber iſt wohl, daß in dem guten Einverſtändniſſe der beiden Höfe von Wien und Neapel auch nicht die geringſte Aenderung ſtatt gefunden hat, und daß die Hoffnungen einer gewiſſen Partei vor der Hand ſehr vorlaut ſind.“

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerei der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Anzeigen.

Im Laufe des Sommers erscheinen in der Unterzeichneten

Fortsezungen:

De Candolle's, A. P., Pflanzen-Physiologie, oder Darstellung der Lebenskräfte und Lebensverrichtungen der Gewächse. Aus dem Französischen übers. von Prof. Dr. Röper. 2r Bd. gr. 8.

Freiberg, Frhr. M. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. IV. Bd. 1s Heft. gr. 8.

Goethe, J. W. v., sämtliche Werke. Nachlaß. gr. 8. 3te und lezte Lieferung, oder sämtliche Werke, 51r—55r Band.

Hain, Dr. C., Repertorium bibliograph. quo libri omnes ab arte in venta usque ad annum M. D. typis expressi ord. alph. enumer. gr. 8. Tom. II. pars 2. Schreibpapier, Drukpapier.

Hauff, J. G., biblische Real- und Verbal-Concordanz, oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, zunächst für Religionslehrer, dann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. 2r Bd. 2te oder lezte Abtheilung. gr. 8.

Jahrbücher, würtembergische, herausgegeben von J. G. D. Memminger. 1833. 1stes Heft. 8.

Kunth, Karl, Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum. Tom. II. gr. 8.

Lippold, J. F., Handbuch des verständlichen Gärtners. 2r Bd. Neue Auflage. gr. 8.

Müller, J. v., sämtliche historische Werke in 40 Bändchen. X. A., 6te Lieferung.

Pusch, Prof., geognostische Beschreibung von Polen. 2ter Band. gr. 8.

Schmeller, J. A., bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrüken, die in den lebenden Mundarten sowol, als in der ältern und ältesten Provinzial-Litteratur des Königreichs Bayern und in der heutigen, allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 3r Bd. gr. 8.

Charte, topographische, von Würtemberg, vom k. würt. topographischen Bureau, Nr. 11 u. 12.

Neuigkeiten:

Beck, Geschichte eines deutschen Steinmezen. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde in München. 8.

Beschlag, Geschichte des Augsburgischen Münzwesens. 8.

Büchlein ein, für die Jugend. Vom Verfasser des Volksbüchleins. 8.

Cousin, Viktor, über französische und deutsche Philosophie, aus dem

Französischen übersezt von Dr. Beckers, Professor der Philosophie am Lyzeum zu Dillingen. Nebst einer beurtheilenden Vorrede von F. W. J. v. Schelling. 8.

Elsner, J. G., Hand- und Hülfsbuch für den kleineren Gutsbesizer und Landmann. 8.

Hacke, K. Frhr. v., Aufsäze aus den Papieren eines Verstorbenen.

Huber, Therese, Geschichte des Cevennenkriegs. 8.

Humboldt, A. v., physische Erdbeschreibung.

Kerner, Dr. J., Dichtungen. Neue vollständige Sammlung in Einem Band. gr. 8.

Kunth, observationes et descriptiones in Kunthiis Synopsin plantarum etc. addit ipse auctor.

Retzsch, M., Umrisse zu Goethe's Faust. 1ster Theil in neuer, mit mehreren Platten vermehrter Auflage. 2r Theil in Arbeit.

Rom im Jahre 1833. gr. 8.

Stadtplan von Rom, in Kupfer gestochen; ein grosses Blatt.

Thiersch, Fr., Reisen in Griechenland. 8.

Thorwaldsen, Alexanders Zug, gestochen von Amsler, und mit erläuterndem Text von Schorn. 20 Blätter.

Uhland, Ludwig, Gedichte. 8te sehr vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Wessenberg, Frhr. v., Franz und Paul, ein Gedicht. Taschenausgabe.

Würtemberg, Herzog Friedrich Paul Wilhelm von, erste Reise in Nordamerika während der Jahre 1822, 1823 und 1824. gr. 4.

Y-King, antiquissimus Sinarum liber quem ex latina interpretatione P. Regis, aliorumque ex. Soc. Jesu P. P. edidit Julius Mohl. Vol. I.

Zedlitz, Frhr. v., dramatische Werke II Bd. enthält: Kerker und Krone; der Königin Ehre.

Generalkarte von Würtemberg v. Paulus in Einem Blatt, illum. und schwarz.

Barthe Dr. C., Kosmocalobre, ein mathematisch geographisch-astronomisches Instrument, welches die Erd- und Himmelskugeln, wie das Planetarium, Tellurium und Lunarium so in sich vereinigt, daß dadurch alle Erscheinungen des Weltganzen deutlich eingesehen werden können; mit einer ausführlichen Beschreibung. (Wird nur auf feste Bestellung abgegeben.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

HERZOG AUGUST
von Leuchtenberg.

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Herausgegeben
von
D. Wolfgang Menzel.

Fünfter Jahrgang.

Geschichte des Jahres 1833.

Zweiter Theil.

Mit zwölf Portraits.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Inhalt.

Geschichte des Jahres 1833.

Erster Theil.

Seite

Einleitung 3

I. Frankreich.

1) Der König und die auswärtigen Angelegenheiten 7
2) Die Minister und die Kammer 32
3) Opposition und Republicaner 55
4) Schwangerschaft der Herzogin von Berry. Die Carlisten 77
5) Algier 108

II. Spanien.

1) Das Ende Ferdinands VII 119
2) Die Königin-Regentin Christine 134
3) Niederlage der Carlisten 152
4) Langsamer Gang der Reformen 169

III. Portugal.

1) Don Pedro in Oporto 186
2) Don Pedro in Lissabon 203
3) Erste Regierungsmaßregeln Don Pedro's und fortgesetzter Kampf 221

Seite

IV. England.
1) Das reformirte Parlament 215
2) Iriſche Zwangs- und Kirchenreformbill . . 275
V. Holland und Belgien 302
VI. Italien.
1) Sardinien 330
2) Toscana 342
3) Modena 343
4) Lucca 343
5) Der Kirchenſtaat 345
6) Neapel 353

Inhalt.

Die Geschichte des Jahres 1833.

Zweiter Theil.

Seite

VII. Der Orient.
1) Die Türkei 3
2) Griechenland 49
VIII. Rußland und Polen. 71
IX. Scandinavien.
1) Schweden 94
2) Dänemark 97
X. Die Schweiz. 100
XI. Deutschland.
1) Allgemeine Angelegenheiten 125
2) Oesterreich 150
3) Preußen 153
4) Bayern 161
5) Würtemberg 181
6) Baden 187
7) Hessen-Darmstadt 195
8) Hessen-Cassel 202
9) Hannover 204
10) Braunschweig 205

Seite

11) Sachſen 207
12) Die übrigen kleinen Staaten Deutſchlands . 207

XII. America.

1) Die Vereinigten Staaten 209
2) Die engliſch-weſtindiſchen Colonien . . . 220
3) Hayti 223
4) Mexico 225
5) Braſilien 233
6) Die ſüdamericaniſchen Freiſtaaten 231
a) Neu-Granada, Venezuela, Ecuador (vormals Columbia) 236
b) Peru 237
c) Chili 237
d) Buenos-Ayres 239

XIII. Aſien, Afrika und Auſtralien.

1) Perſien und Chiwa 241
2) Oſtindien 243
3) China 252
4) Java 254
5) Auſtralien 256
6) Afrika 260

Kleine Chronik.

Naturerſcheinungen 263
Reiſen 265
Nekrolog des Jahres 1833 267
Chronologiſche Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1833 269

Die Geschichte des Jahres 1833.

Zweiter Theil.

Die Geschichte des Jahres 1833.

Zweiter Theil.

VII.

Der Orient.

1.

Die Türkei.

Der Krieg, der im Jahre 1832 zwischen Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, und der hohen Pforte ausgebrochen war, drohte der letztern den Untergang, denn des Pascha's kriegerischer Sohn, Ibrahim Pascha, schlug alle ihm entgegengesendeten Heere des Sultans, nahm den Großwessier Reschid-Pascha gefangen, eroberte ganz Syrien, und stand zu Anfang des Jahres 1833 in Koniah (dem alten Ikonium), von wo aus er in wenigen Wochen Constantinopel erreicht haben würde, da die Truppen des Sultans geschlagen, gefangen oder aufgelöst waren, und die Zeit fehlte, ein neues Heer ins Feld zu stellen.

In ſeiner Bedrängniß entſchloß ſich der Sultan, am 2 Januar den gegen Mehemed Ali geſchleuderten Bannfluch zurückzunehmen, und durch dieſes erſte Zugeſtändniß die Verſöhnungsunterhandlungen zu eröffnen. Er hoffte, der Hülfe, die ihm die Ruſſen aufdrangen, durch ein Abfinden mit dem Aegyptier zuvorzukommen. Aber Mehemed Ali verlangte zu viel, der Sultan wollte nicht alle ungeſtümen Forderungen des ſiegestrunkenen Rebellen bewilligen, der nun ſeinerſeits wieder drohte, und ſo gewannen die Ruſſen dennoch Raum, ſich einzumiſchen. Man ſprach dunkel von einer Verabredung, wonach die Griechen in Rumelien ſich hätten erheben und gleichzeitig mit Ibrahim Paſcha, ſie auf der europäiſchen, er auf der aſiatiſchen Seite, nach Conſtantinopel vordringen ſollen; allein es iſt nichts Zuverläſſiges darüber bekannt geworden, und die Griechen verhielten ſich ruhig. Ibrahim brach am 20 Januar von Koniah auf, und als die Nachricht davon nach Conſtantinopel gelangte, gab der Sultan die Hoffnung auf, ſich durch eigene Kraft zu erhalten, und nahm endlich am 2 Februar die bisher höflich verbetene Ruſſenhülfe an, die Hr. v. Murawieff ihm anzubieten ſchon im December von St. Petersburg abgeſchickt worden war. Die Ruſſen hatten den Fall längſt vorhergeſehen und ſich in Odeſſa wie an der Donau gehörig gerüſtet. Schon am 21 Februar lagen 10 ruſſiſche Kriegsſchiffe bei Bujukdere vor Anker.

Dieſe Thatſache ſetzte die Diplomatie in erſtaunliche Bewegung. Von Seite Oeſterreichs wurde Hr. v. Acerbi nach Aegypten geſchickt, um die ruſſiſchen Drohungen zu unterſtützen, aber eben durch dieſe Drohungen die Fortdauer des Kampfes und dadurch die ruſſiſche Einmiſchung zu verhindern, was unſtreitig die ſicherſte Art war, den Zweck zu erreichen. England

ſetzte durch die Zurückhaltung, die es dießmal, trotz ſeiner bekannten Eiferſucht gegen Rußland, beibehielt, in Erſtaunen. Frankreich allein trat dem ruſſiſchen Einfluſſe laut und lärmend entgegen. Der Nouvelliſte, ein miniſterielles Pariſer Blatt, erklärte: „Wenn man ſich leidenſchaftlich im Jahre 1828 für die Ruſſen gegen die Türken intereſſirte, ſo darf man nicht vergeſſen, daß ſich dieſes Gefühl insbeſondere auf die Sache der Griechen bezog. Griechenland erweckte damals eine allgemeine Leidenſchaft zu ſeinen Gunſten. Man bewunderte das claſſiſche Volk in ſeinem muthigen Aufſchwung zur Wiedergeburt; man war bei Erzählung der türkiſchen Barbareien empört; man ſah die Ruſſen als die Rächer der Civiliſation und der Menſchlichkeit an; man fühlte endlich, daß die definitive Freiheit der Griechen von dem Erfolge der moskowitiſchen Waffen abhängen würde. Dieß war die Anſicht Europa's bei den Wünſchen, die es für die ruſſiſche Armee hegte, als es mit lebhaftem Intereſſe ihrem Zuge über den Ballan folgte, und als dieſelbe Meinung ſogar die Einnahme von Conſtantinopel wünſchte. Es iſt aber auch notoriſch, daß dieſe Eroberung nicht für die Ruſſen, ſondern für die Griechen gewünſcht ward, und daß jedermann dachte, daß man das alte griechiſche Reich zu Conſtantinopel den Tag nach dem Siege wieder errichten würde. Zum Glück haben die Ereigniſſe das Cabinet von St. Petersburg nicht der äußerſt mißlichen Verführung ausgeſetzt, die bewundernswürdige Stellung von Conſtantinopel für ſich ſelbſt zu behalten. Diebitſch hielt in ſeinem Zuge in Rumelien ſtill, ſey dieß nun, wie man ſo oft geſagt hat, aus Mäßigung geſchehen, oder weil die Hauptſtadt der Ottomanen etwas ſchwerer, als man gewöhnlich annahm, zu erobern war, oder endlich aus Nachgiebigkeit gegen die da-

mals von den Botschaftern Englands, Frankreichs und Oesterreichs gemachten sehr energischen Vorstellungen, die angeblich zu verstehen gaben, daß die Besetzung von Constantinopel durch die russischen Heere einer Kriegserklärung gegen die drei Mächte gleich kommen würde. Jetzt, wo der Nutzen, die Zweckmäßigkeit und die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung des türkischen Reichs wohl anerkannt sind; jetzt, wo die von Rußland in dem Tractate von Adrianopel verlangten Gebietsabtretungen, ohne die starken Kriegscontributionen zu rechnen, welche die Türkei zu entrichten nicht im Stande ist, und wodurch sie unter die Abhängigkeit ihres Gegners versetzt wird, Europa Grund zu glauben gaben, daß seit Katharina II Rußland wohl für etwas Anderes, als für einen natürlichen Freund der Pforte gehalten werden könne, jetzt wundert man sich über die väterliche Sorgfalt, welche auf Einmal die Schriftsteller befällt, die sich zu Organen der russischen Politik machen. So groß und ausgedehnt im Jahre 1828 die Sympathie gewesen, so tief geht 1833 das Mißtrauen. Rußland, sagt man, will nicht, daß Ibrahim gegen das ottomanische Reich Eroberungen mache, die es sich für sich selbst für die Zukunft vorbehält; es will nicht, daß das von Mehemed Ali gegründete Reich durch die Einverleibung Syriens Festigkeit gewinne, indem später das arabische und das türkische Reich sich im gemeinschaftlichen Interesse des Islams vereinigen, und sich den russischen Eingriffen widersetzen, und der doppelte muselmännische Staat eine sehr achtungswerthe Kraft nach zehnjährigem Frieden und nach einer Organisation erhalten könnte, welche zu verhindern und zu stören Rußland das größte Interesse hat. Diese Anklagen führen jetzt besorgte oder voraussehende Gemüther gegen Rußland."

Sobald nun die russische Flotte im Bosporus angelangt war, erklärte der französische Gesandte in Constantinopel, daß Frankreich alle Verbindung mit der Pforte abbrechen werde, sofern die Russen sich nicht augenblicklich zurückzögen. Das Journal des Débats, das authentischste Ministerialblatt, erstattete Bericht: „In der That sah man am 20 Februar Morgens dieses aus vier Linienschiffen, vier Fregatten und zwei Corvetten bestehende Geschwader, und um 11 Uhr lag es im Bosporus vor Anker, so daß es den Lieblingstraum der ehrgeizigen Katharina und ihrer Nachfolger verwirklichte. Vier Stunden später erfuhr man, daß der französische Botschafter der Pforte durch seinen Dragoman hatte erklären lassen, daß, da die Ankunft und Intervention des russischen Geschwaders unter diesen Umständen die türkische Regierung jeder politischen Unabhängigkeit beraube, die Anwesenheit eines französischen Botschafters hier unnütz würde, und daß er von diesem Augenblicke an den Befehl gebe, das Ausladen seines Gepäcks zu suspendiren. Die Wirkung dieses Schrittes ließ nicht lange auf sich warten. Schon an demselben Abende erklärten zwei Abgeordnete des Sultans und des Seraskiers dem Botschafter, daß wenn er den Rückzug der ägyptischen Armee und die Abschließung des Friedens unter den bereits angebotenen Bedingungen garantiren wollte, man zu gleicher Zeit der russischen Gesandtschaft die Anzeige machen würde, ihre Hülfe sey nicht mehr nöthig, und man weise sie zurück. Die Verantwortlichkeit einer Verpflichtung, welche so verhängnißvolle Folgen für die allgemeinen Interessen Europa's und der Menschheit haben konnte, vermochte einen Botschafter Frankreichs nicht einzuschüchtern. Baron Rousſin übernahm diese vollständig und ohne Zaudern. Die betreffenden Acten wurden in der

Nacht, trotz der Hinderniſſe eines heftigen Windſtoßes und der Entfernungen, welche die Wohnung der Unterhändler trennten, unterzeichnet."

Dieſe Convention vom 21 Februar wurde von den miniſteriellen Blättern in Paris als ein Triumph Frankreichs über Rußland dargeſtellt, und die Prahlerei ging ſo weit, daß das Journal des Débats ſchrieb: „Hat etwa der Sultan einem ſtummen Frankreich gegenüber den Weg der Unterhandlungen dem Beiſtande an Soldaten und an Geld vorgezogen, die ihm geſtattet hätten, den Krieg in Aſien fortzuführen? Die Abreiſe Halil Paſcha's nach Alexandrien, als Ueberbringers eines Tractatentwurfs, iſt das Reſultat der Bemühungen Frankreichs zu Conſtantinopel. Die Annahme des Tractats durch Mehemed Ali iſt die Folge der Rolle Frankreichs zu Alexandrien. Dieſe endlich zu Stande gekommenen beiden Ereigniſſe, ohne daß ſich dabei das europäiſche Gleichgewicht im Geringſten über die thätige und iſolirte Intervention einer einzigen Macht hätte beunruhigen dürfen, welche in ſo hohem Grade und im gemeinſchaftlichen Zwecke die Beſorgniſſe Aller in Anſpruch nahm, dieſe Ereigniſſe verdankt man Frankreichs Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten von Europa. Dieß ſind nun gewiß gewandte und wichtige Unterhandlungen."

Die Ruſſen aber ſpotteten über dieſe Aufſchneidereien, und einer ihrer Correſpondenten aus Conſtantinopel berichtete: „Am 17 kam der neue franzöſiſche Botſchafter, Admiral Rouſſin, in Conſtantinopel an. Bereits ſeit dem Beginne des ägyptiſchen Unternehmens hatte ſich der franzöſiſche Geſchäftsträger, Hr. v. Varennes, lebhaft in die Verhältniſſe Mehemed Ali's gegen die Pforte gemengt. Er trug vielfältig die Intervention Frankreichs an, knüpfte dieſelbe jedoch ſtets an Bedin-

gungen, welche ſo ganz zu Gunſten des Vicekönigs waren, daß die Negociation keinen Schritt vorwärts machte. Das Erſcheinen der ruſſiſchen Escadre gab der Sache unverzüglich eine andere Wendung. Der Armiral Rouſſin verließ das Feld der frühern Bedingungen und ſtellte den Divan zwiſchen die folgenden Alternativen: „Abgang der franzöſiſchen Botſchaft, oder Annahme von Seite der Pforte der Garantie Frankreichs, daß Mehemed Ali ſich mit den ihm von der Pforte angebotenen Bedingungen zur Ausſöhnung begnügen werde; zugleich Verzichtleiſtung des Sultans auf jede andere als franzöſiſche Hülfe.“ Dieſe wechſelſeitige Verpflichtung wurde am 21 Febr. durch einen von dem franzöſiſchen Botſchafter und dem Reis-Effendi unterfertigten diplomatiſchen Act bekräftigt.“

Ueberdieß ließ ſich niemand durch die Maske der franzöſiſchen Energie irre machen. Der Courrier français äußerte: „Wir werden immer von einer gewiſſen Furcht befallen, wenn wir die Regierung in einem energiſchen Eifer ſehen, denn wir haben Gedächtniß. Als man eine Brigade nach Ancona ſandte, als man die Thore der Citadelle einhieb, und der öſterreichiſchen Fahne gegenüber die dreifarbige Fahne entfaltete, ſo war dieß ebenfalls Energie; die Regierung rühmte ſich deſſen, man glaubte es, und wir ſahen aus allem, was ſpäter erfolgte, daß es ſich damit ganz anders verhielt. Die Energie beſteht nicht in einem unbeſonnenen Schlage, ſondern in einer Entſchließung, deren ganze Bedeutung man wohl überlegt hat, und deren geſammte Folge man aufrecht zu erhalten entſchloſſen iſt.“

Bald darauf theilte der † Correſpondent aus Straßburg in der Allg. Zeitung ein Pariſer Schreiben mit, worin ver-

lautet: „Vor einigen Tagen (Anfang Aprils) iſt ein Courier aus Wien bei dem Grafen Apponi eingetroffen. Eine Stunde nach deſſen Ankunft begab ſich der Botſchafter zum Hrn. v. Broglie und conferirte längere Zeit mit ihm. Es verlautete hierauf in den Bureaux der auswärtigen Departements, daß wichtige Eröffnungen in Bezug auf die orientaliſchen Angelegenheiten gemacht worden wären, und daß das öſterreichiſche Cabinet, weit entfernt mit der von uns angenommenen Politik in Conſtantinopel zufrieden zu ſeyn, wie unſere miniſteriellen Journale verſicherten, ſie höchlich mißbillige und unverhohlen Partei für Rußland nehme. Dieſe Erklärung ſoll dem Hrn. v. Broglie ſehr zur Unzeit gekommen ſeyn, der gehofft hatte, ſich mit dem öſterreichiſchen Cabinette zu verſtändigen und es in ſein Intereſſe zu ziehen. Er weiß nämlich, daß man in London den größten Werth auf die Anſichten Oeſterreichs legt, und die orientaliſche Frage ganz in deſſen Sinne behandelt zu ſehen wünſcht, weil es durch ſeine geographiſche Lage und Handelsintereſſen dabei vorzüglich betheiligt iſt, mithin am beſten beurtheilen kann, auf welche Weiſe die Frage am ſchnellſten und ohne Benachtheiligung fremder Intereſſen zu löſen ſey. Da nun bekanntlich das öſterreichiſche Cabinet der Pforte beſonders wohl will, und eben ſo die engliſche Politik von jeher ſie begünſtigte, ſo muß es allerdings für Hrn. v. Broglie unangenehm ſeyn, ſich gerade von derjenigen Macht desavouirt zu ſehen, der in dieſem Falle gewiß das meiſte Vertrauen gebührt, und die auch in London als eine Autorität über die orientaliſchen Verhältniſſe gilt. Unter ſolchen Umſtänden bleibt dem franzöſiſchen Miniſter faſt kein Ausweg übrig, als den Admiral Rouſſin zurückzurufen, wenn er nicht Gefahr laufen will, die

enge Verbindung mit England zu beeinträchtigen, und die für den Juliusthron so wichtige Sympathie des englischen Miniſteriums geſchwächt zu ſehen."

Den empfindlichſten Stoß erlitt die franzöſiſche Autorität durch Mehemed Ali ſelbſt, der die Bürgſchaft des Admirals Rouſſin gar nicht anerkannte, und den ihm gebotenen Vertrag verwarf, am 10 März. Man ſchrieb aus Alexandrien im Eclaireur de la Mediterranée: „Die Dinge ſcheinen ſich zu verwirren, und der Friede iſt nichts weniger als auf dem Punkte des Abſchluſſes. Der Paſcha von Aegypten verlangte die vier Paſchaliks von Syrien und zwei Bezirke von Caramanien: er wollte freie Verfügung behalten, eine Land- und Seearmee zu haben, ſo ſtark als er ſie für zweckmäßig erachtete. Er verlangte überdieß, daß ſeine Regierung in ſeiner Familie erblich werde, und daß nach ſeinem Tode ihm Ibrahim Paſcha in der Regierung folge; ſeinerſeits willigte er ein, der Pforte einen Tribut zu bezahlen. Man erwartete hier, der Sultan würde durch Vermittelung Frankreichs und Englands dieſe Bedingungen mit um ſo mehr Reſignation annehmen, als er leicht einſehen mußte, daß der überall ſiegreiche Ibrahim Herr darüber iſt, ſein Pferd, wie er ſagt, in den Gewäſſern von Scutari trinken zu laſſen, und daß er ſeinen Marſch nur auf den Befehl ſeines Vaters ſuspendirt hat. Dieſe Hoffnungen ſind nun zerſtört; die Ereigniſſe haben die Lage der Dinge geändert. Am 3 März iſt die Goelette Mésange von Conſtantinopel, mit Hrn. Olivier, Corvettencapitain, Chef des Generalſtabs des franzöſiſchen Botſchafters an Bord, hier angekommen. Dieſer überbrachte die Friedensbedingungen, welche Admiral Rouſſin ſich verpflichtet hatte im Namen Frankreichs durch den Paſcha von

Aegypten annehmen zu laſſen, und mittelſt welcher er, wie Sie erfahren haben müſſen, die Abfahrt der ruſſiſchen Flotte und Truppen, welche der Sultan zu ſeinem Beiſtande herbeigerufen hatte, zu Stande gebracht hatte. Hr. Olivier ward von Mehemed empfangen, und überreichte ihm die beſagten Friedensbedingungen. Dieſen Bedingungen zufolge würde der Sultan in Caramanien nichts abtreten, ſondern dem Paſcha von Aegypten nur die beiden Paſchaliks St. Jean d'Acre und Tripoli, ſo wie die beiden Städte Jeruſalem und Naplus überlaſſen. Admiral Rouſſin hatte Hrn. Olivier geſagt, daß wenn gegen ſeine Erwartung Mehemed nicht annehmen ſollte, er beifügen könne, daß Frankreich und vielleicht ſelbſt England ein Geſchwader abſenden würden, ihn dazu zu zwingen. Dieſe Drohungen haben ihn nicht eingeſchüchtert, und er hat die Sanction der vorgeſchlagenen Bedingungen beſtimmt verweigert. Er hat geantwortet, daß ein ſolcher Tractat allzu demüthigend für ihn ſey, und daß er verlange, daß man ihm einen Theil der durch Gewalt der Waffen errungenen Vortheile bewillige. Er erklärte ferner, daß er mit Bedauern ſehe, wie die zwei Mächte, mit denen er bis jetzt in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, feindliche Abſichten gegen ihn offenbarten; daß er zwar ſeine vergleichungsweiſe Schwäche anerkenne, aber entſchloſſen ſey, durchaus nicht nachzugeben."

Die Ruſſen hatten ſich um die franzöſiſche Demonſtration noch weniger bekümmert. Sie waren nicht nur bei Conſtantinopel vor Anker geblieben, ſondern ſie verſtärkten auch ihre Flotte, ſobald der Paſcha ſich erklärt hatte, und landeten am 5 April 5000 Mann unter General Ungebauer am aſiatiſchen Ufer von Bujukdere, deren Zahl bald verdoppelt wurde. Auch wurde eine bedeutende ruſſiſche Truppenmacht angekün-

digt, die zu Lande über Sizepolis marſchiren ſollte. Der in den Fürſtenthümern commandirende General Kiſſelew verlegte am 17 April ſein Hauptquartier von Jaſſy nach Siliſtria. Der Sultan ſeinerſeits erhob den Reuf-Paſcha, der nach Gefangennehmung des Großweſſiers das geſchlagene Heer commandirt hatte, zum Großweſſier.

Dennoch kam es zu keinem Entſcheidungskampfe. Ibrahim Paſcha beſetzte Bruſſa und bedrohte Smyrna, allein er wagte nicht Conſtantinopel ſelbſt anzugreifen, ſey es aus Beſorgniß des Mißlingens, oder weil ihm die diplomatiſchen Unterhandlungen die Hände banden. Die franzöſiſche Politik reuſſirte wenigſtens in ſo weit, daß der Sultan den Weg der Uebereinkunft dem der Gewalt vorzog. Gerade während der Kriſis der obſchwebenden Unterhandlungen ſchrieb die republicaniſche Tribune in Paris: „Wir haben von einem eigenhändigen Schreiben des Kaiſers von Rußland an Ludwig Philipp geſprochen. Wenn wir das glauben dürfen, was man darüber erzählt, ſo hätte dieſe Miſſion einen ſchmerzhaften Eindruck in der Familie Ludwig Philipps gemacht, und die ganze Höflichkeit und Urbanität des Grafen Pozzo di Borgo ſeyen nicht im Stande geweſen, den Eindruck davon zu mildern.“

Der Sultan erklärte ſich bereit, dem Mehemed Ali Damascus und Aleppo abzutreten, wodurch derſelbe Meiſter des perſiſchen Handels werden mußte; allein den Diſtrict von Adana (Carmanien) wollte er ihm nicht bewilligen, weil er von hier aus beſtändig bedroht zu werden fürchtete. Dieſe Weigerung erfolgte am 12 April. Inzwiſchen waren die Agenten des anti-ruſſiſchen Einfluſſes (beſonders der am 1 Mai in Conſtantinopel angelangte Lord Ponſonby) ſo thätig, daß der Sultan ſich am 4 Mai (genau einen Tag vor der Ankunft

des berühmten und zu den wichtigſten Miſſionen ruſſiſcherſeits verwendeten Grafen Orloff) zur Abtretung Adana's bequemte, und zwar unter der Form einer perſönlichen Verpachtung an Ibrahim, wodurch das Gehäſſige der Sache gemildert und die Ehre für den Sultan einigermaßen gerettet wurde. Es hieß, Graf Orloff, der am 5ten anlangte, habe dieſen Entſchluß ſehr mißbilligt. Vergleicht man die Daten, ſo ſcheint England durch Lord Ponſonby in dieſer Angelegenheit einflußreicher geweſen zu ſeyn, als Frankreich bisher, obgleich es weniger davon ſprach. Indeſſen war durch die ganze Procedur die Entſcheidung nur hinausgeſchoben, und England hatte nur Zeit gewonnen, oder wenn man will, verloren, denn der gewinnende Theil war in jedem Falle hier Rußland, deſſen Uebergewicht augenſcheinlich zu Tage lag, deſſen Fahnen zum erſtenmal im Angeſicht des Serails ſich entfaltet hatten, und ohne deſſen Schutz nicht exiſtiren zu können der Sultan bekannt hatte.

Die von ſo vielen Parteien im Innern und noch mehr von äußern Freunden bedrängte Pforte erließ am 6 März ein Amneſtiedecret, um die erſtern, und zugleich ein Memorandum an die großen Mächte, um die letztern zu beſchwichtigen. Im Amneſtie-Ferman hieß es: „Die Verſicherungen der Treue und der Hingebung, welche mir neuerlich der Gouverneur von Aegypten, Mehemed Ali Paſcha, und ſein Sohn Ibrahim gegeben, wurden von mir gebilligt, und ich habe ihnen meine kaiſerliche Gnade zugeſtanden. Die Gouvernements von Creta und Aegypten wurden dem Mehemed Ali beſtätigt. In Bezug auf ſeine ſpecielle Forderung habe ich ihm die Departements von Damascus, Tripoli, von Syrien, Seyde, Safed, Aleppo, die Diſtricte von Jeruſalem und

Naplus, mit dem Geleite der Pilger und dem Commando von Dſchidda bewilligt; ich habe außerdem ſeiner an mich geſtellten Forderung des Departements von Adana, das durch den Pachtſchatz unter dem Titel Mohaſſil regiert wird, beigepflichtet. Nach der Billigkeit, Menſchlichkeit und Gnade, womit mich Gott begabt hat, befehle ich denen, die dazu berechtigt ſind, in den verſchiedenen Theilen von Natolien, niemals die Einwohner und Notabeln wegen des Vergangenen zu unterſuchen, und die früheren Ereigniſſe zu vergeſſen." — Das andere Document iſt noch merkwürdiger wegen der Aengſtlichkeit, mit der es ſich nach allen Seiten hin, mit beſonderer Artigkeit aber gegen Rußland entſchuldigt. „Memorandum der ottomaniſchen Pforte. Es iſt notoriſch, daß die hohe Pforte ſich nie erlaubte, ſich in die Angelegenheiten Anderer zu miſchen, daher es billig iſt, gegen ſie dieſelbe Zurückhaltung zu beobachten, und ſie nicht Erläuterungen auszuſetzen, die ihr um ſo peinlicher wären, als ihre Zukunft dadurch bloßgeſtellt werden könnte, wenn unter den gegenwärtigen Umſtänden ein Mißverſtändniß veranlaßt würde, durch vage und ungegründete Gerüchte, die offenbar nur, um ihr Verlegenheiten zu bereiten, ausgeſtreut wurden. Es iſt hier von dem kürzlich mit dem Botſchafter Frankreichs in Betreff Aegyptens abgeſchloſſenen Acte die Rede, wo ſtipulirt worden war, daß die ruſſiſche Hülfleiſtung beſeitigt werden ſollte. Dieſer Act, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, ward verſchieden ausgelegt, ohne doch genau gekannt geweſen zu ſeyn. Die Pforte beeilt ſich, mit ihrer gewöhnlichen Offenheit darüber die nöthigen Erläuterungen zu geben. Es befand ſich zwar in jener Acte ein kleiner Paragraph, worin die franzöſiſche Regierung ſagen ließ, daß wenn Mehemed Ali Paſcha ſich

mit den großen, ihm von Halil Pascha überbrachten Zugeständnissen begnüge, so würde in diesem Falle die hohe Pforte die auswärtige Hülfe aufgeben; aber es befindet sich darin durchaus keine Clausel, welche, wie man dieß glauben machen will, offen die Verzichtleistung auf die russische Hülfe oder die Rückkehr der russischen Schiffe stipulirte. Durchdrungen von Dankgefühlen gegen diese Macht, wäre die hohe Pforte nie in solche Specialitäten eingegangen, und der Beweis, daß sie nie einen Gedanken daran hatte, liegt darin, daß man schon vorher den Wunsch ausgedrückt hatte, die russischen Kriegsschiffe möchten sich nach Sizeboli wenden, einem Hafen des türkischen Reichs in der Nähe Constantinopels, von wo es leicht gewesen wäre, die besagten Schiffe zurückkommen zu lassen, wenn es nöthig gewesen und von Sr. Hoheit gewünscht worden wäre. Wenn die hohe Pforte einwilligte, daß in dem besagten Acte die Worte aufgenommen wurden: „durchaus die auswärtige Hülfe aufgeben," so geschah dieß nur, weil sie die gute Harmonie aufrecht erhalten wollte, die unter den Mächten besteht, von denen sie so viele Freundschaftsbeweise besaß; da ferner der russische Hof dadurch aus der Verlegenheit, die ihm die Leistung seiner freundlichen Hülfe veranlassen mußte, gerissen worden wäre, und man überdieß, wie es damals den Anschein hatte, jene Angelegenheit von dem Augenblicke an, wo Mehemed Ali den großen Zugeständnissen Sr. Hoheit beigetreten wäre, eine abgemachte Sache hätte nennen können: so glaubte man, daß man in diesem Falle auf die auswärtige Hülfe verzichten müsse. Kein anderer Beweggrund dürfte zugelassen werden, um das Benehmen der hohen Pforte bei dieser Gelegenheit zu erklären, ohne ihrer Ehre zu nahe zu treten, und sie so weit herunterzusetzen, daß man glaubte, sie handle bloß unter fremdem Einflusse.

fluſſe. Weit entfernt davon, glaubt ſich die Pforte vielmehr deſſelben völlig entledigt, und dieſes Gefühl legte ihr die Aufgabe auf, Gerüchte zu zerſtreuen, die man unter andern Umſtänden nicht der mindeſten Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte."

Ein Conſtantinopolitaniſcher Correſpondent der Allgemeinen Zeitung ſchrieb über die diplomatiſchen Verhäkelungen: „Das unſtäte ſich widerſprechende Benehmen des Sultans in der letzten Zeit iſt ſchwer zu erklären, wenn man keine Kenntniß von den Intriguen hat, die unaufhörlich um ihn herum, theils von ſeinen eigenen Miniſtern, theils aber auch und hauptſächlich von Fremden geſpielt wurden. Alle Geſandten hatten dabei ihre Rollen. An der Spitze ſtand Frankreich auf dieſer, — Rußland auf der andern Seite. Wie nun die Verhältniſſe der einen oder andern Partei zur Pforte ſich geſtalteten, ſo änderten die übrigen Geſandten ihre Politik, und ſuchten ihren Einfluß darnach geltend zu machen. War die eine Partei im Beſitze des Vertrauens der Pforte, ſo war das vereinte Bemühen gegen dieſe gerichtet, weil man fürchtete ihr Eigennutz möchte dieſes Vertrauen mißbrauchen. Beſonders aber arbeiteten mehrere mit Anſtrengung dem Einfluſſe Rußlands entgegen, freilich aber auf eine Art, die ihren Verhältniſſen zu Rußland keinen Eintrag thun konnte, während Frankreich große Energie an den Tag legte. Admiral Rouſſin bemühte ſich eine Analogie zwiſchen der Lage des Sultans und der des letzten Polen-Königs Poniatowski zu finden. Der Sultan, welcher, abgeſehen von ſeiner Lage, wirklich mit Poniatowski inſofern, als ihm neben den ſchönſten Eigenſchaften und dem edelſten Eifer für das Wohl ſeines Landes, jene in ſo kritiſchen Momenten nothwendigen Bedingungen, „Willenskraft und Seelenſtärke" mangeln, individuell Aehn-

lichkeit hat, scheint von dieser Vorstellung plötzlich ergriffen worden zu seyn, und fürchtet sich vor den russischen Hülfsvölkern, welche, von ihm selbst herbeigerufen, nun seine einzige Sorge ausmachen. Dieß ist der Schlüssel zu seiner auffallenden Nachgiebigkeit gegen Ibrahims große Forderungen, sie wurde durch den Wunsch hervorgebracht, die fremde Hülfe so schnell als möglich wieder zu entfernen." —

Ein anderer Correspondent aus Semlin theilte über das Verhältniß der Pforte zu Rußland noch durch einen „wohl unterrichteten Bankier" Folgendes mit: „Ich sprach vor einigen Tagen mit dem Dolmetscher einer hiesigen Botschaft viel über die gegenwärtigen Verhältnisse, und erfuhr, daß der Sultan den Admiral Roussin fürchtet, der sehr heftig und energisch seyn soll, daß er hingegen dem Grafen Orloff, den er schon von frühern Zeiten her kennt, sehr zugethan ist; es darf also nicht befremden, wenn sein Betragen häufig von Inconsequenzen begleitet ist, die auf die Unterhandlungen einwirken, und den politischen Gang der Pforte sehr ungeregelt machen. Die Nachgiebigkeit gegen Ibrahim Pascha geschah meistens aus Furcht vor dem französischen Botschafter, der eine drohende Sprache gegen den Sultan angenommen hatte, wohingegen Graf Orloff sehr zurückhaltend seyn, und sich durchaus keinen anmaßenden Ton erlauben soll. Dieses befestigt ihn immer mehr in der Gunst des Sultans, der auch bis jetzt alle Einflüsterungen unberücksichtigt ließ, die man ihm gegen die russischen Bevollmächtigten sowohl, als gegen die Politik des Petersburger Cabiners vorbrachte. Der Sultan soll dem Grafen Orloff erst neuerdings Beweise von den freundschaftlichen Gesinnungen gegeben haben, indem er ihn bat, sich durch nichts irre machen zu lassen, sondern überzeugt zu seyn, daß er (der Sultan) dem

Kaiſer Nicolaus ewig dankbar ſeyn werde; er vertraue ganz in deſſen Geſinnungen und beſchwöre den Grafen, das Hülfscorps ſo lange an den Küſten des Bosporus lagern zu laſſen, bis Ibrahim Paſcha den Rückmarſch wirklich ausgeführt, und den Taurus überſchritten habe. Graf Orloff ſoll nemlich Beſchwerde über Gerüchte, die zum Nachtheile ſeiner Regierung verbreitet würden, geführt, und ſich dabei geäußert haben, daß wenn es dem Sultan im geringſten angenehm wäre, die ruſſiſchen Truppen entfernt zu ſehen, er dieß augenblicklich veranſtalten würde, nur müßte dieſer Wunſch aus eignem und nicht aus fremdem Antriebe kommen."

Um noch entſchiedener ihr Uebergewicht geltend zu machen, verlangten die Ruſſen, daß der Sultan, obgleich er *ihnen* den Bosporus geöffnet, denſelben jeder *fremden* Kriegsmacht verſchließe. Die Details darüber gab ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung in Folgendem: „Der ruſſiſche Einfluß, der vor acht Tagen zu ſinken anfing, ſcheint neu belebt und kräftiger als früher zu wirken. Es wurde nämlich der Pforte von Lord Ponſonby und Admiral Rouſſin eröffnet, ihre Regierungen ſeyen von der Nothwendigkeit durchdrungen, ſie in ihrer Unabhängigkeit zu erhalten, und ihr den hiezu erforderlichen Schutz angedeihen zu laſſen. Deßhalb hätten beide Cabinette darauf Bedacht genommen, eine anſehnliche Streitmacht aufzuſtellen, welche bei unvorhergeſehenen Fällen der Pforte beiſtehen, und alle ihren Untergang befördernden Zumuthungen zurückweiſen könnte. Dieſe Streitmacht würde in einer combinirten engliſchen und franzöſiſchen Escadre beſtehen, welche ſich vor dem Eingange der Meerenge der Dardanellen aufſtellen, und dort ſo lange verweilen ſolle, bis der Friede mit Mehemed Ali hergeſtellt, deſſen Armee über den Taurus zurückgekehrt,

und das türkiſche Gebiet von dem ruſſiſchen Hülfscorps gänzlich geräumt ſey. Der Admiral Malcolm, an den ſich die unter dem Contreadmiral Hugon ſtehenden franzöſiſchen Schiffe anzuſchließen hätten, ſey beauftragt, vor den Schlöſſern der Dardanellen Station zu nehmen. Dieſe Eröffnung konnte den ruſſiſchen Bevollmächtigten nicht lange verborgen bleiben; ſie verlangten alsbald von dem Reis-Effendi Aufſchluß über ein Anerbieten, das keineswegs geeignet ſcheine, dem vorgeſetzten Zwecke zu entſprechen, ſondern die Schwierigkeiten nur vermehre, welche ſich dem Frieden entgegenſtellten. Zugleich begehrten ſie aber auch die Anſicht der Pforte ſelbſt über den vorliegenden Fall kennen zu lernen, und machten ſie darauf aufmerkſam, daß es ein Beweis von Mißtrauen gegen das ruſſiſche Cabinet ſeyn würde, welches Se. Majeſtät der Kaiſer Nicolaus nicht verdiene, falls die Pforte den Vorſchlägen Frankreichs und Englands ihre Zuſtimmung geben, und, wie allgemein verlaute, ihren Flotten den Eingang der Dardanellen öffnen wolle. — Dieſen Fall ſcheint eine früher in Paris abgegebene Erklärung vorgeſehen zu haben; der Graf Pozzo di Borgo ſoll beauftragt geweſen ſeyn, dem franzöſiſchen Cabinette anzuzeigen, daß der Eintritt einer franzöſiſchen Escadre in das Meer von Marmora zu den gefährlichſten Reibungen führen könne, und es daher beſſer ſey, ihn im voraus für eine feindliche Begegnung gegen die ruſſiſche Flagge zu erklären. Das franzöſiſche Cabinet ſoll die Gefahr nicht verkannt haben, welche aus dem Zuſammentreffen anſehnlicher Streitkräfte beider Nationen unter den jetzigen Verhältniſſen ſich ergeben könnte, und verſichert haben, daß es nicht dazu kommen werde. Der Pforte ſind dieſe Umſtände bekannt, und man vermuthet daher, daß ſie ſich mit allen Kräften einer Maaßregel widerſetzen werde,

welche leicht die Kriegsflamme vor den Augen der Hauptstadt entzünden könnte. Graf Orloff soll den Reis-Effendi hierauf aufmerksam gemacht, und die Lage des Sultans für den Fall genau beleuchtet haben, daß es in diesen Gegenden zwischen der russischen und einer andern europäischen Nation zu blutigen Auftritten käme. Diese Erläuterungen haben Eindruck gemacht, und man hört, daß der Sultan wie seine Minister sich aufs bestimmteste erklärt haben, keiner französischen oder englischen Escadre den Eintritt in das Marmora-Meer zu gestatten."

Auf eine französische Goelette, die dem Baron Roussin Depeschen bringen sollte, wurde aus einem der Dardanellenschlösser gefeuert, der Vorfall aber als rein zufällig von der Pforte entschuldigt.

Am 21 Mai begann Ibrahim Pascha seine rückgänge Bewegung von Kiutahia, bis wohin sein Hauptquartier vorgedrungen war. Bevor er abzog, bedankte er sich noch in einem charakteristischen Schreiben bei dem Sultan für die Belehnung mit Adana: „Mein hocherhabener, großherziger, Ehrfurcht gebietender, mächtiger, großer Beherrscher, unser Wohlthäter, Wohlthäter der Menschen! Möge Gott Ew. Hoh. ein Leben ohne Ende verleihen! Und möge Er den erhabenen Schatten Ew. Hoh. zu einem Schirme für alle Menschen und für mein demüthiges Haupt insbesondere machen. Ihre unerschöpfliche Güte hat Sie, gnädigster Herr, vermocht, mir gnädigst das Gouvernement von Adana als Muhassilik (Generalpachtung) zu verleihen. Durch diese neue Gunst Ew. Hoh. wiederbelebt, soll die Zeit meines schwachen Daseyns ganz dem gewidmet seyn, für die lange Dauer Ihrer Tage und Ihrer Regierung zu Gott zu beten. Da mein Herz von einem Gefühle der Glückseligkeit durchdrungen ist, so hege ich, Gott ist

mein Zeuge, keinen andern Wunsch, als so zu handeln, daß ich Ew. Hoh. geneigten Beifall erlange, und Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Dienste zu weihen. In der Absicht, Ew. Hoh. meine Erkenntlichkeit auszudrücken, und meine demüthigsten Danksagungen darzubringen, wage ich es, diese demüthige Bittschrift zu den Füßen des Throns des hocherhabenen, großherzigen, Ehrfurcht gebietenden, mächtigen großen Padischahs, unsers durchlauchtigen Gebieters und Wohlthäters, Wohlthäters aller Menschen, niederzulegen." —

Die Russen blieben inzwischen immer noch in ihrem Lager bei Bujukdere stehen; der Sultan wohnte einer ihrer Musterungen bei und besuchte die auf 20 Kriegsschiffe angewachsene russische Flotte, am 1 Junius. Auch der Kronprinz von Bayern, Bruder des griechischen Königs, besuchte jenes Lager. — Die Engländer waren mit diesem Verweilen der Russen übel zufrieden, und Admiral Malcolm wollte durch die Dardanellen eindringen und sich mit der englischen Flotte dicht neben die russische legen, so lange bis diese sich entfernt haben würde. Allein der Admiral ließ sich davon abbringen. Man schrieb aus Constantinopel: „Der mit dem Oberbefehl der Schlösser der Dardanellen beauftragte Pascha machte dagegen Einsprache, und schickte sich an, mit Gewalt das Einlaufen in die Meerenge zu verhindern. Er machte zugleich hievon die nöthige Anzeige und erhielt zur Antwort, er solle die Einfahrt nicht gestatten, und jedes willkürliche Verfahren streng zurückweisen. Der Pascha gab von seinen Instructionen dem Admiral Malcolm Kenntniß, der gleichzeitig von Lord Ponsonby über die Lage der Dinge unterrichtet und aufgefordert worden war, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Nun stand Malcolm von seinem Ansinnen ab und ging hart unter den

Schlöſſern vor Anker. Er dürfte da nur ſo lange verweilen, bis die ruſſiſche Land- und Seemacht abgegangen iſt.“ Dieß geſchah aber nicht. Die Ruſſen entfernten ſich nicht eher, bis die Engländer wieder fort waren. Erſt nachdem Admiral Malcolm am 2 Julius die Anker gelichtet und den Weg nach Samos genommen hatte, brachen die Ruſſen ihrerſeits ihr Lager ab, am 10 Julius. Ihre Entfernung gab Gelegenheit zu einem allgemeinen Verſöhnungsfeſte, dem die ſämmtlichen Diplomaten beiwohnten und wobei der Sultan auch dem König von Griechenland durch deſſen Bruder indirect eine Höflichkeit erwies. Der alte ſtolze Hof der Padiſchahs war nicht mehr wiederzuerkennen. Was würden wohl Muhamed II oder Soliman II geſagt haben, wenn ſie bei dieſem Feſte hätten zuſehen können? Der öſterreichiſche Beobachter berichtete unter Anderm: „Nach dem Manöuvre wurde abermals über die vorbeidefilirenden (ruſſiſchen) Truppen Muſterung gehalten, und der Großherr verfügte ſich endlich in ein daſelbſt befindliches Luſtſchloß, wohin er anfänglich den Grafen Orloff zu ſich lud, und ihm ſeine Zufriedenheit und Erkenntlichkeit in den wohlwollendſten Ausdrücken bezeigte, und ſodann alle bei der Revue gegenwärtigen Geſandten einführen ließ, bei welcher Gelegenheit er nach Art der europäiſchen Monarchen Cercle hielt, ein in der Geſchichte des osmaniſchen Reiches bisher unerhörtes Ereigniß. Se. Hoheit äußerte Ihr Vergnügen über die Einheit der Anſichten, welche unter den Mächten rückſichtlich der hohen Pforte herrſche, und Ihren Wunſch, daß dieſe freundſchaftlichen Geſinnungen unwandelbar ſeyn möchten. Bei dieſem Anlaſſe übergab der Sultan dem k. k. außerordentlichen Geſandten, Frhrn. v. Stürmer, eigenhändig ſein für Se. königliche Hoh. den Kronprinzen von Bayern beſtimmtes und

auf einer sehr reich mit Brillanten besetzten Dose befindliches Portrait, mit dem Auftrage, es Höchstdemselben zu übermitteln, da es nicht vor dessen Abreise hatte vollendet werden können." Es verlautete übrigens, bei dieser Gelegenheit sey die Emildas, Favorit-Sultanin des Großherrn, mit einem jungen russischen Offizier durchgegangen.

Noch vor dem Abzug der Russen, schon am 8 Julius, war ein geheimer Tractat zwischen Rußland und der Pforte unterzeichnet worden. Er wurde erst im September durch die Times mitgetheilt. „Der erste Artikel erklärt, daß zwischen den contrahirenden Parteien ewige Freundschaft, Frieden und Allianz statt finde, zu Lande wie zur See, daß diese Allianz die gegenseitige Vertheidigung gegen alle Angriffe, welcher Art sie seyen, zum Zweck habe, daß alle Angelegenheiten, welche die Ruhe stören könnten, wechselseitig geordnet und die Ruhe gegenseitig ohne alle Ausnahme gesichert werden solle, zu welchem Ende eine der andern wirksame Hülfe und Beistand zu leisten hat. Der zweite Artikel bestätigt alle frühern Verträge, nämlich den von Adrianopel vom 2 December 1829; den in St. Petersburg am 14 April 1830 unterzeichneten; die Convention in Betreff Griechenlands, abgeschlossen in Constantinopel am 9 Julius 1832. Der dritte Artikel besagt, daß in Einklang mit den als Grundlage des Vertrags ausgesprochenen Principien, und in Betracht der versprochenen gegenseitigen Vertheidigung, da Rußland die Unabhängigkeit und vollständige Aufrechthaltung des ottomanischen Reichs wünsche, Se. kais. Majestät sich verpflichte, der hohen Pforte alle diejenigen Hülfsstreitkräfte zu Lande wie zur See zu liefern, welche zu fordern die Umstände die Türkei veranlassen könnten; im Falle eines solchen Bedürfnisses soll Se. Hoh. der Sultan die Zahl

der Streitkräfte zur See und zu Lande, die er wünscht, bestimmen. Der vierte Artikel setzt fest, daß diejenige der beiden Mächte, welche eine solche Hülfe von der andern in Anspruch nimmt, bloß für die Lebensmittel dieser Hülfstruppen zu sorgen haben soll. Der fünfte Artikel stipulirt, daß obgleich die contrahirenden Parteien die Intention haben, auf eine lange Zeit nach diesem Vertrage zu handeln, doch, wenn Umstände eintreten, die eine Aenderung der darin enthaltenen Bestimmungen fordern, der Termin von acht Jahren zu diesem Zwecke festgesetzt seyn soll, beginnend vom Tage der Ratificationen an; sollten aber Umstände eine unmittelbare Revision fordern, so wollen die Parteien darüber besonders in Unterhandlung treten. Der sechste Artikel setzt fest, daß die Ratificationen in Constantinopel in Zeit von zwei Monaten oder wo möglich noch früher ausgewechselt werden sollen. Das Conclusum besagt, daß dieser Vertrag einer Offensiv- und Defensiv-Allianz von den Eingangs erwähnten Bevollmächtigten unterhandelt und abgeschlossen worden sey, die dazu ihre Vollmachten vorzeigten, kraft deren sie dieses Document unterzeichneten und besiegelten. Der folgende Supplementar-Artikel ist der wichtigste von allen, wenigstens für fremde Nationen. Ergänzungs-Artikel: Die hohe Pforte wird, im Einklange mit den im obigen Vertrage ausgesprochenen Principien, im Nothfalle die Dardanellen-Straße schließen, d. h. sie wird keinerlei fremden Schiffen, aus welchem Grunde oder Vorwande es seyn möchte, die Einfahrt gestatten. Der gegenwärtige Separat-Artikel soll so betrachtet werden, als wäre er Wort für Wort in obigem Offensiv- und Defensiv-Allianz-Vertrag eingeschlossen, und soll als solcher eben so aufrecht erhalten und beobachtet werden."

Gegen dieſen Tractat proteſtirten die Geſandten Englands und Frankreichs bei der Pforte unterm 27 Auguſt, und die Pforte antwortete am 20 September. Die Morning-Poſt ſchrieb: „Nach authentiſchen Nachrichten aus Conſtantinopel war die Antwort, welche die Pforte unterm 20 September den Botſchaftern von England und Frankreich auf eine Note derſelben vom 27 Auguſt ertheilte, die in Form einer Proteſtation gegen den zwiſchen der ottomaniſchen Regierung und Rußland abgeſchloſſenen Vertrag abgefaßt war, in der Hauptſache auf folgende Punkte beſchränkt: 1) die fragliche nur zur Aufrechthaltung der Ruhe geſchloſſene Allianz iſt nicht von angreifender Art, und betrifft bloß die Intereſſen der Pforte; 2) die Pforte, welche unabhängig iſt und zu ſeyn wünſcht, kann zu ihrer eigenen Erhaltung Verträge mit befreundeten Mächten abſchließen, wie ſie es für angemeſſen hält, und iſt nicht gehalten, ihr Benehmen zu rechtfertigen; die Pforte glaubte, dieſer Vertrag würde von Seite aller, bei Aufrechthaltung der Ruhe betheiligten Mächte Beifall finden, und iſt deßhalb nicht wenig erſtaunt und unangenehm berührt durch die Mittheilung der beiden Botſchafter.“ Franzöſiſche und engliſche Blätter ſprachen ihren bittern Groll über die Schwäche Englands und Frankreichs aus, die ſich in der orientaliſchen Angelegenheit ſo auffallend herausgeſtellt. Unter andern ſagte der Temps: „Man muß ſagen, daß England lange gezaudert hat, bevor es die Gefahr, die täglich für daſſelbe in den orientaliſchen Verhältniſſen von Rußland aus gewachſen iſt, einſah. Statt jetzt die Koſten einer Ausrüſtung zu machen, um die Noten ſeiner Botſchafter zu unterſtützen, und unter die Zahl der Gründe, die ſie anwenden, die 120 Kanonen des Royal William zu ſtellen, wäre es nicht klüger geweſen, vorauszuſehen, welcher

Vertrag aus dem der Türkei aufgelegten Schutze entſpringen könnte? Statt Frankreich allein das ungereimte Auskunftsmittel einer allgemeinen Ausgleichung zu überlaſſen, wo jedermann ſich auf das mit Energie zwiſchen die drei rivaliſirenden Völker geworfene Wort des Admirals Rouſſin umarmen und im Frieden zurückziehen ſollte, konnte man nicht leicht die ganze Bedeutung der Expedition des Vicekönigs von Aegypten einſehen; mußte man nicht dieſe bis ans Ende beſchützen, oder ſie ſo früh gewähren laſſen, daß Rußland nicht Zeit gehabt hätte, die ſeinige ins Spiel zu bringen? Warum hielt ſich damals England im Hintergrunde? Jetzt ſpricht man davon, die Macht Griechenlands mehr zu entwickeln, und ſich daraus einen Stützpunkt gegen Rußland zu bilden; jetzt denkt man daran, ſich neuerdings an Aegypten zu wenden, nachdem man Mehemed Ali bedroht und faſt geopfert hat. ... Als die ruſſiſche Flotte einwilligte, daß der Wind im Bosporus wehe, um ſie von Conſtantinopel zu entfernen, erhoben unſere miniſteriellen Journale ein ſtolzes Triumphgeſchrei. Wir antworteten, die Ruſſen hätten die Schlüſſel der Meerenge mit ſich genommen. Die Bedingungen des Tractats haben ſpäter unſere damalige Anſicht beſtätigt. Auch geſtehen wir, daß wir uns nie anders von den Inconſequenzen Frankreichs und Englands in der Frage des Orients Rechenſchaft geben konnten, als durch eines der zwei Worte: befremdliche Schwäche oder unglaubliches Getäuſchtſeyn.“ Der Guardian, ein engliſches Toryblatt bemerkte: „Während Rußland Verträge geſchloſſen, Flotten und Heere ausgerüſtet, die Forts am Bosporus und Conſtantinopel ſelbſt beſetzt, und das glorreiche Kaiſerreich im Oſten an Händen und Füßen gebunden einem mächtigen Nachbarn überliefert worden ſey, habe der engliſche Geſandte auf

Eiderdunen geſchlummert, und der Miniſter die brittiſchen Donnerkeile an den Nebeln Hollands verſchwendet, oder ſich in elende Intriguen zur Unterſtützung eines räuberiſchen und brudermörderiſchen Bürgerkriegs in Portugal eingelaſſen. Die Ehre Großbritanniens ſey ſelbſt unter Bolingbroke, deſſen unglückliche Laufbahn wenigſtens durch glänzende Talente gut gemacht wurde, nicht ſo ſehr befleckt worden, als dieß unter der Verwaltung des Lords Palmerſton der Fall ſey u. ſ. w. —

Der Sultan ſchmeichelte unter dieſen Umſtänden Rußland auf jede Weiſe, und ſandte, um die Freundſchaft zu bekräftigen, ſeinen Liebling, Achmet Paſcha, an den Hof von St. Petersburg. Im Morning-Herald ſtand: „Die Abſchiedsſcene bei der Abreiſe Achmet Paſcha's wird als höchſt komiſch geſchildert. Der Großherr hatte ziemlich Champagner getrunken, und der Botſchafter war ebenfalls voll ſüßen Weines; der Sultan küßte ihn auf Stirne und Augen, und legte ihm wiederholt ans Herz, dem Kaiſer zu ſagen, daß er ihm ſein Leben und ſeinen Thron verdanke, und ihm ewig dankbar ſeyn werde. Auch gab er ihm den Auftrag, dem Kaiſer ebenfalls Stirne und Augen zu küſſen, und ihn in ſeinem Namen zu umarmen. Dieſe Scene fand bei der Einmündung des Bosporus in das ſchwarze Meer ſtatt; ſo ſehr war der Sultan von der Etiquette abgewichen, daß er ſeinen Günſtling ſo weit begleitete, und nur die Macht des Champagners hinderte ihn noch weiter zu gehen, und trennte das Freundespaar, da weder der Sultan noch Achmet Paſcha ſich mehr auf den Beinen halten konnte. Es war ein Schauſpiel würdig der letzten Tage des türkiſchen Reichs. Ein trunkener Monarch, der durch einen Botſchafter, welcher weder leſen noch ſchreiben kann, die Unabhängigkeit des Throns Mohammeds II hingibt,

wird ein tragikomiſches Blatt in der Weltgeſchichte bilden. Die beſten Freunde des Sultans ſagen, er ſey nicht immer recht bei ſich, ſondern, indem er ſich der ſchrankenloſen Leidenſchaft und dem unmäßigen Genuſſe des Weines hingebe, falle er manchmal in temporaire Geiſtesabweſenheit. Auch ſcheint er unter ſeinen Rathgebern kaum Einen beſonnenen und redlichen Mann zu haben. Sie verließen ihn im drohendſten Momente, unterſtützten die Entwürfe ſeiner Feinde, und trugen am meiſten zu ſeinem Verderben bei. Da blieb ihm nichts mehr übrig, als ſich in Rußlands Arme zu werfen. So iſt das ottomaniſche Reich in allen ſeinen Stützen zerſtört; aber wie wird ſein Fall ſeyn? Dieß iſt eine ſchwierige Frage. Rußland wird, dem von Katharina vorgezeichneten Plane folgend, es möglichſt vermeiden, bei den Großmächten durch eine zu auffallende Demonſtration Unruhe zu erwecken, bis der Augenblick zu handeln reif ſeyn wird."

Die Engländer fühlten endlich, daß ſie doch zu wenig gethan hätten, und kündigten mit großer Oſtentation die Ausrüſtung einer furchtbaren Flotte an. Auch wurden ſcharfe Noten gewechſelt. Aber der Hamburger Correſpondent ſchrieb ſpöttiſch: „Seit mehr als zehn Jahren beklagen ſich die immer weniger werdenden Liebhaber des alten claſſiſchen franzöſiſchen Styls über die täglich zunehmenden Neuerungen in der Sprache, durch die in der That die Barbarei mit ſtarken Schritten herbeigeführt wird. Jetzt ſcheint dieſe ſogar in die officiellen Schreiben des franzöſiſchen Cabinets einzubrechen. So hat daſſelbe vor Kurzem ſich in der Note, welche es gemeinſchaftlich mit dem engliſchen Cabinette dem ruſſiſchen Hofe über den Vertrag, welchen dieſer mit der ottomaniſchen Pforte abgeſchloſſen hat, ausgeſprochen, daß es dieſen Vertrag, weil er

zu Mißhelligkeiten Anlaß geben könnte, mit tiefem Bedauern (avec une profonde affliction) anſähe, und zu gleicher Zeit erklärt, daß wenn derſelbe ſeinem Intereſſe zuwider laufen ſollte, es denſelben als nicht vorhanden zu achten geneigt ſeyn würde. Der Vicekanzler v. Neſſelrode hat hierauf geantwortet, daß das ruſſiſche Cabinet ebenfalls mit tiefem Bedauern (avec un profond regret) dieſe Proteſtation anzuſehen genöthigt ſey, und dieſelbe, falls ſie deſſen Intereſſe zuwider laufen ſollte, als nicht vorhanden annehmen würde. Bei dieſer Gelegenheit hat Graf Pozzo di Borgo Hrn. Guizot, Miniſter des öffentlichen Unterrichts, die Bemerkung gemacht, daß das Wort affliction hier mit Unrecht gebraucht ſey, welches wahrſcheinlich daher rühre, weil die franzöſiſche Note zuerſt engliſch vom Lord Palmerſton entworfen worden."

Auch Frankreich nahm wieder die kriegeriſche Maske vor. Das Journal des Débats enthielt einen ſtarken Ausfall gegen Oeſterreich und Preußen, als ob dieſe immer von Rußland vorgeſchoben würden. „Lieſt man einige Artikel deutſcher Journale, ſo möchte man glauben, England und Frankreich ſeyen der angreifende Theil in Sachen des Orients geweſen! Wenn man ihnen etwas vorzuwerfen hat, ſo iſt es ihre Geduld; da aber dieſe Geduld durch die letzten Ereigniſſe erſchöpft war, ſo hat ſie weiſen Demonſtrationen Platz gemacht, und nun ſpricht man uns von Kreuzzügen gegen Rußland und die Pforte! und nun ruft man die Triple-Allianz an! Man ſtellt Oeſterreich und Preußen als Avantgarde auf: man gibt ihnen, ohne Zweifel willkürlich, die ehrenwerthe und fruchtbare Miſſion, am Rheine den Auftritt zu decken, der an dem Bosporus vorgehen ſoll. Es iſt unmöglich, daß man nicht darüber zu Wien und Berlin lächle. So hat man daſelbſt die allgemeine Po-

litik nicht verſtanden. Bei allem dieſem findet offenbar Irrthum des Datums ſtatt: man will den Geiſt mit einer eingebildeten Gefahr betäuben, um die Augen von einer wirklichen und gegenwärtigen abzuwenden. Mögen zwei Staatsmänner, die wir nicht zu nennen brauchen, die aber jedermann kennen wird, dieß wohl bedenken; denn es handelt ſich hier von dem Andenken, das ihr Name in der Geſchichte hinterlaſſen wird. Sollte man zufälligerweiſe ihnen bei ihrer vorzugsweiſen Eingenommenheit gegen die Freiheiten von Europa eine Freiheit aus den Augen gerückt haben, an der man eben ſo ernſtlich zu Berlin wie zu Wien feſthalten muß, die Freiheit des Sultans zum Beiſpiel, die im Grunde für die Monarchien, ſelbſt für die abſoluten, nichts Beunruhigendes hatte; ſo würde das Erwachen traurig, und es würde zu ſpät ſeyn, ſie ihm dann wieder zu geben, wo er ſie factiſch verloren hätte, nachdem er ſo thöricht geweſen, ſie rechtlich zu veräußern.“ Ein Berliner gab aber im Hamburger Correſpondenten eine ſehr ſpöttiſche Antwort: „Die franzöſiſche Regierung hat für gut gefunden, einige Schreckſchüſſe durch das Journal des Débats und andere ihr ergebene Zeitſchriften zu thun, vorzüglich um die ſich nach und nach in Paris einfindenden Deputirten einzuſchüchtern, und auch um ſich in Hinſicht der äußern Politik wieder einmal zu zeigen. Demonſtrationen der Art zeugen aber von moraliſcher Schwäche, und überzeugen das Publicum immer mehr, daß, wer einem falſchen Principe ſein Daſeyn verdankt, ſich ſtets in einer falſchen Stellung befinden muß, bis man dahin gekommen, dieſes falſche Princip ſelbſt zu zerſtören, denn ſeine bloße Unterjochung hilft, wie die Erfahrung lehrt, wenig. Uebrigens hat der kaiſerl. ruſſiſche Geſandte in Paris die Diatribe gegen ſeinen Souverain, die bei Gelegenheit der

orientaliſchen Angelegenheiten im Journal des Débats geſtanden, nicht ſo gut aufgenommen, als man ſich vielleicht geſchmeichelt hat. Er ſoll ſich nämlich veranlaßt gefunden haben, den Herzog von Broglie deßhalb um eine Erklärung zu bitten. Die Antwort des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten iſt das Bekenntniß geweſen, daß die Artikel des Journal des Débats keineswegs als Emanationen von Seite des franzöſiſchen Gouvernements anzuſehen ſeyen. Dennoch aber denkt ganz Paris das Gegentheil, wenigſtens kennt man die Summe, welche das Journal des Débats monatlich als Entſchädigung erhalten, für die Verminderung ſeiner Abonnentenzahl, ſeitdem es ein Regierungsblatt geworden iſt.“

Die engliſchen Journale erklärten ſich lauter als je. Der Globe ſagte: „Es kann kein Zweifel ſeyn, daß wenn der Schleier ganz gehoben wird, Rußland die Abſicht hat, das, was noch übrig iſt vom türkiſchen Reiche, in eine Art tributairen Staat, in einen dienſtgefälligen Vaſallen umzuwandeln. Wer ſieht nicht ein, daß unter ruſſiſchem Protectorate die Pforte hülflos Zwecken dienſtbar gemacht werden könnte, die nicht bloß den Intereſſen Frankreichs und Großbritanniens, ſondern überhaupt jeder europäiſchen Großmacht entgegen ſind? In der That beginnen klar ſehende Beobachter bereits einige kleine Anzeichen der Wirkung dieſes ruſſiſch-türkiſchen Blinde-Kuhſpiels in den Angelegenheiten Griechenlands zu bemerken, indem verſchiedene Anordnungen, die früher der Löſung ganz nahe zu ſeyn ſchienen, noch immer der Erledigung harren. So wird z. B. der von den türkiſchen Behörden verſprochene Schutz und Beihülfe zur Aufnahme und endlichen Abmarkung der Gränzlinie zwiſchen Griechenland und den türkiſchen Dependenzen auf unverantwortliche Weiſe vorenthalten; ferner

trat

trat ein unerwarteter Verzug in der vollständigen Zahlung des russischen Theils der griechischen Anleihe ein; und so bestehen noch andere, wenigstens scheinbare Indicien, daß auf die glückliche Feststellung des Königreichs Griechenland von Seite Rußlands nicht mehr der Werth gelegt wird, wie vor dem letzten ritterlichen Zuge der Russen zu Gunsten des ottomanischen Throns." Die Times sagten: „Muß man zu Gewalt greifen, wann wird diese am erfolgreichsten angewandt werden, ehe Rußlands Fahne in Byzanz weht oder nachher? Auch darüber wird wohl wenig Zweifel seyn. Eroberung ist eines jener Uebel, das man leichter verhindern als heilen kann. Wenn Rußland glaubt — und wohl mag es dieß glauben — daß Unterhandlungen, und Depeschen, und Lord Ponsonby, und der ganze Kram der dazu gehört, die einzige Macht sey, die England ins Treffen bringen kann oder will, dann helf' uns Gott, dann haben wir das Spiel bereits verloren. Man lasse es aber ein paar wehende Admiralsflaggen sehen, etliche und zwanzig Linienschiffe, eine verhältnißmäßige Anzahl schwerer Fregatten, eine Division von Dampfbooten, die 84pfündige Bomben werfen, und zehn oder zwölf Bataillone Infanterie und Marine-Soldaten zu einem Coup de Main, dann wetten wir, daß die Unterhandlungen schnell sich ändern, oder daß — falls diese Art von Protokollen nöthig würde — ein paar volle Schiffsladungen die Feinde bald wieder in gute Freunde umwandeln würden. — Das russische Cabinet suchte die Aufmerksamkeit der deutschen Mächte abzulenken, indem es sich die Miene gab, als wäre es beunruhigt durch das Gespenst, das man die Propaganda im Westen Europa's nennt, während es seine eigenen Plane im Osten verfolgt. Ein Krieg am Rheine würde die Dardanellen aus den Augen rücken. Man schilderte

Rußland ſtets als arm, als zu mittellos, um Krieg anzufangen. So hat man es auch ſtets als zu ſchwach geſchildert, um Eroberungen zu machen. Dennoch hat es noch immer Geld und Soldaten gefunden, wenn es ſie brauchte. Es hat öfter Krieg geführt, und mehr dadurch gewonnen, als ſeit zweitauſend Jahren irgend eine Macht. Indem wir uns immer vorſchwatzten, es ſey im Grunde arm und ſchwach, machten wir es zu dem Rieſen, der alles wagt, und dem nie der Preis entging, um den er rang. Unſere jetzige enge Allianz mit Frankreich iſt ſo, wie vielleicht Jahrhunderte ſie für dieſe beiden mächtigen Nationen nicht wieder zu Stande bringen; mögen wir ſie nicht thöricht wegwerfen!" Aber man wußte ſchon, daß England und Frankreich nur drohen konnten, und daß Rußland vor Drohungen ſich nicht fürchtete. Am 15 Decbr. kehrten die Flotten Englands und Frankreichs, jene nach Malta, dieſe nach Toulon zurück, und die angekündigte Energie zerfiel in nichts. Daher ſagte der National: „Was bedeutet dieſes laute Geſchrei, das man jetzt über den Vertrag von Conſtantinopel erhebt, deſſen Beſtehen das engliſche Miniſterium ſchon vor ſechs Monaten erfuhr, und zwar zuerſt durch die Correſpondenz der öffentlichen Blätter? Was ſollte die von Ibrahim bedrohte, überzogene, überwundene Türkei denn anfangen, während weder Lord Ponſonby kam, der ſich in Neapel von den Fatiguen ſeiner Miſſion in Belgien erholte, noch Admiral Rouſſin, den Frankreich mit ſeinen für die Regierung Ludwig Philipps ſich geziemenden nichtsſagenden Inſtructionen nach Conſtantinopel ſchickte? Und als dieſe beiden Botſchafter endlich ankamen, was thaten ſie? Spielten ſie nicht eine wahrhaft bemitleidenswerthe Rolle zwiſchen den beiden Kämpfenden? Wollen ſie etwa behaupten, ſie hätten die Türkei durch ihre

Noten gerettet? Und ſelbſt wenn dieſe für den Augenblick etwas genützt hätten, lag in ihnen nur die geringſte Bürgſchaft für die Zukunft? Man ſage uns doch, auf welche Weiſe England und Frankreich bis jetzt die Türkei geſchützt haben? Etwa bei Navarin? Die ruſſiſche Myſtification, die man erſt ſeit ein paar Tagen entdeckt hat, datirt man ſchon von jener Zeit, und Frankreich darf ſich wohl hüten, ſich jetzt auf eine ähnliche engliſche Myſtification einzulaſſen. Jetzt macht man Parade mit Flotten und Armeen, und kommt mit edlen Phraſen über Polens Untergang; als aber 40,000 Polen 100,000 Ruſſen im Schach hielten, was thaten da England und Frankreich? Und dieſe Leute, die jetzt ſo laut ſchreien, ſich ungebärdig ſtellen, und in ihren Journalen Feldzüge führen, haben ſie ſeit jener Zeit einen Schritt gethan, um das Loos der Beſiegten, den Zorn des Siegers zu mildern? Sagt es doch, um eurer Ehre willen ſagt es, publicirt die Acten dieſer auf ihre ſogenannten Erfolge ſo eiteln Diplomatie, die ſeit drei Jahren ihre Anſprüche auf das öffentliche Vertrauen auf nichts gründen konnte, als auf den Wortkram der Londoner Protokolle."

Am 30 Auguſt brach in Conſtantinopel abermals eine furchtbare Feuersbrunſt aus. Im Spätjahr betrieb der Sultan die Vermählung ſeiner Tochter mit dem ſchönen Halil-Paſcha, ſeinem Günſtling.

In den Provinzen riß mehr und mehr Anarchie oder ein Trachten nach Unabhängigkeit ein. Ganz Syrien, wie früher ſchon Aegypten, Arabien, Cypern und Candia, hatte der Sultan an Mehemed Ali abtreten müſſen. Die Moldau und Wallachei war noch immer von den Ruſſen beſetzt, General Kiſſelew daſelbſt der unumſchränkte Dictator, und grollend machten die Times bekannt, ſechs wallachiſche Regimen-

ter ſeyen der ruſſiſchen Armee einverleibt worden. Der im vorigen Jahr in Bosnien geſtillte Aufruhr brach 1833 von neuem aus. Die unbändigen Häuptlinge benutzten die gänzliche Unmacht des Sultans, um zu rauben und zu plündern, beſonders bei Biscolwics, Daud und Huſſein Aga. Das Landvolk, beſonders das chriſtliche, wurde furchtbar mißhandelt, und die Räuber ließen ihre Zügelloſigkeit vorzüglich an den unglücklichen Diſtricten aus, die längſt mit Serbien hätten vereinigt werden ſollen, es aber noch nicht waren. Die Einfälle der Bosnier und die Mißhandlungen der Serben gaben nun dem ſerbiſchen Fürſten Miloſch eine erwünſchte Gelegenheit, ſein ganzes Volk zu waffnen, die ſechs Diſtricte zu beſetzen und zu behaupten. Dem Sultan blieb nichts übrig, als ſeine Zuſtimmung zu geben, und die Ruſſen rühmten ſich dabei wieder ihres Einfluſſes. Am 6 Junius verkündigte Fürſt Miloſch ſeinen Serben die definitive Einverleibung jener Diſtrikte (von 200 Quadratmeilen). — Auch die Albaneſen empörten ſich am 7 Auguſt zu Scutari, deſſen Weſſier Ali Namik Paſcha dem Sohne ſeines Vorgängers, Juſſuff Paſcha, durch Meuchler auflauern ließ, um ihn ſeiner Schätze zu berauben. Der Sultan ſetzt den Weſſier ab, die Unruhen dauerten aber bei dem gänzlichen Zerfalle der osmaniſchen Autorität fort; im December verſammelten ſich die Albangſen und votirten eine Bittſchrift an den Sultan, worin ſie eine Repräſentativverfaſſung und die Entfernung aller türkiſchen Truppen von ihrem Gebiete verlangten. — Am 25 Mai wurde die Stadt Arta plötzlich durch Räuber unter Tafil Buſi überfallen und aufs grauſamſte ausgeplündert. — An der perſiſchen Gränze erhob Kadi Kiran Aufruhr, mußte aber flüchten und wurde von den Ruſſen in Tiflis an den Paſcha von Erzerum aus-

geliefert. Auf der Inſel Cypern wurde im September ebenfalls ein Aufſtand der hartgedrückten Einwohner beſiegt.

Hier alſo ſelbſtſtändige Fürſten (Mehemed Ali und Miloſch), dort ruſſiſche Generale (an der Donau und am Kaukaſus), hier Völker, die eine Verfaſſung und die Entfernung der Türken wollen, und dort blutige Empörungen und eine Anarchie, in der nur noch Räuber herrſchen, das iſt das Bild jenes weiten Reichs, in dem einſt der halbe Mond ſo ſtolz geboten hat. Rechnet man dazu noch den Verluſt Griechenlands und aller der Länder, welche die Ruſſen ſich zugeeignet haben, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß die gänzliche Zertrümmerung des kaum noch zuſammenhaltenden türkiſchen Reichs nahe bevorſteht.

Ueber die Abſichten Rußlands ſprach ſich ein geiſtvoller Artikel im Edinburgh Review aus: „Die Inſchrift Potemkins auf dem Südthore von Cherſon: „dieß iſt der Weg nach Conſtantinopel," iſt noch jetzt der Wegweiſer Rußlands. Schon ehe dieſe Inſchrift vor den Augen Europa's enthüllt ward, war Umſichgreifen in den Gebieten der Türkei fortwährend Zweck und Beſtreben Rußlands. Der Frieden von Carlowitz gab ihm den erſten feſten Fuß am Aſow'ſchen Meere; und obgleich die Unfälle Peters des Großen am Pruth, und die kaiſerlichen Spaltungen, welche die unruhigen Regierungen ſeiner weiblichen Nachfolger begleiteten, den Länderdurſt hemmten, ward er doch dadurch nicht gelöſcht. In voller Kraft brach dieſe Leidenſchaft unter Katharina II wieder aus, und von der Wiederbeſetzung Aſows an und der Erwerbung eines feſten Fußes in der Krimm (1774) war der Lauf reißend ſchnell und unverhüllt. In den aufeinanderfolgenden Friedensſchlüſſen rückte Rußland vom Dnieper nach dem Bug, vom Bug nach dem

Dnieſter, vom Dnieſter nach dem Pruth, und endlich vom Pruth nach der Donau vor. Dieſer letzte Schritt geſchah im Vertrage von Adrianopel, wo Rußland wie gewöhnlich erklärte, es wolle durchaus keine Gebietsvermehrung, wo es ſich aber nichtsdeſtoweniger die Oſtküſte des ſchwarzen Meeres, mit halb Georgien ſicherte, und Privilegien in den Fürſtenthümern, ſo wie die Demolirung der türkiſchen Gränzfeſtungen bis Belgrad ſtipulirte, wodurch ſeine Gränze in der Wirklichkeit bis an die Donau vorgeſchoben wurde. Endlich hat es durch ſeine letzte freundſchaftliche Intervention ſich einen gebietenden Einfluß in Conſtantinopel ſelbſt verſchafft. Der Großherr und ſein Divan würden wohl thun, wenn ſie die Geſchichte des Falls jenes Königreichs ſtudirten, das allein den Strom des Halbmonds zurückdrängte, als er in ſeiner höchſten Springfluth war. Sie würden dann ſehen, daß, als die Inſtitutionen jenes edlen Landes hinter dem Gange der Civiliſation zurückblieben und zu verfallen drohten, Rußland mit aller Kraft ſeinen alten Ueberwinder bedrängte; daß aber, als die heller blickenden Söhne Polens, belehrt durch bittere Erfahrung, die Schwäche ihres Landes durch eine Erneuerung der alt und morſch gewordenen Staatsverfaſſung heilen wollten, Rußland ſchnell ſeine angreifende Politik in eine ſchützende umwandelte. ... Die ſchreckliche Geſchichte von Polens Leiden und Untergang ſteht eingegraben mit tiefen, blutigen Zügen; iſt aber die Pforte nicht klaren und beſonnenen Blicks, ſo wird auch dieſe Mahnung für ſie verloren ſeyn. Schon haben im Herzen ihres Reichs die erſten Acte der großen Empörungstragödie begonnen — in Serbien, Walachei, Moldau, Albanien, Griechenland und Aegypten. In der Türkei, wie in Polen, ſtand die Religion, der Schutz der griechiſchen Kirche, voran

unter den für die Intervention angeführten Gründen. Hier wie dort erſchienen die ruſſiſchen Armeen wechſelsweiſe als Feinde und als Freunde. Erſt im Herbſt 1829 waren ſie in vollem Marſch auf Conſtantinopel; und ehe der Frühling des Jahres 1833 vorüberging, lagerten dieſelben Streiter freundlich um Pera und Bujukdere, von ſich ſelbſt wie von den Türken die Freunde, die Verbündeten, die Vermittler, die Schutzherren genannt. Mittlerweile machten die Ingenieure und Seeoffiziere dieſer Schutzherren ſich mit allen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln Conſtantinopels bekannt, mit jeder Bucht und jeder Strömung des Bosporus. Während ſie freundſchaftlich die Schlöſſer und Batterien der beiden Meerſtraßen und andere Forts wieder herſtellten, nahmen ſie Plane auf, und errichteten Vertheidigungswerke, die zu weiter blickenden Zwecken dienen mögen. Und wenn Mahmud mit ſeinen Umbildungsplanen vom Schauplatze verſchwindet, dann fehlt nur noch ein zweiter Poniatowsky in der Perſon eines minorennen Sultans unter den ſchirmenden Flügeln des großen nordiſchen Adlers.“ Ein anderes Blatt ſetzte die Vergleichung noch weiter fort: „Der Tractat zwiſchen Rußland und der Pforte iſt ganz deſſelben Geiſtes Kind wie die Tractate, welche Katharina mit der Krone Polen einging; wie damals Rußland Preußen und Oeſterreich zum polniſchen Schmauſe einlud, ſo ladet es heutzutage ebenfalls bald Frankreich, wenn Frankreich hören will, bald Oeſterreich, wenn Oeſterreich hören will, zum türkiſchen Schmauſe ein; nur England wird nicht geködert und angelockt, weil die orientaliſche Frage für England allein von der allernächſten und von der weit ausgreifendſten Bedeutung iſt. Daß Rußland in ſeinen Hintergedanken den Sund, in ſeinen Vordergedanken die Dardanellen ſperren möchte, iſt ein

Plan, der wohl ohne zu viel Verwegenheit in dem Kopfe eines ruſſiſchen Herrſchers aufſteigen könnte; hier aber ſagen die geſammten Handelsintereſſen des übrigen Europa's ein beſtimmtes Nein, beſonders verneinen England und Frankreich, als die bedeutendſten Seemächte, auf das poſitivſte." Doch berechnete das Edinburgh Review, daß die Macht Rußlands nicht ſo groß ſey, als ſie ſcheine. „Die ruſſiſchen Machthaber ſelbſt kennen recht gut die Schwäche ihres Reichs. Sie wiſſen, wie äußerſt ſchwer es ihm war, 1828 und 1829 den ſchwachen Widerſtand der Türken zu überwinden: auch haben ſie wohl den letzten Kampf in Polen noch nicht vergeſſen. Selbſt ihre auf dem Papiere zahlloſen Heere ſind im Felde nicht ſo ſchwer zu zählen; ſie ſind überdieß über eine unermeßliche Fläche verbreitet und, die Garden ausgenommen, ſchlecht bezahlt und wenig verläßlich. Ihr Commiſſariats- und Medicinalweſen iſt kaum beſſer als das der Türken. Selbſt in ihrem letzten Feldzuge, als Hr. Slade nach dem Frieden von Adrianopel die ruſſiſchen Standquartiere beſuchte, traf er auf Züge von Conſcribirten, die mit aufgedrückten Zeichen und gebunden zur Verſtärkung dieſer ſiegreichen Armee herbeigeführt wurden. Kein Wunder! Die Entbehrungen und die Noth, welche, wie der angeführte Schriftſteller verſichert, damals Officiere und Soldaten erdulden mußten, waren ſo groß, daß davor das härteſte Herz zurückſchrecken konnte. Von den 40,000 Ruſſen, die im Auguſt Adrianopel erreicht hatten, waren im November 12,000 geſtorben, und von den 8000, die in den dortigen Spitälern gelaſſen wurden, kamen nicht mehr als 1500 lebendig heraus." Hr. Slade fügt bei: „Es iſt ſchrecklich zu erzählen: ſie kamen aus abſolutem Mangel um. In jenem ſtrengen Winter, als die Straßen von Adrianopel tief mit

Schnee bedeckt waren, lagen dieſe armen Leute auf den Fluren der großen hölzernen Kaſernen, ohne Betten oder Lager, obgleich die Bazare Raum genug für 20,000 Mann geliefert haben würden. An manchen Tagen hatten ſie nicht einmal Feuer, um ihre Suppe zu kochen, während die eiſigen Stürme vom ſchwarzen Meer durch die Riſſe und Spalten ihrer Hoſpitäler heulten. Es heißt, der Kaiſer habe Thränen vergoſſen, als er von der jammervollen Lage ſeiner tapfern ſiegreichen Armee hörte. Ihre Dyſenterien entſtanden zum Theil von dem Waſſer, das ſie tranken. Branntwein und Wein kaufte man ſehr wohlfeil in Adrianopel, und doch ward ihnen nicht ein Tropfen gereicht.“ (Slade Th. II, S. 13.) Als Hr. Slade die ruſſiſchen Quartiere jenſeits des Balkans beſuchte, fand er eine Diviſion von 15,000 Mann ohne einen einzigen Arzt; während täglich Hunderte dahin ſanken unter dem vereinigten Einfluß der Kälte, des Hungers, der Strapazen und des ungeſunden Klima's. Im Durchſchnitt ſterben jährlich in der ruſſiſchen Armee nicht weniger als 50,000 Mann, ohne die zu rechnen, die im Kampfe fallen. Die Dienſtzeit iſt 25 Jahre, und kein Soldat kann auf eine höhere Stufe ſteigen, während alle der körperlichen Züchtigung unterworfen ſind. Strenge Disciplin und ein vollkommenes Geheimhalten alles deſſen, was in andern Standquartieren, ja in andern Diviſionen derſelben Armee vorgeht, verhindert die häufigen Meutereien ein zu hohes Haupt zu gewinnen, was aber auch das Zuſammenhalten einer großen Truppenmacht auf die Länge immer gefährlich macht. Gewiß ſind dieß keine Elemente, mit denen Europa gegenwärtig geſchreckt werden kann. Rußland befindet ſich vielmehr ſeit der Throngelangung des Kaiſers Nicolaus in einer kritiſchen, prekairen Lage. Es iſt umgeben

von der unter der Asche glühenden Rache seiner polnischen Provinzen, deren Gefühle an dem ganzen gebildeten Theile der Menschheit einen großen Verbündeten haben, so daß es wahrscheinlich ist, daß die, wenn auch nicht lauten Vorstellungen der andern, bei weitem milderen und aufgeklärteren absoluten Regierungen die letzte unzureichende Apologie seiner Politik gegen Polen hervorgerufen haben. Wollte es daher jetzt die Sachen in der Türkei übereilen, so würde es viel von dem bereits Errungenen wieder verlieren und anderen Händen die Beute überliefern, die es für irgend eine künftige Gelegenheit sich vorbehalten zu können hofft." . . .

Wir betrachten nun noch das durch den Sieg weit ausgedehnte Reich des Mehemed Ali. In Syrien war Ibrahim zwar rasch eingedrungen, doch behaupteten Sachkundige: „Syrien ist ein leicht zu eroberndes, aber schwer zu regierendes Land; der gegenseitige Haß der Scherifs und der Janitscharen, sowie der Religionshaß der Mohammedaner und der Druſen und Maroniten verschaffen jeder feindlichen Armee, welche Syrien betreten mag, sogleich eine große Partei im Innern des Landes, wie es bei Ibrahim geschehen ist; aber derselbe Haß und die alte Gewohnheit dieser Parteien, sich mit den Waffen gegeneinander zu vertheidigen, macht es schwer sie unter Eine Macht zu vereinigen. Die Pforte hatte seit mehr als einem Jahrhundert nur eine nominelle Macht in Syrien, die Paschas von Aleppo, Bagdad und Damascus erhielten sich nur, so lange es den herrschenden Parteien in der Stadt gefiel, im Gebirge ließen sich die Druſen keine Einmischung gefallen, und die Ebenen lagen im Norden den Streifzügen der Kurden und Turkomanen, im Süden denen der arabischen Stämme offen; diesen wird die Regierung des Pascha's bald

ein Ende machen, aber jene Verhältniſſe werden ihr viele Schwierigkeiten entgegenſetzen. Des Paſcha's Hauptbemühung geht auf die Wiederherſtellung der Cultur und des Handels; er unterhandelt mit einer engliſchen Geſellſchaft über einen Canal vom Euphrat in den Orontes, welcher einen Theil des indiſchen Handels an ſich ziehen könnte. Die Stadt Aleppo verlangt, daß er den Lauf des Sedſchur, eines Fluſſes, der in den Euphrat fällt, ableiten, und ihn durch einen zwölf Stunden langen Canal mit dem Koik vereinigen laſſe, von dem bis jetzt die Bewäſſerung und die Fruchtbarkeit des Gebiets von Aleppo allein abhängt, der aber nicht hinreicht die ganze Umgegend der Stadt zu bewäſſern. Es ſollen Maßregeln genommen werden den Seidenbau im Libanon zu beleben, der ehemals eine ſo große Wichtigkeit hatte, daß in Tripoli allein 30 Kaufmannshäuſer damit beſchäftigt waren, während jetzt keines derſelben mehr beſteht und die Production kaum für die einheimiſchen Fabriken mehr hinreicht. Alles iſt in Syrien zu thun, die türkiſche Adminiſtration hat alles zerfallen laſſen. Bagdad iſt durch die Peſt, die Cholera und Erdbeben zu einem faſt unbewohnten Steinhaufen geworden, das flache Land liegt wüſte, die Häfen von Latakie, Alexandrette, Suedi, St. Jean d'Acre, kurz alle Häfen der Küſte von Syrien ſind verſandet, theils durch die Nachläſſigkeit und den Geiz der Paſchas, theils wegen einer Prophezeyung, welche im ganzen Lande geglaubt wird, daß eine europäiſche Armee in einem der ſyriſchen Häfen landen würde, und welche machte, daß die Türken die Verſandung der Häfen eher mit Vergnügen ſahen, als daß ſie Mittel dagegen angewendet hätten. Die europäiſchen Abenteurer in Aegypten legen dem Paſcha ſchon eine Menge Plane zur Wiederbelebung von Syrien vor, ſie

dringen besonders auf Mittel, Antiochien wieder zu heben und es zum Mittelpunkte des Handels zwischen dem Euphrat und dem mittelländischen Meer zu machen; es ist besser dazu gelegen als Aleppo, aber der Krieg hat die Finanzen des Pascha's viel zu sehr erschöpft, als daß für jetzt an die Ausführung von so kostspieligen Planen zu denken wäre. — Es herrscht in Syrien eine geheime Rivalität zwischen Ibrahim Pascha und Emir Beschir, dem Fürsten des Libanon, die nach morgenländischer Art lange verborgen liegen kann, bis sich eine Gelegenheit zeigen mag, sie zu äußern. Beschir ist unter dem Titel Emir fast unbeschränkter Herr im Gebirge; er besitzt zwar die Macht nicht mehr, welche seine Vorfahren im 16ten Jahrhundert besessen hatten, wo sie Beirut, Seid und andere Häfen am Mittelmeere inne hatten, und sich durch einen bedeutenden Seehandel bereicherten; aber seine Macht ist doch noch immer sehr beträchtlich. Er ist der politische Chef der Druſen und der Maroniten, und kann im Nothfall etwa 40 — 45,000 Mann ins Feld stellen. Die Türken hatten ihn nie eigentlich unterjocht, zwangen ihn aber, einen Tribut von 400,000 Piastern zu bezahlen, weil sie ihm die Zufuhr an Getreide abschneiden konnten, deren das Gebirge bedarf. Seit dem Tode von Dschezzar-Pascha im Jahr 1804 fand sich kein türkischer Statthalter mehr, der irgend einen Einfluß im Libanon ausüben konnte, obgleich der letzte Pascha von Acre, Abdallah, keine Gelegenheit vorbeiließ, Geld von den Druſen zu erpressen. Daher fanden die Aegyptier an ihm einen willigen Bundesgenossen gegen die Türken, und Beschir stieß von Anfang der Belagerung von Acre an mit einem Corps von 15 — 20,000 Druſen und Maroniten zu Ibrahim, der ihm dafür das Gouvernement von Syrien versprach. Dieſes Ver-

ſprechen iſt nicht erfüllt worden, und kann nicht erfüllt werden, indem die mohammedaniſche Bevölkerung der Ebene ſich keinen Druſen als Gouverneur gefallen laſſen würde. Denn obgleich Beſchir nach Art der Druſen in mohammedaniſchen Gegenden die Gebräuche des Islam befolgt, und ſich in allem wie ein Gläubiger beträgt, ſo wie er andererſeits im Gebirge ſich den chriſtlichen Gebräuchen der Maroniten fügt, ſo wiſſen doch beide Theile, daß er den geheimen Cult der Druſen als ſeine eigentliche Religion anerkennt. Allein wenn es ihm ſchwer werden wird ſeine Anſprüche auf die Ebene gültig zu machen, ſo wird es Ibrahim nicht leicht werden im Libanon mehr Einfluß zu erhalten, als ihm Beſchir zugeſtehen mag, und obgleich der Paſcha die reichen Gebirgsdiſtricte mit lüſternem Auge anſehen mag, ſo werden ſie für ihre Unabhängigkeit zu ſorgen wiſſen. Der Emir iſt ein Mann von 66 Jahren, mit einem ſcharfen ſarkaſtiſchen Blick; ſein grauer Bart reicht bis auf den Gürtel; ſein ganzes Weſen drückt eine ungebrochene Kraft und Energie aus. Sein älteſter Sohn iſt idiotiſch, daher er den zweiten zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hat, und ihn ſchon jetzt an der Regierung theilnehmen läßt. Seine Hauptſtadt iſt Deir el Kamar; ſie enthält etwa 10,000 Einwohner, deren Majorität aus Maroniten, der Reſt aus Druſen beſteht. Er hält ſeinen Hof in einem neugebauten Schloß, Beteddin genannt, das auf einem Felſen gegenüber von der Hauptſtadt ſteht; es ſieht aus wie eine gothiſche Burg, und der Emir lebt dort wie ein großer Lehnsherr des Mittelalters.“ Lagen hier Stoffe zu Zwietracht, ſo wurde dieſelbe noch beſchleunigt durch die Geldnoth, die Ibrahim Paſcha nöthigte, im Einzug der Steuern ſtreng zu ſeyn, und wirklich brach im folgenden Jahre bereits die Empörung gegen den jungen Eroberer aus.

Unterm 17 Auguſt erſchien in Alexandria die erſte Nummer des **Moniteur Egyptien** voll von Lobeserhebungen in Betreff Mehemed Ali's und ſeiner großartigen Plane für die Civiliſirung Afrika's und Aſiens. Am 12 Auguſt kam der alte Paſcha nach der Inſel Candia, um dieſes ſein neues Beſitzthum ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, und bei dieſer Gelegenheit mit den Agenten der Seemächte Unterredungen zu pflegen. Am 4 Septbr. kehrte er nach Alexandria zurück, und ſchon am 7ten erhoben ſich die griechiſchen Einwohner der Inſel aus Verzweiflung über die neuen ſtrengen Auflagen, die ihnen der allezeit geldbedürftige Paſcha aufgelegt, und über die ſtrengen Verbote der Auswanderung. Aber der Paſcha ſchickte eine Flotte, die am 7 October landete. Am 15ten deſſelben Monats richteten die unglücklichen Candioten eine flehentliche Bittſchrift an die Bevollmächtigten der drei großen Mächte, die aber unberückſichtigt blieb, und nachdem die Truppen des Paſcha's die Oberhand behalten, begannen am 2 Decbr. hundert Hinrichtungen, Spießen ꝛc.; nur die Sphakioten blieben, wie immer, in ihren Gebirgen ſicher. Einen Verluſt erlitt Mehemed Ali am Schluſſe des Jahres an Osman Paſcha, dem Befehlshaber ſeiner Flotte, der am 28 Decbr. heimlich flüchtete und zur Partei des Sultans überging.

Im Junius empörte ſich Turki-Bilmas, Chef von 2000 Türken, welche Mehemed Ali als Beſatzung in der heiligen Stadt Mekka zurückgelaſſen hatte. Die falſche Nachricht von Ibrahims Niederlage und Mehemed Ali's Tod dienten zum Vorwande; Mekka wurde von dieſem türkiſchen Raubgeſindel geplündert, aber die frommen Araber rächten den Raub und trieben die Frevler, obgleich ſie ſich in der heiligen Kaaba verſchanzten, mit großem Verluſt aus der Stadt. Doch be-

mächtigte ſich Turki-Bilmas einer kleinen Flotte bei Dsjedda im rothen Meer und faßte feſten Fuß in Mokka, von wo aus er ſich auch mit den gegen Mehemed Ali noch immer heftig erbitterten Wechabiten in Verbindung ſetzte. Am 21 November ſoll er inzwiſchen ſchon durch die Araber unter dem Emir Ali Megeddy geſchlagen worden ſeyn, und am 2 Decbr. brach Achmed Paſcha, Mehemed Ali's Neffe, mit einer anſehnlichen Armee gegen ihn auf.

Man glaubte übrigens, daß auch der Krieg Mehemed Ali's mit der Pforte bald wieder ausbrechen müſſe. Es war alles nur verſchoben, nichts entſchieden. Das Ausland theilte die Unterredung mit, die deßfalls ein engliſcher Officier mit Ibrahim Paſcha in deſſen Lager gehabt hatte: „Ibrahim iſt ein ſtarker Mann von mittlerer Größe, mit einer zwar nicht angenehmen, aber ausdrucksvollen und entſchloſſenen Phyſiognomie. Er war einfach gekleidet nach der Sitte des Landes, und ohne allen Schmuck. Er nahm mich zuvorkommend auf, forderte mich auf, mich niederzulaſſen, und begann durch Vermittlung ſeiner beiden Beys ein Geſpräch auf Franzöſiſch. In dieſem entwickelte er großen Scharfſinn der Beobachtung und eine unverhehlte Bitterkeit gegen die Ruſſen, deren Todfeind er ſich nannte, wobei er hinzufügte, daß er beim erſten Schuß eines allgemeinen Krieges in Europa mit 100,000 Mann gegen ſie marſchiren werde, um ſie aus Aſien zu vertreiben, indem er geſchworen habe, in Perſon gegen ſie bis in ſein 60ſtes Jahr kampffertig zu ſeyn. Ibrahim iſt erſt 45 Jahre alt. — Vom Sultan und ſeinen Truppen ſprach er nur mit Verachtung, wobei er behauptete, daß wenn die andern Mächte nicht intervenirt wären, er den Ruſſen zum Trotze jetzt in Conſtantinopel wäre, wo ihn das Volk mit Sehnſucht erwarte. Seine

beiden großen Leidenſchaften ſind der Krieg und die Freiheit(?). Als ich von ſeinen Siegen ſprach, erwiderte er mir: „Dieß iſt nichts in Verhältniß zu dem, was ich noch zu thun gedenke, ehe ich den Säbel einſtecke. Ich habe Soldaten genug zu meinen Entwürfen; nur an Waffen fehlt es mir.“ Sofort ſtellte er verſchiedene Fragen an mich über die politiſchen Anſichten der europäiſchen Mächte hinſichtlich der Anweſenheit der Ruſſen im Bosporus. „Glauben Sie, fragte er, daß man die ganze Wichtigkeit davon einſieht? Die Ruſſen haben ſich (fuhr er fort) in dieſer Hinſicht als ſehr geſchickte Diplomaten gezeigt; ich zweifle daran, daß ſie ſo unſinnig ſeyn werden, ihre gegenwärtige Stellung aufzugeben. Wie dem übrigens auch ſey, ſo hat jedermann die moraliſche Ueberzeugung, daß der Krieg über kurz oder lang unvermeidlich iſt.“ Nach dieſer Unterhaltung ging Ibrahim mit ſeinen beiden Beys ins Bad, und ſchlug mir vor, ihn dahin zu begleiten. Eine Viertelmeile von dem Hauſe, in welchem ich abgeſtiegen war, lag ein kleines Gebäude, das ein Marmorbad, mit Sitzen im Waſſer, und ein Ankleidezimmer umſchloß. Nach türkiſcher Sitte machten wir uns aus den trocknen Tüchern lange Bademäntel und begaben uns ſofort in das mit warmem Waſſer gefüllte Becken, wo wir uns mit Schwimmen und Tauchen beluſtigten. Unterdeſſen führte Ibrahims europäiſche Muſikbande außerhalb des Bades mehrere Stücke auf, und unter dieſen auch den Walzer aus dem Freiſchütz und die Marſeillaiſe. Nach dem Bade ward zu Mittag geſpeiſ't. Die Mahlzeit ward Schüſſel für Schüſſel aufgetragen. Die Küche kam mir ſehr einfach vor, und beſtand hauptſächlich in Reis, Ragout und Gemüſe. Waſſer war das einzige Getränke; man ſpeiſ'te nach Art der Matroſen aus einer breiten Schüſſel von Blech; nur in den

ſilber-

silbernen Löffeln und Bechern zeigte sich einiger Luxus. Man sagt, in gebrannten Wassern affectire Ibrahim eine Mäßigung, die er nicht immer ausübe. Seine Manieren sind einfach und nie gemein. Sein prunkloses Leben und seine Thaten stempeln ihn recht eigentlich zum würdigen Repräsentanten der alten Eroberer der orientalischen Welt."

2.

Griechenland.

Unterm 5 Januar 1833 schlossen Bayern und Griechenland ein Schutz- und Trutzbündniß. Sie sicherten sich darin ewige Freundschaft und wechselseitigen Beistand zu. Im Art. 3 wurde ausdrücklich vorgemerkt, daß dieses Bündniß „nicht auf Eroberung, noch auf Erweiterung beider Reiche" gerichtet sey, woraus auch die friedliche Bestimmung des von Bayern an Griechenland einstweilen geliehenen Truppencorps erhellte. Unterm 30 April unterzeichneten die Bevollmächtigten der großen Mächte noch einen Erläuterungs- und Zusatzartikel zu dem Art. VIII der Uebereinkunft zwischen den Höfen Großbritannien, Bayern, Frankreich und Rußland über die Souverainetät Griechenlands: „Die Succession in der königlichen Krone und Würde in Griechenland, in der Linie des Prinzen Otto von Bayern, Königs von Griechenland, so wie in den Linien der jüngern Brüder, der Prinzen Luitpold und Adalbert von Bayern, welche Linien durch den Art. 8 der Londoner Convention vom 7 Mai 1832 eventuell der des besagten Prinzen Otto von Bayern substituirt sind, soll in männlicher Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt stattfinden.

Frauen ſollen nicht fähig ſeyn, in der Krone von Griechenland zu ſuccediren, außer im Falle des gänzlichen Mangels legitimer männlicher Erben in allen drei obenerwähnten Zweigen des Hauſes Bayern; in welchem Falle die königliche Krone und Würde in Griechenland auf diejenige Prinzeſſin, oder die legitimen Deſcendenten der Prinzeſſin, welche in der Succeſſionsordnnng dem letzten Könige von Griechenland am nächſten ſteht, übergehen ſoll. Fällt die griechiſche Krone auf eine Frau, ſo ſollen deren legitime männliche Deſcendenten, in ihrer Reihefolge, den weiblichen vorgezogen werden, und nach dem Erſtgeburtsrechte den Thron von Griechenland beſteigen. In keinem Falle ſoll die griechiſche Krone auf demſelben Haupte mit der Krone irgend eines fremden Landes vereinigt werden. Der gegenwärtige Erläuterungs- und Ergänzungsartikel ſoll dieſelbe Kraft und Gültigkeit haben, als ſtände er Wort für Wort in der Convention vom 7 Mai 1832. Gegeben zu London, 30 April 1833. Palmerſton. Talleyrand. Lieven. v. Cetto."

Unmittelbar vor der Ankunft des Königs Otto in ſeinem neuen Reiche ereignete ſich daſelbſt noch ein blutiger Vorfall im Geiſte der bisherigen Anarchie. Der berüchtigte Kolokotroni und ſeine ſogenannte ruſſiſche Partei bezweckten, einen neuen Nationalcongreß nach Argos zu berufen, den König bei ſeiner Landung hier zu empfangen und ganz in ihrem Sinne zu lenken. Die Häuptlinge ſammelten ſich wirklich in Argos, das Volk erwartete Plünderung, und ein franzöſiſches Bataillon begab ſich in dieſe Stadt, die Ruhe zu erhalten. Plötzlich aber wurde dieſes Bataillon am 16 Januar von etwa 1200 Palikaren überfallen, behielt jedoch die Oberhand, und tödtete außer vielen Palikaren auch einige unſchuldige Einwoh-

COLOCOTRONI.

ner, wie es bei Straßengefechten nicht anders seyn kann. Kolokotroni, der nicht selbst handelnd auftrat, wußte sich aus der Affaire zu ziehen, und der ganze Vorfall gerieth bald in Vergessenheit durch die neuen Scenen, welche die Ankunft des Königs veranlaßte.

Am 6 Decbr. 1832 hatte, wie wir im vorigen Jahrgange sahen, Otto I von seinen königlichen Eltern Abschied genommen, und am 30 Januar befand er sich auf dem englischen Linienschiffe Madagascar im Angesicht von Nauplia, doch trat er an der Spitze seiner Truppen erst am 6 Febr. ans Land und hielt seinen feierlichen Einzug in Nauplia. Den Eindruck, den das Land und Volk auf die Bayern machte, schildert ein Berichterstatter in der Münchner polit. Zeitung: „Nauplia enthält ziemlich viel schöne Häuser, ganz auf europäische Art gebaut; dazwischen dicht an einander Wohnungen nach türkischer Bauart, wo immer der obere Stock über den untern hinausgebaut ist, mit sonderbar gegitterten Fenstern, denen einer gothischen Kathedrale ähnlich. Von den Straßen der Stadt sind zwei gepflastert, reinlich und schön; die andern ungepflasterten aber zum Theil noch sehr schmutzig. Malerisch liegen auf hohen, beinahe senkrecht ins Meer abfallenden Felsen die beiden, noch von den Venetianern erbauten Forts Palamides und Itzkalé. Vorzüglich gut und zweckmäßig befestigt ist der Palamides mit seinen isolirten Bastionen. Ein drittes auf einer Klippe in der See erbautes Fort, Burdgi genannt, dient als Staatsgefängniß. Die Stadt ist gänzlich vom Meere und den beiden Festungen umschlossen und zum Theil an den Berg von Itzkalé hinangebaut. Sie wird, so wie der Hafen, von diesem Fort beherrscht. An den nackten Felsen, welche Nauplia umgeben, sieht man fast keine andere Vegetation, als

Aloën und Cactus von 10 — 15 Schuh Höhe. Nur auf Ithalé ſteht eine wunderſchöne Palme, auf dem Wege nach Argos einzelne Oelbäume, und in den Höfen einzelner Häuſer drei oder vier ſehr hohe Cypreſſen; ſonſt ſieht man in der Nähe von Nauplia keinen Baum mehr. Die Häuſer ſind im Innern größtentheils ſchlecht gebaut und haben wenig Bequemlichkeit. Auch läßt die Reinlichkeit Manches zu wünſchen übrig; doch wird ſich dieſes bald ändern, da die Griechen viel Geſchick und guten Willen dazu zeigen. Uebrigens gibt es keine genügſameren Menſchen als ſie. Meubles beſitzen nur wenige, ein Bett zu haben iſt beinahe ausſchließliches Vorrecht der höhern Claſſen, dem gemeinen Griechen dient ſein Mantel als Bedeckung, Stuhl und Lager. Eben ſo mäßig im Eſſen als genügſam in Bezug auf Wohnung, iſt der Grieche mit ein wenig Brod und einer halben Zwiebel 24 Stunden lang zufrieden. — Unter den Männern findet man wunderſchöne Geſtalten, welche durch das kleidſame, reiche Coſtume der höhern Stände auffallend gehoben werden. Die jungen Herren ſind faſt durchgängig ſehr eitel und halten viel auf ihr Aeußeres; ſie ſchnüren ſich trotz den Ungarn. Es iſt unglaublich, wie viel ſie auf ihre Tracht verwenden. Ein eleganter griechiſcher Anzug kömmt immer auf 5000 Piaſter zu ſtehen; eben ſo theuer ſind die guten ächten Damascener Säbelklingen. Unter 4000 bis 5000 Piaſter iſt keine ſolche Waffe zu bekommen. So iſt der Säbel des Dram-Ali-Paſcha, ein ächter Damascener, hier unter der Hand zu verkaufen; die Scheide iſt ihrer Edelſteine beraubt, und nichtsdeſtoweniger fordert man nach bayeriſchem Gelde 2000 Gulden für denſelben. Die Weiber ſind mitunter ausgezeichnet ſchön, altern jedoch ſehr früh; ſie ſchminken ſich alle, doch mit ſo zarten Subſtanzen, daß man

die Täuſchung kaum zu entdecken vermag. Die jungen Damen aus den höhern Claſſen kleiden ſich mitunter ſehr elegant und haben beinahe durchaus das franzöſiſche Coſtume angenommen; ſie haben meines Erachtens wohl daran gethan, denn das weibliche Nationalcoſtume, obſchon auch ſehr reich, iſt eben ſo unſchön als das männliche reizend. Der Reichthum des Coſtume's der Männer, die Edelſteine der Weiber ſcheinen mir übrigens durch die Unſicherheit des Beſitzes, an welcher Hellas Jahrhunderte lang litt, veranlaßt. Der Albaneſe, der Palikare, wenn er etwas erbeutet, läßt ſeinen Säbel, ſeine Flinte, ſeine Piſtolen damit garniren; der Bauer, der etwas verdient, vergräbt es. Kolokotroni war ſchon beim Einzuge des Königs mit einer wirklich brillanten Suite von Häuptlingen, alle auf wunderſchönen türkiſchen Pferden und mit ſehr reich geſtickten Sätteln und Schabracken, welche ſie noch von den Türken erbeutet haben, zugegen. Er lieferte dem Könige nicht nur die von ihm eroberte und bis zu unſerer Ankunft in Beſitz behaltene Feſtung Karytene, ſondern auch noch 200 Pferde aus, die uns ſehr zu ſtatten kommen. Hadſchi-Chriſtos hatte beim Einzuge des Königs ſeine irregulaire Cavallerie zum Theil zu Pferde, mitunter auf Kamelen längs des Weges aufgeſtellt; die brauchbaren Pferde wurden für die griechiſche Cavallerie in Beſchlag genommen, und die Truppe, meiſt aus Geſindel beſtehend, zerſtreut."

Kolokotroni wurde gut aufgenommen, da er ſich unterwarf. Die neue Regierung ertheilte ſogleich eine allgemeine Amneſtie, und nahm jeden an, der, was er auch früher gethan, dem neuen Syſtem huldigte, aber ſie wollte ſich auch ihrer Leute verſichern, und ihre erſte Maßregel war daher die Auflöſung der bisherigen griechiſchen Truppen (Palikaren) und

die Organisation eines neuen regelmäßigen Militairs nach bayrischem Muster in Uniform und Exercitium. Die Entwaffnung der stets unruhigen Capitani war ohne Zweifel die erste Bedingung der herzustellenden Ordnung; jedoch scheint man dabei die gemeinen Palikaren, unter denen viele tapfere und brauchbare Leute waren, zu wenig ins Interesse gezogen zu haben. Die neue Uniformirung, das neue Exercitium war ihren Gewohnheiten so zuwider, daß sie fast alle sich weigerten, in die neu zu organisirende Armee einzutreten; nur ein Theil ließ sich zu Gendarmendiensten abrichten; zu Tausenden liefen sie aufs türkische Gebiet, traten in den Sold türkischer Häuptlinge, und blieben der Plünderung von Arta nicht fremd. Inzwischen wurden die Bayern ohne Widerstand des Landes Meister, Kolokotroni lieferte ihnen seine Burg Karytene aus, und das französische Corps zog sich einstweilen nach Navarin, Koron und Modon zurück, von wo es am 4 August nach Frankreich eingeschifft wurde. Nach und nach langten einzelne Abtheilungen des in Deutschland für den griechischen Dienst geworbenen Truppencorps an.

Die drei Regenten Griechenlands, die im Namen des minderjährigen Königs die Geschäfte übernahmen, hatten also die Gewalt in der Hand, fanden keinen Widerstand und konnten nun Griechenland nach Herzenslust organisiren und reformiren. Indem sie die alten Unruhestifter entwaffneten, den Gehorchenden verziehen und überall Besitz ergriffen, erklärten sie zugleich dem Volke ihren festen Willen, für sein Bestes sorgen, seine Selbstständigkeit, seine Rechte schirmen, die in ihm liegenden Keime des Wohlstandes und der Civilisation entwickeln zu wollen.

Es erregte jedoch einiges Aufsehen unter den griechischen

v. Moltke.

Patrioten, daß die Regierung von ihrem Nationalcongreß und von ihrer Neigung zu einer Repräsentativverfassung keine Notiz nahm, und daß der ihnen befreundete und das Volk aufs genaueste kennende Hofrath Thiersch ausblieb und der Regentschaft nicht mitgegeben wurde. Man schrieb über Triest: „Der Huldigungseid, in welchem man auch „Treue den Gesetzen“ schwören mußte, wurde nicht selten, besonders auf der Insel Hydra, verweigert, weil man den bestehenden Gesetzen (Capodistria's) nicht schwören wollte, und keine neuen hatte. Auch in der Maina war man etwas indifferent gesinnt, und beobachtete die Regierung mehr, als daß man ihr gehorcht hätte.“ Man schrieb schon im Februar nach München: „Es gibt keinen ächten Griechen, der nicht tief fühlt, daß die Brücke fehle zwischen dem Könige und seinem Volke u. s. w. Die Regentschaft, es ist nicht zu verheimlichen, wandelt im Dunkeln. Mit dem besten Willen kann sie Fehler begehen, denn weder die Triebfedern, welche die verderblichen Ereignisse bis heute hervorbrachten, noch Sinn und Charakter der handelnden Personen unseres 12jährigen Drama's sind ihr bekannt oder leicht zu ergründen. Die Einen trachten, daß ihre Bereitwilligkeit ihnen als Verdienst angerechnet werde, daß ihre Huldigung und selbst ihre Schmeichelei sie zu ihrem Zwecke führe; die Andern fürchten, daß ihr Eifer ihnen als Aufdringlichkeit, der Ausdruck der Wahrheit ihnen als Dreistigkeit angerechnet werde, und schweigen. Wie leicht kann in solchen Verhältnissen das Vertrauen entwendet und das Urtheil irre geführt werden! Es fehlen unter denen, die uns beherrschen sollen, die Männer, welche das Personal der Nation kennen, die ihre Leidenschaften und ihre Bestrebungen in ihren verschiedenen Phasen sahen, die den individuellen Vortheil und die Handlungsgründe durch-

ſchauen, die Sprache der Parteien verſtehen, und ſie von jener der Aufrichtigkeit und Vaterlandsliebe zu unterſcheiden wiſſen, und die eben deßhalb im Stande wären, der guten von den beſten Abſichten beſeelten Regierung die ſchwer zu überſteigenden Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Was nun unſer gegenwärtiger Zuſtand ſey, ſo läßt er ſich aus dem bisher Geſagten leicht abnehmen. Alles geht langſam und mit Unentſchloſſenheit. Mißtrauen und Bedächtigkeit iſt der Charakter der Epoche. Durch die unbetrügliche Bürgſchaft des Königs, welcher den wohlthätigen Zauberring bildet, der das Widerſtrebendſte verknüpft, und ohne deſſen Erſcheinen die Etablirung der neuen Ordnung gleich von vorn herein unmöglich war, fühlt man ſich ſchon im voraus für die Zukunft glücklich. Bis jetzt aber hat ſich außer den Thoren von Nauplia noch nichts geändert."

Man richtete ſich in Nauplia ein, ſo gut es ging, bevor man ſich definitiv über die Wahl einer Hauptſtadt (nachher Athen) entſchied. Graf Armansperg machte die Honneurs des Hofes. Am 1 Junius ſtiftete König Otto den Orden des Erlöſers; am 24ſten kam er mit ſeinem Bruder, dem Kronprinzen von Bayern, in Smyrna zuſammen. Neben dieſen Hofpartien wurden die ernſteren Geſchäfte keineswegs verabſäumt, vorläufig wurden drei Gerichtshöfe zu Nauplia, Miſſolonghi und Theben errichtet, das ganze Land in zehn Nomen (Kreiſe) und 42 Eparchien (Bezirke) nach bayeriſchem Muſter getheilt, und während man die ausgezeichnetſten und ergebenſten Griechen, insbeſondere Koletti und Maurokordato, in die Miniſterien berief, dienten zugleich mehrere ſchnell entſtandene Zeitungen, die Volkswünſche auszuſprechen. Inzwiſchen konnte ſich das Civil eben ſo ſchwer

an die deutsche Form gewöhnen, wie das Militair, es trat auch hier eine Spannung ein, und es fehlte an Leuten, welche, der deutschen und griechischen Weise gleich kundig, das bayerische System dem griechischen hätten vermitteln können. Daher ergriff die Regentschaft unterm 4 August die kluge Maßregel, sich die Geistlichkeit zu verpflichten durch eine Unabhängigkeitserklärung der Kirche, welche das Interesse der inländischen Geistlichen mit dem der neuen Dynastie verband. Vom Patriarchen unabhängig sollte fortan eine besondere „orthodoxe orientalisch-apostolische Kirche" bestehen, regiert von einer permanenten Synode, deren Präsident Kyrillos, Metropolit von Korinth, wurde. Auch übergab man das für die Unterrichtsanstalten bestimmte Geld den Geistlichen.

Die anarchische Partei, Kolokotroni an der Spitze, stützte sich auf die Unpopularität der deutschen Formen, und suchte demnach die beiden Regenten Maurer und Abel, die sich vorzüglich mit den Organisationen beschäftigten, dem Volkshaß preiszugeben und von dem Grafen Armansperg und dem König zu isoliren, denen man fortwährend große Ergebenheit heuchelte. In diesem Sinne entspann sich bald eine förmliche Verschwörung, die am 16 Septbr. ausbrechen sollte. Der Dolmetscher Dr. Franz, der sich bei einer Adresse der Häuptlinge, an eine auswärtige Macht, worin dieselben eine Aenderung der Regiernng verlangten, brauchen ließ, wurde verbannt, war aber nur ein untergeordnetes Werkzeug gewesen. Die griechischen Häuptlinge selbst, deren Betragen dringenden Verdacht erregte, wurden sämmtlich verhaftet, ehe sie ihren Plan hatten ausführen können. In dem Schreiben eines Griechen in der Allg. Zeitung findet sich das Nähere. „Den Mittelpunkt der Verschwörung bildet die korfiotische

Faction der Kapodiſtrianiſchen Familie und was zu ihr hält und ſie unterſtützt. Dieſe wollen keinen Fremden in Griechenland, als ſich und ihre Freunde. Da können ſie aber nicht offen gehen am Sonnenlicht, weil ſie im Lande Vieles, am meiſten das Volk, und in Europa die Tractate der drei Mächte über unſere Anordnung gegen ihren Plan haben; darum gehen ſie im Verborgenen, und gingen ſo umher ſchon unter Kapodiſtrias, durch die geheime Geſellſchaft des Phönix, deren Haupt er geweſen iſt, in welcher die Kolokotroni, die Metara, die Peruzka, die Kanaris und viele Andere durch ſchweren Eid verbunden geweſen ſind, daß ſie jene Familie mit den Intereſſen, welche ſie vertreten, aufrecht halten wollten; und als ihr Haupt war auf ſchreckliche Weiſe abgehauen worden, haben ſie den verzweifelten Entſchluß ausgedacht, einen ſolchen Zuſtand von Verwirrung und Auflöſung anzurichten, daß kein Fremder ſich darein miſchen ſollte und ſie allein blieben mit ihrem Bunde. Schon glaubten wir uns in den Rachen dieſer Gottloſigkeit gefallen, weil das ganze Jahr verging, ohne daß König und Regentſchaft und Hülfe von dem erſehnten Bayernhauſe gehört wurde, und auch die ſchlimmen Leute alle Gewalt und Waffen hatten zuſammengeraffi, ſagend: entweder kommen ſie nicht, oder wenn ſie etwa wagen und kommen noch, ſo machen wir die Muſik und ſie tanzen darnach; aber das bekam ihnen ſchlecht, denn der König kam mit einer guten Heerſchaar ſeines Bayernvolkes, und noch ehe die kamen, wurde jenes Gezücht auf den Kopf geſchlagen zu Argos von den Franzoſen und ſprang auseinander. Dann waren ſie demüthig, und glaubten, ſie würden einen Theil der Stellen zu oberſt haben, und Kolokotroni Generaliſſimus des Peloponneſes bleiben, wie er ſich die Frechheit gehabt, an unſern König zu

unterſchreiben; aber da erfuhr er, daß es aus ſey mit ſeinem Generaliſſimus; die Feſtung mußte er ausliefern, und die Andern bekamen auch nichts. Da ſprang der abgerichtete Tanzbär wieder auf ſeine Hinterfüße und fing den alten Tanz wieder an, und das war die neue Verſchwörung. Die glaubten ſie aber recht klug zu machen, nämlich ſo: ein Conte Roma, welcher iſt ein Mittelding zwiſchen Grieche und Italiener, aus Zante, kam in des Sommers Mitte, wo die Unzufriedenheit der ungeduldigen Geiſter in den Brasmos (in die Gährung) überging, auf einmal im Peloponnes an, gab vor, er habe Verbindung in München und komme daher, kehrte erſt ein in Karytene bei Gennäos Kolokotroni, und dann in Nauplia beim alten Fuchs. Nun ſprach der zantiotiſche Conte zu den Leuten des engſten Vertrauens und den Leitern: ſie ſollten nicht gleich herausgehen mit ihren Abſichten, ſondern ſich richten gegen zwei Mitglieder der Regentſchaft allein, nicht aber gegen den König Otto, welcher geliebt, noch gegen den Graf Armanſperg, welcher geachtet ſey, und ſagen, daß ſie der ἀδράνεια (Thatloſigkeit) und Zwieträchtigkeit in den Geſchäften wollten ein Ende wiſſen, und Adreſſen machen nach Bayern und Rußland, daß ſie den König und den Grafen allein behielten und Schutz fänden gegen Engländer und Franzoſen und ihnen anhängen. Als der das alles angeſtiftet und berathen hatte, war er plötzlich weg aus Nauplia und wieder in Zante, und das Geſchrei gegen die Regentſchaft, aber auch die Unſicherheit wuchs. Raubgeſindel erſchien bis an die Ebene von Argos, und Anführer waren alte Raubcapitaine von Karytene und Phanari. Das war für die dieſer Dinge kundigen Männer in den Geſchäften, wie Maurokordato und Koletti, ein Zeichen von dem im Verborgenen Geſponnenen und ein Symptom des

Uebels. Der politiſche Verdacht wuchs, und ſchlau wie dieſe Leute ſind, ſuchten ſie ihn von ſich auf die Perſonen zu wenden, die zu ihnen nicht hatten halten wollen, wie auf den guten, aber beſchränkten Türkenfreſſer, den Nikitas. Da kam der auf einmal ganz allein nach Nauplia hereingeritten und ſagte zu den Machthabern: „Hier bin ich. Ich weiß, was gegen mich bewegt wird. Jetzt unterſucht mich. Ich will Euch auch ſagen, warum ſie mich verleumden, und was ſie für Anträge mir gemacht, und was ich geantwortet.“ Dem wurde aber keine Folge gegeben, und Nikitas blieb in Nauplia und bewohnte ruhig ſein Haus. Kurz darauf kam die Geſchichte mit dem Dr. Franz aus, und die Regentſchaft, welche den Hintergrund der dunkeln Erſcheinung noch nicht beleuchtet ſah, und nicht wußte, was da war, begnügte ſich ihn einige Wochen einzuſperren und dann nach Trieſt zu ſchicken. Bald aber wurde es ernſthafter. Capitain Baſſos machte die Anzeige, daß die Verſchwörung vorrücke, daß ſie ihre Arme nach Livadia, nach Euböa, Patras, Naupaktos und Miſſolonghi ausbreite, daß Zuſammenkünfte gehalten würden, daß es der Faction nicht an Waffen, nicht an Geld gebreche, daß ihre Agenten, die auf der Oberfläche von Hellas zerſtreuten und immer noch feindſelig geſinnten leichten Truppen, die man ohne Waffen und Bezahlung heimgeſchickt habe, begrüßten, beredeten, und überall Eingang und Gehör träfen. Dazu gab er Namen, Documente und geheime Dinge anderer Art an. Nun wurde man wachſam. Ein und der andere Briefträger ward aufgefangen, da las man in ſeinen Briefen: den ſechzehnten September ſollte es überall auf Einmal losbrechen. In einem ſolchen hieß es: „An allen Enden von Hellas ſind unſere Kriegsleute bereit. Sie warten nur auf die Trompete zum Aufbruch.“

Dann sollte Raub, Mord, Brand anfangen auf Einmal an allen Enden, die Fremden, die Beamteten der Regentschaft sollten dem Schwerte geopfert werden, und so glaubte man, daß es fort- und durchgehen würde. Denn wäre so blutdürstiger Gräuel überall losgebrochen, so würden die Fremden, die entgingen, gesagt haben: wer will sich noch mehr in die Sache dieses raubsüchtigen, blutdürstigen und gesetzlosen Volkes mischen? ... Die Untersuchung geht nun seit Monaten fort; aber sie ist schwer. Die Hauptschuldigen sind schlau, verschlossen, und es fehlt bei Hauptpunkten an schriftlichen Beweisen, weil sie nicht schreiben können, aber die Zeugen für Fremde gegen Griechen von Griechen sind bei uns und bei der Abneigung unserer Leute, ihren Landesgenossen, auch wenn sie Verbrecher sind, zu schaden, sehr schwer zu haben. Dazu scheinen die Anklagen gegen eine Zahl der Verhafteten, als gegen die ehedem constitutionellen Generale Grivas, Kriesiotis, Zaimis, wenig gegründet, und es ist glaubhaft, daß diese nur in einer Intrigue zu seyn gemeint waren, nicht in einer Verschwörung. So hat die Verbindung des Grivas mit Kolokotroni, welche als Basis angenommen war, bei der Nachforschung sich als nicht bestehend gezeigt, und die Aussagen des Bassos sind von ihm selbst auf ein Hörensagen gebracht worden; wenigstens hören wir dieses, und daß darum zwei Classen von Verhafteten gemacht sind, die eigentlichen Verbrecher, gegen welche man die Zeugnisse und Urkunden besitzen soll, als Kolokotroni Vater und Sohn, Koliopulos, Zavellas, Mamuris, Nikolaides, Spiromilo, Thenesulas und andere weniger berühmte, von der zweiten Classe die drei oben genannten." Das Urtheil wurde erst im neuen Jahre gefällt. Im Winter schickte man 24 Knaben

aus den erſten griechiſchen Familien nach München, um ſie dort erziehen zu laſſen, ſpäter für den griechiſchen Staatsdienſt zu verwenden, und ſich zugleich der Treue ihrer Familien zu verſichern."

Jedermann kennt das vortreffliche Werk von Thierſch über den Zuſtand Griechenlands. Was nach ſeiner Abreiſe ſeit 1833 in dieſem Lande geſchah, iſt ſehr widerſprechenden Urtheilen ausgeſetzt geweſen. Während die Einen behauptet haben, der von der Regentſchaft eingeſchlagene Weg einer radicalen Umformung des griechiſchen Weſens ins Bayeriſche, der halbaſiatiſchen Wildheit in die europäiſche Civiliſation, ſey der allein richtige, und jeder andere führe nur in das alte Schwanken und in die Anarchie zurück, ſind dagegen Andere der Meinung geweſen, man hätte auf der nationalen Grundlage bauen, die Eigenheiten des Hellenismus mehr ſchonen ſollen. Eine in unbefangener Sprache, aber in nichts weniger als unbefangenem Geiſte geſchriebene Correſpondenz eines Griechen in der Allg. Zeitung läßt ſich über das Syſtem unter anderm alſo vernehmen: „Einmal ſehe ich, daß zu viel Fremdes hereinkommt und geführt wird. Zu viel ſage ich. Denn ich liebe die Deutſchen und freue mich darüber, daß uns von dieſer philhelleniſchen Nation die Hülfe kommt, und iſt mir lieb, daß wir deutſche Sitten und Gebräuche ſehen; aber ſie ſollen daſeyn, unſere Sitten und Gebräuche zu veredeln und nicht zu verwiſchen; denn Deutſche werden wir nicht, und wenn wir aufhören Griechen zu ſeyn, was ſind wir denn? haben wir nicht das Beiſpiel von den Inſelgriechen, vorzüglich den ἑπτανήσιοι (Sieben-Inſulanern)? dieſe ſind auch italieniſch halb geworden und ſind die ſchlechteſten der Hellenen, ſchlimmer, ſage ich Ihnen, als die ärgſten Italiener ſind. Darum macht es mir viel Betrübniß und allen guten Patrioten, wenn ich

TIEDGE.

unſere erſten Männer ihre Nationaltracht abthun und einen Koletti in kurz geſchnittenen Haaren und fränkiſchen Hoſen ſehen muß, und wenn die griechiſchen Frauen ihre maleriſche Kleidung ablegen und die franzöſiſche anziehen, wobei ihnen alles ſchlecht ſitzt, und ſie nicht wiſſen, wie ſie ſtehen oder gehen ſollen. Wir hatten Verfaſſung der Gemeinde, der Eparchien, auch des Staates; doch die war ſchlecht, jene jedoch gut, und haben wir damit Städte und Flotten gebaut, auch Reichthum erworben und einen großen Handel ausgebreitet, und hat alles wenig gekoſtet, auch war es einfach, daß unſere einfachen Leute mit wenig Wiſſenſchaft, aber viel Verſtand und großer Erfahrung es wohl führten und das Gute noch beſſer machten. Das alles iſt weggethan worden, und wir haben eine gewiß ſehr gute und vortreffliche Staatseinrichtung aus Bayern erhalten, die aber zu kunſtreich und verwickelt iſt für unſere Schlichtheit, wie der Schuh des Xenokrates, der war aus beſtem Leder, ſehr fein genäht und mit Schmuck; aber er zwängte ihm den Fuß, und er konnte darin nicht gehen, daß er ſeufzte und ſehnte ſich ſeinen gewohnten Socken wieder zu haben. Ich will nichts ſagen von unſern Rechten, die mit theurem Blute von der Nation ſind erkauft worden; denn ich bin mit allen vernünftigen Leuten überzeugt, daß die neue Regierung nicht ſie uns vorenthalten will, ſondern nur erſt Ordnung machen, was auch recht iſt. Denn die Verfaſſung iſt das Dach auf das Haus, und müſſen erſt die Mauern ſtehen, ehe es kann darauf geſetzt werden, aber was uns Alle recht bekümmert hat, das iſt dieſes, daß wir noch keine Schulen von der neuen Regierung erhalten haben. Anfangs war gleich das Verſprechen von Volksſchulen, helleniſchen Schulen, Gymnaſien, Univerſität, Akademie und einer Commiſſion, die

ſollte den Plan dazu machen. Dieſe hat fünf Monate geſeſſen, dann hat ſie aufgehört zu ſitzen, und wir hören nichts mehr von ihr und einem Plan. Ich weiß wohl, daß ich die hohe Regentſchaft, die nur das Beſte für die Griechen will, nicht anklagen oder beſchuldigen ſoll, aber den Miniſter darf ich, und jetzt da er abgedankt worden, thun es Viele. Der hätte ſollen den Nothzuſtand der ohne Unterricht und Zucht wild und in den Straßen heraufwachſenden Jugend und die Folgen davon recht jenen Herren an das Herz legen, und daß es dringender und zwingender ſey dem abhelfen, als Orden und Uniformen machen, weil jeder Monat ein großer Verluſt und ein vergeblich hingegangenes Jahr hier ein unheilbarer Schaden iſt, und daß die ſechzig Millionen Anleihe gegeben ſind, um auch einige Theile davon darauf zu wenden, das Volk zu unterrichten und die Söhne beſſer zu machen, als die Väter geweſen ſind, denn ſonſt geht es mit allen Miniſtern und ihren Räthen, Kreiscommiſſarien und Directoren und Rechnungsreviſoren und militairiſchen Fracken noch nicht vorwärts zu dem Ziele hin, was unſer König und ſein philhelleniſcher glorreicher Vater will. Jetzt hören wir, wird die Schule an die Klöſter angewieſen, und ſollen die Biſchöfe der heiligen Synode einen Schatz für die Unterrichtsanſtalten aus ihren Einkünften machen. Das wird aber ſchlecht gehen, denn die Biſchöfe und Metropoliten und andere Prieſter und Erzprieſter werden das für ſich behalten wollen, und brauchen es auch, weil die Kirche arm iſt und zu Grunde gerichtet, und wird alſo für die Schule wenig übrig ſeyn, wenn man es dort nicht gewaltſam wegnimmt. Das glaube ich aber wird man nicht und iſt gefährlich."

In einem ſpätern Schreiben vom Decbr. hieß es: „Erſtlich

lich liegt noch ob eine Nationalarmee zu bilden, denn unſere leichten Truppen ſind ausgewandert, oder verdorben und zerſtreut, und unſere leichte Cavallerie, die beſten und tapferſten Bulgaren des Hadſchi-Chriſto, ſind auch beim Mehemed Ali, weil ſie zu alt waren, um die ſchönen Künſte der Uhlanen zu erlernen, andere man aber nicht gebrauchen konnte. So iſt alles auf die Werbungen im Auslande geſtellt, und die können doch nur erſcheinen als Hülfe der einheimiſchen Tagmata (Bataillons), die wir noch nicht ſehen. Dann zweitens iſt eine kleine Flotte einzurichten, wie Kapodiſtrias zum wenigſtens dreißig Briggs und Corvetten hatte, und darauf gegen 3000 Mann, denn jetzt haben wir ein einzig Schiff, das Dampfſchiff, und geht auch nicht mehr, und nur Kähne, um die Befehle der Regierung zu tragen über Meer, die Packetſchiffe aber liefert ein Kaufmann der Regierung, und über dreitauſend Hydrioten und Spezzioten ſind in die Dienſte des Mehemed Ali und des Sultans getreten und haben ihre Schiffe bemannt. Der Vicekönig von Aegypten hat ſogar drei Hydrioten zu Schiffscapitainen gemacht, und der Sultan wetteifert mit ihm, daß ſie zu ihm kommen; jeder weiß, daß ſie ſind die beſten Seeleute und Seehelden; aber ihrer Inſel iſt keine Hülfe geworden, darum ſind ſie ausgewandert, und ihre Weiber wandern nun auch aus nach ihnen. Ein Arſenal iſt decretirt in Poros und einige Beamtete, und noch leer geweſen, bis ein engliſcher Commodore die hohe Regentſchaft berichtet hat, daß die Griechen können Schiffe bauen, und nun haben ſie begonnen Anſtalt zu machen. Drittens haben ſie die Schulen einzurichten, denn darnach fragt der Hellene, den Viele unwiſſend und barbariſch finden, eher noch als nach ſeinem täglichen Brod, und wir haben nur einen Schulplan, der

aber nicht bekannt gemacht iſt, und eine Kirchencaſſe und Schulcaſſe auf Kloſtergut angewieſen, die noch leer iſt. Unſer würdiges Regentſchaftsmitglied, der weiſe Maurer, will ſchon bis Oſtern die Univerſität eingerichtet haben; aber Elementarſchulen ſind noch keine eingerichtet, und die helleniſche Jugend ſtrömt jetzt nach Syra und preiſet die armen Chioten. Die haben ihren vortrefflichen Landsmann Bambas aus Corfu gerufen, daß er ihnen eine Schule einrichten gekonnt, und Andere gehn nach Tinos, wo der gelehrte Euſtratios für ſich eine Schule hält und viele Geſchicklichkeit im Altgriechiſchen, Arithmetik, auch Franzöſiſch lehrt, und das iſt wie zu den Zeiten vor der Revolution, wo jede Gemeindheit für den Unterricht that, was ſie konnte; aber viele tauſend Väter weinen, daß ihre Gemeindheiten zu arm ſeyen zur Schule und keinen Lehrer halten oder bezahlen können. Viertens müſſen unſere Tribunale errichtet werden. Denn die hohe Regentſchaft hat gleich, wie ſie gekommen iſt, drei Dikaſtiria eingeſetzt mit kurzem Verfahren und ohne Appel zu richten, und daran ſind wir noch jetzt. Darum iſt im Innern des Landes und auf den Inſeln kein Recht zu haben. Ich kenne zuvor wohlhabende Leute, die ſind ruinirt, weil ſie von ihren Schuldnern nicht Capital, nicht Zins erhalten, und auch nicht, wenn ſie erklären, daß ſie wollen vorlieb nehmen mit dem dritten Theile, weil kein Gericht und Ordnung beſteht, den Schuldner zu nöthigen, wenn er nicht will. Erbſchaftsbeſtreitungen in Unzahl, Occupationen von fremdem Eigenthum geſchehen und wird nichts entſchieden, und beſchweren ſich die Leute beim Eparchos (Landrichter) oder Nomarchos (Kreiskommiſſair), ſo ſagt der, es werden allgemeine Maßregeln genommen, und müſſen Geduld haben bis dahin. Was nun das weiſe und geſetzkundige Mit-

glied der Regentschaft, welchem obliegt für Kirche, Schule und Recht zu sorgen, gethan hat in einem Jahre, darüber werde ich nicht sprechen, weil ich es nicht weiß; aber Viele haben gleich Anfangs gesteht, daß er aus Erbarmen über solch Elend und Verwirrung möchte die alten Gerichte bestehen lassen oder wieder einsetzen, so gut oder schlecht sie waren, weil es doch wünschenswerther sey, als keine zu haben. Fünftens müssen die Municipalitäten eingerichtet werden, denn die alten Demogerontien sind weder anerkannt noch aufgelöst, und bestehen so unter der Hand weg, wo von selbst sie nicht aufgehört haben, aber die neuen Municipalitäten sind noch nicht eingesetzt. Man sagt uns zur Beruhigung, daß es so gut werde wie in Bayern, daß die Gemeinden Bürgermeister, Räthe und Bevollmächtigte haben sollen, dazu sey der Plan auch gemacht, wie der Schulplan, und werde nur noch reiflich abgewogen. Bis er kommt, ist es ein Glück, wenn angesehene Einwohner sich der Sachen bemühen, und in dem armen Hydra haben die Konturioti, Bulgaris und Buduris für sich übernommen, die unglücklichen Reste einer der bittern Armuth preisgegebenen Bevölkerung zu bedenken. Sechstens muß das Steuersystem eingerichtet werden, welches schon früher bedrückend war und noch bedrückender ist wegen der Generalzolleinnehmer, das ist eine neue Plage in Hellas, und die haben so gewirthschaftet, daß ein Haupt von ihnen, genannt Buchuras, darum im Gefängniß sitzt, und Andere sind in Untersuchung ebenfalls. Eingenommen haben sie mehr als früher, und sagen von 7,000,000 Drachmen; aber das ist Geld aus der Tasche der Armen, und die Armuth geht wachsend, und zwingt zur Auswanderung nach Thessalien und Anatoli. Noch einen großen Catalogus könnte ich machen

von dem, was da muß geſchehen, den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel, die Schifffahrt aufzurichten, ſo lange man noch Mittel dazu hat, neue Anleihen, welche ſonſt darauf gehen; aber ich ſchweige, weil ich nicht will falſchen Schein geben. Dazu kommen nun die Gegenwirkungen der dreihäuptigen und zwieträchtigen Diplomatie in Nauplia, welche von Einer Seite die Unzufriedenheit und Rathloſigkeit der Menſchen benützt und beigetragen hat, daß unſere Gefängniſſe mit des Staatsverrathes angeklagten Häuptlingen aller Farben angefüllt ſind, die Uneinigkeit, welche unter den Menſchen liebt zu wachſen, wenn das gute Fortgehen ihrer Dinge aufhört und es umgekehrt wird, und vieles Andere, was ich ſeufzend unterdrücke, mit andern für die neue Regierung und für unſern jungen König mit Liebe und Hoffnung erfüllten helleniſchen Herzen. Soll ich aber dennoch ſprechen von dem, was man gethan? Von den Verordnungen über Münzweſen, über Marktpolizei, über Miniſterien, Kreiscommiſſaire und Landrichter, über Comptabilität, Orden, Uniformen? das kennen Sie aus den Regierungsblättern, und iſt Ihnen auch wohl darum nicht neu, weil es, wie wir berichtet werden, in Bayern alt iſt und dort gewiß Gutes viel gewirkt hat. Wir aber ſind noch gewärtig, welche Frucht es ſoll bringen auf dem Boden von Hellas; aber Einiges will ich aufſchreiben, was man verordnet hat über den Handel. Der griechiſche Handel iſt noch eine zarte Pflanze, welche gedeiht durch den leichten Verkehr mit den Scala's der Levante, durch die Gemeinſchaftlichkeit der griechiſchen Kaufhäuſer in den Städten des Königreichs mit den griechiſchen Kaufhäuſern, die den Arabern, den Türken, den Ruſſen und Oeſterreichern unterworfen ſind, und durch das Nichtgebundenſeyn in den Anfängen, daß jeder anfangen

kann, wann, wo und mit wie viel er will die See zu befahren oder Magazine zu halten; die leichte Verbindung mit den Scala's iſt abgebrochen durch das ſtrenge Quarantainegeſetz, welches nichts fruchtet, weil Griechenland iſt lauter Küſten und Häfen, und kann nicht durchgeſetzt werden, aber den Verkehr vertilgt, welchen wir mit unſern Comptoiren in Anatoli offen gehalten. Das iſt ſchlimm, denn von den 600 griechiſchen Kaufhäuſern, die ſich alle als Kinder Hellas betrachten, ſind im Königreiche nur etwa 80 etablirt, und werden genöthigt ſeyn dem Sanitätszwange ſich zu entziehn, durch welchen ſie gegen Smyrna, Conſtantinopel verſchlimmert werden, während er in Trieſt und Marſeille ihnen doch nichts helfen wird. Die Gemeinſchaftlichkeit der Unternehmungen iſt abgeſchnitten durch die Verordnung vom 21 Novbr., welche betrifft die griechiſche Handelsfreiheit, und will, daß kein Schiff nationale Flagge haben ſoll und als griechiſches gelten, wenn es nicht einem oder mehreren Unterthanen des Königreichs angehörig iſt. Mit den Schiffen ging es wie mit den Capitalien, und wenn 6000 Corvetten, Briggs, Felucken, Kaiks, griechiſche Patente löſen und unter griechiſcher Flagge fuhren, ſo waren deren nur etwa 1500 den im Königreich anſäſſigen Kaufleuten unſerer Nation, und auch dieſe nur zum Theil aus ihren einheimiſchen Capitalien gebaut. Es werden alſo über 5000 Schiffe in die Brüche fallen, und verſchwinden aus den Katalogen der nationalen Schifffahrt, und die große Gemeinſchaft wird gebrochen ſeyn, welche die Griechen des Königreiches, und die Griechen außerhalb von ihm, ließ als ein Volk, ein Herz und Seele betrachten. Endlich iſt auch die Leichtigkeit des Anfangs gehemmt durch dieſelbe Verordnung, weil ein jeder Schiff- und Bark-Eigenthümer den dritten Theil

des Werthes seines Fahrzeuges muß der Regierung als Unterpfand erlegen, daß er die Seegesetze will beobachten. Fing ehedem einer an mit einer Barke, die 5000 Drachmen kostet, so war davon etwa 4000 oder 4500 fremdes Geld geliehen zu 15 oder 20 Procent; und er arbeitete um den Zins und sein Leben zu gewinnen Jahr aus und ein, und es gelang ihm. Soll er nun 1500 Drachmen einsetzen, woher nimmt er sie? und wie besteht er, wenn er nur empfängt 5 Procent von der Regierung, und muß 20 bezahlen dem Gläubiger? Was aber bei den Briggs und Corvetten, die in ähnlicher Weise unternommen, und bis auf 90,000 und 100,000 Drachmen steigen? Wie sollen diese 30,000 und 35,000 Drachmen zu 5 Procent niederlegen, da der Seezins noch ist auf 21 Procent? Griechenland ist ein armes noch gebrechliches Land, und was in England oder Frankreich gut seyn kann im Reichthum und Credit der Menschen, verdirbt uns in der Dürftigkeit und Creditmangel. Es werden also die Eigenthümer nicht die Bürgschaft können leisten, und die Sachen gehen wie mit den Zeitungen, welche alle eingingen, weil sie aus gleicher Weise nicht leisten konnten die hohe Bürgschaft."

Für die Insel Samos, die sich immer noch unter die türkische Hoheit zurückzukehren weigerte, ernannte der Sultan am 1 Januar einen Griechen, Stephan Vogorides, unter dem Titel eines „Fürsten von Samos," aber die Insulaner nahmen ihn nicht an, und am 27 Septbr. mußten ihnen die Bevollmächtigten von Frankreich, England und Rußland eine Note zustellen, die sie endlich zur Unterwerfung unter die Türkei bringen sollte.

VIII.

Rußland und Polen.

Rußland behauptete sich fortwährend auf seiner Höhe, in seiner so oft erprobten militairisch-diplomatischen Ueberlegenheit über alle seine westlichen Rivalen. Zur Unterstützung seiner orientalischen Politik mußte fortwährend die Stimmung im westlichen Europa dienen. Ließ sich auch die Aufmerksamkeit dieser westlichen Staaten vom Orient nicht ganz ablenken, so wurde sie doch sehr beschäftigt. Die Cabinette hüteten sich vor einem Kriege im Westen, der es Rußland würde möglich gemacht haben, unterdeß im Osten neue Acquisitionen zu machen; aber Rußland hatte wenigstens den Vortheil, daß ein großer Theil der den orientalischen Angelegenheiten und dem Kampfe der Interessen gewidmeten Aufmerksamkeit auf die occidentalen Angelegenheiten und auf den Kampf der Principien sich ablenkte. Die Reise des Kaisers Nicolaus nach München-Grätz, deren Folgen zunächst in einigen Modificationen der deutschen Föderation fühlbar wurden, und die man ziemlich allgemein als zur Aufrechthaltung des monarchischen Princips in Europa unternommen betrachtete, war zugleich eine zweckmäßige Diversion zu Gunsten der orientalischen Politik. Das einzige Cabinet, welches

dem Intereſſe mehr Wichtigkeit beilegte, als dem Princip, das engliſche nämlich, wurde durch eine unangenehme Perſpective bedroht. Im October 1833 ſchrieben engliſche Blätter: „Die heftige Erbitterung der ruſſiſchen Regierung gegen England bricht jetzt in ihren Journalen aus. Die Moscauer Zeitung behauptet z. B., daß der nächſte Friedensſchluß zwiſchen Rußland und Großbritannien zu Calcutta unterzeichnet werden dürfte. Dieſe Drohung iſt keine bloße Prahlerei, ſondern ein Project, deſſen Ausführungsmittel das Petersburger Cabinet ſeit mehreren Jahren ununterbrochen beſchäftigte. Unter dem Vorwande, Handelsverbindungen mit den Ländern des innern Aſiens anzuknüpfen, haben die Ruſſen ihre militairiſchen Auskundſchaftungen bis zu den Gränzen des engliſchen Indiens ausgebreitet, und gewiſſermaßen die dahin führende Militairſtraße im voraus entworfen. Mehrere Abenteurer, unter verſchiedenen Verkleidungen verſteckt, haben ſich im Auftrage Rußlands in dieſer Abſicht bis in das Pendſchab, an der Gränze von Indoſtan, vorgewagt.“ Die Engländer hatten längſt ein Gleiches gethan, und ihre Reiſenden, Capitain Burnes und Dr. Gerard, haben ſich überzeugt, daß der Weg zwiſchen Rußland und Indien nicht ſo ſchwierig iſt, als man bisher geglaubt hat. Ein ruſſificirter Preuße jubelte daher in der Allg. Zeitung: „Hätten die Engländer ſich die Mühe gegeben in den Spiegel der Vergangenheit zu ſchauen, ſo würden ſie die Nachrichten des Capitäns Burnes jetzt nicht in eine ſo unerwartete Verwunderung ſetzen. Schon aus dem Leben Alexanders des Großen würden ſie erſehen haben, daß dieſer Eroberer, nachdem er im Jahre 329 v. u. Zeitrechnung Hyrcanien im nördlichen Perſien unterworfen, im folgenden Jahre mit ſeiner ganzen Armee über den Paropamiſus, wel-

cher der heutige Hindu Kuſch iſt, ging und von dort aus bald darauf in Indien einbrach. Ohne der verſchiedenen durch mohammedaniſche Fürſten des öſtlichen Perſiens gegen Hindoſtan unternommenen Kriegszüge zu gedenken, wollen wir nur auf die des Tſchingis Chan und Tamerlan aufmerkſam machen. Nachdem ſich Tſchingis Chan Bochara, Samarkand, Balch und ganz Chorafan unterworfen hatte, erſtürmte er Bamian, das mitten in Hindu Kuſch gelegen iſt, überſtieg dieſes hohe Gebirge, im Jahre 1221, eroberte Ghasnah und verfolgte den Sultan Dſchelal-eddin bis an das Ufer des Indus, d. h. bis zur Gränze von Indien, jenſeits welcher kein natürliches Hinderniß dem Marſche einer disciplinirten Armee gegen Calcutta entgegen ſteht. Tamerlan brach 1396 mit ſeinem 550,000 Mann ſtarken Heere, das er Anfangs zur Eroberung von China beſtimmt hatte, von den Ufern des Orus auf, ging über den Hindu Kuſch, unterwarf die in den höchſten Schneegebirgen wohnenden ungläubigen Siah-puſch und ſetzte dann ſeinen Zug, durch das Pendſchab, nach Indien weiter fort, wo er Dehli einnahm und Kriegszüge bis an die Ufer des Ganges unternahm. In ſpätern Zeiten gewährt uns der Zug, den Nadir Schah, im Jahre 1738, von Dehli in Indien aus gegen Bochara und Turkeſtan unternahm, ein neues Beiſpiel von der Leichtigkeit, mit der eine große Armee den Hindu Kuſch ſelbſt zu Anfange Decembers paſſiren kann. Nadir ging zuerſt nach Herat und dann durch Chorafan gegen Bochara. Schon von Dehli aus hatte dieſer Eroberer den Befehl gegeben, eine große Anzahl Schiffszimmerleute nach Balch zu ſchicken, die dort tauſend flache Fahrzeuge erbauten, welche er bei ſeiner Ankunft fertig fand, und die ihm dazu dienten, einen großen Theil ſeiner Armee auf dem Orus einzuſchiffen. Dieſer große Fluß, der

bis Chiva hin ſchiffbar iſt, dürfte in der Folge den Ruſſen ein treffliches Communicationsmittel bei einem Kriegszuge nach Indien gewähren, zumal wenn ſie auf demſelben Dampfboote erbauten, dazu beſtimmt andere Transportfahrzeuge am Schlep-tau ſtromaufwärts zu leiten. Schiffsbauholz von der vortreff-lichſten Qualität, ſo wie auch Floßholz zur Feuerung, würden die oberen Gegenden des Orus im höchſten Ueberfluſſe liefern, obgleich der untere Lauf dieſes Fluſſes von Zamm an ganz ohne Waldung iſt. Die Werfte würden in Chiva anzulegen ſeyn, wohin man alles Eiſen- und Kupferwerk aus Sibirien auf der Wolga und über das caſpiſche Meer mit Leichtigkeit führen könnte. Eine noch directere Communication zwiſchen Rußland und dem öſtlichen Perſien würde die von Aſtrachan über daſ-ſelbe Meer nach Aſtrabad ſeyn. Die Leichtigkeit, Kriegszüge in Chorafan, ſelbſt mit den größten Armeen zu unternehmen, iſt durch hundert Beiſpiele in der Geſchichte erwieſen. Der Zeitpunkt, von Rußland aus eine Expedition gegen die engli-ſchen Beſitzungen in Indien zu unternehmen, wird gekommen ſeyn, wenn jene Macht feſtere Verbindungen mit Rundſchet Singh und anderen Fürſten an den Gränzen Indiens geſchloſſen haben wird, und die Armeen derſelben förmlich auf europäi-ſchen Fuß eingerichtet ſeyn werden, wozu Rundſchet Singh, durch franzöſiſche und italieniſche Officiere von der ehemaligen Armee Napoleons unterſtützt, bereits einen vortrefflichen Grund gelegt hat. Die unheilbringenden Beſchlüſſe in Hinſicht In-diens, welche das engliſche Parlament, der Habſucht des Kauf-mannsſtandes fröhnend, vor kurzem gefaßt hat und noch faſſen wird, werden bald in den engliſchen Beſitzungen die bitterſten Früchte tragen. Der der oſtindiſchen Compagnie entriſſene und freigegebene Handel mit China, der es früher derſelben

möglich machte, die Zinsen ihrer Schuld in Indien pünktlich zu zahlen, wird die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit unter den Hindus geben, und diese Unzufriedenheit dürfte durch englische Colonisation in ihrem Vaterlande auf den höchsten Gipfel getrieben werden. Wir wollen nicht prophetisiren, doch sey es uns erlaubt zu glauben, daß die nächsten zehn Jahre unerwartete Ereignisse in Asien herbeiführen werden."

Aus dem Innern Rußlands hörte man nur wenig. Unterm 31 Januer wurde durch ein Manifest das neue Corpus juris des Reichs verkündet. Der Finanzminister, Graf v. Cancrin, gab folgende Uebersicht über die Finanzen Rußlands: „Die Reichsschulden, bestehend in Termin- und Rentenschulden, beliefen sich am 1 Januar 1833 auf 863,249,849 Rubel 47 Kopeken in Bankassignationen. Zur Tilgung der Schulden verwandte die Commission im Jahre 1832 zusammen 15,909,793 Rubel 9 Kop. Im Tilgungsfonds verblieben im Anfang dieses Jahres 18,080,224 Rubel 80 Kop. Vom Tilgungscapital der dritten 5procentigen Anleihe verblieben am 1 Januar d. J. in Casse 1281 Rubel 8 Kop. Die im Umlauf befindliche Masse von Assignationen blieb unverändert auf 595,776,310 Rubel. Die Operationen der Reichsleihbank betrugen im Jahre 1832 zusammen 335,110,009 Rubel 91 Kop. Die Commerzbank, deren Capital 30 Millionen Rubel beträgt, hatte im Jahre 1832 einen reinen Gewinn von 1,852,141 Rubel 72 Kop." — Aus Petersburg schrieb man über die Ausbeute der Bergwerke im Ural: „Immer näher kommt man dem Muttergestein unseres Gold- und Platinsandes. Man hat nun Gerölle von Serpentin gefunden, worin Chromeisenerz und gediegenes Platin eingewachsen sind. Uebrigens werden die größern Stücke der edlen Metalle schon weni-

ger ſelten. Die vom Platin liegen mehr auf dem öſtlichen Abfalle des Urals im obern Theile des aufgeſchwemmten Landes und namentlich im Moraſt bis etwa drei Ellen tief. Man hat mehrere Stücke, deren jedes 18 bis 21 Pfund an Gewicht erreicht. Gold kommt mehr auf dem europäiſchen oder weſtlichen Abfalle des Urals, und meiſt etwas tiefer im Schuttlande vor. Dieſes mag wohl im Ganzen genommen ſehr arm ſeyn, allein man findet doch auch Stücke des edelſten Metalls, wovon jedes einige Pfund wiegt. Der bis jetzt ſchwerſte Klumpen Gold ward zu Bogoslofsk im Gouvernement Perm gefunden; er wiegt 27 Pf. Man kann rechnen, daß in dieſem Jahre in Sibirien an edlen Metallen 1000 Pud (zu 10 Pfund ungefähr) Silber, 200 bis 210 Pud Gold und 110 bis 130 Pud Platin ausgebracht werden dürften. Es iſt alſo ſehr begreiflich, wie durch ein ſolches Ausbringen unſere Finanzen gehoben werden müſſen, wenn man namentlich erwägt, daß die Privatwerke von den edlen Metallen 15 Proz. brutto dem kaiſerlichen Schatze abgeben müſſen, und daß ſehr wichtige Werke Eigenthum der Krone ſind.“

Wie im rein monarchiſchen Intereſſe gegen das ariſtokratiſche, durch allmähliche Emancipation der Leibeigenen fortgewirkt wurde, erſehen wir aus einem Ukas vom Junius 1833, der einen ältern Ukas von 1771 aufs neue einſchärft, und ſtreng verbietet: 1) Leibeigene *ohne Land* an Gläubiger abzutreten; 2) unter keiner Bedingung einzelne Leibeigene *ohne ihre Familie* zu verkaufen oder zu verſchenken. Dagegen verbot der Kaiſer, daß künftig nach Sibirien Verbannte weiblichen Geſchlechts von ihren Männern oder von ihren Familien begleitet werden dürften; und ein anderer Ukas verordnete,

daß ſchlechte Schüler künftig als Recruten in die Regimenter geſteckt werden ſollten.

Was Polen betrifft, ſo drangen von dort nur wenige Nachrichten herüber. In den altpolniſchen Provinzen Podolien, Volhynien ꝛc. wurde vom 13 Januar an in allen Civilgerichten die ruſſiſche Sprache eingeführt. Unterm 2 April erfolgte ein Ukas, der den gefangenen polniſchen Officieren, die nach Rußland gebracht worden waren, mit beſtimmten Ausnahmen die Rückkehr nach Polen geſtattete. Um dieſelbe Zeit aber, zu Anfang des Aprils, hörte man von neuen Unruhen in Polen, doch ergab es ſich bald, daß es nur unmächtige Verſuche waren. Ein Schreiben aus Warſchau vom 23 Julius (im Journal de Francfort) gibt folgende Erzählung der letzten Vorfälle in Polen, mit dem Beifügen, daß man ſie für officiell anſehen könne: „Vom Anfange des März bis zum 1 Mai d. J. haben ſich ſechs Banden bewaffneter Leute über Gallizien und das Großherzogthum Poſen in das Königreich Polen eingeſchlichen. Die zahlreichſte dieſer Banden beſteht aus 24 Mann. Alle andern zählten nur 12, 14 und 8. Sie wurden befehligt von Dziewichi, Zaliwski, Subinski, Sulmirski, Arthur Zawisza und einem gewiſſen Bialkowski, der völlig unbekannt iſt. Auf die erſte den Behörden gemachte Anzeige brachen Koſaken auf, unterſtützt von einiger Infanterie, um die Wälder, in denen die Inſurgenten ſich verbargen, zu durchſuchen, nach den verſchiedenen Punkten, wo dieſe ſich gezeigt hätten, und es gelang ihnen bald ſich der meiſten zu bemächtigtn; denn 33 wurden ergriffen, und unter dieſen die bedeutendſten, Dziewichi, Szpek, Zawisza, Gezold und Winniki. Es iſt ſogar ein Umſtand zu bemerken, daß an den Orten, wo keine Truppen waren, die Bauern ſelbſt die Wäl-

der durchstreift, mehrere der Insurgenten ergriffen und nach Warschau gebracht haben. Alle diese Menschen sind bereits abgeurtheilt oder erwarten ihr Urtheil. Der Rest der Banden ist zersprengt und sucht wahrscheinlich jenseits der polnischen Gränze eine Freistätte. Seit diesem Ausgange der Sache, der leicht vorauszusehen war, ist kein Versuch der Art mehr gemacht worden, und es gibt in Polen nicht das geringste Zeichen von Bewegung. Dieß ist die genaue Wahrheit." Die Folge war, daß dem Fürsten Paskewitsch die unbedingte Vollmacht, militärisch zu richten und zu strafen, erneuert wurde. Einige Gefangene wurden aufgehenkt oder erschossen. Das Journal de Francfort widerlegte später verschiedene von den Polen verbreitete Gerüchte. „Man lies't (sagt das Journal de Francfort), daß ein Mädchen, weil sie des Hungers fast sterbenden Insurgenten einige Nahrungsmittel ins Gehölze geschickt, zu 200 Ruthenstreichen verurtheilt, und dieses schreckliche Urtheil auch an ihr in einer Caserne von Lublin unter dem Getöse militairischer Musik vollzogen worden sey. Man fügt hinzu, daß eine Frau, Namens Orlowska, zu 500 Streichen verurtheilt worden sey, weil sie einen Verwandten bei sich heimlich aufgenommen, und daß sie sich, um den Muth ihrer Landsleute anzufeuern, als Gnade ausgebeten habe, ihre Strafe auf öffentlichem Platze zu Warschau erstehen zu dürfen, daß ihr aber dieß, wie der „Polonais" und nach ihm der „Constitutionnel" sagt, verweigert und sie dann am Tage, als das Urtheil vollzogen werden sollte, todt gefunden worden sey, indem sie sich mit Stecknadeln in die Brust erstochen. An der ganzen Sache ist kein wahres Wort, es befindet sich in ganz Lublin keine Orlowska und keine Nowakowska. Gerade so erzählte auch neulich der Messager, daß ein 18jähriges Mädchen,

Kawezka genannt, in dem nämlichen Lublin durch die Ruſſen erſchoſſen worden wäre, wo ja doch auch dieſe Kawezka niemals exiſtirt hat. So erzählte der National vor ſechs Wochen, daß Zawisza während der Tortur geſtorben ſey; und doch iſt erſt am 26 November dieſer große Verbrecher öffentlich zu Warſchau hingerichtet worden, wo ſein Ausſehen gar nicht zeigte, als habe er viel von der Tortur gelitten.“ Dagegen verbreitete ſich das Gerücht von einer Verſchwörung auswärtiger Polen gegen das Leben des ruſſiſchen Kaiſers; eine Adreſſe der Finnländer dankte dem Himmel für die gnädige Rettung des Kaiſers, als einige Polen in Petersburg, die man jenes Vorhabens beſchuldigte, verhaftet wurden, und in allen deutſchen Staaten trat die ſtrengſte Beaufſichtigung gegen reiſende Polen ein, und keiner wurde geduldet, der nicht mit einem bündigen ruſſiſchen Paſſe verſehen war.' — Unterm 16. Junius wurde wieder eine Liſte von beinahe 300 edlen Polen bekannt gemacht, deren Güter ſämmtlich confiscirt werden. — Im Julius ſchrieb man aus Petersburg: „Am Sonntage gab der Kaiſer den Eleven der verſchiedenen Militair-Unterrichtsanſtalten ein großes Feſt in Peterhof, dem die geſammte kaiſerliche Familie, der Prinz Albert von Preußen, der öſterreichiſche Botſchafter Graf Ficquelmont und ein zahlreiches Publicum aus allen Ständen beiwohnten. Die Tafel beſtand aus 2500 Gedecken. Der Großfürſt Thronfolger und der Großfürſt Conſtantin nahmen an dieſem Mahle Theil, während die kaiſerliche Familie mit gewohnter Freundlichkeit ihre jungen Gäſte zu heiterem Genuſſe aufmunterte. Nach beendigter Tafel führte der Kaiſer ſeiner Gemahlin die auf Koſten Sr. Majeſtät erzogenen polniſchen Waiſen vor, und erſchien zuletzt an der einen Hand den Sohn des Grafen Hauke, der bei Ausbruch der polniſchen Revolution

von den Empörern ermordet wurde, und an der andern Hand den jungen Sowinski, deſſen Vater in der großen Schanze vor Wola als Feind Rußlands den Tod gefunden. Von einem Deſpoten und Tyrannen, wie Kaiſer Nicolaus, kann man billigerweiſe nicht mehr verlangen, als daß er ſich zum Adoptivvater der Waiſen ſeiner hartnäckigſten Widerſache erkläre, und durch Handlungen dieſer Art auf Schmähungen Antwort gebe."

Als der Kaiſer im Herbſt nach München-Grätz reiſ'te, wurden alle in Sachſen anweſenden Polen vertrieben. Als er zurückkehrte, nahm er ſeinen Weg durch Polen, berührte jedoch Warſchau nicht, ſondern muſterte ſein Heer bei Modlin. Der engliſche Globe verſicherte, er habe bei dieſer Gelegenheit dem Verwaltungsrathe geſagt: „Sie müſſen ausdauern in Ihrer Bahn, und was mich betrifft, ſo werde ich, ſo lange ich lebe, dem Umſichgreifen der liberalen Meinungen meinen eiſernen Willen entgegenſetzen. Die gegenwärtige Generation iſt verloren, aber wir müſſen mit Eifer und Ernſt daran arbeiten, den Geiſt des kommenden Geſchlechts zu verbeſſern. Es erfordert vielleicht ein Jahrhundert. Ich bin nicht unbillig; ich gebe Ihnen ein ganzes Jahrhundert, aber Sie müſſen arbeiten, ohne zu ermüden." Daſſelbe Journal meldet: „In Modlin war ein Befehl erlaſſen worden, in Folge deſſen kein Bauer in den zu beiden Seiten der Straße, auf der Se. kaiſerl. Majeſtät fuhr, gelegenen Feldern arbeiten durfte. Die Einwohner von Warſchau, von dem Wunſche getrieben, ſich in ſeine Gunſt zu ſetzen, ſchickten eine Deputation an den Kaiſer, welche ihm die Bitte vortragen ſollte, ihre Stadt zu beſuchen. Der Kaiſer aber wollte die Deputation nicht ſehen, ſondern ließ ihr nur die, durch die Warſchauer

Zei-

Zeitungen bekannt gemachte ſtreng zurückweiſende Antwort durch einen General mittheilen.“

Ueber die Lage Polens überhaupt ſchrieb ein Correſpondent des Globe: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen keine Nachricht irgend einer günſtigen Wendung in der Lage dieſes bedrückten Volkes mittheilen kann. Die Strenge der Maßregeln ſcheint eher zu- als abzunehmen. Das neue organiſche Statut iſt ein todter Buchſtabe geworden; die Gefängniſſe ſind mit Menſchen angefüllt, die man unter allerlei Vorwänden verhaftete; in dieſem Augenblicke ſitzen darin fünfhundert. Von den achtzig von dieſen, die von dem Gerichte, deſſen Präſident Hr. Witt iſt, verhört wurden, konnte man, dem Vernehmen nach, nur gegen fünf eine Anklage begründen, und dieſe ſollen nun, wie es heißt, zur Verurtheilung gezogen werden. Dieſes Gericht wird aber von einem Tage zum andern verſchoben. Die als ſchuldlos Verhafteten werden, ſtatt daß man ſie frei läßt, mit Verletzung des Artikels 9 des organiſchen Statuts entweder im Gefängniß behalten oder nach entlegenen Theilen Rußlands verbannt.“

Unterm 23 März ſetzten die ruſſiſch-öſterreichiſch-preußiſchen Commiſſäre in der Republik Krakau einen neuen Senat ein. Im October ſchloſſen die drei Nachbarmächte, an die Polen zerſtückelt iſt, einen Vertrag ab, wonach ſie ſich verpflichteten, ſich wechſelſeitig je mit 35,000 Mann zu unterſtützen, ſobald in irgend einem Theile des ehemaligen Polen eine Inſurrection ausbrechen ſollte.

Im preußiſchen Polen wurde ſchon im Januar der Regierungsrath Schumann, als geheimer Umtriebe verdächtig, verhaftet; im Februar wurden 650 Poſener, die an der polniſchen Revolution Theil genommen hatten, begnadigt; dage-

gen aber das Versteckthalten polnischer Flüchtlinge aufs strengste verboten. Im März suspendirte der König das Recht, vermöge dessen die Stände den Landrath aus den Rittergutsbesitzern wählen, und behielt sich diese Wahl einstweilen selber vor. Am 24 November wurden 650 polnische Flüchtlinge in Danzig auf königliche Kosten eingeschifft, um nach America transportirt zu werden, sie protestirten aber nachher gegen diese Bestimmung, um in Frankreich oder England zu bleiben.

In Frankreich stellte sich inzwischen die Angelegenheit der Polen immer ungünstiger. Da man sie aus allen östlich von Frankreich liegenden Ländern, sogar aus Dänemark, verbannte, zogen sie sich fast alle nach Frankreich. (Die 22jährige Frau eines polnischen Officiers floh aus Polen und pilgerte ihm zu Fuß nach, bis sie ihn in seinem Depot in Frankreich fand, im Sommer 1833.) Aber die Anwesenheit so vieler polnischen Flüchtlinge war dem Könige Ludwig Philipp unangenehm, denn wenn er auch ihre Verbindung mit den französischen Republicanern eben nicht zu fürchten hatte, so schienen sie doch beständig ein stummer Vorwurf für ihn und verstärkten die Opposition des Landes. Sie wurden daher vom Gouvernement und selbst von der Kammer ungern gesehen. Nicht selten leuchtete durch dieses officielle Benehmen der Wunsch hindurch, sich Rußland gefällig zu machen, und allemal, wenn der Hof der Tuilerien den Graf Pozzo di Borgo schmeichelte, bekamen zugleich die Polen einen Beweis der Ungunst. Vieler derselben bemächtigte sich Verzweiflung. Im Februar meldete der Temps: „Ein ausgezeichneter polnischer Artillericofficier, Capitän Radowski, hat sich zu Besençon erschossen. Man fand folgenden Zettel bei ihm: „Nachdem ich die Hoffnung verloren, unser Vaterland wieder aus dem Grabe steigen zu

ſehen, und ich nicht einmal eine Möglichkeit erblicke, für daſſelbe ſterben zu können; da ich außerdem gehört, daß meine Kinder nach Sibirien deportirt worden ſind, ſo habe ich mich entſchloſſen, mein unnützes Leben abzukürzen, und ſo meinen Kummer und mein Leiden zu endigen. Ich ſage dir, unglückliches Polen, Lebewohl; lebt wohl, meine Kinder; lebt wohl, ihr Landsleute, die ihr keinen andern Zweck habt, als die Wohlfahrt unſeres theuren Vaterlandes."

Am 11 März erhob der alte Lafayette in der Deputirtenkammer bittere Klage über das Verfahren gegen den berühmten Lelewel: „Meine Klage bezieht ſich auf das Benehmen, das man gegen einen berühmten Polen, Hrn. Lelewel, beobachtete. Ich klage kein miniſterielles Individuum an, denn ich glaube, daß die Maßregel in dem Conſeil des Königs beſchloſſen wurde. Sie erinnern ſich jener unglücklichen Entſcheidung, unglücklich wenigſtens nach meiner Anſicht, welche die franzöſiſche Regierung zur Willkürrolle der andern Regierungen herabſteigen ließ. . . . (Hier verbreitete ſich der General über die gegen einzelne Polen ausgeſprochene Verweiſung aus Paris, die gegen Lelewel inſofern gemildert wurde, als man ihm erlaubte, auf Lafayette's Landgut la Grange, 15 Stunden von Paris, zu bleiben. Plötzlich jedoch erhielt er Befehl, ſich doch nach Tours zu begeben, weil man Verdacht hegte, er ſey einigemal nach Paris gekommen; Lafayette beruft ſich auf ſein und ſeines Sohns Zeugniß, daß dieſe Angabe falſch ſey.) Dann fährt er fort: Hr. Lelewel beging einen großen Irrthum, als er glaubte, es bliebe noch einiger Einfluß einem Ihrer Collegen, der zugeſteht, daß er keinen verdient bei einem Syſtem, das er für contrerevolutionair erklärt, und von dem er ſich offen und vollſtändig getrennt hat.

Mit dieſen Worten will ich ſagen: contrerevolutionair gegen die Juliusrevolution von 1830. Ein Detaſchement Gendarmen, gefolgt von dem Hrn. Unterpräfecten des Bezirks und von dem Maire der Gemeinde, erſchien in la Grange, brachte Hrn. Lelewel in einen andern Wagen, und ſetzte einen Gendarmen zu ihm, um ihn als Gefangenen nach Melun, und von dort ohne Zweifel nach Tours zu führen. Dieß iſt eine ziemlich wilde (sauvage) Art des Benehmens gegen einen ſo ausgezeichneten Mann. Ich geſtehe, daß ich ſelbſt erſtaunt war über ein ſolches Verfahren, da ich während der fünfzehn Jahre der Reſtauration, gegen die ich mich doch auf dieſer Tribune und anderswo ganz offen feindlich gezeigt, mich nie über ſo etwas zu beklagen hatte, ſey's, daß man einige Erinnerung an ſehr alte Berührungen bewahrte, ſey's, daß man Widerwillen vor einer gewiſſen Gemeinheit des Benehmens verſpürte."

Solche Expectorationen waren nun nicht geeignet, die Lage der Polen zu verbeſſern. Die Kammer ſagte allerlei Schönes über ihre Tapferkeit, über das Mitleid, welches ſie verdienten, ſchloß aber doch alle die Flüchtlinge, welche die Gnade des ruſſiſchen Kaiſers nicht annehmen wollten, von jeder künftigen Geldunterſtützung aus. Für die Unterſtützungen an die fremden Flüchtlinge forderte das Budget 2,500,000 Fr. Hr. Auguis wollte eine Verminderung von einer Million, da unter dieſen Flüchtlingen Leute von den verſchiedenartigſten Nationen und von den widerſprechendſten politiſchen Meinungen ſeyen, die keineswegs alle ſo ſehr der Theilnahme und des Mitgefühls würdig ſeyen als die intereſſanten polniſchen Geflüchteten, denen er, falls es für ſie allein beſtimmt ſey, gern zwei Millionen bewilligt ſähe. Der Berichterſtatter

gab folgende Auskunft: „Nach den gemachten Berechnungen würde eine weit beträchtlichere Summe als die 2,500,000 Fr. nöthig seyn, hätte man nicht von den Flüchtlingen diejenigen ausgenommen, die in ihr Vaterland zurückkehren können, oder die aus andern Gründen keine Unterstützungen mehr erhalten sollen. In diesem Augenblicke wurden als Unterstützungsbedürftige gerechnet 600 Spanier, 1500 Italiener, 750 Portugiesen, 1500 Polen, 9 Neufchateler, 2 Deutsche und 1 Grieche.“

Erbittert über die Maßregel des französischen Gouvernements, welches nicht nur jene Ausschließung derer, die der russischen Amnestie die Gefahren der Verbannung vorzogen, durchsetzte, sondern sich auch von der Kammer ein Fremdengesetz decretiren ließ, wonach die ihr mißfälligen Polen gänzlich seiner Willkür preisgegeben waren, verließen am Ostertage (7 April) 400 Polen unter den Obersten Antonini und Oborski ihren Standort Besançon und überschritten am 9ten die Schweizer Gränze bei Saignelégier, von wo aus sie folgende Bittschrift an die Tagsatzung richteten: „Nachdem wir freiwillig unser Vaterland, das unsre Feinde überschwemmten, verlassen hatten, stützten wir unsre Hoffnung auf den Edelmuth des französischen Volks, dessen Ruhm und Unglück mit unsrer Geschichte im genauesten Zusammenhange stehen: dieses Volk, wegen seines Freiheitssinnes von den civilisirten Völkern geehrt, öffnete uns gastfreundlich seine Arme, und bemühte sich gleich bei unserer Ankunft durch die größten Anstrengungen unsre Leiden zu mildern. Während das französische Volk in uns die Trümmer der Avantgarde der heiligen Phalanx der Völker erblickte, so behandelte dagegen die aus der Souverainetät des französischen Volks hervorgehende Regierung,

indem ſie den Zumuthungen unſrer Feinde nachgab, uns als Unruheſtifter, als Feinde aller geſellſchaftlichen Ordnung, und verlangte, um den eingebildeten Unternehmungen zu begegnen, von der Kammer exceptionelle Vollmachten. In Frankreich ſollen alſo nur die Polen allein Sklaven ſeyn; der Miniſter des Innern verfügt willkürlich über ihre Perſonen, über ihre Mittel der Exiſtenz, und hat ſelbſt die Befugniß, uns aus dem Lande zu weiſen. Umſonſt kämpften 118 Deputirte gegen die Forderungen des Miniſteriums, ſie unterlagen der Mehrheit. Aber ihre Stimme widerhallt in ganz Europa, im Herzen von 20 Millionen Polen. Feinde der Willkür, entſchloſſen im Dienſte der Sache der Völker allen Widerwärtigkeiten zu trotzen, ſahen wir uns gezwungen, Frankreich zu verlaſſen und Euren Schutz anzuſprechen, hochherzige Stellvertreter der freien Schweiz. Die Dienſte, welche unſre Nation Europa geleiſtet hat, unſer unglückliches Schickſal ſpricht für uns, und der polniſche Charakter, die Ehre des Kämpfers der Freiheit, bürgen euch für unſer Verhalten in eurem Vaterlande. Wir erwarten eure Antwort, überzeugt, daß ſie würdig ſeyn wird der Söhne Tells und Winkelrieds, und daß die Opfer des Deſpotismus nicht werden zurückgeſtoßen werden in dem Lande, welches zu allen Zeiten der Sitz der Freiheit war. Genehmigen Sie u. ſ. f. Im Namen von 403 in die Schweiz geflüchteten Polen. Saignelégier, 10 Avril 1833. Obriſt Oborski, Obriſt Paskowicz, Obriſt Antonini, Jean Lelewel, Obriſtlieutenant des Genie's, Major Szmudy, Major Sterchezki, Obriſtlieutenant Szczepanowski, K. Stolzmann."

Die Tagſatzung erklärte, die Sache dieſer Flüchtlinge nicht als eine eidgenöſſiſche behandeln zu wollen, überließ dieſelbe

also dem zunächst betheiligten Kanton Bern. Mitlerweile erregte der Schritt dieser wenigen polnischen Männer allgemeines Aufsehen in Europa und das französische Gouvernement fand darin einen Zusammenhang mit der am 3 April in Frankfurt a. M. ausgebrochenen Emeute. Dagegen antwortete ein Pole in der Allgemeinen Zeitung: „Anfangs herrschte in Paris die Ansicht, dieser Zug geschehe, um die revolutionairen Bewegungen in Deutschland zu unterstützen, und diese Ansicht ward auch gleich im ersten Augenblicke von den ministeriellen Blättern nicht ohne Absicht unterstützt. Doch scheinen dawider folgende Umstände zu sprechen: Es ist Thatsache, daß die Polen erst den Tag nach der Ankunft der Nachricht vom Mißlingen der Frankfurter Schauffourée von Besançon aufgebrochen sind; wenn also ihre Bewegung mit der Frankfurter in Verbindung gestanden, so wäre sie wohl früher oder gleichzeitig geschehen. Ferner, sollte es dessen ungeachtet auf die Revolutionirung Deutschlands abgesehen worden seyn, so hätten wohl zu dem abenteuerlichen Unternehmen, mit einem Häuflein von 400 unbewaffneten Männern, nach einem Marsche von 30 Meilen, in Deutschland einbrechen zu wollen, nur die exaltirtesten Köpfe diese Schaar führen können. Aber im Gegentheile, ihre Anführer, die Obristen Oborski, Antonini, Paszkowicz, gehören, nach dem Urtheile aller Polen, durchaus nicht zu der ultrarevolutionairen, sondern zu der gemäßigten Partei, und die zwei letzteren, welche bei dem Rybinskischen Korps standen, haben sogar nach der Einnahme von Warschau, bei einem Kriegsrathe in Plozk, als Regimentscommandanten für die Unterwerfung unter Kaiser Nicolaus gestimmt; der Erstere war schon zuvor mit dem Gielgud'schen Corps nach Preußen übergetreten. Endlich hat diese Schaar

gleich nach dem Einmarſche in die Schweiz die Tagſatzung um Schutz und Unterſtützung angeſprochen, ohne ein ferneres Vordringen gegen die Gränze Deutſchlands zu verſuchen. Auch die Angabe der miniſteriellen Blätter, als wären dieſe Flüchtlinge mit ſtarken Geldſummen verſehen, hat ſich als grundlos erwieſen, ſie ſind in der Schweiz in einem Zuſtande faſt gänzlicher Hülfloſigkeit angekommen. Es ſcheint alſo am natürlichſten, wenn obiger Schritt ihrem Mißmuthe über die harte, in Frankreich erlittene Behandlung beigemeſſen wird. Und wirklich, die Lage der polniſchen Auswanderer iſt nicht beneidenswerth; ihre individuelle Freiheit iſt im höchſten Grade beſchränkt. Die Wahl des Aufenthaltsorts hängt nicht von ihrem Willen ab, und kaum haben ſie ſich in einem Depot eingerichtet, ſo werden ſie auch gewöhnlich nach Verlauf von ein paar Monaten in andere Städte verlegt, beſonders wenn ſie zu gut mit den Einwohnern harmoniren. Jetzt, ſeitdem ſie unter dem Miniſter des Innern ſtehen, hat ſich ihr Schickſal noch mehr verſchlimmert. Hr. v. Argout hat die ihnen dargereichte Unterſtützung auf die Hälfte reducirt, und zwar nach einer Eintheilung, vermöge welcher ein Obriſt jetzt weniger bekömmt, als vor ein paar Monaten ein Hauptmann, und ein General weniger als ſonſt ein Major. Es erhalten nämlich die Officiere bis zum Hauptmann 45 Fr. monatlich, die Staabsofficiere bis zum Obriſten 60 Fr., ein Brigadegeneral 100 Fr., ein Diviſionsgeneral 150 Fr. Dieſe Unterſtützungsverminderung und die Annahme des Geſetzes, welches ſie der Willkür des Miniſters bloßſtellt, wurden eben vor jenem Ausmarſche bekannt. Außerdem hat Hr. v. Argout die Theilnahme an den öffentlichen Unterrichtsanſtalten für die Flüchtlinge ſo erſchwert, daß kaum der zehnte Theil der jungen Leute

ſtudiren kann; den gemeinen Soldaten und Unterofficieren, welche gern auf jede Unterſtützung verzichten möchten, wenn man ihnen nur auf dem Lande ihren Unterhalt zu erwerben erlaubte, iſt es verboten, die Depots in den Städten zu verlaſſen. In dieſem Zuſtande, inmitten des Mangels, und der von ihnen wenigſtens dafür gehaltenen Bedrückungen, denke man ſich einige tauſend Männer von Energie, Entſchloſſenheit und bewegbarem Gemüthe, mit getäuſchten Hoffnungen, fern vom Vaterlande und allem, was ihnen theuer war, zum Müßiggange verdammt, und man wird keine außerordentlichen Urſachen zu ſuchen brauchen, um ſich dieſe und andere Ergebniſſe eines ſolchen Zuſtandes zu erklären. Daß dieſer Zuſtand auch ein freies Feld für die Plane der Bewegungsmänner, der ſanguiniſchen Schwärmer und Abenteurer des In- und Auslandes darbietet, iſt wohl wahr; aber er iſt doch wirklich durch das Miniſterium herbeigeführt worden."

Inzwiſchen beſetzten Würtemberg und Baden die Schweizer Gränzen, und der deutſche Bund ſchrieb an die Tagſatzung: „Hochachtbare Herren, beſonders liebe Freunde und Nachbarn! Der Ausbruch mehrerer hundert bewaffneter Polen aus Frankreich in die Schweiz, deren bekannte Abſichten Deutſchland zu revolutioniren, und der Umſtand, daß ſelbſt an dem hieſigen Aufruhr vom 3 April Polen Theil genommen haben, ſind notoriſche Thatſachen. Der deutſche Bund iſt befugt und verpflichtet, für Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in den deutſchen Staaten zu ſorgen. Ihm ſteht das Recht zu, von den Nachbarſtaaten, mit welchen derſelbe in freundſchaftlichen Verhältniſſen iſt, zu verlangen, daß auf ihrem Grund und Boden ſich nicht Heerde der Verſchwörung bilden, welche den benachbarten Nationen fortwährend Stoff zu gerechten

Beſorgniſſen geben und ſie in die Nothwendigkeit ſetzen, jeden Tag zur Wehre gegen plötzliche Ueberfälle von Menſchen bereit zu ſeyn, die offenkundig die Abſicht haben, Aufruhr und Verwirrung zu verbreiten. Der deutſche Bund, vertrauend auf die Einſicht und freundnachbarlichen Geſinnungen der hochlöblichen Eidgenoſſenſchaft, zweifelt nicht, daß ſie alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel anwenden werde, um den Nachtheil, welcher durch die Umtriebe der in die Schweiz eingedrungenen Polen für die deutſchen Nachbarſtaaten zu beſorgen ſteht, zu verhüten, und hierdurch die ſonſt zu erwartenden unangenehmen Verwickelungen zu beſeitigen, und den deutſchen Bund der im entgegengeſetzten Falle zu ſeiner Sicherſtellung unvermeidlichen Maßregeln zu entheben. Frankfurt am Main, 15 Mai 1833. Der deutſche Bund. In deſſen Namen: (Unterſchriften.)" Bern verwandte ſich bei Frankreich, aber dieſes weigerte ſich, die Polen wieder aufzunehmen, und erſt den 6 November erklärte König Ludwig Philipp, er wolle ihnen erlauben, durch Frankreich nach England, America, Aegypten ꝛc. zu reiſen und ſogar auf franzöſiſche Koſten, aber nicht ſich ferner in Frankreich aufzuhalten. Nun weigerten ſich wieder die Polen und baten den großen Rath der Republik in der Bittſchrift vom 2 December, ſie nicht an Ludwig Philipp auszuliefern. Die Sache war am Schluſſe des Jahres noch nicht entſchieden.

In England wurde am 9 Julius eine Motion des Herrn Ferguſſon zu Gunſten der Polen im Unterhauſe berathen. Er verlangte, die engliſche Regierung ſollte Schritte thun, die den Polen 1815 garantirte Nationalunabhängigkeit zu retten. Aber Lord Palmerſton antwortete: „Der Wiener Vertrag beſtimmt das Verhältniß, in welchem Polen zu Rußſ-

land ſtehen ſoll, und aus dieſem Grunde hatten die andern Mächte ein Recht, von Rußland zu verlangen, daß die Conſtitution nicht angetaſtet werde. Dieſe Anſicht ward der ruſſiſchen Regierung nicht verhehlt. (Hört!) Sie wurde ihr vor der Einnahme von Warſchau, als der Streit noch unentſchieden war, mitgetheilt, und wiederholt nach dem Falle Warſchau's. Rußland ſah indeß die Sache anders an, und behauptete, durch die Revolution und die Wiedereroberung Polens werde es in dieſelbe Lage verſetzt, wie vor dem Vertrage von Wien und der Ertheilung der Conſtitution, d. h. alle Inſtitutionen ſeyen als durch die Revolution vernichtet zu betrachten, und vom Kaiſer hänge es allein ab, zu beſtimmen, welche Regierungsform angenommen werden ſolle. Die Antwort der engliſchen Regierung war, daß trotz der von der ruſſiſchen Regierung angeführten Gründe England auf ſeiner Meinung beharren müſſe, die Conſtitution Polens müſſe bleiben, wie vor der Revolution, und Rußland habe kein Recht, ſie aufzuheben. Oeſterreich und Preußen ſchloſſen ſich indeß der Meinung Rußlands an, während Frankreich die Englands billigte. Die brittiſche Regierung mußte nun erwägen, nicht wozu ſie das Recht habe, und wie weit ſie gehen könne, um ihrer Einmiſchung Kraft zu geben, ſondern was bei dem allgemeinen Stande der Dinge in Bezug auf die Lage Europa's und namentlich in Rückſicht auf die Intereſſen Polens ſelbſt die richtigſte Politik Englands ſey. So ſehr das Haus die von dem ehrenwerthen und gelehrten Herrn gegebene Auslegung des Vertrags billigen, und ſo große Sympathie auch das engliſche Volk für Polen hegen mag, ſo wird man doch bei ruhiger leidenſchaftloſer Ueberlegung mir zugeben, daß es

bei dem jetzigen Zuſtande Europa's von der engliſchen Regierung klug gehandelt war, Europa nicht in einen allgemeinen Krieg zu ſtürzen, in der Hoffnung, Polen am Ende ſeinen Unterdrückern zu entreißen.“ Dieſe Anſicht theilte auch die Majorität. Rußland aber ſtellte die Verpflichtungen, die man ihm aufdringen wollte, in Abrede, und das Journal de St. Petersbourg erklärte officiell: „Die dem Königreich Polen aus dem freien Willen des Kaiſers ertheilte, ſechs Monate nach der Congreßacte promulgirte Charte iſt nie unter die Beaufſichtigung noch unter die Garantie der Mächte, die den Wiener Receß unterſchrieben, geſtellt worden; denn ſonſt müßte ſie erſtens ausdrücklich ſtipulirt ſeyn, und zweitens müßte die ſo garantirte Charte zu der Zeit, wo die Wiener Tractate ſanctionirt wurden, vollendet, bekannt gemacht und namentlich angeführt worden ſeyn.“

Um irgend etwas zu thun, begab ſich im Frühjahr der berühmte General Dembinski mit einer Anzahl Officiere nach Aegypten, und General Bem nach Portugal. Der erſtere konnte möglicherweiſe unter Ibrahims Fahnen gegen die Ruſſen fechten, er fand alſo vielen Anhang unter ſeinen Landsleuten, wurde auch von Mehemed Ali gut aufgenommen, hielt aber nicht lange aus, da Mehemed Ali aus Artigkeit gegen die Ruſſen oder, wie es in einigen Blättern hieß „auf einen franzöſiſchen Wink“ auf Einmal mit ſeinem Dienſteifer unzufrieden wurde, und den noch ferner nach Alexandria beſtimmten Polen dieſen Hafen zu verſchließen befahl. — General Bem fand bei ſeinen Landsleuten keine Theilnahme, denn die portugieſiſche Sache war ihnen fremd, und ſie woll-

ten ſich nicht wie gemeine Söldner werben laſſen. Sie jagten daher den General aus ihrem Depot zu Bourges fort, und einer verwundete ihn ſogar durch einen Piſtolenſchuß. Weil die franzöſiſche Regierung aber den Profeſſor Lelewel beſchuldigte, die Polen zu dieſer Weigerung aufgereizt zu haben, verbannte ſie ihn außerhalb Frankreichs.

IX.

Skandinavien.

1.

Schweden.

Im Frühjahr ſtürzte ein Theil der berühmten Bergwerke von Falun ein. Herr v. Vegeſack, deſſen Proceß ſchon im vorigen Jahrgang erwähnt iſt, wurde des Landes verwieſen. In der ſchwediſchen Armee nahm man Verbeſſerungen vor und ſtellte namentlich die bisherige Käuflichkeit der Officiersſtellen ab.

In Norwegen mußte der nicht ſehr populäre Commandant von Chriſtiania, Baron von Wedel-Jarlsberg, ſeine Stelle niederlegen, und bekam einen ſanften Verweis, weil er gefangene Verbrecher unmenſchlich behandelt und einen bis zum Selbſtmorde getrieben hatte.

Der Storthing wurde am 13 Februar eröffnet, und von dem deßfalls unterm 17 Junius zum Vicekönig von Norwegen ernannten Kronprinzen Oscar am 27 Auguſt geſchloſſen. Es kam darin zu keinem wichtigen Reſultate, und man tauſchte nur wechſelſeitige Propoſitionen aus, die von Seite des Storthings eine größere Nationalunabhängigkeit von Schwe-

den (einen eigenen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, eine eigene Flagge ꝛc.) und von Seite des Königs eine Ausdehnung der Adminiſtrativgewalt (in Betreff des abſoluten Veto, der Sanction der Storthingsbeſchlüſſe wegen Naturaliſirung von Fremden, und der Theilnahme von Staatsräthen an den Storthing-Verhandlungen) bezweckten.

Im Ganzen bemerkte man ſowohl in Norwegen als Schweden eine tiefe Ruhe. Nach außen beobachtete König Karl Johann eine zarte Rückſicht für Rußland. Die Zeitſchrift Dagligt Allehanda wurde unterdrückt, weil ein Artikel gegen Rußland darin ſtand, und bald darauf wurde dem Redacteur der Zeitſchrift Afton-Tidning eine 9monatliche Gefängnißſtrafe aus gleicher Veranlaſſung zuerkannt. Auch hieß es, ruſſiſchen Schiffen ſeyen Vermeſſungen an der ſchwediſchen Küſte geſtattet worden, obgleich unlängſt den Schweden eine ähnliche Gunſt von Seite Rußlands verweigert worden. Am Schluſſe des Jahres brach eine offene Mißhelligkeit zwiſchen Schweden und Frankreich aus. Der ſchwediſche Geſandte, v. Löwenhjelm, erhielt eine zeitlang Befehl, nicht nach Paris zurückzukehren, und der franzöſiſche, Herr v. St. Simon, wurde von Stockholm abberufen. Es hieß, König Johann habe ſich bei Ludwig Philipp beſchwert, daß derſelbe auf dem Theater und in Carricaturen ſeine Verbündeten und auch ihn mißhandeln laſſe, Ludwig Philipp habe ihm aber eine ganze Kiſte mit Satyren und Carricaturen zugeſchickt, aus denen ſich Johann überzeugen konnte, daß die Franzoſen ihren eigenen König noch weit übler behandelten, als irgend einen fremden. Auch hieß es, Johann habe ſich beſchwert, daß Ludwig Philipp die Propaganda in Paris dulde, und Ludwig Philipp habe ſich

dieß von einer untergeordneten Macht, wie Schweden, um ſo weniger ſagen laſſen wollen, als er gerade ſeinen Triumph darein ſetzte, die Propaganda bekämpft und unterdrückt und dadurch die Duldung der auswärtigen Mächte erkauft zu haben. Endlich ſagte die Revue des deux mondes: „Man kennt jetzt die Urſache der Mißhelligkeiten, die zwiſchen Frankreich und dem Könige von Schweden eingetreten ſind. Die Politiker, beſonders die, welche mit König Karl Johann Umgang gehabt haben, konnten nicht glauben, daß die Abneigung, die er ſeit einiger Zeit gegen die franzöſiſche Regierung bewies, von einer ſo kleinlichen Urſache, wie die Aufführung eines Vaudeville's, worin er ſich beleidigt gefunden, herrühren ſollte. In Vorausſehung eines etwanigen Krieges mit England oder mit Frankreich, oder vielleicht mit beiden Mächten zugleich, hat Rußland ſich durch ſeinen Tractat mit der Türkei ſchon gegen die Einfahrt einer Flotte in das ſchwarze Meer geſichert. Man weiß jetzt, daß einer der Artikel dieſes Tractats den Ruſſen die Vertheidigung der Dardanellen anvertraut, und die Türken nöthigt, die Meerenge von Conſtantinopel den Kriegsſchiffen aller Mächte zu verſchließen. Kaiſer Nikolaus, der nun auf der Seite von Odeſſa und des ſüdlichen Rußlands ruhig war, wollte ſich in der Oſtſee gleiche Sicherheit verſchaffen, und ſich von jeder Beſorgniß wegen Kronſtadt und Petersburg befreien. Ueber die Meerenge des Sundes iſt aber Schweden Meiſter, gleichwie die Türkei über die Dardanellen Meiſter iſt, und man mußte um jeden Preis die eine Hand auf König Karl Johann legen, während man die andere über Mahmud ausſtreckte. Man verſichert, daß ein zwiſchen Schweden und Rußland unterzeichneter Tractat den Bund bekräftigt und erneuert, der zwiſchen dieſen beiden Mächten beſtand, und daß eine der

erſten

erſten Bedingungen dieſes Vertrags die iſt, daß die freundſchaftlichen Verhältniſſe, die vor und ſeit dem weſtphäliſchen Frieden Schweden mit Frankreich verbanden, abgebrochen würden.“

2.

Dänemark.

Am 15 März feierte König Frederik IV das 25jährige Jubiläum ſeiner Regierung. Indeß ging es mit den eingeleiteten Reformen äußerſt langſam. Die Verhandlungen der Notabeln oder erfahrnen Männer blieben geheim; die Grundverfaſſung und landſtändiſche Organiſation für die Herzogthümer Holſtein und Schleswig ſoll zwar am 2 Novbr. fertig geworden, aber deren Bekanntmachung ausgeſetzt worden ſeyn, bis auch die für Dänemark ſelbſt zu Stande käme. Eben ſo ließen die Geſetze über ein Oberappellationsgericht, über ein Strafgeſetzbuch, über Abſchaffung der Zollprivilegien in den Herzogthümern auf ſich warten. Die Allg. Zeitung enthielt folgende gute hiſtoriſche Ueberſicht über den Gang der däniſchen Regierung ſeit Bernſtorf: „Der charakterfeſte Bernſtorf, der talentvolle Schimmelmann und der edle Reventlow, unterſtützt von einer Menge begabter Mitarbeiter, unter denen wir hier nur den Herzog von Auguſtenburg und die beiden Colbjörnſen nennen wollen, ſuchten mit Umſicht und Beharrlichkeit das von Struenſee begonnene Werk auszuführen. Eine Reihe energiſcher Geſetze ordnete alle Zweige des Landweſens, die Aufhebung der Gemeinſchaften, die Ablöſung der Zehnten und Frohndienſte, die Abſchaffung der Leibeigenſchaft und des Sklavenhandels, die Gerichtsverfaſſung, das Univerſitäts- und Schul-

weſen; kurz, in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts vollbrachte eine aufgeklärte und freiſinnige Regierung ohne gewaltſame Umwälzung im Weſentlichen das, was anderswo erſt durch blutige Kämpfe oder durch ſpäte Nachahmung erreicht wurde, während im Volke eine geiſtige Regſamkeit entſtand, und die glücklichen Handelsconjuncturen einen Reichthum und ein Wohlleben erzeugten, wie Dänemark ſie weder vor noch nach der Zeit gekannt. So lächelte mit dem neuen Jahrhunderte dieſem Ländchen eine Zukunft voll Glück und Größe entgegen. Indeſſen trat in der wohlthätigen Reform im Innern ein langer Stillſtand ein. Durch Cabinetsordern und Adjutanten konnte der nach und nach ausſterbende Kreis vortrefflicher Männer, die, von den Umſtänden begünſtigt, Dänemark einen höhern Aufſchwung gegeben hatten, nicht erſetzt werden, und wenn auch das rühmenswerthe Staatsminiſterium, an deſſen Spitze Graf Godske Moltke trat, dem Rückſchreiten endlich Einhalt that, ſo war es ihm doch nicht gegeben, wieder ein Vorſchreiten an deſſen Stelle zu ſetzen, und die aufſchießende Bureaukratie mit dem Hauche des Lebens zu durchdringen. Eine ähnliche Wendung nahm es mit Dänemarks auswärtiger Politik. Die Krone von Schweden ward verſcherzt, und ſpäter ſogar das durch Jahrhunderte mit Dänemark verſchmolzene Norwegen verſchleudert. So waren neue politiſche Scheidungslinien gezogen zwiſchen dieſen drei ſtammverwandten, durch gleiche Sprache, gleiche Sitten und gleiche Geſetze, ſo wie durch die Gegenſeitigkeit ihrer Erzeugniſſe und Bedürfniſſe ſonſt ſo eng verbundenen Brudervölker. Dänemark war iſolirt. Seine Armee hielt Luſtlager im Holſteiniſchen, während die bloßgeſtellte Hauptſtadt durch fremdes Unrecht und eigene Kurzſichtigkeit in einen Aſchenhaufen ver-

wandelt wurde. Zu den Wunden, die der lange Krieg dem Wohlstand und der Moralität schlug, kam zuletzt der Staatsbankrott. Wenn die öffentlichen Leiden 1806 Preußen, und 1809 Schweden zu gedoppelter Energie erweckten, so trat dagegen in Dänemark eine Art Stillleben ein, in das die Traumbilder der Vorzeit blickten. Als ein politisch-wichtiges Wahrzeichen müssen wir hier daran erinnern, mit welchem Ungestüm das Volk sich in dieser Zeit, mit Oehlenschläger, Grundwig und allen ihren Nachahmern, den Sagen und Liedern des alten Nordens zuwendete, oder um die Gegenwart zu vergessen, sich selbst einem Rausch hingab. Aber das Leben behauptet sein Recht selbst über die schönsten Träume, und in dem Augenblick, wo diese allmählich erbleichen, tritt jenes in verjüngter Erscheinung hervor. Durch die jedem Volke inne wohnende vegetative Kraft waren Dänemarks Wunden nach und nach vernarbt; bei dem genügsamen, anspruchlosen Charakter des zur Fröhlichkeit leicht gestimmten Volks verbreitete sich ziemlich allgemein eine gewisse Zufriedenheit, und wenn die Regierung auch nicht Kraft genug besaß, alle Hemmungen zu überwinden, so besaß sie doch nationale Gutmüthigkeit genug, um jede kränkende Verletzung zu vermeiden. Größere Bewegung und Rührigkeit zeigte sich seit den letzten drei Jahren." Nun folgen die Bemühungen Lornsens, auf dem Wege der Petition Reformen zu bewirken, und die Einberufung der erfahrnen Männer, deren Leistungen noch zu erwarten sind.

X.

Die Schweiz.

Alle gesetzgebenden Räthe der Schweizerkantone waren zu Anfang des Jahres 1833 beschäftigt, den am 15 Decbr. 1832 von der Tagsatzungscommission verfaßten Entwurf einer neuen Bundesverfassung für die gesammte Eidgenossenschaft zu berathen und ihren Gesandten für die nächste Tagsatzung deßfalls Instructionen zu ertheilen. Die Meinungen waren unendlich verschieden. Die Radicalen, die Unitarier mißbilligten den Entwurf, weil er zu wenig Einheit gewährte, die Aristokraten mißbilligten ihn, weil er gleichwohl die alte Sonderung bedrohte, und selbst die Gemäßigten, deren Werk er war, konnten nicht darüber einig werden, weil ihr Juste-Milieu hier mehr, dort weniger nachgeben mußte, je nachdem sie es mit einer stärkern oder schwächern Opposition in ihren Kantonen zu thun hatten, und weil überhaupt, sobald man keine entschiedene Einheit wollte, sobald man (wie der Entwurf that) das Princip der Sonderung noch großentheils beibehielt, die entgegengesetztesten Ansprüche sich geltend machten. Ein Mann des Juste-Milieu schilderte die Parteien zu Anfang des Februar also: „Die Stellung der Parteien in der Schweiz bei Berathung des neuen Bundesentwurfes ist nun ungefähr diese:

Die Partei der Bewegung oder die sogenannten Radicalen befriedigt der Entwurf nicht. Der an dessen Spitze gestellte Grundsatz der Kantonalsouverainetät mit den daraus herfließenden Folgen, dem gleichen Stimmrechte der Kantone, der Beibehaltung der Instructionen oder doch der Standesratificationen für alle wichtigern Tagsatzungsgeschäfte, der theilweisen Kantonalisirung des Militairwesens u. s. f., ist in ihren Augen eine Todsünde der sogenannten Liberalen. Sie wollen nur von Einem souverainen Schweizervolke wissen; die Kantone sind ihnen untergeordnete Corporationen, ausgestattet mit gewissen Wahl- und Verwaltungsrechten, gewissermaßen durch Concession des Souverains. Daher das Begehren eines eidgenössischen Verfassungsrathes, eines dem Maßstabe der Bevölkerung sich nähernden Repräsentationsverhältnisses, einer von den Kantonen völlig unabhängigen Tagsatzung u. s. f. — Was wollen denn aber eigentlich diese Leute? Man muß wohl zweierlei unterscheiden. Die Einen geben sich bloß einem dunkeln Gefühle hin; die Andern handeln mit Bewußtseyn, obwohl ohne tiefere Einsicht. Jenen schwebt in ihrer Gemüthlichkeit das Bild eines kräftigern, ehrenvollern Auftretens der Schweiz unter den europäischen Staaten vor; sie sehen nicht ein, daß die Neutralität der Schweiz der einzig gedenkbare Vereinigungspunkt unserer Interessen ist, daß von dem Augenblick an, wo wir aus dieser passiven Stellung herausträten, die Differenz der eigenen Interessen uns auseinander risse. Ueberhaupt wissen sie selbst nicht, was sie wollen; fühlt man ihnen den Puls, so verstummen sie. Nicht so die Andern. Diese sind es vornehmlich, welche die Revolution gemacht haben. Die Freiheit war der Aushängeschild; es war aber mehr um die Gleichheit zu thun. Die materiellen

Vortheile der Verwaltung ſollten denen, welche ſie bis dahin vorzugsweiſe, beinahe ausſchließlich inne hatten, entzogen und zum Gemeingute Aller gemacht, die öffentlichen Laſten anders vertheilt werden. Dieſer Zweck iſt nun erreicht. Aber manche Intereſſen ſind dabei tief verletzt worden. Daher die ſtete Beſorgniß einer Reaction. Pacta tueri, iſt nun die Aufgabe. Die Einheit im oben bezeichneten Sinne ſcheint dazu das ſicherſte Mittel. Man brächte dadurch die rechten Männer an die Spitze der Schweiz. Die Herrſchaft, die jetzt durch die Vereine nur theilweiſe und ohne gehörigen Zuſammenhang ausgeübt wird, würde dann durch die Tagſatzung dauernd begründet. Die neuen Intereſſen wären gegen jeden Rückſchritt unwiderruflich geſichert. Mag auch die Freiheit darunter leiden; um dieſe iſt es gegenwärtig nicht mehr zu thun. Vielleicht gäbe man noch Größeres Preis, wenn der Nothfall einträte. Niemanden, der die Vergangenheit kennt, kann dieſe Wendung der Dinge befremden; es iſt die Geſchichte aller Revolutionen. Indeſſen wird die große Mehrzahl der Radicalen dennoch den neuen Bund annehmen. Die Verwerfung könnte innere Zerrüttung, vielleicht auswärtige Einmiſchung herbeiführen; ſie wollen aber weder das Eine noch das Andere. Sie tröſten ſich damit, daß es ſich um einen bloßen Uebergangszuſtand handle; vielleicht ſchon nach ſechs, längſtens nach zwölf Jahren hoffen ſie dem Ziel ihrer Wünſche um ein Bedeutendes näher zu kommen. Nur die entſchiedenſten und conſequenteſten unter ihnen, wie Trorler, beharren auf der Verwerfung. So die Radicalen. Ihnen gegenüber ſteht die Partei des Widerſtandes, die ſogenannten Ariſtokraten. Auch bei ihnen kann man zwei Schattirungen unterſcheiden. Die Einen träumen immer noch von einer Rückkehr zur frühern Ordnung der Dinge, ſey

es durch Reaction, durch auswärtige Dazwischenkunft oder, Gott weiß, auf welchem Wege. Diese Partei sieht mit dem Bunde von 1815 eine Hauptstütze ihrer Hoffnungen untergehen. Die beinahe unbeschränkte Souverainetät, die derselbe den Kantonen zusicherte, setzte diejenigen aus ihnen, die der Umschwung der Dinge noch nicht ergriffen, in den Stand, eine beharrliche Opposition gegen die neue Ordnung zu bilden; im neuen Bunde wird dieß weniger der Fall seyn, und so wird es auch der Reaction an einem Stützpunkte fehlen. Die Andern wollen keine Reaction, und wünschen aufrichtig einen bessern Bund. Aber was die Radicalen hoffen, das fürchten sie: der neue Bund sey ein bloßer Uebergang zur Einheit; er enthalte eine so starke Beimischung centraler Elemente, daß diese in Kurzem das Föderativprincip überwältigen dürften. Besonders fürchten sie den permanenten Bundesrath. Mit den Erstern vereinigt, werden sie eine starke Opposition gegen den Entwurf bilden, und vorzüglich die schwache Seite desselben, den financiellen Theil, zu benutzen suchen, um die Grundlagen des Entwurfes zu beseitigen. Zwischen diesen beiden Hauptparteien steht die dritte, die Partei des Fortschrittes, oder die sogenannten Liberalen, verbunden mit der richtigen Mitte oder den sogenannten Doctrinairs. In den einen Kantonen haben jene, in den andern diese das Uebergewicht. Sie wollen einen Bund auf die Grundlage des Entwurfes, mit mehr oder weniger Abänderungen. Weit entfernt, an die Unveränderlichkeit irgend einer menschlichen Einrichtung zu glauben, gedenken sie doch einen Zustand einzuführen, dessen Grundlagen nicht so leicht wieder angetastet werden sollten. Auf festen Grund, nicht auf Flugsand wollen sie bauen. Sie wissen wohl, daß durch Aufhebung der Souverainetät der Kantone, durch Ver-

wiſchung ihrer Eigenthümlichkeiten, die Schweiz ſelbſt denationaliſirt würde. Wollte man uns ſchlechterdings verbieten, Urner, Graubündtner, Genfer, Waadtländer, Teſſiner zu ſeyn, würden wir deſto eher Schweizer oder Helvetier? Gewiß nicht, eher noch Deutſche, Franzoſen, Italiener.“ Dieß iſt eine große Wahrheit, die dem Verfaſſer aber nur gleichſam wider Willen entſchlüpft, denn er fügt hinzu: „Nach und nach werden ſich freilich auch dieſe ſo ſcharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten abſchleifen ꝛc.“ Nein, niemals wird der deutſche, franzöſiſche und italieniſche Schweizer zu Einer Nation zuſammenſchmelzen, und ganz vergeblich iſt die Bemühung, die politiſche Einheit in eine volksthümliche umwandeln zu wollen. Die Schweiz iſt durch den Zerfall des deutſchen Reichs unabhängig geworden; dieſe Unabhängigkeit iſt bei dem Conflict der europäiſchen Politik für ſie heilſam geweſen und durch große Heldenkämpfe geheiligt worden; dieſe Kämpfe und die geographiſche Lage haben neben der Unabhängigkeit auch immer mehr das Bedürfniß der politiſchen Einheit geltend gemacht; aber nach dem Johannes Müllerſchen Recept, aus drei grundverſchiedenen Völkern ein viertes neues zu machen, iſt eine reine Unmöglichkeit. Der deutſche Schweizer bleibt ewig ein Deutſcher, wenn auch durch ein eigenthümliches politiſches Bedürfniß mit andern nicht deutſchen Stämmen zu einem beſondern Staate verbunden; und ſo auch der franzöſiſche, ſo der italieniſche Schweizer.

Der ariſtokratiſche Sarner Bund (Schwyz, Uri, Unterwalden, Baſel und Neufchatel) eröffnete eine abgeſonderte Conferenz zu Schwyz, den 30 Januar, um ſich über energiſche Maßregeln gegen jede Veränderung der ſeit 1815 beſtehenden ſchweizeriſchen Bundesverfaſſung zu berathſchlagen.

„Das Volk von Uri iſt von der Geiſtlichkeit ſo bearbeitet worden, daß an der den 3 d. M. gehaltenen Landsgemeinde die Gemäßigtern, deren es unter den Angeſehenſten mehrere gibt, es gar nicht wagen durften, ſich zu äußern, aus Beſorgniß von der gereizten Menge mißhandelt zu werden. „So wahr ich ein freier Urner bin,“ rief der Landsſäckelmeiſter Schmid aus, „will ich eher auf dieſem Steine ſterben, als daß ich meine Hand mit dieſem Bunde des Fluches beflecke!“ und als die Frage ins Mehr geſetzt wurde: „ob man am jetzigen Bunde feſthalten, vom neuen Bunde in alle Zukunft nichts wiſſen wolle,“ erhoben ſich die 2000 Hände wie Eine Hand. So überall in den drei Ländern. Zu Baſel und Neuenburg hingegen gilt der Widerſtand nicht ſo faſt dem Bunde ſelbſt, als derjenigen Partei, von der man annimmt, daß ſie durch denſelben zur Herrſchaft gelangen werde. Allein gerade dieſe Abſonderung iſt das Mittel, ihr den Weg zur Herrſchaft zu bahnen; blieben alle 22 Stände vereinigt, ſo erreichte die Partei ihren Zweck nicht. Die Extreme arbeiten einander ſtets in die Hand. Zug, Appenzell, Teſſin und Wallis erſcheinen zwar auf der Tagſatzung, wollen aber an der Berathung über den Bundesentwurf keinen Theil nehmen. Im dreifachen Landrathe von Zug wurde dieß mit einer an Einmuth gränzenden Mehrheit beſchloſſen; im Landrathe von Wallis mit 32 gegen 21 Stimmen. Gerade ſo viel betragen die Stimmen des Biſchofs und der ſieben obern Zehnten, gegenüber denen der ſechs untern Zehnten. Dem Bundesentwurf im Ganzen günſtig ſind Zürich, Bern, Luzern, Schaffhauſen, Freiburg, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Waadt, Genf, Glarus und Graubündten.“ Aber auch dieſe geneigten Kantone verlangten ſehr verſchiedene Modificationen

des Entwurfes, und machten dieſelben zum Theil zu unerläßlichen Bedingungen der Annahme.

Am 11 März trat die Tagſatzung in Zürich außerordentlicher Weiſe zuſammen, um den Bundesentwurf zu berathen. Die fünf Sarner Verbündeten blieben aus, und Wallis ſchickte ſeinen Geſandten weder nach Schwyz, noch nach Zürich. Die Sarner aber proteſtirten in einer Zuſchrift an die Tagſatzung förmlich gegen jede Bundesänderung als gegen einen Eidbruch und Verletzung der 1815 beſchwornen Verfaſſung, wobei ſie alle ihre Beſchwerden gegen die der liberalen Partei bereits von der Tagſatzung gemachten Conceſſionen wiederholten. Man antwortete dieſen Abgeneigten durch eine Einladung, die Tagſatzung zu beſuchen, der ſie aber keine Folge leiſteten. Hierauf eröffneten die anweſenden Geſandten ihre Inſtructionen, und es zeigte ſich bald, daß bei ſo ganz verſchiedenen Anſichten ſchwerlich ein Uebereinkommen werde können getroffen werden. Trotz alles Haſſes gegen die alte Ariſtokratie und gegen den Sarner Bund, trat doch auch in den liberaleren Kantonen die Liebe zur alten Bequemlichkeit in weit höherem Grade hervor, als man erwartet hatte; endlich wollte auch der am meiſten auf Einheit dringende Kanton ſeine Souverainetät nicht eher aufopfern, bevor er wußte, um welchen Preis. So eröffnete z. B. der Geſandte von Freiburg: „Wenn ſein Stand zu einer Reviſionsarbeit, welche der Geſammtheit größere Kraft verleihe, mitzuwirken bereit ſey, ſo werde er doch nur ſo weit dazu Hand bieten, als ſolches nicht auf Unkoſten der Souverainetät und Unabhängigkeit der Kantone geſchehe. Den Bundesbehörden wolle Freiburg nur ſo viel Gewalt einräumen, als die gemeinſame Wohlfahrt erheiſche, nicht aber ein ſolches Maß von pe-

cuniären und militairiſchen Kräften in ihre Hand legen, daß dadurch die Selbſtſtändigkeit der Kantone gefährdet werden könnte. Dieß ſey die Geſinnung, wie des großen Raths, ſo auch des ganzen freiburgiſchen Volkes. Es gebe in der Schweiz, man könne es ſich nicht verhehlen, eine Partei, welche auf den Trümmern des Föderativſyſtems eine Einheitsregierung errichten möchte. Die ſeit zwei Tagen eingegangenen Bittſchriften ſeyen hiefür ein ſprechender Beweis. Aber weder heute noch jemals werde Freiburg zu ſolchen Hand bieten." Weiter der Geſandte von Schaffhauſen: „Nur über fünf Artikel des Entwurfes habe ſein Stand Bemerkungen zu machen, die größtentheils nur mehr Deutlichkeit bezwecken. Dabei hege er aber die beſtimmte Erwartung, daß die übrigen Stände gleiche Geneigtheit zeigen, ſich an den Entwurf anzuſchließen. Wo nicht, ſo behalte ſich Schaffhauſen abermalige Prüfung und ſeine volle Convenienz vor." Der Geſandte von Graubündten: „Das Hirtenvolk ſeines Kantons, zufrieden mit dem Beſtehenden, empfinde das Bedürfniß einer Bundesreviſion nicht; nur aus Deferenz gegen die Mitſtände habe Graubündten dem Reviſionsbeſchluſſe beigepflichtet. Auch an der weitern Berathung werde es Theil nehmen, jedoch in der beſtimmten Erwartung, daß der dermalige Bund ſo lange als in Kraft beſtehend betrachtet werde, als nicht ſämmtliche 22 Stände dem neuen Bunde beigetreten ſeyen. Bis dieſes Ziel erreicht worden, behalte ſich Graubündten vor, ſeine Inſtructionen zu mindern und zu mehren." Der Geſandte von Waadt: „Sein Stand pflichte den Grundprincipien des Entwurfes bei, ſtehe aber auch in der beſtimmten Anſicht, daß, ſo lange der neue Bund nicht von allen Kantonen angenommen worden, der beſtehende Bund in allen Theilen treu und gewiſſenhaft zu handhaben ſey."

Die Arbeiten der Tagsatzung wurden durch die am 9 April erfolgte Ankunft einiger hundert flüchtigen Polen aus Frankreich gestört, da dieselben großes Aufsehen machten, und nicht nur ihre Verpflegung, sondern auch die diplomatischen Protestationen gegen ihren Aufenthalt in der Schweiz viel zu thun gaben. Man sehe unter dem Capitel Polen das Nähere.

Am 11 April brach ein kleiner Aufstand in Wallis aus. Die Liberalen, die sich dort versammelten, um über die Mittel zu berathen, wie ihr Kanton sich der Tagsatzung anschließen könne, wurden von der durch Mönche aufgeregten Gegenpartei überfallen und mißhandelt. Die letztere Partei beabsichtigte sogar eine Trennung von der Eidgenossenschaft; aber Frankreich, welches besorgte, daß alsdann die wichtige Simplonstraße ganz unter österreichische Obhut kommen würde, protestirte dagegen.

Am 29 April wurde die neue Universität Zürich eröffnet. Sie sollte eine schweizerische Centralanstalt seyn, und die Einheit indirect fördern helfen; aber ihr Horoskop stand nicht günstig. Der deutsche Bund untersagte allen seinen Unterthanen den Besuch dieser neuen Universität, und belegte sie mit dem politischen Interdict. In der Schweiz rivalisirte nicht nur Basel als ältere Universität mit Zürich, sondern auch Bern machte Zürich den Vorrang streitig und dachte auf eine eigene Universität. Endlich bildete sich in Zürich selbst eine Opposition gegen die Universität, sofern die gestürzte Aristokratie den Seebauern begreiflich zu machen bemüht war, daß sie die großen Kosten der Universität bestreiten müßten, ohne einen Vortheil davon zu haben. Die Einrichtung dieser neuen Universität kann man als eine Probe des schweizerischen Gemeingeistes betrachten, aber er hat die Probe nicht bestanden.

Die Tagsatzung arbeitete inzwischen an der Reviſion des Bundesentwurfs fort, und ſuchte alle Meinungen möglichſt in einer richtigen Mitte zu vereinigen. Die wichtigſten Beſtimmungen, worin der neue Entwurf von dem frühern abweicht, ſind folgende. In Art. 6 wird für Kantonalverfaſſungen als Bedingung der zu ertheilenden Gewährleiſtung des Bundes aufgeſtellt: „daß ſie dem Grundſatze der Gleichheit vor dem Geſetze huldigen, und die Ausübung der politiſchen Rechte nach repräſentativen oder demokratiſchen Formen ſichern, ſo daß einerſeits die Unterthanenverhältniſſe jeder Art zwiſchen einzelnen Theilen des Kantons unterſagt, andrerſeits alle Staatsbürger, welche die durch das Geſetz vorgeſchriebenen Bedingungen erfüllen, die politiſchen Rechte auszuüben befugt ſeyen, und dieſe Ausübung nie zu einer unabänderlichen Ortsberechtigung oder zu einem Vorrechte der Geburt von Perſonen oder Familien werden könne.“ Ueber die Art, wie die Tagſatzung die ihr übertragenen Geſchäfte, gegenüber den Kantonen, behandelt, wird Folgendes feſtgeſetzt: „Die Geſchäfte der Tagſatzung zerfallen in Bezug auf die Berathung und Abſtimmung in drei Abtheilungen: a) die erſte Abtheilung begreift ſolche Geſchäfte, für welche die Kantone Inſtructionen ertheilen; b) die zweite Abtheilung diejenigen, welche ohne Inſtructionen berathen werden, und worüber die Tagſatzung von ſich aus erledigende Beſchlüſſe faßt; c) die dritte Abtheilung ſolche, worüber zwar ohne Inſtructionen berathen, aber bloß mit Vorbehalt der Genehmigung der Kantone verfügt wird. In die erſte Abtheilung gehören: a) Bündniſſe und Staatsverträge mit dem Auslande; b) Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſe; c) Anerkennung auswärtiger Staaten und Regierungen; d) Aufſtellung des Bundesheeres oder eines Theils deſſelben, und

alle zur Sicherung der Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft erforderlichen Maßnahmen; e) bewaffnetes Einschreiten ohne Begehren des betreffenden Kantons, wenn nicht der im Art. 82, a. vorgesehene Fall (nämlich Veranstaltung eines Truppenaufgebotes durch den Bundesrath) eingetreten ist; f) Nachlaß von Interventionskosten, wo ein solcher zulässig ist; g) Entscheid von Competenzstreitigkeiten, sowohl zwischen den verschiedenen Bundesbehörden, als zwischen einzelnen Bundesbehörden und Kantonen; h) Auslegung einzelner Artikel der Bundesurkunde; i) Bestimmung und Revision der Mannschafts- und Geldcontingente; k) Revision der Bundesurkunde; l) Errichtung oder Aufhebung bleibender Bundesbeamtungen im Innern; m) Allfällige Erhöhung der schweizerischen Gränzgebühren; n) Entscheid von Beschwerden über Veränderung gewährleisteter Verfassungen auf anderm als auf dem gesetzlichen Wege. Zur zweiten Abtheilung werden gerechnet: a) die in Anwendung bestehender Bundesgesetze erforderlichen speciellen Verfügungen, welche durch jene Gesetze der Tagsatzung ausdrücklich vorbehalten sind; b) Aufstellung des Bundesheeres oder eines Theils desselben und alle zur Sicherung der Unabhängigkeit und Neutralität der Eidgenossenschaft erforderlichen Maßnahmen, wenn im Falle plötzlicher Gefahr von außen die Dringlichkeit von Seite der Tagsatzung erklärt worden ist; c) Ueberweisung an das Bundesgericht von Streitigkeiten zwischen dem Bundesrath und einem Kanton; d) eidgenössisches Einschreiten auf Begehren des betreffenden Kantons, so wie alle Maßnahmen, die als Folge eines ohne ein solches Begehren durch die Tagsatzung beschlossenen Einschreitens nothwendig werden könnten; e) Gutheißung der Verträge, welche die Kantone unter sich oder mit dem Auslande abgeschlossen haben;

f) Bestimmung des jährlichen Budgets; in dasselbe dürfen nur solche Ausgaben aufgenommen werden, welche sich entweder auf Bundesgesetze oder besondere Beschlüsse der Tagsatzung gründen; g) Untersuchung und Passation der Bundesrechnungen und alle damit verbundenen Verfügungen; h) Bestimmung der Gehalte aller nicht durch die Bundesurkunde oder durch Bundesgesetze aufgestellten Beamten und Bediensteten; i) alle Wahlen, die der Tagsatzung zustehen; k) Schlußnahmen, um Bundesbeamte in Anklagestand zu versetzen; l) Ausübung des Begnadigungsrechts in den durch die Bundesurkunde vorgesehenen Fällen; m) Behandlung der an die Tagsatzung gerichteten Bittschriften, nach Anleitung eines hierfür festzusetzenden Reglements. In die dritte Abtheilung gehören: a) Gewährleistung der Kantonsverfassungen; b) die zu Ausführung der Bundesurkunde erforderlichen Bundesgesetze, ihre Auslegung, Abänderung und Aufhebung; c) Errichtung und Aufhebung diplomatischer Agentschaften im Auslande; d) Bewilligung außerordentlicher Credite; e) Bestimmung der Gehalte aller durch die Bundesurkunde oder durch Bundesgesetze aufgestellten Beamten; f) alle übrigen weder in der ersten noch in der zweiten Abtheilung begriffenen Geschäfte." Für Bündnisse und Staatsverträge politischen Inhalts mit dem Auslande, für Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, endlich für Auslegung einzelner Artikel der Bundesurkunde wird eine Mehrheit von zwei Dritteln der Kantonsstimmen erfordert. Für die Anbahnung der Geschäfte in der Tagsatzung üben nur die Kantone und der Bundesrath das Vorschlagsrecht aus. Den Bundesrath betreffend, sind folgende Bestimmungen bemerkenswerth: „Die Amtsdauer des Landammanns und der Bundesräthe ist auf vier Jahre, deren Amtsantritt auf den 1 Weinmonat angesetzt. Nach Erfüllung

einer vollen Amtsdauer iſt der abtretende Landammann in dieſer Eigenſchaft für die nächſten vier Jahre nicht wieder wählbar. Die Bundesräthe werden je zu zwei Jahren zur Hälfte erneuert. Für die erſte Erneuerungswahl treten die zwei zuletzt ernannten aus. Die austretenden Bundesräthe ſind ſtets wieder wählbar. Die Geſchäfte des Bundesraths zerfallen in vier Departemente: diejenigen des Aeußern, des Innern, des Militairs und der Finanzen. Dieſe Eintheilung hat einzig zum Zweck, die Prüfung und Ausfertigung der Geſchäfte zu erleichtern. Der jeweilige Entſcheid geht von dem Bundesrathe als Behörde aus. Bleibende eidgenöſſiſche Commiſſionen (mit Ausnahme der Linthpolizeicommiſſion, die jedoch unmittelbar dem Bundesrathe untergeordnet iſt) hören auf; indeſſen iſt der Bundesrath befugt, für einzelne Fälle Sachkundige beizuziehen. Die Mitglieder des Bundesraths dürfen vom Auslande weder Penſionen oder Gehalte, noch Titel, Geſchenke oder Orden annehmen. Sind ſie bereits im Beſitze von Penſionen, Titeln oder Orden, ſo haben ſie für ihre Amtsdauer auf den Genuß der Penſionen und auf das Tragen der Titel und Orden zu verzichten.“ Die frühere Beſtimmung, nach welcher bei Streitigkeiten unter den Kantonen der bundesgerichtlichen Behandlung ein Vermittlungsverſuch vorangehen ſollte, iſt weggefallen. Der Artikel über die Strafcompetenz des Bundesgerichts lautet: „Das Bundesgericht urtheilt als Criminalgericht: a) in Fällen, wo die Tagſatzung Mitglieder des Bundesraths oder andere eidgenöſſiſche Beamte in Anklageſtand verſetzt; b) über Fälle von Hochverrath gegen die Eidgenoſſenſchaft, von Aufruhr und Gewaltthat gegen die Bundesbehörden; c) über Verbrechen gegen das Völkerrecht; d) über Verbrechen von Militairperſonen im Falle von Aufſtellung eidgenöſſiſcher Truppen, inſofern

als

als die Beurtheilung ſolcher Verbrechen durch das künftige Strafgeſetzbuch für das Bundesheer dem Bundesgerichte ausdrücklich wird übertragen worden ſeyn; e) über politiſche Verbrechen, die Urſache oder Folge derjenigen Unruhen ſind, durch welche das eidgenöſſiſche Einſchreiten veranlaßt worden iſt, inſofern nämlich die jener Verbrechen beklagten Individuen die Ueberweiſung an das Bundesgericht verlangen. In dieſem Falle wird das Gericht die Strafgeſetze des Kantons anwenden, wo die Verbrechen verübt worden ſind. Der Tagſatzung ſteht das Recht zu, hinſichtlich aller jener Verbrechen eine Amneſtie Namens der Eidgenoſſenſchaft auszuſprechen. Iſt indeſſen die Amneſtie eidgenöſſiſcherſeits nicht erfolgt, ſo haben die Behörden des Kantons, wo die Verbrechen verübt worden ſind, dennoch und unter allen Umſtänden das Recht, zu Gunſten der Urheber der erwähnten Verbrechen eine Amneſtie zu erlaſſen, und diejenigen unter ihnen zu begnadigen, welche vom Bundesgerichte verurtheilt worden ſind.“ Das mündliche und öffentliche Verfahren und das Recht freier Vertheidigung vor dem Bundesgerichte ſind gewährleiſtet. — Die Ausgleichung der materiellen Intereſſen bot aber noch weit größere Schwierigkeiten dar, als die der politiſchen Rechte, und man ſtritt beſonders über das Poſtweſen, die Zölle ꝛc. Im Junius wurde endlich der neue Entwurf fertig, und eine Anzahl Kantone beeilte ſich, ihn anzuerkennen, ſo Zürich, Bern, Solothurn, St. Gallen, Thurgau, Freiburg, Graubündten, Baſel-Landſchaft; Aarau und Glarus dagegen wollten erſt die Entſcheidung der übrigen Kantone abwarten, Waadt verlangte eine nochmalige Berathung und Modification des Entwurfs, Luzern verwarf ihn ganz, und ſo fehlte die gehörige Stimmenzahl, das ganze Reviſionswerk gerieth ins Stocken. In

Luzern wurde das Volk durch die Pfaffen gegen jede Neuerung entflammt, weil zufällig, nachdem man das Herumtragen einer geputzten Maria am Frohnleichnamstage zum erstenmale unterlassen hatte, eine Feuersbrunst ausgebrochen war, worin die Mönche eine sichtbare Strafe des Himmels zu sehen vorgaben.

Unter diesen Umständen trat am 1 Julius die ordentliche Tagsatzung zusammen. Graubündten machte den Vorschlag zu einer Vermittlungsconferenz, um den Sarner Bund mit der Tagsatzung auszusöhnen, aber sie kam nicht zu Stande, da die Parteien zu schroff gegen einander standen. Im Gegentheil sann der Sarner Bund, kühn gemacht durch Reaction im übrigen Europa und durch die Indifferenz des Volks und Entzweiung der schweizerischen Liberalen, wodurch das Revisionswerk vereitelt wurde, auf einen Staatsstreich. „Eine gewisse Theilnahmlosigkeit des Volkes bei politischen Fragen schien zu dem Glauben zu berechtigen, als sey jene Begeisterung, mit welcher vor drei Jahren die Sitze der Aristokratie umgestürzt wurden, ein ausgeschlafener Rausch. Inzwischen stellten die Ultrablätter diese Theilnahmlosigkeit größer dar, as sie wirklich war, und die Zögerungen und Schwächen der Tagsatzung trugen viel dazu bei, die Nation im Zustande einer totalen Erschlaffung erscheinen zu lassen. Unter diesen Umständen wuchs der Muth der Reactionspartei von Tag zu Tag. Immer kühner wurden die Aufforderungen des Waldstätter Boten und der Baseler Zeitung zum Umsturze der gegenwärtigen Ordnung der Dinge; die katholischen Geistlichen predigten von der Kanzel herab den Aufstand und fanatisirten das Volk. Die Verwerfung der neuen Bundesacte im Kanton Luzern kam hinzu. Jetzt schien der Moment gekommen, um

mit ſicherm Erfolge einen Schlag zu wagen. Die Sarner Conferenz entwarf den Plan. Plötzlich brach ein Heerhaufe aus dem alten Lande Schwyz, dem Sitze der Conferenz, hervor, und beſetzte feindlich den Flecken Küßnacht; zu gleicher Zeit überzog die Stadt Baſel die Landſchaft mit 1500 Mann. Von Schwyz aus ſollte der Aufruhr über die Kantone Luzern, Aargau und Bern, von Baſel aus über Solothurn und ebenfalls Aargau und Bern verbreitet werden. Allein als die Kunde von dem erſten Schritte der Reactionspartei erſcholl, da war es, als wenn ein elektriſcher Schlag das ſchweizeriſche Volk träfe. Eine wahrhafte Begeiſterung ſprach ſich aus. Ueberall bildeten ſich Freiſchaaren. Die ſonſt furchtſame Tagſatzung erhielt bei dem unerwarteten Aufſchwunge des Volks ebenfalls Muth und erließ einige energiſche Decrete.“

Ein ausführlicher Bericht ſagt: „Nun wähnte die Conferenz in Schwyz, der Zeitpunkt ſey gekommen, eine allgemeine Reaction einzuleiten, durch Untergrabung der neuen Verfaſſungen, von denen man glaubte, daß ſie nicht im Volke wurzelten, dem In- und Auslande zu zeigen, daß die Sarner Conferenz die wahre Eidgenoſſenſchaft darſtelle, und daß die Tagſatzung in Zürich eine unrechtmäßige, eine bundeswidrige Verſammlung ſey, als welche ſie die Sarner Conferenzſtände officiell mehr denn Einmal erklärt hatten. — Nur mußte man einen Anlaß haben, aufzutreten. Wenn man den Krieg will, findet ſich der Vorwand leicht. In dem getrennten Bezirke Küßnacht, im äußern Lande Schwyz, befreiten etwa 60 Anhänger des alten Landes einen in Unterſuchung gefänglich verhafteten Bürger. Die Anhänger des äußeren oder neuen Landes wollten es verhüten, und es erfolgte eine gewöhnliche Rauferei. Nun ſtand bereits Obriſt Abyberg, Mitglied der Regie-

rung des alten Landes, Mitglied der Sarner Conferenz, an der Gränze des Bezirks Küßnacht mit 600 wohlarmirten Leuten und zwei Kanonen, begleitet von bekannten Anhängern, einſt einflußreichen Männern aus andern Kantonen, und überzog den Flecken Küßnacht wider alles Recht und gegen die formellſte Verwahrung des Schultheißen Amrhyn, der von der Regierung von Luzern eiligſt dahin beordert war, gegen den Einmarſch im Namen der Eidgenoſſenſchaft zu proteſtiren. Mit Hohn erwiderte Obriſt Abyberg, er anerkenne die Tagſatzung nicht, beſchimpfte den Luzerniſchen Abgeordneten perſönlich, überließ Küßnacht einer Art von Plünderung, und ließ mehrere Beamtete, unter ihnen den Bezirkslandammann Stutzer, gefänglich nach Schwyz wegführen, ungeachtet er die Zuſicherung ertheilt hatte, die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums zu ſchützen. Dieſes geſchah am 30 und 31 Julius. Am 1 Auguſt beſchloß die Tagſatzung, dieſen gewaltſamen Landfriedensbruch zu ſtrafen; ſie ſtellte ſogleich im Gefühle, daß da weit ausſehendere Plane vorhanden waren, eine imponirende Armee von etwa 17,000 Mann auf. Wir ſagen im Gefühle, daß der Einfall in Küßnacht weit ausſehende Plane verrathe, weil dieſer feindliche Ueberfall gerade am Vorabend einer auf den 5 Auguſt nach Zürich zuſammenberufenen beſondern Conferenz, zu Beilegung der Anſtände von Schwyz und Baſel, geſchah. Auch Obriſt Abyberg rühmte ſich weit ausſehender Projecte, und prahlte bereits von Zuzügen aus Uri und Unterwalden. Die Regierung von Luzern beſorgte einen Ueberfall, und war für eine Abtheilung der eidgenöſſiſchen Kriegsgelder von mehr als einer Million Franken und für die Staatscaſſe, die ebenfalls eine halbe Million baares Geld enthielt, beſorgt; ſie bot ſogleich beide Bundescontingente, 3400 Mann, auf. Dieſen

zuvor ſtellten ſich noch 500 Freiwillige zum Schutze gegen einen Ueberfall von Küßnacht her der Regierung zu Dienſten. Indeſſen rückten die eidgenöſſiſchen Truppen vor. Abyberg ſah ſeine Plane vereitelt, und zog ſich zurück am gleichen Tage, als in Baſel früh Morgens um 4 Uhr der Ausfall mit 1500 Mann und 14 Kanonen auf die Landſchaft geſchah. Dieſer Ausfall hatte ſchon am Tage vorher, am 2 Auguſt, ſtattfinden ſollen; das Nichtbemerken eines brennenden Signals, welches Baſelſche Officiere im Reigoldswyler Thale anzünden ließen, verzögerte die Sache. Dieſes brennende Signal wurde hingegen auf der Landſchaft wohl bemerkt, und war ihre Rettung; denn nun rüſtete auch ſie ſich zur Vertheidigung gegen einen Ueberfall. Der Ausfall begann alſo am 3ten Morgens, und endete mit einer vollſtändigen Niederlage der Stadt Baſelſchen Truppen, die zwar muthig gekämpft, aber der Begeiſterung und Wuth der Landſchaft hatten weichen müſſen. Ueber 100 Todte und 200 Verwundete zählte die Stadt Baſel auf ihrer Seite, während die Landſchaft nicht mehr als 7 Todte und einige Verwundete hatte. Vergebens ſuchten nun die geſchlagenen Städter ihre Beſiegung dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Polen die Landſchafter angeführt, daß Polen ihre Artillerie bedient, daß Polen in Maſſe mitgefochten hätten. Wir können auf das beſtimmteſte verſichern, daß keine Polen die Artillerie der Landſchaft bedient, daß keine Polen ihre Truppen angeführt, und keine Polen in Maſſe mitgekämpft haben. Es iſt dieſes zuverläſſig unwahr und Verleumdung. Baſel-Landſchaft hat den Sieg allein errungen. Bloß ſieben Polen, welche die Landſchaft ſeit langem ernährt, haben als gemeine Soldaten im Landſturme mitgekämpft. Von Anführung durch Polen iſt keine Rede. Dieſe Verleumdung muß öffentlich widerlegt wer-

den, damit die Wahrheit rein und ungetrübt erscheine. Die Behörden von Stadt Basel, ohne vorher Schutz bei der Eidgenossenschaft nachzusuchen, ohne nur dem Vororte eine Anzeige zu machen, überfallen den Kanton Basel-Landschaft plötzlich mit 1500 Mann und 14 Kanonen, und beginnen den Kampf mit Anzündung des Dorfs Prattelen durch ihre besoldete Standescompagnie, welche mit Pechkränzen und Schwefelholz wohl versehen mordbrennerisch verfuhr. Prattelen ist nicht durch Granaten, sondern mit an Stangen emporgehobenen Pechkränzen angezündet worden. Somit hat Stadt Basel den Landfrieden gebrochen. Daß nicht die Landschaft den Stadttheil überfiel, beweis't schon der Umstand, daß von den vielen Todten auch kein Einziger auf dem Gebiete von Basel Stadt gefallen ist. In der Nähe von Prattelen und Liestal hat sich das Gefecht entsponnen und bei der Birs-Brücke hat es geendet. Ueber diese hinein haben die Landschafter den fliehenden Feind nicht einmal verfolgt.

Die in der Schweiz lebenden Polen bestätigten durch eine öffentliche Erklärung, daß nur ihrer 7 an dem Kampfe Theil gehabt hätten. Dagegen beschuldigten die Baseler Städter das Landvolk, daß es sie durch seine kleinen Angriffe gereizt habe. Sie berichteten: „Donnerstags wurde zuerst Diepflingen von den Liestalern angegriffen, und da dieser Angriff die Stadt noch nicht entschied, etwas vorzunehmen, wurde Tags darauf das Reigoldswylerthal angegriffen. Dringend baten die dortigen Officiere um Unterstützung. Unthätig zu bleiben schien jetzt gegen Ehre und Pflicht. Wie aber Hülfe bringen? Manche verkannten nicht das überaus Gefährliche eines directen Ausmarsches gegen Liestal; Manche riethen zu einer bloßen Demonstration, bis die Thäler wirklich im Kampfe seyn würden,

oder zur bloßen Beſetzung der nächſten Dörfer als Repreſſalie. Zuletzt wichen jedoch alle Bedenklichkeiten der Anſicht, man müſſe, es koſte was es wolle, den Angegriffenen zu Hülfe ziehen. Geſtern in der Frühe rückten demnach die ganze Garniſon (an 350 Mann), ein Theil des Bürgercontingents, ungefähr von gleicher Stärke, und ein drittes Corps, an 600 Mann ſtark, als Reſerve, nebſt 10 Kanonen, aus. Das letztere blieb unfern der Birs ſtehen; die beiden andern marſchirten über Muttenz und Prattelen gegen Lieſtal. Bis zum zweiten Dorfe fand ſich wenig oder kein Widerſtand; hier aber wurde, nachdem die weiße Fahne ſchon aufgeſteckt worden, aus allen Häuſern geſchoſſen, weßhalb mehrere von den Soldaten in Brand geſteckt wurden; darauf erfolgte nicht ohne Verluſt die Einnahme der Hüttenſchanze. Jetzt zeigte ſich aber die gefahrvolle Stellung, in die man gerathen war. Zahlreich erſchienen nun die Feinde und in Poſitionen, wo ſie kaum zu erreichen waren; an ihrer Spitze erkannte man eine Menge Polen. Von allen Seiten war man den Kugeln der in den Gebüſchen verſteckten Scharfſchützen ausgeſetzt. Noch drang unſre Schaar vorwärts; als aber ihr Anführer, Obriſt Burckhardt, ſelbſt ſchwer verwundet vom Pferde ſtürzte, blieb keine Wahl; der Rückzug mußte angetreten werden. Ich verſuche nicht das grauſenhafte Schauſpiel zu beſchreiben, das ſich nun ergab. Ich darf nur erinnern, daß der Weg durch die Hard, einen über eine halbe Stunde langen Wald, führte, der überall mit Schützen beſetzt war, und daß unſre Schaar bis dicht vor die Birs von dem nacheilenden Feinde verfolgt wurde. Es iſt kaum glaublich, was unſre Leute in wenigen Stunden ausgeſtanden, und welchen Muth ſie Anfangs bewieſen. Zuletzt artete aber der Rückzug doch in regelloſe Flucht aus; viele ent-

gingen dem Feinde nur, indem sie dem Rheine zueilten und sich in die Fluth warfen. Dennoch fielen nur wenige, außer einigen Wundärzten, in die Hände des Feindes, und nicht Eine Kanone, wiewohl mehrere der letztern fast alle Mannschaft verloren. Gegen drei Uhr kam der größte Theil der unglücklichen Schaar wieder in unsre Mauern zurück. Unser Verlust ist groß; an Todten und Verwundeten beträgt er wohl an 160 Mann, also nahe an ein Viertheil der Mannschaft, die ins Feuer gekommen; denn die Reserve blieb so viel als unthätig! Die ganze Stadt ist in die tiefste Trauer versetzt. Ein besonders schreckliches Loos traf die Gattin des Buchhändlers Wieland, die zugleich ihren Gatten, einen sehr achtbaren Mann und Vater von sechs unerzogenen Kindern, als Major, und ihren Bruder, den Cavallerieobristen Landerer, verlor. Alles beweint den unglückseligen Zug. An Vorwürfen aller Art über Anwendung und Ausführung fehlt es nicht. Vor allem ist aber wohl die Unternehmung an sich, und die Hauptursache derselben, die Verblendung, zu beklagen, in der leider ein großer Theil der Bürgerschaft stets befangen war."

Die Tagsatzung traf sogleich energische Maßregeln. Sie benutzte die Gelegenheit und günstige Stimmung des Volkes, um ihre Autorität zu befestigen, und sie mußte etwas thun, wenn sie nicht wollte, daß die liberalen Schutzvereine statt ihrer handelten. Hätte die gemäßigte Tagsatzungspartei gezaudert, so würden unfehlbar die Radicalen sich des Steuerruders in diesem Sturme bemächtigt haben. Die Tagsatzung verfügte sogleich die Besetzung von Schwyz und Basel durch eidgenössische Truppen, die am 11 August ohne Widerstand in Basel einrückten. Am 12ten löst sie die

Sarner Conferenz auf; am 17ten befahl sie definitiv die Trennung von Stadt und Landschaft Basel, am 19ten forderte sie den Kanton Neufchatel zur Milde gegen die politischen Verurtheilten oder Flüchtlinge auf, und ließ diesen Kanton fühlen, daß sie sich nicht länger von demselben werde höhnen lassen. Kurz, binnen acht Tagen war die so schwache Tagsatzung wie umgewandelt, und nahm eine Art von Schreckenssystem an. Dazu trug aber insbesondere die Energie des Dr. Schnell von Bern bei, der zu verstehen gab, daß Bern, auf die Schutzvereine sich stützend, noch mehr thun werde, wenn die Tagsatzung nicht genug thäte. Die Tagsatzung that nun genug, rettete aber die Ehre ihrer Selbstständigkeit dadurch, daß sie erklärte, sie werde auch Bern besetzen lassen, wenn Bern ihr Bedingungen vorschriebe und sich nicht unbedingt der Majorität unterwerfe.

Der Sarner Bund gehorchte, lös'te sich auf und schickte seine Gesandten zur Tagsatzung. Nur Neufchatel trotzte noch, und der große Rath daselbst beschloß am 28 August, den König von Preußen noch einmal dringend zu bitten, „die Verhältnisse Neuenburgs zur Eidgenossenschaft zu ändern," d. h. es von derselben zu trennen. Inzwischen erklärte die Tagsatzung am 3 Septbr., sie werde Neufchatel militairisch besetzen lassen, wenn dessen Gesandter nicht bis zum 11ten in ihrer Mitte erscheine. Er kam schon am 9ten, und so unterblieb die Occupation. Die Deputation von Neufchatel, die in Berlin das Trennungswerk betrieb, erhielt vom König eine ablehnende Antwort, am 6 October.

Die Beschuldigung, daß auch Basel (wie früher Wallis) auf Lostrennung von der Eidgenossenschaft gedacht und deßhalb sogar Schritte beim deutschen Bunde gethan habe, wurde von

den Betheiligten für eine Verleumdung erklärt. Die Stadt Basel unterwarf sich, gab sich eine neue ihrer bisherigen entsprechende Verfassung, und duldete, obwohl mit schwerem Herzen, daß Basel-Landschaft die Hälfte von allem Staatseigenthum an sich nahm. Obmann der dafür niedergesetzten eidgenössischen Commission war Dr. Keller von Zürich, der die strengste Scheidung vornahm und zuletzt auch das Universitätsgut theilte, weil dieses Gut, obgleich ursprünglich aus Privatstiftungen bestehend, doch früher schon als Staatseigenthum anerkannt worden war.

Schwyz handelte klüger, indem es eine Verfassung annahm, die zwar den einzelnen Bezirksgemeinden ziemlich freien Spielraum ließ, aber doch eine allgemeine Landsgemeinde, die künftig am Rothenthurm gehalten werden sollte, und somit die Einheit des Kantons beibehielt. Die erste Landsgemeinde wurde abgehalten am 13 October.

Am Schlusse des Jahres erregte eine Kirchenfrage in St. Gallen und Graubündten Aufsehn. Nach dem Tode des Bischofs löſ'te der große Rath von St. Gallen das Domcapitel auf und übernahm die Verwaltung des Kirchenguts kraft eines Beschlusses vom 28 October. Auch Chur folgte diesem Beispiel, doch in mildern Formen. Diese Maßregeln gehören mit zu der Reaction gegen die beim Sarner Bunde nicht unthätige Geistlichkeit.

Unzufrieden mit dem schlechten Resultate der Bundesrevision, machte Bern in den letzten Tagen des Jahres noch einmal den Vorschlag, unabhängig von der Tagsatzung einen eidgenössischen Verfassungsrath, eine besondere constituirende Versammlung zu wählen, aber nur Basel-Landschaft stimmte ihm bei, alle andern Kantone waren dagegen.

In diesem Jahre schloß die Schweiz einen Handelsvertrag mit Mexico. Der große Rath von Genf erklärte die Oeffentlichkeit seiner Sitzungen (21 Januar). Der Proceß der Berner Aristokratie dehnte sich in die Länge. Hauptmann Wytenbach entkam aus seinem Gefängnisse in der Stadt, gab sich unter dem Thore für den französischen Gesandten aus, der seinem Wagen vorausgehe, und wurde unter vielen Complimenten hinausgelassen.

Die Universität Zürich nahm hinsichtlich des Unterrichts einen soliden Anfang, so ungünstig ihr auch die äußere politische Constellation war. Der berühmte Naturforscher und Philosoph Oken, der dahin berufen und zum ersten Rector gewählt worden war, erklärte bei einem öffentlichen Feste im Herbste: „Als die Universität Bonn vor fünfzehn Jahren gegründet wurde, hatte sie außer ihrer wissenschaftlichen Bestimmung vorzüglich die Aufgabe, den Haß der Rheinländer gegen die preußische Regierung zu versöhnen. Die gebildete Jugend erkannte mit Dank die Freiheit, welche Preußen in den Wissenschaften gewährt, wurde zufrieden und verbreitete diese Zufriedenheit unter dem Volke. Dieses sind die Wohlthaten, welche die Universitäten den Regierungen erweisen. Unsre Universität kam unter Streit und Kampf zur Welt. Fast wollte man ihr kein Plätzchen zu ihrer Wirksamkeit gönnen. Allein kaum haben Lehrende und Lernende den ersten Curs ihres Geschäftes vollendet, so erkennt man in dem ruhigen, bloß auf die Wissenschaften gerichteten Gange der Universität ihr versöhnendes Bestreben, und bereits hat jede Feindseligkeit gegen dieselbe sich gelegt. Dagegen erhebt sich ein Sturm von außen gegen dieselbe. Wir können keinen Grund dazu finden. Glücklich möchten wir die Universität der deutschen Staaten nennen, auf

welcher ſo wenig fremdartige Beſtrebungen ſich verſpüren laſſen, wie auf der unſrigen! Fragen dürfen wir jedes Rectorat, ob bei demſelben nicht mehr als ſechs Klagen vorgekommen ſind, wie auf der unſrigen. Nirgends eine Spur von Burſchenſchaft, von Landsmannſchaft, überhaupt von keiner Verbindung! Woher alſo dieſe Verfolgung? Mit dem Geiſte der Studenten ſind wir alle zufrieden, und hoffentlich wird es auch unſre Regierung und unſer Volk mit dem Fleiße der Lehrer und mit der Art ihrer Wirkſamkeit ſeyn. Fahren wir ſo fort, und es wird nicht eines Jahrzehents bedürfen, um den Haß des Auslandes mit unſrer Univerſität zu verſöhnen.“

XI.

Deutschland.

1.

Allgemeine Angelegenheiten.

Durch die berühmten Bundesbeschlüsse vom 28 Junius 1832 und durch die Unterdrückung der liberalen Blätter war dem deutschen Mouvement eine Gränze gesetzt worden. Die exaltirte Hambacher Partei hatte wenig Anklang im Volke gefunden, sie wurde durch strenge Maßregeln unterdrückt, alle ihre nur einigermaßen compromittirten Anhänger wurden eingekerkert oder mußte den vaterländischen Boden meiden. Die gemäßigte constitutionelle Opposition fuhr fort, locale Reformen zu betreiben, doch wurde sie in ihrem Wirken je mehr und mehr eingeschränkt oder eingeschüchtert.

In allen landständischen Kammern, die gerade zusammenberufen waren, erörterte man die Rechtskräftigkeit der Bundesbeschlüsse gegenüber den verfassungsmäßigen Rechten der einzelnen constitutionellen Staaten. Ueberall behauptete die Opposition, daß die letztern durch die erstern beeinträchtigt würden, was die betreffenden Regierungen wieder überall in Abrede stellten. Das

Steuerverweigerungsrecht der Stände ſchien allerdings mit jenen Bundesbeſchlüſſen in directem Widerſpruche zu ſtehen, und ſelbſt die Souverainetätsrechte der Fürſten, die jura singulorum, ſchienen bedroht durch Bundesinterventionen, die auch unaufgefordert ſollten eintreten können; allein die ganze Frage wurde etwas zu ſyſtematiſch deutſch und mehr juridiſch als politiſch behandelt. In der Wirklichkeit wurden nirgends die Steuern verweigert, oder wo dieß geſchah, wie in Naſſau, reichte die Macht des Fürſten auch ohne Bundeshülfe hin, die Steuern herbeizutreiben. In der Wirklichkeit wurde nirgends ein fürſtliches Souverainetätsrecht verletzt, denn alle Fürſten wetteiferten den gedachten Beſchlüſſen ihre Zuſtimmung zu geben. Es bot ſich alſo nicht einmal eine Gelegenheit dar, von der als ſo bedrohlich geſchilderten Interventionsmacht Gebrauch zu machen.

Dieß wohl begreifend und die Schwäche der localen Oppoſitionen gehörig würdigend, faßten Andere die Zukunft ins Auge, und frugen ſich, ob die anticonſtitutionelle Tendenz, wenn es ihr gelänge, das deutſche Verfaſſungsweſen immer mehr herabzubringen, immer unnützer und verächtlicher zu machen, ſich dadurch nicht Gefahren anderer Art bereite. Die Allgem. Zeitung ſchrieb vom Main: „Beachtet man nun die dermalige Richtung der deutſchen Staaten zweiten und dritten Ranges, ſo trifft man auf zwei untrügbar vorhandene und tief in Saft und Blut eingedrungene Grundideen: die eine iſt das lebhaft empfundene Bedürfniß, an die Stelle des mit dem deutſchen Reich untergegangenen ſtaatsrechtlichen Zuſtandes einen neuen zu begründen und auszubilden; die andere iſt die mit geringerer Lebhaftigkeit ſich ausſprechende, aber darum in nicht minderer Stärke vorhandene Sehnſucht nach einer nationellen,

dem Ausland Achtung gebietenden, im Inland zahllose Hemmungen und Aufopferungen jeder Art für immer beseitigenden Einheit Deutschlands. — Mag eine unbesonnene Jugend, mögen unverständige Fanatiker diese Sehnsucht da und dort in Gestalt eines widrigen Zerrbildes erscheinen lassen, sie ist darum nicht minder tief in den Herzen der deutschen Völker vorhanden. — Gelänge nun der Versuch, die deutschen Verfassungen ihrem Grundcharakter nach umzubilden, gelänge es, selbst den Sinn für diese Verfassungen in den Herzen der Völker zu ersticken, so würde nur um so lebhafter die andere Richtung hervortreten, welche die allgemeine Theilnahme an der Ausführung und Entwickelung der Verfassungen in diesem Augenblick zurückdrängt und gleichsam neutralisirt."

Die aufs äußerste exaltirte Partei der jungen Leute benahm sich, wie sich dieselbe Partei in allen revolutionairen Krisen, so lange die Welt steht, benommen hat. Sie gerieth in unmächtige Wuth, zettelte eine Verschwörung an und glaubte, was ihr an wahrer Macht gebrach, durch das Wunderbare ihrer Tollkühnheit ersetzen zu können. Was braucht man mehr zu wissen, als daß sich einige Dutzend deutscher Studenten, von vielleicht hundert schlechtbewaffneten Menschen aus dem Pöbel unterstützt, anmaßten, die Stadt Frankfurt am Main, den Sitz des Bundestags, zu erobern, eine offene Stadt, eine halbe Tagreise weit von Mainz, Darmstadt und Wiesbaden, von wo aus binnen 24 Stunden eine Armee von 30,000 Mann versammelt seyn konnte. Eines solchen strategischen Wahnsinns würde der große Napoleon in der That nur deutsche „Ideologen" fähig gehalten haben.

Ueber dieses verbrecherische Attentat vom 3 April berichteten Frankfurter Correspondenten folgende beglaubigte

Details: „Etwa um die achte Abendstunde erzählte man sich in gesellschaftlichen Kreisen, das Linienmilitair sey auf Befehl der Militairbehörde in seiner Caserne consignirt, um auf den ersten Wink zum Ausrücken bereit zu seyn. Man sprach auch von Verstärkung der verschiedenen Wachtmannschaften; über die unmittelbare Veranlassung zu diesen Maßregeln aber gingen unterschiedliche Sagen, so z. B. es seyen mehrere hundert Studenten in der Stadt, die in der Nacht einen Tumult beginnen wollten u. s. w. Inzwischen schenkte man allen diesen Sagen in den Cirkeln wenig oder keinen Glauben; als plötzlich, um 9½ Uhr etwa, aus der Straße „unter der Katharinen-Pforte" genannt, ein Haufe von ungefähr 150 Menschen, mit Pistolen, kurzen Büchsen, Säbeln und Dolchen, zum Theil auch nur Prügeln bewaffnet, unter Ausstoßung von Freiheitsrufen hervorbrach. Ein Theil dieses Haufens, etwa 50 Individuen, stürmte auf die Hauptwache los, die andern zogen die Zeil hinauf, gegen die Constabler-Wache. An beiden Punkten fielen fast gleichzeitig Schüsse. Bei der Hauptwache ward der Posten vor dem Gewehr, noch ehe er die Schelle ziehen konnte, zu Boden gestreckt; ein zweiter Schuß warf den Sergenten nieder, und in einem Augenblicke war die Wache erstürmt, ohne daß die Mannschaft Zeit gehabt, nur zum Gewehr zu greifen. Sie ward auseinander gesprengt; die Stürmenden bemächtigten sich der Gewehre, drangen in die Hauptwache selbst, zwangen den commandirenden Officier in seiner Stube zu bleiben und begannen die Gefängnisse zu erbrechen, worin sich neben einigen andern Arrestanten auch die wegen Preßvergehen in Haft sitzenden Literatoren Fonk und Freieisen befanden. Während dieses bei der Hauptwache vorging, war der andere Haufe bei der Constabler-Wache angelangt, wo völlig ähn-

ähnliche Auftritte statt fanden. Endlich war auch noch eine dritte, jedoch wenig zahlreiche Abtheilung nach dem Dome gezogen, um sich der Sturmglocke zu bemächtigen, was auch für einen Augenblick gelang, so daß man alsbald diese Glocke zum großen Schrecken der benachbarten Hausbewohner ertönen hörte. Inzwischen hatte sich das in der Caserne befindliche Linienmilitair in Bewegung gesetzt, und eilte im Sturmschritte dahin, wo dessen Anwesenheit vornehmlich Noth that. Auch wurde der Generalmarsch geschlagen, und die Stadtwehr zu Pferd und zu Fuß war bald auf ihren Allarmplätzen. Allein es bedurfte ihrer Dazwischenkunft jetzt nicht mehr, um die Ruhe wieder herzustellen. Nach kurzem, jedoch nicht unblutigem Kampfe hatten sich die Linientruppen wieder in Besitz der occupirten Punkte gesetzt; die Aufrührer waren vertrieben worden, und hatten sich nach allen Richtungen hin zerstreut. Nach Ablauf von nicht ganz einer Stunde, d. h. etwa um $10^1/_2$ Uhr, herrschte überall die tiefste Stille, die auch seitdem nicht wieder gestört worden ist. Die politischen Gefangenen weigerten sich zum Theil gleich Anfangs, ihre Gefängnisse zu verlassen, theils stellten sie sich freiwillig wieder zur Haft, „welches (sagt ein Schreiben) zu beweisen scheint, daß durchaus kein Einverständniß zwischen ihnen und ihren Befreiern geherrscht hatte. Aus allem geht unverkennbar hervor, daß die Befreiung der Gefangenen nicht der Hauptzweck der Tumultuanten war, sondern daß vielmehr dieselben einen andern Plan auszuführen gedachten, der jedoch, da sie nicht die mindeste Stütze hier fanden, gescheitert ist.“ Allerdings scheint ein Angriff auf das Thurn- und Taxis'sche Palais in der Eschenheimer Straße, als den Sitz der deutschen Bundesversammlung, und eine Zerstörung der Bundestagsacten im Plane gewesen, die Ausführung aber unterblieben zu

ſeyn, weil derjenige Theil der Verſchwornen, welcher ſich des Thurms der Domkirche bemächtigt hatte, die Sturmglocke nicht zu läuten verſtand, und ſolchergeſtalt das erwartete Signal nicht gehörig gegeben werden konnte. Die Sturmglocke mußte nämlich geſchlagen werden, und ſie wurde nur gezogen, daher ſie nur einen ſchwachen Ton gab. — Die Stadt-Thore wurden geſchloſſen, aber die Unruheſtifter entkamen dennoch durch eine Art von Brücke, die ſie in der Eile über den alten Stadtgraben geſchlagen hatten. Man behauptet, es ſeyen faſt lauter Fremde und zum großen Theile Studenten geweſen. Mehrere Akademiker, welche falſche Namen in die Fremdenbücher eingeſchrieben hatten, wurden in der Nacht verhaftet. — Auf der Hauptwache wurde ein Student, Rupner, aus Wunſiedel, nach heftiger Gegenwehr verhaftet. Es bedurfte kaum einer Viertelſtunde, um die Ordnung vollkommen herzuſtellen, und das Theater wurde durch den Vorgang nicht einmal unterbrochen. Es wurden viele fremde Studenten verhaftet, und die Unterſuchung mit aller der Strenge begonnen, welche die Bürgerſchaft zum Schutze gegen ſolche Ruheſtörungen anzuſprechen hat. Bemerkenswerth iſt, daß in derſelben Nacht auch auf umliegenden, nicht zu hieſiger Stadt gehörenden Ortſchaften unruhige Bewegungen ſtatt hatten, und daß ein bewaffneter Haufen von Landleuten auf die Stadt losmarſchirte, aber als er die Thore beſetzt fand, ſich zurückzog und an einer zu hieſiger Stadt gehörenden Warte mehrere Exceſſe beging. — Man verhaftete einen Dr. Neuhof aus Frankfurt, als ſehr verdächtig. Tags zuvor mit einem Polizeibeamten nach Frankfurt geſchickt, wußte er dieſen zu verleiten, daß er ihn erſt in ſeine Wohnung führte. Dort angekommen, ſchloß er ſeinen Hüter raſch ein, und entſprang. In der Verzweiflung ſich ſo haben

bethören zu laſſen, ſuchte der Polizeibeamte nach ſeiner Rückkunft von Frankfurt den Tod in einem nahen Teiche, wurde aber gerettet. Am Abend jenes Tages (4) wurden noch vier Studenten verhaftet, die in einer Chaiſe von der Seite von Aſchaffenburg (Dieburg) kommend, die Stadt zu umfahren, und ſo der Aufmerkſamkeit der Wachen zu entgehen ſuchten. Einer derſelben, der vergebens den ihn führenden Polizeiofficianten ſich zu entreißen ſuchte, verwundete ſich im Handgemenge, oder was wahrſcheinlicher iſt, in der Abſicht ſich zu tödten, durch einen Piſtolenſchuß am Kopfe, und ſuchte ſich hierauf auch noch mit einem Dolche die Adern an den Händen zu durchſchneiden, ſo daß er nun ſchwer verletzt im hieſigen Hoſpitale darnieder liegt. Er ſoll Rochau heißen, und aus Braunſchweig gebürtig ſeyn. Seine drei Gefährten ſind heute, jeder in einem beſondern Wagen, immer einer eine halbe Stunde nach dem andern, und jeder von zwei Gendarmen escortirt, nach Frankfurt abgeführt worden. Alles läßt vermuthen, daß dieſe Gefangenen ſehr gravirt ſeyen. Sie waren, heißt es, reichlich mit Geld, namentlich Gold verſehen, und einer derſelben iſt, wie beſtimmt verſichert wird, der Sohn eines ſehr hohen Staatsbeamten eines Nachbarlandes, eines würdigen, allgemein geachteten Mannes. Welche traurigen Betrachtungen reihen ſich an dieſes unſinnige, verbrecheriſche Unternehmen, in ſo weit man es jetzt ſchon überſchauen kann."

Dr. Neuhof wurde im Naſſauiſchen wieder gefangen und ſtarb nach einiger Zeit im Kerker. Dr. Bunſen entkam nach der Schweiz, wohin auch mehrere andere flüchteten, da die franzöſiſche Regierung allen in dieſer Sache betheiligten Flüchtlingen den Aufenthalt in Frankreich und namentlich in Straßburg, wohin ſie ſich zuerſt gewendet hatten, unterſagte.

Da man noch in Frankfurts Nähe Verwundete verſteckt glaubte, wurden ſämmtliche Wundärzte eidlich verpflichtet, dieſelben anzuzeigen. Ueber die Gefangenen hieß es ſpäter: „Rupners Bruder, der von der Familie hieher geſandt wurde, um ſich von der Identität ſeiner Perſon zu überzeugen, iſt wieder abgereiſ't, ohne die Erlaubniß erhalten zu haben, den Arreſtanten zu ſehen. — Des hier in Verhaft befindlichen Studenten v. Reizenſtein Vater war, wie ich aus glaubwürdiger Quelle erfahren, Obriſt in der engliſch-hannoverſchen Legion, und trug durch ſein entſchloſſenes Benehmen und ſeine Tapferkeit nicht wenig zu dem Erfolge der Schlacht von Salamanca bei. Ein hannoverſcher Stabsofficier, der in der Gegend von Frankfurt privatiſirt und ein alter Armee-Camerad und Freund des Obriſten v. Reizenſtein iſt, ſuchte, gleich Rupners Bruder, vergebens um die Erlaubniß an, den jungen Reizenſtein zu ſehen.“

Im October gelang es den Studenten Barth und Licius aus dem Gefängniß in Frankfurt zu entſpringen. Ein ſpäterer Fluchtverſuch aber des Studenten Gimer von Lahr ſcheiterte, und eben ſo der wahnſinnige Verſuch eines Mannes aus Lahr, den Officier auf der Wache zu erſchießen.

Von Seite des Bundestags wurden ſogleich Maßregeln verfügt, um jede Wiederkehr eines ſolchen Attentats zu verhindern. Von Mainz aus rückten am 19 April Bundestruppen in die Stadt Frankfurt, und nach einigen Unterhandlungen wurde beſchloſſen, durch eine beſtändige Garniſon derſelben den Sitz des Bundestags zu ſchützen, wogegen Frankreich in ſeiner Art und Weiſe proteſtirte, ohne daß man dieſer lächerlichen Proteſtation irgend eine Folge gegeben hätte. — Am 20 Junius beſchloß die Bundesverſammlung ferner, eine

Centraluntersuchungscommission niederzusetzen, um das Complott vom 3 April in allen seinen Verzweigungen zu untersuchen, und diese Centralbehörde constituirte sich am 8 August.

Allgemein erwartete man auch Maßregeln in Betreff der Universitäten, und es wurde in Zeitungen und Flugschriften viel über diese wichtige Frage gestritten. Die Einen wollten alle akademischen Privilegien und alle Lehrfreiheit, die Andern wenigstens die kleinen Universitäten aufheben; dagegen vertheidigten wieder andere das deßfalls Bestehende und wollten nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Ein in dieser Beziehung sehr beachtenswerther und auch, wie es scheint, beachteter Aufsatz in der Allg. Zeitung, der von einem hochgestellten und sehr loyalen Akademiker herrühren soll, erörterte die Sache ruhig und freimüthig: „Die Leidenschaft schlägt nicht bloß außerhalb der Ilischen Mauer ihre Sitze auf. Als sich gegen den englischen Tilgungsfonds gleich bei seiner Einrichtung scharfe Stimmen erhoben, fehlte wenig, daß man Hochverrath darin gefunden hätte. Jetzt, nachdem durch die Anbetung des falschen Götzen Schulden auf Schulden gehäuft sind, gesteht man zu, daß das Einmaleins doch kein Demagoge war, und Hamilton und Ricardo behalten Recht. Gesetzt, die deutschen Regierungen fühlten sich gefährdet bei der Fortdauer der Lehrfreiheit der Universitäten, so wäre noch immer damit nicht ausgemacht, daß es eine Hülfe gegen diese Gefährdung gebe; denn nicht alle Uebel sind heilbar. Abgesehen aber auch von der beherzigenswerthen Lehre, welche Demosthenes seinen Athenern gab, indem er sagte, es sey Barbarenweise, sich da zu decken, wo man den letzten Schlag empfangen habe, — wahrhafte Bildung behalte immer die Sicherheit

des Ganzen im Auge, ſo iſt überall das ein Irrthum, für jedes Symptom des Unwohlſeyns beſondere Recepte zu fordern. Hebt man die Univerſitäten auf, ſo wird man andere Bildungsanſtalten an die Stelle ſetzen müſſen. Sollen die allein für die praktiſche Bildung eingerichtet ſeyn, ſo wagt man einen Riß in die Natur des menſchlichen Geiſtes zu machen, führt ſchlechte Lehre ein ſtatt guter, und gewinnt für all den Aufwand, all die Mühe Tauſende von Polytechnikern, deren Arme um ſo gefährlicher ſind, je weniger ſie durch ein Geſetz innerer Bildung gezügelt werden. Man wird beſchränken, die Lehre mehr vorſchreiben wollen. Immerhin, wenn man Werkzeuge dazu finden kann und willige Ohren für das Geklapper aufgedrungener Lehrſätze. Wie die Jugend iſt, würde ſie zwiſchen den Zeilen des mit der Signatur der Behörde verſehenen Heftes leſen und die Lehrer von Herzen verachten und dieſes Zerrbild der Wiſſenſchaft. Man hätte nichts erreicht, als daß zu ſo vielen Uebeln der Zeit noch die Heuchelei hinzukäme."

Die Ausdehnung des preußiſchen Zollvereins war eine der wichtigſten deutſchen Angelegenheiten, obgleich ſich dieſer Verein noch keineswegs über ganz Deutſchland ausdehnen ſollte. Am 22 März wurde der Handelsvertrag zwiſchen den Regierungen von Preußen und Heſſen einerſeits und Bayern und Würtemberg andrerſeits zu Berlin abgeſchloſſen. Am 30 März trat auch das Königreich Sachſen und am 11 Mai traten die ſächſiſchen Herzogthümer nebſt Schwarzburg und Reuß bei. Um den vielſeitigen Klagen über den zu hohen preußiſchen Tarif zu begegnen, wurde derſelbe ermäßigt und deßfalls unterm 31 October ein Zuſatzartikel zu dem Vertrage vom 22 März beſchloſſen. —

Ein Schreiben aus Berlin im Hamburger Correſpondenten äußerte: „Am 22 März iſt die neue Bundesacte des deutſchen Handelsvereins von den hier anweſenden Bevollmächtigten unterzeichnet worden. Der hemmende Einfluß, welcher dagegen auszuüben geſucht wurde, iſt durch das loyale, offene und doch im höchſten Grade kluge Benehmen der preußiſchen Regierung beſeitigt worden, wozu die Entſchiedenheit und der gute Wille, mit welcher der König von Bayern dieß Unternehmen gefördert hat, ebenfalls in Anſchlag zu bringen ſind. Durch dieſen Handelsverein iſt zum erſtenmale für ein gemeinſames Intereſſe des geſammten Vaterlandes der Grund gelegt, Deutſchland wird in einer, vielleicht nicht allzufernen Zukunft, nur aus den Staaten beſtehen, welche zu dieſem Handelsverbande gehören, denn nur bei dieſem wird Deutſchland ſeine weſentlichen Intereſſen vertreten finden. Die Abgeordneten, welche für ihre reſpectiven Staaten die Bundesacte unterzeichnet haben, ſind folgende: Für Preußen der geheime Legationsrath Eichhorn, für Bayern und Würtemberg der (bayer.) Finanzminiſter v. Mieg, für Sachſen der Finanzminiſter v. Zeſchau, für Heſſen-Darmſtadt der Geheimerath Kopp, für Heſſen-Kaſſel der Obergerichtsrath Swedes, für Sachſen-Weimar der Geheimerath Thon, für Sachſen-Koburg-Gotha der Geheimerath Habermann, für Sachſen-Altenburg der Geheimerath v. Braun, für Sachſen-Meiningen der Geheimerath v. Cruikſchank, für die Fürſtenthümer Reuß der Kanzler v. Strauch, für Schwarzburg-Rudolſtadt der Oberſtſtallmeiſter v. Witzleben, für Schwarzburg-Sondershauſen der Geheimerath Weiſſe. — Eine Bevölkerung von beinahe fünfundzwanzig Millionen bildet dieſes neue Deutſchland, in welchem geſetzliche Ordnung im Innern eben ſo ſehr, als eine

achtunggebietende Stellung nach außen hin erſtrebt werden wird.“

Der hemmende Einfluß war von verſchiedener Natur. Unter den kleinen Staaten, die in den großen Zollverband gezogen wurden, fürchteten einige für ihre Induſtrie die überwiegende Concurrenz Preußens; und auch da, wo dieſe Concurrenz im Ganzen nicht zu beſorgen war oder durch andere Vortheile hinlänglich aufgewogen wurde, konnten einzelne Fabricanten in beſondern Induſtriezweigen, die wirklich benachtheiligt wurden, ihre große Empfindlichkeit nicht verbergen und wollten dem Wohle des Ganzen keineswegs ein Opfer bringen. Dagegen war das Bedenken, das von dem Deputirten Zais in Würtemberg ausgeſprochen wurde, allerdings triftig. Er bedauerte nämlich, daß der Zollverband kein allgemein deutſcher, ſondern nur ein einſeitig partieller ſeyn ſollte, und ſetzt die Nachtheile auseinander, denen ein Gränzland, wie Würtemberg, durch die größere Ausſchließung und Entfremdung von ſeinen nächſten und für den Handel wichtigſten Nachbarländern, Baden und der Schweiz, ausgeſetzt werden müſſe, eine Ausſchließung, die eine natürliche Folge der nähern Anſchließung an Preußen und deſſen hohen Tarif ſey. Dieſer Beſorgniß konnte übrigens auf die leichteſte Weiſe durch den Beitritt Badens begegnet werden, und wirklich wurden bereits mit dieſem Staate deßfalls Unterhandlungen angeknüpft, und Nebenius ſchrieb ein intereſſantes Buch, worin er den Beitritt Badens empfahl. Wenn in der würtembergiſchen Deputirtenkammer die liberale Minorität ſich gegen den Anſchluß an den großen Zollverein erklärte, ſo geſchah dieß hauptſächlich nur aus einem formellen Grunde (in Bezug auf den Rechtsanſpruch, daß wenn man ſeine Stimme zu einem Ver-

trage abzugeben habe, man auch noch Modificationen deſſelben vorſchlagen dürfe), und keineswegs aus einem materiellen Grunde, denn über die Segnungen eines größern Handelsvereins war man allgemein einverſtanden.

Die Rheinſchifffahrtsangelegenheit war noch immer nicht ganz im Reinen. Die oberrheiniſchen Staaten trugen auf Reviſion des ſie benachtheiligenden hohen Tarifes an, konnten dieſelbe aber noch nicht durchſetzen.

In Bezug auf die Preſſe war der Bundestag noch einigemal thätig, und verbot die letzten noch übrigen Blätter von zu entſchiedener Oppoſition, am 20 Junius die in Zwickau erſcheinende Biene des Dr. Richter, und am 5 December den „Beobachter in Heſſen“ und „das neue heſſiſche Volksblatt.“

Die Herbſtreiſe des Kaiſer Nikolaus von Rußland ſollte großen Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten haben. Sie bezweckte eine Zuſammenkunft des Kaiſers mit dem König von Preußen und dem Kaiſer von Oeſterreich, und bei den dießfälligen Beſprechungen mußten allerdings die allgemeinen europäiſchen Angelegenheiten überwiegen, jedoch äußerte ſich ihre Wirkung zuerſt in den Angelegenheiten des deutſchen Bundes. Die Allg. Zeitung berichtete aus Oeſterreich: „Man weiß jetzt, daß die Oſtſee ſchon gewaltig ſtürmte und toſete, als der Kaiſer Nikolaus am 28 Auguſt ſich in Kronſtadt auf dem leichten Dampfboote Iſchora einſchiffte, und unter Begünſtigung guter Witterung in ſpäteſtens vier Tagen in Swinemünde zu landen hoffen durfte. Allein durch den immer zunehmenden Sturm faſt drei Tage auf dem finniſchen Meerbuſen herumgetrieben, mußte der Kaiſer endlich, nicht ohne Gefahr, ſich an die eſthniſche Küſte flüchten, wo er bei

Reval ans Land ſtieg. Dieſelbe Sturmfluth, die ſchon vor zehn Jahren ganz Petersburg in Schrecken und unter Waſſer ſetzte, ſchien dem Ausfluſſe der mächtigen Newa ſich entgegen zu ſtemmen. Einige Quartiere der Stadt wurden von den zurückgedrängten Fluthen überſchwemmt, und es ſtürmte ſo fürchterlich, daß ſelbſt die Bedachung des Winterpallaſtes zertrümmert herabflog. Und während dieſes Kampfes der Elemente wußte ganz Petersburg ſeinen verehrten Monarchen auf der See in augenſcheinlicher Lebensgefahr, zitterte die kaiſerliche Familie für die Erhaltung des geliebten Hauptes. Die ganze Stadt war in Bewegung; alles ſtrömte in die Kirchen, und es wurden öffentliche Gebete gehalten. Da erſchien Kaiſer Nikolaus plötzlich am 31 Aug. in Petersburg. Er hatte ſich zu Reval in eine Courier-Chaiſe geworfen, und trat nun zur Beruhigung ſeiner Familie und des ganzen Volkes mitten unter ſie. Aber unermüdet feſt blieb ſein Entſchluß, mit den zwei andern Monarchen eine Zuſammenkunft in Deutſchland zu haben. Jetzt mußte der Weg zu Land eingeſchlagen werden. Nur mit einer einzigen Chaiſe, worin neben dem Kaiſer der General Benkendorf ſaß — die übrigen Wagen folgten ſo ſchnell als möglich — beflügelte er ſeine Reiſe ſo, daß er, nach einem Aufenthalte von nur wenigen Stunden in der Reſidenz, ſchon am 31 Abends wieder im Wagen ſaß, und den Zwiſchenraum von 240 deutſchen Meilen von der Newa bis zur Oder, bei Schwedt, in fünf Tagen und Nächten durchflog. Dort war allerdings mit jeder Stunde bei der königlichen Familie, wozu auch das Mecklenburgiſche Haus ſich geſellt hatte, die Unruhe gewachſen. Um ſo größer war die Ueberraſchung. Der Kaiſer war in preußiſcher Uniform, als er am 5 September ſeinen Schwiegervater umarmte. Natürlich bedurfte er nach ſo un-

gewöhnlicher Anſtrengung zur See und zu Lande einige Erholung, und auch die königliche Familie machte ihre Rechte geltend. Es hieß aber allgemein, daß ſchon am 8 der Kaiſer mit dem Könige über Frankfurt und Görlitz (wo Kaiſer Nikolaus ſeine Schweſter, die regierende Großherzogin von Weimar, auf ihn wartend finden wird), Reichenberg u. ſ. w. nach München-Grätz, im Bunzlauer Kreiſe, welches ſtatt des zuerſt vorgeſchlagenen Friedlands gewählt worden iſt, abreiſen wird. Graf Neſſelrode war ſchon früher zu Waſſer in Lübeck angekommen; ein betrauter Mann ſeiner Kanzlei war nach Hamburg gegangen, um dort die neueſten Depeſchen aus England in Empfang zu nehmen, und ſie nach Prag zu bringen, wo ſich Neſſelrode und Metternich treffen wollten. Kaiſer Franz hat Prag den 3 September wirklich verlaſſen, iſt aber vorläufig auf einer ſeiner Beſitzungen, die zwiſchen Jungbunzlau und Nimburg an der Elbe liegt, geblieben, um dann, ſobald der Tag der wirklichen Ankunft der andern beiden Monarchen gewiß iſt, zu deren Empfang in München-Grätz anweſend zu ſeyn. Das Regiment Koburg Uhlanen, deſſen Stab in Saaz ſteht, hat Befehl erhalten ſich marſchfertig zu halten, um in München-Grätz mit einem Jägerbataillon aus Gitſchin den Dienſt zu verſehen. Die geheimen Kanzleien und die Miniſter aller drei Monarchen werden gleichfalls dort erwartet. Doch ſcheint den Unterrichteten alles mehr zur Vollziehung als zur Berathung dort bereitet zu ſeyn. Der wahre Congreß ward wohl eigentlich ſchon ſeit mehreren Wochen auf dem Familienſitze des Fürſten Metternich, zu Königswarth im Pilſener Kreiſe, abgehalten. Dort hatte der Fürſt Staatskanzler ſich mit den kundigſten Männern umringt; dorthin war der Bundestagspräſident, Graf Münch-Bellinghauſen von Frank-

furt aus berufen worden; dorthin kam der wohl unterrichtete Tatitſcheff wöchentlich mehrmals von Carlsbad aus; ſo wie Hr. v. Brockhauſen, der im benachbarten Marienbad die Cur brauchte, ein Vertrauter Ancillons, faſt immer zwiſchen Königswarth und Marienbad auf dem Wege war. Des Fürſten Metternich Erſcheinung in Töplitz beim König von Preußen in Folge jener frühern Verbindungen hatte wohl nur noch einzelne perſönliche Aufklärungen, und die erſte Zuſammenkunft des Königs mit dem Kaiſer Franz in Thereſienſtadt zum Zweck."

Dann heißt es über die Zuſammenkunft in München-Grätz: „Der am 10 September um 1½ Uhr in Görlitz angekommene Kaiſer von Rußland legte die zehn Meilen betragende Strecke von Görlitz nach München-Grätz auf der in dieſem Jahre fertig gewordenen ſchönen Gebirgsſtraße in ſechs Stunden zurück, und traf um halb 8 Uhr Abends im Schloſſe zu München-Grätz ein. Se. Maj. unſer Kaiſer war dem ruſſiſchen Monarchen in der Richtung von Liebenau entgegen gefahren, und beide Souveraine langten in dem ſechsſpännigen Wagen unſers Kaiſers an. Hundert und ein Kanonenſchüſſe und ein ſtark beſetztes militäriſches Muſikcorps verkündigten die Ankunft der Monarchen. Ihre Maj. die Kaiſerin nebſt dem Großherzoge und der Großherzogin von Sachſen-Weimar empfingen die beiden Kaiſer auf der Treppe. Die erlauchte Verſammlung iſt ſeitdem durch die in der Nacht vom 11 auf den 12 erfolgte Ankunft des Kronprinzen von Preußen vermehrt worden. Die höchſten Herrſchaften bewohnen das gräflich Waldſteiniſche Schloß, und ſpeiſen täglich zuſammen mit einer Anzahl zur Tafel geladener Gäſte. Abends verſammelte man ſich gewöhnlich bei der Kaiſerin. Im Schloßtheater gab geſtern die von Prag hierher berufene Schauſpieler-Geſellſchaft

eine gelungene Vorſtellung. Sonntag wird eine Oper und Dienſtag abermals ein Luſtſpiel aufgeführt werden. Die Anweſenheit der hohen Häupter hat natürlich die Gegenwart eines zahlreichen Hofſtaats und vieler angeſehener Staats- und Geſchäftsmänner zur Folge. Oeſterreichiſcherſeits befinden ſich im Gefolge Ihrer Majeſtäten: der Feldzeugmeiſter Graf Creneville, als Stellvertreter des Oberſthofmeiſters, die Oberhofmeiſterin Gräfin Lazanzky, der Generaladjutant Obriſt Appel, der Cabinetsdirector Martin; ferner: der Haus-, Hof- und Staatskanzler, Fürſt von Metternich nebſt Gemahlin, der dieſſeitige Botſchafter am ruſſiſchen Hofe, Graf Ficquelmont, der kaiſerliche Geſandte, Freiherr Binder v. Kriegelſtein. Auch der Oberſtburggraf, Graf Chotek, der Se. kaiſerl. ruſſiſche Majeſtät an der Gränze bewillkommt hat, iſt wieder hier eingetroffen. Im Gefolge des Kaiſers von Rußland befinden ſich: der Fürſt Wolkonsky, die Generaladjutanten Graf Benkendorf, Graf Orloff, General v. Adlerberg, Obriſt Fürſt Suwaroff, der Fürſt Mentſchikoff, der kaiſerliche Leibarzt Dr. Arendt u. ſ. w. Von der kaiſerl. ruſſiſchen Diplomatie befinden ſich hier: der Vicekanzler Graf Neſſelrode mit dem wirklichen Staatsrathe Freiherrn v. Saken, dem Staatsrathe Baron Brunnow, dem Grafen Chreptowicz und dem Botſchaftsrathe Grafen Medem, ferner der kaiſerliche Botſchafter am öſterreichiſchen Hof, Bailli v. Tatitſcheff. Im Gefolge des Kronprinzen von Preußen befindet ſich der Obriſt v. Gröben. Der preußiſche Geſchäftsträger zu Wien, Freiherr v. Brockhauſen, iſt ebenfalls hier. Das Gefolge des Großherzogs und der Großherzogin von Sachſen-Weimar beſteht aus der Hofdame Freyin v. Fritſch, dem Grafen Vitzthum und dem Obriſten v. Beulwitz.“ Der Kaiſer

verweilte bis zum 19 September und kehrte über Breslau in ſein Reich zurück."

Frankreich ſah dieſer Zuſammenkunft mit eiferſüchtigen Augen zu, und je mehr es das ruſſiſche Uebergewicht in den deutſchen Angelegenheiten fürchtete, deſto mehr ſuchte es der Einheit des Princips den Widerſtreit der Intereſſen entgegenzuhalten. Das miniſterielle Journal des Debats ſagte damals: „Die allgemeine Politik der Principien war in den letzten Zeiten auch nicht mehr ſo ausſchließend, daß ſie nicht für Augenblicke einigen jener Fragen Raum geſtattet hätte, die mit dem großen Kampfe des conſtitutionellen Geiſtes gegen den rein monarchiſchen Geiſt nichts zu ſchaffen haben; Fragen, welche zu allen Zeiten, ſo wie unter allen Regierungsformen vorkommen. Wer weiß, ob bei einer Zuſammenkunft von Souverainen (geſetzt nämlich, dieſe Zuſammenkunft finde ſtatt, und trete aus den Verhältniſſen eines bloßen Etiquettebeſuchs in die Höhe einer Conferenz) der Kaiſer von Oeſterreich, ſein Premierminiſter, am Ziele einer geehrten Laufbahn, nicht eiferſüchtig darauf ſind, gegen den Kaiſer Nikolaus und Herrn v. Neſſelrode einige Worte, die letzte ruſſiſche Intervention im Oſten betreffend, fallen zu laſſen? Man darf wohl überzeugt ſeyn, daß die Unabhängigkeit des ottomaniſchen Reichs eine Grundfrage für Oeſterreich iſt, und man erinnert ſich wohl, daß man 1828 zu Wien auf das Gerücht einer von den Ruſſen am Fuße des Balkans verlornen Schlacht illuminirte. Der König von Preußen ſelbſt, trotz der Verwandtſchaftsbande, welche ſeine Familie mit der des Kaiſers Nikolaus ſo eng verknüpfen, ſein Premierminiſter, ein Mann von Verſtand und Geiſt, fangen vielleicht ſelbſt auch an, nachzudenken, daß 1815 zu Wien Preußen nicht die letzte der Mächte geweſen,

welche die Einſchiebung eines unabhängigen Königreichs zwiſchen ſeine und die ruſſiſchen Gränzen nachſuchten. Preußen hat ſeit fünfzehn Jahren in Europa eine Stellung angenommen, aus der es gewiß keine Luſt hat, ſich zum Vortheil von irgend jemand, und ſollte es auch ein Tochtermann ſeyn, verdrängen zu laſſen.“

Hierauf erwiederten preußiſche und öſterreichiſche Stimmen, daß es ſich umgekehrt durchaus nicht von ſtreitenden Intereſſen, ſondern gerade von Principien handle, und zwar von kräftigen Maßregeln der in einem Princip vereinigten nordiſchen Mächte gegen das revolutionäre Princip des Weſtens. Ein merkwürdiger preußiſcher Artikel in der Allg. Zeitung ſprach ſogar von einem neuen Völkerrecht, das von München-Grätz ausgehen werde; darauf antwortete aber ein Oeſterreicher: „Aus guter Quelle kann verſichert werden, daß die in Böhmen vereinigten Monarchen, ſtatt auf Abfaſſung eines neuen Völkerrechtes zu ſinnen, gerade im Gegentheil ihren erhabenen Willen darauf gerichtet haben zu ſorgen, daß den erwähnten uralten Grundſätzen des Völkerrechts überall Achtung und gebührende Ehrfurcht werde, und dieß zwar, mehr noch zum Wohle der ganzen europäiſchen Welt als in ihrem eigenen Intereſſe. — Dieß hehre Streben iſt vielleicht niemals nothwendiger geweſen als in einer Zeit, wo die revolutionairen Tendenzen ſich der Bezugnahme auf das Völkerrecht, wie eines zweiſchneidigen Schwertes bedienen und allenthalben deſſen Heiligkeit proclamiren, wo ſie in den bisherigen Beſtimmungen deſſelben eine Schutzwehr für die bereits zu Stande gebrachten Schöpfungen der Revolution zu finden vermeinen, die Berufung auf die Heiligkeit beſtehender Tractate aber höhniſch von ſich weiſen, ſobald die rechtmäßigen Regierungen dieſe zum Schutze

ihrer eigenen Rechte gegen bevorstehende Gewaltthaten in Anspruch nehmen."

Die Allg. Zeitung enthielt dann folgende Details in einer Correspondenz vom Rheine, 5 December: „Ueber die Mittheilungen, welche die Gesandten der drei großen Mächte neulich dem französischen Cabinette in Folge der Besprechungen von München-Grätz gemacht haben, erfährt man jetzt interessante Details. Jene Eröffnungen betrafen die Propaganda und stellten der französischen Regierung die Nothwendigkeit in ihrem eignen Interesse vor, bald damit ein Ende zu machen. Denn wenn in Folge der Bemühungen der Propaganda in irgend einem Lande die Revolution ausbrechen sollte, so werde man auf Anrufen des betheiligten Souverains unfehlbar einschreiten, und eine Macht, die hiergegen etwa das Princip der Nicht-Intervention geltend machen wollte, werde nicht allein die anrufende und die einschreitende Macht, sondern auch alle diejenigen zu Gegnern erhalten, die durch die Gleichheit der Grundsätze untereinander verbunden seyen. Somit ist also das von Frankreich als allgemein aufgestellte Princip der Nicht-Intervention durch eine förmliche Erklärung der drei großen Mächte verworfen. Dieß scheint uns ein höchst wichtiges Resultat der Pariser Eröffnungen und dürfte auch deren Hauptzweck gewesen seyn. Der Herzog von Broglie hat dagegen nichts erinnert, als daß in der Schweiz und in Belgien vorkommenden Falls die Intervention nicht zulässig seyn würde; womit sich dann die Gesandten der drei großen Mächte nur einverstanden erklären konnten, da bekannte Verträge diesen beiden Ländern die Neutralität garantiren und Einschreitungen in Betreff derselben nur in Uebereinstimmung aller garantirenden Mächte erfolgen können. Wenn der Herzog von Broglie noch

noch den Wunsch aussprach, daß man auch hinsichtlich anderer Länder (die er jedoch nicht namhaft machte), um Complicationen zu vermeiden, ehe man einschritte, sich zuvor gemeinschaftlich berathen möge, so war dieß nur ein Wunsch, und die Gesandten hatten nichts darauf zu erwiedern, als daß die Zweckmäßigkeit einer solchen Vorberathung dem jedesmaligen Ermessen überlassen bleiben müsse. — Uebrigens endigten die erwähnten Mittheilungen im besten Einverständnisse."

Die „Wünsche" des Herzogs von Broglie in Bezug auf Deutschland sollten nicht in Erfüllung gehen, denn hier behielten sich die Mächte die Einschreitung vor. Ueberhaupt betraf der von Kaiser Nikolaus gegebene Impuls zunächst Deutschland. Schon während der Zusammenkunft in München-Grätz verlautete, es werde demnächst ein deutscher Ministercongreß in Wien eröffnet werden, um die Bande der deutschen Föderation enger zu ziehen, nach außen eine compakte Masse darzubieten und zugleich im Innern das monarchische Princip aufrecht zu erhalten und die Opposition der Stände und der Presse kräftig und definitiv niederzudrücken. In diesem Sinne legte man eine der Zusammenkunft in München-Grätz unmittelbar folgende deutsche Rundreise des Kronprinzen von Preußen aus. Man schrieb aus Berlin, 9 October: „Personen, welche genau von den Verhältnissen unterrichtet seyn können, bringen den Aufenthalt unsers Kronprinzen in München-Grätz mit einem, Sr. k. Hoh. von den beiden, daselbst vereinigt gewesenen hohen Monarchen, gewordenen sehr ehrenvollen Auftrag, und mit der angetretenen Reise des Prinzen, die, wie schon früher gemeldet worden, einen Besuch bei mehrern deutschen Bundesfürsten zum Zwecke hat, in Verbindung." Der Kronprinz reis'te über die

Rheinprovinzen, Nassau, Darmstadt, Carlsruhe, Stuttgart, München. Am Schlusse des Jahres bereiteten sich die Minister aller deutschen Staaten zur Reise nach Wien vor.

Das französische Cabinet wurde durch die Offenheit gereizt, mit der östliche Blätter die „Einverständnisse" des Herzog von Broglie mit den nordischen Mächte mittheilten und nahm von Zeit zu Zeit immer wieder die Miene eines ernsthafteren Protestirens an, um dadurch zunächst der französischen Kammer zu opponiren, und diejenigen zu widerlegen, die beständig die Schwäche der auswärtigen Politik Frankreichs tadelten. Daher ließ sich das Journal des Debats wieder in seiner Weise pomphaft vernehmen: „So lange die Congresse nur Congresse erzeugen werden, wird man zugestehen, daß wir mit Grund sagen können, es habe sich nichts in Europa geändert. Es läßt sich nicht so leicht mit Bestimmtheit zum Voraus sagen, was in Wien geschehen oder unterhandelt werden wird. Es dürfte leichter seyn zu sagen, was nicht daselbst geschehen und nicht einmal verhandelt werden wird. Lüpft man inzwischen nur ein wenig den über die künftigen Berathschlagungen der Repräsentanten des deutschen Bundes geworfenen Schleier, so gelangt man natürlich zu der Vermuthung, daß die constitutionellen Widerstände der deutschen Staaten zweiten Ranges vor Kurzem eine solche Wichtigkeit gewonnen haben, daß man das Bedürfniß gefühlt hat, den deutschen Bund zu einem Zusammenhange und zu einer Einheit zu bringen, wobei es sich jetzt davon handelt, diese so viel wie möglich mit der individuellen Unabhängigkeit der Staaten und mit der Rücksicht auf die Formen ihrer Constitution in Einklang zu bringen. Dieß ist das Problem, das in Wien vorgelegt werden soll. Es handelt sich nicht von einem offenen Kriege gegen das Repräsen-

tativprincip. Alle deutſchen Conſtitutionen waren von Seite der Souveraine nur die freie Erfüllung der Verſprechungen, womit ſie Deutſchland 1814 befreit haben. Es fällt niemand ein, ſo feierliche Tractate verletzen zu wollen; da aber die Pflichten der Souveraine von zweierlei Art ſind, da ſie conſtitutionelle Pflichten gegen ihre Unterthanen und föderaliſtiſche gegen den Bund haben, und da ſich häufige Unverträglichkeiten zwiſchen dieſen zwei Stellungen zeigen, ſo dürfte es hinreichen, einer über die andere das Uebergewicht zu geben, wobei dann die föderaliſtiſchen Verpflichtungen die Repräſentativconſtitutionen niederdrücken würden. Jeder Staat iſt dem Bunde ein Contingent ſchuldig. Man braucht Geld, um die Soldaten zu bezahlen, ein Budget, um das Geld zu beziehen. Was wird der erſten Pflicht gegenüber das Recht, das Budget zu verwerfen, das die Conſtitutionen den Kammern gegeben haben! Und was wäre eine Conſtitution, welche der letzten Sanction entbehrte? Der Bundestag will nichts von öffentlichen Blättern wiſſen, und doch gibt es Staaten des deutſchen Bundes, wo der öffentliche Geiſt hinreichend vorgerückt iſt, um die erſte aller Freiheiten, die Preßfreiheit, zu ertragen. Was wird das von dem Souverain ſanctionirte Votum ſeiner Kammern einem höheren Veto gegenüber? Wir kämen nicht zu Ende, wenn wir alle die Fälle aufzählen wollten, wo man nur die Föderalpflichten über die conſtitutionellen Verpflichtungen ſtellen darf, um die Conſtitutionen zu vernichten und zugleich die Unabhängigkeit der Souveraine zu bedrohen. Auch ſpricht man ſchon davon, die Löſung derſelben durch eine Drohung zu unterſtützen, durch eine Definition des Interventionsrechts, das den deutſchen Nationalitäten den Schlag beibrächte, womit die Beſchränkung der conſtitutionellen Rechte die repräſenta-

tiven Institutionen träfe. Wir kämpfen nicht gern gegen Gespenster. Wir wollen diese Frage erst, wenn sie mit größerer Bestimmtheit vorliegt, erörtern. Bis jetzt hegen wir eine bessere Hoffnung von der Weisheit der Staatsmänner, die aufrichtig ein Heilmittel gegen eine Krankheit suchen, die bisher allen Bemühungen Trotz geboten hat. Sollte übrigens dieses Recht gegenseitiger Interventionen sich in authentischen Acten aussprechen, so sehen wir, da sicher niemand zum voraus auf die Beistimmung Frankreichs und Englands zu einer Erklärung gerechnet hat, die alle Principien des Staatsrechts umwerfen, und, in einem so großen Maßstabe angewandt, einem Bruche des europäischen Gleichgewichts gleichkommen würde, nicht ein, was die Frage dadurch gewonnen haben würde, daß man sie verhandelt und gelöst hätte in Abwesenheit der einzigen Mächte, die über die Ausübung eines Rechts beunruhigt werden müssen, dem sie zum voraus nicht beistimmen könnten. Welches Gewicht würden an dem Tage, wo es sich davon handeln dürfte, es anzuwenden, die Conferenzen von Wien in der Wagschale haben? Frankreich und England würden natürlich auch mitzusprechen haben. Dieß sind Verpflichtungen, die nicht geschrieben zu seyn brauchen. Manche Leute möchten sich vielleicht den Schein geben, als finden sie in unsrer Sprache eine darunter verstandene Anerkennung dessen, was sie die falsche Lage Frankreichs in Europa nennen. Wir für unsern Theil kennen keine bestimmtere und aufrichtigere. Will man etwa daraus, daß die französische Regierung keine Revolutionen im Gefolge ihrer eigenen Revolutionaire unternommen hat, schließen, daß ihre Wünsche nicht überall die Entwickelung der Institutionen begleiten, deren Wohlthat andern Völkern gesichert ward? Will man sie etwa für gleich-

gültig bei Aufrechthaltung der Nationalunabhängigkeiten, halten, die alle bei Vertheilung der Macht von Europa ihren Theil bekommen haben? Glaubt man etwa, sie habe sich deßwegen, daß sie nicht zum voraus auf unbedingte Art ihren Schutz versichert oder verweigert, freiwillig eines Rechts begeben, dessen durch außerordentliche Umstände hervorgerufene Anwendung die Einbildung mit ihren furchtbaren Folgerungen in Schrecken setzt? Niemand in Europa hat sich wohl jemals solche Illusionen gemacht, oder würde sich je solchen Illusionen überlassen."

Alle französischen Oppositionsblätter und noch mehr die preußischen spotteten über diese „Schreckschüsse" des Journal des Debats, dieses aber führte den Streit auf einen andern Punkt, indem es erklärte, alle diese westlichen Principienfragen seyen ja nur Mittel für die Politik des russischen Interesses. „Rußland ist nicht so bethört von Theorien und Principien, wie man glauben möchte. Die Restauration der absoluten Gewalt und die Legitimität ist nicht sein Ziel, sie dient ihm nur als Mittel. Unserer Ansicht nach liegt ihm wenig an den Principien, in deren Namen der Krieg sich anknüpfte; aber der Krieg der Principien ist ihm sehr genehm, weil er der einzige ist, der die Aufmerksamkeit von Europa ablenken und es hindern würde, auf den Orient zu blicken. Rußland sucht einen Principienkrieg herbeizuführen; denn wer wird diesen Krieg in erster Linie aufrecht erhalten müssen? Einerseits Frankreich und England und andrerseits Oesterreich und Preußen. Rußland, der gute und treue Verbündete Preußens und Oesterreichs, wird sie unterstützen, aber als Reservecorps, als Arrieregarde. Wenn einmal ganz Europa damit beschäftigt ist, sich für die Legitimität und die Freiheit, Provinzen aus dem

Königreiche der Chimären, zu schlagen, so kann sich Rußland nach aller Bequemlichkeit Constantinopels und des Bosporus bemächtigen; und dieß sind keine chimärischen Provinzen, Erweiterungen der Principien; es ist der Schlüssel des Orients und des Occidents; es ist ein Fort, von dem aus man zugleich Kleinasien, Oesterreich, Italien und Griechenland bewacht. Zu Constantinopel ist das Palladium der Weltherrschaft; dahin zielt Rußland, um sich desselben zu bemächtigen. Wie soll man sich aber jetzt desselben bemächtigen, am hellen Tage, wo alle Augen dahin gerichtet sind? Es läßt sich nicht daran denken. Sollten aber die revolutionairen Fragen wieder in den Gemüthern gähren, sollten die Meinungen eine Binde um allzu aufmerksame Augen des Interesse's legen, sollten Oesterreich und Preußen gegen Frankreich und England in Leidenschaft gerathen, so könnte Rußland thun, was es wollte, es würde der einzige Schiedsrichter seines Ehrgeizes seyn."

2.

Oesterreich.

Nur die eben erzählte Zusammenkunft in München-Grätz unterbrach kurze Zeit die Stille des Kaiserstaats. Mit jener Zusammenkunft stand eine unmittelbar darauf folgende in Verbindung. Zu Linz nämlich begrüßte sich Kaiser Franz mit König Ludwig von Bayern persönlich, am 11 October. Im Anfang des Jahres hatte Oesterreich eine neue Anleihe von 40 Millionen Gulden contrahirt. Unterm 23 Julius wurde in der Lombardei ein strenges Edict gegen die Giovine Italia

(das junge Italien), eine aus dem Carbonarismus abgeleitete revolutionaire Secte publicirt.

Vom ungariſchen Reichstage erfuhr man, daß derſelbe über ſeine ſpäte Einberufung geklagt habe, und daß die Sitzung vom 10 Januar, den Druck der Verhandlungen betreffend, ſtürmiſch geweſen ſey. Die Unterhandlungen zogen ſich ſehr in die Länge. Im Auguſt berichtete der Nürnberger Correſpondent aus Peſth: „Unſer Reichstag hat nun einen ſolchen Charakter angenommen, daß darüber allenthalben im ganzen Lande vollkommene Gleichgültigkeit herrſcht. Man iſt endlich dieſer langwierigen und bisher ganz erfolgloſen Debatten herzlich ſatt, und ſpricht in allen Geſellſchaften von nichts weniger als von dieſer Verſammlung in Preßburg. Neun Monate ſchon gehen ſie dort mit großen Dingen ſchwanger, und noch iſt nichts geboren worden. Hinſichtlich des erſten Vorſchlags der Regierung, die Emancipation der Bauern betreffend, iſt man noch nicht über den dritten Artikel in der Ständeverſammlung gekommen, und die beiden erſten Artikel wurden ſtark amendirt an die Magnatentafel geſandt, welche wahrſcheinlich bei der Abfaſſung der Regierung bleiben, und ſie wieder an die Ständetafel zurückſenden wird; bei der bekannten Beharrlichkeit der letztern aber kann man kaum das Ende dieſer Debatte abſehen. In Hinſicht der Religionsangelegenheiten, wodurch den gegründeten Beſchwerden der Proteſtanten in Ungarn abgeholfen werden ſollte, hat ſich dieſe zweite Kammer nicht nur ſehr liberal, ſondern auch äußerſt ſtandhaft gezeigt. Achtmal hatte ſie dieſen Gegenſtand aufgefaßt und angenommen, achtmal wurde er von der obern Kammer verworfen, und noch wollen ihn die Stände nicht aufgeben, eben ſo wenig wie die Fragen wegen allgemeiner Einführung der un-

garischen Sprache, Verlegung des Reichstags nach Pesth und Aufenthalts des Königs im Lande. Geht aber alles den jetzigen Schneckenweg, so dürfte man mit allem, was noch vorliegt, nicht in 20 Jahren zu Stande kommen." Erst im November kam das Urbarialgesetz zu Stande, aber so modificirt, daß es in der Lage der Bauern wenig änderte. Der Bauer sollte noch nicht Eigenthümer, nur Nutznießer des Bodens werden. Auch von der Gerichtsbarkeit des Gutsherrn wurde der Bauer noch nicht befreit, ihm jedoch ein Advocat gestattet. — Ein kleiner Streit zwischen den Gerichtsbehörden und dem Gubernium von Siebenbürgen im April, und ein Volkstumult in Erlau am 22 October aus Veranlassung einer Deputirtenwahl, hatten keine weitern Folgen.

Von Wichtigkeit war der Festungsbau in Brixen. „Der Kaiser selbst besah auf seiner vorjährigen Reise diese Stadt und erkannte die Wichtigkeit, dort eine Hauptfestung anzulegen, weil die drei Hauptstraßen nach dem lombardisch venetianischen Königreich, die neuen herrlichen Kunststraßen über das Wormser Joch, nach Como und Belluno bei Brixen zusammenlaufen und die Bemannung dieser Stadt in strategischer Hinsicht jedem Feind den Besitz von Süd-Tyrol unsicher und das Vordringen nach Nord-Tyrol unausführbar macht. Auch hört man, daß die Venetianischen, Istrischen und Dalmatinischen Küsten bereits in einem Ehrfurcht gebietenden Vertheidigungsstande sind, und nunmehr bald jede Landung an diesen weitgestreckten Küsten ungemein erschweren, der österreichischen Handels-Seemacht aber sichere Zufluchtsorte vor feindlichen Verfolgungen verschaffen werden. Als Hauptpunkte dieser Befestigung können betrachtet werden: die Lagunen-Stadt Venedig, der herrliche Hafen Pola in Istrien, und Porto R

Marquis von Traun.

Spalatro, Zara, Raguſa, Cattaro, an der dalmatiniſchen Küſte. Auch an den Linzer Thürmen, dieſer geiſtreichen Erfindung des Erzherzogs Maximilian von Eſte, ſchreitet der Weiterbau raſch fort, und ſo vervollſtändigt ſich allmählich, ohne Geräuſch und Aufſehen, die Vertheidigungslinie der öſterreichiſchen Monarchie. Der zu ſolchen Unternehmungen erforderliche Aufwand wird nicht durch neue Beſteuerungen, ſondern durch rühmliche Erſparniſſe beſtritten, welche der Hof fortwährend in ſeinem Haushalt, und in den zu den Oberſt-Hofämtern gehörigen Zweigen macht."

3.

Preußen.

Preußen hatte die Bewachung Frankreichs in der belgiſchen Sache übernommen, und zog am 18 Januar ſeine Armee von der Maas zurück, nachdem 8 Tage vorher die franzöſiſche ebenfalls ihren Rückzug angetreten hatte. Preußens Einfluß auf die europäiſchen, deutſchen und polniſchen Angelegenheiten iſt in den bisherigen Partien dieſer Geſchichte ſchon erörtert. Ueber Preußens innere Zuſtände erſchien ein in ſeiner Art vortreffliches Buch „Preußen und Frankreich", auf das wir hier verweiſen wollen, ohne uns durch Auszüge den Raum dieſes kleinen Buches zu beſchränken.

In der Allg. Zeitung las man einen Correſpondenzartikel aus Berlin vom 2 Mai: „In der letzten Zeit befand ſich, um an den neuen Ort ſeiner Beſtimmung nach Schleſien abzugehen, der Oberlandesgerichtsrath von Münſter hier, der unter den Wählern war, die gegen Geſetz und Vorſchrift In-

ſtructionen ertheilen wollten, um auf dem nächſten Landtage des Königs Majeſtät um Reichsſtände und Verfaſſung zu bitten. Wer die Zeichen der Zeit und die allgemeine Aufregung, an welcher ſie leidet, mit Beſonnenheit beobachtet, fühlt gewiß, wie unpaſſend gerade dieſer Augenblick gewählt war, um jenen Punkt zur Sprache bringen zu wollen, und jene, welche dieſes nicht empfunden, ſind Urſache, daß Se. Majeſtät ſich jetzt dahin beſtimmt ausgeſprochen haben ſoll: daß gedachter Gegenſtand niemals wieder zu einer provinziallandſtändiſchen Verhandlung gemacht werde, da der König die Zeit ſchon ſelbſt zu beſtimmen wiſſen werde, wann die, aus väterlichem Herzen für das Wohl ſeines Volkes erlaſſene dießfällige Cabinetsordre zur wirklichen Ausführung kommen ſoll.“ Am 20 Mai wurde die Erlaubniß, daß preußiſche Unterthanen auf nichtpreußiſchen Univerſitäten ſtudiren dürfen, in Folge des Frankfurter Attentats ſuſpendirt.

Am 15 Junius wurde die Aufſicht über den Buchhandel verſchärft durch folgendes Circular: „Höhern Orts iſt die Maßregel vorgeſchrieben worden: 1) daß künftighin alle den Buchhandlungen zugehenden Artikel, welche ſchon durch die geſetzlichen Vorſchriften als verboten bezeichnet werden, nämlich a) alle ohne Bezeichnung einer bekannten Verlagshandlung gedruckten Bücher, wohin auch diejenigen Werke gehören, die von einer bekannten Verlagshandlung bloß in Commiſſion debitirt werden, b) alle außerhalb der deutſchen Bundesſtaaten und der dazu nicht gehörigen Provinzen der preußiſchen Monarchie in deutſcher Sprache gedruckten Schriften, binnen 24 Stunden nach deren Eingange entweder bei dem Polizeicommiſſarius des Reviers zu deponiren oder von demſelben unter Siegel legen zu laſſen; 2) daß

ein Gleiches in Anſehung derjenigen Werke zu beobachten, die durch ſpecielle Verbote dem literariſchen Verkehr entzogen werden, und zwar binnen 24 Stunden nach ergangenem Verbote; und 3) daß die Rückſendung der verbotenen Artikel an die Committenten binnen acht Tagen nach ſtatt gefundener polizeilicher Verſiegelung bewirkt und dem Revierpolizeicommiſſarius durch ein Atteſt der Poſtbehörde darüber, „daß ein mit dem Polizeiſiegel verſiegeltes Paket zur Beförderung nach dem betreffenden Orte übergeben worden iſt", nachgewieſen werde. Die Verſendung ſolcher Artikel durch Buchhändlergelegenheit, oder auf andere Weiſe, kann von der Behörde nicht nachgegeben werden; dagegen iſt das königl. Hofpoſtamt um Ausſtellung der erwähnten Atteſte für die gedachten Paketſendungen veranlaßt worden. Die Herren Buchhändler werden hiemit aufgefordert, mit der von ihnen bisher bewieſenen lobenswerthen Pünktlichkeit in Beobachtung der zeitweilig nothwendigen ſtrengen Maßregeln zur Beaufſichtigung des literariſchen Verkehrs auch den obigen Anordnungen genau nachzukommen, widrigenfalls ſich das Polizeipräſidium genöthigt ſehen würde, vorkommende Vernachläſſigungen dieſer Vorſchriften mit empfindlicher Strafe zu ahnden."

Im Herbſt ſchrieb der Nürnberger Correſpondent aus Berlin: „Den hieſigen Kunſthändlern iſt polizeilich mitgetheilt worden, daß hohe Perſonen es mißfällig bemerkt hätten, wie immer nur die Siege und Großthaten Napoleons zur Schau ausgehängt würden, dagegen niemals die Schlachten und Momente zum Vorſcheine kämen, in welchen er Niederlagen erlitt." Ueber eine Localſtreitigkeit der Berliner ſchrieb daſſelbe Blatt: „Die hieſige Bürgerſchaft iſt durch das Benehmen ihres Bürgermeiſters ſehr in Verlegenheit geſetzt worden. Hr. v. Bären-

ſprung hatte nämlich, als Mitglied der Servisdeputation, eigenmächtig und nur mit Zuſtimmung eines Mitglieds dieſer Commiſſion verfügt, daß jeder Soldat, wenn er bei den Bürgern einquartiert würde, ein eigenes Bett erhalten müſſe. Wegen dieſer Maßregel beſchwerte ſich die Stadtverordneten-Verſammlung beim Miniſterium, worauf die Entfernung des Bürgermeiſters und des betreffenden Rathes aus jener Commiſſion befohlen ward. Dagegen proteſtirten dieſe, und eine ſo eben erſchienene Cabinetsordre befiehlt die Wiedereinführung der beiden Herren, die Beibehaltung der von ihnen ausgegangenen Verordnung und gibt der Bürgerſchaft das allerhöchſte Mißfallen über ihre Widerſetzlichkeit zu erkennen."

Dagegen geſchah durch ein Edict vom 1 Junius im Juſtizweſen der erſte Schritt zur Oeffentlichkeit. Die Allg. Zeitung meldete aus Berlin: „Die Umgeſtaltung unſres Juſtizweſens durch den neuen Juſtizminiſter, Hrn. v. Mühler, beginnt zur Freude des Publicums mit längſt erſehnten Einrichtungen, die nicht allein auf Induſtrie und Verkehr im Allgemeinen fördernd wirken werden, ſondern die auch der Würde unſerer Bildungsſtufe vollkommen entſprechend ſind. Daß Proceſſe und Proceßformen mit fortſchreitender Civiliſation nothwendig andere Geſtalt und anderen Charakter annehmen mußten, wurde längſt tief gefühlt, und die ſeitherige Unterlaſſung einer nothwendigen Reform darin wirkte nachtheilig auf alle Lebensverhältniſſe. In dieſer Beziehung wird die nunmehr beſchloſſene Einführung der Friedensgerichte in allen Provinzen des preußiſchen Staats als höchſt erfreulich erſcheinen; — in Oſtpreußen, wo ſie ſchon lange beſtehen, haben ſich die ſegensreichſten Reſultate bereits ergeben. Dieſe Friedensgerichte werden insbeſondere auf die Entwickelung des allge-

meinen Rechtsbewußtſeyns im ganzen Volke einen mächtigen Einfluß ausüben; ſie werden den Uebergang zu einer Zeitperiode bilden, wo die Einſicht deſſen, was Recht iſt, allgemeiner verbreitet und lebendiger ins Bewußtſeyn der Nation übergegangen ſeyn wird, als bis jetzt der Fall war, wo die Kenntniß des Rechts das Eigenthum einer Zunft war, — und der Charakter aller Zünfte iſt Beſchränktheit und Beſchränkung! — Unſer Juſtizminiſter ſcheint dieſe Anſichten zu theilen, zugleich von dem Geſichtspunkte ausgehend, daß wenn etwas lebendig im Volke ſeyn ſoll, das Volk auch nothwendig unmittelbaren Antheil daran muß nehmen dürfen; hieran ſcheint uns wenigſtens die neuerdings durch das Geſetz vom 1 Junius d. J. (Geſetzſammlung Nro. 7. 1833) eingeführte Oeffentlichkeit bei gewiſſen Proceßſachen zu deuten. Bisher ward alles bei geſchloſſenen Thüren verhandelt und in Acten lag es vergraben. Die Friedensgerichte und das verordnete Verfahren der Oeffentlichkeit bei einer Claſſe von Proceſſen ſind übrigens gewiß nur der Anfang einer weitern zeitgemäßen Umgeſtaltung unſerer im Fundamente und in vielen Rückſichten vortrefflichen Juſtizverfaſſung."

Nicht mit Unrecht ſchrieb daher ein ſchottiſches Blatt, der Caledonian Mercury: „Die innere Verwaltung Preußens war bisher im Allgemeinen eben ſo weiſe und gemäßigt, als ſeine auswärtige Politik gewöhnlich den neuen Intereſſen entgegengeſetzt iſt. Im Innern zeigt ſich die Regierung in faſt allen ihren Handlungen klug und wohlthätig, und ihre Einrichtungen bezwecken nur die Förderung der Staatswohlfahrt; nach außen, d. h. in ihren diplomatiſchen Verhältniſſen zu andern Staaten, tritt ſie als eine der unnachgiebigſten und dabei vorſichtigſten Unterſtützerinnen des, der conſtitutionellen

Sache entgegenſtehenden Princips auf. Sie iſt ein doppelköpfiger Janus, deſſen eines, nach innen gekehrtes Geſicht nur Wohlwollen und Frieden ausdrückt, während das andere, nach außen gekehrte allen Verſuchen, die politiſchen Inſtitutionen der Völker zu regeneriren, eine düſtere Miene entgegenhält. Innerhalb ſeines eigenen Gebiets fördert Preußen thatſächlich und mit äußerſter Sorgfalt die Freiheit; an der Gränze aber ſteht es immer mit Schwert und Lanze gerüſtet gegen die Wortführer von Doctrinen, welche manchmal ihre beſte Beiſpielbelegung in Preußens eigenen Handlungen gefunden zu haben ſcheinen. Dieſe Anomalie, ſo parador ſie ſcheinen mag, iſt nichtsdeſtoweniger, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, das Princip des preußiſchen Syſtems, und nur indem man das Princip im Auge behält, kann man die Wirkſamkeit dieſes Syſtems ſchätzen und verſtehen. In keinem Lande wurden praktiſche Reformen weiter getrieben oder in beſſerem Geiſte verfolgt; in keinem iſt die Regierung entſchiedener und unbeweglicher den allgemeinen Principien, deren Anerkennung, ſollte es ſcheinen, doch in eben jenen Reformen läge, feindſelig, oder allen Neuerungen abhold, welche nicht ganz und gar von ihr als Regierung ſelbſt herrühren. Während demnach Preußens allgemeine Politik alle Merkmale eines unduldſamen Abſolutismus an ſich trägt, hat die Verbeſſerung im Innern reißende Fortſchritte gemacht, und bei dem faſt patriarchaliſchen Charakter ſeiner Regierung hat das preußiſche Volk deren ausgeſprochene Grundſätze vergeſſen, welche in den Tagen der Gefahr vernommen worden waren. Einige Thatſachen werden hinreichen, unſern allgemeinen Satz zu beleuchten. Das Preußen von 1833 iſt faſt um ein Jahrhundert dem Preußen von 1814 voraus. Vor dem Friedensſchluſſe des letztgenannten

Jahres lief kaum eine große Heerſtraße durch das Königreich, nämlich die zwiſchen Berlin und Magdeburg in einer Länge von fünfzig Meilen; die andern waren mehr Feldwege als Straßen, kaum zu paſſiren, und man ließ ſie im abſcheulichſten Zuſtande verkommen. Gegenwärtig gibt es dort eine Menge großer Heerſtraßen, welche die Hauptſtadt mit den verſchiedenen Theilen des Königreichs verbinden, und dieſe Straßen werden aufs allerbeſte unterhalten, einige von den Ortsbehörden, die meiſten aber auf Koſten der Regierung. Die früher im kläglichſten Zuſtande befindlichen Poſten ſind nun trefflich bedient und wohlfeiler als in Frankreich. Die Eilwägen fahren Tag und Nacht mit Poſtpferden, und kommen ſo ſchnell vorwärts als Privatpoſtchaiſen, wobei die Reiſenden weder durch Polizeiaufſicht beläſtigt werden, noch der immerwiederkehrenden Plackerei des Paßweſens ausgeſetzt ſind. Der Ackerbau hat in ſeiner Ausübung wie in ſeinen Reſultaten große Verbeſſerungen erfahren; man hat beſſere Methoden des Anbaus eingeführt, und den Geſammtbetrag der Erzeugniſſe des Bodens verhältnißmäßig erhöht. In den Manufacturen ſind die gemachten Fortſchritte ganz außerordentlich. Elberfeld z. B. hat ſo reißend zugenommen, daß es 1829 25,000 Einwohner enthielt, und ſeine Erzeugniſſe auf drei Millionen Pfund geſchätzt wurden. Die durch den Miniſter Stein bewirkte Aufhebung der Leibeigenſchaft (wenn uns der Ausdruck erlaubt iſt) im Bauernſtande, hat viel zur Verbeſſerung der Lage dieſer Claſſe beigetragen, und iſt der Bevölkerung ein großer Sporn geworden. Berlin hat ſich ſehr vergrößert, und erſt neuerlich iſt ein neues Stadtviertel gebaut worden, nicht wie früher von der Regierung, ſondern ganz durch Privatleute, während die öffentlichen Anſtalten und Monumente der Hauptſtadt ſich be-

deutend vermehrt haben. Das Heer läßt sich auf 300,000 Mann anschlagen, worunter 150,000 Mann Linientruppen, 30,000 Mann Reserve und ungefähr 100,000 Mann zum Dienst in der Linie verpflichtete Landwehr des ersten Aufgebots. Die ganze Kriegseinrichtung beträgt, für den äußersten Fall, ungefähr 450,000 Mann aller Waffengattungen. Das jährliche Einkommen an directen und indirecten Steuern beläuft sich auf 7,590,476 Pfund. Die Ausgaben, welche hiervon bestritten werden, sind: 1) die Zinsen der Staatsschuld und des Tilgungsfonds mit 1,611,720 Pf.; 2) Pensionen, Entschädigungen u. dgl. mit 183,960 Pf.; 3) das Heerwesen und die Festungen mit 3,374,101 Pf. und 4) die Civilliste, mit Einschluß der Rechtspflege, des Kirchen- und Unterrichtswesens und aller sonstigen Ausgaben mit 2,120,692 Pf., von welcher letzten Summe jedoch eine jährliche Reserve von 200,000 Pf. in Abzug kommt. Nach der letzten Volkszählung betrug die Einwohnerzahl der acht Provinzen und des Fürstenthums Neuenburg 12,780,172 Seelen. Die Bevölkerung war übrigens am stärksten in der Rheinprovinz, und am dünnsten in Posen; dort nämlich rechnete man 1585, hier nur 1098 Einwohner auf die Quadratmeile. Eine Hauptursache der großen Volksthümlichkeit der preußischen Monarchie ist, daß ihr nichts, was einer bevorrechteten Aristokratie ähnlich sieht, Zwang und Fesseln anlegt; der Absolutismus hat keine Unterabtheilungen; dort gibt es in der That nur König und Volk, und daher hat sich der König frei gefühlt, demokratische Zugeständnisse zu machen, welche gänzlich unausführbar gewesen seyn würden, ehe Stein der Macht des alten Adels durch Aufhebung der Leibeigenschaft den Todesstoß gegeben hatte. Preußen hat keine Ortsdespoten, eben so wenig besteht dort irgend eine Körper-

schaft

schaft von Personen, die mächtig genug wäre, durch ihre Gesammtkraft sich der Regierung des Königs zu widersetzen, oder individuell vermögend das Volk zu unterdrücken. Die Macht ist gänzlich auf den Mittelpunkt vereinigt, und ist genau in dem Verhältnisse mild und wohlthätig geworden, als sie sich von jener Art Hemmniß frei gemacht hat, welche anderswo eine bevorrechtete und übermüthige Adelskaste ausübt."

4.

Bayern.

Die Zeit der Unruhen war vorüber, und die der Verhaftungen, Processe und Strafen folgte. Am 20 Januar fiel noch ein kleiner unbedeutender Tumult in dem Städtchen Mainbernheim bei Würzburg vor, aber nicht von politischer, sondern bloß localer Natur. Am 21 Januar wurde der berühmte Hofrath Behr in Würzburg, eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der frühern bayerischen Kammer, wegen seiner im vorigen Jahre zu Gaibach gehaltenen Rede ins Gefängniß gesetzt. Der Redacteur des Augsburger Tagblatts, Valentin Oesterreicher, wurde „zu dreijähriger, — durch jährlich im Monat Julius auf drei Tage abwechselnd bei Wasser und Brod zu vollziehende Einsperrung in ein einsames Gefängniß geschärfter Arbeitshausstrafe und zur Abbitte vor dem Bildnisse Sr. Majestät des Königs" verurtheilt. Der Rechtspraktikant Widmann von Würzburg wurde ebenfalls zu der gewöhnlichen Abbitte vor dem Bildnisse Sr. Majestät des Königs und zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit ver-

urtheilt. Aehnliche Verurtheilungen trafen den Dr. Coremans von Nürnberg, die Herren Betzel, Weiß ꝛc. In Folge des Frankfurter Attentats wurden auch in Bayern am 6 Mai die Maßregeln in Betreff der Universitäten verschärft, die Universitätspolizei erweitert und unwiderruflich festgesetzt, daß die Theilnahme an einer verbotenen Studentenverbindung den Ausschluß von den Studien wie vom Staatsdienste nach sich ziehen sollte. Unter den verhafteten Studenten befand sich zufällig auch ein Unschuldiger, Namens Kolligs, der sich die Sache so zu Gemüth zog, daß er starb, ehe man auf das Gefährliche seines Zustandes aufmerksam wurde.

Aus Rheinbayern wanderte im Frühjahr eine große Menge Menschen nach America, die Speyrer Zeitung zählte in einem Monat 800 Auswanderer. So entlud sich das Land eines Theils der Unzufriedenen, und die Regierung wachte mit größter Strenge, und bot eine bedeutende Militairmacht auf, daß nicht am 27 Mai die Scenen von Hambach sich erneuerten. Und dennoch kam es zu einem traurigen Excess an diesem verhängnißvollen Tage. Die Münchner politische Zeitung erzählte den Vorfall also: „Das Aufstecken der deutschen Tricolorfahne am 26sten auf einem Kastanienbaume zunächst Neustadt sollte Neugierige anziehen, und zum Besuche des Hambacher Schloßberges am folgenden Tage einladen, mißlang aber, da es fast unbemerkt vorüberging. In der Nacht vom 26sten auf den 27sten wurde die verbotene Feier durch von Zeit zu Zeit wiederholte Schüsse auf den Höhen um Hambach verkündet; doch blieben auch diese Demonstrationen noch ohne den beabsichtigten Erfolg, und die Zahl der auf dem Schloßberge sich versammelnden Menschen überstieg am 27sten Morgens keine 500 Personen. Auf dem Berge selbst war bereits

am 26ſten Abends eine Compagnie Infanterie aufgeſtellt worden, und ſo verhielten die Anweſenden ſich bis gegen 11 Uhr ruhig und ordentlich. Da verſuchte man die Gemüther durch den Genuß geiſtiger Getränke zu erhitzen; dem weiſen Verbote der Regierung zuwider ward Wein in Fäſſern auf den Berg gebracht. Zugleich ſchritten die Unruheſtifter zu kühneren Demonſtrationen; eine mächtige ſchwarzrothgoldne Fahne ward auf einem Berge zwiſchen Neuſtadt und dem Hambacher Schloſſe von einigen bemerkbar gewordenen Individuen aufgepflanzt, verſchwand aber wieder, ehe die augenblicklich dorthin geſendeten Gendarmen den Berg erſteigen konnten; auf dem Gipfel deſſelben angelangt, fanden dieſe weder die Fahne noch ihre Träger mehr. Auf dem Hambacher Schloſſe aber benützten die Ruheſtörer das augenſcheinlich vorher verabredete Erſcheinen der revolutionairen Standarte; die Menge ward alsbald darauf aufmerkſam gemacht, und zu Begrüßung des Aufruhrzeichens angereizt, einzelne revolutionaire Abzeichen, Cocarden u. ſ. w. kamen alsbald zum Vorſchein, Revolutionslieder wurden angeſtimmt, und mit Verhöhnungen und Schimpfreden gegen das Militair der Anfang gemacht. Bei dem erhitzten Zuſtande, in welchem ſich mehrere Anweſende durch den Genuß des Weines befanden, nahmen dieſe erſt vereinzelten Ausbrüche bald einen Charakter an, der es nothwendig machte, die Weinfäſſer wegſchaffen zu laſſen, und die Menge auseinander gehen zu heißen. Der dießfallſigen Aufforderung ward zwar Folge geleiſtet, aber auf dem unterſten Plateau angekommen, ſchieden ſich die Aufrührer von den theilnahmloſen Zuſchauern; erſtere ſammelten ſich dort aufs neue, nahmen eine drohende Stellung an, brüllten die Marſeillaiſe und andere Revolutionslieder der heftigſten Art, die ſchändlichſten Invec-

tiven gegen das Militair, gegen die geheiligte Person des Monarchen, gegen alles was Gesetz und Ordnung heißt, wurden ausgestoßen, und Messer gezogen, um die Vollstrecker der obrigkeitlichen Befehle zu empfangen. Gendarmerie und ein Zug Infanterie mußte abgeschickt werden, um diese Pöbelrotte zu zerstreuen, was auch, wiewol dießmal nicht ohne lebhaftern Widerstand gelang. Zum Rückzuge gezwungen, setzten sich die Ruhestörer am Eingange des Dorfes Mittelhambach abermals und zwar noch ernsthafter zur Wehre, aus dem nahe gelegenen Walde und hinter einer Gartenmauer hervor fielen Schüsse auf die Soldaten und Gendarmen, einer der letzteren wurde durch einen Messerstich verwundet, und es blieb den auf diese Weise Angegriffenen nun nichts übrig, als auch ihrerseits Feuer zu geben, wodurch drei Personen jedoch nicht gefährlich im Oberschenkel verwundet wurden. Auf diese ernste Einschreitung hörte hier jeder Widerstand auf, die Aufrührer eilten gegen Neustadt, die Neugierigen in die Häuser zurück. In Neustadt jedoch sammelten sich die Ruhestörer bald wieder, in dichten Haufen gedrängt durchzogen sie die Straßen, aufrührerisches Geschrei und unaufhörliche Beschimpfungen gegen das Militair ausstoßend. Vor der Hauptwache endlich wuchs der Haufe so an, und drang so unverschämt auf den dort aufgestellten Posten ein, daß dieser beinahe erdrückt wurde. Die unter den Waffen stehenden Soldaten setzten lange Zeit den heftigsten Beleidigungen nur die Ruhe des dienstlichen Gehorsams entgegen. Vergebens ermahnten Civilbeamte und Officiere zum Auseinandergehen, alles Zureden blieb fruchtlos. Endlich mußten die Andringenden aus der Nähe der Hauptwache mit Gewalt entfernt, die Straßen durch Militairpatrouillen geleert, und zu Arretirungen geschritten werden.

Daß dieſes bei dem tollen Widerſtande, welchen der Pöbel leiſtete, nicht ohne den Gebrauch der Waffen und derbe Züchtigungen bewerkſtelligt werden konnte, war natürlich; eine nicht unbedeutende Zahl von Perſonen ward verwundet, ein Todter mit einer Stichwunde ſpäter von der Patrouille auf der Straße liegend gefunden und auf das Rathhaus gebracht. Noch vor zehn Uhr Abends war die Ruhe vollkommen wieder hergeſtellt, die auch weder während der Nacht noch am 28ſten bis Mittags mehr geſtört wurde. Der ungemeinen Thätigkeit der Civilbehörden, dem gemeſſenen Benehmen des Militairs, welches in ſtrengſter Subordination den höhnenden Herausforderungen des Pöbels die unerſchütterlichſte Ruhe entgegenſetzte, bis es Befehl erhielt, die Aufrührer zu zerſtreuen, dann aber auch dieſe Weiſung mit vollſter Kraft vollzog, und ſo aufs Neue die Eigenſchaften bewährte, welche den bayeriſchen Krieger von jeher ausgezeichnet haben, verdanken wir es, daß die Verſuche der Umwälzungsmänner dießmal ſo vollſtändig mißlangen, und Ruhe und Ordnung bei uns hoffentlich auf längere Zeit ungeſtört bleiben werden."

Ueber dieſe traurigen Vorfälle enthält die Speyrer Zeitung und gleichlautend die Würtembergiſche Zeitung folgendes Schreiben aus Neuſtadt vom 29 Mai, das zwar augenſcheinlich manche abſichtliche oder unabſichtliche Lücken und Mängel enthält, das wir aber, da es in einem bayeriſchen cenſirten Blatte erſchien, dennoch um der Unparteilichkeit willen geben zu müſſen glauben, um ſo mehr, als jedem Leſer durch die Berichte der Münchner Zeitung die Ergänzung und Berichtigung dieſer Darſtellung zur Hand gegeben iſt: „Wer das heitere, lebensfrohe Neuſtadt ſonſt geſehen hat, und dermalen in daſſelbe kommt, und die düſtern Geſichter erblickt, dem kann

es nicht entgehen, daß ernste Ereignisse hier vorgefallen seyn müssen. Ich beschränke mich darauf, Ihnen einige einfache Mittheilungen über den Thatbestand zu machen. Vorgestern, als am Jahrestage des Hambacher Festes (am Pfingstmontag), versammelten sich wieder etwa 1000 Menschen auf jener Höhe. Man hörte verschiedene Gesänge; doch hielt die Polizeibehörde die Ruhe ohne alle Mühe aufrecht. Endlich, des Nachmittags, wurde der Befehl gegeben, die Höhe ohne Weiteres zu räumen. Was zunächst Veranlassung dazu gab, ist mir ganz unbekannt. Die versammelte Menge war bereits aufgebrochen, um sich wegzubegeben, als ganz unbegreiflicher Weise vom Militair noch Feuer auf sie gegeben wurde(??): zwei Kinder und ein bejahrter Mann wurden verwundet. In Neustadt selbst war bekannt gemacht worden, daß die Polizeistunde an diesem Tage nicht um 11 Uhr, wie gewöhnlich, sondern um 10 Uhr seyn solle. Aber schon um halb 10 Uhr sah man, außer Soldaten, keinen Menschen mehr auf den Straßen, denn diese waren zuvor auf eine furchtbare Art geleert worden. Es war nämlich eine bedeutende Anzahl Militair an diesem Tage in und bei Neustadt zusammen gezogen worden: Infanterie von Eichstädt (von dem vor wenigen Tagen angekommenen Bataillon), ferner von Landau und Speyer; Cavallerie von Speyer, und Artillerie von Landau. Diese Truppen hatte man theilweise in und bei Neustadt einquartirt. Vor 8 Uhr begannen die furchtbaren Scenen. Was deren Ausbruch veranlaßte, will niemand genau wissen. Einzelne reden davon, es seyen einige unschickliche Aeußerungen vernommen worden, die aber doch allerhöchstens eine polizeiliche Verhaftung begründet haben könnten; aufrührerisches Geschrei wurde durchaus nicht gehört. Sey dem wie ihm wolle, von 8 Uhr an (es war noch heller Tag) fielen Soldaten, von

denen viele betrunken waren (?), über die Leute, welche ſich auf der Straße befanden, her; Manche wurden mit Kolbenſtößen mißhandelt, weit mehr aber mit Bajonnetſtichen und Säbelhieben verwundet. Die Cavallerie ſprengte in der ganzen Breite durch die Straßen, was ſich hier befand, wurde niedergeritten; gegen 30 Perſonen begegnete dieß. Wer einen weißen Hut oder weiße Kappe trug, wurde verwundet, weil man dieß als Zeichen des Liberalismus betrachtete; eben ſo, wer ein Laub oder eine Blume an ſeine Kleidung geſteckt hatte. Der Adjunct Penner, der in ſeiner Amtstracht die Soldaten zur Ruhe und Ordnung aufforderte, wurde im Geſicht verwundet; ein junger Menſch von Gimmeldingen erhielt einen Stich, der vom Rücken bis vorn durch die Bruſt durchdrang und ihn ſogleich tödtete; ein Metzgerburſche, von ſeinem Herrn ausgeſendet, um deſſen Sohn aufzuſuchen und nach Hauſe zu bringen, bekam ſechs Wunden; eine alte Frau, die Kinder aufſuchen und nach Hauſe bringen ſollte, ward gleichfalls verwundet; eine andere, ſchwangere Frau, vor ihrem eigenen Hauſe, mit einem Gewehrkolben ſo auf die Bruſt geſtoßen, daß ſie beſinnungslos niederſtürzte; in einem Hauſe ſoll jemand eine unſchickliche Aeußerung gegen das Militair gemacht haben, worauf Chevaurlegers in die Stube ritten, und alles darin zertrümmerten, namentlich blieb kein Fenſter ganz. Im Ganzen wurden mehrere hundert Menſchen mehr oder weniger verwundet, und zwar alle vom Civil, kein Einziger vom Militair (Andere wollen wiſſen, auch 1 oder 2 vom Militair), was den Beweis gibt, daß dieſes nicht in den Stand der Nothwehr verſetzt, und daß keine einzige der anweſenden Civilperſonen bewaffnet war (?) oder ſich nur zur Wehre ſetzte (?); niemand hatte ſolche Auftritte geahnet. Keine Straße, in der nicht Blut gefloſſen wäre.“

Die Speyrer Zeitung erklärte ſich nachher noch: „Es ſey, ſagt ſie, ungegründet, daß zuerſt von Seite des Volks auf die Soldaten geſchoſſen worden, oder daß ein Haufe von 60 bis 80 Menſchen mit Gewalt die Kanonen zu nehmen geſucht habe. Wenn dieſe und ähnliche Behauptungen gegründet wären, ſo müßte doch auch das Militair wo nicht Todte, doch eine Anzahl Verwundeter haben; man ſpreche aber nur von einem, höchſtens zwei verwundeten Soldaten, während nach Verſicherung der Aerzte die Zahl der verwundeten Einwohner einige Hunderte (?) betrage. Allerdings ſeyen die Truppen von Einzelnen, beſonders von Buben geneckt und verſpottet worden; dieſe Büberei hätte aber doch nicht die ganze Maſſe von Einwohnern der Verfolgung mit Säbel, Bajonnet und Flinte ausſetzen können; die Soldaten hätten ſelbſt die Sicherheitsgarden verjagt, und manche derſelben mißhandelt.“ Die Allg. Zeitung erklärte ſodann: „Die Münchener politiſche Zeitung bemerkt aus Veranlaſſung der von uns geſchehenen Aufnahme des bekannten erſten Artikels der Speyrer Zeitung über die Vorfälle in Neuſtadt: „Mit der Allg. Zeitung überlaſſen wir es dem unparteiiſchen Leſer, die „augenſcheinlichen, abſichtlichen oder unabſichtlichen Lücken und Mängel in der Speyrer Relation durch unſere Berichte zu ergänzen und zu berichtigen,“ nur machen wir darauf aufmerkſam, wie aus dem Umſtande, daß der in Rede ſtehende Artikel in einem bayeriſchen cenſirten Blatte erſchien, rückſichtlich ſeines Inhaltes nichts gefolgert werden kann; da von Ausübung der im §. 2 des dritten conſtitutionellen Edicts angeordneten Cenſur bezüglich auf Artikel, welche lediglich die innern Verhältniſſe Bayerns betreffen, auf den Wunſch der Stände dermalen Umgang genommen wird. Uns ſcheint demnach aus dem angezogenen Schrei-

ben aus Neuſtadt nur Eines hervorzugehen: daß nämlich die Waffen, deren die Umwälzungspartei ſich jedesmal bedient, wenn ſie zu Gunſten der Ordnung und des Rechtes eine Niederlage oder wohlverdiente Züchtigung erlitten hat, überall und in allen ähnlichen Fällen dieſelben ſind. Heldenmuth und Martyrthum auf der einen, brutale Gewalt auf der andern Seite, dieß Thema müſſen wir, mit einigen Tiraden über rohe Mißhandlung unſchuldiger, friedlicher Staatsbürger (die nichtsdeſtoweniger ſtechen und ſchießen) bei ähnlichen Veranlaſſungen allemal aufs Neue hören.“ (Zugleich werden wir von Seite der Redaction der Münchener politiſchen Zeitung darauf aufmerkſam gemacht, daß der zweite Bericht dieſes Blattes über jene Vorfälle uns in einem mangelhaften Exemplare zugekommen ſey; nach vorgenommener Vergleichung erſahen wir, daß in dem berichtigten Exemplare der Schluß des Artikels folgendermaßen lautet: „Der ungemeinen Thätigkeit der Civilbehörden, der Haltung des eigentlichen Bürgerſtandes und der Sicherheitsgarden, dem gemeſſenen Benehmen des Militairs ꝛc. verdanken wir es ꝛc.“)“

Dagegen nun erſchien nachſtehende „Erklärung des Neuſtädter Stadtraths: Die unterzeichneten Mitglieder des hieſigen Stadtraths ſind es der Ehre ihrer Mitbürger ſchuldig, die durch die Frankfurter Oberpoſtamts-, Münchener politiſche und Augsburger Allgemeine Zeitung über die Vorfälle am Pfingſtmontage dahier bei und in Hambach verbreiteten anonymen Nachrichten, obgleich als aus guter Quelle fließend bezeichnet, öffentlich vor der Welt als ein Gewebe der abſcheulichſten Lügen und Entſtellungen zu erklären. Niemand iſt hier nicht einmal wegen Beleidigung gegen das Militair, geſchweige wegen Provocationen und Angriffen auf

daſſelbe, noch wegen ſonſtiger Exceſſe gegen die geſetzliche Ordnung und Ruhe an dieſem Tage gerichtlich belangt worden. Wir fordern die, welche die Bürger deſſen beſchuldigen, auf, die Thäter den Gerichten anzuzeigen. Nicht Zuſammenrottungen ruheſtörender oder bedrohender Menſchen wurden hier gewaltſam zerſtreut; ohne vorausgegangene Warnung, ohne Zuruf wurden die auf den Straßen ruhig wie gewöhnlich wandelnden, neben ihren Häuſern ſtehenden oder ſonſt auf der Straße befindlichen Individuen verfolgt und mißhandelt. Selbſt der Adjunct in der Amtstracht durch Säbelhiebe und Bajonnetſtiche verwundet. Es gab nur Todte und Verwundete auf der einen Seite, die Angreifer aber auf der andern. Die auf dem Rathhauſe verſammelten Civilbeamten wagten es nicht, auf die Straße zu gehen, um den grauſamen Verfolgungen Einhalt zu thun. Sie mußten, um ihr Leben zu ſchützen, ſich mit ſtarker Gendarmerie-Escorte nach Hauſe führen laſſen. Dieſe allgemeinen Thatſachen genügen einſtweilen, um den Strom der verbreiteten falſchen Nachrichten aufzuhalten. Der wahre Hergang der Sache wird, wenn kein unüberwindliches Hinderniß entgegentritt, bald zu Tage gefördert werden. Die Unterzeichneten bemerken noch ſchließlich, daß ſie aus dem Grunde ſo ſpät und jetzt erſt mit dieſer Publication auftreten, weil ſie, auf die Verſprechungen des von königlicher Regierung für die Stadt neu ernannten Bürgermeiſters bauend, von dieſem eine die Ehre ſeiner Mitbürger rechtfertigende Erklärung in den Blättern erwartet hatten, was aber noch nicht geſchehen iſt. Neuſtadt, den 9 Jun. 1833. Frey, Leederle, Haag, Mattil, Haſſieur, Helfenſtein, Heinr. Claus, J. J. Schopmann Fettig, Göttheim, Pancera, Brodt, Gg. Knochel, Joh.

Abreſch, C. Fr. Nator, W. Sauter, C. L. Braun, Chriſtmann, Schwarzwälder, Bul ꝛc.“

Kaum waren die Acten dieſes bedauerlichen Proceſſes geſchloſſen, ſo begann ein neuer die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen. Dr. Wirth, Dr. Siebenpfeiffer ꝛc., die Gründer und Theilnehmer des Preßvereins und des Hambacher Feſtes, ſollten abgeurtheilt werden. Nach der ausführlichen Auseinanderſetzung der einem jeden Angeklagten zur Laſt gelegten Verbrechen heißt es am Schluſſe jenes Actenſtücks: „Demzufolge wird angeklagt: 1) Dr. Johann Georg Auguſt Wirth, durch Verfertigung ſeines „Aufrufs an die Volksfreunde in Deutſchland“ und deſſen Verbreitung durch Druck; — ſeine am 27 Mai 1832 auf dem Hambacher Schloſſe öffentlich zu zweimalen abgehaltene Rede an die verſammelte Volksmenge; — durch Redaction, Herausgabe unter eigenem Namen und Verbreitung ins Publicum der Schrift „das Nationalfeſt der Deutſchen zu Hambach“ in zwei Heften; — durch Verfertigung, Herausgabe und Verbreitung der Druckſchrift: „Die politiſche Reform Deutſchlands, noch ein dringendes Wort an die deutſchen Volksfreunde“ die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt zu haben, die k. b. Staatsregierung und die k. Autorität, ſelbſt gewaltſam, umzuſtürzen und zu verändern, um in ganz Deutſchland eine andere Verfaſſung einzuführen, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben ſind. — 2) Dr. Philipp Jacob Siebenpfeiffer, durch mündliche, vor dem Publicum auf der Hambacher Schloßruine am 27 Mai 1832 öffentlich abgehaltene Rede, deren Verbreitung mittelſt Druck im erſten Hefte des zweiten Bandes ſeiner Zeitſchrift „Deutſchland;“ durch die von ihm verfaßten, beim Hambacher Feſte verbreiteten Lieder, ſo wie durch deren

nochmalige Verbreitung mittelſt des Druckes in benannter Zeitſchrift „Deutſchland," anfangend: „Hinauf, Patrioten, zum Schloß, zum Schloß!" — „Am deutſchen Rhein, was blitzt vom Berg hernieder;" durch Verfertigung, Bekanntmachung und Verbreitung mittelſt Druck der Zeitſchrift: „Deutſchland," bisher unter dem Namen Rheinbayern, zweiter Band, erſtes und zweites Heft; durch ſeine Aufſätze in Nro. 56 des Weſtboten, überſchrieben: „Naſſau;" in Nro. 57 deſſelben Blattes, überſchrieben: „Rheinpreußen," die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt zu haben, die königl. bayeriſche Staatsregierung und die königl. Autorität ſelbſt gewaltſam umzuſtürzen und zu verändern, um in ganz Deutſchland eine andere Verfaſſung einzuführen, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben ſind. — 3) Pfarrer Johann Heinrich Hochdörfer, durch mehrere ſelbſt verfaßte und im Druck verbreitete Ankündigungen und Aufſätze, überſchrieben: „Des Deutſchen Pflicht für ſein Volk und Vaterland" im Bürgerfreunde vom 1 April 1832, Nro. 1; — „Aufruf an die Soldaten der bayeriſchen Armee" im Bürgerfreunde vom 5 April 1832, Nro. 2; — „Bildung der patriotiſchen Vereine im Rheinkreiſe" und des Aufſatzes: „Das Verfahren der franzöſiſchen Regierung gegen die Polen" im Bürgerfreunde vom 12 April 1832, Nro. 4; durch öffentlich gehaltene Rede und vorgetragene Adreſſe, und mittelſt Verbreitung dieſer Rede und Adreſſe durch Druck im Bürgerfreunde vom 2 Junius 1832, Nro. 9, die Bürger und Einwohner unmittelbvr angereizt zu haben, die königl. bayeriſche Staatsregierung und die königl. Autorität ſelbſt mit Gewalt der Waffen umzuſtürzen und zu verändern, um in ganz Deutſchland eine andere Verfaſſung einzuführen, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblie-

ben ſind. – 4) Candidat Chriſtian Scharpff, durch das von ihm verfertigte und durch Druck verbreitete Lied:

„Vaterland, im Schwerter-Glanze
„Strahlte Hoffnung jugendlich;“

dann durch ſeine auf dem Hambacher Schloſſe am 27 Mai 1832 vor verſammelter Volksmenge öffentlich abgehaltene Rede, die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt zu haben, die königl. bayeriſche Staatsregierung und die königl. Autorität ſelbſt gewaltſam umzuſtürzen und zu verändern, um in ganz Deutſchland eine andere Verfaſſung einzuführen, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben ſind. — 5) Bürſtenmacher Johann Philipp Becker, durch ſeine auf dem Hambacher Schloſſe vor verſammelter Volksmenge am 28 Mai 1832 abgehaltene und in der Hambacher Feſtbeſchreibung, pag. 85 — 88 abgedruckte Rede, die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt zu haben, ſich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen, und die königl. Staatsregierung, ſelbſt gewaltſam, umzuſtürzen und zu verändern, welche Provocation jedoch ohne Erfolg geblieben iſt. — 6) Dr. Ernſt Groſſe, daß er durch eine am 27 Mai 1832 auf dem Hambacher Schloſſe vor verſammeltem Volke öffentlich abgehaltene Rede; daß er durch einen geſchriebenen, in Neuſtadt verbreiteten Aufruf, d. d. Neuſtadt 30 Mai 1832; — daß er durch die von ihm verfaßten und durch ihn verbreiteten Aufſätze: „Aufruf an Rheinbayern und Deutſchland zum Schutze der bedrängten Preſſe,“ ohne Datum; „Feldgeſchrei der Liberalen“ im Blatte: „der Liberale im Weſtrich“ vom 27 Mai 1832, Nro. 2; daß er durch einen am 1 Junius 1832 im Wirthshauſe des Johann Schreiber zu Dahn, in Gegenwart mehrerer Leute, gemachten Aufruf, ſich zu bewaffnen — die Bürger und Einwohner unmittelbar an-

gereizt habe, sich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen und die königl. bayerische Staatsregierung, selbst mit Gewalt, umzustürzen und zu verändern, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben sind. — 7) Dr. Daniel Pistor, daß er durch seine am 27 Mai 1832 auf dem Hambacher Feste in freiem Vortrage vor versammeltem Volke abgehaltene Rede; — daß er durch ein im Zweibrücker allgemeinen Anzeiger, Nro. 34, vom 7 Junius 1832 abgedrucktes, von ihm verfertigtes, und von ihm durch Druck verbreitetes „Lied eines bayerischen Unterofficiers nebst Anhang;" daß er durch einen, von ihm verfaßten und im Zweibrücker allgemeinen Anzeiger vom 13 Junius 1832, Nro. 37, abgedruckten Aufsatz: „Das Streben der Völker — Schluß" die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt habe, die königl. Staatsregierung und die königl. Autorität, selbst gewaltsam, umzustürzen und zu verändern, um in ganz Deutschland eine andere Verfassung einzuführen, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben sind. — 8) Buchdrucker Jacob Friedrich Rost, daß derselbe folgende Aufsätze, deren Inhalt er kannte, gedruckt, und dieselben wissentlich durch seine Blätter verbreitet habe, als „Deutschlands Zukunft" im Zweibrücker allgemeinen Anzeiger vom 1 Junius 1832, Nro. 32; „Was ist zu thun?" idem vom 5 Junius 1832, Nro. 33; „Lied eines bayerischen Unterofficiers" idem vom 7 Junius 1832, Nro. 34; „Das Streben der Völker" idem vom 13 Junius vorigen Jahres, Nro. 37; Lieder, überschrieben: „Zum deutschen Volksfeste auf dem Hambacher Schlosse;" „Die Farben der Deutschen;" daß er durch den Aufsatz: „Deutschlands Zukunft" und „Was ist zu thun?" die Bürger und Einwohner unmittelbar aufgereizt habe, sich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen; daß er durch das

„Lied eines bayerischen Unteroffiziers," durch die Lieder: „Zum deutschen Volksfeste auf dem Hambacher Schlosse," „Die Farben der Deutschen" die Bürger und Einwohner unmittelbar angereizt habe, die königl. Staatsregierung, selbst gewaltsam, umzustürzen und zu verändern, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben sind. — 9) Kaufmann Melchior Philipp Karl Baumann, im Jahre 1832 aufrührerische Druckschriften in Pirmasens und der Umgegend, und namentlich die Flugschrift Nro. 2, mit dem Art. 2, „Gewalt" pag. 4 unter die Bewohner verbreitet und sie durch diese Mittel direct angereizt zu haben, die königl. bayerische Staatsregierung, selbst mit Waffen und Gewalt, umzustürzen und zu verändern, und sich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen; um die nämliche Zeit Einwohner an öffentlichen Orten, und namentlich in seinem Kramladen, so wie in dem Johann Langischen Wirthshause zu Pirmasens und in andern Wirthshäusern der Gemeinden Hilst und Schweir direct aufgereizt zu haben, die königl. bayerische Staatsregierung mit Gewalt und Waffen umzustürzen und zu verändern, und sich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen; daß er am 11 Junius 1832 sich Waffen verfertigen ließ, um die Einwohner und Bürger dadurch anzureizen, sich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen, und zwar zum Umsturze und zur Veränderung der königl. Staatsregierung, welche Provocationen jedoch ohne Erfolg geblieben sind. — 10) Friedrich Schüler, ehemals Advocat am Appellationsgerichte zu Zweibrücken; — 11) Joseph Savoye, desgleichen; — 12) Ferdinand Geib, Advocat am Bezirksgerichte zu Zweibrücken; — 13) Georg Eifler, Candidat der Theologie zu Zweibrücken; 1) daß erstere drei im Jahre 1831 oder Anfangs 1832 ein Complott verabredet und beschlossen haben,

welches zum Zweck hatte, die Einwohner aufzureizen, sich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen und die Staatsregierung, selbst gewaltsam, umzustürzen und zu verändern; daß sie zur Erreichung dieses Zwecks sich vorzüglich der Mittel bedienten, daß sie diejenigen Summen, welche ihnen als Centralcomité des Preßvereins eingingen, dazu verwendeten, daß sie aufrührerische und hochverrätherische Schiften drucken ließen und in ganz Deutschland, und namentlich im Königreiche Bayern verbreiteten; daß sie selbst mit diesen Vereinsgeldern den Buchdrucker Rost besoldeten, damit er ihnen, je nachdem es verlangt wurde, 200 bis 4000 Exemplarien der Zeitungsblätter zur weitern Verbreitung zukommen lasse; daß sie zu dem nämlichen Zwecke sich in Correspondenz mit Andern einließen; 2) daß sie an dem Drucke und an der Verbreitung derjenigen aufrührerischen Schriften, welche aus der Rostischen Buchdruckerei ausgingen, und welche dem besagten Rost als incriminirt imputirt werden, dadurch Theil nahmen, daß sie demselben die Arbeit bezahlten und die gedruckten Blätter von ihrer Seite gleichfalls verbreiteten, und also den Rost wissentlich unterstützten und ihm die ihm imputirten Verbrechen erleichtern und vollenden halfen; 3) daß Eifler als besoldeter Secretair des aus Schüler, Savove und Geib bestehenden Centralcomité's dieselben bei den unter Nro. 1 und 2 angegebenen Verbrechen wissentlich unterstützte und die Arbeiten für sie besorgte; daß er dabei, zur Zeit des Vertrags mit Rost, nebst Pistor die Verantwortlichkeit sämmtlicher Artikel übernahm, welche in den für das Centralcomité erscheinenden Zeitungsblättern zu Tage gefördert und verbreitet wurden; daß sonach Eifler sowohl den Schüler, Savove und Geib, als den Buchdrucker Rost wissentlich unterstützte und die Begehung der ihnen

nen imputirten Verbrechen erleichterte; 4) daß endlich Geib als Verfaſſer und Verbreiter des gedruckten Aufſatzes: „Deutſchlands Zukunft“ die Bürger und Einwohner unmittelbar aufgereizt habe, ſich gegen die königl. Autorität zu bewaffnen, welche Provocation jedoch ohne Erfolg blieb.“ Das Aſſiſengericht wird demnach zu entſcheiden haben, ob die Angeklagten der erwähnten Verbrechen ſchuldig ſind. Zweibrücken, 15 Junius 1833. (Unterz.) Schenkl.“

Am 29 Julius wurden die Aſſiſen in Landau eröffnet. Gleich anfangs erklärte Wirth, er erkenne die Competenz des Gerichts nicht an, ſofern daſſelbe ſeine Oeffentlichkeit nicht hinlänglich zu ſchützen, und namentlich die Verbreitung der Vertheidigungsſchriften durch den Druck nicht durchzuſetzen Willens ſey. Inzwiſchen trug er ſeine Vertheidigung in einer 7 Stunden langen Rede vor. Dr. Siebenpfeiffer bekannte ſich in der ſeinigen offen als Republicaner. Das Publicum nahm an ſämmtliche Angeſchuldigten den wärmſten Antheil, und der Gerichtsſaal war immer gedrängt voll, ja es kam ſogar zu kleinen Reibungen zwiſchen den Bürgern und Soldaten in der Stadt, da die Theilnahme an dem Proceß ſich allzu lebhaft äußerte und noch von der Neuſtadter Scene her wechſelſeitige Erbitterung herrſchte. Der „Rheinbayer“ ſchrieb damals: „Es ergibt ſich immer deutlicher, daß die bei dem Civilgefängniſſe ſtattgehabten Exceſſe zum Theil eine Folge der abſichtlichen Aufreizung des Infanterieregiments Wrede geweſen ſind. Schon lange ſucht man die weißen Knöpfe (6tes Regiment) gegen die gelben (Regiment Wrede) aufzuhetzen; und die Arretirung des ſtändig beurlaubten Soldaten J. G. Buißroh vom zweiten Jägerbataillon, ſo wie die Entlaſſung des Beurlaubten B. Schmuck vom 10ten Infanterieregiment be-

weis't deutlich, wie die Feinde der Ruhe und Ordnung das Ziel verfolgen, die Soldaten pflichtvergessen zu machen. An der kleinen Kirchenthüre waren am 13ten folgende Verse angeschlagen:

„Was kochen die Altbayern? nichts als Knödel und Knöpf!
Drum schlagen wir die Altbayern auf ihre gelbe Knöpf;
Da kommen die Sensen und Schwerter herbei,
Und jagen mit einander die altbayer'schen Säu.
Alles, was gelbe Knöpf hat, wird erschlagen,
Keiner hievon soll uns entjagen."

Wenn nun solche Rohheiten wieder Rohheiten zur Folge haben, wer möchte sich darüber wundern? Gewisse Leute sprechen immer von den Fehltritten des Militairs, aber von den Veranlassungen dazu nehmen sie keine Notiz."

Am 16 August sprachen die Geschwornen das Nichtschuldig aus, obgleich der Generalprocurator Schenkl ihnen ans Herz gelegt hatte: „Die sorgfältige Ueberlegung und Prüfung erscheint in vorliegender Verhandlung um so wichtiger, als deren Entscheidung auf die Erhaltung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung in ganz Deutschland und durch diese in ganz Europa, so wie auf den Umstand Einfluß äußern kann: ob das Geschwornen institut eine sichere und hinreichende Garantie bei diesen und ähnlichen Anschuldigungen und Anklagen gewähre, ob demnach die Geschwornenanstalt in ganz Deutschland Wurzel fassen — oder etwa aus ganz Deutschland verschwinden werde." Nur die Abwesenden Pistor, Große, Schüler und Savoye wurden verurtheilt. Dieses Urtheil wurde als parteiisch bezeichnet, aber seine Motive gab ein Artikel der Allg. Zeitung von der rheinbayerischen Gränze mit Folgendem an: „1) Die Kreisregierung nahm Vorsichtsmaßregeln zur gu-

ten Wahl der Geschwornen, wie sie nur ein durchaus übelberathener Eifer anrathen konnte. Zum erstenmale wurden Staatsbeamte, und sogar zehn, und was noch mehr ist, sehr untergeordnete, in mancher Beziehung abhängige Beamte (gegen deren Zulässigkeit manche Gründe zu sprechen schienen, wie sich aus den Verhandlungen ergibt) in die Liste der 24 Geschwornen eingetragen. Die Liste der 48 war noch auffallender. Die nun gewählten und nicht recusirten Geschwornen sahen sich selbst gewissermaßen als Commissarien der Regierung an, die dazu bestimmt seyen, die Angeklagten jedenfalls zu verurtheilen, wodurch sie sich tief gekränkt fühlten. Das Publicum theilte die Ansicht, und dieses wirkte auf die Geschwornen mit verdoppelter Kraft zurück. Ich bin überzeugt, daß diese falsche Maßregel auf die Entscheidung der Geschwornen tausendmal größeren Einfluß hatte, als der Aberwitz der Demosthene und die Sophismen der Advocaten. 2) Zu dieser Mißstimmung des Publicums und der Jury kam nun noch die Veranstaltung der Censur und die Ernennung eines jungen Menschen zum Controleur. „Die Regierung will Condemnation und Unterdrückung der Vertheidigung!“ — wurde die — gleichviel ob wahre oder falsche — Ueberzeugung der Leute, der Geschwornen — und vielleicht mehr als Eines der höheren Staatsdiener, die meist sehr gutmüthige Männer, sich des durch jene Maßregel erzeugten allgemeinen Gefühls wohl nicht ganz erwehren konnten, und dadurch einen großen Theil der Energie verloren, deren sie dießmal mehr als je bedurften. 3) Die Angeklagten und Advocaten benutzten diese ihnen so günstigen Verhältnisse mit einer Frechheit, die sich nicht einmal in den zügellosesten Preßprocessen zu Paris in solchem Maße zeigte.“

Das Gouvernement protestirte gegen das Urtheil der Ge-

schwornen, und einstweilen wurde keiner der Angeklagten freigelassen. Dr. Wirth wurde im October wegen Verbreitung seiner gedruckten Vertheidigungsschrift zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Einer ähnlichen Strafe entzog sich Dr. Siebenpfeiffer am 14 November durch eine nächtliche Flucht aus seinem Gefängniß in Frankenthal. Er begab sich nach der Schweiz und wurde an der neuerrichteten Hochschule zu Bern angestellt.

Am 24 September wurden zu Neustadt 38 Frauenzimmer vor Gericht gezogen, weil sie „die Verbote gegen die Lotterie" durch eine Verloosung milder Gaben zu Gunsten der „deutschen Eingekerkerten" übertreten hatten. Sie wurden freigesprochen; der Staatsprocurator wollte appelliren, nahm aber die Klage bald darauf zurück. Dagegen wurden am 26 Septbr. in Zweibrücken die Rechtscandidaten Barth und Eifler und der Kaufmann Baumann wegen Widersetzlichkeit gegen eine Schildwacht, und insbesondere, wie die Münchener politische Zeitung sagte, „wegen der dem Kaufmann Baumann zur Last gelegten, in einem Wirthshause zu Pirmasens begangenen Verunglimpfung der Ehre und des Zartgefühls Sr. Durchlaucht, des Hrn. Feldmarschall Fürsten von Wrede" verurtheilt. — Am Ende des Novbr. wurde auch Hr. v. Closen, das berühmte Oppositionsmitglied der bayerischen Kammer, verhaftet, weil er eine Schrift des Dr. Große, zum Behuf milder Beiträge für dessen Familie, verbreitet haben sollte.

In diesem Jahre wurde Germersheim zu einer Festung bestimmt, den 1812 in Rußland gefallenen Bayern ein Obelisk aufgerichtet, mit den Münchener Prachtbauten und mit den Werbungen fortgefahren, die gesammte Gerichtsbarkeit und Dominicalien des Fürstenthums Eich-

ſtädt durch Rückkauf (vom Herzog von Leuchtenberg) der Krone Bayern wieder gewonnen, und das Schulweſen abermals umgeſtaltet durch Errichtung neuer Gewerb- und polytechniſcher Schulen.

Am 14 Decbr. wurde zu Anſpach der berühmte Caſpar Hauſer durch Meuchelmord umgebracht. Von früheſter Kindheit an in einem dunkeln Orte eingeſperrt, und ſogar auf den Boden feſtgebunden, konnte derſelbe nicht einmal reden, als er, ſchon zum Jüngling herangewachſen, plötzlich ſeinem geheimnißvollen Gefängniß entführt und nach Nürnberg gebracht wurde. Hier fand man ihn und erzog ihn, und ſuchte das Räthſel ſeiner Geburt zu löſen. Da man aber einige Spuren aufgefunden zu haben glaubte, überfiel ihn plötzlich ein Mörder, verwundete ihn jedoch nur. Als aber die Nachforſchung nach des Jünglings unbekannter Geburt immer mehr ſich ſchärfte, und man endlich eine Spur ausſchließlich feſthielt, wurde der unglückliche junge Mann zum zweitenmale im Schloßgarten von Anſpach überfallen und getödtet.

5.

Würtemberg.

Der längſt erwartete Landtag wurde endlich am 15 Januar eröffnet, und dauerte, nur durch eine Auflöſung und neue Wahl kurz unterbrochen, das ganze Jahr hindurch. Die Regierung kündigte gleich anfangs einige materielle Verbeſſerungen, Herabſetzung des Salzpreiſes, ein Strafgeſetzbuch ꝛc. an, ſtellte ſich aber mit Entſchiedenheit den politiſchen Motionen, Rechtsanſprüchen oder bloßen Wünſchen der

Kammer entgegen. Diese betrafen zunächst die beanstandete Deputirtenwahl des vormaligen Ministers, Freiherrn v. Wangenheim, und der vier sogenannten Demagogen, der vormals wegen alter Studentenumtriebe in Untersuchung und zur Strafe gezogenen Herren Tafel, Rödinger, Wagner und Kübel, — sodann die Preßfreiheit, die Bundesbeschlüsse vom 28 Junius, das Recht der Versammlungen ꝛc. In der Sache jener beanstandeten Wahlen erprobte sich die Majorität der Kammer. Sie fiel ministeriell aus, und die Beanstandeten wurden ausgeschlossen. Dagegen wurde eine Motion des Dr. Schott, die Herstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit betreffend, mit großem Beifall von der Mehrheit aufgenommen. Ein Antrag des jungen Dr. Paul Pfizer, Abgeordneten der Stadt Tübingen (Verfassers des Briefwechsels zweier Deutschen, worin er die Zahl der Civilisten in Deutschland zu groß findet, und die Wiedergeburt Deutschlands von Preußen erwartet), in Betreff der Bundesbeschlüsse vom 28 Junius, machte endlich diesem ersten Landtage ein schnelles Ende. Pfizer stellt den Antrag: „unsere in ihrem materiellen Bestand gefährdete und formell bereits verletzte Verfassung durch die verwahrende Erklärung zu sichern und wiederherzustellen, daß wir die von den Ministern des Königs promulgirten sechs Artikel als ein für Würtemberg verbindliches Gesetz nicht anerkennen, vielmehr als für Würtemberg nicht existirend betrachten müssen und gegen jede künftige thatsächliche Verletzung der Verfassung auf den Grund jener sechs Artikel protestiren, insbesondere aber für unsere landständischen Verhandlungen über Angelegenheiten des deutschen Bundes die verfassungsmäßige Unverletzbarkeit und Unverantwortlichkeit der Ständemitglieder nach wie vor in An-

ſpruch nehmen, auch uns die Anwendung aller verfaſſungsmäßigen Mittel, um dieſer Erklärung und Rechtsverwahrung Kraft zu geben, vorbehalten.“ Aus ſeinen Motiven nur Folgendes: „Unſere Verfaſſung iſt nämlich von dem Augenblick an, wo die ſechs Artikel des Bundestages für Würtemberg als Geſetz gelten ſollen, wenn nicht bereits thatſächlich und materiell, doch im rechtlichen Sinne und formell verletzt, inſofern unſere Regierung durch ihre Zuſtimmung zu den ſechs Artikeln, ſobald dieſe Zuſtimmung als rechtsgültig und verbindlich betrachtet wird, der Majorität der Bundesverſammlung die Befugniß zugeſtanden hat, als Auslegerin und Vollzieherin jener ſechs Artikel verfaſſungswidrige Folgerungen daraus abzuleiten; unſere Verfaſſung iſt verletzt, indem die Miniſter des Königs nach den Geſetzen des Bundes durch ihre Zuſtimmung die Verbindlichkeit eingegangen haben, verfaſſungswidrige Beſchlüſſe, die auf den Grund der ſechs Artikel — ſey es auch gegen den Antrag des würtembergiſchen Geſandten — gefaßt werden, zu vollziehen; unſere Verfaſſung iſt verletzt, inſofern die Miniſter das Recht, dieſelbe auszulegen, zu modificiren, zu beſchränken oder abzuändern, welches nach §. 176 nur dem König in Gemeinſchaft mit den Ständen zuſteht, der Bundesverſammlung eingeräumt und ihr geſtattet haben, ſich zur Geſetzgeberin, Anklägerin, Auslegerin, Richterin und Vollzieherin in landſtändiſchen Angelegenheiten aufzuwerfen. Ob Verletzung und Umſturz unſerer Verfaſſung mit Nothwendigkeit aus jeder Anwendung und Vollziehung der ſechs Artikel folge, oder ob dieſelben vielleicht ſo gedeutet und gehandhabt werden mögen, daß unſere Verfaſſung factiſch daneben beſtehen bleibt, iſt für die rechtliche Beurtheilung gleichgültig, und kann an dem wahren Stande der Sache nichts

verändern. Gewiß ist und bleibt ja doch, daß wenn die sechs Artikel so, wie sie vor uns liegen, verbindende Kraft für Würtemberg als gültige Gesetze haben sollen, wir unsere Verfassung nicht mehr als ein wohlerworbenes Recht, sondern als ein zu jeder Stunde widerrufliches Geschenk besitzen, indem es von dem guten Willen und der Großmuth des deutschen Bundes abhängt, ob wir sie behalten oder verlieren sollen. Die Verletzung unserer Verfassung durch die Beschlüsse vom 28 Junius 1832 ist also klar und unzweifelhaft, sobald man die Möglichkeit einer verfassungswidrigen Auslegung oder Anwendung der sechs Artikel zugibt und erwägt, daß eine solche Auslegung oder Anwendung zu beschließen, zufolge des Art. 7 der Bundesacte, in die Willkür der Majorität der Bundesversammlung gestellt ist, und daß es an aller Bürgschaft gegen die Gefahr einer solchen Auslegung und Anwendung mangelt. Vielmehr hat die österreichische Regierung in den Motiven, wo von bereits vorgekommenem bundeswidrigem Mißbrauche ständischer Befugnisse, ungeachtet ein solcher in Deutschland nirgends stattgefunden hat, die Rede ist, und die preußische Regierung bei der Entlassung des Publicisten Kluber aus dem preußischen Staatsdienste klar und unverhohlen ausgesprochen, daß sie die Repräsentativ-Verfassungen, wie sie in manchen deutschen Staaten bestehen, mit dem monarchischen Princip in dem Sinne, welchen sie damit verbinden, für unvereinbar halten, und daß der deutsche Bund es sich zur Aufgabe gemacht habe, diesen sogenannten gemischten Verfassungen entgegen zu wirken."

Der Geheimrath stellte der Kammer am 28 Februar das Ansinnen, gedachte Motive „mit Unwillen" zu verwerfen; dieses Ansinnen aber reizte den parlamentarischen Ehrgeiz und

wurde als eine Beeinträchtigung des eigenen freien Urtheils der Kammer aufgenommen, daher mit einer Mehrheit von 55 Stimmen abgelehnt. Obgleich nun dieſe Entſcheidung keineswegs als eine Zuſtimmung zu Pfizers Antrag, ſondern nur als eine Rechtsverwahrung der Kammer in dem rein formellen Streite mit dem Geheimrath betrachtet werden konnte, da im Gegentheil die Mehrheit jede Discuſſion über die Bundesbeſchlüſſe, wie die Regierung ſelbſt, zu vermeiden wünſchte, ſo konnte doch dieſes Impromptu nicht mehr ungeſchehen gemacht werden, und die Kammer wurde am 22 März aufgelöſ't.

Bei den neuen Wahlen zeigte ſich ein ungewöhnlicher Eifer. Die Mannheimer Zeitung ließ fallen, „daß in der Verfaſſung Würtembergs ein inneres Gebrechen enthalten ſey," und drohte, „das deutſche Bundesſtaatsrecht biete hinlängliche Mittel zur Abhülfe dar." In einer Flugſchrift „der vergebliche Landtag" und mehreren Zeitungsartikeln wurde die parlamentariſche Oppoſition auf jede Art herabgewürdigt. Man glaubte ſich einige Zeit nach Nordamerica verſetzt, ſo erbittert wurde der Wahlkampf geführt, obgleich die Cenſur nur die Ausfälle der einen und nicht die der andern Seite duldete. Inzwiſchen wählte das Volk mit wenigen Ausnahmen wieder die alten Deputirten; und an der Spitze der Oppoſition blieb der berühmte Dichter Uhland, der als Profeſſor in Tübingen, wie der Oberjuſtizaſſeſſor Paul Pfizer und der Kriegsrath Römer, als die Regierung ihm den Urlaub verweigerte, ſeine Stelle niederlegte, um in den parlamentariſchen Reihen zu ſtehen. — Um dieſelbe Zeit wurden, in Folge des Frankfurter Attentats, auch im Würtembergiſchen mehrere Studenten und andere Civil-, auch Militairperſonen verhaftet.

Der am 20 Mai neu eröffnete Landtag dauerte bis zum

9 December, und hatte ein mehr moraliſches als politiſches Intereſſe, ſofern er durch die Gründlichkeit und zuweilen auch Heftigkeit der vielſeitigen Debatten einen merkwürdigen Fortſchritt im conſtitutionellen Leben der Deutſchen bezeichnet, aber auch wegen der entſchieden miniſteriellen Majorität zu keinem andern Reſultate führte, als zu einem Beruhenlaſſen aller ſtaatsrechtlichen und zu einer Accommodation nach den Wünſchen des Gouvernements in allen materiellen Fragen. Die Kammer nahm ſogar in letzterer Beziehung mehrere ſchon gefaßte Beſchlüſſe (Erſparungen in der Beſoldung der Miniſter, der Geſandten, der Reſidenzpolizei, welche die Stadt und nicht der Staat übernehmen ſoll ꝛc.) förmlich wieder zurück. Der liberale Vorſchlag der Regierung, durch Aufhebung des Neubruchzehntens der endlichen definitiven Abſchaffung der Feudallaſten Bahn zu brechen, wurde von der zweiten Kammer mit Enthuſiasmus aufgenommen, ſcheiterte aber an dem Widerſtande der Ariſtokratie in der erſten Kammer. Schotts wieder vorgebrachte Motion für Preßfreiheit erhielt eine große Majorität, aber wahrſcheinlich ſtimmten viele nur bei, um ſich mit der öffentlichen Meinung einigermaßen abzufinden, und in der Vorausſetzung, die freilich jeder theilte, daß von wirklicher Erringung der Preßfreiheit nicht die Rede ſeyn könne. Von dieſem Landtage wurde auch der Anſchluß an den preußiſchen Zollverband gutgeheißen, wovon oben ſchon die Rede geweſen iſt.

6.

Baden.

Zu Anfang des Jahres nahmen einige Persönlichkeiten die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Der berühmte Abgeordnete v. Rotteck wurde von der Stadt Freiburg zum Bürgermeister gewählt. Die Regierung versagte ihm die Bestätigung (8 Januar); er wurde wieder gewählt, lehnte nun aber freiwillig diese Ehre ab, und sie wurde einem seiner Vettern zu Theil. Der nicht minder berühmte Deputirte Professor Welcker war wegen eines Preßvergehens angeklagt, wurde aber vom Oberhofgericht in Mannheim nach einer von ihm selbst vorgetragenen 5 Stunden langen Vertheidigungsrede freigesprochen, am 26 Februar. Die beiden als gemäßigt bekannten Mitglieder der ersten Kammer, die edlen Freiherren v. Wessenberg und Falkenstein traten aus dieser Kammer aus. Oeffentliche Blätter gaben folgende Ursache an: „Eine Anzahl badischer Grundherren, die schon während des Landtags von 1831 vielfach ihr Mißfallen über die Bestrebungen der zweiten badischen Kammer — und theilweise auch der ersten — äußerten, haben, wie man ganz gewiß versichert, erklärt, daß die Herren v. Wessenberg und Falkenstein das Vertrauen ihrer Committenten nicht mehr besäßen. War schon diese Erklärung an und für sich kränkend, so mußten die sie begleitenden Umstände es in einem noch höhern Grade seyn. Man machte ihnen zum Vorwurfe, sie hätten die Interessen des Adels — als wozu sie doch berufen seyen — gegenüber der zweiten Kammer nicht gewahrt."

Am 20 Mai wurden die Kammern wieder eröffnet. In der Adresse der zweiten Kammer hieß es: „Mit tiefer Be-

trübniß hat Ihr treues Volk die Veränderungen erfahren, durch welche das lang erſehnte, zur Garantie der Verfaſſung ſo weſentliche Geſetz über Freiheit der Preſſe ſeine Grundlage verloren hat. Wir ſehen den Eröffnungen entgegen, welche Ew. königl. Hoheit uns verheißen haben, deren beſonnene Prüfung uns eine hochwichtige Aufgabe ſeyn wird, um darnach die durch unſre Pflicht gebotenen Beſchlüſſe zu faſſen. Auch können wir nicht mit Stillſchweigen die ſchweren Beſorgniſſe übergehen, welche bei Ihrem treuen Volke, deſſen geſetzlichem Sinne alle ungeſetzlichen Mittel und Beſtrebungen fremd geblieben ſind, der Inhalt der Bundesbeſchlüſſe vom 28 Junius 1832 hervorgebracht hat, indem ſolcher eine Auslegung geſtattet, welche die Verfaſſung zu bedrohen und die verfaſſungsmäßigen Rechte zu beſchränken ſcheint. Wir hegen zwar das tiefe Vertrauen, daß jeder Gedanke einer Verfaſſungsverletzung von Ew. königl. Hoheit weit entfernt war; wir würden uns aber freuen, wenn uns in dieſer Hinſicht eine für alle Zukunft beruhigende Zuſicherung ertheilt, und dadurch jeder Zweifel gehoben würde."

Hierauf erwiederte der Großherzog Leopold: „Sie ſprachen Mir von der tiefen Betrübniß, mit der Mein Volk die Veränderungen erfahren habe, durch welche das zur Garantie der Verfaſſung ſo weſentliche Preßgeſetz ſeine Grundlage verloren, und von ſchweren Beſorgniſſen, welche durch die bekannten Bundesbeſchlüſſe hervorgerufen worden, ihrer möglichen Auslegung und dem Wunſche, alle Zweifel darüber gehoben zu ſehen. Nur zu ſehr aber ſorgte die freie Preſſe ſelbſt, von den erſten Tagen ihres Erſcheinens an, dafür, die Empfindungen, mit denen man ihrer Beſchränkung, noch ehe dieſe erfolgte, entgegenſah, wenigſtens ſehr zu miſchen, und wenn

Betrübniß darüber irgendwo die Gemüther erfüllte, ſo wird dieſe mehr und mehr der Beruhigung weichen, die die Betrachtung der ungeſtörten üppigen Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, wo er nur immer wahrhaft Schönes und Würdiges erzeugen will, gewähren muß. Die erſte Garantie einer jeden Verfaſſung muß in ihr ſelbſt liegen; überhaupt aber liegt ſie weit weniger in dem Geſchriebenen, als dem Ungeſchriebenen, in den guten Sitten des Volks, in den bürgerlichen Tugenden, ohne die es keine bürgerliche Freiheit gibt; dieſem gegenüber, in der Moralität der Regierungen. Der geſunde Sinn des Volks hat bereits ſeit der Bekanntmachung jener, in einmüthiger Uebereinſtimmung aller deutſchen Regierungen gefaßten Bundesbeſchlüſſe mehr als Einen Anlaß gehabt, ihre Motive und ihre Zwecke unbefangener zu beurtheilen, ſie neben Ereigniſſe der Vergangenheit und Gegenwart zu ſtellen, und dadurch von den Anfangs allerdings gehegten Beſorgniſſen allmählich zurückzukommen. Dem nämlichen geſunden Sinne leuchtet es ein, daß Ich jenen Beſchlüſſen nie hätte beitreten können, wenn in ihnen auch nur eine entfernte Abſicht, die deutſchen Conſtitutionen zu untergraben, wahrzunehmen geweſen wäre. Das Vertrauen, das Sie Mir in dieſer Hinſicht ausdrücken, iſt alſo nicht nur gerecht, ſondern ſpricht auch gewiß die wahren Geſinnungen derjenigen aus, die zu ihren Vertretern Sie erkoren haben. Mehr als überflüſſig möchte es demnach ſcheinen, Ihnen heute noch eine beſondere Zuſicherung dafür zu geben, daß die erwähnten Bundesbeſchlüſſe, denen die unterſtellte Tendenz nie zum Grunde gelegen, deren bundespflichtmäßiger Vollzug daher auch Meiner conſtitutionellen Stellung keineswegs widerſtreitet, der von Meiner Seite längſt angelobten treuen Aufrechthaltung unſerer Verfaſſung, insbe-

ſondere der darin ausgeſprochenen Rechte aller Staatsbürger und der Wirkſamkeit der Stände je im Wege ſtehen werden. Zu allem Ueberfluſſe aber ertheile Ich Ihnen gleichwohl hiemit die Zuſicherung nochmals auf das feierlichſte, und mit Vergnügen, weil Sie Mir ſagen, daß es auch Sie freuen werde, und es ſoll Mir von Herzen lieb ſeyn, wenn Sie dieſe Worte in Ihre Protokolle niedergelegt, als ein bleibendes Denkmal Meiner Geſinnungen für jetzt und die Zukunft anerkennen. Dagegen erwarte Ich aber auch im Wechſel von Meinen getreuen Ständen, daß Ihnen dieſe einfachen und herzlichen Worte eines Fürſten, deſſen Herz ſtets nur für das Glück ſeines Volkes ſchlagen wird, genügen — daß Sie in ihnen Ihre vollkommene Beruhigung finden werden."

In dieſer freundlichen Weiſe benahm ſich nun auch die Kammer, daher Decan Fecht ihr in der Sitzung vom 5 Junius das Zeugniß gab: „Man ſagt, unſre badiſche Kammer werde beobachtet. Ich wünſche dieß ſehr. Denn je ſorgfältiger ein wahrer Pſycholog uns beobachtet, deſto mehr wird er ſich überzeugen, daß von uns keine Gefahr zu beſorgen iſt. Dieſe Männer hier, mit dem Briefe Gottes im Angeſichte, laſſen ſich nicht zu geſetzwidrigen Handlungen hinreißen. Wenn vielleicht die Galopins in der Stunde der Noth über die Gränze fliehen, dann wird eine badiſche Kammer aufs Neue Treue dem Regenten ſchwören. Darum wünſche ich, daß alles, was hier geſprochen wird, beobachtet werde, und die Nutzanwendung, daß wenn je Einer im Feuer ſeiner Rede in ſeiner Freimüthigkeit etwas weiter gehe, ſich die Kammer dazu hinreißen laſſen könnte, weiſe ich zurück. (Ja! Ja!)" Doch war der Abgeordnete Aſchbach ſo indiscret, folgendes Actenſtück in der Kammer zu veröffentlichen. „Juſtizminiſterium. Karlsruhe, 3 Mai 1833.

Nro. 2449. Dem Hofgerichtsrath Aſchbach zu Raſtadt wird nachträglich zu dem ihm unterm 23 v. M. behufs ſeines Eintritts in die Ständeverſammlung ertheilten Urlaub in Gemäßheit der höchſten Entſchließung aus großherzoglichem Staatsminiſterium vom 25 v. M. Nro. 1006 bemerklich gemacht, daß man ſich zu demſelben verſehe, er werde während der Dauer der Verhandlungen, in und außer der Kammer, eingedenk des als Staatsdiener und Abgeordneter abgelegten (und abzulegenden) zweifachen Eides durch ſein Benehmen weder die eine noch die andre der übernommenen gleich heiligen Verpflichtungen verletzen; insbeſondere die in der Ausübung ſeines Amtes allenfalls wahr genommenen Mängel und Gebrechen in der Verwaltung nicht als Gegenſtand des öffentlichen Tadels hinſtellen, ſondern ſolche entweder ſeiner vorgeſetzten Stelle zur Kenntniß und zur möglichen Abhülfe anzeigen, oder aber, wenn er ihrer zur Begründung ſeiner Anſichten und Meinungen öffentlich zu erwähnen ſich verpflichtet erachtet, ſolches in gemäßigter Weiſe, und nicht um feindſelige Geſinnungen in der Verſammlung zu erregen, thun, und überhaupt in ſeinen Reden und Aeußerungen alles vermeiden, was dem Anſehen und der Würde der Regierung, deren Erhaltung ihm ſein Eid als Staatsdiener zur beſondern Pflicht macht, im Inlande oder Auslande nachtheilig werden, oder ihr unangenehme Verwicklungen verurſachen könnte. Hiermit verbinden Se. königl. Hoheit keineswegs die Abſicht, im Gegentheil Höchſtdieſelben ſind weit davon entfernt, die Freiheit der Rede zu beſchränken, ſofern der Anſtand und die übernommenen Verpflichtungen dadurch nicht offenbar gekränkt werden. Umgekehrt wird aber auch der Staatsdiener, aus deſſen Reden und Handlungen eine unverkennbare Verletzung der der Regierung ſchuldigen Achtung, oder der

übrigen übernommenen Staatsdienerpflichten hervorgeht, die Folgen, die sein Benehmen haben kann, sich selbst zuzuschreiben haben. v. Gulat. vdt. Schachleiter."

Nachdem vom Wildschaden, vom Zehnten, von den „ungesetzlichen Verhaftungen und verzögerter Untersuchung" die Rede gewesen, trug am 3 Julius der Hr. v. Rotteck in etwas mystischer Weise darauf an, „den Zustand des Vaterlandes in Erwägung zu ziehen." Darunter war nämlich eine Erörterung der Bundesbeschlüsse verstanden. Die Kammer lehnte seinen Antrag ab „im Vertrauen auf die Antwort des Großherzogs bei Ueberreichung der Adresse." Inzwischen beschloß die Kammer doch den Druck des abgewiesenen Antrags; das wollte nun aber die Regierung nicht zugeben und untersagte den Druck trotz des Kammerbeschlusses. Der geistreiche Staatsrath Winter spottete über die, welche sich ihre Schwäche nicht eingestehen wollten. Die Allg. Zeitung schrieb damals aus Karlsruhe: „Der Herr Finanzminister hat in der 21sten Sitzung vom 16ten den gegenwärtigen Landtag einen Landtag der Verwahrungen genannt, er hat dabei bemerkt, daß diese Verwahrungen zu nichts führen, weil — das Papier geduldig sey. Diese etwas nackte Darstellung des Sachverhalts erbitterte die Gemüther derjenigen, welche den Schein retten wollen, und beim Wegziehen des Schleiers ein Gefühl, wie es bei der mit schonungsloser Hand enthüllten Blöße natürlich ist, empfanden." Diese Erbitterung machte sich bei Discussion der Presse am 5 Septbr. Luft. „Der Abg. Rindeschwender sprach in den stärksten Ausdrücken über die Zurücknahme des Preßgesetzes und die Mitwirkung der Minister, welche sich hinter den Bund verschanzten und dem Volke den Unsinn glauben machen wollten, ein Staat, der andern Staaten das Richteramt

teramt über ſich zuerkenne, ſey ſouverain. Der Ausdruck „Unſinn“ zog dem Redner eine mißbilligende Bemerkung von Seite des Vicepräſidenten zu, die ihn jedoch nicht abhielt, das „geraubte Gut der Preßfreiheit“ in ſeiner urſprünglichen Faſſung zu vindiciren, nnd die Miniſter, falls ſie ſich nicht „zum Ziele legten,“ des wiſſentlichen Treubruches ſchuldig und für unwürdig zu erklären, das Ruder des Staates zu führen. Wie ich Ihnen ſchon gemeldet, wurde die Sitzung auf eine Stunde unterbrochen und dann wieder aufgenommen. Zweimal wurde der Ruf zur Ordnung verlangt; einmal von Seite der Regierungscommiſſion gegen den Abg. Gerbel, der von Steuerverweigerung ſprach, ohne daß jedoch der Vicepräſident dem Verlangen entſprach, das anderemal gegen den Abg. Schaaf, der wirklich zur Ordnung gerufen wurde, weil er ſich des Ausdrucks „Leichtfertigkeit“ in Bezug auf die Reden mehrerer Abgeordneten bediente. Die Debatten nahmen immer mehr einen perſönlichen Charakter an; Staatsrath Winter verglich den Ton mancher Zeitſchriften mit einer Muſik von rußigen Keſſeln und Kochlöffeln, und concentrirte endlich ſeine Angriffe auf den Freiſinnigen, dem er die Vernichtung der Preßfreiheit Schuld gab, die man, wäre er nicht geweſen, hätte ſouteniren können; er habe Artikel enthalten, von denen man hätte glauben müſſen, der Verfaſſer käme aus dem Tollhauſe u. ſ. w. Die Abg. v. Rotteck und Welcker, perſönlich dabei betheiligt, blieben die Erwiederung nicht ſchuldig; der Letztere erklärte unter Anderm, daß nach ſeiner Anſicht Hr. Staatsrath Winter beſchränkte politiſche Anſichten habe und ihm nicht geeignet ſcheine, das Ruder zu führen. Es war inzwiſchen Abend geworden, und bei erleuch-

tetem Saale wurde die Discussion bis zur Ermattung der Kammer fortgeführt."

Am 13 November wurde der Landtag geschlossen, dessen wahre Resultate der Präsident, Professor Mittermaier, in der Schlußrede zusammenfaßte: „Wir sehen auf jene Gesetze, wodurch verfassungsmäßige Rechte des Volkes garantirt wurden: das Recht der Bürger, Vereine zu bilden und in Versammlungen die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, wobei der Regierung die Befugniß bleiben mußte, Gefahr zu verhüten. Es ist ferner das Zehentablösungsgesetz zu Stande gekommen, welches den Boden frei macht und die letzte Fessel des Feudalwesens zerbricht; es ist viel gerechnet worden über die Preise, und die Erfahrung wird zeigen, welche Rechnung die richtige war; aber Eines wissen wir, daß die moralischen und politischen Folgen dieses Gesetzes unberechenbar sind. Es ist der erste Versuch, wobei die Gesammtheit die Zehentpflichtigen erleichtert. Ein vollständiges Forstgesetz wurde gegeben, zur Erhaltung und Erweiterung einer reichen Quelle des Nationaleinkommens; das Wildschadengesetz schützt den Fleiß des Landmanns gegen die Jagdlust und die Verheerungen der Thiere. Eine große Classe unserer Mitbürger, die Schupflehenleute, sind durch das Schupflehengesetz wenigstens einigermaßen in ihrem Besitze gegen Willkür geschützt. Durch die Aufhebung der Zunftgelder, Verminderung des Salzpreises und andere Erleichterungen in den Taxen ist die Steuerlast erleichtert oder gleichmäßiger vertheilt worden. — Es wäre Unrecht, wenn wir diese Gesetze als die besten preisen wollten; allein es sind die besten, die unter den gegenwärtigen Umständen zu erreichen waren." Auch die bürgerliche Emancipation der Juden kam

zur Sprache, wurde aber unter dem Einfluſſe Rottecks, der Berichterſtatter war, abgelehnt, was mit dem ſonſtigen Liberalismus dieſer Herren wenig harmonirt.

7.

Heſſen-Darmſtadt.

Zu Anfang des Jahres befand ſich der Landtag in voller Thätigkeit, und dauerte bis beinahe zum Schluſſe deſſelben. Die Oppoſition unter v. Gagern dem Jüngern, E. E. Hoffmann, Hallwachs ꝛc. hatte die Mehrheit in der zweiten Kammer, die miniſterielle Partei unter Graf Lehrbach, Schacht ꝛc. die Minderheit. Daher gingen eine Menge Anträge durch, welche der Regierung nicht genehm waren. Sie äuſſerte ſchon im Januar vorbauend ihr Befremden, daß von Anträgen einiger Ständemitglieder in Betreff der Bundesbeſchlüſſe die Rede ſey, da dieſe Sache doch über den Wirkungskreis der Stände hinausläge. Gleichwohl ſtellten E. E. Hoffmann für ſich, und v. Gagern, Hallwachs und noch 7 andere Deputirte collectiv zwei Anträge, in denen eine Proteſtation gegen jene Bundesbeſchlüſſe enthalten war. E. E. Hoffmann ſtellte auch einen Antrag für Preßfreiheit, und die zweite Kammer erklärte wirklich am 22 Julius die Cenſur für verfaſſungswidrig, aber die erſte Kammer trat nicht bei. Der Abg. Heß ſtellte einen für Heſſen-Darmſtadt beſonders wichtigen Antrag, die Unabhängigkeit der Gerichte betreffend. Der Abg. Banſa hob bei dem Punkte, daß eine Vereinigung eines Richteramts mit einem andern Staatsamte nie ſtattfinden dürfe, den ſchon von dem Ausſchuſſe mißbilligend erwähnten Umſtand hervor,

wie der jetzige Professor, Regierungscommissair und Kanzler der Universität Gießen, Freiherr v. Arens, auch zugleich dem Hofgerichte zu Gießen als Präsident vorstehe. „Wie, sagte er, wenn Hr. v. Arens, der in jener Eigenschaft den politischen Sündern unter den dortigen Studirenden nachzuspüren hat, auf Hochverrath, Aufreizung zum Aufstande u. dgl. zu stoßen vermeinte — könnte er dann über solche Vergehen, die er als Regierungscommissair denunciirte, als Präsident des Hofgerichts mitrichten, oder doch der richtenden Behörde vorstehen?" Ein Antrag C. C. Hoffmanns auf Abschaffung des Cölibats hatte natürlich keine Folgen.

Eine der interessantesten Debatten war die über den Bau eines Palastes für den Erbgroßherzog, der sich in diesem Jahre mit der Prinzessin Amalie von Bayern vermählte. Hr. Moller vertheidigte den Antrag, das Geld dafür zu bewilligen. C. C. Hoffmann erklärte sich dagegen: „Der König von Preußen wohne in einem Palais, welches die Größe des hiesigen nicht habe. Aehnlich die Palais in Cassel, Brüssel und Laeken; desgleichen, dem Vernehmen nach, in St. James, und das neue der Königin in London. „Gerade darin besteht die oft schmerzliche Stellung der Stände, daß man die Wünsche des Fürsten nicht immer erfüllen kann, wenn auch persönliche Anhänglichkeit dazu aufforderte." — „Die Mittel zur Einrichtung eines Theils dieses Schlosses geben, hieße, das U zum ganzen ABC bewilligen, indem hierdurch alle bisherigen Behauptungen über den Haufen geworfen würden." Die betreffende Nichtverwilligung könne nirgends als eine Einmischung angesehen werden. Das Palais des Landgrafen Christian H. Durch. hätte wenigstens den Vorzug gehabt, „daß das junge Paar ein Ganzes und nicht ein Eck eines unbebauten (unausgebauten) un-

freundlichen Schloſſes zur Dispoſition bekommen ſollte.“ Immer bleibe aber die frühere Wohnung des verewigten Großherzogs (dieſe iſt ein kleines Wohngebäude, den älteren Theilen des Reſidenzſchloſſes, welche nun abgeriſſen werden ſollen, um den neuen Flügel aufzuführen, eingebaut), für Se. Hoheit den Erbgroßherzog übrig; „eine Wohnung, die ein ſo erhabener Fürſt, das Muſter aller Fürſten ſeiner Zeit, bewohnte, könne nicht als unangemeſſen betrachtet werden.“ — Der Vortrag des Abg. E. E. Hoffmann zu den Moller'ſchen Bemerkungen ſuchte dieſe zu widerlegen, und die derbe Laune des Berichterſtatters ging dabei nicht ſanft mit den „Bemerkungen“ um. Zu der ſechsten, oben wörtlich angeführten, ſagte er ebenfalls wörtlich: „Wenn ein Baumeiſter die Beurtheilung dieſes Faches als hauptſächlich ſeinem Recht entſprechend anſieht und ſeine Plane vertheidigt, ſo finde ich dieſes fachgemäß und in der Ordnung; wenn er aber die Größe eines ſolchen Baues nach den Säcken der Beſteuerten beurtheilen und vertheidigen will, dann geht er aus ſeinem Kreiſe; dieß iſt die Sache des Finanzminiſteriums und der Stände. Wie das Schloß zu Homburg vor der Höhe gebaut, und von weſſen Geld es bezahlt wurde, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, denn wenn das Land nicht um Geld angeſprochen wird, ſo hat es auch kein Recht darüber zu berathen. Hier iſt es etwas Anderes. Denn die 700,000 Seelen unſeres Landes ſind meiſtentheils arme Seelen, wovon Tauſende und Tauſende oft kein Brod, ja kein Stroh zum Lager haben. Der Glanz froher und zufriedener Landesbewohner iſt erfreulicher, als der Glanz eines Schloſſes bei armen. Niemals war die Zeit ungünſtiger als jetzt, ein Gebäude über das Bedürfniß auf Landeskoſten aufzuführen.“ Dagegen ſagte der Abg. Aull: „An dem

ſehr großen königlichen Schloſſe in München laſſe der König von Bayern noch einen neuen Flügel in gigantiſchem Geſchmacke bauen. Ihre königl. Hoheit die Prinzeſſin Mathilde ſehe in München ſo große, geſchmackvolle Paläſte ihrer Anverwandten: ſolle ſie in dieſer Hinſicht auch nichts Annäherndes in ihrer neuen Heimath treffen?" Auch der Abg. Schacht ſtimmte dem bei und führte noch ein anderes Motiv an: „Alle anderen gemachten Bauvorſchläge, außer dem der Staatsregierung, ſeyen unzweckmäßig. Das jetzige neue Schloß mit ſeinen alten Zwiſchengebäuden ſey freilich dumpf, dunkel, unerfreulich; anders werde es ſich geſtalten bei weggebrochenen älteren Gebäuden, bei größerem Hofe. Die Anſprüche an die Höhe der Zimmer ſtiegen mit dem Stande. Private, reicher Kaufmann, Fürſt — das ſey ſo ungefähr die entſprechende Scala. „Der Fürſt ſolle die Annehmlichkeiten des Lebens in einer äußeren anſprechenden Form genießen." — Die Fürſten ſeyen allerdings hier nach und nach mehr, wie in der Fabel die Götter, zu den Menſchen herabgeſtiegen; aber es ſey auch eine Gränze darin zu finden. Ueberhaupt „ſpiele es etwas in die politiſche Gleichmachungstheorie," wenn man die Fürſten in Privatwohnungen wohnen laſſen wolle. Das beſtimme ihn hauptſächlich." Die Forderung der Regierung von 561,736 fl. für den Schloßbau und 120,000 für ein Nebengebäude (den Kunſtſammlungen gewidmet) wurde am 17 Julius abgelehnt, doch ein neuer Vorſchlag von derſelben erwartet.

Die Mißſtimmung zwiſchen Regierung und Ständen nahm überhand. Jene klagte über den langſamen Gang der Verhandlungen, über die großen Koſten des Landtags; dieſe klagten, daß ihnen die Regierung nur „Lappalien" vorlege, in nichts Wichtiges eingehe und ſie im Lande zu discreditiren ſuche

(Worte des Abg. v. Gagern). Endlich wurde der Bruch offen erklärt. Die Kammer beſtritt das Recht der Regierung, in Gemäßheit des §. 73 der Verfaſſung Verordnungen ohne Mitwirkung der Stände zu erlaſſen. Der Bericht des Abg. Höpfner, in welchem der Preßverein als geſetzlich bezeichnet und ein verbotener Aufſatz „Deutſchlands Pflichten" nicht nur angeführt, ſondern aufgenommen war, erregte das Mißfallen der Regierung in ſolchem Grade, daß ſie am 29 October ein Reſcript dagegen an die zweite Kammer erließ. Dieſem folgte wenige Tage darauf, am 2 November, die Auflöſung der Kammer ſelbſt, hauptſächlich aus dem Grunde, weil dieſelbe eben im Begriff war, über die ſchon längſt eingereichten Motionen, die Bundesbeſchlüſſe betreffend, zu berathen, und man Aeußerungen entgegenſah, die man lieber nicht verlauten laſſen wollte. Die Regierung ſelbſt erklärte in ihrem Auflöſungsmanifeſt, ſie ſey der Meinung, daß die Kammer die Steuerbewilligung von der Entſcheidung der ſogenannten Lebensfragen (über die Bundesbeſchlüſſe, die Preßfreiheit, den §. 73 der Verfaſſung ꝛc.) abhängig gemacht, und nur deßwegen das Budget nach 11 Monaten noch nicht berathen habe. Uebrigens wurde die zweite Kammer von der Regierung ausdrücklich einer revolutionären Tendenz angeklagt: „Die Verfaſſungsurkunde des Großherzogthums wurde benutzt, um auf die gezwungenſte Weiſe Theorien und Grundſätze daraus abzuleiten, deren Tendenz einzig und allein dahin ging, die monarchiſche Grundlage, auf welcher die Verfaſſung des Landes beruht, zu untergraben und an ihre Stelle eine Gewalt zu ſetzen, welche von der jeweiligen zweiten Kammer, als der angeblichen einzigen Vertreterin des Volks, nach ihrem Gutfinden und ſelbſt ohne alle Rückſicht auf Beſchlüſſe früherer Ständeverſammlun-

gen ausgeübt werden ſollte, und es wurden auf ſolche einſeitige und ſophiſtiſche Interpretationen Anträge und Beſchlüſſe gegründet, welche durch die zum Theil damit verbundenen ungegründeten Beſchwerden gegen Unſere Miniſterien, wegen angeblicher Verletzung der Verfaſſung dahin zielten, das Anſehen der Regierung zu ſchwächen, und deren Realiſirung die Folge gehabt haben würde, daß die Rechte der Staatsgewalt, welche Wir allein in Uns vereinigen, zwiſchen Uns und den Ständen getheilt, und bei Handhabung und Ausübung der weſentlichſten Aufſichts- und Verwaltungsrechte den Ständen eine verfaſſungswidrige Theilnahme eingeräumt worden wäre. Auf gleiche Weiſe beurkunden die Anträge, welche auf Abänderung einer Reihe von Artikeln der Verfaſſungsurkunde, ſo wie auf Gegenſtände, die der ſtändiſchen Wirkſamkeit jedenfalls ferne liegen, gerichtet wurden, und die auf mehrere derſelben gefaßten Beſchlüſſe der zweiten Kammer das raſtloſe Streben, *den beſtehenden rechtlichen* Zuſtand zu ändern, Ideen zu verwirklichen, welche den deutſchen Verfaſſungen fremd ſind, und die Uns zuſtehenden Rechte zu ſchmälern. Aber nicht allein in dem Inhalte der Anträge und Beſchlüſſe der zweiten Kammer, ſondern auch in der Art und Weiſe, wie die Berathungen gepflogen wurden, offenbarte ſich die entſchiedene Feindſeligkeit, womit eine bald zur Mehrheit angewachſene Zahl der Mitglieder dieſer Kammer gegen die Regierung auftreten zu müſſen glaubte, indem dieſe Mitglieder gegen Unſere Regierung und gegen die von Uns an die Kammer delegirten Commiſſarien, ſo wie gegen den deutſchen Bund und die Regierungen anderer deutſchen Bundesſtaaten häufig die ungeziemendſten und beleidigendſten Aeußerungen ſich erlaubten ꝛc.“ Unmittelbar nach der Auflöſung wurden die Mitglieder der Op-

poſition, die zugleich Staatsdiener waren, ihrer Würden entſetzt, ſo die Staatsräthe Höpfner und Jaup, der Regierungsrath v. Gagern, der Oberforſtrath v. Brandis, der Revierförſter v. Buſek. Die Mitglieder der miniſteriellen Minorität erhielten dagegen Belohnungen. Mit dieſen Maßregeln hing auch die Unterdrückung des „Beobachters in Heſſen," des „neuen heſſiſchen Volksblatts," ſo wie des in Speier erſcheinenden „alten heſſiſchen Volksblatts" zuſammen, ſo daß die Oppoſition in Heſſen kein Organ in der Preſſe behielt. Dagegen hatte die Verhaftung des Rectors Weidich in Butzbach und des Dr. Wilhelm Schulz in Darmſtadt beſondere Gründe. Dem letztern wurde ſein in einer Druckſchrift theoretiſch durchgeführter Vorſchlag, dem Bundestag eine zweite Kammer aus gewählten Stellvertretern aller deutſchen Stämme beizugeſellen, zum Verbrechen gemacht.

Dagegen rieth Hr. v. Gagern, der Vater, in der erſten Kammer, dem heftigen Zuſammenſtoß des monarchiſchen und demokratiſchen Princips in Deutſchland durch ein energiſcheres Dazwiſchentreten der Ariſtokratie zu begegnen. Derſelbe unterſtützte aber die zweite Kammer in ſo fern, als er ihr das Recht vindicirte, nicht bloß materielle Intereſſen zu berathen. Der Graf v. Stolberg-Gedern äußerte: ihm ſcheine insbeſondere aus einer hiſtoriſchen Entwickelung des altdeutſchen Verfaſſungsrechts hervorzugehen, daß den Ständen bloß das Recht der Steuerbewilligung und ein auf die Sachen des Landes beſchränktes Petitionsrecht zugeſtanden habe. Aber hier remonſtrirte der Freiherr v. Gagern kräftig: „Es gebe keinen Gegenſtand, bei welchem nicht die alten deutſchen Stände, dort ſo, dort anders, und wieder verſchieden in verſchiedenen Zeiten mitgewirkt hätten, namentlich ſey oft die Anordnung

von Regentſchaften, ſogar die Wahl der Fürſten von ihnen ausgegangen. Was das Andre betreffe, ſo ſtocke ſein Verſtand, wenn er denke, daß die Landſtände bloß beſtimmte Gegenſtände zu erwähnen berechtigt ſeyn ſollten."

8.

Heſſen-Caſſel.

Auch hier ſollte der Landtag ſchon im Januar eröffnet werden, allein es walteten Differenzen wegen des Prof. Jordan ob. Dieſes berühmte Oppoſitionsmitglied war von der Univerſität Marburg zu ihrem Abgeordneten ernannt worden; die Regierung verſagte ihm den Urlaub, die Univerſität behauptete aber ihr Wahlrecht, das nothwendig illuſoriſch werden müſſe, wenn es der Regierung frei ſtünde, einen akademiſchen Lehrer — und die Univerſität könne wohl keinen andern als einen ſolchen wählen — auszuſchließen. Das Obergericht in Caſſel, vor welchem dieſer Streit erledigt wurde, entſchied ſich am 31 Januar für den Eintritt Jordans in die Kammer, „weil das Recht der Regierung, Staatsdienern den Urlaub zu verweigern, nicht auf den Fall ausgedehnt werden könne, wo die Wahl, wie bei der von der Landesuniverſität nach §. 5 des Wahlgeſetzes vorzunehmenden, nur auf einen Staatsdiener fallen kann." Die Regierung ertheilte aber trotz dieſes Urtheils dem Prof. Jordan ausdrücklichen Befehl, nicht in die Kammer zu kommen, und da er proteſtirte, wurde die Eröffnung der Kammer verſchoben. Endlich erfolgte ſie am 8 März, und auch jetzt noch wollte die Regierung den Prof. Jordan wenigſtens bis zur Erledigung der Frage ausgeſchloſſen wiſſen,

allein die Kammer erklärte ſich am 18 März für den unbedingten Eintritt deſſelben. Die Folge war, daß die Kammer noch in der nämlichen Sitzung aufgelöſ't wurde.

Hierauf kam eine Ausgleichung zu Stande. Die Regierung bequemte ſich, das unbedingte Wahlrecht der Univerſität anzuerkennen und zu erklären, daß ſie dem von derſelben Gewählten in keinem Fall den Urlaub verweigern dürfe. Dagegen aber verſtand ſich die Univerſität dazu, der Regierung allemal eine Anzeige von ihrer Wahl zu machen, und zunächſt den Prof. Jordan nicht mehr zu wählen. Dieß letztere war der Regierung die Hauptſache. — Auch von einer andern Verſöhnung wurde berichtet. Der Kurprinz Mitregent näherte ſich wieder ſeiner Mutter und ſtellte derſelben ſeine Gemahlin, die Gräfin von Schaumburg, vor.

Am 10 Junius wurde die neue Kammer eröffnet, und auch neuer Streit blieb nicht lange aus. Es galt die Anklage des allvermögenden Miniſters Haſſenpflug, weil derſelbe die letzte Kammer ſo plötzlich aufgelöſ't habe, daß ſie ihr verfaſſungsmäßiges Recht, Ertheilung einer Inſtruction an den Ausſchuß, nicht habe ausüben können; weil er die Wirkſamkeit des Ausſchuſſes, weil er die Wahlfreiheit gehemmt; weil er Verordnungen erlaſſen, die als Geſetze die Zuſtimmung der Kammer hätten haben müſſen; weil er den Buchhandel verfaſſungswidrig beſchränkt, Staatsdiener willkürlich mit Umgehung der vorſchlagenden Behörde angeſtellt ꝛc. Das Obergericht nahm die Klage an, die Regierung erklärte ſie aber für verfaſſungswidrig, „weil das Obergericht ſelbſt nur ein Theil der in der Perſon des Miniſters angeklagten Staatsregierung ſey, und weil die Regierung als ſolche unfehlbar ſey, und es einer hohen Ständeverſammlung wohl nie in den Sinn kom-

men werde, annehmen zu wollen, daß die Regierung als ſolche vor der Ständeverſammlung als Forum zu ſtehen und ihr Verfahren zu vertheidigen oder zu rechtfertigen habe.“ Allein die Kammer beharrte am 17 September auf der Anklage und motivirte ſie in einer ausführlichen Berathung, die indeß natürlich zu keinem Reſultate führte, da der Miniſter die Macht hatte.

Eine andere Streitfrage war das ſtrenge Preßgeſetz, auf welches gar nicht einzugehen der Ausſchuß am 16 Octbr. vorſchlug, weil es kein Bedürfniß befriedigen könne und die Zeitumſtände dieſer Sache ohnehin höchſt ungünſtig ſeyen.

Als eine Parodie auf die ſilbernen Ehrenpocale, die in faſt allen conſtitutionellen Staaten Deutſchlands den populärſten Deputirten von ihren Committenten überreicht wurden, erhielten mehrere miniſterille Deputirte im Caſſelſchen, namentlich Menz und Gehring, zinnerne Pocale anonym mit der Poſt zugeſchickt.

9.

Hannover.

Auch hier lange Sitzungen, da die erſte und zweite Kammer nicht übereinſtimmten in der Ablöſungsfrage, und die Berathung des neuen Staatsgrundgeſetzes bei vorſichtiger und ängſtlicher Abwägung, wie weit man vorwärts gehen könne, ſich ſehr verzögerte. Am 7 März wurde die durch Unterhandlungen ſehr modificirte Ablöſungsordnung von beiden Kammern angenommen, und am 13 März das Staatsgrundgeſetz, das am 26 Septbr. vom Könige beſtätigt wurde. Die

neue Kammer trat am 5 December zuſammen und decretirte am 7ten die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen. In der Eröffnungsrede kündigte der Herzog von Cambridge viele neue Geſetzesentwürfe an, in Betreff der Rechtspflege, des Hypothekenweſens, der Gewerbeordnung ꝛc.

10.

Braunſchweig.

Das Vermögen des vertriebenen Herzog Karl wurde unter Curatel geſetzt, „wegen ſeiner gefährlichen Unternehmungen.“ In Folge deſſen nahmen die franzöſiſchen Gerichte keine Geldklage des Herzogs mehr an, der ſich inzwiſchen wieder in Paris eingefunden hatte und daſelbſt geduldet wurde. Ueber jene „gefährlichen Unternehmungen“ enthielt die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung Folgendes: „Die Nachforſchungen, zu denen die revolutionairen Verbindungen des Herzogs Karl von Braunſchweig Veranlaſſung gegeben, haben, wie man erzählt, zu Aufſchlüſſen geführt, wie man ſie wohl am wenigſten erwartete. Man wußte, daß jener in einem Garten von Neuilly mit den deutſchen Patrioten den Jahrestag des Hambacher Feſtes feierlich begangen hatte (!), auch waren die Unterſtützungen, die er deutſchen Preßvereinen und Schwindelköpfen, den Polen-Comité's in Frankreich, den italieniſchen Flüchtlingen in Marſeille und Genf gegeben, im Allgemeinen nicht unbekannt; aber zu der Entdeckung, daß der Herzog trotz der gemachten Erfahrungen immer noch an Rüſtungen und Kriegszüge denke, iſt man erſt jetzt gelangt. In der That ſind auf verſchiedenen Wegen ſichere Nachrichten eingegangen, daß der

Herzog Karl gegen Ende dieſes Monats unter fremdem Namen durch Belgien nach Hamburg zu gehen, und dort verſteckt ſo lange zu verweilen gedenkt, bis die in England gekauften Waffen angekommen ſind und ein Aufſtand im Bremenſchen organiſirt iſt, an deſſen Spitze ſich dann der Herzog zu ſtellen beabſichtigt. Man theilt ſich hier zugleich die ſehr entſchiedenen Maßregeln mit, die in Bezug auf ſolche Plane ſogleich verabredet ſeyn ſollen, die aber — ſoll man ſagen, leider! oder zum Glück? — wohl überflüſſig ſeyn werden, da der ganze Anſchlag zu früh bekannt geworden. Man kann von Dingen dieſer Art kaum ernſthaft reden, und doch haben ſie eine nur zu ernſte Seite. Was wird, was muß zuletzt im Intereſſe Aller geſchehen, wenn der, deſſen rettungslos verlorene Sache das Schickſal ſelbſt gerichtet, immer wieder aufs Neue auf der, von beweinenswerthen Scenen ja ohnehin ſchon übervollen Bühne erſcheint, und immer nur wieder, um die alten Fehler zur Schau zu tragen und neues Aergerniß zu geben?" — Von den in den Proceß der Gräfin Wrisberg verwickelten zahlreichen Gefangenen wurden die Herren Böhlken und Fricke und noch 13 andere Perſonen freigeſprochen. Auf den regierenden Herzog Wilhelm ſoll in London, wohin er auf kurze Zeit gereiſ't war, ein Mordverſuch gemacht worden ſeyn. — Am 30 Junius traten die Stände zuſammen, die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen wurde verworfen, dagegen ein Ablöſungsgeſetz angekündigt.

11.

Sachſen.

Am 27 Januar wurde der Landtag eröffnet. Der Abg. Richter von Zwickau hatte ſeiner Zeitung „der Biene" eine Petition um Aufhebung des Lehenweſens beigelegt. Dieſe Petition wurde confiscirt, die Zeitung verboten, und der Redner, als er ſich in der Kammer ſelbſt vertheidigen wollte, zum Stillſchweigen gebracht, „da die Kammer nicht durch Berathung über fremdartige Gegenſtände ermüdet werden dürfe." Der Bruder des Redners, Advocat Richter, zog ſich einen Verhaftsbefehl zu. Die Papiere des nach Paris abgereiſ'ten Dr. Spazier (Verfaſſers der berühmten Geſchichte der polniſchen Revolution) wurden unterſucht. Unter den früher Verhafteten auf dem Königsſtein erhängte ſich Bartholdy aus Verzweiflung, und der Advocat Maaßdorf, der in engſter Haft hartgeſchloſſen ſaß, verſuchte ſich loszumachen, und hatte bereits ein 70 Ellen langes Seil aus Bettzeug ꝛc. bereitet, um ſich von dem Felſen der Feſtung herabzulaſſen, als er entdeckt wurde.

Außer dem Anſchluß an den preußiſchen Zollverband, verhandelte die Kammer nur locale Gegenſtände von geringem Intereſſe für das Ausland.

12.

Die übrigen kleinen Staaten Deutſchlands.

In Weimar ſchlug die Regierung unterm 4 Januar den Ständen das Geſuch ab, ihre Sitzungen öffentlich machen zu dürfen. Am 20 Januar tumultuirten die Studenten in Jena

gegen den Universitätsamtmann und die Pedelle, was sich am 14 Februar wiederholte, doch hatten diese kleinen Emeuten keinen politischen Charakter. Im März wurden mehrere Petionen, die Bundesbeschlüsse betreffend, dem Landtage übergeben.

In Nassau starb der greise Heber, vormals Präsident der zweiten Kammer, im Gefängniß. Der Herzog schloß im Gegensatz gegen den preußischen Zollverein am 19 Septbr. einen Separathandelsvertrag mit Frankreich.

In Sigmaringen wurde am 11 Julius der neue Verfassungsvertrag zwischen Fürst und Ständen besiegelt.

Ueber den Finanzzustand von Schwarzburg-Sondershausen stattete die Dorfzeitung einen kläglichen Bericht ab, und erwähnte einer flehentlichen Bittschrift, die desfalls von Seite des Landes dem Fürsten überreicht worden sey.

XII.

America.

1.

Die Vereinigten Staaten.

Die große Streitfrage des Tages war noch immer der Tarif. Die in dieſer Frage mit einander kämpfenden Intereſſen ſind im vorigen Jahrgang erörtert worden. Die Parteien ſtanden ſich beim Beginne des Jahres 1833 feindlich entgegen. Die Provinz Süd-Carolina hatte unter dem Einfluß des Ergouverneurs Hamilton förmlich gegen den Tarif ſich aufgelehnt und drohte mit den Waffen, verſchob aber die Ausführung ihrer Beſchlüſſe, um die Präſidentenwahl abzuwarten. Dieſe erfolgte im Februar. Der bisherige Präſident General Jackſon ſiegte mit 219 Stimmen über ſeinen Mitbewerber Clay, welcher deren nur 49 erhielt. Neben der gegen die Nullificirer (Tarifgegner) von Süd-Carolina gerichteten Zwangsbill, ſetzte inzwiſchen Clay einen Vermittlungsvorſchlag in Betreff des Tarifs durch. „Die erſte Abtheilung beſtimmt, alle Einfuhrabgaben ſollen nach 1842 auf 20 Procent vom Werthe herabgeſetzt werden, und zwar ſo, daß während der erſten acht Jahre von nun an,

alle zwei Jahre 10 Proc. von dem, was der Zoll mehr als 20 Proc. beträgt, abgenommen wird (mithin bis 1810 10 Proc.) und dann 1841 und 1842 jedesmal die Hälfte des noch bleibenden Ueberschusses (mithin jedesmal 30 Proc.) Die zweite Abtheilung legt eine Abgabe von 30 Proc. auf Wollenwaaren, Halbtuche, Negerkleider u. s. w., welche auf gleiche Weise der Reduction unterworfen seyn soll. Die dritte Abtheilung sagt, nach dem 30 September 1842 sollen alle Zölle baar bezahlt werden. Die vierte Abtheilung macht gebleichte und ungebleichte Leinwand, Seidenwaaren von dieser Seite des Caps der guten Hoffnung, gewebte Wollenzeuge und alle andern seidenen und gestrickten Waaren frei von allen Zöllen. Die fünfte macht Opium, rohe Baumwolle, Quecksilber u. s. w. nach 1842 zollfrei. Die sechste Abtheilung endlich widerruft die entgegenstehenden Gesetze des alten Tarifs, und bestimmt, daß der neue in Kriegszeiten verändert werden könne." Sein Vorschlag ging im Hause der Repräsentanten durch am 26 Februar, und darauf hob Süd-Carolina, im März, die frühern feindseligen Beschlüsse auf. Das Verhältniß der Stimmen war interessant und zeigt, daß wenn die Vereinigten Staaten auch über den Tarif verschieden dachten, sie doch vollkommen einig waren über die Nothwendigkeit des Gehorsams gegen die Gesetze. New-Yorker Blätter sagten: „Von den 39 Stimmen der sechs neu-englischen Staaten, Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Vermont und Connecticut, waren 28 gegen, 10 für die Tarifbill (1 war abwesend), 36 für, 1 gegen die Zwangsbill (2 abwesend); von den 76 Stimmen der 5 mittleren Staaten, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware und Maryland, 47 gegen und 24 für die Tarifbill (5 abwesend), 60 für, 7 gegen die Zwangsbill (9 ab-

weſend); von den 57 Stimmen der 7 ſüdlichen Staaten, Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgien, Alabama, Miſſiſſippi und Louiſiana, 55 für, 1 gegen die Tarifbill (1 abweſend), 32 gegen, 24 für die Zwangsbill (1 abweſend); endlich von den 40 Stimmen der ſechs weſtlichen Staaten, Kentucky, Tenneſſee, Ohio, Indiana, Illinois und Miſſuri, 31 für, 8 gegen die Tarifbill (1 abweſend), 29 für, 7 gegen die Zwangsbill (1 abweſend); von den ſämmtlichen 212 Stimmenden des Repräſentantenhauſes (der Sprecher, Hr. Stevenſon, ſtimmt nicht mit) waren demnach 120 für, 84 gegen die Tarifbill (8 abweſend) und 149 für, 47 gegen die Zwangsbill. Während alſo viele der ſüdlichen und weſtlichen Staaten mit den nördlichen darin übereinſtimmten, daß die Geſetze der Union aufrecht erhalten werden und die beſtehenden Zölle von den Widerſtrebenden mit Gewalt eingetrieben werden müßten, ſo daß die Zwangsbill eine bedeutende Majorität erhielt, wandten ſie ſich andrerſeits, ſobald eine Modificirung jener Zollgeſetze in Vorſchlag gebracht wurde, doch ſogleich von den nördlichen Staaten ab und machten in dieſem Falle mit den anderen ſüdlichen und weſtlichen Staaten, mit denen ſie gemeinſames Intereſſe haben, gemeinſchaftliche Sache, ſo daß auch die modificirte Tarifbill wiederum, wenn auch nicht eine ganz ſo große, eine bedeutende Majorität für ſich hatte. Beim Durchgehen der Zwangsbill im Senate war nur eine einzige Stimme dagegen, die des Hrn. Tyler aus Virginien; 15 Senatoren waren abweſend."

Im Mai wurde der Präſident Jackſon von einem Lieutenant Randolph, den er von der Marine entlaſſen und dadurch brodlos gemacht hatte, bei der Naſe ergriffen und ſo heftig herumgezerrt, daß ſie blutete. Ein neuer Beweis für die zu-

nehmende Sittenrohheit in den Vereinigten Staaten, und ein Pendant zu den zwei abscheulichen Scenen beim Congresse, die wir im vorigen Jahrgang erzählten.

Diese Rohheit brach auch sichtbar in der Sache der Sklaven-Emancipation hervor. Ein Versuch zu Gunsten der letztern scheiterte in New-York, bei welcher Gelegenheit der englische Globe sagte: „Diese wüthende Opposition ist um so merkwürdiger, als New-York kein Sklavenstaat ist, so daß also nur sehr Wenige von der versammelten Volksmenge, bloß die in der Stadt befindlichen Fremden aus den südlichen Staaten etwa ausgenommen, bei der Befreiung ihrer schwarzen Brüder persönlich interessirt seyn konnten. Wie man auch von der Politik urtheilen mag, die eine unverzügliche Abschaffung der Sklaverei in ganz America fordert, so viel ist gewiß, daß ein Volk, welches sich seiner freien Institutionen rühmt, einen Vorschlag zur Befreiung zweier Millionen seiner Mitmenschen von dem Joche der Sklaverei doch wenigstens mit Ruhe hätten anhören sollen. Unbezweifelt wird indeß die Frage wegen Abschaffung der Sklaverei, so gefährlich es auch für jetzt scheint, in New-York damit aufzutreten, bald sehr ernstlich in den ganzen Vereinigten Staaten angeregt werden." Die Times fügten hinzu: „In dieser, doch von England abstammenden Republik sind der Coder der Sklaverei und die Gesetze, welche die Verhältnisse zwischen der schwarzen und weißen Bevölkerung regeln, vielleicht die grausamste Beschimpfung, welche je der Menschennatur widerfahren ist. Unter 12 bis 13 Millionen Einwohnern sind mehr als 2 Millionen, d. h. ungefähr ein Sechstheil der Nation, aller Rechte des Bürgerthums beraubt, und einer grausamen und herabwürdigenden Behandlung unterworfen, mit welcher die Hausthiere ver-

ſchont bleiben. Die Hautfarbe, ſelbſt wenn ſie aufgehört hat ein Zeichen der Sklaverei zu ſeyn, wird ein ſociales Verbrechen, welches nach der Emancipation alle Waſſer der Freiheit nicht abwaſchen können; und 300,000 bis 400,000 Menſchen der africaniſchen Race, auf deren Zwangsdienſt niemand einen Anſpruch zu machen hat, werden von allen Aemtern und Vortheilen freier Menſchen mit derſelben Strenge ausgeſchloſſen, als wenn ſie noch ihre frühern Feſſeln trügen. Dieſes Verbrechen der Haut kann weder durch Frömmigkeit geſühnt, noch durch Talente abgebüßt werden. Es bleibt an dem unglücklichen Geſchlechte ſelbſt dann haften, wenn die Weißen genöthigt ſind, deſſen Daſeyn durch Zeugenverhöre zu erweiſen — es verſperrt ihm die Segnungen des geſellſchaftlichen Verkehrs, die Segnungen der öffentlichen Erziehung, ja ſogar die gemeinſchaftliche Theilnahme am Gottesdienſte. Dieſe farbigen Bürger in einem Lande der Freiheit und Gleichheit, dürfen mit ihren weißen Brüdern an keinem der Vortheile des ſocialen Verbandes Theil nehmen. Es iſt ihnen nach den Landesſitten oder den örtlichen Beſtimmungen beſonderer Bezirke nicht geſtattet an dem nämlichen Tiſche zu ſitzen, die nämliche Schule zu beſuchen, den nämlichen Unterricht zu hören, ſich unter die nämliche religiöſe Verſammlung zu miſchen, dem nämlichen Genuſſe der Sacramente beizuwohnen, im nämlichen Tempel zu beten, oder auch nur im nämlichen Kirchhofe begraben zu werden. Sie werden in Abſonderung gehalten, wie ein verworfenes Geſchlecht. Die Verachtung, Verfolgung, und Ausſchließung, welche ſie das Leben hindurch quält, verfolgt ſie über das Grab hinaus. Daher hören wir von farbigen Schulen, farbigen Verſammlungen, farbigem Theater, farbigen Geſellſchaften und ſogar farbigen Be-

gräbnißplätzen! Dieſer Abſcheu vor den Negern iſt mehr oder weniger ſtark über die ganze nordamericaniſche Union verbreitet, wirkt aber natürlicher Weiſe mit der boshafteſten und gedrungenſten Heftigkeit in den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Staaten. Im Staate Louiſiana iſt jeder Verſuch, einen Neger in einer Sonntagsſchule leſen zu lehren, mit einer Geldbuße von 500 Dollars bedroht. Dieß iſt die Strafe für das erſte Vergehen — für das zweite iſt es der Tod! In Georgien und Nord-Carolina werden freie Neger, welche dieſe Staaten beſuchen, gefangen geſetzt, auch wenn ſie ſolche als Schiffsköche oder Schiffsproviantmeiſter betreten! In der neu-engliſchen Provinz Maſſachuſetts iſt ihnen bei ſcharfer Strafe verboten ſich mit den Weißen durch Heirath zu vermiſchen, und in Connecticut, welches kein Sklavenſtaat iſt, dürfen ſie, wenn ſie aus einem andern Theile der Union kommen, ohne ſpecielle Erlaubniß weder Unterricht noch Koſt und Wohnung erhalten. Wir laſen vor einiger Zeit in einer Zeitung aus Connecticut von einer, auf Antrag des Attorney-General verhängten ſonderbaren Unterſuchung wegen einer Uebertretung dieſes Geſetzes. Eine Miß Prudence Crandall wurde zur Unterſuchung gezogen, weil ſie eine Erziehungsſchule für farbige Mädchen eröffnet hatte, deren einige ihr aus New-York und andern Staaten zugeſandt worden waren. — Der wohlthätige Einfluß des von Großbritannien gegebenen Beiſpiels iſt nicht allein darin ſichtbar, daß es die Gründung von neuen gegen die Sklaverei gerichteten Aſſociationen herbeiführt, ſondern auch darin, daß es den Eifer der alten anſpornt, und beide von der ſelbſtſüchtigen und treuloſen Politik der ſogenannten „americaniſchen Coloniſations-Geſellſchaft" abſcheidet. Der anſcheinliche und ausgeſprochene Zweck dieſer letztern Körperſchaft iſt,

Fonds zu ſammeln und Mittel zu organiſiren, um die freie farbige Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach einer Beſitzung auf der africaniſchen Küſte zu überſiedeln, welche man mit dem Namen „Liberia" beehrt hat. Auf den erſten Blick und ohne vorgängige genaue Unterſuchung ſcheint der Zweck löblich, und daher war es den Mitgliedern dieſer Aſſociation Anfangs gelungen ihre Sache mit jener der Freunde der Emancipation zu verbinden. Aber aus den Berichten der Geſellſchaft ſelbſt, und aus dem Schrecken der freien Farbigen, welche der Gegenſtand ihrer vorgeblichen Sorgfalt ſind, iſt es nun offenbar, daß Eigennutz, und nicht Menſchenfreundlichkeit ihre Abſicht iſt — daß ſie dahin ſtrebt die freien Neger zu verbannen, um die Sklavenketten nur feſter zu ſchmieden — daß ſie aus Abſcheu vor ihren Perſonen, und nicht aus Rückſicht auf ihre Wohlfahrt handelt."

Eine andere ſehr intereſſante Streitfrage betraf die Bank. „In der Seſſion von 1831/32 ging im Congreß eine Bill wegen Erneuerung des Bankprivilegiums durch; der Präſident aber erklärte, nie mehr in die Fortdauer dieſer oder einer andern ähnlichen Anſtalt willigen zu wollen, und ſetzte der Bill ſein Veto entgegen. Die Bank ſcheint nun, um ſich an dem Präſidenten zu rächen, und zugleich die Erneuerung ihres Freibriefs (der im Jahre 1836, alſo vor dem Ablauf von Jackſons zweiter Präſidentſchaft, erliſcht) zu ſichern, ſeiner Wiedererwählung aus allen Kräften entgegengearbeitet zu haben. General Jackſon hat wenigſtens zu Ende Septembers eine Darſtellung ihres Verfahrens bekannt gemacht, in welcher der Bank zur Laſt gelegt wird, daß ſie die zu ihrer Verfügung ſtehenden Fonds auf die auffallendſte Weiſe zu Wahlumtrieben und Beſtechungen benützt habe. So z. B. habe ſie, obgleich

ihr Privilegium dem Erlöschen nahe, und die Bank wisse, daß die Regierung ihre Depositа zur Abzahlung der Staatsschuld zu benützen beabsichtige, ihre Darlehen innerhalb der letzten 1½ Jahre von 42 auf 70 Millionen Dollars vermehrt, zu keinem andern Zweck, als einen größtmöglichen Theil der Nation unter ihren Einfluß zu bringen. Mehrere bedeutende Summen seyen unter ganz ungewöhnlich günstigen Bedingungen an Zeitungsherausgeber verliehen worden. Durch Zeitungsartikel und Flugschriften habe die Bank das Volk für ihr Interesse zu stimmen, und die Betheiligten durch die Aussicht auf gänzlichen Ruin zu ängstigen gesucht, im Falle General Jackson wieder gewählt würde. Eine Summe von 18,000 Pf. Sterling sey direct zum Ankaufe von Flugschriften und Zeitungen, oder für die Aufnahme von Artikeln verwendet, und eine bedeutende Summe zu Bestechungen ausgegeben worden. („Achtundzwanzig Millionen Dollars an Individuen ausgeliehen, um eine americanische Wahl zu influenziren, ruft ein englisches Blatt hiebei aus. Alle Tory- und Whigfleckenhändler und alle jüdischen und christlichen Geldausleiher in der City würden vor solch einer furchtbaren Operation zurückschaudern!") Ferner wirft der Präsident der Bank vor, sie habe, da sie gewußt, daß die Regierung ihrer bei ihr niedergelegten Gelder zur Bezahlung ihrer holländischen und englischen Gläubiger im Jahre 1832 benöthigt seyn würde, diese Gläubiger vermocht, ihre Obligationen erst ein oder zwei Jahre nach erfolgter Aufkündigung von Seite des Schatzes zu präsentiren. Dadurch würde die Bank im Besitze der Gelder geblieben seyn, und zwar die Interessen an die Gläubiger bezahlt haben, das Capital aber hätten diese von der Regierung zu fordern gehabt, welche, falls die Bank fallirt hätte, genöthigt gewesen wäre, die Summe

zweimal zu bezahlen. — Aus diesen und andern Gründen hat der Präsident sich nunmehr bewogen gesehen, sämmtliche Depositengelder der Regierung aus der Bank zurückzuziehen. Diese Maßregel hat ungewöhnliches Aufsehen gemacht; ein großer Theil der Presse, namentlich die im Interesse der Bank schreibenden Zeitungen, greifen dieselbe als willkürlich und dictatorisch an; in der öffentlichen Meinung aber scheint General Jackson, wenigstens in einigen Theilen der Union, dadurch eher gewonnen als verloren zu haben. — Am 12 December, bei Gelegenheit einer von den Bankdirectoren an die Kammer eingereichten Denkschrift, forderten Hr. Duffie und andere Anhänger des Privilegiums, daß dieselbe, sammt der Hauptfrage über die Bank, an eine besondere Committee gewiesen werden solle, während Hr. Polk und andere Freunde der Regierung darauf bestanden, daß die ganze Sache an die Committee der Wege und Mittel gewiesen werde. Der letztere Antrag ward mit bedeutender Mehrheit angenommen. Diese Abstimmung ist entscheidend, weil Hr. Polk vorher ausdrücklich erklärt hatte, das Haus würde dadurch seine Meinung über die Bankangelegenheit im Allgemeinen bezeichnen. So bewiesen 143 Mitglieder gegen 100, daß sie Willens sind, die Verwaltung zu unterstützen in ihrem Entwurfe, eine den Freiheiten und Interessen des Volks so nachtheilige Institution aufzuheben. Man kann es jetzt mit Gewißheit sagen: die Bank der Vereinigten Staaten wird kein neues Privilegium erhalten."

Am 2 December erließ der Präsident die übliche Botschaft, d. h. die republicanische Thronrede. „Nach den gewöhnlichen Beglückwünschungen über den gedeihlichen Zustand, den die Vereinigten Staaten im Innern genießen, und ihre freundschaftlichen Verhältnisse zu andern Mächten, kündigt die

Botschaft an, daß, obgleich die Frage wegen der nordöstlichen Gränze mit Großbritannien noch nicht beigelegt sey, die Unterhandlung einen befriedigenden Erfolg verspreche; daß Großbritannien eingewilligt habe, Leuchtthürme auf den Bahama's zu errichten, welche, nebst den von den Freistaaten schon an der Westseite des Golfs von Florida erbauten, wesentlich zur sichern Schifffahrt in diesen Meeren beitragen würden. Der Präsident klagt über die von Seite Frankreichs verzögerte Zahlung des ersten Termins an der nach Uebereinkunft vom 4 Julius 1831 stipulirten Summe, und über die bisherige Vorenthaltung gewisser Urkunden, zu deren Herausgabe, um den zur Untersuchung der Ansprüche aufgestellten Commissarien als Leitfaden in ihren Entscheidungen zu dienen, sich Frankreich verbindlich gemacht habe: diese Umstände habe er als hinlänglich wichtig betrachtet, um seine Absendung eines Minister-Bevollmächtigten nach Paris zu rechtfertigen. Er sagt, Spanien habe endlich die Billigkeit anerkannt, americanische Bürger für die Verluste zu entschädigen, wegen deren Ansprüche an die Regierung jenes Landes gestellt worden seyen; dabei empfiehlt er die Aufhebung des Tonnengeldes von 5 Procent auf die Tonne, welches bisher von spanischen in nordamericanische Häfen einlaufenden Fahrzeugen entrichtet worden, obgleich sich die spanische Regierung noch nicht darüber beschwert habe. Da man jedoch in Cuba und Portorico noch immer von americanischen Schiffen, zu großem Nachtheile ihres Handels, mit Parteilichkeit besondere Abgaben erhebe, so schlägt er vor, in den Freistaaten den von diesen Inseln kommenden Fahrzeugen so lange, als Repressalie, Abgaben aufzulegen, bis man am spanischen Hofe den hierüber gemachten Remonstrationen werde nachgegeben haben. Er empfiehlt der besondern

Erwägung des Congreſſes eine Reform des Conſularſyſtems und ſchlägt die Einkünfte des Schatzes während des Jahrs auf mehr als 32,000,000 Dollars, die Zollgefälle auf mehr als 28,000,000 Dollars, und den Ertrag aus Staatsländereien auf 3,000,000 Dollars an. Da nun die ganze Ausgabe, mit Einſchluß von 2,572,240 D. für die Staatsſchuld, nicht über 25,000,000 D. betragen werde, ſo ergebe ſich ein ſtarker Ueberſchuß, welcher wahrſcheinlich den Finanzminiſter in den Stand ſetzen werde, den Reſt des ausgetauſchten 4½proc. Stocks abzuzahlen, und ſo die ganze ſowohl fundirte als unfundirte Nationalſchuld auf 1,760,082 Dollars zu vermindern, eine Summe, welche ohne Zweifel das nächſte Jahr vollends tilgen werde. Er rechtfertigt die Entfernung der Regierungsdepoſiten aus der Bank durch die Behauptung, er habe den zuverläſſigen Beweis erhalten, daß dieſe Anſtalt verſucht habe, auf die Wahlen öffentlicher Beamten mittelſt ihres Geldes Einfluß zu üben; und daß ſie ſich auch gegenwärtig noch Mühe gebe, durch Einwirkung auf den Nothſtand einiger und die Beſorgniſſe anderer, im Publicum einen paniſchen Schrecken zu verbreiten, und endlich den Congreß zu einer Erneuerung der Charte zu vermögen. Dieſe Verſuche ſeyen jedoch durch den verſtändigen Sinn des Volkes und durch die von den Staatsbanken dargebotene vermehrte Abhülfe vereitelt. Nachdem er noch auf die fortſchreitenden Verbeſſerungen hinſichtlich der Flotte und des Poſtweſens aufmerkſam gemacht hat, erinnerte er den Congreß an die früher von ihm gegebenen Winke zu einer Aenderung in der Wahlart der Präſidenten und Vicepräſidenten.“

2.

Die engliſch-weſtindiſchen Colonien.

Das Jahr 1833 iſt für Weſtindien von der größten Bedeutung geweſen, weil es die Sklaven-Emancipation herbeigeführt hat. Längſt ſchon wurde dieſe Maßregel der Humanität von allen Beſſern gewünſcht, und während man öffentlich im engliſchen Parlament dafür ſprach, ſchickten ſchon ſeit mehrern Jahren die Diſſenter Miſſionaire auf die Antillen, beſonders nach Jamaica, und brachten den ſchwarzen Sklaven die erſten Begriffe von der „chriſtlichen Freiheit" bey. Je mehr aber die Sklaven denken lernten, deſto beſorgter wurden ihre Herren und verdoppelten ihre Härte. Lord Mulgrave, der Gouverneur auf Jamaica, bekam eine ſchwierige Stellung zwiſchen der kühner werdenden und mehrmal ſchon in offenen Aufruhr ausbrechenden ſchwarzen Sklavenbevölkerung und den weißen Pflanzern, die mit äußerſter Erbitterung für ihre Privilegien und für ihren Beſitz kämpften.

Endlich kam die Entſcheidung von England. Um einen allgemeinen Sklavenaufruhr, wie auf St. Domingo zu vermeiden, beſchloß man, was längſt die Menſchlichkeit einem freien und gebildeten Volke, wie es das engliſche iſt, zur Pflicht gemacht hätte, die Sklaverei geſetzlich aufzuheben, und den Schwarzen freiwillig zu gewähren, was ſie ſich vielleicht bald mit Gewalt würden gewonnen haben. Lord Stanley, der berühmte Redner, und eines der glänzendſten Talente unter den gemäßigten Whigs, die den Tories zunächſt ſtehen, hielt am 14 Mai eine vortreffliche Rede vor dem Unterhauſe, worin er den Fall von allen Seiten beleuchtete, und während er die Emancipation der Sklaven ſowohl aus dem

politiſchen als humanen Standpunkte vertheidigte, noch dabei die weiſeſte Mäßigung empfahl, damit nicht, wie einſt auf St. Domingo, die plötzliche Freiſprechung gerade die Uebel herbeiführe, welche ſie vermeiden ſolle. Sein Vortrag fand den wärmſten Beifall. Die Sache wurde von allen Seiten unterſtützt. Unter andern ſchleppte man eine ungeheure Petition zu Gunſten der Sklaven herbei, die von 187,000 Frauen unterzeichnet war. Das vorgeſchlagene Geſetz verlangte: 1) Jeder Sklave kann vor dem Sklavenbeſchützer, dem Cuſtos des Kirchſpiels oder jedem andern zu dem Ende von Sr. Majeſtät ernannten Beamten, das Verlangen ſtellen, als Dienſtmann (apprenticed labourer) eingezeichnet zu werden. 2) Die Bedingungen dieſer Dienſtmannſchaft ſollen ſeyn: a) die Gewalt körperliche Züchtigungen zu verhängen, iſt dem Herrn genommen und dem Magiſtrate übertragen; b) für Nahrung, Kleidung, und was ſonſt der Sklave geſetzlich von dem Herrn empfängt, ſoll er für dieſen drei Viertheile ſeiner Zeit arbeiten. Der Contract ſoll beſtimmen, ob drei Viertheile von jeder Woche oder von jedem Tage. Unter einem Tage ſind hier nur 10 Stunden zu verſtehen. Solche Dienſtleute ſollen ſogleich alle Rechte und Privilegien von Freien genießen, in allen Criminal- und Civilgerichten Zeugniß geben können, ſowohl gegen ihre Dienſtherren als gegen Andere; ſie ſollen als Geſchworne und in der Miliz dienen, und nach Gefallen jeder Art von Gottesverehrung und jedem Lehrer folgen können, überhaupt alle und jede Rechte brittiſcher Unterthanen haben und genießen; c) die Dienſtleute ſollen das Recht haben, von ihren Dienſtherren Arbeit für das letzte Viertheil ihrer Zeit nach einem beſtimmten Lohne zu verlangen; d) während dieſes Viertheils ſeiner Zeit ſoll der Dienſtmann auch anderswo

arbeiten können; e) der Herr soll den Preis des Sklaven gleich bei seinem Eintritte als Dienstmann bestimmen; f) der Lohn des Dienstmannes soll so bestimmt werden, daß der Neger, in dem ihm bleibenden Viertheil seiner Zeit jährlich ein Zwölftheil des auf ihn gesetzten Preises erwirbt; g) jeder Neger soll, wenn er es verlangt, seinen Lohn wöchentlich, statt in Kleidung und Nahrung, in Geld empfangen; der Magistrat soll diesen Lohn bestimmen; h) jeder Dienstmann ist gehalten, einen jedesmal zu bestimmenden Theil seines Lohns halbjährlich an einen von Sr. Majestät zu ernennenden Beamten zu bezahlen; i) wird diese Zahlung nicht geleistet, so kann der Herr im folgenden Halbjahre einen entsprechenden Betrag von Arbeit unentgeldlich verlangen; k) jeder Dienstneger soll völlig frei seyn, wenn er seinem Herrn den auf ihn gesetzten Preis ganz bezahlt oder contractmäßig in festgesetzten Raten zu zahlen verspricht: l) jeder solche Neger kann die erforderliche Summe entlehnen, und sich durch einen Contract vor einem Magistrate auf eine bestimmte Zeit dem Darleiher als Dienstmann verpflichten. 3) Ein Anlehn von 15 Millionen Pf. soll den westindischen Pflanzern und Sklaveneigenthümern gegen bestimmte Sicherheit bewilligt werden. 1) Dieß Anlehn soll unter die verschiedenen Colonien nach dem zusammengesetzten Verhältnisse ihrer Sklavenzahl und ihrer Ausfuhr vertheilt werden. 5) Die obenerwähnten halbjährlichen Zahlungen der Neger sollen als Abschlagszahlung hieran dem Pflanzer gut geschrieben werden."

Das Unterhaus nahm dieses Gesetz am 3 Junius einstimmig an und bewilligte den Pflanzern eine Entschädigung von zwanzig Millionen. Doch hegte man, aller weisen Bestimmungen des Gesetzes ungeachtet, Besorgnisse, die Neger würden die

Arbeit ſcheuen, und durch Müßiggang und die daraus entſpringende Noth verführt, aufrühreriſch werden. —

Auf der benachbarten franzöſiſchen Inſel Martinique brach am 24 December ein blutiger Aufſtand der Mulatten und Neger aus, der nur mit Blutvergießen geſtillt werden konnte. Die Veranlaſſung war die Verurtheilung eines Mulatten, den die Seinigen für unſchuldig hielten.

Auf der ſpaniſchen Inſel Cuba wüthete die Cholera aufs ſchrecklichſte, worüber 5 — 600 eingeſchmuggelte Sklaven ſo heftig erſchraken, daß ſie ihre Aufſeher ermordeten und durch Militairmacht zur Unterwerfung gebracht werden mußten.

3.

Hayti.

Herr Laſitte ſchilderte in einem ſeiner ſchönen und humanen Vorträge in der franzöſiſchen Deputirtenkammer die unglückliche Finanzverwicklung der ſchwarzen Republik alſo: „Von allen Handlungen der vorhergehenden Regierung (der Bourbons) hat ohne Widerrede keine eine größere und allgemeinere Beiſtimmung gefunden, als die Emancipation von St. Domingo. Unglücklicherweiſe verband man mit dieſem Acte der Humanität und weiſen Politik eine Geldfrage. Man forderte von Hayti eine Contribution von 150 Millionen, die zur Entſchädigung der alten Coloniſten beſtimmt war. Man weiß nicht, über was man ſich mehr wundern ſoll, über das Verſprechen oder über die Forderung; denn Hayti verpflichtete ſich, ohne zu wiſſen, was es that. Indeſſen war damals die Zeit

der Illusionen und Thorheiten: Frankreich glaubte an zurückgelegte Schätze in Hayti; Hayti glaubte, daß man in Frankreich sein Geld für nichts hingeben werde. Fünf Anleihen, jede von 30 Millionen, in fünf Jahren realisirt, sollten die Mittel zur Zahlung der 150 Millionen Entschädigung liefern. Die erste machte sich schwer, zum Preise von 80, in sechsprocentigen Renten, und das Product von 24 Millionen kam am 31 December 1825 in die Depositen- und Consignationscasse. Außer dem hohen Interesse von 7½ Procent, während man sich geschmeichelt hatte, zu 4 Procent Geld zu bekommen, hätte schon die bloße Vermehrung um ein Viertheil des Capitals die Contribution auf 187,500,000 Fr. gebracht. Da überdieß Hayti weder einen Schatz in Reserve noch Geld in Circulation hatte, und der an Zahlungsstatt gesandte Kaffee einen Verlust von 30 Procent gab, wegen der ungeheuern Zölle, so hätte sich die ursprüngliche Schuld von 150 Millionen zuletzt auf die Summe von 375 Millionen erhöht! Dreihundert und fünf und siebzig Millionen, von 8 bis 900,000 Menschen gefordert, die keine Capitalien, keine Cultur, keine Industrie hatten, und dabei ein von Verheerung und Krieg ruinirtes Land bewohnten, war mehr, als wenn man von Frankreich 13 Milliarden gefordert hätte, bloß im Verhältnisse der Bevölkerung gerechnet, ohne das Verhältniß des Reichthums in Anschlag zu bringen! Die Köpfe erkalteten bald, und schon im ersten Jahre begriff man, daß man daran denken müsse, die Bedingungen der Emancipation zu modificiren. Auch Hayti öffnete die Augen über den durch seine Unklugheit geöffneten Abgrund, und die Unzufriedenheit des Landes nöthigte die dortige Regierung, die Sendungen zu vermindern." Er setzte dann die weitern sehr umständlichen und bei dem häufigen Ministerwechsel

wechsel oft modificirten Unterhandlungen auseinander, die noch immer zu keinem Resultat führten, da Frankreich in dieser Sache keine vollkommene Großmuth zu üben sich gedrungen fühlte und Hayti nicht leisten konnte, was es mit wahrer afrikanischer Naivetät versprochen hatte. Das vom Präsidenten Boyer der schwarzen Deputirtenkammer vorgelegte Budget sprach sich mit Resignation über das Deficit aus, zu dem noch eine große Dürre beigetragen hatte. In seinen Nummern 277 und 278 hat das Ausland von 1834 eine interessante Schilderung der Negerrepublik aus der Feder des jungen Brissot, der in dem Lande, zu dessen Befreiung sein Vater so viel beigetragen hatte, sein Glück zu machen hoffte, mitgetheilt.

4.

Mexico.

Nachdem die Parteien zu Puebla einen Vertrag abgeschlossen hatten, wie im vorigen Jahrgang ausführlich berichtet ist, hielten die Chefs am 3 Januar 1833 ihren Einzug in der Hauptstadt Merico, und der früher vertriebene Pedraza wurde einstweilen Präsident, Bustamente Vicepräsident. Nicht lange darauf kam die Zeit der neuen Präsidentenwahl und General Santanna erhielt diese Stelle, und trat sein Amt am 16 Mai an: Farias wurde Vicepräsident, die Escosesospartei völlig gestürzt. Aber Santanna war auch mit den Yorkinos nicht ganz einig. Als ehrgeiziger Soldat strebte er nach der militairischen Dictatur, wie Iturbide oder Bolivar. In diesem Sinne wurde in der Provinz Valladolid ein Aufruhr angezettelt, und Santanna zog am 2 Junius zum Schein

gegen die Empörer aus, kehrte aber ſchon am 16ten zurück, da die Sache zu mißlingen drohte. Der Temps ſchilderte dieſe Erbärmlichkeiten, wie folgt: „General Santanna ſtürzte 1832 die heuchleriſche und blutdürſtige Regierung des Alaman, der unter dem Mantel Buſtamente's regierte. Der vormalige Präſident, Gomez Pedraza, ward zurückberufen, um dieſer Tragikomödie eine etwas ehrenwerthe Entwickelung zu geben, und die proviſoriſch neu conſtituirte Nation arbeitete an den Wahlen des neuen Präſidenten und Vicepräſidenten. Der erſte ward Santanna und der zweite Don Valentin Gomez Farias. Das Betragen Santanna's bei der letzten Revolution zeigte ihn ſo, wie er immer geweſen, anmaßend, unüberlegt, ohne eine politiſche Idee, und vielleicht ſelbſt, was man nicht glaubte, feigherzig. Viele Leute behaupten, er verdanke ſeinen Ruhm bei dieſem Anlaß ſeinem Chef des Generalſtabs, dem Obriſten Arago. Farias iſt Arzt. Er iſt ein Mann von fünfzig Jahren, aber noch voll Feuer. Diejenigen, welche ihn genauer kennen, ſtellen ihn als einen eifrigen Patrioten von einfachen, ganz republicaniſchen Sitten dar. Er iſt überdieß einer der unterrichtetſten Männer des Landes. Nachdem der 1 April für die Einſetzung des Präſidenten beſtimmt, und Santanna krank war, ſo mußte Farias ſeine Stelle einnehmen. Obgleich die Wiedereinſetzung des Gomez Pedraza die überwundene Partei in ihren Stellen ließ, ſo wäre doch die Stellung des Farias leicht geweſen, wenn er wirklich Chef geweſen wäre, denn er hatte einen guten Congreß; aber als Vicepräſident war ſeine Lage beſchwerlicher. Wozu ſollte es dienen, ein Syſtem zu gründen, da dieſes Syſtem täglich durch den Wiedereintritt Santanna's umgeſtürzt werden konnte? Er ſetzte daher den proviſoriſchen Zuſtand des Gomez Pedraza fort, und machte

nur die dringendſten Verfügungen mit den möglichſten Erſparungen. Der Congreß ſeinerſeits, aus einer furchtbaren Majorität von Demokraten beſtehend, aber des Chefs und der Leitung beraubt, ermüdete ſich am Ende in unnützen Debatten, ohne daß die wichtigen Fragen der Reform dadurch um einen Schritt vorgerückt wären. Auch muß noch bemerkt werden, daß Pedraza der gegenwärtigen Regierung los Tratados de Zavaletta — Tractaten, die noch dunkler ſind, als unſre europäiſchen Protokolle — als Grundlage vorlegte, die eine alte Convention enthalten, welche zu den Zeiten Iturbide's gemacht war, um das Unglück des Vaterlandes zu verhüllen, und eine Art von elaſtiſcher Conſtitution bildet; kurz ein neuer Apfel der Zwietracht, der unklugerweiſe den Parteien zugeworfen wird, wodurch der Republik neue Tage des Unglücks und des Untergangs bereitet werden dürften. Nach dieſen Erläuterungen läßt ſich der status quo leicht begreifen, worin neuerlich Mexico geblieben iſt; aber die ſpaniſche Partei war dabei unaufhörlich thätig. Der Clerus, der von Aufhebung der Zehnten und von Freiheit der Culte hörte, die Armee, die man mit Verminderung der Militairmacht bedrohte, die Ueberwundenen, die ſich rächen wollten, alle dieſe Leute machten ihre Umtriebe, und das Volk, das immer an ſich hingebenden Männern arm, und ohne allen Zuſammenhalt iſt, ſah in Erwartung zu. Endlich ertönte im Staate Valladolid ein neuer Ruf der Empörung; die Umtriebe derer, welche die Freiheit in der Unordnung erſäufen wollten, gelangen. Ein Obriſt, Namens Escalada, rief an der Spitze einiger Soldaten Santanna als oberſten Chef aus. Er rief: Es lebe die Religion! Wir müſſen einen Dictator haben! Ein gewiſſer Perez Palacios, ein erbärmlicher Menſch, unterſtützte ihn mit einem Reſte von Trup

ren zu Cuernavaca (10 Stunden von Mexico), und kurz darauf erklären sich noch einige andere Militairs, unter dem Befehle eines gewissen Canaliza, zu Queretaro für diesen Plan. Dieß sind übrigens die einzigen physischen Kräfte dieser neuen Revolution, und es erhellt, daß es nur Soldaten waren, die sich für eine Dictatur geneigt zeigten. Die Rädelsführer verbergen sich, denn sie haben das Volk, und was man den dritten Stand nennen kann, gegen sich. Sie finden Widerstand selbst bis in das Ministerium. Inzwischen trifft der wiederhergestellte Santanna keine Anstalt, den Aufstand von Valladolid zu ersticken, er wagt nicht, Theil daran zu nehmen, aber er läßt die Sache ungestört. Hierauf erhebt sich General Duran zu Gunsten des Plans Escalada's, und die menschliche Rücksicht zwingt den Dictator, gegen die Empörer auszurücken. Er verlangt dazu feierlich die Erlaubniß von dem Congresse, erhält sie und wird dabei noch über die stoische Tugend gelobt, welche die Waffe gegen ihre liebsten Freunde ergreift. Er rückt daher mit der ganzen Cavallerie von Mexico aus und beharrt darauf, daß ein alter Koryphäe der Partei Alaman, ein Verbündeter des Generals Duran, den er bekämpfen will, der General Arista, mit ihm ausziehe! Er spaziert vier Tage lang auf der großen Heerstraße. Arista geht mit der ganzen Cavallerie zu Duran, den er bekämpfen soll, über. Man proclamirt Santanna als obersten Chef; er weigert sich; er will fliehen, man verhaftet ihn, und er ist Dictator gegen seinen Willen! Der Chef der mexicanischen Republik bleibt Gefangener von 2000 Soldaten, die ihn auf den Schild erhoben haben! Nie haben die römischen Legionen für die Wahl eines neuen Augustus eine solche Komödie gespielt. Als die Nachricht davon nach Mexico kam, war der Schrecken groß, man

schloß die Buden, und die Straßen waren öde; Farias war in einer um so kritischern Lage, als die Truppen, die ihm übrig blieben, nicht wußten, was sie denken sollten, und sich über das, was zu thun war, sehr unentschieden zeigten. Man durfte alles fürchten, wenn die Santannisten sich der Stadt bemächtigten. Dabei mußte selbst das Föderalsystem unterliegen, und die Krise war für die Freiheit um so gefährlicher, als es an Geld fehlte, und das spanische Geld leicht die Wagschale auf die despotische Seite lenken konnte. Man konnte leicht sehen, daß es sich hier um Vorbereitung einer kleinen Monarchie handelte. Die Erhebung Santanna's war für sie nur eine versuchte Probe. Mochte nun dieser diese Falle eingesehen, oder den Augenblick für seine Absicht nicht als günstig erkannt haben, oder wollte er wirklich nicht Dictator seyn, so entfloh er auf Einmal aus den Armen seiner Seiden, nahm 1500 Mann zu Puebla und kam nach Mexico zurück, wo er um neun Uhr Abends mit großen Aeußerungen der öffentlichen Freude empfangen ward. Zwei Tage später erfuhr man, daß die Truppen, welche sich Santanna's bemächtigt hätten, bei ihrem Entschlusse wegen der Dictatur beharrten, obgleich sie jetzt wohl wußten, daß der General diese Stelle ablehne. Dieß hinderte die volksthümliche Partei nicht, neue Hoffnung zu schöpfen, und mit einigem Nachdruck zu handeln. Die Gefahr, der Santanna entgangen war, zeigte ihm hinreichend, wie höchst nachtheilig die Schwäche ihm werden könne. Er erließ daher am 21 Junius durch den Senat ein Decret, das gegen dreißig seiner strafbarsten Gegner auf sechs Jahre aus der Republik verbannte. Es würde überflüssig seyn, unsern Lesern die Namen der Proscribirten aufzuführen, und wir bemerken nur, daß sich darunter der vormalige gestürzte Präsident Bustamente, der Mörder

des Guerrero, und ſein Miniſter Manjino befinden. Wir ſind Santanna nicht gewogen, weil wir ihn nie aufrichtig der Freiheit ergeben ſahen. Welche Anſicht man aber auch von ihm haben mag, ſo muß man ihn wenigſtens der Schwäche und der Inconſequenz anklagen. Hätte er nicht zwiſchen allen Parteien, ſeitdem er Präſident iſt, geſchwankt, ſo hätte die ariſtokratiſche Reaction nicht ſtatt finden können; hätte er loyal ein Syſtem feſtgeſetzt, ſo würden die Unruhſtifter nicht auf ihn gerechnet haben; hätte er mehr Sympathie für die Sache des Volks gezeigt, ſo würde dieſes, weniger beſorgt, mehr Feſtigkeit in ſeinem Willen gezeigt haben; hätte man an ihm jene republicaniſche Ehre, jenen Stoicism glänzen ſehen, der ſich vor der Gewalt fürchtet, ſo würde es niemand eingefallen ſeyn, ihn zum Dictator zu ernennen. Jetzt iſt er in großer Verlegenheit; er neigt ſich für die Ariſtokratie, und fürchtet die Demokratie: und jetzt weiß er, wie alle ſchwachen Menſchen ohne beſtimmten Zweck und beſtimmtes Ziel, nicht, was er thun ſoll. Es würde ihm in der That ſehr ſchwer ſeyn, in einem ſo ausgedehnten Lande deſpotiſche Gewalt zu gebrauchen. Er hat nur die Armee für ſich, und die Armee hat dabei nur ein perſönliches Intereſſe. Wie alle möglichen Armeen findet ſie es ſehr gut, von der Nation bezahlt zu werden, um auf den öffentlichen Plätzen zu paradiren, und ſie iſt nicht für ein Syſtem der allgemeinen Miliz, wobei ſie wieder in die Werkſtätten zurückkehren, und ſich von ihrer Hände Arbeit nähren müßte. Auch ruft ſie: Es lebe Santanna! weil jedermann weiß, daß Santanna aus Geſchmack und durch Erziehung für ein Militairſyſtem iſt. Sie iſt aber nicht zahlreich und für den, der ihr vertrauen wollte, gefährlich, da ſie häufig von der Subordination abweicht. Andrerſeits iſt Santanna, der

wohl ſieht, daß die Kammern und die Volkspartei Mißtrauen in ihn ſetzen, gezwungen, ſich zu Entſchließungen herbeizulaſſen, die nicht in ſeinen Grundſätzen liegen, und man ſchreibt dieſer Rückſicht die Sanction zu, die er dem am 24 Junius erlaſſenen Decrete des Oſtracismus gegeben hat. Vielleicht compromittirt er ſich dadurch gegen ſeinen Willen ſo ſehr, daß er gezwungen wird, dem Volke anzuhängen. Man wird übrigens in Kurzem erfahren, was man von ihm denken ſoll."

In der That ſah ſich Santanna durch ſeine Stellung zu den Yorkinos (den Demokraten) gezwungen, in deren Intereſſe und im Namen der Republik gegen ſeine alten Freunde, die Generale Duran und Ariſta, zu Felde zu ziehen. Dieſer Feldzug iſt nur dadurch ausgezeichnet, daß die Cholera, die auch in Merico furchtbar wüthete und in der Hauptſtadt binnen wenig Wochen 22,000 Menſchen hinraffte, auch die Truppen auf dem Marſche überfiel und 2000 Mann binnen 5 Tagen tödtete, laut Santanna's Proclamation vom 10 Auguſt. Doch verſtärkte er ſein Heer wieder bis auf 10,000 Mann und ſchlug Duran am 2ten, Ariſta am 6 October und nahm ihnen die Stadt Guanaruato weg, wo ſie ſich feſtgeſetzt hatten. Am 27 October hielt er ſeinen triumphirenden Einzug in Merico, wo er dem Vicepräſidenten Farias die Regierung wieder abnahm und als Sieger dem demokratiſchen Einfluß ſeinen ſoldatiſchen entgegenſetzte. Inzwiſchen hatte die von Yorkinos gebildete Kammer unter Farias Einfluß mehrere wichtige Decrete gegen die den Escoſeſos oder den Ariſtokraten verbündeten Prieſter erlaſſen, und alle Mönchsgelübde aufgehoben. Santanna eignete ſich das Verdienſt dieſer Maßregeln zu, indem er ſie fortſetzte und auch den Zehnten aufhob. Auch verbannte er alle compromittirten Escoſe-

ſos, und ſie mußten zu Hunderten auswandern. Indeſſen gab er den Yorkinos nicht undeutlich zu verſtehen, daß er nicht immer für ſie, ſondern auch für ſich ſelbſt zu handeln geſonnen ſey, denn er legte einen Werth darauf, Iturbide's Ruf herzuſtellen, ſeine Ueberreſte feierlich beſtatten zu laſſen, ſeiner Familie ihre Auszeichnungen wiederzugeben. Hiermit war ausgeſprochen, daß die Uſurpation der höchſten Gewalt durch einen Militairchef nichts Tadelnswerthes ſey, und unter dieſen Umſtänden ſagten New-Yorker Blätter mit Recht, daß Mexico noch lange keine innere Ruhe zu hoffen habe. „Die mexicaniſche Republik wurde mitten in einer blutigen Kriſis geſchaffen, und ſie bedurfte einer ſtarken Militairmacht, um die Spanier zu vertreiben und ſich ihren etwaigen neuen Verſuchen zu widerſetzen. Jetzt, wo keine äußere Gefahr mehr vorhanden iſt, wird dieſe Streitmacht, über welche die Regierung oder ein kühner Chef verfügen kann, zu einem ſo gefährlichen Werkzeuge, daß an einen dauerhaften Frieden gar nicht zu denken iſt. Bei einer ſolchen Lage der Dinge wird das Land noch lange eine Beute der militairiſchen Factionen bleiben, und mit einer Armee von 20,000 Mann, die über 21 Generale zählt, und jährlich 15 Millionen Dollars koſtet, kann der Staat unmöglich gedeihen. In einem Lande, wo ſehr wenig Gemeinſinn herrſcht, wo die Bürgermilizen nicht organiſirt ſind, übt die Armee natürlich einen Einfluß aus, dem kein Staatskörper, kein Volkswille, ſo gerecht und liberal er auch ſeyn mag, das Gleichgewicht halten kann. Die Macht wird ſtets bei dem verwegenſten und talentvollſten Chef ſeyn, geſtern bei Guerrero und Buſtamente, heute bei Santanna, morgen bei einem noch glücklichern Krieger.“ — Im December

brach eine neue Empörung gegen Santanna im Süden aus, unter General Bravo.

Americaniſche Blätter rühmten das Gedeihen der neugebildeten Provinz Merico's, Neu-Californien, die ſich durch ihren herrlichen Boden und durch ihre glücklich mercantiliſche Lage an der Weſtküſte America's, ſchnell bevölkere.

5.

Braſilien.

Die Beſorgniß oder Hoffnung einer Wiederkehr Don Pedro's unterhielt den Parteigeiſt in dieſem Lande. So ſehr Don Pedro in Europa beſchäftigt war, glaubte man doch in Braſilien, er beabſichtige, nach Beendigung der portugieſiſchen Reſtauration eine zweite in Braſilien und der kleinſte Umſtand nährte dieſen Glauben. Daß die von Don Pedro geworbenen Truppen ſich auf einen dreijährigen Dienſt und auf einen Dienſt auch außerhalb Portugals verpflichten mußten, wurde beſonders hervorgehoben und gab dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Rio de Janeiro Anlaß zu einer warnenden Declaration in der Kammer, am 7 Junius. Die Kammer beſchloß hierauf, allen Verkehr mit Portugal abzubrechen.

Die frühere braſilianiſche Oppoſitionspartei, jetzt im Namen des jungen Kaiſers Pedro II regierend, behauptete die Oberhand über die alte portugieſiſche Partei und über die aus andern Gründen Eiferſüchtigen, konnte aber doch nicht verhindern, daß die öffentliche Ruhe in den Provinzen öfters durch Ausbrüche des Parteihaſſes geſtört wurde, und Vertrauen,

Friede, günſtige Finanzen wurden noch ſchmerzlich vermißt. Am 22 März empörte ſich die Stadt Ouro Preto gegen die Regierung und unterhielt den Geiſt des Aufruhrs in dieſer abgelegenen Provinz. Am 18 April veranlaßte ein unkluges Avanciren der portugieſiſchen Partei eine furchtbare Reaction zu Para; der Pöbel und die Farbigen machten eine allgemeine Jagd auf die Portugieſen und mordeten derſelben in den Häuſern und in den Wäldern, wohin ſie geflüchtet waren, über 200, mit Weib und Kind auf die grauſamſte Weiſe. Auch in Bahia gab es am 9 Mai Unruhen. Im Spätjahre wurde der alte Streit wegen des Senhor Andrade e Silva wieder aufgenommen. Man beſchuldigte dieſen Gouverneur des jungen Kaiſers fortwährend portugieſiſcher Umtriebe, ſetzte ihn endlich im December ab, und ernannte an ſeine Stelle den Marquis von Itanhahem.

6.

Die ſüdamericaniſchen Freiſtaaten.

Franzöſiſche Blätter ſtatteten im Allgemeinen günſtige Berichte über den Aufſchwung ab, welchen ſeit der Anerkennung der ſüdamericaniſchen Republiken von Seite Frankreichs der Handel zwiſchen beiden Theilen genommen hatte. Doch entſpann ſich eine lebhafte Handelseiferſucht zwiſchen Neu-Granada und Venezuela ſeit der Trennung dieſer beiden Staaten. Peru und Bolivia unterſtützten vorzüglich den franzöſiſchen Handel, auch Chili; in dem letztern Staate wurde man aber ſehr mißtrauiſch gegen die Franzoſen, da ſich dieſe erlaubten,

ihnen eine Menge ſchlechte Waaren zu ſchicken, die den Beſtellungen nicht entſprachen.

Engliſche Blätter klagten über die großen Verluſte durch die ſpaniſch-americaniſchen Staatspapiere. Die Schulden ſämmtlicher Staaten (Merico mit eingeſchloſſen) betrugen:

Staaten.	Intereſſen.	Betrag.	Jahrs-Int.	Rückſtand.
Columbia .	6	2,000,000	120,000	840,000
do. . .	6	4,650,000	279,000	1,953,000
Merico . .	3	2,130,000	106,000	40,000
do. . .	6	3,150,000	189,000	70,000
Peru . . .	6	1,800,000	108,000	861,000
Chili . . .	6	1,000,000	60,000	420,000
Buenos-ayres	6	1,000,000	60,000	360,090
Guatimala .	6	167,000	10,000	50,000
		15,897,000	932,000	4,597,000
Merico . .	3	650,000		aufgeſchobene Stocks.
do. . .	6	950,000		
		17,497,000		Capital-Rückſtände.
		4,597,000		
Summe		22,094,000		

Die Durchſchnittsſumme, welche auf dieſe Anleihen bezahlt wurde, war 52 Proc., alſo wurden ungefähr 13,000,000 Pf. ausgezahlt; der laufende Marktpreis iſt im Durchſchnitt gerechnet 22 Proc., alſo 3,380,000 Pf., was einen Verluſt von nahe an 10 Millionen macht, die rückſtändigen Intereſſen mit 4,597,000 Pf. ungerechnet, was den Verluſt auf 11 bis 13 ſteigert.

a.

Neu-Granada, Venezuela, Ecuador (vormals Columbia).

Sowohl Santander, Präsident von Neu-Granada, als Paez, Präsident von Venezuela, wetteiferten, sich im Gegensatz gegen die frühere militairische Despotie und Anarchie, durch bürgerliche Tugenden beliebt zu machen. Zwar wurden gegen beide kleine Verschwörungen angezettelt, die sie aber unterdrückten; so am 25 August gegen Santander, der am 16 October 17 Theilnehmer erschießen ließ, und am 10 December gegen Paez.

Im Sommer wurde in der Nähe von Carthagena der englische Oberst Woodbine mit seiner Gattin und seinem Sohne auf einem Landgute von den Indianern, eines kleinen Streites wegen, ermordet. Dieß und die insolente Behandlung des französischen Consuls, Herrn Barrot, zu Carthagena, bewog die Commandanten der englischen und französischen Station in Westindien, Genugthuung zu fordern. Der wahre Grund des Streits war jedoch die Küste der Mosquito-Indianer, auf deren Besitz theils Guatemala, theils Neu-Granada Anspruch machten und deren Unabhängigkeit die Engländer vertheidigten, um selbst hier, durch ihren Einfluß auf die Indianer, zu herrschen; und man glaubte, daß die Verbindung, in welcher der Oberst Woodbine längst mit jenen Indianern stand, und welche die Eifersucht der Spanier erregte, die eigentliche Ursache seiner Ermordung gewesen sey. Inzwischen wurde die Sache friedlich ausgeglichen.

General Flores, der Präsident von Ecuador, theilte die

friedlichen und bürgerlichen Geſinnungen ſeiner Nachbarn nicht, ſondern warf ſich zum Dictator auf und ſtürzte durch ſeine Gewaltthätigkeit und durch die kleinen Fehden, in denen er die Aufſtände, die ſich gegen ihn erhoben, zu unterdrücken ſuchte, das Land in fortwährende Anarchie.

b.

Peru.

Der Präſident Gamarra wollte mit Gewalt ſeine Wiedererwählung durchſetzen. Unter mehrern ſeiner Mitbewerber war la Fuente der ausgezeichnetſte, Gamarra wurde aber durch die Truppen und durch ſeine ſchöne und kokette Frau, die alle Officiere verführte, mächtig unterſtützt. Um den Schein ehrgeiziger Abſichten zu vermeiden, kartete er es ſo ab, daß ſein ſchwacher Günſtling, General Bermudez, zum Präſidenten gewählt werden ſollte, unter deſſen Namen er regieren wollte. Indem er ſich aber eines Staatsſtreichs enthielt und die republicaniſchen Formen ehrte, wurden dieſe von der Oppoſition benutzt, und zu ſeinem großen Aerger wurde am 20 December General Obregoſo gewählt, auf deſſen Sturz er ſofort ſein ganzes Augenmerk richtete. —

Bolivia erfreute ſich dagegen unter der Präſidentſchaft des General Santa Cruz fortwährend der Ruhe und des Wohlſtandes.

c.

Chili.

Folgende Privatnachrichten aus Valparaiſo gingen in alle öffentlichen Blätter über: „Chili nähert ſich mit ſtarken

Schritten dem Ziele, welches ihm durch Lage, Klima und Fruchtbarkeit vorgesteckt worden ist. Handel und Industrie, folglich auch allgemeine Volkscultur nehmen auf eine so überraschend schnelle Weise zu, daß schon jetzt das Uebergewicht jenes Volkes über die benachbarten Peruaner entschieden dasteht. Fahrzeuge, im Lande gebaut und unter chilesischer Flagge, sind im vorigen Jahre in Ostindien gewesen, und man denkt bereits daran, thätig an dem höchstbedeutenden Wallfischfange Theil zu nehmen, welchen jetzt die Engländer und Nordamericaner ausschließlich in jenen Meeren betreiben, obgleich sie zur Erreichung desselben weit mehr als 100 Breitegrade zu durchsegeln gezwungen sind. Verschiedene öffentliche Baue waren beendet, und es war im Vorschlage, fahrbare Wege nach verschiedenen Provinzen der Republik anzulegen. Mit Ausnahme kleiner Reibungen der täglich sich mindernden Parteien herrschte Ruhe, und von Cholera war keine Spur bemerkt worden. Die früher mitgetheilten Nachrichten über den gewaltigen Reichthum einiger neuentdeckten Silberminen in der Provinz Copiapó sind übertrieben gewesen. Man fährt zwar fort, auf jenes Metall zu bauen, allein mit einem Gewinne, welcher das angewandte Capital höchstens mit 22 Proc. verinteressirt, also in Südamerica nur sehr gewöhnlich genannt wird. Einer der bedeutendsten Kaufleute Valparaiso's, ein Deutscher, welcher sehr lebhaftes Interesse an wissenschaftlichen Forschungen nimmt, hat einen Dänen, Renous, eigentlich einen Matrosen, aber von vielem männlichen Muthe und Anlagen, mehrfach die unzugänglichsten Gegenden als Sammler bereisen lassen, und hat so Veranlassung zu sehr sonderbaren Entdeckungen gegeben. Es hat sich in den Anden von Chillan eine Vergebene gefunden, auf welcher weit umher die Ruinen einer bedeutenden Stadt

eines ſpurlos untergegangenen Volkes zerſtreut liegen. Da die gegenwärtigen Indianer Chili's ſtets Nomaden waren, und die Incas nie feſten Fuß in jenen Gegenden faſſen konnten, ſo ſchließt man nun ſehr richtig, daß in einer uns unbekannten Vorzeit Chili eben ſo von höher civiliſirten Völkern bewohnt geweſen ſey, als das tiefe Innere von Nordamerica. Unter den freilich nicht ſehr wiſſenſchaftlich angelegten Sammlungen jenes Renous, der leider nicht einmal zu zeichnen verſteht, befinden ſich ſonderbare Producte; ſo unter anderm die Wurzel eines angeblichen Rettigs von den Anden, deren kleinſte Individuen 6 Pfund, die gewöhnlichen aber eine Aroba (25 Pfund ſpan.) wiegen. Sie erzeugt auch in der kleinſten Gabe faſt tödtliches Erbrechen. Da dieſe Pflanze, ſo wie manche andere ſonderbare, bereits in Deutſchland angekommen iſt, ſo wird es bald leicht ſeyn, über ſie zu urtheilen. Nicht unwichtig iſt es endlich, daß man vom Kamm der Anden von Sant-Jago das ſtille Meer und nach Oſten die Pampas erblickt, ſo daß der alte Streit über das Beſtehen mehrerer parallelen Ketten in jenen Cordilleren auf Einmal als beendet angeſehen werden muß."

J.

Buenos-Ayres.

Auch hier wurde über den ſchlechten Finanzſtand und über die zu große Zahl der höhern Officiere geklagt, die als Ueberreſt vieler Revolutionen dem Lande zur Laſt fielen und ſtets mit neuen Revolutionen drohten. Am 5 März brach General Roſas gegen die Indianer auf, die kühner als jemals in die entlegenen Provinzen vorgedrungen waren und

alle Weißen erſchlugen, die ihnen in die Hände fielen. Während aber Roſas, das einflußreichſte Haupt des Landes, auf dieſem Kriegszuge abweſend war, rieben ſich unterdeß die Parteien in Buenos-Ayres ſelbſt. Der Gouverneur Balcarce wurde von der Preſſe angegriffen, verletzte die Geſetze durch willkürliche Maßregeln und erregte ſo eine Revolte gegen ſich, am 11 October, und General Pinedo behielt die Oberhand; man erwartete aber noch die letzte Entſcheidung von der Rückkehr Roſas. Von dieſem erhielt man im December Nachricht. Es hieß, daß auf der argentiniſchen Seite der Anden kein feindlicher Indianer mehr verweile. Ein Theil der Armee war bis zu dieſer Gebirgskette vorgedrungen und hatte auf dem Marſche ein reiches und gut bewäſſertes Land angetroffen, wo man früher nur eine Wüſteneі vermuthete. In einem See fand man eine große Menge von Blutegeln von gleicher Art, wie die europäiſchen. Auch ward ermittelt, daß ſich die beiden Flüſſe Limay und Neuquen ungefähr 46 Meilen weſtlich von der Inſel Tſchueletſchel vereinigen. —

Der Streit wegen der Falklandsinſeln dauerte fort. Nachdem Buenos-Ayres und die Vereinigten Staaten von Nordamerica ſchon wechſelſeitig auf den Beſitz derſelben Anſpruch gemacht hatten, kamen noch die Engländer dazu und nahmen am 3 Januar geradezu von den Inſeln Beſitz.

XIII.

Asien, Afrika und Australien.

1.

Perſien und Chiwa.

Seit dem perſiſchen Feldzuge von 1826 brach ſich Rußlands Politik jenſeits des caſpiſchen Meeres allmählich mehr Bahn, und ſein Einfluß auf die Staaten, die Oſtindien im Norden begränzen, wurde den Engländern immer fühlbarer. Der alte Schah von Perſien hing ſeit ſeiner Niederlage von den Ruſſen ungefähr eben ſo ab, wie der Sultan. Unfähig, dem mächtigen nordiſchen Nachbar länger zu widerſtehen, ſprach er deſſen Gnade an, und fügte ſich mit derſelben Gelehrigkeit, die allen mohammedaniſchen Deſpoten im Unglück eigen iſt. Sein deſignirter Nachfolger, Prinz Abbas Mirza, hatte noch einen beſondern Grund, ſich bei Rußlan deinzuſchmeicheln. Er beſorgte nämlich, daß ſeine zahlreichen Brüder ihm und ſeinem Sohne Mohammed Mirza die Thronfolge ſtreitig machen würden, wenn ſein Vater, Feth Ali Schah, ſtürbe; er hoffte nur durch ruſſiſche Bajonnette ſich behaupten zu können, und bildete daher den Mittelpunkt der ruſſiſchen Partei in Perſien. Allein er ſtarb im Jahre 1833 noch vor ſeinem

Vater, der aber auch kränkelte, und so erbten seine Ansprüche auf den jungen Mohammed Mirza fort; unter diesen Umständen behielt Rußland die hoffnungsvolle Aussicht auf einen Thronstreit nach des alten Schahs Tode und auf eine von demselben unzertrennliche Anarchie, wobei ihm die Rolle des Schiedsrichters und Ordners nicht wohl entgehen kann.

Auch auf Chiwa, einem Staate, der sich bisher immer höchst mißtrauisch und feindlich gegen Rußland benommen, gelang es dieser Macht, ihren Einfluß auszudehnen. Das Ausland schrieb: „Endlich ist der ausdauernden russischen Politik die Erreichung eines Zweckes gelungen, den schon Katharina II kurz vor ihrem Tode bei dem Khan von Chiwa durchzusetzen suchte: die freie Circulation der russischen Waaren in dem Gebiete von Chiwa und die Erlangung eines förmlichen Versprechens, daß hinfort kein Moskowit mehr zum Sklaven gemacht, oder auf den Märkten von den Nomadenstämmen verkauft werden solle. Der von dem Czaar mit dem Souverain dieses kleinen Königreichs abgeschlossene Tractat öffnete dem russischen Handel einen schätzenswerthen Absatzweg, und da außerdem Rußland heutzutage das Vorrecht genießt, Militärposten auf den östlichen Küsten des caspischen Meeres zu errichten, so liegt es klar am Tage, daß der Kaiser die Absicht hat, sich früher oder später Chiwa's zu bemächtigen, mittelst welcher Stadt ein großer Theil des indischen Handels, und zwar ohne irgend einen Angriff auf die brittischen Besitzungen, seinen Weg nach Rußland nehmen würde."

2.

Oſtindien.

Das Privilegium der oſtindiſchen Compagnie ſollte 1834 ablaufen, und dieſer Zeitpunkt wurde benutzt, auch für die Verwaltung und den Handel Oſtindiens wohlthätige Reformen herbeizuführen. Am 13 Junius ſchlug Hr. Grant im Unterhauſe deßfalls eine Bill vor, die allgemeinen Beifall fand, und der ſelbſt die Mehrheit der Compagnie ſich anſchloß. Das Weſtminſter Review charakteriſirte ſie alſo: „Die Bill hebt die letzten Hinderniſſe auf, welche dem Handel in Indien im Wege lagen. Sie ſetzt der Abenteuerlichkeit einer Regierung ein Ziel, die ſich das ausſchließliche Recht angemaßt hatte, mit ihren 80 Millionen Unterthanen und 60 Millionen Tributpflichtigen Handel zu treiben. Sie verhindert, daß die Fonds des Staatseinkommens in der Folge nicht auf Handelsunternehmungen verwendet werden, wodurch, wie man die Erfahrung gemacht, das Land Gefahr lief, in einem einzigen Jahre durch gewagte Speculationen mehr als zwölf Millionen Fr. zu verlieren. Sie befreit die engliſche Nation von einer jährlichen Auflage von 30 Mill. Fr., welche der Compagnie allein für den Artikel Thee bezahlt wurden. Sie ſetzt den Preis des Thee's auf die Hälfte ſeines gegenwärtigen Preiſes herab, und erlaubt auf dieſe Art der Nation, wenn ſie Luſt dazu hätte, den Verbrauch deſſelben zu verdoppeln, ohne dabei mehr auszugeben. Sie macht dem Handel mit Gehalten und Stellen von Seite des oſtindiſchen Hauſes, ſo wie mit den Penſionen und andern ſolchen Ausgaben ein Ende, die ſich auf eine jährliche Summe von faſt acht Mill. Fr. belaufen. Sie macht den Umtrieben ein Ende, die aus einem Seehandel von 50,000

Tonnen resultiren, den Mißbräuchen der Reisen, der Ladungen u. s. w., wofür man oft bis 100,000 Fr. bezahlte; sie macht hauptsächlich dem schmutzigen Mißbrauche ein Ende, der in China unter dem Namen einer Factorei besteht, und der jährlich nicht weniger als drei Millionen kostet, so wie den Speculationen um Plätze und Gehalte in Ostindien, die sich auf jährlich drei Millionen belaufen. Mit Einem Worte, die Bill gibt den Völkern Indiens und Englands Einen Theil ihrer Rechte zurück, und dieß ist alles, was man von schüchternen und bedenklichen Whigs, die nicht sehr geneigt sind nachzugeben, erwarten kann. Inzwischen enthält der Plan des Ministeriums doch zwei Clauseln, die man sorgfältig erwägen muß. Die erste betrifft den Vorschlag, den Besitzern indischer Fonds einen zwanzigjährigen Pachtbrief für die Regierung von Indien zu geben. Der bloße Gedanke, die Verwaltung von 80 Millionen englischer Unterthanen für eine mehr oder minder große Zahl von Jahren einer Compagnie in Commandite zu geben, ist an sich selbst so abenteuerlich, daß man nur davon sprechen darf, um ihn auch zu verdammen. Er beweis't, daß weder die Regierung noch das Parlament die Wichtigkeit der Pflichten, die sie als Gesetzgeber erfüllen, einsehen. Die zweite Clausel ist diejenige, die sich auf die den Besitzern der indischen Actien vorgeschlagenen Zahlungsbedingungen beziehen. Es ist ihnen eine Dividende von $10^1/_2$ Procent auf immer garantirt, und da andrerseits keine Ausgleichung stattfindet, so hat man dadurch dem indischen Volke eine ewige Last von 600,000 Pfd. St. (16 Mill. Fr.) aufgelegt, so daß dadurch die Landesschuld um ein Drittel vermehrt ist. Das schnelle und fortwährende Steigen der indischen Fonds seit der Promulgation des Projects des Ministeriums ist ein unabweislicher Be-

weis von der Verſchwendung der Regierung, und dient zu ihrer Verurtheilung.“ Dagegen ſagten andere Blätter: „Die oſtindiſche Geſellſchaft, in der Beſchränkung ihrer Befugniſſe, wie dieſelbe der neue Freibrief beſtimmt, iſt nur noch eine Commiſſion, welche im Namen der brittiſchen Regierung und des brittiſchen Volkes die Verwaltung des brittiſchen Reiches in Indien leitet, und zur Entſchädigung für ihre Bemühungen, ſo wie für die Anſprüche, die ihr altes Recht ihr gibt, von den Territorial-Einkünften Oſtindiens eine Summe bezieht, die einer Verzinſung des Geſellſchaftscapitals zu 10½ Procent gleichkommt. In der Form der Verwaltung, wie dieſelbe bisher üblich war, wird wenig verändert, außer ſofern die ſonderbare Miſchung einer Regierung, die zugleich Handelsgeſellſchaft, und einer Handelsgeſellſchaft, die zugleich Regierung war, aufhört. Die oſtindiſche Geſellſchaft — wie die Times ſagten — iſt nicht länger Krämer und Souverain unter demſelben Dache; ſie trägt nicht mehr mit der einen Hand die Preiſe ihrer Theeverkäufe ein, während ſie mit der andern die Beſtallung eines Generalſtatthalters von Oſtindien unterzeichnet; kurz ſie wird von der Krambude und dem Zahltiſche verdrängt, um dagegen den bisher getheilten Thron ausſchließlich einzunehmen, und die Zügel einer weit entlegenen Gewalt zu führen. Der ſogenannte Hof der Eigenthümer oder die zu beſtimmten Friſten wiederkehrende Verſammlung der Mitglieder der Geſellſchaft, beſteht fort, und behält das Recht, die Directoren der Compagnie zu wählen, die ihrerſeits, nach wie vor, die oberſte Behörde des Reiches in Indien darſtellen. Die Directoren ernennen alle höheren Beamten, und ſie haben in wichtigen Fällen, in denen die örtlichen Behörden in Indien auf ihr Urtheil zurückzugehen verpflichtet ſind, die letzte

Entſcheidung. Die außerordentliche Gewalt, welche der Hof der Directoren urſprünglich übte, war ſchon bei früheren Erneuerungen des Freibrieſes der Geſellſchaft durch die Errichtung eines ſogenannten Beaufſichtigungs-Bureau's zweckmäßig beſchränkt worden, deſſen Mitglieder die Regierung ernannte, und deſſen Zuſtimmung zu allen einigermaßen wichtigen Maßregeln der Directoren erforderlich war. In dem gegenwärtigen Freibriefe iſt der Einfluß des Beaufſichtigungs-Bureau's noch mehr erweitert, und die Macht der Directoren natürlich in demſelben Verhältniſſe beſchränkt worden, während auf der andern Seite auch die Gewalt der Behörden in Indien eine weitere Ausdehnung erhalten hat, die den Intereſſen der Verwaltung, wie der Bevölkerung des Landes, nicht anders als in hohem Grade förderlich ſeyn kann. Der Generalgouverneur, deſſen Hände bisher durch den Hof der Directoren ſo ſehr gebunden waren, daß ſeine Gewalt in Bezug auf die Civilverwaltung wenig mehr als eine nominelle war, wird jetzt nicht dem Namen, ſondern der That nach zum oberſten Statthalter von ganz Indien erhoben. Ein hoher Rath von vier Mitgliedern theilt ſeine Verantwortlichkeit; dagegen werden aber ſämmtliche Präſidentſchaften ſeiner Aufſicht und Leitung untergeben, und ſeine mit Zuziehung ſeines Raths gefaßten Beſchlüſſe, die inzwiſchen immer noch der Reviſion des Hofs der Directoren und des Beaufſichtigungs-Bureau's in England unterworfen bleiben, erhalten geſetzliche Kraft für ganz Indien. Alle die Uebelſtände, die aus der bisherigen Theilung und Zerſplitterung der Macht zwiſchen den verſchiedenen örtlichen Behörden in Oſtindien hervorgingen, werden durch dieſe wichtige Maßregel gehoben; die Verwaltung erhält Einheit und Kraft, und man kann ſagen, daß das brittiſche Reich in In-

dien jetzt erſt ein nach europäiſchen Begriffen geordneter Staat wird. Eine der wichtigſten Beſtimmungen des neuen Freibrie-fes, oder vielmehr die wichtigſte von allen, wenn auch gerade nicht in ihren unmittelbaren Wirkungen auf die Gegenwart, enthält die Clauſel, welche verfügt: „daß kein Eingeborner der beſagten Territorien, noch irgend ein natürlicher Unterthan Sr. Majeſtät, der in denſelben ſeinen Wohnſitz hat, bloß um ſeiner Religion, ſeines Geburtsortes, ſeiner Abkunft und Farbe willen für unfähig geachtet werden ſoll, irgend eine Stelle, ein Amt oder eine Beſchäftigung in dem Dienſte der Compagnie einzunehmen.“ Dieſe einzige Beſtimmung bricht die Ketten von 100 Millionen bisher der willkürlichſten Fremdherrſchaft unterworfener Menſchen. Dem eingebornen Indier, ſo wie dem von einer eingebornen Mutter gebornen Engländer, der bisher, wenn er auch das außerordentlichſte Talent mit der höchſten ſittlichen und geiſtigen Bildung vereinte, nicht die Stelle eines Fähndrichs in dem Heere der Compagnie bekleiden konnte, wird jetzt der Weg zu den höchſten Ehrenſtellen geöff-net; und wenn auch für das erſte der Engländer noch mit Sicherheit darauf rechnen kann, vor dem Eingebornen den Vorzug zu erhalten, wird doch die Zeit nicht ausbleiben, wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, wo die Indier gelernt ha-ben, ſich ſelbſt zu regieren, und wo ſie das, was ſie von den Europäern gelernt haben, in Anwendung bringen, um ſich der Europäer zu entledigen.“

Außer der Verwaltung Oſtindiens war hauptſächlich der chineſiſche Handel in Frage. Unter allen Gründen, welche für deſſen gänzliche Freigebung ſprachen, waren die des Lords Lansdowne die ſiegreichſten, denn er legte den Beweis vor, daß der Handel der Compagnie, eben ihrer drückenden Feſſeln

wegen, abgenommen, während der chineſiſche Handel der durch keinerlei Beſchränkungen in ihren Speculationen gehinderten Nordamericaner ſich gehoben habe. „In den Jahren 1813 — 1814 beliefen ſich die Einfuhren der Compagnie nach China auf 5,646,000 Dollars, in den Jahren 1831 — 1832 aber nur noch auf 3,691,688 Dollars. Die Einfuhren der Vereinigten Staaten dagegen betrugen in den Jahren 1815 — 1816 nur 2,527,500 Dollars, und ſtiegen in den Jahren 1831 — 1832 auf 3,050,937 Dollars. Dabei kann nachgewieſen werden, daß durch die Americaner eine bedeutende Quantität engliſcher Fabricate nach China verführt worden iſt.“

Aus Oſtindien ſelbſt meldeten die öffentlichen Blätter, daß der Gouverneur Lord Bentinck fortwährend mit der größten Sorgfalt die Nordgränzen bewache. „Die politiſche Thätigkeit der oſtindiſchen Compagnie iſt in dieſem Augenblicke ſehr auf die Staaten gerichtet, welche ſich am Indus hin erſtrecken; die zunehmenden Fortſchritte Rußlands an Territorium und an Einfluß in Mittelaſien machen für England den Beſitz einer militairiſchen Gränze gegen Weſten, welche es nur auf der Linie des Indus finden kann, unentbehrlich. Die Ufer des Indus ſind in der Hand des Rajah von Lahore und der Emirs von Sind, von denen der erſtere den größten Theil des obern Laufs, die letztern das Delta und die Mündungen beſitzen. Der Generalgouverneur von Indien hat den größten Theil des letzten Jahres in Nordindien zugebracht, um mit dem Rajah von Lahore zu unterhandeln. Der Erfolg davon iſt nicht bekannt, aber er muß den engliſchen Intereſſen nicht unvortheilhaft geweſen ſeyn, da der zwiſchen der engliſchen Regierung und Lahore erwartete Krieg nicht ausgebrochen iſt; inzwiſchen iſt bei dem ehrgeizigen und ſchlauen Charakter

von Runjet Singh zu glauben, daß er eher verſprochen hat, als zu erfüllen geneigt iſt. Man ſagt, das Gouvernement von Bengalen werbe 15 neue Regimenter an, die in den weſtlichen Provinzen ſtationirt werden ſollen, was keine ganz friedlichen Umſtände vermuthen läßt. Ein Krieg mit Lahore wäre militairiſch von keiner großen Schwierigkeit, und obgleich Runjet Singh eine disciplinirte Armee von 40 bis 50,000 Mann beſitzt, ſo würde die Eroberung ſeiner Provinzen wohl ſchwerlich mehr als Einen Feldzug erfordern. Mit den Emirs von Sind hat das Gouvernement von Bombay ſeit einigen Jahren unterhandelt, um von ihnen die Oeffnung der Mündungen des Indus für engliſche Handelsſchiffe zu erhalten. Die Emirs ſind eine mohammedaniſche Familie, welche vor etwa 50 Jahren unter der Oberherrſchaft der Könige von Kabul ſich der Regierung von Sind bemächtigt hat, und deren Mitglieder das Land gemeinſchaftlich und auf eine oligarchiſche Art beherrſchen. Gegenwärtig iſt nur Murad Ali, einer von vier Brüdern, welche lange gemeinſchaftlich regiert hatten, übrig, und er läßt ſeinen Neffen wenig Einfluß. Er iſt ein fanatiſcher Muſelmann, und behandelt die Hindus, welche den größten Theil der Bevölkerung bilden, ſehr hart. Er hat, wie faſt alle mohammedaniſchen Fürſten, den Wahnglauben, daß der Beſitz der Macht nur durch einen Schatz geſichert werden könne; er hat daher eine bedeutende Quantität von Juwelen und Gold in der Feſtung Omerkote aufgehäuft, und ſeine herrſchende Leidenſchaft iſt die Vermehrung dieſes Schatzes. Er wollte ſich lange auf Verbindungen irgend einer Art mit den Engländern nicht einlaſſen; da er aber bedroht wurde, daß ſie ihn den Angriffen des Rajah von Lahore, welcher längſt nach dem Beſitze der Mündungen des Indus lüſtern iſt, preisgeben würden, ſo

hat er im Laufe des letzten Jahres einen Vertrag mit der Compagnie abgeschlossen, nach welchem er den Indus ihren Handelsschiffen, und sein Land ihren Kaufleuten öffnet. Der Besitz der Mündungen des Indus ist eine politische Nothwendigkeit für jede Macht, welche die nördlichen Provinzen besitzt. Die Moguls hatten sie an sich gebracht, und ihre Nachfolger, die Engländer, werden durch die Natur der Sache auf dasselbe hingetrieben, obgleich die ungeheure Ausdehnung ihres Territoriums ihnen eher eine Beschränkung als eine Ausdehnung desselben wünschenswerth machen sollte. Sie werden es ohne Zweifel vortheilhafter finden, nur eine politische Oberherrschaft und nicht die unmittelbare Administration von Sind zu erwerben; aber es ist nicht zu bezweifeln, daß das Land in Kurzem das Schicksal seiner Nachbarn theilen wird. Es ist in den magischen Kreis gezogen, aus dem es sich nicht mehr befreien kann, und ein kleines, in sich getheiltes, und von dem Hasse der Anhänger verschiedener Religionen zersplittertes Land kann der Anziehungskraft seines mächtigen Nachbarn nicht lange widerstehen." Später hieß es: „Die Verhältnisse zu Lahore sind seit der Zusammenkunft des Generalgouverneurs mit Runjet Singh auf einem sehr freundschaftlichen Fuße geblieben, und dieser verspricht seine ernstlichste Mitwirkung, die Schifffahrt auf dem Indus zu befreien; er selbst hat durch einen Privatagenten ein eisernes Dampfboot in London bestellt. Aber seine Plane auf Afghanistan erregen neue Besorgnisse; er hat einen Vertrag mit dem vertriebenen König von Cabul, Schudjah, der seit Jahren mit einer englischen Pension in Ludiana lebt, abgeschlossen, nach welchem er verspricht, denselben wieder in den Besitz seines Königreichs zu setzen, unter der Bedingung, daß dieser auf die Provinzen von Caschemir, Multan und Peschawer, als

schon unter der Oberherrschaft von Runjet Singh befindlich, verzichte, und die Hälfte des Tributs, der früher von Sind und Schicarpur an Cabul bezahlt worden sey, künftig an Runjet Singh bezahle. Gegen diese Bedingungen wolle er ihn mit einer hinlänglichen Armee und Geldsubsidien unterstützen. Dieser Vertrag wurde im Mai von beiden Seiten unterzeichnet; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Compagnie die Eroberung von Sind durch die Truppen von Lahore zugeben werde, obgleich es im Namen von Schudjah geschehen würde, indem es der Sache nach die Unterwerfung von Sind und damit des ganzen Laufes des Indus unter Lahore wäre, was längst der Wunsch von Runjet Singh war, aber von den Engländern nie zugegeben wurde, und jetzt, da die Schifffahrt auf dem Indus eine große politische und mercantilische Wichtigkeit gewinnt, weniger als je zugegeben werden wird." Wie man aber später erfuhr, wurde Runjet Singh durch eine schwere Krankheit an der Verfolgung seiner Plane gehindert. (Die Details über die Verhältnisse von Lahore, Sind, Afghanistan findet der deutsche Leser in den Nummern 164, 165, 293 — 298 des Auslands von 1834.)

Englische Blätter berichteten auch von den kleinern Ereignissen in den von England halb oder ganz mediatisirten Rajah-Staaten. Sie sind unbedeutend. Ueppigkeit und elende Thronstreitigkeiten unterwarfen diese Rajahs immer mehr dem englischen Einfluß. Die in dieser Hinsicht bedeutendste Begebenheit war eine am 3 September in Gwalior ausgebrochene Revolution, angezettelt von einem Prätendenten, der die Wittwe des kürzlich verstorbenen Rajahs stürzen wollte.

3.

China.

Durch die Aufhebung der englisch-ostindischen Factorei in Canton und durch die Freigebung des chinesischen Handels hoffte man, dieser Handel werde bald einen neuen großen Schwung nehmen. Auch die Chinesen selbst zeigten sich sehr geneigt, den Handel zu erweitern und die engherzigen Gesetze ihres Landes zu umgehen. Die Schmuggelei, namentlich mit Opium, soll an den Küsten sehr weit getrieben werden. — Sonst erfuhr man nichts Wichtiges von China. Wegen des Ablebens der Kaiserin am 16 Junius wurde allgemeine große Landestrauer angelegt. Auch wurden wieder einige kleine Revolten, die in den chinesischen Provinzen so gewöhnlich sind, unterdrückt. Das Ausland theilte folgende interessante Nachricht mit: „Einer im 18ten Jahre der Regierung Kea-Kings (1813), des jetzigen Kaisers von China, vorgenommenen allgemeinen Volkszählung zufolge, wäre der gegenwärtige Stand der Bevölkerung des himmlischen Reichs folgender:

Provinzen.	Einwohner.	Familien.
Tschible	27,090,871	—
Schantung	28,958,764	—
Schanse	14,001,210	—
Honan	23,037,171	—
Keangsu	37,813,501	—
Ganhwuy	34,168,059	—
Keangse	30,126,999	—
Fuhkihn	11,777,410	—
Formosa	1,748	—
Tschekeang	26,256,781	—

Provinzen.	Einwohner.	Familien.
Hupih	27,370,098	—
Hunan	18,652,307	—
Schenſe	10,207,256	—
Kanſuh	15,193,125	—
Barkul und Oroumtſi	161,750	—
Szetſchuen	21,435,678	—
Kwangtung (Canton)	19,174,030	—
Kwang-ſe	7,313,893	—
Yunnan	5,561,320	—
Kweitſchou	5,288,219	—
Schinking (Leaoutung)	942,003	—
Kirin	307,781	—
Hihlung-Keang (Teitcihar)	—	2398
Tſinghae (Kokonor)	—	7842
Zinspflichtige Horden unter Kanſuh	—	26,728
Zinspflichtige Horden unter Szetſchuen	—	72,317
Tübetaniſche Colonien	—	4889
Ele und ſeine Lehen	—	69,641
Turfan und Lobnor	700	2551
Ruſſiſche Gränze	—	1900
Geſammtzahl	361,693,879	188,326
Die Geſammtzahl der Familien mit 4, als Durchſchnittszahl für die einzelnen Individuen, aus denen jede beſteht, multiplicirt		4
macht		753,304
hiezu		361,693,879
So beträgt mithin die Bevölkerung des chineſiſchen Reichs		362,447,183

Auch wurden die Christen in China stark verfolgt, doch nicht hingerichtet, sondern nur furchtbar geprügelt und in die Kerker geworfen, und der Missionär Herr Jaccard zum gemeinen Soldaten gemacht.

In Cochinchina war ebenfalls eine große Verfolgung der Christen ausgebrochen, an der die Eifersucht gegen die Engländer, und alle Europäer überhaupt, hauptsächlich Schuld waren. Das Reich befand sich übrigens in Anarchie, indem im Süden eine große Empörung ausgebrochen war.

4.

Java.

Nach Berichten aus Java vom 16 März sind die Europäer des innern Landes von Padang das Opfer eines Complotts der Padries geworden. Nicht weniger als 136 Europäer, worunter 40 im Hospitale lagen, wurden ermordet. — Auch in Bonjol brach ein Aufstand aus, und die Europäer wurden einzeln überfallen und vertrieben. — Die große Insel Sumatra, weit entfernt, sich dem Joche der Holländer zu fügen, setzte ihren Widerstand fort, und die Niederlassung von Palembang war hart bedroht. — Die Engländer schrieben dieses Unglück dem holländischen Systeme zu: „Die englische Regierung hatte im Jahre 1824 den unbegreiflichen Fehler begangen, alle ihre Besitzungen und Ansprüche auf Sumatra und Borneo den Holländern, gegen derselben Ansprüche auf Malacca und Singapore, abzutreten. Die Freude über diese großen Erwerbungen war groß in Batavia, und man fing sogleich an, diese Besitzungen, die ursprünglich nur in der Residentschaft von Pa-

dang beſtanden, auszudehnen; der Sultan von Palembang und das Reich von Menancabu wurden unterworfen. Das Syſtem, das die Holländer von jeher in den Molukken, in Ceylon ꝛc. aufrecht gehalten hatten, wurde mit ſeinem Gefolge von Monopolen, hohen Zöllen, gezwungener Arbeit und Beſchränkungen aller Art eingeführt, und brachte wie überall den größten Haß gegen die neue Regierung hervor. Der Krieg gegen die Inſurgenten in Java, der die holländiſchen Beſitzungen mehrere Jahre lang an dem Rande des Verderbens hielt, unterbrach die Vergrößerungsplane für einige Zeit; aber ſobald die Ruhe in Java wieder hergeſtellt war, fing die Regierung wieder an, ihre Plane in Sumatra zu betreiben, ſie wollte den Handel mit Gold, Pfeffer und Reis monopoliſiren und ganz Sumatra ihrer Herrſchaft unterwerfen. Die Bewohner widerſtanden, und bildeten eine Conföderation, um ſich nicht nur allen Eingriffen der Holländer in die noch unabhängigen Diſtricte zu widerſetzen, ſondern wo möglich ſie ganz aus der Inſel zu vertreiben. Die Holländer verloren mehrere Gefechte, und eine große Zahl europäiſcher Truppen fiel; ſie mißtrauten ihren javaneſiſchen Regimentern, und im September letzten Jahres begab ſich der Generalgouverneur ſelbſt mit allen disponibeln europäiſchen Truppen nach Sumatra, den Krieg zu betreiben. Die Sumatraner hatten etwa 25,000 Mann unter den Waffen, und blokirten die Hauptniederlaſſungen der Holländer in Bencoolen und Padang. So eben verbreitet ſich das Gerücht, daß die Inſel für Holland verloren, und der Gouverneur mit dem Reſte der Truppen, den Beamten und Kaufleuten in Batavia angekommen ſey, wo man Truppen aus Europa erwartet, die man aber wohl eher in Java ſelbſt nöthig haben wird, wo viele Unzufriedenheit herrſcht, und z. B.

in Paſerwan bedeutende Unruhen über die gezwungene Arbeit in Zuckerpflanzungen ausgebrochen ſind. Man meldet in Briefen aus Batavia, daß die Regierung dieſe Stadt in einer Entfernung von einer halben Stunde mit Verſchanzungen umgeben wolle, die nur durch Zugbrücken zugänglich gemacht werden ſollten. Die Koſten dieſer Befeſtigung ſind auf 15 Mill. Gulden angeſchlagen, wodurch die ohnehin vom letzten Kriege her ruinirten Finanzen der Colonien vollends zu Grunde gerichtet würden. So lange die Regierung ihr Colonialſyſtem nicht ändert, kann ſie auf keine Sicherheit und kein Gedeihen rechnen; die engliſche Herrſchaft hat eine Erinnerung bei den Eingebornen hinterlaſſen, die nur durch liberale Maßregeln, nicht durch Monopole und Erpreſſungen verwiſcht werden kann. Aber das holländiſche Syſtem iſt ſo von Grund aus ſchlecht, daß es bis jetzt allen Bemühungen liberaler Gouverneurs, wie Hr. v. Capellen war, widerſtanden hat. Die Engländer haben in Ceylon erſt im letzten Jahre, und im Cap noch nicht die Folgen dieſes Syſtems überwinden können, das die ganze Exiſtenz der holländiſchen Colonien immer auf eine falſche Baſis gegründet hat. England hätte Java und die Molukken nie an Holland zurückgeben ſollen, und hätte es ohne die unbegreifliche Unwiſſenheit des Lords Caſtlereagh auch nie gethan."

5.

Auſtralien.

Auszug aus einem Privatſchreiben von Sidney in Neu-Süd-Wallis, vom 14 Jul. 1833. „Die Fortſchritte aller Art, welche die Colonie macht, ſind für jedermann, der ſie nicht

an

an Ort und Stelle beobachten kann, faſt unglaublich, und die Elemente von Reichthum und Macht, welche ſich täglich entwickeln, ſcheinen in England nur wenig bekannt oder anerkannt zu werden. Die Einfuhr der Colonie betrug im Jahre 1832 660,000 Pfd. St., die Ausfuhr 371,000 Pfd.; beide ſind im Zunehmen, aber die Ausfuhr in einer weit größeren Proportion; der Wallfiſchfang liefert einen Ertrag von 140,000 Pfd. Die Ausfuhr an Wolle betrug 1,336,000 Pfd., zu einem Werth von 73,000 Pfd. St., und die Zahl und Qualität unſerer Heerden macht Fortſchritte, die uns bald erlauben werden, England mit dem größten Theile der feinen Wolle, deren es bedarf, zu verſehen. Die Entdeckungsreiſen ins Innere werden ohne Aufhören fortgeſetzt, und die Regierung hat den Plan zu einer neuen weit größeren als die bisherigen gemacht, die von Bathurſt an die Nordküſte dringen ſoll, welche bis jetzt durchaus unbekannt iſt. Unſere Handelsverbindungen mit allen Theilen der Südſee bilden ſich aus, beſonders aber nimmt die Wichtigkeit der mit Neuſeeland zu; die Einfuhr von neuſeeländiſchem Flachs betrug letztes Jahr 11,000 Pfd. St., und die Colonialregierung hat einen Reſidenten in Neuſeeland ernannt, theils zur Schützung unſeres Handels, theils zur Aufſicht über die dort angeſiedelten Engländer, theils zur Sicherung der Eingebornen, welche von americaniſchen Miſſionären unterdrückt zu werden anfingen; mehrere Chefs haben freiwillig angeboten, ſich dem engliſchen Schutze zu unterwerfen, und es iſt vorauszuſehen, daß wir bald über dieſes große und wichtige Land den heilſamſten Einfluß ausüben können. Die Einwohner ſind eine weit intelligentere und thätigere Race als die Neuholländer, und für die Bemannung der Wallfiſchfänger unentbehrlich. Die Inſel bietet einen unerſchöpflichen Reich-

thum an Schiffsbauholz dar, namentlich an Masten, welche an Leichtigkeit und Elasticität alle andern in der Welt weit übertreffen, und es sind kürzlich bedeutende Bestellungen davon für das Arsenal in Portsmouth gemacht worden, eben so von neuseeländischem Flachs, welcher dem russischen zu Tauen und Segeln weit vorzuziehen ist, und den das Land von selbst in unbeschränkter Quantität hervorbringt. Wenn es uns gelingen sollte, den beständigen Kriegen, welche das Land bisher entvölkert haben, ein Ende zu machen, und die Energie der Bewohner auf Industrie zu lenken, so wird es ein großes Debouché für englische Waaren, und für unsere Marine ein unschätzbares Arsenal werden. Die Einwohner von Sidney haben im Anfange dieses Jahres eine Petition an das Parlament geschickt, um ein Colonialparlament zu erhalten; wir hoffen nicht, schon jetzt damit durchzudringen, und die Wahrheit zu sagen, es ist auch noch nicht ganz Zeit dazu, und die Colonialregierung im Ganzen aufgeklärt, billig und selten drückend. Es ist vielleicht besser, uns noch während einiger Zeit die politischen Leidenschaften zu ersparen, welche der Eröffnung eines Parlaments folgen würden, und unsere ganze Energie auf die Entwickelung unserer Hülfsmittel zu verwenden."

Nicht minder gedieh der Handel auf den Südsee-Inseln: „Die Fortschritte, welche die Engländer in den Südsee-Inseln machen, sind äußerst rasch, die Wesleyanischen Missionen in den Freundschaftsinseln (Tongatabu ꝛc.) sollen von England mit der Commission von Friedensrichtern versehen werden, und alle englischen Unterthanen, welche dort angesiedelt sind oder anlanden, unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen. Die Benin-Inseln, welche sehr bequem für Contrebande mit China und für Ausrüstung von Schiffen für den Spermacetifang liegen, sind

kürzlich von den Engländern coloniſirt worden. Es ſoll künftig ein engliſches Kriegsſchiff bei den Südſee-Inſeln ſtationirt werden, um die verſchiedenen Etabliſſements jährlich zu beſuchen, und ihnen Hülfe verſchaffen zu können, wenn ſie es nöthig haben ſollten. Der Einfluß der engliſchen Miſſionen im ganzen ſüdlichen Archipel dehnt ſich mit großer Schnelligkeit aus, ſie haben überall Preſſen, und auf vielen Inſeln Manufacturen. Uebrigens haben ſie nicht überall ihre Macht auf eine günſtige Art angewendet, beſonders klagt man über das Betragen der americaniſchen Miſſionen in Neuſeeland, wo ſie große Bedrückungen auszuüben ſcheinen. Sie zwingen die Eingebornen vier Tage für Kirche und Schule zu beſtimmen, den fünften müſſen ſie für ihre Häuptlinge arbeiten, ſo daß ihnen nur zwei Tage für ſich und ihre Familien übrig bleiben; die Bevölkerung nimmt bei dieſem Syſteme ſchnell ab, und der engliſche Gouverneur von Neu-Südwallis muß dabei einſchreiten. Die Zunahme des Handels im ganzen Südmeere iſt außerordentlich. Auf einer der Sandwichs-Inſeln, Woahoo, legten im Jahre 1831 30 engliſche, 83 americaniſche und fünf Schiffe anderer Nationen an, die im Ganzen 37,179 Tonnen führten. Die Inſel beſitzt in Hoalulu einen Hafen mit einer Schiffswerfte, wo die Schiffe mit großer Schnelligkeit ausgebeſſert werden können. Im December 1831 wurden 2 Schiffe, jedes von 180 Tonnen in fünf Tagen reparirt, kalfatert und mit Kupfer beſchlagen. Die Inſel Mauii in derſelben Inſelgruppe iſt eben ſo beſucht, und im December 1831 lagen zu gleicher Zeit 33 Schiffe vor ihr vor Anker. Die Eingebornen beſitzen eine kleine Marine von 11 Schiffen, mit 830 Tonnen, die fremden Anſiedler beſitzen 14 Schiffe mit 1863 Tonnen."

6.

Afrika.

Aus dieſem Welttheil erfuhr man nur wenig. Der Raubſtaat Tripolis hatte die neapolitaniſche und ſardiniſche Flagge beleidigt, da er ſich aber durch eine Flotte bedroht ſah, ließ er durch ſeinen Geſandten am 22 Julius in Neapel Abbitte thun, und ging ſogar unterm 17 November einen Handelstractat ein. — Die freie Negercolonie Liberia war im Gedeihen; dagegen wurde die franzöſiſche Niederlaſſung am Senegal durch die Trarzas-Mauren beunruhigt. — In Abyſſinien folgte Revolution auf Revolution. Hr. Eduard Rüppell, der zum zweitenmale dahin gereiſ't war, erlebte in kurzer Zeit drei Thronwechſel.

Kleine Chronik.

Naturerscheinungen.

Im Januar wurden mehrere Erdbeben wahrgenommen, am 13ten unbedeutend zu Linköping in Dänemark, bedeutend aber am 19ten in Unteritalien, Dalmatien und beſonders in Corfu, und am 28ſten in Batavia auf Java. Vom 8—15 Februar wurde auch die Inſel St. Chriſtoph (unter den Antillen) durch ein ſo furchtbares Erdbeben heimgeſucht, daß die Einwohner auf Schiffe flüchteten. Am 21 Julius war ein nicht minder heftiges Erdbeben bei Rungpur in Oſtindien, und am 24 November auf Java und Sumatra.

Am 13 Auguſt fand ein ſchöner Ausbruch des Veſuvs ſtatt. — Am 22 Mai kam der Vulcan, der ſich vor zwei Jahren bei Sciaggia aus dem Meere erhoben hatte, um bald wieder zu verſchwinden, aufs neue zum Vorſchein und warf Anfangs Rauch, dann auch Feuer über dem Waſſer aus.

Am 14 Auguſt ſchlug der Blitz in den Straßburger Münſter. „Der zweite Schlag gewährte ein prachtvolles Schauſpiel; er berührte, ein ſprühender armsdicker Flammenſtrahl, die Krone des Thurms, unmittelbar unter dem Kreuze, durchglühte mit Millionen Funken die obern Theile, ſprang ſodann zur öſtlichen Schneckentreppe über, ziſchte ſie in weniger als einer Secunde hinab, und fuhr unter derſelben auf dem mit

großen Steinplatten belegten Boden in mehr als hundert Strahlen nach allen Richtungen auseinander. Eine Seite der Krone, die nordöſtliche, iſt zertrümmert, und die Stücke davon ſind weit umher geſchleudert worden. Die, welche man einige Minuten ſpäter auf dem Platze vor dem königlichen Schloſſe aufhob, waren noch ganz warm. Der heftigſte Schlag iſt bald auf- bald abwärts geſprungen, hat ein großes Stück aus der Schlagglocke geriſſen, das Zifferblatt verbrannt, den ſchweren ſteinernen Tiſch auf der Platform aus ſeinen Grundpfoſten geriſſen und gegen das Geländer geſchleudert, das theilweiſe durchbrochen iſt. Sodann iſt er über das kupferne Kirchendach hinübergefahren zum Telegraphen, wo er den Weg durch die eiſerne Ofenröhre genommen, und ſodann durch das Schiff der Kirche zur Sacriſtei hinabgeflammt iſt. Dort hat er den Pfarrer Gidy am Fuße verletzt, und am Weihfaß an der nördlichen Thüre einen Kirchen-Armen zu Boden geworfen, jedoch ohne ihn zu tödten.“ — Am 25 November fiel bei Blansko in Mähren ein Meteorſtein unter großem Licht- und Knalleffect. — Am 8 Julius zeigte ſich eine große Waſſerhoſe im Golf von Neapel dicht bei der Stadt. — Am 18 December wüthete ein heftiger Orkan in Deutſchland und brach viele Wälder in Böhmen, Sachſen, Preußen nieder. Die Winterſtürme waren ſo ſtark und andauernd, daß die Seeaſſecuranzen über eine ungewöhnliche Menge Schiffbrüche klagten.

In Bayern wurden unter der Capelle Clausſtein im Obermainkreiſe (bei Rabenſtein) ſchöne Tropfſteinhöhlen entdeckt.

Die deutſchen Naturforſcher verſammelten ſich in dieſem Jahre am 18 September in Breslau.

Die Cholera ſetzte ihre Verheerungen in America, beſonders auf der Inſel Cuba und in Merico fort.

Reiſen.

Nachdem der engliſche Capitain Roß, auf eine Nordpol-Expedition ausgeſandt, ins vierte Jahr nichts mehr von ſich hatte hören laſſen, kam er endlich glücklich zurück. Er hatte ſchon im erſten Jahre ſein Schiff verloren, aber mehrere Jahre in dem von ihm aufgefundenen Wrack eines früher in dieſen Gegenden von Capitain Parry verlornen Schiffes überwintert, und war endlich mit einem Fiſcherſchiffe zuſammengetroffen, das ihn und ſeine Leute zurückbrachte. Der engliſche Courier ſchrieb: „Die Entdeckungen des Capitains Roß ſind von großem Werthe. Er drang, von Eskimos geführt, 200 engliſche Meilen ins Innere des Landes vor, und entdeckte den magnetiſchen Pol unter 70 Gr. 30 Min. nördl. Br., und 96 weſtl. L., wo er die brittiſche Flagge aufpflanzte, und von dem Lande im Namen des Königs Beſitz ergriff. Ungefähr unter dem 69ſten Gr. der Breite trennt ein kleiner Iſthmus von ungefähr 15 engliſchen Meilen die Meere, und es iſt gewiß, daß ſüdlich von Nord-Somerſet keine Durchfahrt beſteht, ſondern daß von Cap Garry an das Land mit der ſogenannten Halbinſel Melville zuſammenhängt. In dem oben erwähnten Iſthmus von 15 engliſchen Meilen fand Roß einen ungefähr neun Meilen breiten See, ſo daß alſo dort nicht mehr als ſechs engliſche Meilen Land die Meere trennen, von wo das Land wieder nach Point Turnagain ſich ausbreitet, ohne daß Roß einen Fluß wie den vermutheten Großen-Fiſch-Fluß gefunden

hätte." Capitain Back, der ausgeschickt war, den Capitain Roß zu suchen, hatte Nachricht von sich gegeben, war aber selbst noch nicht von der glücklichen Rückkehr dessen, den er suchte, unterrichtet. — Ebenfalls im hohen Norden reis'te Capitain Graah, der seine Entdeckungen in Grönland beschrieben hat, und der russische Lieutenant Pachtussow, der auf Nova-Zembla überwinterte.

In Ostindien waren fortwährend Burnes, Gerard, Wolf und Csoma de Körös unterwegs, von deren wichtigen Reisen schon im vorigen Jahrgange gesprochen ist. Aus Indien über Persien kehrte der Engländer Conolly zurück, und Bird über das rothe Meer. — In China reis'te Herr Gutzlaff aus Berlin. Die Nordamericaner schickten eine Gesandtschaft nach Siam.

Aus Aegypten kam der Engländer Burton zurück, der 11 Jahre lang daselbst Untersuchungen angestellt. Der berühmte Frankfurter Dr. Eduard Rüppell bereis'te zum zweitenmale Abyssinien. — Der kühne Entdecker des Niger, Richard Lander, war ebenfalls zum zweitenmale nach Afrika gereis't, seine Entdeckung zu vervollständigen; seitdem aber haben ihn die Neger ermordet. So wurde auch der englische Capitain Stirling, der Messungen an der Westküste von Afrika vornahm, durch die Eingebornen am 13 December erschlagen. Herr Leprieur untersuchte das Innere des französischen Guiana. Zwei Kaufleute, Hume und Müller, reis'ten im Innern des Kafferlandes.

In Mexico reis'te noch der Maler Rugendas; aus Südamerica kehrte Dessalines d'Orbigny nach einem 8jährigen Aufenthalte zurück. In Peru machte der englische

Obriſt O'Brien, in Chili der Däne Kenus ſchöne Entdeckungen.

Im ſtillen Ocean fand Capitain Covel zwiſchen 4° 30′ n. Br., 168° 40′ L. vierzehn neue Inſeln. — Mac Donnel theilte ſeine während eines 4jährigen Aufenthalts auf Neuſeeland geſammelten Nachrichten mit.

Nekrolog
des Jahres 1833.

Geſtorben.

Januar.

15 Altſchultheiß v. Müllinen in Bern.
17 König, Erfinder der Schnellpreſſen.
20 Die berühmte Sängerin Mara, 83 Jahre alt in Reval.
23 Admiral Ermouth, berühmt durch die Belagerung Algiers im Jahre 1816.
29 Brioschi, Aſtronom in Neapel.
7 Legendre, Geometer.

Februar.

4 Dacier, Neſtor der franzöſiſchen Literatur.
6 Latreille, Naturforſcher.
13 Profeſſor Stahl in München, Mathematiker.

März.

11 Profeſſor Paſſow in Breslau, Philologe.
15 Curt Sprengel in Halle, berühmt durch ſeine vortreffliche Geſchichte der Medicin.

März.

22 Der Dichter Michel Beer in München.
? Heber, Präsident der nassauischen zweiten Kammer, im Gefängniß.
? v. Rau, Geograph.

April.

7 Fürst Radziwill, Gouverneur in Posen.
— Professor Kannegießer in Greifswalde.
8 Raphael Morghen, berühmter Kupferstecher in Florenz.
15 Frau Elise von der Recke in Dresden.
27 Herzog von Dalberg, französischer Pair.

Mai.

3 Conrad Escher in Zürich.
13 Der berühmte englische Schauspieler Kean.
28 Der Jurist v. Feuerbach.
30 v. Küster, preußischer Gesandter in München.
? Hennequin, französischer Maler.
? Kupferstecher Lips in Zürich durch Selbstmord.

Junius.

5 Savary, Herzog von Rovigo.
27 v. Hornthal, vormals berühmtes bayerisches Ständemitglied.
? Crome, Statistiker in Gießen.

Julius.

28 Der berühmte Menschenfreund Wilberforce.

August.

12 Der preußische Legationsrath Schöll in Paris.
31 Der berühmte Theologe Plank in Göttingen.

September.

14 Merlin de Thionville, berühmtes Conventsmitglied.
27 Ram Mohun Roy, der gelehrte Bramine in London.
— Der alte Fürſt Auguſt von Ahremberg.

October.

22 Profeſſor Hermbſtädt in Berlin.

November.

5 Fürſt Aloys Lichtenſtein.
23 Marſchall Jourdan.
25 Boyer, Wundarzt in Paris.

December.

9 Graf Garat, Juſtizminiſter zur Zeit der franzöſiſchen Republik.
14 Caſpar Hauſer, der geheimnißvolle Findling, zu Anſpach ermordet.
30 Southey, engliſcher Dichter.

Chronologiſche Tabelle
über
alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1833.

Januar.

1 General Solignac kommt nach Oporto, um die Armee Don Pedro's zu commandiren.
2 Der Sultan nimmt den gegen Mehemed Ali geſchleuderten Bannfluch zurück.
— Guizots Anträge zur Verbeſſerung des Unterrichtsweſens in Frankreich.

Januar.

3 Santanna's und Pedraza's Einzug in Mexico.
— Die Engländer beſetzen die Falklandsinſeln.
4 Ferdinand VII von Spanien übernimmt, nach ſeiner Geneſung, wieder die Regierung.
— Der Großherzog von Weimar verweigert den Ständen die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen.
5 Bündniß zwiſchen Bayern und Griechenland.
9 Hollands Gegenentwurf auf die engliſch-franzöſiſchen Anträge vom 30 December.
— Vereitelte Verſchwörung gegen die Königin von Spanien.
10 Rückzug der franzöſiſchen Armee von Antwerpen.
— Stürmiſche Sitzung des ungariſchen Reichstags wegen des Drucks ſeiner Verhandlungen.
13 Einführung der ruſſiſchen Sprache in allen Civilgerichten der ruſſiſch-polniſchen Provinzen.
15 Eröffnung des würtembergiſchen Landtags.
16 Blutiger Kampf in Argos.
18 Rückzug der preußiſchen Maasarmee, in Folge des franzöſiſchen Rückzugs von Antwerpen.
— Eröffnung des dreitägigen O'Connell-Parlaments in Dublin.
19 Heftige Erdbeben auf Corfu, in Dalmatien und Unteritalien.
20 Aufbruch Ibrahim Paſcha's von Koniah gegen Conſtantinopel.
24 Solignacs Ausfall aus Oporto.
— Verhaftung des Hofraths Behr in Würzburg.

Januar.

27 Eröffnung des ersten reformirten Parlaments von England.

— Eröffnung des sächsischen Landtags.

28 Erdbeben in Batavia.

30 Otto's I Ankunft vor Nauplia.

— Große Leere und Theilnahmlosigkeit in der französischen Deputirtenkammer.

— Eröffnung der Sarner Conferenz im Gegensatz gegen die Tagsatzung.

31 Verkündigung des neuen russischen corpus juris.

Februar.

2 Der Sultan nimmt die russische Hülfe gegen Mehemed Ali an.

6 Otto's I Einzug in Nauplia.

8 Großes Erdbeben auf der Insel St. Christoph.

13 Eröffnung des Storthing in Norwegen.

14 Erster Vorschlag zur irischen Kirchenreform.

— Englisch-französische Note an Holland.

15 Vorschlag der irischen Zwangsbill.

19 Letzte kräftige Protestation des alten Lafayette gegen Ludwig Philipps Politik.

21 Ankunft von 10 russischen Kriegsschiffen bei Constantinopel.

— Admiral Rouffin bringt dem Sultan einen Tractat ab, der die russische Hülfe neutralisiren soll.

22 Die gefangene Herzogin von Berry erklärt ihre Schwangerschaft.

26 Der heftige Streit der Vereinigten Staaten über den Tarif wird durch einen Vermittlungsvorschlag ausgeglichen.

Februar.

26 Holländiſche Antwortsnote an England und Frankreich.
— Hofrath Welcker wird von einer Anklage wegen Preßvergehen freigeſprochen.

März.

4 Mißlungener Angriff der Miguelisten auf Oporto.
5 Ausmarſch des Generals Roſas von Buenos-Ayres gegen die Indianer.
7 Ablöſungsgeſetz in Hannover.
8 Verſpätete Eröffnung des Landtags in Caſſel.
10 Mehemed Ali verwirft die franzöſiſchen Vermittelungsvorſchläge.
11 Eröffnung einer außerordentlichen, die Bundesreviſion bezweckenden Tagſatzung.
— Lafayette's Klage über die Verhaftung Lelewels.
13 Die hannöverſchen Kammern nehmen das neue Staatsgrundgeſetz an.
— Don Pedro entläßt den Admiral Sartorius.
18 Auflöſung der kurheſſiſchen Kammer.
22 Auflöſung der würtembergiſchen Kammer.
— Handelsvertrag zwiſchen Preußen, Heſſen, Bayern, Würtemberg.
— Empörung zu Ouro Preto in Braſilien.
23 Neue Vorſchläge Hollands in der belgiſchen Frage.
— Einſetzung eines neuen Senats in der freien Stadt Krakau durch ruſſiſch-öſterreichiſch-preußiſche Commiſſäre.
25 Entlaſſung der liberalen ſpaniſchen Miniſter. Zea Bermudez herrſcht allein.
27 Austritt des zu radicalen Lords Durham aus dem engliſchen Miniſterium.

März.

29 Das Unterhaus nimmt die iriſche Zwangsbill an.

30. Beitritt Sachſens zum großen preußiſchen Zollvereine.

April.

2 Das Unterhaus nimmt die iriſche Kirchenreformbill an.

— Engliſch-franzöſiſche Antwort auf die letzten Vorſchläge Hollands.

— Amneſtie-Ukas, welcher den gefangenen Polen (mit beſtimmten Ausnahmen) die Rückkehr nach Polen geſtattet.

3 Studenten-Emeute in Frankfurt am Main.

5 Ausſchiffung ruſſiſcher Hülfstruppen bei Bujukdere unfern von Conſtantinopel.

9 Flucht von 400 Polen aus Frankreich in die Schweiz.

— Heftiger Zank der Oppoſition mit dem Miniſter Perſil in der franzöſiſchen Deputirtenkammer.

10 Solignacs Ausfall aus Oporto.

11 Kleiner Tumult im Kanton Wallis.

12 Der Sultan verweigert Mehemed Ali die Abtretung Adana's.

16 Proceß der Tribune vor der franzöſiſchen Deputirtenkammer.

17 General Kiſſelew bricht von Jaſſy nach Siliſtria auf, um Conſtantinopel zu Hülfe zu kommen.

18 Ermordung von mehr als 200 Portugieſen zu Para in Braſilien.

19 Beſetzung Frankfurts durch Bundestruppen.

April.

19 Leere in der französischen Deputirtenkammer bei der Abstimmung über das Budget.

22 Vergeblicher Versuch der französischen Opposition, ihre inneren Streitigkeiten zu schlichten.

29 Protestation des Don Carlos gegen die pragmatische Sanction und weibliche Thronfolge in Spanien.

— Entlassung der belgischen Kammer, um durch deren Geschrei die Unterhandlungen mit Holland zu stören.

— Eröffnung der Universität Zürich.

30 Zusatzartikel zu der das Königreich Griechenland constituirenden Acte vom 7 Mai 1832.

Mai.

1 Lord Ponsonby kommt nach Constantinopel.

3 Die Tories verlangen Rechenschaft wegen des langen Aufenthalts der Franzosen in Algier.

4 Der Sultan bewilligt dem Ibrahim Pascha den Bezirk von Adana.

5 Graf Orloff kommt deßfalls um einen Tag zu spät in Constantinopel an.

6 Amnestiedecret des Sultans und demüthiges Memorandum an die Mächte.

— Verschärfte Aufsicht der Universitäten in Bayern.

7 Kleines Gefecht bei Oran.

9 Unruhen in Bahia.

10 Niederkunft der Herzogin von Berry mit einer Tochter.

14 Lord Stanley vertheidigt die Sklaven-Emancipation.

Mai.

15 Zuschrift des deutschen Bundes an die Eidgenossenschaft wegen der in die Schweiz eingedrungenen Polen.
— Kleines Gefecht bei Bona.
16 Große politische Verhaftungen in Savoyen.
— Constitutionsfest in Oporto unter dem Kugelregen der Miguelisten.
— General Santanna, Präsident von Mexico.
18 Neapel protestirt ebenfalls gegen die pragmatische Sanction und weibliche Thronfolge in Spanien.
20 Eröffnung des badischen und zweiten würtembergischen Landtags.
— Der Besuch fremder Universitäten wird den preußischen Unterthanen verboten.
21 Präliminarvertrag in der belgisch-holländischen Streitsache. Aufhebung des Embargo.
21 Ibrahim Pascha's Rückmarsch von Kiutahia.
— Verurtheilung mehrerer Karlistenchefs in der Vendée.
25 Plünderung Arta's durch Tafil Bey's Bande.
27 Blutige Vorfälle in Neustadt an der Hardt.
— Kleines Gefecht bei Oran.

Junius.

1 Besuch des Sultans im russischen Lager vor Constantinopel.
— Otto I stiftet den Orden des Erlösers.
— Einführung der Oeffentlichkeit bei niedern Proceßsachen in Preußen.
2 Santanna's Auszug gegen die ihm befreundeten Rebellen.
3 Das Unterhaus nimmt die Sklaven-Emancipationsbill an.

Junius.

3 Im Oberhause proteſtirt Wellington gegen die Begünſtigung Don Pedro's

6 Das Unterhaus erklärt ſich für die Begünſtigung Don Pedro's von engliſcher Seite.

— Definitive Vereinigung der 6 Diſtricte mit Serbien.

7 Eröffnung der belgiſchen Kammer mit einer tröſtlichen Friedensausſicht.

— Erklärung des braſilianiſchen Miniſteriums gegen jeden Reſtaurationsverſuch Don Pedro's.

8 Entlaſſung der Herzogin von Berry aus Blaye.

10 Aufhebung des Belagerungszuſtandes der Vendée.

— Eröffnung des zweiten Landtags in Caſſel.

11 Kleines Gefecht bei Oran.

12 Tola's Hinrichtung in Chambery.

13 Grants Antrag auf eine Reform der oſtindiſchen Compagnie.

— Entlaſſung Solignacs aus Don Pedro's Dienſten.

15 Hinrichtungen in Genua.

— Verſchärfte Aufſicht auf den Buchhandel in Preußen.

16 Rückkehr Santanna's nach Merico.

— Veröffentlichung einer neuen großen Liſte polniſcher Confiscationen.

17 Prinz Oscar wird zum Vicekönig von Norwegen ernannt.

20 Kurze Verſammlung der Cortes, um der jungen Thronfolgerin Iſabelle zu huldigen.

— Der Bundestag ſetzt eine Central-Behörde zur Unterſuchung des Frankfurter Attentats vom 3 April nieder.

— Verbot der „Biene" durch den Bundestag.

Junius.

21 Der Herzog von Terceira segelt von Oporto ab nach Lissabon.

24 Otto's I Zusammenkunft mit seinem Bruder, dem Kronprinzen von Bayern, in Smyrna.

25 Vertagung der französischen Kammern.

Julius.

1 Eröffnung der ordentlichen Tagsatzung.

— Neue Hinrichtungen in Chambery.

2 Admiral Malcolm verläßt die Dardanellen.

3 Rottecks Antrag „den Zustand des Vaterlandes in Erwägung zu ziehen."

— Expedition des Generals Desmichel von Oran aus.

5 Napiers Sieg über die Miguelistische Flotte bei Cap St. Vincent.

— Saldanha schlägt die Miguelisten von Oporto zurück.

— Ankunft der Herzogin von Berry in Palermo.

8 Russisch-türkischer Tractat, die Sperrung der Dardanellen betreffend.

10 Rückzug der Russen von Bujukdere, ihrem bisherigen Lager bei Constantinopel.

11 Bourmont stellt sich an die Spitze der Miguelisten.

— Verfassungsvertrag von Sigmaringen.

17 Die zweite Kammer in Hessen-Darmstadt lehnt den Bau eines neuen prächtigen Schlosses ab.

22 Verwahrung derselben Kammer gegen die Censur.

— Abbitte des Gesandten von Tunis in Neapel.

23 Sieg des Herzogs von Terceira über den Schlächter Tellez Jordao vor Lissabon.

— Lombardisches Edict gegen die Giovine Italia.

Julius.

24 Einzug des Herzogs von Terceira in Lissabon.

28 Einzug Don Pedro's in Lissabon.

— Wiederherstellung der Statue Napoleons auf der Vendome-Säule zu Paris.

— Desmichels Sieg bei Mostaganem.

29 Eröffnung der Assisen von Landau.

30 Aristokratische Contrerevolution des Obrist Abyberg im Kanton Schwyz.

31 Don Pedro's erstes Edict gegen die Geistlichkeit.

August.

3 Ausfall der Stadt-Baseler und Niederlage derselben durch das Landvolk.

4 Abfahrt der französischen Truppen aus Griechenland.

— Unabhängigkeitserklärung der königlich griechischen Kirche.

5 Noch weitere strenge Decrete Don Pedro's gegen die Geistlichkeit.

7 Bourmont verläßt Oporto und wendet sich gegen Lissabon.

8 Constituirung der Bundes-Centralbehörde zu Untersuchung des Frankfurter Attentats.

10 Proclamation Santanna's und Bericht über die Verheerungen der Cholera in seiner Armee.

11 Basel von eidgenössischen Truppen besetzt.

12 Mehemed Ali auf der Insel Candia.

— Auflösung der Sarner Conferenz.

August.

13 Ausbruch des Vesuvs.

15 Lord Russell als englischer Gesandter bei Don Pedro beglaubigt.

16 Die Assisen von Landau sprechen Wirth, Siebenpfeiffer ꝛc. frei.

17 Die Trennung von Stadt- und Landschaft-Basel wird endlich vollzogen.

— Erste Nummer des Moniteur Égyptien.

19 Die Tagsatzung fordert die Regierung von Neufchatel zur Milde gegen die politischen Verurtheilten auf.

21 Bourmont vor Lissabon.

22 Ludwig Philipp muß den Plan, Paris mit Forts zu umgeben, zurücknehmen.

23 Verschwörung gegen Santander in Neu-Granada.

27 Englisch-französische Protestation gegen den türkisch-russischen Tractat.

— Schluß des norwegischen Storthings.

28 Abreise des Kaisers Nicolaus zur Conferenz von München-Grätz.

— Neufchatel sucht beim König von Preußen die Trennung von der Eidgenossenschaft nach.

29 Die junge Königin Maria da Gloria schifft sich in Havre ein.

30 Große Feuersbrunst in Constantinopel.

September.

1 Zusammenkunft Ludwig Philipps mit Lord Durham in Cherbourg.

5 Die Tagsatzung bedroht Neufchatel, wenn es keinen Gesandten an sie schicke.

September.

4 Hinrichtung in Aleſſandria.

5 Bourmont wird von Liſſabon zurückgeſchlagen.

— Zuſammenkunft des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen in Schwedt.

— Stürmiſche Sitzung der badiſchen Kammer wegen Preßfreiheit.

7 Empörung der Candioten gegen Mehemed Ali's Tyrannei.

9 Der Geſandte von Neufchatel erſcheint bei der Tagſatzung.

10 Ankunft des Kaiſers von Rußland in München-Grätz und Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Oeſterreich.

— Eine Unterſuchungs-Commiſſion wegen der Unterſchleiſe wird nach Algier geſchickt.

12 Die Königin Maria von Portugal wird im Schloſſe Windſor von dem König von England feierlich empfangen.

— Kleines Gefecht bei Bona.

16 Kolokotroni's Verſchwörung wird vereitelt.

17 Die kurheſſiſche Kammer beharrt auf der Anklage des Miniſters Haſſenpflug.

19 Abreiſe des ruſſiſchen Kaiſers von München-Grätz.

— Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und Naſſau.

20 Entſchuldigende Antwort der Pforte auf die engliſch-franzöſiſche Proteſtation gegen ihren Tractat mit Rußland.

22 Einzug der Königin Maria da Gloria in Liſſabon.

— General Trezels Expedition gegen Budgia.

September.

24 Bourmont verläßt die Migueliſtiſche Armee.
— Politiſcher Proceß von 38 jungen Mädchen in Neuſtadt an der Hardt.
26 Das hannöverſche Staatsgrundgeſetz wird vom König beſtätigt.
27 Note der drei Mächte an die Samioten, um dieſe zur Unterwerfung unter die Türkei zu bewegen.
28 Belgiſche Beſchwerdenote an die Londoner Conferenz.
— Kampf der Franzoſen mit den Arabern bei Budgia.
29 Tod Ferdinands VII von Spanien.
— Kleines karliſtiſches Feſt in Prag; Heinrich V wird von ſeiner Partei für majorenn erklärt.
30 Anrede des Papſtes an die Cardinäle mit Androhung des Banns gegen Don Pedro, wenn er fortfahre, die Geiſtlichkeit zu beeinträchtigen.

October.

3 Karliſtiſcher Aufſtand in Bilbao.
4 Manifeſt der Königin Chriſtine.
6 Proclamation des Don Carlos.
— Santanna's Sieg über Ariſta.
— Der König von Preußen lehnt die Bitte Neufchatels um Trennung von der Eidgenoſſenſchaft ab.
7 Karliſtiſche Revolution in Vitoria.
— Landung der ägyptiſchen Flotte auf Candia.
10 Rückzug Don Miguels nach Santarem.
11 Anerkennung der Königin Regentin Chriſtine von Seite Frankreichs.

October.

11 Zusammenkunft des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Bayern in Linz.
— Revolution gegen Balcarce in Buenos-Ayres.
— Kleines Gefecht bei Oran.
12 Der Karlistenchef Santos Ladron vom Obrist Lorenzo gefangen und erschossen.
— Trezels Sieg bei Budgia.
13 Bittschrift der bedrängten Candioten an die Mächte.
— Zusammenkunft der Herzogin von Berry mit Karl X zu Leoben.
— Erste gemeinschaftliche Landsgemeinde der äußern und innern Bezirke von Schwyz.
16 Die kurhessische Kammer lehnt das Preßgesetz, als ungenügend, ab.
— Santander läßt 17 Verschwörer hinrichten.
17 Die Güter des Don Carlos werden confiscirt.
21 Eröffnung der Generalstaaten.
22 El Pastors kleiner Sieg über die Karlisten bei Tolosa.
— Tumult zu Erlau in Ungarn bei Gelegenheit einer Deputirtenwahl.
23 Amnestiedecret der Königin Regentin Christine.
27 Santanna's Einzug in Merico nach der Niederlage der Insurgenten.
28 Auflösung des Domcapitels zu St. Gallen.
31 Zusatzartikel zum preußischen Zollvertrage vom 22 März.

November.

2 Auflösung der darmstädtischen Kammer.
3 König Leopolds Besuch in Paris.

November.

6 Sieg der ſpaniſchen Karliſten unter Caſtañon.
13 Schluß des badiſchen Landtags.
14 Niederlage der ſpaniſchen Karliſten unter Merino.
— Siebenpfeiffers Flucht aus dem Gefängniſſe.
17 Handelsvertrag zwiſchen Neapel und Tunis.
18 Entlaſſung des ſpaniſchen Miniſters Cruz.
— Tod der von der Herzogin von Berry in ihrem Gefängniſſe zu Blaye gebornen Tochter.
21 Sarsfields Einzug in Bilbao.
24 Einſchiffung von 650 Polen in Danzig.
— Niederlage des türkiſchen Rebellenchefs Turki Bilmas in Arabien.
— Erdbeben auf Java und Sumatra.
26 Sarsfields Einzug in Vitoria.
30 Eintheilung Spaniens in Departements.

December.

2 Botſchaft des nordamericaniſchen Präſidenten Jackſon.
— Große Hinrichtungen auf der Inſel Candia.
4 Kleines Gefecht bei Oran.
5 Eröffnung der Kammern in Hannover.
— Der Bundestag verbietet „den Beobachter in Heſſen" und „das heſſiſche Volksblatt."
7 Die hannoverſche Kammer beſchließt die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen.
9 Schluß des würtembergiſchen Landtags.
10 Kleine Verſchwörung gegen Paez in Venezuela.
12 Entſcheidung der nordamericaniſchen Repräſentantenkammer gegen die Bankprivilegien.

December.

15 Stubbs ſchlägt die Migueliſten zum letztenmale von Oporto zurück.

18 Heftiger Orkan, der in Deutſchland viele Wälder und in den nordiſchen Meeren Schiffe zerſtört.

20 Obregoſo wird Präſident von Peru.

21 Sieg der ſpaniſchen Karliſten bei Guarcina.

23 Wiedereröffnung der franzöſiſchen Kammern.

24 Sklavenaufſtand auf Martinique.

27 Entwaffnung der königlichen Freiwilligen in Madrid.

— Don Pedro's Amneſtiedecret.

28 Llauder, Generalcapitain von Catalonien, erklärt ſich gegen das Miniſterium Zea.

— Osman Paſcha, ägyptiſcher Admiral, geht zum Sultan über.

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Pädagogiſche
Reiſe durch Deutſchland

im Sommer 1835,

auf der ich

Eilf Blinden-, verſchiedene Taubſtummen-, Armen-, Sträf- und Waiſenanſtalten

als Blinder beſucht

und in den

nachfolgenden Blättern beſchrieben habe.

J. G. Knie,

Oberlehrer der ſchleſiſchen Blinden-Unterrichtsanſtalt.

Mit einem Vorwort

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1837.

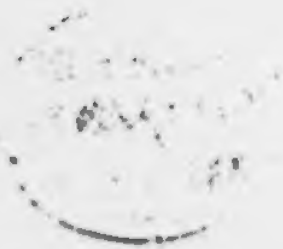

Sr. Excellenz

dem königl. preuß. wirklichen Geheimen Staats- und Miniſter der Geiſtlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

Herrn Freiherrn

v. Stein zum Altenſtein,

Ritter des ſchwarzen Adlerordens, des eiſernen Kreuzes und der franz. Ehrenlegion

in unterthäniger und unwandelbarer Verehrung

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Vorwort.

Herr Knie iſt ein lebendiger Beweis für den Nutzen der Blindenanſtalten und für die großen Fortſchritte, welche der Unterricht in denſelben gemacht hat. Denn von früher Jugend an blind, hat er es durch Ausdauer und gute Methode in alten und neuen Sprachen, Realwiſſenſchaften und in der äußeren Kunſt des Lebens ſo weit gebracht, daß er — ganz allein — als wiſſenſchaftlicher Reiſender auf dem Eilwagen durch ganz Deutſchland gereiſ't iſt, um die Blinden-, Taubſtummen- und anderweitige Armenanſtalten zu unterſuchen. Wenn allerdings ein ſo kühnes Unternehmen nicht ohne einen angebornen Genius zu wagen, und nicht ohne die ſchnell alle Herzen gewinnende Liebenswürdigkeit des Verfaſſers durchzuführen iſt, ſo muß doch eine Thatſache, wie dieſe Reiſe eines Blinden ohne Führer, als ein hoher Triumph des Blin-

denunterrichts und der neuern Civiliſation überhaupt angeſehen werden.

Frankreich hat den Ruhm, auf die Bildung der Taubſtummen und Blinden zuerſt gedacht zu haben; doch würde der fromme Abbé de l'Epée vielleicht ins Dunkel der Vergeſſenheit geſchwunden ſeyn, wenn es unſer Kaiſer Joſeph II. nicht geweſen wäre, der ihn während ſeines Aufenthalts in Paris zuerſt in Ruf brachte. Gleichwohl ſah Deutſchland nicht vor dem Jahre 1806 die erſte Blindenanſtalt zu Berlin. Was ſeitdem für Anſtalten dieſer Art geſchehen iſt, wird der geneigte Leſer am beſten aus dem nachfolgenden für die Sittengeſchichte unſers Jahrhunderts gewiß äußerſt intereſſanten Werke am genaueſten erfahren.

So erfreulich nun dieſe Fortſchritte in Vergleich mit der gänzlichen Vernachläſſigung der Blinden und Taubſtummen in früheren Zeiten ſind, ſo iſt doch noch lange nicht überall Alles geſchehen, was in dieſer Beziehung noch die Aufgabe der Humanität und eine Pflicht der Geſellſchaft oder des Staates iſt, der Geſellſchaft nämlich, ſofern ſie durch Aſſociatio-

nen so häufig Maßregeln ersetzen muß, woran der Staat zu denken noch nicht Muße genug hat. Die Zahl der Blinden und Taubstummen, die wirklich in geregelten Anstalten Unterricht genießen, und dadurch befähigt werden, durch eine Handthierung oder Kunst der Gesellschaft noch nützlich zu seyn, sich selbst ihr Brod zu verdienen und sich zugleich durch die empfangene geistige und sittliche Bildung über das Unglück ihres Zustandes zu trösten; die geringe Zahl dieser Geretteten steht mit der grossen der noch immer Verwahrlos'ten in einem allzu auffallenden Mißverhältniß, als daß Menschenfreunde nicht endlich darauf aufmerksam werden sollten, was hier noch zu thun übrig ist! Wie viele von hundert lebenden Blinden genießen wohl die Wohlthat eines geregelten Unterrichts? Es ist überall ein sehr geringes Procent.

So wie es aber ein Recht der bürgerlichen Gesellschaft ist, alle Diejenigen, die ihre Zwecke böswillig stören, ohne Ausnahme zur Strafe zu ziehen: eben so ist es auch eine Pflicht der Gesellschaft, ohne Ausnahme alle ihre Glieder für jene Zwecke zu erziehen, und den Unglücklichen, welchen nicht der gute Wille

dazu, ſondern nur die ſorgfältigere Pflege fehlt, dieſe zu gewähren, denn die geringe Zahl ſolcher Unglücklichen und die größere Mühe ihrer Erziehung kann und darf kein Grund ſeyn, ſie zu vernachläßigen, weder nach der chriſtlichen Pflichtenlehre, noch nach den Grundſätzen der Menſchenrechte.

Möge das vorliegende Buch im Stande ſeyn, dieſe Wahrheit eindringlich zu machen, und möge dadurch der Segen, den der würdige Verfaſſer durch ſeinen perſönlichen Unterricht ausbreitet, auch auf die kommenden Generationen ausgedehnt werden!

Wolfgang Menzel.

Inhalts - Verzeichniſs.

Erſtes Capitel.

Seite

Antritt der Reiſe. Erſte Gefährten. Zuchthaus zu Görlitz. Weitere Reiſe über Bauzen nach Dresden und neue Gefährten derſelben 1

Zweites Capitel.

Wie ich die Dresdener Blindenanſtalt betrat und vom Sonnabend bis Mittwoch näher kennen lernte. Aufwartung bei Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter v. Lindenau, und Beſuch bei Couſine Legler 8

Drittes Capitel.

Die Blindenanſtalt zu Dresden 11

Viertes Capitel.

Heilanſtalten für Augenkranke und Blinde in Dresden und Leipzig, und Taubſtummenanſtalt zu Dresden. Verein zur Heilung und Unterſtützung hülfsbedürftiger Blinder und augenkranker Perſonen 21

Fünftes Capitel.

Ausflug nach Großenhain zu meinem Oheim Goldammer. Seelenahnung. Pädagogiſcher Verein. Abermaliger Ausflug nach Pillnitz und Pirna. Beſuch der Irrenanſtalt auf dem Sonnenſtein und des Waiſenhauſes für den Meißner Kreis in Pirna 37

Sechstes Capitel.

Seite

Waiſenhaus und Kinderbeſſerungs-Anſtalt zu Antonsſtadt vor Dresden. Andere Armenſchulen. Armen-Induſtrie. Noch ein Beſuch bei der Excellenz. Marliſabrik. Abſchiedabend bei meiner Couſine und Abſchiedsmorgen in Dresden 31

Siebentes Capitel.

Gränzabenteuer. Rückkehr nach Dresden. Neuer Antritt der Reiſe über Töplitz nach Prag. Lang, Jahn und andere Gefährten 43

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Prag. Vicepräſident Ritter von Prohazka. Erſter Beſuch der Blindenanſtalt. Schützeninſel, Färberinſel. Weitere Beſuche der Blinden-Erziehungsanſtalt 46

Neuntes Capitel.

Runkelrüben-Zuckerſiederei zu Königsſaal unter Dr. Rodweis. Zweite Kinderbewahranſtalt zu Prag. Zwangsarbeitshaus daſelbſt und beſchleunigter Entſchluß Prag zu verlaſſen 60

Zehntes Capitel.

Die Blindenverſorgungsanſtalt, das Criminalſtrafhaus und meine letzten Beſuche 66

Eilftes Capitel.

Stellwagenfahrt nach Wien. Wechſelnde Mitpaſſagiere. Quartiere. Witterungswechſel und Ankunft in Wien . . 77

Zwölftes Capitel.

Meine Aufnahme in der Blindenanſtalt. Polizei und Badebeſuch. Der Koffer iſt noch nicht da. Sonnabendbeſuch der Lehrſtunden, Sonntagbeſuch der Meſſe. Beſuch

Seite

bei Sr. Excellenz, dem Geheimenrathe Grafen v. Siedlnicki und anderen Personen. Lerchenfeld. Blindenmusik beim Fassel. Straußisches Abendconcert bei der Birne. Die Schuster. Abendständchen des Blindencorps, mein Namenstag. Doctor Hammerschmied und fortgesetztes Beiwohnen des Unterrichts 80

Dreizehntes Capitel.

Blindenerziehungs- und Blindenversorgungsanstalt . . 88

Vierzehntes Capitel.

Augenheilkunde in Wien. Adeliger Frauenverein. Armen-Unterstützung zu Wien, Zwangsarbeitsanstalt und geheime Correctionsanstalt 108

Fünfzehntes Capitel.

Taubstummenanstalt. Mittagbrod im Weinberge. Weinproben. Provincialstrafhaus. Einige Bemerkungen über Gebäude und Gasbeleuchtung und Rüstungen zum Abmarsch . 115

Sechszehntes Capitel.

Fahrt nach Linz. Chimany, Kloster Mölk. Die anderen Reisegefährten 123

Siebenzehntes Capitel.

Mein Aufenthalt in Linz. Die Anstalten für Blinde und Taubstumme. Berg Carmel. Oberschulenvorsteher Weissken. Marthürme. Eisenbahn 126

Achtzehntes Capitel.

Route nach Salzburg. Anziehende Bekanntschaft. Gewitter. Bemerkung über das Lichtgefühl der Blinden. Schlechte Posthaus-, gute Gasthauseinrichtung 135

Neunzehntes Capitel.

Neue Reisegefährten. Bergthor. Paßexamen. Posthorn. Musik. Nasenschmaus. Gewitterregen 139

Zwanzigſtes Capitel.

Seite

Aufenthalt in München. Taubſtummenanſtalt. Allgemeines Krankenhaus. Waiſenhaus. Einige andere Bemerkungen 112

Einundzwanzigſtes Capitel.

Fahrt nach Freyſing. Die bayeriſche Blindenanſtalt daſelbſt. W. Lachmanns Bekanntſchaft 148

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Reiſe nach Augsburg. Deſſen wohlthätige Stiftungen und weitere Fahrt nach Ulm 157

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Paſſirung der rauhen Alp. Bis Göppingen und Gmünd 162

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Fahrt nach Stuttgart und Aufenthalt daſelbſt . . . 172

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Reiſe von Stuttgart über Illingen nach Bretten. Geſpräche mit meinem Kutſcher über Auswanderung der Würtemberger; mit dem Dekan Sabel über kirchliche Anſichten. Schule zu Diedelsheim. Sterns Methode, ſo wie Ankunft und erſte Begegniſſe in Bruchſal 177

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Ankunft und Aufenthalt in Bruchſal. Die badenſche Blindenanſtalt daſelbſt 183

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Meine Weiterreiſe nach Frankfurt am Main 196

Achtundzwanzigſtes Capitel.

Contraſte 200

Dreißigſtes Capitel.

Seite

Weimar. Merkwürdiges Gaſthofslogis. Taubſtummen- und Blindenunterricht. Art der Waiſenverſorgung. Beſſerungsanſtalt für verwahrloſ'te Kinder. Verſorgungsanſtalt für Pfarrer- und Schullehrerwittwen. Landſchulfonds. patriotiſches Inſtitut der Frauenvereine und noch beſtehendes Leichenhaus 209

Einunddreißigſtes Capitel.

Jena. Muſikfeſt. Dr. Trieſt. Raſenmühle. Nächtliche Fahrt nach Erfurt. Verwandtſchaftsreſte. Taubſtummenanſtalten. Otto Gumprecht. Ein das Gymnaſium beſuchender Blinder. Judenrecht. Reinthaler. Martinsſtift. Luthers Zelle. Noch ein Tag in Weimar 218

Zweiunddreißigſtes Capitel.

Eilwagenpartie über Naumburg nach Weißenfels. Die Naſe gibt auch Kenntniſſe. Seminariendirector Harniſch. Ankunft in Halle. Baron de la Motte Fouqué. Halle'ſche Blindenſchule der Gebrüder Krauſe. Flamariſcher Unterſtützungsfonds für Blinde, und Hr. Planitzer, ein Blinder . . 229

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Neue Gefährten auf der Reiſe nach Wittenberg, Verweilen in Potsdam bei meinem Freunde Hientſch. Seminariengebäude u. ſ. w. 235

Vierunddreißigſtes Capitel.

Verweilen in Berlin. Staatsviſiten. Beſuch der techniſchen Sammlung des Gewerbeinſtituts; Blindenanſtalt. Familienoper u. ſ. w. 237

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Heimreiſe und Gefährten derſelben. Heimathsgefühl. Tragiſcher Vorfall. Grünbergs Taubſtummenanſtalt und Weinbau. Die Reiſe im Schlafe. Erfreuliche Begegnungen bis zuletzt 243

Anhang.

Erſtes Capitel.

Seite

Braunſchweig'ſche Blindenanſtalt 250

Schleſiſche Blinden-Unterrichts-Anſtalt zu Breslau . . 251

Zweites Capitel.

Gegenwärtiger Stand der Blindenbildung in Deutſchland nach den auf meiner Reiſe hierüber gewonnenen Anſichten . 271

Drittes Capitel.

Noch einige Worte der Rechenſchaft, warum ich auf meiner Reiſe mich auch für Straf-, Armen- und andere Erziehungs-Anſtalten, als die für Blinde, intereſſirt, und endlich, warum und wie ich die Reiſe allein gemacht habe . . . 330

Pädagogiſche Reiſe

durch Deutſchland im Sommer 1835.

Erſtes Capitel.

Antritt der Reiſe. Erſte Gefährten. — Zuchthaus zu Görlitz. — Weitere Reiſe über Bunzen nach Dresden, und neue Gefährten derſelben.

Es war an einem Mittwoch, den 20 Mai, Nachmittags, als ich, geleitet von meiner treuen Lotte und meiner guten Tochter Julie, dem Breslauer Oberpoſtamte zueilte, um für acht lange Wochen Abſchied von beiden lieben Seelen zu nehmen; er war kurz, aber herzlich. Es hatte eben 5 Uhr geſchlagen, als der Poſtwagen mich ihnen entführte; der einzige Mitpaſſagier war Herr Kähler, ein Candidat der Theologie, der ſo eben ſein erſtes Examen glücklich beſtanden hatte. Mit ihm und dem wackern Schirrmeiſter Obſt entſpann ſich ſehr bald eine freundliche Unterhaltung, die uns den Weg von 4½ Meilen bis zur nächſten Station, der Kreisſtadt Neumarkt, angenehm verkürzte. Wir kamen um 9 Uhr an, aßen Abendbrod im Hohen Hauſe, und ſetzten unſere Fahrt um 10 Uhr nach Liegnitz, der Regierungs-, Kreis- und Fürſtenthumshauptſtadt, fort, und von hier, nach eingenommenem Kaffee, um 5 Uhr die Fahrt nach Hainau, wo der Breslau'ſche Fabriken-Commiſſarius Hofmann unſere kleine Reiſegeſellſchaft vermehrte und neuen Reiz in die Unterhaltung brachte. Von ihm erfuhr ich, daß aus der Schweiz eine Bandmaſchine nach Berlin gekommen ſey, deren Conſtruction ganz der Idee entſprach, welche ich ſelbſt ſchon einmal zu verwirklichen geſucht hatte, nämlich Bewegung der Schützen oder Schiffe durch Räder und Zahnſtangen. Das Mittagsmahl nahmen wir in Bunzlau, wo Herr Kähler mich vorher noch zu dem Herrn Buchhändler Appun begleitete, ein. In Waldau fragte ich vergebens nach Chokoladen-Zwieback.

In Görlitz kamen wir um 5 Uhr an, und da hier wegen Ankunft der Laubaner Poſt die weitere Reiſe erſt nach 11 Uhr geſchehen konnte, ſo beſuchte ich den Herrn Zuchthausdirector

Heinze. Ich traf den ehrenwerthen, mir ſchon bekannten Mann in ſeinem Garten, und da mich unter den Arbeiten, womit er ſeine bedaurungswürdigen Pflegebefohlnen beſchäftigt, beſonders die Anfertigung der Schwefelhölzer intereſſirte, widmete ich dieſer 1 Stunde.

Die Zuchthauskoſt, welche mich die Frau Directorin bei ihr einzunehmen ſehr holdſelig zu nöthigen verſtand, behagte mir nicht übel.

Dieſe Anſtalt iſt ihrem Etat zufolge auf 416 Sträflinge: 350 männliche und 66 weibliche, eingerichtet. An dieſer Zahl fehlten bei meiner Anweſenheit nur 3 Köpfe. Beſchäftigt waren: 145 derſelben mit Pique-Arbeit, 80 mit Lohnarbeiten, als: Taglöhnern, Stricken, Nähen, Federſchleißen, Verfertigung von Tiſchlerarbeiten, Zündhölzern, Wolle, auch Flachsgarnſpinnen, Formſtechen, Steinſchneiden, Schreiben, Zeichnen ꝛc.; 23 in der Oekonomie: als Reinigungsknechte, Holzhacker, Küchenknechte u. ſ. w.; 135 mit Schuhmacher-, Schneider-, Böttcher-, Tiſchler-, Maurer-, Leinweberciarbeit, mit Lumpenzupfen incl. 100 Leingarnſpinnern, und ſo andern kleinen Verrichtungen für die Fabrik der Strafanſtalt; die noch übrigen 30 beſtanden aus Lehrlingen, Kranken und Arreſtanten. Im Jahre 1826 kaufte der Staat das Zuchthausgebäude von den Landſtänden der königlichen preußiſchen Oberlauſitz für 25,000 Rthlr., ließ es zweckmäßig ausbauen, und es wurde daſſelbe zu Ende des Jahres 1830 beſetzt. Der Bezirk deſſelben, welcher gegenwärtig das ganze Liegnitzer Regierungsdepartement, den Guhrauer Kreis, und von der Provinz Brandenburg die Niederlauſitz und die Neumark umfaßt, zählt 745,574 Einwohner; ſobald jedoch der Bau der neuen Strafanſtalt in Sonnenberg vollendet ſeyn wird, wird ſich der Bezirk des Görlitzer Zuchthauſes nur über das Liegnitzer Regierungsdepartement und den Guhrauer Kreis erſtrecken.

Im Jahre 1834 war die Durchſchnittszahl:

$346^{7}/_{365}$ männliche,

$66^{41}/_{365}$ weibliche,

zuſammen: $413^{48}/_{365}$ Züchtlinge.

Darunter befanden ſich 116 männliche } Rückfällige,
14 weibliche }

zuſammen: 130.

Von den 130 Rückfälligen waren:

74 zum 1ſten
23 — 2ten
14 — 3ten
8 — 4ten
4 — 5ten
2 — 6ten
3 — 7ten
und 2 — 10ten
} Male rückfällig.

Mit Anfang des Jahres 1835 waren in der Strafanſtalt 409 Züchtlinge, und zwar 338 männliche, 71 weibliche, von denen

25 auf Lebenszeit
2 über 30 Jahre
16 von 20 — 30 —
75 von 10 — 20 —
60 von 5 — 10 —
u. ſ. w.
} zu ſitzen haben.

Im Jahre 1834 ſtarben 13, und in demſelben Verhältniſſe war die Sterblichkeit auch in den vorhergehenden Jahren.

Der Arbeitsverdienſt betrug 1834: 6380 Rthlr. 12 Sgr. 5 Pf., und im Durchſchnitte für jeden Züchtling: 17 Rthlr. 4 Sgr. 6 Pf. Die Unterhaltungskoſten betrugen:

a. für die Geſunden: 9498 Rthlr. 4 Sgr. 2 Pf. oder pro Kopf, 24 Rthlr. 28 Sgr. 8 Pf., oder täglich 2 Sgr. $^{4864}/_{5000}$ Pf.;

b. für Kranke: 762 Rthlr. 15 Sgr. 9 Pf. oder pro Kopf jährlich 23 Rthlr. 29 Sgr. $10^{1}/_{5}$ Pf., täglich 1 Sgr. $11^{1}/_{5}$ Pf.;

c. die Koſten der Bekleidung: 762 Rthlr. 11 Sgr. durchſchnittlich à 1 Rthlr. 20 Sgr. 4 Pf. (doch wurde

1834 besonders gespart, sonst beträgt dieser Posten viermal so viel);

d. die Generalkosten: 9318 Rthlr. 22 Sgr. 11 Pf. à Kopf jährlich 22 Rthlr. 15 Sgr. 3 Pf.

Die Gesammtkosten beliefen sich hiernach im Jahre 1834 auf 20,341 Rthlr. 23 Sgr. 10 Pf. Wenn man die Unterhaltungskosten eines Sträflings nach den vorstehenden Angaben:

ad a.	mit	24 Rthlr.	28 Sgr.	8 Pf.	
ad c.	—	1 —	20 —	4 —	
ad d.	—	22 —	15 —	3 —	zusammenrechnet
so ergibt sich für den Kopf der jährliche Aufwand		49 —	4 —	3 —	
Summa per se		49 —	4 —	3 —	
zieht man den Arbeitsverdienst mit		17 —	4 —	6 —	
davon ab, so betragen die wirklichen Kosten der Unterhaltung eines Sträflings		33 —	21 —	8 —	jährlich
oder . . .		— Rthlr.	2 Sgr.	9 Pf.	

täglich, welche die rechtlichen arbeitenden Classen der Staatsbürger für die nichtswürdigen Schurken unter ihren Landsleuten als drückende Lasten aufzubringen haben.

Die Absonderung der Gefangenen unterliegt auch hier, wie fast in allen Strafanstalten, den größten Schwierigkeiten, denn da die Inculpaten ohne Unterschied des Verbrechens hieher abgeliefert werden, so ist eine heilsame Separation derselben unausführbar, und nur zur Noth sind die Geschlechter getrennt; wenn man am Tage auch allen Verkehr dadurch unterdrückt, daß man das System des Schweigens streng handhabt, so bieten doch die Nächte die schädlichste Gelegenheit zur Verführung der Gefangenen. Denn durch die

großen Schlafsäle, welche 60 — 100 Gefangene enthalten, wird recht eigentlich der vollständigen Entsittlichung in die Hände gearbeitet, und es kommen hier, wie alle Strafverwaltungen bezeugen können, die schauderhaftesten Excesse vor. Sonderung der Sträflinge in der Nacht ist das wichtigste unter allen Mitteln, durch welches der gänzlichen Entsittlichung derselben noch am ersten und kräftigsten entgegengearbeitet werden kann. Es bestehen übrigens 3 Classen, die bei allen Aufstellungen in Ordnung erhalten werden müssen.

Für die moralische Pflege der Evangelischen ist ein eigner Geistlicher bei der Strafanstalt angestellt, die der Katholiken geschieht von dem betreffenden Pfarrer zu Görlitz. — Die Schule hat leider aus Mangel eines Lehrers wie eines Locales eingehen müssen. Die Stelle des Organisten versieht bei dem Gottesdienst ein Sträfling, so wie auch das Sängerchor aus einer Anzahl eingeübter Sträflinge besteht. Noch eilte ich den Herrn Polizeisecretair Schneider, Director der königlichen naturforschenden Gesellschaft, auf ein Viertelstündchen begrüßen zu wollen, war aber nicht so glücklich, ihn zu treffen. Auch der Gymnasialrector Anton kam erst nach 10 Uhr mit seiner Gattin aus dem Theater. Die sorgliche Hausfrau tränkte den nächtlichen Gast mit Thee und spickte meine Reisetasche mit Cigarren. So verließ ich Görlitz in der 12ten Stunde, als alleiniger Passagier; denn Candidat Kähler war zu seinem Hauslehrerleben nach Nieder-Horka bei Rothenburg mit der dorthin fahrenden Post, und Herr Commissarius Hofmann zu seiner Familie bei Seidenberg abgegangen.

In Löbau früher angekommen, als die Dresdener Post, gewann ich Zeit, die Bekanntschaft des seit mehreren Jahren erblindeten Diaconus und wendischen Pastors Kanig zu suchen. Er verwaltet fortwährend sein dürftiges Amt, das ihm nicht so viel zu gewähren scheint, um sich einen beständigen Vorleser halten zu können. Er gehört der strengern lutherischen Partei unserer Zeit an.

In Hochkirch erinnerte ich mich bei der ersten Flasche Bier auf sächsischem Boden (das man hier zierlicher als in

Schleſien, in Flaſchen gefüllt mit kleinen Gläſern auftafelt) an die Schreckniſſe des 14 Octobers des Jahres 1758, wo der allzukühne Preußen-Friedrich dem Muthe und der Liſt ſeines Gegners faſt gänzlich unterlag. (In Merkersdorf, ſchon früher paſſirt, bezeichnet jetzt ein Denkmal die Stelle, wo Marſchall Duroc, Napoleons Liebling, und General Kirchner, von einer preußiſchen Kanonenkugel getroffen, 1813 im Mai gefallen ſind.) Zu Bauzen geleitete mich die freundliche Gaſtgeberin der Paſſagiere ſelbſt zu Hrn. Buchdrucker Mongs, der mich durch ſein Verhältniß zu der mir befreundeten Familie Kelbaß intereſſirte.

Neue Mitpaſſagiere gaben meiner weiteren Reiſe neuen Reiz. Anfangs war es nur der Hr. Baumwollen-Spinn-Fabricant Lindner aus Döbeln. Unermüdliche Thätigkeit charakteriſirte dieſen Mann, wie alle Gewerbetreibenden in Sachſen. Ein zweiter Paſſagier ſchloß ſich in Schmiedefeld an; es war ein Hr. Baron v. Zähme, aus der ſächſiſchen Oberlauſitz, ein Mann von höherer vielſeitiger Bildung und ächter Humanität des Charakters. Wir ſtopften fleißig aus ſeinem, mit der Hoſe eines Bockſchenkels gefütterten ungariſchen Tabaksbeutel, und ſuchten unſern Schirrmeiſter über ſeinen Unmuth, wegen der bevorſtehenden Anlegung der Eiſenbahn von Leipzig nach Dresden, möglichſt zu tröſten.

Zweites Capitel.

Wie ich die Dresdener Blindenanſtalt betrat und vom Sonnabend bis Mittwoch näher kennen lernte. — Aufwartung bei Sr. Excellenz, dem Herrn Miniſter v. Lindenau, und Beſuch bei Couſine Legler.

Schon um 9 Uhr empfing uns das Dresdener Poſthaus, bald war ein Cicerone gefunden, mit dem ich der Blindenanſtalt in Fiſchersdorf, einem Theile der Wilsdruffer Vorſtadt, Nro. 719, zueilte. Man läutete ſo eben zur Abendandacht, als ich eintrat, und da die Frau des Pförtners, mit weib-

lichem Tacte, sogleich errieth, wer ich war, und mir schnell verkündete, mein Freund, Hr. Lehrer Koblitz, halte so eben das Gebet, so schwärzte ich mich sogleich, um nicht zu stören, mit Hülfe ihres Mannes, als Contrebande, in den Betsaal ein. — Groß war die Ueberraschung und Freude, als ich am Schlusse der Andacht, die hier von den Blinden und ihrem Lehrer sitzend, und bei dem Gesange, begleitet von einer Philharmonika, abgehalten wird, durch ein: „Guten Abend Hr. Koblitz" mich zu erkennen gab. Auch richtete ich zugleich die Grüße meiner Zöglinge an ihre Dresdener Schicksalsgenossen aus.

Eingetreten in die Häuslichkeit meines Freundes fanden wir nun des Fragens und Erzählens kein Ende, und erst die dritte Morgenstunde streute Morpheus' Schlummerkörner auf unsere Augen. — Aufgestanden eilte ich Sr. Excellenz, dem Hrn. Minister v. Lindenau, als Chef der Commission aller wohlthätigen Anstalten in Sachsen, meine geziemende Aufwartung zu machen, und die Erlaubniß zu einem Besuche auf dem Sonnenstein, der großen Irrenanstalt Sachsens, nachzusuchen, war aber nicht so glücklich, ihn in seinem Hotel zu finden; daher begrüßte ich jetzt den Director der Blindenanstalt Hrn. Georgi, mir schon bekannt durch einen Besuch in Breslau, als er seiner Anstellung in Dresden entgegen sah.

Nach Tische wohnte ich der Musikprobe des Dresdener Blindenchores bei, die jeden Sonnabend von 4 bis 6 Uhr stattfindet. Das Chor führte auf: Mozarts Sinfonie aus DDur, und an Gesängen ein Terzett aus Titus, Matthissons schönes Gedicht: „die Vollendung:" „Wenn ich einst das Ziel errungen habe in den Lichtgefilden jener Welt, Heil der Thräne dann auf meinem Grabe, die auf hingestreute Rosen fällt" — trefflich componirt von Schicht; eben so Himmels Composition aus Tiedge's Urania.

Der Abend blieb gewidmet der Zwiesprache mit meinem Freunde. Am folgenden Morgen war ich so glücklich, Sr. Excellenz meine Aufwartung machen zu können, und darf mich der humansten Begegnung dieses ausgezeichnetsten Staats-

mannes rühmen, der mich mit der ehrenden Aufforderung entließ, ihm mein Gutachten über den Plan des neu aufzuführenden Gebäudes für die Blinden-Anstalt abzustatten. Am Arme eines neuen gemüthlichen Bekannten, Hrn. Lichtenauer aus Hanover, besuchten Hr. Koblitz und ich die Promenaden Dresdens und die katholische Kirche, um wenigstens Einmal die Unnatur eines Castraten belauscht zu haben, denn zur Predigt kamen wir zu spät.

Das Mittagsbrod nahmen wir bei der Frau Schwiegermutter des Herrn Rectors Georgi, der Frau Räthin Steckling, die mit ihrem ersten Gatten Hrn. Dr. Flemming die Dresdener Blindenanstalt im Jahre 1809 ins Leben gerufen hatte, ein.

Nach Tische besuchten wir den neuen Bauplatz der Anstalt vor dem Falkenschlage, und das nahe Dörfchen Löbdau, um eine Milchfête zu begehen. Den Montag widmete ich der nähern Kenntnißnahme der Blindenanstalt, indem ich den Lehrstunden beiwohnte und die Werkstätten besuchte.

Auch befriedigte ich ein Bedürfniß meines Herzens, in dem ich meine, an den sächsischen Hauptmann Legler seit Jahren verehlichte Cousine Friederike, Tochter des Superintendenten Goldammer zu Großenhain, aufsuchte. Wahre Verwandten-Herzlichkeit empfing den 27 Jahre nicht gesehenen Vetter, und ließ mich bald das Glück empfinden, in dem heimkehrenden Gatten meiner werthen Freundin einen neuen und schätzenswerthen Freund gewonnen zu haben. Eine Reise nach Großenhain wurde für den 28sten, als dem Himmelfahrtstage, beschlossen.

Den Mittwoch brachte ich größtentheils noch in den Unterrichtsstunden der Anstalt zu, und es mag hier, um den fernern Faden meiner Berichterstattung nicht unschicklich unterbrechen zu dürfen, sogleich eine kurze Darstellung des über die Anstalt Bemerkenswertheſten folgen.

Drittes Capitel.

Die Blindenanſtalt zu Dresden.

Da das gegenwärtige Gebäude in demjenigen Theile der Willsdruffer Vorſtadt, welche das Fiſchersdorf genannt wird, von der königlichen Commiſſion wegen ſeiner Feuchtigkeit, und der zu engen Räume für die Schlafſäle, ſo wie anderer Uebelſtände halber, bereits verkauft, und der Bau eines neuen Anſtaltsgebäudes vor dem Falkenſchlage unweit des Feldſchlößchens auf einem Hügel, in einer ganz freien Lage links am Wege nach dem Plauenſchen Grunde bereits contrahirt iſt, ſo übergehe ich hier alle weitern Bemerkungen über das gegenwärtige Local, und bemerke nur über das neue Gebäude, daß dieſes nach den Himmelsgegenden geſtellt, auf ſeinen längern Seiten gegen Norden und Süden 15, auf ſeinen kürzern 5 Fenſter haben wird. Ein Souterrain enthält die Oekonomie-Anſtalten nebſt Waſchhaus und Tiſchlerlocal; das hochgelegte Parterre die Arbeitsſäle für Korbmacher und Seiler, nebſt Speiſeſaal, Küche und einigen Wohnungen; die 2 noch folgenden Stockwerke, außer den Beamtenwohnungen, den großen Bet- und Muſikſaal; am Oſtende das Lehrzimmer, zugleich Aufenthalt für die Knaben, einen Aufenthalts- und einen Arbeitsſaal für die Mädchen, und einige dergleichen Zimmer für die Erwachſenen, nebſt drei Schlafſälen für die Mädchen und Knaben; der für die erwachſenen Männlichen befindet ſich ſchon im Manſard des erſten Bodens, wo ein großes Kleidergelaß und ein Gelaß zum Wäſchetrocknen, nebſt einigen Kammern, den übrigen Raum füllen. Der zweite Boden iſt zur Seilerbahn beſtimmt. Ein Garten umgibt das Haus von allen Seiten.

Bei meinem Beſuche waren in der Anſtalt 61 Blinde, von denen jedoch ſechs, 4 männliche und 2 weibliche, außerhalb wohnende, nur täglich zum Betriebe der Handarbeiten in die Anſtalt kommen; 55 in der Anſtalt Verpflegte begriffen unter ſich 22 weibliche, und an Schulgängern 16 Knaben und

5 Mädchen. Zur lebenslänglichen Verſorgung befanden ſich jetzt 12 königliche Freiſtellen; nur 2 Blinde hatten ſich ſelbſt durch Zahlung kleiner Capitale eingekauft. Auch die übrigen Blinden werden auf Staatskoſten verpflegt, wozu jedoch die Gemeinen oder Angehörigen in der Regel jährlich 27 Rthlr., als Hälfte der Specialkoſten von 54 Rthlr., und nur ausnahmsweiſe weniger oder gar nichts bezahlen müſſen; nur Ein auswärtiger Zögling, aus Lübeck, war gänzlich auf Koſten ſeiner Angehörigen hier (139 Rthlr. wurden jährlich für ihn gezahlt). Jeder Eintretende hat doppelte Kleidung und dreifache Wäſche mitzubringen, oder bei Ermangelung derſelben 14 Rthlr. zu zahlen. Eine weitere Zahlung auf Kleidung iſt ſchon in der obigen begriffen. Als Aufſeher, Wärter und Führer ſind 4 männliche Perſonen, und unter dieſen 2 Halbblinde angeſtellt. Von den beiden ſehenden Wärtern iſt einer zugleich Werkmeiſter der Seilerei, der andere Hausſchneider. Die Stelle des Pförtners oder Hausmanns iſt mit der des Hausſchuſters vereinigt. Wärterinnen ſind 2; die eine zugleich Wärterin der Kranken. Für den Handarbeiten-Unterricht ſind, außer einem Seiler, noch 1 Tiſchler- und 1 Korbmacher-Meiſter angeſtellt, welche täglich in die Anſtalt, früh von 7 — 12, und Nachmittags, von 2 — 6 Uhr kommen.

Der Korbmacher lehrt zugleich das Binden der Strohdecken, das Nähen der Strohteller, Fertigen der Tuchdecken, und der Schnüre auf Maſchinen.

Als Director und erſter Lehrer iſt Hr. M. Carl Auguſt Georgi (geboren den 1 April zu Naumburg an der Saale 1802) angeſtellt. Als erſte Lehrerin und Rechnungsführerin für die Erzeugniſſe der Induſtrie: Frau Räthin Erneſtine Steckling. — Die Stelle des zweiten Lehrers bekleidet Herr Ernſt Daniel Koblitz, geboren den 9 Januar 1805 zu Nimtſch in Schleſien, und als Selbſtblinder vorgebildet in der Blinden-Unterrichtsanſtalt zu Breslau. Er hat außer den im Lehrplan angegebenen Schulkenntniſſen insbeſondere den Muſikunterricht zu ertheilen und zu leiten. Als Hülfslehrer für Schulſachen ſind angeſtellt Eduard Bidel, gebürtig aus

Zu Knie pädagogische Revue. S. 45.

Stunden.	Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.	Bemerkungen.
5 — 7	Aufstehen, Ankleiden, Frühstück und frei.	Aufstehen, Ankleiden, Versammeln im Lehrsaale, Morgengebet, Director und Koblitz abwechselnd, Frühstück und Freistunde.						Unterricht im Stricken und weiblichen Arbeiten zu täglich 9 Stunden: Räthin Steckling; Unterricht im Korb-, Rohr-, Stroh- und Teppichflechten und Schnüren-Klöppeln zu täglich 9 Stunden: Werkmeister Schurig; Unterricht in der Tischlerei zu täglich 4 Stunden: Werkmeister Rinkschel; Unterricht in der Seilerei zu täglich 9 Stunden: Werkmeister Grundmann. Musikunterricht: Lehrer Koblitz; Gesang: Lehrer Fischer, die Hülfslehrer Tettelbach und Wohllebe; Organist: Ehlich; die Herren Kammermusiker: Haale, Kotte, Forkert, Edel, Pentschel und Hr. Kalkulator Wittmann, welche außer den ersten 4 Privatstunden ertheilen.
7 — 8	Frei.	Religionsstunde. Director.	Religionsstunde. Director.	Weltgeschichte. Director.	Religionsstunde. Director.	Religionsstunde. Director.	Weltgeschichte. Director.	
8 — 9	Kirchgang oder Hausandacht. Director oder Räthin Steckling.	Deutsche Sprache. Director.	Geographie. Director.	Naturgeschichte. Director.	Deutsche Sprache. Director.	Geographie. Director.	Gemeinnützige Kenntnisse. Director.	
9 — 10		Musik.						
10 — 11	Frei.	Formlehre. Koblitz.	Rechnen. Kobl. Seidel und Schmidt.	Biblische Geschichte. Kobl.	Formlehre. Kobl.	Rechnen. Kobl. Seidel und Schmidt.	Biblische Geschichte. Kobl.	
11 — 12		Repetitionsstunde. Seidel.	Repetitionsstunde. Schmidt.	Gemeinnützige Kenntnisse. Kobl.	Repetitionsstunde. Seidel.	Repetitionsstunde. Schmidt.	Rechnen. Kobl. Seidel und Schmidt.	
12 — 3	Mittagessen und freie Stunden.							
3 — 5	Bibelandacht. Director oder Räthin Steckling.	Musik.						
5 — 4	Frei.	Repetitionsstunde. Seidel.	Privatunterricht in der französischen Sprache. Seidel.		Repetitionsstunde. Schmidt.	Privatunterricht in der französischen Sprache. Seidel.	Waschen oder Baden.	
4 — 4½		Frei.						
4½ — 6		Technische Arbeiten.					Musikalisches Zusammenspielen. Koblitz.	
6 — 7		Singstunde.						
7 — 9½	Abendessen und Freistunden oder Vorlesen. Abendgebet Director und Koblitz von Woche zu Woche abwechselnd.							

Lichtenſtein in Sachſen, alt 34 Jahre, und Amalie Schmidt aus Radeburg, alt 28 Jahre, beide blind, eben ſo der Geſang- und Harfenlehrer und Organiſt der Anſtalt Dagobert Fiſcher, ſo wie die beiden Hülfslehrer der Muſik Karl Wohllebe aus Grabnitz bei Oſchatz und Guſtav Tettelbach, Sohn des Hofmalers Tettelbach aus Dresden, 17 Jahre alt; und in der Korbmacherei Gottlieb Herzog aus einem Dörfchen bei Tharandt, ein durch Hrn. Prof. Dr. v. Ammon glücklich operirter Blinder.

Der Lehrplan der Anſtalt war in Kürze folgender:

(Siehe nebenſtehende Tabelle.)

Die Mädchen fand ich hauptsächlich durch Stricken beschäftigt, 7 betrieben die feine Korbmacherei, auch das Schuhmachen aus Sahlbändern und das Rohrstuhlbeziehen konnten einige; in der Korbmacherwerkstadt fand ich 12 männliche und 9 weibliche Blinde (mit Einschluß der 6 auswärtigen); besondere Vorrichtungen fand ich nicht, nur daß die Hobel zu den feinsten Schienen auf beiden Enden der Klingen angeschraubt waren, und die feinsten Geflechte über Formen gemacht wurden. In der Tischlerei waren 4 Erwachsene und 3 Knaben beschäftigt, welche theils ordinäre Geräthe, theils feinere Waaren als Stickrahmen, Schatullen, Nähtischchen u. s. w. fertigen, auch hier ohne außergewöhnliche Vorrichtung. Bei der Seilerei waren ebenfalls 7 Blinde in Thätigkeit und zwei Räder aufgestellt, das eine in der Anstalt selbst von den Tischlern gefertigt, das andere mit einer Maschine zum Selbstdrehen eingerichtet, und es war der Zug sehr leicht. Das Schnüreklöppeln auf einer aus England verschriebenen Maschine, von Mahagoniholz, betrieb ein erblindeter Israelit, der täglich 6 — 12 Ellen fertigt, à Elle zu 3 Pf. und geben 2 Strähn Garn, 7 — 8 gGr. im Werthe 90 Ellen, sonach 1 Pf. Materialwerth auf die Elle. Diese von dem Herrn Kaufmann Schütz mitgebrachte Maschine hat mit den Transportkosten 60 Rthlr. gekostet; hier nachgemacht aus hartem Holze 30 Rthlr. Die Anfertigung von Hanfdecken, bei denen der Aufzug aus starken Schnüren, der Einschuß aus Hanf besteht, wurde früher auf Maschinen, ähnlich den Breslauer Schilfdeckenmaschinen, gefertigt. Für die Fabrication der Decken aus Sahlbändern, oder Sahlkanten vom Tuche, gebraucht man einen großen Wirkstuhl, der der größern Tuchdeckenmaschine zu Breslau nachgebildet ist. Beim Rohrstuhlbeziehen hat man die Gewohnheit angenommen, die von Verbinden übrigen Enden durch die Löcher der Rahmen aufwärts zu stecken, und dann genau abzuschneiden.

An Lehrmitteln für den Schulunterricht fand ich vor: 2 Wandtafeln mit großen ausgeschnittenen Buchstaben, und

verſchiedene Leſekaſten, deren Deckel Leiſten zum Einſetzen der Buchſtaben hatten; die Buchſtaben ſelbſt waren theils auf Holztäfelchen geſchnitten, theils aus Papier gepreßt, und auf ſchwache Holztäfelchen geleimt; das Preſſen iſt zwiſchen Metalltafeln, deren eine die Buchſtaben erhöht, die andere vertieft enthält, mit vorher eingeweichtem Papiere vollzogen worden, doch erſchienen mir dieſe Schriftzüge nicht ſcharf genug; vollſtändig erhöhte Druckſchrift, überhaupt Leſen und Schreiben ſind nicht im Gebrauche. Zur Formlehre waren die Körper aus Mappe gefertigt, oder aus Holz geſchnitten, und zwei Klötzchen vorhanden:

a. mit einem vertieften Dreieck, und einem vertieften Fünfeck, um den Zwanzig- und den Zwölf-Flächner gleichſam ſicher vor dem Schüler auf die Ecke ſtellen zu können;

b. mit einem Falz, zur Stellung auf die Kante. Für das Rechnen waren mehrere ruſſiſche Rechnentafeln mit 9 gleichgroßen Perlen auf jedem Drathe vorhanden, doch wenig im Gebrauche; für den geographiſchen Unterricht iſt, ſtatt eines Globus, ein fühlbar ausgearbeiteter Planiglob von mehr als zwei Ellen Höhe und doppelter Länge, aus Holz geſchnitten und mit einem Drathgitter für die Abmarkung der Grade von 10 zu 10 überzogen, in dem Lehrſaale, an der Wand aufgehängt; die kleinern Zöglinge müſſen hierbei eine Bank erſteigen; auch haben alle Parallelkreiſe nach dem Pole zu einerlei Länge mit dem Aequator.

Ferner waren in kleinerem Maßſtabe drei kleinere Relief-Planigloben vorhanden, bei welchen die ſehr zweckmäßige Einrichtung ſtattfindet, daß man die einzelnen Erdtheile abnehmen kann. Das Ganze iſt eine Holztafel, von einem Rahmen umſchloſſen, der etwas vorſpringt. Die Haupt-Contur jedes Erdtheiles iſt ¼ Zoll dick aus einer Holztafel gebildet, 2 oder 3 kleine Stifte ſtecken in der Grundtafel, ſind oben als Häkchen umgebogen; kleine Ritze in die Theile,

welche abgenommen werden ſollen, ſind auf der Stelle eingeſchnitten, wo die Stifte angebracht ſind. Man dreht das Häkchen nach der Oeffnung des Ritzes, und hebt ſo die einzelnen Platten ab, oder ſteckt ſie auf, worauf man durch Drehen des Häkchens das Feſthalten bewirkt; drei und mehrere Karten können aus einer Brettdicke auf Einmal ausgearbeitet, und durch Zerſägen des Brettchens in dünne Tafeln, ſodann vervielfältigt werden. Eine Karte von Sachſen war auf einer Holztafel ſo dargeſtellt, daß die Flüſſe ſcharf vertieft, die Gebirge aus einer Maſſe von zerriebenem Bimſtein, Roggenmehl und Leim gebildet waren. Nägel, mit flachen Koppen, bezeichneten die Städte; deßgleichen iſt eine Karte von Paläſtina, eine von Griechenland, und eine von Europa vorhanden, bei denen die Gebirge mit Siegellack aufgetragen ſind. — Zur Veranſchaulichung der Gegenſtände aus der Naturbeſchreibung ſind kleine Sammlungen von ausgeſtopften Thieren, Sämereien, Mineralien und Conchylien vorhanden, von denen die letztern durch die leichte Unterſcheidbarkeit ihrer mannichfaltigen Formen den Zöglingen Vergnügen gewähren.

In den meiſten Unterrichtsſtunden, denen ich beiwohnte, herrſchte bei der Behandlung des Stoffes ein philoſophiſch rationelles, mehr auf Abſtraction, als auf Anſchaulichkeit hinſtrebendes Princip vor, was ich zwar bei dem Sprach- und dem Rechnenunterrichte für gut, bei dem Religionsunterrichte aber für gefährlich, und bei dem geographiſchen Unterrichte für ganz unanwendbar halte. Bei dem letztern iſt das mehrfache Vorhandenſeyn derſelben Karte und die Anwendung des wechſelſeitigen Unterrichts zum ſchnellen Orientiren aller Zöglinge auf den Karten durchaus nöthig; denn hat der Lehrer nur Ein Exemplar der Karte, ſo muß er, während er einen Schüler orientirt, alle übrigen müßig laſſen, oder auf eine fremdartige Weiſe beſchäftigen, und da kommt er denn, bei der Langſamkeit, mit welcher die Schüler im Orientiren vorſchreiten, und bei der langen Weile, die ihm ſelbſt (dem Lehrer) das Einförmige und Mühſame der Zurechtwei-

weiſung verurſacht, faſt unwillkürlich darauf, die Sache mehr abſtract, als anſchaulich zu behandeln, und ſich mit einem bloßen Gedächtnißwerke zu begnügen.

Die Muſik fand ich ungemein vorgeſchritten, und den Vortrag im Ganzen, wie auf den einzelnen Inſtrumenten, geſchmackvoll und gut. Als Urſachen hiervon wirken 4 Umſtände zuſammen:

a. daß die Zöglinge ſehr lange in der Anſtalt bleiben, und deßhalb, weil ſie die Leitung des Lehrers fortwährend genießen, zu großer Entwickelung und Sicherheit in ihrer muſikaliſchen Ausbildung gelangen können;
b. weil nur Muſikſtücke im höhern Style und von den beſten Meiſtern eingeübt werden;
c. weil den Zöglingen Gelegenheit gegeben iſt, ihren Geſchmack durch Anhörung der beſten Muſiken, und namentlich der Dresdener Oper, zu läutern und zu bilden;
d. und weil der Unterricht durchweg das bezeichnete Ziel erſtrebt.

Ueberraſchend war es mir, wie Lehrer Koblitz ſechs und mehr in verſchiedene Locale vertheilte Zöglinge auf verſchiedenen Inſtrumenten während einer Stunde unterrichtete, indem er jedem ſein Penſum, und zugleich die Art, wie er es einüben ſoll, mittheilt, und ſich, wenn er es auch bei den übrigen gethan hat, durch abermalige Ronde von der richtigen Einſtudirung bei allen überzeugt. Es gelingt ihm auf dieſe Weiſe, 28 muſikaliſche Zöglinge, jeden wöchentlich mehr als Einmal, in der für den Muſikunterricht anberaumten Zeit vornehmen und weiter fördern zu können, wobei das Merken ſo vieler verſchiedenartiger Stimmen nicht die kleinſte Aufgabe für den blinden Lehrer iſt, und ich weiß nicht, ob es Eigenſinn des Lehrers oder der Behörde ſeyn mag, daß er ſich hierbei keines Notenvorleſers während der Lehrſtunden bedient, was ihm die Sache unendlich erleichtern müßte, ohne der Güte des Unterrichts zu ſchaden. Sehr bedauerlich fand ich, daß es dem Lehrer verwehrt iſt, Tanzſtücke und andere Muſiken von entſchieden praktiſchem Werthe einüben zu dürfen.

weil dadurch die künftige Brauchbarkeit der hier gebildeten Musiker fürs Leben und den Broderwerb auſser der Anſtalt entſchieden gehindert, dagegen die ſo gefährliche Ausbildung zu Concertiſten auf eine beſorgliche Weiſe gefördert wird. —

Den Geſangunterricht ertheilt der ebenfalls blinde Hülfslehrer Fiſcher, der, wie Lehrer Koblitz, auch ſchon Compoſitionen geliefert hat.

Die Philharmonika, welche als Orgel dient, iſt ein Taſteninſtrument, das gleichſam die Mundharmonika in vervielfachter Anwendung enthält, und durch zwei Blaſebälge, die ſeitwärts in einem beſondern Kaſten angebracht ſind, den zur Schwingung der Zungen nöthigen Luftſtrom erhält. Es iſt wie eine Orgel mit einem Pedale verſehen, und, wie man mir verſicherte, das erſte Inſtrument dieſer Art, bei welchem man das Pedal in Anwendung gebracht hat. Bei der Unterweiſung in Handarbeiten fand ich es, ökonomiſch genommen, recht gut, daß man angefangen hat, wie z. B. für die Seilerei, die Function eines Werkmeiſters mit der eines Aufſehers zu verbinden, dazu einen beim Militair geſtandenen Seiler zu wählen, und daſſelbe auch noch für andere Induſtriezweige zu thun gedenkt; doch fürchte ich, daß dergleichen Werkmeiſter, als unverheirathete und noch rüſtige Leute, auf andere Weiſe der Disciplin ſchaden, auch immer nicht allzulange in ihrem neuen Verhältniſſe ausdauern werden. Was die Leiſtungen in den Arbeiten ſelbſt betrifft, ſo hat der Betrieb der Seilerei, obwohl ſie unter den eingeführten Arbeiten die jüngſte iſt, verhältnißmäßig am meiſten eingebracht; die Korbmachcrei dagegen, die ſehr feine Waaren, als Cigarrenbüchſen, Stricktaſchen u. ſ. w. producirt, hat die meiſten Stücke, nämlich 809 Körbe verſchiedener Art, geliefert.

Durch die Tiſchlerei wurden die Bedürfniſſe des Hauſes, als Bettſtellen, Tiſche, Bänke, Geſtelle und Werkzeuge für die Seilerei, auch auswärtige Beſtellungen befriedigt, und feinere Arbeiten, als Näh- und Stickrahmen, Pfeifentiſche, verſchiedene Pulte und Käſtchen, geliefert. An Rohrſtühlen hat man 94 bezogen; aus Stroh 23 Decken, und aus Sahl-

bändern 18 Paar Schuhe und 9 Decken gefertigt; doch finden die letztern hier weniger Abgang als in Schleſien. Die Mädchen haben geſtrickt und angeſtrickt: 211 Paar Strümpfe, 22 Ränchen, 174 Paar Hoſenträger, 2 Patentjacken u. ſ. w.; auch betreibt ein Theil der Mädchen die feinere Korbmacherei.

Ein ſummariſcher Ueberblick ſtellt ſich in folgender Art:

	Tarwerth.			Arbeitslohn.			Kaſſen-Verdienſt.		
	Rthlr.	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.
1) Der Korbmacherwaaren . .	209	14	1	48	9	11	72	18	8
2) Der Rohrgeflechte	23	11	—	4	20	6	10	11	6
3) Der Strohgeflechte	2	16	—	—	6	1	1	6	5
4) Sahlbänderarbeit	13	12	6	1	2	7	5	12	11
5) Der Schnürenklöppelei . . .	9	6	3	4	—	—	1	22	3
6) Holzmachen (23 Klaftern) . .	11	12	—	1	22	—	9	14	—
7) Tiſchler-Arbeiten	86	17	5	7	5	2	56	1	10
8) Strickwaaren .	91	15	—	7	10	7	37	4	11
9) Seilerwaaren	132	19	—	9	3	4	67	7	9
Summe:	581	3	3	81	8	2	242	4	3
Anmerkung: Von dem Arbeitslohn kommen:									
a) auf die wirklichen Zöglinge .				43	—	8			
b) auf die ſechs auswärtigen Arbeiter				41	7	6			
Summe:				84	8	2			
Bei der Tiſchlerei hat der beſte Arbeiter Mädiger geliefert für . .				36	12				
und bei der Seilerei der fleißigſte Blinde Namens Wolff . . .				55	6				

an Waaren. Daß hierbei die Caſſe der Anſtalt, die alle Bedürfniſſe der Blinden befriedigt, mehr verdient als die Blinden ſelbſt, leuchtet ein; es iſt daher der Arbeitslohn für die letztern nur als eine Gabe der Ermunterung zum Fleiß zu zu betrachten. Eine Erhöhung des Arbeitslohnes, wie dieſe

ſchon bei den auswärtigen Arbeitern, und bei der Verfertigung der Schnüre ſtattfindet, dürfte jedoch noch mehr zum Fleiße ermuntern, und zugleich die angenehme Einrichtung möglich machen, jedem Arbeiter den größeren Theil ſeines Verdienſtes bis zu ſeinem Austritte zurücklegen, und ſo ein kleines Betriebscapital für ſeinen Eintritt ins bürgerliche Leben mitgeben zu können — Anſichten die auch Hr. Director Georgi mit mir theilt. Ungemein ſchätzbar iſt die von der hohen Behörde ausgegangene Einrichtung, daß unter den verſchiedenen Arbeits- und Wohlthätigkeitsanſtalten des Staates ein Wechſelverkehr durch Abnahme der gegenſeitigen Producte ſtatt findet, wodurch denn auch die meiſten gröbern Korbmacherarbeiten, ſo wie die Seilerwaaren der Blindenanſtalt ihren Abſatz und ihre Verwerthung gefunden haben.

Ihre Entſtehung verdankt die Dresdener Blindenanſtalt dem Doctor der Philoſophie Emanuel Gottlieb Flemming, geboren zu Jüterbogk, Regierungsbezirk Potsdam, 1772, den 3 April. Er hatte zu Berlin bei Zeune den Blindenunterricht kennen gelernt, und entſchloß ſich mit ſeiner Gattin Erneſtine Wilhelmine, einer 1783 zu Berlin gebornen Winkler, in Dresden, ohne alle weitere Unterſtützung, als Blindenlehrer aufzutreten. Er eröffnete ſeine Anſtalt am 1 Januar 1809. Durch kräftige Verwendung wurde des Königs Majeſtät dahin bewogen, 12 königliche Freiſtellen für die Anſtalt zu gründen. Flemming ſtarb im Jahre 1818, die Wittwe führte aber die Anſtalt unter manchen Schwierigkeiten fort, wählte den Doctor der Philoſophie Hrn. Steckling aus Berlin zum Lehrer, und bald darauf auch zum Gatten, und da nun im Jahre 1818 ein Verein zur Heilung und Unterſtützung von Blinden und Augenkranken ſich zu Dresden gebildet hatte, und es mit zum Gegenſtand ſeiner Sorgfalt machte, ebenfalls Blinde, und unter dieſen auch Erwachſene ſowohl in Arbeiten, als auch in Muſik und Schulkenntniſſen unterrichten zu laſſen, ſo beſtanden einige Jahre hindurch 2 Blindenanſtalten zu Dresden, bis im Jahre 1825 eine Vereinigung beider zu Stande kam. Der

zum Rath ernannte Hr. Director Steckling überkam die innere Leitung derſelben, bis zum Jahre 1828, wo er zum völligen Abtreten bewogen wurde. Der Verein aber, der damals die Führung der Anſtalt hatte, übergab dieſe, da ſeine Mittel durch die Unterſtützung der Augenkranken immer mehr ſchmolzen, in die Obhut des Staates, der nun auch die Sorge für die Anſtalt übernahm, und im Jahre 1833 das Directorat derſelben dem M. Hrn. Carl Auguſt Georgi, nachdem dieſer die Blindenanſtalten zu Wien, Prag und Breslau beſucht hatte, übertrug. Die Kammern haben zur fernern Unterhaltung der Anſtalt 5,600 Rthlr. bewilligt, und circa 1,400 Rthlr. fließen aus Penſionszuſchüſſen der Gemeinen für aufgenommene Blinde, dem Arbeitsverdienſte und andern Einnahmen, ſo daß ſich das Geſammteinkommen der Anſtalt auf 7,000 Rthlr. beläuft. An Gehalten ſind für den Director nur 600 Rthlr., für die erſte Lehrerin 500 Rthlr., und für den zweiten Lehrer 300 Rthlr. ausgeworfen.

Viertes Capitel.

Heilanſtalten für Augenkranke und Blinde in Dresden und Leipzig, und Taubſtummenanſtalt zu Dresden. Verein zur Heilung und Unterſtützung hülfsbedürftiger Blinder und augenkranker Perſonen.

Dieſer ſchon in dem Vorhergehenden erwähnte und ſeit dem Jahre 1818 beſtehende Verein zählte nach der neueſten oder 16ten Nachricht ſeiner Wirkſamkeit, vom September 1834, die meiſten ſeiner Mitglieder, nämlich 280 in Dresden, und nur 11 derſelben, außer der Hauptſtadt.

An der Spitze des Ausſchuſſes der Mitglieder ſteht ſchon ſeit mehreren Jahren der hochverdiente Hr. Stadtrath Rachel, als Vorſteher. Das Hauptbeſtreben des Vereins, welches derſelbe gegenwärtig zum beſondern Ziele ſeiner Wirkſamkeit gemacht hat, iſt die Wiederherſtellung von Augenkranken, um dadurch die Zahl der Blinden im Vaterlande

möglichſt zu vermindern, und zwei Männer, Hr. Profeſſor Doctor v. Ammon und Hr. Doctor Weller, ſind es, die ſich als Mitglieder des Ausſchuſſes und im uneigennützigſten Dienſte wahrer Menſchenliebe ſchon ſeit Jahren um die Beförderung jenes Beſtrebens die größten Verdienſte erworben haben. So behandelte im Jahre 1832 und 1833 der erſte 215, der andere 221 Augenkranke, und 1833 und 1834 v. Ammon 206, und Doctor Weller 271 Patienten, ohne allen Lohn eigner Mühe.

Der Verein aber hat dieſe, größtentheils dem Stande der Armuth angehörigen Augenkranken nicht nur durch Bezahlung der Arzneien, ſondern auch durch beſondere Geldbeihülfen zu ihrem Unterhalt, und namentlich die von außen hergekommenen größtentheils durch völlig freie Verpflegung während der Curzeit unterſtützt. Die Unterbringung der Kranken geſchieht größtentheils in Familien, und in den zwei Operationslocalen der beiden Herren Aerzte, woſelbſt Frauen, die Inhaberinnen dieſer Locale, gegen ſehr mäßige Geldvergütigung, die Wartung und Pflege der ihnen übergebenen Kranken übernehmen.

Der nur aus milden Beiträgen geſammelte Fonds des Vereins betrug im September 1832 noch 1121 Rthlr. 18 gGr. 3 Pf. Hierzu kamen bis September 1833 noch an Beiträgen und beſtimmten Einnahmen 1913 Rthlr. 13 gGr. 6 Pf. (mit Einſchluß von 300 Rthlrn. Jahresrente für das dem Vereine früher zugehörige und an den Staat abgetretene Gebäude nebſt Grundſtück der Blindenanſtalt), ergibt mit obigen 3035 Rthlrn. 7 gGr. 9 Pf. Dagegen betrug die Ausgabe 2374 Rthlr. 3 gGr. 11 Pf., und ſonach der Fonds im September 1833 nur noch 661 Rthlr. 3 gGr. 10 Pf., der ſich bis September 1834 nur auf 1961 Rthlr. 18 gGr. 10 Pf. erhöhte, durch die Ausgabe von 1524 Rthlr. 15 gGr. 11 Pf. aber, bis auf 437 Rthlr. 2 gGr. 11 Pf. Beſtand herabgeſunken war. Da nun dieſe

die Wirksamkeit des Vereins immer mehr schwächende Verminderung des Fonds hauptsächlich durch die große Menge von Auswärtigen, in Dresden hülfesuchenden armen Augenkranken, und durch die weit beträchtlichere Unterstützung, welche diesen gereicht werden muß, verursacht wird, so hat sich der Verein mit der Bitte an die Kammer der sächsischen Stände gewendet, ihm eine kräftige Beisteuer zur fernern Erfüllung seiner übernommenen Pflichten zu gewähren, die auch, nach dem 16ten Berichte des Vereins, in Höhe von 500 Rthlr. auf das menschenfreundlichste zugesichert worden ist, und sonach das Bestehen des Vereins, und seiner wohlthätigen Bestrebungen, auch für die nächste Zukunft auf das erfreulichste zugesichert hat. Uebrigens werden nicht bloß Augenkranke, sondern auch andere hülfsbedürftige Blinde, auf mannichfaltige Art unterstützt, und namentlich auch Zuschüsse für einige in der Erziehungsanstalt befindliche Blinde gezahlt.

Auch zu Leipzig besteht eine Heilanstalt für arme Augenkranke, ebenfalls größtentheils durch wohlthätige Beiträge; nach dem 14ten Jahresberichte derselben, vom 31 Januar 1835, wurden in derselben unter ärztlicher Leitung des Hrn. Professor Ritterich im Jahre 1833 behandelt: 678, und im Jahre 1834 sogar 779 Augenkranke aller Art, unter denen auch 120 Ausländer angeführt werden. Die Studirenden der Universität benutzten die mit der Anstalt verbundene Klinik. In dem eigentlichen, bloß gemietheten Locale der Anstalt wurden 1834 nur 47 der obigen Kranken aufgenommen, die übrigen dagegen theils in andern Localen, theils ambulatorisch behandelt. Der baldige Ankauf eines eignen Hauses ist deßhalb auch eine Hauptsorge für das Directorium der Anstalt; auch hierher hat die Kammer der sächsischen Stände 500 Rthlr. jährliche Beihülfe bewilligt. Der Cassenabschluß des Jahres 1834 weist übrigens den Vermögensstand in folgender Art nach:

Einnahme:

a) Beſtand von 1833	7,775	Rthlr.	16½ gGr.	Pr.=Cour.
und	4,847	—	1⅓ —	Con.=M.
b) an ſtehenden Beiträgen	828	—	8 —	Pr.=Cour.
und	349	—	0 —	Con.=M.
c) und an außerordentlichen Beiträgen und verſchiedenen Zinſen der angelegten Capitalien	351	—	20 —	Pr.=Cour.
und	1,195	—	5⅓ —	Con.=M.
Summe der Einnahme	8,985	Rthlr.	20⅔ gGr.	Pr.=Cour.
und	6,391	—	6⅔ —	Con.=M.
ergibt als Geſammtſumme	15,377	—	2⅔ —	
hiervon die Ausgabe mit	1,225	—	6⅔ —	Pr.=Cour.
und	717	—	22⅔ —	Con.=M.
läßt Ende 1834 als Caſſenbeſtand . . .	7,760	Rthlr.	13⅓ gGr.	
und	5,673	—	8 —	Con.=M.
davon ſind zinsbar angelegt	4,400	—	0 —	Con.=M.
in öſterreichiſchen Metalliq.	666	—	16 —	
und in preußiſch. Staatsſchuldſcheinen . . .	7,100	—	0 —	Pr.=Cour.

Der in dem Vorſtehenden gegebenen Nachricht über das, was man für Blinde und Augenkranke in Dresden thut, kann ich nicht umhin, auch einige Notizen über den Taubſtummenunterricht anzureihen; Taubſtumme werden zu Dresden in zwei Anſtalten unterrichtet. Die eine iſt mit dem Friedrichsſtädter Seminar des Hrn. Director Otto verbunden. Leider gebrach es mir an Zeit, dieſe näher kennen zu lernen. Sie wurde nach den Auszügen aus den Protokollen der Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde in Dresden im Jahre 1833, in eben dieſem Jahre von 7 Zöglingen beſucht, von denen 2 auch Erziehung in der Anſtalt erhielten. Die zweite wurde

im Jahre 1828, als Taubſtummenſchule, durch den Hrn. Director Zahn bei dem Fletcheriſchen Seminar errichtet; beſteht aber ſeit 1832 abgeſondert von dem Seminar in einem auf der Freiberger Straße, Nr. 662, gemietheten, ganz frei und geſund gelegenen Locale mit Garten.

In ihr befinden ſich gegenwärtig 10 Knaben und 5 Mädchen. Hr. Johann Friedrich Jenke, Zögling des Fletcherſchen Seminars, faßte den Entſchluß, ſich dem Taubſtummenunterrichte gänzlich zu widmen, und ging, um denſelben gründlich zu lernen, 1830 nach Berlin; von da zurückgekehrt, iſt er ſeitdem der alleinige Lehrer der Anſtalt. Aechte Beſcheidenheit und wahre aufopfernde Herzensgüte zeichnen dieſen jungen, religiös gemüthlichen Mann aus, deſſen gemachte Bekanntſchaft mir eine ſehr angenehme Rückerinnerung gewährt. Mit großer Kraftanſtrengung unterrichtet er ſeine Schüler, die in fünf Abtheilungen zerfallen, während ſechs Stunden täglich, ſucht deutliche Tonſprache zu erzielen, und wendet Tagebücher zur Beförderung des ſchriftlichen Ausdrucks an, läßt die Kinder ihren Garten ſelbſt bebauen, und Pappарbeiten fertigen, deren Abſatzbetrag im vorigen Jahre ſich auf 46 Rthlr. 6 Pf. belief. Die einfache Koſt, nur dreimal wöchentlich mit Fleiſch, die er ſelbſt genießt, bereitet eine rechtſchaffene und gutmüthige Frauensperſon, welche die Führerin der kleinen Häuslichkeit iſt; ſie ſchläft bei den Mädchen, er ſelbſt bei den Knaben. 50 Rthlr. iſt der ganze Betrag einer Penſion. — Seit der Gründung der Anſtalt hatte ſie unter der Leitung der Adminiſtratoren des Fletcherſchen Seminars geſtanden, und von dem vormaligen Kirchenrathe wurden ihr aus den Caſſen des Oberconſiſtoriums jährlich 150 Rthlr. zur Miethung eines Locales bewilligt; ſeitdem ſie aber in der Verfolgung ihrer eigenthümlichen Zwecke ſelbſtſtändiger geworden iſt, ſchien es nöthig, zu deren weiterer Organiſation den Adminiſtratoren des Seminars einen Verein beizugeſellen, welcher das Wohl der Anſtalt ganz beſonders im Auge habe. Es haben ſich auch bald achtbare und wohlmeinende Männer bereit erklärt, in einen ſolchen Verein

zuſammen zu treten, und es iſt nach erfolgter Miniſterialgenehmigung des Vereins unter ihnen und den Adminiſtratoren vorläufig verabredet worden, was von der Verwaltung dem Verein zu übertragen und was den Adminiſtratoren vorzubehalten ſeyn werde.

Der zur Erhaltung der Anſtalt und zur unentgeldlichen Aufnahme von Armen nöthige Koſtenaufwand wird theils durch die ſchon erwähnten 150 Rthlr., die jetzt aus der Caſſe des Cultusminiſteriums fließen, theils durch Beköſtigungsbeiträge von Angehörigen oder Gemeinden der Taubſtummen, zum größten Theil aber nur durch wohlthätige Spenden gedeckt, und Jenke ſelbſt wandert nicht ſelten, wie ein für ſein Kloſter bittender barmherziger Bruder im Lande umher, um ſeinen Zöglingen nicht bloß geiſtige, ſondern auch leibliche Nahrung reichen zu können. Ende Junius 1832 betrug der ſo erlangte Caſſenbeſtand 465 Rthlr. 1 gGr. 2 Pf.; mit dieſen ſtieg die Einnahme bis Ende 1833 auf 1570 Rthlr. 17 gGr. 10 Pf., wovon die Ausgaben für 12 Zöglinge, den Lehrer und alles Nöthige nur 814 Rthlr. 6 gGr. 2 Pf. erheiſchten, ſonach 688 Rthlr. 11 gGr. 8 Pf. in Caſſe verblieben.

Leider iſt der oben angeführte Verein, wie ich aus Allem, was ich an verſchiedenen Orten in Dresden über ihn hörte, oder richtiger nicht hörte, ſondern entnehmen konnte, noch immer nicht zu wahrer Werkthätigkeit gelangt. Das Gute wollen, heißt noch lange nicht, das Gute thun. Indeß verſicherte man mir, die Staatsbehörde ſelbſt beabſichtige großmüthig eine Vereinigung und Fixirung beider Taubſtummenanſtalten. Utinam!

Fünftes Capitel.

Ausflug nach Großenhain zu meinem Oheim Goldammer. — Seelenahnung. — Pädagogiſcher Verein. — Abermaliger Ausflug nach Pillnitz und Pirna. — Beſuch der Irrenanſtalt auf dem Sonnenſtein und des Waiſenhauſes für den Meißner Kreis in Pirna.

Den Donnerſtag früh unternahmen wir die Reiſe nach Großenhain. Der würdige Bruder meiner Mutter, im 76ſten Jahre ſeines Alters und 49 Jahre Geiſtlicher, theilt ſeit wenigen Jahren mein Schickſal, das ihm eine zweite Gattin, die ich noch nicht kannte, da er ſie erſt vor ſechzehn Jahren gewählt hatte, zärtlich verſüßt. Ueberraſchend und rührend war daher unſer erſtes Wiederbegegnen; doch die Freudenbotſchaft, daß der wackere Schwiegerſohn, Hauptmann Legler, die Staatsanſtellung als Rentamtmann zu Rochlitz bei Leipzig bekommen habe, verwandelte die Wehmuth bald in Freude. Werthe Verwandte erweiterten unſern Kreis am Nachmittag, und der Abend führte uns der Dresdner Heimath wieder zu. Der Tag wäre für uns Alle ein ſehr froher geweſen, hätten nicht heftige Zahnleiden ihn zu einem ſehr ſchmerzensreichen für meine gute Couſine gemacht. Einen Beleg zu dem Ahnungsvermögen der menſchlichen Seele darf ich hier nicht übergehen; meine Couſine hatte ihren Eltern, um ſie nicht allzu ſehr zu überraſchen, am 27 zwar geſchrieben, daß ſie einen Beſuch von 5 Perſonen zu erwarten hätten; die Perſonen aber nicht genannt; vergebens zerbrachen Onkel und Tante ſich den Kopf, bis am Donnerſtag früh der greiſe Onkel plötzlich äußerte: es iſt gewiß der Neffe Knie aus Breslau dabei. Sollte es nicht eine Wirkung der Seele auf die Seele geben, wenn ſie ſich nähert? wie oft müſſen wir nicht bei unſern Bekannten ſagen: lupus in fabula! wenn ſie, während wir noch von ihnen ſprechen, oder wenige Minuten vorher ohne alle vorhergegangene Erwartung ihres Beſuches plötzlich ins Zimmer treten? Ja, es iſt mir ſchon ſehr oft mitten zwiſchen ganz andern Gedankenreihen das Bild einer Perſon unwillkürlich und höchſt lebhaft vor

die Seele, die Perſon aber bald darauf ſelbſt ins Zimmer getreten. — Schreibereien und Beſuche füllten die nächſten Tage. Ein in dem Blochmann'ſchen Inſtitute dem ſehr liebenswürdigen Director deſſelben abgeſtatteter Beſuch gab wahrſcheinlich die Veranlaſſung, daß mich der pädagogiſche Verein, deſſen erſter Vorſteher Hr. Director Blochmann dermalen iſt, zu einem Vortrage über den Blindenunterricht aufforderte, den ich am Sonnabend Abends, von 6 — 8 Uhr, in dem Verſammlungslocale des Vereins, der Rath- und Thatſchule auf der Hundsgaſſe, unter ſehr freundlicher Theilnahme aller Mitglieder abhielt, wobei ich insbeſondere den Vereinsſecretär Baumfelder und den emeritirten Herrn Paſtor Glotz aus Stroppen näher kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Das Mittagsmahl hatten wir bei dem gemüthlichem und geiſtreichen Seminarlehrer, Hrn. Schütz, eingenommen.

Am Sonntag aber, den 31 Mai, fuhr ich mit meinem Freunde Koblitz und zwei Damen nach Pillnitz; wir beſuchten den königlichen Garten und deſſen Fruchthäuſer. Anfangs ſtutzte der Gärtner, Herr Schlund, ein Bayer, über die blinden Botaniker, fand ſich aber bald mit zartſinniger Gewandtheit in unſere Bedürfniſſe: Cactus und Palmen, Papyrusſtaude, Aloë, Korkeiche, Feigen und Orangenbäume wurden in Fingerſchein genommen, und die lieblichen Begleiterinnen mit einem Sträußchen duftender Blätter und Blüthen beſchenkt. Wir eilten befriedigt nach Pirna. Hier trug uns eine ſchlechtere Fähre, als die fliegende bei Pillnitz, auf das linke Elbufer zurück. Wir fuhren ſogleich bei dem in der obern Stadt am Fuße des Sonnenſteins wohnenden Director der Irren-Heilanſtalt, Hrn Dr. Bienitz, vor, und erhielten nach Abgabe unſerer Empfehlung den Beſcheid, nach dem Sonnenſtein zu fahren, wohin er uns gleich folgen werde. Es war 11 Uhr. Wir erreichten die Berghöhe in wenig Minuten, und fuhren in das wohlverwahrte Innere der Anſtalt. Wir durften nicht lange auf den Hrn. Director Bienitz warten. Der Gottesdienſt, beſucht von dem größten Theile der Irren, nahm ſo

eben ſeinen Anfang. Wir betraten die Kirche und hörten die gehaltvolle mit zarten Redeblumen durchwebte Predigt des Hrn. Diakonus Schleniz, der ſeinen für die meiſten Irren widerwärtigen Gegenſtand, das Scheiden der Seele von dem Leibe, auf eine ſo freundliche, als für das Herz beruhigende Weiſe behandelte; es herrſchte tiefere Stille, als in manchen Verſammlungen unſerer ſich weiſe dünkenden Mitchriſten; auch der Choralgeſang war ſanft und wohllautend, und ein Mitglied der beklagenswerthen Gemeine ſelbſt ſpielte die Orgel. Wir hatten nach dem Gottesdienſte Gelegenheit, uns mit dieſem Manne, Hrn. Putze, und noch mit verſchiednen Irren zu unterhalten. Auch ein Blinder, Namens Fleiſcher, harrt hier dem Tage des Lichts für Leib und Seele entgegen, meiſt in heiterer Stimmung, die nach Verſicherung der HH. Aerzte auch den ieregewordenen Blinden nicht verlaſſen ſoll. HH. Dr. Weigelt fanden wir krank; alle Räume des groſſen, weitläuftigen Gebäudes hoch und von reiner Luft durchzogen; kein fremdartiger Geruch ließ uns Unreinigkeit wahrnehmen. Mit devotem Zutrauen trugen verſchiedene Irre dem achtbaren und zugleich imponirenden Director mannichfaltige Bitten vor; wir machten den Speiſenden einen Beſuch; die Geſammtzahl der Pfleglinge belief ſich auf 206, die der Beurlaubten auf 50, indem dieſe, nach merklich eingetretener Beſſerung, in ihre Heimath Entlaſſenen nicht ſelten durch das Bewuſtſeyn, der Anſtalt noch anzugehören, in wohlthätigen Schranken gehalten werden, auch bei Rückfällen dann leichter wieder Aufnahme finden. Die Mehrzahl der Irren gehört in Sachſen den untern Ständen an. Auf dem Sonnenſtein finden drei Claſſen ſtatt:

a. für die unterſte ſind von Gemeinden oder Angehörigen 25 — 50 Rthlr.,
b. für die mittlere 80 — 150 Rthlr.,
c. und für die erſte Claſſe 150 — 200 Rthlr.

zu zahlen; auſſerdem werden noch Penſionaire, ſelbſt auch vom Auslande angenommen, wo die Zahlung 300 Rthlr. und

darüber beträgt. (Auch Hr. Dr. Bienitz hat eine eigne Privat-Penſionsanſtalt, welche gegen 20 Patienten enthielt, ihr Local aber zu Pirna hat.) Wir beſuchten den Anſtaltsgarten, der durchweg von den Irren beſorgt wird, die ſonſt auch in der Häuslichkeit viel Beiſtand leiſten.

Von hier abwärts gelangten wir zu dem Geneſungshauſe, wo Hr. Dr. Glotz ſeit 9 Jahren, unterſtützt von ſeiner Gattin, der Tochter eines Rathsgliedes aus Pirna, die Pflege der in der Geneſung Begriffenen leitet. Ihre Anzahl kann der Räumlichkeit nach bis auf 20 ſteigen. Außer den ſchon genannten Aerzten und einem Wundarzte ſind 20 Wärter angeſtellt. Früher gab es auch einen eignen Irrenhausprediger, jetzt aber wird die Seelſorge von den Geiſtlichen der Stadt ausgeübt, meines Wiſſens aber kein eigner katholiſcher Gottesdienſt gehalten.

Bis 1811 befand ſich die Anſtalt zu Torgau, mußte aber, da Napoleon die Befeſtigung dieſer Stadt begehrte, verlegt werden, und kam auf den Sonnenſtein; 1813, als der Machthaber nach General Vandamme's Unfall bei Culm ſich durch die Verbündeten gedrängt ſah, mußte auch dieſe Zuflucht der armen Irren binnen 8 Stunden geräumt werden — eine ſchwere Aufgabe, welche ihre Löſung nur dadurch fand, daß man die Kranken ſämmtlich in die evangeliſche Pfarrkirche der Stadt unterbrachte und die Beichtſtühle in feſte Clauſen umſchuf, was übrigens dieſe ſchöne Pfarrkirche wahrſcheinlich allein vor der widrigen Verwandlung in einen Pferdeſtall geſchützt hat. Die Behörde der Anſtalt iſt die allerhöchſt verordnete königliche Commiſſion für Straf- und Verſorgungsanſtalten zu Dresden; der durchſchnittliche Koſtenaufwand wird für den Kopf auf 120 Rthlr. gerechnet. Die Zahl der Irren in der untern Claſſe wird auf 140—150, in der zweiten auf 30 — 40 und in der erſten Claſſe auf 20 angenommen. Circa ⅓ der Pfleglinge wird jährlich als ganz oder zum Theil geneſen entlaſſen. Die unheilbaren aber werden der beſondern Abtheilung für Irre, die ſich in der großen Armenanſtalt zu Colditz befindet, überwieſen; das Geſchlechtsverhältniß wurde von den Herren Aerzten auf ⅔ männliche zu ⅓ weib-

liche geſchätzt; die früheren rigoröſen Cur-Apparate, als Drehräder, Sturzbäder und andere, konnten uns nicht mehr gezeigt werden, da man uns verſicherte, daß kein Gebrauch mehr von ihnen gemacht werde. Die Speiſung auf dem Sonnenſtein iſt verpachtet, und die HH. Unterärzte haben den Tiſch mit den Irren, für deren Vergnügen und Unterhaltung auf alle Weiſe geſorgt wird. Ich kann in jeder Beziehung die aufopfernde Zuvorkommenheit des Hrn. Director Bienitz nicht genug rühmen; denn es war bereits ¼ auf 3 Uhr, als er, gewiß ſo hungrig wie wir, uns wieder zurück in die Stadt begleitete, wo das weiße Roß uns an ſeine wohlbeſetzte Krippe nahm. Kaum war der Tyrann alles höheren menſchlichen Treibens zum Schweigen gebracht, ſo erſchien auch ſchon Hr. Dr. Glotz, um uns einen neuen Beweis ſeiner humanen Freundlichkeit zu geben, und einen fröhlichern Herzensgenuß, als der Sonnenſtein uns bieten konnte, zu verſchaffen, indem er uns in die Waiſenanſtalt des Meißner Kreiſes, die ſich zu Pirna befindet, einführte. In dieſer Anſtalt werden im Durchſchnitte 80 Waiſen (bei meinem Beſuche traf ich 40 Knaben und 30 Mädchen) vom Lande und wieder für das Land erzogen. Ueberall herrſcht Einfachheit und Reinlichkeit vor. Die Lagerſtätten der Knaben beſtanden nur aus Strohſäcken mit Bett-Tüchern überlegt, und mit wollnen Kotzen zum Zudecken verſehen; und dennoch tummelten ſich alle munter und rothbäckig auf dem Hofe herum. Zwei an das Gehöfte ſtoßende Gärten und eine Ackerfläche von 14½ Schäffel Ausſaat werden lediglich von den Kindern ſelbſt durch Spatenarbeit unter der Anleitung ihres Lehrers von A bis Z bearbeitet. So lernen ſie früh den künftigen Lebensberuf kennen und lieben und ſich des Segens erfreuen, den der eignen Hände Arbeit ihnen bringt. Auch den Dünger fahren ſie ſelbſt auf kleinen Handwagen, die wir im Hofe aufgeſtellt fanden, ihren Ackerſtücken zu. Hr. Schuſter, der Lehrer der Kinder, trägt wahrhaft das Gepräge chriſtlicher Würde und Einfachheit. Der Unterricht, den er ertheilt, umfaßt das Höchſte und

das Nöthigſte, Religion, Leſen, Schreiben und Rechnen. Hat er am Morgen des Tages die Saat ſeiner Unterweiſung zwei Stunden lang in die Herzen und Köpfe ſeiner Kleinen ausgeſtreut, ſo geht es munter hinaus in die Flur, um ſelbſt zu ſchaffen und zu pflanzen. Nach dem einfachen Mahle wird abermals gelernt, und dann wieder im Garten oder Felde gewirkt, nach dem köſtlichen, von dem Dichter köſtlich ausgeſprochenen Grundſatze:

„Das iſt's ja, was den Menſchen zieret,
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit eigner Hand."

Was aber die Knaben draußen erraffen und erringen, das wiſſen die Mädchen auf ihre Weiſe im innern Hauſe zu erſtreben, denn ſie verrichten alles, was hier Noth thut; ſie fegen und ſcheuern, waſchen und backen, und nähen und ſtricken allen Bedarf; nur die letzte Arbeit theilen in der langen Winterzeit auch die Knaben, die unter der Leitung eines Aufwärters, der zugleich Schuhmacher iſt, auch ſämmtliches Schuhwerk verfertigen. Außer dem Lehrer, der 250 Rthlr. empfängt, ſind nur noch angeſtellt ein Ehepaar, Waiſeneltern genannt, mit 144 Rthlr. Gehalt; der Krankenwärter, zugleich Schuhmacher, hat 30 Rthlr., ein Arzt, der 36 Rthlr. bezieht und zwei Dienſtmädchen, von denen das eine bloß Koſt und nur das andere 20 Rthlr. Lohn empfängt, wonach ſämtliche Beſoldungen 480 Rthlr. betragen. Der Durchſchnitt aller jährlichen baaren Ausgaben beläuft ſich auf 2700 Rthlr.; und rechnet man noch hinzu das königliche Deputat-Getreide, mit 190 Schäffeln, ſo wie den Ertrag der Wirthſchaft, die bei einem Werthe von 350 Rthlr. jährlich durch den Fleiß der Kinder 16 — 18 Proc. abwirft, ſo iſt das Maximum der Koſten für jedes Kind 48 Rthlr. Dieſe Anſtalt iſt lediglich eine Frucht des verheerenden Kriegsjahres 1813. Die große Zahl von Waiſen, welche damals durch den Tod ihrer Väter auf den Feldern des blutigen Kampfes entſtand, bewog edle Men-

ſchenfreunde, durch vereintes Wirken, das Pirnaiſche Waiſenhaus zu gründen. Der rühmlichſt bekannte Augenarzt, Hr. Hofrath Schmalz zu Pirna, den ich kennen zu lernen die angenehme Gelegenheit hatte, wurde mir als einer der thätigſten Beförderer des guten Werkes genannt, ebenſo der geheime Rath und Conſiſtorialdirector, Dr. Karl Gottlieb v. Weber zu Dresden. Weiſe Sparſamkeit der Verwaltung hatte es dahin gebracht, daß die Anſtalt außer dem Hauptgebäude in einem 1831 im Garten abgeſondert aufgeführten Krankenhauſe, und den ſchon bezeichneten Gärten und Ländereien, bereits ein hinreichendes Capitalvermögen beſitzt. Dieß betrug, nach der mir vorliegenden 18ten und 19ten Nachricht von der Verſorgung verwaiſter Kinder im Meißniſchen Kreiſe, durch die Wohlthätigkeit chriſtlicher Menſchenfreunde, dieſer mitgetheilt von der Inſpection der Waiſenanſtalt des Meißniſchen Kreiſes zu Pirna, Dresden 1833, am Schluſſe des Jahres 1832: 37047 Rthlr. 22 gGr. 4 Pf. Bei der Anſtalt ſelbſt ſind in eben dieſem Jahre erbaut und geerntet worden: 31 Schäffel Korn, 6 Schffl. Möhren und Rüben, 11 Schffl. Aepfel, 250 Schffl. Kartoffeln. Außerdem ſind 120 Kannen Butter und 19 Centner Fleiſch aus der Oekonomie der Anſtalt bezogen worden. Der geſammte Nutzungsbetrag der letztern hat, nach beſonders beigelegter Berechnung, nach den Pirnaiſchen Marktpreiſen 656 Rthlr. 20 Gr. oder 18¾ Proz. betragen.

Auch füge ich zur Beſtätigung des eben Geſagten hier noch den Auszug aus den vierteljährigen Verzeichniſſen der von den Waiſen in den Jahren 1831 und 1832 gefertigten Arbeiten bei. Die Mädchen haben, außer der geſammten Hausarbeit, als Waſchen, Scheuern, Brodbacken, Kochen, Ausbeſſern der Wäſche, 290 neue Hemden, 101 neue Schürzen genäht, 129 Halstücher, 105 Schnupftücher beſäumt und gezeichnet, 329 Paar Strümpfe und 160 Paar Handſchuhe geſtrickt, und 13 Stück Garn geſponnen. Die Knaben haben die geſammten Garten- und Feldarbeiten (14¼ Schäffel Acker) beſorgt, das Getreide eingefahren und gedroſchen, das Heu

und Grummet getrocknet und eingebracht, auch das Feuerungsholz geſägt und geſpalten; außerdem aber 190 Paar neue Stiefeln gefertigt, 430 Paar beſohlt, 255 Paar befleckt, und 501 Paar bezweckt. Leiſtungen dieſer Art ſprechen für ſich ſelbſt. Hierzu tritt noch, daß den Kindern auch ein Arbeitslohn ausgeſetzt iſt, und als Sparpfennig für die Zukunft zurückgelegt wird; treten ſie nach der Confirmation in Dienſte, ſo bleiben ſie auch dann noch eine Reihe von Jahren unter der väterlichen Aufſicht ihres Erziehers, und dürfen ihre Herrſchaften nicht ohne deſſen Einwilligung verändern. Nur wenige Knaben gehen auf die Lehre zu Handwerkern, denn der Hauptzweck der geſammten Erziehung geht dahin, aus dieſen Kindern, die vom Lande herſtammen, auch wieder für das Land tüchtige Dienſtboten zu bilden. Ich verließ die Anſtalt mit dem Wunſche, möchte doch Schleſien auch recht bald Aehnliches aufzuweiſen haben, und die herrliche von Krotowskyſche Stiftung zu Lublinitz eine gleiche Richtung erhalten.

Sechstes Capitel.

Waiſenhaus und Kinderbeſſerungs-Anſtalt zu Antonsſtadt vor Dresden. — Andere Armenſchulen. — Armen-Induſtrie. — Noch ein Beſuch bei der Excellenz. — Marliſabrik. — Abſchiedabend bei meiner Couſine und Abſchiedsmorgen in Dresden.

Glücklich zurückgekehrt, eilte ich am Montag auch noch, die in Dresden befindlichen und vor dem ſchwarzen Thore in der Antonsſtadt gelegenen Anſtalten, das Waiſenhaus und die Beſſerungsanſtalt für Kinder, zu beſuchen.

Das Waiſenhaus, die erſte dieſer beiden Anſtalten (verſchieden von dem Waiſenhauſe in der Stadt, das ich ſeiner Wohlhabenheit wegen nicht beſuchte), befindet ſich in der Badegaſſe, Nro. 37, in einem ſehr ſchlechten zweiſtöckigen hölzernen Hauſe, mit anſtoßendem Seitengebäude und Garten, worin auch zugleich die drei Claſſen der Armenſchule für dieſe Gegend, welche mit von den Waiſenkindern beſucht werden, ſich befinden. Der Hauseingang trägt die Ueberſchrift: „Denkmal frommer Wohlthätigkeit für arme Kinder.“ Das Par-

terre enthält rechts die Wohnung der Wirthschafterin, und links die Schulstube für Classe 3. In dieser erinnert ein Porträt des Vicekanzlers von Burgsdorf an dessen wesentliche Theilnahme bei der Begründung im Jahr 1789, welche hauptsächlich von dem Ober-Consistorialrath Rädler bewirkt worden ist. Der dritte Lehrer wohnt nicht im Hause. Im ersten Oberstock befinden sich: die Wohnung des ersten Lehrers und Inspectors, das Wohnzimmer der Knaben und die Lehrzimmer für Classe 1 und 2, die letztere schon im anstoßenden Seitengebäude. Zwei Stiegen hoch: die Wohnung des zweiten Lehrers und der Wärterin, Wohnzimmer und Schlafsaal der Mädchen nebst zwei Stuben für Kranke. Noch eine Stiege höher erreicht man den Schlafsaal der Knaben. Sie liegen in eisernen Bettstellen, auf Strohsäcken mit Strohkissen und Bett-Tuch nebst wollener Decke, ohne Ueberzug zum Zudecken; im Winter werden deren zwei gegeben. Die Mädchen hatten hölzerne Bettstellen; Federbetten sind nur für Kranke im Gebrauche. Die schlechte, höchst winkelichte Localität kann die Reinlichkeit unmöglich befördern, und eben so wenig den Ordnungs- und Schönheitssinn der Kinder entwickeln. Der Behörde bleibt hier noch viel zu thun übrig. Der Schulunterricht wird in sämmtlichen 3 Classen, welche außer den Waisenschülern noch gegen 150 Freischüler besuchen, im Sommer von 7 — 11, im Winter von 8 — 12 Uhr ertheilt. Ich wohnte der Singstunde bei, die der erste Lehrer und Inspector der Anstalt, Hr. Friedrich August Seydel, auf eine den Eifer der Kinder sehr belebende Weise abhielt. Die gemüthliche Freundlichkeit des Mannes sprach mich ungemein an. Am Nachmittag ist Arbeitsunterricht von 1 — 6 Uhr, durch zwei angestellte Lehrerinnen: im Spinnen und Nähen für Mädchen und Knaben. Die Waisenmädchen werden überdieß zu allen häuslichen Verrichtungen in und außer der Küche verwendet, die Waisenknaben, welche wie die Mädchen die Betten zu machen und den Schlafsaal zu reinigen haben, müssen das nöthige Holz (25 Klafter jährlich) fahren, sägen und spalten, auch Brod fahren u. s. w.

Den Garten am Hauſe benutzen die Kinder zum Spielen; die Mädchen haben kleine Blumenbeete darin. Ein zweiter Garten, 5 Minuten entfernt, von 3 — 4 Schäffel Ausſaatfläche, iſt von dem verſtorbenen Badebeſitzer Linike zur einſtweiligen Benutzung gegeben, und ſeit 1823 unter Leitung des Hausmannes durch die Thätigkeit der Kinder aus einem Sandhügel in ein fruchtbares Grundſtück verwandelt worden. Sie bauen hier Kartoffeln, grünes Gemüſe u. ſ. w. Leibwäſche, Strümpfe, ſo wie Schuhwerk und alle Flickarbeit, werden durch die Kinder gefertigt, außer dem Hauſe nur die neuen Winter- und Sommerkleider für die Knaben, und die Tuchjacken für die Mädchen. Den Kindern werden ihre Arbeiten auch für den eignen Bedarf von der Armencaſſe bezahlt, und es werden dieſe Beträge auf der Sparcaſſe zinsbar angelegt, und den Kindern nach ihrem Austritte zu ihren Bedürfniſſen allmählich verabreicht. Die Beköſtigung der Kinder iſt auf Rechnung gegeben; der Betrag für jeden Magen iſt wöchentlich 8 gGr. excluſive 8 Pfd. Brod, und die Beſpeiſung ſchreibt vor: Früh Mehl- oder Kartoffelſuppe; Mittags Gemüſe; Abends Brodſuppe; Fleiſch Sonntags, und Abends Butterbrod. Zum Frühſtück um 9 oder 10 Uhr, ſo wie Nachmittags um 3 Uhr, ein Stück Brod. Alle Koſten für ein Kind im Hauſe werden auf 40 und einige Thaler angenommen; für Kinder, die auf dem Lande erzogen werden, jährlich gegen 20 und darüber, zahlt man 30 — 36 Rthlr., mit Ausſchluß der Curkoſten, wenn dergleichen vorkommen. Die Kinder, in dem ſechsten Jahre aufgenommen, bleiben bis nach der Confirmation, wo ſie in die Lehre oder in Dienſte, gebracht werden; eine weitere Aufſicht findet ſodann nicht mehr ſtatt. Aus der 44ſten Nachricht von dem Fortgange der Armenverſorgung in Dresden will ich zur Vervollſtändigung des Geſagten hier noch die das Waiſenhaus in der Antonsſtadt und die damit verbundene Armenſchule betreffenden Stellen beifügen: in der Armenſchule in der Antonsſtadt haben vom 1 Mai 1833 bis letzten April 1834: 258 Kinder den Unterricht unentgeldlich genoſſen, und in dem

Waiſeninſtitut ebendaſelbſt [illegible] Kinder Koſt, Kleidung, Pflege und Wohnung, und 8 dergleichen Koſt, Pflege und Wohnung, jedoch ohne Kleidung erhalten, und von dieſen ſind im Laufe des Rechnungsjahres 20 entlaſſen, 1 geſtorben, und ſonach 92 Kinder im Inſtitute verblieben. Von den auf dem Lande untergebrachten 21 Kindern iſt ein Kind im Laufe des Rechnungsjahres zurückgekommen, 2 Kinder ſind zu Oſtern 1834 confirmirt worden, mithin 18 Kinder verblieben. Ausgegeben wurden:

Für Beköſtigung . . .	800 Rthlr.	20 gGr.	5 Pf.
Für Bekleidung, Wäſche u. Bettzeug	595 —	2 —	5 —
An Aufwand bei der Brodverbackung	256 —	18 —	4 —
Für Tiſch-, Küchen- und andere wirthſchaftliche Bedürfniſſe und Reparaturen . . .	126 —	1[illegible] —	2 —
An Beſoldung für den Lehrer, und die Oekonomie ꝛc., auch Geſchenke für die Waiſenkinder .	911 —	— —	— —
Für Fuhrlohn an Feuerungsmaterialien . . .	6 —	10 —	— —
Für Schulbedürfniſſe, Bau- und Reparaturkoſten . .	99 —	2 —	8 —
An Ziehgeld und für ärztliche Pflege für die auf dem Lande untergebrachten 21 Kinder . .	614 —	10 —	6 —
Insgemein . . .	4 —	17 —	— —
Zuſammen .	3415 Rthlr.	2 gGr.	9 Pf.

Hrn. Seydels freundliche Einladung auf ein Gericht Gernegeſehen nahm ich nach kurzem Bedenken an, da ich auch den Nachmittag noch in der Antonsſtadt zu verweilen wünſchte. Die Kinderbeſſerungsanſtalt, dem Waiſenhauſe gegenüber, ebenfalls auf der Badgaſſe Nro. 65, iſt im Jahre 1828 auf Veranlaſſung des Miniſters Grafen v. Einſiedel eröffnet worden. Das maſſive drei Stockwerk hohe und fünf Fenſter breite Haus iſt umgeben von dem Hofe und dem dahinter liegenden 80 Ellen breiten und 300 Ellen langen Gar-

ten. Im Parterre befinden ſich eine Schul- und eine Arbeitsſtube, die zur Speiſung mit benutzt werden, nebſt einer Wohnſtube für den Knabenwärter und deſſen Frau, als Mädchenwärterin; eine Treppe hoch: die Wohnung des Lehrers und Inſpectors, dermalen des Hrn. Karl Benjamin Seydel; zwei Treppen hoch, der Knabenſchlafſaal und eine Krankenſtube, und drei Treppen hoch, der Schlafſaal der Mädchen- und ebenfalls eine Krankenſtube. Die Anzahl der Kinder beläuft ſich auf 20 — 30. Außer dem Schulunterricht, den alle genießen, finden folgende Beſchäftigungen ſtatt: für die Knaben der Anbau des obenerwähnten Gartens, das Flachsſpinnen, die Ausbeſſerung der eignen Kleider (erinnerte mich an Zſchokke's treffliche Erzählung: „Das Loch im Aermel"), die Schuhmacherei und verſchiedene Leiſtungen im Häuslichen; für die Mädchen ebenfalls das Spinnen, das Stricken der Strümpfe, das Nähen ihrer Röcke, aller Hemden, Tücher und Säcke, das Ausbeſſern ihrer Kleider und ſämmtlicher Wäſche, ſo wie alle Arten häuslicher Verrichtungen. Dieſe Arbeiten vergütet die Armencommiſſion den Kindern, und es wird der Arbeitslohn in der Sparcaſſe angelegt, bis zum Austritte des Kindes aus der Anſtalt, wo ihm derſelbe, wenn es ſich gut aufgeführt hat, zur freien Beſtimmung überlaſſen, oder an Eltern und Vormünder ausgefolgt wird. Eine Vermehrung der Beſchäftigungen durch wirklichen Landbau, wie in dem Pirnaiſchen Waiſenhauſe, iſt noch nicht möglich geworden, und müßte zu dem Ende die Anſtalt auch weiter hinaus ins Freie verlegt werden können. Die eingeführten Morgen- und Abendandachten hält der Lehrer. Bei dem ſonntäglichen Kirchengange aber wechſelt dieſer mit dem Knabenwärter in der Begleitung der Kinder. Die Ueberweiſung der Kinder in die Anſtalt geſchieht von den verſchiednen Stadtbehörden; es werden auch Kinder aufgenommen, deren Eltern ſich zu einem kleinen Geldbeitrage verpflichten. Die Strafen für Verſehen und Vergehen in der Anſtalt richten ſich nach der jedesmaligen Individualität der Kinder, ohne daß ein Strafſyſtem befolgt würde. Hauptgrundſatz iſt: Entziehung

der Lieblingsgenüſſe; Carcerſtrafe wird am ſeltenſten angewendet. Die Eltern dürfen nur in Gegenwart der Lehrer mit den Kindern ſprechen. Lagerſtätten und Begleitung ſind möglichſt einfach, die Beſpeiſung geſchieht wie im Waiſenhauſe, und wird auch von deſſen Wirthſchafterin mit beſorgt. Die Rechnungen führt der Lehrer und Inſpector der Anſtalt. Der jährliche Koſtendurchſchnitt für den Kopf beträgt 46 — 48 Rthlr. Die neueſte oder 44ſte Nachricht über den Fortgang der Armenverſorgung in Dresden weiſ't für die Zeit von Ende April 1833 bis Ende April 1834 folgenden Koſtenaufwand nach:

561 Rthlr.	10 gGr.	4 Pf.		für Beköſtigung,
322 —	22 —	5 —		Bekleidung, Wäſche und Bettzeug,
193 —	6 —	1 —		an Aufwand bei der Brodverbackung,
101 —	10 —	4 —		für Küche, Tiſch- und andere wirthſchaftliche Geräthe und Reparaturen,
405 —	— —	— —		an Beſoldungen und Gratificationen für den Lehrer, den Hausmann und die Wärterin,
5 —	6 —	— —		für Fuhrlohn und Feuerungsmaterialien,
68 —	5 —	5 —		für Schulbedürfniſſe, Bau- und Reparaturkoſten.
1 —	— —	— —		Insgemein.

Summa 1658 Rthlr. 12 gGr. 10 Pf.

Ferner heißt es ebendaſelbſt: „Die hieſige Localanſtalt für Beſſerung ſittlich verwahrloſter Kinder hat auch in dem verfloſſenen Rechnungsjahre vom 1 Mai 1833 bis 1 Mai 1834 ihre ſegensreiche Wirkſamkeit bewährt. Es ſind von ihr in dieſer Zeit überhaupt verpflegt worden 46 Kinder; 25 (21 Knaben, 4 Mädchen) waren den 1 Mai 1833 in der Anſtalt vorhanden

21 wurden bis 1 Mai 1834 aufgenommen, 19 Kinder wurden entlaſſen, nämlich 12 Knaben und 7 Mädchen. Davon wurden 6 als Lehrlinge und Dienſtboten untergebracht, 7 den Eltern wiedergegeben und 6 wurden von der Polizeideputation zurückgenommen. 27 Zöglinge (22 Knaben und 5 Mädchen) waren den 1 Mai 1834 in der Anſtalt. Ueber das Verhalten der Entlaſſenen ſind ſo befriedigende Nachrichten eingegangen, daß wir uns der erfreulichen Hoffnung eines dauernden Erfolges ihrer ſittlichen Veredelung mit Gewißheit hingeben.“

Intereſſant war es mir übrigens, die beiden Geſchwiſteranſtalten, das Waiſenhaus und die Kinderbeſſerungsanſtalt, auch unter der Leitung zweier Brüder zu finden, und es iſt mit Hr. Carl Benjamin Seydel als ein Mann von ernſter und feſter Charakterhaltung und ruhiger Klarheit im Ausdruck erſchienen.

Warum, dachte ich in meinem Herzen, hat nur Breslau noch keine Anſtalt dieſer Art? ſind dort nicht die Mittel eben ſo gut vorhanden, als hier? unterhält man nicht im Armenhauſe ſchon Kinder genug, und für dieſe einen Lehrer, ſo daß es nur noch der günſtigen Localität bedarf, um ſich ebenfalls der ſegensvollen Wirkſamkeit eines ſolchen Inſtituts zu erfreuen?

Dresden zählt außer der Armenſchule bei dem Waiſenhauſe in der Antonsſtadt noch drei andere Armenſchulen, in allen zuſammen 697 Kinder. Almoſenempfänger im Jahre 1834 weiſ't die 44ſte Nachricht von dem Fortgange der Armenverſorgungsanſtalten zu Dresden 1890 nach, worunter ſich jedoch verſchiedene Familien befanden. Die Einwohnerſchaft beſtand aus 67,500 Köpfen. Von Seite des Armenpflegſchaftsrathes iſt ein Inſpector der Armeninduſtrie angeſtellt. An ihn werden diejenigen Armen gewieſen, welche um Almoſen bitten und noch arbeiten können, damit er ihnen Arbeit zutheile. Strickereien für die weiblichen iſt ein Hauptgegenſtand. Hr. Hecker, früher Kaufmann, und jetzt Inſpector dieſer Induſtrie, wog bei meinem Beſuche verſchiedenen weiblichen Armen die erforderlichen Garne zu, gab ihnen die

geſchnittenen Muſter zu den Strümpfen, und übernahm die fertig gewordenen. Für den Abſatz ſind verſchiedene Commiſſionslager bei Kaufleuten in der Stadt errichtet; doch hat ſich Hr. Hecker ſchon viele directe Beſtellungen, theils vom Lande her, theils in der Stadt zu verſchaffen gewußt. Er beſucht täglich einen Theil der durch ihn beſchäftigten Armen in ihren Quartieren, um aus der Haltung ihrer Häuslichkeit mit auf Dürftigkeit und Charakter ſchließen zu können. Von ihm geht auch die Beſchäftigung der Kinder in den Armenſchulen aus, wo man das Stricken, Strohflechten, Marliweben (ſiehe ſpäter) u. ſ. w. betreibt; er hegt die Idee, eine Spielzeugfabrik einzurichten und namentlich alle Vögel ſo nachmachen zu laſſen, daß ſie mit ihren natürlichen Federn belegt werden. Man ſieht, wie viel mit gutem Willen auch in dieſer Beziehung möglich iſt, und ich komme immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die bloße und monatliche Geldvertheilung zwar die leichteſte, aber auch die ſchlechteſte Art iſt, Arme zu unterſtützen. Könnte man es dahin bringen, daß alle Armen ſich ihr Almoſen verdienen müßten, ſo wäre dieß unſtreitig die vorzüglichſte Armenpflege, denn ſie würde am einflußreichſten mit auf die ſittliche Verbeſſerung der Armen hinwirken. Laſſet uns Gutes thun, und nicht müde werden, aber auch die Armen, weder ſehende noch blinde, nicht in ihrer Faulheit beſtärken.

Den Dienſtag verſchlangen einige ſchriftliche Arbeiten und ein Abendbeſuch bei meiner Couſine. Am Mittwoch vor Tiſche ſtattete ich Sr. Excellenz dem Hrn. Staatsminiſter v. Lindenau einen nochmaligen Beſuch und das von mir verlangte Gutachten ab.

Am Nachmittage beſuchte ich die Holzmarlifabrik der Herren Neſtler und Kühn, die mir alles mit großer Zuvorkommenheit zeigten. Es werden nämlich aus Eſpenholz, das man aus der Gegend von Leipzig bezieht, und mit 16 Rthlr. Koſten incl. Transport für die Klafter bis Dresden ſchafft, Scheite von 2 Ellen geſchlagen, dieſe 6—9 Monate

lang eingewäſſert, nachdem man ſie vorher von der äußern Rinde befreit hat; hierauf ſpaltet man die Scheite dem Wuchſe nach in keilförmige Latten, circa 1½ bis 2 Zoll dick und 4 — 6 Zoll breit, ſpannt dieſe in eine Art Hobelbank, ſchlichtet die beiden breiten Seiten mit einem Hobel gut ab, wendet dann die ſcharfe Kante nach unten, ſtreicht oben darüber mit einem Vorreißer, der 12 und mehr ſpitzige Klingen neben einander enthält, und an beiden Enden zwei Griffe hat. Man drückt hier den Vorreißer auf der rechten Seite gut an, und zieht auf ſich zu, nimmt dann den Hobel, und ſtößt von ſich ab, wodurch man eine Anzahl ganz dünner Fäden gewinnt, die nun von Kindern entweder zu Zöpfen, breiten Bändern und Zänkeln ganz wie Stroh aus freier Hand verflochten werden, um gröbere oder feinere Hüte davon zu nähen, oder man zieht dieſe Fäden auf eine Art von Weberſtuhl auf, um den ſogenannten Span oder Sparterie für Putzmacher daraus zu weben. Die feinern Gewebe werden mit grüner oder anderer Mineralfarbe angeſtrichen, und mittelſt Steindruck, wobei die Zeichnung nach der Federmanier und tief eingeätzt ſeyn muß, mit Bildern und Anſichten bedruckt. Die Lade des Stuhls enthält ein Blatt aus gewalzten Dräthen nur 2 Zoll hoch. Eine Latte mit Häkchen trifft von vorn und oben, eine zweite auf der Hinterſeite von unten auf die Ritze des Blattes, und es bewirken die Häkchen (noch einmal ſo breit als die Blattritze) das Wechſeln der Fäden. Man verkauft die ordinäre Waare, die Tafel zu 1 Gr., die mit Steindruck verſehen zu 8 Gr. Ein Kind fertigt von 1 — 6 Uhr 3 — 4 ordinäre Tafeln. Reißt ein Faden, ſo wird hinten ein neuer angeknüpft, durch das Blatt gezogen, und vorn auf der Stelle das Geriſſene eingelegt. Die Armendirection gibt den Fabricanten für jedes arme Kind, das ſie beſchäftigen, eine monatliche Entſchädigung; das Kind bekommt 3 Pf. für die Tafel Arbeitslohn.

Am Abend des 4 Junius hatte ich bei meiner theuern Couſine noch das Vergnügen einer ſang- und klangreichen Unterhaltung, welche zwei junge Damen und mein werther

Couſin, mit ſeiner trefflichen Baßſtimme, uns verſchafften. Doch geſchieden mußte es ſeyn, ſo ſchwer es auch fiel. Abends packte ich noch meinen Koffer, um am 5 früh noch einige Beſuche machen zu können. Der erſte um 7 Uhr galt dem Hrn. Profeſſor Schubert, bei der techniſchen Bildungsanſtalt, einem liebenswürdigen Manne, der mir alle vorräthigen Maſchinen und die wichtigſten Lehrmittel zeigte.

Herr Kammermuſikus Fürſtenau, den ich begrüßen wollte, war leider mit ſeinen Kindern in die ſächſiſche Schweiz gewandert, und ich konnte nur ſeiner Gattin die Gefühle der Achtung äußern, die mich zu dieſem ausgezeichneten Künſtler von ächter Humanität führten.

Zu Hauſe ward noch ein Gabelfrühſtück verzehrt, und dann freundſchaftlicher Abſchied von allen Hausgenoſſen genommen.

Siebentes Capitel.

Gränzabenteuer. — Rückkehr nach Dresden. — Neuer Antritt der Reiſe über Töplitz nach Prag. • Lang. Jahn und andere Gefährten.

Um 11 Uhr beſtieg ich den Eilwagen, und bald war ein freundliches Geſpräch zwiſchen meinem Nachbar zur Linken, einem Hrn. v. Liebermann, aus Burgsdorff bei Groß-Glogau, und mir angeknüpft. Zu meiner Rechten hatte ich einen Franzoſen, der nach Töplitz ſtrebte, und ſich angelegentlich erkundigte, ob er wohl Karl X dort treffen werde. Zwei andere ſeiner Landsleute ſaßen hinter uns, und genoſſen das ſüße Vergnügen zu plaudern, um zu plaudern; mein Nachbar ſchien ein ruſſiſcher Officier zu ſeyn. So paſſirten wir Pirna, und kamen um 4 Uhr auf die böhmiſche Gränze; aber unangenehm war für mich die Erklärung, meinem Paſſe fehle die Vidimirung des kaiſerlichen Geſandten zu Dresden, ein Erforderniß, von dem mich in Dresden niemand in Kenntniß geſetzt hatte. Dieſes machte nun meine Weiterreiſe nach Prag in dieſem Augenblick unmöglich, denn da halfen keine guten Worte. Der Conducteur des Eilwagens verſchaffte mir zu Peterswalde ſogleich einen Einſpänner, deſſen Beſitzer,

der dortige Zolleinnehmer Tasig, mich selbst begleitete. Gegen Abend waren wir vor Dresden und blieben im Gasthofe zur grünen Wiese, von schlechter Beschaffenheit. Am Morgen eilten wir in die Stadt und stiegen in der Krone ab, wo ich bald einen sehr gefälligen und interessanten Lohndiener für eine sehr mäßige Forderung zugewiesen erhielt. Meine erste Sorge war, Hrn. Hofrath Schmalz zu besuchen, und mit ihm das Postamt, um wo möglich mein schon bis Prag bezahltes Passagiergeld für die nicht gemachte Tour von Peterswalde aus wieder zu erlangen. Leider war dasselbe aber schon an die österreichische Postbehörde verrechnet. Meine Hauptsorge war nun, die Visa des kaiserlichen Gesandten zu gewinnen, wozu die Gewandtheit meines Lohndieners, der gute Terrainkenntniß besaß, mir binnen einer halben Stunde verhalf. Dieser Mann, J. G. Dautz, früher ein Diener Tiedge's, dürfte gewiß jedem Fremden ein eben so angenehmer als billiger Führer seyn; er begehrt für den Tag nur einen Gulden. Noch versah ich mich mit einem neuen Pfeifenkopfe, als ein Andenken an den Kunstdrechsler Krüger, den besten Meister seines Faches in Dresden, und nun verließ ich incognito, wie ich gekommen war, Sachsens Hauptstadt zum zweitenmale, um einen neuen Angriff auf die böhmische Gränze zu wagen, der dießmal auch völlig gelang. Mein Gepäck, zurückgelassen bei Hrn. Postmeister Scheibner, nahm ich wohlbehalten in Empfang, und da ein Prager Lohnkutscher in Peterswalde hielt, so setzte ich mit diesem die Reise weiter fort. Schon in Pirna hatte sich ein Hr. Lang als Reisegefährte zu mir gesellt; es war ein Oekonom aus der Gegend von Theresienstadt, von den Gütern des Grafen Clam-Gallas, der wegen eines Augenübels den rühmlichst bekannten Doctor Schmalz zu Pirna besucht hatte. Der nur noch einäugige Mann bewies mir die herzlichste Theilnahme und in jeder Art die zuvorkommendste Aufmerksamkeit.

Zu Tbplitz, das wir gegen 9 Uhr erreichten, fanden wir im goldenen Hirsch noch ein niedliches Zimmer, obgleich

ſächſiſche Prinzen den größten Theil des Hauſes bewohnten. Zum Abendbrod trank ich den erſten Tſchernoſekker, einen zwar nicht geiſtloſen, aber ſüßlich fad ſchmeckenden böhmiſchen Wein. — Den folgenden Morgen ſchifften wir uns aufs neue in die ziemlich bequeme Prager Schaluppe ein, und weil drei neue Paſſagiere ſich gefunden hatten, die bis Prag mitreiſen wollten, ſo wählte der wackere Lang den Stellwagen (eine Reiſegelegenheit, die auch Geſellſchaftswagen heißt und Aehnlichkeit mit den ſchleſiſchen Journalieren hat; man zahlt nur 10 kr. Conv.=M. für die Meile). Meine neuen Reiſegefährten waren ein junger Goldarbriter aus Dresden, den die Kunſtſchätze Wiens und deſſen Schönheiten gleich magnetiſch anzuziehen ſchienen, er ward mein Nachbar zur Linken. Ihm gegenüber placirte ſich ein geſprächiger Sohn der Marken, ein Hr. Kaufmann Jahn, aus Havelberg, mit dem ich bald in lebhafte und angenehme Zwieſprache kam, da er die in Wien etablirte Zuckerſiederei mit luftleeren Räumen näher kennen zu lernen ſich auf die Reiſe gemacht hatte. Ein Sohn Iſraels aus Brody, begriffen auf der Rückkehr von der Leipziger Meſſe, verrieth nur zu deutlich den wichtigen Inhalt ſeines Reiſepakets, welches er um keinen Preis einem äußern Platz auf dem Wagen anvertraut hätte, ſondern dafür lieber die Unannehmlichkeit erduldete, auf demſelben um einen Fuß höher als wir Andern, und zwar mir gegenüber zu ſitzen; er war und blieb in ſeinem Betragen ein geduldiger Paſſagier. Nun ging es immer tiefer ins Böhmerland hinab. Auffallend mild und rein erſchien mir hier die Atmoſphäre, die mich umwehte. Ihr Genuß wirkte ungemein erheiternd auf mich. So gelangten wir zum Frühſtück nach Lowoſitz, ſchlugen dann aber die kleine Straße nach Prag über Toran und Neuhoff ein. Am letztern Orte wurde ein Mittagsbrod unter vielen Scherzen eingenommen, da meine Reiſegefährten beſonderes Wohlgefallen an den muntern böhmiſchen Kellnerinnen fanden. Doch Vater Abraham trennte ſich hier von uns.

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Prag. — Vicepräſident Ritter von Probazka. — Erſter Beſuch der Blindenanſtalt. — Schützeninſel. Färberinſel. — Weitere Beſuche der Blinden-Erziehungsanſtalt.

Gegen Abend langten wir in Portſzütz, der nordöſtlichen Vorſtadt Prags, an, wo wir an dem ſchönen ſtattlichen Invalidenhauſe vorbei paſſirten, am Thore ſehr höflich um unſere Päſſe erſucht, und bei Ueberreichung des Empfangſcheines ſehr wohlmeinend ermahnt wurden, gut Acht auf unſer Gepäck zu haben. Meine drei Herren Mitreiſenden begaben ſich unter den Schutz des goldenen Engels in der Altſtadt, mir aber lag daran, die Kleinſeite auf dem linken Ufer der Moldau und die Nachbarſchaft des Hradſchins zu gewinnen, wo auch mein Lohnkutſcher zu Hauſe war. Bald paſſirten wir den Altſtädter Brückenthurm, und ich befand mich auf der merkwürdigen, mit ſo vielen heiligen Statuen geſchmückten Moldaubrücke. Die alte Poſt gewährte mir eine freundliche, wenn auch nicht glänzende Herberge (denn erſt ſpäter wurde mir der beſſere Gaſthof zum Bade bekannt, wo Karls X. Anhänger hauptſächlich ihr Abſteigequartier nehmen).

Am folgenden Morgen, den 8ten, verſchaffte ich mir, mit Hülfe des Kellners, bald einen Fiaker, den ich für 6 fl. W. W. für den ganzen Vormittag in Beſchlag nahm. Mit ihm ſuchte ich zunächſt den in der Neuſtadt wohnenden Polizeiofficier Hrn. Freiherrn von Kaminietz, auf, an den ich von Breslau empfohlen war. Ich fand ihn, und erhielt das Verſprechen ſeines Beſuches auf den Nachmittag. — Verſuchsweiſe fuhr ich nun bei dem Director des Prager Privatinſtituts für arme blinde Kinder und Augenkranke, dem Hrn. Gubernial-Vicepräſidenten Ritter von Probazka, vor, fand ſogleich gnädigen Zutritt und die zuvorkommendſte Gewährung aller Wünſche, die ich äußerte; erfuhr aber auch zugleich, daß ich in techniſcher Beziehung hier ſchwerlich viel zu lernen haben würde, indem der Hr. Präſident die Anſicht äußerte, daß Bildung

der Blinden zur äſthetiſchen Muſik bisher das Hauptziel der Anſtalt geweſen ſey, indem der Betrieb von Arbeiten zwar verſucht, aber nicht gelungen ſey. Durch den Diener des verehrten Chefs zur Anſtalt auf dem Hradſchin II. Nro. 178 geleitet, traf ich die Blinden und ihre Lehrer ſo eben im Begriff, in die Kirche zu gehen, begrüßte daher die letzten nur freundſchaftlich, indem ich Hrn. Bezecny, den erſten Lehrer, erſuchte, für den folgenden Tag ſeinem Unterrichte beiwohnen zu können, worauf ich eilte mein Empfehlungsſchreiben an Hrn. Grafen Caſpar v. Sternberg abzugeben, der jedoch leider nicht anweſend war; dafür entſchädigte mich der liebenswürdige Hr. Profeſſor Zippe, Secretär des böhmiſchen Nationalmuſeums und Cuſtos der reichen naturwiſſenſchaftlichen Sammlung dieſer Geſellſchaft, bei welchem ich mich eines Auftrags von dem ſchleſiſchen Sudetenvereine zu entledigen hatte. Am Nachmittage kam der biedere von Kaminietz, um mich der Einſamkeit meines Zimmers zu entführen. Wir wallfahrteten auf die Schützeninſel, einen Hauptſammelplatz der Prager Bürgerſchaft, wo eben heute das Pfingſtſchießen feierlichſt begangen wurde. Ein kleines Eintrittsgeld ſollte den Zudrang des Janhagels abhalten. Ueberall herrſchte Heiterkeit, doch nirgends unbeſcheidener Lärm; mehr als 100 geſellige Gruppen freuten ſich ihres Lebens und der dargebotenen Genüſſe; wir labten uns an böhmiſchem Bier, und ſetzten nach eingenommener Collation auf die nahe Färberinſel über, während Böllerſalven aus den Batterien beider Inſelufer fleißig erſchollen. Das neue Eiland, welches außer ſeinen Reſtaurationsanlagen eine ſehr beſuchte Badeanſtalt trägt, war heute vorzugsweiſe von der vornehmen und ſchönen Welt Prags bevölkert, und ich konnte aus der Begeiſterung, womit die Officiere und jungen Männer an unſerem Tiſche ſich von den ſchönen Pragerinnen unterhielten, mit gutem Grunde ſchließen, daß die weibliche Welt dieſer Hauptſtadt noch immer den alten Ruhm einer vorzüglichen Anmuth ihres Geſchlechts zu behaupten wiſſe. Gute Muſik eines Militaircorps ſchmeichelte unſern Ohren, ein rother Melniker unſerem Gaumen. Unter den Speiſen machte ein

Gericht, Toleranz genannt, meine Neugierde rege, und siehe! ich bekam eine Mischung von Butter und weichem Käse auf Brodschnitten gestrichen. Wir kehrten erst spät in mein Quartier zurück. Den Dienstag, Mittwoch und Donnerstag widmete ich hauptsächlich der Blinden-Erziehungsanstalt, wo ich am Mittwoch mich selbst zu Tische bat, und am Donnerstage als Geladener ein fröhliches Mittagsmahl einnahm. Das Mahl wurde mit den Zöglingen gemeinschaftlich gehalten, deren Zahl sich auf 16 Knaben und Jünglinge und 6 Mädchen belief. Nach der in den österreichischen Staaten üblichen Sitte, jede Privatanstalt, die der Staat nicht seiner besondern Aufsicht und Controle unterwirft, unter den Schutz (das Protectorat) einer hohen und angesehenen Person zu stellen, welche, ohne Verantwortlichkeit vor irgend einer Behörde, bloß die Verpflichtung übernimmt, ein Institut oder eine im Staat erlaubte Gesellschaft gegen Beeinträchtigung und Beirrung zu schützen und für die Aufnahme und das Gedeihen derselben Sorge zu tragen, hat auch das Prager Privatinstitut für arme blinde Kinder und Augenkranke dermalen einen solchen Protector. Dieser ist Se. fürstliche Gnaden der hochgeborne Hr. Graf Aloys Ankwitz von Peslawice, Primas des Königreichs, Fürsterzbischof zu Prag ꝛc. ꝛc. Der eigentliche und verantwortliche Director der Anstalt ist dagegen, wie schon erwähnt, Hr. Joseph Ritter von Prohazka, k. k. Gubernial-Vicepräsident, Kronhüter des Ritterstandes, Ritter des kaiserlichen Leopoldordens, Inhaber des silbernen Civil-Ehrenkreuzes ꝛc. ꝛc. Ihm zur Seite stehen folgende Vorsteher (früher Assistenten genannt, deren statutenmäßige Zahl 3 — 6 beträgt), Hr. Dr. Med. Joh. Fischer, k. k. Professor und Operateur ꝛc.; Hr. j. u. Dr. Anton Mudroch, beeideter Landesadvocat und Gutsbesitzer; Dr. philos. Franz Prihonsky, Domherr und Präses des wendischen Seminars; Hr. Anton Neumann, k. k. Berauer Kreiscassier; Hr. Wenzel Ott, Cassier an der Metropolitankirche, und Hr. Wenzel Nowotny, Bürger zu Prag. Hausarzt der Anstalt ist der Dr. med. Leopold Schirmer, k. k. Berauer Kreisphysikus.

Das Unterrichtsperſonale machen aus: Pater Wenzel Böhm, Weltprieſter und k. k. Profeſſor am Gymnaſium, der wöchentlich dreimal den Religionsunterricht ertheilt, welchem auch der Unterlehrer beiwohnt, um Wiederholungsſtunden darin halten zu können. Als Oberlehrer und Hausverwalter iſt angeſtellt: Hr. Anton Bezecny; als Unterlehrer Wenzel Ptaczeck (ſprich Pratſchek) geboren 1797 zu Prag, als Sohn eines Zimmerpolirers, der außer ihm noch ſechs Kinder hatte; Joſeph verlor ſein Geſicht in ſeinem ſiebenten Jahre, durch den leichtſinnigen Schrotſchuß eines Kaufmannsſohnes, den er noch vor dem Abfeuern gewarnt hatte; er wurde 1812 den 31 Auguſt in die Anſtalt aufgenommen, und im Jahr 1819 zum Unterlehrer ernannt, weßhalb er 1825 noch insbeſondere den Curſus für die Lehramts Candidaten bei der katholiſchen Hauptmuſterſchule zu Prag mit beſuchte. Ueber ihn ſagen die Denkwürdigkeiten des Prager Privatinſtituts für arme blinde Kinder und Augenkranke Seitte 44:

„Seine höhere Bildung, ſein guter Sinn und die kindliche Liebe, mit der er ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter ſogar unterſtützt, machen ihn der allgemeinen Liebe und Achtung werth.“

Der Oberlehrer und er geben ſämmtliche Schul- und Muſikſtunden, und nur für den Harfenunterricht iſt noch ein beſonderer Lehrer, Herr Franz Burian, angeſtellt. Jungfrau Eleonore Zechner iſt Lehrerin der Handarbeiten. Die Leitung der Häuslichkeit hat die Frau des Oberlehrers. An Dienſtboten werden ein Hausdiener und zwei weibliche Dienſtboten gehalten. Der geiſtliche Lehrer empfängt jährlich 100 fl. aus dem Religionsfonds, der Oberlehrer 100 fl. aus dem Normalſchulfonds, 14 fl. aus den Einnahmen der Anſtalt, genießt außerdem Wohnung und Beköſtigung mit Frau und Kindern im Hauſe. Der Unterlehrer, für den der Normalſchulfonds ebenfalls 100 fl. zahlt, wohnt auch in der Anſtalt, hat die Beköſtigung wie ein Zögling, und 72 fl. Einkommen. Für die Handarbeitenlehrerin, welche jeden Nachmittag zwei

Stunden in die Anſtalt kommt, ſind aus dem böhmiſchen Normalſchulfonds gleichfalls 100 fl. C. M. bewilligt. Die Löhnungen betragen für den Hausdiener 110 fl., und für ein Dienſtmädchen 60 fl. W. W.; die Penſion für einen Zög-ling 300 fl. W. W. oder 120 fl. C. M.

Der geſammte Fonds beläuft ſich auf 50,000 fl. C. M., und durch die Wohlthätigkeit einiger fürſtlichen Perſonen wer-den jährlich Quantitäten an Holz und Kohlen geſchenkt. Die Tages- und Lectionsordnung für das Inſtitut im Sommer iſt folgende:

Tage.	Vormittag.						
	5 — 6	6 — 7	7 — 8	8 — 9	9 — 10	10 — 11	11 — 12
Montag.	Aufstehen, Anzug und Morgengebet.	Frühstück und Gang in die Kirche.	Beiwohnen der heiligen Messe.	Naturgesch. u. Technologie.	Rechnen.	Religion.	Selbstübung in der Musik.
Dienstag.				Naturlehre.	Sprachlehre.	Religion.	
Mittwoch.				Wie Montags.	Theorie der Musik.	Wiederholung der Religion.	
Donnerstag.				Wie Dienstags.	Rechnen.	Religion.	
Freitag.				Wie Montags.	Sprachlehre.	Aufsätze.	
Sonnabend.				Wie Dienstags.	Rechnen.	Wiederholung der Religion.	
Sonntag.		Aufstehen u. Morgengebet.	Frühstück und Gang in die Kirche.	Beiwohnen der heil. Messe.	Erhorte.	Freie Stunden.	

Tage.	12 — 2	2 — 3	3 — 4½	— 5	5 — 6	6 — 8	8 — 9	9 —
Montag.	Mittagsmahl und Bewegung im Garten.	Vaterländische Geschichte.	Handarbeiten.	Vesperbrod.	Musikunterricht.	Spaziergang ins Freie.	Nachtmahl.	Abendgebet und Schlafengehen.
Dienstag.		Vorlesung aus einer Kinderschrift.						
Mittwoch.		Geographie.						
Donnerstag.		Wie Dienstags.						
Freitag.		Wie Montags.						
Samstag.		Wie Mittwoch.			Reinigung und Austheilung der Wäsche.			
Sonntag.	Vorlesung aus einer Kinderschrift und Ausgang ins Freie.							

Anmerkung. Im Winter ſtehen die Zöglinge erſt um 6 Uhr auf, der Unterricht beginnt demnach erſt um 9 Uhr und dauert bis 12. Die Selbſtwiederholung in Muſik iſt dann von 6 — 7 Uhr Nachmittags, Spaziergang Dienſtag und Donnerſtag von 2 — 3 Uhr, Vorleſung Abends.

An Lehrbehelfen oder Unterrichtshülfsmitteln traf ich zur Geographie: Plan des Inſtitutshauſes, Plan der Hauptſtadt Prag, Karten von Böhmen, Mähren, Oeſterreich, der öſterreichiſchen Monarchie, von Europa und den beiden Halbkugeln der Erde. — Zur Phyſik: 26 Abbildungen von Maſchinen und andern Gegenſtänden zur Erklärung mehrerer Experimente; zur Technologie: 15 Abbildungen aus der Mechanik, Darſtellung der Säulenordnungen. Zur Theorie der Muſik: erhabene Noten, und die in der Muſik üblichen Zeichen, bei welchen allen die Maſſe, aus denen ſie gefertigt ſind, ſehr empfehlenswerth erſcheint; ſie beſteht aus Kremſerweiß, oder aus feiner Kreide, ganz zu Pulver gerieben, und mit Gummiwaſſer in eine zähflüſſige Maſſe verwandelt, in die man eine Notenfeder taucht, um dann auf Papier oder Pappe mit dieſer Feder langſam zu ſchreiben, oder zu zeichnen, und wenn der erſte Auftrag wie gewöhnlich zu ſchwach ausfällt, durch noch ein- oder zweimaliges Ueberſtreichen die Darſtellung völlig taſtbar zu machen. Eine Färbung iſt durch Beimiſchen bunter Erden möglich. — Zum Leſen bediente man ſich erhabener Buchſtaben auf Holzklötzchen, in Kreuzelform, und einer Tafel mit Falzleiſten, in welche die untern Zapfen der Buchſtabenträger ſich einſtecken laſſen. Kleine Tafeln mit fühlbaren Linien dienten als Vorrichtung zum Schreiben mit Bleiſtift. — Auch geometriſche Figuren und eine Sammlung von Sämereien werden vorgezeigt. Der Unterricht in den verſchiednen Lehrſtunden, denen ich beiwohnte, befriedigte mich ſowohl nach Inhalt als Methode vollkommen.

Beim Sprachunterrichte haben die Lehrer mit der beſondern Schwierigkeit zu kämpfen, daß die ächten Böhmen unter den Zöglingen erſt deutſch, die deutſch-böhmiſchen erſt böhmiſch lernen müſſen, was ich jedoch für ein ſehr gutes Mittel

zur Verſtandesaufhellung der Schüler und Schülerinnen halte. Ein böhmiſches Mädchen übte hierbei aufs beharrlichſte die Sonderbarkeit aus, beim Anſagen der Geſchlechter das weibliche durchaus früher, als das männliche zu ſetzen. — Die muſikaliſchen Leiſtungen, denen ich beiwohnte, bewieſen nicht minder den auf ſie verwendeten Fleiß, ſowohl durch den Vortrag als durch die Fertigkeit der Zöglinge. — Der Handarbeitenunterricht beſchränkt ſich dagegen lediglich für Knaben, wie für Mädchen, auf Flachsſpinnen und Strumpfſtricken; ein Bandſtuhl war zwar vorhanden, aber nicht mehr im brauchbaren Zuſtande, und von den Producten aus Stroh, als Brodſchüſſeln, Feuerlöſcheimer, Strohteller, die man mir vorwies, werden jetzt keine mehr gefertigt, weil der Blinde, der ſie lehrte, geſtorben iſt. In dieſer Beziehung ſchien mir noch ſehr viel zu wünſchen übrig, und es kann hierin offenbar nicht eher beſſer werden, als bis man einen beſondern Werkmeiſter anſtellt, und täglich wenigſtens 4 — 5 Stunden auf Erlernung und Uebung von Arbeiten bei den jüngern Zöglingen, bei den ältern aber in den letzten Jahren ihres Aufenthalts den größten Theil des Tages darauf verwendet.

Für den Beſuch von Arbeitsmeiſtern aus der Stadt, ſo wie für den Abſatz gefertigter Waaren, iſt die ſchwer zugängliche Lage der Anſtalt auf dem Hradſchin, einem ſteilen Berge, gewiß für immer nachtheilig.

Das Gebäude iſt zwar maſſiv, aber von wenig vortheilhafter innerer Beſchaffenheit. Das Parterre enthält, außer dem Lehr- und dem Speiſezimmer, nur noch einige beengte Gemächer und eine ſehr rauchende Küche. Die Hausflur verunzieren der Waſchkeſſel und die anſtoßenden Kohlen- und Vorrathskammern.

Im obern Hauſe befindet ſich neben dem einzigen Wohnzimmer des Oberlehrers der Schlafſaal der Knaben, das Wohnzimmer des Unterlehrers, beengt durch einige Schlafſtellen von Zöglingen, und der beſondere Schlafſaal der Mädchen. Die Lagerſtätten ſind Roßhaarmatratzen mit dergleichen Kopfkiſſen, die wollenen Zudecken ſind in ein weißes, nach oben umgeſchlagnes Bett-Tuch genäht, und

in der Mitte haben ſie einen Spiegel aus kattunenem Zeug. Als Bekleidung ſind feſtgeſtellt: für die Knaben ein Ueberrock und ein Jäckchen oder Spenzer aus grauem Tuch auf zwei Jahre, ferner ein Paar Pantalons aus Tuch, zwei Paar aus ſchottiſcher Leinwand, eine Weſte, zwei Paar Halbſtiefel, eine Tuchkappe mit Schirm, drei Hemden, drei Paar rohleinene Socken, zwei Paar Unterbeinkleider, zwei gefärbte baumwollene Halstücher, drei Taſchentücher und zwei Arbeitsſchürzen, mit jährlicher Nachbeſchaffung des Eingegangenen. Für die Mädchen: ein Tuchüberrock, zwei Kleider aus ſchottiſcher Leinwand, zwei Unterröcke aus Gradel, einer von Flanell, zwei Schnürleibchen ohne Fiſchbein, drei Schürzen von reſchem Zwillich, ein Winterhut, zwei Hauben unter dieſen; zwei Sommerhüte, drei baumwollene dreieckige Halstücher, drei Nachthauben, zwei Paar kalblederne Schuhe; Hemden, Strümpfe und Taſchentücher wie für die Knaben. Die Beköſtigung der Zöglinge beſteht zum Frühſtück in warmer Suppe, oder Milch mit Brod, zum Mittageſſen in Suppe und Rindfleiſch mit wechſelnden Gemüſen, und einer Faſtenſpeiſe am Freitag; zur Abendmahlzeit in warmer Suppe und Butterbrod, oder Brod mit Toleranz, und einem Seidel Bier. Braten zu Mittag wird gereicht an Feiertagen, am Tage der Prüfung, des Concerts, des heiligen Joſeph (dem Stiftungsfeſte der Anſtalt) und an den Namenstagen des Kaiſers, der Kaiſerin, des Inſt iusprotectors, ſo wie des Directors und ſeiner Gemahlin.

Zur Bewegung der Zöglinge in den Freiſtunden dient der unter dem Inſtitutsgebäude gelegene Hofraum, mit darin angebrachter Kegelbahn. Die vortrefflichen unterirdiſchen Canäle, welche Prag ſeinem jetzigen Oberſtburggrafen, dem Hrn. Grafen v. Chotek, verdankt, und durch welche alle Unſauberkeiten der Moldau zugeführt werden, haben auch den Hofraum der Anſtalt zu einem geſünderen und angenehmeren Platze gemacht, als früher. Ehehin wurden der obere und vordere Theil des Inſtitutsgebäudes für den zweiten Hauptzweck der Anſtalt, die Aufnahme und Wiederherſtellung von dürfti-

gen Augenkranken, benutzt, ſeit 1826 aber befindet ſich dieſe Euranſtalt in einem gemietheten Locale auf der Altſtadt. Hier ſind 16 Betten für Kranke und 2 für die Bedienung aufgeſtellt, jährlich zwei- oder dreimal, gewöhnlich im Mai, Junius, Julius und Auguſt, werden in dieſe Heilanſtalt 16 arme Staarblinde aufgenommen, operirt, ärztlich behandelt, verpflegt und in der Regel nach 5 Wochen wieder entlaſſen, um der folgenden Serie Platz zu machen. Bei meinem Beſuche waren noch die meiſten Operirten der erſten Aufnahme für 1835 zugegen. Faſt bei keinem war die Operation ganz erfolglos geblieben. Die Leitung dieſer Privat-Operationsanſtalt für Blinde, welche mit der Prager Privat-Erziehungsanſtalt für Blinde eine Doppelanſtalt bildet, hat der k. k. Profeſſor der Augenheilkunde an der Prager Univerſität, der Dr. med. Hr. Johann Fiſcher. Ohne Gehalt oder ſonſtige Belohnung widmet er Kenntniſſe, Zeit und Kraft ſeit 27 Jahren dieſem hauptſächlich mit durch ſein Bemühen ins Leben gerufenen Werke der Wohlthätigkeit, deſſen Segen er dadurch noch zu vervielfältigen ſucht, daß er jungen Aerzten auch hier Gelegenheit gibt, ſich zu tüchtigen Ophtalmologen zu bilden.

Im Jahre 1834 haben die Koſten der Operationsanſtalt bei dreimaliger Aufnahme nur 1121 fl. 18½ kr. W.W. oder in Con.-M. 448 fl. 30½ kr. (309 Rthlr. 2½ Sgr. preußiſch) betragen.

Der Anfang zur Errichtung einer Erziehungsanſtalt für blinde, mittelloſe Kinder wurde zu Prag ſchon im Jahre 1807 gemacht. Die Veranlaſſung, deren ſich die Vorſehung zu dieſem Zwecke bediente, war ein hartnäckiges Augenübel, das den Profeſſor der Statiſtik, k. Rath und Leopold-Ordensritter, Joſeph Mader, in der Art befiel, daß es ihn lange Zeit das Unglück gänzlicher Erblindung befürchten ließ. Dieß weckte ſein Mitgefühl gegen alle Blinden, und beſonders gegen die, welche aus Mangel einer vernünftigen Anleitung unfähig bleiben, ſich zu beſchäftigen. Er entwarf daher einen Plan zur Erziehung blinder Kinder. Dieſen theilte er glücklicherweiſe dem für alles Gute leicht zu begei-

ſternden Gubernialrath und Kreishauptmann Prokop Ritter v. Platzer und Wunſiedel mit, und ſofort wendete dieſer ſeinen ganzen, nicht unbedeutenden Einfluß daran, um nach erwirkter Allerhöchſter Bewilligung, welche mit Cabinetſchreiben vom 2 December 1807 erfolgte, durch eingeleitete Sammlungen die Mittel herbeizuſchaffen. Schon im Jahr 1804 ward durch den Oberſtburggrafen, Johann Rudolph Grafen v. Chotek, die Idee zur Anlegung einer zweiten Moldaubrücke innerhalb Prag kräftig angeregt, und bereits ein Capital von 108,249 fl. 42 kr. für dieſen Zweck durch Schenkungen und Unterſchriften aufgebracht, und nur die Zeitverhältniſſe des folgenden Jahres hinderten die Ausführung dieſes Unternehmens. Die Gelder ſollten zurückgeſtellt werden, doch viele von den Gebern erklärten ſich bereit, ſie für andere wohlthätige Zwecke zu überlaſſen. Choteks Nachfolger, Graf Joſeph v. Wallis, überwies deßhalb einen Theil von den ihm ſchon zu Gebote geſtellten Summen für die Errichtung der Blindenanſtalt, die es ſeiner Verwendung auch verdankt, daß des Kaiſers Majeſtät ihr unterm 10 December 1807 das Gebäude der vormaligen Reichskanzlei auf dem Hradſchin als hochwichtige Schenkung überwies. Ein Verein wurde gegründet, der die weitere Begründung der Anſtalt berathen ſollte, und Dr. Kalina von Jätenſtein nebſt dem Profeſſor Aloys Klar zum Beitritt aufgefordert. Jener übernahm alle rechtlichen Angelegenheiten des Inſtituts; Klar alles, was das Erziehungsweſen betraf.

Als Vorſteher des Vereins ward Ritter v. Platzer, als erſter Protector der Anſtalt der Prager Fürſt-Erzbiſchof, Fürſt v. Salm-Salm, erwählt, auch der Entſchluß gefaßt, daß nächſt der Erziehung unheilbarer blinder Kinder auch die ärztliche Wiederherſtellung von Augenkranken und heilbaren Blinden ein weſentlicher Zweck der Anſtalt ſeyn ſolle. Für die Erreichung des letztern gewann man den aus Wien zurückgekehrten Arzt Johann Fiſcher, einen Schüler Beers. Dem edlen Eifer dieſes menſchenfreundlichen Arztes iſt es zu verdanken, daß ſchon 1808, am 4 October, die

Operationsanstalt eröffnet werden konnte. In eben diesem Monate nahm man auch die 4 ersten Zöglinge in die Erziehungsanstalt auf. Diese unterrichtete in der Religion der Maltheserordenspriester Sichrowsky, und in der Geschichte Professor Klar unentgeldlich, in einigen Handarbeiten aber Philippine Fürlinger. Die von dem Professor Klar entworfenen Statuten für die Anstalt erhielten die kaiserliche Bestätigung unterm 21 April 1809. Darin heißt es: „Das dürftigste, das am meisten verwahrloste blinde Kind soll selbst bei beschränkten Fähigkeiten in dieser Anstalt Hülfe und Rettung finden; es soll aus dem Zustande der Unthätigkeit und der drückenden Langenweile herausgerissen, dem Müßiggang und der verderblichen Bettelei entzogen und der menschlichen Gesellschaft gewonnen werden." Die Aufnahme soll in dem jugendlichen Alter stattfinden, kein Blinder aber über das vollendete 20ste Jahr hinaus behalten werden u. s. w.

Auch die für die anzustellenden Personen nöthigen Instructionen entwarf Professor Klar, und am 1 Mai 1809 wurde Joseph Heerlein als erster Institutslehrer eingesetzt; nach seinem Abgange, im folgenden Jahre, Joseph Jarosch; er blieb bis 1819. In diesem Jahre betrug das Vermögen der Anstalt, ungeachtet des durch das Münzpatent im Jahre 1811 erlittenen Schadens: 52,173 fl. 55 kr. W.W.; 1820 erfolgten als Gehaltsbewilligungen aus Staatsfond's: 100 fl. aus dem Religionsfonds für den Katecheten, und aus dem Normalschulfonds 100 fl. für die Arbeitslehrerin, 100 fl. für den Unterlehrer, und 100 für den Haus- oder Oberlehrer, damals Johann Wolff. An seine Stelle trat 1821 Karl Pelz. Auch unter den HH. Assistenten oder Mitvorstehern gingen einige Veränderungen vor, und 1825 am 19 Julius erfolgte zu Carlsbad an den Folgen eines Schlagflusses der Tod des so verdienstvollen ersten Directors, des Gubernialraths Ritter v. Platzer, im 67sten Jahre seines Alters. Den Statuten gemäß übernahm Professor Klar, als ältester Mitvorsteher, sogleich die Direction der Anstalt, legte dieselbe aber, indem er den Verein gänzlich verließ, schon unter dem 26

Februar 1826 wieder nieder, weil höhern Orts im November 1825 dem damaligen Gubernialrath und Hauptmann des Kaurzimer Kreiſes, dem jetzigen Hrn. Gubernial-Vicepräſidenten, Ritter von Prohaska, das Directorat überwieſen wurde. Beide Männer erwarben ſich das Verdienſt, die während Platzer's Krankheit in Unordnung gerathenen Angelegenheiten der Anſtalt neuerdings und beſſer als vorher zu reguliren; daher findet ſeitdem eine beſtimmte Buchführung und geregelte Caſſenverwaltung ſtatt, und das Vermögen, welches Ende 1825: 33,091 fl. 7/10 kr. Con.-M. betrug, hatte hierdurch Ende 1829 ſchon die Höhe von 39,117 fl. 30¼ kr. erreicht. Die Vorſchriften der Hausordnung, der Beſpeiſung und Bekleidung wurden neu abgefaßt, ebenſo die Inſtruction für den Hauslehrer, deſſen Amt im Mai 1826 Anton Dolezalek übernahm. Ferner, da von 32 Blinden, die bis 1825 Aufnahme in die Anſtalt gefunden hatten, der größte Theil ſich noch in der Anſtalt befand, ſo wurden auch dieſe bis auf 8 entlaſſen, und von jetzt an feſtgeſtellt, daß nur Kinder von 8 — 12 Jahren aufnahmsfähig wären, die aber, welche das 18te Jahr zurückgelegt hätten, ausſcheiden müſſen. Auch in Betreff der Augenheilanſtalt ging die wichtige Veränderung vor, daß ſie ſeit 1826 aus dem Inſtitutsgebäude in ein auf der Altſtadt gemiethetes Locale verlegt, und dadurch die Möglichkeit herbeigeführt wurde, eine gewünſchte bauliche Verbeſſerung des Inſtitutshauſes wirklich ausführen zu können. Die Augenheilanſtalt hat übrigens von ihrer Gründung bis Ende des Jahres 1833 nicht weniger als 491 Blinde als geheilt und wieder ſehend gemacht entlaſſen.

Noch nähere Nachrichten über dieſe Doppelanſtalt gewähren: „Geſchichte der böhmiſchen Privatanſtalt zur Erziehung und Heilung der Blinden, Prag, 1830," und „Denkwürdigkeiten des Prager Privatinſtituts für arme blinde Kinder und Augenkranke, nebſt Ideen zu einer Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für Blinde, von Aloys Klar, zweite Auflage. Prag. 1831."

Neuntes Capitel.

Runkelrüben-Zuckerſiederei zu Königsſaal unter Dr. Kodweis. — Zweite Kinderbewahranſtalt zu Prag. — Zwangsarbeitshaus daſelbſt. und beſchleunigter Entſchluß, Prag zu verlaſſen.

Mein ſchon erwähnter Reiſegefährte, der ſehr freundliche Hr. Kaufmann Jahn, kam am Mittwoch Nachmittag, mich aufzuſuchen und zu einer Partie in die Zuckerraffinerien zu Königsſaal einzuladen. Ein Fiaker verſetzte uns nach einer Stunde an den gewünſchten Ort, wo wir zuerſt die Runkelrüben-Zuckerfabrik des Fürſten Oettingen-Wallerſtein beſuchten. Der Director dieſer Anſtalt, Hr. Doctor Kodweis, bewies uns die humanſte Zuvorkommenheit, und machte uns, ohne alle Geheimnißkrämerei, mit den Einrichtungen ſeiner Schöpfung bekannt. Wir verweilten bis 8 Uhr und ſchieden, noch beſchenkt mit Proben der trefflichen Fabricate.

Den folgenden Nachmittag begleitete mich Hr. Bezecny in die zweite große Kinderbewahranſtalt auf dem Hradſchin, wo gegen 100 Kinder von 3—6 Jahren, unter der Obhut eines Lehrers und einer Wärterin vor phyſiſchen und moraliſchen Uebeln geſchützt, ſich fröhlich und harmlos tummelten. Der Unterricht, welcher den Kleinen ertheilt wird, bezweckt hauptſächlich Entwickelung der Anſchauung und der Sprache, und es ſind alle Mittel vorhanden, um dieß auf eine zweckmäßige und angenehme Weiſe ausführen zu können. Auch an mannichfaltigen Spielgeräthen, Trommeln, Patrontaſchen, Gewehren, Schiebkarren, Wagen, Schaukelpferden ꝛc. für Knaben, Puppen und kleinen Küchengeräthen für Mädchen fehlte es nicht. Die Anſtalt beſteht ſeit dem November 1834 durch Wohlthätigkeit. Der Lehrer, Hr. Lukas Brom, verpflichtet, den ganzen Tag anweſend zu ſeyn, erhält monatlich 15 fl. Con.-M., die Aufſeherin Netka Ludmilla, monatlich nur 10 fl. W.W. gleich 4 fl. Con.-M. Die noch größere und ältere zweite Anſtalt dieſer Art beſteht in der Neuſtadt, in dem der Stadt gehörigen Schulhauſe

am Hradek. Sie wurde am 1 März des Jahres 1832 zum Gedächtniß der 40jährigen Regierung Sr. Majestät Franz I. gegründet, am 8 October mit 7 Kindern eröffnet, zählte aber schon Ende 1833: 120 Knaben und 110 Mädchen, so daß ein zweiter Lehrer angestellt werden mußte. Der größte Beförderer der Anstalt ist ihr zeitiger Protector, Se. Excellenz der Oberstburggraf Karl Graf v. Chotek, und der zum Director ernannte Ober-Appellationsrath v. Sporschill, Bürgermeister der Hauptstadt Prag; ihr Hauptfonds: die unermüdliche Wohlthätigkeit der Bürgerschaft. Als Norm für die Lehrer dient das von Leopold Chimani verfaßte Werk: „Theoretisch praktischer Leitfaden für Lehrer in Kinderbewahranstalten." Leider gebrach es mir an Zeit, auch die Anstalt am Hradek selbst besuchen zu können. Dagegen betrat ich von hier aus das neue und in der That sehr zweckmäßig angelegte Zwangsarbeitshaus, wo in geräumigen Localen mit strenger Sonderung der Geschlechter 2—300 Vagabunden oder muthwillige Bettler auf mannichfaltige Art beschäftigt werden. Diese für die Provinz Böhmen, mit allerhöchster Entschließung des Kaisers Franz I. begründete und am 1 August 1833 eröffnete Anstalt hat den gemeinnützigen Zweck, arbeitsscheue, für Ruhe und Sicherheit gefährliche Individuen aufzunehmen, dieselben durch angemessene Beschäftigung und Religionsunterricht zur Ordnung zurückzuführen, sie sodann als gebessert wieder in den Genuß der Freiheit zu setzen, die übrigen durch die Furcht dahin gebracht zu werden, von Abwegen abzuschrecken und auf solche Weise auf die Beförderung der Moralität einzuwirken. Die Dauer der Einsperrung ist deßhalb unbestimmt, und hängt von den verschiedenen Beweisen früher oder später eingetretener Besserung ab. Die Anstalt ist für den Stand von 280—300 Correnden eingerichtet. An Beamten und Aufsichtspersonal sind angestellt:

a) ein provisorischer Verwalter, genießt 800 fl. Con.-M. Gehalt, freie Wohnung, 6 Klafter hartes Holz, und 36 Pf. Lichter.

b) Ein proviſoriſcher Amtsſchreiber mit 350 fl. Con.-M., freier Wohnung, 2 Klaftern Holz und 18 Pf. Lichtern.

c) Ein Werkmeiſter mit 400 fl., Wohnung und 3 Klaftern Brennholz.

d) Ein unbeſoldeter, beeideter Praktikant.

e) Ein Oberaufſeher, mit 250 fl., Wohnung, 2 Klaftern Holz. Livree wie die Aufſeher.

f) Sieben Aufſeher, drei mit 15, drei mit 12, und Einer mit 10 fl. monatlichem Gehalte.

g) Ein Seelſorger aus einem Prager Ordensconvent, empfängt 200 fl.

h) Ein Hausarzt 120 fl.

i) Ein Chirurg 70 fl., und eine Hebamme 12 fl. —

Eintheilung der Corrigenden: Nebſt der ſorgfältigen Trennung nach den Geſchlechtern werden ſämmtliche Corrigenden in 2 Moralitätsclaſſen eingereiht. Zur erſten Claſſe gehören diejenigen, welche nie in einer Criminaluntersuchung waren, zur zweiten Claſſe aber diejenigen, welche ſchon criminaliter unterſucht und beſtraft worden ſind, und überhaupt alle, die Hang zum liederlichen Leben haben, und weniger Moralität beſitzen. Dieſe Claſſen werden in den Schlafſälen gänzlich und in den Arbeitszimmern nach Thunlichkeit von einander abgeſondert. Endlich bilden noch die jungen Leute von 15—20 Jahren, nach den Geſchlechtern abgetheilt, eine eigene Claſſe, die von den ältern Leuten gänzlich getrennt iſt; die erſte Moralitätsclaſſe wird ſchonender, die zweite aber mit unerbittlicher Strenge zur Arbeit angehalten. Die Abtheilung nach den Verpflegungsclaſſen iſt ganz unabhängig von den Moralitätsclaſſen, weßhalb die Arbeiter ohne Rückſicht auf die Verpflegungsclaſſen nach der eben angeführten Abtheilung nach ihrer Moralität in den Schlaf- und Arbeitszimmern eingetheilt werden können. Bei dem Eintritte kommen die Arbeiter immer in die dritte Verpflegungsclaſſe; die Verſetzung in beſſere Claſſen iſt Belohnung für bewieſenen Fleiß und moraliſche Aufführung, die Rückverſetzung Strafe. So lange der Corrigende nicht mehr als ſein Arbeitspenſum liefert, kann

ihm die beſſere Claſſe nicht zu Theil werden. Die Beſtimmung erfolgt durch den Verwalter nach Vernehmung des Seelſorgers. Die dritte oder unterſte Claſſe erhält zur Verpflegung täglich des Morgens Brod, im Gewicht ein niederöſterreichiſches Pfund; zum Mittageſſen ein böhmiſches Seidel Suppe und ein Seidel Zuſpeiſe, als Linſen, Erbſen, Graupen, Bohnen, Kartoffeln und Grünzeug im Sommer, am Freitag Klöße, des Sonntags ¼ Pf. Fleiſch pro Kopf, nebſt der Zuſpeiſe. Die zweite Verpflegungsclaſſe, wie die dritte, außerdem noch früh Morgens ein böhmiſches Seidel Suppe. Die erſte Verpflegungsclaſſe, wie die zweite, außerdem noch Abends ein böhmiſches Seidel Suppe. Der Arbeitserwerb der dritten Claſſe gehört gänzlich der Anſtalt, der Ueberverdienſt der zweiten und erſten wird jedem Arbeiter in ſeinem Controllbüchlein zu Gute geſchrieben. Für die Hälfte dieſes Verdienſtes darf er ſich nach ſeinem Gutdünken Brod, Schnupftabak oder Bier, von letzterem jedoch in der Woche nie mehr als ½ Maß, vom Oberaufſeher verabfolgen laſſen, die andere Hälfte aber wird nutzbringend in der Sparcaſſe angelegt, und die Verwendung des Geldes ebenfalls in jedem Controllbüchlein vermerkt. Bei ſeiner Entlaſſung wird dieſes Büchlein mit ihm abgeſchloſſen, und die Guthabung ihm ausgefolgt. Der höchſte Betrag dieſer Guthabung betrug nach 1½jähriger Detenirung 19 fl. Con.-M., der geringſte aber 3 fl. Con.-M., was von der Einträglichkeit der Arbeit, wie von dem Fleiß und der Wirthſchaftlichkeit der Corrigenden abhängt. Sämmtliche Bedürfniſſe für die Anſtalt, ſowohl für die Regie als die Fabrik der Anſtalt, mit Ausnahme der Metallarbeiten und der Ledererzeugung, müſſen von den Corrigenden durch eigene Erzeugung beſchafft werden, nämlich ihre Kleidungsſtücke, Leibwäſche, Bettzeug, Schuhwerk, Holzgeräthe und Fabrikwerkzeuge, als Spinnräder, Stühle zu Tuch und Leinwand u. ſ. w.; daher finden nachſtehende Arbeiten ſtatt: Spinnen von Flachs und Wolle, Tuchmacherei und Leinweberei nebſt allen Vorarbeiten, ferner die Arbeiten der Schuſter, Schneider, Tiſchler, Drechsler und

Binder oder Böttcher, theils für den Hausbedarf, theils zum Verkauf an Privatperſonen, wie auch an Militär-Montur-Oekonomie-Commiſſionen. Den Ankauf der rohen Stoffe, ſo wie den Verſchleuß (Abſatz) der Fabricate, muß die Verwaltung ganz nach mercantiliſchen Grundſätzen ſelbſt beſorgen. Das Arbeitspenſum wird dem Arbeiter nach Fähigkeit und Kräften zugemeſſen; es muß von ihm bei Strafe geleiſtet werden. Doch wird ihm die Rechnung nur jede Woche gemacht, wonach ſich ein Tag gegen den andern ausgleichen kann. Corrigenden, die ſehr guten Familien angehören, werden in beſondern Zimmern verwahrt, durch Schreiben, Zeichnen, Rechnen, Malen oder ſonſt angemeſſen beſchäftigt. Dem Verwalter iſt die Beſtimmung der Strafen überlaſſen. Ihre Abſtufung iſt folgende:

a) Ermahnungen und Verweiſe im Stillen.
b) Ermahnungen und Verweiſe öffentlich.
c) Abzug des Ueberverdienſtes zum Beſten des Hauſes.
d) Zutheilung einer härtern Arbeit.
e) Abzug in der Koſt, welcher gleichfalls dem Hauſe verrechnet werden muß.
f) Einſamer Arreſt höchſtens bis 48 Stunden ununterbrochen.
g) Faſten bei Waſſer und Brod, doch wöchentlich nie mehr als zweimal, und nie an zwei auf einander folgenden Tagen.
h) Zurückſetzung aus einer beſſern in eine ſchlechtere Verpflegungsclaſſe.
i) Züchtigung mit Ruthen oder Stockſtreichen, jedoch nie über 10 Streiche.

Ein eigenes Strafprotokoll wird geführt, in welchem jedes Vergehen mit den Beweiſen der Thatſache in Kürze nebſt der ausgeſprochenen Strafe eingetragen wird.

Belohnungen ſind:

1) öffentliche Belobung.
2) Verwendung bei einer durch den Ueberverdienſt einträglichern Arbeit.

3) Verabfolgung eines gröſsern Theiles des Ueberverdienſtes zur Koſtverbeſſerung.
4) Verſetzung in höhere Verpflegungsclaſſen.
5) Entlaſſung der in der erſten Verpflegungsclaſſe befindlichen Individuen nach hinreichenden Beweiſen ihrer Beſſerung.

Die Krankenpflege geſchieht in einem abgeſonderten Gebäude, worin zwei getrennte Abtheilungen für Männer und Weiber beſtehen; Unterricht in Religion und Moral wird täglich durch den Seelſorger des Hauſes, nach Abhaltung der heil. Meſſe, in dem dazu beſonders eingerichteten Zimmer ertheilt, und zwar jedem Geſchlecht, ſo wie jeder Moralitätsabtheilung deſſelben beſonders; und das nicht bloſs in deutſcher, ſondern auch in böhmiſcher Sprache. In derſelben Weiſe wird von dem Schullehrer und Organiſten, der unter die Zahl der Aufſeher gehört, den jungen Leuten vom 15ten bis zum 24ſten Lebensjahre der Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und Singen ertheilt, und zwar viermal durch die Woche jedesmal durch zwei Stunden. An Sonn- und Feiertagen hält der Hausſeelſorger Vormittags die Predigt, Nachmittags die Kinderlehre ab. Zugleich muſs der Seelſorger die verſchiedenen Criminalverbrechen, ſo wie die ſchweren Polizeiübertretungen, mit den darauf feſtgeſetzten Strafen, nach dem bürgerlichen Strafgeſetzbuche, den Corrigenden erklären und erläutern. Nur wenn der Corrigende in die erſte Claſſe vorgerückt iſt, und der Seelſorger bezeugt, daſs er in der Religion und ſeinen Pflichten gehörig unterrichtet iſt, darf derſelbe entlaſſen werden; dann aber wird mit der betreffenden Localobrigkeit des zu entlaſſenden Corrigenden Rückſprache wegen deſſen Aufnahme und Unterſtützung gepflogen, welche ſie niemals verweigern darf. Iſt dieſs geſchehen, ſo wird der Corrigende mit den vorgeſchriebenen Entlaſſungsdocumenten, dem Zeugniſſe ſeiner Aufführung, nach gepflogenem Rechnungsabſchluſſe und Behändigung ſeines Ueberverdienſtes dem Verwalter und dem Seelſorger noch einmal vorgeſtellt, welche ihm nochmals nachdrückliche Ermahnungen zur Führung eines

rechtschaffenen Wandels zu ertheilen haben, worauf er der Prager Polizeidirection übergeben wird, die ihn an seine Localbehörde weiter befördert.

Ein noch nicht vorhandenes freiwilliges Arbeitshaus soll ebenfalls errichtet werden. Von den gesammten Kosten des Zwangsarbeitshauses werden durch die Leistungen der Arbeiter selbst jährlich 20 Proc. gedeckt, der Rest aber ist von dem Lande zu beschaffen. Der gegenwärtige Verwalter, Hr. Groller, früher Lieutenant bei der kaiserlichen Armee, ist ein Mann in seinen besten Jahren, und schon ganz in seinem schwierigen Fache zu Hause, und ich fühle mich ihm durch die große Zuvorkommenheit, die er mir bewiesen hat, auf das wärmste verpflichtet.

Am Abend fand sich Kaufmann Jahn wieder bei mir ein und erklärte, daß wenn ich ihm Gesellschaft auf der Tour nach Wien leisten wolle, so sey er bereit, seine schon auf den andern Tag festgesetzte Abreise noch bis auf den Samstag zu verschieben. Dieses Anerbieten war zu wohlwollend, um es abzulehnen. Ich ließ mich daher am Freitag Vormittag ebenfalls auf den Stellwagen einschreiben, was nur 8 fl. 24 kr. kostete, mußte mir hierbei aber, wie jeder Passagier, gefallen lassen, meinen Koffer auf dem sogenannten Brankardwagen erst einen Tag später nachgesendet zu erhalten.

Zehntes Capite.

Die Blindenversorgungsanstalt, das Criminalstrafhaus, und meine letzten Besuche.

Eine kleine Sendung nach Breslau machte mich mit den kaiserlichen Post- und Mautheinrichtungen bekannt, und ich war froh, das kleine Paquet, welches durch acht Hände gehen mußte, endlich los werden zu können, doch fand ich überall höfliche und zuvorkommende Beamtete. Noch lag es mir ob, die durch den würdigen Professor Klar gestiftete Blindenversorgungs- und Beschäftigungsanstalt näher kennen zu lernen. Hier will ich zuerst einige Worte über den edlen Stifter selbst

und die Entſtehung ſeines Werkes voranſenden: Aloys Klar, geboren zu Auſcha 1763 den 25 April, verlor das Jahr darauf ſeinen Vater, den Primator der Stadt. Dziulak, ein edler ſäculariſirter Jeſuit, erkannte die höhern Fähigkeiten des Knaben und förderte ihn 1774 auf das Gymnaſium zu Leitmeritz, von wo er 1779 die Prager Univerſität bezog. Von den theologiſchen Wiſſenſchaften ſpäter mehr zu den philologiſchen und philoſophiſchen hingezogen, fand er 1786 ſeine erſte Anſtellung als Lehrer bei dem nämlichen Gymnaſium, das ihn ſelbſt gebildet hatte. — 1800, den 9 September, vermählte er ſich mit Roſine Schön, der Tochter eines Kauf- und Handelsmannes aus Numburg. Allgemeine Liebe ward der Lohn einer durch 20 Jahre ſo rühmlich als ſegensvoll zu Leitmeritz geübten Wirkſamkeit, die er auch zu Prag, wohin er 1800 als k. k. Profeſſor der Philoſophie an die Univerſität berufen wurde, aufs neue und vielſeitigſte bethätigte, wie dieß folgende, als Nekrolog des gefeierten Mannes erſchienene Schrift auf 178 Seiten ausführlich beweiſt: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Aloys Klar's, Dr. der Philoſophie, k. k. öffentlichem ordentlichem Profeſſor der lateiniſchen Philologie, der claſſiſchen Literatur und der griechiſchen Philologie an der Karl Ferdinand's Univerſität, Mitbegründers und geweſenen Directors des Privatinſtituts für arme blinde Kinder und Augenkranke zu Prag, Mitglied der Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Görlitz, Ehrenbürgers der k. Stadt Prag und der k. Stadt Leitmeritz, emeritirten Decans der philoſophiſchen Facultät, Stifters und Directors der Verſorgungs und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene Blinde in Böhmen. — Von Franz Weinolt, Weltprieſter, Dr. der Theologie, an der Carl Ferdinands Univerſität zu Prag, Profeſſor der Paſtorale, an der biſchöflichen Leitmeritzer theologiſchen Lehranſtalt, beitragendem Mitgliede der Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt in Böhmen. (Mit zwei lithographirten Blättern.)“ Der Ertrag iſt zur Begründung eines Stiftungsplatzes für einen armen Blinden in der Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene

Blinde in Böhmen bestimmt; Prag und Leitmeritz 1835. — Schon der Titel dieser Schrift bezeichnet uns Klar als einen Mitbegründer der 1807 zu Prag eingeleiteten Privatanstalt zur Erziehung und Heilung der Blinden. Director derselben war er vom 21 Julius 1825 bis zum 26 Februar des folgenden Jahres, und obgleich er sich bewogen fand, damals aus dem für jene Anstalt wirksamen Vereine auszuscheiden, so hat darum seine hochherzige und aufopfernde Liebe für die Schicksalsverbesserung der Blinden doch keineswegs aufgehört, sondern sich vielmehr neue Wege der unläugbarsten Bethätigung eröffnet. So widmete er zur Stiftung eines Platzes in der Erziehungsanstalt für ein blindes Kind aus dem Leitmeritzer Kreise den ganzen Reinertag des von ihm im Jahre 1826 verfaßten Nekrologs des k. k. Gubernialrathes Ritters v. Plazer, der 1298 fl. W. W. betrug, und für eben diesen Zweck bestimmte er einen im Jahr 1828 in deutscher und böhmischer Sprache verfaßten Meßgesang, durch dessen beifällige Aufnahme in und außer Böhmen jener kleine Fonds die Höhe von 5000 fl. erreichte. Diese Summe wurde damals an die Direction des Blindeninstituts mit der Bedingung abgegeben, daß, im Fall eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für Blinde in Böhmen zu Stande käme, sie an dieselbe zurückfallen solle. Diese hier zuletzt ausgesprochene Idee, die Idee einer Blindenversorgungs- und Beschäftigungsanstalt, scheint die Seele des Menschenfreundes auf das innigste, namentlich von der Zeit an erfüllt zu haben, wo er als Director der Erziehungsanstalt einen großen Theil ihrer Zöglinge mit der Ueberzeugung entlassen mußte, daß gar manche unter ihnen ihr Fortkommen im äußern Leben noch nicht finden würden, woran sich die Betrachtung schloß, wie noch viel unglücklicher alle Blinden seyn müßten, die gar keinen Unterricht genossen haben. Klar hat dieß deutlich ausgesprochen in dem Eingange der noch zum Theil von ihm verfaßten Schrift: „Die Gründung und ersten Begegnisse der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen, Prag 1834.“ Die Errichtung der Blindenversorgungsanstalt in Wien

gab ihm Muth und Hoffnung ein Aehnliches für Böhmen zu versuchen. Den ersten gottvertrauenden Schritt zu dem guten Werke that er durch die Abfassung der schon angeführten Schrift: Denkwürdigkeiten des Prager-Privatinstituts u. s. w., deren Ertrag er als erste Beisteuer zur Bildung eines Fonds für die Versorgungsanstalt widmete. Sein Vertrauen ward herrlich gerechtfertigt. Die erhabene Kaiserin schenkte 24 Stunden nach dem Empfange der ihr zugeeigneten Schrift 1000 fl.; 100 fl. sagte der böhmische Landesausschuß zu; alle Gubernien des Kaiserstaates wirkten hochherzig mit. Binnen vierzehn Tagen mußte bereits eine zweite Auflage der Denkwürdigkeiten erscheinen; das hohe Landespräsidium gestattete gern alle weitern vorbereitenden Schritte; freigebig sicherten der Fürst von Schwarzenberg zehn Klaftern Holz, der Großherzog von Toscana 50 Strich Kohlen, Graf von Wrbna und der Magistrat zu Prag mannichfaltige Utensilien und Materialien für die Einrichtung des Hauses zu. Klar arbeitete daher mit allem Eifer die Statuten aus, und beschloß am 1 März, als am Gedächtnißtage der 40jährigen Regierung des Kaisers Franz, die Stiftung un Gründung der Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen feierlich zu begehen, und ihre Eröffnung am 4 October 1832, als dem allerhöchsten Namensfeste des Kaisers, vorzunehmen, wozu ihm von dem hohen Landespräsidium die nöthige Bewilligung ertheilt ward. Am Stiftungstage unterlegte er den Statutenentwurf der allerhöchsten Bestätigung des Kaisers, begründete zwei Stiftungsplätze für arme Blinde durch den Erlag des erforderlichen Capitals, überreichte der hohen Landesstelle den Stiftsbriefentwurf zur Genehmigung, und berief hierzu vorzugsweise Blinde des Leitmeritzer Kreises, in dem er geboren war und seine erste Erziehung und Bildung genossen hatte. Einer von diesen Plätzen soll immer einem solchen Blinden vorbehalten seyn, dessen Vater entweder k. k. Militair war, oder noch ist. Von dem Canonicus und Gubernialrathe Waclawiczek wurde um 9 Uhr Vormittags ein feierliches Hochamt in der Cajetaner Kirche auf der Kleinseite abgehalten, von einem mehrstimmi-

gen Choral begleitet, und mit der Absingung einer Hymne für die lange Erhaltung des Kaisers beschlossen, wobei Abgeordnete des Prager Magistrats, der Prager Bürgerschaft, die sämmtlichen Zöglinge des Blinden-Erziehungsinstituts sammt ihren Lehrern, und eine große Menschenmenge zugegen waren. Klar suchte jetzt nach allen Seiten hin zu wirken, um der neuen Anstalt Freunde zu erwerben; so wurden auch auf sein Gesuch unter dem 4 April von den Ständen des Königreichs Böhmen zwei neue Stiftsplätze gegründet. Das hohe Landespräsidium veranlaßte die Aufzeichnung aller Blinden, die völlig arm, über 20 Jahre alt wären und in die Anstalt aufgenommen zu werden wünschten. Ihre Anzahl belief sich in dem Königreich Böhmen auf 586, von denen nur 249 eine Beschäftigung kannten, 337 aber ohne alle Beschäftigung lebten, was mich wenigstens auf eine vierfach größere Zahl von Blinden im ganzen Königreiche schließen läßt. Auch von vielen Blindenanstalten verschaffte sich Professor Klar nähere Nachrichten über die in denselben eingeführten Arbeiten. Zur wünschenswerthen Anlegung eines Gartens hat er um den seit Jahrhunderten öde gelegenen Grund, nächst dem Thurme Daliborka und dem alten Schloßfahrwege, welchen ihm auch die kaiserliche Gnade sofort emphyteutisch überließ, und schon am 29 Septbr. ward die mühsame Umwandlung des öden Felsengrundes begonnen (die drei ersten Bäume hat am 19 März 1833 der edle Stifter noch selbst gepflanzt). Als vorläufiges Local für die Anstalt hatte er bereits seit dem Mai das Haus N. C. 490 auf der Kleinseite gemiethet und dasselbe, unterstützt von seiner Gattin, einzurichten gesucht; am 4 October aber ward die wirkliche Eröffnung der Anstalt eben so feierlich, als der Stiftungstag begangen. Nach einer Predigt des selbst blinden pensionirten Professors Wohanka hielt Canonicus Waclawiczek abermals das hohe Amt, worauf die zur Aufnahme bestimmten fünf Blinden das heilige Abendmahl empfingen, und dann feierlich in die Anstalt selbst eingeführt wurden. Professor Klar faßte jetzt die nöthigen Instructionen nebst Hausordnung ab, und als

die Bestätigung der Statuten unter dem 28 December erfolgt war, bat er den Hrn. Oberstburggrafen, Grafen v. Chotek, das Protectorat zu übernehmen. Doch mitten unter diesen rastlosen Bemühungen sollte der edle Menschenfreund am 25 März plötzlich aus dem Kreise seiner segensvollen Wirksamkeit vor den ewigen Belohner alles Guten gefordert werden. Noch am Abend vor seinem Tode hatte er seinen Blinden auf seinem Zimmer das kleine Theaterstück „der Abschied" aus Weisse's Jugendzeitung selbst vorgelesen. Der Sohn des Entschlafenen, der königl. Gubernialconcipient, Hr. Paul Aloys Klar, den Wunsch seines Vaters als ein theures Vermächtniß ehrend, übernahm sofort die Direction der Anstalt. Die Mitvorsteherschaft nahmen an: Ihre Excellenz die Frau Gräfin Chotek geb. Gräfin Ehz, der Hr. Kammersecretair Felix Scharl, der Hr. Vicebuchhalter Karl Boleslawsky, und die verwittwete Frau Professor Rosine Klar, um treulich fortzusetzen, was so redlich begonnen war. Das Vermögen der Anstalt betrug am Ende des Jahres 1833 bereits 12,703 fl. 30 kr. C. M.

Der wesentlichste Inhalt der 1833 durch Paul Aloys Klar herausgegebenen Statuten stellt folgende Punkte fest: §. 1. Eine Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt erscheint wünschenswerth und nothwendig, weil auch die Blinden, welche in der Erziehungsanstalt gebildet sind, ihr Fortkommen nicht ohne fernern Beistand finden. §. 2 — 4. Diese Anstalt hat stets als ein selbstständiges, für sich abgeschlossenes Ganzes zu bestehen. Bei dieser Anstalt ist das erste und vorzüglichste Streben dahin gerichtet: erwachsenen Blinden hülfreiche Hand zu bieten, sie in einem gemeinsamen Wohnhause unter gemeinschaftlicher Aufsicht und Fürsorge zur Arbeitsamkeit und nützlichen Beschäftigung angehalten zu sehen, damit sie dem irren, unsteten Leben, der Bettelei und dem Müssiggange entrissen werden, und im verträglichen freundlichen Zusammenleben mit ihres Gleichen bis an das Ende ihrer Tage ihr nöthiges Unterkommen finden, ohne auf irgend eine Weise dem Staa

oder der bürgerlichen Gesellschaft zur Last zu fallen. §. 5. Alle unheilbaren Blinden über 20 Jahre, sie mögen in der Erziehungsanstalt gewesen seyn oder nicht, sind aufnahmsfähig, wenn sie die nöthigen Eigenschaften besitzen. §. 6. Den Vorzug der Aufnahme haben nur ganz arme Blinde, Bemittelte müssen zahlen. §. 7. Blinde, die 100 — 120 fl. Einkommen genießen, müssen Kostgeld zahlen. §. 8. Man sorgt a) für Geist und Körper, b) für Beschäftigung der Aufgenommenen. §. 9. Die Versorgung gibt nur das Nöthigste an Wohnung, Kost, Kleidung, Religions- und anderm Unterricht, nebst Ermunterung und Gelegenheit zur Arbeit, nach dem Grundsatze: wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen §. 10 bestimmt dauernd nützliche Beschäftigung nach den Fähigkeiten und Bewahrung vor Müßiggang. §. 11. Die gewinnbringenden Beschäftigungen werden vorgezogen; gäbe es keine, so sollen die Blinden ohne Nutzen, und selbst mit Schaden der Anstalt arbeiten, und so weit es möglich alle Erfordernisse der Anstalt selbst fertigen. §. 12. Die Leistungen der Blinden werden für den Bedarf der Anstalt, für Waarenfertigung zum Absatz, oder sonst gewinnbringend, wie zu Musikaufführungen u. s. w., verwendet. §. 13. Die Anstalt sorgt für Unterricht und Arbeiten. §. 14. Jeder soll mehrere Arbeiten, doch Eine vorzüglich gut, erlernen. §. 15 — 23 bestimmen die nähern Bedingungen der Aufnahme, als Zeugnisse der Armuth, der Gesundheit an Leib und Seele, des Alters, des frühern Wandels, der Erziehungsanstalt u. s. w.; ferner eine halbjährige Probezeit, und Entlassung als Strafe auf Beschluß der Vorsteher, oder auf Begehr des Blinden, wie auch bei unregelmäßigen Zahlungen. §. 24 — 27 bestimmen die Ansammlung eines Fonds und das Nachsuchen öffentlicher Sammlungen, bis dieser 40.000 fl. C. M. erreicht hat. Ferner beim Erlöschen der Anstalt den Heimfall an die Erziehungsanstalt, und sollte auch diese aufhören, die Vertheilung der Zinsen an arme Blinde. §. 28. Sterben unentgeldlich Verpflegte, so erbt die Anstalt ⅓ ihres Erwerbes. §. 29. Vom jährlichen Erwerbe wird ⅓ zum Fonds ge-

ſchlagen. §. 30. Immer ⅔ aller Einnahmen ſind zinsbar anzulegen, und nur ⅓ nach dem Ermeſſen der Vorſteher zu verwenden. Den Verein bilden: a) die Begründer, b) Beförderer, c) auswärtig wirkende, d) beitragende und e) Ehrenmitglieder, welche §. 32 — 37 näher beſtimmen. §. 38. Zum Protector wird nur ein hoher Menſchenfreund gewählt, der immer oder meiſt in Böhmen lebt. §. 39. Auch andere als Geldſchenkungen und Leiſtungen können zur Mitgliedſchaft berechtigen. §. 40. Ein Stiftungsplatz wird begründet durch Zuwendung von 100 fl. jährlichen Einkommens und nach dem Stifter benannt. §. 41. Den Vorſtand zur Leitung und Verwaltung der Geſchäfte und des Vermögens ſollen ſechs Herren und ſtets zwei Frauen mit einem Director, und einem Geſchäftsleiter an der Spitze bilden. Der Vorſtand ergänzt ſich durch eigne Wahl, hauptſächlich aus den Mitgliedern. §. 43 — 45. Der Director hat die Führung des Ganzen, der Geſchäftsleiter ſeine Vertretung, und der älteſte Mitvorſteher wird Director ohne Wahl. §. 46. Bei Berathungen der Vorſteher entſcheidet Stimmenmehrheit. §. 47 — 50 beſtimmten die Geſchäftsvertheilung unter den Vorſtehern, deren zweijährigen Wechſel, und daß kein Mitglied, das ſchon einer andern Anſtalt vorſteht, auch hier zum Mitvorſtande gewählt werden könne. §. 54 beſtimmt vierteljährige oder monatliche Conferenzen, ein Inſtitutsſtammbuch, arme Studirende als Vorleſer der Blinden gegen Freitiſche, und jährliche Rechnungslegung aller Gaben. §. 55. Wenn Se. Majeſtät der Kaiſer die Einführung der barmherzigen Schweſtern in Prag allergnädigſt bewilligen ſollten, und ſelbige die ganze Leitung und Verwaltung dieſer Anſtalt durch ein eignes hierbei errichtetes Hoſpitium übernehmen wollten, ſo iſt ihnen dieſe ſogleich zu übertragen ꝛc. §. 56. Für dieſen Fall hat der Vorſtand bloß aus einer geiſtlichen Vorſteherin und aus ihrer Secretairin einem erſten Commiſſär (Director), einem zweiten Commiſſär (Geſchäftsleiter) und zwei Mitvorſtehern zu beſtehen, die im engſten Einvernehmen mit den barmherzigen Schweſtern die äußern Ge-

ſchäfte der Anſtalt nach den vorbeſtimmten Modalitäten zu beſorgen und zu befördern haben, und bei den innern Geſchäften dann, wenn es gewünſcht wird, und es das Beſte der Anſtalt erheiſcht, unterſtützend einwirken ſollen.

Bei meinem Beſuche der Anſtalt fand ich die Wittwe des würdigen Stifters als pflegende thätige Mutter der eilf männlichen Blinden, welche für jetzt den Beſtand der Anſtalt bilden. Nur einer, Johann Schwamberg, ein junger Mann von 23 Jahren, hatte früher der Erziehungsanſtalt angehört. Das Neue der Einrichtung machte Gemächer und Geräthe anſprechend; Arbeits- und Schlaflocale waren hinreichend geräumig. Vor dem Hauſe war ein kleines Gärtchen angelegt, das den Bewohnern einen zwar nur ſehr beſchränkten Aufenthalt gewährt, wogegen die geräumigere Gartenanlage entfernt vom Hauſe und höher auf dem Berge gelegen iſt. Einige von den Blinden halfen emſig das Waſſer herbeiſchaffen, um das Hausgärtchen zu begießen. Außer der Mitbegründerin und Mitvorſteherin, Frau Profeſſor Klar, fand ich einen Mann als Hausverwalter thätig, der früher Schullehrer war, und hier mit dahin wirkt, daß die hier aufgenommenen und in keiner Erziehungsanſtalt geweſenen Blinden noch den für ſie nöthigſten Geiſtesunterricht empfangen, ſo wie er auch den Geſang- und Muſikunterricht ertheilt. Zwei Geſangaufführungen, die ich hörte, waren rührend und erfreulich zugleich, und ſchienen, obwohl ſie noch keine Kunſtleiſtungen waren, doch das ziemlich allgemeine Muſiktalent der Böhmen aufs neue zu bekunden. Das Ausſehen und die Bekleidung der Blinden fand mein ſehender Begleiter recht gut und ſauber. Das Rauchen, ſo wie das Schnupfen des Tabaks, iſt ſtreng unterſagt, und ſelbſt die Blinden, welche es ſchon vor ihrer Aufnahme übten, haben ſich deſſen gänzlich zu entwöhnen, was ich keineswegs mißbilligen kann, da beides in der That nur ein eingebildetes und für den Armen unnütz koſtſpieliges Bedürfniß iſt. Die Arbeiten anlangend, welche von den Blinden ſchwunghaft betrieben wurden, ſo beſtanden ſie auch leider hier nur in dem Spinnen auf Rädern, der Strumpf-

ſtrickerei und dem Verfertigen von leinenen Bändern auf eingängigen Stühlen. Es entbehrt dieſe Anſtalt noch unläugbar das Wichtigſte, das ſie bedarf; ich meine einen tüchtigen Werkmeiſter. Doch war der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, ein angenehmer. Um den Geiſt der Behandlung und die Gemüther der Blinden näher kennen zu lernen, hätte ich mich länger verweilen und mit den letztern einzeln und allein müſſen beſprechen können, beſonders da der Charakter der Böhmen anfangs ziemlich zurückhaltend iſt. — Frau Profeſſor Klar, eine Dame von glänzender weiblicher Beredſamkeit, war eben ſo gefällig als artig gegen mich, nicht minder ihr Herr Sohn, den ich erſt bei meinem zweiten Beſuche kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Vielleicht gibt mir die Zukunft Gelegenheit, das Verſäumte nachholen zu können.

Eine einzige Bemerkung in Betreff beider Anſtalten hat mich höchſt ſchmerzlich berührt, ich will ſie aber eben darum um ſo weniger verſchweigen. Der Geiſt der Liebe und der edelſten Aufopferung hat beide Anſtalten gegründet, und wie ich glaube ohne Beeinträchtigung der einen wie der andern Stiftung bisher erhalten, und dennoch ſchien mir ein kleiner Zug von Entfremdung und Eiferſucht das Einverſtändniß zu hindern, das hier ſo wünſchenswerth als nützlich erſcheint. Ehrgeiziger Wetteifer in ihren Leiſtungen kann Inſtituten dieſer Art, die in ihren Zwecken ſo manches Gemeinſame haben, nur wahre Vortheile bringen, jede andere Rivalität aber wird ihnen unfehlbar ſchaden.

Noch machte ich am Vormittage dem Hrn. Vicepräſidenten meine Abſchiedsaufwartung, und erhielt eine Anweiſung an den Verwalter des Criminalſtrafarbeitshauſes. Der Nachmittag war einem zweiten Beſuche der Verſorgungsanſtalt, einem nochmaligen des Muſeums, und endlich der genannten Strafanſtalt in der Neuſtadt gewidmet. In ihr findet eine ähnliche Eintheilung der Individuen nach Moralitäts- und Verpflegungsclaſſen, wie in dem Zwangsarbeitshauſe ſtatt; die Räumlichkeiten waren aber minder anſprechend, als dort,

auch die Beschäftigungen fast dieselben. Der Bestand betrug 641 Köpfe, indem das ganze Königreich Böhmen dazu contribuirt. Diese Zuwachszahlen waren:

im Jahr	1828	602,	vom Militair	68
—	1829	575	—	72
—	1830	527	—	78
—	1831	515	—	82
—	1832	402	—	65
—	1833	376	—	56
—	1834	364	—	45

Die letzte Anzahl begriff nach der Confession: katholische 345, akatholische 14, Juden 5; nach dem Geschlechte 300 männliche, 64 weibliche Personen; wegen Diebstahls 169, Raubs 21 Brandstiftung 5, wegen Kindsmords 7, und wegen anderer Mordthaten 9. — Hierher verwiesen waren nach der Größe des Vergehens:

auf	7 Monate	bis	1 Jahr	173
	1 —		2 —	81
	2 —		5 —	80
	5 —		10 —	27
	10 —		15 —	3

— die ganze Lebenszeit nur eins.

Die Zuschüsse, welche das ehrliche Publicum für seine Schurken machen muß, sind auch hier sehr bedeutend, und dürften, so viel ich aus der mir gemachten Angabe entnehmen konnte, über 50,000 fl. betragen. Sehr weh that meinen Ohren das Gerassel der Ketten, als betrübendes Zeichen so vielfach verscherzter Menschenwürde, und so belehrend mir auch die Unterhaltung mit dem Hrn. Verwalter, dem kaiserlichen Lieutenant Heyte, und dem Adjuncten Hrn. Wachtel, der mich herumgeführt hatte, gewesen war, so fühlte ich mich doch alsdann erst recht heiter, als ich den civilisirten Bagno hinter mir schließen hörte, und mich wieder in dem Gebiet der Freiheit befand.

Mein Besuch in der Taubstummenanstalt war vergebens, da weder Hr. Director Mika, der ohnehin nicht im Hause

wohnt, noch einer der andern HH. Lehrer zugegen war, doch erfuhr ich von der anweſenden Aufſeherin der auf dem Hofe ſich luſtig tummelnden Kinder, daß gegenwärtig dieſe Anſtalt 21 Knaben und 11 Mädchen im Hauſe, und noch 16 Schulgänger erziehe und unterrichte. Das Local mochte von mittelmäßig guter Beſchaffenheit genannt werden können.

Noch wünſchte ich einen merkwürdigen Blinden, Namens Prokiſch, perſönlich kennen zu lernen, traf ihn aber leider nicht zu Hauſe, da er mit ſeiner Gattin eine kleine Badreiſe unternommen hatte. Dieſer Blinde nährt ſich als Muſiklehrer nach der Logierſchen Methode. Faſt ein Duzend Flügel-Inſtrumente waren zu dieſem Zweck in ſeiner Wohnung aufgeſtellt, und ein anderer Blinder, Iſidor Schönberger, war eben beſchäftigt, dieſelben möglichſt rein zu ſtimmen.

Der gute gemüthliche Ptaczek, der ſich, um mich zu treffen, bei Prokiſch eingefunden hatte, begleitete mich in mein Quartier, wo ich noch ein Stündchen mit ihm plauderte, und dann an die Verpackung meiner Siebenſachen ging. Der liebe v. Kaminietz, der mir täglich ſeinen lieben, treuen Beiſtand geleiſtet hatte, wich auch dieſe Nacht nicht von mir, und geleitete mich am folgenden Morgen in den goldenen Engel, wo Kaufmann Jahn zu uns ſtieß und wir nun gemeinſchaftlich dem Poſt-Stellwagen zueilten, der uns eine Viertelſtunde ſpäter den Mauern Prags entführte.

Eilftes Capitel.

Stellwagenfahrt nach Wien. — Wechſelnde Mitpaſſagiere. — Quartiere. — Witterungswechſel und Ankunft in Wien.

Wir machten dieſen Tag 8 Stationen, nämlich: Piechowitz, Böhmiſchbrod, Plania, Collin, Czaslau, Jenikau, Steinsdorf und Deutſchbrod, jede circa 2 Meilen von der andern entfernt. Zu den intereſſanteſten Gefährten dieſer Reiſe gehörte der Freiherr Wilhelm v. Schönowitz, der als kaiſerl. Militair ſich beſonders lange in Italien aufgehalten und vielfache Lebenserfahrungen geſammelt hatte, auch die Gabe,

ſich anziehend mitzutheilen, ſo wie überhaupt einen ſehr freundlich liberalen Charakter beſaß. — Die Gegend wurde fruchtbarer, je weiter wir gegen Collin kamen. — Auf dem Wege zwiſchen Plania und Collin ſteht rechts am Wege ein Gaſthaus, daſſelbe, in welchem Friedrich II die Anordnungen für die Blutſcene des 18 Junius 1757 traf, während links gegenüber ſich der ſteile Berg erhebt, der den entſcheidenden Mittelpunkt der öſterreichiſchen Stellung bildete; hier war es, wo Friedrichs Garden größtentheils auf dem Bette der Ehre fielen. — Noch zeigt man die Stätte, wo ſie ruhen. Ein lieblicher Regen erfriſchte uns bis Czaslau (wo der Freiherr v. Schönowitz von uns ſchied); das Abendeſſen in Deutſchbrod, das Spiel einer böhmiſchen Muſikantenbande und einige Stunden Nachtruhe gaben uns neuen Frohſinn zur Fortſetzung der Fahrt, die uns nach Stecken, Iglau, Schelletau, Stannern, Buttwitz, Traynersdorf und bis Znaim führte. Schon Tags zuvor hatte ein Weinhändler aus Heide den angenehmen Reiſegefährten gemacht. Von Iglau aus geſellte ſich ein Goldarbeiter, den ich bald für einen getauften Juden erkannte, zu uns, und war trotz großer Geſchwätzigkeit und mancher Prahlerei doch ebenfalls ein ſo gefälliger als verträglicher Mitpaſſagier. Kurz vor Iglau hatten wir Böhmens Gränze verlaſſen und mähriſchen Boden betreten. Der Aufenthalt auf den einzelnen Stationen dauerte gewöhnlich nur ¼ Stunde, kaum hinreichend, um Hunger und Durſt zu ſtillen, was bei der Langſamkeit der Bedienung in den Gaſthäuſern auf dieſer ganzen Route einigemal ſogar unmöglich blieb. Aber noch weniger konnten wir nähere Kenntniß von den Orten nehmen, welche wir paſſirten, und nur von den angeführten Reiſegefährten erfuhr ich, daß die nicht unanſehnliche Kreisſtadt Iglau jetzt gegen 16,000 Einwohner zähle. Znaim, auch eine Kreisſtadt von circa 6000 Bewohnern und durch ihr ſchlechtes Straßenpflaſter berüchtigt, gewährte uns kein ſo angenehmes Nachtquartier als Deutſchbrod. Schon vor Deutſchbrod und auf der Fahrt von da bis Znaim gewahrte ich ſehr deutlich, daß die Tem-

peratur ſich plötzlich ſehr änderte und wir einigemal ¼ bis ½ Stunde lang einen merklich kühlen Windſtrich zu paſſiren hatten, was meine Reiſegefährten, mit welchen ich hierüber ſprach, den uns in der Ferne zur Seite liegenden Karpathen zuſchrieben, von welchen dergleichen kalte Luftſtröme oft plötzlich über ganz Mähren und bis Böhmen hinein wehen.

Froh begrüßten wir den Morgen des 15, der uns über Jetzelsdorf, Hollabrunn, Stockerau, Enzersdorf gen Wien führen ſollte. Schon die erſte Station gehörte dem öſterreichiſchen Viertel unter dem Manhardsberge an. Außer einem fröhlichen Wiener, einem Indigohändler, der mit melodiſchem Baryton ſeine italieniſchen Arien von Zeit zu Zeit uns vorſang, hatte ſich ein neuer Reiſegefährte, ein ſehr unterrichteter Gutsbeſitzer aus Ober-Stinkenbrunn zu uns geſellt, und da Hr. Reiniſch an meiner Seite Platz nahm, ſo genoß ich bald die ſehr belehrende Unterhaltung dieſes Mannes, der, ziemlich frei von beſchränkten Anſichten, mich über gar manche Landesverhältniſſe in nähere Kenntniß ſetzte. Auf der letzten Station wurden die Pferde nicht mehr gewechſelt, weil hier und zu Wien die Herren Poſtmeiſter nicht mehr zu dem Vereine gehören, welchen die übrigen zur Unterhaltung der Stell- oder Geſellſchaftswagen gebildet haben, und welche im Kaiſerlichen nach den meiſten Richtungen hin die Stelle der ſchleſiſchen Journalieren erſetzen, auch durch den Wechſel der Pferde eine noch ſchnellere Fortſchaffung der Paſſagiere, als dieſe leiſten. Nur der unangenehme Aufenthalt während der Nacht, wo man doch kaum 4 — 5 Stunden Ruhe genießen kann, macht ſie weniger ſchätzenswerth als die Eilwagen, die allerdings ſich noch etwas ſchneller bewegen. Man ſitzt übrigens in einem chaiſeartigen, ganz verdeckten und wohlausgepolſterten Raume, der im Innern 6 — 8 Perſonen, im Cabriolet außerdem noch zwei faßt.

Um 5 Uhr rollte unſer Fuhrwerk über die erſte Donaubrücke und nach kurzem Aufenthalte vor einem Gaſthauſe zwiſchen den Brücken und einem nicht ſehr rigoröſen Examen an der Taborlinie, wo wir unſre Päſſe abgaben, hielten wir im wei-

ßen Roſſe, dem Standorte der Stellwagen, in der Leopoldſtadt. Noch waren alle Gaſthöfe mit Fremden angefüllt, welche die Huldigungsfeierlichkeit der niederöſterreichiſchen Stände am 14 Junius herbeigezogen hatte; erſt im vierten Gaſthofe fand mein guter Jahn ſein Unterkommen, und treulich ſtand er mir noch bei, einen Fiaker zu gewinnen, der mich in das ½ Meile von hier entfernte k. k. Blindeninſtitut mit aller Gewandtheit, welche dieſe Wagenführer in Wien beſitzen, beförderte.

Zwölftes Capitel.

Meine Aufnahme in der Blindenanſtalt. — Polizei und Badebeſuch. — Der Koffer iſt noch nicht da. — Sonnabendbeſuch der Lehrſtunden, Sonntagbeſuch der Meſſe. — Beſuch bei Sr. Excellenz, dem Geheimenrathe Grafen v. Siebinicki und anderen Perſonen — Lerchenfeld. — Blindenmuſik beim Faſſel. — Straußiſches Abendconcert bei der Birne. — Die Schuſter. — Abendſtändchen des Blindencorps, mein Namenstag. — Doctor Hammerſchmied und fortgeſetztes Beiwohnen des Unterrichts.

Dem Portier übergab ich ſchnell meine Sachen und tauſchte einen Fünfguldenſchein gegen Silbergeld aus, um meinen Kutſcher zu befriedigen, und ſchon einige Minuten hierauf wurde mir die freundliche Begrüßung des Inſpectors der Verſorgungsanſtalt, des Hrn. Manker, zu Theil. Mit inniglicher Herzlichkeit empfing mich der kaiſerliche Rath und Director der Anſtalt, der ehrwürdige 70jährige Klein, der ſich bereits 31 Jahre dem Wohle der Blinden gewidmet hat. Es ſchien ihn zu überraſchen, daß ich die weite Reiſe ohne Begleiter unternommen hatte. Schnell waren einige Stunden in dem lebendigen Austauſch unſerer Anſichten und Mittheilungen entſchwunden, und es war bereits in der eilften Stunde, als ich um Anweiſung meines Quartiers bat, deſſen Beſorgung in der Nähe der Anſtalt mir Hr. Klein brieflich verſprochen hatte; doch ich hatte nur wenige Zimmer zu durchwandern, um ein freundliches Obdach neben dem Schlaf-

gemache des biedern Greiſes und ſeiner gleich verehrungswürdigen Gattin zu finden.

Am folgenden Morgen den 16 Junius eilte ich in die Stadt, um der Polizei meine Aufwartung zu machen, die ſich ſehr artig benahm. Ein verlorner Reiſekamm wurde erſetzt und das Kaiſerbad beſucht, um mich gänzlich des Wanderſtaubes zu entledigen. Es war mir auffallend, hier, wie in allen Wiener Bädern, nur weibliche Bedienung zu finden. Ein Freund, dem ich ſpäter dieß äußerte, verſicherte mich, daß die Zuvorkommenheit dieſer Bedienung ſich ſo weit erſtrecke, dem Gaſte, wenn er es begehre, auch während des Badens Geſellſchaft zu leiſten. Der Preis betrug nur 1 fl. Scheingeld für ein Bad mit ganzer Wäſche. Hier wird nämlich ein großes Tuch in die Badewanne gebreitet, und ein Mantel nebſt anderm großen Tuche zum Trocknen nach dem Bade verabfolgt.

Den Nachmittag lernte ich die Oertlichkeiten des ſehr großen Anſtaltsgebäudes näher kennen.

Den 17 früh hoffte ich meinen Koffer durch den Brankard-Wagen von Prag her zu bekommen; allein Seume ſagt nur zu wahr:

„Man macht im Leben, wie im Felde
So manchen Marſch umſonſt.“

Daher war auch der meinige in das ausländiſche Magazin des Mauth- oder Zollamtes ein vergeblicher geweſen, was denn zwiſchen meiner ſehr heitern Wirthin und mir bald zu recht ſcherzhaften Neckereien Veranlaſſung gab, indem einige Jahre früher ein zum Beſuch eingetroffener Apotheker 3 Wochen lang ſeinem vorgeblich nachfolgenden Koffer entgegen harrte, endlich aber ungeduldig wurde und mit der ganzen von verſchiedenen Hausgenoſſen entliehenen Garderobe nebſt Uhr nächtlicher Weiſe davon ging, um ſeinen Koffer zu ſuchen, mit dem er noch immer nicht wieder eingetroffen war.

Am 18 wurde das in Wien ſehr feierliche Fronleichnamsfeſt im Innern der Stadt durch Proceſſionen begangen, bei denen der Kaiſer, ſeit ſeiner Huldigung, ſich dem Volke

zum erſtenmal wieder öffentlich zeigte. Die polizeiliche Ordnung war hierbei, ſo wie bei der Huldigungsfeier, ſo ſtreng und wohl berechnet, daß kein ähnliches Unglück, wie bei der Beerdigung Sr. Majeſtät Franz I. vorgefallen iſt, wo 6 oder 8 Perſonen ein Opfer des ungeheuern Gedränges der zahlloſen Schauluſtigen auf dem freilich für die ungeheure Menſchenzahl allzu kurzen und beengten Wege von der Burg bis zur kaiſerlichen Gruft in der Kirche des Capuzinerkloſters geworden ſind.

Wir verbrachten den Tag fern vom Gedränge in den friedlichen Räumen der Anſtalt und ihres ſchönen anſtoßenden Gartens, in welchen die jüngern und ältern Blinden ſich auf ihren beiden Kegelbahnen und in den Gängen fröhlich erluſtigten.

Endlich am 19 traf der lang erſehnte Koffer ein, und es war weiſe gethan, daß ich mir von Prag aus in meiner Hutſchachtel die nöthigſte Wäſche mitgenommen hatte. — So hatte ich leider wieder einen ganzen Morgen verloren, und erſt am Sonnabend den 20 konnte ich endlich ungeſtört dem Vormittagsunterricht in der Anſtalt beiwohnen, ſo wie Abends von 6 — 7 Uhr dem ſehr gemüthlichen Religionsgeſpräche, welches der Hr. Katechet Schwarz in der zwar kleinen, aber freundlichen Hauscapelle mit den erwachſenen Gliedern der Verſorgungsanſtalt abhielt. Eben daſelbſt wohnte ich am folgenden Morgen der heiligen Meſſe bei, die Hr. Schwarz abhielt, und bei welcher ſämmtliche Blinde den Geſang, und der Blinde Bräunel das Orgelſpiel ſehr brav executirten; und obwohl ich in Breslau durch die tägliche Abhaltung von Morgen- und Abendandachten ſeit 16 Jahren ähnliche Gottesverehrung gepflogen habe, ſo war mir doch dieſes feierliche Beiſammenſeyn einer ganzen Blindengemeinde von 58 Gliedern, mit ihren Lehrern, den meiſten Hausgenoſſen und vielen Andächtigen aus der Nachbarſchaft wahrhaft rührend, und ich darf wohl ſagen, wehmüthig erfreulich.

Mit Hülfe eines Fiakers machte ich dieſen Vormittag, während die großen Fronleichnamsproceſſionen in den 32

Vorſtädten Wiens abgehalten wurden, einige Staatsviſiten ab, die mir oblagen.

Sehr gnädig empfing mich Se. Excellenz der Hr. Polizeiminiſter Graf v. Siedlnicky und ſicherte mir auf das liberalſte den Zutritt in das Straf- ſo wie in das Zwangsarbeitshaus zu.

In der Perſon des Hrn. Majors Freiherrn v. Stillfried lernte ich einen verehrungswürdigen Greis kennen, der ſeine letzten Lebensjahre in ſtiller, oft ſtrenger Zurückgezogenheit verlebt. — Den Ritter Franz v. Sickingen, den Herodot der niederöſterreichiſchen Burgengeſchichte, fand ich leider nicht zu Hauſe, und den Director des polytechniſchen Inſtituts, Hrn. Albrecht, eben im Begriffe, der religiöſen Feierlichkeit beizuwohnen, zu deren Abhaltung vor dem Portale des Inſtitutsgebäudes ein ſchön geſchmückter Altar errichtet war, weßhalb ich nur Worte freundlicher Begrüßung mit ihm wechſeln konnte. Von ſeiner zuvorkommenden Erlaubniß, ſchon am folgenden Tage die polytechniſchen Sammlungen allein beſuchen zu dürfen, konnte ich, aus gebietenden Rückſichten für die Lehrer der Blindenanſtalt, zu meinem Leidweſen keinen Gebrauch machen.

Am Nachmittage beſuchte ich in des Hrn. Inſpectors Manker erheiternder Geſellſchaft das in der Neu-Lerchenfelder Vorſtadt gelegene Kaffeehaus, „beim Faſſel" genannt, wo das Corps der blinden Muſiker aus der Verſorgungsanſtalt, 12 Köpfe ſtark, unter der Direction ihres achtbaren Lehrers, des Hrn. Muſikers Wablinger, die Gartenmuſik bedient. — Die Aufführung von Symphonien und andern Stücken war ſo exact als vollſtändig. Ein Franzoſe in öſterreichiſcher Uniform und ſeine Herzensfreundin, eine Wienerin, die auch ſchon in Paris geweſen ſeyn mußte, ſo wie ein eben aus Venedig zurückgekehrter Gelbſchnabel, der alles beſſer wußte als andere Leute, machten unſere Tiſchgenoſſen aus und gewährten uns manchen Stoff beluſtigender Unterhaltung.

Die Vorſtadt Neu-Lerchenfeld enthält größtentheils Wirthshäuſer und Gärten, welche ſämmtlich Hauptſammelplätze der

gar lebensfrohen Wiener aus allen Classen sind, und nicht bloß, wie man mir auf der Fahrt von Prag nach Wien behaupten wollte, von der Hefe des Volkes besucht werden. Man kann hier, wie im Theater, das Wiener Volksleben in seinen mannichfaltigsten Formen kennen lernen. In den Rangplätzen des Janhagels sind es drei oder vier Sänger und Sängerinnen, die in Begleitung einer Harfe oder anderer Instrumente ächt österreichische Volkslieder, nicht selten auch eine Zote zum Besten geben.

Montags wohnte ich den Lehrstunden und den Beschäftigungen der Blinden bei; am Abend aber, in Mankers freundlicher Begleitung, wurde der Abendschmaus in der Vorstadt Landstraße in dem Garten des Kaffeehauses „bei der Birne" eingenommen. Der erst seit einigen Wochen eröffnete kirchenhohe Saal mit 18 Schuh hohen Thüren wurde durchschritten, im Garten aber mit schönen Springbrunnen ein freundlicher Lagerplatz in mäßiger Weite vom Orchester gesucht, denn ich wollte und sollte den berühmten Strauß und sein trefflich eingespieltes Chor hier hören. An Gewandtheit und Promptheit in Aufführung der originellen Tanzcompositionen dieses Meisters blieb mir nichts zu wünschen übrig, und ob ich gleich den durch sein übertriebenes Gebärdenspiel fast berüchtigten Anblick des Chordirectors entbehren mußte, so konnte ich ihn doch deutlich genug an der Kraft und Eigenthümlichkeit seines Spieles vor allen seinen Mitfechtern in der großen Fidelbogenschlacht erkennen, und so sein geistiges Walten eben so belauschen, wie die Stimme eines Sprechenden mir ein Schlüssel zu seinem Herzkämmerlein wird. Doch sam genug, so laut und fröhlich es um mich schwirrte, so konnte ich doch nicht wahrhaft fröhlich werden, sondern wurde immer trüber und trüber gestimmt, theils weil ich an meine Lieben in Breslau dachte, die ich vergebens herzuwünschte, und deren Freude auch mir Freude gemacht haben würde, theils aber auch, nach einer schon oft erprobten Eigenthümlichkeit meines Gemüthes, das durch erhabene Musik gar wohl zu einer stillen und

innig freudigen Empfindung geſtimmt werden kann, durch ein mehrſtündiges Anhören von Tanzpiècen aber faſt jederzeit in Disharmonie geſetzt wird. An meinem wackern Freunde Manker lag es keineswegs, er gab ſich alle Mühe, ſeinen wunderlichen Geſellen auf andere Gedanken zu bringen. Dieſes gelang aber erſt nach einer gemüthlichern Piècе als die frühern, bei der eine gut angebrachte Nuancirung durch Flöte und Harfe ein allgemeines Da capo hervorrief, worauf wir den Heimweg nahmen.

Den Dienſtag Vormittag beſuchte ich abermals den Schulunterricht, den ich in ſo weit gut heißen muß, als er keine gelehrte Bildung, ſondern hauptſächlich nur die Bildung der Blinden zu verſtändigen und für das bürgerliche Leben hinreichend unterrichteten Menſchen bezweckt. Manchen Theilen deſſelben hätte ich jedoch eine weniger mechaniſche und mehr rationelle, das geiſtige Leben und die Selbſtthätigkeit der Kinder mehr weckende Behandlung gewünſcht, und namentlich das Schreiben als allgemeinen Unterrichtsgegenſtand am liebſten ganz vermißt.

Am Nachmittage wohnte ich der Schuhmacherei als ſelbſt thätiger Lehrling bei. Schon in meiner Jugend hatte ich von einem blinden Schuhmacher in Weißenfels und ſpäter noch von einigen Blinden gehört, welche ſich dieſe Geſchicklichkeit erworben hätten, doch ſtets geglaubt, dieſe Arbeit könne wohl nur ausnahmsweiſe eine Beſchäftigung für ſehr geſchickte Blinde ſeyn. Hier aber überzeugte ich mich, daß zu der Arbeit mehr Ausdauer als Genie erforderlich iſt, und daß Blinde wirklich ſelbſtſtändig arbeiten lernen. Eine von J. Klein ſehr ſinnreich erfundene Maſchine zum Schaftnähen fand ich nicht mehr im Gebrauche, da ihre Handhabung etwas umſtändlich iſt und die Blinden auch ohne ſie zurechte kommen. Das Schneiden der Sohlen verrichten ſie durch Aufſetzen des Leiſtens.

Zu den freundlichen Sitten der Anſtalt gehört es, daß jeder Zögling, wenn ſein Namenstag trifft, eine Auszeichnung, gewöhnlich Kaffee zu ſeinem Frühſtück, erhält.

Gleich nach dem Mittageſſen traf es ſich nun, daß ich,

um Wieneriſch zu reden, mit Frau v. Rankſtein, einer rundlichen Hausfreundin, die mit uns geſpeiſt hatte, allein auf dem Zimmer ſaß, während ein Blinder die Zeitung brachte und naiv dabei bemerkte: „Morgen iſt mein Namenstag," was mich zu der Frage veranlaßte, warum er dieß äußere? worauf ich die obige Auskunft erhielt, und ſcherzend erwiederte: „Ei! da möchte unſer einer ſich ja auch melden!" — Es war bereits Abends um halb 10 Uhr und ich ſchon faſt im Entkleiden, um in ein Fußbad zu ſteigen, als die freundliche und ſchnellfüßige Lieſel ganz raſch noch zu mir kam und mir gutmüthig zuflüſterte: „A Nacht Muhſik kommt!" was ich anfangs gar nicht zu deuten vermochte, bis ein wirbelnder Tuſch von Pauken und Trompeten vor meiner Thür mir den Orakelſpruch verſtändlich genug deutete. Eine Symphonie und eine Reihe Lannerſcher Tänze, ungleich gemüthlicher als die geſtern gehörten Straußiſchen, am meiſten aber der zartſinnige Beweis von der wohlwollenden freundſchaftlichen Geſinnung der edlen Hausherrin, welche mir, was ich leicht errieth, dieſes Ehrengaudium bereitet hatte, rührten mich tief, und ließen mich dieſen Abend faſt die Trennung von 54 Meilen zwiſchen dem Kreiſe meiner Lieben und mir ſelbſt vergeſſen.

Auch der folgende, als der Johannistag, ſollte nicht ohne freundſchaftliche Auszeichnung für mich verſtreichen. Nach Tiſche wurde eine Spazierfahrt nach Nußdorf in das Beſitzthum des Brauers Boſch, ein vormaliges gräfliches Schloß, unternommen. Der einem Saale ähnliche und ſo zu ſagen unter Glas gebrachte und nach der Donauſeite gelegene Balcon nahm uns wirthlich auf.

Märzenbier und Kaffee mundeten gut, und während die beiden Damen (die Frau Räthin Klein und ihre Nichte die verwittwete Madame Roſcher) der brauherrlichen Frau Gräfin eine Staatsviſite machten, erheiterten mich ein Spaziergang und ein Geſpräch an Vater Kleins Arme längs dem Ufer des nahen Donaucanales, der der Kaiſerſtadt Wien und ihren 320,000 vielbegehrenden Mägen die reichſten Vorräthe an Lebensmitteln neben Holz und andern Waaren aller Art zuführt.

Den nächſten Morgen fing ich an, durch Mankers Freundeshand alles zu Papiere zu bringen, was ich meinem Gedächtniſſe nicht anzuvertrauen wagte, und es war in der That des Bemerkenswerthen über die Anſtalt, wie man in dem folgenden Abſchnitte ſehen wird, gar ſehr viel zu Papiere zu bringen. — Schon hatten wir beſchloſſen, den Abend das Theater an der Wien, durch ſeine Komiker jetzt vorzüglicher als das Kaſperle-Theater in der Leopoldſtadt zu beſuchen, als die Meldung: Hr. Dr. jur. Hammerſchmitt werde mit ſeiner Gattin dieſen Nachmittag dem Hrn. Director und ſeiner Frau ein freundliches „Stelldichein" geben, dieß verhinderte. Der geiſtreiche und joviale H., der mich ſchon während ſeiner Anweſenheit zu Breslau als Mitglied von der Verſammlung der Naturforſcher beſucht hatte, und bei dem wir erſt einige Tage zuvor geweſen, war mir viel zu intereſſant, um ſeinen Umgang nicht dem Theaterbeſuche vorzuziehen; auch ſollte ich dafür zwiefach entſchädigt werden, denn außer Seidelmanns Flinzerln, einer Sammlung der launigſten und gelungenſten Dichtungen jenes wackern zu Gräz lebenden Gelehrten in niederöſterreichiſcher Mundart, die Dr. Hammerſchmitt meiſterhaft zu leſen verſtand, ſetzte es auch noch ein Zwerchfell erſchütterndes Gericht von traveſtirten Schillerſchen Gedichten in jüdiſchem Dialekte mit einem faſt noch witzigern Wörterbuche dazu.

Des Freitags verſuchte ich mich bei dem Strumpfſtrickermeiſter der Beſchäftigungsanſtalt im Stricken mit drei Nadeln, was ich für ungleich leichter erklären muß, als das gewöhnliche Stricken der Frauenzimmer mit fünf Nadeln.

Einen Beſuch im Zwangs-Arbeitshauſe nicht zu vergeſſen.

Doch ehe ich dasjenige näher erwähne, was ich hier zu bemerken fand, will ich zuvörderſt über den wichtigſten Gegenſtand ſprechen, den es in Wien für mich geben konnte, ich meine Wilhelm Kleins Schöpfung, Wiens Anſtalten für Blinde.

Dreizehntes Capitel.

Blindenerziehungs- und Blindenverſorgungsanſtalt.

Die erſte dieſer Anſtalten, das k. k. Blindeninſtitut zur Erziehung blinder Kinder, ſteht unter der Obhut der Regierung; die Verſorgungsanſtalt unter einem Vereine; doch ſind beide der Localität nach theilweiſe mit einander verbunden: das Inſtitutsgebäude in der Joſephſtadt (nordweſtlicher Vorſtadt Wiens) Nr. 188, befindet ſich am Ende der Brunnengaſſe und der Lerchenfelder Linie. Es begreift ein Vordergebäude von 21 Fenſtern Fronte und zwei unmittelbar daran ſtoßende Flügel von 16 und 18 Fenſtern, welche nebſt der Hauscapelle mit Thürmchen und Uhr den Hofraum umgeben; ein ſchöner Garten ſchließt ſich unmittelbar an die Weſt- und Nordſeite der Gebäude, die nur ein Parterre und einen Oberſtock begreifen. Es war früher ein Fabrikgebäude und wurde im Jahr 1829 von dem Poſamentirer Peter Kempny für 43,500 fl. C. M. aus dem Vermögen der Anſtalt erkauft und für die Zwecke des Inſtituts mit noch 12,000 fl. C. M. Unkoſten eingerichtet. Im obern Stocke befinden ſich Canzlei- und Commiſſionszimmer, die Wohnung des Directors und die des erſten Lehrers; der Prüfungsſaal, die Aufenthalts- und Schlafzimmer der Mädchen, der Schlafſaal der Knaben, die Krankenzimmer für jene und dieſe, nebſt einigen andern Localitäten. Im Parterre trifft man die Wohnung des zweiten Lehrers (oder reſervirte Wohnung eines Geiſtlichen), Aufenthalts- und Arbeitszimmer der Knaben, das Lehr-, das Muſik- und das Speiſezimmer der Kinder, eine Korbmacherwerkſtätte, die Druckerei, die Küche der Anſtalt und die Wohnungen der Dienſtleute; den nördlichen Theil nimmt, gegen 265 fl. C. M. jährliche Miethe, die Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt der männlichen Blinden ein und begreift den geräumigen Schlafſaal, eine Tiſchler-, eine Korbmacher- und eine Schuhmacher-Werkſtätte, ein Muſik- und ein Speiſezimmer. — In dem Erziehungsinſtitute traf ich 20 Knaben und 9 Mädchen;

acht dieſer Plätze werden aus dem allgemeinen Verſorgungs-fonds- und dem Landbruderſchaftsfonds unterhalten; die übrigen Penſionen, jede zu 200 fl. C. M., werden theils von wohlthätigen Vereinen, theils als Koſtgeld von den Angehörigen der Blinden bezahlt. — Das Inſtitut reſſortirt von der kaiſerlich niederöſterreichiſchen Regierung; ein Mitglied derſelben, ein Rath, hat das Referat und die k. k. Schulenoberaufſicht hat das nähere Curatorium. Die ſpecielle Leitung des Inſtituts geſchieht durch die Direction, die aus dem Director und dem erſten Lehrer als gleichzeitigem Rechnungsführer beſteht.

Der edle Begründer dieſer Anſtalt, ein würdiger Greis von 70 Jahren, iſt der k. k. Rath, Hr. Johann Wilhelm Klein, und noch immer der thatkräftige Director der Anſtalt. Der erſte Lehrer, Hr. Matthias Fohleutner aus Ober-Thern in Niederöſterreich, ein Mann von 38 Jahren, und ſchweigſamen Charakters, genießt den Ruf eines ſorgfältigen Beamteten; die zweite Lehrerſtelle wird mit von dem Inſpector der Verſorgungsanſtalt verwaltet. Dieſer, Hr. Dominik Manker, iſt ein Mann von lebhaftem Geiſte. Der Religionsunterricht wird dermalen von dem Director der Piariſten Normalhauptſchule, Hrn. Joh. Chryſoſtomus Pietrivoky ertheilt. Ferner ſind angeſtellt zwei Muſiklehrer, ein Aufſeher für die Knaben, eine Aufſeherin, zugleich Arbeitslehrerin, für die Mädchen, ein Portier, ein Hausknecht, ein Hausſchneider, eine Köchin, zwei weibliche Dienſtmägde und eine Wäſchbeſorgerin. In Krankheitsfällen leiſten ſowohl den Zöglingen als den Dienſtleuten der Dr. med. Hr. Felix Bittner, k. k. Polizei-Bezirksarzt, Hr. Sonnauer, k. k. Polizei-Bezirkswundarzt und Hr. Burger, Zahnarzt, unentgeldlichen Beiſtand; die Arzneien werden von dem Erziehungsinſtitute aus deſſen Caſſen bezahlt.

Der Fonds der Anſtalt beträgt dermalen 216,647 fl. C. M. Der Director genießt einen Gehalt von 1200 fl., der erſte Lehrer 600 fl., der Katechet und zweite Lehrer Remunerationen von 150 und 100 fl. C. M. jährlich; die Muſiklehrer empfangen zuſammen jährlich 400 fl. C. M. Der blinde Hülfslehrer,

Jacob Braun, genießt aus einer beſondern Stiftung jährlich 40 fl. C. M. nebſt Naturalverpflegung und Wohnung von der Anſtalt. Für den Handarbeitenunterricht kommt ein Korbmacher wöchentlich zwei Nachmittage, und erhält theils von dem Inſtitute, theils von der Verſorgungsanſtalt jährlich 66 fl. C. M. Eben ſo ein Tiſchler auch für zwei Nachmittage jährl. 72 fl., der Drechsler 50 fl. 24 kr., der Schuhmacher, der zugleich Aufſeher iſt, 36 fl., ſammt Koſt und Kleidung von der Verſorgungsanſtalt; jedem der Dienſtleute ſind außer Koſt und Kleidung 60 fl. Lohn ausgeſetzt. — Die Tagesordnung der Anſtalt ſchreibt vor: im Sommer um 6, im Winter um 6½ Uhr Aufſtehn und Waſchen der Zöglinge (das Waſchen der Knaben geſchieht nicht im Schlafſaale, ſondern in einem beſondern Parterrezimmer), hierauf das Morgengebet (abgeſondert gehalten von dem Aufſeher mit den Knaben und von der Aufſeherin mit den Mädchen), dann folgt das Frühſtück und Selbſtbeſchäftigung bis um 8 Uhr. Um 8 Uhr beginnen die Lehrſtunden, von 8 — 10 mit den größern, bis 9 Uhr mit den kleinern Zöglingen; von 10 — 11 Uhr Arbeiten und Muſik, von 11 — 12 Lehrſtunden und Muſik für einzelne, dann Eſſen und frei bis 2 Uhr. Von 2 — 4 Uhr haben die Größern Arbeits-, die Kleinern Lehrſtunden; von 4 — 5 Uhr Pauſe oder Veſper, von 5 — 6 Vorleſen, von 6 — 7 Gartenerholung, hierauf Abendbrod. Nachtgebet um 9 Uhr. Des Sonntags heilige Meſſe, um 8½ Uhr in der Hauscapelle; ſpäter Vorleſen religiöſer Gegenſtände und hierauf bei vorkommenden Fällen die nöthigen Rügen im Beyſeyn aller Lehrer; Nachmittag frei. Als Beköſtigung werden gereicht: Einbrennſuppe und Semmel; nur an Faſttagen Kaffee; zu Mittage Suppe, Rindfleiſch mit Sauce und Zuſpeiſe; Braten an beſondern Feſttagen; an Faſttagen Mehlſpeiſen; Abends Suppe und Zuſpeiſe; zur Pauſe für die Mädchen Semmel, Brod für die Knaben, nebſt Obſt im Sommer. Die Bekleidung für die Knaben beſteht aus Rock, Weſte, Beinkleider von grauem Tuche für der Winter, nebſt blauen Beinkleidern und Weſten für die Sonntage; aus leichterm Wollenzeuge Weſte

und Beinkleider für den Sommer, ferner einer Schirmhaube, Halbſtiefeln und der nöthigen Wäſche, und belaufen ſich die Koſten für die Bekleidung eines Knaben auf 25 fl., die für ein Mädchen auf 15 fl. Dieſe letztern tragen Ueberröcke im Winter von Spaniolet, im Sommer von Kammertuch, darunter Leibröcke ohne Aermel von Kammertuch, Schürzen von geſtreiftem Zeug und Hauben im Winter ſchwarz aus Taffent, im Sommer weiß aus Dünntuch.

Die Gegenſtände des Schulunterrichts ſind: das Leſen fühlbarer Schrift in 4 Stunden wöchentlich; Schreiben in vier Stunden, Rechnen, deutſche Sprachlehre, nebſt Rechtſchreibung; Auswendiglernen a) geiſtlicher, b) weltlicher Lieder und Gedichte, und kleinere Gedichte für jüngere Zöglinge; Naturbeſchreibung, Naturlehre, Erdbeſchreibung und Geſchichte. An beſondern Hülfsmitteln fand ich: Typen und Preſſe zum Hochdrucke mit feucht gemachtem Schreibpapier; Leſebücher mit Müllerſcher Maſſe mit lateiniſchen Lettern geſchrieben, auch mit bildlichen Darſtellungen aus eben dem Stoffe verſehen. Kinder waren im Stande Schriften dieſer Art zu leſen, die mir zu fein erſchienen; doch waren die mit ſtärkern Zügen mir ebenfalls deutlich; das Schreiben geſchieht a) auf Schiefertafeln mit aufgeklebten Papierſtreifen und auf hölzernen Schreibtafeln mit Drathlinien auf dem Brettchen, ſo daß das auf einer Seite befeſtigte Papier auf die Dräthe zu liegen kommt; man ſchreibt mit Bleiſtift und abfärbendem Papier, vermittelſt beinerner Griffel; ferner mit Stachelſchrift, aus der auch zum Leſen mehrere Bücher angefertigt ſind; das Rechnen iſt auch hier hauptſächlich Kopfrechnen; doch wird auch im Setzkaſten mit fühlbaren Ziffern auf der ruſſiſchen Rechentafel (die mittleren Perlen ſind gezackt) und an der Rechenſchnur gerechnet; auch waren mit Maſſe geſchriebene Exempelbücher vorhanden. Für Geographie: Zenne'ſche Globen, der Planigloben mit Maſſe gezeichnet; ferner Karten der einzelnen Erdtheile, theils eben ſo gezeichnet, theils geſtochen; die Meere durch zerſtreute Stiche markirt; ferner Karten von Deutſchland, vom öſterreichiſchen Staat und vom

Erzherzogthum Oeſterreich ſelbſt, eben ſo ein Plan von Wien und ein Hausplan; auch zerſchnittene Karten aus Mappe, um einzelne Länder abtrennen und wieder zuſammenſtellen zu können (wohl die Grundidee zu den Dresdener Planigloben aus Holz), alle Karten in mehrfachen Exemplaren. Für Naturbeſchreibung: eine Sammlung von Sämereien, halb erhabene Thiere und Pflanzen, Darſtellung von Papiermaſſe (das ſogenannte Papillotten-Papier wird zu Brei gekocht, abgeſeiht, ausgedrückt, dann mit circa ¼ Pfd. Gypsmehl gemengt und mit Leimwaſſer angefeuchtet und in die von Gypsmehl vertieft gefertigten Formen ein angefeuchtetes, darüber gebreitetes Blatt Papillotten-Papier mit Hülfe einer Bürſte und eines Pinſels behutſam in alle Fugen niedergedrückt, dann aber der Raum mit Maſſe gefüllt, und nun als Rückwand ein mit Leim beſtrichenes Stück Mappe darauf gedrückt, um deſſen Rand man das noch überſtehende Papillotten-Papier mit Hülfe eines Falzbeines umſchlägt und andrückt; das Ueberfahren mit einer Handrolle gibt noch mehr Feſtigkeit, worauf man die Form umſtürzt und das Gebilde trocknen läßt). Auch vollſtändige Bechſtein'ſche Thierfiguren waren zahlreich da, und einige ſehr geſchickt von dem blindgebornen Jakob Braun aus Wachs nachgebildet. Eine Münzſammlung, zur Uebung der Zöglinge, beſonders die einheimiſchen Münzen nach Gefühl und Gehör zu unterſcheiden; die Fertigkeit, ſie nach dem Klange zu erkennen, war groß. Für Uebung im Taſtſinne dient ein Käſtchen mit ſogenanntem Allerlei; es enthielt Körper von verſchiedenen Formen und Stoffen, theils natürliche, theils erſt durch Kunſt erzeugte; ferner mathematiſche Formen aus Mappe, Flächen ſowohl als Körper; intereſſant war beſonders der Winkelmeſſer, deſſen Schenkel ſich nie verlängern, eine ſinnreiche Erfindung des k. k. Rathes Klein; auch ein anderer Winkelmeſſer, beſtehend aus einer hölzernen Scheibe, der eine etwas vertiefte Quadrant mit Drathſtiften an der Peripherie beſetzt; ferner Maßſtäbe von verſchiedener Länge, die Abtheilung erhöht mit Drath markirt. Sehr zweckmäßig war eine Sammlung von Papierſtücken zum Zuſammenbrechen in

verſchiedener Form, wie die eines gelegten Halstuches u. ſ. w. Für den Religionsunterricht iſt ein chriſt-katholiſcher Katechismus, nebſt einer Sammlung von bibliſchen Sprüchen im Hochdruck gefertigt. Für den Muſikunterricht ſind Noten theils mit Maſſe geſchrieben, theils andere mit Stachelſtempeln gefertigt, vorhanden, doch werden die Stücke ſelbſt hauptſächlich nur dem Gedächtniſſe anvertraut. — Bei den Inſtrumenten war die Vorrichtung der Baßwirbel, um ſie zum beſſern Stehen zu bringen, eigenthümlich, ebenſo ein Inſtrument Xenorphica genannt, mit zwei Claviaturen; die eine ſetzt ein Flötenwerk und die gewöhnlichen Clavierſaiten, die andere aber ein Werk von Darmſaiten mit ſenkrecht daran hinunterſtreichendem Bogen in Bewegung; es werden zwei Spieler erfordert; der erſte behandelt mit den Füßen das Blaſewerk, der andere bewegt auf gleiche Weiſe die Streichbogen ſämmtlich auf Einmal auf und ab, während das Anſchlagen der Taſten erſt das Andrücken der Bogen an die betreffenden Saiten bewirkt; der zweite Spieler kann bei ſeiner Claviatur ein Clavier und Flötenwerk einzeln oder verbunden hören laſſen. Ein Orgelinſtrument befindet ſich in der Capelle und wird wie der ganze Meßgeſang von Blinden bedient.

Unter den Arbeiten wurde das Spinnen auf einer eignen von dem Mechanicus Wurm gefertigten Spinnmaſchine von 10 Spindeln und zum Drehen durch einen Knaben dergeſtalt betrieben, daß jeder Knabe den Faden für eine Spindel aus dem über ihr aufgeſtellten Flachſe zieht und augenblicklich ſeine Spindel ohne Störung der übrigen durch Beiſeiteſchieben des Drehriemens zum Stehen bringen kann. Der Faden wickelt ſich von ſelbſt auf, gibt in der Regel ein beſſeres Geſpinnſt als Räder und erfordert zur Bildung kein Drehen. Mit der dazu gehörigen Weiſe koſtet die Maſchine 100 fl. C. M.; die Mädchen ſpannen auf Rädchen. Beide Geſchlechter ſtricken, fertigen Bänder auf eingängigen Handſtühlen, Knaben noch insbeſondere Körbe und Lederſchuhe, ſo wie ſie zur Drechsler- und Tiſchlerarbeit nach und nach angehalten werden. Der Bedarf der Tiſchler- und Schuhmacherarbeit für das Haus,

wird ſämmlich durch die Blinden geleiſtet. Sehr reich iſt die Sammlung aller verſchiedenen Lehrmittel, welche bis jetzt für Blinde in Gebrauch gekommen ſind, und es dürfte keine andere Anſtalt ſich einer ähnlichen rühmen können, und doch erſcheint eine ſolche für jede Anſtalt ſehr wünſchenswerth, damit künftige Lehrer alles kennen lernen, was ſchon für Blinde erfunden und als brauchbar und nicht brauchbar erprobt worden iſt. Nur als Andeutung bemerke ich: man findet in der Sammlung 24 Arten von Buchſtaben und Hülfsmitteln, dieſe taſtbar kennen zu lehren, worunter auch die Stabſchrift von Joſ. Pretſch; 23 Arten von Hülfsmitteln: Maſchinen, Federn, Griffeln u. ſ. w. zum Schreiben; 7 Apparate zum Rechnen; 10 verſchiedene Arten von Karten, Globen und Erforderniſſen zur Geographie; 14 Manieren Noten fühlbar darzuſtellen; 8 Sammlungen zur Naturbeſchreibung von wirklichen und nachgebildeten Gegenſtänden, die aber ſämmtlich nur dem Thier- und Pflanzenreiche angehören; 17erlei Gegenſtände zur Uebung des Taſtſinnes als: Darſtellungen von Gebäuden im Kleinen, zerlegbare Körper, gepreßte und andere Reliefbilder, Münzen u. ſ. w.; 13 verſchiedene Lehrmittel für den geometriſchen Unterricht; 5 taſtbare Spiele für Blinde; 31 Nummern von Maſchinen, Werkzeugen und andern Vorrichtungen zum Lehren und Betreiben von Handarbeiten; 25 Nummern von verſchiedenen Arbeiten, die Blinde ſelbſt gefertigt haben; 25 Arten fühlbar gedruckter, geſtochener und mit Maſſe geſchriebener Bücher für Blinde; mehr als 50 gedruckte Schriften über Augenkrankheiten, Blinde, Blindenerziehungs- und Blindenverſorgungsanſtalten und eine Sammlung von Briefen und handſchriftlichen Nachrichten obiger Art.

Die Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene Blinde benutzt zwei Localitäten: a) den ſchon erwähnten Theil des Inſtitutsgebäudes für die männlichen, dermalen 16 an der Zahl, und b) das an den Inſtitutsgarten angränzende, ſchon auf Altlerchenfelder Grunde ſtehende Haus, welches im J. 1831 für 7700 fl. C. M. aus dem Fonds der Anſtalt erkauft und dergeſtalt eingerichtet

iſt, daß im Parterre des Hauſes ſich die Wohnung des Inſpectors, das Speiſezimmer für die weiblichen Verſorgten und die Küche nebſt Dienſtbotenzimmer befinden; oberhalb aber wohnen die Frau Verwalterin und die weiblichen Blinden, für welche ein Arbeits-, Schlaf-, Kranken- und ein Kleiderzimmer vorhanden ſind. Protector des Vereins von 254 Mitgliedern iſt ſeit dem Tode des hochverdienten Erzherzogs Anton Victor (ſtarb am 1 April d. J.) gegenwärtig Se. k. k. Hoheit, Erzherzog Franz Karl, Bruder Sr. Maj. des jetzt regierenden Kaiſers Ferdinand; den Ausſchuß zur Leitung der Geſchäfte bilden 5 Mitglieder, gegenwärtig Hr. Freiherr v. Waldſtätten, k. k. Hofrath, Hr. Joh. Wilh. Klein, k. k. Rath und Director des k. k. Blindeninſtituts, Hr. Ignaz F. Caſtelli, Niederöſtr. Landſchaftsſecretär, Hr. Joſ. Edler v. Well und Hr. Dr. Karl Jul. Eduard Hammerſchmitt, Männer, die ſämmtlich dem guten Werke ihre Zeit und ihre Kräfte ohne alle Vergütung widmen; Beamte oder Verwaltungs- und Aufſichtsperſonale ſind: der ſchon erwähnte Inſpector Manker und die Frau Nanette Roſcher als Verwalterin, jener mit 400 fl. Conv.-M. und dieſe mit 200 fl. Conv.-M. Gehalt, nebſt Wohnung, Holz und Beleuchtung; Dienſtperſonale ſind: ein Canzleidiener mit 171 fl. ein Aufſeher mit 48 fl. für die männlichen Blinden; eine Köchin mit 60 fl. und zwei Dienſtmägde mit 48 fl., die vier letztern mit freier Station.

Für einen Blinden aus Niederöſterreich werden jährlich 100 fl. Conv.-M., für andere 200 fl. Verpflegungsbetrag bezahlt. —

Das Vermögen der Verſorgungsanſtalt beläuft ſich gegenwärtig auf 78,424 fl. Conv.-M.; außer deren Zinſen die jährlichen Beiträge der Mitglieder—gegen 1800 fl. Conv.-M.—das Beſtehen der Anſtalt ſichern. Zur Stiftung einer lebenslänglichen Verſorgungsſtelle ſind 2000 fl. erforderlich. Die Beaufſichtigung der weiblichen Gewerbsthätigkeit bei den weiblichen Verſorgten und die Unterweiſung derjenigen Aufgenommenen, die noch keine Arbeit kennen, liegt der

angeführten Frau Verwalterin ob; Spinnen, am meiſten Stricken und zum Theil auch Näthereien, ſind die jetzt üblichen Arbeiten (unter dem Stricken auch das Stricken ohne Nadel). Die männlichen Blinden ſind faſt ſämmtlich muſikaliſch, und genießen fortgeſetzten Unterricht durch zwei Lehrer täglich zwei Stunden, wofür jeder jährlich 60 fl. Conv.-M. bezieht. Der ſehr wackere Lehrer Hr. Wablinger, der auch ſeit 25 Jahren Inſtitutslehrer iſt, dirigirt zugleich das Chor der blinden Muſiker bei ihren Aufführungen, die ſie öffentlich dreimal in der Woche in Kaffee- oder Gaſthausgärten geben, und wovon der Verdienſt, nach Abzug eines Sechstels für die Caſſe der Verſorgungsanſtalt, und eines zweiten Sechstels, welches für ſie ſelbſt in die Sparcaſſe niedergelegt wird, ihnen zur Beſchaffung erlaubter Bequemlichkeit zufällt. Für den Betrieb der Handarbeiten werden als Beiſtand der ſchon geübten und zum Anlernen der Neulinge folgende Meiſter gehalten: ein Tiſchler, kommt wöchentlich zweimal und empfängt von der Verſorgungsanſtalt monatlich 2 fl. Conv.-M., deßgleichen ein Korbmacher 3 fl. monatlich; ein Strickmeiſter, der 6 fl. empfängt. Der Schuſter iſt zugleich Aufſeher und Führer, und hat von der Verſorgungsanſtalt Koſt und Kleidung, als Führer monatlich 4 fl. Conv.-M. — Der Tiſchlerei lagen beſonders zwei Blinde mit Erfolg ob (Jacob Braun, Michael Gamsjäger), der Korbmacherei 5, der Strickerei 5, der Schuhmacherei 3, der Drechslerei 2. — Die Bekleidung iſt jener der Erziehungsanſtalt ähnlich, nur haben die Muſiker blaue Kleidungsſtücke (Bekleidung, Wäſche und Bettzeug werden unter Einer Rubrik verrechnet, und betragen zwiſchen 500 und 600 fl. Conv.-M. jährlich); die Beſpeiſung iſt im Weſentlichen die obenangeführte, nur daß den Mädchen täglich Kaffee des Morgens und allen Verſorgten jeden Sonntag Braten geſtattet iſt. Die Beſpeiſung der männlichen Blinden geſchieht aus der Küche des weiblichen Verſorgungshauſes. Was den Erwerb der Blinden betrifft, ſo iſt der Muſikverdienſt allerdings am höchſten, und gewährte im Jahr

Die Strickerei aus Schafwollengarn nach Art der Strumpfstricker mit drei Nadeln wird erst seit Kurzem betrieben, und es läßt sich sonach kein bestimmtes Resultat berechnen. Ueberhaupt betrug der Arbeitsverdienst 1834 für die männlichen Blinden 254 fl. 9 kr. Conv.-M., und von 7 weiblichen durch Strickerei 48 fl.

Die Arbeiter bekommen von den Arbeiten, wozu die Anstalt das Material gibt, ½ des Tarifpreises; bei solchen Arbeiten, wozu die Blinden selbst das Material geben, und selbige entweder an die Anstalt zum Verschleiß abliefern, oder auch sonst verkaufen, fällt ⅛ vom Tarifpreise an die Casse, ⅛ für die Arbeiter selbst in die Sparcasse, und das Uebrige erhalten sie für Material und Arbeit monatlich auf die Hand.

Die Wäsche wird nicht im Hause gewaschen, sondern auf dem Wege der Licitation an den Mindestfordernden zur Reinigung überlassen, für das Jahr 1835 per Kopf monatlich 22 kr. Conv.-M.

Die zweifache Blindenanstalt zu Wien ist eben so, wie die Anstalten zu Dresden und Prag, nicht durch das Humanitätsgebot eines Monarchen, sondern lediglich durch den Edelsinn vieler großmüthigen Menschenfreunde und hauptsächlich durch die hingebende und aufopfernde Liebe desjenigen entstanden, der den Muth hatte, hier zuerst als Blindenlehrer aufzutreten, und die Herzen seiner Mitmenschen für die Schicksalsverbesserung der Nichtsehenden zu erwärmen, weßhalb ich seiner auch hier zuerst gedenken will, und das um so mehr, da er in Deutschland der erste Mann war, der sich dem mir heiligen Berufe des Blindenwohles gewidmet hat: Johann Wilhelm Klein, geb. 1765 zu Allerheim bei Nördlingen in Bayern, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Stuttgart und vollendete auf der dortigen hohen Karlsschule das Studium der Rechte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland verwaltete er durch fünf Jahre ein Justizamt. Ausgebrochene Unruhen veranlaßten ihn jedoch, diese Amtsstelle freiwillig niederzulegen, und

ſich 1799 nach Wien zu begeben, wo er ſich theils mit juri-
diſchen, theils mit Erziehungsgegenſtänden beſchäftigte.
Bereits 1792 war die aus ſeiner Feder gefloſſene Schrift:
„Ueber Armuth, Abſtellung des Bettelns und Verſorgung
der Armen," zu Nördlingen erſchienen. Sie gab mit die Ver-
anlaſſung, daß Hr. Klein 1803 bei der neuen Regulirung des
Armenweſens zu Wien die Anſtellung als Bezirksdirector er-
hielt. Bei der ihm nun obliegenden Armenunterſuchung fan-
den ſich ſehr viele blinde Kinder, die durch ihre gänzliche
Verwahrloſung, weil ſie ohne Erziehung und Unterricht auf-
wuchſen, das Mitleid in hohem Grad in Anſpruch nahmen.
Dadurch und durch einen kurz vorher von dem verſtorbenen
Magiſtratsſecretär Gaheis gemachten, aber nicht zur Aus-
führung gekommenen Vorſchlag wurde Director Klein veran-
laßt, einen Verſuch in dieſer neuen Sphäre zu machen, wo-
bei er ganz auf ſeine früher gemachten Beobachtungen und
Erfahrungen im Erziehungsfache beſchränkt war, indem da-
mals von der Pariſer Blindenanſtalt, der einzigen auf dem
feſten Lande, und der in derſelben befolgten Unterrichtsme-
thode noch keine nähere Beſchreibung vorhanden war. Er
wählte zu dieſem Verſuch im März 1804 einen damals
9jährigen blinden Knaben, Jacob Braun, der bisher zwar
ohne alle Bildung geblieben war, glücklicher Weiſe aber ganz vor-
zügliche Anlagen und viel Eifer und Lernbegierde beſaß. Schon
nach ¾ Jahren hatte Klein ſeinen Schüler ſo weit gebracht,
daß durch die damals beſtandene Wohlthätigkeitshofcommiſſion
eine Prüfung mit dieſem blinden Knaben veranſtaltet und
auf deren guten Erfolg in einem Vortrag an Se. Majeſtät
den Kaiſer die Ausdehnung dieſer Unternehmung auf mehrere
blinde Kinder vorgeſchlagen wurde. Der Unternehmer ward
nun durch einen angemeſſenen auf den Normal-Schulfonds an-
gewieſenen Gehalt in den Stand geſetzt, ſich dieſem Ge-
ſchäfte ganz zu widmen. Es wurden ihm 8 blinde Kinder
auf öffentliche Koſten zur Bildung übergeben. Die Oberauf-
ſicht der deutſchen Schulen erhielt den Auftrag, halbjährig
eine Prüfung anzuſtellen, und über den Fortgang der neuen

Anſtalt Bericht zu erſtatten. Inzwiſchen blieb es eine vom Staat anerkannte, beſchützte und unterſtützte Privatanſtalt, und der Director Klein behielt freie Hand, die innere Einrichtung, den Gang und die Hülfsmittel zur Bildung der blinden Zöglinge nach ſeiner Einſicht und Erfahrung zu wählen. Es wurden blinde Kinder auf Koſten von Privaten oder ihrer Eltern in Erziehung gegeben. Der ehemalige Erzieher in dem fürſtl. Liechtenſteiniſchen Hauſe, Abbé Werner, veranſtaltete bei dem hieſigen Adel einer Subſcription, durch welche mehrere Kinder aufgenommen werden konnten. Das Inſtitut erhielt viele milde Beiträge. Ihre Majeſtät die Kaiſerin, die geliebte Mutter aller Bedrängten, ſchenkte derſelben bei ihrem erſten gnädigſten Beſuche 3000 fl.; der verſtorbene Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen beſtimmte im Februar 1811 eine Summe von 50,000 fl. theils zur Erweiterung des Inſtitutsgebäudes, theils für den Director und die Zöglinge.

Im November 1816 wurde das Blindeninſtitut zu einer öffentlichen Staatsanſtalt erhoben. Die Lage und das Einkommen des Directors, ſo wie die Zahl der auf den Landbruderſchaftsfonds angewieſenen 8 Zöglinge, blieben jedoch dieſelben, ſo daß alſo weder damals, noch ſeit dieſer Zeit irgend ein Betrag aus einer Staatscaſſe für das Blindeninſtitut angewieſen oder bezahlt worden iſt. — Mit dem 1 November 1819 wurde das Vermögen des Blindeninſtituts in öffentliche Verrechnung unter Aufſicht der niederöſterreichiſchen Provincial-Staatsbuchhaltung genommen, und in der Perſon des Lehrers Karl Maurer, der ſchon ſeit 1811 am Klein's Privatinſtitut arbeitete, ein erſter Lehrer nach dem Director und zugleich beſonderer Rechnungsführer angeſtellt. Er ſtarb 1822. Hierauf erhielt Hr. Matthias Fohleutner, geb. zu Oberthern im untern Manhardskreiſe, der nach gemachtem pädagogiſchem Curſus bereits an einigen Trivialſchulen, dann an der Hauptſchule zu Korn-Neuburg als Gehülfe geſtanden und 1820 als pädagogiſcher Stipendiſt an die kaiſerliche Normalſchule in Wien gekommen war, nach gemachtem Concurſe das doppelte Amt als erſter Rechnungsführer der Anſtalt,

welches derſelbe noch gegenwärtig verwaltet. Franz Schmidt, aus Michelob in Böhmen gebürtig, vormals Lehrer bei dem Taubſtummeninſtitut in Prag, wurde bei Kleins Blindenanſtalt, ſo lange ſie Privatanſtalt war, neben dem obgedachten Karl Maurer als zweiter Lehrer für die kleineren Zöglinge durch zwei Jahre verwendet. Weil aber bei der Ernennung des Inſtitutes zur Staatsanſtalt außer dem Director nur noch Ein Lehrer beſoldet wurde, ſo mußte Schmidt im Jahre 1820 entlaſſen werden. Erſt einige Jahre ſpäter wurde die Wirkſamkeit dieſes Lehrers wieder erſetzt, indem Hr. Dominik Manker aus Wien 1822 bei dem Inſtitut als Lehramtscandidat des Blindenunterrichtes eintrat, und noch dermalen gegen eine geringe Remuneration die Stelle des zweiten Lehrers bei den jüngern Zöglingen vertritt. — In den erſten Jahren befand ſich die Anſtalt nur in einem gemietheten Locale, und zwar bis 1810 in Nr. 152 der Kaiſerſtraße beim Oberneuſtift. — In eben dieſem Jahre 1810 erhielt ſie jedoch durch die Vorſorge des Hrn. Grafen Saurau das erſte eigenthümliche Haus in der Gumpendorfer Vorſtadt, große Steingaſſe Nr. 182, zunächſt der Mariahilfer Linie. Dieſes wurde jedoch für 10,005 fl. verkauft, als ſich im Jahr 1829 die dem Bedürfniſſe entſprechende Gelegenheit darbot, das gegenwärtige Gebäude auf der Brunnengaſſe der Joſephſtadt Nr. 188 für 43,000 fl. zu erwerben, und am 4 October des Jahres 1830, als dem Namensfeſte des allgeliebten Kaiſers, ward die im Hofraum des Gebäudes aufgeführte und ſehr anſprechend eingerichtete Hauscapelle für den gemeinſchaftlichen Hausgottesdienſt aller Blinden in der k. k. Erziehungs-, wie in der Verſorgungsanſtalt, durch den Domherrn und kaiſerlichen Ober-Schulenaufſeher, den zeitigen Curator der Erziehungsanſtalt für Blinde, Hrn. Auguſtin Thurzan, auf das feierlichſte eingeweiht. Schon 1819, als das Inſtitut kaiſ. Anſtalt wurde, belief ſich die Anzahl der Zöglinge, wie auch jetzt wieder, auf 29. Damals beſtand das Vermögen des Blindeninſtitutes, mit Einſchluß des vorhandenen Inventariums, in 91,935 fl.; durch die ſeitdem immer fortgeſetzte

Wohlthätigkeit des Publicums, die zugleich als der deutlichſte Beweis der Zufriedenheit deſſelben mit der Anſtalt gelten kann, hat ſich bis zum Jahre 1835 der Vermögensſtand auf 216,647 fl. C. M. mit Einſchluß des aus dieſem Fonds für 43,000 fl. erkauften Hauſes vermehrt.

Als wichtigſte Schriften und gedruckte Nachrichten ſind anzuführen: 1) Oeſterreichiſches Magazin für Armenhülfe, Induſtrieanſtalten und Dienſtbotenweſen, 4 Hefte, 1804 — 1807. 2) Beſchreibung eines gelungenen Verſuches, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden, 4 Auflagen, 1810 — 1822; 3) Nachrichten von dem neueſten Zuſtande der Volksmenge, des Armenſtandes und der Wohlthätigkeitsanſtalten in Wien, 2 Hefte, 1810 und 1814. 4) Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden, Wien 1819 mit Kupfern. 5) Lieder für Blinde und von Blinden, Wien 1827. 6) Nachricht von dem k. k. Blindeninſtitute und von der Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene Blinde. Mit zwei Reden, Wien 1830, und 7) Oeſterreichiſches Archiv für Geſchichte, Erdbeſchreibung, Staatenkunde, Kunſt und Literatur, 1832, Nro. 85 und 86 den 17 und 19 Julius 1832.

Entſtehung der Verſorgungsanſtalt.

Die letztere der ſo eben angeführten Schriften ſagt hierüber: „Da nach den eingeführten geſetzlichen Beſtimmungen der Erziehungsanſtalt die Zöglinge derſelben nach vollendeter Ausbildung mit 16 — 18 Jahren austreten müſſen, ſo geſchah es nicht ſelten, daß die Ausgetretenen bei den Ihrigen keine angemeſſene Unterkunft fanden, und ſogar, veranlaßt von dieſen, ſich aufs Betteln verlegten, wodurch nicht nur alle Früchte der früheren Erziehung und die angewendeten Bemühungen und Koſten verloren, ſondern die meiſten auch phyſiſch und moraliſch zu Grunde gerichtet wurden. Dieſe leidigen Erfahrungen veranlaßten den Director Klein zu dem Vorſchlage, eine Anſtalt zu errichten, in welcher die Blinden nach ihrem Austritte aus der Erziehungsanſtalt eine angemeſſene Unterkunft und Gelegenheit erhalten, das, was ſie ge-

lernt haben, nützlich anzuwenden, und wo ſie vor Müßiggang und den daraus entſtehenden Laſtern bewahrt werden. Nach manchen vergeblichen Verſuchen und Anträgen gelang es ihm ſeit dem März des Jahres 1823, ſich mit einigen wohlthätig geſinnten Männern zu verbinden und durch den Zutritt mehrerer Menſchenfreunde einen Verein zu Stande zu bringen, durch welchen die Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene Blinde errichtet wurde. An der Spitze der Edeln, welche durch großmüthige Spenden das Gelingen dieſes menſchenfreundlichen Unternehmens ſicherten, ſteht Oeſterreichs erlauchte Kaiſerin Caroline mit einem Beitrage von 3000 fl. W. W., und des Kaiſers Majeſtät überwies 1829 den 28 April die von dem Director Hrn. Klein entworfenen Statuten der hohen niederöſterreichiſchen Landesregierung zur Genehmigung, welche am 31 Mai deſſelben Jahrs erfolgt iſt. Ihre weſentlichſten Beſtimmungen ſind: 1) Die Regierung genehmigt den Privatverein zur Unterſtützung erwachſener Blinden. 2) Wer beitritt, ſchenkt jährlich 20 oder mit einem Male 50 fl., oder verſchafft durch Sammlung u. ſ. w. mindeſtens 100 fl., auch kleinere Gaben und andere Leiſtungen ſind willkommen. 3) Die ſchriftlich erklärte Mitgliedſchaft und deren Pflichten dauern bis zur Rückgabe der empfangenen Urkunde des Vorſtandes. 4) Die Mitglieder wählen aus ſich die geſchäftsführenden Vorſteher, außerdem noch andere Glieder, welche mit jenen den Ausſchuß bilden, der nach Stimmenmehrheit entſcheidet; Verſammlungen aller Glieder geſchehen nur in wichtigen Fällen. 5) Jedes Ausſchußmitglied übernimmt einen Geſchäftszweig für eine beſtimmte Zeit, um Verwaltungskoſten zu erſparen. 6) Ueber Gegenſtände des Zwecks kann jedes Mitglied ſeine Meinung ſagen, auch ſchriftliche nützliche Vorſchläge von Andern werden angenommen. 7) Jährlich wird der Regierung und dem Publicum Rechnung gelegt. 8) Zweck des Vereins iſt: Gründung einer Anſtalt, in die erwachſene Blinde und insbeſondere die austretenden Zöglinge aufgenommen und angemeſſen beſchäftigt werden, wo für ihre Bedürfniſſe hinreichend geſorgt wird, um ihnen dadurch ihr Schickſal zu erleich-

tern und ſie vor dem Müßiggange, dem Betteln und den daraus entſtehenden üblen Folgen zu bewahren. 9) Aufgenommen werden nur Blinde, die zu einer Arbeit fähig und noch nicht ans Betteln gewöhnt ſind. 10) Unter den Arbeiten werden die ausgewählt, welche ſich durch beſſern Gewinn, Ausdehnung und leichten Abſatz empfehlen. 11) Mißbrauch der Muſik wird durch Errichtung eines Chores unter Leitung eines Lehrers verhütet werden. 12) Die Verpflegung wird auf das Nothwendigſte beſchränkt und Gelegenheit zur Arbeit verſchafft, um hierzu zu reizen. 13) Auch nichtarme Blinde können auf Koſten der Ihrigen nach gepflogenem Abkommen mit dem Verein aufgenommen werden. 14) Zur Koſtenaufbringung ſind bewilligt: eine Subſcription und Annahme von Geſchenken, Legaten u. ſ. w. 15) Unterſtützen kann man die Anſtalt durch Geld, Unterricht, Abſatz, Schenkungen von Inſtrumenten, Materialien, Victualien u. ſ. w. 16) Mit zur Erhaltung der Anſtalt werden die Arbeiten der Blinden verkauft, und es iſt ihnen unverwehrt, jedes erlaubte Geſchäft zu betreiben, deſſen ſie fähig ſind. 17) Dem Muſikchor iſt erlaubt, an öffentlichen Orten zu ſpielen. 18) Zur Bildung eines Reſervefonds dienen der zehnte Theil der Beiträge der Conzerteinnahmen und alle Legate. 19) Die Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene Blinde iſt als Folge und Fortſetzung der Erziehungsanſtalt zu betrachten, daher in der Nähe einzurichten, aber Fonds und Perſonale bleiben geſondert. 20) Hört die Verſorgungs-Beſchäftigungsanſtalt je auf, ſo fällt ihr Fonds an die Erziehungsanſtalt, um die Zinſen an Ausgetretene, welche die erlernte Arbeit oder Muſik in geſchloſſenen Chören treiben, als Unterſtützung zu zahlen.“

Seine kaiſ. Hoheit der Erzherzog Anton geruhte das Protectorat anzunehmen.

Auch die Verhaltungsregeln der aufzunehmenden Blinden wurden feſtgeſtellt. Siehe: Nachricht von dem k. k. Blindeninſtitut und von der Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt für erwachſene Blinde in Wien. 1830. Seite 41 —

44. 1830 waren bereits 11 männliche Blinde aufgenommen; 1831 16 männliche und 4 weibliche, die letztern aber noch nicht in der Anstalt untergebracht; doch ward für das weitere Bedürfniß der Zukunft ein auf dem Grunde von Altlerchenfeld stehendes Haus, dessen kleiner Garten an den der Erziehungsanstalt gränzt, für 7700 fl. erkauft, um dasselbe einstweilen zu vermiethen. Der Wunsch, die in Wien so häufigen blinden Bettelmusikanten und andere blinde herumziehende Bettler gänzlich abzuschaffen, bewog den Verein, jedem dieser Subjecte zur Bestreitung seines Unterhaltes für jeden Tag eine Unterstützung von 12 kr. C. M. anzubieten; sechs Monate lang geschah die Vertheilung, welche eine Ausgabe von 930 fl. 22 kr. C. M. verursachte; da aber die Bettler dennoch ferner herumzogen und geradezu äußerten, daß sie mit dem Angebotenen nicht auskommen könnten und sich bei dem Wanderleben oft täglich auf 1 — 2 fl. ständen *), so mußte man die wohlgemeinte Idee aufgeben und sich auf das beschränken, was in den engern Gränzen der Versorgungsanstalt sich leisten läßt. Ende 1831 war der Vermögensstand bereits 27,335 fl. 46 kr. C. M. mit Einschluß des Hauses, und Ende 1832: 36,044 fl. 42½ kr. Daher war es bereits möglich geworden, das Haus in Alt-Lerchenfeld zur Aufnahme von sieben weiblichen Blinden einzurichten, deren Einführung am 4 Novbr. 1832, als am Namenstage Ihrer Majestät der Kaiserin, erfolgte. 1833 wurde ihre Zahl auf 9, das Vermögen aber durch das 20,000 fl. betragende Legat des kais. Hofsecretairs Franz v. Limp auf 64,349 fl. 2 kr. vermehrt. Eben so nahm der Verein jährlich an Mitgliedern zu, deren Anzahl Ende 1834 aus 210 Männern und 44 Damen bestand, unter

*) Dieß liefert abermals einen Beweis von der Gutherzigkeit der Wiener und der Wahrheit des Sprüchwortes: der Bettler lebt in Wien oft besser als der Bürger, wozu freilich die Leichtigkeit, mit welcher dergleichen Subjecte polizeiliche Licenzschreine für die Betreibung ihres vorgeblichen Musikgewerbes erhalten, nicht wenig beitragen dürfte.

denen der hochſinnige Graf Pasqualati v. Oſterberg der Anſtalt durch ſeine Verwendungen allein die Summe von 12,375 fl. verſchafft hat, ſo daß der Vermögensſtand 1834 mit 73,432 fl. 38 kr. C. M. abſchloß, und die Zahl der weiblichen Verſorgten war auf eilf erweitert. So gewinnt das gottgefällige Werk von Monat zu Monat größern Umfang und feſtere Begründung; denn bereits bei meinem Beſuch im Julius 1835 hatten ſich Vermögen und Zahl der Verpflegten abermals vermehrt, und wer ſein Gemüth erbauen will an der Aufzählung der vielfältigen einzelnen Wohlthaten, die Oeſterreichs fromme Herzen geſpendet haben, um die äußere Nacht ihrer blinden Mitmenſchen zu erheitern, der leſe: „Nachricht von dem unter der Protection Sr. k. k. Hoheit, Erzherzog Anton, ſtehenden Vereine zur Unterſtützung erwachſener Blinden und der für dieſe errichteten Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt. Sammt Ausweiſen über den Vermögens- und Perſonalſtand. Im Jahre 1831. Desgleichen für die Jahre 1832, 1833 und 1834." Aus der letzten dieſer Nachrichten füge ich hier nur noch die Bedingungen bei, unter denen Blinde in jene Freiſtatt aufgenommen werden. 1) Aufzunehmende müſſen zwiſchen 12 und 30 Jahren ſtehen; 2) müſſen übrigens geſund und nicht blödſinnig ſeyn; 3) eine Arbeit verrichten, ein Inſtrument ſpielen oder doch beides erlernen können. 4) Sie und die Ihrigen haben die Aufnahme als Wohlthat zu betrachten ꝛc.; 5) der Aufnahme gehen drei Monate Probezeit voraus; 6) Taufſchein, ärztliches Impf- und Geſundheitszeugniß ſind nöthig; 7) wer einem Blinden, welcher die Eigenſchaften beſitzt, die Unterkunft verſchaffen will, hat, wenn der Blinde aus Niederöſterreich gebürtig iſt, jährlich 100 fl. C. M. in halbjährigen Raten vorauszubezahlen (weil das Mehr der jährlichen, allerdings größern Verpflegungskoſten für Niederöſterreicher aus den geſammelten Fonds gedeckt wird). Iſt der Blinde aus einer andern Provinz und Land, ſo werden jährlich 200 fl. C. M. angewieſen und an die Anſtalt halbjährig vorausbezahlt. Die Verſorgung des Blinden dauert ſo lange, als der Verpflegungsbetrag ordentlich

bezahlt wird. 8) Wer einen Stiftsplatz errichten will, verſichert der Anſtalt durch Erlegung eines Capitals oder auf andere Art ein jährliches Einkommen von 100 fl. C. M., worüber ein Stiftsbrief ausgefertigt wird; der blinde Stiftling trägt den Namen des Stifters und bei des Blinden Abgang oder Tod tritt ein anderer Blinder ein. 9) Auch mehrere Menſchenfreunde können, verbunden, auf ihre Koſten einen Blinden in die Verſorgungsanſtalt geben oder einen immerwährenden Stiftsplatz gründen. 10) Bei dem Aufnahmegeſuch ſoll der Blinde, wenn er nicht ſehr weit entfernt iſt, perſönlich erſcheinen, um ſeine Aufnahmsfähigkeit vorläufig beurtheilen zu können. 11 und 12) Auch Blinde von Stand und Vermögen finden Unterkunft nach beſonderem Abkommen.

Die Idee, daß die Verſorgung von Blinden auch in Klöſtern erzielt werden könne, welche ich 1819 in dem Anhange des von mir aus dem Franzöſiſchen überſetzten Werkes: „Verſuch über den Unterricht der Blinden" ausſprach, habe ich ebenfalls in den vorhin angeführten Schriften Kleins gefunden, und hier iſt ſie wahrſcheinlich die Veranlaſſung geworden, welche das landesmütterliche Herz der erlauchten Kaiſerin Caroline dahin beſtimmt hat, bei einigen Congregationen frommer Schweſtern den Wunſch für die Aufnahme blinder Mädchen zu äußern, der aber, obwohl er der Wunſch einer Kaiſerin war, bei zwei verſchiedenen Orten, in Oberöſterreich und in Ungarn, doch keinen Anklang gefunden hat. Vielleicht erſcheint der nicht zu fernen Zukunft das für möglich und löblich, was die Gegenwart noch für unvereinbar mit den Pflichten und den Verhältniſſen der chriſtlich frommen Zurückgezogenheit hält.

Klein's vielfache und große Verdienſte um die Beförderung des Blindenwohles ſind der allgemeinſten und öffentlichſten Anerkennung werth, die ihm dadurch auch von ſeinem Monarchen zu Theil geworden iſt, daß ihm Franz I. im Jahr 1832 den Ehrentitel eines k. k. Raths verliehen hat. Nicht bloß ſeine hohe und edle Geſtalt, ſondern auch vielmehr die unwandelbare Milde ſeines freundlichen Benehmens und ſeines

ganzen Charakters trägt den unläugbaren Stempel ächter Menschen- und Christenwürde; und ich lasse es gern dahin gestellt seyn, ob man es mehr für Lob oder Tadel halten will, wenn ich hier die Ansicht ausspreche, daß der Freund mir fast zu gütig und zu mild gegen Sehende, wie gegen seine Blinden erschienen ist. Ihm zur Seite steht der ächte Genius stiller Häuslichkeit, eine Gattin von heiterem und gewandtem Geiste, wie von tieffühlendem Gemüthe, und durchdrungen von liebender Werthschätzung des Biedermannes, den sie beglückt, so wie seines hohen Berufes, der darum auch ganz der ihrige geworden ist. Die einzige Tochter, welche das achtungswerthe Paar zu hoffnungsvoller Blüthe erzogen hatte, ist demselben bereits vor 13 Jahren in das höhere Seyn vorausgegangen.

Vierzehntes Capitel.

Augenheilkunde in Wien — Adeliger Frauenverein — Armen-Unterstützung zu Wien. Zwangsarbeitsanstalt und geheime Correctionsanstalt.

Für Augenheilkunde geschieht in Wien, das durch seine ärztlichen Anstalten bei der Universität und bei der medicinisch-chirurgischen-josephinischen Militairakademie, die auch von Civilisten besucht wird, sich bereits allgemeinen Ruhm erworben hat, außerordentlich viel. Hunderte von Augenkranken werden jährlich mit dem glücklichsten Erfolge sowohl in der betreffenden Klinik des allgemeinen Krankenhauses, in dem für alle Arten von Krankheiten über 2000 Betten aufgestellt sind, als auch in dem großen Militairgarnison-Lazarethe behandelt und die Professoren Anton Rosas und Jäger der Jüngere genießen den entschiedensten Ruf. Auch Professor Carl Jaxer, der ältere Bruder, fährt noch fort, für die leidende Menschheit zu wirken. Dieser letztere behandelte namentlich auf Kosten der Gesellschaft adeliger Damen im Jahr 1833: 34 Augenkranke. Von diesen wurden geheilt entlassen: 26, unheilbar waren 3, und 5 blieben in der Behandlung, wofür die

Koſten 171 fl. 35 kr. betrugen, da der uneigennützige Mann für ſich ſelbſt keine Belohnung nimmt. In eben der Art behandelte er 1834 abermals 68 Augenkranke und Staarblinde, 56 erlangten Heilung, für ſechs war ſie nicht möglich, ſechs blieben in der Behandlung, und die Koſten dieſes Jahres betrugen 238 fl. 55 kr.

Der ſo eben erwähnte adelige Frauenverein zeichnet ſich aber nicht bloß durch ſeine Wohlthätigkeit gegen Blinde und Taubſtumme, deren er in jeder Erziehungsanſtalt ſo wie in der Blinden-Verſorgungsanſtalt einige unterhält, ſondern auch durch Wohlthätigkeitsverweiſungen faſt gegen jede Art von Bedürftigkeit aus, und es betrugen nach den Ausweiſen über die Einnahme der Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen im Jahre 1833 die Ausgaben der Geſellſchaft 55,903 fl. 41 kr., welche 1834 ſogar die Höhe von 73,926 fl. 57 kr. erreichten.

Eine in der Wiener Zeitung S. 542 und vom 16 März 1835 datirte Hauptüberſicht über alle im Monat December 1834 von den öffentlichen Wohlthätigkeits- und Humanitäts-Anſtalten in Wien zum Theil ganz verpflegten, zum Theil auf die Hand betheilten Perſonen, gibt einen zwar nur fragmentariſchen, aber doch anſchaulichen Begriff von dem, was dieſe Hauptſtadt im Allgemeinen für ihre Armen zu leiſten hat. Allgemeines Krankenhaus: Stand am 30 Novbr. 1834: 2053, im December 1834 zugewachſen 2334, im December entlaſſen oder geſtorben 2329; Stand am 31 December: 2058. Findelhaus: Stand am 30 Novbr. 1834 in und außer dem Hauſe befindliche Kinder: 13,274, zugewachſen 333, geſtorben oder außer Verpflegung getreten 290; Stand am 31 December in und außer dem Hauſe: 13,317. Bürgerhoſpital und Bürgerlade am 31 Dec. 1834 verſorgte Bürger: 381, außer dem Hauſe 641, Bürgerlade: 576, zuſammen 1598. Waiſenhaus: Stand am 30 Novbr. 4036, aufgenommen 59, geſtorben oder entlaſſen 54; Stand am 31 Dec. 1834: 4041.

Verſorgungshaus	Stand am 30 Novbr.	Im Decbr. zugewachſen.	Geſtorben, entlaſſen oder übertrgl.	Stand am 31 Dec.
am Alſerbach . . .	246	4	43	207
am langen Keller . .	82	1	—	83
in der Währinger Gaſſe mit Einſchluß der Grundſpitäler .	690	34	37	687
zu Mauerbach . . .	631	—	10	621
zu Ybs	452	3	—	455
zu St. Andrä . . .	335	61	4	392

	Stand der Betheilten d. 30 Nov.	Zuwachs.	Abgang.	Stand am 31 Dec. 1824.
Vom großen Armenhausfonds Betheilte . .	12,177	380	244	12,313
— Johannis-Spitalfonds Betheilte . .	485	—	1	484
— Hof-Spitalfonds Betheilte . .	142	—	2	140
Freiwillige Arbeitsanſtalt a. 30 Nov.	64	31	80	115

Convertitenfonds: Stand am 30 Nov. 23, am 31 Dec. 23; Landwehrfonds vom Jahre 1809 am 30 Nov. 21, am 31 Dec. 21; Armeninſtitutsfonds am 30 Nov. 3000, Zuwachs 53, Abgang 89, am 31 Dec. 2964; disponibler Wohlthätigkeitsfonds, im Monat Dec. gegeben, 2268 fl. C. M. Es wurden im Dec. unterſtützt: 702 Köpfe. — Hauptſumme aller im Dec. Unterſtützten: 48,221.

Das k. k. Zwangs-Arbeitshaus nebſt der freiwilligen Arbeitsanſtalt. Durch eine von dem Fürſten Schwarzenberg 1804 errichtete Hofcommiſſion zur Regulirung der wohlthätigen Anſtalten wurde der Vorſchlag zur Errichtung einer freiwilligen ſowohl als einer Zwangsarbeitsanſtalt gemacht und von Sr. Majeſtät Franz I. genehmigt, und deren Errichtung befohlen. Bis zum Jahre 1817 waren beide Anſtalten vereinigt, ſeitdem aber ſind die freiwilligen Arbeiter

von den eigentlichen Zwangsarbeitern geſondert, ſtehen aber noch unter derſelben Verwaltung und befinden ſich noch in demſelben Hauptlocale. Dieſes Local iſt ein unter Kaiſer Joſeph ſäculariſirtes Carmeliterkloſter, ein ſtattliches Gebäude von drei Stockwerken, in der Vorſtadt Windmühle Nr. 13, nächſt der Mariahilfer Straße, wofür der Zwangsarbeitsfonds an den Religionsfonds, dem es gehört, eine jährliche Miethe von 3700 fl. zahlt. Die Verwaltungsbehörde oder Hauscommiſſion beſteht aus einem Regierungsrathe der niederöſterr. Regierung, einem Regierungsſecretair, dem Verwalter, dem Seelſorger und dem Controllor der Anſtalt, welche ihre Sitzung am erſten Freitage jedes Monats hält. Im Hauſe ſelbſt wohnt der Verwalter, der Controllor, nebſt den Unterbeamteten, als: Materialrechnungsführer, erſter und zweiter Factor ꝛc.; auch ein Schullehrer, ein Arzt, ein Wundarzt und eine Hebamme ſind angeſtellt. In die freiwillige Arbeitsanſtalt können Arme ſich ſelbſt zur Aufnahme melden; außerdem werden in dieſelbe alle Subjecte überwieſen, welche aus der Zwangsarbeitsanſtalt oder auch aus andern Strafanſtalten entlaſſen werden und kein augenblickliches Unterkommen finden können. Die Ueberweiſung kann nur durch die Polizei-Oberdirection geſchehen, im Sommer gewöhnlich auf einen, im Winter auf zwei Monate. Am 26 Junius betrug die Kopfzahl 60, worunter 16 weibliche; der Raum geſtattet die Aufnahme von 150 Köpfen, und weil häufige Aufnahmen erfolgen, ſo werden im jährlichen Durchſchnitte bis gegen 600 Individuen beſchäftigt. Die Hauptbeſchäftigung iſt Flachsſpinnen für die große Leinweberei in der Strafarbeitsanſtalt, das tägliche Penſum ⅓ Strähn, der Lohn dafür 1¼ kr. C. M.; weil aber die Unterhaltskoſten eines freiwilligen Arbeiters auf 9¼ kr. berechnet ſind, ſo iſt hierbei ein Zuſchuß von 8¼ kr. täglich nöthig; dieſen gewährt der Reſerve-Wohlthätigkeitsfonds, der durchſchnittlich jährlich gegen 12,000 fl. C. M. verabreicht, auch dem noch ungeübten Arbeiter im Laufe der erſten vierzehn Tage, wo noch kein Lohn erfolgt, ein Zuſchuß von täglich 2¼ kr. gewährt. Nach Entſcheidung der Polizei-Oberdirection können

manche freiwillige Arbeiter auch außer dem Hauſe ſchlafen; die Mehrzahl aber wird auf Herberge und Beſchäftigung angewieſen; Beköſtigung und Bekleidung iſt den Arbeitern überlaſſen, weßhalb ſie zur Mittag- und Abendzeit einige Stunden freien Ausgang haben, doch kann jeder von dem Speiſewirthe der Zwangsanſtalt die für dieſe vorgeſchriebene Beköſtigung gegen den Etatſatz von 6 kr. C. M. täglich mit Ausſchluß des Brodes erhalten, wenn er es will. Nur Individuen, welche der Stadt Wien angehören, werden in dieſe Anſtalt aufgenommen.

Die Zwangs-Arbeitsanſtalt nimmt nur Vagabunden, muthwillige Bettler und ſolche Individuen auf, die ſich leichter Polizeivergehungen ſchuldig gemacht, oder aus den eigentlichen Strafanſtalten hieher zur weitern Gewöhnung an Ordnung und Arbeitſamkeit überwieſen werden. Die Verwaltungsbehörde iſt dieſelbe, nur daß hier der nöthige Zuſchuß von den niederöſterreichiſchen Ständen erfolgt; dieſer beträgt jährlich gegen 30,000 fl. C. M., wovon auf die Verwaltungskoſten, die Unterhaltung des Hauſes circa 16,000 fl. gerechnet werden, die Unterhaltung eines Kopfes wird auf 12 bis 14 kr. C. M. täglich veranſchlagt. Die Aufzunehmenden werden in drei Claſſen getheilt, die unterſte erhält nur Einmal wöchentlich Fleiſch und von den Arbeiten keinen Ueberverdienſt. Die zweite Claſſe bekommt Fleiſch am Sonntag und Mittwoch, und wenn ſie über das Penſum arbeitet, die Hälfte des Ueberverdienſtes, um ſich reichlichere Nahrung oder andere Bedürfniſſe kaufen zu können; die andere Hälfte des Ueberverdienſtes bleibt in der Dispoſitionscaſſe bis zur Entlaſſung. In der erſten Claſſe wird Fleiſch am Sonntag, Dienſtag und Donnerſtag und der Ueberverdienſt wie vorſtehend gewährt. Der Aufenthalt in jeder Claſſe für die zum erſten Male aufgenommenen Individuen iſt durchſchnittlich auf drei Monate anzunehmen, bei ſchon dageweſenen auf länger; Subjecte unter zwölf Jahren werden nicht aufgenommen (ſondern in Koſt gegeben). Alle Aufgenommenen bis zum 24ſten Jahre müſſen den Schulunterricht beſuchen, der von halb 10 bis halb 11 Uhr ſtatt-

findet, um hier noch Uebung im Leſen, Schreiben und Rechnen zu erhalten. Bei ſchon ältern Individuen geſchieht dieß nur auf Verwendung des Seelſorgers. Religionsunterricht wird allen täglich von 10½ bis 11 Uhr in dem mittleren Speiſeſaal mit täglicher Abwechſelung der Geſchlechter ertheilt; eben ſo werden die Predigten am Sonntag in der Hauscapelle abwechſelnd für die männlichen oder weiblichen Pfleglinge gehalten. Nach 11 Uhr wird die leibliche Speiſe gereicht und Abends um 5½ Uhr, worauf eine Spazierzeit auf den Höfen folgt. Das Tagewerk beginnt mit gemeinſchaftlichem Gebet um 6 Uhr und endigt ebenſo um 9 Uhr; Brod wird täglich 1½ Pfd. gereicht (doch kann jeder in allen drei Claſſen ſich ½ Pfd. hiervon in Geld geben laſſen und zu andern Bedürfniſſen, als Tabak zum Schnupfen oder Kauen ꝛc. verwenden). Des Mittags wird Suppe und Gemüſe, des Abends Brei oder Gemüſe gereicht. Die mit überbrachten Kleider gibt jeder ab, und erhält die der Anſtalt, für den Sommer aus Zwillich, für den Winter aus Tuch; dieſe werden bei dem Austritte nur dem Allerärmſten mitgegeben und großentheils im Hauſe gefertigt. Die Arbeiten ſind: das Flachs-, Hanf- und Werg-Spinnen, das Weben von Leinwand aus gebleichtem Garn oder von Zwillich, ſo wie das der rohen Sack- oder Rupfenleinwand, das Weben von Livréetuch (die Elle 2 fl. 45 kr. C.M.), von Kotzen aus Kammwolle und von leichtern Halinadecken aus Zigarawolle, ſo wie endlich die Fertigung des Schuhwerks, der Tiſchlerwaaren und der Kleidungsſtücke für das Haus; auch werden gegen einen fixen Arbeitslohn Handſchuhe mit Hülfe einer Maſchine für einen Handſchuhmacher durch die geſchickteſten Näthe-rinnen geliefert, welche wöchentlich 6 — 8 Paar à 4 kr. C. M. liefern. Der Abſatz der vorräthig gefertigten Waaren geſchieht dadurch, daß die Landesregierung die für den Bedarf ihrer andern Anſtalten, als des Kranken-, Findelhauſes ꝛc., nöthigen Gegenſtände der Art auf dem Wege der Licitation den mindeſtfordernden Gewerbsleuten zuſchlägt, dann aber gleichzeitig beſtimmt, wie viel von dem Quantum die Arbeitsanſtalt zu liefern habe, wobei der Preis in der Regel noch um eine

Kleinigkeit niedriger als für den Mindeſtfordernden geſtellt wird. Alle vorgefundenen Fabricate waren äußerſt ſolid gearbeitet und ſchwerer, als ſie bei den gewöhnlichen Arbeitern zu ſeyn pflegen, weil auf Güte der Arbeit gehalten, auch von den Arbeitern, die ſämmtlich nur als Lehrlinge zu betrachten ſind, mehr feſt als nett gearbeitet wird, weßhalb auch die Anſtalt bei vielen Fabricaten kaum auf die Koſten kommt, oft ſogar mit wirklichem Verluſt arbeiten muß, weil auch die Materialien nicht aus freier Hand, ſondern auf dem Wege der Licitation geſchafft werden müſſen.

Ein dritter Zweig iſt die mit dem Zwangsarbeitshauſe verbundene geheime Correctionsanſtalt; es ſind nämlich ſechs Zimmer eingeräumt, um verirrte Mitglieder honneter Familien als Corrigenden aufzunehmen; die Anmeldung geſchieht bei dem Regierungspräſidenten mit Beiſchluß einer Charakteriſtik des Individuums. Dieſe letztere wird ohne Nennung des Namens an die Hausverwaltung zugefertigt. Der Pflegling wird, nachdem er alle Kleider gewechſelt, in eines der Zimmer eingeſchloſſen, wo ihn nach 24 Stunden der Geiſtliche beſucht und zum Nachdenken über die Urſachen ſeiner Anweſenheit an dieſem Orte, ſo wie zu einer ſchriftlichen Mittheilung hierüber zu veranlaſſen ſucht; nur nach und nach werden Bücher und die zu Hauſe gewöhnten Arbeiten geſtattet; Bett und Zimmer hat der Corrigend ſelbſt in Ordnung zu halten, Seelſorger und Verwalter aber nach ſechs Wochen an den Regierungspräſidenten über ihn zu berichten. Die meiſten kommen zum Bewußtſeyn ihrer Fehler und zu beſſerm Willen. Die tägliche Zahlung für ein Individuum beträgt 25 kr. C. M., doch iſt die Anzahl ſolcher Corrigenden nur gering und ſelten alle Zimmer beſetzt. — In dem Zwangsarbeitshauſe waren 250 Köpfe, darunter 60 weibliche. Der Durchſchnitt der Aufnahme beläuft ſich auf 400 jährlich, wovon oft kaum 10 dem Lande, alle übrigen der Hauptſtadt Wien angehören und viele ſchon öfter, einige bis zwölfmal, aufgenommen ſind. Am ſchwerſten werden Trunkenbolde und Buhldirnen gebeſſert. Doch gewährt die Anſtalt wenigſtens den Vortheil, daß ſo

viele unnütze Subjecte dem Publicum während ihrer Anweſenheit in derſelben nicht zur Laſt fallen; auch werden ſie mehr zur Ordnung und Arbeitſamkeit gewöhnt und manche wirklich gebeſſert.

Fünfzehntes Capitel.

Taubſtummenanſtalt. — Mittagbrod im Weinberge. — Wipproben. — Provincialſtrafhaus. — Einige Bemerkungen über Gebäude und Gasbeleuchtung — und Rüſtungen zum Abmarſch.

Sonnabend den 27 Junius trat ich ſchon früh in Hrn. Mankers angenehmer Geſellſchaft eine neue Wallfahrt an; unſer vormittägliches Ziel war die Taubſtummenanſtalt in der Vorſtadt Wieden. — Die vier Flügel des Gebäudes umſchließen einen Hof. Den Director, Hrn. Venus, traf ich in der Canzlei; er gab mir den Stand auf 48 Knaben und 28 Mädchen an, worunter 20 Freiſtellen vom Staate. die übrigen theils Privatſtiftungen, theils Privatpenſionaire auf Koſten der Angehörigen. Bei der Prüfung bediente ſich der Lehrer faſt ausſchließlich der Zeichenſprache; die Kinder ſchrieben ihre Antworten fertig an die Tafel; gaben z. B. Obſtarten und Mehlſpeiſen an; das Entſtehen des Regenbogens, der Wolken ꝛc., rechneten ein von mir aufgegebenes Exempel 1900 Rthlr. zu 4½ Proc. in drei Monat richtig aus und verwandelten die C. M. in W. W., etwas für ſie im Leben ſehr Nöthiges. Der Wunſch, den ich äußerte, mit einem der beſten Sprecher mich einige Minuten unterhalten zu dürfen, blieb unerfüllt, doch verſicherte Hr. Director Venus, dieß ſey wohl möglich, wenn ich öfters käme und ſie meine Mundart erſt kennen lernten. Von vielen gemachten Curverſuchen war keine belohnend, und nur das vom Hrn. Dr. Kuh aus Oberſchleſien gemachte Experiment, mittelſt einer Sonde durch den Naſencanal in die Euſtachiſche Röhre einzudringen und einen Ablauf des angehäuften Waſſers zu bewirken, hatte bei einem alten ehemaligen Herrendiener Erfolg gehabt. — Außer der Zeichenſprache iſt hier noch das Handalphabet ſehr im Ge-

brauche; das mündliche Sprechen, das ich hörte, war jedoch sehr undeutlich, wahrscheinlich nur für mich, dem die Mundart fremd war. — Ich besuchte noch die beiden Schlafsäle der Knaben und den der Mädchen; das Unterbringen der Knaben bei Handwerkern findet wenig Schwierigkeiten; durch den Damenverein ist eine Prämie von 60 fl. C. M. für einen Lehrmeister, der einen Taubstummen bis zum Freisprechen bringt, festgesetzt, doch sollen die meisten dieser Meister ihren Lehrlingen alsdann ein Feierkleid zu schenken pflegen, und die Taubstummen deßwegen gerne nehmen, weil sie im Zeichnen gut vorgebildet, auch sonst recht fleißig sind. Des Sonntags müssen alle bei den Handwerkern untergebrachten Lehrlinge sich in der Anstalt einfinden, um dem für die Taubstummen hier eingeführten Gottesdienste beizuwohnen. Der Unterricht geschieht in drei Classen durch drei Lehrer und einen Katecheten. Der Verpflegungsbetrag für einen Zögling beträgt jährlich 150 fl. C. M.

Das Wiener Taubstummeninstitut ist, der Gründung nach, das zweite in Deutschland. 1778 besuchte Kaiser Joseph II als Graf v. Falkenstein in Paris das Privatinstitut des Abbé de l'Epée, überzeugte sich von der Möglichkeit der Taubstummenbildung, bestimmte sogleich den Böhmen Joseph May, damals Lehrer der deutschen Sprache bei der Militairschule zu Paris, der den Kaiser um eine Anstellung im Vaterlande bat, zur Erlernung des Unterrichts für Taubstumme, und sendete außerdem von Wien aus den Weltpriester Friedrich Stork zu gleichem Zwecke nach Paris; beide wurden 1779 bei der von der Kaiserin Maria Theresia in dem Bürgerhospitale zu Wien errichteten Freischule für Taubstumme angestellt und damals sechs Knaben und sechs Mädchen als kais. Kostgänger aufgenommen.

Joseph erweiterte 1782 die Zahl auf 30 Zöglinge. Die Anstalt ward auf die Wollzeil Nr. 751 zur Miethe untergebracht und 1784 in das Collegium der aufgehobenen Pagmanniten Nr. 683 verlegt, wo auch Director, Katechet und zwei Lehrer bequem wohnten und eine große Druckerei im Erdgeschoß

angelegt werden konnte. Die zugehörigen Häuſer Nr. 685 in der Stadt und 375 in der Leopoldſtadt waren vermiethet und der Garten bei letzterem zur Erholung für die Taubſtummen beſtimmt. 1803 wurden dieſe Gebäude ſämmtlich der frühern Stiftung wieder gegeben und die Anſtalt mit 45 Taubſtummen in das enge und ungeſunde Windhagen'ſche Stiftungshaus Nr. 785 verſetzt, dafür aber 1808 im Mai das Haus Nr. 313 auf der Favoritenſtraße der Vorſtadt Wieden erkauft und der deßhalb vom Normalſchulfonds gemachte Vorſchuß 1815 durch den Verkauf des halben ſehr großen Inſtitutsgartens getilgt. — Ein Beſuch des Kaiſers am 13 Dec. 1816 hatte einige ſehr wünſchenswerthe bauliche Erweiterungen in den folgenden Jahren 1822 — 1826 zur Folge; daher ſind jetzt die Wohnungen der Lehrer, die Canzlei und drei Schlafſäle für 50 Knaben und 20 Mädchen bequem eingerichtet, auch die Hauscapelle zweckmäßig verlegt und geſchmückt; in ihr wird täglich Meſſe gehalten, außer am Sonntage, wo die Zöglinge dem öffentlichen Gottesdienſte beiwohnen.

Aufzunehmende Taubſtumme dürfen nicht unter 7 und über 14 Jahr alt ſeyn, weil ſie nur 6 — 8 Jahre und nicht über das 20ſte J. bleiben dürfen. Nöthig ſind das Tauf-, das Impf-, das kreisärztliche und pfarrherrliche Geſundheits-Atteſt für Seele und Leib, oder für die nahe wohnenden ein Fähigkeitszeugniß der Anſtaltsdirection und zu Freiſtellen die Armuthsbeſcheinigung. Geſuche gehen an die niederöſterr. Regierung; Curator der Anſtalt iſt der Oberaufſeher der deutſchen Schulen; erſter Director war 1785 — 1792 Friedrich Stork, ſtarb 1823 als Domherr bei St. Stephan zu Wien, dann Joſeph May bis 1819, ſtarb emeritirt 1820. Seitdem Hr. Michael Venus (war zweiter Lehrer 1809 — 12, dann erſter, und Rechnungsführer bis 1820); er hat die Leitung des Ganzen und den Unterricht in der erſten Claſſe; Katechet ſeit 1818 iſt Hr. Franz Hermann Czech. Die Stelle des erſten Lehrers und Rechnungsführers war durch den Tod des Hrn. Franz Wenzel Guba während meiner Anweſenheit erledigt. Als zweiter Lehrer lernte ich Hrn. Jacob Bernhard Fiſchbach

kennen, der bisher die dritte Classe und alle Taubstummen im Zeichnen und Schönschreiben unterrichtete; auch ist derselbe seit 1829 als vereideter Dolmetscher bei gerichtlichen Verhandlungen mit Taubstummen angestellt. Ein innerer, ein Augen-, ein Wund- und ein Zahn-Arzt leisten ihre Hülfe unentgeldlich. Zwei Krankenzimmer mit besonderer anstoßender Küche sind eingerichtet. Die Aufseherin der Mädchen lehrt diesen die weiblichen Arbeiten, und es werden alle Strick-, Näthereien und Wäschereien für die Anstalt in ihr selbst geleistet. Knaben werden nach der Schulzeit zu Handwerkern gethan; die Anstalt beaufsichtigt sie während der Lehrzeit, der Katechet besucht jeden monatlich, auch kommen sie zum Religionsunterrichte am Sonntage. — Zur weitern Verbreitung des Taubstummenunterrichts erhalten Schulamtscandidaten und junge Geistliche besondere theoretische und praktische Anleitung durch Director Venus, den Katecheten und Hrn. Fischbach. Zur Richtschnur des Unterrichts dient: Methodenbuch oder Anleitung zum Unterrichte der Taubstummen von Michael Venus mit 14 lithograph. Tafeln. Wien 1826 bei Carl Gerold. Von eben diesem sind anzuführen: Namenlehre für Taubstumme. Wien 1810; — Lesebüchlein zum Gebrauche bei dem Unterricht in der Tonsprache für Taubstumme 1 Thl. 2te Aufl. Wien 1835 und: „Das k. k. Taubstummeninstitut in Wien, dessen Entstehung, Erweiterung und gegenwärtiger Zustand, Wien 1823." Auch hat sich Hr. Katechet Czech durch seine Schriften bereits als denkender Taubstummenlehrer bewiesen: 1) Kurz gefaßtes Religionslesebuch für gebildete Taubstumme, Wien 1820." 2) Gelegentliche Aeußerungen über menschliche Bildung, besonders über die Bildung der Taubstummen. Wien 1830, und folgende dritte Schrift, von der schon die ersten Hefte erschienen sind: Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre und auf das Leben mit 64 Kupfertafeln. Von Hrn. Jacob Fischbach ist anzuführen: Darstellung des kais. Taubstummeninstituts in Wien 1832, worin alles hier nur Angedeutete,

ſo wie Einiges über die Methode des Unterrichts und die übrigen Taubſtummenanſtalten des Kaiſerſtaates näher nachgeleſen werden kann. Die durch Schenkung der Wiener Taubſtummenanſtalt zugefallenen Fonds, welche größtentheils zur unentgeldlichen Aufnahme taubſtummer Kinder gewidmet ſind, belaufen ſich nach der letztgenannten Schrift bereits über 107,000 fl., und die Zahl der Taubſtummenanſtalten im ganzen Staate iſt gegenwärtig 10, zu Wien ſeit 1779, Prag 1786, Waitzen in Ungarn 1802, Mailand 1805, Linz (ſiehe ſpäter dieſen Artikel) 1812, Lemberg 1830, Brixen 1830, Salzburg 1831, Gräz 1832 und Brünn ſeit 1832.

Während der heißen Mittagsſtunde flüchteten wir uns in den Garten des Gaſthauſes zum Weinberg genannt, wo wir neben fröhlich ſchmauſenden Wienern auch unſerm Magen ſeinen Tribut darbrachten. Von den Proben des Wiener Witzes, der bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſelten laut wird, will ich nur Eine mittheilen, die mir beſonders gefallen hat: An einem Tiſche wurde von der bevorſtehenden Ankunft des Halley'ſchen Kometen lange geſprochen; einige Fremde äußerten unverhohlen ihre Furcht über die doch wohl mögliche Gefahr bei einer allzu großen Annäherung des Kometen gegen die Erde; ein Wiener erwiederte hierauf ganz ruhig: „Nah, wir Wiäner haben gar keine Furcht; wir haben's die ungariſcher Granitzen ganz nahe, fahren wir's danüber, da ſind wir um 200 Jahr zurück, da hat es noch lange Zeit mit dem Kometen.“ Der Umſtand, daß die mindergebildeten Ungarn des Deutſchen nicht völlig mächtig ſind, und ſehr oft wirklich drollige Mißverſtändniſſe durch ihren Sprachausdruck begehen, iſt wohl die natürliche Urſache, daß ſie eine Hauptzielſcheibe für den Volkswitz der Oeſterreicher abgeben müſſen, doch pflegen ſie ſich nicht ſelten durch ähnliche beißende Einfälle zu rächen; ſo ſagt der Ungar: „warum ſollen wir nicht zurück ſeyn, liegt doch Ungarn zwiſchen Oeſterreich und der Türkei.“ — Ein Fiaker brachte uns um 3 Uhr in die Leopoldſtadt in das große Zuchthaus,

wo ich in dem kaiſ. Rathe, Hrn. Peter, einen kleinen Mann, aber einen geiſtvollen Beamteten kennen lernte, der ſeinem ſchwierigen Poſten als Director dieſer Anſtalt ſicher, mit vieler Einſicht und Hingebung vorſteht, und wenn Manches zu wünſchen übrig bleibt, ſo dürfte ihm keine Schuld beizumeſſen ſeyn. Das Provinzialſtrafhaus theilt ſeine Sträflinge in zwei Claſſen mit gelindem und mit ſtrengem Arreſte, die dritte Claſſe mit ſtrengſtem Arreſte (Leibeiſen und kreuzweiſe Schließung ſind hier, wie auf dem Spielberge, ſeit einem Jahre durch die Milde des Kaiſers Franz aufgehoben worden); der gegenwärtige Hausverwalter, der kaiſ. Rath Peter, ſucht mehr durch gute und phyſiſche Behandlung als durch körperliche Züchtigung auf ſeine Sträflinge zu wirken; der Stand war 400, der jährliche Ab- und Zugang iſt gegen 200, unter den 400 waren 80 weibliche; trotz der nicht ungünſtigen Localität fand ich 73 Kranke; außer dem Verwalter ſind 10 Beamtete, worunter 2 Geiſtliche und 1 Lehrer, ferner 4 Obergefangenwärter, 10 Wärter und 40 Wachtthuende angeſtellt; der Mittagtiſch (Frühſtück und Abendbrod wird nicht gereicht) beſteht in Suppe und Zuſpeiſe; nur Sonntags wird Fleiſch gereicht; er koſtet 4 kr. C. M., 1 Pfd. Brod 2 kr.; auf Bekleidung, u. ſ. w. ſind noch 3 kr., Summa 9 kr. für den Kopf zu rechnen. Die ganze Unterhaltung der Anſtalt koſtet 80 — 90,000 fl. C. M. Hievon gehen ab der Arbeitsverdienſt mit 17 — 20,000 fl. C. M. Gefertigt wurden vorzüglich: Leinwand, Tuch und Kotzen; das Geſpinnſt hierzu wird nicht bloß auf gemeinen Rädern, ſondern für Flachs auch auf drei von dem Mechanicus Wurm gebauten Maſchinen, jede mit 12 Spindeln, und durch einen Dreher in Bewegung geſetzt, dergeſtalt geſponnen, daß jeder Mann eine Spindel bedient. Die Näthereien, Schuhmachereien und Tiſchlereien für das Haus werden ſämmtlich von den geeigneten Individuen gefertigt. Der Abſatz der Waaren geſchieht in derſelben Art, wie bei dem Zwangsarbeitshauſe. Auch für den Einkauf der Materialien findet, ſo viel ich mich erinnere, ein concurrirendes Verfahren und ein Zuſchlag an den Mindeſtfordernden ſtatt, was freilich

nicht immer die größten Vortheile bringen mag. Die Lagerſtätten beſtehen aus Strohſäcken, Strohpolſtern, Leintüchern und Kotzen auf Pritſchen, und nur in den Krankenzimmern waren wirkliche Bettſtellen; einzelne Gefängniſſe ſind nur zwei vorhanden. Man ſorgt hinreichend für die ärztliche Pflege, wie für die moraliſche, denn außer den Gebeten und der Meſſe, die gehalten werden, findet täglich Religionsunterricht für die männlichen und weiblichen Sträflinge, auch Unterweiſung im Leſen und Schreiben ſtatt, wozu ein eignes Schulzimmer eingerichtet iſt. Unter den Strafen für Vergehungen im Hauſe, als: Verweiſe, Faſten, Schläge, Einſperren bei Waſſer und Brod, Krummſchließen u. ſ. w., wurde mir allgemein die Wirkung des einſiedleriſchen Arreſtes als eine der empfindlichſten und nachhaltigſten bezeichnet, und ich begreife in der That nicht, warum wir in dem hochweiſen Europa hierin noch immer gegen den nordamericaniſchen Quäckerverſtand zurück ſind und in ganz Deutſchland noch kein größeres Gefängniß mit hinreichenden Zellen zur Iſolirung der Gefangenen beſitzen, da nur Eine Stimme über die Macht der moraliſchen Anſteckung in den Geſellſchaftsgefängniſſen herrſcht, und die Koſten für ein ſolides Zellengefängniß doch gewiß nicht unerſchwinglich ſind. Um 5¼ Uhr verließen wir das Strafhaus, und da ich Mankers ängſtliche Sehnſucht bemerkte, mit welcher er an ſeine Gattin dachte, ſo gab ich den Wunſch, noch dieſen Abend in dem Burgtheater die Schleichhändler von Raupach zu hören, dem Freunde zu Liebe gerne auf, und ſteuerte per pedes heimwärts mit ihm; doch noch hatte Freund Storch nicht geklappert.

Die Gebäude und Wohnhäuſer, deren innere bauliche Beſchaffenheit auch ein Blinder, wenn er ſie öfters beſucht, bis zu einem gewiſſen Grade beurtheilen kann, erſchienen mir hier eben ſo gediegen als in Dresden; auch hier fand ich häufig ſteinerne Treppen, die in Breslau ſchon zu den Seltenheiten gehören. Auch in Prag waren die Wohnhäuſer, welche ich beſuchte, ſämmtlich maſſiv, kamen mir aber viel winkeliger vor, als zu Dresden und Wien. In der letzten Hauptſtadt ſoll man, in der neueſten Zeit wenigſtens, bei eini-

gen Häuſern angefangen haben, zum Aufbau der obern Stockwerke trogförmig hohle Mauerziegel zu verwenden, was bei der größern Leichtigkeit derſelben den Druck auf die untern Stockwerke ungemein vermindert.

Die Gasbeleuchtung der Straßen, welche zu Wien erſt in einem Theile der innern Stadt eingeführt iſt, aber als anerkannt bald erweitert werden ſoll, erinnerte mich abermals an Dresden, wo ſie ſchon viel allgemeiner iſt; beide Auslagen ſind nämlich von dem zu Dresden lebenden Hrn. Inſpector Blochmann, Bruder des ſchon erwähnten Gelehrten, ausgeführt worden. Es werden daher einige Notizen, die ich von der Dresdener Beleuchtung zu geben im Stande bin, ſicher auch mit für die Wiener gelten können: 1000 K. F. Steinkohlengas ſind gleich der Leuchtkraft von 40 Pfd. Rüböl und jene 1000 K. F. koſten der Anſtalt an Auslagen für Material, Arbeitslohn und Inſtandhaltung der Retorten, Oefen ꝛc. 1 Thaler, werden aber für 2 Rthlr. verkauft. Eine Argandiſche Gasflamme von 12 Löchern verzehrt in jeder Stunde 4 Kubikfuß Gas, und eine Straßenflamme erheiſcht ſtündlich 4 Kubikfuß Gas, wornach man den geringern Koſtenaufwand gegen die Beleuchtung mit Oel leicht berechnen kann. Hr. Inſpector Blochmann, den ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, hegt die ſinnreiche Idee, die Gasbeleuchtung auch für größere Plätze durch Errichtung weniger nicht allzu hoher Säulen in Candelaberform völlig hinreichend zu machen, wobei Nutzen und Zierlichkeit ſich erfreulich paaren werden.

Den 28 und 29 Vormittags und Nachmittags beendigte ich mit Hrn. Roth Klein die Durchſicht ſeines ſchätzbaren Muſeums aller Lehrmittel für Blinde. Den Montag widmete ich dem Dictiren und theils dem Aufenthalte unter den Blinden.

Am Dienſtage, als dem 30, ſah ich mich genöthigt, des fürchterlichen Regens halber einen Fiaker zu dingen, um meine Paßangelegenheit für die weitere Reiſe nach Bayern, der Schweiz, Würtemberg, Baden ꝛc. in Ordnung zu bringen, was auch meine Thätigkeit und Zeit bis Nach-

mittag um 4 Uhr in Anſpruch nahm; zurückgekehrt ſtattete ich Hrn. Fohleutner einen Abſchiedsbeſuch ab; ſehr freundſchaftlich verplauderten wir einige Stunden bei einer kräftigen Libation vom Heurigen (Wein vom letzten Jahre und etwas tückiſcher Natur), mitgebracht in der Mutter-Handkörblein aus dem Weinberge ſeiner Eltern.

Der Tag wurde fröhlich bei Vater Klein und ſeiner Hausherrin beſchloſſen; den 1 Julius gab es viel zu packen und nach Breslau zu ſchreiben. Meinen Koffer ſendete ich voraus nach Linz, und ich ſelbſt nahm am 2 früh um 5 Uhr mit herzlicher Rührung Abſchied von den biedern Seelen, die mir ſo viel Liebes und Gutes erwieſen hatten.

Sechszehntes Capitel.

Fahrt nach Linz. — Chimany, Kloſter Mölk. — Die andern Reiſegefährten.

Escortirt von dem Portier der Anſtalt, beſtieg ich um ¼ auf 6 Uhr den Eilwagen; noch ſtand mein wackrer Führer am Schlage deſſelben, als ein neuer Paſſagier eintraf, den er mit dem freudig ehrerbietigen Rufe begrüßte: Ei Hr. v. Chimany! ein Name, der für mein Schulmeiſterohr einen ſo guten Klang hatte, daß ich den Ankommenden nach herzlicher Begrüßung ſogleich bat, Platz an meiner Seite zu nehmen. Und es war wirklich der achtbare Mann, den ich als Jugendſchriftſteller bereits im Geiſte kennen und hochſchätzen gelernt hatte. Angeſtellt bei der kaiſerlichen Cenſurbehörde für Jugend- und Schulſchriften, erſchien mir Hr. Chimany, der Abkömmling einer provençaliſchen Familie, ein Mann von circa 62 Jahren, ſehr bald zwar als ſcharfblickender, doch zugleich auch ſehr mildrichtender Cenſor ſeiner Umgebung. Joviale Heiterkeit und Liebe zu den Schönheiten der Natur machten ihn zu einem ſehr angenehmen Gefährten unſres Weges. Dieſer führte uns zwiſchen den Ufern der Donau

zur Rechten und den Vorbergen der öſterreichiſchen Alpen zur Linken über Burkersdorf, Sieghardskirchen, Perſchlingen und die gewerbthätige Kreisſtadt St. Pölten, nach dem Marktflecken Mölk mit einem Kloſter der Benedictiner, deſſen Lage auf einem Hügel ſeinen Bewohnern eine der reizendſten Anſichten der Außenwelt gewähren ſoll, welche die einſiedleriſche Zurückgezogenheit ſo frommer Selbſtverbannter irgend genießen kann. Leider verloren wir ſchon hier unſern Chimany, der ſich ſüdwärts den ſchönen Bergen und Thälern zuwendete. Um ſo mehr Muße hatte ich nun, meine übrige Reiſegeſellſchaft wenigſtens geiſtig ins Auge zu faſſen. Das jüngſte Glied derſelben, Friedrich Eltz, ein Jüngling von 16 Jahren, bewährte den Ruf von der edlen Geſinnung ſeines Vaters, eines Dr. juris zu Wien, durch ſein zartſinniges und äußerſt zuvorkommendes Benehmen gegen mich, denn er war faſt ausſchließlich mein Führer und Begleiter auf den Stationen, wo wir hielten. Ueberhaupt dürften Jünglinge, die das Glück einer guten Familienerziehung genießen, nicht nur mehr Gewandtheit im geſelligen Leben beweiſen, ſondern auch eine größere Zartheit des Gemüths ſich bewahren, während die in Convictorien und andern Penſionsanſtalten fabrikmäßig gebildeten jungen Männer ſich in der Regel durch mehr Kälte der feinern Empfindungen und nicht ſelten auch durch geſellige Unbeholfenheit charakteriſiren. Ihm zur Seite ſaß als Quaſimentor, wenigſtens für die Reiſe, ein Candidat der Jurisprudenz Rudlich, von ernſtem und anſtändigem Betragen, und wie mich dünkt von kühnerem Geiſte als manche ſeiner Landsleute. So hatte er der Verſuchung nicht widerſtehen können, während eines frühern Aufenthalts in dem Bade Iſchel ſich dem einige Zeit daſelbſt verweilenden Könige von Bayern in raſch erborgten paſſenden Kleidern unter dem Vorwande, er ſey geneigt nach Griechenland zu gehen, vorſtellen zu laſſen, um ſo den Monarchen näher als dem bloßen Anblicke nach kennen zu lernen. Auch äußerte er unverhohlen den Wunſch, den Studirenden der öſterreichiſchen Univerſitäten möge mehr

Freiheit zu Theil werden, als ſie dermalen genießen, eine Anſicht, die der dritte Paſſagier, Criminalrath Rußnow aus Wiſchnitz bei Krakau, ein Ungar von Geburt, keineswegs theilte; denn er meinte, man müſſe das Bäumchen biegen, weil es jung ſey, und ſchien feſt zu glauben, daß die Freiheit unſerer nordiſchen Univerſitäten bei der Mehrzahl ihrer akademiſchen Bürger nur nachtheilig auf Studien und Sittlichkeit wirken könne, und faſt gleiche Anſicht hegte der ihm zur Seite ſitzende Hr. Farkas, ein Dr. juris und Advocat aus Peſth; wenigſtens behauptete er, daß zu Padua wegen der lockenden Nähe von Venedig und ſelbſt zu Wien bei der Ueberfülle ſich darbietender Zerſtreuungen alles ernſtere Streben der Studirenden bald aufhören würde, wenn nicht die halbjährigen Prüfungen ihrer Fortſchritte ſie zum Fleiße in und außer den Collegien anſpornten. Beide Männer mögen nicht ganz Unrecht haben, mir ſelbſt kam es bei einem großen Theil jener wackern Süddeutſchen, welche ich näher kennen lernte, ſo vor, als wenn ihre Thätigkeit ſich nicht weiter erſtrecke, als es ein behaglicher Lebensgenuß zulaſſen will. Die Fertigkeit, mit welcher ſich die beiden letztgenannten Männer außer in ihrer Mutterſprache, auch in deutſcher, lateiniſcher, polniſcher und ruſſiſcher Rede auszudrücken verſtanden, überzeugte mich, daß ein öſterreichiſcher Beamteter bei den verſchiedenartigen Theilen des Staatskörpers in der That eine achtungswerthe Vielſeitigkeit praktiſcher Sprachkenntniſſe beſitzen müſſe, was von Nichtjuriſten eben ſo wie von Rechtsgelehrten gilt und in Ungarn am meiſten, auch ſelbſt von Wirthſchaftsbeamteten gefordert wird, da hier bei dem großen Umfange der Herrſchaften die Unterthanen bald ſlavoniſch, bald ungariſch, bald croatiſch angeredet, die Geſetze lateiniſch verſtanden und die Herrſchaften deutſch von ihren Beamteten unterrichtet werden wollen. Kemmelbach, Amſtädten, Strängeberg, Ens waren die nachfolgenden Stationen auf der weiteren Tour nach Linz. Ein mit Hausgeräthe ſchwer beladenes Fuder ſtreifte während der nächtlichen Fahrt unſern Eilwagen ſo hart, daß wir dadurch eine

unſerer Laternen verloren; ein Glück für den Criminalrath Rußnow war es, daß er wenige Minuten vorher ſeinen behaglich über den Schlag hinausgeſtreckten Fuß zurückgezogen hatte, um bequemer weiter ſchlafen zu können; abermals eine jener Fügungen, die man ſo gern Zufall zu nennen pflegt. Dieſe kleine Carambolage abgerechnet, kamen wir früh um 4 Uhr glücklich in Linz an.

Siebenzehntes Capitel.

Mein Aufenthalt in Linz. — Die Anſtalten für Blinde und Taubſtumme. — Berg Carmel. — Oberſchulenvorſteher Weſſiken. — Marthärme. — Eiſenbahn.

Ich wählte eine Taſſe Chocolade zum Frühſtück und nach gehaltener Kleider- und Bartrevüe einen dienſtbaren Geiſt des Hauſes (zum goldnen Stücke) als Führer in die unweit in der Vorſtadt gelegene Blindenanſtalt.

Den Vorſteher, Hrn. Vicarius Weſtermayer, fand ich krank, daher noch im Bette, doch empfing mich derſelbe mit offener Herzlichkeit; zwei Briefe, welche ein blindes in die Verſorgungsanſtalt zu Wien aufgenommenes Mädchen ſelbſt recht leſerlich geſchrieben, und mir an Hrn. Weſtermayer, ihren Wohlthäter, und an ihre Mutter, die Wirthſchafterin der Linzeranſtalt mitgegeben hatte, mochten nach menſchlicher Weiſe das Ihrige dazu beitragen, mir einen noch freundlichern Empfang zu bereiten. Der Blinden traf ich 14, neun Knaben und fünf Mädchen; dem Schulunterrichte, welchen der Lehrer, Hr. Eder, ertheilte, ſo wie dem Arbeitsunterrichte wohnte ich bei, und lernte die mir noch unbekannte Anwendung der Ziegenhaare zur Ausfütterung von Winterſchuhen kennen.

Anmerkung. Durch ein feſtſtehendes Holz iſt ein kleiner eiſerner Stab geſteckt, dieſer hat an dem einen Ende ein Kurbel zum Drehen, an dem andern Ende einen Haken

mit Hülfe dieſes Hakens ſpinnt man die Ziegenhaare eben ſo, wie dieſes bei Roßhaaren geſchieht, zu einem lockern Strange von 6 bis 12 Ellen Länge, wickelt dieſen zu einem Knäuel und darüber Bindfaden, damit es nicht wieder aufgeht, läßt alsdann den Knäuel einige Stunden in ſiedendem Waſſer kochen, wodurch ſich aller Bockgeruch verliert, öffnet hierauf den Knäuel und zupft die zuſammengeſponnenen Haare wieder aus, die ſich nun wie Roßhaare kräuſeln und als dünne Lagen in Schuhe nähen laſſen. Dieſes Futter hat den Vorzug größerer Elaſticität, Trockenheit und Wärme vor der gekämmten Schafwolle, welche den Schweiß mehr aufnimmt und ſich dann in kleine Klumpen zuſammenballt.

Mit Hrn. Weſtermayer, deſſen Gaſt ich zu Tiſch geweſen, ging ich des Nachmittags in den für Linz zu großartig angelegten Volksgarten; deſſen Beſitzer ſeine Rechnung leider nicht findet, und ſtattete in dem Kloſter der Urſulinerinnen der ſehr edlen Mater Crescentia, einer gebornen Gräfin Seeau, und Mitgründerin der Linzeranſtalt, meinen Beſuch ab. Meinen Vorſatz, ſchon am Abend nach Salzburg abreiſen zu wollen, erſchütterte des biedern Weſtermayers offene Aeußerung ſehr bald, noch habe niemand nach der Anſtalt gefragt, mit dem er ſich vernünftig und gründlich über das Wohl derſelben habe beſprechen können, ich möge deßhalb einige Tage bei ihm verweilen. Gern geſtand ich dieß bis zum Montage zu, und nun beſtiegen wir für heute noch den Berg Carmel, wie ſcherzend mein heiterer Wirth den Garten der Carmeliter benannte. Hier labte Oberöſterreichs beſter Rebenſaft aus Pater Kellners freigebiger Hand den lechzenden Gaumen, und ſchmackhaftes Brod, mit würzigem Käſe gepaart, ſtillten des Magens Verlangen. Der kleine Kreis geſelliger Männer beſtand aus Prieſtern und Laien, dieſe aus dem Chore der Officiere und Beamteten. Hier, meinte behaglich Profeſſor N., kann man ſich von der Langenweile des Studirens doch wieder erholen. Der Mann hatte in ſeiner Weiſe nicht Unrecht, denn

neben dem fröhlichen harmloſen Plaudern ließ ſich auch Kurzweil mit Glas, Pfeife und Kegelbahn treiben.

Am folgenden Tage, als am 4 Junius, beſuchte ich auch das Taubſtummeninſtitut zu Linz. Die Zöglinge ſind eingetheilt in eine Vorbereitungsclaſſe, dann die erſte oder unterſte Claſſe mit zwei Abtheilungen, und die zweite, oder oberſte Claſſe, auch mit zwei Abtheilungen. Die Gebärdenſprache herrſcht vor, der Unterricht dauert fünf Jahre. Ein lithographiſcher Zeichner gibt freiwillig einmal wöchentlich Stunde im Zeichnen. Des Sonntags werden religiöſe Erhorten gehalten, welchen auch die ſchon ausgetretenen und in Linz wohnenden Zöglinge beiwohnen. — Das Gebäude iſt durch Director Bihringer aus milden Beiträgen ſeit 1824 aufgeführt worden. Vor demſelben iſt ein ſchöner Garten. Früher wurde der Unterricht im Capuzinerkloſter ertheilt. Der Director und der zweite angeſtellte Lehrer wohnen im Hauſe. Die Zöglinge ſind in der Stadt bei Familien untergebracht, wofür ſich die Angehörigen mit den Wirthen abfinden müſſen, und zahlen dieſelben 60 fl., auch wohl nur 40 fl. Conventionsmünze für Koſt und Herberge. Ausnahmsweiſe wohnen dermalen 14 Zöglinge im Hauſe. Für die Unterhaltung von 9 Zöglingen ſind Penſionen zu 60 fl. geſtiftet. Der Director empfängt ſeinen Gehalt zu 700 fl. vom Staate, ſeine Schweſter gibt den Unterricht in weiblichen Arbeiten und bekommt 300 fl.; der zweite Lehrer vom Staate nur 200 fl., und außerdem noch 100 fl., welche die Zinſen eines Fonds ſind, der durch milde Beiträge entſtanden iſt. Der Bedarf an Schulerforderniſſen, als: Papier, Dinte, Federn, Bleiſtift, Streuſand, wird gegen Liquidation des Directors aus kaiſ. Caſſen beſtritten. Die Zahl der männlichen und weiblichen Taubſtummen iſt meiſtens gleich. 1834 ſollen jedoch unter 45 Zöglingen 33 männliche geweſen ſeyn. In den drei letzten Jahren wurden entlaſſen: 16, 18 und 20 Zöglinge. Eine genaue Zählung der Taubſtummen im Lande hat noch nicht ſtattgefunden, doch ſind ſie häufig, und im Gebirge am cretinähnlichſten. —

Angenommen werden ſie von 7 — 12 Jahren; nur ausnahmsweiſe waren einige von 20 Jahren in den Unterricht zugelaſſen.

Michael Reiter, der Gründer der Linzer Taubſtummenanſtalt, hatte 1811 am 15 Auguſt, das erſte taubſtumme Kind aufgenommen; es war ein Mädchen Namens Eliſabeth Beheim, welches noch jetzt zu Linz als Goldhaubenſtickerin lebt. Reiter ſtarb als Pfarrer zu Kahlheim 1829. Sein Nachfolger Bihringer kam 1831 als Pfarrer nach Hoftirchen; auch er iſt bereits im April 1834 verſtorben. Der die Anſtalt ſeit 1831 leitende Director, Hr. Joh. Aichinger, gehört ebenfalls dem Prieſterſtande an.

Gegen Abend machte ich mit Hrn. W. dem Kanonicus, Oberſchulenvorſteher und Canzler Hrn. Weſſiken die Aufwartung, und lernte in ihm einen betagten, aber ſehr humanen und gefühlvollen Mann kennen, der gewiß geneigt ſeyn wird, das Seinige zur Schickſalsverbeſſerung der Blinden in Oberöſterreich beizutragen. — Auch mons Carmeli blieb heute nicht vergeſſen.

Den Sonntag dagegen widmete ich größtentheils dem Dictiren der folgenden Nachrichten über die Anſtalt.

Das Blindeninſtitut in dem Stadttheil Neuhäuſel genannt, Nr. 476, das Gebäude von fünf Fenſtern Front, und ein Stock Höhe, gewährt nur ſparſamen Raum. Im Parterre befinden ſich: das Speiſezimmer, ein Arbeitszimmer die Wohnung der Wirthſchafterin und eine Küche. Im Oberſtocke die Schlafzimmer für Knaben und Mädchen, das Lehrzimmer, die Wohnungen des Directors und des Lehrers. — Es ſind dermalen 9 Knaben und 5 Mädchen in der Anſtalt. Der Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen, Naturbeſchreibungskenntniſſen und der Religion wird früh von 8 — 10, und Nachmittags von 1 — 2 Uhr ertheilt; der Arbeitsunterricht im Stricken, Spinnen, Flechten, Klöppeln, Fleckelſchuhmachen wird früh von 10 — 12 Uhr und Nachmittags von 2 — 4 Uhr ertheilt. Der Director, Peter Weſtermeyer, geb. 1799 den 3 Auguſt zu Pankraz in Steyermark, zugleich Chorvicar, Domſacriſteidirector und Cerimoniarius, bezieht

keinen Gehalt von der Anſtalt. Der ſeit dem 15 Julius 1833 angeſtellte Lehrer, Friedrich Eder, von Goiſern im k. k. Salzkammergute gebürtig, geboren 1808, den 25 Auguſt, bezieht nur 12 fl. monatlichen Gehalt. Die Arbeitsmeiſterin, Dem. Fanny Braumann, erhält monatlich 9 fl. Die Wirthſchafterin, Leni Ehinger, monatlich 3 fl. C. M. und Koſt. Außerdem wird nur noch ein Dienſtmädchen gehalten, das monatlich 1 fl. Lohn erhält. Der Fonds der Anſtalt, durchweg aus Wohlthaten erwachſen, beträgt 10,000 fl., deren Zinſen aber nicht hinreichen ſämmtliche Ausgaben und den Unterhalt der Zöglinge zu beſtreiten, weßhalb der Director fortwährend genöthigt iſt, die Mildthätigkeit guter Herzen in Anſpruch zu nehmen. Eine beſtimmte Summe für die Beköſtigung und Bekleidung eines Zöglings iſt unter dieſen Umſtänden noch nicht möglich; nur für einen Zögling aus Klagenfurt werden 80 fl. bezahlt. Muſikunterricht außer dem Geſange wird nicht ertheilt, um keine blinden Landſtreicher zu erziehen. — Als Lehrmittel waren vorhanden: fühlbare Buchſtaben auf Holzklötzen, mit Meſſing eingeſenkt, nebſt Kaſten zum Setzen, dergleichen Ziffern zum Rechnen, das auch mit vieler Fertigkeit im Kopfe geſchah; ferner Stachelſchrift zum Leſen, ein Regiſter aus den Gegenſtänden der Naturgeſchichte, Wörter über Rechtſchreibung und Bücher zum Beibringen der Buchſtabirregeln, nach ſynthetiſchen und analytiſchen Lehrformen eingerichtet, und eine Tabelle, die Wienergeſchichtstafel, mit gepreßtem Druck, und ein Setzkaſten mit Schiebleiſten und Deckel und mit Buchſtaben auf einzelnen kleinen Blättern, iſt ebenfalls da, doch wenig im Gebrauche; das Schreiben der Currentſchrift geſchieht mit Bleiſtift. Jedes Kind hat einen halben Bogen dünne Pappe, worauf die Linien auf einer Seite in der nöthigen Entfernung durch aufgeleimte Zwirnfäden, die, nochmals mit einem dünnen Papier überklebt, fühlbar dargeſtellt ſind. Dieſe Pappe legt das Kind in das Schreibebuch unter das Blatt, worauf es ſchreiben will, und fühlt noch deutlich genug durch das Blatt mit zwei Fingern der linken Hand die Linie, zwiſchen die es hineinſchreiben muß. Als Beköſtigung empfan-

gen die Kinder nach gehaltenem Morgengebet eine Suppe, des Mittags Suppe, Fleiſch und Zuſpeiſe; Freitags Mehlſpeiſe; als Jauſe oder Veſper ein Stück Brod, des Abends Suppe und Gemüſe mit Brod. In die Kirche der Carmeliter werden ſie an Sonn- und Feſttagen, wenn es die Witterung geſtattet, geführt, den Sommer über gehen ſie beinahe täglich etwas ſpazieren. Der Sinn der Kinder war fröhlich und zutraulich. Director, Lehrer und Arbeitsmeiſterin ſpeiſen gemeinſchaftlich gleichzeitig in dem Speiſezimmer mit den Blinden. Der Lehrer ſchläft bei den Knaben, die Magd bei den Mädchen, die Arbeitsmeiſterin wohnt nicht im Hauſe. Die Lagerſtätten waren größtentheils Federbetten, ſo wie dieſelben den blinden Kindern von ihren Angehörigen mitgegeben ſind. Noch iſt über das Entſtehen der Anſtalt keine nähere Nachricht gedruckt, daher werden die nachſtehenden aus den Acten der Anſtalt entnommenen Data nicht als überflüſſige Zugabe erſcheinen. Im Jahr 1824 hatte Hr. Joſeph Engelmann, frei reſignirter Pfarrer von Sirnig im Traunviertel, damals Beichtvater bei den Urſulinerinnen, ſich entſchloſſen, Blinde in ſeiner Wohnung in Schulkenntniſſen, und beſonders in Religion zu unterrichten. Thätig ſtand ihm bei die würdige Mater Crescentia, geborne Gräfin Seeau, Urſulinerin, welche den Unterricht in den Handarbeiten übernahm. Den 1 Junius 1827 erfolgten, als Geſchenk, 1000 fl. B. N. von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Caroline, auch waren durch andere Wohlthäter größere und kleinere Summen eingegangen. Engelmanns Streben ging nun dahin, die Stadtbehörde ſolle ſich dieſer Anſtalt annehmen, weil die Verfaſſung der Urſulinerinnen eine fortgeſetzte Theilnahme nicht geſtattete. Nach verſchiedenen Unterhandlungen mit den betreffenden Behörden bezog Engelmann 1829 das Gebäude im Scherbhofe, welches zu einer ſtädtiſchen Irrenanſtalt beſtimmt war, und da er wegen Altersſchwäche und kränklicher Umſtände den Unterricht nicht mehr fortſetzen konnte, ſo nahm er einen Lehrgehülfen, Namens Joh. Meßner und deſſen Frau als Arbeitsmeiſterin und zwei weibliche Dienſtboten auf, und an Blinden außer den ſchon

unterrichteten noch fünf aus dem Mühlkreiſe. Da aber Engelmann ſchon am 10 Julius die Anſtalt wegen zunehmender Kränklichkeit verlaſſen mußte, ſo wurden der Religionsunterricht, und die Aufſicht bei den Blinden dem Pfarrer des Provinzialſtrafhauſes, Siegmund Bartſch, von dem damaligen Schulenoberaufſeher übertragen. Sechs von den zehn Zöglingen ſchieden aus; auch Meßner und ſeine Frau gingen im September nach Böhmen, und nun wurden Caſpar Biſchof als Lehrer und Katharina Pläß den 2 Mai 1829 als Arbeitsmeiſterin aufgenommen. Beiden wurde 9 fl. monatlich auf Koſt und Gehalt bewilliget, und nur Ein Dienſtbote gehalten. Die Hausordnung blieb wie unter Engelmann, beim Unterrichte ließ man jedoch alles weg, was für den Stand der armen Blinden unzweckmäßig ſchien. Kein Kind ſollte unter 7 und über 12 Jahre bei der Aufnahme alt ſeyn. — 1830 traten zwei neue Zöglinge hinzu, doch ging Katharina Pläß ab, und Demoiſelle Franziska Braumann, die Tochter eines Beamten, trat an ihre Stelle. 1831 vermehrten ſich die Zöglinge auf 8; der Scherbhof, zu einer Erziehungsanſtalt für die Kinder des Regiments Großherzog Baden beſtimmt, mußte verlaſſen, und im September eine für 112 fl. C. M. in dem Hangelmüllerſchen Hauſe gemiethete Wohnung von vier Zimmern bezogen werden.

Bis 1832 im October wurde das bisherige Linienamtsgebäude in der Vorſtadt Neuhäuſel der Anſtalt gegen 84 fl. C. M. Miethszins überlaſſen, und von den Ständen mit 218 fl. Koſten etwas brauchbarer eingerichtet. — 1833 den 15 Julius, nach Caſpar Biſchofs Abgange, trat Friedrich Eder in die Anſtalt als Lehrer. Schon vor Oſtern 1833 war der Weltprieſter Chorvicar und Cerimoniarius Peter Weſtermeyer als Adjunct des Directors und beſtändiger Aufſeher in das Inſtitut eingetreten; dieſem letztern wurde 1835 bei dem Abgange des bisherigen Vorſtandes Siegmund Bartſch, welcher Stadtpfarrer in Wels geworden, die ſämmtliche Oberleitung übergeben. — Protector der Anſtalt war Präſident Graf Ugarte. Nach ſeinem Weggehen nahmen ſich, nebſt Hrn. Reyger und

Kreishauptmann Kreil, vorzüglich um die Anſtalt an der hochwürdigſte Hr. Biſchof Gregor Thomas und der Kanonikus, Schulenoberaufſeher und Canzler Weſſiken. Die Hauptttendenz der Direction geht dahin, vorerſt ein für das Provinzialbedürfniß entſprechendes Local ſammt Garten zu erhalten, behufs deſſen mehrere Sammlungen und außerordentliche Beiträge eingeleitet wurden. Die Anſtalt iſt zunächſt für die fünf Kreiſe Oberöſterreichs beſtimmt. — Mit der Erziehungs- und Bildungsanſtalt wird in Zukunft auch die Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt erzielt werden, und zwar in der Art, daß alle arbeitsfähigen Blinden dort ihren ganzen Unterhalt theils ſelbſt verdienen, theils aus dem Inſtitutsfonds ergänzt erhalten.

Endlich will ich hier noch eines Umſtandes gedenken, der als Beweis dienen kann, wie leicht diejenigen, welche entſcheidende Urtheile auszuſprechen haben, einer dürftigen und erſt aufkeimenden Anſtalt, auch bei der edelſten Abſicht, mehr ſchaden, als nützen können. Schon vor einigen Jahren wurde von der oberöſterreichiſchen Regierung der Antrag in Wien gemacht, das Gebäude, worin gegenwärtig die Anſtalt ſich bloß miethsweiſe befindet, dieſer Anſtalt als völliges Eigenthum zu überlaſſen. Grundriß und Beſchreibung des Gebäudes wurden nach Wien eingefordert und einem in dieſer Sache ſehr competenten Manne zur Begutachtung übergeben, deſſen Endurtheil dahin ausfiel, das Gebäude eigne ſich gar nicht für eine ſolche Anſtalt, ein Ausſpruch, den er ſich ſicher lediglich in der Ueberzeugung erlaubt hat, die Staatsbehörde werde ſich dadurch beſtimmen laſſen, der Anſtalt ein tauglicheres und beſſeres Gebäude zu überweiſen. Dieß iſt jedoch nicht geſchehen, ſondern die Anſtalt iſt vielmehr ganz abſchläglich beſchieden worden, und noch jetzt genöthigt, fortwährend einen Miethzins für dieſes Staatsgebäude zu zahlen; wäre es dagegen Eigenthum der Anſtalt geworden, ſo hätte man es verkaufen, oder vertauſchen, oder doch ſo vortheilhaft an einzelne Parteien vermiethen können, daß man, mit Hinzunahme der jetzigen Ausgabe für

das Local, ein weit geeigneteres Privathaus für die Zwecke der Anstalt hätte gewinnen können.

Von den übrigen Merkwürdigkeiten der Stadt Linz, deren Bevölkerung schon weit über 20,000 Köpfe gestiegen ist, konnte ich bei der Kürze meines Aufenthalts nur sehr beiläufige Kenntniß nehmen. Die Wollenweberei ist ein Hauptnahrungszweig dieser Hauptstadt Oberösterreichs, die zugleich der Sitz eines Bischofs und in der neuesten Zeit auf die merkwürdigste Art durch einen weitläuftigen Kranz von Thürmen befestigt worden ist. Sie heißen nach ihrem Erbauer Maximiliansthürme; 9 derselben befinden sich auf dem rechten, 23 derselben aber auf dem linken Ufer der Donau, jeder von dem andern fast auf die doppelte Schußweite eines 16-Pfünders entfernt, mit Graben und Erdwall von außen umgeben; das Thurmgebäude im Innern besteht aus einem Souterrain und drei Stockwerken à 10 Schuh, in welche die Schießvorräthe, die Lebensmittel und die Mannschaft sicher vertheilt sind. Die Platform, von 80 Schuh Durchmesser, ist mit Geschützen besetzt, die im Stande sind, ein Kreuzfeuer mit ihren Nachbarthürmen zu unterhalten. Die Anlage jeder dieser kleinen Festungen für sich soll nur circa 50,000 fl. gekostet haben.

Die seit dem Jahre 1825 von Budweis in Böhmen über Leopoldsschlag und Lest nach Linz auf einer Strecke von 17 Meilen geführte Eisenbahn, die erste in Deutschland, welche die Moldau mit der Donau verbindet, ist nicht nur vollendet, sondern auch schon von Linz weiter nach SW. über Neubau bis Wels fahrbar. Jeden Sonntag fahren Hunderte zum Vergnügen nach den letztgenannten Orten, eine Strecke von 4 Meilen, für 24 kr. in 2½ Stunden Zeit. Die Bahn soll weiter nach Lambach fortgeführt werden, um so den Salzwerken zu Gmunden immer näher zu rücken. Zwei Pferde befördern ohne Anstrengung an 400 Ctnr. Salz, den Hauptgegenstand, der auf dieser Bahn bis Böhmen hinüber verführt wird. Wahr ist es, daß einige 1000 Bewohner des sogenannten Salzkammergutes, die sich früher fast ausschließlich durch

das Salzfrachtfuhrweſen nährten, jetzt größtentheils andere Subſiſtenzwege aufſuchen müſſen; allein der Nutzen, den die Bahn dem Handelſtande und dem geſammten übrigen Publicum verſpricht, wird jenen Schaden ſicher überwiegen. Der Unmuth der in Nachtheil geſetzten Umwohner ſoll ſich bei der erſten Anlage durch gewaltſame Zerſtörungsverſuche Luft gemacht haben, ſo daß kräftige und nachdrückliche Schutzmaßregeln eintreten mußten; jetzt hörte ich bei gemeinen Leuten nur noch wenig Aeußerungen des Verdruſſes. Dem Vergnügen, die Bahn ſelbſt zu befahren, mußte ich entſagen, weil ich wegen der weitern Forſetzung meiner Reiſe mich genöthiget ſah, die Fahrt auf dem Eilwagen zu wählen.

Achtzehntes Capitel.

Route nach Salzburg. — Anziehende Bekanntſchaft. — Gewitter. — Bemerkung über das Lichtgefühl der Blinden. — Schlechte Poſthaus-, gute Gaſthauseinrichtung.

Dieſe meine Fahrt ging von Linz, das ich Montag früh um 6 Uhr verließ, neben der Eiſenbahn hin, über Neubau, Wels, Lambach, Schwanenſtadt, Vöcklabrugg, Frankenmark und Neumarkt nach Salzburg. Ganz allein im Beſitze der Beichaiſe bis Wels wurde mir hier die angenehmſte Entſchädigung für wenige einſame Stunden zu Theil; denn von hier nahm, außer einem äußerſt beſcheidnen nur bis Lambach mitfahrenden Mädchen, eine ſehr angenehme Dame Platz an meiner Seite. Trotz ihrer gebildeten Sprache erlauſchte ich doch bald, daß ſie eine Wienerin und die Gemahlin des kaiſerlichen Cuſtos bei dem Münz- und Antiken-Cabinet ſey. Frau von Arneth (man erlaube mir als angenehmen Träger meiner Erinnerung an dieſe Dame auch ferner dieſe licentia poetica öſterreichiſcher Höflichkeit) erwähnte, da ich Breslau's als meiner Heimath gedachte, mit vieler Hochſchätzung der Breslauer Frauen, die ſie geneigt war, allgemein für äußerſt gebildet zu halten, indem ſie unter ihren Freundinnen na-

mentlich drei Breslauerinnen sehr hoch schätzte. Die ihr werteste unter diesen war auch für mich ein Gegenstand lieblicher Rückerinnerung aus den Jahren 1815 — 1818, wo ich das Glück genoß, die geistvolle und als Malerin rühmlichst bekannte Julie Mihes in ihrem elterlichen Hause näher kennen und schätzen zu lernen. Nachmals vermählt an den kaiserlichen Oberbibliothekar Primesser in Wien, hat sich die früh Verwittwete in das dasige Kloster der Salesianerinnen zurückgezogen, und gleich ihrer jüngern Schwester Sophie hier der Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet, ein Umstand, den ich erst jetzt und zu spät erfuhr, da ich, während meiner Anwesenheit in Wien, sie außer den Mauern dieser Hauptstadt glaubte. Einen zweiten sehr angenehmen Berührungspunkt unserer weiteren Unterhaltung bot der Umstand dar, daß Frau von Arneth seit einiger Zeit durch das Vertrauen Ihrer Majestät der Frau Kaiserin Mutter Caroline die obere Leitung einer Anstalt überkommen hat, deren Zweck es ist, Soldatentöchter in dem Alter zwischen fünf und sieben Jahren, aus dem die weibliche Sittlichkeit untergrabenden Casernenleben zu retten, und in einem zu Erdberg vor Wien wohl eingerichteten Erziehungshause zu weiblichen Dienstboten zu bilden. Durch Schenkung eines Fonds von 100,000 fl. C. M. hat die erlauchte Stifterin die Mittel gewährt, um 40 Mädchen in der bezeichneten Art aufnehmen zu können. Unter zwei Aufseherinnen besorgen diese selbst alle Geschäfte der Häuslichkeit, und es wird außer denselben nur noch eine Magd und ein männlicher Dienstbote, der zugleich Gärtner ist, gehalten, und es scheint dieses eines der wenigen österreichischen öffentlichen Institute zu seyn, wo die Zahl der Beamteten und des Dienstpersonales keine unverhältnißmäßig große genannt werden darf. Die pädagogischen und ökonomischen Grundsätze, welche Frau v. A. im weitern Verlauf unseres Gespräches sehr offen darlegte, ließen mich die schöne Seele dieser Frau, die eben so viel Herz als Geist verrieth, immer tiefer erkennen, dabei besaß sie die heiterste Laune, gepaart mit ächt sittig lieblicher Weiblichkeit, und ich darf das Vergnügen des zwei-

tägigen Umganges mit ihr wohl mit dem vergleichen, welches der Künſtler wie der Naturfreund empfindet, wenn ſich ſeinen Blicken eine reizend ſchöne Landſchaft darſtellt, ohne daß ſich dabei auch nur im entfernteſten die unedle Begierde nach dem Beſitze derſelben in ihm regt. Ein Landſchaftsmaler, Hr. Hadrer, ein Bekannter der Frau v. A., und begriffen auf einer Reiſe nach Rom, wurde, ich weiß nicht mehr genau von welcher Station an, unſer Reiſegefährte bis Salzburg. Kränklichkeit oder hypochondriſche Complexion machten ihn zum weniger lebhaften Gefährten. — Gegen Abend ward auch der Himmel mürriſch gegen uns; immer enger wurde meinem Ohre, beſonders zur linken, das Thal, in dem wir hinfuhren, und daran gewöhnt, groſſe Maſſen, denen ich mich nähere, durch den Rückdruck der Luft wahrzunehmen, empfand ich ſehr deutlich die faſt drückende unmittelbare Nähe der himmelanſteigenden Salzburger Berge, während rechts die Salzach neben uns hinrauſchte. Immer enger und düſterer ward das Thal, da auch von oben ſchwarze Gewitterwolken es bedeckten; ein faſt tropiſcher Regenguß ſtürzte nieder, und wahrhaft ſchauerlich ſchön drang das durch das Echo in den Bergen faſt ununterbrochene Rollen des Donners zu meinem Ohre. Sonſt ein wenig ängſtlich vor den Wirkungen des Blitzes, wenn ich während eines Gewitters fahren muß, war ich es dießmal, trotz der Blechdecke auf unſerm Wagen, doch gar nicht:

Anmerkung. Obgleich mein Sehorgan ſo völlig zerſtört iſt, daß ich weder den Glanz der Sonne, noch das Leuchten des Blitzes, noch die Helle eines Feuers, oder eines brennenden Lichtes mit Hülfe deſſelben unterſcheiden kann, ſo beſitzen doch, meinen vielfältigſten und ruhigſten Beobachtungen zufolge, alle Nerven meines Organismus, vorzugsweiſe die meines Angeſichtes, ein gewiſſes Lichtgefühl, ſo daß es für mich leiſe, freilich nur ſehr leiſe, Abſtufungen zwiſchen der vollen Finſterniß, einer ſternenloſen Nacht, der Tageshelle, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt iſt, dem völlig hellen Tage und der Glanzfülle des Sonnenſcheines

gibt. Tret' ich in die letztere, ſo iſt es nicht bloß die Wärme, die wohlthätig auf mich wirkt, ſondern eine eigenthümliche Klarheit, die mich alsdann umgibt, und die ſich unwillkürlich über alle Bilder meiner innern Anſchauung ergießt; während das Gegentheil ſtattfindet, wenn ich in die Dunkelheit der Nacht trete, wo es, um mich des Ausdrucks zu bedienen, gleichſam ſchattenreicher in meiner Seele wird, hierbei ganz abgeſehen von der für das Ohr ſehr auffallenden Stille der Nacht und dem geräuſchvollern Zuſtande der Natur während des Tages, wo die von dem Lichte der Welt hervorgerufene Thätigkeit der geſammten organiſchen Welt Millionen von Schallwellen auf Einmal in Schwingung ſetzt; während auf der andern Seite die Verdünnung der Atmoſphäre durch die Wärme ihre Fortpflanzungsfähigkeit für den Schall vermindert. Ich glaube, als einer, der bis in ſein zehntes Jahr geſehen hat, und noch die volle Rückerinnerung an Finſterniß, Licht und Farben beſitzt, mich über das Obengeſagte am verſtändlichſten auszudrücken, wenn ich meine ſehenden Leſer an den Unterſchied erinnere, der ſich ihnen gewiß allen bemerklich macht, wenn ſie bei einer ganz finſtern Nacht, aus der faſt abſoluten Dunkelheit eines feſtverſchloſſenen Zimmers oder eines dichten Waldes, plötzlich in die eines freien Raumes treten, wo es ihrem Auge troz alles Lichtmangels doch bald gelingen wird, größere Gegenſtände, die ihnen vorkommen, wenn auch nur ganz unbeſtimmt, zu gewahren. Da ich nun bei der Vorſtellung von mathematiſchen Conſtructionen, von Maſchinen und andern Gegenſtänden, ja ſelbſt von Perſonen, die ich früher nie geſehen habe, mich durchaus gedrungen fühle, mir die feinſten Linien, ſo wie die größten Theile derſelben, in meiner innern Anſchauung entweder heller, oder was am häufigſten der Fall iſt, dunkler als den übrigen Raum zu denken, um ein deutliches Bild von denſelben zu gewinnen, und da ich ſchon mit mehr als Einem Blindgebornen den Verſuch glücklich durchgeführt habe, mathematiſche Conſtructionen mit demſelben

bloß im Geiſte zu entwickeln, ſo glaube ich, daß auch Blindgeborne oder ſehr früh Erblindete keineswegs von einer abſoluten Finſterniß umgeben ſind, ſondern eben ſo, wie ich, gewiſſe leiſe Abſtufungen der ſie umgebenden Dunkelheit empfinden, nur ohne ſich derſelben klar bewußt zu werden, weil ihnen das tertium comparationis, das ſo wichtige dritte Glied der Vergleichung einer völligen Lichtanſchauung mit ihren verſchiedenen Nuancirungen von der reinſten Tageshelle bis zur ſchwärzeſten Nachtfinſterniß hinab fehlt.

Bereits um 8 Uhr kamen wir in dem Poſthofe zu Salzburg an, allein da nur ein einziger Mann vorhanden war, um die Sachen der vielen ankommenden Fremden in die Gaſthöfe zu befördern, und da unter den Paſſagieren des Hauptwagens ſich gräfliche Damen mit Schoßhündchen und zahlloſen Paketen befanden, ſo kam 9 Uhr heran, ehe der Conducteur auch mich in den Hafen der Ruhe befördern laſſen konnte. Es war „die Tränkſtube,“ einer der beſten Gaſthöfe Salzburgs, wo ich trotz der unwirthbaren Umgebung dieſer Stadt, die es nöthig macht, die Lebensmittel aus beträchtlicher Weite her zu beſchaffen, doch ſehr wohlfeil logirte, indem ich für Abendbrod mit Weinſuppe, die ich meinem krankgewordenen Magen zu gefallen wählte, für Nachtquartier und Weinſuppe zum Frühſtück nur 1 fl. 3 kr. bayer. bezahlte.

Neunzehntes Capitel.

Neue Reiſegefährten. — Bergthor. — Paßexamen. — Poſthorn. — Muſik. — Naſenſchmaus. — Gewitterregen.

Am Morgen traf meine achtbare Reiſegefährtin vom vorigen Tage, die auch im Gaſthofe ein Zimmer neben mir bewohnt hatte, wieder treulich und pünktlich an meiner Seite im Eilwagen ein; zwei Reiſende, die ſich zu uns mehr als zu ihrer frühern Geſellſchaft gezogen fühlten, vermehrten für heute uns

sere Reisecompagnie. Hrn. Fuchs, einen gut gelaunten, wohlhabenden und kinderlosen Seifensieder aus Wien, führten Familienangelegenheiten zu den Verwandten seiner Frau nach Bayern; ein verwaist'tes Mädchen, auch aus Niederösterreich, reis'te nach Straßburg, um hier Schutz und Unterhalt bei Verwandten zu suchen. Beide freuten sich, mit uns plaudern zu können, da englische und französische Gespräche auf dem Hauptwagen sie seit Wien fast zum Schweigen verdammt hatten. Unsere Ausfahrt aus der Residenz des vor wenig Tagen verstorbenen und wegen seiner großen Wohlthätigkeit gegen Arme allgemein betrauerten Erzbischofs führte uns durch das merkwürdige Neue-Thor, das, 22 Fuß hoch, 26 Fuß breit und gegen 400 Schritt lang, durch den Felsenschoß eines Berges geführt ist.

Wir kamen an die bayerische Gränze; hier wurden unsere Päße, unsere Sachen und abermals unsere Päße revidirt, und kaum waren wir über Schönram, Wäging, Stein und Fraberzheim nach Wasserburg gelangt, so erscholl schon wieder die Frage nach unsern Päßen, so daß ich es von jetzt an mir zum Scherz machte, so oft der Wagen hielt, meine lieben Mitreisenden durch den Zuruf zu necken: „meine Herrschaften, Ihre Päße." — Von Stein aus, wo wir Mittagbrod gemacht hatten, gab uns der 18jährige Schwager auf dem Bocke alle seine Posthornvirtuosität zum Besten, denn der gute Mensch hatte die Schwachheit, so bald er nicht blies, augenblicklich zu schlafen. Mein Ohr ist nicht musikalisch genug, um mich völlig bestimmt ausdrücken zu können; allein sehr auffallend und fast national erschien mir auf dieser Reise das Blasen der Postillone. Munter und rasch, doch unvollkommen musikalisch klingt es bei den Preußen, wo das Mantellied, und: „Frisch auf, Kameraden!" die Hauptstücke sind; den vorigen am ähnlichsten bei den Sachsen; nur selten hörte ich die kaiserlichen Postillone blasen, doch nahm die Manier des Vortrags von Linz nach Salzburg hin einen durchaus andern Charakter, und zuweilen gänzlich die Modulation des Kuhreigen an; weniger schleppend, doch unge-

fällig erſchien mir das Blaſen in Bayern, und hier, wie vielleicht überall, parallel dem Charakter der Militairmuſik; Poſt- und Militairweſen gehören übrigens durch ihre muſikaliſche Beigabe zu den wenigen Zweigen der Staatsverwaltung, deren praktiſcher Dienſt noch einigen poetiſchen Anſtrich befallen hat.

Doch neben dem bayeriſchen Ohrenſchmauſe will ich hier noch eines Naſenſchmauſes gedenken, den ich in Waſſerburg durch die zuvorkommende Gefälligkeit des Poſtillons erhielt. Ein Schnupfer von Profeſſion, mußte ich, ſeit ich die kaiſerlichen Staaten betreten hatte, wo der Tabakshandel ein Monopol der Regierung iſt, mit einem feingemahlenen Schnupftabak, dem ſogenannten Schwarzen, mich begnügen, und das Loth deſſelben mit 3 kr. = 1⅛ Sgr. preuß. bezahlen. Ein Verſuch in Wien, mir andere gröber rappirte Sorten zu verſchaffen, kam mich ziemlich theuer zu ſtehen; denn als man mir in einer Tabakstraſik oder Tabaksniederlage Pariſer und St. Omer offerirte, und ich, in ſehnlichem Verlangen nach beiden Sorten, mir von jeder 1 Loth füllen ließ, hatte ich für den Pariſer 11 kr., für den St. Omer 8 kr., alſo faſt 7 Sgr. für 2 Loth Schnupftabak zu bezahlen, die nur dem Namen nach das waren, was ſie ſeyn ſollten. Etwas beſſer ging es mir mit dem Rauchtabak, der zwar auch nur ein bloßes Naturblatt iſt, aber nicht ſo austrocknete, als unſer nordiſcher, obwohl das Viertelpfund, Sonne und Mond, auch den bedeutenden Preis von 26 kr. oder mehr als 8 Sgr. hat. Man kann daher beſonders in Betreff des Schnupftabaks denken, wie begierig ich war, als ich Bayerns Gränze nur erſt im Rücken hatte, wieder ein Priſchen der gewohnten Sorte zu erlangen, was mir denn auch in Waſſerburg der dienſtfertige Poſtillon verſchaffte. Drei Priſen wurden raſch hinter einander dem Zollverband zu Ehren geſchnupft, obwohl die bayeriſchen Schnupftabake ſich mit den preußiſchen und ruſſiſchen bei weitem noch nicht meſſen dürfen. Ich lebe übrigens der guten Ueberzeugung, daß wenn Oeſterreich das Tabaksmonopol auf-, und dieſen Handelszweig frei gäbe, dabei

aber eine mäßige Steuer auf Anbau, Fabrication und Verſchleuß des Gegenſtandes legte, der Gewinn immerhin für den Staat ein noch größerer ſeyn würde, als er ſchon gegenwärtig ſeyn ſoll. Doch zurück zu meiner Reiſe. Schon vor Fraberzheim hatte neuer Regen begonnen, und dieſer goß in Strömen herab, als wir Waſſerburg paſſirten; da nun dieſe Stadt zwiſchen dem Inn und der Salza liegt, und über ſie hin ein häufiger Zug von Wolken ſeyn ſoll, ſo ſcheint ſie mir ihren Namen mit der That zu führen. Vier Gewitter kämpften ſich gegeneinander aus, bis wir über Eberöberg und Zorneding erſt ſehr ſpät um 12 Uhr in der Nacht München erreichten.

Zwanzigſtes Capitel.

Aufenthalt in München. — Taubſtummenanſtalt. — Allgemeines Krankenhaus. — Waiſenhaus. — Einige andere Bemerkungen.

Bei dem goldnen Hahn fand ich, was ich nach einer Fahrt von 18 Meilen ſuchte, ein freundliches Zimmer mit reinlichem, behaglichem Lager. Ich beſchloß den 8 Julius in München zu verweilen, und beſuchte, während der Lohndiener meinen Paß bei dem preußiſchen, würtembergiſchen und badiſchen Geſandten präſentirte, das Lilienbad, mit ähnlicher Bedienung wie in Wien. Hier machte ich die Bekanntſchaft des königl. Oberappellationsraths und bayeriſchen Kammerherrn v. Ammon, eines Bruders des trefflichen Arztes v. Ammon, den ich in Dresden das Vergnügen hatte kennen zu lernen. Ein Beſuch bei dem Hrn. Bürgermeiſter Denk galt dem Armenweſen der Stadt, ein zweiter bei dem königlichen geiſtlichen Rath Hrn. Bernard v. Ernsdorfer in der Sendlinger Vorſtadt der älteſten Taubſtummenanſtalt Bayerns, deren Vorſtand er iſt. 1797 — 1804 beſtand auf Staatskoſten nur eine Freiſchule für Taubſtumme in dem Joſephs-Hoſpitale zu München, deren Lehrer v. Ernsdorfer war. Im October wurde jedoch eine wirkliche Erziehungsanſtalt mit acht Zöglingen zu

Freiſing dotirt, und dieſe 1826, als das Gebäude der neu einzurichtenden Blindenanſtalt überwieſen ward, nach München in ihr gegenwärtiges, recht ſchönes, aber nicht zu geräumiges Local verſetzt. Für die drei Claſſen der Anſtalt, von denen jede der beiden obern in zwei Abtheilungen zerfällt, ertheilen drei Lehrer, und für die Mädchen eine Arbeitslehrerin den Unterricht für die Zahl von 41 Taubſtummen, und es nehmen die bei Handwerkern auf der Lehre befindlichen und in München anweſenden jeden Sonntag auch noch Theil an den für die Taubſtummen eigens eingeführten Andachten. Durch wohlthätige Schenkungen und Vermächtniſſe hat ſich bis jetzt ein Fonds von 18,000 fl. gebildet, auſſer deſſen Zinſen die Einnahmen noch 5300 fl. betragen, zu denen das Meiſte aus Staatscaſſen fließt. Ob die Gebärden- oder die Tonſprache vorherrſche, kann ich nicht entſcheiden, da ich bei der Kürze meines Aufenthalts mich nicht mit den Zöglingen ſelbſt, ſondern nur mit dem Hrn. v. Ernſtdorfer unterhalten konnte, doch dürfte die erſtere hier noch das Uebergewicht haben. Von Ernſtdorfer iſt ein ſehr lebhafter und zuvorkommender Mann, der mich noch am Abende mit einem Gegenbeſuch in meinem Gaſthof erfreute, und mir folgende Nachrichten über ſeine Anſtalt mittheilte: Sammlung kleiner Schriften über Taubſtumme, welche in den Jahren 1807 — 1816, als Einladungen zu den jährlichen Prüfungen des königl. bayeriſchen Taubſtummeninſtituts, erſchienen ſind. Zum Beſten des Inſtituts, Preis 45 kr. München, gedruckt in der königl. Centraldruckerei 1817. Berichte über den Stand und Fortgang der königl. bayeriſchen Taubſtummenunterrichts- und Erziehungsanſtalt für die Jahre 1827 — 1834, verfaßt von Bernhard v. Ernſtdorfer. Aus dieſen Schriften kann man nähere Kunde über die Anſtalt erhalten; hier bemerke ich nur noch, daß die bayeriſche Regierung ſeit dem Jahre 1819 Lehrer von den verſchiedenen Seminarien nach München ſendet, damit ſich dieſelben mit dem Taubſtummenunterricht gründlich bekannt machen, und die Methode deſſelben durch Mittheilung an die Seminariſten im ganzen Lande verbreiten

ſollten, wodurch einzelne Kreisſchulen für Taubſtumme nach dem Willen der Regierung entſtanden ſind, und es befinden ſich gegenwärtig auſſer München noch an folgenden Orten des Königreichs Unterrichtsanſtalten für Taubſtumme: zu Paſſau, Ansbach, Würzburg, Aſchaffenburg, Frankenthal und Dillingen. Mit einigen derſelben ſind bereits Penſionate für Taubſtumme verbunden, während die Zöglinge an den übrigen Orten nur die vorhandene Taubſtummenſchule beſuchen, und von ihren Angehörigen bei den Ortseinwohnern in Pflege untergebracht ſind.

Das allgemeine, ſehr groſſe Krankenhaus der Stadt, in welches jährlich 6000 Kranke aufgenommen werden, beſuchte ich in der Abſicht, um diejenige Abtheilung deſſelben kennen zu lernen, welche der Augenheilkunde gewidmet iſt. Die Abweſenheit des Hrn. geheimen Raths Walther entzog mir das Vergnügen, dieſen Arzt von bedeutendem Rufe kennen zu lernen. Doch erfüllte der Secundairarzt, Hr. v. Schleiß, meine Wünſche ſehr zuvorkommend. In dem geräumigen Operationszimmer ſondert eine Barriere die zuſchauenden jungen Aerzte von dem Operateur, der innerhalb mit dem Rücken gegen das Fenſter ſich placirt. An das Operationszimmer ſtoßen an jeder Seite drei andere für männliche und weibliche Patienten zur ſtufenweiſen Verdunkelung und geräumig genug, um 3 — 4 Betten bequem faſſen zu können. Bei meinem Beſuche waren jedoch nur fünf Individuen in der Cur; die ganze Localität befindet ſich im zweiten Stockwerk, und die Fenſter der in einer Front liegenden ſieben Zimmer treffen in einen der beiden groſſen Höfräume des Hoſpitals, wodurch alle Störungen von auſſen während der Operation und der Cur vermieden werden. Von den Zimmern für die Augenkranken waren nicht nur zwei grün ausgemalt, ſondern auch gänzlich mit grünen Fenſterladen und grünen Möbeln verſehen. Die Bettſtellen für Augenkranke, 22 an der Zahl, ſtanden ſämmtlich mit dem Kopfende gegen die Fenſter gewendet. Die Bedeckung der Augen bei den Patienten beſtand 1) in halbovalgeſchnittenen zweiblätterigen Augencompreſſen, welche loſe von

der Stirn über die Augen herabhängen, und an dieſer mittelſt einer leichten Stirnbinde um den Kopf befeſtigt ſind; 2) aus einem aus Pappe gefertigten und mit grünem Papier überzogenen, und mittelſt leinener Bändchen am Hinterhaupt gebundenen Augenſchirme. Sie ſind ſo geſchnitten, daß die Lichtſtrahlen auch von der Seite her nicht auf das Auge fallen können. Die Verpflegungskoſten eines einzelnen Kranken belaufen ſich für den Tag auf 36 kr., hierunter die Koſten der Lebensmittel 11 kr. (= 10 Sgr. 6 Pf. und reſp. 3 Sgr. 4¼ Pf. Preuß.)

Jetzt geſtattete meine Zeit nur noch den Beſuch des Waiſenhauſes, eines in allen ſeinen Räumen gleich großartigen und zweckmäßigen Gebäudes, in welchem 40 Knaben und über 30 Mädchen Pflege und Unterricht genießen. Jedes Kind koſtet wenig über 100 fl. und eine größere Zahl als in dem Hauſe wird außer demſelben bei Pflegeltern unterhalten, wo alsdann die Koſten noch weniger, oft nur 40 bis 60 fl. betragen. In gleicher Art geſchieht durch das Waiſenhaus die Unterbringung von Findelkindern und armen, mutterlos gewordenen Säuglingen; in dem Hauſe ſelbſt befindet ſich für die erſte Aufnahme ſolcher unglücklichen Kleinen nur ein ſogenanntes Reſervationszimmer, wo eine Pflegemutter die erſte Sorge für ſie übernimmt. Ihre Zahl ſteigt jedoch ſehr ſelten bis auf drei, weil die Verwaltung dafür ſorgt, daß ſie möglichſt bald wieder aus dem Hauſe kommen, zu welchem Ende man ein Verzeichniß ſolcher Familien auf dem Lande und in der Nähe des Gebirges unterhält, die geeignet und bereit ſind dergleichen Pfleglinge aufzunehmen, und es helfen die Ortsvorſtände ſolche Familien ausmitteln und beaufſichtigen. Das allgemeine Reſultat dieſes Verfahrens ſoll ſich dahin ſtellen, daß wenn früher bei völliger Verpflegung im Hauſe im Durchſchnitt nur das fünfte Kind am Leben blieb, jetzt dagegen mit Sicherheit auf die Erhaltung des dritten gerechnet werden kann. Eine große Armenſchule, die ihr Local im Waiſenhauſe hat, gewährt außer den Waiſen auch noch einer weit größern Anzahl von armen Kindern aus der Stadt,

ſowohl Schulunterricht, als auch induſtriöſe Beſchäftigung; dieſe letztere beſteht vorzugsweiſe im Flachsſpinnen auf Doppelrädern und im Verfertigen von Strickproducten mit drei Nadeln, für Strumpfwirker, an welche ſie abgeſetzt werden. Da es Mittwoch und ſchon ſpät am Nachmittage war, ſo konnte ich von der Schule und Gewerbsthätigkeit keine unmittelbare Kenntniß nehmen, fand aber überall in äußern Dingen viel Zweckmäßiges; ſo fand ich in den Gängen zweckmäßig eingerichtete Kleiderſchränke, und in dem geräumigen gut gelüfteten Schlafſaale der Knaben (der der Mädchen wurde eben ausgeweißt) am Fußende jeder Bettſtelle zur Erſparung des Raumes am Tage einen Schieber, der, Abends herausgezogen, als Sitzbänkchen zum Auskleiden dient, und an der Seite neben dem Kopfende ein Käſtchen, für Bürſten, Handtuch, Kämme u. ſ. w.; auch der Waſchtiſch war einfach ſinnreich conſtruirt, und kann gleichzeitig von zehn Kindern benutzt werden. Auffallend war mir dagegen der Gebrauch von Federbetten; Hr. Inſpector Dominicus Sachs erwiederte mir jedoch auf meine Bemerkung darüber, es ſey nöthig den Kindern, wenn ſie auf die Lehre kämen, ein Bett mitzugeben, und würde daher, wenn hier andere Lagerſtätten wären, doppelte Anſchaffungskoſten verurſachen, auch brächten manche Kinder ein Bett aus dem Nachlaß ihrer Eltern mit. Meine Frage nach gedruckten Nachrichten über die Anſtalt wurde mit der naiven Aeußerung beantwortet, man habe bis jetzt vor dem Thun noch nicht zu dem Schreiben kommen können, und das Erſtere für wichtiger, als das Letztere gehalten, was ich auch gern glaube; denn die ganze Perſönlichkeit des Hrn. Sachs ſprach die innigſte Liebe für ſeinen Beruf aus, und obgleich lahm an einem Fuße, führte er mich doch faſt zwei Stunden lang mit raſtloſer Zuvorkommenheit und Rührigkeit in allen Räumen des Gebäudes umher. Auch in Hinſicht der Beköſtigung werden die Grundſätze möglichſter Einfachheit befolgt, und irre ich nicht, ſo werden nur dreimal in der Woche des Mittags Fleiſchſpeiſen gereicht. Bei der Abendkoſt findet eine vorſätzliche Unordnung ſtatt, die darin beſteht, daß die Kin-

einen Abend Suppe, den andern Butterbrod und Bier, den dritten Kartoffeln oder anderes Gemüse als Speisung erhalten, damit sie dereinst nach ihrem Austritt aus der Anstalt bei den mannichfaltigen Arten der Beköstigung in Familien sich leicht mit jeder derselben zufrieden gestellt finden sollen, was bei steter einförmiger Regelmäßigkeit und daraus erwachsender Verwöhnung allerdings weniger der Fall seyn dürfte.

Die Gesammtzahl der Armen in München soll unter 70,000 Bewohnern, die Vorstädte Au und Haidhausen mitgerechnet, nur 2000 betragen. Die von der Landesregierung erlassene Instruction zur Behandlung des Armenwesens war von dem Magistrate zu München noch nicht angenommen; aus diesem Grunde, und wegen Kürze meines Aufenthalts und der Krankheit des ersten Armenpflegers, konnte ich keine näheren Nachrichten in dieser Beziehung sammeln. Am Abend hatte ich noch das Vergnügen, von meinem Zimmer aus die Musik und die Gesänge anhören zu können, welche die Garnison vor der Hauptwache zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Königin aufführte. Auffallend war mir in dieser Hauptstadt die geringe Menschenmenge auf den schönen Promenaden und in den geräumigen Straßen der Stadt — mir ein sicherer Beweis, daß man eine Königsstadt leichter erbauen, als bevölkern könne. Einige Eisenbahnen von hier aus nach den wichtigsten Handelspunkten des Landes dürften als Pulsadern des Verkehrs sehr belebend auf diese Hauptstadt wirken, und dem so genialen als generösen Bausinne ihres Monarchen sicher eine vielseitige Genugthuung verschaffen. (Ich lasse diese im Monat September aus eignen Ansichten dictirte Bemerkung über Eisenbahnen für München um so lieber stehen, da die jüngsten Zeitungsnachrichten im November bereits eine solche verkündigen, von der ich bei meiner Anwesenheit noch nichts hörte.) In Breslau muß man vor den Apotheken auf der Straße stehen bleiben, und wird hier am Fenster expedirt, in München ist dieß nicht bei den Apotheken, aber wohl bei vielen Kramläden der Fall.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Fahrt nach Freyſing. — Die bayeriſche Blindenanſtalt daſelbſt. — W. Lachmanns Bekanntſchaft.

Den folgenden Morgen, als Donnerſtag früh den 9. beförderte mich ein bayeriſcher Lohnkutſcher in Geſellſchaft eines Bürgers, des Deſtillateurs Haberbauer aus München, eines zum Appellationsgerichte nach Landshut beförderten Regiſtrators und einer geweſenen ſchon ältlichen Kammerzofe raſch nach dem nur 4¼ Meilen entfernten Freyſing, wo ich ohne Verzug in Begleitung meiner Reiſegefährten den an der Stadt gelegenen Schloßberg beſtieg, der auf ſeinem Rücken, in dem Gebäude der ehemaligen Propſtei, die jetzige Blindenanſtalt trägt.

Hr. Inſpector Stüber, mir ſchon bekannt als ein biederer und denkender Berufsgenoſſe von feſtem, mich ſehr anſprechendem Charakter, durch ſeinen mir in Breslau gemachten Beſuch, empfing mich mit offener Herzlichkeit, und ich hatte bald die Freude auch in ſeiner Gattin die ihm wahrhaft zupaſſende Hälfte für Leben und Amt kennen zu lernen. Sechs Tage gegenſeitiger höchſt freundſchaftlicher Mittheilung verſtrichen mir in dem angenehmen Umgange beider, wie eben nur ſo viel Stunden, beſonders da die Anſtalt ſelbſt mir viel Intereſſantes darbot. Die Beſchreibung der kaum hinreichenden Localität in dem gegenwärtigen Gebäude, das einen Unter- und einen Oberſtock nebſt Seitenflügel hat und vom Hofraum und Garten umgeben iſt, übergehe ich, weil ſchon für den Mai des kommenden Jahres 1836 die Verſetzung der Anſtalt nach München bevorſteht. 27 Blinde, 20 Knaben und Jünglinge und 7 Mädchen, genießen die geiſtige und leibliche Pflege der Anſtalt. Die erſte wird größtentheils vom Vorſteher Hrn. Stüber geleiſtet, der wöchentlich an 30 Schul- und Muſikſtunden ertheilt (ſiehe den nachfolgenden „Unterrichtsplan"), indem nur der Religionsunterricht, in drei Stun-

den wöchentlich, für die katholiſchen durch einen Prieſter als Katecheten, und für die evangeliſchen durch den ſelbſt blinden Bartels, ſo wie durch den letztern auch noch ein Theil des Geſang- und des Inſtrumentalmuſikunterrichts gegeben wird. Einige vorgeſchrittene Zöglinge, wie Hahnemann, der 1826 im December zuerſt aufgenommene Zögling der Anſtalt, Mößler u. ſ. w., dienen bereits als Moniteure oder Einüber. Die leibliche Pflege, die ſpecielle Führung der Häuslichkeit und die Leitung und Eintheilung des Arbeitsunterrichtes wird ganz mit der Hingebung ihres Gatten für ſeinen Beruf von der Frau Vorſteherin geleiſtet, und erſt in neuerer Zeit iſt ein Korbmacher für die Mitertheilung des Arbeitsunterrichtes angenommen worden. Außerdem werden noch ein Aufſeher und eine Aufſeherin, zur beſtändigen Obhut der Blinden, bei denen ſie ſchlafen, und einige weibliche Dienſtboten gehalten. Der Schulunterricht, dem ich in mehreren Stunden beiwohnte, erzielt Deutlichkeit der Begriffe, und hält ſich in den für das wichtigſte Bedürfniß der Zöglinge hinreichenden Gränzen. Als Hülfsmittel fand ich vor: A. für den Leſeunterricht 1) Buchſtaben auf Holztäfelchen; 2) Buchſtaben auf einer Tafel aus Holz; 3) durch gedruckte Buchſtaben auf Tafeln von Pappe; 4) einzelne Buchſtaben: aa) aus Schriftmaſſe, bb) aus Meſſing ohne Unterlage, ſämtlich lateiniſch, nebſt den Ziffern; 5) die Lapidarſchrift auf Holztafeln; 6) dergleichen Buchſtaben aus Schriftguß auf Täfelchen; 7) den Wiener Setzkaſten, 8) Setzkaſten mit Stachelſchrift; 9) an Büchern: Leſeübungen für Blinde, hohlgedruckt, ſo wie mit Stachelſchrift, Aufſchriften und Schlußverſe, meiſt aus Schmidts Erzählungen. B. Zum Schreibunterrichte: ein Alphabet mit erhabener Currentſchrift auf Tafeln, und meiſt nur geſchichtlich aufgeſtellt; 12 verſchiedene Arten von Schreibtafeln, indem die Stachelſchrift zum Drucken und Schreiben vorgezogen wird. Vorſteher Stüber äußert ſich hierüber in ſeiner Schrift: „Gang und Namenverzeichniß der mit den Zöglingen der k. Blindenerziehungsanſtalt zu haltenden öffentlichen Prüfung vom 30 Auguſt 1832," auf S. 4, wie folgt: „Zwar wurden im Schreiben

Resultate gewonnen, welche die Vergleichung der anderswo gemachten Leistungen nicht scheuen; allein die Anstalt hält dafür, dasselbe in der Folge doch nur ausnahmsweise zu üben, und die darauf verwendete Zeit mit einem dem Nichtsehenden fürs Leben näher liegenden Gegenstande auszufüllen.“ Ferner in dem Katalog der k. Blindenerziehungsanstalt zu Freysing ꝛc. 1834. S. 9.: „Schreiben, worunter man hier die Darstellung einer erhabenen Schrift von Seite des Blinden, mittelst einer Vorrichtung versteht, hat ebenfalls mehrere Arten, wie das Lesen. Die beste ist die sogenannte Nadelschrift ꝛc.;“ Ansichten, die schon seit Jahren auch die meinigen gewesen sind. C. Für den Sprachunterricht ist vorhanden: eine Skizze desselben, in vier Heften, und ein Verzeichniß der unregelmäßigen Angabe- oder Zeitwörter. D. Für die Naturbeschreibung fand ich eine Skizze in zwölf Heften, und eine andere Skizze mit gestochenen Bildern in vier Heften, Thiere aus Holz auf Brettchen, die Aufstellung war bequem auf größern Brettern, mit einer langen Querleiste, unter welche die kleinen Brettchen der Fußgestelle sich unterschieben ließen; dann zwei Kasten mit Sämereien, jeder à 25 Fächer, und ein Heft mit eingeklebten Proben von Flachs, Wolle, Garn, Zwirn, Seide und verschiedenen Zeugen und Tüchern in kleinen Stücken, endlich noch eine Sammlung von 60 Münzen, welche nach Gefühl und Gehör sehr gut von den Zöglingen erkannt wurden, und zwar so genau, daß sie den Unterschied zwischen den früher und später geprägten nach dem Gehör erkennen, und ich überzeugte mich hinreichend, daß hiebei keine Täuschung obwalte. E. Zur Orts- und Erdkunde sind vorhanden: ein Modell des Institutsgebäudes, Boden und Oberstock zum Abheben, das Ganze aus Pappe, der Natur nachgebildet. Ein Grundriß desselben Gebäudes, von beiden Stöcken, nebst Garten, der Plan der Stadt, Karten des Landgerichts, des Kreises, von Bayern, Deutschland, Europa und der ganzen Erde als Planiglob, letztere mit Andeutung der Länge von 10 zu 10 Graden; ferner ein Planiglob mit Schneehöhen, Tageslängen und Eisgränzen, sämtlich gestochen, ebenso

das Weltgebäude auf einer Fläche mit geſtochnen Kreiſen, und eine Tabelle aller Staaten Europa's mit Stachelſchrift. F. Zur Weltgeſchichte Kleins Tabellen in Stachelſchrift. G. Zum Rechnen: die ruſſiſche Rechnentafel, geſtochene Ziffern von 1 — 9 in ſieben Reihen, um das Decimalſyſtem zu entwickeln, dann mehrtheilige Zahlen u. ſ. w. II. Zur Weckung der geometriſchen Anſchauung von äußern Dingen: ein Hausmodell mit geſtochener Zeichnung der Fenſter, Thüren u. ſ. w., ein Heft geſtochener Zeichnungen von Gebäuden in größerem und kleinerem Maßſtabe. I. Zur Kenntniß des Notenſyſtems der Muſik: eine Muſiknotenſchule für Blinde; die Stacheltypen, vorläufig noch auf Holzſchäften, und die ſinnreiche Maſchine zum Stechen der Noten auch durch Blinde, ſind Stübers Erfindung. Auch hat er ſelbſt eine Druckpreſſe und eine Gießerei zum Hohl- und Stacheldruck eingerichtet, überhaupt einen großen Theil der hier erwähnten Lehrmittel, als Karten, Zeichnungen, ſich ſelbſt gefertiget. Sehr ausgezeichnet gut und eigenthümlich erſchien mir die hier angewendete Methode für den Unterricht in der Muſik; für den Geſang fand ich zwar keine ausgezeichnete Stimme, aber deſto beſſer und präciſer waren dagegen Vortrag und Ausführung der Inſtrumentalmuſik. Die Zöglinge faßten Nochnichtgehörtes durch ſatzweiſes Vorſpielen auf dem Flügel ſchnell auf, gaben es zuerſt auf ihren Inſtrumenten, dann dergeſtalt wieder, daß ſie alle Noten ſingend im richtigen Tactmaße nannten und endlich ihre ſchon erlangte Kenntniß im Generalbaſſe auch dadurch bekundeten, daß ſie den in einer Tonart eben gehabten Muſikſatz mit großer Leichtigkeit auch in jeder andern geforderten augenblicklich wieder zu geben im Stande waren. Die Muſik muß dem Blinden zur Sprache werden, dieß iſt bei dieſem Unterricht der leitende Grundſatz Stübers. — Dieſer thätige Mann iſt am 12 November 1799 zu Gauſtadt bei Bamberg geboren, und hatte ſich früher in einem bayeriſchen Seminare für den ſchönen Beruf eines Volksſchullehrers gebildet; zu ſeinem gegenwärtigen iſt er durch Männer von richtigem Blick beſonders

in Vorſchlag gebracht worden, hat deßhalb auf Staatskoſten einige Zeit in Wien verlebt und die meiſten übrigen Blindenanſtalten Deutſchlands bereiſ't.

Die Gattin ſeiner glücklichen Wahl, Kunigunde, geborne Unger, iſt die Tochter eines bayeriſchen Oberzollbeamteten, und eine liebevolle Mutter nicht nur dreier eignen, ſondern auch der vielen pflegbefohlnen Kinder.

Tages- und Unterrichtsordnung
des königlichen Blindeninstitutes zu Freysing:

Tage.	Vormittag.							
	5½ Uhr	6 – 6½	6½ – 7	7 – 8	8 – 9	9 – 10	10 – 11	11 – 11½
Montag.	Aufstehen und Anzug	Einübung der Schulaufgaben durch die Monitore.	Morgengebet und Frühstück.	Handarbeiten.	Sprachlehre.	Naturkunde.	Vocal-Musik.	Speisen.
Dienstag.					Geographie.	Geschichte.		
Mittwoch.					Sprachlehre.	Naturkunde.		
Donnerstag.					Geographie.	Geschichte.		
Freitag.					Sprachlehre.	Naturkunde.		
Sonnabend.					Geographie.	Geschichte.		

Tages- und Unterrichtsordnung
des königlichen Blindeninstitutes zu Freysing:

Tage.	Nachmittag.										
	11½ — 1	1 — 2	2 — 3	3 — 4	4 — 5	5 — 5½	5½ — 6	6 — 7	7 — 8	8 — 9	Um 9 Uhr.
Montag.	Erholung.	Handarbeiten.	Religion.	Rechnen.	Vocal- u. Instrumental-Musik.	Abendbrod.	Einübung der Schulaufgaben durch die Monitorre.	Vocal- und Instrumental-Musik.	Abendessen und Erholung.	Selbstbeschäftigung.	Abendgebet und Schlafengehen.
Dienstag.			Schreiben.	Lesen.	deßgl.						
Mittwoch.			Religion.	Rechnen.	deßgl.						
Donnerstag.			Erholung und körperliche Reinigung.								
Freitag.			Religion.	Rechnen.	Vocal- u. Instrumental-Musik.						
Sonnabend.			Schreiben.	Lesen.	deßgl.						

Anmerkung. a. An Sonn- und Feſttagen Vormittags Kirchengang, Nachmittags Spaziergang.

b. Samſtag nach dem Abendgebet: Austheilung der friſchen Wäſche, Sonntags Früh Abgeben der ſchmutzigen Wäſche.

An Arbeiten werden gefertigt: Flachsgeſpinnſt auf Rädern mit zwei Spulen, Strickereien aus Baumwolle, Wolle, Zwirn und Seide, Schnüre geklöppelt und geknüpft, Schuhe aus Sahlbändern oder Tuchkanten, Taſchen oder Zöker aus Strohbändern, ſo wie Körbe, Tiſchteller und andere Gegenſtände aus Weiden.

Die bayeriſche Blindenanſtalt iſt eine von den wenigen, welche ihr Daſeyn mehr der Gnade des Monarchen, als der öffentlichen Wohlthätigkeit verdankt. Nach dem bereits 1816 zu Regensburg durch einen H. Robertſon gemachten, jedoch mit mancher Charlatanerie verbunden geweſenen Verſuch zur Errichtung einer Blindenlehranſtalt, wozu auch König Maximilian von Bayern bereits 10,000 Gulden beſtimmt hatte, ſollte es, da dieſer Verſuch nicht zu Stande kam, der Regierung des jetzigen Königs vorbehalten bleiben, das Schickſal ſeiner blinden Unterthanen gründlich zu verbeſſern. Der hochherzige Monarch widmete dieſem Zweck gleich Anfangs 50,000 fl. aus ſeiner Cabinetscaſſe zum Stiftungscapitale der Anſtalt, und eben ſo den Ertrag ſeiner dem öffentlichen Druck überlaſſenen Gedichte, der ſich auf 8000 fl. belaufen hat. Hierzu ſind an Privatſtiftungen ſeit der Eröffnung der Anſtalt getreten 12,240 Gulden (hierunter das Legat des Hrn. v. Krempelhuber, der Handelsmann und Wechſelgerichts-Aſſeſſor in München geweſen, mit 5000 fl., Legat eines Ungenannten 2000 fl. und das des Hrn. v. Hillebrand, bayeriſchen Reſidenten zu Hamburg); ſonach beſitzt die Anſtalt ſchon 70,240 fl. Activcapitalien. Zu den Zinſen derſelben treten jährlich noch 2000 fl. Dotationszuſchuß aus Staatscaſſen und 150 fl. jährliche Beiträge aus drei Stiftungen des Obermainkreiſes; der jährliche Erziehungs- und Verpflegungsbetrag für einen Zögling iſt 150 fl., wofür ſie nebſt Erziehung und Unter-

richt die freie Bekleidung erhalten; Ausländer zahlen dagegen 200 fl. C.M. Gegenwärtig befinden ſich 20 Zöglinge auf königl. Koſten, d. i. ſolche, die aus den Zinſen der 58,000 fl. Sr. Majeſtät des Königs und einem Theil des Dotationszuſchuſſes aus der Staatscaſſe unterhalten werden; 4, deren Unterhalt aus den gemachten Privatſtiftungen fließt, 1 auf Beiträge der Stiftungen des Obermainkreiſes, und 2 auf Koſten ihrer Angehörigen. — Der Vorſteher genießt als Einkommen 800 fl., der Katechet 80 fl., der blinde Hülfslehrer freie Station und 40 fl., Arzt und Wundarzt ebenfalls nur unbedeutende Remunerationen, das übrige Perſonale freie Station und angemeſſenen Lohn; auch werden die Unterhaltungen des Hauſes, ſo wie des Lehr-, Arbeits- und Küchengeräthes, aus den Mitteln des Fonds beſtritten. Doch bald wird dieſe Anſtalt eine wichtige Umwandlung erfahren, daß dieſelbe, wie ich zu glauben geneigt bin, die umfaſſendſte in Deutſchland wird genannt werden können; denn ſchon hat der großartige Sinn des Königs von Bayern in der Schwabinger Vorſtadt Münchens, der ſchönen Ludwigskirche gegenüber, ein herrliches Gebäude mit zwei Portalen in der Höhe von drei Stockwerken und mit ſehr zweckmäßiger Einrichtung im Innern für den Koſtenbetrag von 110,000 fl. aufführen laſſen, damit hierin, vom Mai des kommenden Jahres an, 30 Blinde Erziehung und Unterricht und 60 derſelben Beſchäftigung und Verſorgung finden ſollen. — Heil dem Monarchen, der ſeinen Namen mit ſolchen Zügen in die Jahrbücher des Menſchenwohls einzuſchreiben den Edelſinn hat! —

Noch wurde mir zu Freyſing am Dienſtage, als am Tage meiner eigenen Abreiſe, das Vergnügen zu Theil, den Hrn. Dr. med. Lachmann, den Vorſteher der Blindenanſtalt zu Braunſchweig, kennen zu lernen, da derſelbe auf einer Reiſe nach dem Bade Gaſtein einen Tag lang in Freyſing verweilte, um die dortige Blindenanſtalt näher kennen zu lernen. Anfangs etwas eingenommen für die Anſtalt zu Paris, die er früher geſehen hatte, ſchien er gegen Abend mit dem-

ſelben Gefühle von Werthſchätzung von Freyſing zu ſcheiden, mit dem auch ich es am folgenden Morgen verließ.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Reiſe nach Augsburg. — Deſſen wohlthätige Stiftungen, und weitere Fahrt nach Ulm.

Die mir anfangs vorgenommene Route nach Zürich und von da über Schaffhauſen nach Gmünd, mußte ich, da leider Zeit und Geld mir zu knapp geworden waren, dahin ändern, daß ich in gerader Richtung auf den letztgenannten Zielpunkt zuſteuerte. Mein Fuhrwerk, das des Landboten aus Freyſing, welches ich gewählt hatte, um Zeit und Geld für eine Extrafuhre nach München, wo ich den Eilwagen erſt wieder hätte beſteigen können, zu erſparen, brachte mich über Schleißheim, Dachau, Schwabhaus, Windenshauſen, wo wir Nachtquartier machten, und am folgenden Tage über Eurasburg und Friedberg nach Augsburg, wo mich der wackere Landbote Krammer, für ſeinen Stand ein Mann von vieler Bildung und ſeltener Gutmüthigkeit, nicht eher verließ, bis für meine Weiterreiſe nach Ulm am folgenden Tage mit einem Lohnkutſcher gut geſorgt war; auch fand ich zu Augsburg bei dem Bruder meines Gaſtgebers zu München ein eben ſo gutes und billiges Unterkommen, als in der Hauptſtadt.

Den Nachmittag meines Aufenthalts verwendete ich dazu, einige Nachrichten über das Armenweſen dieſer uralten, ſchon als Augusta vindelicorum von den Römern beſeſſenen und noch jetzt ſehr anſehnlichen Handelsſtadt zu ſammeln, deren 30,000 Einwohner, der größeren Hälfte nach, dem katholiſchen, der kleinere aber dem Bekenntniß angehören, das ihre Väter vereinigt mit dem übrigen proteſtantiſchen Deutſchland hier am 25 Junius 1530 dem Kaiſer und den Reichsſtänden übergaben, und in deren Mauern jetzt, ſonderbar genug, wieder die erſte Congregation der durch

Bayerns König aus der Ferne berufenen Benedictiner anzutreffen ſeyn wird (noch fand ich unter dem bayeriſchen katholiſchen Clerus großen Widerwillen gegen den neuen Orden, ſo daß nur Ausländer für die Bevölkerung der neuen Stiftung gewonnen werden konnten). Im ſtädtiſchen Waiſenhauſe, das ich gegen Abend beſuchte, fand ich ausdrücklichen Unterricht in der Muſik und Exercirübungen der Kinder, unter dem Commando eines Corporals. Der Inſpector wurde von allen Kindern Vater genannt.

Bisher glaubte ich, Breslau überträfe alle deutſchen Städte von gleicher oder geringerer Bevölkerung durch die Zahl ſeiner Anſtalten und ſeiner fundirten reichen Fonds für milde Zwecke, indem ſich der geſammte Werth derſelben auf zwei Millionen Thaler veranſchlagen läßt. Allein Augsburg, das nur den dritten Theil ſo viel Einwohner zählt, beſitzt für ſeine Stiftungen eben ſo viel Capitalvermögen als Breslau, übertrifft deßhalb dieſes und viele andere, ſogar größere Hauptſtädte bei weitem. Seine ſeit dem Jahre 1818 unter die gemeinſame Verwaltung eines beſondern Pflegrathes gekommenen, und ſeitdem zum Theil neu organiſirten Wohlthätigkeitsanſtalten ſind folgende:

Benennung der Institute	haben Pfleglinge	rentirendes Stammvermögen			Renten			Lasten		
		fl.	kr.	pf.	fl.	kr.	pf.	fl.	kr.	pf.
Paritätisches Bürgerhospital zum heiligen Geist	205	615139	7	—	32613	59	—	31855	34	1½
Armenversorgungsanstalt	34	138438	10	—	6209	—	2	7215	34	2
St. Jakobs-Pfründe	51	226970	47	2⅝	10313	53	½	9897	31	1
Armenanstalt (ergänzt andere)		41028	2	2	1911	27	—	1911	27	—
Beschäftigungsanstalt	300	12300	—	—	493	—	—	493	—	—
Holzaustheilungsanst.		8000	—	—	320	—	—	320	—	—
Katholische St. Antonspfründe	12	57507	50	1½	2999	32	½	5173	58	½
Bachisches Seelhaus	2	32773	3	1	1134	1	2	569	31	1
consolidirter Wohlthätigkeitsfonds		119314	16	—	5173	58	½	5173	58	½
Findelhaus	12	48366	12	—	2580	15	—	2156	—	—
Waisenhaus	41	113221	37	—	9131	43	—	7912	30	—
Evangelischer consolidirter Wohlthätigkeitsfonds		724192	42	—	32616	42	2	32616	42	2
Waisenhaus	45	64669	30	—	7153	55	2	7092	39	2
Armenkinderhaus mit seiner dreifachen Abtheilung	108	500831	22	2½	39060	21	½	36356	16	2
Local-Krankenhaus		261509	22	—	34952	46	2¼	34780	27	—
Paritätisches Incurabelhaus	41	121626	56	—	6388	42	1	8188	22	3
Summe		3085589	58	1¾	193883	52	1½	189482	10	1½

Den 17 früh um 4 Uhr trat ich meine neue Tagefahrt nachdem 10 Meilen entfernten Ulm an. Meine zwei Reisegefährten, deren Bekanntſchaft ich bald genug gemacht hatte, waren: ein Würtemberger, ein Hr. Kaufmann Mühleiſen aus Ehingen, und ein Neubayer aus Lichtenberg in der Nähe von Baireuth, Namens Rehfuß, der ſeiner Anſtellung in der Controlle, auf den Gütern des Fürſten von Thurn und Taxis, ſehnſüchtig entgegenreiſ'te. Beide Zahlenmänner gaben eben nicht viel Stoff zu intereſſanter Unterhaltung, auch laſtete die Hitze des Tages ziemlich drückend über uns. Zusmarshauſen, Burgau und Günzburg, waren die Hauptraſtpunkte unſerer Reiſe. Hinter dem letztern holte uns der Packwagen der Eilpoſt ein, und da in dem Cabriolet, welches ganz die Bequemlichkeit einer Halbchaiſe gewährt, ein bis zwei Paſſagiere mitreiſen können, heute aber nur der Conducteur ſeinen Sitz darin genommen hatte, ſo beſtellte ich bei dieſem ſogleich für mich einen Platz zur weitern Fahrt von Ulm aus. Hierzu bewog mich der Umſtand, ohne Nachtquartier zu machen, gleich weiter reiſen zu können, was für einen Blinden auf einer längern Reiſe den beſondern Vortheil hat, daß er nicht ſo oft genöthigt iſt, die ihm fremden Localitäten neuer Quartiere zu betreten, und den ihm vertrauten Conducteur auf längere Zeit zum Begleiter behält; auch bot mir die Wahl dieſer Reiſegelegenheit außer etwas geringerem Paſſagiergelde noch die große Annehmlichkeit dar, mich nicht wieder von meinem Koffer trennen zu dürfen, den ich, weil er ein kleiner Holzkoffer war, von Prag aus beſtändig mit dem Brancardwagen hatte vorausſenden müſſen, wobei ich denſelben nicht bloß jedesmal 1 — 2 Tage nach meiner Ankunft wieder erhielt, ſondern auch bei der Vorausſendung von Linz nach Freyſing die beſondere Unannehmlichkeit erfuhr, daß er mir trotz der beigefügten Declaration des Inhalts an der Zollinie auf der bayeriſchen Gränze von Amts wegen durch einen Schloſſer, der ſo ungeſchickt war, das eine etwas kunſtreiche von meinen beiden Vorlegeſchlößern nicht öffnen zu können, durch Herausreißen einer Haſpe, geradezu erbrochen und viſitirt

worden war, was meiner Ueberzeugung nach bei ſeiner Ankunft in Freyſing durch einen Steuerbeamten hätte geſchehen können; übrigens muß ich bemerken, daß er mir wohl verſchnürt und plombirt, und ohne auch nur eine Kleinigkeit des Inhalts zu vermiſſen, wieder zugekommen iſt, was mir immer noch lieber war, als wenn ich, wie es Hrn. Mühleiſen bei der Sendung ſeines Koffers von Ulm aus mit dem Schiffe nach Straubing begegnet war, meine Schlüſſel erſt wieder verſiegelt an das Zollamt hätte ſenden und die Ankunft einige Poſttage lang vergebens erwarten müſſen. Die immer wieder nöthige Adreſſirung des Koffers an den neuen Beſtimmungsort bei der Sendung mit der Poſt machte mir übrigens keine Beſchwerden, da ich ſchon zu Hauſe ein ſehr großes Stück dünne Pappe mit meiner Adreſſe auf den Deckel genagelt, und dadurch fortwährend noch Platz genug hatte, ſtatt der ausgeſtrichenen Beſtimmungsorte immer wieder einen neuen beifügen zu laſſen. Sehr angenehm war das Gefühl, unmittelbar vor Ulm die würtembergiſche Gränze bloß gegen Vorzeigung des Paſſes und ungehudelt in Hinſicht des Gepäcks paſſiren zu können.

Raſch ging es über die ſchöne neue Donaubrücke, und in Ulm ſogleich dem Poſthauſe zu, wo ich den ſchon beſtellten Platz bezahlte, meine Sachen übergab, und da ich noch ein Stündchen Friſt bis zur Abfahrt hatte, mich mit neuen Vorräthen von Doppelmopskarotten aus der Fabrik des Hrn. Kaufmann Weiß, den ich unterwegs zu Burgau beim Mittageſſen kennen gelernt hatte, verſah, auch überdieß noch ein blindes in Wien erzogenes Mädchen, die Tochter einer Brauerswittwe, beſuchte, um ihr durch mitgebrachte Grüße aus Wien Freude zu machen und mich von ihrem dermaligen Thun und Laſſen in Kenntniß zu ſetzen. Friederike N. (ihr Zuname iſt mir entſchwunden) war leider nicht zu Hauſe, ſondern mit Freundinnen in einen Garten gegangen; dieß überzeugte mich übrigens von der Verſicherung der Mutter, daß ihre blinde Tochter, da ſie keine Nahrungsſorgen, auch durch Muſik und häusliche Beſchäftigung, ſo wie durch Umgang

von Freundinnen, hinlängliche Zerſtreuung habe, ihre dunklen Tage froh verlebe.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Paſſirung der rauhen Alp. — Bis Göppingen und Gmünd.

Es war 9 Uhr, als ich Ulm verließ; ich fuhr allein mit dem Conducteur Schillhorn, einem ſeit dem Dienſtage zuvor erſt neugebacknen Ehemanne, den ſein Beruf zum erſtenmale aus den Armen ſeiner jungen Frau entführte. Bald hatten wir die ſteile Höhe des Frauenſteges am linken Ufer der Donau hinter uns, und fuhren immer weiter aufwärts, um die Höhe der rauhen Alp zu gewinnen. Schillhorn ging hinter dem Poſtwagen her, als plötzlich von einem Seitenwege herab ein ſchweres Fuhrwerk an uns vorüber geraſſelt kam, einige Minuten ſpäter rief Schillhorn: „du lieber Gott, wie wird es dem gehen,“ und jetzt erſt erfuhr ich, daß dem Führer jenes Frachtwagens der Hemm- oder Radſchuh ausgeſprungen war. Unſer guter Genius hatte ihn glücklich am Poſtwagen vorüber gelenkt, der ſeine aber bereitete ihm das noch größere Glück, auf einer tiefer liegenden flachern Stelle ſein Fuhrwerk zum Stehen zu bringen, ehe er wieder in die noch ſteilere Tiefe kam. So gelangten wir wahrhaft mit Gottes Beiſtand in der eilften Stunde nach Lutzhauſen. Hier nahmen wir, um den Muth zu erfriſchen und tapfer der ſchon ſtreng werdenden Nachtkühle auf den Bergen Trotzbieten zu können, ein Schöpple Wein, ich aber hörte zum erſtenmale von ſechs Männern an einem Tiſche neben mir ächt ſchwäbiſch plaudern; doch ich muß aufrichtig geſtehen, daß die ungeheure Breite der Mundart und die große Menge der Provincialismen meine Ohren ſo fremdartig berührten, daß ich kaum die Hälfte deſſen, was ich hörte, mir zu entziffern vermochte, und ich hätte, ohne Hebels allemanniſche Gedichte früher gehört zu haben, vielleicht noch weniger verſtanden. Ohne weitern Unfall gelangten wir von hier über Geißlingen nach Göppin-

gen, wo ich den Poſtwagen verlaſſen und mir für den Seitenweg nach Gmünd einen Einſpänner dingen mußte, den mir auch der Kellner der Paſſagierſtube bald und freundlich beſorgte. Nach zweiſtündigem Harren von 4 — 6 Uhr und eingenommenem Kaffee mit Rum konnte ich neu geſtärkt die vier Stunden weite Fahrt durch die einſamen Waldreviere des Hohenſtaufen antreten. Mein Kutſcher, ein ächter Schwabe von Sprache und Einfalt des Herzens und des Oberſtübchens, konnte durchaus nicht begreifen, warum er mir ſagen ſollte, wenn überhängende Aeſte kommen würden; daher ſah ich mich bald genöthigt, um nicht ohne Kopf nach Gmünd zu kommen, meinen Stock als beſte Sonde für den ganzen Weg vor mir in der Hand ſenkrecht zu halten, was mir in der That das Anſehen geben mochte, als wollte ich den Leibgärber oder Blaufärber gegen das Rückenfell meines intereſſanten Kutſchers ſpielen — eine Meinung, die er ſelbſt zu faſſen ſchien, da er ſich einigemale ſehr bedenklich umſah (eine Bewegung, die dem ſcharfhörenden Blinden nicht entgeht) und dann allemal ſeinen ohnedieß gut trabenden Gaul wiederholt kräftig mit der Peitſche begrüßte, damit ich ja keine Urſache zur Ungnade haben ſollte.

Gegen 9 Uhr hielt ich vor dem Hauſe der Taubſtummen und Blinden zu Gmünd, welches auch der würdige Stadtpfarrer Jäger, der Vorſteher beider Anſtalten, bewohnt, unter deſſen wirthlichem Dache ich nach wenigen Minuten freundſchaftliche Aufnahme fand. Schon durch den Geiſt ſeiner Schriften und durch Briefwechſel mit ihm bekannt, näherten wir uns jetzt perſönlich um ſo leichter, obwohl der Charakter dieſes achtbaren Mannes mehr ein ernſter und ſchweigſamer genannt werden möchte. Noch denſelben Vormittag wohnte ich dem Unterrichte der Blinden bei, der abgeſondert von dem für die Taubſtummen gegeben wird. Den nun folgenden Sonntag Vormittag erbaute mich in der Stadtpfarrkirche eine von Jäger gehaltene Predigt, nach Tiſche eben da die Kinderlehre und ein Beſuch des Aſyls für erwachſene Blinde. Noch näher lernte ich den Blinden-, wie auch den Taubſtummen-

unterricht und ſämmtliche vorhandene Lehrmittel während der zwei folgenden Tage kennen. Die hieſige Doppelanſtalt iſt in folgender Art entſtanden: im Jahr 1807 begann der nun verſtorbene katholiſche Dekan und Stadtpfarrer Krazer zu Gmünd den Unterricht von drei taubſtummen zu ſeiner Gemeinde gehörigen Kindern. Seine amtlichen Geſchäfte erlaubten ihm jedoch bald nicht mehr die Fortſetzung dieſes Unterrichts. Hierdurch bewogen, brachte er die Errichtung einer Taubſtummenanſtalt in Vorſchlag. Sein Antrag wurde höhern Orts genehmigt, und auf ſeine Empfehlung Leonhard Alle, der als Lehrer in einer deutſchen Schule in Gmünd angeſtellt war, nach Freyſing in Bayern geſchickt, um ſich in der dort befindlichen Taubſtummenanſtalt zum Taubſtummenlehrer zu bilden. Alle that dieß mit glücklichem Erfolg, und wurde nach ſeiner Zurückkunft als Taubſtummenlehrer mit einem Gehalt von 300 fl. angeſtellt. Doch beſtand die Anſtalt nur als Privatunternehmung unter Oberaufſicht des Staates, und erſt ſeit 1817, namentlich aber nach einem Beſuche des Königs, 1822, wurde mehr als bis dahin für ſie gethan. Sie erhielt ein eigenes Haus, und im Jahr 1823 durch das Miniſterium des Innern förmliche Statuten. Nach dieſen iſt es ihr Zweck eine Anzahl von Taubſtummen und Blinden zu erziehen, und zugleich als Muſteranſtalt zur Bildung von Taubſtummen- und Blindenlehrern zu dienen. Einige Jahre ſpäter wurde das frühere Gebäude der Anſtalt gegen das noch bequemere jetzige vertauſcht, und der geniale, aber kränklich gewordene Alle penſionirt. Der Staat verwendet gegenwärtig circa 5000 fl. auf die Anſtalt. Die Commiſſion für Erziehungshäuſer in Stuttgart, zuſammengeſetzt aus Mitgliedern des Miniſteriums, des evangeliſchen Conſiſtoriums und des katholiſchen Kirchenrathes, hat die Oberaufſicht; die nähere Aufſicht eine örtliche Commiſſion. Sie beſteht aus dem evangeliſchen und dem katholiſchen Stadtpfarrer, und dem jedesmaligen Oberamtmann zu Gmünd, dem die Caſſenverwaltung obliegt.

Seit Alle's Abtreten wurde das Amt des unmittelbaren

Vorſtehers von dem des Oberlehrers getrennt, und das erſtere dem Stadtpfarrer Jäger übertragen; auch wird der Religionsunterricht von den beiden Pfarrern den Taubſtummen und Blinden ihrer Confeſſion ertheilt. Bei dem übrigen Unterricht wird hauptſächlich nach den Grundſätzen und der Methode verfahren, die Jäger in ſeiner Anleitung für den Unterricht der Taubſtummen bereits öffentlich dargelegt hat, und von der binnen kurzem auch die vierte Abtheilung erſcheinen wird. Hr. Victor Auguſt Jäger iſt ein Würtemberger und geboren den 26 November 1794 zu Linſenhofen, daher ein Mann noch in ſeiner vollen Kraft. Als Oberlehrer für den Taubſtummenunterricht iſt angeſtellt Joſeph Roth, geboren zu Ellwangen den 8 März 1809. Als Unterlehrer ſind es Johann Rabel, geboren zu Owen den 13 Dec. 1806, und Friedrich Oswald, geboren zu Altdorf den 14 März 1809. Die Stelle des Hülfslehrers, in welche jedes Jahr ein anderer junger Schulmann berufen wird, verſah der erſt unlängſt angekommene Hr. Böhm, ein Ludwigsburger, geboren 1817 den 17 Januar. Ihm liegt faſt ausſchließlich der Blindenunterricht ob. Der Unterricht in weiblichen Arbeiten und die beſondere Aufſicht über die weiblichen Zöglinge iſt mit der Koſtreichung und der Beſorgung der häuslichen Geſchäfte der verwittweten Frau Pfarrer Hoffacker übertragen, welche ihre Tochter und einige Dienſtmädchen unterſtützen. Von letzterer wird aber auch nur die zugleich zur Mädchenaufſeherin beſtimmte Perſon von Staats wegen für das angewieſene Quantum von 80 fl. erhalten. Die Geſammtzahl der Zöglinge betrug 40, unter dieſen 19 taubſtumme Knaben und Jünglinge, 14 Mädchen, 6 blinde Knaben und 1 blindes Mädchen. Die Taubſtummen werden in drei Claſſen unterrichtet, und haben die zweite und dritte ein gemeinſchaftliches Lehrzimmer, was bei dem Nichthören dieſer Schuljugend ohne gegenſeitige Störung möglich iſt. Die Tonſprache herrſcht hier in und außer den Stunden, auch ſelbſt bei den Gebeten ſehr erfreulich vor, wovon ich mich durch mehrfache Unterhaltung mit einzelnen Zöglingen hinreichend überzeugt habe. Alle

Kinder verriethen den Geist friedlicher Lebendigkeit und hatten ein frohes, zutrauliches Wesen.

An Lehrmitteln fand ich für den Blindenunterricht zum Lesen: Buchstaben aus Holzstäben im vergrößerten Maßstabe, Setzkasten mit Klötzchen, zum Einschieben in Falzleisten, auf einem Brettchen. Die Buchstaben auf den Klötzen sind aufgeleimte Stachelschrift; gestochene Blätter und Bücher; zweierlei Maschinen zum Stechen, die eine mit einem Hebelarm zum Drucke auf die Typen versehen, und es läßt sich der Hebelarm auf einer eisernen Stange hin und her schieben. Die Stechbuchstaben sind theils aus Drath auf hölzerne Klötzchen eingesetzt, theils aus Eisen verfertigt; die letztern haben die Form des Buchstabens von außen und ein rundes Heft. Zum Schreiben, das die Behörde noch verlangt, sind die Buchstaben auf Brettchen vertieft eingeschnitten, auch auf Pappe mit Wiener Masse erhöht und groß geschrieben. Das Schreiben geschieht anfangs auf Schiefertafeln mit eingegrabenen Linien, später mit Bleistift auf einer Schreibrahme, wo die Linien durch aufgeleimte Bindfaden bezeichnet sind. Auch waren noch andere Schreibmaschinen vorräthig. Zur Naturbeschreibung sind Thiere aus Holz geschnitzt ohne Fußgestelle, ausgebälgte Vögel, einige Insecten, Muscheln und Mineralien, deßgleichen eine Samen- und Früchtesammlung. Zugleich mit zur Formlehre dient eine Sammlung von Holzklötzchen, Kugeln und Würfeln von verschiedenen Holzarten und Metallen, theils von gleicher, theils von verschiedener Größe. Zur eigentlichen Geometrie sind Figuren auf Papptafeln gestochen, und Körper aus Pappe verfertigt. Für die Geographie sind zwei kleine Globen halb erhöht und recht deutlich, so wie eine dreifache Karte von Würtemberg im Gebrauche. Die eine Karte von Würtemberg enthält alle 64 Oberämter (die Namen in den Raum eingestochen), eine zweite zeigt die vier Kreise und die Flüsse; die Gränzen sind hier gleichsam gestrichelt (was mir aber undeutlich erschien). Auf der dritten Karte sind nur die vier Kreise, und in denselben mit gestochener Schrift die Zahl der Oberämter, der Flächenraum,

die Einwohner, Städte, Marktflecken, Dörfer, Weiler, Höfe und Schlöſſer eines jeden angegeben. Andere Karten ſind nicht im Gebrauch. Zur Geſchichte ſind zwei Tabellen für die würtembergiſche und eine für die allgemeine Geſchichte vorhanden. Bilder aus Eiſenguß üben den Taſtſinn, eben ſo eine Sammlung verſchiedener Stoffe in einer Schachtel. Zum Rechnen dient die Saunderſon'ſche Rechentafel. An Handarbeiten betrieben die Blinden des Inſtituts das Strohzopfflechten und Teppichmachen aus dieſen, das Flechten von Winterſchuhen aus Tuchkanten, und das Mädchen die Strickerei. — Der Muſikunterricht, den Hr. Lehrer Oswald den Blinden ertheilt, beſteht für alle nur in der Unterweiſung auf dem Clavier, weil man hier, wie in Linz, durch den übrigen Inſtrumentalunterricht wandernde blinde Muſikanten zu bilden fürchtet, und dieß gern verhüten will. — Der Schulunterricht für die Blinden, welchem ich beiwohnte, wurde ſo gut ertheilt, als dieſes von einem nicht untüchtigen Lehrer, der aber erſt vor kurzem eingetreten und daher noch Neuling in ſeinem beſondern Fache iſt, nur möglich war. Die Blindenanſtalt iſt hier leider nur ein Anhängſel der Taubſtummenanſtalt, und wenn auch in ökonomiſcher und disciplinariſcher Beziehung die Vereinigung ſich nicht bloß rechtfertigen läßt, ſondern ſogar Vortheile gewährt, ſo kann dieſes doch keineswegs in Hinſicht des Unterrichtes behauptet werden, namentlich ſo lange jedes Jahr der Lehrer für die Blinden wechſelt, und ſo lange man genöthigt iſt die jungen Männer, welche hier den Taubſtummenunterricht erlernen ſollen, gleichſam für den Blindenunterricht zu mißbrauchen. Der würdige Jäger verkennt dieſes nachtheilige Verhältniß keineswegs und wünſcht ernſtlich, die Unterweiſung und Erziehung ſeiner Blinden einem Lehrer ausſchließlich und auf die Dauer übergeben zu können, wozu indeß neue Bewilligungen von Seite des Staates erforderlich ſind, ſo wie bei einer Vermehrung der Blinden der Raum wohl auch nicht zureichen würde. Das Gebäude von ſieben Fenſtern Front begreift ein Parterre und zwei Stockwerke, nebſt einem angebauten Flügel. Im Par

terre des Vordergebäudes (Hauptgebäudes) ſind: der Schlafſaal der Mädchen, die Wohnung der Oekonomin, die Wohnung eines Unterlehrers, das Arbeitszimmer, eine kleine Speiſekammer; im zweiten Stockwerke ſind die zwei Schulzimmer der Taubſtummen und das der Blinden, die Wohnung des Oberlehrers mit drei Zimmern; im obern Stock iſt die Wohnung des Vorſtehers mit ſechs Zimmern. Im Flügel (Hintergebäude), der unmittelbar an die evangeliſche Kirche ſtößt, ſind im Parterre: Küche, Speiſeſaal, Waſchhaus und ein kleines Zimmer, das die Koſtreicherin bewohnt; im mittleren Stock iſt der Schlafſaal der Knaben, die Küche des Oberlehrers; im obern Stock ſind zwei Krankenzimmer, eine Kleiderkammer, die Küche und Speiſekammer des Vorſtehers. Die Lagerſtätten ſind Heumatratzen nebſt Federkiſſen für den Kopf, und wollene Teppiche, in ein Leintuch eingeſchlagen, als Decke. Der Hülfslehrer ſchläft bei den Knaben, ein Dienſtmädchen, zugleich Gehülfin beim Arbeitsunterricht, ſchläft bei den Mädchen. — Zu Körperübungen ſind in dem Hofe für Taubſtumme und Blinde: ein Regg, eine Barre, ein Kletterbalken und eine Schaukel angebracht. Die Kleidung beſteht bei den Knaben aus grünem Tuche für den Winter, aus Leinwandhoſen und Wämſern für den Sommer; bei den Mädchen aus baumwollenen Zeugen, im Winter ebenfalls aus einer Tuchkleidung.

Die Koſten auf Verpflegung und Bekleidung belaufen ſich für einen Blinden, wie für einen Taubſtummen, jährlich nur auf 115 — 120 fl., und es wird von hier aus die Bekleidung der Taubſtummen, die ſich in der mit dem evangeliſchen Schullehrerſeminar zu Eßlingen verbundenen Tochteranſtalt befinden, mit beſorgt. Der Vorſteher wie der Oberlehrer genießen jeder nur 450 fl. Gehalt, die beiden Unterlehrer circa 250 fl., die Oekonomin und Arbeitslehrerin 200 fl. und der Hülfslehrer 130 fl. Man erkennt hieraus den Geiſt möglichſter Sparſamkeit, der übrigens, ſo weit ich Kenntniß davon nehmen konnte, in allen Zweigen der würtembergiſchen Verwaltung vorherrſcht, und den ich in ähnlicher Art nur im Weimarſchen wieder gefunden habe.

Das Blindenasyl. Der Urheber dieſes Werkes chriſtlicher Milde iſt der treffliche Jäger. Gnadengeſchenke Ihrer Majeſtäten des Königs und der Königin von 800 fl., aus Staatscaſſen 1000 fl., andere wohlthätige Spenden, und namentlich der Ertrag einer Kirchencollecte, ergaben bis jetzt die Summe von 12,000 fl., wodurch der Ankauf und die Einrichtung des obenangeführten Gebäudes mit zugehörigen Grundſtücken an Baumgärten und Wieſen möglich wurde. Das kleine noch vorhandene Capital von 6000 fl. nebſt dem Pachtzinſe gewähren jährlich den nöthigen Ertrag für Beheizung, Bedienung und Unterricht, und einige Gratiale an Blinde, die noch nicht das Nöthige verdienen können. Uebergeben Angehörige, oder eine Gemeine, dieſer Verſorgungs- und Beſchäftigungsanſtalt eine blinde Perſon, ſo haben ſie auf ſo lange für deren Unterhalt zu ſorgen, bis dieſelbe ſich etwas erwerben kann. Jährlich betragen die ungefähren Unterhaltungskoſten 80 fl. Die Geſchlechter ſind geſondert, die Kleidung beſchafft jeder ſelbſt. Wer durch Zahlung oder Erwerb ſich ganz erhält, kann, wenn er will, jederzeit wieder austreten; Blinde, die Zuſchüſſe aus dem Fonds erhalten, müſſen dieſe, wenn ſie austreten, wieder erſtatten. Bei dem Ableben im Aſyle fällt dieſem der Nachlaß zu. Auch Ausländer werden aufgenommen. Für den Abſatz der Arbeiten wird durch Commiſſionslager in verſchiedenen Orten geſorgt, weil Gmünd ſelbſt zu klein iſt. Jägers Bemühen iſt deßhalb dahin gerichtet, einige Tauſend Landeseinwohner zu vermögen, daß jeder, in ſo weit er die Waaren der Blinden brauchen kann, ſich jährlich zu einer beſtimmten Abnahme im Werthe von einem oder einigen Gulden erklären ſoll, wodurch ein fortwährender Abſatz und eine ununterbrochene Beſchäftigung, ſo wie die Selbſternährung ſehr vieler Blinden möglich werden wird. Eine Verlegung des Aſyls nach Stuttgart, welche der biedere Jäger ernſtlich erſtrebt, wird ſicher ebenfalls günſtig zur ferneren Erweiterung und feſtern Begründung der ganzen ſehr löblichen Stiftung mitwirken. Von den angeführten Arbeiten habe ich das Haftel- oder Häftel- und Schlin-

genmachen aus Drath zur weiblichen Kleidung, als eine mir neue Arbeit, von der erblindeten Sophie Sauter erlernt, sie fertigt täglich 2 — 300 Haftel und eben so viel Schlingen, wodurch sie 10 — 12 kr. erwirbt. Zu den Bürsten liefern die Züchtlinge des nahen Strafhauses die gebohrten Brettchen; ein Tischler besorgt bei den feinern Bürsten die Politur für einen billigen Preis. Das Einziehen der Borsten geschieht von den Blinden. Alle übrigen Arbeiten machen sie ohne besondere Beihülfe. Recht geschickte Arbeiter waren die Erblindeten Geiger und Leible. Auch eines Blinden, der nicht in der Versorgungsanstalt, sondern bei seinen Eltern lebt, und seine Erziehung der königl. Erziehungsanstalt verdankt, muß ich hier gedenken.

Leopold Kraft, ein ansprechender junger Mann, dessen Haupterwerbszweig das Clavierstimmen ist, hat sich auch als Dichter versucht, und unter dem Titel: „Gedichte eines Blinden," herausgegeben und seinen Freunden und Gönnern gewidmet von Leopold Kraft" (108 S. 8.) seine Lieder und sonstigen Leistungen drucken lassen. Die gelungensten unter diesen sind die im Geiste der Kirchenlieder gehaltenen. An mir und andern Blinden glaube ich die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Phantasie des Nichtsehenden zu wenig Stoff von außen empfängt, um einen vielseitigen dichterischen Aufschwung zu nehmen. Dem Sehenden wird es leicht, durch häufige Anschauung von verschiedenen Personen, Trachten, Sitten, anziehenden Gebäuden und Gegenden, mittelst bloßer Charakteristik und Beschreibung derselben, schon eine große Mannichfaltigkeit in seine Darstellungen zu bringen, während der Blinde hauptsächlich nur auf das Physische angewiesen ist. Das meiste Dichtertalent unter den jetzt lebenden Blinden scheint mir Johann Friedrich Richard in Hamburg in seinen „Klängen durch die Nacht" (1830) und seinen „Nachtfaltern" (1832) zu bekunden. Auch die „Lieder des blinden Constantin Möllmann, Essen 1823," enthalten Gutes und Schönes. Bedauern muß ich jedoch, daß Kraft auf den Einfall gerathen ist, als Clavierstimmer ein Wanderleben

im Würtembergiſchen zu beginnen, und dabei ſeine Gedichte für 24 kr. ſelbſt zu Markte zu tragen. Faſt fürchte ich, der ſonſt wackere junge Mann überſchätzt ſein Talent, wozu Blinde leicht verleitet werden können durch das unmäßige und unvorſichtige Lob, das Sehende in der Regel jedem Blinden ſpenden, der Kopf und Hand nur einigermaßen rühren kann. Bei allgemeinerer Ausbildung aller Blinden wird dieß allmählich aufhören, und man wird vielmehr jedem Blinden zurufen: Lerne etwas Nützliches für dich und Andere, ſo ſollſt du uns willkommen ſeyn als Glied in Familie und Gemeinde. Die Zahl aller Taubſtummen im Königreiche Würtemberg beträgt 1200, dieß gibt bei 1,500,000 Einwohnern 1 Taubſtummen unter 1250 Bewohnern, was mit dem Ergebniſſe der Zählung in Preußen ziemlich ſtimmt. Blinde ſollen dagegen nach Jägers Verſicherung im Würtembergiſchen nur 300, und unter dieſen bloß 63 im bildungsfähigen Alter vorgefunden worden ſeyn, wornach auf 4000 Bewohner nur Ein Blinder käme. So gern ich dieſen günſtigen Umſtand glauben möchte, fühle ich mich doch bewogen, ihn zu bezweifeln, da nach der Beobachtung des gleich näher anzuführenden Hrn. Wagner zu Stuttgart in einigen Gegenden faſt immer auf zwei Landgemeinden ein Blinder kommt — ungefähr 1 auf 1500 Bewohner. *) — Ueber die Gmünder Anſtalt ſind

*) Vielleicht verhält es ſich mit dieſer würtembergiſchen Zählung der Blinden und Taubſtummen im Lande wie mit derjenigen, welche im Königreiche Sachſen im Dec. des Jahres 1834 ſtattgefunden hat, welche alle Taubſtummen, von den Blinden aber nur die Blindgebornen in ſich begreift. Sie lieferte folgendes Reſultat:

Königreich Sachſen.	Zahl aller Einwohner.	Blindgeborne			Taubſtumme		
		m.	w.	Summe	m.	w.	Summe
In den Städten	508473	78	57	135	179	121	300
Auf dem Lande	1071897	98	91	189	375	334	709
Zum Militair geh.	15298	—	—	—	—	1	1
Summa	1595668	176	148	324	555	455	1010

(Entnommen aus den Nachrichten des ſtatiſtiſchen Vereins zu Dresden S. 38 und 39.)

folgende Schriften nachzulesen: 1) Bericht über die kö-
nigliche Taubstummen- und Blindenunterrichtsanstalt zu
Gmünd 1828; 2) Bericht über die königl. würtembergische
Taubstummen- und Blindenanstalt zu Gmünd 1827 — 1830.
Erster Bericht über das am 1 Januar 1832 eröffnete Blinden-
asyl, Gmünd 1833, und zweiter Bericht über das Blinden-
asyl zu Schwäb. Gmünd 1834 und „Statuten der zu Gmünd
errichteten Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für er-
wachsene Blinde 1832."

Gmünd, das 5000 Seelen zählt, war bis in den An-
fang des 19ten Jahrhunderts eine freie Reichsstadt, was
seine ältern Bürger noch nicht vergessen können. Der Haupt-
nahrungszweig derselben, die Verfertigung von ächtem und
unächtem Geschmeide und anderer Waaren aus Gold und Sil-
ber, worin Schwäbisch Gmünd schon einen alten Ruf be-
sitzt, ist noch heute ziemlich in Blüthe.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Fahrt nach Stuttgart und Aufenthalt daselbst.

Ich verließ diese Station meiner Wanderung am Dienstage
gegen Abend auf dem Fuhrwerk und in Gesellschaft einer acht-
baren schon 63 Jahr alten Matrone, der Wittwe eines Dr.
juris, die sich dermalen spärlich, doch ehrlich von einem Han-
del mit Gesundbrunnenwasser nährt, und eben im Begriff war,
neue Vorräthe aus Kannstadt zu holen. Unsere nächtliche
Fahrt von zehn Stunden Weite ging über den Marktflecken
Lorch und die Städtchen Schorndorf und Waiblingen nach
dem Bade und Brunnenorte Kannstadt, den wir ohne weitere
Abenteuer früh um 4 Uhr erreichten. Im Föhnerschen
Bade nahm ich Kaffee und ein Glas Mineralwasser zu mir.
Das letztere war von etwas dintenartigem Geschmack und
ziemlicher Schwere für den Magen, kam mir wenigstens nicht
sehr gehaltreich vor. Bald erschien ein von der andern Seite

der Neckarbrücke für mich herbeigerufener Fiaker, um mich vollends in die nur noch 1 Stunde entfernte Hauptstadt zu befördern, nach welcher hin der genußreichste Weg für den Sehenden an dem Saum eines Parkes entlang führt, der sich zwischen der Kannstadter und Ludwigsburger Straße bis dicht vor Würtembergs Hauptstadt ausbreitet. Mein Wagenführer bemerkte auf mein Begehren im König von England absteigen zu wollen, gar verständig und gutmüthig: „Sie werden in diesem Hause, wo oft in einer Stunde mehrere Extraposten ankommen, nicht so aufmerksam bedient werden können, als es für Sie nothwendig ist.“ Er schlug mir hierauf den römischen König vor, und da er mir versicherte, daß die Wohnung des Hrn. Lehrer Wagner, nach der ich ihn fragte, gar nicht weit von da sey, so lief ich ohne Bedenken in den bezeichneten Hafen ein, wo auch wirklich die Zuvorkommenheit der Bedienung so groß war, daß sie mir bald lästig zu werden begann, weil ich das Auspacken meines Koffers am liebsten allein verrichte und hierzu wie zum Einpacken keiner Hülfe bedarf. Indeß würde ich mir selbst ungerecht erscheinen, wenn ich nicht bemerken wollte, daß der Gastgeber mir am folgenden Tage die Preise aller Lebensmittel in Stuttgart mit großer Zuvorkommenheit notirt und mir selbst für zwei Tage Aufenthalt und Zehrung nur 2 fl. 6kr. liquidirt hat.

Mein erstes Geschäft war, Hrn. Wagner aufzusuchen, der einer Privatlehranstalt für Mädchen vorsteht, und neben diesem Geschäft schon seit mehreren Jahren auch Blinde unterrichtet. Doch erst am Nachmittage lernte ich den wackern Mann kennen, da der Ferien wegen alle Schüler und er selbst abwesend waren. Es sey mir vergönnt, über ihn und seine Wirksamkeit, von der ich selbst erst nach meiner Ankunft in Gmünd Kenntniß erhielt, hier sogleich das Nähere beizufügen: Hr. Gottlieb Friedrich Wagner, geboren zu Vissingen an der Enz, Oberamts Ludwigsburg, im Königreich Würtemberg, den 1 Mai 1802, war zweiter evangelischer Lehrer an einer öffentlichen Schule zu Stuttgart, als er im Jahr 1827

veranlaßt wurde, einen jüngern Blinden von da zu unterrichten. Anfangs bezog ſich dieſer Unterricht bloß auf Weckung und Belebung des ſittlich religiöſen Gefühls, auf Kopfrechnen und Verſtandesbildung überhaupt. Aufmerkſam aber gemacht durch einige dieſe Gegenſtände betreffende Schriften entſchloß er ſich, nicht nur die Blinden-, ſondern auch die Taubſtummen-Bildung eigentlich zu ſtudiren, und beſuchte zum Behufe weiterer Ausbildung in dieſem Fache, mit einiger Unterſtützung vom Stuttgarter Stiftungsrathe, die Taubſtummen- und Blindenanſtalt in Gmünd. Des Königs Majeſtät kam ſeinem Streben huldreichſt entgegen, und bewilligte aus der Oberhofcaſſe die Anſchaffung des nöthigen Unterrichtsapparates. Auch gelang es Hrn. Wagner bald auf das an ihn ergangene Anſuchen, mehrere auswärtige Blinde zu Stuttgart in Koſt und Wohnung unterzubringen und durch milde Beiträge die Auslage zu beſtreiten. Einige Zeit benutzten die neun blinden Kinder den gewöhnlichen Schulunterricht als Zuhörer, ſo gut es gehen mochte und beſuchten außerdem eine Arbeitsanſtalt, um ſich daſelbſt in Handarbeiten zu üben. Nach den gewöhnlichen Schulſtunden gab ihnen Wagner den beſondern Unterricht, deſſen Blinde bedürfen. Da er aber fand, daß dieſes unzureichend ſey, ſo beſuchen die Kinder jetzt ſeit zwei Jahren nicht mehr den für ſehende Kinder beſtimmten Unterricht, ſondern er ertheilte ihnen einen beſondern täglich durch 5 Stunden, gab den Kindern eine beſondere Arbeitslehrerin im Stricken und Spinnen durch vier Stunden täglich, und nahm ſie, um dem läſtigen und verderblichen Wechſel der Koſthäuſer vorzubeugen, ſelbſt in die Koſt. Ein halbes Jahr beſorgte die Koſtreichung eine Haushälterin, ſeit einem Jahre ſeine Frau, eine Tochter des Hofſporers Deiß. Wagner drang nun darauf, ſeine Anſtalt zu erweitern, weil er ſich doch einmal dieſen Unglücklichen widmen wollte, und des Königs Majeſtät bewilligten zu dem Ende ein Gratial von jährlich 100 fl.; Ihre Majeſtät die Königin 40 fl.; das königl. Miniſterium des Innern 100 fl.; die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins 50 fl.; das

Publicum, größtentheils aus Stuttgart, gab ebenfalls Beiträge. — Die königl. Commission für die Erziehungshäuser und das Stadtdekanat hat die Obhut. Die Lehrgegenstände sind wie in Gmünd, so auch die Lehrmittel, doch hat Wagner sich eine eigene Stechmaschine eingerichtet, und ertheilt den Gesangunterricht nach erhöhten Ziffern. (Die Tacttheile werden wie bei den Sehenden mit Strichen, natürlich fühlbar, bezeichnet; wenn ein Ton länger ausgehalten werden soll, z. B. noch einmal so lang, so wird er mit einem Punkt hinter der Zahl, und eine Pause mit einer oder zwei Nullen bemerklich gemacht; Achtel werden durch zwei Striche angedeutet u. s. w.) Bis jetzt sind die Kosten für ein Kind jährlich mit 80—90 fl. bestritten worden. Eine dem Hrn. Wagner neuerdings bewilligte Collecte hatte während meiner Anwesenheit bereits über 700 fl. in einem einzigen Viertel Stuttgarts eingebracht, und gibt daher gegründete Hoffnung zur Sammlung eines kleinen Capitals. Mehr als Eine Stiftung Würtembergs verdankt Entstehen und Bestehen lediglich dem Wohlthätigkeitssinn der Landesbewohner, der hier eben so rege als in Schlesien ist.

Von Wagners Zöglingen, die der Ferien wegen sämmtlich nach Hause gereis't waren, lernte ich nun den schon seit drei Jahren entlassenen zu höherer Ausbildung im Flügelspiele gelangten 16jährigen Haag kennen, dessen Vater eine kleine Hofbedienung hat. Der junge Mensch hat sich auf seinem Instrumente bereits in Stuttgart und Karlsruhe hören lassen, und besitzt einen ziemlich lebhaften Charakter.

Hr. Wagner ist es, dem Hr. Stadtpfarrer Jäger zu Gmünd die fernere Leitung sowohl der königl. Blindenerziehungsanstalt, als auch des von ihm gestifteten Blindenasyls zu übergeben, und deßhalb beide Institute nach Stuttgart zu verpflanzen wünschte. Hoffentlich werden die deßhalb angeknüpften Unterhandlungen recht bald zu näherer Entscheidung gedeihen. (Vergl. Schwäb. Merkur. 1835, den 12 März, Nro. 70. S. 272: Stuttgart.) (Zweiter Rechenschaftsbericht über die von dem Privatlehrer Wagner in Kost

und Unterricht aufgenommenen Blinden vom 1 Jan. 1833 bis 31 Dec. 1834.)

Von nicht geringerem geiſtigem und gemüthlichem Intereſſe als die Entdeckung einer neuen Blindenanſtalt, war für mich das Auffinden des Dr. Wolfgang Menzel. Schon vor 20 Jahren ſtanden wir zu Breslau in freundſchaftlicher Berührung. Seitdem lernte ich die verehrungswürdige Mutter dieſes Gelehrten und ſeinen Stiefvater, den Wirthſchaftsrath Elsner, näher kennen und hochſchätzen. Das herzliche und unverkennbare Intereſſe für die Sache des Blindenwohls, welches der gemüthliche Menzel mir bewies, erhöhte für mich das Genußreiche zweier Abende, die ich in ſeinem Umgang und in dem ſeiner liebenswürdigen Gattin (einer gebornen Bilfinger aus Kannſtadt) verlebte. Auch die Bekanntſchaft des biedern Organiſten Kocher wurde mir in Menzels Hauſe zu Theil. Das kleine Eden um dieſes Haus war unſer Lagerplatz am Abend meiner Abreiſe. Lieblich ſäuſelte der Wind durch die Blätter der Laube, doch des Abends wachſende Kühle verſcheuchte würtembergiſcher Champagner — (dieſer Champagner, beſonders der Eßlinger, ſteht in keiner Art dem franzöſiſchen nach, koſtet übrigens nur halb ſo viel als dieſer; auch die andern würtembergiſchen Weine haben mir ungemein zugeſagt, deſtoweniger aber das Waſſer; es verurſachte mir in Stuttgart zweimal Uebelkeit und Diarrhöe, und ich konnte im Allgemeinen wenig Unterſchied von dem Kannſtadter Säuerling bemerken, woraus ich auf eine überwiegende kalkige Beſchaffenheit des Bodens ſchließen muß, die ſich erſt acht Meilen von Stuttgart weſtlich zu vermindern ſcheint) — mir dargeboten in dem ſilbernen Ehrenpocale der dem Freunde als ſtändiſchem Deputirten von Bahlingens Bürgern für die freiſinnige Verfechtung ihrer Intereſſen in dankbarer Erinnerung überreicht worden war. Was Wunder, daß ich ungern den Eilwagen beſtieg, der mich um 9 Uhr raſch der zum erſtenmale betretenen Königsſtadt wieder entführte.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Reiſe von Stuttgart über Illingen nach Bretten. — Geſpräche mit meinem Kutſcher über Auswanderungen der Würtemberger, mit dem Dekan Sabel, über kirchliche Anſichten. — Schule zu Diedelsheim. — Sterns Methode, ſo wie Ankunft und erſte Begegniſſe in Bruchſal.

Die Nacht iſt der Anknüpfung neuer Bekanntſchaften auf dem Poſtwagen nicht günſtig. Von Angeſicht zu Angeſicht wollen ſich die Lichtmenſchen kennen lernen, und ſo kam ich denn, ohne ſonderlich nähere Kenntniß von meiner zur Hälfte ſchlafenden Reiſegeſellſchaft gewonnen oder auch nur geſucht zu haben, über Schwieberdingen und Vaihingen nach Illingen.

Wie in Göppingen, war ich auch hier genöthigt einen Einſpänner zu dingen, um auf dem kürzern Seitenwege gen Bruchſal zu kommen. Abermals ein Schwabe, dachte ich, als ich den Wagen beſtieg, wie wird es gehen? Allein ich hatte mich geirrt; es ging beſſer, als ich dachte. Mein Roßlenker Kohler war der Sohn eines Fuhrwerksbeſitzers und nebenbei ein ganz vernünftiger Geſelle, der, wie Herr Urian, ſich in der Welt ſchon trefflich umgethan, und im Dienſte eines franzöſiſchen Blutegelhändlers nach Paris und Ungarn und noch weiter gekommen war. Bald erzählte er mir von einem Blinden zu Illingen, den ſein liederlicher Vater zum Betteln gemißbraucht und dabei den Magiſtrat um Almoſen angeſprochen habe. Dieſe Stadt-

behörde, davon in Kenntniß geſetzt, daß der Blinde immer für den Glöckner das Läuten der Thurmglocke beſorge, habe ihm deßhalb für das Läuten eine kleine Einnahme beſtimmt, für das Nichtsthun aber nichts. Die leibliche Mutter meines Vetturino's hatte zu der Religionspartei der Separatiſten gehört; ſie beſaß ſo viel religiöſe Schwärmerei, daß ſie die Kinder durchaus nicht in die Schule ſchicken wollte, und als ſie darüber mit dem Vater zerfiel, endlich ſogar dieſen und ihre Kinder verließ, um mit einer Schaar von wunderlichen Heiligen ihres Gelichters nach Nordamerica zu wandern, wo ſie erſt vor kurzem bei dem Ueberſchreiten eines großen Stromes, auf einem ſchmalen und ſchwankenden Stege, ihr feuchtes Grab in den Wellen gefunden. Was ich nun ferner über die Auswanderungsluſt ſeiner Landsleute mit meinem Kohler ſprach, beſtätigte mir vollkommen die ſchon einigemal von unterrichteteren Perſonen gehörte Behauptung: „daß in ſehr vielen Fällen keineswegs Noth, ſondern vielmehr die Schwierigkeit, bei der dichten Bevölkerung des Landes ſich eigenen Grund und Boden verſchaffen zu können, die Urſache der Auswanderung ſey, während Andere die Hoffnung reizt, im weniger bevölkerten Auslande ſich durch Fleiß ein glücklicheres Loos als daheim erringen zu können.“ Noth, im ſtrengſten Sinne des Worts, ſcheint nicht im Würtembergiſchen zu herrſchen; man lebt vielmehr wohlfeil und gut, und wenn nicht, wie in einzelnen Fällen, religiöſe Anſichten die Menſchen fortlocken, ſo iſt es wohl im Ganzen mehr der Geiſt der Induſtrie, der einen minder beſchränkten Spielraum für ſeine Regſamkeit ſucht und der Mangel an richtiger Kenntniß vom Auslande, das man zur neuen Heimath wählt, und die man betreten zu haben ſpäter oft bitter beſeufzt.

Wir paſſirten das Städtchen Maulbronn, wo in der Thaltiefe noch die ſchöne Kirche des vormals hier geweſenen Kloſters ſteht, dann aber einen Seitenweg über die Berge, und, ohne auch nur angehalten zu werden, die badenſche Gränze. So erreichten wir das kleine Städtchen Bretten,

den Geburtsort Melanchthons. Der wackere Gaul begehrte leibliches Futter, ich aber geiſtiges. Ich ſuchte und fand es im Hauſe des würdigen Dekans Sabel. Meine Erkundigungen über den Vorſteher der Blindenanſtalt in Bruchſal fielen um ſo befriedigender aus, da Hr. Dekan Sabel ganz unbeſtochen mich nur nach Hrn. Müllers allgemein gutem Rufe beſcheiden konnte. Zu meiner großen Freude erfuhr ich hier, daß der liebevolle Superintendent Katz, der mir im Jahr 1808 zu Mannheim die Symbole des heiligen Leibes und Blutes zum erſtenmale reichte, noch lebe, und die Würde eines großherzoglichen Kirchenrathes in Karlsruhe bekleide. Die religiöſen Vorfälle in Schleſien wurden, wie natürlich, ebenfalls der Gegenſtand unſeres Geſpräches. Im Badiſchen hat die Einführung eines neuen Katechismus die Folge gehabt, daß ſieben Gemeinden mit ihren Seelſorgern, unter denen ſich die früher katholiſch geweſene zu Mühlheim mit ihrem Pfarrer befindet, die Annahme verweigerten. Die geiſtliche Synode verlangte Strenge, welche aber die Regierung ablehnte, in der Hoffnung, die Zeit und das endliche Ableben der wortführenden Geiſtlichen werde ſicher die Widerſetzlichkeit jener Gemeinen beſiegen; noch war dies indeß bei keiner erfolgt. Profeſſor Sterns (eines bei dem evangeliſchen Schullehrer-Seminar zu Karlsruhe angeſtellten Lehrers) neue Unterrichtsmethode für das Volksſchulweſen ward mir ungemein geprieſen, und die Schule in dem nur ½ Stunde von hier auf dem Wege gelegenen Diedelsheim als eine Muſterſchule für dieſe Lehrweiſe in der hieſigen Gegend genannt. Ich konnte daher, da es noch nicht 11 Uhr war, als ich Bretten verließ, um meinen Weg auf der unvergleichlich ſchönen Kunſtſtraße (die Wege ſind mir in Süddeutſchland im Durchſchnitt beſſer erſchienen als bei uns) weiter zu verfolgen, dem Wunſche unmöglich widerſtehen, mir ein Pröbchen jener Methode bei Hrn. Schullehrer Ernſt in Diedelsheim zu erbitten. Gefällig, wie ſeine Frau, die Tochter einer franzöſiſchen Colonie jener Gegend, die mich als geſchäftige Martha mit Brod und

Rebensaft vom eignen Gewächs erlabte, kam er mir bereitwillig entgegen, und versammelte, weil eben Ernteferien waren, schnell ein Dutzend in der Nähe herumhüpfende Böcklein und Schäfchen seiner Heerde. Gar lustig und munter wurden mir nun die Hellaute des ABC's singend nach den Stufen des Dreiklanges, und die Mitlaute nach der organischen Eintheilung in Zahn-, Zungen-, Lippen-, Gaumen- und Schnurrlauter u. s. w. vorgetragen, auch Uebungen im wirklichen Gesange, dem Rechnen, Buchstabiren und Lesen gemacht und Auswendiggelerntes recht richtig und deutlich vorgetragen, bei welchem Allem mir der Zweck dieser Methode vorzüglich dahin zu gehen schien: die Kinder sollen nichts lernen, was sie nicht verstehen, und sich stets an eine deutliche und richtige Aussprache gewöhnen; nur die singende Behandlung beim Erlernen der Sprachlaute war mir gänzlich neu; die vielen technischen Kenntnisse aber, welche bei dem ganzen übrigen Unterrichte mit eingeflochten wurden, erfreuten mich ungemein, indem ich die feste Ueberzeugung hege, daß der Unterricht der Gewerbskunde wesentlich in alle Volksschulen gehört. Er wird, wenn er auch nur in einer verständigen und nicht allzudürftigen Uebersicht aller menschlichen Thätigkeiten besteht, immerhin mehr Segen über das Volk verbreiten, als dieß ein Unterricht in der Geschichte je vermag. Durch sie werden Kinder und Jünglinge nur bekannt mit dem ehr- und habsüchtigen Treiben der Menschen, ihren oft nur zu zügellosen Leidenschaften und Bestrebungen und den Schätzen der Welt, ja meistdin nur durch sie, eben so gut wie durch Romane, aus dem Frieden ihrer Einfachheit und zu hochfliegenden Planen fortgerissen, auch nur durch sie zu räsonnirenden Weltverbesserern gebildet, weil die Speise zu schwer und der handwerksmäßige Koch zu unverständig ist, um sie verdaulich und gedeihlich zu bereiten. Der Handwerkskunde voran müssen nothwendig die Naturkenntnisse schreiten, und diesen zur Seite ein den Verstand und den Ausdruck der Rede fürs Leben veredelnder Sprachunterricht, den das Einführen in den Tempel schuldloser

Poesien am sichersten und nachhaltigsten erzielen wird. Es thut wahrlich Noth, einen Unflath von unsittlichen und unsinnigen Liedern aus den Köpfen des Volkes zu vertilgen und etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Herrlichen und unerschöpflichen Stoff bieten Natur und Geschichte; denn auch der Erkenntnißbaum der letztern soll keineswegs, wie es nach dem oben Geäußerten scheinen möchte, in dem Garten der Volksschulen fehlen, sondern es soll derselbe neben dem Lebensbaum der Religion nur nicht der einzige frachttragende seyn, weil er sonst nur zu leicht zum Baume der Verführung wird. Doch ich will versuchen, mich in Kürze noch deutlicher hier auszusprechen. Es sind mir Waisenhäuser vorgekommen, in denen ausser dem formellen und formell betriebenen Unterrichte im Lesen, Schreiben und Rechnen nur noch Religion und Weltgeschichte zu den Lehrgegenständen gehören, durch welche man hier einer Anzahl von den Aermsten aus dem Volke die wahre praktische Lebensbildung zu gewähren glaubt. Ist dieß wohl möglich? Ist hier von einer harmonischen Ausbildung aller Kräfte und aller Fächer, auch nur des elementaren Wissens, wahrhaft die Rede? Wird die Geschichte mit allen ihren Reizen für die Phantasie der Jugend nicht sogar der ernstern Religion von dem Kinde vorgezogen werden, während Seele und Sinne verschlossen bleiben gegen die reiche Offenbarung Gottes in der Natur, und die Ohren taub gegen den mahnenden Zuruf der heiligen Schrift: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen?" Es wird genügen, wenn der Zögling der Volksschule weiß, welche Völker betraten nach einander den Schauplatz der Erde; wann trafen die großen Wendepunkte für die Fortbildung des Geschlechts (Christenthum, Völkerwanderung, Kreuzzüge, Reformation u. s. w.); wer waren die Männer, die wahrhaft Großes gethan; vor allem aber, wer allein vermag die Schicksale der Völker, wie die Herzen der einzelnen Menschen, zu lenken. Mathematisches und technisches Wissen wird schwerlich jemals Volksrevolutionen erzeugen, wohl aber die materiellen Interessen des Volks befördern.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21460 / 079

Ueber Sterns hier nur berührte Unterrichtsweise werden folgende Schriften dem Schulmanne nähere Auskunft geben: 1) Lehrgang des Lautirunterrichts in Verbindung mit dem Schreiben. 2) Freie Sprech- und Aufschreibe-Uebungen als Vorbereitung zur Entwicklung des Redevermögens und der Aufsatzbildung. 3) Begründung, Unterscheidung und Uebung der ersten und wesentlichsten Sprachbegriffe, als Vorschule zur deutschen Sprachformlehre. 4) Deutsche Formen- und Satzlehre. 5) Lehrgang des Rechnenunterrichts nach geistbildenden Grundsätzen, sämmtlich von P. Stern selbst verfaßt und zu Karlsruhe in der Müllerschen Hofbuchhandlung erschienen.

Ueber Stern selbst, dessen persönliche Bekanntschaft nicht machen zu können ich damals noch ungemein bedauerte, hörte ich auf meiner weitern Reise, durch einen Mann von vieler Klarheit und Wahrheit, wie dieser Volkslehrer leider seit einiger Zeit sich so sehr zum Mysticismus unserer Tage hinneige, daß er schon mehr als Einmal Geistererscheinungen gehabt zu haben behaupte; auch daß er früher dem Mosaischen Bekenntniß angehört habe, was mich aufs neue in der Ansicht bestärkt hat, daß für das Cultusministerium eines Staates keine Wahl schwieriger sey, als die der Lehrer und besonders der Dirigenten für die Seminarien der Volkslehrer. Professoren auf Universitäten gewinnen selten durch ihre Vorträge einen so entschiedenen Einfluß auf den Charakter und die Richtung ihrer Zuhörer, als dieß durch Beispiel, Grundsätze und Kenntnisse bei den Angestellten an Volksschullehrerseminarien der Fall ist, wobei die Tugenden und Fehler der letztern sich in wenigen Jahrzehnten auf Hunderte von Volksbildnern, und von diesen wieder auf gleich viele Hunderte von Volksgliedern selbst übertragen, sonach fast in geometrischer Progression über ganze Provinzen verbreiten können. Reinheit des Charakters, wohlwollendes und edelsinniges Benehmen, so wie Klarheit und Gründlichkeit des Wissens und des Mittheilens, sollte man deßhalb am strengsten von jedem Lehrer, am meisten aber von dem Vorsteher

der Pflanzschulen von Volksbildnern fordern. Doch zurück zur letzten Meile meiner Reise! — Mein Besuch bei dem geistlichen Herrn in Bretten, das artige Benehmen des Lehrers zu Diedelsheim gegen mich, meine zum Theil schwarze Kleidung und vielleicht auch ein gewisser Ernst in meinem Wesen, der schon seit Illingen mein Begleiter war, hatten meinen guten Kutscher auf den Gedanken gebracht, ich sey ein Geistlicher, was ihn, wie ich später erfuhr, bewog, mich über den tiefsten Kummer seiner Seele um meinen Rath und meine Tröstung zu bitten: „Was soll ich thun, sprach er, meine Stiefmutter führt das Reziment im Hause mit Schelten und Fluchen und verkürzt uns Kinder auf alle Weise; mein Vater, ärgerlich darüber, betrinkt sich seit einigen Jahren alle Tage; geh' ich fort, so geht die Wirthschaft gänzlich zu Grunde; bleibe ich, so habe ich die schrecklichsten Tage. Ich bin schon einigemale im Begriffe gewesen mir das Leben zu nehmen." Fast schwer gelang es mir ihn zu überzeugen, Unrecht leiden sey besser, als Unrecht thun; er werde, wenn er ein ächter und rechter Christ seyn wolle, auch wenn es noch schlimmer würde, nicht von seiner Pflicht weichen dürfen, sondern müsse ruhig aushalten in dieser Prüfung; Gott werde sie schon zu verkürzen und ihm in der Zeitlichkeit oder in der Ewigkeit zu vergelten wissen. Die Bemerkung, daß ich ja auch nicht für meine Blindheit könne, und doch glaube, ich dürfe nicht gegen Gott murren, schien als demonstratio ad hominem fast noch am meisten auf ihn zu wirken.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Ankunft und Aufenthalt in Bruchsal. — Die badensche Blindenanstalt daselbst.

So gelangten wir endlich vor das Posthaus in Bruchsal, wo man mir das begehrte Zimmer, zwei Stiegen hoch, und am Ende eines langen, sich um eine Ecke wendenden Ganges auf der Straßenseite anwies. Diese entfernte Lage brachte

mich zum erstenmale in die Verlegenheit, nachdem ich meine Toilette ein wenig gemacht hatte, fast eine halbe Stunde lang vergebens nach einer Bedienung zu klingeln, und daher endlich zu dem Entschlusse, meine Pfade bis in den untern Theil des Hauses allein zu suchen. Dieß gelang mir bei meinem glücklichen Ortssinne so gut, daß ich mich auf der fernern Tour sogar vorsätzlich daran gewöhnte. Vom Kellner geleitet, nahm ich meinen ersten Weg zu dem Vorsteher der Blindenanstalt, Hrn. Müller, übergab ihm mein Schreiben Kleins aus Wien, und gewann schon nach fünf Minuten unserer eben erst gemachten Bekanntschaft die sehr angenehme Ueberzeugung, daß ich an dem sanften Manne einen biedern Berufsgenossen und einen wahren Blindenfreund gefunden habe. Hrn. Müllers Anerbieten, bei ihm zu logiren, nahm ich wegen des erwähnten Vorfalles im Gasthause und bei dem Wunsche, jede Blindenanstalt, die ich besuchen würde, so genau als möglich kennen lernen zu wollen, doppelt gern an. Mein Quartier, welches ich neben Hrn. Müllers Schreibzimmer bezog, war eine geräumige Zelle des vormaligen Capuzinerklosters, das der Anstalt seit ihrer Verlegung nach Bruchsal überwiesen worden ist. Der Oberstock der beiden an einander stoßenden Flügel enthält die Wohnung des Vorstehers, das Locale der Mädchen und verschiedene Gemächer zu Vorräthen. Im Parterre sind die Räume, so gut es sich thun ließ, zum Schlaf- und Arbeitssaale der männlichen Zöglinge, zum Magazine der fertigen Arbeiten, dem Lehr- und dem Speisesaale, so wie zu den übrigen nöthigen Anstalten für die physische Lebensrestauration benutzt. Ein Hof mit umgebenden Wirthschaftsgebäuden, ein kleinerer und ein größerer Garten nebst unmittelbar daran stoßendem Weinberge machen die übrigen der Anstalt gehörigen und das Gebäude umgebenden Grundstücke aus. An dem Gebäude selbst sind leider seine Baufälligkeit und seine sehr zugige Beschaffenheit, welche für die Gesundheit aller Bewohner höchst nachtheilig ist, zwei sehr wesentliche Fehler, welche die billige Berücksichtigung der Staatsbehörde verdienen.

Die Anſtalt ſteht unter dem hohen Miniſterium des Innern zu Karlsruhe; die unmittelbare Leitung derſelben hat als Vorſteher Hr. Franz Müller, geboren zu Freiburg im Breisgau 1796 den 2 October. Nach zurückgelegten Studien der Philoſophie und Theologie übernahm derſelbe die Erziehung der gräflich von Enzenbergſchen Söhne zu Donaueſchingen (ein Marktflecken im Seekreiſe des Großherzogthums Baden, auf deſſen Schloßhofe ſich bekanntlich eine Quelle der Donau befindet). Auf einem Spaziergange durch ein blindes Kind auf die Idee, eine Schule für Blinde zu errichten, gebracht, erhielt er hierzu nach einigen vergeblichen Unterhandlungen mit der Staatsbehörde auf eine ſehr zartſinnige und großmüthige Weiſe die Unterſtützung des Fürſten Karl Eugen zu Fürſtenberg und des rühmlich genug bekannten Biſthumverweſers Freiherrn Ignaz Heinrich v. Weſſenberg, auf deren Koſten er die Blindenanſtalten zu Wien, Prag, Dresden, Gmünd und Zürich beſuchte. Zu Mariahof bei Donaueſchingen errichtete er nun im Jahre 1826 ein Privatinſtitut zur Erziehung blinder Kinder, wobei er ſich fortwährend der humanſten Unterſtützung jener beiden wahrhaft edelſinnigen Herren zu erfreuen hatte. Zwei Jahre ſpäter ward Hrn. Müllers Inſtitut zur Staatsanſtalt erklärt, von Mariahof nach Bruchſal in das oben bezeichnete ehemalige Capuzinerkloſter, das einige bauliche Umänderungen im Innern erfuhr, verlegt, und am 20 Nov. 1828 feierlich mit fünf Zöglingen eröffnet. Seitdem iſt die Zahl der Erblindeten, die hier geiſtige Erweckung und leibliche Pflege finden, bis auf 17, 3 Mädchen und 14 Knaben und Jünglinge (11 katholiſch, 6 evangeliſch), geſtiegen. Von zwei ausgetretenen Zöglingen iſt der jetzt 20 Jahr alte Karl Ludeſcher, aus Conſtanz gebürtig, und als erſter Zögling auf Koſten des Freiherrn v. Weſſenberg aufgenommen, gegenwärtig der Lehrer der Handarbeiten für die männlichen Zöglinge, wogegen der zweite, Martin Heinzelmann, auf Koſten des Fürſten zu Fürſtenberg in der Anſtalt erzogene, von geringern geiſtigen und mechaniſchen Fähigkeiten, dem eine glückliche Operation das Sehvermögen zum Theil wieder verſchafft hat,

seit einem Jahre in den Hausdienst des Vorstehers getreten ist. (Derselbe hat mich auf mehrern Gängen in die Stadt und die am Ende der Vorstadt gelegene Badeanstalt u. s. w. begleitet.) Seine glückliche Operation hat Hr. Regimentsarzt Mörlinger vollzogen. Das Gesammteinkommen der Anstalt beläuft sich auf 5000 fl. An Stiftungen bestehen: eine durch Sammlung des Frhrn. v. Wessenberg entstandene Freistelle; ein Gedächtnißgeschenk der Erben der Frau Markgräfin Amalia von Baden, und ein Geschenk der ersten hohen Kammer des Jahres 1832 in Höhe von 1000 fl., deren Zinsen jährlich für einen austretenden Zögling zu dessen Ausstattung verwendet werden sollen. Der Gehalt des Vorstehers beträgt nur 700 fl. Der Arbeitslehrer Ludescher genießt freie Station und 40 fl. und der in der Stadt wohnende Musiklehrer, Hr. Füller, ein Böhme von Geburt, ein Mann von artigem, aber zurückhaltendem Benehmen, empfängt für seine Bemühungen 150 fl. — Die Verpflegungspension nebst Bekleidung für den einheimischen Zögling beträgt 150 fl., für den auswärtigen 250 fl. Die Leitung der Häuslichkeit und der weiblichen Arbeiten geht von der Gattin des Vorstehers, gebornen Lambertine Potthof, aus. An Dienstleuten werden ein Aufseher, eine Aufseherin, ein Knecht und eine Magd gehalten. Unter den Zöglingen zeichnet sich der 19jährige Karl Gottlieb Gorenflo (Gorangflo), geboren zu Friedrichsthal bei Karlsruhe am 2 October 1816, durch treffliche tonkünstlerische Fertigkeit und guten Vortrag auf der Flöte eben so sehr als durch geistige Bildung und unverkennbares Lehrtalent aus, so daß er schon in den meisten Unterrichtszweigen dem Vorsteher als Hülfslehrer für die jüngern Zöglinge nützlich wird. In Betreff des Schulunterrichts sind die Zöglinge in zwei Classen getheilt. Die Lehrmittel begreifen die wichtigsten von den schon bei der Beschreibung der Wiener und Gmünder Anstalt angeführten, weßhalb ich diese hier nicht näher aufführen will. Die Lehrgegenstände sind nach dem Stundenplane folgende: Religion, zwei Stunden für die jüngern, eine für die erwachsenern Zöglinge, deren Unterricht in den historischen, dogmatischen und moralischen

für jede der beiden Confessionen zerfällt. Geschichte, allgemeine und besondere, in drei Stunden; Geographie, allgemeine und besondere, in drei Stunden; Lesen mit fühlbarer Druckschrift, Schreiben mit Stacheltypen und mit Bleistift oder mit Griffel und geschwärztem Papiere in vier Stunden; Naturgeschichte eine Stunde; Naturlehre eine Stunde; Rechnen drei und eine Stunde, im Kopfe und mit fühlbaren Ziffern in benannten und unbenannten Zahlen, Brüchen, Regeldetri, und algebraischen Aufgaben; Begriffsentwickelung zwei Stunden, und eine Stunde Tastübungen und Kenntniß aller im gewöhnlichen Leben vorkommenden Dinge; Sprachunterricht in zwei und drei Stunden, Deutsch verbunden mit Stylübungen, und für die ältern Schüler mit Französisch und Latein; Aesthetik zwei Stunden, und andere höhere Lehrvorträge nebst Vorlesen und Erklären einzelner Classiker der alten und neuern Zeit. Verschiedenen dieser Stunden habe ich beigewohnt, und mich insbesondere über die Gründlichkeit gefreut, mit welcher der angeführte Zögling Gorenflo seinen jüngern Mitschülern den Unterricht im Rechnen gab, Beweis genug, welchen Unterricht er selbst gehabt hat; eben dieser Zögling schreibt auch recht leserlich mit Bleistift. Wegen der höhern Ausbildung, die den talentvollsten Zöglingen gewährt wird, geht Hr. Vorsteher Müller von der Ansicht aus, daß sehr gut durchgebildete Blinde ihr Fortkommen in der Welt auch um so leichter finden werden, und daß die gebildetsten Zöglinge auch die sittlichsten seyen. Diese letztere Behauptung unterschreibe ich unbedenklich, allein die erstere wage ich a priori nicht für wahr zu halten, denn man wird den Blinden nur in seltnen Fällen seiner Leistung gemäß belohnen, während die höhere Bildung doch immer auch höhere Ansprüche gebiert. Ich selbst habe bisher den Grundsatz befolgt, den meisten meiner Zöglinge nur die bürgerlichen Kenntnisse gründlich zu lehren, höhere dagegen bloß Wohlhabendern, und nur einigen äußerst talentvollen Unbemittelten. Die Instrumental- und Vocalmusik wird nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch mit Anleitung zur Composition gelehrt; der Lehrer gibt täg-

lich zwei Stunden. Als Hülfsmittel fand ich auch hier eine fühlbar gedruckte Musikschule mit tastbaren Linien und Noten ganz nach Art der Sehenden vor. Sie sind gut fühlbar, und von hinten durchgepreßt. Aus der eigentlichen Art der Anfertigung und der Einrichtung der Maschine für dieselbe machte jedoch Hr. Füller ein Geheimniß, dessen Entschleierung mich aber sehr wenig reizte, da ich bereits in Wien und Freysing zwei nicht geheim gehaltene und recht gute Methoden kennen gelernt hatte, um fühlbare Noten wohlfeil zu fertigen. Bei den verschiedenen Musikstücken, wie den Ouverturen aus Figaro's Hochzeit, die beiden Blinden von Toledo ꝛc., die ich während meiner Anwesenheit aufführen hörte, fehlten weder Vortrag noch Präcision. Am weitesten vorgeschritten war Gorenflo's künstlerische Ausbildung auf der Flöte. Eine Messe, die der erst 14jährige Bing componirt hatte, wurde von den übrigen Mitzöglingen fleißig einstudirt. Interessant war ein Tasteninstrument, genannt Melodikon von 5½ Octaven, eine Erweiterung der Mundharmonika, vom Instrumentenmacher Sturm aus Suhl bei Meiningen geliefert für 247 fl. (gegenwärtig soll die Anfertigung schon viel wohlfeiler und auch von andern Meistern erfolgen); die Windgebung geschieht mit den Füßen, Forte und Piano mit dem Drucke der Kniee. Bei dem Chorspiele werden Blasinstrumente wie das Fagott durch das Melodikon gut ersetzt. Arbeits- oder Erwerbsunterricht wird täglich in drei Stunden ertheilt; die einzelnen Zweige sind: 1) verschiedene Strickereien (außer den gewöhnlichen auch recht schöne bunte Schuhblätter); 2) Spinnen auf Rädchen mit einfachen und doppelten Spulen, aber noch mit Häkchen an den Flügeln (das Spinnen auf dem Doppelrädchen verrichtete Eva Adam eine halbe Stunde lang, während ich bei ihr saß, sehr gut, und ihr Gespinnst war fein und gleichmäßig, sie spann mit jeder Hand einen Faden, und wußte sich beim Abreißen zu helfen); 3) Ferner das Nähen hauptsächlich von gröbern Gegenständen; 4) Franchenmachen; 5) Verfertigen von Decken und Winterschuhen aus Tuch-Enden oder Sahlbändern und Füttern der letztern mit

Wolle; 6) Bandweben auf eingängigen Stühlen; 7) Schnürmachen; 8) einige Papparbeiten; 9) Korbflechten; 10) die Seilerei ohne andere Vorrichtung als bei Sehenden; 11) Stroharbeiten: a. gröbere Matten oder Teppiche vor Thüren aus Zöpfen; b. Strohhauben und Hüte über Scheiben gebunden; c. gebundene und geflochtene Decken aus buntem und ungefärbtem Stroh auf die Tische. (Man nagelt für die Teller von runder Form die Strohbänder auf ein Brett, das mittelste zuerst, die andern parallel rechts und links in abnehmender Kürze, schlägt in der Mitte des längsten einen Nagel ein, schlingt um ihn einen Bindfaden von der Länge des Halbmessers für den zu fertigenden runden Strohteller. Durch das gespannte Umdrehen dieses Fadens findet man leicht die Stellen des Annagelns für die kürzern Parallelstreifen, und wenn man hierauf vom Rande her andere Bänder quer durchflicht, auch die nöthige, bis gegen die Mitte zunehmende und dann wieder abfallende Länge, um die gehörige Rundung zu gewinnen; statt des Fadens kann auch ein Leistchen als Halbmesser gebraucht werden.) d. Sehr niedliche Strohkörbchen, wie Schiffe und anders gestaltet; sie sind aus einzeln gefertigten Blättern zusammengesetzt. Bemerkenswerth war mir für diese Arbeit die Sortirmaschine. Sie ist ein drei Fuß hoher hölzerner Kasten, im Innern einen Quadratschuh im Lichten; einen Fuß von oben abwärts kann man von der Seite her einen durchlöcherten Boden einschieben; dieser ist von Blech, und man hat zwölf derselben mit Löchern von immer zunehmender Größe. Man schiebt zuerst den mit den feinsten Löchern ein, thut von oben ein Gebündel schon geschnittenes Stroh hinein und rüttelt dieses mit den Händen, wo alsdann die feinsten Halme durchfallen, die gröbern aber zurückbleiben und erst beim Einschieben neuer Bleche mit größern Löchern zur weitern Sortirung wieder benutzt werden können. Der von Jugend auf blinde Werkmeister Ludescher besaß in allen diesen Arbeiten erfreuliche Fertigkeit, auch die Gabe sie mitzutheilen, indem er mir die Art, wie hohle Strohschnüre geflochten werden, so deutlich als bereitwillig zeigte.

Anfangs war Vorsteher Müller genöthigt, für die Korbmacherei einen Hirten, und für die Seilerei einen Meister als Lehrer anzunehmen, der dem Trunk ergeben war; beide ließen nachtheilige Einwirkungen auf die Sittlichkeit der Zöglinge bemerken, die Ludeschers Eifer im vollständigen Erlernen dieser Arbeiten und sein Geschick sie wieder mittheilen zu können, jetzt gänzlich beseitigt. — Sämmtliche Zöglinge hatten in der That ein sehr gesittetes und kindliches Benehmen. Hierzu trägt der Umstand unläugbar wesentlich bei, daß man alle Verhältnisse dem Familienleben so viel als möglich zu nähern sucht. So verkehren die gebildetsten Zöglinge in dem Schreibzimmer des Vorstehers, wie in dem ihres Vaters, und besorgen mancherlei häusliche Verrichtungen. Alle Mahlzeiten, Frühstück, Mittagbrod und Abendbrod nahmen der Vorsteher und seine eigene Familie gemeinschaftlich mit den Zöglingen und nur an einem besondern Tisch sitzend ein, wovon auch keine Ausnahme statt fand, als am Sonntage während meiner Anwesenheit einige geladene Gäste die angenehme Tischgenossenschaft vermehrten — eine Einrichtung, die ich in der That, allen Blinden-Erziehungsanstalten wünschte. Der wohlthätige Einfluß auf das Dienstpersonal wie auf die Zöglinge, der hierdurch ausgeübt wird, ist durch andere Maßnahmen schwerlich zu ersetzen. Kommt hierbei auf den Tisch des Lehrers ja einmal ein Gericht mehr, als die Zöglinge haben, so geschieht, was ja auch in vielen Familien üblich ist: die Kinder stehen auf, wenn sie ihre Mahlzeit empfangen haben, beten und gehen an den für sie dienlichsten Nachtisch der freien Luft. In den ersten Jahren meiner Erziehung zu Berlin 1809 — 1811 fand ganz dieselbe Einrichtung statt, deren Verlust wir ältern Zöglinge schmerzlich empfanden, als ein neues Local und die bis auf 12 gewachsene Zahl die Trennung von dem Tische unserer Pflegeltern herbeiführte. Den Einwurf, daß diese Einrichtung nicht mehr stattfinden könne, wenn die Zahl der Zöglinge zu groß werde, lasse ich, ehrlich gestanden, durchaus nicht gelten, sie sollte vielmehr zu den Grundgesetzen jeder

Erziehungsanstalt gehören, und wird nur da unausführbar erscheinen, wo die leibliche Pflege in andern Händen, als die geistige und sittliche ist. In der eben besprochenen Beziehung kann ich sagen, daß mir Prag, Linz und besonders Bruchsal am besten gefallen haben, und warum das ganz besonders in Bruchsal der Fall gewesen ist, will ich hier nur ganz ehrlich gestehen. Eine schöne Seele im schönen Leibe, die 25jährige Gattin meines liebenswerthen Freundes Müller, die ihren Ehegemahl noch an Anmuth des Benehmens übertrifft, und ihre höchst achtbare Mutter, die verwittwete Frau Assessor Potthof, eine Niederländerin von dem edelsten weiblichen Anstande (die, wie ich zufällig von einer nicht zur Familie gehörigen Person erfuhr, einen beträchtlichen Theil ihrer kleinen Pension zur Erweisung stiller Wohlthaten auf das anspruchloseste verwendet), erhöhten den Genuß unserer geselligen Erquickungen. Sonach war die Vorhersagung einer weitschauenden Seherin in Wien, daß es mir bei gewissen Leuten in Bruchsal sehr behaglich zu Muthe seyn werde, buchstäblich in Erfüllung gegangen. — Doch ihr lieben Klein'schen, man hatte es euch in Bruchsal keineswegs zuvor-, sondern nur nachgethan. Ja, euch sämmtlich, ihr Guten, die ihr dem blinden Wanderer die Hand mit Freundschaft und Biedersinn gereicht habt, versichere ich hier, daß ihr mir alle, als eben so viele Marken an dem Wege süßer Rückerinnerung, stets unvergessen bleiben werdet!

Noch eine andere Eigenthümlichkeit der Blindenanstalt in Bruchsal ist eine kleine Vieh- und Landwirthschaft, welche hier durch Miethung von Aeckern mit der Leitung der Häuslichkeit auf eine, wie mir schien, gar nicht störende Weise in Verbindung gebracht ist, indem nur die Gattin des Vorstehers sich derselben hauptsächlich widmet. Fünf Kühe, die gehalten werden, brachten während meiner Anwesenheit den Ernteſegen in die Scheuern. — In mehreren Gegenden des Rheinthales, besonders in den tiefgelegenern, war trotz des spärlichen Regens in diesem Sommer die Ernte seit zwanzig Jahren keine so reiche gewesen als 1835. Auch

hörte ich nirgends auf meiner Reise die Befürchtung einer völligen Mißernte; nur stand überall die Wintersaat besser und hoffnungsvoller als die Sommersaat, der die nöthige Befeuchtung gefehlt hat. Interessant war mir im Würtembergischen und Badischen der allgemeine Anbau des Dinkels. Das Gebäck aus diesem Getreide ist fester als vom Weizen, doch weißer als vom Roggen, und von eigenthümlichem Geschmacke, der mir nie widerlich, aber fast immer leicht unterscheidbar gewesen ist. Die Körner fand ich größer als beim Weizen.

Des ehrenwerthen Müllers Ansichten über den Hauptgegenstand seines Berufes hat derselbe bis jetzt in zwei Programmen dargelegt, von denen mir aber nur das eine, vom Jahr 1833, vorliegt. Es führt den Titel: „Beantwortung einiger Fragen in Bezug auf die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Blinden-Erziehung, oder Andeutungen über die Geistesbildung der Blinden ꝛc. von Franz Müller." — Noch näher wird derselbe Verfasser binnen kurzem, in einem Gedichte, betitelt: — „Der Blinde," — sich aussprechen, auf das ich hier im voraus verweise, indem es mit pädagogischem Gehalte dichterische Schönheit verbindet, und bei der richtigen und zartgehaltenen Auffassung seines Gegenstandes den werthvollsten Leistungen des Faches sich anreihen wird.

Zwei Wünsche hege ich aufrichtig für die Bruchsaler Anstalt, daß sie recht bald ein solideres und besseres Gebäude erhalten, und daß sie nicht in Bruchsal bleiben möge. Für das Gedeihen einer Erziehungsanstalt, die zugleich Industrieanstalt seyn soll, ist eine Stadt von kaum 6000 Bewohnern, wie Bruchsal an der Saale (nicht Salze wie einige Geographen schreiben, der Name bedeutet Brucke oder Brücke über die Saale), die nur eine Handvoll Honoratioren zählt, im Uebrigen aber lauter noch im Zunftverbande stehende Professionisten enthält, durchaus ungünstig. Freiburg oder Mannheim, drei- bis viermal größere Städte, werden auch in demselben Verhältnisse bessere Plätze für die Anstalt seyn. Hier lassen sich Lehrer, besonders für einzelne Musikinstrumente und einzelne Arbeiten, bei weitem leichter beschaffen, und für die Gewerbs-

erzeugniſſe der Anſtalt ein reeller und nachhaltiger Abſatz ermitteln, auch viel eher auf Geſchenke und Legate fühlender Herzen rechnen. Der Wahrheit gemäß, aber zur Schande der Bruchſaler Seiler und Korbmacher ſey es geſagt, daß dieſe Zünfte ſich bei den Waarenverſteigerungen der Anſtalt vorſätzlich dahin vereinigt haben, die Preiſe der in ihre Fächer ſchlagenden Gegenſtände ſo tief als möglich herabzudrücken, und die erſtandenen Artikel ſpäter drei- bis viermal theurer zu verkaufen. Solchen und vielen andern Uebelſtänden kann nur die Verſetzung in eine größere Stadt abhelfen. Möge die junge Anſtalt bald über keinen mehr zu klagen haben!

Trotz der ſo eben gerügten Engherzigkeit des Zunftweſens zu Bruchſal iſt es mir dennoch gelungen, den Dreher oder Drechslermeiſter Müller, einen Bruchſaler Bürger, zu vermögen, mir die Art und Weiſe mitzutheilen, wie man die ſogenannten Straßburger Strohſtühle verfertigt und überflicht. Ich traf dieſelben zu Göppingen im Würtembergiſchen zuerſt, dann wieder in Stuttgart und den ferneren Orten meiner Reiſe an; im Würtembergiſchen paſſiren ſie ſogar unter dem Namen Pariſer Stühle, und man bezahlt das Stück mit 4 fl. Das Geſtell wird vom Tiſchler oder Drechsler möglichſt elegant gemacht, und der Sitz mit feinen Strohſchnüren ſo dicht und eigenthümlich überwickelt, daß ſich ein Strohpolſter bildet, welches von den vier Füßen aus nach der Mitte zu ſcheinbar vier Näthe hat, man fertigt dergleichen auch von ſchlechterer Beſchaffenheit. In Bruchſal koſtet der feine Strohbezug eines Stuhles 40 kr., wovon höchſtens ein Viertel auf den Strohwerth kommt.

Die Frau Drechsler Müller, welche die einzige Ueberflechterin in Bruchſal iſt, bringt täglich ein Polſter zu Stande, was ein Blinder durch Uebung auch im Stande ſeyn wird. Da ich die Arbeit in der würtembergiſchen und der badiſchen Blindenanſtalt noch nicht eingeführt fand, und ich ſie als eine ſolche erkannte, bei welcher ein Blinder wenigſtens in jenen Gegenden, wo dieſe Sitze allgemein üblich ſind, ſein nothdürftiges Auskommen finden kann, ſo verſäumte ich die Ge-

legenheit nicht, sie hier erlernen zu können. Doch nur die Versicherung, daß ich über 200 Stunden weit her sey, konnte den Meister Müller und seine Frau bewegen, mir das Monopol ihrer Geschicklichkeit mitzutheilen. Ich brauchte zwei Tage, um einen Stuhl zu überschnüren, und siehe, auch hier sollte ich die köstliche Ueberzeugung von der Wahrheit gewinnen, das menschliche Herz sey im Grunde gut, und werde nur von außen und nur durch Vorurtheile verhärtet. Kaum hatte ich einige Stunden unter der Leitung meiner Lehrmeisterin gearbeitet, so schien auch alles Heimlichthun verschwunden. Die Sache ging besser, als ich dachte, und dieß schien sie eben so sehr als die versprochene Bezahlung zu belohnen. Sie bereitete mir für den folgenden Tag noch einen Stuhl vor, damit ich den Anfang, als den schwierigsten Theil der Arbeit, noch einmal üben könnte, und ihr Mann, sonst, wie es schien, ein wunderlicher Hitzkopf, schnitt mir mit Sorgfalt aus Pappe die Muster zu allen Theilen des hölzernen Gestelles in natürlicher Größe, und ich tauschte Lehre und Modell für einen Kronenthaler ein. — Daß sich mir bei den verschiedenen Berührungen mit Handwerkern, die auch, wie eben bemerkt, auf meiner Reise nicht ausblieben, mehr als Einmal die Frage aufdrängte, ob wohl Gewerbefreiheit oder Gewerbezwang die Völker mehr beglücke, wird man natürlich finden. In Sachsen, wo noch keine Gewerbefreiheit herrscht, wird sie von einem großen Theile der Gewerbetreibenden, namentlich von Fabricanten, so wie von vielen Kaufleuten gewünscht, von der Regierung hingegen, wie hier verlauten wollte, fast gefürchtet. — In Oesterreich, wo die Regierung die Zunftverbände fortbestehen läßt, ihre Macht aber durch Ertheilung von Patenten auch an nicht zünftige Meister nach der wachsenden Bevölkerung der Städte gebrochen hat, hörte ich schon viele laute Klagen, selbst von Patentberechtigten, daß die Zahl der Concurrenten an vielen Orten doch zu groß geworden sey, um seine Existenz als Gewerbetreibender noch sicher finden zu können; selbst Wiener Bürger ließen Aehnliches verlauten.

In Bayern hörte ich faſt keine Meinung zum Schutze der Gewerbefreiheit, weil die Gränze weithin gegen die kaiſerlichen Staaten geſperrt und bei eingeführter Gewerbefreiheit doch kein Abſatz für die Producte zu erwarten ſey. — Im Badenſchen waren es nur Bürger, die ich hörte, die begreiflicherweiſe von ihrem Standpunkt aus ebenfalls gegen die Gewerbefreiheit ſprachen und vor dem Gedanken ihrer Einführung zagten. — Im Würtembergiſchen, wo eine mehrſeitig bedingte Gewerbefreiheit herrſcht, war man eben ſo zufrieden mit dieſer, und wunderte ſich nur, daß man in Preußen ſo ganz beliebig von einem Gewerbe zum andern übergehen könne, auch wenn man daſſelbe nicht ordentlich gelernt habe. Wie, ſagte man, kann der Schneider, dem es einfällt als Kaufmann aufzutreten, wohl künftighin ordentliche Lehrlinge ſeines neuen Faches bilden? und Aehnliches mehr. In Preußen ſelbſt, beſonders in dem ältern Theile Schleſiens, den ich hierin am genaueſten kenne, wünſcht die Mehrzahl der Gewerbetreibenden ſelbſt zwar nichts weniger als eine Aufhebung, aber doch zu ihrem eigenen Schutz eine mäßige Beſchränkung der allzu weit verliehenen Freiheit. Die Staatscaſſen leiden allerdings keinen Ausfall, denn für die Hunderte, die durch leichtſinniges Gebaren jährlich zu Grunde gehen, treten andere Hunderte wieder eben ſo leichtſinnig an die Stelle, um den erloſchenen Gewerbſchein zu bezahlen, und nur die Caſſen des Armenweſens wollen nicht mehr zureichen. Unparteiiſche Prüfung deſſen, der ein Gewerbe treiben will, ob er es auch ordentlich gelernt habe, und gewiſſe Jahre der Zeitigung, um Mann und Meiſter werden zu können, ſcheinen zwei Hauptbeſchränkungen zu ſeyn, die man wünſcht; ich aber hege die feſte Ueberzeugung, daß bei der neuen ſehnlichſt erwarteten Gewerbe-Polizeiordnung Preußens ſtets weiſe Geſetzgebung ſicher auch hier den goldenen Mittelweg finden wird, der im Stande ſeyn kann, neuen Segen über die gewerblichen Producenten zu verbreiten, ohne die den Druck jener nicht fühlenden Conſumenten ſelbſt zu drücken.

Sehr weh that es mir, als ich am Morgen des vorletzten

Tages meiner Anwesenheit erfahren mußte, daß in der verwichenen Nacht eine Beraubung in dem Waschhause der Anstalt vorgefallen war, die fast ausschließlich die mir so werthgewordenen Gastfreunde traf, und diesen nach dem Umfange der Entwendung sicher einen Schaden von 50 bis 60 fl. verursacht hat. Möge ihnen auf andere Weise Schaden und Schreck zehnfach vergütet werden!

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Meine Weiterreise nach Frankfurt am Main.

Den 1 August früh um 8 Uhr noch einmal den Freund umarmt, und nun in den Eilwagen, um hier das bunte Leben einer civilisirten Völkerwanderung kennen zu lernen, die alljährlich in den schönsten Sommermonaten das ganze herrliche Rheinthal entlang auf und nieder wogt. Aus der Schweiz zurück, eilte Professor Ackermann nach Frankfurt am Main wieder zu den Pflichten seines Berufes, als Historiker und Mathematiker an der Musterschule, und von jetzt an dem blinden Mitpassagier mit der angebornen Freundlichkeit seines Charakters viele Liebesdienste erweisend. Der vormalige brittische Consul zu Venedig, Hr. Hopfner, weilte nur zwei Stationen bis Heidelberg, dem Musensitze seines Sohnes, an meiner Seite. Aus den Mittheilungen dieses Engländers erfuhr ich, daß sein blinder Landsmann Hollmann, mir schon bekannt durch seine Alleinreisen in die entferntesten Länder, nur seiner Muttersprache mächtig sey und daher, wie Hr. Hopfner meinte, viele in seinem Reiseberichte gemachte Angaben nur aus den Mittheilungen seiner Landsleute entnommen haben kann. Da ich das Werk bis jetzt noch nicht gelesen habe, so kann ich nicht aburtheilen, in wie weit Hr. Hollmann die Gränzen der für einen Blinden möglichen Wahrnehmung von der Beschaffenheit äußerer Gegenstände

überschritten, und Hr. Consul Hopfner in seiner Behauptung recht haben mag.

Nach eingenommenem Mittagsmahl und Besteigung neuer Wagen zu Heidelberg wurde Hr. Zanini, ein Italiener und angeblich ein Gutsbesitzer, der sich gern Deutsch auszudrücken suchte, und schon viele Fertigkeit darin erlangt hatte, mein Nachbar, und ihm gegenüber eine nach Curland verschriebene Genferin, deren Französisch, das sie allein sprach, mir zuweilen etwas schwer verständlich klang, Theilhaberin des innern Chaisenraumes, während ich in meinem dritten Gefährten, mit dem ich mich angenehm unterhielt, kurz vor Weinheim durch das Nachforschen nach einem sehr geliebten Lehrer meiner Jugend, Namens Krimm, auf dem Gymnasium zu Heidelberg, den als badisch ständischen Deputirten rühmlichst bekannten Professor Albrecht Krimm erkannte, der in Weinheim lebt und wirkt, daher sich auch hier schon wieder von uns trennte. Ein würziger Geruch verrieth mir die Nähe zahlreicher Nußbäume, die ihre langen breitgeblatteten Aeste auch bis zu uns herüberstreckten, was einen meiner Mitpassagiere, den die Begierde, einen der kleinen Zweige im Vorüberfahren zu erbeuten, unüberlegt reizte, durch den Schlag des stärkern Astes beinahe den Arm gekostet hätte. So ging es nun die herrliche Bergstraße, an die hier und da ganz kleine Obstwälder gränzen, wie durch einen lieblich duftenden Garten Gottes entlang über Heppenheim, Bensheim und Darmstadt nach Frankfurt am Main, wo Dr. Heß, ein Meister morgenländischer Sprachen, mich liebreich bis zum Pariser Hofe geleitete.

Am andern Morgen suchte ich die Bekanntschaft des Hrn. Buchhändlers Sauerländer, der sich mir in einem Geldaustauschgeschäfte sehr gefällig bewies. Bei der Prolongirung meines Passes in dem Bureau der preußischen Gesandtschaft erfuhr ich, daß vor kurzem ein Breslauer, der blinde Flötist Friebe, mit seiner Gattin hier angekommen sey. Friebe, einer von den frühesten Zöglingen unserer schlesischen Blindenunterrichtsanstalt, hatte mir auf seinem Künstlerwal-

len das letztemal von Münster aus geschrieben, und war seitdem in Holland, Belgien und den Rheinlanden gewesen. Der Unterhaltung mit ihm widmete ich den Nachmittag, und befestigte mich in der Ueberzeugung, daß ein noch so sparsam lebender reisender Virtuose kaum noch die Kosten seiner Existenz zu erringen vermag. Er fühlte sich zu der bittern Bemerkung berechtigt, daß bei dem Auftreten zweier Virtuosen, eines Sehenden und eines Blinden, die in künstlerischer Beziehung völlig gleich ständen, das Publicum sein Honorar dem Sehenden stets wegen seiner Leistung, dem Blinden aber fast nur seiner Blindheit wegen zu zahlen scheine, was natürlich das künstlerische Ehrgefühl schwer verletzen muß. Mir scheint der wahre Grund der Bemerkung in dem Umstande zu liegen, daß, seitdem die Blindenbildung allgemeiner geworden ist, eine sehr große Zahl von nur mittelmäßigen musikalischen Talenten unter den Nichtsehenden es dennoch wagt, mit wenigen einstudirten Conzert-Pieces öffentlich aufzutreten, und dadurch das Publicum zu gewöhnen, beim Wiederauftreten eines neuen Blinden mehr aus Mitleid als in der Erwartung künstlerischer Leistung seinen Ehrensold zu zeichnen und zu geben. Beim Nachhausekommen hatte ich das Vergnügen, den mich erwartenden Professor Ackermann noch ein Stündchen bei mir zu genießen.

Der Vormittag des 3 Augusts machte mich mit Hrn. Kosel, dem Vorsteher der Frankfurter Privat-Taubstummenanstalt bekannt. Dieser Mann schien mir seinem Beruf eben so eifrig ergeben, als demselben gewachsen zu seyn. Die Unterstützung, welche er vom Staate genießt, ist nicht bedeutend zu nennen. Die Zahl der Zöglinge von beiden Geschlechtern war 11; auch er liebt und übt das Familienleben, wünscht sich aus diesem Grund auch keine größere Zahl von taubstummen Kindern, muß aber deßhalb freilich mindestens 300 fl. Pension für den einzelnen Zögling fordern, da Quartiere, Lebensmittel und fast alle andern Bedürfnisse hier in sehr hohem Preise stehen. Eine kleine Prüfung gab

erfreuliche Beweiſe von den Fortſchritten der Kinder, beſonders auch in der ſo wichtigen Tonſprache. Die hörende und wohlredende Lehrgehülfin, Demoiſelle Schmidt, beſitzt Lehrgaben und ein ſchönes Benehmen. Hrn. Koſels durch ein herbes Geſchick ſchon lange krankende Gattin lernte ich nicht kennen.

Eingeladen zu Hrn. Kaufmann Huth, der mich auf ſeinen Reiſen ſchon einigemal in Breslau ſelbſt beſucht hatte, während ſein zweiter erblindeter Sohn in der Anſtalt zu Dresden erzogen wurde, verlebte ich in dem Kreiſe ſeiner lieben Familie einige ſehr angenehme Stunden.

Für Blinde iſt in Frankfurt noch nichts geſchehen, doch hat Hr. Koſel im edlen Mitgefühl auch für dieſe Unglücklichen, deren er früher einige zu Gmünd und Eßlingen unterrichtete, ſich zweier armen Kinder in ſo weit angenommen, daß dieſe auf ſeine Veranlaſſung wenigſtens in die Schulen Sehender geſendet werden. Er führte mir beide Kinder zu, und will kräftig dahin wirken, daß ſie entweder einen noch angemeſſenern Unterricht am Orte erhalten, oder in eine ſchon beſtehende Blindenanſtalt geſendet werden ſollen. Der hohe Preis, den ich für die letzte Fahrt mit dem Eilwagen von Bruchſal bis Frankfurt bezahlt hatte, 8 fl. 27 kr. für nur 12¼ Meilen Entfernung, ohne Nebengeſchenk für den Conducteur und die Träger der Sachen nach und von dem Poſthauſe, ſo wie die für Eilwagenpaſſagiere immer koſtſpieligere Zehrung, bewogen mich, dießmal einen in dem Pariſer Hofe ſelbſt anweſenden fränkiſchen Lohnkutſcher, und deßhalb auch die Tour nach Würzburg zu wählen; auch für die Umſtändlichkeit an der Zollinie hegte ich bei der nächtlichen Fahrt mit dem Eilwagen einige Beſorgniß, und ſo verließ ich Frankfurt in der 6ten Abendſtunde des 3ten Auguſts.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Contraste.

An der Zollinie des Frankfurter und Darmstädter Gebietes wurde ich nach kurzer Visitation für unverdächtig erklärt; desto mehr Umstände hatte Hr. Heilmann, Reisender für die Hausersche Sammt- und Seidenwaarenfabrik zu Crefeld, dem der unwissende Zollamtssubaltern seine in etwas größern Stücken als gewöhnlich bei sich führenden Muster nicht eher passiren ließ, bis er sie dem Amte vorgezeigt hatte. Dadurch etwas verzögert, fing es, als wir Offenbach mit seinen vielen Frankfurter Commanditen passirt hatten, bald an zu dämmern. — Was war das? rief plötzlich mein Gesellschafter, was sprang uns über den Weg? war das nicht ein Hase? — das bestätigende: Ja! des Kutschers schien seine Unruhe zu vermehren, die sich in Staunen zu verwandeln schien, als er kurz darauf seiner Versicherung nach 20 der gefürchteten Hasen vom Wege seitwärts im Felde erblickte. Ich suchte ihn durch mancherlei Gründe, und zuletzt durch die Aeußerung zu beruhigen: wer weiß, ob das böse Omen nicht mir gilt, wobei ich mich heimlich der sehr verdrießlichen Stimmung erinnerte, in der ich, ohne mir eine Ursache angeben zu können, Frankfurt verlassen hatte. Er dagegen erzählte mir jetzt, wie ihm auch ein Hase über den Weg gelaufen sey, als er bei einer Fahrt mit dem Eilwagen nach Halberstadt durch das Einschlafen des Postillons das Unglück gehabt habe, umgeworfen zu werden, und die Kniescheibe zu brechen, weßha'b er noch jetzt gezwungen sey, zu lahmen. Unter stetem Gespräch mit dem Kutscher, damit dieser ja nicht einschlafen solle, erreichten wir Seeligenstadt, und eine Stunde später Stockstatt, den ersten Ort an der bayerischen Gränze. Hier sollte das gehabte Omen wirklich seine Deutung erhalten, indem der Gerichtsamtmann, vor dessen Hause wir halten und unsere Pässe vorzeigen mußten, mir selbst erklärte, meinem Passe fehle die Unterschrift des bayerischen Gesandten in Frank-

furt, er könne mich deßhalb nicht weiter ins Bayerische reisen lassen. Daß der bayerische Gesandte in Wien, und die Polizei in mehreren bayerischen Städten den Paß schon visirt hatten, half mir nichts, weil ich seitdem wieder durch fremde Staaten gekommen, und die Visirung des preußischen Gesandten, so wie der Polizei in Frankfurt, schadeten mir sogar, wenigstens hier, weil der freundliche Mann nicht annehmen durfte, daß ich Frankfurt nicht passirt hätte. Ich gerieth also hier zum zweitenmal in dieselbe Verlegenheit wie an der böhmischen Gränze, weil ich leider geglaubt hatte, daß innerhalb der Zollinie auch die polizeilichen Hemmnisse abgeschafft wären. Am ärgerlichsten war ich dabei auf die polizeilichen Einrichtungen Frankfurts, wo man an dem Thore, durch welches man die Stadt verläßt, den schon vorher visirten Paß noch einmal unterschreiben lassen muß, und dennoch auf keine Weise an ein Versehen erinnert wird, das man hier an Ort und Stelle so leicht wieder gut machen könnte.

Nach Hanau ins Hessische mit einem Einspänner zu fahren, und dort, wo dergleichen polizeiliche Quälereien nicht vorkommen, den Eilwagen zu besteigen, war leider schon zu spät. Ich folgte daher dem Rathe des Hrn. Amtmann Kathan, einen Boten nach Frankfurt zu senden und in Stockstatt zu bleiben. Der gleiche Fall kommt übrigens hier so häufig vor, daß die Taxe für den Boten mit einem Kronenthaler oder 2 fl. 42 kr. schon stehend geworden ist. Doch nun zu meinem Kutscher. 7 fl. hatte ich mit ihm für die Fuhre bis Würzburg accordirt; wird er, dachte ich, nicht eben so wie die kaiserliche Oberpostbehörde, und mit noch größerm Grunde das Fuhrgeld fordern? Doch nein! Hier stand der Mensch dem Menschen gegenüber. Freund, sprach ich, ihr seht, wie verdrießlich es mir geht, sagt, was bin ich euch bis hierher schuldig? — Ohne langes Besinnen lautete die gutmüthige Antwort 2 fl. und ein Trinkgeld! Wirklich innerlich gerührt, zahlte ich unweigerlich das Verlangte, rief meinem dienstfertigen Heilmann ein „fare-

wellen zu, ließ Koffer und Mantel im Amtshause, mich selbst aber von dem angenommenen Boten nach dem Gasthofe zum Schwan escortiren. Der wiederkehrende Morgen weckte mich sehr früh; mein Paßläufer nach Frankfurt konnte vor Tische nicht zurückkommen, und den ganzen Tag müßig wollte ich nicht bleiben, daher machte ich an der Hand eines Kindes schon um 7 Uhr einen Besuch im Amtshause. Hier bedurfte es, bei Hrn. Kathans zuvorkommender Artigkeit gegen mich, nur einiger Worte, und Burrmann, der erste von den beiden Lehrern der hiesigen kathol. Ortsschule ward gerufen, und mir sogar ein stilles Nebenzimmer eingeräumt, um hier ungestört sieben Bogen Reisenotizen dictiren und zugleich jede nach Aschaffenburg oder Würzburg durchgehende Fuhre hier sicher und ruhig abwarten zu können. Bote und Paß kamen um 4 Uhr an. Doch abgelenkt von der Hauptstraße, die über Hanau führt, war für mich selbst noch immer keine Gelegenheit eingetroffen, und so mußte ich dem ohnehin prellerhaften Schwanenwirthe, dessen Pferde die einzigen waren, die nicht im Felde arbeiteten, für die halbe Meile bis Aschaffenburg einen vollen preuß. Thaler bezahlen.

Hier machte der freundliche Gastwirth Weber im Adler für Logis und gute Bewirthung seine Rechnung desto billiger, und Kaufmann Bolenius aus Bielefeld mit mir ein Compagniegeschäft für die Fuhre von 18 Stunden nach Würzburg. Gern wären wir die Nacht durchgefahren, hätte der Kutscher uns nicht Bedenklichkeiten wegen der Waldung des Spessarts gemacht, die hier auf guter, doch einsamer Straße fast 10 Stunden weit durchschnitten werden muß. Wir thaten es ohne Abenteuer den folgenden Tag.

Den 5ten verließ ich Würzburg, wo ich, wie in Aschaffenburg, wegen später Ankunft keine geistige Bekanntschaft mehr machen konnte, in Gesellschaft dreier weiblichen Wesen, von denen die eine Dame den Schleier des Geheimnisses liebte, den ich zu lüften mich nicht sehr gedrungen fühlte, obwohl sie mich durch manche Artigkeit und Gefälligkeit

verpflichtete; die andere, ein Fräulein Antonie Auer von Herrnkirch, viel gute Laune und eine offenbar bräutliche Sehnsucht nach Bamberg verrieth, das wir auch über Schwarzenau, Prappach und Burgebrach gegen Abend um 8 Uhr sonder Gefährde erreichten.

Einmal aus dem Postenlaufe gekommen, mußte ich wieder einen bayer. Veturino für die einsame, 6 Meilen weite Tour nach Coburg wählen; nur ein junger Maler, Rögler aus Nürnberg, fand sich als willkommener und sehr dienstwilliger Gefährte, ihn aber begleitete das selbst gemalte Bildniß der Schwester auf zierlicher Leinwand, und ein noch wertheres auf des Herzens stillem Grunde.

In Coburg fanden wir wirthliches Obdach unter dem Schatten des grünen Baumes; doch aller angewendeten Mühe zum Trotz war eine Fuhre nach dem nur 8 Meilen entlegenen Rudolstadt nirgends anders, als für den höchst unbilligen Preis von 14 fl. bayerisch, oder 8 Thalern Preuß. zu bekommen, weil hier nicht bloß der Hafer, sondern auch in den kleinen alle zwei Meilen wechselnden Staaten das Chausseegeld höchst theuer und viele Berge zu passiren waren. — Unser Weg ging durch die ganze Breite des Thüringer Waldes (schon sehr gelichtet durch den fleißigen Betrieb seiner Glashütten und Hammerwerke) über Neustadt und Sonnenberg, ein kleines Städtchen im Herzogthume Meiningen mit 2500 Bewohnern, im guten Rufe wegen des Geschicks seiner Bewohner, hölzerne Thiere zu schnitzen und andere Holzwaaren zu fertigen; dann von Schmiedefeld, wo wir die größte Höhe erreichten, rasch abwärts nach Saalfeld, das für mich als Preußen wie als Deutschen schmerzliche Erinnerungen an selbst durchlebte trübe Jahre weckte; denn hier fiel im Jahre 1806 der erste unglückliche Würfel für Preußens durch Napoleon überflügeltes und überlistetes Heer. Kaum ¼ Meile von hier, rechts an der Straße nach Rudolstadt, erhebt sich, umschränkt von einem Gitter, eine einfach schöne Denksäule mit der Inschrift: „Hier fiel im Kampfe für sein Vaterland Prinz Louis von Preußen

1806." — Der sehr rauh und reguerisch gewesene Reisetag vermehrte nur meine trübe, fast düstere Stimmung, in welcher ich den Ritter in Rudolstadt betrat, mit dem Vorsatze, hier meinem Leibe und meiner Seele einen Ruhetag zu gönnen, den ja auch der christliche Kalender für den nächsten Tag bestimmte.

Hatte mich die Nachtruhe schon physisch erquickt, so that dieß bald nachher gemüthlich eine gut gedachte und gut vorgetragene Kanzelrede, die ein Landprediger des Fürstenthums als pflichtmäßige Circularpredigt in der hiesigen schönen Pfarrkirche abhielt. Gleich nach Beendigung der kirchlichen Feier machte ich dem Hrn. Generalsuperintendenten Zech meine Aufwartung, um durch ihn einige mir interessante Nachrichten zu sammeln. In ihm selbst lernte ich einen Mann in den besten Jahren, von ernstem Charakter, fast mit einem Zuge von Schwermuth, übrigens von sehr würdevoller und eben so viel Vertrauen als Achtung einflößender Haltung kennen; in seiner Gemahlin, einem gebornen Fräulein von Kettelhot, welcher er mich zuzuführen die besondere Aufmerksamkeit hatte, eine jener seltenen weiblichen Naturen, in welcher Klarheit des Geistes und Innigkeit des Gefühls sich mit entschieden durchleuchtender Festigkeit des Willens zu dem schönsten harmonischen Seelendreiklange verbinden. Sie wußte mir viel von dem erblindeten Fräulein von Bienau zu sagen, das hier seine Tage verlebte, ihre Freundin war, und sich durch Bildung des Geistes und des Herzens auszeichnete. — Nach 5 Uhr zog mich die freundliche Einladung des Hrn. Generalsuperintendenten auf die Aue, wo sich, nur einige hundert Schritte hinter dem Ritter, Lustanlagen und einige Gelegenheiten sowohl für den geselligen Verkehr von Bürgern, als auch für den von Honoratioren finden.

Hier machte ich durch den mir schon werth gewordenen geistlichen Herrn die mir nicht minder anziehenden Bekanntschaften seines Schwagers, des Hrn. Regierungsrathes Ludwig v. Kettelhot, eines Mannes von freundlich sin-

nigem Wesen, des Hrn. Kammerrathes Albrecht v. Kettelhot, Cousin des vorigen, der mich eben so sehr durch heitere Offenheit als biedere Herzlichkeit ansprach, so wie des Hrn. Hofraths Konradi und einiger andern Rudolstädter, in deren angenehmer und mehrseitiger Unterhaltung ich den Rest dieses Tages verlebte. Nur die rauhe Witterung hatte Musik und Damen abgehalten, den Kreis der Geselligkeit zu vergrößern, was mir im Ganzen nur lieb war, denn der Blinde fühlt sich schneller heimisch und behaglich in kleinern, als in größern Cirkeln der Gesellschaft.

Sehr heiter brach der folgende Morgen an. Die sechste Stunde fand mich schon gerüstet zu einer Wanderung, die ich, begleitet von meinem so gewandten als gutmüthigen Lohndiener Knöpfer, nach der nur ½ Meile von hier gelegenen Erziehungsanstalt Keilhau antrat. Labend stieß die Morgenluft vom Berge, den wir auf gut gebahnter Straße immer aufwärts stiegen. Uns zur Rechten an der Saale erhebt sich der Schillerberg, dem großen Dichter zu Ehren so genannt, der ihn gern und oft bestiegen, und auf diesem Parnaß viele seiner herrlichen Dichtungen zu Papier gebracht hat, zu denen namentlich „der Spaziergang" als eine theilweise Schilderung dieser reizenden Gegend gehören soll. Wem die Welt sinnlicher Genüsse und heiterer Verfeinerung mehr werth ist, als die Welt der Ideale, der wird sich freilich mehr zu Goethe's blumenreichem Füllhorn als zu Schillers methapysischem Ideenreiche gezogen fühlen, doch nie wird dieser Schöpfer großer Gedanken und edler sittlicher Gefühle die Macht der höhern Begeisterung verlieren, die er in den Herzen thatkräftiger Jünglinge wie über das ganze deutsche Volk von der Bühne herab ausübt.

Bald waren das Dörfchen Schaal an dem plätschernden Schaalbache, und das noch höher gelegene Eichfeldt hinter unserm Rücken, und Keilhau lag vor uns. Es ist mit allen zugehörigen Aeckern und Gärten ein ansehnliches Gut. Das Hauptgebäude enthält die eigentliche Erziehungsanstalt, die Nebengebäude sind wirthschaftlichen Zwecken ge-

widmet. Wir betraten den Hof, hier war die Knabenschaar so eben fröhlich und emsig beschäftigt, ihre Kleider zu reinigen. Bald war der 13jährige Prediger, Sohn des Gastgebers zum grünen Baum aus Coburg, herausgefunden, dem ich eine vielleicht mit auf mein Zureden ertheilte Erlaubniß, die Ferienwanderung in den Harz in Gesellschaft seiner Lehrer und Freunde mitmachen zu dürfen, und die Zusicherung von 8 Rthlrn. Reisekosten für diesen Zweck überbrachte. Gleich darauf begrüßte mich Hr. Doctor Barop, der Hauptlehrer der Anstalt, und kam meinem Wunsche, diese kennen lernen zu wollen, sehr bereitwillig entgegen; als ich ihn aber zugleich auch bat, mich mit dem jungen Doctor Trieſt, einem Blinden, der seit einigen Jahren mit vielem Erfolge ein Mitlehrer dieser Anstalt ist, recht bald bekannt zu machen, sagte er mir mit Bedauern, daß Trieſt erst vor einer halben Stunde in den Pfarrhof nach Eichfeld und von da weiter zum Musikfest in Jena gewandert sey, und er so eben von dessen Begleitung zurückkomme. Doch erfuhr ich hier des Weitern, daß Trieſt, der Sohn eines Gutsbesitzers zu Landsberg an der Warthe, durch nervenerschütternde Vorfälle während der Schwangerschaft seiner Mutter in dem Kriegsjahre 1807 bereits fast gänzlich blind auf die Welt gekommen sey, seine Ausbildung lediglich in den Schulen Sehender, und auf den Universitäten zu Greifswalde und Jena erworben habe, hier wöchentlich 40 Stunden Unterricht in Geschichte, Sprachen und Physik und namentlich die erstern sehr gut ertheile, und daß er sich durch heitere Liebenswürdigkeit die Zuneigung und Werthschätzung aller seiner Mitlehrer, wie die ungetheilte Anhänglichkeit aller Zöglinge erworben habe. Wir durchschritten jetzt die Gemächer des Hauses, wo alles, was ich kennen lernte, auf gute Ordnung auch im Kleinen abzielte. Ich wohnte einer geographischen Stunde für die jüngern Kinder bei. Sie wurden von dem Nahen zum Fernen, von dem Bekannten der Umgebung weiter zum Unbekannten geführt, nur schien man Vieles in der nächsten Umgebung gar zu weit ins Einzelne zu verfolgen.

Indeß war der Geiſt der Kinder, wie des Lehrers, ein reger und friſcher, und das iſt wohl bei allem Lehren und Lernen die Hauptſache; über weniges Zuviel oder Zuwenig mag ich ungern richten, denn tadeln läßt ſich immerhin leichter, als beſſer-machen. Die Geſammtzahl der Zöglinge mochte 20 und etliche ſeyn. Die Richtung der Anſtalt geht auf vielſeitige geiſtige Ausbildung der Kinder, mit möglichſter Selbſtentwicklung, auf Erhaltung ſittlicher Reinheit bei allen, ſo wie auf körperliche Erkräftigung bei jedem. Siehe hierüber die Schrift: „Grundſätze, Zweck und inneres Leben der allgemeinen deutſchen Erziehungsanſtalt in Keilhau bei Rudolſtadt, ſoweit ſich dieſelbe namentlich auch in Hinſicht auf den Umfang und die Behandlung der Lehrgegenſtände bis jetzt entwickelt und ausgebildet hat. Dargelegt von dem Vorſteher derſelben Friedr. Wilhelm Aug. Fröbel. Rudolſtadt, gedruckt bei Dr. C. P. Fröbel 1821.“ Daß die von hier auf Gymnaſien abgehenden Zöglinge in der Regel ohne Schwierigkeit in Secunda aufgenommen werden, verbürgt die angedeutete geiſtige Behandlung; Benehmen und Ausſehen der Kinder ſelbſt, die ſittliche und leibliche Pflege, die ſchon der Vater des angeführten Zöglings in Coburg mir nicht genug zu rühmen wußte. Mit Vergnügen erzählte er mir, wie die wandernde Schaar einmal bei ihm eingetroffen, und hier die erſte Sorge eines jeden geweſen ſey, ſich zu waſchen, und mit den Kämmen und Bürſten, die ſie bei ſich hatten, vom Kopf bis zum Fuße in anſtändige Verfaſſung zu ſetzen. So etwas weiß nur der Mann aus dem Leben heraus richtig zu ſchätzen. Auch laſſen ſich häufige Spaziergänge und öftere Wanderungen unter der Führung der Lehrer (auch Trieſt wohnt ihnen ſtets ſehr gern bei) gar gut für alle Zwecke der Anſtalt benutzen. Aber was man ſo in der Ferne nur ſchwieriger erreichen kann, das ſucht man auf andere Weiſe in der Nähe zu erzielen. — Jeder Zögling hat ſein Beet, das er beſtellt, und ſo iſt ein hinter dem Hauſe ſich erhebender früher wüſte gelegener Berg bereits in eine liebliche Garten- und Baumanlage

verwandelt. Wir bestiegen die sonnige Höhe und ruhten auf dem luftumfächelten Sitze. Ich mag es wohl begreifen, warum Triest sich hier so wohlig fühlt, war mir es doch eben so, denn auch die Menschen hier sind natürlich und gut, und dazu noch sehr genügsam und einig. Fast findet kein Vorrang unter den einzelnen Lehrern statt; der schon genannte Hr. Barop besorgt die Geschäfte nach außen, Hr. Gaskar, ein achtbarer Schweizer, den ich ebenfalls kennen lernte, lehrt sein Französisch und andere Fächer, Triest Geschichte u. s. w. Hr. Bähring, evang. Pfarrer zu Eichfeld, dem alle die meiste Achtung beweisen, pflegt und entwickelt den Keim des Höchsten in den Herzen der Jugend, und Hr. Organist Ratzenberger das Reich der Töne in Sang und Klang. Die Jahrespension beläuft sich auf 110 Species oder 150 Rthlr.

Gegründet hat diese Anstalt im Jahre 1816 Friedrich Wilhelm August Fröbel, der Verfasser der oben angeführten Schrift; aus Liebe für sein Ideal deutscher Volkserziehung. Er und Lehrer Langethal wirken jetzt zu Burgsdorf in der Schweiz, eben da und zu Williſtau sind die früheren Lehrer Middendorf, Ferd. Fröbel, Frankenberg und Audemard. Excentricität der Ansichten soll, wie ich außer der Anstalt hörte, den sonst braven Stifter von hier vertrieben haben; doch scheint mit ihm noch einiger Verband zu bestehen, und zwar in Hinsicht des Besitzthums, das wegen der vielen Bauten mit großen Schulden belastet, erst jetzt allmählich frei werden, und den Lehrern dann eine bessere Existenz verschaffen wird.

An Barops Arm verließ ich Keilhau, um auch bei Pfarrer Bähring in Eichfeld ein Viertelstündchen einzusprechen, und ich weiß es meinem wackern Geleitsmann aufrichtigen Dank, daß er mir die Perle einer nähern Kenntniß Bährings für das Schatzkästlein meiner werthvollen Bekanntschaften zugewendet hat. Seine eigene liebe Nähe genoß ich bis Rudolstadt, hier aber den Besuch des Hrn.

Generalſuperintendenten und der beiden HH. v. Kettelhot wegen der Lehrmittel für Blinde, die ich bei mir hatte.

Mit ihnen ward auch der Abend in der Reſſource verplaudet. Endlich ſollte mir am Dienſtage vor meiner Abreiſe als einem Verehrer Schillers noch das beſondere Vergnügen zu Theil werden, ſeine älteſte Fräulein Tochter Karolina, bei der mich die zuvorkommende Güte der Frau Generalſuperintendentin einführte, perſönlich kennen zu lernen. Ihre ſanfte Anſpruchsloſigkeit hat ſich hier den ſchönen Wirkungskreis einer Lehrerin und Erzieherin ihres Geſchlechts geſchaffen; ein würdiger Beruf für die Tochter eines großen Dichters, der durch ſchöne Lieder und reiche Gedanken auf Millionen Herzen und Geiſter ſeines Volkes bildend und veredelnd eingewirkt hat.

Dreißigſtes Capitel.

Weimar, merkwürdiges Gaſthoflogis. Taubſtummen- und Blindenunterricht. Art der Waiſenverſorgung. Beſſerungsanſtalt für verwahrloſ'te Kinder. Verſorgungsanſtalt für Pfarrer- und Schullehrerwittwen. Landſchulfonds. patriotiſches Inſtitut der Frauenvereine und noch beſtehendes Leichenhaus.

In Weimar, das ich mit drei andern Reiſenden über Teichel, Blankenſee und Berka gegen Abend erreichte, fand ich im Schwan, dem erſten Gaſthof, in den der Steuermann meines Fuhrwerks einlenkte, eine freundlich bewirthende Bucht. Ich erhielt das Zimmer No. 10 mit anſtoßendem Schlafgemach, dem Hauſe Goethe's gegenüber; daſſelbe, welches, wie ich ſpäter erfuhr, Zacharias Werner bei ſeinem Aufenthalt in Weimar ſich wählte, um dem herrlichen Muſenprieſter ſo nahe als möglich zu weilen. Zu Wien erinnerte man ſich noch lebhaft an den populären, aber geiſtreich originellen Kanzelredner, einen Abraham a Sancta Clara der neueſten Zeit; Werner, der 1806 zu Berlin die Weihe der Kraft geſchrieben, 1811 zu Rom das ka-

tholische Bekenntniß angenommen hat, lebte und wirkte bekanntlich zu Wien als Priester bis zu seinem 1823 erfolgten Hintritte.

Auf der Post fragte ich vergebens nach Briefen aus der Heimath, die ich hier erwartet hatte, auch Hrn. Rector Schweizer und einige andere Männer, die ich aufsuchte, traf ich nicht, weil sie verreist oder ausgegangen waren.

Der 12 August.

In meiner Erwartung, durch den Hrn. Obermedicinalrath v. Froriep, einen Mann von den vielseitigsten Kenntnissen, den ich bereits in Breslau während der Versammlung der Naturforscher im Jahre 1833 kennen gelernt hatte, nähere Kunde über den hiesigen Blinden- und Taubstummenunterricht zu erhalten, täuschte ich mich nicht; denn er hatte meinen Wunsch nicht so bald erfahren, als er auch den in der Nähe wohnenden Lehrer an der Bürgerschule, Hrn. Vollrath, der zugleich Taubstummen- und Blindenlehrer für Weimar ist, kommen ließ, und mich mit demselben näher bekannt machte. Das Ergebniß dieser Bekanntschaft und meines spätern Besuches bei Hrn. Vollrath mag als der wichtigste Zweck meines Verweilens in Weimar hier sogleich folgen.

Im Jahre 1820 wurde der erste Taubstumme, Friedrich Werner aus Buttstädt, ein Zögling des großherzogl. Waiseninstituts, dem Schulseminaristen Joh. Friedrich Christian Vollrath, geb. 1799 in Weimar, daselbst in Unterricht gegeben, der ihn auch glücklich zur Confirmation vorbereitete; dieser erwähnte Taubstumme wurde Porzellanmaler. Mit diesem gedeihlichen Versuche zufrieden, war das Oberconsistorium veranlaßt, die Aufmerksamkeit auf Erziehung und Unterricht taubstummer Kinder zu leiten, indem der Großherzog Karl August k. H. den Vollrath nach Berlin sendete, um in der dortigen Taubstummen-Unterrichtsanstalt die noch ihm fehlenden

Kenntniſſe unter dem Director Prof. Graßhof ſich zuzueignen. So beſuchte er auch die Blindenanſtalten zu Dresden, Leipzig u. ſ. w.

Im Jahre 1823 erhielt Vollrath eine Anſtellung im Marktflecken Haßleben, wo er dann 1824 anfing, Viersinnige in Unterricht und Erziehung mit glücklichem Erfolge zu nehmen. Im Jahre 1825 nahm er eine Lehrerſtelle an der neu errichteten Bürgerſchule zu Weimar an, wohin ſeine viersinnigen Zöglinge ihm folgten. Das hieſige Inſtitut zeichnet ſich nicht durch eine große Anzahl ſolcher unglücklichen Kinder aus, ſondern es nimmt nur wenige Zöglinge auf, um durch Beiziehung der Landſchullehrer-Seminariſten die Unterrichtsmethode der Taubſtummen und Blinden auf das ganze Land auszubreiten. So weit dieſer Auszug aus der Schrift: Die großherzogl. Haupt- und Reſidenzſtadt Weimar ꝛc. von Dr. Karl Gräbner. Die Weimarſche Unterrichts- und Erziehungsanſtalt für Taubſtumme und Blinde zählt jetzt 8 Zöglinge, nämlich 6 taubſtumme Knaben, ein taubſtummes und ein blindes Mädchen. Für ſeine Bemühungen als Taubſtummen- und Blindenlehrer empfängt Hr. Vollrath vom Staate jährlich 100 Rthlr. als Penſion; nur 60 Rthlr. für ein Kind; auch erfolgte bloß für drei die Zahlung aus Staatscaſſen, für die übrigen zahlen Angehörige, Gemeinden oder Wohlthäter, und es erſcheint dieſe Summe, da Hr. Vollrath für Quartier, Beköſtigung, Wäſche und andere Bedürfniſſe der Zöglinge zu ſorgen hat, allerdings zu gering. Die Fortſchritte der taubſtummen Kinder, auch in der Tonſprache, waren erfreulich, das einzige blinde Mädchen, noch dazu von ſehr beſchränkter Geiſtesbeſchaffenheit und von ſeinen äußerlich vollſinnigen Angehörigen vernachläſſiget, konnte mir keinen Maßſtab für Leiſtung und Methode gewähren hatte aber offenbar durch ſeine Behandlung an Vermenſchlichung gewonnen. Die nur dürftig vorhandenen Lehrmittel, boten nichts Neues. Papparbeiten hatte Hr. Vollrath mit ſeinen taubſtummen Zöglingen betrieben, das blinde Mädchen war noch unfähig zum Arbeiten, und

einen früher ausgebildeten Blinden, der mancherlei Geschicklichkeit besitzen soll, habe ich nicht kennen gelernt. Die Lehrstunden können natürlich nur in der Zeit ertheilt werden, welche Hrn. Vollrath seine Stellung als Lehrer an der Bürgerschule und zugleich als Lehrer an der Kleinkinderschule übrig läßt. Zur nähern Bekanntschaft mit ihm kann führen: „Der Sprachfreund, oder ein Schulbuch für Taubstumme und Vollsinnige, mit den nöthigen Bemerkungen versehen; von Joh. Christ. Friedrich Vollrath, Bürgerschullehrer, auch Lehrer der Taubstummen und Blinden in Weimar. Weimar auf Kosten des Verfassers. 1835."

Als regsamen Lehrer lernte ich Hrn. Vollrath in der Kleinkinderschule kennen, in welcher er täglich eine Stunde Unterricht ertheilt. Diese Lehr- und Bewahranstalt für Kinder unter sechs Jahren besteht hier jährlich nur in den Monaten Junius, Julius, August und September, wo die Kinder, deren Eltern auf Feldarbeit gehen, am meisten Schutz und Aufsicht bedürfen. Der Lehrer ist nur zur Abhaltung einer Stunde täglich als geistesanregend für die Kleinen verpflichtet, die übrige Beaufsichtigung und Pflege ist einer für die bezeichneten Monate angenommenen weiblichen Person übertragen. Ein Sommerhaus im Spielhofe kann auch als Schulstube dienen. Die Apparate für Unterricht und Beschäftigung konnte ich hier, wo alles mit geringern Mitteln ausgeführt werden muß, natürlich nicht so ausführlich finden, als in Prag.

Von den Hospitälern konnte ich nur dasjenige besuchen, welches durch den Wohlthätigkeitssinn der Frau Erbgroßherzogin unterhalten wird; in ihm befinden sich lauter betagte Frauenspersonen (die genauere Zahl, ob 12, ob 14, ist mir entfallen). Sie werden einigemal in der Woche gespeist, erhalten Brod, Kleider und andere Unterstützungen, erwerben sich auch Einiges durch Spinnen und sonst. Mit überfließender Beredsamkeit rühmten mir einige dieser Frauen die Huld ihrer durchlauchtigsten Wohlthäterin, die sie fast wöchentlich besucht. Die Verwaltung ist einer Hausmutter anvertraut.

Das großherzoglich ſächſiſche Waiſeninſtitut kann ich hier nicht unerwähnt laſſen. Im Jahre 1784 verkaufte man das bis dahin zu Weimar beſtandene Waiſenhaus und brachte dagegen die 37 Waiſenkinder, deren Zahl man bis auf 42 vermehrte, in geeigneten Familien unter; bald darauf geſchah ein Gleiches mit dem Waiſenhauſe und ſeinen Zöglingen in Jena. 1794 betrug die Zahl der untergebrachten Waiſen 91, wuchs aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſo ſtark, daß 1834 von dem Inſtitute bereits 437 und in dem Nebeninſtitute des Neuſtädter Kreiſes noch 21 Kinder in Pflege ausgethan waren. Man übergibt vater- und mutterloſe Waiſen am liebſten ſolchen Familien, deren Verhältniſſe die meiſte Aehnlichkeit mit denen der verſtorbenen Eltern haben. Iſt bloß der Vater geſtorben, ſo läßt man die Kinder in der Regel bei der verwittweten Mutter, wenn dieſe nicht völlig unfähig iſt, die fernere Erziehung zu leiten. Die Zinſen des Fonds, der circa 50,000 Rthlr. beträgt und einige 100 Rthlr. alljährlich erfolgende Geſchenke von milden Gebern werden nun dahin verwendet, für die ſämmtlichen Waiſen das Schulgeld, die Schulbücher und Kleider zu beſtreiten. Auf die Ernährung werden 13 Rthlr. und für die hälftlich aufgenommenen, deren Anzahl nur ein Drittel aller Waiſen beträgt, bloß 6½ Rthlr. gezahlt. Bei einer vaterlos gewordenen Familie wird die Wohlthat meiſt nur für ein, ſelten für zwei Kinder bewilligt, weil die Mittel noch nicht ausreichen, ein Gleiches für alle bedürftigen Waiſen des Landes thun zu können. Die Beaufſichtigung erfolgt zunächſt durch die verſchiedenen Ortsgeiſtlichen und Lehrer. Die erſtern haben halbjährlich, die letztern vierteljährlich an das Directorium zu Weimar über die Waiſen zu berichten. Auch den Reviſoren der Kirchen und Schulen liegt die Pflicht ob, ſich bei den Reviſionen die Waiſen vorführen zu laſſen. Die weltlichen Ortsvorſtände ſind übrigens ebenfalls dahin angewieſen, ſich um die Aufführung der Waiſen mit zu bekümmern, doch iſt das ganze Inſtitut mehr ein kirchlich religiöſes, als ein bloß bürgerliches; daher geſchieht auch die Uebergabe der neuen Waiſen alljährlich im Herbſt

an einem Tage zu Weimar in der Pfarrkirche auf eine höchst feierliche Weise an die hier versammelten Pflegeltern. Die Entlassung zu Dienstherrschaften oder Meistern erfolgt aber erst nach geschehener Einsegnung und bloß in den Fällen früher, wo Mütter sich wieder verehelichen. Das Legat von Berendis, Bode, Götze, Haling. 2544 Rthlr., hat die Bestimmung, daß seine Zinsen ebenfalls zum Besten der Waisen verwendet werden, und zwar zum Ankauf von Betten, für Lehrlinge (5 Rthlr. für eins) und von Felleisen für die Gesellen, die auf die Wanderung gehen. Es wurden 25 Lehrlinge und 9 Gesellen dieser Art unterstützt. Bisher wurde Gesellen auch ein Zuschuß zum Meisterwerden gewährt, was aber billigerweise nicht mehr geschehen wird und 1834 zum Letztenmale bei acht Gesellen geschah. Ferner werden die Zinsen von 893 Rthlrn. des Konauv-Müllerschen Legats zu Prämien an solche Waisen verwendet, die nach ihrem Austritte drei und mehrere Jahre bei derselben Herrschaft ehrlich und zu voller Zufriedenheit gedient haben.

Auch einer Erziehungsanstalt für sittlich verwahrlos'te Kinder erfreut sich das Großherzogthum in seiner Hauptstadt. Hierüber in Kürze Folgendes: Schon seit dem Jahre 1807 bestand in und neben dem Waiseninstitut eine Versorgungsanstalt für sechs eheliche hülflose, von ihren Vätern verlassene Kinder (auch in das Waiseninstitut werden nur eheliche aufgenommen), welche durch die Milde Ihrer kais. Hoheit der Frau Großfürstin und Erbgroßherzogin gestiftet und erhalten worden war. Außerdem wurden in derselben Anstalt noch mehrere solche eheliche und außereheliche Kinder auf Kosten der Landesbehörden, Communen und einzelnen Wohlthäter als außerordentliche Zöglinge verpflegt. Diese Kinder wurden sämmtlich wie die Waisenkinder ausgethan, verpflegt und beaufsichtigt. Dieß schien jedoch zur Zeit steigender Noth, welche im Gefolge des Krieges in dem Jahre 1813 eintrat, nicht auszureichen. So wie daher das Waiseninstitut im Jahr 1814 über die Zahl seiner gewöhnlichen Zöglinge

noch 60 Waiſen mehr aufnahm, ſo errichtete auch damals eine Geſellſchaft, welche ſich „die Freunde in der Noth“ nannte und an deren Spitze der nun verewigte Legationsrath Falk ſtand, eine beſondere Anſtalt, welche den Zweck hatte, ſittlich verwahrloſ'te und verlaſſene Kinder für das bürgerliche Leben zu gewinnen und chriſtlich zu erziehen. Der augenſcheinliche Bedarf und die fromme Aufregung des deutſchen Vaterlandes, welches der eben wieder errungenen Freiheit ſich in jeder Rückſicht würdig zeigen wollte, bewirkte eine ſo reiche Unterſtützung des Plans, daß es dem Vorſteher der Anſtalt möglich wurde, nicht wenige ſolcher unglücklichen Kinder in ſein Haus aufzunehmen, und ſie zu irgend einer nützlichen Gewerbsthätigkeit zu gewöhnen. Seit Falks 1823 erfolgtem Tode fehlte dem Inſtitute deſſen leitender Geiſt. Der edeldenkende Großherzog befahl deßhalb 1828: die Anſtalt zur Staatsanſtalt zu erheben, für ſie ein Haus mit zwei Morgen Ackerland zu erkaufen und einzurichten, einen eigenen Lehrer nebſt Verwalter und Frau anzuſtellen und beſondere Statuten zu entwerfen, den Namen der Falkſchen Anſtalt aber beizubehalten. Mit dem 1 April 1829 trat nun das neue Inſtitut ins Leben. Die Hauseinrichtung iſt auf zwölf Kinder berechnet, minder ſchlechte werden wie die Waiſenkinder ausgethan, gewöhnlich auf 10 bis 12, der Kopf kommt zwiſchen 50 — 60 Rthlr. zu ſtehen. Wer möchte ſolchen Preis für die Rettung einer Seele zu hoch nennen. Unterricht, Aufſicht und Beſchäftigung der Kinder in der Häuslichkeit und durch Anbau des Gartens haben ſich bis jetzt als ſehr zweckmäßig bewährt. Die Subſiſtenzmittel werden lediglich aus milden Beiträgen geſchöpft. Des Großherzogs königliche Hoheit allein gibt jährlich 100 Weimarſche Schäffel Korn, einige Klafter Holz, und noch manchen andern Zuſchuß. Näheres über dieſe Anſtalten findet man in folgenden Schriften: „Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts ſittlich verwahrloſter und verlaſſener Kinder, in Beſchreibung einer für dieſen Zweck errichteten Anſtalt. Eisleben bei Reichard,

1833, 132 S. 8.“ Der Verfaſſer, Dr. Johann Friedrich Heinrich Schwabe, war damals noch großherzoglicher Ober-Conſiſtorialrath, ſo wie Director dieſer und der Waiſenanſtalt ꝛc. „Jahresberichte über den Zuſtand und die Leiſtungen des großherzogl. ſächſiſchen Waiſeninſtituts, Landſchulfonds, ingleichen der Verſorgungsanſtalten für Pfarrer und Schullehrer-Wittwen im Verwaltungsbereiche des Oberconſiſtoriums zu Weimar für die Jahre 1827 — 1834.“ Die in den letztgenannten Schriften erwähnten Verſorgungsanſtalten für Pfarrer und Schullehrer-Wittwen ſind ſeit dem 3 December 1825 allgemeine Landesanſtalten, und nach den einfachſten und haltbarſten Grundſätzen eingerichtet. Jeder Geiſtliche gibt zwei vom Hundert ſeines Einkommens, dafür empfängt ſeine Frau, wenn ſie Wittwe wird, außer 50 Rthlr. zum Begräbniſſe, jährlich den fünften Theil von dem geweſenen Einkommen des Gatten. Ein Schullehrer gibt jährlich 1½ Rthlr., ſeiner Wittwe werden 10 Rthlr. zum Begräbniſſe und 16 Rthlr. Jahrespenſion gewährt. Eben ſo ſegensreich wirkt der in jenen Schriften gleichfalls angeführte Landſchullehrerfonds. Er hat den ſchönen Zweck, nach und nach das Einkommen aller ſchlechten Schullehrerſtellen bis auf 100 Rthlr. zu bringen, und man kauft aus ihm für ſolche Stellen, die weder Aecker noch Gartengrundſtücke haben, dergleichen an, gewährt auch ſonſt bei Unglücksfällen den Lehrern zu Hülfe kommende Beiſteuern.

Auch kann ich nicht umhin, hier noch einer andern höchſt wohlthätigen Inſtitution zu gedenken: Das patriotiſche Inſtitut der Frauenvereine ſteht unter dem Centraldirectorium, das die verwittwete Frau Erbgroßherzogin Maria, Großfürſtin von Rußland, eine zweite Dame als Gehülfin und ein männlicher Beiſtand bilden, und beſteht aus ſieben Centralvereinen zu Weimar, Jena, Ilmenau, Allſtedt, Neuſtadt an der Orla, Eiſenach und Lengsfeld. An jeden derſelben ſchließen ſich wieder die Localvereine in den kleinen Orten an. Alle dieſe Vereine bezwecken Unterſtützung von hülfsbedürftigen Alten, von Kranken und von ſchuldlos Verun-

glückten, Unterhaltung von Induſtrieſchulen meiſt zur Beſchäftigung von armen Kindern, durch Spinnen, Stricken, Nähen, und der Knaben an einigen Orten durch Holz- und Pappar-beiten, ſo wie erwachſener Armer; auch Unterweiſung von Mädchen im Waſchen und Kochen; Prämienaustheilungen für ausgezeichnet gute Dienſtboten, hauptſächlich aber eine verbeſſerte Erziehung der weiblichen Jugend. Sie geben in der Regel aus, was alljährlich durch milde Beiträge einkommt. Im Jahre 1831 betrug die Geſammtzahl der Individuen, für welche das Inſtitut auf die eine oder die andere Art Sorge getragen hatte, an Erwachſenen 114; an Kindern 3290; unter dieſen: in Aufſichtsanſtalten 76, und in den Erwerbsſchulen 36; in der Waſchanſtalt 32; Spinner 498, die übrigen in den Induſtrieſchulen auf andere Weiſe beſchäftigt. Vergleiche: „Geſetzliche Beſtimmungen für das patriotiſche Inſtitut der Frauenvereine in dem Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach. Weimar 1817" und „Ueberſicht von dem patriotiſchen Inſtitute der Frauenvereine in dem Großherzogthume Sachſen-Weimar-Eiſenach im Jahr 1831." —

Die in den ſchleſiſchen Provinzialblättern ausgeſprochene Behauptung: das Leichenhaus zu Weimar beſtehe nicht mehr," reizte mich zu der Frage nach dieſem Gegenſtande, und hier erfuhr ich, wie das Leichenhaus auf dem alten Kirchhofe allerdings ganz in Verfall, das auf dem neuen dagegen, welches ungefähr ſeit 1825 beſteht, deſto mehr, ja faſt allgemein im Gebrauche ſey. Sobald der Arzt den Verſchiedenen für wirklich todt erklärt, wird er in einem zweckmäßig dazu eingerichteten langen und gut verwahrten Tragekorbe in das Leichenhaus gebracht, wo in einem Saale acht und mehrere Leichen zugleich aufgeſtellt werden können. Sie werden in den Sarg gelegt und mit Fingerhüten verſehen; an dieſe kann man mit Häkchen ſeidne Fäden befeſtigen, welche ſämmtlich nach oben gehen, und bei der leiſeſten Bewegung, bei dem Anſtoßen einer Fliege das Werk einer Weckerglocke zum Ausheben bringen. Werk und Glocke befinden ſich in dem Zimmer des Todtengräbers,

der die Bewachung der Leichen hat. Bei meinem Beſuche wohnte derſelbe noch über dem Leichenſaale, wird aber künftig ſeine Wohnung neben demſelben erhalten. Eine weibliche Leiche war aufgeſtellt, und jede bleibt ſo lange hier, bis deutliche Spuren der Verweſung eintreten. Bei einzelnen Verſtorbenen hat dieß wochenlang gedauert, doch wußte man mir keinen Fall eines wirklichen Wiedererwachens namhaft zu machen. Die Beiſetzung auf 24 Stunden koſtet 4 gGr. Die Benützung iſt, wie ſchon bemerkt, ſehr allgemein, weil man das Wohlthätige für beengt wohnende Familien anerkennt. Der Friedhof ſelbſt iſt gartenähnlich angelegt, und über der herzoglichen Gruft befindet ſich eine Capelle, in welcher bei der Beerdigungsfeierlichkeit nur die Leidtragenden ſich verſammeln.

Durch den Hrn. Obermedicinalrath v. Froriep gegen Abend eingeführt in den geſelligen Kreis der Erholung, wurde mir hier das Vergnügen zu Theil, mit dem Hrn. Oberconſiſtorialrath Peucer und Hrn. Conſiſtorialrath Horn und andern bedeutenden Männern Weimars Anſichten namentlich über Blindenerziehung und Blindenwohl austauſchen zu können.

Einunddreißigſtes Capitel.

Jena. Muſikfeſt. Dr. Trieſt. Raſenmühle. nächtliche Fahrt nach Erfurt. Verwandtſchaftsreſte. Taubſtummenanſtalten. Otto Gumprecht. ein das Gymnaſium beſuchender Blinder. Judenrecht. Reinthaler. Martinsſtift. Luthers Zelle. noch ein Tag in Weimar.

Zu einer Fahrt nach Jena entſchloſſen, weil ich noch nie einem Muſikfeſte beigewohnt, den mir intereſſanten Trieſt nicht getroffen, und die Verſicherung des Wiederfindens in Jena von meinen angenehmen Rudolſtädter Bekannten erhalten hatte, beſtieg ich früh um 2 Uhr den Eilwagen, und wir waren um 5 Uhr an Ort und Stelle. Bei dem Geheimenrath und Profeſſor Martin, bei dem ich mich nach Trieſt

erkundigte, lernte ich diesen berühmten Rechtsgelehrten selbst, so wie seine Gemahlin und den Weimarschen Cantor N. aus B. kenne. Dieser, der neben 80 Vollsinnigen dermalen auch einen Taubstummen zu unterrichten hat, gestand mir im Laufe des Gespräches aufrichtig, daß er von der Unterweisung der Taubstummen, neben seinen übrigen Kindern, nur geringen oder keinen Erfolg hoffe, da es ihm, wie den meisten Schulmännern, an der nöthigen Zeit fehle, sich diesen Unglücklichen außer den Schulstunden noch zu widmen.

Auf meinem Wege zur städtischen Pfarrkirche führte mir der Postbote, dem ich schon früh bei meiner Ankunft gesagt hatte, daß ich noch heute Abend wieder abzureisen wünschte, zwei geistliche Herren entgegen, die gleich mir den versäumten Tag durch eine nächtliche Fahrt wieder einzubringen entschlossen waren. - Gern sagte ich mich ihnen als dritten Mann zu, und überließ ihnen die Besorgung der Fuhre.

Der hohe weite Raum des ehrwürdigen Kirchengebäudes versprach im Voraus eine günstige Wirkung der Musik, ich wählte einen Platz in der Mitte, da die Schaaren der Sänger sich in dem sogenannten Chore oder Presbyterium aufstellen sollten. Nach kurzem Harren fanden sich Hr. Pastor Bähring aus Eichfeld, Hr. Kammerrath von Kettelhot und Hr. Hofrath Conradi an meine Seite. Schnell und immer dichter füllten sich die Räume, auch die Hofloge blieb nicht leer, denn Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin und des Prinzen Carl von Preußen königliche Hoheit mit dessen Gemahlin erfreuten Künstler und Publicum durch ihr Eintreffen. — Man eröffnete mit dem Chorale: Allein Gott in der Höh' sey Ehr'; ihm folgte Klopstocks Psalm: „Um Erden wandeln Monde, Erden und Sonnen" u. s. w., eine Composition, von der ich leider sagen muß, daß wir zwar Klopstocks Worte, aber nicht seinen Geist in rhythmischen Tönen vernahmen, wozu noch ein sehr störendes fehlerhaftes Eintreten der Blasinstrumente kam. Doch um so zusagender wirkte für Sänger und Hörer Bernhard Kleins herrliche Motette: „Wer kann recht

erheben deines Namens Ruhm?" Nach kurzer Pauſe folgte ein Oratorium: „Die Apoſtel zu Philippi," eine noch unaufgeführte Compoſition des Dr. Löwe zu Stettin; auch hier drohte die voreilige Haſt der Poſaunenengel Verderben. Allein der ſelbſt anweſende Componiſt ergriff glücklich und mit geübter Hand das wankende Scepter der muſikaliſchen Herrſchaft. Das Ganze wirkte befriedigend auf uns Hörer, beſonders die Chöre der Griechen; was noch folgte, war ungleich an Werth und Aufführung. Von den vielen Orgelvorträgen, die Becker aus Leipzig halten ſollte, unterblieben die meiſten aus Mangel an Zeit. Hofrath Hand zu Jena, den man mir als einen für alles Gute und Schöne ſich ſehr intereſſirenden Mann ſchilderte, war der Urheber dieſes abermaligen Muſikfeſtes zu Jena, in deſſen Bewohnern er gern einen höhern Kunſtſinn wecken möchte. Eigennutz konnte bei dem, ſchwerlich zur Koſtendeckung hinreichenden Eintrittspreiſe von 8 Gr. gewiß nicht vorwalten. Daher mußte man es auch der kleinen Reichsarmee von 400 Spielern und Sängern zu Gute halten, daß ſie dem großen Manöuvre offenbar zu wenige Specialrevüen hatte vorangehen laſſen.

Nach Tiſche überraſchte mich Hr. Dr. Trieſt, auf deſſen Bekanntſchaft ich ſchon nicht mehr rechnete, an Hrn. Paſtor Bährings Arme. Alles, was ich über dieſen wackern Schickſalsgefährten gehört hatte, beſtätigte ſich mir. Wohllaut der Sprache, geiſtige und körperliche Gewandtheit, ſo wie das Lebhafte und Kräftige im Weſen des jugendlichen Mannes verbanden ſich, einen wirklich angenehmen Eindruck auf mich zu machen. Die Hülfsmittel für Blinde, ſich eine innere Anſchauung von äußern Dingen durch den Taſtſinn zu verſchaffen, waren ihm zwar, wie ich vermuthen konnte, ziemlich fremd; doch hatte er die weſentlichſten Schwierigkeiten dieſer Art durch ſein natürliches mathematiſches Talent beſiegt, und wenn es mich bedünken wollte, als ſeyen Religion und Philoſophie ihm noch nicht zur beruhigenden Einheit gediehen, ſo zweifle ich doch keineswegs, daß Geiſt und Herz ihn den richtigen Weg zwiſchen Scylla und Charybdis hindurch werden

finden lassen. Offen gestand er mir, daß er sich wohler unter Sehenden, als unter Blinden fühle, und daß die Blindenanstalten, welche er besuchsweise kennen gelernt habe, einen durchaus ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht hätten, so daß er selbst gar keine Neigung zum Blindenunterricht fühle. Noch besitzt er eine kleine Spur von Sehkraft, indem er Bäume, Farbe und Umriß grüner Berge noch zu erkennen vermag; da nun seinem jüngern Bruder, den gleiches Schicksal betroffen hat, Hoffnung gemacht worden ist, sein Gesicht wieder zu erlangen, so scheint auch er einige Hoffnung zu hegen.

Wir brachen gemeinschaftlich nach der Rasenmühle auf, um den zweiten Theil des Musikfestes zu genießen, der hier gratis und im Freien allen Hörlustigen zum Besten gegeben werden sollte. An Sang und Klang fehlte es auch wirklich nicht, dagegen so sehr an Tischen und Stühlen und Bänken, daß Tausende wie irrende Schafe auf dem holprichten Erdreich umherstolperten. Auch an Gläsern und Getränken fehlte es in gleichem Maße, und von Musik und Liedern konnte man in einiger Entfernung vor dem Gesumme und Gebrumme der plaudernden, gaffenden und herumwogenden Menge kaum noch einzelne der mächtigsten Schallwellen vernehmen. Wir suchten deßhalb nach einer fast langweilig vertrippelten Stunde sehr gern unsern Rückweg. Im Garten des Rathskellers fanden wir bald, was wir alle suchten: Ruhe und Erquickung.

Zurückgekehrt in mein Gasthaus, traf ich hier eine kleine Gesellschaft heiterer Musensöhne, die bei fröhlichen und anständigen Liedern ein kleines Hospitium abhielt, und mich in der That mehr, als der verkümmerte Ohrenschmaus am Nachmittage ergötzte, wozu das heimliche Erwachen alter und froher Erinnerungen aus dem eignen akademischen Leben allerdings das Seinige reichlich beitrug. Erst nach 10 Uhr erschienen Kastor und Pollux am Horizonte meines Reisehimmels und winkten mir zu bequemer Fahrt unter ihrem Schutze. So eigentliche Zwillinge waren es nun wohl nicht, aber doch ein Geschwisterpaar, was ich ihnen am Morgen, noch eh' sie

mir's gestanden, abgelauscht hatte; beide glichen einander in freundlich milder Gefälligkeit; was einer wollte, begehrte der andere, sie waren sich offenbar zum Bedürfniß geworden, waren im Leben nur erst Einmal auf länger als ein Jahr getrennt gewesen, vor und nachher aber Einen Lebensweg gegangen, und durch die leitende Hand der Vorsehung auch jetzt in nachbarlicher Nähe vereinigt. Beide nämlich Pastoren im Gothaischen und zwar August Stetefeld der ältere zu Holzhausen, und Carl Stetefeld im nahe gelegenen Thorey.

O! des liebenden milden Geschicks, das Brüder so führte,
Und im Bruder den Freund, wie den Nachbar verlieh!

Mir war so behaglich in ihrer Gesellschaft, daß ich mich sehr bald entschied, in Weimar bloß meinen Koffer übernahm, und weiter mit bis Erfurt reiste.

Es war meine Vaterstadt, die ich nach 27 Jahren wieder betrat. Stille Wehmuth ergriff meine Seele, denn ich war ja fast Fremdling in der Heimath meiner Kindheit, und sollte nun verdunkelt die Pfade wandeln, die noch lichtumflossen vor meinem innern Auge standen. — Doch mein ermüdeter Körper bedurfte vorerst einige Stunden des Schlummers erquickendes Balsambad, das ja lindernd, auch zugleich Tröstung dem Herzen bereitet.

Mein durch den Oberkellner des „Kaisers" schnell angeworbener Geleitsknappe: Wiedolf, war ein orts- und leutekundiger Mann; bald und ohne Mühe fand ich durch ihn die einzige noch lebende Familie mütterlicher Seitenverwandtschaft, die des wackern Bürgers und Perruquiers Crohmann und seiner betagten und wohlberedten Hausehre, einer gebornen Galander, dem eigentlichen Kettengliede der Verwandtschaft. Die jüngste, mir selbst noch neue Blüthe des Stammes, eine holde jungfräuliche Muhme, begrüßte mich zuerst. Schnell waren auch die ehrenwerthen Alten herzugerufen, und nach wenigen Minuten alle Schleußen freundschaftlicher Mittheilung eröffnet.

Am Nachmittage versäumte ich nicht, die Lehranstalt für

Taubstumme zu besuchen. Hr. Schulz, der erste Lehrer, war nicht zugegen, doch lernte ich Hrn. Otto kennen. Beide Männer stehen gemeinschaftlich der hiesigen Taubstummenschule vor, der ein Zimmer zum Unterrichtsgelaß in dem ehemaligen Augustinerkloster eingeräumt ist. Die Lehrer haben Privatwohnungen, und werden vom Staate besoldet. Die Anzahl der Zöglinge beläuft sich auf 25, die man in ordentlichen Bürgerfamilien unterbringt; bei den Knaben in der Regel in der Absicht, daß sie auch nach vollendeter Schulzeit in derselben Familie bleiben und das Gewerbe ihres Pflegevaters erlernen sollen. Angehörige oder Communen tragen die Kosten, welche durchschnittlich für Wohnung, Beköstigung und Kleidung sich auf 55 Rthlr. jährlich belaufen. Der Schulbesuch dauert fünf Jahre. Der Unterricht in der Wortsprache und in dem Absehen des Gesprochenen wird zwar als die bessere Lehrweise eifrig betrieben, allein der Umstand, daß die Leute, bei welchen die Taubstummen in Pflege gethan sind, gleich Anfangs sich zur Gebärdensprache gewöhnen, weil der Taubstumme der Wortsprache noch nicht mächtig ist, wirkt äußerst nachtheilig auf die Fortschritte der Zöglinge in der Tonsprache, indem die ganze Unterweisung sich dadurch fast lediglich auf die Sprachübungen in der Schule beschränkt; auch läßt es sich leicht denken, daß der Privatfleiß der Kinder bei dieser Art der Unterbringung manche Störung erleidet; doch geschieht unstreitig auf diesem Wege schon ungleich mehr für eine wirkliche Geistesausbildung, als wenn Taubstumme in den gewöhnlichen Volksschulen neben Vollsinnigen unterrichtet werden sollen.

Blindenunterricht findet in Erfurt nicht statt, doch suchte ich geflissentlich einen blinden Knaben, einen Sohn des Banquiers Gumprecht, auf. Otto Gumprecht hatte, als er vor vier Jahren im Garten bei einem andern Knaben stand, der sich mit einer kleinen Hacke beschäftigte, durch einen unvorsätzlichen Hieb in das eine seiner Augen die Sehkraft auf diesem und nachmals durch Mitleidenschaft auch auf dem andern Auge verloren. Ein halbes Jahr lang war der

Kleine in der Dresdener Blindenanſtalt geweſen, allein die Liebe der Eltern, beſonders des Vaters, konnte es nicht über ſich gewinnen, dieſes Kind länger von ſich getrennt zu ſehen, das neben mehreren ganz geſunden Geſchwiſtern jetzt der Gegenſtand der zärtlichſten Sorgfalt für die ſehr weichfühlenden Eltern iſt. Otto beſucht das Gymnaſium, wo er ſehr glänzende Fortſchritte macht, genießt auch Unterweiſung in Flügelſpielen, im Schwimmen und allem, was ihm Freude macht. Die guten Eltern ſparen nichts, um die wirklich ſehr glänzenden Fähigkeiten des Knaben zu entwickeln. Bis jetzt unbekannt geblieben mit den Buchſtabenformen der Lapidarſchrift, dauerte es kaum eine Viertelſtunde, und er kannte nicht nur die einzelnen Buchſtaben, ſondern war auch ſchon im Stande ganze Zeilen zu leſen. Aeußerſt lebhaft, iſt er mitunter ſogar ein kleiner Wagehals, und, verwöhnt an die Gewährung aller Wünſche von Seite ſeiner Eltern, äußerte er dieſe mit der ungeduldigſten Heftigkeit, doch iſt er eben deßhalb auch ſehr offen und wahr, und ſcheint ein durchaus ſchuldloſes Herz zu beſitzen. Gott gebe den guten Eltern Weisheit, ihn richtig zu leiten! Otto's häuslichen Fleiß unterſtützt eine anſtändige Nachhülfe eines Primaners, Namens Gropp, und ein guter Privatunterricht in den mathematiſchen Kenntniſſen hat auch hierin ſeine Fortſchritte gefördert. Dr. U., der ihm den mathematiſchen Unterricht ertheilt, war für mich eine intereſſante Bekanntſchaft; ſeine Beſtimmtheit hätte mir nur den Mathematiker bezeichnet, aber ein leiſer Zug von opponirender Schärfe in ſeinem Weſen ließ mich unwillkürlich den Mann erkennen, der ſchon häufigen Widerſpruch erfahren haben mußte, und ſo war es bei näherer Erkundigung auch wirklich. Noch ein Bekenner des moſaiſchen Glaubens, hatte er ſich bisher vergebens um eine öffentliche Anſtellung beworben, und nur eben jetzt eine Realſchule für Erfurt zu Stande gebracht, bei deren Leitung er hoffen darf, einen nützlichen Gebrauch von ſeinen gewiß nicht ohne Geld und Mühe erworbenen Kenntniſſen machen zu können. Wann wird doch die ſeltene Miſchung von Gerech-

tigkeit und Ungerechtigkeit endlich aufhören, die es dem Israeliten erlaubt, promovirter Arzt, und als solcher nicht selten der Lebenswächter eines Fürsten zu seyn, während er doch für unfähig zur Bestallung eines Compagniechirurgs erklärt wird!? Deutschen Gottesdienst, das Hauptmittel zur Veredlung des Cultus nach innen und außen, verwehrt man, damit keine neuen mosaischen Secten entstehen sollen, aber deutsch gedruckte Lehrbücher ihrer Religion werden der israelitischen Jugend erlaubt. Für uns Christen ist, Gott sey Dank! die Zeit in unserem Vaterlande vorüber, wo abgedankte Soldaten, alte gewesene Handwerker oder Herrendiener als Jugendlehrer und Jugendbändiger auftreten dürfen; woher aber sollen unsere israelitischen Mitbürger durchweg tüchtige Lehrer ihrer Kinder und bessere Rabbiner als die jetzigen erlangen, wenn nirgends in Deutschland ein Seminar für ihre Bildung besteht, oder auch nur zugänglich ist, und in dem aufgeklärten mit Gewissensfreiheit prahlenden Europa bei keiner Universität ein Professor der Mosis-Religion angetroffen wird. Fürchtet man etwa die Unzahl der Deisten unter uns selbst? Wie aber soll das Christenthum siegen ohne Gegner? Man versuche es nur getrost, und bald werden Rationalisten und Mystiker, Orthodoxe und Neologen sich brüderlich vereinen, wie einst Deutsche und Polen, Ungarn und Wälsche gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit. Die Tausende aber im Schoße unseres Volkes, die durch Gesinnungen, Rede und Wandel den Namen, auf den sie getauft sind, entweihen, werden eben so wenig rechtschaffene Gottesdiener seyn, oder auch nur seyn wollen. Kehrt aber der verirrte Sohn endlich zurück, so fliehr er gewiß in die Arme der rechten Mutter, die ihn gesäugt hat am liebenden Herzen. Doch genug hievon.

Israels Sabbath sollte mich noch eine höchst werthvolle Bekanntschaft machen lassen: Carl Reinthaler heißt der rühmlich bekannte Ehrenmann, der sich als Vorsteher des Martinsstiftes und der freien Erwerbsschule für arme Kinder seit Jahren schon große Verdienste um die sittliche und gei-

stige Veredlung der ärmern Jugend erworben hat. Fast möchte ich den Charakter dieses Mannes einen plastischen nennen, so offen, fest und thatkräftig trat mir sein inneres Wesen schon in der ersten Viertelstunde unserer Bekanntschaft entgegen, und obgleich wir uns über manche Ansichten, namentlich des Blindenwohles, erst einigen mußten, so war er doch viel zu sehr mein Mann, als daß ich mich von ihm nicht auf das innigste hätte angezogen fühlen sollen. Als Armenlehrer und Vorsteher des Martinsstifts hat Reinthaler, ganz im Geiste eines Falk zu Weimar, arme verwahrlos'te Kinder in rechtschaffenen Familien unterzubringen und, durch Gottes Wort in Christi Geist gelehrt, dem Verderben zu entreißen gesucht. Der Fonds, aus welchem er die Mittel dazu schöpft, ist allein die Wohlthätigkeit edler Menschen in und außer Erfurt. In 15 Jahren seiner Wirksamkeit, von 1819 bis Ende 1834, beträgt die Zahl der Bedürftigen, denen er auf die mannichfaltigste Art zu Hülfe gekommen ist, 1949, und die Summe der für sie gesammelten Almosen an Geld und Effecten 37,673 Rthlr. 26 Sgr. 6 Pf. Dadurch konnte er 758 Kinder mit allen leiblichen und geistigen Bedürfnissen versorgen, 611 andere theilweise unterstützen, und seit den letzten zehn Jahren 580 den Winter über speisen, einer Anzahl von Freitischen nicht zu gedenken, welche viele dieser Kinder bei einzelnen Wohlthätern fortwährend genießen. Oft beläuft sich die Zahl der Unterstützten in einem Jahre gegen 500 und darüber. „Das Martinsstift übernimmt die ganze Versorgung und Erziehung eines Knaben, wenn er in eine Werkstätte gethan werden kann, für 5 — 10 Rthlr. jährl. Beiträge, wenn er aber die Schule besuchen soll, für das Zehnfache. Mädchen und Kinder werden für 25 — 50 Rthlr. jährliches Pflegegeld aufgenommen." (Siehe: das Martinsstift zu Erfurt. Sechserer Jahresbericht von 1825, S. 20.) Ueber den Unterricht äußert sich Reinthaler im fünften Jahresberichte von 1824 S. 6 folgendermaßen: „Sorge Niemand, daß aber die Kinder, welche ihre Schulstunden mit zur Arbeit verwenden, in den andern nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten zurückblei-

ben müßten. Im Gegentheil, auch dieſes nothwendige Uebel entſteht nur in den andern Schulen, wenn die übrigen Kinder auch während der unvermeidlichen Abweſenheit der Armen Fortſchritte machen, und das iſt gerade noch ein Hauptgrund mit, warum eine Armenſchule für eine ſo große Stadt als Erfurt ſchon längſt ein unentbehrliches Bedürfniß geweſen, und endlich ein ſegenreiches Geſchenk geworden iſt. In ihr wird es nun durch bequeme Verlegung der Lehrſtunden und durch zweckmäßige Ertheilung des Unterrichts den armen Kindern möglich gemacht, daß ſie nicht nur immer kommen, ſondern auch mehr lernen können, als in jeder andern Schule. Ja ſelbſt diejenigen unter ihnen, welche ſich durch die Gaben ihres Kopfes und Herzens ſo auszeichnen, daß ich hoffen darf, ſie einmal für die Schule oder eine Kunſt erziehen zu können, und wenn ſie meine eignen Kinder wären, möchte ich dermalen noch in keine andere von den hieſigen alten Volksſchulen entlaſſen, ſo weit vollſtändiger und gründlicher wird hier nicht bloß das Allernöthigſte, der Glaube und die Liebe, das Leſen, Schreiben und Rechnen, ſondern auch das Entbehrlichere, der Geſang, die Sprache und die Weltkunde gelehrt und geübt. Das alles wird in 4 — 5 täglichen Lehrſtunden geleiſtet, außer meiner Beihülfe durch die geübte Kraft des wackern Hauptlehrers und von der friſchen Luſt vier von jungen Hülfslehrern, indem die Schüler in drei Zimmern, als Knaben, Mädchen und Kinder getrennt ſind. In den übrigen vier Schulſtunden werden diejenigen, welche nicht zu Hauſe nöthigere Dienſte zu leiſten haben, von einem Arbeitslehrer und einer Lehrerin mit den mannichfaltigſten Handarbeiten beſchäftiget.“ —

Ihrer geiſtigen und religiöſen Entwickelung nach zerfallen die Kinder in Sprech-, Leſe-, Katechismus- und Bibelſchüler. Für die Handwerkslehrlinge wird am Sonntage Nachmittags im Winter zweimal wöchentlich Abends Stunde gehalten. In den Morgenſtunden des Sonntags verſammeln ſich die Kinder zu einer gemeinſchaftlichen Andacht. Hier werden ſämmtliche während der letzten Woche in der Schule

durchgenommene Abschnitte der heiligen Schrift von einzelnen Bibelschülern aus dem Gedächtnisse vorgetragen, und ein passender und erhebender Liedervers folgt von allen gesungen nach dem Vortrage jedes einzelnen, bis der Meister selbst den Eckstein hinzufügt. So folgte in meinem Beiseyn am 16 August nach der Befreiungsgeschichte der Israeliten aus dem Joche Aegyptens eine treffende Parallele zwischen dieser und dem Erlösungswerke der Menschheit durch Christum. Auch gegen Abend am Schlusse der Sonntagsschule geschieht Aehnliches, nur daß hier die Lehrgesellen selbst, wie R. seine betreffenden Hülfslehrer nennt, die betreffenden Abschnitte vortragen, und man fühlt es leicht und innig, hier wird wahrhaftes Frommseyn, und nicht bloßes Frommthun geübt.

Seiner äußern Räumlichkeit nach begreift das Martinsstift nur die benöthigten, durch Orgel und biblische Gemälde passend ausgeschmückten Lehrzimmer, und die Wohnung des Vorstehers. Diese aber befinden sich neben dem städtischen Waisenhause in dem östlichen Theile des Augustinerklosters, desselben Klosters, in welchem einst der große Martin Luther als schlichter Augustiner Mönch gelebt und zuerst den Urtext der heiligen Schrift kennen gelernt hat, daher auch ihm zu Ehren Reinthalers Anstalt das Martinsstift heißt. Mit Frohlocken erzählte mir Reinthaler, wie er noch einen ächten Sprößling des großen Reformators in einer evangelischen böhmischen Familie entdeckt habe, und diesen in dem Martinsstifte erziehen wolle. — Leider ist schon seit einigen Jahren der westliche Flügel seiner Bedachung beraubt, und dadurch um so mehr einer beschleunigten Vernichtung preisgegeben; ein Loos, das dieses classische Gebäude sicher nicht verdient. Noch steht Luthers Zelle, die Geburtsstadt großer Gedanken, und in meinen Händen befand sich das Schreibzeug, welches der große Meister deutscher Zunge nicht bloß gebraucht, sondern auch aus Pappe selbst gefertigt haben soll. An der Zelle und ihren Nachbarinnen vorüber erstreckt sich ein 150 Fuß langer und 10 Fuß breiter saalähnlicher Bogengang, von dessen Wänden die Bilder des Todes in allen seinen Gestalten

herabwinken. Hier wird alljährlich am Vorabend des Martinstages unter Sang und Saitenspiel eine heitere heilige Feier des Glaubens und der Liebe begangen.

Noch während meiner Anwesenheit nahm sich Reinthaler sehr thätig zweier Blinden an, die bisher vereinzelt und unthätig waren, vereinigt aber gar wohl durch musikalische Fertigkeit, die sie besitzen, etwas leisten, auch noch Handarbeiten erlernen können.

Am 17ten kehrte ich nach Weimar zurück. Hier wurde mir durch Hrn. Medicinalrath von Froriep der huldreichste Auftrag Ihrer Kaiserlichen Hoheit der verw. Frau Erbgroßherzogin eröffnet, verschiedene Hülfsmittel für den Blinden-Unterricht zu besorgen. Eben so gern entsprach ich der Aufforderung des Hrn. Oberconsistorialraths Peucer, ihm meine Ansicht über die Errichtung einer größern Blinden- und Taubstummenanstalt zu Weimar darzulegen, was ich mit Hindeutung auf die Möglichkeit eines Beitritts der übrigen sächsischen Herzogthümer that.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Eilwagenpartie über Naumburg nach Weißenfels; die Nase gibt auch Kenntnisse; Seminariendirector Harnisch. Ankunft in Halle. Baron de la Motte Fouqué. Halle'sche Blindenschule der Gebrüder Krause. Flamarischer Unterstützungsfonds für Blinde. und Hr. Planitzer, ein Blinder.

Zum drittenmale verließ ich das mir interessante Weimar Nachts um 2 Uhr. Sehr schmerzlich berührte mich um 4 Uhr der Morgengruß eines blinden Flötenbläsers am Wege, doch weiß ich nicht, ob es noch auf Weimarischem, oder schon auf preußischem Gebiete war; vielleicht daß er weniger dabei empfand als ich, der ich so glücklich war, ihm eine Gabe reichen zu können.

In Naumburg war die Saumseligkeit der Bedie-

nung bei dem Verweilen des Eilwagens von nur 10 Minuten so groß, daß die eine der drei mitfahrenden Damen ihren Kaffee wirklich im Stiche lassen mußte. — Meiner Nase nach zu urtheilen, die in gewissen Dingen sehr raisonnabel ist, so muß die Torffeuerung zwischen hier und Weißenfels sehr allgemein stattfinden, die Art des Torfes aber schlechter, als die im nördlichen Deutschland seyn.

Zu Weißenfels, wo wir einen andern Wagen erhielten, und uns aufs neue einschreiben lassen mußten, traf ich unter den Herren Postbeamteten zu meiner angenehmen Ueberraschung den ältesten Sohn des Seminardirectors Harnisch, der, während meine Reisegefährtin, Frau Kaufmann Weiß aus Graudenz, mich auf das Rathhaus zur polizeilichen Beglaubigung unserer Pässe begleitete, mir die große Freude machte, seinen mir sehr werthen Vater sehr schnell herbeizuholen. Wie gern hätte ich statt einer halben Stunde einen halben Tag mit ihm geplaudert, denn noch war er in seiner biedern Herzlichkeit ganz der Alte, und nur die irdische Hülle des wackern Freundes schien mir etwas in Abnahme gekommen zu seyn.

Auch fand ich noch gute Gelegenheit, einer wahrscheinlich bekümmerten Mutter fröhliche Kunde von ihrem Sohne zu senden, den ich auf der Straße nach Augsburg als einen heitern und saubern Wanderer getroffen, und gar bald von dem gesprächigen Landsmann erfahren hatte, er sey aus Weißenfels, der Sohn des Gastgebers Hähndel, ein Nadler, und schon lange auf der Wanderung, ohne den Seinigen Nachricht von sich gegeben zu haben, was ich ihm zu thun versprach, weil ich damals noch auf einen ganzen Tag für Weißenfels rechnete.

Doch, ihrem Namen getreu, entführte mich die Schnellpost über Merseburg gen Halle. Hier war es der königl. preuß. Major, der edle Baron de la Motte Fouqué, mir Gönner und hochherziger Freund seit 21 Jahren, den ich vor Allen zu begrüßen mich gezogen fühlte, und das um so mehr, da er mir erst wenige Monate vor meiner Abreise seine für-

das Gute und Schöne nie schlummernde Theilnahme, ganz besonders für die in Halle erst aufkeimende Blindenanstalt, zu erkennen gegeben, ich selbst aber sein Schreiben noch nicht beantwortet hatte. Schon wußte ich aus eben jenem Schreiben, daß dem verehrten Manne der Myrte beglückendes Reis zum drittenmale geblüht hatte, und daß ihm, dem ritterlichen Sänger, dem Sprößling aus normannischem Stamme, welchen stets des Nordens Götter und seine Helden zu des Sanges höchster Begeisterung entflammten, eine herrliche Tochter Skandinaviens der Liebe und des Liedes schönsten Preis, das engelreine Herz, mit bräutlich zarter Hand dargereicht hatte. Frauenanmuth und Frauenwürde, wie sie der Troubadour singt, ich fand sie vereint in der Herrin des Hauses,

— — — und das Seelenauge,
Malt aus der Stimme Zauberharmonie,
Sich ihrer Schönheit Räthselbild zusammen.*)

Der folgende Morgen zog mich in die kleine Blinden-Schule, die seit einigen Jahren in Halle besteht. Zwei Brüder, Namens Krause, aus der nur wenige Meilen von Halle gelegenen Stadt Sangerhausen, Söhne eines wackern Bürgers und Schlossermeisters, sind die Gründer und Lehrer der Anstalt. Der jüngere von beiden, Friedrich Wilhelm, selbst ein Blinder, war in den Jahren 1823—27 Zögling der k. Blinden-Anstalt zu Berlin. Zurückgekehrt in das Vaterland, suchte und fand er noch weitere Ausbildung bei seinem nur ein Jahr ältern, aber sehenden Bruder, Karl August, der in Halle den Studien der Theologie und Pädagogik obgelegen und seinen Bruder zu sich genommen hat. Der ältere Krause, ein junger angenehmer Mann von 25 Jahren, verbindet in seinem Charakter anspruchslose Bescheidenheit mit wahrem Gottvertrauen und unermüdlicher Beharrlichkeit in dem, was er unternommen und für gut erkannt hat. Der jüngere nicht sehende Bruder, welcher Lehrtalent in Musik, im Rechnen und andern Schulkenntnissen bethätigt, scheint mir trotz seiner Blindheit eine

*) Richard in Körners „Rosamunde".

mehr sorglose und rasche Gemüthsart zu besitzen. Sie ertheilen ihren Unterricht in dem Sessionszimmer der Missions-Anstalt, in einem Bürgerhause, das Himmelreich genannt, wofür sie jährlich 8 Thlr. Miethe bezahlen. Unter fünf Kindern, die hier versammelt waren, befand sich auch ein blödsinniger und vielleicht nur deßwegen auch blöde sehender Bursche, der, wie ich auch von Andern als seinen Lehrern hörte, früher sehr boshaft und stumpfsinnig, jetzt aber schon zum Gehorchen und sogar zum Denken geweckt war. Langsam, aber richtig fand er die Summe von 24 und 23; auch die übrigen Kinder bewiesen den Fleiß ihrer Lehrer, und konnten, unterstützt von diesen, auch einige kleine Musikstücke aufführen. Tastbare Unterrichts-Hülfsmittel, wie eine Körpersammlung für die Raumlehre und Kummers Relief-Globus nebst Karten für die Geographie waren vorhanden, ja der ältere Krause hat sogar den mühsamen und kostspieligen Versuch nicht gescheut, sich eine Drukpresse und Stacheltypen zu fertigen, die nur geringer Verbesserung bedürfen werden. Auch einige erwachsene Blinde werden durch Handarbeiten beschäftigt. Man betreibt in dieser Beziehung das Beziehen der Stühle und Fußbänkchen mit Rohr, das Flechten von Strohzöpfen und das Verfertigen von Decken und Matten aus den Zöpfen, das Netz- und Geldbeutelstricken und das Strumpfstricken. Dieß Letztere hat der ältere Krause selbst erlernt und geübt, um es wieder lehren zu können. Bis jetzt war der Lohn für alle diese aufopfernden Bemühungen kaum ein Almosen zu nennen, denn es betrug die fixe Einnahme an Schulgeld für die Unterweisung der Kinder im Ganzen das Jahr hindurch nur 42 Rthlr. Wenige Tage vor meiner Ankunft war jedoch die erfreuliche Nachricht eingetroffen, daß die Gnade Sr. Majestät vorerst dem wackern Krause auf die Dauer von 3 Jahren zur Fortführung der Anstalt eine jährliche Beihülfe von 200 Rthlr. bewilligt habe, wodurch eine der wesentlichsten Sorgen, die nothdürftige Existenz der Lehrer, wenigstens für die nächste Zukunft befriedigt ist; da aber bis jetzt noch immer ein Fonds fehlt, aus welchem die Unterhaltungskosten für solche Blinde

geschöpft werden können, die außer Halle leben, und die man, um sie ausbilden zu können, in die Anstalt aufnehmen und in derselben verpflegen muß, so entstand die Frage: wie sich auch dieß bewirken ließe. In Schlesien hat ein Verein von Biedermännern, der am 14 Novbr. 1817 zusammentrat, und vom Staate genehmigt wurde, durch Ansprache an das Publicum und fortgesetzte Sammlung milder Beiträge nicht nur die Unterhaltung der Anstalt durch 17 Jahre, und die Erwerbung und Aufführung der nöthigen Gebäude, sondern auch die Ansammlung eines Capitalvermögens von 30,000 Rthlrn. erzielt. Aehnliches auf ähnliche Weise auch in der Provinz Sachsen für ihre Halle'sche Blindenanstalt zu bewirken, scheint eben so möglich als wünschenswerth, und das um so mehr, da hier eines August Hermann Franke's herrliche Stiftungen vor den Augen Aller als ermahnendes und bestätigendes Denkmal stehen, wie viel durch wahres Vertrauen auf Gott und gute Menschen wirklich zu Stande kommen kann. Herr Baron de la Motte Fouqué durchdrungen von diesem Gedanken, und überzeugt, daß es nur einer Anregung und nur des ersten Schrittes bedürfe, lud deßhalb schon für den nächsten Abend alle Ehrenmänner, deren Theilnahme an einer solchen Idee er voraussetzen konnte, zu einer Versammlung ein; diese wurde mir zu Gefallen im Kronprinzen — dem Gasthofe, in welchem ich logirte — gehalten. Nach einer kurzen Schilderung der verschiedenen Blindenanstalten, die ich vor und auf meiner Reise kennen gelernt hatte, und nach Darlegung dessen, was in denselben durch Blinde und für Blinde geschieht, gedachte ich insbesondere der Entstehung und des segensreichen Fortganges der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt, und schloß mit dem Wunsche, daß für die Blinden in der Provinz Sachsen bald ein ähnliches Glück erblühen möge, worauf Herr Baron Fouqué noch die schriftlich abgefaßte Aufforderung zur Bildung eines Vereins vorlas, zu dessen Mitbegründung sich auch alle Anwesenden bereit erklärten. Diese waren: Prof. Dr. Ullmann, Domprediger; Dr. Rienäcker, Dr. Eschenmayer, Kaufmann, Stadtrath Dürking, Musikdir. Naue, Stadt-

rath Kilge und Prof. Dr. Schweigger. Auch H. A. Consistorialrath Tholuck und Herr Stadtrath Schwetschke, die am Abend nicht erscheinen konnten, hatten mir bereits mündlich ihre einflußreiche Mitwirkung zugesagt. Der letzte dieser Männer ist bereits Vorsteher einer Stiftung für Blinde, die bei einer wirklichen Begründung einer Blindenanstalt für die Provinz Sachsen in eine höchst wohlthätige Verbindung mit dieser gebracht, und gerade das für die Provinz Sachsen herbeiführen kann, was mir bei jeder Blinden = Unterrichts= Anstalt als geradehin nothwendig erscheint. Es hat nämlich ein Herr Kaufmann Flamari, der vor 20 Jahren in Halle lebte, ein Capital von 8400 Rthlrn. mit der Bestimmung vermacht, daß aus den Zinsen dieses Fonds Blinde, die jetzt als Bettler das Publicum belästigen, in so weit unterstützt werden sollen, daß sie nicht mehr nöthig haben zu betteln. Die Verwaltung des Fonds ist unter die Aufsicht des Magistrats zu Halle gestellt. Herr Stadtrath und Buchhändler Schwetschke aber und ein Herr Fabricant Schwarz sind die beiden durch das Testament ausdrücklich bestimmten Vorsteher der Stiftung, und schon wird fortwährend eine Anzahl von Blinden, gegenwärtig acht, mit Summen von 25—50 Rthlrn jährlich unterstützt, auch Bedacht auf Vermehrung des Fonds genommen, der jetzt 10,500 Rthlr. beträgt. Bereits an einem andern Orte habe ich es unverhohlen ausgesprochen, daß sehr viele in Unterrichts= Anstalten erzogene Blinde, aller Bemühungen ungeachtet, nicht dahin gebracht werden können, sich ihren ganzen Unterhalt zu erwerben, und daß man solchen Blinden, wenn sie nicht wieder zu Bettlern werden sollen, durch eine bleibende Unterstützung zu Hülfe kommen muß, welche hinreichend ist, die Lücke zwischen ihrem Erwerb und ihrem Bedarfe zu füllen, und in dieser Beziehung läßt sich die wohlthätigste Verbindung der Flamarischen Stiftung mit einer in Halle zu errichtenden Blinden = Unterrichts = Anstalt denken, die bei weiterem Gedeihen der letztern sicher auch nicht ausbleiben wird.

Auch in Halle lernte ich einen Blinden, einen Herrn Planitzer aus Magdeburg, kennen, der bloß in der Schu=

len Sehender erzogen und in Magdeburg ſelbſt eine Zeit lang Lehrer an einer ſolchen Schule geweſen iſt, deßhalb auch jetzt noch eine kleine Penſion von dort genießt, muſikaliſch ſchriftſtellert, auch nach den Regeln der Theorie componirt. Unzufrieden mit ſeinem Looſe, ſchien er mir an Selbſtüberſchätzung zu kranken und weniger gemüthlich als intellectuell ausgebildet zu ſeyn. Gelegenheit zu paſſendem Erwerbe würde ihm ſicher wieder Frohſinn verleihen.

Baron Fouqué, der Leyer und Schwert jetzt ruhen läßt, hat dagegen einen Cyclus von anziehenden Vorträgen über Dichter und Dichtkunſt aller Zeiten eröffnet, wobei er ſich vorzüglich die Aufgabe geſtellt zu haben ſcheint, das in den Dichtern und ihren Werken herrſchende göttliche und religiöſe Princip zu würdigen und möglichſt hervorzuheben; ich ſelbſt war nur im Stande einem einzigen dieſer Vorträge über Pindar beizuwohnen.

Einer nähern Kenntnißnahme der vielen hier beſtehenden trefflichen Anſtalten mußte ich, bei der ernſten Mahnung der Zeit an meine Rückkehr, gänzlich entſagen; ja die Sehnſucht nach meinen Lieben wurde bei mir ſo mächtig, daß ſie in der Nacht vom Donnerſtage zum Freitage faſt allen Schlaf von meinem Lager verſcheuchte. Ich entſchloß mich daher kurz, packte meinen Koffer, und ließ früh um 4 Uhr dem Lohnkutſcher Schaaf, der mir noch ganz ſpät am Abende zuvor die Mitreiſe nach Berlin angetragen hatte, ſagen, daß er mich abholen könne, indem ich perſönlichen Abſchied bloß von Herrn Krauſe dem Aeltern nahm, und dieſen erſuchte, mich überall entſchuldigend zu vertreten.

Dreiunddreißigſtes Capitel.

Neue Gefährten auf der Reiſe nach Wittenberg. Verweilen in Potsdam bei meinem Freunde Hienſch. Seminariengebäude u. ſ. w.

Ein Herr Kaufmann Nürzel aus Halle, nebſt Frau, der ſehr gefälligen Tochter, dem Schwiegerſohn und noch einem Hallenſer,

waren die Gefährten meiner Reiſe, die zwar einiges menſchlich Kleinliche, aber nichts Anziehendes darbot. Wir übernachteten in Wittenberg und erreichten Potsdam am Sonnabend um 4 Uhr. Hier trennte ich mich von meiner Geſellſchaft, um wenigſtens 24 Stunden lang das Glück zu genießen, mich meinem ſehr lieben Freunde, dem Seminar-Director Hientzſch, der erſt ſeit zwei Jahren von Breslau hierher verſetzt war, traulich mittheilen zu können. Ein fröhlicher Zuruf von Alt und Jung gab mir die angenehme Gewißheit, ich ſey kein unwillkommener Gaſt. Raſch und unverſiegbar floſſen die Quellen der Mittheilung von beiden Seiten; auch aus dem lieben Schleſien erhielt ich ſchon hier manche anziehende Kunde. Eine Wanderung durch die Räume des Seminars überzeugte mich bald, daß dieſes Gebäude ſeinem Zwecke nur ſehr unvollkommen entſprechen könne, denn es liegt mitten in der Stadt, hat keinen Garten, ſondern nur einen beſchränkten Hofraum, den ehemalige Stallgebäude umgeben, in welchen man die Schlaf- und Arbeitszimmer der Seminariſten angelegt hat, die deßhalb großentheils ſo niedrig gerathen ſind, daß man die Decke mit der Hand erreichen kann. Natürlich fehlt es in ſolchen Räumen an Licht und Luft. Vielleicht iſt man der Anſicht geweſen, daß ja die meiſten dieſer jungen Leute aus ähnlichen beengten Bauerwohnungen kommen; allein man ſollte nie vergeſſen, daß Anſtalten dieſer Art die unabweisliche Pflicht haben, auch den Ordnungs- und Schönheitsſinn ihrer Zöglinge zu wecken, indem dieſe hier die wichtigſte Periode ihrer Entwikelung zubringen, und es iſt nicht gut, wie mir dieß anderwärts vorgekommen iſt, Seminariſten ihren auf dem Hausboden angebrachten Schlafſaal nicht mit Unrecht einen Schafſtall nennen zu hören. Thut man doch ſo viel für Zucht- und Correctionshäuſer, warum denn weniger für Muſter-Anſtalten des Schulweſens (die dem Director in Potsdam angewieſene Amtswohnung enthält gleich den Prälaturen der ehemaligen Klöſter die ſchönſten und tadelfreiſten Zimmer des Hauſes). Von dem Unterrichtsweſen des Seminars konnte ich natürlich nur

mittelbare Kenntniß nehmen, und von den übrigen Herren Lehrern lernte ich nur Herrn S. kennen. Einige Beſuche von Landſchullehrern und Seminariſten überzeugten mich, daß mein trefflicher Hientzſch auch ſchon hier Wurzel in der Liebe und der Verehrung der Provinzialen gefaßt habe, und daß er noch immer der Alte ſey, ſtets bereit, ſein reiches Wiſſen und ſeine Erfahrungen Andern mitzutheilen, Gutes zu wirken, wo er könne, und Vertrauen, immer mit Vertrauen zu vergelten. Auch fand ich ihn zufriedener mit ſeiner Lage als in Breslau, wo verkümmerte Rechte, mit nicht minder ausgedehnten Pflichten, oft im ſeltſamen Widerſtreite ſtanden. Nicht ganz eben ſo die liebenswerthe Hausfrau. Umlagert von den Sorgen für ihre acht Kinder, vermißt ſie ihre vieljährig erprobten Freundinnen und die wohlfeileren Preiſe Breslau's, da man in Potsdam noch theurer lebt, wie in Berlin, dem Centralmarkte der Landleute, von wo gar Vieles erſt durch Händler nach Potsdam geſchafft wird.

Vier und dreißigſtes Capitel.

Verweilen in Berlin, Staatsviſiten, Beſuch der techniſchen Sammlung des Gewerbe-Inſtituts, Blinden-Anſtalt, Familienoper u. ſ. w.

Mit dem ſcheidenden Sonntage und mit dem letzten um 5 Uhr abgehenden Perſonenwagen enteilte ich den Armen der Freundſchaft. Ein Herr Cantor Nitſche aus Grünberg in Schleſien, mit mir Gaſt bei H., war auch mein Gefährte auf der Fahrt.

Bei Madam Beſko, der Beſitzerin des Fuhrwerks, fand ich zu meiner großen Bequemlichkeit ſchnell eine kleine Chambre garnie, und bei meinem guten lieben Vetter, dem Hofrath Allardt, noch denſelben Abend die lang erſehnten Briefe aus Breslau.

Höchſtens 6 Tage konnte ich der Königsſtadt widmen. Einen guten Theil dieſer Zeit raubte mir die Weitläufigkeit Berlins, weil es meiner erſchöpften Reiſecaſſe zu ſchwer fiel,

mich fortwährend der Droschken zu bedienen. Von den Männern, bei denen Ehrfurcht und Dankbarkeit mir geboten, ihnen meine Aufwartung zu machen, waren leider einige nicht anwesend, doch ward mir das Glück einer fast zweistündigen Unterhaltung mit meinem liebevollen Gönner, dem Herrn Staatsrath Nikolovius, zu Theil. Auch Herr Staatsrath Johannes Schultze nahm mich wohlwollend auf, eben so Herr Regierungsrath Otto Schulz, unter dessen oberer Leitung die Blinden-Anstalt zu Berlin viele Jahre hindurch gestanden hat. Seine Fragen bewiesen mir das noch fortdauernde Interesse für die Sache. Nicht minder gütig versicherte der königl. wirkliche geheime Ober-Regierungsrath Beuth, mich gern mit solchen Modellen des Gewerbe-Instituts unterstützen zu wollen, durch welche die Blinden-Industrie befördert werden könne. In der Sammlung des Instituts, die man mir mit vieler Zuvorkommenheit öffnete, fand ich namentlich einen auf 11 Gänge eingerichteten Schweizer-Bandstuhl, der ganz für Blinde geeignet ist. Die Bewegung der Schützen geschieht durch Räder und eine Zahnstange aus Sohlenleder. Ich selbst hatte vor zwei Jahren der Hauptsache nach ganz dieselbe Idee, mußte aber wegen Ungeschicklichkeit der Handwerker, mit denen ich in Breslau zu thun hatte, die Realisirung derselben aufgeben und einen andern Mechanismus für die Bewegung und Absperrung der Schützen anwenden, der etwas mehr Raum erfordert, als die Vorrichtung der Schweizer Bandmühle. Eine gelungene Nachahmung der letztern traf ich in der Fabrik der Herren Quewa; auch eine Maschine zum Klöppeln der Senkelschnüre und eine andere zum Verfertigen der Haken für die Wollhecheln der Tuchmacher schienen mir ganz geeignet zur Fabrication dieser Gegenstände durch Blinde.

Für die persönliche Bekanntschaft des mir hochschätzbaren Diesterweg konnte ich nur die Frist einer einzigen Stunde gewinnen, viel zu wenig, um die ganze Eigenthümlichkeit dieses geistreichen Mannes kennen und würdigen zu lernen.

Einen Besuch in der Taubstummen-Anstalt unter-

ließ ich, wegen einiger gerade damals obwaltenden Umstände, deren nähere Anführung nicht hierher gehört.

Die Blinden-Anstalt nahm dagegen zwei Tage meines Aufenthaltes in Anspruch. 1809 bis 1815 war sie meine Heimath gewesen, und nur aus Rücksicht auf die Nähe meiner Verwandten lehnte ich die freundliche Einladung ab, auch dießmal meinen Aufenthalt gänzlich in ihr zu wählen. Noch sehr gebeugt fand ich das Gemüth meines guten Zeune durch den im November des vorigen Jahres erlittenen Verlust seines Sohnes, aber noch mehr das der zartfühlenden Mutter, die nach jeder neuen Berührung der tiefen Herzenswunde sich nur langsam den Banden der sie beschleichenden Schwermuth wieder entreißt. Auch der Frohsinn der schönen stattlichen Tochter Emma war viel ernster geworden, und Karoline Flemming, die erprobte Freundin des Hauses, übte nicht mehr den heitern Scherz früherer Jahre — Anklänge genug für die eigne, durch so manche Unbill des Lebens und selbst durch die jüngern Anstrengungen der Reise gar sehr herabgedrückte Stimmung meiner Seele.

Berliner Blinden-Anstalt. Die Geschichte ihrer Entstehung und Erweiterung ist in Kürze folgende: Im Jahr 1806 erhielt der würdige Hauy, der Gründer der ersten europäischen Blinden-Unterrichts-Anstalt zu Paris, einen Ruf nach Petersburg, nun auch für Rußland eine Blinden-Unterrichts-Anstalt auf Kosten des Staates zu errichten. Er kam mit seiner Frau, seinem Sohne und einem seiner blinden Zöglinge, Namens Fournier, nach Berlin, wurde Sr. Majestät dem König und dessen erlauchter Gemahlin vorgestellt, und das hochherzige königl. Paar beschloß, sobald es Hauy's Leistungen gesehen hatte, sogleich die Errichtung einer Blinden-Lehr-Anstalt für den preuß. Staat. Dem Dr. der Philosophie, August Zeune aus Wittenberg und damals Lehrer an dem grauen Kloster, einer bekannten Gymnasial-Anstalt in Berlin, wurde unter dem 11 August 1806 der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Leitung dieser ersten öffentlichen Blinden-Anstalt in Deutschland zu übernehmen. (Noch fanden

damals Kleins Privatbemühungen zu Wien keine öffentliche Anerkennung.) Zeune eröffnete sie am 13 Octbr. desselben Jahres, doch schon nach wenig Wochen drohte der Einbruch der Franzosen sie wieder zu vernichten, hätte nicht Zeune mit aufopfernder Liebe die Anstalt aus seinen eignen Mitteln so lange erhalten, bis der Staat die Sorge für ihr weiteres Bestehen wieder übernehmen konnte. Anfangs war die Anstalt hauptsächlich eine Blindenschule für die vielen in Berlin zerstreut wohnenden blinden Kinder; nur zwei Zöglinge erhielten Kost, Pflege und Wohnung. 1809 wurde eine dritte Freistelle gebildet, 1811 die Zahl der königl. Freistellen auf sechs erweitert, 1812 der Anstalt ein ehemaliges Militair-Lazareth auf dem Georgenkirchhofe Nro. 19 überwiesen, und so fortwährend die Anstalt durch königl. Milde erweitert. Gegenwärtig beträgt die Zahl der königl. freien Koststellen 12, der Privatpensionen auf Kosten der Angehörigen 8, sonach zusammen 20 Blinde im Hause, unter denen sich 15 männliche und 5 weibliche bei meinem Besuche befanden. Die Zahl der Schulgänger begriff 6 Knaben, 4 Mädchen, die freilich minder regelmäßig als andere Schulkinder kommen. Für ihre leibliche und geistige Pflege sind angestellt der Dr. und Professor August Zeune, geb. d. 12 Mai 1778 zu Wittenberg, als Director; dessen Gattin Auguste (geb.d. 24 Septbr. 1778), geborne Hahn, aus Zeitz in Preuß. Sachsen, als Vorsteherin des Hauswesens und des Unterrichts der Arbeiten; ein sehender Musiklehrer Hr. Schulz, zwei Blinde, Wilhelm Engel als Flötenlehrer, geb. 1794 d. 31 Jan., zu Zernin bei Colberg, Sohn des dasigen Pastors, im 11ten Jahre erblindet durch einen Schrotschuß, der erste königliche Zögling der Berliner-Anstalt, Erfinder einer Flaschenorgel in Flügelform, verehelicht und Vater von drei Kindern, und Adolph von Wienkowsky, ein Potsdamer, späterer Zögling der Anstalt, als Lehrer der Geige; ferner ein Arzt, ein Korbmacher als Werkmeister und ein Hauswärter. Auch befindet sich beständig auf Kosten des Staates ein in einem Schullehrer-Seminar gebildeter junger Mann als Hülfslehrer und Aufseher der Zöglinge, und zugleich

deßwegen in der Anſtalt, um ſich zum Blindenlehrer zu bilden, dermalen Hr. Peter Wilhelm Heyer, geb. 1810 den 28 April zu Rensdorf bei Elberfeld, im Kreiſe Lennep, des Regierungsbezirks Düſſeldorf, und gebildet im Seminar zu Neuwied, ein den geiſtigen Unterricht der Blinden mit Geſchick betreibender junger Mann von geſetztem Benehmen und frommem Gemüthe, der nach ſeinem bevorſtehenden Abgange von Berlin eine Blindenſchule, verbunden mit einer Lehranſtalt für Sehende, zu Köln am Rhein zu errichten gedenkt. Die nächſte Oberbehörde iſt das königl. Provincial-Schulcollegium der Provinz Brandenburg; bei ihm oder bei dem Director der Anſtalt müſſen die Geſuche um Aufnahme eingereicht werden. Die Verleihung königl. Koſtſtellen geſchieht auf höchſtens 5 Jahre. Blinde Bewerber um dieſe müſſen zwiſchen 9 und 16 Jahren alt, und übrigens an Leib und Seele geſund ſeyn, weßhalb der Anmeldung 1) das Zeugniß der Fähigkeit, 2) das Tauf-, 3) das Impf- und 4) das Armuthszeugniß beizufügen ſind. Der Penſionsbetrag für eine königliche Koſtſtelle iſt 150 Rthlr. Ueber das Jahrgeld für Privatpenſionaire haben ſich die Angehörigen mit dem Director zu verſtändigen. Die Caſſenverwaltung der Anſtalt iſt dermalen mit der Caſſenrendantur des Joachimthal'ſchen Gymnaſiums verbunden. Aus Staatscaſſen beträgt das Einkommen 3900 Rthlr.; an beſonderem Capitalvermögen durch geſtiftete Legate ſind 4400 Rthlr. vorhanden, hierunter 500 Rthlr. der Frau Generalin v. Schack, wovon die Zinſen zur Unterſtützung für fleißige austretende Zöglinge beſtimmt ſind. Director und Directorin genießen 1000 Rthlr. Einkommen, der Hülfslehrer 150 Rthlr.; jeder Muſiklehrer 100 Rthlr. Eine ſehr bedeutende Erweiterung wird dieſe Anſtalt dadurch erhalten, daß der vor zwei Jahren verſtorbene großmüthige Dompropſt, Baron von Rotenburg, die Anſtalt zur Univerſalerbin ſeiner Hinterlaſſenſchaft von 84,000 Rthlr. eingeſetzt hat, dergeſtalt, daß nach Abzug einiger Legate gegen 77,000 Rthlr. für die Anſtalt verbleiben werden. Seiner mündlichen Aeußerung zufolge war die Errichtung einer Blindenverſorgungs-

anſtalt ſeine Abſicht, allein die geſchriebenen Worte des Teſtaments lauten wie folgt: „Zur Erweiterung der Anſtalt, daß zuvörderſt mehr arme Blindgeborne, in Ermangelung dieſer arme Blindgewordene und in Ermangelung auch dieſer arme verkrüppelt Geborne oder ſchutzlos Gewordene in der Anſtalt aufgenommen werden. Alle ſolche Subjecte müſſen im Staate geboren ſeyn," wonach das königl. Provincialſchulcollegium zunächſt nur eine Erweiterung der Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt zulaſſen will.

Der gegenwärtige Lehrplan iſt folgender:

Stunden.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8 — 9	Formlehre.	Religion.	Kirchengeschichte.	Formlehre.	Religion.	Kirchengeschichte.
9 — 10	Sprachübungen Abth. II. u. I.	Rechnen, Abth. II, Abth. I.	Schreiben.	Sprachübungen, Abth. II, Abth. I.	Rechnen, Abth. II, Abth. I.	Schreiben.
10 — 11	Allgemeine Gesch.	Allgemeine Gesch.	Deutsche Musterschriften.	Allgem. Geschichte.	Allgemeine Gesch.	Deutsche Musterschriften.
11 — 12	Bibellesen.	Erdkunde.	Sprachthum.	Bibellesen.	Erdkunde.	Sprachthum.
2 — 3	Handarbeiten.	Handarbeiten.	—	Handarbeiten.	Handarbeiten.	—
3 — 4	Handarbeiten, Violine.	Handarbeiten, Violine.	Hornstunde.	Handarbeiten, Violine.	Handarbeiten, Clavier.	Hornstunde.
4 — 5	Naturkunde, Violine, Flöte.	Naturkunde, Clavier, Flöte.	Latein, Hornstunde.	Naturkunde, Violine, Flöte.	Naturkunde, Clavier, Flöte.	Latein, Hornstunde.
5 — 6	Violine.	Gesang.	Hornstunde.	Violine.	Gesang.	Hornstunde.
6 — 7	Violine.	Clavier.	Hornstunde.	Violine.	Clavier.	Hornstunde.

Die Anſtalt befördert wie früher bei ihren fähigern Zöglingen mehr eine höhere geiſtige, als eine bloß mechaniſch induſtrielle Ausbildung, doch ſoll mit der Erweiterung der Anſtalt auch die Anſtellung eines ausſchließlichen Werkmeiſters und überhaupt eine vermehrte Richtung der Gewerblichkeit eintreten. Die bisher betriebenen Arbeiten ſind: Spinnen, Strumpf- und Netzſtricken, einige Uebungen in der Korbmacherei, Fabrication von Löſcheimern aus Stroh und Weidenruthen, Flechten von Strohzöpfen und von Strohtellern aus dieſen, nebſt Winterſchuhen aus Sahlbändern. Unter den Lehrmitteln gefiel mir eine in Stralſund zuerſt gefertigte Maſchine zum Schreiben mit der Feder durch ihre ſinnreiche Einfachheit ſehr gut. Auf dem vorhandenen Plane von Berlin ſind die Straßen durch Pappſtreifen erhöht, die Viertel der Häuſer vertieft dargeſtellt. Für den Unterricht in der Geographie hat Zeune bekanntlich zuerſt taſtbare Erdkugeln (Relief-Globen), ſo wie dergleichen Landkarten in der Fabrik der HH. Meng und Schwitzky aus Holzmaſſe, ſpäter durch Kummer aus Pappmaſſe fertigen laſſen. Aus der letztern fand ich jetzt eine Inſel Rügen und ein Europa als Kugelabſchnitt, Darſtellungen, die mich beide ungemein anſprachen; und aus der vor drei Jahren von mir gelieferten Druckpreſſe mit Stacheltypen war ſo eben eine für Blinde fühlbar gedruckte Ueberſicht der Geſchichte hervorgegangen, wie früher das deutſche Sprachthum.

Die Jüngheniſche Augen-Heilanſtalt unter den Linden Nr. 5 blieb von mir auch nicht unbeſucht, doch war Hr. Profeſſor Jüngheu leider verreiſ't; indeß lernte ich ſeinen ſehr anſprechenden Vertreter, Hrn. Dr. Goldſchmidt, kennen. Von ihm erfuhr ich, daß der monatliche Koſtenaufwand für die Pflege und Behandlung eines Curgaſtes ſich auf 7½ Rthlr. beläuft; 12 — 16 Kranke können Unterkommen finden.

Für Oper und Theater, deſſen wichtigſte Helden und Heldinnen ſich ohnehin gleich mir auf Reiſen befanden, entſchädigte mich am letzten Abend meines Verweilens in B. ein gar anſprechendes Familienvaudeville, in welchem meine gute

Couſine, die frohlaunichte Frau Hofräthin Allardt, den Ton angab; gar wohllautig ſtimmte Lieb-Minchen, ihre jungfräuliche Schweſter, mit ein. Im beſten Humor brummte Vetter Hofrath den Baß und harmoniſch accompagnirte mit ſonorer Stimme, wie mit kunſtgriffigen Fingern auf den Saiten der Guitarre, der wackere Hausfreund F. Ich war ſo froh, als meine etwas kränklich gewordene Stimmung und meine täglich wachſende Sehnſucht nach Hauſe es nur immer zulaſſen wollten.

Fünfunddreißigſtes Capitel.

Heimreiſe und Gefährten derſelben, Heimathsgefühl, tragiſcher Vorfall. Grünbergs Taubſtummenanſtalt und Weinbau, die Reiſe im Schlafe. erfreuliche Begegnungen bis zuletzt.

Am nächſten Morgen den 30 Auguſt hieß es: Früh geſattelt und ſpät geritten. Erſt um 9 Uhr kam das Fuhrwerk des Liegnitzer Lohnkutſchers, dem ich mich für dießmal übergeben hatte, in ernſtliche Bewegung, weil zwei von den Mitreiſenden, zwei Studirende, wegen großer Bedenklichkeiten der Polizei, daß ſie vielleicht die kühne Idee haben könnten, dem ruſſiſch-preußiſchen Manöuvre bei Kaliſch beiwohnen zu wollen, ihre Päſſe nicht eher erlangen konnten. Veturino Griebler mußte das deutſche Sprüchwort ſchon oft erprobt haben: der geduldigen Schafe gehen viele in einen Stall, der ungeduldigen noch viel mehr, weil die letztern im Eifer, ſich Platz zu machen, dieſen auch über ihren Nachbarn finden; mit großem Geſchick verſtand er, mich und eine Frau Oberlehrer Marbach mit zwei Töchterlein auf dem hintern Hauptſitze, zwei Mediciner und einen Ellenritter aus Iſraels Geſchlecht auf dem innern vordern, und noch zwei neugebackene Diener Aeskulaps auf dem äußern Subſellium, und ſich ſelbſt zu den Füßen der letzteren zu placiren. Ungeheure Heiterkeit ward bald unſers Lebens Regel, die ſich in fröhlichen Geſängen meiner kleinen Burſchenſchaft kund that und Mathildchen ward nur unzufrie-

den, wenn der Sängerchor schwieg. Die Nachtruhe in Petershagen verkürzte meine Ungeduld. Der Studirende Javorsky, der gehaltvollste meiner Reisegefährten, und der immer fügsame, rührige Israelit waren gern und schnell bereit, auf der gut gebahnten Straße und in des Morgens frisch wehendem Hauch ein wanderndes Luftbad mit mir zu nehmen. Die Ermüdung von 1½ Stunden gab uns neue Ausdauer zur Fahrt. Sie förderte uns heute über Frankfurt, Ziebingen und Krossen bis Groß-Lessen, schon auf schlesischem Boden. Freudig jauchzend hatten wir alle seine Gränze begrüßt. So mächtig wirkt das Gefühl der näheren Heimath! Ja, diese Liebe zum allgemeinen Vaterlande der näheren Heimath, dem Geburtsorte und dem Vaterhause, nimmt unläugbar an innerer Stärke und Herzlichkeit in eben dem Verhältnisse zu, in welchem der Raum und der Menschenkreis, denen sie gewidmet ist, immer mehr und mehr sich verengt. Darum gibt es auch in der Fremde für den Kosmopiliten kein Heimweh, wie für den Sennhirten keine Alp. — Um den Vortheil genommener Vorspann von Ziebingen bis Krossen brachte uns in dem letzten Dorfe vor dieser Stadt ein tragischer Vorfall: der sehr gute Hund unsers Kutschers, der niemand an den Wagen ließ ohne die Gegenwart seines Herrn und jetzt an dessen Seite lagerte, wollte im Fahren, wie schon öfters, einen kühnen Sprung nach unten machen, blieb aber, zurückgehalten durch einen der vordern Passagiere, mit den Hinterfüßen hängen, und brach augenblicklich das Kreuz, was unsern Kutscher so betrübt als unmuthig machte; denn das Thier hatte wirklich großen Werth für seinen Herrn, den es schon Hunderte von Meilen bis nach Odessa hinaus begleitet und stets vor Beraubung des Wagens geschützt hatte; erst in Groß-Lessen gab es die treue Hundeseele auf.

Eine Stunde Rast in Grünberg benutzte ich, um meinem wackern Freunde Pastor Wolf einen Morgengruß zu bringen, und zu erfahren, wie es mit seiner aus wahrer christlicher Liebe eingeleiteten kleinen Taubstummenschule gehe. Sie besteht fort, erzeugt durch das dringende Bedürfniß für Stadt

und Umgegend. Ich traf ihn, erfüllt von dem Gedanken und Beſtreben, eine allgemeine Verbeſſerung des ſtädtiſchen Schulweſens und die Errichtung einer Bürgerſchule herbeizuführen, welche den Anforderungen der Zeit und der fortſchreitenden Pädagogik entſpräche. — Madame Marbach verließ uns mit ihren Kinderchen, um dem großmütterlichen Weinberge bei Züllichau zuzueilen. Der ſchleſiſche Weinbau, der ſeinen Urſprung wahrſcheinlich den von Weſten her eingezogenen Deutſchen verdankt, und deſſen Anfänge ſchon im zwölften Jahrhundert erwähnt werden, wird leider, wahrſcheinlich für immer, bloß auf den nördlichen Theil der Provinz beſchränkt bleiben, da im Süden links der Oder das rauhere Gebirgsklima, zur Rechten jenes Stromes aber der metalliſch kalte und lettige Boden jeder größern Rebenpflanzung abhold erſcheint. Nur Sandhügel ſind es, welche in den Kreiſen Freiſtadt, Grünberg, Guben und Kroſſen (dieſe beiden jetzt zur Provinz Brandenburg gehörig) den oft genug beſpöttelten Nektar der Schleſier und Märker erzeugen. Die Gärten um Beuthen und auf einem Höhenkranze von Grünberg dürften die beſten Sorten liefern, die in neuerer Zeit durch ſorgfältige Behandlung der Reben, wie der Trauben und des Moſtes, viel an wirklicher Güte und Trinkbarkeit gewonnen haben. Am ſchwerſten zu benehmen ſcheint der eigenthümliche Geſchmack, der von dem kalkigen Sandboden herzurühren ſcheint. Das Getränk iſt nicht geiſtlos, und die in neueſter Zeit verſuchte Champagner-Gewinnung bleibt zwar weit hinter der würtembergiſchen zurück, gibt aber immerhin ein zehnmal edleres Product, als der hämiſche Spiritus der Kartoffeln. Leider reichen 50 — 60,000 Eimer Ertrag nicht hin, den Durſt von mehr als einer Million Männerkehlen zu ſtillen, weßhalb die Volksmaſſe in Schleſien und den Marken wohl für immer den dämoniſchen Branntweintöpfen zinsbar bleiben wird. Ein denkender Beobachter ſtellte unlängſt die Behauptung auf, daß die meiſten Verbrechen ſich unter den branntweintrinkenden Völkerſchaften Deutſchlands, weniger unter den Biertrinkenden, und die wenigſten in den Gauen

des Weinbaues ſich nachweiſen ließen. Wahr iſt es, der Wein bleibt immerhin die edelſte Gabe Gottes und erfreut des Menſchen Herz, ohne ſeinen Geiſt zu verdüſtern. Auch meine Muſenſöhne brachen wohlgemuth einigen Flaſchen des beſten Grünberger Champagners den Hals, ohne Kopf und Anſtand darüber zu verlieren.

Plenus venter, non studet libenter, will ſagen: ein voller Bauch, iſt ein fauler Schlauch. Solches wurde ich ſattſam an mir gewahr. Nach eingenommener Hauptfütterung zu Neuſalz, zog ich mich aus dem Lärm der von Jahrmarktsgäſten erfüllten Wirthsſtube in die Stille meines Reiſewagens noch vor dem Anſpannen zurück, um hier der Mahnung der Natur folgen und ein Mittagsſchläfchen halten zu können. Jahrmarktsbuden, ein Carrouſſel und hübſche Mädchen hatten höhern Reiz für meine Gefährten. — Plötzlich wachte ich auf, verließ den Wagen und äußerte etwas ungeduldig über das Zaudern der Mitpaſſagiere, ob wir nicht bald nach Neuſtädtel aufbrechen würden? worauf ich zu meiner größten Ueberraſchung erfuhr, daß ich mich nicht mehr in dem Neuſalzer, ſondern ſchon in dem Neuſtädtler Gaſthauſe befände. Es war mir ſonach faſt ergangen, wie dem Nachtwächter Jobſt. — Für den verlornen Hund entſchädigte unſern Kutſcher ein glücklicher Pferdetauſchhandel, den er unterwegs abſchloß, ſo daß wir erſt in der Geiſterſtunde nach Polkwitz gelangten. Der nächſte Morgen fand uns ſchon alle ſehr früh mobil, denn heimwärts ſchlug der ſanfte Friedensmarſch. Das Manöuvre bei Liegnitz machte die Straße noch belebter als ſonſt. — Kurz vor Neumarkt fuhr Se. Majeſtät der König, nur von einem Adjutanten begleitet, an uns vorüber. Heil jedem Herrſcher, der keiner andern Sicherheitswache bedarf, als ſeine Tugenden und die Liebe ſeines Volks. — In Liſſa traf ich mit der freudigen Hoffnung ein, hier meine Frau und meine Tochter und vielleicht auch den rüſtigern Theil meiner Blinden zu treffen, da ich den Tag meiner Ankunft durch einen in Berlin zur

Poſt geſendeten Brief beſtimmt hatte, der aber, ich weiß nicht durch wen, vernachläſſigt, gar nicht nach Breslau gekommen iſt.

Endlich um 9 Uhr in Breslau ſelbſt angelangt, ſollte ich in der erſten Viertelſtunde erfahren, wie kleinſtädtiſch dieſer Platz von 86,000 Einwohnern noch iſt, denn nirgends war mehr ein Fiaker zu haben, um mich von der reuſſiſchen Straße bis auf den Dom zu befördern; ich mußte deßhalb den Träger meiner Sachen zugleich zu meinem Führer wählen. Unterweges auf der Sandbrücke angenehm überraſcht durch die Umarmung meines werthen Collegen Hofmann, der mich erkannte, eilte ich mit der frohen Beruhigung, alles geſund anzutreffen, der lieben Blindenanſtalt zu, um hier ſelbſt den Meinigen, die bereits ſchliefen, ein fröhliches Erwachen zu bereiten, und mit einemmale allen Kummer zu verſcheuchen, den faſt Alle liebreich um mich, den blinden Wanderer, getragen hatten, und noch heute ſage ich mit ihnen: dem guten Gott ſey Dank, der ſo väterlich mich geleitet hat.

Anhang.

Erſtes Capitel.

Braunſchweig'ſche Blindenanſtalt. *)

Schon 1821 faßte Hr. Dr. Lachmann die Idee, auch für das Herzogthum Braunſchweig eine Blindenunterrichtsanſtalt zu begründen. Auf ſeinen literariſchen Reiſen 1824, 1825, 1828, 1829 beſuchte er deßhalb 13 verſchiedene Lehranſtalten für Blinde. So vorbereitet, überreichte er 1829 im September ſeinen erſten Plan an die hohe Staatsbehörde, die aber unter den damaligen Umſtänden keine Zuſicherung machen konnte. Deßhalb ſetzte er ſein Vertrauen auf die Mildthätigkeit des Publicums, zeigte dieſem im November durch ein Programm die Errichtung der Lehranſtalt

*) Dieſe Anſtalt habe ich auf meiner Reiſe zwar nicht perſönlich kennen gelernt, wohl aber den verdienſtlichen Stifter derſelben, den Dr. med. Hrn. W. Lachmann, der mir zu Freyſing begegnete, und ich entnehme das Folgende aus ſeinen mir mitgetheilten Schriften: a) Ueber die Möglichkeit und die Mittel dem Blinden eine paſſende Stellung in der Geſellſchaft zu verſchaffen, eine Rede, am 2 Dec. am Tage der erſten Prüfung des neu begründeten Blindeninſtituts im großen Saale des deutſchen Hauſes, von Dr. W. Lachmann, II. Anhang Gegenſtände dieſer Prüfung, und Verzeichniß der gegenwärtig dem Inſtitute gehörigen Hülfsmittel zum Unterrichte. Braunſchweig, zum Beſten des Blindeninſtituts. Druck und Verlag von Joh. Heinrich Mayer 1830. (2 gr.) b) Erſter Jahresbericht über das Blindeninſtitut zu Braunſchweig, von der Entſtehung deſſelben im Jahre 1829 bis letzten December 1833, von Dr. W. Lachmann II. Zum Beſten des Blindeninſtituts, Braunſchweig, Druck und Verlag von Joh. Heinr. Mayer 1834. (3 gr.) c) Braunſchweig'ſches Magazin, 8 Stück, Sonnabend den 2 Februar 1835.

an, und eröffnete dieſelbe am 18 Dec. 1829 mit vier Blinden. Eine im Jahre 1830 von der Staatsbehörde vorgenommene Notirung aller Blinden wies deren Geſammtzahl im Braunſchweigiſchen auf 186 nach, worunter ſich 101 männliche und 85 weibliche Perſonen befanden (ſonach bei 209,600 Einwohnern der 1116te als blind). Urſachen der Erblindung waren die ſo gefährliche Augenentzündung der Neugebornen bei 56; die Blattern bei 20; und mechaniſche Verletzungen nebſt Staarübeln bei den übrigen Individuen. In dem unterrichtsfähigen Alter bis zu 30 Jahren ſtanden noch 57. Hierdurch rechtfertigte ſich Lachmanns menſchenfreundliches Unternehmen hinlänglich. Er hatte ſich in der Geſinnung ſeiner Landsleute auch nicht geirrt. Der biederſinnige Begründer der Taubſtummenanſtalt, Hr. Rath Siebode, war auch hier der Erſte, der den Grundſtein zu dieſem neuen Werke der Humanität legen half, indem er der Anſtalt 500 Rthlr. C. M. als Schenkung zuſicherte, während ſeine Gattin eine Sammlung von ihr verfaßter Gedichte und Fabeln zum Beſten der Anſtalt herausgab, die nicht weniger als 726 Rthlr. einbrachte. Edle Damen vereinigten ſich und lieferten 1830 200 und 1831 400 verſchiedene Erzeugniſſe ihrer kunſtgeübten Hände, durch deren Ausſtellung und Verlooſung abermals 1866 Rthlr. gewonnen wurden, wobei des Herzogs Durchlaucht die werthvollſten Stücke für 40 und 46 Rthlr. Louisd'or für ſich erſtehen ließ. Auch einige Concerte, in deren einem bereits Zöglinge auftraten, zum Beſten der Anſtalt fanden ſtatt, und die der Anſtalt ſchon zweimal gewährte Benefizvorſtellung des Theaters, ſo wie die mannichfaltigen in den oben angeführten Schriften aufgezählten Schenkungen an Geld und Effecten haben es möglich gemacht, ein kleines Vermögen zu ſammeln, das Ende 1834 bereits 5300 Rthlr. betrug. Unter dem 29 October 1834 iſt die Anſtalt zwar für eine öffentliche und alle einer ſolchen zukommenden Rechte genießende erklärt, und wie andere milde Stiftungen unter das Ephorat des Magiſtrats ge-

ſtellt, zu ihrer Beaufſichtigung auch ein Verein oder eine Commiſſion von ſehr wackern Männern ernannt worden. Aber es iſt von Staats wegen nichts für ihre fernere Subſiſtenz und eben ſo wenig für die Beſchaffung eines eignen Locales geſchehen. Indeß hatte Hr. Dr. Lachmann die würdigen Männer, welche ſich ſtets mit Liebe der Blindenſtiftung angenommen hatten, zu einem berathenden Vorſtande und eben ſo eine Zahl würdiger Frauen zu einem Frauenvereine des Blindeninſtituts zu vereinigen gewußt. Dieſen Vereinen liegt es ob, über die Deſiderationen des Inſtitutes zu berathen und für dieſelben nach Umſtänden zu wirken. Die Reſultate dieſer Conſiderationen wären dann dem hohen Staatsminiſterium und dem löblichen Stadtmagiſtrate zur Beſtätigung vorzulegen. Zur möglichſt zweckmäßigen Ausführung des Unterrichtes iſt noch ein Verein von gelehrten und in dieſem Zweige der Pädagogik durch vieljährige Erfahrungen geprüften Männern gebildet, welche als Unterrichtsdirectorium des Inſtitutes alle dieſes Capitel berührenden Punkte fortwährend genau erwägen und berathen werden. Bis Oſtern 1834 ertheilte Hr. Dr. Lachmann den Unterricht in ſeiner Wohnung, Wendengraben Nr. 1535, ſeitdem aber ſah er ſich genöthigt, ein eignes Local zu miethen, Frieſenſtraße Nr. 2196, wo Madame Giron, eine Frau von 47 Jahren, früher Schauſpielerin und Mutter einer ſelbſt blinden Tochter, die Pflegerin der hier aufgenommenen 6 Blinden iſt. Im Ganzen ſind bis jetzt 17 Blinde unterrichtet. Auf Lehrmittel, Materialien und Unterhalt der Zöglinge ſind in Allem verausgabt worden: 847 Rthlr. 17 Gr. 4 Pf., eine Ausgabe, die nur darum ſo gering ausgefallen iſt, weil eilf Familien die meiſten in der Stadt geweſenen Blinden einige Jahre hindurch mit Freitiſchen unterſtützten und dieſen Koſtgängern zuſammengenommen 5297 Tagsportionen gewährt hatten, eine neue, ſo ſinnreiche als wirkſame Art des Zuhülfekommens.

Ueber die ihn leitenden Grundſätze der Blindenbildung äußert ſich L. in folgender Weiſe: 1) Stärkung, Abhärtung

und berufsmäßige Uebung der Körperkräfte; 2) und 3) Sorge für intellectuelle Entwicklung und frohe Stimmung des Gemüthes. 4) Sorge für Sittlichkeit und gute Charakterbildung, 5) und Aufmerksamkeit auf die Sorge für specielle Berufsbildung, verschmolzen mit dem Unterricht, um nicht Ueberbildung und somit Verschrobenheit des Geistes zur Folge unzweckmäßigen Unterrichts zu haben. Nach dem Stundenplane von 1834 wurden wöchentlich 63 Stunden der ernstern Beschäftigung gewidmet, und zwar dem Studium der Elementarwissenschaften 21; davon dem Lesen und der deutschen Sprache 8; dem Kopf- und Tafelrechnen 4; der Geographie 2; der Geschichte 2; dem Auswendiglernen und dem Vorlesen religiöser und anderer Gegenstände 5; welches letztere auch oft während der Handarbeiten geschieht; 5 (15?) Stunden werden dem Musikunterricht und 10 Stunden den Musikübungen gewidmet; 6 den Handarbeiten außer dem Hause und 12 den Handarbeiten im Hause; diese sind: Stricken, Spinnen, Haspeln, Filetmachen, Korb- und Stuhlflechten. Zum Spazierengehen sind sechs feste Stunden in der Woche. Der Sonntag Vormittag wird häuslicher Andacht und meistens auch der Kirche gewidmet, der Nachmittag, wenn es das Wetter erlaubt, dem Spazierengehen; zwei- oder dreimal wöchentlich wird das Theater besucht, zuweilen auch Concerte. Ludwig Holzhauer, ein Blinder aus dem Orte Hessen gebürtig, jetzt 27 Jahre alt, der sein Gesicht erst später verloren zu haben scheint und zu dessen Wiedererlangung große Fußreisen unternommen hat und im September 1830 als sehr wißbegieriger Zögling in die Anstalt trat und ein ausgezeichnetes Rechnentalent entwickelt hat, macht sich jetzt als Hülfslehrer äußerst nützlich, indem er wöchentlich 15 Stunden Unterricht ertheilt, namentlich auch im Stuhlbeziehen mit Rohr und in der Korbmacherei, den beiden wichtigsten Arbeiten der hiesigen Blinden.

An Lehrmitteln sind angeschafft und geschenkt: eine Druckerei mit hölzerner Presse zum Hochdrucke mit vollen Zügen, ein Reichard'sche:, und wie es scheint, ein anderer Appa-

rat von Stachelschrift, vermuthlich noch auf Holzklötzchen, da Herr L. ihre Anwendung zu größern Werken bezweifelt und sie hauptsächlich nur zum fühlbaren Schreiben und zum fühlbaren Notendruck anwendet. Fürs Rechnen die russische, und die mit zu algebraischen Aufgaben eingerichtete Saunderson'sche Rechentafel. Zur Geometrie: Figuren, ausgeschnitten auf 48 Tafeln von Birnbaum; für Erdkunde: ein Planetarium, 2 Tastgloben, ein Plan von Braunschweig und 25 Karten; ferner Sammlungen von Zeugen, von Sämereien und Münzen. Eine Bibliothek von 233 Bänden und an fühlbar in der Anstalt gedruckten Schriften: ein Choralbuch, Junkers Facit-Tabellen, 42 Tafeln geometrischer Figuren, Handbücher für Religion, Geographie, deutsche Sprache, eine Fibel u. s. w. Endlich verschiedene musikalische Instrumente und die benöthigtsten Werkzeuge für die angeführten Arbeiten. Der Anstellung eines eignen Lehrers harrt die Anstalt noch entgegen.

Schlesische Blinden-Unterrichts-Anstalt zu Breslau.

Wer andere Anstalten beschreibt und über sie urtheilt, hat für seine Leser die Pflicht, der Vergleichung wegen dasselbe auch bei derjenigen Anstalt zu thun, die ihn am nächsten angeht und die er deßhalb auch am genauesten kennen und bezeichnen wird. Wie aber soll ich diese Schilderung einrichten, um in jeder Beziehung den Schein der Parteilichkeit gänzlich zu vermeiden, und zugleich den Standpunkt der Ansichten genau zu bezeichnen, auf dem ich mich vor dem Antritte meiner Reise befand? — Beiden Anforderungen glaube ich am vollständigsten zu genügen, wenn ich hier einen Aufsatz seinem wesentlichen Inhalte nach abermals abdrucken lasse, den ich im Herbste des Jahres 1833 verfaßte, und den man in dem Wochenblatt für das Volksschulwesen, herausgegeben von Joh. Gottfr. Hientzsch und Joh. Chr. Gottlieb Berndt, Jahrgang 2 für 1834, Nro. 2 bis 6 unter dem Titel abgedruckt findet: „Blindenunterricht mit näherer Bezugnahme auf den preußischen Staat.“

Aus allen Zeiten der Menſchengeſchichte finden ſich Nachrichten von Blinden vor, die ſich in irgend einer Art ausgezeichnet und ihren Mitmenſchen dadurch den Beweis geliefert haben, daß die Blinden einer allgemeinen Ausbildung gar wohl fähig ſind. Am häufigſten werden blinde Dichter und blinde Muſiker genannt, und die verſchiedenen Werke über Blindenunterricht enthalten die näheren Lebensumſtände von einigen Hunderten ſolcher Blinden, deren Erwähnung der Raum hier nicht geſtattet. Dieſe Beiſpiele ſind indeß Jahrhunderte, ja einige Jahrtauſende hindurch ſtets nur als beſondere Ausnahmen betrachtet worden, indem man die übrigen Blinden fortwährend für zu unfähig hielt, etwas Aehnliches zu leiſten, ohne zu bedenken, daß die Schuld hievon nicht dem geringen Grade ihrer Anlagen, ſondern vielmehr dem Mangel an Gelegenheit, dieſe ausbilden zu können, zugerechnet werden müſſe. Die einzige, aber nur auf ihre Ernährung berechnete europäiſche Anſtalt für Blinde aus früherer Zeit iſt die der Quinze-vingts oder 15×20 zu Paris, welche König Ludwig IX. oder Heilige von Frankreich nach ſeinem 1249 unternommenen und ſehr unglücklich ausgefallenen Kreuzzuge nach Aegypten, bei dem einige Hunderte ſeiner tapfern Streiter erblindet waren, im Jahre 1260 als ein Verſorgungshoſpital gegründet hat, das noch jetzt in dieſer Eigenſchaft für erwachſene Blinde auf Koſten des Staates beſteht. Erſt nachdem in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Abbé de l'Epée durch die Errichtung einer Lehranſtalt für Taubſtumme zu Paris die Ueberzeugung geweckt hatte, daß eine in geiſtiger Beziehung meiſthin noch ſchwieriger zu behandelnde Claſſe von Menſchen, als es die Blinden ſind, dennoch zu einer geiſtigen Ausbildung gebracht werden könne, ſollte auch den Blinden das Glück einer nähern Beachtung ihrer geiſtigen und mechaniſchen Fähigkeiten zu Theil werden. Der Profeſſor Valentin Hauy (Bruder des berühmten Mineralogen Hauy, mit dem er ſchon öfters verwechſelt worden iſt) erblickte im J. 1783 bei einem Spaziergang auf den Boulevards von Paris in einem der daſelbſt befindlichen Kaffeehäu-

ser eine Gesellschaft von 10 Blinden, welche der eigennützige Wirth in der Absicht versammelt hatte, durch ihren Anblick die herzlos gaffende Menge anzulocken und zu ergötzen. Zu dem Ende war einer als Midas mit Eselsohren ausgeputzt, die übrigen trugen Brillen ohne Gläser aus Pappe geschnitten auf den Nasen, und alle musicirten scheinbar nach Noten, die aber verkehrt auf einem langen Pulte vor ihnen ausgelegt waren. Dieser Anblick erfüllte den edlen Menschenfreund mit Unwillen, zugleich aber auch mit dem Gedanken, ob es denn nicht möglich seyn sollte, diese Unglücklichen, von denen einige wahre Musikfähigkeiten verriethen, einer wahrhaft gründlichen Ausbildung theilhaftig zu machen. Bald darauf kam die berühmte blinde Paradies aus Wien nach Paris und ließ sich in den geistlichen Tonspielen während der Fastenzeit mit allgemeinem Beifall auf der Orgel hören. Hauy besuchte sie und fand bei ihr verschiedene Geräthschaften zum Unterrichte für Blinde, z. B. gestickte Landkarten und eine Taschendruckerei, vermittelst welcher sie mit dem Bergrathe v. Kempelen in Wien (dem Erfinder der Schach- und Sprechmaschine) und mit dem Blinden Weissenburg in Mannheim (welcher durch Nieten, Verfasser der Rechenkunst für Sehende und Blinde, Mannheim 1774 und der Algebra für Sehende und Blinde 1777, im Schreiben, in der Formenlehre und in der Länderkunde unterwiesen worden war) briefwechselte. Dadurch und durch die Nachrichten, welche Hauy über die Hülfsmittel sammelte, die vereinzelt auch schon durch und für französische Blinde ersonnen und angewendet waren, wurde er in seiner Ueberzeugung von der Möglichkeit eines allgemeinen Blindenunterrichts immer mehr bestärkt. Er selbst machte den ersten Versuch mit einem Knaben, der Almosen an den Kirchthüren sammelte, nahm ihn zu sich, ließ Buchstaben gießen, mit denen er die Ziffern und die Schrift erhöht ausdrucken konnte und fertigte Landkarten, auf denen politische Gränzen, Flüsse und Städte durch Erhöhungen sich fühlen ließen. 1785 hatte er bereits 25 Zöglinge, deren Unterhalt die philanthropische Gesellschaft (Gesellschaft der Menschenfreunde) zu Paris ver-

gütigte. Erſt 1791 wurde die Anſtalt öffentlich und zugleich mit der Taubſtummenanſtalt in das ehemalige Cöleſtinerkloſter verlegt. 1795 trennte das Directorium der Republik von Frankreich beide Anſtalten wieder, räumte für Blinde das frühere Katharinenkloſter ein und erweiterte die Zahl der Zöglinge auf 86, nach der Anzahl der Departements von Frankreich, in welchem Umfange die Anſtalt, die ſeitdem in das Kloſtergebäude St. Firmin verlegt worden iſt, noch jetzt beſteht.

Nach Frankreich war England das nächſte europäiſche Land, in welchem Blindenanſtalten gegründet wurden. Die erſte derſelben entſtand 1790 zu Liverpool, als edelmüthige Stiftung eines Bürgers, der bei der Einführung der Kuhpocken-Impfung ſich überzeugte, daß ſehr viele Menſchen ihr Geſicht durch die natürlichen Blattern verloren hatten. 1820 befanden ſich in dieſer Anſtalt 121 männliche und weibliche Blinde, die man in Handarbeiten, dem Kirchengeſang und dem Orgelſpiel unterweiſt. Schon 1791 entſtand durch Unterzeichnung in Edinburg eine ähnliche Anſtalt. Sie enthielt im J. 1820 60 Blinde, die man vorzüglich mit Korbmacherei und Seilerarbeit beſchäftigte. London erhielt die Zierde einer Blindenanſtalt erſt im J. 1800 und ebenfalls nur durch wohlthätige Beiträge. Sie befindet ſich in dem ſüdlichſten Theile der Stadt, in dem Kirchſpiele St. Georg beim Obelisken. Im J. 1820 belief ſich die Anzahl der Blinden in ihr auf 93, unter denen 46 männliche, 47 weibliche. Ihre Beſchäftigungen beſtanden im Korbmachen, dem Mattenflechten aus oſtindiſchem Baſt, dem Spinnen und dem Klöppeln von Schnüren. Außer dieſen drei Blinden-Aſylen ſind noch andere zu Dublin, Briſtol und Norwich entſtanden. (Jetzt folgten Nachrichten über die Berliner Blindenanſtalt, die ich nach dem, was ich über dieſe Anſtalt ſchon geäußert habe, übergehe.)

Durch die Kriege 1813 — 1815 waren über 500 wackere Streiter des preußiſchen Heeres erblindet. Durch angeſtellte Sammlungen milder Beiträge zur Unterſtützung dieſer Unglücklichen kamen über 27,000 Rthlr. zuſammen, und nun wurden beſondere Kriegs-Blinden-Unterrichtsanſtalten zu Berlin, Mün-

ſter, Marienwerder und Königsberg errichtet, um die erblindeten Vaterlandsvertheidiger in nützlichen und für ſie paſſenden Arbeiten zu unterrichten. Dieſe Anſtalten ſollten ſämmtlich nur ſo lange beſtehen, bis der vorgeſteckte Zweck erreicht ſeyn würde; die in der letztgenannten Stadt (Königsberg) iſt jedoch eine bleibende Anſtalt zur Verſorgung und Beſchäftigung ſchon erwachſener Blinder geworden, und es iſt die Leitung des Unterrichtes dem von Prag nach Königsberg berufenen Blindenlehrer Jacoſch anvertraut. Ihr Capitalvermögen, das bei der Eröffnung 1818 den 16 Februar 8472 Rthlr. 21 Gr. 4½ Pf. betrug, hat ſich bis Ende 1834 auf 25,405 Rthlr. vermehrt, und es waren bis dahin 188 ganz erblindete und 235 halberblindete Krieger, ſo wie außerdem verſchiedene Blinde aus dem Civilſtande in der Anſtalt unterrichtet worden.

In Schleſien lebten über 80 der oben angeführten Krieger. Der im Jahre 1816 gemachte Antrag, auch für dieſe eine Kriegs-Blinden-Unterrichts-Anſtalt zu errichten, wurde jedoch nicht realiſirt, dagegen bildete ſich auf die Veranlaſſung des ſelbſt blinden J. G. Knie, der damals zu Breslau ſtudirte, früher ein Zögling der Berliner Anſtalt war und ſich zum Blindenlehrer bildete, am 14 November 1817 zu Breslau ein Verein von 12 hochherzigen Männern, der nach erhaltener Genehmigung des Staates im J. 1818 die Bewohner Schleſiens aufforderte, ihn durch Spendung milder Gaben in den Stand zu ſetzen, eine ſchleſiſche Blinden-Unterrichtsanſtalt für Krieger und Nichtkrieger bilden zu können, und da binnen einigen Monaten bereits über 2000 Rthlr. an Beiträgen eingegangen waren, ſo wurde am 1 Febr. 1819 auch der Unterricht ſelbſt durch den bereits genannten Knie als erſten Lehrer der Anſtalt mit vier Zöglingen eröffnet, deren Anzahl ſich bald auf ſieben Kinder und ſieben Krieger erweiterte. Die Huld des Königs ſchenkte der Anſtalt, welche anfangs nur miethsweiſe untergebracht war, eine auf dem Dome an der Oder gelegene Curie des ſäculariſirten Kreuzſtiftes, gewährte 360 Rthlr.

jährlichen Zuschuß aus Staatscassen für die Aufnahme von sechs königlichen Freischülern; ferner jährlich 40 Klaftern eichnes Leibholz, und gestattete die jährliche Abhaltung einer Kirchen-Collecte. Das mit Hofraum und Garten umgebene Gebäude mußte zwar niedergerissen und aus den Mitteln des bis dahin schon gesammelten Fonds wieder aufgebaut werden; allein die Anstalt konnte doch schon im September 1821 ihr neues und ganz eignes Gebäude beziehen, das seit 1826 durch den Anbau eines Flügels und 1835 durch den Ankauf eines Nachbargebäudes, das man mit dem Hauptgebäude in Verbindung gesetzt hat, noch erweitert worden ist. Mit unermüdlichem Wohlthätigkeitssinne förderte ganz Schlesien die edlen Zwecke des Vereins. Gleich anfangs erklärten sich einige hundert Personen bereit, durch jährliche Geldbeiträge das Fortbestehen der Anstalt zu sichern, und noch ist kein Jahr verstrichen, in welchem nicht mehrere Schenkungen und Legate der Anstalt zugefallen sind. Nur durch diese, allen deutschen Ländern zum Vorbilde dienende Hinneigung der Schlesier, sich Denksäulen des Nachruhms durch Beförderung milder Stiftungen im Geiste Christi zu errichten, ist es möglich geworden, daß die schlesische Blinden-Anstalt am Schlusse des Jahres 1834 schon ein baares Vermögen von 31,137 Rthlr. 20 Sgr. 6 Pf. besaß, während im Laufe eines 16jährigen Bestehens doch alljährlich gegen 3000 Rthlr. auf Unterhalt der Zöglinge und der Lehrer, und über 11,000 Rthlr. zur Aufführung des schönen zweistöckigen Gebäudes der Anstalt unvermeidlich verwendet werden mußten. Seit ihrer Gründung sind in die Anstalt bis Ende 1834 nicht weniger als 172 Blinde aufgenommen worden. Hiervon befanden sich Ende 1834 noch in der Anstalt 20 männliche und 12 weibliche Personen, von denen 18 den Schulunterricht, 14 nur den Handarbeiten- und Musikunterricht genossen. Die Veranschlagung der jährlichen Ausgaben auf Verpflegung dieser Zöglinge, Besoldung der Lehrer und Dienstboten und Instandhaltung aller Geräthe, beläuft sich auf 3500 Rthlr. Fest angestellte Leh-

rer sind: der schon im Vorhergegangenen genannte Oberlehrer Knie aus Erfurt (geb. d. 13 Jan. 1795) und Lieutenant Gustav Hofmann (geb. zu Glaz d. 13 April 1800), zugleich Rechnungsführer und Inspector der Häuslichkeit, welche letztere seiner Frau übertragen ist. Für Musik nach der Stundenzahl sind angestellt: der Theatermusiker Franz Großpietsch für die Streich- und Blasinstrumente; Choralist F. E. Bunke für Gesang und für die Anfänger auf verschiedenen Instrumenten, und Moriz Schober, ein Nichtsehender, für Harfe. Für den Arbeits-Unterricht sind fest angestellt: der Korbmachermeister K. Böhk, der sich auch alle übrigen Arbeiten für die männlichen Zöglinge angeeignet hat und seinen Unterricht von früh um 7 bis Abends um 7 ertheilt; in gleicher Art für die Mädchen: die verwittwete Frau Inspectorin Carolina Pax. An Dienstboten werden ein Haushälter und zwei Dienstmädchen gehalten. Die etwa vorkommende Krankenpflege geschieht theils durch das Haus-Armen-Medicinal-Institut und dessen Aerzte, theils durch das Krankenhospital Allerheiligen.

Die Aufnahme der Blinden geschieht nicht vor dem 12ten Jahre, und der Aufenthalt der jüngern ist auf 4 bis 5 Jahre festgestellt. Zur Erlangung der Aufnahme sind ein Tauf-, ein ärztliches Impf- und Gesundheitszeugniß, und für Freistellen eine Armuthsbeglaubigung nöthig. Die Anmeldung deßhalb geschieht bei dem Vereine für Blinden-Unterricht in Breslau. Dieser Verein, der gegenwärtig aus 16 Mitgliedern besteht, ist die Behörde der Anstalt und legt jährlich einen öffentlichen Rechnungsbericht an das Publicum der Provinz ab. Die Leitung der laufenden Geschäfte geschieht durch das Directorium des Vereins, welches drei seiner Mitglieder als erste jährlich zu erwählende Vorsteher bilden. Diese sind gegenwärtig der General-Landschafts-Repräsentant für Niederschlesien, Herr Baron v. Stein (erster Vorsteher seit 1820); der k. Ober-Post-Director Schwürz und der königl. Geheime-Ober-Regie.angsrath und Polizeipräsident Heinke, unter deren rühmlicher Leitung die Anstalt immer mehr ihrer

festern Begründung entgegenreift. Raum und Zweck gestatten es leider nicht, di: hohen Verdienste dieser Männer und aller übrigen Mitglieder des Vereins einzeln zu würdigen und namhaft zu machen, doch der Segen der ewigen Vergeltung ruhe auf allen, die sich gleich ihnen dem Dienste der edlern Menschlichkeit weihen.

Der Unterricht zerfällt in drei Hauptzweige: A) den wissenschaftlichen, B) den Musik- und C) den Handarbeiten-Unterricht.

A) Die Lehrgegenstände des wissenschaftlichen Unterrichts sind: 1) Größenlehre des Raumes und der Zahl, 2) Sprach- und Denklehre, 3) Erdkunde, 4) Naturkunde, 5) Gewerbskunde, 6) Weltgeschichte, 7) Religionskenntniß.

An Hülfsmitteln für die räumliche Größenlehre werden gebraucht: Körper aus Holz geschnitten, oder auch aus Thon in Hohlformen in Gyps oder Eisenguß abgedrückt; ferner zur Anschauung der Winkel, Parallellinien und Flächenfiguren ein Apparat aus Blech, auch sind dieselben Gegenstände aus Pappe geschnitten vorräthig. Die Satzconstructionen des Euklid sind rückwärts auf Papptafeln gezeichnet und mit einem Pfriemen durchstochen, so daß sie auf der Vorderseite als punktirte Linien erscheinen. Durch Ausstreichen mit Leim von hinten ist das Niederdrücken vermieden. Für die Größenlehre der Zahlen, die mit der neuern, auf Anschauung der Einheiten begründeten Unterrichtsweise übereinstimmt, sind vorhanden, Würfel zum Zählen, eine Sammlung von Säulen mit zur Abschätzung der Längen in der Geometrie, die russische Rechentafel zur Veranschaulichung des Decimalsystems, und Ziffern ausgeschnitten auf Holzklötzchen. Die letztern sind in einem Kästchen aus Blech oder Holz aufgestellt, welche in 20 × 20 kleine Fächer so getheilt sind, daß jedes Fach eine Ziffer aufnimmt. Dadurch können die Zöglinge das Zifferrechnen nach Art der Sehenden verrichten, doch geschieht solches nur um einen Begriff davon zu geben. Das Kopfrechnen bleibt Hauptsache und wird bis zur Regula de Tri mit Brüchen betrieben. — Für den Sprachunterricht sind an äußern Mitteln zur Kennt-

niß der Buchstaben, sowohl der lateinischen als der Lapidarschrift, dergleichen auf Holztäfelchen ausgeschnitten vorhanden. Ferner Stacheltypen aus Schriftguß und Stahlstiften, durch deren Zusammenstellung mittelst einer Hebelpresse Bücher in der Lapidarschrift gefertigt werden; doch druckt man nur solche Sachen, welche auswendig gelernt zu werden verdienen, wie Sammlungen von Bibelsprüchen, einen Katechismus, geschichtliche Notizen, den Kalender u. s. w. Das Papier ist sogenanntes Actendeckel-Papier, das die Schriftzüge schärfer gibt. Auch werden die letztern von hinten mit Leim ausgestrichen und immer zwei Blätter gegen einander geleimt. Auch zum Schreiben bedient man sich der Stacheltypen, weil die Zöglinge dann das Gestochene selbst wieder lesen können. Die Sprachlehre selbst wird mündlich vorgetragen. Lieder und Gedichte werden in zwei Stunden gelehrt und der Geschmack an guter Lecture durch Vorlesen an drei Abenden in der Woche geweckt. — Zur Erdkunde ist ein kleiner tastbarer Zeune'scher Erdball und ein größerer von Kummer in der Anstalt. Eben so das Land der Deutschen nach Naturgränzen; für die politische Geographie sind Karten auf Leinwand gezogen, die Gränzen gestickt und dann auf Holztafeln geleimt. die Meere vertieft ausgeschnitten, die Flüsse durch Reihen von Stiften ohne Koppen, die Gebirgszüge durch Stifte mit Koppen und die Städte durch einzelne wieder koppenlose Stifte bezeichnet. Am häufigsten aber werden seit einigen Jahren Karten aus Mapptafeln angewendet, auf denen die Zeichnung wie bei den mathematischen Figuren von hinten durchstochen ist. Dergleichen sind von allen Erdtheilen vorhanden. — Zur Naturbeschreibung bedient man sich ausgestopfter und geschnitzter Thiere, wirklicher Pflanzen, Sämereien und Mineralien, so weit diese für Blinde erkennbar sind, und sucht einen systematischen Ueberblick zu geben. Zur Naturlehre und zur Gewerbskunde sind die Apparate noch unvollständig, doch sucht man durch mathematische Beschreibung zu ergänzen, was man nicht vorzeigen kann. — Bei dem Unterricht in der Geschichte, der nur in einer Haupt-

übersicht des Wichtigsten besteht, wird eine solche dem Gedächtnisse der Zöglinge eingeprägt. — Dem Religionsunterrichte sind mit Einschluß der biblischen Geschichte wöchentlich sechs Stunden gewidmet. Er wird als wichtigster Gegenstand betrachtet, und da er Eigenthum des Geistes und des Herzens werden soll, so werden zwar einige, doch nur sehr wenige äußere Wiederholungsmittel angewendet. Der Umfang, in welchem alle diese Kenntnisse den einzelnen Zöglingen beigebracht werden, bedingt sich durch die nothwendig zu nehmende Rücksicht, daß die Mehrzahl der Zöglinge dem Stande der Armuth angehört, und daß eine zu hohe wissenschaftliche Ausbildung sie nothwendig ihrem Stand, in welchen sie nach der Lehrzeit zurücktreten müssen, allzu sehr entfremden, ihre Ansprüche an höhern Lebensgenuß und fernern wissenschaftlichen Umgang allzu sehr steigern, und sie dadurch mehr unglücklich als glücklich machen würde. Der Unterricht muß deßhalb zwar in allen Fächern ein gründlicher, aber doch immer nur ein elementarischer seyn, damit die Einzelnen, welche durch den Besitz von bedeutendem Vermögen oder ausgezeichneten Anlagen zu einer weitern Ausbildung berechtigt erscheinen, auf der erhaltenen Grundlage nun weiter fortbauen können.

B. Musikunterricht. Die Lernenden werden mit den Ton- und Tactarten und dem Notensystem bekannt gemacht. Eine Vorstellung hiervon wird durch ein im großen Maßstabe gesticktes Musterblatt, worauf Blinde die fünf Linien und die verschiedene Form der Noten tasten können, gegeben. Der Gesangunterricht wird allen Zöglingen als Probirstein des Gehörs ertheilt und der Choralgesang von dem Lieder- und Ariengesange getrennt. Schüler, welche Instrumente erlernen, werden zuerst mit der Beschaffenheit des Instrumentes und dessen Theorie bekannt gemacht und lernen die Stücke durch Vorspielen und bei sehr schnellen Passagen auch durch Vorsagen der Noten. Schon lebt in Breslau ein Corps von blinden, in der Anstalt gebildeten Musikern; auch ernähren sich einige durch gemeinsames Spiel auf Flügel und Violine, wie auch auf Harfe und Violine. Den Zöglingen,

welche vereinzelt in ihre Heimath zurückkehren, werden vorzugsweise Violine, Clarinette und Contrabaß gelehrt, als diejenigen Instrumente, welche sie am leichtesten in den Stand setzen, sich einem Corps von Sehenden anschließen und sich neben dem Handarbeitenbetriebe durch Musik noch etwas verdienen zu können. Das Orgelspiel haben schon einige erlernt, doch noch keine Anstellung gefunden; Clavierstimmen betreiben etliche Zöglinge als Nebenerwerb. Blinde Mädchen lernen vorzugsweise die Harfe spielen und das Singen, was ärmere in den Stand setzt, als Harfenistinnen ihr Fortkommen zu finden, was immer besser ist, als wenn sie geradezu dem Bettelgewerbe obliegen. Virtuosen, die ihr Brod als Concertisten auf Reisen suchen, sind erst einige aus der Anstalt hervorgegangen, und es wird diese Richtung am wenigsten begünstigt, weil sie das vagabundirende Wanderleben der Blinden befördert.

C. Handarbeiten-Unterricht. In der schles. Blinden-Unterrichtsanstalt sind bis jetzt mit Vermeidung aller Künsteleien folgende verschiedene Arbeiten gelehrt und betrieben worden: 1) Korbmacherei fast in ihrem ganzen Umfange; das Verfertigen grüner Körbe und Wagenflechten bringt den auf das Land zurückkehrenden Blinden besonders großen Nutzen. 2) Das Beziehen der Stühle mit spanischem Rohre in allen Formen, eben so das ordinäre Beflechten der Stühle mit Stroh. 3) Das Flechten von Strohzöpfen und von Strohtellern aus denselben vor Thüren zum Reinigen der Füße. 4) Binden von Strohdecken oder Matten vor Fenster, Thüren und auf Frühbeete. 5) Flechten von Decken aus Schilf und Binsen zum Gebrauch wie Nro. 4. (Zu 3, 4 und 5 ist ein einfacher Aufspannrahmen eingerichtet, der sich auch noch zu Tuchdecker brauchen läßt.) 6) Flechten von Löscheimern, Brodschüsseln und Bienenkörben aus Stroh und Weiden über besondere Holzformen. 7) Flechten feiner Strohbänder und Verfertigen von Strohhüten und Tischtellern aus denselben (es ist dieß eine versuchsweise betriebene Arbeit, die jedoch wenig lohnt, auch oft den Beistand eines Sehenden nothwendig macht). 8) Ver-

fertigen von Tuchdecken aus Sahlbändern auf besondern Maschinen, doch können dazu auch die für Strohdecken benutzt werden. 9) Schuhflechten und Verfertigen von Gichtstiefeln aus Sahlbändern, aus Wolltroddeln und aus Stroh. 10) Das Stricken wollener und baumwollener Strümpfe, Mützen, Kinderschuhe ꝛc., auch wollener und seidener Beutel. 11) Das Schnürekloppeln. 12) Das Flachsspinnen (zum Theil auf Rädchen ohne Flügelhäkchen, deren Garnspulen sich von selbst während des Spinnens vor- und rückwärts bewegen). 13) Das Zwirnmachen. 14) Das Bandmachen auf eingängigen und mehrgängigen Stühlen. 15) Das Seilerhandwerk, zu dessen Erlernung die Zöglinge völlig auf die Lehre gethan worden sind; doch muß leider dieses für Blinde recht gut mögliche Handwerk auf diejenigen Zöglinge beschränkt bleiben, welche nach der Lehrzeit wenigstens 100 Rthlr. für Beschaffung des Materials und der Werkzeuge aufbringen können. 16) Die Tischlerei ist in Breslau erst mit einzelnen Zöglingen betrieben worden.

Der jährliche Absatz an gefertigten Handarbeiten in der schlesischen Blinden-Unterrichtsanstalt beträgt gegen 400 Rthlr.; der hievon den Zöglingen als Ermunterung zufallende Arbeitslohn 80 — 90 Rthlr., wobei zu berücksichtigen ist, daß nur Lehrlinge und viele derselben nur den halben Tag über arbeiten.

Tagesordnung der Anstalt. Nach dem Morgengebet um halb 7 Uhr folgt Frühstück, von 8 bis 12 Schul-Unterricht für die Kinder, Arbeitsunterricht für die Erwachsenen; nach Tische Bewegung im Hof und Garten bis um 2 Uhr; dann Musikunterricht und Handarbeiten bis um 7, hierauf Abendbrod, gemeinschaftliche Musikübung oder Vorlesen, und Gebete.

Alle hier beschriebenen Zweige des Unterrichtes haben den Zweck, Blinde dahin zu bringen, sich nach Vollendung ihrer Bildungszeit in der Anstalt selbst ernähren zu können. Bei vielen Zöglingen wird dieser Zweck glücklich erreicht, bei andern dagegen setzen sich ihrem weitern Fortkommen große Schwierigkeiten entgegen, und da ein Blinder in der Regel weniger

verdient als ein Sehender und mehr Bedürfnisse hat, namentlich das sehr kostspielige eines Führers, so wird es wirklich vielen Blinden unmöglich, wenn sie gar keine Beihülfe genießen, sich selbst ernähren zu können, und sie ergeben sich aus Unmuth darüber gar leicht der Bettelei, wodurch alle in der Anstalt auf sie verwendeten Bemühungen und Kosten alsdann rein verloren gehen. Diese hochwichtige Rücksicht sollte alle Vorstände von Blinden-Erziehungs-Anstalten dahin bestimmen, ernstlich auch auf das fernere Fortkommen der aus den Anstalten scheidenden Zöglinge Bedacht zu nehmen. Der würdige Verein für Blindenunterricht in Breslau ist in Beziehung auf die schles. Blinden von dem sehr beherzigungswerthen Grundsatz ausgegangen, daß bei Errichtung einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt die Kosten für Gebäude und Verwaltung schon einen beträchtlichen Fonds erheischen, und daß es besser seyn werde, den bedrängtesten unter den entlassenen Blinden eine jährliche Geldunterstützung zur Wohnungsmiethe zu gewähren, wodurch das Unter- und Fortkommen derselben außerordentlich gefördert wird, zu welchem Ende bereits seit dem Jahre 1833 sechs dergleichen Unterstützungen, jede zu 8 Rthlrn., mit auf den Ausgabenetat gebracht worden sind.

Endlich hat der schlesische Verein seine liebende Sorge für Blindenwohl seit mehreren Jahren auch noch auf eine andere Weise zu bethätigen gesucht. Die Altersstufe von 12 Jahren ist als die schicklichste für die Aufnahme junger Blinden erachtet worden, weil sie alsdann nach einer fünfjährigen Bildungszeit nicht als ganz unmündig entlassen werden dürfen, was bei einer frühern Aufnahme meisthin der Fall seyn würde. Damit nun die jüngern Blinden im Lande bis zur Erreichung ihres Aufnahme-Alters nicht, wie dieß so häufig geschieht, von ihren Angehörigen gänzlich vernachlässigt oder auf die unverständigste Weise behandelt werden mögen, so hat der Verein eine kurze Anweisung für Eltern und Lehrer erblindeter Kinder drucken und zunächst an sämmtliche Schulen der Provinz vertheilen lassen, worin außer dem, was in dem Familienkreise für blinde Kinder geschehen muß, auch gezeigt wird, in wie weit

solche Kinder selbst in den Volksschulen für Sehende Antheil an dem Unterrichte nehmen und dadurch eine sehr ersprießliche Vorbereitung auf den künftigen Unterricht in der Anstalt erlangen können. Auch ist, um die hierzu nöthige Liebe der öffentlichen Lehrer in der Provinz immermehr auf den Gegenstand zu lenken und allmählich immer richtigere Ansichten über den Blindenunterricht unter ihnen zu verbreiten, seit fünf Jahren auch noch die Einrichtung getroffen worden, daß die in den beiden Breslau'schen Schullehrerseminarien gebildeten jungen Schulmänner in dem letzten Jahre ihres Aufenthalts die schlesische Blinden-Unterrichtsanstalt einige Tage hindurch ausschließlich besuchen und von den Lehrern der Anstalt ausdrücklich auf das aufmerksam gemacht werden, was vorzüglich Noth thut und als Abweichung von dem Unterrichte der Sehenden ihre Beachtung am meisten erheischt. Deßhalb glaube ich auch meine Berichterstattung nicht schicklicher schließen zu können, als daß ich hier noch den wesentlichen Inhalt jener Anweisung für Eltern und Lehrer folgen lasse. Bei der Erziehung der Blinden kommt es hauptsächlich darauf an, den mangelnden Sinn des Gesichts durch eine sorgfältige und zweckmäßige Ausbildung der andern Sinne möglichst zu ergänzen.

Um die körperlichen Gegenstände, deren Formen und Oberfläche kennen zu lernen, muß der Blinde diese unmittelbar anfühlen. Die Fingerspitzen sind bekanntlich am geschicktesten, um körperliche Dinge durch das Berühren oder Betasten näher kennen oder unterscheiden zu lernen, und nur die Farben sind eigentlich dasjenige, was man allein durch das Auge unterscheidet. Daher müssen Eltern und Lehrer einem blinden Kinde, mag es nun zu Hause oder in der Schule unterrichtet werden sollen, alle möglichen körperlichen Dinge in die Hände geben, die man ihm ohne Gefahr nur in die Hände geben kann.

Daraus ergibt sich folgendes:

1) Muß das Kind seinen eignen Körper und dessen einzelne Glieder genau kennen und nennen lernen, wobei man es aufmerksam machen muß, welche Glieder es nur Einmal,

oder welche es zwei oder mehreremale an sich hat, auch wozu es diese Glieder brauchen kann.

2) Abwechselnd mit der Bekanntschaft seines Leibes muß es auch die Bekanntschaft mit allen Dingen machen, welche in der Stube sind, und man muß das Kind ja nicht zum Stillsitzen zwingen; denn dadurch benimmt man ihm die Gelegenheit, die Dinge in der Stube und im Hause kennen und sich geschickt und vorsichtig bewegen zu lernen.

3) Man muß dem Kinde auch Spielzeug geben und ja nicht glauben, daß ein Kind, welches nicht sieht, keine Freude am Spielzeug haben könne. Das Kind lernt dadurch seine Hände erst recht brauchen und zu allerlei nützlichen Beschäftigungen anwenden. Eben so gebe man dem Kinde Bohnen, Erbsen, Sämereien aller Art, Kartoffeln, Rüben, Steinchen, Blumen, Kräuter und was nur im Hause, im Hofe und im Garten Fühlbares und Tragbares vorkommt, in die Hände, und achte darauf, daß das Kind, wenn es zwei Dinge auf Einmal oder hinter einander anfaßt, genau unterscheidet, welches rund oder eckig ist, ob eines größer, härter, glätter, schwerer als das andere, oder umgekehrt ist.

4) Bei allen diesen Gelegenheiten muß das Kind im Zählen der Gegenstände genau geübt werden, und es kann recht gut zu Hause von 1 bis 100 zählen, und das Einmaleins lernen.

5) Aber nicht bloß das Fingergefühl oder das Getast ist zu üben, sondern auch das Gefühl der Zunge oder der Geschmack, was sich indeß meist schon von selbst lernt, so wie die Unterscheidung von Gerüchen, so daß man ihm in der Regel nur einigemal sagen darf: dieß schmeckt süß, dieß sauer, jenes bitter oder salzig, ferner, was du riechst ist Lindenblüthe, sind Rosen ꝛc.

6) Auch das Gehör des Blinden — und dieses vorzugsweise — muß geübt werden. Nicht jedes Kind hat so viel Unterscheidungskraft, daß es sich von selbst merkt, wie es klingt, schallt oder tönt, wenn ein Messer, ein Geldstück größerer oder kleinerer Art oder eine andere eigentlich klanglose Sache

wie ein Stück Holz, Papier, oder ſonſt ein Gegenſtand fortgeſchoben, fortgeſtoßen, an die Erde geworfen, oder ſonſt in hörbare Bewegung geſetzt wird, und hierbei iſt es hauptſächlich nothwendig, daß es die Sprache recht gut und deutlich lerne, denn ein Kind, das die Wörter immer nur halb oder undeutlich mit den Ohren auffaßt, bleibt im Merken und im Denken zurück. Es iſt daher nöthig, kleine Sprüche, Gebete, gut gewählte, namentlich fromme, Lieder zu lehren, denn dadurch gewöhnt es ſich auf Erzählungen mehr Acht zu geben und ſo auf eine ihm leichte Weiſe viel zu lernen.

7) Das Kind muß durchaus ſich allein an- und ausziehen, ſich ein Kleid zuknöpfen, ein Band zum Knoten, oder eine Schlinge knüpfen lernen, und wenn dieß wirklich einige Monate täglich eine Viertelſtunde Zeit koſten ſollte, ſo iſt dieſes doch lange kein ſolcher Zeitverluſt, als wenn unverſtändige Eltern ihre Kinder viele Jahre lang alle Tage an- und auszieben und dabei ſchelten, oder über das Unglück klagen, was ihnen Gott aufgelegt habe, und das, wenigſtens in dieſer Beziehung, bloß ihre Schuld iſt. Eben ſo muß das Kind beim Eſſen ſich ſelbſt bedienen, zuerſt mit dem Löffel, dann mit der Gabel und endlich auch mit dem Meſſer umgehen und alle Unſauberkeiten vermeiden lernen.

8) Nicht bloß für ſich ſelbſt, ſondern auch für Andere kann das Kind nach und nach zu nützlichen Geſchicklichkeiten gewöhnt werden. Es lerne Garn und Zwirn wickeln, häusliche Bedürfniſſe holen, wenn dieß ohne Gefahr geſchehen kann. Bohnen und Schoten ſchälen, Rüben und Kartoffeln ſchaben und endlich nach und nach ſpinnen und ſtricken; ſogar das grobe Nähen iſt möglich und das Flechten der eignen Haarzöpfe bei den Mädchen, ſo wie das zopfähnliche Strohflechten von den Knaben iſt als Vorübung für ſchwierigere Handarbeiten ſehr wünſchenswerth.

9) Haben auch Eltern und Lehrer darauf zu ſehen, daß ein blindes Kind ſich nicht daran gewöhne krumm zu ſitzen, oder gar fortwährend mit dem ganzen Leibe oder einem Theile deſſelben zu wackeln, Geſichter zu ſchneiden, in die Augen

zu bohren ꝛc., was häufig bei denjenigen vorkommt, die noch einigen Schimmer haben. Alle dieſe Untugenden müſſen Eltern und Lehrer bei Zeiten dem Kinde verweiſen und nöthigenfalls mit Strenge abgewöhnen; denn es iſt nur unzeitige Nachſicht oder Unverſtand, wenn die Eltern ſo etwas aus ſogenanntem Mitleiden mit dem armen Kleinen zulaſſen.

10) Ein großer Theil des bisher Geſagten gilt nicht bloß für die häusliche Erziehung, ſondern es gilt auch von dem Schulunterrichte, denn ein blindes Kind kann von dem ſiebenten, ſpäteſtens von dem achten Jahr an die öffentliche Schule der Sehenden gewiß mit ſehr großem Nutzen beſuchen, wenn nur der Lehrer auf den Zuſtand des Kindes in der vorhin angedeuteten Art gehörig Rückſicht nehmen will. Ja die ſehenden Kinder können ſogar viel bei dieſer Gelegenheit mit lernen, wenn der Lehrer ſie auf die Bedürfniſſe des blinden Kindes und auf die Art aufmerkſam macht, wie man mit demſelben umgehen müſſe; nicht zu vergeſſen den moraliſchen Nutzen, den es für die ſehenden Kinder hat, wenn ſie ſich gewöhnen, dem hülfsbedürftigen Blinden durch das wechſelsweiſe Abholen zur Schule und durch kleine Nachhülfen beim Unterrichte oder ſonſt hülfreiche Hand zu leiſten.

11) Gehen wir näher auf die verſchiedenen Zweige des Unterrichtes ein, ſo kann das blinde Kind vollkommen gut das Kopfrechnen mit erlernen, eben ſo das Buchſtabiren durch mündliches Vorſprechen. Bei dem Leſen der übrigen Kinder muß es ſich im Wiedererzählen üben und was auswendig gelernt werden ſoll, kann vollkommen auch von ihm gefordert werden, wenn ſich zu Hauſe Jemand die Mühe nimmt, ihm theilweiſe die Aufgabe einzulehren. Ja der Lehrer kann ihnen ſogar die Buchſtaben und die Ziffern durch Ausſtechen fühlbar machen. Daß der Religionsunterricht als Herzens- und Geiſtes-Angelegenheit vollkommen mit für das blinde Kind geeignet iſt, wird jeder Lehrer ohne Weiteres zugeben, und haben Eltern und Lehrer ihrem Kinde erſt in allem bisher Geſagten nur eine ſtrenge und dauernde Aufmerkſamkeit gewidmet, ſo werden ſie auch bei

allem hier nicht Erwähnten nach den bis jetzt gegebenen Andeutungen den richtigen Weg finden.

Zweites Capitel.

Gegenwärtiger Stand der Blindenbildung in Deutschland nach den auf meiner Reise hierüber gewonnenen Ansichten.

Es sind meines Bedünkens vier Hauptpunkte zu berücksichtigen, wenn man den gegenwärtigen Stand der Blindenbildung überhaupt beurtheilen will.

1) In wie weit kann man sagen, der allgemeine Stand der Menschen und der Volksbildung bedinge auch den der Blindenbildung?
2) Worin ist der Unterricht der Blinden abweichend von dem der Vollsinnigen, und wie weit ist man gekommen, diese abweichende Eigenthümlichkeit aufzufassen?
3) Auf welcher Stufe der intellectuellen Cultur und der Ansichten ihres Faches stehen die gegenwärtigen Blindenlehrer?
4) In wiefern haben die Staatsbehörden der Länder, in welchen der Blindenunterricht stattfindet, bis jetzt fördernd oder hemmend auf denselben eingewirkt?

Wir werden 1 und 2 hierbei zusammenfassen, oder vielmehr abwechselnd bald im Allgemeinen, bald im Einzelnen behandeln. Der Blindenunterricht, erst seit dreißig Jahren in Deutschland einheimisch, und überhaupt erst seit 50 Jahren dem Baume der Didaktik als ein allgemeiner Lehrzweig entsprossen, ist jünger als der Unterricht der Taubstummen, und doch wird der letztere von den meisten Beurtheilern für schwerer gehalten, als der erstere. Sollte die Natur in dem gesetzmäßigen Gange ihrer Entwickelung vom Kleinern zum Größern, vom Leichtern zum Schwerern, den sie auch im Gebiete des Geistigen zu befolgen pflegt, hier wirklich eine Ausnahme gemacht, und sich einen Sprung erlaubt haben? Werfen wir einen Blick auf die Völker des Alterthums. War das, was

man Unterricht bei ihnen nannte, wohl ein Gemeingut derſelben? war es nicht vielmehr bloß das Eigenthum einer Kaſte, oder der bevorrechteten Freien? und auch hier ſeiner Beſchaffenheit nach nur für den Jüngling und den Mann beſtimmt? — Wie hätte man eine Ahnung von dem Unterricht vereinzelter Blinder und Taubſtummer haben ſollen? — Noch glaubte der Hebräer an das Weſen einer dämoniſchen Macht, die den Taubſtummen beherrſche, an einen Teufel, von dem er beſeſſen ſey, hielt das Unglück des Blinden für Strafe ſeiner eignen Sünde, oder der Schuld ſeiner Väter, wie hätte er bei ſolchem Aberglauben wohl dazu gelangen ſollen, jenen oder auch nur dieſen für einen der göttlichen Belehrung fähigen Menſchen zu halten? Erſt unter des Chriſtenthums heiligem Schirme konnte die große Idee ſich entfalten: Alle Menſchen ſind der Belehrung fähig und würdig; doch das Samenkorn muß erſt ruhen in der Erde, ſich erſchließen, keimen, wachſen und blühen, bevor es bringen kann die geſegnete Frucht. Das Mittelalter war die Zeit des Erkeimens, es baute Schulen für Kinder, aber es baute ſie nur bei den Kirchen, und Millionen genoſſen ihre Wohlthat noch nicht. Erſt der wiedererwachende Genius der Wiſſenſchaften rief aufs neue das Göttliche: „Es werde!“ und es ward Licht. Der Talisman für die Geiſter: „der Buchdruck,“ ward gefunden, neue Welten entwanden ſich dem Himmel, wie dem Meere; der Sturm der Reformation verſcheuchte die Wolken vor der Sonne der Vernunft, und es ward hellerer Tag für die Völker; das achtzehnte Jahrhundert ſprach ſchon laut die Forderung aus: auch der Geringſte bedarf ein Maß von Wiſſen, und allgemeine Schulkenntniſſe wurden geſetzlich von Jedem, wenigſtens in Deutſchland gefordert. Nun war auch der Zeitpunkt gekommen, wo es für den fühlenden Denker zur ſchmerzlichen Bemerkung werden mußte, daß es Tauſende von Weſen gebe, welche die Feſſeln der Thierheit noch tragen, während das äußere Gewand der Menſchheit ſie umhüllt, und hier mußte der Taubſtumme noch bemitleidenswerther erſcheinen, als ſelbſt der vernachläſſigte Blinde. Doch auch abgeſehen

von dieſem Mitleiden, mußte der Sehende, verwöhnt durch ſein Sehen und eben dadurch vertraut mit der Sprache der Gebärden, nicht das Mittel der Taubſtummenbildung eher als das der Blindenbildung finden? War nicht die Gebärdenſprache unter den Hörenden bis zur Darſtellung ganzer Gedankenreihen auf der Bühne ausgebildet? Für die Verſinnlichung des Wortes die Bilderſchrift der Hieroglyphen, die Sylben und die Buchſtabenſchrift erfunden und ſonach das Mittel gegeben, das Hörbare ſichtbar darſtellen zu können? Wie aber die plaſtiſche Kunſt eher zur Vollendung gedieh, als die Malerei, die erſt des Lichtzaubers der Perſpective bedurfte, um eine täuſchende Wirklichkeit vor das Auge zu gaukeln, ſo mußte auch erſt der leichtere Beweis geführt werden, daß man einen Sinn erſetzen könne durch den andern, das Hören durch das Sehen, ehe man naturgemäß nur daran denken konnte, den noch feinern Lichtſinn umgekehrt durch einen gröbern, den Taſtſinn, und bei den Sehenden ſelbſt nur wenig in Anwendung gebrachten, wenigſtens einigermaßen ergänzen zu wollen. Ich will aber mit dieſer meiner Bemerkung der herrlichen Erfindung des Taubſtummenunterrichts auch nicht ein Jota an ihrem innern Werthe rauben. Ich weiß ſehr wohl, daß im Ganzen Taubſtumme ſchwerer zu unterrichten ſind als Blinde, behaupte auch nur, die Mittel, deren ſich der Taubſtummenunterricht bei ſeinem erſten Anfange bediente, waren für die Vollſinnigen leichter zu finden, als das Mittel, Blinde zu unterrichten, wie es denn auch geſchichtlich ſich dargethan hat, und vielleicht rechtfertigt mich das, was ich hierüber erſt weiter unten ſagen kann, noch beſſer, als das ſchon Geſagte. Einzelne Männer, wie der Deutſche Chriſtian Nieſen, Lehrer des blinden Weißenburg zu Mannheim, der ebenda 1773 ſeine Rechnenkunſt für Sehende und Blinde, und 1777 ſeine Algebra für Sehende und Blinde erſcheinen ließ, haben die Bildungsfähigkeit der Blinden ſchon vor dem franzöſiſchen Profeſſor Valentin Hauy erkannt, allein (in dem Gebiete der Wiſſenſchaft muß auch der Nationalſtolz ſeine Gränzen finden) dem trefflichen Hauy bleibt im-

merhin das unbestreitbare Verdienst, die herrliche Idee einer allgemeinen Blindenbildung 1783 nicht bloß gefaßt, sondern seitdem auch mit unermüdlicher Beharrlichkeit ausgeführt zu haben. Aber auch des edlen Pestalozzi große Idee, den gesammten Unterricht der vollsinnigen Jugend auf äußere und innere Anschauung zu begründen, hat gewiß dem Blindenunterricht in Deutschland, wo sie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts den meisten Eingang finden sollte, wesentlichen Vorschub geleistet, indem das große Frankreich seit 1783 nur erst zwei bedeutende Blindenanstalten zu Paris und Caen, Deutschland hingegen seit 1804, mit Einschluß Ostpreußens und der deutschsprechenden Schweiz, schon 15 größere und kleinere Lehranstalten für Nichtsehende zählt, wozu die immer größern Fortschritte der Philosophie mit ihrer eigenthümlichen Richtung auf Anthropologie, Physiologie und die immer festere Begründung der Pädagogik als Wissenschaft, die wachsende Zahl der Schullehrerseminarien und die Zertheilung des deutschen Vaterlandes in viele Staaten, so wie die fortschreitende Vermehrung des Taubstummenunterrichts und die allgemeine Steigerung der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes direct und indirect sicher das Ihrige beigetragen haben. Im Alterthum, und bis in das achtzehnte Jahrhundert herauf, konnten Blinde, auch ohne Schulen zu besuchen, das ziemlich leicht erlernen, was ihre gewöhnlichen Mitmenschen wußten; Lesen und Schreiben schienen um so entbehrlicher für sie, da ja auch Tausende von Sehenden es nicht zu üben vermochten. Dagegen konnten sie die beiden übrigen Hauptzweige des Volksunterrichts, Kenntniß der Religion und Rechnen, bei Verstand und gutem Gedächtniß gar leicht und gründlich erlernen; und erst nachdem der Volksunterricht im neunzehnten Jahrhunderte sich jährlich an Gegenständen erweitert und namentlich immer mehr solche Gegenstände in sich aufgenommen hat, die eine äußere Anschauung erfordern, wie Geographie, Naturbeschreibung, Zeichnen u. s. w., ist auch die Kluft zwischen dem Wissen und dem Können der Vollsinnigen und der unter ihnen lebenden Blinden eine immer größere

und dadurch immer merklichere geworden, und die immer lauter gewordenen Forderungen der Philanthropen, wie die Lehren der Menſchenrechte, dürfen unmöglich die blinden Mitmenſchen vergeſſen. Arm und ſelbſt ein Bettler zu ſeyn, war auch in der Vorzeit mehr Unglück als Schande, und Wohlthätigkeit gegen Arme die Forderung aller Religionen. Blinde Barden, Sänger und Spielleute werden in den Sagen der Völker mit Theilnahme, ja mit Achtung erwähnt, und heute noch weiß der gemeine Mann in der Regel dem in ſeiner Nähe lebenden Blinden irgend einen geiſtigen Vorzug nachzurühmen. Sein richtiges Gefühl, ſein geſundes Urtheil läßt ihn über der mangelnden Geſchicklichkeit nach Außen nicht den Seelenwerth des Blinden verkennen. Sein Gerechtigkeitsſinn aber wagt es nicht, von dem Nachtgebannten der Arbeit Tagewerk zu fordern. Erſt die Anſichten der Phyſiokraten und die Geldſucht der Nützlichkeitsberechner unſerer Tage, verbunden mit dem ariſtokratiſchen Dünkel der Vielwiſſerei, konnten zu mürriſchen Aeußerungen über die unvollkommnen Geſchöpfe der Natur und über das, was zu ihren Gunſten geſchieht, Veranlaſſung geben. Wenn aber Aerzte es behaupten und wahrſcheinlich machen, die Erblindung, beſonders der Kinder, ſey ſeltener geweſen bei den kräftigern Geſchlechtern der Vergangenheit, als bei der überreizten und überfüllten Bevölkerung der Gegenwart, ſo wird dieſe doch wohl um ſo weniger die Verpflichtung in Zweifel ziehen können, auch Sorge zu tragen für die Vergütigung ihrer Schuld, und dem Blinden wenigſtens den Vollgenuß derjenigen Bildung zu verſchaffen, deren er, der Lichtberaubte, innerhalb ſeiner Schranken gegen die Außenwelt immerhin noch fähig iſt. Doch genug hiervon und näher zur Beantwortung der Frage: Was hat man ſeit Hauy durch den Taſtſinn bei den einzelnen Zweigen des Unterrichts geleiſtet, die man für Blinde in Anwendung gebracht hat? — Hauy fertigte zur Kenntniß der Buchſtaben taſtbare Typen und mit dieſen durch Auflegung von Papier richtig ſtehende taſtbare, vorn erhöhte, hinten hohle Schrift mit lateiniſchen Lettern. In Amſterdam,

Wien, Freysing, Braunschweig und Philadelphia hat man dasselbe gethan; außerdem hat man die Stachelschrift erfunden (meines Wissens hat Funk, ein Blinder in der Schweiz, dieselbe zuerst in Anwendung gebracht; wenn aber W. Klein in Wien versichert, er habe dergleichen Schrift erfunden, so ist dieß sehr wohl möglich, da auch ich im Jahr 1819, ohne die Funksche und Kleinsche Methode zu kennen, auf denselben Gedanken gerieth, indem ich mir schon als Knabe Spielkarten mit Nadelstichen gezeichnet hatte, und es beweist dieser Umstand nur das Zweckmäßige dieses Gedankens, und daß wenn die Menschen erst für eine Idee gereift sind, dieselbe an mehr als Einem Orte geboren werden kann), anfangs auf hölzernen Klötzchen, jetzt dauerhafter aus Schriftguß mit Stahlstiften, und dadurch geeignet, ganze Bücher mit ihr drucken zu können.

Die Schriftzüge sind nicht bloß durch ihre Schärfe leichter erkennbar für das Getast, sondern auch durch die gewählte Buchstabenform der Lapidarschrift, bei der keine gehalsten und geschwänzten, sowie kein Unterschied von großen oder kleinen Buchstaben vorkommen. Das Lesen der Blinden geht freilich nur langsam; übt aber ihr Getast, und ihre Aussprache giebt ihnen den Begriff, wie Sehende lesen, und dient als Wiederholung des schon Gelernten, weßhalb auch nur solche Dinge gedruckt werden, die es verdienen, daß man sie dem Gedächtniß einprägt. Wer die Bibel vollständig druckt, wie Friedländer in Philadelphia, thut zu viel; wer das Lesen ganz verwirft zu wenig, und seinen Zöglingen offenbar Schaden. Das neueste Bestreben von Barbier und Braillé in Paris, durch vereinfachte Zeichen das Lesen und Schreibenkönnen der Blinden zu beschleunigen, dürfte zwar, als zu abweichend von den Schriftzügen der Sehenden, keinen allgemeinen Eingang finden, aber doch wohl darauf hindeuten, daß wir noch nicht am Ziele der Vollendung sind, sondern noch einfachere und zweckmäßigere Hülfsmittel zu erstreben haben. Das Schreiben der lateinischen oder der Currentschrift, wie es von Sehenden geschieht, nur nicht mit Dinte, sondern mit Bleistift und durch geschwärztes Papier mit Griffeln, fand ich in acht Blindenanstalten einge-

geführt, kann mich aber deſſen ungeachtet nicht von ſeinem wahren Nutzen überzeugen, ſondern bin der Meinung, man treibt es in den jüngern Blindenanſtalten nur als Nachahmung der ältern, und in dieſen aber, weil man es von Anfang an eingeführt und zu jugendliche Blinde hat, um ſie ernſter und ſchwieriger zu beſchäftigen, bei einigen auch wohl deßwegen, weil man ja ein ſchönes Paradeſtückchen, was die Bewunderung der Sehenden reizt, verlieren würde. Die vielen Variationen in den erfundenen und angewendeten Schreibmaſchinen deuten darauf hin, daß eigentlich die Maſchine ſtatt des Blinden das Schreiben verrichten möchte, wenn es wahrhaft gut ſeyn ſollte. Auch in der ſchleſiſchen Blinden-Unterrichtsanſtalt wurde das gewöhnliche Schreiben eine Zeit lang durch einen gewandten und wackern Lehrer mit einem großen Eifer betrieben; indeß weiß ich nur zwei von den damaligen Kindern, die auch ſpäterhin noch einigen Gebrauch davon machten. Die meiſten geſtanden mir nachmals, als ſie die Anſtalt ſchon verlaſſen hatten, aufrichtig, daß ihnen kein Unterricht ſo zur Qual geworden ſey, und keiner ſie ſo ſehr an ihre Blindheit erinnert habe, als das Schreiben, weil ſie oft mit dem beſten Willen geſchrieben und doch nur Tadel geerntet hätten; mir ſelbſt iſt es eben ſo gegangen. Der mir vorgeſchützte Grundſatz einiger ſehenden Lehrer, man müſſe die Blinden den Sehenden ſo viel als möglich gleichſtellen, klingt recht ſchön, möchte er nur in wichtigeren Dingen ſo treu befolgt werden; ich mag höchſtens zugeben, daß man den Kindern reicher Eltern, die Zeit genug zu verlieren haben, oder ſpäter erblindeten, die früher ſchon ſchrieben, auch ferner noch Schreibſtunde gebe. Der Hauptfehler bei der Sache iſt und bleibt: Blinde ſind nie gewiß, ob ſie gut geſchrieben haben, und können das, was ſie geſchrieben haben, nicht ſelbſt wieder leſen, deßhalb hat man auch ſchon verſchiedene Maſſen zu erfinden geſucht, die, ſtatt der Dinte angewendet, eine fühlbare Schrift geben ſollen. Die bei der Wieneranſtalt erwähnte Müllerſche (zerriebene Kreide und Gummiwaſſer, mit oder ohne Farbenzuſatz) iſt hierunter die beſte, nur daß ſie der

Blinde nicht selbst zum Schreiben brauchen kann. In dieser Beziehung entspricht bis jetzt abermals die Stachelschrift dem Bedürfnisse der Nichtsehenden am besten. Der Blinde kann sie fertigen, und er selbst oder ein anderer Blinder sie wieder lesen. Ist das Gestochene an einen Sehenden gerichtet, so kann der Blinde es wieder niederdrücken, um das Papier in der gewöhnlichen Dicke zu erhalten, und der Sehende doch noch die Schrift deutlich erkennen. Eine wohlfeile Färbung der Buchstaben während der Stechung läßt sich vielleicht noch erfinden; sie ist mir gelungen, wenn ich schwarzes Papier unter das weiße legte, kam alsdann aber theuer zu stehen, weil das geschwärzte Papier mit durchstochen wird, und für weitern Gebrauch verloren geht. Das Stechen geht allerdings langsamer als das Schreiben, aber man übe es nur eben so fleißig, und sein Nutzen wird das Schreiben bald gänzlich verdrängen, wie es schon in einigen Anstalten der Fall ist. Das zur Vereinfachung des Apparats, und wo möglich auch zur Beschleunigung der Vorrichtung von dem blinden Funk ersonnene Stechkreuz, um die Buchstaben durch schnelles Anfertigen der einzelnen Theile zu bilden, entspricht dem Zwecke noch nicht ganz, dürfte aber wohl zu einer weitern Vervollkommnung der tastbaren Schreibkunst für Blinde führen.

Grammatische Sprachlehre wird Blinden der Hauptsache nach wie den Sehenden gelehrt, und nach den Ansichten wie nach den Kenntnissen der Lehrer mehr oder weniger wissenschaftlich betrieben; schriftliche Aufsätze werden da geliefert, wo das Schreiben eingeführt ist, und mündliche in den übrigen Anstalten. Nicht überall schienen mir Wortbildung und Synonymik, so wie die mit dem Sprachunterrichte sehr passend zu verbindende Seelen- und Denklehre vollständig beachtet zu werden. Umfassende kurze Leitfaden sind noch nicht überall fühlbar gedruckt und Zeune's geistreiches Sprachthum mit Stachelschrift gedruckt, würde mir doppelt zweckmäßig erscheinen, wenn es mehr das Gewöhnliche als das Ungewöhnliche und Neue in Form und Behandlung seines Gegenstandes enthielte. Fremde Sprachen, als Lateinisch und Französisch, wer-

den nur in einigen Anſtalten als beſonderer Unterricht für die ausgezeichneten Schüler betrieben, was auch ganz zweckmäßig iſt, da die Mehrzahl der Zöglinge den untern Volksclaſſen und dem Stande der Armuth angehört. Taſtbar gedruckte Wörterbücher würden brauchbar für Blinde ſeyn, ich ſelbſt habe ein ſolches für die lateiniſche Sprache angefangen zu drucken, doch iſt es noch nicht vollendet. Als Grundlage habe ich Lünemanns Wörterbuch dazu gewählt. Für die deutſche Sprache war der grammatiſche Unterricht in den meiſten Blindenanſtalten umfaſſender als er in den Elementarſchulen zu ſeyn pflegt, und das iſt für den Geiſt der Blinden, der ſich zur Abſtraction hinneigt, auch ganz angemeſſen. Das in allen Blindenanſtalten eingeführte Auswendiglernen ſchöner Kirchenlieder, ſo wie ſchöner epiſcher und lyriſcher Gedichte, gibt den Lehrern Gelegenheit, Ausdruck und Vortrag der Zöglinge zu bilden, die Anwendung der Sprachlehre zu zeigen, und durch Erläuterung ſchwieriger Wendungen und Ausdrücke in das nähere Verſtändniß der Dichterſprache zu führen. Auch das Vorleſen guter Schriften in gebundener und ungebundener Rede, welches für geiſtig geweckte Blinde das größte Vergnügen ausmacht, iſt überall eingeführt und befördert denſelben Zweck.

Erdkunde wird den Blinden durch Anwendung taſtbarer Globen und Karten ſo vollſtändig als den Sehenden gelehrt. Kummerſche Reliefgloben nach Zeune und Ritter und die Reliefkarten von ebendemſelben, beide ſehr gut für die natürliche und die erſtern auch für die mathematiſche Geographie, fand ich nur in fünf Anſtalten; in den meiſten waren dagegen ſolche Karten eingeführt, auf denen Flüſſe, Gränzen und Städte dadurch taſtbar angegeben ſind, daß man die Linien und Punkte von hinten mit Nadeln durchſtochen und ſo gleichſam eine punktirte Reliefzeichnung erhalten hat, welche Art der Karten ſich nicht bloß durch Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Anfertigung, ſondern auch durch die Möglichkeit der Vervielfältigung empfiehlt. Auch mit Müllerſcher Maſſe taſtbar gezeichnete traf ich an; die Verbindung dieſer und der vorigen Darſtellungsweiſe gibt nach einem angeſtellten Ver-

ſuch eine für das Getaſt ſehr angenehme Abwechslung der Bezeichnung. Schrift fand ich nur zu Gmünd, und zwar auf der Vorderſeite; ich ſelbſt habe ſchon auf der Hinterſeite, und außerdem noch zwei Manieren angewendet, den Blinden in den Stand zu ſetzen, den vergeſſenen oder noch nicht erlernten Namen eines auf der Karte bezeichneten Punktes ohne Hülfe eines Sehenden auffinden zu können, a) durch geſtochene auf der Rückſeite aufgeklebte Ziffern und ein fühlbares Regiſter der Namen, denen dieſelben Ziffern vorgedruckt ſind, b) und neuerdings dadurch, daß ich Stecknadeln mittelſt einer kleinen Spitzzange ſchneckenförmig zuſammenbiegen und auf den mit einem Pfriemen durchſtochenen Punkten, welche die Lage der Städte angeben, ſo einſetzen laſſe, daß die Koppe oberhalb bleibt, die Schneckenwindung der Nadel aber auf die Rückſeite der Karte kommt, an welche man nun einen fühlbar gedruckten Zettel mit dem Namen hängen kann. Hiebei iſt es möglich größere und kleinere Städte durch verſchiedene Koppen leicht zu unterſcheiden. Auch Gebirge laſſen ſich auf dieſe Art darſtellen. Der Unterrichtsweiſe nach fand ich beide Hauptmethoden angewandt, a) die ſynthetiſche oder diejenige, welche von dem Hauſe, das hier natürlich das Blindenhaus ſeyn muß, mit Hülfe eines fühlbaren Modells oder eines Grundriſſes aus geht, mit der Stadt, dem Kreiſe, dem Vaterlande, und dann allmählich mit allen andern Ländern des Erdballs bekannt macht, b) und die ſogenannte analytiſche, die von dem Ganzen des Weltbaues oder des Erdballes anfängt und ihren Schülern erſt den allgemeinen Ueberblick gibt, ehe ſie dieſelben ins Einzelne führt. Ich ſelbſt befolge die letztere, weil meinen Schülern die nächſte Umgebung außer der Anſtalt eben ſo fremd als ein fernes Land iſt; weil ferner ein allgemeiner Ueberblick, der anfangs nur das Wichtigſte ausbebt, den Geſichtskreis der Kinder ſchneller erweitert, auch eine baldige Ueberſicht aller Länder der Erde, die nur wenige Monate Zeit erfordert, ihnen bei dem Vorleſen, dem Erlernen der Geſchichte und in hundert andern Fällen ſchneller das Ortsverſtändniß eröffnet und das verſtändige Auffaſſen erleichtert.

Sehr wichtig iſt es für die äußere Mittheilung dieſes Unterrichtszweiges, wenn man ihn mit einer größern Zahl von Blinden betreibt, ſich des wechſelſeitigen Unterrichts zu bedienen; denn thut man es nicht, und man hat auch nur 10—12 Schüler, ſo ſitzen alle übrigen müßig, während man einem etwas zeigt. Sie fallen auf Muthwillen, oder gerathen in ein gleichgültiges Hinbrüten, indem dieſelben, ſo lange ihnen noch nichts gezeigt wurde, noch kein lebhaftes Intereſſe und keinen Stoff für ihre Selbſtbeſchäftigung haben, nach dem Zeigen aber auf die Meinung gerathen: nun weiß ich ja die Sache, und darf mich nicht mehr um ſie bekümmern; deßhalb muß man auch die taſtbaren Lehrmittel in mehr als Einem Exemplar vorräthig haben, was von allen Unterrichtsgegenſtänden gilt, bei denen taſtbare Hülfsmittel in Anwendung kommen. Bei dem gemachten und erprobten Vorſchlage meine ich aber nicht, daß man nur nöthig habe, die Sache in der Stunde bloß einigen, etwa den geſchickteſten Schülern zu zeigen, und ſich darauf zu verlaſſen, daß die weitere Mittheilung von dieſem an die andern ſchon außer den Stunden erfolgen werde; dieß ſetzt voraus, daß die Kinder viel mehr Lehr- und Lerneifer beſitzen, als in der Regel da iſt, auch daß ſie nach den Stunden viel mehr müßige Zeit haben, als ſie vernünftigerweiſe haben ſollen; was aber in der Stunde geſchehen kann, muß auch in ihr geſchehen, und nur ſo wird man Leben in dieſen Unterricht bei Blinden bringen, die nicht wie Sehende in ganzen Schaaren vor die Karte treten, oder von ihren Plätzen dieſelbe anſchauen können. Geiſt und Zeit werden getödtet, bei dem Lehrer wie bei den Schülern, wenn der Lehrer die Sache mit den Einzelnen durchleyern will, während die andern, kaum angeſprochen, ſitzen ſollen. Der geographiſche Unterricht muß übrigens mit den Blinden in den Anſtalten ſo vollſtändig, als Zeit und Gedächtniß nur geſtatten, betrieben werden, weil die Blinden, wenn ſie die Anſtalt erſt verlaſſen haben, in der Regel auch die Hülfsmittel entbehren, um ihre Kenntniſſe noch erweitern zu können, was bei Gegenſtänden, die keine äußeren Hülfs-

mittel brauchen, durch ferneres Vorlesen immer möglich bleibt. Ein geistreicher Pädagog äußerte gegen einen sehenden Blindenlehrer die Meinung: „was soll die Geographie für die Blinden? für sie gibt es nur ein da und dort" — eine Ansicht, die mir so unverständlich ist, wie jenem übrigens achtbaren Manne wahrscheinlich das innere Geistesleben des Blinden es seyn muß. Blindgewordene zeigen allerdings mehr Interesse für Geographie als Blindgeborne, aber auch diesen fehlt es nicht, wenn man ihnen nur die Vorstellungen von Gebirgen, Thälern, fließenden Gewässern, Seen und Gegenden durch äußere Mittel zu gewähren gesucht hat. Kleine passende Modelle für diese Gegenstände sollten in keiner Blindenanstalt fehlen, ist doch die Natur selbst nur ein Modell im Großen, und so richtig die Vorstellungen der Kinder, die in der Ebene leben, von den Gebirgen, oder die Vorstellungen bei den erwachsenen Sehenden von ganzen Ländern sind, die sie nur aus Reisebeschreibungen, Karten und Bildern kennen lernen, so richtig können auch die Vorstellungen eines Blinden hievon werden.

Der Geschichtsunterricht wird dem Blinden so wie dem Sehenden ertheilt; erhöht gedruckte Tabellen oder Zeittafeln sind zur Wiederholung des Wichtigsten in den meisten Anstalten eingeführt. Der Gegenstand selbst ist für Lehrer wie für Schüler mit eben so großem Vergnügen als geringer Mühe verbunden, verleitet aber dadurch die Lehrer auch sehr leicht, des Guten zu viel zu thun und den Blinden ganz große Geschichtswerke vorzulesen. Für die Mehrzahl genügt eine gedrängte und reichhaltige Uebersicht, durch welche sie die großen Wendepunkte in dem Leben der Menschheit, so wie diejenigen Personen kennen lernen, welche Einfluß darauf gehabt haben, und deren Namen oder Thaten auch in Gedichten und Geschichten anderer Art oft wieder in Erinnerung gebracht werden. Daß Blinde übrigens Lehrer der Geschichte selbst für Sehende werden können, ist schon mehrfach erwiesen. Einige Anstalten scheinen deßhalb auch den Unterricht in der Geschichte über das gewöhnliche Schulmaß zu ertheilen; dieß kann ich

jedoch höchstens für reiche oder sehr ausgezeichnete Zöglinge gut heißen, und ich bin vielmehr der Meinung, ein zu tiefes Eingehen in die Geschichte ist nicht zu rathen, denn sie rückt den Armen mehr als jeder andere Unterrichtszweig aus seiner Sphäre.

Größenlehre des Raumes oder Formenlehre und Geometrie. Abermals ein Lehrgegenstand, der sich namentlich in seinen Elementen ohne die Vermittelung des Tastsinnes mit dem Blinden schwerlich dürfte betreiben lassen. Man findet deßhalb auch in den meisten Blindenanstalten, um die innere Anschauung der Zöglinge durch ihr Getast an äußern Gegenständen zu wecken und zu üben, Sammlungen von Körpern aus Holz oder Pappe und für die Lehre von Flächenfiguren und Linien dünne, dieselben repräsentirende Körper aus Papier, Pappe und Blech, so wie tastbare Zeichnungen, die man am allgemeinsten und wohlfeilsten dadurch fertigt, daß man Figuren auf die Rückseite von Papptafeln verkehrt aufzeichnet und wie bei den Landkarten von hinten mit einem Pfriemen durchsticht, oder sie auf der Vorderseite mit Müllerscher Masse aufträgt oder auch auf Holztafeln durch den Formstecher ausschneiden läßt, wie dieß bei den Lehrhülfsmitteln der einzelnen Anstalten näher angegeben ist. Einige Anstalten lehrten den Gegenstand noch gar nicht, die meisten betrieben nur eine elementarische Formenanschauung, und bloß in einigen findet eine wissenschaftliche Behandlung statt, alle aber schienen mir die hohe Wichtigkeit dieses Unterrichts und seine wahre Bedeutsamkeit für die Blinden noch nicht genugsam zu erkennen. Er ist allerdings durch die Tastanleitung, die jedem einzelnen Schüler gegeben werden muß, äußerst anstrengend für den Lehrer und hierin ziemlich dem Sprechunterrichte der Taubstummen gleich; er ist aber für Knaben wie für Mädchen nicht bloß darum höchst wichtig, weil er das Sprech- und Denkvermögen übt, sondern hauptsächlich deßwegen, weil er das innere Anschauungsvermögen der Blinden vorzugsweise weckte und die entschiedene Möglichkeit darbietet, den Nichtsehenden Vieles deutlich beschreiben und anschaulich machen zu können, wozu das Auge unentbehrlich erscheint; ja er ist in

dieſer Beziehung das eigentliche Sehenlernen des Blindgebornen. Schon den als zartes Kind erblindeten Engländer Saunderſon (geb. 1681, † 1738) ſetzte die Wiſſenſchaft der Geometrie in den Stand, die Lehren der Optik nicht bloß zu faſſen, ſondern auch Sehenden wieder vorzutragen und die Verſuche, welche ich ſelbſt in dieſer Beziehung mit meinen blindgebornen Zöglingen gemacht habe, ſind mir über Erwarten gut gelungen; einem derſelben, der, in ſeinem dritten Jahr erblindet, keine Rückerinnerung an das Sehen mehr hatte und durch das Getaſt nur die erſten geometriſchen Grundvorſtellungen von Körpern, Flächen, Kanten und Ecken bekommen hatte, habe ich die vier erſten Bücher des Euklid ohne Vorzeigung irgend einer taſtbaren Figur gelehrt. Die Methode, der ich mich hierbei bediente, möchte ich eine genetiſche nennen, denn mein Bemühen war dahin gerichtet, aus der Vorſtellung des bewegten Punktes den Zögling ſelbſt alle Conſtructionen der ſyſtematiſchen Geometrie in geiſtiger Anſchauung auffinden und entwickeln zu laſſen wobei ich zwar Euklids muſterhafte Anordnung im Auge behielt, aber auch ſehr viele Zwiſchen-Conſtructionen machen ließ, welche im Stande waren, den Uebergang von einer Idee auf die andere zu erleichtern und welche das Selbſtauffinden der Sätze und ihrer Conſtructionen durch den Schüler oft allein möglich machen. Die Vorſtellung, wie geſchieht das Sehen? wird man einem Blindgebornen nur auf dieſem Wege am leichteſten und der Wahrheit ſich am meiſten nähernd deutlich machen können. Ohne Schwierigkeit wird er den Lehrer verſtehen, wenn dieſer zu ihm ſagt: denke dir an der Wand das Dreieck A B C ſtelle dich in einiger Entfernung davor, denke dir ferner von A und B auf dich zu ausgehend zwei gerade Linien, die ſich in deinem Augapfel treffen, verlängere dieſe noch circa ¼ Zoll über den Treffpunkt nach dem Innern des Auges und gib mir an, was die Verlängerungen bilden, und die Antwort, daß ſie einen Winkel bilden, wird ſicher nicht ausbleiben. Verlangt der Lehrer nun ferner eine dritte Linie von C nach dem Treffpunkte der beiden vorigen im Auge und ebenfalls

deren Verlängerung, so wird der Schüler, bei dem ich die ersten Grundlehren der Stereometrie voraussetze, die Figur vor dem Treffpunkte nach Außen als eine körperliche Ecke erkennen und erklären, die innerhalb hinter dem Treffpunkt aber für eine eben solche nur umgekehrt liegende Ecke, und wenn man deren innerste Enden verbindet, leicht die Pyramide anschauen, welche der vor dem Auge befindlichen ähnlich und nur umgekehrt gelegen ist. Werden dann noch von allen Zwischenpunkten des Dreiecks A B C gerade Linien nach dem Treffpunkt im Auge gezogen und auf vorige Weise nach hinten verlängert, und fügt der Lehrer endlich noch hinzu: die von dem Dreieck A B C nach dem Auge kommenden Lichtstrahlen lassen sich als lauter gerade Linien denken, die sich im Innern des Augapfels treffen, so wird der Blinde, dieß auf den beschriebenen Fall angewendet, gewiß eine Vorstellung erlangen, wie sich das gegebene Dreieck im Hintergrunde des Auges auf der Netzhaut abspiegeln könne. Man hat sodann dieselbe Constructionsweise nur noch weiter auf Figuren mit vier und mehr Ecken, auf Kreise und endlich auf die Oberflächen ganzer Körper anzuwenden, um der mathematischen Phantasie die nöthige Uebung und Erstarkung für das dauernde Festhalten des Verfahrens und der dadurch gewonnenen Vorstellungen zu verschaffen. Daß hierdurch die eigentliche Farbenanschauung und die specielle Lichtempfindung selbst nicht gegeben werden können, weiß ich sehr wohl; aber ich behaupte dennoch, daß auf diese Weise ein Bild von den Gegenständen in der Seele des Blindgebornen entstehen kann, das sich von den Bildern Sehender und Blindgewordener um nicht viel mehr unterscheiden wird, als ein Kupferstich oder Steindruck von einem illuminirten Gemälde. Solcher Erfolg ist aber doch wohl der Mühe werth, und ist doch erst die wahre Lösung der eigentlichen Aufgabe des Unterrichts der Blinden, diese nämlich, so weit es irgend möglich ist, sehend zu machen in ihrer Seele.

Anmerkung. Wollte ein Blindenlehrer seinen Zöglingen die obige Construction von den symmetrischen körperlichen Dreiecken gern tastbar machen, so würde er dieses, wie

ich glaube, durch folgendes Verfahren am leichteſten können: in eine Korkkugel oder auch nur in eine kugelrunde kleine Kartoffel ſteckt er auf der einen Seite Stricknadeln, auf der andern in umgekehrter Form Nähnadeln, ſo werden durch die Kugel die Kryſtallinſe des Auges, durch die Nadeln die Strahlen verſinnlicht.

Blindenlehrern, die gern etwas in der Sache thun möchten und doch ſelbſt noch fremd in ihr ſind, empfehle ich: Die Raumlehre oder Meßkunſt, gewöhnlich Geometrie genannt, mit gleichſeitiger Beachtung von Wiſſenſchaft und Leben, für Lehrer und Lerner bearbeitet von Dr. W. Harniſch, mit ſieben Steintafeln, Breslau bei Max und Comp. 1822 (16 ggr.) Oder: Raumlehre für Volksſchulen von J. G. Graſſmann ꝛc. Erſter Theil, ebene räumliche Verbindungslehre, mit drei Kupfertafeln, Berlin bei Reimer 1817 (12 gr.) und Raumlehre für die untern Claſſen der Gymnaſien und für Volksſchulen. Von demſelben. Zweiter Theil, ebene räumliche Größenlehre mit fünf Steindrucktafeln, ebendaſelbſt 1824 (1 Rthlr. 6 ggr.) Zu wäſſerig iſt dagegen: Elemente der Form und Größe (gewöhnlich Geometrie genannt) nach Peſtalozzi's Grundſätzen, bearbeitet von Joſ. Schmid ꝛc. Drei Theile, Heidelberg, Mohr, 1809 — 1811 (2 Rthlr. 4 gr.)

Für den wiſſenſchaftlichen Unterricht in der Körpermeßkunſt läßt ſich eine vollſtändige Sammlung von Conſtructionen gebrauchen, die aus Drath, Blech und Holz gefertigt und als ein auch für Sehende gar brauchbar befundenes Hülfsmittel bereits auf vielen Lehranſtalten des In- und Auslandes eingeführt iſt. Man kann dieſelbe in größerm und kleinerm Umfange, ſo lange ich leben werde, von mir beziehen; auch ſende ich jedem, der es wünſcht, eine gedruckte Beſchreibung derſelben zu (die Beſchreibung koſtet 15 Sgr.; die Conſtructionsſammlungen ſind nach vier verſchiedenen Ausgaben zu dem Werthe von 12 ½ bis 55 Rthlr. zu haben, und es gehören zu der letztern als zu der vollſtändigſten 160 Figuren, worunter 14 für die ſphäriſche Trigonometrie mit begriffen ſind).

Die Größenlehre der Zahlen oder das Rechnen.

Die Lehrweiſe für Blinde ſtimmt hier ganz mit der neuern, auf Anſchauung der Einheiten begründeten Unterrichtsweiſe für ſehende Schüler im Kopfrechnen überein. Man übt das Zählen zuerſt an Würfeln oder andern körperlichen Gegenſtänden, übt aber die Schüler, ſich der Zahl und ihrer Bildung ſo bald als möglich auch ohne ſolche äußere Hülfsmittel im Geiſte bewußt zu werden und ſchreitet ſodann von Stufe zu Stufe mit den Schülern fort; Multicipliren und Dividiren fallen dem Blinden im Kopfe leichter als Addiren und Subtrahiren. Das Rechnen mit Brüchen und die Lehre von Proportionen ſind das gewöhnliche Ziel des Unterrichtes; mit fähigeren Schülern werden in einigen Anſtalten auch Buchſtabenrechnung und Algebra geübt. Eine Hauptregel iſt: die Schüler müſſen bei allen Verrichtungen des Rechnens ſich der Gründe klar bewußt werden, warum ſie die Sache ſo und nicht anders gemacht haben. Nicht alle Blinden lernen gleich gut und ſchnell im Kopfe rechnen. Ein gutes Zahlengedächtniß iſt Haupterforderniß hierzu, und dieſes iſt bei den Blinden ſo verſchieden als bei Sehenden, doch thut zweckmäßige Uebung hier viel zur Sache. An äußern Hülfsmitteln werden gebraucht a) die ruſſiſche Rechentafel (eine Rahme mit parallelen Dräthen für die Stellen der Einer, Zehner, Hunderte, Tauſende u. ſ. w. auf jedem 10 Perlen, 2 dickere in der Mitte, es ſind eigentlich nur 9 nöthig), auch für Sehende ein gutes Mittel, um Kindern das Zehnerſyſtem zu veranſchaulichen; b) verſchiedene Rechenbretter mit einſtellbaren Ziffern auf Klötzchen von Holz oder Metall, und c) die Saunderſonſche Rechentafel, mit angewendet zu algebraiſchen Rechnungen, auch erhöht gedruckte Einheitstabellen. Nur in zwei Anſtalten ſchien man mir zu weit in dem Gebrauche äußerer Hülfsmittel zu gehen und das wahre Rechnen, das Rechnen im Kopfe, darüber etwas zu vernachläſſigen; in zwei andern herrſcht zu große Liebe für große Zahlen.

Naturkunde oder Naturbeſchreibung und Naturlehre. Zur Naturbeſchreibung bedient man ſich als taſtbarer Hülfsmittel geſchnitzter und ausgeſtopfter Thiere, wirklicher Pflanzen und Sämereien, ſo wie kleiner Samm-

lungen von Mineralien und Muscheln, auch erhöht gezeichneter, gestochener und gepreßter Bilder, und es werden außer dem Getast auch Geruch und Geschmack der Zöglinge in Anspruch genommen. Höchst merkwürdig erscheint auch bei diesem Unterrichte die schöpferische Kraft der Phantasie bei den meisten Blinden, denn sie gewinnen von sehr vielen Dingen eine richtige Vorstellung, bei denen es die Sehenden ihnen gar nicht zutrauen. Aus dem genau betasteten Rasenfleckchen construirt sich ihre Phantasie die blumige Wiese und aus dem einzeln betasteten Baume den vielstämmigen Forst. Groß ist Gott auch hier, der durch seine ewig schaffenden Gesetze, welche er in die Natur und den Geist des Menschen gelegt hat, auch in der Seele eines Blinden unendlich mehr hervorruft, als wir nimmer vermöchten mit unserer bloß ephemeren und nur auf Minuten zum wahren Selbstbewußtseyn erwachenden Reflexion in der kurzen Spanne dieses Lebens, von dem wir mehr als ¾ verschlafen, oder im mechanischen Dienste der Alltäglichkeit verträumen. In einigen Anstalten waren die bezeichneten Apparate sehr mangelhaft, auch schien man eben nicht für nöthig zu halten, den Unterricht systematisch zu betreiben, was doch sowohl für den Verstand als das Gedächtniß der Blinden die Uebersicht des Ganzen unendlich erleichtert. Auch hier darf man die Mühe, alles Tastbare vorzuzeigen, sich nicht ersparen wollen; was dabei an Zeit verloren geht, wird an innerem und wahrem Gehalte des Erlernten gewonnen.

Physik oder Naturlehre. Dieser für alle Schulen immer wichtiger werdende Unterricht, der mit Vollsinnigen am besten dadurch betrieben wird, daß man allen ihren Sinnen die hierher gehörenden Erscheinungen vorzuführen, dann aber aus den wahrgenommenen Wirkungen ihre Ursachen und endlich das hierbei vorwaltende Naturgesetz zu entwickeln sucht, sollte auch in den Anstalten für Blinde nie oberflächlich betrieben werden. Leider habe ich aber in keiner der von mir besuchten Blindenanstalten, die

ſchleſiſche nicht ausgenommen, einen auch nur nothdürftig zureichenden phyſikaliſchen Apparat gefunden. Da, wo man es wirklich gut mit der Sache und den Schülern meinte, hatte man wenigſtens taſtbar gezeichnete Figuren der phyſikaliſchen Inſtrumente angefertigt, um ſo den Zöglingen das Verſtändniß des Gebrauches bei der Beſchreibung derſelben leichter zu eröffnen. Es iſt allerdings wahr, daß den Blinden der Sinn fehlt, durch den ſich äußere Erſcheinungen am bequemſten vor die innere Anſchauung bringen laſſen, und man kann ihnen dieſe ſehr oft nur durch Beſchreibung oder durch geſchichtliche Berichterſtattung vorführen; allein bei der ſchon im Vorhergegangenen einigemal angedeuteten Fähigkeit der Blinden, mathematiſche Conſtructionen im Geiſte anſchauen und mathematiſche Beweiſe auffaſſen und auffinden zu können, unterliegt es keinem Zweifel, daß man ihnen auch den mechaniſchen Theil der Naturlehre, beſonders wenn man die hierher gehörigen Modelle zum Vorzeigen beſitzt, gründlich vortragen kann und ſelbſt in dem dynamiſchen Theile laſſen ſich die Lehren von dem Lichte, der Wärme, der Elektricität u. ſ. w. auch für Blinde faßlich behandeln, wie ich das von der mechaniſchen Verrichtung des Sehens bei dem Abſchnitte über die räumliche Größenlehre zu zeigen geſucht habe.

Anmerkung. Hier will ich nur noch eines Gedankens erwähnen, auf den ich ſchon vor 23 Jahren, als ich noch Zögling der Berliner Blindenanſtalt war, gerathen bin; was ich damals über die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, namentlich über das Sehen bei völlig verſchloſſenen äußeren Sinnorganen durch die Ganglien des Unterleibes hörte, brachte mich auf den Gedanken: wäre es nicht vielleicht möglich, einem Blinden, bei dem das Auge völlig unbrauchbar geworden iſt, vielleicht dennoch die Anſchauung der Farben durch Verſetzung in den magnetiſchen Schlaf zu verſchaffen, und wenn dieß zuerſt bei einem Blindgewordenen, der die Farbenvorſtellung noch hat, gelungen wäre, dann auch mit Blindgebornen zu verſuchen. Der Gedanke ſelbſt iſt leider nur Ge-

danke geblieben, weil ich trotz meiner Bereitwilligkeit, den ersten Versuch mit mir selbst machen zu lassen, doch Niemanden fand, der mir damals an Nervenkräften überlegen gewesen wäre, auch vielleicht eine Polarisirung der Geschlechter nothwendig zu dem Gelingen gehört; indeß lebe ich noch immer der Ansicht, daß, so wie man für das einst unbewaffnete Auge jetzt Himmelsfernen aufgeschlossen hat, deren Raumentfernung der schwache Denker kaum glaubt und sich kaum vorstellen kann, man künftig bei den rastlosen Fortschritten der Naturwissenschaften auch noch auf ein Mittel oder ein Verfahren kommen werde, dem Menschen die Lichtanschauungen auch ohne das Organ des Auges zu verschaffen, und man wird es mir als Blinden wohl vergeben, wenn ich hier noch einige Hypothesen meiner Phantasie gleichsam als Anfrage an Naturforscher hersetze. a. Es ist mir in meiner Jugend ein Soldat vorgekommen, der durch einen Säbelhieb einen Theil seiner vordern Hirnschale verloren hatte und nun statt desselben eine silberne gewölbte Platte auf dem Kopfe trug, die er beliebig abnehmen und wieder auflegen konnte, so daß meine Mutter das sich bewegende Gehirn beim Aufdecken erblickte. Dieß veranlaßt mich zu der Frage, hat man bei trepanirten Personen wohl schon die Wirkung des gegen das aufgedeckte Gehirn einströmenden Lichtes beobachtet? b. und sollte es nicht irgend eine Stelle des menschlichen Leibes geben, die als ein Sammelplatz vieler Nerven eines Lichteindruckes, vielleicht durch Verdünnung der Haut oder mittelst verstärkter Zuleitung des Lichtes durch Linsengläser, oder auch sonst auf eine Weise, empfänglich gemacht werden könnte?

Uebrigens hören auch Blindgeborne sehr gern von den Wundern der Natur und namentlich auch die Beschreibung leuchtender Meteore (sie bedienen sich in ihrer Umgangssprache selbst unter sich des Ausdruckes „sehen" auch da, wo sie fühlen sagen könnten, und besonders Mädchen vergessen bei neuen Kleidern die Frage gewiß nicht: wie sieht es aus), so wie

Schilderungen von den Erscheinungen und der Pracht des gestirnten Himmels. Liegt doch des Raumes Unendlichkeit, durch keine täuschende sinnliche Gränze beengt, vor dem Auge ihrer Seele, und es bedarf nur des schaffenden Gedankens, um auch auf Sirius-Weiten mit Lichtsonnen des Geistes und funkelnden Sternen des Gemüthes zu erfüllen.

Anmerkung. Hr. Dr. Lachmann hat bereits den Versuch zur Construirung eines Planetariums gemacht, und ich habe ihm und einigen meiner werthen Berufsfreunde das Versprechen gegeben, ein Gleiches zu thun.

Gewerbskunde oder Technologie. Bei ihr findet der Unterricht in Naturbeschreibung und Naturlehre auch für Blinde seine nächste Anwendung, und es sollten billig alle Kinder, auch sehende, eine Uebersicht von der gesammten menschlichen Gewerbsthätigkeit bekommen. Die Hälfte der mir bekannt gewordenen Anstalten berücksichtigt diesen Unterricht; einige ertheilen ihn selbstständig, in andern wird er verbunden mit der Naturbeschreibung und als unmittelbare Nutzanwendung derselben gegeben. Die bei den einzelnen Gewerben vorkommenden Werkzeuge und Maschinen sollten, so weit es möglich ist, in Natur oder doch in Modellen vorgezeigt werden; allein ich habe außer den Werkzeugen, welche zu den Arbeiten gehören, die von den Blinden selbst betrieben werden, keine eigentlichen Sammlungen angetroffen; man begnügt sich vielmehr mit bloßen nothdürftigen Beschreibungen und benutzt bloß hie und da einige fühlbare Zeichnungen für den Zweck.

Religionskenntniß. Sie findet willige Aufnahme in den Gemüthern der Blinden, die allein Beruhigung in dem Gedanken finden können, daß Gottes höhere Weisheit für sie, trotz tausendfältiger Entbehrungen ihrer Lage, doch sicher das Beste gewählt habe. Sein Wort ist ja auch ihres Fußes Leuchte, ist ihr Stecken und Stab, so lange sie wandeln im dunkeln Thale, und mit Freudigkeit hörte ich sie überall beten, wo ich ihren Andachten in den verschiedenen Anstalten beigewohnt habe. Allenthalben traf ich das Bemühen, den Religionsunterricht recht gründlich und erbaulich für die Zöglinge

zu geben, und es kann dieſes um ſo leichter und vollſtändiger geſchehen, da hierbei keine äußeren Hülfsmittel nöthig ſind, ſondern der Schüler ſich nur an das lebendige Wort des Lehrers halten und ein empfängliches Herz mitbringen darf. In dieſem Umſtande und in der großen Bereitwilligkeit, mit welcher das Gedächtniß der Blinden in der Regel die Lehren der Religion auffaßt und ſie oft noch treuer feſthält, als ſelbſt vollſinnige Mitſchüler, iſt, wie ich gänzlich überzeugt bin, ein Hauptgrund mehr zu ſuchen, warum Blindenanſtalten erſt ſpäter als Taubſtummenanſtalten entſtanden ſind. Konnte man doch geiſtig Blinde nie für ſo bedürftig und entwürdigt als Taubſtumme halten, da ſie das Höchſte, was der Menſch hat, die Idee und den Troſt der Religion, nicht entbehren durften, obwohl niemand verkennen wird, wie ganz anders die in den Anſtalten durch den geſammten übrigen Unterricht vorbereiteten und gehobenen Blinden den Religionsunterricht auffaſſen müſſen, als diejenigen, welche eine ſolche das Verſtändniß der geſammten Natur aufſchließende Vorbereitung nicht genoſſen haben. An fühlbar gedruckten Leitfaden des Religionsunterrichtes zur Vorbereitung oder Rückerinnerung für das Gedächtniß der Blinden, ſind bis jetzt außer Katechismen und Sammlungen von Bibelſprüchen noch keine gefertigt. Auch iſt die Methode der Unterweiſung hierbei natürlich ſo verſchieden, als die Lehrer ſind, welche den Unterricht ertheilen. Der Umſtand, daß in den katholiſchen Ländern der Religionsunterricht auch bei den Blindenanſtalten beſondern Prieſtern als Katecheten übertragen iſt, ſchien mir in der Blindenwelt keineswegs ſo nachtheilig zu wirken, als dieß in der Welt der Sehenden und der für ſie angeſtellten Volkslehrer der Fall ſeyn ſoll, indem jene oft knechtiſche Stellung der katholiſchen Volkslehrer gegen ihre Prieſter und ihre auch minder ehrenvollen Verhältniſſe zu den Gemeinden, die man im Vergleich gegen evangeliſche Volkslehrer bemerkt haben will, hauptſächlich hiervon herrühren ſollen; den Vorſtehern und Lehrern der Blindenanſtalten kommt es hiebei zu Gute, daß ihre Zöglinge minder ſelbſtſtändig ſind, und ſie auf die-

ſelben auch außer den Lehrſtunden ſittlich und mit voller elterlicher Autorität einwirken können; auch wohnt gewöhnlich ein Lehrer dem Religionsunterrichte bei, um dieſen in beſondern Stunden mit den Kindern wiederholen zu können. In einigen Anſtalten haben Blinde ſelbſt auf dieſe Weiſe oder auch ſelbſtſtändig Religionsſtunden zu ertheilen, was auf die Zöglinge vortheilhaft zu wirken ſcheint, da der ſelbſt blinde Religionslehrer ſtrengere Forderungen zu machen pflegt, als der Sehende glaubt machen zu dürfen, auch ohne Gefahr zu verletzen freier mit den Blinden über ihre Lage und ihre Neigungen reden kann. Blinden thut es Noth, weder eine zu ſpeculative noch eine kopfhängeriſche Richtung durch den Religionsunterricht zu bekommen. Der fromme Chriſtenglaube, wie ihn die heilige Schrift gibt, führt auch ſie am geradeſten zum Himmel. Alle zwar, aber doch beſonders die weiblichen, müſſen Muth und Entſchluß gewinnen für das Leben, ſtark zu ſeyn im Entbehren, nicht zu zweifeln im Glauben, feſt zu ſeyn in der Liebe zur Tugend und freudig getroſt in der Hoffnung einer gerechten Vergeltung jenſeits des Grabes.

Ueberblicken wir, ehe wir uns zu neuen Lehrfächern wenden, zuvörderſt die bis jetzt in Kürze beleuchteten, welche die Gegenſtände des Schulunterrichts für Blinde ausmachen, ſo gewinnen wir leicht die ſehr angenehme Ueberzeugung, daß es im Allgemeinen recht gut mit dieſem Unterrichte für die Blinden ſteht; daß die ihres Augenlichts beraubten Menſchen nur in wenigen Fächern, dem Schreiben und den Naturwiſſenſchaften, nicht völlig Schritt mit den Lichtbegabten, Vollſinnigen halten können, zugleich aber auch, daß der Blindenunterricht mehr Realien umfaßt, als der gewöhnliche Volksunterricht, und daß die Mehrzahl der Blindenanſtalten ihrem jetzigen Standpunkte nach faſt in allen obigen Beziehungen den nicht allzu umfaſſenden Bürgerſchulen von drei, höchſtens vier Claſſen parallel zu ſtellen iſt. Was bei dem Blindenunterrichte noch zu mindern oder zu mehren ſeyn dürfte, würde nicht bloß der an Zahl und Erfahrung immer mehr wachſende Lehrerſtand für Nichtſehende erkennen, ſondern es werden dieß

auch die über Blinde immer richtiger werdenden Urtheile der Behörden und des Publicums durch ihren Einfluß in den nächsten Jahrzehnten mit bestimmen helfen.

Musikunterricht. Das Vergnügen, welches jeder Mensch, auch der rohe, an den Tag legt, wenn Musik zu seinem Ohre dringt, mußte sich von jeher doppelt lebhaft bei dem Blinden äußern, da für ihn das Ohr das einzige ungesperrt gebliebene höhere Sinnorgan war. Hier fanden sein Trieb zur Thätigkeit und seine innere Fähigkeit, nach außen etwas leisten zu können, ihre erste und stärkste Nahrung und die meiste begünstigende Unterstützung der Mitmenschen; daher auch der Glaube aller Sehenden: jeder Blinde müsse Anlagen zur Musik haben. Dieß ist aber keineswegs der Fall, obwohl bei Manchen die Fähigkeit sich erst später entfaltet. Jener Glaube ist natürlich auch in alle Blindenanstalten, seit dergleichen bestehen, übergegangen, hat aber auch hier die eben bemerkte Berichtigung gefunden. Indeß ist die Zahl der Blinden von mittelmäßigen Fähigkeiten, die zur Erlernung der Musik zugelassen werden, doch immer noch sehr groß; denn das Beispiel der älteren Zöglinge, verbunden mit dem Nutzen und Vergnügen, welche die Musik hoffen lassen, reizt den Neuling viel zu sehr; er kommt selbst und bittet dringend um Unterricht, und welcher Lehrer, welcher Erzieher vermöchte hier, wenn die Sache sich irgend thun läßt, wohl abschläglich zu bescheiden, wo der Selbsttrieb so erfreulich und versprechend entgegenkommt, und selbst bei geringem Erfolge, nach Monate langer Mühe, will der Lehrer diese Mühe nicht umsonst gehabt haben und nur selten den Zögling aufgeben. Der Gesangunterricht ist der, welcher in den deutschen Blindenanstalten allen Zöglingen ertheilt wird. Er ist zugleich der erste Probirstein, ob Musikgehör vorhanden sey oder nicht; fehlt es ganz, so ist es am besten, Zeit, Mühe und Geld nicht erst umsonst auf den Musikunterricht zu verschwenden. Der Choralgesang wird in mehreren Anstalten passend von dem Lieder- und Ariengesange getrennt, und man läßt an dem erstern alle Zöglinge Theil nehmen. Ausgezeichnete Stimmen

fand ich nur in einigen Anſtalten, und den gefühlvollſten Vortrag da, wo Sänger und Sängerinnen nicht mehr ganz Kinder waren, weil hier das innere Verſtändniß der Worte und Empfindungen dem vorgeſchrittenen Menſchen ſich natürlich von ſelbſt mehr eröffnet und in vielen Beziehungen nicht erſt eingelehrt werden darf. Der Unterricht beſteht nirgends im bloßen Nachahmen der Töne, ſondern die Lernenden werden mit dem Notenſyſtem, den Ton- und Tactarten bekannt gemacht, und ſie wiſſen faſt überall bei jedem Stücke, welche Ton- und Tactart es hat. Eine Vorſtellung von dem gewöhnlichen Notenſyſteme der Sehenden erhalten ſie durch taſtbare Muſter; dieſe ſind entweder geſtickt, gepreßt, geſtochen oder mit Müllerſcher Maſſe gefertigt. In einigen Anſtalten ſind erhöht gepreßte oder nach Art der Stachelſchrift gedruckte Noten in noch weiterem Umfang eingeführt, die indeß bei muſikaliſchen Aufführungen ſelbſt keine Anwendung finden, ſondern bloß zur Wiederholung oder Vorbereitung dienen können. Unter den Muſikinſtrumenten iſt keines, welches der Blinde nicht erlernen könnte; doch hat der Lehrer bei der erſten Wahl eines ſolchen für den Schüler, deſſen körperliche Beſchaffenheit und für Blaswerkzeuge beſonders den Lippen- und Bruſtbau zu berückſichtigen, und ſodann den Schüler mit der beſondern Beſchaffenheit ſeines Inſtrumentes und der darauf anwendbaren Theorie bekannt zu machen. Das Einüben der Stücke geſchieht durch bloßes Vorſpielen oder auch durch bloßes Vorſagen der Noten, am beſten aber durch die Verbindung beider Lehrweiſen. Auf richtige Haltung des Inſtruments und gute Bogenführung muß der Lehrer ſtreng halten, weil ſie die Fortſchritte beſchleunigen, und von den Blinden durch Abſehen nicht erlernt werden können. Die meiſten Blinden-Lehranſtalten haben Muſikchöre von Nichtſehenden gebildet, doch nur an einigen Orten treten dieſe Chöre öffentlich auf, um ſich dadurch etwas zu erwerben, und ſie werden von dem Publicum eben ſo gern gehört, wie Sehende von gleicher Leiſtung; ihre Aufführungen beſtehen in Symphonien, Ouverturen, Variationen, Tänzen und Geſängen; in andern

Anſtalten iſt dagegen das öffentliche Auftreten verpönt, weil einzelne ausgetretene Blinde herumziehende Muſikanten geworden ſind. Deſſen ungeachtet gibt man den Zöglingen noch fortwährend Unterricht in der Muſik, verlangt aber nur höhere äſthetiſche Leiſtungen von ihnen; allein die Ausbildung zu reiſenden Muſikkünſtlern iſt wohl noch mehr als die der Muſikanten zu vermeiden, weil mit der wachſenden Zahl der Blindenanſtalten auch ihre Zahl neben der noch größeren der ſehenden Künſtler jährlich zunimmt und blinde reiſende Muſiker doch ebenfalls nur zu leicht wandernde Bettler werden. Daß einige Anſtalten deßwegen gar keinen Inſtrumentalunterricht geben, iſt allerdings am meiſten conſequent, allein, wie mich bedünken will, auch noch nicht das Richtige. Blinde können nach ihrem Austritt aus der Anſtalt als Flügelſpieler oder Harfeniſten, verbunden mit einem Violinſpieler, recht gut einige öffentliche Orte fortwährend bedienen und dadurch ihr Fortkommen finden; weil aber die meiſten Blinden, welche man entläßt, vereinzelt in ihre Heimath zurückkehren, ſo kommt es darauf an, ſie zu befähigen, ſich auch alsdann einem Chore von Sehenden anſchließen zu können. Gute Geiger, Clarinettenbläſer und Baßſpieler finden am meiſten Gelegenheit hierzu, auch leicht einen ſehenden Mitſpieler, der ihnen Stücke einübt, wie dieſes in Schleſien wenigſtens die Erfahrung gelehrt hat. Als Organiſten haben ſchon viele Blinde (und faſt mehr die außer Anſtalten als die in Anſtalten gebildet waren) ihr Fortkommen gefunden, und es könnte jeder muſikfähige Blinde dazu gebildet werden, obwohl in manchen Ländern das Schulamt leider mit dem Organiſtenpoſten mehrentheils verbunden iſt. Der hierzu erforderliche Generalbaß wird ohnehin in einigen Anſtalten bereits mit gutem Erfolge gelehrt.

Die muſikaliſche Ausbildung blinder Mädchen wird in den meiſten Anſtalten nur als Sache des Vergnügens für die guten Kinder ſelbſt betrachtet und betrieben. Sie lernen indeß Flügel, Guitarre und Harfe, als die für ſie geeignetſten Inſtrumente, verbunden mit Geſang, doch wird faſt nur in Schleſien eine praktiſche Anwendung für das Leben hierdurch

erzweckt, und zwar nach folgendem Grundsatze: da es sehenden Harfenisten gestattet wird, ihr Brod durch die Erheiterung zu suchen, die sie Andern mit ihrer Geschicklichkeit bereiten, so kann es nicht als unrecht erscheinen, blinde Mädchen zu anhörbaren Harfenistinnen zu bilden. Können sie doch durch gute Lieder manchen Samen des Guten unter dem Volke ausstreuen (und werden sich weniger dazu hergeben, schmutzige und schlechte zu lernen, wie dieß bei männlichen Blinden wohl vorkommt), abgesehen von der edlern Empfindung des Mitleids, welche ihr Anblick ohnehin erweckt; freilich ist Mißbrauch nicht gänzlich zu vermeiden. Immerhin werde ich lieber einer blinden Harfenspielerin als einer alleinigen Bettlerin ein Geldgeschenk reichen, auch gehört mehr geistige Thätigkeit dazu, gut Harfe zu spielen, als die Kurbel des Leyerkastens zu drehen, zu dem entlassene blinde Mädchen im besten Falle greifen werden, wenn man ihre zweckmäßige Musikausbildung in den Anstalten vernachlässigt hat.

Daß Blinde Musiklehrer anderer Blinden werden können, ist vielfach erwiesen; auch als Lehrer Sehender sind schon manche Blinde und nicht ohne Erfolg aufgetreten, obwohl dieses wegen des Lesens der Noten größere, jedoch nicht unüberwindliche Schwierigkeiten hat, dagegen außer einer höhern musikalischen Ausbildung zugleich auch unbedingt das, was wir gute Lehrgabe nennen, voraussetzt. Merkwürdig ist es, daß sehr oft geistig beschränkte, auch zu mechanischen Verrichtungen ganz unbrauchbare Blinde dennoch außerordentliche Fähigkeit und Geschicklichkeit in Musik entwickeln. Das vereinte Spielen mehrerer Blinden als Musikchor an öffentlichen bestimmten Orten oder in geschlossenen Gesellschaften ist mir bis jetzt am vortheilhaftesten erschienen. Auch das Stimmen von Flügelinstrumenten hat sich als Nebenproduct der musikalischen Ausbildung als sehr nützlich und ausführbar bewiesen, so daß man schließlich über den Musikunterricht sagen kann: er hat zwar in einigen Anstalten eine nicht ganz zu billigende und nicht genug auf das Fortkommen der Blinden nach ihrem Austritt aus den Anstalten im bürgerlichen Leben berechnete

Richtung genommen, ſich aber doch als naturgemäß für Blinde und als ein mehrſeitiges Mittel bewährt, ihr ſelbſtſtändiges und anſtändiges Fortkommen zu fördern; was aber in einer oder in einigen Anſtalten hierin geleiſtet wird, das kann auch für die übrigen nicht unerreichbar ſeyn.

Unterricht in Handarbeiten. Es tritt hierbei in der gewöhnlichen Meinung der Sehenden das Gegentheil von dem ein, was bei der Muſik geäußert worden iſt. Die meiſten Sehenden halten Blinde für zu unfähig, etwas Brauchbares in Handarbeiten zu leiſten. Auch müſſen in der That viele Schwierigkeiten beſeitigt werden, um Blinde zu einiger Tüchtigkeit in Handarbeiten zu bringen. Aus dieſen Gründen, und noch mehr deßhalb, weil ſo vielen ganz geſunden Eltern und Angehörigen blindgeborner oder ſehr früh erblindeter Kinder der ächte Sinn für wahre Menſchenbildung überhaupt und darum auch für Blindenbildung insbeſondere gänzlich fehlt, ſind die Erblindeten vor der Errichtung beſonderer Lehranſtalten für ſie höchſt ſelten und man kann ſagen nur ausnahmsweiſe, und nur wenn ihr eigener Trieb und ungemeines Talent den Anſtoß dazu gaben, zur Betreibung von Handarbeiten angeleitet und angehalten worden. Sind Taubſtumme in einer Lehr- oder Erziehungsanſtalt nur geiſtig vorgebildet, ſo können ſie die meiſten Gewerbe des bürgerlichen Lebens durch das Abſehen und das Nachahmen erlernen und unmittelbar zu Handwerkern in die Lehre gegeben werden. Für Blinde eignen ſich dagegen nur ſolche Beſchäftigungen, die man bloß durch das Getaſt ohne Hülfe des Geſichts ausführen kann. Auch gehört mehr Geduld und Nachdenken zu ihrem Unterrichte, weil man ihnen die Handgriffe einzeln zeigen und ſehr oft die Werkzeuge durch beſondere Vorrichtungen für ſie brauchbar machen muß. Es iſt daher unabweisliche Pflicht der Blinden-Anſtalten, auch auf die Unterweiſung von Handarbeiten einzugehen und hierauf allen möglichen Fleiß und alle Sorgfalt zu verwenden. Hier aber entſteht die Frage: in wiefern iſt dieß bis jetzt wirklich geſchehen, und wie weit hat man es mit den Blinden in der Befähigung zu gewerblicher Thätigkeit ge-

bracht? Flachsſpinnen und Strümpfeſtricken ſind die beiden am allgemeinſten verbreiteten Arbeiten, bringen aber noch dürftigeren Gewinn als bei Sehenden; indeß gewährt der in einer Anſtalt glücklich gemachte Verſuch, auf Rädern mit zwei Spulen zu ſpinnen, ſo wie das anderwärts (zu Wien) unternommene Stricken nach Art der Strumpfſtricker mit drei Nadeln, wenn beides beharrlich fortgeſetzt wird, wohl einige Hoffnung zu vermehrtem Ertrage. Das Spinnen der Schafwolle fand ich nirgends, das der Baumwolle nur in Einer Anſtalt (Gmünd), und auch hier nur von einigen Perſonen betrieben; lohnend iſt es freilich eben ſo wenig, woran aber nur die wohlfeilen Maſchinengeſpinnſte der großen auswärtigen und einheimiſchen Fabriken Schuld ſind. Das Stricken ohne Nadeln (zu Linz und Wien) iſt gelungen und bei einigen Artikeln, als Hoſenträgern, Schlafmützen u. ſ. w., auch nicht uneinträglich geweſen. Das in einigen Anſtalten verſuchte und zum Theil noch übliche gröbere und feinere Netz- und Filetſtricken geht für Blinde ganz gut, und es iſt deßhalb die ſeltene Gelegenheit, Gebrauch von dieſer Arbeit machen zu können, um ſo mehr zu bedauern, indem Fiſcher und andere, welche die Arbeit brauchen, ſich dieſe in der Regel auch ſelbſt fertigen. Feineres Nadelſtricken in Seide mit Muſtern und Perlen iſt zwar an vielen Orten gelungen, aber doch immerhin nur unter die Künſteleien zu rechnen, die den Blinden zwar Bewunderung, aber keinen Broderwerb verſchaffen und die man billig überall vermeiden, oder doch nur wohlhabendern Blinden, welche nur zum Vergnügen arbeiten dürfen, geſtatten ſollte. — Schnüreklöppeln geht, wird auch in den meiſten Anſtalten betrieben, wirft aber nicht mehr ab, als das Stricken. — Verfertigen von Tuchdecken und Winterſchuhen aus Sahlbändern leidet durch die Concurrenz mit Sehenden, die ſchneller und mehr auf den Schein arbeiten können als Blinde, wird aber, wenn dieſe erſt zur rechten Fertigkeit gekommen ſind, doch nicht ganz ohne Nutzen von ihnen betrieben. — Das Bandmachen aus Zwirn und leinenem Garn geſchieht in vielen Anſtalten auf eingängigen Stühlen, iſt aber, nach von mir gemachten Verſuchen, auch auf mehrgängigen möglich und

dann erſt Gewinn verſprechend. — Von Stroharbeiten ſind die gröbern, wie Matten aus geflochtenen Zöpfen und bloß gebundene Decken, da, wo man ſie fertigt, als vortheilbringende Arbeiten erkannt. — Auch Feuerlöſcheimer, Bienenkörbe und Brodſchüſſeln ſind es für Blinde auf dem Lande, finden jedoch minderen Abſatz. — Feinere Stroharbeiten, als gebundene und geflochtene Tiſchdecken, Hüte u. ſ. w., werden in einigen Anſtalten, doch mit ungleichem Gewinne betrieben. — Aus Schilf und Binſen fertigt man gröbere Decken wie aus Stroh. — Das Beziehen der Stühle mit geſpaltenem ſpaniſchem Rohre iſt in drei Anſtalten (Breslau, Dresden, Halle) recht vortheilhaft befunden worden, in den übrigen noch nicht genug beachtet. — Das Korbflechten iſt in allen Anſtalten heimiſch, die nicht mehr bloße Blindenſchulen ſind, und man fertigt zum Theil ſehr feine Waaren; die gröbern können jedoch auch minder Geſchickte erlernen, und die Arbeit wird immer eine für Blinde geeignete bleiben. — In der Tiſchlerei liefern zwei Anſtalten (Dresden und Wien) durch eine kleine Zahl von Zöglingen recht feine Arbeiten, doch ſcheinen mir die gröbern auch hier die mehr einträglichen und ausführbaren zu ſeyn. Bis jetzt haben ausgetretene Zöglinge ihr Fortkommen durch dieſelbe noch nicht gefunden. — Als Drechsler liefern Blinde in der Wiener Anſtalt, der einzigen, wo man die Arbeit ernſtlich betreibt, recht ſaubere Waaren; man bemüht ſich aber noch zu wenig um Abſatz nach außen, der bei manchen Artikeln wohl erzielt werden könnte. — Papparbeiten fand ich nur in Einer Anſtalt (zu Wien) und auch da nur noch ſchwach im Betriebe, weil Blinde minder nett und ſchnell als Sehende arbeiten. — Seilerwaaren werden in zwei Anſtalten (Dresden und Bruchſal) gut und in der einen mit großem Vortheil gefertigt. Eine dritte Anſtalt (zu Breslau), die ihre Zöglinge bis jetzt ſtets zu Meiſtern auf die Lehre gethan hatte, kann einige Blinde nachweiſen, die dadurch ihr Fortkommen auch außer der Anſtalt gefunden haben, indeß gehören wenigſtens 100 Rthlr. zur Beſchaffung der Werkzeuge. — In der Lederſchuhmacherei hat man ſich zu Wien verſucht und es wirklich bis zur Ferti-

gung guter Waaren gebracht. — Die einzige Metallarbeit ist das nicht gewinnlose Häftel- und Schlingenmachen einiger Blinden zu Gmünd. — Die Drathsiebweberei ist zwar in Breslau versucht und gelungen, konnte aber aus persönlichen Rücksichten nicht fortgesetzt werden. Endlich ist auch noch das Bürstenbinden als eine in den beiden letzten Anstalten gelungene zu Gmünd dauernd und mit Nutzen fortgesetzte Arbeit zu erwähnen. — Der Ankauf der Materialien zu diesen Arbeiten geschieht in den meisten Anstalten aus den Cassen derselben, und nur in zweien fand ich die Einrichtung, daß die Zöglinge sich selbst die Materialien beschaffen müssen, wenn sie ein Stück Arbeit fertigen wollen, wofür sie alsdann auch den ganzen Erlös bei dem Absatze der Waare empfangen, während sie in den übrigen Anstalten, wo eine förmliche Arbeitsverrechnung eingeführt ist, wie billig auch nur einen Arbeitslohn für jedes verkäuflich gefertigte Stück baar oder in ihre Arbeitsbücher zugeschrieben erhalten. Der Absatz erfolgt in den meisten Anstalten hauptsächlich nur an besuchende Fremde, und bloß bei einigen Anstalten findet bereits eine Neigung der Ortsbewohner statt, auch außerdem Waaren holen zu lassen oder Bestellungen zu machen. Commissionslager ihrer gefertigten Arbeiten haben erst zwei Anstalten errichtet. Die Unterweisung im Spinnen, Stricken, im Band- und Schnüremachen, so wie im Verfertigen von Winterschuhen u. s. w., wird in allen Anstalten durch weibliche Personen ertheilt. In drei Anstalten sind sie die einzigen Lehrerinnen der Industrie, und in einigen andern geht wenigstens die Hauptleitung des Arbeitsbetriebes von ihnen aus; wo man aber ganze Gewerbe, wie Korbmacherei, Seilerei u. s. w., betreibt, sind männliche Lehrmeister angestellt, die entweder zugleich Aufseher sind und deßhalb mit in der Anstalt wohnen oder solche, die täglich zu festgesetzten Zeiten kommen. Bei den Directoren und ersten Lehrern ist ein näheres und praktisches Eingehen in den technischen Betrieb nur in einigen Anstalten zu finden.

Summiren wir nun die über den Handarbeiten-Unterricht bis jetzt aufgezählten Einzelheiten, so ist das Resultat

allerdings keineswegs so erfreulich, als das über den Schul-Unterricht und steht selbst dem des Musikunterrichtes als eines Gewerbzweiges für Blinde noch nach, weil noch von keiner Anstalt die große Aufgabe vollständig gelöst ist, die Mehrzahl ihrer blinden Zöglinge dahin zu bringen, sich durch den Betrieb von Handarbeiten ihren Unterhalt, sey es in oder außer der Anstalt, gänzlich zu erwerben. Zwar kann jede von den ältern Anstalten (die jüngern, welche erst im Werden sind, oder erst wenige Zöglinge entlassen haben, kommen hiebei noch nicht in Betracht) einige, und die schlesische Anstalt recht viele Zöglinge aufweisen, welche ihr Fortkommen im äußern Leben suchen und finden. Allein diese machen sicher noch nicht die Hälfte von den aus den deutschen Blindenanstalten bis jetzt entlassenen Zöglingen aus; die übrigen sind dagegen eine Last ihrer Familien und ihrer Gemeinden, wie sie es vor ihrer Aufnahme gewesen, oder sie haben, da sie meist schon dem Stande der Armuth angehörten, sogar das öffentliche Bettelgewerbe ergriffen. An mehreren Orten ist dadurch bereits bei den Vorstehern und Lehrern der Anstalten selbst die Ansicht entstanden, die Blinden taugen nichts für die Außenwelt, und sie können im gewöhnlichen Verkehrsleben ihr Fortkommen nicht finden. Voll des edelsten Wohlwollens hat man deßhalb, um die Früchte ihrer kostspieligen und mühsamen Erziehung nicht zu verlieren, Anstalten zur Beschäftigung und Versorgung von Blinden errichtet, wobei man aber ohne bedeutende Zuschüsse aus besondern, für diese Zwecke gesammelten Fonds die Unterhaltungskosten der in solche Anstalten aufgenommenen Blinden nicht bestreiten kann. Es entsteht daher die wichtige Lebensfrage, ist es wirklich das Gebrechen der Blindheit allein, welches die Nichtsehenden hindert, in der Erlernung von Arbeiten so weit zu kommen, daß sie sich ihren Unterhalt erwerben können? Oder lassen sich noch andere Ursachen nachweisen, welche die Lösung dieser großen Aufgabe für die Blinden-Anstalten bis jetzt zum Theil vereitelt haben, und deren Beseitigung ein umfassenderes Gelingen versprechen

dürfte? — In den meiſten Blinden-Erziehungs-Anſtalten (die ſchleſiſche ausgenommen) können die Zöglinge ſchon als 7-, 8- oder 9jährige Kinder Aufnahme finden, und man hat ſogar den Grundſatz: ſie je jünger, deſto lieber aufzunehmen, weil ſie da, wie man meint, ſittlich noch ganz unverdorben ſind; dieß hat aber nicht bloß die nachtheilige Folge, daß ſolche Kinder, für die der längſte Aufenthalt acht Jahre iſt, nicht nur ſchon mit 15 — 17 Jahren entlaſſen werden, wo noch kein Sehender, geſchweige denn ein Blinder mündig iſt, ſondern es hat auch weſentlichen Einfluß auf die geſammte Entwickelung der Zöglinge und macht bei ihrer Behandlung Rückſichten nöthig, die man außerdem nicht nehmen darf. So kann man dergleichen zarten Kindern weder geiſtig bei dem Schulunterrichte noch körperlich bei dem Betriebe von Handarbeiten ernſtliche Zumuthungen machen, nicht die eine Hälfte des Tages vollſtändig dem Schulunterrichte, und die andere Hälfte ohne größere Unterbrechungen dem Arbeitsunterrichte widmen, ſondern muß vielmehr ſtundenweiſe bald das Eine, bald das Andere treiben, was die Kinder zerſtreut, ihnen den nöthigen Ernſt und die nöthige Ausdauer für jedes Geſchäft raubt, und ſie gewöhnt das Arbeiten nur als angenehme Abwechslung und höchſtens nur als Zeitvertreib zu betrachten. Der Mechanismus des Schreibenlernens, wo er noch ſtattfindet, raubt viele koſtbare Stunden, macht den Blinden folgends zu Maſchinen, die ſich gewöhnen, große Kraft an nichts zu verſchwenden, und dabei ſich einbilden, den Sehenden nun wirklich gleich zu ſtehen. Werden ſolche Zöglinge entlaſſen und kommen ſie in die Heimath, ſo ſind ſie dieſer oft gänzlich entfremdet; und vielleicht aller Verwandten beraubt, die ſich ihrer annehmen könnten, werden ſie nun gänzlich als Fremde betrachtet und behandelt. Durch die Vormundſchaft der Anſtalt und oft auch durch deren beſſere Koſt verwöhnt, wiſſen ſie nichts ſelbſtſtändig anzufangen, fühlen ſich unglücklich und wünſchen ſich in den Schoß der Anſtalt zurück, um ihre Tage wieder ſo angenehm als früher zu verbringen. In der Heimath aber wird man ſie gern los; denn ſie machen nur Forderungen

und ungewöhnte Laſten für die, welche ſich um ſie bekümmern ſollen. Durch alles das aber beſtätigen ſie nur die vorgefaßte Meinung, aus den Blinden könne doch nichts Geſcheidtes werden. Ein ganz anderes Reſultat ergibt folgendes Verfahren: man läßt die blindgeborenen oder ſehr früh erblindeten Kinder mindeſtens bis zum vollendeten 12ten Jahre im Schoß ihrer Familien und ſorgt durch eine mündliche oder ſchriftliche Anleitung dafür, daß man ſie vernünftiger als bisher behandelt und mit in die Volksſchule ſchickt. Wiſſen die Angehörigen, daß das Kind in keine Anſtalt aufgenommen wird, wenn es nicht im Stande iſt, allein ſich anzuziehen, beim Eſſen zu bedienen und andere wichtige Kleinigkeiten, als das Schürzen von Knoten und Schleifen zu verrichten, ſo wie geiſtig die gewöhnlichſten Gebete ſeiner Confeſſion und das Einmaleins gelernt zu haben, ſo werden ſie ſchon dafür ſorgen. Auch das Spinnen kann man fordern, überhaupt verlangen, daß Angehörige blinder Kinder, welche die künftige Aufnahme derſelben in die Anſtalt wünſchen, dieſe einige Jahre vor der Aufnahme einmal in die Anſtalt zu bringen und dort zu präſentiren haben; das gibt die beſte Gelegenheit, den Angehörigen zu ſagen und durch den Augenſchein zu zeigen, was ſie mit ihren blinden Kindern vornehmen können und müſſen. Die Fälle, wo Affenliebe oder brutale Rohheit den Anſtalten höchſt vernachläſſigte Geſchöpfe liefern, werden dadurch immer ſeltener werden, denn Beſchränktheit und Unwiſſenheit der Angehörigen iſt die Hauptrolle ihres unverſtändigen Gebarens; auch iſt es mit der ſittlichen Verdorbenheit der blinden Kinder von 12 Jahren und darüber, welche man durch die frühere Aufnahme verhüten will, meiner Erfahrung nach bei weitem nicht ſo ſchlimm, wie man es macht. Dagegen haben ſolche Kinder durch ihr 12jähriges Verbleiben in der Familie alle Vettern und Muhmen, und durch den Beſuch der Volksſchule den größten Theil der künftigen Gemeinde, in der ſie leben ſollen, kennen gelernt, und das Intereſſe Aller für ſich geweckt, auch einen weit größeren Schatz an Begriffs- und Lebenserfahrungen gewonnen; was aber die Hauptſache iſt, ſie ſind körper-

lich und geiſtig nun ſo weit erſtarkt, daß ſie, aufgenommen in die Anſtalt, nun in jeder Beziehung mehr leiſten. Man hat alsdann weit weniger Zeit auf ihren Unterricht zu verwenden und höchſtens ſechs Jahre zu ihrer Ausbildung nöthig, die nun weit fruchttragender gemacht werden kann. (Es laſſen ſich aus der Geſchichte der Gelehrten wie der Künſtler, der Herrſcher wie der Beherrſchten, Hunderte von Beiſpielen nachweiſen, daß Kinder, die erſt nach dem 12ten Jahre zu geiſtiger Entwickelung gelangten, in kurzer Zeit die bewundernswürdigſten Fortſchritte gemacht und ihre von Jugend auf an das Mußlernen gewöhnten Mitſchüler weit überflügelt haben.) Drei Jahre reichen alsdann für den Schulunterricht hin, und wird dieſer nur an den Vormittagen gehalten, ſo gewinnt man ſchon während dieſer Periode die ganze Nachmittagszeit für die Unterweiſung in Muſik und für den Unterricht in den kleinern Arbeiten, als Stricken, Spinnen, Klöppeln, Stuhlbeziehen, Winterſchuhmachen, den gröbern und feinern Stroharbeiten u. ſ. w. Die folgenden drei Jahre aber kann man nun gänzlich der Muſik und den umfaſſendern Arbeiten widmen und ſo ſchon in der Anſtalt eine kräftige und nachhaltige Werkthätigkeit erzielen. Dieſe wird noch vermehrt, wenn man den Zögling hierauf bei einem rechtlichen, außer der Anſtalt lebenden Meiſter des Hauptgewerbes unterbringt, das er in der Anſtalt erlernt hat. Dadurch gewinnt er immer mehr an Geſchäfts- und Lebenserfahrung und reift allmählich an Jahren. So zurückgeſendet in die Heimath und empfohlen an die Kreis- und Orts-Obrigkeit, ſowohl zur Beaufſichtigung als zur Beförderung ſeines Fortkommens, wird er nun durch Tüchtigkeit der Leiſtungen und des Betragens auch die letzte große Schwierigkeit, nämlich das Mißtrauen der Sehenden gegen die Leiſtungen eines Blinden, um ſo eher beſiegen; denn wir dürfen hier durchaus nicht vergeſſen, daß auch Sehende, wenn ſie mit dem 17ten oder 18ten Jahre die Lehre bei Handwerkern vollendet haben, noch keineswegs als gediegene Meiſter ihres Faches auftreten können, ſondern daß ſie erſt durch den Geſellenſtand an Tüchtigkeit und Jahren hinreichend zuneh-

men müſſen, um als würdige und Vertrauen erweckende Mitbürger auftreten zu können. Es iſt dieß eine von den wichtigen Beziehungen, wo man den Blinden dem Sehenden gleichſtellen und nicht mehr von dem erſteren als von dem letzteren fordern muß. Oder ſollte man wohl erwarten, um mich eines Gleichniſſes zu bedienen, daß der Baum, der fortwährend im nächtlichen Schatten einer umſchließenden Mauer ſteht, früher reife Früchte tragen werde, als der, welcher im Lichtglanze der Sonne ſeine Aeſte ausbreiten kann?

Es iſt gar nicht zu läugnen, und muß zur Rechtfertigung aller Blinden-Erziehungsanſtalten unverhohlen zugeſtanden werden, daß blindgeborne oder früh erblindete Kinder in der Regel viel träger, langſamer und unbeholfener ſind und bleiben als ſehende, oder auch nur ſpäter erblindete, und daß ſie nur ſelten die nämliche Rührigkeit und Fertigkeit im Arbeiten wie dieſe erlangen; manche bleiben wirklich unverbeſſerlich ungeſchickt. Deßwegen iſt es aber auch um ſo weniger zu billigen, daß in vielen Anſtalten nur blinde Kinder und gar keine Erwachſenen aufgenommen werden. Die Zahl der Menſchen, welche erſt nach dem in jenen Anſtalten feſtgeſtellten Alter der Aufnahmsfähigkeit erblinden, iſt wirklich verhältnißmäßig groß genug, um Berückſichtigung zu verdienen. Solche Erblindete werden in der Regel die beſten Arbeiter, ſie bringen Luſt und wichtige Fertigkeiten ſchon mit, und brauchen nur die halbe Lehrzeit, welche für Kinder erforderlich iſt. Die Rohheiten, welche Einzelnen ankleben, ſollten kein Grund zu ihrer Ausſchließung werden, denn man kann ſie ihnen abgewöhnen und durch ſtete Beaufſichtigung, die ja in den Erziehungs- wie in den Verſorgungsanſtalten ſtattfindet, ganz unſchädlich machen. Wer Gutes zu thun weiß und es nicht thut, dem iſt es Sünde. Es wird ein großer Fortſchritt aller Blinden-Unterrichtsanſtalten ſeyn, wenn ſie auch das Bedürfniß der vielen erwachſenen Blinden, die jetzt unbeſchäftigt außer den Anſtalten leben, berückſichtigen und befriedigen werden. Die Zahl dieſer Blinden wird nie ganz ausſterben, wie man vielleicht glaubt, denn ſie wird durch die

mannichfaltigſten Späterblindungen fortwährend ergänzt. Die ſchon errichteten Verſorgungs- und Beſchäftigungs-Anſtalten geben die beſte Gelegenheit dazu. Man beſtimme letztere nicht bloß für die Blinden aus der Erziehungsanſtalt (was ohnehin faſt als ein Epigramm auf die Tauglichkeit der erzogenen Blinden erſcheint), ſondern nehme auch andere Blinde auf, doch nur auf einige Jahre, und nicht für ihr ganzes Leben. Was nützt es, 40 oder 50 Blinde hier noch ſo gut verſorgt zu wiſſen, wenn draußen mehr als doppelt ſo viele im Elend und Müßiggang leben. Doch ich muß zur Vertheidigung der Verſorgungsanſtalten noch eines Uebelſtandes gedenken, der bei entlaſſenen Blinden, auch wenn ſie ſchon zu den Erwachſenen und zu den beſſern Arbeitern gehören, nicht ſelten vorkommt: außer dem Mißtrauen der Sehenden gegen Blinde und den ſehr oft in einer ungünſtigen Oertlichkeit zu ſuchenden Hemmungen ihrer gewerblichen Thätigkeit tritt in der Regel der Fall ein, daß der Blinde den Sehenden für ihre Hülfsleiſtungen nur zu oft die Hand verſilbern muß, mehr braucht, als er zu erwerben im Stande iſt. Dieß nun ſtürzt ihn bald in Schulden und Unmuth, erſchüttert ſein Selbſtvertrauen, macht ihm die mühſame Arbeit zuwider und verleitet ihn hauptſächlich aufs neue zum Betteln, wenn er dieß Gewerbe ſchon früher betrieben hatte. Allein auch dieſer Uebelſtand iſt zu heben, wenn man die Sorge für die zu entlaſſenden Blinden nur bis über die Anſtalt hinaus auch auf ihre fernere Zukunft erweitern und darnach trachten will, bei jeder Blinden-Unterrichtsanſtalt einen Capitalfonds zu errichten, aus deſſen Zinſen man den ausgeſchiedenen Blinden alljährlich nach Umſtänden 12 — 24 Rthlr. Unterſtützung verabreicht, um ſo die Lücke zwiſchen ihrem Erwerb und ihrem Bedarf auszufüllen. Bei wohlhabenden Stadt- oder Landgemeinden wird man dieſen ſelbſt das Opfer zumuthen können, und ſie müſſen es vernünftigerweiſe bringen, um ſich zweier Bettler, des Blinden und ſeines ſehenden Mitbettlers, zu erwehren und dafür lieber einen zwar nothdürftigen, aber doch ſtill arbeitſamen Inſaſſen zu gewinnen. (Blinden, denen es nicht

am Abſatz ihrer Arbeiten fehlt, gebe man ſtatt des Geldes die Unterſtützung durch ein Geſchenk an Materialien und dadurch einen neuen Sporn, dieſe durch ihren Fleiß in Geld zu verwandeln; das Verſchleudern läßt ſich ſchon verhüten.) — Daß man auf dieſe Weiſe mit demſelben Fonds, der jetzt nur hinreicht, 20 bis 30 Blinde in einer Verſorgungsanſtalt zu erhalten, im Stande ſeyn wird, eine drei- bis viermal größere Anſtalt auf die bezeichnete Weiſe zu unterſtützen, das kann jeder ſehr leicht überrechnen. Alle Blinden-Unterrichts-Anſtalten müſſen meiner Ueberzeugung nach einen ſolchen Unterſtützungsfonds neben ſich haben, wenn ſie den Erfolg ihrer Bemühungen auch für die Zukunft ſichern wollen. Wo ein ſolcher Fonds noch nicht geſammelt, aber doch der ernſtliche Wunſch vorhanden iſt, auch die entlaſſenen Blinden in ihrer gewerblichen Thätigkeit kräftig unterſtützen zu wollen, da kann dieß auch noch auf folgende andere Weiſe geſchehen, die in einigen Anſtalten (zu Breslau, Dresden und Gmünd) ſchon eingeleitet iſt. Man laſſe den auswärtigen Blinden die Materialien zu ihren Arbeiten, welche ſie an ihren Aufenthaltsorten gar nicht, oder nur ſehr theuer bekommen können, aus dem Magazin der Anſtalt zu dem Einkaufspreis ab, und gewähre allen, die keine Gelegenheit haben, den Fleiß ihrer Hände verſilbern zu können, die Vergünſtigung gegen beſtimmte Taxen und baare Bezahlung für die einzelnen Artikel ihrer gefertigten Waaren an die Anſtalt einſenden zu dürfen. Bei einer ſolchen Einrichtung wird man freilich mehr Bedacht darauf nehmen müſſen, die ſich häufenden Vorräthe abzuſetzen, als dieſes jetzt in den meiſten Anſtalten der Fall iſt. So gut man aber Vereine ſtiftet, deren Mitglieder Geldbeiträge zur Beförderung des Blindenwohles leiſten, eben ſo gut wird es auch möglich ſeyn, einige hundert Perſonen im Lande dafür zu gewinnen, daß jede alljährlich einige Artikel von den Waaren der Blinden innerhalb der Gränzen eines beſtimmten Preiſes anzukaufen ſich für bereit erklärt, wodurch die Anſtalt zugleich in den Stand geſetzt wird, im voraus die Gegenſtände zu überſehen, die am meiſten gewünſcht werden und die ſie durch ihre

eignen Arbeiter, ſo wie die ſchon ausgetretenen Blinden kann fertigen laſſen. Herr Stadtpfarrer Jäger denkt auf dieſe Weiſe den möglichſten Grad der Selbſternährung für die in ſein Blindenaſyl aufgenommenen Individuen zu erzielen. Die mir häufig vorgekommene Klage: es ſey recht ſchwer, die gefertigten Waaren der Blinden abzuſetzen, mag immerhin gegründet ſeyn, da Anſtalten in kleineren Städten kein genügendes Publicum haben, in größeren Städten aber zu entfernt von dem Publicum und dem Mittelpunkte des Hauptverkehrs untergebracht ſind; allein eben deßhalb glaube ich, es ſey doppelte Pflicht, nicht bloß für die Directoren, ſondern auch für ſämmtliche Lehrer einer ſolchen Anſtalt, alles zu verſuchen, was dahin abzwecken kann, und nicht, wie es mir bei einigen vorkam, zu glauben, es ſey das zu deſpectirlich für ſie oder gar nicht ihres Amtes. Abgeſperrtheit der Anſtalten gegen den Zutritt des Publicums und Forderung zu hoher Preiſe für die Waaren ſind Hinderniſſe, die man ſich an einigen Orten ſelbſt bereitet.

Daß in denjenigen Anſtalten, in welchen nur weibliche Perſonen den geſammten Induſtrie-Unterricht ertheilen, Blinde nie zur ſelbſtſtändigen Ernährung gebracht werden, iſt begreiflich; hier thut vor Allem die Anſtellung männlicher Werkmeiſter Noth, dieſe aber müſſen nicht bloß einige Stunden, ſondern den ganzen Tag hindurch ihren Unterricht ertheilen, und außer der Anſtalt kein zweites Geſchäft haben, damit das Intereſſe der Blinden auch ihr Intereſſe werde.

Daß die Art, wie man den Unterricht ertheilt, in denjenigen Anſtalten, deren wiſſenſchaftliche Lehrer ſich gar nicht um denſelben bekümmern, noch viel zu wünſchen übrig läßt, iſt mir unbezweifelt; einigen Werkmeiſtern, die ich näher kennen lernte, fehlte die Gabe faßlicher Mittheilung ganz, obwohl andere ſie ziemlich gut beſaßen; methodiſche theoretiſche Anleitungen für den Arbeits-Unterricht der Blinden findet man bis jetzt nur in Klein's Lehrbuch der Blinden, und in dem von mir als Ueberſetzung mit beigefügten Bemerkungen herausgegebenen Werke: „Verſuch über den Unterricht der

Blinden;" was in den übrigen Schriften über Nichtsehende vorkommt, besteht nur aus Winken und Vorschlägen, die noch kein Ganzes bilden und mehr über die Sache, als von ihr reden. Bei der Wahl der Arbeiten fängt man an, immer mehr dem Grundsatze zu huldigen: „die Arbeit muß so beschaffen seyn, daß der Blinde sie so gut machen kann wie der Sehende, und wenigstens ⅔ so viel dabei erwirbt als dieser, damit, wenn der Sehende bequem von dem Ertrage lebt, der Blinde es doch wenigstens nothdürftig könne. Uebrigens thut es nirgends mehr Noth, sich recht lebendig in die Lage des Blinden zu versetzen, und seine daraus entspringenden Bedürfnisse zu veranschaulichen, als gerade bei dem Unterricht in technischen Arbeiten und Fertigkeiten. Schon ist bei der Einrichtung der Werkzeuge, um sie brauchbarer für Blinde zu machen, viel Anerkennungswerthes geschehen; allein es kann in diesem Stücke meiner Ueberzeugung nach noch bei weitem mehr geleistet werden. Schon hat sich an einigen Orten (zu Dresden, Wien und Breslau) die Idee geregt, der Fabricatenerzeugung der Blinden durch Maschinen zu Hülfe zu kommen; läßt man sich nun hierbei durch kein Vorurtheil irre machen, sondern beherzigt vielmehr diese immer lauter werdende Anforderung der Zeit und der gewerblichen Verhältnisse, wie dieß ja auch von den sehenden Handwerkern aller Länder immer mehr geschieht, so kann die gesammte Blinden-Industrie dadurch wesentliche Fortschritte machen und der von Finanzpolitikern den Blindenanstalten gemachte Vorwurf: sie kosteten zu viel, im Verhältnisse zu dem, was sie leisten, am ersten und siegreichsten, und für die Zukunft vielleicht gänzlich zum Schweigen gebracht werden. So bin ich, um nur einige Beispiele zu geben, fest überzeugt, es lassen sich für Blinde Handmaschinen erdenken und bauen, auf denen sie so gut wie Sehende und in eben so großer Menge Garn aus Flachs und Baumwolle, Zwirn und Schnüre aller Art, so wie ordinaire Bänder, die ohnehin am häufigsten gebraucht werden, und vielleicht auch ordinaire Zeuge anfertigen können, der Fabricate aus Drath und Holz noch ganz zu ge-

ſchweigen. Der mir in Beziehung hierauf gemachte Einwurf, daß Maſchinen der Art zu viel Raum erfordern würden, iſt ſicher derjenige, welcher die wenigſte Berückſichtigung verdient, und ſich am leichteſten widerlegt, wenn man bedenkt, daß der Blinde für ſich ſelbſt und die Maſchine ſicher nur ein mäßiges Zimmer braucht und ſich mit der Maſchine ſelbſt, ſobald dieſe nur kein bloßes Spielwerk iſt, auch leicht den nöthigen Miethzins erwerben kann. In Anſtalten aber ſollten die höhern Anſichten von dem, was man dem Wohle der Blinden ſchuldig iſt, wenn man die Sorge für daſſelbe einmal übernommen hat, ſolche faſt kleinliche Nebenrückſichten gar nicht erſt zur Sprache kommen laſſen. Bedeutſamer erſcheint dagegen der Einwurf, daß arme Blinde des hohen Preiſes wegen nicht im Stande ſeyn werden, ſich die Maſchinen als Eigenthum zu beſchaffen. Hierauf kann ich allerdings nur erwidern: iſt der Blinde nicht im Stande, in zwei bis drei Jahren ſeiner Lehrzeit in der Anſtalt, in welcher ihn alles Uebrige nichts koſtet, ſo viel auf der Maſchine zu verdienen, als der Preis derſelben beträgt, ſo iſt ſie wirklich zu theuer für ihn. Iſt er aber dieß im Stande, ſo beſeitigt ſich der gemachte Einwurf von ſelbſt. Ein jährlicher Aufwand von 50 bis 100 Rthlr. auf wohlerwogene Beförderungsverſuche der Induſtrie wird ſich bei jeder Anſtalt weit eher rechtfertigen laſſen, als die nur zu oft vorkommenden Ausgaben auf bloße Aeußerlichkeiten, von denen die Blinden gar nichts haben, ſie nicht einmal ſehen. Koſten den Blinden ſeine Werkzeuge recht wenig, ſo wird er auch recht wenig damit verdienen. Nur Einer vermag aus Nichts Etwas zu machen. Der Menſch kann es leider nicht.

Will man den Blinden wahrhaft glücklich, wahrhaft zufrieden ſehen, ſo ſpare man nichts, ihn ſo ſelbſtſtändig zu machen, als immer möglich.

Der Menſch braucht wenig, wenn das Licht des Friedens
Sein ſtilles Herz und ſeinen Geiſt erhellt;

aber dieſes Wenige muß er erwerben durch den Fleiß ſeiner Hände. Faſt möchte ich behaupten, man muß ſelbſt blind ſeyn, um den bit-

tern Unmuth, den tiefen Seelenſchmerz mit zu empfinden, der den rechtlich denkenden Blinden bei dem Gedanken beſchleicht, ſein ganzes Leben hindurch ein Sklave der Dürftigkeit und abhängig von der Gnade Anderer bleiben zu ſollen, während er oft und deutlich einſieht, es könnte anders und beſſer ſeyn. Doch ich will, ſtatt ſo trüber Herzensergießungen, hier lieber noch eines Zweiges menſchlicher Thätigkeit gedenken, den man noch in keiner Blindenanſtalt verſucht hat und den ich nach angemeſſener Vorbereitung ebenfalls ausführbar für Nichtſehende halte, ich meine den Landbau mit dem Spaten auf Kartoffeln, Kraut und ähnliche leicht zu beſtellende Erzeugniſſe. Nehme ich an, daß, wie in Schleſien, auf das Land zurückkehrende Blinde ſich in der Regel verheirathen, ſo erſcheint mir, unterſtützt durch die ſachkundige Frau und einige mechaniſche Hülfsmittel, die Ausführung doppelt leicht und erſprießlich, wie ich denn auch wenigſtens ein Beiſpiel mit Zuverläſſigkeit nachweiſen kann. Seltſam übereinſtimmend mit dieſer meiner Idee äußerte ſich auf meiner Reiſe ein denkender Gegner der Blinden-Verſorgungs-Anſtalten der Sache nach gegen mich in folgender Art: Auf dem Lande wird man ein kleines Haus mit ſo viel Ackerſtücken, das von dem Ertrage eine Familie nothdürftig leben kann, gewiß und überall für 1000 fl. kaufen, zwei dergleichen Stellen ſonach für 2000 fl.; gäbe man nun zwei blinden Männern ſehende Frauen und dieſe Stellen als Lehngüter auf Lebensfriſt, ſo wären ſie verſorgt, während man jetzt in den Anſtalten für einen Blinden ſchon 2000 fl. Stiftungsfonds und noch darüber braucht. Die Idee hat etwas für ſich, ſetzt aber immerhin, bei den blinden Männern, denen man rechtliche Frauen verſchaffen will, einen gewiſſen Grad von Bildung des Geiſtes und des Herzens voraus, welche ſie ohne darauf abzielende Blinden-Erziehungs- und Beſchäftigungs-Anſtalten nicht leicht erlangen werden, auch ſind dabei die weiblichen Blinden ganz vergeſſen. Hier aber komme ich auf den Punkt, wo ich Blinden-Verſorgungs- und Beſchäftigungs-Anſtalten, als deren ſcheinbarer Gegner ich mich in dem früher Geſagten ſchon einige Male ge-

äußert habe, ganz unbedingt in Schutz nehme und deßhalb auch hier meine Ansicht ganz unverhohlen äußern will: Sagt schon die Stimme des Volkes: ein blinder Mann, ein armer Mann, so gilt dieß zweifach von den blinden weiblichen Wesen. Die Arbeiten, welche sie in den Anstalten bis jetzt erlernen, als: Spinnen, Stricken, Winterschuhmachen, Stuhlbeziehen mit Rohr und höchstens die gröbern und feinern Stroharbeiten (nur zu Dresden fand ich Mädchen auch mit der Korbmacherei beschäftigt), geben bei weitem den geringern Verdienst, die Schwierigkeiten aber, die sich ihrem Fortkommen im äußern Leben entgegenstellen, sind wirklich größer, als bei männlichen Blinden, die viel freier und rücksichtsloser auftreten können, und ihre Sittlichkeit, wird sie nicht auch von Außen bewacht, bleibt immerhin viel mehr gefährdet; ja von der Vorsehung gleichsam gestempelt zu Nonnen der Natur, ist für sie eine klösterliche Zuflucht, sie mag einen Namen führen, welchen sie wolle, stets die erwünschteste Schutzwehr gegen die Unbilden des Lebens. Der Trost, Gefährtinnen zu haben, verliert nie alles Gewicht; die Freuden der Geselligkeit aber verscheuchen die trüben Gedanken, die Kinder einsamer Verlassenheit; das Bewußtseyn endlich, noch leisten zu können, so viel man vermag, thut auch dem Unmächtigsten wohl, und Beten hört auf Seufzen zu seyn, wenn es laut und mit Andern geschieht. Darum Gottes Segen über die, welche solche Zufluchtstätten den Aermsten unter den Armen schon bereitet haben.

Eine zartfühlende Herrscherin, die höchstselige Frau Kaiserin Mutter von Rußland, glaubte blinden Mädchen das Glück der Ehe dadurch verschaffen zu können, daß sie Verheirathungen zwischen ihnen und blinden Männern, und zugleich eine förmliche Colonie für solche Ehepaare stiftete; allein der Erfolg ist auch hier, wie bei einigen Ehen zwischen Blinden, die mir in Deutschland bekannt geworden sind, nichts weniger als ein beglückender gewesen, blinde Mädchen aber mit sehenden Männern zu verehelichen, dürfte, auch wenn man es gestatten oder gar begünstigen wollte, noch weniger

zum Glücke der erstern ausschlagen; bis jetzt habe ich nur einen Fall letzterer Art kennen gelernt. Ehen blinder Männer mit sehenden weiblichen Personen, wenn die Männer gut zu wählen und Brod zu schaffen wissen, gehören nur selten zu den unglücklichen. Unter mehr als 20 Verbindungen, in denen Männer leben, die Lehrlinge der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt waren, weiß ich nur drei, die hauptsächlich durch Schlechtigkeit der Frauen mißrathen sind. Auch der Blinde muß, so weit es ohne Unsittlichkeit geschehen kann, das Leben in allen seinen Beziehungen kennen lernen; erst wenn er den geträumten Himmel nicht draußen, nicht auf Erden gefunden, sondern da suchen gelernt hat, wo er allein zu finden ist, im Herzen und jenseits des Grabes, erst dann eignet auch er sich zum Bürger eines Blindenasyls, etwa in dem Geiste, wie Jäger das seine begründet hat. Bei jungen Männern zwischen 20 und 40 Jahren ist hier eben so viel für ihre Sittlichkeit als draußen zu fürchten; es bleiben zu viele Wünsche der Phantasie und des Herzens ungestillt. Man hält sie allerdings ab, nicht Bettler oder Vagabunden zu werden und thut dieß zugleich für eben so viele Sehende, die es mit ihnen seyn würden; allein sie selbst bleiben unzufrieden und erkennen nur zum kleinern Theile die große Liebe und das viele Gute, welche man ihnen nicht ohne bedeutende Opfer zu erweisen sucht. So wenigstens ist mir die Sache erschienen, und ich möchte fast glauben, daß die vorgerückten Jahre der würdigen Stifter und ihr eigener Wunsch nach ruhiger Zurückgezogenheit nicht ohne Einfluß auf ihre Ansichten bei der Begründung der Versorgungs-Anstalten geblieben sind. Gelingt es wirklich, die Industrie der Blinden noch mehr zu heben als bisher, so dürften meines Bedünkens die Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalten mit der Zeit in Beziehung auf jüngere blinde Männer bloße höhere Gewerbsschulen zur besseren Befähigung für den Eintritt in das werkthätige Leben werden, und das gewiß um so eher, wenn man denen, die ausscheiden und ihr Fortkommen draußen versuchen wollen, deßhalb nicht alle Unterstützung entzieht,

ſondern denſelben ungefähr in der Art zu Hülfe kommt, die ich ſchon weiter oben bezeichnet habe, und die es zugleich möglich machen wird, eine weit größere Anzahl zu unterſtützen, als man jetzt verſorgen kann. Ich ſelbſt will hier meine Bemerkungen über den jetzigen Zuſtand der gewerblichen Thätigkeit für Blinde ſchließen, und mich zu der Beantwortung der dritten oben aufgeworfenen Frage wenden.

Auf welcher Stufe der intellectuellen Cultur und der Anſichten ihres Faches ſtehen die gegenwärtigen Blindenlehrer?

Die Hälfte von den Directoren und Hauptlehrern der deutſchen Blinden-Anſtalten beſteht aus Männern, welche die höhern Univerſitäts-Studien gemacht haben. Die andere Hälfte und die Geſammtheit der Unterlehrer gehört dem Stande der Elementarlehrer an, und hat ihre Bildung in Schullehrerſeminarien und andern landesüblichen Pflanzſchulen für Lehrer erhalten. Unter jenen findet man noch die Männer, welche ſich in unſerm Vaterlande zuerſt dem Blinden-Unterricht unterzogen, dieſen auf deutſchen Boden verpflanzt, und ſeitdem redlich gepflegt haben. Die Lehrer des Taubſtummen-Unterrichtes hüllten im Anfange unſers Jahrhunderts das Verfahren, deſſen ſie ſich bedienten, gar zu gern noch in den Schleier des Geheimniſſes. Auch der Blinden-Unterricht wurde damals noch für ein halbes Wunder gehalten, obwohl man dem wackern Hauy eben nicht vorwerfen kann, daß er Geheimnißkrämerei damit getrieben habe. Es war deßhalb und bei dem damals noch ſehr beſchränkten Bildungsſtande der Elementarlehrer natürlich, daß nur Männer von univerſellern Anſichten und von Scharfblick des Geiſtes ſich entſchließen konnten, den Verſuch des Blinden-Unterrichtes zu wagen; indeß verſtrich kein volles Jahrzehnt, als auch ſchon, wie die Geſchichte der Prager Anſtalt beweiſt,

tüchtige Elementarlehrer ſich dem neuen Berufe unterzogen. Seitdem aber iſt die Bildung der Elementarlehrer jährlich vollkommner, das Verfahren des Blindenunterrichtes immer mehr Gemeingut, und die Zahl der ſogenannten nichtgelehrten Männer, welche ſich dem letztern widmen, immer größer geworden. Alle dieſe Männer ſtimmen gegenwärtig in der Anſicht überein, daß für die Mehrzahl von Blinden ein guter, gehobener Elementar-Unterricht ungefähr in der Art, wie er oben bezeichnet wurde, völlig hinreichend ſey, und nur die Männer von gelehrter Bildung können es ſich bei ihrer Liebe für die Wiſſenſchaften nicht verſagen, wenigſtens einige von ihren fähigſten Zöglingen zu ſich heranbilden zu wollen, theils um ſie zu Blindenlehrern zu machen, theils weil ſie der Meinung ſind, höher ausgebildete Blinde werden überall ihr Fortkommen finden. Techniſche Kenntniſſe und Fertigkeiten für den praktiſchen Unterricht in Muſik wie auch für den in Handarbeiten beſitzt von den Hauptlehrern nur ein kleiner Theil derſelben, daher dürfen wir auch nicht mit ihnen rechten, wenn ſie faſt ſämmtlich die Anſicht hegen: die Blinden-Induſtrie werde ſich ſchwerlich viel weiter bringen laſſen, als ſie bis jetzt gebracht iſt, wobei wir insbeſondere in Betreff der Veteranen des Faches nicht vergeſſen wollen, daß ſie außer der Idee: es iſt möglich, Blinde, beſonders mit Zuhülfenahme des Taſtſinnes zu unterrichten, noch gar keine Anleitung, wie dieß geſchehe, vorfanden, und daß wir dieſen Männern daher alles verdanken, was bis jetzt ſchon geleiſtet worden iſt; weßhalb wir es ihnen um ſo weniger verargen wollen, wenn ſie manche ihrer Anſichten, denen ſie über ¼ Jahrhundert gefolgt ſind, nicht ohne höchſt überzeugende Widerlegung aufzugeben geneigt ſeyn ſollten. In der neueſten Zeit iſt die Frage immer häufiger und lauter gethan worden: ob es nicht gerathener ſey, das Fach der Blindenbelehrung gar nicht mehr Männern, welche ſtudirt haben, ſondern lediglich an Elementarlehrer zu überweiſen, da doch die Mehrzahl der Blinden den mittlern und untern Ständen angehört und zu ihrem Lebensglücke keine gelehrte Bildung bedarf,

vielmehr durch Mittheilung einer ſolchen, wie es vielfach den Anſchein hat, nur unglücklicher werde; auch ich will indirect verſuchen, einen Beitrag zur Entſcheidung dieſer Frage zu liefern, wobei ich aber ausdrücklich erkläre, daß mein Urtheil der Sache und keiner Perſönlichkeit gilt. Daß der Blinden-Unterricht mannichfaltige und nicht jedem Lehrer eigenthümliche Kenntniſſe fordert, wird nach der obigen und vorſätzlich ganz einfach gehaltenen Darlegung ſeiner Beſtandtheile ſich kaum läugnen laſſen. Es fragt ſich deßhalb, welche beſondere Forderungen hat man, außer den allgemeinen, dem jedesmaligen Standpunkte der Pädagogik angemeſſenen Kenntniſſen, an Candidaten der Lehrämter für Blinde zu machen?

1) Iſt der Candidat ein Mann von gelehrter Bildung, ſo hat er dem höhern, oder wenn man will tiefern Eingehen in alle Wiſſenſchaften zu entſagen, die mit ſeinem Berufe in keiner nähern Beziehung ſtehen, und ſeinen Zöglingen keine gelehrten Vorleſungen zu halten; nur ganz ausgezeichnete Köpfe und die Kinder wohlhabender Eltern, welche künftig wenig zu thun und viel zu verzehren haben, mag er privatim höher auszubilden ſuchen. Jede Pflege fremdartiger Wiſſenſchaften wird ihn ſeinem Amte entfremden, weil es ihm Zeit und Neigung für daſſelbe raubt. Den Beweis, daß er trotz ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit einen guten Elementar-Unterricht zu geben im Stande iſt, hat er praktiſch dadurch zu führen, daß er wenigſtens ein Jahr lang in einer Elementarſchule für Vollſinnige eine ganze Claſſe allein unterrichtet; leiſtet er dieß gut, ſo wird er es auch bei Blinden im Stande ſeyn; das bloße Schwatzenkönnen über die Sache iſt kein Beweis. Gründliche mathematiſche Kenntniſſe ſind von ihm beſonders zu fordern, ebenſo mindeſtens theoretiſche Kenntniſſe in Muſik und allen Fächern der Blinden-Induſtrie. Ein guter Blindenlehrer hinter dem Schultiſche iſt noch nicht zuverläſſig derſelbe im Werkſaale. Sucht aber einer das Amt, ſo habe er auch, was dazu gehört.

2) Iſt der Candidat ein Elementarlehrer, ſo iſt darauf zu ſehen, daß er zu den ausgezeichneteren Köpfen ſeines Faches

gehört, und daß ihm die Fähigkeit nicht fehle, sich zu Ideen und allgemeinern Ansichten seines Faches zu erheben, damit ihm als einstigem Dirigenten der Ueberblick des Ganzen der Anstalt nicht mangele. Mathematische und technische Kenntnisse sind wie bei den erstern zu fordern, ja man könnte hier fast unbedingt auch das praktische Können erheischen. Er mag sich dieß in einer Blinden-Anstalt aneignen.

3) Bei Musiklehrern sind als sehr wünschenswerthe Eigenschaften zu empfehlen: die Gabe, sich Schülern auf verschiedenen Bildungsstufen deutlich machen zu können, oder der Blick in die Seelen der Kinder, und daß sie nicht verlangen, jedes Kind müsse ihre vielleicht einstudirte Unterrichtsmethode so schnell als das andere verstehen. Ferner außer praktischer Kenntniß der wichtigsten Musikinstrumente für Blinde, wo möglich auch die des Generalbasses und recht wenig Sucht, ihre Schüler zu Concertisten zu bilden.

4) Werkmeister oder Gewerbslehrer sollte man billig eine Zeit lang in diejenigen Blinden-Anstalten senden, welche sich durch den schwunghaftesten Betrieb der betreffenden Arbeiten auszeichnen, damit sie, was für solche Leute am besten ist, aus lebendiger Anschauung praktische Methodik und das Ziel kennen lernen, wonach auch sie zu streben haben. — Blinde als Blindenlehrer traf ich in allen ältern und auch in den meisten neuen Anstalten. Einige unterrichteten in Schulkenntnissen und Musik, andere bloß in dieser oder in Handarbeiten; die meisten besaßen gründliches Wissen und Geschick dasselbe mittheilen zu können, und nur bei etlichen schien man das persönliche Können mit der Lehrgabe verwechselt zu haben; bei der Mehrzahl waren jedoch Stellung und Einkommen fast bedeutungslos zu nennen und fast geringer als bei den Dienstboten des Hauses; wie aber läßt sich hierbei ein geistiges Fortleben solcher Lehrer denken, und wie ein solches Kargen gegen Blinde neben reichlicher Begabung der Sehenden mit den vorgeb-

lichen Zwecken der Institute, für das Lebensglück der Gesichtslosen sorgen zu wollen, passend vereinigen? — Ist der Blinde im Stande, seinen Platz auch nur als Hülfslehrer auszufüllen, so verdient er als Preis seiner Mühe mindestens so viel, als man einem Sehenden dafür bieten würde. Es ist billig, daß Directoren oder erste Lehrer der Anstalten auskömmlich bedacht sind, und keiner der jetzt lebenden ist es seinem fixen Gehalte nach überflüssig; allein auch die zweiten Lehrer sollten es seyn, und die Plätze derselben stets mit Blinden besetzt werden, was für sie durchschnittlich genommen das richtigste Verhältniß seyn wird. In Dresden und Prag fand ich es so, nur daß für den letzten Ort noch meine Rüge wegen des Einkommens Anwendung findet, vielleicht nach dem Sprüchworte: „Der Prophet gilt am wenigsten in seinem Vaterlande.“ Gewiß ist es, daß sehende Vorsteher solche blinde Mitlehrer, die früher ihre eignen Zöglinge waren, auch später noch mehr oder weniger als solche betrachten und behandeln, und nur eine Versetzung in andere Anstalten wird dem nichtsehenden Blindenlehrer mehr freie Selbstständigkeit verschaffen und den Anstalten selbst durch wohlthätigen Austausch von Ideen und fremden Erfahrungen nützlich werden. Der Blinde gilt nach seinem innern Werth unter Blinden ganz eben so viel, als der Sehende unter Sehenden. Man verweigere nur dem Lehrer, der selbst blind ist, die nöthige Autorität nicht, ohne die auch der Sehende keine volle und segensreiche Wirksamkeit ausüben kann. Doch ich denke: „die Zukunft wird auch hier und überall, wo es noch zu wünschen ist, zur richtigen Mitte führen.“ — Ob der Blinde als Blindenlehrer besser sey als ein Sehender, wie sehende Nichtlehrer und bedingungsweise selbst Lehrer schon geäußert haben, kann ich als Selbstblinder nicht parteilos entscheiden. Meine eigene Ueberzeugung ist: der Nichtsehende wird als Blindenlehrer bei völlig ungehemmtem Wirken nicht weniger leisten als der Sehende, weil seine deutlichere Einsicht in den Seelen- und Körperzustand der

blinden Kinder und ihr durchschnittlich größeres Vertrauen gegen den selbstblinden Lehrer, diesem Vortheile gibt, welche diejenigen aufwägen, die das Gesicht dem sehenden Collegen gewährte. Als Handarbeitenlehrer für eine sehr große Masse lernender Arbeiter dürfte der Selbstblinde sich weniger eignen als der Sehende, dem die schnellere Uebersicht große Erleichterung verschafft, obwohl für wenige und einzelne Blinde der Schicksalsgefährte Anweisung und Handgriffe gründlicher und faßlicher geben mag.

Bildung von Blindenlehrern ist bis jetzt auf mehrfache Weise erfolgt, die ersten des Faches in Deutschland haben sich selbst die Bahn gebrochen, andere in ihren Anstalten als Lehrer oder gesuchsweise bei ihnen sich die nöthige Kenntniß verschafft. Zu Berlin tritt seit längerer Zeit ein aus einem Schullehrerseminar abgehender Schulamts-Candidat in die Anstalt, um für 1 bis 2 Jahre einen beträchtlichen Theil des Elementar-Unterrichtes als Hülfslehrer zu übernehmen und sich selbst zum Blindenlehrer zu bilden, wodurch allmählich auch für andere Provinzen des Staates, in denen noch keine Anstalten sind, Lehrer herangezogen werden. Aehnliches suche ich selbst dadurch zu erzielen, daß ich junge Leute, die künftig Schullehrer werden wollen, vor ihrem Eintritte in das Seminar einige Jahre hindurch als Vorleser und Schreiber beschäftige und zum Theil auch werkthätig den Stunden beiwohnen lasse. Außerdem wird alljährlich die schlesische Blinden-Unterrichts-Anstalt von den sämmtlichen Schulamts-Candidaten, welche aus den beiden Breslauischen Schullehrerseminarien eben ausscheiden wollen, einige Tage hindurch besucht, um so die Idee des Blinden-Unterrichtes und die Ueberzeugung von dem, was wirklich geschehen kann, anschaulich zu wecken und immer allgemeiner im Lande zu verbreiten, auch die Volkslehrer zu veranlassen, daß sie sich der in ihrer Nähe vorkommenden blinden Kinder mit mehr Liebe und Bereitwilligkeit so lange annehmen, bis diese nach dem vollendeten 12ten Jahre in die Anstalt selbst eintreten und hier ihre vollständige Ausbildung erlangen können. Der gute

Erfolg hiervon läßt ſich bereits durch verſchiedene ſo vorbereitete Zöglinge darthun, und ich kann deßhalb nicht umhin, dieſes Verfahren allen Blinden-Anſtalten zu empfehlen, welche auch über ihre engen räumlichen Gränzen hinaus eine für alle jüngern und ſelbſt für die ältern Blinden ihres Landes wohlthätige Wirkſamkeit erzielen wollen, indem durch dieſes Mittel zugleich immer richtigere Begriffe über Blindenbildung unter der geſammten, die Anſtalten nie beſuchenden Volksmaſſe verbreitet werden. Euch aber, ihr jungen Lehrer, die ihr euch dem Fache des Blinden-Unterrichtes ausſchließlich widmen wollt, ſey es als ernſte und herzliche Ermahnung geſagt: prüfet euch ſelbſt und prüfet euch genau, ob der gewählte Beruf auch euer wahrer innerer Beruf ſeyn werde; ihr müßt hier mehr ſeyn, als bloße Lehrer; eure Pflichten ſind nicht zu Ende, wenn ihr die Schulſtube verlaßt, denn ihr ſollt nicht bloß lehren, ſondern auch erziehen; und wer nur thut, was ſeine Inſtruction ihm befiehlt, iſt immer erſt ein Knecht und noch kein Genoſſe des Berufes. Der erziehende Lehrer muß eben ſo wohl Kraft des Willens als Einſicht genug beſitzen, um ſich ſelbſt zu jeder Minute ſeine Pflichten zu dictiren; er muß ſich ein Ideal deſſen ſchaffen, was er ſeyn will — das kann und muß auch der Handwerker oder Tagarbeiter, will er ſich als ehrenwerthes Glied der bürgerlichen Geſellſchaft bewähren und erhalten; darum hütet euch vor dem Nachlaſſen in eurem Eifer, iſt doch ſchon das Stillſtehen ein Rückgang; haltet feſt an dem, was ihr für wahr und gut erkannt habt und laſſet euch nicht irre machen, auch wenn Andere anders denken und euch hemmen wollen. Das Rechte gewinnt endlich doch den Sieg. Will euch aber das ſchwere Geſchäft des Lehrens bisweilen nicht gelingen, dann meſſet die Schuld immer eher euch als euren Lehrlingen bei, und erſchöpfen geiſtige Beſchränktheit oder Tücke des Herzens eure Geduld, dann laſſet das göttliche Mitleid gegen Schwache und Verirrte an ihre Stelle treten; das wird euch neue Ausdauer geben. — Wem endlich unter euch nicht bloß die geiſtige und ſittliche, ſondern auch die leibliche Pflege als ein

nicht minder wichtiger Theil des Berufes übertragen wird, der mache für sich und seine Gattin, wenn er sie zur Genossin seiner Pflichterfüllung wählt, auch diese Obliegenheit zur wahren Sorge des Herzens und nicht zur Sorge des Beutels. Wer das Amt nur um des Irdischen willen sucht, der hat seinen Lohn dahin, und glaubt es mir nur: Blinde gewahren jegliches Unrecht sehr gut, das ihnen widerfährt, und empfinden es im Stillen doppelt tief, eben weil sie weniger klagbar werden können als Sehende. Darum hat jeder Beamtete einer Anstalt für Blinde eine doppelte Verpflichtung: Menschenliebe zu üben und die seiner Obhut und seiner Pflege übergebenen Blinden als anvertraute Güter zu betrachten, die ihm mindestens so werth seyn sollten, als seine eignen. Keiner möge vergessen, daß die Anstalten nur da sind zum Besten der Blinden und nicht um der Lehrer und Beamten willen; diese werden nur angenommen und besoldet zum Nutzen der erstern und nicht um ihrer Bereicherung oder ihrer Verdienste willen, die sie erst durch treue Pflichterfüllung gegen ihre Blinden sich erwerben können und sollen. Nur Liebe gebiert Gegenliebe; so leite jeden in seinem Amte als Verwalter des Irdischen die Ehre, als Lehrer und Erzieher das Gewissen und als Menschen das Herz.

Endlich glaube ich zu der Frage übergehen zu müssen:

In wiefern haben die Staatsbehörden der Länder, in welchen der Blinden-Unterricht stattfindet, bis jetzt fördernd oder hemmend auf denselben eingewirkt?

Unter den jetzt bestehenden deutschen Blinden-Anstalten ist allein die älteste preußische zu Berlin, so wie die zu den jüngern gehörige bayerische Anstalt, durch großmüthige Gesinnungen der Monarchen gegen ihre blinden Unterthanen gegründet und bis jetzt erhalten worden, die übrigen verdanken ihr Entstehen dem Zusammenwirken menschenfreundlicher Privatpersonen, welche freiwillige Vereine zur Errichtung und Verwaltung von Anstalten gebildet haben.

Die erste Veranlassung für die letztere Weise der Entstehung gaben, wie sich erweisen läßt, in der Regel die Männer, welche in ihren Provinzen aus innerm Triebe als Blindenlehrer auftraten. Von den so ins Leben getretenen Anstalten sind jedoch bereits die zu Wien, Dresden und Bruchsal seitdem gänzlich unter den Schutz und die Oberverwaltung der betreffenden Staatsbehörden genommen worden. Ueberall hat sich liebevolles Bemühen für das Bestehen und die äußere Ausstattung der Anstalten in größerem oder kleinerem Umfang an den Tag gelegt, so daß man sagen kann: einige dieser Anstalten, wie die für Schlesien, Sachsen und für Bayern von 1836 an gerechnet, werden nur noch geringe Erweiterungen nöthig haben, um dem Bedürfniß ihrer Länder, für welche sie bestehen, völlig zu genügen. Man kann daher nicht sagen, daß irgendwo bei dem Entstehen von Anstalten directe Hemmungen vorgekommen wären; als indirecte muß freilich die Passivität mancher Staatsbehörden (Privatvereine können natürlich nur bitten, aber nicht befehlen wollen) bezeichnet werden, welche die Anstalten nur als anregen sollende Versuche von Staats wegen oder gar nur als Paradezubehör der Hauptstadt betrachten und im Betreff ihrer, für das Bedürfniß aller vorhandenen Blinden genügenden Erweiterung von der Ansicht ausgehen, es sey am schönsten und besten, wenn die Erweiterung vom Volke freiwillig geschehe, und man könne keine durchgreifenden Schritte von Staats wegen dafür thun, weil das Volk dergleichen nur als neue Lasten ansehen würde.

Anmerkung. Prüft man diese Ansicht, die sehr viel für sich hat, näher, so ergibt sich ungefähr folgendes Resultat: der preußische Staat z. B. zählt 9000 Blinde, die kleinere Hälfte, etwa 4000, ist dürftig. Sollen nun hiervon die jüngern erzogen und unterrichtet, die bejahrteren aber unterstützt werden, und rechnet man auf den Kopf auch nur 25 Rthlr. im Jahre, so sind dazu 100,000 Rthlr. erforderlich, und wenn diese als Zinsen aus dafür gemachten Capitalstiftungen eingehen sollen, so muß der Fonds

2,500,000 Rthlr. betragen. Denkt man ſich nun daſſelbe Princip conſequenter Weiſe auf ungefähr noch 200 andere Bedürfniſſe im Staate, deren viele noch umfaſſender ſeyn werden, angewendet, ſo erwächst ein Capitalfonds für den ganzen Staat, deſſen zinstragende und ſichere Unterbringung faſt zweifelhaft wird, weil man hierbei nicht auf die Wohlhabenden und Reichen, ſondern nur auf den in Noth und Schulden gerathenen Theil des Volkes, der Capitalien zu ſeiner Aufhülfe ſucht, wird rechnen können; zwar freiwillig, aber indirect muß hiernach das Volk die Laſt dennoch tragen, und das mit völliger Emancipation aller Beamten, Wohlhabenden und Reichen. Wird dagegen das jährliche Zinſenquantum auf alle Staatsbürger nach der Kopfzahl vertheilt, und in monatlichen Raten erhoben, ſo würde die Laſt bequem von allen Staatsbürgern zugleich getragen und gar kein Capitalfonds nöthig ſeyn, und eine Blindenſteuer von 100,000 Rthlrn. oder 30,000,000 Pfennigen bei 12,000,000 Einwohnern (die ſelbſt Bettelarmen nicht gerechnet), nur 3 Pfennige jährlich auf den Kopf betragen — eine Laſt, die gewiß auch der ärmſte Steuerpflichtige, wenn er nur wüßte, wofür er ſie trüge, kaum als ſolche anſehen würde. Gar nicht zu gedenken der vermehrten Geldcirculation des völlig geſtillten Bedürfniſſes, und daß nun alle Vorwitzigen ſchweigen müßten, die jetzt ſo oft und laut äußern: das Volk trage alle Laſten doch nur, um die Soldaten und Beamten zu ernähren. Doch ich wende mich wieder zur Hauptſache.

In Betreff des innern Wirkens von Seiten der Lehrer gehörte der Unterricht der Blinden in jeder Beziehung bisher zu den freien Künſten, und hat nur da der Lehrweiſe nach etwas Zunftmäßiges angenommen, wo der Lehrerſtand im Allgemeinen noch aus mehr zunftmäßigen, mechaniſchen Schulmeiſtern, als aus denkenden und prüfenden Arbeitern beſteht. In gar vielen Stücken haben es ſich die Lehrer

ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ihre Anſtalt gegen andere zurückgeblieben iſt. Directionsbehörden pflegen in der Regel die Vorſchläge derjenigen zu beachten, welche ſie für die Sachkundigen halten, und ihre Anträge höchſtens in anderer Form zu beſtätigen; daß daher, um eine ſpecielle Beziehung ins Auge zu faſſen, der Handarbeiten-Unterricht an manchen Orten noch großer Verbeſſerungen bedarf, iſt dem Mangel an Einſicht und feſtem Willen der Lehrer und nicht den Behörden zuzuſchreiben. Die Anſicht: es laſſe ſich mit Blinden in körperlichen mechaniſchen Verrichtungen nichts Rechtſchaffenes leiſten, war ihnen ja von jeher geläufig; es konnte ſie deßhalb unmöglich befremden und zu beſonderem Einſchreiten veranlaſſen, wenn ihnen ihre untergebenen Blindenlehrer ſtatt zweckdienlicher Vorſchläge fortwährend dieſelbe Verſicherung machten. Wo es freilich auf Bewilligung von Geldmitteln ankam, um Nöthiges zu beſchaffen oder Wünſchenswerthes verſuchen zu können, da möchte auch hier wieder die Bereitwilligkeit mancher Behörden zu gering geweſen ſeyn. Dieſes nun wäre das allgemeine Verhältniß der Gegenwart, es iſt keineswegs trübe, läßt aber doch den Wunſch größerer Beförderung der guten Sache für die Zukunft übrig; vielen Anſtalten thut ein theilnehmenderes und ſorgfältigeres Eingreifen von oben herab wirklich Noth, und ich kann es mir nicht verſagen, außer den wichtigſten Punkten, für die es erfolgen muß, wenn die Sache des Blindenunterrichts zu höherer Vollendung gedeihen ſoll, auch die Art zu bezeichnen, wie dieß meiner Ueberzeugung nach am wirkſamſten erzielt werden kann:

A) Die Blindenanſtalten müſſen nicht mehr bloße Erziehungsanſtalten für Kinder, ſondern auch Beſchäftigungs-Lehr-Anſtalten für Erwachſene ſeyn.

B) Die Aufenthaltszeit und die Zahl der aufzunehmenden Blinden muß nach der Menge der vorhandenen Blinden regulirt und erweitert werden.

Dieß Letztere kann in Hinſicht der Koſten, die es verurſacht, auf mehrfache Weiſe erleichtert werden:

a) Durch gesetzliche Feststellung eines Kostenquantums, das unweigerlich jede Gemeinde, oder, was die Sache noch mehr erleichtern würde, jeder Kreis für jeden aufzunehmenden Blinden zu zahlen hat, da überall die Kosten zur Bestreitung des Schulwesens und der Armenpflege zu den Communallasten gehören, die für die Blinden zu übernehmende Last aber stets nur eine vorübergehende seyn, und dadurch bei dem Volke zugleich eine größere Aufmerksamkeit auf die Jugenderziehung der Blinden und ihre fernere Ernährung durch Arbeiten erzielt werden wird, damit sie den Communen weniger Lasten verursachen. (So eben erhalte ich die überraschend angenehme Nachricht aus Pesth, daß in der dortigen Anstalt jedes der 53 Comitate des Königreichs eine Stelle für einen aufzunehmenden Blinden in der so eben bezeichneten Art begründen solle.)

b) Durch möglichste Erniedrigung der Pensionsraten für Beköstigung, Kleidung und sonstige Pflege. Beamte sollten nirgends auf ein Lucrum hiervon weder direct noch indirect angewiesen seyn;

c) und gewiß noch durch mancherlei Maßnahmen.

C) Man beschaffe die nöthigen, aber einfachsten Lehrmittel in hinreichender Menge, eben so die Lehrkräfte, und regulire zugleich die Gehalte der Lehrer und Beamten so auskömmlich, daß keiner Nebenbeschäftigungen für fremdartige Zwecke nöthig hat, verlange aber nirgends von Männern das, was nur Frauenzimmer leisten können, und umgekehrt, wobei die schon vorhandenen Fonds die Geldmittel sicher gewähren, oder Staatscassen ein Uebriges thun müssen.

D) Für den Unterricht selbst ist ein Minimum aller Leistungen festzustellen. Zu dem Ende wird es gut seyn, bei dem Schulunterrichte den Lehrern die Wahl eines Lehrbuches für jedes Fach als Leitfaden für sie selbst, so wie die Durchnahme des ganzen Faches im Verlaufe einer gewissen Zeit, eines halben oder eines ganzen Jahres, zu-

zumuthen. Eben so die Einreichung monatlicher Unterrichtstabellen, mit kurzer Bemerkung, was durchgenommen sey; das erhält faule Lehrer im Athem, leichtfertige in der Ordnung und setzt fleißig besuchende Unterrichtsvorsteher in den Stand, allemal factisch den Fleiß der Schüler und des Lehrers zu prüfen. Aehnliches ist auch bei dem Musikunterrichte, so wie bei dem Betriebe von Handarbeiten möglich, und es ist für den letztern insbesondere ein monatlicher Rechnungsabschluß zu legen.

E) Unerbittlich streng ist zu halten auf Reinlichkeit und Ordnung im Hause, der Bekleidung und der Beköstigung der Leute, so wie auf geregeltes Abhalten der Stunden und aller Geschäfte. Oeffentliche Haushaltungen sollten sich darin nie von bürgerlichen übertreffen lassen, oder sie hören auf musterhaft zu seyn, und werden zur Satyre auf die Behörde, die sie beaufsichtigt.

F) Die Obhut der Anstalt sey nicht einem einzelnen, vielleicht schon anderweitig unendlich überlasteten Manne, sondern einem Vorsteheramte von mindestens drei Gliedern der Behörde übertragen, das wird Anstalten, wie Behörden, vor nur zu oft einseitigen Urtheilen und himmelschreienden Vernachlässigungen sichern. Ihre Wahl geschehe nach den drei Hauptfächern der geforderten Leistungen: dem Schulunterrichte, der Musik und der Industrie. Vorsitz und Leitung der Geschäfte hat jeder ein ganzes Jahr hindurch; er berufe die andern wo möglich jeden Monat zu einer Conferenz, um sie über alles Vorgekommene zu unterrichten und mit ihnen darüber zu entscheiden. Jeder aber besuche kurz zuvor (am besten nicht im Mitseyn der andern) die Anstalt, um aus lebendiger Anschauung urtheilen zu können; das wird alle in regem Interesse, den Geschäftsgang lebendig und frei von dem todten Actenkrame erhalten; geschieht dasselbe mit den Lehrern, so wird es gleiche Wirkung haben und jeder sich als Glied eines moralischen Körpers fühlen und erkennen.

G) Auch für das weitere Fortkommen schon ausgetretener

Blinden können Behörden noch bei weitem mehr thun, als bisher geschah; denn erst, wenn man sich von Seiten der Staaten und einzelnen Gemeinden zu dem Grundsatz bekennen wird, Blinden den Vorzug in allen solchen Fällen zu gönnen, wo sie in ihrer Leistung den Sehenden nicht nachstehen, weil letztere noch hundert Wege zu ihrem Fortkommen zu betreten im Stande sind, wird die Zahl der sich selbst ernährenden Blinden immer größer werden können. Dieß wird aber bei Besetzung der Lehrerstellen in den Blindenanstalten selbst, so wie für manche Fächer an militärischen Lehranstalten, wo auch sehenden Civillehrern ein Officier oder Unterofficier als Disciplinarius zur Seite ist, bei Erledigung von Organistenposten ohne Schulamt, die vom Staate vergeben werden, in Betreff der Balkentreterstellen bei Kirchen des landesherrlichen Patronats, bei den Industrie-Erzeugnissen der Blindenanstalten durch Anbefehlung des Abkaufs an die Verwaltungen der Kasernen und andere Institute des Staates, so wie bei noch manchen andern Functionen und Gelegenheiten sich sehr leicht und ohne alle Bedenklichkeit thun lassen, und will man keine Gesetze zu Gunsten der Blinden erlassen, so werden doch immerhin anrathende Empfehlungen möglich, und factische Berücksichtungen in vorkommenden Fällen die eindringlichste Beispielgebung seyn.

Endlich aber wird es noch nöthig seyn, ernstlich zu berücksichtigen, daß bis jetzt alle Blindenanstalten Deutschlands und selbst in größern Staaten, wo deren mehrere sind, so vereinzelt und getrennt von einander dagestanden haben, daß wenn unter den Vorstehern und Lehrern kein persönlicher Freundschaftsverkehr stattfand, manche kaum mehr als das Bestehen von der andern wußte, ein Uebel, dessen natürliche Folge es ist, daß Aufsichtsbehörden und Lehrer der einzelnen Anstalten nur zu leicht von jener selbstgefälligen und erschlaffenden Genügsamkeit beschlichen werden, bei der aller Wetteifer und alles Weiterstreben zum Bessern gar bald gänzlich aufhört; denn man glaubt viel geleistet zu haben, wenn

man recht lange daſſelbe geleiſtet hat. Dieſem wirklichen Uebel iſt nun zunächſt auf demſelben Wege zu begegnen, den das centraliſirende Frankreich durch ſein Journal für den Taubſtummenunterricht vorgezeichnet hat. Es muß auch ein Journal für den Blindenunterricht ins Leben gerufen werden, und Deutſchland muß ſich dieſe Ehre nicht rauben laſſen, da es 17 Blindenanſtalten, alſo mehr wie das ganze übrige Europa, ja ſogar mehr als alle andern Länder der Erde, zählt. Wollten die deutſchen Staatsbehörden auch hier, wie immer, den Fortſchritten zur Erleuchtung die Bahn brechen, ſo dürften ſie dem wohlgemeinten Zwecke nur durch ihre Anbefehlung und ihre Bewilligung eines jährlichen höchſt geringfügigen Geldopfers von 5 bis 6 Rthlrn. aus dem Einkommen der ihnen untergebenen Blindenanſtalten zu Hülfe kommen, und die Directoren oder erſten Lehrer könnten ihre Mittheilungen, Nachrichten und Anzeigen, ohne Vergütigung, aber auch ohne weitere Koſten zum Druck überſenden, dagegen beiläufig 10 bis 12 Exemplare für ihre Behörden und ihre Lehrer von den im Februar oder März erſcheinenden Jahrbüchern für den Blindenunterricht empfangen. Den Inhalt würden bilden: die jährlichen Berichte, welche die Anſtalten an ihre Behörden überreichen, mit beſonderer Hervorhebung alles deſſen, was neu eingeführt, verſucht und als erprobt gefunden worden iſt; die ausführliche Beſchreibung einzelner Anſtalten in geſchichtlicher, ſcientifiſcher und techniſcher Beziehung; eben ſo die ausführliche Beſchreibung neuer Arbeiten, Werkzeuge, Lehrmittel, literariſche Anzeigen und Recenſionen von Schriften aller Art, welche Wichtiges über oder für Blinde und deren Unterricht enthalten; Abhandlungen über einzelne Lehrfächer, gleichſam ſkizzirte Leitfaden zur Behandlung derſelben, und endlich biographiſche Notizen und andere Nachrichten ſowohl von den Lehrern der Anſtalten als auch von einzelnen lebenden und ſich auszeichnenden Blinden. Jeder Jahrgang würde 12 Bogen umfaſſen, und vorerſt nur in 250 Exemplaren abgezogen werden, die Redaction aber kann unter denjenigen

Directoren und Oberlehrern wechseln, welche sich zur Uebernahme derselben bereit erklären, ich selbst aber schließe mit dem Wunsche, daß man diese Bogen geneigtest als eine erste Gabe der vorgeschlagenen Art für das Jahr 1835 und als ehrlich dargebotene Rechte zu einem redlichen Freundschaftsbunde unter allen Blindenlehrern annehmen wolle.

Drittes Capitel.

Noch einige Worte der Rechenschaft, warum ich auf meiner Reise mich auch für Straf-, Armen und andere Erziehungs-Anstalten, als die für Blinde, interessirt, und endlich, warum und wie ich die Reise allein gemacht habe.

Daß ich als Blindenlehrer und Selbstblinder auch andere Blinden-Anstalten außer der schlesischen, bei der ich seit 17 Jahren amtlich thätig bin, näher als durch Briefwechsel oder Druckschriften kennen zu lernen den Wunsch hegen konnte, das wird schwerlich irgend Jemanden befremden; daß ich aber auf dieser Reise mir auch nähere Kenntniß von den Einrichtungen verschiedner Waisen-, Armen-, Besserungs- und Straf-Häuser zu verschaffen suchte, wird man nicht minder natürlich finden, wenn ich daran erinnere, daß die Mehrzahl der Blinden dem Stande der Armuth, und daher das Fach des Blinden-Unterrichtes, besonders in allen Beziehungen, wo es darauf ankommt, die Blinden zu werkthätigen, und sich wo möglich selbst ernährenden Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, ganz entschieden als ein nur besonderer Zweig der allgemeinen Sorge für Armenpflege und Armen-Industrie angesehen werden muß. Gar manche von den Arbeiten, womit schon seit Jahren meine Blinden sich beschäftigten, wie das Binden von Strohdecken, das Nähen von Strohtellern, das Verfertigen von Winterschuhen aus Sahlbändern, habe ich lediglich in den Hütten

von Armen gelernt. Da nun ein sehr achtbares höheres Glied einer preußischen Regierung mir kurz vor meiner Abreise versicherte: die Sträflinge in den kaiserlich östreichischen Straf- und Besserungshäusern wären durch die Einrichtungen derselben in den Stand gesetzt, sich in diesen Anstalten und nachmals auch außer denselben ihren völligen Unterhalt zu erwerben, so schmeichelte ich mir mit der angenehmen Hoffnung, vielleicht da oder dort Industriezweige und andere Einrichtungen vorzufinden, welche sich auch für Blinde vortheilhaft anwenden ließen. Ganz ohne Erfolg ist, wie ich glaube, mein Bemühen nicht gewesen, allein weder in den preußischen noch in auswärtigen Strafanstalten fand ich irgendwo eine wirklich völlige Selbsternährung der Sträflinge in Ausführung gebracht, und es gilt jene obige Versicherung bloß und höchstens von der Bekleidung und allen Gegenständen, die innerhalb der Strafhäuser selbst gefertigt werden können; der bei weitem wichtigste Theil der Ernährung, die Beschaffung der ersten Lebensmittel, kann nur durch sehr große Zuschüsse zu dem Erwerbsverdienste der Arbeiter erfolgen, und der dritte Theil dessen, was sie selbst, die Gebäude und die Beamten kosten, ist das höchste Quantum von dem, was sie verdienen. Ich aber habe durch diese mir gewordene Ueberzeugung den Muth gewonnen, auch ferner jedem, der gegen Blinden-Anstalten den Vorwurf erheben will, daß sie mehr kosten, als finanziell durch sie erzielt werde, laut und unverhohlen zu erwiedern: „So lange man sich für verpflichtet halten wird, gegen die ärgsten Schurken, als die selbstverschuldeten Unglücklichen, in der Gesellschaft so viel zu thun, als jetzt überall für sie geschieht, wird man sich schwerlich unterstehen können, dieselbe Verpflichtung gegen unverschuldete Unglückliche, wie Blinde, Taubstumme und Irre sind, auch nur in Zweifel zu ziehen; man müßte denn inconsequent seyn wollen, wie der schnöde Geizhals, der seine eigene Schande sucht, oder sich gerade hier vor einer Sünde gegen den Geist des Christenthums nicht scheuen.“ Wahr ist es allerdings, und man wird bald genug gezwungen werden, es immer lauter und lauter vor den Ohren

der Gesetzgeber auszusprechen: die zu große Humanität gegen Schurken wird täglich mehr zur Inhumanität gegen die ehrlichen Leute, und wen als Staatsbürger oder gar als Beamten der von Gott selbst eingepflanzte und von dem Staate durch Schule und Kirche gepflegte heilige Unwille gegen den Niederträchtigen und Pflichtvergessenen einmal unwiderstehlich übermannt, der hat fast mehr von dem Gesetze als dessen frecher Uebertreter zu fürchten. Dieß kommt aber daher, weil das allzu ideale Gesetz verlangt, man solle die Menschen nicht nehmen, wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten und seyn könnten, sonach Teufel für Engel. Es ist schön, sehr schön und wahrhaft hochherzig gedacht und ganz nach dem Grundsatze gehandelt: du sollst Böses mit Gutem vergelten, daß man in unsern Strafhäusern die Verbrecher mit gesunder und hinreichender Kost versorgt, ihnen wohnliches Obdach, reinliche Lagerstätten und Kleidung gewährt; aber in gar vielen Stücken scheint man doch den richtigen Maßstab weit zu überschreiten, ich meine nämlich, um mich deutlich auszudrücken, man sollte genau untersuchen, wie die ärmsten unter den rechtschaffenen Staatsbürgern, welche die hohe Beglaubigung geistig sittlicher Wesen, die Stimme ihres Gewissens noch nicht verläugnet haben, wie diese, sage ich, wohnen, lagern und sich beköstigen müssen; was für sie, welche die Lasten des Staates mittragen müssen, gut genug und hinreichend erscheint, das sollte billig das äußerste Maximum dessen seyn, was für das Ungeziefer der bürgerlichen Gesellschaft geschieht. Genußsucht, verbunden mit Faulheit und halsstarriger Arbeitsscheu, sind die vorherrschenden Ursachen der begangenen Verbrechen, die sich in der Regel mit grober Unwissenheit in den Kenntnissen der Religion und allem, was nützliche Thätigkeit heißt, zu vergesellschaften pflegen. Kaum vermögen die Strafhäuser solche unfähige und böswillige Subjecte auch nur zu einiger nützlicher Thätigkeit zu bringen; wie sollten sie ihre völlige Ernährung bewirken können? Früher, als die Handspinnerei der wollenen, baumwollenen und leinenen Garne noch belohnend genug war, ließ sich dieß ausführen; jetzt be-

dünkt mich, gibt es nur zwei Wege, um für die träge Thätigkeit der Straf- und Zwangs-Arbeiter ein beſſeres Ergebniß zu gewinnen: die Staaten müſſen ſich entweder entſchließen für ſolche Waaren, welche das Ausland gegenwärtig durch Maſchinenfabriken liefert, ähnliche Fabriken für eigene Rechnung zu errichten, damit Sträflinge und Zwangs-Arbeiter in denſelben durch Bedienung der Maſchinen ausreichend und einträglicher beſchäftigt werden und bei denen zugleich eine zweite Abtheilung für freiwillige Arbeiter vorhanden iſt, damit entlaſſene Sträflinge, welche draußen ihr Fortkommen nicht finden und ſich das gehabte Sansſouci nicht durch neue Vergehungen erzwingen wollen, hier fortgeſetzte Beſchäftigung finden können; oder die Staaten müſſen ſich entſchließen, ihre Verbrecher der Mehrzahl nach für den Landbau, als den einfachſten und ſicherſten aller Ernährungszweige, heranzubilden, wodurch auch ihr künftiges Fortkommen nach der Entlaſſung ungleich ſicherer gelingen wird, als wenn ſie bloß Maſchinen von Maſchinen während der Strafzeit geweſen ſind. Daß die erſte dieſer beiden Arten den Zweck zu erreichen, große Erweiterung der Gebäude, Vermehrung des Lehr- und Aufſichtsperſonales erfordert und zugleich ein großes Riſico wegen der zu verwendenden Capitalien herbeiführt, iſt nicht in Abrede zu ſtellen; auch werden die ſogenannten Spitzbuben-Univerſitäten oder das Arbeiten und noch mehr das Zuſammenſchlafen in großen Geſellſchaften dadurch noch keineswegs zerſtört. Noch größere Räume wird zwar die andere Art der Beſchäftigung unläugbar erfordern, allein hierbei kann im ſchlimmſten Falle höchſtens ein Theil der Zinſen, nie aber das im Boden ruhende Betriebs-Capital gänzlich verloren gehen, und wenn man nur Spatenarbeit verlangt, ſo werden außer dem Wohngebäude, kaum ſo groß wie jetzt, höchſtens noch Scheuern erfordert, und es wird lediglich darauf ankommen, ob folgende Anſicht ſich als haltbar oder unhaltbar darthun läßt: die Staaten unterhalten große ſtehende Heere ſicher nicht bloß zum Schutze gegen äußere Feinde, ſondern eben ſo gut zum Schutze und zur Sicherung gegen innere. Dieſe letztern ſind

aber keineswegs Beamte, Bürger und Bauern, die etwas zu verlieren haben, sondern lediglich Bettler, Gauner und andere Schurken, die nichts haben und doch viel begehren; gegen sie und ihre Umtriebe thun dem ganzen Staate wie dem einzelnen friedlich arbeitenden Bürger kräftig schützende Maßregeln Noth. Bestimmt man aber eben so viele Soldaten für diesen Zweck als Verbrecher in sämmtlichen Strafhäusern sind, so werden jene zur Beaufsichtigung dieser auch bei der Verwendung derselben zur Spatencultur des Bodens völlig hinreichen, und nicht bloß jede Vermehrung in dem Personale der Beamten völlig unnöthig machen, sondern dadurch, daß die meisten unserer Krieger des Landbaues selbst kundig sind (man würde vorzugsweise nur solche zu detachiren haben), zugleich die besten und sachkundigsten Aufseher abgeben. Sollte man aber eine besondere Umwehrung der Feldmarken, auf denen die Arbeit geschehen müßte, durchaus für nöthig erachten, so werden Mauern, Wall und Graben völlig hinreichend seyn und von den Verbrechern selbst ohne neue Kosten des Landes auf- und ausgeführt werden können. Das einzige und schwerste Opfer, was hierbei gebracht werden müßte, wäre die endliche Errichtung von genügend festen und der Zahl nach zureichenden Clausen zur Unterbringung der einzelnen Verbrecher während der Nacht, ein Kostenaufwand, der übrigens auch für größere Staaten schwerlich mehr betragen würde, als der Bau einer einzigen Festung zu kosten pflegt. Hier aber gilt es Seelenrettung gegen eine nur geringe Summe Geldes, und dennoch hat man noch immer nicht den Muth gehabt, auch nur einen einzigen durchgreifenden Versuch dieser Art zu machen. Doch ich wende mich von den Verbrechern zu der weit größern Zahl der gewöhnlichen und sogenannten schuldlosen Armen und zu der Art, wie die Armenpflege namentlich in großen Städten in der Regel ausgeübt wird. In Dörfern und kleinen Städten ist die Zahl der Armen nicht bloß nach dem Verhältniß der Einwohner geringer als in größern Orten, sondern schon um deßwillen noch minder beträchtlich, weil jeder, auch der dürftige Ortsbewohner, aus regem Schamgefühl es so lange vermeidet,

als es irgend gehen will, ſich für einen Almoſen-Empfänger oder einen öffentlichen Armen erklären zu laſſen; auch kann ſich der Dürftige wirklich länger fortfriſten, da Wohnung und alle Lebensbedürfniſſe wohlfeiler, die Gelegenheiten zum Erwerb aber faſt zahlreicher als in großen Städten ſind, auch bei vorkommenden Arbeiten meiſt die Koſt, und wäre es auch nur aus gaſtlicher Freundlichkeit, die übrige Bezahlung aber eben ſo oft und meiſt reichlicher in Materialien als in Geld gegeben wird; endlich iſt bei den wirklichen und namentlich liederlichen Armen eben jenes allgemeine perſönliche Bekanntſeyn des Einzelnen die allervortrefflichſte Beaufſichtigung für ſein Betragen bei Nacht wie bei Tage. Bei der Armenpflege in ſehr großen Städten fallen jene Vortheile weg. Der ſchlechte Arme kann ſich unter und hinter der Maſſe der Bevölkerung verbergen und den Augen der beaufſichtigenden Obrigkeit entziehen, in dem Stadttheile, welchen er bewohnt, als Armer bekannt ſeyn und dennoch in dem entferntern ungeſtraft die Rolle des Nichtarmen ſpielen. Die Ermittelung wahrer Bedürftigkeit, noch mehr aber eine durchgreifende und zugleich auf die Sittlichkeit und das Betragen der Armen einflußreiche Beaufſichtigung gehören deßhalb zu den erſten und ſchwierigſten Aufgaben der öffentlichen Armenpflege in großen Städten. Für die erſte derſelben, die Ermittelung wahrer Dürftigkeit, hat man bis jetzt am meiſten gethan. Für die Löſung der zweiten Aufgabe, einer ſteten Beaufſichtigung, möchte folgendes Mittel, wenn man nicht allzu ſentimental ſeyn und die Furchtbarkeit des Uebels, welchem man entgegen zu arbeiten hat, wahrhaft ernſtlich würdigen will, ſich durch Einfachheit, Thunlichkeit einer allgemeinen Anwendung, Wohlfeilheit und mehrſeitige Wirkſamkeit auf das ſittliche Verhalten der Armen vorzugsweiſe empfehlen. Es iſt keine Schande für den Soldaten, daß auf ſeinen Knöpfen die Nummer ſeiner Compagnie angegeben iſt, eben ſo wenig ſind es die Abzeichen verſchiedener Beamten vom Civil, und ſchon ſind bei manchen Hoſpitalſtiftungen deren Pfleglinge nicht bloß durch ihre Kleidung, ſondern auch ſogar ſchon durch Schilder und andre Abzeichen

kenntlich gemacht. Man dürfte daher nur zu dem einfachen Mittel greifen, an alle Empfänger öffentlicher Wohlthaten von dem Augenblick an, wo denselben die Berechtigung irgend einer fortdauernden Betheilung zugestanden wird, irgend ein Abzeichen, z. B. eine gelbe Armbinde mit der Verpflichtung zu übergeben, diese von jetzt an unweigerlich und bei Verlust der zugestandnen Berechtigung mit Vermeidung aller Verhüllung öffentlich tragen zu müssen. Durch die Buchstaben Ö A. und eine beigefügte Nummer wäre die Person als öffentlicher Armer und zugleich auch die Classe angedeutet, in welcher die Person nach einer für die Betheilung zu machenden Classificirung eingeschrieben sey. Auch müßten Beamte und Nichtbeamte mit auf die Beobachtung dieser Vorschrift halten; dann wäre jeder Almosenempfänger ohne weiteres unter die Aufsicht des gesammten Publicums gestellt und die zu heimlicher Liederlichkeit noch geneigten Armen und besonders die Sößlinge wären unter die beste Controle gebracht und das Publicum gegen Haus- und Straßenbettelei mehr gesichert; auch würde dann gewiß jeder, den nicht die äußerste Noth zwänge es so lange als möglich vermeiden, sich für einen öffentlichen Armen erklären zu lassen. Noch hat der Unterschied der Stände nicht aufgehört, und wird auch selbst in den vollkommensten Republiken nie aufhören können. Aber waren es nicht seit Roms Zeiten gerade die Bettelarmen, die in den Hauptstädten Europa's als die wahren Sansculots anzusehen sind, und wo gibt es mehr Schurken und mehr Bettler, als wo der meiste Luxus anzutreffen ist? Allzu große Hauptstädte sind kein Heil für den Staat; die Stadtverwaltung dünkt sich vornehmer und kann doch weniger für den einzelnen Bürger leisten; der Arme wie der Reiche lebt hier theurer, die Nationalität wird mehr gefährdet als gefördert und das Aufkommen kleinerer Städte auf viele Meilen in die Runde wird unvermeidlich gehemmt (man vergleiche Wien mit den übrigen Städten Niederöstreichs, wie wenige zählen auch nur einige tausend Bewohner! —). Doch wieder näher zur Sache. Es gibt überall sogenannte pauvres honteux, sollen

auch ſie der hartſcheinenden Maßregel unterworfen werden? Das nicht, aber man ſoll in Beziehung auf ſie den Grundſatz feſtſtellen: verſchämte Arme dürfen höchſtens noch einmal ſo viel empfangen als andere; damit wird man den zarteſten Rückſichten genügen, ohne den Bettelſtolz auf Koſten der arbeitenden Bürger zu nähren. Unverſchuldete Verarmung iſt ohnehin für niemand eine Schande, wer aber mehr zu fordern hat, als die Armenpflege geben kann, dem gewähre man es als verdiente Penſion. In Augsburg, Dresden und andern großen Städten gibt man namentliche Liſten der öffentlichen Armen, denen man die Höhe der ertheilten Unterſtützung beifügt. Das Letztere geſchieht auch bei den verſchämten Armen, nur daß hier bloße Nummern ſtatt der Namen geſetzt werden, indeß wird auch bei denjenigen, deren Namen genannt werden, noch immer keine vollſtändige und fortdauernde Beaufſichtigung erreicht, obwohl dieß ein Hauptziel jeder Armenpflege ſeyn muß. Statt des Abzeichens oder der namentlichen Aufführung ließe ſich auch die vom Staat ausgehende Einführung einer beſondern Münzſorte für Arme in Vorſchlag bringen; durch ihre Verausgabung würde ſich der Beſitzer ebenfalls ſogleich als öffentlicher Armer zu erkennen geben, doch würde die ſtete Beaufſichtigung auch hierbei nie ſo vollſtändig erreicht werden, als dieß bei dem Tragen eines beſondern Abzeichens der Fall ſeyn würde.

Als Hauptbedürfniſſe der anerkannten Armen ſtellen ſich heraus theilweiſe oder ganze Beköſtigung, Gewährung von Obdach, Bekleidung und Schutz gegen die Kälte durch Feuerung und Lagerſtätten. Bei ſehr vielen Armen iſt es in der That nur der Mangel an Arbeit, welcher ſie außer Stand ſetzt, alle jene Bedürfniſſe ſelbſt zu befriedigen, und hier ſollte man wie bei den Straf-Anſtalten keine Mühe und kein Nachdenken ſcheuen, um nach Maßgabe der verſchiedenen Oertlichkeit gerade dieſem Mangel zuerſt abzuhelfen, um die ſo traurigen und moraliſch ſo verderblichen Folgen des Müßigganges vor allen Dingen abzuwehren, und es wird dieß allerdings der mühſamſte, aber, ernſtlich betrieben, auch der belohnendſte

Theil der Armenpflege seyn. Diejenigen Armen, welche dagegen Krankheit, Altersschwäche, Gebrechlichkeit, so wie gänzliche leibliche oder geistige Unfähigkeit verhindern, sich auch nur das Nothwendigste von dem zu erwerben, was sie brauchen, muß man allerdings mehr oder weniger unterstützen. Wenn aber die Armenpflege, sowohl bei jener als bei dieser Art von Dürftigen, nur durch zeitweise Geldvertheilung zu helfen sucht, wie dieß leider noch in den meisten großen Städten der Fall ist, so wird dieß zwar in Hinsicht der Verwaltung die bequemste, aber keineswegs die wirksamste Art der Armenpflege seyn und noch immer sehr großen Mißbrauch von Seiten der unordentlichen Armen gestatten. Faßt man die obigen Bedürfnisse der Armen einzeln ins Auge, so ist es in Hinsicht der Lebensmittel ein anerkannter Satz, daß die Nichtbedürftigen diese weit wohlfeiler haben als die Armen, weil die letztern alles viel theurer von dem Kleinhändler kaufen müssen. Ein wohlbeaufsichtigtes Depot solcher Artikel oder ein Armen-Detail-Geschäft im Großen, so wie gut geleitete Bespeisungs-Anstalten würden hier auch außer den Zeiten wirklicher Hungersnoth den wohlthätigsten Einfluß ausüben. Man würde da, wo Beköstigung noth thäte, statt eines Thalers monatlich 30 Speisemarken geben und dem Armen für $\frac{1}{30}$ Rthlr. gewiß eine bessere Kost zu reichen im Stande seyn, als er sich selbst dafür bereiten kann, zugleich aber auch die Unordentlichen zwingen, gerade nur das zu empfangen, was ihnen noth thut. Ferner würde man in dieser Beziehung eben so, wie man Geld-Subscriptionen einleitet, auch alle Bürger auffordern können, sich zu erklären, ob sie nicht wöchentlich ein oder einige Male einen Armen an Christi Statt speisen wollen, was ohnehin schon sehr viele thun; dann würde man von Seiten der Armenpflege in den Stand gesetzt, bestimmte Arme auf dergleichen Freitische anweisen und vereinigt durch beide Arten weit mehr und weit besser für eine geregelte Beköstigung von Armen sorgen zu können, wobei man arme, die Schule besuchende Kinder besonders im Auge behalten müßte. Bekleidung und Lagerstät-

ten lassen sich freilich nur durch wirkliche Schenkung solcher Gegenstände gewähren, und man ist hierin mit Recht am vorsichtigsten und sparsamsten, weil liederliche Arme in dieser Beziehung sich durch Verkauf oder durch andere Verschleuderung der empfangenen Gaben in der That den größten Mißbrauch zu Schulden kommen lassen. — Wohnung und Beheizung sind jedoch wieder zwei Gegenstände von besonderer Wichtigkeit für die Armenpflege. Sehr viele Arme würden gesünder und fleißiger seyn, wenn sie wärmere und bessere Wohnungen hätten; nicht wenige Arme werden nur dann von den Hauswirthen als Miether in ihren elenden Wohnungen geduldet, wenn sie so viel Armengeld empfangen, daß sie davon die Miethe bezahlen können, und nur zu häufig sind die Wohnungen der Armen in den entlegenen Theilen der großen Städte zugleich die Freistätten für Laster jeglicher Art. Das alles reizt mehr als dreifach zu der Frage: lassen sich nicht vielleicht eben so gut und noch wohlfeiler Kasernen für Arme wie für Soldaten einrichten? — Für eine Zahl von 50 und mehr Familien würde ein großer Aufenthaltssaal, in der jede Familie ihren eignen Tisch hätte, hinreichen; die Kinder wären den Tag über, außer den Eßstunden, von den Eltern gesondert, falls sie diesen nicht bei einer Arbeit helfen können. Sie befänden sich in einem andern Saale unter der Aufsicht des Armenlehrers, der außer den Schulstunden, unterstützt von einer weiblichen Person, mit für die Beschäftigung der Kinder zu sorgen hätte. Kammern über dem Aufenthaltssaale würden die Nachtherbergen für jede Familie gewähren, und allenfalls nur von 10 Uhr an die im Saale noch übrige Wärme durch Klappen aufnehmen können. Der Ofen als langer Sparherd eingerichtet, würde durch einerlei Feuerung das Beheizen und Kochen leisten. Auch können kleine ganz gesonderte Wohnungen gegen billigen Miethzins an solche Familien überlassen werden, denen es nur um gesunde und sehr billige Wohnungen zu thun wäre. Träte hierzu die möglichst billige und vielleicht theilweise sogar unentgeldliche Verabreichung der nöthigsten Lebensbedürfnisse aus dem Magazin, als

Mehl, Gegräupe oder Gekörne, Kartoffeln, Salz, Eſſig, Butter, Holz u. ſ. w., welche täglich im Beiſeyn eines deputirten Bürgers geſchehen könnte, ſo wäre bald mehreren hundert Armen ihre Subſiſtenz ungemein erleichtert. Zur Beaufſichtigung bei Tage und bei Nacht würden nur wenige Perſonen nöthig ſeyn, denn man müßte die perſönliche Freiheit ſolcher Armen nur wenig beſchränken und bloß Zänkereien, Anmaßung und das ſo bedenkliche nächtliche Ausbleiben männlicher und weiblicher Perſonen hauptſächlich verhindern. Sparcaſſen für Arme, in welche ſie wöchentlich ½ oder 1 ganzen Sgr. von ihrem Verdienſte niederlegen können, würden ebenfalls das Ihrige zur Aufhülfe mancher Perſonen beitragen, und Gewöhnung zur Ordnung und Frömmigkeit im gemeinſamen Wohnhauſe würden ſittlich wohlthätig wirken. Wo aber allzu ſchwacher Glaube an die Ausführbarkeit dieſer Maßregeln, Bequemlichkeitsliebe, Feſthalten an dem Herkömmlichen oder andere Anſichten dieſe oder ähnliche Vorſchläge nicht zur Ausführung kommen laſſen, da könnte man wenigſtens, wie es einſt für Iſraeliten allgemein üblich war, nächtlich abſperrbare Stadtviertel zur ausſchließlichen Bewohnung für alle Armen oder irgend verdächtigen Perſonen anweiſen. Noch einmal ſey es geſagt, man muß mehr thun, als die Armen bloß mit Geld unterſtützen, man muß ihre Zahl auf alle Weiſe zu vermindern ſuchen. Und weil es leider zu den bittern Erfahrungen der Armenpflege gehört, daß man ältere Arme, beſonders wenn ſie ſchon unſittlich geworden ſind, nur ſelten wieder in gediegene und ſich ſelbſt ernährende Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft umzuwandeln vermag, ſo hat man ſeine Sorgfalt deſto aufmerkſamer und angeſtrengter der noch bildſamen armen Jugend zu widmen; denn ſie iſt das zweite und wahrhaft gefährliche Glied der ſteigenden Progreſſion der in vielen Ländern immer ſichtlicher werdenden öffentlichen Verarmung. Sehr bedauernswürdig iſt es daher und ein ſehr beklagenswerther Beweis von vorherrſchender Beſchränktheit der Geiſter und der Herzen, wenn ganze Communal-Verwaltungs-Behörden, denen der Antrag geſtellt

wird, durch 30 bis 40 Rthlr. Koſten einen fähigen jungen Menſchen zu einem künftig ſich ſelbſt ernährenden Glied ihrer Commune zu machen, ſich dahin erklären: dieſe Ausgabe zur Erlernung eines Handwerks ſey für die Armencaſſe der Commune zu groß. man werde jedoch dem Bittſteller nöthigenfalls ein jährliches Armengeld nicht verweigern, als wenn dieß letztere, ein Menſchenalter hindurch jährlich auch nur mit 6 bis 8 Rthlr. gewährt, nicht vier- bis fünfmal mehr betrüge als der Preis, um welchen man einen Nichtbettler gewonnen hätte und deſſen Zurückzahlung man von dem künftigen Geſellen ohne Härte hätte fordern können. (Beklagenswerthe Anſicht, deren Vorwalten in zwei kleinen ſchleſiſchen Städten ich actenmäßig kennen gelernt habe!) — Für den Schulunterricht der armen Kinder wird faſt überall hinreichend geſorgt, doch macht man allenthalben zu große Anforderungen an die Leiſtungen dieſes Unterrichts, indem man ganz zu vergeſſen ſcheint, wie vielmehr das Beiſpiel der Eltern oder ſonſtigen Erzieher als die Schule auf die Lebensgrundſätze der Kinder wirkt. Wäre es möglich die Kinder aller unſittlichen armen Eltern von dieſen zu entfernen und unter beſſern Einwirkungen zu erziehen, ſo würde man den Faulbaum der Armuth und der Unſittlichkeit am ſicherſten entwurzeln. Man denke ſich einige hundert Elternpaare, deren jedes nichts hat und nichts hinterläßt als vier bis ſechs Kinder. Werden dieſe, herangewachſen, nicht die Zahl der armen Familien mindeſtens verdoppeln und verdreifachen? Es thut daher, wenn man der wachſenden Verarmung kräftig entgegen arbeiten will, vor allen Dingen noth, ſich nicht bloß der ganz verwaiſ'ten armen Kinder, ſondern auch derjenigen anzunehmen, deren Eltern weder Mittel noch Willen haben, ſie zu brauchbaren und guten Menſchen zu erziehen. Schon trifft man in verſchiedenen Städten Anſtalten zur Erziehung ſittlich verwahrloſ'ter Kinder, in welchen Nichtwaiſen eben ſowohl als Waiſen Aufnahme finden, und in denen ein Erzieher unter 30 und mehr ſolchen unglücklichen Kindern mit dem ſegensreichſten Erfolge arbeitet. Wenn aber auch hier die Beſchäftigung mit dem Garten

und Landbau für die vielseitigste und beste gehalten wird, indem keine Art von Fabrikbeschäftigung so allgemein bildend und zugleich so zuträglich für das physische Gedeihen ist, so kann man denjenigen größern Städten, die in ihren sogenannten Arbeitshäusern in der Abtheilung für Kinder ganze Schaaren solcher ausgearteter Wesen nebst einem Lehrer für dieselben unterhalten, nichts dringender anempfehlen als die baldigste Versetzung dieser armen Jugend mit ihrem Lehrer auf das Land, und Stadtcommunen, welche ohnehin Landgüter und nicht selten ganze Strecken Unland auf denselben besitzen, können dieß ohne Widerrede thun. Die anfänglich vielleicht vorkommenden Schwierigkeiten sind gewiß nirgends bei wahrhaft festem Willen unbesiegbar, auch wird man keine größern Kosten, wohl aber größern Nutzen davon haben; namentlich wird auch der Wechselverkehr solcher Kinder mit ihren schlechtgesinnten Eltern, wenn die Entfernung über einige Meilen beträgt, beiden Theilen schon ungleich schwerer und gewiß häufig ganz unmöglich gemacht. Ja, tauschten die größern Städte eines Landes ihre verwahrlosten Kinder gegenseitig aus, so würde derselbe Zweck noch vollständiger erreicht; die früher gehabte Orts- und Gelegenheitskenntniß wäre vernichtet, und solche Kinder könnten sich jetzt nur an die Personen halten, denen man die Sorge für ihr Wohl übertragen hätte. Selbst bei erwachsenen Verbrechern könnte ein solcher Austausch zwischen entfernten Provinzen für diejenigen Staaten ersprießlich werden, die kein Sibirien und kein Botany-Bai haben. Doch Gott sey Dank! die Zahl der nicht sittlich verwahrlosten armen Kinder ist bei weitem die größte, und für sie ist weder eine so kostspielige noch eine so umständliche Unterbringung als die eben bezeichnete nöthig, um sie zu guten und brauchbaren Menschen zu machen. Schon mehrfach, und namentlich durch Falk in Weimar und Reinthaler in Erfurt, ist es seit 20 Jahren auf das siegreichste und thatsächlichste bewiesen, daß Hunderte von rechtlichen Bürgern und Landleuten sich durch die Beweggründe der Religion und des Mitleids dahin bestimmen lassen, arme Kinder gegen weit

geringere Summen, als ſie durchſchnittlich in öffentlichen Erziehungs-Anſtalten koſten würden, in den Schoß ihrer Häuslichkeit, und die Knaben in der Regel auch als Lehrlinge ihres Gewerbes anzunehmen. In den Waiſenhäuſern der großen Städte, die außer dem Schulunterrichte nicht einmal hinreichende und zweckmäßige Beſchäftigung für ihre Kinder haben, koſtet jedes derſelben im jährlichen Durchſchnitte des Geſammtbetrages 70 bis 90 Rthlr., wogegen Ernährung, Bekleidung und Schulgeld für die in den Familien von Bürgern oder Landleuten untergebrachten Kinder ſich mit 40 bis 48 Rthlrn. beſtreiten laſſen, ſo daß man mit denſelben Koſten, die ein Waiſenhaus verurſacht, der doppelten Zahl von Kindern die Wohlthat des Familienlebens verſchaffen kann. Wählte man für die Unterbringung außer den Städten beſonders die Schullehrer auf dem Lande, und übergäbe dem einen bloß Knaben, dem andern bloß Mädchen, jedem derſelben aber nur 5 bis 6 Kinder, ſo würde er dieſe kleine Zahl leicht beaufſichtigen, in Schule, Haus und Garten ſo hinreichend als nützlich beſchäftigen, und ohne Bevortheilung der Kinder ſich im Durchſchnitte den Betrag einer Penſion als Verbeſſerung ſeines Einkommens veranſchlagen können — gewiß die einfachſte und ausführbarſte Art, um die noch ſo oft wünſchenswerthe Verbeſſerung der Schulſtellen auf dem Lande herbeizuführen. An den Orten, wo ſchon Waiſenhäuſer beſtehen, ſind die Communal-Behörden meiſt der Anſicht, man dürfe dieſe Anſtalten nicht auflöſen, ohne den Willen der Stifter zu verletzen, und die Einwohner würden den Waiſen-Anſtalten ihre wohlthätige Gunſt entziehen, wenn ſie nicht durch den Anblick der Gebäude, ſo wie der großen Schaar von hülfloſen Kleinen recht oft an deren Dürftigkeit erinnert würden, weßhalb auch an manchen Orten noch förmliche zeitweiſe Umzüge der Waiſenkinder ſtattfinden. Dieſe Anſichten werden ſich jedoch ſehr leicht berichtigen und ändern, wenn man ſich nur entſchließen will, die Waiſenpflege ſo einzurichten, wie im Großherzogthum Weimar, wo ſeit 50 Jahren kein Waiſenhaus mehr beſteht und doch die regſte Theilnahme aller Gutgeſinnten an dem

Waiſen-Inſtitute ſich auf das vielfachſte bethätigt. Hier iſt ſie nämlich, was ſie ihrem innerſten Weſen nach ſeyn muß, ein kirchliches Inſtitut, und nicht mehr bloß ein Gegenſtand der finanziellen, nur auf Zahlen reflectirenden Communal-Verwaltung. Die gewöhnlichen Verwaltungs-Beamten haben bei aller Rechtlichkeit und bei aller Tüchtigkeit zur Führung von Caſſen und Rechnungen doch ſelten hinreichendes Geſchick und viel zu wenig ein gemüthliches Verhältniß zu den Einwohnern, um dieſe zu bewegen, arme und verwaiſ'te Kinder in den Schoß ihrer Familien aufzunehmen. Dieß vermögen nur Geiſtliche und Lehrer und vorzugsweiſe die erſteren, die bei genauerer Kenntniß der Familienverhältniſſe im Namen und im Geiſte der Religion zu den Hausvätern und Hausmüttern ſprechen, und vor denen als ihren Beichtvätern jene nicht leicht den Muth haben, ſich hartherzig zu zeigen. Man belaſſe daher die Verwaltung der Capitalien wie bisher in den Händen rechtlicher und kundiger Beamten, übertrage aber, was auch in den größten Städten möglich ſeyn wird, den Geiſtlichen einer jeden Parochie die Sorge für die Unterbringung und die Erziehnng der verwaiſ'ten und nicht verwaiſ'ten armen Kinder, laſſe die Uebergebung dieſer letztern an ihre Pflegeltern öffentlich und feierlich im Hauſe Gottes geſchehen, und laſſe die einheimiſchen und auswärtigen Waiſen mit ihren Pflegeltern ſich jährlich an einem beſtimmten Tage vor den Vätern der Stadt in den Kirchen verſammeln; ſo wird ihr Andenken auf die rührendſte Weiſe und lebendig genug aufs neue in den Herzen aller Guten geweckt und das Vorurtheil für die Waiſenhäuſer bald gänzlich beſeitigt werden. In den Waiſenhäuſern und Armenſchulen aber, die man wie jetzt fortbeſtehen läßt, ſorge man ernſtlicher als bisher für die nützliche Beſchäftigung der Kinder außer den Schulſtunden, und wenn dieſe auch nur im Stricken und Spinnen beſtehen ſollte, damit dem unthätigen oder gar vagabundirenden Herumtreiben ernſtlich Einhalt geſchehe. — Unendlich betrübend war mir der allgemeine Bettelſinn in Böhmen und Mähren, wo faſt in und vor jedem Orte ganze Schaaren von Kindern, ſelbſt von

Erwachſenen, unſern Reiſewagen bittend oder ſingend umringten, und ſo ganze Strecken weit verfolgten. Ich kann es kaum glauben, daß, wie einige Landeseinwohner mich verſicherten, die an ſich ſchöne und religiöſe Sitte der Wallfahrten nach entfernten Gnadenorten neben manchen andern Urſachen eine ſehr weſentliche Veranlaſſung dazu gebe, weil der Arme ſie als Religionspflicht betrachtet, und in dem Anbetteln Anderer das einzige Mittel findet, ſie machen zu können. Sey dem aber wie ihm wolle, ſo werde ich es doch immerhin für eine ſehr ſchmerzliche, ja bedenkliche Erſcheinung halten, wenn ganze beträchtliche Theile einer großen Bevölkerung. Sey es in Städten oder auf dem Lande, die zarte Scham vor dem Bettelerwerbe ſo auffallend und gänzlich verloren haben; der Bettelſinn kann auch, religiös betrachtet, nie ein erfreulicher und gedeihlicher werden.

Warum und wie ich meine Reiſe allein gemacht habe.

Als meine Abreiſe auf den 20 Mai beſtimmt war, und ich mich ernſtlich zu derſelben rüſtete, hatte ich zur Beſtreitung der Reiſekoſten noch keine andere Beihülfe als einen Vorſchuß aus der Caſſe der Blindenanſtalt, den der ſchleſiſche Verein für Blindenunterricht mir gegen die Verpflichtung der Rückzahlung durch Gehaltsabzüge geneigteſt bewilligt hatte. Ich mußte deßhalb im voraus auf alle möglichen Erſparniſſe denken. Als daher die Frage entſtand: ob meine Frau und meine Tochter, denen ich den Mitgenuß und die Augenweide dieſer Reiſe am liebſten gegönnt hätte, mich begleiten könnten, überzeugten wir uns durch genau angeſtellte Berechnungen ſehr bald, daß dieß nicht möglich ſey, und daß ich, wenn auch nur eine von beiden mir Geſellſchaft leiſten ſollte, höchſtens Dresden und Prag, oder auch bloß Wien, das Hauptziel meiner Wünſche, beſuchen könnte, weil es doppelte Koſten im Reiſewagen wie im Gaſthauſe gemacht haben würde; auch ließen ſich dadurch in den Städten, welche ich beſuchen wollte, nicht einmal die Koſten für den zurechtweiſenden Lohndiener erſparen, weil die Oertlich-

keit den Meinigen so fremd war, als mir. Da ich nun bereits verschiedene kleine Reisen bis zu 50 Meilen allein gemacht hatte, auch mehr als Ein Blinder, selbst unter meinen Zöglingen mir bekannt war, der größere Reisen allein und ohne Unfall gemacht hatte, so entschloß ich mich ohne großes Bedenken zu demselben Versuche, und hielt es als Blindenlehrer sogar für meine Pflicht, mich genau von den Schwierigkeiten zu überzeugen, die dabei vorkommen könnten, um ein competentes Urtheil hierin zu erlangen und wo möglich einen wiederholten Beitrag zur Leistungsfähigkeit der Blinden auch in dieser Beziehung zu liefern. An einen Triumph der Eitelkeit habe ich indeß hierbei keineswegs gedacht, auf diesen kann ein Nachahmer ohnehin nicht rechnen, und glaube ich vielmehr dazu beigetragen zu haben, dem Versuche von Blinden, allein zu reisen, einen Theil des Außerordentlichen zu benehmen, das man bisher in der Sache hat finden wollen, ohne dabei die Schwierigkeiten in Abrede zu stellen, die ein Blinder wirklich besiegen muß. Dresden, Prag und Wien waren die anfänglichen Zielpunkte meiner Reise. Als mir aber noch während meiner Anwesenheit zu Dresden die höchst erfreuliche Nachricht zu Theil wurde, daß ein hohes Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin mir als liberale Beisteuer zu den Kosten meiner Reise die Summe von 100 Rthlrn. gnädigst bewilligt habe, und, in Wien angelangt, das mir nachgesendete Geld schon vorfand, da entschloß ich mich den größern, schon im Herzen getragenen Reiseplan wirklich zu vollführen, und so zu thun, was ich meinem innern Triebe nach nicht lassen konnte; wie ich dieß aber gethan, will ich jetzt ganz einfach zur Belehrung anderer Blinden berichten. Ein Nichtsehender, der allein reisen will, muß sich die Fertigkeit erworben haben, seinen Koffer allein ein- und auspacken, bei jeder Art von Wagen mit nicht mehr Beihülfe, als Frauen gewöhnlich geleistet wird, ein- und aussteigen, und beim Einschenken von Getränken, so wie bei Tische sich bedienen, auch mit den Geldsorten zurecht

kommen zu können. Das Einzige, was mir hierbei beſchwerlich fiel, war das Einſchenken von warmen Getränken, als Kaffee u. ſ. w., weßhalb ich die Bedienung, die mir das Getränk brachte, jedesmal mit einigen freundlichen Worten und wenn es ein Mädchen war, allenfalls mit der ſcherzhaften Aeußerung: es werde mir ſo beſſer ſchmecken, um das Einſchenken der erſten Taſſe erſuchte, dann aber in der Regel, beſonders wenn ich allein war, die Sahne oder den Rahm zunächſt in die Kaffeekanne goß, um ſo die Miſchung unfehlbar zu treffen und mir das fernere Doppelt-Eingießen in die Taſſe zu erſparen. Ueber das Vollwerden von Gläſern und Taſſen belehren, ohne den Finger unſchicklich hineinhalten zu dürfen, das raſche Heißer- oder Kälterwerden von unten nach oben, das Gefühl der zunehmenden Schwere, und, wenn man Achtung gibt, auch das Gehör. An der Table d'Hôte, wo den Gäſten die Speiſen gewöhnlich präſentirt werden, nahm ich ebenfalls keinen Anſtand, die Bedienung zu erſuchen, mir vorzulegen, falls nicht ſchon mein Nachbar die zarte Aufmerkſamkeit hatte, mich zu fragen, ob er mir vorlegen dürfe, was ich alsdann natürlich mit einigen höflichen Worten dankbar annahm. Männer ſind übrigens in dem Umgange mit Blinden ſelten ſo zartfühlend aufmerkſam für deſſen perſönliche Bedürfniſſe und in der Regel weit weniger gefällig und zuvorkommend als weibliche Weſen, die, von Jugend auf daran gewöhnt, die individuellen und häuslichen Bedürfniſſe ihrer Väter, Männer und Freunde zu beachten, dieſes auch bei dem Blinden viel gelehriger und bereitwilliger thun; woher es auch kommen mag, daß blinde Männer weibliche Geſellſchaften in der Regel gern beſuchen, und abgeſehen von dem geiſtigen Verkehre ſich hier behaglicher fühlen als unter Männern. — Fuhr ich mit der Poſt, ſo übergab ich mein Gepäck, das nur aus Koffer, Hutſchachtel, Mantel und einigen zuſammengerollten Landkarten für Blinde beſtand, zunächſt dem Hausknechte des Gaſthofes mit der Weiſung, es nach dem Poſthauſe zu bringen, und mich dort zu erwarten, während ich ſelbſt mit meinem per-

ſönlichen Begleiter, dem Lohndiener oder einem Freunde, mich gleichzeitig und immer wo möglich einige Minuten früher, als die Beſtellung lautete, dort einzufinden ſuchte; nun war meine nächſte Sorge, den Koffer wiegen und mich einſchreiben zu laſſen, wenn beides nicht ſchon früher geſchehen konnte, oder der Koffer wie im Oeſterreichiſchen ſchon Tags zuvor mit dem Pack- oder Brankard-Wagen abgeſchickt werden mußte, in welchem Falle ich mir die nöthigſte Wäſche, beſonders Taſchentücher, in meiner Hutſchachtel zurückbehielt. Hierauf eilte ich, dem Conducteur meine Sachen und mich ſelbſt zu empfehlen, welches letztere ich oft mit der ſcherzhaften Bemerkung that: heut bekommen Sie einen erlauchten blinden Paſſagier. Meinen Begleiter entließ ich erſt, nachdem ich eingeſtiegen war, falls ich denſelben irgend ſo lange bei mir behalten konnte. Nun ſuchte ich auf dem Wege zur erſten Station vor allen Dingen, doch ohne zudringlich zu werden, die Bekanntſchaft meiner nächſten Mitpaſſagiere zu machen, deren Gemüthsart, wenn ſie nicht allzu ſchweigſam waren, ſich mir bald in ihrem Geſpräche markirte. Einige Worte über die verlaſſene Stadt, die Frage nach der nächſten Station, auch wenn ich ſie ſchon wußte, das Hinwerfen einer paſſenden Anekdote, ſelbſt das Darreichen meiner Doſe u. ſ. w. thaten mir hierbei treffliche Dienſte. Kam es zum Halten und beſtand meine Umgebung aus Männern, ſo nahm ich keinen Anſtand, ſie mit der Frage zu begrüßen: einer von den Herren hat wohl die Güte, mir bis zum Gaſthauſe ſeinen Arm zu erlauben, wo mir denn auch, wenn ich die Frage an den einzelnen, der mir am freundlichſten und gefälligſten vorkam, gerichtet hatte, nie die Inhumanität einer abſchläglichen Antwort widerfahren iſt, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß Einer und der Andere ſich fortzuſchleichen ſuchte, vermuthlich weil er dachte, wie der Vogel Strauß: ich werde ja nicht geſehen, das Gehörtwerden aber vergaß. Fuhr ich mit Damen und ſtiegen dieſe wirklich aus, was bei ihrer Antipathie gegen Gaſthäuſer immer ſeltener geſchieht, ſo bat ich die Ausſteigende bloß, mir die

Sache, die ich wünſchte, ſchicken oder eine Bedienung aus dem Hauſe zuſenden zu wollen; auch that ich nur ein Gleiches gegen den Conducteur, wenn ich nicht ganz allein mit ihm fuhr, wo ich dann, wenn der gewünſchte dienſtbare Geiſt erſchien, und ich wirklich noch ausſteigen und mich nach irgend einem unbekannten Orte begeben wollte, durch ein kleines Trinkgeld meinen Zweck nie verfehlte. Aehnliches that ich, wenn ich das Gaſthaus beſuchte, und ich habe mich immer ziemlich leicht und ſchnell in den Gaſtzimmern orientirt. Im Oeſterreichiſchen und Bayeriſchen waren die Poſtillone gefälliger als die Conducteure; im Würtembergiſchen, Badiſchen, Sächſiſchen und Preußiſchen fand ich es umgekehrt. In den beiden erſten Ländern gönnt man den Paſſagieren mehr Zeit als in den übrigen, etwas genießen zu können, ſicher nach dem guten deutſchen Sprüchworte: „Leben und leben laſſen.“ Dagegen wollte es mir und andern Paſſagieren bedünken, als zögere man da, wo man auf den Stationen ſo ſehr mit den Aufenthaltsminuten geizt, gar oft gefliſſentlich unterwegs, um den nächſten Herrn Poſtmeiſter ja nicht vor der beſtimmten Minute zu überrumpeln, was denn allerdings eine ſehr zarte Rückſicht gegen Pferde und Menſchen, die Paſſagiere ausgenommen, genannt werden muß. Gelangte ich an das Ziel einer Route, ſo pflegte ich ſchon auf der Station vorher oder doch unmittelbar beim Abſteigen den Herrn Conducteur durch einen der Länge des Wegs angemeſſenen ſilbernen Händedruck (ungefähr 3 kr. oder 1 Sgr. auf die Meile gerechnet) um gefällige Auslieferung meiner Sachen und Anweiſung eines ſichern Boten für ſie und mich nach dem Gaſthauſe zu erſuchen, und ich gerieth nur Einmal zu Weißenfels in die auch Sehenden nicht fremde Gefahr einer Verpackung meiner Sachen auf einen unrichtigen Poſtwagen, welche aber die wohlwollende Aufmerkſamkeit einer mit mir reiſenden Dame glücklich abwendete. Zu Statten kam es mir, daß auf dem Felde, welches ich auf dem Deckel meines Koffers hatte anbringen laſſen, außer der Adreſſe an mich, Raum genug war, nach dem Ausſtreichen des

frühern Bestimmungsortes immer wieder einen neuen beifügen zu können, ebenso daß meine Hutschachtel sich noch in einem besondern Netzsacke befand, wodurch ich sie immer schnell vor andern bezeichnen und selbst erkennen konnte. — Mehr Bequemlichkeit für die Person unterweges und weniger Sorge für die Sachen hat für den Blinden das Reisen mit Lohnkutschern, die schon gewöhnt, besonders Damen zu Hülfe zu kommen, auch dem Blinden mehr zur Hand sind, den Passagier und dessen Sachen aus seinem Quartier abholen und wieder bis vor dasselbe fahren, nur daß hierbei das sich jeden Abend wiederholende Uebernachten außer dem Zeitverluste noch die große Unbequemlichkeit für den Nichtsehenden herbeiführt, sich täglich wieder mit ihm fremden Gasthauslocalitäten und neuen Bedienungen befreunden zu müssen. Wo ich mich länger aufzuhalten gedachte, forderte ich in der Regel ein Zimmer für mich; vom Kellner dorthin geleitet, forderte ich diesen zugleich auf, nun sogleich für die Herbeischaffung meiner Sachen vom Wagen und dann für Speise und Trank zu sorgen, was die Theilnahme der Leute im Gasthofe mehr weckt, als mangelnder Appetit. Unterdessen gewann ich Zeit, mit dem Compaß meines Stabes durch eine Ronde in meinem Zimmer mich völlig zu orientiren, und das Unbeholfne im Benehmen und Herumgehen zu vermeiden, daß dem Blinden stets so lange anhaftet, als er in einer fremden Oertlichkeit sich ohne Führer noch nicht sicher bewegen kann, weßhalb auch vornehme Personen, bei denen der Blinde sich einführen läßt, in der Regel die Meinung nicht leicht wieder verlieren, der Blinde müsse örtlich immer so befangen seyn, als bei ihnen. Doch wieder zurück ins Gasthaus. Hatte ich meine Sachen wieder auf meinem Zimmer, so war es stets meine nächste Sorge, die Anwesenheit der Bedienung dahin zu benutzen, um den Weg nach den Mysterien des Hauses kennen und allein gehen zu lernen, auch wenn ich dessen eben nicht bedurfte. Fand ich in dem Zimmer Kleiderschrank und Commode, so brachte ich meine Sachen aus dem Koffer in diese, um sie bald wieder

unter Schloß und Riegel zu haben; auch vergaß ich nie, wenn meine Bedienung mir gute Nacht gewünscht hatte, das Zimmer zu verschließen, und die in der Regel unüberlegt von den Dienstboten dagelassenen Lichter sorgfältig auszuputzen, um Unglück durch meine Schuld zu verhüten. Uebrigens rathe ich Blinden, die allein reisen wollen oder müssen, stets nur Gasthöfe vom ersten und zweiten Range zu wählen, weil sie hier mehr Artigkeit, Bequemlichkeit, persönliche Bedienung des Fremden und selbst mehr Sicherheit und im Verhältniß zu dem Genossenen weniger Prellerei als in solchen Häusern antreffen werden, wo Gäste wie Könige in Republiken zu den kostbaren Seltenheiten gehören, von deren Anwesenheit man nicht genug profitiren zu können glaubt.

Kenntniß der verschiedenen vorkommenden Geldsorten und ein gewandtes Kopfrechnen dürfen dem blinden Reisenden so wenig als andern fehlen; ich sonderte mir stets schon bei der Einnahme das Silber vom Kupfer, trug aber meine Hauptbaarschaft an Papiergelde stets in meiner Brieftasche, bei Tage in der Seitentasche des Rockes, und des Nachts, wenn ich mit Andern quartierte, bequem und unbemerkt auf der Brust. Wo ich länger blieb, schloß ich sie sorgfältig ein, oder übergab sie, wie in Wien und anderwärts, meinem Gastfreunde, doch nie den Wirthen der Gasthöfe, hütete mich, sie meiner Bedienung zugänglich zu machen, oder sie auch nur sehen zu lassen, und nahm stets, wenn ich allein war, nur so viel zum Verwechseln heraus, als ich für den Tag oder das augenblickliche Bedürfniß nöthig zu haben glaubte. Doch alle diese kleinen Vorsichtsmaßregeln hätten mich vielleicht dennoch nicht vor Entwendung und Bevortheilung gesichert, wenn nicht, wie ich mehr als Einmal zu bemerken Gelegenheit hatte, auch die rohern und ungebildetern Leute, mit denen ich zu thun hatte, bei dem ersten Anblick eines Blinden eine Art von rührender Theilnahme und feinerem Mitleiden durchdränge, welche, so lange sie rege bleibt, den Nichtsehenden vor Bevortheilung

ſchätzt; und gern rufe ich ſo erfreut wie Wolfgang Menzel am Schluſſe meiner Reiſe-Erzählung aus: „Die Deutſchen ſind doch noch ein ehrenwerthes Volk, ein Blinder kann Hunderte von Meilen ſicher unter ihnen reiſen!“

In unſerem Verlag iſt früher erſchienen:

Peſtalozzi, H., ſämmtliche Schriften. 15 Bände gr. 8. Herabgeſetzter Preis 15 fl. oder 8 Rthlr. 20 Gr.

— — Chriſtoph und Elſe. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

— — Figuren zu meinem A B C Buch. gr. 8. 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

— — Lienhard und Gertrud. 4 Theile. Herabgeſetzter Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

— — wie Gertrud ihre Kinder lehrte. 1 fl. 12 oder 16 Gr.

— — Schwanengeſang. 1 fl. 12 kr. oder 16 Gr.

Hebel, Dr. J. P., bibliſche Geſchichte für die Jugend. 2 Theile N. Aufl. 36 kr. oder 8 gr.

— — bibliſche Geſchichten für die kathol. Jugend. 2 Theile 36 kr. oder 8 Gr.

— — Schatzkäſtlein des rheinländiſchen Hausfreunds. N. Aufl. 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Dittmar, Dr. H., neueſte Weizenkörner für junge Herzen. Dritte und letzte Spende 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Herz, M. J., der Geiſtliche, als Lehrer der Gemeinde. 48 kr. oder 12 Gr.

— — der Geiſtliche als Vorbild der Gemeinde. 48 kr. od. 12 Gr.

Thierſch, Fr. v., über gelehrte Schulen mit beſonderer Rückſicht auf Bayern. 1r Bd. 1 — 4 Hefte 3 fl. 33 kr. oder 2 Rthlr. 8 Gr.
2r Bd. 1 — 4 — 4 fl. 15 kr. oder 2 Rthlr. 14 Gr.
3r Bd. 1 — 3 — 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

— — über den öffentlichen Unterricht, vorzüglich der ſüdweſtlichen Staaten von Deutſchland. gr. 8.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Die

Aufgabe Preußens 1854.

Von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1854.

BIBLIOTHECA
REGIA

Schnellpreſſendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Die Aufgabe Preußens iſt nicht, auf Koſten des eigenen Intereſſes Rußland gefällig zu ſeyn.

Der Prinz von Mecklenburg hat neue Friedenshoffnungen nach Berlin gebracht. Ein gutes Mittel, um die Neutralität Preußens in die Länge zu ziehen, wo möglich Preußen zu iſoliren; aber ein ſchlechtes Mittel, um den allgemeinen Frieden herzuſtellen und den Weſtmächten genug zu thun. Es ſteht nicht mehr im Belieben Rußlands, den Stand der Dinge vor dem Kriege herzuſtellen. Es hat durch ſeinen ungerechten Angriff auf die Türkei bewieſen, daß Europa', wenn es ihm auch jetzt Frieden gäbe, in wenigen Jahren aufs neue gegen daſſelbe Rußland und um deſſelben Objects willen würde in Waffen ſtehen müſſen. Europa weiß, was Rußland will und wird die Waffen nicht eher niederlegen, als bis Rußland außer Stand geſetzt iſt, die Eroberung Conſtantinopels nochmals zu verſuchen. England insbeſondere wird das ſchwarze Meer nicht wieder räumen. Wem ſollte auch die Zahlung der Kriegskoſten aufgebürdet werden, außer Rußland, welches allein, das Völkerrecht mit Füßen tretend und alle Intereſſen Europas verletzend, den Krieg angefangen hat? Zu einer ſo demüthigenden Leiſtung wird ſich aber und kann ſich

Rußland nicht verſtehen. Folglich iſt an wirklichen Frieden gar nicht zu denken. Rußland ſelber denkt nicht daran. Die Friedensvorſchläge, die durch den Prinzen von Mecklenburg überbracht worden ſind, zwecken nur dahin ab, Preußen zu beſchwichtigen, Preußen von der Coalition zu trennen. Wollte Rußland ernſtlich Frieden, warum ließ es gerade jetzt ſeine Heere die Donau überſchreiten?

Je klarer ſomit die Abſicht Rußlands zu Tage liegt, um ſo weniger iſt es an Preußen, ſich durch eine ſo wenig feine Kriegsliſt dupiren zu laſſen. Die Anerbietungen Rußlands ſetzen Preußen nicht in den Stand, das Amt einer ehrenvollen Vermittlung auf ſich zu nehmen. Sie ſind vielmehr nur der letzte Strohhalm, an den ſich die Hoffnung knüpft, die preußiſche Diplomatie zu falſchen Schritten zu verleiten und einen Conflict derſelben mit den Weſtmächten herbeizuführen. Preußen ſoll die Vermittlerrolle übernehmen, um in derſelben irgend eine Nichtachtung zu erfahren, die es dann auf Ambition nehmen ſoll. Statt die Frage ſtaatsmänniſch und nach dem großen Länder- und Völker-Intereſſe aufzufaſſen, ſoll es wie ein beleidigter Student eine perſönliche Angelegenheit daraus machen, empfindliche Noten mit England und Frankreich wechſeln und über Nacht in einen den preußiſchen Intereſſen im höchſten Grade verderblichen Krieg mit den Weſtmächten zu Gunſten Rußlands verwickelt werden.

Die wahre Sachlage, die wahren Intereſſen Preußens bleiben die nämlichen nach den Vermittlungsvor-

ſchlägen, welche der Prinz von Mecklenburg überbracht, wie vorher. Zum Glück iſt das wenn nicht über die künftige Handlungsweiſe, doch über das Princip Preußens entſcheidende Wort ſchon vom Kriegsminiſter von Bonin ausgeſprochen worden. Er hat den Fall, daß Preußen mit Rußland gehen könne in energiſcher Weiſe als eine Unmöglichkeit bezeichnet und ſogar als etwas, das einem Vatermorde, begangen am deutſchen und preußiſchen Vaterlande, gleich kommen würde.

Wird aber Preußen auch nur neutral bleiben können? und iſt es ſein Intereſſe, neutral zu bleiben? Dieſe Fragen wollen wir beantworten.

Um jedem Mißverſtändniß zuvorzukommen, ſchicken wir die Bemerkung voraus, daß wir ein einſeitiges Vorſchreiten oder auch Zurückbleiben Preußens ohne Oeſterreich für gleich gefährlich halten würden, daß uns Oeſterreich in dem Falle zu ſeyn ſcheint, eher ſeine Entſchließung zu treffen als Preußen, und daß wir, ohne der Macht und Würde Preußens damit im geringſten zu nahe zu treten, doch eine gewiſſe Abhängigkeit der preußiſchen Entſchließung von der öſterreichiſchen für in der Natur der Dinge liegend, nothwendig und erſprießlich halten. Deſsgleichen verwahren wir uns gegen den Vorwurf, als wollten wir hetzen und zu Uebereilungen rathen. Wir ſehen die Lage Europas und insbeſondere Deutſchlands für viel zu ernſt an, und erwarten nur Heil, wie von der Einigkeit, ſo von der Beſonnenheit. Aber Klarheit wollen wir, Klarheit des Zweckes und Zieles, dem dann ein ſtarker Wille zuführe.

In den Vordergrund stellt sich die Frage: sind die Gründe, welche hauptsächlich von der Kreuzzeitung und ihrer Partei für eine unverbrüchliche Neutralität gegen Rußland geltend gemacht worden sind, an sich und auch für den Fall noch maßgebend, wenn Oesterreich im Anschluß an die Westmächte ein thätiges Einschreiten gegen Rußland beliebte? Die Frage ist sehr praktisch, denn Preußen hat sich in Bezug auf thätiges Einschreiten seine freie Entschließung unter allen Umständen vorbehalten. Die Umstände können aber bedenklich werden. Wir sehen alle jene Gründe für unbedingte und unverbrüchliche Neutralität gegen Rußland für nicht stichhaltig an, bevorworten daher eine preußische Politik, welche sich an sie nicht binde und die freie Entschließung zum Kampfe im dringenden Fall nicht durch sie beherrschen oder hemmen lasse.

Aus den Motiven, die dem Kriegsminister von Bonin eine Allianz Preußens mit Rußland verwerflich erscheinen ließen, folgt auch die Unhaltbarkeit einer unverbrüchlichen, oder auch nur während des bevorstehenden, vielleicht lange dauernden europäischen Krieges allzu lange bewahrten Neutralität. Wo es so große Interessen der Zukunft, wo es Existenzfragen gilt, läßt sich eine Neutralität, wenn je, doch nicht auf lange Zeit festhalten und nur zum offenbaren Schaden der Neutralen, die jedenfalls etwas versäumen und später zu dem, was sie vorher mit sichererem Erfolge hätten aus freiem Antrieb thun können, getrieben werden.

Friedrich der Große war so sehr Herr seiner Po-

litik, hatte die Karten, mit denen um die Existenz seiner Monarchie gespielt werden sollte, so fest und sicher selber in der Hand, daß er keck den ersten Trumpf auswarf in einer Zeit, in welcher der Krieg noch gar nicht erklärt war. Er wußte nicht nur, was er wollte, sondern er handelte auch darnach rasch und entschlossen, zu seinem unvergänglichen Ruhm und zum wahren Vortheil seiner Monarchie, denn nur durch seine Offensive sicherte er sich den Vortheil der Defensive. Sein Verfahren ist und bleibt Regel für die preußische Politik, wenn dieselbe nicht ihre Abstammung und Wesenheit verleugnen will.

Neutral bleiben und lange abwarten paßt nicht zu den bereits vom Kriegsminister ausgesprochenen Worten. Es paßt eben so wenig von Seiten Oesterreichs zu der offiziellen Erklärung, daß es die Westmächte als im Recht befindlich betrachte. Wenn man das einmal anerkennt, muß man auch im rechten Zeitpunkt offensiv auftreten, oder man hat ein übles und gefährliches Nachsehen. Rußland, wenn es siegte, würde den Neutralen nie verzeihen; die Westmächte, wenn sie siegten, würden die Neutralen gleichfalls ihren Uebermuth fühlen lassen. Unter allen Umständen wird der Krieg damit endigen, daß große Beute gemacht, wichtige Ländergebiete getheilt werden. Sollen dann die Neutralen neidisch zusehen oder sollen sie, ohne ein Opfer gebracht zu haben, Anspruch auf Mitbelohnung machen? Weder das Eine noch Andere ziemt sich für eine Macht, wie das vereinigte Deutschland. Das Schlimmste, was man gleichwohl mit Sicherheit voraussagen kann, würden die

Vorwürfe seyn, welche sich die deutschen Staaten hinterdrein wegen ihrer unfruchtbaren Neutralität selber machen würden. Denn man weiß, wie in solchen Fällen die Unentschlossenen und aus Ueberklugheit Bethörten gerne die Schuld auf Andere schieben. Wehe Deutschland, wenn die Tage des Hasers, die den Basler Frieden, die Stipulationen des Herrn von Haugwitz nach der Schlacht von Austerlitz ꝛc. herbeiführten, wiederkehren sollten, häßliche, giftige, ganz abscheuliche, aber unvermeidliche Früchte einer unzeitigen Neutralität!

Man sagt, wenn es auch im Interesse des preußischen Staates liege, nicht mit Rußland zu gehen, so erfordern doch eine Menge Rücksichten das Neutralbleiben Preußens. Das verwandtschaftliche Verhältniß der Höfe kann hier nicht in Anschlag gebracht werden, denn die Politik der Staaten steht über jeder schwägerlichen Rücksicht, was von Rußland selbst am besten eingesehen und befolgt wird. „Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn", sagten die guten Wiener im Jahr 1813 und der alte Kaiser Franz hat Beifall genickt.

Auch der an sich so edle Wunsch, den Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten, ist rein illusorisch. Wenn man den gesunden Krieg nicht will, aus welchem Preußen mit Oesterreich verbunden, neugekräftigt hervorgehen und in dem es sich Bürgschaften seines künftigen materiellen Wohlstandes, wie seines politischen Ansehens nach außen und die allgemeine Zufriedenheit im Innern erkämpfen kann, so wird man doch den Frieden, die längere Fortsetzung eines leider nur zu faulen Friedens

nicht erkaufen. Man wird dennoch Krieg haben, aber einen verderblichen Krieg. Man wird im ungelegensten Augenblick, contre coeur und unter dem Fluch der Unpopularität zu einem Kampf getrieben werden, der alle erträumten Vortheile der Neutralität im Augenblick verschwinden macht, aber auch alle reellen Vortheile, die ein freiwillig und rechtzeitig unternommener, gesunder Krieg hätte bringen können. Man könnte in den Fall kommen, durch Zaudern Rußland genützt, Rußlands Plane gefördert und seine Macht unendlich vergrößert zu haben, ohne dafür von ihm einen Dank zu verdienen und zu erhalten, und zugleich die Westmächte aufs tiefste beleidigt und erbittert zu haben, von beiden Seiten gehaßt, verachtet, von beiden Seiten zugleich bestraft zu werden.

Man hört oft die Abhängigkeit Preußens von Rußland als Treue und Dankbarkeit rühmen. Man legt einen hohen moralischen Werth in diese Sympathieen. Aber man vergißt, daß solche Gefühle nur einem kleinen Staat im Gefolge eines größern angemessen sind, niemals einem Großstaat gegenüber dem andern. Denn ein Großstaat muß sich seiner Macht jeden Augenblick bewußt seyn und kann sich nie in die wenn auch noch so romantisch beschönigte Situation eines schwachen und zärtlichen Weibes versetzen, das sich an den starken Mann schmachtend anklammert. Am allerwenigsten ziemt dem eisengepanzerten und tapfern Preußen, einem Kriegerstaat ab ovo, sich dem Czaaren weibisch hinzugeben.

Weshalb soll denn aber überhaupt Preußen zur

Treue und Dankbarkeit gegen Rußland verpflichtet seyn? Als das Haus Hohenzollern die herzogliche Würde in Preußen erlangte und einen Anlauf nahm, unter den Auspicien der neuen lutherischen Religion die alten, von deutschen Rittern eroberten Ordenslande an der Ostsee beim deutschen Reich zu erhalten, war es Rußland, was diesem natürlichen Beginnen des deutschen Grenzfürsten entgegentrat und dem deutschen Gesammtreich, wie speziell der preußischen Grenzmacht den ersten erschütternden Stoß versetzte durch seinen barbarischen Angriff auf Livland. Nur Schweden und Polen traten damals noch dem Moskowiter wirksam entgegen und schützten in den Ostseeprovinzen zwar nicht mehr die deutsche Herrschaft, doch noch den Protestantismus. Später indeß gelang es Rußland, während Deutschland sich im Kampf mit Ludwig XIV. verblutete, jene altdeutschen Ostseeprovinzen den Schweden zu entreißen und auch das bisher unabhängig gebliebene Kurland zu erben. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schloß es sich eifrig an die große Coalition gegen Preußen an und trachtete im siebenjährigen Kriege nach nichts Geringerem, als nach dem Besitz von Ost- und Westpreußen, die auch unfehlbar sein Beutetheil geworden wären, wenn nicht der große König Friedrich seine Monarchie und mit ihr das höchste Interesse und die Ehre Norddeutschlands in unsterblichen Schlachten gerettet hätte. Seitdem war Rußland nur noch darauf bedacht, das erstarkte Preußen arglistig mit seiner Diplomatie zu umstricken, es zu falschen Schritten zu verleiten, es mit Oesterreich in beständ-

diger Zerwürfniß zu erhalten und endlich es mit dem Westen in Krieg zu verwickeln. Das waren die Mittel, durch die es seine Absicht, Preußen zu schwächen und in ein Abhängigkeitsverhältniß zu bringen, am sichersten erreichen konnte und annähernd auch wirklich erreichte. Denn Preußen ließ sich von Rußland wirklich zu beständigem Argwohn und Haß gegen Oesterreich, zur politisch höchst unklugen Theilung Polens und zu den Kriegen gegen Frankreich verleiten. Während Preußen auf diese Weise am Rhein beschäftigt war, bemächtigte sich Rußland der türkischen Grenzprovinzen und riß den größten Theil von Polen an sich, Preußen nur ein kleines Beutetheil zur Abfindung zuwerfend, wohl wissend, daß es damit Preußen nichts schenke, sondern nur auf Zeit etwas leihe. Wer weiß nicht, daß Warschau und das Weichselgebiet, das damals Preußen zufiel — jetzt russisch ist! Das Unglück Preußens im Jahr 1806 wurde wenigstens zum Theil durch Rußland verschuldet, das zum Kriege hetzte. Nachdem Preußen geschlagen war, wurde es im Frieden von Tilsit von Rußland im Stich gelassen. Kaiser Alexander geruhte sich nicht, Grodno und Bialystock, die früher preußisch gewesen, sich damals abtreten zu lassen. Es theilte also mit Napoleon die preußische Beute. In dem Friedensschluß von Tilsit wurde Preußen eine spätere Entschädigung für Hannover versprochen, aber im Jahr 1808 fand sich Kaiser Alexander bei der Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt bewogen, von dieser Bedingung abzustehen und Preußen mußte sich in

seiner damaligen Ohnmacht die russische Treulosigkeit gefallen lassen.

Sollte nun das Jahr 1813, in welchem allerdings Rußland den Anstoß zur Selbstbefreiung Deutschlands gab, Deutschland, und insbesondere Preußen, auf ewig zur Dankbarkeit und demzufolge zum unterthänigen Gehorsam gegen Rußland verpflichtet haben? Der Dienst, den man sich damals leistete, war ein gegenseitiger. Wäre Oesterreich und Preußen im Frühjahr 1813 auf Seite Napoleons geblieben, so würde Rußland in einem neuen mit etwas mehr Vorsicht unternommenen Feldzug bezwungen und erobert worden seyn. Es verdankt seine eigene Rettung nur dem Abfall Preußens und Oesterreichs von Napoleon. Es kämpfte, indem es seine Heere mit den deutschen Heeren vereinigte, auch nur für sein eigenes Interesse. Nachdem Paris erobert und Napoleon vertrieben war, stellte sich Rußland augenblicklich auf die Seite der Mächte, die Deutschland am übelsten wollten. Talleyrand war es, mit dem Kaiser Alexander zuerst den Plan verabredete, die siegreichen Deutschen um den Preis des Sieges zu betrügen. Frankreich blieb größer, als es 1792 gewesen war, es behielt Elsaß und Lothringen, durfte das offene Deutschland fort und fort von Straßburg und Metz aus bedrohen. Belgien, weiland burgundischer Kreis des deutschen Reichs, wurde dem deutschen Bunde nicht mehr einverleibt. England riß für sein Hannover das früher preußisch gewesene Ostfriesland an sich und schnitt Preußen von der Nordsee ab. Preußen, anstatt sich abrunden zu dürfen, wurde

in zwei weit auseinanderliegende Theile zerschnitten, die confessionell wie geographisch geschieden, eben so schwer innerlich zu einem Ganzen zu verbinden, als nach außen zu vertheidigen sind. Bei allen diesen Verhandlungen und Festsetzungen wurde Preußen von Rußland auf das heillooseste hintergangen und dupirt. Rußland versprach, wenn ihm Preußen Polen garantire, diesem dafür Sachsen. Als nun aber Rußland nicht ohne die eben so ritterliche als unpolitische Beihilfe Preußens sein Polen weghatte, sagte es sich von seinem Versprechen hinsichtlich Sachsens los und ließ Preußen in Stich.

Nicht zu vergessen die durch den Fürsten Dolgoruki mit Bernadotte abgekartete Intrigue, durch welche Rußland sich bemühte, die Hansestädte mit Dänemark zu vereinigen, um dasselbe für Norwegen, welches an Schweden kam, zu entschädigen. Rußland hat in Dänemark seit lange die Hand im Spiel. Es bevormundet Dänemark, es hat das Erbrecht in Dänemark, es herrscht gewissermaßen schon in Dänemark. Es hat uns Holstein und Schleswig durch bloße diplomatische Kunst in einem Zeitpunkt entrissen, in welchem halb Deutschland für jene Herzogthümer in die Waffen getreten war. Nun denke man sich noch Hamburg, Bremen, Lübeck als dänische, quasirussische Errungenschaften! Insbesondere Preußen mag sich an solche rühmliche Vorgänge der russischen Diplomatie erinnern. Mit Scham müssen wir bekennen, daß sich Deutschland damals der russischen Intrigue wahrscheinlich gefügt und die Hansestädte geopfert haben würde, wenn nicht England allein sie gerettet hätte.

Eben so rücksichtslos ist Rußland später vorgeschritten. Es hat durch seine Grenzsperre den preußischen Handel und Wohlstand systematisch zu untergraben gesucht. Es hat durch die hinterlistigen, frechen und gewaltthätigen Bekehrungen vieler tausend lutherischer Livländer zur griechischen Kirche gezeigt, welche Gesinnungen es gegen die in den altpreußischen Provinzen vorherrschende Confession hegt. Es hat, im Widerspruch mit den Verträgen, Verfassung und Bestand des Königreichs Polen aufgehoben und Polen russificirt, um auch noch den schwachen nationalen und confessionellen Wall niederzureißen, den das katholische Polen gleichsam schützend zwischen der deutschen und russischen Nationalität bildete. Es hat überwiegenden, ja alleinigen Einfluß in Dänemark gesucht, und in den wichtigsten Krisen auch gefunden, um gegen Deutschland und insbesondere Preußen einen tödtlichen Streich vorzubereiten. Es will als Vormund und Erbe Dänemarks den Sund beherrschen, und durch die Herzogthümer Schleswig und Holstein unmittelbaren Einfluß in Norddeutschland gewinnen, im schroffesten und feindseligsten Gegensatz gegen die deutschen Handelsinteressen und gegen Preußens Hegemonie in Norddeutschland.

Die russische Diplomatie wand sich stets nur wie eine Schlange liebkosend zugleich und todtdrohend um Preußen. Hat man die berüchtigte „Pentarchie" des Jahres 1839 vergessen, in welcher die deutschen Mittelstaaten eingeladen wurden, unter russischem Protektorate Preußen und Oesterreich das Gegengewicht zu halten?

Gar nicht lange vorher hatte Preußen unklug und zu ſeinem eigenen Nachtheil dem Fürſten Paskiewitſch den Weg über Thorn nach Warſchau eröffnet und Rußland aus der ſchweren Verlegenheit und Bedrängniß des polniſchen Krieges geholfen. Zum Dank dafür ſuchte Rußland die Mittelſtaaten gegen Preußen aufzuhetzen, als dieſes eben Deutſchland die Wohlthat des Zollvereins erwies.

Von der Sprache, welche Rußland gegen Preußen während deſſen Conflict mit Oeſterreich im Jahre 1850 führte, läßt ſich aus dem Vorhergehenden ſchließen, wenn auch Lord Clarendon nicht öffentlich im Parlament davon Act genommen hätte. Gewiß hat damals manches Preußenherz von gerechtem Zorn beben und glühenden Haß gegen das übermüthige Rußland in ſich verſchließen müſſen. Ehre den Manen des Grafen von Brandenburg!

Noch ganz zuletzt und in der jüngſten Zeit iſt aus der veröffentlichten Unterhandlung des Kaiſers von Rußland mit Lord Seymour hervorgegangen, daß der erſtere, indem er über Europa zu diſponiren unternahm, Preußen gar nicht einmal erwähnt, von dieſem Staat, als zu unbedeutend oder bereits von ihm abhängig gar nicht Notiz genommen hat. Noch deutlicher aber war die Erklärung officieller Blätter in Frankreich, welche aus den weitern Unterhandlungen des Kaiſers von Rußland mit dem Kabinette der Tuilerien berichtete, jener habe Frankreich die preußiſchen Rheinprovinzen als Entſchädigung angeboten, wenn es in der orientaliſchen Angelegenheit ſich Rußland anſchließe.

Das Liebängeln einiger preußischen Blätter mit Rußland, das weibische Anschmiegen an Rußland, das alleinige Hoffen auf Rußland scheint nach solchen Vorgängen mehr als unschicklich und taktlos. Die Geringschätzung, die Preußen von Rußland in allen seinen wesentlichen Interessen hat erfahren müssen, wird durch eine kaiserliche Umarmung der preußischen Garden nichts weniger als ausgeglichen. Selbst in den russischen Liebkosungen liegt ein beleidigendes Zurschautragen der Superiorität. Von jeher hat Rußland Preußen übervortheilt, in neuester Zeit wie ein Koloß auf dasselbe gedrückt, in den Verhandlungen mit England, Frankreich und Oesterreich das preußische Interesse (zum mindesten gesagt) verachtet, und Preußen soll sich für all das mit einem gelegentlichen Gnadenblick zufrieden stellen, ja in russenfreundlichen Enthusiasmus versetzen lassen, und Rußland glaubt auf den Beistand einer Macht rechnen zu können, mit der es ein so wenig delikates Spiel treibt?

Man hat schweres Gewicht darauf gelegt, daß Rußland der einzig wahre und mächtige Beschützer der conservativen Interessen in Europa sey. Wir leugnen das geradezu in Bezug auf alle conservativen Interessen, welche kirchlichen Ursprungs sind. Dem conservativen Interesse, sowohl der katholischen als der protestantischen Kirche ist nichts in der Welt gefährlicher als die russische Propaganda und Eroberungspolitik. In dieser Beziehung hat der Erzbischof von Paris in seinem Gebet für die französischen Waffen eben so wahre als zeitgemäße Worte gesprochen und die Kreuzzeitung würde wohlthun, in Be-

zug auf die preußische Unionskirche eine völlig gleiche Sprache zu reden. Der Czaar-Patriarch wird sehr gut wissen, wie zutreffend jenes Pariser Gebet war. Aber wie unzurechnungsfähig wird ihm die fromme Partei in Berlin vorkommen, die für das Glück der russischen Waffen betet, uneingedenk des Todesurtheils, welches die griechische Kirche längst über alle reformirten Kirchen gesprochen hat. Die Kreuzzeitung geräth in gerechte Entrüstung über die deutschen Demokraten, die sich an Mazzini's „Tod den Deutschen" erfreuen, aber sie selbst erfreut sich an den Erfolgen der griechischen Kirche und des moskowitischen Welteroberers. Das ist auch undeutsch, ja noch beklagenswerther, weil Mazzini's Dolche Deutschland keinesfalls so gefährlich werden können, als des Czaaren Bayonette. Soll die evangelische Kirche Preußens unter der conservativen Politik des russischen Cesaropapismus Schutz suchen, so heißt das so viel, als sich selber in den Tiegel stürzen, in dem man geschmolzen werden soll. Wäre Preußen nur erst der militärische Vasall Rußlands geworden, würden die Evangelischen daselbst so gewiß, wie in den Ostseeprovinzen, der bärenhaften Umarmung des Popenthums unterliegen. Wir muthen der Kreuzzeitung auf ihrem confessionellen Standpunkt keine katholische Sympathien zu; aber ihr confessioneller Standpunkt erlaubt ihr keine andere Allianz, als die mit England und Skandinavien, den Stammländern des Protestantismus. Indem die Kreuzzeitung die russische Parthei ergriffen hat, dient sie einer Macht, die nur darauf hinzielt,

die evangelische Kirche zum Vortheil der griechischen zu unterdrücken.

Man kann sich des Mitleids mit der evangelischen Kirche kaum erwehren, wenn man die Männer, die ihre Kraft und Stütze seyn sollten gegen den Osten, im Voraus dem russischen Interesse sklavisch dienen sieht, Werkzeuge einer dem evangelischen Norden feindseligen, ja der furchtbarsten Macht, die ihm jemals gedroht hat. Männer voll Frömmigkeit, Geist, Gelehrsamkeit, die das Salz der evangelischen Kirche seyn sollten, die aber nicht merken und merken wollen, daß Rußland, welches Millionen Katholiken im alten Polenreiche und wenigstens Tausende von Protestanten in den Ostseeprovinzen mit Gewalt und List gräcisirt hat und aus Staatsraison Propaganda macht, nimmermehr das Asyl seyn kann, wo der Protestantismus Schutz zu suchen hat.

Die Conservativen der beiden abendländischen Kirchen können unmöglich Sympathien für den Kaiser von Rußland hegen, denn er ist als Haupt der erobernd gegen Westen vordringenden griechischen Kirche der principielle und gefährlichste Feind beider Kirchen.

Es bliebe Rußland also nur das Verdienst übrig, den politisch Conservativen als Schutz und Retter zu dienen. Aber auch das ist eine Illusion. Wir glauben den Beweis führen zu können, daß die Revolutionen, die das mittlere Europa seit Jahrzehnten wiederholt beunruhigt haben, im Causalzusammenhange stehen mit dem russischen Despotismus. Nichts ist dem Selbstherrscher aller Reußen nützlicher und in seinem Vorgehen gegen

den Weſten und Süden förderlicher geweſen, als das Revolutionsfieber. Ueberall hat er nur Vortheil davon gezogen. Die Revolution, die ſeit 1820 durch ganz Europa wie ein Erdbeben gezittert, hat mit dem Aufſtand der Griechen unter ſpeciell ruſſiſcher Autorität begonnen. Rußland ſelbſt war es, das zuerſt Revolution angezettelt, Revolution gemacht hat. Wenn der von ihm eingeleitete griechiſche Aufſtand nicht den Peloponnes und Athen von der Türkei losgeriſſen, die Türkei unheilbar geſchwächt hätte, würde Rußland ſeine Eroberungen im Jahre 1828 und 1829 nicht gemacht, und die, welche es gegenwärtig zu machen im Begriff iſt, nicht verſucht haben. Die lange Kette der Revolutionen in Europa hängt genau an demſelben erſten Ringe, an dem die ruſſiſchen Eroberungen hängen.

Der Hauptvortheil für Rußland lag in der Beunruhigung der deutſchen Großmächte durch die beſtändig drohende Wiederkehr der Revolution. Aber gerade die Hinneigung zu Rußland, die wenigſtens bei einer bedeutenden Partei und einigen hohen Perſönlichkeiten bis zur Blindheit gegen das eigene Staatsintereſſe ging, nährte auf der andern Seite das Mißtrauen der Völker und die revolutionäre Gährung. Die zu oft zur Schau getragene Ruſſenfreundlichkeit lieh den Oppoſitionen einen Vorwand zu bittern Beſchwerden. Die deutſchen Fürſten hätten im Jahre 1848 viel ſicherer auf ihren Thronen geſeſſen, wenn die öffentliche Meinung eine beſſere Vorſtellung von ihrer Selbſtſtändigkeit gehabt, wenn nicht alles das Vorurtheil gehegt hätte, ſie ſeyen Werkzeuge

in der Hand des Czaaren. Die Unpopularität so mancher im Jahr 1848 wankenden Regierung hatte hierin vorzugsweise ihren Grund. Man würde anhänglicher an die alten Regierungen gewesen seyn, wenn man nicht gemeint hätte, dieselben hätten sich an Rußland hingegeben. Der zweideutige russische Schutz ist keine Stärkung, sondern eine Schwächung des Ansehens, welche die Rußland benachbarten Regierungen durch sich selbst ansprechen und aufrecht erhalten können. Ueberhaupt kann man wahrhaft conservativ nur seyn, wenn man die Selbstständigkeit des eigenen Staates über alles schätzt und schützt. Fremden Beistand suchen, auf die Hilfe eines anerkannt Mächtigern vertrauen, heißt sich demselben gefangen geben. Das kann die letzte verzweifelte Wahl einer geschlagenen Partei seyn, nie aber die gesunde Politik eines kräftigen, noch intakten, alten Ruhm bewahrenden Staates. In der nationalen Eifersucht aller deutschen Bevölkerungen und Confessionen von Trier bis nach Triest, von Freiburg bis nach Memel liegt eine Kraft und eine Gesinnung, welche die deutschen Regierungen nicht mißachten dürfen. Der Instinkt des Volkes erkennt mit tiefer Sicherheit, daß Deutschland eine selbstständige Politik befolgen kann und soll, völlig unabhängig von Rußland, und daß es an der Zeit ist, die Bande zu zerreißen, die Rußland seit Jahren um unser weites Vaterland geschlungen hat. Die Antipathien gegen Rußland, von denen ganz Deutschland durchdrungen und erfüllt ist, sind keine revolutionären, sondern

loyale Sympathien und kommen nur den Regierungen, den Dynastien zu Gute.

Was dabei alle Gemüther erfüllt, ist nicht blos der gekränkte Nationalstolz, der endlich Deutschland einmal wieder frei sehen will vom russischen Einfluß, sondern ein Gefühl, das viel tiefer greift und im Innersten aufregt, nämlich der Instinkt des Erhaltungstriebes, die Ahnung einer ungeheuern Gefahr. Es handelt sich jetzt nicht mehr davon allein, was uns Rußland bisher zu Leide gethan hat, sondern viel mehr von dem, was uns erwartet, wenn es sein Vorhaben durchsetzt und die Türkei mit seinem schon ohnehin so kolossalen Reiche vereinigt.

Nur die ärgste Verblendung oder Vaterlandsverrath von Rußland erkaufter Federn kann jetzt noch behaupten wollen, Rußland sey im Recht, Rußland wolle nur das Recht, Rußland gefährde die Nachbarn nicht, des Kaisers Billigkeit und Friedensliebe sey den Nachbarn sichere Bürgschaft.

Rußland ist principiell ein Raubstaat, wie das alte Rom. Es erobert ununterbrochen fort. Es hat seit anderthalb Jahrhunderten weit über seine natürlichen Grenzen hinaus alle seine Nachbarländer unterworfen und geknechtet. Um den alten Kern Großrußlands her lagern jetzt bereits die eroberten Länder in einer den Umfang desselben weit übertreffenden Ausbreitung: Finnland, Ingermannland, Esthland, Kurland, Livland, Litthauen, Polen, die Ukraine, Bessarabien, die Krimm, Transkaukasien. Um diese Länder zu erobern, brauchte Rußland bald Arglist, bald Gewalt und trat jedes Recht

der Nachbarvölker mit Füßen. Wie verfuhr es 1772 mit Polen? wie 1809 mit Finnland? Nie ist größeres Unrecht mit grausamerem Hohn begangen worden!

Der gegenwärtige Kaiser von Rußland ist ein Mann, der selbst seinen Feinden hohe Achtung einflößt, ein starker Charakter, fest, unbeugsam, in Stürmen ruhig, der überlegenste Staatsmann seiner Zeit, weise in der Wahl seiner Minister, Feldherren und Diplomaten, wie Ludwig XIV., von dessen Privatunugenden er völlig frei ist, ein großer Regent in jeder Beziehung. Aber eben das macht ihn furchtbar und rechtfertigt die Nothwehr Europas gegen seine jüngsten Pläne. Er hat die altrussische Eroberungspolitik nicht nur geerbt, er hat ihr auch eine viel breitere und festere Grundlage gegeben, als alle seine Vorgänger. Von ihm zuerst ist das System ausgegangen und mit zäher Festigkeit nun schon seit fast dreißig Jahren durchgeführt worden, nach welchem alle seinem Reiche einverleibten Nationalitäten nivellirt und russificirt, und ebenso alle Confessionen verschmolzen und gräcisirt werden sollen.

Es gibt keine Nationalität und Kirche mehr in Europa, die nicht fürchten müßte, endlich auch ihrerseits in den Bereich jener unbarmherzig um sich greifenden Macht Rußlands zu gerathen und gleich den vorangegangenen verschlungen zu werden. Die nächsten Nachbarn Rußlands sind aber die am meisten bedrohten. Daraus erklärt sich der unerwartete Aufschwung der Türken, daraus nicht weniger die Sehnsucht aller Bevölkerungen von Oesterreich und Preußen nach einer Kraft-

anſtrengung, ſtark genug, die vordringenden Gewaltmaſſen des Czaaren zurückzuwerfen. Die Völker folgen hiebei nur einem dunkeln, aber untrüglichen Inſtinkt. Auch in den Dörfern, in den Kaſernen, wo man nichts weiß von den Enthüllungen des blauen Buches, iſt jede Aeußerung antiruſſiſch. Das iſt ein Gemeingefühl, es liegt in der Luft. Die Völker fühlen aus weiter Ferne die unerträglichen Bande, mit denen ſie gefeſſelt werden würden, den Tod, den ihre Nationalität, ihr religiöſes Leben, ihre bürgerliche Exiſtenz erleiden würde, wenn Rußland in dem bevorſtehenden großen europäiſchen Kampfe triumphirte.

Oeſterreich könnte gar nicht mehr zu Athem kommen, wenn Rußlands zweitgeborner Großfürſt, der ſiegenden Ruſſen Liebling, ſeinen Thron im alten Byzanz aufſchlüge, wenn die Donaumündungen in Rußlands Gewalt blieben, von nun an doppelt geſichert durch die ruſſiſche Macht im Süden des ſchwarzen Meeres wie im Norden. In der Donau wäre die Lebensader der öſterreichiſchen Monarchie für immer durchſchnitten. Ihre ſlaviſchen und griechiſchen Unterthanen wären der Verführung durch das übermächtige Rußland ausgeſetzt, wie dieſelben Beſtandtheile der Bevölkerung jetzt in der Türkei. Die nie ruhende Eroberung würde die Donau aufwärts gehen, und wie die Ruſſen vor Widdin, nahe dem eiſernen Thore ſtehen, würden ſie in wenigen Jahren vor Wien ſtehen. Der Kampf mit Rußland, den Oeſterreich vielleicht im gegenwärtigen Jahre noch zu vermeiden hofft, würde, wenn es ihn verſäumte, in ſpäteren

Jahren um so unvermeidlicher werden, dann aber für Oesterreich viel schwerer zu bestehen seyn, als jetzt, da ihm die Westmächte und die Türkei noch in voller Kraft zur Seite stehen. Rußland würde, wenn es als Sieger aus dem gegenwärtigen Kampfe hervorginge, für Oesterreich viel furchtbarer werden, und die Alliirten, die Oesterreich jetzt noch hat, würden ihm dann vielleicht fehlen.

Durch eine rechtzeitige Offensive gegen Rußland jetzt im Verein mit den türkischen, französischen und englischen Heeren und Flotten kann Oesterreich nicht blos künftige, seine ganze Existenz schwer bedrohende Gefahren abwenden, sondern auch Vortheile erringen, die für seine Machtstellung im Südosten Europas, wie für das materielle Gedeihen seiner Völker vom höchsten Werthe sind. Das Zurückdrängen der Russen von den Donaumündungen schon allein würde dem Handel Oesterreichs nach dem Orient neuen Schwung geben und ihm unermeßliche Hilfsquellen eröffnen. Auch kann es auf keine andere Weise, als durch entschiedenes Vorgehen gegen Rußland die katholische Kirche des Orients schützen und erhalten, was ihm als katholischer Großmacht gleich sehr Pflicht und Interesse seyn muß. Die Frage, was Oesterreich durch neuen Ländererwerb, oder doch durch das Patronat über gewisse Länder und durch die Neugründung von Zwischenreichen zwischen sich und Rußland gewinnen könnte, lassen wir, als vor der Hand unnütze Phantasiespiele, bei Seite liegen. Genug, die Offensive würde Oesterreichs beste Defensive seyn, es von nahen, großen, ungeheuerlichen Gefahren befreien und seine Stellung an

der untern Donau auf lange Jahre hinaus befestigen und verstärken, denn am Siege der Westmächte über Rußland wäre nicht zu zweifeln, sobald Oesterreich seine Fahnen im Bunde mit ihnen entfaltete.

Hieraus nun folgt für Preußen ganz dieselbe Politik. Preußen ist von Rußland im Norden nicht weniger bedroht, wie Oesterreich im Süden. Würde Rußlands Macht durch die Eroberung der Türkei vermehrt, so würde sein Uebermuth gegen Preußen nicht weniger wachsen, wie gegen Oesterreich. Dem glücklich vorschreitenden Rußland würde der Besitz des Sundes nicht weniger gelingen, wie der Besitz der Dardanellen. Die Ostsee würde eben so ausschließlich ein russisches Gewässer werden, wie das schwarze Meer und der Archipel. Der preußische Handel würde von Rußlands Gnade leben müssen. Polen würde ein noch viel furchtbareres Bollwerk Rußlands werden, als es jetzt schon ist, wie ein Keil zwischen Preußen und Oesterreich eingeschoben, beide bedrohend. Zu spät würde Preußen sich dann erst aufraffen und gegen die russische Uebermacht zu schützen versuchen. Es würde diesen Todeskampf unter viel ungünstigeren Umständen beginnen müssen, wie jetzt. Rußland würde schon viel stärker, Oesterreich viel schwächer geworden seyn. Und wie sich Frankreich in jener unbestimmten Zukunft verhalten würde, wer kann es wissen? Heute weiß man, Napoleon III. ist in offenem Kriege mit Rußland. Heute hat man ihn zum Alliirten gegen Rußland. Wird man ihn immer so haben? Napoleon III. hat die Hydra der Revolution besiegt, die Deutschland

vom Westen her bedrohte, er schickt jetzt seine Heere gegen Rußland, das uns von Osten her bedroht. Er handelt also wie unser guter Alliirter. Er hat das Verdienst es zu seyn, auch wenn wir blöde genug wären, es nicht einzusehen. Er sammelt feurige Kohlen auf unser Haupt. Wir sind auffallend unklug, indem wir uns gegen ihn sperren. Sein überlegener Verstand, noch mehr sein gegen uns so freundschaftliches Handeln sollte diejenigen tief beschämen, die sich auf ihre Sprödigkeit wohl gar noch etwas einbilden. Den ritterlichen Bundesgenossen, der zuerst und ungerufen herbeigeeilt, soll man auch ritterlich willkommen heißen.

Aber Preußen kann sich durch den Anschluß mit Oesterreich an die Westmächte nicht bloß einer seine östlichen Grenzen hoch und schrecklich überragenden Gefahr erwehren, sondern auch durch Siege über Rußland unschätzbare Vortheile erringen. Geflissentlich vermeiden wir, die Ansprüche zu detailliren, die Preußen als Ostseemacht neben Dänemark und Schweden, als Erbe des deutschen Ordens, als Beschützer der Protestanten in den Ostseeprovinzen, als natürlicher Schirmherr von Litthauen und Polen erheben könnte. Wir wollen nur auf eine Entschädigung hinweisen, die für Preußen aus einer Combination hervorgehen könnte, welche die ungerechten Stipulationen von 1809 und 1814 in Bezug auf Finnland und Norwegen annulliren würde, einer Combination, die zugleich die verlorene Ehre des deutschen Bundes in den Herzogthümern an der Eider und Schlei vollständig und zur Befriedigung Aller, sogar der

Dänen, herstellen könnte. Unter allen Umständen würde Preußen, wenn es mit Oesterreich Hand in Hand die Offensive gegen Rußland ergriffe, des endlichen Sieges über den gemeinschaftlichen Bedränger und einer daraus resultirenden, sehr ausgiebigen Machtstellung für eine lange Zukunft sicher seyn können.

Man kann von diesen Dingen nicht reden, ohne den hohen Muth zu ehren, den die Ostpreußen bewährt haben, indem sie, die am meisten von Rußland Bedrohten, sich am furchtlosesten ausgesprochen haben.

Da Rußland bisher immer das Glück gehabt hat, in Zeitpunkten, wo die deutschen Großmächte und die Westmächte anderswo beschäftigt und unter einander selbst im Streit oder Krieg begriffen waren, seine Eroberungen zu machen, so wäre eine Politik (vorausgesetzt, diese Mächte wären überhaupt zum Krieg entschlossen) Oesterreichs und Preußens nicht zu loben, die da warten wollte, bis die Pforte, England und Frankreich sich im Kampf mit Rußland erschöpft haben und etwa frische und siegreiche russische Armeen die Grenzen von Galizien, Schlesien, Posen und Preußen besetzen würden. Eine Diversion zu Gunsten Napiers und Omer Paschas darf sich nicht bis über die möglichen Unglücksfälle derselben verspäten. Sie wird am wirksamsten seyn, wenn sie noch zusammenfällt mit dem ersten Enthusiasmus und der vollen Einigkeit der Westmächte und wenn sie durch ihre Energie die Russen am weitern Vordringen gegen Constantinopel hindert, sie aus der Offensive in die Defensive zurückdrängt.

Wenn man Rußland wirksam angreifen, besiegen, durch Schwächung seiner bisherigen Macht auf der Bahn zur Universalmonarchie aufhalten und in eine Stellung zurückmanövriren will, in der es das Gleichgewicht Europas nicht mehr stört, so muß man vor allem seine weit ausgedehnten Grenzen berücksichtigen. Weder Napier im finnischen Meerbusen, noch die verbündeten Heere der Engländer und Franzosen mit Omer Pascha an der Donau und am schwarzen Meere sind stark genug, um ins weite Innere Rußlands vordringen zu können. Wenn Oesterreich, Preußen und Schweden nicht in die Linie einrücken, so bleibt Rußland an den beiden bisher allein bedrohten Punkten im finnischen Meerbusen und am schwarzen Meere stark genug, jeden Angriff abzuweisen. Hieraus erhellt, von wie großer Wichtigkeit für den Erfolg des ganzen Kriegs es seyn würde, wenn Rußland durch das Vorschreiten der deutschen Großmächte gezwungen würde, seine Streitkräfte durch Theilung zu schwächen. Nur den gleichzeitigen Angriff an vielen Grenzen kann es nicht aushalten. Dazu kommt, daß alle Grenzprovinzen Rußlands ohne Ausnahme neuere Eroberungen und von Völkerschaften bewohnt sind, die sich dem russischen Joch nur sehr ungern unterzogen haben. Wenn man diese Völkerschichten, die Rußland zwar angeflößt aber noch nicht zu einem homogenen Ganzen mit ihm verschmolzen sind, recht zu behandeln versteht und nicht, wie Napoleon in Lithauen that, nur erobernd überreitet, sondern organisirt, ihrer Nationalität, ihrem Glauben Rechnung trägt, ihre zum Theil sehr edeln National-

physiognomien von der Entstellung der Sklaverei, ihre schönen antiken Bärte vom russischen Pech reinigt, wenn man ihnen zum erstenmal wieder die Wohlthat einer menschlichen Behandlung und einer unbestochenen rechtlichen Obrigkeit gewährt, so kann man auf die wärmsten Sympathien und auf großen Abfall im Reich des Czaaren rechnen.

Aber alle Anstrengungen gegen Rußland würden vergeblich sein, wenn man nicht gleichzeitig und von allen Seiten angriffe. Wenn Rußland Zeit behielte, je gegen vereinzelte Angriffe alle seine Streitmassen zu concentriren, heute an der Donau, in einem Jahre in Polen, dann hätte Kaiser Nicolaus das Glück, dessen Napoleon sich so lange erfreute, immer erst dann wieder von einem neuen Feind angegriffen zu werden, wenn er den andern schon geschlagen hatte, so daß es ihm leicht würde, all seine Kräfte gegen den neuen zu wenden und diesen gleichfalls zu schlagen.

Ohne das offensive Vorgehen Preußens kann namentlich Schweden, als eine zu schwache Landmacht, selbst wenn ihm die Engländer helfen, kaum wirksam in den allgemeinen Krieg eingreifen. Für Preußens Ostseeinteresse ist es aber von der größten Erheblichkeit, Schweden den Kampf jenseits der Ostsee zu erleichtern durch eigene Operationen diesseits derselben. Alles was Schweden leisten kann, leistet es zugleich für Preußen, wird es aber nur mit Erfolg leisten können, wenn es Preußen zur Seite hat.

Wenn Europa die Gefahr, die ihm von Rußland

droht, nicht begriffe, wenn es derselben nicht einig und gleichzeitig begegnete, wenn es durch Uneinigkeit und Zaudern eins seiner Glieder nach dem andern von Rußland besiegen und entkräften ließe, dann würde es eine Unmacht und Unfähigkeit bewähren, die den Selbstherrscher aller Reußen in der That berechtigen würde, ganz Europa Gesetze vorzuschreiben. Dann wäre es ihm aus eigner Schuld verfallen und verdiente die Züchtigung, die ihm dann auch nicht fehlen würde.

England auf seiner Insel ist sicher; Frankreich, von Rußland fern, von demselben vielleicht wiederholt zum Bundesgenossen gesucht, kann sich wenigstens länger gegen Rußland behaupten. Aber Oesterreich, Preußen würden dem Druck des östlichen Nachbarn nur zu bald unterliegen, wenn sie sein neues Anwachsen durch Eroberung der Türkei nicht mit aller Energie verhinderten. Rußland würde, einmal Herr in Constantinopel, sich jeder Rücksicht und Schonung gegen Nachbarn überheben dürfen, die zu feindselig gewesen, ihm zu helfen, und zu furchtsam, ihn anzugreifen. Es würde sie verachten. Rußland würde die freundschaftliche Sprache nicht mehr reden, wie bisher. Man muß, wie an die neue Machtstellung Rußlands durch die Eroberung von Constantinopel, so auch an den Wechsel der Personen denken. Ein junger Czaar, von den fanatischen Altrussen unter Siegen über die Ungläubigen auf den Schild erhoben, würde vom Lager aus ganz anders verfahren und verfahren müssen, als sein hochgebildeter und feiner Vater im Cabinet. Die Barbarei des Russenthums würde

in der türkiſchen Eroberung, darauf kann man ſich verlaſſen, üppig gedeihen und den Bart ſtruppiger als jemals in die Höhe drehen, grimmiger als je die halbthieriſchen Zähne fletſchen. Das ruſſiſche Heer würde ſich in den männerreichen Provinzen der Türkei mit Legionen von halben Teufeln verſtärken, die wie geſchaffen ſcheinen, uns den Hochmuth der Civiliſation aus den Gliedern zu knuten und in unſern Schulſtuben ihre Pferde einzuſtallen.

Wenn dagegen die romaniſchen und germaniſchen Mächte des Weſtens durch gemeinſchaftliches feſtes Zuſammenhalten die neue Völkerwanderung, womit uns die Ruſſen bedrohen, aufhalten, ſo wird ein ſolcher Sieg der höhern und edlern Racen über die niedrern, der Civiliſation über die Barbarei, des Rechts über die Gewalt und der abendländiſchen Kirchen über das dumpfe Popenthum nur als etwas ganz Natürliches erſcheinen, und man wird ſich darüber freuen, wie wenn man von einer ſchweren, lähmenden und betäubenden Krankheit wieder geneſt.

Ganz vorzüglich aber würden alle Preußen von Wonne belebt werden, wenn ſie endlich das drückende Gefühl des auf ihnen laſtenden ruſſiſchen Alps los würden. Die elaſtiſche, tapfere Nation, durchdrungen von Ehre, iſt nach und nach in eine überaus unnatürliche und unbehagliche Lage gekommen. Wir wollen nicht behaupten, daß Rußland dies verſchuldet habe, gewiß aber iſt, daß Rußland Nutzen daraus gezogen hat. Eine ſüd- und weſtdeutſche Reaction gegen das Preußenthum

hat stattgefunden, der preußische Name hat an seinem alten Glanz verloren. In Preußen selbst ist tiefes Mißbehagen eingeschlichen. Die so oft zurückkommandirte Armee hat Wunder des Gehorsams gethan, aber ein heiliges Recht auf neue Waffenehre erworben. Weit unter seinem wahren Werth abgeschätzt, muß Preußen um jeden Preis die Höhe der Geltung und Popularität in Deutschland und Europa zurückgewinnen, die ihm ziemt und die es verdient. Lesen wir falsch im Preußenherzen? Nein, das ist die Wahrheit.

Die

Naturkunde

im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt

von

Wolfgang Menzel.

I.

Die

Naturkunde

im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt

von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Erſter Band.

Stuttgart.

Buchhandlung von Paul Neff.

1856.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpreſſendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorrede.

Ich wünsche meinen Lesern darzulegen, daß die ganze unermeßliche Natur mit allem, was die Gelehrten Neues und immer Neues darin entdeckt haben, auch heute noch einfach so angesehn werden muß, wie im ersten Buche Mosis, im Buche Hiob und in den Psalmen, nämlich als die Schöpfung des allmächtigen Gottes und Vaters.

Das ist freilich, ich weiß es wohl, nicht die herkömmliche, beliebte und Mode gewordene Auffassung. Schon seit der Mitte des vorigen s. g. philosophischen Jahrhunderts haben die Naturforscher angefangen, die Schöpfung ohne alle Rücksicht auf den Schöpfer zu betrachten. Da, wo sie die Naturerfahrung mit Worten der h. Schrift nicht zusammenreimen konnten, haben sie die letztere alsbald auf eine tumultuarische Weise angegriffen, verspottet, verworfen. Sobald sie aber einmal die Scheu vor dem Heiligen verloren hatten, wurden viele von ihnen in der Gott feindlichen Richtung so weit fortgerissen, daß sie sich nicht nur nicht mehr um Gott bekümmerten, sondern überhaupt den göttlichen Schöpfer gänzlich leugneten, und die sichtbare, materielle Natur für das allein Ewige, von selbst Entstandene, durch seine innere Gesetzmäßigkeit Erhaltene und Endlose erklärten. Das ist die Lehre des Materialismus, die schon über hundert Jahre alt, doch gerade wieder in unsern Tagen durch den neuen Fanatismus einer weitverzweigten jungen Gelehrtenzunft zur Geltung und Herrschaft gebracht werden will. Aber sie sind es nicht

allein, die eine dem christlichen Glauben abholde Naturauffassung befördert haben. Auch ungleich mäßigere und zurückhaltendere Gelehrte pflegen mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung in fast allen wissenschaftlichen Lehrbüchern, welche von der Natur handeln, über den Schöpfer derselben zu schweigen, seiner mit keinem Worte zu gedenken, die Natur, wenn auch nicht als etwas, das sich selbst gemacht habe, doch als etwas schlechthin Gegebenes zu betrachten und Bewunderung, Lobpreisung und Dank einzig den zufälligen Entdeckern von bisher unbekannten Naturstoffen und Naturkörpern, Naturkräften und Naturgesetzen, nicht aber dem Schöpfer und Gesetzgeber selbst zu spenden. Ueberall werden Leser und Schüler auf die Größe des menschlichen Geistes und auf die Fortschritte der Wissenschaft aufmerksam gemacht, als ob die Natur erst würde, weil wir sie in nähern Augenschein nehmen und ihren zahllosen Wunderwerken neue Namen geben, als ob sie nicht schon vor unsern Wahrnehmungen und Entdeckungen und ohne unser Zuthun alles, was sie ist, gewesen wäre. Nicht selten werden auch aus harmloseren Lehrbüchern heraus wenigstens gelegentlich verachtende Seitenblicke auf den alten einfältigen Bibelglauben, als auf Unwissenheit, Finsterniß, Wahn und Aberglauben geworfen, und wird der Menschheit Glück gewünscht, daß sie durch die glänzenden Erfolge der Naturwissenschaft davon befreit worden sey und nun im klarsten Lichte des Wissens wandle.

Nur wenige Ausnahmen gibt es von dieser Regel in der naturwissenschaftlichen Literatur. Nur bei den englischen Gelehrten findet man noch Glauben und Wissen innig verbunden. Der Einfluß aber, den der Gottvergessene Menschenhochmuth auf dem Continent, namentlich auf die Jugend in den Schulen übt, ist groß und beklagenswerth.

Seitdem die Klagen darüber laut geworden und die Theologen gegen den Materialismus in Streitschriften aufgetreten sind, haben

ſ. g. neutrale Stimmen ſich dahin ausgeſprochen, man ſolle den Bibelglauben nicht antaſten, ihn aber gänzlich getrennt halten vom Naturſtudium, denn beides paſſe nun einmal nicht zuſammen; jeder ſolle ſeinen Weg gehn, der Theologe dort, der Naturforſcher hier. Aber damit würde ja wieder alle Beziehung der Natur zu Gott, des Werkes zu ſeinem Urheber abgeſchnitten. Es begegnet den gottfeindlichen Naturforſchern, daß ſie unwillkührlich, indem ſie von der Natur als einer weiſen Anordnerin und Werkmeiſterin reden, doch eigentlich nur Gott meinen, den ſie nicht nennen wollen. Sie bewundern die Werke „der Natur", ſie ſprechen von einem Plane, von der Abſicht „der Natur", ſie perſonificiren „die Natur" beſtändig als Urheberin, als denkende, waltende, mächtige Schöpferin und Erhalterin. Sie legen ihr Attribute deſſelben perſönlichen allweiſen, allmächtigen und allgütigen Gottes bei, den ſie nicht anerkennen, und merken nicht, daß ſie ihn eben damit wider Willen doch anerkennen. In gleicher Weiſe pflegen die Geſchichtſchreiber den in der Geſchichte waltenden Gott mit dem perſonificirten Schickſal, Verhängniß oder mit einer allgemeinen Weltordnung und dergleichen zu umſchreiben, immer den unentbehrlichen Schein borgend von dem allerheiligſten Namen, den ſie nicht nennen wollen, Schwärmer für den Tag und doch Feinde der Sonne.

Auch iſt es nicht wahr, daß die Naturforſchung für ſich, ohne alle Rückſicht auf die göttliche Offenbarung in der Schrift, zu den Ergebniſſen gelangen könne, die ihr hinlängliches Licht über das Weſen der Natur gewähren. Gerade die Ergebniſſe, die man heute für geſichert und unzweifelhaft hält, beweiſen, wie weit man von der Wahrheit abgeirrt iſt und abirren mußte, weil man die Hauptſache, die Beziehung der Schöpfung auf den Schöpfer vergaß. Indem ich es unternehme, in einem umfaſſenden Lehrbuch der Naturkunde jene Beziehungen durch das ganze große Naturgebiet hindurch feſtzuhalten, glaube ich damit nicht blos dem Chriſtenthum einen

Dienſt zu leiſten, ſondern auch der Wiſſenſchaft, deren principielle Irrthümer auf keine andre Weiſe erkannt und beſeitigt werden können als durch die energiſche und conſequente Würdigung jener Beziehungen.

Vor allem thut es Noth, die Natur als Ganzes, als vollendete Schöpfung, als harmoniſches, unübertreffliches, unergründlich wunderbares und ſchönes Werk Eines Urhebers, hervorgegangen aus Einem Geiſte in ihrer vollen Lebendigkeit aufzufaſſen. Das thun diejenigen nicht, welche, wie es immer mehr Gewohnheit geworden iſt, das Vollendete und Fertige in der Natur, nur in ſeine angeblich urſprünglichen Beſtandtheile zu zerlegen, chemiſch zu zerſetzen, anatomiſch zu ſeciren und zuletzt philoſophiſch auf allgemeine Abſtractionen, wie Raum, Materie, Kraft ꝛc. zu reduciren trachten, und damit alles gethan zu haben meinen, was die Naturwiſſenſchaft zu thun hat. Die von der Wiſſenſchaft in dieſer Weiſe todtgeſchlagene, zerſchnittene, zerkochte und deſtillirte Natur iſt nicht mehr die Natur. Gott hat Sonne, Mond und Sterne nicht der mathematiſchen Aſtronomie, Berge, Meere, Wolken nicht der Phyſik, Mineralogie und Meteorologie, die Wälder, Kräuter, Blumen nicht der Botanik, das Gewimmel der Thiere nicht der Zoologie wegen und den edlen lebendigen Menſchenleib nicht der Phyſiologie und Anatomie wegen geſchaffen, ſo wenig wie ein Maler ſein Bild wegen der Farbenlehre malt, ein Dichter ſein Lied wegen der Grammatik dichtet.

Gott fürchten iſt aller Weisheit Anfang und das erſte Gebot lautet: Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir. Das iſt auch die erſte Regel für den Naturforſcher. Die zweite Regel iſt: verliere das Ganze nicht aus dem Auge über dem Einzelnen, das Lebendige nicht über den todten Gliedern. Die dritte: ſieh in der Natur nicht ihren eigenen Zweck, ſondern nur ein Mittel göttlicher Gnade und Fürſorge für die Menſchen, ſeine Kinder.

In der Lehre, die ich auseinanderſetze, iſt die Mittelbarkeit der

Natur der Ausgangspunkt. Die Natur ist nichts für sich Bestehendes und Ewiges, sondern etwas von einer höhern Kraft Geschaffenes, das durch dieselbe Kraft wieder vernichtet oder umgestaltet werden kann. Sie ist auch trotz ihrer harmonischen Vollendung, nicht ihr eigener Zweck, sondern nur ein Mittel, ein Wohnplatz und eine Wirkungssphäre für die Kinder Gottes, und zwar nur für die Zeit ihres irdischen Lebens. Aus diesem Zweck allein ist das Mittel zu erklären und zu verstehen. In dieser Mittelbarkeit liegt der Schlüssel zu allen Naturgeheimnissen.

Alles, was im Raum und in der Körperwelt Neues und Großes erst in neuerer Zeit entdeckt worden ist und früheren Jahrhunderten unbekannt geblieben war, trägt nur bei, den Glauben an den allmächtigen, allweisen und allgütigen Schöpfer zu bestärken und enthält nichts, was dem christlichen Sittengesetz oder der christlichen Hauptlehre von der Sünde und Erlösung irgend Eintrag thäte. Es gibt in Raum und Zeit, man dehne und fülle sie noch so weit aus, lediglich nichts, was der christlichen Wahrheit widerspräche, was sie nicht bestätigte, denn nichts Geschaffenes vermag getrennt zu werden von seinem ewigen Schöpfer und Erhalter.

Das mysterium magnum der Natur aber ist die Incorporirung des Geistigen in die Materie in der Schöpfung des ersten Menschen und in der Geburt des Gottmenschen, woran die ganze Menschheit unter den doppelten Bedingungen der Gerechtigkeit und der Gnade Theil nimmt. Von der Schöpfung des fernsten Sternes und des niedrigsten Krautes an bis zu dem allerheiligsten Geheimniß der Menschwerdung zieht die creatürliche Wesenkette ihre unermeßliche Spirallinie von außen nach innen durch das nur scheinbare Labyrinth der Natur.

Je mehr andre Streiter Christi, deren Verdienst ich in vollem Maaße würdige, dem Materialismus der Gegenwart mit nur rein theologischen Waffen entgegen treten, um so weniger wird man es

überflüßig, vielmehr als eine Ergänzung ihrer Bemühungen erachten, wenn ich es unternehme, chriſtliche Leſer in den ganzen Umfang der Naturkunde, in alle wichtigſten Zweige derſelben, in alle Fortſchritte der neuen und neueſten Entdeckungen einzuführen. Es gilt den Atheismus aus allen Gebieten der Natur hinauszujagen, darum muß man mit dem h. Zeichen des Kreuzes in alle hineindringen.

Gott in ſeinen Werken zu erkennen, iſt nächſt der Liebe zu Ihm und der Erfüllung ſeiner Gebote das herrlichſte Licht, das in uns leuchten kann. Gottes Walten in der Weltgeſchichte und ſeiner Weisheit Spiegel in der Natur zu betrachten, iſt des Chriſten Pflicht. Es geziemt ihm die Natur zu kennen und zu begreifen, in die ihn Gottes Gnade geſetzt, mit deren Wohlthaten ſie ihn überſchüttet hat, und es iſt ſeiner nicht würdig, die Naturwiſſenſchaft vorzugsweiſe denen, die an Gott nicht glauben und von Gott nichts wiſſen wollen, gleichſam als Monopol zu überlaſſen.

Ich zweifle nicht, daß Viele mit mir übereinſtimmen und daß ſie mein Buch als ein zeitgemäßes anerkennen werden, wie auch, daß es vielen Leſern, welche die Herrlichkeit Gottes in der Natur in dieſem Zuſammenhange noch nicht betrachtet, Freude machen wird und daß es ein Saamenkorn des Guten enthält, welches vielleicht Männer, die über das Heil der Schulen wachen, nicht ungepflegt laſſen werden.

Inhalt.

Seite

Vorrede V

Erſtes Buch: Die Lehre von den Sternen (Aſtronomie) . 1

1. Die Urnacht S. 1. *2.* Das große Globuletum S. 3. *3.* Die Materie S. 6. *4.* Gravitation und Rotation S. 9. *5.* Mädler's Centralſonne S. 11. *6.* Die Weltinſeln S. 15. *7.* Nebelflecken S. 19. *8.* Sternhaufen mit Centralſternen S. 21. *9.* Die einzelnen Sterne S. 23. *10.* Doppelſterne S. 26. *11.* Die Sonne S. 28. *12.* Das Planetenſyſtem S. 30. *13.* Die innern Planeten S. 35. *14.* Aſteroiden oder Planetoiden S. 38. *15.* Die äußern Planeten S. 40. *16.* Kometen S. 44. *17.* Der Mond S. 51. *18.* Die November- und Auguſtmeteore S. 57. *19.* Feuerkugeln S. 59. *20.* Meteorſteinfälle S. 62. *21.* Zodiacallicht S. 66.

Zweites Buch: Die Lehre von den Elementen und Naturkräften (Phyſik) 69

1. Unſer Erdenrund S. 69. *2.* Die Bildungsprozeſſe der Erdoberfläche S. 74. *3.* Die Schwerkraft S. 77. *4.* Die Bewegung S. 79. *5.* Das Licht S. 83. *6.* Das Spectrum S. 88. *7.* Charakter der Farben S. 93. *8.* Nacht und Schatten S. 96. *9.* Wärme und Kälte S. 98. *10.* Feuer S. 103. *11.* Der Magnetismus S. 106. *12.* Electricität S. 109. *13.* Galvanismus S. 112. *14.* Die ſ. g. Elemente S. 114. *15.* Allgemeine Eigenſchaften der Materie S. 119. *16.* Die Form S. 122. *17.* Waſſer S. 126. *18.* Luft S. 128. *19.* Der Schall S. 130. *20.* Gerüche und Geſchmäcke S. 134.

Drittes Buch: Die Lehre von den Erdbildungsprozeſſen (Geologie) 138

1. Die Vielgeſtaltigkeit der Erdoberfläche S. 138. *2.* Alter der Erde S. 140. *3.* Die Erde vor Erſchaffung des Menſchen S. 143.

Seite

4. Der vermeintliche Gluthzuſtand der Erde S. 148. *5.* Das Urmeer und ſeine Inſeln S. 153. *6.* Die neptuniſchen Schichtungen und die Sündfluth S. 158. *7.* Die plutoniſchen und vulcaniſchen Geſteine S. 163. *8.* Charakter der Länder S. 168. *9.* Das Gebirge S. 173. *10.* Gebirgscharaktere S. 176. *11.* Vulcane S. 181. *12.* Pſeudovulcaniſche Erſcheinungen S. 186. *13.* Erdbeben S. 193. *14.* Felſen S. 197. *15.* Höhlen S. 199. *16.* Thalbildungen S. 205. *17.* Ebenen S. 207. *18.* Flußbildungen S. 212. *19.* Seen S. 219. *20.* Das Meer S. 222. *21.* Ufer und Inſeln S. 229.

Viertes Buch: Die Lehre von den Luſterſcheinungen (Meteorologie) 234

1. Der Luftkreis S. 234. *2.* Die Sonne in der Landſchaft S. 237. *3.* Der Morgen S. 239. *4.* Der Mittag S. 242. *5.* Der Abend S. 244. *6.* Sonnenfinſterniſſe S. 248. *7.* Höfe, Nebenſonnen und Regenbögen S. 250. *8.* Luftſpiegelung S. 256. *9.* Mond und Sterne in der Landſchaft S. 262. *10.* Die Polarlichter S. 266. *11.* Der Wind S. 269. *12.* Naturtöne S. 274. *13.* Der Nebel S. 276. *14.* Die Wolken S. 279. *15.* Thau und Regen S. 283. *16.* Gewitter S. 287. *17.* Blitz und Donner S. 293. *18.* Electriſche Erſcheinungen und Phosphorescenzen S. 299. *19.* Tromben und Hagel S. 302. *20.* Reif und Schnee S. 307. *21.* Eis S. 309. *22.* Gletſcher und Lawinen S. 310.

Fünftes Buch: Die Lehre von den Steinen (Mineralogie) 315

1. Das Mineralreich S. 315. *2.* Die Maſſengeſteine S. 318. *3.* Benutzung der Maſſengeſteine S. 323. *4.* Edelſteine S. 327. *5.* Halbedelſteine S. 335. *6.* Andere werthvolle und merkwürdige Steine S. 340. *7.* Metalle S. 344. *8.* Gold und die edeln Metalle S. 350. *9.* Eiſen und die niedern Metalle S. 354. *10.* Salz und Schwefel S. 358. *11.* Mineraliſche Präparate S. 362.

Erſtes Buch.

Die Lehre von den Sternen (Aſtronomie).

1.

Die Urnacht.

Wenn man in mondloſer Nacht mit einem guten Fernrohr den Himmel durchmuſtert, erblickt man unzählige Sterne und zwiſchen denſelben einen leeren, wenn auch ſchwarzen, doch noch mit einem ſchwachen Dämmerlicht überzogenen Raum. An einigen Stellen aber, zumal am Rande dichtgedrängter Sternhaufen verſchwindet auch jener zarte Schimmer und man blickt wie durch ein Loch in ganz lichtloſe Nacht von allertiefeſter Schwärze, in eine endloſe Ferne und Leere hinein.

Das iſt das ſichtbare Nichts, aus dem Gott die Welt geſchaffen hat.

Der ältere Herſchel hat berechnet, das Licht des fernſten Sternes brauche zwei Millionen Jahre, um zu uns zu gelangen. Hinter dieſem ſ. g. fernſten Sterne ſind aber vielleicht noch fernere und wer kann wiſſen, wie weit noch hinter dieſen der Raum ſich ausdehnt. Fragen wir aber, wie lange ſtand der fernſte Stern ſchon am Himmel, ehe ſein Licht hat zu uns gelangen können? und ſetzen wir auch irgend einen Anfang desſelben in irgend einer Zeit voraus, ſo kann es doch vorher auch ſchon andre Sterne gegeben haben und, wie weit die Zeit ſich ausdehnt, bleibt eben ſo ungewiß, wie die Weite des Raumes. Man pflegt daher vorauszuſetzen, ſowohl Raum als Zeit ſeyen unendlich. Allein das iſt eine irrige Vorausſetzung, indem vielmehr das Umgekehrte das allein Gewiſſe und Mögliche iſt. Es gibt einen Raum und eine Zeit nur, ſofern ſie

begrenzt ſind. Das Ewige hat ſich Gott allein vorbehalten, ruht in Gott allein und kann von ihm nur unſterblichen Seelen mitgetheilt werden, weshalb Salomon ſagt: Gott hat die verborgene Ewigkeit in des Menſchen Herz gegeben.

Der Gedanke, der die angebliche Unendlichkeit des Raumes und der Zeit verfolgen will, verliert ſich nothwendig immer zuletzt im Leeren, im Nichts. Er vermag den Begriff des Unendlichen nicht zu umfaſſen, er kann ſich nur vom Standpunkt des Hier in die Ferne des Raums, und vom Standpunkt des Jetzt in die Ferne der Zeit hineinarbeiten, ohne je einen andern Ausgang zu finden als das Leere, das Nichts. Er kann überhaupt Raum und Zeit nur an begrenzten Dingen, an Sternweiten und Umlaufzeiten meſſen, drüber hinaus liegt für ihn überall und immer das Nichts. Wie weit er ſich Möglichkeiten denkt, es könnte noch weiter und immer weiter in der fernſten Ferne noch etwas exiſtiren, immer ſchwebt ihm das Nichts ſchadenfroh voran, ſtellt ihm immer wieder eine neue Grenze und bleibt immer übrig. Will man der Welt nicht ſelbſt entfliehen, ſo muß man umkehren und ſich in den Ausgangspunkt des Suchens zurückverſetzen, um am Ende anzuerkennen, im Raum und in der Zeit iſt alles nicht nur für unſre Wahrnehmung, ſondern auch für ſich begrenzt und die denkbare Möglichkeit eines unendlichen Raumes und einer unendlichen Zeit verhält ſich zu der in Raum und Zeit begrenzten Schöpfung gar nicht anders als wie Nichts zu Etwas, wie leere Einbildung zur Wirklichkeit.

Wie weit Gott im unendlichen Nichts die endliche Welt nach Raum und Zeit zu ſchaffen unternommen, iſt ſeiner Weisheit Geheimniß. Wir wiſſen es nicht und unſer Auge, unſre Fernröhre werden nie ſo weit reichen, es mit Beſtimmtheit auszumeſſen. Aber ſo wenig man ihm die letzte Grenze bezeichnen kann, eben ſo wenig darf der menſchliche Geiſt behaupten wollen, es gebe gar keine Grenze und aller blos mögliche Raum müſſe als ſolcher auch voll ſeyn und Gott ſey gezwungen geweſen, ins Endloſe fort zu ſchaffen, den Raum, ſo weit er denkbar iſt, auch immerfort mit Creaturen auszufüllen. Der ſ. g. horror vacui, der ſeine Giltigkeit hat für die Fluida auf unſrer Erdoberfläche, iſt keine zwingende Nothwendigkeit für das Univerſum. In der materiellen Schöpfung, die im Raum ſich ausdehnt und in der Zeit dauert, iſt wie alles Einzelne, ſo auch das Ganze begrenzt und eben deshalb nicht unendlich, nicht ewig. Ewig iſt nur der Geiſt Gottes und wem er ſich mittheilt.

2.

Das große Globuletum.

So weit unſer Auge reicht, ſehen wir den Raum mit nichts erfüllt als mit Sternen, die, einige dichter zuſammengedrängte Sternhaufen ausgenommen, in ſehr weiter Entfernung von einander ſtehen und ſehr zerſtreut ſind. Sofern dieſe Sterne aus ſich ſelbſt leuchten, können wir ſie zunächſt mit nichts andrem vergleichen, als mit der Sonne. Sie ſcheinen ſämmtlich nur ferne Sonnen zu ſeyn. Vielleicht ſind aber auch ſie, oder wenigſtens viele von ihnen, wie unſre Sonne von dunklen Planeten begleitet, die wir nur ihrer Dunkelheit, Kleinheit und Ferne wegen nicht ſehen können. Dieſe fernen Sonnen und ihre muthmaßlichen planetariſchen Begleiter ſind ohne Zweifel alle runde Körper, wie unſre Sonne und wie unſre Planeten und Monde. Alle Sterne ſind Globen, das ganze Sternenheer ein Globuletum, d. h. eine Vereinigung oder Geſellſchaft von ungeheuer vielen einzelnen Globen.

Ehe wir das Geſetz ihrer Vergeſellſchaftung kennen (möglicherweiſe kann es verſchiedene Arten ſolcher Vereinbarungen oder Gruppirungen geben), müſſen wir einfach feſthalten, daß es Globen ſind. Das Charakteriſtiſche an jedem iſt, daß er einzeln als Globus exiſtirend ſeine Oberfläche rundum nach allen Seiten dem äußeren Raume zukehrt und daß dadurch vernünftige Weſen, die etwa auf ihm wohnen, fähig werden 1) von jedem Punkt ſeiner Oberfläche aus eine Hälfte des übrigen Sternenraums, 2) auf dem Globus ſelbſt einen Abſchnitt der Oberfläche als Gegend, von einem runden Horizont eingeſchloſſen, zu überſehen. Die Globularität der einzelnen Himmelskörper und die Auseinanderhaltung und Zerſtreuung aller im Globuletum ſcheinen von Anbeginn der Schöpfung an keinen andern Zweck zu haben, als den lebendigen und vernünftigen Bewohnern der Himmelskörper den Sternhimmel oben und die Gegend unten zu öffnen.

Ohne einen Himmel über uns und eine Gegend um uns vermögen wir uns die Exiſtenz vernünftiger Weſen, ſo weit unſre eigne Vernunft es ermeſſen kann, gar nicht zu denken. Die Thatſache aber, daß alle Sterne ihre Oberflächen rundum in großen Entfernungen den übrigen Sternen zukehren, wie daſſelbe an unſrer Erde, an der Sonne, den Pla-

neten und Monden der Fall ist, berechtigt uns zu der Vermuthung, daß auch auf ihnen vernünftige Wesen und Kinder Gottes wohnen könnten.

Wir haben darüber keinerlei Gewißheit. Gott hat uns ein Geheimniß daraus gemacht. Allein die h. Schrift selbst drückt sich über die Sternenwelt in so erhabener Rede aus und erkennt in ihr so große Werke und Wunder Gottes, daß es unbiblisch wäre, den Sternen nur eine decorative Bedeutung für das über uns gespannte Himmelszelt zuzuerkennen. Wenn nicht jeder einzelne Stern von hoher Bedeutung wäre, würde die h. Schrift nicht sagen, daß Gott jeden einzelnen gezählt habe. „Er zählet die Sterne und nennet sie alle mit Namen." Psalm 147, 4. „Erhebet eure Augen in die Höhe und sehet: wer hat solche Dinge geschaffen und führet ihr Heer bei der Zahl heraus? Der sie alle mit Namen rufet, sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann." Jesaias 40, 26.

Die Menge der Sterne ist so ungeheuer groß, daß Poisou sogar die Behauptung aufzustellen wagte, kein kleinstes Fleckchen am Himmel sey ohne einen Stern, wir könnten sie nur nicht alle ihrer Ferne wegen sehen, wenn wir es aber vermöchten, so würden wir uns von einer einzigen unermeßlichen Lichtkugel umgeben sehen. Eine gewiß zu kühne Behauptung, die auch der Erfahrung widerspricht, da wir durch einige Lücken des Sternhimmels hindurch wirklich ins völlig leere schwarze Nichts hineinsehen; aber die Unzählbarkeit der Sterne bleibt immerhin erstaunlich genug.

Muß man sich vollends alle diese Sterne als große Globen denken, viel größer als unsre Erde, und von lebenden, vernünftigen, vielleicht höheren Wesen bewohnt, so kann man sich eines Schwindels kaum erwehren. Es wird uns des Reichthums in der Natur zu viel. Zugleich aber regen sich religiöse Bedenken. Wird uns Gott nicht in zu weite Ferne gerückt? wird sein Begriff nicht zu sehr verallgemeinert, wenn wir ihn als Vater nicht mehr einer Menschheit, sondern unzähliger denken sollen? Erscheint die uns gewordene Offenbarung nicht zu eng für das Universum? Läßt sich Gesetz und Verheißung, Schuld und Erlösung von unsrem Planeten auf das ganze Universum anwenden?

Was die Ferne betrifft, so kann überhaupt keine räumliche Ferne die ausmessen, die zwischen Schöpfer und Geschöpf auch dann noch bestehen wird, wann das letztere gewürdigt wird, Ihn von Angesicht zu schauen. Was die Verallgemeinerung betrifft, so haben sich ja schon die Juden, als angeblich ausschließliches Volk Gottes, gefallen lassen müssen, daß

ihr Tempel gebrochen und das Heil den unzählbaren Welten gebracht wurde. In demselben Verhältniß würde unser Planet, wenn er sich überheben wollte, zu den andern Himmelskörpern stehen, wie jene Juden zu den Heidenvölkern standen. Gott bleibt ewig der Eine und Dreieine, wie sehr auch unser Blick über das von ihm Geschaffene, über die Unzahl seiner Geschöpfe, seiner Kinder sich erweitern mag. Alle seine Geschöpfe aber müssen insofern auch unter einander übereinstimmen, als sie alle entweder unfrei und ohne Verantwortung ihm dienen, oder frei und mit Verantwortung, wenn nicht mit Engelsreinheit ausgestattet, dann wie wir der Schuld anheimfallen und der Erlösung bedürfen.

Nur der Unverstand kann behaupten, der durch die Fernröhre und durch die astronomischen Messungen gewonnene Blick in die Tiefen des Universums streite wider die h. Schrift und beeinträchtige den christlichen Glauben. Wir brauchen nur Psalm 147, 4 mit Genesis 2, 19 zu vergleichen. Dort heißt es: Gott zählet die Sterne und nennet sie alle mit Namen. Hier heißt es: Gott führte alle Thiere der Erde zu Adam, damit dieser ihnen Namen gebe. Welche ungezwungenere Auslegung kann man diesen Stellen der h. Schrift geben, als wenn man sagt, in Bezug auf die Sterne über uns hat sich Gott das Wissen allein vorbehalten, in Bezug auf die Geschöpfe unsres Erdenrundes hat er den Menschen, als Herrn der Erde, mit dem Wissen belehnt. Wenn aber die Sterne nur ein Schmuck des Himmelszelts, wenn sie nicht, jeder einzeln, wichtige Wesen in der Schöpfung seyn sollten, würde Gott kein Gewicht darauf legen, ihnen allen, und er allein, Namen zu geben.

Gott als der höchste Geist leidet in seiner geistigen Erhabenheit keinen Abbruch dadurch, daß wir zugleich im Raum sein Wirken unermeßlich viel weiter ausgedehnt erblicken, als es die erblickten, die vom Rund der Erde nie hinwegsahen.

Wir wissen lediglich nichts von den etwaigen Bewohnern andrer Himmelskörper. Gott hat sich das Wissen davon allein vorbehalten. Wir können nur Wahrscheinlichkeiten, nach irdischer Analogie Vermuthungen von der Möglichkeit uns ähnlicher, auch wohl höherer Wesen hegen. Dem sey aber wie ihm wolle, so würde eine Mehrheit von Geschöpfen uns doch wahrhaftig den Glauben an den allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott nicht trüben können, und würden wir nicht neidisch seyn dürfen, wenn es auch noch andre Kinder Gottes gäbe, außer uns. Denn

in unſres himmliſchen Vaters Hauſe ſind, wie die h. Schrift ſagt, viele Wohnungen.

Wie mag uns die Ferne des Raumes erſchrecken, da die Ferne der Zeit noch mehr von Gottes Allmacht zeugt. Denn die unermeßliche Sternenwelt iſt einmal geſchaffen worden und wird wieder vergehen, vorher und nachher aber war Gott, wie über dem Raum, ſo über der Zeit in ſeiner heiligen Ewigkeit. „Du haſt die Erde gegründet und die Himmel ſind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, aber du bleibeſt.“ Pſalm 102, 26. 27. „Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit. Der du die Menſchen läſſeſt ſterben und ſprichſt: kommt wieder, Menſchenkinder. Denn tauſend Jahre ſind vor dir wie ein Tag, der geſtern vergangen iſt.“ Pſ. 90, 2—4. „Siehe, Gott iſt groß und unbekannt, ſeiner Jahre Zahl kann Niemand forſchen.“ Hiob 36, 26.

3.

Die Materie.

Was wir mit unſern Sinnen als greifbaren, ſichtbaren, riechbaren Stoff oder als Materie erkennen, iſt durchaus gebunden an die Globen. Die Globen können, wie unſre Erde, über der feſten Maſſe noch flüſſiges Waſſer und einen Luftkreis haben; über dieſen hinaus aber iſt leerer Raum oder Nichts bis zum nächſten Globus. Wie die Luft ſich nach oben immer mehr verdünnt, bis man nicht mehr athmen kann; zeigt ſich auf hohen Bergen. Sogar die Wirkung der Sonne hört auf mit der Luft, die Sonne iſt nur noch eine Scheibe mit mattem Licht und wärmt nicht mehr. Ihre Wirkung nimmt erſt zu mit der Dichtigkeit der Luft. Sie wirkt aus weiter Ferne durch leere Räume auf die Materie unſres Erdglobus und erſt, wo dieſe Materie beginnt.

Man hat eine ſ. g. Urmaterie vorausgeſetzt, die in ſehr dünnem Zuſtande den ganzen Raum in ſeiner Unendlichkeit erfülle und aus dem die Globen erſt zuſammengeronnen ſeyen, wie Butter in der Milch. Indem man den ewigen Geiſt Gottes läugnete, hat man die geſchaffene endliche nur an beſtimmte Globen gebannte Materie für ein univerſelles, den unendlichen Raum durchaus ausfüllendes und ewiges Weſen gehalten. Man hat Bruchſtücke der angeblichen Urmaterie ſogar in den ſ. g. Lichtnebeln und Nebelflecken am Himmel wiedererkennen wollen. Aber noch

jede Verbeſſerung der Fernröhre hat ſolche ſcheinbare Lichtnebel in Sternhaufen, in Anſammlungen zahlloſer einzelner Sterne aufgelöst.

Da Gott nur Globen ſchaffen wollte, hat er ſie höchſt wahrſcheinlich unmittelbar als ſolche geſchaffen und ſie nicht erſt aus einem Meer von Urmaterie geſchöpft.

Die willkührlich vorausgeſetzte Urmaterie iſt von der Phyſik und Chemie noch niemals entdeckt worden. Es kommt überall nur Materie mit einer Eigenſchaft vor, die ſie von einer anders beſchaffenen Materie beſtimmt unterſcheidet. Es gibt nichts, was uns berechtigt, vor dieſer beſtimmten Unterſcheidung verſchiedener Materien eine allgemeine, gleiche, ununterſcheidbare Urmaterie anzunehmen. Es verhält ſich mit dieſer ſ. g. Urmaterie ganz ſo wie mit dem ſ. g. unendlichen Raum. Weder dieſer noch jene waren je vorhanden. Es hat nie etwas in der Natur exiſtirt, außer was Gott in den Raum und zwar nur ſo weit und in den Grenzen, in welchen er wollte, aus dem Nichts hinein geſchaffen hat, und die Materie, die er dazu brauchte, war von Anfang an durch ihn geeigenſchaftet zu den verſchiedenen Zwecken, zu denen er ſie brauchte. Dieſer Prozeß wiederholt ſich noch immer durch die umbildende Kraft, die heute noch den ſ. g. Stoffwechſel erzeugt.

Die Materie iſt nur vorhanden, ſofern ſie ſchon eine beſtimmte Funktion im Geſammtkörper und Geſammtleben eines Himmelskörpers übernommen hat. Es gibt gar keine Materie, die nicht ſchon elementar beſtimmt wäre oder irgend einem anorganiſchen oder organiſchen Körper anhinge. Es gibt nirgends und hat nie gegeben eine allgemeine indifferente Urmaterie, ſondern überall und immer nur eine differente. Die Entſtehung der Materie iſt bedingt durch ihre Beſtimmung und dieſe hat ihre ausſchließliche Quelle in Gottes Weisheit. Gott hat alle Materie durch ſeinen Geiſt, durch ſein Wort, welches That wurde, ins Leere, ins Nichts hineingeſchaffen. Wie aber jeder Rede nur eine beſtimmte Zahl von harmoniſch gegliederten Begriffen zukommt, ſo auch jedem Himmelskörper nur eine gewiſſe Zahl von harmoniſch gegliederten Elementen, phyſiſchen Stoffen und Kräften. Wahrſcheinlich unterſcheidet ſich ein Planet vom andern, hat nicht jeder dieſelben Elemente und in demſelben Maaß und Grade entwickelt, noch viel weniger dieſelben organiſchen Bildungen.

Unſre Erde hat überwiegend viele feſte Materie (Erde, Mineralreich) und nur auf ihrer Oberfläche ſo viel Waſſer und einen ſo weiten Luftkreis, als für den Zweck der Erdenbewohner erforderlich iſt. Dieſes Maaß

iſt ſichtbar nur durch die Zweckmäßigkeit für die lebenden Geſchöpfe beſtimmt worden. Es iſt kein für alle Himmelskörper allgemein gültiges Maaß der Vertheilung. Der Mond z. B. hat nur feſtes Mineral, kein Waſſer und keine Luft. Von den äußeren Planeten unſeres Syſtems könnte man umgekehrt vermuthen, ſie hätten kein Mineral, nur leichte und flüſſige Elemente. Der Stoff, aus dem die Kometen und ihre ungeheuren Lichtſchweife zuſammengeſetzt ſind, muß ſo leicht ſeyn, daß wir auf unſrem Planeten kaum eine Analogie dafür finden. Sind dieſe Himmelskörper bewohnt, ſo muß es von Weſen ſeyn, von denen wir uns lediglich keinen Begriff machen können, und doch ſind wir nicht berechtigt, ſie für unbewohnbar zu halten, blos weil wir und die uns bekannten Thiere nicht darauf leben könnten.

Den aſtronomiſchen Verſchiedenheiten, die wir bei jenen Planeten und Kometen wahrgenommen haben, entſpricht wahrſcheinlich auch ein ganz anderes Geſetz ihrer Stoffe und der in ihnen wirkſamen Kräfte. Innerhalb des Bereichs eines jeden Globus wirken beſtimmte Kräfte im beſtimmten Maaß nach einem unabänderlichen Geſetz; aber dieſe relative Nothwendigkeit für den einzelnen Globus und die auf ihm lebenden Weſen iſt keine abſolute für alle.

Um ſich die ſchwierige Frage, was denn eigentlich die Materie ſey? bequemer zu machen, hat man darin Ponderabilien und Imponderabilien, d. h. wägbare und unwägbare Materie unterſchieden. Unter der letzten verſteht man Licht, Wärme, magnetiſche und elektriſche Erſcheinungen und den ſ. g. Aether, der über den Luftkreis ausgebreitet und noch immer materiell ſeyn ſoll. Allein Licht, Wärme, Magnetismus, Elektricität ſind nur Erſcheinungen an der Materie, nicht Materie ſelbſt und der angebliche Aether exiſtirt gar nicht. Eine imponderable Materie kann nur vermuthet werden an der Grenze, wo überhaupt die Körperwelt in die Geiſterwelt übergeht, in der menſchlichen Nervenſphäre, worüber ſpäter das Nöthige zu bemerken ſeyn wird. Geſetzt auch, es beſtünde zwiſchen unſrer Erde und der Sonne kein abſolut leerer Raum, das Licht hätte zu ſeiner Fortpflanzung bis zu uns unterwegs eines wenn auch noch ſo feinen Materials nöthig, und das Zodiacallicht, die Sternſchnuppen ꝛc. verriethen auch außerhalb der Planeten und Kometen noch eine zwiſchen uns und der Sonne ſchwebende zarte Materie, ſo würde doch auch dieſe als eine beſondre und lokal beſtimmte aufzufaſſen ſeyn und keineswegs aus ihr das Daſeyn einer abſoluten ſ. g. Urmaterie folgen.

4.

Gravitation und Rotation.

Die allgemeinſte in dem ganzen uns ſichtbaren Globuletum waltende, den Stoff beherrſchende und von ihm unzertrennliche Kraft iſt die Schwerkraft.

Jeder Globus zieht den andern durch das Gewicht ſeiner materiellen Maſſe an und widerſteht der Anziehungskraft des andern wieder nur durch ſein Gegengewicht. So halten ſie ſich ſchwebend von einander fern. Nach dem Newton'ſchen Geſetz: „Alle Körper ziehen ſich an und zwar in dem graden Verhältniß ihrer Maſſen und im umgekehrten Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernungen.“ Sie gravitiren gegen einander um einen indifferenten Mittelpunkt, der dem ſchwereren Körper ſtets am nächſten liegt, wie der Arm eines Hebels um ſo kürzer wird, je ſchwerer die daran hängende Laſt iſt.

Man kennt die allgemeinen Geſetze der Mechanik ſehr genau; aber die Schwerkraft bleibt doch ein Wunder und ihr Urſprung ein Geheimniß. Zugegeben, daß wir uns den Raum urſprünglich mit Atomen, d. h. kleinſten und gleichen Theilchen der Urmaterie angefüllt denken müßten, wie bekam ein Atom ſo viel Uebergewicht, daß es die andern an ſich ziehen, ſie zu einem ſchwebenden Globus zuſammenballen und mittelſt ſeiner Anziehungskraft auch noch andre ſchwächere Himmelskörper an ſich bannen konnte? Der Zug, der Planeten und Kometen zum Centrum der Sonne, die Monde zum Centrum der Planeten zieht, iſt nur in ſeinen Wirkungen, aber nicht in ſeiner erſten Urſach erklärt.

Von der Gravitation ſcheint die Rotation, obgleich ſie ſich aus ihr nicht erklären läßt, doch unzertrennlich zu ſeyn. Der leichtere Globus dreht ſich um den ſchwereren, faſt alle Globen, die wir kennen, drehen ſich zugleich um ſich ſelbſt. Unſer Erdglobus dreht ſich täglich um ſich ſelbſt und in einem Jahr um die Sonne. Der uns nächſte Globus, der Mond, dreht ſich nicht um ſich ſelbſt, aber in 28 Tagen um die Erde. Alle Planeten drehen ſich theils um ſich ſelbſt, theils um die Sonne, die Kometen um die Sonne. Die Sonne ſelbſt dreht ſich in etwas weniger als einem Monat um ſich ſelbſt und wahrſcheinlich auch um ein höheres Centralgeſtirn. An ſ. g. Doppelſternen ſehen wir, daß in einer Reihe von Jahren einer um den andern oder beide um einen gemeinſchaftlichen

Mittelpunkt kreisen. — In dem uns nächsten Sonnensyſtem, zu dem unſer Planet ſelbſt gehört, ſehen wir eine Reihenfolge von Planeten in verſchiedenen Abſtänden und Umlaufszeiten in der bewundernswürdigſten Harmonie um die Sonne kreiſen, ohne ſich je zu ſtören noch von den Kometen, die zum Theil ſenkrecht in die Planetenbahnen fallen, geſtört zu werden. Schon das frühere Alterthum faßte in poetiſcher Weiſe dieſe Bewegungen als Tanz und Muſik der Himmelskörper, ihre Bahnen als harmoniſch zuſammenklingende Reigen, als Harmonie der Sphären auf. Die neuere ſtrenge Wiſſenſchaft aber entdeckte die Geſetzmäßigkeit in den Abſtänden und Umlaufszeiten. Das ſind die berühmten Keppler'ſchen Geſetze: 1) Die Planeten bewegen ſich in Ellipſen, in deren einem Brennpunkt die Sonne ſteht; 2) der radius vector, eine von der Sonne zum Planeten gezogene gerade Linie, umſchreibt in gleichen Zeiten gleiche Flächenräume; 3) für verſchiedene Planeten verhalten ſich die dritten Potenzen ihrer mittleren Entfernung von der Sonne wie die Quadrate ihrer Umlaufszeiten. — Das gilt von unſrem Sonnenſyſtem, in ähnlicher ſchöner Harmonie werden auch überall im Univerſum die dunklen Globen um die lichten ihre Reigen ſchlingen.

Das iſt die allgemeinſte, in feſte Bahnen gelenkte Bewegung am Himmel. Obgleich durch die Schwere bedingt, wirkt ſie doch der Schwere entgegen, indem ſie die Globen aus der Stelle zu rücken vermag. Wie ſie entſtanden ſey, darüber hat man vergeblich gegrübelt. Die Uhr iſt zuerſt aufgezogen worden von dem, der ſie gemacht hat. Den erſten Anſtoß hat nur der Finger Gottes geben können.

Daß ein innrer Zwang, ſich um ſich ſelbſt zu drehen, nicht allen Globen innewohnt, beweiſt der Mond.

Welcher Zwang den Mond um die Erde, die Planeten und Kometen um die Sonne treibt, iſt noch nie erklärt worden. Wohl leitet man alles von einem erſten Stoß oder Wurf ab, aber ohne begreiflich machen zu können, aus welcher Urſach? Denkt man an dynamiſche Wirkungen, an die Erregung einer elektriſchen Rotation durch Magnetismus, oder umgekehrt einer magnetiſchen durch Elektricität (wie im ſogen. Barlow'ſchen Rade), ſo frägt ſich doch wieder, wer hat dieſe Kräfte in Bewegung geſetzt.

Gott richtete es ſo ein, weil es ſeinem Zweck entſprach. Ohne die Umdrehung der Erde um ſich ſelbſt, würden wir Kinder Gottes, die wir zu Herren der Erde beſtimmt worden ſind, den uns unentbehrlichen Wechſel von Tag und Nacht, ohne die Umdrehung der Erde um die Sonne,

den Wechsel der Jahreszeiten vermissen. Ohne die Umdrehung des Mondes um die Erde, würde uns das hellste Licht der Nacht fehlen. Es ist uns erlaubt, vorauszusetzen, daß die Bewegung aller andern Himmelskörper für die Zwecke ihrer Bewohner mit eben so viel göttlicher Rücksicht und Güte geordnet sind.

5.

Mädler's Centralsonne.

Wir erblicken die Sterne am Himmel in sehr großer Zerstreuung und scheinbarer Unordnung, nur in der Milchstraße dichter zusammengedrängt. Gezählt hat sie noch Niemand außer Gott. Der ältere Herschel zählte nur versuchsweise und annähernd die Sterne eines Theils der Milchstraße, die ihm binnen 41 Minuten in der Nacht des 22. August 1785 durch das Gesichtsfeld seines Fernrohrs giengen, und fand ihrer 258,000.

Warum sind diese Sterne so sehr zerstreut? Man könnte sich ja wohl die Welt als einen einzigen Garten, als ein einziges weit ausgedehntes Land denken, ja das unmittelbarste Bedürfniß der menschlichen Seele verlangt es sogar so. Man möchte beisammen seyn, man hofft von einem künftigen Leben die allgemeine Vereinigung. Die Vereinzelung und das weite Auseinanderliegen der Himmelskörper im öden Raum muß nothwendig eine Sehnsucht erwecken nach einer gemeinschaftlichen Heimath. Das ist das neue Jerusalem, das da kommen wird, wenn die Sterne fallen.

Sind wir nun zu weit vom Centrum der sichtbaren Welt entfernt, um es als Centralsonne sehen zu können, oder gibt es überhaupt eine solche nicht, und sind wir in diesseitiger Zerstreuung erst auf eine jenseitige Vereinigung gewiesen? Ist die Isolirung der Sterne eine Art Verbannung für sie? oder wenigstens für die am weitesten abstehenden? Oder sind sie vielleicht nur in einem langsamen Auseinanderrücken oder Wiederzusammenrücken begriffen? Haben sie sich von einem ursprünglichen Centrum, von einer schönern Vereinigung allmählig getrennt? oder tendiren sie aus einer unmeßbaren Peripherie allmählig zur Mitte?

Um einigermaßen in diesem Labyrinth der Sterne eine Orientirung zu finden, müssen wir, abgesehen von ihren Abständen und der ganzen Perspective ihrer Fernen auch ihre Verschiedenheit, soweit sie uns kennbar sind, ins Auge fassen. Wir unterscheiden als die niedrigste Sternklasse Trabanten oder Monde, die um einen Planeten laufen, sodann Planeten

und Kometen, die um eine Sonne laufen, endlich Sonnen, die sich wieder um eine höhere Sonne zu bewegen scheinen. Hier ist überall ein Stern dem Andern untergeordnet. Nun beginnt aber eine zweite Reihe von Sternerscheinungen, in denen nicht mehr eine Unter-, sondern eine Nebenordnung hervortritt. Das sind die Doppelsterne (zwei einander sehr nahe stehende um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gravitirende, selbstleuchtende Himmelskörper) und die Sternhaufen (Gruppen von vielen nahe zusammengedrängten Sonnen), wozu auch die meisten Nebelflecken gehören, sofern es nur Sternhaufen sind, in denen wir die einzelnen Sterne der großen Ferne wegen nicht mehr unterscheiden. Ein an manchen Stellen zweifaches Band solcher Sternhaufen und Nebel zieht die Milchstraße über den ganzen Himmel weg.

Je mehr Sterne sich drängen, je geselliger sie sich zusammenthun, desto wohlthätiger für unser Gefühl, das nur von der Leere und Einsamkeit erschreckt wird. Fahren wir in sternheller Nacht über einen ruhigen See, so sehen wir die obere Halbkugel des Sternhimmels sich durch eine unten im Wasser ergänzen und schweben im Mittelpunkt der sterngefüllten Halbkugel, Sterne überall vor und hinter, über und unter uns. Es gibt aber Sterne, von denen aus der Himmel noch weit sternleerer und öder erscheint, als von unsrer Erde aus, und andre, von denen aus er viel voller, lichter und belebter erscheint. Unwillkührlich flieht unser Gefühl das Leere und findet Befriedigung nur im Anblick eines großen Centralkörpers am Himmel (wie die Sonne ist), oder einer reichen Gruppirung geselliger Sterne.

Diesem Zuge folgt unser Planet selbst. Sofern auf der Nordseite des Himmels gegenüber unsrem Nordpol die größte Menge glanzvoller Sterne sich ausbreiten, hat sich auch gegen den Nordpol hin das meiste feste Land unsrer Erde aus dem Wasser erhoben und herrscht auch unter den Völkern der nördlichen Erdhälfte ungleich mehr Geist und Kraft, als auf der südlichen.

Der Polarstern, sehr nahe beim Nordpol der uns umgebenden Himmelskugel, steht dem Nordpol unsres Erdglobus grade gegenüber und wegen der wirklichen Drehung unsrer Erde um ihre Achse scheint sich das ganze Himmelsgewölbe täglich um den Nordpol zu drehen. Aber der Himmel schiebt sich unmerklich vorwärts, so daß im Jahr 2700 vor Christo nicht der heutige Polarstern, sondern der Stern α im Drachen Polarstern war, und im Jahr 4100 nach Christo es der Stern γ im Cepheus werden

wird. Nach 12000 Jahren wird es Wega ſeyn. Mädler, popul. Aſtronomie S. 432.

Alſo bewegt ſich das Sternenheer, zu dem wir gehören. Wie alle runden Himmelskörper um höhere, die kleinen und dunkeln um die großen und leuchtenden, ſo bewegen ſich auch wohl dieſe letztern um einen noch vornehmern Himmelskörper. Die Möglichkeit einer Centralſonne, um die ſich die Fixſterne bewegen, hat man zwar ſchon früher geahnt, allein indem man ſie ſuchte, gab man ſich vagen Vermuthungen hin, ohne irgend Thatſachen der Erfahrung und ſichere Berechnungen für ſich zu haben. Schon Thomas Wright, Lambert und Kant nahmen eine Centralſonne an; indem ſie ſie aber im glänzenden Stern Sirius oder im großen Nebelflecken des Orion ſuchten, vergaßen ſie, daß dieſe Geſtirne uns vielleicht nur deßwegen größer erſcheinen, weil ſie uns näher ſtehen, ohne daß ihnen deßhalb ein Vorrang vor den andern Geſtirnen zukommt; ſo wie uns auf der Chauſſee der nahe Kirchthurm eines kleinen Dorfes größer erſcheint, als die Kathedrale der fernen Hauptſtadt. Abgeſehen davon, daß ſich an den Fixſternen insgeſammt nicht die mindeſte Bewegung zeigt, die ein Kreiſen derſelben um den Sirius oder Orion wahrſcheinlich gemacht hätte. Erſt Beſſel und Struve waren ſo thätig und glücklich, daß es ihnen gelang, die Bewegungen vieler Fixſterne zu meſſen, und dadurch vorerſt zu beweiſen, daß dieſelben mit Unrecht den Namen der fixirten Sterne tragen, weil ſie eben nicht fixirt ſind, ſondern ſich bewegen, wie Planeten auch. Man fing an zu ahnen, es ſey eben alles Bewegung im Univerſum. Noch näher dem Ziele kam Argelander, als er im Jahre 1837 aus genauen Berechnungen von 560 Fixſternen bewies, daß dieſelben ſich alle in einer Richtung und zwar gegen das Sternbild des Herkules bewegen.

Aber erſt Mädler ermittelte durch ſechsjährige unermüdliche Beobachtung und Meſſung die ſich auf zwei Seiten des Himmels entgegengeſetzte Bewegung der Fixſterne, die man ſich am beſten klar macht, wenn man ſich die Bewegung eines Rades denkt. Während auf einer Seite die Speichen von Nord nach Weſt oder Rechts nach Links laufen, laufen ſie auf der andern von Süd nach Oſt, oder von Links nach Rechts. So auch die Fixſterne in dem großen Rade, das ſie insgeſammt bilden und deſſen größten Umkreis die allbekannte Milchſtraße bezeichnet. Die Milchſtraße gilt ſchon längſt als der Umkreis des großen Sternſyſtems, zu dem auch wir gehören. Dieſes Syſtem hat die Linſen- oder Scheibenform im Großen, welche unſer Sonnenſyſtem im Kleinen hat. Wie nämlich alle

Planeten nahezu in einer ebnen oder flachen Radscheibe um die Sonne liegen, so alle uns sichtbaren Fixsterne um irgend eine Centralsonne. Denken wir uns um die Sonne statt der dunkeln Planeten eine Million selbstleuchtende Planeten, so würden sie eine Linse voll glänzender Sterne bilden, und wir würden von unserer Erde aus die Sterne am Rande der Linse in je größerer Entfernung von uns um so verdichteter wie eine kleine Milchstraße sehen, während die uns nähern Sterne uns zerstreuter erscheinen würden. So ist nun wirklich die große Linse der Fixsternwelt construirt, und schon Herschel schloß ganz richtig aus der Art, wie sich uns die Milchstraße darstellt, daß wir uns nicht ganz in der Mitte der Linse befinden. „Den Zug der Milchstraße betrachte ich, nach dem Vorgange anderer namhafter Astronomen, als bezeichnend für die Ebene, welche als Grundebene des Fixsternsystems anzunehmen ist, und setze den Centralpunkt in diese Ebene. Jener Zug beschreibt nahezu einen größten Kreis, jedoch mit einer nicht zu verkennenden Abweichung, da die Milchstraße unter dem Meridiane der Frühlingsnachtgleiche mit ihrer Mitte 36½° vom Nordpole, die entgegengesetzte Seite dagegen, 5° vom Meridiane der Herbstnachtgleiche östlich, nur 26½° vom Südpole entfernt ist. Weniger bestimmt läßt sich diese Abweichung in den Durchschnittspunkten der Milchstraße und des Aequators erkennen, wohl eine Folge des doppelten Zuges an einer Seite. Augenscheinlich ist also von den beiden Hälften, in welche die Milchstraße den Himmel theilt, diejenige, in welche der Frühlingspunkt fällt, die kleinere, für uns also die entferntere; unsere Sonne steht mithin außerhalb dieser Ebene, nach der Seite der größeren Hälfte hin, und wir haben den Punkt C in der kleineren zu suchen. Herschel I. und II. haben ferner dargethan, daß wir der südlichen Hälfte der Milchstraße näher stehen als der nördlichen, wie es auch eine Vergleichung der Sterndichtigkeit in und außerhalb der Milchstraße zeigt. Durch diese Wahrnehmung sind wir im Stande, dem Punkte C noch etwas engere Gränzen anzuweisen, wir werden ihn nämlich im nördlichen Theile dieser kleineren Hälfte, also zwischen der Milchstraße und dem Aequator, zu suchen haben."

Diese unsere Position im Ganzen der Fixsternwelt (hier „Weltinsel" genannt) und ferner die Bewegung der Fixsterne in einer gewissen Richtung voraussetzend, konnte Mädler dem Centrum der Bewegung und des Systems, der früher schon gesuchten, aber aus Mangel an Hülfsmitteln wieder aufgegebenen Centralsonne immer näher rücken. Indem er nun fand, daß auf einer Seite des Himmels die Sterne rechts laufen und auf

der gerade entgegengesetzten links, war die Kreisbewegung um die unbekannte Mitte dargethan. Die Sterne verhalten sich wie die Speichen eines umlaufenden Rades, als dessen scheinbare Peripherie die Milchstraße gedacht werden muß. Die oben schon erwähnte Bewegung unserer Sonne gegen das Sternbild des Herkules folgt nur dem allgemeinen Radumschwunge. Ist nun Herkules oder noch bestimmter der Stern v im Sternbild des Herkules als der eine Pol des Rades oder Kreises anzusehen, so hat man auch schon den gegenüberliegenden andern Pol gefunden und kann daraus auf das Centrum schließen. Weiter schloß Mädler, die Gravitation werde ihre Gesetze bewähren im großen Fixsternsystem, wie im kleinen Sonnensystem, demnach müßten die Bewegungen mit der Entfernung vom Centralkörper an Schnelligkeit wachsen. Nun ließ sich aus der Richtung und Schnelligkeit der Fixsternbewegungen zugleich immer bestimmter der Centralpunkt des Systems ermitteln. Als solchen fand Mädler auch alsbald den Stern Alcyone im hellglänzenden Sternbild der Plejaden. Alle Messungen ergaben, daß sich um dieses Gestirn allein das Ganze bewege. Er theilt diese Messungen mit und weist an einer Menge einzelner Sterne nach, wie sie sich in dieser Region südlich, in jener nördlich und zwar genau mit einer den Entfernungen von den Plejaden entsprechenden Schnelligkeit bewegen.

6.

Die Weltinseln.

Bilden nun alle uns sichtbaren einzelnen Fixsterne, Doppelsterne und wahrscheinlich auch die meisten Sternhaufen mit der Milchstraße gemeinschaftlich ein einziges System und zwar das von Mädler erkannte concentrische System der vielen die Alcyone langsam umkreisenden Sternringe, so sind dagegen die unauflösbaren Nebelflecke und vielleicht auch schon einige der auflösbaren, aber sehr fernen Sternhaufen wieder selbstständige Milchstraßensysteme, mit dem der Alcyone von gleichem Range. Wie Oasen in der Wüste, wie Inseln im Ozean, so liegen diese Weltinseln im leeren Raume zerstreut. Wie sich diese Inseln zu einander verhalten und ob sie wieder in einem höhern Ganzen gegen einander gravitiren, darüber hat uns die Beobachtung noch nicht den mindesten Aufschluß gegeben, und auch die Analogie läßt keinen sichern Schluß zu. Denn

wenn wir auch, ohne zu viel zu wagen, annehmen dürfen, daß wir nur den kleinſten Ausläufer der aſtraliſchen Verzweigung kennen, und daß, wie der Radius der Mondbahn aus dem Radius der Erdbahn und dieſer wieder aus dem Radius, der die Sonne auf ihrer Bahn um die Alcyone führt, herauswächst, ſo auch wieder ein noch größerer Radius die Alcyone mit ihrem ganzen Ringſyſtem um eine noch fernere Centralſonne führt, und dieſe wieder um einen andern läuft, und daß ſo die Abzweigung der Radien noch bis ins fünfte, ſechste und durch noch mehr Glieder ſich fortſetzen kann; ſo wäre doch, ſelbſt wenn wir den Hauptſtamm und die geheimnißvolle Wurzel dieſes Sternenbaums auffinden könnten, für die Erkenntniß des Alls noch lediglich nichts gewonnen. Denn wäre gleichſam die Totalität und Einheit eines Baums gefunden, ſo würde derſelbe ſogleich wieder einen ganzen Wald vorausſetzen, weil ja der Raum diſponibel iſt. Oder man könnte von dem Syſtem der Unterordnungen ganz abſpringen auf das der Nebenordnungen und den Raum erfüllt denken mit gleichſam republikaniſchen einander nebengeordneten Nebelflecken, Milchſtraßen, Weltinſeln. Hier führt aber die Tendenz zum Unendlichen im Raum abermals ad absurdum, nämlich zum Nichts. Es iſt eben ſo unmöglich, daß das Unendliche eine begrenzte Figur und Ordnung habe, als daß die Schöpfung in Raum und Zeit ſie nicht habe. Die Erkenntniß dieſer Figurirung und Ordnung des Geſchaffenen wird aber mit unſern Kräften nicht erreicht und die Bemühungen, das Unendliche räumlich ausfüllen zu wollen, ſind abſurd. Man muß ſich alſo hier einfach beſcheiden, nichts zu wiſſen.

Die Unfindbarkeit einer abſoluten Mitte im Weltraume kann uns über unſere Entfernung von dem relativen uns nächſten Centralpunkt tröſten. Eine abſolute Mitte gibt es, aber ſie liegt nicht im Raum, und wir können ihr daher ganz nahe ſtehen. Damit wird alles beſeitigt, was man vom aſtronomiſchen Standpunkt hat gegen die geoffenbarte Religion einwenden wollen. Man hielt ſich für ſehr geiſtreich, wenn man ſagte, der liebe Gott hat mehr zu thun, als ſich um unſern kleinen Planeten zu bekümmern. Er muß in maaßloſer Ferne Milliarden von Sternen und Milchſtraßen regieren, wie kann er ein beſonderes Intereſſe für uns arme Erdbewohner haben? wie kann er gar uns ſeinen Sohn geſchickt haben wollen? Daran knüpfte man die kluge Frage, ob ſich Gott auf die gleiche Art auch im Merkur und Mars, im Jupiter und Saturn, in Sonne und Mond und auf den übrigen Sternen offenbart habe? ob überall der-

ſelbe Mittler hingeſandt worden ſey, oder ein anderer und wie viele dann? Solche Sorgen um die andern Himmelskörper machten ſich die geiſtreichen Zweifler, indem es ihnen eigentlich nicht um das Seelenheil der Bewohner jener Himmelskörper zu thun war, ſondern einzig um eine Blasphemie. Die Aſtronomie hat aus ihrem rein wiſſenſchaftlichen Heiligthum heraus nie etwas geboren, was dem Glauben widerſpräche, nur der Spott hat es in ſie hineingetragen. Die Aſtronomie lehrt die Größe und Herrlichkeit Gottes in ſeinen Werken und iſt kein Arſenal für die Religionsſpötter. Sophiſtiſche Fragen, wie die obigen, bleiben ihr fern. Denn erſtens ſchließen die ungeheuern Fernen, mit denen ſie uns im Raum bekannt macht, die Allgegenwart Gottes keineswegs aus, ſondern beweiſen dieſelbe vielmehr; zweitens ſind alle Vermuthungen über die Seelenzuſtände uns völlig fremder und unzugänglicher anderer Sternbewohner unzuläſſig und abſolut unwiſſenſchaftlich; und drittens ermahnt, wenn wir irgend Analogien ſuchen, die uns zu Schlüſſen berechtigten, uns alles zur Demuth. Wir dürfen nämlich niemals vergeſſen, daß, da nun einmal überall Rangordnungen in der Welt ſind, die Analogie der Rangordnungen unter den irdiſchen Weſen ſelbſt uns keine hohe Stelle auf der aſtraliſchen Stufenleiter anweiſt. Jedem Weſen auf beſchränktem Standpunkte gönnte der Schöpfer mehr zu ſehen, als es gerade nothwendig begreifen muß. Jedes erfreut ſich eines gewiſſen Ueberfluſſes von Anſchauungen über die Summe ſeiner klaren Begriffe. Jedes Thier ſieht mehr von der Welt als es von ihr begreift. Der Menſch iſt in gleichem Falle. Wie mag er nun, der nur das ihm Nächſte begreift, vom unermeßlichen All behaupten, was darin ſeyn könne, was nicht? Das Einzige, was er gewiß weiß, iſt, daß unſere Erde ein kleiner und dunkler Körper von viel niedrigerer Art iſt, als die Sonnen über ihm. Will er nun überhaupt von Analogien ausgehen, und von der Kleinheit des Wohnorts auf die Kleinheit der Geiſter auf Erden ſchließen, ſo wird er auch auf ein Wiſſenwollen, das über ſeinem Rang liegt, verzichten. Die Demuth ſeiner eignen Stellung und Hülfsbedürftigkeit aber muß ihn hoffen laſſen, daß ein Heil, das ſogar ihm zugänglich geworden ſey, den Bewohnern höherer Welten noch weniger fehlen werde.

Die nämlichen Denker, welche vom alten Gott der Bibel glauben, daß er nur der engherzigen Vorzeit angehöre, in der man ſich die Erde wie einen Kopf unter einer mit Sternen angemalten Schlafmütze dachte, daß er aber für den weiten Horizont der Gegenwart und für die von

neueren Aſtronomen entdeckten unendlichen Weltenräume und Sternenheere nicht mehr paſſe, gerathen in einen ſonderbaren Widerſpruch, wenn ſie andererſeits behaupten, der Menſch ſelbſt und allein ſey Gott. Jener alte Gott der Pſalmen, der da war, ehe die Berge waren und der da bleiben wird wenn alle Himmel vergehen, iſt ihm die Größe des Raums wohl zu groß? Was könnte die Wiſſenſchaft irgend noch entdecken, das auch nur entfernt der Vorſtellung Abbruch thäte, die wir von ſeiner Allmacht haben? Und ſtatt ſeiner will man nun das ohnmächtige Geſchöpf, den kurzlebigen, ſchwachſinnigen, irrthums- und ſündenvollen Menſchen zum höchſten Gott erheben? und während man auf den niederen Rang unſeres Planeten unter den Himmelskörpern hinweiſt, um unſerer geoffenbarten Religion jeden Werth abzuſprechen, vergißt man dieſe planetariſche Niedrigkeit, Ranglosigkeit und Unebenbürtigkeit ſo ſehr, daß man ſich träumt, wir Menſchen ſeyen Gott und es gäbe keinen außer uns. Die Aſtronomie, die man gegen das Chriſtenthum ins Feld gerufen hat, wendet ſich nicht gegen dieſes, ſondern gegen die Philoſophie der Zeit. Wenn die Bewohner der Sonne, des Sirius, der Alcyone, der Millarden großer Weltkörper alle, die an Rang hoch über unſrer Erde ſtehen, wüßten, daß ſich Profeſſor Hegel in Berlin, ein Menſchlein in ſchwarzem Frack auf unſerm dunkeln Planeten für das höchſte Weſen gehalten habe, ſo müßten ſie in der That lächeln und ſeinen Wahn ziemlich komiſch finden, ihn jedoch um ſeiner irdiſchen Unwiſſenheit willen und ſeines niederen Standpunktes wegen erklärlich finden, berückſichtigend, daß, ob zwar über unſern Planeten immerhin ein reiches Maaß von Weisheit ausgegoſſen iſt, das man mit Beſcheidenheit verdienen kann, doch auch das Maaß der Narrheit erfüllt werden muß.

Faſt noch mehr als die ungeheuern Weiten des Raums und Größen der Himmelskörper, können die aſtronomiſchen Zeiträume dem menſchlichen Stolze, wenn er ſich zu hoch erheben will, zur Demüthigung dienen. Unſere ſogenannte Weltgeſchichte von 6000 Jahren iſt ein Zeitraum, den die Sonne dreißigtauſendmal vollenden muß, ehe ſie nur ein einzigesmal um die Alcyone herumgekommen iſt oder ein einziges ihrer Jahre zurückgelegt hat. Lebten Weſen auf der Sonne, die nach Verhältniß der Erdbewohner alt würden, ſo würden ſie ſiebzigmal mit ihr um die Alcyone kreiſen, wie wir mit unſerer Erde um die Sonne, und für ſie wäre die ganze Dauer unſerer bisherigen Weltgeſchichte nur — eine Viertelſtunde. Für ſie alſo würde das ganze menſchliche Geſchlecht (nicht bloß etwa ein

Individuum) noch weniger als eine Ephemere ſeyn; das Leben eines menſchlichen Individuums aber würde für ſie faſt unberechenbar kurz, nur ein einziger Augenaufſchlag ſeyn. Solche Rechnungen ſollten die Eitelkeit auf unſerer kleinen Erde ein wenig dämpfen.

Wie undankbar iſt der Menſch, daß er von eigner Größe träumt, wenn ihm Gott den Blick ins Univerſum eröffnet, und daß er ſich äffiſch putzt, wo er anbeten ſollte. Wäre es möglich, daß ein geheimer, ihm vielleicht ſelbſt nicht ganz klar gewordener Neid gegen hörere Weſen ihm die Hoffart ſeiner Philoſophie eingepflanzt hätte? Der Neid, der mit dämoniſcher Kraft ausgerüſtet, Lucifer und ſeine Schaaren zum Himmelsſturm bewaffnet, ſieht ſich in der irdiſchen Beſchränkung auf das Ausbrecken philoſophiſcher Syſteme beſchränkt, welche Gott leugnen.

7.

Nebelflecken.

Sehr viele Nebelflecken am Himmel ſind durch immer ſtärkere Vergrößerungen als Sternhaufen erkannt, der Nebel in eine Unzahl kleiner Sterne aufgelöst worden. Doch bleiben immer noch unaufgelöste oder unauflösbare Lichtnebel zurück.

Man hat dieſe lange für Urmaterie, Aether, noch gleichſam unpräparirtes Material von Atomen gehalten, aus dem urſprünglich alle Geſtirne erſt zuſammengeronnen ſeyen. Sofern man zuweilen innerhalb eines runden oder ovalen Lichtnebels ſchon einen mehr oder weniger hellen ſternartigen Lichtkern entdeckt, glaubt man dem Werden der Sterne zuzuſehen. Das ſey Urmaterie im Begriff ſich zu einem Stern zuſammenzuziehen. Allein vieles ſpricht dagegen. Bekannte Nebel haben ſich in Jahrhunderten nie verändert. Die meiſten Nebel ſind durch ſtärkere Fernröhre als Sternhaufen erkannt worden.

Die Nebel können ſeyn 1) ſehr ferne Sternhaufen, Milchſtraßen, Weltinſeln; 2) bloßer Nebel und zwar wieder a) zu einem ſehr fernen großen Weltſyſtem gehörend oder b) nur zu einem kleinen Syſtem, etwa einer Sonne gehörend.

Es iſt nicht abſolut undenkbar, daß Himmelskörper mit einem uns als Lichtnebel erſcheinenden Fluido für immer umgeben ſeyn ſollten. Eine

ſolche Atmoſphäre hat Analogien in unſrer Luft, in dem Zodiacal- und Nordlicht, in den Kometen.

Am merkwürdigſten ſind die ſ. g. planetariſchen Nebel, ſcharf abgerundete Scheiben mit vollkommen gleichförmigem Licht ohne Unterſcheidung eines Sterns.

Häufig ſind die einzelnen Sterne oder auch Doppelſterne und kleine Sterngruppen in einer Nebelkugel, die meiſt rund erſcheint, zuweilen aber auch oval iſt und zwei Sterne deutlich zu Brennpunkten hat. Das ſcheinen nun nichts weiter als Sonnen zu ſeyn, die den Nebel um ſich haben, nicht als ob ſie daraus erſt entſtünden und als ob er ſich verzehren würde, ſondern weil der Nebel zum Syſtem für alle Zeiten gehört. Oft erſcheinen dieſe Nebel ſpindelförmig, was wohl nur von einer Schrägſtellung derſelben gegen unſer Auge herrührt. Sie ſind vielleicht nur optiſch ſpindelförmig oder kugelförmig und in Wahrheit ſtellen ſie Linſen dar, wie die Sonne mit ihren Planeten.

Ein ſeltſamer runder Nebel ſcheint eine Halbkugel aus Nebeln zu ſeyn, in deſſen Mitte ein Stern frei ſchwebt, ohne von dem Nebel berührt zu werden. Littrow, Wunder d. Himmels S. 501. Im Sternbild der Leyer umſchließt ein dichterer Nebelring einen dünneren Nebel in der Mitte. Daſ. 501.

Ueberall haben ſowohl die unauflösbaren Nebel, wie die Sternhaufen die Tendenz zum Kreiſe oder zur Ellipſe und ſtellen in großen Sternmengen und Maſſen dar, was in unſrem Sonnenſyſtem nur durch die Bahnen der Planeten und Kometen erſt gleichſam angedeutet wird. Eine ſehr ſchöne Erſcheinung dieſer Art am Sternhimmel ſind die Nebelringe. Eine Menge kleiner Sterne bilden einen Ring um eine leere Mitte, etwa wie die in viel größerer Nähe von uns befindliche Milchſtraße. Man kann ſich alle jene Ringe als ferne Milchſtraßen denken.

Der ältere Herſchel glaubte einen Ring aus lauter locker aneinander gereihten Nebelflecken entdeckt zu haben, der ſenkrecht die Milchſtraße durchſchneide und ſie aus unendlicher Ferne umringe wie ein großer Reif einen kleineren. Allein er täuſchte ſich. So [illegible] und regelmäßig liegen die Nebelflecken nicht.

Es gibt auch Zwillingsnebel. Den bekannten Doppelſternen (zwei nahe bei einander ſtehenden, um einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt ſich drehenden Sonnen) entſprechen auch Doppelkometen (1845 wurde einer in Amerika, derſelbe im folgenden Jahr auch in Europa geſehen), und

Doppelnebel, d. h. in den fernſten Himmelsräumen zwei ganz ähnliche Sternhaufen unmittelbar mit einander verbunden. Humboldt, Kosmos III. 330. Es fehlen bis jetzt nur noch Doppeltrabanten oder Doppelmonde. Eines der ſeltſamſten Sterngebilde, halb Doppelſtern, halb Nebelfleck, hat Lamont (Nebelflecken S. 30) beſchrieben. Derſelbe iſt in Herſchels Sternverzeichniß mit der Nr. 2037 bezeichnet. Es iſt ein Stern, um den ſich ein andrer dreht, dieſer andre hat aber eine Nebelkugel hinter ſich, wie einen Luftballon.

Die Magelhaniſchen Wolken, zwei berühmte Nebelflecke am ſüdlichen Himmel, die der jüngere Herſchel genauer beobachtet hat, beſtehen aus einer Zuſammenhäufung von kleineren Nebelflecken und beſonders die größere Wolke iſt darin ausgezeichnet. Herſchel ſagt, keine andre Gegend des Himmels zeige in ſo kleinen Raum zuſammengedrängt eine ſolche Menge von Nebel- und Sternhaufen.

Chladni, über Feuermeteore S. 403 äußert eine ſeltſame Meinung vom großen Nebelfleck im Orion. Er hält denſelben nämlich für eine dunkle Maſſe, aus der Feuer oder Licht hie und da hindurchbricht, während es im Innern wühle und gähre. Hier ſey die vagina mundorum, hier entſtehen die Himmelskörper. Daß von hier die Kometen ausgehen, glaubten auch die Alten. Der ältere Herſchel beobachtete, daß der Nebel ſich von Jahr zu Jahr wenn auch nur in Nebenparthien ändere. Der ſüdliche Ausläufer des Nebels hat auch noch im gegenwärtigen Jahrhundert ſeine Richtung etwas verändert, ſich von einem Stern ab und dem andern zugewendet.

Der ältere Herſchel glaubte, einige Nebel ſeyen unſichtbar und würden erſt ſichtbar durch einen Stern, der weit hinter ihnen ſtehe, deſſen Licht aber durch ſie hindurch in unſer Auge dringe.

8.

Sternhaufen mit Centralſternen.

Sehr häufig zeigen ſich am Himmel Nebelflecken, die ſich durch Vergrößerungsgläſer in Sternhaufen auflöſen in eine meiſt runde oder ovale Maſſe von unzähligen wie Gold- oder Silberſand zuſammengedrängten Sternen. Gegen die Mitte zu verdichtet ſich wie die Maſſe ſo der Glanz dieſer Sternchen. Oft aber unterſcheidet man auch deutlich in der Mitte

oder bisweilen auch nicht ganz in der Mitte einen viel größeren und oft auch durch seine Farbe auffallenden Stern. In der weißen Sternchenmasse erscheint der Hauptstern einmal orange, ein andermal roth. Vgl. Littrow, Wunder des Himmels S. 493. Daselbst werden auch Doppelsterne erwähnt, die in gleicher Weise von einem Haufen unzähliger kleiner Sternchen dicht umdrängt sind.

Von vorzüglicher Schönheit ist Toukani, ein Sternhaufen in der Nähe der kleinen magelhanischen Wolke, in einer sternleeren Gegend hell vorstrahlend, in der Mitte rosenfarben, am Rande weiß, rund wie ein Ball. Bode Nr. 47. Herschel Nr. 2322.

Hier tritt nun wieder sichtbar die Ueberordnung eines Hauptsterns über die andern hervor, analog dem Verhältniß der Sonne zu den Planeten, Kometen und Trabanten. Sollten jene Sternhaufen mit einem größern Centralkörper nicht in einer höhern Ordnung die Monarchie der Sonne wiederholen?

Aber die größere Nähe, in der sich hier die untergeordneten Sterne zu dem Hauptstern und einander selbst befinden, und ihre viel größere Menge weisen auf ein von unsrem Sonnensystem verschiedenartiges Gesetz der Gruppirung hin. Man hat bemerkt, je massiver der Planet, desto weiter stehe sein Trabant von ihm ab (so unser Mond weiter von der festen Erde, als die Saturnmonde vom weichen Saturn), und man könnte daraus schließen, daß jene einander so zahlreich nahe stehenden Sterne von minder massiver, zarterer, ätherischerer Beschaffenheit seyen.

Am Himmel kommen noch viele Sternhaufen vor ohne einen erkennbaren Hauptstern. Man findet lineare, ringförmige, elliptische, auch spiralförmige Sterngebilde. Man hat in dichten Sternhaufen doch eine radiale Strahlung von innen her wahrgenommen. Littrow S. 492. Läßt das nicht auf eine Art Organisation der Sternhaufen schließen, die wir zu sehr gewohnt sind, uns als roh zusammengeschüttet zu denken? Sehr eigenthümlich erscheinen zwei parallele durch kleine Sterne bezeichnete gerade Linien, zwischen denen sich einzelne Sterne zerstreut finden. Littrow S. 493. Auch Sternringe kommen vor. Wie man am Nachthimmel Nebelringe sieht (die vielleicht nur unaufgelöste Sternmassen oder Milchstraßen sind) so entdeckt man auch deutlich unterscheidbare Sternchen ringförmig gestellt. Am schönsten ein ovaler Ring mit kleinen weißen Sternen, frei schwebend um einen etwas größern rothen Stern. Littrow S. 493.

Der spiralförmige Nebelfleck im Sternbild des nördlichen Jagdhundes

nahe am Schwanze des großen Bären ist eine der seltsamsten Erscheinungen am Fixsternhimmel. Es sind unzählige kleine Sterne in einem schneckenförmig gewundenen Bande, dessen inneres wie äußeres Ende eine kleine Kugel bildet. Philos. transact. 1850 I. pl. 35 Fig. 1. Abgebildet bei Pfaff, Schöpfungsgeschichte S. 277.

Einer der schönsten Sternhaufen am ganzen Himmel ist der Juwelen-Nebelfleck. Beim Stern k im Sternbild des südlichen Kreuzes ist nämlich ein kleiner Nebelfleck durch die Stärke der neuen Fernröhre in einen Sternhaufen aufgelöst worden von mehr als hundert Sternchen, die in den mannigfachsten Farben roth, blau, grün glänzen, like a superb piece of fancy jewellery Herschel, Reise zum Cap S. 17 und 102. Ein andrer Sternhaufen, ebenfalls am südlichen Himmel, besteht aus unzähligen blauen Sternchen der 14—16ten Größe. Das. 119. Eine Art Brautschmuck der Nacht. Wie wunderbar, daß dem menschlichen Geist eine Macht des Gedankens inwohnt, vermöge dessen er sich gleichsam in den Besitz all jener Nachtherrlichkeit zu setzen für berechtigt halten kann. Der unsterbliche Geist wird Zeit haben, wenn ihn die Last der Sünde nicht niederzieht, die Werke des Schöpfers auch jenseits der Mondbahn kennen zu lernen.

9.

Die einzelnen Sterne.

Man nennt die einzelnen Sterne, sofern sie immer an demselben Platze und in derselben Stellung zu den Nachbarsternen verharren, Fixsterne. Sie leuchten alle aus sich selbst als ferne Sonnen. Sie haben verschiedene Größe und Lichtstärke, sey es an sich, sey es nur für unser Auge, jenachdem sie näher oder ferner von uns sind.

Was die Ferne betrifft, so zeigen sich alle Fixsterne auch in den stärksten Fernröhren nur als kleine lichte Punkte. Sie müssen also ungeheuer weit entfernt seyn. Vermöge des Umlaufs der Erde um die Sonne befinden wir uns stets auf dem Punkte der Erdbahn, der demjenigen Punkte entgegengesetzt ist, auf dem wir uns vor einem halben Jahre befanden. Der Durchmesser der Erdbahn beträgt 42 Millionen Meilen. Wir können mithin einen Fixstern heute von hier aus, in einem halben Jahre von einem 42 Millionen Meilen weit abliegenden Punkte

aus betrachten. Steht nun ein andrer Fixstern neben ihm, so würde sich, je näher er uns wäre, um so gewisser eine Aenderung in seiner Stellung zu dem Nebensterne zeigen, jenachdem wir ihn heute oder in einem halben Jahre beobachten. Er würde dem Nebenstern näher oder weiter von ihm abgerückt seyn, etwa wie zwei Kirchthürme, die wir von verschiedenen Standpunkten aus sehen. Der aus zwei um ein halbes Jahr von einander verschiedenen Sternbeobachtungen sich ergebende Unterschied in der räumlichen Stellung, das Maaß des Abstandes von der Stellung, in der wir den Stern heute und in einem halben Jahr sehen, nennt man die Parallaxe des Sterns. Nun hat man aber noch nie eine Parallaxe von mehr als 1 Secunde Länge gefunden. Bessel hat eine einzige, die des Sterns 61 im Schwan genau bemessen zu 0,3136 Secunden. Daraus ergibt sich eine Entfernung dieses Sterns von der Erde, die nicht weniger als 13,592,000 Millionen Meilen beträgt.

Die meisten Sterne zeigen reines weißes Licht, das jedoch bald mehr ins gelbliche, bald mehr ins bläuliche übergeht. Seltener ist das orange und röthliche oder grüne Sternlicht. Arago warf die Frage auf, ob nicht die Sterne weißen Lichts uns im Lichtstrahl zuerst nur den rothen, dann den gelben, grünen, blauen und violetten Strahl zusenden. Daraus würden sich dann verschiedene Farben der veränderlichen Sterne erklären lassen. Allein die Erfahrung spricht dafür, daß alle Farbenstrahlen gleich schnell ankommen. Arago, Unterhaltungen, deutsch von Grieb VI. 276.

Der größte und glänzendste, uns wahrscheinlich nächste Fixstern ist der Sirius, funkelnd im reinsten weißen Lichte. Dagegen ist ohne Zweifel der schönste unter allen Sternen Antares, im Sternbild des Scorpions, arabisch el kalb oder kalb el akrab, Herz des Scorpions. Der griechische Name Ἀντάρης scheint sich zu Ares (Mars) zu verhalten wie Anteros zu Eros; Mars ist nämlich der feurige, röthliche und Krieg bedeutende Planet, Antares aber ist, obwohl nur von zweiter Größe, dennoch der feurigste Fixstern am ganzen Himmel, in allen Farben brillantirend und unaufhörlich in größter Unruhe blitzend. Demnach hatten die fein beobachtenden Alten ganz Recht, ihn mit dem Mars wetteifernd zu denken. Da er tief am südlichen Himmel steht, sehen wir ihn nur in den Sommermonaten. Er ist, wenn man von der Größe absieht, unfehlbar der schönste Stern am Himmel, denn keiner hat diesen Glanz, dieses Strahlenwerfen und dieses bunte Farbenspiel, wie er. Die Poesie könnte also noch weit mehr aus ihm machen, als bisher geschehen ist. Im persischen

Suleimanname (v. Hammer, Roſenöl I. 203) kommt ein Engel des Scorpions d. h. des Sternbildes vor, welcher dem König Salomo ſagt, er ſey Hüter des himmliſchen Feuers, welches alle 70,000 Jahre einmal zwiſchen dem Zeichen des Scorpions und Löwens herabfahre und die Erde umſchmelze, und das ſey ſchon 70,000 mal geſchehen.

Die übrigen Sterne erſter Größe ſind Achernar, Aldebaran, Algenib, Arcturus, Atair, Beteugeuze, Canopus, Capella, Deneb, Fomalhaut, Procyon, Regulus, Rigel, Sirrah, Spica, Wega.

Der Bequemlichkeit wegen hat man ſchon in ſehr alter Zeit, wahrſcheinlich zuerſt in Chaldäa, die Sterne in ſ. g. Sternbilder eingetheilt; ſofern man ſich die größeren Gruppen, in denen die Sterne am Nachthimmel vorkommen, als Figuren dachte. Das Auffinden der einzelnen Sterne wird dadurch, daß er zu einem beſtimmten Sternbild gehört, deſſen Lage am Himmel bequem aufgefunden werden kann, ſehr erleichtert. Die Sterngruppen, durch welche wir von unſrer Erde aus regelmäßig Sonne, Mond und Planeten ziehen ſehen, ſind die (zwölf) Sternbilder (einſt Thierfiguren) des davon ſ. g. Thierkreiſes (Zodiacus).

Nach Analogie der dunklen Planeten haben viele Aſtronomen auch an dunkle Fixſterne, ja an eine dunkle Centralſonne geglaubt und daraus namentlich die Verdunklungen von leuchtenden Himmelskörpern, deren Urſache man ſonſt nicht kennt, zu erklären verſucht, ſofern ſie annahmen, es ſeyen dunkle Himmelskörper vor den hellen vorübergeſtrichen und haben ſie ganz oder theilweiſe verfinſtert. Vgl. Humboldt, Kosmos III. 269. 291. Oerſted in Frorieps Tagesberichten 1851 Nr. 321 macht noch insbeſondere auf Bewegungen an Fixſternen aufmerkſam, die ſich nur aus einer Beziehung derſelben zu dunklen, ihnen nahe ſtehenden Körpern ſollen erklären laſſen.

Ob die ſ. g. Meteorſterne, die kurze Zeit aufflammen und wieder verſchwinden, ſich nur verdunkeln und dunkel fortbewegen, iſt nicht zu ermitteln. Der Mönch Heydannus von St. Gallen († 1088) beſchreibt in ſeinen Annalen vom Jahr 1012 einen neu erſchienenen Stern, welcher drei Monate lang ſichtbar war. Er ſtand im Zeichen des Widders, war ſehr groß und leuchtete ſo ſtark, daß er die Augen blendete. Aber er veränderte ſein Licht beſtändig und war bald größer, bald kleiner, bis er wieder verſchwand. Zu finden bei Duchesne, hist. Franc. script. III. p. 477. — Am berühmteſten wurde der 1572 im Sternbild der Caſſiopeja erſchienene, von Tycho de Brahe beobachtete neue Stern, der heller

als Jupiter glänzte, und der 1604 im Ophiuchos erschienene von Keppler beobachtete eben so helle Stern.

Ueber allen diesen Meteorsternen aber steht der, welchem die heiligen drei Könige folgten gen Bethlehem.

Ein Stern im Löwen verschwand und an seine Stelle traten 8 kleinere. Das deutet auf ein Vergehen und Entstehen der Himmelskörper hin.

Nicht zu verwechseln mit den einmal aufglühenden und dann für immer verschwindenden Meteorsternen sind die veränderlichen Sterne, die an ihrem bestimmten Ort am Himmel immerwährend verharren und nur periodisch ihr Licht wechseln, sey es, daß sie durch einen dunkeln Nebenkörper verdunkelt werden, oder uns periodisch eine dunklere Seite zukehren, oder daß sich ihr Licht aus einem physischen Grunde verändert. So wechselt Algol sein Licht in 3, ein Stern im Antinous in 7, einer im Wassermann in 334 Tagen. Vier Sterne im Schwan und die 7 im großen Bären wechseln die Lichtstärke. Sirius, jetzt weiß, war einst roth.

10.

Doppelsterne.

Man hat mehrere tausend Fixsterne entdeckt, welche doppelt sind, d. h. die mit bloßem Auge oder durch geringe Fernröhre gesehen nur wie ein einziger Stern aussehen, in stärkeren Fernröhren sich aber in zwei Sterne auflösen, die sehr nahe beisammen stehen, zuweilen kaum weiter als ihr eigener Durchmesser beträgt. Einige solche Doppelsterne sind optische, d. h. nur zufällig hinter einanderstehende aber weit von einander entfernte Sterne, die uns nahe bei einander zu stehen scheinen. Die meisten aber sind echte oder physische Doppelsterne, bei denen man auch schon die Bewegung des einen um den andern oder beider um einen gemeinsamen Schwerpunkt erkannt und gemessen hat.

Wir dürfen diese Doppelsterne für eine Sternklasse höherer Ordnung halten. In den einzelnen Fixsternen, die keinen so nahen sichtbaren Begleiter haben, sondern nur, wie unsre Sonne, von dunklen Planeten, Trabanten und Kometen umgeben seyn mögen, spricht sich nur das Gesetz der Ueber- und Unterordnung aus, indem hier die Sonne oder der allein leuchtende Fixstern ungleich größer ist als die ihn umkreisenden dunkeln Körper und sie alle beherrscht. In dem System der Doppelsterne spricht

ſich dagegen eine freie Nebenordnung aus, eine Vergeſellſchaftung zweier gleicher Weſen, denn mit geringen Unterſchieden ſind in der Regel beide Sterne gleich groß und hell, jedenfalls beides Fixſterne, und wenn auch in der Regel einer um den andern ſich bewegt und dadurch untergeordnet erſcheint, ſo gleicht es doch mehr dem Verhältniß der Frau zum Manne, als des Sklaven zum Herrn.

Merkwürdig erſcheinen die Farbengegenſätze der Doppelſterne. Meiſt ſind beide gleichfarbig weiß oder gelblich, bläulich, röthlich. Häufig aber iſt der eine Stern weiß, der andre blau; der eine gelb, der andre roth; oder blau und gelb, blau und roth, grün und roth ſtehen ſich gegenüber. Vgl. Humboldt, Kosmos III. 299. Littrow, Wunder des Himmels S. 473 f.

Zuweilen iſt der Nebenſtern ſelbſt wieder doppelt. Der jüngere Herſchel entdeckte am Cap in der ſüdlichen, Struve in Dorpat in der nördlichen Himmelshälfte eine Menge von Sterngruppen, in denen mehr als 2 Sterne um einen gemeinſamen Mittelpunkt gravitiren. So bildet z. B. ein dreifacher Stern ein gleichſeitiges Dreieck im Mittelpunkte eines Nebelſterns, der ihn wie eine Atmoſphäre weit umgibt. Ein ſechsfacher Stern iſt aus 5 Sternen zuſammengeſetzt, die einen Halbkreis um einen ſechsten Stern bilden. Ein Stern iſt bemerkt worden, welcher genau in der Höhlung eines großen unregelmäßigen Nebelſterns liegt, welcher an drei Stellen große Spalten hat, die ſich von der Mitte der Oberfläche bis an die Peripherie erſtrecken. — Ein rother Hauptſtern hat zwei blaue Nebenſterne, die ſich beide in einander entgegengeſetzter Richtung bewegen. Mädler, pop. Aſtron. 531.

Littrow hat verſucht (Wunder des Himmels S. 479), den Anblick zu ſchildern, den der Himmel von einem Doppelſtern aus geſehen darbieten müßte. Er nimmt an, der Nebenſtern gehe in ungeheurer Größe und zwar gelb, oder blau, oder roth, oder grün gefärbt am Himmel auf, eine rieſenhafte farbige Sonne, oder gar ihrer zwei und mehr. Dazwiſchen, meint er, dürften ſich bei den Doppelſternen ſo gut wie bei den einfachen Fixſternen ſowohl Planeten und Trabanten als Kometen bewegen und gleichfalls am Himmel aufſteigen. Noch prachtvoller muß der Anblick da ſeyn, wo Sterne dichtgedrängt in Haufen ſtehen.

Man hat gefragt, ob nicht ein heller Stern mit einem dunkeln zum Doppelſtern verbunden ſeyn könne? Schon Beſſel vermuthete aus den Ungleichheiten in der Bewegung des Sirius, er habe einen dunklen Begleiter

und Peters in Königsberg hat unlängst einen regelmäßigen Umlauf des Sirius um einen Schwerpunkt, der zwischen ihm und einem dunkeln Körper liegen muß, von 49¼ Jahr gefunden, Schubert einen Umlauf der Spica aus ähnlichen Urſachen von 40 Jahren. Froriep, Tagesberichte 1851 Nr. 321.

11.

Die Sonne.

Die Fixſterne ſind nur durch die Entfernung verkleinerte Sonnen. In den Sternen liegt urſprünglich das Sonnenprincip. Man muß ſich die Urnacht hell erleuchtet denken durch die erſte Sonne, das iſt der richtige Geſichtspunkt. Das bleiche Flimmern kleiner Sterne im weiten dunkeln Raum der Nacht iſt nur relativ, bedingt durch unſern fernen Standpunkt auf einem dunkeln Körper. Der Sternkörper, das Feſte, im Gegenſatz gegen den leeren Raum iſt nicht ſo ſehr Hauptſache, als das Licht, welches die Nacht durchſtrahlt. Alle dunkeln Himmelskörper, die wir kennen, Planeten und Trabanten, ſind der Sonne untergeordnet; der in ihr liegende Lichtquell iſt es, weshalb ihr die Herrſchaft gebührt, nicht blos ihr größerer körperlicher Umfang und ihre größere Schwere. Pfaff hatte den nicht glücklichen Gedanken, die Sonne diene den Planeten nur, ſey nur gleichſam die Laterne, bei der die Menſchen auf der Erde leben und arbeiten. Das Licht iſt mehr. Alle Sonnen tragen gleichſam den Heiligenſchein und ſind höhere Weſen im Vergleich mit ihrem dunkeln Gefolge. Cor coeli, oculus mundi, fax temporum waren die alten wohlbegründeten Namen der Sonne. Ohne ſie keine Welt, ohne ſie keine Zeit und Geſchichte.

Daß die Sonne kein brennendes Feuer ſey und ſich auch nicht verzehre, iſt längſt bekannt. Arago hat bewieſen, daß glühende Körper kein polariſirtes Licht haben, das Sonnenlicht aber polariſirt, iſt folglich keine Brandgluth. Brewſter hat entdeckt, das Licht verſchiedener Sterne gebe wie das verſchiedener brennbarer Stoffe auf der Erde je ein anderes Farbenſpectrum, ſofern ſich ſchwarze Linien in verſchiedener Zahl und Ausdehnung in den Farben zeigen. Das Spectrum des Sonnenlichts aber ſtimme genau mit dem des brennenden Salpetergaſes zuſammen. Vgl. Poggendorf Annalen 38 S. 57. Eine ſchöne Entdeckung, die aber zunächſt zu keinem Aufſchluß über das herrliche Licht der Sonne führt.

Die Sonne iſt ſo groß, daß die Erde ſammt dem in ſeiner bisherigen Entfernung ſie umkreiſenden Monde bequem innerhalb des Sonnenglobus Platz finden würden und noch Raum übrig wäre. Sie hat nämlich einen Durchmeſſer von 192700 Meilen, iſt 600mal größer als alle Planeten zuſammengenommen und 355499mal größer als die Erde, und jeder Körper auf ihrer Oberfläche 28mal ſchwerer, der Sonnenkörper aber doch nur ¼ ſo dicht wie die Erde. Durch die ſtarke Schwerkraft an der Oberfläche der Sonne iſt vielleicht ihr Leuchten bedingt. Es iſt eine ſtarke Verdichtung von gasartigen Maſſen. Mädler, popul. Aſtronomie S. 128.

Auch die Sonnenflecken beweiſen, daß die Sonne unter ihrer leuchtenden Oberfläche ein dunkler Körper iſt. Das Licht umgibt ſie alſo wirklich nur wie ein Heiligenſchein. Ueber dieſem Lichtringe (Photoſphäre) liegt eine zweite Schicht, die ſ. g. Penumbra, die man als grauen Rand um die ſchwarze Tiefe der Sonnenflecken erkennt, und dann erſt kommt dieſe ſchwarze Tiefe ſelbſt als wahrſcheinliche Oberfläche des eigentlichen Sonnenkörpers. Da wo Flecken ſichtbar werden, häuft ſich die Lichtmaterie an ihrem Rande wie Schnee, wenn man durch ihn hindurch die ſchwarze Erde ausgräbt. Man nennt dieſe Lichtanhäufungen Sonnenfackeln. Die Photoſphäre ſcheint ſehr locker und leichtbeweglich zu ſeyn. Man ſieht ſie durchs Fernrohr deutlich unduliren, die ganze Oberfläche der Sonne hat das Ausſehen wie ein von leichten Wellen bewegtes Meer. Auch die Flecken öffnen ſich und fließen zuſammen oder ſcheiden ſich, wie von einem hohen Berggipfel herabgeſehen Thäler unter den vorüberfliegenden Wolken. Man glaubt an ein Abſtrömen der Photoſphäre vom Aequator nach den Polen hin und daß durch das Abreißen dieſer Strömung die Flecken entſtehen. Vgl. Schweigger, Journal 54. Wenigſtens zeigen ſich die Flecken nicht im Sonnenäquator, ſondern auf dem Wege von da zu den Polen und zwar größer auf der ſüdlichen, als auf der nördlichen Sonnenhälfte. Jedenfalls handelt es ſich hier um großartige Strömungen der Lichtwolken. Wollaſton ſah einen Sonnenflecken ſich vertheilen und in Stücken auseinanderfließen, gerade ſo wie wenn eine große Eisſcholle in mehrere kleine auseinanderfährt. Derham ſah dagegen einen ſchwarzen Flecken im Mittelpunkt einer hellen Sonnenfackel verſchwinden. Arago, Unterhaltungen, deutſch von Grieb VI. 404. Im Jahr 1802 durchlief ein kleiner Sonnenfleck die ganze Sonnenſcheibe in einer Viertelſtunde. Schubert, Weltgebäude S. 139. Zuweilen ſcheint die Lichtmaterie noch

wie eine ſchmale Brücke über dem tiefen Abgrund des ſchwarzen Fleckens zu liegen.

Man hat die Lichtſphäre der Sonne in Verbindung gebracht mit dem Zodiacallicht. Caſſini und Cavocci beobachteten die ſchönſten Zodiacallichter zu derſelben Zeit, in der die Sonne auffallend viele Flecken zeigte. Allein neuere Unterſuchungen ergeben, daß das Zodiacallicht nicht unmittelbar zur Sonnenatmoſphäre gehört, ſondern einen weit von ihr entfernten Ring bildet.

Man hat auch an Sonnentrabanten geglaubt. Schröter und Bode beobachteten lichte Faden, die vor der Sonne vorüberziehen. Göttingen gel. Anz., 1796 Nr. 32 Bode, Jahrbuch 1816 S. 148. Dangos ſah einen elliptiſchen ſchwarzen Fleck 1 Stunde 56 Minuten lang die Sonne paſſiren. Einen ähnlichen ſah Lalande 1794, und Capel Laſt 1816; auch Adam Scheutter 1778 einen kleinen runden Fleck, der die Sonne 3 Stunden lang paſſirte; ebenſo Lichtenbergs Bruder, wobei der runde Fleck über 3 Stunden brauchte, und mehrere ähnliche Beobachtungen von andern. Vgl. Chladni, über Feuermeteore S. 399. De Roſtan in Lauſanne ſah 1472 einen ſpindelförmigen Körper über der Sonne laufen, halb ſo geſchwind wie die gewöhnlichen Sonnenflecken. Chladni S. 400. Bei Sonnenfinſterniſſen glaubt man zuweilen kleine Sternchen zu ſehen, als ob ſie von der Sonne abgeſchleudert wären. Dieſelben ſah man als man bei Tag die Venus in der Nähe der Sonne betrachtete. Und wieder, ein bei Bedeckung der Sonne durch den Thurm. Vgl. Poggendorf Annal. VI. 247. Sind es nur optiſche Täuſchungen oder phyſiſche Körper?

12.

Das Planetenſyſtem.

Um die Sonne, als den Mittel- und Schwerpunkt des ganzen Syſtems, gravitiren die Planeten mit ihren Monden, die Kometen und wahrſcheinlich auch die ſ. g. Sternſchnuppen und das ſ. g. Zodiacallicht. Die Entfernung, die Schwere und Größe, die Umlaufszeit der Planeten ſind überaus verſchieden, aber durch eine gewiſſe Stufenleiter geregelt und in Proportion geſetzt. Sie laufen alle in einer Ebene oder Scheibe um die Sonne, weßhalb von der Erde aus geſehen ſowohl die Sonne ſelbſt, wie die Planeten nur immer denſelben Lauf am Himmel durch dieſelben Stern-

bilder (den Thierkreis) machen. Die kleinen mittleren Planeten, Planetoiden oder Aſteroiden genannt, weichen mit ihren Bahnen ein wenig mehr aus und noch mehr die Kometen, die ſich nicht an die Ebene der Planetenbahnen binden, ſondern von allen Seiten in mehr oder weniger lang ausgedehnten elliptiſchen Bahnen um die Sonne bewegen.

Streng genommen ſteht die Sonne nicht ganz im Mittelpunkt des Syſtems, weil auch ſie von den Planeten, wenn auch nur mit ſchwächerer Kraft, angezogen und ſomit aus der eigentlichen Mitte des Kreiſes um ein Geringes verrückt, und zum Brennpunkt einer Ellipſe wird. Dieſe Ellipſe erhält noch weitere Schwankungen und Ausdehnungen durch die Anziehung, welche die Planeten auf einander ſelber üben, ſo daß jeder Planet in der Ellipſe, die er um die Sonne beſchreibt, ſich auf einer Seite derſelben mehr nähert, auf der andern mehr von ihr entfernt. Die gerade Linie zwiſchen der äußerſten Sonnennähe und Sonnenferne (Perihelium und Aphelium) eines Planeten nennt man ſeine Apſidenlinie. —

Die Planeten ſtehen in regelmäßigen Abſtänden von einander und ihre Entfernung ſteht im Verhältniß zu ihrem Umlauf in derjenigen Proportion, die durch die berühmten, ſchon im 4ten Capitel als allgemeine Norm der Gravitation bezeichneten Geſetzen Keppplers beſtimmt worden ſind. Die wundervolle Ordnung, in welcher die Planeten mit ihren Trabanten und die Kometen um die Sonne kreiſen, gibt uns die Bürgſchaft, daß in ähnlicher, vielleicht noch in vollkommenerer Weiſe überall im unendlichen Raum die Himmelskörper geordnet ſind, auch wo unſer Blick nicht hinreicht, die harmoniſchen Verhältniſſe zu erkennen.

Zweitens lehrt uns die Betrachtung des Planetenſyſtems, daß die monarchiſche Gewalt, die wir im Völkerleben auf unſerm Planeten in ſo hohem Grade vorherrſchen ſehen, in dem Sonnenprincip begründet iſt, denn wer möchte leugnen, daß die Planeten, Trabanten und Kometen der Sonne Unterthanen ſind.

Man iſt übrigens, wenn man auch, namentlich durch die berühmten Keppler'ſchen Geſetze, die Conſtruction des Planetenſyſtems, das Geſetz ſeiner Harmonie kennen gelernt hat, noch weit davon entfernt, ſeine Entſtehung zu begreifen. Die Gelehrten ſind bei ihren Erklärungen von ganz willkührlichen Standpunkten ausgegangen. Buffon glaubte, ein Komet ſey an die Sonne geſtoßen und habe glühende Materie von derſelben abgeriſſen, die in den langen Raum hinausgeſchleudert in Stücken von verſchiedener Größe und Entfernung die Planeten gebildet habe. Buffon,

théorie de la terre 1749. Eben ſo Lacépède. Aber wo kam der Komet her? Was war die Sonne und wie kam ſie zum glühen? Wie regelmäßig immer die Bewegung der Planeten iſt, wer gab ihnen den erſten Anſtoß? und wie entſtanden ſie in ihrer verſchiedenen Größe und phyſiſchen Beſchaffenheit?

Man hat an eine centripetale Bildung des Sonnenſyſtems von der Peripherie deſſelben aus, und dann wieder an eine centrifugale vom Centrum aus gedacht. In beiden Fällen aber ſetzt man voraus, der Raum ſey mit einer Urmaterie (Aether) erfüllt geweſen, der ſich nach dem Centrum hin oder durch eine aus dem Centro herauswirkende Kraft verdichtet habe. Eine Vorausſetzung, der wir unſere Billigung verſagen müſſen. La Place glaubte, das ganze Planetenſyſtem ſey eine große Dunſtkugel geweſen, die um ſich ſelbſt rotirt habe. Der Dunſt an der Peripherie habe ſich, als vom Mittelpunkt am weiteſten entfernt, am ſchnellſten gedreht und die Schwungkraft habe die ihn vom Mittelpunkt aus zurückziehende Schwerkraft überwunden, ſich losgeriſſen, und dann wieder eine zweite Schichte und ſo fort. Aus jeder der abgeriſſenen Dunſtſchichten aber habe ſich wieder eine kleinere Dunſtkugel gebildet und alle dieſe hätten ſich in die einzelnen Planeten zuſammengezogen und verdichtet, eben ſo ſey auch die in der Mitte zurückgebliebene immer noch größte Dunſtkugel in den Sonnenkörper verdichtet worden.*) Dieſelbe Hypotheſe bildete Oken in ſeiner Naturphiloſophie noch phantaſtiſcher und kunſtreicher aus. Er ſagt nämlich, die Planeten verhalten ſich zur Sonne, wie die Farben zum Licht. Sie ſind nur in der Finſterniß abgeſpiegelte mehr oder weniger verfinſterte Sonnen, wie die Farben verfinſtertes Licht. Roth iſt Farbe des Aethers kosmiſche Farbe, Sonnenfarbe ſelbſt; Gelb iſt Erdfarbe und Farbe der

*) Pfaff, Schöpfungsgeſchichte S. 309 hält nicht nur dieſe la Place'ſche Hypotheſe für annehmbar, ſondern will daraus auch die verſchiedenen Stellungen der Planetenbahnen zum Sonnenäquator erklären. In den verſchiedenen Zeiten, in denen ſich die Planeten als Dunſtringe von der Sonne abgelöst hätten, ſey die Sonne auf ihrem Lauf durchs Weltall verſchiedenen Sternen und Sterngruppen näher gekommen, durch die ihre Achſe Schwankungen erlitten habe, und jeder Planet ſpiegle noch in ſeiner Bahn den Sonnäquator ab, wie er zur Zeit ſeiner Ablöſung von der Sonne gerade geweſen ſey. Scharfſinnig, aber unwahr. Die angeblichen Sterne und Sterngruppen, denen ſich die Sonne genähert haben ſoll, ſind illuſoriſch. Bewegt ſich die Sonne um einen Centralkörper, ſo bewegen ſich die ihr nächſten Sterne in gleichbleibender Entfernung mit.

innern Planeten mit festen Erdkörpern; Grün ist Farbe des Wassers und der mittleren Planeten Jupiter und Saturn, deren Oberfläche flüssig scheint; Blau ist Farbe der Luft und des Uranus. Indem die Sonne in dem sie umgebenden Aether wirkte, bildeten sich um sie zwiebelschalenartige Halbkugeln nach den Farben des Regenbogens und jede Farbe stellte eine besondere Sonnenwirkung dar und die Halbkugel wurde zum Ringe, der Ring zum Stern. Oken, Naturphilos. 1809. S. 103. Das ist eine recht hübsche Vorstellung, um sich die innere Harmonie des Systems zu erklären; aber ein Entstehungsgrund wird darin nicht gefunden. Die meisten Astronomen suchen diesen Grund gar nicht auf, sondern nehmen die Sonne sammt den dunkeln ihr untergeordneten Körpern und den ersten Anstoß ihrer Bewegung als gegeben an und begnügen sich, diese Körper und ihre Bahnen treu zu beschreiben. Aber vom Ursprung dessen, was sie beschreiben, wissen sie so wenig, als ihn Hiob zu seiner Zeit wußte. Die Fragen, welche Gott an Hiob gestellt, sind noch immer offene Fragen: „Wo warst du, da ich die Erde gründete? Sage mirs, bist du so klug? Kannst du die Bande der sieben Sterne finden oder das Band des Orion auflösen? kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen?“

Wir dürfen voraussetzen, daß Gottes ewige Weisheit und Güte unsre Erde und die ihr einigermaßen ähnlichen Planeten, wohl auch die Sonne selbst zum Wohnplatz lebender und denkender Wesen geschaffen habe und daß sich die Entstehung und Ausbildung und der regelmäßige Fortbestand des Planetensystems zu diesem Zweck als Mittel verhalte. Wenn wir aber die oberen Planeten mit ihrem wasser- und luftdünnen, die Kometen mit ihrem fast nur gespenstischen Körper und dann wieder den Mond mit seiner trocknen Erstarrung betrachten, so wird uns schwer zu begreifen, wie auf diesen Körpern auch menschenähnliche Wesen existiren sollen? Es bleiben also noch sehr große Räthsel selbst in dem uns so nahe angehenden Planetensystem übrig und die Wissenschaft hat noch kein Recht, sich zu überheben.

Humboldt hat im Kosmos I. 95 zwei Gliederungen unter den von der Sonne abhängigen und um sie kreisenden Körpern annehmen zu dürfen geglaubt, jede in drei Abstufungen. Eine Gliederung fester Körper, 1) innere oder untere Planeten, 2) Asteroiden, 3) äußere oder obere Planeten, eine Gliederung flüssiger oder sehr kleiner Körper, 1) das Zodiacallicht (ein Ring von leuchtender Materie zwischen Erde und Mars), 2) die

Aerolithen (Sternſchnuppen, Feuerkugeln, Meteorſteine), 3) die Kometen. Wie viel bleibt davon noch unerklärt! Das wahre Verhältniß dieſer Gliederungen unter einander (die vielleicht noch nicht geſchloſſen ſind), kann nur aus ihrem Zweck erhellen, der uns aber verborgen bleibt.

War dieſes Verhältniß immer das gleiche? Herodot II. 142 meldet von den Aegyptern, ſie hätten geglaubt, die Sonne ſey ſchon zweimal im Weſten aufgegangen und gehe jetzt ſchon zum zweitenmal im Oſten auf. Die Mexikaner glaubten, die Sonne ſey ſchon das fünftemal erneuert, nachdem ſie einmal ertrunken, einmal in der Erde begraben, einmal verbrannt und einmal vom Winde verweht worden ſey. Empedokles glaubte, die Sonne ſey anfangs weit langſamer gelaufen, die Tage und Jahre ſeyen viel länger geweſen und würden immer kürzer werden. Der große Aſtronom Herſchel, der Aeltere, glaubte an eine allmählige Annäherung der Planeten an die Sonne, um vielleicht einſt in ihr zu verſchwinden. G. H. Schubert nahm im Gegentheil eine Evolution der Planeten aus der Sonne und ihre allmählige Entfernung an. (Ahnungen eines allg. Lebens I. 301.) Andere glaubten an eine allmählige Stoffzunahme auf den Planeten. Ein gewiſſer Rafinisque behauptete in Dilliman's American journal 1819 Nr. 4. der Erdkörper nehme allmählig, wenn auch nur ſehr langſam zu, indem ſich in der Atmoſphäre feſte Atome, die ſ. g. Sonnenſtäubchen, bildeten und auf der Erdoberfläche niederſchlügen, die dadurch immer mehr erhöht werde. Vgl. Kaſtner, Archiv I. 293. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche III. 40. Aber den Staub, der in der That im atlantiſchen Meere viele hundert Meilen von der Küſte fern auf Schiffe niederfällt, hält Darwin, der ihn unterſuchte, für ein Product der afrikaniſchen Küſte, von der er als Höhenrauch ſich ausbreitet. Darwin, Reiſe I. 4.

Bis jetzt nöthigt uns noch keine ſichere Wahrnehmung, an irgend eine der bezeichneten Vermuthungen oder Annäherungen oder Entfernungen der Planeten von der Sonne, Vermehrung oder Verminderung derſelben zu glauben. Vielmehr weiſt alles auf eine ſo lange Dauer des Beſtehenden vor und rückwärts, daß unſre praktiſche Aufgabe bleibt, das gegenwärtig Beſtehende recht zu ergründen. So gewiß dieſe ſichtbare Welt angefangen hat, ſo gewiß wird ſie auch aufhören, aber erſt, wann und wie Gott will.

13.

Die innern Planeten.

Zunächſt um die Sonne kreiſen Merkur, Venus, Erde und Mars, vier feſte und ſchwere Planeten, größer als die Aſteroiden, aber kleiner als die äußern Planeten. Sie bilden zuſammen ein engeres Syſtem, eine beſondere Entwicklungsſtufe, verſchieden von den zwerghaften Aſteroiden und von den coloſſalen aber dünneren Ballons der äußeren Planeten. Da wir beſtimmt wiſſen, einer davon (die Erde) iſt von Menſchen bewohnt, können wir kaum umhin, auch die andern für bewohnt zu halten von einigermaßen ähnlichen Weſen.

Der Planet Merkur iſt der nächſte an der Sonne, nur 8 Millionen Meilen von ihr entfernt, ſo daß er ſich, von unſrer Erde aus betrachtet, nicht über 27 Grade von der Sonne entfernt, alſo nur mit Noth in den Abend- und Morgenſtunden, wenn ſie eben untergegangen oder noch nicht aufgegangen iſt, geſehen werden kann. Er läuft in 88 Erdentagen einmal um die Sonne, in 24 Stunden um ſich ſelbſt und hat 671 Meilen zum Durchmeſſer, iſt 25mal kleiner als die Erde, aber 4mal dichter. Die Tageszeiten auf ihm ſind faſt denen der Erde gleich, die Jahreszeiten dauern aber nur drei Wochen. Die Sonne ſieht man vom Merkur aus 7mal größer und er wird auch 7mal mehr von ihr erhitzt. Dagegen hat der kleine feſte Planet Gebirge von 58000 Fuß Höhe, zweimal ſo hoch als die höchſten der Erde, und wie es ſcheint, beſtimmt, die Bewohner gegen die Gewalt der Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Aus der Fortbewegung der Flecken auf ſeiner Oberfläche hat man geſchloſſen, er habe eine Rotation um ſich ſelbſt von 24 Stunden (wie die unſrer Erde), allein das iſt noch nicht erwieſen. Eben ſo wenig kennt man die Neigung ſeiner Axe gegen die Ebene ſeiner Bahn oder das Verhältniß ſeiner Ekliptik zu ſeinem Aequator. Er kommt zuweilen zwiſchen uns und die Sonne zu ſtehen und geht dann als ein kleiner ſcharfgezeichneter und pechſchwarzer Kreis durch die glänzende Sonnenſcheibe.

Der zweitnächſte Planet an der Sonne (15 Millionen Meilen von ihr entfernt) iſt die Venus, die wir wie den Merkur nur vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang ſehen, aber doch weiter entfernt von der Sonne und viel größer und heller als den Merkur, daher die Venus auch Morgen- und Abendſtern heißt. Man beobachtet ihren Vorübergang

an der Sonnenscheibe, wie den des Merkur. Man sieht an ihr schon mit bloßem Auge die Phasen, d. h. den Lichtwechsel, die man an dem ohnehin selten erblickten kleinen Merkur nur mit dem Fernrohr beobachtet. Im Vollicht erscheint sie uns, wenn sie hinter der Sonne steht, darum auch wegen der Ferne sehr klein. Als eine Sichel dagegen, wenn sie zwischen uns und der Sonne steht, darum auch wegen der Nähe sehr groß. Ob sie gleich in der Sichelform nur mit einem kleinen Theil ihrer Oberfläche leuchtet, so ist ihr Licht doch in dieser Erdnähe so stark, daß man es bei Tage sieht, daß es bei Nacht Schatten wirft und in neblicher Luft einen Hof um den Stern bildet wie um den Mond. Sehr große Höfe um die Venus sah Humboldt in Cumana, mit Regenbogenfarben. Auch konnte er beim Schein des Sternes lesen. Am 7. April 1833 sahen Beer und Mädler aus der hellen Venussichel Strahlenbüschel, die in einiger Entfernung von ihr heller leuchteten, als in ihrer Nähe. Dies beobachtete schon Plinius. Nach Varro soll der Stern früher anders beschaffen gewesen seyn und sich zur Zeit der Ogygischen Fluth an Farbe und Gestalt verändert haben.

Die Venus ist nicht nur der uns nächste Stern, sondern hat auch mit der Erde überhaupt sehr viel Aehnlichkeit. Sie hat im Durchmesser 1715 Meilen und ist nur um weniges kleiner als die Erde ($^{1}/_{20}$ im Durchmesser, $^{1}/_{10}$ in der Masse). Sie bewegt sich in 23 Stunden 21 Minuten um sich selbst, ihr Tag dauert also fast genau so lang als der unsrige. Ihr Jahr (Umlauf um die Sonne) zählt indeß nur 225 Tage. Ihr Aequator neigt stark gegen die Ekliptik, daher hat sie einen starken Wechsel der Jahreszeiten.

Da sie, wie die Erde, von einer dichten Atmosphäre umgeben ist, hat man von ihrer eigentlichen Oberfläche noch nichts Bestimmtes sehen können. Dieselbe zeigt nur sehr undeutliche Flecken. Indeß glaubte Schröter aus der unregelmäßigen Sichelform der beleuchteten Seite auf sehr hohe Berge schließen zu dürfen. Wie nämlich an der Mondsichel die unregelmäßige Form durch das an die Mondberggipfel voraneilende und in die dunkeln Mondthäler erst später eindringende Licht entsteht, so glaubte Schröter, die noch weit auffallenderen Unregelmäßigkeiten an der Venussichel scheinen zu beweisen, daß hier noch weit höhere Berge vorkämen. Er berechnete sie zu fünf deutschen Meilen hoch. Welch ein Anblick, so ungeheure Gebirge, so furchtbare Abgründe und überdies der Sonne so nahe, ihrer stärksten Gluth ausgesetzt! Schröter verweilt

S. 191 seiner aphroditographischen Fragmente mit Vorliebe bei dieser schönen Phantasie. Allein in neuerer Zeit hat Mädler die Sache mit mehr Nüchternheit untersucht und den Beweis Schröters, daß die Unregelmäßigkeiten der Venussichel nur von Bergen und nicht von blos atmosphärischem Wechsel (Wolkengebilden) abhiengen, nicht haltbar gefunden. Gleichwohl muß der Aufenthalt auf der Venus sehr viel Eigenthümliches haben. Die Sonne erscheint dort 4mal größer, als bei uns, ihr Licht und Feuer muß viel stärker wirken. In der Nacht aber sieht man von der Venus aus unsre Erde immer in vollem Licht und deshalb in der Erdnähe viel größer, als uns die kleinere und nur sichelförmige Venus jemals erscheinen kann.

Die Venus hat übrigens keinen Mond bei sich, wie die Erde. Man hat wenigstens bis jetzt vergeblich darnach gesucht. Schoutter sah einmal einen kleinen runden Körper, ganz nahe bei der Venus, über die Sonne laufen; aber man hat diese Spur nicht wieder aufgefunden.

Sowohl der Jesuit Kircher (iter extaticum) als Fontenelle haben in ihren astronomischen Phantasien den Planeten Venus zu einem Paradies für Liebende gemacht. Das Ergebniß der bisherigen Untersuchungen ist wenigstens von der Art, daß man sich den Aufenthalt auf diesem Planeten als sehr reizend denken darf.

Die Erde steht mit ihrem Monde zwischen der Venus und dem Mars. Der Planet Mars ist unerwarteter Weise, obgleich von der Sonne weiter abstehend, doch kleiner als die Erde (nach Mädler von 892 Meilen Durchmesser) und hat auch keinen Mond. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 32 Millionen Meilen, schwankt aber wegen der großen Excentricität seiner Bahn zwischen 35 und 29 Millionen. Jenachdem die Erde zwischen ihm und der Sonne oder die Sonne zwischen ihm und der Erde steht, sind seine Entfernungen von uns überaus verschieden. Ist er vor der Sonne, so kommt er uns bis auf 7 Millionen Meilen nahe, dagegen entfernt er sich hinter der Sonne 54 Meilen von uns. Er dreht sich um die Sonne in 687 Tagen und um sich selbst fast wie die Erde in 24 Stunden.

Seine röthliche Farbe und seine dunkeln Flecken sind noch nicht genügend erklärt. Die erstere charakterisirt wohl seine Atmosphäre; da die letztern nur an Ausdehnung und Dunkelheit wechseln, sonst aber constant sind, dürften sie von der Beschaffenheit der Planetenoberfläche, vom Land oder Meer herrühren. Das Merkwürdigste, was man bisher an ihm entdeckt hat, ist das wachsende und wieder abnehmende Weißwerden seiner

Polarzone. Man ſchließt daraus, daß er ſeinen Winter und in demſelben ſeinen ſich weit ausbreitenden Schnee hat, wie unſre Erde, auf der das Weiß- oder Beſchneitwerden auch vom Pole ausgeht. Die Alten machten den Mars zum Geſtirn des Krieges und ſchrieben ihm eine ſehr böſe Bedeutung zu. Vermuthlich nur im Gegenſatz zur Venus. Sie wollten unſre Erde in die Mitte ſtellen eines recht auffallenden Gegenſatzes von Liebe und Haß, Zeugen und Zerſtören. In dem, was uns die aſtronomiſche Unterſuchung darbietet, liegt lediglich kein Grund, dieſem Planeten weniger wohlzuwollen, als einem andern. Beer und Mädler haben dem Planeten Mars eine eigne Monographie gewidmet in ihren Beiträgen, Berlin 1841.

14.

Aſteroiden oder Planetoiden.

Der Aſtronom Bode bemerkte ſchon im Jahr 1772, die Lücke zwiſchen dem Mars (dem letzten untern Planeten) und dem Jupiter (dem erſten obern Planeten) ſcheine zu groß. In der Neujahrsnacht des 19. Jahrhunderts entdeckte Piazzi in dieſer Lücke zuerſt einen winzig kleinen Planeten, die Ceres. Nach und nach wurden ganz ähnliche kleine Planeten in derſelben Lücke von andern Aſtronomen entdeckt, Pallas 1802, Juno 1804, Veſta 1807, Aſträa 1845, Hebe, Iris und Flora 1847, Metis 1848, Hygieia 1849, Parthenope, Victoria, Egeria 1850, Irene, Eunomia 1851, Pſyche, Thetis, Melpomene, Fortuna, Maſſilia, Lutetia, Kalliope und Thalia 1852, Themis, Phokäa, Proſerpina, Euterpe 1853, Bellona, Amphitrite, Urania, Euphroſyne, Pomona, Polyhymnia 1854, Circe, Leukothea 1855. Wie viele man noch weiter finden wird, weiß Gott.

Alle dieſe kleinen Planeten bilden ein gemeinſchaftliches Syſtem und vertreten zuſammen gleichſam nur die Stelle eines großen Planeten, der in der erwähnten Lücke zu fehlen ſcheint. Daher man auch eine Zeitlang glaubte, es ſeyen nur Stücke eines zerſprungenen Planeten, die nun jedes für ſich in der Richtung deſſelben fortwandeln. Solche Zerſtörungen kann man aber nicht zum Princip der Planetenbildung machen. Die Vielheit der Aſteroiden ſcheint vielmehr ſchon urſprünglich im Plan des Sonnenſyſtems gelegen zu ſeyn.

Gewiß iſt, daß die Aſteroiden, obgleich Planeten, doch nur ſo klein ſind wie Trabanten (Monde). Der größte, die Pallas, iſt noch 34mal kleiner als unſer Mond. Ihre Kleinheit und Ferne geſtattet keine genauere Entdeckung ihrer Beſchaffenheit. Was Schröter in Lilienthal über die zuerſt entdeckten phantaſirte, hat ſich als unhaltbar erwieſen. Nur ſo viel iſt ſicher, daß Veſta der hellſte Stern von allen iſt und wie ein Fixſtern glänzt, obgleich er wahrſcheinlich der kleinſte von allen iſt. Aus dem Lichtwechſel der Ceres ſchloß Schröter zu vorſchnell auf eine ungeheure ſich bald zuſammenziehende, bald ausdehnende coloſſal gewitterhafte Atmoſphäre dieſes Sterns.

Gewiß iſt ferner, daß die Aſteroiden in mehr excentriſchen Bahnen kreiſen, als die Planeten, und ſich inſofern den Kometen nähern. Während die Bahnen der übrigen Planeten Winkel von ¾ bis 3½ Graden mit der Ekliptik bilden, zeigen die der Aſteroiden Winkel von 16—34. Es ſind Planeten, aber ſo klein wie Trabanten und ſo excentriſch wie Kometen. Es wäre möglich, daß die Aſteroiden, indem ſie zwiſchen den untern und obern Planeten ſtehen, gewiſſe Eigenſchaften von beiden theilten und vermittelten, und andrerſeits wieder beſondere Eigenſchaften hätten, welche jene nicht beſitzen, denn die Natur vermittelt überall und ſichert doch überall eine neue Eigenthümlichkeit. In derſelben Weiſe ſtehen ſie vermittelnd zwiſchen Trabanten und Kometen. Endlich vermitteln ſie auch gewiſſermaßen das Sonnenſyſtem oder die Herrſchaft eines Geſtirns über die andern, mit dem mehr republikaniſchen Syſtem der Sternhaufen. Wenn ſie je in einer Conſtellation auf engerem Raum vereinigt wären, würden ſie innerhalb des Sonnenſyſtems ein Analogon darbieten für die Sternhaufen unter den Fixſternen.

Körper, um vieles kleiner wie unſer Mond, dennoch mit Planetencharakter, einen ungeheuren Kreis ſelbſtſtändig um die Sonne beſchreibend, mit ſo eigenthümlich hellem Glanz wie die Veſta, ſcheinen durch ihre Organiſation zu erſetzen, was ihnen an Größe abgeht und beherbergen vielleicht ein intereſſantes Leben.

15.

Die äußern Planeten.

Die äußeren oder oberen, jenſeits der Aſteroiden am weiteſten entfernt von der Sonne kreiſenden Planeten ſind Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun. Sie zeichnen ſich alle durch ihre coloſſale Größe und durch viele Trabanten (Monde) aus, ſind aber nicht ſo feſt und ſchwer, wie die innern Planeten und ſcheinen flüſſig. Ueberdies bewegen ſie ſich raſcher um ſich ſelbſt, aber langſamer um die Sonne, als die innern Planeten, haben daher viel kürzere Tage und viel längere Jahreszeiten. Steffens glaubte, die Dicke dieſer Himmelskörper für wahre Schwangerſchaft halten zu müſſen, als ſeyen ſie immer noch bereit, neue Monde zu den vielen zu gebären, die ſie ſchon haben.

Kant in ſeiner phyſ. Geographie, herausg. von Schubert S. 214 glaubte, die Einwohner der äußern Planeten, ja ſogar Pflanzen und Thiere daſelbſt ſeyen von leichterer und feinerer Art und die Creaturen würden überhaupt „um ſo vollkommener, je weiter ſie von der Sonne entfernt ſind". Das iſt aber unerwieſen und die höhere Vollkommenheit von der Sonnenferne abhängig zu machen, ſtreitet gegen das natürliche Gefühl, welches verlangt, daß ſofern die Sonne ſelbſt der vollkommenſte Körper unſres Syſtems iſt, auch die zunächſt vollkommenen ſich in ſeiner Nähe befinden und die minder vollkommenen ferner von ihm ſtehen. Görres in ſeiner Expoſition der Phyſiologie behauptete deshalb gerade das Entgegengeſetzte von dem, was Kant behauptet hatte.

Der Planet Jupiter folgt auf die Aſteroiden in mittlerer Entfernung von der Sonne, 107 Millionen Meilen weit abſtehend, dreht ſich um dieſelbe in 4333 Tagen, um ſich ſelbſt in 10 Stunden, hat einen Durchmeſſer von 20,018 Meilen, alſo coloſſale Verhältniſſe. Er iſt der größte unter allen Planeten, keiner kommt ihm an Umfang und Maſſe gleich. Auch iſt er weitaus der ſchönſte und glänzendſte. Aber man kann ihn mit der Erde nicht mehr vergleichen, wie die untern Planeten. Seine ungeheure Größe und die Raſchheit ſeiner Rotation deuten auf ganz andere Verhältniſſe, wie die auf unſrer Erdoberfläche. Er iſt 1333mal größer als die Erde, aber nur $^1/_4$ ſo dicht. Er dreht ſich in $^5/_6$ unſres Tages einmal um ſich ſelbſt, alſo ungeheuer raſch, braucht aber zu ſeinem Umlauf um die Sonne 12mal längere Zeit. Somit iſt ſein Tag kürzer

als der unſrige, kaum 10 Stunden lang, aber der Winter dauert dort 6 unſrer Jahre. Der Planet zeigt dunkle Streifen parallel ſeinem Aequator und entſprechend ſeiner ſchnellen Rotation.

Schwabe entdeckte im Jahr 1834 in einem Flecken des Jupiters einen kleinen mit einem Hofe umgebenen Kern, alſo wie bei den Sonnenflecken, ſo daß es möglich wäre, der innere Kern des Planeten blicke hier durch eine flüſſige und lockere Oberfläche hindurch. Aber wir können uns keinerlei Vorſtellung von den Bewohnern einer Erde machen, die auch in ihrem Kern ſo wenig ſchwer iſt, wie der Jupiter. Die Raſchheit des Umlaufs dieſes Planeten ſcheint von Stürmen auf ſeiner Oberfläche noch übertroffen zu werden. Schröter wollte Flecken auf ihm bemerkt haben, die noch raſcher über ihn hinwegliefen, als ſeine Rotation mit ſich bringt.

Der Jupiter hat vier Monde, die, weil ſie faſt in gleicher Ebene um ihn kreiſen, immer nahezu in einer Linie ſtehen, bald alle auf einer Seite, bald getheilt auf zwei Seiten. Dieſes ſchöne Spiel der Jupitersmonde wechſelt alle Tage wie ein Ballſpiel. Man ſieht im Fernrohr die Monde wie kleine lichte Scheibchen hell genug neben dem großen mondartigen Hauptkörper. Natürlich kommen hier oft Mondfinſterniſſe vor. Dann ſieht man den ſcharfen ſchwarzen Schatten des Mondes über den ſilberreinen Hauptkörper laufen. Vom Jupiter aus geſehen verfinſtern die Monde auch einander ſelbſt. Dieſe Jupitersmonde ſind für die Aſtronomie von Wichtigkeit, weil ſie ſichere Haltpunkte für die feinſten Meſſungen darbieten. Uebrigens kehren, wie unſer Mond der Erde, ſo auch ſie dem Jupiter immer nur eine Seite zu und bewegen ſich um den Planeten, aber nicht um ſich ſelbſt. Von einem ſolchen Mond aus erſcheint der Jupiter als eine ungeheure Scheibe immer feſt am Himmel ſtehend, während die drei andern Monde ihn umſchweben, gewiß ein prachtvoller Anblick. Die Helle vom Planeten aus iſt aber erforderlich, weil das Sonnenlicht hier ſchon ſehr fern iſt und viel ſchwächer wirkt, als auf der Erde.

Der zunächſt auf den Jupiter folgende Planet Saturn hätte eigentlich nicht verdient, dem alten kalten und grämlichen Saturn zugewieſen zu werden. Denn trotz ſeiner Ferne von der Sonne hat er ein reicheres Leben um ſich, als irgend ein anderer Planet, nämlich außer dem berühmten Ringe acht Monde. Sie heißen: Mimas, Enceladus, Tethys, Dione, Rhea, Titan, Hyperion und Japetus. Wie ſchön muß eine Nacht auf dem Saturn ſeyn, an der jener wundervolle Ring und ſo viele Monde aufgehen!

Der Saturn läuft 29½ unſerer Jahre um die Sonne, bis er einen Umlauf vollendet hat. Ein Jahr iſt für die auf ihm Lebenden alſo faſt 30 unſrer Jahre. Er iſt ſehr groß, ſein Durchmeſſer (16305 Meilen) iſt 9mal ſo lang, wie der unſrer Erde, aber ſeine Dichtigkeit 10mal geringer.

Der Saturn zeigt auf ſeiner hellen Oberfläche parallele Streifen, wenn auch nicht ſo deutlich wie der Jupiter, und wohl in Folge ſeiner Rotation. Man hat die Polarregion deſſelben im Winter heller leuchtend gefunden, was mit der Schneezone des Planeten Mars zuſammenſtimmt. Aber wo ſollte der Schnee liegen bleiben, wenn der Hauptkörper ſo dünn iſt? Hugl (Naturanſicht S. 99) hält den Saturn für eine große Waſſerkugel, die unter entgegengeſetzten Anziehungen ein wenig ſchwankt und bald nach einer, bald nach der andern Seite hin ein wenig anſchwillt.

Bekanntlich umgibt den frei ſchwebenden Körper des Saturn in einiger Entfernung ein gleichfalls frei um ihn ſchwebender Ring, welcher ſo platt iſt, daß man ihn, wenn er uns die ſchmale Seite zukehren würde, gar nicht ſehen würde. Nach und nach hat man durch ſchärfere Fernröhren entdeckt, daß er durch einen tiefen dunklen Streifen geſpalten iſt und ſpäter hat man noch einen Streifen entdeckt, ſo daß er in engere dicht hintereinanderliegende Ringe zu zerfallen ſcheint.

Oken glaubte, der Saturnring ſey ein noch unausgebildeter Saturnmond, die Saturnmonde ſeyen gleichſam ſchon in einen Stern zuſammengeronnene Saturnringe. Allein die Maſſe des Ringes und ſeine verhältnißmäßige Dichtigkeit iſt zu coloſſal im Vergleich mit den kleinen Monden. Maupertuis glaubte, der Ring ſei urſprünglich ein Komet geweſen, aber von dem Saturn angezogen an ihm hängen geblieben und habe ſich krumm um ihn herum gelegt. Ein Anderer glaubte, was wir vom Saturn ſehen, ſey nur der Ueberreſt einer viel größeren, aber zuſammengeſchmolzenen Kugel. Nur noch das Centrum, der innerſte Kern der vormaligen großen Kugel (der Saturn, wie er jetzt iſt) und der Aequator derſelben (der Ring, wie er ſich jetzt zeigt) ſeyen übrig geblieben. Littrow, Wunder des Himmels S. 342.

Das ſind alles unſichre Vermuthungen. Der Ring oder das Bündel Ringe um den Saturn iſt gewiß nicht zufällig hängen geblieben, ſondern von Gott urſprünglich und ausnahmsweiſe für dieſen Planeten allein zu einem uns unbekannten Zweck geſchaffen worden.

Vom Uranus und Neptun wiſſen wir noch viel weniger. Uranus

braucht 84 Jahre, um die Sonne zu umkreiſen, iſt 76mal größer als die Erde und hat 6 Trabanten. Herſchel fand an ihm ein gleichſam vielblätteriges Ausſehen und glaubte ſogar, einmal zwei Ringe an ihm geſehen zu haben. Merkwürdig iſt auch, daß der Aequator des Uranus beinah ſenkrecht auf ſeiner Bahn ſteht. — Neptun erregt mehr durch die kunſtreiche Berechnung, die (ein Triumph der Wiſſenſchaft*) zu ſeiner Entdeckung führte, als durch das, was wir von ihm wiſſen, Intereſſe. Er iſt nicht viel größer als der Uranus und braucht etwa 166 Jahre Umlaufszeit um die Sonne. Im Jahr 1848 wollte man zu Pulkowna in Rußland auch einen Trabanten dieſes fernen Planeten wahrgenommen haben, deren er wohl, wie die andern, mehrere hat.

Je weiter dieſe Körper von der Sonne abſtehen, deſto mehr muß ihnen dieſelbe zu einem bloßen kleinen Stern ſchwinden und ſie müſſen entweder weniger Licht brauchen, oder es muß auch aus der größern Ferne durch eigenthümliche Medien ſtärker wirken. Den Uranusmondbewohnern muß der Uranus ſelbſt unendlich mehr imponiren als die kleine Sonne, die ihn aus ſo weiter Entfernung regiert.

Gerdum behauptete in Gilberts Annalen von 1812 und in der Iſis von 1818 S. 24, es gebe jenſeits des Uranus noch 6 Planeten: Typhon, Vulcan, Pluto, Neptun, Aeolus und Bachus von ihm benannt. Er ſchloß das aus lange vor ihm beobachteten Einwirkungen des Planetenſtandes auf den Barometer und die Witterung. Gewiſſe meteorologiſche Erſcheinungen ließen ihn auf das Vorhandenſeyn noch weiterer Planeten ſchließen und der Eine, den man jetzt Neptun nennt, iſt wirklich aufgefunden worden, abgeſehen von den vielen kleinen Aſteroiden, die er nicht gemeint hat.

---

*) Durch Anwendung des dritten Keppler'ſchen Geſetzes hat man die Entfernungen der Planeten genau beſtimmt und konnte Le Verrier in Paris auf die Entfernung eines noch jenſeits des Uranus kreiſenden Planeten mit ſolcher Sicherheit ſchließen und ſo genaue Angaben darüber machen, daß Galle in Berlin den auf dieſe Weiſe nur auf dem Papier vorausberechneten neuen Planeten, ſobald er ihn am Himmel ſelbſt aufſuchte, auch wirklich fand, im Jahr 1846.

16.

Kometen.

Die Kometen (κομήτης, der Behaarte, von κόμη, Haar), räthſelhafte Himmelskörper, deren Nebelhülle und Schweif nicht nur, ſondern auch deren Kern durchſichtig iſt, ſind gänzlich verſchieden von den Planeten und bewegen ſich doch wie dieſe um die Sonne. Während die Bahn der Planeten nur wenig von der Kreislinie abweicht, ſchweift die der Kometen in langgezogener Ellipſe aus, kommt auf einer Seite der Sonne öfters noch viel näher, als Merkur und geht auf der andern Seite meiſt in unermeßliche Fernen zurück, die von der Sonne noch viel weiter abliegen als der fernſte uns bekannte Planet. Hyperboliſche und paraboliſche Kometenbahnen, die man früher annahm, ſind nicht wahrſcheinlich. Während ferner die Planeten in der gleichen Ebene und Richtung von Weſten nach Oſten ſich um die Sonne drehen, halten die Kometen jede Richtung von allen Seiten her ein und können ſich daher in viel größerer Anzahl, ohne einander zu berühren, im weiten Raum bewegen, und dies um ſo mehr, je mehr ihr Lauf in der Sonnennähe beſchleunigt wird. Man hat berechnet, ein Komet könne 1400mal raſcher fliegen, als eine Kanonenkugel.

Nur von vier Kometen hat man jetzt die Bahnen und die Umlaufszeit um die Sonne genau berechnet. Sie ſind nach den Aſtronomen benannt, denen man ihre Berechnung verdankt, nämlich 1) der Enke'ſche Komet, der 3 Jahr und 115 Tage braucht, um ſeine Bahn um die Sonne zu vollenden, ſich aber in immer etwas engerer elliptiſcher Bewegung der Sonne unmerklich nähert. 2) Der Biela'ſche Komet, deſſen Umlaufszeit 6 Jahre und 270 Tage beträgt und deſſen Bahn die der Erde nahe berührt. Am 29. Oktober 1832 war ſie nur 2¼ Erdhalbmeſſer von der Erdbahn entfernt. Verſteht ſich nur die Bahn, nicht der Körper ſelbſt. Die Beſorgniß, beide Himmelskörper könnten auf ihren Bahnen einmal zuſammenſtoßen, iſt von den Aſtronomen gründlich widerlegt worden. 3) Der Komet von Olbers, der alle 74 Jahre wiederkehrt und im verhängnißvollen Jahr 1813 zuletzt erſchienen iſt. 4) Der Halley'ſche Komet, der alle 76 Jahre wiederkehrt und zuletzt im Jahr 1835 erſchien.

Von 20 Kometen hat man beobachtet, daß ſie der Sonne noch näher als der Merkur gekommen ſind, und von 60 andern, daß ſie zwiſchen dem Merkur und der Venus durchgegangen ſind. Der Komet von 1770

iſt derjenige, der unſrer Erde am nächſten gekommen, doch immer noch 6mal weiter von ihr entfernt geblieben iſt, als der Mond. Derſelbe Komet ging mitten durch die Trabanten des Jupiter, ohne ſie im geringſten in ihrer Bahn zu ſtören, woraus man geſchloſſen hat, daß die Kometen überhaupt unſchädliche Phänomene ſind. Im Jahr 1819 ging die Erde durch die Spitze eines Kometenſchweifes, ohne daß man es merkte.

Die Sonne zieht den Kometen mächtig an. In dem Maaß, wie er ſich ihr nähert, wird ſeine Bewegung ſchneller und ſein Licht glänzender, ſein Schweif größer. Daß er zuweilen ganz in die Sonne falle oder von derſelben verzehrt werde, iſt vermuthet, aber noch durch keine Beobachtung beſtätigt worden. Die ſtufenweiſe abnehmende Schnelligkeit ſeiner Bewegung, ſo wie er ſich von der Sonne wieder entfernt, erklärt ſein langes Ausbleiben und ſeine ſpäte Wiederkehr zur Sonne.

Da man die Kometen nur in der Sonnennähe wahrnimmt und hier ihr Schweif ſich am vollkommenſten entfaltet, werden die meiſten Kometen und auf die günſtigſte Weiſe vom Planeten Merkur aus geſehen, welcher der Sonne am nächſten iſt. Dagegen dürften vom Saturn, Uranus, Neptun aus kaum noch Kometen, wenigſtens nur ſehr klein und ohne Schweif geſehen werden.

Im Jahr 1472 zeigten ſich zwei Kometen zugleich am Himmel, im Jahr 1529 vier. Im Jahr 409 nach Chriſto ſah man einen großen Kometen während einer Sonnenfinſterniß. Bei Nacht hatte man ihn vorher nie geſehen und ſah ihn auch nicht wieder.

Die Kometen ſind insgemein weiß, doch ſpielt die Farbe bald ins Bläuliche, bald ins Gelbliche. Feuerroth waren die der Jahre 876, 906 und 1103.

Auch die Schnelligkeit des Kometenlaufs iſt ſehr verſchieden. Der von 1472 lief in einem Tage über $^2/_3$ des Himmelsraumes hinweg. Der von 1760 in einem Tage $^1/_4$ des Himmelsraumes. Im Jahr 1798 ſah Dangos einen Kometen binnen 20 Minuten durch die Sonne gehen.

Der Kometenkern oder Kopf iſt gewöhnlich lichtſtärker, heller und verdichteter, als der Schweif, bleibt aber immer noch ſo dunſtig, daß man Sterne, an denen er vorüberzieht, durch ihn hindurch ſehen kann. Die Größe, wie auch die Lichtſtärke iſt ſehr verſchieden. Seneca gedenkt eines Kometen aus dem 2. Jahrhundert nach Chriſto, deſſen Kern eine rothe Scheibe war, nicht kleiner als die Sonne. Der Komet von 1532 wurde am hellen Tage geſehen. Obgleich die Kometen häufig in dieſelbe

Stellung zu uns kommen, wie die innern Planeten, zeigt ihr Kern doch nur höchſt ſelten Phaſen. Der von 1644 war halbmondförmig, die von 1744 und 1769 zeigten undeutlicher, der von 1819 aber ganz deutlich die Sichelform des Mondes oder der Venus. Zuweilen iſt der Kern getheilt und verändert ſich. Schröter, neueſte Beiträge I. 112 glaubte Flecken auf dem Kern geſehen zu haben. Im Kern des Kometen von 1618 unterſchied man mehrere kleine ſternartige Körper, die er wie ein Lichtnebel umgab. In dem Kometen von 1846 einen doppelten Kern. Im Jahr 1845 bemerkte Hind an dem Biela'ſchen Kometen eine Anſchwellung und bald darauf eine Theilung deſſelben in zwei Kometen. Der neue kleinere Komet ließ den älteren erſt raſch nach Norden voran und übertraf ihn eine Zeitlang an Glanz. Der größere ſandte aber dem kleineren Strahlen nach, durch die ſie wie durch eine Brücke verbunden ſchienen. Der neue Komet wurde lichtſchwach und verſchwand im Frühjahr 1846, bald auch der größere. Vgl. Humboldt, Kosmos III. 568. Werden beide wiederkehren? Drei gekuppelte Kometen kennen auch die chineſiſchen Annalen vom Jahr 896. Daſ. 570.

Die großartigſten Entwicklungsprozeſſe und raſcheſten Wechſel zeigen ſich im Kometenſchweife. Der Kern iſt oft nur von einer Nebelhülle umgeben, die ſich aber zum Schweif um ſo mehr verlängert, je näher er der Sonne kommt. Derſelbe hat ein phosphorescirendes, gleichſam geſpenſtiſches Licht (man hat den Phosphor ein Lichtgeſpenſt genannt), ein trocknes Feuer und inſofern die meiſte Aehnlichkeit mit dem Nord- und Zodiacallicht. Auch ſchießt der Kern die Strahlen des Schweifes oft plötzlich in ungeheure Ferne hinaus, genau ſo wie das Nordlicht, und zieht ſie eben ſo plötzlich wieder zurück. Olbers nennt es eine Pulſation. Die längſten Strahlen ſchoß der Komet im Jahr 204 vor Chriſto, indem ſie von Oſten nach Weſten über den ganzen Himmel reichten. Das ſchnellſte Ausſchießen und Wiederzurückziehen der Strahlen bemerkte man an den Kometen von 1607 und 1811. Hugi war geneigt, es aus einer Contractions- und Expanſionskraft der Kometen-Atmoſphäre zu erklären, die bei dieſen Himmelskörpern noch viel energiſcher ſey, als bei den Planeten. Hugi, Naturanſicht I. 115. Allein es kommt noch mehr hiebei in Frage, da der Schweif häufig doppelt, gekrümmt und ſogar nach zwei entgegengeſetzten Seiten ausſtrahlend vorkommt. Da ſind Polaritätskräfte im Spiel oder optiſche Erſcheinungen.

Gewöhnlich iſt der Schweif gerade, ſey er nun breiter oder ſchmäler,

zuweilen aber auch krumm. Der Komet von 1689 war gekrümmt wie ein türkiſcher Säbel, daher man ihn auch auf den Türkenkrieg deutete. Zuweilen legt ſich der Schweif im Halbzirkel vor den Kern, oder umgibt ihn wie eine Glocke oder Perüke. Man nennt das den Mantel des Kometen. Zuweilen iſt der Kern ſehr groß und der Schweif klein, in den meiſten Fällen umgekehrt. Gewöhnlich iſt der Komentenſchweif einfach ein ſchwaches Licht zwiſchen zwei divergirenden Linien eingeſchloſſen; zuweilen aber auch zottig und dünne Strahlen darin zu unterſcheiden. Gewöhnlich iſt der Schweif von der Sonne gerade abgekehrt; der Komet von 1823 hatte aber zwei Schweife, einen großen von der Sonne abgewendet und einen kleinen der Sonne zugewendet. Der ſchöne Komet von 1744 erhob 4—6 etwas gekrümmte prachtvolle Schweife über dem Horizont, faſt nordlichtartig, (abgebildet in Jahns Komet von 1856. S. 11). Sehr große, dicke und lange Kometen ſah man 43 vor Chriſti Geburt (nach Cäſars Tod), ferner in den Jahren 60, 1402, 1456. 1618 (vor dem 30jährigen Krieg) 1769 und 1811. Der Letztere, den ich ſelbſt geſehen, glänzte mit ſeinem ungeheuern Schweife ſehr lebhaft neben dem Vollmond und machte den erſtaunlichſten Eindruck, als er einmal auf der halben Seite des Nachthimmels ruhig ſtehen blieb, während die andere Hälfte ein ſchweres Gewitter mit feurigen Blitzen überzog. In jenem heißen Jahre gerieth ein großer Wald bei Falkenberg in Schleſien in Brand und brannte einige Wochen fort, des Tages eine Rauchwand, des Nachts eine breite dunkelrothe Gluth, mit welcher der gelbliche Phosphorſchein des Kometen in der dunkelblauen Nacht ſeltſam contraſtirte. Der Komet vom März 1843 war ſehr dünn aber ungeheuer lang und maß bei 45 Mill. Meilen.

Ueber die Beſchaffenheit und Entſtehung der Kometenſchweife hat man bis jetzt noch immer vergeblich gegrübelt. Euler glaubte, die Sonne mache den Kometen, ſobald er ihr nahe komme, glühend, dehne ſeinen Stern aus und löſe ihn in Dünſte auf, die ihm als Schweif nachziehen, daher dieſer Schweif zuweilen, der Bogenlinie des Umlaufs gemäß, krumm erſcheine. Brandes nahm an, der Komet habe negative Schwere, ziehe andere Körper nicht an, ſondern ſtoße ſie ab, der rückwärts geworfene Schweif fliehe alſo gleichſam vor der Sonne.

Ausgezeichnet iſt insbeſondere, was Beſſel über die Polariſationsphänomene der Kometen in der Sonnennähe und über die wahrſcheinliche Beſchaffenheit der Schweife ſagt. Die nähere Ausführung kann ich hier freilich nicht mittheilen, nur das Reſultat. „Es ſcheint alſo, daß die Polar-

kraft nicht blos in den Kometen von 1744 und 1811 und in dem Halley-ſchen wirkte, ſondern daß ſie eine allgemeinere, vielleicht die allgemeine Eigenſchaft der Kometen iſt. In dieſer letzten Beziehung bemerke ich, daß beide dem Anſcheine nach ſo verſchiedenen Arten von Schweifen, nämlich die einfachen und die aus zwei von einander entfernten Schenkeln beſtehenden, aus einer und derſelben Theorie hervorgehen und nur dadurch ein verſchiedenes Anſehen erhalten, daß die Geſchwindigkeit, mit welcher die Theilchen ſich von der, die Sonne und den Kometen verbindenden Linie entfernen, für verſchiedene Kometen verſchieden iſt. Ein größerer Werth dieſer Geſchwindigkeit gibt zwei von einander entfernte Schenkel des Schweifes; ein kleiner bringt dieſelben einander näher; wenn ſie ſich ſo ſtark nähern, daß ſie nicht mehr getrennt erſcheinen, ſo entſteht ein einfacher Schweif. Ein ſolcher beweiſet alſo keineswegs das Nichtvorhandenſeyn einer Polarkraft. Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß auch für eine polariſche Ausſtrömung eine Analogie auf der Erde, nämlich in den Nordlichtern vorhanden zu ſeyn ſcheint; daß dieſe aber Beziehung zur Sonne hätten, iſt nicht bekannt. Die Planeten und die Kometen ſcheinen dadurch verſchieden zu ſeyn, daß in jenen die Schwerkraft, in dieſen Polarkräfte die vorherrſchenden ſind."

In neuerer Zeit hat man in den verſchiedenartigen Erſcheinungen des Schweifes eine optiſche Täuſchung geſucht. Man vermuthete, der Komet, Kern und Schweif zuſammengenommen, ſey einer großen elliptiſchen Glaskugel oder Blaſe gleich, und das was wir vom Schweife ſehen, ſey nur der Reflex des Lichts. Daher zuweilen der ſcheinbar doppelte Schweif mit einem dunkeln Strich in der Mitte und die helle Bogenlinie über dem Kern. Humboldt Kosmos I. 106 nimmt „conoidiſche Hüllen von dickerer und dünnerer Wandung" an, durch welche jene optiſchen Erſcheinungen mit Leichtigkeit erklärt werden. Das Meteoriſche im Kometen, der raſche Wechſel des Schweifs, das geiſterhafte Licht, die dunſtige Stoffloſigkeit des Kerns ꝛc. brachten Gruithuiſen auf die geniale Idee, auf den Kometen dürfte die fata morgana eine beſonders große Rolle ſpielen. — Irrthümlich hat man auch den Höhenrauch, der zuweilen die Erde überzieht, für einen Kometenſchweif gehalten, den unſere Erde paſſire. Die lange Dauer eines ſolchen Höhenrauchs und die ſchnelle Bewegung der Kometen paſſen ſehr ſchlecht zuſammen. Gewiß iſt, daß der Schweif nicht aus Gas, ſondern aus trocknen Theilchen beſteht und daß er kein eigenes

Licht hat, ſondern nur das Sonnenlicht reflectirt. Das erſte hat Beſſel, das zweite Arago bewieſen.

Ich halte alle Erklärungen, die aus den Kometen blos embryoniſche Erſcheinungen, Anhäufungen von ſ. g. Urmaterie, unreife Planeten ꝛc. oder aber blos eine Art von Auskehricht, Schmutz und Abfall des Sternmaterials machen wollen, für unziemend. Die bedeutende Stellung, welche die Kometen im Sonnenſyſtem neben den Planeten einnehmen, und auch ſchon die geiſterhafte Zartheit ihrer Erſcheinung verlangen mehr Achtung für ſie und eine beſſere Vorausſetzung von ihrem Zweck, wenn uns derſelbe auch verborgen bleibt.

Der große Keppler ſah in den Kometen nur Prozeſſe zur Reinigung des Aethers zwiſchen den Planeten. Fr. Junctinus de cometis theilte ſie nach der Ordnung der Planeten ab und ſchrieb ihnen die Natur derſelben zu als ſaturnaliſcher, jovialiſcher, martialiſcher, veneriſcher, (ſolarer, lunariſcher) und mercurialiſcher Kometen. Nach einer ſchon altrömiſchen Vorſtellung, ſofern man ſchon in der Römerzeit die Kometen für verſchiedenartige Kinder der Planeten hielt und darnach ihre Bedeutung beſtimmte. Kinder des Jupiter und der Venus waren gutartige Kometen, welche Glück verkündeten, Kinder des Saturn und Mars dagegen Böſes verkündende Kometen. Kinder des Merkur waren Kometen von guter oder ſchlimmer Bedeutung, jenachdem ſie mit jenen andern Planeten in Conjunction kamen. Servius, Scholie zu Virgils Aeneis X. 272. Man hatte vielleicht ſchon das Verhältniß der Kometen zu den Planetenbahnen wahrgenommen oder achtete man nur auf die zufällige Nähe der Kometen und Planeten. La Place glaubte, jeder Komet beſchreibe eine Ellipſe um zwei Sonnen, als Brennpunkte dieſer Ellipſe, er verbinde demnach unſer Sonnenſyſtem mit einem benachbarten. Der Gedanke war poetiſch, aber unrichtig. F. Th. Schubert glaubt, die Kometen ſetzen irgend einen Stoff in der Sonne ab, da ſie, wenn ſie ſich von derſelben wieder entfernen, kleiner und kürzer erſcheinen. Vgl. Schriften deſſelben V. 57. Gruithuiſen glaubte, alle Planeten und Monde ſeyen nur zuſammengeballt aus den kleinen Körpern der Kometen. So erklärt er die Ringgebirge des Mondes als Kometenkugeln. Auch die Unebenheiten, die Schröter am Saturnring ſah, ſollen nach Gruithuiſen nur Kometenkugeln ſeyn, die hier zuſammengeballt ſind. Vgl. deſſen Analekten.

Steffens glaubte, die Kometen ſeyen noch unvollendete Planeten, jeder Planet ſey zuerſt Komet geweſen, und ſo auch unſre Erde. Er ſuchte da-

raus die verſteinerte Flora und Fauna der Erde zu erklären. Indem die Erde in ihrem Kometenzuſtand dem Sonnenfeuer ganz nahe gekommen ſey, hätte daſſelbe auf ihrer ganzen Oberfläche jene rieſenhafte Pflanzenwelt mit der ihr entſprechenden Thierwelt entwickelt, die jetzt unter der Oberfläche der Erde begraben liegt, und die wieder hätte untergehen müſſen, ſobald die Erde ſich wieder von der Sonne entfernt habe und erkaltet ſey. Oken nimmt im Gegentheil an, die Kometen ſeyen erſt nach den Planeten entſtanden und hätten zwar das Beſtreben, aber nicht mehr Kraft genug, Planeten zu werden. Urſprünglich ſey die ganze Sphäre, deren Mittelpunkt die Sonne iſt, mit Aether gefüllt geweſen, dieſer habe ſich zuſammengeballt theils zur Sonne, theils zu den Planeten. Was nun noch vom Aether übrig geblieben ſey, das verſuche ſich auch noch zuſammenzuballen, werde aber immer wieder aufgelöst. Der Schweif ſey der nachſchleppende Aether, gleichſam ein zerriſſener Saturnusring, denn dieſer Ring ſtelle noch im Umkreis eines Planeten dar, auf welche Art ſich der Aether urſprünglich überall aus der Sphäre in einen Ring und aus dieſem in einen Kern zuſammengezogen habe. Ferner glaubte Oken, die Kometen ſtürzen ſich zum Theil in die Sonne, wie die Meteorſteine auf die Erde, und ſeyen ſolare Meteorſteine in demſelben Sinn, in dem man die Meteorſteine planetariſche Kometen nennen könne; zum Theil aber entfernen ſie ſich wieder von der Sonne und ſchwanken im unendlichen Raum herum, vielleicht auch nach einer andern Sonne, vielleicht von noch mehreren abwechſelnd polariſirt. Dieſe mag man ſich dann als Boten des Univerſums denken, die von Sonne zu Sonne tanzen.

Das alles ſind willkührliche Vorausſetzungen. Die wahre Natur und insbeſondere der Zweck der Kometen iſt noch nie ergründet worden.

Die plötzliche und unerwartete Erſcheinung der Kometen, ihr unheimliches Licht, ihre oft ſchreckenerregende Größe und Geſtalt machte ſie von jeher den Völkern furchtbar. Man hielt ſie, für die Ruthe des Zornes Gottes, oder für ein flammendes Schwert, das Krieg und großes Verderben bedeute. Wirklich traf die Erſcheinung eines großen Kometen mehrmals mit wichtigen und ſchrecklichen Weltereigniſſen zuſammen und ſchien ſie zu verkündigen, wie auch der berühmte große Komet von 1811 den Untergang Napoleons. Indeß ſind auch große Kometen erſchienen, ohne daß ſich etwas Wichtiges zugetragen hätte und noch mehr der größten welthiſtoriſchen Kataſtrophen ſind erfolgt, ohne daß ein Komet erſchienen wäre.

17.

Der Mond.

Der Mond erſetzt uns bei Nacht das fehlende Sonnenlicht. Er ſteht im Sommer, wo er der langen Tage wegen entbehrlicher iſt, weit niedriger, im Winter dagegen, wo er längere Nächte zu erleuchten hat, viel höher. Sein Umlauf iſt ſo eingerichtet, daß er die Zeit auf eine für uns äußerſt bequeme Weiſe in Wochen und Monate eintheilt. Mit einem Wort, er iſt der Knecht der Erde, den Erdbewohnern zum Dienſt geſchaffen.

Was er ſonſt noch für eine Beſtimmung haben könnte, iſt uns verborgen. Aus allen Unterſuchungen*) geht hervor, daß er keine Atmo-

---

*) Der berühmte Beſſel ſagt: „Oben an ſteht eine entſchiedene und wichtige Erfahrung, nämlich die, daß der Mond, wenn er vor Fixſternen vorübergeht und ſie alſo für einige Zeit verdeckt, genau ſo lange vor ihnen verweilt, als ſein Durchmeſſer erfordert; es wird dadurch unmittelbar bewieſen, daß der Weg, auf welchem das Licht der Fixſterne zu unſerm Auge gelangt, geradlinigt bleibt, wie immer auch zu der Zeit, wo er hart am Mondkörper vorbeiführt. Das könnte nicht ſeyn, wenn dieſer Weg durch eine Mondatmoſphäre gehen müßte, denn in dieſer müßte ſich eine Strahlenbrechung erzeugen ꝛc. Man hat zwar nicht geläugnet, was ſich durchaus nicht läugnen läßt, aber man hat geſagt, der Mondrand ſey durchaus mit hohen Gebirgen eingefaßt, hinter deren, nur von verdünnter Luft umgebenen Gipfeln die Sterne verſchwinden; dieſe Verdünnung finde aber in den Thälern nicht ſtatt, und hier ſey die Atmoſphäre ſo dicht, daß man ſich darin ganz behaglich fühlen könne. Statt ſo zu raiſonniren, hätte man rechnen ſollen. Ich will dieſes thun, und dabei ſowohl die angenommenen Randgebirge, obgleich ſie an vielen Punkten des Randes nicht vorhanden ſind, als auch eine Höhe derſelben, welche ſelbſt die kühnſten Forderungen der Advokaten der Atmoſphäre überſchreiten wird, nämlich eine Höhe von 4000 Toiſen zugeben. Das Geſetz, daß die Dichtigkeit der Luft ſich verhält, wie das ſie zuſammendrückende Gewicht, gibt nun, wenn man die Temperatur an die Spitze der Randberge auch eben ſo groß annimmt, als an dem Fuße derſelben, welches für die Vertheidiger der Athmoſphäre das Vortheilhafteſte iſt, die Dichte der Luft in der Tiefe nicht einmal dreimal ſo groß, als in der Höhe von 4000 Toiſen; alſo den Barometerſtand an der wahren Oberfläche des Mondes noch nicht eine Pariſer Linie hoch; alſo den Raum ſo leer von Luft, daß ſchon eine ſehr vollkommene Luftpumpe erforderlich iſt, ihn ſo weit auszuleeren. Wollte man eine merklich dichtere Luft auf der Oberfläche des Mondes aus der Rechnung herausbringen, ſo würde man ent-

ſphäre, keine Luft und kein Waſſer beſitzt, daß er ein durchaus trockenes und kahles Geſtein iſt, wir uns alſo auch von lebendigen Bewohnern des Mondes keinen Begriff zu machen vermögen.

Uralt und auch ziemlich erklärlich iſt die Vorſtellung, dieſer Mond ſey jünger als die Erde. Bekanntlich behaupteten die alten Arkadier, älter zu ſeyn als der Mond. Euſtathius zu Ilias II. 78. Kreuzer, Symb. 2te Aufl. IV. 80 glaubt annehmen zu müſſen, die Sage beziehe ſich nur auf ſehr alten Mondcultus der Arkadier. Aber es handelt ſich hier nicht um Mondcultus, ſondern um ein altes inſtinctartiges Gefühl der Völker, welches dem Mond eine untergeordnete Stelle zuweiſt. Der Naturphiloſoph Steffens bildete ſich ein, der Mond ſey ein Kind der Erde, aus dem Erdkörper geboren. Die Erde ſey als ein Komet in die Sonnennähe geſchwebt, von der Sonne befruchtet worden und habe bei ihrer Rückkehr den Mond geboren.*) Gruithuiſen im Gegentheil ließ den Mond aus unzählbaren Meteoren entſtehen und erklärte die bekannten Rundgebirge und Knoten im Monde aus nach und nach zuſammengeballten Kugeln. Es bedarf ſolcher Phantaſien nicht. Wir wiſſen ſo wenig, ob die Erde urſprünglich mit der Sonne vereinigt war und ſich nur von ihr getrennt hat, oder ob ſie ſich aus weiter Ferne und ganz anderem Material beſtehend erſt der Sonne genähert hat, als wir daſſelbe vom Mond in Beziehung auf die Erde wiſſen. Wir können nur vorausſetzen, daß daſſelbe Gliederungsgeſetz, was Sonnen von Planeten trennt, auch Planeten von Trabanten getrennt hat.

Charakteriſtiſch aber iſt jedenfalls der Gegenſatz des Mondes einer-

---

weder eine Kälte aus dem Monde, gegen welche die Kälte unſerer Pole gewaltige Hitze ſeyn würde, oder eine ſpecifiſch ſo ſchwere Luft annehmen müſſen, daß die ſchwerſten Gasarten, welche unſere Chemiker entdeckt haben, noch keinen Begriff davon geben. — Der Mond hat keine Luft; alſo auch kein Waſſer, weil es, wenigſtens im flüſſigen Zuſtande, ohne den Druck der Luft verdunſten würde; alſo auch kein Feuer, weil es ohne Luft nicht brennen kann. Ich überlaſſe Jedem, ſich die Verhältniſſe auf dem Monde ohne Luft, auf dem ſtarren Monde, auf dem Monde ohne Feuer, der aber 14 Tage lange Nächte hat, auszumalen. Nicht unſer unſichtbarſtes Infuſionsthierchen kann dort leben.“ Daraus erhellt denn auch, daß es keinen Vulkan auf dem Monde geben kann, weil kein Feuer.

*) In Wetzels Gedichte S. 90 wird die Geburt des Mondes geſchildert, wie der Mond zum erſtenmal in der Nacht der Erde wie ihr eigenes Geſpenſt gegenübertritt.

ſeits gegen die Sonne, andrerſeits gegen die obern oder untern Planeten und Kometen. Im Monde nehmen wir das Extrem des Todten und Erſtarrten wahr, während in der Sonne das Princip alles Lebens, in den obern Planeten und Kometen aber das Extrem des Flüſſigen und Dehnbaren gefunden wird.

Der Mond iſt viel kleiner als die Erde, da er nur 468⅞ geogr. Meilen im Durchmeſſer hat. Er iſt 51,803 Meilen von uns entfernt, kehrt uns immer nur dieſelbe Seite zu (ohne um ſich ſelbſt zu rotiren) und braucht zu ſeinem Lauf um die Erde 27 Tage und nicht ganz 8 Stunden, die aber zu 29 Tagen und nicht ganz 13 Stunden werden, ſofern unterdeß die Erde ſelbſt ſich fortbewegt und der Mond ihr während ſeines eigenen Umlaufes nachlaufen muß. Man nennt erſteres den einfachen wahren oder ſideriſchen, letzteres den ſynodiſchen Umlauf. Nach ihm wird die Zeit in Wochen und Monate getheilt, wie nach der Sonne in Jahre, Jahreszeiten, Tage und Nächte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Mond um die Erde ziemlich in eben ſo viel Tagen umläuft, als die Sonne braucht, um ſich um ſich ſelbſt zu drehen. Auch gleicht er der Sonne in der ſcheinbaren Größe. Doch wechſelt dieſe letztere nicht nur nach dem Grade der Luftdurchſichtigkeit, ſondern auch nach der Entfernung. Denn die Parallaxe des Mondes fällt zwiſchen 61′ und 53′. Die ſ. g. Libration des Mondes, ein leiſes Schwanken des Mondrandes, wobei wir bald auf der einen, bald auf der andern Seite Berge ſehen, die uns ſonſt verdeckt bleiben, erklärt ſich aus dem Umſtande, daß der Mondäquator nicht ſenkrecht auf der Mondbahn ſteht, ſondern der niederſteigende Knoten des Mondäquators in der Ekliptik ſtets mit dem aufſteigenden der Mondbahn in der Ekliptik zuſammenfällt. Das iſt die Libration in der Länge. Daneben gibt es eine zweite der Breite, die von der Neigung der Rotationsaxe gegen die Bahn abhängt und endlich eine dritte, die parallaktiſche, die von dem verſchiedenen Standpunkt des Beobachters auf der Erdoberfläche abhängt.

Der Mond iſt voller Gebirge und ſie ſind verhältnißmäßig weit höher, als die der Erde. Am meiſten treten hervor die Ringgebirge, Wände um große tiefe Krater, aus deren Mitte ſich zuweilen wieder ein hoher Berg erhebt. Viele ſolche Ringe liegen neben einander und bedecken den Mond wie Blatternarben oder wie die Niederſchläge von Blaſen auf einer getrockneten Saifenkugel. Dazwiſchen kommen auch langgeſtreckte Längengebirge vor und einzelne Rillen oder Schrammen, die tief durch die Ober-

fläche des Mondes einzuſchneiden ſcheinen, endlich excentriſche Lichtſtreifen. In Bezug auf die Farbe unterſcheidet man bräunliche dunkle Flecken, die man irrig Meere nennt. Wahrſcheinlich iſt es die urſprüngliche Oberfläche des Mondes, erſt ſpäter zerriſſen durch die vulcaniſchen Krater.

Man ſieht die Mondberge ſehr ſchön durchs Fernrohr. Wenn man ſie im Profil betrachtet, wie ſie von den ſchrägen Strahlen der Sonne je mehr und mehr beleuchtet werden, ſo ſehen ſie genau ſo aus, wie die Alpen, wenn man ſie aus weiter Ferne ſieht. Man ſieht einzelne Gipfel glänzen, während die Thäler noch dunkel ſind, dann das Sonnenlicht ſich ausbreiten und nicht minder erkennt man die Wirkung und Bewegung der Schatten, welche die Berge auf tiefere Gegenden werfen. Auch bei Sonnenfinſterniſſen kann man an dem ſcharfen Rande, den der ſchwarze Mond auf der Sonnenſcheibe ſpiegelt, deutlich die Berge erkennen. Sie ſind ſchon lange ein Lieblingsgegenſtand der Beobachtung. Schon Hevel gab 1647 eine Mondbeſchreibung (selenographia) heraus, Tobias Mayer entwarf hundert Jahre ſpäter die erſte Mondkarte. Schröter gab 1791 in ſ. ſelenographiſchen Fragmeten eine Menge Specialkarten vom Monde, desgl. Lohrmann 1824. Das vollendetſte Werk über den Mond aber ſchrieb in neuerer Zeit Mädler. In Bonn wurde 1854 ein großes Relief des Mondes zur Schau ausgeſtellt.

Die Gebirge am Mondpole ſind die einzigen in der Welt, ſo weit wir ſie kennen, die immerwährend Sonnenſchein haben, die kurzen Finſterniſſe ausgenommen, wenn die Erde zwiſchen Mond und Sonne tritt. Hier und nirgends anderswo hätten die Tempel des Sonnengottes errichtet ſeyn ſollen. Mädler, populäre Aſtronomie S. 166. Früher war in Beer und Mädlers Beiträgen die Möglichkeit erwähnt worden, es könnten an ſolchen ſonnigen Mondſtellen Organismen leben, die zu ihrer Exiſtenz ewig Sonne bedürften. Allein aller Organismus iſt vom luft- und waſſerloſen Monde ausgeſchloſſen.

Die Mondberge ſind abſolut nicht ſo hoch wie die Erdberge, aber relativ viel höher, weil der Mond überhaupt viel kleiner iſt, als die Erde. Der höchſte Erdenberg, der Kintſchenjinga in Oſtindien hat 26,436 Pariſer Fuß, der höchſte Mondberg Leibniz nur 25,200; dann folgt Dörfel mit 25,000 und Huygens mit 19,800 Fuß. Man hat ſie nach großen Aſtronomen und Naturforſchern benannt. Die Krater ſind ſehr tief, der tiefſte Bernoullie mißt 18,000, Kleomedes 15,000, beide bei einer Weite von nur 3½ Meilen. So tiefe Abgründe ſind nirgends auf unſerer Erde

zu finden. Die dunkeln Ritze oder Rillen laufen durch die Rundgebirge oder Krater mitten durch, zum Beweiſe, daß ſie ſpäter als dieſe entſtanden ſind. Die leichten ſchneeweißen Strahlen, die ſich vom Ringgebirge Tycho excentriſch ausbreiten (unfern vom obern Mondrande) ſind eben ſo wie die dunkeln Flecken, die ſ. g. Meere, nur eine uns bis jetzt unerklärliche Färbung der Oberfläche, denn ſie laufen über Berg und Thal fort, wie auch die ſ. g. Meere in ihren dunkeln Schatten ganz eben ſolche Krater, Berge und Rillen zeigen, wie die lichten Stellen. Mädler wagte ſie aus Gasſtrömungen zu erklären, die vulcaniſchen Urſprungs, ſchräg über die Oberfläche gelaufen ſeyen und eine unauslöſchliche Spur zurückgelaſſen hätten.

Man glaubte früher, die leuchtenden Punkte, die wir auf der verdunkelten Oberfläche des Mondes bei Mondfinſterniſſen ſehen, ſeyen Ausbrüche von Vulkanen. Selbſt der ältere Herſchel glaubte daran. Indeß iſt kein Feuer auf dem Monde möglich, weil er keine Atmoſphäre hat. Arago, Unterhaltungen, deutſch von Grieb VI. 425.

Das Leben auf dem Monde können wir uns nach unſern Gewohnheiten nicht hold denken. Der Mond hat weder Waſſer noch Luft, alſo auch keine Pflanzen und Thiere. Das Gebirge ſtarrt unmittelbar in den öden Raum hinein. Der Mond hat keinen Tag. Der Himmel erſcheint auf dem Monde ſtets vollkommen ſchwarz und wenn es auch Tag iſt, ſo ſteht die Sonne nur als eine glühende Scheibe ohne Strahlen auf dem ſchwarzen Hintergrund. Der Mond iſt ſtumm. Nie kann dort eine Stimme, ein Ton vernommen werden, denn er hat keine Luft. Dort herrſcht ewiges Schweigen. Auch kann wegen Mangel an Luft dort keine Dämmerung ſeyn, kein Licht in die beſchatteten Parthien eindringen. Daher die Schatten auf dem Monde rabenſchwarz ſind und nicht den mindeſten Widerſchein oder Schimmer einlaſſen. Die von der Sonne beſchienene Erde wirft das Sonnenlicht als Erdſchein auf den Mond zurück, wie der von der Sonne beſchienene Mond das Sonnenlicht als Mondſchein auf die Erde wirft. Wir ſehen, wenn der Mond ſichelförmig ins erſte Viertel tritt, die übrige dunkle Scheibe deſſelben von einem milden Lichtſchimmer übergoſſen, in einem bläulichen Milchlicht. Das iſt der Erdſchein. Es zeigt ſich auf der Seite, welche der ſonnenbeglänzten Sichel entgegengeſetzt iſt, am hellſten.

Vom Mond aus geſehen erſcheint die Erde am tief ſchwarzen Himmel wie ein rieſenhafter Mond. Sie ſteht nämlich als ungeheuer große Scheibe beſtändig feſt am Himmel, denn der Mond kehrt ihr

immer nur eine Seite zu, auf jedem Punkt des Mondes ſieht man alſo die Erde auch immer nur an demſelben Ort am Himmel, die ganz geringe Abweichung iſt kaum merklich. Die Erdſcheibe macht für die Beobachter auf dem Monde jeden Tag alle vier Phaſen durch, iſt Neu- oder Nachterde, erſtes Viertel, Vollerde und letztes Viertel. In derſelben Zeit dreht ſie dem Monde alle ihre Seiten zu und zeigt ihm nach einander alle ihre Continente und Meere.

Vermöge ſeiner Anziehungskraft bewirkt der Mond auf der beweglichen Oberfläche der Erde, dem Meere, Ebbe und Fluth, eben ſo auf der obern Seite der Atmoſphäre, was wir aber kaum ſpüren. Man hat beobachtet, daß es bei zunehmendem Monde und in der Erdnähe des Mondes mehr regnet, als bei abnehmendem Monde und in ſeiner Erdferne. Man findet die Forſchungen darüber geſammelt in Fechners Schleiden und der Mond 1855 S. 177. Auch wirkt der Mond auf die Pflanzen ein und wenn hier das Gedeihen überhaupt von der Sonne abhängt, ſo dürfte doch die Periodicität im Gedeihen zum Theil dem Mondeinfluß zugeſchrieben werden können. Schübler fand eine 19jährige Periode im Weinertrag übereinſtimmend mit der 19jährigen Periode, nach welcher der Mond auf dieſelben Punkte ſeines ſynodiſchen Umlaufes an denſelben Monatstagen zurückkehrt. Man muß ſich hier vor Vorausſetzungen hüten, um nicht in aſtrologiſchen Aberglauben zu fallen, darf aber auch nicht verſäumen, der Wahrheit durch Beobachtungen näher zu kommen. Am meiſten iſt man in Vorausſetzungen über den Einfluß des Mondes auf Leib und Seele der Thiere und ſelbſt des Menſchen ausgeſchweift, daher dieſes Kapitel gegenwärtig in der Wiſſenſchaft arg verrufen iſt. Und doch iſt auch hier ein dem der Sonne untergeordneter Einfluß des Mondes unverkennbar, zumal bei ſenſitiven Naturen.

Im heidniſchen Alterthum und noch jetzt bei heidniſchen Völkern erſcheint der Mond immer in Verbindung mit Zauberei, mit der Anrufung und angeblichen Einwirkung dämoniſcher Mächte. In der chriſtlichen Zeit hat man freundlicher von ihm zu denken angefangen und unſre Liederbücher ſind noch jetzt mit empfindſamen Seufzern und vertraulichen Anreden an den lieben Mond angefüllt. Sein Aufgehen in der Nacht erfreut das unbefangene Gemüth und hat etwas Feierliches. Doch regt ſich noch ein Reſt des alten Zauberweſens in der Mondſucht und der Rapport krankhafter Nerven mit dem Geſtirn der Nacht hat noch nicht aufgehört, uns mit einem unheimlichen Schauer zu berühren.

Obgleich wir nun die von Gott eingeſetzten Herren der Erde ſind, liegt es doch nahe, einen Himmelskörper, der ſo ſehr von der Erde abhängig iſt, in irgend einer Beziehung auch zu uns zu denken; wie wenn wir auf einem großen Schiffe lange lange durchs Weltmeer führen und immer hinter uns eine zweifellos zu unſrem Schiffe gehörige Schaluppe fahren ſähen und doch nie erführen, ob ſie leer oder was darin iſt. Soviel aber dürfen wir uns eingeſtehen, daß es die zarteſten Saiten ſind, die über unſern Erdball geſpannt und leiſe vom Monde berührt in unſrem Nervenleben wiederklingen.

Von dem Zweck und Weſen der Trabanten andrer Planeten wiſſen wir lediglich nichts. Wir beneiden vielleicht den Jupiter, Saturn, Uranus um das ſchöne Schauſpiel, das ihnen ihre vielen Monde darbieten, aber was ihnen dieſe Monde ſonſt nützen und wozu ſie da ſind, iſt ein Geheimniß.

18.

Die November- und Auguſtmeteore.

Schon lange nennt das Volk die am 10. Auguſt häufig vorkommenden Sternſchnuppenfälle den Strom des h. Laurentius, als ob es Feuerfunken vom Roſte ſeyen, auf dem der Heilige verbrannte. Am 13. (12.—14.) November iſt ein gleichzeitiger Fall zahlreicher Sternſchnuppen und Feuerkugeln noch öfter und in reicherem Maaß wahrgenommen worden, insbeſondere 1799 von Humboldt in Südamerika und 1832 in ganz Europa. In geringerem Maaß kommen ſolche Maſſenfälle auch in andern Jahreszeiten vor. Zu beachten iſt, daß die drei Novembertage den drei kritiſchen Frühlingstagen (12—14. Mai), vor deren Froſt ſich der Landmann fürchtet (Pancraz, Servaz und Bonifaz) im Ringe des Jahres grade gegenüberſtehen. Man hat große Sternſchnuppenfälle auch ſchon früher beobachtet. Olaſſen, Reiſe nach Island II. 162 gedenkt eines ſehr großen vom Jahr 1595, gibt aber den Monatstag nicht an.

Man glaubt nun, dieſe Meteore nicht beſſer erklären zu können außer durch die Vorausſetzung eines ganzen Heeres ſolcher kleinen kometenartigen Weſen, die in einem Ring um die Sonne laufen und deren Bahn die Erdenbahn durchſchneidet, worauf ſich die Meteore in unſrer Atmoſphäre entzünden und ſichtbar werden. Man glaubt, aus ihrem Vorbeigehen vor der Sonne auch manche bisher unerklärliche Verdunklung der-

ſelben erklären zu können. Humboldt, Kosmos I. 137. 398. Vgl. auch die Sternſchnuppen von Heis, Aachen 1849. Strickland hielt ſie für Trabanten der Erde, planetariſche Kometen. Froriep, neue Notizen XL. Nr. 17. Daſſelbe glaubte ſchon Görres in ſeiner Expedition der Phyſiologie S. 91. Dieſe Anſicht dürfte doch wohl auch Berückſichtigung verdienen. Nimmt man an, ſie bewegen ſich nicht um die Sonne, ſondern in einer viel engern, jedoch elliptiſchen Bahn um die Erde und durchſchneiden die Erdatmoſphäre nur in ihrer Erdennähe, ſo laſſen ſich dadurch die Novembermeteore zwar nicht genügend erklären, und ihr auffallendes Erſcheinen gerade in dieſem Zeitpunkt iſt der Vorausſetzung einer Maſſenſtrömung um die Sonne günſtiger; allein man iſt mit der Rechnung doch noch nicht ganz im Reinen. Viele Jahre lang bleiben die Novembermeteore aus, während ſie doch regelmäßig wiederkehren müßten, wenn die Erde jährlich in ihre Strömung einträte. Es ließe ſich nun wohl eine Kombination der Erdkometenbahnen mit der Erdbahn in der Art denken, daß an einem gewiſſen Punkt der letztern eine Mehrzahl jener Meteore in die Erdnähe träten, und wenn es erlaubt iſt, in dieſen Gebieten zu träumen, ſo ließe ſich demnach von der Bahn, welche die Erde um die Sonne zieht, auch auf die Bahn, welche die Sonne um die Centralſonne zieht, und von den Erdkometen auf die Sonnenkometen ein Schluß ziehen, und wir könnten, wenn die Sonne auf ihrer Bahn um die Alcyone einmal vergleichungsweiſe da angelangt ſeyn wird, wo die Erde jährlich im November anlangt, plötzlich durch die Erſcheinung einer ungeheuren Menge von Kometen überraſcht werden, die ſich zur Sonne verhalten würden, wie der Sternſchnuppenfall im November zur Erde. Wenns nicht wahr wäre, ſo wäre es doch ſchön.

Ausgangspunkte der Sternſchnuppenfälle am Himmel ſind im November hauptſächlich der Stern Algol im Perſeus, aber auch im Löwen, im Drachen und Nordpol. Humboldt I. 126, Aus dem Stern γ leonis kamen in einer einzigen Stunde 34,640 Sternſchnuppen hervor, am 13. Nov. Die Höhe und Entfernung, aus der ſie kommen, laſſen ſie als kosmiſche, nicht als terreſtriſche Körper erſcheinen.

In den Jahren 1832 und 1833 unterſchied man bei dem großen Sternſchnuppenfalle 11.—13. Nov. nach Poggendorfs Annalen 33. 38. S. 551 1) bloße raſche Blitze ohne Kern, 2) phosphoreſcirende Linien zum Theil iriſirend, 3) eigentliche Sternſchnuppen, 4) Feuerkugeln, 5) lang-

ſame und größere Lichtkörper, die viel länger ſichtbar blieben, meiſt rund, auch einer ſichelförmig, ein anderer viereckig. Alle kamen aus γ leonis.

Im Jahr 1837 ſah man am 12. Nov. in England ein prachtvolles Nordlicht und zugleich in Nordamerika einen großen Sternſchnuppenfall. Ausland 1840 Nr. 329. Welcher Zuſammenhang oder Gegenſatz beſtand zwiſchen beiden Erſcheinungen? Es kommen noch andre Prozeſſe rein irdiſcher Natur in Begleitung jener kosmiſchen Meteore vor. Im Jahr 1844 traf ein glänzendes Meteor am 12. Nov. mit einem heftigen Sturmwind zuſammen. Schwäb. Merkur 15. Nov. Noch viel häufiger als bei den kleineren Sternſchnuppen zeigen ſich beim Falle großer Feuerkugeln Wettererſcheinungen in der Atmoſphäre, Wolken, Gewitter, Hagel ꝛc. Man kann das wohl daraus erklären, daß Himmelskörper, welche in unſrem Luftkreis ſo plötzlich und mit ſolcher Gewalt eindringen, Electricität in ihr erregen, die Luft zuſammendrücken, das Brennbare in ihr entzünden ꝛc. Zuweilen aber iſt die Wetterbewegung von einem Umfange, der ſich nicht aus dem mechaniſchen Einfallen eines kleinen Meteors genügend erklären läßt und die Frage, ob nicht die Erzeugung jener Meteore dennoch von Erdprozeſſen bedingt und wenigſtens gemiſchten kosmiſch-telluriſchen Urſprungs iſt, bleibt noch immerhin eine offene.

19.

Feuerkugeln.

In der Richtung, Schnelligkeit und Ferne ſtimmen die Feuerkugeln ganz mit den Sternſchnuppen zuſammen, von denen ſie ſich überhaupt nur durch die Anſchwellung zur Kugelform, durch größern Glanz und durch das Auswerfen von Steinen unterſcheiden.

Die Feuerkugel fliegt in ſtark elliptiſcher Bahn hoch über ganze Länder weg, bis ſie in der Atmoſphäre, in der ſie ein ungeheurer Luftdruck erzeugt, ſich entzündet und zerplatzt. Häufig prallt ſie aber auch wie eine ricochettirende Kugel von der Luftſchichte ab und macht Sprünge. Chladni, über Feuermeteore S. 23.

Die Feuerkugel ſcheint zu rotiren. Einigemal iſt es deutlich wahrgenommen worden.

Gewöhnlich erblickt man zuerſt am heitern Himmel hoch oben ein einzelnes Wölkchen, aus dem ſich die Kugel entwickelt. Chladni S. 103.

Am 1. Oct. 1729 ſah man in Schweden eine Feuerkugel, die ſich aus rothen Streifen am Himmel zuſammenzog. Am 2. Jan. 1756 ſah man in Irland einen Lichtſtreifen am Himmel, der wie Waſſer rieſelte und ſtark explodirte, aber keine Kugel bildete. Am 12. Nov. 1799 entſtand in England aus mehreren ſich durchkreuzenden Lichtſtreifen eine Feuerkugel. Am 21. Mai 1828 vereinigten ſich zu Ferentino im Kirchenſtaate zwei große Feuerſäulen am Himmel zuletzt in eine Feuerkugel. Am 23. Auguſt 1812 zeigte ſich bei Utrecht eine ſolche Kugel, die aus anfangs parallelen Lichtſtreifen zuſammenfloß. Es iſt möglich, daß dieſe Lichtſtreifen und Wölkchen der Rauch ſind, der in der Ferne den Anblick der Kugel ſelbſt verhindert. Er könnte aber auch die Materie ſeyn, aus der ſich überhaupt die Kugel erſt abrundet, ſo daß der kosmiſche Körper erſt in der Berührung mit unſrer Atmoſphäre ſich entzündet und Lichterſcheinungen darbietet.

Chladni vergleicht die Feuerkugel mit einer Saiſenblaſe, die aus ihr herabſtürzenden Meteorſteine mit dem Reſt von Saiſenwaſſer, das aus der zerplatzenden Saiſenblaſe herabfällt, S. 37. Man ſieht zuweilen, wie die Feuerkugel anſchwillt und ſich ausdehnt oder wie es in ihrem Innern gährt. Sie iſt rund wie der Vollmond oder die Sonne, kommt aber auch birnförmig vor. — Gewöhnlich läßt ſie einen leichten Schweif zurück, kurz und ſich zuſpitzend wie ein Kegel, oder ſehr lang wie bei Kometen. Auch wirft ſie nach allen Seiten Flammen und Funken aus, ſo wie bei Tage ſchwarzen Rauch. Zuweilen bilden ſich im Zerplatzen der großen Kugel neue kleinere Kugeln wie die ſ. g. romaniſchen Lichter, oder laufen kleinere Kugeln hinter der großen her. Am 19. Juli 1801 ſah man bei Hull eine Kugel größer als der Mond, mit einem ſchwarzen Querſtreifen. Sie theilte ſich in 11 Kugeln, die wieder in kleinere Sterne zerfielen. Am 15. Mai 1847 ſah man zu Mannheim ein Zwillingsmeteor in zwei Feuerkugeln. Allg. Zeitung vom 25. Mai 1847.

Das Explodiren iſt von Detonationen begleitet gleich Kanonenſchüſſen, wovon oft im weiten Umkreis Thüren und Fenſter erbeben. Oft folgen mehrere ſolcher Exploſionen hintereinander, jenachdem die Feuerkugel nur einen Theil ihrer Maſſe von ſich läßt und weiter ſpringt, oder die abgeriſſenen Stücke noch einmal und noch einmal explodiren. Daß eine Kugel nach heftiger Exploſion gleichwohl mit verſtärktem Glanze weiter ging, bemerkt Chladni S. 136. Daß man den Knall auf 80 engliſche Meilen weit gehört, S. 38.

Das Meteor kommt und verſchwindet blitzſchnell oder dauert nur einige Secunden, ſelten währt es minutenlang. Man hat es aber auch ſchon viertel- und halbeſtundenlang ſehen können, Chladni S. 105. 112. Man erkennt einen Uebergang in dieſen Meteoren vom blitzähnlichen Aufleuchten bis zu einer faſt kometenartigen Erſcheinung. Kruſenſtern, Reiſe I. 58, ſah über eine Stunde lang den Schweif einer ſchon verſchwundenen Feuerkugel fortleuchten.

In der Nacht vom 12.—13. November 1832 beobachtete man in der Schweiz und in Frankreich unzählige Sternſchnuppen und Feuerkugeln. Die letztern waren wie gewöhnlich mondförmige Scheiben, bald weiß und blaulicht, bald gelblich und rothfeurig. Im Fortſchießen ließen ſie meiſt eine Menge Funken zurück, die ſich noch eine Zeitlang am Himmel hielten, ehe ſie erloſchen. In einem Fall ſah es aus, als zöge eine lange regelmäßige Reihe von Sternen hinter der Hauptkugel her, von ihr erzeugt. Oefters ſprühten die Funken nach allen Richtungen von der Kugel aus, oder fuhren Strahlenbüſchel daraus hervor. Die Bewegung der Kugel ſchien in einigen Fällen zu ſtocken, die Kugel feſtzuſtehen oder ſich in Schwankungen hin und her zu bewegen. In Belgien ſah man in derſelben Nacht eine Anzahl kleiner Feuerkugeln regelmäßig hinter einander, und eine andere Menge zugleich fallen. Ausland Nr. 147. 148.

Die Feuerkugeln haben verſchiedene Farben. Eine prachtvolle ganz grüne Feuerkugel, deren Schweif und Funken in derſelben Farbe glänzten, ſah man am 11. Febr. 1828 in New-York. Floriep, Notizen XXI. 296. Aehnliche ſah man am 7. Nov. 1799 und 23. Oct. 1823. Chladni, Feuermeteore S. 31. Die meiſten ſind weiß oder roth, aber es gibt auch gelbe und blaue. Ihr Wiederſchein färbt die ganze Gegend bei Nacht wie bengaliſches Feuer. Vgl. Chladni in Poggendorfs Annalen VI. 181. Im Jahr 1623 zeigte ſich in Oeſterreich eine Feuerkugel erſt weiß, dann gelb, dann dunkelblau und zuletzt roth. Chladni, Feuermeteore S. 99. Am 25. Dez. 1752 ſpielte eine Feuerkugel zu Glasgow in allen Regenbogenfarben, daſ. 116. Am 17. Juli 1771 zeigte an einer in Frankreich nur der Schweif die Regenbogenfarben, daſ. 125. Am 27. April 1817 im Darmſtädtiſchen eine rothe Kugel mit blau, grün und gelbem Schweif, daſ. 162.

In Poggendorfs Annalen 1847 Nr. 1 wird vorgeſchlagen, zwiſchen den ſternſchnuppenartigen, weißen, raſchverſchwindenden Feuerkugeln und den feurigen, ſonnenartigen und länger brennenden zu unterſcheiden; die

erſteren ſcheinen ferner und kosmiſch, die zweiten näher und terreſtriſch. Wenn Mac. Gregor, canar. Inſeln S. 11 eine Feuerkugel gleichſam auf dem Meere ſchwimmen ſah, ſo war das nur ein aus dem Meer emporgeſtiegenes Phänomen gaſiſcher oder electriſcher Natur. Eben ſo eine auf dem Waſſer herrollende Feuerkugel, die 5 Mann auf einem Schiffe niederwarf, Philos. transact. 46. 366.

Farey hielt die Feuerkugeln nicht für kosmiſch, aber für Satelliten unſrer Erde. Ihr Zuſammenhang mit Wettererſcheinungen iſt noch nicht erklärt. Sie kommen mit Sturm und Hagel vereint vor. Iſt nun Sturm und Hagel erſt von ihnen beim Durchfallen durch die Luft erzeugt worden? oder ſtellt die Feuerkugel in dieſen Fällen nur einen Blitz, eine großartige Exploſion der Luftelectricität dar? Zahlloſe Feuerkugeln ſah man in der Nacht vom 7.—8. Nov. 1826 auf den canariſchen Inſeln, während ein ſchrecklicher Orkan wüthete. Mac. Gregor, canar. Inſeln S. 11. Am 5. Auguſt 1842 ſah man bei Pforzheim ein weißſtrahlendes Meteor fächerartig im Süden ausgebreitet und am andern Morgen fiel ſtarker Hagel. An demſelben Tage, 6. Auguſt, fiel zu Balg Hagel mit ſtarkem Schwefelgeruch in einem dicken Nebel. Schwäb. Merkur 1842 Nr. 218. Chladni verwirft zwar jeden Zuſammenhang der kosmiſchen Projectile mit dem Wetter auf der Erde, aber in Verbindung mit den merkwürdigen Streifenwolken, aus denen die Feuerkugeln ſich häufig bilden, dürften Wind und Wetter doch bei Beurtheilung der Feuerkugeln nicht ganz außer Acht zu laſſen ſeyn.

Am 7. Juli 1635 fiel bei Vicenza mitten im gemeinen Hagel auch ein Meteorſtein herab. Gilbert, Annalen 18, S. 307. In Arabien kam aus einer gelben, nachher ſchwarzen Wolke zuerſt Regen und dann erſt eine Exploſion mit Steinwürfen. Nach Quatremère mém. geogr. sur l'Egypte im Morgenblatt 1811 Nr. 8. — Ueber das Zuſammentreffen von Meteorſteinregen mit Erdbeben vgl. Schweiggers Journal VI. 1812 S. 54.

20.

Meteorſteinfälle.

Alle Meteorſteine kommen aus Feuerkugeln, ſind das Product explodirender Meteore. Man hat das in älteren und neueren Zeiten oft und genau beobachtet. Indem die Feuerkugel zerſpringt, wirft ſie einen oder

auch viele Steine aus. Wenn viele, ſo fallen ſie auf die Oberfläche der Erde innerhalb einer Ellipſe. Sie glühen noch und bleiben noch lange warm. Sie verbreiten einen Schwefelgeruch. Sie dringen tief, oft bis 3 Fuß in die Erde ein.

Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts Chladni die Entdeckung machte, alle Meteorſteine ſeyen aus Feuerkugeln entſtanden, hielten ihn die gelehrten Akademieen in allen Ländern für einen unwiſſenſchaftlichen Schwärmer und daß Steine vom Himmel fallen könnten, für einen altväteriſchen Aberglauben. Pictet, der ſich in der franzöſiſchen Akademie Chladnis annahm, wurde nicht beachtet und die Sache für Unſinn erklärt, als am 26. April 1803 in Frankreich ſelbſt bei l'Aigle über 2000 Steine fielen aus einer Feuerkugel, die Jedermann geſehen hatte. Die Akademie vernahm es und — glaubte es nicht. Eine Commiſſion wurde abgeſchickt und dieſe berichtete, es ſey doch alles wahr. Da gaben die gelehrten Herren achſelzuckend nach.

Die Meteorſteine ſind von ſehr mannigfacher Beſchaffenheit; bald porös, locker, zerreiblich gehen ſie in Meteorſtaub über, bald ſtellen ſie ein ſehr hartes Erz dar. Ihre Form iſt gewöhnlich eine verſchobene Pyramide oder ein ungleichſeitiges Prisma. Der Stein hat eine ſchwarze oder dunkelbraune Brandkruſte. Er iſt urſprünglich weich geweſen, wenn er auch nachher ſtahlhart geworden. Man hat noch ein Stück, in das ein Kieſelſtein eingedrückt iſt, zum Beweiſe, daß der Stein weich und glühend herabfiel. Chladni, Feuermeteore S. 286. Beſtandtheile ſind Eiſen, Schwefel, Nickel, Chrom, Mangan, Olivin ꝛc. Eiſen und Olivin vorherrſchend, eine ſonſt nicht vorkommende Verbindung. Die Widmanſtädtenſchen Figuren, ſo benannt nach dem Entdecker, ſind die höchſt eigenthümlichen Zeichnungen im Gefüge der Meteorſteine. Darin ſind nämlich regelmäßig durchkreuzte Linien wieder ſchräg durchkreuzt, ein Gefüge, das ſonſt bei keinem Steine oder Metall vorkommt. Vgl. Chladni, Feuermeteore S. 314 und Abbildung bei Schreibers.

Hammer vermuthete in den Fundgruben des Orients IV. 277, die berühmten Damascenerklingen ſeyen aus Meteoreiſen geſchmiedet, und der Stammvater aller dieſer Klingen ſey der Säbel, der dem arabiſchen Romanhelden Antar aus vom Himmel gefallenem Eiſen geſchmiedet worden. Ueber einen modernen Verſuch, die Damascirung künſtlich nachzuahmen ſ. Lit.-Blatt 1827 Nr. 6.

Die Größe der Steine iſt ſehr verſchieden. Oft kommen viele kleine,

dann wieder eine einzige große Maſſe vor. Pallas fand in Sibirien eine Maſſe von 1680 Pfund, am Jeniſei bei Kraſnojarsk. In Braſilien fand man eine Maſſe von 17,300 Pfund. Zu Charcas in Mexiko von 900 Pfund, bei Lenarto im Saroſſer Comitat in Ungarn von 200 Pfund, bei Lacaille im Departement du Var von 1000 Pfund. Am Cap von 171 Pfund. v. Leonhard, Geologie I. 135 f. Es gibt noch mehr und größere Maſſen, z. B. die größte am Senegal, auch in der Provinz Chaco von wenigſtens 300 Centnern Gewicht. Vgl. Chladni, über Feuermeteore S. 326 f.

Daß Steine vom Himmel fallen, wußte man längſt. Sogar ihre pyramidaliſche Form kehrt wieder auf Münzen, die in einem Stern über einer Pyramide die heiligen vom Himmel gefallenen Steine bezeichnen. Chladni S. 49. Man hielt ſie 1) für lunariſche Producte, Auswürfe von Mondvulkanen, 2) für athmoſphäriſche Producte, Zuſammengerinnung von Stoffen in der Erdatmoſphäre, 3) für Auswürfe ferner Erdvulkane, zuletzt 4) hat man ſie für kosmiſch erkannt, doch 5) auch für möglich gehalten, ſie ſeyen nur Trabanten der Erde.

Im Jahre 1647 fiel ein Meteorſtein auf offener See in ein Schiff. Poggendorf, Annalen 38. 402. Ebenſo 1820 in ein engliſches Schiff, Froriepſ Notizen 28. 90. Eben ſo 1749. Chladni, Feuermeteore S. 79 und 1809 daſ. 240. Oken macht in ſeiner Naturphiloſophie die Bemerkung, wahrſcheinlich fielen viel mehr Meteorſteine ins Meer, als auf das Feſtland, ſo wie es umgekehrt mehr auf das Feſtland regne als auf das Meer. Jedes Element producire ſeyn Gegentheil, über der Erde bilde ſich Waſſer, über dem Meere Erde oder Meteorſteine.

Sind die Meteorſteine kosmiſche Körper, unabhängig von unſerer Erde, ſo iſt kein Grund vorhanden, warum ſie nicht ſchon in früheren Perioden vor der heutigen Geſtaltung der Erdoberfläche auf die Erde gefallen ſeyn ſollten. Allein das iſt nicht der Fall, wie ſchon Olbers hervorgehoben hat. Nur ein Fall iſt zweifelhaft. Bei Petropaulowsk am Altai fand man 31½ Fuß tief unter dem Boden eine nickelhaltige Eiſenmaſſe, wahrſcheinlich Meteorſtein.

Wie verhält es ſich aber mit dem räthſelhaften Meteorſtaub, oder gar den Meteorfäden, der Meteorwolle? Können auch dieſe kosmiſchen Urſprungs ſeyn? Statt der Meteorſteine fällt zuweilen nur Meteorſtaub nieder. Im Jahre 472 fiel am 5. oder 11. November aus einer feurigen Wolke ein ſchwarzer und heißer Staub, der alles verſengte. Chladni, S. 61.

Im Jahre 929 fiel zu Bagdad rother Sand, im Jahre 1056 in Armenien rother Schnee in Maſſe, 1814 ſchwarzer Staub am Bergafluſſe in ſolcher Menge, daß man nichts mehr ſah und Licht anzünden mußte, welches mit blauer Flamme brannte, daſſ. 380. — Im Jahre 1582 fiel bei Erfurt aus einem ſchrecklichen Gewitter eine Subſtanz herab, ähnlich dem Menſchenhaar; im Jahre 1665 bei Laucha eine Art blauer Seide, im Jahre 1686 in Curland eine Art ſchwarzes Papier (das Ehrenberg in der Berliner Akademie 1838 für beſtehend aus Conferven oder Infuſorien erklärt). Chladni, über Feuermeteore S. 305 f. In Arras wird meteoriſche Wolle aufbewahrt, die im Jahre 371 vom Himmel gefallen ſeyn ſoll. La Martinière, dict. — Angebliche Blutregen fielen nach dem Zeugniß alter Chroniken gar oft vom Himmel herab. In neuerer Zeit hat man erkannt, es ſey vom Regen niedergeſchlagener rother Staub aus der Wüſte Afrika's, zum Theil auch vom Wind hergetriebener Staub aus den ſonnenverbrannten Ebenen Südamerika's. Der rothe Regen hat auch noch andere Urſachen. Im trockenen November 1855 fiel ſolcher in Stuttgart, aber aus einer genauen Unterſuchung ergab ſich, daß nicht der Regen roth geweſen, ſondern nur das von den Dächern durch die Rinnen abgelaufene Regenwaſſer, nachdem es die auf den Dächern wachſenden Flechten ausgeſchwemmt hatte. Die chemiſche Analyſe ergab Pflanzen- und thieriſche Stoffe, die letztern wahrſcheinlich von abgelebten Infuſorien und Inſektenreſten.

Man kann bei derartigem Regen an Infuſionsthierchen, den ſogenannten rothen Schnee, denken oder an vulkaniſche Auswürfe. Rother Staubregen fiel am 16. Mai 1830 bei einem Ausbruch des Aetna. Allein in vielen Fällen dürfte Meteorſtaub darunter zu verſtehen ſeyn. Im Jahre 1110 fiel in Armenien in den See Van eine Feuerkugel, die das Waſſer des Sees roth färbte. Chladni, S. 60. 363.

Der ſogenannte Schwefelregen iſt nichts als gelber Blüthenſtaub von Waldbäumen, der in einzelnen Jahrgängen in großer Menge erzeugt und ſeiner Leichtigkeit wegen vom Winde entführt und vom Regen weit fortgeſchwemmt wird. Kämpfz, Meteorologie S. 562. Meyen, Pflanzenphyſiologie III. 290. Allein es kommt auch rein meteoriſcher Schwefel vor. Bei Raſtadt fiel mit Hagel Schwefel herab, der zurückblieb, nachdem der Hagel geſchmolzen war. Muſeum des Wundervollen VI. 363. Im Juni 1642 ſollen bei Magdeburg Schwefelſtücke in Fauſtgröße gefallen ſeyn. Chladni, 367. Schwefel iſt in den Meteorſteinen enthalten und nach Schwefel riechen viele explodirende Meteore.

Sehr beachtenswerth ſind die räthſelhaften Wolken, die mit leuchtenden Meteoren in Verbindung ſtehen. Damaſus beſchrieb eine leuchtende Wolke, die 70 Tage lang am Himmel ſtand und aus der unaufhörlich Sternſchnuppen ſprühten. Humboldt, Kosmos III. 579. Ueber die Aetherwolken vgl. Ausland 1834 S. 944. Am 13. März 1813 ſah man in Calabrien eine rothe Wolke von Südoſt kommen, aus der rother Regen und rother Staub fiel und die zuletzt auch Meteorſteine auswarf. Sie glühte ſo tief, wie glühendes Eiſen. Die Leute glaubten, das Weltende ſey gekommen. Bibliotheque brit. 1813 p. 176. Chladni, Feuermeteore 377.

21.

Zodiacallicht.

Ein Lichtkegel, über der noch nicht aufgegangenen oder ſchon untergegangenen Sonne ſichtbar gleich einem Kometenſchweif oder Lichtnebel, bei uns ſeltener, aber ein glänzender Schmuck der tropiſchen Nächte, wurde ſeit Caſſini für die Sonnenatmoſphäre ſelbſt gehalten, was aber ſchon La Place beſtritt und Humboldt, Reiſen III. 85 widerlegte. Ihm ſcheint es vielmehr als ein viel weiter von der Sonne entfernter, zwiſchen Erde und Mars um die Sonne rotirender Nebelring zu ſeyn. Kosmos I. 89. 143 f. 412. Doch geht Pfaff, Schöpfungsgeſchichte S. 303 zu weit, wenn er ihn mit dem Saturnring vergleicht. Der letztere iſt ſcharf umriſſen und zu allen Zeiten gleich, was man vom Zodiacallicht nicht ſagen kann.

Humboldt (Kosmos I. 147) beobachtete am Zodiacallicht plötzliche Abnahme der Lichtſtärke, der eben ſo plötzlich wieder der vollſte Glanz folgte, alſo Pulſationen wie in den Kometenſchweifen. Sehr hell und prächtig ſah auch Parthey das Zodiacallicht in Aegypten, ſ. Reiſe II. 241. Herr von Bibra ſagt in der Beſchreibung ſeiner ſüdamerikaniſchen Reiſe, er habe das Zodiacallicht von der Höhe der Cordilleren aus beobachtet. „Ich habe dort eine Erſcheinung gleichzeitig mit demſelben auftreten ſehen, von welcher ich kaum glaube, daß ſie irgendwo erwähnt worden iſt. In allen wolkenfreien Nächten nämlich, in welchen das Zodiacallicht in ſeiner ganzen Stärke zu ſehen war, zeigten ſich etwa in der halben Höhe des pyramidal anſteigenden leuchtenden Scheines helle Flecke, ähnlich den Maghellan'ſchen Wolken. Der eine dieſer Flecke trat ſüdlich auf, und war der

größere, er hatte die ſcheinbare Größe der kleineren Maghellan'ſchen Wolke und ſtand etwa um die Breite ſeines Durchmeſſers entfernt an dem äußeren Rande des Zodiacallichtes. In gleicher Höhe mit ihm, aber nördlich und auf der andern Seite der leuchtenden Pyramide, ſtanden zwei kleinere Flecke übereinander. Die Lichtſtärke dieſer drei Flecke war unter ſich gleich, aber etwas ſchwächer, als die des Zodiacallichtes ſelbſt. War das letztere nicht in vollſter Intenſität zu ſehen, ſo waren dieſe Nebenflecke kaum oder nicht zu bemerken. Man darf alſo vielleicht annehmen, daß dieſelben als zu demſelben gehörig betrachtet werden können, und der Ausdruck hoher Intenſität deſſelben ſind, ähnlich dem, wie die ſogenannte Krone des Nordlichts den höchſten Grad deſſelben, die vollſtändigſte bis jetzt beobachtete Ausbildung der Erſcheinung bezeichnet."

Im September 1831 begann eine Stunde nach Sonnenuntergang der ganze wolkenloſe Nachthimmel auf einmal wieder wie in der prachtvollſten Abendröthe zu glühen und glühte fort über eine Stunde lang. Das wiederholte ſich viele Nächte hinter einander. Der hellſte Theil dieſes ſonderbaren Lichtes traf nicht mit dem Ort der Sonne unter dem Horizonte zuſammen. Olbers in Humboldts Kosmos I. 414. Das Licht zeigte ſich auch Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang, daher man es mit dem Zodiacallicht in Verbindung brachte, allein es hatte weder deſſen Kegelform, noch mildes weißes Licht, ſondern glühte wie ein Nordlicht, Vgl. **Arago, Annuaire 1832.**

Solche Erſcheinungen machen jedenfalls wahrſcheinlich, daß es zwiſchen unſrem Luftkreis und der Sonne noch Dinge gibt, die von den beiden Planeten Venus und Merkur, von unſrem Monde und von den Kometen unabhängig ſind. Sowohl die regelmäßigen Sternſchnuppenfälle, als das Zodiacallicht laſſen, jene auf einen aus kleinen einzelnen Körpern, dieſes auf einen aus einem bloßen Nebel gebildeten Ring um die Sonne ſchließen. Jenen ſehen wir nur, indem ihn unſere Erde durchſchneidet, dieſen auch nur unter beſondern Umſtänden, während ſie uns ſonſt unſichtbar bleiben. Allein über ihre wahre Natur und Beſtimmung ſind wir noch ganz im Unklaren.

In einer neueſten Schrift (1856) hat Julius Schmidt vermuthet, der Lichtring um die Sonne könne wohl aus der Materie gebildet ſeyn, welche die Kometen, indem ſie um die Sonne gehen, in ihren Schweif ausſtrömen und nicht wieder an ſich ziehen, weshalb es auch möglich ſey, daß ſich das Zodiacallicht mit der Zeit, je mehr Kometen nämlich Stoff abgeben,

vergrößern werde. Gewiß iſt, daß jenes Licht und das der Kometenſchweiſe die größte Aehnlichkeit mit einander haben. Doch iſt die Hypotheſe zu gewagt. Nicht minder iſt es die, welche Olmſtead 1851 zu Albany in Nordamerika vortrug, wornach die Sternſchnuppen und andere Feuermeteore aus dem Scheitelpunkt des Zodiacallichts kommen, alſo in demſelben erzeugt werden ſollen. Wer Luſt hat, mag beide Hypotheſen combiniren und das Zodiacallicht durch die Kometen ſpeiſen, durch die Sternſchnuppen ſich entleeren laſſen.

Zweites Buch.

Die Lehre von den Elementen und Naturkräften (Phyſik).

1.

Unſer Erdenrund.

Die Erde würde ſich am großartigſten und ſchönſten darſtellen, wenn wir ſie aus einer Entfernung von ungefähr 2—3000 Meilen vor uns am Himmel vorüberziehen ſähen. Die Entfernung des Mondes iſt ſchon zu groß und verkleinert mithin die Erdſcheibe ſchon zu ſehr. Gleich dem Monde als Neuerde, erſtes Erdviertel, Vollerde und letztes Erdviertel von der Sonne beleuchtet, mit dem ewigen Wechſel ihres Luft- und Wolkenkreiſes und in der landkartenartigen Darlegung ihrer im Meer ſchwimmenden Continente und Inſeln muß ſie einen prachtvollen Anblick gewähren.

Ihre runde Geſtalt theilt ſie mit allen Himmelskörpern, an den Polen iſt ſie ein wenig abgeplattet, weil ihr Umſchwung um ſich ſelbſt, um die Achſe, die an den beiden Polen endet, dem Aequator ein Uebergewicht verleiht. Der Aequator (die Umſchwungslinie des Erdballs um ſich ſelbſt) trifft nicht ganz mit der Ekliptik (der über die Erde gezogenen Linie, auf der die Sonne ſtets ſenkrecht ſteht) zuſammen, weicht aber nur um 23½ Grade von ihr ab. Mithin dreht ſich die Erde um ſich ſelbſt faſt ganz in derſelben Richtung, in der ſie um die Sonne kreiſt, von Weſten nach Oſten, ſo daß ſich die Erdhälfte, die vorher Nacht hatte, der Sonne entgegen dreht, den Morgen, Tag und Abend über die Beleuchtung der Sonne genießt und ſich dann von der Sonne wegdreht in die Nachtſeite. Denn die ſtehende Sonne geht ſcheinbar von Oſten nach Weſten über den

Himmel nur deshalb weg, weil wir uns mit der Erde von Westen nach Osten drehen.

Der Aequator oder Gleicher wird eingetheilt in 360 Grade, jeder von 15 geographischen oder deutschen Meilen. Alle ihm parallelen Kreise bis zu den beiden Polen hin heißen Breitengrade, und jenachdem sie auf der Seite zum Nordpol oder Südpol hin liegen, nördlicher oder südlicher Breite. Die von dem einen zum andern Pol durch den Aequator gezogenen Linien heißen Meridiane und man fängt mit der durch die Insel Ferro im Westen von Afrika laufenden Linie zu zählen an. Jeder Meridian ist in so viele Grade getheilt, wie der Aequator, obgleich er wegen der Abplattung der Erde an den Polen nicht so viel Umfang hat. Vom Aequator zu jedem Pol unterscheidet man in gleicher Theilung drei Zonen, vom Aequator bis zum Wendekreise die heiße, von diesem bis zum Polarkreise die gemäßigte, von diesem bis zum Pole die kalte Zone. Die heiße Zone um den Aequator her heißt auch die tropische, weil sie zwischen den beiden Wendekreisen (Tropen) liegt.

Dem Aequator grade gegenüber am Sternhimmel stehen die s. g. Zeichen des Thierkreises, nämlich die Sternbilder genannten Sterngruppen, durch welche die Sonne scheinbar lauft, sofern wir, die wir uns mit der Erde um die Sonne drehen, selber stille zu stehen und nur die Sonne sich fortbewegen zu sehen vermeinen. Man theilt die Sternbilder des Thierkreises nach den zwölf Monaten ein und zwar steht die Sonne im Zeichen des Steinbocks, wenn unser Jahr anfängt, im Januar, dann folgen die Zeichen Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütz für die folgenden Monate Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, October, November und Dezember. Die Wendekreise liegen in demjenigen Breitengrade, bis zu welchem die Ekliptik vom Aequator abweicht, oder die Sonnenstrahlen noch senkrecht fallen. Das geschieht auf der nördlichen Erdhälfte, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses, auf der südlichen, wenn sie im Zeichen des Steinbocks steht. Daher heißt der nördliche Wendekreis der des Krebses, und der südliche der des Steinbocks.

Die Ekliptik entfernt sich vom Aequator nämlich bis zum Zeichen des Krebses und südlich bis zu dem des Steinbocks. Die Punkte dieses weitesten Abstandes der Ekliptik vom Aequator heißen die Solstitialpunkte oder die der Sonnenwende. Die Punkte dagegen, an welchen die Ekliptik den Aequator durchschneidet, heißen Tag- und Nachtgleichen und fielen

ſonſt im Frühling in das Widderzeichen, im Herbſt in das der Waage. Der Widder bedeutet die im Frühling beginnende Fruchtbarkeit, die Waage Tag- und Nachtgleiche. Aber jetzt iſt Frühlinganfang und Tag- und Nachtgleiche ſchon im Zeichen der Fiſche, weil die Erdachſe um die Pole der Ekliptik binnen 25000 Jahren (das ſ. g. Platoniſche Jahr) einen Kreis beſchreibt, alſo langſam vorrückt.

Innerhalb der beiden Wendekreiſe, d. h. auf beiden Seiten des Aequators ſteht die Sonne faſt immer ſenkrecht über der Erde und iſt es am heißeſten. Die Sonne geht in Oſten auf durch den Zenith (den Punkt, zu dem eine gerade Linie von unſrem Scheitel hinaufführt, daher auch Scheitelpunkt genannt) und im Weſten wieder unter, ſo daß ſie gerade 12 Stunden ſichtbar iſt und es 12 Stunden Nacht bleibt. In den gemäßigten Zonen kommt die Sonne nie ſo hoch am Horizont herauf, auf der Nordſeite der Erde (bei uns) ſcheint ſie immer ſchief von Süden her, auf der Südſeite ſchief von Norden her, und jenachdem die Sonne ſich vom Aequator her dem nördlichen Wendekreiſe nähert, haben wir länger Tag, wenn dem ſüdlichen, länger Nacht und die Bewohner der gemäßigten Zone auf der Südhälfte der Erde umgekehrt. Innerhalb der beiden Polarkreiſe endlich ſieht man die Sonne noch viel tiefer am Horizonte ſtehen und dauern Tage und Nächte noch länger, an den Polen ſelbſt bleibt es genau ein halbes Jahr Tag und ein halbes Nacht.

Der aufrecht ſtehende Menſch iſt ſtets der verlängerte Halbdurchmeſſer der Erde. Derſelbe verlängert ſich weiter ins Unendliche immer in der Richtung des Zeniths oder Scheitelpunkts. Dieſelbe Linie geht zugleich niederwärts durch den Mittelpunkt der Erde ins Unendliche fort in der Richtung des Nadir oder Sohlenpunktes, der unſern Fußſohlen gegenüber liegt. Die Menſchen, die auf dem Erdball ſelbſt in unſrem Nadir und denen wir in dem ihrigen ſtehen, heißen Antipoden oder die ſich ihre Füße zukehren. Die ſcheinbar unter der Erde verkehrt ſtehenden Antipoden können doch nicht herabfallen, weil ſie wie wir durch die Schwerkraft der Erde gegen ihren Mittelpunkt gezogen werden.

Die franzöſiſchen Gelehrten haben den Meridian in zehn Millionen gleiche Theile getheilt und jeden Meter genannt, der ſich dann wieder in Decimeter (10), Centimeter (100) und Millimeter (1000 Meter) theilt. Auf eine deutſche Meile gehen 7407 Meter oder nach älterer Rechnung 22840 Pariſer Fuß oder 3806 Toiſen (zu 6 Fuß).

Die Erde hat im Umfang 5400 geographiſche Meilen, im Durch-

meſſer deren 1719, Oberflächegehalt 9,282,06 Quadratmeilen, Körperinhalt 2,659,310,190 Kubikmeilen. Weil ſie an den Polen abgeplattet iſt, ſo iſt ihr halber Durchmeſſer (Halbmeſſer) vom Centrum bis zum Pole etwas kürzer als vom Centrum bis zum Aequator, etwa um $^1/_{300}$. Die Erde iſt vom Monde 51803 Meilen, von der Sonne aber 12021 Erdhalbmeſſer oder zwiſchen 20—21 Millionen Meilen entfernt, und zwar ſchwankt die Entfernung zwiſchen 21,030,055 Meilen am 2. Juli und 20,334,825 am 1. December.

Um ſich ſelbſt bewegt ſich die Erde täglich, d. h. einmal in 24 Stunden 5 Minuten. Um die Sonne jährlich, d. h. einmal in 365 Tagen und 6 Stunden. Man erkennt die Bewegung der Erde daran, daß ſchwere Körper, aus großer Höhe herabfallend, allemal öſtlich von dem Punkt zu liegen kommen, an den ſie eigentlich fallen würden, wenn die Erde ſich nicht während des Falles bewegt hätte. Eben ſo daran, daß ein Pendel, den man von Nord und Süd ſchwingen läßt, alsbald eine Richtung von Nordoſt zu Südweſt annimmt, der Bewegung der Erde folgend. Ferner an den Verfinſterungen der Jupitersmonde, die, während die Erde ſich dreht, andere Anſichten darbieten, als ſie zeigen müßten, wenn ſich die Erde nicht drehte.

Mehr als zwei Drittheile der Erdoberfläche ſind mit Waſſer bedeckt, nur kaum ein Drittel iſt feſtes Land, aber obgleich man an einigen Stellen des Meeres noch keinen Grund gefunden hat, iſt doch aus dem faſt überall findbaren Grunde zu ſchließen, das Meer reiche nicht ſehr tief ins Innere der Erde hinab, ſchwerlich irgendwo viel mehr als zwei geographiſche Meilen, alſo nur ein ſehr kleiner Theil des Erdhalbmeſſers. Alles übrige der ganze Kern des Erdballs iſt feſtes Geſtein.

Das ſpecifiſche Gewicht des ganzen Erdballs iſt 4,9, d. h. er iſt beinah fünfmal ſchwerer als Waſſer, während das der Steine und Erden auf der Oberfläche nur 2,7 iſt. Das Gewicht des Ganzen wäre mithin wenn die Oberfläche um ſo viel leichter iſt, nur durch eine deſto größere Schwere in der Mitte ergänzt worden. Auf den Mittelpunkt hin drückt alles, hier haben ſich ohne Zweifel die ſchwerſten Stoffe, die unſer Planet überhaupt hervorbringt, zuſammengehäuft *). Woraus ſie beſtehen, dar-

*) Damit ſind alle Hypotheſen von einem hohlen Innern der Erde widerlegt. **Bertrand**, rénouvellement périodique des Continens, Hamb. 1799 behauptet, das Innere der Erde ſey hohl und in der Mitte ſchwebe ein magnetiſcher Kern, der durch die Anziehungskraft der Kometen, wenn ſie der Erde nahe kommen, aus ſeiner mittlern Lage gebracht wird und dann das Meer auf ſeine Seite anſchwellen

über bleiben wir vollſtändig im Dunkeln, da es noch niemals möglich geweſen iſt, auch nur eine Meile tief in die Erde einzudringen *).

Ueber dem feſten Erdenrunde und ſeinen Gebirgen, Ländern und Meeren breitet ſich ringsum die Atmoſphäre oder der Luftkreis aus. Die Luft iſt, obgleich ſie uns ein leerer Raum erſcheint und wir nur die in ihr aufſteigenden Waſſerdünſte, Wolken, electriſchen Erſcheinungen ꝛc. ſehen, doch ein Körper, wie das Waſſer, und wir athmen und wandeln darin, wie in einem Meere. Wir können ohne Luft ſo wenig leben, wie die Fiſche ohne Waſſer.

Der Meeresſpiegel bezeichnet die wahre Peripherie des Erdballs. Der höchſte Berg, der ſich über dieſes Niveau erhebt, iſt nach neueren Meſſungen nicht mehr der berühmte Dhawalagiri, jedoch in demſelben indiſchen Himalayagebirg ein anderer Berg, der Kintſchindjinga von 26438 Pariſer Fuß. Die tiefſte Tiefe im Meere hat Kapitän Denham zwiſchen Braſilien und dem Cap gefunden mit 43000 Pariſer Fuß. Auf dem Feſtland aber

---

mache. Daraus erklärt er die Ueberfluthung aller Continente, das Vorkommen der Verſteinerungen von Meerthieren auf Bergen ꝛc. und meint, auch die gegenwärtige Geſtalt der Erdoberfläche werde wieder einmal durch einen Kometen und deſſen Wirken auf den Erdmagnet geändert, Meer in Land, Land in Meer verwandelt werden. Schon Halling hatte an einen frei ſchwebenden Magneten im Innern der Erde gedacht. Steinhäuſer träumte jedoch von einem kleinen inwendigen Trabanten, der im hohlen Raum um das Centrum der Erde liefe. Auch Franklin hielt die Erde für hohl und mit Luft gefüllt. Deluc hielt ſie für eine inwendig hohle Druſe oder Kryſtallmutter.

Die Wilden in Nordamerika glauben, das Innere der Erde ſey von Menſchen bewohnt, ja die Menſchen auf der Oberfläche der Erde ſeyen aus einem Loch im Norden herausgekommen. Vergl. meine mythologiſchen Sammlungen und Forſchungen S. 48 f. Daſſelbe glaubt man auch an der Südſpitze Amerikas. Falken, Patagonien S. 142. Der berühmte Jeſuit Athan. Kircher glaubte auch noch an ein kleines grünes Volk im Innern der Erde. Noch im Jahre 1828 ſammelte Symens Subſcriptionen, um das unterirdiſche Volk zu entdecken.

*) Gibt es auch tiefere Gruben in Bergwerken, ſo liegen doch ihre Ausgänge höher als die Meeresfläche. Schubert, Weltgebäude. S. 226. — Maupertuis ſchlug vor, ein großes Loch zu graben und ſo tief als möglich ins Innere der Erde einzudringen. Littrow, Wunder des Himmels S. 342 nennt das einen excentriſchen Einfall, da er doch ſehr concentriſch war. Der Amerikaner Clerves Symens kam abermals auf dieſen Plan, wollte aber am Nordpol eine ſchon von Natur vorhandene Oeffnung aufſuchen. Er hat ein Buch darüber geſchrieben, was Gegenes in einem deutſchen Buche „das Innere der Erde“ 1833 widerlegte. Vgl. mein Literaturblatt von 1834. Nr. 48.

iſt man mittelſt Gruben noch nicht 2000 Fuß unter das Niveau des Meeres gekommen. Da nun aber die Tiefe bis zum Mittelpunkt der Erde 859 geographiſche Meilen beträgt, ſo verhält ſich unſer Eindringen in die Erde etwa nur, wie ein unbedeutender Kraz auf der Oberfläche einer Billardkugel.

Einen Schluß auf größere Erdtiefen laſſen die ſ. g. Mulden zu, concav eingeſenkte Erdſchichten von urſprünglich wagrecht liegenden Geſteinen. Man kann vom Rande aus dem Senkungswinkel auf die Tiefe der Mulde ſchließen. Indeß gehen ſolche Mulden, ſo weit die Erfahrung reicht, nirgends auch nur halb ſo tief, als die von Denham gefundene Meerestiefe. Was für Geſtein unterhalb ſo tiefer Mulden liegt, bleibt ganz unbekannt.

Wie die feſte Erde wahrſcheinlich gegen die Mitte zu dichter und ſchwerer iſt, weil wir uns, was oben ſchon bemerkt iſt, ſonſt ihr Geſammtgewicht nicht erklären könnten, ſo iſt auch die Luft unmittelbar auf der Erdoberfläche, alſo näher dem Erdcentrum, dichter und nimmt an Dichtigkeit ab, je höher ſie aufſteigt. Man kann das leicht bemerken, wenn man hohe Berge erſteigt, auf denen die Luft immer dünner und das Athmen beſchwerlicher wird. Nur das Waſſer, in der Mitte zwiſchen Luft und Erde, bleibt ſich überall in ſeiner Schwere faſt durchaus gleich.

Die Oberfläche der Erde, aus ſehr verſchiedenartigen theils wagrechten Erdſchichten, theils von unten her wahrſcheinlich durch Feuer erhobenen Geſteinen beſtehend, trägt unzählbare Pflanzen, dergleichen auch im Waſſer wachſen. Außerdem erfüllen Erde, Meer und Luft unzählbare lebende Weſen, Thiere und Menſchen.

2.

Die Bildungsprozeſſe der Erdoberfläche.

Wir wiſſen nicht, wie die Materie entſtanden iſt, die ſich um den Mittelpunkt unſerer Erde, von der Schwere angezogen, gelagert hat. Wir wiſſen auch nicht, wie ſie beſchaffen iſt. Wir kennen nur die Erdoberfläche. Inzwiſchen werden uns doch gewiſſe allgemeine Naturkräfte erkennbar, deren Kampf und Ausgleichung eine Bedingung deſſen geweſen zu ſeyn ſcheint, was wir auf der Erdoberfläche erblicken. Vor allem widerſtreben ſich in der Gravitation zwei Kräfte, die Schwerkraft der Erde, die ſich nicht zur Sonne hinziehen laſſen, ſondern für ſich behaupten will, und die Anziehungskraft der Sonne. Beide ſind ausgeglichen in einem rein

mechaniſchen Gleichgewicht, welches ihre Entfernung von einander und die Geſetze der Erdbewegung um die Sonne beſtimmt. Beide äußern ſich aber noch fortwährend innerhalb dieſes mechaniſchen Gleichgewichts in phyſiſchen Wirkungen.

Die auf die Erde wirkende Sonnenkraft iſt uns zunächſt erkennbar als das Licht, die in der Erde widerſtrebende Kraft als die Schwere. Wo das Licht nicht weiter wirken kann, geht es in Wärme über und wirkt in dieſer fort. Die Wärme iſt, der alles concentrirenden Schwere gerade entgegengeſetzt, eine excentriſch wirkende Expanſiv-Kraft, die den ganzen Erdball in Dampf auflöſen würde, wenn ſie die Schwere überwinden könnte und ſich nicht vielmehr mit ihr ausgleichen müßte.

Sollte nicht die Rotation der Erde um ſich ſelbſt aus dieſem Kampf der Wärme mit der Schwere hervorgegangen ſeyn, ſofern die Erde, auf einer Seite von der Sonnenwärme zu ſtark expandirt, das Gleichgewicht einfach nach dem Geſetz der Schwere durch Umdrehung herſtellte? weshalb auch Aequator und Ekliptik nahe zuſammen fallen? Aber der vor der Sonnenhitze durch ſeine weite Entfernung mehr geſchützte Planet Uranus dreht ſich auch um ſich ſelbſt und in einer ganz von der Sonne unabhängigen Richtung, indem ſich ſein Aequator und ſeine Ekliptik beinah kreuzen.

Auf der Erdoberfläche ſelbſt wurde das Gleichgewicht zwiſchen Wärme und Schwere wahrſcheinlich hergeſtellt durch eine ſucceſſive Ausſcheidung von Stoffen, in denen die entgegengeſetzten Tendenzen der Schwere und Wärme ſich zu verſchiedenen Perioden des Kampfes ausglichen, anfangs unter einer ſtärkeren Wirkung beider ſich widerſtreitender Kräfte, der Schwere und Verdichtung hier, einer höhern Temperatur und einer mächtigeren Expanſion und Zertheilung dort. Die letzte Ausgleichung ſcheint der Electricität vorbehalten zu ſeyn. Wenigſtens iſt ſie es, die auf der Oberfläche der Erde fortwährend gegen jedes Uebermaß der Sonnenhitze reagirt.

Der Erdball iſt nicht für ſich ſondern für die vernünftigen Weſen und unſterblichen Geiſter geſchaffen, die auf ihm wohnen. Der Geiſt, der ihm incorporirt wird, tendirt über alle Gravitation und über die Sonne ſelbſt hinaus und iſt auch dem Kampf zwiſchen Schwere und Wärme nicht unterworfen. Das äußert ſich vorbildlich und als erſte Regung des nachher reicher und edler, wie individueller ſich entfaltenden Lebens im Magnetismus. Der Magnetismus iſt nichts andres, als ein Streben in dem an den Erdball gebannten Stoffe, ſich ſowohl von der Schwerkraft im Mittelpunkt der Erde, als auch von dem Einfluß der Sonne auf der Erdober-

fläche zu befreien. Darum tendirt die Magnetnadel eben ſo von der Ekliptik, wie vom Erdcentrum hinweg. Mittelſt derſelben magnetiſchen Kraft aber ziehen ſich auch zum erſtenmal Stoffe wechſelſeitig und freiwillig an, ſowohl der Schwere als der Sonnenwirkung entgegen. In dieſem Freiheitstriebe wurzelt alles Leben. In der großen Maſſe des Erdballs erſcheint der Magnetismus unterdrückt. Er äußert ſich, während der Erdball ſich gewaltig um die Sonne ſchwingt, nur gleichſam verſtohlen an den Polen, und reagirt gegen das mächtige Sonnenlicht nur eben ſo verſtohlen, indem er ſich nur im dunkelſten (violetten) Strahl des Spectrums bemerklich macht. Aber er wirkt deſto mehr in allem Einzelleben, von der Polarität an, welche der Kryſtall bildet, bis zum ſ. g. thieriſchen Magnetismus.

Electricität verhält ſich zum Magnetismus, wie die Wärme zum Licht. Das Licht wirkt in der geraden Linie, die Wärme in der Breite. Eben ſo der Magnetismus in der geraden Linie, die Electricität in der Breite. Wie die Wärme urſprünglich nur eine Wirkung des Sonnenlichts iſt, ſo die Electricität wahrſcheinlich nur eine Wirkung des Erdmagnetismus, eine gegen die Breitenwirkung der Wärme reagirende Breitenwirkung. Wie man aus Licht Wärme zieht, ſo aus dem Magnet einen electriſchen Strom. Wie concentrirte Wärme wieder leuchtet, ſo wirkt concentrirte Electrititität wieder magnetiſch, z. B. der Blitz magnetiſirt das Eiſen. Der Magnetismus breitet ſich als Electricität aus, um dem Uebermaß der durch die Sonne in der Atmoſphäre ausgebreiteten Wärme zu ſteuern, das Leben auf dem Erdball gegen die auflöſende Wirkung der Sonne zu ſchützen. Der ganze Prozeß iſt eine telluriſche Reaction gegen die ſolare Uebermacht. Die Spannung zwiſchen poſitiver und negativer Electricität involvirt der Gegenſatz von Sonne und Planet. Die Electricität vertritt aber nur diejenige Seite des Magnetismus, in welcher derſelbe gegen die Sonne reagirt. Es giebt wahrſcheinlich noch eine uns verborgne Kraft, welche die andere Seite des Magnetismus, ſeine Reaction gegen die Schwerkraft der Erde vertritt. Sie wirkt wahrſcheinlich verborgen in den Tiefen der Erde und könnte mit der räthſelhaften, von der Sonnenhitze unabhängigen Wärme im Innern der Erde zuſammenhängen.

Electricität und Magnetismus greifen auch vielfältig in einander bei den chemiſchen Bildungsprozeſſen des Stoffs und bei den organiſchen Thätigkeiten.

Es iſt noch nicht möglich, aus der allerdings weit vorgeſchrittenen

Kenntniß chemiſcher Zerſetzungen die Urgeſetze der chemiſchen Verbindungen zu ergründen. Im Allgemeinen ſcheint der übel ſ. g. Sauerſtoff, deſſen Weſen und Charakter einen beſſern Namen verdiente, ein Uebergewicht der ſolaren Kraft, eine Verwandtſchaft mit Licht und Wärme auszudrücken, während alle andern Stoffe, als die Baſen, mit denen er ſich verbindet, mehr telluriſche Potenzen zu ſeyn ſcheinen, die gegen ihn reagiren oder ſich mit ihm ausgleichen. Unter dieſen Baſen nehmen Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Stickſtoff in ihren mannigfachen Verbindungen den größten Raum ein und bilden die größten Maſſen der Erde, während der Sauerſtoff mehr in Luft und Waſſer regiert.

Man hat geglaubt, alles Baſiſche auf Metall reduciren zu können, ſo daß alle Stein- und Erdarten nur als Metalloxyde, oxydirt durch Sauerſtoff, zu betrachten ſeyn würden. Davon haben wir jetzt noch keinerlei Gewißheit. Wir können nur als Grundſatz für die geſammte Stoffbildung und Stoffſcheidung am ganzen Erdball vorausſetzen einen Kampf zwiſchen dem Einfluß der Sonne durch Anziehungskraft, Licht und Wärme einerſeits, und dem Tellurismus oder dem planetariſchen Princip im Erdball, wirkſam in der Schwerkraft der Erde, im Magnetismus und in der Electricität andererſeits. Die Stoffe können demnach modificirt ſeyn durch die von den zwei entgegengeſetzten Seiten her auf ſie wirkenden Kräfte, ſo zwar, daß ſich die letztern ſtufenmäßig, in verſchiedenen Rhythmen und Graden des Kampfprozeſſes ausgeglichen haben und das Ergebniß dieſer Ausgleichung je ein beſondrer Stoff war, welcher ſeitdem unverändert geblieben iſt.

3.

Die Schwerkraft.

Daß die Schwerkraft in allen Himmelskörpern wirkſam iſt, haben wir oben erkannt. Sie äußert ſich aber auf jedem Planeten und Monde, wahrſcheinlich auch auf jedem Fixſtern anders. Das Verhältniß der relativen Schwere der Körper auf der Oberfläche eines Planeten iſt ſehr verſchieden nach der abſoluten Schwere, Größe und Maſſe deſſelben.

Was unſern Erdball betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß die Schwerkraft in ſeinem Mittelpunkte liegt und daß alle Körper, von dieſer Kraft angezogen, in den Mittelpunkt der Erde fallen würden, wenn ſie nicht durch ſchon vorhandene aufgehalten oder getragen würden; daß die Körper

nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit ein relatives Gewicht, d. h. einen langsameren oder schnelleren Fall zum Mittelpunkte der Erde haben; daß bewegliche Körper so lange fallen, bis sie aufgehalten werden; daß leichtere Stoffe durch schwerere, wenn diese flüssig und durchdringbar sind, emporsteigen, z. B. im Wasser, in der Luft; daß von geworfenen oder fortgestoßenen Körpern die Wurfkraft durch die Schwerkraft überwunden und daß sie, wenn sie frei hängen (am Pendel) wieder ins Gleichgewicht gesetzt werden. Ferner, daß zwei gleich schwere Körper sich auf der Schaukel oder Waage das Gleichgewicht halten, ungleiche aber, um ins Gleichgewicht gesetzt zu werden, helfende Mittel bedürfen. Die Ueberwindung der Schwere oder aber die Erzeugung von relativen Schwerkräften durch Mittel der Bewegung ist der ganze Inhalt der Mechanik (beziehungsweise der Hydrostatik, in der es sich nur von dem Gleichgewicht flüssiger Körper handelt).

Gegen den Mittelpunkt der Erde müssen diejenigen schwersten Stoffe liegen, die nothwendig vorauszusetzen sind, weil die am häufigsten zunächst unter der Erdoberfläche vorkommenden Gesteine, Wasser und Luft nicht ausreichen würden, die ganze Schwere des Erdballs zu erreichen. Der schweren Centralmasse folgen vom Centrum des Erdballs bis zu seiner Peripherie aufsteigend die leichteren Gesteine, dann Wasser, endlich Luft. Das Gewicht des Wassers hat die Wissenschaft zur Einheit ausersehen, um darnach das Gewicht aller andern Stoffe zu bemessen. Unter den uns bekannten Körpern haben die Metalle am meisten Schwere.

Französische Gelehrte haben als Normalmaaß der Schwere ein s. g. Gramm angenommen, d. h. einen Würfel von 1 Kubikcentimeter gefüllt mit reinem Wasser von 4 Wärmegraden. Tausend Gramm geben ein Kilogramm, ungefähr 2 Pfund deutschen Gewichts (das österreichische Pfund enthält 560, das preußische 467 Gramme).

Man fühlt die Schwere als Last und Zwang und doch auch als Stütze und Schutz. Sie ist die erste Bedingung für ein dauerndes und gesichertes Daseyn in der Körperwelt.

Der Charakter der Schwerkraft spiegelt sich in der sittlichen Welt als unabwendbare Nothwendigkeit, als das Gesetz schlechthin ab, als ein Zwang, aber auch zugleich als eine Sicherheit. Sie stellt das conservative Princip in der physischen Welt dar. Sie würde zu allgemeiner Erstarrung, zum Tode führen, wenn nicht bewegende Kräfte gegen sie rea-

girten, aber auch die Bewegung würde ſich überall zerſtreuen und verflüchtigen, wenn ſie nicht mit der Schwere zu kämpfen hätte.

Wo die Schwere überwiegt, hört alle Bewegung auf und herrſcht Ruhe. Der Charakter der Ruhe ſpiegelt ſich in der ſittlichen Welt als Wohlſeyn in der vollkommenſten Sicherheit. Ruhe wird daher als Glück erſehnt in unſichern und wildbewegten Zuſtänden. Es gibt aber auch eine unnatürliche, peinliche Ruhe, eine erzwungene, die der Gebundenheit federnder Kräfte, des Kerkers, oder der unwürdigen Unthätigkeit, der Trägheit und des Stumpfſinns.

4.

Die Bewegung.

Auf den Schwerpunkt bezieht ſich alles im Raum, von ihm aus allein gibt es Raum, wo der Einfluß der Schwere aufhört, hört auch der Raum auf und bleibt Nichts. Auf die Bewegung dagegen bezieht ſich alles in der Zeit. Wo die Bewegung aufhört, hört auch die Zeit auf und bleibt Nichts.

Wie das individuelle Menſchenleben ſeine Zeit mit einer erſten ſelbſtſtändigen Bewegung im Mutterleibe beginnt, ſo begann die allgemeine der Menſchheit und dem Erdenleben zugemeſſene Zeit mit der erſten Bewegung der Erde in der Urnacht des Raumes. Die Umdrehung der Erde um ſich ſelbſt theilt die Zeit in Tag und Nacht, die um die Sonne in das Jahr, die des Mondes um die Erde in Wochen und Monate. Welches höhere Zeitmaaß durch den Umſchwung aller uns ſichtbaren Sterne um die Plejaden bewirkt wird, wiſſen wir noch nicht.

Außer der kreiſenden Bewegung, welche die Sterne um einen, vermuthlich in den Plejaden liegenden Mittelpunkt machen, hat die des Lichtes der Sterne eine ungeheure Tragweite, die wohl nur da aufhört, wo das lichtaufnehmende Auge nicht mehr da iſt. Ob außerdem noch eine phyſiſche Bewegung durch das Univerſum dringen und viele Sonnenſyſteme zugleich berühren kann, iſt uns bis jetzt unbekannt.

Die Bewegung auf unſrem Planeten iſt 1) eine paſſive, mechaniſche, durch die Schwerkraft erzwungene. Es iſt die des Falles, des fließenden Waſſers ꝛc., auch die des Aufſteigens leichter Gaſe durch die ſchwere Luft, des Holzes durch das ſchwerere Waſſer. Ferner die Bewegung des Windes, ſofern hier nur die Luft nach einem luftärmeren Raume hinſtrömt;

2) eine active. Als ſolche erſcheint zunächſt die der Himmelskörper um ſich ſelbſt und um andre, ferner die magnetiſche und electriſche Fernwirkung, die Ausſtrahlung des Lichts, der Wärme, des Schalles. Hier wirkt überall eine ſelbſtſtändige Kraft nach außen. Am vollkommenſten geſchieht dies durch die organiſche Lebenskraft.

Die Bewegung erfolgt im Raum in mathematiſch genau beſtimmbaren Maaßen und Verhältniſſen der Richtung und der Kraft und in der Zeit nach gleichfalls bemeßbaren Rhythmen. Von der paſſiven Bewegung gilt das Geſetz, nach welchem der Fallraum das Quadrat der Fallzeit iſt, das Geſetz der Pendelſchwingung (des frei hängenden Gewichts), der Wellenbewegung und Wurfkraft, deren Wirkung allmälig abnimmt. Eine gemiſchte Bewegung, die als paſſiv und activ betrachtet werden kann, iſt die der Elaſticität und des Rückſchlags. Was jede Welle in wenigen Secunden thut, indem das Waſſer ſich vor der Stoßkraft des Windes zurückzieht, dann aber durch ſeine eigne Schwere dieſe Stoßkraft überwindend zurückſchlägt, das thut im Verlauf eines viel längeren Zeitraums die Spiralfeder, die, nachdem ſie eng zuſammengezogen worden iſt, ſo langſam, als man es durch Sperrung bewirken will, durch ihre Elaſticität gegen die zuſammendrückende Kraft reagirt und dadurch, wie bekannt, die Uhren in Bewegung erhält. An der rein activen Bewegung des Lichts, des Schalls, der Electricität ꝛc., ſo wie an allen organiſchen Bewegungen, unterſcheidet man die gradlinigte und excentriſche Richtung, die Gleichförmigkeit oder Abſtufung, und die Kraft und Schnelligkeit. Nur kosmiſche oder aſtraliſche Bewegungen nehmen an Kraft nicht ab, z. B. die Rotation der Globen. Alle Bewegungen auf der Erde haben ihre Grenze in der allmählichen Abnahme der durch eine erſte Bewegung hervorgebrachten Wirkung. Deswegen kann man das ſ. g. perpetuum mobile mit den uns zu Gebote ſtehenden Mitteln künſtlich nicht darſtellen.

Die bewegende Kraft wird nach der Pferdekraft als Einheit bemeſſen, wie das Gewicht aller Körper nach der des Waſſers als Einheit. Unter einer Pferdekraft verſteht man die Kraft, die binnen einer Sekunde eine Laſt von 75 franzöſ. Kilogrammen (oder 150 Pfund) ein franzöſiſches Meter hoch (3 ⅛ Fuß) oder nach unſrem Maaß 550 Pfund einen Fuß hoch heben kann.

Wie ſchon mit der Schnelligkeit des Falles die zerſchmetternde Kraft des Steines zunimmt, ſo auch mit der Schnelligkeit des activen Stoßes deſſen Kraft. Wir unterſcheiden das widerſtandloſe Dahingleiten der

Bewegung in Licht, Magnetismus, auf der ſchwach geneigten Fläche ꝛc. von der mit dem Widerſtand kämpfenden, gewaltigen Bewegung der Electricität, des Schalles, der Stoßkraft ꝛc. Durch die Elaſticität der Körper ſcheint jede rückwirkende Bewegungskraft urſprünglich vermittelt zu ſeyn. Zwiſchen dem Pfeil, der von der geſpannten Sehne fliegt und dem Blitz, der aus der electriſch geſpannten Wolke ſchlägt, herrſcht eine innere phyſiſche Verwandtſchaft.

Von der die Materie fortſtoßenden Bewegung iſt die zu unterſcheiden, in welcher ſich nicht ein Stoff von einem Ort zum andern bewegt, ſondern nur eine Bewegung in dem beharrenden Stoffe fortpflanzt. Von dieſer Art iſt die Bewegung des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, des Schalls. Sie erfolgt linear oder excentriſch nach allen Seiten, in ununterbrochenem Zuge oder in Schwingungen, vibrirend, undulirend.

Die Bewegung darf von den Naturforſchern nicht blos ihren mechaniſchen Geſetzen nach beobachtet werden, ſie hat eine viel tiefere Bedeutung für die Natur und eine viel tiefere Wirkung auf die Menſchen als in einem mechaniſchen Lehrbuch erklärt werden kann. Denn Bewegung iſt Leben. Die Bewegung iſt das erſte Lebenszeichen, woran aller morgendliche Reiz in der Natur ſich anknüpft. Die erſte Bewegung der ſchlummernden Welt, der Geiſt Gottes wehend über den Waſſern. Der erſte Schöpfungsmorgen, der erſte Sonnenaufgang. Das Aufthauen des Eiſes, das erſte Regen und Wimmeln im Frühling.

In der Bewegung drückt ſich ferner die gewaltigſte Kraft aus. Der Sturmwind, das wogende Meer, das Erdbeben, Ungewitter, Ueberſchwemmungen, Eisgang. In der wenn auch langſamen Bewegung ſchwerer Maſſen offenbart ſich größere Kraft als in dem ſchnellen Daherfahren durch leere Räume und leichte Gegenſtände. Der Kampf einer bewegenden Kraft gegen ſtarken Widerſtand iſt ſchöner, als die blos mechaniſche Bewegung durch den Fall. Stille macht die Bewegung, wenn ſie gewaltig iſt, noch erhabener, im Gegenſatz gegen lautes Geräuſch bei kleinen Bewegungen. Die Natur iſt immer kräftiger als die Kunſt. Ich ſah binnen wenigen Wochen einen Ausbruch des Veſuvs und das einen ſolchen nachahmende berühmte Feuerwerk in Rom (die Girandola). Das letztere erſchien kleinlich, ja erbärmlich gegen den erſteren, wie großartig es auch immer als Kunſtprodukt war.

Die Bewegung iſt ſichtbarer Ausdruck der höchſten Schnelligkeit, der Blitz. Jedes ſelbſtſtändig ſich bewegende Weſen hat auch ein beſtimmtes

Maaß und Maximum ſeiner Bewegungsſchnelle, das nicht ohne Unnatur überſchritten werden kann. Lebendige Weſen von einer mechaniſchen Kraft ſchneller fortgeriſſen, als ſie ſich ſelbſt bewegen würden, erſcheinen leidend. Dagegen erſcheinen todte Gegenſtände lebendig, wenn man ſie in raſche Bewegung ſetzt. Ein Bergſturz, ein wandelnder Wald.

Der Bewegung anmuthiges Spiel. Rauch und Wolken beweiſen, daß die Bewegung, auch ohne an feſte Geſtalten gebunden zu ſeyn oder ſolche hervorbringen zu können, im ſcheinbar zweckloſen Spiel ſehr reizend ſeyn kann. In dieſer Bewegung unterſcheiden wir entweder einfach ein leichtes Schweben durch den Raum, oder die Entfaltung mannigfaltiger wieder ſchwindender Gebilde aus einem Punkte, oder den Kampf zweier entgegengeſetzten Strömungen, oder den Wettkampf zweier paralleler, ſich ſeitlich drängender Strömungen (oft ſehr ſchön in Flüſſen, die ſich zwiſchen einem Pfeiler durch die Brückenbogen drängen). Sehr ſchön und mannigfaltig ſind die Bewegungen des Balles oder mehrerer Bälle zugleich im künſtlichen Ballſpiel.

Die phyſiognomiſche Bewegung als Ausdruck des innern Lebens. Die Bewegungen der Thiere ſind alle phyſiognomiſch. Das Schleichen der Schnecke, wie das Flattern des Schmetterlings, das Wiegen des Schwans auf den Wellen, wie der Galopp des muthigen Pferdes. In dieſen mannigfaltigen Bewegungen bewährt ſich der unbegrenzte Reichthum des Naturlebens. Auch die unſchöne Bewegung des unſchönen Thieres (der Kröte) und ſelbſt des ſchönen Thieres (des Schwans auf dem Lande), vermehrt dieſen Reichthum und hat den Reiz der Naturwahrheit. Nur die unnatürliche Bewegung iſt abſolut unſchön. — Am mannigfachſten und ausdrucksvollſten offenbart ſich die Seele in den Bewegungen des menſchlichen Körpers. Die Seele beſtimmt im Allgemeinen den Körper zu vier Grundrichtungen der Bewegung. Liebe, Begierde reißen ihn nach vorwärts, Furcht rückwärts, Trauer, Demuth, Mitleid niederwärts, Hoffnung und Gottvertrauen aufwärts. Dazu kommt noch eine allgemeine excentriſche Bewegung im Zorn und in der Raſerei, und eine allgemeine concentriſche im Schrecken und im tiefſten Gefühl der Scham. Die Temperamente beſtimmen das Zeit- und Kraftmaaß der Bewegung. Die choleriſche Bewegung iſt raſch, kräftig, feſt; die ſanguiniſche raſch, ſchwach, unſtät; die phlegmatiſche langſam, kräftig, feſt; die melancholiſche langſam, ſchwach, unſtät. Dem Geſchlechte und Alter nach ſollte die weibliche Bewegung

immer die ſanftere, die junge immer die ſchnellere ſeyn. Der Bildung nach kommt jedem höhern Adel die feinere und gemäßigtere Bewegung zu.

Das Ideal der Bewegung wird erreicht in der Elaſticität des menſchlichen Körpers, in der Spannkraft der Muskeln, des Laufes, Sprunges, Schwunges, Tanzes. Gymnaſtik iſt die höchſte Vollendung der Bewegung. Iſt ſie nicht blos körperlich, kommt die Gemüthsbewegung hinzu, ſo geſellt ſich der organiſchen Elaſticität noch die organiſche Electricität zu, die höchſte Bewegungs- und Kampfluſt, die ſich auch in eine geiſtige Kampf- und Schöpferluſt ſteigert.

Die gehemmte Bewegung iſt immer nur von relativer Schönheit, als Ausdruck des Leidens. Als Kunſt- und Kraftäußerung bei Gauklern und Seiltänzern erregt ſie einen Eindruck, ungefähr wie die Verkrüppelungen in der Malerei. — Die karrikirte Bewegung macht entweder einen komiſchen Eindruck, oder einen entſetzlichen, indem der hinter allem Menſchlichen lauernde Dämonismus ſich ein ganz eigenes Syſtem von Bewegungen (wie von Formen) erſchaffen hat, die dem Schönen und Edlen in den unmittelbaren Hervorbringungen Gottes Hohn ſprechen.

Mit der Bewegung kommt zunächſt Leben und Seele in die Natur und alle Bewegung in der anorganiſchen Natur, in den Maſſen und Elementen, ſteht in Wahlverwandtſchaft mit den menſchlichen Gemüthsbewegungen und mit der bewegenden Kraft des Geiſtes.

5.

Das Licht.

Das Licht ſteht in einer Wahlverwandtſchaft zur Bewegung, iſt ſelbſt nur eine Art Bewegung. Es ſtrahlt nach allen Richtungen von einem Lichtquell aus, von den Sternen, von der Sonne, von brennenden und wenigen ſelbſtleuchtenden Körpern. Die Eigenſchaft, zu leuchten, iſt nur größern Körpern theilhaftig geworden. Inzwiſchen hat Ludwig Moſer ein ſ. g. latentes Licht an allen Körpern inſofern entdeckt, als ſich unter gewiſſen Bedingungen auch im Dunkeln jeder Körper auf dem andern abbildet, ein bleibendes Spiegelbild auf ihm zurückläßt. Moſer behauptet daher, das Licht ſei eine weit allgemeinere Erſcheinung, als wir mit der Beſchränktheit unſeres Sehorgans nur erfahren können. „Nur durch unſer Auge wird die Finſterniß in den überall lichten Raum hineingedichtet,“

und „unſer Auge ſieht jeden Körper nur in fremder Beleuchtung, nicht in dem ihm eigenen Licht“. Das Moſerſche Licht iſt nicht reflectirt von der Sonne, es gehört den Körpern ſelbſt. Die Unterlage der Daguerreotypen, die jodirte Silberplatte, empfängt auch jene Abbilder des unſichtbaren Lichts, das von allen Körpern ausgeht und offenbart ſie, wenn man ſie in gewiſſe Dämpfe bringt, namentlich in Queckſilberdampf. Moſer ſah unter dieſen Bedingungen jeden Körper, auch den dunkelſten und ſchwärzeſten, auf jedem andern Körper ſich abbilden. Vgl. ſ. Buch über das Licht 1843. Früher ſchon hatte man wahrgenommen, daß zuweilen die Zifferblätter der Uhren ſich auf Uhrgläſern abbilden.

Das latente Licht iſt aber eigentlich kein Licht, ſondern nur der Eindruck von Formen, der, wenn er ſich auch auf eine uns unerklärbare Weiſe im Dunkeln erzeugt hat, doch immer erſt im gemeinen Licht von uns wahrgenommen werden kann. Daher Waidele hier vom Licht als ſolchem abſtrahirt und das Phänomen aus einer Gasſchicht erklärt, die jeden Körper umgibt und ſich leicht auf einen nahen, von ſeiner Gasſchicht befreiten oder völlig gereinigten Körper reflectirt.

Lichtentwicklungen finden Statt bei großer Erhitzung, beim Verbrennen, bei magnetiſchen und electriſchen Entladungen; auch haften ſie an einzelnen Stoffen, wie Phosphor. An ein allgemeines Leuchten der Körper dürfen wir aber nicht glauben. Man hat das Mondlicht als Erdlicht, ſogar das Licht des Meeres als eigenthümliches Meerlicht bezeichnet, indeß ſind es nur vorübergehende magnetiſche und electriſche Prozeſſe. Eben ſo das ſeltene Leuchten der Regentropfen (in ſehr electriſcher Luft), die ſ. g. Septemberröthe am klaren Himmel eine Stunde nach Sonnenuntergang im J. 1831.

Das gemeine Vorurtheil, daß es brennen müſſe, wo Licht ſey, iſt längſt überwunden. Die Sonne leuchtet, ohne daß dabei irgend ein Stoff durch Feuer verzehrt wird. Auch ein anderes Vorurtheil, demzufolge das Licht ein Stoff ſeyn ſoll, ſcheint überwunden zu ſeyn. Der große Newton hing dieſem Vorurtheil an und erklärte das Licht als eine Materie, die von der Sonne oder jedem andern leuchtenden Körper unaufhörlich emittirt oder emanirt, d. h. ausgeſtoßen und entlaſſen werde. Wäre das Licht ein Stoff, ſo müßte deſſen Verbreitung ziemlich wunderlich erſcheinen. Z. B. er müßte herkommen aus der Sonne zu uns, dann wieder von uns auf den Mond geworfen werden (in dem Erdlicht auf den verdunkelten Mond), dann wieder vom Monde zurück fallen in einen Spiegel und erſt von dieſem wieder in unſer Auge. So läßt ſich der Stoff, auch der

dünnſte, nicht verſchleppen. Huigens glaubte daher das Licht erklären zu müſſen als eine Vibration oder Undulation der in der Richtung des geraden Lichtſtrahls zwiſchen dem leuchtenden und beleuchteten Körper liegenden durchſichtigen Materie, als eine Pulſation, eine Fortbewegung in dem beharrenden Stoffe, ähnlich der Fortpflanzung des Schalles. Eine Vorausſetzung, die jetzt die vorherrſchend gültige geworden iſt, obgleich auch ſie noch viele Zweifel zuläßt. Sie geht nämlich von der Vorausſetzung des ſ. g. Aethers aus, einer feinſten und dünnſten Materie, innerhalb welcher die Vibration oder Undulation fortſchreite. Ein ſolcher Aether aber exiſtirt nicht. Er exiſtirt nicht zwiſchen zwei fern von einander ſtehenden Globen. Das Sonnenlicht paſſirt keinen Aether, ſondern einen leeren Raum, bis es auf die Atmoſphäre unſerer Erde ſtößt. Eben ſo wenig exiſtirt der Aether innerhalb der Luft, des Waſſers und derjenigen Materie, in die das Licht eindringen kann. Wie es ſcheint, muß man ſich das Licht nicht als eine Fortbewegung in Wellen, ſondern als eine Fernwirkung denken, die nur da bemerklich wird, wo ein Gegenſtand exiſtirt, auf den das Licht wirken kann.

Das Licht zieht nicht an, wie die Schwere, es ſtößt im Gegentheil aus, es ſteht daher gewiſſermaßen der Schwere direkt entgegen. Es iſt die mächtigſte Fernwirkung, die wir nächſt der Schwere kennen. Wie aber die Schwere alle Körper von allen Seiten geradlinig anzieht, ſo ſtößt das Licht ſeine Strahlen nach allen Seiten hin geradlinig aus. Und wie die Fallgeſchwindigkeit je näher dem Schwerpunkt zunimmt, ſo die Beleuchtung je näher der Lichtquelle. Die Intenſität der Beleuchtung nimmt ab, nach dem Quadrate der Entfernungen. Die Schwere hat etwas Egoiſtiſches, das Licht etwas Freies, Mittheilbares. Schwere verſchließt, Licht öffnet. Ohne das Licht wäre uns das ganze Univerſum verſchloſſen. Ohne die Wirkung des Lichts auf die Erde bliebe das Mineralreich verſchloſſen und würden keine Pflanzen wachſen und nichts leben auf Erden.

Der Sonnenſtrahl durchfliegt in einer Secunde 41900 Meilen, ſtets in gerader Richtung. Er bricht ſich im durchſichtigen Element z. B. im Waſſer, und ſtrahlt zurück im Spiegel. Dioptrik heißt die Lehre von der Strahlenbrechung, Katoptrik die von der Rückſtrahlung oder Reflexion des Lichts. Eine biegſame Beugung des Lichts findet Statt durch Interferenz, wenn zwei getrennte, aber aus derſelben Lichtquelle kommende Lichtſtrahlen, nachdem ſie durch einen ſchattenden Körper getrennt waren, hinter demſelben wieder zuſammenwirken. Und zwar in Folge der Undulation, was zugleich die beſte Widerlegung der Emiſſionstheorie iſt.

Je nach dem Brechungs- oder Einfallwinkel des Lichtſtrahles in ein durchſichtiges oder ſpiegelndes Medium und je nach der Horizontalität, Concavität, Convexität, Verdopplung oder Gegenüberſtellung und Hintereinanderſtellung dieſes Mediums, beſtehen die mannigfaltigſten und intereſſanteſten Phänomene, die theils zu den für uns wichtigſten und nützlichſten Entdeckungen geführt haben, theils nur eine reizende Unterhaltung gewähren.

Der ſ. g. Sehwinkel, unter dem jeder ſichtbare Gegenſtand in unſer Auge fällt, erweitert ſich je näher wir dem Gegenſtande kommen. Eine Haſelnuß z. B., in der Ferne ſcheinbar nur wie eine Erbſe groß, ſcheint dicht vor dem Auge ſo groß wie ein Ei zu werden. In der Ferne iſt der Sehwinkel ſpitz und wird in der Nähe immer ſtumpfer, indem der Gegenſtand breiter und höher zu werden ſcheint. Vermittelſt gläſerner Linſen nun kann man den Sehwinkel noch künſtlich erweitern und im Teleſcop ſehr ferne, im Mikroſcop ſehr kleine Gegenſtände ſcheinbar vergrößern. Die Gläſer helfen künſtlich der natürlichen Linſe im menſchlichen Auge nach.

Gewöhnt ſich das Auge, immer nahe Gegenſtände anzuſehen (wie Handwerker, Gelehrte) ſo wird es am Ende kurzſichtig; gewöhnt es ſich an ferne Gegenſtände (wie Jäger, Soldaten) ſo wird es weitſichtig und kann im erſten Fall ferne, im zweiten nahe Dinge nicht mehr klar ſehen. Da müſſen Brillen helfen, concave, welche das Licht zerſtreuen, den Kurz-, convexe, die es ſammeln, den Weitſichtigen.

Der einfache Spiegel reflectirt alles in flachem Bilde; das Stereoſcop aber ahmt als Doppelſpiegel dem Doppeltſehen des Auges nach und zeigt die Gegenſtände in ihrer plaſtiſchen Körperlichkeit. Vgl. über die ſtereoſcopiſchen Geſetze J. Müllers Archiv 1842 S. XXV. Die camera obscura ſpiegelt von einem nach außen geſtellten Spiegel das Bild nach innen ab. Die laterna magica wirft, indem man ſie ſelbſt verſteckt hält, ein vergrößertes Lichtbild geiſterhaft an die Wand. Der Zauberſpiegel iſt ein Hohlſpiegel, der das abgeſpiegelte Bild nur als Luftbild an eine beſtimmte Stelle in freier Luft bannt. Das Kaleidoſcop entſteht aus einem Paar innerhalb eines Cylinders im Winkel gegen einander geſtellten Spiegeln, ſo daß der Winkel ſich in der Runde herum abſpiegelt, wie Strahlen eines Sterns. Die Wunderſcheibe (Thaumatrop) iſt eine Scheibe, die man ſo raſch herumdreht, daß die aus derſelben in größern Abſtänden gemalten Bilder ſcheinbar für das Auge in eines zuſammenfließen, weil im

Auge immer von dem Geſehenen unmittelbar nachher noch ein Nachbild zurückbleibt. Das Daguerreotyp iſt eine fixirte Spiegelung, indem das Spiegelbild auf einer jodirten Silberplatte durch Queckſilberdampf feſtgehalten wird, welcher Dampf ſich auf alle vom Licht nicht berührten Stellen der Platte niederſchlägt. Der Hohlſpiegel verzerrt und karrikirt alles. Das Amortoſcop macht im Gegentheil karrikirte Bilder wieder ſchön durch raſches Umdrehen (eine beſondere Anwendung der Wunderſcheibe). Auch das Phantaſcop, welches zwiſchen zwei wirklichen Bildern und ſtatt derſelben ein drittes nur ſcheinbares zeigt, beruht auf demſelben Geſetz.

Eins der tiefſten Geheimniſſe im Licht iſt deſſen Wirkung in der Spiegelung, in der Erzeugung treuer Abbilder. Darin iſt das Licht der organiſchen Zeugung oder Hervorbringung von dem Vater ähnlichen Kindern verwandt. Das Licht übt aber auch den größten Einfluß auf das Wachsthum und die Zeitigung des Organismus, auf Blüthe und Frucht und Saamen, worin die organiſchen Creaturen ſich in treuen Abbildern reproduciren. Die organiſche Wirkung iſt nichts, als eine vollkommene Spiegelung. Im Licht und im Saamen allein beſteht die Kraft der Spiegelung oder Ab- und Nachbildung ſchon vorhandener Weſen. Sollte nicht das Sonnenlicht, indem es auf der Oberfläche der Erde die wunderbare Pflanzenwelt hervorzaubert und das Leben der Thiere ermöglicht, und gleichſam auf eine leere Platte ein reizendes und lebenvolles Bild hinmalt, damit nur ein höheres Leben abſpiegeln?

In gewiſſen vom Licht getroffenen Gegenſtänden bewirkt daſſelbe den Glanz. Glanz iſt die Spieglung des leuchtenden Körpers in ſolchem Vollicht, daß der beleuchtete darunter verſchwindet. Glanz zeigt ſich daher immer nur auf ſpiegelnden Flächen, Waſſer, Glas, Metall ꝛc. Abſchwächung des Glanzes iſt das trübe Material, der Fett- und Wachsglanz; ferner die zitternde Bewegung, das Flimmern. In einem raſchen Wechſel des Glanzes mit der ſchwächern und ſtärkern Schattirung an bewegten prismatiſchen Flächen beſteht das Brillantiren, das dem Glanz durch den Contraſt den höchſten Reiz verleiht. Der Glanz bewirkt, daß dem menſchlichen Auge helle Körper auf dunklen Grundlagen größer, dunkle auf hellen kleiner ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Man nennt das die Irritation. Im höchſten Grade wird der Glanz Blendung.

Der Lichtton iſt die Abſtufung und Milderung des Glanzes und divergirt zugleich ſchon in dem erſten Farbengegenſatz als Gold- und Silberton, indem der ſolare Goldton mehr ins Gelbrothe, der lunare Silber-

ton mehr ins Blauweiße ſticht. Die Tonleiter ſteigt vom hellſten Glanz bis zum Dämmerlicht und zarten Schimmer hinab.

Durchſichtigkeit iſt eigentlich nur Körperlichkeit in der Potenz des Lichts. Nicht Licht ſelbſt, aber die vollkommenſte Paſſivität des Körpers in Hinſicht auf das Licht, von dem es ſich ganz und gar durchdringen läßt, gleichſam ohne ſelbſt übrig zu bleiben, ein Verſchwinden alles gröbern Materiellen im Licht, eine Durchleuchtung der Materie, die zur Materialiſirung des Lichts wird. Die Vereinbarung der ſchroffſten Gegenſätze, daher auch von einer magiſchen Wirkung. Das iſt die uralte Bedeutung des Schauens im Kryſtall.

Es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, Bilder durch ein durchſichtiges Medium, das dichter als die Luft ſelbſt iſt, zu ſehen. Die Seen in Norwegen ſollen durchſichtiger als alle andern ſeyn. Brooke ſagt, man ſehe auf 120 Fuß Tiefe noch jede Muſchel und wenn der Kahn über die unter dem Waſſer befindlichen Hügel wegfahre, glaube man an ihnen hinaufzuſteigen und ſehe dann ſchaudernd hinter ſich den Abgrund. —

6.

Das Spectrum.

Der Lichtſtrahl wird nicht nur gebrochen, gebeugt und reflectirt, ſondern auch getheilt, zerſpalten und zwar zunächſt in Farben. Die leichteſte Art, den einfachen Lichtſtrahl auseinanderzubrechen, iſt das Auffangen deſſelben in einem dreiſeitig geſchliffenen Glaſe oder Prisma. Der einfach in den Seiten des Prismas einfallende Lichtſtrahl wird als divergirendes Strahlenbündel der Farben (Spectrum) reflectirt. Abgeſehen von dieſem künſtlichen Mittel zeigt uns in der Natur ſelbſt jeder Regenbogen das nämliche Phänomen. Der Regenbogen iſt ein Spectrum des Sonnenlichts, reflectirt in den zahlloſen Tropfen des herabfallenden Regens.

Man unterſcheidet im Farbenſpectrum ſechs Farben in ſteter Reihenfolge, jedoch ſo, daß ſie am Rande allmählig in einander übergehen: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Die ganze Reihe iſt eingeſchloſſen von Roth, ſofern in Violett das Roth wieder vorſchimmert. Die ganze Reihe iſt eigentlich entwickelt aus dem Roth, Roth iſt die Hauptfarbe. Ihm untergeordnet iſt der doppelte Gegenſatz von Blau und Orange, Gelb und Violett und direkt als Gegenſatz gegenüber ſteht dem

Roth die Verbindung von Blau und Gelb im Grün. In einem dunkeln Zimmer verſchwindet das Lichtbild der Sonne, das durch ein Loch hereingelaſſen wurde, wenn man das Loch verſtopft, in orange, roth, violett und ſchwarz, kehrt aber, wie man das Loch wieder öffnet, wieder aus ſchwarz, blau und grün in gelb, alſo daß auch hier direkt eine rothe Reihe der grünen gegenüberſteht. Unter dem grünen Meer hat man (aus Taucherglocken) beobachtet, daß in einer regelmäßigen Stufenfolge von oben nach unten der blaue Strahl zunächſt, dann der grüne, dann der gelbe und zuletzt bis 500 Fuß tief der rothe durchgeht.

Die contraſtirenden Farben ergänzen einander zum weißen Licht, ſind nur Theile deſſelben als eines Ganzen. Blau fordert orange, grün roth, violett gelb. Daher nicht nur die ſ. g. Farbenharmonie, nach welcher dem Auge neben einer Farbe immer nur deren Ergänzungsfarbe wohlthut, ſondern auch ein ſtrenges Geſetz der Ergänzung. Jedes farbige Licht wirft einen farbigen Schatten, aber die Farbe des Schattens iſt immer der des Lichts gerade entgegengeſetzt. Gelbrothes Licht wirft einen blauen, blaues einen gelbrothen, rothes einen grünen, grünes einen rothen Schatten. Man kann das ſehr bequem verſuchen, wenn man ein farbiges Glas vor ein Licht hält und vor das Glas ein Meſſer auf den Tiſch ſtellt, deſſen Schatten jederzeit die Ergänzungsfarbe zu der Farbe des Glaſes zeigen wird. Farbloſes Licht und Schatten harmonirt mit den Farben nach dem nämlichen Geſetz, indem Weiß die Stelle der hellſten, Schwarz die der dunkelſten Farbe vertritt, mithin auch Weiß am beſten mit Blau, Schwarz am beſten mit Gelb harmonirt. Roth als die intenſivſte Farbe harmonirt mit Weiß und Schwarz zugleich am beſten.

Auch die ſ. g. ſubjectiven Farben, die ſich nur in unſerm Auge erzeugen, ohne wirklich am Object zu exiſtiren, erklären ſich durch die nothwendige Farbenergänzung. Neben dem blauen Object ſieht das Auge unwillkührlich orange, neben dem rothen unwillkührlich grün und umgekehrt. Daher die blauen Sonnenbilder, wenn man eben in die goldne Abendſonne ſah, im Auge zurückbleiben, daher grüne Nachbilder, wenn man in glühende Röthe hineinſah. Daher die gelbliche Färbung des rothen Papiers neben einem blauen Papiere, die grüne Färbung des blauen Papiers neben dem rothen. Daher überhaupt jede Hebung und Belebung oder Schwächung und Trübung der Farbe durch die Nebenfarbe. Zwei Farben, die nichts mit einander gemein haben, ſondern ſich wechſelſeitig zum Ganzen des Spectrums ergänzen, erhöhen gegenſeitig

ihren Ton und ihre Reinheit z. B. roth und grün, orange und blau. Zwei verwandte Farben aber, die etwas Gemeinſchaftliches haben, ſchaden einander: roth und violett, roth und orange, blau und violett, gelb und grün, blau und grün.

Was die Verſchiedenheit von Farben bewirkt, iſt eben ſo unbekannt, als was überhaupt den Lichtſtrahl erzeugt. Newton der erſte Entdecker, nahm eine einfache Theilung an, Göthe eine abgeſtufte Verdunkelung, Euler eine abgeſtufte Geſchwindigkeit der Lichtſchwingung oder Vibration (wie bei den Tönen). Aber die Farbe iſt nicht blos getheiltes Licht, ſondern etwas beſondres. Auch die Verdunkelung oder Schattirung iſt etwas andres als die Farbe, die Bewegung etwas andres als das färbende Princip. Man findet im Licht überhaupt auch noch neben der färbenden Kraft anderartige Kräfte, es zeigt neben dem Farbenſpectrum auch noch ein Wärmeſpectrum, es äußert ſich in magnetiſchen, electriſchen, chemiſchen Wirkungen. Mit ſolchen mag das Farbenprincip in einem tieferen Zuſammenhang ſtehen. Der electriſche Funke iſt poſitiv gelbroth, negativ lichtblau. Ein electriſcher Strahl in luftleerem Raum über Queckſilber geleitet, färbt ſich grün, über Olivenöl roth. Schweigger, Journal 35. S. 495. Der violette Strahl im Spectrum magnetiſirt das Eiſen. Sollte auch die Farbe tief mit andern Eigenſchaften des Stoffs zuſammenhängen, ſo iſt es doch unſtatthaft, ſie auf die ſ. g. Elemente zurückführen zu wollen, wie man oft gethan hat, ſofern man blau der Luft, grün dem Waſſer, gelb der Erde, roth dem Feuer zuwies. Die Luft hat gar keine Farbe. Die blaue Farbe der Luft iſt bekanntlich nur eine optiſche Erſcheinung, ſofern die Luft vom Sonnenlicht nur die blauen Strahlen zurückſtrahlt. Das iſt das eine von jenen überall in der Natur hervortretenden Zweckmäßigkeiten, lediglich berechnet auf uns Menſchen. Für unſer Sehorgan iſt die blaue Farbe des großen Himmelsgewölbes über uns eben ſo nothwendig, wie die dunkelgrüne des Meeres und die grüne, graue oder ſchwarze des Bodens, denn umgeben von nichts als rothem, gelbem oder weißem Licht müßten wir erblinden.

Wenn wir den Urſprung der Farbe nicht zu enträthſeln vermögen, ſo iſt doch ihre Schönheit und ihre Zweckmäßigkeit für uns klar. Dagegen zeigt ſich im Farbenſpectrum noch Manches, von deſſen Zweck wir ſo wenig wiſſen, als von ſeinem Urſprung.

Im Jahr 1808 entdeckte Wollaſton die ſpäter von Fraunhofer und Brewſter genauer unterſuchten raies du spectre oder ſchwarze Querlinien,

die das Spectrum des Sonnenlichts am wenigsten im rothen, am schwärzesten im grünen und am zahlreichsten und breitesten im blauen und violetten Strahle zeigt. Sie bleiben sich in dem Spectrum desselben Lichts immer gleich, sind aber im Spectrum andrer Lichter sehr verschieden. Jeder leuchtende oder verbrennende Stoff zeigt in seinem Spectrum durch das Prisma zwar immer dieselben Farben, aber ganz verschiedene schwarze Striche. Man unterscheidet deren in einem Spectrum bis 2000, aber ganz verschieden in der Dünne, im Abstand und im Vorkommen bald in der einen, bald in der andern Farbe. Wheatstone zog electrische Funken aus verschiedenen Metallen und jeder gab im Prisma andere schwarze Linien. Wurde ein Funke auf einen andern hinübergeleitet, so zeigten sich sogleich die Striche beider Metalle. Poggendorf Annalen, Band 36. Sonne, Mond und Planeten geben immer dieselben Linien, die Fixsterne aber zeigen ganz andere, weil sie einen selbstständigen Lichtquell haben. Der Sirius z. B. zeigt die meisten dunkeln Linien im grünen und blauen Farbenstrahl, keine in Orange und Gelb. Das Spectrum des Sonnenlichts hat die meiste Aehnlichkeit mit dem des Salpetergases. Der Joddampf zeigt im Grün so viele schwarze Linien, daß sie die Farbe fast verdunkeln. Herschel erklärt die schwarzen Linien durch Verschluckung der Farbenstrahlen in irgend einem Medium. Aber wie das Medium gerade in dieser Zahl und räumlichen Ausdehnung die Strahlen verschlucken soll, bleibt nun wieder die Frage. Im gemeinen Lampenlicht zeigen sich auch helle Streifen, besonders im Roth und Orange, im electrischen Licht ebenfalls, aber hier vorzüglich im Grün.

Wunderbare Phänomene erzeugt man im Farbenspectrum durch farbige Prismen. Das farblose Prisma theilt den gemeinen Lichtstrahl in seine regelmäßigen Regenbogenfarben. Bunte Prismata dagegen zeigen sehr veränderte Spectra. Kalksalze z. B. ein rothes, in dessen Mitte sich eine gelbe und glänzend grüne Linie darstellt.

Was das Brillantiren für das reine Licht, das ist das Irisiren für das Farbenspectrum. Das Opalisiren ist Irisiren in einem halbdurchsichtigen trüben Medium; das Schillern ein Irisiren nur in zwei Farben. Die mannigfachsten und reizendsten Farbenspiele bilden sich in durchsichtigen, mehrseitigen, oder converen und concaven Medien, an Rändern, zwischen feinen Gegittern ꝛc., wie man an jedem geschliffenen Glase, Kronleuchter, an Seifenblasen ꝛc. wahrnimmt.

In einigen Körpern, vorzugsweise dem isländischen Krystall, wird

der Lichtſtrahl polariſirt und ein Strahl in zwei getheilt, die im Vorkehren der Farbe ihres Spectrums contraſtiren, wie der Nebenregenbogen mit dem Hauptregenbogen.

Was im Licht erhellt und leuchtet, culminirt im gelben, was durch das Licht erwärmt und erhitzt, im rothen, was aber magnetiſche und chemiſche Wirkungen hervorbringt, im violetten Strahle. Der Culminationspunkt des Wärmeſpectrums fällt in den rothen Strahl.

Die ſ. g. Lokalfarbe oder die bleibenden Farben der Körper erklären ſich durch die Eigenſchaft des Körpers, das auf ihn fallende Licht entweder ganz als weißes Licht, oder nur einzelne Strahlen ſeines Spectrums zurückzuwerfen und die übrigen zu verſchlucken. In ſchwarzen Körpern wird alles Licht verſchluckt.

Der Lichtſtrahl breitet im Fächer ſeines Farbenſpectrums auch noch andere Strahlenfächer aus, 1) dunkle Wärmeſtrahlen, deren heißeſter noch jenſeits des rothen Farbenſtrahles ins Dunkel fällt, während der kälteſte ſich dem blauen Strahl zunächſt befindet; 2) chemiſche Strahlen, oxidirende neben roth, desoxidirende neben violett. (Dieſe chemiſche Wirkung nennt man Actinismus) 3) magnetiſche. Stahlnadeln in den violetten Strahl des Spectrums gehalten, werden magnetiſch. Der Magnet, deſſen Nordpol gegen die Sonne gehalten wird, verſtärkt dadurch ſeine Kraft; wird der Südpol gegen die Sonne gehalten, ſo ſchwächt ſich der Magnet. Das Licht wirkt auf chemiſche Verbindungen und Scheidungen ein und zwar in merkwürdigen Gegenſätzen. Dieſelbe Sonne, die durch ihre Wärme Waſſerdampf aus den erwärmten Körpern aufſteigen läßt, ſchlägt durch ihr Licht denſelben Waſſerdampf wieder auf die Körper nieder. In noch weiterem Sinne weckt das Licht der Sonne alles Leben auf Erden, und verzehrt es auch wieder. Das Welken- und Verweſenmachen iſt aber nicht eigentlich ein Tödten ſondern ein Neugeſtalten, eine Reproduktion.

Ohne das Licht wäre überhaupt kein Leben auf den Planeten denkbar. Nach einem uralten Gemeingefühl aller Völker ward Licht mit Leben und mit dem guten Princip identificirt im Gegenſatz gegen den Tod und das böſe, zerſtörende Princip. So faßt es auch die h. Schrift auf. Die Gottheit und die reinen Geiſter und Gerechten wandeln im ewigen Licht, des Böſen Reich aber iſt die Finſterniß.

7.

Charakter der Farben.

Wenn man ſieht, wie Kinder zum erſtenmal an Farben ſich erfreuen, Wilde mit Begier nach dem farbigen Putz haſchen, den ihnen die Europäer mitbringen und wie ſelbſt der Gebildete durch ſeltene oder prächtige Farben angenehm überraſcht wird, muß man den Reiz der Farbe hauptſächlich als einen Reiz des Neuen charakteriſiren. Die Farbe reizt am meiſten, wo man ſie am wenigſten ſucht, z. B. in den Edelſteinen und bunten Erzen tief in der Nacht der Erde, in der bunten Fauna des Meeres, in Fiſchen, Muſcheln und Korallen, in der Schattenflora der Pilze, in der Pracht der nie das Tageslicht erblickenden Nachtſchmetterlinge ꝛc.

Streng genommen kann eine abſolute Nothwendigkeit des Farbenunterſchiedes in der Oekonomie der Natur nicht nachgewieſen werden. Wie es ſcheint, könnte die Welt auch ohne denſelben beſtehen, ſofern man nur ſehen könnte. Man braucht abſolut nur das Licht, nicht die Farbe. Die Farben haben nur die Bedeutung der Schönheit. Sie ſind das erſte in der Natur, was *nur* ſchön iſt. Im Uebrigen dient die Farbe zur beſſern Unterſcheidung und Erkennung der Dinge.

Jede Farbe hat ihren Höhengrad der Intenſität, z. B. das Hochrothe zum Unterſchied vom Blaßrothen. Das iſt die Abſtufung ins farbloſe Licht. Daneben eine Schattirung, die Abſtufung in die farbloſe Nacht. Ferner eine Reinheit, die keine Spur einer andern Farbe wahrnehmen läßt, oder aber eine Nuance, einen Stich in irgend eine Nachbarfarbe, die nur zufällig durch Nebeneinanderſtellung, Wiederſchein ꝛc. erzeugt ſeyn kann. Daſſelbe Gelb, das neben Roth grünlicher ausſieht, erhält neben Grün einen röthlichen oder Orangeton. Durch den Stich in eine andre Farbe und durch Unreinigkeit, Abgeſchoſſenheit entſtehen die uns widrigen Nuancen des Giftigen und Fahlen. Durch Glanz wird die Farbe blendend, wird der Glanz gleichſam in der Farbe verſchluckt; wird ſie damit geſättigt, ſo entſtehen die ſ. g. Saftfarben, die etwas Warmes haben. Das Abſterben der Farbe iſt das Bleiche.

Weiß, die reine Lichtfarbe, hat vorzugsweiſe den Charakter der Reinheit, Unſchuld, Offenheit und Klarheit, daher auch des Heiligen. Weiß iſt die Farbe der Engel und Seligen.

Roth ist die höchste Farbe, die Farbe schlechthin, wie Weiß das Licht schlechthin ist. Roth ist die Farbe des Feuers, des Lebens, der aufgeregten Thätigkeit und Leidenschaft. Sie lockt. Kinder und Wilde fühlen sich unwiderstehlich zu Roth hingezogen. Sie regt aber auch auf. Viele Thiere, Stiere, Truthühner ꝛc. gerathen beim Anblick der rothen Farbe in Wuth. Der rothe Strahl im Spectrum gibt die meiste Wärme. Sie ist zugleich die prächtigste, vornehmste, die Königsfarbe. Es liegt etwas Herrisches in ihr, sie übersticht jede andre Farbe. Eine Mischung von Weiß und Roth, Licht und Leben charakterisirt die weiße Menschenrace, die edelste von allen. Das Licht waltet mehr in der Haut, die Lebenskraft mehr im Blute.

Gelb und Orange stehen dem Licht am nächsten, haben am meisten Licht in sich, kommen aber deshalb in der Natur, die alles grelle Licht dämpft, nur selten vor. Ihre Vornehmigkeit beurkundet die Sonne und das Gold.

Blau ist der Uebergang der Finsterniß in die Farbe. Es ist Farbendämmerung, Farbenferne. Der hohe Reiz des Blau liegt in der Verbindung der schwärzesten Finsterniß mit der Farbe; daher Blau auch in seiner lichtesten Nuance, im blendendsten Hellblau immer noch eine Dämmerung und Nacht und die ursprüngliche Ferne andeutet, in der das Blau dem Leben steht. (Daher gibt es auch Menschen mit schwacher Sehkraft für die Farben, die nur Roth und Gelb, aber nicht mehr Blau, Grün und Violett wahrnehmen können.) Alles Ferne in der Natur z. B. die Berge werden blau. Blau ist vorzugsweise eine subjective Farbe, das heißt, die Dinge erscheinen uns in ihrer Ferne blau, ohne daß sie an sich blau sind. Sie erscheinen uns blau in einer Beziehung zum unendlichen Raum, zur unermeßlichen Ferne des Weltalls. Es ist eine kosmische Farbe. Sie zieht uns aus der Nähe, aus der Gemeinheit des Daseyns hinweg. Darum liegt auch ein tiefer Sinn im blauen Auge. Nirgends hat die Natur bei der Bildung des menschlichen Leibes Blau gebraucht, außer im Auge, in dem die Seele sich spiegelt. Das deutet auf den Zusammenhang der Seele mit einer höhern Welt. Geheimnißvoll spricht die Ferne der Welt zu uns im weiten Blau des sichtbaren Himmels, noch geheimnißvoller die Tiefe der Seele im engen Blau des Auges.

Grün vermittelt den Gegensatz von Blau und Gelb und ist insofern die neutrale Farbe, es ergänzt Roth wie Passivität die Activität und ist vorzugsweise die passive Farbe. In beiden Eigenschaften paßt sie zu dem

neutralen Meere und zu der paſſiven Pflanzenwelt. Maler wiſſen, daß keine Farbe ſo viel Verwandtſchaft zum Feuchten hat, wie das Grün. Keine Farbe erſcheint naſſer, wie das ſ. g. Saftgrün, keine trockener, wie das ſ. g. Giftgrün. Grün iſt die Farbe, die am menſchlichen Körper, außer in ſeltenen und immer mehr ins Graue und Braune ſpielenden grünlichen Augen, gar nicht vorkommt. Sie ſteht dem Menſchen faſt eben ſo wie der rothen Farbe gegenüber, iſt ihm aber eben deshalb auch die wohlthätigſte Ergänzung. Man freut ſich dauernd keiner Farbe mehr als des Grünen. Sie iſt die Heimathfarbe der Menſchen. Wie die Roſe in ihren grünen Blättern, ſo wächst der Menſch im Grünen der ihn umgebenden Erde auf.

Violett iſt die ſeltſame Verbindung des Blauen mit dem Rothen, der dunkelſten Farbe mit der feurigſten, daher im Amethyſt der Dämmerung des Rauchtopaſes, der durchſichtigen Schwärze, der wunderbaren Verbindung von Nacht und Licht verwandt. Der violette Strahl des Spectrums ermangelt am meiſten des Lichts und der Wärme, iſt aber am empfänglichſten für magnetiſche und chemiſche Wirkungen. Im Violetten empfinden wir die Ferne des Blauen und die Nähe des Rothen zugleich, das aber wie beſchattet iſt, wie eine unterdrückte Liebe, glühende und doch entſagungsvolle Sehnſucht. Es iſt etwas Heiliges in dieſer Farbe, daher das prächtige Roth im Purpur ins Violette übergehen muß, um die heilige Bedeutung der Königsfarbe zu erhalten. Sueton ſagt von dem Tyrannen Nero, er habe die violette Farbe nicht leiden können. Ohne Zweifel war es das Seelenvolle, was ihn genirte.

Grau iſt die unentſchiedene Farbe zwiſchen Weiß und Schwarz, daher 1) die primitive Farbe vieler Thiergattungen, der Pferde, Hunde, Rinder ꝛc., die erſt durch Kultur eine Mannigfaltigkeit von Farben annehmen; 2) die Geſpenſterfarbe, gleichſam zwiſchen Tod und Leben ſchwebend, und die Farbe des Alters.

Braun iſt die neutralſte, indifferente Farbe, weil ſie aus allen, oder zunächſt aus Orange und Violett (denen es gegenüberſteht wie Grün dem Gelb und Blau) vermiſcht iſt. Sie zeigt ſich daher am häufigſten in der Natur an todten oder abgeſtorbenen Körpern, Erde, Holz, welken Blättern ꝛc., und ſie überwiegt in der Natur ſo ſehr, weil ſie unſer Auge weniger anſtrengt, als die beſtimmteren Farben.

8.

Nacht und Schatten.

Das Nichts vor dem Etwas iſt indifferent, aber der Schatten und die Nacht ſind ein Tod des vorher Lichten, oder eine Verhinderung, was licht ſeyn könnte, es zu ſeyn. In der Schwärze der Nacht iſt eine Feindſchaft gegen das Licht und mithin gegen das Leben, die Urnegation des Poſitiven ausgedrückt, das phyſiſche Nachbild des Urböſen in der Geiſterwelt überhaupt und Vorbild des Todes und des Böſen in der Menſchenwelt auf Erden insbeſondere. Daher die uns eingeborne Furcht vor der Nacht derſelben Quelle entſtammt, wie die Scheu vor dem Böſen, wie die Scham und das Gewiſſen. Wir ſind Weſen, die dem Licht angehören ſollen, hell und ſonnenhaft nach außen, durchſichtig klar nach innen. Die an ſich ganz unſchuldige phyſiſche Nacht, die wohlthätige Folie des Tages, die unentbehrliche Mutter der Ruhe birgt dennoch in ſich ein Princip, das wir mit nichts anderem als mit dem des Unglücks, des Todes, des Böſen vergleichen können, etwas entſchieden Unheimliches und Bedrohliches. Aber wir fürchten es nur in dem Maaß, in welchem die Sünde über uns Macht hat. Der Reine fürchtet es nicht. Die Seele, ſagt der h. Johannes Chryſoſtomus, iſt um Mitternacht vom hellſten, nämlich vom innern Licht erleuchtet. Nirgends brennt vor dem Altar Gottes ein ſchöneres Licht als im Gebet des wachen Chriſten um Mitternacht, wenn alles ringsum Finſterniß und Tod ſcheint.

Wie das Licht der Wärme, ſo iſt die Nacht der Kälte wahlverwandt; wie beide dem Leben, ſo die Nacht dem Tode. Dagegen verſtärkt die Nacht den Schall, den Geruch, das Gefühl und macht alle Sinneswahrnehmungen, zu denen wir kein Licht bedürfen, deutlicher.

Campanella behauptete, es ſey nicht blos Nacht, weil die Sonne verſchwindet, ſondern die Erde ſtrahle poſitive Finſterniß aus. Das iſt zu viel geſagt. Immerhin aber bleibt die Erde im Gegenſatz gegen die leuchtende Sonne das Princip des Finſtern, des Lichthindernden, wenn auch noch ſo Lichtbedürftigen und hierin gleicht ſie ihrem vornehmſten Bewohner, um deſſentwillen ſie geſchaffen iſt, dem Menſchen.

Die Nacht iſt uns nicht nur nützlich und unentbehrlich für unſer Leben durch den Schlaf ꝛc., ſondern auch ihr Gegenſatz, das Licht ſelbſt, vermöchte uns ſterbliche Menſchen nur zu blenden und zu ängſtigen,

wenn es ſich nicht mit der Finſterniß durch räumlichen und zeitlichen Wechſel, Abſtufungen, Schatten und Contraſte ins Gleichgewicht ſetzte.

Jeder undurchſichtige Körper hemmt die Lichtſtrahlen, läßt ſie alſo zu den hinter ihm liegenden Gegenſtänden nicht durchdringen und verdunkelt dieſelben oder wirft einen Schatten hinter ſich. Dieſer Schatten iſt theils Kernſchatten, ein vom ſchattenden Körper ausgehender immer mehr ſich verkleinernder Kegel, ſofern außer dem verſchatteten Licht im Raum umher noch Helle genug iſt, um ſeitwärts vom ſchattenden Körper auf die dahinter liegenden Gegenſtände Lichtſtrahlen fallen zu laſſen, theils iſt er Halbſchatten, ein vom ſchattenden Körper aus immer mehr ſich vergrößernder Kegel, der aber bis auf den in der Mitte übrig bleibenden Kernſchatten von der Helle des übrigen Raumes gelichtet wird. — Die Ausdehnung, Verlängerung und Verkürzung der Schatten hängt von der Bewegung theils des ſchattenden Körpers und ſeiner Stellung zum Licht, theils des Lichts in ſeiner Stellung zum ruhenden Körper ab.

Im Schatten ſtehen immer Licht und Dunkel ſcharf neben einander, in der Dämmerung gehen ſie allmählig in einander über zu völliger Helle oder zu völliger Nacht.

Schatten iſt die größte Wohlthat nicht nur gegen die Hitze, ſondern auch gegen das blendende Licht. Schattenloſe Bilder, an denen ſich ſeltſamerweiſe die Chineſen erfreuen, ſind allen natürlicher gebildeten Nationen zuwider. Ein gar zu langer Tag, wie in der Polarzone, macht die Seele ängſtlich und ermüdet. Eine ſeltſame Umkehr von Licht und Schatten wird durch Jod bewirkt. Licht durch ein rothes Glas auf eine jodirte Silberplatte geworfen, zeigt alle Schatten hell und dagegen die hellen Stellen ſchwarz, weil Licht unter dieſen Bedingungen ſchwärzt. Moſer, über das Licht S. V.

Ein eigener Reiz liegt in der Flucht und im Zittern des Lichtes, wenn es gleichſam vom Schatten und von der Uebermacht der Finſterniß verfolgt zwar blitzesſchnell, aber ohne die Macht des Blitzes, mehr wie der Glanz einer durch dunkle Gewitterwolken fliegenden weißen Taube, zu entkommen ſucht. Beim raſchen Vorüberfahren auf der Eiſenbahn in der Nacht zeigt ſich dieſe Flucht des Lichts ſcheinbar, indem wir ſelbſt es ſind, die davoneilen.

Der individuelle Schatten iſt ein Abbild, durch das Licht nur auf etwas andre Art erzeugt, wie das Spiegelbild, ein Gegenſatz gegen das Licht und doch ein Kind des Lichts. Der Schatten iſt das Vorbild aller

Karikaturen in der Welt, indem er ſich zwerghaft zuſammenzieht oder rieſenhaft ausdehnt. An Schattenſpiele knüpft ſich viel vermeintlich Wunderbares, z. B. das Brockengeſpenſt, der rieſenhafte Schatten des Wanderers im Nebel aufgerichtet. Der Schatten hoher Berge richtet ſich, nachdem er über Land und Meer ſich weithin erſtreckt hat, zuweilen am Horizont ſcheinbar wieder auf, wie an einer Wand. So ſah es Brydone auf dem Aetna, ſo beobachtete man es auf dem Pic von Teneriffa. Allg. Hiſtorie der Reiſen II. 32. 38. Vgl. Kohl, hundert Tage V. 328.

Daß ſich ſo viel Aberglauben an die Schattenwechſel knüpft, darf nicht Wunder nehmen. Nirgends wird man ſo leicht überraſcht und getäuſcht, als durch Schatten, deren Urſache man ſich nicht gleich zu erklären weiß, obgleich ſie ganz natürlich iſt. Schon in Menus Geſetzbuch war den zartfühlenden Indern verboten, auf den Schatten eines Menſchen zu treten. In Chamiſſo's bekanntem Märchen von Peter Schlemihl verkauft ein leichtſinniger junger Menſch ſeinen Schatten dem Teufel und kommt dadurch in ſchreckliches Unglück, denn ſo geringfügig der Schatten ſcheint, ſo iſt er doch unentbehrlich.

9.

Wärme und Kälte.

Wärme iſt ein Product des Lichts. Wo das Licht ſelbſt nicht mehr durch kann, erwärmt es doch die Körper bis in ihre Tiefe. Je höher die Sonne am Himmel ſteht, je länger der Tag, um ſo mehr erwärmt ſie Luft und Erde. Werden die Lichtſtrahlen in einem converen Glaſe (Brennglaſe) geſammelt, ſo zünden ſie im Brennpunkte (focus).

Die Wärme auf der Oberfläche der Erde iſt am größten am Aequator, über dem die Sonne am höchſten ſteht. Sie ſollte gegen die Pole hin regelmäßig abnehmen, allein verſchiedene Urſachen wirken zuſammen, um dieſe Regelmäßigkeit zu ſtören; die ungleiche Vertheilung von Land und Meer, die ungleiche Erhebung und Lage des Landes gegen die Nord- und Südwinde und gegen die Meerſtrömungen bedingen ſehr verſchiedene Temperaturen in gleicher Entfernung vom Aequator. Die Linie, welche den gleichen Wärmegrad in den verſchiedenen Entfernungen vom Aequator bezeichnet, heißt man Iſotherme, und unterſcheidet wieder beſonders die Linie der gleichen Wärme im Winter als Iſochimene, im Sommer als Iſothere.

Wärme dehnt die Körper aus. Bei großer Sonnenhitze ſind ſchon Glocken zerſprungen. Eine Kugel, die kalt leicht durch einen Ring gezogen werden kann, wird, wenn man ſie erhitzt, dicker und läßt ſich nicht mehr durchziehen. Bekanntlich wirkt die Hitze und Kälte der Jahreszeit auf alle Uhren ein und ſind eigene Regulatoren erfunden, die jedesmal die Ausdehnung oder Zuſammenziehung der Metalle ausgleichen. Der Thermometer, der die Grade der Wärme oder Kälte anzeigt, beſteht aus einer Glasröhre, in welcher Queckſilber, Weingeiſt, Waſſer ꝛc. durch Ausdehnung in der Wärme ſteigt, durch Zuſammenziehung in der Kälte fällt.

Wenn ein luftförmiger Körper tropfbar flüſſig oder ein tropfbar flüſſiger feſt wird, ſo wird Wärme entbunden, um den Körper her entſteht Wärme; wenn umgekehrt der feſte Körper flüſſig und der flüſſige luftförmig wird, ſo wird Wärme gebunden und entſteht umher Kälte. Kälte iſt aber nichts als Mangel an Wärme und es gibt kein abſolut kaltes Ding, ſondern nur Körper, die relativ weniger warm ſind. Weil aber die Wärme der Schwere entgegenſteht, ſo äußert ſich die Kälte mit der zuſammenziehenden Eigenſchaft der Schwere. Kälte zieht alles zuſammen und erſtarrt es, Wärme dehnt alles aus, lockert es auf. Das ſieht man am deutlichſten am Waſſer, welches in der Kälte gefriert, in der Hitze verdampft. Ein hoher Grad von Wärme macht harte Körper, z. B. Metalle flüſſig, d. h. ſchmelzen. Die Wärme macht dadurch auch alle Körper leichter und löst das Band der Schwerkraft. Dampf ſteigt hoch in die Luft auf. Mithin wirkt die Wärme direkt der Schwere entgegen. In der That ſteht der ungeheuren Kraft, mit welcher der Mittelpunkt der Erde allen Stoff an ſich zieht, nichts ſo ebenbürtig entgegen, als die Kraft des eingeſchloſſenen Dampfes, der ſich Bahn bricht nach oben. Der Dampf nimmt einen viel größeren Raum ein, als das Waſſer, aus dem er erzeugt wird. Nicht minder die Flamme und der Rauch, der aus einer geringen Menge Schießpulver entſteht.

Indem die Wärme den Stoff zertheilt und atomiſirt, das Waſſer in kleinſte Dampftröpfchen, die Erde in Staub, organiſche Körper in Aſche ꝛc., werden dieſe Theilchen doch wieder auf die feſte Erd- und Waſſermaſſe zurückgezogen oder niedergeſchlagen durch die Schwere. Man hat an den kleinſten Stäubchen ſelbſtſtändige Bewegungen, Anziehungen und Abſtoßungen und Strömungen bemerkt, die von einer magnetiſch-electriſchen Reaction herzukommen ſcheinen, die in dem ſo getheilten Stoff noch außer

der reagirenden Schwere wirksam wird. Die Zertheilung des Stoffes selbst, obgleich von der Wärme herrührend, temperirt dieselbe schon. Jede Dampfbildung schwächt die Erhitzung.

Wärme breitet sich nach allen Seiten aus und theilt sich jedem Körper mit, aber nicht alle Körper sind gleich empfänglich für sie. Die Wärme verhält sich unsichtbar ungefähr wie sichtbar das Wasser, das auch überall eindringt, wo es kein Hinderniß findet, und nach einer gewissen Ausgleichung strebt, indem es z. B. Erde aufweicht und aus der vorher geschiedenen reinen Erde und reinem Wasser eine gleichförmige Lache macht. In ähnlicher Art geht Wärme in die kalten Körper über und gleicht sich mit ihnen in einer mittleren Temperatur aus.

Indessen hat die Wärme die Eigenschaft, wie das Licht zu strahlen. Nicht nur zeigt das Spectrum neben den Farbenstrahlen eben so verschiedene Wärmestrahlen in einer Abstufung vom Kalten zum Heißen, sondern auch ein dunkler, aber warmer Körper wirft Strahlen, die sich zu einem Brennpunkt concentriren lassen. Man stelle zwei Hohlspiegel einander gegenüber und in den Brennpunkt des einen einen Thermometer und bringe dann in den Brennpunkt des andern einen stark erhitzten Gegenstand, so wird auch der Thermometer sogleich steigen. Man hat auch wahrgenommen, daß wenn man Eis in den andern Brennpunkt bringt, der Thermometer sogleich fällt. Hier wäre also Kälte zurückgestrahlt und es gäbe nicht nur Wärme-, sondern auch Kältestrahlen. Eine positive Kälte? Daß es eine solche gebe, wurde schon von Kant vermuthet, sofern Gletschereis viel längere Zeit brauche um zu sieden, in ihm also ein ganz eigenes Kälteprincip liegen müsse, wie umgekehrt im warmen Mineralwasser ein eigenes Wärmeprincip, sofern es viel längere Zeit zu seiner Abkühlung brauche als gemeines Wasser. Allein es handelt sich hier immer nur um ein relatives Verhältniß von mehr oder weniger warmen Stoffen und von einem verschiedenen Verhalten der Stoffe zur Aufnahme und Bewahrung der Wärme.

Für Wärme sind die Körper verschiedenartig empfänglich. Die empfänglichsten nennt man Leiter der Wärme, indem sie die Wärme schnell durch sich fortleiten (ähnlich den Leitern der Electricität). Andre sind schlechte Leiter. Metalle leiten am besten, Holz, Porzellan, Backstein am schlechtesten. Außer der Wärme, welche durch die Sonne hervorgebracht wird, entsteht auch in einzelnen Körpern Wärme durch Bewegung, Reibung, Druck, Stoß und durch chemische Wirkungen.

Wärme ſcheint in vorzüglichem Grade zum Lebensprozeß der höhern Thiere und Menſchen erforderlich und iſt das Princip der Urliebe, nämlich der mütterlichen. Erſt mit dem warmen Blute bekommen die Thiere Liebe zu ihren Jungen. Die Liebe iſt ohne Wärme nicht denkbar, ſchon in dem Organismus der Pflanzenblüthe erzeugt ſich Wärme. Die Wärme hat etwas Vornehmes, ſie kommt allein der Jahreszeit zu, in welcher die Erde einigermaßen wieder zum Paradieſe wird, und iſt conſtant nur in den höhern Creaturen.

Obgleich wir vom Innern der Erde nichts wiſſen, iſt doch keine Vermuthung wahrſcheinlicher, als die, daß es im Centrum des dunkeln Planeten, in dem Schwerpunkt, der alles an ſich zieht und deſſen Belaſtung von allen Seiten zugleich die Wirkung der Sonne abwehrt, kalt ſeyn müſſe. Dringt die Kälte der Erde an den Polen, da wo die Sonne am ſchwächſten auf ihre Oberfläche wirkt, ſo entſchieden heraus, wie ſollte ſie nicht auch in ihrem Mittelpunkte kalt ſeyn? Kälte und Finſterniß ſtehen in demſelben Verhältniß, wie Wärme und Licht.

Die Wärme in der Luft und auf der Erdoberfläche wird zwar von oben her durch die Sonne bewirkt, iſt aber doch nur eine Erregung der Luft, des Waſſers und der Erde, und kann ſich nur an dieſen Stoffen äußern. Wo der Stoff aufhört, hört auch die Wärme auf. Deshalb ſind die obern Luftſchichten, weil überhaupt dünner und ſtoffloſer, auch kälter, wie man beim Erſteigen hoher Berge wahrnimmt. Daher die ſ. g. Schneelinie als Grenze der warmen Luftſchichte nach oben. Sie liegt in Quito unter dem Aequator 14500 Fuß über der Erdoberfläche, ſenkt ſich allmählig in die gemäßigte Zone und erreicht in der kalten den Boden. Man darf nun aber nicht glauben, daß die Kälte immer weiter hinauf ununterbrochen zunehme. Fourrier hat bewieſen, ſie ſteige auch in den höchſten Räumen über der Erde nicht über 40 Grad. Der leere Raum iſt überhaupt indifferent wie für Wärme, ſo für Kälte, weil nichts darin iſt, was warm oder kalt werden könnte.

Die im Erdcentrum vorausgeſetzte Kälte muß nothwendig der von außen her auf die Erde wirkenden Sonnenhitze Widerſtand leiſten. Sie zeigt ſich an den Polen, wo die Sonne nur ſchwach wirkt. Sie muß von unten her auch ſelbſt noch unter dem Aequator thätig ſeyn. Es iſt aber dafür geſorgt, daß ſie das von der Sonne hervorgerufene Leben auf der Erdoberfläche nicht tödten kann. Nur periodiſch iſt ihr vergönnt, die Pflanzen im Winterſchlaf erſtarren zu laſſen, wie es der Nacht vergönnt

iſt, Thiere und Menſchen in Schlaf zu verſenken. Die Zunahme an Wärme, die wir von der Oberfläche aus im Innern der Erde wahrnehmen, iſt, wenn auch ganz unabhängig von der Sonnenwärme, doch auch ein Schutzmittel gegen die allgemeine Erkältung der Erde von innen heraus. Sie wirkt, wie es ſcheint, der vom Erdcentrum ausſtrahlenden Kälte direkt und conſtant von allen Seiten entgegen. Da wir ſie nicht aus der Sonnenwärme erklären können, müſſen wir ſie mit der Electricität in Verbindung bringen.

Da ſich die Urquelle der Wärme, das Sonnenlicht, immer gleich bleibt und wir keinen Grund haben, einen Wechſel der Kälte an den Polen oder im Centrum der Erde zu vermuthen, dürfen wir die ängſtliche Befürchtung, die Erde werde nach und nach immer kälter werden, abweiſen. Periodiſche Wechſel in den Jahrgängen*) entſcheiden dagegen nichts.

Die höchſten Kältegrade hat man nur auf Reiſen ins Polarmeer erlebt, die kühnen Seefahrer Heemskerk auf Nova Zembla, Roß in der Regentsbay ꝛc.**) Der Nordpol iſt kälter als der Südpol, weil ſeine Kälte durch die Kälteausſtrahlung großer mit ewigem Eis und Schnee bedeckter Continente und Inſeln vermehrt wird, indeß der Südpol iſolirt in einem landarmen Meere liegt. Aus demſelben Grunde fällt die höchſte Kälte nicht in den Nordpol, ſondern in zwei Punkte, die ſ. g. Kältepole, einen für Aſien und einen andern für Amerika. Aus dem nämlichen Grunde iſt es abwechſelnd am Nordpol auch wieder wärmer, als an dem immer gleichen Südpol, weil die Sommerwärme der nahen Länder ihn berührt. Ungefähr ebenſo verhält es ſich mit St. Petersburg, welches zwiſchen einem Extrem von Winterkälte und Sommerhitze ſchwebt, gegenüber von Kamtſchatka, was nie weder ſo kalt noch ſo warm wird, weil St. Petersburg der Wirkung des Oſtwindes unterliegt, der im Winter über

*) In der kleinen Schrift Krafts über das Haus von Eis in St. Petersburg 1751 S. 24 findet ſich eine Berechnung, wonach alle 31 Jahre oder doch in einem Zwiſchenraum, der mit dieſer Zahl zu dividiren iſt, eine große Kälte kommen ſoll. Wo 31 nicht genau zutrifft, ſchwankt die Zahl doch zwiſchen 29—35. Sehr kalte Jahre ſind geweſen nach Chriſto: 177. 443. 605. 670. 764. 821. 859. 992. 1094. 1125. 1334. 1400. 1608. 1709. 1740.

**) Bei einem ſehr hohen Kältegrade verſchwindet die ſchwärzeſte Schrift. Gott brauchte alſo nur einmal die Stränge der Kälte auf der Erde recht ſtraff anzuziehen, ſo wäre es mit unſerer ganzen Literatur und Schreiberei aus.

einen ſchneebedeckten, im Sommer über einen erwärmten Welttheil bläst, während Kamtſchatka ſolche Temperaturwechſel nicht erleidet. Vgl. Dumont d'Urville, zweite Reiſe I. 308. Auf der nördlichen Erdhälfte ſind alle Weſtküſten wärmer als die Oſtküſten. Chamiſſo (Linnäa 1829 S. 59) glaubte, es ſey der Fall, weil der Weſtwind über das wärmere Meer wehend jene zuerſt, über das kältere Land wehend dieſe erſt ſpäter erreiche. Doch liegt der Hauptgrund hier in der warmen Meerſtrömung, wovon ſpäter. Auf der ſüdlichen Erdhälfte ſind umgekehrt die Oſtküſten wärmer.

Campanella fand den Charakter der Kälte und Wärme ſo determinirend für alles Leben, daß er ſie zum Urgegenſatz in der Welt überhaupt erhob. Gewiß iſt, daß wir bei der Kälte nicht blos an die Abweſenheit der Lebenswärme, an das indifferente Nichts, ſondern an den poſitiven Tod des Lebendigen zu denken genöthigt ſind. Der phyſiſche Schauder bei der Kälte iſt ein Vorgefühl des Todes.

10.

Feuer.

Das Feuer iſt nichts anderes als Wärme, die einen ſo hohen Grad erreicht, daß ſie den erwärmten Stoff verbrennt, d. h. vernichtet oder wenigſtens ausbrennt, d. h. das Verbrennbare in ihm vernichtet. Die Flamme gehört nicht nothwendig zum Feuer, nicht einmal die ſichtbare Gluth, denn auch die bloße Gährung iſt ein langſames Verbrennen.

Das Feuer iſt daher auch kein Element, ſondern nur ein chemiſcher Prozeß.

Die Tendenz dieſes Prozeſſes iſt aber die Vernichtung. Das Feuer will alles vernichten, was ihm in den Weg kommt. Es iſt der älteſte Mörder in der Natur und ſteht inſofern direkt der organiſchen Lebenskraft und allen bindenden, vereinenden und erhaltenden Kräften in der anorganiſchen Natur gegenüber. Wenn man es dienſtbar macht theils, um uns durch Wärme vor Kälte zu ſchützen, theils um uns in der Flamme zu leuchten, theils um gewiſſe Stoffe zu unſrem Nutzen auszubrennen, theils um Stoffe zu verändern z. B. in jeder Küche, in den Laboratorien ꝛc., ſo verhält es ſich doch immer wie ein Rieſe oder böſer Dämon, der alles zerſtören möchte und nur unwillig die Schranken erträgt, die wir ihm ſetzen.

Das Wunderbare iſt, daß das Feuer, obgleich der perſonificirte Tod, doch ganz Leben ſcheint, und daß es in ſeiner Flamme die Tendenz zur Höhe zeigt, wie die Pflanze, das Thier und der Menſch himmelanſtrebend, die Schwere der Erde überwindend. Aber dieſer Zug zur Höhe iſt trügeriſch, denn es würde, könnte es ſo weit hinaufreichen, auch die Sterne verbrennen. Es ſtrebt nicht nach Freiheit oder höherem Adel, ſondern nur nach Vernichtung. Es iſt die abſolute Negation, die heiße Gier nach dem Nichts, die Wuth, aus jedem Etwas, das Gott geſchaffen hat, wieder Nichts zu machen. Das Vorbild alles ſittlich Böſen.

Wie das Böſe in der ſittlichen Welt nur ein Abfall vom urſprünglich Guten iſt, ſo dürfte auch das Feuer in der Natur keineswegs, wie man ſo oft geglaubt hat und zum Theil noch glaubt, das Urelement ſeyn. Ehe das Feuer überhaupt wirken kann, muß ſchon brennbarer Stoff da ſeyn. Die Sonne, von der in der Natur die meiſte Wärme ausgeht, brennt doch nicht, außer durch künſtliche Brenngläſer. Die Electricität erzeugt Feuer im Blitz, der aber nur momentan und lokal verbrennend wirkt. Alles andere Feuer wird nur künſtlich vom Menſchen erzeugt. Wenn nun auch das Vorkommen unterirdiſchen Feuers durch die Vulkane erwieſen iſt, ſo darf man daraus noch nicht auf einen von der erſten Erſchaffung der Erde aus fortdauernden urſprünglichen und allgemeinen Gluthzuſtand des ganzen Erdinnern ſchließen. Das hieße in der That den Tod zum Vater des Lebens, die Vernichtung zum Princip der Exiſtenz machen. Die h. Schrift läßt am Ende der Zeitlichkeit den Weltbrand walten, aber ſie ſagt uns nicht, wie die moderne Wiſſenſchaft, Gott habe die Welt aus dem Feuer geſchaffen. Die h. Schrift wird in dieſem Fall, wie in jedem, Recht behalten.

Auf chemiſchem Wege hat man ermittelt, daß es der Sauerſtoff iſt, der den Kohlenſtoff, meiſt mit Waſſerſtoff verbunden, verbrennt. Auch in der Gährung iſt der Sauerſtoff wirkſam. Aber der Sauerſtoff iſt nur das Mittel der Verbrennung unter Umſtänden. Er iſt wohl nur ein Product der Sonnenwirkung und dringt nicht tiefer, als dieſe ſelbſt, ins Innere der Erde ein. Seine Bindung und Entbindung ſcheint die Hauptſache in allen Prozeſſen des Lebens wie des Todes auf Erden zu ſeyn.

Dem Feuer ſteht das Waſſer gegenüber wie dem zerſtörenden das erhaltende Princip. Im Kampf beider entwickelt ſich die größte Bewegungskraft, die es überhaupt auf Erden gibt, die Kraft des Waſſerdampfs.

Zugleich hat man ſehr eigenthümliche Prozeſſe beim Widerſtand des Waſſers gegen das Feuer wahrgenommen.

Schon lange kennt man den ſ. g. Leidenfroſt'ſchen Verſuch, das berühmte Phänomen, daß ein Waſſertropfen in einem glühenden Löffel nicht ſchmilzt, ſondern rund herumtanzt. Dieſer Verſuch iſt erweitert worden und hat zu neuen ſchönen Ergebniſſen geführt. „In neueſter Zeit machte Schnauß in Jena, der möglichſt große Waſſermaſſen (bis zu ⅓ Zoll Durchmeſſer) in einer flachen Schale rotiren ließ, wieder auf einen Gegenſtand aufmerkſam, der ſchon früher von Böttcher und Baudrimont bemerkt worden war. Dieſe großen Tropfen nehmen nämlich unter gewiſſen Verhältniſſen eine ſehr ſchöne regelmäßige Figur an, erzeugt durch eine vom Mittelpunkt ausgehende Wellenbewegung. Bringt man den tanzenden Tropfen durch Hineinhalten eines Drahtes zur Ruhe, ſo bemerkt man bald, daß ſich um dieſen concentriſche Kreiſe bilden, wobei ein eigenthümliches Summen durch das Gefühl in der Hand oder durch das Ohr wahrgenommen wird. Zieht man nun den Draht heraus, ſo geräth plötzlich der ganze Tropfen in eine hüpfende Bewegung, gleichſam in das heftigſte Tanzen, wobei er die ſchönſten Formen — Sterne oder Roſetten — annimmt. Die Zahl der ſtrahlenförmigen Hervorragungen iſt ſtets eine gerade und hängt von der Größe des Tropfens, mehr aber noch von der Schnelligkeit der Bewegung und dieſe wieder von der Temperatur ab. Streut man Pulver in den rotirenden Tropfen, ſo bedeckt ſich die Oberfläche mit zahlloſen Erhöhungen und Vertiefungen und ſie gewinnt das Anſehen von gewiſſen kleinen Seeigelſchaalen. Bringt man zu einem ſolchen rotirenden Sterne neues Waſſer hinzu, ſo ſteigert ſich die Umdrehungsgeſchwindigkeit und nun ſteigen aus dem Innern große Blaſen auf, die viele kleine Tröpfchen in die Höhe werfen. Kerkhoff nennt daher einen ſolchen Tropfen einen mikroskopiſchen Vulkan. Die Aehnlichkeit der Erſcheinung mit den bekannten Klangfiguren iſt auffallend und wird durch das zwar ſchwache, aber jedesmal bemerkliche Summen im Augenblicke des Entſtehens der Figuren noch vermehrt. Seyffer in Tübingen wurde dadurch auf den Gedanken gebracht, ob dieſe Wärmefiguren auch durch Schwingungen, die man dem mit einer Glasplatte in Verbindung gebrachten heißen Platinbleche durch Anſtreichen der erſteren mit einem Violinbogen mittheilen könne, hervorzubringen ſeyen. Bei langſamen Schwingungen, die nur ein Geräuſch, nicht aber einen beſtimmten Ton angaben, nahm der Waſſertropfen augenblicklich die ſchönſten Formen an, wie man

ſie vorher nie erhalten hatte. Die Wärmefiguren ſcheinen alſo einen gleichen Entſtehungsgrund wie die Klangfiguren zu haben; wie ſich aber in den Schwingungen des Waſſertropfens ſolche Knotenlinien bilden, wie in dem Sande der Glasplatte, muß noch näher unterſucht werden."

Man glaubt hier ſchon tief in die geheimſte Werkſtätte der Natur zu blicken. Aber auch ſchon der bloße Anblick jeder Flamme überzeugt uns, daß hier im Spiel mit dem Tode (dem Untergang deſſen, was verbrennt) ein höheres Leben anhebt. In noch viel höherem Grade als der Waſſerfall und der Springquell ahmt die züngelnde Flamme das organiſche Leben, die Blumen und das Thier nach. Auch hat nicht das Waſſer, ſondern nur die Flamme die Tendenz nach oben mit dem Organismus gemein. Ja die künſtliche Begier der Flamme, etwas zu verzehren, iſt ſchon der Ausdruck eines thieriſchen und leidenſchaftlichen Triebes. Die organiſche Welt iſt nur ein Paraſit auf der anorganiſchen, ſie lebt vom Tode der Elemente und Minerale. Darum iſt ſie dem Feuer verwandt, iſt das Feuer ihr eigentliches Element; das Leben iſt, ſo lange es dauert, ein Gähren, Zerſetzen, Brennen, eine Flamme. Die Feuererſcheinungen, die der Magnetismus und die Electricität begleiten, ſind Vorbedeutungen und Vorbedingungen für die Phosphorescenzen der organiſchen Lebenskraft.

11.

Der Magnetismus.

Der Magneteiſenſtein zieht alles Eiſen an ſich und hält es gegen das Geſetz der Schwere frei ſchwebend in der Luft an ſich feſt. Jeder frei ſchwebende Magnet dreht ſich ferner auf der nördlichen Halbkugel der Erde nach dem Nordpol, auf der ſüdlichen nach dem Südpol. In ihm wohnt alſo eine der zum Erdmittelpunkt hinziehenden Schwerkraft gerade entgegengeſetzte Kraft. Dieſelbe magnetiſche Kraft iſt aber auch der vom Schwerpunkt der Sonne ausgehenden Anziehungskraft entgegengeſetzt, denn ſie ſtrebt, wie vom Mittelpunkt der Erde, ſo auch vom Aequator hinweg dahin, wo die Sonne am ſchwächſten auf die Erde wirkt, zu den Polen.

Demzufolge, was ich früher ſchon über den Zug der Erde nach Norden geſagt habe, kann kaum ein Zweifel ſeyn, daß der Magnetismus der unter uns allgemeinſte Ausdruck der Selbſtſtändigkeit, gleichſam der Perſönlichkeit unſeres Planeten und zugleich ſeiner Beziehungen zu einem hö-

heren Geſetz als das unſeres Sonnenſyſtems, iſt, denn im magnetiſchen Zuge ſtrebt die Erde und alles, was ihn auf Erden mitempfindet, aus den Banden der Schwerkraft und der Sonnenherrſchaft heraus zu einer höheren Freiheit oder wenigſtens zu einer höheren Inſtanz.

Der größte Nutzen, den wir aus dem Magnet ziehen, iſt der Gebrauch des Compaſſes. Compaß iſt ein kleines doſen- oder uhrenartiges Gefäß mit Glasdeckel, worin eine Magnetnadel frei ſchwebend allezeit zum Nordpol hinneigt, alſo dem Schiffer auf der See, dem Reiſenden in der Wüſte bei Nacht oder trübem Wetter überall die Himmelsgegend anzeigt. Schon vor alter Zeit brauchten die Inder auf ihren Meeren ein in einem kleinen Gefäß ſchwimmendes hohles Fiſchchen, das immer nach Norden und Süden zeigte. Siehe Klaproth, lettre à Humboldt 1834.

Die größte Wirkung des Erdmagnetismus iſt das Polarlicht (Nord- und Südlicht), eine excentriſche Ausſtrahlung von Licht in den langen Winternächten der Pole. Die Erde, erdrückt vom Sonnenlicht, kann ihr eigenes Licht nur verſteckt in Abweſenheit der Sonne, in der tiefſten Nacht des von der Sonne bewirkten Erdſchattens leuchten laſſen. Man kann ſich dieſes ſchöne Phänomen nur erklären durch die Einwirkung der aus dem Innern der Erde kommenden magnetiſchen Strömung in die äußere atmoſphäriſche Luft. Das Leuchten hat eher Aehnlichkeit mit dem Zodiacal- und Kometenlicht, als mit etwas Anderem. Wie es entſteht, iſt unbekannt. Daß es häufig ſehr ſtark, dann wieder ſchwach und in vielen Nächten gar nicht vorkommt, hängt wohl mehr von dem Wechſel in der Luft als in der urſprünglichen vom Innern der Erde ausgehenden magnetiſchen Strömung ab, obgleich auch in dieſer Störungen eintreten. Humboldt hat das Polarlicht ein magnetiſches Ungewitter genannt. Den Charakter des Stätigen und Ruhigen verliert es aber auch in ſeinem ſchönen Strahlenſchießen niemals.

Die Pole des Magnets fallen nicht genau mit dem Nord- und Südpol zuſammen, vielmehr gibt es in der Nähe jedes Erdpoles zwei einander gegenüberſtehende magnetiſche Nord- und ebenſo zwei Südpole. Die Abweichung vom wahren Erdpol nennt man die Declination. Die Tendenz der Magnetnadel ſich, indem ſie dem Pol näher kommt, immer ſenkrechter aufzurichten, die Inclination. Die magnetiſchen Pole der Erde fallen nahezu mit den Kältepolen zuſammen. Der Magnetismus drückt die Unabhängigkeit der Erde von der Sonnenwirkung, alſo auch der Wärme aus, er flieht die Wärme, ſeine Kraft wird unwirkſam in dem Maaß, in dem

die Hitze zunimmt. Das Polarlicht charakterisirt die kältesten Nächte der Pole. Man hat daher auch die täglichen Abweichungen der Magnetnadel auf das Verhältniß zur Sonne bezogen. Sie sind im Sommer doppelt so groß als im Winter und weichen täglich von West nach Ost ab. Canton erklärt sie daher aus der Wirkung der Sonnenwärme, durch welche die magnetische Kraft im Sommer geschwächt und überhaupt täglich die Richtung ihrer Abweichung bedingt wird.

Man hat alle Orte auf der Erdoberfläche, welche immer die gleiche Abweichung der Magnetnadel zeigen, durch Linien verbunden, die man Isogonen heißt (wie die Orte, die gleiche Wärme zeigen, durch Isothermen), und wobei wieder die Abweichung der Declination und Inclination unterschieden werden muß. Ein wichtigeres Ergebniß daraus für die tiefere Erkenntniß des Erdmagnetismus steht aber noch aus.

Der Magnetismus hat die anziehende Kraft nicht ohne eine abstoßende. An allen magnetischen Körpern ziehen sich nur die ungleichnamigen Pole an, die gleichnamigen stoßen sich ab, Nordpol den Nordpol, Südpol den Südpol. Alle nicht magnetischen Körper aber werden von allen magnetischen als solchen abgestoßen, was man Diamagnetismus nennt (seit 1846 entdeckt von Fereday) und zwar zeigt sich, je stärker der Magnet ist, nicht dessen magnetische, sondern diamagnetische Kraft stärker.

Einen geheimen und sehr bedeutenden Einfluß übt der Magnetismus auf einen großen Theil der auf der Oberfläche der Erde lebenden Wesen aus. Folgerecht muß er sich in allen Wesen äußern, an der Bildung aller Wesen Antheil haben, die sich durch den Zug nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auszeichnen. Magnetismus ist die Grundbedingung alles individuellen Lebens, weil solches nur aus der gebundenen Masse frei wird, und mithin muß der Magnetismus seine wichtigste Aufgabe im organischen Leben und im höchsten irdischen Wesen, im Menschen selbst zu lösen haben. Der Zug des Magnetismus zu einer außerhalb unsers Sonnensystems liegenden höhern astralischen Instanz wiederholt sich in dem Zuge der Seele, wenn sie im s. g. magnetischen Zustande, im Schlafwachen ist, in den Visionen in unabsehbare Fernen und in die Zukunft. Der Zug des Eisens zum Magnet wiederholt sich im Zuge der Seelen zu einander, in der Liebe. Daher die Alten den Gott der Ehen (Hymenäos) zum Sohn des Magneten (Magnes) machten. Virgils Aeneis IV. 122. Wenn neuere Naturforscher den Magneten das Thier unter den Metallen nannten, weil es selbstständige Begierde zeigt, so ist wenigstens gewiß, daß im Magnetismus

die erſte Spur deſſen vorliegt, was ſich ſpäter in dem Inſtinkt der organiſchen Weſen zeigt, und daß er inſofern als eine Vorbedingung des Organismus betrachtet werden darf.

12.

Electricität.

In der Electricität ſcheint nur die Oberfläche des Planeten gegen die Sonnenwirkung von außen zu reagiren, um ein den Erdbewohnern nothwendiges Gleichgewicht in der Atmoſphäre zu erhalten. Jedes Gewitter iſt eine telluriſche Reaction gegen ein Uebermaß von Sonneneinfluß. Auf der andern Seite aber ſtrebt die Electricität, wie der Magnetismus, auch der Schwerkraft der Erde entgegen, indem ſie überall auf die Fläche der Erde aus dem Innern herausſtrahlt, wie der Magnetismus ſeinerſeits nur von den Polen ausſtrahlt. Die electriſche Ausſtrahlung iſt ſtärker unter gewiſſen Bedingungen, die ſie fördern, z. B. aus einem von Vegetation bedeckten Boden. Aber ſie iſt vielleicht nicht ſowohl eine Folge als eine Urſache der Vegetation. Jede Blume iſt ein kleiner Blitz, entzündet in der mächtigen Reaction gegen die eben ſo mächtige Sonnenwirkung von oben.

Wie der Magnetismus, ſo übt auch die Electricität den größten Einfluß auf die organiſchen Geſchöpfe und auf den Menſchen, aber in ganz anderer Weiſe. Das Electriſche im Menſchen iſt eine Gemüthsaufwallung, nicht zu vergleichen mit dem ſtillen geheimnißvollen Zuge des magnetiſchen Schauens. Im Magnetismus offenbart ſich die Beziehung der Erde zu höhern fernen Welten über der Sonne, in der Electricität nur ihr Widerſtand gegen die Sonne, nur die Individualität des Planeten, ſeine Perſönlichkeit im gemeinen Sinne. Alles was im Menſchen electriſch iſt, dient ebenfalls nur ſeiner Perſönlichkeit zum Ausdruck, ohne alle höhere Beziehung. Die der Wärme unter dem Aequator beſtändig und in höheren Breiten nur im Sommer entgegenwirkende Electricität ſcheint bei der Erweckung der organiſchen Lebensprozeſſe weſentlich mitzuwirken. Dem organiſchen Lebensprozeß ſelbſt, dem Keimen aus dem Samen, dem Aufſteigen des Saftes in den Pflanzenzellen ꝛc. ſcheint ein electromagnetiſches Princip zu Grunde zu liegen, welches mit der Luftelectricität in den Zeiten, in welchen die Pflanzen wachſen, in Wahlverwandtſchaft zu ſtehen

ſcheint. Daſſelbe Princip dürfte in den Nerven und Muskeln des Thiers erregend wirken.

Wenn nicht beſtritten werden kann, daß die Hauptaufgabe der Electricität die Neutraliſirung der Sonnenhitze in den Gewittern iſt, die hauptſächlich in der tropiſchen Zone und im Sommer der gemäßigten Zone vorkommen, ſo dürfte ſie andrerſeits auch die Aufgabe haben, nach der Tiefe der Erde hin die dort vorauszuſetzende Kälte zu neutraliſiren, ſo daß ſie, wie ſie nach oben kühlt, nach unten zu erwärmen hätte. Daraus nun läßt ſich die Wärme unter der Oberfläche der Erde erklären. Der ſtarke Wechſel der obern Electricität entſpricht dem Wechſel der Erwärmung einer Seite der ſich umdrehenden Erde nach der andern und der größern Erwärmung am Aequator als an den Polen. Die untere Electricität im Innern der Erde wird dagegen conſtant wirken, weil die Kälte im Erdcentrum immer dieſelbe bleibt. Dieſe untere Electricität läßt ſich auch aus dem gleichmäßigen Druck erklären, den die untern Erdſchichten durch die obern erleiden. Unter ſtarkem Druck erzeugt ſich Electricität. Man kann das an Mineralen probiren, die man einem ſtarken Druck ausſetzt. Merkwürdigerweiſe wird der Feldſpath (ein Hauptbeſtandtheil des Granits, des tiefſten der uns bekannten Geſteine) durch Druck am meiſten electriſch (nach Haüy's Verſuchen). Durch Seebach iſt die Thermo-Electricität oder electriſche Wärmeerzeugung, durch Peltier die Kälteerzeugung mittelſt des electriſchen Stroms nachgewieſen worden. Die eine iſt gegen unten, die andre gegen oben gerichtet, um die bewohnbare Erdoberfläche nach beiden Seiten hin zu ſchützen. — Wärme verſtärkt die electriſche Spannung, ſchwächt aber die magnetiſche. Durch Reibung, alſo Erwärmung wird der Turmalin, das Siegellack electriſch, dagegen zieht der Magnet das Eiſen um ſo ſchlechter an, je wärmer es iſt. Dennoch ſcheint es urſprünglich dieſelbe Kraft zu ſeyn, die als Magnetismus die Wärme fliehend und gegen dieſelbe ſich negativ verhaltend, als Electricität den Kampf mit ihr aufnimmt.

Durch Electricität wird das Eiſen magnetiſch und aus dem Magnet zieht man electriſche Funken. Beide Kräfte ergänzen ſich am Erdball und wieder in ihrer Wirkſamkeit an den organiſchen Creaturen. Der bewegliche Magnet rotirt um den befeſtigten electriſchen Leitungsdraht. Der bewegliche Leitungsdraht rotirt eben ſo um den feſten Magneten. Der Magnet wird in Rotation geſetzt, wenn ein electriſcher Strom durch ſeine Pole geht. Ein Electromagnet rotirt zwiſchen den beiden Polen

eines Magneten. Ampère glaubt, die Sonne bewirke am Aequator eine große oſt-weſtliche Strömung, durch welche der Erdmagnetismus erregt werde. Man könnte auch umgekehrt ſagen, der Erdmagnetismus erregt die Rotation von Oſten nach Weſten. Beides ſcheint ſich herauszufordern und zu ergänzen. Eine durch die Sonne auf unſerer Erde erregte Electricität gebe ich aber nur in dem Sinne einer electriſchen Erdreaction gegen die Sonnenwärme zu.

Die Electricität erzeugt Wärme, wie das Licht. Sie wechſelt aber mehr und bewirkt viel plötzlicher weit höhere Wärmegrade als das Licht, ſo daß ſie ſich in Bezug auf die Wärme zum mehr ſtetigen Licht verhält, wie in Bezug auf die Bewegung, Anziehungs- und Abſtoßungskraft zum mehr ſtetigen Magnet. Die electriſche Kraft bringt Licht hervor im electriſchen Funken, und zwar gelbrothes Licht bei poſitiver, bläuliches bei negativer Electricität. Biot glaubte, dieſes Leuchten entſtehe nur durch Zuſammenpreſſen der Luft (wie im pneumatiſchen Feuerzeug). Die langſame Ausſtrömung der electriſchen Kraft erzeugt das ſ. g. St. Elmsfeuer, zwei Strahlenbüſchel. Die auf der breiten Erdoberfläche ſtrömende Electricität ſcheint ſich auf Spitzen von Thürmen, Schiffswerften ꝛc. zu concentriren und als Gasflamme ſichtbar zu werden, wie umgekehrt die Electrität aus breiten Wolken von oben ſich in den Funken des Blitzes, aber nur auf einmal und viel gewaltiger, entladet. Die Lichtentwicklung durch Electricität zeigt ſich auch beim Durchgang des Funkens z. B. durch ein Ei, welches gleichzeitig leuchtet. Die electriſche Kraft wirkt ſchneller wie das Licht. Das Licht durchläuft in einer Secunde nur 41,518 geogr. Meilen, der electriſche Funke 72,000.

Die Electricität breitet ſich aus, ſie wirkt in der Fläche, indem zwei einander gegenüberſtehende Flächen z. B. Erde und Luft, Waſſer und Luft, eine untere und obere Luftſchicht, ſich in die electriſche Spannung verſetzen, d. h. wenn die eine poſitiv, die andere negativ electriſch wird. Die Spannung entſteht durch allmählige Ladung und endet in der Entladung, die allmählich durch Zertheilung erfolgen kann, meiſt aber in plötzlicher Concentration der electriſchen Kraft (dem electriſchen Funken oder Blitz) erfolgt. Die Spannung iſt eine Folge der Erwärmung der Luft durch die Sonne. Sie iſt das Mittel, um der allzuſtarken Wirkung der Sonnenhitze zu begegnen.

Die electriſche Spannung wird gehemmt durch gewiſſe für ſie unempfängliche Stoffe, welche die Electricität nicht fortleiten und daher Nicht-

leiter (wie die Nichtleiter der Wärme) oder Isolatoren heißen. Das sind vorzüglich Glas und Seide, zwei sehr künstliche, modificirte, von den Urstoffen am meisten entfernte Stoffe. Man sollte daher vermuthen, je ursprünglicher, älter, unverkünstelter noch die Stoffe gewesen seyen, also bei der ersten Erdbildung, desto mächtiger müsse damals auch noch die Erdelectricität gewesen seyn. Sollte man daraus nicht schließen dürfen, daß die Luft selbst, die ebenfalls ein Nichtleiter ist, innerhalb welcher aber die Wasserdämpfe desto stärkere Leiter sind, nicht zu den ältesten und ursprünglichsten Stoffen gehöre? So oft die electrische Kraft im Leiter durch einen Nichtleiter unterbrochen wird, entsteht ein Funke. So auf Glas, wenn man es mit Metallblättchen belegt. Dann färbt sich der Funke auch anders nach dem Stoff, aus dem das Blättchen besteht. In Gold wird der Funke violett, in Silber grün, in Zinn gelb.

Die Electricität zersetzt schon vorhandene chemische Verbindungen. Sie scheint aber eben so wirksam bei der Erzeugung von chemischen Verbindungen, wenn auch ihre Wirkung hier keine plötzliche ist, wie bei der Zersetzung.

13.

Galvanismus.

Der gelehrte Galvani in Bologna entdeckte im Jahre 1786 zufällig, daß ein todter Frosch, der mit Kupfer und Eisen zugleich in Berührung kam, wie lebendig zu zucken anfing. Das geschah durch eine electrische Wirkung, welche erst aus der Verbindung beider Metalle hervorging. Dieser galvanische Strom, entdeckte man ferner, scheidet chemisch den Sauerstoff und seine Basen aus den Stoffen, zersetzt z. B. das Wasser in seine beiden Elemente Sauer- und Wasserstoff. Das führte zur Entdeckung der Galvanoplastik. Man bediente sich des durch den galvanischen Strom ausgeschiedenen Kupfers zum Ueberziehen jedes beliebigen Körpers mit einer zarten Metallhaut, theils um den Körper in seiner Form zu conserviren, theils um die Form nachzubilden. Derselbe galvanische Strom macht Metalle glühend.

Sofern verschiedene Metalle unter der Erde vorhanden sind, die durch einen dritten Stoff mit einander in Berührung kommen, muß sich auch der galvanische Strom in seiner chemisch zersetzenden Wirksamkeit geltend

machen. Sollte nun dieſe Kraft nicht mitgewirkt haben bei den älteſten Prozeſſen, deren Produkte jetzt im Innern der Erde begraben liegen?

Der Galvanismus ſteht in einem geheimen Zuſammenhange mit der Vitalität. Er ruft nicht nur im todten Muskel die Bewegung ſcheinbaren Lebens hervor, er wirkt auch ſtark auf den Geſchmacksſinn. Die galvaniſchen Pole unterſcheiden ſich auf der Zunge. Auch Töne bringt der galvaniſche Strom im Eiſen hervor. Das erſte gleichſam freiwillige und geiſtige Tönen in der Natur.

Die Wirkung des galvaniſchen Stroms auf den Magnet oder der **Electromagnetismus** iſt beſonders wichtig. Man entdeckte ihn zuerſt, als zu Alkmaar in Holland der Blitz in die Werkſtatt eines Schuhmachers einſchlug und alles Eiſengeräth daſelbſt magnetiſirte, ſo daß Pfriemen, Scheeren, Meſſer zuſammenklebten. Man wußte anfangs mit der Entdeckung nicht viel anzufangen, bis Oerſted ſie verfolgte und regelte. Im Jahr 1820 entdeckte Oerſted in Kopenhagen die ablenkende Einwirkung des galvaniſchen Stroms auf die Magnetnadel und die magnetiſirende Wirkung deſſelben auf Eiſen. In ſpiralförmig gewundenem Eiſen wird dieſe Kraft noch ungleich vermehrt. Man hat ſie daher endlich als electromagnetiſchen Motor zum Betriebe von Maſchinen angewandt (durch Jacobi ſeit 1835). Gauß und Weber benutzten ſie ſchon 1833 durch Fortleitung in einem Kupferdraht zur **Telegraphie**, die erſt durch Steinheil 1838 vervollkommnet wurde. Die Steinheil'ſche Erfindung der zwei in die Erde gegrabenen einander auf meilenweite Entfernung gegenüberſtehenden Kupferplatten, zwiſchen denen die electromagnetiſche Strömung, die über der Erde durch den Draht gezogen, unter der Erde auch ohne Draht wieder zurückläuft, iſt eine der bewundernswürdigſten, die je gemacht worden ſind. Eine Fernwirkung ohne unmittelbare Berührung, wie man keine zweite kennt.

Im Uebrigen bedingen ſich Magnetismus und Electricität gegenſeitig; electriſche Strömungen kreiſen um den Magnet, erzeugen ſich durch den Magnet, wie umgekehrt ein frei ſchwebender Magnet um einen feſten electriſchen Strom rotirt. Von beſonderer Wichtigkeit iſt die Entdeckung, daß der magnetiſche Zug zu den Polen der Erde von einer weſt-öſtlichen Strömung des Electromagnetismus durchkreuzt wird. Sollte nicht die Umdrehung der Erde damit zuſammenhängen und die Ekliptik darauf Einfluß üben? Ampère nahm an, der Erdmagnetismus überhaupt werde erſt durch die um die Erde kreiſenden electriſchen Ströme hervorgerufen, was

wir verwerfen müſſen, weil es nur eine einſeitig von der Electricität ausgehende Wirkung wäre. Hier greifen die phyſiſchen Prozeſſe vielmehr in einander und einer wird durch den andern hervorgerufen.

14.

Die ſ. g. Elemente.

Wenn gleich der alte Unterſchied der vier Elemente (Erde, Waſſer, Feuer, Luft) vor der neuen Wiſſenſchaft nicht mehr gelten kann, ſo bleibt doch der Begriff von Elementen oder Urverſchiedenheiten der Materie unſeres Globus feſtſtehen. Gegen eine abſolute Urmaterie haben wir uns früher erklärt. Wir vermögen nicht einmal eine beziehungsweiſe für unſern Planeten allgemeine Materie zu erkennen, ſondern nehmen überall nur verſchieden beſchaffene Stoffe wahr, die ſich umwandeln und ſelbſt verſchwinden. Doch ändern alle Veränderungen in den Stoffen, die überhaupt wohl meiſt nur auf der Oberfläche der Erde vorgehen, nichts an der Geſammtmaſſe und Schwere des Erdballs, die ſich, ſoweit unſre Erfahrung reicht, immer gleich geblieben iſt.

Wenn auch Luft, Waſſer und Erde nicht mehr als Grundſtoffe gelten können, ſo behalten ſie doch immer ihren Werth als die drei großen Räume, in die alle Stoffe ſich vertheilen müſſen, als die drei über einander liegenden ſcharf von einander getrennten Schalen, die den Kern der Erde einſchließen. In dem Luftkreiſe, der äußerſten durchſichtigen Schale, hat die Chemie als Hauptbeſtandtheile nachgewieſen den Sauerſtoff und den Stickſtoff; in dem Meere, der mittlern Schale, hat ſie wieder Sauerſtoff, aber nicht mit Stickſtoff, ſondern mit Waſſerſtoff verbunden nachgewieſen. Nun finden ſich aber alle drei Stoffe auch wieder in der Erde in mannigfachen Mineralien, Auflöſungen und Gaſen vertheilt und die Chemie vermag die Frage nicht zu löſen, warum der Sauerſtoff gerade in dem zur Bildung des Luftkreiſes und wieder zur Bildung des Meeres erforderlichen Umfang ſich hier mit dem Stick-, dort mit dem Waſſerſtoff verbindet? warum er nicht vorherrſchender andre Verbindungen eingeht? warum gerade ſo viel dieſes Stoffes und nicht mehr oder weniger, eben ſo vom Stickſtoff und Waſſerſtoff vorhanden iſt? Die Quantität bleibt ſich wie die quantitative Verbindung immer gleich. Der Luftkreis nimmt an Ausdehnung weder ab noch zu; wenn er ſich abwechſelnd mit

ſchweren Ausdünſtungen aus dem Waſſer und aus der Erde füllt, ſo reinigt er ſich auch wieder durch naſſe Niederſchläge und electriſche Prozeſſe. Auch das Meer nimmt weder ab noch zu, ergänzt ſich ſtets durch den Zufluß vom feſten Lande und dunſtet ſeinen Ueberfluß aus. Nicht die chemiſchen Urſtoffe, aus denen Luft und Waſſer beſtehen, erklären ihre Ausbreitung, Maſſe und gegenſeitige Lage, dieſe Erklärung kann allein in ihrem Verhältniß zur Erde, zum feſten, von Menſchen allein bewohnbaren Lande, und zu den Pflanzen, Thieren und Menſchen gefunden werden. Luft und Waſſer dienen dem Menſchen und den mitgeſchaffenen Creaturen zu Lebensbedingungen und lediglich deshalb ſind ſie geſchaffen und ſo gegen einander geordnet worden, wie es der Fall iſt.

Die Erde bietet uns eine ſo durchgreifende Verbindung von zwei Urſtoffen, wie Luft und Waſſer, nicht dar. Nur das ſ. g. Urgebirge, der Granit, zeigt in ſeiner maſſenhaften Ausbreitung als Unterlage aller andern Stein- und Erdarten, wie in ſeiner innern Conſtruction, ſofern drei verſchiedene Steinarten (Quarz, Feldſpath, Glimmer) conſtant und gleichmäßig in ihm vertheilt ſind, eine ähnliche Geſetzmäßigkeit und darf inſofern als die dritte feſte Schale des Erdglobus, unter der flüſſigen des Meeres und der durchſichtigen der Luft betrachtet werden. Was unter dem Granit liegt, den wir noch nicht eine Meile tief durchbohrt haben, was noch weiterhin bis zum Mittelpunkt der Erde liegt, weiß kein Sterblicher.

Die Erde iſt viel reichhaltiger an Stoffen, als Waſſer und Luft oder theilt ſie denſelben erſt durch Auswaſchung und Ausdämpfung mit. Ob wir die chemiſch unterſcheidbaren Grundſtoffe im alten Sinn des Wortes als Elemente oder Vorbedingungen höherer mineraliſcher, vegetabiliſcher und animaliſcher Bildung anzuſehen haben und nicht zum Theil wenigſtens als erſt durch die höhern Bildungsprozeſſe Entſtandenes und wieder Zerſtörtes, ein caput mortuum, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Gewiß lag jede höhere Bildung im Stoffe ſchon vorbereitet, die beſtimmte Art des Stoffes aber wurde eben erſt im Bildungsprozeß fertig. Hier liegen die größten Räthſel der Natur noch ungelöst. Die Frage, ob der Kohlenſtoff eher da war, oder die Pflanzen, iſt eben ſo wenig zu beantworten, wie die Frage: ob die Henne eher da war, oder das Ei? Daſſelbe gilt vom Kalke. Er ſcheint ſo genau mit dem Bildungsprozeß der Thierwelt zuſammenzuhängen, daß die Frage, ob das Thier aus vorhandenem

Kalkgeſtein ſich eine Schale formte oder ob aller Kalk ein Thierproduct iſt, noch nicht entſchieden iſt.

Die Chemie kennt bis jetzt 62 Grundſtoffe oder Elemente, die ſich nicht in weitere Beſtandtheile trennen laſſen. Darunter haben Sauer-, Waſſer-, Stick- und Kohlenſtoff die größte Verbreitung. Der Sauerſtoff hat gewiſſermaßen die Herrſchaft, wenigſtens die Initiative, indem er ſich am leichteſten und kräftigſten mit andern Stoffen verbindet und neue Stoffverbindungen mit ihnen zeugt. Die Verbindungen mit Sauerſtoff heißen Oxyde, der mit dem Sauerſtoff verbundene Stoff heißt das Radikal des Oxydes, z. B. in der Schwefelſäure iſt Schwefel mit Sauerſtoff zu einem Oxyd verbunden, folglich iſt Schwefel das Radikal der Schwefelſäure. Nichtmetalle bilden mit Sauerſtoff Säuren, Metalle Baſen. Verbindungen des Waſſers mit Säuren und Baſen heißen Hydrate.

Den Stein- und Erdarten liegt hauptſächlich das Element oder der Urſtoff Silicium (Kieſel, mit Sauerſtoff verbunden die Kieſelſäure) zu Grunde, ſo dem Quarz im Granit und allem Sande; ferner das Aluminium (Thonerde) dem Feldſpath und Glimmer im Granit, dem Thonſchiefer, den Thonarten ꝛc. Auch die im vulcaniſchen Feuer gehärteten Geſteine ſind meiſt urſprünglich nur Kieſel- und Thongeſtein. Die Metalle haben alle ihren eigenen Urſtoff. Indeſſen iſt ſehr die Frage, ob wir etwas einen Urſtoff nennen dürfen, deſſen Zerlegung in verſchiedenartige Beſtandtheile uns bisher nur nicht gelang, vielleicht aber doch möglich iſt. Prof. Schönbein in Baſel hat ſehr intereſſante electriſche Verſuche mit den Urſtoffen angeſtellt und an denſelben Farbenveränderungen hervorgebracht, was darauf hinzudeuten ſcheint, daß Körper, die ſolchen Veränderungen unter einfach electriſcher oder Wärmeeinwirkung unterworfen ſind, nicht einfache ſeyn können. Auch hat derſelbe einen neuen Urſtoff (Ozon) entdeckt, der mit Waſſerſtoff verbunden erſt den Stickſtoff zu bilden ſcheint. Andrerſeits iſt eben ſo wenig gewiß, ob nicht ein ſ. g. Urſtoff nur das Product eines ſehr kunſtreichen organiſchen Prozeſſes ſeyn kann? Der Urſtoff der Kohle, des Kalks könnte wohl von dieſer Art und keineswegs älter, als der Organismus ſeyn. Es würde daher voreilig ſeyn, wollte man annehmen, die durch die Chemie als nicht mehr ſcheidbar nachgewieſenen Stoffe ſeyen jemals jeder für ſich vorhanden geweſen und es ſeyen daraus erſt die verſchiedenartigen Körper zuſammengeſetzt worden. Viel eher iſt anzunehmen, der Stoff, aus welchem

ſie hintendrein chemiſch ausgeſchieden worden ſind, war eher da als die Thatſache und überhaupt als die Möglichkeit ihrer Ausſcheidung, z. B. das Waſſer, die Luft, die Minerale waren eher da, als der aus ihnen chemiſch ausgeſchiedene Sauerſtoff ꝛc. Aus demſelben Grunde, aus dem der Oelbaum eher da ſeyn mußte, als das Oel.

Den Naturprozeſſen, durch welche die mannigfachſten Stoffe erzeugt werden, geht die Chemie nicht anders nach, wie der Jude in Rom den berühmten Raphael'ſchen Tapeten, aus denen er die Goldfäden ausbrannte, ſich rühmend, etwas gewonnen zu haben, während er gerade das eigentliche Kunſtwerk zerſtört hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit der nützlichen Kunſt der Chemie, durch die dem praktiſchen Leben ſo großer Gewinn wird, nicht zu nahe getreten werden ſoll. Nur gegen die falſchen Folgerungen aus ihr muß proteſtirt werden. Sie, welche nur todte Stoffe ausſcheidet, kann Leben weder geben noch erklären. Auf die Naturprozeſſe, welche der chemiſche Prozeß zerſtört, muß gerade der höchſte Werth gelegt werden und die eigentliche Bildungsgeſchichte der Materie fängt erſt da an, wo die Chemie aufhört. Im organiſchen Körper iſt die causa efficiens der Lebenskeim und Lebenstrieb; aber auch die anorganiſchen Körper ſind durch eine Art von Lebenstrieb gebildet und zuſammengehalten, den zu charakteriſiren die Wiſſenſchaft verſäumt hat, um ſich ausſchließlich an der Unterſuchung des caput mortuum zu weiden. Es iſt nicht wahr, das Waſſer ſey eine Miſchung von Sauer- und Waſſerſtoff. Nur das iſt wahr, daß, wenn man das lebendige Waſſer getödtet hat, nichts als Sauer- und Waſſerſtoff übrig bleiben.

Man bezeichnet das geheimnißvolle Geſetz, nach welchem die durch Chemie ausgeſchiedenen Stoffe im Körper vorher verbunden waren, die chemiſche Affinität oder Verwandtſchaft. Allein auch dieſer Begriff reicht nicht aus, um das innerſte wenn nicht Lebens-, doch wenigſtens Bildungs- und Exiſtenzprincip anorganiſcher Körper zu erklären. Denn er ſetzt voraus, das Ganze ſey ein Späteres und aus zwei ihm vorangegangenen Urbeſtandtheilen zuſammengeſetzt worden, während doch in Wahrheit das Ganze eher da war und die Chemie erſt nach deſſen Zerſtörung jene beiden Reſte finden und ausſcheiden konnte. Der große Gegenſatz und zugleich die innigſte Verbindung von Säuren und Baſen in der Chemie, als einer Urehe der Materie, hat doch keineswegs die unzähligen Kinder der materiellen Natur auch nur im Mineralreich erklärt. Vermittelſt des Galvanismus in der Volta'ſchen Säule wird die Polarität

von Säure und Baſis aus den Körpern gleichſam hervorgelockt, der eine Pol iſt dann Säure-, der andre Baſispol. Allein damit wird die wirklich in der Natur vorhandene Mannigfaltigkeit von Stoffen ſo wenig als deren natürliche Verbindung in den Körpern erklärt. Man weiß, daß der Diamant nichts als der reinſte Kohlenſtoff iſt, aber man weiß nicht, wie er dieſe Form hat annehmen können, während er ſonſt als Graphit, als Kohle und in einer Menge von andern Verbindungen und Beſchaffenheiten vorkommt.

Man iſt von der irrigen Vorausſetzung einer Urmaterie ausgegangen, in welcher der erſte Gegenſatz, die erſte Stoffverſchiedenheit durch Polariſation hervorgerufen worden wäre. Damit iſt aber nichts erklärt, denn immer bleibt die Frage übrig: wie entſtand dieſe Polarität? wie war ſie möglich? Wie konnte urſprünglich Gleiches dadurch anders werden? Man hat ferner vorausgeſetzt, die verſchiedenen Stoffe hätten ſich aus dem Waſſer niedergeſchlagen, nach verſchiedener Dichte, Wärme ꝛc., oder ſie ſeyen durch unterirdiſche Gluth in verſchiedenen Graden gebrannt worden. Wenn aber die Stoffe nicht ſchon urſprünglich verſchieden geweſen wären, ehe ſie ſich im Waſſer niederſchlugen oder im Feuer verſchlackten, ſo könnten ſie unmöglich ſo weſentliche Verſchiedenheiten darbieten, wie es der Fall iſt; denn das begreift jedes Kind, daß die Erzeugung von Schwefel, Steinſalz, Kreide ꝛc. nicht von verſchiedenen Graden der Dichtigkeit oder Erhitzung eines und deſſelben Urſtoffs abhängen kann, ſondern daß hier eine urſprüngliche Verſchiedenheit vorliegt. Es iſt die Frage, ob die Pflanze allen ihren Stoff allein aus dem Boden, dem Waſſer und der Luft zieht, oder ob ſie nicht durch ihren Lebensprozeß neue Stoffe erſt durch Umwandlung anderer hervorbringt. Dr. Vogel hat Verſuche darüber angeſtellt, aus denen hervorgeht, daß ſich Stoffe innerhalb der Pflanze erzeugen, die gewiß nicht weder in ihrem Boden, noch in der ſie umgebenden Luft waren.

In der organiſchen Welt ſehen wir von einem kleinen Keim aus das Leben um ſich greifen im Stoff, körperlich wachſen, fremden Stoff in ſich verarbeiten und verwandeln, ganz neue Stoffe produciren, aber immer nach einem vorherbeſtimmten Geſetz und nicht über gewiſſe Grenzen hinaus. Das iſt eine Stoffbildung in zweiter Potenz, der Organismus lebt wie ein Paraſit von den anorganiſchen Stoffen. Sollte aber nicht die Stoffbildung in erſter Potenz, die der anorganiſchen Stoffe, in ähnlicher Weiſe durch Gottes Weisheit in das Nichts hinein projicirt

worden seyn? Und wurde jedem Stoffe nicht seine Art und sein räumliches Maaß nach dem Zwecke vorgeschrieben, zu dem ihn Gott schuf? wie dasselbe in Bezug auf die organischen Bildungen der Fall ist. Ohne allen Zweifel richtet sich das Maaß des in der Welt verbreiteten Sauerstoffs, Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs lediglich nach dem Hauptzweck der Erdenschöpfung überhaupt, der da ist, den Menschen eine Stätte zu bereiten. Die Stoffe sind in und auf dem Erdglobus nur grade in der Art und in dem Maaß vertheilt, wie sie uns am einfachsten und zugleich vollkommensten dienen. Die Luft ist, wie sie ist, nur damit wir in ihr athmen und leben, durch sie schauen und hören können. Der Schwefel, das Steinsalz tief unter der Erde finden sich nur vor und wurden von Anfang an nur in dieser Beschaffenheit ausgebildet und unter der Erde abgelagert, um dem Bedürfniß der Menschen zu genügen.

15.

Allgemeine Eigenschaften der Materie.

Was Materie genannt werden darf, muß auf irgend eine Weise für unsre Sinne wahrnehmbar gemacht werden können und, wenn auch noch so klein, doch undurchdringlich seyn, d. h. selbstständig für sich einen gewissen Raum einnehmen, den so lange es vorhanden ist, nichts anderes einnehmen kann. Ferner muß es, wenn auch noch so klein, doch immer noch einen solchen Umfang einnehmen, daß es theilbar ist. Das Untheilbare ist nicht mehr materiell, nimmt keinen Raum mehr ein, ist Nichts.

In der Materie machen sich zwei entgegengesetzte Tendenzen geltend, die eine concentrische zur Anhäufung, die andre excentrische zur äußersten Zertheilung. Die erstere ahmt die Schwere, die andere die Wärme nach. Jedoch sind es im Stoff selbst liegende dynamische Tendenzen, keineswegs mechanische Wirkungen der Schwere oder Wärme. Die erstere charakterisirt sich wieder besonders als Cohäsion, als die Neigung, eine einzige Gesammtmasse zu bilden, in der keine Theile unterschieden werden, oder als Contraction, Condensation, Verdichtung, Zusammenziehung in einen engeren Raum. Die zweite als Diffusion, Vertheilung und Verstreuung in möglichst kleine Theile, und als Expansion, Ausdehnung, Erfüllung eines größern Raumes. Materien, welche die doppelte Eigenschaft der Contraction (Nachgeben gegen einen äußern Eindruck) und

der Expanſion (Rückkehr in die vorige Lage, wenn der äußere Eindruck nicht mehr wirkt) beſitzen, nennt man elaſtiſch. Die Elaſticität iſt immer eine durch Contraction bewirkte Expanſion, das Zurückſtoßen einer fremden Bewegung, wie die Reflexion des Lichts und das Echo, weshalb der vorher ruhende elaſtiſche Körper, ſobald die Bewegung eines andern in ihn drückt, denſelben durch den Rückſtoß in eine entgegengeſetzte Bewegung zu bringen vermag. Materie, die keiner Bewegung nachgibt, iſt hart, die jeder nachgibt, weich.

Das Gefühl unterſcheidet ferner an der Oberfläche der Materie Glätte und Rauhigkeit, Näſſe und Trockenheit.

Man hat darüber geſtritten, ob die concentrirende und ſammelnde oder die excentriſche und vertheilende Tendenz die urſprüngliche geweſen ſey? ob es urſprünglich Tropfen geweſen, aus denen das Meer, ſ. g. Atome oder Moleküle, aus denen die Geſteine zuſammengeronnen ſeyen, oder ob die Zertheilung erſt der Maſſenbildung nachgefolgt iſt. Am wahrſcheinlichſten hat die vertheilende Tendenz immer nur an der Oberfläche der Erde vorgeherrſcht und die unter dem Einfluß der Sonne gebildete oder modificirte Materie hat ſich überall nur in Tropfen, Staub und Sand niedergeſchlagen. Die ſammelnde Tendenz dürfte dagegen dem Erdcentrum zuſtehen und maſſives, nie getheiltes Mineral den Kern der Erde bilden, was wir freilich nicht wiſſen.

Welche Wichtigkeit man auch und mit Recht der chemiſchen Zurückführung alles Körperlichen auf elementare Grundſtoffe beilegen mag, ſo bleibt doch immer die Hauptſache, die Körper in der Weſenheit zu erkennen, in der ſie vollendet worden ſind und im natürlichen Zuſtand gewöhnlich vorkommen. Wie der Menſch ſelber das Recht hat, daß man ihn nach ſeinem Leben beurtheile und nicht vorzugsweiſe nach dem Befunde ſeiner Section mit dem anatomiſchen Meſſer, ſo hat auch ſchon jedes Mineral das Recht, daß man zuerſt nach ſeiner vollendeten Beſchaffenheit frage und nachher erſt nach ſeinen chemiſchen Beſtandtheilen. Denn Gott hat kein Laboratorium ſchaffen wollen, ſondern eine Welt. Der berühmte Chemiker Liebig hat im Strychnin Waſſer mit Kohlenſtoff und Stickſtoff gefunden, und im Chinin wieder, und im Kaffein wieder, und immer in gleichen Quantitäten, da doch das erſtere ein Gift, das zweite ein Arznei- und das dritte ein Nahrungsmittel iſt. Liebig vermuthet, der Unterſchied, der weder im Urſtoff noch in deſſen Mengeverſchiedenheit liege, werde wohl in einer formellen Lagerung der Stoffe

gegen einander liegen. Gewiß iſt, daß aus der chemiſchen Analyſe allein das eigentliche Weſen der irdiſchen Materie nicht erklärt wird.

Wie jedes organiſche Weſen, Pflanze oder Thier, einen Lebenskeim hat, in welchem der plaſtiſche Trieb liegt, der ſeinen Körper baut und das Leben in ihm erhält, ſo hat auch in der anorganiſchen Natur jede beſondere Art von Körper einen plaſtiſchen Trieb, der ihn formt und erhält. Wir unterſcheiden flüſſige Körper und zwar 1) gas- und luftförmige Fluida, 2) tropfbare Flüſſigkeiten, ſodann feſte Körper. Die erſtern faßt man im Allgemeinen unter den drei Elementen Feuer, Luft und Waſſer, die letztern unter dem Element der Erde zuſammen. Der plaſtiſche Trieb, der einmal Gaſe und Dämpfe, dann Waſſer, dann feſte Körper hervorbringt, findet ſchon verſchiedenartige Stoffe vor, die er nur in conſtantem Verhältniß verbindet (wie z. B. in der Luft Sauer- und Stickſtoff verbunden ſind). Allein wie dieſe Urſtoffe ſich gebildet und geſchieden haben und warum ſie wieder in ſolchem Maße conſtant verbunden werden, bleibt geheimnißvoll und wir können nur ſagen, es exiſtirt nach göttlichem Willen eine der Größe des Erdballs und dem Bedürfniß ſeiner Bewohner entſprechende Maſſe von Urſtoffen, in denen der Trieb liegt, ſich zu ſo vielen und vielerlei Körpern zu verbinden, als demſelben Bedürfniß entſpricht. Es genügt wahrſcheinlich nicht an einfacher chemiſcher Stoffverbindung, ſondern die ſchon verzeichneten allgemeinen Kräfte der Schwere, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus und der Electricität wirken nach gewiſſen Verhältniſſen überall mit. Ihre Aufgabe, ihr Zweck iſt überhaupt, wie es ſcheint, nicht blos die Ausgleichung von Gegenſätzen in der Maſſe des Erdballs und ſeiner Atmoſphäre, ſondern auch und zwar hauptſächlich die Einwirkung in den Stoff, um denſelben auf die mannigfachſte Art zum Nutzen der Menſchen zu verarbeiten, zu individualiſiren und endlich zu beleben. Alle jene allgemeinen Naturkräfte ſcheinen nur dem plaſtiſchen Triebe zu dienen, in ihm zuſammenzuwirken.

Wir haben bisher nur die nothwendigen materiellen Bedingungen der Körper in Betrachtung gezogen. Mit den chemiſchen Beſtandtheilen, dem Maße und der Form ſcheint der Körper als ſolcher zur Genüge fertig zu ſeyn. Er hat aber noch vielerlei Eigenſchaften, die nicht abſolut nothwendig zu ſeyn ſcheinen, die aber unſre Sinne auf mannigfache Weiſe afficiren und uns zum Nutzen und Vergnügen dienen. Das ſind die Eigenſchaften, welche wir durch das Ohr, die Naſe und Zunge und durch das Gefühl der Hand wahrnehmen, Eigenſchaften, die wie die Farben

überall höchst interessant für uns, aber für die Körper selbst keineswegs nothwendig scheinen. Wir sind fast genöthigt, anzunehmen, die Körperwelt könne auch ohne Schall bestehen, und der Schall sey ausschließlich der Menschen wegen, als Vorbild und Ermöglichung ihrer Sprache und Musik in die Körperwelt gelegt worden. Eben so und für uns noch wichtiger, wie die Unterscheidung der Farbe.

16.

Die Form.

Die Form ist, was den Körper sichtbar begrenzt. Die Urform aber ist der Globus, (die Kugel, wenn der Körper fest, der Tropfen, wenn er flüssig, die Blase, wenn er hohl ist). Wir stehen auf dem Globus der Erde und sehen rings um uns das Himmelsgewölbe als die Hälfte einer unabsehbar großen Hohlkugel ausgebreitet. Wie sich die unsichtbaren Gase verbinden, können wir nicht sagen, aber die sichtbare Flüssigkeit hat auch gleich wieder die Tendenz, sich zum Tropfen oder zur Blase zu rollen. Erst in den festen anorganischen Körpern werden gerade Linien, in einen Winkel gestellt oder sich kreuzend, zum Princip der Krystallisation, der Pyramiden-, Würfel-, Kreuz- und Sternbildungen. Beide Urtendenzen Globulation und Krystallisation durchdringen sich und gleichen sich aus in den organischen Formen.

Wir müssen die absolute Form von der relativen unterscheiden, wie sie uns erscheint. Unsern Augen zeigen sich alle Dinge flach, von Linien begrenzt und in der Entfernung verkleinert. Die jeden Körper für unser Auge begrenzende Linie nennen wir seinen Contour. Der Urcontour, die Grundlinie, auf die wir alles zurückbeziehen, ist der Horizont oder die wagrechte Kreislinie, die der Abschnitt der Erdoberfläche bildet, in dessen Mitte wir uns befinden. Die Störung der geraden Horizontallinie durch Gebirge oder durch die Wellen des Meeres sind die Vorbilder aller wechselnden Contoure. Die Gebirge sind plutonisch erhoben, vulkanisch aufgeworfen oder in neptunischem Verbande zerrissen, der Contour daher unregelmäßig und unterbrochen; dagegen kommen in den Wellenlinien, die das aufgeregte Meer vor unsern Augen am Horizonte zieht, alle Fälle des Contours nach dem Gesetz der Mechanik im regelmäßigen Kampf der Schwere

mit der Bewegung vor. Die größte Zufälligkeit der Bewegung herrscht in der Wolkenbildung.

Die nur relativ für unser Auge existirende Perspective verkleinert die Gegenstände nach dem Maaß ihrer Entfernung und verdunkelt sie nach demselben Maaß und nach dem Maaß ihrer eigenthümlichen Helle, so daß hellere Gegenstände auch noch in größerer Entfernung erkennbar bleiben.

Sofern alle Formen nur an Körpern vorkommen, sind alle relativ, d. h. bedingt durch das Wesen und die Bestimmung des Körpers. Absolute Formen, mathematische Grundformen sind nur Abstractionen. Es gibt deren in der Wirklichkeit so wenig, als es einen absoluten Raum oder eine einfache Urmaterie gibt. Deßhalb ist auch die Schönheit der Form immer zunächst durch ihre Natürlichkeit und Zweckmäßigkeit bedingt. Es gibt allerdings typische Formen, die sich unendlich oft in der Natur wiederholen, wie der Globus, in seiner Verlängerung zum Ei werdend, in noch größerer Ausdehnung zum Cylinder, in einfacher oder doppelter Zuspitzung zur Blatt-, zur Herz- und Lanzenform, die Kreislinie zur Schlangen- und Spirallinie; die gerade Linie in Winkel gebogen oder parallel gestellt, der Winkel ausgebildet im Dreieck, in der Pyramide, im Sterne, die Parallele im Viereck, Würfel, Balken ꝛc. Die Gliederung beginnt mit der Abtheilung eines Körpers seiner Länge nach in proportionalen Abschnitten, erhält aber ihre Vollendung erst in der Durchkreuzung der Länge durch die Breitentendenz. Endlich wiederholen sich die Gesetze der Gliederung eines Körpers in der Gruppirung mehrerer Körper.

In den Grundformen liegt etwas Symbolisches. Der Kreis bedeutet die Welt, das Kreuz die göttliche Liebe und Macht, die in der Welt regiert, sie geschaffen hat und den unsterblichen Kindern Gottes Erlösung bringt. Das Viereck bedeutet Festruhendes, Sicheres, den in der Welt befriedigten Geist, das aufstehende Dreieck oder die Pyramide den Höheres suchenden Geist.

Im vollen Tropfen und in dem hohlen Bläschen (dem negativen Tropfen) wird im kleinen die Globulation der Gestirne nachgebildet. Die Tropfbarkeit des Wassers und der s. g. tropfbar flüssigen Materie ist gewiß, so wie die Bläschenbildung des Wasserdunstes und der Luft und die der Zellen in den organischen Körpern. Ob auch feste Materie sich je in ähnlicher Rundung und nicht vielmehr ursprünglich immer krystal-

liniſch gebildet hat, bleibt ungewiß. Indeſſen ſcheint es doch, man dürfe es nicht für abſolut unmöglich erklären. Die Tropfbarkeit geſchmolzener Metalle ſpricht ſchon dafür. Noch mehr das Vorkommen von körnigen Brüchen in ſo vielen Mineralien und des in ungeheuren Maſſen aufgehäuften gleichförmigen Sandes, der nicht durch mechaniſche Zerſtoßung von Steinmaſſen, vielmehr durch dynamiſche Diffuſion zertheilt worden zu ſeyn ſcheint. Im Ei und ſchon im Tropfen des Samens beginnt alles organiſche Leben. Aber ſchon im Waſſer iſt das Leben vorgebildet. Wenn auch das Waſſer nur mechaniſch nach dem Geſetz der Schwere fällt, ſo hat es doch ſchon den Schein der lebendigen Bewegung. Wenn auch der Waſſerdunſt in Blaſen nur mechaniſch vermöge ſeiner Leichtigkeit über die ſchweren Luftſchichten aufſteigt, ſo iſt er doch ſchon das Vorbild der Freiheit und des Hinausſtrebens aus den Banden der todten Materie.

In der Tropfung liegt ein ganz eigenthümlicher Reiz und Naturzauber, den man am lebhafteſten empfindet, wenn man in einer weiten unterirdiſchen Grotte einen Tropfen von der Decke fallen ſieht und dabei klingen hört. Man meint, die erſte gerade Linie und die erſte tönende Saite in der Welt müſſe von einem Tropfen gezogen worden ſeyn. Der eigenthümliche Reiz wiederholt ſich in andrer Weiſe, wenn man einen Thautropfen beobachtet, der noch feſthält, aber jeden Augenblick fallen kann. Iſt es nur das Symboliſche, das uns dabei frappirt? nein. Wir fühlen ein unmittelbares Mitleid. Eine geheimnisvolle Sympathie läßt uns gleichſam mitſchwanken und mitfallen. Die lieblichſte Auflöſung dieſer Angſt iſt das Schmelzen und Verdunſten des Tropfens, bevor er fallen könnte, in der Morgenſonne. Dieſe Angſt des Tropfens zeigt ſich noch auffallender in dem bekannten Leidenfroſt'ſchen Verſuch; wenn man nämlich Waſſer auf eine glühende Metallplatte tröpfelt, ſchmelzen die Tropfen nicht, ſondern tanzen wie vom Schmerz gequält auf der Gluth herum und vereinigen ſich zu einer nußgroßen Kugel, die endlich verdampft. Die Buddhiſten in Aſien verehren im Waſſertropfen das Sinnbild des Lebens und bauen ihre Tempelkuppeln (die ſ. g. Dhagobs) in der Form von Waſſertropfen, oben zugeſpitzten Kugeln.

Kryſtall vom griechiſchen κρύος (Froſt) und στέλλω, (ich ziehe zuſammen,) bedeutet urſprünglich jeden durch Kälte zuſammengezogenen Körper, wie man denn heute noch in den Alpen glaubt, die dort unter den Gletſchern gefundenen Kryſtalle ſeyen nur die äußerſte Concentration des Eiſes. Vgl. Ritter, Aſien II. 1008. Brückmann, von Edelſteinen

S. 31. Derſelbe Gedanke findet ſich in einem altdeutſchen Gedicht. Von der Hagen und Büſching, Muſeum II. 68. Aber nicht bloß der Froſt kryſtalliſirt. Eine Menge Mineralien kommen in ihrem natürlichen Zuſtande nur kryſtalliſirt vor oder gehen auf chemiſchem Wege aus dem flüſſigen in den feſten Zuſtand durch Kryſtalliſation über. Und zwar unterſcheiden ſie ſich nach ihrer Art durch eine andre Winkelſtellung und Seitenzahl. Man kann die meiſten Minerale auch in der kleinſten Geſtalt an der Art ihrer Kryſtallbildung erkennen. Die Kryſtalliſation iſt feſt gewordne Polariſation, weßhalb ihr ein dem kryſtalliſirbaren Stoff inwohnender Magnetismus zu Grunde zu liegen ſcheint. Hier zeigt ſich ſchon eine viel ausgebildetere Individualität, wie im Tropfen und Bläschen. Der kryſtalliſirte Körper nimmt eigne Pole an, die ſich nicht mehr nach denen des ganzen Erdballs richten, obgleich man an einigen Kryſtallen z. B. dem Turmalin, wahrgenommen hat, daß ſeine Polariſation doch mit dem Erdmagnetismus in einer gewiſſen Beziehung ſtehe.

Das formelle Princip des Kryſtalls iſt die Winkelbildung, die im linearen Fortſchreiten zur Verzweigung (dendritiſche Form) und Durchkreuzung, endlich zur excentriſchen Ausſtrahlung nach allen Seiten oder zur Sternform übergeht, in der maſſenhaften Körperbildung aber Dreiecke oder Vierecke bildet, die als Seitenflächen den Körper einſchließen. Die einfachſten kryſtalliniſchen Körper ſind die Pyramide, ein von vier gleichſeitigen Dreiecken, und der Würfel, ein von vier Quadraten eingeſchloſſener Körper. Ziehen ſich beide in die Länge, ſo wird die Pyramide zum Prisma, der Würfel zum Balken. Am häufigſten erſcheint die vierſeitige Pyramide als Zuſpitzung dem Balken aufgeſetzt. Durch Vermehrung der Seiten, durch Abſtumpfung und Abflachung der Ecken und Kanten, durch Aufſetzen eines Kryſtalls auf den andern, oder durch ſeitliches Anſetzen und Durchkreuzen entſtehen faſt unzählbare Kryſtallformen. Der angewachſene Kryſtall bildet Nadeln, metalliſche Raſen, Sammtkryſtalle, in Hohlkugeln (Druſen) die ſ. g. Kryſtallmutter, oder wenn ein Anflug von Kryſtallen anderes Geſtein überzieht das ſ. g. Kryſtallhemde (ſo in der Schweiz genannt. Brückmann, v. Edelſteinen II. 117).

Die beiden Urformen der Tropfen- oder Bläschen- und der Kryſtallbildung liegen vereint allen höhern Formen der organiſchen Welt zu Grunde. Die Gliederung der Pflanzen, der Vogelfedern ꝛc., ahmt die Kryſtalliſation des Waſſers an gefrornen Fenſtern, die dendritiſche Form vieler Alkalien und Metalle nach.

In der Formenwelt wie in den regelmäßigen Bewegungen der Naturkräfte ordnet ſich viel nach dem Geſetz der Zahl, in der Neben-, Ueber- und Unterordnung im Raum, wie in dem Rhythmus der Zeitfolge. Viele Körper ſind nach einer gewiſſen Zahl conſtruirt, wie ſchon der Name Dreieck, Viereck ꝛc. beweist. Die Gruppen werden wie durch die Conſtellation der in ihr vergeſellſchafteten Körper, ſo durch deren Zahl charakteriſirt. Eine unendliche Zahl gibt es nicht, ſo wenig wie Raum und Zeit unendlich ſind. Vielmehr wiederholt die h. Schrift öfters, erſtens, daß alle Dinge gezählt ſeyen, und zweitens, daß nur Gott ſie zähle, z. B. Gott allein hat die Sterne, Gott allein die Haare auf des Menſchen Haupt gezählt. Uns kommt nur ein beſchränktes Zählen zu, wenn wir auch noch ſo große Rechenmeiſter ſind. Und zwar können wir nicht nur nicht ſo weit zählen, ſondern auch nicht ſo kunſtreich rechnen, wie der Schöpfer der Dinge. Wie in den Reigen der Geſtirne, ſo in dem Organismus der höhern Geſchöpfe verbergen ſich Zahlenſyſteme, die noch Niemand ergründet hat.

Daraus aber, daß Gott die materielle Welt, indem er ſie ſchuf, in Zahlen und ſomit in ein Geſetz unabänderlicher Nothwendigkeit gebunden hat, folgt nicht, daß die Zahl das ganze göttliche Geheimniß enthalte (wie heidniſche Philoſophen und ſelbſt noch chriſtliche Sektirer gewähnt haben), noch daß Gott ſelbſt an die Zahl gebunden ſey, wie der Materialismus neuerer Zeit behauptet. Der Geiſt Gottes, der die Zahl ſchuf, wie die Materie, ſteht in ewiger Freiheit über beiden. Wie in der Form, ſo liegt auch in der Zahl etwas Symboliſches. Drei iſt die Zahl des in der Welt als Vater, Sohn und Geiſt wirkenden Gottes, Vier iſt die Zahl der Welt.

17.

Waſſer.

Wie ſich das Waſſer räumlich unter der Luft und über dem feſten Erdkern lagert, ſo hält es auch inſofern eine neutrale Mitte zwiſchen beiden, als es durch Wärme in der Luft verdunſtet und in der Kälte zu einem feſten, dem Erdkern anhängenden Eiſe wird.

Daß ſich der Sauer- und Waſſerſtoff in conſtantem Verhältniß im Waſſer verbunden (je 1 Maaß Sauerſtoff mit 2 Maaß Waſſerſtoff, wobei jedoch zu bemerken iſt, daß der Sauerſtoff 16 mal ſchwerer iſt, als der Waſſerſtoff), iſt durch die Chemie erwieſen, aber warum die beiden ge-

nannten Stoffe ſich gerade in dieſer Ausdehnung mit einander verbinden, ſo daß die Waſſermaſſe im Allgemeinen nie abnimmt, da jeder von beiden doch auch andere Verbindungen eingeht, das iſt wiſſenſchaftlich nicht nachgewieſen. Man muß ſich daher einfach an die Thatſache halten, daß durch das Waſſer ſowohl die Luft als die Erde beſtändig gewiſſermaßen genährt und geſchickt gemacht werden, organiſchen Weſen zum Leben zu dienen.

Das Gewicht des Waſſers gilt für alle irdiſchen Schweren als Einheit, auf die jede andere reducirt wird. Auch in Bezug auf das Licht verhält ſich das Waſſer auffallend neutral, indem es den Lichtſtrahl weder einfach durchläßt, noch zurückwirft, ſondern bricht. In Bezug auf Wärme und Kälte iſt es inſofern der neutralſte Stoff, als es für die Einwirkung beider gleich empfänglich iſt. Nicht minder iſt es neutral in Bezug auf Ruhe und Bewegung, denn in ſeiner Paſſivität ſchlummert eine ungeheure Kraft, die in Bewegung geſetzt, die der Luft im ärgſten Sturm, wie auch die der immer nur vereinzelten Erdbeben in der Wucht der Maſſe noch übertrifft. In Betreff der Formen iſt das Waſſer der neutralſte Stoff, ſofern es ſich als Waſſer in Tropfen, in der Luft verdunſtend als Bläschen, und zum Eis verhärtend als Kryſtall individualiſirt.

Das Waſſer iſt flüſſig und fügt ſich in die Form, die es aufnimmt, aber nach dem Geſetz der Schwere, ſo daß ſeine Oberfläche immer horizontal bleibt; nur in luftleeren Räumen, z. B. in der Spritze, bringt das Waſſer auch gegen das Geſetz der Schwere aufwärts ein. Und im Heber, wo der Druck der äußern Luft von der einen Seite auf das längere Ende des Rohrs ſtärker wirkt, als der Druck der innern Luft im kurzen Ende auf das Waſſer. Deßgleichen im Springbrunnen, wenn der Druck des Waſſers auf den Punkt hin, von wo es nur einen Ausgang nach oben hat, ſtärker wirkt, als der ihm hier entgegenſtehende Druck der Luft.

Waſſer läßt ſich als ſolches nicht zuſammenpreſſen, dehnt ſich aber ſchon als Eis in der Kälte und in ungeheurem Grade als **Waſſerdampf** in der Hitze aus. Dieſer Waſſerdampf nimmt 1700 mal ſo viel Raum ein, als das Waſſer, aus dem es abdampft, und erhält in der Ausdehnung eine bewegende (Stoß-, Druck- und Hebe-) Kraft, die wie ein Wunder erſcheint. Aus einem Kubikzoll Waſſer entwickelt ſich ein Kubikfuß Dampf, der eine Laſt von 2016 Pfund einen Fuß hoch hebt. Das iſt die in den Dampfmaſchinen benutzte Kraft. Dieſelbe Kraft hat unter der Erde Spalten und Höhlen geöffnet. Ohne die Dampfkraft, welche die Oberfläche

der Erde ſpaltet oder hebt, könnte das unterirdiſche Feuer in Vulcanen nicht hervorbrechen. Immer iſt Waſſer erforderlich, was unter der Erde jene Dämpfe nährt.

18.

Luft.

Ueber der ganzen Oberfläche der Erde, ſowohl dem Land als Meer, dehnt ſich der Luftkreis oder die Atmoſphäre aus. Der Erdball ſchwimmt in einem Luftball, wie der Dotter im Ei. Wie hoch dieſer Luftkreis hinaufreicht, iſt noch nicht ſicher ermittelt. Die einen nehmen nur eine Höhe von 5 Meilen an, andere wollen bis auf 27 Meilen hinaufgehen. Jedenfalls nimmt die Dichtigkeit der Luft nach oben immer mehr ab, wie man beim Erſteigen hoher Berge deutlich wahrnimmt. Man mißt die Höhen nach der Abnahme des Luftdrucks auf Queckſilber im Barometer.

Otto von Guerike, Bürgermeiſter in Magdeburg, erfand die Luftpumpe, mittelſt der ein hohler Raum aller Luft beraubt werden kann. Wo keine Luft iſt, dringt die Luft ſogleich herzu, denn ſie ſtrebt jeden leeren Raum zu erfüllen (horror vacui). Otto von Guerike entleerte eine hohle Metallkugel, die aus zwei nur dicht mit den Rändern aufeinanderliegenden Halbkugeln zuſammengeſetzt war, von aller Luft und nun drückte die äußere Luft von allen Seiten mit ſolcher Gewalt auf die Kugel, daß viele von beiden Seiten davor geſpannte Roſſe nicht im Stande waren, die Halbkugeln von einander zu trennen. Die Luft würde nun von der Erde aus in die leeren Welträume ſich vertheilen, wenn ſie nicht andererſeits durch die Eigenſchwere an den Erdball gebunden, durch die Erdſchwere angezogen wäre.

Die Luft drückt auch von unten. Wenn man den Stechheber oben mit dem Daumen zuhält, kann das Waſſer nicht hindurchlaufen, weil die Luft das Waſſer auf der unteren Oeffnung nicht hinausläßt. Der gemeine Heber thut ſeine Wirkung auch nur, weil die Luft ſtärker auf die lange Säule drückt.

Der Luftkreis wird von der Sonne und vom Monde angezogen, wie das bewegliche Waſſer und hat daher auf ſeiner Oberfläche Ebbe und Fluth, die aber unſerer Wahrnehmung entzogen bleiben, weil wir nicht ſo weit hinaufkommen. Die Luft erwärmt ſich durch die Sonne nicht von oben,

ſondern von unten nach dem Maaß ihrer Dichtigkeit. Sie erhitzt ſich nicht in ihrer dünneſten Schicht, wenn dieſelbe auch der Sonne am nächſten iſt, ſondern in ihrer dichteſten Schicht unmittelbar über dem Lande. Die hier unten erhitzte Luft dehnt ſich aber aus und ſteigt in die Höhe (courant ascendant), bis ſie oben abgekühlt wird und wieder ſinkt. Das Aufſteigen des 1782 von Mongolfier erfundenen **Luftballons**, eines mit leichter Luft gefüllten großen Hohlballs, hat keinen andern Grund, als das Aufſteigen der leichteren Dämpfe und Gaſe durch die ſchwerern untern Luftſchichten.

Die Luft hat die Eigenſchaft der Flüſſigkeit in noch weit höherem Grade als das Waſſer. Sie weicht nicht nur überall leicht aus, ſondern ſie hat auch noch eine Dehnbarkeit, die dem Waſſer abgeht. Luft läßt ſich in den kleinſten Raum zuſammenpreſſen und dehnt ſich dann mit ungeheurer Gewalt wieder aus. So leiſtet ſie in der Windbüchſe, was das Schießpulver.

Die Luft beſteht aus 20,8 Sauerſtoff und 79,2 Stickſtoff mit einem überaus kleinen (^{1}—$^5/_{10,000}$) Zuſatz von Kohlenſäure und andern Stoffen, die zur Ernährung der Pflanzen nöthig ſcheinen. In vieler Beziehung iſt das Luftmeer dem Waſſermeer ähnlich. Wir Menſchen leben in dieſem, wie die Fiſche in jenem und müſſen ſterben, wenn wir keine Luft mehr haben. Das Waſſer aber entſpricht der niedern, mehr vegetativen Funktion der Nahrung, die Luft der höhern, mehr animaliſchen des Athmens. Das Waſſer ſetzt den Unterleib, den Bauch, die Luft den Oberleib, die Bruſt voraus. Luft iſt die Welt des Schalles und der Sprache.

Die Luft iſt unſere Schranke, über die wir nach oben nicht hinauskönnen, unſer Kerker, wie das Meer der Kerker der Fiſche, und doch iſt ſie zugleich das Element der Freiheit. Athmen iſt Leben, das freie Athmen iſt das Vorgefühl der Geſundheit. Je reiner und friſcher die Luft, je höher fühlen wir unſer Daſeyn gehoben. Zudem iſt das ungeheure Luftmeer durchſichtig und eröffnet uns den prachtvollen Anblick des geſtirnten Himmels. Daher bewundert ſchon Brockes (irdiſches Vergnügen in Gott II. 273) die Luft, daß ſie „ſo groß ſey und doch unſichtbar".

Obgleich in der Luft ein unendlich größerer und raſcherer Wechſel Statt findet, als im Waſſer, ſo hat ſie doch ganz die nämliche Tendenz der Ausgleichung, wie das Waſſer. Alle Arten von Gaſen, luft- und dampfförmige Stoffe vertheilen ſich in der Luft und verſchwinden in ihrer Gleichförmigkeit. Man glaubt, in frühern Perioden der Erdbildung ſey

der Luftkreis viel höher, dicker und wärmer geweſen. Allein die Luft kann nicht wohl von andrer Miſchung geweſen ſeyn und muß dieſelbe Tendenz zur Ausgleichung damals ſchon gezeigt haben, wie jetzt. Man iſt alſo nur berechtigt, in jenen früheren Zeiten der Erdbildung einen viel energiſcheren Wechſel der Extreme in der Luft vorauszuſetzen.

Das Wichtigſte in der Luft iſt der Wechſel ihres Waſſergehalts und ihre Bewegung im Winde, in Folge deren die Bildung und Bewegung der Wolken. Die Sonne bewirkt Ausdünſtung der Erde und des Waſſers; von Sonnenaufgang an mehrt ſich ſchon der Waſſerdampf in der Luft bei Tage und vom April an im Jahre. Damit hängt auch die Schwere der Luft zuſammen, die durch den Druck auf Queckſilber im Barometer gemeſſen wird und deren Schwankungen hauptſächlich von der verſchiedenen Wärmevertheilung in der Luft herrühren.

19.

Der Schall.

So wunderbar wie das Licht iſt der Schall. Man hat die Vibration der Schallwellen, ihre Reflexion im Echo (entſprechend den Reflexen der Lichtſtrahlen im Spiegel) genau ausgemeſſen, aber dieſe Meſſungen machen nur die Erſcheinung deutlich, nicht die Urſache. Sie ſind auch nur eine Wirkung des Tons in der Luft, aber nicht das Weſen des Tons. Wie unſre Subjectivität ſo organiſirt iſt, daß unſer vornehmſtes Organ, womit wir die Welt einvernehmen, das Auge, das nächſtvornehme aber das Ohr iſt, ſo müſſen wir auch dem Schall neben dem Licht die höchſte Bedeutung in der Natur zuſchreiben. Wie aber unter allen leuchtenden Dingen die Sonne oben an ſteht und unter allen ſchallenden die Menſchenſtimme, ſo ſcheint das Reich des Lichts mehr dem ſtätigen Naturleben im Raum und das Reich des Schalles mehr dem großen welthiſtoriſchen Entwicklungsgang in der Zeit anzugehören.

Kein Schall ohne Luft. Im luftleeren Raum unter der Luftpumpe klingt keine Glocke, in ſtark verdichteter Luft klingt ſie viel ſtärker als gewöhnlich. Im Waſſer aber pflanzt ſich der Ton noch leichter auf weite Ferne fort, und am leichteſten in der feſten Erde, daher man das Ohr auf den Boden legt, um ſehr weit entfernten Kanonendonner, Pferdegetrappel ꝛc. zu hören. Man hört zwei Töne ſtatt des einen, wenn man

unter einem Thurm ſteht und oben ein Schlag fällt, erſtens durch die Mauer, zweitens durch die Luft. Der Schall pflanzt ſich excentriſch fort, wie das Licht, nach allen Seiten. Man charakteriſirt ihn gewöhnlich, wie die Wellenbewegung des Waſſers, als fortſchreitende Schwingungen in verſchiedener Ausdehnung und Schnelligkeit. Die von Chladni entdeckten ſ. g. Klangfiguren, die z. B. auf einer mit Sand beſtreuten Glasplatte entſtehen, wenn man mit einem Fidelbogen daran ſtreicht, bezeichnen nur die Ruhelinien zwiſchen den ſchwingenden Theilen der Platte.*) Welche Schwingungen eine Saite macht, kann man bei jedem Ton derſelben beobachten. Töne aus Blasinſtrumenten, aus dem menſchlichen Munde, fallender Körper ꝛc. pflanzen ſich excentriſch fort, wie die Wellen rings um einen ins Waſſer geworfenen Stein. Wo ſie aber anprallen, reflectiren ſie oder geben einen Wiederhall (Echo). Verſchiedene Beſchaffenheit der Luft und Gegend verſtärkt oder ſchwächt den Ton. Durch Uebertragung der Schwingungen auf einen andern Körper (Reſonanz) wird der Ton am meiſten verſtärkt.

Unter allen Stoffen iſt gerade der härteſte, das in der Nacht der Erde tief begrabene Metall am klangreichſten. Am meiſten dem Licht verſchloſſen, dient es am beſten zum Tönen. Wie zu ewiger Ruhe geſchaffen unter der Erde, macht es grade den lauteſten Lärmen, wenn es erweckt wird.

Schall iſt der allgemeinſte Begriff, unter Ton und Klang verſteht man im engeren Sinn den erſt durch regelmäßige Schwingungen erzeugten, mehr oder weniger muſikaliſchen Schall. Der durch unregelmäßige Schwingungen erzeugte Schall iſt unterſchieden nach der Stärke vom furchtbaren Krachen bis zum leiſeſten Säuſeln, nach der Schnelligkeit vom kurzen Knall bis zum langdauernden Brauſen, nach der Tiefe vom dumpfeſten Brummen bis zum höchſten Pfiff, nach der Vibration (ſchmettern, raſcheln, ſchwirren), nach dem Material (Sauſen des Windes, Plätſchern des Waſſers, Klingen des Metalls ꝛc.). Die Muſik als die Kunſt, durch regelmäßige Schwingungen eine Folge von wohlklingenden Tönen hervorzubringen, iſt nicht das Höchſte, was im Gebiet des Schalles erreicht wird. Ueber ihr ſteht noch die Sprache, als die Vermittlerin des

*) Daſſelbe zeigt ſich im Waſſer eines Glaſes, wenn man dem Glas einen Ton entlockt, auf dem Waſſer bilden ſich dann kleine niedliche Wellen in beſtimmten Figuren.

Geiſtes. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Muſik mit ihren ſtrengen Maßen und Geſetzen gerade zum Ausdruck der Gemüthsbewegungen dient, während die Sprache in ungleich willkührlicherer Verſchiedenheit und ſelbſt Mistönigkeit von den Völkern ausgebildet, dennoch dem Geiſt in ſeinem reinſten Bewußtſeyn zum Ausdruck dienen muß. Das Gemüth ſteht zur Muſik in geheimnißvoller Verwandtſchaft. Die Freude, der Muth, die Trauer muſiciren ſchon im Kinde, ja in Thieren ſelbſt. Eben ſo drängt es den Geiſt, wo er ſich findet, ſich auszuſprechen.

Die Abweſenheit jedes Schalles, die tiefe Stille iſt wie die Nacht und wie die bewegungsloſe Ruhe zwar ein Begleiter des Nichts und des Geweſenſeyns oder Todes, hat aber auch als Gegenſatz gegen verwirrenden und betäubenden Lärm etwas Befriedigendes, Erhabenes und Heiliges, wie die Ruhe und wie die Nacht.

Im weiten offenen Raum verhallt der Ton, im geſchloſſenen Raum hallt er nach und wieder. Der laute Hall im Walde, in Kirchen und Sälen entſteht durch die Zurückwerfung der Schallwellen, gibt ſich aber nur als lautere Verlängerung oder Nachhall des Tons zu erkennen, wenn die Zurückwerfung von allen Seiten Statt findet. Der eigentliche Wiederhall oder das Echo, welches beſtimmte Töne nach einer kurzen Pauſe genau wiederholt, entſteht durch den Rückprall von einer Wand, die ſo weit entfernt iſt, daß der von ihr zurückgeworfene Schall erſt ſpäter in unſer Ohr gelangen kann, als der erſte Schall ſelbſt. Der Schall durchmißt in einer Secunde 1050 Fuß. Das doppelte, dreifache ꝛc. Echo entſteht, wenn in verſchiedenen Entfernungen von einander dem Schall immer wieder eine Wand entgegenſteht, die ihn zurückwirft und von welcher der zurückgeworfene Schall um eine kurze Pauſe ſpäter zu unſrem Ohre zurückgelangt. Ganz ſo wie mehrere hinter einander geſtellte Spiegel uns daſſelbe Bild in immer mehr verkleinertem Maßſtabe zurückwerfen würden. Das Echo iſt eine Spiegelung der Töne, der Spiegel ein Echo des Bildes.

In der Natur kommen die ſtärkſten und zarteſten Echos vor, weil hier die Bergwände theils größer, theils ferner ſind. Den ſtärkſten Nachhall gewähren Höhlen, weil ſie in der Natur größer vorkommen, als die kunſtreichſten Säle.*) Das ſtärkſte Echo hört man bei Gewittern in den

*) Die Smellen nennt man eine Höhle bei Viborg mit einem mächtigen Echo. Als einmal die Ruſſen ins Land gefallen waren und an jene Höhle kamen, warf

Alpen, ein geiſterhaftes Dahinrauſchen der Töne an den langen Felſenwänden des Pilatusberges. Die regelmäßigſten Echos kommen aber an großen und weitläuftigen Gebäuden vor, weil hier die Wände ſyſtematiſcher hinter einander folgen. Daher gibt es eine 40ſylbige Wiederholung einzig an einem Gebäude, der dadurch berühmten Caſa Simonetta.*) Das Echo zu Rosneath in der Gegend von Glasgow wiederholt ein kleines Trompeterſtück, ſobald daſſelbe geendet hat, um zwei Töne tiefer. Dann erſt wird es von einem zweiten Echo wieder um einen Ton tiefer wiederholt, und noch einmal durch ein drittes Echo wieder um einen Ton tiefer. Wunder der Natur, Leipzig 1782 I. 155. Ein Echo in der Gegend von Rouen wiederholt einen kurzen Geſang auf die mannigfachſte Art, nämlich als ob die Töne ſich näherten und wieder entfernten, bald ſtark, bald leiſe, ſogar mit Unterbrechungen, in denen der Ton verſchwindet um wiederzukehren. Der Eine hört die Töne zur Rechten, der Andre zur Linken, der Eine nur einfach, der Andre doppelt. Der Singende ſelbſt hört kein Echo und die das Echo hören, hören ihn ſelbſt nicht. Daſelbſt I. 154. Das Echo am Lurleyfels am Rhein gibt eine Sylbe 17mal zurück, das Echo auf dem Königsplatz in Caſſel 9mal. Zu Adersbach im Felſenmeer wiederholt das Echo ſieben Töne dreimal nach einander, und jedesmal ſchwächer, wenn auch noch ganz deutlich. Am St. Wolf-

---

Einer ein lebendes Thier hinein, deſſen Gebrüll ein ſo ungeheures Echo erweckte, daß die Ruſſen vor Schrecken zu Boden ſtürzten und mehrere von ihnen in Folge der Angſt ſtarben. Olaus Magnus, de gentibus sept. XI. 4.

*) Caſa Simonetta, ein Landhaus in der Lombardei mit einem berühmten Echo. Es hat ſeinen Namen von der berühmten Sängerin Simonetta, die einmal, ohne das Echo zu kennen, von ihrem Liebhaber hieher eingeladen wurde und vor einem angeblich außerhalb lauſchenden großen Publikum ſang. Es war aber Niemand draußen, als ihr Liebhaber, deſſen Händeklatſchen vom Echo hundertfach wiederholt wurde, ſo daß die Sängerin vollſtändig getäuſcht wurde. Als ſie aber den Betrug erfuhr, war ſie ſehr erzürnt und verließ den indiscreten Freund für immer. Das Landhaus aber behielt ihren Namen. Ida Hahn, Jenſeits der Berge I. 61. Schon Pater Athanaſius Kircher kannte dieſes Echo. Vgl. Keyßler, Reiſe S. 292. Wright, Reiſe, im Anhang zu Blainville IV. 451. Literaturblatt 1840 Nr. 58. Es wird bewirkt durch die Gegenüberſtellung der beiden Seitenflügel des Schloſſes, die gegen den Hof zu faſt kein Fenſter haben. Wenn man aus dem Hauptgebäude eine Sylbe ruft, wird ſie von dem Echo 40mal wiederholt. Grüger, Schule der Phyſik S. 496.

gangsſee in Steiermark antwortet das Echo, wenn ſchönes Wetter, aber nicht, wenn trübes bevorſteht. Schaubach, Alpen III. 303. Hugi, Alpenreiſe S. 129, erzählt, es ſey ihm in der Gegend der Wetterhörner ein Mann mit einem 11 Fuß langen Alphorn begegnet, der gegen das Wetterhorn hin geblaſen habe. Da habe das Echo lange geſchwiegen und ſpät erſt angefangen, das ganze Lied, aber in einem ſanft veränderten Ton „wie aus überirdiſcher Ferne" zu wiederholen. Im Winter bei tiefem Schnee und vollkommener Ruhe der Natur ſoll man das Alphorn über drei Stunden weit hören.

Mehrere hundert Seemeilen von der Küſte Braſiliens entfernt hörte man auf einem Schiffe längere Zeit ganz deutlich Glockengeläute und erfuhr ſpäter, es ſey das Geläute in der Stadt San Salvador während eines Kirchenfeſtes geweſen. Schleiden, Studien 1855 S. 125 erklärt das Phänomen aus einer Wiedervereinigung der zerſtreuten Schallwellen, wodurch ſie an einem beſtimmten Punkte wieder hörbar geworden ſeyen, wie ſchwaches Licht ſich in einem Brennpunkt geſammelt wieder verſtärke.

20.

Gerüche und Geſchmäcke.

Zu den phyſiſchen Eigenſchaften der Stoffe und Körper gehören auch die Wirkungen, welche ſie auf den Geruch- und Geſchmackſinn machen. Der Geruchſinn ſcheint bei einigen Thieren den Sinn des Geſichts zu erſetzen, ſie werden durch den Duft aus weiter Ferne angezogen, oder gewarnt. Auch uns Menſchen dient der Duft verborgener Dinge, um ſie uns zu verrathen. Für die Thiere ſcheint indeß der Geruch von viel größerer Bedeutung zu ſeyn, als für uns, wenigſtens haben viele von ihnen einen ungleich geſchärfteren Geruchſinn. Uns Menſchen ſcheint dieſer Sinn weniger abſolut nöthig und macht ſich auch meiſt nur in einer Unterſcheidung des Angenehmen und Unangenehmen geltend. Noch viel mehr, ja ausſchließlich ſubjectiv iſt der Geſchmack. Was wir nicht unmittelbar an die Zunge bringen, hat für uns gar keinen Geſchmack und es ſcheint ganz gleichgültig, wie die Dinge ſchmecken, wenn wir ſie nicht ſchmecken. Der Geſchmack ſcheint nur da zu ſeyn, um uns zu warnen, daß wir nichts Gefährliches zu uns nehmen und um uns den Reiz des Eſſens und Trinkens zu erhöhen.

Trotz der ſubjectiven Bedingungen des Riechens und Schmeckens haben aber die Dinge doch zuverläßig ihren rein objectiven ſpecifiſchen Geruch und Geſchmack, der von ihrem ganzen übrigen Weſen unzertrennlich iſt. Und dieſem ſich ſtets gleich bleibenden Object gegenüber ſcheint vielmehr in der ſubjectiven Empfindung verſchiedener organiſcher Weſen ſehr viel zu wechſeln. Was dem Menſchen unerträglich iſt zu riechen oder zu ſchmecken, darin ſchwelgt ein Thier.

Der Duft iſt eine Ausſcheidung aus dem duftenden Stoff oder Körper, denn er verbreitet ſich von ihm aus in die Runde und verdünnt und verflüchtigt ſich in der Luft nach dem Maße der Entfernung. Man bezeichnet ihn als ein „flüchtiges Oel" oder als ein „elaſtiſches" Gas nur ſehr unbeſtimmt. In vielen Fällen dürfte er gar nicht gasartig flüſſig, ſondern ſtaubartig trocken ſeyn. Er ſcheint Einiges gemein zu haben mit den electriſchen Ausſtrömungen, die bekanntlich auch faſt immer von Gerüchen begleitet ſind. Er wirkt aus der Fläche heraus, wie die electriſche Strömung. Er verſtärkt ſich bei Thieren und Menſchen, wenn dieſelben durch heftige äuſſere oder innere Bewegung gleichſam electriſirt werden. Er hat ſeine poſitiven und negativen Pole, zieht unwiderſtehlich an oder ſtößt aufs widrigſte ab.

Er offenbart, anziehend oder warnend, geheime Eigenſchaften der Dinge, die wir ſonſt gar nicht wahrnehmen könnten, und zwar ſo geheim, daß bei Menſchen die Seele ſelbſt mit ins Spiel zu kommen ſcheint. Menſchen mit reizbaren Nerven und Somnambule beſitzen die Gabe, das Innere, das Seeliſche des Menſchen an einer geheimnißvollen Ausdünſtung (die Kerner Nervengeiſt, v. Reichenbach Od nannte) zu errathen. Darauf ſcheinen auch manche ſonſt unerklärliche Sympathien und Antipathien zu beruhen.

Jeder Verſuch, die Gerüche zu claſſificiren, iſt bis jetzt ungenügend geblieben. Cardanus unterſchied einen odor gravis, foetidus, marcidus und rancidus. Vgl. Cardanus von Nexer und Siber S. 76. Aber auch Linné und Fourcroy brachten keine triftigen Claſſen zuwege, indem der erſtere 7 Claſſen (odores aromatici, fragrantes, ambrosiaci, alliacei, hircini, tetri, nausei) und der andre deren 6 (odeurs extractives, huileuses, fugaces, h. volatiles, aromatiques et acides und hydro-sulphureuses unterſchied. Vgl. Cloquet, Osphreſiologie oder Lehre von den Gerüchen, Weimar 1824 S. 43, der jedoch ſelbſt keine Claſſification zu geben wagt.

Annähernd laſſen ſich die Gerüche mit den Geſchmäcken vergleichen. Dem ſüßen Geſchmack entſprechen auch ſüße Gerüche, dem friſchen, ſäuerlichen, prickelnden Geſchmack auch die friſchen, kühlenden, ätheriſchen Gerüche; dem bittern Geſchmack die brenzlichen Gerüche, dem fetten, weichlichen Geſchmack auch die ſchwefligen und waſſerſtoffhaltigen Gerüche. Das Narkotiſche verräth ſich meiſt im Geruch und Geſchmack zugleich, ſo auch das Spermatiſche und das Gegentheil davon, das Faulichte.

Gerüche ſind die Begleiter von chemiſchen Verbindungen, bei neuen Verbindungen entſtehen neue Gerüche. So riecht die Wurzel, die Rinde, das Blatt, die Blüthe, die Frucht derſelben Pflanze anders und wieder anders, wenn ſie verfault, und wieder anders die Ausſcheidung von Harz, Oel, Säure ꝛc. Zwiſchen der Weinblüthe und dem Weinbouquet im Keller liegen viele Stoffwechſel. Viele Gerüche ſind daher lediglich Produkte der Kunſt, des Verbrauchs, der Abnutzung natürlicher Stoffe. Könnte man die Gerüche daguerreotypiren, ſo würden es treue Lebensbilder ſeyn. Der Geruch individualiſirt ſich nach Lebensſphären. Jede Gemeinſchaft der Menſchen, jede Stadt hat ihren ſpecifiſchen Geruch, die Summe von Ausbauchungen der mannigfachſten Art, des Grund und Bodens, des Waſſers, der eigenthümlichen Vegetation, der Gebäude und deſſen, was man darin treibt, der Produkte, der Thiere und Menſchen.

Im Allgemeinen ſind mineraliſche Gerüche, vegetabiliſche und animaliſche wohl zu unterſcheiden, jedoch ohne daß man darnach die Gerüche claſſificiren könnte. Im Beſondern können die Gerüche auch täuſchen. Bekanntlich wird die wie Aas duftende Stapelia mixta von Aasfliegen für wirkliches Aas gehalten. Die Pflanzen- und Thierwelt bietet in Bezug auf Gerüche gar ſeltſame Spielereien dar. Den ſpecifiſchen Knoblauchgeruch gibt auch Arſenik von ſich und riecht darnach auch eine Kröte. Der ſpecifiſche Veilchengeruch kehrt wieder in einer den verwitterten Granit überziehenden Flechte, dem ſ. g. Veilchenſtein, in der Wurzel der florentiniſchen Schwertlilie, an einem kleinen Fiſche (Osperus operlanus) und im Urin derer, die Terpentinöl getrunken oder nur dem Geruch deſſelben ausgeſetzt geweſen.

Waſſer iſt ein guter Leiter des Geruchs. Wenn man ſich die Hände wäſcht, riecht man daran, was an der trocknen Hand nicht mehr gerochen worden war. Desgleichen ſind Fett und Alcohol gute Leiter, daher die Seifen und Liqueure die mannigfachſten Pflanzengerüche bewahren. Den intenſiv ſtärkſten und dauerhafteſten Geruch hat der Moſchus, ein thie-

riſches Erzeugniß vom Moſchusthier, etwa entſprechend dem Bocksgeruch. Ein einziger Gran Moſchus durchduftet Jahrelang ein Zimmer. Wie die ſtärkſten und zäheſten, ſo gehören auch die widrigſten Gerüche dem Thierreich, die angenehmſten aber dem Pflanzenreich an.

Der Duft macht ſich immer nur in der Luft dem Athmungsorgan bemerklich, der Geſchmack bedarf ebenſo das Waſſer, damit er empfunden werde, daher der Speichel ebenſo Vermittler des Geſchmacks, wie der Athem Vermittler des Geruchs.

Wie der Geruch, ſo hat der Geſchmack ſeinen nächſten Grund in einem chemiſchen Prozeß; wie aber im Duft Electricität mitzuwirken ſcheint, wenigſtens bei gewiſſen Erregungen und Erhöhungen deſſelben, ſo im Schmecken eine galvaniſche Thätigkeit. Die beiden Pole der Volta'ſchen Säule wirken empfindlich auf die Geſchmacksnerven. Wenn ferner der Duft eine Art von Mittheilung der innerſten Weſenheit an die Umgebung iſt, ſo geht im Geſchmack dieſe Mittheilung ſelbſt bis zur Identificirung über. Schmecken begleitet eigentlich nur das Aſſimiliren, das Verſchlingen.

Im Geſchmack läßt ſich ſchärfer unterſcheiden, als im Geruch. Es gibt nur drei Hauptgeſchmäcke, das Saure, Süße, Bittere. Die unzähligen Unterabtheilungen der Geſchmäcke aber auch nur annähernd zu charakteriſiren, verzichte ich.

Drittes Buch.

Die Lehre von den Erdbildungsprozessen (Geologie).

1.

Die Vielgestaltigkeit der Erdoberfläche.

Wir lernen aus der h. Schrift 1) daß Gott die Erde um des Menschen willen geschaffen hat, denn der Mensch war sein letztes Werk und ihm machte er die Erde mit allen Creaturen unterthan; 2) daß Gott, weil der Mensch des Paradieses unwürdig und verlustig wurde, ihm rauhere Erdstriche anwies, die ihn zur Arbeit nöthigten; 3) daß Gott, sofern die Menschen sich in zahlreichen Geschlechtern ausbreiteten und beim Thurmbau der alten Spracheinheit verlustig gingen, und sich nach allen Himmelsgegenden über das Erdenrund hin vertheilten, vorher schon Fürsorge für ihr Unterkommen getroffen, die Erdoberfläche zur Aufnahme jeglichen Volkes nach dessen Art befähigt hatte.

Alles, was wir von der Weltgeschichte wissen, stimmt damit vollkommen überein. Die Weltgeschichte oder das große Schicksal des Menschengeschlechts in seiner Ausbreitung auf Erden, seine physische, geistige und sittliche Entwicklung, sein Verderben in der heidnischen Zeit, seine Wiedergeburt durch die Menschwerdung Gottes, sein Rückfall und die noch nicht vollendete Scheidung seiner Heiligen und Gerechten von denen, welche das letzte Verderben herbeiführen werden, bedurfte zur Unterlage und gleichsam zum Schauplatz diejenige Gestaltung der Erdoberfläche, denjenigen Boden von Ländern und Wohnsitzen der Völker, die wirklich vorhanden sind.

Und nur *darum* ist die Oberfläche unserer Erde so beschaffen, wie

ſie iſt. Die Erhebungen der Gebirge haben lediglich keinen andern Zweck, als einestheils den getrennten Völkern zu natürlichen Scheidewänden zu dienen, anderntheils die Flüſſe zu erzeugen, deren Gewäſſer den tiefer liegenden Ebenen Fruchtbarkeit bringen ſollen, und drittens, den Volkscharakter beſtimmen zu helfen in der Weiſe, wie die Landſchaft überall in Wahlverwandtſchaft ſteht mit dem Gemüth.

Noch beſtimmter hat das Meer den Zweck, die Länder und mithin die Menſchen aus einander zu halten und nur bedingungsweiſe zu verbinden. Von hundert Theilen der Erdoberfläche ſind nur 28 feſtes Land und 72 Waſſer. Woher dieſes Uebergewicht des Waſſers auf der Oberfläche? Zur Trennung der Continente und Inſeln ſcheint doch ſo viel Waſſer nicht erforderlich. Vielleicht aber zur Ausgleichung der Temperatur, zur Nährung der Luft. Auch kann ſich das Waſſer nur auf der Oberfläche anlegen, in das tiefe Innere der Erde kann es nicht eindringen; hier liegen ſchwerere Stoffe. Wenn es ſich nicht auf der Oberfläche ausbreitete, wäre des Waſſers überhaupt zu wenig für den Planeten. Sodann iſt zu erwägen, daß je näher der Sonne, je mehr das Feſte zunimmt und umgekehrt. Wie Jupiter und Saturn uns faſt nur als flüſſige Körper erſcheinen, ſo Merkur als ganz maſſiv. Wir dürfen vermuthen, die Venus habe mehr Waſſer als Merkur, die Erde mehr als die Venus, Mars vielleicht ſchon mehr als die Erde. Auch iſt nicht unmöglich, daß wie bisher ſo auch künftig ſich vielleicht mehr Feſtland über das Meer erheben wird und daß im gegenwärtigen Stadium die Bildung der Erdoberfläche noch nicht vollendet iſt. Inſeln und Berge ſind durch vulkaniſche Kräfte häufig genug noch in der neuern Zeit entſtanden.

Ueber das Verhältniß der Continente zu den Meeren auf der Erdoberfläche hat ſchon Baco von Verulam, dann Reinhold Forſter nachgedacht, Steffens geiſtreich phantaſirt, Humboldt im Kosmos ein Endergebniß gezogen. Auf der Oſthälfte der Erde (der alten Welt) iſt überhaupt mehr Land und dehnt es ſich mehr in die Breite; auf der Weſthälfte (der neuen Welt) iſt weniger Land und dehnt es ſich mehr in die Länge. Dagegen zeigen beide Hauptländermaſſen gemeinſchaftlich 1) eine Halbirung (Afrika verhält ſich zu Aſien mit Europa, wie Südamerika zu Nordamerika), 2) eine größere Breitenausbreitung auf der Nordhälfte (Aſien mit Europa und Nordamerika), eine ſcheinbare Zuſpitzung auf der Südſeite (Afrika und Südamerika), 3) überhaupt an allen Continenten eine Neigung, ſich ſüdlich in Halbinſeln zuzuſpitzen (in der alten Welt Kamtſchatka,

China mit Japan, Hinter- und Vorderindien, in Europa Griechenland, Italien, Schweden, in Afrika das Cap, in Amerika Grönland, Newfundland, Florida, Feuerland); 4) steile und in einfachen Linien langlaufende Ufer auf der Weſtſeite und dagegen ſeichtere und unregelmäßige Ufer mit vielen Inſeln auf der Oſtſeite, woraus zu ſchließen iſt, daß die Continente, wie ſie jetzt ſind, einmal einen gewaltigen Stoß von Weſten, oder noch beſtimmter von Südweſten erhalten haben. Inſelmeere liegen nur auf der Oſtſeite der Continente, ſo in Aſien die japaniſchen, philippiniſchen, oſtindiſchen Inſeln nebſt Ceylon, in Afrika die Inſel Madagaskar, in Auſtralien Van Diemensland und Neuſeeland, in Amerika die Antillen, das Feuerland und die Falklandsinſeln.

Wie weiſe, reich und ſchön auch alles auf der Erdoberfläche vertheilt iſt, um ſie zum Wohnplatz mannigfaltiger Völker zu machen, ſo genügt doch nicht alles auf ihr, um der Menſchen Bedürfniſſe zu befriedigen und große Schätze, die allein zu dieſer Befriedigung dienen, hat Gott unter der Erde begraben, ſo daß ſie der Arbeit des Menſchen zugänglich ſind. Es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß die Anlage dieſer uns ſo wichtigen und unentbehrlichen Vorrathskammern (des Salzes, der Metalle, der Steinkohlen, des Schwefels ꝛc.) ein Hauptzweck der frühern ſ. g. Erdrevolutionen geweſen iſt, in welchen jene Stoffe erzeugt und auch wieder begraben und dadurch conſervirt worden ſind. So lange wir nämlich von keinem andern Zweck jener gewaltſamen Erſchütterungen und Ueberſchüttungen etwas wiſſen, fordert uns die Dankbarkeit gegen Gott auf, in der dadurch ermöglichten und geſicherten Conſervirung jener Stoffe ſeine Güte zu erkennen. Das hat ſchon der eben ſo fromme, als um die Wiſſenſchaft der Geologie hochverdiente Engländer Buckland ausgeſprochen und ſein Ueberſetzer Agaſſiz hätte nicht nöthig gehabt, darüber zu ſpötteln. Gott hat die Erze, Kohlen, Salze ꝛc. als eine Vorrathskammer für ſeine Kinder in der Erde niedergelegt als unentbehrliche Mittel zu ihrer welthiſtoriſchen Fortbildung. Er hat jene Stoffe nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um unſertwillen geſchaffen.

2.

Alter der Erde.

Man hat die Erde zuweilen wie ein lebendes Individuum angeſehen, welches als Embryo beginnt und als Greis endet.

Was Lyell von den electriſchen Strömungen im Innern der Erde, Humboldt von der electro-magnetiſchen Strömung und polaren Lichtausſtrömung, von der innern Wärme und Lebensthätigkeit der Erde ſagt, haben Andere bis zur Vorausſetzung eines wirklichen Organismus des Erdkörpers übertrieben. Carus hält alle Himmelskörper für „kosmiſche Embryonen", frei im Raum ſchwebende Eier. Er iſt desfalls weiter gegangen als jeder Andere. Es iſt eine Spielerei. Organiſches Leben kommt nur den höchſten Creaturen zu, denen die Erde lediglich zum Wohnplatz dient. Nicht das Haus iſt lebendig, ſondern der Menſch, der darin wohnt.

In gleicher Weiſe muß man alle die Vorausſetzungen beſeitigen, die dem Erdball ſeinen urſprünglichen und bleibenden Planetencharakter nehmen wollen. Gott hat den Planeten zu ſeinem beſondern Zweck ganz beſonders geſchaffen, der Planet iſt von allen andern Planeten verſchieden, viel mehr noch von der Sonne und den Kometen. Es iſt mithin unzuläſſig, zu glauben, die Erde ſey ein Stück von der Sonne abgeriſſene Sonnenmaterie, oder aber ſie ſey vormals ein Komet geweſen und zu einem Planeten verhärtet worden ꝛc. Indem Gott die Erde ſchuf und aufs weiſeſte nach den zu dieſem Zweck erforderlichen und für die ganze Dauer der Erde unabänderlichen von ihm allein feſtgeſtellten Naturgeſetzen ordnete und einrichtete, ſtand ihm eine ungemeſſene Zeit zu Gebote, deren Ausdehnung ſein Geheimniß, nie aber von uns weder kürzer noch länger zu berechnen iſt, als die in der Erdbildung vorbereitete und von der Schöpfung des Menſchen an ihren Verlauf nehmende Weltgeſchichte erfordert.

Offenbar zu kurz wird ſie von denen angeſchlagen, welche die ſechs Schöpfungstage für gemeine Menſchentage halten. Offenbar zu lang von den neueſten Geologen, welche Millionen, ja Billionen Jahre brauchen, bis ſie die Erde nur ſo weit fertig haben, daß der Menſch auf ihr entſtehen kann. Daß Gott die Welt in ſechs Tagen (zu 24 Stunden gerechnet) geſchaffen habe, iſt buchſtäblich verſtanden worden nur 1) von Gläubigen, die nichts von der Geologie verſtehen, 2) von Ungläubigen, die da ſagen, weil die Geologie beweiſe, Gott könne die Welt nicht in ſechsmal vier und zwanzig Stunden geſchaffen haben, müſſe die Geneſis Unwahrheiten enthalten, und wenn das einmal gewiß ſey, werde wohl die h. Schrift überhaupt nur voller Fabeln ſeyn. Weder die Unwiſſenheit der Einen, noch der böſe Wille der Andern darf uns hier irre machen. Die ſechs Tage ſind *nicht* buchſtäblich, nicht von ſechsmal vier und zwanzig Stunden zu verſtehen, ſondern müſſen in dem Sinn genommen werden, in wel-

chem die hl. Schrift ſagt: vor Gott iſt ein Tag wie tauſend Jahre und tauſend Jahre wie ein Tag. Pſalm 90, 4. Die Geologen dagegen, welche Millionen und Billionen Jahre lang Kieſel, Thon und Kalk, Steinkohlen ꝛc. ſich ſetzen laſſen, bis die heutige Erdoberfläche als Wohnplatz der Menſchen fertig geworden ſeyn ſoll, nehmen den Mund gar zu voll und widerſprechen ſich ſelbſt, indem ſie andrerſeits (und dieß mit Recht) den atmoſphäriſchen Prozeſſen über der Erde und den chemiſchen an der Erdoberfläche in den Urzeiten eine größere Energie und die Fähigkeit zuſchreiben, in kürzerer Zeit größere Veränderungen bewirkt zu haben, als dieß jetzt möglich wäre.

In Betreff des zunehmenden Alters der Erde, ihrer Zukunft und ihres Endes ſind auch allerlei unſtichhaltige Meinungen aufgetaucht. Anſtatt hier das Ende der Erde ausſchließlich vom Ende der Menſchheit abhängig zu machen und das ſittlich religiöſe Motiv der Weltgeſchichte zu Grunde zu legen, erdichtete man phyſiſche Urſachen des Planetenendes, als ob es gar nicht darauf ankomme, ob dieſes phyſiſche Ende auch mit dem der Menſchheit geſetzten Ende zuſammenträfe oder nicht. Die h. Schrift und jede vernünftige Erwägung der Weltgeſchichte überzeugen uns, daß an ein Ende der Erde gar nicht zu denken iſt, ſo lange die Verheißungen noch nicht alle erfüllt, ſo lange das große Schickſal der Erdenbewohner nicht vollzogen, das Ziel der langen welthiſtoriſchen Pilgerfahrt nicht erreicht iſt. In dieſer Beziehung ſind auch die, nicht ſelten unter den Frommen verbreiteten Verkündigungen eines nahen Weltendes verwerflich und ihre Urheber in der Regel Schwärmer. Auf der andern Seite aber hat man auch keine Berechtigung, die Dauer der Welt noch in unendliche Ferne auszudehnen.

Wir haben ſchon im erſten Buch die Hypotheſen verglichen, nach welchen das ganze Planetenſyſtem ſich allmählig entweder zur Sonne hin oder von der Sonne hinweg bewegen ſoll. Im erſten Fall ſollen alle Planeten zuletzt in die Sonne ſtürzen, ſich mit ihr vereinigen; im andern Fall ſollen ſie ſich immer mehr von ihr entfernen. Beide Hypotheſen ſind vage und heben ſich gegenſeitig auf. Damit hängt zuſammen, was man vom Ende der Erde fabelt. Die Einen laſſen die Erde, indem ſie ſich der Sonne immer mehr nähert, zuletzt verbrennen, die Andern, indem nach ihnen die Erde ſich immer mehr von der Sonne entfernt, laſſen ſie mit allem, was darauf lebt, erfrieren.

Wieder auf andere Weiſe nimmt man ein Altern der Erde von innen

heraus an. Schon Kant hat dieſe Frage erörtert. Die Einen glauben, die Erde müſſe alt werden, ſich abnützen, wie alles andere. Andere glauben dagegen an eine Perfectibilität der Erde, an eine Reproduction des einmal gealterten Lebens auf ihrer Oberfläche durch neue Erdrevolutionen und neue organiſche Entfaltungen. Dieſer angenehmen Hoffnung ſcheint namentlich auch Humboldt zu leben. (Kosmos I. 320). In der That ſtellen die früheren Erdrevolutionen Stufen einer fortſchreitenden Entwicklung und Neugeſtaltung der Erdoberfläche dar, und wenn man das neue Jeruſalem, welches nach dem letzten Naturſchrecken kommen ſoll, ſich noch auf der Oberfläche unſerer Erde gegründet denkt, ſo ſtreitet auch die heilige Schrift nicht gegen die Vorausſetzung. Sie hat aber nur Sinn, wenn man ſtreng dabei ſtehen bleibt, daß die Erde nur im Dienſt des Menſchen ſteht, durch ihre Auseinanderfaltungen nur die höhere Entwicklung des Menſchengeſchlechts ſelber unterſtützen ſoll. Durchaus zu verwerfen ſind dagegen alle Vorausſetzungen eines ſelbſtſtändigen Lebens der Erde, welches ſein eigner Zweck wäre. Ferner kann jene höhere Entfaltung nur Folge einer neuen Erdrevolution, oder mit andern Worten einer Wiedergeburt ſeyn. Denn dem neuen Jeruſalem gehen die apokalyptiſchen Zerſtörungen vorher.

3.

Die Erde vor Erſchaffung des Menſchen.

Die h. Schrift läßt die Schöpfung des Menſchen erſt am ſechsten Schöpfungstage erfolgen und dieſem fünf andere Tage mit den Schöpfungen der Thiere, Pflanzen, des trocknen Landes, des Waſſers, der Luft vorhergehen. Auch alle geologiſchen Forſchungen ergeben, daß lange vor der Entſtehung des Menſchen ſchon Thiere und Pflanzen da waren, ja daß ganze Schöpfungen derſelben untergegangen und unter der Erde begraben worden ſind, ehe eines Menſchen Auge ſie geſehen. Wir lernen jetzt erſt nach und nach dieſe verſteinerten und wieder aufgegrabenen Thiere und Pflanzen kennen, als Leichen, als Gerippe.

Man kann den Zuſtand der Erde vor der Schöpfung des Menſchen mit einem Embryonenzuſtand vergleichen. Die eigentliche Vollgeburt der Erde und ihr Leben im Licht der Geſchichte begann erſt mit dem Menſchen. Der frühere Zuſtand war nur die Vorbereitung, die Reife und Anſammlung der materiellen Bedingungen und Kräfte dazu. Auch jene unterge-

gangenen Pflanzen und Thiere verrathen einen Embryonencharakter, es ſind nur Vorſtufen für die Vegetation und Animaliſation der Jetztwelt. Sie waren ſchon bei ihrer Schöpfung zum Untergang vor der Schöpfung des Menſchen beſtimmt, zwar angehörig dem ganzen Amphitheater von Creaturen, mit deren Beherrſchung Gott den Adam belehnte, daher auch noch im Tode dem Menſchen dienſtbar und nützlich; aber nicht gleichen Ranges mit den Thieren, deren Leben mit dem der Menſchen zuſammenfällt. Wie wichtig und höchſt intereſſant die genauere Kenntniß der verſteinerten Pflanzen und Thiere auch für die allgemeine Botanik und Zoologie iſt, ſo hat man doch Unrecht, die Schranke, welche zwiſchen den lebenden und untergegangenen Gattungen von Gott ſelbſt gezogen worden iſt, nicht anerkennen zu wollen. Die Phyſiognomie der Frühgeburt und des Todes iſt ihnen aufgeprägt und kann durch nichts verwiſcht werden.

Um die Urgeſchichte der Erde zu prüfen und uns eine irgend klare Vorſtellung von ihr machen zu können, müſſen wir auf einen Augenblick zum 3ten Kapitel unſeres 1ſten Buchs zurückgreifen, in welchem wir die ſ. g. Urmaterie, als unnachweisbar verworfen haben. Man denkt ſich gern die Materie, aus der unſer Erdball gemacht iſt, als einen Theil der allgemeinen Urmaterie, abgeſondert wie eine große Dunſt- oder Nebelkugel, deren Nebel aus Atomen oder Molekülen der Urmaterie beſtanden haben ſoll. Dieſe Atome hätten ſich ſodann nach den verſchiedenartigen Naturgeſetzen der Schwere, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Electricität, der chemiſchen Verwandtſchaft ꝛc. ſortirt und für die Zeit ihres individuellen Engagements modificirt, um zuletzt nach Aufhebung aller jener Geſetze und Verbindungen wieder einfache Urmaterie zu werden. Wir behaupten dagegen, eine Urmaterie iſt nirgends in der Natur erwieſen, es gibt eine Materie überhaupt nur, ſofern ſie ſpeciell geartet iſt und es iſt von Gott keine Materie geſchaffen worden, um hinterdrein eine Beſtimmung über ihre Vertheilung zu treffen, ſondern die Beſtimmung gieng vorher. Gott wollte keinen Erdball, kein Waſſer, keine Luft ꝛc., ſondern er wollte Menſchen ſchaffen, und ſchuf alle jene andern Dinge nur als Zubehör zum Menſchen. Er bereitete der Menſchheit gleichſam ihre Wiege, indem er vorher die Erde mit ihren Elementen und Creaturen ſchuf. Die Materie erſcheint überall bedingt durch den Zweck und die Beſtimmung der Körperwelt, dieſe letztere aber wieder durch den höchſten Zweck, die Schöpfung der Menſchen.

Wir folgen der h. Schrift. Im Anfang war nichts, eine Wüſte

und Leere, eine finstere Tiefe. Da ließ Gott, über Wassern schwebend, am ersten Schöpfungstage das erste Licht scheinen, aber noch nicht die Sonne, sondern ein allgemeines Licht, und am zweiten Tage schied er das Wasser; so daß ein Theil der Finsterniß zufiel, der andere Theil dem Licht und zwischen beiden ein weiter Abstand war. Unter dem untern Wasser können wir uns wohl nichts andres vorstellen, als das Meer, das einst die ganze Erde bedeckte, und unter dem obern die Wolken, aus denen der Regen kommt, unter der Veste zwischen beiden aber den Luftkreis. Wie es scheint, war damals ein Wolken- oder Dunstkreis um die ganze Erde gebreitet, ließ aber das Licht von oben durch. Die junge Erde, ringsum Wasser, glich einem neugebornen Kinde mit weicher, zarter Haut, des äußern Schutzes, der Umhüllung bedürftig. Darum spricht der Herr bei Hiob 38, 8: „wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen? da ichs mit Wolken kleidete und in Dunkel wickelte wie in Windeln.“ Hierauf erst schied am dritten Tage Gott das trockne Land vom Meere, wahrscheinlich unter gewaltiger Entladung der obern, wie untern Electricität, wie es in den Psalmen 104, 7. 8 heißt: „von deinem Schelten fliehen die Wasser, von deinem Donner fliehen sie dahin, die Berge gehen hoch hervor und die Breiten setzen sich herunter zum Ort, den du ihnen gegründet hast.“ Kaum war die Erde über das Wasser erhoben, so grünte sie auch schon von Pflanzen noch an demselben Tage, und erst am vierten Tage schuf Gott Sonne, Mond und Sterne. Bis dahin war also die Erde von Wolken verfinstert, jetzt zum erstenmal war der Himmel rein und ließ die Gestirne sehen. Man hat nicht nöthig, die Schöpfung des vierten Tages so auszulegen, als ob Gott Sonne, Mond und Sterne, sofern er sie zum erstenmal durch die Wolken scheinen ließ, gleichsam nur für den Augenschein erst geschaffen habe, während sie vorher schon da waren. Es hindert uns vielmehr nichts, anzunehmen, daß auch die Sonne und die Sterne erst fertig wurden, nachdem die Erde so weit fertig war. Das Licht des ersten Tages konnte ein erst werdendes in der Sonne und in den Sternen seyn, wie auch damals alles auf den dunkeln Planeten noch erst im Werden begriffen war.

Hienach ist also zuerst das Wasser gewesen, dann erst die Luft abgeklärt und zuletzt die Erde gefestet worden. Dem entspricht vollkommen die neutrale Natur des Wassers und seine Fähigkeit nach oben Luft zu entwickeln, nach unten feste Stoffe abzusetzen. Wir dürfen uns übrigens das Urwasser nicht als ein Chaos denken, in welchem alle Stoffe gleichsam

aufgelöst herumgeschwommen wären, sondern wir müssen annehmen, die Verschiedenheit der Stoffe ist erst nach dem Bedürfniß der zum Werden vorausbestimmten Elemente und Creaturen und unter Mitwirkung der allgemeinen Naturgesetze entstanden, denen der Erdglobus unterworfen ist, der Schwere, des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Electricität.

Das Wasser, wie es heute ist, besteht nur aus Sauer- und Wasserstoff. der Stickstoff wurde mit Sauerstoff verbunden zum Luftkreis. Die schwereren Urstoffe, namentlich Kieselerde, Thonerde setzten sich als feste Erde unten, Kohlenstoff könnte vielleicht erst mit den Pflanzen und Kalk mit den Seethieren entstanden seyn.

Was im Innern des Erdballs enthalten ist, wissen wir nicht. Wir können nur, wie bereits im ersten Kapitel des vorigen Buchs erörtert worden ist, aus der gesammten Schwere des Erdballs den Schluß ziehen, er müsse in dem uns unzugänglichen Innern mit einem viel schwereren Stoffe angefüllt seyn, als die Steinarten sind, aus denen der größte Theil ihrer Oberfläche besteht. Man hat daher Metall in ihm vermuthet, weil Metall nicht nur die größte Schwere, sondern auch die größte Empfänglichkeit für Wärme, Magnetismus und Electricität zeigt. Aber wir kennen nur verschiedene Metalle aus geringer Tiefe und es ist uns daher nicht erlaubt, irgend eines dieser Metalle als das centrale Urmetall zu bezeichnen.

Dasjenige Gestein, auf welches man überall, wo man auch in die Erde grub, zuletzt immer gestoßen, und welches so mächtig ist, daß man noch nie eine untere Seite desselben oder etwas Anderes, was unter ihm läge, entdeckt hat, ist der Granit. Da er nicht schwer genug ist, kann er unmöglich das ganze Innere der Erde ausfüllen und es muß noch ein schwererer Stoff unter ihm liegen, den wir nur noch nicht kennen. Gewiß aber ist, daß der Granit den ganzen Erdkern wie eine Schaale umgibt. Granit heißt er von granum (Korn), weil er in seiner ganzen ungeheuern Ausdehnung und Verbreitung doch überall gleichmäßig aus kleinen Theilen (Körnern) von Quarz, Glimmer und Feldspath zusammengesetzt ist. Dieselben scheinen einmal trocken und getrennt gewesen zu seyn nach dem Gesetz der Diffusion, sich aber um den Erdkern gelegt zu haben nach dem der Schwere. Eine Ausgleichung beider Gesetze erkennt man in der Cohärenz seiner drei Bestandtheile. Sie sind nicht mehr zerstreut, sondern gesammelt, liegen aber auch nicht nach ihrer specifischen Schwere über einander, sondern mischen sich in der ganzen Masse so, daß in keinem Kubikzoll ein Bestandtheil allein ohne die beiden andern vorkommt.

Dem Prozeß ihrer Verbindung ſcheint eine gegenſeitige Anziehung und zugleich eine gegenſeitige Entgegenſetzung und Spannung zu Grunde zu liegen. Wie viel dabei auch Wärme mitgewirkt haben mag, ſo iſt doch der Granit, weil ſeine drei Beſtandtheile heute noch verſchiedene Schmelzbarkeit beſitzen, kein Feuerproduct und nicht verſchlackt oder verglast, wie die vulcaniſchen Geſteine. Und wie auch Feuchtigkeit und der Druck des über dieſem Geſtein laſtenden Meeres mitgewirkt haben mag, ſo iſt der Granit, weil ſeine drei Beſtandtheile heute noch verſchiedene Schwere beſitzen, doch auch kein Waſſerproduct, wie die neptuniſchen Schichten, denn ſonſt würde er geſchichtet, ſeine Beſtandtheile würde über einander gelegt, nicht durchaus gleichförmig gemengt ſeyn.

Im Granit ſcheint eine Ausgleichung von verſchiedenen Urſtoffen Statt gefunden zu haben, wie in der Luft und im Waſſer. Und wenn die Luft die äußerſte, das Meer die nächſte innere Schale um den Erdball iſt, ſo bildet der Granit die dritte oder feſte Schale. Dieſe Bedeutung des Granits für den ganzen Erdkörper darf nicht aus dem Auge gelaſſen werden, wie man ſich auch den weichen Zuſtand, in dem er zu Bergen erhoben worden iſt, erklären mag. Die Erzeugung von Feldſpathkryſtallen in Hochöfen (durch Kerpen) und von Glimmerkryſtallen (durch Mitſcherlich) beweist zwar die Möglichkeit einer Entſtehung von einzelnen Beſtandtheilen des Granits im Feuer, aber noch nicht ſeine Geſammtentſtehung und namentlich nicht die regelmäßige Vertheilung der drei Beſtandtheile im Granit. Man muß um ſo vorſichtiger ſeyn, dem Granit einen ausſchließlichen Urſprung im Feuer zuzuſchreiben, als thatſächlich ſein wichtigſter Beſtandtheil, der Quarz, auf naſſem Wege kryſtalliſirt werden kann. Aus Fluor-Silicium-Säure, etwa 7 Wochen lang einer Waſſerbatterie ausgeſetzt, bildet ſich der ſchönſte Quarzkryſtall. Buckland, Geologie I. 48.

Ueber dem Granit haben ſich die ſ. g. neptuniſchen Erdſchichten (auch Sediment, das Niedergeſeſſene, genannt) abgelagert, welche theils ſpätere Niederſchläge aus dem Waſſer, theils Ausſchwemmungen von den ſpäter erhobenen Bergen, theils Ueberbleibſel von Pflanzen und Thieren ſind. Hebung von unten (die ſ. g. plutoniſche) hat den Granit ſtellenweiſe als ſ. g. Urgebirg über dieſe neptuniſchen Schichten aufgerichtet. Zuletzt ſind, jedoch wieder nur ſtellenweiſe, vulcaniſche Feuerſchlünde und Erzgänge ſowohl durch den Granit, als durch die neptuniſchen Schichten aufgebrochen.

Der Zweck dieſer Störungen war kein anderer, als die Erde über

das Waſſer zu erhöhen und zum Wachsthum und zur Ernährung von Pflanzen, Thieren und Menſchen auf Jahrtauſende hin zu befähigen.

4.

Der vermeintliche Gluthzuſtand der Erde.

Die vulcaniſchen Phänomene, feuerſpeiende Berge, Erdbeben, heiße Quellen, und mehr noch die ſ. g. plutoniſche Hebung des Urgebirgs oder Granits, der die größten und höchſten Berge bildet, endlich die Wahrnehmung in vielen Schachten, daß die Wärme im Innern der Erde zunehme, haben zu einer Vermuthung geführt, welche noch von den meiſten Geologen getheilt wird, daß nämlich das ganze Innere der Erde glühe, feuerflüſſig ſey und durch die oben genannten Erſcheinungen eine fortwährende Einwirkung der Gluth auf die äußere, bereits erkaltete Schale der Erde bethätige. Der große Philoſoph Leibnitz war der erſte, der in ſeiner Protogäa dieſe kühne Hypotheſe aufſtellte. Jetzt haben bedeutende Geologen angefangen, ſie wieder zu beſtreiten.

Man pflegt die Urſache der großen Erhitzung des Erdballs in dem gewaltigen Umſchwung deſſelben um ſich ſelbſt und um die Sonne zu ſuchen; allein, wenn dieſe Bewegung wirklich den Erdkörper ſo ſehr erhitzen könnte, müßte die ſtets fortdauernde Urſache auch eine ſtets fortdauernde gleiche Wirkung hervorbringen; alles, was von der Erde irgend brennbar iſt, müßte längſt verbrannt ſeyn oder noch immer brennen, und zwar an der Oberfläche, denn brennbare Körper entzünden ſich durch rapide Umdrehung nicht in der verhältnißmäßig ruhenden Mitte, ſondern an der Oberfläche, welche den weiteſten Kreis um den Mittelpunkt beſchreibt, daher die größte Schnelligkeit der Umdrehung beſitzt und zugleich die Reibungsfläche iſt.

Man behauptet ferner, die Erde müſſe feuerflüſſig geweſen ſeyn, weil ſie ſich ſonſt nicht habe abrunden können; allein das Abrunden hängt nicht von irgendwelchem Material oder deſſen Zuſtand ab, ſondern von der Schwerkraft und Rotation, der die Materien unter allen Umſtänden gehorchen müſſen.

Man erklärt die Abkühlung der Erdoberfläche aus den angeblichen 40 Grad Kälte, die man dem leeren Raum zuſchreibt. Indem ſich der glühende Erdball in dieſem kalten Raum umſchwinge, habe er auf der Außenſeite erkalten müſſen. Allein der leere Raum hat nicht 40, hat

überhaupt gar keinen Thermometergrad weder über noch unter dem Gefrierpunkt, er iſt völlig indifferent. Die Kälte in der oberſten und dünnſten Luftſchicht iſt nur eine relative, bedingt durch die Wärme der untern Schichten. Wärme und Kälte auf der Erde hängen gar nicht vom leeren Raum, ſondern von der Stellung der Erde zur Sonne, vom Aequator und den Polen ab.

Man erklärt Luft, Waſſer, und alle Erd- und Steinarten für erkaltete Rückſtände der Gluth auf der Oberfläche, während dieſelbe Gluth im Innern der Erde noch immer fortdaure. Die Luft ſey ein Reſt der von der Gluth aufgeſtiegenen Gaſe, das Meer ein Niederſchlag aus dieſen Dämpfen, das Erdreich nur Schlacke, Calcinirung, Aſche des verbrannten Urſtoffs. Allein wenn alle dieſe verſchiedenartigen Stoffe ſchon im glühenden Urſtoff enthalten ſeyn mußten, um überhaupt von ihm ausgeſchieden werden zu können, ſo ſollte man meinen, hätte ſie Gott gleich anfangs ſchaffen können, wie ſie ſind, und nicht nöthig gehabt, ſie in die angebliche Urmaſſe hineinzulegen und dann durch Verbrennung wieder zu reduciren. Wie viel Gefälliges und Annehmbares, weil Bequemes, die Vorausſetzung eines urſprünglich allgemeinen und auch jetzt noch wenigſtens in ihrem Innern fortdauernden Gluthzuſtandes der Erde haben mag, ſo bleibt ſie doch unhaltbar, weil ſie zugleich ohne irgend ein Bedenken und ohne eine Erklärung vorausſetzt, die in der Erde glühende Lava habe, wie in einem Tiegel, die verſchiedenartigen Grundſtoffe zu alle dem enthalten, was heute die Oberfläche der Erde ſchmückt. Immer und immer wieder wird Biſchofs Verſuch (eine maſſive Eiſenkugel glühend zu machen, die dann von außen abkühlt, aber noch lange lange im Innern fortglüht), als maßgebend angeführt. Aber die Langſamkeit der innern Abkühlung zugegeben, aus einer glühenden Metallmaſſe läßt ſich doch wahrhaftig keine Atmoſphäre, kein Meer, kein ſo überaus mannigfach geſtaltetes Mineralreich weder herauszaubern, noch erklären.

Man muß ſich wundern, wie ſelbſt namhafte Gelehrte ſo leichthin ſagen können: „Nach dieſer Theorie war alſo die Erde im Anfange geſchmolzen und erhielt dadurch bei ihrer Rotation die Abplattung. In dieſem früheſten Zuſtande war natürlich alles Waſſer als Dampf in der Atmoſphäre. Durch die Abkühlung bildete ſich nach und nach eine immer dicker werdende Rinde, die in Folge der Abkühlung und dadurch bedingten Zuſammenziehung Riſſe und Spalten bekam. In dieſe und überhaupt auf die ganze Erdoberfläche ſtrömten dann bei fortwährender Erkaltung,

an der auch die Atmosphäre Theil nehmen mußte, die sich verdichtenden Wasserdämpfe hernieder, ein Meer und die ganze Erde bildend." Pfaff, Schöpfungsgeschichte S. 183. Woher kam denn das Wasser? warum mußte es denn „natürlich" in der Atmosphäre seyn? Eine glühende Metallkugel wird an und für sich kein Wasser produciren. Der Umstand aber, daß jetzt Wasser da ist, genügt nicht, um sein Entstehen aus der Atmosphäre einer glühenden Metallkugel zu erklären.

Man hat ferner wahrgenommen, daß es unabhängig von der von oben her wirkenden Sonnenwärme, eine eigenthümliche Wärme im Innern der Erde gebe, die von der Oberfläche gegen die Tiefe nach unten hin zunimmt, und das hat als Hauptbeweis für den innern Gluthzustand der Erde gelten müssen. Man nimmt an, daß mit je 100 Fuß Tiefe die Wärme nahezu um einen Wärmegrad des 100theiligen Thermometers zunehme. (Nach Humboldt schon bei 92, nach Pfaff erst bei 105 Fuß.) Die Sache verhält sich jedoch verschieden. In einem artesischen Brunnen bei Neuffen nimmt die Wärme schon bei 34 Fuß um einen Grad zu, an andern Orten weit langsamer. Naumann, Geognosie I. 37, führt aber als Minimum für 1 Grad 444 Fuß an. Im Schacht von Oaltfield war die Temperatur anfangs 77 Grad, fiel aber auf 66, als er nicht mehr bebaut wurde, zum Beweise, daß die Bergleute mit ihrer Leibeswärme, ihren Lampen ꝛc. die Wärme von oben in den engen Raum mit hinunterbrachten (Wagner, Gesch. d. Urwelt S. 50). Prechtl erklärt die Wärme in der Tiefe nur aus dem Druck der Luft von oben, nicht aus einer Ursache von unten. Den Einwurf, daß das Meer, dessen Boden weit tiefer liegt als der tiefste artesische Brunnen oder Schacht auf dem Festlande, doch unten kalt, also von keiner Erdwärme erhitzt sey, beseitigt Pfaff (Schöpfungsgeschichte S. 172) einfach durch die Behauptung, unter dem Meere und durch die abkühlende Einwirkung desselben sey eben die Erdkruste schon längst erkaltet, und es sey durchaus nicht zuständig, eine regelmäßige Incrustirung der abgekühlten Masse von außen her nach innen anzunehmen, sondern dieselbe gehe unter lokalen Bedingungen bald tiefer, bald nicht.

Man hält endlich die heißen Quellen und die Vulcane, die aus bedeutenden Tiefen erhitztes Wasser, glühende Lava ꝛc. hervorbringen, für untrügliche Beweise, daß die ganze Erde wie eine Bombe inwendig mit einer feuerflüssigen Lava ausgefüllt seyn müsse. Allein man ist, um eine so kleine Wirkung zu erklären, nicht befugt, zu einer so großen Ursache seine Zuflucht zu nehmen. Die heißen Quellen und Vulcane sind zer-

ſtreute, vereinzelte Vorkommniſſe, die man nach ihren notoriſchen Auswürfen und Niederſchlägen von Schwefel, Salz, Asphalt ꝛc. aus der Entzündung brennbarer Stoffe unter der Erdoberfläche genügend erklärt, ſo wie die Entzündung ſelbſt aus dem Zufluß des atmoſphäriſchen Waſſers von oben her, welches durchſickernd in dem entzündlichen Material z. B. dem Schwefelkies, Dämpfe erzeuge, die unter dem ungeheuren Druck der darauf laſtenden Erdſchichten ſich mit all der Kraft, die dem gepreßten Waſſerdampf eigen iſt, Luft zu machen ſuchen, und wo ſie hinaus können, das erhitzte Material, Waſſer oder Lava, mit emporreißen. Vgl. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche II, 31.

Auch die ſ. g. plutoniſchen Geſteine, welche die größte Maſſe der Gebirge bilden und die unſtreitig von unten erhoben worden ſind, liefern keinen Beweis für einen Gluthzuſtand der Erde. Denn ihr kryſtalliniſches Gefüge beweist nicht, daß ſie je im Feuer geglüht haben, vielmehr ſpricht die ungleiche Schmelzbarkeit der drei Beſtandtheile des Hauptgeſteins Granit gegen jene Vorausſetzung. Die Hebung ſo großer Geſteinsmaſſen läßt ſich aber erklären, auch ohne daß ſie aus einem glühenden Lavameer müßten emporgequollen ſeyn.

Prechtl glaubt, die ins Innere der Erde eingedrungene Luft habe durch den Druck von oben die Hitze erzeugt, ſofern bekanntlich ſtark zuſammengepreßte Luft ſich erhitzt. Andere nehmen lieber Waſſer an, was mit Schwefelkies verbunden, unter der Erde gewaltige Dampfkräfte entwickle. Indeß läßt ſich Mehreres dagegen ſagen. Wenn es ſich blos vom Verzehren eines Schwefelkieslagers handelte, ſo würden doch weder Vulcane noch heiße Quellen Jahrtauſende hindurch in gleicher Thätigkeit bleiben, ſondern der Stoff müßte ſich endlich aufzehren oder im Quellengehalte müßten Aenderungen eintreten, was bei vielen heißen Quellen doch nicht der Fall iſt. Man ſieht ſich alſo gezwungen, nicht blos an chemiſche Verbrennungsprozeſſe, ſondern an allgemeine im Planeten wirkſame mit Feuererſcheinungen verbundene Kräfte zu denken.

Daß electriſche Strömungen den Erdball durchziehen, iſt erwieſen. Wenn die Erdelectricität einerſeits den Zweck hat, von der Erdoberfläche aus gegen ein Extrem von Sonnenwärme zu reagiren, ſo könnte ſie (gleichſam im Dienſt des Magnetismus, der gegen das Erdcentrum eben ſo gewiß reagirt, wie gegen die Sonne) auch berufen ſeyn, gegen die Kälte im Centrum zu reagiren und würde demnach die Wärme im Innern der Erde von einer electriſchen Spannung herrühren können, die ein gewiſſes Maxi-

mum nicht überschreitet. Der Engländer Lyell wollte keinen groben chemischen Verbrennungsproceß zulassen, sondern erklärte den Vulcanismus aus electrischen Strömungen unter der Erde, welche eine langsam zersetzende Kraft gleich der Volta'schen Säule ausüben und eine constante Quelle chemischer Wirkungen und somit auch der vulcanischen Hitze werden. Vgl. Lyells Veränderungen der unorganischen Natur, deutsch von Hartmann 1841 S. 595. Auch Humboldt (Kosmos I. 325) anerkennt ein „inneres Leben der Erde in ihrem Wärmegehalt, in ihrer electro-magnetischen Spannung, und ihrer Lichtausströmung an den Polen, endlich in den chemischen Prozessen des Vulcanismus," und er verbindet damit die geistreiche Hypothese einer Perfectibilität der Erde, eine fortwährende, wenn auch nur in großen Perioden fortgesetzte Entwicklung und Veränderung der Erdoberfläche von innen heraus.

Die Entzündlichkeit scheint jedenfalls nicht tief unter der Erdoberfläche Statt zu finden. Atmosphärisches Wasser und Luft scheinen nothwendig hinzutreten zu müssen, ehe sich brennbare Schichten unter der Erde entzünden können. Das plutonische Gebirge hat sich schwerlich ohne Mitwirkung von Wasser und Luft gebildet. Was aber auch Feuer, Wasser, Luft in ihm gewirkt haben, so muß der Zündstoff schon vor der Schmelzung, Oxydirung ꝛc. verschieden gewesen seyn, denn die Gebirgsarten sind nicht dem Grade der Verdichtung oder Schmelzung nach, sondern der ursprünglichen Art nach verschieden.

Wenn wir nun auch bis jetzt nicht wissen, was unter dem Granit liegt und aus welchem Stoffe der dicke und schwere Kern des Erdballs besteht, so dürfen wir in demselben doch nicht Feuerflüssigkeit, Gährung, Selbstverzehrung, sondern im Gegentheil Erstarrung, Kälte und die trägste Passivität unter dem Gesetz der Schwere voraussetzen, das Unbeweglichste, Unveränderlichste in der ganzen Natur, während Bewegung, Wechsel, Wärme, Diffusion, Scheidungen und wahlverwandtschaftliche Bindungen, Kampf und Leben allein der Oberfläche zukommen. Man soll dabei niemals vergessen, daß der Durchmesser des festen Erdballs 1719 geographische Meilen beträgt und daß wir in denselben noch nicht eine einzige Meile tief eingedrungen sind. Vom höchsten Gewitter in der obern Luft bis zur tiefsten Brandstätte der Vulcane mißt man nur wenige Meilen. Alle drei Schalen, die den Erdball von außen umgeben, Luftkreis, Meer und Granit mit seinen Auflagen, bilden nur einen schmalen Rand um den ungeheuern uns noch ganz unbekannten Erdkern.

Sofern der vorausgesetzte Brand im Innern der Erde durch nichts bewiesen werden kann und aus einer Menge von guten Gründen im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, befremdet die Dreistigkeit, mit welcher gleichwohl manche Naturforscher Folgerungen daraus ableiten. So berechnete noch unlängst Boué in Jamesons Journal, die Erde könne sich von ihrer ersten Gluthhitze bis zu ihrer gegenwärtigen Temperatur nur abgekühlt haben in einem Zeitraum von 350 Millionen Jahren, so alt also müsse sie wenigstens seyn. Die Einheitzungstheorie, obgleich sie gegenwärtig von sehr angesehenen Gelehrten getheilt wird, ist doch eine ganz so rohe Vorstellungsweise, wie es ehemals diejenige war, welche die Sonnenwärme nur aus einem unaufhörlich in der Sonne brennenden Feuer erklärte; die Erde aber brennt so wenig, wie die Sonne.

5.

Das Urmeer und seine Inseln.

Die Geologie ist mit der h. Schrift darin einverstanden, daß die Erde einmal ganz und gar in Wasser eingehüllt war und wie ein ungeheurer Tropfen im leeren Raume schwamm. Wenn nun auch das Wasser, damals wie heute, wesentlich nur eine Mischung von Sauerstoff und Wasserstoff gewesen seyn kann, so sind ihm doch heute noch eine Menge anderer Stoffe beigemischt, und damals ist es wahrscheinlich noch reichlicher damit geschwängert gewesen. Und wahrscheinlich war auch der Luftkreis in Folge der Ausdünstung des Meeres weit reichlicher mit Wasserdunst und andern Gasen erfüllt. Endlich dürfte auch der Granit unter dem Meere noch gewässert, ein Schlamm gewesen seyn. Seine Erhärtung dürfte wie die Reinigung der Luft durch Trocknung oder Entwässerung bedingt gewesen seyn und wie zur Reinigung der Luft hauptsächlich, wie heute noch, die obere Electricität mitgewirkt hat in wahrscheinlich sehr energischen urweltlichen Gewittern, so dürfte auch bei der Trocknung des Granits eine untere Electricität wirksam gewesen seyn. Und war es nicht vielleicht dieselbe Kraft, welche von unten wie von oben gegen das Wasser reagirend, nach einer bisher durch das Wasser verhinderten unmittelbaren Berührung der Luft mit dem Granit strebte?

Die Vulcane sind viel späteren Ursprungs. Um sie zu ermöglichen, mußten erst große Massen von Inflammabilien, namentlich Schwefel, aus

dem Urwasser ausgeschieden, mit andern Erdschichten auf dem Meeresboden über der alten Granitschale abgelagert und wieder zugedeckt seyn, um später entzündet werden zu können. Allein auch bei ihrer Bildung möchten wir eine Mitwirkung der Erdelectricität nicht ausschließen. Kann der Blitz heute noch einen ganzen See schwefeln, so dürfte die Bildung des Schwefels in mannigfachen Verbindungen, nicht blos mechanisch noch chemisch, sondern auch electrisch vermittelt seyn.

Das Urmeer wird noch eine Menge Säuren und ihre Basen, Alkalien, Salze, Metalle in flüssiger Auflösung enthalten haben, die erst nach und nach ausgeschieden und in dem dem alten Granitboden aufgelagerten Sediment abgesetzt wurden. Die Anwesenheit so vieler giftiger Stoffe im Meer schloß das organische Leben aus, daher wir auch in den tiefsten Sedimentschichten oder Erdablagerungen zunächst auf dem Granit keine Spuren weder von Pflanzen noch Thieren finden. Die stufenweise Reinigung des Urmeers hängt genau mit den stufenweisen Ablagerungen und dem allmähligen Beginn und Zunehmen der organischen Bildungen zusammen. Uebrigens können die Bestandtheile, die sich aus dem Wasser niedergeschlagen haben, nicht ausschließlich im Wasser erzeugt, sie können als ein schon vorher vorhandener Stoff im Wasser nur vertheilt gewesen seyn, denn aus reinem Wasser läßt sich keine Erde machen. Die Bedingungen, unter welchen sich die Kiesel-, Thon- und Talkerde (und der Urkalk, falls nicht aller Kalk thierisches Product ist) als die Hauptbestandtheile des Sedimentgesteins, ferner die Metalle, Salz, Schwefel ꝛc. ursprünglich gebildet haben, bleiben uns eben so ein Geheimniß, wie die Entstehung der drei Bestandtheile des Granits, und wie die der ersten Pflanzen und Thiere. Der mechanische Niederschlag aus dem Wasser wiederholt sich noch unter unsern Augen bei Ueberschwemmungen, nur langsamer in der Verschlammung der Gräben und Teiche. Mit Recht aber nahm Nepomuk Fuchs und nach ihm Wagner (Geschichte der Urwelt S. 20) von den ungeheuren Massen des der Granitschale zunächst aufliegenden Sedimentgesteins an, es sey nicht mechanisch, sondern chemisch gebildet, wie der Granit, in den es oft in Nuancirungen übergeht, die eine bestimmte Grenze nicht mehr erkennen lassen. Fuchs glaubt ferner auch die Schichtung und Erhebung der s. g. neptunischen Schichten aus chemischen Prozessen unter Mitwirkung von electrischen erklären zu sollen, wobei er die s. g. Erhebungstheorie verwirft.

Nach dieser von Leopold von Buch zuerst geltend gemachten, von Elie

de Beaumont weiter entwickelten Erhebungstheorie ſind alle Urgebirge plutoniſch gehoben, die vulcaniſchen Gebirge aber mechaniſch durch ausgeworfene Lava, Aſche ꝛc. aufgethürmt worden. Die Urſache von beiden Erhebungsarten ſoll aber das Feuer im Innern der Erde ſeyn, welches die Granitſchale der Erde aufgeſprengt und glühendes Material in weichem Zuſtand aus den Spalten emporgetrieben, oder aber durch Druck von unten oder auch blos durch geſpannte Dämpfe die Schale nur ſtellenweiſe erhoben hat, ohne ſie zu zerreißen. Wagner dagegen beſeitigt die Exiſtenz und Mitwirkung eines unterirdiſchen Feuers gänzlich, erklärt die neptuniſchen Geſteine der Reihe nach von dem auf dem Granit zunächſt aufliegenden Gneis an durch Glimmerſchiefer, Thonſchiefer bis zu Thon und Sand für Abſtufungen oder allmählige Abſchwächungen deſſelben chemiſchen Urprozeſſes, der nicht nur alle dieſe Geſteine aus der Kieſelſäure mit verſchiedenen Baſen (Thonerde, Kali, Bittererde, Eiſenoxyden ꝛc.) der Qualität und Quantität nach gebildet, ſondern ihm auch die Form und Lage gegeben und Ebenen, Berge und Thäler gebildet habe (Wagner, Geſchichte der Urwelt S. 61). Nur die jüngeren Sedimentſchichten verrathen, daß ſie ganz dem Geſetz der Schwere und des mechaniſchen Niederſchlags unterliegen, die ältern dagegen haben ein Bildungsprincip, welches von der Schwere unabhängig ſey. Sie heben ſich hier ohne mechaniſchen Zwang, ſie legen ſich dort ringsum an ein anderes Geſtein an, ohne zu zerreißen, in viele Falten, wie ein chemiſcher Ueberzug. Wenn aber auch in vielen Fällen ein mechaniſcher Zwang, ein Aufeinanderſtoßen, Vermiſchen, Unter- und Durchzwängen der Schichten unläugbar Statt finde, ſo müſſe man es doch nicht aus der Feuerkraft glühender Lava im Erdinnern, ſondern aus der Gewalt electriſcher Wirkungen erklären, da electriſche Strömungen unter wie über der Erdoberfläche wirken und unmöglich jenen alten Stoffbildungsprozeſſen können fern geblieben ſeyn. Die meiſten Gebirge haben ſanfte Wölbungen und ſelbſt in ihrer ſchroffeſten Steilheit noch eine andere Form, als daß man ſie mit vulcaniſchen Kegeln verwechſeln könnte.

Wie viel Wahres hierin liegt, ſo wird doch dadurch die Erhebung der Urgebirge nicht genügend erklärt. Der Vergleich mit ſtehen gebliebenen Wellen eines ſturmbewegten Meeres reicht nicht aus. Man braucht die arme Erde keineswegs inwendig brennen zu laſſen und kann doch ein Erhebungsprincip von unten her annehmen. Daß die Granitſchale der Erde ſelbſt nicht im Feuer gehärtet ſey, iſt oben ſchon bemerkt worden. In dem Erweichungszuſtand, in welchem ſie ſich einmal befunden haben

muß (wie auch die Gneiße, Glimmerſchiefer, Thonſchiefer ꝛc.), wurde ſie theils in breiter Fläche hier mehr gehoben, dort mehr geſenkt, theils in linearer Richtung gedämmt, theils in einzelnen Punkten über das ſie umgebende Meer hoch aufgerichtet. Die Kämpfe der Winde auf dem Meere, die Schwankungen der Ebbe und Fluth reichen nicht aus, Wellen wie die des Himalajagebirges und der Cordilleren zu erklären. Man wird hier immer ſich genöthigt fühlen, an einen Druck von unten her zu glauben, worunter wir aber mehr ein Wachsthum von innen heraus, als ein zufälliges Aufſtoßen verſtehen möchten. Die Berge hängen ſo mit dem Princip der ganzen Erdbildung zuſammen, wie die Naſe mit dem Geſicht.

Gruithuiſen in München konnte ſich die Verſchiedenheit der Schichten nur durch einen der Erde ganz fremden Urſprung erklären. Er behauptete, die Erde ſey ein ganz conformer Körper geweſen, beſtehend aus einer einzigen Materie, es ſeyen aber nach und nach ſo viele kleinere Weltkörper auf ihn herabgeſtürzt und zerfallen, daß daraus die verſchiedenen Erdarten und Erdſchichten entſtanden ſeyen, die jetzt ſeine Oberfläche bedecken. Gruithuiſen Analecten VI. 57.

Da wo nach der h. Schrift das Waſſer zuerſt wich und trockenes Land entſtand, war das Paradies. Man iſt ſo ziemlich einverſtanden, daß es in Hochaſien zu ſuchen ſey, wo die Oberfläche der Erde heute noch am höchſten über das Meer erhaben iſt, von wo aus ſich ringsum die weiteſten Länder des größten Welttheils ausbreiten, von woher alles Getreide, der Wein, das zahme Vieh und die älteſte Cultur ſtammt. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Gewäſſer nicht zuerſt von einer Ebene, ſondern von einer gebirgigen Erhebung zurückgezogen haben, daß ein Berg und nicht eine niedere Inſel das erſte trockene Land war, und daß erſt ſpäter das durch Hebung der Berge und durch Niederſchläge aus dem eigenen Waſſer ſeichter gewordene Meer wieder Inſeln bildete. In dem älteſten Sedimentgeſtein als Waſſerniederſchlag, durch den der Granit gehoben und den er mit ſich aufgewühlt hat, kommen noch keine Verſteinerungen vor, ein Beweis, daß es ſich noch unter dem Waſſer befunden hatte.

Der berühmte Botaniker Linné hatte die irrige, aber reizende Vorſtellung, aus der dicht von Waſſer umgebenen Erde ſey das feſte Land zuerſt als ein Urberg allmählig hervorgetreten und habe ſich ſo hoch erhoben, daß die auf ihm wachſenden Pflanzen und Thiere in den Stufen oder Terraſſen ſeiner Erhebung ſchon alle Zonen repräſentirt hätten. Als nun nach und nach das Waſſer immer mehr gewichen ſey, hätten die

Pflanzen und Thiere auch ihre weitere Vertheilung und zwar nach den entsprechenden Zonen in der Breite gefunden. Linnei de telluris habitabilis incremento 1743.

Perron hielt die Erde ebenfalls für eine Waſſerkugel, aber durch und durch zu Eis gefroren und meinte, im Innern ſey ſie jetzt noch Eis und nur auf der Oberfläche aufgethaut und Meer und Land verhalten ſich wie die Pfützen und der Schmutz, die ſich im Frühjahr auf dem Eiſe anzuſetzen pflegen. Die Eishypotheſe iſt in neuerer Zeit von Agaſſiz wenigſtens inſoweit wieder aufgenommen worden, als derſelbe eine vorübergehende Erkältung der Erdoberfläche und Bedeckung derſelben mit Eis annahm, woraus er das Fortſchreiten der ſ. g. erratiſchen Blöcke erklärt.

Sowohl um ſich die vorausgeſetzte plötzliche Erkältung, als auch um das Vorkommen von verſteinerten Pflanzen und Thieren aus heißen Climaten, die jetzt unter der Eiszone begraben liegen, und endlich hauptſächlich auch, um ſich die vielen und gewaltigen Ueberſchwemmungen ehemaligen Landes und Ausleerungen oder Trockenlegungen ehemaliger Meere, von denen die übereinanderliegenden Erdſchichten Zeugniß geben, zu erklären, hat man angenommen, die Erde habe nur ein- oder mehreremale ihre Pole gewechſelt. Das verſtößt jedoch aufs Gröblichſte gegen die ſtrengen aſtronomiſchen Geſetze, nach denen unveränderlich jedem Planeten ſeine Bahn und Achſenſtellung angewieſen iſt. Selbſt größere Schwankungen des Meeres unter dem Einfluß der Ekliptik ſind wahrſcheinlich nicht vorauszuſetzen, denn die Oberfläche des Meeres iſt heute noch immer ſo groß und der des feſten Landes überlegen, daß ſolche Schwankungen auch heute noch nicht aufgehört haben könnten.

Dagegen darf man an eine allgemeine größere Wärme der Atmoſphäre und des Waſſers glauben. Die h. Schrift ſelbſt nimmt eine Trockenlegung und Pflanzenbildung vor dem erſten Sonnenſchein an, unter einer dunſtigen, wolkigen, zwar Licht durchlaſſenden, aber verſchleierten Atmoſphäre. Die Bedingungen, unter denen ſpäter dem Aequator die Hitze, den Polen die Kälte zufiel, waren ſo lange nicht vorhanden, als die Sonne noch nicht wirkte. Wie man ſich dieſe allgemeine Wärme der Erdoberfläche auch erklären mag, ſie entſpricht der Wärme im Mutterſchooß, dem Embryonenzuſtand der Erde. Die ungeheure Menge von Pflanzen, die in den Steinkohlen abgelagert ſind, verbunden mit den Abdrücken und Verſteinerungen von niedern Thieren beweiſt, wie insbeſondere Brongniart gezeigt hat, die Luft ſey, als jene Pflanzen noch wuchſen und

jene Thiere noch lebten, reichlich mit Waſſerdämpfen und Kohlenſäure geſättigt geweſen, ein Zuſtand der Atmoſphäre, bei dem jene niedern Geſchöpfe hätten gedeihen müſſen, höhere durch Lungen athmende Thiere aber noch nicht hätten leben können. Portlock machte im philoſ. Magazin, London 1848 Nr. 223 darauf aufmerkſam, daß ſich in allen Erdſchichten unterhalb der jüngſten keine erratiſchen Blöcke und Eisſchliffe finden, daß es alſo früher gar kein Eis gegeben habe. Schon 1838 hatte Olbers bemerkt, auch Aerolithen finden ſich in jenen Schichten nirgends. Jedenfalls läßt dieß einen Schluß auf die ſeither eingetretene gänzliche Veränderung der Atmoſphäre zu.

6.

Die neptuniſchen Schichtungen und die Sündfluth.

Die wagrechten Steine und Erdarten, die ſich als Niederſchläge aus dem Meere auf den älteſten Granitgrund abgelagert haben und in Schichten, Straten, Flötzen, Stockwerken über einander liegen, heißen nach dem altrömiſchen Meergott Neptun neptuniſche Geſteine, oder, weil ſie abgelagert und gleichſam niedergeſetzt ſind Sedimentgeſtein. Sie ſind jedoch, wie oben ſchon bemerkt wurde, nicht durchaus als neptuniſche Niederſchläge aus dem Waſſer zu betrachten, ſondern zumal die tiefer liegenden und ſehr mächtigen mehr aus chemiſchen Verbindungen entſtanden, wie der Granit. In dieſen tiefern Schichten kommen auch noch keine verſteinerten Pflanzen und Thiere vor. Die mittleren und höheren Schichten aber verrathen ſich durch ihre vielen Verſteinerungen deutlich als ſolche, die einmal die Oberfläche der Erde gebildet haben und Land oder Meeresboden geweſen, aber verſchüttet und begraben worden ſind. Die untern Schichten enthalten in ihren Verſteinerungen nur die unvollkommenſten Organismen, je höher ſie liegen, je mehr Verſteinerungen offenbaren ſie von höher ausgebildeten Pflanzen und Thieren. Dieſe neptuniſchen Schichten zeigen alſo das Alter der Erde an, wie die Jahresringe im Holz eines alten Baumes.

Wie ſich niedere und vollkommenere Thiere in den Verſteinerungen ſetzen, ſo ſind auch die Erd- und Steinarten ſelbſt, in denen ſie vorkommen, nicht nur dem Alter, ſondern auch der Art nach verſchieden. Im Allgemeinen folgen ſich 1) ein ruhiger Boden, 2) eine darauf entwickelte Vegetation und Animaliſation, 3) Spuren von deren gewaltſamer

Zerſtörung und Ueberſchüttung, Trümmergeſtein, Geröll, Schlamm und Sand. Solche Cyclen aber wiederholen ſich mehrmals und zeugen von mehr als einem Leben auf der Erdoberfläche, welches wieder verſunken und begraben worden iſt.

Steinkohlen ſind die älteſten verſchütteten Wälder, Braunkohlen ſind daſſelbe in jüngern Schichten, Torfmoor in den jüngſten. So unterſcheidet man auch tiefliegenden alten Kalk und jüngern und zuletzt Korallenbänke, Tuff ꝛc. Ebenſo den alten Schiefer vom mittlern Thon und von jüngerer Erde. Die Unterſchiede ſind bedingt 1) durch die urſprüngliche Beſchaffenheit der Stoffe, ſo lange ſie noch zu Tage lagen oder im Waſſer noch nicht aufgelöst waren, 2) durch die Veränderung, die ſie erlitten haben, indem ſie unter der Erde den Druck der auf ſie fallenden Laſt zu ertragen hatten oder angeglüht, oder fortgeriſſen und zerrieben wurden.

Man unterſcheidet ſehr genau die Perioden, in welchen durch die Sedimentſchichten plutoniſche Erhebungen des Granits oder vulcaniſche Eruptionen durchgebrochen ſind, denn an das hervorgebrochene Geſtein lagert ſich unmittelbar das aufgeſtoßene Sedimentgeſtein an und jenachdem man in demſelben gar keine, oder Verſteinerungen von noch ſehr niedern, oder aber von ſchon höhern Pflanzen und Thieren findet, weiß man gewiß, ob die Erhebung früher oder ſpäter Statt gefunden hat.

Wenn wir in ungeheuern Tiefen doch deutlich noch eine alte Erdoberfläche, ſogar mit verſteinerten Pflanzen und Thieren finden, und viele tauſend Fuß darüber andere ehemalige Erdoberflächen mit wieder andern Verſteinerungen und ſo dreißig Stockwerke verſunkener alter Erdoberflächen über einander, ſo muß man ſtaunend fragen: wo kam die Maſſe von Kieſel, Thon, Kalk ꝛc. her, unter der ſo oft die ſchon fertige mit Pflanzen bewachſene und von Thieren belebte Erdoberfläche wieder begraben wurde? Auch wir befinden uns jetzt auf der Oberfläche und haben die Sonne über uns, wie einſt jene längſt begrabenen Pflanzen und Thiere der untern neptuniſchen Schichten. Könnten nicht auch wir eben ſo gut einmal zugedeckt werden von einer meilentiefen Laſt? Aber wo ſollte ſie herkommen? fragen wir. Nun wo iſt jene Laſt, die wirklich auf dem älteſten Erdboden liegt, hergekommen? muß man dagegen fragen.

Und doch läßt ſich eine gewiſſe Analogie zwiſchen heute und jener frühern Vorzeit finden. Die Oberfläche des feſten Bodens mehrt und erhöht ſich heute noch durch Anſchwemmungen in den Flüſſen aus den Gebirgen (Kieſelgeröll, Sand, Thonſchlamm), durch Auswürfe von Quellen

(Tuff,) durch Niederschläge im Meer, nicht blos aus Sand und Schlamm, sondern auch aus abgestorbenen Pflanzen und Thieren, insbesondere der kalkigen Schalthiere. Ferner durch den massenhaften, gleichfalls kalkigen Korallenbau, durch die Humus- und Torfbildung, endlich durch vulcanische Auswürfe. Alle diese Arten von Landvermehrung finden wir in den ältern Schichten wieder, nur in größern Massen. Nachdem sich zuerst über dem Granit, der die Tiefe unmittelbar unter den ältesten neptunischen Ablagerungen einnimmt, diese Ablagerungen aus dem Meer und aus der Luft angesetzt hatten, nachdem endlich festes Land über das Meer herausgetreten war, wenn auch nur in Inseln, und unter der Einwirkung der Sonne und einer vielleicht damals noch höheren Temperatur, Meer und Land mit niedern Pflanzen und Thieren in großer Menge und von Menschen ungestört sich anfüllten, konnte die Zudeckung dieser ersten Oberflächengestalt der Erde bewirkt werden durch plutonische Erhebungen an einzelnen Stellen dieser Oberfläche, welche einen Austritt des damaligen Meeres, Ueberschwemmungen mit Sand, Schlamm, kieselschaligen und kalkigen Meerthieren, ferner eine Ueberdeckung der früheren Ebenen mit Geröll, Sand und Schlamm, die aus den neuentstandenen Bergen durch Ausschwemmungen und Flüsse herbeigeführt wurden, zur natürlichen Folge hatten. Wo das Wasser auf dem überschwemmten Lande stehen blieb, konnten in ungeheuern Massen Schalthiere, Korallen, Infusorien leben und mit ihren Leichen hohe Schichten bilden. Wo das Meerwasser trocknete, konnte es sein Salz in Salzlagern zurücklassen. Der neue Boden füllte sich mit neuen Pflanzen und Thieren. Eine abermalige plutonische Bewegung hob neue Berge in die Höhe, führte neue Ueberschwemmungen und Ueberdeckungen herbei. Ueber jeder Schicht, die wir als alten fertigen Erdboden der mit Pflanzen und Thieren einmal frei unter der Sonne gelegen haben muß erkennen, wiederholen sich in der später über ihn gekommenen Bedeckung immer dieselben Erscheinungen, Geröll, Sand, Thonschlamm, thierische Kalkniederschläge, Kohlenbildungen aus massenhaft zerdrückten Pflanzen, Salzrückstände. Von oben aus der Luft sind die Stoffe nicht gekommen, die den Erdboden immer wieder bedeckt hätten, sondern aus dem Meere und aus den neuentstandenen Bergen und unter hauptsächlicher Mitwirkung des massenhaft sich vermehrenden und wieder absterbenden Pflanzen- und Thierlebens.

Man unterscheidet neun große Stockwerke des Sedimentgesteins oder neun s. g. **Formationen.**

Zu unterſt unmittelbar auf dem Granit liegt Gneis, Glimmerſchiefer, Urthonſchiefer, kryſtalliniſch gehärtet. Mit dem Granit vereint nennt man dieſe Geſteine das Urgebirge oder das azoiſche (lebloſe, keine verſteinerte Organismen enthaltende) Geſtein. Gneis, Glimmer und Urthonſchiefer enthalten vorzugsweiſe Thonerde und zeigen als Gebirg flachere Formen, als der Granit, indem ſie, auch wenn ſie mit dem Granit plutoniſch gehoben ſind, doch ihre urſprünglich wagrechte Lage als Sediment verrathen.

Ueber dieſem Urgebirg liegt das ſ. g. Uebergangsgebirge, welches man auch das paläozoiſche (die älteſten Organismen verſteinert enthaltende) Geſtein nennt und früher hauptſächlich als Grauwacke (Grauwackenſchiefer, Grauwackenſandſtein, Grauwackenkalk) charakteriſirte. Sein Hauptbeſtandtheil iſt immer noch Thonſchiefer, aber Geröll und Sandſtein, Kalk, die Verſteinerungen der niedrigſten Pflanzen und Thiere verrathen ſchon, daß hier ein älteſtes Feſtland, ein trocken zu Tage liegender Erdboden bedeckt und begraben liegt. Die engliſchen Gelehrten theilen dieſes Uebergangsgebirge in drei Gruppen, in die cambriſche, ſiluriſche und Devonformation oder untere, mittlere und obere Grauwacke.

Darauf liegt das dritte Stockwerk oder die Kohlengruppe. Sie enthält unmittelbar über der Devongruppe Kalkſtein, dann grauen Sandſtein mit Schieferthon und die reichen Steinkohlenlager, endlich rothen Sandſtein und Schieferthon und Conglomerate, das ſ. g. Rothliegende. Hier haben alſo wieder, wie in der Grauwackenperiode große Zerſtörungen Statt gefunden, iſt alter Pflanzenwuchs (in den Steinkohlen) zuſammengepreßt, altes Land überſchwemmt worden.

Ueber dieſem Geſtein liegt viertens die ſ. g. Zechſteingruppe (auch die Permiſche Formation genannt), zuerſt über dem Rothliegenden das ſ. g. Weißliegende, weißes Geröll und Sandſtein, dann der eigentliche Zechſtein (Stinkſtein) mit bituminöſem Mergelſchiefer und Kupfererz, darüber Kalk, Gyps und Steinſalz. Eine ſehr intereſſante Gruppe, nach welcher als der in der Mitte liegenden, die früheren Geologen das geſammte Sedimentgeſtein in eine obere und untere Hälfte zu theilen pflegten.

Ueber dem Zechſtein liegt die Trias- oder Flötz-Formation als die fünfte in drei Gruppen, 1) die des bunten Sandſteins, enthält neben dem Sandſtein Schieferthon und Gyps, 2) die des Muſchelkalk, enthält ſehr viele Muſcheln, aber auch Thon, Gyps, Steinſalz, 3) die des Keuper, enthält Schieferthon, Sandſtein, Kalk.

Sodann folgt nach oben die Oolith- oder Jura-Formation als die sechste in drei Gruppen; 1) der Lias oder schwarze Jura (Sand, Kalk, Schiefer), 2) der eigentliche Jura und zwar der braune und der weiße (wiederum in den drei Hauptgesteinen Sand, Thon, Kalk vertreten), 3) der Wälderthon.

Als die siebente die Kreide-Formation, die sich neben Sand, Thon, Kalk durch Vorwiegen der Kreide auszeichnet und von den Engländern in vier Gruppen, die der Neocom-, Galt-, Turon- und Senonbildung eingetheilt wird.

Achtens folgt die Molasse- oder Tertiär-Formation in drei Gruppen in Eocen mit Nummulitenkalk, Fucoidenschiefer, Miocen mit Braunkohlen neben Kalk, Thon, Sandstein, Nagelfluh (Conglomerat); Pliocen mit Sand und Süßwasserkalk. Man nannte früher das Eocen Grobkalk, Miocen die eigentliche Molasse, Pliocen die Subapenninen-Formation.

Neuntens das s. g. Diluvium mit Geröllen, erratischen Blöcken, Süßwasserkalk und das s. g. Alluvium, als die jüngste Anschwemmung, mit Flußschlamm, Tuff, Korallenriffen, Torf, die sich immer noch bilden.

Man theilt diese Formationen auch anders ab, in fünf große Gruppen: 1) Urgebirge, 2) Uebergangsgebirge, 3) Secundäres Gebirge, enthaltend die Formationen vom Zechstein bis zur Kreide inclusive, 4) Tertiäres, 5) Quaternäres, enthaltend Di- und Alluvium. Oder auch in sieben Formationen, indem man die 2—4te der oben genannten 9 (Uebergang, Kohlen und Zechstein) zusammen nimmt.

Der Bildung jeder neuen Formation giengen große plutonische Erhebungen oder vulcanische Ausbrüche vorher, weil die ältern Formationen immer von unten her durchbrochen, daher mannigfach verworfen wurden. Da ist eine, statt wagrecht zu liegen, aufgerichtet, über eine spätere hinübergeworfen, oder ganz weggedrängt und fehlt, wo man sie erwartet. Jede Formation enthält vielerlei Schichten oder besondere Ablagerungen, die sich deßhalb in der gleichen Formation nicht überall ähnlich sehen, weil an einer Stelle Meer, an der andern Festland war.

7.

Die plutoniſchen und vulcaniſchen Geſteine.

Die in Feuer veränderten, als Lava von unten aufgetriebenen, dann erkalteten und verſchlackten Geſteine nennt man im Gegenſatz gegen die urſprünglichen oder neptuniſchen nach dem altrömiſchen Feuergott Vulcan die vulcaniſchen, unterſcheidet aber davon den Granit, weil deſſen Beziehung zum Feuer zweifelhaft, deſſen Erhebung aber gewiß iſt, als plutoniſches Geſtein nach dem altrömiſchen Unterweltsgott Pluto benannt.

Der Granit hat ſich zuerſt erhoben, aber nicht zu gleicher Zeit, das vulcaniſche Geſtein ſpäter, jedoch auch nicht zu gleicher Zeit. Die wiederholten Erhebungen haben weſentlich dazu beigetragen, die bis dahin beſtandene Erdoberfläche zu ändern, Meere auszufüllen, das Waſſer über früheres Land zu ſchwemmen, Schichten zu zertrümmern ꝛc. Nicht ſelten wurde durch ſtärkere Erhebung ſchon älteres plutoniſches und vulcaniſches Geſtein eben ſo, wie das neptuniſche, durchſetzt und zum Theil zerſtört. So konnte offenbar älteres Geſtein, indem es gehoben, dann ſeitwärts geſchleudert wurde, auf ein jüngeres fallen und daſſelbe bedecken.

Wie manche alte Inſel, wie mancher älterer Meeresboden iſt durch nachfolgende Erdrevolutionen verſchüttet worden! Man findet tief unter dem Boden alten Meeresſand und verſteinerte Geſchöpfe des Meeres, auch die Rollſteine, glatte Kieſel und Sand alter Flußbetten und verſteinerte Süßwaſſerthiere. Die ſ. g. Nagelfluh iſt ein Conglomerat von ſolchen Flußſteinen aus längſt verſchwundenen Flußgebieten. Man findet ſie an plutoniſchen Gebirgen angelehnt in beträchtlicher Höhe, emporgeriſſen und zuſammengebacken. So die Nagelfluh des Rigi; nicht minder hoch hat ſich der Kalk aufgethürmt, in dem alter muſchelerfüllter Meeresboden und Korallenriffe zu ungeheurer Höhe emporgeſtiegen ſind.

Die Einbildungskraft hat freien Spielraum, ſich die allmählige Bildung von Inſeln und ebenen Landſchaften, bewohnt von zuerſt niedern Pflanzen- und Thierarten, dann deren Ueberſchwemmung und Ueberſchüttung, neue Trockenlegung, Erhöhung und Erweiterung und Bildung neuer, höher entwickelter Pflanzen und Thiere auszumalen. Dagegen hat die plutoniſche Erhebung der eigentlichen Gebirge und Hochplateaus, wenn ſie auch in verſchiedenen Zeiträumen erfolgt iſt, doch ihre einmal angenommene Form bleibend feſtgehalten und nur durch neue

vulcaniſche Erſchütterungen ſind die alten plutoniſchen Gebirge an einzelnen Stellen zerriſſen und von lavenartigen Geſteinen durchſetzt worden, wodurch ſich ihre Form theilweiſe geändert hat, oder haben ſich aus der Ebene der noch ruhenden neptuniſchen Schichten neue vulcaniſche Porphyr- und Baſaltgebirge ſteil erhoben und dadurch die Phyſiognomie des Landes zum letztenmal verändert.

Aus den verſteinerten Pflanzen und Thieren, die in allen Formationen, die unterſten abgerechnet, vorkommen, kann man erkennen, was für Schichten bei jeder neuen Erhebung durchbrochen worden ſind. Darnach hat Elie de Beaumont die Zeitfolge der Gebirgsentſtehungen beſtimmt. Vor der dritten d. h. der Steinkohlenformation erhob ſich der Grauwackenſchiefer des Hundsrücks und Weſtmorelands. Vor der vierten (Zechſtein) die Ballons und Bocage und die Gebirge Nordenglands, vor der fünften (Trias) die von Südwales, Aachen und Lüttich, die Vogeſen, der Schwarzwald; vor der ſechsten (Jura) die Bretagne und Vendée, das Thüringer und Böhmerwaldgebirge; vor der ſiebenten (Kreide) die Cevennen, das Erzgebirge, das Syſtem des Pilatusbergs, der Cote d'Or, die weſtlichen Alpen; vor der achten (Tertiärformation) und zwar zuerſt vor dem Eocen die Pyrenäen und Apenninen, das Kalkſteingebirg im Nordoſten des adriatiſchen Meeres, die Karpathen, das Sinaiſyſtem; vor dem Miocen Corſica und Sardinien, die Erzgebirge Ungarns, der Libanon, Ural, die Ketten der Loire und Rhone; vor dem Pliocen die Weſtalpen, die Gebirge Norwegens, das nordweſtliche Afrika; vor der neunten (Diluvium) die Hauptketten der Alpen, die Gebirge Spaniens, der Atlas, Sicilien, der Balkan, Taurus, Kaukaſus, das Himalayagebirge, wahrſcheinlich auch die Cordilleren.

Dem Diluvium gehören die durch Waſſergewalt vom plutoniſchen Gebirg, namentlich von den Alpen und von den Gebirgen Norwegens abgeriſſenen Felſen, die ſ. g. erratiſchen Blöcke an. So heißen die einzelnen Felsmaſſen, die man in Thälern und Ebenen findet, wo keine Felsart ihresgleichen exiſtirt, die alſo aus der Ferne einmal hiehergeſchleudert worden ſind. Man findet ſie in der Schweiz, abgeriſſen vom vielen Stunden weit entfernten Gebirge, dem ſie urſprünglich angehörten. Man findet ſie aber auch in den weiten Ebenen Norddeutſchlands, mehr als hundert Stunden weit von den Gebirgen Norwegens und Schwedens entfernt, denen ſie ihrer Beſchaffenheit nach urſprünglich angehören. Sie befinden ſich in einem ſo wohl erhaltenen Zuſtande und ſind ſo wenig abgeſtoßen

und abgerundet in ihren Ecken, daß man nicht annehmen kann, sie seyen, wie Deluc glaubte, vulcaniſche Auswürfe, oder, wie Sauſſure annahm, durch große Waſſerfluthen, etwa wie die Kieſel eines Bachs, fortgerollt worden. Auch ſieht man ſie z. B. in der Schweiz auf Anhöhen liegen, die ſich den Alpen, woher ſie gekommen ſind, gegenüber befinden. Wenn ſie nun auch herabgeſchwemmt worden wären, könnten ſie doch unmöglich durch das Waſſer wieder aus dem Thal auf der andern Seite in die Höhe gehoben worden ſeyn. Unter dieſen Umſtänden iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß ſie einmal auf dem Eiſe fortgerutſcht, oder auf Eisſchollen (wie zuerſt Lyell annahm) da und dorthin getragen worden ſind. Das ſetzt aber nicht nur eine große Sündfluth oder Ueberſchwemmung der jetzigen Erdoberfläche, ſondern zugleich ein Erfrieren derſelben voraus. Agaſſiz glaubt, die Erde ſey in früherer Zeit einmal viel erkälteter und die Gletſcherbildung, die jetzt nur noch auf wenige Alpengebirge beſchränkt iſt, ſey einſt viel coloſſaler und allgemeiner geweſen. Nun ſey das Urgebirge aus der Tiefe vorgetreten, habe die Eisdecke durchbrochen und auf der ſchiefen Eisfläche ſeyen jene erratiſchen Blöcke fortgetragen worden. Hugi dagegen leugnet eine ſo allgemeine Gletſcherbildung auf der Erde und hält eine plötzliche Erkältung, durch welche das die Erde überſchwemmende Waſſer in Eis umgewandelt worden ſey, für wahrſcheinlicher. Beide Vorausſetzungen ſcheinen gleich irrig.

Innerhalb der Wendekreiſe kommen keine erratiſchen Blöcke, obwohl ſehr hohe Gebirge vor. Das ſcheint zu beweiſen, daß dieſe Zone nie erkältet war. Nur im Norden und Süden den Polen zu finden ſich dieſe Blöcke, ſo daß es nur einer etwas ſtrengern Kälte dieſer ohnehin den kalten Polen zugeneigten Zone bedurfte, um die Eisſchollen zu erzeugen, auf denen die Blöcke fortſchwammen. Auf der ſüdlichen Erdhälfte fand Darwin Reiſe I. 280 erratiſche Blöcke auf der Inſel Chiloe, über Meer geſchwommen von den Cordilleren her. Wrangel fand erratiſche Blöcke im Norden Sibiriens. Auch in China kommen ſie vor. Journal asiat. X. 296. Eben ſo ſind ſie im Norden Amerikas zerſtreut.

Uebrigens beweiſen die tiefen Auswühlungen der Thäler, daß auch noch nach der Erhebung des plutoniſchen Gebirgs die Ueberfluthungen viel reichlicher geweſen ſeyn müſſen, als jetzt. Die Atmoſphäre war vielleicht noch mächtiger mit Waſſerdunſt geſättigt und ergab maſſenhaftere Niederſchläge. Andrerſeits blieben, indem alter Meeresboden erhoben wurde, in den Vertiefungen deſſelben große Binnenſeen zurück, die hier allmäh-

lig mit gewaltſamem Durchbruch abfloſſen. Trotz alldem erhielten die Continente, wie ſie jetzt noch beſchaffen ſind, ihre bleibende Grundgeſtalt nur durch eine plutoniſche Haupterhebung, an der frühere oder ſpätere plutoniſche Erhebungen ſo wenig wie die vulcaniſchen oder die durch Ueberſchwemmungen bewirkten Umbildungen den Hauptcharakter geändert haben. Das erhellt aus der Regelmäßigkeit der ſchon im erſten Capitel dieſes Buchs dargelegten Continentalbildung. Ein einziger gewaltiger Stoß von Südweſten ſcheint alle Continente gebildet zu haben, weil ihre Weſtſeite ſteiler und ſchroffer, ihre Oſtſeite flacher und inſelreicher iſt.

Man muß dieſen Hauptſtoß und überhaupt die Erhebung ganzer Continente von dem Hervorbrechen des plutoniſchen Gebirges unterſcheiden, wenn auch beide einerlei Urſache haben. Das Eine iſt nur das Aufrichten einer Ebene, das Andere iſt das Durchbrechen durch eine Ebene, etwa wie wenn ich die Hand unter einem Papier haltend, dieſes theils nur aufhebe, theils mit dem Finger durchſteche. Da in Amerika das Hochgebirge dicht an der Weſtküſte liegt, könnte hier der Stoß, der das ganze amerikaniſche Feſtland bildete, mit der erſten Erhebung der Cordilleren zuſammenfallen. Aber in allen Theilen der alten Welt, Afrika, Europa und Aſien ſcheinen die Hochgebirge ſchon vorhanden geweſen zu ſeyn, als der Stoß von Südweſten den in dieſer Richtung liegenden Küſten die heutige Geſtalt gab, denn die Richtung der Gebirge hängt hier nicht mit derjenigen der Küſten zuſammen.

So ſehen wir noch jetzt, wie das ganze Feſtland von Schweden ſammt ſeinen Gebirgen ſich auf der Nordſeite langſam (in einem Jahrhundert um 4 Fuß) erhebt und auf der Südſeite um eben ſo viel ſenkt. Ein ſicherer Beweis für die Möglichkeit von Geſammterhebungen eines Landes unabhängig von der Lage ſeiner Gebirge. Bei Hammerfeſt im äußerſten Norden Norwegens zeigen ſich unter einander die Spuren zweier vormaliger Ufer 16—18 Seemeilen lang in ſchiefer Lage gegen den heutigen Meeresſpiegel, ſo daß ſich alſo das Land zweimal und jedesmal in einer geneigten Fläche höher gehoben haben muß. Vgl. Pfaff, Schöpfungsgeſch. S. 118. In Schweden fand man 64 Fuß tief beim Graben eines Canals zwiſchen dem Mälarſee und dem Meer eine noch gut erhaltene Fiſcherhütte mit einem Heerd und Aſche darauf, die alſo einmal ſo tief hinuntergeſunken ſeyn mußte.

Man darf übrigens nie vergeſſen, daß nur die Thatſache des Erhobenſeyns feſt ſteht. Die Urſache der Erhebung bleibt verborgen und

alle darüber bisher von den Gelehrten aufgeſtellten Meinungen ſind nur unerwieſene Hypotheſen. Nur in Bezug auf die vulcaniſchen Auswürfe lehrt der Augenſchein, daß ſie ihre Urſache in unterirdiſchem Brande oder wenigſtens in der Entwicklung heißer Dämpfe haben. Aber dieſe Auswürfe ſind jünger als die plutoniſchen Erhebungen und bei weitem nicht ſo umfangreich, kommen überall nur zerſtreut vor und laſſen bei der bekannten ungeheuern Kraft der Dämpfe, die aus kleinem Raum wirkend doch große Wirkungen hervorbringen, auf Feuerheerde ſchließen, die einen im Vergleich mit der ausgedehnten Erdoberfläche nur ſehr geringen Raum einnehmen und ſehr zerſtreut ſind. Durch welche Kraft dagegen die plutoniſchen, kryſtalliſirten, nicht durch Feuer, wenn auch unter Mitwirkung von Hitze, nur durch einen chemiſchen Prozeß hervorgebrachten Steinarten ſo erſtaunlich hoch über Meer und Erde erhoben worden ſind, wiſſen wir nicht. Auch iſt man noch keineswegs im Klaren über die Grenzen zwiſchen den plutoniſchen, neptuniſchen und vulcaniſchen Geſteinen. Die Neptuniſten rechneten beharrlich die erſteren zu den zweiten und auch viele von den dritten noch zu den zweiten. Die Vulcaniſten dagegen rechneten die erſten zu den dritten, und auch noch viele von den zweiten zu den dritten. Der große Neptuniſt Werner ließ den Granit aus Waſſer niedergeſchlagen werden, die Plutoniſten unterſcheiden zwar den Granit von den vulcaniſchen Geſteinen, laſſen ihn aber gleich dieſen im Feuer gehärtet ſeyn. Daſſelbe glauben ſie auch noch vom Gneiß und Glimmerſchiefer. Auf der andern Seite dehnen ſie auch das Gebiet der vulcaniſchen Geſteine weit aus und nehmen dazu nicht bloß Baſalt, Trachyt, Porphyr, ſondern auch eine Menge Geſteine, welche ihrer Anſicht nach zwar unſtreitig neptuniſche Schichten waren, aber durch vulcaniſches Feuer, welches durch ſie hindurchbrach, durchglüht und umgewandelt ſeyn ſollen. Insbeſondere ſoll der Dolomit Kalk ſeyn, der durch Feuer umgewandelt iſt. Gegen dieſe bisher faſt ausſchließlich herrſchende Meinung iſt in jüngſter Zeit wieder eine neptuniſche Reaction erfolgt. Namentlich Fuchs und Wagner haben nachgewieſen, daß im Dolomit Verſteinerungen vorkommen, daß er nicht durch Glühhitze verbrannt, ſondern auf chemiſchem Wege gebildet iſt, daß überhaupt das Feuer der Vulcane auf die Gebirgsſchichten, durch die es bricht, nicht tief einzuwirken vermag. Man hat ſelbſt die rein vulcaniſche Natur der ältern ſ. g. vulcaniſchen Geſteine, Porphyr, Trachyt, beſtritten und in ihnen nur ſpätere Abſtufungen des Granit ſehen wollen. Die Erhebung dieſer harten Steinarten könnte eine Urſache haben, welche

der unbekannten Urſache der Graniterhebung näher läge, als der Urſache vulcaniſcher Auswürfe.

Man iſt noch mitten im lebhafteſten Streite und die Acten ſind noch lange nicht geſchloſſen. Indem ich mir vorbehalte, wenn von der Mineralogie gehandelt werden wird, auf die einzelnen Gebirgsarten zurückzukommen, halte ich hier nur die großen Umriſſe der Erde feſt.

Die Vulcane ſchließen ſich meiſt dem plutoniſchen Gebirge an und kommen hauptſächlich auf ſeiner Südſeite vor, in welcher Richtung auch die Erdbeben erfolgen. So liegen die Vulcane des europäiſchen Feſtlandes im Süden der Apenninen und Alpen und dort ſind auch die Erdbeben am häufigſten. Vulcane folgen ſüdweſtlich der langen Reihe der Cordilleren, und reihen ſich eben ſo ſüdöſtlich den großen Gebirgen Aſiens auf Inſeln und Halbinſeln von Kamtſchatka durch Japan bis tief in die Sundainſeln an. Die Vulcane erſcheinen in dieſer Vergeſellſchaftung mit den plutoniſchen Hauptgebirgen der Erde doch als etwas ihnen Fremdes. Denn das Hauptgebirge bleibt ruhig und unerſchüttert, wenn ſich auch hie und da ein Vulcan zwiſchen ihnen erhebt. Die vulcaniſche Thätigkeit iſt nur eine ſecundäre, wenn auch auf irgend eine uns noch verborgene Weiſe ihre Tendenz, aus der Tiefe zur Höhe zu gelangen, abgeleitet werden könnte von der viel ältern Erhebungstendenz des plutoniſchen Gebirges.

8.

Character der Länder.

Wo wir uns auf der Oberfläche unſeres Planeten befinden, umgibt uns eine Gegend, eine Landſchaft. Wir ſehen über uns den Lufthimmel, um uns her die mit Land oder Waſſer bedeckte Erde innerhalb eines runden Horizontes, ſo weit eben unſer Auge reicht. Das iſt etwas ſehr Alltägliches und doch ein großes Wunder.

Gottes Zweck war, uns eine Wohnſtätte zu bereiten, die uns die ganze Erde zugänglich machte und uns zugleich den vollen Anblick des Himmels ließ. Zu dieſem Zweck rückte er überhaupt die Himmelskörper auseinander und hieß ſie ihre Oberflächen einander aus gemeſſenen Fernen und in wechſelnden Bewegungen zukehren. Der ganze Bau der Sternenwelt war ſchon auf die Landſchaft berechnet. Zu demſelben Zweck bediente ſich Gott auf der Erde ſelbſt der Elemente als Mittel. Es gäbe keine

Aſtronomie, Geologie, Phyſik, Meteorologie, Botanik, wenn es keine Landſchaft gäbe. Vom fernſten Sterne bis zum Grashalm und Sandkorn zu unſern Füßen, dient alles nur als Mittel zum Endzweck der Landſchaft. Um das Kunſtwerk einer Landſchaft hervorzubringen, brauchte die Natur alle ihre Mittel, die ausgenommen, die ſie ſich für den Menſchen, als der Landſchaft Bewohner, vorbehalten mußte. Das heißt, Gott ſchuf die Natur zum Wohnſitz des Menſchen als Landſchaft.

Die faſt unendlichen Verſchiedenheiten der Landſchaft ordnen ſich gewiſſen Hauptcharakteren unter, zunächſt bedingt durch die geographiſche Eintheilung der ſ. g. Welttheile (continentale Erdoberflächentheile), die eigentlich nur als große Inſeln in dem die ganze Erdoberfläche bedeckenden Meere zu betrachten ſind. Jeder Welttheil hat einen eigenen Charakter. Ferner iſt die Verſchiedenheit der Landſchaften bedingt durch die oben ſchon genannten Zonen, die heiße unter dem Aequator, die gemäßigten und die kalten unter den Polen. Drittens durch die niedere oder hohe Lage, deren ebenen oder gebirgigen Charakter. Viertens durch die Fruchtbarkeit und Vegetation oder durch den Wüſtencharakter.

Was die Welttheile betrifft, ſo gibt es eigentlich nur zwei, die alte Welt oder Aſien mit Europa und Afrika, die daran hängen und Neuholland, was eigentlich nur eine zu Aſien gehörige große Inſel iſt, und die neue Welt oder Amerika. Indeſſen hat man die Eintheilung in fünf Welttheile beliebt, die ſich auch hinlänglich in ihren Grundcharakteren unterſcheiden.

Aſien charakteriſirt ſich als der centrale Welttheil, an den ſich die übrigen gleichſam nur anreihen, der nicht nur den größten und breiteſten Raum einnimmt, in dem nicht nur die höchſten Gebirge ſich erheben, der nicht nur die Wiege aller Völker iſt, ſondern in dem ſich auch von allen andern Welttheilen noch Repräſentanten finden; Vorderaſien weist auf Europa, Hinteraſien auf Amerika, Südaſien auf Afrika und Auſtralien; die indoperſiſche Race auf die weiße in Europa, die mongoliſche auf die rothe in Amerika, die malaiiſche auf die ſchwarze in Afrika und Neuholland. Neben dieſer centralen Bedeutung hat Aſien den Vorzug des ehrwürdigen Alters, als der älteſte Welttheil, in dem das Menſchengeſchlecht und ſeine Cultur begonnen hat. Daher iſt es auch am reichſten an Erinnerungen und Ruinen und hierin ganz das Gegentheil der beiden neuen Welttheile. Der Vorrang, den auf dieſe Weiſe Aſien behauptet, konnte ſich auch im Geiſtigen nicht verleugnen. Aſien iſt die Wiege der

Sprachen und aller geiſtigen Cultur. In Aſien iſt Gott Menſch geworden, von dort, wo die Sonne aufgeht, gieng uns auch die Sonne der Geiſter auf.

Europa iſt nur ein Anhang von Aſien, von dort aus bevölkert, von dort aus mit geiſtigen Kräften reich ausgeſtattet worden, was wir nie vergeſſen ſollten, wenn wir uns in Europa auch rühmen dürfen, den größten praktiſchen Gebrauch von jenen Gaben gemacht zu haben. Der europäiſche Welttheil charakteriſirt ſich trotz ſeiner Kleinheit durch die größte Vertheilung und Mannigfaltigkeit ſeiner Länder zwiſchen vielerlei Meeresarmen. Durch das Mittelmeer und deſſen Ausläufer, das adriatiſche und ſchwarze Meer, wie durch die Oſtſee mit ihren Ausläufern in den botniſchen und finniſchen Meerbuſen iſt Europa in eine Menge von verſchiedenartigen, überall in der gemäßigten Zone liegenden Länder getheilt, die ſich in vorzüglichem Grade eignen, Wohnſitze energiſcher Völker und Hauptſitze des bewegteſten Völkerlebens, der wetteiferndſten Völkeranſtrengungen zu ſeyn.

Afrika bildet als Welttheil den ſtärkſten Gegenſatz zu Europa, weil es voll Wüſten, am wenigſten angebaut, am wenigſten von Binnenmeeren und Buchten durchſchnitten und von der niedrigſten ſchwarzen Race bewohnt iſt, während Europa der am beſten angebaute, am mannigfachſten vom Waſſer durchſchnittene und von den gebildetſten Völkern bewohnte Welttheil iſt. Das einzige Kulturvolk Afrika's in Aegypten war ſtereotyp, eine Mumie ſchon im Leben. Die Neger aber leben ſeit Jahrtauſenden wie artige und unartige Kinder ohne ein Mannesalter hiſtoriſcher Reife, ja in halbthieriſchem Zuſtand. Dagegen iſt die Thierwelt Afrika's ſehr energiſch ausgebildet und viel bedeutſamer als die Pflanzenwelt, in welch letzterer Beziehung Amerika überwiegt. In ſeinen Elephanten, Nashörnern, Giraffen, Löwen, Tigern, Straußen ꝛc. hat Afrika die größten und kräftigſten Thiere. Viele Thiere und auch Pflanzenformen dieſes Welttheils haben etwas Seltſames, von denen aller andern Welttheile verſchieden und nur denen Neuhollands verwandt. Eigenthümlich iſt der Reichthum des Goldes, der Edelſteine und Perlen, der Korallen, des Elfenbeins und der Straußfedern bei der ſonſtigen Nacktheit der Neger.

Der Charakter Auſtraliens, des jüngſt entdeckten und auch vielleicht zuletzt aus dem Meere hervorgetretenen Welttheils iſt das Maritime. Selbſt die größte auſtraliſche Inſel, Neuholland, zeigt ungeheure Wüſten als ehemaliger Meeresboden; die übrigen Inſeln ſind alle kleiner; meiſt liegen ſie zerſtreut und wie verloren im unermeßlichen ſtillen Ocean, und viele davon ſind ganz neuen Urſprungs, theils bloße Vulcane, die ſich vom Meeres-

boden erhoben, theils Korralleninseln, von Polypen allmählig aufgebaut. — Die Pflanzenwelt auf Neuholland ist eigenthümlich, wie auf keinem andern Welttheil, doch trägt auch sie das Gepräge einer unvollendeten Bildung; es herrschen Stämme und Zweige vor, an denen gleichsam die Blätter noch fehlen. Noch ärmer ist die Thierwelt. Auch die Einwohner haben dieses Gepräge der Jugend. Die Neuholländer grenzen eigentlich noch an die Thierheit, die Otaheiter waren, als man sie entdeckte, liebenswürdige Kinder, die Neuseeländer und viele andere Insulaner des Oceans gleichen unartigen und bösen Buben. Reife, eine Geschichte und Cultur fehlt ihnen allen.

Amerika ahmt in seiner langen, aber verhältnißmäßig schmalen Erstreckung von Norden nach Süden die alte Welt gleichsam in einem schwächern Abbild nach, und ist insbesondere als ein Nachbild der ihm zunächst im Osten gegenüberliegenden Welttheile Europa und Afrika zu betrachten, die anderseits Asien zu ihrem Vorbild haben. Amerika hat eine neue Bevölkerung aus Europa und Afrika angenommen, die einheimische ist in ihrer Inferiorität unterdrückt und stirbt immer mehr aus. Auch die Thierwelt Amerika's zeigt nur schwächere Nachbilder von Thieren der alten Welt. Dagegen ist in Amerika die Vegetation in jeder Beziehung überwiegend und sowohl in den ungeheuern Urwäldern, als in den Grasebenen (Prärien, Savannen, Pampas) reicher und dichtgedrängter als in der alten Welt. Amerika macht den Eindruck der Halbheit. Von seiner langen Gebirgskette (den Cordilleren) erstreckt sich das Festland nur östlich, nicht westlich. Man vermißt die fehlende Westhälfte.

Im Einzelnen unterscheiden wir sodann die am Meer liegenden Uferländer und Inseln und die weit vom Meer in der breiten Mitte der Continente liegenden Binnenländer; die heißen, gemäßigten und kalten Länder; die niedern, wenig über das Niveau des Meeres erhobenen und die hohen Länder (Hochplateau's); die ebenen, hügeligen und Gebirgsländer, an Gebirge sich anlehnend die terrassenförmigen und Thalbildungen (Flußgebiete); die nassen, seereichen oder sumpfigen und die dürren Länder (Marsch und Geest); die fruchtbaren Landschaften und die Wüsten, die reichbewaldeten und die kahlen Gegenden. Dazu noch die gleichsam noch jungfräulichen, in ihrem ursprünglichen Zustand nie gestörten Länder und die theils durch Erdbeben und Vulcane zerrütteten und zerklüfteten, theils durch eine lange Cultur umgeformten oder durch Barbaren zerstörten, durch in Er-

ſchlaffung geſunkene und verwilderte Völker vernachläßigten und entleerten, früher reichen, jetzt verwüſteten Länder.

Der landſchaftliche Charakter hängt überall ſehr genau mit dem Volkscharakter zuſammen, was im Heimweh ſeinen energiſcheſten Ausdruck findet. Allerdings wirkt dabei der Anbau des Landes, ſeine Architektur, das gewöhnte Zuſammenleben mit den Stamm- und Familiengenoſſen, die Sprache und Sitte das Meiſte, aber einen Grundzug liefert doch immer die Natur, beim Schweizer die Alpen, beim Holländer das Meer, und ſo mehr oder weniger bei jedem.

Man hat ſogar beobachtet, daß jedes Land ſeinen eigenen Geruch hat, was nicht immer blos von den Producten und Fabrikaten deſſelben herkommt, wie z. B. der Rußland charakteriſirende Juftengeruch, der ſchon von weitem auf dem Meere die Nähe Spaniens verrathende Rosmaringeruch, der noch weiter im Meere bemerkbare Zimmetgeruch der Inſel Ceylon ꝛc. Cloquet, Osphreſiologie S. 32. Dulon, der blinde Flötenſpieler, bemerkte, daß beinahe jedes Land und jede Stadt einen andern Geruch habe. Der franzöſiſche Lazariſt Huc, der ſo lange in China weilte, ſagt darüber: „Ein ſtarker Biſamgeruch, welcher China und den Chineſen eigenthümlich iſt, duftete von allen Seiten her auf uns ein. Wer viel in fremden Ländern gereist iſt, bemerkt leicht, daß alle Völker einen eigenthümlichen Geruch haben. Man unterſcheidet vermöge der Geruchsnerven ſehr deutlich die Ausdünſtung der Neger, der Malayen, der Chineſen, Mongolen, Thibetaner, Hindu und Araber. Auch das Land, der Boden, welchen dieſe verſchiedenen Völker bewohnen, verbreitet analoge Ausdünſtungen, die Einem namentlich frühmorgens auffallen, wenn man die Gaſſen der Städte oder das Feld durchwandert. Man ſpürt ſie namentlich in der erſten Zeit, wenn man noch nicht lange im Lande iſt, auf die Dauer gewöhnt man ſich daran und bemerkt ſie ſpäterhin gar nicht mehr. Die Chineſen ihrerſeits finden, daß die Europäer eine eigenthümliche Ausdünſtung haben, die aber, wie ſie ſagen, nicht ſo ſtark iſt als wie bei andern Völkern, mit denen ſie in Berührung kommen. Als wir heimlich durch China wanderten, hat uns kein Menſch erkannt, wohl aber witterten uns die Hunde, bellten hinter uns her, und wußten wohl, daß wir Ausländer waren. Unſer Aeußeres war völlig chineſiſch, aber der Geruch ſagte den Thieren, daß wir nicht zum großen Volke der Mitte gehörten.“

6.

Die Gebirge.

Der Gottmenſch wurde geboren im niedern Stall, in einer dunkeln Höhle, aber verklärt auf dem Berge und fuhr gen Himmel vom Berge. Gott Vater erſchien dem Moſes auf dem Berge Horeb und gab ihm das Geſetz auf dem Berge Sinai. Und noch viel öfter beurkundet die h. Schrift eine gewiſſe Heiligkeit der Berge. „Es ſteht ein Berg Gottes, den Fuß im Ungewitter, das Haupt in Sonnenſtrahlen", das iſt das Urbild der ganzen irdiſchen Welt. Von oben kommt das Heil im Licht. Unten wohnet das Unheil in der umnachteten Tiefe. Kann man die Erhebung des plutoniſchen Gebirgs unter Gottes Augen und zu dem Zweck, über die gemeine Fläche herrliche, ja heilige Höhen zu erheben, ſchöner darſtellen als in Pſalm 68, 17: „Was hüpfet ihr großen Gebirge? Gott hat Luſt auf dieſem Berge zu wohnen und der Herr bleibet immer daſelbſt."

„Auf den Bergen iſt Freiheit, der Hauch der Grüfte dringt nicht hinauf in die reineren Lüfte", ſagt bekanntlich Schiller und drückt damit am glücklichſten das wohlthätige und erhebende Gefühl aus, das uns auf Bergen ergreift; der Zug zur Höhe hat etwas Muthgebendes und Heiliges. Immer ſteht der Berg im Gegenſatze wie gegen das Dämoniſche, Abgründliche, Finſtere, ſo gegen das Flache und Gemeine. Zugleich liegt in den Bergen eine ewige Proteſtation gegen die Gleichmacherei. Wenn wahr wäre, was die Weltrepublikaner und Communiſten wollen, ſo müßte auch die ganze Erdoberfläche gleichförmig platt ſeyn und kein Berg ſich über die Ebene erheben.

Die Berge ſind wirklich ein Zeichen des reifern Lebens und des höhern Adels, zu welchem unſer Planet allmählig herangediehen iſt, denn urſprünglich war die Erde ringsum flach.

In der alten Welt ziehen ſich die Hauptgebirge von Oſten nach Weſten. So der Himalaya, die Gebirge Thibets, das dauriſche und Altaigebirge, der Kaukaſus und Taurus, der Hämus, die Karpathen und Sudeten, die Alpen und Pyrenäen, der Atlas. Nur das Küſtengebirge Norwegens, die Apenninen, der Ural erſtrecken ſich von Süd nach Norden, wie das Hauptgebirge von Amerika und da die beiden erſtgenannten Gebirge, gleich den Cordilleren, einem weſtlichen Meere nahe liegen und der Ural vielleicht auch einmal nichts anderes als ein Wall, das ebene Rußland aber ein Meer

war, ſo dürften dieſe Gebirge der alten Welt gleich den Cordilleren erſt durch den Stoß gebildet worden ſeyn, der von Südweſten kommend die Continente geſtaltete, wie ſie heute noch ſind, und zwar ſpäter, als die oben genannten weſtöſtlichen Gebirgsſyſteme, die ſchon vorhanden geweſen zu ſeyn ſcheinen.

Haben ſich alle plutoniſchen Gebirge im neptuniſchen Geſtein erhoben, ſo ſind dieſe Riſſe einmal, und wahrſcheinlich zuerſt dem Aequator, das andremal und wahrſcheinlich ſpäter, dem Meridian nahezu parallel gezogen. Durch welche Kraft und nach welchem Geſetz wiſſen wir nicht, es iſt aber erlaubt, dieſen Vorgang im Innern der Erde mit den beiden, ſchon erwähnten, electriſchen und magnetiſchen Strömungen in Verbindung zu bringen. Der Aufriß dem Meridian nach war vielleicht die nothwendige Folge einer telluriſchen Reaction gegen die unter ſolarem Einfluß bewirkte Aufreißung in der äquatoralen Richtung.

Je maſſenhafter und höher das plutoniſche Gebirge ſich erhob, deſto mehr drückte es auch ringsumher die neptuniſchen Schichten in die Höhe, daher die Hochebenen, die faſt alle Hochgebirge umgeben, gleichſam Poſtamente und Vorſtufen derſelben. Die plutoniſchen und ſpätern vulcaniſchen Gebirge, welche die neptuniſchen Schichten nur durchbrachen, ohne dieſelben in weitem Umkreis mit emporzuheben, ſind weder ſo maſſenhaft noch ſo hoch. Ferner iſt deutlich wahrzunehmen, daß je enger der Riß in den neptuniſchen Schichten war, durch den die erweichte Maſſe des plutoniſchen Geſteins emporquoll, und je zäher deſſen Flüſſigkeit war, deſto ſteiler auch ſeine Wände werden mußten. War dagegen der Riß weit und das Geſtein weichflüſſig, ſo konnte es ſich bei niederer Höhe weiter ausbreiten und geſtaltete ſich mehr in flachen Rundungen. In der Maſſe und Höhe übertreffen die plutoniſchen Eruptionen weitaus die vulcaniſchen, die letztern ſind aber meiſt viel ſteiler, weil ſie ſich nicht nur durch die weichern neptuniſchen Schichten, ſondern auch durch die ungleich feſtern und mächtigern Maſſen des plutoniſchen Gebirges gewaltſam und in ſchmalen Ritzen durchzwingen mußten. Große Steilheit zeigen auch die neptuniſchen Schichten ſelbſt, da wo ſie beim Durchbrechen des fremden Geſteins aus ihrer wagerechten Lage in die ſenkrechte aufgerichtet, an den plutoniſchen Granit angelehnt oder abgeriſſen wurden und ſo mit dem zerklüfteten Rande hoch in der Luft ſtehen blieben (wie die Kalkſchichten des Jura gegenüber dem Granit der Alpen, der rauhen Alb und der Vogeſen auf beiden Seiten des Schwarzwaldgranits).

Jeder einzelne Berggipfel iſt das Ergebniß eines Stoßes von unten.

Je nachdem die Stöße in größern Zeiträumen erfolgten, liegen die Berge, wenn auch in derſelben Kette, doch mehr von einander getrennt. Man unterſcheidet Centralgebirge, die aus einem Punkt von unten erhoben und nach allen Seiten ausgebreitet, und Längengebirge, die aus einem langen Spalt in linearer Richtung hervorgebrochen ſind; aber auch in den Längengebirgen läßt ſich in der Regel etwa ein Centralpunkt wahrnehmen, in der Mitte ein höchſter Gipfel, von dem das Gebirge allmälig wieder abfällt, oder ein End- und Schlußpunkt, zu dem das ganze Gebirge anſteigt und dann plötzlich abfällt zur Ebene (wie am Weſtende der Alpen).

Das höchſte und vollkommenſte Gebirge der Erde, der Himalaya in Oſtindien, hat den Längenzug von Oſten nach Weſten, iſt aber zugleich ſehr breit ausgedehnt in viele parallele Höhenzüge, die terraſſenförmig zu ſeinem höchſten Kamm aufſteigen, und hat zur Unterlage eine ſehr bedeutende Erhebung des aſiatiſchen Feſtlandes überhaupt. Es iſt alſo zugleich ein ſehr vollkommen conſtruirtes Centralgebirge. In Europa ſind die Alpen ein verkleinertes Nachbild, ein Längengebirge mit beträchtlicher Ausbreitung. Die höchſten Berge der Erde erheben ſich nicht viel höher als eine geogr. Meile über die Meeresfläche, etwa nur der 1700ſte Theil des Erddurchmeſſers, erhalten ſich alſo in der That nur wie Sandkörnchen auf einer Bombe. Als der höchſte unter den bekannten Bergen der Erde galt lange Dhawalagiri im Himalayagebirge Indiens, 26,000 Fuß hoch. Doch ſah Gerard von der Grenze Thibets aus in weiter Ferne noch höhere Gebirge, die ihm (nach ihrer Höhe über der Schneelinie) 29,000 Fuß hoch zu ſeyn ſchienen. Vgl. Ritter Aſien II. 574, 581. und unlängſt iſt wirklich hinter dem Dhawalagiri ein noch höherer Gipfel gemeſſen worden, der Kintſchindjinga, von Hooker zu 26,438 Fuß geſchätzt. Die Hauptgebirge der Erde verhalten ſich proportional. Nach Ritter (Aſien III. 11) verhält ſich die Höhe der Pyrenäen wie 1, der Alpen wie 1⅓, der Cordilleren in Amerika wie 2, des Himalaya wie 2½ und jene im Norden des Himalaya liegenden Gebirge von Thibet laſſen noch das Verhältniß von 3 erwarten. Die Päſſe oder tiefſten Einſenkungen des Gebirgskammes liegen in den Alpen gerade ſo hoch, als die höchſten Gipfel der Pyrenäen, in den Cordilleren wie die höchſten Gipfel der Alpen ꝛc.

„Die Berge gehen hoch hervor und die Breiten ſetzen ſich herunter zum Ort, den Du ihnen gegründet haſt. Du haſt eine Grenze geſetzt, darüber kommen ſie nicht und müſſen nicht wieder das Erdreich bedecken.“ Pſalm 104, 8. 9.

10.

Gebirgscharaktere.

Man kann die Berge beinahe ſo eintheilen, wie man die Wolken eingetheilt hat. Den Strichwolken entſprechen die Längenzüge der Gebirge, den Hauptwolken die hochgethürmten Kuppeln und Pyramiden, den Federwolken die Felſenpartheien.

An den langgezogenen Gebirgen iſt der Zug in die Ferne, die Erſtreckung, die Perſpective, das ſcheinbar Endloſe, was uns am meiſten anzieht und mit geheimnißvollem Reiz ergreift. Sodann die Höhe bei gleichförmiger Erſtreckung, z. B. die ungeheuer langen und hohen Bergmauern der Cordilleren. Anderwärts thun rhythmiſche Unterbrechungen des Längengebirges den Augen wohl und ſtören die Bewegung des Gebirges ſo wenig, wie Wellen die Bewegung des Meeres. Von dieſer Art ſind die Fluen im Jura und in der rauhen Alp. Plötzlich ſteigt das langgezogene Gebirge in eine Spitze auf, ſtürzt in ein tiefes Thal hinab und erhebt ſich dann gleich wieder in der alten Richtung, um einige Meilen weiter daſſelbe zu wiederholen. Kettengebirge heißen ſolche, in denen der Längenzug nur durch einzelne Berge hinter einander, nicht durch eine fortlaufende Wand bezeichnet wird.

Dieſe Grundformen ſind noch modificirt durch die Steinart. Jede Steinart hat ihre eigenthümlichen Bergcontoure. Die neptuniſchen Gebirge, in die Höhe gehobene wagrechte Schichten, geben die Längen-, plutoniſche und durch Feuer emporgeſtiegene Berge, die Kernformen. Kalk-, Kreide-, Thongebirge kommen immer als Wände vor mit ſteilen bandartigen Seitenflächen, den Riß beurkundend, wo ſie abgeriſſen worden. Eben ſo die Sandſteingebirge, die aber häufig, als dem Waſſer beſonders zugänglich, zu ſeltſamen Felſenzacken ausgewaſchen erſcheinen. Im plutoniſchen Urgebirge erſcheint das Granitgebirge als das mächtigſte, aus der größten Tiefe zu der größten Höhe emporgeſtiegen, mit urſprünglich ſenkrechter Tendenz, daher hohe Kegelſpitzen bildend; aber durch ſeine zähe breiartige Maſſe auch wieder niedergezogen, daher oft in runder Kugel- und Glockenform vorkommend. Noch mehr Tendenz zur Abrundung hat das ſeitlich an ihn anlehnende Glimmer- und Gneisgebirge, wogegen der Quarz die meiſten zackigen Felſen zeigt. Die vulcaniſchen Gebirge, die erſt ſpäter und zwar ſeitlich von den ältern großen Graniteruptionen aus

brachen, zeigen die ſenkrechte Erhebung in den kühnſten und ſteilſten Felſenzacken des Porphyr und Dolomit und in den regelmäßigen Säulen des Baſalt.

Die Schönheiten des Centralgebirges ſind ſehr mannigfach. Auch hier ſpielt die Perſpective eine Rolle, aber nicht die Längen-, ſondern die Höhenperſpective. Der Blick in eine gleichſam endloſe Höhe gewährt den Hauptreiz. Das iſt, wenn die Schneeberge ſich übereinander thürmen, wie Haufenwolken, immer ein Giebel über dem andern, wenn immer neue Höhen wie aus unerſchöpflichem Hintergrund hervorquellen, ein Anblick, den man ſchon in der Schweiz hat, noch weit mehr aber im Himalaya. Wieder einen andern erhabenen Eindruck macht die Herrſchaft eines coloſſalen Berges über alle andern, wenn er ſich über viele niedere erhebt, wie der Dhawalagiri in Indien, der Chimborazo in Amerika, der Montblanc in Europa, der Elborus im Kaukaſus. Und abermals einen andern die einſamen Berge, die plötzlich aus der Meerestiefe oder aus einer Ebene pyramidaliſch oder kegelförmig die Horizontallinie durchbrechen. So der Pic auf Teneriffa, der Munaroa auf den Sandwichsinſeln, der Ararat in Armenien. Wieder anders die amphitheatraliſchen und Ringgebirge; Gebirgswände oder Ketten, die ſich zum Kreis oder Halbkreis reihen, indem man die nähern Berge im Profil, die entfernten von vorne ſieht. Dieſe Anſicht iſt immer die günſtigſte, weil ſie die Reize der einen und andern Anſchauung verbindet. Daher die prachtvollſten Ausſichten der Welt faſt immer amphitheatraliſch ſind, auf dem Rigi, bei Lauſanne, in Kaſchmir ꝛc. Es wird bei dieſer Configurirung der Berge auch der Wechſel der Anſichten am meiſten begünſtigt, man darf nur wenig den Standpunkt verändern, ſo ändert ſich auch die Anſicht des Gebirgs; die höhern und entfernten Gipfel ſcheinen ſich hinter den niedern und nähern zu bewegen, beide ſcheinen ſich zu durchkreuzen. Höchſt reizend iſt dieſer Wechſel z. B. im Valſer Thal in Tyrol und am Geſtade zwiſchen Nizza und Toulon.

Der Blick von oben aus der Vogelperſpective iſt deßwegen nicht der günſtigſte, weil er die Höhe, die doch immer die Hauptſache bleibt, in der äußerſten Verkürzung zeigt und dadurch das Gebirge gleichſam ernledrigt. Doch läßt ſich nicht verkennen, daß in dem großartigen Ueberblick über das Ganze eines Gebirges und des mit ihm zuſammenhängenden Landes ein hoher Reiz liegt. Franzöſiſche Maler haben daher mit Recht und mit Glück verſucht, das Ueberſichtliche einer Landkarte mit dem Maleriſchen der Gebirgsproſpecte zu verbinden. So ſieht man in der hiſtori-

ſchen Gallerie zu Verſailles, ein ungemein großartiges und phantaſtiſches von Bagetti entworfenes Bild der ganzen Alpenwelt, in dem die rauchenden Ortſchaften und der Pulverdampf, der hie und da aufſteigt, die Richtung verkünden, in welcher Napoleon im Jahr 1796 im ſchönen Italien einfiel und es bis jenſeits Venedig eroberte.

Der Gipfel iſt ſehr ſpitzig (Nadel, Horn, Zacke), mäßiger, (Pyramide, Kegel); abgeſtumpft (Staffel, Stauffen, Puy, vulcaniſche Krater); flach abgeſchnitten (Tafelberg). Er iſt ferner einfach und verhältnißmäßig glatt, oder aber zerriſſen, zerklüftet und vielzackig (wie die zerriſſene Tafel der Heuſcheuer in Schleſien, und die zerriſſene Pyramide des Montſerrat in Spanien). Die ſchönſte Gipfelform bleibt immer bei ſehr großer Höhe die der runden Glocke; ſehr ſpitze Zacken verrathen eine Leidenſchaftlichkeit, die mehr den untergeordneten Bergen ziemt. Ebenſo das vulcaniſche Feuer. — Zur Schönheit der Gipfel gehört ferner entweder die Symmetrie der Umgebung oder die ſteigende Progreſſion der Richtung. Symmetriſch ſchön ſind zwei Gipfel von gleicher Höhe und Form (z. B. der weiße und ſchwarze Mer und Ser, welche das Thal von Kaſchmir überragen. Hügel III. 151). Die beiden Vulcane am Eingang einer Bucht auf der Inſel Lucon, die drei Gleichen im Thüringer Walde; die ſcheinbar eine Roſette bildenden Gipfel des Monte Roſa ꝛc. Eine ſchöne Symmetrie gewähren auch die zu beiden Seiten des Gipfels gleichförmigen Nebenberge. Schön iſt aber auch die ſteigende Progreſſion der Gipfelhöhen, wenn man ein Gebirge im Profil ſieht, oder wenn ein Gebirgsrücken in ſchiefer Richtung nur bis zu einem jähen Abſturz anſteigt.

Die Stufen des Gebirgs theilen ſich nach der Höhe in vier Regionen in die höchſte Schneeregion, in die wüſte Felsregion, in die Region der Matten, der alpinen Flora und des Knieholzes, und in die Region des Waldes, welche die tiefſte iſt. Die Schneelinie beginnt in einer Höhe, in welcher die wäſſerigen Dünſte gefrieren. Dieſe Linie erreicht in der Polarzone unmittelbar den Boden (daher dort die Gletſcher ins Meer hinabreichen), ſteigt aber unter dem heißen Aequator mehr als eine halbe geographiſche Meile weit hinauf. In unſerer gemäßigten Zone hält ſie die Mitte zwiſchen dieſen beiden Extremen. Man kann daher an dem Beginn der Schneelinie in jeder Zone die ungefähre Höhe des Berges meſſen. Wir kennen nur die untere Schneegrenze; es gibt aber auch eine obere, d. h. in ſehr bedeutender Höhe ſteigen feuchte Dünſte gar nicht mehr hinauf und können daher auch nicht mehr gefrieren. Wenn alſo

unſere Berge einige Meilen hoch wären, ſo würde die Schneeregion ſich nur wie ein Gürtel oder Band an ſie anlegen, ihre Gipfel würden aber wieder kahler Fels ſeyn. Maleriſche Schönheiten der Schneeberge: ihr reiner Silberglanz in ſcharfen Pyramiden oder Hörnern vom tiefblauen Himmel abſtechend; ihre breiten blendend weißen Wände, nur hin und wieder hervorſtehende braune Felſen in Adern zeigend; die vulcaniſchen Schneeberge, deren abgeſtumpfte Silberkegel ein ſchwarzer Rand von Rauch und Aſche krönt, und die oft plötzlich von einem Ausbruch ſchmelzen und in wenigen Minuten ihr weißes Kleid ablegen und ſchwarz daſtehen; die Eismeere, die ſich in Hochthälern bilden und die Gletſcher, die von da in die tiefen Thäler hinabfallen; die Schneelawinen, die donnernd in die Thäler niederſtürzen; Contraſt der weißen Höhe mit der tiefer liegenden grünen Matten- und Waldregion, oder ferne Schneeberge über davor liegenden blauen Bergen oder ſchwarzen Wäldern hervorragend, (am ſchönſten im Himalaya, deſſen Schneeberge über mehr als ein Dutzend anderer Höhenzüge, und eben ſo viel allmählich immer blauer werdenden Linien hervorragen. Wo kein Schnee vorhanden iſt, tritt das Felsgebirg erſt vollkommen in alle ſeine maleriſchen Rechte ein. Am meiſten da, wo unter heißem Himmel die Felſen eine Höhe erreichen, die anderwärts der Schnee einnehmen würde. Höchſt prachtvoll ſoll in dieſer Beziehung der Berg Munaroa auf der größten der Sandwichsinſeln ſeyn, der 15,500 Fuß, alſo höher als unſer Montblanc in den blauen Himmel aufſteigt und keine Spur von Schnee zeigt. Was an abſoluter Höhe fehlt, erſetzt oft die thurmähnliche Steilheit. So iſt z. B. der Mythenſtein am Vierwaldſtädterſee von gewaltiger Wirkung auf die Phantaſie. Weniger ſchön ſind die regelmäßigen Felspyramiden von ſtumpferem Winkel, z. B. der Rieſen am Thunerſee, oder plumpe Felswürfel. Den Felſen ziert immer die Tendenz nach der Höhe allein, und wenn er auch in breiten Wänden höchſt maleriſch iſt, ſo doch nur durch das Steile, Abgründliche ſeiner Wandung. Wo die Felsgebirge in großer Maſſe erſcheinen, tritt immer einer dieſer beiden Reize charakteriſtiſch hervor, der Zug zur Höhe in gleichſam wetteifernden oder proportional ſich ſteigernden Spitzen und Felſenzacken in den kahlen, nur wenige Vegetation nährenden Gebirgen, die ſich um das Mittelmeer lagern, in den Appenninen wie in den arabiſchen Gebirgen, eben ſo in den ſehr verwitterten Karpathen und in den berühmten Fiorden und Scheeren von Norwegen und Schweden; das Abgründliche der breiten Flächen dagegen in den Cordilleren, deren ungeheure braune und graue Felſenwände nicht ſelten 5000 Fuß

tiefe Schluchten bilden und oft 2000 Fuß lang ſenkrecht abgeſchnitten erſcheinen (Pöppig. Reiſe I. 145). Eine ſehr ſchöne Bergwand iſt die von Graver in Norwegen (Mügge I. 485). Das erhabenſte Felsgebirge aber iſt das arabiſche und namentlich der Katharinenberg, Dschebel Katharina, der hohe Berg auf der Halbinſel des Sinai zwiſchen Aegypten und Paläſtina, benannt nach der h. Katharina, deren Leiche von Engeln bis auf dieſen Gipfel getragen und hier begraben wurde. Der Berg iſt von drei Seiten mit Meer umgeben, zu Lande aber blickt man von ihm hinab in eine endloſe Steinwüſte, ungeheure Felſen und Berge ohne Wald, öde Thäler. Die erhabenen Profile der Berge, die Einſamkeit aus tiefer Stille der heiligen Höhe machen einen unbeſchreiblichen Eindruck einzig in ſeiner Art. Ruſſegger, Reiſe III. 51. Weniger hoch, aber von eigenthümlichem Düſter umkleidet iſt das kahle Nordcap, das nördlichſte Ende von Europa, deſſen Felſen dem Eismeer trotzen. Den gewaltigſten Trotz aber bietet das feſte Geſtein dem Meere im Cap Horn, der Süoſpitze von Amerika. In eine einzige Bergſpitze auslaufend fällt es plötzlich faſt ſenkrecht, glatt, kahl und ſchwarz wie Metall ins Meer hinab, welches hier bekanntlich von den Stürmen tiefer aufgewühlt wird, als irgendwo. Das iſt der großartigſte Kampf des Starren mit dem Flüſſigen auf Erden.

Die grüne Region, die unter der felſigen, wie dieſe unter der des Schnees liegt, theilt ſich wieder in drei Stufen. 1) Die der kahleren Halden, oder der kräuterreichen Matten und Bergwieſen ohne höheres Geſträuch. 2) Die des zu Geſträuch verkrüppelten Holzes, weil in ſo kalten Regionen die Stämme nicht mehr hoch wachſen oder im Winter durch die Schneelaſt erdrückt werden. Das iſt das ſ. g. Knie- oder Krummholz (pinus pumilio). Auf den Andes in Südamerika heißt dieſe Region Ceja, und das verkrüppelte Holz iſt, obgleich noch verworrener und verwachſener, doch höher und edler als bei uns. 3) Die des Hochwaldes, an den dann von unten hec Wieſen, Weinberge oder Aecker ſtoßen, die zuweilen auch den alten Wald verdrängen.

Beſondere Schönheiten der Berge durch ihre Umgebung. Die beſte Folie für den hochanſtrebenden Berg iſt immer das wagrechte Meer, dann die Ebene; der Contraſt iſt um ſo ſchöner, je größer die Steilheit des Berges einer- und die glatte Ausdehnung der Fläche andrerſeits, am ſchönſten aber, wo ein einzelner Berg oder eine Berggruppe ſich inſelartig aus der unüberſehlichen Fläche erhebt. So der Pic von Teneriffa, der Ararat ꝛc. Doch auch der blos ſeitliche Gegenſatz einer ungeheuern Gebirgswand neben

dem Meer iſt ſehr ſchön, z. B. längs der Cordilleren im Weſten Amerika's, bei Amalfi am Golf von Salerno ꝛc. Beide Schönheiten, des inſelartigen Vorſprungs und der ſeitlichen Wandung vereinigen ſich in vielen Vorgebirgen (Athos, Gibraltar, Gargano, Circejo, Piombino, Sorrento, Nordcap ꝛc.). Von beſonderer Schönheit iſt die Erhebung eines höchſten Gipfels oder einer höchſten Gruppe aus dem verſteinerten Meere der übrigen Berge; und ein beſonderer Reiz liegt in der ausgezeichneten Form und Färbung z. B. der weißen und ſchwarzen höchſten Bergpyramide über Kaſchmir, des ſchwarzbraunen Veſuvkegels unter den bläulichen Bergen Neapels, des ſchwarzen Kraters von Kotopaxi über dem ewigen Schnee der Cordilleren ꝛc.

11.

Vulcane.

Mitten in der Ruhe, die überall das Gebirge charakteriſirt, toben noch immer die ſ. g. feuerſpeienden Berge und rauchen und brennen die Heerde vulcaniſcher Thätigkeit noch fort. Aber überall iſolirt, wenn auch noch in großartiger, doch in ſehr zerſtreuter Wirkſamkeit, gleichſam unterdrückt unter der Laſt der plutoniſchen Gebirge.

Die Vulcane ſind eigentlich nur Sicherheitsklappen für den unterirdiſch erzeugten Waſſerdampf, der gefährliche Erdbeben erregen würde, wenn er nicht durch den Schornſtein eines ſ. g. Kraters entweichen könnte. Durch denſelben Krater werfen ſie auch geſchmolzene Maſſen, Steine, Sand ꝛc. in glühendem Zuſtand aus, die dann um den Krater her nach und nach einen Kegel bilden, die ſchwere geſchmolzene Maſſe aber läßt ſich nicht auswerfen, ſondern ſteigt bis an den Krater und fließt über deſſen Ränder ab, oder bricht durch die Seitenwände des Kegels. Das iſt die Lava *). Der Vulcan gibt aber nicht blos von ſich, ſondern ſaugt auch ein. Um die in ſeinem Schooß unterirdiſch verborgenen Stoffe ſchmelzen zu können, bedarf es immer des atmoſphäriſchen Waſſers oder der Luft, die z. B. den Schwefelkies entzünden. Man hat vor einem großen Aus-

*) Der Name ſtammt her von lavare, waſchen, auswaſchen, zunächſt angewandt auf plötzliche Regengüſſe und Ueberſchwemmungen, dann auf die Schnee- und Eislawinen, und zuletzt auch auf die aus Bergen kommenden Feuerflüſſe.

bruch des Veſuv ein ungeheures Einſaugen der Luft an ſeinem Krater bemerkt. Von allen Seiten ſtrömten die Winde dahin und verloren ſich im Loch des Kraters. Bögner, Entſtehung der Quellen S. 28. Aus dieſer Wechſelwirkung zwiſchen dem Erdinnern und der Atmoſphäre, dem Einſaugen und Ausſtoßen erklären ſich zunächſt die mannigfachen Luftveränderungen und Witterungsphänomene, die vor und während vulcaniſcher Ausbrüche (und Erdbeben) vorkommen.

Die Krater der jetzt noch brennenden Berge ſind nicht groß. Viel größere müſſen ehemals gebrannt haben, denn man findet ſie noch, z. B. in Italien in der Nähe des Veſuv und auch bei Rom in coloſſalem Umfange, runde oder ein wenig ovale Flächen von einem alten Kraterrand umgebene, längſt ausgebrannte uralte Vulcane. In Froriepš neuen Notizen, Band 27, S. 22, werden einige der größten alten Krater auf der Erde ſogar mit den bekannten Ringgebirgen im Monde verglichen. Auf der Inſel Ceylon kommt ein ſolcher Kreis von 70,000 Meters Durchmeſſer vor, in der Dauphiné mißt der Kreis von l'Oiſans 20,000 Meters.

Leopold von Buch unterſchied zuerſt die Eruptions- und Erhebungskrater. Die Erſtern ſind Eſſen, die Aſche und Steine auswerfen und daraus allmählich einen Kegelberg bilden. Die andern ſind concentriſche Aufrichtungen des Geſteins, durch welches die Eſſe hindurchgeht. Es gibt Eruptionskrater auf ebenem Boden, Erhebungskrater aber ſind nur ſolche, bei denen ſich durch die von unten emporſtoßende Kraft der Boden rund umher mit erhoben und des Kegels Grundlage gebildet hat. Durch wiederholte Stöße und Aufriſſe von unten wird der Krater erweitert, der Kegelberg erhöht, zuweilen aber auch die ganze Spitze oder Höhe des Kegels weggeſtoßen und der Krater ſo weit aufgeriſſen, daß der Kegel darin zum Theil verſinkt. Der Papandayung, ein Vulcan auf Java, ſtürzte in der Nacht vom 11/12. Auguſt 1772 plötzlich zuſammen, ſo daß er um 4000 Fuß niedriger wurde; 40 Dörfer in der Umgegend verſanken mit. Sonnenburg, Tellus S. 229. Der Buyaën, ein Vulcan auf Mindanao, hob 1640 ſeinen Gipfel wie ein Dach empor und ſchleuderte ihn zwei Meilen weit weg; 60 Meilen davon verfinſterte die Aſche noch den Tag und 300 Meilen weit wurde das Krachen gehört, Sonnenburg, Tellus S. 232.

Da viele Vulcane ſich durch das höchſte und maſſenhafteſte plutoniſche Geſtein durcharbeiten, kommen ſie auch in ungeheurer Höhe vor, namentlich in der Kette der Cordilleren, die ganz von Vulcanen durch-

zogen und deren höchſte Gipfel nicht ſelten noch lebendige Vulcane ſind. Hier in Peru erhebt ſich als der höchſte aller Vulcane der Antiſana von 17,955 Fuß, der Pichincha von 17,644, in Mexiko der Popocatepetl von 16,696 Fuß. In der alten Welt iſt der höchſte Vulcan, Klintſchewskoi in Kamtſchatka, nur 15480 Fuß hoch, doch Erman hat ihn höher als alle andern, 18,800 Fuß hoch geſchätzt.

Die Maſſe der Lava iſt oft ſehr groß. Ganze Inſeln ſind ausſchließlich durch unterirdiſche Kraft erhoben worden, bloße vulcaniſche Kegel. Der Vulcan Skaptar-Jökul auf Island warf vom 11. Juli bis 3. Auguſt 1783 ſo viel Lava aus, daß eine Schichte davon mehrere hundert Fuß dick viele Quadratmeilen bedeckte. Katlegia, ein Vulcan auf Island, war mit Schnee und Eis bedeckt, als er am 17. Oct. 1755 plötzlich erglühte, Schnee und Eis ringsumher abſchmolz, dadurch die ganze Gegend überſchwemmte, dem Waſſererguß aber gleich einen noch reichlicheren Feuererguß nachfolgen ließ und wochenlang fortwüthete. Die Aſche fiel bis auf die Faröerinſeln. Aus der ungeheuern Flammenſäule, die er auswarf, erhoben ſich häufig große Feuerkugeln, die erſt in bedeutender Höhe zerplatzten; dazu eine Menge Blitze, wovon einer einen Bauern vor ſeinem Hauſe erſchlug. Olaſſen, Island II. 75. Leonhard, Geolog. V. 299. Awatſchinskaja, ein großer Vulcan in Kamtſchatka, in der Nähe der Awatſcha Bai, warf am 6. Oct. 1737 Feuer aus, nachdem ein ungeheures Erdbeben das ganze Land umher verändert, Berge zerborſten, Thäler und Ebenen zu Bergen aufgethürmt hatte, die Küſte des Feſtlandes von hoher Meeresfluth weit überſchwemmt und dagegen das Meer zwiſchen zwei der kuruliſchen Inſeln völlig trocken gelegt wurde, ſo daß man den ganzen Meeresboden hier wie ein tiefes Thal entblößt ſah. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche II. 416. Kenſcheſskaja heißt ein anderer Vulcan in Kamtſchatka, 17,000 Fuß hoch, ein ungeheurer Eiskegel, ringsum frei, aber inwendig voll Feuer. Der Coſeguina in Nicaragua brach am 20. Januar 1835 mit ſolcher Gewalt aus, daß der Bimsſtein 1100 engliſche Meilen weit flog und daß man das Krachen auf Jamaika und zu St. Fe de Bogota (200 deutſche Meilen weit) hörte. Zugleich erſchütterte ein Erdbeben den ganzen Iſthmus. Oken, Naturg. I. 788. Gunong-Tomboro iſt ein Vulcan im Oſtindiſchen Archipel, deſſen Ausbruch 300 Seemeilen weit gehört wurde. Die Holländer in Batavia ſchickten Kriegsſchiffe und Truppen aus, in der Meinung, es ſey eine ferne Seeſchlacht. Die Aſche fiel bis auf die Inſel Java. Das Meer in ungeheurer Ausdehnung war heiß

und aufgeregt. Olivier, Reiſe II. 214. v. Leonhard, Geol. V. 413. 431. Literaturblatt 1835 S. 202.

Am intereſſanteſten erſcheinen die Vulcane im Contraſt mit der Landſchaft, wenn ſie wie eine aus der Tiefe hervorbrechende Hölle eine paradieſiſche Gegend verwüſten, ſo der Veſuv und Aetna, die vielen Vulcane in den ſchönen Tropenländern. Sie ſind eine lebendige immer neue Erinnerung an den Untergang von Sodom und Gomorrha, eine tiefernſte Mahnung. In anderer Weiſe iſt das Hervortreten von Vulcanen aus dem Meer höchſt wunderbar, eine Erinnerung an die Schöpfung ſelbſt. Hier entſtehen Inſeln, neue Länder vor unſern Augen. So erhob ſich erſt im Jahre 1831 ſüdlich von Sicilien nach einem Erdbeben unter Dampf und Flammen aus dem Mittelmeer eine Inſel, die man Ferdinandea nannte, verſank aber ſchon nach einem Vierteljahr wieder in die Tiefe. — Die Meervulcane ſind oft von ungeheurer Höhe. Denkt man ſich den Munaroa auf den Sandwichs-Inſeln oder den Pic von Teneriffa, die ſich über dem Meer faſt zur Höhe des Montblanc (Munaroa 12,693 Fuß, der Pic 11,430 Fuß) erheben, bis an ihren Fuß vom Meere entblößt, ſo würden das ganz ungeheure Bergſpitzen ſeyn, mit nichts zu vergleichen, als mit den Kraterbergen im Monde. Viele untermeeriſche Vulcane aber ſind noch gar nicht über das Meer hervorgetreten, ſondern untermeeriſche Berge geblieben. — Wieder ſehr eigenthümlich iſt der Contraſt des Vulcans mit einer Sandwüſte. So fand Junghuhn auf Java den Vulcan Daſar oder Gunong Tingger. „Aus der Tiefe leuchtet eine Sandfläche hervor, öde, kahl, wüſt, alles Pflanzenſchmuckes beraubt und dabei ſo außerordentlich tief und weit, daß ſogar Reiter, welche in ihrer Mitte ſich bewegen, nur wie ſchwarze Punkte erſcheinen. Mitten aus dieſem Sandmeere erhebt ſich ein ſteiler Berg von vollendeter Kegelgeſtalt, gleich einem Zuckerhute und in lauter ſchmale Leiſten geſpalten, an denen ſich bis zu einer gewiſſen Höhe kleine Gebüſche hinanziehen. Ihr ſchönes Grün bildet mit der öden Sandwüſte den lieblichſten Contraſt. Noch greller ſticht mit ihrem Schmelze die bräunlichweiße Farbe eines zweiten, minder hohen Kegels ab, der ſich dem erſten ſüdlich anreiht und deſſen äußerer Abhang durch Hunderte geſchlängelter Furchen in kleine Jo[illegible]alt iſt, die in das Sandmeer hinablaufen.“

Erebus iſt der ſüdlichſte Vulcan der Erde, in dem 1841 von Capitän Roß entdeckten Victorialand, nahe am Südpolarkreiſe. Der Berg iſt 12400 Fuß hoch und warf damals Rauch und Feuer aus, ein kleinerer

Vulcan daneben von 10900 Fuß Höhe wurde Terror genannt. Das Land ſelbſt war ganz mit Eis und Schnee bedeckt und eine mehr als 1000 Fuß hohe ſenkrechte Eiswand ſperrte den Schiffen jedes weitere Vordringen nach dem Süden, während ihnen die Vulcane zur Rechten blieben. Cap. Roß. Reiſe S. 140.

Die vulcaniſche Feuerſäule nimmt Formen an, die ſich ziemlich umgekehrt verhalten, wie die Rauchſäule. Die Rauchſäule bildet, wenn ſie in eine wagrechte Strömung des obern Windes kommt, die bekannte Pinienform, d. h. wie der aufſteigende Rauch gleichſam den dünnern Stamm, ſo bildet derſelbe, indem er ſich oben ausbreitet, die breite Krone der Pinie. Die Feuerſäule trägt oben glühende, Steine, die vermöge ihrer Schwere wieder zurückfallen, geſtaltet ſich daher in der Form einer Garbe, die oben ihre Aehren nach allen Seiten ausſchüttet, oder eines Springbrunnens, deſſen Waſſer von oben nach allen Seiten wieder abfällt. Es ſcheint indeß, als ob auch noch andere Feuerſäulenformen in der Natur vorkämen. Aus Chiloe berichtet Darwin, Reiſe II. 49, der Vulcan Corcorado zeige bei ſeinen nächtlichen Auswürfen in einem ungeheuern feuerrothen Nimbus allerlei dunkle phantaſtiſche Geſtalten von Bäumen und andern Körpern (die ausgeworfenen und wieder zurückfallenden Steine), von ſolcher Größe, daß man ſie auf 93 engliſche Meilen deutlich unterſcheiden könne. Wenn Waſſer verdampft oder auch Waſſer ſich verdichtet, entwickelt ſich Electricität. Daher die Blitze, in den ungeheuern Rauchwolken der Vulcane, die man irrthümlich aus explodirenden Gaſen hat erklären wollen. Vgl. Landgrebe, Naturgeſchichte der Vulcane II. 70. Beim Ausbruch des Katlegia auf Island ſchlug ein Blitz aus der Rauchwolke des Vulcan heraus und tödtete weit davon 2 Menſchen und 11 Pferde. Olaſſen, Reiſe II. 78. Nach Arago ſchlug bei einem Ausbruch des Veſuv der Blitz hundert Stunden weit davon in Tarent ein. Im Jahr 1811 ſtieg aus dem atlantiſchen Meere in der Nähe der Azoren eine ungeheure Rauchſäule, durchzuckt mit Blitzen hervor, die endlich die neue Inſel Sobrina enthüllte. — Wie es ſcheint, nur im höhern Norden, ſpielen die vulcaniſchen Lichter in Farben. So ſah man bei einem Ausbruch des Hekla auf Island das Feuer in den Farben des Regenbogens wechſeln. Schubert, Weltgebäude S. 433.

Ein ganz eigenthümliches Wetterleuchten hat man an den Vulcanen von Chiloe wahrgenommen, ein blaſſes Aufblitzen bei ganz ruhigem und klarem Himmel.

Vulcaniſche Bomben nennt man die glühend flüſſige Lava, die von Vulcanen ausgeworfen in der Luft ſich ballt und zuweilen auch, in die Länge gezogen, eine Birnform annimmt, beim Niederfallen aber oft platt gedrückt wird. Man findet ſie meiſt nur Fauſt groß, doch zuweilen bis zu 1 Fuß dick. Hoffmann, Geſchichte der Geognoſie S. 494. Im Uebrigen beſtehen die vulcaniſchen Auswürfe aus 1) harter, verglaſter Lava, Obſidian, 2) lockerer poröſer Schlacke, Bimsſtein, 3) Sand, 4) Aſche, 5) Schlamm, 6) Waſſer, 7) Luft. Ein Beweis, daß der ganze Prozeß in ſolchen Tiefen vorgeht, bis zu denen Waſſer und Luft eindringen können. Zu den Auswürfen gehören 8) auch Schwefel, Asphalt, Bergöl, Salmiac ꝛc., die wohl nicht tiefer hergeholt ſind als aus der Region der Steinkohlen und in denen zum Theil ſchon organiſche Stoffe von einer ältern, nur wieder überdeckten Erdoberfläche bewahrt und neu modificirt erſcheinen.

Die Bildung der vulcaniſchen Aſche iſt noch nicht genügend erklärt. Der feine, aber ſchwere ſchwarze Sand, den der Veſuv auswirft, iſt aus dem nahen Meere hergeleitet worden, aber es bleibt unerklärt, wie er ſich in der Gluthhitze des Vulcans neben der Lava unverändert erhalten haben ſollte. Der vulcaniſche Sand kann noch weniger aus der Zerreibung der größern glühenden Steine erklärt werden. Seine Menge und Gleichförmigkeit ſind zu groß, um einem ſo kurzen mechaniſchen Zuſammenſtoßen und Abreiben ihre Entſtehung zu verdanken. Man hat die Sache zu erklären geſucht durch einen Vorgang in den Hochöfen, in denen ſich zuſammenhängende Schlacken beim Abkühlen plötzlich in Sand verwandeln. Pfaff, Schöpfungsgeſchichte S. 90. Da nun aber Ehrenberg im Bimsſtein kieſelſchalige Infuſorien entdeckt hat, kann dieſer angeblich durch Feuer verglaſte Tuff doch keiner ſo großen Glühhitze ausgeſetzt geweſen ſeyn, wie man gewöhnlich annimmt.

12.

Pſeudovulcaniſche Erſcheinungen.

Man faßt eine Menge von Erſcheinungen unter dem Namen der pſeudovulcaniſchen zuſammen: Waſſer-, Schlamm-, Luftvulcane, die Solfataren oder ausgeſtorbene Vulcane, in denen ſich reichliche Ablagerungen vulcaniſcher Producte finden, die Asphalt- und Naphtaſeen, die heißen Quellen, die Gasentwicklungen aus dem Boden ꝛc.

Waſſer und Feuer kommen zuweilen aus dem gleichen Heerde, ſofern unterirdiſches Feuer mit unterirdiſchem Waſſer unfern vom Meere zuſammentreffen. Amilpas los Volcanos de los, zwei Vulcane über der Stadt Guatemala in Mittelamerika, begannen 1774 wetteifernd der eine Feuer, der andere Waſſer zu ſpeien, bis nach 7 Tagen Guatemala mit allen ſeinen Einwohnern unterging. Sonnenburg Tellus S. 237. Der Vulcan von Agua, ein mächtiger Berg, warf im Jahr 1541 unerwartet eine ungeheure Menge Waſſer (ſtatt Feuer) aus und begrub die Stadt Ciudad Vieja mit faſt allen Einwohnern. Ausland von 1828 Nr. 126.

Die berühmteſten Schlammvulcane ſind die Macalubi auf Sicilien. Großartiger, als dieſe kleinen Kegel, iſt der coloſſale Schlammvulcan Turbaco (Humboldts Reiſen VI. 2. 203). Gegenüber von der Inſel Trinidad auf der Terra Firma kommt neben Schlammvulcanen auch ein mächtiger Asphaltſee vor.

Ein eigentlicher Windvulcan iſt der Aral-Tübe, ein merkwürdiger hoher Berg im See Alakul in Hochaſien, durch vulcaniſche Kräfte erhoben, ehemals feuerſpeiend, jetzt Winde ausſtoßend, die den vorüberziehenden Karawanen oft verderblich ſind, daher man dem Berge Schaafe zum Opfer zu bringen pflegt, um ſeinen Zorn gegen die Reiſenden zu verſöhnen. Ritter Erdkunde II. 389. Der berühmteſte Luftvulcan in Amerika iſt der Cumacatar.

Solfataren nennt man die ruhenden vulcaniſchen Krater. Die berühmteſte iſt die noch immer ruhende Solfatare in der Nähe von Neapel bei Puzzuoli, wo Alaun producirt wird. Die größte, die man kennt, iſt die von Humboldt beſchriebene in der chineſiſchen Tartarei bei Urum-Tſy, von 15 Stunden Durchmeſſer. Aus ſolchen trocknen Kratern ausgeſtorbener Vulcane erzeugen ſich hauptſächlich Schwefel, Salmiac ꝛc. Die unermeßlichen Schwefelvulcane Siciliens liegen in der Nähe des Aetna. Der Salmiac (sal armeniacum), das ſ. g. armeniſche Salz, kommt in ungeheuern Maſſen in den Handel aus Inner-Aſien von den Vulcanen von Turfan und Kutſchë aus Solfataren. Nach Humboldt und Ritter. — Ein großes Steinſalzlager zu Poza bei Burgos liegt gleichfalls im Krater eines erloſchenen Vulcans. Hoffmann, Geſchichte der Geognoſie S. 473.

Es gibt auch naſſe Krater, in denen ſich Waſſer geſammelt hat. Von dieſer Art ſind die vielen runden Seen auf den Bergen bei Rom, die von Albano, Nemi, der Arvernerſee bei Neapel. Der größte und berühmteſte iſt das todte Meer im h. Lande. Daſſelbe liegt 12—1300 Fuß tiefer

als das nicht weit entfernte mittelländiſche Meer, iſt bedeckt mit Aſphalt und trägt die Erinnerung an eine ungeheure Feuerkataſtrophe, denn hier ſollen Sodom und Gomorrha im Feuer untergegangen ſeyn. Auch das Galileameer und der Jordan, der ihn mit dem todten Meere verbindet, liegen ſo tief, wie in einer durch vulcaniſche Kraft aufgeriſſenen Erdſpalte. Das ſalzige Waſſer des todten Meeres iſt ſo ſtark, daß es auch im Winde nur ſchwache Wellen aufregt, und eine beſtändig über ihm ſtehende Dunſtſchichte ſcheint ebenfalls ſchwer zu ſeyn, denn auch ſie wird vom Winde nur wenig beirrt. In dieſer unaufhörlich aus dem tiefen See durch die heiße Sonne aufgeſogenen Dunſtſäule (courant ascendant) zeigen ſich bei veränderter Temperatur ſeltſame Wolkenbildungen, auch zuweilen mächtige Waſſerhoſen, zum Beweis, welche Intenſität hier die Ausdünſtung gewinnt. Vgl. Ritter, Erdkunde XV. 1. 749 f. Rußegger ſchreibt der Ausdünſtung noch mehr Gewalt zu, indem er meint, es ſey hier ein Meer, welches früher mit dem rothen zuſammenhing, rein durch die Sonnenhitze allmählig ausgetrocknet worden.

Wir müſſen die hier wirkſam geweſene Feuerkraft, durch welche Sodom und Gomorrha zerſtört worden, feſthalten, und dieſe merkwürdige Landſchaft, die ihres Gleichen nirgend anders auf Erden hat, in beſonderer Beziehung auf die Menſchwerdung Chriſti betrachten. Wenn das h. Land die genaue Mitte des größten aller Continente (Aſien, Europa und Afrika zuſammengenommen) bildet und einerſeits Orient und Occident, andrerſeits den Norden mit ſeiner eigenthümlichen Vegetation und ſeiner eigenthümlichen Völkerbildung vom Süden und den ſeinigen ſcheidet und doch zugleich verbindet, ſo iſt es gewiß eben ſo wenig bloß zufällig, daß gerade hier die tiefſte Einſenkung der Erdoberfläche unter die Meeresfläche vorkommt. Das todte Meer hat im Norden den ewigen Schnee des Libanon, im Süden die ewigen Gluthwinde der Wüſte, bringt in die Tiefe, als ſey hier die Pforte der Hölle eingeſtürzt, während unweit davon der Weltheiland geboren wurde. Dieſe wunderbaren Contraſtirungen ſind keine zufälligen, ſie bilden die nothwendige Signatur des Bodens, den Gottes Fuß unmittelbar berührte. So viel uns bekannt, hat noch Niemand darauf aufmerkſam gemacht, welcher tiefe Sinn darin liegt, daß ſich der Herr nicht niederließ auf dem höchſten Berge, ſondern im tiefſten Thal der Erde.

Neben den Solfataren und alten Kraterſeen kommen auch Berge vor, die erſt neu durch vulcaniſche Kräfte erhoben worden ſind, ohne daß ſich ein Krater in ihnen geöffnet hätte, gleichſam mislungene Verſuche

zu Vulcanen. Der Monte Nuovo („neue Berg") wurde in den letzten Septembertagen des Jahres 1838 plötzlich durch vulcaniſche Kraft und durch Aufwirbeln von Geſtein aus der Tiefe wie ein Maulwurfshaufen erhoben, ganz nahe bei Neapel auf der Nordweſtſeite dieſer Stadt, während der Veſuv eben ſo nahe auf der Südoſtſeite liegt. Seitdem iſt er ſtehen geblieben ohne vulcaniſche Thätigkeit, ein runder waldbewachſener Berg. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche II. 207. Ganz eben ſo kam im Jahr 1759 in Mexico der Vulcan Xorullo plötzlich aus der Erde. Eben ſo ein Vulcan in Japan, von dem Landgrebe folgende Beſchreibung gibt: „Fuſi-no-yama iſt der anſehnlichſte, thätigſte und intereſſanteſte Vulcan in Japan. Er erſcheint in der Geſtalt einer ungeheuren, mit ewigem Schnee bedeckten Pyramide, von welcher Kämpfer ſagt, daß ſie hinſichtlich ihrer Höhe ſich nur mit dem Pic von Teneriffa, hinſichtlich ihrer Form und Schönheit mit keinem Berge in der Welt vergleichen laſſe. Dazu kommt noch der denkwürdige Umſtand, daß er im Jahre 285 vor Chr. G. plötzlich aus der Erde ſich emporgehoben haben ſoll, in Folge des merkwürdigſten vulcaniſchen Phänomens, welches man überhaupt aus Japan kennt. Damals bildete ein ungeheurer Einſturz in einer einzigen Nacht den großen See Mitſu-umi oder Biwa-no-umi in der Provinz Oomi. In demſelben Moment, wo dieſer Einſturz erfolgte, ſtieg der Fuſi aus der Erde empor."

Wie der Monte Nuovo ein Vulcan iſt, der nie zum Ausbruch kam, kennt man Ausbrüche ohne Vulcan. Die ſ. g. „finſtern Tage in Canada" werden von ungeheuer entfernten Vulcanen hergeleitet. Im October 1785 und im Juli 1814 wurde es in Canada plötzlich Nacht und mehrere Tage konnte man nur bei Licht ſehen. Aus dem überzogenen Himmel fielen Blitze und im Regen unterſchied man einen gelben und ſchwarzen Niederſchlag, das zweitemal förmlich Aſche. Aber man hat nie erfahren, wo der Vulcan liegt, von dem dieſe außerordentliche und weit über das Land ausgebreitete Erſcheinung herkommen könnte. Ausland 1833 Nr. 180. Indeß können dieſe Finſterniſſe auch andere Urſache haben und mit den Meteorſteinfällen zuſammenhängen.

Sehr häufig kommen brennende und nicht brennende Gaſe aus der Tiefe der Erde. Bei Hotſing in China hat man künſtlich nach Salz gebohrt, deſſen Sole reichlich aus den Quellen (arteſiſchen Brunnen) fließt. Aus andern künſtlichen Brunnen daneben kam aber ſtatt der Sole Waſſerſtoffgas, das ſich an der Luft entzündete. Dieſes hat man nun benutzt,

um unmittelbar die Sole zu ſieden und dadurch ganz einfach das trockne Salz zu gewinnen. Nach dem Bericht des Miſſionär Imbert, Humboldt, Fragmens I. 195. Balvakund heißt ein Bad in Hinterindien, aus deſſen Waſſer Gaſe aufſteigen, die ſich in der Luft entzünden, ſo daß das ganze Bad brennt und die Badenden in übrigens unſchädlichen Flammen ſtehen. Ritter, Aſien IV. 418. Die großartigſte Ausſtrömung brennender, aber nicht verletzender Gaſe iſt die in Baku am caſpiſchen Meere, welche Eichwald ausführlich beſchrieben hat, ein altes Heiligthum der perſiſchen Feueranbeter. Das Gas ſtrömt in hoher Flamme aus der bloßen Erde heraus. In hellen Herbſtnächten ſchwebt ein herrliches blaues Feuer um die Gipfel des Berges Soghdo-Ku (auf dem in der altperſiſchen Zeit das Paradies geweſen ſeyn ſoll.) Dann iſt die Ebene unten dunkel. Umgekehrt bei Regenwetter; dann bleiben die Berggipfel dunkel und das Feuer zieht ſich tief in die Ebene hinab und bedeckt ſie mit weißen Flammen. Aber ſie verſengen das Gras nicht, denn ſie beſtehen nur aus leuchtendem Gaſe, in dem nichts brennt. Ritter, Aſien II. 889. Reinegg, Kaukaſus I. 155. Aehnlich, nur in kleinerem Maßſtabe, die Wieſe von Pietra mala auf der Höhe der Apenninen zwiſchen Florenz und Bologna. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche II. 105. v. Martens, Italien I. 172.

Die Thermen (heißen Quellen) und Mineralquellen, deren Waſſer mit verſchiedenartigen mineraliſchen Stoffen und Gaſen geſchwängert iſt, gehören in doppelter Beziehung zu den vulcaniſchen Erſcheinungen, ſofern ſie entweder wirklich mit noch thätigen oder alten Vulcanen zuſammenhängen, oder doch in ähnlicher Weiſe wie die vulcaniſchen Heerde unter der Erde erhitzt werden. Alle Quellen entſtehen aus atmoſphäriſchem Waſſer, aus Regen, der in die Erde dringt, und ſich entweder an der Seite der Berge einen Ausweg ſucht, oder ſich über undurchdringlichen Stein- und Erdſchichten in unterirdiſchen Behältern anſammelt und dann wie das Waſſer im Heber einen Druck nach oben übt und ſich einen Ausweg nach oben verſchafft. Geht dieſes Waſſer über oder durch Salzlager, ſo wird es geſalzen, geht es über Schwefelkies, ſo wird es erhitzt. Jenachdem es mit verſchiedenartigen Stoffen oder Gaſen in Berührung kommt, nimmt es Beſtandtheile von denſelben an. Das iſt aber am meiſten der Fall in der Nähe der noch wirkſamen oder auch erloſchenen Vulcane, weil hier dieſelben Stoffe vorhanden ſind, welche vulcaniſche Eruptionen begünſtigen. Da jedoch die vulcaniſchen Ausbrüche nach Zeit und Stärke wechſeln, die heißen Quellen aber Jahrtauſende hindurch den gleichen

Wärmegrad und Mineralquellen die gleichen Bestandtheile behalten, auch viele solche Quellen in Gegenden, die keine eigentlichen Vulcane haben, vorkommen, so ist einfach anzunehmen, daß jene Quellen meist nur vom Vorhandenseyn constanter Gesteine abhängen, mit denen das von oben in die Erde eindringende Wasser sich stets unter den nämlichen Bedingungen verbindet.

Die natürlichen Springbrunnen werden durch einen besonders starken Druck von unten her erzeugt. Sie wechseln theils mit der Masse des atmosphärischen Wassers, das in nassen Jahreszeiten reichlicher in die Erde eindringt und also auch reichlicher wieder ausgestoßen wird, theils hängt ihr Springen von Gasentwicklungen in rhythmischen Stößen ab, wie die Feuerausbrüche aus den eigentlichen Kratern. Wenn nämlich das gespannte Gas sich durch einen mächtigen Ausbruch befreit hat, erhitzt es sich in der Tiefe aufs neue und bricht abermals, hier nur feurige, dort nur wässerige Stoffe emporschleudernd, hervor. Der größte unter den natürlichen Springbrunnen ist der Geyser auf der Insel Island, eine heiße Quelle, die einen Wasserstrahl von 28 Fuß Umfang 100—150 hoch unter ungeheurer Dampfentwicklung auswirft, dann plötzlich intermittirt und erst nach einiger Zeit wieder aufkocht. Der kleinere Geyser daneben soll noch schöner seyn. „Das betäubende Zischen und Brausen, mit welchem die brausenden Wasserstrahlen aus dem Mundloch der Quelle hervordringen und durch das man sehr vernehmbar das Rauschen der durch die Gewalt der Dämpfe zerstäubten, in Regenschauern herabfallenden Wassermasse unterscheidet — die Pracht der unbeschreiblich schönen Regenbogen, welche durch den Reflex der Sonnenstrahlen mit stets wechselnder Intensität in den herabrauschenden Tropfen auf Augenblicke entstehen, um eben so schnell wieder unter den rollenden Dampfmassen zu verschwinden, — die dichtgeballten Dampfwolken selbst, welche vom Wasserstrahl emporwirbeln und dem Spiele der launigten Winde preis gegeben, sich scharf gegen den Hintergrund der dunkeln, umheimlichen Bergwände abgrenzen — der mattfarbige Hof endlich, welchen der Beobachter zu Häupten seines schwankenden riesigen Schattens auf diesen Wolken gewahrt, und der nur ihm selbst, nicht aber zugleich seinem Nachbar sichtbar ist — Alles dies gewährt einen überraschenden, großartigen und schwer zu beschreibenden Eindruck (nach Bunsens Beschreibung)."

In der Nacht des 21. Dez. 1846 wurden die Einwohner des Dorfes Nauheim in Kurhessen durch ein gewaltiges Rauschen geweckt und als

ſie aus den Häuſern liefen, geriethen ſie in heißes Waſſer. Mitten im Dorf war eine Quelle warmen Mineralwaſſers ausgebrochen und ſprang 30 Fuß hoch. Sie ſpringt heute noch und hat das Dorf zu einem berühmten Bade gemacht.

Eine der merkwürdigſten Naturerſcheinungen ſind die heißen Quellen, die mitten im Fluße Dſchumna in Oſtindien hervorbrechen. Der eine halbe Stunde lang durch zwei Felſenwände ſich zwängende Fluß iſt oben mit einer ewigen Eis- und Schneedecke bedeckt, die aber von unten her beſtändig durch den Dampf der heißen Quelle im Fluſſe geſchmolzen und durchlöchert wird, bis neuer Schneefall und Gefrieren ſie abermals verdickt. Ein ſteter Kampf des heißen Waſſers mit dem Eiſe. — Auch bei Cannſtadt brechen warme Quellen mitten im Neckar aus. Rüppel fand im Meer bei Suez eine heiße Quelle.

Bevor man das Steinſalz in der Tiefe der Erde ſuchen lernte, benützte man faſt nur die in Salzquellen ausfließende Sole, um Salz daraus zu trocknen. Hat der gütige Gott nicht vielleicht in gleicher Weiſe und in den mannigfachſten Stoffen und Miſchungen der Mineralquellen die Heilkräfte zur bequemen Benutzung dargeboten, ſo lange wir noch nicht im Stande ſind, eben ſo wirkſame Heilmittel auf einem andern Wege zu entdecken? In den Heilquellen, denen noch das fromme Mittelalter Heiligkeit zuſchrieb, in deren phyſiſcher Heilkraft es eine höhere Weihe erkannte, liegt der deutlichſte Wink, wie wir überhaupt die unterirdiſch bewahrten Schätze zu nehmen haben. Und je mehr wir gerade dieſe Schätze und Heilmittel in der Nähe der furchtbarſten vulcaniſchen Zerſtörungen finden, um ſo gewiſſer ſollen wir werden, daß der Schöpfer in allen Prozeſſen des ungeheuern unterirdiſchen Laboratoriums nichts präpariren wollte, als was ſeinen Kindern auf Erden zum Nutzen gereichen ſollte.

Unter den Heilquellen oder Geſundbrunnen unterſcheidet man im Weſentlichen 1) Sauerbrunnen mit den ſ. g. Säuerlingen, Waſſer, die Perlen aufwerfen und ſchäumen mit vorwiegendem Gehalt von Kohlenſäure, 2) Salzquellen, 3) Schwefelquellen, 4) Bitterbrunnen mit vorwiegendem Gehalt von Bittererde (Talk), 5) eiſenhaltige Quellen. Dazu kommen noch die ſeltenen Salpeter-, Naphtha-, Erdöl- und Cementquellen (mit aufgelöstem Vitriolöl).

Viele Quellen ſind ſo reich mit kalkartigen Partikeln geſchwängert, daß ſie, wohin ſie fließen, eine Haut abſetzen, die ſich zur ſteinernen Kruſte verhärtet. Am bekannteſten iſt die Heilquelle von Karlsbad, die

alle hineingehaltenen Gegenſtände mit einer braunroth gefärbten kalkigen Kruſte überzieht. Die Quelle von Huanca Velica in Peru ſetzt ſo viel Kalktuff ab, daß man das Waſſer in Formen laufen läßt und daraus Säulen, Statuen ꝛc. macht. Auch zu Radiſocani in Italien kauft man Basreliefs, die vom Waſſer der Quelle S. Filippo am Berge Amiata gehärtet ſind. Bei Conſtantine in Algerien bilden die Quellen ganze Hügel von Tuffſtein, ſchneeweiß wie Zelte.

13.

Erdbeben.

Erdbeben und Vulcane ſind zuſammenhängende Erſcheinungen. Im Innern der Erde entzünden ſich brennbare Stoffe (z. B. Schwefelkies) und entwickeln Dampf, der mit ungeheurer Kraft die Erdrinde entweder durchbricht (Vulcan) oder hebt und erſchüttert (Erdbeben). Zur Zeit vulcaniſcher Auswürfe kommen keine Erdbeben vor. Jedes Erdbeben iſt ein Vulcanismus, der nicht zum Ausbruch kommen kann, eine eingeſchloſſene Feuer- oder Dampfkraft, die den gewöhnlichen Ausweg durch den Krater eines Vulcans nicht mehr findet, daher die Decke der Erde über ſich hebt. Die Dampfkraft wirkt ſo energiſch, daß auch ein verhältnißmäßig kleiner Feuerheerd eine weite Länderſtrecke erſchüttern kann. Häufig zeigen ſich bei Erdbeben, ſofern die unter der Erde arbeitende Kraft wenigſtens theilweiſe Luft bekommt, ähnliche Erſcheinungen wie bei Vulcanen, Ausſtrömung von Gaſen, Flammen, Waſſer und Schlamm.

Im Jahre 1797 ſtieg aus dem amerikaniſchen Vulcan Paſto eine hohe Rauchſäule und verſchwand plötzlich. In demſelben Augenblick aber entſtand 60 Meilen davon das große Erdbeben von Riobomba. Auch vom Antuco, einem Vulcan in Chile, merkwürdig dadurch, daß er nächſt dem Pic von Teneriffa der ſpitzigſte unter allen iſt, ſagt Pöppig, die Eingebornen glauben, man könne ſeine Feuerausbrüche durch Zaubermittel verhindern und den Berg gleichſam verſtopfen, dann aber entſtehen an andern Orten Erdbeben. So erklärt man das Erdbeben von Talcahuano. Darwins Reiſe II. 67. Der ununterbrochen rauchende und Feuer ſpeiende Vulcan Stromboli ſtand plötzlich ſtill ſo lange das Erdbeben von Calabrien währte 1783; eben ſo der Veſuv während des Erdbebens von Liſſabon 1755. Hoffmann Geſchichte der Geognoſie S. 434.

Der Stoß kommt immer von unten, wirkt aber entweder 1) wie aus einen Punkt gerade aufwärts (so bei dem Erdbeben von Riobomba 1797), oder 2) kreisend, rotatorisch (Quito 1719, Calabrien 1783), oder 3) in einer Längenrichtung, linear. In letzterer Hinsicht folgen die Erdbeben gerne der Längenerstreckung der Gebirge und zeigen von noch fortwirkender Thätigkeit der unterirdischen Kraft, welche die Gebirge ursprünglich erhoben hat.

Das Erbeben von Lissabon am 1. Nov. 1755 war eines der größten, indem man seine Wirkungen auf ¼ der gesammten Erdoberfläche spürte, von den Antillen bis nach Schweden. In Töplitz in Böhmen versiegte die Quelle. Es war Allerheiligenfest, die Menschen zu Lissabon in den Kirchen versammelt, als kurz vor 10 Uhr Vormittag das Erdbeben begann und 30,000 Menschen verschlang. Das Meer trat aus und überfluthete einen Damm, auf den sich 3000 Menschen geflüchtet hatten. Fürst Lichnowsky macht (Portugal S. 37) die Bemerkung, bei dem großen Erdbeben 1755 sey in Lissabon alles zusammengestürzt was auf Kalkboden, alles aber stehen geblieben, was auf Basaltgrund stand. Unter anderem stürzte die ganze Stadtmauer mit ihren 77 Thürmen und das alte phantastisch gebaute Königsschloß ein, das mit allen seinen unermeßlichen Schätzen begraben wurde.

Noch schrecklicher war das große Erdbeben in Calabrien im Jahre 1783. Es begann im Februar und dauerte fast vier Jahre lang bis Ende des Jahres 1786 fort. Dolomieu hat es am ausführlichsten beschrieben und hebt besonders hervor, daß die Erschütterungen nur das lockere Sedimentgestein, nicht aber das Granit- oder Urgebirg der Apenninen getroffen hätte, das Hügelland und die Ebenen, die aus Thon und Kalk bestehen, seyen so stark geschüttelt worden, daß das Land sich wie die Oberfläche des Meeres in Wellen bewegt habe, die Bewegung sey aber von den Apenninen abgeglitten, wie eine Brandung. Hügel fielen zusammen, andere wurden aufgeworfen, Flüsse versiegten, andere thaten sich auf oder wechselten die Stelle, Städte und Dörfer zerbröckelten, viele tausend Menschen kamen um. Erdspalten öffneten und schlossen sich, zum Theil Schlamm auswerfend oder heißes Wasser, wodurch kleine Seen gebildet wurden. — Callao in Peru wurde 1746 durch ein ungeheures Erdbeben zerstört, indem das Meer sich plötzlich zurückzog und dann 80 Fuß hoch über das bewohnte Ufer stieg und alles vollends einriß. Zu gleicher Zeit warfen die nächsten Vulcane Wasser aus und überschwemm-

ten auch das Innere der Landes. Allgem. Historie der Reisen IX. 417. Caraccas, eine große Stadt in Südamerika, wurde am 26. März 1812 unvermuthet durch ein Erdbeben zerstört. Die Stöße waren so heftig, daß kein Stein auf dem andern blieb, Berge stürzten ein, tiefe Schlünde öffneten sich. Ein ganzes Regiment, das eben einer Prozession beiwohnen sollte, wurde verschlungen, 80,000 Menschen kamen um. Im Jahr 1830 wurden in China durch ein Erdbeben 12 Städte zerstört und eine Million Menschen verschlungen. Im Jahr 1738 in Japan 200,000 Menschen. Nach dem großen Erdbeben in Chile im Jahre 1822 hob sich die ganze Küste von Lima bis Conception in einer Ausdehnung von 300 geogra-graphischen Meilen um 5—20 Fuß höher. Landgrebe, Naturgeschichte der Vulcane II. 52.

Sehr eigenthümlich und auffallend war das Erdbeben des 25. und 26. Juli 1855 im westlichen Europa, weil es seine gewaltigsten Stöße gerade den höchsten Gebirgen gab. Als ob der Feuer- und Dampfheerd gerade unter dem Stock der höchsten Alpen läge, wurden die Ortschaften des Oberwallis zerstört, rollten von den zitternden Bergen Steine und Felsen, stürzten von der Jungfrau nach allen Seiten mit mannigfachem Donnern unzählige Lawinen herab. — Auch das armenische Erdbeben im Jahre 1840 wirkte unter dem hohen Ararat und zerspaltete denselben.

Beim Erdbeben von Lissabon bekam ein englisches Schiff auf dem Meere, noch 500 Seemeilen vom Ufer entfernt, einen heftigen Stoß von unten, so daß man glaubte, an eine Klippe gestoßen zu seyn. Aehnliches erlebten Shaw, Schouten und Le Gentil auf dem Meere fern vom Lande. Hoffmann, Geschichte der Geognosie S. 352. Beim Erdbeben in Callao 1828 schmolz im Meerschlamm der Anker, an dem ein Schiff im Hafen lag, das. 379. Im Jahr 1749 begannen in England nach einem Erdbeben im Februar alle Pflanzen frühzeitig üppig zu grünen. Im Jahr 1779 fingen Wein und Obstbäume nach einem Ausbruch des Vesuv noch im August neu zu blühen an, S. 357. Dagegen wurde nach einem Erdbeben in England 1795 am 18. Nov. plötzlich die vorher wärmere Luft erkaltet und das ganze Land mit Schnee bedeckt, das. 383. Auch in Peru wurde eine große Landstrecke, seitdem sie vom Erdbeben erschüttert worden war, unfruchtbar (nach Tschudi).

Zu Udine in Friaul hat man sich durch das Graben tiefer Brunnen gegen die Gewalt der Erdbeben geschützt, ebenso in Capua, Nola ꝛc. Die Brunnen scheinen die unterirdische Stoßkraft zu vertheilen und den

Gasen Abfluß zu verschaffen, die sonst die geschlossene Erddecke sprengen würden. v. Hoff, Geschichte der Erdoberfläche II. 75. Schon im alten Rom war das Capitol durch seine tiefen Brunnen vor Erdbeben geschützt. Hoffmann, Gesch. der Geognosie S. 345. Deßgleichen die Stadt. Tauris S. 347.

Der unterirdische Lärm eines Erdbebens wird zuweilen vernommen wo gar kein Erdbeben Statt findet. So hörte man es in Caraccas, als 158 Meilen davon der Vulcan von St. Vincent ausbrach, nicht durch die Luft, sondern als unter der Erde dröhnend. Humboldt, Kosmos I. 215. Bramidos nennt man in Mexiko die unterirdischen Donner, die zuweilen auf schreckliche Weise gehört werden, ohne daß weder ein Erdbeben noch ein vulcanischer Ausbruch Statt fände. Humboldt, Kosmos I. 216. Von ähnlicher Art sind die berühmten unterirdischen Detonationen der Insel Meleda bei Ragusa. Hoffmann, Gesch. der Geognosie 331. Dem Erdbeben, welches im Anfang des vorigen Jahrhunderts Santa Fe de Bogota zerstörte, gieng bei völlig heiterem Himmel ein ungeheures Donnern vorher.

Die von der Tiefe der Erde auf einen großen Theil ihrer Oberfläche wirkende Kraft, Erschütterung, Gasausströmung ꝛc. kann nicht verfehlen, die Luft unmittelbar über der bewegten Erdfläche zu irritiren. Indeß muß man auch nicht alle Lufterscheinungen, die zufällig mit einem Erdbeben zusammenfallen, auf dasselbe beziehen wollen. Bei dem großen Erdbeben in Calabrien im Jahr 1783 verbreitete sich im Juni ein Nebel über ganz Europa. Bei dem von Lissabon im Jahr 1755 bemerkte man einen röthlichen Nebel. Man hat während eines Erdbebens öfters auch Feuermeteore in der Luft wahrgenommen, so daß die unterirdische Erschütterung auch die in der Luft wirksamen Kräfte in Bewegung zu setzen scheint. Darwin, Reise II. 126, stellt mehrere Beispiele aus südamerikanischen Erdbeben zusammen, von 1638, 1751 und 1822, wo jedesmal bei einem großen Erdbeben auch glühende Feuerkugeln aus der Luft niederfielen. Darwin macht darauf aufmerksam, daß in den bekanntlich aus Feuerkugeln fallenden Meteorsteinen das Olivin einer der bedeutendsten Bestandtheile bilde, ein Mineral, das ausschließlich auf eine gewisse Classe vulcanischer Producte beschränkt ist. Bei dem Erdbeben in Neapel, 26. Juli 1805, wurden sehr viele feurige Meteore gesehen. Hoffmann, Gesch. der Geognosie S. 388. Vereinzelt kommen auch böse Nebel und Gewitter bei Erdbeben vor. Das. 364, 365.

Man hat bemerkt, daß unmittelbar vor einem Erdbeben die Mäuſe und Ratten, Schlangen, Ameiſen ꝛc. ängſtlich aus der Erde hervorkriechen. In Südamerika ſah man Alligatoren (Krokodille) den Schlamm der Flüſſe verlaſſen und zu den Gebirgen fliehen. Seevögel flogen in Schaaren vom Weltmeer hinauf zu den hohen Cordilleren. Bei Neapel ſah man Fiſche zahllos zum Lande und umgekehrt Schaaren von Heuſchrecken zum Meere fliehen, als ob jedes in einem andern Element Schutz geſucht hätte. Landgrebe, Naturgeſchichte der Vulcane II. 39.

14.

Felſen.

Felſen ſind die nackten, weder von Schnee noch von Vegetation bedeckten, Steinſpitzen und Steinwände des Gebirgs. Ihre Form und Farbe hängt in der Regel von der Art des Geſteins ab. Granitfelſen kommen in den größten Maſſen und kühnſten Schichtungen, Schieferfelſen in den breiteſten Schichtungen, Dolomit- und Porphyrfelſen in den ſteilſten Spitzen, Kalkfelſen in der maleriſcheſten Zerriſſenheit vor, Sandſteinfelſen häufig wie Quaderbauten, Baſaltfelſen wie Orgelwerke. Am maleriſcheſten ſind die Felſen, wenn ihre kühnen Formen, ihre hellen oder dunklen Farben mit der Landſchaft oder dem Meere contraſtiren.

Wo man ringsum nur Felſen erblickt, bekommt man eine Ahnung des Hölliſchen. Felſenwüſten ſind die ſchrecklichſte Form der Wüſte. Nichts Schauerlicheres für das menſchliche Gemüth als eine Felſenwüſte ohne Grün, ohne Spur des Lebens, ſogar ohne Waſſer. Von dieſer Art iſt die Todten-Alp in Davos, die Studer für die ſchauerlichſte Parthie der ganzen Alpenwelt erklärt. Von dieſer Art ſind die Felſenthäler im ſteinigen Arabien, ohne Vegetation, häufig ohne Waſſer, nichts als Geklippe, und das weltberühmte Todtenthal Joſaphat. Minder erhaben, doch eben ſo öde ſind die flachen Felſengerölle, die ſ. g. Karren. — Auch Felſenſtröme kommen vor. Auf den Falklandsinſeln findet man lange Flußbette von Steinen, nicht vertieft, ſondern erhöht, wie Lavaſtröme und doch keine Lava, ſondern zerriſſene und zerbröckelte Steine. Sie kommen von den Bergen her, die aber niedrig ſind. Darwin, Reiſe I. 248. Unterirdiſche Erſchütterungen ſcheinen die beſte Erklärung.

Zuweilen bilden die vom Waſſer zerklüfteten Felſen mit ihren man-

nigfach geformten Säulen ein Labyrinth, in dem der Unkundige leicht verirrt, wenn nicht das Thal eines Bachs ihn orientirt, wie zu Adersbach in Böhmen. Die phantaſtiſcheſten Felſenformen fand Schomburgk (zweite Reiſe 1848 II. 68) in Guiana in einem Felſenlabyrinth von ſo verwickelter Natur, daß er einen ſeiner Neger darin verlor, der kaum das Leben rettete. Als der Schwede Goſſelmann (Reiſe in Columbien II. 45) vom hohen Gebirge der Andes niederſtieg, ſchlängelte ſich der Fußweg ſo ſeltſam durch die Felſen, daß ihm eine beſonders durch ihre Form ausgezeichnete Klippe bald zur Rechten, bald zur Linken war, als ob ſie durch Zauberei verſetzt worden wäre. Eine ähnliche Täuſchung habe ich ſelbſt erlebt, als ich von den Apenninen nach Bologna hinunterſtieg.

Wenn die Felſen eine ſtereometriſche Geſtalt annehmen, ſind ſie mehr ſeltſam, als ſchön. So die Würfel- und Kegelform. Der Baß Rock, eine der merkwürdigſten Naturformen, iſt ein Fels in der Nähe von Schottland, der in der Geſtalt eines ſchief durchſchnittenen Kegels aus dem Meere hervorragt und an deſſen rundem und ſchrägem Rande eine alte Burg klebt. Noch merkwürdiger iſt der von Humboldt am Orinoko bemerkte Felſen Cocuyza, ein Würfel von 200 Fuß hohen ſenkrechten Wänden, oben mit einem ſchönen Walde bewachſen.

Auch die Nadelformen, die ungewöhnlich ſchmalen und ſpitzen Felſen ſind mehr ſeltſam als ſchön. So der berühmte Peter Botte. Auf der Inſel Mauritius erhebt ſich ein überaus ſteiler Fels, wie eine ſpitze Nadel aus der flachen Ebene plötzlich hoch in die Luft und bildet oben unter der höchſten Spitze eine Art Knopf, wie ein Kegelkönig. Nach einer Sage hat der Fels den Namen von einem Manne, der ihn zuerſt erſtiegen. Eine neue höchſt ſchwierige Beſteigung mittelſt Stricken und Klammern iſt im Journal der geograph. Geſellſchaft in England beſchrieben. Ausland 1833 Nr. 269. Zu dieſen Naturwundern gehören auch die natürlichen Felſenthore und Felſenbrücken. Der Stack of Hempriggs in Schottland, ein ſäulenartiger Fels im Meere, von deſſen Spitze eine natürliche Felsbrücke zum nahen Felſenufer hinüberführt, hoch über dem unten wogenden Meere. Die von Humboldt beſchriebene Doppelbrücke des engen Jeonozothals in Südamerika, zwei Brücken über einander hoch über dem ſchmalen Felſenſchlunde. Noch andere ſind erwähnt in v. Leonhards Geologie II. 290. Ferner die Felſenlöcher, in den Alpen unter dem Namen der St. Martinslöcher bekannt. Man feiert den Tag, wenn die Sonne gerade ſo ſteht, daß ſie durch das Loch im Berge ſcheint.

Endlich die ſ. g. Waagſteine, einſt Heiligthümer der nordiſchen Heiden, weil ſie am häufigſten unter den erratiſchen Blöcken vorkommen und ſich auch am einfachſten daraus erklären, daß ſie einmal wenigſtens mit dem Fuß im Eiſe eingefroren waren. Es ſind zwei große Felsblöcke, der obere ruht auf dem untern mit einem ſchmalen Rande und iſt zuweilen beweglich, ohne umzufallen. So der Longan Rock, der berühmte Waagſtein am Vorgebirg Castle Treryn in Cornwallis, ein 1200 Centner ſchwerer Granitfels, der mit der Spitze ſo loſe auf dem Berge liegt, daß man ihn mit bloßer Hand in Bewegung ſetzen kann. Einſt ein Heiligthum der Druiden, die aus den Bewegungen des Steins richterliche Sprüche ableiteten. Oken, Naturg. I. 585.

Am meiſten menſchlichen Kunſtwerken ähnlich ſind die Baſaltfelſen, indem ſie ſich wie Säulen dicht an einander drängen. Auch hat der Stein den Namen von Βασιλικὴ, Pallaſt. Die berühmteſten und maleriſcheſten Baſaltſäulenmaſſen ſind die der Fingalshöhle auf der zu den Hebriden bei Schottland gehörigen Inſel Staffa; der lange Rieſendamm in Irland, beide unmittelbar vom Meere beſpült, aus dem ſich die ſchönen Säulen erheben. Ferner die Orgel von Expailly im Departement der obern Loire; das ſchöne Schloß Rochemaure auf einem kühnen Baſaltfelſen an der Rhone; eine wunderbar kühne ſchief ſtehende Baſaltgruppe auf einem Gipfel des Kaukaſus; das eine halbe Meile lange Orgelwerk des Cap Pillar auf Van Diemensland (Perron Reiſe I. 315); kühne Baſaltthore, Chimen genannt, in China (Journal Asiat. X. 286).

15.

Höhlen.

Durch Waſſer ausgeſpült oder durch Erdbeben und vulcaniſche Dämpfe ausgeweitet exiſtiren eine Menge Höhlen im Innern der Berge, beſonders häufig im lockern Kalkgebirge, welches eben ſo gerne im Innern aufreißt, wie das Sandſteingebirge von außen.

Die Höhle iſt dem freien Berggipfel entgegengeſetzt; in ihr iſt Finſterniß, Gefangenſchaft, Nähe der Hölle, wie dort Licht, Freiheit, Nähe des Himmels. Der Felſencharakter verdoppelt ſeine Schrecken in der Höhle, der eigentlichen Inwendigkeit der Felſenwelt. Es iſt daher nicht zufällig oder gleichgültig, daß Chriſtus in einer Höhle geboren wurde und

daß die älteſten Spuren der ſichtbaren Kirche in die römiſchen Katakomben führen. Aus Nacht führt des Heilands Weg zum Licht, aus Gräbern zum ewigen Leben.

Die meiſten und größten Höhlen in der Welt finden ſich unter dem Boden von Krain. Das ganze Land iſt unterhöhlt. Gewäſſer verſchwinden hier in Höhlen, bodenloſe Tiefen hemmen den Schritt, endloſe Fernen dehnen auch noch vor dem kühnſten Eindringling ſich aus. Das kann nicht blos von Auswaſchungen herrühren, hier ſcheinen Erdbeben und große vulcaniſche Kräfte die Zerklüftung des Bodens bewirkt zu haben.

Die meiſten Höhlen prangen mit den prachtvollſten Tropfſteingebilden. Wir haben dieſen Stein als kalkartigen Niederſchlag aus dem Waſſer oben ſchon kennen lernen. Der Tropfſtein, Sinter, auch Travertin (lapis tiburtinus, confetti di Tivoli an den Waſſerfällen in Tivoli, dem alten Tibur bei Rom) genannt, iſt ein Kalkniederſchlag aus dem Waſſer, der nach und nach immer größere Steingebilde nach der durch den Fall des Waſſers bedingten Form hervorbringt. Von der Decke unterirdiſcher Höhlen fällt ein Tropfen immer auf denſelben Fleck und ſetzt nach und nach Kalk ab, der ſich vergrößert und einen aufwärts ſtrebenden Kegel (Stalagmit) bildet, während ſenkrecht über ihm das an der Decke ſich ſammelnde und den Tropfen bildende Waſſer, gleichfalls Kalk anſetzt und ſich wie ein Eiszapfen (Stalaktit) verlängert. Endlich wachſen beide Spitzen von oben und unten zuſammen und bilden eine Säule. So entſtehen ganze Säulenreihen neben einander. Zuweilen füllt ſich eine rings vom Berg umſchloſſene Höhle ganz mit Tropfſtein aus wie eine Kryſtalldruſe. Je nach der Höhe und Entfernung der fallenden Tropfen bilden ſich mannigfache Formen, Säulen, Flächen, Orgeln, Vorhänge, ſelbſt thier- und menſchenähnliche Steinformen, wodurch viele Höhlen berühmt ſind. Man hat in den Kalkablagerungen wie im Holze Jahresringe unterſchieden und darnach die Dicke des älteſten Tropfgeſteins in der Baumannshöhle zu 20,000 Jahren berechnet. Krüger, Urwelt I. 482.

Viele Höhlen fand man hoch angefüllt mit Thierknochen, bald von noch exiſtirenden Arten, bald von urweltlichen Thieren, die entweder als Raubthiere hier gelebt und die Höhle nach und nach mit Knochen geraubter Thiere angefüllt hatten, oder die bei großen Ueberſchwemmungen hier hineingeſpült wurden. Die noch jetzt in Höhlen lebenden Thiere ſind meiſt nur Fledermäuſe, Nachtvögel und eine Nachteidechſe.

Die großartigſte Höhle nicht nur in Europa, ſondern auf der gan-

zen bekannten Erde liegt bei Adelberg in Krain und gehört zu dem großen Höhlenſyſtem dieſes merkwürdigen unterminirten Landes. Der Polkbach ſtürzt in ſie hinein, kommt mehrere Stunden weit davon unter dem Namen Unz wieder zum Vorſchein und verſchwindet abermals in der Höhle von Laaſe. Sie wurde ſchon von Valvaſor ausführlich beſchrieben, in neuerer Zeit vom Grafen Hohenwart (mit vielen Kupfern); doch waren beide noch nicht weit in ihr gekommen. Ueber einen tiefen See, der den weiteren Weg verſperrte, ſchwamm im Jahr 1822 das erſtemal ein kühner Bauer hinüber und fand eine neue großartige Tropfſteinhalle; im Jahr 1841 drang man noch weiter vor. Dieſe außerordentliche Höhle prangt mit den reichſten und ſeltſamſten Tropfſteingebilden. Da ſieht man Orgeln, Mumien, ein ſcheinbar verſteinertes Gerippe, einen weißen Vorhang mit herrlicher Drapperie ꝛc. Unter andern einen Kegel, der von einem einzigen Punkt der Decke aus ſenkrecht herabfallenden Tropfen nach und nach angeſetzt worden iſt. Beſonders maleriſch iſt die Zerriſſenheit des Gebirgs. Bald gelangt man in große weite Hallen, bald wieder in enge von Tropfſtein verwachſene Gänge, bald an tiefe Abgründe mit Wäſſern. In dieſen unterirdiſchen Gewäſſern lebt der berühmte Proteus, ein lichtbraunes eidechſenartiges Thier (Aalmolch), von den ſlaviſchen Umwohnern bela ziba genannt. Am weißen Sonntag wird in der Höhle Gottesdienſt gehalten.

Die Höhle Dolſteen in Norwegen reicht, da ſie unfern vom Ufer liegt, tief unter den Meeresboden und endet vor einem ungeheuren Abgrund, in dem ein Stein, wenn man ihn hineinwirft, eine Minute Fallzeit braucht, bis man ihn unten auffallen hört. Eine Höhle am Miſſiſippi endet in einem See, deſſen anderes Ufer noch Niemand erreicht hat. In der Höhle Carleton in Derbiſhire fließt ein Fluß, der in einen tiefen noch nie ergründeten Abgrund fällt. Schubert, Urwelt, 2te Auflage, S. 168. Sehr groß iſt das Höhlenlabyrinth in Warren Country in Kentuky. Deßgleichen die Weyer-Höhle in Virginien mit berühmten Stalaktiten (Drachenſaal, Tempel Salomo's, Waſſerfall, babyloniſcher Thurm), auch ein herrliches unterirdiſches Echo. Die Höhle von Maſtricht iſt eine der berühmteſten durch ihre Größe. Sie ſtellt ein Labyrinth dar von 6 Stunden im Umfang und es ſollen 40,000 Menſchen darin Platz haben. Schon oft haben ſich Einzelne darin verirrt. Vgl. v. Leonhard, Geologie III. 219. Noch bekannter iſt allen deutſchen Leſern die Baumannshöhle mit ihren vielen ſeltſamen Stalaktiten. Baradla, eine berühmte Höhle in Ungarn, in

einem eigenen Werke von Raiß, Wien 1817, beſchrieben, voll mannigfaltiger Tropfſteingrotten, die ſich beſonders durch vegetative Formen auszeichnen, daher man eine gewiſſe Grotte die des Blumengarten, eine andere das Paradies heißt. Die Höhle von Cacahuamilpa in Mexiko, mit vielen ſehr großen und labyrinthiſch verſchlungenen Räumen, die ganz voll von den prachtvollſten grün und orange ſchimmernden Stalaktiten ſind, welche Palmen, Pyramiden, Säulengänge ꝛc. bilden. In einer Ausweitung erblickt man einen ganz natürlich ausſehenden langhaarigen Bock von Stein, den man für den Teufel hält; in einer andern ein ungeheures Amphitheater und darüber eine große Orgel ꝛc. Ausland 1843 Nr. 108. Die Höhle von Mtaja in Nordafrika unſern Conſtantine iſt tief und groß und voller Stalaktiten. Mitten in einem großen Saale breitet ſich ein ungeheures Orgelwerk aus, Stalaktiten in langen Reihen wie Orgelpfeifen geſtellt, ſo daß man glauben ſollte, jeden Augenblick werde die Zaubermuſik beginnen, um die hundertfachen Tropfſteingebilde und allerlei Thier- und Menſchengeſtalten umher zu beleben. Ausland 1846 Nr. 8. Die Guarachos-Grotte im Caripethal in Südamerika, eine große Höhle, in der unzählige Guarachos wohnen. Das ſind hühnergroße und geierartige Nachtvögel, die den Tag nicht ertragen können, im Finſtern hocken und ungeheuer fett werden. Nur bei Nacht fliegen ſie auf Raub aus. Nach Humboldt. In andern Höhlen ſind es vielmehr Fledermäuſe, welche dieſelbe Rolle ſpielen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier alle die berühmten Höhlen aufzeichnen. Nur einiger höchſt ausgezeichneter ſey noch gedacht, vor allen der blauen Grotte auf der Inſel Capri bei Neapel. Sie wurde erſt vor zwanzig Jahren entdeckt von dem Maler und Dichter Kopiſch in Berlin. Der ſehr enge Eingang liegt dicht am Meer unter Felsabhängen, war alſo ſchwer aufzufinden. Es iſt eine weite Halle, in der das Meerwaſſer, von dem nur durch den engen Eingang eindringenden Taglicht aufs prachtvollſte blau gefärbt, die blaue Farbe überall reflectirt. Hier die Beſchreibung, welche Spekter von ihr gab: „Alles war blau; die Waſſerfläche ſo hell, ſo licht, wie der heiterſte Himmel, nur nicht ſo duftig weich, ſondern wie der Glanz eines Edelſteins, kryſtallner, brillanter. Bewegt iſt die Waſſerfläche gar nicht, aber das von unten ſtrahlende Licht nimmt ihr auch alle Spiegelkraft; nur ganz nahe am Eingang ſpiegeln ſich die Felſen noch ganz zart, als ob ſie ſchüchtern kaum ihr Antlitz zu ſehen wagten. Jede leiſe Bewegung im Waſſer, jeder Ruder-

ſchag zieht brillante, leuchtende, weißblaue Furchen in die blaue Fläche und ſilberleuchtend wie das Licht des Blitzes, oder funkelnde Diamanten, oder Leuchtkugeln oder wie Sterne ſind alle Waſſertropfen, die durch Ruderſchläge aufſpritzen. Von dieſer Fläche nun ſtrahlt auch ein ganz blaues Reflexlicht durch die Höhle, die eine Tropfſteinhöhle iſt, und dieſes Licht ſieht faſt noch zaubervoller aus, als die Waſſerfläche, da es reicher nüancirt iſt. Alles, was man in das Waſſer taucht, wird, ſobald es unter die Waſſerfläche kommt, ſilberblau und lichtvoll erſcheinen. Der nackte Leib eines badenden Menſchen ſieht wie von durchſichtigem Silberkryſtall aus, heller noch als die blaue Helle des Waſſers, und zwar auch ganz blauweiß; er verliert ganz die Fleiſchfarbe. Es war hier ſo mährchenhaft ſtille, ſo unauflöslich räthſelhaft; nur von fern hörte man, faſt verklungen, das Brüllen des Meeres, in der Höhle ſelbſt verurſachte die Bewegung des Waſſers einen myſtiſch murmelnden Klang, wie die gebrochenen Töne eines Kindes, das im Schlafe lächelnd ſpricht. Das war der Klang des leiſen Anſchlagens der Fluth hier innen an den Felſen. Dann tropft es rings, als ob einzelne Tropfen in ein klingendes, ſilbernes Becken fielen, vom Tropfſtein herunter, und ſowie die Tropfen die Waſſerfläche berühren, ſpritzen ſtets Juwelenfunken auf und ein ſingendes Echo läuft leiſe an den Felſen hin. Hier iſt der magiſche Verein von Melodie und Farbe, Schatten und Licht, Tag und Nacht, Erde, Meer und Himmel, Alles ſcheint ſich hier in eine wehmüthig blaue, verklärte Melodie aufzulöſen. Die Felſen ſcheinen nur verſteinerte Wellen, die in Tropfen wieder niederträufeln, die Waſſerfläche nur von vielem Weinen aufgelöste Felſen." Nicht weit davon, bei Amalfi, fand ich im Jahre 1835 eine ähnliche Grotte, in der aber alles nicht blau, ſondern grün ſchimmerte. Telagangnembang, „der See, aus dem Blumen ſprießen", heißt ein unterirdiſcher See in einer Höhle auf der Inſel Java. In das tiefdunkelblaue Waſſer deſſelben fallen unaufhörlich von der Felſendecke Tropfen herab, die wie Sternſchnuppen am Nachthimmel hell auffallen und wie Blumen auf einen Augenblick zu blitzen ſcheinen. Bille, Reiſe um die Welt I. 397.

Ein eigener Reiz liegt in den tiefern Klüften, die der Menſch ſelber in die Erde ſchlägt, um ihr das reiche Erz abzugewinnen. Dämoniſche Schrecken lagern ſich umher. Die heidniſche Vorzeit zweifelte nicht, die unterirdiſchen Grotten ließen nicht ohne Widerſtand den Menſchen in ihr geheimnißvolles Reich hereinbrechen, und noch in der chriſtlichen Vorſtellungsweiſe verbindet ſich mit der Goldgier, die in den Tiefen wühlt, der

Begriff einer teufliſchen Verlockung. Eine ſolche iſt in unſerer eignen Zeit kaum zu verkennen, wenn man erfährt, wie die Menſchen gleich Beſeſſenen nach Californien eilen, Haus und Hof, Weib und Kind, Herrn und Geſchäftsfreund verlaſſen, nur um Gold zu graben. Schon Hageck in der Böhmiſchen Chronik S. 329 ſchildert dieſe Wuth in der alten böhmiſchen Vorzeit, ſofern einmal alles Volk den ergiebigen Bergwerken zulief und Niemand mehr das Feld bauen wollte. Die Strafe war eine Hungersnoth.

Unter den künſtlich ausgehöhlten Bergen ſind folgende die merkwürdigſten: Bay, ein Berg in Siebenbürgen am Vörösfluſſe, reich an Gold- und Silbererzen und daher ſchon ſeit den Zeiten der alten Daker durchwühlt und faſt ganz ausgehöhlt. Iſt man in das Innere eingedrungen, ſo erblickt man mit Schaudern einen Abgrund von 480 Fuß Tiefe. An allen Klippen auf Leitern und in Ritzen arbeiten die Bergleute. Alles iſt geſchwärzt vom Pulverdampf. Schmidt, Ungarn S. 327. Eine ungeheure Höhlung zeigen auch die Bergwerke von Potoſi. Ulloa, II. 19. Zu Dannemora in Schweden liegt das Bergwerk mit ſeinem ſchrecklichen Abgrund offen zu Tage. Abgebildet in v. Leonhard, Geol. I. 32. Bergwerk im Meere: Unfern vom Hafen von Penzanze iſt mitten im Meer ein reiches Zinnbergwerk angelegt. Der Schacht iſt von oben hineingetrieben und gegen das Waſſer geſchützt. v. Lennhard, Geologie I. 37. In Cornwallis ſind Gräben tief unter den Meeresboden getrieben, aber nicht durch das Waſſer, ſondern vom Ufer aus. An der wildeſten Felſenküſte kämpft hier der Menſch gleichſam gegen alle Elemente zugleich, um ihnen das Metall aus der Tiefe abzugewinnen. — Bergwerk im Eis: Die Gruben von Rauris ſind hoch auf dem Schneegebirg in einen Gletſcher hineingetrieben; auf dem hohen Goldberg geht ein Stollen hundert Fuß weit durch Eis. Vrgl. v. Leonhard, Geologie I. 43. — Erdbeben im Bergwerk: Bei dem großen Erdbeben, das Valparaiſo zerſtörte, wurde auch ein Goldbergwerk in Chile dergeſtalt erſchüttert, daß die unten arbeitenden Bergleute zum Theil erdrückt, zum Theil lebendig begraben, zum Theil nur wie durch ein Wunder gerettet wurden, indem alles in den Gruben in Bewegung gerieth und zuſammenſtürzte. v. Leonhard, Geologie I. 42.

16.

Thalbildungen.

Hauptthäler ſind die großen Stromgebiete zwiſchen zwei Gebirgen. Längenthäler folgen der Richtung der Gebirge, liegen zwiſchen Parallelgebirgen oder zwiſchen dem plutoniſchen Hochgebirge und den durch daſſelbe erhobenen und abgeriſſenen neptuniſchen Schichten. Querthäler und Nebenthäler der Längenthäler trennen die einzelnen Höhen eines Längengebirges, ſofern daſſelbe urſprünglich nur eine Kette von ſolchen einzelnen Höhen darſtellt, oder ſind durch vulcaniſche Querſpalten im plutoniſchen Gebirg entſtanden, oder durch Bergwäſſer ausgeſchwemmt. Amphitheatraliſche Thäler bilden ſich zwiſchen im Kreis oder Halbkreis gekrümmten Gebirgen. Thalkeſſel (Tobel, Töpfe) ſind alte Krater oder urſprüngliche zwiſchen höhern Berggipfeln unausgefüllt zurückgebliebene Räume. Schluchten ſind hohe und enge Felſenſpalten, Mulden ſind vertiefte Halden oder hohle Bergwände, gleichſam halbe Thalkeſſel. Den wagrechten Niederſchlag von Sand, Thon ꝛc., der das Thal füllt und durch den gewöhnlich ein Fluß oder Bach ſich ſchlängelt, nennt man die Thalſohle.

In den großen Stromgebieten verliert ſich der Thalcharakter allmählig in den der Ebene, wie wir zunächſt am Rhein- und Donaugebiet vor uns haben. Wo das Hochgebirge gegen das Meer hin in Terraſſen ſich abſtuft, ſtufen ſich gern auch die Thäler ab und ſteigen die Flüſſe in Waſſerfällen aus dem höheren Thal in das tiefere hinunter. Wo der Abfluß gehemmt iſt, füllt die Tiefe des Thals ein See aus. Die Umgebung des Thals hat im Hochgebirge noch den Felſencharakter, nimmt aber in den Tiefen den Charakter von bewachſenen Berglehnen, Matten und Wäldern an.

Das größte Thal der Welt durchläuft 100 geographiſche Meilen weit die Inſel Sumatra wie ein ungeheurer trockener Canal. Junghans, Baltaländer I. 33. Eine ganz eigenthümliche Bildung, die ſonſt nirgends auf der Erde ſich wiederholt. Die tiefſten Längenthäler begleiten die Cordilleren in Südamerika. Von der Hochebene von Quito ſenken ſich auch die tiefſten Querthäler herab, z. B. das Thal von Chulo mit 1566 Meters Tiefe bei nur 800 Meters Breite. Dagegen kommen die tiefſten Thalkeſſel, theils mit Gletſchern, theils mit Wald gefüllt, im Himalaya vor.

Das wegen ſeiner Schönheit berühmteſte Thal der Welt iſt das von Kaſchmir in Indien, in einem Halbkreis von Hochalpen ein üppig grünendes Gartenland mit einem reizenden See in der Mitte. Zur Schönheit eines Thals gehört in der That alles, was hier vorhanden iſt, der Contraſt des nahen Paradieſes mit den fernen Felſen- und Eiswüſten des Gebirges und die amphitheatraliſche Ausweitung des Thals, denn zu enge und dunkle Thäler drücken das Gemüth. Thäler haben wegen ihrer Verſchloſſenheit zwiſchen Bergen etwas Inſulariſches und Einſames. Oefters liegen lachende Wieſen- und Waldthäler mitten zwiſchen Alpenwüſten, ſchwer zugänglich, vom Geheimniß der Sage umſchleiert. So das berühmte Thal Hohenlauben im Wallis, der Hinterberg am Munda in Tirol, die Batuecas in Spanien, die ſ. g. Uddas in Norwegen.

Nichts charakteriſirt die Thäler ſo gut, als der berühmte Weg von Donaueſchingen nach Freiburg im Schwarzwalde. Erſt kommt man in eine tiefe ſchmale Schlucht zwiſchen Felſen (die ſ. g. Hölle) und nach einigen Stunden aus dieſer Felſen- und Waldfinſterniß plötzlich heraus in das erweiterte, fruchtbare und lachende Thal (den ſ. g. Himmel). So iſt im Thal das Ideal des Schrecklichſten und des Lieblichſten, die Hölle und das Paradies vertreten. Die Erde ſelbſt nimmt den Ausdruck deſſen an, was in den Tiefen der menſchlichen Seele erſt ſeine wahre Bedeutung findet.

Im niedern Hügellande verlieren die Thäler, wie die Berge den ſtrengen Charakter und nehmen etwas Gemeineres an, erhalten aber durch Wieſen- und Waldwuchs und menſchlichen Anbau neue Schönheiten, welche die Mitte haltend zwiſchen dem rauhen Gebirg und der gar zu einförmigen Ebene eigentlich als Normalwohnſtätte der meiſten Völker bezeichnet werden müſſen. Nicht ſelten erhält ein aufgeſchwemmtes Hügelland von äußerlich gemeinem und langweiligem Anſehen einen eigenen Zauber durch die Schätze, die grade hier unter dem Boden liegen. So die Gold und Diamantdiſtrikte. Und in noch höherem Maaß wird uns oft eine ſolche auf den erſten Blick gemeine Landſchaft intereſſant durch ihre Beziehung zu großen Begebenheiten und Männern, oder zu unſrem eignen Schickſal. Die ſchlechteſte Gegend wird uns als eigene Heimath oder als Heimath der Geliebten zum Paradieſe. Dieſelben Contoure eines einförmigen Horizontes, über die der Blick des Reiſenden achtlos oder ermüdet hinweggleitet, machen das Herz eines hier Bekannten pochen und wecken ihm ſelige Gefühle. Es gibt kein bewohntes Land auf Erden, das nicht

durch die Liebe ſeiner Bewohner geadelt wäre, in das die Seele nicht alle Schönheit, die ihm phyſiſch fehlt, hineingetragen hätte. Jede Gegend iſt irgendwem die Lieblingsgegend.

17.

Ebenen.

Wie die Gebirge plutoniſchen oder vulkaniſchen, ſo ſind alle Ebenen neptuniſchen Urſprungs, die Uroberfläche der Erde in wagrechter Schichtung. Häufig iſt ein ganzer Theil dieſer Urebene durch plutoniſche Kraft in die Höhe gehoben, ohne ſeine ebenmäßige Oberfläche zu verlieren. Das ſind die ſ. g. Hochebenen, die zuweilen in Terraſſen von den höchſten Gebirgen zum Meeresufer abſteigen. In der heißen Zone ſind dieſe Hochebenen ein Segen, denn ihre höhere Lage mildert die Hitze, die in den tieferen kaum über die Meeresfläche erhabenen Ebenen unerträglich wird, die Wieſen verbrennt und in Sümpfen tödtliche Miasmen erzeugt.

Je tiefer die Ebene, deſto mehr herrſcht in ihr theils wenn ſie alter Meeresboden iſt, der Sand, theils wenn ſie durch viele Ueberreſte fauler Pflanzen und Thiere gedüngt iſt, die fruchtbare oder Gartenerde, der Humus vor. Je höher die Ebene liegt, deſto mehr fehlen ſowohl Sand als Humus und treten nackte Geſteine hervor. So unterſcheidet ſich im Tiefland die Sandebene vom Marſchlande an dem Meeresufer und im höher liegenden Lande die Heide, (das ſ. g. Geeſtland im Gegenſatz gegen das Marſchland) vom Steinfelde. Die Wüſte Gobi in Mittelaſien iſt ein hohes Plateau kahlen unfruchtbaren Geſteins. Ich werde ſpäter dieſe Regionen durch die auf ihnen vorherrſchende Vegetation noch näher unterſcheiden.

Zum Anbau der Menſchen und Kulturland eignen ſich am beſten die Marſchländer, an den Küſten die von fließendem Waſſer genährten Thäler und die nach und nach durch faulende oder ausgebrannte Wälder und durch künſtliche Düngung mehr mit Humus bedeckten Heiden und Hochebenen. Dem Kulturſtand entſpricht durch natürliche Fruchtbarkeit am meiſten der in der Tropenzone die Ufer des Meeres und der Flüſſe bedeckende Urwald, das höchſte und dichteſte Pflanzengewühl auf Gottes Erdboden. Dagegen entſprechen die großen Grasebenen in Süd- und Nordamerika den Heiden und Steppen der alten Welt. Die größten Sandwüſten kommen nur in

Afrika und Vorderaſien vor, die größten Steinebenen nur in Hochaſien. Mehr zerſtreut finden ſich überall an ſeichten Meeresufern oder im ebenen Binnenlande, beſonders in tiefliegenden Waldgegenden Sümpfe oder Moore.

Abgeſehen von der Bodenart iſt allen Ebenen der weiteſte Horizont gemein, daher auf ihnen nicht nur die Sonne am ſtärkſten und längſten wirkt, ſondern auch der Sternhimmel und alle meteorologiſchen Phänomene, Gewitter, Nordlichter ꝛc. am beſten überſehen werden. Das ebene Land dehnt ſich aus, wie das ruhige Meer. Weite Ebenen von Bergen geſehen machen immer einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Obgleich ſich von den höchſten Berggipfeln aus die tiefer liegenden bergigen und hügligen Gegenden gleichfalls flach zeigen, ſo machen ſie doch nicht den Eindruck wie Ebenen. Ich glaube, das Geheimnißvolle des Reizes liegt hier in der Tiefe des Blicks, der unmittelbar von der Höhe in eine große Tiefe fällt und durch keine Mittelſtufen unterbrochen wird. Dieſen Eindruck macht die Ausſicht über Schleſien vom Rieſengebirg aus und über die Lombardei von den Apenninen aus. Am großartigſten ſoll der Eindruck auf den Cordilleren ſeyn, wenn man über die weiten Ebenen Südamerika's wie in ein endloſes Meer blickt, welches aber Land iſt. Darwin, Reiſe II. 93.

Verfolgt man die Bildung der Ebene von den höchſten Gebirgen an, ſo zeigen ſich folgende Reihen: 1) Eismeere, ewig mit Gletſchern bedeckte Hochebenen, 2) Steinwüſten, Karſte, Karren, 3) dürre baumloſe Ebenen (die Paranos in Peru), 4) hohe Bergebenen mit Knieholz, 5) Bergheiden und Matten, 6) tiefer liegende Heiden, das Geeſtland, die Steppe, 7) die tiefſten dem Meeresboden gleich liegenden üppigen Marſchländer, ſumpfige oder trockene Weiden und Sandwüſten.

Der größte Theil der Erdoberfläche legt Geſtein zu Tage in und an den Gebirgen oder ungeheure Sandebenen, oder Geſtein und Sand miſchen ſich mit dem Thon und Kalk und Humus, die in der Näſſe Koth, in der Hitze Staub werden. Einzelne große Erdſtrecken aber, beſonders Graswieſen und Marſchländer, zeigen unter ihrem Graswuchs im weichen Koth oder Staub niemals Steine. Im Innern von Südamerika auf den großen Ebenen fehlen alle Steine. Es gibt wilde Indianer, die nie in ihrem Leben einen Stein geſehen haben. Wenn ſie nach Borja kommen, macht ſie nichts ſo ſtaunen, als der Anblick und das Anfühlen eines Steins. Daher auch die Heiligkeit der erratiſchen Blöcke, wo ſie ſich in der weiten Ebene zu zeigen anfangen. Vgl. Darwin, Reiſe I. 283. Wo

die Steine fehlen, wird das Erdreich durch langanhaltende Sommerhitze in unglaubliche Mengen von Staub aufgelöst. In den Jahren 1827—1830 herrſchte in den Staaten von Rio de la Plata eine ſolche Dürre, daß in den Pampas alles Grün verſchwand und die Erde weit und breit ſich mit Staub bedeckte, der vom Winde aufgewehi die Quellen verſtopfte und Bäche austrocknete. Die Thiere gingen in Maſſe zu Grunde, die Vögel fielen todt aus der Luft. Der Staub wuchs ſo hoch an, daß er die Grenzpfähle zudeckte. Solche dürre Perioden ſollen etwa alle 15 Jahre einmal ſich wiederholen. Darwin, Reiſe I. 152. Dieſer leichte Staub erhebt ſich hoch in die Luft und wird weit über Meer getragen. Darwin (I. 4. 302) ſah an den Inſeln des grünen Vorgebirges nahe bei Afrika Staub, der aus der Luft auf das Schiff geweht wurde und deſſen mikroskopiſche Unterſuchung ſüdamerikaniſche Infuſorien nachwies. Maury (phyſ. Geographie des Meeres) hat die Zeit der Dürre in Südamerika und die Richtung des Windes noch näher beſtimmt. Andrerſeits hat man 290 deutſche Meilen weit im Meere Staub von der afrikaniſchen Sandwüſte in Schiffe niederfallen ſehen. Cap. Rodbertus in Berghaus Almanach 1841 S. 178. Staub aus derſelben Wüſte fliegt über das Mittelmeer und röthet die Landſchaften in Unteritalien. v. Martens Italien, I. 324.

Da ich hier noch nicht von den Pflanzen reden kann, übergehe ich die vegetativen Unterſchiede der Steppen und Heiden und ſtelle den trocknen Steppen nur die naſſen gegenüber. Der Sumpf oder die naſſe Steppe, die Moorheide, das Moos, der Torfmoor, der Schilfmoor, charakteriſiren ſich durch eigenthümliche Waſſerpflanzen und Sumpfthiere, den Storch, Kiebitz, die Schnepfe ꝛc., bei Nacht durch das unheimliche Irrlicht. In den Sumpfgegenden weilt die Melancholie, erzeugt durch die Oede und Einförmigkeit, verbunden mit der Ahnung der Gefahr unterzuſinken, und die ungeſunde Ausdünſtung. Friedreich, Magazin VII. 126 macht darauf aufmerkſam, daß in ſumpfigen Gegenden häufig der Wahnſinn zu Hauſe ſey, wie in den pontiniſchen Sümpfen die Entfärbung und Abmagerung durch Sumpffieber. Beda Weber, Tirol I. 429 entwirft ein ſchauerliches Gemälde von einer ſumpfigen Gegend bei dem Kirchlein St. Hippolyt im ſüdlichen Tirol, nicht weit von Völlan. Hier wurden die Frauen zweier Meßner nach einander wahnſinnig und die eine verſenkte ihre eignen Kinder im Moor. Eine geheimnißvolle Macht zog die unglückliche Mutter zur Tiefe.

Die Steinwüſte iſt uraltes Sinnbild der abſoluten Unfruchtbarkeit

zum Guten, alſo des principiell Böſen. Eine ſolche Wüſte war es im h. Lande an der Grenze des wüſten Arabiens, in welcher Satan den Herrn zu verführen trachtete und in welcher die Heiligen dem Böſen widerſtanden. Der Sumpf dagegen iſt Sinnbild eines guten, aber verdorbenen Bodens, des Menſchen und ſeiner Sünde. Wie der Sumpf eigentlich fruchtbarer Boden, nur zu ſehr ertränkt und ſtatt mit gutem Samen mit ſchlechtem bitterm Graſe oder Mooſe und giſthauchendem Unkraut erfüllt iſt, ſo verſumpft des Menſchen Seele und reift ſtatt der Tugenden böſe Triebe.

Der Moor hält die Mitte zwiſchen Sumpf und Steppe. Ihn charakteriſirt ſtets die waſſerdurchtränkte torfartige Maſſe, über welcher die Tritte ſchwanken, ein rauher und ſaurer Graswuchs oder Moos und eine faule Ausdünſtung. Man unterſcheidet den Ufermoor an der Nordſee, ähnlich dem ſ. g. Moos in Bayern, als durchaus flache und kahle Ebene von dem Waldmoor im Schatten der Urwälder. Der oben mit Moos bedeckte Moor hat gewöhnlich Torf zur Unterlage. Der Torf entſteht nicht blos aus verfaultem Holze größerer Pflanzen, ſondern auch insbeſondere aus verfaultem, immer neu ſich erzeugendem Mooſe und nicht minder aus unzählbaren Infuſionsthierchen (gallionella, navicula etc.), die ihre Kieſelpanzer als Kieſelguhr, Raſeneiſenſtein ꝛc. zurücklaſſen. So füllen ſich ausgeſtochene Torfe immer wieder an, ja wachſen über ihr Niveau empor. Die eigentlichen Torf- und Moorausbrüche rühren jedoch vom Waſſer her und gleichen Ueberſchwemmungen. Vgl. Oken Naturg. I. 591. 624. Man ſagt ſprichwörtlich von Holland, es verbrenne ſich ſelbſt, weil es nur Torf brennt und nur Torf iſt. Hombron bemerkte auf den Pamarönginſeln im Oſten der großen Inſel Borneo, wenn er auf dem ſchlammigen Boden jagte, daß der Flintenknall ganz ſchwach war und, obgleich er das Gewehr in der Hand abgeſchoſſen hatte, wie von fern zu kommen ſchien, und daß man, wenn man auch noch ſo laut ſchrie, ſich kaum auf 10—15 Schritt hörbar machte. Ausland 1845 Nr. 224. Annähernd kann man die Schwächung des Tons auch auf unſern deutſchen Mooren und Mooſen wahrnehmen.

Zuletzt iſt die ebene Sandwüſte zu betrachten, die ungeheure Erdſtrecken, z. B. den größten Theil des nördlichen Afrika einnimmt. Iſt ſie alter Meeresboden? Wahrſcheinlich. Aber woher kommt all der viele Meerſand? Man hält den Sand für das mechaniſche Product der allmähligen Zerreibung größerer Geſteine. Reibung auf andrem Geſtein

und der Einfluß des Waſſers, Wellenſchlags oder der Luft (Verwitterung) zerſtört das Geſtein und läßt am Ende nur die feinſten und unzerſtörlichen Kieſeltheilchen übrig. Dieſe werden vom Waſſer allmählig von allen Seiten her ins Meer geſchwemmt, daher der Meeresſand. Der Wüſtenſand aber ſcheint nur ein trocken gelegter Meeresboden zu ſeyn. Nur wenige Gelehrte haben geglaubt, der Sand könne wohl auch das Produkt einer „beſchleunigten Kryſtalliſirung" und ſchon urſprünglich in der Sandform entſtanden ſeyn. v. Leonhard, Geol. III. 528. Man ſollte dieſen Gedanken nicht ſo ganz von der Hand weiſen. Streng genommen müßte ſich aller Sand zuletzt durch Reibung in Staub, in Atome auflöſen, aber er bleibt in merkwürdiger Gleichförmigkeit der Körner durch Jahrtauſende in Flüſſen, im Meere, in dem doch oft genug vom Winde aufgeregten Sandmeer der Wüſte. Auch der vulcaniſche Sand, wie er z. B. Pompeji bedeckt, darf in Anſchlag gebracht werden. Sind dieſe ungeheuern Sandmaſſen nur alter Meeresſand? In einem blos mechaniſch zerriebenen Uferſande würden ſich beträchtlich größere Steine erhalten haben. Auch der feſte Sandſtein dürfte nur eine chemiſche Bindung von urſprünglich erzeugten Sandkörnchen ſeyn. Die durchaus gleichförmige Bildung in weiter Erſtreckung und Mächtigkeit treibt die Vermuthung auf eine urſprüngliche Sandbildung durch einen Prozeß, der vielleicht von der mühſamen Zerreibung am allerentfernteſten iſt. Ich habe ſchon im vorigen Buch eine urſprüngliche Diffuſion des Stoffes annehmen zu müſſen geglaubt.

Die Wüſte Sahara endet weſtlich im Meere (wie die Sandufer der Nordſee in kleinerem Maßſtabe daſſelbe wiederholen). Daher ein ununterbrochener und ungeheuerlicher Kampf dort zwiſchen dem Meer und dem Sande, ewiger Wechſel der Ufer, das Auf- und Wiederwegſchwemmen von Dünen. Hieher paßt ein Witzwort von Ariſtophanes, der, die höchſte Zahl zu bezeichnen, „wüſtenſandmal Meeresſand" ſagt. — Am furchtbarſten tritt der Wüſtencharakter hervor in der heißeſten Sonnengluth, in der die Karawanen verſchmachten, in dem glühendrothen Dunſt, der ſich über die endloſe Wüſte legt, und in den Sandſtürmen, durch welche Karawanen oft begraben worden ſind. Das ſchönſte Bild davon hat Vriard gemalt. In den Sandwüſten gibt es bekanntlich ſ. g. Oaſen, fruchtbare Stellen, die dem Reiſenden als erſehnte Stationen dienen und ſich ganz ſo verhalten wie die Inſeln im Meere. Sie finden ſich da, wo Waſſer durch den Sand hindurchbricht und allmählich eine Vegetation angeſetzt hat. — Im Oſten

Afrikas iſt die Sahara kahler und ſteiniger, als wehe der Wind allen Sand weſtwärts dem Meere zu.

Eine Wüſtenebene wird noch unheimlicher, wenn ſie nicht urſprünglich noch erſter Wurf der Natur, ſondern gleichſam erſt künſtlich hervorgerufen iſt durch Zerſtörung einſt blühender Cultur-Länder. Dieſen Eindruck machen die Wüſten in der Nähe der Ruinen des alten Aſſyrien, Babylon, Syrien und Aegypten. Hier nährt die Aſche eines ganzen Volkes einen einzigen Palmbaum, ſagt Edgar Quinet. In der römiſchen Campagna und um Jeruſalem her empfindet der Reiſende einen noch tieferen Schmerz. Nirgendswo tritt uns der apokalyptiſche Gedanke näher. Wie der Menſch aus Staub geboren wieder zu Staub werden muß, aber ſeine unſterbliche Seele eine andere Heimath findet, alſo muß auch die Erde aus dem Wüſten und Leeren geſchaffen, wieder Wüſte werden, und das himmliſche Jeruſalem wird erſt nach dieſen Kataſtrophen wieder aufgebaut werden.

18.

Flußbildungen.

Von den warmen und Mineralquellen war ſchon die Rede. Die gemeinen Quellen entſtehen auf dieſelbe Weiſe durch Regenwaſſer, was in die Erde einſickert. Die Quelle gibt ein Rinnſal, mehrere Rinnſale fließen zu einem Bach zuſammen, Bäche zum Fluſſe, Flüſſe endlich zu einem Hauptſtrom, der von den Gebirgen durch viele Länder ſich ins Meer ergießt. Die Quellen intermittiren bei Mangel an Regen. In der trocknen Jahreszeit ſind alle Flüſſe waſſerarm. Der Fluß bildet ſich meiſt aus vielen kleinen unſcheinbaren Quellen, zuweilen aber auch aus einer einzigen mächtigen Quelle, die wie ein Waſſerfall aus dem Berge ſtrömt und wenige Schritte davon ſchon Mühlen treibt. So die berühmte Quelle von Vaucluſe, der durch ſeine herrliche blaue Färbung berühmte Blautopf bei Blaubeuren ꝛc. Sie erklären ſich aus dem Zuſtrömen des Waſſers nach einer Bergſeite hin auf Koſten der andern waſſerarmen Seite, wenn das Gebirge ſo geſchichtet liegt, daß das durch Regen in die Erde eingeſickerte Waſſer über feſtem ſchräg liegendem Geſtein keinen andern Abfluß findet als nach der einen Seite hin.

Die Flüſſe folgen dem Contour der Berge nach dem Geſetz der Schwere, auf ſchiefen Flächen herabrinnend oder über Stufen ſich herab-

ſtürzend. Zuweilen bemerkt man den gewaltſamen Durchbruch eines Fluſſes durch Gebirge, der aber nicht durch den heutigen Waſſerſtand des Fluſſes, ſondern früher einmal durch die Wucht des gleich einem Meer angeſtauten Waſſers aufgebrochen wurde. Zuweilen lenken die Flüſſe von dem für ſie natürlich ſcheinenden Wege ab und man erkennt, der Fluß und ſeine ganze Thalbildung ſey ſchon vorhanden geweſen, als durch plutoniſche Erhebung des Bodens auf einer Stelle ſein Lauf gehemmt und abgelenkt worden ſey. Zuweilen nimmt jenſeits dieſes Dammes ein anderer Fluß die Stelle des abgelenkten ein.

Man unterſcheidet den Oberlauf des Fluſſes durch die Gebirge mit ſeinen Stromſchnellen oder Waſſerfällen und den Unterlauf durch die Ebenen bis zum Meere. Die Gebirgsbäche haben durch ihre Reinheit, Friſche, hüpfende Bewegung etwas ungemein Lebendiges und Herzerfreuendes. Der Eindruck wird noch vermehrt durch die muntern Bewegungen pfeilſchneller Forellen. Dieſes geſunde friſche Leben ſpiegelt das Gefühl in der Bruſt des Wanderers, das freie Athmen, die Wonne des einfachen Daſeyns. Die Hauptſchönheit im Oberlauf der Flüſſe ſind aber die Waſſerfälle. Im Waſſerfall liegt mehr, als die Anwendung eines mechaniſchen Geſetzes. Alle alten Völker ſahen in ihm etwas Heiliges. Dem lag ohne Zweifel die Ahnung eines ſymboliſchen Sinnes zu Grunde. Das Leben des Menſchen, ja der Strom der Weltgeſchichte überhaupt gleicht einem Waſſerfall. Man unterſcheidet vom Waſſerfall die ſ. g. Stromſchnellen, in denen ſich der Fluß nur durch niedrige Felſen zu drängen hat, in geneigter Fläche, ohne eigentlich zu ſtürzen. Am berühmteſten ſind die Stromſchnellen des Orinoko bei Maypures. Sie ſtellen ſich als eine meilenlange breite Schaumfläche dar, aus der zahlloſe kleine Inſeln von ſchwarzen Steinen hervorragen und üppigen Pflanzenwuchs, namentlich hohe Palmen tragen, deren Gipfel oft im aufgewirbelten Schaum verſchwinden. Nach Humboldt.

Der größte Waſſerfall in der Welt iſt bekanntlich der des Niagara von ungeheurer Breite in Hufeiſenform bei verhältnißmäßig geringer Höhe. Er hat die Eigenſchaft, ſich zurückzuziehen. Das Waſſer lauft über lockeres Geſtein und zerbröckelt es. In 40 Jahren iſt der Waſſerfall um 300 engliſche Schuh hinter ſich gegangen. Da der Fluß aus dem höher gelegenen Erie-See zu dem nieder gelegenen Ontarioſee fließt, würde, wenn der Waſſerfall bis zu dem erſteren zurückginge, dieſer See überlaufen und die ganze untere Gegend überſchwemmen. Allein der

Waſſerfall kann nach bisherigen Erfahrungen den See rückwärts erſt in 30,000 Jahren erreichen und bis dahin hofft man, werde der See durch das mit dem Flußwaſſer eingeſchwemmte Erdreich und Geſteln von ſelber ausgefüllt ſeyn. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche III. 116. — Im Norden von Canada gibt es noch viele große Waſſerfälle, die man noch wenig kennt. Das iſt eben ſo die Region der Stromſchnellen und Waſſerfälle, wie Finnland die der ruhigen Seen. In Nordamerika ſind die Flüſſe eigentlich nur mehr bewegte, in einander fließende Seen.

Den breiten Stromſchnellen ſtehen die hohen Waſſerfälle gegenüber, in denen die kleinere Waſſermaſſe oft nicht einmal den Boden erreicht, ſondern in der Luft zerſtäubt. Das nächſte Beiſpiel haben wir an dem berühmten Staubbach bei Lauterbrunnen im Berner Oberlande. Oft verweht ihn der Wind ſo ganz, daß der Boden unten trocken wird und die Kinder die zurückbleibenden Fiſche fangen. Wyß, Reiſe S. 494. In der Sonne färbt ſich ein ſchöner Regenbogen in dem ſilbernen Staube. Ein Staubbach kommt auch am Altai vor. Ritter, Erdkunde I. 981 und ähnliche entſtehen aus den kleineren Rinnſalen faſt in allen höheren Gebirgen. Am Ruſein löst ſich ein Waſſerfall wirklich ſo ganz in Staub auf, daß er unten nicht mehr als Bach weiter fließt. Der Staub iſt ſo fein, daß wenn man unter ihm ſteht, man gar kein Waſſer, ſondern nur einen Regenbogen im feinſten Dunſte ſieht. Hegetſchweiler, Glarner Reiſe S. 80. — Auch der ſchöne Waſſerfall von Tondano auf der oſtindiſchen Inſel Celebes verdampft ganz in Staub, der aber die unter ihm wachſende Pflanzendecke aufs üppigſte gedeihen macht. Abgebildet bei Dumont d'Urville. Der Fall der Ache, eines Alpenbachs im Salzburgiſchen iſt dadurch berühmt, daß ſein Waſſer noch mehr, wie der Staubbach in der Schweiz, durch die Höhe des Sturzes in Staub aufgelöst wird und als ſchneeweiße Wolke auf dem ſchwarzen Hintergrunde der Felſen und dunkeln Tannenwälder ſchwebt. — Bei etwas niederen Waſſerfällen breitet ſich die dünnere Waſſermaſſe zuweilen flach aus wie eine Glasſcheibe und iſt dann eben ſo durchſichtig. Von dieſer Art iſt der ſchöne Schleierfall im Salzburgiſchen. Einen ähnlichen durchſichtigen Schleier, gleich einem Mantel von Glas, hatten auch die alten Könige von Kaſchmir bei einem ihrer Luſthäuſer, in einer Breite von 40 Fuß und ließen bei Nacht Lampen dahinter ſtellen. Nach Bernier. Wieder andre Waſſerfälle zeichnen ſich mehr durch den kühnen Bogenſprung des zuſammenhängenden Waſſerſtrahls aus; das ſind die oft in unſern Alpen vorkommenden Jungfern-

ſprünge, und die auch ehemals vom Volkswitz pisse-vache (in Wallis) oder pissa-vacca (bei Borgo in den Alpen über Venedig) genannten Bogenſtrahlen.

Am prächtigſten erſcheinen diejenigen Cascaden, in denen die Höhe weder zu gering, noch der Waſſerſtrahl zu dünn iſt. Von dieſer mittleren Art waſſerreicher aber enorm hoch herabfallender Flüſſe, deren Waſſer ſich wie ein Pfauenſchweif ausbreitet und zwar als ſchneeweißer Schaum, aber doch noch ganz zuſammengehalten unten ankommt, iſt in Europa am ſchönſten der Vellino, wie er bei Terni von ſteiler Felswand herabſtürzt. In der neuen Welt aber der berühmte Waſſerfall von Tequendama gebildet durch den Fluß Bogota, der hier 150 Fuß breit, aber bis zu 30 Fuß ſich zuſammendrängend in einem ſenkrechten Strahl 650 Fuß tief in die Felſen ſtürzt und ſo hoch herabkommt, daß er in einem Sprung aus der kalten in die warme Zone fällt. Goſſelmann II. 275. Humboldt, Cordilleren S. 25 f. wo auch eine ſchöne Sage von ihm mitgetheilt wird. Vgl. Ausland 1845 S. 479. — Minder ſchön ſind die Waſſerfälle, in denen der Fluß ſeitwärts abſpringt und eine ſchiefe Lage bekommt, oder in denen er ſich zu ſehr zertheilt. Seine Hauptſchönheit aber erhält er durch den Hintergrund des Gebirges und durch die Umgebungen von Pflanzen. Die Bannaſa, ein Fluß im Himmalaya, der, ehe er in den Dſchumna (Jumna) fällt, einen Waſſerfall von 90 Fuß Höhe und 15 Fuß Breite bildet, iſt dadurch merkwürdig und ſchön, daß er über roſenrothen Granit fällt. Ritter, Aſien II. 895. In Südamerika fällt der Levon in ſchwarze Lava. Pöppig, Reiſe I. 375. Der Saravati in Indien fällt bei Geſuppa in einen ungeheuern ſchwarzen Abgrund, der ganz mit weißem Staub ausgefüllt wird. Ausland 1829 Nr. 297. Die Nigla in Mexiko fällt über Baſaltkegel, die wie die ſchönſten Orgelpfeifen aufgerichtet ſtehen. Humboldt, Cordilleren II. 97. Eben ſo der Werdiotſch Maderia in Abyſſinien, wobei noch zu bemerken iſt, daß die Höhlen des Baſalts voll von Bienenſtöcken ſind. Harris, Reiſe II. 19. Roraima, das ſchöne Gebirge im Innern von Guiana, gleicht einigermaßen der ſächſiſchen Schweiz, nur daß es ſeine ſteilrechten Wände in viel größerem Maßſtabe erhebt und ausdehnt. Ueber dieſe 1400—1500 hohen Wände ſtürzen ſich ſenkrecht zahlloſe Waſſerfälle herab, die meiſt alle wie der Staubbach in Luftbläschen zerflattern, ehe ſie den Boden berühren. Dazu unten die herrlichſte Tropenvegetation, Palmen ꝛc. Schomburgk erſte Reiſe S. 389 f., zweite Reiſe II. 265. Der Waſſerfall von Bantimorones auf der

Inſel Ceylon ſoll durch eine unzählbare Menge von Schmetterlingen verſchönert ſeyn, die ihn beſtändig umſchweben. Ausland 1842 Nr. 57. Rio vinagre, der Eſſigſtrom, bildet bei Popayan in Südamerika einen 360 Fuß hohen ſchönen Waſſerfall, deſſen Staub aber den Augen wehe thut und in dem ſich keine Fiſche aufhalten, weil das Waſſer auffallend ſauer iſt und corroſive Eigenſchaften hat. Vgl. Hoffmann, phyſ. Geogr. 467. v. Humboldt hat den Waſſerfall abbilden laſſen, vues des Cordilleres Tab. 30.

Tje-Banas, ein Fluß auf der Inſel Java, bildet aus den Gebirgen herabfließend oben einen merkwürdigen Waſſerfall. Das Waſſer kommt nämlich ſiedendheiß aus der Erde und fällt aus Felſen mit Gebrüll und Dampf, bis es ſich im weitern Verlauf völlig abkühlt. Bille's Reiſe um die Welt I. 398. Roß in ſeinen Reiſen ins Eismeer S. 451 ſchildert den Parryfall im höchſten Norden Amerikas als noch größer wie den Niagarafall, aber ſo ſehr ſchon in der Eisregion, daß ſeine Felſen von Eiszapfen in der ſchönſten blauen Farbe ſchimmern. Einen förmlich zu Eis erſtarrten Waſſerfall ſtellt der Lysgletſcher am Monteroſa dar, überhängend in einen ungeheuern Abgrund.

Ein verſteinerter Waſſerfall von Pambuck-Kaleſi, dem alten Hierapolis im Thal des Mäander in Kleinaſien hat ſich allmälig aus Tuff gebildet, den das Waſſer angeſetzt hat, ſo daß, was ehemals Waſſer war, jetzt Stein geworden iſt und noch immer die Form des Waſſerfalls beibehalten hat. Abgebildet bei Laborde.

Zuweilen treffen zwei Kataracte zuſammen. Indem ſich der Bjureiaelf, ein Bergfluß im ſüdlichen Norwegen 600 Fuß tief in einen ſchwarzen Abgrund ſtürzt, ſchwebt tauſend Fuß über ihm noch ein zweiter kleinerer Waſſerfall von einem ungeheuern ſenkrechten Felſen herab, in den Lüften zerflatternd und zerſtäubt, „gleich dem Zaunkönig, der den Adler verhöhnt". Mügge, Skizzen aus dem Norden S. 478. Noch großartiger ſtürzt der Fluß Kundamana 35 Fuß hoch in den Fluß Parana und nährt mit ſeinem Staubnebel die herrlichſte Vegetation von Palmen und tropiſchen Pflanzen. Schomburgk, Guiana S. 455.

In der Regel ſtellt ein großes Flußgebiet auf der Landkarte den Hauptſtrom mit ſeinen Nebenflüſſen und Bächen wie einen Baumſtamm mit ſeinen Aeſten und Zweigen dar. Zuweilen kommen aber zwei gleich große Ströme neben einander vor, die ſich entweder ſchon im oberen Lauf (wie Bhagirati und Djanevi im Himalaya, zwei große Flüſſe, die wie zum Kampf aufeinander losſtürzen und dann in einen zuſammenfließen,

nach Hofmeisters Briefen aus Indien S. 228) oder erst im untern Lauf nahe am Meere (wie Euphrat und Tigris) vereinigen.

In ihrem obern Lauf sind die Flüsse zuweilen sehr tief eingeschnitten in Felsschluchten, am meisten der Dschilun, der von Kaschmir aus nach Bochara fließt. Der obere Flußlauf ist in der Regel kürzer als der untere, weil die Gebirge weniger Raum einnehmen als die ebenen Länder. Zuweilen aber auch umgekehrt. Der Nil z. B. hat einen viel längeren Oberlauf als Unterlauf. Der Amur im östlichen Asien hat einen Oberlauf in der Ebene, d. h. auf dem Hochplateau und erst sein Unterlauf geht durch das (tiefer liegende) Gebirge. Oft gehen die Flüsse durch einen See, der am Fuß des Gebirges den Oberlauf vom Unterlauf trennt. Der Lorenzostrom in Nordamerika geht durch eine Menge Seen, wie die Schnur durch Perlen. Die größte Breite und Pracht erlangen die Flüsse erst im untern Lauf durch die Ebenen. Im cultivirten Lande sind diese Flüsse, z. B. der Ganges in Indien, die großen Ströme in China, der Nil in Afrika, die Donau in Europa Träger des Verkehres, der Civilisation. In Amerika dagegen hat der Amazonenstrom, der größte aller bekannten Ströme der Erde, noch seine ursprüngliche gleichsam jungfräuliche Wildheit bewahrt, indem er seine ungeheure Wassermasse majestätisch durch den tropischen Urwald dahin wälzt. Noch wilder und bewegter ist der Missouri in Nordamerika, der bei rascherem Fall viel gewaltiger durch die nordischen Urwälder braust und unzählige Bäume mit fortreißt. Von dem Flusse Mäander, der erstaunliche Krümmungen zeigt, nennt man alle sehr ausschweifenden Krümmungen mäandrische. Wie man durch Kunst die allzu krummen Flüsse rectificirt und mit Canälen verbindet, so kommen in sehr ausgedehnten und gleichförmigen Ebenen auch schon natürliche Canäle oder Flüsse vor, die einen Hauptstrom mit den andern verbinden, so daß sich die Flüsse wie ein Netz über die Ebenen ausbreiten. Auf diese Art fand Humboldt den großen Amazonenstrom mit dem Orinoko durch einen Zwischenfluß verbunden.

Sehr verschieden ist die Farbe der Flüsse. Das schöne Blau der Rhone und Grün des Rheins findet sich schon nicht mehr in Mittel- und Norddeutschland. Woher diese grüne Farbe, die sich auch im Eise der Gletscher zeigt, ist noch nicht ermittelt. Zuweilen ist die Farbe eines Flusses aus den Erdarten, über die er läuft, leicht zu erklären. Eigenthümlich erscheinen die schwarzen Flüsse in Brasilien, die außerordentlich klar spiegeln.

In den Höhlenländern, in Krain, und in den großen Sandwüſten verlieren ſich zuweilen die Flüſſe und verſinken im Innern der Erde, ohne je die Ufer des Meeres zu erreichen.

In der Nähe der Mündung ins Meer pflegen ſich die Ströme wieder gern zu gabeln und in mehrere Arme auszubreiten, das kommt von Ueberſchwemmungen her, bei denen die größere Waſſermaſſe ſich neue Auswege ſucht. Zugleich ſchwemmt der Strom Schlamm ins Meer und ſo dehnt ſich das Land zwiſchen den Mündungen (das ſ. g. Delta) immer weiter aus, oder bildet ſeichte Meeresſtellen, ſ. g. Lagunen, die im adriatiſchen und aſowſchen Meere am größten ſind. Jenachdem der im Delta aufgehäufte Schlamm fruchtbare Erde iſt und ein Marſchland bildet, wird er der üppigſten Cultur fähig, wie das berühmte Delta des Nil. Beſteht er dagegen aus Sand, ſo wirft er nur Sandbänke und Dünen auf.

Das Meer reagirt gegen den Fluß und treibt ſein Waſſer nach Umſtänden zurück. So wird St. Petersburg zuweilen ſtark überſchwemmt, wenn eine Sturmfluth vom finniſchen Meerbuſen aus das Waſſer der Newa zurückdrängt. Das geſchieht aber nur, wenn eine ſtarke Zuſtrömung aus der Nordſee in die Oſtſee Statt gefunden hat bei Weſtwind und beim Stande der Fluth überhaupt. Wo die Flüſſe vom Lande her, indem ſie nur aus ganz nahen Gebirgen fließen, keine rechte Kraft haben, bringt dafür das übermächtige Meer ins Land. Die großen Meeresbuchten an der Mündung des Laplataſtromes in Südamerika und unſrer Elbe ſind auch nur Gegenwirkungen des Meeres gegen den Fluß. Alle Flüſſe führen das atmoſphäriſche, in der Erde geſammelte Süßwaſſer zum Meer, aus dem Meer aber ſtrömt das Salzwaſſer ein. Wo beide ſich miſchen, nennt man es Bracken.

Der Druck des Meeres auf das Land iſt oft ſehr ſtark. Der Külſtrom bei Bergen in Norwegen, entſteht durch die Meeresfluth und fließt vom Meer ins Land hinein, im Gegenſatz gegen alle andern Flüſſe, die vom Lande ins Meer fallen. Pantoppidan, Norwegen I. 158. Auch bei Argaſtoli, der Hauptſtadt der Inſel Cephalonia, kommt ein ſtarker Strom aus dem Meere und verliert ſich unter den Felſen des Ufers. Hamilton, Reiſen in Kleinaſien I. 28.

In ſchwächerem Maaß reagirt das Meer gegen die in daſſelbe ſich ergießenden Ströme in der ſ. g. Bore, einer der geheimnißvollſten und reizendſten Erſcheinungen in der ganzen Natur. Die Bore iſt nämlich eine Springfluth, die vom Meere aus die Flüſſe aufwärts ſteicht, von einem

Winde begleitet, den man nur auf dem Fluſſe ſelbſt, nicht am Ufer ſpürt, und oft bis tief ins Feſtland hinein. Sie wiederholt ſich zur beſtimmten Stunde, meiſt bei Nacht. Am ſtärkſten ſah ſie Biſchof Heber im Ganges. Er wurde in der Nacht durch ein heftiges Geräuſch geweckt, das von einer hohen Welle kam, welche geiſterhaft den Strom aufwärts rauſchte und ſich im Mondſchein ſehr ſchön ausnahm. (S. Reiſe, Weimar 1831 I. 111.) Auch Pöppig ſah dieſelbe Erſcheinung bei Nacht im großen Amazonenſtrom. Die Indianer fabeln, eine ungeheure Waſſerſchlange bewirke dieſe Bewegung. (S. Reiſe II. 412.) Schomburgk ſah dieſelbe Erſcheinung auf den Flüſſen von Guiana (Reiſe S. 169. 195). Im Ganges heißt die Springfluth Bore oder Kenterung, im Amazonenſtrom Prococa, in Guiana Abapuri. Sie kommt auch in Europa vor. In Garonne heißt ſie Mascaret, in der Dordogne Mascara. Vgl. Remme tableau des vents courants I. 396. Asiatic. researches 1833 XVIII. 267. Ritter, Erdkunde. VI. 1212. Ausland 1837 S. 546. Im Fluſſe Meary in Braſilien ſtemmt ſich das Flußwaſſer gegen das eindringende Meerwaſſer; die Wellen bäumen ſich von beiden Seiten wie Rieſen empor und kämpfen mit einander, bis die Meerwelle die Flußwelle überwindet und nun brauſend über ſie dahinrollt. Ausland 1841. S. 626.

19.

S e e n.

Die großen Buchten, die vom Meer ins Feſtland hineintreten (wie das Mittelmeer zwiſchen Afrika und Europa), ſind eigentlich noch Theile des Meeres. Auch die großen Binnenmeere, die auf dem Feſtlande rings umſchloſſen liegen, ſcheinen nur Ueberreſte eines größern, den ganzen Welttheil bedeckenden Meeres. So das kaſpiſche Meer. So der große Binnenſee in Centralafrika. Nach einem Bericht des Miſſionär Rebmann im Jahr 1855, der aber nur fremden Nachrichten folgt und nicht ſelber ſah, liegt in der Mitte Afrikas ein ungeheures Binnenmeer von 13,600 geogr. Quadratmeilen (das ſchwarze Meer hat nur 7860, das kaſpiſche 7400, die Oſtſee 7300). Es heißt Ukerewe. In ſeinem ſüdlichen Theile liegt eine „himmelhohe Inſel mit ſilberner Spitze", alſo ein Schneegebirge. Wenn es als Inſel aus dem Waſſer ragt, könnte es vulcaniſchen Ur-

ſprungs ſeyn. Auch im Innern von Neuholland ſcheint ein großer See zu liegen.

Seen ſind auf dem Feſtlande für das Waſſerelement, was dem Meere die Inſeln für das feſte Element ſind. Wie es Inſelgruppen und ganze Inſelſyſteme (Archipele) giebt, ſo auch Seegruppen, Seeſyſteme. Im Allgemeinen ſind die Inſeln zahlreicher am Aequator, die Seen dagegen zahlreicher gegen die Pole hin.

Seen ſind 1) Ueberreſte des Meeres, das ehedem das Land noch höher bedeckte, ſo die ſ. g. faulen Seen, die Lagunen, die Salzſeen. Finnland mit ſeinen vielen Seen iſt nur ein in die Höhe gehobener und nur noch nicht ausgetrockneter Meeresboden, 2) Anſammlungen aus Bächen, ſo die meiſten Alpenſeen, aus denen das Waſſer unten wieder abfließt. 3) Anſammlungen von Regenwaſſer in hohl gewordenen Räumen, in vulcaniſchen Kratern ꝛc. Das todte Meer, der Arvernerſee, die Kraterſeen, die Sumpfſeen in den Urwäldern.

In Bezug auf die Umgebungen verhalten ſich die Seen wie die Thäler, ſind eigentlich nur mit Waſſer bedeckte Thäler. Die höchſten Bergſeen ſind wie Felſenthäler mit Felſenwänden eingeſchloſſen. In unſern Alpen hat der Wallenſee am meiſten dieſen Felſencharakter. Noch mehr der Wullerſee in Indien, der ſo tief und eingeſchloſſen zwiſchen engen und hohen Bergen liegt, daß ihn nie ein Wind bewegt. v. Hügel, Kaſchmir II. 196. Erhabener ſind die größern Seen, in denen die hohen Schneegebirge ſich ſpiegeln. Die Alpenſeen zeichnen ſich durch ihre klare durchſichtige Tiefe und durch das wunderſchöne Blau oder Grün ihres Waſſers aus. Die Rhone und der Genferſee ſind mehr blau, der Zürcher- und Bodenſee, Rhein und Inn mehr grün. Auch in Amerika findet ſich etwas Aehnliches. Die Pacha ñaui (Erbaugen), zwei Seen bei Yauli in den Cordilleren hoch im Gebirge, liegen nur wenige Schritte von einander, aber der eine hat tiefblaues, der andere hellgrünes Waſſer. v. Tſchudi, Peru II. 62. Wenn der ſchon genannte See von Kaſchmir auf Erden wohl der ſchönſte iſt, ſo haben doch auch unſere Alpenſeen, z. B. der von Berchtesgaden und die vielen Schweizerſeen, deßgleichen die auf der italieniſchen Alpenſeite einen hohen Grad von zauberiſchem Liebreiz. Der größte unter allen von Hochgebirgen umgebenen Seen aber gehört der neuen Welt an, der See Titicaca in einem Hochthale zwiſchen den höchſten Bergen in den Cordilleren. Dieſer See hat eine Oberfläche von 3500 Quadratlieues und iſt ſomit dreimal größer als die ganze Schweiz. Er liegt 11800 Fuß über

dem Meere, wird aber ſelbſt wieder überragt von dem 23,646 Fuß hohen Nevada de Sorata, dem höchſten Berge der neuen Welt, und dem 22,710 Fuß hohen Ilimani im Oſten, und von der 18—19,000 Fuß hohen Vulcanenkette der Cordilleren im Weſten. Vgl. Hoffmann, phyſ. Geogr. 201. Auf einer Inſel in dieſem See ſtand der prachtvollſte Goldtempel der alten Inkas von Peru. Alles Gold aber ſoll von den Indianern, um es nicht den Spaniern in die Hände fallen zu laſſen, im See verſenkt worden ſeyn. Külb, Xeres S. 189. Happel relat. cur. IV. 437. — Der noch größere Baikalſee im Norden Aſiens hat doch keine ſo hohen Gebirge in ſeiner nächſten Umgebung, und nur der weiße Koth unzähliger Vögel ahmt an ſeinen Uferlagen den Glanz der Firnen nach.

Die noch größern Binnenſeen, z. B. das ſchwarze, caſpiſche ꝛc. haben ſchon Meercharakter.

Wo Gebirgsſeen in Verbindung mit unterirdiſchen Höhlen kommen, zeigen ſie ſeltſame Wechſel, indem nach dem Waſſerſtand der naſſen oder trocknen Jahreszeit das Waſſer verſchwindet. Der Zirknitzer See in Krain iſt weltberühmt, weil man binnen einem Jahre darin fiſchen, ernten und jagen kann. Er läuft nämlich in unterirdiſche Höhlen ab, wenn die Hitze des Sommers überall das Waſſer mindert, und läuft wieder voll, wenn feuchte und kalte Jahreszeit eintritt. In der Zwiſchenzeit benützt man den fetten Seeboden als Feld und hinterdrein zur Jagd. Valvaſor, Ehre des Erzherzogth. Krain I. 230. Sartori, Naturwunder Oeſtreichs I. 98. Schaubach, Alpen V. 167.

Nicht ſelten contraſtirt am Gebirgsſee das ſteile unfruchtbare Ufer auf der Bergſeite mit dem lachenden, fiſchreichen, fruchtbaren und wohlangebauten Ufer auf der Seite gegen die Ebene hin. So beſonders am Genferſee. Je mehr der See in der Regel Verkehr und Leben fördert, um ſo unheimlicher ſind uns die ganz einſamen, gleichſam wüſten Seen. So der berüchtigte Daubenſee zwiſchen der Grimſel und Wallis. So der von einem einförmigen Tannenwald umhegte düſtere Wallerſee in Oberbayern.

Das ſ. g. Blühen des Sees iſt eine Erſcheinung, die man am Bodenſee, vielen Schweizerſeen ꝛc. beobachtet. Der See nimmt eine gelbliche, zuweilen auch röthliche Färbung an, die von nichts anderem herrührt, als von dem Blüthenſtaub der Uferwälder, der vom Winde fortgeweht oft in ſo großer Menge in den See niederfällt. Der Bodenſee blüht gewöhnlich gelb, der Murtenſee röthlich. Auch in Ungarn kennt

Jedermann die ſ. g. Theißblüthe. Nicht minder blüht der große Baikalſee. — Eine Blüthe anderer Art tragen die Salzſeen, deren Ufer ſich mit Salzkryſtallen weiß überziehen. Sie finden ſich beſonders häufig in Aſien. Am merkwürdigſten ſind die Aggurs, die Salzſeen in Indien, in deren Nähe der aufgegrabene Boden oft mit einer Salzſchicht von 4—5 Fuß Dicke bedeckt wird, eigentlich Salzſümpfe, in denen Erde und Waſſer gleich ſtark mit Salz geſchwängert ſind, ſo wie auch die umherwachſenden Salzpflanzen, die man daher verbrennt und deren Aſche zum Schutz der darunter liegenden Salzſchichten dient. Ritter, Aſien VI. 960. Seen über vulcaniſchem Boden bedecken ſich mit Aſphalt, Naphta ꝛc. oder ſind mit Schwefel geſchwängert. Bei Outſere im Kaukaſus haucht der Boden ein ſo geſundes Gas aus, daß viele Pilger dahin wallfahren, um durch das Einathmen dieſer Lebensluft zu geſunden. Alles ſcheint dort wie in einem ſeligen Element zu athmen. Umgekehrt haucht in dem berüchtigten Thale Guwo Upas auf der Inſel Java der Boden tödtliche Gaſe aus, die alles Leben der Pflanzen und Thiere tilgen. Es iſt ganz öde und voll Gerippe der Thiere, die unverſehens hineingerathen, oder der Vögel, die darübergeflogen und todt hingefallen ſind. v. Leonhard, Geologie I. 195.

Wieder andere Eigenthümlichkeiten zeigen die Seen in den Sandwüſten. Bald ſcheinen ſie die letzten Reſte eines ehemaligen Meeresbodens, bald wieder friſch erzeugt durch Quellen von unten. In jenen verlieren ſich die Flüſſe, aus dieſen gehen ſie hervor. Der See Tſchad im Innern Afrika's, im Sandmeer gelegen, iſt wahrſcheinlich noch tiefer als das Meer, daher alle Flüſſe zwar in ihn hineinfließen, aber nicht mehr heraus, ſey es daß das Waſſer im Sande verſiegt oder in der großen Hitze verdunſtet. Ruſſegger, Reiſe II. 1. 7. Gerade umgekehrt kommen aus dem See Ybera wie aus einer verborgenen Quelle mehrere Flüſſe und ergießen ſich in die Länder. Schubert, Weltgebäude S. 263.

20.

Das Meer.

Das Meer nimmt den größten Theil der Erdoberfläche ein, dringt aber nur zwei Meilen tief. Es breitet ſich in der Fläche aus, um auf die Luft und mittelſt derſelben auf das Land einzuwirken. Es gibt der Luft Sauerſtoff, es gibt dem Lande mittelſt der Luft und Wolken Regen.

Es behält die Sonnenwärme länger und bringt mittelſt der warmen Meerſtrömungen den Ländern im Norden ein wärmeres Klima. Es vertritt aber auch auf der Erdoberfläche gleichſam die Stelle des leeren Raums und trennt die Länder und Völker von einander im Kleinen, wie der leere Raum die Planeten und die Sonne trennt. Ohne dieſe Trennung könnten die Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker nicht ſo ſtark markirt ſeyn.

Die größte Meerestiefe hat man noch nicht entdeckt. Der engliſche Cap. Denham fand im Jahr 1852 zwiſchen dem Cap und Braſilien das Meer 46,000 Fuß tief, Cap. Parker konnte nicht weit davon den Meeresboden mit Senkblei in einer Tiefe von 50,000 Fuß noch nicht erreichen. Maury, phyſ. Geographie des Meeres, deutſch von Böttger S. 194.

Das Meer iſt an den Polen am kälteſten, am Aequator am wärmſten. Von der Sonne erhitzt verdunſtet das Waſſer ſehr ſtark unter dem Aequator, aber auch das übrig bleibende dehnt ſich in der Wärme aus und fließt auf der Oberfläche des Meeres gegen die Pole ab. Dagegen reagirt das kalte Waſſer von den Polen her, bleibt aber ſeiner Schwere wegen unter der Oberfläche. Dieſe Strömung und Gegenſtrömung, die ſehr regelmäßig ſeyn würde, wenn die Erde nur mit Waſſer bedeckt wäre, ſtößt ſich an den Continenten. Sie findet die offenſte Straße nur im atlantiſchen Meere, dagegen legt ſich ihr im ſtillen Meere Aſien von Norden her zu breit vor. Der berühmte ſ. g. Golfſtrom entſteht durch die Gluth der Sonne im mexikaniſchen Meerbuſen, ſein erwärmtes Waſſer aber fließt, indem es dem Nordpol zuſtrebt, längs der Oſtküſte von Südamerika hin, führt den baumloſen Eiswüſten des Nordens Treibholz aus dem waldigen Gebiete des Miſſiſſippi zu (der in den mexikaniſchen Golf mündet) und ſchlägt mit ſeinen warmen Wellen an die Küſte des nördlichen Europa. Dadurch allein wird erklärt, warum man in Bergen und Drontheim in Norwegen noch Obſtbäume hat, warum Irland die Smaragdinſel heißt, warum England ein ſo warmfeuchtes Klima und eine ſo üppige Vegetation hat. Unter dem Golfſtrom aber, deſſen geheimnißvolles Rieſeln man nach Humboldt (Kosmos I. 122) bei tiefer Todesſtille der übrigen Natur vernehmen ſoll, fließt der kalte Waſſerſtrom vom Nordpol her und führt mit ſich ungeheure Eisberge oft bis tief in den Süden. Ihm folgen auch die Wallfiſche. Durch ihn wird mit dem Eiſe von den Ufern der Polarländer auch Erde und Geſtein hinweggeführt wie vom Golfſtrom, ſo daß ſie, ähnlich den Strömen der Gletſcher, ſo weit der unterſeeiſche Eisſtrom reicht, Sand-

bänke gebildet und den Meeresboden unter dem Waſſer merklich erhöht haben. Ueberall ſeitwärts von dieſen Bänken und namentlich in ihrem Süden, wird das Meer plötzlich um viele tauſend Fuß tiefer. Die große Bank liegt im Oſten von New-Foundland, dann folgt noch weiter öſtlich die Außen- oder falſche Bank und als ſüdlichſter Ausläufer die Jaquetbank, zwiſchen ihnen liegen nur wenig tiefere Meeresſtellen. Das Ganze hat eine weſtöſtliche Ausdehnung von 16 Breitengraden und eine nordſüdliche von 9 Längengraden. Im ſeichten Meer auf und zwiſchen dieſen Bänken wimmelt es von Stockfiſchen, daher auch von Vögeln, die ihnen nachziehen und weither von der Küſte kommen, ſo wie von Fiſcherſchiffen. Das Meer iſt hier faſt immer mit dicken und kalten Nebeln bedeckt und wallt unruhig, weil es der Nordſtrom gegen Süden peitſcht und es durch die Bänke aufgehalten wird. Die ausführlichſten Nachrichten darüber findet man in Anſpachs Beſchreibung von New-Foundland.

Ein zweiter warmer Strom wird von der heißen Sonne ausgebrütet im Golf der Guineaküſte (in Weſtafrika). Er fließt zum Theil gegen den Südpol, aber in weſtlicher Richtung, und von ihm wird die Küſte von Patagonien (Südamerika) erwärmt; zum Theil gegen den Nordpol, ebenfalls in weſtlicher Richtung gegen die Antillen zu. Daher man früher dieſen Guineaſtrom, weil er ſich mit dem Golfſtrom im mexikaniſchen Golf vereinigt, für den Golfſtrom ſelbſt, d. h. für ſeinen ſüdlichen Anfang hielt. Zwiſchen dieſen beiden warmen, in ihrer Richtung aber entgegengeſetzten Strömen, dem Guinea- und Golfſtrom gerade im Süden der oben erwähnten Bänke, wo der kalte Strom endet, liegt als ruhige Mitte das berühmte mare sargasso oder Grasmeer, ganz mit Tang bedeckt und einer Wieſe gleich.

Im ſtillen Oceane gibt es ähnliche warme Ströme vom Aequator her und kalte vom Pole her, aber nicht ſo mächtig, weil Aſien zu weit gegen Norden vorliegt und die Beringsſtraße, durch die allein das Eismeer mit dem ſtillen Meer zuſammenhängt, eine zu enge Durchfahrt darbietet. Indeß hat die warme Strömung, die von den oſtindiſchen Inſeln aus gegen die Beringsſtraße vordringt, noch viele Aehnlichkeit mit dem Golfſtrom und erfüllt die aleutiſchen Inſeln eben ſo mit Nebel, wie der Golfſtrom die Küſte von New-Foundland.

Der Salzgehalt des Meeres hängt gleichfalls von der Ausdünſtung ab, die am ſtärkſten am Aequator iſt. Das Waſſer verdunſtet, das Salz bleibt zurück, mithin iſt der Golfſtrom geſalzener als der kalte Strom.

Ferner iſt das eigentliche Meer immer mehr geſalzen als die großen Buchten, die ſich von dem ſüßen Waſſer der Flüſſe ſpeiſen, das atlantiſche Meer z. B. geſalzener als das Mittelmeer und als die Oſtſee. Woher aber das Meerſalz komme, iſt noch nicht ermittelt. Abgeſehen von der Verdunſtung im heißen Klima, wodurch mehr Salz zurückbleibt, und von dem Zufluß des ſüßen Flußwaſſers an den Ufern bleibt ſich der Salzgehalt des Meeres überall gleich. Wenn er von aufgelöſten Steinſalzlagern oder Salzquellen herrührte, müßte er an einem Ort viel mächtiger ſeyn als am andern.

Auf die Oberfläche des Meeres übt der Mond, als nächſter Himmelskörper, eine ſtärkere, die Sonne eine ſchwächere Anziehungskraft, woraus bekanntlich Fluth und Ebbe entſtehen. Durch die Winde wird nur die Oberfläche des Meeres kaum 30 Fuß tief bewegt. Das Meerwaſſer iſt (wie das Alpengewäſſer) von Natur blaugrün, aber die Urſache dieſer Farbe iſt noch nicht erklärt. Von Pflanzenſtoff kann das Waſſer eine reine grüne, von faulen Pflanzen und Torf eine braune, von Kalk eine weißliche, von Ocker und Schwefel eine gelbliche Farbe annehmen. Das reine Meerwaſſer iſt immer blaugrün, das reine Süßwaſſer farblos.

Obgleich beſtändig durch die Flüſſe, wie durch den Regen geſpeist, hat doch das Meer nicht den Charakter der aus Süßwaſſer allein beſtehenden Flüſſe und Landſeen, die bald hoch, bald niedrig ſtehen, je nachdem ſie durch Regen und aufgethauten Schnee vermehrt oder ausgetrocknet waren. Das Meer gibt durch die Ausdünſtung alles Waſſer, das ihm in den Flüſſen zugeführt wird, der Luft zurück und nimmt niemals weder ab noch zu. Unter die vagen Hypotheſen vom Alter der Erde gehören auch die, wornach das Meer entweder ſeit der Sündfluth immer tiefer ſinken und zuletzt ganz austrocknen oder allmählig anwachſen ſoll. Was dafür zu ſprechen ſcheint, langſame Erhebungen und Senkungen der Ufer, kommt nicht vom Meere, ſondern von plutoniſchen Kräften in der Erde her. Durch Erdbeben ſind Küſten Amerika's gehoben worden, durch eine räthſelhafte plutoniſche Hebung ſtellt ſich das Feſtland von Schweden ſeit Jahrhunderten immer ſchiefer, auf einer Seite aufſteigend, auf der andern ſich ſenkend, wenn auch kaum merklich. In beiden Fällen aber bleibt das Niveau des Meeres daſſelbe und ſich immer gleich.

Die Unabhängigkeit des Meeres von den Wechſeln in der Erzeugung des atmoſphäriſchen Süßwaſſers, ſeine Geſalzenheit und Farbe machen wahrſcheinlich, daß es nicht als bloßer Niederſchlag aus der Luft, ſondern

als ein urſprünglicher und ſelbſtſtändiger Beſtandtheil des Erdglobus zu betrachten iſt.

Der Charakter des Meeres iſt Ruhe, Beruhigung, Ausgleichung der Gegenſätze. So oft es bewegt wird, ſetzt es ſich ſelbſt wieder ins Gleichgewicht. Das iſt gewiſſermaßen ein Magnetismus der Fläche, ein ſtetes Zurückkehren in die Fläche, wie die Magnetnadel ſtets in gerader linearer Richtung nach einem Punkt zurückkehrt. In der Erde und Steinwelt wird die einmalige Bewegung durch Erſtarrung fixirt, in der Luft kann die Bewegung nie fixirt werden, im Waſſer wird die Ruhe zwar geſtört, aber jede Bewegung kehrt zur Ruhe zurück. Das windſtille ſpiegelglatte Meer zeigt den erhabenſten Charakter der Ruhe und des Friedens. Ein Strich im atlantiſchen Meere, wo nie Sturm iſt und die Schifffahrt ſo ſicher und ſanft vor ſich geht, daß die zarte Hand einer Dame hinreichen würde, das Schiff zu lenken, trägt deßhalb den Namen mare de las damas (Damenmeer). Aber die Stille des Meeres hat etwas Unheimliches, weil ſie gern dem Sturm vorhergeht und der liebliche Spiegel trügt. Wenn Segelſchiffe auf dem ſtillen Ocean bei völliger Windſtille liegen bleiben und die Hitze der Tropenzone ertragen müſſen, bemächtigt ſich der Mannſchaft ein unſägliches Unbehagen bis zur Verzweiflung.

Wie Erd-, ſo gibt es auch *Seebeben*. Durch die unterirdiſche Dampfkraft wird auch das Meer bewegt und Schiffe fühlen den Stoß von unten, während kein Wind ſich bewegt. Häufiger findet ſich die Erſcheinung in Binnenſeen, wo unter der Erde vulcaniſche Kräfte wirken. So beſonders im Baikalſee in Aſien, auch im Genferſee, wo man die Erſcheinung seiches nennt.

Die gewöhnlichſte und alltäglichſte Bewegung iſt die der *Wellen* durch den Wind. Sie iſt immer nur oberflächlich. Die Wellen, nahm man früher an, ſteigen nie höher als 32 Fuß über das Niveau und regen das Meer nie tiefer auf als 80 Fuß unter dem Niveau. Unter dieſem Punkt iſt tiefe Stille, wenn es auch oben ſtürmen mag. v. Leonhard, Geologie IV. 337. Aber der berühmte Weltumſegler Dumont d'Urville hat in einem intereſſanten Streit, den er deßhalb mit Arago hatte, bewieſen, daß er und ſeine zwei Schiffe am Cap Horn von einem Sturm umhergeworfen wurden, deſſen Wellen 80—100 Fuß hoch giengen. Vgl. deſſen 2te Reiſe I. 368. Alle Wellen biegen die gerade Linie des Meeresniveau in eine krumme um, erſt concav, dann wieder convex. Jede Welle hat die Tendenz ſich cirkelförmig auszubreiten. Es gibt Wellen, die ohne

Wind entſtehen durch unterſeeiſche Bewegung oder durch Hineinſchlagen. Aber auch Wellen, die vom Winde herrühren, werden oft eher bemerkt, als der Wind ſelbſt, ſofern ſie aus der ſeitwärts wirkenden Cirkelbewegung entſtehen, die von einem Ort, wo der Wind geht, auf eine andere wirkt, wo der Wind nicht iſt. Die Welle bleibt gern an derſelben Stelle, wenn auch das Waſſer forteilt. Dieſelbe Welle wiederholt ſich an derſelben Stelle. Je ſeichter das Waſſer, deſto höher und dünner die brandende Welle, am ſchönſten las barras am Senegal, eine hohe dünne Waſſerwand. Wo ſich die Wellen kreuzen, werden ſie am höchſten. Nach Webers Wellenlehre, Leipzig 1825. Schrecklich ſchön iſt bei Nacht auf dem ſtürmiſchen Meere die hoch über dem Schiff aufgethürmte Welle, wenn der Schaum auf ihr hinläuft. Pöppig I. 21.

Eine ſeltſame Aufrieſelung des Meeres, wobei ein Theil deſſelben bedeutend über dem andern erhoben ſcheint, mit dunklem und ſcharfem Rande beobachtet man in den Gewäſſern von China. Downing, Fankuei I. 4. Eine glänzend phosphoreſcirende Welle kam einſt des Nachts bei tiefer Windſtille auf das Schiff zu gelaufen. Meyen, Reiſe um die Welt II. 184. Hafgierdingur heißen in den Gewäſſern von Grönland drei Wellen, die ſich wie Hügel aufthürmen, ein regelmäßiges Dreieck bilden, die vorüberfahrenden Schiffe umtanzen, in die Mitte nehmen und im Wirbel verſchlingen. Sivers Bericht von Grönland. Hamburg 1674 S. 30. Alde heißt auf den Faröer Inſeln derjenige Zuſtand des Meeres, in welchem es nach allen Richtungen in Wellen bricht, ſo daß das Schiff, welches ſich darauf befindet, vor den nächſten Wellen das Land nicht ſehen kann, wenn dieſes auch nicht weit entfernt und ſehr hoch wäre. Debes I. 39. Das Wort Alde ſteht wohl zwiſchen Wellen und Wald und bezeichnet einen Wald von Wellen. Strudel ſind Kreiswellen in durch Felſen verengten Buchten oder Meerengen, in denen eine ſtarke Strömung Statt findet. Die berühmteſten ſind die Charybdis, der Strudel zwiſchen Sicilien und Calabrien, der Mälſtrom und mehrere andere an der felsreichen Küſte Scandinaviens. Sie kommen im Kleinen auch in felſigen Flußbetten und bei Stromſchnellen vor. Die Neunzahl ſpielt eine große Rolle in der Wellenbewegung. Die neunte Welle iſt die höchſte und größte, dann nimmt die Bewegung wieder periodiſch ab. Daher galt die neunte Welle ſchon im alten Rechtsgebrauch als Zeitbeſtimmung z. B. bei einem Zweikampf. Grimm und Schmeller, latein. Gedichte des Mittelalters S. 74.

Schon Plutarch, Fragen über Physik 12 behauptet, wenn man Oel in das stürmische Meer gieße, müßten sich die Wellen legen. Eine niederländische Commission hat die Sache untersucht, aber gefunden, daß die ausgleichende Kraft des auf dem Wasser schwimmenden Oels, auch wenn man eine große Quantität anwendet, doch die Hebung der mächtigen Meereswellen nicht im mindesten hemmen kann. Poggendorf, Annal. 60 S. 316 (1843).

Das Leuchten des Meeres ist eine Phosphorescenz, an der besonders die im Meere lebenden Thiere betheiligt scheinen. Schon der alte Nieremberg in s. merkwürdigen historia naturae I. 4 machte darauf aufmerksam, wie das Meer bei Nacht gleichsam den ganzen Himmel über ihm spiegle in glänzenden Sonnen- und Mondfischen, meteorähnlichen Phosphorescenzen ꝛc. Georg Forster (Bemerkungen 1783 S. 53) unterscheidet schon sehr scharfsinnig das verschiedene Vorkommen der Phosphorescenz im Meere: 1) wenn das Meer nur unmittelbar am Schiff leuchtet, wo es durch dasselbe bewegt wird, 2) wenn das ganze Meer leuchtet, gemeiniglich bei großer Hitze oder Windstille, 3) wenn nicht das Meer selbst, sondern nur die in demselben schwimmenden Thiere leuchten. Die Phosphorescenz des Meeres scheint nach allen Beobachtungen von zwei Bedingungen zugleich abzuhängen, nämlich von den im Meere lebenden Thieren, deren Oberflächen unter Wasser leuchten und deutlich erkennbar werden, und von der Electricität in der Luft, denn die Thiere leuchten viel stärker, wenn das Wetter sich ändern soll. Vgl. Darwin, Reise I. 43. 187. Vogt, Ocean und Mittelmeer II. 63. v. Martens Italien I. 286. Ehrenberg, Abhandlungen der Berliner Akademie 1834. Humboldts Ansichten der Natur II. 68. Abhandlungen in Gilberts Annalen 2 und 61. Humboldt läßt auch die kleinen Reste todter Thiere, der Mollusken, Infusorien ꝛc. leuchten. Ehrenberg ist mehr geneigt, das Leuchten mit dem Sexualsystem der lebenden Thiere in Verbindung zu bringen und schreibt das massenhafte Leuchten, wobei keine besondere Form größerer Thiere erkennbar werde, mit Recht den zahllosen im Meere verbreiteten Infusorien zu. Sehr merkwürdig ist das plötzliche Aufblitzen des Meeres aus einem Centro. Selberg, Java S. 23. Man kann nicht umhin, damit das plötzliche Aufleuchten der Leuchtkäfer in den brasilianischen Urwäldern zu vergleichen, das eben so schnell und mit einemmal wieder aufhört. Freiherr Ernst von Bibra (in s. Reise in Südamerika) bemerkt, das Leuchten entstehe immer durch einen äußern Reiz, durch eine Erschütterung des Wassers, indem das

Schiff durchgeht, das Ruder einſchlägt, Regentropfen fallen ꝛc. Wenn nun auch thieriſche Stoffe oder ſogar thieriſches Leben erforderlich ſind, um die ſchöne Erſcheinung hervorzubringen, ſo dürfte ſich doch die Thierwelt zum Theil hiebei nur paſſiv verhalten und eine Wirkung von außen her, die durch die Witterung und Entwicklung von Electricität bedingt erſcheint, ſie in geringerer oder weiterer Ausdehnung durchzucken.

21.

Ufer und Inſeln.

Die beſten Seemaler haben dem Meere nicht kühne Felſen entgegengethürmt, ſondern es vorgezogen, flache und wenig anziehende Ufer zu malen, weil ſie dadurch dem Meere ſelbſt viel mehr Majeſtät verliehen und das Auge vom Ufer weg vorzugsweiſe auf das Waſſer zogen. So namentlich Bakhuyſen in ſeinen niederländiſchen Seeſtücken. Er hatte zwar nur die niedern Ufer ſeiner Heimath vor ſich, aber es war wohl auch künſtleriſche Abſicht, dem Meer und nicht dem Lande die Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Das Heranwogen des bewegten Meeres gegen das ruhige und phlegmatiſche Land gibt dem erſteren einen höhern Reiz.

An flachen Ufern geht der Sandboden in Sandbänke und Dünen, der Thonboden in Sümpfe und Lagunen über. An der Weſtküſte von Afrika wirft der Wind ungeheure Sandwolken ins Meer, aber die Wellen werfen den Sand zurück, theils in Sandbänken unter, theils in Dünen oder Sandwällen über dem Waſſer am Ufer ſelbſt; bald überwiegt der Sand, bald das Meer und die Grenze wechſelt beſtändig. Nicht viel anders an den ſeichten Ufern der Nordſee, zumal an der Weſtküſte von Dänemark. Immer aber iſt das Aufwerfen von Dünen am Ufer eine Wirkung des Wellenſchlags vom Meere her. Das Gegentheil davon iſt der durch Flüſſe auf dem Feſtland ins Meer geſchwemmte Thon- und Kalkſchlamm, der in den Lagunen unter dem ſeichten Waſſer liegen bleibt, in den Deltas aber beſtändig neues Land anſetzt, welches ſich durch Anwuchs von dichtem Schilf (wie in den ſ. g. Sunderbunds am Ausfluß des Ganges) oder von wurzelreichen Bäumen (wie an der Oſtküſte von Mittel- und Südamerika) noch mehr befeſtigt. Die ſ. g. Nehrungen oder Landzungen bilden ſich an den Mündungen der Ströme als Niederſchläge der Erde oder des Sandes zwiſchen dem Fahrwaſſer des Fluſſes und dem

Meere. Es sind nur unter örtlichen Bedingungen verlängerte Deltas. Bei Venedig heißen sie Lidi und bestehen aus dem Schlamm der italienischen Flüsse, der von den Meereswellen zurückgeworfen und gedämmt wird, während in ihrem Rücken das Süßwasser aus den Flüssen immerwährend zufließt und den Sumpfboden bedeckt; so daß die Lidi als schmale Dämme zwischen beiden Wasserwirkungen neutralisirt stehen bleiben. Von den Lidi unterscheidet der Venetianer die Barene (sumpfiges Land, Schilfsumpf), die Palui (Sumpfwiesen, die bei der Fluth mit Wasser bedeckt werden, bei der Ebbe aber zu Tage liegen) und Fondi (den stets unter Wasser bleibenden Sumpf).

Flache Ufer bilden, wenn man an ihnen nahe vorüberfährt, in ihrem Profil scheinbare Spitzen. So glaubt man auf dem Bodensee, wenn man von Friedrichshafen nach Lindau fährt, Langenargen liege auf einer schmalen Landzunge, wenn man aber dort ist, so erkennt man, daß keine Landzunge vorhanden ist, sondern das Ufer sich in geringer Biegung bis Lindau hinzieht. So nennt man eine Gegend in Nordamerika point no point, weil man im Weiterfahren überall eine Landspitze vor sich zu sehen glaubt, die aber nirgends existirt.

Von hohem Reiz sind hochwaldige Ufer, an denen nur Wasser und Wald an einander grenzen. So glaubten die Spanier, als sie vom Meer unmittelbar in den blühenden Urwald der Tropen gelangten, ins Paradies zu kommen. Pöppig erzählt in der Beschreibung seiner südamerikanischen Reise, der Duft der tropischen Blüthen und Blumen verbreite sich vom Ufer Brasiliens her nur höchstens 2—3 geographische Meilen weit ins Meer hinein, werde aber so weit auch nur bei Nacht wahrgenommen, nicht bei Tage.

An Felsenufern treten Land und Meer einander gleichsam wie Feinde entgegen und wenn auch das Meer nicht in furchtbarer Brandung seine Wogen an den Felsen bricht, sondern nur leise ihren Fuß umspielt, behalten doch immer die Felsen selbst die Physiognomie kühnen und feindseligen Trotzes gegen das Meer. Je steiler der Fels, um so höher die anprallende Brandung, die einen noch furchtbareren Eindruck macht, wenn die Felsen zerklüftet sind, z. B. an dem s. g. Bläser auf Isle de France, ausgehöhlten Felsen, in die sich das Meer lautbrausend stürzt und, indem es sich wieder zurückzieht, die Luft wie in einem ungeheuern Blasebalg nach sich zieht. Mit der unermeßlich weiten Fläche des Meeres contrastirt nichts so erhaben, als hohe steilrecht aufsteigende Gebirge. Das ist nir-

gends in der Natur großartiger der Fall, als an der Weſtküſte von Amerika, wo die hohen Cordilleren faſt unmittelbar am Meere liegen. Sodann contraſtirt die Ruhe des Meeres am ſchönſten mit langausgedehnten und zerriſſenen Felſenufern z. B. in den ſkandinaviſchen Fiords, tiefen und ſteilen Meeresbuchten zwiſchen Felszacken in langer unabſehlicher Perſpective ausgedehnt. Was die ins Land eintretenden Meeresbuchten, ſind auf der andern Seite die ins Meer vorſpringenden Landzungen und Vorgebirge, und was die eigentlichen Seen mitten im Lande, das ſind andrerſeits die Inſeln mitten im Meere. Große Inſeln haben Feſtlandscharakter, wie große Binnenſeen Meercharakter.

Der inſulaniſche Charakter kommt vorzugsweiſe den kleineren und weit vom Continente abliegenden Inſeln zu. Es iſt vorzugsweiſe der Charakter der Einſamkeit. Mit feinem Sinn verſetzt die alte Legende von der Meerfahrt des h. Brandanus ſowohl die Hölle als das Paradies auf Inſeln. Das Hölliſche tritt in keiner Felſenöde des Feſtlandes ſo entſchieden hervor, als auf vulcaniſchen Inſeln, z. B. der nur aus ſchwarzen Schlacken aufgethürmten, faſt unfruchtbaren Oſterninſel. Aber auch das Paradieſiſche erſcheint nirgends ſo treu als auf den mit reicher Vegetation geſchmückten Inſeln der Südſee, auf denen die erſten Reiſenden keine menſchliche Seele und die Vögel noch in ſo tiefem Naturfrieden fanden, daß ſich ihnen dieſelben auf die Hand und auf den Lauf der Flinte ſetzten. Vgl. Nieremberg, hist. nat. 428. Allgem. Hiſtorie der Reiſen II. 96. Darwin, Reiſe II. 172.

Man unterſcheidet continentale Inſeln, als bloße Fortſetzungen des Feſtlandes, insbeſondere ſeiner Gebirge, und maritime Inſeln, im weiten Ozean zerſtreut. Beide können ſ. g. Archipele oder Inſelmeere bilden, wenn ſich nämlich die einzelnen Inſeln dichtgedrängt zuſammenfinden. So beſteht der Archipel zwiſchen Kleinaſien und Griechenland aus continentalen Inſeln, welche nichts anderes ſind, als die Gipfel von Bergen, welche die aſiatiſchen mit den europäiſchen Gebirgen verbinden, ausgenommen mehrere erſt durch vulcaniſche Kraft erhobene neue Inſeln deſſelben Archipels. Dagegen ſind die meiſten Gruppen kleiner Inſeln im ſtillen Ocean maritime Archipele. Das reichſte Inſelmeer findet ſich im Süden der Halbinſel Malacca in der Nähe von Singapore. Hier verirrt man unter tauſenden von Inſeln.

Man unterſcheidet ferner flache oder niedrige und hohe oder felſige und Berginſeln. Die niedrigen ſind entweder große Sandbänke nahe an

der Küſte oder Reſte überſchwemmten Landes; wenn ſie aber in ſehr weiter Entfernung von jedem Feſtlande im Meere vorkommen, ſind ſie ausſchließlich das künſtliche Erzeugniß von Korallen, ſ. g. Korallen-inſeln. Die Korallen ſind weiche Polypen in einer harten Kalkſchale, leben geſellig, wachſen dicht auf- und aneinander wie Pflanzen und bilden auf dieſe Weiſe, indem ſich den abſterbenden immer neue anbauen, mächtige Mauern. Sie ſetzen dieſe künſtlichen und organiſchen Mauern, ſofern ſie nicht tief unter der Waſſerfläche, aber auch nicht über derſelben leben können, auf einer Unterlage von Felſen auf und bauen ſie bis zur Oberfläche des Waſſers. Iſt die Mauer aber ſo hoch gediehen, ſo ſetzen ſich Sand und Schlamm darauf, ſchwemmen vom Lande her Samen an und bilden allmählich ein über das Meer hervortretendes Erdreich. Den Felſengrund nahe unter der Oberfläche des Meeres, den die Korallen bedürfen, finden ſie an vielen Küſten des Feſtlandes, denen entlang ſie die ſ. g. Korallenriffe bauen. Sie finden ihn aber auch mitten im Ocean auf Vulcanen, die entweder nicht die Oberfläche des Waſſers erreicht haben, oder wie häufig geſchieht, allmählig wieder geſunken ſind. Solche Vulcane haben Krater, die Korallen können nur auf den Umkreis derſelben bauen, deßhalb ſind im ſtillen Ocean alle ſ. g. Koralleninſeln nur ſchmale Ringe mit einem See in der Mitte, das Nachbild des Kraters, auf dem die Korallen ihre Mauern aufgebaut haben. Darwin aber hat zuerſt entdeckt, daß die unterſeeiſchen Vulcane, auf denen die Korallen bauten, ſich immer tiefer, aber ſo langſam geſenkt haben, daß die Korallen genöthigt wurden, aber auch Zeit hatten, ihre Mauer fortwährend bis zur Oberfläche des Meeres zu erhöhen. Das geſchah in Jahrhunderten und ganze Generationen von Korallen ſanken in die Tiefe, während ihre Nachkommen immer rüſtig fort in die Höhe bauten. Zuweilen erhebt ſich mitten aus dem See, den der Korallenring umſchließt, ein Felſen, ganz ſo wie in der Tiefe vulcaniſcher Krater ſich ein kleiner Kegel zu bilden pflegt. Die Krater auf dem Monde zeigen dieſelbe Erſcheinung und im Krater des uns nächſten Vulcans, des Veſuvs, ſteigt oft ein ſolcher Kegel auf, bis ihn ein neuer Ausbruch wieder verſchlingt.

Außer dieſen Koralleninſeln (die man des in ihrer Mitte befindlichen Sees wegen auch Laguneninſeln genannt hat) hat der ſtille Ocean, wie das atlantiſche Meer auch hohe Inſeln, welche wirkliche Vulcane, theils brennende, theils erloſchene ſind. Der höchſte dieſer Vulcane iſt der Mu-

naroa auf den Sandwichsinseln im stillen Meer und sodann der berühmte Pic auf Teneriffa im atlantischen Meere.

Jede ganz übersehbare Insel hat einen gewissermaßen persönlichen Charakter, sie ist ein freies Stück Landschaft unabhängig von Umgebungen, ein Bild in mehreren Rahmen abgegrenzt, was man kaum durch Kunst in einem abgeschlossenen Garten oder Park erreicht. Die mannigfachsten Physiognomien von Gebirgen, Hügeln, von verschiedener Vegetation kommen hier scharf umrissener und isolirter als auf dem Festland vor. Das Insularische verleiht selbst einer an sich weniger schönen Landschaft einen gewissen romantischen Reiz, wie viel mehr nicht einer wirklich schönen. Wie überraschend z. B. ist der Anblick von Oie, einer kleinen Insel in der Ostsee bei Wolgast, so ganz voll Obstbäumen, daß sie zur Zeit der Blüthe rundum schneeweiß über den blauen See hervorragt. Flora (Regensburger) 1835 I. 319.

Viertes Buch.

Die Lehre von den Lufterscheinungen (Meteorologie).

1.

Der Luftkreis.

Der Luftkreis oder die Atmosphäre ist das Element, in dem wir athmen und leben, und zugleich ein vollkommen durchsichtiges Meer, durch welches wir alles hindurchsehen, was über demselben ist, also Sonne, Mond und Sterne, kosmische Meteore. Es öffnet uns den weitesten Gesichtskreis nicht nur über die Erdoberfläche, sondern auch ins Universum. Es ist zugleich das Element, durch welches wir sprechen und hören, uns geistig mittheilen und ein zweites unsichtbares Universum im sichtbaren, das der Gedanken aufbauen. Mit jedem Athemzug müssen wir Gott nicht nur danken, daß wir leben, sondern auch, daß wir seine unermeßliche Schöpfung sehen und daß wir unsre Gedanken ausdrücken, sprechen und hören können. Alles durch das wunderbare Element der Luft.

Dasselbe ist so wohlthätig für uns, daß auch alle in ihm vorkommenden Wechsel und Veränderungen zu unserer Erhaltung dienen. Durch Gewitter wird die Macht der Hitze gebrochen, durch Regen der Boden befruchtet, durch Wind die Luft selbst gereinigt, gekühlt oder gewärmt. Selbst die zerstörenden Kräfte, die zuweilen aus der Atmosphäre wirken, sind in ihren letzten Folgen heilsam und jederzeit eine Mahnung an die Allmacht, deren Gebieten wir nicht in zu sicherer Gewohnheit alltäglichen Wohlseyns trotzen dürfen. In vielen Vorgängen im Luftkreis

aber bewundern wir eigentlich nur die ſchöne Seite der Schöpfung. Sie ſcheinen uns nur gewährt, um unſre Seele zu erfreuen und zu erheben und um einen tieferen Sinn zu ahnen, den die göttliche Güte hineingelegt hat. Bloße Nützlichkeit in der Naturökonomie ſind wenigſtens den wundervollen Sonnenauf- und Untergängen, den magiſchen Beleuchtungen und Spiegelungen, den Regenbögen ꝛc. nicht zuzuſchreiben. Hier tritt eine überwiegende Abſicht des Schönen unmittelbar und deutlich hervor.

Wie wir oben ſchon erörtert haben, iſt die ganze Erde nur um ihrer Oberfläche willen geſchaffen worden, haben die mächtigen Elemente in und über ihr nur gekämpft, um jene Landſchaften hervorzubringen, die uns Menſchen zum Aufenthalt dienen. Zu demſelben Zweck hat der Luftkreis ſich über die Landſchaft ausgebreitet. Dieſes ſchöne Ganze, wie wir es täglich vor unſern Augen haben, der Luftkreis über uns, die Landſchaft vor und um uns, iſt das vollendete Werk der Schöpfung, dem alle mechaniſchen, phyſiſchen, chemiſchen ꝛc. Kräfte nur wie Farben und Leinwand zum Gemälde dienen. Man kann die Meteorologie nicht geiſtloſer auffaſſen, als wenn man die in der Luft vorgehenden Prozeſſe als etwas Selbſtſtändiges, um ihrer ſelbſt willen Vorhandenes, als bloße Experimente und Beweiſe der Wiſſenſchaft, oder als etwas blos Nützliches betrachtet. Die einzig richtige und würdige Auffaſſung derſelben iſt die, welche den Luftkreis mit allen ſeinen Phänomenen als Ergänzung der unten auf der Erdoberfläche ſich ausbreitenden Landſchaft zu einem ſchönen Ganzen anſieht. Wenn auch hier das Nützliche ſich überall mit dem Schönen verbindet, ſo iſt das letztere doch gewiß nichts Zufälliges oder nur Nebenſache. Alle Bemühungen der falſchen Wiſſenſchaft ſeit Benjamin Franklin, dem Gewitter ſeine poetiſche Bedeutung und Erhabenheit dadurch zu entziehen, daß man es durch die Electriſirmaſchine erklärt, ſind pedantiſche Ohnmacht. Das Gewitter bleibt doch und wird, ſo lange es über die Erde rollt, erhaben bleiben und wir werden mehr im Donner vernehmen und in der flammenden Schrift der Blitze leſen, als was man mit dem Fuchsſchwanz aus dem Pechkuchen kitzeln kann.

Der reine Lufthimmel ſtellt ſich uns blau dar. Das Himmelblau entſteht aus den blauen Strahlen des Sonnenlichts, die von der atmoſphäriſchen Luft zurückgeworfen werden und zeigt ſich nicht mehr in ſehr hohen Räumen, wo die Luft immer dünner wird und endlich verſchwindet. Auf hohen Bergen iſt der Himmel auch bei Tage ſchwarz. Die Farbe wird am meiſten erhöht zwiſchen weißem Gewölk, am eigenthümlichſten

nuancirt am südlichen Nachthimmel, am meiſten geſchwächt und verunreinigt in unſern grauen nordiſchen Tagen. Unter gewiſſen Bedingungen, beſonders an feuchten und windigen Tagen und in unmittelbarer Nähe der Abendröthe wird aus blau zuweilen grün. Dann erſcheint auch die Abendröthe an den Strichwolken gern violett. Gewöhnlich ſind Morgen- und Abendröthe gelb und roth, erzeugt durch die aus der Erde ſtrömenden Waſſerdämpfe. Sind die letzteren ſchon zu ſehr geſättigt und ſteht Regen nahe bevor, dann wird das Abendroth fahl, meſſingfarben. Das Gelb und Roth iſt aber nicht Conglomerat des Himmelblau, ſondern wird auch, wenn die Sonne dahinter ſteht, im Waſſerdampf der Locomotiven geſehen. — Vor Gewittern erhält die Luft zuweilen einen eigenthümlichen ſchwülen Farbenton, röthlich oder bräunlich, einigermaßen der rothen Luft ähnlich, die den Samum der Sandwüſte färbt. Pöppig macht in ſeinem amerikaniſchen Reiſewerk I. 3 und 89 auf den merkwürdigen Gegenſatz aufmerkſam, den die Luft in Süd- und Nordamerika darbietet. Im Süden, beſonders zur heißen Jahreszeit, nehmen die Cordilleren eine auffallend rothe Färbung an, was man auch an den Gebirgen in Aegypten wahrgenommen hat, in Nordamerika dagegen iſt die Luft eben ſo auffallend und zwar ganz in der Nähe blau. Die größte Durchſichtigkeit und Klarheit der Luft zeigt ſich auf hohen Bergen und in ſehr trockenen Ebenen und Wüſten, am meiſten in der heißen Zone. Ueberhaupt ſtehen hohe Berge und weite Ebenen hinſichtlich der Luft in einer gewiſſen Wahlverwandtſchaft. Die Durchſichtigkeit nimmt zu, die Schallfähigkeit ab. Doch kommt es auf die Temperatur an.

Dem Sumpf in der unreinen Miſchung von Erde und Waſſer entſpricht die Malaria oder giftige Luft als eine unreine Miſchung von ſchweren Stoffen und Dünſten, von Erde und Waſſer zugleich mit der Luft. In der Regel erzeugen ſich dieſe ſchweren Dünſte auch über Sümpfen, an den ſeichten Ufern des Meeres und am meiſten in der heißen Jahreszeit oder in der tropiſchen Zone. Iſt hier die Luft allzu dick mit fremden Stoffen geſchwängert und erſtickt ſie das Leben durch Uebermaaß des Eingeathmeten, ſo iſt das andre Extrem die dünne, trockne Luft auf den höchſten Gebirgen, in der man aus Mangel an zu athmendem Stoffe umkommt.

2.

Die Sonne in der Landſchaft.

Ohne die Sonne würden wir den Luftkreis gar nicht ſehen. Die Sonne iſt Königin der Luft, die herrlichſte und ſchönſte Erſcheinung am ganzen ſichtbaren Himmel. Unſer großer Dichter Schiller hatte ſehr unrecht, wenn er meinte, nach chriſtlicher Anſchauung ſey die Sonne nichts weiter, als ein ſeelenloſer Feuerball. Die Sonne, die Gott ſchuf am Schöpfungsmorgen, die zum erſtenmal ihre Strahlen zitternd und wonnevoll über die junge Erde breitete, die Sonne, die Gott über Gerechte und Ungerechte leuchten läßt, was fehlt ihr an Schönheit, das etwa nur durch den Cult und Mythus des Oſiris, Baal, Helios, Dionyſos, Apollo erſetzt werden könnte? Schon die Kirchenväter haben mit Recht hervorgehoben, dem Verſtändniß der Landſchaft habe das Chriſtenthum weſentlichen Vorſchub geleiſtet; die Heiden, die alle Naturgötter zu Menſchen oder Thieren machten, hätten für die Landſchaft gar keinen Sinn gehabt, und jenen verderbten Heiden, die im Sonnengott nichts anderes mehr zu ſehen wußten, als einen vornehmen Verführer und Buhler, ſey abſolut verſagt geweſen, die unſchuldsvolle Schönheit und Heiligkeit der in der Geneſis, im Buch Hiob, in den Pſalmen geſchilderten Natur zu begreifen. Der „ſeelenloſe Feuerball" bei Schiller kommt auf Rechnung des Rationalismus und einer geiſtloſen rationaliſtiſchen Aſtronomie, aber nicht auf Rechnung der chriſtlichen Naturanſchauung.

Die Sonne verleiht dem Himmel und der Landſchaft dreierlei Farbentöne, den ſ. g. warmen Goldton, der alles in dunkelgelbe Gluth taucht, den kalten Silberton, der alles bleicht, wie hellſter Mondſchein, und den Roſenton der Morgen- und Abendröthe. Dieſe Töne wechſeln am ſchönſten und in den mannigfachſten Nuancen an den Schneebergen im ſ. g. Alpenglühen. An klaren Sommertagen hat der Schneeberg einen klaren Silberton, der gegen Abend allmählig immer mehr in den Goldton und wenn erſt das förmliche Abendroth eintritt, in den Roſenton übergeht, welcher letztere bis zur Purpurröthe ſich ſteigern kann, dann aber, ſobald die Sonne untergegangen iſt, plötzlich in ein weiches Milchblau abblaßt. Der warme Goldton iſt ſüdlich und abendlich, er theilt ſich im Süden ſogar den Sternen mit, die bei uns im kälteſten Silberton funkeln. Am ſchönſten wirkt dieſes goldne Licht, wenn es maſſenhaft

in eine Bucht vollaubigen Waldes einbricht, weil das Grün am leichteſten die Vergoldung annimmt. Das iſt das immer wiederkehrende Motiv und der wirkſamſte Zauber in den Bildern Claude Lorrains. Das roſige Licht iſt ſehr ſchön, aber ſelten. Es kommt in der Natur nur vor bei glühender Morgen- und Abendröthe, und wird künſtlich erzeugt durch den Wiederſchein. Zum blauen Ton der Beleuchtung wirkt immer die Dicke der Luft mit. Daher die Bläue der Berge um ſo näher ſcheint, je dicker die Luft. Ganz eigenthümlich iſt dieſer blaue Ton im Silberlicht des Mondes. Ferner beim Höhenrauch. Hier nimmt die Luft eine unheimliche Bleifarbe an.

Ueberhaupt drückt ſich wie das Heitere und Schöne der natürlichen Jahres- und Tageszeiten, ſo auch etwas Krankhaftes in der Atmoſphäre bei ungewöhnlichen Ereigniſſen in der unheimlichen Färbung aus. So bei Sonnenfinſterniſſen, vor Gewittern, Erdbeben und vulkaniſchen Ausbrüchen, bei dem Gluthwind Samum ꝛc., desgleichen auf ſehr großen Höhen und im hohen Norden erſcheint die Sonne matt, der Himmel unheimlich dämmernd.

Steht die Sonne ſehr purpurn, groß und klar im Weſten, ſo kommt Wind. Blickt ſie, eine weiße Scheibe, mondähnlich durch dünne Nebelſchleier, ſo kommt bald Regen. Sendet ſie ſtechende Strahlen zwiſchen dickem Gewölk hindurch auf uns herab, ſo kommt bald neuer Regen.

Ganz anders iſt unſer Sonnengefühl im Frühjahr an einem hellen Reiſemorgen, und im Herbſt an einem klaren Abend, und wieder anders im Sommer in heißeſter Mittagsgluth und im Winter bei einer Schlittenfahrt, wenn die Sonne eine unendliche Schneefläche beglänzt.

Es iſt charakteriſtiſch für unſern Planeten, daß wir darauf alles in einem fremden Lichte, dem der Sonne oder eines künſtlichen Lichtes, ſehen, und nur ganz wenige phosphoresceirende Körper im eigenen Lichte. Es wäre wenigſtens denkbar, daß auf andern Himmelskörpern, etwa in der Sonne oder auf Fixſternen, jeder Körper ſein eigenes Licht hätte. Ja nach Mosers neuer Entdeckung hat auch ſchon auf unſrer Erde jeder Körper ſein eigenes Licht, nur — unſer Auge kann es nicht wahrnehmen. Der ganze Zauber der Beleuchtung iſt alſo etwas Subjectives.

Zu viel Licht, zu ſtarken Reflex des Lichts im Glanze auf der Oberfläche der Körper erträgt unſer Auge nicht. Auch eine mattere Beleuchtung ohne allen Schatten, bei gänzlicher Abweſenheit der Finſterniß, wie auf chineſiſchen Bildern, kann das Auge nicht befriedigen, weil es zwar vielleicht in andern Welten Lichtweſen gibt, die im reinen Lichte leben können, unſer

irdiſches Auge aber nicht ohne Schatten ſeyn kann. Schattenloſe Bilder erſcheinen uns grell und leer. Es gibt noch eine Art dämmernder Glanzlichter, die man in Italien pittura sfarinata nennt, weil das Licht wie ein glänzendes Mehl auf den Gegenſtänden ausgebreitet liegt. Auch ſie tödtet das Bild. Doch hat ſie inſofern etwas anziehendes, als ſie gleichſam eine durch Licht erzeugte Dunkelheit iſt.

Ein gewiſſes harmoniſches Gleichmaß zwiſchen Hell und Dunkel in leiſen Uebergängen thut den Augen am wohlſten. Die Natur hat dafür geſorgt durch den regelmäßigen Wechſel des Tages und der Nacht, der beleuchteten oder beſchatteten Seite jedes erhöhten Gegenſtandes, durch das Auf- und Abdämmern am Morgen und Abend, in der Ferne nach den Geſetzen der Perſpective. Von überraſchender Schönheit iſt zuweilen das vereinzelte Schlaglicht in einen dunkeln Raum geworfen, ſo wie der Schlagſchatten im hellen Raum, nur ein zu häufiger Wechſel von Schlaglicht und Schlagſchatten beunruhigt das Auge. Denſelben Effect macht ein Gegenſtand von ſehr heller Lokalfarbe im verdunkelten Raum, z. B. der hellweiße Birkenſtamm im dunkeln Tannenwald, und umgekehrt. Den eigenſten Reiz hat das Licht im Wiederſchein oder Spiegel unter ſehr dunkler Umgebung z. B. in dem Kirchlein unter dem Ortler in Tirol, in deſſen dunklen und engen Raum keine Sonne, aber der Wiederſchein des Schneelichts von den nahen Firnen fällt.

Die künſtliche Beleuchtung durch farbige Gläſer iſt meiſt nur Spielerei. Je greller die Farbe, um ſo unnatürlicher. Nur der Contraſt gefällt dabei, z. B. eine Schneelandſchaft durch das grüne Glas. Durch dunkelgelbe und rothe Gläſer kann man ſich das ſchreckliche Schauſpiel eines Weltbrandes jeden Augenblick verſchaffen, indem namentlich die Wolken und der Himmel wie am jüngſten Tage ſchrecklich ausſehen.

3.

Der Morgen.

Der Morgen iſt ſo ſehr das Schönſte in der Natur, das, womit überhaupt die Schöpfung begann, und das Vorbild deſſen, was wir im ſeligſten aller denkbaren Momente, am Auferſtehungsmorgen, zu erleben hoffen, daß die Naturkunde von dieſer herrlichen Einrichtung des Morgens ganz beſonders Notiz nehmen muß.

Die Reizbarkeit der gesammten Erdoberfläche wird durch die Sonne im Aufgang erregt. Es ist nicht nur eine Wiederbelebung aus dem Scheintodte des Schlafes, eine Wiedererwärmung nach erstarrender Kälte, sondern auch eine Reinigung und neue Heiligung. Wehe dem Menschen, der nicht am Morgen reiner und besser erwachte, als er eingeschlafen ist, oder nicht eine Kraft zum Guten in sich fände, die ihm gestern Abend noch fehlte! Ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen dem Aufgang der Sonne und dem christlichen Cultus ist unleugbar. Christus ist die Sonne, die den Geistern aufgeht, wie die gemeine Sonne den Leibern. Der allerheiligste Leib im Sakrament des Altars hat die in der Morgenröthe aufgehende Sonne zum Vorbild, der Altar die Stätte, wo sie aufgeht. Die Orientirung des Altars und darnach jeder christlichen Kirche hat keine andere Bedeutung. Nicht minder ist das Morgenroth ein uraltes Vor- und Sinnbild der h. Jungfrau. Pario qui me parit, spricht die Gottgebenedeite; d. h. ich gebäre den, der mich geschaffen hat. Die Morgenröthe gebärt den Lichtkörper, ohne den sie selber nicht wäre.

Bleiben wir bei der Natur stehen, so sind die Morgen am schönsten in der gemäßigten Zone. Unter den Tropen sind sie zu kurz, weil hier die steilrecht aufsteigende Sonne zu schnell aus der Nacht in den Tag tritt und keine Dämmerung erzeugt. An den Polen aber dehnt sich, weil die Sonne nur am Horizont fortschleicht und nicht aufsteigt, der Morgen zum Tag aus und hört eigentlich gar nicht auf. — Am Morgen sind die Schatten dunkler als am Abend, worauf zuerst Gilpin in seinen Waldscenen aufmerksam machte, II. 337. In Rußland wird die Nacht unmittelbar vor dem Morgengrauen am schwärzesten, wenn auch vorher die Sterne leuchteten. Roos, Feldzug von 1812. Damit übereinstimmend ist es am Morgen viel kälter, als am Abend. Das macht die Nachwirkung der Nacht am Morgen; am Abend wirkt der Tag länger nach mit seiner Helle und Wärme.

Einen der eigenthümlichsten Morgen sah Hamel auf der dunkeln Seite des Montblanc, indem er von der Höhe desselben herab die Firnen im ersten Morgenroth tief unter sich glühen sah. Gleichsam ein Morgen aus der Vogelperspective. — Le Gentil wurde das erstemal in Ostindien sehr überrascht, indem er die Sonne, die er noch tief unter dem Horizont wähnte, ohne Dämmerung und ohne Morgenroth plötzlich am dunkeln Horizont aufflammen sah. Der Sonnenaufgang ist überall für sich schön,

ja wohl am erhabenſten bei ganz klarem Himmel über dem Meer oder einer endloſen Ebene, wo außer der Sonne nichts anderes die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Im Süden, wo der tieferen Goldgluth eine raſcher eintretende und ſchwärzere Dämmerung gegenüberſteht, iſt der Effect immer ſtärker als im Norden, wo die blaſſere Sonne bedeutungsloſer in der helleren und länger andauernden Dämmerung verſchwindet. Dagegen iſt die dunkelglühend durch Nebel brechende Winterſonne eine eigenthümliche Schönheit des Nordens. Capitain Roß, 2. Reiſe I. 284 ſchildert den Neujahrstag 1830, den er in der Polarzone im Norden von Amerika erlebte. Die Sonne ging nicht auf, kam aber am Mittag doch dem Rande des Horizontes von unten her ſo nahe, daß ſie eine kurze Morgenröthe, die zugleich Abendröthe war, erzeugte, in welcher die fernen Berge im dunkelſten Scharlachroth glühten und eine prachtvolle Purpurſchicht darüber ſich ausbreitete. Alles andre blieb ſchwarz und dunkel, bis die ſchöne Erſcheinung wieder verſchwand. Wrangel hielt ſich drei Jahre lang im höchſten Norden Sibiriens am Eismeer auf. In der Mitte des Winters blieb es dort 39 Tage lang Nacht. Gegen das Ende dieſer Periode begann die Morgenröthe am Himmel ſichtbar zu werden, aber nur um wieder zu verſchwinden in die vorige Nacht, bis ſie endlich immer heller wurde und zuletzt die Sonne wieder zum Vorſchein kam. Wrangels Reiſe I. 185. Pantoppidan in ſeiner natürlichen Hiſtorie von Norwegen beſchreibt eine nordiſche Landſchaft, in der man die fernen Berge roſig glühen ſieht im Licht der doch Wochenlang gar nicht aufgehenden Sonne.

Von ganz beſonderer Pracht ſoll der Aufgang der Sonne in der Wüſte Sahara ſeyn. Ringsum röthlichbrauner Wüſtenſand und darüber die Nacht. Da flammt plötzlich die große Sonnenkugel am öſtlichen Horizont auf und vergoldet den unermeßlichen Raum. Nirgends, ſagt der Amerikaner Taylor, wird man ſo zur Anbetung der Sonne gezogen und gleichſam unwillkührlich in die Knie geſenkt, wie in der afrikaniſchen Wüſte. Und iſt die Sonne nicht wirklich den Bewohnern der Sand- wie der Schneewüſte eine Verkünderin der göttlichen Gnade, des von fern kommenden Heiles, wenn die Gegenwart ſcheint zur Verzweiflung bringen zu müſſen? — Noch einſamer als die Wüſte iſt der leere Raum überhaupt. Ein Luftſchiffer ſchwebte mit ſeinem Ballon bei Tagesgrauen hoch über den Wolken, die den ganzen Raum unter ihm ausfüllten und einem weißen wallenden Meere glichen, während der Himmel ſelbſt in dieſer Höhe

nicht mehr blau, ſondern rabenſchwarz erſchien. Da tauchte aus dem Wolkenmeer die Sonne blutigroth am ſchwarzen Himmel auf.

4.

Der Mittag.

Die volle Helle beim höchſten Stand der Sonne iſt die eigentliche Reife, der Zweck des Tages, ſo wie der Sommer, in dem die Früchte reifen, der Zweck des Jahres. Auch wecken beide, Mittag und Sommer, in der gemäßigten Zone die Stimmung der Befriedigung, des Behagens, ein Bewußtſeyn des Reichthums und der ganzen Fülle des Daſeyns. Aber in der Stille und Schwüle des Mittags lauert zugleich eine unheimliche Macht. Die Hitze drückt und tödtet und man wird zugleich inne, daß die Höhe erreicht iſt, zu der alles hinſtrebte, und daß es von nun an wieder abwärts geht. Der Schwede Goſſelmann ſchildert in ſeiner Reiſe nach Südamerika I. 145 die Macht der Sonne in der tropiſchen Landſchaft als alles bewältigend und unterdrückend. Nur Morgens und Abends regt ſich die lebendige Thierwelt. Am Mittag verbirgt ſich alles im Schatten und ruht in tiefem Schweigen. „Die Sonne allein bewegt ſich deſpotiſch in der ohnmächtigen Natur.“

Ueberall, wo die Sonne nahe dem Zenith und in langen Mittagsſtunden brennt und ſtille zu ſtehen ſcheint, wird ihre ſonſt ſo wohlthätige und ſegensreiche Wirkung ſchädlich, ja gleichſam giftig. Wir ſpüren das auch in unſrem nordiſchen Clima in der Zeit der Sommerſonnenwende und in der unheimlichen, gleichſam heimtückiſchen Stille des hohen Mittags. Daher die Feier der Sommerſonnenwende (Johanni) im ganzen europäiſchen Norden die Bedeutung eines Kampfes mit böſen Dämonen hatte. Je am Johannistage, glaubte man, verlange der Fluß, der Wald ein Menſchenopfer. Durch Reinigungsfeuer, durch vor Sonnenaufgang geſchöpftes heiliges Quellwaſſer, durch unter beſondern Ceremonien geweihte Kräuter und Blumen glaubte man ſich vor der um dieſe Zeit beſonders thätigen Macht des Böſen ſchützen zu ſollen. Auch der an dieſen Tagen in böſer Abſicht gepflogene Zauber, das Sammeln des Farrenkrautſamens, der Alraunwurzel ꝛc. galt als beſonders kräftig. Mit einem Wort, mitten in der lichteſten, herrlichſten Sommerzeit ſpürte man das unheimliche Nahen der urböſen Macht. Auf demſelben Gefühl ging die Kinderangſt zur Mittagsſtunde hervor. Man glaubte, am hohen Mittag, wenn die

Sonne am heißesten brenne, gehe die gespenstische Kornmuhme oder das alttödtende Kornkind durch die reifenden Aehrenfelder und wer sie erblicke, der müsse sterben. Dieser Aberglaube ist so sehr in der Natur begründet und so uralt, daß er schon in der Bibel und bei den Alten vorkommt*) und daß man die Kirchen, die sonst den ganzen Tag offen standen, nur in der Mittagsstunde schloß, um der bösen Einwirkung dieser Stunde zu begegnen.**)

Nirgends wird dieses Gefühl tödtlicher Angst vor der Sonne so niederdrückend, als in der langen Tageszeit während einer Windstille auf der Südsee unter der Sonne des Aequators, wovon Chamisso in seiner Reisebeschreibung eine ergreifende Schilderung gibt.

Am großartigsten und bedeutungsvollsten aber erscheint diese Sonnenwirkung in dem Einfluß, den sie den ganzen Gürtel des Aequator entlang auf die Menschen übt, sofern sie dieselben entweder auf einer niederen Stufe der geistigen und sittlichen Entwicklung zurückhält oder die schon vollkommener Entwickelten wieder degeneriren läßt. Ich habe darauf schon vor vielen Jahren in meiner kleinen Schrift „Geist der Geschichte" aufmerksam gemacht und dort nachzuweisen gesucht, daß die Sonne auf dem ganzen Erdenrunde vom Aequator aus einem höheren und edleren Entwicklungsgesetz der Menschheit, welches vom Nordpol her einwirkt, hemmend und verderblich entgegentritt. In der Richtung der Erdaxe zum Nordpol und gegen diejenige Region des nördlichen Himmels, der am reichsten an Sternen ist, scheint eine Tendenz ausgedrückt zu seyn, die alles, was geistig auf Erden ist, gleichsam aus der Gefangenschaft im Sonnensystem hinaus und höheren, freieren Regionen zuführen will, während im Ringe des Aequator unter der unmittelbarsten Sonnenwirkung die Tendenz vorherrscht, den Menschen zu erniedrigen, zum Thier und zur Pflanze hinabzuziehen. Nur das Thier- und Pflanzenleben gedeiht am großartigsten und reichsten unter dem Aequator, der Mensch dagegen wird erst frei und edel geartet fern von diesem sinnlichen Zauberkreise in dem dem ewigen Geist näher stehenden Norden.

Unsre Sonne ist noch nicht die höchste, größte, vollkommenste. Sie steht wahrscheinlich zu einer höhern Sonne in derselben Abhängigkeit, wie

---

*) 1. Buch der Könige 18, 27. Theokrit, Idyllen I. 15. Kallimachos, Bad der Pallas 72.

**) Blunt, Ursprung der Ceremonien S. 98.

die Planeten von ihr. In dem angedeuteten Gegenſatz liegt die Bürgſchaft, daß wir Erdenbewohner, wenn auch dem Sonnenreich unterthan, doch Anwartſchaft haben auf ein höheres Reich. Es iſt ein großer Troſt für die Kinder der dunkeln Erde, durch den Zug des Nordpols auf eine Inſtanz hingewieſen zu ſeyn, die höher iſt, als die der uns unmittelbar beherrſchenden Sonne.

5.

Der Abend.

Das Abendroth hat ſeinen ſtärkſten Lichteffect in dem Gewölk, in welches die Sonne untertaucht. Es iſt um ſo ſchöner, je kleiner und zarter das Gewölk und je mehr es purpurfarben, golden oder weiß iſt. Große Wolkenmaſſen erſticken es oder breiten die Färbung zu weit aus, und wird das Roth zu gelb, ſo contraſtirt es mit Blau und Grau, was nicht mehr angenehm und reinlich iſt. Doch begleitet die letztere Erſcheinung häufig das ſchöne Ausſtrahlen von reinſten Lichtſegmenten aus dem Centrum der Sonne, wenn dieſe, wie man zu ſagen pflegt, Waſſer zieht, wodurch ſelbſt das minder ſchöne Abendgold bei bevorſtehendem Regen einen magiſchen Reiz erhält. Selten, aber ſehr ſchön iſt die grüne Färbung des Himmels neben purpurnem Abendgewölk.

Der Wiederſchein des Abendroths in den von der Sonne entfernteren Wolken ſchwächt den Effect in den meiſten Fällen durch die unregelmäßige Vertheilung des Rothen und verſtärkt ihn nur dann, wenn z. B. hohe weiße gebirgähnliche Gewitterwolken, nur auf einer Seite des Himmels ſich aufwälzend, der ganzen Gegend einen ſchönen Contraſt verleihen, oder wenn ein ruhiges ſanftes Flockengewölk ſich gleichmäßig am Himmel vertheilt. Noch andre beſondere Naturſchönheiten: Sonnenuntergang im Meer oder über einem breiten Strom; die Glanzſtraße zwiſchen der Sonne und dem Auge des Zuſchauers; Wiederſchein der Abendröthe im Waſſer, fernen Gebirgen oder Inſeln. (Auf dem hohen Meere gibt es keine Abendröthen. Vgl. Meyen, Reiſe I. 64.) Goldene Beleuchtung ſchroffer Felſen; Sonnenuntergang durch einen Wald geſehen; zitterndes Verſchwinden der Glanzkugel hinter dem Gitter der Stämme und Aeſte; das goldene Grün dichter Laubmaſſen in der Abendbeleuchtung in Duft ſchwimmend; die klare Herbſtbeleuchtung verſchiedenfarbiger Waldung bei tiefer Schattirung.

Einer der ſchönſten Lichteffecte iſt das Doppellicht, wenn neben

der untergehenden Sonne und dem Abendroth ein zweites von ihr unabhängiges Licht ſich bemerklich macht, z. B. ein feuerſpeiender Vulkan, Blitze, der Mondſchein, ein Brand ꝛc.

Nur ſo viel von den Lichteffecten. Auch das Dunkel hat ſeine eigenthümlichen Effecte, wobei das Licht als das Untergeordnete oder Zurückgedrängte erſcheint. So bei ſchon ſehr dunkler Dämmerung das letzte Glühen des Abendroths, der letzte taglichte Streifen am dunkeln Himmel am ſchönſten unter einer ſchwarzen Wolkenwand; der letzte Wiederſchein der Sonne an einer über die Wälder ragenden Alpenſpitze leuchtet dem Wanderer durch ein Thal voll Dunkelheit; das Meer im Regen am ſpäten Abend, ſchwarze Inſeln mit ſcharfen Umriſſen auf dem noch im Taglicht etwas ſpiegelnden Meere, von einem hohen Berge herabgeſehen; lichte Thauſtreifen auf dunkeln Wieſen, der Abendſtern hell in duftiger Dämmerung, das eigenthümliche Schneelicht, eine gegen das Dunkel abſtechende Lokalfarbe, weiße Kreidefelſen ſpät am Abend, Marmorruinen, weiße Segel auf dem dunkeln Meere.

Wie das Doppellicht ſchön iſt, ſo auch ein gewiſſes Doppeldunkel, z. B. die natürliche Abenddämmerung noch vermehrt durch die dunkle Schwüle eines nahenden Gewitters, durch Regen, durch dunkle Lokalfarben, ſchattige Thäler, Felſen, hohe Mauern (dies iſt die Hauptſchönheit der Gemälde Everdingens, ſchwarze Waldberge in der Dämmerung oder bei trübem Himmel).

Das Heilige des Abends beruht in dem feierlichen Eindruck, den er auf unſer Gemüth macht und der ſich vorzüglich durch eine erhabene Ruhe charakteriſirt. Nach der altteſtamentaliſchen Anſicht iſt es die Sabbathsruhe des von dem Schöpfungswerk ausruhenden Herrn. Nach der neuteſtamentaliſchen Anſicht iſt es der Eingang zur ewigen Ruhe. Der Untergang der Sonne, das Ende des Tagwerks ſind zugleich Mahnungen an den Untergang alles Irdiſchen und an die Wiederkehr, die ſinnbildliche Vorbedeutung des Todes, aber auch der Auferſtehung. Daher die Abendandachten, Abendgebete, das Abendgeläut, der Abendſegen, die Vigilien und Vorbereitungsfeiern zu den großen Feſten, die vielen heiligen Abende in der chriſtlichen Kirche, vorbedeutet durch die in der Bibel (Moſes ſterbend auf dem Gebirge Nebo, der Beſuch der Engel bei Abraham, Tobias Fiſchzug, Mariä Verkündigung, Chriſti Geburt, der heiligſte aller Abende, die h. drei Könige, die Flucht nach Aegypten, das Abendmahl, der Abend auf dem Oelberge und auf Golgatha, der Engel

auf dem h. Grabe, die Bitte der Jünger zu Emaus „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden" ꝛc.). Zudem iſt jeder Sonnabend die Vorbereitung auf den Sonntag, ſinnbildlich die Mutter des Sonntags, die Verheißung des künftigen Heils. Deshalb iſt er der Tag der Jungfrau Maria, wie der Sonntag Tag des Heilands. In demſelben Sinn heißt die Jungfrau auch in der chriſtlichen Symbolik der Abendſtern oder wird mit dem nächtlichen Mond, ſo wie Chriſtus mit der Sonne verglichen. In eben dieſem Sinn beſtimmte die Kirche das abendliche Geläut zum Ave Maria, um anzudeuten, daß mit jedem Abend die große Verheißung des Welterlöſers ſich erneure.

Das Unheimliche des Abends liegt in der gefahrdrohenden Dunkelheit, in der nicht nur widrige Thiere, Eulen und Fledermäuſe hauſen, ſondern auch die böſe Geiſterwelt uns nahe tritt. Am Abend verſtärkt ſich die Furcht vor wirklichen Gefahren, ſo die Angſt der Mutter um das verlorene Kind, die des Flüchtlings, des Verirrten, des Gefangenen. Ins Dunkel des Abend verbirgt ſich das lauernde Laſter und die Rache, die ihr Opfer in nächtlichen Ueberfällen erwürgt.

Wir müſſen noch einige ungewöhnliche Abendſonnen und Abendröthen in Betrachtung ziehen. Wenn Sonne und Mond zugleich am Himmel ſtehen, ſo wird ein bemerkenswerther und ſeltener Effect nur erhalten, ſobald der Mond aus ſeiner Bedeutungsloſigkeit neben der Sonne hervortritt und namentlich einen förmlichen, in eine nächtliche Landſchaft hineinwirkenden Mondſchein dem noch nicht abgeſtorbenen Sonnenſchein auf der andern Seite der Gegend entgegenſetzt. So ſah ich einmal von der Schneekoppe aus die Sonne über Böhmen und der Lauſitz untergehen, während auf der andern Seite im Schatten des hohen Gebirgs der Vollmond ſchon ſein Licht in die tiefen Thäler warf. Vgl. auch eine Beobachtung in Wilckes Entdeckungsreiſe I. 253. In dem ſchönen indiſchen Gedicht, Magha's Tod von Cicupala (überſ. von Schütz S. 47) wird der Berg, auf deſſen einer Seite noch die halbe Sonne, auf deſſen andrer ſchon der halbe Mond am Horizonte ſteht, mit einem Elephanten verglichen, der in jedem Ohr ein Juwel hängen hat.

Die Stadt Torneo am Nordende des baltiſchen Meeres liegt ſo weit nördlich, daß die Sonne dort in der Nacht des 21. Juni nicht untergeht, ſondern am Horizont bleibt. Die Menſchen verſammeln ſich in dieſer Nacht auf einem nahen Berge, um das ſchöne Schauſpiel zu ſehen. Es wurde zuerſt durch Maupertuis aſtron. Reiſebericht in Europa bekannt

und nachher oft von Südländern aufgesucht. Vgl. Acerbi, Reise nach Finnland S. 266. Alle Reisenden schildern die Beleuchtung der nordischen Landschaft durch die immer nur langsam am Horizont sich fortbewegende Sonne als höchst eigenthümlich und ein wenig unheimlich. Pantoppidan (Historie von Norwegen) sah zugleich die halbe Sonne am Horizont fortglühen in einer tiefen und andauernden Dämmerung, während im Norden ein helles Nordlicht flammte.

Bei Sonnenuntergang wirft die Sonne Strahlen aus, die in der persischen Ebene (nach des Missionär Stoddart Bericht) über den ganzen Himmel hinweg nach dem der Sonne gegenüberliegenden Punkt convergiren, so daß der Himmel wie ein von Meridianen durchzogener Globus aussieht. Bei uns sehen wir etwas Aehnliches nur am Nordlicht, und mit dem Unterschied, daß die Nordlichtstrahlen immer nur bis zur Nordlichtkrone im Zenith laufen. — Die Strahlen des Abendroths sind nicht nur purpurroth, sondern es kommen auch himmelblaue vor. Russegger, Reise II. 2. 235. Diese erklären sich ohne Zweifel wie die dunkeln Schattenstrahlen, die wir auch bei uns neben den rothen Lichtstrahlen aus der Abendsonne hervorgehen sehen. Es sind negative Strahlen, erzeugt durch eine Wolke, die unterhalb des Horizonts einen Theil der Sonne deckt und das Ausstrahlen derselben verhindert, wodurch neben den Lichtstrahlen Schattenstrahlen entstehen. — Heber sah in Indien die Sonne untergehen mit Zurücklassung von Strahlen, die noch lange nachher am Himmel stehen blieben und von sehr schöner durchsichtig grüner Farbe waren. Bischof Heber, Reise I. 28. Eine sehr schöne grüne Wolke bei Sonnenuntergang sah auch Frezier, desgl. Georg Forster (s. dessen Bemerkungen S. 100) zwischen den Wendekreisen.

Uebrigens ist zu bemerken, daß die prächtigen Morgen- und Abendröthen überall nur auf dem Lande oder in der Nähe des Landes gesehen werden und niemals auf hohem Meere. Wenn die Sonne des Abends im stillen Meere versinkt, soll das Alpenglühen oder das allmählige Erröthen und immer tiefere Glühen der Cordilleren in ihrer ungeheuer langen Erstreckung und bei ihrer Höhe sich von einem Schiffe aus gesehen wunderbar schön ausnehmen. Ausland 1846 S. 655. In Cadix soll man die Sonne häufig bei ihrem Untergang in colossaler Größe, ja hundertmal größer sehen als sonst. Labat, Reisen I. 73. Das nämliche fand Chandler. Wagener, Naturwunder V. 13. Das haben schon mittelalterliche Dichter aufgefaßt. Vgl. Rosenkranz, deutsche Poesie im Mittel-

alter S. 72. Schon Strabo im Anfang des 3ten Buchs kennt die Erſcheinung. — Dagegen beobachtete Wrangel auf ſeiner Reiſe im äußerſten Nordoſten Aſiens eigenthümliche optiſche Verſchiebungen des Sonnenrundes dicht am Horizont. Bald dehnte ſich die Sonnenſcheibe zu einer Ellipſe aus, bald ſchrumpfte ſie zuſammen. (Reiſe III. 47.) Eben ſolche Verzerrungen des Sonnenbildes wurden an der Weſtküſte von Arabien beobachtet. Ritter, Arabien I. 354.

6.

Sonnenfinſterniſſe.

Obgleich die Mechanik des Himmels, durch welche die Sonnen- und Mondfinſterniſſe bedingt ſind, längſt bekannt iſt, und obgleich man über die religiöſe Angſt, mit welcher ehemals alle (und noch jetzt die heidniſchen) Völker die Verfinſterungen anſahen, und über die ſeltſamen Vorſtellungen, die ſie ſich davon machten (als ob der verdunkelte Himmelskörper leide, mit dem verdunkelnden kämpfe und man ihm durch lautes Geſchrei zu Hülfe kommen müſſe), heutzutage lächelt, ſo bleibt doch immer auch beim gebildetſten Naturkenner noch ein leiſer Schauer des Unheimlichen übrig, wenn er das Phänomen beobachtet. Eine leiſe, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit viel ſtärker als beim täglichen Untergang der leuchtenden Himmelskörper, uns beſchleichende Mahnung, daß die vorübergehende Verfinſterung derſelben einmal am Ende der Dinge eine definitive werden wird. Der Mondſchatten ſtreicht bei einer Sonnenfinſterniß wie ein vorbedeutender Todeshauch über die lebende Natur. Und war nicht die Sonne verfinſtert, als der Heiland am Kreuz ſein heiliges Opfer vollendete?

Die Wirkung des Mondes erleidet eine Hemmung, wenn er gerade zwiſchen der Sonne und der Erde ſteht. Am 8. Juli 1842 hielt während einer Sonnenfinſterniß die Fluth des Meeres plötzlich inne und kehrte erſt, als der Mond bei der Sonne vorüber gegangen war, ſtärker zurück. Auf das organiſche Leben wirkt die Sonnenfinſterniß zwar nicht giftig, wie man ehemals meinte, aber doch nervenreizend und erſchreckend. Bei einer Sonnenfinſterniß ſah eine Geſellſchaft im Garten der Silberburg bei Stuttgart einen Vogel todt vom Baume fallen. Der auf einem Auge blinde Cale (in England) konnte bei einer Sonnenfinſterniß im Jahr 1820 plötzlich aus ſeinem blinden Auge ſehen, die Gabe verſchwand aber wieder, ſo wie der Mond an der Sonne vorüberging. Morgenblatt 1820 Nr. 268.

Bei einer totalen Sonnenfinſterniß bildet die Sonne einen feinen Lichtring rings um den dunkeln Mond her. Vor- oder nachher bildet ſie eine Sichelform, wie auch immer, wenn die Finſterniß nicht total iſt. Dadurch werden nun auch alle Schatten auf der Erde in die Sichelform gekrümmt, was ſich höchſt ſeltſam ausnimmt. Wenn man darauf achtet und die Erſcheinung lange verfolgt, ſo wird man durch das Umſpringen der Schatten überraſcht, denn wenn ſie vorher nach einer Seite gekrümmt waren, ſo krümmen ſie ſich in dem Augenblick nach der andern Seite, in welchem die bisher vom vorüberſchreitenden Monde noch unbedeckt gebliebene Sonnenſichel verſchwindet und dagegen auf der andern Seite der Sonne, ſo wie der Mond weiter geht, eine andre Sichel hervortritt. Es mahnt an die Sichel des Todes in der geiſterhaften Hand des Schattens.

Eine Sonnenfinſterniß nimmt ſich beſonders eigenthümlich und ſchauerlich ſchön von hohen Bergen aus. Der Himmel bekommt eine grünlich graue Färbung, man ſieht den Schatten des Mondes deutlich herankommen und über die unten weit ausgebreiteten Länder hinweglaufen. Man ſteht ſelbſt in der Finſterniß und erblickt doch noch in weiter Ferne die vom Schatten noch nicht berührten Gegenden in hellem Sonnenlicht. — Sehr eigenthümlich ſchauerlich ſoll auch der Eindruck ſeyn, den eine Sonnenfinſterniß auf dem Meere macht. Das Gefühl der Einſamkeit wird da zur Aengſtlichkeit geſteigert. Froriep, Notizen XXXII. 282. Am ſchauerlichſten mag im Jahr 409 die Sonnenfinſterniß geweſen ſeyn, bei welcher ſich ein großer Komet am Himmel zeigte, den man vorher und nachher nie wieder ſah. — Sehr eigenthümlich wirkt die Verfinſterung auf ein weites und glänzendes Schneefeld. Lorenz ſah einmal, wie ſich der ſchwarze Schatten der Sonnenfinſterniß über ein ſolches Feld herbewegte und die eine Hälfte der weiten Landſchaft in grellſtem Schneeglanz leuchtete, die andre wie in tiefe Nacht verſunken war.

Abnorme Sonnenverfinſterungen. Zuweilen iſt die Sonne auf viele Stunden und Tage verfinſtert worden, ohne daß man die Urſache hätte errathen können. Humboldt hat im Kosmos III. 413 viele ſolche Fälle zuſammengeſtellt. Im Jahr 45 vor Chriſto nach Cäſars Tod blieb die Sonne ein ganzes Jahr lang bleich und kalt. Die Finſterniß bei Chriſti Tode. Eine 2—3 Stunden lange Finſterniß zu Nicomedia vor einem Erdbeben im J. 358. Eine Finſterniß am ganzen Vormittag des 22. Aug. 360 im ganzen Oſten des römiſchen Reichs wahrgenommen. Ammian. Marc. XX. 3. Eine Finſterniß am Tage, daß man die Sterne ſah, als

Alarich vor Rom kam, im Jahr 409. Eine Lichtſchwäche der Sonne, daß man kaum etwas von ihr ſah, ein Jahr und 2 Monate hindurch unter Kaiſer Juſtinian im Jahr 536. Ein Jahr lang immerwährendes Nordlicht, dann Finſterniß von der 9. Tagesſtunde an und ein Staubregen im Jahr 567. Halbjährige Verfinſterung der halben Sonnenſcheibe im Jahre 626. Zwei Monate Finſterniß in Portugal, dann plötzlich Ungewitter mit vielen Blitzen und wieder Sonnenhelle im Jahre 934. Eine ſeltſame dreiſtündige Verfinſterung der Sonne, worauf die wieder hervortretende Sonne noch eine Zeitlang eigenthümlich gefärbt blieb im Jahr 1091 am 21. Semptember. Nach Crusii annales suev. I. 279. Sechsſtündige Finſterniß am letzten Tag des Februar in Spanien im Jahre 1206. ꝛc.

Die verfinſternde Urſache kann in der Sonne ſelbſt liegen, in einer Schwächung ihres Lichts, oder in einer außergewöhnlichen Atmoſphäre derſelben, oder in kosmiſchen Körpern und Nebeln, die ſich zwiſchen uns und die Sonne lagern, oder endlich in der Erdatmoſphäre. Die Thatſachen ſelbſt mahnen uns, daß wir eben noch nicht alles in der Natur zu erklären wiſſen, daß der Schleier des göttlichen Geheimiſſes noch nie ganz konnte gelüftet werden.

7.

Höfe, Nebenſonnen und Regenbögen.

Wenn die Sonne oder der Mond durch Dünſte voller Waſſerbläschen ſcheint, ſo entſteht an den Rändern der letztern eine Beugung des Lichts und bildet um die wirkliche Lichtſcheibe der Sonne oder des Mondes her eine größere Scheibe, in der ſie wie das Dotter im Ei zu ſchwimmen ſcheinen, was man einen Hof nennt. Cap. Roß, zweite Reiſe I. 26 ſah einmal in der Polarzone einen Hof um die Sonne, von dem nach allen Seiten Strahlen ſchoſſen, ſo daß die ganze prachtvolle Erſcheinung am Himmel einem rieſenhaften Sterne des Bathordens glich. (Als Roß nach vier Jahren heimkehrte, wurde ihm wirklich der Stern jenes Ordens zuerkannt).

Scheinen Sonne oder Mond durch Eisnebel (kleine ſechs- und dreiſeitige Eisprismen) ſo entſtehen (nach Huygens durch Brechung, nach Fraunhofer durch Beugung des Lichts) theils viel weiter als die Höfe von den leuchtenden Körpern abſtehende Lichtringe, (Nebelringe, Dunſtringe),

theils mit ſolchen Ringen verbunden oder auch ohne ſie, immer aber in den Durchkreuzungspunkten eines um den leuchtenden Körper gezogenen Kreiſes mit einem andern Kreiſe, deſſen Peripherie durch den leuchtenden Körper geht und der entweder ſenkrecht auf oder unter, oder aber wagrecht neben zur Rechten oder Linken des leuchtenden Körpers ſteht, ein matteres Spiegelbild des letztern, eine Nebenſonne oder ein Nebenmond. Dieſe ſtehen daher immer gerade unter oder über oder neben der wirklichen Sonne und dem wirklichen Monde und die Kreiſe, gleich matten Regenbogen, ſind häufig zugleich ſichtbar. Zuweilen bilden ſich zwei concentriſche Kreiſe um den Lichtkörper, und ein dritter, deſſen Peripherie durch das Centrum des letztern geht. Dann ſchneidet der dritte Kreis die beiden erſten zweimal oben und zweimal unten und es entſtehen an den Durchſchnittspunkten Nebenſonnen, alle ſenkrecht über einander, zwei über, zwei unter der Sonne, während die fünfte Nebenſonne im Mittelpunkt des dritten Kreiſes ſeitwärts von der Sonne ſteht. Auch zwiſchen der Sonne und den Nebenſonnen zeigen ſich zuweilen Lichtſäulen. Alle dieſe Lichtkreiſe und Lichtſäulen gleichen matten Regenbogen. Der concentriſche Kreis um die Sonne zeigt nach innen roth, nach außen blau. Der Kreis, deſſen Peripherie durch die Sonne geht, iſt weiß. Dieſe ſchönen Phänomene zeigen ſich am häufigſten im hohen Norden und im Winter, kommen aber auch im Sommer vor, wenn in ſehr hohen und kalten Luftſchichten ſich Eisnebel bildet. Wie es ſcheint, wirken zu dieſen complicirten Bildern Beugung und Spiegelung zuſammen.

Wie ſchön die Nebenſonnen ſind, ſo haben ſie doch etwas Unheimliches, gleichſam Widernatürliches. Es iſt, als ob eine dämoniſche Macht ſich frech vordränge, die heiligen Leuchten des Himmels zu äffen, der Antichriſt neben dem Chriſt. In den Regionen, wo die der Sonnenwirkung feindliche Kälte vorherrſcht, empört ſich die letztere gleichſam gegen die Quelle der Wärme, ihre Todfeindin Sonne und ſtellt ſich ihr gleich in einem Afterbilde.

Einen gerade entgegengeſetzten wohlthätigen Eindruck macht der Regenbogen, das uralte Sinnbild des Friedens nach dem Sturm, der Verſöhnung und Gnade nach dem Ausbruch des göttlichen Zornes. Der Regenbogen entſteht der Sonne gegenüber durch Reflex (Zurückſtrahlung) und zugleich Brechung ihrer Strahlen in den Regentropfen, was nur geſchehen kann, wenn die Sonne des Morgens oder Abends niedrig ſteht und mit ihrem vollen Licht auf die zwiſchen den Wolken und der Erde

fallenden Regentropfen wirkt. Des Mittags ſteht die Sonne zu hoch und wird durch die Regenwolken ſelbſt verdeckt. Dagegen beobachtet man in den Alpen über Waſſerfällen wieder die volle Wirkung der Sonne in die fallenden Waſſertropfen und ſieht einen Regenbogen unter ſich. Obgleich jeder Tropfen nur einen Augenblick reflectirt, ſo iſt doch gleich wieder ein anderer an ſeiner Stelle. Ueber dem Regenbogen bildet ſich ein ſ. g. Nebenregenbogen durch doppelte Zurückwerfung und doppelte Brechung der Lichtſtrahlen.

Jeder ſieht ſeinen eigenen Regenbogen, weil die Zurückſtrahlung und Brechung ſich für jedes Auge anders ſtellt und nicht alle Zuſchauer auf demſelben Punkt der Beobachtung ſtehen. Der Bogen ſteht immer der Sonne gerade gegenüber und von ſeinem Mittelpunkt (unter dem Horizont) geht eine gerade Linie durch unſer Auge in die Sonne. Die Strahlen derſelben reflectiren aus dem Bogen auf unſer Auge in dem gleichen Winkel, in welchem ſie aus der Sonne in den Bogen fallen. Sie reflectiren aber nicht bloß in den Regentropfen, ſondern ſie brechen ſich auch darin und das einfache Licht zertheilt ſich darin in alle ſeine Farben, weil jeder Farbenſtrahl eine andere Brechbarkeit hat, daher der eine früher, der andere ſpäter durchgeht. Der rothe Strahl liegt außen am Bogen, der violette innen, beim Nebenregenbogen umgekehrt, weil er den Reflex reflectirt.

Eine ſehr ſchöne Beobachtung der Regenbögen entlehne ich Hugis Alpenreiſe 1830 S. 147: „Man lobt den Staubbach, und freut ſich, kurze Segmente prismatiſcher Farben darin zu ſehen. Es kommt dem Forſcher wirklich vor, als wäre der Alpbachfall noch nie gehörig gewürdigt worden. Steigt man Morgens etwa 9 Uhr einige Schritte von ihm auf einen Felskopf, ſo zerſtäubt er unter den Füßen des Beobachters, und hoch wallt der Dampf auf. Nun hat man das ſeltene Schauſpiel, einen dreifachen Regenbogen ſchief unter ſeinen Füßen zu ſehen, und zwar unter Verhältniſſen, die für die Phyſik nicht unwichtig ſind. Der innere Bogen iſt ganz kreisrund, und nur von der herabſchwebenden Säule unterbrochen. Die Farben folgen von Außen nach Innen ſehr lebhaft, gemiſchtes Roth, Grün und Violet. Die Uebergänge zwiſchen dieſen Farben waren ſo unbeſtimmt, daß keine andere zu erkennen war. Oder beſſer, die Hauptfarben waren ſo übereinander geworfen, daß ſie nur in jenen drei gemiſchten, aber ohne Uebergänge ſich offenbarten. Das Orange war im Roth, das Gelb und Blau im Grün. Nur das Violet, ohnehin immer gemiſcht, zeigte ſich, wie gewöhnlich. In geringer Entfernung von

dieſem innern Bogen folgte ein zweiter, der nicht ganz kreisrund war, ſondern bei jeder Bewegung ſtellenweiſe ſich unterbrach. Dieſer hatte außen Gelb, dann Grün, dann Violet, und kann mithin nicht der gewöhnliche zweite Regenbogen, durch doppelte Brechung entſtanden, ſeyn, weil obwohl das Rothe ganz fehlt, die Farben in gleicher Ordnung und Lebhaftigkeit folgen. Erſt in beträchtlichem Abſtande folgt der dritte Bogen, ſtückweiſe im zerſtäubten Dunſte ſchwebend. Er iſt ſehr matt und die Farbenordnung verkehrt. Das angeführte gänzliche Fehlen des Roths, im zweiten Bogen, das regelmäßige Violet beim Zuſammenfallen der übrigen Hauptfarben zu den gemiſchten, ohne geringſte Zwiſchenſpur zu offenbaren, endlich die angeführte gleiche Farbenordnung und Lebhaftigkeit ſchienen mir von Wichtigkeit. Bei näherer Unterſuchung ergab ſich, daß der innere Bogen in den herabſtürzenden Tropfen ſich bilde; der zweite, mit gleichen Brechungsgeſetzen, in den aufwirbelnden Dunſtbläschen; der dritte ebenfalls in dieſen, aber durch doppelte Brechung. Daß übrigens herabfallende Tropfen und aufſteigende Dunſtbläschen nicht die gleiche Brechbarkeit beſitzen, und daß mithin zwei gleiche Bogen entſtehen müſſen, wird jeder zugeben. Sehr wahrſcheinlich auf gleichen Verhältniſſen beruhen jene Fälle, wo man in der freien Atmoſphäre dreifache Regenbogen beobachtete, die man theils gar nicht, oder ſehr widerſinnig zu erklären wußte. Immerhin iſt ſo der Alpbach bei günſtigem Stande der Sonne und günſtiger Waſſergröße dem Phyſiker ſehr wichtig. Wäre hier vielleicht nicht der Ort, das Verhältniß der Brechbarkeit von Dunſt und Waſſer näher auszumitteln und die Winkel zu beſtimmen? Sehr bedeutungsvoll iſt aber immer noch die Frage: warum im Dunſtbogen kein Roth, warum beginnt er mit Gelb, von dem an er regelmäßig folgt, und mit Violet faſt dem Roth des Tropfenbogens ſich anſchließt. Der dritte Bogen zeigte nichts Auffallendes. Nur in einzelnen Segmenten ſah ich ihn unbeſtimmt unter meinen Füßen ſchweben. Vielleicht aber könnte es Momente geben, wo der Fall ſo herabſchmetterte, daß auch dieſer in Tropfen und Bläschen, mithin zweifach erſcheinen, und das Ganze alſo vierfach geſehen werden könnte." — Hegetſchweiler (Glarner Reiſe S. 80) ſah einen Regenbogen ohne Waſſer einzig in dem feinen Staub, in den der Waſſerfall aufgelöst war.

Innerhalb des Regenbogens iſt der Lufthimmel heller und wie mit einem ſanften Licht überzogen, außerhalb iſt er dunkler. Dieſer Gegenſatz zeigt ſich zuweilen ſehr grell. Am 27. Juni 1844 ſah ich in Stuttgart das

Innere des Bogens roſig golden, das Aeußere tiefblau, während das Gewitter, auf dem der Regenbogen ſich ſpiegelte, noch tobte und häufig Blitze aus dem dunkeln Umkreis in den lichten Halbkreis ſchlugen. Das Durchſchlagen der Blitze ſah ich 1851 auch an einem weißgelben Mondregenbogen.

Auf den Sandwichsinſeln zeigen ſich die Regenbogen auffallend nahe, aber auch bei uns ſcheinen ſie bald nahe, bald ferne zu ſtehen. Das kommt von der Beſchaffenheit der Dünſte in der Luft her. Aus demſelben Grunde treten uns Thürme, Berge ꝛc. bald nahe, bald in die Ferne zurück. Zuweilen erſcheint ſtatt des ganzen Regenbogens nur ein Stück davon, eine ſ. g. Waſſergalle, die gewöhnlich viel breiter iſt, als ein ganzer Regenbogen. Sie zeigt an, daß es noch mehr regnen wird. Zuweilen iſt auch der ganze Regenbogen ungewöhnlich breit, was von der Nähe des Wolkenhintergrundes und von der Beſchaffenheit der Luft abhängt, die uns die Gegenſtände näher oder entfernter zeigt. Iſt der Hauptregenbogen ſehr breit, ſo ſteht auch der Nebenregenbogen ſcheinbar weiter von ihm ab, was beſonders zur hohen Mittagszeit auffallend iſt, wenn der Regenbogen ſehr tief ſteht und nur einen niedern brückenartigen Kreisabſchnitt bildet. Eine merkwürdige Abweichung von der Kreisform hat man an den auf Schneewolken mitten im Winter gebildeten Regenbögen in den Dauriſchen Gebirgen beobachtet. Hier bildet das Farbenband zuweilen keinen Halbkreis, ſondern lagert ſich nur wie ein gekrümmter Balken auf die Wolken. Vgl. Ritters Erdkunde III. S. 319.

Wir ſehen zuweilen den Regenbogen, ohne daß wir die hinter einer Wolke verborgene Sonne ſelbſt ſehen können, wenn dieſe nur auf die uns gegenüberſtehende Regenwolke ſcheint. Zuweilen zeigt ſich auch der Regenbogen vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, indem die Sonne bereits die hohen Wolken beſcheint, ohne uns ſelbſt ſichtbar zu ſeyn. In den Breslauer Sammlungen findet man mehrere ſolche Fälle verzeichnet (Jahrgang 1718 S. 1607, 1719 September, 1722 Juli). Ich ſelbſt ſah am 7. September 1841 in Stuttgart einen Regenbogen nach Sonnenuntergang ſtufenweiſe von unten her verſchwinden und zuletzt noch hoch in der Luft einen kleinen Kreisabſchnitt bilden. Man ſieht den Regenbogen zuweilen auch im blauen Himmel ſtehen ohne Wolke. So ſah ihn Kämtz. Die ſehr ſchöne Schilderung eines ſolchen Regenbogens, der noch in vollem Glanze ſtehen blieb, nachdem alle Wolken ſchon verſchwunden waren, findet man in Schweiggers Journal Band 56. S. 388 vom Jahr 1838. Faſt noch merkwürdiger aber war der Regenbogen,

den man 1830 in Erlangen noch vor Sonnenaufgang beobachtete und der einen ungeheuer großen vollen 180 Grad umfaſſenden Halbcirkel über den heitern, nur von wenig Gewölk getrübten Himmel zog. Beſchrieben in Kaſtners Archiv II. S. 391. Kaſtner vermuthet, er ſey durch Erhebung oder Luftſpiegelung aus weiter Ferne nahe gebracht worden. Zu den merkwürdigſten Beobachtungen gehört die eines ebenfalls 1830 in Frankfurt a. M. erſchienenen Regenbogens. Derſelbe zeigte ſich in der hinterſten Regenſchicht und war durch mehrere im Mittel- und Vordergrunde ſtehende Regenſchichten zum Theil gedeckt.

Bisweilen zeigen ſich zwei oder gar drei Nebenregenbögen, was viel nachfolgenden Regen anzeigen ſoll. Noch merkwürdiger aber ſind die Regenbögen, welche ſich durchkreuzen. Solche kann es natürlicherweiſe nur dann geben, wenn die Sonne ſich im Waſſer ſpiegelt und aus dem Waſſer heraus nach denſelben Geſetzen, wie vom Himmel aus, einen zweiten Regenbogen bildet. Dieſer zweite ſteht immer höher als der erſte (weil das Sonnenbild im Waſſer nothwendig tiefer ſteht), und zuweilen gerade über dem erſten, zuweilen rechts oder links abgeneigt, in welchem Falle er einen Schenkel des erſten durchſchneidet. Ein Fall der erſten Art iſt ausführlich beſchrieben in Poggendorfs Annalen IV. S. 111; ein Fall der zweiten Art in Gilberts Annalen, LXII. S. 124. Im Jahre 1792 beobachtete man zu Gosport in Hampſhire an der engliſchen Küſte ſogar vier ſchräg gegen einander geſtellte Regenbögen, weil jeder der beiden Hauptregenbögen noch einen Nebenregenbogen hatte. Eben ſo merkwürdig und wohl noch ſeltener iſt das Vorkommen zweier Regenbögen, die verkehrt auf einander ſtehen, einer auf dem Lande wie gewöhnlich, der andere verkehrt über ihm hoch in der Luft. Ich finde nur einen Fall verzeichnet, den die Memorie di matematica e fisica (Modena. XI. Band) beſchrieben haben. Er wurde am 22 Julius 1798 beobachtet und erklärt ſich nur aus der Luftſpiegelung.

Nicht ſelten herrſcht im Regenbogen eine Farbe vor oder iſt er ganz einfarbig. Dieß rührt theils von der Beſchaffenheit der Luft, theils von der Färbung der Sonne her, welche letztere aber ebenfalls nur aus der Schwängerung der Atmoſphäre mit ungewöhnlichen Dünſten herzuleiten iſt. Ganz weiß ſieht man den Regenbogen im Nebel. Beiſpiele findet man in den Breslauer Sammlungen von 1722, Monat December, und in den actis acad. naturae curios. 1730 appendix. S. 61. Cranz ſpricht auch davon in der Hiſtorie von Grönland (deutſche Ausgabe S. 59).

Vielleicht erſcheint er in den nordiſchen Nebeln öfter ſo. In den Breslauer Sammlungen von 1718 S. 1607 iſt bemerkt, daß man den Aberglauben hege, wenn ein weißer Regenbogen erſcheine, ſo ſtehe die Peſt bevor. Roth erſcheint der Regenbogen, wenn die Sonne ſelbſt ungewöhnlich roth gefärbt iſt. Auffallend rothe Regenbogen ſind beſchrieben in den Breslauer Sammlungen 1720 Auguſt und 1724 März. Sie ſollen, wie überhaupt Röthe der Sonne und des Mondes, Wind bedeuten. Auch hat man ſich davon ein gutes Weinjahr verſprochen. Ein gelber Regenbogen ſoll ein gutes Kornjahr bedeuten, nach den Breslauer Sammlungen 1720 Auguſt. Am ſeltenſten iſt der grüne Regenbogen; der ſoll Näſſe bedeuten.

8.

Luftſpiegelung.

Die Luft erſcheint häufig als eine Wand verdichtet, an der ſich die Dinge ſpiegeln. Man ſieht z. B. auf dem Pic von Teneriffa den langen Schatten deſſelben über das Meer hinfallen, ſich aber, wo das Meer aufhört, wieder aufrichten und mit der Spitze in die Luft ragen, d. h. auf eine dichte Luftſchicht ſich wie an eine Wand anlegen. Allg. Hiſtorie der Reiſen II. 32. 38. Ganz dieſelbe Erſcheinung ſah der Engländer Brydone am Schatten des Aetna.

Im Nebel entſtehen nahe Schattenbilder des Wanderers, der Thiere, hochaufgerichtet und in coloſſalem Maßſtab, wie in einem Hohlſpiegel. So ſieht man im Norden Nebelbilder der Raben von ungeheurer Größe. Von ſolcher Art iſt auch das berüchtigte Brockengeſpenſt, ein Schattenbild, das des Wanderers ſelbſt, den es wie ein Dämon begleitet, und das am Kopf im Sommer mit einem Regenbogen, im Winter mit drei gelben Lichtſtrahlen wie mit einem Nimbus umgeben iſt. Thüringen und der Harz IV. 16. Auf dem Berge Pambamarca in Peru zeigt ſich eine ganz ähnliche Erſcheinung. Der Wanderer ſieht ſein Bild von drei bis vier Regenbogen umgeben und das Ganze von einem Lichtkreis umſchloſſen. Bouquer, Reiſen in Peru S. 56.

Iſt die Luft ſtark mit Waſſerdunſt geſchwängert, ſo erſcheinen uns alle Berge, Thürme ungewöhnlich groß und nahe. Ferne Gegenden werden uns wie in einem Fernrohr dicht herangerückt. Zu Haſtings in England, von wo aus man ſeiner Entfernung und niedern Berge wegen die

Ufer von Frankreich nie, auch nicht mit den beſten Fernröhren ſieht, erblickte man am 26. Juli 1797 die ganze franzöſiſche Küſte in ſolcher Nähe, daß Schiffer genau die ihnen bekannte Küſte von Boulogne und Dieppe mit allen Häuſern und Schiffen unterſcheiden konnten. Die Entfernung von 40— 50 Meilen war zu der von einer, höchſtens zwei verkürzt. Der prächtige Anblick dauerte von 5—8 Uhr Morgens und war eine einfache klare und treue Luftſpiegelung. Wagener, Naturkunde V. 62. So ſah auch Hill (Reiſe in Sibirien II. 295) auf dem gefrornen Baikalſee, über den er im Schlitten fuhr, das noch 50 Werſt entfernte Ufer wie nur wenige Schritte vor ſich.

Wenn die mit Waſſerdunſt angefüllte Luft (ſonderlich vor Gewitter und Regen) oder aber die erhitzte Luft über Sandwüſten in gewiſſen Neigungswinkeln ſehr ferne Gegenſtände abſpiegelt, die man ſonſt an derſelben Stelle nicht ſieht, wird der in der Gegend Unbekannte oft wie durch Zauberei getäuſcht.

Die Luftſpiegelung iſt keine zufällige Spielerei der Natur. Wie in allem, ſo liegt auch in ihr eine Abſicht des Schöpfers. Die Luft, überall die Vermittlerin zwiſchen dem Feſtland und dem Meer, ſpiegelt dem tiefen Binnenlande in ſeiner einſamſten Einöde das lebendige Bild des Meeres, dem weiten Ocean das liebliche Bild bewohnter Küſten und Inſeln vor. In der Täuſchung liegt für die fremden Reiſenden eine Lehre. Die Natur zeigt hier gar deutlich eine Ironie, die ihr Meiſter in ſie gelegt hat und die ihr menſchlicher Dünkel abſprechen möchte, weil ſie durchaus nur als todte Maſchine gelten ſoll.

Die Spiegelung entſteht entweder oben in der Luft, wenn dieſelbe noch warm iſt, während die untere Luft ſchon abgekühlt iſt, oder aber auf der flachen Erde ſelbſt, wenn die Luft unmittelbar über ihr warm und dagegen die obere Luft abgekühlt iſt. Jenes iſt öfter am Meer, dieſes öfter im Innern von Wüſten der Fall.

Wie im concaven und converen Spiegel verzerren ſich die Gegenſtände in den Luftſchichten, von denen ſie geſpiegelt werden, dehnen ſich in die Breite oder ziehen ſich in die Länge, legen ſich ſchief (wie die Regenbögen im dauriſchen Gebirge) oder ſchwanken, zittern und verſchieben ſich. Das iſt der natürliche Urſprung der dissolving views *). In der Polarzone

*) Döpler erfand die Methode, ein Landſchaftsbild auf der Wand dergeſtalt in ein anderes übergehen zu laſſen, daß kein plötzlicher Wechſel bemerkt wurde und

insbesondere bewirkt die immer tief am Horizont stehende Sonne, indem ihre Strahlen durch eine weite horizontale, mit eisigem Nebel geschwängerte Luftschicht brechen, sehr häufig und rasch wechselnde Luftbilder, die bald das entfernte Meer, bald entfernte Eisberge, bald Klippen ꝛc. dem Beschauer nahe, ja dicht vors Auge bringen. Wrangel, Reise I. 230. 261. Humboldt sah vom Pic von Teneriffa aus im Dunst des Horizontes die Sterne wunderbarlich schwanken und sich hin und herbewegen. Dem entspricht die Vorstellung von einem Fall aller Sterne am jüngsten Tage, an dem sich plötzlich alle wie ein Feuerregen niederstürzen und vergehen sollen.

Aber die Bilder ferner Dinge zeigen sich auch ganz regelmäßig, als ob sie eigentlich in der Nähe wären und darin liegt der überraschendste Zauber. Freiherr von Bibra (s. dessen Reise nach Südamerika II. 222 f.) sah einmal am Ufer Perus über dem Meer eine Luftspiegelung, die ihm eine Menge dampfende und feuerspeiende Krater zeigte, als ob sie eben im Meer entstünden, die aber nur Abbilder ferner Vulcane waren. Alle Lichtbilder dieser Art lassen sich zurückführen auf wirkliche Gegenstände, Berge, Flüsse, Wälder, Gebäude ꝛc., die zuweilen sehr weit entfernt sind und sich im Bilde zusammendrängen oder verschieben.

Die berühmteste Luftspiegelung ist die s. g. Fata Morgana in der Meerenge zwischen Calabrien und Sicilien. Sie spiegelt in der Luft in phantastischem Wechsel ferne Gegenden ab, aber nur in einer gewissen Luftschicht über dem Meere, nicht höher hinauf, so daß die Gebirge von Calabrien und Sicilien ganz ruhig bleiben (während in den Wüsten Afrikas der ganze Himmel in Unruhe und Bewegung ist). Ihr Name kommt her von der Fee (fata) Morgana (marigena, die Meergeborne), von der man glaubt, sie zaubere diese Bilder hervor, um die jungen Schiffer zu verlocken und in ihr Feenreich zu entführen, wenn sie der schönen Täuschung

---

z. B. eine weiße Feuermauer nur ganz allmählig in einen weißen Birkenstamm verwandelt wurde, der in dem neuen Bilde an derselben Stelle stehen blieb, ein dunkles Dach in eine Waldpartie, das rothe Kleid einer Dame in einen rothblühenden Strauch ꝛc. Genau auf dieselbe Weise gehen unsere Traumbilder in andere, ähnliche über, während die ganze Scene sich verändert. Den Dissolving views verwandt ist das Anortoscop, eine kleine optische Maschine, welche durch rasches Umdrehen Karrikaturen in schöne Bildungen oder Ideale verwandelt, ähnlich dem Thaumatrop, welches gleichfalls durch rasches Umdrehen zerstreut gezeichnete Glieder zu einer ganzen Figur zusammensetzt.

entgegenfuhren. Ausland 1829 S. 906. — Eine ähnliche Luftſpiegelung an der Küſte von Apullen hat den gemeinen Namen lavandaja (Wäſcherin), weil ſie bevorſtehenden Regen anzeigt (Gilberts Annalen XII. 11). Dagegegen knüpft ſich wieder an die Luftſpiegelung des benachbarten Berges Gargano eine zarte Poeſie des Mittelalters. Dieſer heilige Berg nämlich, welcher in das adriatiſche Meer hineinragt, ſoll ein Sitz der Engel ſeyn, weßhalb auch zu ihm gewallfahrtet wird. Die Luftſpiegelung iſt hier ſo ſtark und raſch wechſelnd, daß im Augenblick ein Theil des Berges verſchwunden ſcheint und gleich darauf wieder ein höherer Berg ſich über ihm hoch in den Himmel erhebt. In Frankreich nennt man die Luftſpiegelung mirage, in Holland uppdracht, in Schweden kimmung, in Schottland waif, welcher Ausdruck im deutſchen Waſſeln (zitternde Bewegung) wiederkehrt. Im ſkandinaviſchen Norden kehrt auch der Glaube wieder, daß die Bilder von einer Fee gezaubert würden. Sie heißen in Schweden auf den öden Steinfeldern Hullahöfe (reizende Höfe und Gärten der Göttin Hulla) und auf dem Meere Gunnilas öar (Gunnilas Inſeln), weil ſie insgemein Inſeln auf dem Meere vorſpiegelt. (Auch von Malta aus ſah man einmal eine neu entſtandene Inſel, ſo täuſchend, daß man hinfuhr, bald aber merkte, es ſey nur ein Luftbild.) — In der großen Ebene Ungarns führt die Erſcheinung den Namen Doli Baba, was wohl ebenfalls auf eine Fee, Zauberin oder böſe Göttin ſich bezieht, Gerando, Siebenbürgen I. 20. Auch in Irland wird die Luftſpiegelung auf Geiſterweſen bezogen und wie es ſcheint auf die ſeligen Inſeln, indem man dort und auf der Inſel Man zuweilen nach Sonnenuntergang eine Stadt mit herrlichen Paläſten aus dem Meer auftauchen ſieht. Grimm, iriſche Mährchen S. 230. Deßgleichen auf den Faröerinſeln kennt das Volk die täuſchende Erſcheinung einer „treibenden Inſel", die wieder verſchwindet. Debes, Faröerinſeln S. 19. Vgl. Cranz, Grönland S. 59. Waſh. Irving, Columbus S. 15.

Die phantaſiereichſte Schilderung der Fata Morgana iſt immer noch die von Angeluck, die Athanaſius Kircher mitgetheilt hat: „Als ich am Himmelfahrtstage der allerſeligſten Jungfrau (1653) frühe Morgends allein an einem Fenſter ſtunde, hab ich ſo wunderſame und neue Sachen geſehen, daß ich dieſelben zu beſchreiben mich viel zu ſchwach befinde. Denn es bedünkte mich eben, als wenn die allerſeligſte Jungfrau in ſelbigem Orte des Meeres einige Merkmale des Paradieſes ſelbſten gleichſam habe vorſtellen wollen, allda man, ſofern man den Verſtand ſowohlen, als die

Augen darauf gewendet, als in einem Spiegel, Alles, was man nur gewollt, hat von Wunderbarlichem und Schönem ſehen können: und ich kann, als der ſolches mit ſeinen Augen ſelbſt geſehen, ihn wohl einen Spiegel aller Spiegel nennen. Das Meer, welches an Sicilien ſtößet, ward geſchwellet, und zehn Meilen groß nach der Länge, in Geſtalt eines großen ſandigten ſchwarzen Bergs: die Ebene in Calabrien dagegen wurde in einem Augenblick in einen hellen und durchſichtigen Cryſtall verwandelt, welcher einem Spiegel gleich ſahe, und mit den Spitzen den wäſſerigen Berg anrührete, und mit dem Fuß unten an Calabria ſtieße. In ſolchem Spiegel erzeugete ſich alſobald eine von etwas bleicher Farbe geſetzete Reihe von unzählbaren Säulen, deren gewiß mehr als 10,000 einerlei Länge und Höhe waren, und alle regelmäßig gleich weit voneinander ſtanden. Nach einiger Zeit aber ſind alle dieſe Pfeiler oder Säulen in einem Augenblick verſchwunden, und in Canäle oder Waſſerleitungen, gleich wie die zu Rom ſind, oder in dem Bau Salomonis waren; verwandelt worden, und iſt der übrige Theil Waſſers ein ſimpler Spiegel geblieben, bis daß es Sicilien, wiewohl nur ein weniges überſchwemmet. Oben aus dem runden Bogen aber, wo die Canäle waren, wurde alſobald ein auſſerordentlich ſchöner Zierrath mit allerhand merkwürdigen Figuren und Säulen formiret, ober demſelben kamen von Neuem viele ſchöne herrliche Schlöſſer hervor, welche alle auf einen ſehr weiten großen Platz von Glas oder Cryſtall, von allerlei Form und Farben, geſetzt waren. Zwiſchen dieſen Schlöſſern befanden ſich zu gleicher Zeit auch viele Thürme, von gleicher Beſchaffenheit mit den Schlöſſern. Unterdeſſen wurden dieſe Thürme ſammt den Schlöſſern in ein auf Säulen geſtütztes unermeßliches Theatrum verwandelt. Hernach breitete ſich dieſe Schaubühne weiter aus, und verginge nach und nach an zwei Orten. Nachgehends entſtunde ein großes Vorgebäu von vielen Fenſtern auf zehn Seiten, nebſt einem ſehr großen Vorplatz, auf welchem ſich allerhand Bäume, als Cedern, Foren oder Fichten und mehrere andere in ſchönſter Ordnung befanden. Welches Alles nach einiger Zeit verſchwunden, da denn das Meer mit Zublaſung eines geringen Windes wieder zum ordentlichen Meere wurde." Vgl. über die Fata Morgana bei Reggio v. Martens, Italien I. 325. Parthey I. 295. Happel, relat. cur. IV. 571.

Die liebliche Fata Morgana des Südens nimmt im Norden ſchreckhafte Formen an. Clarus in ſ. Reiſe nach Schweden ſchildert die ſ. g. Hägringar: „Am auffallendſten aber iſt die häufige Wahrnehmung von

Dunſtgebilden, Hägring genannt, welche aus Luftſpiegelungen hervorgegangen die ſeltſamſten Geſtalten vor das Auge des Zuſchauers zaubern. Der Hauptſchauplatz dieſer Erſcheinung iſt die Inſel Jungfrun. Merkwürdig iſt es, daß ſolche Fata Morgana durch ein ſchußähnliches Getöſe eingeleitet werden, bei deſſen Erſchallen der gemeine Mann zu ſagen pflegt: der Wetter ſchießt! Häufig tritt bei hellſter Luft, welche nach allen Seiten hin die ungehinderte weiteſte Ausſicht verſtattet, eine Nebelgeſtalt auf die Oberfläche des Waſſers, welche unter donnerähnlichem Toſen nach oben und zur Seite ſich dehnend und reckend immer weiter ſich über den See ausdehnt und meiſtens verfallenen Mauern und Thürmen gleicht, welche auf grauen Berghalden ſich erheben. Ein leichter Wind bläst oft das kaſtellreichſte Gebirge in einem Athem auseinander, daß kaum eine Spur zurückbleibt. Es geſchieht aber dann wohl auch, daß aus dem zurückgebliebenen Nebelſtoffe ſich Einzelgeſtalten bilden, welche wie Rieſengeiſter über die ſchauernden Wogen dahin ſchweben oder drohend zum Himmel aufgerichtet ſtehen und die Phantaſie ſchrecken, welche ſich die unheimliche Erſcheinung nicht ſchrecklich genug ausmalen kann. Dieſe koloſſalen aſchfarbenen Geſtalten, welche im unheimlichen Schweben über den Fluthen zittern, haben wohl zumeiſt die Sagen von der Anweſenheit der Geiſter auf dem Wetterſee veranlaßt. Nicht ſelten aber erklingt es, namentlich wenn der See, welcher niemals gänzlich überfriert, theilweis mit Eis belegt iſt, über dem Waſſer in unheimlichen Klängen, welche durch alle Modulationen ſich fortſpinnen und bei unerkannt bleibender Urſache als Geiſterlaute ſich darſtellen. Dieſe Töne wollen Naturkundige der vibrirenden Bewegung des Eiſes zuſchreiben. Die tückiſche Unſicherheit des Sees, welcher noch eben ſtill und in der Treue ſeines hellen Waſſers den Schiffenden Zuverſicht einflößend, mit einem Male jäh aufwirbelt und wüthend emporſtürmt, ſeinen glatten Spiegel in emporbrauſenden Wogen verzerrt, ſetzt das Volk natürlich gleichfalls auf Rechnung geheimer Geiſtermächte, welche in den Tiefen ihr Weſen treiben." Etwas Aehnliches, wie dieſe ſchwediſchen Nebelbilder, ſind die Gostriders, geſpenſtiſche Reiter in den Prairien Amerikas. Es ſind Luftſpiegelungen wirklicher, aber ſehr entfernter Reiter, die in der Nähe und vergrößert oder verzerrt erſcheinen. Ausland 1839 Nr. 32.

Hieher gehören auch die Sagen vom Kraken, einem rieſenhaften Ungethüm, welches zuweilen aus dem nordiſchen Meere auftauchen und mit ſeinen coloſſalen Beinen oder Fangarmen ganze Schiffe in den Abgrund

ziehen ſoll. Es ſind Luftſpiegelungen ferner Felſenküſten und Inſeln, deren zackige Gipfel ausgeſpannten Beinen gleichen. Gewöhnlich zeigen ſie ſich vor einem Ungewitter, weßhalb auch die Fiſche des Meeres ängſtglich ans Ufer fliehen, was man ihrer Furcht vor dem Kraken zuſchreibt. Nach Pantoppidans natürl. Hiſtorie von Norwegen.

Die Luftſpiegelungen im Innern der Continente, in Steppen und Wüſten zeigen ſich ſchon in der ungariſchen Pußta und in den ſüdruſſiſchen Steppen, noch mehr in Aegypten und in der afrikaniſchen Wüſte. Die Franzoſen wurden dadurch im Jahr 1798 (auf Bonapartes ägyptiſchem Feldzug) getäuſcht. Sie ſahen in der Sandwüſte herrliche Seen vor ſich, die aber in Dunſt vergingen. Dem Heer Alexanders des Großen war es eben ſo ergangen. Curtius VII. 5. Die Luftſpiegelung heißt im Arabiſchen Serab (das geheimnißvolle Waſſer) und kommt ſchon im Jeſaias 35, 7 vor. Der Prophet ſagt, das heidniſche Reich, das ſo feſt begründet ſteht, wird vergehen wie eitler Dunſt, aber das Waſſer, nach dem ihr in der Wüſte Wandelnden durſtet, was jetzt noch Jeder für Wahn hält, wird zum wirklichen Waſſer des Lebens werden, die Träume eurer Sehnſucht werden in Erfüllung gehen. Merkwürdig iſt überhaupt die Beziehung des Meeres zur Wüſte. Weil die Wüſte meiſt Meer geweſen, ſcheint ſie ſich in der Mirage daran zu erinnern, noch davon zu träumen.

Arabiſche Namen der Erſcheinung ſind noch Bacher el Alfrid (See des Teufels), Bacher el Gazal (der Gazelle), weil dem Durſtenden das Waſſer ſo ſchnell entfliehe, wie dem Jäger die Gazelle. Pallme, Kordofan S. 3. Die indiſchen Namen ſind Si-koté (Schlöſſer der kalten Zeit) und Tſchittram (Bild). Ausland 1830. S. 95.

9.

Mond und Sterne in der Landſchaft.

Das Sonnenlicht nimmt auf dem Monde eine charakteriſtiſch bleiche Farbe an. Sein Goldton verwandelt ſich in Silberton. Das reine Weiß geht aber ins bläuliche über, je mehr die Sonne noch oder ſchon auf den bei Tage ſichtbaren Mond einwirkt. Empedokles nannte den Mond blauäugig wegen ſeiner ſchönen blauen Färbung am Morgen. Der Vollmond aber erſcheint öfters golden, oder wenigſtens meſſingfarben, zuweilen roſenfarben. Auf hohen Bergen und von Luftſchiffen aus ſieht man ihn am

ſchwarzen Himmel blutroth, was wohl mehr ſubjectiv iſt. Im höchſten Norden an den Polen ſieht man den Mond, wie die Sonne immer nahe am Horizont, und ſehr dunkelroth.

Die ſ. g. Phaſen des Mondes, ſeine theilweiſe oder volle Beleuchtung in der Sichelform des ſ. g. erſten und letzten Viertels und des Vollmondes, ſo wie die ſchnelle Ortsveränderung des Mondes am Himmel geben den Mondlandſchaften einen mannigfachen Charakter, der jedoch hauptſächlich durch die Beſchaffenheit der Atmoſphäre und des vom Monde beleuchteten Landes oder Meeres bedingt wird. Das erſte Viertel am Abend, das letzte am Morgen zeigt den Mond in ſcharfer Sichelform, nicht ſelten nahe beim Abend- und Morgenſtern tief am Horizonte und erhöht gleichſam miniſtrirend die Feierlichkeit des Sonnenauf- und Untergangs. Höher am Himmel wird dagegen die Pracht der Sterne durch Conſtellation des Mondes mit hellen Sternen, beſonders dem Jupiter, weſentlich erhöht. Der Mond aus Nebeln geiſterhaft vorſchimmernd gibt der Landſchaft einen Charakter der Trauer und gleichſam des Sterbens, wie ein düſteres Grablicht. Jagt der Sturm Wolken an ihm vorüber, die er abwechſelnd in ihrer Zerriſſenheit beleuchtet und die ihn wieder verdunkeln, ſo iſt dieſe wilde Bewegung am Himmel ein Abbild irdiſcher Kämpfe. In der Nacht an dem 18. October 1813 brachte Napoleon, ſein Heer zum letzten Kampfe rüſtend, unter einem ſolchen unruhigen Himmel zu. Dagegen contraſtirt nichts ſchöner, als das ruhige und gleichſam heilige Licht des Mondes am reinen Himmel mit dem ſturmgepeitſchten Meere oder mit ſchwarzen vulcaniſchen Felſen und Abgründen.

Den lieblichſten und zugleich heiligſten Eindruck macht der Vollmond im Aufgang über einem Walde oder einer paradieſiſchen Tropengegend im warmen Frühjahr. Es iſt eine Wiederholung des Sonnenaufgangs am Tage, ein Morgen der Nacht. Das Feierliche wird erhöht, wenn wir die Beleuchtung eher ſehen, als den Mond ſelbſt, wenn dem Aufgang ſeiner goldenen Scheibe die Verbreitung ſeines duftigen dämmernden Lichtſchleiers über die Landſchaft vorhergeht. Im helleſten Vollmond können wir, wie bei Tage, leſen. Brockes in ſeinem irdiſchen Vergnügen in Gott ſchildert das Durchſchimmern des Mondlichts ſogar noch durch die weißen Blüthen eines Kirſchbaumes. Goſſelmann, Reiſe in Columbien II. 304 beſchrieb eine Mondnacht in der tropiſchen Zone: „Der in dieſen Nächten volle Mond fing bald darauf in ungeſtörtem Glanze ſeinen eilenden Marſch vom Horizonte bis zum Zenith an, wo er, alle ihn umgebende Sterne

verdunkelnd, ſich mit Wohlbehagen in dem ſtillen Magdalenenfluſſe ſpiegelte, auf dem der einſame Canot ſo ruhig mit dem Strome hinabfloß, und ſich ſo leiſe den weißen Sandbänken oder den dunkelgrünen Ufern vorbeiſchlich, daß er gleichſam zu fürchten ſchien, die ſtille mitternächtliche Andacht der Natur zu entweihen. Es war auch etwas ſo Feierliches und Großes in dieſen tropiſchen vom Monde erleuchteten Nächten, daß man bei uns nur eine Ahnung davon in einer klaren vom Vollmond erhellten Auguſtnacht haben kann. Bei einer lauen Stille, welche ſogar der leiſeſte Zephir weniger entzückend machen würde, und in einer ſo reinen und hohen Atmoſphäre, daß gewiſſe Sterne einen dem Monde ähnlichen Schein auf das Waſſer werfen, geht nun dieß Gegenſtück der Sonne ſo klar und ſchön auf, daß es beinahe der Deſpot des Tages ſelbſt zu ſeyn ſcheint, der nachdem er einen ſeine glänzende Richtung verſchleiernden Mantel angezogen, ſich nun auf ſeinen Thron ſchleicht, um in dieſer Verkleidung eine herzlichere Huldigung von der, jetzt von ſeinem gewöhnlichen Glanze nicht ſo verblendeten Natur zu erhalten."

Der nur poetiſche Zauber, den der Vollmond auf geſunde Menſchen übt, wird zu einer wirklichen magiſch aufregenden Einwirkung auf ſchwächere und krankhafte Nerven und ſpielt daher eine große Rolle im Zauberweſen alter und neuer Zeit, wie in der Geſchichte der Krankheiten. Der Mond ſcheint als das Hauptgeſtirn der Nacht wirklich in einer geheimnißvollen Beziehung zu der ſ. g. Nachtſeite des organiſchen Lebens zu ſtehen und hier eben ſo mächtig vorzuwalten, wie die feindſelige Gewalt der Sonnenhitze in den Tropenländern, wovon oben die Rede war, nur daß die Sonne, indem ſie alles niedere Pflanzen- und Thierleben begünſtigt, die geiſtige Entwicklung der unter ihren ſcheitelrechten Strahlen Gebornen hemmt, indeß der Mond mehr über den geiſtig entwickelten Völkern der gemäßigten Zone auf ſolche Individuen zu wirken ſcheint, die durch die Kultur ſelbſt degenerirt und mehr oder weniger entnervt ſind.

Um den Mond bilden ſich Höfe und Nebelringe, neben ihm Nebenmonde und ihm gegenüber Mondregenbögen nach denſelben Geſetzen, die wir an ähnlichen die Sonne angehenden Erſcheinungen bereits erklärt haben. Der Mond hat einen Hof im Nebel und Gewölk, gewöhnlich wenn es bald regnen ſoll. Der Hof iſt immer ein Lichtkranz dicht um den Mond ſelbſt, es gibt aber auch weite Lichtringe um den Mond her. Der Hof in Cirrus-, der weitere Lichtring in Cumulus-Wolken. Die Höfe und Ringe iriſiren nicht ſelten. Die Nebenmonde zeigen ſich am

ſchönſten und häufigſten in den Eisnebeln des ewigen nordiſchen Winters. Cap. Roß (2te Reiſe II. 207) ſah in der Polarzone einmal vier ſchöne Nebenmonde, horizontal neben dem wirklichen Monde, in den Durchkreuzungspunkten zweier regenbogenfarbenen Höfe, die concentriſch um den Mond lagen.

Der Mondregenbogen (Iris lunaris) übertrifft den Sonnenregenbogen noch an geiſterhafter Zartheit. Man kann ſich nichts Feenhafteres denken. Die Stille der Nacht, der Schlaf der Menſchen erhöhen den poetiſchen Reiz dieſer Erſcheinung, die meiſt unbeachtet und ungeſehen vorübergeht. Die Schwärze der Nacht aber iſt die ſchönſte Folie ſeines Farbenglanzes. Wie man ihn überhaupt ſelten ſieht, ſo noch ſeltener in vollem Glanze; gewöhnlich iſt er nur bleich, weißlich oder gelblich. Doch hat man auch außerordentlich helle beobachtet mit den lebhafteſten Farben und ſogar mit dem Nebenregenbogen. Die Beſchreibung eines ſo herrlichen Phänomens findet man in Gilberts Annalen XI. S. 480 und in Schweigger's Journal LIII. S. 126. Den in letzterem Journal beſchriebenen Mondregenbogen ſah man am 29. Mai 1828 zu Löwen, gegenüber dem Vollmond, aber von der ſchwärzeſten Nacht umgeben, prangend in glänzenden Farben und doppelt. Man hat ſogar einmal einen ſchönen Mondregenbogen geſehen, als der Mond im erſten Viertel nur eine ſchwache Sichel zeigte, wie das Philoſ. Magazin von 1833 Monat April, S. 317 berichtet. Von einem ſehr ſeltſamen Mondregenbogen, der nichts Gelbes noch Rothes, aber Weiß und Hellblau im herrlichſten Glanze zeigte, melden die acta acad. nat. cur. von 1673 S. 17. Eines doppelten Mondregenbogens, in Waſſer geſpiegelt, gedenkt als eines ſeltenen Phänomens von hoher Schönheit die allg. Hiſtorie der Reiſen X. 126.

Wie es Mondregenbogen gibt, ſo auch eine Fata Morgana des Mondſcheins. Ker Potter ſah auf ſeiner Reiſe nach Bagdad im Mondſchein die Ufer eines ſchönen Fluſſes und war ganz empfindſam in den reizenden Anblick verloren, als alles wieder verſchwand. Ker Potter, Reiſe II. 249.

Der Sternenhimmel entfaltet über der nächtlichen Landſchaft ſeine ſchönſte Pracht in den langen mondloſen Nächten des Winters und zwar auf der nördlichen Erdhälfte, weil dieſer gegenüber die mit Sternen am dichteſten beſäete Himmelshälfte liegt. Bei reiner Luft und großer Kälte blitzen die Sterne am hellſten. Aber auch im warmen Süden iſt der Sternenhimmel ſchön, weil hier die Sterne einen goldenen Schimmer annehmen.

Einzelne ſ. g. Sternbilder oder eigenthümlich gruppirte Sterne frappiren durch ihre Form und durch den in ihrer Zuſammenſtellung vermehrten Glanz. Hin und wieder drängt ſich in dieſen Formen eine ſinnbildliche Bedeutung auf und macht eine erhabene Wirkung, ſo das Sternbild des ſüdlichen Kreuzes, die Freude aller frommen Seefahrer. Allein das Heidenthum hat zu viel in dieſe Figuren hineingedichtet und ſie dienen der heutigen Sternkunde nur noch zur bequemen Orientirung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie alle lediglich durch die Lage unſers Planeten zum geſammten Fixſternhimmel bedingt ſind. Von einem fernen Stern aus geſehen muß ſich derſelbe Fixſternhimmel ganz anders darſtellen und ganz andere Sterngruppen bilden.

10.

Die Polarlichter.

Von den Polen der Erde ſtrahlt eigenes Licht aus, gleichſam um die gerade hier am ſchwächſten wirkende Sonne zu erſetzen. Dieſe prachtvollen Lichter, ſowie der Glanz des nordiſchen Sternhimmels und die wundervollen Strahlenhöfe, Nebelringe und Nebenmonde bringen in den Luftkreis über dem Polarkreiſe alle die Licht- und Farbenpracht und Formenſchönheit, welche der mit Schnee und Eis ewig einförmig bedeckten Landſchaft fehlt.

Wie die nördliche Erdhälfte ein Uebergewicht von Feſtland hat, ſo auch das nördliche Polarlicht eine ſtärkere Intenſität als das ſüdliche. Es ſind Erſcheinungen, die lediglich durch den Erdmagnetismus bedingt werden. Man hat ſie mit den Funken verglichen, die man dem gemeinen künſtlichen Magnet durch Störung im Gleichgewicht ſeines Magnetismus entlockt, und mit der Ausſtrahlung des electriſchen Lichts in luftleerem Raum. Als Reactionen, durch die das geſtörte Gleichgewicht hergeſtellt werden ſoll, wie durch Gewitter das geſtörte Gleichgewicht der Electricität in der Luft hergeſtellt wird, hat ſie Humboldt „magnetiſche Gewitter“ genannt. In der That ſind ſie eine Art nordiſcher Ergänzung der ſüdlichen Gewitter, ſofern es im hohen Norden gar keine Gewitter gibt. Ladame glaubt, die höhere Luft ſey auch über dem Pole wärmer, als die untere, und in ihr allein könne die leuchtende electriſche Strömung des Polarlichts entſtehen, Frorieb, neue Notizen 1849. IX. S. 180.

Sofern (nach einem Bericht des Telegrapheninſpectors Hugton) am

17. November 1848 während eines Nordlichts der electro-magnetiſche Telegraph am Weſtford-Tunnel drei Stunden lang unthätig blieb, ſcheint das Polarlicht eine periodiſche Sammlung und Entleerung des electro-magnetiſchen Ueberfluſſes aus dem Planeten überhaupt anzudeuten. Vgl. Bibliotheque univ. de Genève, Février 1849.

Es bleibt an dieſer ſchönen Erſcheinung noch immer vieles räthſelhaft, namentlich auch ihr Verhältniß zum Luftkreiſe, zu Nebel und Wolken. Während ſie einerſeits bis in eine Höhe hinaufreicht, in welcher die Luft aufhören oder ſich wenigſtens bis aufs äußerſte verdünnen muß, läßt ſie doch des Morgens am Himmel weiße Wölkchen zurück, ſ. g. Schäfchen (cirro-cumulus), die freilich ſehr hoch am Himmel ſtehen, doch aber die Erſcheinung des Nordlichts mit denen der Wolken vermitteln. Parry ſah den nordiſchen Himmel bedeckt mit Schäfchen, die plötzlich durch ein vom Pole aufſteigendes Nordlicht berührt und dergeſtalt in Phosphorescenz geſetzt wurden, daß zuerſt immer nur ein Schafwölkchen mit electriſchem Licht ſich ganz anfüllte, bis dieſes Licht auch zum nächſten Wölkchen überſprang, alſo auf eine ganz andere Weiſe als z. B. die Abendröthe ihr rothes Licht den Wolken mittheilt, was bekanntlich in einer ſchnellen und allgemeinen Färbung geſchieht.

Wrangel, Reiſe an die Nordküſte von Sibirien II. 257 bemerkt über das Nordlicht: 1) zuerſt bildet ſich ein lichtes, jedoch blaſſes Segment im Norden, 2) fahren aus demſelben feurige Strahlenbüſchel ſehr raſch und wechſelnd nach allen Seiten bis zum Zenith, 3) bilden dieſe Strahlen im Zenith wieder einen kleinen Kreis, die ſ. g. Nordlichtskrone, 4) bilden ſie, wenn der Mond gerade am Himmel ſteht, auch um dieſen einen Kreis, 5) erzeugen ſich an dem Punkte, wo eine Sternſchnuppe zu fallen begonnen hat, divergirende Strahlenbüſchel, 6) zeigen ſich die Nordlichter viel öfter am Meeresufer, als anderswo, 7) zeigen ſie ſich beſonders oft und ſtark, wenn das Meer im Gefrieren iſt.

Wrangel glaubt daher, die Erſcheinung hänge mit dem Aufſteigen der Dämpfe aus dem Meereiſe zuſammen und ſteige nicht in ſehr hohe Regionen auf, ſondern bleibe der Erdoberfläche nahe. In Newfoundland bereitet man ſich, ſo oft ein recht glänzendes Nordlicht im Nordoſten ſichtbar wird, mit vieler Angſt auf den alsdann bald ausbrechenden, einen gefrornen Nebel voll Eisnadeln mit ſich führenden Nordoſtwind vor, der bis in die Häuſer eindringt und ſehr peinlich ſeyn ſoll. Anſpach, Beſchr. von Newfoundland S. 153.

Cap. Roß, zweite Reiſe I. 264 beſchreibt ein Nordlicht in der Polarzone, das an Glanz alle andern weit übertraf. Der weiße Bogen nämlich, den es bildet, war hier auf dem ſchwarzen Hintergrunde des Himmels ſo glänzend wie der Vollmond, ſo daß man die ganze Nacht hindurch auch die kleinſte Schrift wie beim Tage leſen konnte. Roß glaubte, wie dieſer vollmondglänzende Nordlichtbogen, ſo müſſe der breite Ring des Saturn von dieſem Planeten aus erſcheinen. Blaſius, Rußland I. 55 ſchildert ein Nordlicht im Norden des europäiſchen Rußlands ſehr ſchön, wie es tief im Urwald in den Seen ſich wiederſpiegelte. Ebenſo ſah es Skiöldebrand, indem er auf einem Schlitten auf einem gefrornen Fluß in Lappland fuhr, durch die Wälder glänzen. — Oetker (Helgoland S. 497) bemerkte am Nordlicht, daß es anfangs röther war, in der mittleren Glanzzeit weißer, zuletzt aber gelbgrün wurde. Eines der ſeltſamſten Nordlichter zeigte ſich am 19. October 1726 zu Breuillepont in der Normandie, der dunkle Halbzirkel am Horizont ließ nämlich ſeinem oberen Rand entlang eine regelmäßige Reihe viereckiger Fenſter durchblicken, aber nur aus den beiden unterſten, rechts und links, brachen lange Strahlenbündel hervor. Abgebildet in Cottas Briefen über Humboldt's Kosmos S. 87.

Das Südlicht erſcheint nie ſo feurig roth, wie das Nordlicht, vielmehr nur weiß, blaß und ſchwach. Es hält auch nicht ſo feſt an, ſondern verſchwindet blitzähnlich. Cap. Roß, Reiſe zum Südpolarmeer S. 171. Roß ſah einmal eines in Farben, aber nur gelb mit purpurnem Saum, daſ. S. 183. Einmal ſchmiegte ſich das Südlicht wellenförmig allen Formen der Eisklippen an, ſo daß es ſchien, als beſtehe zwiſchen ihm und der kältern Atmoſphäre der Eisberge eine Verbindung. Daſ. 315. Eine eigenthümliche Beziehung zwiſchen dem Nord- und Südlicht erſcheint bisher nur leiſe angedeutet in einem Phänomen, welches (nach Hill, Reiſe in Sibirien III. 219) in Kamtſchatka nicht ſelten beobachtet wird und unter dem einheimiſchen Namen Spolocka bekannt iſt. Im Norden zeigt ſich ein Dunſtflecken, der zur Lichtſäule wachſend den Zenith erreicht. Sobald die Säule im Zenith iſt, löſt ſie ihr unteres Ende vom Horizont im Norden ab und wächſt gegen Süden, um zuletzt in der Richtung des Südpols zu verſchwinden.

11.

Der Wind.

Im Buch Hiob heißt es noch, Niemand außer Gott wisse, woher der Wind kommt. Neuere Schulmeister haben spöttisch dazu bemerkt, jetzt wisse man es, durch die Dove'schen Entdeckungen sey alles klar gemacht. In der That hat Dove das große Verdienst, die Richtungen des Windes auf unsrem Planeten erschöpfend erklärt zu haben. Aber die erste Ursache des Windes, diejenige Beschaffenheit der Luft, vermöge deren sie durch Erwärmung in die Höhe getrieben wird, ist damit nicht erklärt. Sie bleibt, wie jede erste Ursache, göttliches Geheimniß. Die Luft hat diese Eigenschaft nur erhalten zum Zweck des Windes und durch Gottes Allmacht und Güte. Nachdem sie da ist und so ist, wie sie ist, kann man die Gesetze ihrer Bewegung erklären, aber warum und wie sie entstanden und gerade so geworden ist, bleibt unerklärt. Unser Planet hätte eben so gut, wie der Mond, ohne Luft bleiben können, wenn Gott gewollt hätte. Er schuf die Luft mit allen ihren Eigenschaften zu unsrem Wohl, als Bedingung unsrer Existenz. Und nun wagen es frevelnde Männer, denen der Staat die Obhut der Jugend anvertraut, anstatt die Güte Gottes dankbar zu preisen, sich lediglich ihres Wissens zu rühmen, als gäbe es kein göttliches Geheimniß und keinen Schöpfer, und als verdiene nicht Gott, der die Luft und den Wind gemacht, sondern Professor Dove, der das Gesetz der Windrichtungen entdeckt hat, allein Bewunderung.

Alle Bewegung der Luft beginnt mit dem s. g. courant ascendant, dem aus Erde und Wasser gerade aufsteigenden Luftstrom, sofern Erde und Wasser erwärmt werden. Erwärmte Luft ist ausgedehnter und leichter als kalte, steigt also auf. In dieser Weise steigen auch alle Dünste in die Höhe und bilden Nebel, Wolken, Gewitter. Am stärksten dunstet das Meer und der erwärmte Boden unter dem Aequator aus, weil hier die Sonne im Zenith steht, die Erde insbesondere bei reicher Vegetation. Nach Dove entstehen die Winde auf der ganzen Erdoberfläche wie die Zugluft in jedem Zimmer. Der kalte Strom fließt unten zu, der warme oben ab. Unter dem Aequator steigt in der heißen Sonne die Luft gerade auf, unter dem Pole schlägt sie sich nieder. Nun fließt die kalte Luft am Pole unmittelbar über die Erdoberfläche dem Aequator zu, während die warme Luft vom Aequator her in der obern Luftschichte über

jenen kalten Strom hinfließt. Weil aber die Erde ſich dreht, dreht ſich der Punkt der heißen Zone des Aequators, über dem die Sonne ſcheitelrecht ſteht und die größte Hitze ausgießt, mit von Oſten nach Weſten, und der kalte Luftſtrom vom Pole her muß ſich, je näher er dem Aequator kommt, um ſo mehr mitdrehen, wird alſo der kühle und heitere Oſtwind; der warme Luftſtrom dagegen vom Aequator her wird in umgekehrter Richtung der warme und feuchte Weſtwind. Dieſer letztere iſt um ſo mehr Weſtwind, je ſpäter er von oben herab die Oberfläche der Erde erreicht (in Nordeuropa, das dadurch noch viel Wärme und Fruchtbarkeit erhält); und um ſo mehr Südwind, je früher er ſtoßweiſe die Oberfläche der Erde erreichen kann, d. i. Sirocco oder Föhn, der deshalb auch noch ſo glühend iſt. Eben ſo iſt der Polarwind je näher nach dem Pole um ſo mehr eiskalter Nordwind, je näher dem Aequator, um ſo mehr ſchon Oſtwind und lauer. Aus demſelben Grunde erklärt es ſich, warum der Wind näher dem Pol und Aequator beſtändiger, dagegen in der mittleren Zone, wo die beiden Ströme ſich begegnen, viel unbeſtändiger iſt.

Sofern der tiefere Nordwind auf die beſchriebene Weiſe in den Oſtwind übergeht, dann aber von dem höheren Südwind verdrängt wird, der ſeinerſeits auf die beſchriebene Weiſe zum Weſtwind wird, bis der Nordwind ihn wieder ablöst, dreht ſich der in Europa wehende Wind beſtändig um die ganze Windroſe. Das iſt das berühmte Dove'ſche Drehungsgeſetz. Auf der ſüdlichen Halbkugel erfolgt dieſelbe Drehung umgekehrt. Der Wind macht dieſe Drehung aber keineswegs in regelmäßigen Zeitabſtänden, ſondern ſehr unbeſtändig, was wenn nicht eine Urſache, doch eine Folge des vielleicht von höheren kosmiſchen Einflüſſen abhängigen Witterungswechſels iſt. — Uebrigens heißt es ſchon im Prediger Salomonis I. 6: Der Wind geht gegen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfing.

Man hat bisher vorausgeſetzt, die vom Pole kommenden Winde reichen nur bis zum Aequator und der von dort herkommende Wind treibe ſie zurück. Maury in ſeinem ſchönen Werk über die phyſiſche Geographie des Meeres nimmt aber mit größerer Wahrſcheinlichkeit an, der vom Südpol herkommende Wind überſpringe den Aequator und bringe den großen Continenten auf der Nordhälfte der Erde die für ſie ſo nothwendige Waſſermenge im Regen und in der Speiſung der zahlreichen Flüſſe, indem er ſeinen reichen Waſſerdunſt aus der faſt ganz mit Waſſer bedeck-

ten Südhälfte der Erde ſchöpfe. Der vom Nordpol herkommende Wind überſpringe ebenfalls den Aequator, führe aber, weil er über Land geſtrichen ſey, weniger Waſſerdunſt mit ſich und bringe daher auch der Südhälfte der Erde weniger Regen, wie ſie deſſelben auch minder benöthigt ſey. Jedermann weiß, daß der Oſtwind (urſprünglich Nordpolwind) trocken, der Weſtwind (urſprünglich Südpolwind) naß iſt.

Die Polarwinde ſind äußerſt kalt und ſchneidend. Die Seeleute nennen den Eiswind im Norden des atlantiſchen Meeres den Felſenbrecher (rock-bursting-frost), denn derſelbe Kältegrad bei ſtiller Luft fühlt ſich ungleich peinlicher bei bewegter Luft. Auch begleiten den Eiswind electriſche Phänomene. Wir haben oben ſchon bemerkt, wie gern ſeinem Hervorbrechen aus der Polarzone glänzende Nordlichter vorhergehen.

Unabhängig von dieſen allgemeinen Geſetzen ſind die Lokalſtrömungen des Windes. Das Land erhitzt ſich bei Tag mehr als das Meer, daher fließt die Luft aus dem kühleren Meere dem wärmeren Lande zu; das Land wird aber bei Nacht wieder ſchnell abgekühlt, während das Meer länger warm bleibt, daher umgekehrt der Zug vom Lande zur See und der beſtändige Wechſel der See- und Landwinde. Eine Menge Lokalwinde ſind durch den Wechſel von Land und Meer, ſtark ausdünſtende Vegetation oder Mangel derſelben, daher auch durch die Jahres- und Tageszeiten, ſo wie durch die Richtungen der Gebirge bedingt, an denen ſie anprallen.

Im Allgemeinen muß man die telluriſchen Winde, die von der großen Bewegung unſeres Erdkörpers abhängen, von den lokalen Winden unterſcheiden, die nur von zufälligen örtlichen Bedingungen abhängen. Telluriſch ſind die ſ. g. Paſſatwinde, die regelmäßigen Strömungen von den Polen zum Aequator auf der nördlichen Erdhälfte von Nord, und wegen der Drehung der Erde von Nordoſt, auf der ſüdlichen von Süd und wegen der Drehung der Erde von Südoſt. Ihrer Regelmäßigkeit wegen dienen ſie dem Schiffer zur Erleichterung der Fahrt. Je näher dem Aequator, deſto mehr werden beide Paſſate zu einem Oſtwind. Die ſ. g. Monſoons im Oſten von Aſien ſind nur durch das aſiatiſche Feſtland gehemmte Oſt- oder Paſſatwinde. Weil hier ein ſo großes Feſtland vorliegt, welches im Sommer mehr erhitzt, im Winter mehr erkältet iſt, wechſelt hier der Wind nach den Jahreszeiten oder wird aus dem Paſſatwind in einen Land- und Seewind verwandelt, der telluriſche Wind wird lokaliſirt. Und zwar iſt er vom October bis April auf der Südhälfte

der Erde Nordweſt, auf der Nordhälfte Nordoſt, vom April bis October auf beiden Seiten Südweſt. Während der vom Nordpol abfließende Strom als Oſtwind über Europa fährt und als Monſoon das Meer im Oſten Aſiens beſtreicht, bleibt zwiſchen dieſen beiden Bewegungen in der Mitte Windſtille. Der weite Nordoſten Sibiriens iſt nach Hill auffallend und faſt immerwährend windſtill. Würde die große Gebirgswand im Süden hier den Nordwind nicht abhalten, ſo würde auch die Windſtrömung vom Pol her ſich hier nicht auf die bezeichnete Weiſe theilen.

In dem ſchmalen Gürtel des Aequators zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Paſſatwinde wirkt die Sonne am ſtärkſten, ſteigt mithin der Luftſtrom am dichteſten gerade auf und entſtehen dadurch die ſ. g. Calmen, Windſtillen, die aber plötzlich mit Orkanen oder Tornados, furchtbaren Stürmen wechſeln, ſo wie die über dem öſtlichen Paſſat in den höheren Regionen weſtlich ſtrömende Luft herunterkommt oder mit einem der beiden Paſſate im Vorbeiſtreifen wirbelt. Aehnliche wenn auch nur kleinere Calmenlinien begleiten auch die äußeren Ränder der Paſſatwinde im Norden und Süden. Windſtillen und plötzliche Stürme pflegen auch auf den übrigen Theilen der Erde die Zwiſchenräume und Uebergangszeiten zwiſchen den regelmäßigen telluriſchen oder lokalen Luftſtrömen auszufüllen.

Windſtillen charakteriſiren das lieblichſte Wetter in der gemäßigten Zone, werden aber in der heißen Zone, ſonderlich wenn ſie Schiffe auf dem Meere wochenlang gebannt halten, durch die trockene Hitze faſt unerträglich. De Caſtro fuhr im Jahre 1541 im rothen Meer und ſah, wie ein ſcharfer Wind auf der einen Seite ein Schiff heftig vorwärts trieb, während auf der andern Seite völlige Windſtille war. Die bewegte Luft ſtand wie eine Wand ſchroff abgeſchnitten vor der unbewegten. Allg. Hiſtorie der Reiſen I. 211. Gewöhnlich wird jedoch die Windſtille durch Wirbelwinde unterbrochen, die aus der Bewegung zweier entgegengeſetzter Winde in den obern Luftſchichten entſtehen. Dieſe Winde reißen ſich gegenſeitig aus ihrer geradeaus gehenden Richtung in die drehende fort (nach denſelben Geſetzen, wie die Himmelskörper ſich drehen, weil jeder in ſeiner Schwungkraft vom andern zurückgehalten wird). Franklin beobachtete, daß ein Orkan, wie heftig er auch blies, doch nicht vorwärts kam, ſondern immer hinter ſich lief, was ſich ſehr leicht aus dem Zuſtrömen von Luft erklärt, die eben da nicht mehr zuſtrömt, wo ſie ſchon den Platz gefüllt hat. Auch die Electricität ſpielt eine große Rolle bei den Orkanen, die daher oft als Gewitter auftreten. Im Orkan offenbart

12.

Naturtöne.

In keinem Stück zeigt ſich die Natur ſo ſehr dem Menſchen unterthan, als in der Muſik. Die Malerei ſpiegelt am Ende doch nur die Natur ab; die Baukunſt zeigt Formen, die in der Natur nicht vorkommen, aber ſo ganz reich und frei erhebt ſie ſich doch nicht über die Natur, wie die Muſik. In der Muſik allein ſpricht nur die Seele, die unſterbliche, ſich aus. Die Muſik drückt daher auch neben der gleichſam kindlichen Freude am Irdiſchen einen göttlichen Zorn über das Schlechte im Irdiſchen, eine tiefe Sehnſucht über das Irdiſche hinaus zu der himmliſchen Heimath und endlich eine göttliche Weihe aus. Indem hierin die Natur die Uebermacht des unſterblichen Menſchengeiſtes anerkennt, bleibt ſie ſtumm, oder murmelt nur in ahnungsvollen unverſtändlichen Tönen, oder lallt nur die kindiſche Sprache der Thiere. Im Schweigen, in der Stille der Natur liegt etwas Heiliges, eine unwillkührliche Proteſtation gegen allen unnützen oder bösartigen Lärmen. Die Ruhe des Ewigen ſollte nie unterbrochen werden, außer durch Stimmen des reinen Lebens. Die natürliche Stille der Landſchaft oder des Meeres in der Einſamkeit bei ruhigem Wetter ſtimmt ernſt und feierlich, indem ſie an jene Ruhe des Ewigen mahnt. Je höher wir auf Berge ſteigen, deſto mehr glauben wir uns der Ruhe des Ewigen zu nahen. Der Knall des Gewehrs, der Donner ſelbſt verhallen faſt tonlos. Das trägt ungemein viel dazu bei, uns auf hohen Bergen feierlicher zu ſtimmen.

Es gibt aber auch eine unheimliche, oft ängſtlich machende Naturſtille, zunächſt im Contraſt mit dem unmittelbar darauf losbrechenden Lärmen, die Stille vor dem Gewitter, vor dem Meeresſturm, vor dem Wiederausbruch eines feuerſpeienden Berges. Als ich 1835 auf dem Veſuv war, imponirte mir von den neuen und großartigen Dingen, die ich erfuhr, nichts ſo ſehr als die periodiſche Todesſtille des Berges in der ruhigen Frühlingsnacht, und das unmittelbar darauf wieder beginnende furchtbare Gewühle und Dröhnen in der Tiefe bis zum lautkrachenden Ausbruch des Feuers, Detonationen, von denen alle Donner des Gewitters und aller Lärm der Batterien nur ein ſchwaches Bild geben.

Das Thier und der Menſch hat einen Athem, um ſeine innere Seelenſtimmung durch Töne auszudrücken. Die ſtumme Pflanzenwelt und

die anorganiſche Natur ſprechen aber doch auch gewiſſermaßen durch den Wind. Das Rauſchen der Wipfel des Waldes iſt eine Art von Sprache. Die Art, wie der Wind über die Heide geht, hat etwas Sprechendes, die Seele Ergreifendes. Kaum gibt es in der Natur einen tiefer ergreifenden und ſo ſehr zur Wehmuth zwingenden Ton, wie die ſ. g. Wehklage, eine eigenthümliche, dem Geiſterton ähnliche Stimme des Windes, die ſich nach langer Trockenheit und Hitze als erſter Vorbote des künftigen Regens in einem leiſen Luftzug von Weſten her verkündigt und durch die Fenſterritzen ſtreicht, oder aber im Herbſt über weite Heiden mit dem dürren Laube, den abgeriſſenen Diſteln ſpielend den Tod der ſchönen Natur zu beweinen ſcheint.

Man kennt eine nicht geringe Menge ſeltſamer Detonationen, an gewiſſe Oertlichkeiten gebannt, nicht blos durch den Wind in zugigen Räumen, Höhlungen, ſondern auch durch andere Urſachen hervorgebracht, durch den Fall von Tropfen, Rieſeln des Sandes ꝛc. Der verſtorbene Kanzler Autenrieth in Tübingen hat eine geiſtvolle Abhandlung darüber geſchrieben (Morgenblatt 1827 Nr. 207 f.). Berühmt ſind die Detonationen auf der Inſel Melleda im adriatiſchen Meere, über die Partſch 1826 in Wien ein eigenes Buch herausgab. Vgl. auch Frorieps Notizen VIII. 149. Auch Dſchibbel Nakus, ein Sandſteinberg am Sinai in Arabien, iſt ſehr berühmt durch die wunderbaren Naturtöne, die der Wind in ſeinem Sande hervorbringt, weßhalb man ihn auch den Glockenberg nennt. Vgl. Ritter, Erdkunde XIII. 198. XIV. 462. Am grellſten ſind die ſ. g. Geiſterſtimmen auf Ceylon. Wolf, der zwanzig Jahre lang auf der Inſel Ceylon lebte, ſagt in ſ. Beſchreibung derſelben, er habe im Gebirge wunderbare Detonationen gehört, ſchreckliche, durchdringende Stimmen wie von böſen Geiſtern, und das Geſchrei ſey ſo blitzſchnell durch die Luft gefahren, daß man es binnen einer Secunde eine Viertelmeile weiter habe hören können.

Durch das freiwillige Spiel des Windes in aufgeſpannten Saiten entſteht die Aeolsharfe oder Windharfe. Zwei in Dachform an einander gelehnte dünne Bretter von Tannenholz und darauf auswärts 8—10 Darmſaiten über zwei Stangen geſpannt, die Saiten alle auf einen Ton geſtimmt. Dieſes einfache Inſtrument aufrecht in den Zugwind geſtellt, gibt wunderbare, die Seele tief erſchütternde und ſchmelzende Töne. Schon eine Saite allein gibt verſchiedene Töne, je nachdem ſie der Wind theilweiſe oder ganz, ſtärker oder ſchwächer in Schwingung ſetzt. Daher in

Okens Isis 1834 S. 612 empfohlen wird, überhaupt nur eine Saite zu brauchen. Oft hält eine Saite denselben Grundton aus, während die andern in der Melodie auf und absteigen. Oft tremulirt eine Saite oder zittert wie die unda maris der Orgel, während die andern schwellen, steigen und fallen. Am schönsten und häufigsten ist der sanfte weiche Klageton, austönend im zarteſten pianissimo. Sodann eine gleichsam heilige Erhebung, ein allmähliges Anschwellen der Töne, ein klares glockenartiges Wiederholen deſſelben Tons, oder Wechseln zwiſchen zwei Tönen, oder ein ſchnelles Steigen in der Scala, ein eben ſo ſchnelles Sinken. Ein banges Beben, ein unſicheres Irren der Töne, verzweiflungsvoll und unendlich rührend. Endlich ein Zuſammenſchwirren aller Saiten in widrigem Mißton, ein plötzliches Abreißen, Stoßen, Pfeifen. Lichtenberg nennt die Töne der Aeolsharfe „mehr ein harmoniſches Gaukelſpiel ätheriſcher Weſen als ein Werk menſchlicher Kunſt“. Der engliſche Dichter Pope gab den Gedanken dieſer Windharfe einem Schotten Namens Oswald ein, der ihn zuerſt ausführte. Doch läßt ſchon der jüdiſche Talmud auf der Harfe Davids freiwillig Töne hervorgehen (in Traktat Berak). Im Jahr 1787 fand der Probſt Ventam zufällig an aufgeſpanntem Eiſendraht, daß er bei Veränderung des Wetters töne, und darauf errichtete Hauptmann Haas in Baſel eine ſ. g. Rieſen- oder Wetterharfe ein, von mehreren hundert Fuß langen Eiſendrähten, die über einen Garten genau im Meridian ausgeſpannt waren und bei jedem Wechſel des Wetters detonirten. Gilberts Annalen der Phyſik, Band 72 S. 316. Daſſelbe that Albert Gattoni zu Mailand mit 15 eiſernen Saiten, die er zwiſchen zwei Thürmen anſpannte. (Gathys muſik. Converſations-Lexikon.)

13.

Der Nebel.

Nebel entſteht, wenn die Luft wärmer iſt, als der Boden, daher über dem Waſſer, welches kühler iſt, als das Land, oder über dem Lande des Morgens, wenn der Boden noch kalt, die Luft durch die Sonne ſchon wieder warm iſt. Der Nebel iſt Waſſerdunſt und beſteht aus feinſten Waſſerbläschen, daher ſteigt er zu Regenwolken auf, oder ſchlägt ſich als Thau und Reif nieder. Niederer Morgennebel zeigt ſchön Wetter an, weil er als Thau niedergeſchlagen wird, hoher zeigt Regen an, weil er ſich zu

Wolken bildet. Die Bildung der zarten Wasserbläschen ist für die atmosphärischen Prozesse nicht minder wichtig, wie die Zellenbildung in der Pflanzenwelt. Es ist darin die Tendenz zur Diffusion mit der Tendenz zum individuellen Abschluß ausgeglichen. Man kann nicht umhin, zu vermuthen, daß sich hier im Kleinen und Kleinsten wiederholt, was im Großen geschehen ist in der unermeßlichen Ausstreuung der Sterne und in der individualisirenden Globulation jedes einzelnen. In jedem Nebelbläschen findet zunächst ein Uebergang aus dem Wasser- in den Luftzustand Statt oder umgekehrt. Der Nebel sucht sich überall wagrecht und gleich zu vertheilen, während der Dampf senkrecht aufsteigt. Daher heißt es schon im Timäus des Plato (deutsch von Windischmann S. 112): Nebel ist Uebergang der Luft ins Wasser, Dampf aber ist Uebergang des Wassers in Luft.

Sehr langandauernde und regelmäßige Nebel bedecken das Meer in den Gegenden, in welchen die kalte Meerströmung vom Eismeer her die wärmere Zone zu berühren, mithin die Oberfläche des Meeres in der wärmern Luft zu rauchen beginnt. Das ist nicht nur im Norden des atlantischen Meeres östlich von New-Foundland über den berühmten fischreichen Bänken, sondern auch auf der Südhälfte der Erde der Fall, wo das vom Südpol kommende kalte Wasser sich zu erwärmen beginnt. Vgl. Dumont d'Urville zweite Reise I. 234. Bei uns wiederholt sich dasselbe Phänomen im Kleinen bei dem Uebergange der Kälte in die Wärme und umgekehrt, theils im Frühjahr und Herbst, theils des Morgens und Abends und sonderlich über Gewässern und feuchten Wiesen. Allerdings trägt die Seichtigkeit des Meeres über den Bänken zur Kühlung bei, denn je seichter das Wasser ist, um so weniger kann es der Luftkälte Widerstand leisten (vgl. Ritter, Asien IV. 338), aber die Nebelbildung hängt nicht allein davon ab.

Die malerisch schönste Schichtung der Nebel an Bergen erblickt man an der Küste Malabar. Vollkommen wagrecht steigen sie bald auf, bald abwärts an den Bergen, wie eine Ebbe und Fluth, bis die Monsoons kommen und Regen bringen. Weise, Indien I. 72. Malerisch sind die Nebelkappen der hohen Spitzberge, gewöhnlich Wetterpropheten. So der berühmte Nebelhelm auf dem höchsten Berge Englands in der Grafschaft Cumberland. Ausland 1835 Nr. 311. Abgesehen von der Schichtung ist die Färbung des Nebels besonders schön, wenn er als blauer Dunst die Berge färbt, oder wenn er im Winter bei Reif und purpur-

rothem Sonnenaufgang milchblau gleichſam ovaliſirt. Nebellager mit prismatiſchen Farben fand Parry am Nordpol. Während des großen Erdbebens in Calabrien 1782 lag über ganz Europa ein blauer Nebel, den ſelbſt der Regen nicht dämpfte. Prout, Chemie 239. Am 18. Juli 1841 zeigte ſich in Stuttgart frühe ein ſtarker ſ. g. Höhenrauch, der alle Berge in der Nähe graublau färbte. Um 10 Uhr brach ein orkanähnlicher Sturm aus ohne Regen und ohne Gewitter. Am Abend gieng die Sonne hinter einer okergelben Abendröthe unter und warf einen fahlen braunen Schein auf die Wolken, ein höchſt fremdartiger und unheimlicher Anblick.

Unter dem Höhenrauch darf man nicht immer das nämliche verſtehen. Ohne Zweifel rührt er, wie Egen in einer eigenen Schrift 1835 nachgewieſen hat, von den großen Moorbränden her, die Ende Mai und Anfang Juni in Oſtfriesland am Nordſeeſtrande vorgenommen werden. Wenn er zu dieſer Zeit in der Richtung des Windes von da weit über ganz Europa getrieben wird, hat er auch entſchieden den Moorgeruch und iſt echter Rauch und ſonſt nichts. Zu andern Zeiten und in andern Gegenden aber ſcheint er Ausdünſtung aus großen Sumpfgebieten zu ſeyn z. B. einer an der Oſtſeeküſte in Livland. Eigenthümlich iſt die ſ. g. Calina, ein nur in Spanien vorkommender Nebel, der den ganzen Sommer über am Horizont lagert. Sie beginnt im Juni und endet im Oktober. Im Auguſt ſteigt ſie am höchſten, nimmt eine braunröthliche Färbung an und umſchleiert den ganzen Himmel. Aber ſie riecht nicht wie unſer Höhenrauch. Nach Gewittern ſenkt ſie ſich wieder bis nahe zum Horizont und läßt den Himmel klar. Ernſt Willkomm, zwei Jahre in Spanien, 3ter Theil. Rothe Nebel wie rothe Winde kommen im Süden öfter vor. Am 14. Oktober 1755 ſah man bei Lucarno am Morgen um 10 Uhr einen rothen Nebel, der alle Gegenſtände durch den Wiederſchein roth färbte. Um 4 Uhr fing es zu regnen an und auch der Regen war blutroth. In der Nacht folgte ein furchtbares Gewitter und langer Regen, der alles überſchwemmte. Göttingen, gel. Anz. 1756, am 12. Januar, 6tes Stück S. 44. Chladni, über Feuermeteore S. 371. Im Jahr 1743 wurde während eines Neumondes in tiefer Nacht ein phosphoreſcirender Nebel beobachtet, ſo hell, daß man dabei auf 600 Fuß weit alles erkennen konnte. Arago, annuaire 1832 p. 246. Humboldt, Kosmos I. 146. 442.

Räthſelhaft bleiben die dicken alles verfinſternden Nebel in Canada,

Arago ſagt darüber: „Trockene Nebel oder Wolken haben ſich in Gegenden gezeigt, wo es keinen Vulkan gibt. Canada insbeſondere iſt der Schauplatz ſolcher Phänomene. In dieſem Lande hat man Behufs ihrer Erklärung Waldbrände angenommen. Die Thatſachen ſchienen der Hypotheſe nicht immer genau paſſen zu wollen. So war z. B. zu Quebec am 16. Oct. 1785 der Himmel von ſo finſteren Wolken bedeckt, daß man um Mittag nicht mehr ſo viel ſah, um ſeinen Weg zu finden. Dieſe Wolken dehnten ſich über eine Fläche von 120 Stunden Länge und 80 Stunden Breite aus. Dem Anſchein nach waren ſie von Labrador, einem ſehr holzarmen Lande, hergekommen, und boten nirgends die Kennzeichen des Rauches dar. Am 2. Juli 1814 umhüllten Wolken, denen ähnlich, wovon ſo eben die Rede geweſen, auf offenem Meere die Schiffe, die ſich nach dem St. Lorenzfluſſe begaben. Die große Finſterniß dauerte vom Abend des 2. bis zum 3. Nachmittags. Für unſern Zweck iſt es gleichgültig, ob man dieſe außergewöhnlichen Wolken, die im Stande ſind, die Sonnenſtrahlen ganz und gar aufzuhalten, Wald- und Savannenbränden oder terreſtriſchen Ausflüſſen zuſchreibt: ihre Bildung, ihr Erſcheinen an einem gegebenen Orte wird nichts deſto weniger außer dem Bereich der menſchlichen Vorausſicht bleiben; die Temperatur-Störungen, die Meteore jeder Art, wovon dieſe Wolken eine Urſache ſeyn können, werden in den meteorologiſchen Kalendern nie im Voraus angegeben ſeyn. Die zufällige Luftverfinſterung dehnte ſich im Jahre 1783 über eine ſo ungeheure Fläche (von Lappland bis nach Afrika) aus, daß man ſie ſogar der Materie eines Kometenſchweifs zuſchrieb, der in unſere Atmoſphäre hereingerathen ſey."

14.

Die Wolken.

Die Wolken ſind nichts anderes als Nebel. Kommen wir auf hohen Bergen in die Region der Wolken, ſo befinden wir uns im Nebel. Senken ſich dieſe Wolken in die Thäler und Ebenen hinab, ſo umgeben ſie uns wieder nur mit Nebel. Jeder aufſteigende Nebel, wenn er ſich nicht in der Luft vertheilt, ſondern als beſondere Maſſe von der Luft unterſcheidet, bildet eine Wolke. Die Wolke, wie der gewöhnliche aus Waſſerdunſt gebildete Nebel, beſteht aus feinen leichten Waſſerbläschen. Die Luft muß ſchon viel Waſſer enthalten, wenn ſolche Bläschen (im Winter

Eisnadeln, feine Eiskryſtalle) entſtehen ſollen, noch mehr, wenn ſie ſich zu Tropfen, Hagel oder Schnee verdichten ſollen.

Je mehr die Wolke mit Waſſer geſchwängert iſt, deſto ſchwerer iſt ſie und ſinkt alſo tiefer herab, am tiefſten die Regen- und Gewitterwolke. Je weniger, um ſo leichter iſt ſie und kann ſich ſehr hoch erheben, am höchſten die ſ. g. Schäfchen- oder Flockenwolke. Man hat ſie noch hoch über den höchſten Bergen geſehen. Gay Luſſac ſah ſie, auf einem Luftballon 20,000 Fuß emporſteigend, immer noch hoch über ſich. Die Grenzlinie, über die es keine Wolken mehr geben kann, iſt noch nicht ermittelt, dürfte aber wohl nie zwei Meilen erreichen und jedenfalls bleibt auch dieſe Höhe, wie die der Berge, nur gering im Vergleich mit dem Durchmeſſer des ganzen Erdballs.

Die Breitenausdehnung der Wolken iſt am größten in der ſ. g. Regenzeit zwiſchen den Wendekreiſen. Auch in der gemäßigten Zone und im Norden dehnen ſich Nebel und Wolken oft über weite Strecken und viele Tage lang aus. Eine allgemeine Bedeckung des ganzen Erdballs mit Wolken war wohl nur in der Zeit der Erdrevolutionen, der neptuniſchen Bildungen, der Sündfluth möglich.

Der Engländer Howard theilte zum erſtenmal die Wolken ein in cirrus, Federwolke, cumulus, Haufenwolke und stratus, Schichtwolke. Je nachdem ſie in einander greifen, hat man noch cirrocumulus, cirrostratus und cumulostratus hinzugefügt, ſiebentens aber noch den nimbus oder die einfarbige gleichförmige graue Regenwolke mit faſerigem Rande unterſchieden. Kämpfs Meteorologie S. 144. Unter den Haufenwolken iſt wieder beſonders der ſchon von Plutarch, griechiſche Gebräuche 7, bezeichnete ploiadiſche Nebel zu unterſcheiden, die unbewegliche ſchneeweiße Wolke fern und hoch am Himmel ſtehend. Das iſt die Prachtwolke, die ſchönſte von allen. Vor und nach Gewittern, wenn ſie kommen oder gehen oder fern am Himmel ſtehen, zeigt ſich in dieſen Haufenwolken oft eine Tiefe, aus der es lebendig quillt wie eine Geburtſtätte der Wolken. Steht die Gewitterwolke gerade über uns, ſo zeigen ſich darin zuweilen tiefe Riſſe wie in Gebirgen. Sehr ſchön ſind dieſe Haufenwolken über den Alpen, indem ſie hier oft die Formen der Schneeberge nachzuahmen und zu verdoppeln ſcheinen. Die ſchönſte ſah ich einmal im Herbſt hoch am öſtlichen Himmel ſtehen, je mehr und mehr von der Abendſonne geröthet und abwechſelnd durchzuckt von Blitzen, die innerhalb der Wolkenmaſſe blieben. Aus cirrus bilden ſich die ſ. g. Schäfchen, die Flockenwolken am

Himmel, die oft eine merkwürdige Regelmäßigkeit zeigen. Solche Schäfchen bleiben zuweilen von einem Nordlicht zurück. Humboldt, Kosmos I. 201. Hieher gehören auch die ſ. g. Wind- oder Wetterbäume, die ſich von einem Punkt des Horizonts aus über den ganzen Himmel erſtrecken, ſchmal wie ein vom Wind zuſammengewehter Schneeſtreifen, oder breit wie ein langes Wolkenband, oder baumartig mit einem Wipfel. Schichtwolken ſind beſonders maleriſch, wenn ſie vor der Abendſonne oder an einem hohen Berge in Stockwerken über einander ſtehen.

Die Farbe der Wolken hängt ab von ihrer Dichtigkeit. Je ſchwerer ſie ſind, deſto mehr verſchlucken ſie das Licht, daher die tiefſten Wolken immer die trübſten und dunkelſten ſind. Die lichten laſſen das Licht theils durch, theils reflectiren ſie daſſelbe. Daher die hohen Haufenwolken und Schäfchen wie Schnee glänzen. Die prächtigen Haufenwolken im Auguſt veranlaßten die Alten zu dem Volksglauben, in dieſem Monat blühe der Schnee. Schwere und tiefe Wolken, die ganz trüb und dunkel ſind, reflectiren das Licht nur an Stellen, wo ſie dünner ſind, alſo an den Rändern, die eben deßhalb weiß ſind. Der weiße Reflex wird in der Morgen- und Abendröthe gelb oder roth. Die ſchönſte Lokalfarbe der Wolken iſt immer ſilberweiß und ſilbergrau bis zu dunkelgrau, mit leiſen braunen Schattirungen. Die häßlichſte Lokalfarbe iſt dagegen ſchiefergrau, die ſchmutzigblaue Schattirung und der gelbe Ton der Beleuchtung, das Bierne und Fahle. Die Beleuchtung oder Erhellung der Wolken erhält bei verborgener Sonne und zumal an Sturmtagen einen eigenthümlichen kühlen Silberton; dagegen beim Sonnenuntergang eines ſtillen Sommerabends den wärmſten Goldton. Die roſige Beleuchtung iſt am ſchönſten, wenn man dabei die Bewegung des Anzündens zu ſehen glaubt. Die Beleuchtung gewinnt ſehr durch den Contraſt des dunklen Hintergrundes. Schlaglicht durch Wolkenmaſſen. Dunkle Wolken über einer lichten Schneelandſchaft. Bei Gewittern, Erdbeben ꝛc. iſt eine unheimliche Beleuchtung mit einem Stich ins Braune oder Rothe ſehr ergreifend. Eben ſo die immer tiefere Verdunklung der Gewitterwolken, wovon man ſagt: je ſchwärzer die Wolken, deſto lauter der Donner. Unter dem tropiſchen Himmel kommen ſeltſame Beleuchtungen vor. So ſah Carerі im Jahr 1696 auf dem Meer bei den Marianiſchen Inſeln den Himmel violett und die Wolken grün. Allg. Hiſt. d. Reiſen XII. 327. Eine lebhaft grüne Wolke ſah Frezier in Braſilien. Paulini, kur. Cabinet S. 580. Ueber grüne Wolken vgl. G. Forſter, Bemerkungen 100. Auffallend ſtarke, ja für das äſthetiſche

Gefühl übertriebene Beleuchtung der Abendsonne nach einem Gewitter, große gelbe und kupferfarbene Massen. Irisirende Wolken, s. Kämptz Meteorologie S. 516.

Wolken überziehen den Himmel, indem sie vom Winde herbeigetrieben werden, oder entstehen unmittelbar über uns durch Ausdünstung der Erdoberfläche. Sie vermehren sich oder verschwinden, je nachdem die Luft sich immer mehr mit Wasserdunst schwängert oder umgekehrt. Die Ausdünstungsfähigkeit des Bodens und der Wechsel der Temperatur, das Eindringen kalter oder warmer Luftschichten üben dabei den größten Einfluß aus. Wie nach langer Windstille plötzlicher Sturm, so bilden sich nach langer Heiterkeit des Himmels und großer Hitze plötzlich Wolken in einer bestimmten Himmelsgegend und wachsen überraschend schnell, oft als Vorzeichen und Begleiter des Sturms. Vgl. Humboldts Reisen II. 275. Auf dem Meere zeigt sich ein einziges kleines weißes Wölkchen als sicheres Kennzeichen eines nahen Sturmes. Die Wolke wird immer größer und bald rast der Sturm im Meere. So das s. g. Ochsenauge am Cap. v. Sydow, Centralkarpathen S. 183 sah über dem Lomnitzer Spitz, dem höchsten Gipfel der Karpathen, bei hellem Wetter ein ganz kleines weißes Wölkchen unverrückt stehen, so daß es auch bei dem heftigsten Sturm, der gerade wehte, nicht von der Stelle rückte. Es wurde aber allmählig immer größer und zu einer anfangs sehr hohen und senkrechten Nebelkappe des Berges.

Die schöne Bewegung der Wolken gehört zu den größten Reizen und Vorzügen der Landschaft. Zuerst die sanfte Bewegung. Vom Rigi aus gesehene Rosenwölkchen, die am Morgen aus dem Vierwaldstädter- und Zugersee aufsteigen, in der Morgensonne sich färben, in den Seen sich spiegeln, sanft bis zu Gipfelhöhe des Berges schweben, dann aber plötzlich verfließen und verschwinden. Der leise, aber mächtige Zug weißgrauer Wolken, welche tiefherabhängend und in gleicher Ebene langsam über die Meeresfläche ziehen, eine ungeheure Flächenbewegung. Der stille Vorübergang silberner Wolken am Monde. Wolken ziehen langsam und zerstreut dahin, bis sie durch Winde gesammelt und rasch fortgetrieben werden; wie nach einem altindischen Bilde die sorglosen Pferde am Wagen des Indras plötzlich durch seinen Befehl geordnet und angetrieben werden. Roth, Veda 97. Was Schiller die gefangene Maria Stuart zu den Wolken sagen läßt, die frei dahinziehen, ist noch schöner gesagt in dem indischen Gedicht Kalidasas: „der zerbrochene Krug". Die vom Gatten

getrennte Gattin ſagt zu den Wolken: „ewig wandelnde, ihr kommt, während er ferne bleibt! Sagt ihm, er ſoll eilig kommen, ſagt ihm, daß ich hier einſam klage". — Noch ausführlicher in dem indiſchen Gedicht Meghaduta. „Wolke mit dem lichten Saum, klagt Foglar, du ziehſt dem ſchönen Lande nach, von deſſen Glanze du beleuchtet biſt, und kehrſt mir nur die dunkle Seite zu, der ich hier bleiben muß." Eigenthümlich iſt die Bewegung einer höhern Wolkenſchicht über der mittlern ruhenden, oder umgekehrt.

Die ſchönſte Wolkenbewegung iſt die kriegeriſche des Gewitterhimmels, zumal wenn die Wolken wie aus einer Quelle üppig vorquellen, wie ein ſtreitbares Heer ſich entfalten, oder wenn ſie in breiter Maſſe heranrücken, von dem indiſchen Dichter mit einem Elephantenheer verglichen. Tagelanger Kampf des Windes mit den Wolken auf Gebirgen. Sydow beobachtete einmal auf den Karpathen, wie ganz Galizien von Wolken bedeckt war, die unaufhörlich gegen die Karpathen andrangen, aber von dem aus dem ganz heiteren und ſonnenglänzenden Ungarn wehenden Südwind lange zurückgehalten wurden. v. Sydow, Centralkarpathen 187. In ähnlicher Weiſe ſah Carus von den Apenninen aus ganz Toskana und das Mittelmeer bedeckt mit Wolken, die Lombardei und das adriatiſche Meer aber frei und heiter. Carus, Mnemoſyne 181. Schön iſt die heftige Wolkenbewegung in den Alpen, wenn die Wolken grollend um die Felſen ziehen, von deren Härte ſie überall abgeſtoßen werden. Wyß, Reiſe 569. Reiſende im hohen Norden ſchildern den mächtigen Eindruck von heranziehenden Sturmwolken, die an den Eisbergen plötzlich ſpurlos verſchwinden, indem ſie daran anfrieren. Guſtav Schwab contraſtirt in einem ſchönen Gedicht die Leidenſchaft der nächtlichen Gewitterwolke, die ſich austobt, bis ſie ſich gleichſam beſchämt in Thränen auflöst, mit der ewigen Ruhe und Heiligkeit der Nacht. Zum Erhabenſten in der Natur gehört das durch einen Blitz bei Nacht plötzliche Sichtbarwerden des tief aufgeriſſenen Gewölks.

15.

Thau und Regen.

Thau iſt ein Niederſchlag aus feuchter Luft, oder ein Ausſchwitzen feuchter Körper in trockener Luft in Tropfen, die ſich anſetzen. Die Feuchtigkeit ſchlägt ſich auf dieſe Weiſe nieder, wenn der Boden kälter iſt als

die Luft, und wenn Windſtille herrſcht. Daher vorzugsweiſe in ſtillen und heitern Nächten. Iſt der Boden ſo kalt, daß der Thau daran gefriert, ſo entſteht Reif, dieſer iſt nichts andres als gefrorner Thau. Thau aber ſowohl wie Reif bilden ſich auch in trockener Bergluft allein aus der feuchten Ausſchwitzung von Pflanzen, während die Erde umher nichts davon zeigt.

Der Regen iſt ein ganz ähnlicher Niederſchlag, nur daß er ſich ſchon in der Luft ſelbſt in Tropfen bildet. Auch er entſteht in einer reich mit Waſſerdunſt geſchwängerten Luft (oder in den aus feinen Waſſerbläschen gebildeten Wolken) durch Erkältung. Der erkältete Waſſerdunſt zieht ſich in Tropfen zuſammen, welche ſchwerer als die umgebende Luft ſofort in die Tiefe fallen. Wenn ſie in eine trockene Luftſchichte fallen, ſo verdunſten ſie darin wieder und gelangen gar nicht zur Erde. Wenn ſie aber durch feuchte Luftſchichten fallen, ſo ſetzt ſich immer mehr Waſſer an ſie an. In der heißen Zone dampfen die Urwälder, und erfüllen die ſchwüle Luft mit einem Waſſerdunſt, der hier in einer fünfmal reichlichern Regenmaſſe niederfällt, als bei uns, nicht nur in weit größeren und ſehr warmen Tropfen, ſondern auch in förmlichen Waſſerfäden. Wenn es aus einer höhern Wolke in eine tiefere regnet und dieſe nun auch zu regnen beginnt und auch die übrige mit Waſſerdunſt geſchwängerte Luft zwiſchen der Regenwolke und der Erde ihr Waſſer abgibt, entſteht der ſ. g. Wolkenbruch, immer veranlaßt durch das Fallen der kalten Tropfen aus den höchſten Luftſchichten in die tieferen, wärmeren und ganz mit Feuchtigkeit erfüllten Schichten, die nun mit erkalten und alles Waſſer niederſchlagen.

In dieſen ſehr gewöhnlichen Vorgängen bleibt doch immer noch vieles wunderbar. Woher die Tropfenbildung, dieſe weiſe und gnädige Vertheilung des Waſſers, daß es nicht nur unſchädlich den Leuten auf die Köpfe fällt, ſondern ſich auch in großer Regelmäßigkeit auf die Pflanzen und auf den fruchtbaren Boden vertheilen kann? „Wer iſt der Vater des Regens, wer hat die Tropfen des Thaues gezeugt?“ frägt der Herr ſchon in Hiob 38, 28 und was die Meteorologie darauf antwortet, genügt nicht. Die ganze Veranſtaltung des Regens iſt Mittel zum Zwecke der Erdfruchtbarkeit und eine väterliche Güte Gottes für ſeine Kinder auf Erden. Eine Nothwendigkeit an ſich iſt er nicht. Auf den Mond z. B. fällt kein Regen, zum Beweis, daß dort keine Geſchöpfe ſind, die ſeiner bedürften. Dieſelbe Zweckmäßigkeit, nach welcher der Zahn des Löwen zum Zermalmen von Knochen und der des Ochſen nur zum Zerreiben weicher Pflanzenſtoffe gebaut iſt, nach welchen den Thieren im Winter

wärmere Pelze wachſen als im Sommer, der in Sumpf watende Storch lange Beine, der in den Rinden und Höhlungen der Bäume grabende Specht eine lange Zunge hat, dieſelbe Zweckmäßigkeit herrſcht auch in der anorganiſchen Welt in allen aſtronomiſchen, phyſiſchen, geologiſchen und meteorologiſchen Erſcheinungen. Jede hat ihren beſtimmten Zweck im Dienſt der Kinder Gottes, denen Gott die Erde mit allem, was darum und darauf iſt, zur Wohnſtätte gab.

An den Polen, wo alles Waſſer gefriert, gibt es keinen Regen, nur Schnee und Eisnebel. Am Aequator dagegen gibt es keinen Winter und tritt hier an deſſen Stelle die ſ. Regenzeit. Nach Schouw (Naturſchilderungen, Kiel 1840) müſſen wir fünf Zonen unterſcheiden: 1) die Zone des Sommerregens vom Aequator bis 15 Grad nördlicher Breite, 2) die faſt immer regenloſe Zone der afrikaniſchen Sandwüſte, vom 15. bis 30. Grad, 3) die Zone des Winterregens in Nordafrika und Südeuropa, vom 30. bis 35. Grad, 4) die Zone der wechſelnden Regen- und Schneewetter im gemäßigten Norden, 5) die regenloſe Eiszone. Dieſe Unterſcheidung bezieht ſich zu einſeitig auf Afrika und Europa. Viel gründlicher hat Maury in ſeiner phyſiſchen Geographie des Meeres die Sache unterſucht, indem er den Regen auf den Wind zurückführt, der dem Lande und ſonderlich dem Meere in der heißen Zone und Jahreszeit den Waſſerdunſt entführt. Man vergleiche deßhalb, was wir oben über die Winde mitgetheilt haben. Der vom Nordpol kommende, in den Nordoſtpaſſat ſich umſetzende Wind führt nur wenig Regen mit ſich, weil er aus der Eiszone kommt, und über Land weht. Der vom Aequator kommende Wind aber, der als Südweſtwind über dem Nordoſtwind und demſelben entgegenweht, iſt in den tropiſchen Gegenden und im Meer viel mit Waſſerdunſt geſchwängert, bringt daher vielen Regen. Am Aequator ſelbſt bewirkt das Einſtrömen der Paſſatwinde vom Süd- wie vom Nordpol her in der heißen Luftſchichte, die reich mit aus dem Meer oder aus den Nordländern abgedünſtetem Waſſer erfüllt iſt, eine Abkühlung und mithin einen außerordentlich ſtarken Regenniederſchlag in der ſ. g. Regenzeit, die hier die Stelle des Winters vertritt. Die Regenzeit iſt aber nicht für alle unter dem Aequator und in deſſen Nähe liegenden Länder die gleiche, weil der um die ganze Erde laufende Wolken- und Regenring nicht die Linie des Aequators einhält, ſondern ſich unter dem Einfluß der Sonne während unſres Sommers dem nördlichen Sonnenſtande, und während unſres Winters dem ſüdlichen Sonnenſtande nachzieht, ſich alſo

im Laufe des Jahres langsam nordwärts und wieder südwärts vor- und zurückschiebt.

In unsrer gemäßigten Zone zeigen sich die meisten Wechsel und Unregelmäßigkeiten, wie in den Winden, so in den nassen Niederschlägen. Unter dem Aequator, wie an den Polen sind die Uebergänge constanter. Deßhalb ist auch nur bei uns eine so große Sorge um das Wetter, ein ewiges Fragen darnach und Prophezeihungen desselben. Im Allgemeinen aber ist nicht jedes Jahr dem andern gleich, in dem einen wird im Durchschnitt mehr Wasser niedergeschlagen, oder ist es im Durchschnitt kälter oder wärmer als im andern. Das scheint von einer kosmischen Ursache herzurühren, von Wechseln, die vielleicht alle Planeten zugleich treffen. Mädler hat in einem sehr kalten Winter gefunden, daß auch der weiße Polarkreis des Planeten Mars ungewöhnlich tief heruntergieng, so daß auch auf ihm ein härterer Winter geherrscht zu haben scheint. So könnten auch Nässe und Trockenheit in gleichen Jahren auf allen Planeten sich gleichen, oder die obern und untern Planeten könnten sich deßfalls in einem gewissen Gegensatz das Gleichgewicht halten müssen, oder alles kann von der Sonne ausgehen. Man hat bereits versucht, eine Periodicität in den kalten und warmen, nassen und trocknen Jahrgängen nachzuweisen. Uebrigens ist das Wetter im Ganzen, seit es eine menschliche Erinnerung gibt, im Durchschnitt nicht besser und nicht schlechter geworden.

Wie das Wasser überhaupt das neutralste Element ist, so hat auch der Regen eine temperirende Eigenschaft. Regen stillt den Wind, Regen schwächt die electrischen Explosionen; so wie es recht stark zu regnen anfängt, verlieren die Blitze ihre Schrecklichkeit. Auch auf das Gemüth wirkt der Regen besänftigend oder deprimirend. Eine stille Trauer schleicht in unser Herz bei langem Regen. Er ist ein Weinen der Natur, wie die Dichter so oft gesagt haben.

Regen in der Sonne ist zwar schön, indem tausend Tropfen wie Diamanten blitzen, macht aber doch einen widrigen Eindruck. Das Volk sagt, der Teufel schlägt seine Großmutter, daß sie Oel schwitzt. Häufig sind die Sonnenblicke, die solchen Glanzregen erzeugen, von stechender Hitze und bald folgt ihnen wieder tief umwölkter Himmel und kalter Regen. Wenn Regen in Wasser fällt und hier funkelnd wieder aufspringt oder leichte Blasen wirft, pflegt es nachher noch länger zu regnen. Auch Regen bei heiterm Himmel kommt vor. Cap. Roß beobachtete auf dem stillen Weltmeer des Nachts einen länger als eine Stunde dauernden

Regen bei ganz klarem Sternenhimmel. Roß, Reiſe ins Südpolarmeer S. 18. Auch Humboldt ſah es in Cumana bei heiterm Himmel regnen. Es geſchieht zuweilen auch bei uns.

Der Regen iſt reinſtes Waſſer, nimmt aber doch in ſeltnen Fällen eine Färbung an z. B. von vulcaniſchem Staub. So kam ein ſ. g. Blutregen aus einem rothen Nebel kurz vor dem Erdbeben von Liſſabon. Vgl. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche II. 272. Oder von Blüthenſtaub. Aus großen Wäldern fliegt der überaus leichte Blüthenſtaub in ſolchen Maſſen mit dem Winde fort, daß er wie Flüſſe und Seen, ſo auch den Regen färbt. Oder von mikroscopiſchen Infuſorien und Schwämmchen, der zuweilen den Regen färbt, wie den ſ. g. rothen Schnee. In frühern Zeiten iſt das Volk oft durch farbigen Regen erſchreckt worden, weil es die natürliche Urſache deſſelben nicht begriff. Da galt jeder röthliche als Blutregen, jeder gelbliche als Schwefelregen ꝛc.

Helleuchtende (phosphorescirende) Regen ſah Schomburgk in Guiana (ſ. deſſen Reiſe S. 126). Der ganze Boden war davon mit Lichtmaterie bedeckt. Das ſcheint mit der ſtarken Entwicklung der Phosphorescenz unter den Tropen überhaupt zuſammenzuhängen.

16.

Gewitter.

Das Gewitter iſt ein Regen, den ein großer Prozeß der Erdelectricität begleitet. Die electriſche Kraft in der Erde reagirt gegen ſtarke oder lange anhaltende Sonnenhitze, weßhalb in der heißeſten Zone die heftigſten und bei uns überhaupt nur im Sommer, in den Polarzonen aber gar keine Gewitter vorkommen. Sie reagirt immer in Verbindung mit der wäſſerigen Ausdünſtung und mit der Kälte, die durch den Niederſchlag des atmoſphäriſchen Waſſers im Regen hervorgerufen wird. Das, wodurch ein Gewitter ſich von gewöhnlichen Regengüſſen unterſcheidet, iſt immer nur die aus der Erdoberfläche ausſtrömende Electricität. Man ſieht dieſes Ausſtrömen in den electriſchen Strahlenbüſcheln (dem ſ. g. St. Elmsfeuer) das ſich auf allen Erhöhungen der Erdoberfläche zeigt, wenn die Luft ungewöhnlich ſtark electriſirt iſt. Man erkennt es auch aus andern Erſcheinungen. Arago ſagt in ſeiner berühmten Abhandlung vom Blitz in ſeinem annuaire: „Die Zeitſchrift von Brugnatelli lehrt uns,

daß die Gewässer des See's Massaciuccoli, im Gebiete von Lucca, am 19. Juli 1824 in Folge eines Gewitters weiß wurden, als ob man eine große Menge Saise darin aufgelöst hätte. Dieser Zustand dauerte den 20. noch fort. Am andern Morgen wurden viele Fische, große und kleine, todt am Ufer gefunden. Ist das nicht eine doppelte Anzeige von einer unterirdischen Ausströmung, die sich während des Gewitters am 19. einen Weg durch den schlammigen Grund des See's bahnte?"

Die Ladung der Erdoberfläche einer- und der Gewitterwolke andrerseits, oder aber zweier über einander stehender Wolken mit entgegengesetzter Electricität hängt immer von einer vorangegangenen oder gleichzeitigen Ausströmung dieser Kraft aus der Erdoberfläche selber ab. Käme sie nicht von unten, so könnten die Wolken sich nicht damit füllen. Der Prozeß endet aber eben so gewiß immer mit Abkühlung der Luft, mit Dämpfung des vorher von oben her wirksamen Hitzeextrems. Würde, wie Howard glaubt, die Electricität erst durch die Vereinigung des Wasserdunstes zu massiven Regentropfen entbunden, so bleibt das Ergebniß dasselbe, denn die positive Electricität stieg mit dem Wasserdunst von unten auf und wird im Regen niedergeschlagen. Vgl. Froriep, Tagsberichte 1850 Nr. 157. Der ganze Prozeß ist also eine Reaction der Erdoberfläche gegen die Sonnenhitze mittelst der aufsteigenden Electricität.

Die alten Deutschen, die in ihrem heidnischen Donnergotte einen Beschützer der Saaten verehrten, ahnten etwas von der wahren Bedeutung des Gewitters und faßten es geistreicher auf, als die meisten Meteorologen der Gegenwart, welche dieses erhabene Phänomen immer und immer wieder nur auf ein sinnloses Experiment der Electrisirmaschine zurückführen möchten. Die h. Schrift befiehlt uns, das Gewitter mit Schauer und Ehrfurcht, ja als Zeichen des über der Erde und all ihrem Treiben wachsamen und in seiner Gerechtigkeit schrecklichen Gottes anzusehen. Und trotz aller Arroganz vermeintlich allwissender Schulmeisterei, die im Gewitter nur ein ganz gemeines Spiel von bekannten Naturkräften sieht, wird auf jeden natürlichen Menschen das Gewitter fort und fort den erhabenen Eindruck machen, wie auf den Sänger der Psalmen. Aus Stoff und Kraft ist freilich alles gemacht, was da ist; aber Stoff und Kraft sind nur Mittel in der Hand des Allmächtigen, um wundervolle Werke zu vollenden, und diese lassen sich in ihrem hohen Werthe nicht mehr durch Stoff und Kraft erklären, so wenig ein Meisterbild aus Marmor durch die chemische Analyse und geognostische Bestimmung des

Marmors. Das Auge des Menſchen beſteht aus verſchiedenen bekannten Stoffen und wirken in ihm bekannte Muskel- und Nervenkräfte und doch bleibt es ewig ein Wunder. So auch der Blitz, ein gleichſam dämoniſcher Blick der anorganiſchen Natur, wahrſcheinlich das höchſte, lebenähnlichſte, zu dem es die lebloſe Natur bringen kann, im Großen dem ähnlich, was uns im Kleinen der organiſche Blitz in der Blume, die höchſte ſchon thieriſche Lebensregung in der ſonſt bewegungsloſen Pflanze zeigt. Der Schöpfer hat mehr Geiſt und Bedeutung in den Blitz gelegt, als die Wiſſenſchaft noch daraus zu entnehmen verſtanden hat. Das gemeine Volksgefühl hat dieß immer wie großartiger, ſo auch richtiger aufgefaßt. Der Blitz, als die vollendetſte Lebensäußerung der anorganiſchen Natur, iſt zugleich Vorbild ihres künftigen Untergangs, des apokalyptiſchen Gewitters am Weltende, jedes Gewitter eine Mahnung an dieſes Ende. Die göttliche Allmacht, die unſere Saaten ſchützt gegen die verſengende Sonnenhitze, und die einſt die alte Erde zerſtören wird, um eine neue für die allein Heiligen erſtehen zu laſſen, ſie hat kein würdigeres Zeichen in der Sinnenwelt, als Blitz und Donner. So gibt es auch in der Landſchaft kein erhabeneres Schauſpiel als das Gewitter und je weſentlicher die Landſchaft für die ganze irdiſche Schöpfung iſt, um ſo mehr Werth müſſen wir auf die Erhöhung ihrer maleriſchen Schönheit im Gewitter legen.

Am ſchrecklichſten und ſchönſten zugleich ſollen die mit einem Orkan verbundenen Gewitter in den Tropenländern ſeyn. Das Gewitter rückt wie die ſchwarze Nacht am Himmel auf und contraſtirt mit der Helle der noch beleuchteten Gegend aufs wunderbarſte. Nichts iſt ſo ſchaurig, als ſo ein Anblick vor dem Ausbruch des Gewitters, das dann aber, wenn es ausbricht, durch die Gewalt und Schnelligkeit der Schläge, den jedes Auge blendenden Glanz der Blitze und die Furchtbarkeit des Donners alles übertrifft, was wir in Europa davon wiſſen. Solche Gewitter ſchildert Azara in ſeinen Reiſen in Südamerika I. 53 (am 21. Jan. 1793 ſchlug der Blitz 37mal in die Stadt Buenos Ayres und tödtete 19 Menſchen). Der Schwede Goſſelmann beſchreibt in ſeiner Reiſe nach Columbien I. 145 ein ſüdamerikaniſches Gewitter alſo: „In langer Zeit war kein Regentropfen gefallen, die brennende Hitze zu mildern, oder die viele feine Erde und den Staub niederzudrücken, der in dicken Wolken bei der geringſten Bewegung von den trocknen Gaſſen in die Höhe ſtieg, aus welchen ihn nicht das kleinſte Lüftchen vertreiben konnte. Keine einzige

Wolke erblickte man auf dem bleichgelben gleichsam glühenden Himmel. Eine schauerliche Stille herrschte über Himmel und Erde, und die stille Natur schien erstorben zu seyn. Die Sonne allein, die Ursache dieser Ohnmacht, bewegte sich, und regierte despotisch über die erschöpfte Natur: mit der vollen Riesenkraft ihrer senkrechten Stärke wirkte sie unermüdet, als wenn sie die Erde und Atmosphäre gänzlich zerschmelzen wollte. — Das erste Nahen des Ungewitters war ein ihm vorangehender Sturm, der mit entsetzlicher Heiserkeit heulte, und die stille Gegend in eine schreckenvolle Thätigkeit versetzte. Die hohen starkbelaubten Gelbasbäume wiegten ängstlich ihre strotzenden Zweige, von denen eine Menge gelber Blätter herabhagelte; die dünnen kahlen Stämme der Cocospalmen krümmten sich mit Beben, und schwangen erschrocken ihre langen weichen Aeste in die Luft, die, alle in einer Richtung deutlich zeigten, woher der Wind kam. Der feine Sand und Staub auf den Gassen verlor nun die geringe Schwere, die er vorher gehabt hatte, und wie auf einmal davon befreit, flog er in die Höhe, und umgab alles mit einem finstern Chaos. Eine Menge desselben fuhr mit dem Sturme in die Häuser durch Fenster und Thüren, die sich in demselben Augenblicke öffneten, oder mit einem schauerlichen Getöse zugeworfen wurden. Endlich fielen einige dicke Regentropfen, die, wenn gleich sehr groß, keine Spur in der trockenen Erde zurückließen, sondern in derselben verschwanden, wie ein in die tiefe See geworfener Stein. Bald aber nahmen sie an Menge und Stärke zu, so daß sie in nicht langer Zeit Sturm, Staub und Dürre überwältigten, und nun strömte die schwere Wassermasse wie ein Wasserfall über die Stadt. Man fühlte ihren Druck auf die Luft, und fürchtete beinahe, daß die schützenden Dächer ihr nicht würden widerstehen können. Indessen wurde ihr ununterbrochener Lärm von den häufigen Donnerschlägen begleitet, und das ganze Schauspiel von den beständigen Blitzen erleuchtet, von denen man nicht sagen konnte, daß sie dicht aufeinander folgten, weil es selten eine Pause zwischen ihnen gab, da die ganze Atmosphäre von einem entzündeten electrischen Fluidum erfüllt war. Man unterscheidet auch deutlich zwei, wenn nicht mehrere verschiedene Gewitter übereinander, von denen das obere sich unaufhörlich in die Wolken selbst entladet, und das untere dagegen weniger oft gehört wird, aber in geringerer Entfernung. Dieß macht, daß man hier beinahe immer bei starkem Gewitter eine beständige Musik hat, bestehend aus dem fortdauernden Getöse des oberen Donners, das sehr oft von dem entsetzlichen Geknalle des untern

überſtimmt wird.“ Nie ſollen die zahlloſen wilden Thiere, Affen, Vögel ꝛc. in den amerikaniſchen Urwäldern in lauteren und ſchrecklicheren Lärm ausbrechen, als wenn ſie durch ein Gewitter aus der Ruhe geſtört werden und plötzlich ein ſonnenheller Blitz die tiefe Nacht des Waldes in Tag verwandelt. Humboldt, Anſichten der Natur I. 335. Wenn heftige Gewitter an der ungeheuern Wand der Cordilleren wüthen, ſo finden die Blitze an den Felſen Widerſtand und ſtürzen mit ſolcher Intenſität der Gluth und in ſo dicker electriſcher Strömung den Berg hinab, daß ſie blutrothen Waſſerfällen gleichen. v. Tſchudi, Peru II. 72.

Hier noch die Schilderung eines Gewitters in Nubien nach Rußegger, Reiſe II. 249: „Die Färbung der Wolken wurde immer intenſiver, es war ein dunkles aber doch brennend lebhaftes Braunroth, das in dunkles Schwarz und Grau überging, mitten inne mit weißlichgrauen Rauchwolken. Dieſe Wolkenmaſſe nahm endlich über 100° des Horizontes ein und ſtieg zu 60 und 70° gegen den Zenith auf. Ein donnerndes Brauſen ließ ſich hören, einzelne Wolken, wie Pulverdampf drangen über den Fluß, es war ein Anblick, als wenn ein London in Flammen ſtünde, und aus der Flammenmaſſe beſtändig mit Kanonen gefeuert würde. Menſcherah mit ſeinen Palmen und Mimoſen und dem Rieſenſtrome im Vordergrunde gab ein unbeſchreibbares Bild. Nie erinnere ich mich ein grelleres Grün geſehen zu haben, als das jener Bäume war, auf feuerroth und ſchwarzem Hintergrunde. — Plötzlich wurde es dunkel, ſo daß man für Augenblicke kaum hätte leſen können, ein ſonderbares, unheimliches, gelblichrothes Dämmerlicht umgab uns und beleuchtete zauberhaft die ganze Gegend. Der Sturm war da. Donner und Blitz ſuchten ſich einzuholen, Bäume krachten und brachen neben uns, der Fluß warf wilde Wellen, wie ein großer vom Sturm gepeitſchter See, die Luft war mit Staub und Sand zum Erſticken voll, das Thermometer zeigte ungefähr 30° R. Wir mußten uns im Momente des ſtärkſten Sturmdranges, um uns zu halten, auf den Boden ſetzen und uns tief in unſere Mäntel hüllen; denn es war kaum zu athmen, die Bruſt ängſtlich beklemmt und der Kopf ſo eingenommen, daß wir faſt unſerer Geſundheit wegen beſorgt wurden. Ein tüchtiger Regenguß beendete das unendlich großartige Phänomen.“

Das fahle Gold mancher Morgen- und Abendröthen erſcheint in höchſter Intenſität nach einem Gewitter bei Sonnenuntergang. Dann vergolden ſich alle Wolken am Himmel in den breiten Flächen mehr als an den Rändern. Das Gold erſcheint aber fahl und contraſtirt mit dem Schiefer-

grau oder bleiernen Blau der Wolken, ein wenn auch prächtiger, doch immer unheimlicher Anblick. In den Tropenländern verstärkt sich, wie das Schreckliche des Gewitters, so auch der Eindruck dieses unheimlichen Goldtons. Darwin, Reise II. 35 beschreibt einen Abend an der Westküste von Südamerika nach einem heftigen Orkan. „Weiße massenhafte Wolken waren an dem dunkelblauen Himmel angehäuft, und darüber hin zogen zerrissene Dunstschichten. Die übereinander aufsteigenden Gebirgsketten erschienen gleich dunkeln Schatten, und die untergehende Sonne warf auf das waldige Land einen gelben Schein, wie eine Weingeistflamme auf eines Menschen Angesicht. Das Wasser war weiß von dem fliegenden Schaum; der Wind legte sich auf Augenblicke und heulte dann wieder dumpf durch das Tauwerk. Es war eine bedeutsame, erhabene Scene. Ein schöner Regenbogen erschien auf einige Minuten, und die Wirkung der zerstäubten Wogen, die längs der Oberfläche des Wassers hingetrieben wurden, veränderte den gewöhnlichen Halbkreis in einen Ring. Ein Band prismatischer Farben setzte sich von den Endpunkten des gewöhnlichen Bogens quer durch die Bucht und dicht an den Seiten des Schiffes vorbei, und bildete so einen zwar verzogenen aber beinahe vollständigen Kreis."

Ein Orkan auf Barbados war von merkwürdigen Lichtphänomenen begleitet: „Nach Mitternacht wurde das ununterbrochene Flammen der Blitze schrecklich und großartig und der Sturm brauste wüthend von N. und NO. her. Aber um 1 Uhr Morgens am 11. stieg die rasende Wuth des Windes auf das Höchste, der Orkan wandte sich plötzlich von NO. nach NW. und den dazwischen liegenden Strichen des Compas. Die oberen Regionen der Atmosphäre waren während dessen von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet; aber diese lebhaften Blitze wurden an Glanz von den Strahlen electrischen Feuers, welche nach allen Richtungen hin explodirten, übertroffen. Etwas nach 2 Uhr ward das Heulen des Orkans, der von NNW. und NW. hereinbrach so, daß keine Sprache es zu beschreiben vermag. Einige Augenblicke hörten auch die Blitze auf, und die Dunkelheit, welche nun die Stadt einhüllte, war unbeschreiblich schrecklich. Feurige Meteore fielen vom Himmel, eins besonders von Kugelform und tief rother Farbe, senkrecht aus einer bedeutenden Höhe. Diese Feuerkugel fiel ganz entschieden durch die eigene Schwere, nicht getrieben durch eine äußere Kraft. Als sie mit beschleunigter Geschwindigkeit sich der Erde näherte, wurde sie blendend weiß und von länglicher Gestalt. Als

ſie in Backwirth-ſquare den Boden berührte, ſpritzte ſie ringsumher wie ſchmelzendes Metall und verlöſchte augenblicklich. Ihre Geſtalt und Größe war die einer Lampenglocke und das Herumſpritzen bei dem Aufſtoßen gab ihr das Anſehen einer Queckſilberkugel von gleicher Größe. Einige Minuten nach dieſer Erſcheinung ſank das dumpfe Geräuſch des Windes zu einem majeſtätiſchen Gemurmel herab, und die Blitze, welche ſeit Mitternacht im Zickzack geleuchtet hatten, erſchienen nun eine halbe Stunde lang mit neuer und erſtaunlicher Thätigkeit zwiſchen den Wolken und der Erde. Die große Dunſtmaſſe ſchien die Häuſer zu berühren und ſendete Flammen niederwärts, die ſchnell wieder aufwärts von der Erde zurückſchlugen. Augenblicklich nachher brach der Orkan von W. wieder herein mit unbeſchreiblicher Gewalt, tauſend Trümmer als Wurfgeſchoße vor ſich hertreibend. Die feſteſten Gebäude erbebten in ihren Grundmauern, ja die Erde ſelbſt zitterte, als der Zerſtörer über ſie hinwegſchritt."

Im Jahr 1670 wüthete über der Stadt Anklam ein Gewitter, das plötzlich mit einem einzigen furchtbaren Knall endete, worauf vollkommene Windſtille und Heiterkeit des Himmels eintrat. Hiſtoriſches Roſengebüſch 1710. S. 87.

17.

Blitz und Donner.

Der Blitz iſt ein großer electriſcher Funken, in den die Electricität ausſtrömt, wie aus der Electriſirmaſchine. Je ſtärker und voller die Wolke mit Electricität geladen iſt und ſich fortwährend ladet, deſto ſtärker und häufiger werden die Entladungen und Blitze ſeyn.

Der Blitz iſt bei poſitiver Electricität mehr gelb und roth, bei negativer mehr blau. Seine Form hängt ab von den Hemmungen, die er erfährt. Zuweilen ſcheint ſich gar kein beſtimmter Funken als centraliſirtes electriſches Feuer zu bilden, ſondern die Atmoſphäre wird nur oberflächlich und matt erleuchtet (Wetterleuchten). Zuweilen formt die electriſche Materie eine große Feuerkugel, die nicht plötzlich wieder verſchwindet, ſondern mehrere Secunden lang geſehen wird, auch bisweilen wie feſtgebannt daſteht, ehe ſie zerplatzt. In den meiſten Fällen aber fährt ein ſtark concentrirtes Feuer im electriſchen Funken raſch durch die Wolken und bildet in dieſem ſchnellen Daherfahren zickzackartige Figuren. Zuweilen durchkreuzt der Blitz von dieſer dritten Art ein Wetterleuchten der erſten

Art und dann fällt die entgegengesetzte Electricität auf, die rothe Linie schlägt durch den bläulichen Hintergrund. Die Zickzacks, Schlangenformen ꝛc. des Blitzes erklären sich aus den Hemmungen, die der Funken auf seinem Wege findet. Er rollt die Luft vor sich auf und stößt sie vor sich her, so daß sich hinter ihm ein luftleerer Raum bildet. Wenn die Luft von beiden Seiten wieder in diesen leeren Raum eintritt und zusammenschlägt, entsteht der Donner. Wenn aber die Luft, die den Funken vor sich herdrängt, sich bis zu einem Maximum verdichtet, leistet sie dem Funken Widerstand und derselbe muß abprallen, daher der Zickzack. Trifft das Maximum der Luftverdichtung mit einem entzündbaren Stoffe zusammen, so zündet der Blitz; sonst gibt er nur einen kalten Schlag. Auch die Theilung der Blitze, indem zuweilen einer bald gabelförmig, bald wie ein Dreizack erscheint, und die regelmäßige Folge von Blitzen in gewissen Zeiträumen und Entfernungen erklärt sich aus dem localen Verhältniß der Wolken zu einander und zur Landschaft. Kämptz beobachtete auf dem Faulhorn in der Schweiz eine regelmäßige Folge von fünf Blitzschlägen in der Richtung von Lion gegen Verona, wie von einer electrischen Batterie. Aus dem Feuer des Aetna schlugen im Jahre 1763 vorzugsweise dreizackige Blitze, in seltsamer Uebereinstimmung mit der dreieckigen Form des Landes. Vergl. darüber und über vieles Folgende die interessante Abhandlung von Arago über den Blitz im 4ten Bande des annuaire. Ueber den dreifachen Blitz vgl. Virgil. Aen. VIII. 427.

Der Donner folgt dem Blitz und ist der Schall, den dieser in den von ihm durchrissenen Luftschichten bewirkt. Das Rollen, Ab- und Zunehmen des Donners erklärt sich theils aus dem Zickzack des Blitzes, theils aus dem Echo in den näheren und entfernteren Wolken. Wenn man z. B. Kanonen unter Wolken abfeuert, so hört man in gewisser Entfernung den Donner der Kanonen auch rollen, was bei heiterer Luft nicht der Fall ist. Endlich scheint in der Wolke eine Undulation des Schalles durch den Blitz erregt zu werden, die noch kurze Zeit fortdauert und sich mit der Undulation anderer Wolken von späteren Tönen noch vermischt.

So viel von den allgemeinsten Erscheinungen bei Blitz und Donner. Im Besondern ist vom Blitz noch sehr viel zu bemerken. Um die Schnelligkeit des Blitzes zu messen, hat man ein Rad mit hundert Speichen erfunden, das zehnmal in der Secunde umspringt. Je nachdem nun der Blitz kürzere oder längere Zeit dauert, ist die Beleuchtung des umschwin-

genden Rades eine andere (Arago Jahrb. IV. 183). Manche Blitze dauern nur $^1/_{3000}$ Secunde, andere mehrere Secunden lang. Man hat auch eine Röhre mit einem Prisma erfunden, durch welche man den Blitz beobachtet und erprobt, was wirkliches Licht an ihm iſt oder ein Wiederſchein. Daran kann man auch das ſ. g. Wetterleuchten ohne Donner erproben, ob es ein wahres, nur ſehr fernes Gewitter, oder blos Wiederſchein iſt. Arago IV. 294. Der kürzeſte Blitz iſt immer ein bloßes Wetterleuchten, je ſubſtantieller, deſto länger dauert er. Die längſten geben ſich als wahre Feuerkugeln zu erkennen.

Wir achten meiſt nur auf die Blitze, wenn ſie von der nächſten Wolke zu uns herabſchlagen, aber viele ſchlagen auch oben hinauf und viele kommen von unten aus der Erde oder dem Waſſer. Arago hat viele Beiſpiele geſammelt. Scipio Maffei ſah, wie ſich im Schloſſe Fortinuova in den Apenninen, worin er gefangen ſaß, eine Feuerkugel auf dem Boden bildete und plötzlich explodirend durch die Decke hinauffuhr. Chappe d'Auteroche, der von der franzöſiſchen Regierung im Jahr 1769 nach Californien geſandt wurde, den Durchgang der Venus durch die Sonne daſelbſt zu beobachten, ſah in Mexiko aus der Erde theils electriſche Lichtſtrahlen, theils ſtarke Blitze von unten auf gegen die ſehr ſchwarze Wolke ſchlagen, die zugleich ihrerſeits von oben her blitzte. (Es iſt auffallend, daß Arago dieſen Fall nicht erwähnt, den er doch aus den Schriften der franz. Akademie hätte kennen ſollen). Im Jahr 1720 fiel bei Horn eine Feuerkugel auf die Erde, prallte an ihr ab und ſchlug auf einen Thurm zurück, den ſie entzündete. In Steyermark wurden auf dem Urſulaberg ſieben Menſchen durch einen Blitz erſchlagen, der aus einer unter ihnen befindlichen Wolke kam. Blitze von unten ſind ſehr häufig in Butan. Ausland 1834. S. 1000.

Die Wirkungen des Blitzes haben oft etwas Wunderbares in ihrer Schnelligkeit und alles überwältigenden Kraft; dann wieder in der überraſchenden Verſchonung ſolcher Gegenſtände, die ſie doch treffen. Sonderbare Wirkungen des Blitzes auf Flüſſigkeiten: Seneca erzählt, der Blitz habe den Wein im Faß in Eis verwandelt, und als dieß aufgethaut, ſey der Wein giftig geworden. Plinius erzählt, der Blitz habe das Holz eines Faſſes vernichtet und der Wein, in Eis verwandelt, habe ſeine vorige Lage behalten. Plutarch erzählt, der Blitz habe den Wein in einem Nu ausgeſogen und das Faß ſey leer ſtehen geblieben. Im Jahr 1803 ſchlug der Blitz in einen Teich zu Nordheim bei Göttingen, der ſeitdem einen

Schwefelgeſchmack annahm und beibehielt. Gilberts Annalen 15. Ein Fiſchernetz wurde unter dem Waſſer vom Blitz verbrannt, der über dem Waſſer befindliche trockene Theil des Netzes blieb ſtehen. Reisch, margarita philosophica.

Auf Steine: Der Blitz verglast die Felſen hoher Gebirge und wirft von der Oberfläche derſelben Blaſen auf, die ſ. g. Wetterſtreifen. Wenn er in die Erde fährt, ſchmilzt er der Länge ſeiner Bahn nach den umliegenden Sand und ſo entſtehen die ſ. g. Blitzröhren. v. Leonhard, Geologie III. 538. Von 30 Fuß Länge fand ſie Darwin (Reiſe I. 69). Auf dem Vulkan von Toluca findet man welche in einer Höhe von 14,300 Fuß. Der Blitz hebt ſchwere Laſten: In Schottland zu Funzie riß er einen Felſen von 105 Fuß Länge fort und ſchleuderte die Stücke fünfzig Yards weit weg. Zu Swintan in England hob er ein Haus aus dem Grunde und ſchob es neun Fuß weit weg. — Wirkung des Blitzes auf Gold: Gold zieht den Blitz am meiſten an, deßhalb wird es an die Spitze der Blitzableiter befeſtigt. In Neugranada ſoll der Blitz ſehr oft in die reiche Goldmine Vega de Supia einſchlagen (Arago). Einer Dame wurde einmal, als ſie am Fenſter ſtand, das goldene Armband vom Arme weggeſchmolzen, ohne daß ſie ſelbſt verletzt wurde. Ein Blitz ſchmolz das Geld im Beutel, ohne den letzteren zu verletzen. Oefters ſchlägt er Vergoldungen ab und trägt ſie auf andere Gegenſtände über. In einer Kirche drückte er die goldenen Buchſtaben des Meßbuchs auf das Altarbuch ab. Ein ſtarker electriſcher Funke trug ſogar einmal die Vergoldung der Außenſeite eines ſilbernen Gefäſſes auf die Innenſeite über, wobei die Durchdringbarkeit des Silbers und die Flüchtigkeit des Goldes nicht weniger merkwürdig ſind, wie die Kraft des Blitzes.

Auf Eiſen: Im Jahr 1521 wurde Caretto, Großmeiſter der Johanniter, von einem Blitz getroffen, der den Degen in ſeiner Scheide zerſtörte, ohne die Scheide ſelbſt zu verletzen. Der Blitz fuhr am Maſt eines Schiffes und über ein Hufeiſen weg, das die Matroſen aus Aberglauben oben am Maſt befeſtigt hatten (als Schutzwehr gegen böſen Zauber und böſe Wetter), und drückte das Abbild des Hufeiſens einem Matroſen auf den Leib. Ebenſo die Zahl 14 von einem Kaſten auf den Leib eines andern. Froriep, neue Notizen 1847. IV. Nr. 1. Der Blitz magnetiſirt das Eiſen: 1731 ſchlug der Blitz zu Wakefield in das Haus eines Eiſenhändlers, zerſtreute eine Kiſte voll Meſſer und Gabeln und machte alle magnetiſch. Ebenſo wurde einem Schuſter in Schwaben durch den Blitz

alles Eisenwerk in seiner Werkstatt magnetisirt und klebte an einander (Arago). Der Blitz verändert die Magnetnadel. Auf einem Schiff, das vom Blitz getroffen wurde, änderte sich die Richtung der Magnetnadel im Compaß dergestalt, daß der Capitän, ohne es gewahr zu werden, wieder nach England zurücksegelte, woher er gekommen war, anstatt nach Amerika, wohin er wollte. Ein anderes Schiff gerieth durch die auf dieselbe Weise durch den Blitz bewirkte Aenderung des Compaß in die Klippen von Algier, im Jahr 1809. Auf einem Paketboot wurde eine Uhr vom Blitz getroffen und dadurch die Zeit völlig verrückt (Arago). Zu Landskron in Schweden versetzte der Blitz alle Zahlen an einer Thurmuhr. Happel rel. cur. I. 116.

Auf Glas: Man glaubte, Glas schütze gegen den Blitz im Großen wie gegen die electrischen Schläge im Kleinen. Allein der Blitz kehrt sich an das Glas nicht. Im Jahr 1776 zerbrach er in einem Augenblick 800 Fenster des Pallastes Minuzzi, 1780 verwandelte er alles Glas an den Fenstern eines Hauses in England in Staub, ohne die Rahmen zu verletzen. Oft fährt der Blitz durch das Fenster und macht nur ein rundes Loch hinein, wie in Metallplatten (Arago). Ein Blitz trug die Vergoldung eines Spiegelrahmens auf ein Glasfläschchen über (Darwins Reise I. 70). — Auf Schießpulver: Die Pulvermagazine zu Brescia, Tanger, Malaga, Luxemburg wurden urkundlich durch den Blitz entzündet. Dagegen schlug der Blitz auch öfters in Pulver, ohne es zu entzünden. Im Jahr 1755 zu Rouen, wo er die Tonnen im Pulvermagazine zerschlug, das Pulver umherstreute und es doch nicht entzündete; 1767 in Paris, wo er eine Kiste zerstörte, das darin befindliche Metall zerschmolz, aber das dabei liegende Pulver unberührt ließ; 1775 in Venedig, wo er ebenfalls in ein Pulvermagazin schlug, ohne zu zünden. — 1793 schlug der Blitz in das englische Linienschiff Duke, während es mit einer Batterie auf Martinique canonirte (Arago). 1831 schlug der Blitz in Polen mitten im russischen Lager in eine Kanone. Im Jahr 1809 schlug der Blitz in die Pulverfabrik bei München ohne zu zünden. Museum des Wundervollen IX. 47 f.

Auf Pflanzen: Zuweilen dreht der Blitz die Bäume spiralförmig; zuweilen löst er alle ihre Säfte in Dampf auf, so daß Zweige, Aeste und Stamm in fadenähnlichen Fasern zersplittern. Vgl. Wagener Naturwunder V. 85. Der Blitz schlug in einen großen Heuschober und ließ nichts davon übrig, als ein Häufchen kieselsaures Kali. Liebig, organische

Chemie S. 137. Der Blitz schlug in eine Pappel und bewirkte, daß dieselbe bald doppelt so groß und dick wuchs, als alle andern in der nämlichen Allee, denen sie bisher gleich gewesen. Ausland von 1836. Nr. 139. Vgl. Schweiggers Journal, 39. Band, S. 141.

Auf Thiere: Im Jahr 1670 schlug der Blitz in den Zirknitzer See, der sogleich voll todter Fische schwamm. Valvasor, Ehre des Erzh. Krain I. S. 639. Dasselbe geschah bei Besançon 1772 (Arago). Im Jahr 1670 schlug der Blitz zu Anklam in einen Thurm und tödtete alle Dohlen, die ihn bewohnten und die man leblos am Fuß des Thurmes fand (Historisches Rosengebüsch 1710. S. 86). Ein Blitz traf einen Ochsen und versengte ihm alle weißen Haare, aber nicht die rothen (Mus. d. Wundervollen VII. 216). Ein Blitz erschlug acht Schaafe und zermalmte ihnen alle Knochen und alles Fleisch zu Brei. Breslauer Sammlungen 1718. S. 1188. Im Jahr 1803 tödtete der Blitz in der Mark 20 Schafe sammt dem Schäfer, dem er die Hosen vom Leibe abriß und weit wegschleuderte. Gilberts Annalen XV. Wenn die Entwicklung der Seidenwürmer in den Cocons mit Gewittern zusammenfällt, sollen viele Würmer sterben, in Persien. Ritter, Erdk. VIII. 686.

Auf Menschen: Jeder, der vom Blitz getroffen wurde und leben blieb, hat ausgesagt, er habe weder etwas gesehen, noch gehört. Der Schlag kommt so plötzlich, daß keiner sich nachher wieder besinnen kann, wie es geschah. Nach Schotts phys. cur. wurden Einem durch den Blitz alle Haare am Leibe abgesengt, die Kleider aber blieben verschont. Dasselbe berichtet Artelmeier, Naturlicht II. 149. Der berühmte Reisende Tavernier erwähnt einen gleichen Fall. Im Jahr 1800 schlug der Blitz in Harburg in einen Tanzsaal, wo man gerade tanzte und tödtete zwei Herrn und eine Dame. Wagener, Naturwunder V. 105. Im Jahr 1759 zu Feltre und 1789 zu Mantua ins Theater ebenfalls mit tödtlicher Wirkung (Arago). Im Jahr 1591 wurden auf einem portugiesischen Schiffe durch einen Blitz 94 Menschen theils getödtet, theils blind gemacht, theils gelähmt. Allg. Historie d. Reisen I. 404.

Verschonungen: Der Blitz traf die schwangere Römerin Marcia, tödtete das Kind in ihrem Leibe, ließ sie selbst aber unbeschädigt. Plinius Naturg. II. 51. Im Jahr 1670 schlug der Blitz in eine Kirche zu Stralsund während der Predigt und zermalmte alle Bänke in kleine Splitter, ohne die darauf Sitzenden zu verletzen. Ephem. cur. phys. med. von 1700. S. 69. Im Jahr 1803 riß der Blitz zu Sprachendorf im Jägern-

vorſiſchen allen Weibern in der Kirche die goldenen Hauben ab, tödtete aber nur ein Mädchen. Gilberts Annalen XV. Zu Stendal lähmte der Blitz den Arm eines Geiſtlichen, als er eben den Bauern zum Tanz aufſpielte. Berkenmeier Kur. Antiqu. I. 653.

Heilungen: Zu Salisbury wurden zwei taubſtumme Brüder durch einen Blitz geheilt. Breslauer Sammlungen von 1718. In Mexiko geſchah daſſelbe einem Contracten (Chappe d'Auteroche Reiſe). Daſſelbe geſchah 1807 Einem, der an der ganzen linken Seite gelähmt war. Er wurde durch einen Blitz, der ihn traf, geheilt, wurde dafür aber auch taub. (Schweiggers Journal Band 35. S. 118). In neuerer Zeit meldeten Zeitungen, ein gewiſſer Wetherling im Staat Arkanſas in Nord-Amerika ſey ſcheintodt begraben und durch einen Blitz, der in den Sarg ſchlug, aufgeweckt worden. Pfarrer Winder zu Kent war gelähmt durch einen Schlagfluß, wurde aber 1762 durch einen Blitz, der ihn traf, vollkommen geheilt. Wagener, Naturwunder V. 117.

Die von Benjamin Franklin in Amerika erfundenen **Blitzableiter** ſind eiſerne Stangen, die man auf den Gipfeln der Häuſer aufpflanzt, deren vergoldete Spitze die Electricität anzieht und von denen man Drähte oder dünne Eiſenſtangen am Dach und Hauſe herabläßt, von welchen der Blitz, wenn er in die Spitze einſchlägt, unſchädlich in die Erde geleitet wird.

18.

Electriſche Lichtſcheine und Phosphorescenzen.

Wie ſich die ſ. g. pſeudovulkaniſchen Phänomene zu den reinen Feuerausbrüchen verhalten, ſo die in der Ueberſchrift bezeichneten Scheine zu den Blitzen des Gewitters. Sie ſind theils entſchieden electriſches Licht, theils zweifelhaften Urſprungs.

Eine rein electriſche Lichtausſtrömung aus dem Erdboden oder aus dem Meere iſt das ſ. g. St. **Elmsfeuer**, das ſich in zwei Strahlenbüſcheln auf die Spitze der Kirchthürme, hoher Stangen, Lanzen, der Schiffsmaſten ꝛc. ſetzt. Die Schiffer halten es für ein gutes Zeichen während des Sturmes, weil, wenn es erblickt wird, der Sturm ſich bald legt. Man braucht durchaus nicht abergläubiſch zu ſeyn, um ſolchen Erfahrungen einen höheren Werth beizulegen. Als Magelhaen das erſtemal die Erde umſchiffte und an dem durch ſeine furchtbaren Stürme berüchtigten

Cap Horn (der Südspitze von Amerika) in die äußerste Todesgefahr kam, entzündete sich plötzlich in der schaudervollen Sturmnacht zwischen dem schwarzen Wolkenhimmel und dem wellenthürmenden Meere das schöne St. Elmsfeuer auf den Schiffsmasten und die fromme Schiffsmannschaft erkannte darin plötzlich die rettende Dazwischenkunft des Heiligen und dankte Gott. Kann man diese rührende Scene als Selbsttäuschung, als Aberglauben brandmarken wollen? Nimmermehr. Wie es warnende Zeichen vor dem Sturme gibt, so trostreiche Zeichen während seines Tobens. Diese der Schöpfung inwohnende Poesie kommt vom Schöpfer, und wir wären undankbare Thoren, wenn wir sie nicht würdigten. — Das St. Elmsfeuer zeigt sich, wo sich ihm viele Spitzen darbieten, sehr häufig. Vor einigen Jahren flammte es in auffallender Stärke an allen Thurmspitzen in Luzern. Thielau sah es im Winter 1822 bei Freiberg in Sachsen von allen Bäumen eines Waldes strahlen.

Von electrischer Natur sind wahrscheinlich auch die großen, aber schnell verschwindenden Scheine des s. g. Wetterleuchtens. Man nennt zwar auch das Aufleuchten ferner Blitze aus unter dem Horizont befindlichen Gewittern Wetterleuchten, unterscheidet jedoch davon die Blitze, die zuweilen ohne Wolke und ohne Donner vorkommen. Mit ihnen scheinen die Phosphorescenzen verwandt zu seyn, die hauptsächlich oft in südlichen Ländern vorkommen und wenn auch an organischen Körpern gefunden, doch einem gemeinsamen electrischen Proceß anzugehören scheinen. So das Leuchten des Meeres, das zwar im Allgemeinen durch die im Wasser lebenden und ausschließlich phosphorescirenden Thiere bedingt erscheint, aber bei stark erregter Electricität sich stärker kund gibt und ganz wie das Wetterleuchten am Himmel, auch ein plötzliches Aufleuchten und wieder Erdunkeln des Meeres darstellt. So auch die Phosphorescenz der Leuchtkäfer in den Urwäldern Südamerika's. Viele Millionen dieser Thiere fangen zumal zu leuchten an, verdunkeln plötzlich wieder alle mit einemmal und funkeln wieder alle zugleich. Bei der Phosphorescenz des Regens und Schnees dürften gleichfalls allgemeine electrische Bedingungen in der Luft vorauszusetzen seyn.

Eins der eigenthümlichsten Lichtphänomene auf dem Meere beschreibt Selberg in seiner Reise nach Java 1846. „Leuchtende Körper von einer fest umschriebenen Gestalt waren einige Secunden oder Minuten sichtbar, gaben dann einen Blitz von sich, dessen Feuer etwa 2 Fuß im Durchmesser hatte und schnell wieder erlosch, obgleich der matter leuchtende Stern

noch länger ſichtbar blieb. Dieſe Blitze leuchteten weithin und erhellten auf eine prachtvolle Weiſe das dunkle Meer, ſo weit das Auge ſehen konnte. Das Licht war oft ſo ſtark, daß das Schiff davon erleuchtet und das Auge geblendet wurde. Nachdem dieſes prachtvolle Schauſpiel mehrere Stunden gedauert hatte, wurde der Himmel trübe, Regen ſtürzte herab und das Meer bewegte ſich heftig. Dieſe glänzende Erſcheinung hörte alsbald auf. Hin und wieder erfolgte zwar noch ein ſolcher Blitz, aber ſein Glanz war ungleich weniger intenſiv. Der feurig glänzende Kern, welcher das blitzähnliche Aufflammen veranlaßte, ſchien tiefer zu liegen, während er vorher auf der Oberfläche des Meeres ſchwamm. Ich hatte Gelegenheit, dieſelbe Erſcheinung bei gleicher atmoſphäriſcher Conſtitution am folgenden Abende zu bewundern. Auch hier verminderte ſich dieſe Erſcheinung ſowohl an Intenſität, als auch an Frequenz, nachdem das Wetter unruhiger geworden war. Alle meine Werkzeuge ſetzte ich in Bewegung, um einen der leuchtenden Kerne aufzufangen, doch waren ſie entweder zu entfernt oder ſie wichen meinen Vorrichtungen, vielleicht zufällig, aus."

Die Einwohner von Zellersfeld im Harz wurden im September 1783 durch eine ſeltſame und nie geſehene Erſcheinung erſchreckt. Es wurde nämlich am Bruchberg ein großer Feuerſchein geſehen, man eilte zum Löſchen hinaus, aber es brannte nirgends. Der Feuerſchein wechſelte raſch, wurde ſchwächer und ſtärker, kam näher, hüllte die Stadt ſelbſt plötzlich in das hellſte Tageslicht und zog fort, tiefe Dunkelheit zurücklaſſend. Wagener, Naturwunder V. 46. An dem Berge Py-kia-chan oder auch Zu-chan in China ſieht man des Nachts auf der Oſtſeite ein rothes Licht ganz wie das Morgenroth, das auf den benachbarten Bergen wiederſcheint und die hohen Wälder wie der Tag erhellt. Die Urſache iſt unbekannt. Humboldt glaubt an vulcaniſches Feuer, das aus irgend einer verborgenen Spalte hervorbreche. v. Hoff, Geſchichte der Erdoberfläche III. 465.

Das Irrlicht gehört weder zu den pſeudovulcaniſchen Lichtern, noch zu den electriſchen, es ſind locale Erzeugungen von Gas, das ſich in der Luft unſchädlich entzündet, erzeugt über Sümpfen durch die Ausdünſtung von faulen Stoffen, wie in Bergwerken durch die Ausdünſtung metalliſcher oder ſchwefliger Gaſe ſich die ſ. g. böſen Wetter bilden, die nicht unſchuldig brennen, ſondern auf gefährliche Art explodiren. — Wenn man auch nicht ſo weit geht, wie Hugi, der an einen förmlichen Athmungsproceß der Erde glaubte, ſo iſt doch gewiß, daß den Ausſtrömungen aus

dem Innern der Erde und des Meeres nach oben, wie im courant ascendant, ſo in der Bildung von Gaſen aller Art und in der Ladung der Luft mit Electricität eine große Bedeutung für den geſammten Haushalt im Luftkreiſe zuerkannt werden muß.

19.

Tromben und Hagel.

Wie die Wirbelwinde entſtehen, iſt oben ſchon geſagt. Wenn ſie über ſtaubige Wege, über Wieſen, auf denen gemähtes Heu liegt ꝛc. wegkreiſeln, heben ſie Staub, Heu ꝛc. in kreiſender Bewegung hoch in die Luft auf. Wenn ſie in Wolken entſtehen, drehen ſie den Nebel derſelben trichterförmig, daß er mit der Spitze ſich oft bis zum Boden herabſenkt und wenn der Wirbel durchs Waſſer geht, hebt er zugleich das bewegliche Waſſer wirbelnd in die Höhe, bis es ſich mit dem von oben herabkommenden Nebeltrichter verbindet und zu einer, oft ſehr dicken Säule wird. Das nennt man eine Trombe oder Waſſerhoſe. Sie haben eine ungeheure Gewalt. Es iſt Thatſache, daß eine zu Reyſolt im Jeverlande einmal einen ganzen Teich mit allen Fiſchen ausleerte. Kämpfz, Meteorologie S. 472. Im Jahr 1822 wurde ein Schiff mit 400 Negerſklaven von einer Waſſerhoſe ergriffen, herumgewirbelt und verſenkt. Gilbert, Annalen 73 S. 109. Eine andere gerieth in ein Haus und wirbelte das Feuer auf dem Heerde im Kreiſe herum, jedoch ohne zu ſchaden. Spangenberg, mansfeld. Chronik zum Jahr 1571. Zuweilen zeigen ſich mehrere zugleich. Unlängſt wurde aus Tunis gemeldet, am 18. November 1855 habe im Hafen La Goulette eine Waſſerhoſe unter furchtbarem Hagel, Donner und Blitz und ſchwefelartigem Geſtank ſechs Schiffe gepackt und zertrümmert. Hinter ihr drein kamen noch fünf andere Waſſerhoſen, alle von Südoſt und vom Lande her. Auch anderwärts ſah man öfters mehrere Waſſerhoſen zugleich, einmal 5, einmal 6, zwiſchen denen das Schiff wie in einem Porticus fuhr. Gilbert, Annalen X. 485, XII. 240. Sie kommen auch fern vom Meere, aber doch in feuchten Gegenden vor. So in Nepaul in Oſtindien. Ritter, Aſien III. 50. Als bloße Wolken- oder Nebelhoſen auch bei uns. Ich ſah zwei derſelben zugleich einmal in meiner Jugend in Schleſien über Wälder ziehen. Ein Freund von mir ſah viele derſelben noch vor Kurzem. An einem trüben Tage zogen ſchwere Wol-

ken über den Welzheimer Wald. Es hatte ſchon vorher geregnet und der Wald dampfte. Da ſtiegen feine fadenartige Nebel zitternd gerade auf und wenn ſie in einer gewiſſen Höhe über dem Walde waren, kamen ihnen von oben aus den Wolken ähnliche zitternde Fäden entgegen, die dann plötzlich und raſch aus einer noch gemeſſenen Entfernung zuſammenſchoſſen und ſich eine Weile mit den Wolken fortbewegten. Dergleichen kleine Nebelſäulen bemerkte der Beobachter 13 zu gleicher Zeit.

In großen weiten Sandwüſten wird der feine Sand von Wirbelwinden aufgewirbelt und bildet eine Erſcheinung, die der einer Waſſerhoſe über dem Meere entſpricht. Golberry bewunderte ihren Zug über die Küſte, bald außerordentlich ſchnell, bald majeſtätiſch und langſam. Bruce ſah eine Menge derſelben zugleich. Sie ſind ſehr gefährlich, wenn ſie auf eine Karawane ſtoßen und dieſelbe mit Sand überſchütten. Wagener, Naturwunder V. 227.

In der Waſſerhoſe zeigen ſich electriſche Feuererſcheinungen, wohl bewirkt durch die raſche Reibung im wirbelnden Umdrehen. Bei Trier erblickte man im Jahr 1829 einen Wirbelwind, der inwendig feurig ſchien und zuweilen ſehr hell leuchtete, über die Moſel ſetzte und darin das Waſſer aufwirbelte, dann plötzlich verging und einen ſtarken Schwefelgeruch zurückließ, worauf ſich ein heftiges Hagelwetter entlud. Schweigger, Journal, Band 56. Bei Jever ließ eine Waſſerhoſe ungeheuer dicke und ſtark nach Schwefel riechende Waſſertropfen fallen. Gilbert, Annalen X. 485. Auch Georg Forſter, Bemerkungen S. 95 ſah eine Waſſerhoſe mit Hagel endigen. In Lincolnſhire endete eine Waſſerhoſe in einem feurigen Strahle. Philosoph. transact. 47. Nr. 8. S. 478. Blitze ſah aus der Waſſerhoſe herausſchlagen, Dampierre, Reiſe III. 182. Eine Feuerkugel bei Teneriffa im Jahr 1826. Schweiggers Journal 61. 368. Auch bei St. Omer im Jahr 1822. Mémoire de chimie et physique 24. 435. Noch am 5. Dezember 1855 zeigte ſich (wie das Journal du Nord meldet) bei Valenciennes bei einem plötzlichen Hagel ein ſo ſtarkes electriſches Leuchten, daß ein unterwegs befindlicher Reiter, Mann und Roß, ganz von unſchädlichen Flammen (St. Elmsfeuer) ſtrahlte.

Ich folge dem berühmten Oerſted, der den Hagel ausſchließlich durch Tromben erklärt. Er ſagt: „Eine ſo lange Röhre, als diejenige, welche durch die Centrifugalkraft in der Wetterſäule gebildet wird, kann durch Zuſtrömungen von unten nicht hinlänglich ausgefüllt werden. Ein Theil der Wolkenmaſſe muß daher in den Wirbel hinabſinken. Natür-

licherweise sind es die der Mittellinie nächsten Theile, welche mit der größten Kraft nach unten getrieben werden; ja in einem gewissen Abstande werden die Theile durch die Centrifugalkraft am Sinken sogar gänzlich verhindert. Man begreift aus diesem allen leicht die trichterartige Figur des obern Theiles der Wettersäule. Erstreckt sich nun, wie wir vermuthen, der Luftwirbel weit über die untere Wolkenmasse hinauf, in der die bloße Beobachtung seinen Anfang setzt, so muß die herabsinkende Luft, die aus kälteren Regionen kommt, die Dämpfe, welche sie auf ihrem Wege trifft, verdichten und daraus theils große Tropfen, theils Hagelkörner bilden. Man kann sich leicht vorstellen, daß die gefrorenen Theile, unter allen diesen Bewegungen, mit der wärmeren und feuchten Luft häufig außer Berührung, und gleichfalls neuerdings darin wiederum zurückkommen, so daß sie abwechselnd bald so stark abgekühlt werden, daß Wasser, womit sie überzogen sind, zu Eis wird, bald feuchte Luft antreffen, worin sie einen neuen Ueberzug von Wasser erhalten. Dergestalt können große Hagelkörner entstehen, von manchfaltigen Schichten zusammengesetzt, von denen die eine die andere einschließt. Alles dieses stimmt auf das Ueberraschendste mit der Erfahrung. Große Hagelschauer und mächtige Regengüsse begleiten die Wassersäule fast allezeit. Es dürfte daher vielleicht nicht zu dreist seyn, zu vermuthen, daß die großen Hagelwetter, welche so oft lange aber nicht breite Strecken der fruchtbarsten Länder verheeren, durch große Luftwirbel in den höheren Luftgegenden hervorgebracht werden, oder falls ich mich so ausdrücken dürfte, durch Wettersäulen, die über die untern Wolkenschichten fortgehen. So weit ich zu beurtheilen vermag, trifft bei den großen Hagelschauern kein Umstand ein, der nicht hiemit übereinstimmt."

In der That stimmen mit dieser Erklärung alle Phänomene überein. Die Hagelwolke zieht in eigenthümlich wirbelnder Bewegung heran mit einem Geprassel, das nicht blos von den wild durcheinander jagenden Hagelkörnern, sondern auch von zahlreichen kleinen electrischen Detonationen herzurühren scheint und sich zum Donner verhält, wie das Geräusch eines springenden Schwärmerkastens zum Donner einer Kanone. Es hagelt immer nur auf einem schmalen Striche, rechts und links nicht. Das Hagelwetter zieht aber diese schmale Linie oft viele Meilen, ja Tagereisen weit über die Länder im raschen Vorüberfluge. Im Jahr 1813 konnte man eines vom Bodensee bis über München hinaus verfolgen.

Für Oersteds Erklärungen sprechen auch die seltsamen zum Theil

metalliſchen Stoffe, die man bisweilen im Hagel gefunden hat und die ihn als einen Uebergang zu den Meteorſteinen charakteriſiren. Wenn nach Oerſted der Hagel aus ſehr hohen Regionen der Luft herabkommt, ſo könnte er von dorther jenes metalliſche Material ſchöpfen, ſey es nun, daß unendlich feine metalliſche Dünſte ſich bis in die höchſten Luftſchichten ausdehnen, oder daß die Entſtehung der Tromben in jenen höchſten Regionen mit kosmiſchen Kräften in Verbindung ſteht, wie wir dergleichen im Fall der Sternſchnuppen und Feuerkugeln kennen gelernt haben. Gegen jede äußere kosmiſche Einwirkung, deren Urſache über unſere Atmoſphäre hinausläge, ſpricht aber, daß der Hagel nur im Sommer, nur in der gemäßigten Zone und nur bei Tage vorkommt. Er hängt alſo von der Sonnenhitze einer- und von der Erkältungsfähigkeit der Luft andrerſeits ab, was beides ſtets bei ihm zuſammentreffen muß.

Das Hagelkorn beſteht aus einem trübweißen Kern, gleich dem des Gletſchereiſes, über dieſem Kern lagert ſich eine zweite Schicht durchſichtigen Eiſes, was gegen den weißen Kern dunkel erſcheint, und um dieſes Eis legt ſich zuweilen noch eine dritte Schicht, die wieder wie der Kern undurchſichtig, aber weiß iſt; ja es liegen zuweilen noch mehr ſolche Schichten über einander. Je kleiner das Hagelkorn, um ſo kugelrunder iſt es. Die großen ſind entweder plattrund wie Thalerſtücke, oder unregelmäßig und voller Buckel und Erhöhungen. Große Hagelſtücke ſind gar nicht ſelten. Kaum vergeht ein Jahr, in welchem man nicht hört, daß welche ſo groß wie Eier oder Fäuſte gefallen ſeyen. Unter Ludwig dem Frommen fiel ein Eisſtück vom Himmel, das 15 Fuß lang geweſen ſeyn ſoll; 1691 fielen (nach Scheuchzer) in Zürich Hagelſtücke ſo groß und lang wie Eiszapfen. Unter Tippo Saib fiel in Indien eine Eismaſſe herab, ſo groß wie ein Elephant (Gilbert Annalen 76 S. 340), 1802 eine andere in Ungarn, die 11 Centner ſchwer war (Gilbert Annalen 16 S. 75). Alſo gleichſam ein gefrorener Wolkenbruch! am 1. Okt. 1843 zu Cidade do Serro in Braſilien Stücke von 6—8 Pfund und ſechsſeitigen Prismen. Froriep, neue Notizen 1843 Nr. 612. Im Jahr 1819 fiel Hagel in Frankreich von 14 Zoll Umfang mit Pyramiden umringt. Delcroy hat ihn beſchrieben. Im Jahr 1822 ſah Koppenrath in Bonn großen Hagel mit Bruchflächen, die alle durch einen Mittelpunkt giengen. Hier wurde der Hagel wohl durch eine innere Exploſion geſprengt. Schweigger, Journal 38. Im Jahr 1829 fielen in Spanien Stücke von 4 Pfund, im Jahr 1836 in Conſtantinopel fauſtgroße Maſſen. Kämpfe,

Meteorologie S. 446. Eines ſchauerlichen Hagelwetters, aus dem im Jahr 1818 in dichter Maſſe wie Gänſeeier große Eisſtücke mit ungeheurem Geprasſel ins Meer ſtürzten, gedenken Gilberts Annalen 68. 316. Im Jahr 1769 ſollen in Berlin Stücke wie Kürbiſſe gefallen ſeyn und Rinder erſchlagen haben. Aehnlich bei Bombay. Ausland 1850. S. 228. Im Jahr 1824 fiel bei Orenburg in Rußland ſehr dicker Hagel, der inwendig unter der Eishülle einen ſchwefelhaltigen metalliſchen Kern in regelmäßiger Octaëdergeſtalt verbarg, deſſen Seiten und Spitzen eine Kreuzform darſtellten (Gilbert, Annalen der Phyſik, Band 76 S. 340). Im Jahr 1821 fiel in Irland Hagel, der Schwefelkies enthielt. Ideler, Feuerkugeln S. 7. Rother Hagel fiel, nach Humboldt, auf dem Puramo de Guanchas. Am 24. Mai 1801 fiel bei Raſtadt Hagel mit Schwefelregen. Muſeum des Wundervollen VI. 363. Hagel, der Salz mit ſich führte, Schweigger, Journal 67, 262. Hagel aus den Wolken bei vulcaniſchen Ausbrüchen enthielt Sand und Aſche. Olaſſen, Reiſe II. 75. Nach Schweiggers Journal XXXIV. S. 446 fiel Hagel in Irland J. 1821, mit gelbbraunem metalliſchem Kern, bei Licht mit Schwefelgeruch verdampfend. Vergl. Käſtner, Archiv IV. S. 196. Gilbert LXXII. S. 434. Schweigger J. LVI. Beſchreibung eines Hagels bei Trier, der aus einer Windhoſe unter Schwefelgeruch niederfiel. Im Jahr 464 der Hedſchra fiel in Irak Hagel ſo groß wie Spatzeneier, mit Erdkörnern vermiſcht und von angenehmem Geruch; im Jahr 723 wieder ein Hagel mit Steinen vermiſcht, 753 Hagel in Abyſſinien mit verfaultem Waſſer. Quatremère, mémoires sur l'Egypte. Morgenblatt 1811 Nr. 8. Ueber die fremden Stoffe im Hagel überhaupt vgl. Poggendorf Annalen VI. 30. Man muß doch dabei auch an den feinen Staub erinnern, der, aufgewirbelt in den ſonnenverbrannten Ebenen Südamerika's mit dem Weſtwind über das atlantiſche Meer fliegt, die Schiffe öfters als dicker Nebel bedeckt und ſelbſt noch an der Küſte Afrika's und Südeuropa's niederfällt. Wenn Gewitter, Regen, Hagel mit ſolchem in der Luft ſchwebenden Staub in Berührung kommen, können daraus leicht Niederſchläge der bezeichneten Art entſtehen.

20.

Reif und Schnee.

Gefrorener Thau wird Reif, gefrorener Regen Schnee. Der Reif, den die kalte Luft auf dem warmen Boden in zahlloſen büſchel- und roſet-

tenförmigen Eiskryſtallen (ähnlich den Schneeflocken) niederſchlägt, überzuckert gleichſam die dürren Zweige und Aeſte der Bäume und gibt ihnen am kühlen Morgen ein überraſchend fremdartiges und feſtliches Anſehen. Da zum Reif immer Wärme des Bodens und Kühle der Luft erforderlich iſt, charakteriſirt er ſolche Tage, in denen auch die innere Wärme der Menſchen mit der äußern Kälte in einem romantiſchen Gefühl behaglich contraſtirt. Das behagliche Gefühl beim Reif hat einen weitern Grund darin, daß Reif immer ſchönes Wetter verkündigt. Vorher war trübes, aber warmes Wetter, der Boden wurde dadurch naß, in der Wärme ſtark ausdünſtend. Nun tritt in der Nacht Kälte ein, der Boden bedeckt ſich mit Reif und füllt die Luft Morgens mit Nebel. Bald aber blickt die Sonne durch und es wird ein ſchöner Tag. So fahren die Reiſenden in der ſibiriſchen Steppe bei Tagesgrauen auf einem ſcheinbaren unendlichen Schneefelde, aber es iſt nur Reif, die aufſteigende Sonne küßt ihn weg und plötzlich iſt die weite Landſchaft wieder grün.

In kalter Luft erfrieren die zarten Waſſerbläschen zu eben ſo großen Eisnadeln (Eisnebel) und bilden im Zuſammenhange ſtatt den Regentropfen Schneeflocken. Scoresby unterſchied 96 verſchiedene Arten von Schneeflocken und Kämpfz, Meteorologie S. 163 hat noch mehrere Duzend dazu gefunden. Das Princip iſt die Sechstheilung und der Winkel von 60 Grad. Jede Schneeflocke hat entweder 6 Seiten oder 6 Spitzen und alle daran vorkommenden Winkel haben genau 60 (30 und 120) Grade. Die Flocke iſt entweder eine Fläche, Scheibe mit 6 Seiten, 6 Spitzen oder ein Kern mit kugliger, pyramidaler oder prismatiſcher Form und allerlei Ausſtrahlungen. Bei jedem Schneefall zeigt ſich nur eine Art, wenn aber die Temperatur wechſelt, kommt eine andere zum Vorſchein. Die Verſchiedenheit der Flocken entſteht durch das allmählige Zuſammenſchmelzen der Eisnadeln und neues Gefrieren, gleichſam wie aus einfachen Blumen gefüllte entſtehen. Durch das Zerſchmelzen entſtehen die Flächen oder Tafeln, durch das neue Gefrieren das Ausſtrahlen neuer Spitzen. Erman, Reiſe II. 396. Auch Hugi, Gletſcher S. 59 f. läßt den Schnee zuerſt aus Eisnadeln entſtehen, aus denen ſich Sterne ꝛc. bilden, die zuletzt zu einem Kern verhärten, der das Grundkorn der Gletſcher abgibt. Firnſchnee wird nach und nach zu Gletſchereis. Je wärmer die Luft, deſto breiter und näſſer die Schneeflocken (wie bei warmer Gewitterluft auch die größten Regentropfen fallen). Je kälter, deſto kleiner, griesartiger und trockener der Schnee, daß er unter dem Fuße knarrt und kniſtert. Das Gletſcher-

korn oder die gehärtete und zuſammengeballte Schneeflocke iſt auch das Grundkorn des Hagels, wie es ſich in der höchſten Luftſchichte bildet und im Herabfallen helles Eis um ſich anſetzt. Daſſelbe iſt auch das Graupelkorn oder der Gries, der faſt eben ſo wirbelt, wie der Hagel bei Uebergang aus dem Winter in den Sommer (ſeltener bei Uebergang in den Winter) über unſere Fluren zu ziehen pflegt. Im Jahr 1815 fiel zu Brunſwik in Nordamerika ein ſehr ſonderbarer Schnee in Flocken, die kleinen Schneeballen glichen. Die größern hatten eine ovale Form wie Eier, waren aber ſo locker, daß ſie bei der erſten Berührung auseinanderfielen. Gilbert, Annalen 76. S. 343.

Die Sonne ſchmilzt die Oberfläche des Schneefeldes und bedeckt den Schnee mit einer glatten Eiskruſte, in Norwegen Saaro genannt, ſo hart, daß man darauf gehen kann. Blom, Norwegen I. 43. In New-Jerſey wehte der Wind einmal auf einer ſolchen Eiskruſte neugefallenen Schnee wie auf einem Spiegel in langen und regelmäßigen Rollen auf. Froriep, Notizen I. 232. Ueber ein eigenthümliches Getön bei Schneeſtürmen vgl. Arago, Abhandlungen IV. 346. Kohl, Petersburg I. 107.

Blauen Schnee ſieht man in der Magelhanſtraße, deßgleichen auf einer Inſel zwiſchen Island und Grönland, die deßhalb Blaaſerken heißt. Paullini, anmuthige Luſt. Phosphoresceirender Schnee wurde am Lochawe in Argyleſhire beobachtet im Jahr 1813. Schweigger, Journal 45. 201. Poggendorf, Annalen IV. 303. Der ſ. g. rothe Schnee iſt gefärbt durch rothe Infuſorien.

Mag man auch den Schnee mit einem großen weißen Leichentuch vergleichen, das im Winter die ganze Natur bedeckt, ſo iſt er doch zugleich auch eine mütterlich wärmende Decke, unter der das ſchlummernde Leben erhalten wird, um im Frühjahr wieder zu erwachen. Der Schnee wärmt die Saaten. Durch Reibung mit Schnee heilt man erfrorne Glieder. Mitten in der Oede des Winters hat der Schnee doch etwas Anheimelndes. Auch ſeine weiße Farbe dient die Winternacht minder furchtbar zu machen. Das Schneelicht iſt eine Art Erdlicht, wie das Nordlicht, nur bläſſer und überall verbreitet. Wie öde und rauh auch der Winter ſeyn mag, er iſt überall nur die Folie dem Raum nach des üppig blühenden Südens, der Zeit nach des lachenden Frühlings. Und gerade die edelſten Völker ſind es, die ſich dieſes Gegenſatzes erfreuen dürfen, während die im ewigen Sommer, wie im ewigen Winter lebenden Völker einer Ueberwältigung durch die Sinnenwelt erliegen, durch die der

Geiſt nicht mehr frei genug durchbricht. Wohin die phyſiſche Sonne nicht dringt, dahin dringt doch die Sonne der Geiſter. Es liegt ein wunderbarer Reiz in den Miſſionen nach Grönland, Labrador, in die ewigen Schneewüſten Kamtſchatka's. Am äußerſten Ende der civiliſirten Welt, tief in Sibirien fand ein Reiſender im ewigen Schnee noch ein Marienkirchlein, von frommer Liebe ausgeſchmückt.

21.

Eis.

Alles Waſſer, das nicht in der Luft aus Eisnadeln zu Schnee oder Reif oder zu Eisblumen an den Fenſtern (der gefrorene Hauch) kryſtalliſirt wird, erſtarrt in der Kälte einfach zu durchſichtigem Eiſe. Das Gefrieren des Waſſers iſt etwas für uns ſo Gemeines und doch iſt und bleibt es höchſt wunderbar. Ovid in ſeinen Klageliedern III. 10 beſchreibt einen daciſchen Winter an der untern Donau. Staunend ſieht er die Wellen des Stromes erſtarrt, von keinem Winde mehr bewegt. Schüchtern tritt ſein Fuß auf den Rand der höchſten Wellen. Wie bewundernswürdig findet er eine Straße, auf der ſonſt Schiffe fuhren und die jetzt der Huf des Roſſes ſchlägt und auf der Laſtwagen knarren, von ſarmatiſchen Stieren gezogen.

Das Eis, obgleich durch Kälte zuſammengezogen, entläßt doch, ſobald es 4 Grad unter dem Gefrierpunkt erkältet iſt, aus ſeinem Innern Wärme und mildert die Temperatur umher; ſo wie es auch (im Widerſpruch mit den Geſetzen der Wärme und Kälte, da ſonſt nur die Wärme ausdehnt, die Kälte zuſammenzieht) als Eis einen größern Raum einnimmt wie vorher als Waſſer, und daher Gefäße ſprengt. — Glatteis entſteht, wenn die Luft warm und der Boden kalt iſt; Reif, wenn umgekehrt der Boden warm und die Luft kalt iſt. Auf hohen Bergen ſchmilzt zwar das Eis am Feuer, wird aber nicht zu Waſſer, ſondern verdampft. v. Hügel, Kaſchmir I. 351. Unter Oel gefriert kein Waſſer, bis man ein Luftbläschen hineinbringt, dann gefriert es aber ſo ſchnell, daß die Luftblaſe nicht einmal Zeit hat, in die Höhe zu ſteigen. In der Kälte z. B. auf hohen Bergen nimmt das Eis an Maſſe zu, an Schwere ab; unten in der Wärme der Thäler umgekehrt. Nach Hugi.

Bei ſtarken Eisgängen bemerkt man des Nachts lebhaftes electriſches Licht zwiſchen Eisſchollen, die an einander ſtoßen und ſich heftig reiben.

So in der Donau. Wagener, Naturwunder V. 122. — Eis mit ungelöſchtem Kalk in Verbindung gebracht, erzeugt in demſelben Gluthhitze. Ueber ein Brennglas von Eis vgl. Mariotte, oeuvres 1717. II. 607. Achard benutzte einen Cylinder von Eis bei einer Electriſirmaſchine und entlockte ihm Funken. Gilbert, Annalen 1802. S. 165. Auch Töne, ſogar muſikaliſche, gibt das Eis von ſich, weil es einen natürlichen Reſonanzboden bildet. So iſt die innere Arbeit der Gletſcher von Detonationen begleitet, ſo kracht oder ſingt ein unter dem Schlittſchuhläufer ſchwankender Teich. Feierlich muſikaliſche Töne beobachtete man beim Eisbruch zu Mugtagh in Hochaſien. Ritter, Erdkunde II. 331.

Die ſ. g. Eiszapfen an den Dächern entſtehen, wie die Tropfſteingebilde, durch Tropfen, die, ehe ſie herabfallen, anfrieren und an die ſich immer mehr anſetzen. In den Wäldern von Pennſylvanien bilden ſich oft in kalten Wintern ungeheure Eiszapfen an den Bäumen und wenn es auf den kalten Wald regnet, ſo entſteht ein unglaublich dickes Glatteis, welches den Boden und die Bäume mehrere Zoll hoch bedeckt. Wenn nun auch kein Lüftchen weht, ſo erzeugt doch die bloße Laſt des Eiſes nach und nach ein allgemeines Brechen und Stürzen der Aeſte, wie wenn der Wald vom heftigſten Sturme zerſtört würde. Man nennt das Icestorm. Ausland 1833. Nr. 160.

Eisblink nennt man einen eigenthümlichen hellen Wiederſchein des Eiſes in den Polargegenden, ein Zurückſtrahlen des Eislichts aus der Luft. Vgl. Morgenblatt 1818. Nr. 76. Reiner Wiederſchein und daher verſchieden vom Schneelicht, was mehr eine Phosphorescenz zu ſeyn ſcheint und in ſehr dunkeln Nächten ohne allen Wiederſchein am Himmel vorkommt.

22.

Gletſcher und Lawinen.

Gebirgseis, welches ſich über der Schneelinie bildet, aber durch ſeine Schwere auf ſchiefer Fläche und insbeſondere in Thalſchluchten bis tief über die Schneelinie hinabrückt, rutſcht nicht blos, ſondern wächſt auch. Es entſteht aus dem Graupelkorn des Firneiſes auf den höchſten Alpenhöhen, wird aber durch Schmelzen und wieder aufgefrornen Regen vermehrt. In kalten Jahren ſchiebt ſich der Gletſcher mehr vor, in heißen nimmt er wieder ab und weicht zurück. Im allmähligen Herabrücken ſchiebt

der Gletſcher Schutt und Geſtein vor ſich her (die ſ. g. Moräne), drückt daſſelbe zugleich nach den Seiten hinaus (Gandek, Seitenmoräne) und erhebt zugleich, indem er von unten immer wächſt, von oben immer abſchmilzt, Geſteine und Trümmer aus ſeiner Tiefe auf ſeine Oberfläche in einer Längenlinie, die ihn mitten durchläuft (die ſ. g. Gufferlinie); alles, was zufällig ins Innere eines Gletſchers gerieth, kommt dadurch endlich wieder zu Tage. So fand man in der Gufferlinie einmal eine alte Glocke aus einer verſchwundenen Kapelle.

Im Fortrücken, Ausdehnen und Zuſammenziehen durch Wärme und Kälte, kracht der Gletſcher im Innern, wie ein kleines Erdbeben, und bilden ſich in ihm tiefe Ritzen und Schlünde. Unter dem Gletſcher fließen die Quellen fort oder ſchmilzt das Eis an der wärmern Erdoberfläche und ſo bilden ſich unter der Eismaſſe ganze Bäche, die den Gletſcher unten aushöhlen und durch ein prächtiges Eisthor tief im Thal zu Tage treten. In den Alpen zeigen dieſe Eisthore eine ſchöne blaue Farbe in unendlichen Abſtufungen bis in die dunkelſte Tiefe. Der Arveron, ein kleiner Fluß im Chamounithal bildet im Winter durch das Eis, das er zwiſchen engen Felſen aufhäuft, ein öfters 200 Fuß hohes Thor, aus dem er hervorbricht, welches aber regelmäßig in der warmen Jahreszeit wieder ſchmilzt.

Durch Sand, der auf dem Eiſe liegt, und unter dem das Eis raſcher ſchmilzt, bilden ſich ſ. g. Gletſchertrichter. Liegt aber ein Stein auf dem Eiſe, ſo verhindert er durch ſeinen Schatten das Schmelzen und wenn ringsumher das Eis durch die Sonne geſchmolzen iſt, ſo bleibt doch eine Eispyramide ſtehen, auf welcher der Stein liegt. Das ſind die ſ. g. Gletſchertiſche. Die Gletſchernadeln ſind mehr Eisſpitzen von auseinandergeriſſenem Eiſe. Wenn das abrinnende Waſſer bei Nacht plötzlich gefriert, bilden ſich an den Rändern und Ecken des Eiſes Eisnadeln wie Blumenbüſchel, die ſ. g. Gletſcherblumen. Zuweilen bleiben, wenn der Gletſcher vorrückt, mitten im Thal Felſen mit Vegetation und Bäumen ſtehen, die der Gletſcher rings mit Eis umſchließt. Das ſind die ſ. g. courtils oder Gletſchergärten. Das Reſervoir, aus dem die Gletſcher in die Thäler abfließen, iſt gewöhnlich eine Hochebene oder ein hohes mit Eis ausgefülltes Keſſelthal, Eismeer genannt. Auf Island heißt ein ſolches Eismeer Bräk, der Gletſcher ſelbſt Jökul. In den Polarzonen bilden ſich ungeheure Gletſcher am Meeresufer, die in der wärmeren Jahrszeit ſich ablöſen und als ſchwimmendes Eis gegen Süden getrieben werden. Auf alten Gletſchern,

die nicht ſchmelzen können, hat ſich zuweilen eine Schicht Erde aufgelegt. So hat ſich auf dem Gletſcher von Roccoſecco eine treffliche Waide gebildet. Otto von Kotzebue fand in der Eſchholz-Bay einen ins Meer abfallenden hohen und ſteilen Ufergletſcher von ſo altem Eiſe, daß er ſich bereits mit einer dicken Schicht von Sand, Schlamm, Dammerde und Gras oder Moos bedeckt hatte. Am Monte Roſa auf der Savoyer Seite ſtreckt ſich ein ungeheurer Gletſcher aus der Höhe bis tief ins Thal hinab ſo ſenkrecht, daß er einem gefrornen Waſſerfall gleicht, was er auch eigentlich urſprünglich iſt. Man nennt ihn den Lysgletſcher, in der Nähe des Dorfs Macugnana. Hirzel-Eſcher in ſeinen Wanderungen hat ihn ſchön beſchrieben.

Lawinen oder Lauinen (von labore fallen oder wie die Lava der Vulcane von lavare auswaſchen, wegſpühlen) ſind eigentlich nur beſchleunigte Gletſcher, Eis- und Schneefälle, die ſich zum gewöhnlichen ſtillen Vorrücken des Gletſchereiſes etwa verhalten wie Waſſerfälle zum gewöhnlichen Dahinfließen. Sie werden erregt durch Ablöſung des Schnees von der höchſten und ſteilſten Firne, gewöhnlich beim Aufthauen in heißen Sommertagen. Im Herunterrutſchen ballt ſich der Schnee (Kernlawine) oder ſchiebt den vor ihm liegenden lockern Schnee immer raſcher und in immer breiter werdender Linie vor ſich her (Rutſchlawine). Stürzt die letztere einen Abhang hinunter, ſo zerſtäubt der Schnee (Staublawine). Die Kernlawine zerſchmettert die Gebäude, die Rutſch- und Staublawine iſt oft ſo mächtig, daß ſie ganze Dörfer zudeckt. Aber auch wohin ſie nicht fällt, kann ſie durch den Druck der Luft große Zerſtörungen anrichten. Eine Lawine von 1000 Fuß Breite und 150 Fuß Höhe bedeckte einen Theil des Dorfes Ruda, aber auch der frei gebliebene Reſt wurde durch den ungeheuren Luftdruck zerſtört, ein Mühlſtein klafterweit den Berg hinauf geſchleudert. Hoffmann, phyſ. Geographie I. 259. Aehnliches meldet Pantoppidan, natürl. Hiſtorie von Norwegen I. 56. Ich ſah oft Lawinen in der Schweiz, aber ſie ſtellen ſich für das Auge weniger großartig dar, als ihr Donner das Gehör erſchüttert. Insgemein ſieht man nur einen fernen dünnen Schneefaden den Berg hinablaufen, ziemlich unſcheinbar, indeß der lange Donner verkündet, daß doch etwas Großes in der Erſcheinung ſey. Das ſtarke Erdbeben des 26. Juli 1855 erſchütterte die Alpen dergeſtalt, daß man von der Wengernalp aus an der Jungfrau unzählige Lawinen zu gleicher Zeit herabſtürzen ſah und ihre vielfältigen Donner hörte.

Als Cap. Roß (wie er auf seiner 2ten Reise II. 431 schildert) den 3ten Winter im Eis der Polarzone überwinterte, hatte er für sich und seine Leute seine Eishütte unter dem jähen Abhang eines hohen Berges am Meere erbaut. Da geschah es, daß eine ungeheure Eislawine vom Berg oben sich losriß und über die Reisenden hinweg in das gefrorene Meer stürzte und mit ungeheurem Krachen den Spiegel desselben zerschlug. Spitzbergen, die große Insel hoch im Norden von Europa, bietet einen seltsamen und characteristischen Anblick dar, indem die an ihren Ufern sich aufthürmenden Gletscher zu Bergen anwachsen und die kühnsten Felszackenformen annehmen. Besonders berühmt sind die sieben hohen und spitzen Eisberge auf der s. g. Krebsinsel. Hoffmann, phys. Geogr. S. 295. Roß fand auf seiner Reise zum Südpol das Land Victoria, als er aber um dasselbe herumschiffen wollte, um dem Pole näher zu kommen, hielt ihn eine meilenweit erstreckte Eiswand ab von tausend Fuß Höhe und senkrecht wie Krystall aus dem Meer emporsteigend. An ihr hinsegelnd fand er kein Ende und kehrte um. Solche lange Eiswände finden sich auch in den nordischen Meeren, z. B. an der Baffinsbay.

Die in Bewegung gesetzten Eisberge, die im Frühling aus dem Polarmeer mit dem Nordstrom nach Süden schwimmen, heißen im atlantischen Meere Hummock, zwischen Asien und Amerika aber im Norden von Sibirien Torosse; diese sind von Wrangel in dessen Reisewerk sehr ausführlich beschrieben worden. Früher aber auch schon von Scoresby. Sie entstehen als Gletscher und werden vom Ufer losgerissen, indem sie als Lawinen von den Bergen fallen oder durch andere treibende Eismassen bei Thauwetter abgestoßen werden. Sie sind oft bergehoch und nehmen durch Abstoßen und Abschmelzen alle möglichen, oft sogar phantastische Formen an von Pyramiden, Zacken, Thoren ꝛc. Im Sommer schwimmen sie auf dem Meer bis tief in die gemäßigte Zone. Ihre Schneeweiße nimmt sich sehr malerisch aus auf dem dunkeln Meer und auf dem Hintergrund des blauen Himmels. Cap. Roß, zweite Entdeckungsreise I. 177 schildert die Eisberge im Polarmeer sehr schön, wie sie durch den Wind in Bewegung gesetzt sich durch eine enge Meeresbucht drängen, mit Donnergebrüll aneinanderstoßen und zum Theil zertrümmern, bis sie sich durchzwängen. Im Sonnenschein glänzen sie wie Krystall und sind doch hochgethürmt wie wirkliche Berge und bewegen sich, schieben sich durcheinander und mit einander fort, ewig ihre Formen wechselnd. S. 198 schildert Roß, wie sein Schiff einmal zwischen zwei steilrechten Eisbergen

eingeklammert war, die es hoch überragten. Anſpach in ſeiner Beſchreibung von Newfoundland S. 213 ſchildert die Frühlingsſtürme im Norden, wenn das im Eismeer gebrochene Eis mit der Nordſtrömung des Meeres und noch dazu vom Nordwind gepeitſcht ins atlantiſche Meer hineinbricht, in wilder wirbelnder Bewegung mit ungeheurer Schnelligkeit ſich fortwälzend, ſo daß bald ein ganzer großer Eisberg, von einem andern getroffen, zuſammenſtürzt, bald eine breite Eisfläche ſich über die andere vorſchiebt, oder wie es die Seeleute nennen, ſie ſich ſchrauben, alles unter dem furchtbarſten Krachen und Getöſe.

Fünftes Buch.

Die Lehre von den Steinen (Mineralogie).

1.

Das Mineralreich.

Zum Mineralreich gehören alle Körper, die das Feste des Erdglobus bilden im Gegensatz gegen das Wasser, die Luft und gegen die organischen Wesen. Den Ursprung aller Minerale bezeichnet die Geologie als neptunisch, plutonisch oder vulcanisch, so zwar daß auch neptunische Schichten durch plutonische und vulcanische Erhebungen, und plutonisch erhobene Massen wieder durch vulcanische Durchbrüche verändert, durch Hitze umgebildet erscheinen. Eine Menge Substanzen, die man jetzt zum Mineralreich rechnet, sind ursprünglich organisch gewesen, aber durch Erdrevolutionen verschüttet und durch Druck umgebildet. Das sind die in der Tiefe begrabenen alten Oberflächen der Erde mit den in Steinkohlen verwandelten Wäldern ꝛc. Viele Minerale, sonderlich Metalle und Edelsteine haben sich erst verhältnißmäßig spät in Spalten und Gängen des vulcanischen Gesteins gebildet.

Das Urgestein, welches tiefer liegt, als jedes andere und auch höher emporsteigt, der Granit ist ein noch ungelöstes Räthsel. Er besteht aus Quarz, Feldspath und Glimmer, in groben Körnern zu gleichen Theilen vermischt. Wie ist diese Mischung entstanden? und was liegt noch unter dem Granit? Davon weiß man bis jetzt gar nichts. Die Mischung deutet auf den Prozeß hin, dem das Vorhandenseyn der noch ungemischten Bestandtheile vorherging. Fiel diese Mischung mit dem Prozeß der plutonischen

Erhebung zuſammen oder ging ſie ihr vorher? Erſt wenn es möglich wäre, einmal unter den Granit zu kommen, könnte man errathen, wie er entſtanden ſeyn möchte.

Die chemiſche Analyſe hat eine Menge Urſtoffe nachgewieſen, von denen aber die wenigſten rein, die meiſten nur in Zuſammenſetzungen vorkommen und unter denen ſich auch ſolche befinden, die nur in ſehr geringer Menge vorkommen. Die nicht metalliſchen Stoffe ſind Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Stickſtoff und Chlorgas, die unvermiſcht nur als Gaſe vorkommen, ferner Kohlenſtoff, Kieſelerde, Schwefel, Phosphor, Jod, Brom, Selen, Fluor, Tellur, Arſen, Antimon, Bor. Der Metalle ſind 46, darunter die vornehmſten Gold, Platina, Silber, Kupfer, Zinn, Zink, Eiſen, Blei, Queckſilber, Kobalt, Wismuth, Nickel, Mangan, Kalium, Natrium ꝛc. Aus der Verbindung dieſer Urſtoffe entſtehen 1) Säuren, 2) Baſen, die man in Alkalien, Erden und Metalloxyde (durch Sauerſtoff verwandelte Metalle) eintheilt, und 3) Salze.

Die meiſten Säuren ſind Verbindungen mit Sauerſtoff. Die Alkalien oder Laugenſalze entſtehen aus der Verbindung der Säuren mit andern nicht metalliſchen oder metalliſchen Urſtoffen, Kali z. B. aus Sauerſtoff und Kalium, Natron aus Sauerſtoff und Natrium, Ammoniak aus Sauerſtoff und Waſſerſtoff. Salze ſind Verbindungen einer Säure mit einer Baſis, alſo mit Alkalien, Erden oder Metalloxyden. Die Behauptung, alle Erden ſeyen nur Metalloxyde, durch Sauerſtoff veränderte Metalle, geht zu weit. Sie beruht auf der unbewieſenen Vorausſetzung, der ganze Erdball ſey metalliſch und nur auf der Oberfläche zerſetzt.

Für den Zweck des vorliegenden Buchs erachte ich für nothwendig, von der Aufzählung der faſt unzählbaren Minerale und ihrer in der Natur vorkommenden oder durch Kunſt bewirkten Umwandlungen zu abſtrahiren, und lediglich dasjenige hervorzuheben, was dabei von allgemeinem Intereſſe iſt, nämlich die Geſteine, aus denen die großen, zu Tage liegenden Maſſen der Erdoberfläche beſtehen, die aus der Erde entnommenen mineraliſchen Schätze zu unſerm Verbrauch, und die durch beſonders charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit ſich auszeichnenden Minerale.

Die Minerale wurden von der ältern Schule Werners nach Form und Farbe, ſpäter von Hauy und Mohs nach ihrer Kryſtalliſirung, ſeit Berzelius aber nach ihrer chemiſchen Beſchaffenheit claſſificirt. Ueberall zweckmäßig und doch nicht genügend. Die Ueberſicht über die vielen tauſend Arten iſt nach dem einen wie nach dem andern Syſtem ermüdend

und für Jeden, der nicht speciell vom Fach iſt, undankbar, weil nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil näheres Intereſſe einflößt. Oken ſtellte ein geiſtreiches Syſtem auf, in welchem jede Einzelheit gleichen Werth anſprach als integrirender Theil eines harmoniſchen Ganzen, aber dieſes Syſtem iſt auf die vier alten Elemente gebaut und kann deßhalb nicht genügen. Oken claſſificirte die Minerale nach ihrer Widerſtandskraft gegen Waſſer, Luft und Feuer in 1) unzerſtörliche Erden, 2) in Waſſer auflösbare Salze, 3) in Luft verbrennende Brenze oder Inflammabilien und 4) in ſchmelzbare, im Feuer flüſſig werdende Metalle. Unter den Erden unterſchied er nach derſelben Regel wieder ſolche, die ſich den Salzen, Brenzen und Metallen nähern, unter den Salzen ſolche, die ſich den Erden, Brenzen und Metallen nähern u. ſ. f., ſo daß ſich alle Minerale in der Welt in immer weiter ſich verzweigenden Unterabtheilungen doch immer auf die vier Hauptunterſchiede zurückführen laſſen, wie alle mögliche Winde in der Windroſe auf die vier Hauptwinde. Es iſt nicht zu leugnen, ſo viele Grundunterſchiede ſind, in ſo vielerlei Verhältniſſe können ſie zu einander kommen mit abgemeſſenen Uebergewichten des einen oder andern. Im Princip iſt dieſe Methode der Claſſification ohne Zweifel richtig, aber in der Anwendung läßt ſie ſich deßwegen nicht durchführen, weil das geſammte Material der Erfahrung noch nicht geſammelt iſt und die Unbefangenheit der Unterſuchung im einzelnen Fall gefährdet würde, wenn man jede Thatſache der Erfahrung ſofort nach andrer Vorausſetzung im Princip zuſchneiden müßte. Doch muß ein dem Oken'ſchen ſich annäherndes Syſtem geſucht werden, in welchem die Eintheilungs-, wie Benennungsgründe rein im Objecte ſelbſt liegen, und unbedingt müſſen alle Benennungen verworfen werden, die den Fluch unſeres modernen Subjectivismus an ſich tragen. Die Geringſchätzung gegen das Object, gegen den Werth und die Bedeutung, die jedes Mineral an ſich anzuſprechen hat, und die ausſchließliche Geltendmachung der gelehrten Eitelkeit iſt ſo weit gegangen, daß man nicht nur die guten alten Namen der Minerale, Pflanzen und Thiere, die das Volk aus ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften entnommen hatte, abgeſchafft und aus den Lehrbüchern hinausgeworfen, ſondern auch die neuen, oft wieder willkührlich umgeänderten Namen nicht einmal mehr durchaus von den Eigenſchaften des Objects entlehnt, ſondern einem Mineral (auch einer Pflanze oder einem Thier) in ſehr vielen Fällen bloß den Namen ihres Entdeckers oder eines andern Gelehrten, der gar nichts damit zu ſchaffen hatte und dem man bloß eine Schmeichelei machen wollte,

gegeben hat. Das berüchtigte mihi, welches die Forſcher zu jeder Species, die ſie nicht etwa immer zuerſt, ſondern oft nur neu beſtimmt und in ihr Syſtem eingetragen haben, ſpielt eine zu große Rolle in der neuern Wiſſenſchaft.

2.

Die Maſſengeſteine.

Wir faſſen zuerſt die groben Maſſengeſteine zuſammen, wie ſie die Gebirge und Hauptſchichten der Erdoberfläche bilden. Wir finden ſie zu Bergen aufgerichtet oder abgeflacht, oder zu Geröll und Sand zerrieben; im Innern als ein Gemenge oder als einfacher Stoff, kryſtalliſirt oder blos mechaniſch zuſammengedrückt und durch ein Cäment verbunden oder durch Feuer verſchlackt und verglaſt.

Der Granit (von granum, Korn), das Urgeſtein, das tiefſte in der Erde, iſt kryſtalliſirt und aus drei verſchiedenen Steinarten (Quarz, Glimmer und Feldſpath) gemengt, von neutraler grauer Farbe, das älteſte Geſtein dunkler, das jüngere heller, und bildet die höchſten Gebirge auf der ganzen Erde, die größten Steinmaſſen. Man betrachtet ihn daher als das eigentliche Urgebirge. Ihm zunächſt ſchließt ſich der Gneis an, der noch dieſelben Beſtandtheile hat, wie der Granit, aber vorherrſchend glimmert und ſich ſchiefert, d. h. die Tendenz zur Flächenbildung hat, daher unmittelbar in den Glimmerſchiefer übergeht, der nur Glimmer und Quarz enthält, den Feldſpath ausſchließt oder nur in ſehr geringer Menge enthält und noch weiter in den Thonſchiefer übergeht, der ſich bekanntlich in Platten legt und ſich als das eigentliche Sediment oder neptuniſcher, aus dem Meer abgelagerter und ſtark durch die obern Schichten gedrückter Schlamm zu erkennen gibt. Der Granit hat bei ſeiner Erhebung alle dieſe Schichten mit und neben ſich mehr oder weniger aufgerichtet. Andrerſeits bilden Quarz und Feldſpath mit Ausſchluß des Glimmers den ſ. g. Porphyr-Granit oder Feldſpath-Porphyr, den Granulit, den ſ. g. Schriftgranit, auf deſſen hellerer Feldſpathfläche der graue Granit gleichſam hebräiſche Buchſtaben eingegraben hat; dann mit Hornblende verbunden den Syenit, ferner die bald mehr ſchiefer- bald mehr porphyrartigen Grünſteine, Diorit, Gabbro. In der ſchieferartigen Plattenlegung gibt ſich neptuniſches Gebilde, in der porphyrartigen Erhärtung der Einfluß von großer unterirdiſcher Hitze zu erkennen.

Der Hauptbeſtandtheil des Granits, der Quarz (Kieſelerde silicium mit Sauerſtoff) kommt auch rein vor als Quarzfels und Kieſelſtein. Er darf als der Kern des Granits, überhaupt als der Stein der Steine gelten, denn er beſitzt die größtmögliche Unzerſtörbarkeit unter allen Mineralen, indem ihn weder das Feuer verbrennen, noch das Waſſer auflöſen, noch die Luft verwittern kann. Seine Grundfarbe iſt weiß, im Bergkryſtall wird er durchſichtig wie die Luft. Wenn man zwei Quarze aneinander ſchlägt, geben ſie Funken eines electriſchen Feuers. Der Geruch eines Blitzes, der einmal in der Schweiz wenige Schritt von mir in den Boden fuhr, glich vollkommen dem der Quarzfunken und keineswegs, wie man insgemein vom Blitzgeruch glaubt, dem Schwefel. Aus allen dieſen Eigenſchaften erkennt man, der Quarz iſt mitten in der Nacht der Steinwelt gewiſſermaßen ein Träger des Lichts und Hüter des Feuers. Dem Quarz zunächſt verwandt ſind Augit und Hornblende. In größter Maſſe kommt der Quarz in den Kieſelconglomeraten und im Sand und Sandſtein vor. In dieſen Formen aber zuerſt in der ſ. g. Grauwacke, der unterſten neptuniſchen Schichte, die außerdem noch aus ſ. g. Grauwackenſchiefer und Grauwackenkalk beſteht. Die Kieſelgerölle und Sandſteine wiederholen ſich öfter von unten herauf bis zu dem jüngſten Flußgeröll und Uferſande. Ueberall ſind ſie alte begrabene Erdoberfläche oder alter Meeresboden. Die Sandſteine, urſprünglich nur Sand, aber durch Druck, Hitze und chemiſchen Prozeß zuſammgebacken, ſind zu Gebirgen erhoben worden, die ſehr regelmäßige Wände zeigen. Der Sand beſteht durchaus in Quarzkörnchen, die aber durch ſehr verſchiedene meiſt jedoch aus Thon oder Kalk entnommene Cämente zuſammengehalten, daher auch ſehr mannigfach gefärbt ſind. Man muß ſich einen Meeresboden von Sand denken, in den durch darüber geſchwemmten Schlamm der feinſte Thon, oder durch darüber abgeſtorbene und abgelagerte Muſchelthiere der feinſte Kalk durchgeſickert iſt.

Im Feldſpath ſind Kieſelſäure mit Thonerde und Kali verbunden, er ſteht alſo in der Mitte zwiſchen der Kieſelreihe und der Thonreihe. Im Thon iſt Thonerde, Aluminium, mit Sauerſtoff verbunden. Wie der im Granit enthaltene Quarz ſich zum Bergkryſtall läutert, ſo der gleichfalls im Granit enthaltene Glimmer (Thonerde) zum ſ. g. Marienglas. Die Glimmerplättchen zeigen die Flächentendenz (Schieferung) ſchon im Glimmerſchiefer ſehr ſtark entwickelt und einen merkwürdigen perlmutterartigen ſilbergrünen und graubraunen Schimmer. Dieſe Blätter vergrößern ſich

und werden immer heller und durchsichtiger, zuletzt das berühmte Marienglas, natürliche im Fels gewachsene Glasplatten. Die Plattentendenz geht in alle Gattungen des Thonschiefers über, der uns bekanntlich das Material zu Schieferplatten, Schiefertafeln, Schieferbedachungen ꝛc. liefert. Wie endlich der Quarz sich zum Sande diffundirt, so der Thonschiefer zur feinsten Thonerde. Zerstäubter Glimmer und Feldspath liefern das Hauptmaterial zu der feinen Erde (Thon, Lehm), aus der wir Gefäße bilden, allein es mischen sich auch andere Bestandtheile, namentlich kieselige und kalkige ein, sofern sie aus den Gebirgen durch Auswaschung und chemische Zersetzung gleichsam ausgelaugt sind.

Den Thon hat man, weil er nur zusammengedrückter oder auch zusammengebackener Staub ist, aus einer mechanischen Zerstörung älteren Gesteins erklären wollen, wie auch den Sand. Allein die Thonerde ist specifisch verschieden wie von der Kiesel-, so von der Kalk- und Talkerde, wenn sie auch mancherlei Vermischungen eingeht. Und warum sollte die mechanische Zerstörung den Kiesel gerade nur bis zur Größe eines Sandkorns, den Thon aber bis zur Pulverisirung zerstört haben? Es ist ungleich wahrscheinlicher, daß die Staubform des Thons, vielleicht auch die Sandform des Kiesels jeder andern Gestaltung dieser Steinarten, der Krystallisation sowohl als amorphen Zusammenbackung in Wasser, Säuren, Feuer vorangegangen ist. Deßhalb könnte man die zu oberst liegende noch lockere und staubartige Thonerde für die ursprüngliche Form alles Thons halten und die festen Thone in der Tiefe erst für abgeleitete. Die berühmte russische Schwarzerde, in der sich die Kennzeichen des Humus und Marschlandes, insbesondere die thierischen Reste nicht finden, scheint echter Thonschiefer im Urzustande zu seyn, nicht wie das Bulletin der physikalisch-mathematischen Classe der Petersburger Akademie VIII. Nr. 11 glaubt, verwittertes Thongestein, sondern Thon, der noch nicht Stein geworden ist.

Ueber dem Thonschiefer, als unzweifelhaft unterster neptunischer Schicht, finden wir unter dem Namen Grauwacke auch schon das älteste Kieselconglomerat und Sandstein, so wie den ältesten Urkalk, Grauwackenkalk. Es ist merkwürdig, daß von dem so tief liegenden Kalk doch im Granit selbst keine Spur zu finden ist.

Der Kalk hat zum wesentlichen Bestandtheil die Kalkerde (calcium). In seinen untersten Schichten finden sich keine thierischen Reste, während in den oberen es allerdings von Korallen, Muscheln ꝛc. wimmelt, so daß

es Geologen gab und noch gibt, welche den Kalk ausschließlich aus der organischen Welt, aus Schalen- und Knochengebilden ableiten. Bekanntlich bilden wir selbst in unsern Knochen, bildet jeder Vogel in seiner Eierschale Kalk, sind die Schalen der Muscheln Kalk, bauen die Korallen aus ihren Leibern dicke Mauern von Kalk. Leopold von Buch glaubte in den ungeheuern Wänden des Jura nur alte Korallenriffe wieder zu erkennen. Plutonisch erhobener und sehr gehärteter Kalk mit Bittererde verbunden ist Dolomit, dessen kühne Felsen wir in Tyrol bewundern. Durch unterirdische Hitze modificirter Kalk ist auch der Marmor. Kalkerde mit Schwefelsäure und Wasser verbunden gibt den Gyps. Auch die Kreide, die so schöne Gebirge bildet, ist nichts anders als kohlensaure Kalkerde. In die Kalkreihe gehört ferner der Rogenstein (Oolith), der Mergel (Kalk mit Thon vermischt), der Stinkstein (bituminöser Kalk), der Kalktuff oder Tropfstein. — Kalk gibt weißliche Felsen, Liaskalk mehr braungrau, Jurakalk mehr gelb. Am reinsten weiß sind die in seltener Größe und Höhe vorkommenden Gypsfelsen am Dschilun, vgl. v. Hügel, Kaschmir III. 36 und die berühmten schneeweißen Kreidefelder der Insel Rügen und des englischen Ufers bei Dover.

Neben dem Kiesel, Thon und Kalk nimmt die Talkerde den vierten Rang unter den Urerden ein, allein sie tritt weniger selbstständig auf; sie bedingt mit Kiesel verbunden den Augit, mit Kalk verbunden den Dolomit. Sie spielt als Bittererde eine Rolle bei der Zusammensetzung der s. g. bittern Mineralquellen und kommt auch im Meerwasser vor.

Unter den s. g. vulcanischen aber den plutonischen nahe verwandten Gesteinen ist der Porphyr, als wesentlich zur Kieselreihe gehörig, der älteste. Er dient seiner Härte wegen zu Mühlsteinen und zu plastischen Werken.

Zu ihm gehören der Pechstein, der schwarze Melaphyr und der schöne dunkelgrüne Serpentin. Im zweiten vulcanischen Hauptgestein, dem Trachyt, ist Feldspath der wichtigste Bestandtheil. Man unterscheidet kieselhaltigen Trachytporphyr, kieselfreien Andesit (weil die Andes in Amerika hauptsächlich aus dieser Felsart bestehen) und Klingstein. Zu ihm gehört der dunkelgrüne glasartige Obsidian. Im dritten, dem Basalt, mischen sich Augit, Labrador, Magneteisen. Zu ihm gehören Dolorit (Grünstein), Mandelstein (in dessen hohlen Blasenräumen nadelartige Edelsteine und Halbedelsteine sich abgesetzt haben), und der den Basalt stets kenntlich machende Olivin. Die jüngsten vulcanischen Producte sind die harte Lava und das lockere Schlackengestein.

Im Bruch zeigen alle festen Gesteine entweder eine regelmäßige Kryſtalliſation, oder ſie ſind amorph (geſtaltlos) und zwar entweder wie die meiſten neptuniſchen Schichten aus Sand und Staub zuſammengebacken (Sandſtein, Thon, Kalk), oder wie die vulcaniſchen Geſteine im Feuer verſchlackt, verglaſt (Porphyr, Trachyt, Baſalt). Oft iſt eine vorhanden geweſene Kryſtalliſation durch Luft und Waſſer aufgelöst und verwittert, oder im Feuer zerſchmolzen; oft iſt aber auch in nicht kryſtalliniſchen Maſſen erſt eine neue Kryſtalliſation entſtanden durch Hinzutritt von Säuren oder durch Gluth. Daher die häufigen Uebergänge aus dem kryſtalliniſchen in das Schichten- und Schlackengeſtein.

Früher war man geneigt, die meiſten Metamorphoſen oder Steinverwandlungen dem Feuer zuzuſchreiben. Seit Blum und Biſchof geht man vielleicht ſchon wieder etwas zu weit in der entgegengeſetzten Weiſe, ſie alle aus der Einwirkung des Waſſers und der im Waſſer enthaltenen Säuren zu erklären. Gewiß iſt, daß der Thon einen ſchlechten Wärmeleiter abgibt, und daß in einem Hochofen hinter einer dünnen Thonwand das fürchterlichſte Feuer brennen kann, ohne daß man es vorne ſpürt, woraus folgt, daß auch im Innern der Erde vulcaniſche Feuerausbrüche die Thonwände nur in der nächſten Nähe angreifen. Auf der andern Seite iſt aber das Durchſickern von Waſſer in einer mächtigen Schichte harten Geſteins eben ſo ſchwierig. Die von Fuchs und Wagner vertheidigte rein chemiſche Entſtehung der Geſteine (unter Mitwirkung von electriſchen und magnetiſchen Prozeſſen), hat viel für ſich, ſofern ſie die Hitze aus dem Prozeß ſelbſt entſtehen läßt, ohne des unterirdiſchen Centralfeuers zu bedürfen, und eben ſo durchgreifende Stoffverbindungen ſtatuirt, ohne daß es dazu erſt eines durchſickernden Waſſers bedürfte. Die gleichmäßige Bildung des Granits in allen ſeinen Theilen verräth, daß wenn auch Hitze und Erweichung in ſeinem ganzen Innern, doch keine äußere Einwirkung weder vom Feuer noch Waſſer Urſache ſeiner Bildung geweſen ſeyn kann. Porphyr, Trachyt ſind härter, ſcheinen mehr durchglüht, haben aber in ihrer innern Geſtaltung doch noch mehr Verwandtſchaft mit dem Granit, als mit der Lava der Neuzeit.

Die Kryſtalliſation begrenzt den Stein nicht blos mit beſtimmten Flächen, ſondern bildet auch in ſeiner innern Structur ſ. g. Blätter oder flache Schichtungen, in die ſich der Stein ſpaltet, wenn man ihn zerſchlägt. Wo ſolche Blätter nicht vorhanden, die Kryſtalliſation ſehr unvollkommen oder verſchwunden iſt, da ſpaltet der Stein auch unregelmäßig. Von der

Blätterung hängt die Strahlenbrechung, z. B. die doppelte im ſ. g. Doppelſpath, ſo wie das Farbenſpiel mehrerer Steine ab, das Opaliſiren des Opal, das Iriſiren oder die Regenbogenfarben im Bruch zerriſſener Kryſtalle. Verſchieden davon iſt das Anlaufen mancher Geſteine, Metalle oder des Glaſes mit bunten Regenbogenfarben. Das kommt nämlich nur von Oxydation durch Einwirkung des Lichts, der Luft, des Waſſers oder auch Feuers her. Manche Steine erhalten ihre Form nur zufällig, indem ſie in anfangs flüſſigem Zuſtand einen hohlen Raum ausgefüllt haben. So viele Mandelſteine, Druſen, die ſich in hohlen blaſenförmigen Räumen zwiſchen anderem Geſtein angeſetzt haben, und die größern ſ. g. Morpholiten in Kugeln, Doppelkugeln, Nierenformen ꝛc., zuſammengebackener Mergel, Thon, Sand, Kalk ꝛc. Doch handelt es ſich dabei nicht blos um eine mechaniſche Ausfüllung, ſondern auch um eine chemiſche Anziehung des gleichartigen Stoffs um einen Kern oder Mittelpunkt her.

3.

Benutzung der Maſſengeſteine.

Zum Bauen nimmt man ſo ziemlich alle Steinarten, wie man ſie gerade in der Nähe hat, je nach Bedürfniß der Feſtigkeit oder Bequemlichkeit wählt man aber auch aus. Am feſteſten ſind Granite, Porphyre, Baſalte; am bequemſten zu leichtem namentlich trocknem Häuſerbau der Kalktuff. Wegen der bequemen Bearbeitung ſind die Sandſteine am meiſten im Gebrauch. Als Surrogat für die Steine dienten ſchon im alten Babylon, wo die weite Ebene arm an Steinen war, wie noch heute in den norddeutſchen Ebenen ziegelartig geformter und gebrannter Lehm zu Bauſteinen. Als Cäment, um die Steine feſt zuſammenzufügen, dient, mit etwas Sand verbunden, der gelöſchte Kalk. Der vorher gebrannte Kalk hat nämlich die Eigenſchaft, wenn er mit Waſſer begoſſen wird, in Siedehitze zu gerathen, aufzubrauſen und in einen ſchneeweißen Schlamm zu zerfallen, der ſehr feſt kittet. Zu Bedachungen und Bedeckungen mit Platten, wie auch zu Tiſchen, Tafeln ꝛc. dient hauptſächlich der Schiefer. Um Säulen, coloſſale Statuen oder Gefäſſe, Rieſenſchaalen ꝛc. zu bilden, brauchte man im Alterthum die härteſten Steine, Granit, Porphyr. Der Kunſtname für die verſchiedenartigen Porphyre der Alten iſt heute noch porfiro rosso, verde, nero, bruno oder ſchlechtweg antico rosso ꝛc. Weichere Steine ſind

zu sehr der Zerstörung ausgesetzt, wie insbesondere der Sandstein, aus dem in neuerer Zeit so oft Grabdenkmäler gesetzt werden, die nur zu bald zur Ruine werden.

Das Hauptmaterial für plastische Werke, zum Theil auch für Prachtbauten, ist der Marmor und vor allem der weiße Marmor. Die bunten Streifen und Windungen, die man sprichwörtlich Marmorirung nennt, sind doch nicht das Schönste am Marmor, denn der weiße übertrifft alle bunten an Werth. Der Marmor überhaupt ist ein neptunisch abgelagerter, aber durch unterirdische Hitze modificirter Kalkspath, sehr feinkörnig, sehr gleichmäßig in der Masse und der härteste unter allen Kalken. Der beste weiße Marmor brach im Alterthum, als Werkstätte für die unzählbaren Götterstatuen der Heiden, zu Paros, heute bricht der beste zu Carara in Unteritalien. Seine Weiße und sein sammtartiger Glanz ahmt am besten den Teint der schönen weißen Menschenrace nach und eignet sich daher in vorzüglichem Grade zur plastischen Darstellung von Menschengestalten. Es ist der Fleisch gewordene Stein. Es mußte den ersten Bildhauer, der sich des Marmors bediente, aus dem weißen Glanz desselben heraus etwas locken *). In dem Glanz und der Weiße des menschlichen Körpers zieht uns nichts anderes an, als was auch am Marmor. Es ist der Reiz des Lichts zur Potenz des organischen Lebens erhoben. Wenn der Kalk, dessen edelste Art der Marmor ist, einen gewissen Uebergang vom Steinreich zum Thierreich andeutet, sofern ungeheure Massen todter Schalthiere als Kalk ablagern, so erscheint jene Beziehung des Marmors zum Menschen noch bedeutungsvoller. Es liegt darin aber auch eine geheimnißvolle dämonische Verführung. Der Marmor gehört, wie Gold und Eisen, zu den Mächten der Tiefe, die den Menschen vom Zug zum sittlich Hohen abziehen in das tyrannische Reich des Sinnlichen.

Zum Jurakalk gehört der berühmte lithographische Stein, der bei Solenhofen im deutschen Jura unfern von Eichstädt gefunden wird und dessen polirte Platten bis jetzt die einzigen sind, auf denen sich der Steindruck anbringen läßt.

Wie der Marmor zu größern plastischen Werken, so dient der Ala-

*) Vgl. Plinius Naturgeschichte 36. 5. und Cicero, de divinatione I. 13. Michel Angelo pflegte mit gewaltigen Schlägen auf den Marmor einzuhauen ohne Furcht, ihn zu zersprengen, indem er sagte: die Statue stecke schon fertig im Stein und brauche nur herausgeschlagen zu werden.

baſter, eine Verhärtung und Kryſtalliſirung des Gypſes, zu kleineren. Der Alabaſter gleicht dem Marmor an Weiße, iſt aber halbdurchſichtig, wird daher oft zu Lampen gebraucht, um das Licht zu mildern. In etruriſchen Gräbern kommen Gefäße von einem ſehr durchſichtigen Alabaſter vor, den man in Italien nicht findet. Belzoni fand in Nubien einen 9 Fuß langen, noch mit Figuren bedeckten Sarkophag vom ſchönſten durchſichtigen Alabaſter. Uebrigens hat der Gyps die Neigung, Platten zu bilden und reinigt ſich von ſeinen dunklen Beſtandtheilen zuweilen zum ſ. g. Frauenеis, einer ſo durchſichtigen Maſſe, wie das aus Glimmer entſtandene Marienglas. Das letztere kommt am reichlichſten vor in den Ruinen von Arſoff am Euphrat, wo ganze Mauern von glänzendem Marienglas ſtehen und eben ſo glänzende Steinbrüche daneben. Ritter, Erdkunde X. 1109.

Der wie Kalk gelöſchte Gyps gibt eine ſchneeweiße Farbe, die zum Weißen der Häuſer und Zimmer gebraucht wird.

Wie Kalk und Gyps die naſſe, ſo liefert Kreide die trockene weiße Farbe zum Gebrauch der Menſchen. Eben ſo nützlich iſt uns der in der Kreide zerſtreut gefundene Feuerſtein, um mittelſt eines Stahles Funken daraus zu locken, dieſelben im Feuerſchwamm aufzufangen und ſomit Feuer zu machen. Die Kreide wimmelt von Verſteinerungen, namentlich ſehr kleiner Schnecken, Infuſorien ꝛc., ja ſcheint ganz daraus zu beſtehen. Die Feuerſteine ſcheinen ebenfalls nur zuſammengebackene Kieſelſchalen von äußerſt kleinen Infuſorien zu ſeyn. Ehrenberg in den Abh. der Berliner Akademie von 1838 erklärte die weiße Kreide ſowohl als den darin gefundenen Feuerſtein ausſchließlich für Ueberreſte von Schalen kleiner Thiere, nur daß die in Feuerſtein enthaltenen aus einem andern erdigen Grundſtoff, nämlich aus Kieſelerde beſtünden, die in der Kreide aber aus Kalkerde.

Im Gegenſatz gegen die weißfärbende Kreide färbt der Graphyt ſchwarz, und zwar ebenfalls auf trockenem Wege. Aus ihm ſind die Bleiſtifte gemacht. Der Graphyt enthält Kohlenſtoff, der auch allein die Schwärze liefert, und Eiſen, was ihm den Metallglanz gibt. Er kommt meiſt im Thonſchiefer vor. Auch der Schiefer wird zum Schreiben benützt, indem ein Schieferſtift auf der dunkelgrauen Schiefertafel weiße Zeichen ätzt.

Die Thonerde dient als feiner und gleichförmiger Schlamm zur Anfertigung von Töpferarbeiten. Es gibt von ihr verſchiedene Arten und ſie erſcheint oft gemiſcht mit den Ausſchlemmungen anderer Gebirgsarten.

Auch macht man durch Zerreibung harter Gesteine einen künstlichen Thon, um daraus härtere Gefässe, die verschiedenen Arten des s. g. Steinguts zu brennen. Der feinste aller Thone, die Porzellanerde, erhält ihre Härte durch einen Zusatz von Kieselerde zur Thonerde und ihren Werth durch die außerordentliche Reinheit und Feinheit in der gleichförmigen Vertheilung des Stoffes.

Ich beziehe auch das Glas hieher, weil es nichts andres ist als Quarzsand, durch einen Zusatz von Salpeter im Feuer in den Fluß und Guß gebracht, der es dem durchsichtigen Bergkrystall ähnlich macht. Dieser Krystall ist natürliches Glas, das Glas künstlicher Krystall, beide bedingt durch den Kieselgehalt. Das Glas wurde bekanntlich von phönizischen Salpeterhändlern erfunden, die einmal unterwegs am Ufer des Meeres rasteten und unter ihre Kessel, um sie hoch genug zu stellen, Salpeterstücke unterlegten. Als sie nun Feuer anmachten, vermischte sich der Salpeter mit dem Ufersande und schmolz zu Glas zusammen. Plinius, Naturgeschichte 36. 26. Derselbe altrömische Autor erzählt, unter Kaiser Tiberius habe Einer die Kunst erfunden, das Glas biegsam wie Wachs zu machen, aber der Kaiser habe ihn hinrichten und seine Werkstatt vernichten lassen, weil seine Erfindung den Werth der Metalle heruntergedrückt haben würde. Wohl eine Fabel. Dagegen scheinen die glasirten Mauern der alten Britten eine Thatsache gewesen zu seyn. Auf ägyptischen Wandbildern, deren Alter man zu 4000 Jahren berechnet, sind Glasöfen mit Bläsern abgebildet, die ganz wie in unsern Glashütten durch Blaseröhren glühende Glasklumpen hohl und in Formen blasen. Wilkinson, manners and costums II. 89. Uebrigens kommt auch natürliches Glas an Vulcanen vor, z. B. Glasfäden und Glastropfen am Krater des Pic von Teneriffa, hier aus vorhandenen Stoffen durch die Gluth des Vulcans erzeugt. Im Mittelalter war Venedig ein Hauptsitz der Glasfabrication. Den größten Luxus in Glasarbeiten sieht man im Theater der Eremitage zu St. Petersburg. Hier besteht alles aus Glas, die Säulen und Wände, sogar die Tapeten und Vorhänge sind von buntem Glas mit Troddeln aus feinen Glasfäden. Kohl, St. Petersburg I. 260.

Der Bimsstein, der leichteste unter allen Steinen, weißgrau, durchlöchert wie ein Schwamm, schwimmt auf dem Wasser (nur wenn er pulverisirt wird, sinkt sein Staub unter); ist aber doch bei seinem lockern Gewebe so hart, daß man ihn zum Rasiren (Abreiben der Haare) und

als Schleifſtein benutzt. Er iſt ein vulcaniſches Produkt, eine Schlacke, es ſcheint aber, daß zu ſeiner Bildung Waſſer und eine ungeheure Dampfentwicklung erforderlich iſt; wie er denn auch meiſt unter dem Meere und bei Vulcanen vorkommt, die ſich erſt aus dem Meere erhoben. Man hat das Meer nach ſolchen Eruptionen auf hundert bis hundertfünfzig Meilen weit ganz mit Bimsſtein bedeckt geſehen (v. Leonhard, Geologie V. 176. 312). Auf der Inſel Lipari im mittelländiſchen Meere bildet der Bimsſtein einen ſchneeweißen Berg, ſo groß, daß er den Bedarf für ganz Europa liefert. v. Martens, Italien I. 95.

4.

Edelſteine.

Die Edelſteine ſind das Koſtbarſte im tiefen Innern der Erde, noch koſtbarer als das Gold. Der Zauber, den ſie auf die Menſchen üben, iſt aber von einer feinern und poetiſchern Art, bedingt durch ihre Seltenheit und Koſtbarkeit, ihre Geburt in der tiefſten Nacht, ihren wunderbaren Glanz und ihre Farbenpracht. Man hat ſie als unterirdiſche Blumen, als erſte Vorboten des überirdiſchen Frühlings angeſehen. Wenn man erwägt, daß ſie hauptſächlich in den Spalten gefunden werden, welche glühende vulcaniſche Maſſen durch älteres Gebirg hindurchgetrieben haben, kann man ſie allerdings als erſte Kinder einer engern Verbindung der atmoſphäriſchen Stoffe mit den unterirdiſchen betrachten, Kinder eines glühenden Kuſſes, den ſich zum erſtenmal die obern und untern Elemente gaben. Die Edelſteine ſind die reinſte Darſtellung eines in Dampfform verflüchtigten Urſtoffs, der ſich in die Poren und Blaſen im erkalteten Geſtein abgeſetzt hat, daher ſie eingeſprengt in vulcaniſchem Geſtein im Innern von ſ. g. Nadeln und Druſen vorkommen. Insbeſondere iſt es das Licht und Farbenſpectrum, was ſich in keinem andern irdiſchen Stoff ſo rein darſtellt, als in den Edelſteinen, das Licht im Diamant, das Farbenſpectrum in den verſchiedenen Arten des aus Thonerde beſtehenden Korund (blau: Saphir, roth: Rubin, grün: Smaragd, gelb: Topas, violett: Amethyſt, dazu noch die Nuancen in Chryſolith, Hyacinth). Man kann nicht umhin, im Vorkommen dieſer fixirten reinen und farbigen Lichter unter der Erde in der tiefſten Nacht etwas bedeutungsvolles zu ahnen. In den ſ. g. Halbedelſteinen wiederholt ſich das Licht im Bergkryſtall, das Farben-

ſpectrum in einer Menge bunter Geſteine. Sie ſind unedler nicht blos wegen ihrer Menge, ſondern auch, weil ſie nicht ſo hart ſind, wie die echten. Die meiſten beſtehen aus Kieſelſäure. Der allgemeine Charakter der Edelſteine iſt das Durchſichtige, Glaſige, denn auch die dunkeln ſind noch halbdurchſichtig. Eigenthümlich iſt einigen von ihnen der Dichroismus oder das Schillern in zwei Farben, das Iriſiren (wechſelndes Spiel in allen Regenbogenfarben) und Opaliſiren (daſſelbe in trübem und halbdurchſichtigem Geſtein). Sie ſind gleichſam fixirtes Waſſer, fixirte Regentropfen, die fixirten Farben des Regenbogens, jede einzeln, wie der ganze Regenbogen beiſammen. Sie ſelbſt reproduciren ſich wieder in den Glanzfarben der Blumen, der Käfer und Schmetterlinge, der Conchilien ꝛc., die einer Saat von Edelſteinen in der Sonne gleichen. Sie repräſentiren den Adel der Farbe in der Natur. An die durchſichtigen Edelſteine und verwandten Stoffe knüpfen ſich die merkwürdigſten optiſchen Erſcheinungen, die durch keinen andern Stoff in der Natur hervorgebracht werden können, z. B. am Turmalin, Doppelſpath ꝛc. Auch der Diamant ſteht in einer merkwürdigen Verwandtſchaft zum Licht.

Wir lernten den Diamanten, als den köſtlichſten aller Edelſteine, als Schmuck der Könige und der Damen, zuerſt durch die alten Römer und Griechen kennen, die ihn ἀδάμας, d. h. der Unüberwindliche, nannten, vom verneinenden α und von δαμάω überwältigen, weil der Stein unter allen Körpern der härteſte iſt und von keinem Metall angegriffen wird. Die Griechen und Römer ſelbſt aber empfingen den Stein aus dem Orient. In Indien, wo er noch jetzt gefunden wird, ſcheint er ſchon viel früher als bei Perſern, Griechen und Römern zum Schmuck gedient zu haben; wenigſtens ſieht man ihn ſchon bei den älteſten Götterbildern in Indien angebracht und erwähnen ſeiner auch die älteſten Mythen dieſes Landes. Die indiſchen Diamanten blieben Jahrtauſende hindurch die einzigen, die man kannte, bis erſt in neuerer Zeit auch in Braſilien, ſeit 1727, und in der neueſten, ſeit 1829, ſogar an den Grenzen Europa's ſelbſt im ruſſiſchen Gebirge Ural reiche Diamantlager entdeckt wurden. Durch dieſe neuen Zuflüſſe iſt der Preis des edlen Geſteins etwas herabgeſetzt worden. Doch bewirkten große Kriege und der Wechſel der Mode faſt noch größere Schwankungen in ſeinem Werthe. Der größte Luxus mit Diamanten iſt immer in der Heimath derſelben getrieben worden. Die orientaliſchen Herrſcher liebten ſich und ihre Damen ganz mit Diamanten zu bedecken, die ſogar an ihren Waffen und Geräthſchaften in verſchwen-

derischer Menge angebracht waren und noch jetzt angebracht werden, z. B. an Tassen, Tabakspfeifen und ähnlichen Gegenständen, die wir Europäer nie mit Diamanten in Berührung bringen. Dieser Luxus erklärt sich aus der ungeheuern Menge von Diamanten, die sich in den Schatzkammern jener Herrscher häuften. Es ist geschichtlich nachgewiesen, daß Mahmud der Guhride, nach der ersten Eroberung Indiens durch die Muhamedaner, 400 Pfund Diamanten gesammelt hatte (Briggs I. 187). Es gehörten gewiß viele Prinzen und Prinzessinnen dazu, um eine solche Last, als Schmuck vertheilt, tragen zu können. Ein ähnlicher Luxus, wenn auch in geringerem Grade, war die Folge der neuen Diamantfunde in Brasilien. Der portugiesische Hof, dem die edlen Steine aus Südamerika zuströmten ahmte nun die orientalische Pracht nach. Noch jetzt fällt den Fremden am Lissaboner Hof die Menge und fast lächerliche Pracht der mit Brillantsternen bedeckten Uniformen auf, und die Menge der Brillanten, die selbst die gemeinsten Frauen auf den Straßen in ihren Ohrringen tragen. Nach Blums Edelsteinkunde S. 126 sollen in den Jahren 1772—1818 in Brasilien zusammen 1301¼ Pfund Diamanten gewonnen und größtentheils nach Europa gebracht worden seyn.

Der Diamant steht in naher Verwandtschaft zum Licht. Er bricht das Licht am stärksten und saugt es am vollsten ein. Vermöge der starken Brechung des Lichts verhält sich die vergrößernde Kraft einer Diamantlinse im Mikroscop zu der einer Glaslinse wie 8 zu 3; daher es Mädler bitter beklagt, daß nicht irgend ein Reicher der Erde, dem ein großer Diamant überflüssig ist, denselben zu einer Linse schleifen läßt und der Wissenschaft zum Geschenk macht. Was ferner das Aufsaugen des Lichts betrifft, so ist es allgemein bekannt, daß der Diamant, wenn er eine Zeitlang der Sonne ausgesetzt gewesen, nachher im Dunkeln noch lange phosphorescirt. Je länger und an einer je heißern Sonne er das Licht sog, um so länger leuchtet er nachher, und scheint sich des Lichtes zu freuen. Auch verzehrt sich der Diamant im Feuer so gänzlich, daß keine Spur von ihm übrig bleibt; er geht ganz in das Feuer, als das ihm verwandte Element über. Sehr schön sagt daher ein neuerer Dichter, Stehling in dem 1841 zu Düsseldorf erschienenen Epos „das jüngste Gericht" S. 20: der Diamant kam als reines Licht vom Himmel und fliegt als reines Licht zum Himmel wieder auf, ohne Asche zurückzulassen. Keine Spur irdischen Staubes bleibt von ihm zurück, und obgleich er uns nur ein Stein zu seyn schien, war er doch nur reines Himmelslicht.

Uebrigens iſt trotz dieſer Verwandtſchaft mit dem Feuer der Diamant doch überaus kalt anzufühlen.

Im neueren Handel wird ſtatt des Feuers und Lichts mehr die waſſerhelle Reinheit zum Kriterium erhoben. Daher man die Diamanten nach ihrem Waſſer ſchätzt und ſagt: ein Diamant von erſtem, zweitem oder drittem Waſſer. Der Werth der Diamanten wird ferner nach ihren Farben geſchätzt; nicht nach den ſ. g. optiſchen Farben, denn auch der farbloſeſte waſſerhellſte Diamant blitzt in allen Farben des Regenbogens, ſondern nach der ſich immer gleich bleibenden Lokalfarbe. Am höchſten iſt die Farbloſigkeit oder das reine Weiß geachtet; dann folgen die gelblichen, grünlichen, roſenfarbenen und bläulichen, die, da ſie etwas weniger Werth haben, nur bei einer gewiſſen Größe als Seltenheiten ſehr hoch geſchätzt und auch zuweilen als Modegegenſtand beſonders geſucht werden. So ſoll der große Diamant der alten Großmoguln roſenfarbig ſeyn, einen großen grünen Diamant beſitzt das grüne Gewölbe in Dresden. König Friedrich II. ſchenkte dem Grafen Sandrezki eine Doſe mit einem Blumenbouquet von bunten Diamanten. Blaue Diamanten waren im Jahr 1713 allgemein Mode am Pariſer Hof, wie die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans in den von mir unlängſt herausgegebenen Briefen an Louiſe von Degenfeld erzählt. Wenn andere dunkle Farben, braun, grau, ſchwarz am Diamanten ſich finden, ſo wird er wenig geſchätzt, wegen eigentlichen Fehlern aber, als Riſſe, Adern, Federn, Wolken, Sand ꝛc. verworfen. Zu den auffallenden Naturſpielen gehören fleckige Diamanten, die theils weiß, theils gefärbt ſind. Im Naturalienkabinet in Wien befinden ſich welche, die halb weiß und halb roth oder gelb oder grün oder blau ſind. So viel von den Farben am Diamant ſelbſt. In Poggendorfs Annalen 1845 Nr. 2 findet ſich die Notiz, daß ein vorher der Sonne ausgeſetzter Diamant, der im blauen Strahle des Spectrums fortleuchtet, im rothen ſogleich dunkel wird. v. Martius (Reiſe S. 438) macht die Bemerkung, der Diamant der alten Welt kryſtalliſire octaedriſch, der in Braſilien aber dodecaedriſch. Alle Schmuckdiamanten ſind übrigens kunſtreich facettirt, was nur mittelſt Diamantſtaub bewirkt werden kann, weil der Stein härter als jedes Metall und jeder andere Stein iſt, daher durch kein Inſtrument angegriffen werden kann, außer durch ſich ſelbſt.

Ueber die wahre Natur des Diamanten iſt erſt in neuerer Zeit gründlich geforſcht worden. Newton war der erſte, der ſeine Verbrennbarkeit erkannte, und Lavoiſier der erſte, der bewies, daß er aus reinem Kohlen-

ſtoff beſtehe. Er verbrennt unter der Luftpumpe mit einem außerordentlichen Glanze, und ſo völlig, daß er keine Aſche zurückläßt und nur in ſeltenen Fällen kleine Körperchen, die in ihm eingeſchloſſen waren, worauf ich ſogleich zurückkommen werde. Leonhard hielt den Diamanten für eine Sublimation des Kohlenſtoffs aus den Tiefen der Erde. Parrot für ein Product der vulcaniſchen Thätigkeit. Göbel für eine Zerſetzung der Kohlenſäure durch Eiſen bei hoher Temperatur. Hausmann für eine Zerſetzung der Kohlenſäure durch den Blitz (ein wenn auch unwahrſcheinlicher, doch wenigſtens poetiſcher Gedanke). Der große Newton war der erſte, der aus dem Kohlenſtoffgehalt des Diamanten auf einen vegetabiliſchen, d. h. auf einen Urſprung deſſelben aus dem Pflanzenreiche ſchloß; worin ihm ſpäter Jameſon und Brewſter beipflichteten und was erſt neulich Petzholdt in ſ. Beiträgen zur Naturgeſchichte des Diamanten hauptſächlich durch mikroſcopiſche Unterſuchungen zu beſtätigen bemüht war. Er fand nämlich, daß einige verbrannte Diamanten kleine unverkennbare Quarzſplitterchen zurückgelaſſen, auf denen die netzartige Zeichnung von Pflanzenzellen abgedrückt war. Jameſon hat in ſeinen speculations ſchon im Jahr 1822 darauf aufmerkſam gemacht, daß noch jetzt in vielen Pflanzen, z. B. Charen, Bambus, Junglegras ꝛc. kieſelartige Secretionen vorkommen, und er hält demnach den Diamanten für derartige nur ſehr vergrößerte Secretionen eines urweltlichen großen Baums, ungefähr in der Weiſe, wie in neuerer Zeit auch der Bernſtein als das Harz einer vorweltlichen großen Fichte erkannt worden iſt. Auch Ritter, Aſien V. 343 f., ſchließt ſich dieſer Anſicht an. Damit würde nun der Fundort der Diamanten nicht ſtreiten. Sie werden nämlich in der jüngeren Schicht des aufgeſchwemmten Bodens (im Conglomerat von Kieſel- und Sandſteinbreccie) gefunden, wie auch der Bernſtein; jedoch hat man auch Diamanten in einem Muttergeſtein von ſehr glänzendem Quarz eingewachſen gefunden. Froriep, neue Notizen 1843 Nr. 529. Spix und Martius, Reiſe nach Braſilien II. 461. Gardner, Braſilien II. 251.

Einer näheren Unterſuchung bedarf noch die Frage, ob der Diamant fähig iſt, auch jetzt noch ſeinen Kohlenſtoffgehalt und ſein Volumen durch Anſaugung aus ſeiner Umgebung zu vermehren. Calder in ſeinen observations behauptet, daß in allen Diamantgruben ohne Ausnahme die Meinung verbreitet ſey, die Diamanten wüchſen nach. Daher ſchon vor Jahrhunderten der Glaube herrſchte, ſie lebten in einer Art von Ehe und hätten Kinder (Happel rel. cur. III. 159). Der Diamant wird nicht groß. Der

größte, den man kennt, iſt der ſ. g. Lichtberg (Kohinur) früher im Schatz des Runjet von Lahore, jetzt im engliſchen Kronſchatz. Man vergleicht ihn mit einem halben Ei. Ein anderer großer Diamant aus dem Schatz des Nadir Schach ziert jetzt den ruſſiſchen Kronſchatz, 1 Zoll 4½ Linie im Durchmeſſer. Im franzöſiſchen Kronſchatz glänzt der von ſeinen frühern Beſitzern ſ. g. Pitt oder Regent, im öſterreichiſchen ein großer Stein, den früher Karl der Kühne in der Schlacht bei Nancy verloren haben ſoll. Die Kronſchätze von Portugal und Braſilien ſollen ſehr große Diamante beſitzen, ob aber die größten der Welt, wie man hat behaupten wollen, iſt noch nicht nachgewieſen. Jeder der genannten großen Steine iſt viele Millionen Gulden werth.

Hinter dem kohlenſtoffhaltigen Diamant, als dem Edelſten aller Steine, folgen die Korunde, beſtehend aus reiner Thonerde. Sie ritzen alle andern Steine, werden ſelbſt aber vom Diamant geritzt. Das iſt die Probe ihres Adels.

Allen voran ſteht der Rubin. Man unterſcheidet unter den Rubinen den hochrothen Almadin (Karfunkel), den ins violett ſpielenden Spinell, den blaſſen Balais und den rothgelben Rubinell. Der Rubin iſt nächſt dem Diamanten der koſtbarſte Stein in der Welt. Sein tiefes Roth wie Blut und Purpur mit ſchwarzem Schatten kommt in der ganzen Natur nicht ſchöner vor. Daher die außerordentliche Vorliebe für das ſ. g. Rubinglas in der alten Glasmalerei. Daher auch die talismaniſche Bedeutung des Rubins, die Kraft, die ihm inwohnen ſoll gegen alle Krankheiten und böſe Geiſter. Den blaſſen Balais (von der Landſchaft Balch am Gihon, nach Michaelis, oriental. Bibliothek 23. 44) hielt man vormals für das Weibchen des tiefrothen Rubin. Brückmann von Edelſteinen, 50. — Der größte Rubin befand ſich im Schatz des Runjet Singh von Lahore, mit dem Namen Jehangir bezeichnet, 2 Zoll im Quadrat meſſend. v. Hügel, Kaſchmir III. 240. Katharina II. von Rußland beſaß einen ſo groß wie ein Taubenei. Mémoires du regne de Cath. Amst. 1729. Der große dem Buddha heilige in einem Tempel auf Ceylon hängende Rubin in Tannzapfenform, der den ganzen Tempel erleuchten ſoll, iſt eigentlich ein Hyazinth. Vgl. Ritter Erdkunde VI. 29. Zu Marko Polo von Bürk S. 536. Neben jenem großen Stein befinden ſich noch ſieben ſo groß wie Hühnereier am Kopfputz eines heiligen Elephanten in demſelben Tempel. Ritter VI. 53. 56. — Nach mongoliſchem Glauben kommt das Abendroth von einem ungeheuren Rubin her, der die Weſtſeite der Erde einnimmt.

Der Rubin ist in der That ein concentrirtes Abendroth, wie das concentrirte Blut, eine tief in der Nacht der Erde vergrabene Prophezeihung des Wärmsten und Lebendigsten, das über der Erde blühen und glühen soll.

Der zweite Korund höchsten Werthes ist der blaue Saphir. Er ist um so schöner, je dunkler das Blau ist. Auch er kommt wie der Rubin aus Indien, man fand ihn aber auch in Rußland in dem Granit eingesprengt. In Ava in Hinterindien soll sich der größte befinden, von 951 Karat Gewicht. Eine seltene optische Eigenthümlichkeit zeigt der Saphir in einem weißlichen sechsstrahligen Stern, den man in ihm wahrnimmt, wenn man ihn gegen das Licht hält. Dieser Stern ist unabhängig vom Schliff des Steins und nur bedingt durch seine Kryſtallisation.

Der grüne Korund heißt Smaragd, vielleicht der lieblichste, dem Auge gefälligste Edelstein. Da er aber nur 19 Theile Thonerde und 67 Kieselerde enthält, gehört er eigentlich nicht mehr zu den Korunden, sondern eher in die Kieselreihe. Im Smaragd liegt, tief unter der Erde und vielleicht lange schon vor Entstehung der Pflanzen, das herrlichste Grün der Wiesen und Wälder vorbedeutet und in die kostbarste Quintessenz concentrirt. Er findet sich am häufigsten in Peru in Druſen dem Granit und Thonschiefer eingesprengt. In Peru wurde einer, so groß wie ein Straußenei, von den dortigen Heiden als Gott angebetet und man brachte ihm alle kleinen Smaragden, als wären es seine Kinder. Bouquer, Reise S. 11. Aber die Spanier sollen ihn zerschlagen haben, um seine Aechtheit zu erproben. Xeres S. 147. Auch in Mexiko wurde ein sehr großer Smaragd von einem spanischen Priester zerschlagen. Clavigero, S. 364. Andere angebliche Smaragde, von deren Größe man viel rühmt, sind nur grüne Glasflüsse gewesen, so der berühmte h. Graal in Genua, die angebliche Abendmahlsschüssel des Heilands.

Durch einen geringen metallischen Zusatz entsteht aus dem Smaragd der meergrüne Beryll (daher auch Aquamarin genannt), bald mehr ins Blaue, bald mehr ins Goldgelbe spielend. Nach altem Aberglauben soll dieser Stein plötzlich schwarz werden, wenn der, der ihn in der Hand hält, einen Meineid schwört. Creuzer, Symb. II. 575. Der goldene oder Chrysoberyll, mit schönem gleichsam wogenden Lichtscheine, wird daher auch Cymophan (Wellenschein) genannt.

Der echt gelbe Korund ist der Topas. Die schönsten Steine dieser

Art ſind vom reinſten durchſichtigen Gelb, was in der Natur vorkommt. Dieſe Farbe geht aber theils in roth, theils in grün über. In der Lava des Veſuv werden roſenfarbene gefunden. Sonſt iſt er gewöhnlich dem Granit eingeſprengt. Im Innern des einen fand Brewſter zweierlei Fluida, die ſich nicht vermiſchten. Schweiggers Journal Band 40. Man findet auch in Bergkryſtallen Tropfen. Das erklärt ſich aus der hermetiſchen Verſchloſſenheit. Die Dämpfe, die in engen Druſen eingefangen waren, ſetzten zum Theil den Edelſtein, zum Theil auch andere Stoffe ab und zuweilen flüſſige, die dann unverändert blieben.

Zum Korund gehört auch der edle Amethyſt, der veilchenfarbene Edelſtein, von dem die Alten glaubten, er widerſtehe der Trunkenheit (daher ſein Name). Der orientaliſche von der Inſel Ceylon iſt der ſchönſte, der braſilianiſche wird minder geſchätzt, weil er bei Licht ſein Feuer verliert. Von dieſen koſtbaren Edelſteinen iſt der gemeine, violett gefärbte Bergkryſtall, der gleichfalls Amethyſt genannt wird, zu unterſcheiden.

In die Thonreihe gehört auch der koſtbare Türkis, der einzige Stein, der eine reine himmelblaue Farbe hat und übrigens undurchſichtig iſt. Im Orient, aus dem er ſtammt, von vorzüglicher Schönheit und hohem Werth als Schmuckſtein und weil man ihm Heil- und Zauberkräfte zuſchreibt. Der abendländiſche Türkis iſt nur verſteinerter Fiſchzahn und beſitzt die Vollkommenheiten des echten Türkis nicht. v. Leonhard, Geologie II. 236.

Unter den geringern Edelſteinen der Thonreihe (den verſchiedenen Arten des Korund verwandt) nimmt die Granate den vornehmſten Rang ein. Sie iſt faſt ſo ſchön wie der Rubin, ein tiefes Dunkelroth und mit noch ſchwärzerem Schatten. Einige geringere Arten ſind ganz ſchwarz oder grün und gelb. Man findet ſie eingeſprengt in plutoniſchen und vulcaniſchen Geſteinen, als feurige Funken in der tiefen Felſennacht. Am edelſten iſt der Almandin oder orientaliſche Granat, am häufigſten und überaus beliebt als Schmuckſtein der Pyrop oder böhmiſche Granat. Der ganz ſchwarze heißt Melanit.

In die Thonreihe gehört ferner der Dichroit oder Waſſerſaphir, ein Edelſtein, der auf merkwürdige Weiſe in zwei Farben ſchillert, nämlich blau und grau.

Sodann der Staurolith (Kreuzſtein), ſo genannt, weil er ſehr häufig als Doppelkryſtall in Kreuzform vorkommt. Seine Farbe iſt dunkelblau oder röthlich.

Auch der Schörl oder Turmalin gehört in die Thonreihe. Dieſer ſehr merkwürdige Stein iſt electriſch, wie der Magnet magnetiſch. In der Kälte wird er poſitiv, in der Wärme negativ electriſch. Wegen ſeiner electriſchen Anziehungskraft heißt er der Aſchenzieher. Er iſt gewöhnlich dunkelgrün oder dunkelroth, kommt aber in allen Farben vor und zuweilen ſind mehrere von verſchiedenen Farben zuſammengewachſen. Biot entdeckte, daß der Turmalin auch das Licht polariſire.

In der Kieſelreihe zeigt ſich als prachtvollſter Edelſtein der Opal, hauptſächlich in Ungarn zu Hauſe. Er hat eine milchweiße Farbe und wie Milch nur eine ſchwache Durchſichtigkeit, in der aber gegen das Licht alle Regenbogenfarben ſpielen. Am ſchönſten iſt der weißeſte oder ſanft bläuliche. Es gibt aber auch rothgelbe (der Feueropal), die mehr ins Grüne und Karminrothe iriſiren und grünliche, ganz undurchſichtige, die aber ſehr ſchön iriſiren. Brückmann, von Edelſteinen II. 228. Sie ſind zart und zerſpringen leicht. Der größte, der je gefunden wurde, von 4¾ Zoll Länge, wird in Wien bewahrt. Zu den Opalen gehört der Hydrophan oder das Weltauge, der in Waſſer hell durchſichtig wird, und der Holzopal, der wie der Achat Bänder gleich Holzringen zeigt. — Man findet den Opal eingeſprengt in vulcaniſchen Trachyt und zwar hat er zuweilen die Höhlung oder Luftblaſe in demſelben nur halb ausgefüllt, wie eine Flüſſigkeit mit oben noch ganz wagrechter Oberfläche. Ein ſchöner Beweis, wie die meiſten Edelſteine überhaupt entſtanden ſind. Vgl. Landgrebe, Naturgeſch. der Vulcane II. 267.

Der Hyazinth oder Zircon, auch der Honigſtein (Melichryſos) von ſeiner goldbraunen Farbe genannt, die durch braunroth in kirſchroth übergeht, gehört gleichfalls zur Kieſelreihe, und nimmt in ſeinem braunen Schatten oft einen tiefen Reiz an. Die Vorzeit gab auch dieſem Stein zweierlei Geſchlecht und nannte die rothen Männchen, die gelben Weibchen. Brückmann, von Edelſteinen S. 44. Es gibt aber auch dunkelgrüne von großer Schönheit.

5.

Halbedelſteine.

Es gibt noch eine Menge ſchöne bunte, zu allerlei Schmuck gebrauchte Steine, größtentheils der Kieſelreihe zugehörig, die häufiger vorkommen

und daher einen geringen Werth haben. Unter ihnen ſteht, wie der Diamant unter den echten Edelſteinen, der diamanthelle **Bergkryſtall** oben an.

Derſelbe beſteht aus reinem Quarz (Kieſelerde) und iſt durchſichtig wie Eis, daher auch der Name, der Kryſtall bedeutet im Griechiſchen Eis. Er wächst auf Stein in einer Säule, die ſich in eine Pyramide zuſpitzt, meiſt dicht an einander, wenn auch in verſchiedener Dicke und Länge. Zuweilen ſtehen auch einzelne Kryſtalle die Quer und erſcheint die Gruppe unregelmäßig. Der Kryſtall ſetzt ſich gern in rings verſchloſſene Räume an und ſolche Höhlungen nennt man die Kryſtallmutter. Es gibt ſehr große und tiefe Kryſtallgruben, Spalten im Granit, deren Wände ganz kryſtalliſirt ſind und Kryſtallkeller heißen. Je größer die Mutter, um ſo größer auch die Kinder oder die einzelnen vorſtehenden Kryſtalle. In der Schweiz fand man eine einzige von 800 Pfund Schwere. Altmann, Beſchreibung der Eisberge 1751. S. 163. In einem einzigen Kryſtallkeller der Alpen fand man bei tauſend Centner Kryſtalle im Werth von 30000 Thalern. v. Leonhard, Geologie I. 299. Auf der Inſel Madagascar liegen Kryſtallblöcke, einer von 20 Fuß im Umfang. v. Leonhard, Geologie I. 300. In einem perſiſchen Werk von Edelſteinen wird eine Kuſe erwähnt, nur aus zwei Kryſtallen gebildet, aber weit genug, um vier Perſonen zu faſſen. In dem einen Kryſtall war ein grüner Zweig, in dem andern eine Hyacinthe eingeſchloſſen. Fundgruben des Orients VI. 138. In England iſt eine Amethyſtdruſe von 150 Pfund aufbewahrt, in Wallis fand man 1757 einen Kryſtall von 14 Centnern, im Zinkenſtock Canton Berns einen von 8 Centner. Kunſthändler Raffaelli in Rom hatte einen von 860 Pfund. Blum, Edelſteinkunde. In Parma ſah Keyßler einen Kryſtall von 1000 Pfund, gleich einem Berge mit zwei Spitzen.

Ueber die in Kryſtallen eingeſchloſſenen Körper vgl. einen Aufſatz von Gerhard in den Schriften der Berliner Akademie 1814. Im durchſichtigen Kryſtall eingeſchloſſen finden ſich am häufigſten 1) ein kleiner Kryſtall, 2) metalliſche Blättchen, 3) metalliſche Fäden und Haare, 4) leere Blaſen, 5) Waſſertropfen. Brewſter in Schweiggers Journal Band 40 beſchreibt einen ſeltenen Kryſtall, in dem zweierlei Flüſſigkeiten beiſammen eingeſchloſſen waren, die ſich gleichwohl nicht vermiſchten und durch Erwärmung eine ſehr eigenthümliche Ausdehnung und Zuſammenziehung, ſowie auch veränderte Färbungen annahmen. Mit ſolchen ſeltenen Kryſtallen wurde in früherer Zeit viel Aberglauben getrieben. So ließ man dem unglücklichen Herzog Johann Friedrich von Weimar den kaiſer-

lichen Scepter im Kryſtall ſehen, um ſeinen thörichten Ehrgeiz auszubeuten. — Durch Zuſatz von Metalltheilchen in der urſprünglichen Bildung erhalten die Kryſtalle (wie überhaupt die Edelſteine) verſchiedene Färbungen. Die prachtvollſten und ſchöngefärbteſten Kryſtalle findet man in den Höhlen des Berges Noſſypnoy Kamen im Altaigebirge. Ritter, Erdkunde I. 458. Die gewöhnlichſten Farben außer Weiß ſind Schwarz im Morion, Braun im Rauchtopas, Violett im Amethyſt (dieſer gemeine A. iſt zu unterſcheiden von dem edeln orientaliſchen A., der zur Thonreihe gehört), Gelb im Citrin. Die violetten Kryſtalle gehen oft ins Roſenrothe über. Katharina II. hatte einen großen Aufſatz mit Blumenbouquets von bunten Kryſtallen. Anleitung zur Kenntniß der Edelſt. 1816. Der Rauchtopas iſt einer der ſchönſten Kryſtalle. Es iſt verſteinerter Rauch, ein unheimlicher ſchwarzer Schatten zieht durch die Klarheit des Kryſtalls. Nirgends in der Natur iſt Finſterniß und lichte Durchſichtigkeit ſo wunderbar verbunden. Der größte Rauchtopas, ⅘ Centner ſchwer, wird in Berlin bewahrt. Brückmann, von Edelſteinen II. 118. Man findet, z. B. in der Schweiz, ſehr oft weiße Kryſtalle, die nur an der Spitze die ſchwarze oder dunkelbraune Rauchfarbe zeigen, und ebenſo weiße Kryſtalle, an deren Spitze ſich ein Farbenanflug zeigt, die namentlich blaßroſenfarben oder mit zarter Lilla gleichſam angeglüht ſind und zu reinen Amethyſten herauswachſen. In dieſen Uebergängen von der reinſten Waſſerhelle zum Bunt der Farbe liegt ein großer Reiz.

Der gemeine Amethyſt kommt in ſehr großen Kryſtallmüttern in Druſen vor. Eine der größten und prachtvollſten dieſer Art, die man kennt, wurde im Jahr 1819 vom Zollamt an der engliſchen Küſte confiscirt, weil ihr Preis zu gering angegeben worden war. Sie war zwei Fuß lang und wog 150 Pfund (Blum, Edelſteinkunde). Morgenblatt 1819. Nr. 313. Eine ſibiriſche Druſe in Petersburg ſoll aber gar 280 Pfund wiegen. v. Leonhard, Geologie V. 44. Häufig findet man auch in Achatnieren Adern mit äußerſt kleinen und zierlichen Amethyſtkryſtallen beſetzt, welche die Schönheit der Achate nicht wenig erhöhen. Einen Amethyſt, in deſſen Innerem ein Waſſertropfen eingeſchloſſen war, fand Keyßler im Cabinet des Ritter Sloane in London (Keyßlers Reiſe S. 341). Bei Schreibershau im ſchleſiſchen Rieſengebirge kommen häufig die ſ. g. Haaramethyſte vor, die inwendig haarförmige Einſprengungen von Titan oder Eiſenglimmer zeigen. Bloch beſaß einen ſolchen Haaramethyſt, worin Fungiten vorkamen (Bloch, Anleitung zur Kenntniß der Edelſteine 1816).

Auf der Wolfsinsel im Onegasee kommen die schönsten Amethyste vor, blau, schwarz, braun, sogar ziegelroth, und stachliches Nadel-Eisenerz umschließend. Landgrebe, Naturgesch. d. Vulcane II. 201.

In der Kieselreihe nimmt sodann der Achat den vornehmsten Rang ein, dessen bunte Spielarten sich zum Bergkrystall verhalten, wie die bunten Korunde zum lichtreinen Diamanten. Der Achat ist in Kugeln und Mandeln dem Urgestein eingesprengt, wie die Korunde. Nöggerath sagt über ihre Entstehung in seinem Werk über die Entstehung der Erde 1847: „Diese Kugeln und Mandeln sind offenbar ursprünglich leere Räume gewesen, welche zur Zeit, wo die Masse des Melaphyrs sich noch in einem mehr oder minder flüssigen Zustande befand, von expandirten Dämpfen und Gasen erfüllt waren. Die Dämpfe und Gase waren aus der Masse selbst oder aus der Tiefe aufgestiegen. Alle Verhältnisse in der Gestalt der Kugeln weisen auf eine solche Entstehung hin, und es finden sich deren sogar offenbar aus zwei oder mehreren Luft- oder Dampfblasen zusammengesetzt, welche zusammengeflossen sind, als das Gestein schon in seiner Erhärtung begriffen war: denn es ist die Gestalt der einzelnen Blasen theilweise noch an der dadurch entstandenen Vereinigung zu schauen. Die Ausfüllung dieser Blasenräume mit fester Masse, mit Achat u. s. w., ist aber eine spätere; sie ist offenbar eine Einseihung auf dem nassen Wege, ohne alle vulkanische Mitwirkung entstanden. Bei der Verwitterung des Melaphyrs haben die überall in der Erde durchsickernden kohlensauren Wasser die Kieselerde und die Alkalien aus der Gebirgsart aufgelöst und nach und nach die erstere in den Blasenräumen abgesetzt. Daher liegen auch die verschiedenfarbigen Achatstreifen in lauter dünnen, aber unter einander fest verbundenen concentrischen Schichten in den Kugeln über einander: je nachdem die einfließenden Wasser etwas anders geartete Bestandtheile enthielten, modificirten sich die daraus abgesetzten Schichten des Achats und Amethystes in ihrer Natur und Färbung, und in ähnlicher Weise entstanden auch die Kalkspathkrystalle im Innern der Kugeln aus aufgelöst gewesener kohlensaurer Kalkerde. In manchen Achat- und Amethystkugeln lassen sich noch die kleinen Infiltrations-Oeffnungen nachweisen, durch welche die Steinbildung bis zum Innern gedrungen ist." Der Achat ist von proteusartiger Natur, von der mannigfachsten Färbung und Zeichnung, einer Mischung von Chalcedon, Jaspis, Carneol ꝛc., deren Bruchstücke zu einem Conglomerat zusammengeschmolzen sind, daher Trümmerachat genannt. Zuweilen durchsetzt von kleinen reizenden Krystall- und

Amethyſtdruſen. Man nennt ihn nach ſeiner Zeichnung Bandachat, Feſtungsachat (mit vielen parallelen Zickzacklinien), Augen-, Kreis-, Punkt-, Stern-, Wellen-, Buchſtaben-, Regenbogenachat (mit buntfarbigem Jaſpis, Carneol und Chalcedon, über welches Naturſpiel Oheim 1771 ein eigenes Buch ſchrieb), Flammen-, Wolken-, Moosachat, der vorzüglich ſchön in Island vorkommt ꝛc. Die ſchönſten Achate ſollen verſteinertes Palmenholz ſeyn, in dem ſich die ſchönſte Marmorirung zeigt. In ungeheurer Menge liegt der Achat mit Jaſpis und Chalcedon wie Kies aufgeſchüttet am Rande der Wüſte Gobi in Aſien. Doch iſt er auch in Europa ſo wenig ſelten, daß er der gemeinſte Edelſtein iſt, der zu Pettſchaften, Doſen und dergleichen geſchnitten wird. Im Alterthum fand man ihn vorzüglich am Fluß Achates in Sicilien, daher ſein Name.

Dem Achat am nächſten verwandt iſt der Onyx (Fingernagel), ein halbdurchſichtiger Stein, der abwechſelnd weiße und braune oder graue Schichten zeigt, daher von den Alten benützt wurde, um auf dunkler Unterlage in erhabener Arbeit weiße Figuren oder Köpfe zu ſchneiden. Roth und weiß hieß er Sardonix, ſchwarz und weiß Memphit. Man findet ihn vorzugsweiſe dem Baſalt eingeſprengt.

Der Chalcedon hat faſt alle Farben, iſt aber gewöhnlich halbdurchſichtig weiß oder grau und zeigt in ſeinem Innern die ſchönſte Moosbildung. Man nennt dieß Mochaſteine von einer arabiſchen Stadt dieſes Namens. Das Moos ſoll echtes ſeyn, in unvordenklicher Zeit in den flüſſigen Kieſel eingeſchloſſen. v. Leonhard, Geol. V. 45.

Carneol heißt der ſchöne blut- oder fleiſchfarbene Chalcedon, von caro (Fleiſch) benannt, gewöhnlich wachsglänzend und halbdurchſichtig; er wurde bei den Alten, wie noch jetzt zu Pettſchaften, hauptſächlich zu ſchönen Gemmen verwendet. Er findet ſich oft im Chalcedon in ſchönen blutrothen Flecken. Man glaubte ſonſt, er ſtille den Frauen den Fluß, desgleichen Jedem, der ihn bei ſich trägt, den Zorn (Blut gegen Blut), wie Conrad von Megenberg im Buch der Natur lehrt. Der Stein hieß ehemals auch Stephansſtein, weil er ſeine rothe Farbe vom Blut des erſten Märtyrers, des h. Stephanus erhalten haben ſoll.

Chryſopras iſt ein durch Nickel gefärbter Chalcedon, apfelgrüner Stein in Schleſien in großen Maſſen vorkommend, früher ganz mißachtet, bis 1740 ein preußiſcher Offizier in einer Windmühle auf dem Choſemitzer Berge einen Kaſten voll ſolcher Steine fand, die zur Beſchwerung dienten, und Friedrich den Großen darauf aufmerkſam machte. Dieſer ſah in dem

ſchönen grünen Stein ein Sinnbild ſeiner Hoffnungen, das ſchöne Land ſeln nennen zu können, und brachte den Stein ſchnell in die Mode, indem er ſich koſtbare Tiſchplatten ꝛc. davon fertigen ließ, die man noch in Sansſouci ſieht.

Zu den Chalcedonen gehören auch die Halbedelſteine: Avanturin, carneolartig roth, gelb oder braun, aber mit unzähligen kleinen Glimmerfünkchen durchzogen, — Phraſem, mit lauchgrüner Hornblende durchwebter Quarz, — der blaue Siderit oder Saphirquarz, — der Roſen- und Milchquarz, — das Katzenauge mit einem Lichtſchimmer wie im Auge der Katze, — das grüne Plasma, — Heliotrop (grün mit rothen Punkten).

Gröber, undurchſichtiger und maſſenhafter als die Achate im Chalcedon kommt der Jaſpis vor, der übrigens eben ſo in Farben wechſelt. Er ſtellt die höchſte Verkieſelung dar (Humboldts Kosmos I. 272) und iſt mit Eiſen verbunden (v. Leonhard, Geol. III. 286). Im Kunſtgebrauch ſteht er zwiſchen Achat und Porphyr in der Mitte, ſofern er in ſo großen Stücken vorkommt, daß man z. B. in Rußland große Vaſen aus ihm verfertigt. Dem Marmor ähnelt er zuweilen in der marmorirten Zeichnung, in den hellen Adern, die ſeine dunkle Grundfarbe durchziehen. Er iſt meiſt ſchmutzig roth, braun, ſchwarz, oft gefleckt, ſeltener grün und gelb. Der ſ. g. Kugeljaspis in Aegypten zeigt concentriſche Farbenringe.

6.

Andre werthvolle und merkwürdige Steine.

Der merkwürdigſte aller Steine iſt der Magneteiſenſtein, aus Eiſen und Sauerſtoff zuſammengeſetzt, in ganzer Gebirgsmaſſe vorkommend am häufigſten in Schweden, Norwegen, Sibirien, aber auch auf den Inſeln Corſika, Elba, in Chile, hin und wieder in Deutſchland. In ihm iſt der Erdmagnetismus fixirt. Er weiſt, frei ſchwebend, ſtets nach dem Nord- oder Südpole der Erde, man verfertigt daher aus ihm die bekannten Magnetnadeln im Compaß (Bouſſole), durch die man ſich auf dem Meer oder in Wüſten orientirt, indem man durch ſie immer weiß, wo Norden und Süden iſt. Die Magnetnadel und ihr Nutzen war ſchon vor Tauſenden von Jahren den Chineſen, auch den alten noch heidniſchen Normannen unter dem Namen Leitſtein bekannt. Außerdem braucht

man den Magnet zu phyſikaliſchen Experimenten bezüglich auf Magnetismus, wie auf Electromagnetismus und auch zur Heilkunſt.

Der Laſurſtein oder lapis lazuli, iſt ein prachtvoller tiefblauer Stein, in dem zuweilen Eiſenkiestheile wie Goldpunkte eingeſprengt ſind, ſo daß er dem geſtirnten Himmel gleicht und beſonders in Tempeln und Kirchen als Sinnbild des Himmels gebraucht wurde. Vgl. v. Leonhard, Geologie II. 213. Ritter, Vorhalle S. 133. Der größte, den man kennt, bildet eine Weltkugel in einer ſonſt in Marmor ausgeführten Darſtellung der h. Dreieinigkeit am Grabe des h. Ignatius in Rom. Platner, Beſchreibung von Rom III. 3. 504. Der Helm des Königs von Tibet iſt von Laſurſtein und mit Rubinen beſetzt. Man trägt ihn um die Felder gegen Unwetter. Schmidt, Geſchichte der Oſtmongolen S. 333. Der Lamatempel zu Lhaſſa in Thibet ſoll von Laſurſtein ſeyn. In Zarskoeſelo hat man in das berühmte ringsum mit Bernſtein tapezirte Zimmer eine große Tafel von Laſurſtein geſtellt, des ſchönen Farbencontraſtes wegen. Beckmann, Geſchichte der Erfindungen S. 187. — Der Stein gehört in die Feldſpathreihe und die aus ihm durch Zerreibung gewonnene Ultramarinfarbe (das ſchönſte Blau) zeigt bei der chemiſchen Zerſetzung kieſelſaure Thonerde mit Schwefelnatrium. Gmelin in Tübingen ahmte ſie künſtlich nach und erzeugte wirklich eine ſehr ſchöne, die echte erſetzende Farbe.

Der Labrador iſt nach dem an der Nordoſtküſte Amerikas liegenden Lande benannt, wo er vorkommt. Er iſt grau, ſpielt aber in allen Regenbogenfarben. Er kommt in ſehr großen Blöcken vor. Zu St. Petersburg befinden ſich zwei Stück von 100 Centner Schwere. Blum, Edelſteinkunde S. 274. Durch die mähriſchen Brüder, die auf Labrador eine Miſſion hatten, wurde er erſt in Europa verbreitet. Sie fanden den Stein zum Theil unter Seen. Indem ſie über das ſpiegelglatte Waſſer fuhren, ſahen ſie auf dem Seeboden unten die Regenbogenfarben vorſchimmern. v. Leonhard, Geologie I. 307. Die Wilden halten den Stein ſehr heilig. Brückmann, von Edelſteinen II. 168. Vgl. Poggendorf, Annalen 19. Band. Er gehört in die Familie der Feldſpathe. — In dieſelbe Familie gehört der Adular oder Mondſtein mit einem eigenthümlichen innern Perlenmutterſchein. Desgleichen der dunkelgrüne, glaſige, zu Doſen, Knöpfen ꝛc. verarbeitete Obſidian. Auch der ſ. g. Pechſtein. Der Apatit, ein phosphorſaurer Kalk, nimmt im Feuer die ſchön-

ſten Regenbogenfarben an, die aber nur darüber hingleiten und dann nie wiederkehren.

Zur Familie des Augit gehört der Nephrit, aus dem man kunſtreiche Gefäſſe, Moſaiken ꝛc. ſchneidet, weil er ſehr hart iſt und alle Farben zeigt. Das iſt der in China ſo berühmte Stein Yü. Vgl. Ritter, Erdkunde VII. 377 f. Böttiger, kl. Schriften II. 155. Wiener Jahrbücher 1832, Band 59, S. 8. Die kaiſerlichen Paläſte in China wimmeln von bunten Arbeiten aus dieſem die Blumenwelt nachzaubernden Steine.

Einer der merkwürdigſten Steine iſt der Serpentin, zweifelhaften Urſprungs. Er enthält Kieſelſäure und Bittererde mit Eiſenoxyd, aber auch mancherlei andre Beſtandtheile und meiſt auch Magneteiſen, weshalb ſich die Magnetnadel nach ihm richtet. Er iſt dunkelgrün, nach ſeinen abweichenden Beſtandtheilen aber auch grau, braun, ſchwarz und gefleckt oder geädert. Sein Korn iſt überaus fein und er fühlt ſich weich und glatt wie Saiſe an. Er hat den Namen von serpens (Schlange) und galt früher wie die Schlange für heilbringend, für ein Schutzmittel gegen Krankheiten. Daher die Trinkbecher aus dieſem Stein geſucht waren, weil in ihnen jedes Gift unſchädlich werden ſollte. v. Leonhard, Geol. II. 195. Man findet in den Gräbern unſrer heidniſchen Vorfahren ſehr häufig kleine meißelförmige Serpentinſteine, die ohne Zweifel nur aus einem abergläubiſchen Grunde hineingelegt wurden. Zu derſelben Familie gehört der ſchmutziggelbgrüne Speckſtein, der ſo weich iſt, daß man ihn ſchneiden kann. Die Chineſen ſchneiden daraus ihre kleinen Götzenbilder. Derſelben Familie gehört auch der noch weichere ſ. g. Meerſchaum an, die edelſte aller Pfeifenerden, aus der man die berühmten Meerſchaumköpfe ſchneidet.

Mit dem Serpentin verbunden kommt der berühmte Asbeſt vor, der zu Augit und Hornblende gehörig, die feinſten Nadeln der Hornblende darſtellt. Man nennt ihn Bergflachs, Steinflachs, linum vivum, weil ſeine ſpröden und engverbundenen Faſern auch in der grünlich-grauen Farbe dem Flachs ähnlich ſehen und ſich wirklich ablöſen und (mit in Oel getränkten Fingern) ſpinnen laſſen wie Flachs. Eine noch feinere Art iſt der Amianth, deſſen Fäden lockerer und weicher ſind und ſich leichter ſpinnen laſſen. Ein ſchlechte Art dagegen iſt der ſ. g. Bergkork, platte, lappige und zerfreſſene Stücke mit filzartig verworrenen Faſern. Er ſchwimmt auf dem Waſſer. — Im Alterthum verbrannte man königliche Leichen in Hemden von Asbeſt, wodurch die Aſche des Körpers von der

des Holzſtoßes abgeſondert erhalten wurde. Plinius, Naturgeſchichte XIX. 1 und Solinus 17. Dieſelbe Sitte herrſchte unter den Braminen. Von Asbeſtkleidern, die man im Feuer gewaſchen, ſpricht Strabo im 10. Buch. Von Netzen, Tüchern und Hauben aus Asbeſt Plutarch, vom Verfall der Orakel 43. Kaiſer Karl V. hatte ein Tiſchzeug von Amianth, das er nach der Mahlzeit zur Ergötzung der Gäſte ins Feuer warf, um es zu reinigen. Man hat in neuerer Zeit zu Como, in den Pyrenäen, hauptſächlich aber in Sibirien zu Nerwiansmil (nach Gmelin am davon ſ. g. Seiden- oder Papierberge bei Katharinenburg) aus Asbeſt Tücher, Mützen, Handſchuhe und Papier verfertigt.

Der Bologneſer Stein wird am Monte Paterno bei Bologna gefunden. Es ſind runde ſehr ſchwere und rauhe Steine von grauer Farbe in platten Kugeln (aus Schwerſpath beſtehend), die wenn man ſie glühend gemacht hat, trotzdem daß ſie ſchon abgekühlt ſind, noch lange fortleuchten. Auch wenn man ſie der Sonne ausſetzt, leuchten ſie nachher noch einige Zeit im Dunkeln. Ausführlicher beſchrieben von Christian Mentzel, lapis Bononiensis und in Blainvilles Reiſe, Anhang V. 386 f. Ein ähnlicher Stein, der noch heller leuchten ſoll (Chlorophan), findet ſich bei Nertſchinsk in Sibirien. Schubert, Spiegel der Natur 484.

Ein anderes ſehr merkwürdiges Verhalten gegen das Licht hat der durchſichtige Doppelſpath, indem er das Licht doppelt bricht, ſo daß man jeden Gegenſtand darin doppelt ſieht. Am hellſten und ſchönſten ſtellt ſich dieſes Phänomen im isländiſchen Doppelſpath dar. Wenn man ihn zerſchlägt, behält jedes, auch das kleinſte Stückchen, die Fähigkeit, das Licht doppelt zu brechen.

Eine Abänderung des Quarzes, der Kieſelſchiefer oder lydiſche Stein iſt ſchon ſeit ſehr langer Zeit als Probierſtein bekannt und im Gebrauch, weil ein mit Gold darauf gezogener Strich die Echtheit des Goldes bewährt. Kein anderes Metall vermag die Goldfarbe dieſes Strichs nachzuahmen.

Der Baſalt wird ſo hart, daß er einen ſchönen Metallklang von ſich gibt, daher der Name Phonolith oder Klingſtein. In der Karthauſe von Neapel ſind an den Wänden große Roſetten davon angebracht, deren ſchwarze Steinblätter nach der Tonleiter geſtimmt ſind. In England hat man aus ſolchen Steinplatten ein Baſaltclavier zuſammengeſetzt.

7.

Metalle.

Der Urſprung der Metalle gehört zum Ungewiſſeſten in der Natur. Die Einen machen den ganzen Erdkörper metalliſch und laſſen ihn glühen, die Andern glauben, die Metalle ſeyen erſt viel ſpäter in den vulcaniſchen Spalten entſtanden und auch nur ſporadiſch. Für das erſtere ſcheint nur die Schwere des Erdkörpers und die erſtaunliche Mächtigkeit des Eiſens im Norden zu ſprechen. Für das zweite ſpricht der Augenſchein, indem die Metallgänge von unten auf durch älteres ſowohl plutoniſches als neptuniſches Gebirge durchſetzen. Ob dieſe Metallgänge, wie Einige glauben, nur Verzweigungen und Veräſtungen eines in der Tiefe verborgenen viel mächtigeren Stammes ſeyen, wer kann das wiſſen? Behaupten läßt es ſich nicht wegen der Verſchiedenheit der Metalle. Sie ſcheinen nicht aus einer centralen Wurzel gewachſen, ſondern vielmehr von örtlichen Bedingungen des Gebirges abzuhängen, in dem ſie vorkommen. Auch die Anſicht Okens, wonach das Eiſen den Polen, Gold und Silber dem Aequator, Kupfer, Blei, Zinn ꝛc. den gemäßigten Zonen angehören ſollen, iſt nicht ſtichhaltig. Dagegen mag man mit Charpentier wohl annehmen, die Metalle ſeyen etwas verhältnißmäßig Junges, die Blüthe einer noch fortdauernden Thätigkeit in der Erde. Sie gehören wenigſtens erſt der vulcaniſchen Erhebung an, weil ihre Gänge wie die Krater und Lavagänge durch plutoniſches, wie neptuniſches Gebirge durchſetzen. Man glaubte früher, ſie ſeyen in den durch vulcaniſche Kraft aufgeriſſenen und leer gelaſſenen Spalten auf naſſem Wege entſtanden, allein es iſt viel wahrſcheinlicher, daß ſie durch Druck von unten, wie Laven emporgetrieben oder aber aus heißen Dämpfen, die von unten emporbrangen, abgeſetzt ſind. Von Leonhard ſagt darüber in ſeiner Geologie III. 334: „Stücke aus Schmelz-Herden entnommen oder von den Bodenſteinen ‚ausgeblaſener' Oefen, zeigen in der durch Gluth veränderten Maſſe Bleiglanzadern von kaum meßbarer Stärke bis zur Mächtigkeit mehrerer Zoll mit allen einzelnen Phänomenen, wie ſolche Erzgängen eigenthümlich zu ſeyn pflegen. Die Aehnlichkeit iſt oft in dem Grade vollkommen, daß ſie verleiten könnte, Stücke der Art mit Stuffen, in Gruben abgeſchlagen, zu verwechſeln. — Dieſe Analogien zwiſchen der Bildung vieler Erzgänge und den durch Dämpfe entſtandenen Hüttenerzeugniſſen ſind von hoher

Wichtigkeit. Das Widerſtrebende, welches eine Vergleichung ſo kleinlicher Erſcheinungen, als jene der Hüttenprozeſſe ſind, mit koloſſalen Gebilden der Erdrinde wohl für Viele unter Ihnen haben dürfte, verſchwindet, ſobald man, wie Hausmann ſehr treffend bemerkt, ſich nur klar macht, daß nicht die abſolute, die unbedingte Größe es iſt, welche dabei in Betrachtung kommt, ſondern nur die relative, die beziehliche, die verhältnißmäßige. Ein Bleiglanzgang im Schachtſteine eines Schmelzofens, wenn auch blos mehrere Linien ſtark, hat verhältnißmäßig ungleich größere Mächtigkeit, als bei den gewaltigſten Gängen unſerer Gebirge vorkommt; und wenn eine Sandſteinmaſſe von einem Kubikfuße Inhalt von einer geſchmolzenen Subſtanz — wie dies im angeführten Falle Bleiglanz iſt — nur einen halben Zoll ſtark durchſetzt wird, welche ſeitwärts durch Eindringen das anſtoßende Geſtein auf eine Entfernung von einigen Linien bis zu mehreren Zollen verändert hat, ſo iſt eine ſolche Aenderung unvergleichbar bedeutender, als die, welche im Einfluſſe dieſer oder jener plutoniſchen Gebilde auf angrenzende neptuniſche Gebirge wahrgenommen wird. Konnten nun in einem Schmelzofen ſolche Wirkungen durch Dämpfe oder durch Ausfüllung von Spalten mit geſchmolzenen Maſſen hervorgebracht werden, wie viel eher mußte das geſchehen, wenn aus dem mächtigen Schmelzheerde der Erde Dämpfe und feurig-flüſſige Stoffe emporſtiegen."

Von größter Wichtigkeit wäre, die Wahlverwandtſchaft oder nächſte Beziehung des Metalls zu ſeinem Muttergeſtein zu ermitteln. Wenn wir in ſtark von Feuer gehärteten vulcaniſchen Geſteinen kleine Höhlungen (Druſen, Mandeln) mit den prachtvollſten Edelſteinen erfüllt finden, ſo geben ſich dieſe letzteren als die reinſten Niederſchläge von Kieſelerde oder Thonerde zu erkennen, welche durch die Hitze des Baſalt oder Trachyt in Dampf verwandelt und in jene Höhlungen gedrängt wurden. Der Stoff ſelbſt, Kieſelerde, Thonerde, war in dem erhitzten Gebirge ſchon vorhanden, er wurde nur ſublimirt. Aehnliche Sublimationen und Niederſchläge ſind ohne Zweifel die meiſten im gediegenen Zuſtand vorkommenden Metalle, und der Stoff dazu ſcheint wenigſtens in vielen Fällen ebenfalls aus dem nahen Gebirge entnommen zu ſeyn, weil gewiſſe Metalle und gewiſſe Steinarten faſt immer beiſammen vorkommen. Allein überall und bei jedem Metall trifft es doch nicht zu, und die Frage bleibt noch offen: trat das Metall erſt ſpäter von unten in die oberen Geſteine ein, oder war der Stoff dazu ſchon in den Geſteinen vorhanden und wurde nun

erſt durch ſpäter hinzukommende Feuerkräfte ſublimirt und niedergeſchlagen? Was die oben erwähnten Wahlverwandtſchaften betrifft, ſo findet ſich Zinn gern bei Granit, Magneteiſen bei Gneis, Kupfer beim Todtliegenden, Blei und Zink bei Gyps und Sandſtein.

Von großem Belang für die Verwandtſchaft der Metalle zu den Erdarten, in denen ſie vorkommen, ſind die Zuſammenſtellungen in Römers Synopſis S. 420. In Schleſien nimmt ein in Hornblendſchiefer reiches Kupfererz ſogleich ab und veredelt ſich, indem es in Glimmerſchiefer ſetzt. Bei Altenberg gedeiht Zinn im Gneis, aber nicht mehr im Porphyr. Bei Biber durchſetzt Kobalt das Kupfer, gibt ihm eine große Mächtigkeit, veredelt ſich aber in dem darunter liegenden Glimmerſchiefer. In Kornwallis ſind Kupfergänge im Thonſchiefer taub, werden aber im Porphyr reich.

Auf die chemiſche Abſetzung und Kryſtalliſirung der Metalle in den Erzgängen ſcheinen auch electriſche Strömungen vielleicht weſentlichen Einfluß geübt zu haben. Bequerel hat durch ſchwache electriſche Strömungen chemiſche Zerſetzungen und Veränderungen in Metallen bewirkt, für dieſe Verſuche nicht nur wiederholt und beſtätigt, ſondern auch einen Zuſammenhang zwiſchen der weſt-öſtlichen Richtung der Kupfergänge mit der Erdelectricität und der nord-ſüdlichen Richtung der Eiſenerzgänge mit dem Erdmagnetismus behauptet.

Wie die Metalle auf naſſem Wege oder in Dämpfen entſtehen, zeigen die Vererzungen von Gegenſtänden, die in alte Gruben oder Brunnen gefallen ſind. In Halle umkleidet ſich das Holz in einem Soolbrunnen mit Eiſenkies, in Bornholm thun das auch Steine. Römer, Synopſis S. 419 glaubt, „daß überall, wo organiſche Subſtanzen, ſchwefelſaure Salze, Eiſen und Waſſer in Berührung kommen, Schwefelkieſe ſich bilden können.“ Aus den Naturaliencabinetten ſind wohl Jedem Ammoniten bekannt, die mit Schwefelkies glänzend überzogen ſind. Die berühmten Kornähren von Frankenberg, die man einſt als Naturwunder anſtaunte, ſind wirkliche, nur in Kupferglanz verwandelte Aehren. In allen dieſen Fällen ſcheint, was wir künſtlich durch Galvanoplaſtik erreichen, von der Natur ſelbſt bewirkt worden zu ſeyn. Wenn nun auch die Metallbildung fortdauert, ſo iſt doch zu bemerken, daß wirkliche Erzgänge nur in früheren Erdperioden entſtanden ſind und nur bis zur Zechſteingruppe reichen, in ſpätere Schichten reichen ſie nicht hinauf. Die zu Tage liegenden Erze ſind alle durch Hebung aus der Tiefe emporgeriſſen.

In den Metallen offenbart ſich ein Zug zum Organiſchen. Der Magnet zieht an, das Queckſilber bewegt ſich, die Erze wachſen in Pflanzenformen, glänzen in den lebhafteſten Farben, ja dunſten ſogar halbthieriſche Gerüche aus. Meyer in den Blättern für höhere Wahrheit IV. 312 macht darauf aufmerkſam, wie ſehr die Metalle auf die Nerven und Sinne wirken, das Eiſen auf den Geſchmack, Kupfer auf den Geruch, Gold auf das Geſicht, Silber auf das Gehör, Blei auf das Gefühl. Aber nicht blos Silber klingt, alle Metalle klingen und haben gleichſam den Trieb in ſich, Töne von ſich zu geben, gleichſam zu ſprechen. Dazu der im Eiſen ſo mächtig hervortretende Erdmagnetismus, der etwas Nervöſes an ſich hat. Man hat die Metalle das Knochengerüſt der Erde genannt, man ſollte es vielmehr ſeine Nerven nennen. Iſt doch das Gold, ſprichwörtlich der nervus rerum, die geheime Triebfeder im ſocialen Leben und übt eine mehr als magnetiſche Gewalt über die ſchwachen Seelen.

Gewiß iſt, die Metalle ſind nur deshalb in der tiefen Nacht des unterirdiſchen Geſteins gewachſen, um der Menſchheit bei ihrer welthiſtoriſchen Entwicklung zu dienen und zwar bei ihren großartigſten Leiſtungen. Die Kriege, die Verkehrsmittel, die Schifffahrt, die Eiſenbahnen, das Geldſyſtem, die Buchdruckerkunſt, faſt alle Zweige der Induſtrie hängen vom Gebrauch des Metalls ab. In den Bergwerken liegt die Weltgeſchichte vorbedeutet, eine Erzgrube iſt ihre Wiege. Wir müſſen dies aber in einem Sinn verſtehen, der ſie als Profangeſchichte auffaßt und die höhere Aufgabe der Geſchichte nicht damit verwechſelt. Neben derjenigen Geſchichte nämlich, welche dieſe ſinnliche Welt und Zeit begreift, geht eine andre einher, die den Zug zum Ewigen eben aus jener Welt und Zeit heraus bezeichnet. Jene profane Welt- und Zeitgeſchichte iſt uns vorbedeutet in dem, was die h. Schrift aus der Zeit von Adam bis auf Noah meldet. Während allein in Seths frommem Geſchlecht die heilige Ueberlieferung und die Fähigkeit des Beſſern, der gute Theil des menſchlichen Samens fortlebte, um die Sündfluth zu überdauern, entfaltete Kains ſtolzes Geſchlecht alle menſchlichen Talente und begründete eine Cultur, die zur Corruption führte und durch die Sündfluth beſtraft wurde. Ein Vorbild aller nachſündfluthlichen Cultur und Civiliſation, ſofern ſie der Gottesfurcht erübrigt. In jener Zeit des kainitiſchen Glanzes nun war unter Andern, wie die h. Schrift ausdrücklich ſagt, Thubalkain ein Meiſter in allerlei Erz und Eiſenwerk, ſo wie ſein Bruder Jubal der Vater der Geiger und Pfeifer. Damit iſt die Bedeutung der

Metalle für die Weltgeſchichte in klarſter Weiſe bezeichnet. Sie dienen zu Werken und Thaten und allerlei Kunſt, aber ihre Macht iſt irdiſchen Urſprungs und läßt eine dämoniſche Einwirkung aus der Tiefe zu.

Alles Metall, wie es in der Erde gefunden wird, heißt Erz, das einzelne Stück eine Erzſtufe. In ſeiner reinſten Geſtalt erſcheint es gediegen in der ihm eigenthümlichen Kryſtalliſirung, unvermiſcht, von jedem fremden Beſtandtheile frei. Oft erſcheint es wie die Edelſteine im rohen Geſtein verwachſen, oder bildet größere nierenförmige Maſſen, oder ſeine Kryſtalle ſitzen dem rohen Muttergeſtein geſellig auf, wie Bergkryſtalle, und bilden farbige Prachtſtücke. Einige kryſtalliſiren dendritiſch wie Mooſe und Farrenkräuter, andre in Nadelform und bilden einen metalliſchen Raſen oder Sammet.

Der Hauptreiz, den die Erze auf unſre Sinne und Vorſtellungsweiſe üben, liegt in der überraſchenden Verbindung des Werthvollen und Schweren mit dem faſt blumenartigen Farbenglanz und dem kryſtalliniſchen Spiele, in dem Begriff einer plutoniſchen Flora, bei welcher ſowohl an den Pluto als Plutus (Unterwelt und Reichthum) gedacht wird. Am auffallendſten iſt der Contraſt der Schwere mit dem Sammetartigen vieler Erze und die Farbenpracht derſelben in der tiefen Nacht unter der Erde. Die Kupfererze ſind die bunteſten und überziehen die Wände der Bergwerke mit allen Papagaienfarben. Nur das Gefieder tropiſcher Vögel und Schmetterlinge und der Sammet tieffarbiger Blumen erreicht die Schönheit dieſer Erze. Hier die Beſchreibung eines mit mannigfaltigen Erzen bedeckten alten Bergwerkes (Abel, aus der Natur V. 107): „In neueſter Zeit hat uns der thätige Mineraloge Glocker in Breslau bei Gelegenheit der Aufräumung eines uralten Gold- und Silberbergbaues in der Gegend von Zuckmantel in Mähren, auf der Straße von Breslau nach Gräfenberg, mit einem Seitenſtück der blauen Grotte auf Capri bekannt gemacht. Schlägt man von der Stadt aus eine verödete Straße ein, die zwiſchen dichter und dunkler Waldung den 2813 Fuß hohen Querberg hinaufführt, und biegt man nach Verlauf einer Stunde rechts ab, ſo gelangt man zu einem Stollen mitten im Dickicht am Abhange des Berges, der aus dem 15. Jahrhundert herrührt. Bei ſeiner Oeffnung im Jahre 1848 bot er in ſeinem Innern eine prachtvolle Erſcheinung dar. Wände, Decke und Sohle waren wie mit himmelblauem Sammet ausgekleidet und im Grunde floß ein Waſſer, durch welches ein ebenſo ſchönes Blau hindurchſchimmerte. Das Geſtein, welches dieſen Farbenzauber übte, ein ſehr feiner Allophan

— Thonerdehydrat mit etwas Kupfer — zog ſich in den wunderbarſten, treppen- und dachziegelförmigen, über einander hervorragenden, hochblauen Gebilden, abwechſelnd mit tropfſteinartigen, abgerundeten Zapfen von glatter Oberfläche an den Wänden und Wölbungen empor. Dazwiſchen erſchienen Stellen mit zelligen Formen und ſcharf hervortretenden ſchmalen Zellenwänden, die oft ziemlich tiefen Zellenräume mit feintraubigen Kügelchen von derſelben blauen Farbe begleitet. Der ſich regelmäßig wiederholende Schatten, den die Beleuchtung zwiſchen den bald ſchwach, bald ſtark herausragenden blauen Wänden und Stalaktiten warf, brachte einen unnachahmlichen Wechſel von Hell- und Dunkelblau hervor, weit reizender, als wenn das Blau eine ununterbrochene einfarbige Ebene gebildet hätte. In der Sohle, ſowohl auf dem Grunde des Stollenwaſſers ſelbſt, als zu deſſen beiden Seiten, hatte ſich der Allophan als der feinſte Schlamm von etwas lichterer blauer Farbe abgeſetzt. Auch die dachziegelförmigen und ſtalaktitiſchen Gebilde hatten an ihrer Oberfläche einen weicheren, feinerdigen Ueberzug. Wenn man eine Weile in der Farbenpracht, die ſchon an den kleinen Proben einer Mineraliensammlung das Auge entzückt und immer wieder zurückruft und hier, ſo maſſenhaft feſtgebannt, im Totaleindruck wirkte, fortgewandert, ſo geht der Stollen in doppelter Richtung auseinander, deren eine Strecke 200, die andre 150 Klaftern Länge mißt, beide von vielen Seitengängen gekürzt, die viel gekrümmt und meiſt ſo ſchmal in das Geſtein hineinlaufen, daß kaum ein Menſch ſich durchzuwinden vermag. Am Ende der beiden langen Strecken, wo man den Bergbau jetzt wieder aufgenommen hat, zeigt ſich das Erz in großen Maſſen; da ſchimmert zwiſchen dem Quarzſchiefer, in dem feine Glimmer- und Talkblättchen glitzern, Bleiglanz, Magnetkies und Zinkblende, Kupferkies, Schwefelkies, hier und da durchzogen von Braunеiſenſtein, Braunſpath, Kalkſpath, Feldſpath ꝛc. Leider iſt das ſchöne Schauſpiel der Unterwelt nur wenigen Sterblichen zu Geſichte gekommen. Denn der Zutritt der Luft verbleicht die hochblaue, ſtellenweiſe bis ins Spangrüne gehende Farbe des Allophans und die Aufdeckung des Erzes zertrümmert über dem Suchen nach Gewinn auch hier das Schöne.“

8.

Gold und die edeln Metalle.

Indem das Gold ein compendiöſer, in engem Raum zuſammengedrängter Werthmeſſer und Aequivalent für alle andern Werthe geworden iſt, und man mit einem kleinen Stück Gold eine Menge Gegenſtände des Bedürfniſſes oder der Liebhaberei eintauſchen kann, hat es eine Art von Zauberkraft erhalten. Haſt du Gold, ſo haſt du alles, was käuflich iſt. Gold iſt der Talisman, das Zauberſtäbchen, womit man alles herbeizaubern kann. Darum iſt der in der h. Schrift verdammte Dienſt des Mammon und des goldnen Kalbes heute immer noch im Schwange. Der nur am Sinnlichen hängende Menſch läßt ſich heute noch, wie zu Moſis Tagen, vom Golde verlocken.

Aus dieſem Reiz des Goldes, der zum Unerlaubten führt, erwächst der Fluch des Goldes. Schon der Heide Plinius (Naturgeſch. XXXIII. 1) ſeufzt: „o möchte doch alles Gold aus der Welt verſchwinden, denn der verfluchte Hunger darnach hat die Menſchen ins Verderben geführt.“ Ein Sprecher des modernen Proletariats hat im bitterſten Gefühl hilfloſer Armuth, dem Gold alſo geflucht:

„Verächtliches Metall! Ausfluß der Hölle! der du das Samenkorn der Liebe in den Herzen der Menſchen mit deinem ſiedenden Guß verſengſt wie der Sirokko die grünenden Matten paradieſiſcher Ebenen, möcht: ein Wunder dich wieder in die Tiefen der Erde verſenken, aus welchen dich der Eigennutz mit der Aufopferung des Lebens ganzer Völker hat hervorholen laſſen!

„Unnütze Schlacke! an welcher das Blut von Millionen klebt, das den armen Arbeiter mit Weib und Kind den Tod des Elends ſterben läßt, weil es dem Schwelger und Müßiggänger erlaubte das Fett von ihren Suppen zu ſchöpfen, und das Mark aus ihren Knochen zu ſaugen; das der Arbeiter in Thränen arbeitend und bittend empfängt, und mit Fluch und Thränen wieder ausgibt, fort! verſchwinde endlich aus der Geſellſchaft, die dein Götzendienſt entweihte!

„Dein funkelnder Glanz iſt das Widerleuchten der bittern heißen Thränen der Armen, der Wittwen und Waiſen. So bitter und heiß dieſe Thränen auf das Gepräge deines Fürſtenbildes fielen, ſo haben

ſie daſſelbe doch noch nicht erweichen können, denn es iſt in kaltes Erz gegraben.

„Todtes Metall! deſſen Zauberglanz den erſten Krieg entzündet, den erſten Dolch geſchliffen, und das erſte Schaffot gebaut, verſchwinde aus unſerer Mitte, damit Verzeihung, Sicherheit und Friede ihre Wohnſitze wieder unter uns aufſchlagen!

„Scheußlicher Klumpen, deſſen ſich die Ungerechtigkeit bediente, um das Heiligſte zu verrathen, das Millionen in die Kerker warf und auf die Schaffotte ſchleppte, das einen Heiland an das Kreuz ſchlug, weil er ſeinen ſchädlichen Einfluß bekämpfte, ſey verflucht von nun an bis zu ewigen Zeiten!“

Im Golde glänzt noch immer der liebliche Reiz des Apfels vom verbotenen Baume. Es iſt uns gegeben zur Verſuchung, nicht damit wir uns verſuchen laſſen, ſondern damit wir widerſtehen. Nur wir ſelbſt ſind es, die durch Mißbrauch jenem ſchönen Metall den Fluch geben. Niemand verbietet uns, einen rechtmäßigen und beſcheidenen Gebrauch davon zu machen. Aber die Macht, die wir durch das Gold erlangen, die unbeſchränkte Freiheit, die uns ſein Beſitz verſpricht, erweckt der Seelen Heißhunger. Wie die alte Schlange den goldnen Apfel am verbotnen Baume als das Mittel anpries, wodurch Adam und Eva die höchſte Macht und Freiheit erlangen, ja ſelbſt Götter werden würden (Eritis sicut deus, scientes bonum et malum), ſo verſpricht der Zauber, der im Golde liegt, den Kindern Adams immer noch etwas Aehnliches. Haſt du nur Gold genug, ſo biſt du Herr der Welt, ſo gehorchen, dienen, lobſingen dir alle. Um dieſer Herrlichkeit willen ſcheut man auch die verwerflichſten Mittel nicht, Gold zu erlangen, und im Beſitz ſeiner Macht ſcheut man keine Uebertretung göttlicher Gebote, um ſich am Genuß zu ſättigen.

Wie ſehr das Gold die Menſchen, die von Heißhunger darnach ergriffen ſind, herunterwürdigt, erſehen wir aus den Laſtern der Reichen, die ſchon in der h. Schrift charakteriſirt ſind und wovon uns die profane Weltgeſchichte ſo zahlloſe und entſetzliche Beiſpiele liefert, ſodann aus der ſittlichen Erniedrigung der jüdiſchen Race, in welcher die ſchmutzige Goldgier erblich geworden iſt und deren Racenfluch mit dem Fluch des Goldes zuſammenfällt, endlich aus der tiefen Verderbniß, in welche die ſ. g. Goldgräber fallen. Schon vor mehr als tauſend Jahren bei Entdeckung der böhmiſchen Goldbergwerke lief beinahe das ganze Volk der Böhmen in die

Bergwerke, verſäumte den Feldbau und alle nothwendigen Gewerbe und fiel in coloſſale Liederlichkeit. Daſſelbe hat ſich in unſern Tagen nicht nur in Californien und Neuholland wiederholt, ſondern auch in Rußland, wo nach Hills Reiſebericht, ſeitdem in Sibirien ſo reiche Goldgruben entdeckt worden ſind, viel Volk nichts anderes mehr thun will, als im Sommer nach Gold graben und das Gefundene dann im Winter in Saus und Braus aufgehen laſſen.

Jenes wunderbare Metall, das die Seelen verunreinigt, iſt ſelbſt der reinſte Stoff in der Natur. Gold roſtet niemals, nimmt keine Flecken an. Das natürliche Gold kryſtalliſirt in reinen Würfeln. Es iſt das ſchwerſte, aber zugleich dehnbarſte Metall und kann in ungeheure Breiten als dünnſtes Blatt geſchlagen und in eben ſo ungeheurer Länge als dünnſter Draht gezogen werden. Ja es zertheilt ſich in ſo kleine Atome, daß z. B. die Vergoldung von der Innenſeite eines Bechers durch einen Blitzſchlag auf die Außenſeite verſetzt und durch die ſilberne Maſſe des Bechers durchgetrieben wurde. Das dünne geſchlagne Gold zeigt gegen das Licht gehalten eine ſchöne grüne Farbe. Das Gold wird auch durch das ſ. g. Königswaſſer (Salpeter und Salzſäure) in eine Flüſſigkeit chemiſch aufgelöst und wieder feſt gemacht. Seine Zähigkeit iſt ſo groß, daß ein Golddraht von nur $^1/_{10}$ Zoll Dicke 5 Centner trägt, ohne zu zerreißen.

Golderz kommt öfters in ungeheuern gediegenen Maſſen vor. So ein Block von 2500 Pfund Gewicht in Braſilien. Schubert, Spiegel der Natur S. 120. Auf St. Domingo ein Klumpen, an dem man ſich zu Tiſch ſetzte und auf dem man ein Schwein verzehrte. Allg. Hiſtorie der Reiſen XIII. 120. Ein Goldklumpen von 2 Pud 7 Pfund Gewicht 1842 in Sibirien gefunden. v. Leonhard, Taſchenbuch I. 18. Sehr oft kommt das Gold als ſ. g. Waſchgold in Körnern oder nur Flimmern im Sande der Flüſſe vor, ausgewaſchen aus den Gebirgen, auch in kleinen Gängen oder Adern. In Peru fand man einen Todtenſchädel im Erz mit Goldadern durchwachſen. In Neu Granada wurden die Goldbergwerke durch Blitze aufgedeckt, die häufig hineinſchlugen. Nach Arago. Das Gold iſt ſehr weich, wird daher, um es im Gebrauch dauerhafter zu machen, mit andern Metallen verſetzt. Kupfer gibt ihm einen rötheren, Silber einen blaßgelberen, ſogar grünlichen Schimmer.

Wie Gold der Sonne, ſo ahmt Silber des Mondes Farbe nach. Das Silber wird gebraucht wie das Gold zu Gelde und zu Schmuck, kommt häufiger vor und hat einen geringern Werth, iſt aber immer noch

viel kostbarer als andere Metalle. Es hat einen sehr schönen natürlichen Perlenglanz, wenn es nicht zu glatt polirt ist und dann spiegelt. Insbesondere aber besitzt es einen schönen Klang, den reinsten musikalischen Ton unter allen Metallen, daher auch die Glocken um so schöner klingen, je mehr in ihrem Erz (Glockenspeise) neben dem Kupfer auch Silber enthalten ist. Silber kommt gediegen, aber auch in mannigfacher Vermengung vor als Silberglanz, Silberschwärze, Hornsilber, Chlorsilber ꝛc. Am schönsten ist das Rothgülden, eine Verbindung von Schwefel mit Silber in einer prächtigen Scala von carminrothen bis grauen Farben. Das Silbererz bildet Klumpen, kann sich aber auch verzweigen und netzartig ausbreiten. Es liefert die schönsten Prachtstücke an Form, Farbe und Glanz in die Sammlungen. Im Naturaliencabinet in Stockholm findet man Silberstufen in allen möglichen, namentlich auch dendritischen, Baum- und Strauchartigen Formen. Vgl. Kohl, Dänemark II. 107. Das Silber kommt in großen Massen vor. In den Silberbergwerken zu Schneeberg wurde zur Zeit Albrecht des Beherzten (Stifters der albertinischen Linie) ein Block von Silbererz gefunden und als Tisch benutzt, an dem der Fürst mit seinem Hofe speiste. Später schmolz man ihn ein und gewann daraus 400 Centner Silber. Der Virei (Vicekönig) von Peru mußte bei seiner Ankunft aus Spanien in die Hauptstadt Lima auf einer mit Silberbarren gepflasterten Straße einziehen; so viel hatte man des Silbers, um Jahrhundertlang eine solche Sitte fortsetzen zu können. Jährlich brachte eine s. g. Silberflotte ungeheure Silbermassen aus Peru nach Spanien. — Silber gibt sich als geringeres Metall zu erkennen, indem es rostet; es setzt nämlich den giftigen Grünspan an.

Platina, das zuletzt entdeckte unter den kostbaren Metallen, steht der Farbe nach zwischen Gold und Silber in der Mitte, ist aber fahl, wie Blei und Messing vereint, mattglänzend. Es ist seltener und kostbarer als Silber. Gleich dem Golde rostet es nie. Es ist sehr hart, schwer schmelzbar, daher es zu chemischen Tiegeln verwendet wird. In ihm finden sich jedoch noch weiße Körner des Iridium, welches noch härter, das härteste und schwerste aller Metalle ist. Poggendorf, Annalen 34 S. 377. Pulverisirtes Platina ist schwarz wie Kienruß. Mit Kupfer legirt braucht man es zu teleskopischen Spiegeln. Döbereiner in Jena war es, der zuerst entdeckte, daß Wasserstoffgas mit Platina in Berührung gebracht, dieses Metall augenblicklich glühend mache. Man wandte es

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21461 / 080

auf Feuerzeuge an, die in die Mode kamen. Indeß iſt die Entdeckung wohl wichtiger in Bezug auf die vulcaniſchen Phänomene und das Feuer unter der Erde.

9.

Eiſen und die niedern Metalle.

Das Eiſen verhält ſich zum Golde, wie die Strafe zur Sünde, wie der Schrecken zur Verlockung, der Tod zur Wolluſt, und zugleich wie der ſtarke Diener zum ſchwachen Herrn. Beide Metalle greifen gleich tief in die weltgeſchichtliche Bewegung und Entwicklung des Menſchengeſchlechts ein. Gold bedingt die Luſt und Sünde, Eiſen die Arbeit und Rache. v. Leonhard ſagt in ſeiner Geologie „die Geſchichte des Eiſens iſt die der Humanität“ und meint damit zunächſt nur die Geſchichte der induſtriellen Fortſchritte und der dadurch bedingten höhern Cultur. Aber es liegt noch mehr darin, nämlich auch die Sittengeſchichte. Als der berühmte Reiſende Burkhard von Baſel einmal den Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, bewundernd frug, wie er es denn ſo weit gebracht habe? ergriff Mehemed Ali mit der Rechten einen Säbel und mit der Linken einen Beutel voll Gold und ſagte: ſiehe mit dem Eiſen da hab' ich mir Gold erbeutet und mit dem Golde da wieder Männer bezahlt, die das Eiſen zu führen verſtehen. Das iſt ein kurzer Auszug der profanen Weltgeſchichte überhaupt. Das Verhältniß zwiſchen Gold und Eiſen in dem hochciviliſirten England iſt kein anderes. Man muß aber nicht bloß an die denken, welche durch Eiſen Gold erwerben, ſondern auch an die, denen ihr Gold durch fremdes Eiſen abgezwungen wird. Das Eiſen iſt ein Knecht des Goldes, aber ein rebelliſcher, und ein Räuber und Mörder von Anbeginn. Das Eiſen iſt Rächer des Goldes, das eiſerne Zeitalter beſtraft die Sünden des goldenen.

Nichts in der todten Steinwelt hat ſo ſehr den Charakter der Kraft, wie das Eiſen. Zugleich iſt es im Magneteiſenſtein Träger des Magnetismus. Im Magnetismus aber erkannten wir einen Zug, der über die Erde hinausführt. Das Eiſen iſt Vermittler alles Fortſchritts im irdiſchen Getriebe. So lange es Eiſen gibt, wird die Menſchheit nicht aufhören zu ſtreben, zu arbeiten, zu kämpfen und ſich ſelber zu vernichten. Es iſt gewiß nicht ohne Bedeutung, daß im menſchlichen Blut ſo viel Eiſen enthalten iſt. Auch muß es Wunder nehmen, daß in den aus

fernen Weltgebieten auf unſere Erde herabfallenden Meteorſteinen gerade das Eiſen den Hauptbeſtandtheil bildet. Kein irdiſches Metall erſcheint ſo weit über der Erde verbreitet.

Auch in und auf der Erde ſcheint es kein Metall zu geben, welches in größerer Maſſe exiſtirt. Es kommt in zahlloſen Miſchungen vor und dient, andern Mineralien mehr Härte zu geben. v. Leonhard glaubt der fünfzigſte Theil der ganzen feſten Erde beſtehe aus Eiſen. Ganze Berge von Eiſenerz ſind, namentlich gegen den Nordpol hin, gar nichts ſeltenes. Der Magneteiſenberg bei Gellivara in Lappland erreicht Alpenhöhe, erſtreckt ſich 28,000 Fuß lang und 10—17,000 breit und beſteht ganz aus Magneteiſen. Das ſchwediſche Eiſenwerk Dannemora liefert jährlich 270 Mill. Pfund Eiſen. v. Leonhard, Geologie I. 317. Der Berg Blagodat bei Kurthwa in Sibirien ragt hoch über das ebene Land und beſteht ganz aus Eiſenerz, gleich einem ungeheuern Meteorſteine, wie ein erratiſcher Block liegen geblieben. Er iſt in Ermans Reiſe beſchrieben.

Wir unterſcheiden Magneteiſenſtein, Chromeiſenerz, zinkiſches Eiſen (Franklinit), Eiſenglanz, Rotheiſenſtein, Eiſenglimmer, Kieſeleiſenſtein, Thoneiſenſtein (der Röthel, womit man ſchreibt), rothen Magneteiſenſtein, rothen Kalkeiſenſtein (Korim), Brauneiſenſtein, Gelb-, Grüneiſenſtein, Titaneiſen, das Eiſen im Schwefelkies ꝛc. in unzählbaren Miſchungen des Eiſens mit andern Metallen oder Erden. Sodann der Form nach Bohnerz (Erz in der natürlichen Form von Kartätſchen und Flintenkugeln), Eiſenſand, Sammet-, Nadeleiſenſtein, Raſenſtein (Eiſenerz in Raſenform) auch Sumpferz genannt. — Das Eiſen kryſtalliſirt in reinen Octaedern. Es roſtet und zerſtäubt in dem hochgelben ſ. g. Ocker. Es glüht erſt roth, dann bei erhöhter Hitze weiß. Unter dem Hammer ſpringt vom glühenden Eiſen der ſ. g. Hammerſchlag ab. Weiß-glühendes Eiſen mit Kohlen verſchmolzen, gibt Stahl, welcher härter als Eiſen iſt. Die Kunſt den Stahl außerordentlich hart und zugleich geſchmeidig zu machen, beſitzt der Orient. Eine ſ. g. Damascenerklinge (aus den Fabriken von Damaskus) durchſchneidet mit Leichtigkeit Eiſen und läßt ſich wie Fiſchbein biegen. Man glaubte, es beſtehe aus Meteoreiſen, allein wie es ſcheint, hängen ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften von der Zubereitung ab.

Kupfer iſt ohne Zweifel dasjenige Metall, welches zuerſt von Menſchen bearbeitet wurde, weil es am leichteſten zu ſchmelzen iſt. Die älteſten Werkzeuge und Denkmäler aus Metall, die man kennt, ſind alle von Kupfer. Man bediente ſich kupferner Beile und Schwerter, ſo lange

man noch kein Eiſen kannte. Das Kupfer iſt viel weicher als Eiſen, kommt nicht ganz ſo häufig, doch auch in großen Maſſen vor und verbindet ſich mit andern Metallen auf natürliche Weiſe im Erz und beim künſtlichen Schmelzen noch leichter als das Eiſen. Daher man es meretrix metallorum genannt und mit dem Planetenzeichen der Venus ſignirt hat. Das gediegene Kupfer hat die bekannte fahlrothe Farbe und kryſtalliſirt in ſehr mannigfachen Abwechslungen in Würfeln, Doppelpyramiden, Nieren, Faden ꝛc. In der Vererzung iſt das Rothkupfererz durch ſeinen carminrothen Sammt wohl das ſchönſte in der ganzen Natur. Doch ſtreitet um den Preis der Schönheit das Buntkupfererz, das in einem Stück, wenn man es bricht, zuerſt roth und braun anlauft, dann violett und blau, auch grün wird. Ferner vererzt das Kupfer als Kupferkies, Kupfermangan, Kupferlaſur, Kupferſchwärze, Malachit ꝛc. Der Malachit iſt ein grüner Stein, wie die grüne Farbe als Ergänzung der rothen ſich dem Kupfer gern entgegenſetzt. Das Kupfer roſtet grün, daher der dicke Grünſpan (aerugo nobilis) die Echtheit antiker Bronzen beurkundet. Auch gibt das rothe Kupfer eine grüne Flamme.

Zinn, ein Metall von etwas verdunkelter und unreiner Silberfarbe, iſt überaus leicht ſchmelzbar (noch leichter als Blei, nämlich ſchon bei 160° des Reaumur'ſchen Thermometers, während Blei erſt bei 250° ſchmilzt). Es läßt ſich daher leicht zu Gefäßen, Tellern, Löffeln ꝛc. verarbeiten, wird jedoch, weil es zu weich iſt, am häufigſten mit Kupfer vermiſcht zu der beliebten Bronze. Aus ihm beſteht auch der papierdünne Staniol.

Zink glänzt noch mehr als Zinn, hat aber auch den bläulichen Ton. Man braucht es meiſt mit Kupfer verbunden als Meſſing. Sein Erz iſt Galmei.

Wismuth iſt das am leichteſten ſchmelzbare Metall, in einigen Verbindungen ſchmilzt es ſogar ſchon in ſiedendem Waſſer. Man verfertigt Theelöffel aus einem Gemiſch von Zinn, Blei und Wismuth, die ſogleich ſchmelzen, wenn die Dame, die es nicht weiß und die man damit necken will, den Löffel in die heiße Taſſe bringt.

Das Blei iſt das gröbſte unter den ſilberähnlichen grauen Metallen, hat einen häßlichen Fettglanz, verbindet aber ſeine Weichheit und leichte Schmelzbarkeit mit einer ungemeinen Schwere. Das Erz kommt ſehr verſchiedengeſtaltig vor als Bleiblüthe, Traubenerz, Flockenerz. Schöne kreuz- und ſternförmige Zwillings- und Drillingskryſtalle zeigt das Weißbleierz, und die ſchönſte Roſenfarbe ſchmückt das häufig in Quarzgängen vorkom-

mende Rothbleierz. Blei reinigt alle andern Metalle, indem es, mit ihm legirt und wieder ausgeſchieden, alle fremden Stoffe aus ihnen mitnimmt. Blei liefert ein ſüßes Gift, den berüchtigten Bleizucker, mit dem die Gewinnſucht den Wein vergiftet. — Es iſt ſehr merkwürdig, daß England den größten Reichthum wie an Steinkohlen, ſo an Eiſen, Kupfer, Zinn und Blei beſitzt und ſomit ſchon von Natur zu der Rolle beſtimmt ſcheint, die es durch Anwendung dieſer unterirdiſchen Schätze in der Weltgeſchichte zu ſpielen erſt begonnen hat.

Das wunderbarſte aller Metalle iſt das Queckſilber. Es befindet ſich nämlich immer in geſchmolzenem Zuſtande, unſere Temperatur iſt ihm zu warm. Es wird nur hart bei ſehr großer Kälte. Cap. Franklin ſchoß unter dem Nordpol eine gefrorene Queckſilberkugel aus der Piſtole. Sonderbarerweiſe findet es ſich bei Schwefel, dem brennbarſten Stoffe, nämlich ſtets im Zinnobererz, welches eine Zuſammenſetzung von Queckſilber und Schwefel iſt. Der feuerrothe Zinnober neutraliſirt in ſeinen beiden Beſtandtheilen die extremen Tendenzen zur Kälte und zur Hitze, denn das Queckſilber ſtrebt zur Kälte hin, um feſt, um es ſelbſt zu werden, der Schwefel aber ſtrebt zu brennen, denn ſeine ganze Natur iſt Brennbarkeit. Man ſagt von den vornehmen Mauren in Spanien, ſie hätten in heißen Sommernächten auf Queckſilber geſchlafen, um ſich zu kühlen, denn dieſem Metall wohnt auch in ſeinem geſchmolzenen Zuſtand immer noch das Kälteprincip inne. — Das Queckſilber findet ſich in Portugal im Sande und Schutt, in der Tiefe etwas reichlicher, ſcheint alſo in Dampfform emporzuſteigen und in Tropfen niedergeſchlagen zu werden. Bei dem berühmten großen Brande des Queckſilberbergwerkes zu Idria erwies ſich dies. Der Brand, eines der ſchrecklichſten und zugleich eigenthümlichſten Ereigniſſe in der Natur, trug ſich im Jahr 1803 zu. Sofern er ſogleich Queckſilberdämpfe entwickelte, an dem die Bergleute erſtickten, war ihm gar nicht beizukommen. Die Ausdehnung des unterirdiſchen Dampfes verurſachte Exploſionen und Einſtürzen der Gruben. Alle oberen Räume verſilberten ſich mit abgeſetzten Queckſilbertropfen, die wie Perlen überall hingen. Aus Oeffnungen im Berge ſah man kleine Bäche des reinſten Queckſilbers fließen, denn aus dem Dampfe ſchlug ſich das edle Metall immer bald wieder nieder. Um des Brandes Meiſter zu werden, ließ man endlich eine ungeheure Waſſermaſſe aus dem nahen Fluß Idriga in das Bergwerk hineinleiten, wodurch das Feuer wirklich gelöſcht wurde.

Das Queckſilber rinnt zuſammen wie Waſſer und fügt ſich in jede Form, es beſitzt aber eine viel größere Neigung, ſich in Tropfen zu theilen, als das Waſſer. Bei dem geringſten Hinderniß im Fortfließen zerſpringt der große Tropfen in viele kleine. Die Tröpfchen werden ſo unſichtbar klein, daß ſie durch Leder durchſickern können. Auch vertheilt man das Queckſilber mit Zinn verbunden in das ſ. g. Amalgama, dünne Belegungen z. B. unter den Spiegeln. Man reinigt das Queckſilber durch Schütteln, z. B. indem man es ehemals an einen Windmühlflügel band (Keyßler, Reiſe S. 1198). Dann ſetzt es ein ſchwarzes Pulver ab. Man braucht es ſeiner Beweglichkeit bei verhältnißmäßiger Schwere wegen in den Barometern und Thermometern. Es hat giftige Eigenſchaften und zerſtört die Geſundheit der in Queckſilberbergwerken arbeitenden Menſchen. Man präparirt aus ihm das giftige Sublimat. Es wird viel in chemiſchen Verbindungen gebraucht. Gold, Silber, Zinn löſen ſich in Queckſilber wie Salz im Waſſer auf. Es geht ſo leicht in alles ein, daß es nicht nur ſogleich jedes Stück Gold, indem es von demſelben verſchluckt wird, weiß färbt, ſondern daß das Gold auch ſo gefärbt wird, wenn es nur von einem Queckſilberarbeiter in den Mund genommen wird, weil das flüchtige Metall ſchon in ſeinem ganzen Körper vertheilt iſt.

Die vielen andern, meiſt erſt neu entdeckten Metalle kommen nur in geringer Menge und meiſt nur in fremden Verbindungen vor oder können nur durch Kunſt rein dargeſtellt werden, daher ich ihrer erſt unter den mineraliſchen Präparaten gedenken will.

10.

Salz und Schwefel.

Am weiteſten vom echten Urſtein oder Kieſel entfernt ſteht auf der einen Seite am Ende der Thon- und Kalkreihe das Salz, welches ſich nicht nur wie Thon und Kalk im Waſſer aufweicht, ſondern ſich völlig darin auflöst, auf der andern Seite am Ende der Metallreihe der Schwefel, welcher nicht nur wie die Metalle im Feuer ſchmilzt, ſondern ſich darin verzehrt. Das Salz kommt aufgelöst im Meere und außerdem in neptuniſchen Niederſchlägen, der Schwefel in der Nähe von Vulcanen vor. Die Frage aber iſt noch nicht gelöst, ob Salz das Meer,

Schwefel das vulcaniſche Feuer nur geſpeist haben und vor ihnen da waren, oder ob es Producte derſelben ſind.

Wenn uns aber auch in geologiſcher Beziehung Urſprung und Bedeutung unbekannt bleiben, ſo iſt uns ihr Werth für den menſchlichen Gebrauch deſto bekannter. Insbeſondere das Salz iſt, als Würze der Nahrung, ein ganz unentbehrliches Bedürfniß für den Menſchen. Die Menſchheit könnte ohne Salz kaum exiſtiren oder ſich nur von rohen Früchten nähren. Grund genug, um deſſen gewiß zu ſeyn, daß Gott, ſofern er die Menſchheit wollte, auch das Salz gewollt hat. Wo es ſich auch findet und wie es in der Tiefe der Erde entſtanden ſeyn mag, es iſt für uns geſchaffen. Nirgends liegt die Zweckmäßigkeit in den Bildungen der Schöpfung und die Weisheit und Güte ihres Urhebers ſo klar am Tage, als in dieſem Falle. Tadeln wir daher auch nicht den frommen Irrthum früherer Zeiten, der im Salz das Princip alles Lebens ſah. Es war ein Irrthum, aber er bezeugte eine dankbare Geſinnung derer, die ihn hegten. Sal, Salz, wurde mit Seele identificirt, unter andrem auch, weil Salz das Fleiſch vor Verweſung ſchützt, alſo gleichſam die daraus verſchwundene Seele erſetzt.

Das Salz kommt nur in neptuniſchen Schichten vor, hauptſächlich zwiſchen Steinkohlen und Muſchelkalk, unmittelbar aber mit Thon und Gyps verbunden. Es bildet ungeheure und weitverbreitete Salzſteinlager. Quellen, die mit ſolchen in Berührung kommen, werden ſalzig. Abgedunſtetes Salzwaſſer liefert eine Efflorescenz von weißen Salzkryſtallen, mit denen die Ufer der Salzſeen in Mittelaſien bedeckt ſind. Woher das Meer geſalzen iſt, weiß Niemand. Von Salzſteinen kommt es nicht her, ſonſt würde der Salzgehalt nicht ſo gleichmäßig im ganzen Meere vertheilt ſeyn. Eher ließe ſich umgekehrt eine Bildung des Salzſteins als Niederſchlag aus ehemaligen Meeren denken. Wenn das Meer gefriert, ſcheidet es das Salz aus. Auch der Sturm ſcheidet das Salz aus dem Meerſchaum und wirft es als Salzſtaub an die Ufer. Daß auch im Feuerprozeß Salz ausgeſchieden wird, beweist ſein Vorkommen in vulcaniſchen Kratern. Römer, Synopſis S. 422, glaubt, das Meer ſey urſprünglich nicht geſalzen geweſen, die Salzung ſey erſt durch Zerſetzung der plutoniſchen Geſteine hinzugekommen, das ſey aber ſehr langſam von Statten gegangen, ſo daß es 16 Millionen Jahre gebraucht habe, bis das Meer ſeinen jetzigen Salzgehalt bekommen habe. Das iſt eine ſehr willkührliche Behauptung. Von einem Ausſchwemmen oder Ausbruche des Salzes aus

Gebirgen kann deshalb nicht die Rede seyn, weil sich alsdann das Salz nicht so constant durch den ganzen Umfang des Meeres verbreiten und erhalten würde. Das Meer würde an einer Stelle viel mehr, an der andern weniger gesalzen seyn.

Das Salz krystallisirt in der reinsten Würfelform. Am häufigsten kommt es aber als massives helldurchsichtiges Steinsalz vor, schmutzig weiß und grün, der Gypsfarbe nahe verwandt, nur selten anders gefärbt, oder mit einem eigenthümlichen Phosphor- oder Trüffelgeruch behaftet, was von fremden Stoffen herrührt, die damit vermischt waren. In Salzbergwerken unterscheidet man von den reinen Würfelkrystallen die Ochsenaugen (runde Salztropfen), das durchsichtige Eissalz, das unreine Kothsalz, das Mohn-, Samen- und Perlsalz nach der Körnerform; das rothe Salz, das schon Plinius, Naturgesch. XXXI. 7 erwähnt. Eichwald, Reisen am casp. Meer I. 59 fand Salzseen rosenfarben durch eine so gefärbte Salzpflanze. — Das großartigste Steinsalzbergwerk ist das von Cardona in Spanien, welches offen zu Tage liegt. Leonhard, Geol. III. 257. Und das noch berühmtere Salzbergwerk zu Wieliczka, ein bekanntes Paradepferd aller Encyclopädien und Pfennigmagazine. Man hob insgemein nur die Albernheiten der darin angebrachten Kunstwerke als Wunderwerke hervor, die Statue des König August, die zwei Chorknaben am Altar, Wappen, Figuren ꝛc. sämmtlich aus Salz, oder man fabelte, es leben Menschen darin, die nie hinauf ans Tageslicht gekommen, Kinder, die hier unten geboren und gestorben ꝛc., was durchaus nicht wahr ist. Dagegen versäumte man, das Naturschöne dieser unterirdischen Salzkrystallpaläste und Corridore zu schildern, die wunderbaren Lichter in den weitgedehnten Salzwänden spielend oder in den wie Wasserfälle niederschlängelnden Salzgängen. Das Naturschöne ist zuerst, mit Weglassung der Spielereien, im Ausland 1833 Nr. 224 aufgefaßt.

Dem Salz verwandt ist der Salpeter, sal petrae, Salz des Steins, der Mauer, weil seine Krystalle aus Mauern schlagen, wie schon im 3. Buch Mose 14, 35 zu lesen ist, wo der Salpeterausschlag ein „Aussatz der Häuser" genannt wird. Der Salpeter erzeugt sich aus dem thierischen Urin, daher am häufigsten in alten Ställen. Er kommt aber in Chile auch unter der Erde rein bergmännisch vor, so wie auch Salpeterquellen in Ungarn. Auch im Innern von Kalkhöhlen schlägt er aus. Sollten nun nicht diese Kalklager thierischen Ursprungs seyn, wie der Salpeter selbst? Brewster, der große Meister der Beobachtung, hat entdeckt,

daß unter allen chemiſchen Lichtern das des Salpetergaſes allein vollkommen das nämliche Farbenſpectrum darſtellt, wie das Sonnenlicht. Vgl. Poggendorf Annalen 38 S. 57. Dieſe Thatſache gibt dem Salpeter eine nicht geringe Bedeutung und darf in Anſchlag gebracht werden bei der Würdigung des Stoffwechſels im thieriſchen Organismus. Der Salpeter iſt gleichſam animal gewordener Sauerſtoff, oder ein irdiſcher Stoff, welcher, indem er durch animaliſche Leiber ging, in eine ſolare Potenz erhoben wurde.

Der Schwefel iſt einer der räthſelhafteſten, aber auch bedeutſamſten Stoffe in der Natur. Man hat bemerkt, er ſcheine im Innern der Erde den Sauerſtoff zu vertreten, der die Hauptrolle in Waſſer und Luft ſpielt, aber nicht ins Innere der Erde dringen kann. Er verbindet ſich nämlich mit allen Metallen (Gold, Platina und noch einige ausgenommen). Mit Eiſen verbunden bildet er den ſ. g. Schwefelkies, der von atmoſphäriſchem Waſſer berührt Hitze entwickelt und der unterirdiſche Feuerheerd der Vulcane wird, daher auch die Vulcane ſo viel Schwefel auswerfen. In den Kratern ſieht man oft prächtig gelbe Schwefelkryſtalle die Wände bedecken. Sicilien, wo der Aetna flammt, liefert unermeßlich viel Schwefel. Seine charakteriſtiſche Farbe iſt hellgelb. Er brennt, wie wenn ein Harz ſeine Grundlage wäre. Seine Flamme contraſtirt in blauer Farbe mit der gelben Farbe des Stoffs. Wir brauchen den Schwefel zu der mannigfachſten Fabrication. Im Schießpulver macht er ſeine vulcaniſche Kraft den Menſchen am dienſtbarſten. — Iſt er ein mineraliſches Vorbild alles Harzigen und Fetten in der organiſchen Natur, oder iſt er reducirt aus Stoffen, die vorher exiſtirten? Man muß dieſelbe Frage beim Steinſalz aufwerfen. Schwefel und Steinſalz haben, obgleich anorganiſche Minerale, ſchon eine gewiſſe Verwandtſchaft zu organiſchen Stoffen. Die natürlichen Schwefelkryſtalle (rhombiſche Octaeder) kehren nicht wieder, wenn der Schwefel geſchmolzen wird und dann erkaltet, vielmehr ſtellen ſich dann ganz andere Kryſtalle in Säulenform dar. Dieſe Fähigkeit zu doppelter Geſtaltung heißt Dimorphismus.

Ein anderer brennbarer Stoff, der natürlich aus der Erde kommt und häufig in der Nähe von Salzlagern gefunden wird, iſt der Aſphalt, Bitumen, Judenpech. In hellerem und dünnflüſſigerem Zuſtand das Bergöl, Erdöl, Naphta. Er hat außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Pflanzenharz, kommt aber aus der Tiefe der Erde und gehört zu den vulcaniſchen Producten. Das todte Meer im h. Lande heißt der Aſphaltſee, weil der leichtere Aſphalt auf der Oberfläche des Waſſers

ſchwimmt. Dieſes Meer, entſtanden, wo Sodom unterging, iſt ein tiefer, mit Waſſer gefüllter, vulkaniſcher Riß. Der Gebrauch, den wir vom Aſphalt in Todtenfackeln und im ſchwarzen Siegellak (für Trauerbriefe) machen, bewahrt die Erinnerung jenes im Aſphalt liegenden Princips des Todes. Das Bitumen hat vielleicht einen vegetabiliſchen Urſprung, wie die Steinkohlen. Der ſ. g. Pechſee auf der Inſel Trinidat liegt zwar auch in einem vulcaniſchen Terrain, ſein Aſphalt ſcheint aber doch hauptſächlich von dem aus den Mündungen des Fluſſes Orinoco (dem die Inſel gegenüber liegt) angeſchwemmten und abgelagerten Holze herzuſtammen. Eine Bank von foſſilem Seetang bei Kerouan im Dep. Finisterre enthält viel Theer. Das Bitumen findet ſich auch mit Kalk verbunden als Stinkſtein, und hier iſt ihm auch Kohlenſtoff beigemengt.

Die Steinkohle iſt unzweifelhaft eine durch Druck verkohlte Pflanzenmaſſe, ſo wie der Bernſtein natürliches Harz aus längſt verſunkenen Urwäldern. Auch der Kalk iſt wenigſtens theilweiſe aus Muſchelſchalen und Korallen in ungeheuren Maſſen zuſammengeſetzt, alſo thieriſchen Urſprungs. Auch Salze erzeugen ſich in großer Menge aus thieriſchem Stoffe, wie der Salpeter. Ob wir aber berechtigt ſind, dennoch auch das Meer- und Steinſalz, Schwefel und Aſphalt für organiſche Extracte zu halten, läßt ſich bei unſrer dermaligen Naturkenntniß nicht bejahen.

11.

Mineraliſche Präparate.

Wir ziehen aus dem Mineralreich noch mannigfachen Nutzen mittelſt der Chemie, indem wir mineraliſche Stoffe aus den Verbindungen, in denen ſie in der Natur vorkommen, ohne uns zu nützen, künſtlich ausſcheiden, um ſie im Gewerbe oder in der Medicin zu brauchen, oder indem wir ſolche Stoffe künſtlich neue Verbindungen eingehen laſſen. Oft greifen dieſe Stoffe aus dem Mineralreich ſchon in das Pflanzen- und Thierreich über, ſofern ſie entweder, mineraliſchen Urſprungs, in Pflanzen und Thiere übergehen, oder aber Stoffe organiſchen Urſprungs, die ausſchließlich in Pflanzen oder Thieren entſtehen, aus denſelben chemiſch ausgeſchieden, zum Theil mit mineraliſchen Stoffen verbunden und ganz wie mineraliſche Präparate behandelt und benutzt werden. Die Grenzlinie zwiſchen anorganiſchen (mineraliſchen) und organiſchen (vegetabiliſchen oder

animaliſchen) Stoffen iſt oft ſchwer zu ziehen. Ich beſchränke mich jedoch darauf, ſofern ich hier nur vom Mineralreich handle, hier auch nur ſolche Stoffe zu bezeichnen, die auf unzweideutige Weiſe dieſem Reiche angehören und andere Stoffe, die eben ſo unzweideutig dem Pflanzen- und Thierreich entſtammen, erſt ſpäter in Betrachtung zu ziehen. Die Wiſſenſchaft und Kunſt der Chemie hat in neuerer Zeit unermeßliche Fortſchritte gemacht und Schätze und Gaben der Natur aufgedeckt und nutzbar gemacht, von denen man früher keine Ahnung hatte. Wie ſehr wir nun deßfalls die Chemiker zu verehren und ihnen die öffentliche Dankbarkeit zu bewähren haben, ſo muß doch immer der erſte Dank und die höchſte Bewunderung nicht dem Sterblichen, dem Gott mit der Gabe auch ihre Kunde gewährt, ſondern Gott dem Geber ſelbſt geweiht werden. Das vergißt man in unſern Tagen nur zu ſehr. Die Chemie iſt nicht blos ein glänzender Beweis für den gelehrten Fleiß und Scharfſinn, ſondern auch eine Enthüllung neuer göttlicher Werke, Wunder und Gnaden, deren Ende wir noch gar nicht abſehen können.

Der Sauerſtoff (Origen), ohne den es weder Luft noch Waſſer gäbe, das eigentliche Lebenselement in der Natur, das verkörperte Licht und Feuer, wodurch alles Leuchten und Verbrennen, wie alles Leben vermittelt wird, nimmt, wie wir oben ſahen, auch an der Bildung der Minerale Antheil, verbindet ſich mit Silicium zum Quarz, mit Aluminium zur Thonerde ꝛc. Indem man ihn chemiſch ausſcheidet und mit andern Stoffen verbindet, erhält man die für chemiſche Induſtrie, Technik und Medicin wichtigſten Säuren. Mit Schwefel verbunden gibt der Sauerſtoff die Schwefelſäure, die einer Menge anderer Verbindungen zu Grunde liegt und die Seele der chemiſchen Fabrikation geworden iſt. Man braucht ſie zur Bereitung von Salzſäure, Chlor, Soda, Vitriol (ſchwefelſaures Eiſenoxydul), Phosphorſäure, Salpeterſäure (Scheidewaſſer), zur Darſtellung des Stearin, von Zündhölzchen, bei der Papierfabrikation ꝛc.

Der Waſſerſtoff (Hydrogen), der im Waſſer und im organiſchen Körper vorherrſcht, verhält ſich zum Sauerſtoff paſſiv, iſt die brennbare Luft gegenüber der brennenden. Mit Stickſtoff verbunden bildet er das Ammoniak, mit Kohlenſtoff das Kohlenwaſſerſtoffgas unſerer Gasbeleuchtungen*), mit Kohlenſtoff und Stickſtoff die giftige Blauſäure, mit Chlor

*) Das ſ. g. Solarlicht iſt das hellſte, was durch Kunſt hervorgebracht werden kann. Es entſteht aus Holzkohlen, die durch eine galvaniſche Strömung glü-

und Sauerſtoff die Salzſäure. Auch dient er wegen ſeiner Leichtigkeit zur Füllung der Luftballons.

Der Stickſtoff (Azot) das erſtickende, abſolut tödtliche Gas, vertritt den Tod in der Natur und liefert die ſchrecklichſten Gifte, mit Sauerſtoff das Scheidewaſſer, mit Kohlenſtoff und Waſſerſtoff die Blauſäure.

Der Kohlenſtoff (Carbonicum) ſcheint vielmehr der Vertreter des organiſchen Lebens zu ſeyn, denn von den Pflanzen wird er eingeſogen und von den Thieren ausgehaucht. Die Pflanzen leben von dem Athem der Thiere und die Thiere vom ganzen Leibe der Pflanzen. Ohne dieſe wechſelſeitige Ernährung könnten beide nicht beſtehen. Kohlenſtoff mit Sauerſtoff gibt die Kohlenſäure, dieſe mit Kali die Pottaſche, mit Natron Soda, Glas. Aus Kohle, Schwefel und Salpeter wird das Schießpulver bereitet.

Kali (calium) mit Salzſäure giebt eine Aetzlauge, die alle organiſchen Stoffe zerſtört. Man braucht es zur Saiſe. Mit Schwefel bildet es die ſ. g. Schwefelleber.

Natron iſt im Kochſalz enthalten. Kohlenſaures Natron gibt die Soda, die zur Bereitung von Saiſe, Glas, Farbe ꝛc. gebraucht wird; ſchwefelſaures Natron das Glauberſalz. Zum Glaſe nimmt man jetzt vielfache Verbindungen. Das ſchönſte, hellſte, heiterſte iſt das Kaliglas (Kieſelſäure verbunden mit Kali), das ſchwerſte Bleiglas, das gemeine Fenſterglas Natronglas, das grobe Flaſchenglas Kalkglas. Glasfarben werden durch Metalloxyde dargeſtellt.

Chlor war lange unbekannt. Das Chlorgas, welches ſich in Sodafabriken entwickelte und ringsumher die Pflanzenwelt vernichtete, galt ſo lange als läſtiger Rauch, bis man es benutzen lernte und die edle Eigenſchaft in ihm erkannte, daß es 1) alle krankhaften Miasmen aus Spitälern, Gräbern, in Fieber- und Peſtzeiten und 2) allen Schmutz in Kleidern ꝛc. augenblicklich vertilgt und alles reinigt. Es iſt der chemiſche Herkules purgator, der den Stall des Augeas in der Natur ausmiſtet. Leonhard, Geologie I. 264. Es iſt ein Hauptbeſtandtheil des Salzes und theilt demſelben die heilſam reinigenden, ſtärkenden, unverwes-

---

hend gemacht werden und glänzt ſo hell, daß es kein Auge zu ertragen vermag, noch heller als das ſ. g. Siderallicht oder Drummond'ſche Kalklicht, welches durch Waſſer- und Sauerſtoff zugleich geglühter Kalk iſt, und noch viel heller als das gewöhnliche Gaslicht, welches ganz trüb dagegen ausſieht. Beim Solarlicht kann man auf 1000 Schritt noch ganz deutlich jeden Schatten ſehen.

lich machenden ꝛc. Eigenſchaften mit, wegen deren ſchon das Alterthum das Salz für heilig hielt. Salzſäure iſt Chlorwaſſerſtoffſäure; Königswaſſer, Salzſäure und Salpeterſäure verbunden zur Auflöſung des Goldes. Das Chloroform (aus Chlorkalk, Waſſer und Weingeiſt zuſammengeſetzt) betäubt den Menſchen durch Einathmen, daß er die ſchwerſten Operationen ſchmerzlos ausſteht.

Die Thonerde (Alumium oder Aluminium) die wir ſchon ſo ſchön bunte Edelſteine bilden ſahen, liefert auch eine Menge bunter ſ. g. Erdfarben für den Handel. Sodann die vielerlei Thone zur Bereitung kunſtreicher Gefäſſe. Der vornehmſte iſt die Porzellanerde, reine eiſenfreie Thonerde mit Kieſelſäure. Sodann die Pfeifenerde, Walkererde, Bergſaiſe, das Steinmark. Das Oxyd des Aluminium iſt Alaun, Thonerde mit Schwefelſäure und Kali verbunden oder kurz ſchwefelſaure Thonerde.

Die Talkerde (Bittererde, Magnium) wird in Magneſia oder Bitterſalz mediciniſch verwendet, kommt auch in Quellen vor (Bitterquellen) und verbindet ſich mit Kalk in der großen Maſſe des Dolomit.

Arſenik iſt das ſtärkſte mineraliſche Gift; kryſtalliſirend in der ſ. g. Arſenikblüthe, die fürchterlichſte Blüthe in der Welt, verdampfend mit einem knoblauchartigen Geruch. Wie dieſer Giftrauch aus der blutrothen Maſſe des kochenden Arſeniks aufſteigt, von leichenhaften Arbeitern umringt, in den Arſenikwerken von Reichenſtein in Schleſien, ſ. Webers Deutſchland (2te Aufl.) III. 531. Aus Arſenik-Schwefel oder Realgar werden in China kleine Figuren und Statuetten verfertigt. Downing II. 23. Derſelbe dient zu Feuerwerken. Eine andere Art des geſchwefelten Arſenik iſt das Auripigment oder Operment, ein ſchön gelber Farbſtoff.

Antimon oder Spießglanz, ein ſilberweißes Metall, iſt geſchwefelt ein Hauptbeſtandtheil des Brechweinſteins, mit Blei verbunden aber liefert er das Metall zur Schriftgießerei.

Ammonium mit Chlorwaſſerſtoff gibt den berühmten Salmiak, gewäſſert heißt er Salmiakgeiſt. Er wird in Vulcanen gefunden und kommt in Aſien in großen Maſſen vor. Sonſt aber kann man ihn nur aus thieriſchen Knochen und andern thieriſchen Stoffen, insbeſondere aus Urin darſtellen, als ſ. g. Ammoniak. Liebig hält ihn für Stickſtoff, der ſich eigenthümlich modificirt, indem er durch den thieriſchen Leib gehen und von demſelben ausgeſchieden werden muß. Nur ſo bildet ſich Ammoniak, ſteigt in Gasform in die Luft empor, bleibt derſelben aber fremd,

wird in Regen und Schnee wieder niedergeſchlagen und geht in die Pflanzen über, die keinen andern Stickſtoff außer in dieſer Form aufnehmen, ihn aber, ſofern Menſchen und Thiere Pflanzen verzehren, in den thieriſchen Leib zurückführen. Am concentrirteſten iſt der Ammoniak im Urin, außerdem im Gyps, der, wie aller Kalk, aus animaliſchen Reſten beſteht. Vgl. Liebig organ. Chemie S. 68 f. Hätten die Alten dieſes Weſen genauer gekannt, ſie würden es als Vermittler der beiden organiſchen Naturreiche, als Sohn des Thierreichs und Vater des Pflanzenreichs verehrt haben. Es iſt merkwürdig, daß beim Thier gerade das zeugende Organ auch die Secretion des Ammoniak beſtreitet. Die Alten nannten den Stoff sal ammoniacum von einem See, in dem er gefunden wurde, beim Tempel des Ammon. v. Leonhard, Geologie I. 238.

Auch der Phosphor wird aus Thierknochen und Urin gewonnen. Wenn man Knochen mit Schwefelſäure verbindet, ſo entſteht die Phosphorſäure. Der Phosphor iſt weich wie Wachs, weißlich gelb und verdampft mit einem matten eigenthümlichen Licht, welches man Phosphorescenz nennt, ſo ſchnell, daß man ihn ſorgfältig vor der Luft verwahren muß. Er iſt unentbehrlich zu den Zündhölzchen. Brand in Hamburg entdeckte ihn im Jahr 1669, indem er aus Urin Gold zu deſtilliren bemüht war. Dieſer geheimnißvolle Stoff zeigt ſich hauptſächlich bei der thieriſchen Zeugung und Verweſung. Die Glühwürmer phosphoresciren in der Brautzeit, eben ſo einige Blumen. Die Phosphorescenz der Seethiere, das berühmte Meeresleuchten, rührt ſicher nicht blos von Fäulniß thieriſcher Stoffe, ſondern auch von der höchſten Erregung der im Waſſer lebenden Thiere in warmen Sommernächten her. Phosphor iſt ein nur im Organismus vorkommendes electriſches Licht, eine Brautfackel, wie Schubert ihn nennt. Aber er iſt zugleich die Todtenfackel. Todte Vegetabilien, z. B. faules Holz und thieriſche Ueberreſte im Meere phosphoresciren. Die Phosphorescenz des lichen filamentosus in Bergwerken und unterirdiſchen Höhlen iſt ein wahres Grablicht und Hochzeitslicht zugleich. Vgl. Ehrenberg in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1834. Das Phosphorlicht kann man auch ein „Geſpenſt des Lichts“ nennen, ſofern es leuchtet, ohne zu beleuchten, ohne Schatten zu werfen, ohne zu wärmen, ohne zu brennen.

Ein räthſelhafter Stoff iſt Jod, ſofern er hauptſächlich aus Meerprodukten, insbeſondere Meerſchwämmen gewonnen wird. Er ſieht ſchwarz aus, färbt aber braun und dampft veilchenblau. Er iſt ein ſpeciſi-

ſches Mittel gegen Kröpfe und Drüſenkrankheiten, zerſtört aber die Drüſen und die Geſchlechtsfähigkeit. Joddämpfe dienen weſentlich zum Daguerreotypiren. Man läßt eine polirte Silberplatte mit Joddampf überlaufen und dadurch mit Jod überziehen; jeder Gegenſtand, der in der dunkeln Kammer durch eine Sammellinſe (converes Glas) ſein von der Sonne beleuchtetes Bild auf dieſen jodirten Silberſpiegel wirft, ſpiegelt ſich darauf dergeſtalt ab, daß das Jod überall in den beleuchteten Punkten und Linien verſchwindet. Nun läßt man ſchnell Queckſilberdampf über den Spiegel laufen, der die jodfreien Stellen mit kleinen Queckſilbertheilen bedeckt und dadurch erſt bleibend unterſcheidbar macht und entfernt das übrige Jod durch eine Salzauflöſung. Dann hat man das Bild.

Silber liefert ferner in ſalpeterſaurem Silberoxyd den in der Wundarzneikunde zum Wegätzen ſo oft gebrauchten ſ. g. Höllenſtein. Queckſilber mit Chlor liefert das berühmte Arzneimittel Calomel, aber auch das giftige Sublimat; Queckſilber mit Zinn das berühmte Amalgam unter den Spiegeln. Kupfer gewährt eine außerordentliche Menge von Miſchmetallen zu nützlichem Gebrauch. 97 Theile Kupfer und 3 Zinn geben die berühmte antike Bronze, 90 und 10 geben unſer Kanonengut, 75—80 und 25—20 das Glockengut; 71 Theile Kupfer und 29 Theile Zink das Meſſing, 85 und 15 den röthlichen Tombak; 2 Theile Kupfer, 1 Zinn und 1 Nickel das Neuſilber. Eine Kupferauflöſung liefert die galvanoplaſtiſche Vergoldung. Kupfer mit Schwefelſäure gibt die prachtvollen Kryſtalle des dunkelblauen Vitriol. Aus Kupferlaſur macht man das Berliner Blau. Malachyt, kohlenſaures Kupferoxyd, liefert eine ſehr ſchöne ſmaragdgrüne Farbe. Die ſchönſten und dauerhafteſten Farbenſtoffe werden faſt alle aus Metallen gezogen. Chrom (der griechiſche Name für Farbe) liefert faſt alle Farben, vornehmlich das grüne Chromoxyd und das gelbe chromſaure Bleioxyd. Ein Bleioxyd iſt auch der ziegelrothe Mennig, kohlenſaures Bleioxyd das berühmte Bleiweiß. Ein Zinnoxyd liefert das ſchöne Email. Kobalt die hellblaue Smalte oder Waſchblau, Chlorkobalt die ſympathetiſche Dinte, die, wenn man damit ſchreibt, das Blatt leer läßt und erſt ſpäter ſichtbar wird.

Mangan, ein ſelten rein vorkommendes Metall, liefert das ſ. g. mineraliſche Chamäleon, ein manganſaures Kali von ſchönem Grün, das aber in der Luft in ein eben ſo ſchönes Purpurroth übergeht, oder es färbt ſich blau und ſetzt einen gelben Niederſchlag ab, beides nach den bekannten

Farbenergänzungen. Vgl. den Aufſatz von Chevreul darüber im 20ſten Bande des Schweigger'ſchen Journals.

An andern Metallen iſt die bunte Flamme, mit der ſie brennen, bemerkenswerth. Jedermann kennt das bei nächtlichen Beleuchtungen faſt unentbehrlich gewordene rothe Licht des Strontian, die grüne Flamme des Bor ꝛc. Oel und Spiritus, was mit Waſſerſtoff und Kohlenſtoff erfüllt iſt, brennt in blauen und gelben Flammen. Salze zeigen dagegen den Farbencontraſt von Roth und Grün. Die Flamme des Kalkſalzes iſt ziegelroth, die des Barytſalzes apfelgrün, des Kupferſalzes grün, des Pottaſchenſalzes violett, des Lithionſalzes roth.

Die in der Erde verborgenen Schätze von verſteinerten Pflanzen und Thieren leiten unſere Betrachtung auf ein neues Gebiet, das der organiſchen Welt, hinüber; daher ich, obgleich ſie mit der Steinwelt feſt verwachſen ſind, ihre Beſchreibung dem zweiten Bande vorbehalten muß.

Regiſter zum erſten Bande.

Abend . . . S. 244
Achat 338
Adelberger Höhle . 201
Adular 341
Aeolsharfe . . . 275
Aequator 69
Aequinoctium . . 71
Aether 8
Afrika 170
Alabaſter . . . 325
Alaun 365
Alcyone 15
Alde 227
Alkalien 316
Alluvium 162
Alpen 175
Amazonenſtrom . . 217
Amerika 171
Amethyſt 334
Amianth 342
Ammoniak . . . 365
Andeſit 322
Antimon 365
Anortoſkop . . 87. 258
Antares 24
Aphelium . . . 31
Apſiden 31
Ararat 195
Archipele . . 220. 231
Arſenik 365
Asbeſt 342
Aſien 169
Aſphalt . . 186. 361
Aſteroiden . . . 38
Atmoſphäre . . . 128
Atome 9
Augit 319
Auripigment . . 365
Ausdünſtung . . 129
Auſtralien . . . 170
Avanturin . . . 340
Azot 364

Bänke, d. großen S. 224. 277
Baku 190
Balais 332
Barometer . . . 128
Barras, las . . . 227
Baſalt . . 199. 322
Baſen 116
Berge 173
Berge im Monde . 53
Bergkryſtall . . . 336
Bergöl . . 186. 361
Beryll 333
Bewegung . . . 79
Bimsſtein . . 186. 326
Bitterſalz . . . 365
Bitumen 361
Bläſer 230
Blauſäure . . . 363
Blei 356
Bleiweiß 367
Blitz 293
Blitzableiter . . . 299
Blitzröhre . . . 296
Blöcke, erratiſche . 164
Blühen des Sees . 221
Bohnerz 355
Bologneſer Stein . 343
Bor 367
Bore 218
Bracken 218
Bramidos . . . 196
Breitengrade . . 70
Brille 86
Brockengeſpenſt . . 256
Bronze 356
Calabrien, Erdbeben in 194
Calina 278
Callao 194
Calmen 272
Calomel 367
Cambriſche Formation 161

Camera obscura S. 86
Capri 202
Carara 324
Carneol 339
Ceja 180
Centralſonne . . 11
Chalcedon . . . 339
Charybdis . . . 227
Chemie . . 117. 362
Chimborazo . . . 177
Chlor 364
Chloroform . . . 365
Chrom 367
Chryſopras . . . 339
Cohäſion 119
Compaß 107
Conglomerat . . . 163
Contraction . . . 119
Cordilleren . . . 174
Courant ascendant 124. 269
Daguerreotyp . 57. 367
Damenmeer . . . 226
Dampf . . . 99. 127
Declination . . . 107
Delta 218
Devongruppe . . 161
Diamagnetismus . 108
Diamant 328
Dichroismus . . 328
Diffuſion . 119. 211
Diluvium . . . 162
Dimorphismus . . 361
Diorit 318
Dissolving views . 257
Dolomit . . 167. 321
Donner 294
Doppelſpath . . . 343
Doppelſterne . . 26
Druſen 323
Dſchumna . . . 192
Dünen 229

Duft . . . . S. 135
Durchſichtigkeit . . 88
Ebbe 36. 225
Ebenen 207
Echo 132
Edelſteine . . . 327
Eis . . . 157. 309
Eiſen 354
Ekliptik 69
Elaſticität . . 80. 120
Electricität . 109. 151
Electromagnetismus 113
Elemente 114
St. Elmsfeuer 111. 288. 299
England 357
Eocen 162
Erde 69. 138
Erbartin 116
Erdbeben . . . 193
Erebus 184
Erhebungstheorie . 155
Erzgänge . . . 170
Erzſtufen 119
Falklandsinſeln . . 197
Farben . . . 88. 93
Fata Morgana . . 258
Feldſpath . . . 318
Felſen 197
Ferdinandea . . . 184
Feuer 103
Feuerbrunnen . . 190
Feuerkugeln . . . 59
Feuerſtein . . . 325
Fingalshöhle . . 199
Finſterniſſe . . . 248
Fiords 231
Fixſterne 23
Flüſſe 212
Form 122
Formation . . . 160
Fraueneis . . . 325
Gabbro 318
Galmei 356
Galvanismus . . 113
Gasbeleuchtung . 363
Gasquellen . . . 189
Geeſtland . . . 207
Geruch 134
Geſchmack . . . 136
Geſundbrunnen . . 192
Gewitter . . 235. 287
Geyſer . . . S. 191
Glanz 87
Glas 326
Glatteis 309
Glauberſalz . . . 364
Gletſcher . . 307. 311
Glimmer 318
Globus 3
Gluthzuſtand der Erde 148
Gneiß 318
Gold 350
Golfſtrom . . . 223
Granate 334
Granit . . 146. 318
Graphyt 325
Grauwacke . 161. 319
Gravitation . . . 9
Grotte, blaue . . 202
Grünſpan . 353. 356
Grünſtein . . . 318
Guarachos . . . 202
Gufferlinie . . . 311
Gyps . . . 321. 325
Hägringar . . . 260
Hafgierdingur . . 227
Hagel 302
Heber 127
Heilquellen . . . 192
Himalaya . . . 175
Himmelblau . . . 235
Hochebnen . . . 207
Höhenrauch . . . 278
Höhlen 199
Höllenſtein . . . 367
Hof 250
Hohlſpiegel . . . 87
Horizont 3
Horn, Cap . . . 180
Hornblende . . . 319
Horror vacui . . 128
Hummock . . . 313
Humus 207
Hydrate 116
Hydrogen . . . 363
Hyazinth 335
Jahr 72
— das platoniſche 71
Jaſpis 340
Ibria 357
Inclination . . . 107
Inſeln 231
Interferenz . . S. 85
Jod 366
Joſaphat 197
Iridium 353
Iriſiren 91
Irrlicht 301
Irritation . . . 87
Island 183
Iſochimenen . . . 98
Iſogenen 108
Iſolatoren . . . 112
Iſothermen . . . 98
Jupiter 40
Jura 162
Kälte 101
Kalk . . . 320. 323
Kaleidoſkop . . . 86
Kali 364
Kaſchmir 206
Katharinenberg . . 180
Keppler'ſche Geſetze 10
Keuper 161
Kieſel 319
Kieſelerde . . . 116
Kindſchindjinga . . 175
Klangfiguren . . 131
Klingſtein . 322. 343
Kochſalz 364
Kohlen 161
Kohlenſtoffe . 116. 364
Kohlenwaſſerſtoffgas 363
Kometen 44
Koralleninſeln . . 232
Korund . . 327. 332
Krain . . 200. 221
Kraken 261
Krater 182
Kreide . 162. 321. 325
Kryſtall . . 124. 336
Kugel 122
Kupfer . . 348. 355
Labrador . . . 341
Länder 171
Lagunen . . 218. 230
Land, das heilige . 188
Landwind . . . 271
Lapurſtein . . . 341
Laterna magica . 86
Lava 181
Lawine 312
Leidenfroſt'ſcher Verſuch 105

Leuchten des Meeres S. 228. 300
Lias 106
Licht 83
Liſſabon, Erdbeben von 194
Lithographie . . 324
Luft . . . 128. 234
Luftpumpe . . . 128
Luftſpiegelung . . 256
Lysgletſcher . . . 216
Macalubi 187
Mäander 217
Magelhaniſche Wolken 21
Magneſia . . . 365
Magneteiſenſtein . 340
Magnetismus 106. 125
Malachit 336
Malaphyr . . . 321
Malaria 236
Mandelſtein . . . 322
Mangan 367
Mare sargasso . . 224
Marienglas . . . 319
Marmor . . 321. 324
Mars 37
Marſchland . . . 207
Maſtricht, Höhle bei 201
Materie . . . 6. 119
Meer . . 139. 153. 222
— das todte . . 187
Meerſalz 225
Meerſchaum . . . 342
Meerſtröme . . . 223
Melleda 275
Mer und Ser . . 178
Mergel 321
Meridian . . . 70
Merkur 35
Meſſing 367
Metalle 344
Meteorſteine . . . 62
Meteorſterne . . 25
Milchſtraße . . . 14
Mikroſkop . . 86. 329
Minerale . . . 315
Mineralquellen . . 190
Miocen 162
Miſſouri 217
Mittag 242
Molaſſe 162
Mond . . . 51. 262
Mondregenbogen S. 265
Monſoons . . . 271
Monte Nuovo . . 189
Moor 210
Moräne 311
Morgen 239
Morpholit . . . 323
Moſer'ſche Lichtbilder 83
Munaroa . . 179. 184
Muſchelkalk . . . 161
Muſik 131
Nacht 96
Nagelfluh . . . 162
Naphtha 361
Natron 364
Naturtöne . . . 274
Nebel 276
Nebelflecken . . . 19
Nebenmonde . . . 251
Nebenſonnen . . 251
Nehrungen . . . 229
Nephrit 342
Neptun 43
Neptuniſche Schichten 158
New-Foundland . 224
Niagara 213
Nordcap 180
Nordlicht . . . 266
Nordpol . . 102. 107
Novembermeteore . 57
Oaſe 211
Obſidian . . 322. 341
Ocker 335
Oel 228
Olivin 196
Onyr 339
Oolith . . 162. 321
Opal 335
Opaliſiren . 91. 323
Orion 21
Orkan 272
Oſterinſel . . . 231
Oſtwind 271
Outsere 222
Oxyde 116
Oxygen 363
Ozon 116
Paros 324
Parryfall . . . 216
Paſſatwinde . . . 271
Perihelium . . . 31
Permiſche Formation S. 161
Perſpective . . . 123
Pferdekraft . . . 80
Phantaskop . . . 87
Phosphor . . . 366
Phosphorescenz 228. 300. 366
Pic von Teneriffa 179. 184
Planetenſyſtem . . 30
Planetoiden . . . 39
Platina 353
Plejaden 15
Pliocen 162
Plutoniſche Geſteine 163
Polarlicht . 107. 266
Pole 71
Pole, magnetiſche . 107
Porphyr 318. 321. 323
Porzellan . . . 326
Pottaſche . . . 364
Prisma 88
Probierſtein . . . 343
Quarz 319
Queckſilber . . . 357
Quellen . . 190. 212
Rais du spectre . 90
Rauchtopas . . . 337
Raum . . . 2. 16
Realgar 365
Reflex 85
Regen 284
Regenbogen . 88. 251
Reif . . . 284. 307
Rio vinagre . . 216
Rogenſtein . . . 321
Roraima . . . 215
Rotation 9
Rothgülden . . . 353
Rothliegendes . . 161
Rubin 332
Säuerlinge . . . 192
Säuren 116
Salmiak . . 186. 365
Salpeter 360
Salz . . . 225. 358
Salzquellen . . . 192
Salzſäure . . . 363
Salzſeen 222
Samum 273
Sandbänke . . . 229
Sandſtein . 161. 319

Sandwüſte . . S. 210
Saphir 333
Sauerſtoff
104. 116. 120. 363
Schall . . 130. 210
Schatten . . 97. 249
Scheidewaſſer . . 363
Schieſer . . 318. 320
Schießpulver . . 364
Schlammvulcane . 167
Schnee 307
Schneelinie . 101. 178
Schöpfung . 141. 144
Schwefel . . 357. 365
Schwefelkies . 190. 361
Schwefelregen . . 65
Schwefelſäure . . 363
Schwerkraft . . . 77
Saturn 41
Secundäres Gebirg 162
Sediment . . . 159
Seebeben . . . 226
Seen 219
Seewind 271
Sehwinkel . . . 86
Serpentin . . . 342
Silber 352
Siluriſche Formation 161
Sirius 24
Sirocco 273
Smaragd . . . 333
Smellen 132
Soda 364
Solarlicht . . . 363
Solenhofen . . . 324
Solfatarem . . . 187
Sonne . 28. 237. 242
Sonnenfinſterniß . 248
Sonnenflecken . . 29
Speckſtein . . . 342
Spectrum . . . 88
Spiegel 88
Spießglanz . . . 365
Spinell 332
Spitzbergen . . . 313
Spolocka . . . 268
Sprache 131
Springbrunnen 127. 191
Stahl 335
Stalakmit . . . 200
Stalaktit . . . 200
Staniol . . . S. 356
Staub 209
Staubbach . . . 214
Staubregen . . . 65
Steine 208
Steingut 326
Steinkohlen . . . 161
Stereoſkop . . . 86
Sterne 2
Sternbilder . . . 25
Sternhaufen . . 21
Sternſchnuppen . . 57
Stickſtoff . . 116. 364
Stille 274
Strahlen, negative 247
Stromſchnellen . . 213
Strontian . . . 367
Strudel 227
Subapenninengruppe 162
Südlicht 268
Südpol . . 102. 107
Sumpf 209
Syenit 318
Tag 72
Talkerde 321
Telegraph . . . 113
Teleſcop 86
Tequendama . . 215
Tertiäres Gebirge . 162
Thäler 205
Thau 283
Thermen 190
Thermometer . . 99
Thierkreis . . . 25
Thoneiſenſtein . . 335
Thonerde 116. 319. 365
Thonſchiefer . 161. 318
Titicaca 220
Ton . . . 113. 131
Topas 333
Torf 210
Torneo 246
Toscane 313
Trachyt 322
Treibholz . . . 223
Trias 161
Tromben . . . 302
Tropen 70
Tropfen 123
Tropfſtein . . . 200
Türkis . . . S. 334
Tuff 193
Turmalin . . . 335
Uebergangsgebirge 161
Ufer 229
Ultramarin . . . 341
Upasthal . . . 222
Uranus 42
Urgebirge . . . 161
Venus 35
Vitriol 363
Vorgebirge . . . 180
Vulcane . . 168. 181
Vulcaniſche Geſteine 163
Waagſteine . . 199
Wälderthon . . . 162
Wärme 98
Wärme in der Erde 150
Waſſer 126
Waſſerfall . . . 213
Waſſerhoſe . . . 302
Waſſerſtoff 116. 126. 363
Wellen 226
Welttheile . . . 169
Wendekreiſe . . . 71
Weſtwind . . . 271
Wetter, böſe . . 302
Wetterbäume . . 281
Wetterleuchten 293. 300
Wetterſtreifen . . 296
Wieliczka . . . 360
Wind 269
Windſtille . 243. 272
Windvulcan . . . 187
Wirbel 302
Wismuth . . . 356
Wolken 279
Wolkenbruch . . 284
Wüſte 211
Yü 342
Zahl 126
Zauberſpiegel . . 86
Zechſtein 161
Zeit 2
Zink 356
Zinn 356
Zinnober . . . 357
Zirknitzer See . . 221
Zodiacallicht . . 66
Zonen 70

Die

Naturkunde

im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt

von

Wolfgang Menzel.

II.

Die

Naturkunde

im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt

von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Buchhandlung von Paul Neff.

1856.

16=54.

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Sechsſtes Buch: Die Lehre von den Verſteinerungen (Paläontologie) 1

1. Die Verſteinerungen S. 1. *2.* Kohlen und Pflanzenverſteinerungen S. 6. *3.* Korallen- und Muſchelkalk, Kreide und die verſteinerten Meerthiere S. 12. *4.* Die Ungeheuer der Vorwelt S. 21. *5.* Die neue Thierwelt vor dem Diluvium S. 27.

Siebentes Buch: Die Lehre von den Pflanzen (Botanik).

Erſte Abtheilung: Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen. 33

1. Verhältniß der Pflanzenwelt zu den übrigen Naturreichen S. 33. *2.* Die Generation S. 38. *3.* Die Zelle S. 41. *4.* Der Keim S. 47. *5.* Die Wurzel S. 52. *6.* Der Stengel und Stamm S. 55. *7.* Die Verzweigung S. 64. *8.* Das Blatt S. 68. *9.* Die Blüthe S. 80. *10.* Der Blüthenzweig S. 84. *11.* Der Blumenreichthum S. 88. *12.* Der Blumenſtaub S. 104. *13.* Die angebliche Pflanzenſeele S. 112. *14.* Die Frucht S. 116. *15.* Der Samen S. 121. *16.* Pflanzenextracte S. 124.

Zweite Abtheilung: Die Vegetations-Gruppen . . 130

1. Eintheilung der Pflanzen S. 130. *2.* Pflanzenzonen S. 135. *3.* Urgegenſatz von Meer- und Steinpflanzen S. 139. *4.* Die Meerflora S. 145. *5.* Die Uferflora S. 149. *6.* Die Wieſen S. 156. *7.* Wieſenblumen S. 162. *8.* Die Mooſe, Haiden und Steppen S. 171. *9.* Die Stachel- und Fettpflanzen der Wüſte S. 178. *10.* Die Bergflora S. 183. *11.* Die Nadelwälder S. 188. *12.* Allgemeine Waldbilder S. 196. *13.* Der nordiſche Laubwald S. 203. *14.* Die Waldblumen S. 211. *15.* Die Felder S. 217. *16.* Das Unkraut S. 223. *17.* Der Weinberg S. 228. *18.* Der Krautgarten S. 232. *19.* Der

Seite

Blumengarten S. 236. *20.* Der Obſtgarten S. 253. *21.* Die ſüdeuropäiſche Orangerie S. 258. *22.* Das h. Land. Die Palmen- und Weihrauchzone S. 262. *23.* Die afrikaniſche Flora S. 267. *24.* Die aſiatiſche Flora S. 273. *25.* Die Palmen S. 284. *26.* Die palmenartigen Muſaceen, Pendanen, Baumfarren ꝛc. S. 293. *27.* Die Culturpflanzen außenhalb Europa S. 297. *28.* Die auſtraliſche Flora S. 309. *29.* Die amerikaniſche Flora S. 312. *30.* Schlingpflanzen im Urwald S. 319. *31.* Orchideen und andere Paraſiten S. 323. *32.* Die Pilze S. 329.

Sechstes Buch.

Die Lehre von den Verſteinerungen (Paläontologie).

1.

Die Verſteinerungen.

Die Pflanzen und Thiere der heutigen Welt unterſcheiden ſich von denen, die wir verſteinert in den Tiefen der Erde finden, und nachdem man unzählige Arten dieſer vergrabenen Creaturen aufgefunden, ſortirt und verglichen hat, iſt man zu dem Ergebniß gelangt, daß ſie eine Reihenfolge von Vorſtufen zu der heutigen Vegetation und Animaliſation darſtellen.

Unter Verſteinerungen (Petrefakten, Foſſilien) im Allgemeinen verſteht man organiſche Körper (Pflanzen und Thiere) oder deren Theile und Produkte, die in den neptuniſchen Schichten mehr oder weniger in ihrer äußern und ſelbſt innern Form erhalten gefunden werden, ſofern ſie einſt in den Gewäſſern oder auf der Erdoberfläche, die ſpäter überſchüttet und unter neuen Erdſchichten begraben wurden, gelebt haben und durch Incruſtation, oder durch Einſickern feiner Erdtheile, die ſich ihren Formen anſchmiegten, in ihrer natürlichen Geſtalt oder aber wenigſtens im Ab- und Eindruck auf den Steinen erhalten worden ſind. Zu ihnen gehören aber auch die durch Verweſung, chemiſche Zerſetzung und Druck von oben der Form nach zerſtörten Organismen, pflanzenartige hauptſächlich in den Steinkohlen, thieriſche im Kalk.

Die erſten, am tiefſten liegenden Spuren dieſes vorweltlichen Organismus finden ſich ſchon in der Grauwackenformation, nämlich als Anthracit

(die härteſte Steinkohle) und als älteſter Kalk. In der Reihe der darüber liegenden Formationen zeigen ſich von Stufe zu Stufe deutlichere Verſteinerungen von Pflanzen und Thieren und zwar je tiefer unten, um ſo unvollkommenere, je höher oben, um ſo mannigfaltigere und entwickeltere Formen, denen der jetzigen Pflanzen- und Thierwelt immer ähnlicher. In den tiefen Schichten zeigen die niedern Geſchöpfe weniger Gattungen und Arten, aber eine maſſenhaftere Entwicklung. Pflanzen und Thiere niederer Stufe, die heute ſeltner und nur in kleinerem Maßſtabe vorkommen, zeigten damals Vorbilder, die in ungeheurer Menge und in coloſſalen Exemplaren vorkamen. Viele Formen der Vorwelt kehren aber in der Jetztwelt gar nicht mehr wieder, meiſt ſolche, deren Ungeheuerlichkeit uns befremdet und unwillkührlichen Abſcheu einflößt. Man kann alſo nicht verkennen, daß es ſich hier nur von Vorſtufen des erſt unmittelbar vor der Schöpfung des Menſchen in der gegenwärtigen Periode vollendeten Organismus der Thiere und Pflanzen handelt, und daß alle dieſe Vorſtufen eben deßhalb, weil ſie durch den vollendeten Organismus verdrängt werden mußten, von Anfang an zum Untergange beſtimmt waren. Daraus folgt, daß der Enthuſiasmus der Paläontologen zu weit geht, wenn ſie ihren reichen und allerdings in hohem Grade intereſſanten Funden den Werth beilegen, den ſie unſern heiligen Urkunden abſprechen. Man hört ſie zuweilen ſagen, das Erdinnere ſey ein Buch, aus deſſen Blättern (den auf einanderliegenden Schichten) man ungleich mehr lernen könne, als aus den Blättern der Bibel. Allein abgeſehen von dem Mangel alles ſittlichen Gewinnes aus dem Studium der Verſteinerungen, verhält ſich daſſelbe überhaupt zur Lehre vom Organismus nur wie der Werth einer Section des Phötus zu dem einer Kunde des reifen und vollendeten Menſchenleibes.

Aus der Thatſache des nicht nur einmaligen Untergangs vorweltlicher Organismen, ſondern des Untergangs aller ſeiner Stufen folgt ferner die Unhaltbarkeit der Hypotheſe, die von einem zwar ſtufenmäßigen, aber ununterbrochenen Entwicklungsgange des Organismus träumt. v. Hoff, in ſ. Geſchichte der Erdoberfläche III. 229 behauptet, vom erſten Anſatz einer Flora (Pflanzenwelt) und Fauna (Thierwelt) an hätten dieſelben ſich continuirlich auf der Erdoberfläche fortgebildet und nie ſey dieſer Entwicklungsgang durch eine allumfaſſende Erdrevolution oder durch eine Periode unterbrochen worden, in welcher es gar keine lebenden Pflanzen oder Thiere mehr gegeben hätte. Die ſ. g. urweltlichen Pflanzen und Thiere ſcheinen

ihm im Weſentlichen immer nur dieſelben zu ſeyn, wie die heutigen, mit geringen Abweichungen. Damit ſtehen aber die Thatſachen im Widerſpruch. Die Geſchöpfe jeder ſpätern Periode unterſcheiden ſich von denen der frühern, ſelbſt wo noch Aehnlichkeiten obwalten. Viele aber kehren nie, auch nicht einmal in ähnlichen Formen wieder. Auch die Pflanzen- und Thierwelt der Gegenwart widerſpricht jener Hypotheſe. Wenn man von einigen Baſtardzeugungen und von zufälligen oder künſtlichen Degenerirungen abſieht, ſo pflanzt ſich jede Art von Pflanzen und Thieren ſtets nur in dieſer beſtimmten Art fort, ohne je in eine andere überzugehen. Aus dem Samen der einen Palmenart kann nie eine andere wachſen, aus dem Ei des gemeinen Huhns nie ein welſches kriechen ꝛc. Folglich konnte auch nie aus einem vorweltlichen Saurier durch ununterbrochene Fortpflanzung irgend ein eidechſenartiges Thier der Jetztwelt entſtehen. Am entſchiedenſten hat ſich Agaſſiz (zu Bucklands Geologie I. 57) gegen die v. Hoff'ſche Anſicht erklärt, indem er aus ſeinem gründlichen Studium der vorweltlichen Thiere, insbeſondere der Fiſche, die Ueberzeugung ſchöpft, die Organismen jeder Hauptepoche der Erdbildung oder Hauptformation des Sedimentgeſteins ſeyen von denen der andern, wie der unſern, gänzlich verſchieden und ein Uebergang aus der einen in die andere habe nie Statt gefunden.

Der berühmte Botaniker Unger nimmt wenigſtens für die erſten Pflanzen auf Erden eine generatio aequivoca an. „Die Pflanzenwelt entſtand durch Urzeugung nach der Idee des ſich in ſteter Vervollkommnung darſtellenden Pflanzenorganismus. Die Vegetation ging wahrſcheinlich aus einer kohlenſtoffhaltigen ſchleimigen Unterlage (matrix) hervor, aus welcher ſich Keime und aus dieſen Pflanzen entwickelten.“ Unger, Chloris protogaea, Vorrede VI. Alſo die Pflanzenwelt „entſtand“ nach einer gewiſſen Idee aus Kohlenſtoff, vom Geſchaffenwerden ſagt Unger nichts. Oken ließ die Pflanzen ebenfalls von ſelbſt aus Schleim entſtehen, bezeichnete dieſen Schleim aber doch etwas ſyſtematiſcher und genauer als das Produkt der Berührung dreier Elemente; wo Luft, Waſſer, Erde ſich berühren, entſteht nach Oken jener organiſche Schleim, aus dem, wie aus Ungers kohlenſtoffhaltiger Matrix, der erſte Pflanzenkeim ſich bildet. Dem Keime ſoll nun aber, nach Unger, eine unendliche Entwicklungs- und mithin auch Verwandlungsfähigkeit inwohnen nach der Idee der Pflanze. Die erſten unvollkommenen Formen müſſen untergehen, um die höheren zur Entwicklung kommen zu laſſen. Unger ſchwärmt für die Idee der

Pflanze, deren Realisirungen noch lange nicht vollendet seyen. Jede Form bedingt die andre, ruft die entgegengesetzte und die Ergänzungsform hervor, in Absätzen, immer wieder bis zu einer gewissen Stufe, von der aber, wie die versteinerten Pflanzen beweisen, in einer neuen Schöpfungsperiode wieder zu einer höhern Stufe der Entwicklung fortgeschritten wird. Unger glaubt sogar, „sicherlich gehört die gegenwärtige Periode der vegetabilischen Schöpfung nicht zu den vollendetsten." Chloris protogaea, Vorrede p. VII. Daß er ein Pflanzenprincip, unendlicher Ausbildung fähig, annimmt, ist schon recht. Es wird wohl auch auf andern Weltkörperoberflächen Pflanzen geben, anders als die unsern, so wie schon die unter unsrer Erde begrabenen vor der Schöpfung des Menschen gewachsenen Pflanzen anders waren. Aber Unger hat Unrecht, wenn er die gegenwärtige Erdvegetation nicht für die relativ vollkommenste unsres Planeten hält. Sie begleitet den Menschen durch die ganze Weltgeschichte. Ein höheres Ideal suchen wir nur im Paradiese. Ferner vergißt auch Unger zu sagen, wie denn in die unorganische kohlenstoffhaltige Matrix der Lebenstrieb der Pflanzen und die Fähigkeit das Pflanzenideal zu verwirklichen gekommen sey? Er würde wohl gethan haben, Gott die Ehre zu geben und zu sagen, es sey ein göttliches Wunderwerk. Der Kohlenstoff macht sich nicht selbst zur Pflanze, der Kohlenstoff ist auch an sich nicht von selbst entstanden.

Die generatio aequivoca pflegt jetzt fast von allen Naturforschern unbedingt verworfen zu werden, seitdem durch die umfassenden Untersuchungen in der mikroskopischen Thierwelt gefunden ist, daß auch das kleinste Thierchen aus einem Ei oder aus einer Abknospung vom Mutterthier, oder aus einer Theilung des letztern entsteht. Diese Thatsache muß auch festgehalten werden für die ganze gegenwärtige Weltordnung. Art läßt nicht von Art, das ist eine von den vielen Naturnothwendigkeiten, die wir unbedingt anerkennen müssen. Allein damit ist die Entstehung des ersten Thiers noch nicht erklärt. Die uralte, schon vor mehreren tausend Jahren aufgeworfene Frage: war die Henne oder das Ei eher da? ist auch von der heutigen Wissenschaft noch nicht beantwortet. Wollen wir uns aber nicht in einen Kreislauf lächerlicher Vermuthungen begeben, um immer wieder auf dieselbe Frage zurückzukommen, so müssen wir sagen: Der erste Organismus, die erste Pflanze, das erste Thier ist von Gott geschaffen worden; in welcher Form es aber Gott beliebte, sie zuerst zu schaffen, darüber enthält die Genesis eine hinreichende Belehrung. Hier

heißt es nicht, Gott ſchuf den Samen oder das Ei, ſondern er ſchuf Kräuter und Bäume und allerlei Thiere. Auch heißt es nicht, er habe den Adam aus einem Phötus allmählig wachſen laſſen, ſondern er ſchuf ihn als fertigen Menſchen. Damit wird eine ſtufenmäßige Befähigung des anorganiſchen Stoffes, organiſche Leiber zu bilden, nicht geläugnet. Gott machte den Adam aus einem Erdenklos. Er hat auch Kräuter und Thiere aus dem Erdreich und Waſſer, die vorher da waren, gemacht. Aber die Bekeimung und Beſeelung des unorganiſchen Stoffs, damit er Pflanze, Thier, Menſch werde, kam allein von Gott.

Die Idee, von der Unger ſo ſchön redet, iſt eben in Gott, dem Schöpfer, und nach ihr ſchaffte er, was Pflanze, was Thier werden ſollte, in unendlicher Mannigfaltigkeit der Arten, in verſchiedenen Zeitperioden, in verſchiedenen Räumen, aber nicht blos nach der Idee der Pflanzenform, der Thierform, ſondern auch nach ihrem Zweck für das ganze Erdenleben und zumal für den Menſchen, als den Herrn der Erde. Das Mittel kann allerdings in vieler Beziehung auch als Selbſtzweck aufgefaßt werden. Die Thierwelt dient dem Herrn der Schöpfung, hat aber doch ihr munteres Leben für ſich. Der fromme Buckland hat bemerkt, die ſo maſſenhaft unter der Erde verſteinert liegenden Thiere haben das kurze Opfer ihres Todes wohl als Zins abtragen können für das reiche Capital von Wohlſeyn, welches ihnen Gott in ihrem Daſeyn gewährt habe, ja er iſt der Meinung, ihr Tod ſelbſt, deſſen Plötzlichkeit ſo oft noch aus ihrer Lage wiederzuerkennen iſt, ſey eine Wohlthat geweſen im Vergleich mit viel ſchmerzhafteren und langwierigeren Todesarten.

Hat ſich eine neue Schöpfung der Pflanzen und Thiere nach jeder großen Erdrevolution wiederholt? Wir haben keinen Grund daran zu zweifeln. Selbſt die Neuzeit bietet noch Analogien dar. Wenn man in Amerika Urwälder ausrottet und verbrennt, ſo wächst aus der Aſche keine einzige der frühern Pflanzen mehr, ſondern es entſtehen neue, die vorher nie dageweſen waren. Wo Mineralquellen hervorbrechen, haben ſie häufig eine eigenthümliche Vegetation um ſich her. Entſteht eine Salzquelle, ſo finden ſich alsbald auch Salzpflanzen ein. Nach dem Brande von London im J. 1666 bedeckte ſich der Schutt mit sisymbrium Irio, was vorher nie da wuchs. Dieſelbe Pflanze wuchs aus dem Brande des Preßburger Schloſſes im J. 1811 in Menge, war aber früher niemals daſelbſt gefunden worden. Sind alle dieſe neuen Pflanzen aus Samen entſtanden, der bisher nur verborgen geweſen? oder hat die gänzliche Umgeſtaltung

des Bodens einen neuen Pflanzentrieb erweckt? Die hier angegebenen Thatsachen legen die Vermuthung nahe, die Keimbefähigung gewisser anorganischer Stoffe sey eine latente oder vielleicht Jahrtausende hindurch ruhende, die aber unter Umständen plötzlich wieder angeregt werden könne. Wie Salzpflanzen nur im Salzboden gedeihen können, so dürfte auch der Salzboden, solche Pflanzen hervorzubringen, unter besondern Umständen heute, wie am vierten Schöpfungstage befähigt seyn.

2.

Kohlen und Pflanzenversteinerungen.

Die schwarze Steinkohle und auch die Braunkohle sind nichts andres, als unter der Last der Erde zusammengepreßte ehemalige Pflanzen. Schon in der silurischen oder Grauwackenformation findet sich der Anthracit, als die schwärzeste, härteste, am schwersten zu verbrennende, aber dann auch heißeste Steinkohle, die nur glüht, nie flammt. Dann folgt der Graphit, Kohle mit Eisen verbunden, und die eigentliche Steinkohle, von solcher Mächtigkeit, daß nach ihr die dritte Formation des Sedimentgesteins überhaupt benannt worden ist. Häufig, namentlich in England, kommen Steinkohlen und Eisen beisammen vor, wovon der Grund noch nicht bekannt ist. Beide aber sind für den Menschen von ungleich höherem Werth als Gold und auf sie fast ausschließlich ist die Macht und Größe der englischen Industrie, des englischen Handels, der englischen Seemacht gebaut.

Die Steinkohlen zeigen sich in Ablagerungen von wenigen Zollen aber auch bis zu 45 Fuß Mächtigkeit, fast immer zwischen einem grauen Schiefer und gern in Mulden oder concaven Vertiefungen, so daß sie aus Bäumen entstanden zu seyn scheinen, die in Masse als Treibholz zusammengeschwemmt wurden, oder aus einer mehr allmähligen Fäulniß der an Ort und Stelle sich immer wieder erneuenden Pflanzen, als eine Torfbildung. Die Pflanzen sind verkohlt durch den Druck und durch Entweichung von Sauer- und Wasserstoff. Die Kohlensäure, die theils Heilquellen bildet, theils als Schwaden oder böses Wetter in den Kohlenbergwerken aus dem Boden dringt und, wenn es sich entzündet, furchtbar explodirt, hat ihren Ursprung in den Kohlenlagern aus gepreßten Pflanzen. Die Steinkohle läßt sich noch ganz wie frisches Holz zu Holzkohle präpariren. Die Coacks, deren man sich mit Vortheil zur Glühhitze bedient,

wie der Holzkohlen, werden auch auf ähnliche Art künſtlich aus Steinkohlen bereitet, wie vom Köhler die Holzkohle aus Holz. — Die Steinkohle iſt an Härte, Glanz, Gehalt verſchieden. Dem Anthracit am nächſten ſteht die Pechkohle aus dem man harte Körner wie Korallen zu Halsbändern benutzt. Die engliſche Kännelkohle iſt am reichſten an Waſſerſtoff und ohne Glanz, dadurch unterſchieden von der Glanzkohle. An dem ſpiegelnden Glanze der letztern zeigen ſich auch oft die Regenbogenfarben (die ſ. g. Pfauenkohle). Am geringſten iſt die weichere dünnſchalige Blätterkohle, Schiefer- und die ſchon mit Thonerde durchdrungene Lettenkohle.

Schon im Anthracit zeigen ſich die Spuren von Pflanzen, denen ähnlich, die in den höher liegenden Steinkohlen gefunden werden. Ueberall zuerſt Meerpflanzen (Algen) und Landpflanzen erſt in den höhern Steinkohlenflözen und zwar vorzugsweiſe Ufer- und Sumpfpflanzen, Farrenkräuter und endlich Nadelhölzer. Ueberall noch kein Laubholz, noch keine höhere Pflanzenform. Jene niedern Pflanzengattungen ſind wahrſcheinlich unter dem Einfluß einer höhern Temperatur zu coloſſaler Größe und in ungeheurer Menge entwickelt. Man glaubt, durch ſie ſey erſt die Luft nach und nach von einem Uebermaß des darin enthaltenen Kohlenſtoffs befreit worden, indem ſich derſelbe in den Pflanzen abgeſetzt habe, worüber man aber keine Gewißheit hat. Erſt in der Tertiärformation über der Kreide kommen die Pflanzen und Thiere vor, die ein gemäßigteres Klima verlangen und unſern heutigen am ähnlichſten ſind.

Die älteſten Pflanzenformen zeigen eine merkwürdige, bisher noch zu wenig beachtete Uebereinſtimmung mit den älteſten Thierformen. Wie die größten Pflanzenmaſſen aus Stämmen mit nur roher Verzweigung beſtehen, ſo die größten Thiermaſſen aus ganz ähnlichen Korallenſtämmen und Korallenverzweigungen. Wie höhere Pflanzenformen ſich ſchärfer zu gliedern und zur Form der Nadelhölzer auszubilden ſtreben, ſo gliedern ſich die höhern Thierformen in den erſten Cruſtaceen. Wie die Pflanze zum erſtenmal nach einer ſchönen excentriſchen Entfaltung in den rund um ihr Haupt ſich ausbreitenden gefiederten Blättern der Farren- und erſten Palmenarten ſtrebt, ſo das Thier in den Strahlenthieren, in den ſchönen Seeigeln und Seeſternen. Wie endlich die Pflanze den maleriſcheſten Reiz in der Spiralform erreicht, aus der ſich die Farrenblätter entwickeln, ſo das Thier in der Windung der Ammoniten. Die älteſten Algen- oder Meerpflanzen, die unter dem Waſſer wuchſen oder wie heute noch die

großen Tange des Sargaſſomeers auf dem Waſſer ſchwammen, gaben noch kein landſchaftliches Bild. Erſt mußte Land über das Waſſer hervortreten, ehe an ſeinen ſeichten Ufern ſich Süßwaſſer- und Landpflanzen zum erſtenmal über dem Spiegel des Waſſers und über dem Boden erheben konnten. Dieß geſchah alsbald in ganzen Wäldern. Die Vegetation ſcheint unter einem viel höheren Wärmegrad, als heute, auf der ganzen Erde ſehr üppig entwickelt worden zu ſeyn, ſonſt wäre es nicht möglich, daß ſich ſo ungeheure Steinkohlenmaſſen daraus hätten abſetzen laſſen. Auch die einzelnen Pflanzen waren großentheils ſo hoch, wie heute unſere Bäume, obgleich ſie ganz niedern Arten angehörten. Sie waren am Waſſer vorzugsweiſe Calamiten, auf dem Trocknen Farren.

Von den Calamiten macht man ſich einen Begriff, wenn man ſie ſich als 15 Fuß hohe Schachtelhalme vorſtellt, dicke hohle Stämme in Abſätzen, nach oben einfach verzweigt, ſteif, als ſeyen ſie nur ein Nachbild der Korallenbäume unter dem Waſſer. Nicht viel anders ſahen aber auch die Farrenwälder im Innern der Inſeln und des Feſtlandes aus. Es waren nämlich meiſt Bärlappen (Lycopodiaceen), die, wenn auch 75 Fuß hoch emporwachſend, doch nur eben ſo einfach verzweigte Stämme darſtellten, wie die Calamiten. Die Stämme und Zweige ſind deßhalb etwas zierlicher, weil ſie ringsum mit den ſchuppenartigen Blattnarben der abgefallenen kleinen Blätter verſehen ſind, die halb wie Moosblätter, halb wie Tannennadeln die Spitzen der Zweige zieren. Die verſchiedenen Arten dieſer Pflanzen behalten immer die Grundform bei, ſo daß wir ſie uns als eine höchſt einförmige Wildniß von Schuppenbäumen mit wenigen Blättern aber von rieſenhaftem Maaß denken müſſen, von Wäldern, wie die unſern ſind, ganz verſchieden. Am eigenthümlichſten weichen die tiefgefurchten kaktusartigen Stämme der Sigillarien, oft 60 Fuß lang und ringsum durch die Blattnarben ſchön gezeichnet, und einige andere vorweltliche Fettpflanzen (Favularien, Bothrodendron ꝛc.), ab, ohne den Hauptcharakter jenes Mooswaldes zu ändern.

Schönere Formen zeigen ſich erſt in der Triasformation. Die Equiſetaceen ſtellen noch den Calamitencharakter dar, aber den erſten Uebergang in die palmenartigen Farren und Nadelhölzer, überhaupt in die excentriſche Entfaltung von Zweigblättern aus einem Mittelpunkt machen die Stigmarien, plumpe kuppelförmige Stämme, die nach allen Seiten rundum Zweige auslaſſen. Dieſe Form veredelt ſich in den Cycadeen. Man kann ſich dieſe als einen plumpen, korb- oder kuppelför-

nigen Stammſtock denken, der jedoch durch regelmäßig geſtellte Blattnarben verziert erſcheint und oben einen reichen Federbuſch von nach allen Seiten auseinanderfallenden ſchön gefiederten Blättern trägt. Dieſe ſchönen Pflanzen gehen dann unmittelbar in die baumartigen Farren und Palmen über, denen allen (wie noch heute) die gefiederten excentriſch auseinanderfallenden großen Blätterzweige eigen ſind. Mit den Palmen zugleich kommen Pandanen und jetzt erſt die Nadelhölzer (Coniferen) in großer Zahl und Schönheit vor, hauptſächlich die jetzt nur noch in Südamerika wachſende Araucaria, die ſich durch die Regelmäßigkeit in der Vertheilung ihrer Aeſte, Zweige und Nadeln nach Stockwerken auszeichnet, und viele minder abgezirkelte Pinusarten.

Dieſe Wälder ſind ohne Zweifel mit ihrem weichen Gefieder, die urweltlichen Tannen mit ihren zuweilen außerordentlich langen Nadeln wie befranzt erſchienen; die zarte Gliederung der Farren- und Palmenblätter und jener Nadeln, vom Winde bewegt, müſſen ein wunderbares Zittern über den ganzen Wald verbreitet haben. Sofern aber jede Spur von Laubholz fehlte, konnten alle jene Bäume, wenn auch ſchön, in ihrer beſtändigen Wiederkehr doch auch nur einen einförmigen Eindruck machen. In den böhmiſchen Bergwerken zeigen die an der Decke im Schiefer abgedrückten gefiederten Blätter und Schuppenſtämme der Farren und Palmen heute noch einen Plafond der reichſten und zierlichſten Art, nahezu ſo, wie man einſt, als jener Urwald noch ſtand, vom Fuß der Bäume aus durch die Blätterdecke zum Himmel emporgeſehen haben muß. Graf Sternberg hat ſie beſchrieben. Man hat auch noch die verſchiedenſten Früchte von Palmen, Coniferen, ſogar die ſehr große Schuppenfrucht eines Pandanus gefunden, und kann andrerſeits in der Steinkohle noch immer die Maſerntextur des Holzes, das ganze Netz des Zellgewebes an jenen urweltlichen Stämmen unterſcheiden; was oft in Ermangelung der Blätter und Früchte zur botaniſchen Beſtimmung der Bäume ausreicht.

Erſt nach der Kreide, nachdem durch dieſe alles frühere Leben zugedeckt war, kam in der Tertiärformation oder Molaſſe eine ganz neue Pflanzenwelt zum Vorſchein, und zwar zum erſtenmal in einer abgekühlteren Temperatur. Die baumartigen Farren, Palmen und Coniferen entwickeln jetzt ihre vollendetſte Form, zugleich aber drängt ſich überall auch das Laubholz in prächtigen Waldungen ein. Die Pflanzen dieſer Periode werden auch nicht mehr zu Steinkohlen, ſondern nur zu Braunkohlen. In den großen Braunkohlenlagern findet man jene ganze Pflanzenwelt der

Molaſſe noch deutlicher erhalten, als in den ſchon ältern und mehr zuſammengepreßten Steinkohlen. Der braune Puder des Zellgewebes hat noch etwas vom Staub des Moders und Torfes an ſich, iſt noch nicht feſt verkittet wie in der Steinkohle. Und noch kann man ohne Mühe ganze Stämme, Früchte ꝛc. herausnehmen. Uebrigens iſt die Braunkohle verſchiedenartig, wie die Steinkohle. Man findet ſie in ältern Lagern hart und glänzend, in jüngern weich und bituminös von dem vielen Harze alter Nadelwälder.

In der Tertiärzeit iſt die frühere Pflanzenwelt mit der ſpäteren gleichſam vermittelt durch die in größter Menge, Größe und Schönheit vorherrſchenden Cypreſſen und Thuyas, deren platte Blätter zwiſchen Nadeln und breitem Laube ſchwanken. Ueber die Fülle von Cypreſſen in den Braunkohlen bei Halle ſ. Quenſtedt, Sonſt und Jetzt S. 159. Abbildungen in Ungers Chloris. Unter den von Unger verzeichneten Coniferen zeichnet ſich beſonders auch eine Kiefer mit ungeheuer langen Nadeln aus (pinus Saturni), unter den Palmen eine Flabellaria mit großem Fächerblatt. Von Laubhölzern haben ſich Stämme, Blätter, Früchte vielfach erhalten. Es gab Ulmen, Eichen, Erlen, Weiden, Nußbäume, Birken, Linden, Ahorn, Platanen ꝛc. Im ſ. g. Surturbrand auf Island, einer Art Braunkohle, liegen die Blätter urweltlicher Bäume aufeinandergeſchichtet wie Papier in einem Buch und man kann dieſe überaus feinen Blätter aufblättern, die ſ. g. Papierkohle. Wie feine Abdrücke ſich erhalten konnten, beweiſt ein von Unger in urweltlichem Holz noch deutlich wiedererkannter Fadenpilz (Nyctomyces). Solche zarte Pilze überziehen faules Holz im Innern der Bäume und heißen deßhalb Nachtfaſer. Sie haben ſich mit dem Holz auf dem Thon abgedruckt.

Das edelſte Product der Tertiärformation und der Pflanzenwelt, aus welcher die Braunkohle ſtammt, iſt der Bernſtein, das Harz von urweltlichen Nadelholzarten (pinites succifer von Göppert gründlich unterſucht, Man findet es in der größten Menge an den preußiſchen Oſtſeeküſten, theils im Meer, aus dem es die Wellen auswerfen, theils in der Erde begraben. Auch in Grönland und Sibirien hat man davon ausgegraben und man hat es in neuerer Zeit, wenn auch nur in geringer Menge, überall in Europa zerſtreut gefunden, während man im Alterthum glaubte, es ſey ausſchließlich an der Oſtſee zu finden. Es iſt das edelſte Harz, das man kennt. Der Bernſtein iſt durchſichtig, mehr oder weniger, wie alle Harze. Seine Grundfarbe iſt gelb, doch findet man

ihn vom lichteſten weißgelb bis zum dunkelſten rothbraun. Auch ſchwarze, grünliche und bläuliche Varietäten kommen vor, obwohl ſelten. Je reiner durchſichtiger und goldener er iſt, deſto ſchöner. In einem Gedicht des Max v. Schenkendorf wird er deßhalb goldenes Eis genannt. Er verbrennt mit einer gelben Flamme und mit Wohlgeruch. Wenn man ihn reibt, wird er electriſch und zieht kleine Papierſchnitzel und dergleichen an. Daher ſein Name bei den Alten Elektron von ἔλκειν (ziehen). Der deutſche Name kommt von dem alten Wort bernen ſ. v. a. brennen her. Nach des ältern Plinius Naturgeſch. 37. 3 haben ihn die alten Deutſchen Gleß genannt, d. i. Glas oder Eis wegen ſeiner Durchſichtigkeit. Er ſcheint in ſehr reichlicher Menge aus den Bäumen gefloſſen zu ſeyn. Man findet im Bernſtein noch häufig Tannennadeln, Moos, Holz- und Rindenſtückchen, (einmal auch einen kleinen Tannenzapfen) von Bäumen, deren Arten jetzt gänzlich ausgeſtorben, obgleich mit unſern Nadelhölzern verwandt ſind; ferner eine Menge Inſekten, die dem Land und Walde angehören, aber nur ſehr wenig Waſſerinſekten (zum Beweiſe, daß der Bernſtein nicht, wie Einige früher annahmen, ein Produkt des Meeres ſey). — Uebrigens ſcheint man in älteren Zeiten Bernſtein und Ambra oft verwechſelt zu haben. Vgl. Abecken, Mittelitalien S. 271 und Hüllmann, Handelsgeſchichte der Griechen S. 64. Noch jetzt wird er verfälſcht und durch Copal und andere Harze nachgeahmt. Der echte iſt aber immer durch den Geruch beim Reiben oder Verbrennen zu erkennen. Froriep, Notizen VI. 49.

Das größte Stück Bernſtein von 13½ Pfund Gewicht befindet ſich in Berlin. Kaiſer Rudolph II. ſoll eines von 11 Pfund gehabt haben. Das reichſte Bernſteincabinet überhaupt iſt in Berlin, weil die Bernſteinküſte Preußen gehört, und in Danzig, weil dieſe Stadt der Küſte nahe liegt. Das Danziger Cabinet iſt in den Arbeiten der ſchleſ. Geſellſchaft für vaterl. Kultur vom Jahr 1834 beſchrieben. Ein köſtbares Bernſteincabinet ſchenkte Friedrich Wilhelm I. von Preußen dem Czar Peter dem Großen. Zu Czarskoe Selo bei St. Petersburg iſt ein ganzes Zimmer mit Bernſtein tapeziert. Ausgezeichnet ſind auch die Sammlungen in Kopenhagen, Dresden und Köſtriz (die Reußiſche Sammlung). — Aus der Braunkohle ſtammt auch der ſchwarze Gagat, ein feſtes wohlriechendes Harz, aus dem man Halsbandperlen und dergl. macht. Vgl. Froriep, neue Notizen 1849. IX. Nr. 185.

Viele urweltliche Bäume ſind nicht verkohlt, ſondern verkieſelt, oder mit Thon und Sand ausgefüllt, alſo wahrhaft verſteinert. In der Dilu-

rial- und Alluvialformation findet ſich das verſteinerte Holz am häufigſten und beſonders im Sandſtein, der ſonſt an Verſteinerungen am ärmſten iſt. Zuweilen iſt das Holz an einer Seite verſteinert und an der andern immer noch brennbares Holz. Wie alte Wälder am Meeresufer vom Sand des Meeres verſchüttet und begraben ſind, zeigt ſich beſonders häufig an der Weſtküſte von England. Hier kommen Wälder vor, die unter der Erde begraben liegen, aber ihren Ort nicht verändert haben und an denen man noch alle Stämme und Aeſte zählen kann. Zuweilen ſtehen ſie noch aufrecht im Schutt, der urſprünglich weich ſie bedeckt hat. Zuweilen ſind ſie alle über der Wurzel abgeknickt und liegen nach einer Richtung, von einem gleichen Stoß alle gebrochen. So auf der Inſel Man, ſo zu Youl am Fluß Humbre. Zu Conyleton in Cheſhire. Am Yellow-Stone-River in Nordamerika. Ausland 1833 S. 535. Die merkwürdigſten jedoch im Süden und Weſten Neuhollands, wo der Sand der Dünen noch fortwährend die Bäume incruſtirt und nach und nach gänzlich verſteinert. Peron (Reiſe II. 125. 272) fand hier in den Sandbergen noch eine Menge aufrechte Bäume mit allen ihren Schlingpflanzen, ſämmtlich verſteinert, und eine eigenthümliche Moſaik, da wo der Boden glatt abgeſchnitten den verſteinerten Wald durchbrach.

Die jüngſte Grabſtätte des Holzes iſt der Torf, der ſich noch heute beſtändig durch faules Holz, faules Moos und Gras, hauptſächlich aber durch die niedrigſten Pflanzen und Thiere, die im Sumpfboden gedeihen, Conferven, die ſ. g. grüne Priſtley'ſche Materie und Infuſionsthierchen vermehrt, daher förmlich aus der Tiefe zu wachſen ſcheint und zuweilen aufbricht und Schlamm auswirft. So brach ein Torfmoor in Irland, der ſ. g. große Slaggen, im Jahr 1836 auf und wälzte ſeine Schlammmaſſe eine engliſche Meile weit fort.

3.

Korallen- und Muſchelkalk, Kreide und die verſteinerten Meerthiere.

Wie alle Kohlen erſt aus Pflanzen, ſo ſcheint aller Kalk erſt aus Thieren entſtanden und vorher nicht dageweſen zu ſeyn. Schon Linné ſtellte den Satz auf: omnis calx e vermibus. Volle Gewißheit hat man darüber nicht, allein die großen Maſſen, in denen der Kalk vorkommt, entſcheiden

nicht gegen die Möglichkeit, daß er überall aus Korallenbänken, Muſchelſchalen und Thierknochen entſtanden ſeyn könnte, da wir wirklich hohe und langgeſtreckte Berge ausſchließlich aus thieriſchen Ueberreſten zuſammengeſetzt finden. Man ſetzt gewöhnlich voraus, die Pflanze habe den Kohlenſtoff, das Thier den Kalkſtoff ſchon vorgefunden und nur verarbeitet. Nichts aber gibt uns darüber Gewißheit und das Umgekehrte, nämlich die Präparirung des Kohlenſtoffs durch einen vegetabiliſchen, des Kalkes durch einen thieriſchen Prozeß, iſt viel wahrſcheinlicher. Selbſt Schleiden, der berühmte Botaniker, gibt das zu, indem er in ſ. Schrift „die Pflanze und ihr Leben“ S. 141 eine „mit der Erde zugleich geſchaffene organiſche Subſtanz“ läugnet, und Kohlenſäure und Ammoniak für Ergebniſſe aus einem Prozeſſe erklärt, „durch welche die unorganiſche Subſtanz übergeführt wird in den Kreislauf des Organiſchen“. Dazu habe eben das Pflanzen- und Thierleben erſt gedient, denn nur in Pflanzen und Thieren hat jener Prozeß vor ſich gehen können und mit der immer mehr ſich ausbreitenden und mehrenden Vegetation und Animaliſation haben auch jene Stoffe ſich vermehrt, durch Verweſung ausgeſchieden, in die Luft übergehend, um wieder mit andern Organismen ſich zu aſſimiliren.

In dem am tiefſten liegenden Grauwackenkalk ſind ſo wenig thieriſche Ueberreſte zu erkennen, wie im Anthracit pflanzliche, allein in den höhern Kalkſchichten ſtellen ſie ſich ſogleich ein, wie in den höhern Kohlenſchichten die Pflanzen. Und zwar zuerſt Meerthiere der niedrigſten Art. Sie theilen ſich in zwei Hauptclaſſen, aus denen bei weitem die größten Kalkmaſſen beſtehen, nämlich in Korallen (Polypen) und Muſcheln (Mollusken). Die Koralle iſt ein feſtgewachſenes und wie eine Pflanze ſich erzeugendes Thier, in dem aber auch noch die Steinwelt als inneres Kalkgerüſt vertreten iſt. Wir werden ſehen, wie auch in den höhern Thieren der vorweltlichen Epochen der Uebergangscharakter, die Vermittlung zwiſchen heterogenen Reichen vorherrſchend bleibt.

Die Pflanzenthiere oder Polypen ſind ein Schleim oder ein zähes Leder in Röhrenform mit einer Oeffnung, woran ſich Fangarme befinden, um die Nahrung in die Röhre zu bringen. Die Röhre verzweigt ſich, ein Polyp wächst aus dem andern von demſelben Mutterſtamm heraus (Armpolyp). Oder viele Röhren ſtehen beiſammen und bilden einen Schwamm, oder ein Orgelwerk, eine Mauer. Korallen nennt man die Polypen, wenn ſie, ſey es in Verzweigungen, ſey es in ſchwammartiger und ſäuliger Zuſammenhäufung einen Kern von kohlenſaurem Kalk in

ihrer Röhre abſetzen. Daraus entſtehen Formen, die auf dem Boden des Meers nicht Thieren, ſondern Pflanzen gleichen, bald baum- und ſtrauchartig, bald wie Schwamm und Kork, bald wie gefiederte Palmblätter oder Vogelfedern, bald wie Krautblätter, wie Kohl, Moos oder becherförmige Pilze. So entſtehen ganze ſubmarine Wälder und Gärten aus Korallen. Dieſe Korallenwälder unter dem Waſſerſpiegel haben aber ziemlich daſſelbe Ausſehen, wie die ſchon beſchriebenen Pflanzenwälder der Urzeit auf dem Lande. Die Korallen haben ſchon in der tiefſten Schicht, wo das organiſche Leben begann, ihre gemeinſchaftlichen Bauten angefangen und dieſelben durch alle folgenden Schichten hindurch fortgeſetzt, ſo wie ſie auch heute noch bauen. Aber in der Juraperiode ſcheinen ſie die coloſſalſten Mauern in den oben ſchon beſchriebenen Korallenriffen und Koralleninſeln aufgethürmt zu haben. Man glaubt, ſie hätten die Beſtimmung gehabt, das Meer von allerlei Stoffen, die ſie in ihrem Kalk verarbeiten, zu reinigen, wie die Urpflanzen die Luft vom Kohlenſtoff hätten reinigen müſſen. Das iſt jedoch noch zweifelhaft und die Kalkproduction ſcheint von Seiten dieſer Thiere, wie die Kohlenſtoffproduction der Pflanzen nicht blos zur Reinigung gedient zu haben. Obgleich niedere und höhere Zwecke oft in derſelben Creatur erreicht werden, ſo kann man doch weder die Pflanze, noch das Thier zunächſt als einen Abzugscanal von elementariſchen Unreinigkeiten anſehen wollen.

Obgleich Thiere einer höhern Ordnung haben die Strahlenthiere (Radiaten) doch noch vieles mit den Korallen gemein. Sie heißen Strahlenthiere von der fünffachen Ausſtrahlung vom Munde aus in fünf Ecken oder Seiten. Sie bilden um ſich ein kalkiges Knochengerüſt und wachſen in Pflanzenformen, noch prächtiger als die Korallen. Man unterſcheidet darunter die kugligen (den Schwammkorallen ähnlichen) Seeigel (Echiniten, Ciderites), die fünfſtrahligen (den Stigmarien ähnlichen), Seeſterne (Aſterien) und die wie Lilien mit geſchloſſenen Blumen auf langem Stiele wachſenden und die Blumen oben ſtern- und ſonnenartig entfaltenden (und daher den Cycadeen und baumartigen Farren ähnlichen) Seelilien (Crinoiden, Encriniten). Die Seeigel ballen ſich wie Aepfel zuſammen, zeigen aber ſtets eine fünffache Theilung durch fünf Meridiane, die vom Mund aus wieder zum Munde in dieſen Abſtänden um den ganzen Körper laufen. Ihre äußere Schale iſt kalkig verſteint, um ſie beſſer gegen die Wellen des Meeres zu ſchützen, und bei den verſchiedenen Arten anders gezeichnet, oft mit Warzen, Perlen, Stacheln ſymmetriſch wie ein

kunſtreicher Schmuck beſetzt. Zuweilen ſind ſie nicht ganz rund, ſondern unten etwas abgeplattet und gleichen einem reich mit Juwelen gezierten Turban. Salenia personata hat zwiſchen unzähligen kleinen Perlen fünf Meridiane mit doppelten Reihen von großen je mit einem kleinen Sternchen beſetzten Perlen. Hemicidaris crenularis hat die letztern in noch größerem Maßſtabe. Die Seeigel kommen ſchon in älteren Schichten vor und wiederholen ſich in allen folgenden. Die Seeſterne finden ſich erſt im Muſchelkalk, nicht früher, und zeigen ähnliche Formen wie die heutigen.

Die Seelilien ſind am merkwürdigſten. Sie kommen überaus häufig und in vielen Arten vor und waren die vornehmſte Zierde der urweltlichen Meere. Ihr Stiel, bei den größten Arten von Mannshöhe, iſt mit einem Rückgrath von vielen Wirbeln (oder einem Paternoſter) zu vergleichen, indem durch dieſe kalkigen, knochenartigen Wirbel das weiche Thier der Länge nach ſich hindurchzieht, wie die Nervenſtränge im Rückgrath. Daher konnte das Thier auch den unten angewachſenen Stiel nach allen Seiten frei bewegen. Oben aber trug der Stiel einen dicken, der geſchloſſenen Blume der Lilie, zuweilen auch einer Birne ähnlichen Kopf, fünftheilig wie der Seeigel, aber nicht ſo bleibend geſchloſſen, wie dieſer, ſondern fähig ſich zu öffnen. Man nennt den Kopf die Krone, die fünf ſtarken Wirbel, auf denen er ruht, die Schulterblätter und die fünf darauf ruhenden Verzweigungen des Stieles, welche wie dieſer aus lauter kleinen Wirbeln zuſammengeſetzt ſind, ringsum je fünf Paare, die Kronarme. Dieſelben ſind Fangarme, die das Thier beliebig ausbreitet, um Nahrung zu rauben und dem in der Mitte liegenden Munde zuzuführen. Bei mehreren Arten verzweigt ſich jeder dieſer einzelnen Arme wieder in mehrere und bildet ein gefiedertes Blatt oder einen Wedel, am reichſten an dem Pentacrinites Briareus, dem hundertarmigen Briareus der griechiſchen Mythe vergleichbar. Bei dieſem treten auch aus dem Stiele ſeiner ganzen Länge nach kleine Zweige hervor, ſo daß er wie eine wilde Dattel-Palme von oben bis unten behaart erſcheint. Man rechnet an einem einzigen Thier 150,000 Wirbel.

Die verſteinerten Wirbel der Seelilien werden auch in großer Menge einzeln gefunden, hießen einſt Räderſteine und wurden zu Halsbändern und Roſenkränzen gebraucht. Ihr wiſſenſchaftlicher Name iſt Entrochi, Trochiten. Sie ſind von Natur mitten durchbohrt und rund, aber wie alles an dem Thier fünftheilig und nicht ſelten fünfeckig und roſettenförmig, von mannigfacher Zier je nach den verſchiedenen Arten. Der über Nord-

europa und Nordamerika weit ausgebreitete Trochitenkalk, der als Marmor benutzt wird, beſteht aus vielen Millionen ſolcher kleinen Trochiten. Vgl. Buckland, Geologie I. 484. Die runden Trochiten ſind die älteſten, die ſchönen fünfeckigen kommen erſt im Lias vor, der Lilienencrinit iſt auf den Muſchelkalk, der Birnencrinit auf den mittlern Jura beſchränkt. Prachtwerke über die Encriniten gaben Miller und Goldfuß heraus.

Soweit die Urthiere in der Pflanzenform. Die zweite Claſſe der älteſten Meerthiere bilden die Schalthiere, die unendliche Maſſe und Menge der **Muſcheln**. Sie ſchwitzen an ihrem Rücken (Mantel) Kalk aus, der als harte Schale das weiche Thier umſchließt und gegen Wellen und Feinde ſchützt. Die Muſchel kommt in ſo ungeheurer Menge vor, daß die Schalen der ausgeſtorbenen Thiere weite und hohe Kalkſchichten ausfüllen, wie die Bauten der Korallen. Sie kommen in allen Schichten vor, von den älteſten bis auf die Gegenwart, in reichſter Fülle aber in dem davon benannten Muſchelkalk. Da nun ihre Arten außerordentlich verſchieden, an der Größe und Geſtalt leicht kenntlich und gewiſſe Arten immer nur auf eine beſtimmte Formation, ja innerhalb derſelben auf eine Ablagerung beſchränkt ſind, ſo kann man, wenn man eine ſolche Muſchel findet, ſogleich die Gebirgsart, in der ſie ſich findet, beſtimmen und nennt ſie daher **Leitmuſcheln**. In den jüngſten Jahresheften des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württemberg hat Dr. Oppel die Leitmuſcheln durch alle Schichten des Jura mit einer Genauigkeit verfolgt, wie es nie zuvor geſchehen iſt.

Die Muſchel iſt ein Weichthier (Molluske), von den übrigen Gattungen der Weichthiere unterſchieden als Schalenthier (Conchilie) und hat zwei große Gruppen, mit zwei Schalen (Bivalven) und mit einer (Univalven) Schnecken. Die zweiſchaligen erſcheinen nicht ſo vollkommen ausgebildet wie die mit einer Schale, und gehören auch nur dem Meere an. Ihre Grundform iſt allgemein als die Muſchelform bekannt, ein zum Fächer übergehender Kreis, in allen möglichen Dimenſionen und Verſchiebungen. Das Schloß, welches beide Schalen verbindet, iſt gewöhnlich eine kurze gerade Linie, die hohlen das Thier umſchließenden Schalen aber dehnen die Kreisform in die Breite oder Länge und zuweilen in abgerundetem Dreiecke oder Vierecke aus. In der älteſten Formation haben ſie vollkommen gleiche Schalen, in der ſpätern werden ſie mehr ungleich, die untere Schale plattet ſich ab, die obere wölbt ſich höher. Das Schloß erſcheint vertieft, eingekerbt oder erhöht, geſchnäbelt. Die Schalen ſind

platt oder gerippt (canellirt) vom Schloß aus in excentriſchen Radien, oder vom Rande aus gegen das Schloß in concentriſchen Parallelen. Oft ſind die Ränder gezahnt, die Rippen mit Höckern und Stacheln verſehen. Auch die Farben ſind äußerſt mannigfach und noch bunter als bei den Korallen. Ich beabſichtige nicht, die faſt unüberſehliche Menge dieſer Muſcheln hier zu klaſſificiren und bemerke nur, daß unter den Gattungen, die allein ungeheure Räume ausfüllen, die Terebrateln durch ihre runde Oeffnung im dreieckigen Schnabel überall leicht erkenntlich ſind, die Spiriferen durch ihre platte Unter- und kegelförmige Oberſchale, die Producten durch die concave Unter- und ſtark convere Oberſchale, die Oſtreen durch die bekannte Auſternform, die Hippuriten durch eine flache Ober- und ſtark vertiefte und zapfenähnliche Unterſchale. Der Hippuritenkalk greift von Portugal durch die Pyrenäen und die Alpen bis nach Kleinaſien.

Die einſchaligen Muſcheln gleichen unſern Schnecken, erſcheinen aber in den Nummuliten und Ammoniten der Urwelt viel reicher und vollkommener ausgebildet. Das unzählbare Heer der Waſſer- und Landſchnecken, hier auch nur annähernd zu claſſificiren, wird man mir gern erlaſſen. Die Hauptformen der Schale bilden ſich, jenachdem die einzige Oeffnung des Thieres entweder eingeklemmt oder weiter und weiter, endlich bis zur Trompetenform aufgeriſſen iſt; jenachdem ferner die Schale einfach rund, oval, kreis- und thurmartig geſpitzt, oder ſpiralförmig gewunden, ſodann wieder jenachdem das ſpiralförmige Schneckengehäuſe entweder in Stockwerken aufſteigt, oder aber ſich nur platt wie die Spiralfeder in der Uhr ringelt, in welchen beiden Fällen zuweilen das äußere Glied der Windung dicker und bauchiger iſt. Im Uebrigen verhält ſich die eine Schale in Bezug auf Längen- oder Querrippen, Warzen, Stacheln, Farbenſtreifen und Flecken wie bei den zweiſchaligen Muſcheln. Jedoch haben die Einſchaligen mehr Glanz und Glätte, etwas Email- und Porzellanartiges, wie der Kalk in den thieriſchen Zähnen.

Die platten, wie die Spiralfeder in der Uhr gewundenen Gehäuſe erſcheinen bei den einſchaligen Muſcheln höherer Ordnung gekammert und zwar verhalten ſich die einzelnen, ſichtbar durch Wirbel abgetheilten Kammern wie die Wirbel der Meerlilien, indem das Thier durch alle hindurch mittelſt einer Röhre (Sipho) ſeine Bewegungskraft wirken läßt. Auch haben dieſe Thiere, gleich den Seelilien, Fangarme, die um den Mund herum ſtehen, und vereinigen damit die höchſte Begabung des Strahlenthieres mit derjenigen des Schalthieres, weßhalb wir überhaupt in ihm

die vollendetſte Blüthe des organiſchen Lebens auf ſeiner erſten Hauptſtufe erkennen müſſen. Man nennt aber dieſe Thiere insgeſammt Kephalopoden (Kopffüßler), weil man ihre Fangarme oder Fühler für Füße nimmt, die dicht am Kopf des Thieres ſtehen. Sie kommen von mikroſcopiſcher Kleinheit bis zur Größe eines Kronenthalers als ſ. g. Nummuliten (verſteinertes Geld) vor. Man findet ſie erſt im Jura, in der Kreide und im Tertiärgebirge. d'Orbigny hat ihnen ſeine größte Aufmerkſamkeit gewidmet und auch die kleinſten im vergrößerten Maßſtab abgebildet. Ihre Menge iſt ſo groß, daß ſie ganze Gebirge bilden, z. B. den Tertiärkalk von Verona und Monte Bolco, Kreideſchichten in den Alpen und Karpathen. Die rieſenhaften Sphinxe und einige Pyramiden in Aegypten ſind ganz aus Nummulitenkalk gebaut. Das niedliche Thier hat in ſeiner platten Spiralwindung mehr Umgänge als irgend eine andere Schnecke, und verdünnt ſich in den innern Umgängen nicht, ſondern behält ſtets die gleiche Schmalheit, ſo daß auch ſeine Mundöffnung ſehr klein bleibt. Die Umgänge ſind inwendig in viele Kammern abgetheilt, doch fehlt ihnen noch der durch ſie alle hindurchgehende ſ. g. Siphunkel, der die Ammoniten und Nautiliten als Röhre durchzieht. Mehreres von ihrer inneren Bildung bleibt noch im Zweifel.

Viel weniger Windungen, eine viel größere Oeffnung und einen durch alle Kammern durchziehenden Siphunkel hat der Nautilus, die wie ein Poſthorn gewundene Prachtmuſchel. Auch die Jetztzeit kennt noch einen ſchönen Nautilus, den ſ. g. Argonauta, aber er iſt nicht gekammert. Die ungeheure Menge der ſchönſten und größten Nautiliten und der ihnen nahe verwandten Ammoniten iſt unter der Erde begraben und belebt keine Gewäſſer mehr. Sie waren alle kunſtreiche Schwimmer im Urmeere. Die Unbehülflichkeit der Schnecke war auf doppelte Weiſe in die gewandteſte Beweglichkeit verwandelt. Einmal ſtreckten dieſe Thiere ihre Fangarme theils als Ruder, theils in einer blätterartigen Ausbreitung ſogar als Segel (?) aus und der in der harten Schale ſteckende Körper verhielt ſich alsdann wie ein Boot. Zweitens war ihre ganze innere Conſtruction der einer hydrauliſchen Maſchine gleich und darauf berechnet, die Schwere des Waſſers und den Druck der Wellen zu überwinden. Der Siphunkel war eine Röhre, durch welche das Thier eine beſondere Flüſſigkeit durch alle Kammern leiten und dieſelben bald anfüllen, bald entleeren, ſich mithin nach Umſtänden ſchwerer oder leichter machen, im Waſſer ſenken oder erheben konnte. Die Schale war nach allen Seiten rund gewölbt und von innen

durch die Querwände geſchützt, um dem Waſſer am beſten widerſtehen zu können, dazu noch oft durch Querrippen und Höcker verſtärkt. Der Nautilus hatte den Siphunkel in der Mitte oder am untern Rand, der Ammonit immer im Rücken oder am obern Rand; das iſt ihr Hauptunterſchied. Zudem waren die Schalen des erſtern ſtärker, aber die ſchwächern Schalen des Ammoniten wurden wieder durch die ſ. g. Loben gleichſam genietet und elaſtiſcher gemacht. Die Loben (eigentlich Lappen) ſind Ausbiegungen aus den Rändern der Scheidewände zwiſchen den Kammern, rund oder gezahnt, blätterförmig, dendritiſch, oft in den ſchönſten Arabesken. Buckland glaubte, ſie hätten dazu gedient, die Scheidewände zu verſtärken und die ſchwachen Schalen gegen den Druck der Wellen elaſtiſcher zu machen, Leopold von Buch hielt ſie mehr nur für nöthig, um den Mantel des Thieres daran zu befeſtigen. Zwiſchen den von den Scheidewänden oder Querrippen der Schale ausgehenden Loben bleibt der ſ. g. Sattel über dem Rücken des Thiers; die Loben laufen aber auch ſeitwärts und vom Bauch oder dem Rande aus. Darnach unterſcheidet man die 500 vorweltlichen Ammonitenarten, die man kennt, in Goniaten der älteſten Zeit, deren Loben noch ungezähnt ſind, in Ceratiten, deren Sättel gezähnt ſind, und in Ammoniten, deren Sättel und übrigen Seiten- und Bauchloben ſämmtlich gezähnt ſind. Dieſe ſchönen Thiere, deren eins oft mehr als 2 Fuß im Durchmeſſer hatte, erfüllten das Meer in ungeheurer Zahl und dienten ihm zu ſeiner höchſten Zierde. Die Form derſelben iſt durchgängig ſchön und die Bewegung muß ſehr graziös geweſen ſeyn. Noch jetzt ſtaunt man in den Naturalienkabineten die Rieſenſchnecken mit den kunſtreichen Windungen, mit den kaum überſehbar mannigfachen Abwechslungen in den Rippen und Loben an. Es gibt auch gekammerte Thiere dieſer Art, welche die ſpiralförmige Windung mehr oder weniger verlaſſen, ſich aufrollen, endlich ganz gerade, thurm- und pfeilartig werden; ſo ſind die Orthoceratiten (Geradhörner) gerade Nautiliten, die Baculiten (Stockmuſcheln) gerade Ammoniten. Man hat Reſte von Orthoceratiten gefunden, die auf eine Länge des Thiers von 8—12 Fuß ſchließen laſſen. Sie bilden den Uebergang zu den Sepien und Belemniten.

Zu den Kephalopoden gehören die Dintenſchnecken oder Sepien, die keine äußere Schale, aber im Innern eine hornähnliche Feder haben, über welcher ſich ein Sack mit ſchwarzer (kohlenſtoffhaltiger) Dinte befindet, die ſie, wenn ſie verfolgt werden, auslaſſen und unter der ſie ſich wie in einer dunkeln Wolke unſichtbar machen. Unſere Meere ſind noch

voll davon, aber auch die Urwelt kannte ſie. Man hat im Lias von Lyme Regis noch Feder und Dinte gefunden und Cuvier malte das Thier mit ſeiner eigenen noch wohlerhaltenen Dinte.

Eine in der Jetztwelt nicht mehr vorhandene Sepiengattung waren die in der Vorwelt überaus zahlreichen und großen Belemniten. Sie füllen die Räume zwiſchen dem Muſchelkalk und der obern Kreide reichlich aus. Natürlich hat ſich nichts von ihrem zarten Leibe, von ihren Fangarmen, großen Augen ꝛc. erhalten können, nur was bei ihnen die Feder unſerer Sepien vertrat, ein kalkiger Schaft in einer faſt immer verſchwundenen hornigen und perlmutterartigen Scheide, iſt übrig geblieben. Dieſe pfeilartigen Schäfte, die bis zur Länge von 2 Fuß vorkommen, alſo ſehr großen Thieren angehört haben, ſind gewöhnlich wenigſtens einige Zoll lang und wurden vom Volk Teufelsfinger oder Donnerkeile genannt. Man glaubte, ſie entſtünden da, wo der Blitz eingeſchlagen hat. Es gibt ſehr viele Arten und ſie finden ſich ſo zahlreich, daß Dr. Fraas der Geſellſchaft für vaterl. Naturkunde in Württemberg im Jahr 1855 eine Vorleſung halten konnte allein über Krankheitsformen, die er an foſſilen Belemniten unterſchieden hatte, nämlich mannigfache Biegungen, Verwundungen und eben ſo Heilungen und Vernarbungen des Schaftes.

Alle die genannten Thierformen, die vollendetſten der Weichthiere, culminiren in der Kreide, die wir uns als Niederſchlag eines großen Meeres denken müſſen, was alle ältern Formationen zudeckte, ſelber aber einer neuen höhern Schöpfung in der Tertiärzeit weichen mußte. Die Kreideformation hat vorherrſchend einen Meercharakter. Die Kreide ſelbſt beſteht durchaus aus zertrümmerten Schalen von Meerthieren, aber nicht blos Muſchelſchalen, ſondern auch aus den mikroscopiſchen Schälchen von Infuſorien. Die Infuſorien, jene kleinſten Thierchen, die zu Millionen in einem einzigen Waſſertropfen leben können und ſich ſehr ſchnell vermehren, kommen hier zum erſtenmal zum Vorſchein, obgleich ſie wahrſcheinlich auch ſchon ältere Schichten ausgefüllt haben. Der weiße Kreidepuder beſteht aus den Schalen von Infuſorien, wie der ſchwarze und braune Kohlenpuder aus den Zellen vorweltlicher Pflanzen. Römer Synopſis S. 425 zweifelt nicht, daß durch den Hinzutritt von kohlenſäurehaltigen Regenwaſſern die Infuſorien auch zu feſtem, ſelbſt kryſtalliniſchem Kalkſtein haben verwandelt werden können. Der in der Kreide ſo oft gefundene Feuerſtein beſteht ausſchließlich aus Kieſelſchalen von Infuſorien, die den reinen Kieſelcharakter bewahrt haben. Auch der Mergel in der Bretagne

beſteht aus unzähligen Schalen eines mikroscopiſchen Thierchens (cypris faba). Oken, Naturg. I. 575. In ſpätern Alluvialſchichten findet man noch immer ähnliche Schichten. Der Torf im Franzensbade bei Eger enthält lauter Schalen der kleinen navicula viridis, der Polirſchiefer zu Bilin in einem einzigen Cubikzoll 41,000 Millionen Schalen der gallionella distans, dieſer Schiefer hat aber eine Mächtigkeit von 15 Fuß. Im Kieſelguhr von Isle de France und San Fiore in Toscana und bei Berlin wimmelt es gleichfalls von ſolchen Schalen. Die Lappländer graben ein ſ. g. Bergmehl, was ſie ſogar eſſen. Berzelius analyſirte es chemiſch und fand darin neben Kieſelerde auch thieriſche Stoffe. In Portugal wird ein feiner Thon, den man zu Gefäßen verarbeitet und der ſehr wohlriechend iſt, ebenfalls gegeſſen. Beckmann, Geſchichte der Erfindungen IV. 179. Auch hier muß thieriſcher Stoff vorwiegen, ſonſt wäre der Thon nicht eßbar.

Dieſe Thatſachen aus neueren Erdſchichten laſſen vermuthen, daß auch in den ältern große Maſſen Geſteins durch die kleinſten Thiere ſo gut wie durch Korallen und Muſcheln können gebildet worden ſeyn.

4.

Die Ungeheuer der Vorwelt.

Lange ſchon war das Meer mit Algen, Korallen, Muſcheln und Encriniten angefüllt, ehe das Erdreich zur Oberfläche des Waſſers emporflieg und Sümpfe bildete, in denen Calamiten und Equiſetaceen wuchſen, Krebſe und Amphibien ſich tummelten. Die erſten Stufen des Organismus mit vorwaltendem Meercharakter haben wir im vorigen Kapitel kennen gelernt, jetzt wollen wir die mittleren Stufen deſſelben mit vorwiegendem Sumpfcharakter, der den Thieren ein doppeltes Leben im Waſſer und auf dem Lande geſtattete, in Betrachtung ziehen und zuletzt zu der dritten und höchſten Stufe mit vorwiegendem Landcharakter übergehen.

Das Amphibialiſche, die Vereinbarung zweier elementarer Gegenſätze, prägt ſich hier in faſt allen Formen aus. Wenn überhaupt alle Bildungsperioden der Erdoberfläche vor der Schöpfung des Menſchen etwas Embryonenhaft, Unfertiges an ſich tragen, ſo zugleich etwas Unbeſtimmtes, Zwitterhaftes, das ſich noch nicht feſt und ſcharf in die entgegengeſetzten Richtungen geſchieden hat. Wir haben geſehen, wie viele Meerthiere noch

ganz wie Pflanzen aussahen und wuchsen, wie wenig in den ältesten Meeren die Pflanze noch vom Thiere scharf unterschieden war, und wie selbst die Muschel noch halb Thier, halb Mineral erschien, als trüge sie noch etwas vom Mineralreich mit sich herum. Wir werden nun auch Amphibien kennen lernen, die zugleich Fische oder Vögel sind. Dieser Umstand erklärt auch hauptsächlich das Ungeheuerliche, was wenigstens die großen Thiere dieser Periode an sich tragen und wovor der natürliche Mensch unwillkürlich erschrecken muß. Es handelt sich in der That um Früh- und insofern Mißgeburten der Natur, deren Häßlichkeit und Furchtbarkeit uns erst in dem Maaß auffällt, in welchem die Thiere überhaupt aus ihrer anfänglich pflanzenhaften Form in die der Wirbelthiere, der dem Menschen näher kommenden Thierclasse übergeht. So wie das Auge, der Kopf, Arme und Beine sich immer deutlicher und menschenähnlicher entwickeln, und nur noch wie im Hohlspiegel die erste Spur des Menschlichen verzerrt erscheint, muß dem Menschen vor diesem höhnenden Spiegelbilde schaudern.

Dasjenige Thier einer höhern Ordnung, was zuerst unter den Korallen und Muscheln sich blicken läßt, ist schon gar ungeheuerlich, ein Mittelding zwischen Muschel und Insekt, Schildkröte und Fisch, nämlich der Trilobit. Derselbe trägt einen großen halbmondförmigen Kopfschild, einer Muschel oder einer Schildkröte ähnlich, darunter aber einen spindelförmigen mit Ringen gepanzerten und mit Floßenfüßen versehenen Leib, wie ein Fisch und endlich einen aus mehreren Gliedern zusammengewachsenen Schwanzschild. Wegen dieser schild- und harnischartigen Bedeckung und Dreitheilung gehört er zu den Crustaceen und ist der Urkrebs. Er findet sich nur in den frühesten Formationen und noch in der Steinkohlengruppe, aber niemals höher. Am auffallendsten an ihm sind die beiden großen vorstehenden Augen, die wie bei den Schmetterlingen eine Menge von Facetten zeigen. Diese Facetten sind runde Linsen, deren jede in einer nach unten sich verengenden Röhre steckt, und deren an 400 ein einziges Auge nach allen Seiten umgeben. Dadurch sieht das Thier wie durch 400 Mikroskope oder kleine Fenster. Mit diesen Augen an dem breiten Kopfschild, der oft größer ist, als das ganze übrige Thier müssen die Trilobiten ziemlich gespenstisch durch die Korallenwälder der Urzeit geschwommen seyn. Sie kommen in mehreren Gattungen und vielen Arten vor, bald mehr in die Breite, bald mehr in die Länge gezogen.

Etwas später als sie kamen die ersten Fische zum Vorschein, aber

noch ſehr von den heutigen verſchieden, inſektenartig mit einem äußern Harniſch verſehen, nur Knorpelfiſche und mit großen Köpfen. Agaſſiz, der ſich hauptſächlich mit ihnen beſchäftigte, hat die Fiſche der Vorwelt in vier Claſſen getheilt, und zwar nach den Schuppen. Das ſind zuerſt die Placoiden (Plattenfiſche), ſo genannt von den großen mit Stacheln verſehenen Platten, die ihnen ſtatt der Schuppen dienen; dann die Ganoiden (Glanzfiſche) mit kleinen viereckigen und glänzenden Schuppen; das ſtarke Schuppengerüſt und große Köpfe ſind allen gemein. Eine Unterabtheilung der Ganoiden bilden die ſehr auffallenden Sauroiden, Fiſche mit einem zum Krokodillrachen verlängerten Kopf, vorn Krokodill, hinten Fiſch. Dieſe Fiſche lebten alle in den älteſten Formationen. Erſt in der Kreide beginnen die beiden höhern Claſſen der Ktenoiden (Kammfiſche) mit gezähnten und der Cycloiden (Rundfiſche) mit runden Schuppen, die ſich der heutigen Fiſchform nähern. Sie kommen in überaus zahlreichen Arten vor, aber, wie Agaſſiz ausdrücklich bemerkt, nicht eine einzige in mehr als einer Formation, ſo daß wir überall an eine neue Entſtehung von Thieren in jeder neuen Schichtung glauben müſſen. Viele Fiſche finden ſich trefflich in ganzer Form erhalten, andere in Abdrücken, die meiſten nur in den ehemals für Schlangenzungen gehaltenen Zähnen. Es gab viele und große Haifiſche, aber noch keine Wallfiſche. Man hat die größten Haifiſche der Urwelt zu 65 bis 130 Fuß Länge berechnet mit einem Rachen ſo weit, um das größte Pferd zu verſchlingen.*)

Die Amphibien (Reptilien) beginnen in der Zechſteingruppe, beherrſchen die Triasgruppe und bilden im Keuper, Jura und Kreide die abentheuerlichſten Formen aus. Und zwar vorherrſchend Saurier (Eidechſen) neben Schildkröten, während Fröſche ſehr ſelten und Schlangen gar nicht vorkommen. Die Saurier ſind als die höchſten Geſchöpfe dieſer zweiten durch den Sumpfcharakter bezeichneten Schöpfungsperiode zu betrachten,

---

*) Unter den noch jetzt exiſtirenden Haifiſchen wurde der größte, ein carcharias glaucus, von 37 Fuß Länge im Jahre 1846 bei Neuholland gefangen. Haifiſche von 30 Fuß Länge, mit ſo ungeheurem Rachen, daß ſie ein Pferd auf einmal verſchlingen, kommen auch in den nordiſchen Meeren häufig vor. Jener carcharias hatte Zähne von nur 2⅝ Zoll Länge. Man findet aber foſſile Haifiſchzähne von 5—6½ Zoll, ſo daß, wenn die Länge des Leibes im Verhältniß ſteht zu der des Zahns, die urweltlichen Haifiſche dreimal ſo lang geweſen ſeyn müſſen. Vielleicht noch länger, ſofern die foſſilen Haizähne mehr denen einer noch lebenden Gattung gleichen, welche bei gleich großem Körper kleinere Zähne hat.

wie die Encriniten und Ammoniten die der frühern Meerperiode. Die bisher erwähnten kleinen Geſchöpfe fand man theils ganz verſteinert, theils in ganzen Abdrücken, von den großen Sauriern aber zeigen ſich die verſteinerten Knochen meiſt zerſtreut und ſelten ſind alle zu dem Thier gehörigen beiſammen. Allein die Knochenkunde (Oſteologie), in der zuerſt Cuvier Meiſter war, iſt ſo ausgebildet, daß man aus einem einzigen Knochen auf das ganze Thier, dem er angehört hat, ſchließen kann. Denn Gott hat den Bau und die Form der Knochen in jeder Thierart nach deren Bedürfniß und Lebensweiſe eingerichtet und aus einer geringen Biegung Verkürzung oder Verlängerung des Knochens kann man auf die daran befeſtigten Muskeln und auf die Form und Beweglichkeit des ganzen Gliedes ſchließen.

Man pflegt die Saurier einzutheilen in Krokodile mit ſtarken Schuppen und vier Zehen, in Lacerten (Eidechſen im engern Sinn) mit vier Zehen und leichten Schuppen, in ſolche mit flußpferdartigen Beinen, in Fiſcheidechſen und in Vogeleidechſen. Die urweltlichen Krokodile gleichen am meiſten dem heute noch lebenden Krokodile Oſtindiens (Gavial) mit ſehr langem, aber ſchmalen Rachen. Es gibt mehrere Arten, die durch die Länge dieſes Rachens und durch die Stellung der Augen verſchieden ſind. Sie waren zum Theil ſehr groß; man hat Köpfe gefunden, die allein 3 Fuß lang waren. Der Teleoſaurus hatte einen ganz dünnen, aber ſehr langen Rachen wie ein Storchenſchnabel. Die fünfzehigen Eidechſen ſind nur in zwei Arten bekannt, dem Proteroſaurus, der dem Krokodil des Nil gleicht, und der nur 3 Zoll langen lacerta neptunica. In Amerika will man aber einen Schulterknochen und einige Rückenwirbel einer Landeidechſe gefunden haben, die 81 Fuß lang und 20 dick geweſen ſeyn ſoll. Ausland 1850 Nr. 101. Eidechſen mit plumpen Füßen, denen des Flußpferds ähnlich, ſind der Megaloſaurus, ein 45 Fuß langes Ungeheuer. Sein Gebiß verräth, daß es ſehr gefräßig war. Dieſes Mittelding zwiſchen einem plumpen Nilpferd und Krokodil muß ſehr eigenthümlich und bei ſeiner Größe ſchrecklich ausgeſehen haben. Ein zweites Thier dieſer Art iſt der Iguanodon, eine dem noch lebenden Leguan ähnliche, aber viel größere fürchterliche Eidechſe von 70 Fuß Länge, wovon aber der Schwanz allein 52 Fuß wegnahm.

Noch phantaſtiſcher erſcheinen die Fiſcheidechſen, ſo durchaus fremdartig, daß die Jetztwelt nichts ähnliches mehr enthält. Der Ichthyoſaurus (Fiſcheidechſe) wurde bis 30 Fuß lang und war ein Krokodil mit dickem

Fiſchbauch und hatte vier ruderartige Floßen wie der Wallfiſch ſtatt der Füße. Sein furchtbares Anſehen vermehrten zwei rädergroße Augen (man hat eins von 14 Zoll Durchmeſſer gefunden), die weniger wie Fiſchaugen, mehr wie Vogelaugen beſchaffen waren, wenigſtens entſprachen die kreisförmigen dünnen Knochenplatten um die Pupille her dem Auge der Vögel. Es gab viele Arten dieſer Thiere, kleinere und größere. Sie unterſcheiden ſich außer in der Größe hauptſächlich durch die Länge des Kopfs und Rachens, der bei einigen ſo ſpitz und ſtorchſchnabelartig wie bei den Teleoſauren iſt. Man hat zwiſchen dem Gerippe der Ichthyoſauren oft noch ihre Eingeweide mit dem verſteinerten Inhalt deutlich wiedererkannt. Der verſteinerte Unrath bildet eine eigene Steinart, Coprolith, in der man die Zähne, Knochen von kleinen Thieren, Schuppen von Fiſchen ꝛc. wie im Marmor eingeſprengt findet. Zum Ichthyoſaurus gehört ein ihm ſehr ähnliches Thier, welches nur inſofern von ihm abweicht, als es einen viel längern Hals und viel kleinern Kopf hat, der Pleſioſaurus. Er war vorn eine lange Schlange und hinten ein großes und fettes Krokodil. Sein langer Hals im Vergleich zu ſeinem Körper glich dem des Schwans. Uebrigens hatte er Floßen wie der Ichthyoſaurus, lebte alſo im Waſſer und brauchte den langen Hals, wie der Schwan, um im Schlamm und zwiſchen Steinen auf dem Meeresboden oder zwiſchen Wurzeln und dichtem Schilf am Ufer kleine Thiere wegzufangen. Cuvier fand die Rippen dieſes Thieres denen des Chamäleon ähnlich und vermuthet, es könne auch andere Eigenſchaften, insbeſondere den Farbenwechſel mit ihm gemein gehabt haben, um ſich dadurch unter Waſſer unkenntlich zu machen, ſey es um leichter zu ſeiner Beute zu gelangen, oder um mächtigen Feinden zu entgehen, denn der ſchwache Kopf des Pleſioſaurus war wenig zur Vertheidigung geeignet. Ferner zählt zu dieſer Thiergattung der erſt in der folgenden Tertiär-Formation gefundene Moſaſaurus oder das große Thier von Maeſtricht, weil es in der Höhle bei dieſer Stadt gefunden wurde. Es ſcheint unter den lebenden Eidechſenarten zwiſchen dem Monitor und Leguan geſtanden zu haben, war aber coloſſal, denn es maß wenigſtens 25 Fuß.

Unter allen Thieren jener Vorwelt aber war das ungeheuerlichſte die Vogeleidechſe, der Pterodactilus, mit dem Krokodilkopf und den furchtbar großen Augen des Ichthyoſaurus, mit dem langen Halſe des Pleſioſaurus, mit einem ſchuppigen Eidechſenleib und Eidechſenfüßen, aber mit einer Flughaut wie die Fledermäuſe. Es gab viele Arten, groß und klein,

das größte dieſer Thiere maß mit ausgeſpannten Flügeln 10 Fuß. Sein großes Auge und ſeine Verwandtſchaft mit den Fledermäuſen macht wahrſcheinlich, daß es ein Nachtthier war und ſeinen Raub unter den ſchlafenden Thieren ſuchte. Es iſt das Vorbild aller ſagenhaften Drachengeſtalten. Es muß allen andern Geſchöpfen in der Luft wie im Waſſer höchſt gefährlich erſchienen ſeyn, denn wie Meyer, Paläologica S. 242 ſagt: „es flog, kletterte, ſaß, kroch und ſchwamm“. Das erſte dieſer Thiere wurde bei Eichſtädt gefunden, bald aber zeigten ſich auch anderwärts Knochen der verſchiedenſten Arten und man nimmt an, es müſſe in ſehr großer Zahl die Nächte der Urwelt durchſchwärmt haben.

Neben den Sauriern kamen ſchon viele und große Schildkröten vor. Man fand bei Luneville den Rückenſchild einer Schildkröte von 8 Fuß Länge. Bertrand, Revolut. d. Erdballs S. 149. In den Tertiärſchichten Indiens fand man eine verſteinerte Landſchildkröte (colossochelys Atlas) von 12 Fuß Länge, 6 Fuß Höhe und 8 Fuß Breite. Von Batrachiern (Fröſchen) fand man nur Fußſpuren im Sandſtein bei Hildburghauſen; ſie waren rieſenhaft und gehörten einem ſehr großen Thiere an. Bertrand S. 266. Dagegen ſcheinen die Labyrinthodonten (ſo genannt von den labyrinthartigen Windungen in ihren Zähnen) ein ſeltſames Mittelding zwiſchen Fiſch und Froſch geweſen zu ſeyn. Man kennt noch nicht ſo viele Knochen von ihnen, um zu wiſſen, ob ſie mehr lang oder dick geweſen ſind.

Von Vögeln hat man in jener Periode nur unſichere Spuren gefunden, von Säugethieren nur allein das Beutelthier, das ſeine Jungen nicht ſofort gebärt, ſondern noch eine Zeitlang in einem Sack herumträgt, mithin zwiſchen den Eier legenden und lebendig gebärenden Thieren eine charakteriſtiſche Mittelſtufe einnimmt. Meyer, Pal. 184. Es verdient bemerkt zu werden, daß man bei der Entdeckung von Neuholland in dieſem Welttheil kein höheres Säugethier fand als das zu den Beutelthieren gehörige Känguruh, ſo daß ſich hier ein Aufſteigen nur bis zu dieſem Thier in einem abgeſchloſſenen Kreiſe zeigt, wie in der bis zum foſſilen Beutelthiere aufſteigenden Triasformation. Dem entſprechen auch die auf Neuholland jetzt noch vorherrſchenden Caſuarinen, ein ganze Wälder bildendes Geſträuch, den vorweltlichen Equiſetaceen nicht unähnlich.

5.

Die neue Thierwelt vor dem Diluvium.

Alle bisher betrachteten Thierformen gingen in dem Meer unter, welches die Kreide abſetzte. Aus dieſem ungeheuern Meer aber, in welchem das naſſe Element eine Zeit lang das alte Uebergewicht über das trockene hergeſtellt zu haben ſcheint, erhob ſich ſiegreich eine neue Erde mit viel weiter ausgebreitetem Gelände, als je zuvor und die neue Schöpfung erhielt vorzugsweiſe den Süßwaſſer- und Landcharakter. Damals ſcheint auch eine Aenderung in der Temperatur der Luft eingetreten zu ſeyn. So begann in der Tertiärperiode neues Land zu grünen und ſich reicher und ſchöner als je mit Pflanzen zu ſchmücken und mit Thieren zu beleben. Die Creaturen des Meeres und Sumpfes, die früher vorgeherrſcht, treten jetzt zurück gegen die höheren Pflanzen und Thiere des Landes und ſeines ſüßen Waſſers. In der Pflanzenwelt treten neben den Coniferen und Palmen die höheren Ordnungen der Dicotyledonen (deren Samen zweilappig iſt) d. h. aller unſrer Laub- und Obſtbäume und edleren Geſträuche, Blumen und Kräuter auf, und in der Thierwelt die Inſekten, Vögel und Säugethiere, die nur in einer der unſrigen ähnlichen Luft athmen können und in der früheren heißen Temperatur nicht gleich den Amphibien hätten leben können. Uebrigens traten auch in dieſer Erdperiode ſehr bedeutende Wechſel ein und verſchwanden durch die Erhebungen neuer Gebirge ältere Bildungen mehr als einmal, bis die letzte umfaſſende Ueberfluthung und Bedeckung im Diluvium erfolgte.

In der Thierwelt dieſer ganzen Periode walten die Säugethiere entſchieden vor, von Vögeln haben ſich wenigſtens viel ſeltener Reſte erhalten. Die Säugethiere zeigen zum Theil noch dieſelbe Tendenz zum Ungeheuerlichen, wie früher die Saurier, theils in den coloſſalen Maßen, theils in den Zwitterſchöpfungen zwiſchen zwei ſpäter ſcharf getrennten Thierclaſſen. Der unreife Charakter verliert ſich alſo auch in dieſer vorletzten Periode der Erdbildung noch nicht ganz. Die coloſſalen Maße findet man in der zahlreichen Claſſe der Pachydermen (Dickhäuter), Säugethiere, die den noch lebenden Elephanten und Nashornen ähnlich ſind, aber in der Tertiärzeit in noch viel größerer Mannigfaltigkeit die junge Erde mit ihren ſchweren Beinen ſtampften. Sie gehen auf ſeltſame Weiſe in Wall-

roſſe, Flußpferde, Fiſchotter, Pferde, Schweine, Rinder, Hirſche, Antilopen und Kameele über.

Das wenigſtens 18 Fuß lange Dinotherium hatte einen Rüſſel wie ein Elephant oder wenigſtens einen kurzen wie der Tapir und zwei große Elephantenzähne, die aber unterwärts ſtanden wie beim Wallroß. Man hat aus den aufgefundenen Knochen noch nicht mit Sicherheit zu erkennen vermocht, ob es wie das Wallroß im Waſſer lebte und ſich mit den Zähnen anhielt, oder ob es vollkommene Beine hatte, wie der Elephant. Vgl. Bertrand, Revol. S. 100 f. Die meiſten Knochen dieſes Wunderthiers hat man zu Eppelsheim im Großh. Heſſen gefunden. Aus einem Schulterknochen, der ganz wie beim Maulwurf beſchaffen war, erkannte man, es müſſe die Vorderfüße zum Graben gebraucht haben. Vgl. Buckland, Geol. I. 156. Hat es dieß gethan, mit den Zähnen das Weggewühlte zurückgedrückt und mit dem Rüſſel ſeine Beute geſucht, ſo liegt es nahe, es für ein großes Sumpfthier zu halten, das an ſeichten Ufern und Flußmündungen in Schilfwäldern und unter verfaulten Bäumen wühlte.

Das Paläotherium war ein Mittelding zwiſchen Tapir und Pferd. Die große Art glich einem großen Pferde, aber dick und plump und mit einem kurzen Rüſſel an der Oberlippe. Die kleinere Art hatte ſchlanke Beine, wie ein Hirſch. Es gab gegen 12 Arten. Eben ſo unbeſtimmte Zwitterformen zeigte das Anoplotherium, das größere war langſchwänzig halb Tapir und Pferd, halb Otter und Waſſerratte, das kleinere war wieder ſchlank und ging in die Antilopenform über. Der Lophiodon ſtand zwiſchen Tapir und Nashorn. Das Pferd hatte noch nicht ſeine edle und ſcharf von andern Thieren unterſchiedene Geſtalt wie heute, es ging einerſeits, wie ſchon gezeigt worden, in die Tapire, andrerſeits aber in die Rinder über, indem es Zähne der Wiederkäuer und geſpaltene Hufe hatte. Mayer, Pal. S. 148. Zwiſchen dem Flußpferd und Schwein ſtand das Anthrocotherium, zwiſchen dem Anoplotherium und Schwein der Chäropotamus, zwiſchen dem Dickhäuter und dem Igel war der Adachis ein Mittelglied.

Das Sivatherium war größer, wie das größte Nashorn und hatte einen Rüſſel wie der Tapir, ſonſt aber den Kopf einer vierhörnigen Antilope. Es wurde am Gebirge Himalaya in Oſtindien gefunden. Die Makrauchenia war ein rieſenmäßiges Dromedar der Vorwelt. Noch coloſſaler und merkwürdiger war das Megatherium, ein Ungeheuer wie der größte Elephant mit außerordentlich plumpen, aber mit Krallen ver-

ſehenen Füßen, ein Mittelding zwiſchen Faulthier, Gürtel- und Schuppenthier. Seine ſchwerfälligen Füße verrathen, daß es ſich nur ſo langſam bewegen konnte, wie heute noch das Faulthier. Wahrſcheinlich war es gleich dem Gürtelthier mit einem Gürtel bewaffnet. Buckland, Geol. I. 162. Bronn, Lethäa 1247. Der Gürtel diente ihm aber wohl weniger zum Schutz gegen die Feinde, oder gegen den Sand, als gegen vorſtehende Baumäſte und Dornen, ſofern es wie das Faulthier, nur von Blättern lebend, an den Bäumen hinaufkriechen mußte. Ihm verwandt war der Megalonyx, ein großer Ameiſenfreſſer. Der Toxodon war ein Mittelding zwiſchen Dickhäutern und Nagern. Es gibt noch eine große Menge Thiere, die ich hier nicht aufzeichnen will, weil ſie entweder den ſchon genannten nahe ſtehen oder weil man nur wenige Knochen von ihnen gefunden hat und über ihre Beſtimmung noch unklar iſt.*) Man wird ihrer ohne Zweifel noch künftig viele finden und immer mehr Arten genauer unterſcheiden.

Unter dieſen Wunderthieren finden ſich in der Tertiärformation auch die bedeutendſten Thiere der Jetztwelt mit geringen Abweichungen der Form und Größe wieder. Vom Wallfiſch zeigten ſich die erſten Knochen in dem an vorweltlichen Knochen ſo reichen Becken von Paris, Delphine und Seehunde fehlten nicht. Der Elephant, Tapir, das Flußpferd und Nashorn war vertreten. Vom letztern gab es viele große und kleine Arten, ungleich mehr als heute, ein Flußpferdchen nur ſo groß wie ein Schwein und auch ein Zwergnashorn, Schweine, Rinder, Hirſche, Antilopen, Ziegen, Schafe, Nager aller Art, Haſen, Mäuſe, Biber, endlich auch Raubthiere, Bären, Hyänen, Hunde, Katzen, Marder ꝛc. Von Vögeln hat man gefunden Geyer, Eulen, Raben, Hühner, Tauben, Lerchen, Gänſe, Enten, Ibis ꝛc.

Von Inſekten kommen in der Steinkohlenformation nur Heuſchrecken, Libellen und ein von Graf Sternberg 1835 beſchriebener Scorpion vor, im Jura große Libellen, Heuſchrecken, einige Ameiſen und Käfer. Erſt in der Kreide und Tertiärformation treten immer mehr Gattungen hervor. Die Abdrücke dieſer zarten Thierchen ſind uns im Oeninger (ſeltener im Solenhofer) Schiefer und die wirklichen Thiere noch zahlreich im Bern-

*) Der Hydrarchos, eine angebliche Seeſchlange von 110 Fuß Länge, die Koch angeblich in Amerika gefunden haben will und dort wie in Europa für Geld zeigte, iſt ein Machwerk aus allerlei Thierknochen künſtlich zuſammengeſetzt.

ſtein enthalten. Spinnen fanden ſich im Sohlenhofer, daſelbſt auch Libellen und Käfer, die letztern auch im Schiefer von Stonesfield. Die Solenhofer Inſekten ſind von Germar beſchrieben. Ueber Oeningen hat Prof. Heer eine ſchöne Abhandlung herausgegeben. Hier im obern Rheinthal war zur Tertiärzeit, ehe die Alpen emporſtiegen, ein wahres Paradies. Herrliche Pflanzen und eine wimmelnde Inſektenwelt haben ihre Spuren in dem berühmten Oeninger Schiefer zurückgelaſſen. Große metallglänzende Prachtkäfer, honigbeſchwerte Bienen ꝛc. belebten den ſchönſten Cypreſſenwald und blitzſchnelle Libellen die ſchilfreichen Ufer eines Sees, der ungleich größer war, als heute der Bodenſee. — Auch der Bernſtein in der Oſtſee bewahrt zahlreiche Inſekten auf. Indem das flüſſige Harz von den Bäumen herunterrieſelte, bedeckte es harmloſe Inſekten und erhielt ihre Leichen unverweslich in ſich eingeſchloſſen. Der berühmte Kircher beſaß eine ganze Halskette von Bernſtein, wovon jedes einzelne Kugelſtück ein anderes Inſekt in ſich ſchloß. Solche artige Cabinetſtücke, die zum Theil auch für die Kunde vorweltlicher Inſekten von großem Intereſſe ſind, hat man ſehr viele gefunden und beſchrieben. Die beſten Abbildungen davon gab Berendt. Nur wenige der im Bernſtein gefundenen Inſekten exiſtiren noch in Braſilien und Neuholland; die meiſten ſind urweltlich. Froriep, Notizen, neue Folge V. S. 202. Man kennt Bernſtein, in dem ſich eingeſchloſſen finden: Ameiſen mit ihren Eiern, Spinnen, Fliegen, Mücken, Bienen, Weſpen, Käfer, Cicaden, Heuſchrecken, Schröter, Goldkäfer, Tauſendfüße, Libellen, Motten. Einige gute Epigramme auf die in Bernſtein verſchloſſenen Bienen und Ameiſen, ſ. bei Martial IV. 32, 58. VI. 15.

Im Diluvium und Alluvium kommen mit wenigen Ausnahmen nur ſolche Thiere vor, die unſern heutigen gleichen. Ihre Knochen finden ſich beſonders häufig in den ſ. g. Knochenhöhlen, hier maſſenhaft gehäuft. Man glaubte früher, ſie ſeyen durch die Fluth da hineingeſchwemmt worden, allein es iſt viel wahrſcheinlicher und zum Theil auch durch die angenagten Knochen erwieſen, daß jene Höhlen Schlupfwinkel von Bären, Hyänen ꝛc. waren, die ihren Raub da hineinſchleppten. Von vielen Thieren iſt es zweifelhaft, ob ſie nicht das Alluvium überdauert und noch bis in unſere Periode gelebt haben. Dahin gehören insbeſondere die Hirſche und Rinder, deren Hörner man zuweilen noch in neuen Bildungen, z. B. im Torfe findet. Man hat Hirſchhörner aufgefunden, die von einer Spitze zur andern 14 Fuß meſſen. Hibbert weiſt nach, daß

ſolche noch im 12. Jahrhundert in Irland lebten. Goldfuß identificirt ſie mit dem grimmen Schalch des Niebelungenliedes. Der Leib dieſer Thiere war übrigens nicht ſo groß, als die Hörner vermuthen laſſen. In dieſe Periode gehören auch die ungeheuern Krallen, Federn und Eierſtücke eines ſtraußenartigen Rieſenvogels, die man auf Neuſeeland und Neuholland gefunden hat. Fußſpuren eines Vogels, die 4—6 Fuß weit auseinanderſtanden, fand man im rothen Sandſtein in Nordamerika. Ausland 1836 Nr. 187.

In dieſe ſpäte Zeit gehören nun auch noch die Mammuthe und Rhinoceroſſe, die man noch mit Fleiſch, Haut und Haar im Eiſe Sibiriens eingefroren gefunden hat. Man brachte das Fleiſch davon nach St. Petersburg auf die kaiſerliche Tafel. Das Mammuth glich einem großen Elephanten, hatte aber viel ſtärkere nach aufwärts, bogen- ja faſt ſpiralförmig gekrümmte Zähne und war mit einem Pelz bedeckt, dicht an der Haut wollig und darüber haarig. Vgl. Cuvier, recherches sur les ossemens fossiles I. 142 f. und Eichwald, Ideen zur Oryktozoologie 1821 S. 37 f. Die noch gut erhaltenen und wie Elfenbein zu benutzenden Zähne werden noch in großer Menge gefunden. Die größte Vorrathskammer von Mammuthszähnen befindet ſich im Meere nordwärts von Sibirien. Die erſte unter den Lächowſchen Inſeln iſt ganz und gar mit Mammuthszähnen bedeckt, von denen ganze Schiffsladungen weggeführt und als Elfenbein in den Handel gebracht werden. Wenn aber ſtarke Oſtwinde gehen, ſo treibt das Meer immer neue Maſſen ſolcher Zähne ans Ufer, ſo daß man annehmen muß, in der Tiefe des Meeres ſind noch ungeheure Schätze derſelben verborgen. Wrangel, Reiſe I. 117. Die eingebornen Jakuten nennen das Thier Mammuth und glauben, es exiſtire noch und lebe wie ein Maulwurf unter der Erde. Gleichfalls in Sibirien wurde 1771 im gefrornen Sande ein Nashorn aufgefunden und von Pallas beſchrieben. Ins Alluvium gehört ferner auch der Maſtodon oder das große Ohiothier, welches man im Staat Ohio in Nordamerika aufgefunden hat. Die Kopfknochen allein wogen an 10 Centner und es glich halb einem Elephanten mit Zähnen und Rüſſel, halb einem Flußpferde. Vgl. Bertrand, Revol. S. 94.

Foſſile Menſchenknochen hat man bisher vergebens geſucht. Das vom Schweizer Naturforſcher Scheuchzer als Homo diluvii testis ausführlich beſchriebene Gerippe gehört einem großen Salamander an. Die ſ. g. Anthropoliten von Guadeloupe ſind menſchliche Gerippe, aber aus einer

ſehr jungen Zeit in einem Tuff, der ſich noch fortwährend fortbildet. Auch ſind die Knochen ſelbſt nicht verſteinert. Buckland führt ſechs ähnliche Beiſpiele von Menſchenknochen an, die ſich in ganz neuen Tuffſteingebilden, häufig mit Geräthſchaften und Werkzeugen der Jetztzeit vorgefunden haben, die Leichen von zufällig Verunglückten.

Unter dem von den neueren Naturforſchern feſtgeſtellten Namen des Diluviums können wir uns deßwegen die in der h. Schrift charakteriſirte Sündfluth nicht denken, weil die vorher lebenden Thiere ſich von denen der Arche Noä zu ſehr unterſcheiden. Auch beweiſen die Thiere der Tertiärzeit, daß es ſich hier noch von einer Vorſtufe handelt und daß die Vollendung der Natur noch nicht erreicht war, wie ſie erſt nach dem Diluvium erreicht worden iſt. Die Schöpfung des Menſchen kann alſo nicht ſchon in die Tertiärperiode fallen, was doch der Fall ſeyn müßte, wenn das Diluvium die Sündfluth geweſen wäre. Darüber zu grübeln, ob die Sündfluth mit irgend einem Prozeß der Alluvialperiode zuſammenfalle, ſcheint nicht gerathen, weil die Theologen ſelbſt noch nicht darüber einig ſind, ob der Wortlaut der h. Schrift die Annahme einer nur partiellen Ueberfluthung der damals bewohnten Erde, d. h. Mittelaſiens zulaſſe, oder eine Bedeckung des ganzen Erdrundes meine. Das erſtere iſt von Delitzſch für zuläſſig angenommen worden.

So viel ſteht unumſtößlich feſt, daß der Menſch nicht eher geſchaffen wurde, bis die ihm zum Wohnplatz beſtimmte Natur ihre letzte Vollendung erreicht und alles, was an ihr noch das Embryonengepräge trug, beſeitigt hatte, und daß die Sündfluth, wie auch der Untergang von Sodom und Gomorrha, deren ſichtbare Spur noch im todten Meer vor aller Augen liegt, ſpätere Vorgänge in der ſchon hiſtoriſchen Zeit geweſen ſind.

Siebentes Buch.

Die Lehre von den Pflanzen (Botanik).

I. Abtheilung.

Anatomie und Physiologie der Pflanzen.

1.

Verhältniß der Pflanzenwelt zu den übrigen Naturreichen.

Die ganze Pflanzenwelt iſt nur geſchaffen worden, um uns Menſchen zu nützen, ſofern wir Pflanzenſtoffe zur Nahrung, zur Wohnung, zu Werkzeugen ꝛc. brauchen und auch die uns dienſtbare Thierwelt ohne die Pflanzen nicht leben könnte. Die Schönheit und Pracht der Pflanzenwelt iſt für unſern Geiſt, was das Materielle für unſern Leib. Die Güte Gottes hat am vierten Schöpfungstage alle Reize dieſer grünen Welt für uns gemacht, als einen Garten für ſeine Kinder. Alles in der Schöpfung war von Anfang an auf uns Menſchen berechnet. Das Land erhob ſich über das Meer, um uns zur Wohnſtätte zu dienen, und ſchmückte ſich mit Kräutern, Blumen, Geſträuchen und Wäldern nur für uns. Ohne die Vegetation wären wir, ſelbſt wenn wir noch exiſtiren könnten, unglückliche Weſen. Die kahle Erde, die nackten Felſen erwecken uns unwillkührliches Grauen wie vor der Hölle, jedes grüne Kraut zeigt den Weg zum Paradieſe.

Zugleich bildet das Pflanzenindividuum den erſten Uebergang aus dem Mineralreich in das Reich des Organismus oder ſelbſtſtändigen

individuellen Lebens und Wachsthums aus einem Keime. Der Menſch ſtellt die höchſte Stufe des Organismus dar, nämlich einen aus irdiſcher Materie gebildeten organiſchen Leib, in den Gott eine unſterbliche Seele hauchte. Die Pflanze ſtellt deſſelben Organismus niedrigſte Stufe dar, die erſte Befähigung des bisher nur mineraliſchen Stoffes, organiſch zu werden, den Leib noch ohne Seele. Der Leib iſt ein Körper, der mittelſt gewiſſer Organe (Werkzeuge) von außen empfängt und nach außen wirkt. Er thut das vermittelſt der vom Schöpfer in ihn ſchon mit ſeinem erſten Keim gelegten Lebenskraft nach einem gewiſſen Maaß und in einer gewiſſen Dauer. Kein Leib ohne Leben, kein Leben ohne Leib. Das Lebensprincip des Leibes iſt zugleich ſein Bildungsprincip, vermöge deſſen er aus einem kleinen Keim heraus wächst, die ſeiner Art zukommende Geſtalt gewinnt, die derſelben Art inwohnenden organiſchen Funktionen übt, durch Erzeugung neuer Keime dieſelbe Art fortpflanzt und am Ende wieder ſtirbt, d. h. nicht mehr ſelbſtſtändig weder von außen empfängt noch nach außen wirkt, alſo was körperlich an ihm war, wieder dem Mineralreich und den Elementen zurückgibt. Die Pflanze iſt nur Leib, ſie vegetirt, lebt ohne Seele, d. h. ohne Freiheit des Willens, der Bewegung, der Aeußerung. Das Thier und ſelbſt noch der Menſch gleicht der Pflanze und vegetirt wie ſie in den niedern leiblichen Funktionen, aber das Thier hat eine Seele mit freiem Willen und freier Bewegung, freiem Gebrauch des Leibes, und der Menſch iſt noch höher begabt durch das in ihm wirkende geiſtige Princip, durch die ihm von Adam an eingeprägte Ebenbildlichkeit Gottes und durch die Verheißung der Unſterblichkeit.

Sofern die Pflanze, obgleich organiſch und ein lebendiger Leib, ſich noch nicht von der Stelle bewegen kann, ſteht ſie den Körpern des Mineralreichs noch ſehr nahe. Wie aber das Mineralreich dem Reiche der Luft und des Waſſers ſchroff gegenüberſteht, ſo ſteht die Pflanze als Organismus ſchon als erſtes Glied eines höhern Reichs über ihnen und gleicht ihre Gegenſätze aus. Die Pflanze vermittelt Luft, Meer und Land. Sie zieht auch auf dem trockenſten Boden das Waſſer aus der Luft an und entwickelt, wenn ſie auch unter dem Waſſer auf dem Meeresboden wächst, doch Luft in ſich. Die Pflanze vermittelt aber auch das planetare und ſolare Princip. Jede Pflanze ſtrebt mit der Wurzel nach dem Mittelpunkt der Erde und mit dem Gipfel nach der Sonne.

Zugleich erſcheint die Vegetation als Fortſetzung der Erdelectricität.

Die Ausbreitung der Blätter, die ganze Bedeckung der kahlen Erde hat denſelben Zweck, wie die Thätigkeit der Erdelectricität, nämlich die Wirkung der Sonnenhitze zu ſchwächen. Die Pflanze ſaugt oben Hitze ein und verbreitet unter ſich im Schatten Kühle. Auch im Lebensproceß der Pflanze ſcheint die Electricität keine geringe Rolle zu ſpielen. Die intereſſanteſten Unterſuchungen darüber hat zuletzt Bacquerel angeſtellt und bewieſen, daß die Pflanzen voll Electricität ſind und dieſelbe dem Luftkreiſe mittheilen. Daher die vielen Gewitter, ſobald die Wieſen und Wälder wieder grünen. Die Pflanze reagirt gegen die Sonne, aber auch gegen die Erdmitte, weil mit ihr ein ſelbſtſtändiges Leben beginnt, welches ſich frei zu machen ſucht vom Zug der Schwere in der Erde, wie von der Sonne. Dieſe Doppelbeſtimmung der Pflanze entſpricht der doppelten Richtung der Erdelectricität nach oben und unten, wovon im erſten Buche dieſes Werks die Rede war.

Innerhalb der Pflanze werden elementare und mineraliſche Stoffe ſo chemiſch verarbeitet, daß ſie uns zur Nahrung und mannigfachen andern Zwecken dienen können. Wie es ſcheint, iſt aber das Herausziehen der zu verarbeitenden Stoffe aus dem Boden, aus Waſſer und Luft zugleich eine Reinigung der letztern, ſo daß wir der Pflanze nicht blos die Speiſe, ſondern auch ein freieres Athmen verdanken. Wir ſehen, wie ganze Reihen von Thieren, z. B. Infuſionsthiere, Inſekten ꝛc. dazu beſtimmt ſcheinen, faule und giftige Stoffe wegzuräumen, zu freſſen und dadurch chemiſch zu verwandeln und unſchädlich zu machen. Eine ähnliche Funktion üben nun auch die Pflanzen, wenn auch nicht als Hauptfunktion, doch nebenbei. Auch haben Pflanzen und Thiere die Beſtimmung, nachdem ſie durch ihren organiſchen Lebensprozeß den anorganiſchen Stoff umgebildet haben, als Leichen große Maſſen neuen dem Menſchen nützlichen Stoffes zu bilden.

Das organiſche Leben iſt ein innerliches. Es ſchließt ſich nach außen ab mittelſt einer Haut. Den Lebens- und Bildungsſtoff birgt es innerlich, während umgekehrt der Kryſtall ihn außer ſich läßt. Der Kryſtall läßt von dem Fluidum, aus dem er ſich bildet, nichts in ſich, ſondern zehrt es als Stein auf oder drückt den Reſt von ſich, der Organismus aber ſchließt ſeine Bildungskraft in ſich ein, in eine Blaſe oder Zelle.

Die Pflanzen- und Thierwelt ergänzen einander. Die Thiere haben keine andre Nahrung als Pflanzen, denn ſelbſt die fleiſchfreſſenden freſſen zuletzt immer wieder nur pflanzenfreſſende Thiere. Die Thiere können aber

auch nicht leben, ohne Sauerſtoff einzuathmen und dieſen Sauerſtoff hauchen die Pflanzen aus allen grünen Theilen im Licht beſtändig aus.*) Die Pflanzen dagegen bedürfen des Kohlenſtoffs zu ihrer Nahrung und zu ihrem Wachsthum und dieſen Kohlenſtoff hauchen die Thiere beſtändig mit ihrem Athem aus.

Da wir keinerlei Gewißheit darüber haben, ob nicht der gegenwärtig in der Luft befindliche Kohlenſtoff ausſchließlich von Thieren ausgehaucht worden iſt, ſo iſt uns auch kein Schluß auf die Quelle des Kohlenſtoffs in früheren Erdperioden erlaubt. Man nimmt gewöhnlich an (vgl. Humboldts Kosmos I. 226), bis zur Tertiärzeit ſey die Atmoſphäre viel reichlicher mit Kohlenſtoff geſättigt, daher auch wärmer geweſen und erſt durch die weitere Ausdehnung der Continente und den üppigeren Pflanzenwuchs ſey dem Luftkreiſe dieſe große Menge Kohlenſtoff entzogen und in den vorweltlichen Urwäldern und Sumpfwieſen abgelagert worden. Allein das iſt eine ganz vage Hypotheſe, da Niemand ſagen kann, wie der Kohlenſtoff in die Luft gekommen ſeyn ſollte. Ob es einen Kohlenſtoff unabhängig von der Pflanzenwelt und Kalk unabhängig von der Thierwelt geben kann, ob beide vor der Entſtehung der Pflanzen- und Thierwelt exiſtirt haben, oder ob ſie erſt Producte des organiſchen Prozeſſes in Pflanzen und Thieren ſind, darüber hat man lediglich keine Gewißheit. Die größere Wahrſcheinlichkeit ſpricht aber für ihren organiſchen Urſprung, weil ſie noch jetzt immerwährend maſſenhaft aus jenen beiden organiſchen Reichen durch den Lebensprozeß ausgeſchieden werden. Dasſelbe gilt noch von einem andern Stoffe, der den weſentlichſten Antheil an der Ernährung der Pflanzen nimmt, vom Ammoniak. Liebig, organ. Chemie S. 102 vermuthet, derſelbe ſey ein Urbeſtandtheil des Erdkörpers, weil er centnerweiſe in der Borſäure vorkommt, die in den Lagunen von Caſtel nuovo, Cherchiago ꝛc. aus heißen, tief aus der Erde kommenden Dämpfen gewonnen wird. Allein dieſes vereinzelte Vorkommen großer Quantitäten ſtreitet noch nicht gegen die Möglichkeit eines rein thieriſchen Urſprungs alles Ammoniaks auf der Erde.

Die Pflanze ſteht mit der Wurzel im Steinreich und mit der Blüthe

*) Nur Wurzeln, Rinde, Blüthe und Früchte hauchen auch Kohlenſäure aus, und nur bei Nacht auch grüne Theile. Allein die Exhalation des Sauerſtoffs durch die grünen Blätter in der warmen Tages- und Sommerzeit überwiegt jene anderartigen Ausſcheidungen.

im Thierreich. Sie wächst aus dem Mineralreich heraus, um zuletzt in der Blüthe einen Schein thierischer Empfindung, ja selbst thierischer Bewegung anzunehmen. Der Zusammenhang der Pflanze mit dem Stein- und Erdreich ist augenfällig. In gewissen Ländern, auf gewissem Boden kommen auch nur besondere Pflanzen fort. Man hat die Beobachtung gemacht, daß um die Salzseen und Salzquellen her nicht nur überall eigenthümliche Salzpflanzen wachsen, sondern daß sich solche Pflanzen plötzlich auch da zeigen, wo eben erst eine Salzquelle hervorgebrochen ist und vorher nie weder Salzwasser noch eine Salzpflanze gesehen wurde. So wachsen auch Salpeterpflanzen in der Nähe von Ställen, wo früher niemals weder eine solche Pflanze, noch auch ein Stall vorhanden war. Also scheint schon in den verschiedenen Mineralen eine Tendenz zur Pflanzenbildung zu liegen unabhängig vom Kohlenstoff. Der Kiesel, der Thon, der Kalkboden begünstigen verschiedenartige Bäume und Kräuter. Wenn auch durch Gottes schaffendes Wort überhaupt erst irgend ein Pflanzenkeim in die Erde gelegt worden seyn kann, so streitet es doch nicht mit der wunderbaren Harmonie, in welcher wir die Naturreiche unter einander verbunden finden, daß die Empfänglichkeit, Pflanzen hervorzubringen, den Erdarten eben so inwohnte, wie der höchsten Stufe des leiblichen Organismus die Empfänglichkeit, eine unsterbliche Seele in sich zu beherbergen. Das Niedere trägt stets in sich schon die Vorbereitung auf das Höhere, wenn auch nur in passiver Empfänglichkeit.

Wie von dem Boden, auf dem sie wächst, so hängt die Pflanze auch von dem Breitengrade, unter dem sie wächst, von der Isotherme (dem Wärmegrade), von der Höhe ihres Standes über dem Meere, von der Jahreszeit und von Licht und Schatten ab. Abgesehen von den Isothermen, die in manchen Breiten einen höhern Wärmegrad bezeichnen als in andern, und von der daraus folgenden s. g. isanthischen Linie, in welcher das Blühen derselben Pflanze gleichzeitig in verschiedenen Breiten erfolgt, kann man von der größten Hitze unter dem Aequator, bei der das üppigste Pflanzenwachsthum gedeiht, eine Scala verfolgen bis zum Pole hin, dessen Kälte kein Pflanzenwachsthum mehr duldet. Nur der s. g. rothe Schnee, protococcus nivalis, die niedrigste Zellenpflanze, kann dort von Zeit zu Zeit den Schnee überziehen. Eine ähnliche Scala läßt sich von den heißen Ufern des Meeres bis zu den kalten Gipfeln der Schneegebirge auf weit kürzern Entfernungen verfolgen, z. B. am Abhang der Cordilleren, von denen herabsteigend man in einem Tage alle

Climate paſſirt. Die wenigen Pflanzen, die eine ſehr große Kälte aushalten, wie der ſchon genannte rothe Schnee, Flechten, Sarifragen ꝛc., ſind Ausnahmen gleich denen, die eine ſehr große Hitze ertragen, z. B. tremella thermalis, turbo thermalis, Marchantien und Lycopodien in heißen Quellen. Nicht das Extrem der Hitze, aber ein höherer Wärmegrad iſt den Pflanzen, wie auch Licht, am zuträglichſten, daher ihr Wachsthum im Frühjahr und Sommer und ihre größte Verbreitung in der heißen und gemäßigten Zone. Seltene Ausnahmen ſind hier wieder die Schattenpflanzen, das Ohnblatt, die Schuppenwurz, die nur im Dunkeln gedeihen oder gar unter der Erde oder im Innern von andern Pflanzen wie Trüffel, Schimmel, Nachtfäden.

Nur wenige Pflanzen breiten ſich weit über die Erde aus, die meiſten ſind an gewiſſe Breitengrade oder Iſothermen gebunden, ja ſelbſt an Meridiane, denn Amerika und Aſien, Südamerika und Neuholland haben in gleicher Breite doch andre Pflanzen. Was im Raum der Pol, das iſt in der Zeit der Winter. Viele Pflanzen keimen erſt nach dem Ende des Winters und leben nur ſo lange, bis die rauhe Jahreszeit wieder eintritt. Andre, die ſ. g. perennirenden Pflanzen, verwelken oder verfaulen im Herbſt bis zum Wurzelſtock, treiben aber im nächſten Frühjahr aus ihm eine neue Pflanze. Noch andre überdauern den Winter und verlieren in dieſer Zeit nur die Blätter und bleiben ſtarr und unthätig, bis die Sonne des neuen Jahres Leben in ihnen weckt. Die ſ. g. immergrünen endlich behalten auch im Winter noch die Blätter.

Dem Alter nach ſteht das Pflanzenindividuum noch denen des Mineralreichs am nächſten. Es gibt Pflanzen, die zuverläßig 4—5000 Jahre alt ſind. Die große Cypreſſe bei Maria del Tule in Mexico zeigt 3000, ein Baobab (Adansonia) auf dem grünen Vorgebirge 4000, ein Drachenbaum bei Oratava auf Teneriffa 5000 Jahresringe. Die Linde, von der Neuenſtadt „an der Linde“ zubenannt iſt, war ſchon im 14. Jahrhundert als alter Rieſenbaum berühmt und ſteht, grünt und blüht heute noch.

2.

Die Generation.

Von unten her aus den niedern unorganiſchen Stoffen heraus wächst kein Organismus, das organiſche Leben kann nur von oben her, von Gott, durch einen göttlichen Lebensodem in den vorher lebloſen Stoffen

geweckt werden. Aber man kann die organiſche Welt inſofern nicht mehr eine bloße Erſchaffung aus dem Nichts nennen, als ihr ſchon die der anorganiſchen Welt vorangegangen iſt und Gott die eine als Unterlage der andern gebraucht hat. Das organiſche Leben, als neuer in die Schöpfung eintretender Act, kam allein von Gott, aber die Bedingungen dieſes Lebens waren ſchon vorher gegeben in der Schöpfung von Erde, Luft und Meer, und die neuen Organismen richteten ſich, wenn auch höhern Ranges, doch nach dieſen Unterlagen, die Pflanzen z. B. wurden theils vorherrſchend Meer-, theils Landpflanzen. In wunderbar harmoniſcher Wechſelwirkung entſprechen die organiſchen Geſchöpfe jedes Welttheils ſeiner climatiſchen und geognoſtiſchen Beſchaffenheit, welche letztere aber wieder nur ſo beſchaffen iſt, weil ſie jenen einen Wohnplatz bereiten ſollte.

Mit der Erdoberfläche ſelbſt hat ſich auch die Vegetation und Animaliſation derſelben verändert. Anfangs arm, ſind beide immer reicher geworden. Lange noch unentſchieden, aus einer Gattung und Art in die andre hinüberſpielend, haben ſie erſt allmählig ihre Grenzen feſtgeſtellt. Die zwitterhaften Gattungen ſind untergegangen, die entſchiedenen, nur ſich ſelbſt gleichen konnten allein Beſtand behalten, weil ſie allein der Zweck waren.

Jedes organiſche Leben pflanzt ſich in ſeiner Art durch Keime fort, die bei niedern Pflanzen und Thieren durch bloße Theilung, bei höhern als befruchtete Eier von der Mutter ſich ablöſen. In jedem vegetabiliſchen ſowohl als animaliſchen Keim oder Ei bildet immer eine Zelle den Anfang des Wachsthums und Lebens. In der kleinſten, für das bloße Auge unſichtbaren Zelle liegt die ganze Zukunft hier einer rieſenhaften Eiche, dort eines eben ſo rieſenhaften Wallfiſches verborgen, mit derſelben Gewißheit und Unabänderlichkeit, wie in der Chemie z. B. daſſelbe Salz aus dem flüſſigen Zuſtande immer nur in demſelben ewig ſich gleich bleibenden Winkel kryſtalliſirt.

Bei dieſer ſtrengen Geſetzmäßigkeit iſt es nicht mehr erlaubt, an organiſche Weſen, wenn auch nur niedriger Art, zu glauben, die zugleich Pflanze und Thier ſeyn, oder aus dem vegetabiliſchen in den animaliſchen Zuſtand und umgekehrt überſpringen könnten. Man hat gemeint, ein Infuſionsthier (monas pulvisculus) könne durch Austrocknen des Waſſers, worin es lebt, in die einfachſte und niedrigſte aller Pflanzen (protococcus) verwandelt werden und in Mehrzahl zu einer etwas höheren Pflanze, einer Conferve, wachſen. Eben ſo hat man zu beobachten geglaubt, daß ein

Infuſionsthierchen (enchelys pulvisculus) zum Protococcus und dann zur Oscillatorie werde; allein alle dieſe Beobachtungen ſind verdächtig und dürften durchaus auf einem unwillkührlichen Irrthum beruhen.

Dieſelbe Geſetzmäßigkeit der Natur geſtattet auch die generatio aequivoca wenigſtens in dem Sinne nicht, in dem man ſie gewöhnlich nimmt. Man ſagt, weil Eingeweidewürmer im Innern fremder thieriſcher Leiber, weil Pilze in hermetiſch verſchloſſenen Räumen, z. B. in Eiern wachſen, müßten ſie durch die g. aeq. d. h. von ſelbſt und könnten nicht aus Eiern oder Keimen der gleichen Art entſtanden ſeyn. Man muß nun zweierlei unterſcheiden. Einmal können allerdings auch in verſchloſſene Räume, noch ehe ſie ſich ſchloſſen, die ſelbſt mit dem Mikroſkop ihrer winzigen Kleinheit wegen kaum erkennbaren Eierchen eingedrungen ſeyn. Die niedrigſten Pflanzen und Thiere zeichnen ſich durch ſehr raſche und zahlreiche Vermehrung aus und ihre Keime ſind ungewöhnlich dauerhaft. Wozu hätten dieſe Weſen ſo viele Eier, wenn ſie auch ohne Eier ſich fortpflanzen könnten? Der Bandwurm z. B., der nur in den Gedärmen lebt und an der Luft ſtirbt, erzeugt ſich im Leibe nicht von ſelbſt, ſondern legt unzählbare kleine Eier, die mit den Excrementen aus dem Leibe herauskriechen und ſich vertheilen, bis irgend eines wieder einmal in einen fremden Leib gelangt. Selbſt die kleinſten Schimmel ſetzen neue Mutterzellen wie Eier ab.

Und doch iſt die generatio aequivoca in einer gewiſſen Einſchränkung nicht zu leugnen. Wir finden nämlich, daß in der krankhaften Ausartung oder Fäulniß und Zerſtörung des einen Organismus neue Organismen entſtehen, welche außerdem nirgends vorkommen und die demnach, ſelbſt wenn ſie aus Eiern ſchon vorher dageweſener Organismen abſtammen, doch ihre Exiſtenz nur dem Verderben anderer verdanken. Sollten ſie nicht auch ohne Eier entſtehen können? Ließe ſich nicht die Möglichkeit denken, daß die Lebenskraft am faulenden Leibe noch eine Neubildung von lebensfähigen Zellen ermöglichen könnte? Das Geſetz der Wahlverwandtſchaften iſt, namentlich in der Vegetation, noch ſehr dunkel und wenig erforſcht. Wenn wir die Haſelwurz (asarum) immer nur unter dem Haſelſtrauch wachſen ſehen, ſo iſt damit nicht geſagt, daß dieſe jene durch gen. aequiv. hervorbringe, ſondern jede von beiden hat ihre beſondere Fortpflanzung von der Schöpfung her, ſo gewiß wie gewiſſe Inſekten nur auf dieſer oder jener Pflanze und ſonſt nirgends anderswo leben und doch nicht aus ihr entſtehen. Allein wenn nur aus gewiſſen faulen or-

ganiſchen Stoffen gewiſſe Pilze wachſen, der eine nur auf dem Stummel einer alten Birke, der andre nur auf Papier, in welchem Tabak eingepackt geweſen iſt, noch einer nur auf den krankhaft aufgedunſenen Haaren des Weichſelzopfes ꝛc., ſo liegt doch nichts näher, als die Vermuthung, hier ſind Zellen des verdorbenen organiſchen Stoffes unmittelbar Mutterzellen der neuen Schimmelbildung geworden durch eine uns freilich noch vollkommen räthſelhafte Metamorphoſe. Die Eigenthümlichkeit dieſer Paraſiten iſt ſo groß, daß wir neben der Urſchöpfung, die von Gott ausging, und der Fortzeugung der organiſchen Weſen innerhalb ihrer Art, wohl auch als Drittes noch jene Afterbildungen aus verdorbenen Zellen höherer Organismen dürfen gelten laſſen.

Treviranus leitete alle Schimmel und Infuſionsthiere aus einem chemiſchen Prozeß her und zwar die erſteren immer ausſchließlich aus der Wein- und Eſſiggährung (Biologie II. 329). Es kommt aber wohl zunächſt auf den gährenden oder faulenden Stoff an, denn durch Gährung wird nicht ein abſoluter Gährungsſchimmel, ſondern nur aus jeglichem Stoff ein beſonderer Schimmel erzeugt. Anerkennenswerther erſcheint ein andrer Satz jenes Gelehrten (II. 353), wornach jede organiſche, wenn auch todte, doch lebensfähig geweſene Materie in neuer Weiſe wieder belebt werden kann.

Eine neue Schwierigkeit kommt in die Frage durch die Wahrnehmung, daß die Schimmelbildung zum Theil vom Wetter abhängt. Zeigt ſich z. B. die ſ. g. Lohblume auf der Gerberlohe, ſo kommt anderes Wetter. Indeß dürfte hier der Erklärungsgrund einfach in der die Fruchtbarkeit fördernden Wärme und Feuchte der Luft liegen, wie denn überhaupt die Pilze im Regen raſch aufſchießen.

3.

Die Zelle.

Was für eine Pflanze oder welchen Theil einer Pflanze man durchſchneidet und unter dem Mikroſkop betrachtet, immer findet man kleine Kügelchen darin, die mehr oder weniger dicht beiſammen liegen, reihenweiſe oder concentrirt, wie es die äußere Form des Pflanzentheils mit ſich bringt. Dieſe Kügelchen haben nur $^1/_{60}$—$^1/_{300}$ Linie Durchmeſſer, zeigen ſich aber unter einem ſtarken Mikroſkop als inwendig hohle Bläschen,

weshalb man ſie Zellen genannt hat, vergleichbar den in der Honigwabe dicht zuſammengedrängten Bienenzellen.

Im Innern dieſer winzig kleinen Zellen geht der ganze Lebensprozeß der Pflanze vor ſich. Die Zelle ſaugt Saft ein, präparirt ihn, erweitert ſich, ſetzt neue Zellen an ꝛc. Die Zellenhaut (die Membran) iſt rings verſchloſſen, zeigt keinerlei Oeffnung, ſaugt aber dennoch von außen her Waſſer und im Waſſer aufgelöste mineraliſche Stoffe, ſo wie auch Stoffe in Luftform in ſich ein, vermittelſt der ſ. g. Endosmoſe, einer Einſaugungs- und Durchlaſſungskraft, die man auch bei thieriſchen Häuten z. B. bei der Schweinsblaſe bemerkt. Die Anziehungskraft und Saugkraft liegt offenbar auf der Außenſeite der Membran und iſt ſo ſtark, daß ſie, wie ein Magnet das Eiſen, ſo ringsumher die Säfte, deren die Pflanze bedarf, aus dem Umkreis an ſich zieht. Auch ſcheint die Membran ſchon auf ihrer Außenſeite eine chemiſche Thätigkeit zu entwickeln und die angeſogenen Stoffe in ſo weit zu präpariren, chemiſch zu zerſetzen, daß ſie durch die Membran ins Innere der Zelle eingehen können. Denn einfache Mineralien gehen niemals durch. Wenn man auch innerhalb der Zellen kryſtalliſirte Stoffe findet, die rein mineraliſcher Natur ſind, ſo kamen ſie doch in anderer Geſtalt in die Zelle hinein und ſind erſt wieder in ihr, wenn nicht gebildet, ſo doch als todter Stoff ausgeſchieden worden, der ſich nun, vom Pflanzenprozeß nicht mehr in Anſpruch genommen, einfach nach mineraliſchen Geſetzen kryſtalliſirt hat.

Die innere Seite der Membran beſitzt die Kraft, die ins Innere der Zelle eingeſogenen Stoffe umzuwandeln. Jede Zelle hat quantitativ und qualitativ immer nur ſo viel Stoff und von ſolcher Art zu präpariren, als es ihre Art verlangt. Dieſe Maße nun ſind ſehr verſchieden, ſelbſt an einer und derſelben Pflanze haben die Zellen verſchiedene Beſtimmungen, z. B. in der Wurzel, im Holze, im Blatt, in der Blüthe und Frucht. Häufig iſt die Wirkſamkeit der Zelle periodiſch und ruht in beſtimmten Zeiten.

Die Fragen, über welche ſich unſre Gelehrten noch ſtreiten und wahrſcheinlich noch lange ſtreiten werden, ſind folgende: war die Membran früher, oder aber ein Zellenkern, Bläschen, ein punctum vegetationis? iſt die organiſche Urform eine Blaſe oder ein Kern? geht die organiſche Bildung vom Centrum zur Peripherie aus oder umgekehrt? iſt eine Ausſtrahlung oder nicht vielmehr eine Umſchließung das zunächſt Erforderliche? Und wie verhält ſich der organiſche Bildungstrieb zum unor-

ganiſchen? die organiſche Urmaſſe zur unorganiſchen? Harting hielt für möglich, daß die organiſche Bildung von einem unorganiſchen Kern ausgehen könne. J. Müllers Archiv 1842 S. LXXXIX. Schwann hielt für möglich, daß dieſelbe Membran zu gleicher Zeit und in derſelben Zelle eine kryſtalliſirende und organiſirende Wirkſamkeit üben könne, indem ſich in den Zellen neben den organiſchen Stoffen auch mikroſkopiſche Kryſtalle finden. Daſ. 1850 S. 8. Nägeli glaubte, nur aus dem Zellenkern entwickeln ſich durch Theilung neue Zellenkerne, während Reichert ein Zerfließen des erſten Zellkerns und erſt aus dem flüſſigen Inhalt der Zelle eine Neubildung von Zellen annahm, daſ. 1846 S. 180.

Die niedrigſten Pflanzen ſind nur einfache Zellen, oder aneinandergereihte, oder netzförmig verſtrickte Zellen. Höhere Pflanzen entſtehen erſt, wenn ſich das lockere Zellgewebe um feſtere Gebilde, wie Fleiſch um Knochen ordnet. Das geſchieht, indem in einer aufſteigenden Säule von Zellen die Zwiſchenwände wegfallen und der Saft oder die Luft frei wie durch eine lange Röhre durchgeht, die zugleich ſich erweitert und ihre Membrane vervielfältigt und verdickt. Man nennt das die Gefäße und in ihrer Nebenordnung Gefäßbündel. Sie geben der weichen Pflanze erſt einen feſten Halt. Indem aber in den Holzpflanzen die älteren Zellen ſich verſtopfen und zu Holz werden, bilden ſie ein noch feſteres Knochengerüſt, wie es nothwendig iſt, um eine große Pflanzenmaſſe zu tragen.

Die Zelle kann ſich erweitern, theilen, neue Zellen anſetzen und aus ſich gebären. Dies geſchieht bei den niedrigſten Pflanzen mit derſelben fabelhaften Schnelligkeit, wie bei den niedrigſten Infuſionsthieren. Der bekannte Boviſt (ein ſchmutzig weißer Beutelpilz, der, wenn man darauf tritt, eine Wolke von ſchmutzig grünem Staub von ſich gibt) beſteht aus unzählbaren ſtaubartigen Zellchen, deren 20000 in einer einzigen Minute neu entſtehen können.

Die Bildungen im Innern der Zelle ſind außerordentlich, ja wunderbar mannigfach. Sie beſtehen 1) in einer Verdickung, Verdoppelung, ja Verzehnfachung der Membrane, indem ſich immer neue Häute anſetzen, die aber nicht überall gleich dick ſind, daher dünnere oder durchſichtige Stellen bald in Perlen, bald in Flecken, bald in Streifen, bald in Spirallinien übrig laſſen; 2) in einer Vergrößerung des innerſten Zellenkernchens oder Bläschens (Cytoblaſt), wodurch die Wand der Membran ausgedehnt und durch Stachelung von innen ſelbſt bis zur Sternform verändert werden kann; 3) in der Präparirung von Stoffen. Dabei iſt

der bewegliche und zum Cytoblaſt gehörige Saft (Protoplasma) als ein noch mehr actives Material zu unterſcheiden von dem rein paſſiven des aus dem eingeſogenen Saft abgelagerten Stärkmehls (amylum), Inulin, Gummi, der Pflanzengallert, der fetten und ätheriſchen Oele, des Harzes, Wachſes, Zuckers, Kautſchuk, Milch, Chlorophyll (Blattgrün), der vielerlei Farbenſtoffe, Salze und Alkaloide, des Gerbſtoffs ꝛc. Der Unterſchied des activen und paſſiven Materials greift durch den wichtigſten Lebensact der Pflanze, nämlich durch ihr Wachsthum. In den neuen Zellen, durch welche ausſchließlich die Pflanze ihr Wachsthum erhält, finden ſich nur das Protoplasma mit den Proteïnverbindungen und kein Stärkmehl, Inulin ꝛc., nur jenes active, kein paſſives Material. Das letztere entſteht nur in den fertigen Zellen.

Wenn viele Thatſachen auch dafür ſprechen, daß gewiſſe Erdarten das Wachsthum und Gedeihen gewiſſer Pflanzen begünſtigen, ſo iſt doch nicht minder gewiß, daß der nämliche Boden die allerverſchiedenſten Pflanzen tragen kann, und daß, jenachdem man ihn anpflanzt, der Saft, den die Pflanzen ihm entziehen, im Getreide vorzugsweiſe zu Mehl, in der Rebe zu Wein, im Oelbaum zu Oel, im Zuckerrohr und in der Runkelrübe zu Zucker ꝛc. verarbeitet wird, daß man einem kleinen Fleck Erde alſo wie durch Zauberei die mannigfachſten und zum Theil edelſten Stoffe entziehen kann durch die unſcheinbaren Membrane der Pflanzenzellen. Alle dieſe Stoffe waren weder im Mineralreich, noch in Luft und Waſſer vorher vorhanden, ſie ſind erſt in der Pflanzenzelle gebildet worden. In ihr allein wohnt mit der Lebenskraft der Pflanze zugleich jene wunderbare Zauberkraft, welche die Elemente und das Mineralreich verwandelt.

Der Endosmoſe entſpricht die Exosmoſe, die Zelle ſtößt verarbeitete Stoffe aus ihrem Innern wieder aus, ohne die Membran zu verletzen.

Je gewiſſer es iſt, daß der Inhalt der Zelle immer nur ein Präparat aus dem eingeſogenen anorganiſchen Stoff iſt, umgewandelt durch eine der Membran allein inwohnende Kraft, um ſo wißbegieriger iſt man, zu erfahren, woraus denn urſprünglich dieſe wunderbare Membran beſteht und wie ſie überhaupt hat entſtehen können? Die Wiſſenſchaft hat darauf noch keine Antwort gegeben. Aus der chemiſchen Analyſe ergibt ſich, daß der Membranſtoff gewöhnlich aus einem Mehrtheil Waſſerſtoff, aus einem etwas geringern Theil Kohlenſtoff und aus einem noch etwas geringern Theil Sauerſtoff, etwa im Verhältniß von 5, 3, 2, beſteht, wobei jedoch die Pflanzen wie die Zuſtände der Zelle immer etwas va-

riiren. Allein damit hat die Chemie nur die todten Beſtandtheile der Membrane aufgefunden, nicht das Geſetz ihrer Lebensthätigkeit. Hugo von Mohl hat der urſprünglichen Pflanzenſubſtanz eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Er hält ſie für eine homogene Maſſe, nennt ſie einen organiſchen Leim, findet ſie noch unentwickelt in der Schleimmaſſe des Noſtoch und auch noch in höheren Pflanzen in der ſ. g. Intercellularſubſtanz und Blattüberzügen. Aus dieſem organiſchen Leim ſeyen nun die Zellen als Bläschen abgelöst. Aber wir erfahren nicht, weder wie der Leim überhaupt entſtanden iſt und entſtehen konnte, noch welche Veränderungen die Maſſe erlitt und zu welchen höhern Funktionen ſie befähigt wurde, ſofern ſie ſich in Bläschenform oder ringsgeſchloſſener Zellmembrane individualiſirte. Zudem iſt der Noſtoch nur eine ſeltene Erſcheinung und Ausnahme, eine monſtröſe Anſchwellung unausgebildeter Organe; die höhern Pflanzen entſtehen nirgends aus einer großen Schleimmaſſe, ſondern aus einer ſehr kleinen Mutterzelle im Samen. — Grew hält die Membran für ein Gewebe aus Faſern, was aber noch durch kein Mikroſkop entdeckt iſt. Mohl hat gewiß Recht, wenn er eine homogene Maſſe als die primitive Form des Pflanzenſtoffs feſthält und vertheidigt, nur ihre Entſtehung iſt noch nicht erklärt. Daß ſie überall durchſichtig, weiß, glashell, gallertartig ſey, zeigen die Zellen im Mark und jungen Holze. Verdichtung und Färbung kommen erſt hinzu. Junges, beſonders lockeres Zellgewebe gleicht dem Innern des Kryſtallpalaſtes von Sydenham, es iſt ein zartes durchſichtiges, ſcheinbar endloſes Gegitter. Schacht aber (die Pflanzenzelle 1852 S. 9) unterſcheidet die Celluloſe oder eigentlichen Zell- d. h. Membranſtoff von der Intercellularſubſtanz und zeigt, wie nur die erſtere in concentrirter Schwefelſäure aufgelöst werde, in Aetzkali aber unaufgelöst bleibe, während die Intercellularſubſtanz (wie auch das Xylogen oder der Holzſtoff, der Korkſtoff und das Protein, ſämmtlich zum Inhalt der Zelle gehörig im Gegenſatz gegen die Membran) ſich gerade umgekehrt verhält. Jedenfalls muß im Membran ein Machendes vom Inhalt der Zellen, als einem Gemachten, unterſchieden werden.

Man hat mit Recht an ein punctum vegetationis gedacht, von dem die Zellenbildung und ſchließlich die ganze Pflanzenbildung ausgehen müſſe. Man hat es auch zu finden geglaubt in dem ſ. g. Cytoblaſt, einem kleinſten Bläschen oder Kernlein, welches ſich bald in der Mitte der Zelle, bald an einer Stelle der innern Wand befindet. Auch hat

man von dieſem Punkt aus innerhalb der Zelle radiale Strömungen zur innern Wand hin und wieder zurück wahrgenommen. Allein dieſen Bewegungen ſtehen wieder andre gegenüber, die im Innern der Zelle eine Strömung längs der Wand oder Peripherie zeigen. Auch iſt notoriſch, daß die Einſaugung zunächſt durch die Außenſeite der Membran erfolgt, demnach ſcheint die Thätigkeit des Cytoblaſts ſich lediglich auf den innern Raum der Zellen zu beſchränken und zwiſchen ihm und der Membran irgend ein den Organismus bedingender Gegenſatz zu beſtehen.

Die Zeit und Energie des Safteinſaugens hängt freilich von allgemeinen Bedingungen von außen her ab. Im Frühling und Sommer ſteigt der Saft empor im Zuſammenhang mit der Zunahme der Sonnenwärme, bei Tage iſt das Pflanzenleben thätiger als bei Nacht, aus derſelben Urſache. Auch der fette oder magere Boden, die Stellung gegen den Wind ꝛc. übt Einfluß. Immer aber bleibt die Zelle das einzige Inſtrument, durch welches, langſamer oder raſcher, matter oder kraftvoller der Saft pulſirt. Ohne die Einſaugungskraft der Membrane würde gar kein Saft aus der Erde gezogen werden können und ohne die Expulſivkraft derſelben würde er nicht von einer Zelle zur andern aufwärts befördert werden können. Von dieſer allgemeinen Pulſation des Saftes von unten nach oben durch alle Zellen muß die rotatoriſche Bewegung des Saftes innerhalb der einzelnen Zellen unterſchieden werden, wenn auch beide im Zuſammenhange ſtehen. Man nennt dieſen ausſchließlich im Innern der Zelle umrollenden, etwas verdickten und dunkler gefärbten Saft Protoplasma. Er enthält Stickſtoff und iſt die Mutter der weiter ſich entwickelnden Pflanzenſtoffe, je nachdem er ſich mit Schwefel und Phosphor verbindet, das Albumin, Fibrin, Legumin (Caſëin), deren gemeinſames Radical Protëin iſt. Die Rotation des Protoplasma endet in Stockung, Verdickung des rotirenden Stoffes und erzeugt dadurch Fäden. Vgl. Schacht, die Pflanzenzelle S. 339.

Dutrochet hat die Thätigkeit der Zellen im Einſaugen, Umwandeln und Ausſtoßen durch electriſche Strömungen zu erklären geſucht. Allein Electricität reicht nicht aus, um einen organiſchen Prozeß zu erklären, wenn es auch unzweifelhaft iſt, daß die Erdelectricität mit der die Erde überwachſenden Pflanzendecke und ihrem großen Lebensprozeſſe in Beziehung ſteht. Der organiſche Prozeß iſt etwas Neues, Höheres und läßt ſich aus keiner der Kräfte erklären, die wir bisher nur in der anorganiſchen Welt haben wirken ſehen. Das iſt eben das Große und Wunderbare in

der Natur, daß, wo die Wirkungssphäre der niedern Kräfte sich abschließt, immer wieder eine neue beginnt, in der höhere Kräfte eintreten.

Der Wissenschaft, welche rühmenswerthe Fortschritte sie auch gemacht hat, ist es doch noch niemals gelungen, zu erklären, wie die Membran, der so viele Kräfte innwohnen, aus dem Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff hat gebildet werden können? oder warum sie sich nicht auch jetzt noch überall bildet, wo jene drei Stoffe zusammenkommen? und warum man sie nicht künstlich nachmachen kann, da man doch jene drei Stoffe zur Genüge besitzt? Eben so ungewiß ist man über das Verhältniß der Membran zum Cytoblast und Protoplasma. Die Pflanzenzelle ist eines der größten Naturwunder und noch kaum in den Erscheinungen, noch gar nicht in den Ursachen und Motiven erkannt. Wem flößt es nicht das höchste Erstaunen ein, daß innerhalb der kleinen Zelle sich so unzählbar viele neue und kostbare Stoffe bilden, die als bunte Körper im krystallhellen Saft wie Edelsteine schwimmen, bis sie sich weiter entfalten und häufen? Stoffe, die nie vorher existirten. Aus dem rohen Sand- und Erdboden, aus schmutzigem Wasser, aus fauler und übelriechender Trübniß producirt die in der kleinen unscheinbaren Zelle wirkende Wunderkraft die lieblichen Blumendüfte, die Süßigkeiten des Obstes. Das größte Wunder aber ist, daß schon in der kleinen Erstlingszelle jeder Pflanze der Bau und die Pracht der ganzen Pflanze, selbst des größten und höchsten Baumes vorgeschrieben liegt. Läßt sich das durch eine Combination von Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff erklären? Und wenn, wer pflanzte diesen elementaren Stoffen die Fähigkeit ein, so wunderbar zu wachsen, zu grünen und zu blühen? „Wer hat die Einöden und Wildnisse erfüllt? wer hat gemacht, daß Gras wächst?“ frägt Gott den Hiob. Alle unsre Botaniker müssen sich heute noch vor Gott beugen und sprechen: Herr, du allein hast es gemacht, und du allein weißt, wie es gemacht ist.

4.

Der Keim.

Nur die niedrigsten Pflanzen bestehen aus einfachen Zellen, die sich aneinanderreihen und nur vervielfältigen, nicht verändern.

So wie sie sich aufrecht stellen, nehmen sie den Gegensatz von oben und unten, Pflanze und Wurzel an, aus der Mutterzelle treibt ein Keim hervor, unten wurzelnd, oben sich ausbreitend. Die Fähigkeit zu keimen

und eine neue Pflanze hervorzubringen, liegt bei den höhern Pflanzen in den im Samenkorn eingeschlossenen Zellen; sie findet sich aber auch bei minder edeln Pflanzen in andern Theilen derselben. Der Same der reifen Pflanze ist eine Anhäufung von Zellen, unter denen eine an der Spitze oder Mitte des Samens hervorbrechend die Fähigkeit besitzt, eine neue der Mutterpflanze ganz ähnliche aus sich herauszubilden. Die Keimzelle, zuerst ihren Stoff schöpfend aus dem milchigen und mehligen Samen selbst, vermehrt sich, setzt neue Zellen an, bildet die Pflanzenachse, die den einen Pol dem Centrum der Erde nach unten zukehrt, mit dem andern der Sonne entgegenstrebt und saugt mittelst des untern oder Erdpols (der Wurzel) nunmehr auch aus der Erde oder dem Wasser unmittelbar Saft ein.

Viele Pflanzen keimen auch ohne Samen, indem sich auch an andern Theilen der Pflanze aus einer Mutterzelle die Achse der neuen Pflanze bildet und Wurzelfasern in die Erde schlägt. Jedermann weiß, daß die Erdbeerpflanze dünne Ausläufer über den Boden ausdehnt, aus deren Knoten Wurzeln schlagen und eine neue Pflanze bilden. Aus einem auf die Erde gelegten Blatt des bryophyllum calycinum schlagen aus allen Winkeln Wurzeln in die Erde und bilden neue Pflänzchen, eben so aus der Spitze der Blattscheibe bei asplenium rhizophyllum und aus dem Grunde der Blattscheibe bei Woodwardia radicans. Auch die gemeine Wasserlinse (lemna) ist ein einfaches auf dem Wasser schwimmendes Blatt, an dem unten kleine Wurzelfädchen hängen.

Aus dem Samen bricht der Pflanzenkeim entweder an der Spitze hervor, oder zwischen dem in zwei oder mehr Blätter getheilten Samen. Nur bei den niedrigsten Pflanzen keimt der nackte Samenstaub unmittelbar ohne die sein erstes Leben schützende und nährende Hülle. Darnach theilt Jussieu alle Pflanzen in ein-, zwei- und vielsamenlappige und in unlappige ein (Monocotyledonen, Dycotyledonen, Polycotyledonen und Acotyledonen).

Aller Same keimt in der Erde. Wenn sich auch niedere Algen im Wasser und auf dem Schnee ohne Erde zu entwickeln scheinen, so doch immer nur vermittelst erdiger Theile, die durch chemische Scheidung, hauptsächlich durch das Licht, im feuchten Element hervortreten. Wenn viele Pflanzen mehr Wasser bedürfen, so eignet sich für andere (Flechten, Sandpflanzen ꝛc.) die größte Trockenheit. Auch die Erdarten stehen in Wahlverwandtschaft zu den Pflanzenarten. Indeß kann der Keim nur

ſolche Minerale einſaugen, die zuvor in der Erde in Waſſer aufgelöst oder in dem Waſſergehalt der Luft zerſtreut worden ſind. Nach Bequerel ſcheidet der junge Keim Eſſigſäure aus, die ſich im Boden umher verbreitet und den Nahrungsſtoff in Form von alkaliſchen Salzen den ſie gierig auffaugenden Wurzelfaſern zuführt. Die Pflanze nährt ſich hauptſächlich von Kohlenſäure und Ammoniak, die ſie nicht entbehren kann. Sie ſaugt das nahrungsreiche Waſſer nicht blos aus dem Boden und durch die Wurzel, ſondern auch aus der Luft und durch die Blätter ein. Sie braucht ungeheuer viel Waſſer, eine Sonnenblume z. B. täglich 1¼ Pfund. Das kann ſie nur aus dem Boden und der Luft zugleich einſaugen oder aus dem Boden nur, wenn derſelbe (als Humus) beſonders geeignet iſt, Feuchtigkeit aus der Luft an ſich zu ziehen. Kohlenſtoff athmen die Thiere aus, Ammoniak iſt ebenfalls ein Secret des thieriſchen Organismus. Somit zieht die Pflanze ihre Nahrung vom Thierreich, wie dieſes die ſeinige von jener.

Bouſſingeaults Verſuche im Großen haben gezeigt, daß mit jeder Erndte dem Boden zweimal mehr Stickſtoff, dreimal mehr Kohlenſtoff und Waſſerſtoff und viermal mehr Sauerſtoff entzogen wurde, als mittelſt Dung ihm wiedergegeben werden konnte. Die Pflanzen mußten alſo den Ueberſchuß ihrer Nahrung aus der Luft geſogen haben. Das wird auch durch ſolche Pflanzen bewieſen, die auf Inſeln, in hohen Gebirgen auf magerem Boden doch gut gedeihen. Sie nehmen eben aus der Luft, was ſie nicht im Boden finden.

Gewiſſe Pflanzen gedeihen beſſer auf gewiſſem Boden. Die einen verlangen Kalkboden, die andern Thon-, die dritten Sandboden. Sie brauchen zu ihrer Nahrung hauptſächlich einen Stoff, den ſie nicht aus der Luft, nur aus dem Boden empfangen können. Darauf beruht der Hauptvortheil des Ackerbaus, jeden Boden mit der Pflanze anzubauen, die auf ihm am beſten gedeiht. Der berühmte Chemiker Liebig hat ſogar nach dieſem Geſetz künſtliche Dungmittel präparirt, um jeden Boden durch Dung dem Bedarf jeder Pflanze anzupaſſen. Es kommt darauf an, ob man mehr Holz, Stroh, Heu, oder Samen, Mehl, Harz, Oel ꝛc. erzielen will. Der Kohlenſtoff gibt mit Waſſer verbunden Holz, Stärkmehl, Zucker, Gummi; mit Sauerſtoff verbunden die Pflanzenſäure; mit Waſſerſtoff verbunden die Oele, Harze, Wachs; mit Stickſtoff den Kleber. Der Stickſtoff iſt vorzugsweiſe im Ammoniak enthalten, der aus dem thieriſchen Dünger kommt, viel mehr noch aber in der Luft verflüchtigt oder im

Regen niedergeſchlagen wird. Kali und Kieſelſäure ſteifen die Halme des Getreides und Graſes und ſind reichlich im Urin des Rindviehs enthalten, ſo daß auch hier wieder Thiere und Pflanzen ſich gegenſeitig geben, was ſie bedürfen. Das viele im Meer enthaltene Jod wird durch die Algen eingeſogen.

Uebrigens ſteht nichts der Vorausſetzung entgegen, daß auch Erde, Waſſer und Luft Veränderungen durch die in ihnen keimenden Pflanzen erleiden. Der organiſche Prozeß in den Pflanzen verändert die Stoffe und gibt ſie als andere dem Boden, dem Waſſer und der Luft zurück. Man könnte verſucht werden, zu zweifeln, ob die Kieſelerde ſchon als ſolche in die Pflanze kam, oder ob ſie nicht erſt ein Product der Pflanze iſt?

Schleiden (Botanik I. 286) hat die häufig mit Wärmeentwicklung verbundene Keimung mit der Gährung verglichen und in beiden eine Analogie gefunden, ſofern in beiden Stärke und Zucker verwandelt und Kohlenſäure entbunden wird. Derſelbe (II. 456) unterſcheidet unter den Stoffen, von denen ſich die Pflanze nährt, 1) ſtickſtofffreie und zwar die Dextrine, in denen Kohlen-, Waſſer- und Sauerſtoff in dem Verhältniß, wie ſie Waſſer bilden, vorhanden ſind; die Pflanzenſäuren, in denen zu viel, und die Pflanzenfette, in denen zu wenig Sauerſtoff enthalten iſt; 2) die Proteïnverbindungen. Der Stickſtoff wird hier als Ammoniak und Ammoniakſalz aufgenommen, auch kommen noch Schwefel und Phosphor hinzu.

Die Keimung nimmt nicht bloß auf, ſie gibt auch aus, ſie verwandelt den eingenommenen Stoff, ſie erzeugt in ihrem (nicht Gährungs- ſondern Lebens-) Prozeß ganz neue Stoffe, die vorher nicht da waren. So wie der Keim wirkt, entſteht eine neue Pflanze, in welcher die Stoffwandlung ſo lange fortdauert, bis ſie ſtirbt. Eine wahre Stoffwandlung muß man es nennen, wenn durch den Vegetationsprozeß auch nur Verbindungen vorhandener, wenn nicht aus dem Waſſer, doch aus der Luft, aufgenommener Urſtoffe erzeugt werden, die ſonſt auf keine andere Weiſe zu ermöglichen wären. Nur dem Vegetationsprozeß verdanken wir Wein, Oel, Zucker ꝛc. Auf einem andern Wege ſind dieſe Stoffverbindungen nicht zu erwirken.

Bei der Pflanzenernährung darf man niemals vergeſſen, daß nicht nur viele Stoffe, welche die Pflanze nicht im Boden findet, aus der Luft von ihr eingeſogen werden, ſondern daß mittelſt der Luft auch Stoffe, die dem Boden faſt ganz fremd ſind, auf ihn niedergeſchlagen werden.

Der Wind entführt aus Gegenden, wo viele Menſchen und Thiere leben, Stickſtoffverbindungen aus ihrer Atmoſphäre weithin in unbewohnte Wüſten fort und theilt dieſelben dem Boden mit.

Die Erdart übt auf das Gedeihen der Pflanzen doppelten Einfluß, einmal, indem ſie nur die eine Pflanze auf ſich leidet, die andere nicht; ſodann, indem ſie zweierlei Pflanzen trägt, die aber in dem einen Fall, ſofern ſie verſchiedene Stoffe ausſaugen, vortrefflich neben einander gedeihen, in dem andern Fall, ſofern ſie einander den gleichen Nahrungsſtoff rauben, ſchlecht gedeihen. Wobei indeß auch hauptſächlich die verfaulten Abgänge der Nachbarpflanzen mitwirken, indem ſie wechſelſeitig einander nützen oder ſchaden. Darauf beruhen eine Menge Sympathien und Antipathien der Pflanzen, die oft zu abergläubiſchen und auch poetiſchen Vorſtellungen Anlaß gegeben haben. Am merkwürdigſten erſcheint in dieſer Beziehung die myrica faya auf der zu den Azoren gehörigen Inſel Faya, von der man glaubt, daß ſie alle Pflanzen umher fruchtbar mache und daß ſich alle nach ihr hinwenden, die Schlingpflanzen mit ihren Ranken, die Bäume mit ihren Zweigen (Flora 1820. II. S. 436).

Das Keimen wird weniger als das Wachſen der Pflanzen durch das Licht bedingt, denn es geſchieht im Dunkeln und viele niedere unterirdiſche Pflanzen erblicken nie die Sonne. Doch muß die Nähe des Lichts und der Luft auf die Keimung einwirken, wie dieß aus den Beiſpielen von Pflanzen erhellt, die plötzlich in ausgetrockneten Seen oder tiefen Gräben wuchſen, wo ihr Same vielleicht Jahrhunderte lang gelegen, ohne keimen zu können.

Viele Pflanzenſamen behalten eine lange, ja unbegrenzte Keimfähigkeit, auch wenn ſie Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch nicht Gelegenheit fanden, dieſe Fähigkeit zu entwickeln. Waizenkörner, die Graf Sternberg aus einer ägyptiſchen Mumie nahm, und Maiskörner aus uralten Gräbern in Peru keimten, als man ſie in den Boden ſetzte, und trugen vollkommene Früchte. Eben ſo eine Zwiebel, die Hulton aus einem Mumienſarge nahm (Decandolle's von Röper bearbeitete Pflanzenphyſiologie II. 367). Die Natur befolgt ſogar das weiſe Geſetz, Samenkörnern derſelben Pflanze eine verſchiedene Keimfähigkeit zu ertheilen, und ein Korn früher, das andere erſt ſpäter keimen zu laſſen, damit wenn das eine durch Mißwachs verdirbt, doch das andere die Gattung erhalte. Am tauben Hafer hat man z. B. gefunden, daß je ein Korn nur im erſten, ein anderes nur im zweiten, ein drittes nur im dritten Jahre keimt, auch wenn man ſie zu gleicher Zeit in denſelben Boden ſäet (Decandolle II. 306). Mit

ähnlicher Sorge läßt die Natur gewiſſe Schmetterlingsarten theils im nächſten, theils erſt im folgenden Jahre aus den Puppen aufleben.

Wie das Keimen verhindert werden kann, ſo auch übereilt. Vermehrte Wärme und fettere Düngung treiben alle Pflanzen früher zum Keimen. Durch künſtliche Erhitzung und chemiſche Düngung kann man Salat ſogar in drei Stunden aus dem Samen bis zur Eßbarkeit entwickeln. Der Keim ſenkt die Wurzelfaſer nach unten, breitet ſich aber nach oben in Blattform der Sonne entgegen. Das ſind die beiden Samenlappen aller höhern Pflanzen, zwiſchen denen ſich die Keimknoſpe bildet, eine zwiebelartige Blätterhülle, aus deren Mitte der Stamm mit der Blüthe hervorkommt, um ſich gleichfalls wieder auszubreiten. Das Keimen und Wachſen iſt ein ſtetes Entfalten und Ausbreiten aus einem Mittelpunkt. Da jeder Zweig, jede Blüthe gleichſam nur die Pflanze wiederholt und reproducirt, ſo entſtehen auch ſie aus einer Knoſpe am Gipfel des Stammes oder an den Seiten in gewiſſen Abſtänden. Man unterſcheidet die Zwiebel als die Stammknoſpe, unmittelbar auf der Wurzel ruhend. Die Zwiebel iſt der Stamm ſelbſt in bleibender Knoſpenform. Die fetten Schalenblätter ſind gleichſam auf der niedrigſten Stufe ſtehen gebliebene Stammtheile oder Aeſte, nur aus der Mitte treiben Blätter und Blüthen. Der Stengel der Zwiebelgewächſe iſt nur ein Gipfeltrieb. — Man unterſcheidet ferner Wurzelknoſpen z. B. an den Kartoffeln, und noch außergewöhnliche Knoſpen z. B. die kleinen in den Blattwinkeln der Feuerlilie wachſenden Zwiebelknoſpen, die wieder neue Pflanzen werden.

5.

Die Wurzel.

Die Wurzel iſt immer der untere oder Erdpol der Pflanzenachſe, mittelſt welcher die Pflanze an der Erde befeſtigt iſt und aus der Erde den ihr nöthigen Nahrungsſaft einſaugt. Das Einſaugen geſchieht durch kleine dünne ſ. g. Wurzelfäſerchen (fibrillae), an denen ſich Saugwärzchen (spongiolae) befinden. Die Fäſerchen ſitzen an einem Wurzelſtock (rhizoma), der nach Größe und Art der Pflanze ſehr verſchieden iſt. Leichtere Pflanzen brauchen zum Wurzelſtock nur eine Zwiebel oder eine Rübe oder ein Wurzelfaſerbüſchel, ſchwerere brauchen, um von der Erde nicht abgeriſſen zu werden, auch tiefe, ſtarke und in viele Aeſte und Zweige auslaufende Wurzeln.

Das Wurzelgeäder, das von alten Stämmen ausläuft wie Spinnenbeine, gibt alten Wäldern ein beſonders maleriſches Anſehen. Die Römer fanden in Deutſchlands Urwäldern zuweilen ſolche Rieſenbäume, daß ein Reiter bequem unter dem Bug ſeiner vorſtehenden Wurzeln durchreiten konnte. Oft ſah die Furcht in den Contouren der Waldwurzeln Umriſſe von Geſichtern, hölliſchen und thieriſchen Frazzen, die auch von Höllenmalern ſehr häufig anſchaulich gemacht wurden. — In den Tropenländern ſteigt bei einigen Bäumen nicht nur der Stamm, ſondern auch ein Theil der Wurzel zum Sonnenlicht empor, wie von der Macht des Lichts unwiderſtehlich angezogen. Der Stamm über der Erde ſelbſt wirft Wurzeln aus, ja Wurzeln fallen noch von den blühenden Zweigen herunter, der ganze Baum wird gleichſam Wurzel. So fallen von dem berühmten indianiſchen Feigen- oder Banianenbaum Luftwurzeln herab, wurzeln ſich in die Erde ein und werden zu neuen Stämmen. Am auffallendſten aber iſt dieſe Erſcheinung an der rhizophora, dem ſ. g. Wurzelbaum oder Tauſendbein in Braſilien, der von vielen über der Erde pyramidaliſch hervorragenden Wurzeln emporgetragen wird und nach allen Seiten von Stamm und Zweigen neue Wurzeln auswirft.

Mit den heilſamen und ſchädlichen Wurzeln wurde früher mancherlei Aberglaube getrieben. In den ſeltſamen Geſtalten mancher Wurzeln ſah man etwas Dämoniſches. So mußten die Wurzeln der Orchis, die wie eine menſchliche Hand ausſehen, zu manchem Aberglauben dienen. Am meiſten aber die Alraunwurzel (eine Nieswurzart), deren nach unten zu zweitheilige Rübe eine entfernte Aehnlichkeit mit der menſchlichen Geſtalt hat und die man daher für ein dämoniſches Weſen, ein Alraunmännlein oder Weiblein hielt, deſſen Beſitz alle irdiſchen Güter gewähre, zuletzt aber der Hölle zuführe. Dahin gehört auch die Springwurzel, durch welche man jedes Schloß aufzuſchließen und jeden verborgenen Schatz zu heben meinte.

Für reizbare Nerven iſt das Ausreißen einer Wurzel eine von einem ſympathetiſchen Schmerze begleitete Empfindung, daher die Sage von den beſeelten und ſeufzenden Wurzeln.

Obgleich die Pflanzen unempfindlich ſind, kann man doch kaum ohne einen poetiſchen Schmerz an folgendes Experiment denken. Eine wahre Pflanzen-Tortur. Knight wollte wiſſen, in welcher Richtung die Pflanzen wachſen, wenn ihnen der Schwerpunkt genommen wird, ließ alſo zwei Räder verfertigen und jedes am Rande beſäen. Das eine Rad ließ er

wagrecht beſtändig raſch umdrehen und fand, daß die Pflänzchen wie gewöhnlich die Wurzeln gegen die Erde, die Keimblätter gen Himmel kehrten, nur mit einer kleinen durch die Drehung bewirkten Abweichung. Das andre Rad ließ er in ſenkrechter Stellung unter einen Waſſerfall ſetzen, der es 150 mal in der Minute umtrieb. Hier nun kehrten ſich alle Wurzeln nach außen und alle Blätter nach innen gegen den Mittelpunkt des Rades. Die Wurzeln, ſonſt der Schwere folgend, folgten alſo hier der Centrifugalkraft. Decandolle, Phyſiologie der Pflanzen, II. 557. Aber wie peinlich, die ſtille Pflanze ſo aus ihrer Ruhe zu reißen. Gleicht ihr nicht manche Seele?

Im Allgemeinen hat die Wurzel als der noch unmittelbar der Erde angehörige Pflanzentheil, auch eine rohe Form und Farbe, gleichſam noch der Erde und Steinen ähnlich. Ihr Zellgewebe iſt locker und zart, ſie iſt gewöhnlich ſaftig und voll eingeſogenen Waſſers. Die Wurzeln von Waſſerpflanzen aber ſind häufig voll Luft, theils um die Pflanze über das Waſſer heben zu können, theils um ihr unter dem Waſſer die Luft zu erſetzen, die ihr ſonſt fehlen würde. So bei salvinia natans, und isoïtes lacustris.

Der Wurzelſtock breitet zuweilen nach unten eine Menge dünne Fäſerchen aus und gleicht einem umgekehrten Raſen, oder aus einem etwas dickeren Mittelfaden breiten ſich nach allen Seiten Zweige und Aeſte aus. Erſt wenn die Faſern ſich verkürzen und ſeltener werden und dagegen der mittlere Theil der Wurzel (gleich dem Stamm über der Wurzel) ſich verdickt, entſteht die ſ. g. Pfahlwurzel, die wie ſie in der Dicke noch mehr anſchwillt, zur Rübe wird. Wenigſtens ſchwillt die Wurzel unmittelbar unter dem Stamm oder dem Wurzelhalſe an, der Stamm und Wurzel verbindet. Zuweilen aber erfolgen die Anſchwellungen in ungeheurer Größe erſt an den dünnen Wurzelzweigen in größerer Tiefe, z. B. bei den Kartoffeln. Die ungeheuerſte Wurzelanſchwellung zeigt die in Tropenländern als Nahrungspflanze ſo berühmte Yamswurzel. Pöppig (Reiſe I. 157) fand in Südamerika eine Baldrianwurzel (valeriana) in Form einer großen gallertartigen und durchſichtigen Kugel. Von den zahlreichen Nahrungs- und Farbſtoffen, Heilmitteln ꝛc. die in den Wurzeln enthalten ſind, reden wir ſpäter. Hier geht uns erſt die Form an.

Von den Anſchwellungen (tuberes) verſchieden iſt die Zwiebel (bulbus); dieſe letztere nämlich iſt keine Wurzel (die eigentliche Wurzel beſteht nur aus den unten an der Zwiebel hängenden Wurzelfaſern), ſon-

dern eine Stammknospe mit der Stammrichtung nach oben und nicht mit der Wurzelrichtung nach unten. Auch andere Stämme hält man oft für Wurzeln, weil sie unter der Erde stehen oder liegen und ein rauhes wurzelhaftes Aussehen haben, allein man erkennt sie leicht als Stämme, weil sie den Trieb nach oben und nicht nach unten haben.

Die starke Pfahlwurzel, die sich in Aeste und Zweige tief unter der Erde, wie der Stamm über der Erde vertheilt, ist unsern meisten Bäumen eigen. Thauwurzeln nennt man dagegen die, welche sich in nicht großer Tiefe unter dem Boden wagrecht ausbreiten, daher ihre Nahrung mehr vom Thau und Regenwasser auf der Oberfläche der Erde, als aus der Tiefe schöpfen. So die Nadelhölzer. Die schon erwähnten, von tropischen Bäumen herabfallenden Wurzeln, die sich dann im Boden eingraben, sind die s. g. Luftwurzeln. Schmarotzerpflanzen, die nur auf andern Pflanzen wachsen, haben, um sich in dieselben einzunisten, kurze s. g. Heftwurzeln, die in die fremde Rinde, das fremde Holz einwachsen. Ueberhaupt zeigt auch der Stamm vieler Pflanzen eine Tendenz zur Wurzelbildung mittelst der s. g. Lenticellen, Rindenhöckerchen oder Warzen, aus denen sich z. B. beim Epheu, bei den Ausläufern der Erdbeere ꝛc. wirkliche kleine Wurzeln entwickeln und anheften. Solche Lenticellen kommen auch an den Zweigen vor und dienen ebenfalls zum Anwurzeln, wenn man die Zweige abschneidet. Ohne sie wäre es nicht möglich, aus den Zweigen der Pappeln, Weiden, den s. g. Stecklingen, neue Pflanzen zu erziehen.

6.

Der Stengel und Stamm.

Der Stamm hat den Trieb nach oben der Sonne zu im Gegensatz zur Wurzel, die den Trieb nach unten zum Mittelpunkt der Erde hat. Er ist der obere Theil jeder Pflanze, mit Ausnahme der niedrigsten Gewächse, die nur aus staubartigen Zellen, Fäden und Krusten bestehen. Der Stamm beginnt erst mit den weichen Stengeln der Pilze und Moose, erhebt sich zum Krautstrunk und vollendet sich im Baum. Er ist ein Stiel, Stengel, Stock von gleichmäßigem oder nur oben sich verkleinerndem Durchmesser, oder ein Strunk in Spindel- und Bauchform. Er läuft ununterbrochen fort oder ist gegliedert. Er ist glatt oder mit den Narben der Aeste und Blätter wie mit Schuppen bedeckt.

Der Trieb in die Länge und Höhe herrſcht durchgängig vor, der in die Breite macht ſich mehr in der Verzweigung, als in der Dicke des Stammes geltend. Das natürliche Maaß zwiſchen beiden Tendenzen iſt bedingt durch die Schwerkraft. Nur Schlingpflanzen können ſich bei ungeheurer Länge (z. B. der 500 Fuß lange Rotang) an andern Bäumen halten, und der oft noch längere Tang des Sargaſſomeers im Waſſer flottiren. Feſtgewachſene und ſelbſtſtändige Pflanzen dagegen dürfen keinen Stamm haben, der nicht ſtark genug wäre, die Krone zu tragen. Eine außergewöhnliche Dicke des Stammes aber zeigen einige Bäume, die zahme Kaſtanie, die Feige, ganz beſonders der Drachenbaum. Ausnahmsweiſe wachſen die Stengel viel höher als gewöhnlich, wenn ſie ſich erſt die Stelle ſuchen müſſen, wo ſie ſich ausbreiten oder zur Sonne gelangen können. So wachſen Roſen an einem Zaun, der ihnen die Sonne nimmt, bis ſie die Sonne erreichen, dreimal ſo hoch, als die nicht weit davon ſtehenden Roſen, die von Anfang an die Sonne gehabt haben. Ein Pflänzchen, das nur wenige Zoll hoch wächst (lothraea squamaria), fiel einmal zufällig in ein Bergwerk im Mannsfeldiſchen und wuchs aus der Tiefe wieder empor, um zur Sonne zu gelangen, nach und nach 30 Ellen hoch, ohne jedoch das Tageslicht erreichen zu können. Beobachtet von Prof. Schwägrichen. Vgl. Fechner, Nanna S. 109. Ein ſehr ſchönes Sinnbild ausharrender Treue im Unglück.

Seine Feſtigkeit erhält der Stamm erſt durch die dem lockern Zellgewebe mehr Halt gebenden ſ. g. Gefäße und durch das Holz. Das Zellgewebe zeigt ſich an jedem Querſchnitt, den man durch den Stamm oder Stengel macht, ganz deutlich als eine Zuſammenhäufung von Zellen, die entweder nur locker neben einander liegen und alsdann noch rund geblieben ſind, oder die ſich wie Bienenzellen an einander preſſen und dann Seitenflächen annehmen. Zwiſchen den Zellen bleibt leerer Raum übrig und zuweilen treten ſie ſo weit auseinander, daß durch den ganzen Stamm eine zwiſchen ihnen leer gebliebene Röhre (Intercellular-Gang) aufſteigt. Einige Zellen verlängern ſich und bilden mitten unter den übrigen netz- und bienenzellenartigen Geweben durch Aneinanderreihung eine Säule. Dieſe Längenzellen dehnen ſich aus und verdicken ſich durch Vervielfältigung ihrer urſprünglichen Membrane und indem die Zwiſchenwände, die ſie noch trennten, wegfallen, bilden ſie ein ununterbrochenes ſtarkes Rohr, durch welches Saft und Luft leicht aufſteigen kann und welches zugleich dem Stamm einen feſtern Halt gibt. Es verhält ſich zum Zellgewebe wie die

Knochenröhre im Thiere zu deſſen Fleiſch. Die Gefäße ordnen ſich gewöhnlich zu hunderten zuſammen, wie Stricke oder Riemen und ſchließen das Mark der Pflanze in der Mitte ein, während ſich nach außen wieder einfache Zellen als Rinde anſetzen.

Die Gefäße ſind gewöhnlich leer, nur mit Luft gefüllt. Nur in der Zeit der größten Saftſtrömung im Frühling füllen auch ſie ſich mit Saft. Sonſt geht die Saftbewegung ausſchließlich in den Zellen vor ſich. Waſſerpflanzen zeigen mehr Luftgefäße und auch vergrößerte leere Zellen, wodurch ſie leichter und auf dem Waſſer ſchwimmend erhalten werden. Die Milchgefäße, die einen eigenthümlichen Saft führen, gehören auch nur beſondern Pflanzen an. Die Hauptgefäße ſind die Spiralgefäße, durch Umbildung auch verwandelt in ſ. g. Ringgefäße, Zellengänge und poröſe Gefäße. An die innere Wand legen ſich nämlich neue Schichten ſpiralförmig an, wie daſſelbe auch in einzelnen Zellen geſchieht. Nur die lange Ausdehnung und die größere Zähigkeit macht hier den Unterſchied. Der innere Spiralfaden löst ſich ſpäter gewöhnlich von der innern Wandung wieder ab und läßt ſich dann lang abwickeln, oder hängt, wenn man die Pflanze zerreißt, wie ein Spinnenfaden heraus. Da er weder Saft führt, noch in ſeiner Ablöſung der Pflanze Feſtigkeit gibt, iſt ſeine eigentliche Beſtimmung dunkel. Oken erklärt die Spiralfaſer aus dem Umlauf der Sonne, aber dann könnte ſie ſich nicht kreuzen, was doch häufig geſchieht. Die Spiraldrehung liegt überhaupt im Princip der Pflanze, ſie iſt das orientirende Organ, welches der Pflanze die Richtung anzeigt, wie das Gefäß überhaupt ihr Feſtigkeit gibt. Die Claſticität und Zähigkeit der Spiralfaſern iſt am auffallendſten beim Baſt, Flachs, Hanf ꝛc. Indeß darf man in dem Spiralgefäß nicht das Princip der Bewegung ſelbſt ſuchen. Die Bewegung und das Leben beginnt in der Zelle allein und wird allein durch die Zelle fortgepflanzt. Die Gefäße dienen nur dem lockern Zellgewebe als Träger und Stützen.

Das einfache Zellgewebe heißt Parenchym. Die Zellen ſind urſprünglich rund, legen ſich aber in Flächen an einander, wie Bienenzellen oder Backſteine in mannigfacher Abwechslung der Lage, Größe und Verſchiebung. In den niedrigſten Pflanzen kommen nur runde Zellen vor, in den Pilzen verlängern ſie ſich ſchon, ſpäter erſt und anfangs nur zerſtreut, treten Spiralgefäße auf. In den Monocotyledonen, ſelbſt in den Palmen ſind ſie noch zerſtreut und ſetzen ſich von außen immer nur an, ſo daß der Baum inwendig aus weichern Markzellen, auswärts aus feſten Ge-

fäßen wie aus einer harten Schale beſteht. In den höhern Pflanzen bilden die Gefäße, mit längern, oben und unten ſpitzigen und in einander geſchobenen ſ. g. Holzzellen (dem Praſenchym) verbunden, einen Cylinder zunächſt um das Mark. Die ſcharfe Linie, in der dieſer Gefäßkreis vom Mark getrennt iſt, heißt die Markſcheide. Zunächſt an dieſer liegen die größern Gefäße und Holzzellen, denen dann gegen die Rinde hin kleinere folgen. In jedem Jahr aber ſetzen ſich von außen her neue Gefäße und neue Holzzellen an, die ſo lange ſie noch jung ſind, junges Holz oder Splint heißen und ſich durch hellere Farbe vom alten Holz unterſcheiden. Aber wenn auch der Splint zum alten Holz übergeht, indem von außen neuer hinzukommt, ſo kann man doch auch im alten Holz jeden ehemaligen Splint als ſ. g. Jahresring unterſcheiden, weil die größern Gefäße und Zellen gegen das Mark hin und die kleinern gegen die Rinde hin das Unterſcheidungsmerkmal ſind und jeden Ring ſcharf vom andern abgrenzen. Eine Anzahl Zellen ſetzen ſich ſo zwiſchen die Jahresringe, daß ſie excentriſch vom Marke gegen die Rinde auslaufend beide in Verbindung erhalten. Das ſind die ſ. g. Markſtrahlen.

Wie ſich der Splint zum Holze verhält, ſo der Baſt zur Rinde. Der Baſt beſteht aus längern Zellen, die Rinde aus kürzern. Beide aber gehören zuſammen, beide laſſen ſich gemeinſam vom Holz ablöſen. Indem der Baſt zwiſchen Holz und Rinde liegt, iſt er auch das Organ, durch welches beide vermehrt werden, oder wachſen. Der rohe Nahrungsſaft ſteigt aus der Wurzel in die Pflanze auf und erfüllt ſie in allen Theilen, die nicht ſchon verſtopft oder abgeſtorben ſind. In gleicher Weiſe erfüllt auch wieder derſelbe Nahrungsſaft, ſo wie der weitere Nahrungsſaft, den die Blätter ſelbſt aus der Luft eingeſogen haben, nachdem ſie in den Blättern zum Bildungsſaft präparirt worden ſind, die innern Theile der Pflanze. Zwar iſt ohne Zweifel ſchon beim Aufſteigen des Nahrungsſaftes aus der Wurzel mancher aus der Erde genommene Stoff in den Zellen zurückgeblieben und gar nicht bis zu den Blättern gelangt; allein die Hauptfüllung erhalten die Zellen und Gänge doch erſt aus dem aus den Blättern rückläufigen Safte. Man bemerkt zugleich deutlich, daß für dieſen die Zellen nicht gleiche Empfänglichkeit haben, ſondern daß die verſchiedenen Arten des Bildungsſaftes ſich auch in verſchiedene Zellenlagen der Pflanze vertheilen. Die Markzellen bleiben leer, verfaulen und machen den Baum oder die Stämme hohl, oder ſie verſchwinden durch Verholzung. Die Holzzellen füllen ſich mit dem das Holz charakteriſirenden mehr oder weniger harten

Stoff, einer Umbildung des Stärkmehls. In gewiſſen Pflanzen bilden ſich eigene Gänge voll Milch und Harz. Andere werden auch in den Zellen mehr oder weniger durchdrungen von einem fetten, ſüßen, bittern oder ſauren Stoffe.

Der Baſt aber erhält ſeine volle Bedeutung erſt durch den Bildungsſaft, der ihm aus den Blättern zufließt und ausſchließlich zum Wachsthum der Pflanzen, zur Bildung neuer Gefäße und Holzzellen auf der innern, zur Bildung neuer Rindenzellen auf der äußern Baſtſeite beſtimmt iſt. Dieſen Saft, der dick und klebrig, ein vegetabiliſcher Schleim iſt, nennt man Cambium. Er ſcheint dem Urſchleim verwandt, der die lockern Zellen der Algen, namentlich des Noſtoch umgibt und der lackartigen Subſtanz, aus der die Cuticula der Blätter und Pollen, des Samens ꝛc. beſteht, weßhalb auch Hugo v. Mohl ſie mit der Intercellularſubſtanz identificiren zu müſſen glaubte. Das Cambium entſteht erſt, wenn Blätter vorhanden ſind, denn es kann ſich nur in den Blättern bilden. Während ſeines erſten Ablaufes den Baſt abwärts und ehe die neuen Zellen und Gefäße angewachſen ſind, laſſen ſich Baſt und Rinde leicht vom Holze trennen, daher man die Eichen nicht eher entrindet, als wenn ſie Blätter haben. Das Cambium läuft aus den Blättern dem Baſt entlang bis in die Wurzel hinein und gibt auch dieſer neues Wachsthum. Dabei iſt zu bemerken, daß das erſte Wachsthum der Pflanze natürlicherweiſe ohne Cambium vor ſich geht, ſofern der Keim ſeine Nahrung aus dem Samen, der Gipfeltrieb des Stammes aber aus dem Marke, beziehungsweiſe aus der Wurzel nimmt. Die Pflanze wächst darnach allerdings zunächſt von unten, aber ſie verlängert ſich und dehnt ſich aus von oben, von wo ihm das Cambium zufließt.

Von der Beſtimmung des Cambium hängt das Oculiren, Pfropfen, Copuliren und Ablactiren ab. Ein Stückchen Baſt und Rinde mit einem Knospenauge von einem Baum zur Zeit der Cambiumsentwicklung auf die entrindete Stelle eines andern verwandten Baumes aufgelegt, wächst bald mit ihm zuſammen vermittelſt des ſich aus beiden Pflanzenindividuen vermiſchenden Cambiums. Das iſt das ſ. g. Oculiren. Das Pfropfen geſchieht, indem man den Zweig von einem Baum ins Holz des andern einkeilt, das „Pfropfen auf den Sattel", wenn umgekehrt der geſpaltene Zweig auf einen Keil oder abgeſchnittenen Zweig des andern Baumes aufgeſetzt wird; das Copuliren, wenn beide Zweige in ſchiefer Fläche zuſammengeſchoben werden; das Ablactiren, wenn die

Zweige zweier neben einander ſtehender Bäume, ohne abgeſchnitten zu ſeyn, gleichſam zu einer Pflanze verbunden werden. In allen dieſen Fällen kommt es nur darauf an, im Querſchnitt beider Zweige immer die Cambiumſchicht des einen genau auf die des andern zu legen. Durch den ſ. g. Ringſchnitt im Zirkel um den Baum kann man das Wachsthum deſſelben für immer hemmen, denn das Cambium kann nun nicht mehr abfließen. Geht der Schnitt nicht ringsum, hängt noch ein Theil des Baſtes zuſammen, ſo vernarbt ſich die Wunde und der Baum gedeiht fort.

Die Verbindung der vollen und halben, kleinen und großen, runden, eckigen und länglichen Zellen mit den Gefäßbündeln, Intercellulargängen, Holzringen, Markſtrahlen, das zarte Mark inwendig, die jungen Splint-, Baſt- und Rindenſchichten auswendig verleihen den Querdurchſchnitten des Holzes eine ſehr mannigfaltige Zeichnung, deren Schönheit man aber meiſt nur unter dem Mikroſcop bewundern kann. Man findet darunter die reizendſten Roſetten, wie ſie nur irgend in der gothiſchen Baukunſt oder in der Filigranarbeit vorkommen. Die concentriſchen Ringe und die Radien, das feine Netz der Membranen und die ſymmetriſchen Höhlungen dazwiſchen, die wie Perlen, Eier, Halbmonde, Federn ſich um das Centrum reihen, gewähren eine unendliche Abwechslung der ſchönſten Zeichenmuſter. Man findet ſogar ſtatt der concentriſchen Ringe auch eine ſpiralförmige Entwicklung des Zellgewebes und gehört dieſelbe zum Reizendſten, was das Mikroſcop darbietet. Sehr überraſchend ſind auch die Querdurchſchnitte der Asklepiaden, Ariſtolochien, Bauhinien, ſofern hier die äußere Rinden-Subſtanz ins Innere der Holzmaſſe hineintritt und dieſelbe lappenartig theilt (ähnlich den Loben der Ammoniten). Der Stamm der Pflanze iſt die kunſtreichſte Säule, die es gibt. Man mag ihn der Länge nach ſpalten und ſeine Saftgänge und Luftgefäße in ihrer kunſtreichen Windung verfolgen, oder ihn quer durchſchneiden und die ſymmetriſche Gruppirung ſeiner Markzellen und Jahresringe betrachten, überall erſcheint er als eine von wunderbarer Kunſt erzeugte und von einem leiſen Leben innerlich belebte Säule, die halb noch der Baukunſt anzugehören ſcheint, halb der Plaſtik, eine Marmorſäule, die im Begriff iſt, lebendiger Leib zu werden.

Die Gefäße bilden das eigentliche Gerippe und den Träger der ganzen Pflanze und bedingen die Geſtalt derſelben. Dieß ſieht man am deutlichſten im Blatt, deſſen Rippen und Adern Gefäße, deſſen grünes Fleiſch Zellen ſind.

In den Palmen, die keine Holzringe, ſondern nur zerſtreute Gefäßbündel haben, vertrocknet das Mark nie, und eben ſo wenig in den Zweigen der eigentlichen Holzbäume. An dieſen nun bemerkt man, daß das Mark mit den Knospen und Griffeln und Fruchtknoten der Blüthen zuſammenhängt, daß dieſe aus dem Mark unmittelbar hervorgehen und daß demnach dem ſo leicht faulenden und gewöhnlich gering geachteten Mark gleichwohl eine hohe Beſtimmung zukommt. Und da man zugleich wahrgenommen hat, daß die Zahl der Staubfäden in den Blumen ſich nach der Zahl der Gefäßbündel, die im Holz erkennbar ſind, richtet, ſo würde daraus folgen, daß ſchon urſprünglich durch die geſtaltloſen und weichen Zellen das weibliche, durch die geſtaltenden und feſten Spiralfaſern aber das männliche Princip in der Pflanze bezeichnet ſey.

Hängt die Conſtruction des Holzes von der Stellung der Gefäßbündel ab, ſo dagegen ſeine Farbe, ſein Inhalt vom Zellgewebe. Darnach iſt das Holz außerordentlich verſchieden geartet. Die Härte und ſchwere Spaltbarkeit des Holzes beruht nicht blos auf der Zähigkeit der Gefäße, ſondern auf der Dichtigkeit und harten Füllung der verholzten Zellen und auf der Art und Weiſe, wie ſich die Holzzellen durch die Gefäßbündel hindurchwinden. Gehen beide der ganzen Länge des Stammes nach parallel, ſo iſt das Holz leicht ſpaltbar, winden ſie ſich aber durch einander, ſo bleibt die Axt ſtecken oder ſpaltet ſich das Holz doch in ſchiefer und unregelmäßiger Abreißung. Das verſchiedene Verhältniß des Zellgewebes zu den Gefäßen und die verſchiedene Füllung der Zellen bedingt die große Mannigfaltigkeit der Hölzer. Wenn die Gefäße nicht gerade aufſteigen, ſondern ſich um eine Aſtbiegung her oder in der Nähe einer Wunde und Vernarbung des Baums oder auch in der Wurzel krümmen und mannigfach ſchlingen, entſtehen zuweilen die ſchönſten Zeichnungen. Man nennt ſolches Holz Maſerholz. Es iſt ein vegetabiliſcher Marmor, daher er wie dieſer zu Tiſchen und Geräthen benützt wird. Die ſchräge Lage, die man in den Gefäßen des geglätteten Holzes wahrnimmt und die von den Tiſchlern zu Gegenüberſtellungen benützt wird, rührt daher, daß die Gefäße ſich, weil ſie im Splint, alſo an der Peripherie des Stammes, entſtehen, gegen die Achſe des Stammes neigen und jedes Jahr in einem ſpitzern Winkel über dem frühern Gipfel einen neuen bilden. Die Jahresringe ſind demnach eigentlich Düten oder Zuckerhüte, von denen immer einer im andern ſteckt, einer immer höher und weiter als der andere.

Nach der Lage der Gefäße, der Härte, Farbe und ſonſtigen Beſchaf-

ſenheit des Zelleninhaltes erhalten die Hölzer unendliche Verſchiedenheit. Wie hart iſt der Mahagoni und das Eichenholz, wie weich das Pappelholz. Wie ſchwarz das Ebenholz, wie weiß das Lindenholz. Wie genaue Parallelſtriche zeigt das Tannenholz und wie feine krauſe Zeichnungen das Holz des Oelbaums. Wie lieblich riecht das Sandel- und Cedernholz, gleich Roſen das Roſenholz von Teneriffa und die Mimoſe iacaranda von Braſilien, und wie abſcheulich dagegen gleich Menſchenkoth riecht die stercoraria auf Ceylon. Wie ſüßlich fade ſchmeckt das Süßholz, wie ſcharf und bitter das Kampferholz. Gewiſſe Hölzer enthalten Arzneimittel, andere reichen Färbeſtoff, ſo das blau färbende Campeche-, das roth und gelb färbende Braſilienholz. Uebrigens herrſchen noch im Holze, wie in der Wurzel die trüben Erdfarben vor. Gelb, roth, braun nehmen im Holz ſehr ſchöne Nuancen an; das Mark iſt faſt immer weiß. Wenn das Holz an Luft und Sonne alt wird, nimmt es eine graue Farbe mit ſeidenartigem Glanz an, eine der maleriſcheſten Lokalfarben in der norddeutſchen Landſchaft, wegen der Holzwohnungen, Dächer, Zäune. Faules Holz phosphoreſcirt im Dunkeln. Verſteinertes Holz zeigt noch die ganze Conſtruction des lebenden. An einem Holzopal fand man außer den Jahresringen ſogar den Wurmfraß verſteinert (Krüger, Urwelt II. 194). Unter Kaiſer Franz I. wurde ein uralter Pfahl der berühmten Trajansbrücke ausgehoben und auswendig in Achat verſteinert, inwendig aber noch als unverſehrtes Holz gefunden. Hatchel fand in den Kohlen von Bovey ein Stück Holz an einem Ende verſteinert, am andern noch ganz geſund. An einem Ende konnte man das Feuer anſchlagen, mit dem man das andere anzündete. In Bergwerken wird das Holz zuweilen mit Beibehaltung ſeiner Form zu Metall verwandelt. So findet man Kupferholz bei Goslar, Schwefelkiesholz in Schweden, Eiſenholz bei Schmalkalden und ſogar Silberholz in Heſſen.

Die Rinde beſteht 1) in der Cuticula, einem eigenthümlichen*) Ueberzug, 2) in der eigentlichen Oberhaut oder Epidermis, 3) in der Korkrinde, die oft ſehr anſchwillt, 4) in der grünen Zellenſchicht, 5) im weißen Cambium der jungen, jährlich ſich erneuenden Rinde. Die Rinde iſt nur zart an ſolchen Pflanzen, deren Stamm mit den Blättern jährlich hinwelkt; aber rauh bei denen, die den Winter überdauern müſſen. Bei einigen Bäumen

*) v. Mohl hielt ihn für Intercellularſubſtanz, Schleiden dagegen für eine eigenthümliche Ausſchwitzung.

(den Platanen) ſchält ſie ſich jährlich ab und behält ſomit auch an alten Stämmen immer etwas Jugendliches. In Auſtralien werfen mehrere Baumarten jährlich anſtatt der Blätter nur die Rinden ab. Bei einigen Bäumen iſt die Rinde glatt von Natur, wie an den Palmen, Buchen ꝛc. Bei den meiſten aber reißt ſie und bekommt unzählige kleine Furchen und Auswüchſe, die mit der Färbung durch ſtaubartige Flechten und ſammtene Bemooſung vereinigt den alten Stämmen ſo viel Maleriſches geben. Das Moos iſt bei den Bäumen ein Zeichen des Alters, wie der Bart beim Manne. Die Rinde oben am Baum theilt die jüngere Färbung, unten altert ſie, daher die Fichte oben roth, unten grau, die Birke oben weiß, unten ſchwarz. An der größern Rauhigkeit und Schwärze der Rinden auf der Nordſeite kann man übrigens, wenn man im Walde verirrt iſt, ſich leicht zurecht finden. Einige Rinden zeichnen ſich durch eine regelmäßigere Zeichnung, Schuppen, Cannelirung, Ringelung, ꝛc. aus, was von dem regelmäßigen Anſatz der Zweige oder Blätter herrührt. Einige ſind ſehr weich (Kork), oder ſehr hart wie die Birkenrinde, die noch als hohle Röhre liegen bleibt, wenn das Holz inwendig längſt verfault und verſchwunden iſt. Einige ſind ſcharf und bitter (wie die Eichenrinde, die man zum Gerben braucht), oder ſüß und aromatiſch (Zimmet). Unter den mediziniſchen Rinden ſteht die Fieberrinde von Peru oben an. Bleibt Baſt an der Rinde hängen, ſo nennt man ſie Borke.

Durch Drüſen, die ſich in der Rinde befinden, ſchwitzt der in Saftgängen auch innerhalb der Rinde geſammelte Bildungsſaft eigenthümliche Stoffe aus, Harze, Gummi, Baumwachs, Kampfer ꝛc. Erdige Stoffe, zumal Kalk und Kieſel, ſetzen ſich auch gern in der Rinde ab und geben ihr dadurch mehr Härte, ſo im Schilfrohr.

In der Rinde niſten ſich oft Schmarotzerpflanzen ein, die den Baum ausſaugen, ihn aber zuweilen auch ſchützen. In Sibirien gibt es große und hohe Lärchenwälder. Die Lärchen werden aber im Norden immer kleiner und endlich ganz verkrüppelt, wie unſer Knieholz auf hohen Gebirgen. Jene Lärchen aber werden durch eine dicke Decke von grauen Moos wie durch einen natürlichen Pelz gegen die Einwirkung der Kälte geſchützt. Wrangel, Reiſe I. 115. Alle Alpenpflanzen haben eine Neigung ſich zu behaaren, als ſollte der Pelz ſie gegen die Kälte ſchützen.

Bei Pflanzen mit zarterer grüner Rinde verlängern ſich häufig die einzelnen Zellen der Oberfläche in gewiſſen Abſtänden zu Härchen und dienen ſomit dem Stiele zur Deckung. Dem friſchen aus einer einzigen kleinen

Zelle gebildeten Härchen entſpricht dann ſpäter die aus einem einzelnen Blatte, oder aus einem ganzen Zweige gebildete Ranke, wie auch der Dorn. Dieſe Härchen und wohl auch ſchon die wachs- und hornartige Beſchaffenheit der Cuticula ſcheinen die Rinde gegen äußere Einwirkungen überhaupt, beſonders gegen Näſſe ſchützen und den Verkehr des Pflanzen-Innern mit dem Aeußern ausſchließlich auf die Spaltöffnungen der Blätter und auf die Drüſen beſchränken zu ſollen.

Die Pflanzen verhalten ſich verſchieden gegen die Wärme, worauf die ganze Pflanzengeographie beruht. Jede Art kann nur einen gewiſſen Kälte- oder Hitzegrad ertragen, jenſeits deſſelben muß ſie ſterben. Aber jede hat eine eigene Temperatur, abgeſehen von der höhern Erwärmung in der Keimung und Blüthe. Der Baum iſt den Winter über im Innern wärmer als die Luft draußen, im Sommer kühler.

Im Stamme ſtehen Rinde und Gefäße zirkelrund um das Mark in der Mitte; am Stamme ſodann die Zweige und Blätter wieder theils excentriſch (im Wirtel), theils in einer ſtufenweiſen Aufwindung (im Wendel oder Spirale). Die Tendenz der Pflanze iſt demnach immer die, ſich excentriſch auszudehnen, einen Kreis um ihren Zenith zu beſchreiben. Daraus erklärt ſich auch der gewundene oder rankende Stamm, (Schlingpflanze) ſo wie die eigentliche Ranke (aus dem Blattſtiel, zuweilen aus dem Zweige entſtanden). Die Ranke will einen Kreis beſchreiben, in ihrer Längenausdehnung wird der Kreis zur Spirallinie, aber jeder Gegenſtand, auf den ſie unterwegs ſtößt, zwingt ſie bei ihrer eigenthümlichen Reizbarkeit, ihren urſprünglichen Weg zu verlaſſen und ſich um die Stütze zu ſchlingen.

7.

Die Verzweigung.

Indem ſich die Pflanze ſeitlich theilt (ſchon der Keim in die beiden Samenlappen aller höhern Pflanzen), wird die Wiederholung dieſer ſeitlichen Theilung am Stamme aufwärts das Motiv zu deſſen höherer Erhebung und Gliederung. Der Stamm theilt ſich in Abſätze, Interfoliartheile zwiſchen Aſt- und Blattknospen, wie in Stockwerke. An jedem Abſatz aber brechen nach der Seite Aeſte, Zweige oder Blätter heraus.

Nur die niedrigſten Pflanzen, die bloß aus Zellen beſtehen, haben keine Aeſte. Aber auch ſchon unter den niedrigſten Pilzen und Algen zeigt ſich die Neigung in der Fadenform aneinandergereihter Zellen, ſich zu

verzweigen. Alle Ausbreitungen der Pflanzen gehören urſprünglich unter ein Geſetz. Wenn es daher auch Pflanzen gibt, die keine eigentlichen Aeſte und Zweige haben, ſo fehlen ihnen doch die zweigähnlichen Blätter nicht, z. B. Farren und Palmen. Umgekehrt gibt es viele Pflanzen, die keine oder nur ſehr verkrüppelte Blätter zeigen, wohl aber Aeſte und Zweige, z. B. die Charen, Caſuarinen. Auch die Blätter und Blüthen ſelbſt haben eine Spitze und ſeitliche Ausbreitung oder Vertheilung, ſind alſo gleichfalls noch als Verzweigung oder Gliederung der Pflanze zu betrachten.

Die Formen der Verzweigung ſind 1) die einfach excentriſche Ausſtrahlung, die Zweige oder Blätter verhalten ſich hier wie Radien; 2) die Gabelung, wenn der Stamm oder Aſt ſich an irgend einer Stelle und unter irgend einem Winkel theilt; 3) die Durchkreuzung, wenn er nach beiden Seiten Zweige entſendet, und die dendritiſche oder Federform, wenn die Zweige längs des Stammes oder Aſtes in parallelen Reihen aus beiden Seiten hervorſtehen (Tannenzweig).

Bei vielen Pflanzen erſcheint die Seitenausbreitung gleichſam in den Höhenzug mit fortgeriſſen. Der Stamm gabelt nach oben, eben ſo wieder der Aſt und aus ihm heraus der Zweig, alles in der Längenrichtung. So die eben erwähnten Caſuarinen, ſo auch unſre Trauerweide. Bei andern Pflanzen iſt dagegen die wagrechte Durchkreuzung des ſenkrechten Stammes das Grundgeſetz. So bei den Nadelhölzern, am meiſten bei der prachtvollen Araucaria, bei vielen andern ſtreben die Aeſte theils ſproſſend in die Höhe, theils ſenken ſie ſich mehr oder weniger. Wieder andere krümmen ſich in verſchiedenen Winkeln. Der Engländer Gilpin hat an unſern Waldbäumen dieſe Winkel gemeſſen. Sie hauptſächlich ſind es, wodurch die Mannigfaltigkeit der Baumformen bedingt wird. Der Eichenaſt bildet knorrige Ellenbogen, der Buchenaſt läuft im Zickzack ꝛc.

In der Regel ſteigen die Aeſte am Baum pyramidaliſch auf, d. h. ſie verjüngen ſich nach oben und ſind unten breiter. Das kommt daher, weil die untern Aeſte, durch die obern beſchattet, dem Licht zuwachſen, ſich alſo verlängern müſſen. Es trägt aber auch dazu bei, den Baum beſſer im Gleichgewicht zu halten. Nur ausnahmsweiſe kommt eine größere Ausbreitung der Zweige an den höchſten Stellen vor, z. B. bei den Kiefern.

Man unterſcheidet den obern Theil des Baums mit ſeinen ausgebreiteten Aeſten als die Krone vom kahlen untern Stamme. Ferner den Gipfeltrieb oder Wipfel von den Seitentrieben oder Aeſten, und vom Aſt wieder deſſen Ausgabelungen in Zweige. Abnorm iſt die bei einigen

Pflanzen vorkommende Verwachſung der Aeſte z. B. in dem dadurch ſo breit gewordenen Hahnenkamm, ferner die Verkümmerung der Aeſte in Dornen, z. B. an der Schlehe, am Ginſter.

Was die Stellung der Aeſte betrifft, ſo iſt dieſelbe, wie ſchon bemerkt, wirtel- oder wechſelſtändig, d. h. einfach excentriſch aus einem Punkt oder in der Spirallinie nur am Stamm heraufgewunden. Der Punkt, von dem die Ausbreitung ausgeht, liegt bei den Pflanzen, die keinen ausgebildeten Stamm haben, unter der Erde. Die Pflanze kommt dann gar nicht als Stamm, ſondern als Strauch, als eine Gruppe excentriſcher Aeſte oder Zweige aus der Erde. Bei Farren und Palmen entfaltet ſich alle Jahre ein Wirtel von großen Blättern aus dem Gipfel des Stammes und fällt ab, um einem neuen Platz zu machen. Dadurch iſt das Wachsthum des Stammes ſelbſt bedingt, an welchem daher ringsum die Blattnarben der abgefallenen Blätter wie Schuppen ſtehen bleiben und ihm ein ſchönes Anſehen geben. Da immer ein Blatt nach dem andern abfällt, dehnt ſich der Wirtel unmerklich in die Spirallinie aus und die Blattnarben ſtehen daher auch nicht in einfachen wagrechten Ringen um den Stamm, ſondern ſie ſteigen in einer ſanften Spirale auf.

Die einfachſte Form der ſeitlichen Ausbreitung iſt die Gegenüberſtellung der beiden Samenlappen am Keim. Auch an viel höhern Pflanzen ſtehen ſich nur je zwei Aeſte oder Blätter gegenüber. Die Dreizahl dagegen entſpringt aus der Längen- oder Höhentendenz der Pflanze und charakteriſirt den Gipfeltrieb mit den ihm nächſten Seitentrieben, ſo wie ſelbſt in jedem Blatt die Mittelgruppe mit den beiden Seitengruppen. Die Vierzahl hat wieder die ſeitliche oder Breitentendenz und iſt doppelte Gegenüberſtellung oder Durchkreuzung in der gleichen Fläche, im Wirtel. Die Fünfzahl verbindet auf die in der Pflanzenwelt am meiſten charakteriſtiſche Weiſe jene Richtung in die Breite mit der in die Länge, die Seiten- mit der Höhentendenz. Alle übrigen Zahlenverhältniſſe ſind aus den gegebenen abzuleiten und nur deren Wiederholung oder Verdoppelung.

Obgleich die Pflanze ſich weder mit ihren Füßen (den Wurzeln) fortbewegen, noch mit ihren Armen (den Aeſten) zugreifen kann, ſo ſind dieſe ihre wachſenden Glieder doch gewiſſermaßen ſchon Verſuche, umherzutaſten, wie mit thieriſchen Gliedmaſſen, wenn auch bewußtlos, unwillkührlich, wie im Schlafwachen. An eine Seele der Pflanzen iſt nicht zu denken, wohl aber an eine gewiſſe Vorbildung des höhern Organismus im niedern, eine Aehnlichkeit, die keineswegs zur Identität wird. Das Pflanzen-

reich ſteht in der Mitte zwiſchen dem Mineral- und Thierreich und hat in ſeiner Form von beiden etwas aufgenommen, hier nach-, dort vorbildend. Es ahmt z. B. die Kryſtalliſation in den dendritiſchen Bildungen nach und bringt ſie zur höchſten Vollendung. In den edelſten Coniferen (Nadelhölzern) gliedert ſich der gerade Stamm in gerade Aeſte, dieſe kreuzen ſich in gerade Zweige, dieſe wieder in Zweige, endlich in Nadeln, und zwar ſtets in der gleichen Fläche, nur in Stockwerken übereinander bis zum pyramidaliſchen Gipfel aufſteigend. Das ſcheint die höchſte Vollendung der Kryſtalliſation zu ſeyn, die dem Mineralreich noch nicht möglich war und erſt in der Pflanze erreicht wurde. Andrerſeits aber nähert ſich die Pflanzenform auch ſchon den höhern Organismen und bildet organiſche Geſtalten und Contoure vor. Schon im hohen Alterthum wurde die ſchlanke Cypreſſe als Vorbild der menſchlichen Geſtalt erkannt. So wiederholt ſich auch aus der Elementarwelt das Rauſchen der vom Wind bewegten Wellen im Rauſchen des Waldes, aber das letztere iſt ahnungsvoller, ſchon ähnlicher dem beſeelten Laute, dem Stimmengeflüſter.

Wie der erſte Zweig, der zum Himmel emporgrünte, ein Zeichen des Sieges war, den das Leben in der organiſchen Welt über den ſtarren Tod der unorganiſchen errungen, und ein Zeichen des Friedens, der in dem ſtillen Blühen der Vegetation auf den frühern Kampf der Elemente und auf die großen Erdrevolutionen folgen ſollte, und ein Zeichen des Beſitzes, den der Menſch von der neu erblühenden Erde nehmen durfte, oder der von Gott verliehenen Belehnung, und ein Zeichen der göttlichen Zauberkraft, die aus der rohen Erde das ſchöne Wunder der Pflanzen hervorruft, und ein Zeichen der Auferſtehung alles Lebens aus dem Tode; — alſo hat dieſer Zeichen Bedeutung der grüne Zweig behalten durch alle Folgezeiten. Mit Zweigen ſchmückten ſich die Sieger; einen Zweig trug, der um Frieden bat; mit einem Zweig empfing der Diener die Belehnung des Herrn; eines Zweiges bedurfte man zur geheimen Zauberei, mit einem Zweige öffnete man die Schätze der Erde und hieß die Todten aus den Gräbern ſteigen.

An der Spitze oder zur Seite der Zweige ſproſſen die (terminalen oder axillaren) Knospen aus dem innerſten Marke der Pflanze hervor. In der gewöhnlich koniſch geformten Knospe liegen die ſich erſt entwickelnden Blätter und Blüthentheile zart zuſammengefaltet, wie im Ei, oder wie ein Schmetterling in der Puppe. Die Blätter brechen durch die dunkelgefärbte Knospenhülle und breiten ſich an der Sonne aus.

Der knospende Palmzweig am Palmſonntage iſt das ſchöne Symbol der Auferſtehung. Der dürre unfruchtbare Zweig aber iſt als Ruthe das Sinnbild der Sündenſtrafe, des unfruchtbaren oder böſe Frucht tragenden Lebens. Und zum dürren Zweig verhält ſich der Dorn, wie zum lebendigen die Knospe.

Des Zweiges, wie des Blattes, ſchönſte Biegung iſt die im Bogen. Daher nach allgemeinem Gefühl dem Palmenblatte der Vorzug vor allen andern gebührt. Es iſt das Streben zur Höhe darin ausgedrückt und zugleich Demuth. Zugleich iſt es beweglich, ſcheinbar lebendig und gibt dem leiſeſten Spiele des Windes nach. Das Gegentheil davon zeigt der dürre, ſteife knorrige Aſt, die perſonificirte Halsſtarrigkeit. Den traurigſten Eindruck aber macht im Gezweig der Ausdruck charakterloſer Unnatur. In Sibirien ſieht man ganze Wälder, deren Aeſte nur ſüdwärts gekehrt ſind, in Folge der heftigen und immerwährenden Nordwinde, ein dunkelgrünes Regiment des nordiſchen Czaren und ein Beweis, wie dort ſogar nicht einmal den Bäumen freies Wachsthum vergönnt iſt.

8.

Das Blatt.

An der vollendeten Pflanze unterſcheidet man vielerlei Blätter, 1) Keimblätter, welche das junge Pflänzchen an der Sonne ausbreitet, wenn es eben aus der Erde ſproßt, 2) Wurzelblätter, die zuerſt am Stamme wachſen und gewöhnlich noch nicht grün gefärbt ſind, auch bei höherer Vollendung der Pflanze wieder abfallen, 3) Deckblätter der jungen Knospen (gleichſam die Eierſchalen), der Blumen (Kelchblätter), des Samens (Hülſen). Alle dieſe Blätter haben eine untergeordnete Beſtimmung. Hauptblätter ſind 4) das grüne eigentliche Laub der Pflanze und 5) die Blätter der Blumenkrone. Von den Blumen handeln wir beſonders, haben es alſo hier vorzugsweiſe mit dem grünen Laubblatte zu thun, welches zur Ernährung und Athmung der Pflanze dient, wie die andern Blätter zur Deckung und Hülle.

Das grüne Blatt iſt die Hand, womit die Pflanzen ihre ſtille, aber der irdiſchen Welt unendlich nützliche Arbeit verrichten. Es ſaugt nämlich durch den bis zum Blatt aufſteigenden Wurzelſaft Sauerſtoff und durch die Luft unmittelbar im Blatt ſelbſt Kohlenſtoff ein und haucht dagegen Sauerſtoff aus. Die Pflanzen geben alſo den Thieren ihr Lebenselement

und nehmen ihnen dagegen das, was ihnen entbehrlich oder ſchädlich iſt, ab. Sie erhalten ein für das Thier- und Menſchenleben nothwendiges Gleichgewicht in der Luft. Zugleich dienen aber die Blätter auch dem Pflanzenleben ſelbſt, denn ſie verarbeiten unter Mitwirkung der Sonne den aus der Wurzel aufgeſtiegenen Nahrungsſaft und laſſen ihn verwandelt und mit den aus der Luft, Thau, Regen aufgenommenen Stoffen als Waſſerſtoff mit etwas Kohlenſtoff verbunden, als Zucker, Stärkmehl, Gummi, Oel ꝛc. in die Pflanzen zurückkehren. Man glaubt, die obere grünere Seite des Blattes ſcheide mehr aus und fülle ſich daher ſtärker mit dem grün färbenden Kohlenſtoff, die untere hellere und weichere Seite ſauge dagegen mehr aus der Luft ein.

Das Blatt ſtrebt der Sonne zu und nimmt, wenn es in den Bereich ihrer Strahlen gekommen iſt, wo möglich eine ſolche Stellung, daß dieſe Strahlen ſenkrecht auf ſeine Fläche fallen können. Die Ausbreitung des Blattes entſpricht der Ausbreitung des Bodens gegen die ſenkrecht darauf herabſtrahlende Sonne. Daher die breiteſten und größten Blätter unter dem Aequator, die ſchmälſten und Nadelförmigſten gegen die Pole hin. Auch die Verlängerung der Blätter nimmt zu gegen den Aequator und ab gegen die Pole. Daher die Ranken dort, die Dornen (der verkümmerte Blattſtiel) mit den Nadeln und Haaren vorherrſchend in der kalten Zone und auf hohen Gebirgen.

Das Blatt iſt ein modificirter Zweig, nämlich eine Fortſetzung der ſich im Wirtel oder Wendel in einfacher oder vielfacher Gegenüberſtellung vertheilenden Gefäßbündel. Der Blattſtiel führt die Gefäße ins Blatt und vertheilt ſie hier wieder als ſ. g. Blattnerven oder Blattadern, und von der Ausdehnung und Vertheilung dieſer Blattgefäße hängt eben ſo die Größe und Form des Blattes ab, wie von der Ausdehnung und Vertheilung der Stammgefäße die Größe und Form der ganzen Pflanze. Das Zellgewebe der Blattfläche zwiſchen den Adern kommt aus dem Mark und der Rinde. Das Blatt iſt eine Reproduction der Pflanze, wie der Zweig, nur zu dem beſtimmten Zweck des Einſaugens und Einathmens aus der Luft und des Aushauchens in die Luft geſchaffen und gebildet.

Das von der Wurzel aus dem Boden aufgeſogene Waſſer enthält Auflöſungen von Mineralien, Salze ꝛc., die mit dem Waſſer bis in die Blätter aufſteigen, dort aber, indem das Waſſer abdunſtet, zurückbleiben und wenn das Blatt verwelkt, es ſteif machen, oder wenn man es verbrennt, eine reichliche Aſche zurücklaſſen. Die dunkle grüne Färbung des

Blatts hängt aber nicht von dieſen Stoffen, ſondern vielmehr von dem Kohlenſtoff ab, den das Blatt als Kohlenſäure aus der Luft in ſich einſaugt. Die Gefäße (Blattrippen, Adern) ſind gewöhnlich von lichterer Farbe und gehen von der Farbe des Zweiges in die des Blattes über. Das eigentliche Blatt aber zwiſchen den Rippen iſt einfaches Zellgewebe und in ihm eben ſammeln ſich die von unten aus der Wurzel mit dem Saft, wie die von außen mit der Luft eingeſognen Stoffe.

Das Aushauchen und Einſaugen geſchieht mittelſt kleiner Spaltöffnungen in der Oberhaut des Blattes. Die Oberhaut ſelbſt beſteht aus dem Stoff wie die Cuticula der Rinde und iſt zuweilen wie ein Lack dick aufgetragen.

Die Haare, die aus einzelnen oder mehrern Zellen gebildet, häufig an der Unterſeite der Blätter ſtehen, ſcheinen auf eine freilich noch nicht genügend erklärte Art der Einſaugung zu dienen. Je magerer der Boden iſt, auf dem der Quendel (wilde Thymian) wächst, um ſo dichter umhüllt ſich das kleine Pflänzchen mit Haaren, die ohne Zweifel den Nahrungsſtoff aus der Luft ſaugen. Aus demſelben Grunde ſind die auf dem dürrſten und ausgebranntеſten Boden wachſenden Cactusarten ſtark behaart. Sofern aber auf emporſtehenden Haaren Regen- und Thautropfen ſchweben bleiben und vom Eindringen in die Pflanze abgehalten werden, und ſofern faſt immer nur die untern, alſo vom Regen abgewendeten Blattſeiten behaart ſind, ſcheinen die Haare nicht beſtimmt, Waſſer aufzunehmen, vielmehr es abzuhalten und nur luftförmige Stoffe einzunehmen. Daß dieſe Haare Oeffnungen haben, oder wenigſtens durch die Membran ſo gut einſaugen als ausſchwitzen können, beweiſen die feuchten Ausſcheidungen z. B. die brennende am Haar der Neſſel, die ſchmierige am Haar der Tabaksblätter, des Bilſenkrautes ꝛc. — Das Blatt umhüllt ſich bei ſeinem Entſtehen mit einer zarten Haut (epithelium), die bei Waſſerpflanzen zum ſpaltloſen Epiblema, bei Luftpflanzen zur gewöhnlichen mit Spaltöffnungen verſehenen Epidermis wird. Unter dieſer Haut bildet ſich eine Zellenſchicht, die gewöhnlich mit Chlorophyll (Blattgrün) gefüllt iſt. Unter dieſer wieder eine Schicht von größern und ſaftigern Zellen, die nicht ſelten länglicht ſind und ſenkrecht auf der erſten Schicht ſtehen. Sie laſſen ſich zuweilen leicht von einander ablöſen. Manche Blätter haben noch mehr ſolche Schichten. Vgl. Schleiden, Botanik II. 190. Je dünner das Blatt, deſto durchſichtiger. Man ſieht das Zellgewebe zwiſchen den Adern in ſeiner ganzen kunſtreichen Zeichnung, wenn man das Blatt

gegen die Sonne hält. Die ſchönſten Zeichnungen findet man in den Zellen der Oberhaut, z. B. geſchlängelt bei einigen Farren. Einige Pflanzen haben auffallend dicke und ſaftige Blätter, z. B. Hauswurz, fette Henne ꝛc. In ihnen liegen nicht Zellenſchichten über einander, ſondern die Zellen ſind gleichmäßig in der ganzen Maſſe vertheilt und ſaftreich. Andere Pflanzen haben Blätter von gerade entgegengeſetzter Beſchaffenheit, hart, glatt, ſteif, z. B. Lorbeer, Citrone, Pappel; andere weich und wäſſerig, z. B. Salat; einige überaus fein geädert, z. B. Kohl; einige ſo porös, daß ſie gegen die Sonne gehalten punktirt erſcheinen, z. B. Eiskraut, Myrthe; einige wirklich durchlöchert, das ſonderbare dracontium pertusum, das großblättrige caladium. Einige ſind mit feinem Puder bedeckt z. B. Aurikel; ſehr viele mit ſammtartigem Haar, z. B. Königskerze, cecropia peltata ꝛc., oder mit feinen Stacheln z. B. Neſſel, oder mit Dornen z. B. Diſtel, Stechpalme. Bei den Alpenpflanzen finden ſich häufig dicht anliegende Schuppenblätter mit dichtem Sammthaar und Puder vereinigt. Die Pflanzen ſtecken gleichſam in einem Pelze um gegen die Kälte geſchützt zu ſeyn. Der feine ölige oder Wachsſtaub ſcheint beſtimmt, die Feuchtigkeit abzuhalten. — Das dichte Haar verfilzt ſich zuweilen auf den Blättern und wird ablösbar. In Südamerika braucht man den weißen Filz, der das gefiederte Blatt der yesquera bedeckt, als Feuerſchwamm (Pöppig II. 244). Am Cap werden aus dem weichen lederartigen Ueberzug der Blätter des bupleurum giganteum Handſchuhe, Mützen ꝛc. gemacht (Thunberg I. 147).

Die Blätter bilden entweder gleichſam wie noch in der Knospe einen verſchloſſenen Knopf (wie Kohl, Kraut, Salat) oder einen Buſch, d. h. ſie breiten ſich aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt nach allen Seiten aus, und zwar entweder unmittelbar aus der Wurzel ohne einen Stamm (wie die Aloë), oder am Ende des Stammes (wie die Palme); ja ſogar in einem ſeltenen Fall erſt über der Frucht (an der Ananas); oder ſie reihen ſich in einer mehr oder weniger regelmäßigen Aufſtufung am Stengel hinauf, ſey es in Knoten (wie Gras) oder in Winkeln oder Stockwerken (wie die Neſſel), oder in einer Spirallinie (wie die Lilie); oder die Blätter verthellen ſich an den Zweigen, wie dieſe an den Aeſten und dieſe am Stamm. Dieſe Form, die vorherrſchende bei den Bäumen und Geſträuchen, läßt die größte Menge der Blätter und ihre mannigfachſten Gruppirungen und Laubcontoure zu. Braun und Schimper, dann Naumann (Poggen-

dorfs Annalen 1842 5tes Stück) haben die Blattſtellung in ihrer Geſetzmäßigkeit klar nachgewieſen.

Dabei kommt es weſentlich auch auf die Menge der Blätter an. Dieſe iſt unendlich verſchieden, vom ſ. g. Einblatt bis zur verſchwenderiſchen Blätterfülle der Myrthe. Extreme ſind das Kahle und Leere einer-, das Wildbuſchige andrerſeits.

Die Pflanze nimmt eine ganz andere Phyſiognomie an, jenachdem die Blätter ſich dicht an den Stiel anlegen wie Schuppen, oder frei und auf langem Stiele davon abſtehen, ſich wagrecht ausbreiten (wie Wegbreit auf der Erde, Lotos auf dem Waſſer), oder ſteif in die Höhe ſtehen (wie Buchs), oder niederhängen (wie Eſpenlaub).

Die Größe der Blätter entſpricht keineswegs immer der Größe der Pflanze, zu der ſie gehören. Der Schöpfer hat hier die Contraſte vorgezogen und einer großen Anzahl kleiner Pflanzen große Blätter gegeben und dagegen rieſenhaften Bäumen nur ſehr kleine, oft nur nadelförmige Blättchen. Die größten Blätter, die man kennt, ſind die gleich einem großen Ruder geformten aber wie eine Rieſenfeder herabhängenden Piſangblätter und die runden ſchirmartigen, am Rande ausgezackten Blätter der Schirmpalme (bis zu 16 Fuß breit). Individuelle Schönheit mit Größe verbunden zeigen beſonders die rieſenhaften Federblätter einiger Farrenkräuter. Von eigenthümlich ſchöner Wirkung ſind auch die großen ſchüſſelartigen Blätter einiger Waſſerpflanzen, die entweder auf dem Waſſer ſchwimmen, oder auf feuchtem Boden über dem niedern Pflanzenwuchs ſich erheben und denſelben gleichſam decken (z. B. bei Waſſerfällen) und im tiefſchattigen Grunde von außerordentlich maleriſcher Wirkung ſind.*) Am ſchönſten ſind große Blätter unmittelbar neben den kleinſten und feinſten, z. B. Palmen und Piſang unter den zartgefiederten Mimoſen.

Die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Blattformen läßt ſich wenigſtens auf einige Hauptcharaktere zurückführen. Bei allen Nadelhölzern beſteht das Blatt nur in einer Linie, einer grünen Nadel, mehr oder weniger lang, zerſtreut, büſchelartig oder federartig gruppirt; der Laubwald dagegen bietet die unendlichſte Fülle abwechſelnder Blattformen dar, bei denen immer mehr oder weniger die Rundung vorherrſcht. Lange Blät-

*) Blacka (woher Blech) heißen in Appenzell alle ſehr breiten Blätter. Tobler, Sprachſchatz S. 54. Aber Blecken heißen im Altdeutſchen mehr die zungenförmigen Blätter. Schmeller, bair. Wörterbuch I. 234.

ter, die noch die lineare Richtung feſthalten zu wollen ſcheinen, kommen mehr bei den Blumen und Kräutern, als bei den Sträuchen und Bäumen vor. Den Uebergang vom Gras- und Schilfblatt zu den entwickeltern Formen macht das Schwertblatt, Zungenblatt, Lanzenblatt, Sichelblatt. Das ganz runde Blatt iſt ſelten, überall herrſcht das Oval vor. Einige runde Blätter ſind zugleich concav, ſchüſſelartig, löffelartig (wie Löffelkraut, Sonnenthau). Den Uebergang von der runden und ovalen Form in die längliche bilden zunächſt die Muſchelblätter, deren Geäder gegen den Stiel convergirt (am ſchönſten beim ſ. g. Frauenmantel, deſſen Blatt ſich fächerartig zuſammenlegt) und ſodann die Herzblätter, die ſich nach vorn zuſpitzen. Zwiſchen beiden liegen ſo viele Blattformen, als vom Stiel aus Radien in das Blatt ſich vertheilen und Ausſchnitte des Randes anbringen laſſen. Das Geäder oder Gerippe des Blattes geht vom Stiel aus. Von dem Punkt aus, wo der Stiel in das Blatt tritt, greifen die Rippen nach beiden Seiten aus; die Mittelrippe oder die Fortſetzung des Stiels bedingt gewöhnlich die größte Länge des Blatts und endet in der Blattſpitze; die Seitenrippen ſind nicht ſo lang, werden aber häufig ebenfalls in hervortretenden Spitzen, zwiſchen denen dann mehr oder weniger tiefe Einſchnitte das Blatt zackig machen oder in Lappen zertheilen. Geht nach jeder Seite nur eine Rippe aus, ſo entſteht das dreieckige Blatt (Epheu), und iſt die Mittelrippe bedeutend länger, ſo entſteht das ſpontonförmige Blatt. Gehen nach jeder Seite zwei Rippen aus, ſo ſind ſie gewöhnlich nicht viel kürzer als die Mittelrippe und es entſteht das Flammenblatt (z. B. Ahorn, Weinlaub). Treten die Seitenrippen tief gegen den Stiel zurück, ſo entſteht das Pfeilblatt (z. B. Ampfer). Treten aber nicht blos aus dem Punkt, wo der Stiel ins Blatt tritt, ſondern auch noch mitten im Blatt ſelbſt aus der Mittelrippe Seitenrippen heraus, ſo entſteht bei blos zart geſägtem Rande das Roſenblatt, bei gekräuſeltem Rande das Kohlblatt, bei tiefer gezacktem Rande das Akanthus- und Diſtelblatt, bei mehr runden Aushöhlungen das geigenförmige Eichenblatt.

Abgeſehen von der Form des Blattes gibt auch ſein Verhältniß zum Blattſtiel der Pflanze einen ſehr verſchiedenen Charakter. Der Stiel fehlt zuweilen ganz, oder iſt vom Blatt überwachſen (an der Rübe, am Kohlreps), oder dehnt ſich ſelber in die Breite wie ein Blatt (Schotendorn). Zuweilen umwächst das Blatt den ganzen Stengel rundum (Geisblatt). Insgemein geht der Stiel als Mittelrippe geradaus durch das Blatt,

an der Kapuzinerkreſſe aber bildet er mit dem Blatt einen rechten Winkel. — Gehen die Ausſchnitte bis zu dem Punkt zurück, wo der Stiel ins Blatt tritt, ſo zerfällt das Blatt in mehrere ſelbſtſtändige Blätter, in drei (beim Klee) oder in fünf (bei der Kaſtanie) oder in noch mehrere. Werden aber auf dieſelbe Weiſe auch die aus der Mittelrippe in verſchiedenen Stockwerken heraustretenden Seitenrippen zu ſelbſtſtändigen Blättern, ſo entſteht daraus das gefiederte Blatt, die höchſte Vollendung der Blattform. An einer langen Mittelrippe ſtehen die kleinen Seitenblätter ſymmetriſch geordnet und geſchloſſen durch ein Blatt am Ende der Mittelrippe. Noch weit ſchöner und federartiger ſind die Blätter einiger Palmenarten, deren Seitenblättchen lang und ſchilfähnlich herabfallen und dem Winde zum maleriſchen Spiele dienen. Wiederum höchſt eigenthümlich iſt das Blatt einer oſtindiſchen Aroidee, das eine ſehr kurze Mittelrippe, aber nach jeder Seite eine ſehr lange und ſchneckenartig gekrümmte Seitenrippe hat. Die Mittelrippe bildet ein lanzenförmiges Blatt, aus jeder Seitenrippe gehen aber noch ſieben ſolche Blätter hervor. Dieſes höchſt merkwürdige Blatt ſieht aus wie ein doppelter Biſchofsſtab mit 13 Lanzenſpitzen geſchmückt. Das ſchönſte und vollkommenſte aller Blätter aber iſt das gefiederte Blatt des Farrenkrautes, deſſen Seitenblätter ſich wieder in andere Seitenblätter ſymmetriſch vertheilen und die Blattbildung zur höchſten Potenz treiben. Ueberdieß iſt das Blatt unten ſehr breit und ſpitzt ſich je mehr und mehr nach oben zu, indem es ſich zugleich im ſchönſten Schwung überbeugt. Auch iſt dieſe ganze Pflanze, die unbedeutende Wurzel ausgenommen, nur ein ſchöner Federbuſch von wenigen großen prachtvollen Blättern. Stamm, Zweige, Blüthen und Früchte ſind im Blatte ſelbſt; die Befruchtungswerkzeuge liegen auf dem Rücken der Seitenblätter. Niedriger als andere Pflanzen, hat doch das Farrenkraut vor allen den Vorzug, das vollkommenſte Blatt zu beſitzen.

Eine weſentliche Schönheit des Blattes iſt ſeine maleriſche Biegung, der ſchöne Bogen, in dem lange Blätter z. B. die der Aloe aufſteigen und ſich wieder niederbeugen, der Umſchlag des Schilfs im Winde, das Gekräuſel und der Einſchlag des Akanthus, der daher eine vorzügliche architektoniſche Verzierung iſt. Mehr ſonderbar als ſchön ſind dagegen die Einſackungen, in denen ſich Waſſer ſammelt, am untern Theile des Blattes bei der saracenia, am obern bei nepenthes, an den Nebenblättern bei Maregravia und Norantea, an verſchiedenen Theilen des verſchlitzten Blattes bei utricularia.

In den Tropenländern phosphoresciren die Blätter zuweilen. Schomburgk, Reiſe S. 126 ſah dieſes ſchöne Phänomen jedoch nur an vom Sturmwind abgeriſſenen Blättern zur Regenzeit im Urwald von Guiana. Es ſcheint mithin ſchon eine Art von Fäulniß mit der Phosphorescenz verbunden zu ſeyn.

Die Farbe der Blätter iſt grün, im erſten Hervorkommen mehr hell rein und ins Goldgelbe ſpielend, ſpäter mehr trüb, dunkel und ins Bläuliche ſpielend, zuletzt welkend in gelb, weiß, roth und braun. Einige Pflanzen zeigen im erſten Hervorſprießen auch roſenfarbigen Schimmer. Das Grün in der vollen Lebenskraft des Blattes iſt bei verſchiedenen Pflanzen verſchieden, bald mehr dem gelben Pole zugewendet, wie in den Orangerien, bald mehr dem blauen, wie bei der Aloe, dem Oelbaum ꝛc., bald mehr ins röthliche und braune ſpielend, wie beim Weinlaub, bald mehr ins ſchwarze, wie bei der Cypreſſe, dem Taxus ꝛc. Im Allgemeinen herrſcht im Norden mehr das reine und ſatte Grün vor, im Süden treten mehr die Farben-Pole hervor, gelbe Orangenwälder neben blauen Oel- und ſchwarzen Cypreſſenwäldern. Einzelne Pflanzen zeichnen ſich durch ſeltſame und prächtige Blattfarben aus; ſo beſonders die Amaranthe, deren Blätter in allen Farben abwechſeln und die deßhalb auch Tauſendſchön heißt. So das Goldblatt (chrysophyllum) und das Silberblatt in Chile und Hayti, die Ritter ſo ſchön fand und deren Metallglanz von einem filzigen Ueberzug der Blätter herrührt.

Zuweilen iſt der Unterſchied der obern und untern Blattſeite, der überall Statt findet, ſehr auffallend, z. B. an der Silberpappel, am Sonnenthau, ganz beſonders aber an dem herrlichen Blatt des Kanonenbaums (cecropia peltata), deſſen Oberſeite grün, die untere aber glänzend weiß iſt und im Winde die blendendſten Effecte hervorbringt. Nach Forreſt gibt es auf den Molukken ein Blatt, das man auf der Oberſeite ohne Schaden leckt, während die auf den Arm gelegte Unterſeite Blut zieht.

Durch kleine Inſekten werden die Blätter häufig gelb oder roth gefleckt, bekommen kleine Warzen, Auswüchſe und Galläpfel, oder werden von Raupen ſehr fein ſkelettirt. Nach der Volksſage bekommen die Blätter erſt nach Johanni Flecken und zwar vom Blute Johannes des Täufers.

Die herbſtliche Färbung der Blätter gibt manchem Baume maleriſche Reize und zieht dem vorher einförmig grünen Wald ein buntes Kleid an. Indem das Grün verſchwindet, treten gleichſam die Wurzelfarben aus dem Baume heraus, das matte Weißgelb der Platane, das helle Gelb des

Birnbaums, das Pomeranzengelb der Buche, die fahle Kupferfarbe der Eiche, das glänzende Roth der Waldrebe. Alle dieſe bunten Blätter aber werden ein Spiel des Herbſtwindes und ſuchen auch ſterbend noch das Auge zu erfreuen, eine Aurora am Abend des Jahres. Ueber die herbſtliche Entfärbung der Blätter leſe man Mohls vortrefflichen Aufſatz in der Flora von 1837. Wenn die Blätter erfrieren, ehe ſie ihre Beſtimmung im Jahresleben der Pflanzen erfüllt haben, bleiben ſie grün noch eine Zeitlang ſtehen; haben ſie aber ihre Beſtimmung erfüllt, ſo entfärben ſie ſich und fallen ab. Nur einige, z. B. die von Eichen, dauern noch im Winter am Baum in welkem Zuſtand aus. Die Entfärbung erfolgt vom Umkreis, oder aber von der Mitte aus. An den meiſten Pflanzen gehen die Blätter aus Grün in Gelb, bei einigen dann noch in Roth über. Die Waldrebe, der Brombeerſtrauch zeigen im Spätherbſt dieſe ſchöne Färbung. Seltener gehen die Blätter von Grün in die entgegengeſetzten Farbenreiche, nämlich in ein unreines Blau und dann in Violett über, z. B. an der Rainweide und am Hollunder. Der Boden macht hin und wieder einen Unterſchied. Wenn die Zitterpappel auf gutem Boden wächst, werden ihre Blätter nur gelb, auf magerem aber roth. Das Ruprechtskraut (geranium Robertianum) behält auf gutem Boden grüne Blätter, auf ſchlechtem werden ſie roth. Abgefallene grüne Blätter werden auf feuchtem Boden ſchwarz, auf trockenem braun. An den ſ. g. immergrünen Pflanzen welken die Blätter auch und fallen ab, nur nicht zumal im Herbſte, ſondern nach längerer Zeit und einzeln.

Von zu vielem Schatten bleiben die Blätter blos weißlich (Bleichſucht), von zu vielem Nahrungsſaft und fettem Boden bekommen ſie die wäſſerige Fäule (Waſſerſucht), von krankhaften Säften den Mehlthau, d. h. eine fette und klebrige Ausſchwitzung, der die Blattläuſe nachlaufen (daß ſie von dem letztern erzeugt werden, iſt falſch), und der Rußthau, ein ſchwarzer Ueberzug, bewirkt durch einen Fadenpilz. Durch Inſektenſtiche bekommen die Blätter Warzen, Beulen ꝛc. Am merkwürdigſten ſind die Galläpfel, kugelrunde Auswüchſe durch den Stich einer Gallweſpe bewirkt. Minierräupchen freſſen das Zellgewebe des Blatts in zierlichen Linien aus. Auf die mannigfachſte Art werden Blätter durch Inſekten geſpalten, zuſammengerollt ꝛc., um die Geſpinnſte oder künftige Brut zu decken. Durch Inſekten wird das Blatt zuweilen, indem ſie das Zellgewebe zwiſchen den Adern wegfreſſen, ſkelettirt und zeigt dann das kunſtreiche Geäder ſeiner Spiralgefäße. Ehemals legte man großen Werth auf

ſchön ſkelettirte Blätter, ſammelte ſie und ſtach ſie in Kupfer. Der Holländer Ruyſch war der größte Meiſter in der Kunſt, Blätterſkelette zu präpariren.

Bei aller Regelmäßigkeit der Blattbildung hat doch ſchon Leibnitz bemerkt, daß kein Blatt in der Welt dem andern vollkommen gleiche und am Hofe zu Hannover deßfalls eine Wette gewonnen, denn ſo viele Mühe man ſich auch gab, im Hofgarten zwei gleiche Blätter zu finden, gelang es doch nicht.

Die Ranke iſt zuweilen, jedoch nur ſelten ein verlängerter und ſpiralförmig gewundener Zweig, insgemein iſt ſie nur ein verlängerter Blattſtiel, ſo zwar, daß hin und wieder das Blatt noch dabei iſt, wie im Nepenthes und Gloriosa, in den meiſten Fällen aber das ganze Blatt mit in die Ranke verwächst. Die Ranke iſt als ein luxurirender Blattſtiel zu betrachten im Gegenſatz gegen den Dorn, als den verkümmerten Blattſtiel. Sie findet ſich nur bei den höhern Pflanzen, ſofern es die Spiralgefäße ſind, die ſich in ihr fortſetzen. Sie findet ſich ferner nicht im hohen Norden und nur häufiger gegen den Aequator hin, ein Beweis, daß ſie zu den Erſcheinungen der üppigen Vegetation gehört. Wie die Blattbildung in die Blüthenbildung übergeht, ſo auch die Rankenbildung. Insbeſondere verwandeln ſich die Staubfäden und die Filamente der weiblichen Blüthen zuweilen in Ranken. Eine der Ranke verwandte Form iſt auch die lange Granne der Gräſer und Getreidearten. Da man beobachtet hat, daß Ranken von vitus und cissus ſich, wenn ſie die Wahl haben, direkt vom Lichte abwenden (vgl. v. Mohl, über den Bau der Ranken ꝛc. S. 77), ſo ſcheint dieß aus dem Wurzelcharakter erklärt werden zu müſſen, welchen das Blatt wieder annimmt, ſofern es Ranke wird. Die Ranke, d. h. Blattranke (nur ſie, nicht die Schlingpflanze oder Stammranke) windet ſich ſpiralförmig von außen nach innen, alſo ſtrebt mit ihr die Pflanze gleichſam in ſich ſelbſt zurückzugehen. Sie hält ſich an eine fremde Stütze, wurzelt alſo gleichſam von neuem an. Sie iſt eine Art Wurzelfaſer geworden. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Meinung, als ſuche die Ranke ihre Stütze und wachſe nach ihr hin, der Erfahrung widerſpricht, und eben ſo die Meinung, als drehe ſich die Ranke nach dem Lauf der Sonne. Wenn das der Fall wäre, müßten ſich alle Ranken auf der Nordhälfte der Erde der einen, alle auf der Südhälfte der andern Seite zuwenden. Das findet ſich nun nicht, ſondern auf beiden Erdhälften dehnt ſich die weit überwiegende Mehrheit der Ranken linkshin.

Manche Pflanzen haben eine Tendenz zur Ranken- oder Dornenbildung. Gloriosa superba, die Prachtlilie, und flagellaria indica (der Peitſchenſtrauch) haben Rankenblätter. Andere umgeben ſich mit Stacheln, z. B. an der Stechpalme. Auffallend treten die Stacheln unter den Blättern hervor bei den Gleditſchien. Am merkwürdigſten aber ſcheint der Uebergang faſt aller Blätter, ſelbſt an den Blüthen, in Dornen bei den Diſteln.

Sauſſure, Aſtier und Bruno haben aus Dornen und Stacheln electriſche Funken gezogen. Sollte das nicht auf eine die Dornbildung, beziehungsweiſe Blattverkrüppelung, begleitende Spannung der in der Pflanze geſammelten Electricität hinweiſen?

Dornen und Ranken muß man für verkümmerte Blätter oder Zweige halten. J. J. Wagner machte (von der Natur der Dinge S. 284) die Bemerkung, die Dornen kämen von einem Ueberfluß von Säure her, weßhalb ſie ſich auch meiſt bei Pflanzen fänden, die eine ſaure Frucht hätten, wie die Schlehe. Es möchte ſehr gewagt ſeyn, die Ranke dagegen von einem Ueberfluß von Süßigkeit herzuleiten, obgleich ſie bei Wein, Erbſen ꝛc. vorherrſcht. Uebrigens entſprechen Dorn und Ranken dem Haß und der Liebe; jener ſtößt ab, dieſe ſchmiegt ſich an.

Bei vielen Pflanzen ſcheint die ganze Lebenskraft oder, wenn ich ſo ſagen darf, der Geiſt nur im Blatte enthalten zu ſeyn, nicht in der Blüthe oder Frucht, ſo bei den wohlriechenden und würzigen Kräutern Salbey, Rosmarin, Münze ꝛc. Einige ſcheinen von der Natur ausſchließlich zur Speiſe für Thiere und Menſchen geſchaffen zu ſeyn, einige zu ganz eigenthümlichem Gebrauch, wie die Blätter des Maulbeerbaums für den Seidenbau, der Thee, der Tabak, das Betelblatt im Orient, und das wunderbare Blatt der Coca, deſſen Genuß den Cocquero Südamerikas in paradieſiſche Wonne verſetzt, aber zugleich gänzlich entnervt und früh: tödtet.

Bei mehreren Pflanzen nehmen die Blätter eine freie, faſt thieriſche Bewegung an, die aber nur von ihrer Reizbarkeit gegen das Licht oder gegen Berührungen abhängt und unwillkührlich iſt. Dem Jahrgang folgen die Pappeln, Weiden und Oelbäume, die nach dem Sommerſolſtitium ihre Blätter umwenden. Viele andere Blätter werden vom täglichen Sonnenlauf afficirt. Das Zuſammenlegen der Blätter bei Nacht oder im Schatten nennt man den Pflanzenſchlaf. Er kommt vorzugsweiſe bei gefiederten Mimoſen, Akazien ꝛc. vor. Nur muß man ſich dieſen Schlaf als keine Ruhe denken, er iſt vielmehr eine ſtarke Anſpannung (Hugo v. Mohl, Ranken S. 58). Zuweilen legen ſich die Blätter nach unten

zurück, zuweilen vereinigen ſie ſich oben. Die hymenaeae haben ihren Namen daher, weil ſich die in der Sonne von einander abſtehenden Blätter des Nachts zuſammenlegen. Die mimosa pudica und oxalis sensitiva ſchlägt ihre Blätter ſchon bei der bloßen Berührung und plötzlich zuſammen, ein ſchönes Sinnbild der Schamhaftigkeit. Es kommen aber auch zitternde und oscillatoriſche Bewegungen bei den Pflanzen vor, z. B. zittert das Eſpenlaub beſtändig auch bei Windſtille, iſt daher ein Sinnbild beſtändiger Furcht. Noch auffallender iſt das Auf- und Niederbewegen der Blätter am Schildklee (hedysarum gyrans), einer kleinen Pflanze mit kleeartigen Blättern, von denen das mittlere Hauptblatt nur die gewöhnliche Bewegung des ſ. g. Schlafs und Wachens zeigt, die beiden Seitenblättchen aber in immerwährender Bewegung aufſteigen und ſich wieder ſenken. Zuweilen machen beide dieſelbe, zuweilen eine entgegengeſetzte Bewegung, zuweilen bewegt ſich nur eines und das andere ruht. Die Bewegung geht vom Stiele aus und wird durch äußere Einwirkung nicht gehemmt. Nur Kälte ſtellt das Bewegen ein, Wärme erneuert ſie. Treviranus, Phyſiologie II. 765. In Oſtindien gibt es eine bewegliche Legumimoſe, die gleich der Zuckererbſe blüht und je drei Blätter auf einem Stiele hat, zwei kleinere und in der Mitte das größere. Dieſe Blätter bewegen ſich auch bei tiefſter Windſtille von ſelbſt und um ſo heftiger, je näher der Culmination der Blüthe. Wallace, ind. Denkwürdigkeiten S. 370. Eigenthümlich iſt die Bewegung der ſ. g. Venus-Fliegenfalle oder dionaea muscipula, ein Kraut, welches ſeine ſtachlichen Blätter bei der leiſeſten Berührung zuſammenſchlägt, daher die Fliegen und andere Inſekten, die ſich darauf ſetzen, gefangen nimmt. Wenn ſich das Thier ruhig verhielte, würde die Spannung bald aufhören und das Kraut ſeine Blätter wieder niederlegen, aber durch das Krabbeln des Thiers, in vielen Fällen auch durch Regen, wird die Spannung unterhalten. Weil man nun öfter verfaulte Fliegen in dem Kraut gefunden hat, entſtand die Fabel, es freſſe Fliegen. Vgl. Decandolle, Phyſiologie der Pflanzen, II. 651. Meyen, Pflanzenphyſiologie III. 543.

Der Charakter und die Schönheit der einzelnen Blätter verlieren ſich in die des Laubes überhaupt. Aus einer gewiſſen Ferne unterſcheidet man die einzelnen Blätter nicht mehr und nur der wallende Contour, der weiche oder kühne Umriß, das Helldunkel und die ſchönen Contraſte des Lichts und der Färbung geben den Pflanzenmaſſen, Wäldern, Gebüſchen, Wieſen ihren Reiz. Sehr oft beruht die Schönheit gerade in der Einförmigkeit

dieſer Erſcheinungen. Die majeſtätiſchen Eichenwälder an der Oder, die hohen tiefgrünen Buchenwälder in Dänemark, ſelbſt die dunkeln Tannenwälder, die uns Everdingen in melancholiſcher Ferne zeigt, ſie dulden keine Abwechslung, keinen Reiz der Contraſte. Dieſer wird dagegen nothwendig vorausgeſetzt bei einem Waldbild aus den Tropenländern, weil hier die Natur wirklich das Mannigfache und dort das Einfache will. Ueberall aber, wo es ſich vom Vordergrunde, von einer Betrachtung der Pflanzengruppe in der Nähe handelt, thut eine Contraſtirung dem Auge wohl. Man ſieht gern einen hellgrünen Laubbaum im dunkeln Nadelwald; gern eine aufſtrebende Pappel oder eine gebeugte Trauerweide neben einem ſein Laub in runden Contouren ausbreitenden Eichen- oder Obſtbaum; gern das große Rebenblatt neben dem kleinen Kleeblatt; gern das hohe Farrenkraut im niedern Mooſe; gern das ſchlanke Schilf neben dem breiten Blatt der Seeroſe.

Mit den Blättern eines Baums pflegt eine uralte Symbolik die Menſchen zu vergleichen. Wir vergehen, ſagt Homer, wie herbſtliches Laub vom Winde verweht wird.

9.

Die Blüthe.

Eine Blüthe haben nur die höhern Pflanzen und nur bei ihnen wird durch ſie die Fruchtbildung und Fortpflanzung im Samen vermittelt. Die niedern Pflanzen vermehren ſich durch Theilung oder durch Sporen, welche ſo viel bedeuten als Samen ohne Frucht und Blüthe. Ueberdies findet auch bei den höhern Pflanzen immer außer dem Samen auch noch eine Vermehrung Statt durch Theilung, nämlich durch Inoculiren und Pfropfen abgeſchnittener Theile. Bleibt nun auch die Fortpflanzung Hauptbeſtimmung der Blüthe, ſo iſt es doch nicht deren einzige Beſtimmung. Die Blüthe iſt auch da, um durch ſich ſelbſt und um durch die Fruchthülle des Samens andern Zwecken zu dienen und wie bei der Frucht hauptſächlich das Nützliche in Frage kommt, ſo bei der Blume die Schönheit.

In der Blüthe veredelt ſich das Laub und vollendet ſich die Pflanze überhaupt. Mit ihr endet die nach oben tendirende Achſe der Pflanze. Die Blume entwickelt ſich in der Regel an der Spitze des Pflanzenſtengels oder der Zweige, an den vorragenden und äußerſten Punkten, wo ſie ſich am bequemſten gegen die Sonne ausbreiten kann; ausnahmsweiſe aber

auch in den Achseln der Zweige und Blätter, zuweilen nur unmittelbar am Stamm; bei einigen Zwiebelgewächsen und Paraſiten auch unmittelbar aus der Wurzel. An den größten und ausgebreitetſten Bäumen behaupten auch kleine Blüthen immer noch den Vorrang über die ganze Pflanze durch ihre Stellung an allen äußern und vorragenden Punkten. An kleinen Pflanzen aber fällt die Herrſchaft der Blume noch weit mehr auf durch ihre Größe, indem nicht ſelten die Blume größer iſt, als alle übrigen Pflanzentheile zuſammengenommen.

Die Menge der Blüthen wechſelt in verſchiedenen Jahrgängen außerordentlich. Man hat beim Getreide, Wein, Obſt periodiſch eine Ueberfülle und wieder einen Mangel an Frucht nach reichlicher Blüthe, aber auch abwechſelnd eine reichere und ärmere Blüthe beobachtet. Der Miswachs in dieſer Beziehung pflegt aber nicht alle Pflanzen zugleich zu treffen, ſo daß, wenn das Getreide nicht geräth, wenigſtens Kartoffeln, Obſt, Hülſenfrüchte gedeihen. Beim Obſt bemerkt man reichen Segen von Aepfeln und Birnen beim Mangel an Pflaumen und umgekehrt. Die Verhältniſſe des Bodens bleiben ſich zu gleich, als daß aus ihnen jener Wechſel erklärt werden könnte. Die Witterung, Kälte oder Wärme, üben gewiß den größten Einfluß darauf. Wir dürfen aber annehmen, daß ſich die Maſſenproduction in Blüthen nach verſchiedenen Jahrgängen und innerhalb des einzelnen Jahrgangs auch wieder nach den verſchiedenen Pflanzenarten ausgleicht. Das Blüthenfeuer entzündet ſich in der Vegetation wie eine electriſche Strömung bald ſtärker, bald ſchwächer, aber im Ganzen bleibt die Strömung immer gleich mächtig.

Einige Blumen öffnen ſich am früheſten im Jahr, die Haſelblüthe, das Schneeglöckchen, der Crocus ꝛc., andere am ſpäteſten, die Aſtern, die Zeitloſe. Die Veilchen im März, die Tulpen im April, die Roſen im Mai, die Lilien im Juni, die Sonnenblume im Auguſt, die Dahlien im September ꝛc. Einige blühen das ganze Jahr hindurch, wie Jelängerjelieber. In unſern Orangerien hängen faſt immer Blüthen und Früchte zugleich am Baum. Noch üppiger iſt der Blüthenluxus vieler Pflanzen unter den Tropen. Die meiſten Blumen blühen bei Tage und öffnen ſich des Morgens der aufgehenden Sonne. Sie folgen auch der Richtung der Sonne, ſo daß wer an einer Wieſe vorbei gegen Sonnenaufgang geht, keine Blumen ſieht, wenn er aber von der Sonne herwärts geht, ſieht er die Wieſe voll Blumen. Mittags heben ſie ihre Köpfe in die Höhe gegen die Sonne, Abends ſenken ſie ſie wieder der untergehenden Sonne

zu. Nur einige Blumen gehen erſt nach Mittag auf, z. B. mesembryanthemum und anthericum pomeridianum. Einige blühen nur bei Nacht, ſo der bei uns ſo beliebt gewordene cactus grandiflorus, die purpurrothe Winde, mirabilis jalappa, mesembryanthemum noctiflorum, die Nachtkerze (oenothera). Einige Blumen heißen meteoriſche, ſofern ſie Regen anzeigen. Die Regenringelblume (calendula pluvialis) bleibt bei Tage verſchloſſen, wenn Regen bevorſteht, die ſibiriſche Gänſediſtel (sonchus sibiricus) bei Nacht. Die Blüthe tritt in allen Zonen für beſtimmte Pflanzenarten ſo regelmäßig ein, daß man ſogar den Aufgang gewiſſer Sterne mit dem Aufblühen gewiſſer Blumen in unmittelbare Verbindung gebracht hat. Die höhere Breite, die Lage des Orts in der Ebene oder im Gebirg, die Witterung des Jahres und bei Kulturpflanzen die frühere oder ſpätere Anpflanzung, beſſere oder ſchlechtere Wartung bedingen hierin freilich große Unterſchiede. In den Treibhäuſern werden alle Jahreszeiten umgekehrt. Stillingfleet ſetzte nach der wahren Zeit der Blüthe einen Blumenkalender zuſammen, in dem alle Tage des Jahres durch das Aufblühen verſchiedener Blumen bezeichnet waren. Linné wandte daſſelbe Geſetz auf die Stunden des Tages an und ſetzte eine Blumenuhr zuſammen.

Einige Blumen welken nach wenig Stunden, andere dauern Tage und Wochenlang. Doch die euterpe auf der Inſel Bourbon, deren Blume acht Jahre braucht, um aufzubrechen, iſt gewiß eine große Seltenheit (Frorieps Notizen XXXII. 58).

Die Vegetation ſetzt die Erdelectricität in ihrer Richtung gegen die Sonne hin fort und iſt gewiſſermaßen eine incarnirte Electricität, der electriſche Funke dagegen ein noch körperloſes gleichſam geſpenſtiſches Blüthenfeuer. Die excentriſche Büſchelform der electriſchen Entladung, des St. Elmsfeuers iſt die Urform der Blüthe, d. h. ihres wichtigſten innren Theiles, des Piſtilles mit den Antheren, deren electriſche Eigenſchaft ſich noch ferner durch Ladung und Entladung, durch Bewegung, Wärme, Duft zu erkennen gibt. Die Vegetation im Ganzen hat den Zweck, die nakte Erde zu bekleiden und gegen den Sonnenbrand zu ſchützen, um ſie für uns Menſchen wohnlich zu machen. Das iſt ein Prozeß, ganz dem electriſchen analog. Der Laubwald wölbt ſich wie Gewitterwolken, in den Blättern findet ein großer Luftprozeß, ein atmoſphäriſcher Stoffwechſel Statt und jede Blüthe iſt ein kleiner Blitz.

Iſt die ganze Pflanze noch mehr der Erde und dem Waſſer, ſo ſcheint

dagegen die Blüthe mehr der Luft und dem Feuer verwandt. Sie ſtrebt am weiteſten von der Erde hinweg, ja mit Schmetterlingsflügeln davon zu fliegen. Sie haßt das Waſſer. Nur in der trocknen Luft iſt ihr wohl, und in der Hitze der Sonne, in der ſie den Glanz ihrer Farben entfaltet, in die ſie frei ihre Düfte haucht, in die ſie eine innere Gluth ausſtrömt, in der ſie ſogar leuchtet und in feurigen Exploſionen ſich entladet.

So ſteigt in der Blüthe die innere Wärme der gemeinen Zehrwurz um 7 Grade, die von aurum cordifolium auf Isle de France ſogar von 19 bis auf 49 Grade. Aus einer Pandanus-Art in Afrika ſchlägt ein kleiner Blitz mit Detonation (Decandolle II. 684). Wenn man ein Licht an ihn hält, ſo entzündet ſich das Gas, das er aushaucht. Polyanthus tuberosa wirft kleine electriſche Funken aus (Vgl. über dieſe und ähnliche leuchtende Blumen Landgrebe vom Licht S. 358 und Schweiggers Journal I. 361). Ein Blitzen hat man auch an der großen Sonnenblume bemerkt, an der Feuerlilie, Tuberoſe, der Sammetblume (tagetes), dem orientaliſchen Mohn, der Kapuzinerkreſſe, an der Ringelblume (calendula officinalis).*) Einen ſichtbaren Rauch will man an einer Blume in Neuholland wahrgenommen haben. (Vgl. Frorieps Notizen XXX. 10). Insgemein aber ſind dieſe Gaſe unſichtbar und verrathen ſich nur durch den Geruch.

Der Geruch der Blume iſt dem Geruch des electriſchen Funkens zu vergleichen. Er unterſcheidet ſich von den Wurzel- und Blattgerüchen. Er dauert nur ſo lange wie die Blüthe, oft nur ſo lange die Beſtäubung in der Blüthe dauert. Man hat ſeine Quelle bald ausſchließlich in den Nectarien, bald allein in den Antheren, im Pollen oder in der Narbe geſucht; allein er kommt auch an der ganzen Corolle, und zuweilen nur an einem Theil derſelben hervor. Der Geruch der Blumen erreicht oft eine unglaubliche Intenſität. Pöppig gedenkt in ſ. Reiſe I. 44 einer Schlingpflanze (tetracera), deren Blumen vor und während der Beſtäubung ſo ſtark duften, daß man ſie auf zwei bis drei engliſche Meilen weit riecht, aber augenblicklich zu duften aufhören, wenn die Beſtäubung vorüber iſt. Von der Blume kerzera in Perſien ſagt man, ſie tödte durch ihren Geruch.

Alle dieſe Wärme- und Gasentwicklungen ſcheinen den chemiſchen Pro-

*) Die berühmte Flamme des weißen Diptam (dictamnus albus) iſt keine unmittelbare, ſondern entſteht erſt, wenn man einen brennenden Gegenſtand an die Blüthen hinhält. Dieſe letztern hauchen ein flüchtiges Oel aus, welches ſich leicht entzündet und dann auch ſeinen Wohlgeruch verändert. Die unſchädliche Flamme ſpielt zwiſchen den Blüthen.

zeß der Befruchtung zu bedingen. Gärtner hat gefunden, daß die Wärme immer nur an den männlichen Theilen der Blume vorkomme, während die weiblichen kalt bleiben.

Erwägen wir aber, daß die Blume den Pollenſtaub ausſchüttet, daß ſie zugleich den Honigſaft abſondert und unmittelbar vor der Beſtäubung in vielen Fällen aus der Narbe einen Tropfen ausſchwitzt, daß ſie ferner Gaſe als Gerüche aushaucht und endlich auch Wärme und ſogar feurige Erſcheinungen von ſich gibt, ſo ſcheint es, als ob ſie in dem höchſten Moment ihres ſchönen Daſeins gleichſam alle vier Elemente der Natur, der Erde im Blumenſtaub, dem Waſſer im Nectar, der Luft in den Düften, dem Feuer in ihrer Erhitzung und Phosphorescenz einen Tribut des Dankes darbringe.

10.

Der Blüthenzweig.

Die einzelnen Blumen erſcheinen nicht immer allein, ſondern in unzähligen Fällen regelmäßig mit mehreren ihres Gleichen gruppirt, mit ihren kurzen Stielen an einem gemeinſchaftlichen Zweige, oder aus einem gemeinſchaftlichen Blumenkorbe hervorwachſend, über einander oder neben einander. Ueber einander an der Aehre, am Kätzchen und Zapfen, an der Kolbe. Hier drängen ſich die Blüthen rings um den Stiel im ſpiralförmigen Umlauf oder ringförmig in Stockwerken über einander. Neben einander in der Dolde. Hier liegen die Blüthen in gleicher Ebene oder geringer Wölbung dicht neben einander, aufrecht ſtehend oder herabhängend, indem ihre Stiele nach unten verzweigt ſind oder auch nur einfach excentriſch aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hervorgehen (Dolde und Trug- oder Afterdolde), oder im Blüthenkorb auf der gemeinſchaftlichen runden Scheibe, die ſich zuweilen auswärts, zuweilen einwärts wölbt. Wenn die Aehre ſich wieder verzweigt und an jedem Zweige Blüthen trägt, entſteht die Riſpe, wenn alle Zweige in gleicher Richtung ſich krümmen, der Blüthenſchweif; wenn ſie nach allen Seiten gabeln, die Blüthentraube. Manche Blüthenzweige nehmen eine Kugelform an, ſey es indem die Aehre ſich zum Köpfchen zuſammenzieht, oder die Dolde aus der flachen und Halbkugelform in die vollkommene Kugelform wächſt (z. B. der Schneeball), ſey es, indem der Blüthenkorb ſich umſtülpt und nach allen Seiten mit Blumen in Kugelform umgibt. Das

andere Extrem dieſer letztgenannten Form iſt die entgegengeſetzte Umſtülpung des Blüthenkorbes in der Art, daß die Blüthen ganz ins Innere deſſelben verborgen werden (z. B. die Feige).

An den länglichen Blüthenzweigen, Aehren, Kätzchen, Riſpen, Blumentrauben blühen zuweilen die oberſten, zuweilen die unterſten Blumen früher. An den breiten Dolden und Körben zuweilen die mittlern, zuweilen die äußern.

Dieſe verſchiedenen Formen haben nicht nur an ſich als natürliche Blumenbouquets ihre eigenthümliche Schönheit, ſondern namentlich auch im Enſemble an einem ganzen Baume, an einem Gebüſch, in der ganzen Landſchaft. Sie charakteriſiren ſchon von ferne die Vegetation, ehe man noch nahe kommt, um die Blumen unmittelbar vor den Augen zu betrachten. Ihre Größe, Menge, Farbe, ihr Verhältniß zum Laube und zur Form der Mutterpflanze, ihre Contraſte ſind die wichtigſten Motive für geſchmackvolle Anordnung durch den Gärtner.

Der Blüthenzweig iſt häufig noch gefärbt, wie die dünnen Zweige der Pflanze oder wenigſtens wie die Blätter, auch von härterer und holzigerer Struktur, ſo daß er noch ganz die Natur der Pflanze an ſich trägt. Häufig iſt er aber auch ſchon wie die Blume ſelbſt gefärbt, von weicherer und zarterer Struktur und ſelbſt im Bau ſo neu und fremdartig, daß er kaum zu der Pflanze, aus der er wächſt, zu gehören ſcheint und mehr einem Paraſiten gleicht. Wieder in andern Fällen behauptet der Blüthenſtiel eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zwiſchen der Pflanze und Blume und nimmt eine dritte, von beiden verſchiedene Farbe an, z. B. am gemeinen Flieder, deſſen Blüthenſtiele roth ſind, während die Blume weiß, der Zweig graugrün iſt.

Oft iſt die ganze Pflanze unſcheinbar im Vergleich mit der Blüthe. Wer ſollte aus den einfachen grünen Pflanzen der Lilliaceen, Amaryllideen, Irideen und Orchideen auf die wunderbaren Blüthen und Blüthengruppen ſchließen? Und wer ſollte, wenn man die einfache excentriſche Ausbreitung der Aloe- und Agavenblätter ſieht, es je für möglich halten, daß ſich daraus eine ſo hohe und vielverzweigte Blumenpyramide erheben würde. Aus der Fourcroyja in Südamerika und der Schirmpalme in Oſtindien erheben ſich Blüthenpyramiden von 30 Fuß Höhe, ſo hoch als die Pflanze ſelbſt, über der ſie aufgehen, aber von einer durchaus andern Geſtalt, ſo daß ſie einem zweiten Baume gleichen, der auf dem erſten wächſt. Namentlich die ſchöne Blüthe der Fourcroyja ſieht genau ſo aus,

als ob eine ſchneeweiße Tanne auf eine gewöhnliche Palme geſetzt würde. Die Blüthe gelangt hier zu einer ſeltenen Freiheit und Selbſtſtändigkeit und bezwingt dergeſtalt die Mutterpflanze, daß ſie wie ein höheres Weſen über ihr ſteht.

In andern Formen erkennen wir aber gerade umgekehrt ein merkwürdiges Uebergewicht der Mutterpflanze über ihre Blüthe. Der Blumenſtiel iſt hier nicht von einem aus der Blume in die Pflanze nach unten hinabſteigenden Princip beherrſcht, ſondern ſo ganz nur die Fortſetzung der Pflanze, daß er bei den Coniferen z. B. ſogar nur wie aus Holz oder Rinde, oder z. B. bei den Umbellaten (Schierling, Kümmel ꝛc.) wie ein einfacher Zweig erſcheint. Doch wird die hier mangelnde Freiheit und Größe der Blüthenbildung durch die wunderbare Symmetrie in der kunſtreichen Schuppenſtellung faſt aller holzigen Zapfen der Coniferen, wie in der excentriſchen Ausbreitung der Doldenſtiele bei den kleinblüthigen Umbellaten erſetzt. Die Stielausſtrahlungen der letztern ſind ſämmtlich Radien, in deren Umkreis die weißen Blüthchen in Halbkugeln und Kugeln ſich runden. Oft ſind wieder viele ſolcher Kugeln regelmäßig um einander gruppirt. Wären dieſe Dolden nicht ſo gemein, ſo klein und unſcheinbar weiß, kämen ſie an edleren Pflanzen in größerem Maßſtabe und mit prächtigern Farben vor, ſo würde ihre Geometrie als das Vollkommenſte der geſammten Pflanzenwelt erſcheinen. Aber es hat dem Schöpfer der Natur gefallen, hier mit ihrem Reichthum zu geizen und eines der ergiebigſten Motive der Blumenbildung nur bei untergeordneten Gattungen anzuwenden.

Ich begnüge mich, nur auf dieſe charakteriſtiſchen Extreme der Bildung der Blüthenſtiele aufmerkſam zu machen, woraus hervorzugehen ſcheint, daß ſich in dieſer Formation bald mehr ein freies, die Blüthe über die Pflanzen erhebendes Bildungsprincip, wie bei der Agave, bald mehr ein von der Pflanze aus in die Blüthe hineingreifendes Princip, wie bei den Umbellaten, geltend macht.

Dem Blüthenſtiele geſellt ſich häufig ein Blatt zu, welches ihm entweder zur Decke dient, wie die Blüthenſcheide oder die spatha der Aroideen, oder nur eine Art Abſchnitt zwiſchen der Pflanze und ihrer Blüthe bildet, wie an der Linde; oder endlich nur die einzelnen Blümchen zu decken beſtimmt iſt, wie im Lavendel, in der Camille, Sonnenblume ꝛc. Zuweilen vertreten aber auch die gemeinen grünen Blätter der Pflanze ſelbſt die Stelle ſolcher Deckblätter und umdrängen die halbverſteckte Blüthe.

In andern Fällen ſucht dagegen die Blume gleichſam dem Laube zu entfliehen. Hier bietet die Natur mancherlei Anomalien dar. Seltſam ſitzt die Kragenblume (carpesium) in einem Kranz von Blättern, wie auch unſer Gretchen im Buſch. Noch ſeltſamer ſitzen die Blumen des Baumes Angolan in Malabar alle in Form von Kränzen oder Kronen zuſammengereiht auf den Zweigen. Andere Blumen hängen ſeltſam an langen fadenartigen Stielen von den Bäumen herab, ſo die porcelia, die zugleich rund und weiß wie ein Ei iſt, die roth und gelbe radförmige stizolobia, die ſcharlachrothe große Blumenröhre der dydinamia (Reiſe des Prinzen zu Wied II. 112). Etwas Annäherndes zeigt uns die auch bei uns ſchon eingebürgerte Fuchſia. Die Lockerheit des Stiels und leichte Beweglichkeit der Blume hat in der Regel die bequeme und allſeitige Ausſtreuung des Blumenſtaubes, indem der Wind die Blume bewegt, zum Zwecke, findet ſich daher auch vorzugsweiſe an den männlichen Blüthen, namentlich den Blüthenkätzchen der Bäume, während die weiblichen Blüthen an demſelben Baum ſteif und feſt ſtehen.

Das Maleriſche der Blüthen beruht auf ihrer Menge an demſelben Baum oder Strauch. Es iſt die Blumenmaſſe, die hier gleichſam das Laub vertritt. Dabei ſind folgende Schönheiten zu unterſcheiden: 1) das Hervorſproſſen der Blüthen, ehe noch das Grün des Laubes ſelber da iſt. Verſilberung, Vergoldung der Bäume durch Blüthen; die roſige Blüthe der Mandel ꝛc. Derſelbe Baum, den wir ſonſt nur grünbelaubt ſehen, trägt ein weißes, gelbes, rothes Laub; 2) das Hervorſproſſen des jungen grünen Laubes unter den weißen Blüthen, gibt unſern Obſtbäumen einen ungemein zarten Reiz; 3) die Blüthenfülle, wenn ein ganzer Wald in derſelben Farbe blüht, daß man nichts ſieht, als ſie. Beſonders ſchön an kleinen Inſeln, die ganz mit Obſtbäumen bedeckt ſind und die ſich wie ein einziges ungeheures Bouquet aus dem Meer heben; 4) die vielfarbige Blüthenfülle der Tropenwälder, bewirkt durch zahlloſe Paraſiten, die auf den Bäumen wachſen; beſonders ſchön im Sturm; 5) der Contraſt glühender Blüthen auf dem dunkellaubigen ſchattigen Hintergrunde. So vergleicht der indiſche Dichter Cicupala (in Maghas Tod, herausg. von Schütz S. 75) das verſtohlene Hervorblicken feuerrother Blüthen, wenn der Wind das Laub zurückſchlägt, mit dem Blitze; 6) der Blüthenregen. In demſelben Gedicht ſchüttelt ein Mädchen einen von Bienen umſummten Baum, daß ihre Armbänder erklingen und die Blüthenblätter auf ſie niederregnen; 7) das warme Leben in den blühenden Bäumen,

der ſüße Honigduft, die zahlloſen darin ſchwelgenden Inſekten; 8) die Gleichzeitigkeit von Blüthen und Früchten, z. B. in den Orangerien, das ſchönſte Bild für die Fülle des Lebens und für die ewige Jugend.

11.

Der Blumenreichthum.

Es iſt der Mühe werth, der Schönheit der Blumen nachzudenken, womit Gott das Erdreich ſo wonniglich geſchmückt hat. Man ſagt von dem trocknen Philoſophen Kant, der Blumen Anblick habe ihn immer tief ergriffen, weil ganz fremdartig berührt. Damit geſtand er ſich, er wäre wohl, wenn er die Welt zu erſchaffen gehabt hätte, niemals darauf verfallen, Blumen zu ſchaffen. Der Unterſchied zwiſchen der alten Theologie und der neuen Philoſophie iſt nur ein Roſenblatt, ein Roſenduft. Jene hat ihn, dieſe würde nie geträumt haben, daß es einen geben könne.

Die einzelne Blume beſteht aus zwei Theilen, die man männlich und weiblich genannt hat. Der berühmte Botaniker Schleiden hat ſich nicht mit Unrecht gegen dieſe Vergleichung der Pflanzenblüthe mit dem thieriſchen Geſchlechtsverhältniß erklärt. Man kann höchſtens ſagen, es findet zwiſchen beiden eine gewiſſe Analogie ſtatt. Aber wie weſentlich der Unterſchied iſt, erhellt ſchon daraus, daß in der Pflanze das Organ, welches man weiblich nennt, unverkennbar das Hauptorgan, gleichſam der Zweck iſt, dem das ſ. g. männliche Organ nur als untergeordnetes Mittel dient.

In der niedern Pflanze wird eine von der Mutterpflanze getrennte Zelle (Spore) oder Knospe der Keim der neuen Pflanze. Bei den Rhizocarpen reißt ſich eine Knospe von der Mutterpflanze los und von derſelben Mutterpflanze auch eine Zelle, die man jetzt nicht mehr Spore, ſondern Pollen nennt, die ſich in einen dünnen Schlauch verlängert und in obige Knospe einſenkt, aus welcher Verbindung erſt in der Mitte der Knospe der neue Keim entſteht.

In den höhern Pflanzen entwickelt ſich die Knospe, in welcher der neue Keim entſtehen ſoll, als edelſter Theil, als Vollendung der Pflanze gewöhnlich an ihrem Gipfeltriebe. Der Keim kann aber in dieſer Knospe nicht lebendig werden, wenn nicht ein Pollen hinzutritt. Dieſe Pollen wachſen theils auf andern Individuen derſelben Pflanzenart (in ſ. g. männlichen Blüthen), theils rücken ſie zu einander in derſelben Blüthe. Ja in

derſelben Blüthe vereinigen ſich mehrere Keimknospen mit mehreren Pollenträgern. So in allen höhern Pflanzen.

Das Hauptorgan bleibt hier immer die Knospe, die den Keim in ſich entwickeln ſoll, daher Fruchtknoten genannt (germen). Sie bildet den Gipfeltrieb des Zweigs und verlängert ſich gewöhnlich in einen Griffel, oder Stempel (pistillum), breitet ſich aber oben gewöhnlich wieder etwas in ein lockeres und dichtes Zellgewebe aus, die Narbe (stigma). In der Verdickung des Knotens, in der Verlängerung oder Verkürzung des Griffels, in der Ausbreitung der Narbe wie in der Gruppirung, Verwachſung oder Vertheilung mehrerer in derſelben Blüthe herrſcht die größte Mannigfaltigkeit, wie auch in ihrer äußern Hülle, Glätte, Farbe, Behaarung ꝛc.

Nur Nebenorgane ſind dagegen die den Pollen tragenden Blüthentheile, die ſ. g. Staubfäden, die vorzüglich in größerer Anzahl den Fruchtknoten und Griffel umringen. Sie beſtehen aus dem Stiel (filamentum), dem Staubbeutel (anthera), der den ſtaubartigen Pollen trägt und dem in dem Beutel wie in kahnartiger Schale enthaltenen Pollen. Sie gehören nicht mehr der Achſe an, ſondern ſind die letzte Entwicklung des nach beiden Seiten ſich ausbreitenden Blattſyſtems, das mit der erſten Ausbreitung der beiden Samenlappen am Keim beginnt.

Unmittelbar an ſie ſchließen ſich daher ſämmtliche Blumenblätter an, die ihnen und dem zarten Griffel zur Verhüllung und zur Stütze dienen. Die innerſte und zarteſte Hülle, die eigentliche Blume, heißt die Krone (corolla); die äußere Hülle der Kelch. Beide können an derſelben Blume mehrfach vorkommen. Zwiſchen beiden können ſich noch beſondere Nebenkronen und verkürzte oder auch ſchuppen- und haarförmige Kränze bilden, die man Nectarien nennt, weil ſie honigartige Feuchtigkeit ausſchwitzen. Ueberdieß können wieder ganze Blüthenzweige, Aehren, Kolben, Trauben in ein einziges großes Deck- oder Hüllblatt (die Scheide) eingeſchloſſen ſeyn.

Wo die Blume fehlt, hat die nackte Keimknospe und der aus ihr entwickelte Same ein ähnliches ſcheidenförmiges Deckblatt (bractea), welches ſich aber in die Breite zieht, wo mehrere über einander liegen, wie in Aehren und Kätzchen. Die ganz verholzten Schuppen der Tannzapfen ſind nichts anderes, als ſolche Deckblätter. Das in vielen Blumen vorkommende ſ. g. Spreublättchen iſt nur eine verkleinerte oder verkümmerte Bractea.

Das ſind die wichtigſten Theile der Blüthe, die aber durch Vergrößerung und Verkleinerung, Verwachſung, ſeltſame Ausſackung oder haarförmige Verdünnung, durch verſchiedene Färbung, Erweichung oder Verhärtung, durch Drüſen, Haare, Stacheln ꝛc. in faſt unüberſehbarer Mannigfaltigkeit variiren.

Der Fruchtknoten und Griffel behalten gewöhnlich die urſprüngliche Farbe des Gipfeltriebes, das Grün. Eben ſo die äußere Hülle, der Kelch, die Scheide. Das, was wir als beſonders zart an der Blüthe bewundern, iſt nur der obere Theil des Griffels, die Narbe und dabei die Staubbeutel und Kronenblätter. Die Zartheit dieſer Theile beruht in ihrem äußerſt lockern und feinen Zellgewebe, welches eine außerordentliche Fähigkeit beſitzt, ſich im Fruchtknoten nach der Breite, im Pollen nach der Länge auszudehnen, ausſchließlich zu dem Zwecke, um die Bereitung und Ausſtreuung des Pollen, deſſen Aufnehmen in die Narbe und zuletzt die Entwicklung des Keims im Fruchtknoten zu bewirken. Die gleiche Zartheit der Kronenblätter iſt erforderlich, um jene zarten innern Organe theils zu nähren, theils vor rauher Berührung zu bewahren, aber ſie fallen ab, wenn der Zweck erreicht iſt. Eine Fülle von Schönheit der Form und Farbe, wie des Duftes iſt hier gerade an die nur als Mittel und vorübergehend dienenden, daher vergänglichſten Organe des ganzen Pflanzenlebens geknüpft.

Der Kelch entſpricht als dienendes Glied auch in ſeinen Formen der Form der darauf ſich entfaltenden Blüthenkrone, ſo daß er ſich zur Röhre verengt, wenn die Krone ſelbſt als ein tiefer Becher hervorblühen ſoll, oder ſich ausbreitet und in Blätter theilt, wenn die Krone ſich theilen ſoll. Doch bleibt der Kelch auch häufig ungetrennt, wenn die langgeſtielten Kronenblätter erſt oben ſich ausbreiten, z. B. bei den Nelken. Insgemein hat der Kelch noch die Natur und grüne Farbe der gemeinen Blätter an ſich; doch geht er zuweilen einerſeits in ein Extrem der Härte und ſchuppigen, oder haarigen und dornigen Rauhigkeit, und andererſeits in das Extrem der Weiche und Zartheit über und nimmt mehr von der Natur und Farbe der Blumenkrone ſelbſt an. Beides iſt in ſeiner Art ſchön, ſowohl der Contraſt des Rauhen mit dem Zarten, z. B. der Gegenſatz des dornigen Kelchs zu der überaus zarten und weichen Krone einiger Mohnarten, als auch das Abblaſſen der Kronfarben in den Kelchblättern z. B. einiger Cacteen.

Innerhalb des Kelchs breitet die Corolle oder Blumenkrone ſich

aus, ein ganz anderes Weſen, durch die Zartheit des Gewebes, wie durch den Glanz der Farben völlig verſchieden von den Kelchen und Stielen und von der ganzen Pflanze. Der Kelch ſchien nur noch Fortſetzung der grünen Blätter und nichts Neues zu ſeyn; jetzt erſt bricht es mit einem fremden Lichtglanz, wie eine verborgene Gottheit aus der Pflanze heraus.

Nicht ſelten zwar erblicken wir degenerirte Corollenblätter, welche zur Hälfte oder ganz rauhe Kelchblätter, ja zuweilen ſogar förmliche grüne Baumblätter ſind; allein der grelle Contraſt dieſer rauhen Eindringlinge mit dem zarten und bunten Kronenblatt läßt ſich nicht verkennen, und auf der andern Seite erblicken wir noch viel öfter die zarten Staubfäden im Innern der Blumen in Kronenblätter degenerirt, ja die Kunſt, gefüllte Blumen hervorzubringen, beruht einzig auf dem Geſetz dieſer Verwandlung der Staubfäden in Kronenblätter. Mithin bildet die Corolle in jeder Beziehung den Uebergang zwiſchen dem Kelch und den Staubbeuteln, iſt aus dem erſten herausgebildet, um die letztern zu nähren und zu decken, kann daher unter gewiſſen Umſtänden noch etwas von der rauhen Natur und Bildung des erſtern durch Degeneration in ſich aufnehmen, gehört aber ihrer ganzen Struktur nach mehr den letztern an, weßhalb auch der Uebergang der Staubfäden in Kronenblätter viel häufiger iſt, als der Uebergang der Kronenblätter in Kelchblätter.

Bevor wir uns in der faſt unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen orientiren, welche dieſe Blumenkronen darbieten, muß die Vorfrage ſeyn: was iſt hier das geſtaltende Princip? Denn wie wenig ſich auch wird läugnen laſſen können, daß hier eine gewiſſe Freiheit, wir möchten ſagen, der Phantaſie waltet, um jede Schönheit, die hier möglich war, zur Erſcheinung zu bringen, ſo kann eine ſolche Vorausſetzung doch der ſtrengen Wiſſenſchaft nicht genügen.

Die Wiſſenſchaft hat dem Princip in der Geſtaltung der Corolle bisher noch wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt. Sie hat erkannt, daß die Kronenblätter zum Theil den Fortpflanzungsorganen den Bildungs- und Nahrungsſtoff abliefern. Allein dieß vermögen ſie, wie es ſcheint, ohne Rückſicht auf eine beſtimmte Form. Es ſcheint z. B. durchaus nicht nothwendig, daß die Krone überaus groß und lang wird, wenn ſie nur kurze und kleine Staubfäden zu nähren hat, wie z. B. bei den Campanulaceen. Das geſtaltende Princip muß alſo anderswo geſucht werden. Die Wiſſenſchaft hat erkannt, daß die Krone den Fortpflanzungsorganen zur Hülle dient; allein daraus würde nur folgen, daß dieſe Hülle immer vorhanden

ſeyn müßte, was aber nicht der Fall iſt, oder daß ſie immer der Ausdehnung der zu ſchützenden Organe entſprechen müßte, was wieder nicht der Fall iſt, indem oft ſehr lange Griffel und Staubfäden bei kurzer Corolle vorkommen. Wäre aber auch die Hülle immer vollſtändig, ſo würde dadurch noch keineswegs die große Verſchiedenheit erklärt ſeyn, welche die Hülle annimmt. Das geſtaltende Princip kann alſo auch hier wenigſtens nicht allein geſucht werden. Die Wiſſenſchaft hat endlich erkannt, daß in vielen Fällen die Blumenform den Formen und Bedürfniſſen derjenigen Inſekten entſpricht, die von der betreffenden Blume leben. Der tiefe Trichter des Geisblatts entſpricht der langen Zunge der Dämmerungsfalter, die daraus den Nectar ſaugen. Die krummen Lippen vieler Labiaten dienen den zu den Nectarien kriechenden Inſekten als Gänge und Sitze. Dieſe und ähnliche Fälle können aber für die Blumenbildung im Allgemeinen nichts entſcheiden, da bei weitem die größere Mehrheit der Blumenformen für den Gebrauch, den die Inſekten von den Blumen machen, gleichgültig iſt.

Am nächſten läge es wohl, das geſtaltende Princip für die Blumen auf das für die Pflanzenfamilien überhaupt zurückzuführen. Und in der That kommen gewiſſe Corollenformen mit gewiſſen Blattformen oder auch Verzweigungs-, Stamm- und Wurzelformen vergeſellſchaftet vor. Doch läßt ſich die innere Nothwendigkeit dieſer Vergeſellſchaftung ſchwer nachweiſen. Warum ſitzen z. B. die Schmetterlingsblüthen vorzugsweiſe auf Pflanzen mit gefiederten Blättern und mit Hülſenfrüchten? Warum könnten dieſe Blüthen nicht auch eine andere Geſtaltung haben? In der Art, wie ſich die Flügel der Schmetterlingsblüthe zuſammenlegen, läßt ſich allerdings etwas ſowohl dem Pflanzenſchlaf der gefiederten grünen Blätter, als den beiden aneinanderſchließenden Hülſenſeiten Analoges nachweiſen. Dann findet man auch ſternförmige Blumen auf Pflanzen, deren grüne Blätter ſich gleichfalls in Sternform ausbreiten. Der Sechszahl der Blumenblätter an der weißen Lilie entſpricht die Dreizahl der grünen Blätter in jedem der ſpiralförmigen Umläufe, den ſie vom Boden auf bis zur Blume machen. Allein ſolche Analogien zwiſchen der Blumengeſtalt und Pflanzengeſtalt überhaupt laſſen ſich nicht überall durchführen; im Gegentheil ſcheinen die kunſtreichen Blumenformen, z. B. der Orchideen, mit der ſehr einfachen Pflanzenform nicht ſelten im direkten Widerſpruch zu ſtehen.

Bleiben die letzten Urſachen, warum die Natur ſo vielfache Formen gewählt und warum ſie gerade dieſe eigenthümlichen Blumenformen eine

beſtimmten Pflanzenfamilie zugewieſen hat, in Dunkelheit, ſo läßt ſich doch vielleicht in allen vorhandenen Formen der Corollen eine gewiſſe Einheit des ihnen gemeinſchaftlich zu Grunde liegenden Bildungsgeſetzes ausmitteln. Es ſcheint in der That, als müßten wir die Corolle unter allen Umſtänden als eine Blaſe betrachten, die nur in den meiſten Fällen aufgeſprungen und geſchlitzt iſt. Die Blaſe iſt beinahe noch ganz vorhanden in den ſchuh-, krug- und ſackförmigen Blumen der Cypripedien, Ariſtolochien, noch ſehr blaſenförmig erſcheinen die Campanulaceen oder Glockenblumen, indem ſie nur nach oben geöffnet ſind. Erweitert ſich die Oeffnung oben und zieht ſich die Blaſe nach unten in die Länge, ſo entſtehen die becher-, trichter- und röhrenförmigen Blumen. Oeffnet ſie ſich nach ihrer ganzen Breite ohne Tiefe, ſo entſtehen die teller- und radförmigen Blumen. Spaltet ſich die Blaſe aber nur in Lippen, die mehr oder weniger gewölbt und gezahnt, ſich bald von einander abwenden, bald gegen einander kehren und ſchließen, ſo entſtehen die Lippen-, Rachen-, Helm- und Maskenblumen. Spaltet ſich die Blaſe aber regelmäßig in drei, vier, fünf oder mehr einzelne Blätter, ſo entſtehen daraus die dreiblättrigen Liliaceen, die vierblättrigen Cruciaten, die fünfblättrigen Nelken und eine unzählige Menge ſtern- und ſonnenförmiger Blumen, welche bald becherartig vertieft, bald ganz eben erſcheinen, bald aber auch ſich concentriſch überbiegen und die urſprüngliche Blaſenform wiederherſtellen (die Roſaceen). Zuweilen ſpaltet ſich die Blaſe auf eine ſo abnorme Art, daß ein Theil derſelben ſich lippenförmig krümmt, während die übrigen Theile ſich roſettenförmig auseinanderlegen (die Orchideen) oder während ſie ſich faſt in rechten Winkeln gegen einander ſtellen (die Schmetterlingsblüthen).

Zuweilen finden ſich in denſelben Blumen ſchon urſprünglich zwei Kronen, ja in der stapelia variegata ſogar drei. Die Nebenkrone erſcheint bei der Paſſiflora fadenartig zerſchlitzt, gleichſam in Staubfädenform aufgelöst. Dagegen werden in andern Blumen die urſprünglichen Staubfäden durch Degeneration oder Caſtration in Blumenblätter verwandelt und bilden alle ſ. g. gefüllten Blumen. Aber auch dieſe gefüllten Blumen haben die Tendenz, durch die Concavität ihrer Blätter und deren concentriſche Wölbung die ideale Blaſenform der Blumen wieder herzuſtellen, wie wir überall an den Roſaceen, Malvaceen, Ranunculaceen, dem Mohn ꝛc. ſehen. An den Dahlien ſtrebt ſogar jedes einzelne Blatt ſich wieder in Blaſenform abzurunden.

Ich will den Botanikern, welche bisher in gerade entgegengeſetzter

Weiſe die blaſenförmigen und bauchigen Corollen als blos verwachſen aus urſprünglich getheilten Kronenblättern erklärt haben, nicht entgegentreten, wenn ſie nur zugeben, daß auch in der urſprünglichen Theilung, wenn eine ſolche angenommen werden darf oder ſogar muß, ſchon die Tendenz zur kugeligen Wölbung lag. Schleidens Grundſatz, nach welchem die Kronenblätter eben nur Blätter in letzter Potenz (wie die Samenblätter die in erſter) ſind und daher ihre Theilung und Gegenüberſtellung als Princip anerkannt werden muß, kann inſofern auf die Corollen nicht unbedingt angewandt werden, als in denſelben unverkennbar ein höheres Princip hervortritt, nämlich ſchon die Tendenz zur Frucht, zum runden Zuſammenſchluß in der Vollendung der Pflanze, wie im Keim oder im Beginn der Pflanze umgekehrt die Tendenz zur Theilung, Gegenüberſtellung und ſeitlichen Entfaltung aus dem runden Urkeim vorwaltet. Ich wende ſchließlich einen andern trefflichen Grundſatz Schleidens hier an, nämlich den, daß man die Pflanzen überall nehmen ſoll, wie ſie gewachſen ſind, nicht wie man meint, daß ſie eigentlich hätten ſeyn ſollen, um ins Syſtem zu paſſen. Wenn wir nun bauchförmige Corollen vor uns ſehen, die an derſelben Pflanze niemals anders vorkommen, ſo haben wir auch kein Recht an der Urſprünglichkeit dieſer bauchigen Wölbung zu zweifeln und die Erſcheinung als eine gleichſam unnatürliche aus bloßer Verwachſung zu erklären.

Im Weſentlichen iſt es einerlei, ob man eine Zertheilung der Blätter aus einer idealen Hohlkugel, oder eine Verwachſung derſelben zur Kugel aus einer idealen Theilung vorausſetzt. Die einen Blumen ſind eben blaſenförmig, die andern ſtern- und roſettenförmig. Zwiſchen beiden kommen Uebergänge vor, die ihren ſtärkſten Gegenſatz (z. B. in den Schmetterlingsblüthen und Ochideen) oder ihre Verſöhnung (z. B. in Liliaceen und Roſaceen) ausdrücken.

Die hohlen und bauchigen Blumen, die noch am meiſten der einfachen Blaſe gleichen, z. B. Frauenſchuh, Ariſtolochia, ferner die Röhren-, Lippen-, Rachen-, Hut- und Maskenblumen ſind mehr ſonderbar als ſchön. Ihre Aehnlichkeit mit thieriſchen Rachen, hervorhängenden Zungen, Hüten und Helmen gibt ihnen ein abentheuerliches Anſehen. Manche ihrer Formen haben etwas Unheimliches und Erſchreckendes, wobei nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß mehrere der abſchreckendſten Formen dieſer Art an Giftpflanzen vorkommen.

Die Form der bauchigen Blüthe veredelt ſich erſt, wenn ſie gleich einer Glocke oder einem Becher ſich in ſanften und ſymmetriſchen Conton-

ren öffnet. Doch wird das Ideal dieſer Form nicht in der Blume mit ungetheilter Corolle, ſondern erſt in der Lilie erreicht, deren Corolle getheilt iſt, ſich jedoch zu einem Becher ſo genau zuſammenſchließt, als ob ſie ungetheilt wäre.

Die Schönheit der Lilie liegt in ihrem Profil, in dem Contoure, welcher zwiſchen der breiten Ausladung und Bauchigkeit einer- und der engeren Röhrenform anderſeits die rechte Mitte hält. Die becherförmigen Blumen verhalten ſich inſofern ungefähr wie die antiken Vaſen, unter deren mannigfachen ausgeſchweiften oder eingezogenen Contouren immer die ideale Mitte geſucht und als die ſchönſte Form erkannt wird. Wenn die neuen Dichter auch bei der Lilie insgemein an die Form des Kirchenkelchs und der Kirchenglocke denken, um daraus ihre Heiligkeit zu erklären, ſo war auch die Lilie ſchon in der vorchriſtlichen Zeit, ſchon in einer Zeit, in der es noch keine Glocken und Kirchenkelche gab, den alten Völkern blos um ihres edlen Contoures willen heilig.

Die Hohlblumen allein geſtatten eine Ausladung oder Einziehung der Contoure, daher kann auch nur bei ihnen eine Idealform wie die an Lilien vorkommen, d. h. bedingt durch eine Linie, die unter unzähligen andern die ſchönſte iſt. Die flachen Blumen, Sternblumen, Roſetten laſſen nur eine Mannigfaltigkeit von Radien und Auszackungen zu, aber keine Veränderung der Grundlinien, deßwegen ſucht man bei ihnen vergebens nach einer Idealform. Die Sonnenblume, die Aſter, Anemone ꝛc. geben einander im Grundzug der Schönheit lediglich nichts nach. Dieſe ganze Blumenreihe bietet viel mehr Schönheit dar, als die Reihe der Hohlblumen, aber die Schönheit iſt bei ihnen auch mehr vertheilt, ſie concentrirt ſich nicht wie bei den Hohlblumen ſo eminent in der Lilie.

In der Reihe der Flachblumen trennen wir zwei Hauptformen, die mit peripheriſcher Tendenz, oder die Rad-, Augen- und Ringblumen und die mit radialer Tendenz oder die Kreuz- und Sternblumen. Zuweilen wird das Auge durch den anders gefärbten untern Theil oder Nagel der im Centrum zuſammenlaufenden Kronblätter gebildet. Zuweilen wird das Blumenrad durch den Nektarienkranz gebildet wie bei der Narciſſe, oder durch einen Fadenkranz, wie bei den Paſſionsblumen. Eine der ſeltenſten Formen zeigt die sauvagesia, zwiſchen deren doppelter, äußerer und innerer Blumenkrone noch ein Fadenkranz ſich ausbreitet (Regensburger Flora 1825 S. 35). In den Kreuz- und Sternblumen herrſcht die radiale Tendenz vor, es gehen vom Centrum bunte Strahlen nach vier

oder mehr Richtungen aus, ſpitzig, lanzenförmig, zungenförmig, oder auch abgerundet und ſo in der Roſette oder im Stern wieder zur Radform zurückführend. Die Grundzahl der Sterne iſt am häufigſten fünf. Bei den Sternen und Roſetten haben die Blätter entweder die wagrechte Lage in der gleichen Ebene, oder ſie richten ſich nach oben und ſuchen einen Becher oder eine Glocke zu bilden, wie die Liliaceen. Nur ſelten neigen ſie ſich abwärts, wie beim ſ. g. Schweinsbrod, und unter den lilienartigen Blumen die ſich umſchlagenden Hyazinthen und der Türkenbund.

Eine beſondere Klaſſe bilden die zuſammengeſetzten Blumen (compositae, syngenesia) oder die Korb- und Scheibenblumen, in denen auf einem breiten Fruchtboden (receptaculum) innerhalb eines gemeinſchaftlichen Kelchs viele Blümchen gedrängt beiſammen ſtehen. Dieſe Blümchen ſind in der Mitte des Korbs bloße Röhren (tuberculosae), gegen den Rand hin öffnen ſie ſich wie eine Zunge (ligulati); zwiſchen ihnen drängen ſich die Deckblättchen (bracteae), zuweilen nur Härchen; am Rande ſelbſt längs um den Korb her vergrößern ſich die Blumenblättter zu Strahlen (radiati), welche den Korb ſtern- oder ſonnenartig rings umgeben und zuweilen von anderer Farbe ſind. So ſind am Maßliebchen die Röhrenblüthen im Korbe gelb, die äußern Strahlen aber weiß. Die großartigſte unter dieſen Blumenformen zeigt die Sonnenblume. Zuweilen herrſcht der Korb vor und verkleinern ſich die Strahlen, wie bei den Scabioſen.

In den Irisarten offenbart ſich zuerſt der Gegenſatz ſenkrechter und wagrechter Blattſtellung, der in den Schmetterlingsblüthen und Orchideen vollendet iſt. Drei Blumenblätter der Iris ſtehen wie Ohren empor, drei andere fallen wie Zungen herunter. Die Schmetterlingsblüthen drücken den Gegenſatz noch ſtärker aus, indem ihr Kahn unten ſich den phantaſtiſchen Formen der Rachenblumen zuneigt, während ſie oben noch Roſetten ſind, wenn auch mit verſtellten Blättern. Im Uebergang zu den Orchideen übertreffen die Schmetterlingsblumen an Abentheuerlichkeit ſogar die Rachenblumen. Eine der ſonderbarſten iſt die Coulteria horrida, deren Schiff gezahnt iſt, wie ein Löwenrachen, über dem drohende Flügel ſchweben (Flora 1838, Titelkupfer) und die große blaue Clitoria in Indien, ſo wie die noch größere purpurrothe in Braſilien. Am wunderbarſten aber ſind die Orchideen mit den proteusartigen Veränderungen ihrer geſpaltenen Fahnen und Lippen, wie Blumen, welche die Natur im glücklichſten Humor geſchaffen zu haben ſcheint, um nicht nur alle andern Blumen in ausſchweifender Uebertreibung gleichſam zu carrikiren oder die entgegengeſetz-

ten Formen derſelben auf einem Stiele zu verbinden, ſondern auch, um allerlei Inſekten und ſelbſt Menſchenformen täuſchend nachzuahmen. Die Blumenblätter zur Seite nämlich breiten ſich wie Flügel aus, das obere bildet einen Kopf, das untere einen Leib und ſo entſtehen die Formen von Bienen, Weſpen, Schmetterlingen. Oder die Blätter breiten ſich wie Beine aus und bilden die Form einer Spinne. Oder ſie breiten ſich wie Arme aus und das untere Lippenblatt theilt ſich in Beine, und ſie bilden ſo die Figur eines Menſchen in mannigfacher Abwechslung, ſo daß man nackte Männlein und Weiblein, geharniſchte Ritter, bei einer tropiſchen Orchidee, die Pöppig beſchreibt, ſogar die vollkommene Figur eines Harlekin erkannt hat. Wie in dieſen thieriſchen und menſchlichen Formen, ſo ſpielen die Orchideen auch in den ungemein ſtarken animaliſchen Gerüchen in das Thierreich hinüber. Die tropiſchen Orchideen ſind aber noch dadurch merkwürdig, daß ſie nicht blos thieriſche Formen, ſondern hauptſächlich andere Blumenformen nachahmen, indem ihre Blumenblätter durch Trennung und Gegenüberſtellung oder Zuſammenſchließung und Abrundung, und durch jede mögliche Verkürzung und Verlängerung alle Blumenformen annehmen. Sie täuſchen daher ſelbſt den Botaniker, der in ihnen eine Lilie, Amaryllis, Tulpe, Schwertlilie, Roſe ꝛc. zu ſehen glaubt. Noch intereſſanter aber iſt, daß mehrere Orchideen zweierlei fremde Blumenformen in einer einzigen Blume verbinden, Lippen-, Rachen- und Maskenblumen, z. B. mit roſen- oder lilienähnlichen Blumen, indem eine Hälfte der Blume dieſe, die andere jene Form zeigt. Ein Epidendrium zeigt eine Nelke aus einer Sternblume hervorbrechend, Phajus albus eine Lavatera aus einer weißen Lilie hervorbrechend, Catasetum eine Schmetterlingsblume aus einer Tulpe hervorbrechend. Ja Schomburgk fand in Guiana Orchideen, wo aus einer Pflanze zwei ganz verſchiedene Blumen hervorkommen.

In allen dieſen Formen entfaltet ſich ein unendlicher Reichthum der ſchaffenden Phantaſie, aber ſie laſſen ſich nicht auf eine ideale und ſchönſte aller möglichen Formen zurückführen. Die Roſe dagegen muß darum als die in ihrer Einfachheit vollkommenſte und ſchlechthin ideale Blumenform bezeichnet und darf mit Recht die Königin der Blumen genannt werden, weil ſie, und ſie allein, beide großen Reiche der Blumenformen verſöhnt und verbindet, indem ihre Blätter ſternförmig ausſtrahlen, ſich aber wieder zur Hohlkugel übereinander wölben. Jeder Reiz der Ausſtrahlung, wie der Sammlung, der Oeffnung wie des Geheimniſſes iſt in ihr vereinigt.

Die Roſaceen kehren aber auf mannigfaltige Weiſe zu den andern Formen, namentlich in der kelchigen Bauchung oder ſternartigen Ausſtrahlung zurück. Unter den ihr verwandten Blumenformen nehmen der Mohn, die Ranunkeln, die Camellien, die Dahlien die erſten Stellen ein. Die unregelmäßigſte und verworrenſte Roſe zeigt die Levkoi. Die ſeltſamſten Auszackungen der Blätter finden ſich unter dem Mohn, wie bei den Liliaceen unter den Tulpen. Die regelmäßigſte Concavität bei den Dahlien, die eigentlich eine aus lauter Lippen oder Schiffchen gebildete Roſette iſt. Alle dieſe Varietäten übertreffen inzwiſchen doch nicht die einfache Schönheit der Roſe.

Gewöhnlich im Boden der Corolle entwickelt ſich der Nectar oder Blumenhonig, dem bei einigen Blumen auch größere und augenfällige Abſonderungsorgane angewieſen ſind, Honigſchuppen, ein Nectarienkranz, Honigſporen. Dieſe ſeltſamen Formen ſind jedoch nur Beiwerk weniger Pflanzen und üben keinen Einfluß auf die Blumenbildung im Ganzen. Sie gehören aber immer den Corollen an und die Honiglippen, Honigkappen und Honigſporen ſind immer unmittelbare Theile der Corollen. Sie dienen nur dem Zweck der Befruchtung und ſobald dieſe vorüber iſt, hört der Nectar zu fließen auf und wird nach den neueren Forſchungen von Kurr und Gärtner zur Bildung des Pflanzenkeims oder Samenkorns verwendet, nicht zum Fleiſche der Frucht, wie noch Decandolle glaubte.

In den Corollblättern ſelbſt iſt oft viel Saft enthalten, ihr lockeres Zellgewebe erſcheint porös und öhlig z. B. bei den Orangeblüthen, zum Zerfließen weich und auffallend wäſſerig beim Mohn, den Irideen, der Winde, beſonders beim Costus arabicus. Ausnehmend ſchön iſt das in allen Edelſteinfarben blitzende durchſichtige Zellgewebe unter dem Mikroſcop. Daher ein Dichter ſagte: wenn man im Himmel Kleider trüge, müßten ſie aus ſolchem Stoffe gemacht ſeyn. Dieſe weiche Struktur macht die Corolle leicht verfügbar zur Nährung und Ausbildung der ihr am nächſten ſtehenden, oft unmittelbar mit ihr zuſammengewachſenen Staubfäden.

Einige Blumen ſind ſehr reich an Honig. Die Blüthe der Urania speciosa zu Macao ſetzt täglich mehr als ein Quart dicken Honig ab. Einige Pflanzen ſind wegen ihres Honigſaftes vorzugsweiſe von den Bienen aufgeſucht, Rosmarin, Lavendel, Thymian ꝛc. Einige haben einen bittern und giftigen Nectar, der auch den Honig der Bienen vergiftet.

Die Staubfäden und Staubbeutel tragen nicht wenig zur Schönheit der Blumen bei, wenn ſie groß ſind, wenn viele in dichtem Kranz um

den Griffel ſtehen und wenn ihre Farbe mit der Farbe der Kronenblätter auffallend contraſtirt, z. B. die gelben Staubbeutel in der weißen Lilie, die ſchwarzen im rothen oder weißen Mohn. Seltener zeichnet ſich der Griffel aus und nicht immer ſchön, wenn er zu lang oder grell gefärbt iſt. Die Staubfäden ſind am ſchönſten, wenn ſie in regelmäßigem Kreiſe und reicher Zahl um den Griffel ſtehen. Der Staubbeutel legt ſich anfangs gerade an den Faden an und iſt ihm wie ein Bajonet aufgepflanzt. Wenn aber der Pollen reift, neigt er ſich und ſchwebt wagrecht auf der Spitze des Fadens, einem kleinen Hammer ähnlich. Der Beutel iſt durch eine feine Naht mitten getrennt, die Pollenkörner liegen ſtaubartig beiſammen, in den verſchiedenſten Farben wie Edelſteine glänzend, jedoch meiſt gelb. Die Staubfäden ſind oft viel länger als die Krone ſelbſt und hängen dann wie eine Seidenquaſte in üppiger Fülle herab, oder ſtehen nach allen Seiten wie ein weicher Sammet hinaus, was beſonders in feurigen Farben der kugelförmigen oder um einen Zweig rundum ſich gruppirenden Blumen (wie Metroſideros) ein prächtiges Anſehen gibt. Kleinere goldfarbene Antheren auf hohen rothen oder ſchwarzen Stielen ſind leuchtende Punkte und Funken im Schatten der Wälder. Das excentriſche Ausſtrahlen lichter, glänzender, gleichſam glühender Antherenpfeile iſt diejenige Form, die nächſt der excentriſchen Ausbreitung der Corollen der Blumenwelt hauptſächlich ihren Charakter gibt. Die Staubfäden ſind häufig noch außerordentlicherweiſe bürſten- oder wollartig mit Haaren umgeben. So im Kolben der Linſe, in der fahnenartigen Blüthe der Wollgräſer, an Flockenblumen und Eberwurz.

Die Regelmäßigkeit der Staubfäden richtet ſich nach derjenigen der Corolle. Da, wo auffallend wenige, verkrüppelte oder ungewöhnlich kurze Staubfäden neben langen vorkommen, finden ſich auch die unregelmäßigſten und bizarrſten Corollen, wie in Schmetterlingsblüthen und Orchideen. Der auffallenden Bildung der Fortpflanzungsorgane der Paſſiflora entſpricht die ſeltſame Zerſchlitzung der Nebenkrone. Seltſam erſcheint die Abſtufung kurzer und langer Antheren in der überhaupt ſchief geſtellten Blume der Gesnerien (vgl. darüber die Regensburger Flora, Lit.-Blätter von 1831 S. 14). Einige Staubfäden ſind durch ihre Form auffallend, ſofern ſie wie Schlangen gewunden oder wie Fäden ſehr lang ausgezogen ſind (am ſ. g. Haarfaden, trichostema), oder ſich wie Finger krümmen am ſ. g. Händebaum in Südamerika, deſſen fünf große aus einer rothen Blume hervorragende Staubfäden ſich wie die fünf Finger einer Hand ge-

gen die Narbe krümmen. Auch die Staubbeutel zeigen zuweilen sonderbare Formen. Sie krümmen sich wie ein Anker an der s. g. Ankerblume (rhexia). Sie sind mit einander verwachsen (adelphi), sie verzweigen sich besonders schön in der Lavatera, aus deren Becher sie unten wie ein kleiner Baum hervorwachsen.

In den Farben der Blumen verbirgt sich trotz der scheinbaren Willkühr eine gewisse Gesetzmäßigkeit. Wenn man ihre bunte Fülle, ja in derselben Pflanzenart eine Abwechslung von beinahe allen Farben sieht, so sollte man glauben, die freieste Phantasie habe sie spielend gemalt. Doch unterscheidet man bald vorherrschende Farben überhaupt von solchen, die in den Blumen nur höchst selten (z. B. grün, schwarz, grau) vorkommen; und ferner vorherrschende Farben bei gewissen Gattungen und in gewissen Jahreszeiten.

Im Allgemeinen bildet die Farbe der Blume einen Gegensatz gegen die der Pflanze, nämlich den Gegensatz des Lichtes gegen das Dunkel und der differenten Farben gegen das indifferente Grün der Blätter. Dieß entspricht zugleich dem Gegensatz, den das zarte feine Gewebe des Blumenblattes gegen das gröbere Gewebe des gemeinen Blattes bildet. Inzwischen darf man nicht vergessen, daß die Blumen ihre Farben nicht immer erst an der Sonne entfalten, sondern schon im Dunkel der Knospe, tiefverschlossen unter dichter Hülle, und daß es Blumen gibt, die überhaupt nur bei Nacht blühen und das Sonnenlicht fliehen. Dasselbe ist der Fall mit der Farbe des in einer Schale wachsenden Obstes, der Bohnen ꝛc., ebenso der in tiefem Dunkel wachsenden Pilze und Schimmel.

Schübler und Frank theilten alle Blumen der Farbe nach in zwei Classen, nämlich in eine oxydirte Reihe, deren Grundfarbe die gelbe ist, und in roth und weiß, nie aber in blau übergeht; und in eine desoxydirte Reihe, deren Grundfarbe die blaue ist und ebenfalls in roth und weiß, aber nie in gelb übergeht.

Das einzelne Blumenblatt selbst hat oft verschiedene Farben, indem es schillert (wie cactus speciosus in blau und roth), oder einen anders gefärbten Nagel hat, oder gestreift, geflammt, gebändert, gefleckt, punktirt, oder mit farbigen Haaren und Warzen bedeckt ist. Flecken, Punktirungen, eine eigenthümliche Trübung und Schmierigkeit des Blumenblatts kommen häufig bei den giftigen Pflanzen vor.

Auch in denselben Blumen findet man verschiedenfarbige Blätter. Das Vergißmeinnicht hat oft weiße, rothe und blaue Blumenblätter zu-

gleich. Eben ſo verſchiedenartig ſind die Blätter bei den Irideen, Penſees, Geranien, Dahlien. Durch Baſtardzeugungen, gewählte Düngung ꝛc. hat man dieſe Färbungen und Zeichnungen ins Unendliche vermehrt. Die größte Mannigfaltigkeit der Farbenſchattirung boten wohl immer die Aurikel, dagegen die ſeltſamſten Zeichnungen die Penſees dar.

Seltener ſind Pflanzen, die auf demſelben Stamme Blüthen tragen, von denen eine anders als die andere gefärbt iſt. Morina persica z. B. hat ſowohl weiße, als violette Blüthen zu gleicher Zeit. An Baſtardpflanzen trennen ſich zuweilen die extremen Farben, ſo daß z. B. bei der Dahlie, die man Harlekin nennt, neben einer Mehrzahl von gelb und roth geſcheckten Blumen auch einige ganz gelbe und einige ganz rothe vorkommen.

Die Tageszeit und der Sonnenſtand übt Einfluß auf den Farbenwechſel. Hibiscus mutabilis iſt am Morgen weiß, am Mittag roſa, am Abend dunkelroth; gladiolus versicolor beim Aufgehen Morgens braun, am Mittag blau. Auch die Lebensmomente der Blumen überhaupt üben einen Einfluß. Hydrangea hortensis iſt anfangs grün, wird dann roſa und zuletzt violett. Tournefortia mutabilis iſt vor der Beſtäubung weiß, nachher wird ſie augenblicklich ſchwarz, der ſchnellſte Eintritt der Trauer nach der höchſten Luſt.

Die Farbenpracht der Blumen nimmt im Allgemeinen nach dem Aequator zu und gegen die Pole ab. Auch hat man im Allgemeinen der Jahreszeit nach einen Farbenwechſel wahrnehmen wollen, wobei die Naturphiloſophen in die ſeltſamſten Widerſprüche gefallen ſind. Nach Oken geht die Pflanze aus dem Dunkel allmählig in das Licht über, entfaltet ſich im Frühjahr der gelbe Blumenflor zuerſt, dann der blaue (gelb und blau als das gleichſam auseinandergetretene Grün der Blätter), ferner der rothe (als die Culmination der Färbung und Lebenskraft der Pflanze) und endlich der weiße (die letzte Vollendung, die Erzeugung des reinſten Lichts in der Pflanze). Steffens hat dieß Verhältniß geradezu umgekehrt, indem er (Anthropologie II. 119) im Frühling zuerſt die weißen und blauen Blumen, im Sommer die rothen und erſt im Herbſt die gelben Blumen vorherrſchen läßt. J. J. Wagner hält (Natur der Dinge S. 264) die Unterſcheidung der Oxydation und Desoxydation feſt, ſtellt aber in der oxydirten Reihe roth oben an und behauptet, zuerſt im Frühjahr entfalte ſich der blaue Blumenflor, als der am meiſten desoxydirte und noch dem Grün der Blätter am nächſten ſtehend; dann der gelbe, ſchon etwas mehr oxydirte, endlich der rothe, in dem die Oxydation wie die Lebenskraft der

Pflanzenwelt culminirt. Von da aber ſteige die Färbung wieder herab durch gelb in den blauen Flor des Herbſtes.

Dieſe Wiederſprüche in der Annahme erklären ſich einfach dadurch, daß die Thatſache, ſo offen ſie Jedem vor Augen liegt, ſchwer zu ermitteln iſt, denn es finden ſich Blumen von allen Farben zu allen Jahreszeiten und nur über das Mehr oder Weniger der Farben kann geſtritten werden. Herr von Martens bekennt ſich in ſeinem Werk über Italien II. S. 7 zu der Anſicht, daß im Frühling die blauen und rothen, im Herbſt die gelben und gelbrothen Blumen vorherrſchen, die weißen aber die Mitte halten. Das entſpricht dem allgemein durchgreifenden Naturgeſetz, demzufolge die Beleuchtung im Frühling des Jahres wie am Morgen des Tages den bläulicheren Silberton, im Herbſt dagegen und am Abend mehr den gelben Goldton hat, wie denn auch Frühling und Morgen immer kühler ſind als Herbſt und Abend. Das Blau iſt als das erſte im Finſtern aufdämmernde Licht, das Gelb aber als das ſchon wieder ſich verfinſternde Licht zu betrachten. In der Mitte liegen roth, als das ſtärkſte gefärbte Licht und weiß als das ſtärkſte ungefärbte Licht. Herr v. Martens zeigt ferner, wie dem Laufe der Jahreszeiten auch das Herabſteigen der Pflanzen von der Schneeregion in die Tiefe entſpreche, ſo zwar, daß die blauen und rothen Blumen auf den höchſten Alpen, die gelben dagegen in der Tiefe vorherrſchen. Biſchof in ſeiner Botanik II. 427 macht darauf aufmerkſam, daß die gelben Blumen in der Regel viel dauerhafter ſind, als die blauen.

Marquardt (Blüthenfarben, Bonn 1835) hat im Chlorophyll, d. h. in grünen Kügelchen in farbloſer Hülle den urſprünglichen Farbeſtoff der Pflanzen entdeckt; wenn dieſem Waſſer entzogen wird, ſo werden die Kügelchen blau, welchen Stoff er Anthokyan nennt; wenn das Chlorophyll aber Waſſer aufnimmt, werden die Kügelchen gelb, das ſ. g. Anthoxanthin. Dazu kommt nun noch als vierter Stoff das Blumenharz in den weißen Blumen. Das Roth entſteht durch Säurung des Blauen, das Pomeranzengelb durch Anthoxanthin und durch Säure geröthetes Anthokyan, das Braun durch Chlorophyll und durch Säure geröthetes Anthokyan, das Schwarz durch ſehr concentrirtes Grün und Blau. Das Anthokyan liegt immer dicht unter der Epidermis oder äußerſten Blumenhaut, das Anthoxanthin aber tiefer im Zellgewebe. Weiß und Gelb geht nach der Befruchtung zuweilen in Blau über, z. B. bei lupinus Bruikshankii. Das

Gelb des Anthoxanthin iſt meiſt beſtändig, das Blau im Anthokyan aber ſehr empfindlich.

Alle dieſe ſchätzbaren Forſchungen laſſen uns aber immer noch vor einem großen Räthſel ſtehen. Man hat in England einen enormen Preis für den ausgeſetzt, der entdecken würde, wie man die Dahlien, die bekanntlich kein Blau zeigen, auch in blauer Farbe hervorbringen könne. Dieſe Thatſache allein beweist, wie wenig wir noch vom Geheimniß der vegetativen Färbungsprozeſſe wiſſen. Denn wir können weder wiſſenſchaftlich beweiſen, daß und warum es keine blauen Dahlien geben kann, noch wiſſen wir ſie blau zu färben; ja wir wiſſen nicht einmal, ob es nothwendig anorganiſche Stoffe ſeyn müſſen, wie z. B. der Eiſenfeilſtaub, durch den man Blumenfärbungen bewirkt, oder ob es auch vegetabiliſche und animaliſche ſeyn können? Vielleicht lernen wir noch von den Chineſen, deren blumiſtiſche Praxis ungleich älter iſt, als die unſere, und deren Geheimniſſe uns je mehr und mehr aufgeſchloſſen werden. Künſtliche Färbungen laſſen ſich durch Beſtäubung einer einfarbigen Blume mit den Pollen einer andersfarbigen bewirken, wenn beide zur gleichen Art gehören.

Der Farbeſtoff iſt übrigens ſehr verſchieden, dauerhaft und unzerſtörlich z. B. im Indigo, oder leicht auflöslich, erblaſſend und verſchwindend z. B. im Mohn.

Da das Licht ſeine Kraft in der Pracht der Farben offenbart, blühen bei weitem die meiſten Blumen natürlicherweiſe bei Tage und am üppigſten und offenſten in der heißeſten Sonne; aber einige machen davon eine Ausnahme und entfalten ihren Farbenzauber, gleich den Nachtſchmetterlingen nur bei Nacht. So der berühmte cactus grandiflorus, ſo mirabilis jalappa. Weit häufiger noch verſtärkt ſich der Blumengeruch erſt gegen Abend und die Nachtviole duftet bekanntlich ausſchließlich bei Nacht. Die Natur befolgt in Bezug auf die Blumengerüche zuweilen die ſeltſamſte Laune. Hebenstreitia dentata riecht Morgens gar nicht, ſtinkt zu Mittag und wird erſt Abends äußerſt wohlriechend. Volkameria japonica riecht lieblich, wenn man ſie aber anrührt, ſtinken die Finger; anagyris foetida, der Stinkbaum im ſüdlichen Italien, trägt ſchon im Januar goldgelbe Blumen, dann kommen ſeine dem Klee ähnlichen Blätter hervor, welche, wenn man ſie reibt, den abſcheulichſten Kothgeruch verbreiten. Daher das Sprichwort commovere Anagyrin, (eine ſchlimme Seite berühren). v. Martens, Italien II. 69. Illicium floridanum hat eine ſtinkende Blume, aber eine wohlriechende Frucht. Oft erſetzt bei den

Blumen der herrliche Geruch die unſchöne Form und Farbe, z. B. bei der Reſeda, wie bei der Nachtigall die Stimme die ſchöne Form erſetzt. Giftige Blumen haben in der Regel auch einen unheimlichen und betäubenden Geruch. Koch erwähnt in ſeiner Reiſe durch Südrußland II. 47 der Pflanze pyrethrum carneum am Caucaſus, deren Blume alle Inſekten durch ihren Geruch betäubt und an der die Schmetterlinge wie todt hinſinken. Bekannt iſt, daß die Fliegen in die Asblume (stapelia) Eier legen, weil ſie ſie dem Geruche nach für wirkliches Aas halten.

Schübler und Köhler haben folgende Sympathien und Antipathien zwiſchen Farben und Gerüchen gefunden. Je weißer die Blume, deſto wohlriechender; je blauer, deſto geruchloſer; je mehr orange und braun, deſto ſtinkender.

In den Blumendüften überwiegt das Angenehme weitaus das Unangenehme. In keinem Naturreiche waltet ſo vieler und mannigfaltiger Wohlgeruch als im Pflanzenreich und vornehmlich in den Blüthen. Aber ihr geheimnißvoller Reiz läßt ſich weder erklären, noch auch nur beſchreiben.

12.

Der Blumenſtaub.

Der große Botaniker Linné theilte die geſammte Pflanzenwelt nach dem thieriſchen Geſchlechtsunterſchiede ein, nämlich in: 1) Kryptogamen oder geſchlechtsloſe Pflanzen. 2) Phanerogamen oder ſolche mit Geſchlecht, die dann wieder in zwei Claſſen zerfallen, ſolche, in denen die männlichen Blüthen von den weiblichen getrennt ſind und ſolche, in denen beide Geſchlechter in einer Blüthe vereinigt ſind. Die letztern unterſchied er dann wieder nach der Zahl der darin vorkommenden männlichen und weiblichen Organe. Hält man dieſe Anſchauungsweiſe feſt, ſo ſtellt ſich die vollkommene Blume als eine Polyhermophrodyt dar. Nun iſt aber unverkennbar über die ganze Blumenwelt ein ſo heiliger Frieden und ein Hauch von Unſchuld ausgegoſſen, daß es in keiner Weiſe ſchicklich erſcheint, ſo rohe, thieriſche, ungeheuerliche und ſündhafte Vergleichungen aus den Gebieten der verderbten heidniſchen Phantaſie auf ſie überzutragen. Es iſt daher vernünftig und gut deutſch von Schleiden, daß er nichts von der erſt durch die Gekehrten in die Pflanzenwelt hineingedichteten Unzucht wiſſen will, daß er großen Autoritäten gegenüber zum erſtenmal gewagt hat, die bisherige Verwechslung des Pflanzenlebens mit dem Thierleben zu verwerfen.

Zur Hervorbringung des Samens und Keimes iſt ein Gegenſatz erforderlich. Wie es ſcheint, liegt das Geheimniß der Pflanzenentwicklung innerhalb der Mutterzelle im Cytoblaſt und von der vollkommenen Ausbildung dieſes letztern hängt die höhere Vollkommenheit der Pflanze ab. Um aber den Cytoblaſt zu ergänzen und zwiſchen ihm und dem paſſiven Theile der Keimzelle eine Spannung hervorzurufen, wie ſie nothwendig iſt, um reichere Bildungsnormen in das aus dem Keim entwickelte Wachsthum überzutragen, bedarf es vor der Bildung der Keimzelle einer äußern Trennung des für die Bereitung des Cytoblaſt beſtimmten Stoffes. Ohne dieſe Trennung würde die Anziehungskraft nicht thätig ſeyn können, durch welche das Getrennte im Act der Keimbildung verbunden wird. Wie dieſe vegetative Polariſation mit der magnetiſchen oder electriſchen zuſammenhängt, iſt noch nicht ermittelt, und ſofern alle phyſiſchen Prozeſſe in der organiſchen Welt modificirt werden, darf man auch den einen nicht unbedingt mit dem andern vergleichen wollen. Der geheimnißvolle Vorgang in der Blüthe iſt eben ſo wenig ein einfacher electriſcher Prozeß, als er ſchon ein thieriſcher Act iſt, aber er ſcheint den erſtern in höherer organiſcher Potenz in ſich zu ſchließen, und in einiger Beziehung eine Ahnung des letztern zu enthalten, weit entfernt, mit ihnen verwechſelt werden zu dürfen. Denn beide Beziehungen, die nach oben wie die nach unten, reichen nicht aus, die Eigenthümlichkeit des Blüthenprozeſſes, als eines rein vegetativen, zu charakteriſiren. In der Natur iſt alles in ſeiner Art einzig und verlangt ſo gedacht zu werden.

Der Samenſtaub (Pollen) im Staubbeutel iſt der eine Pol, die Samenknospe im Fruchtknoten der andere. Der Pollen iſt beſtimmt durch das lockere Zellgewebe der Narbe hindurch mittelſt eines Schlauches, in den er ſich verlängert, bis zur Samenknospe vorzubringen. Bei den ſ. g. Sporen der niedern blüthenloſen Pflanzen zeigt ſich dieſer Gegenſatz ebenfalls. Man glaubte früher, die Sporen ſeyen wie die durch Theilung entſtandenen Knospen etwas einfaches. Allein ſchon im Jahr 1848 entdeckte Graf Leszyc-Suminski unter den Blättern der Farren in einem runden Keimplättchen (polythallium) winzig kleine Sporen von zweierlei Geſchlecht, und im Mai dieſes Jahres (1856) trug Braun in der Berliner Akademie ſeine neueſte Entdeckung vor, nach welcher auch bei niedern Algen zweierlei Sporen vorkommen, von denen die männlichen (Androſporen) ſich unmittelbar mit den weiblichen verbinden, wie in der Blüthe vollkommener Pflanzen der Pollen mit der Samenknospe. — Die Sporen

ſind einfache Zellen, zuweilen in einen Faden zugeſpitzt, der auch ſpiralförmig vorkommt. Den Pollen fehlen dieſe Fäden, ſie ſind aber ſehr mannigfach geſtaltet, um ſich bald leichter anheften, bald glätter durchſchleifen zu können. Sie haben von $^1/_{20}$ bis $^1/_{300}$ Linie Durchmeſſer. Am größten ſind die Pollen der Malvaceen, Cucurbitaceen und Nyctagineen; am kleinſten die der Winden, Primeln, Gentianen, Amaranthen, Scrophularien, Amentaceen. Die der Malvaceen ſind regelmäßige, aber ringsumdornte Kugeln; die der Cerealien ſind glatt, glänzend und trocken wie Glas. Oefters ſind die Pollen haarig und feucht, wenn die ſie aufnehmende Narbe glatt und trocken iſt, wie bei der Calla, beim tropaeolum majus; oder der Pollen iſt glatt und trocken, wenn die Narbe haarig und feucht iſt, wie bei den Gräſern und Caryophyllen. Die Grundform des Pollen bleibt immer das Kügelchen, doch verlängert es ſich, verdickt ſich an einem Ende, ſpitzt ſich zu und wird ſomit herz-, nieren-, lanzenförmig; ſeine Oberfläche aber erſcheint häufig umdornt, oder punktirt, gerippt, ſchuppig ꝛc., wie man in den Kupfern zu v. Mohls Schrift über die Pollen ſehen kann. Der Pollen der Capucinerkreſſe iſt prismatiſch, der des Waſſerriemens (zostera) ungewöhnlich lang und fadenartig.

Die Verbreitung des Pollens geſchieht durch den Wind, ja durch den feinſten Luftzug. Daher ſieht man von Hanffeldern unzählbare Pollenmaſſen als einen feinen Rauch aufſteigen. Daher verbreitet ſich der gelbe Pollen der Coniferen in ſolcher Menge in der Luft, daß er als der ſ. g. Schwefelregen niedergeſchlagen wird. Wo die ſ. g. männliche Blüthe, die nur Pollen enthält, von der ſ. g. weiblichen getrennt iſt, muß des Pollens viel ſeyn, muß er vom Winde wie eine kleine Wolke weggeweht werden können, damit nur je ein Pollen die weibliche Blüthe erreichen kann. Wo er nicht ſo zahlreich vorkommt, muß dafür geſorgt ſeyn, daß er wenigſtens nicht wieder von der Narbe leicht weggeweht wird, wenn er ſie erreicht hat. Dazu dient einestheils die klebrige, dickflüſſige oder haarige Außenſeite der Narbe, anderntheils hilft dem Pollen ſeine Keilform, leichter in lockerem Zellgewebe ſtecken zu bleiben, und oft hat er zu dem gleichen Behufe noch eigene Stacheln.

In den meiſten Fällen verhalten ſich bei der Pflanzengeneration ſowohl die Staubfäden, als die Narben paſſiv und es bleibt dem natürlichen Fall des Blumenſtaubs, oder dem Wind, oder Inſekten überlaſſen, den Staub zur Narbe am Gipfel des Griffels zu bringen. In vielen Fällen aber bewegen ſich innerhalb einer Blüthe die Staubfäden zum Griffel hin.

Bei einigen Pflanzen geſchieht dieß auf eine merkwürdig regelmäßige Art. In der Blume der Nelke und Raute bewegen ſich die in der Runde um den Griffel ſtehenden Staubfäden langſam nach einander zum Griffel und zwar, wenn es der eine gethan, alsdann der ihm unmittelbar im Kreiſe gegenüberſtehende, bis alle fertig ſind. In der ſpaniſchen Kreſſe thut es ebenfalls einer nach dem andern, aber täglich nur einer, ſo daß der Prozeß acht Tage lang dauert. In der Blume des Tabaks dagegen hämmern die Staubfäden alle zugleich auf den Griffel. Decandolle, Phyſiologie der Pflanzen, deutſch von Röper II. 71. In der fritillaria persica und gloriosa superba bewegen ſich von den ſechs Staubfäden je drei auf einmal zur Narbe. Im lythrum salicaria von 12 Staubfäden je 6 auf einmal.

Wenn der Pollen an der Narbe haftet, verlängert er ſich in ſehr ſchnellem Wachsthum zu einem dünnen Faden (Pollenſchlauch) der durch das lockere Gewebe des Griffels hindurch in den Fruchtknoten eindringt. Wenn innerhalb des Fruchtknotens mehrere oder viele Samenknöspchen ſitzen, ſo dringen auch faſt immer viele Pollenſchläuche zugleich durch den Griffel ein und vertheilen ſich an die Knöspchen. Wenn das Ende des Pollenſchlauches durch den Knospenmund in die Knospe eindringt, ſchwillt es an und wird oben abgeſchnürt. Der ganze Pollenſchlauch verſchwindet bald, indem er mit dem Fruchtknoten verwächſt. Im Innern der Knospe aber bildet ſich unmittelbar, nachdem das Ende des Pollenſchlauchs eindrang, die neue Keimzelle der künftigen Pflanze d. h. zunächſt der Anfang des Samenkorns.

Malpighi fand ſchon im Jahre 1681 den Embryoſack der Pflanze, Amici 1823 den Pollenſchlauch, Brogniart entdeckte 1826 das Eindringen des letztern bis an den Mund der Samenknospe. Schleiden verfolgte ihn noch weiter und ſtellte 1837 die Anſicht auf, der Pollenſchlauch ſelbſt werde zum Embryo oder neuen Keim. Amici dagegen, dem v. Mohl, Unger ꝛc. beitraten, wies die Embryozelle im Embryoſack (Samenknospe) vor dem Eindringen des Pollenſchlauches nach. Allein ſpäter hat wieder Schacht (1849) das Nichtvorhandenſeyn jener Zelle im Embryoſack vieler Pflanzen und dagegen die Entſtehung der erſten Zelle des Embryo im Embryoſack erſt im Moment oder unmittelbar nach dem Eindringen des Pollenſchlauches nachgewieſen. S. deſſen Pflanzenzelle S. 409. Schleiden ſtellt noch in einer ſeiner letzten Schriften (die Pflanze und ihr Leben S. 68) einfach feſt: im Samen entſtehe der eigentliche Keim nur aus dem Ende des Pollenſchlauchs, dagegen das Weiße (Eiweiß) aus der Samen-

knospe, und die Umhüllung des Samens oder die Frucht aus dem Fruchtknoten. Sofern die Samenknospe im Innern des Fruchtknotens aus einer großen Zelle besteht, die sich schnell erweitert, aushöhlt und den Embryosack bildet, in den das Ende des Pollenschlauchs eindringt, ist nicht zu zweifeln, daß ein materieller Theil des letztern, insbesondere der Cytoblast zum Keim wird (nicht eine bloß dynamische, gleichsam magnetisirende Wirkung erfolgt). Andrerseits bleibt aber dieser materielle Theil des Pollenschlauchs nicht für sich abgeschlossen, sondern verwächst mit dem Zellenstoff der Knospe zu dem neuen Keim in einem analogen Verhältniß, wie Dotter und Eiweiß im Ei.

Man hat in den Fortpflanzungsorganen der Pflanzen auch etwas Aehnliches wie die s. g. Samenthierchen beim Thier, namentlich Unger im Pollen der malva sylvestris „ein Heer von Monaden voll innerer Lebendigkeit" gefunden. Auch in den Antheridien, Zellen der höhern Kryptogamen (Lebermoosen, Equisitaceen, Farren) entwickeln sich kaum sichtbar feine Spiralfäden und zeigen selbstständige Bewegung. Sie können stunden-, ja tagelang unregelmäßig im Wasser schwimmen. Man hat sie Schwärmfäden genannt. Vergl. Schacht, die Pflanzenzelle S. 107 f. Derselbe S. 404 spricht dem Schwärmfaden die Fähigkeit, neue Zellen zu bilden, ab, eine Fähigkeit, die allein dem Pollenschlauche (als einer verlängerten Zelle) zukomme. Ich muß hier voraus bemerken, daß auch die s. g. Samenthierchen bei den Thieren, die man eine Zeitlang als das eigentlich befruchtende Princip hat ansehen wollen, eine nur begleitende Erscheinung von noch sehr unbekannter Natur sind.

In vielen Blüthen geht die Befruchtung vor sich, ehe sie aufbrechen. Die gelbe Blume eines südamerikanischen Baumes (plumieria pudica) ist so schamhaft, daß sie immer geschlossen bleibt, von dem, was in ihrem Innern vorgeht, nie etwas sehen läßt und auch so verschlossen abwelkt und fällt, daher sie von dem Kreolen donzella, die Jungfrau, genannt wird. Der Griffel des stylidium schlägt bei der leisesten Berührung zurück, die Narbe des mimulus schließt sich bei der leisesten Berührung und öffnet sich nie wieder. Eine Akazienart, die von Bertholet beobachtet wurde, entfaltet ihre Blüthe nur bei Nacht und breitet dann alle ihre zahllosen Staubfäden aus, während die grünen Blätter des Baums im Pflanzenschlaf sich zusammenschmiegen und wie mit gefalteten Händen zu beten scheinen. — In der Weinblüthe lösen sich die Blumenblätter ab und

bilden einen kleinen Baldachin über den Staubfäden. In den Lippenblumen wölbt ſich über Griffel und Staubfäden ein hohles Blatt.

Die Blüthen mißrathen, wenn es in ſie hineinregnet, denn der Pollen platzt in der Näſſe auf und verliert ſeinen Inhalt, bevor er zur Narbe gelangt. Nur im Trocknen kann die Beſtäubung Statt finden; auch bei den Waſſerpflanzen. Zostera marina, das Meergras, beſonders häufig in den Lagunen von Venedig, beſitzt die ſeltene Eigenſchaft, ſich unter dem Waſſer zu befruchten. Die Befruchtung der Pflanzen, die Berührung der Narbe durch den Blumenſtaub, erfordert überall trockne Luft, durch Waſſer wird ſie ſchlechterdings verhindert. Nun blüht aber das Meergras doch nur unter dem Waſſer am Meeresboden, aber die Blüthe iſt gegen das Waſſer ringsum geſchloſſen und entwickelt wie in einer Blaſe trockene Luft, in welcher die Befruchtung vor ſich geht. Decandolle, Pflanzen-Phyſiologie, I. 84.

Viele Waſſerpflanzen erheben nur während der kurzen Befruchtungszeit ihre Blüthen über das Waſſer und ſinken dann wieder in die ſubmarine Nacht zurück. Die Seeroſe (nymphaea, Lotos) kriecht auf dem Boden unter Waſſer und erhebt ſich erſt in der Blüthezeit, um ihre prachtvolle Roſe der Sonne entgegenzubreiten. Sobald ſie befruchtet iſt, ſinkt ſie wieder hinab. Die Waſſernuß (trapa natans) erhebt ſich zu gleichem Zweck mittelſt Luftblaſen, die den Stengel anſchwellen. Eben ſo einige Utricularien. Die aldrovanda vesiculosa reißt ſich zur Blüthenzeit von der Wurzel unter dem Waſſer ab, erhebt ſich an die Oberfläche und vollzieht dort ſchwimmend die Beſtäubung, dann ſinkt ſie wieder.

Beſonderes Aufſehen erregte die romanhafte Liebesgeſchichte einer Waſſerpflanze, der vallisneria. Dieſe Pflanze, deren algenartige lange Blätter zuweilen durch ihr dichtes Geflecht Schiffe aufhalten, trägt auf einem ſpiralförmig zuſammengerollten Stiele eine weibliche, dreiblättrige purpurrothe Blume, die ſich, ſo wie ſie am Aufbrechen iſt, mit dem langen Stiel über das Waſſer erhebt. Unterdeß ſitzt unten am Meeresboden noch die männliche weiße Blüthe feſt an einem ſo kurzen Stiele, daß ſie unmöglich ſich zu jener emporrichten kann. Aber ſie reißt ſich von ihrem Stiele los, ſchwebt frei empor, geſellt ſich zu der rothen Blume, ſchließt ſich dicht an ſie an, befruchtet ſie und ſinkt unmittelbar darauf mit ihr wieder unter das Waſſer und zum Meeresboden hinab. Der franzöſiſche Dichter Delile hat dieſe Blumenliebe in ſeinem Gedicht les trois règnes beſungen. — Bei der amerikaniſchen Vallisneria iſt der Vorgang we-

niger poetiſch, weil hier nicht die ganze männliche Blüthe, ſondern bloß der Samenſtaub emporſteigt. Decandolle II. 85 f. Bei einigen Bäumen z. B. bei der Birke zeigen ſich die männlichen Kätzchen ſchon im Herbſt und warten den ganzen Winter über treu und geduldig, bis endlich im Frühjahr auch die weiblichen Kätzchen ausſchlagen.

Wenn die Antheren länger ſind als das Piſtill, ſo bleibt die Blume aufrecht ſtehen und aus den platzenden Antheren fällt der Staub von ſelbſt auf die Narbe; wenn aber das Piſtill länger iſt, als die Antheren, ſo kehrt ſich die Blume um und hängt zu Boden, da dann abermals der Staub auf die Narbe fallen muß. Dieß ſieht man am deutlichſten beim Türkenbund und bei der Fuchſia. Zuweilen ſtehen mehrere Griffel dicht beiſammen, und trennen ſich erſt unmittelbar vor der Befruchtung. An der lychnis diurna und vespertina ſo wie der silene noctiflora hat Hr. Gärtner in Calw die Wahrnehmung gemacht, daß ſich ihre getheilten Griffel unmittelbar nach der Befruchtung erſt einmal noch zuſammenſchließen und gleichſam ſchweſterlich begrüßen, bevor ſie ſich wieder für immer trennen und ſterben.

Zuweilen trägt eine Griffelſäule mehrere Narben, die anfangs noch zuſammengeſchloſſen ſind, vor der Befruchtung ſich aber auseinanderbreiten, z. B. beim Cactus. Die Narben haben ſehr verſchiedene Formen, bald gleichen ſie einem runden Kopf, bald einem Scheibchen, bald einer haarigen Bürſte, bald einer Feder und öfters ziehen ſie ſich in einen langen Faden aus. Sie verhalten ſich überall paſſiv, mit ſeltener Ausnahme. Namentlich in der Tulpe, deren ganze Phyſiognomie etwas Freches hat, dehnt und breitet die Narbe ſich auffallend auseinander. Eben ſo im Gnadenkraut, in martynia annua und im mimulus. Die gloriosa superba bewegt ihren Griffel nach allen Seiten zu den Staubfäden hin, wie den Zeiger in der Uhr. An der goldfussia bewegt ſich ſogar die Narbe. Decandolle, Phyſiologie der Pflanzen, II. 71. Der Griffel bewegt ſich auch bei der nigella, Paſſionsblume, Tamarinde. Bei Amaryllen, Kaiſerkronen, Stiefmütterchen läßt das Piſtill unmittelbar vor der Beſtäubung einen Tropfen aus ſich heraustreten, der den Blumenſtaub auffängt und ſich mit ihm wieder ins Innere der Narbe zurückzieht. Bei lychnis diurna wächſt er eher als die Blume, bei carolinea princeps überdauert er die Blume, bei nicotiana rustica zeigt er noch lebhafte Empfänglichkeit, wenn die Blume ſchon abgefallen iſt.

Auch eine halbthieriſche Wärme kommt in der Pflanzenbefruchtung vor, wie oben von der Zehrwurzblüthe und dem arum auf Isle de France

ſchon erwähnt wurde. Damit hängen auch die ſtarken Pflanzengerüche und in ſeltenen Fällen die Phosphorescenz der Blüthe zuſammen. Decandolle II. 120. Bemerkenswerth iſt, daß Sauſſure in cucurbita pepo die Wärme der männlichen Pflanze viel höher fand als die der weiblichen. Vgl. Humboldt, Anſichten II. 208. Die Staubfäden des Sauerdorn (Berberis), der Diſteln, Karden, Flockenblumen zeigen eine lebhafte Bewegung, wenn man ſie mit einer Nadel anrührt.

Die Härchen, die ſich häufig im Innern der Hohlblumen befinden, dienen theils die Regentropfen und Inſekten vom innern Heiligthum der Blumenbefruchtung abzuhalten, theils aber auch die Befruchtung ſelbſt zu befördern. In der hohlen Ariſtolochia z. B. ſtehen die Härchen einwärts, wie die Stacheln einer Mauſefalle und dienen zu dem Zweck, Inſekten zu fangen, die, wenn ſie einmal in der Blume ſind, nicht wieder herauskommen und durch ihr unruhiges Umherfliegen den Pollen von den Staubfäden abſtreifen und auf die Narbe bringen. Wenn dieß geſchehen und die Befruchtung erfolgt, erſchlaffen jene Härchen ſogleich, ſinken zuſammen und laſſen das Inſekt, das der Blume ſeinen Dienſt geleiſtet hat, wieder frei.

Auch die wenigen Bewegungen, die überhaupt der Corolle zukommen, hängen von der Befruchtung ab. Die Corolle öffnet ſich, damit die Befruchtung in der freien und trocknen Luft und meiſt in der Sonne vorgehen kann, denn die nächtliche Befruchtung iſt immer nur Ausnahme. Die Corolle ſchließt ſich wieder oder fällt ab, wenn die Befruchtung vollendet iſt. Die Corolle ſchließt ſich bei vielen Blumen des Nachts und im Regen, um die Staubfäden vor Thau und Näſſe zu ſchützen. Nach der Befruchtung fällt die Corolle entweder noch in geſundem Zuſtande ab, wie bei den Obſtbäumen und Roſaceen, oder ſie welkt am Stiel, wie bei den Liliaceen, oder ſie ſchließt ſich zum gewöhnlichen Pflanzenſchlafe, um nicht wieder zu erwachen, wie bei den Malvaceen. Findet die Befruchtung in der Blume nicht Statt, ſo dauert die Corolle auch länger. Die Dauer der Corolle iſt überhaupt bei verſchiedenen Pflanzen ſehr verſchieden. Einige Blumen blühen nur wenige Stunden z. B. der allbekannte cactus grandiflorus.

Der Blumenſchlaf beſteht im Zuſammenſchließen der Corolle, wie der Pflanzenſchlaf überhaupt im Zuſammenſchließen der grünen Blätter, und ſcheint von einem Ueberfluß oder von einem Mangel an Licht oder auch an Feuchtigkeit in der Luft bedingt, denn er findet bald am hohen Mittag, bald in der Nacht, bald vor und im Regen Statt. Doch zeigt ſich bei

der Blume öfters ein von der Pflanze ſelbſt unabhängiger Schlaf, was auf eine vielleicht umgekehrte Reizbarkeit in der Blume ſchließen läßt. Bei einigen Hibiscusarten ſchlafen nur die Blätter, nicht die Blumen. Bei einigen Potentillen, der lychnis vespertina und mirabilis ſchlafen nur die Blumen, nicht die Blätter.

Fällt der Samenſtaub auf die Narbe einer Pflanze von andrer, jedoch verwandter Art, ſo entſteht (wie bei Thieren) eine Baſtardzeugung. Man hat dieſe Zeugungsart jetzt künſtlich ausgebildet und treibt ſie ſo weit als möglich, um viele, ſchöne und ſonderbare neue Spielarten von Zierpflanzen hervorzubringen. Der Blumenſtaub einer rothen Blume auf die Narbe einer weißen gelegt, erzeugt z. B. eine roth und weiß geſcheckte Abart. Und ſo durchgängig. Wenn man Kirby glauben dürfte, der in ſeinem großen entomologiſchen Werke (deutſche Ausgabe von Oken I. 330) davon handelt, ſo hätte die Natur ſelbſt eine zarte Mißbilligung dieſer Experimente ausgeſprochen, indem die Biene, wenn ſie auch den ganzen Tag ſammelt, doch immer an demſelben Tage nur eine einzige Blumengattung beſucht und nie durch Verſchleppung des Staubes einer unnatürlichen Paarung dient. Plinius (Naturgeſchichte XVIII. 1) nennt ſchon das Propfen einen Ehebruch. Wer übrigens die phantaſtiſcheſten Verſuche bei Baſtardzeugungen durch Pfropfung kennen lernen will, der leſe die magia naturalis des alten Neapolitaner Porta. — Sehr intereſſant iſt die Beobachtung, die der Engländer Knight gemacht hat, daß nämlich alle Exemplare eines Apfelbaſtards plötzlich in ein und demſelben Jahr zu Grunde gegangen ſeyen. Er ſchließt daraus, daß alle dieſe Exemplare zuſammengenommen nur ein einziges Individuum geblieben und als ſolches des natürlichen Todes geſtorben ſeyen, den jedes Pflanzenindividuum ſterben müſſe. Baſtardzeugungen könnten ſich mithin nie zu einer neuen Gattung erheben, ſondern behielten auch in mehrfacher Zahl immer nur den ſterblichen und verderblichen Charakter des Individuums und ſtünden als zerſtreute Glieder eines einzigen idealen Körpers ſtets mit einander in Rapport.

13.

Die angebliche Pflanzenſeele.

Durch v. Martius und Dr. Fechner iſt in jüngſter Zeit alles Ernſtes die Frage aufgeworfen worden, ob die Pflanzen nicht eine Seele hätten

ſo gut wie die Thiere, wenn auch mit ungleich weniger Freiheit? Und der berühmte Botaniker Unger hat wenigſtens einen unmittelbaren Uebergang aus der Pflanzen- in die Thierwelt behauptet im Urſprung, auf der erſten Anfangsſtufe beider, in der erſten Bildung vegetabiliſcher Zellen und thieriſcher Infuſorien, und dann nochmals im höchſten Entwicklungsmoment der vollkommenſten Pflanzen, während der Beſtäubung oder Befruchtung.

Dieſer Gedanke iſt ſchon ſehr alt. Schon Plato und Empedokles glaubten an eine Pflanzenſeele (Plutarch, von den Meinungen der Philoſophen V. 26). Nicht zu gedenken der Vorſtellungsweiſen der Inder, wonach Menſchenſeelen ſelbſt vermittelſt der Seelenwanderung Pflanzenſeelen werden können, und der Manichäer, wonach eigentlich nur die Pflanzen die wahre Seele, nämlich den Jesus patibilis enthalten ſollen, und nur durch Pflanzenkoſt der Keim des Guten in die Menſchen kommt, endlich faſt aller europäiſchen Völker zur Heidenzeit, ſofern dieſelben wenigſtens einzelne Bäume und Kräuter beſeelt dachten von geiſtigen Weſen, den ſ. g. Elben.

Die Unſchuld und Schönheit der Pflanzenwelt und inſonderheit das geheimnißvolle Leben in der Blume wird allerdings in jedem nicht ganz gefühlloſen Herzen eine gewiſſe Sympathie erwecken. Auch liegt darin wirklich eine Andeutung des Pſychiſchen, nur keine Verwirklichung desſelben. Man treibt die Sentimentalität zu weit, wenn man eine wirkliche Seele ſucht oder gar gefunden zu haben meint, und wenn man über eine gebrochene Lilie jammert wie über ein zerbrochenes Bein oder unter welkem Herbſtlaub auf einem Schlachtfelde zu wandern vermeint. Der Begriff der thieriſchen Empfindung wie des thieriſchen Triebes, alſo auch der thieriſchen Seele darf niemals auf das Lebensprincip der Pflanzen ausgedehnt werden. Es iſt etwas Koſtbares und Ariſtokratiſches um dieſe Seelen, man darf mit ihrer Vertheilung an die Weſen nicht gar zu verſchwenderiſch umgehn. Das poetiſche Geheimniß der Blumen beruht nur in der Ahnung einer nicht wirklich vorhandenen Pſyche und der poetiſche Zauber wird gerade dadurch geſtört, wenn man ſich die Wirklichkeit eingetreten denkt. Ueberall liegt in den niedern Reichen der Natur eine Ahnung der höheren, ohne daß man ſie je verwechſeln darf. In den Kryſtallblumen ahnen wir die Pflanzenwelt und es iſt doch noch keine da. In der Electricität, im Magnetismus ahnen wir freies individuelles Wirken, und doch iſt noch nichts Perſönliches vorhanden. In der Pflanzen-

welt ahnen wir eine Seele, aber eben nur, weil ſie noch nicht da iſt. Die Pflanzen haben eine beſtimmte Lebenszeit, nähren ſich, pflanzen ſich fort, ſind Krankheiten unterworfen, aber das ſind alles nur Angelegenheiten des Leibes, eine Seele mit freier Willensäußerung fehlt ihnen. In ihrem Blüthenleben begegnet uns ein Schein von zarter Schamhaftigkeit, dann wieder von grober Proſtitution, aber die betreffenden Blumen haben desfalls keine ſittliche Zurechnungsfähigkeit. Der Schöpfer legte in die Blumen nur eine ſinnige Symbolik für den Menſchen.

Fechner (Nanna 65) macht eine gar anziehende Beſchreibung von den Genüſſen, welche den Pflanzen zu Theil werden, z. B. das Trinken des Lichts, des Thaus, des warmen Regens, wofür ſie wahrſcheinlich einen Sinn haben. Vieles, meint er, würde in der Natur ungenoſſen bleiben, wenn es der zum Genuß und Empfang ausgebreitete Blumenkelch nicht genöße. Wer von uns, fährt er S. 72 fort, kann in die Sonne ſehen, was die Pflanze immer thut, wonach ſie ſich ſehnt, was ihr höchſter Genuß ſcheint. Das iſt in vieler Beziehung wahr, berechtigt den Enthuſiaſten aber nicht, den Pflanzen eine Seele beizulegen. Es gibt eine Geſundheit, eine Daſeynsfülle, ein Genügen des Leiblichen auch ohne Seele. Die Vegetation iſt vielleicht vorzugsweiſe dazu geeignet, weil ſie ganz Paſſivität iſt, weil ihr mit der Seele jede Selbſtbeſtimmung fehlt.

Statt einer Seele ſetzten unſre Vorfahren in den Blumen einen aſtraliſchen Geiſt voraus, was trotz ſeiner phantaſtiſchen Willkühr doch einen Sinn hat, ſofern es im Mannigfachſten und Reichſten der Natur einen Zuſammenhang, eine geheime Wahlverwandtſchaft ſucht. Theophraſtus Paracelſus fiel auf den ſonderbaren, doch nicht ganz unpoetiſchen Gedanken, es gäbe genau ſo viele Pflanzen auf Erden, als Sterne am Himmel; wie die Pflanzen aus der Erde wüchſen, ſo wüchſen die Sterne umgekehrt aus der Wieſe des Himmels hervor und beide ſtünden in geheimnißvoller Beziehung zu einander; die Pflanzen aber ſeyen der paſſive und die Sterne der active Theil; aus den Sternen empfangen die Pflanzen ihren Geiſt und ihr Leben, und mit jedem Stern gehe die ihm entſprechende Blume auf. Vgl. ſeine Werke Straßburg, 1603 Theil II. Seite 75 (im 3ten Capitel der Schrift von den Meteoren). Der noch poetiſchere Jakob Böhme, der einen großen Theil ſeines Wiſſens aus Paracelſus ſchöpfte, folgt ihm auch hier, indem er ſagt: „Der Sternengeiſt nimmt in der Blume ein irdiſches Kleid an und erfreut ſich darin. Alſo bringt die äußere Sonne in die innere des Krauts und dieſe wieder

in die äußere und iſt ein eitel Geſchmack und Liebhaben.“ Vgl. Böhme de signatura rerum cap. 8. 21 ff. Den einzelnen Planeten ſchreibt Böhme beſondere Wirkungen zu, Saturn ſchwärze die Pflanzen, ziehe ſie zuſammen, gebe ihnen Säure, Venus dagegen mache ſie ſüß, Mars bitter ꝛc.

Unger in der kleinen Schrift „die Pflanze im Momente der Thierbildung“, Wien 1843“, behauptet, die niedrigſten Algen, kleine in Fäden aneinandergereihte Zellen (vaucheria clavata, aber auch andre) ſchnürten an ihrer Spitze eine Sporenzelle ab, aus der ſich die Sporidien oder Keime der neuen Pflanze mit ſelbſtſtändiger, vollkommen thieriſcher Bewegung befreien und nach allen Richtungen frei im Waſſer ſchwimmen, aber nur etwa zwei Stunden lang, worauf ſie ſich verändern, ſtill ſtehen, verdicken und ein Wurzelchen treiben, alſo wieder zu vollkommenen Pflanzen werden, nachdem ſie ein Paar Stunden Thiere geweſen ſind. Aber Rudolphi machte in der Flora 1830 I. 25 darauf aufmerkſam, unter dem Mikroſkope laufen viele Täuſchungen mitunter und Stäubchen, die unter der Wirkung des Sonnenlichts im Mikroſkop rotiren, könnten leicht mit Infuſorien verwechſelt werden. Wenn auch an der Thatſache einer ungewöhnlichen Beweglichkeit der Sporidien nicht im mindeſten gezweifelt wird, braucht man dabei doch keineswegs an thieriſches Leben zu denken, ſo wenig wie bei der Rotation und Körnchenbewegung im Innern einer Pflanzenzelle. Die angeblich thieriſche Bewegung macht aus der Pflanze eben ſo wenig ein Thier, als umgekehrt aus dem Feſtſitzen und der Unbeweglichkeit manches Thieres auf eine Pflanze zu ſchließen iſt.

Wie die Sporidien der Vaucheria, ſo hat auch der ſ. g. rothe Schnee den Streit genährt. In den Polarländern wie auf hohem Alpenſchnee zeigt ſich häufig ein mikroſkopiſches Pflänzchen, eine Urpflanze, bloße Zelle von rother Färbung, die man anfangs für rothen Schnee hielt. Nachher ſtritt man lange, ob es eine Pflanzenzelle oder ein Infuſionsthierchen (oscillatoria) ſey. Sofern man Stickſtoff darin fand, hielt man es folgerecht für ein Thier, aber es zeigte ſich, daß der Stickſtoff von thieriſchen Infuſorien herkam, die ſich von dem kleinen Pflänzchen nähren. Es war alſo beides wahr, man hatte ein Pflänzchen und auch ein Thierchen, aber getrennt. Vgl. Cotta, Briefe S. 323. Man hat die Pflanze protococcus, palmella, discerea, sphaerella nivalis genannt. Andre erklärten ſie für ein Infuſionsthier. Schuttleworth unterſchied zwei Thierchen astasia nivalis und gyges sanguineus, Ehrenberg eine monas gliscens ꝛc. Die rothen Kügelchen innerhalb einer größern Kugel hielt man für rothe Eier

einer philodina roseola. Ja Einige glaubten ſogar geſehen zu haben, wie das Pflänzchen zum Thierchen wurde und umgekehrt. Flotow in der nov. act. acad. Leopold. XX. 413 fand im Regenwaſſer ein Pflänzchen haematococcus pluvialis und ſah es in ein Infuſionsthierchen astasia pluvialis ſich verwandeln. Kützing (über die Verwandlung ꝛc., Nordhauſen 1844) ſah dagegen die Verwandlung eines Infuſionsthierchens (chlamidomonas pulvisculus) in eine kleine Alge (stygeoclonium stellare). — Ehrenberg meinte, die Priſthley'ſche grüne Materie (eine Alge) entſtehe wenigſtens aus todten Infuſorien. Daß Thiere und Pflanzen gegenſeitig Stoff an einander abgeben, verſteht ſich von ſelbſt, aber immer nur unter andern Bedingungen des einer jeden Pflanzen- und Thierart eigenthümlichen Lebensprincips. Ein unmittelbarer Uebergang des einen Lebensprincips ins andere iſt ſelbſt auf der niedrigſten Entwicklungsſtufe der Vegetation und Animaliſation mit dem Naturprincip, welches die Naturreiche getrennt wiſſen will, im Widerſpruch, daher im höchſten Grade unwahrſcheinlich und die Thatſachen der Beobachtung ſicher, wenn nicht Täuſchungen, doch noch nicht erſchöpft. Zwiſchen den ſ. g. Phytozoen (thieriſchen Pflanzen) und Zoophyten (vegetabiliſchen Thieren) bleibt eine ewige Grenze geſetzt.

14.

Die Frucht.

Die Frucht wächſt aus der Blüthe nur, um den in der Blüthe erzeugten Samen zu ſchützen, und reifen zu laſſen. Die bloß zur Bildung des neuen Keims im Samen erforderlich geweſenen zarten Blüthentheile, Staubfäden, Corolle, Narbe ſind jetzt nicht mehr nöthig und fallen ab oder verwelken. Dagegen erweitert ſich der Fruchtknoten, um dem in ſeinem Innern reifenden Samen Platz zu machen, und verhärtet, um ihn gegen äußere Einflüſſe zu ſchützen.

Für einen Samen bedarf es auch nur einer einfachen Hülle. Eine ſolche finden wir zuerſt zum Schutze der Sporen bei den Lebermooſen und zwar vollkommener geſchloſſen als bei den ſonſt höher ſtehenden Gräſern, Cerealien und Coniferen, deren nakter Same nur halb von dem urſprünglichen nur verholzten Deckblatt der Blüthe (der Bractee) geſchützt bleibt. Zu einer feſten Schale verwachſen erſcheinen die Bracteen im untern Theile oder Becher der Eichel, ſehr vergrößert in der Fruchthülle des Bilſenkrautes.

Was dem einzelnen Samen und ſeiner Bractee an Schönheit abgeht, erſetzt ihre Zuſammenſtellung an der Aehre und im Zapfen.

Die ſelbſtſtändige Frucht, die nicht mehr bloß als Samendeckblatt gilt, entſteht immer aus dem Fruchtknoten, welcher ſich vergrößert, erweitert, verhärtet oder mit einer weichen flüſſigen oder ſaftigen Hülle umgibt. Ihr Zweck iſt nun nicht mehr allein den Samen zu bewahren, ſondern ſie dient auch Thieren und Menſchen als Nahrungsmittel oder enthält andere uns nützliche, ſelbſt unentbehrliche Stoffe, welche der gütige Schöpfer uns auf dieſe Weiſe vermittelte. Dem Fruchtknoten helfen bei dem Anſatz von Schalen, Fruchtfleiſch und Saftbehältern auch andere Theile des Blüthenſtandes und der Blüthe. Der Kelch z. B. wird zur Birne, der Blumenſtiel zur Feige, der Griffel zur Erdbeere. Vgl. Schleiden, die Pflanze S. 95. Decandolle II. 229.

Der Fruchtknoten ſelbſt iſt einfach oder hat mehrere Fächer, jenachdem ſich mehrere Samen zugleich in ihm entwickelt haben. Dieſe Fächer ſtimmen mit der Zahl der in der Blüthe vorhanden geweſenen Griffel überein, ohne daß jedoch die Zahl der Samenkörner daran gebunden wäre, die vielmehr in jedem beſondern Fach wieder zahlreich ſeyn kann. Die Fächer werden durch Zwiſchenwände getrennt (wie im Apfel), bleiben aber auch oft ungetrennt.

Die einfachſte aus dem Fruchtknoten entſtandene Fruchthülle iſt die Hülſe, und wenn mehrere Hülſenfrüchte ſich paaren, der Balg, wenn ſie paternoſterförmig über einander ſtehen, die Gliederhülſe, wenn ſie ſtark verhärtet, die Nuß. Sodann die Kapſel, aus zwei oder mehr Fächern beſtehend, rund, oder mehrſeitig, in allerlei Formen, zuweilen aber durchlöchert, um die kleinen Samen ausſtreuen zu können, wie der Mohn. Die Schote iſt eine verlängerte zweiſchalige Kapſel.

Die Kapſeln haben oft ſehr ſeltſame Formen, behalten die nur verholzten, zuweilen vergrößerten und verzerrten Blüthentheile bei, gleichſam wie Blumengeſpenſter, oder laſſen die zur Zeit der Blüthe mehr von den zarten Kronblättern und Staubbeuteln verborgenen Schuppen, Stacheln und Auswüchſe des Kelchs mehr hervortreten, z. B. Diſteln, Karden. Andere nehmen ſeltſame Krug- und Kopfformen an.

Die Schoten ſind kurz oder lang, ſchmal oder breit, dünn oder dick, glatt oder haarig, zuweilen enthält die Schale zwiſchen der innern und äußern Haut ein eßbares Fleiſch (z. B. das ſ. g. Johannisbrod), zuweilen iſt die Schale dünn wie Papier, durchſichtig und mit Luft ange-

füllt (Puffſchote). Sehr lang und dünn iſt die Schote der Vanille, ſpiralförmig geringelt das Scorpionkraut. Zuweilen erſcheint die Schote paternoſterförmig gegliedert, indem die Stelle, wo eine Bohne liegt, dicker anſchwillt. Wie die Schote überhaupt manches mit den zweiſchaligen Muſcheln gemein hat, ſo auch die Glätte und den Perlmutterglanz der innern Haut.

In den höhern Fruchtgattungen erſcheint die Kapſel erweicht. Die extremſte Form dieſer Erweichungen ſtellt die Beere dar, in welcher der nackte Same in einem zarten Zellgewebe voll Saft ſitzt, als ſchwämme er im Waſſer. Auch Gurken, Melonen, Kürbiſſe ſind eigentlich nur Beeren. Der ſ. g. Fruchtbrei, in dem die leberartigen Samen der Kürbiſſe ſchwimmen, entſpricht vollkommen dem Inhalt einer Beere, nur daß der Brei im Kürbis von einer dicken fleiſchigen Haut umgeben iſt und nicht wie das Innere der Beere durch die dünne äußere Haut durchgeſehen werden kann. Man könnte in vieler Beziehung geneigt ſeyn, die Weinbeere für vollkommner als jede andere Frucht zu halten, trotz ihrer Kleinheit. Die meiſte Rundung, die hellſte Durchſichtigkeit und die Bereitung des geiſtreichſten und edelſten Stoffes, den die Pflanzenwelt überhaupt hervorzubringen vermag, erheben die Weinbeere in der That, trotz ihrer Kleinheit, über andere Fruchtformen, ſo wie auch die maleriſche Gruppirung dieſer Beeren in der Weintraube nicht ihres gleichen hat.

Zuſammengeſetzte Beeren geben die merkwürdigſten und ſonderbarſten Formen, Himbeere, Brombeere, Erdbeere, Ananas.

Vom ſ. g. Fleiſche des Obſtes iſt überhaupt zu bemerken, daß es aus lockerem Zellgewebe beſteht. Innerhalb der Zellen iſt oft nur Saft, oft ein ſchon etwas feſterer Stoff, Oel, Schleim, Zucker enthalten. In vielen Früchten miſchen ſich Zellen mit ſäuerlichem Saft, mit Oel, mit Zucker. In den ſüßen Birnen kommen auch ganz verholzte oder verſteinerte Zellen vor. Auch unter den Zellenmembranen findet ein großer Unterſchied Statt. In der einen Frucht ſind ſie überaus zart und dünn, die Zellen groß und locker. In der andern ſind die Membranen zäher, die Zellen kleiner und dichter.

Die Steinfrucht iſt eine harte Nuß, umgeben von einer fleiſchigen Hülle: Kirſche, Pfirſich, Pflaumen, Mandeln, welſche und Cocosnuß, Oliven, Datteln. Bei ihnen ſchwankt der Werth des einen und andern Theils. In der Kirſche, Pflaume, Dattel, Olive hat offenbar das ſaftige Fleiſch der äußern Hülle den Hauptwerth. In der Mandel und Nuß der Samen-

kern. In der Cocosnuß auch die harte Schale. Bei den Steinfrüchten finden ſich auch die ſtärkſten Farbencontraſte. Die äußere Haut hat lebhafte Farben, wie die Aprikoſe, Kirſche, Pfirſich, das Fleiſch hat wieder eine andere Farbe. In der Pflaume contraſtirt das äußere Blau mit dem innern Gelb. Im Kern iſt wieder die harte Schale meiſt dunkel, der Samen ſelbſt weiß. Auch fällt der Contraſt des Groben und Zarten auf. Die Kernhaut, die den Samen umſchließt, iſt meiſt ſteinhart, das Fleiſch darüber, der Same darunter deſto zarter. Die äußere Haut aber erſcheint häufig wieder ſehr rauh, ſtachlig wie bei der welſchen Nuß, zerfaſert wie bei der Cocosnuß. Nirgends ſonſt kommen auch wieder an Früchten ſo zarte Nuancen der Oberhaut vor, als bei den Steinfrüchten, z. B. der feine Sammet der Pfirſich, die zarte wachsartige Ausſchwitzung der Pflaume.

Die vollkommenſte Frucht iſt die Apfelfrucht, in welcher inwendig der Same in einer verhärteten mehrfächerigen Kapſel ſteckt, um welche ſich die weiche und ſüße Fleiſchhülle rundet, von einer lebhaft gefärbten Oberhaut umſchloſſen. Der Apfel verhält ſich zu den Früchten gewiſſermaßen wie die Roſe zu den Blumen. — Die Birne bildet ſchon mehr einen Uebergang zu den Orangen und durch dieſe zu den Kürbis- und Gurkenarten. Ihre Oberhaut iſt weicher, wie auch ihre Kapſel, ihre äußere Form nähert ſich der Glockenform. Auch iſt ihr Erweichen und ſüßes Teigwerden (von der Fäulniß verſchieden) dem Erweichen der Melonen ähnlich.

Die ſeltſamſte Fruchtform kommt vor beim ſ. g. Nierenbaum (anacardium) einem großen Baum der Tropenländer, deſſen fleiſchige, wie eine anſehnliche Birne geſtaltete Frucht an ihrem Ende noch eine Nuß trägt, die ſ. g. Elephantenlaus oder acajou. Zuweilen wachſen auch mehrere runde Früchte in einander, insbeſondere Granaten, Liebesäpfel, auch zuweilen Citronen und Pomeranzen. Die größte aller Früchte iſt die jaca in Oſtindien (vom Baum jaqueira), an der ein Mann genug zu tragen hat. Sie iſt außen weiß und grün und ſtachlicht, inwendig von gelbem Fleiſche. Die häßlichſte aller Früchte dürfte die ſ. g. Todtenbirne ſeyn, (vom Stinkapfelbaum oder tapia), die nach Knoblauch ſtinkt und deren Fruchtſtiele Todtenbeinen gleichen.

Abgeſehen von der Form wird an den Früchten hauptſächlich Geſchmack und Aroma geſchätzt. Wer die Gaben der Natur, in ihrer reichſten Fülle an die Früchte der Tropenländer verſchwendet, kennen lernen will, der leſe

Vergius von den Leckereien. Die edelſten, würzigſten, wohlriechendſten und ſüßeſten Früchte der Welt finden ſich nur in der heißen Zone, wo der kräftigſte Strahl der Sonne ſie reift, wenn man davon nicht den Wein ausnehmen will, der nicht die äußerſte Hitze verträgt, ſondern der gemäßigten Zone zuneigt. Die feinſten Zungen erkannten zuerſt im Allgemeinen der Ananas in Amerika und dem Mangoapfel in Oſtindien den Preis der Delikateſſe zu. Doch hat man allmählig noch zwei Obſtarten kennen lernen, die ſie übertreffen ſollen, nämlich in Amerika die chirimoya, deren ſchneeweißes und gallertartiges Fleiſch das Aroma der Erdbeere mit dem Geſchmack der Ananas vereinigen ſoll (Pöppig, Reiſe II. 135), und von der Humboldt ſagt, allein um ſie zu eſſen, lohne es der Mühe, nach Amerika zu reiſen, — und in China die litſchi, die Königin der Früchte, gleich einer großen von außen rothen, inwendig ſchneeweißen wunderſüßen Erdbeere.

Irgend jemand theilte alle Früchte ein in ſolche, bei denen man den Kern ißt und die Schale wegwirft (Nüſſe), und in ſolche, bei denen man den Kern wegwirft und die Schale ißt (fleiſchiges Obſt).

Die Frucht iſt gleich der Blüthe gewöhnlich an den größten Pflanzen klein und nur an niedern Pflanzen ſehr groß. Daher die bekannte Fabel vom Wanderer, der unter einem Eichbaum liegend bedauerte, daß der Baum nicht große Kürbiße trüge, ſich aber bald eines Beſſern beſann, als eine Eichel ihm auf die Naſe fiel. Indeß finden ſich doch auch an großen Bäumen große Früchte, wenigſtens öfter als große Blüthen. Der Brodfruchtbaum trägt eine ſehr anſehnliche Frucht. Uebrigens wird die Frucht immer um ſo größer, je mehr der Same fehlſchlägt, z. B. die Brodfrucht, die Ananas. Nur am Weinſtock ſind die körnerloſen Beeren kleiner (die ſ. g. Korinthen).

Die Frucht iſt mittelſt des Fruchtnabels unten an dem Stiele befeſtigt, welcher der alte Stiel der Blüthe iſt, und hat oben eine ſ. g. Fruchtnarbe, als Reſt der Blumennarbe und des verwelkten Griffels.

Eine Pflanze trägt wenige, eine andere ſehr viele, ja unzählige Früchte, und wieder in der Frucht wenige oder viele, ja unzählige Samen (z. B. der Mohn). Zuweilen unterliegt der Baum unter der Laſt ſeiner Früchte oder die Pflanze iſt überhaupt zu ſchwach, um die am Boden liegende Frucht nur emporzuheben (z. B. der Kürbis).

Bei einigen Pflanzen reift die Frucht ungemein ſchnell (bei den Gräſern, Erbſen, Gurken), bei einigen ungemein langſam, ein Jahr lang (Nadelhölzer, nordamerikaniſche Eichen), die Ceder erſt nach zwei Jahren.

Einige reifen zwar bald, werden aber doch erſt gut durch langes Stehenbleiben am Baum (z. B. die Pomeranze, die zwei Sommer hindurch ſtehen bleibt). Einige reifen erſt, nachdem man ſie abgepflückt hat (Winterbirnen, Winteräpfel, Wintermelonen ꝛc.), einige faulen ſchon am Baum, noch ehe ſie oder indem ſie erſt reif werden (einige Birnen, die Miſpel, die Hagebutte der Roſe, die Feige).

In der Färbung zeigen die Früchte eine Neigung, die trübe Farbe der Wurzel und des Stammes mit der lebhaften der Blume zu verbinden. Die Aehren, Zapfen, Kapſeln und Nüſſe haben etwas Holziges und Rindenartiges, die Schalen etwas von der Art des Baſtes und der Blätter, das Fleiſchobſt aber hat theils die bleiche Wurzelfarbe, theils das Grün der Blätter, theils die brennenden Blumenfarben. Bei mehreren Pflanzen, insbeſondere bei unſern Obſtbäumen tritt überhaupt die Farbenpracht erſt im Obſt hervor, während die Blüthe noch unſcheinbar iſt. — In den Obſtfarben erkennt man weſentlich den Farbengegenſatz von Blau und Gelb wieder, während der Gegenſatz von Roth und Grün mehr in den Blüthen und Blättern hervortritt. Der blauen Farbenreihe gehören die Pflaumen, Trauben, der gelben die Aepfel, Birnen, Orangen ꝛc. an, alſo die Hauptobſtarten der nördlichen Erdhälfte. Ehe das Gelb ſich entwickelt, kommt in dem Frühobſt (Kirſchen, Beeren) das Roth, und zuletzt im Spätobſt das Braun (in Winterbirnen, Miſpeln ꝛc.) zum Vorſchein.

15.

Der Samen.

Der eigentliche Samen oder das Samenkorn enthält 1) den Keim, wahrſcheinlich der Cytoblaſt der Urzelle; 2) das Samenweiß (albumen), als wovon der Keim ſich nährt und zu ſeiner erſten Ausbildung den Stoff entlehnt; 3) der Nabel, durch den er an die Fruchtknoten angeheftet iſt; 4) die innere Haut; 5) die äußere Haut oder Schale; 6) Anwüchſe, Haare, Kronen, Flügel ꝛc.

Bei den niedern Pflanzen iſt die von der Mutterpflanze abgelöste Zelle, oder die Spore der Same ſelbſt (ohne Blüthe). Den Uebergang von den Sporen zum Samen bilden die verhältnißmäßig großen Sporen der Rhizocarpeen (Wurzelfarren).

In Bezug auf Zahl und Größe herrſchen in der Pflanzenwelt nirgends ſolche Contraſte als im Samen. Die rieſenhafte malbiviſche Nuß

iſt ein einziger Samenkern von einem Fuß Länge. Dagegen iſt das bekannte Bärlappenmehl, der Samen eines Farrenkrauts, ſo fein wie Staub. Manche Pflanzen haben wenig Samen, andere viel. In der Steinfrucht liegt je nur ein Same; im Apfel, in der Schote liegen in der Regel nicht viele. Dagegen enthalten manche Kapſeln, z. B. der Mohn, 25,000. An einer Tabakspflanze zählt man 360,000 Samenkörnchen, an der Hirſchzunge (einem Farrenkraut) über eine Million.

Die innere Samenhaut iſt gewöhnlich glatt, die äußere verhärtet, um das zarte Innere beſſer zu ſchützen. v. Mohl hält die Subſtanz für Intercellularſtoff, Schleiden aber hält ihn für eine eigenthümliche wachs- und hornartige Ausſchwitzung. Sie iſt lederartig an der Eichel, Buchecker, an der Kapſel des Apfelſamens ꝛc., ſteinhart an dem Kern der Weintraube, Kirſche, Pfirſich ꝛc.

Das Merkwürdigſte an der Samenhaut ſind ihre Auswüchſe. Der Samen der Baumwolle iſt mit dichter Wolle beſetzt und aus der Menge dieſer Wolle werden Kleider für faſt alle Völker des Erdenrundes bereitet. Eine andere Art von Auswuchs ſind die Flügel am Samen der Ulmen, Eſchen, Ahorn, durchſichtig und von netzartigem Geflecht wie die Flügel der Libellen und Cicaden. Indeß ſind dieſe Flügelfrüchte nicht eigentlich einfache Samenhäute, ſondern verwachſene Hülſen oder Kapſeln.

Die kunſtreichſten Formen zeigen die Anhängſel der Samenhaut in den Haarkronen, welche, wie auch die oben genannten Flügel, dem Samen gleichſam als Segel oder Federn dienen, daß er von der Luft weit weggetragen werde. Allein die Haarkronen haben auch noch einen andern Zweck. Sie kommen nämlich hauptſächlich bei nacktem Samen vor an Blüthenköpfen, -kugeln, -ſcheiben und -körben. Hier wachſen die Samen zwiſchen den Spreublättchen oft unmittelbar aus dem Blüthenſtand heraus und haben keine Hülle, ſie machen ſich aber ſelber eine, indem der Samen einen langen Stiel entläßt, aus deſſen Spitze excentriſch zarte Fäden laufen, ſo beim Samen des Löwenzahn, der Schwarzwurzel. So wird der ganze Samenſtand mit Haar- oder Fadenkronen wie mit Sonnenſchirmen umgeben. Man könnte dieſe unmittelbar aus dem Samen ſelbſt gebildete loſe Umhüllung eine Scheinfrucht nennen, ſofern ſie ſich wie eine Frucht abrundet. Der Samen übernimmt hier ſchon andeutungsweiſe die Funktion der Seidenraupe, die ſich ſelbſt umſpinnt.

Der Samenkern, das Albumen, iſt gewöhnlich weiß und beſteht aus Stärkmehl, dem ſich aber andere Stoffe beigeſellen, wodurch die mannig-

fachen Geſchmäcke und zum Theil auch Färbungen entſtehen, die uns die Getreidekörner, Bohnen, Nußkerne, Mandeln, Kaffeebohnen, Muskat-, Kokosnüſſe ꝛc. darbieten.

Am ſchwerſten unter allen Samen iſt der Amarantenſamen, am leichteſten der von der Capuzinerkreſſe. Die größte Vivacität aber, derjenigen des Blumenſtaubs ähnlich, findet man in dem Samen des Ackerpferdeſchwanzes (eines Schaftheues), der ſich bewegt, kniſtert und ſpringt.

Auf eine überraſchende Weiſe hat die Natur an die Samenkörner, die nur der kleinſte Extrakt der Pflanzen ſind, nicht nur die Erhaltung der Pflanzenwelt ſelbſt, ſondern auch die des Menſchengeſchlechts gebunden; denn die Cerealien, die Samen des Getreides ſind es, die den Menſchen den hauptſächlichſten und geſündeſten Nahrungsſtoff liefern.

Schon bei niedern Pflanzen kommt eine Einrichtung vor, welche das Ausſtreuen und Verbreiten des Samens erleichtert. Die Schleuderpilze (pilobolus, telobolus, sphaerobolus) haben blaſenartige Behälter, aus denen der Samen weit fortgeſchnellt wird. Am Veilchen, Cyclamen, Leinkraut hat man bemerkt, daß, wenn der Samen reift, der Stengel ſich beugt, um den Samen ſelbſt in die Erde zu bringen. Wenn in höhern Pflanzen der Samen reif iſt, fault das Fleiſch der Frucht, ſpringen die Schalen der Schoten auf, öffnen ſich die Kapſeln oder ſchütten ſich im Winde aus und bedient ſich die Natur einer Menge von Mitteln, um den Samen frei zu machen und zu verbreiten. Einige Samenkapſeln platzen mit Gewalt und ſtreuen den Samen mit heftiger Bewegung aus, die ſüdamerikaniſche hura crepitans mit einem Knall wie ein Flintenſchuß. Viele Samen, beſonders die an hohen Nadelhölzern, breiten eine zarte Haut aus, mit der ſie weit im Winde treiben. Viele ſind gefiedert und der leiſeſte Hauch der Luft hebt ſie vom Blumenboden auf und führt ſie fort. Andere haben Stacheln an der Fruchthülle, die ſich an Thiere anhängt, bis ſie irgendwo liegen bleiben und der Same ausfällt, z. B. die Klette.

Die Keimfähigkeit iſt von außerordentlicher Dauer. Es iſt oben ſchon erwähnt, daß Waizen, der über 4000 Jahre lang in ägyptiſchen Mumienkäſten lag, gekeimt und Frucht gebracht hat. Auch die ungeheuerſte Kälte kann die Keimkraft nicht zerſtören. Die harte Steinſchale ſchützt viele Samen vor jeder äußern Zerſtörung, und doch iſt der Keim ſelbſt wieder ſo ſtark, auch die härteſte zu durchbrechen.

Der leichteſte Samen iſt der falſche, taube oder Windſamen, nämlich ſolche Fruchtknospen, deren Befruchtung fehlgeſchlagen, deren Keim

nicht lebendig geworden, deren Hülle aber fortgewachſen iſt. Hier iſt auch noch der Zwillingsſamen zu gedenken, indem öfters zwei zuſammengewachſen ſind, zwei Kerne in einer Schale liegen ꝛc. Dieſe Mißbildungen rühren her vom Zuſammenwachſen der Griffel und von einem Ueberfluß von Blüthenſaft. Aus demſelben Grunde wachſen zuweilen zwei Blumenkronen über einander, zwei Früchte über, oder auch in einander, oder bricht aus der Blumenmitte oder aus der Fruchtſpitze die verlängerte Achſe als neuer Zweig oder als Blatt hervor.

16.

Pflanzenextracte.

Den mineraliſchen Präparaten reihen ſich im Gebrauch der Menſchen theils natürliche, theils künſtlich präparirte Pflanzenextracte an, die um ſo wichtiger ſind, als ſie großentheils zur Nahrung verwendet werden. Wir exiſtiren faſt nur durch die Vegetation, denn wir eſſen Samen und Zellgewebe der Pflanzen, wir trinken den Pflanzenſaft, wir kleiden uns in die Spiralgefäße der Pflanzen, wir machen Geräthe aller Art vom Holz der Pflanzen, wir wärmen uns an dieſem Holz, wir heilen uns durch Pflanzenſäfte von Krankheiten ꝛc. Von den Thieren allein könnten wir kaum leben, aber auch die Thiere ſelbſt könnten ohne die Pflanzen nicht leben.

Verbinden wir dieſen unmittelbaren Nutzen, den uns die Pflanzen gewähren, mit dem Reiz, den ſie der Landſchaft geben, in der wir leben, ſo können wir keinen Augenblick zweifeln, daß ſie überhaupt *für uns* geſchaffen worden ſind, daß ihre Menge und Mannigfaltigkeit urſprünglich vom Schöpfer darauf berechnet war, uns als den Herren der Erde zu dienen. Es ſind Gaben Gottes, die wir nur mit Demuth und Dankbarkeit betrachten ſollten. Die Vegetation bereitet uns auch heute noch immer ein Paradies, wie unſern erſten Eltern. Sie umgibt uns mit wunderbarer Schönheit und ladet uns zum unſchuldigen Genuſſe ein. Ohne ſie müßten wir auf dieſer Erde, wie Schiffbrüchige auf ödem Felſen verſchmachten. Die neuere Wiſſenſchaft will zwar von dem Hinblick auf den Schöpfer und von der Zweckmäßigkeit des Geſchaffenen nichts wiſſen, aber wer hätte einen Funken Vernunft und ſähe nicht ein, daß die Uebereinſtimmung deſſen, was die Vegetation uns leiſtet, mit dem, was wir bedürfen, uns nothwendig zu dem Schluſſe bringt, die ganze Schöpfung

der irdiſchen Pflanzenwelt ſey für uns berechnet und wäre nicht, wenn wir nicht wären.

Die Hauptnahrung, die Menſch und Thier der Vegetation entnimmt, beſteht in dem Stärkmehl (amylum) der Zellen, kommt faſt in allen Pflanzentheilen vor, ſammelt ſich aber vorzugsweiſe in der Wurzel, im Mark, in der Rinde, in Frucht und Samen. Er iſt von verſchiedener, doch verwandter Beſchaffenheit im Mehl aller Getreidearten, Bohnen, Korn, in der Kartoffel und andern Nahrungswurzeln, ſelbſt noch in den eßbaren Flechten (isländiſchem Mooſe). Durch Gährung kann Stärkmehl in Zucker und Weingeiſt verwandelt werden, daher die Bereitung von Zucker und Branntwein aus dem Mehl der Kartoffel, der Runkelrübenzucker, der Kornbranntwein, der Reisbranntwein (Arak) ꝛc. Gewiß eine der wunderbarſten Metamorphoſen in der Natur. Niemals kommt Weingeiſt (Alcohol) rein in einer Pflanze vor, er kann nur durch Kunſt aus ihr bereitet werden. Der Zucker aber kommt rein vor im Zuckerrohr und nur wenig modificirt in allen ſüßen Früchten und Wurzeln. Die Nahrungsſtoffe in den Blättern dienen mehr den Thieren zur Koſt, dem Menſchen nur ausnahmsweiſe in Gemüſen, Salaten ꝛc. Auch Milchſaft und Oel dienen zur Nahrung, ſelbſt Säuren und flüchtige Oele, bittere Extracte, Salze ꝛc., die nur dem Stärkmehl oder Zucker aromatiſche oder pikante Geſchmäcke geben. Der Saft der Traube, des Obſtes, vieler Beeren wird durch natürliche Gährung zu verſchiedenartigen Weinen, der künſtliche Saft aus Waſſer, geröſteter Gerſte (Malz) und Hopfen durch künſtliche Gährung zu Bier, beide wieder in Fäulniß übergegangen durch weitere neue Gährung zu Eſſig.

Das Stärkmehl legt ſich innerhalb der Zellen in Körnern an, die aber in jeder Pflanze etwas anders ausſehen nach Größe oder Form. Immer aber ſind ſie aus kleinſten parallelen Scheibchen zuſammengeſetzt. Das iſt die Urform des Mehls. Man findet Abbildungen bei Unger, Grundzüge der Anatomie S. 30 f. Dem Stärkmehl nahe verwandt iſt das ſ. g. Inulin in mehreren Pflanzen. Stärker unterſcheidet ſich die Pflanzengallert (als Ceratin, Pectin, Waſſerin, Salep ꝛc.), Gummi (zu dem Unger das Dextrin ſtellt). Von dieſen ſämmtlichen ſtickſtofffreien Stoffen glaubt Unger, ſie gingen in viele Pflanzen durch noch nicht gehörig ergründete Mittelſtufen in einander über. Dazu kommen nun noch ſtickſtoffhaltige Stoffe, der Kleber (Pflanzenleim) z. B. im Vogelleim der Miſtel, das Caſein (Legumin) hauptſächlich in Hülſenfrüchten, Bohnen ꝛc.,

das Albumin in den Pflanzenſäften aufgelöst, und das Fibrin, im Samen der Cerealien. Wenn die Chemiker (Liebig, Reichenbach ꝛc.) immer mehr dergleichen Urſtoffe entdecken, ſo iſt das von Werth für die Wiſſenſchaft, hebt aber die ſehr verſchiedenartigen Miſchungen derſelben in der Wirklichkeit der Natur nicht auf und auf dieſe muß das Hauptgewicht gelegt werden, weil auf ihnen allein die Mannigfaltigkeit der Nährſtoffe beruht. Wenn wir z. B. auch durch die chemiſche Unterſuchung erfahren, daß die Grundſtoffe im Thee und Kaffee (Théein und Caffëin) ganz dieſelben ſeyen, ſo erfreuen wir uns doch, ſo lange die Pflanzen für uns wachſen, eben des uns nützlichen und angenehmen Unterſchiedes beider Getränke. Und wir dürfen dabei verſichert ſeyn, die Chemie, indem ſie den großen Fortſchritt bis zur Identificirung des Théein und Caffëin machte, hat damit zugleich unbemerkt einen Rückſchritt gemacht, nämlich irgend ein Merkmal der in der Natur ſelbſt unläugbaren Verſchiedenheit der genannten Stoffe künſtlich todtgeſchlagen.

Das Blattgrün (Chlorophyll) beſteht aus einem grün färbenden Stoffe und aus Wachs. Im Wachs hat die Chemie einen Grundſtoff Cerin ausgeſchieden, dem ſich ein anderer Myricin beigeſellt. In den fetten Oelen einen feſten Beſtandtheil Margarin und einen flüſſigen Elain. Das Oel kommt immer aus den Früchten, entweder, wie das ſ. g. Baumöl, aus ihrer Schale (Olive) oder aus dem Samenkorn (Leinöl, Mandelöl ꝛc.). Das Harz fließt meiſt aus dem Stamme. Man unterſcheidet die Hartharze (als Fichtenharz, Geigenharz oder Colophonium, Maſtix, Kopal, Bernſtein), die Weichharze (Opium) und Federharze (Kautſchuk, Gutta Percha). Aus dem Fichtenharze brennt man Pech und Ruß *). Die Farbſtoffe kommen meiſt im Holze vor (Fernambukholz, Gelbholz) oder durchdringen die ganze Pflanze (Indigo, Lacmus) oder kommen aus Blüthentheilen (Safran).

Die feineren Stoffe ſind Säuren, Alkalien, flüchtige Oele, die bald dieſem, bald jenem Theil der Pflanze, von der Wurzel bis zum Samen ein eigenthümliches Aroma, eine Würze, Säure, Bitterkeit, eine Heilkraft, kühlende oder brennende, betäubende, aufregende, ſchmerzende, ſelbſt tödtliche Eigenſchaften mittheilen. Von dieſer Art gibt es eine Menge Säuren, durch die ſich verſchiedene Obſtarten auszeichnen, die man aber auch

*) Auch noch aus der Braunkohle, d. h. vorweltlichem Holz, zieht die Chemie ein Oel, das ſ. g. Photogen, das eine ſehr helle Lampenflamme gibt.

zu technischen Zwecken braucht. So die Apfel-, Citron-, Wein-, Benzoë-, Kleesäure; die Gerbsäure, die hauptsächlich aus der Eichenrinde kommt und den Gerbern unentbehrlich ist, die Gallusäure in der Dinte ꝛc. Die flüchtigen Oele bewirken das feinste Aroma in den Blumengerüchen und können concentrirt werden als Rosen-, Nelken-, Zimmet-, Terpentinöl, Kampfer ꝛc. Die Chemie hat in ihnen einen festen Bestandtheil stearopten, und einen flüssigen elaeopten unterschieden. Am wichtigsten aber erscheinen die vegetabilischen Salze, die krystallisirbaren Extracte, in denen der geheimste Geist, die verborgenste Heilkraft, aber auch das verborgenste Gift der Pflanzen wohnt. Man hat sie aus den verschiedensten Culturpflanzen extrahirt, theils aus Nahrungspflanzen, z. B. aus dem Thee das Théein, als dessen eigenstes Wesen, theils aus Heilpflanzen, z. B. aus der Chinarinde das Chinin, und aus schädlichen Pflanzen z. B. aus dem Tabak das tödtliche Nicotin, aus Mohn das Opium und daraus wieder den feinsten Extract, das tödtliche Morphin. Solche Radicale hat die Chemie schon in Menge entdeckt und für Handel, Gewerbe, Medicin insofern nützlich angewandt, als es oft darauf ankommt, die Stoffe möglichst in engem Raum bei gleicher Kraft concentriren zu können.

Die Chemiker mischen nicht selten mineralische Stoffe mit vegetabilischen, aus welcher Verbindung ganz neue Naturkräfte und Wirkungen hervorgehen. So gibt Bleioxyd in Essigsäure aufgelöst den berüchtigten Bleizucker, Kali mit Weinsäure den Weinstein und noch mit Antimonoxyd verbunden den Brechweinstein; Eisenoxyd mit Kleesäure tilgt alle Flecken; Chlorkalk mit Weingeist gibt das Chloroform (dessen man sich bedient, um Leidende während einer schmerzhaften Operation zu betäuben), mit Quecksilber und Salpetersäure das Knallsilber. Hier hat die Chemie noch lange nicht ausgelernt.

Abgesehen von dem unsäglich reichen Inhalt der Zellen dienen uns noch die Membrane und abgestorbenen Zellen und Gefäße als Bast, Flachs, Hanf, Baumwolle ꝛc. und hauptsächlich als Holz zum mannigfachsten Gebrauch. Nicht weniger die Rinden zu Kork, zum Gerben, zur Würze (Zimmt), zur Arznei (Chinarinde). Das Holz nicht nur zum Häuser- und Schiffbau, zu Geräthschaften aller Art, sondern auch noch als Holzkohle. Auch hat man aus Holz Papier zu machen verstanden.

Vom vielfachsten Gebrauch der Blätter nicht nur zur Nahrung (Gemüse), zeugen die Blätter des Tabaks, des Thees, des Betelblatts in Asien, des Cocablatts in Amerika.

Ich werde erſt im Durchgehen der einzelnen Pflanzenarten Näheres von ihrem Gebrauch und Mißbrauch anführen und bemerke hier nur noch im Allgemeinen, daß die ſchätzbaren obwohl noch lange nicht erſchöpften Ergebniſſe der neuen Chemie, ſofern ſie auch aus den Pflanzen überall die letzten Urſtoffe zu ermitteln ſucht, doch nichts andres beweiſen, als: 1) die Chemie zerlegt nur das Todte, was übrig geblieben, und der eigentliche Lebensprozeß der Pflanze entzieht ſich ihren Meſſern, ihren Deſtillirkolben und ihren Millimetern; 2) die Chemie beweist, daß aus dem organiſchen Lebensprozeß in der Pflanze neue Stoffe hervorgehen, die vorher, ehe es eine Pflanze gab, in den Elementen und Mineralien nicht da waren, daß mithin die Vegetation, ſofern ſie elementare und mineraliſche Stoffe in ſich aufnimmt, dieſelben verwandelt und einen wahren Stoffwechſel bewirkt durch das ihr vom Schöpfer eingepflanzte Lebensprincip, welches wir weder verſtehen und erklären, noch durch künſtliche Prozeſſe der Chemie, der Electricität und des Magnetismus nachahmen können.

Endlich muß noch beherzigt werden, daß es ſichtbar wider Gottes Willen ſtreitet, wenn in Ländern, welche nicht genug Nahrungspflanzen haben, ſo daß öfter Hungersnoth entſteht, eine große Menge Luruspflanzen gebaut werden, die nur dem feinern Genuſſe der Reichen dienen, und durch deren Pflege den Nahrungspflanzen die ihrige entzogen wird. Wo es an Frucht gebricht, ſollten nicht Tabak und Zuckerrüben in ſo ungeheurer Menge gebaut werden. Noch weniger aber ſollten die Nahrungspflanzen ſelbſt ihrer urſprünglichen, wir dürfen ſagen göttlichen Beſtimmung entzogen und durch chemiſche Kunſt in ſchädliche Stoffe, z. B. Branntwein verwandelt werden. Der Alcohol, nützlich bei rechtem Gebrauch, iſt ein völkerverderbendes Gift geworden durch den Mißbrauch. Dieſe aqua vitae iſt eine aqua mortis. Von Gott in ſeiner ſichtbaren Schöpfung nicht zugelaſſen, vielmehr gefeſſelt und verborgen in dem tiefſten Geheimniß der Vegetation, hat dieſer böſe Geiſt erſt durch die Heraufbeſchwörung der Menſchen ſeine Freiheit und Macht gewonnen, wie alles Böſe nicht aus Gott kommt, noch aus ſeiner Schöpfung, ſondern nur durch Mißbrauch unſeres Verſtandes und Willens zur Herrſchaft gelangt. In der ſichtbaren Schöpfung ſpiegelt ſich überall Gottes Weisheit und Güte, im Alcohol ſpiegelt ſich die teufliſche Verbildung unſers Ich. Daher die Branntweinpeſt und der Egoismus, die zuchtloſe Nachgiebigkeit gegen das eigene Gelüſte, die Selbſtſchwächung und Selbſtvergötterung demſelben Zeitalter angehören.

Im Vergleich mit dem modernen Branntwein ſind alle älteren gegohrenen Getränke, das Bier, der Meth aus Honig, der Palmwein aus Palmſaft, wie auch der eigentliche Wein aus Reben unſchuldig. Dem echten Wein als reinem Naturprodukt wohnt ſogar etwas inne, was mit dem Blute in Wahlverwandtſchaft ſteht und ihn zum Gebrauch im heiligſten Sakrament befähigt. Hier berührt ſich die Vegetation unmittelbar mit dem Geiſte. Der echte Wein ſteht daher eben ſo hoch auf der Lichtſeite der zu Gott gewendeten Welt, wie der Branntwein tief auf der Nachtſeite der von Gott abgewendeten Welt.

Aehnliche narcotiſche Gifte, die unſere Zeit in ſo ſchlimmem Sinn auszeichnen und die früher noch nicht umliefen, ſind in Aſien das aus Mohnſaft erzeugte nervenzerſtörende Opium, welches man in verſchiedener Form ißt, trinkt und raucht, und in Südamerika das Blatt des Cocaſtrauchs, welches in ſüße Träume verſetzt, allen Schmerz und alle Müdigkeit vergeſſen, aber auch Leib und Seele allmählig ſchwinden macht.

II. Abtheilung.

Die Vegetations-Gruppen.

1.

Eintheilung der Pflanzen.

In den von uns entfernten Welttheilen sind uns noch ganze große Länder unbekannt. In viele andere ist wenigstens noch niemals ein Botaniker eingedrungen. Es existiren also gewiß noch eine große Menge von bisher nie gekannten Pflanzenarten. Noch hat jeder weitreisende Botaniker deren neue entdeckt. Andrerseits aber wissen wir auch, daß sich doch gewisse Grundformen auch in entlegenen Ländern wiederholen.*)

Man schätzt die Zahl der bekannten Pflanzenarten bereits zu 80,000 und sofern die größte Menge derselben in den heißen Ländern vorkommt, die nur zum kleinsten Theil erforscht sind, glaubt man, die unbekannten Arten eingerechnet, ihre Gesammtzahl auf Erden zu 200,000 berechnen zu dürfen. Meyen, Pflanzengeographie S. 5. Schleiden, die Pflanze, S. 7.

Wie man sie eintheilen soll, ist immer noch ein Problem. Vor Alters hielt man sich an die Größe und unterschied Bäume, Sträuche, Kräuter, dazu etwa noch wilde und zahme oder Culturpflanzen. Der Schwede Linné erfand vor etwa hundert Jahren das nach ihm benannte System, wornach die sämmtlichen Pflanzen in weibliche und männliche und geschlechtslose getheilt werden. Er nannte die Pflanzen ohne Blü-

---

*) Sehr viele Pflanzen, die bei uns in Europa nur klein sind, kommen in den Tropenländern in riesenhafter Größe vor. So werden unsre Gräser zu Bambusarten, die so lang wachsen wie unsre höchsten Bäume; so werden die Nesseln, die Wolfsmilch ꝛc. zu Bäumen. Nur die auf tieferer Stufe der Vegetation stehenden Pflanzen, wie Pilze, Schwämme, Moose erreichen nirgends jene Riesengröße. Humboldt (Ansichten II. 23) macht darauf aufmerksam, welch überraschenden Anblick ein hoher Wald von Pilzen oder Moosen darbieten würde.

then geſchlechtlos oder, ſofern ſie ſich durch Sporen fortpflanzen, geheimen Geſchlechtes (Kryptogamen) und bildete aus ihnen eine Claſſe, alle andern, welche Blüthen haben, hieß er Pflanzen mit offenem Geſchlecht (Phanerogamen). Unter dieſen letztern unterſchied er wieder 1) ſolche mit rein männlichen und rein weiblichen Blüthen theils auf getrennten Individuen, theils auf einem Individuum (dielinia), in drei Claſſen; 2) ſolche mit Zwitterblüthen, in denen der weibliche Griffel und die männlichen Staubfäden beiſammen ſtehen (monoclinia). Die letztern theilte er nun wieder nach der Zahl und Gruppirung der Staubfäden in zwanzig Claſſen. Der Franzoſe Juſſieu brachte im Jahr 1789 ein anderes, ſogenanntes „natürliches" Syſtem auf, welches aber ſeine Unterſchiede wieder nur von einem einzelnen Theil der Pflanze, nämlich vom Keime entlehnte. Er unterſchied drei große Abtheilungen, 1) Pflanzen ohne, 2) mit einem, 3) mit zwei Keimlappen oder acotyledones, monocotyledones, dicotyledones. Um aber weiter unterſcheiden zu können, griff er wieder, wie Linné, zu den Blüthen und machte den Standort der Staubfäden über, um oder unter dem Fruchtknoten (den hipogyniſchen, perigyniſchen und epigyniſchen) zum Eintheilungsgrund. — Decandolle unterſchied in ſeinem Syſtem Zellen- und Gefäßpflanzen, die niedrigſten nämlich, die nur aus Zellen beſtehen, trennend von den höhern, die Gefäße haben. Unter den letztern trennte er wieder die mit zerſtreuten und die mit concentriſchen Gefäßen. In Betreff der Unterabtheilungen aber kam auch er wieder auf die Blüthen zurück.

Es leuchtet ein, daß Merkmale nur von einem einzelnen Theile der Pflanzen hergenommen, zum Eintheilungsgrunde der geſammten Pflanzenwelt nicht genügen. Unſer Oken war allein auf dem richtigen Wege, indem er verlangte, man ſolle alle Organe der Pflanze in Betrachtung ziehen und nach deren Bedeutung je für die einzelnen Pflanzenarten eben dieſe Arten unterſcheiden. Sofern nun Zellen und Gefäße Hauptorgane ſind, wollte er auch Zellen- und Gefäßpflanzen; ſofern ferner Wurzel, Stamm, Mark, Blätter, Rinde, Blüthen, Früchte Hauptorgane ſind, auch Wurzel-, Stamm-, Mark-, Blattpflanzen ꝛc. unterſchieden wiſſen, je nachdem in beſondern Pflanzenarten hier allerdings der Wurzel-, dort der Stamm-, der Blattcharakter ꝛc. vorherrſcht. Allein wie richtig ſein Princip war, ſo ſchwierig doch die Durchführung und ſeine Anſicht iſt nicht die herrſchende geworden. — Reichenbachs Syſtem hat nahezu dieſelbe Grundlage, indem es die Pflanzen nach den Hauptorganen unterſcheidet.

Alexander von Humboldt hat nur verſuchsweiſe die Pflanzengruppen nach ihrem phyſiognomiſchen Charakter zuſammengeſtellt, was v. Kittlitz in ſeinen Vegetationsanſichten weiter ausführte. Auch Schleiden iſt in dieſen richtigen Ideengang eingegangen. Der Habitus der ganzen Pflanze iſt gewiß ein ſichrerer Führer, als ein oder zwei Staubfäden, ein oder zwei Samenlappen. Schleiden unterſcheidet unter den blüthenloſen Pflanzen Angioſporen, Pflanzen mit offnen Fortpflanzungszellen und ohne Stengel (Algen, Pilze, Flechten, Charen) und Gymnoſporen, Pflanzen mit bedeckten Sporen und mit Stengeln (Mooſe, Farren, Schafthalme und Rhipocarpeen). Die erſtern haben mehr die Tendenz in die Breite oder ins Blatt, die andern mehr in die Höhe oder in den Stamm. Derſelbe Gegenſatz wiederholt ſich in den Pflanzen mit Blüthen (Phanerogamen). Nach Schleiden, die Pflanze S. 301 ff. iſt die Palme eine Hauptform, zu der aus zwei Richtungen zwei andre Formen hinführen, 1) Blattpflanzen nämlich a) die Flechtenform, die in die Breite tendirt und bis zur Seeroſe ſich entwickelt, b) die Grasform, die durch Schilf und Liliaceen zur Piſang aufſteigt. 2) Stengelpflanzen: die Halden, Caſuarinen, Euphorbien, Cactus, Lianen, Winden, Bignonien ꝛc. In jenen überwiegt die Blatt-, in dieſen die Stammbildung. Beide aber culminiren in der Palmenform, deren Blätter der erſten, deren Stamm der zweiten Gruppe verwandt iſt. Unter den Bäumen unterſcheidet Schleiden eine Menge Hauptformen: 1. die des Laubholzes, 2. der Weide, 3. des Nadelholzes. Denen gegenüber 1. die Malvaceen, 2. die Lorbeer- und Myrthenform, 3. die Akazie. Im Einzelnen iſt wieder jede Form charakteriſtiſch, ſo daß ſelbſt Kiefer- und Tannenwälder ſehr verſchieden ausſehen. Eben ſo Eichen- und Buchenwälder ꝛc.

Es wird übrigens immer ſchwer, vielleicht unmöglich bleiben, die Forderungen der Phyſiognomik, die den ganzen Habitus der Pflanze ins Auge faßt, mit einem ſtreng wiſſenſchaftlichen Syſteme zu vereinigen. Der Phyſiognomiker hat Recht, wenn er am Apfelbaum zwei Hauptbegriffe feſthält, den des Baums und den ſeiner Frucht. Aber auch die Blüthenbotaniker haben Recht, wenn ſie den Apfelbaum ſeiner kleinen Roſenblüthe wegen mit der Roſe gemeinſchaftlich in die Familie der Roſaceen ſetzen. Man wird wohlthun, jedes dieſer Rechte in ſeiner Weiſe gelten zu laſſen. Die Berechtigung der vielen nach ihren Blüthen unterſchiedenen Familien der Phanerogamen iſt um ſo begründeter, als mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Blüthen auch andere Eigenthümlichkeiten der Wurzeln,

Blätter, Früchte ꝛc. Hand in Hand gehen und die Unterscheidung der einen Familie von der andern wesentlich unterstützen. So sind es z. B. in der Familie der Urticeen vornehmlich die Blätter, welche die Verwandtschaft großer tropischer Bäume mit unsern kleinen und unscheinbaren Nesseln augenscheinlich machen. Die Familien sind es, die ziemlich unverändert durch alle bisherigen Systeme durchgehen. Ob man mehrere zusammenfaßt, oder eine in mehrere theilt, darauf kommt es weniger an. Die Amaryllideen z. B. bleiben, was sie sind, ob man sie ganz von den Liliaceen trennt, oder mit ihnen verbindet.

Unter allen Umständen aber muß anerkannt werden, daß der Schöpfer die Vegetation nicht ausschließlich nach dem Recept irgend eines unsrer Systeme geschaffen hat, sonst würden wir die Classen, Familien, Gattungen und Arten alle in geometrischer Ordnung regimenterweise nach ihren Uniformen aufmarschirt sehen. Er hat vielmehr alle diese Ordnungen zerrissen und die Familien, Gattungen und Arten bald in Mengen, bald auch nur in einzelnen Individuen über alle Welttheile zerstreut. Und nicht bloß in der Ausrüstung, die er jeder Pflanzenart gab, sondern auch in ihrer Zerstreuung, erkennen wir, weit entfernt sie für Zufall oder Willkühr halten zu dürfen, ein geheimes Gesetz der Ordnung und die tiefe Berechnung und Zweckmäßigkeit, welche die ganze Schöpfung auszeichnet. Denn was in jeder Zone, in jeder Landschaft Menschen und Thiere an Vegetation zu ihrer Existenz brauchen, das wird ihnen durch jene Mannigfaltigkeit, Vertheilung und Zerstreuung der Arten gewährt.

Lange bevor es eine wissenschaftliche Botanik gab, haben naturkundige Menschen eine Menge der nützlichsten Entdeckungen an Pflanzen gemacht und die Zweckmäßigkeit ihrer Schöpfung als Nahrungs-, besonders auch als Heilkräuter erprobt. Viele solcher Erfahrungen sind von der modernen Wissenschaft verachtet und vergessen worden, andere sind erst neu und zum Theil auf wissenschaftlichem Wege gemacht worden, ja auf manches verachtete Alte ist man zurückgekommen. Die Zweckmäßigkeit in der Vegetation ist aber so gewiß, daß man voraussehen kann, gar manches in ihr wird künftig erst nach seinem rechten Werth und Gebrauch erkannt werden. Eine praktische Botanik, worin die Pflanzen zur Uebersicht gebracht würden, die uns vorzugsweise durch ihre Nahrungsstoffe, oder durch ihr Holz oder durch ihre Heilkräfte und Gifte, oder nur durch ihre Schönheit wichtig sind, sollte jedem Lehrbuch angehängt seyn. Es ist

wenigſtens nicht praktiſch, ſie aus hunderten von Familien und hunderttauſenden von Arten zuſammenſuchen zu laſſen.

Das an ſich löbliche Trachten nach Vollſtändigkeit verführt doch viele Verfaſſer von populären Lehrbüchern der Botanik, die nicht für Leſer vom Fach, ſondern für Laien beſtimmt ſind, die Bogen mit Nomenclatur auszufüllen. Wer mag alle dieſe Namen behalten, die zum Theil den Charakter der Pflanze nicht einmal bezeichnen, ſondern aus Schmeichelei für einen Vornehmen oder Gelehrten, nach deſſen Namen gebildet ſind? Genug, wenn der Botaniker von Profeſſion alle Namen kennt und wenn ſie in die großen Lehrbücher der Fachmänner treu einregiſtrirt werden. Für die Laien wäre ein Auszug der wichtigſten Charakterpflanzen hinreichend und die Rückſicht auf das Practiſche empfehlenswerth. Auch die Phyſiognomik der Pflanzen iſt nicht erſchöpft, wenn man nur die einzelnen Pflanzen ins Auge faßt. Der Schöpfer hat nach einer gewiſſen überall wiederkehrenden Regel die verſchiedenartigſten Pflanzen zuſammen wachſen laſſen nicht nur zum Nutzen für Menſch und Thier, ſondern auch zu einer ſehr beſtimmten Charakteriſirung des Bodens, auf dem ſie wachſen, der Landſchaft, des Landes und Welttheiles. Dieſe Gruppirung iſt nicht das Letzte, oder Geringſte, was der Botaniker zu beachten hätte. Denn das Intereſſe, welches uns ein unſcheinbares Kraut nicht durch ſeine Majeſtät oder Schönheit, auch nicht durch irgend einen in ihm enthaltenen nutzbaren Stoff einflößen kann, erhält es durch ſeinen Standort, durch die Landſchaft, die es charakteriſiren hilft.

Juſſieu unterſchied 100 Familien in 15 Claſſen, die auch noch beſtehen, nur daß man ſie noch in mehrere getrennt und vermehrt hat. Endlicher und Hoffmann unterſchieden 162 Familien in 55 Claſſen. — Decandolle, der zuerſt das Juſſieu'ſche Syſtem erweiterte, nahm 175 Familien an in 60 Ordnungen und 8 Claſſen. Bartling und Biſchof behielten dieſe Claſſen und Ordnungen bei, machten aber 259 Familien. Auch variiren die Botaniker in der Reihenfolge. Juſſieu ging von den niedrigſten Pflanzen aus und eben ſo Endlicher, die andern Genannten gerade umgekehrt. Die Hauptabtheilungen bleiben ſich übrigens in allen Syſtemen gleich, denn Linnés Kryptogamen ſind Juſſieus Acotyledonen und Linnés Phanerogamen Juſſieus Mono- und Dicotyledonen.

Für den Zweck des vorliegenden Buches iſt es nicht nothwendig, alle dieſe Syſteme oder auch nur eines mit allen ſeinen Claſſen-, Familien- und Artennamen hier abzuſchreiben. In jedem botaniſchen Handbuch kann

man ſich darüber Raths erholen. Ich werde die Pflanzen nach ihren landſchaftlichen Gruppirungen behandeln und dabei hinlänglich Gelegenheit haben, alle diejenigen, die vorzugsweiſe zur Charakteriſirung der Pflanzenwelt dienen oder durch den Nutzen, den ſie uns leiſten, merkwürdig ſind, mit ihren landüblichen, wie mit ihren lateiniſchen Syſtemnamen anzuführen.

2.

Pflanzenzonen.

Vom unfruchtbaren Pole bis zum Aequator laſſen ſich alle Stufen von der niedrigſten bis zur höchſten Pflanzenbildung verfolgen, vom rothen Schnee, von Flechten und Mooſen durch die Coniferen und Birken zu den Laubwäldern und Cerealien, zum Wein und zu Südfrüchten, endlich zu den Palmen ꝛc. In verwandter Weiſe folgen ſich auch vom ſchneebedeckten Gipfel der höchſten Gebirge an bis zur fruchtbaren Ebene oder Meeresküſte die Pflanzen vom niedrigſten bis zum höchſten Grade der Ausbildung.

Man hat im Ganzen 25 Regionen zwiſchen Pol und Aequator unterſchieden und nach den Namen der berühmteſten Botaniker und Naturforſcher benannt. Sehr willkührlich. Die ewigen Naturgeſetze ſollten nicht an vergängliche Namen geknüpft werden, die bald immer wieder hinter neuen noch berühmteren veralten. Doch bleibt die Sache: Die hauptſächlichſten Unterſcheidungen ſind: 1) das Reich der Flechten und Mooſe im höchſten Norden und auf Gebirgen, 2) das der Nadelwälder, Birken, Weiden, Beeren im nördlichen Europa, 3) des ſommergrünen Laubwaldes, der Eichen, Linden, Buchen ꝛc., 4) des immergrünen Laubwaldes, der Orangerien, Cypreſſen ꝛc., 5) der außereuropäiſchen Myrthen- und Lorbeerwälder, 6) der tropiſchen Farren- und Feigenbäume in höherer Lage, 7) der Palmen in tieferer Lage. Alle andern Regionen ſchließen ſich an dieſe nur an als Mittelſtufen, Ausläufer oder Parallelen in andern Welttheilen unter anderm Meridian oder auf der andern Hemiſphäre.

Treviranus (Biologie II. 126) hat die Vertheilung der Vegetation auf dem Erdenrunde geiſtreich mit einem liegenden Baume verglichen, deſſen kahle Wurzeln ſich im Norden gegen den Pol zu verlieren, während ſeine volle Krone unter dem Aequator liegt. Einen verkehrten Baum aber ſtellt wieder insbeſondere die Vegetation der Gebirge dar, indem die Wurzeln deſſelben ſich nach oben in die Schneeregion verlieren, die volle

Krone aber mit ihrer Blüthenlaſt ins warme Thal fällt. Wirklich entſprechen die hohen Alpenpflanzen auch in ſüdlicheren Gegenden der dürftigen nordiſchen Vegetation. Staunend findet der Sohn des hohen Nordens die Pflanzen ſeines Vaterlandes auf den Hochgebirgen Amerikas und Oſtindiens wieder. Der gleiche Kältegrad erklärt das Vorkommen derſelben Pflanzenarten unter ſonſt ſehr verſchiedenen und weit von einander entlegenen Himmelsſtrichen. In der Kälte aber erſtarren die Pflanzen, daher im äußerſten Norden und auf den höchſten Bergen die eingeſchrumpften Flechten und Mooſe, und tiefer herab die Nadelwaldungen, deren ſtarre Nadel noch der Magnetismus der Pole gebannt zu halten ſcheint. Je tiefer herab nach Süden und in je wärmeren Zonen der Erde, um ſo reicher entfaltet ſich die individuelle Freiheit, Lebensfülle und Schönheit der Vegetation. Daher zeigen die nordiſchen und kühlen Regionen auch mehr langgedehnte Maſſen einer und derſelben Pflanzenart, während unter dem Aequator kein gleichförmiger Wald mehr zu finden iſt, ſondern unzählige Pflanzenarten ſich in wildeſter Mannigfaltigkeit zuſammengruppiren. Daſſelbe Verhältniß findet Statt in Bezug auf Größe; je kälter, um ſo niedriger wird die Vegetation, je wärmer, um ſo höher und größer. Die größten Pflanzenrieſen der Erde wachſen nur in den Tropenländern. Je tiefer ſüdlich, um ſo raſcher entfaltet ſich die Vegetation auch der Zeit nach. Jahrelang brauchen die Flechten des Nordens, um zu reifen; einen Winter lang bleiben die männlichen Blüthen der Birke von den weiblichen getrennt; einen Sommer lang die Früchte von den Blüthen faſt aller unſrer Obſtarten. Im Süden dagegen, ſchon in den Orangerien, hangen Blüthen und Früchte zugleich an demſelben Baum, werden demſelben Feld in einem Jahr doppelte und dreifache Erndten abgewonnen. In Ländern die ſich an die hohen Gebirge Oſtindiens und Südamerikas anlehnen, iſt unten Erndte, wenn oben Blüthe iſt, und ſchreitet die Erndte von unten nach oben fort, ſo daß wenn ſie oben angelangt iſt, unten ſchon wieder die zweite beginnt. Das ſind Nachbilder des Paradieſes.

Humboldt hebt in ſeinen Anſichten von der Natur (I. S. 15) auch ein Ueberwiegen des Weſtens über den Oſten in Bezug auf Vegetation hervor. Amerika überwiegt an Frondoſität alle andern Welttheile, doch verdankt es dieſelbe hauptſächlich der langen Ausdehnung und tiefen Lage ſeiner durch das Meer und durch die Gebirgsſtröme reichlich befeuchteten Ebenen.

Auch das verſchiedene Alter oder die verſchiedene Naturanlage und

welcherlei Gründe ſonſt noch den eigenthümlichen Charakter der Welttheile beſtimmen, übt Einfluß auf die Pflanzenwelt. So finden wir unter demſelben Breitengrade in China und Nordamerika, in Neuholland und Südamerika doch eine ganz anders geartete Vegetation, mit einer ſehr eigenthümlichen Phyſiognomie, wie dieß auch in Bezug auf Thier- und Menſchenracen der Fall iſt. Alſo wird die Vegetation nicht bloß durch ihre Lage zwiſchen dem Aequator und den Polen oder durch die höhere oder tiefere Lage über dem Meeresſpiegel bedingt. Deßhalb ſind neuere Botaniker von der alten Vorſtellung eines einzigen paradieſiſchen Anfanges der Pflanzenwelt in Aſien abgewichen und haben, ſeit Schouws Vorgang, mehrere Ausgangspunkte oder Urheimathen der Vegetation angenommen. Die h. Schrift lehrt übrigens nirgends, daß es nur im Paradieſe Pflanzen gegeben habe, vielmehr ſagt ſie: „die Erde (d. h. alſo die Erde überall) ließ aufgehen Gras und Kraut.“ Die Waſſerpflanzen können nicht aus dem tiefen Binnenlande oder von einem Gebirge gekommen ſeyn, die Wüſtenpflanzen nicht aus einem Garten.

Gewiſſe Eigenthümlichkeiten, die durch den Meridian allein charakteriſirt werden, laſſen ſich ſehr ſchwer weder durch das Clima, noch durch den Boden und ſeine höhere oder tiefere Lage erklären. Die Haidepflanze (Erica) z. B. kommt nur durch ganz Afrika und Europa vor, aber nicht in Aſien und Amerika, obgleich es dort Steppen genug gibt, wo ſie eben ſo gut wachſen könnte. Die Aloe iſt nur in Afrika, der Cactus nur in Amerika zu Hauſe, der Thee nur in China. Neuholland hat eine ganz eigne Flora.

Ferner wirken die Elemente beſtimmend ein. Das Waſſer, die Ufer, der Sumpf und Moor haben eine ganz andere Vegetation als die trockenere Erde, der fette nahrungsreiche Boden wieder eine andere, als der Sand oder der mit Salz, Schwefel ꝛc. geſchwängerte Boden. Stellen, die immer dem Sonnenlicht ausgeſetzt ſind, tragen andere Pflanzen, als ſolche die beſtändig im Schatten liegen, oder ganz unterirdiſche. Der Engländer Thomſon hat ſich viele Mühe gegeben, das Verhältniß der Vegetation zu den Gebirgsarten zu ermitteln und auch manche Anhaltspunkte gefunden. Granit iſt dem Wuchs der Haidekräuter, Baſalt dem Geranium, Kalk dem Klee beſonders günſtig. Treviranus in ſ. Biologie II. 40 bemerkt, auf dem rothen Thonſchiefer von New-Jerſey erhalten die Pflanzen ein beſonders lebhaftes Grün, naſſer Boden erzeugt gern glatte und gefirnißte, ein trockener gern wollige Blätter.

Nicht minder übt die menſchliche Kunſt auf die Pflanzen mannigfachen Einfluß. Es gibt Pflanzen, die gleich den Hausthieren das, was ſie ſind, erſt durch die fortgeſetzte Cultur der Menſchen wurden. Ja eine Menge neue Spielarten von Pflanzen ſind als Baſtarde erſt durch menſchliche Kunſt erzeugt worden. Sogar durch künſtliches Uebergeilen oder Verkümmern hat man den Typus einzelner Pflanzen auf bleibende Weiſe geändert, wie den einiger Thiere. Aber auch wilde Pflanzen haben ſich in der Nähe der menſchlichen Wohnungen angeſiedelt, wie Ungeziefer. Gewiſſe Pflanzen wachſen nur auf Miſt, Schutt, Mauern, an Wegen und Hecken, immer in der Nähe von Wohnſtätten der Menſchen. Durch Menſchenhände wird der urſprüngliche Charakter der Vegetation vielfach verändert. Hier iſt eine Wüſte in ein Paradies, dort wieder ein Paradies in eine Wüſte umgeſchaffen worden. Derſelbe Boden belebt ſich durch menſchliche Kunſt abwechſelnd mit den verſchiedenartigſten Pflanzen. Je mehr Wechſel, je näher iſt die Cultur, das ewig Gleiche erhält ſich nur fern vom Menſchen im niebetretenen Urwald und in den noch von keinem Pflug berührten Steppen.

Eine ſehr eigenthümliche Erſcheinung iſt der Wechſel der Vegetation auch ohne Cultur. Auf zufällig ausgebrannten Stellen des Urwaldes in Südamerika wuchſen, ohne die geringſte menſchliche Mitwirkung, neue zuvor nie dageweſene Pflanzen, von denen auf hundert Meilen weit kein einziges Exemplar zu finden war. (Pöppigs Reiſe am Amazonenſtrom II. S. 204). Etwas Aehnliches zeigte ſich auch zuweilen in Europa. In tiefen Gräben, die man vor Umſchanzungen ausgrub, wuchſen Pflanzen, die in dieſer Gegend durchaus fremd waren. Viele einzelne Fälle dieſer Art ſind geſammelt in Decandolles Pflanzen-Phyſiologie, deutſch von Röper II. 256. Treviranus, Biologie II. 363. Andere in der Regensburger Flora (1826 S. 59). In Meklenburg wuchs in einem ausgetrockneten Teich plötzlich Rübſamen. In England Hafer unter großen Steinen, die man weggeräumt. Nach dem großen Brand in London 1666 wurden 200 Morgen der Brandſtelle dicht mit erysimum latifolium überzogen. In Nordamerika wuchſen Pappeln, wo man Birken ausgebrannt hatte. In der Provence und Languedoc wuchs auf ausgebrannten Stellen plötzlich ſchwarzer Mohn. Auf einem ſtets trocken geweſenen Boden entſtand durch zurückgebliebenes Regenwaſſer eine Pfütze, erweiterte ſich zum Sumpf und erzeugte Sumpfpflanzen, die nie vorher dageweſen waren. In einem hundertjährigen Keller wuchs, als man ihn ausräumte, ein

Wald von Neſſeln. Man muß annehmen, daß Samenkörner geraume Zeit in der Tiefe verborgen lagen, obgleich man nicht wiſſen kann, wie ſie hineingekommen.

3.

Urgegenſatz von Meer- und Steinpflanzen.

Pflanzen, in denen ſich der Organismus auf der erſten, niedrigſten Stufe darſtellt, und die wir als die einfachſten Urpflanzen anzuſehen haben, kommen im Meer und auf kahlen Felsgebirgen oder ſteinigen Flächen des unfruchtbaren Nordens vor. Die erſtern leben im Waſſer und haben ſich feſte Stoffe aus demſelben oder von dem Ufer angeeignet, die andern leben im Trocknen und haben das ihnen unentbehrliche Waſſer nur durch Regen, Thau und aus dem Waſſerdunſt der Atmoſphäre empfangen. Jene heißen Algen (algae), dieſe Flechten (lichenes).

In den Algen herrſcht ein indifferenter Urſchleim vor, aus dem ſich einzelne Zellen entwickeln, der aber in überwiegender Maſſe die Zellen einhüllt. v. Mohl hält ihn für eins mit der Intercellularſubſtanz, die auch noch in höhern Pflanzen vorkommt und mit der hornartigen oder lakirten Oberhaut der Rinden, Samen, Pollen ꝛc. v. Mohl, über Pflanzenſubſtanz S. 5 f. In den trockenen Flechten dagegen finden wir nur Zellen ſtaubartig bei einander oder in Kruſten zuſammengebacken und hier überwiegt die Zelle eben ſo wie bei den Algen der Schleim. Dieſer noch indifferente Urſchleim iſt wahrſcheinlich die urſprünglichſte Pflanzenſubſtanz, die zellenbildende Kraft aber die urſprünglichſte in die Subſtanz einwirkende Lebenskraft. Ein Minimum von zellenbildender Kraft, vom Ufer oder Meerboden herſtammend, ſcheint im Meer große Mengen Schleim zu bilden und an ſich zu ziehen, während wiederum ein Minimum von Waſſer hinreicht, unzählbaren lebenskräftigen Zellen auf dem ſteinigen Gebirge Subſtanz zu geben.

Man kannte lange ſchon die ſ. g. Prieſtley'ſche grüne Materie, die ſich in ſtehenden Gewäſſern anſetzt, ſo wie die Sonne auf das Waſſer einwirkt; aber erſt in neuerer Zeit hat man ſie genauer unterſucht und darin eine unzählbare Menge durch einen dünnen Schleim fadenartig zuſammengehaltene, grüne mikroſcopiſche Kügelchen als die Urform entdeckt. Dieſe Kugel protococcus viridis iſt die einfachſte Alge und Pflanze überhaupt. Aus ihr bilden ſich erſt durch fadenartiges Aneinanderreihen die

Conferven und Oscillatorien, durch flächenartige Ausdehnung die Ulven. Noch genauer hat Kützing vom Protococcus wieder unterſchieden eine noch niedriger ſtehende, alſo noch primitivere ungefärbte Kugel Kryptococcus und eine etwas höher ſtehende und vollendetere Kugel palmella. Sodann hat Agaſſiz (über die Gletſcher S. 61 f.) im Protococcus des ſ. g. rothen Schnees in einem Kügelchen, indem es zerplatzte, noch eine unendliche Menge viel kleinerer Kügelchen gefunden. Dieſer rothe Schnee war ſchon lange ſehr berühmt. Es ſind rothe Kügelchen, welche ſich auf der Oberfläche des Schnees durch Einwirkung der Sonne erzeugen, aber immer nur bei einer Kälte unter 0. Man hat den rothen Schnee auf den Alpen, in der Polarzone, deßgleichen auf dem Schnee des Himalaya gefunden. Vgl. Ritter, Aſien II. 800. Auch die Millionen rother Pünktchen, welche Pöppig (Reiſe I. 30) in einem einzigen Tropfen des rothgefärbten Meers an der ſüdamerikaniſchen Küſte fand, ſcheint deſſelben Urſprungs zu ſeyn. Peron fand das Meer eben ſo roth an der Küſte von Guinea (Reiſe II. 1379). Meyen (Reiſe I. 54) fand auf hoher See die Segel des Schiffs plötzlich mit rothen Pflänzchen (von ihm aerophyta genannt) überzogen. Im hohen Norden ſoll dieſer rothe Schnee auf Wieſen und Sümpfen in dichter Maſſe fußtief niederfallen. Schmidt, Bilder aus dem Norden S. 102. Es iſt übrigens oben ſchon am Schluß des 13ten Kapitels bemerkt worden, daß die Ehrenberg'ſche Schule im rothen Schnee Infuſionsthiere hat ſehen wollen. Verſchieden vom rothen Schnee ſind die Sporen einer Conferve (sphaeroplea annulina), die ſich ſelten, aber dann in großer Menge im ſüßen Waſſer zeigen. Das Pflänzchen ſelbſt verfault, die rothen Sporen aber bleiben und aus ihnen wächst wieder die grüne Conferve hervor. Braun in dem Monatsberichte der Berliner Akad. 1855. 335. Bemerkenswerth erſcheint der Urgegenſatz des Grünen und Rothen in der Pflanzenwelt. Zu den einfachſten Pflanzen gehören ferner die von Braun in demſelben Bericht S. 378 charakteriſirten Chytridien, einfache, aber mit kleinen Wurzeln ſich anheftende Zellen, die immer paraſitiſch vorkommen, d. h. auf andern kleinen Algen oder auch auf Infuſionsthierchen wachſen und dieſelben auszehren. Die Zelle hat eine derbe Membran und entwickelt viele kleine Keimzellen.

Pflanzenhaft iſt ohne Zweifel auch die Hefe. Die Unterhefe im Bier ſtellt kleine Kügelchen dar, die von ſelbſt entſtehen und ſich gleich bleiben, die Oberhefe aber größere Kügelchen, aus denen ſich kleine abknospen. Kützing nennt die Hefe cryptococcus fermentum, es iſt aber noch

nicht ausgemacht, ob ſie eine Alge oder ein Pilz iſt, d. h. ob ſie der Urzeugung aus anorganiſchen Stoffen, oder der Afterzeugung aus der Fäulniß ſchon vorhandener organiſcher Stoffe angehört.

Die intereſſanten Diatomeen, kleine Stäbchen, die ſich unter verſchiedenen Winkeln gegenſeitig einigen und zuſammenfügen und allerlei Figuren, Fäden, Kreiſe, Fächer, Zickzacke ꝛc. bilden, ſind wahrſcheinlich Pflanzen und nicht Thierchen. v. Siebold macht mit Recht geltend, daß ihren ſteifen, geometriſchen, wie durch die Magnetnadel gelenkten Bewegungen aller Schein thieriſcher Freiwilligkeit abgeht. Eben ſo die Bacillarien, fälſchlich ſ. g. Stabthierchen, lange flache Stäbchen, die aber allmählig zerbrechen und in lauter gleichförmige Stabtheile zerfallen, welche ſofort ſich bewegen und durch Theilung der Länge nach und Fortwachſen in die Breite vermehren. Doch auch in dieſem freien Zuſtande ſind ſie nicht Thiere, ſondern unterliegen noch einer magnetiſchen Anziehung in ihrer Geſammtheit, denn ſie bilden geometriſche Figuren und machen gleichſam militäriſche Evolutionen, wie die Pflanzenzellen beim Wachsthum einer größern Pflanze. Ebenſo die ihnen ähnlichen nur in Form und Bewegung mehr wechſelnden Cloſterien, Desmidien, Oscillatorien, die bei v. Siebold und Kützing alle als Pflanzen, bei Ehrenberg aber als Infuſionsthiere gelten, deren Fäden hier als Flimmerorgane an Algenſporen, dort als thieriſche Glieder, deren feine Körnchen hier als Keimzellen, dort als Eier, deren auffallend gefärbte Punkte hier als vegetabiliſche Oelzellen, dort als thieriſche Augen erklärt werden. Eben ſo unentſchieden iſt noch die Grenze zwiſchen den Algen und Pilzen. Jene ſind urſprüngliche im anorganiſchen Reich geſchaffene Pflanzen, dieſe ſind nur auf krankhaften Organismen entſtandene Afterpflanzen. In den kleinſten Formen aber ſind ſie kaum von einander zu unterſcheiden. Die Oscillatorie stigmatonema stellata, ein weißes Sternchen, gleicht den Fadenpilzen und hat doch die lebhafte Bewegung der Oscillatorien. Wie alles an dieſen Pflänzchen wunderbar iſt, ſo auch, daß ſie die größte Hitze des Waſſers ertragen. Die oscillatoria cortii pollini, ein dunkelgrünes Fadengewebe wurde zuerſt in den heißen Quellen von Albano, dann in vielen andern heißen Quellen entdeckt. In heißen Schwefelquellen wird die Pflanze gebleicht, osc. alba.

Fadenförmig verlängerte Algen ſind die vaucheria, die geſchlängelte undina, dann die verſchiedenen confervaceae. Die Conferven haben die oscillatoriſche Bewegung nicht, die ſich nur bei ihren Samenzellen vor-

findet. Meyen, Pflanzenphyſ. 433. Am ſchönſten ſieht man die freie Bewegung und das raſche thierähnliche Umherſchwimmen der Körnchen bei der aufgelösten Conferve tetraspora lubrica. Acta nov. acad. nat. cur. 1829 739. und bei drapanaldia tenuis. Flora von 1840 S. 137. Die reine Form des Zellgewebes ſtellt ſich in der conferva annulina dar, die niedlichſten grünen Ringe, aus Blaſen entſtanden. In rechten Winkeln gruppiren ſich die Fäden, wie an einer Leiter, in der conf. conjugata. Wie Spinngewebe verdichten ſich die Confervenfäden in Maſchen eines Netzes bis zur Verfilzung in vielen Arten, am ſchönſten in den ſechsſeitigen Maſchen des ſackähnlichen hydrodictyon utriculatum. Solche Confervenfilze ſollen den Hauptbeſtandtheil des Torfs ausmachen. Gilberts Annalen 14. Aus ihnen beſtehen auch die ſ. g. Haarbälle, die das Meer auswirft, Confervenmaſſen, die durch den Wellenſchlag zuſammengeballt werden. Hohle Algenfäden hat die solenia.

Eine eigenthümliche Algenſchleimmaſſe iſt die Tremelle (tremella), in der ſ. g. Kahne des Weins und Biers, und im Noſtoch. Nach Meyens Pflanzenphyſiologie 167 entſteht der Noſtoch aus einem kleinen grünen Bläschen, deſſen Membran unaufhörlich aufſchwillt und in dem ſich neue Kügelchen erzeugen. Beſonders ſtark zeigt ſich das gallertartige Aufſchwellen in dicken Maſſen nach einem warmen Regen; in der Sonnenhitze dagegen ſchrumpft die Maſſe wieder zu einem trockenen ſchwarzbraunen Blatte zuſammen, das der nächſte Regen wieder aufſchwellen machen kann. Ein treffliches Bild für die öffentliche Meinung und den vergänglichen Zeitungsruhm. Das Volk hielt die auf Wieſen und Aeckern gefundene Noſtochgallert lange für ein Product der Sternſchnuppen. Decandolle glaubt, das Manna der Juden könne ein eßbarer Noſtoch geweſen ſeyn. Eines grünen und rothen Noſtochs gedenkt Schweiggers Journal LI. 242. Eine der merkwürdigſten Tremellen iſt die in den Mineralquellen vorkommende tremella thermalis.

Die höhern Algenformen, von denen das Meer wimmelt, wollen wir nachher ins Auge faſſen, um hier vorerſt noch den Contraſt dieſer Urpflanzen des Waſſers mit den Urpflanzen der Steinwelt uns klar zu machen.

Die Flechten (lichenes) ſind der graue, gelbe, braune und ſchwarze ſtaub- oder kruſtenartige Anflug an alten verwitterten Steinen. Obgleich ſie auch an der Rinde alter Bäume vorkommen, ſo gehören ſie doch nicht gleich den Pilzen zu den ſpäteſten und zuletzt geſchaffenen Pflanzen, die nur vom Tode und Moder anderer Pflanzen leben, ſondern als Urpflan-

zen zu den Algen. Wir finden ſie auf den höchſten Gebirgen und im rauhen Norden, da wo nie eine andere Pflanze war, auf keinem von andern Pflanzen ſchon gedüngten Humus, ſondern auf dem kahlſten Geſteine. Sie ſind mithin Urpflanzen und zwar als Steinpflanzen den Waſſerurpflanzen gerade entgegengeſetzt.

Die Staubflechten unterſcheiden ſich von den Staubpilzen dadurch, daß ſie immer mehrere Sporen in einer Zelle entwickeln. Sie breiten ſich als einfache Zellen von einem Mittelpunkt immer in die Runde aus und liegen flach auf, wie gelber oder ſchwarzer Staub. Dieſe Staubfläche heißt protothallus (erſtes Lager). Indem mehrere Schichten über einander entſtehen, bilden die Kruſtenflechten des thallus crustaceus. Auch dieſe behalten die excentriſche Ausbreitung und die gelbe, graue, braune und ſchwärzliche Farbe bei, ſo daß ihnen alles Grüne fehlt und ſie halb an die dunkeln und unreinen Wurzel-, halb ſchon an die bunten Blumenfarben mahnen. Im hohen Norden, wo auf weiten Strecken nur Flechten wachſen, erſetzt ihre Menge, Größe und Farbe den Schmuck der Blumen. Vgl. Flora 1825 I. 62. Verwachſen mit dem Geſtein und lange dauernd ſcheinen ſie nur eine Efflorescenz aus der Steinwelt ſelbſt zu ſeyn. Auch bei uns ſind ſie eine Zierde der Landſchaft als Ueberkleidung von Felſen, verwitterten Steinen, alten Mauern und Bäumen. Auf dieſen Kruſtenflechten ſieht man häufig niedliche runde Schüſſelchen oder Tellerchen, die ſich über die Fläche erheben. In ihnen liegen die Sporenzellen und ſie ſind daher Fruchtbehälter. Die farbigen Kruſtenflechten liefern auch Farbeſtoffe. So die berühmte Orſeille (roccella tinctoria), die im ſüdlichen Europa an Felſen (roc) wächst, und die ſchwediſche Flechte (lecanora tartarea), welche beide die für Chemie und gewerbliche Technik ſo wichtige blaue Lacmusfarbe liefern, die durch Säuren in roth verwandelt wird. Die Pflanze entwickelt ſcharfe Stoffe, die vorher nicht exiſtirten. Eine auf Kalkfelſen wachſende Flechte (patellaria immersa) dringt allmählig tiefer in den Kalk ein, indem ſie die Oberfläche deſſelben durch ihre Berührung auflöst. Je höher die Kruſtenflechten entwickelt ſind, um ſo deutlicher treten auch an ihrem untern Theil ſchon wurzelartige Haftorgane hervor (rhizinae). Wie die Algen nehmen auch die Flechten bei höherer Ausbildung die Formen von Fäden, Lappen, Veräſtelungen und Verfilzungen an (thallus fruticulosus). Vgl. Schleiden, Botanik II. 42 f. Darnach unterſcheidet man Haar- und Fadenflechten, unter denen usnea die feinſte iſt, Becherflechten (cenomyce), die ausſehen, als ob eine Menge

kleine Becher über einander ſtünden, endlich Strunk- und Laubflechten, die das Volk ſchon Mooſe nennt, weil ſie den Mooſen ähnlich ſind.

Unter dieſen vollkommenſten Flechtenarten, die ſich in ſchmaleren oder breiteren Lappen vielfach veräſteln, ſind am berühmteſten die Rennthierflechte (cladonia), die im hohen Norden von Europa und Aſien weite Strecken überzieht. Sie beſteht aus einem lockeren Netz oder Filz von dünnen, aber nahrhaften Stengeln und bildet oft die ausſchließliche Nahrung für die Rennthiere, von denen ſie aus dem Schnee hervorgeſcharrt wird. Eben ſo locker gelappt, aber ſchon mehr in blätterartige Flächen verſchlißt iſt das ſ. g. isländiſche Moos (laboria), ſchon lange bekannt und verehrt als Heilmittel in Lungenkrankheiten. Die untere Seite ihrer Lappen iſt weiß, die obere grünlichbraun, am Grunde röthlich. Im Altai und in der Kirgiſenſteppe wächst eine eßbare Flechte, das ſ. g. Erdbrod (lecanora esculenta) eine erwünſchte Speiſe für Menſchen und Viehheerden. Im Süden wachſen verwandte Arten der Laubflechten unter dem Namen der Bartmooſe auf Bäumen und zieren die alten Wälder. An der äußerſten Grenze der Vegetation gegen den Südpol hin aber, im Feuerlande, wächst auf den Felſen sticta endochroma grün und gelb, eine der größten und ſchönſten Flechten, und bringt allein Farbe in die düſtere Felswildniß.

Alle dieſe Urpflanzen der kahlen und trockenen Steinwelt ſind, wie die oben genannten Urpflanzen der Waſſerwelt die niedrigſten der geſammten Vegetation, gehören daher gemeinſchaftlich zu den Zellenpflanzen im Gegenſatz gegen die Gefäßpflanzen, oder zu Linné's Kryptogamen im Gegenſatz gegen die Phanerogamen und zu Juſſieus Acotyledonen im Gegenſatz gegen die Mono- und Dicotyledonen. Derſelben unterſten Pflanzenclaſſe gehören noch an 1) die Mooſe, 2) die Farren, 3) die Pilze. In den Mooſen erkennen wir eine höhere Ausbildung der Flechten und ein Niederſteigen aus dem Norden nach dem Süden, vom Gebirge zum Meeresufer. In den Farren eine höhere Ausbildung der Algen und ein Emporſteigen vom Süden zum Norden, vom Ufer zu den Bergen. Die Pilze aber ſind nichts als ein Rückfall der vollendeten Pflanzenwelt in die niedrigſten Anfänge, eine Flora des Todes und der Fäulniß.

Die maleriſche Färbung unſerer alten Steine und Baumſtämme rührt von verſchiedenartigen Flechtenarten her, die nicht ſelten eine aus der andern hervorwachſen, um zuletzt einem noch höher entwickelten Mooſe zur Unterlage und erſten Nahrung zu dienen. Humboldt, Anſichten, 3te Aufl. II. 10.

4.

Die Meerflora.

Als der berühmte Oerſtedt im Jahr 1845 über das atlantiſche Meer fuhr, fand er auf hoher See eine Unzahl mikroſcopiſcher Oscillatorien oder Conferven, die er jedenfalls nicht für Thiere, ſondern für Pflanzen erkannte, und knüpfte daran die ſehr praktiſche Bemerkung, ſofern erſtens das ganze Meer von Thieren wimmle und zweitens zwar die größern Thiere von kleinern leben könnten, die kleinſten aber zuletzt nothwendig einer Pflanzennahrung bedürften, müßten auch im Meere weit vom Ufer weg noch Pflanzen gedeihen und zur Nahrung für die mikroſcopiſchen Infuſorien des Meeres, von denen die höhern Meerthiere leben, ſcheinen jene mikroſcopiſchen Oscillatorien oder Conferven ganz geeignet. Begegnen uns doch auch ſchon im rothen Schnee zugleich Algen und davon lebende Infuſionsthierchen.

Man findet aber auch große Pflanzen im Meere, weit von den Ufern entfernt. Dieſe ſubmarine Flora iſt hauptſächlich durch die höher entwickelten Algenformen des ſ. g. Tang charakteriſirt. Wahrſcheinlich ſind es die erſten Pflanzen, die ſchon entſtehen konnten, ehe noch das feſte Land über dem Waſſer erhoben war und die auch nachher noch in den älteſten Perioden der Erdbildung an Maſſe und Menge noch weit die Landpflanzen überwogen.

Von den Meertangen macht man ſich einen nur ſchwachen Begriff, wenn man die in unſerm Süßwaſſer auf Steinen wachſenden Algen betrachtet, den gallertartigen in ſchleimigen, graugrünen Fäden ſich verzweigenden ſ. g. Froſchlaich (batrachospermum moniliforme), den dichten Raſen bildenden glänzend grünen und haardünnen Waſſerfaden (zygnema nitida), oder die zerbrechlichen Röhrenäſtchen unſerer Teich- und Bachſchwämme (spongillae). Große und breite Blätterformen zeigen erſt die Ulven (ulvaceae). Sie wachſen an allen Meeresufern und bilden große grüne Lappen, etwas gekräuſelt, weßhalb man ſie Meerlattig nennt. Ulva crispa hat die zarteſte Kräuſelung, U. latissima fußlange über dem Waſſer ſich ausbreitende Blätter. Dem Meere ganz eigenthümlich ſind die den thieriſchen Korallen auffallend ähnlichen Formen der Korallinen und Meerſchwämme. Die erſtern (corallinae) ſind auch eben ſo in einem äußern, übrigens zerbrechlichen Kalküberzug gleichſam verſteint, wie die

thieriſchen Korallen und haben ähnliche Beſen- und Büſchelformen. Die Meerſchwämme (spongia), unſere gemeinen Waſſerſchwämme, die Jeder kennt, wachſen auf dem Meeresboden in großen Klumpen und haben ſehr viele Aehnlichkeit mit den thieriſchen Lithophyten. Ihr weicher Filz beſteht aus ſehr feinen durchſichtigen Röhren, die man erſt unter dem Mikroſcop erkennt. Sie ſind nicht dicht, ſondern vielfach durchlöchert und in ihrem natürlichen Zuſtand im Meer äußerſt ſchleimig und ſchlüpfrig.

In die mannigfaltigſten und coloſſalſten Längenformen dehnen ſich die Tange (fucus) aus, die vollendetſten unter den Algen. Es gibt davon eine ungeheure Menge Arten in allen Meeren. Die kleinern ſind meiſt ruthen- und beſenartig, vorzugsweiſe bei Lyngbye ſieht man ſie in reichſter Mannigfaltigkeit abgebildet. Viele Tange haben platte riemenartige Zweige oder bilden ſogar breite Blätter, daher die ältern Namen Seeeiche, Seefeige, Seepalme. Vgl. Theophraſt von Sprengel II. 158. Der Zuckertang (laminaria saccharifera) enthält viel Zucker und wird gegeſſen. Eben ſo halymeria edulis, die in allen Meeren vorkommt, das Waſſer graugrün färbt und wie Veilchen riecht. Aus dem Zuckerſtoff der Algen ſollen auch die berühmten indianiſchen Vogelneſter beſtehen, indem eine Schwalbenart auf den oſtindiſchen Inſeln, welche dieſe Neſter baut, ſich vom spaerococcus cartilagineus nährt, aus dem auch in Japan jene Neſter künſtlich von Menſchen nachgemacht werden. Meyen Reiſe II. 277. In Norwegen bereitet man aus der Aſche einer Tangart auch ein Salz, das ſ. g. Kelb, und in neuerer Zeit wird aus dem ſ. g. Blaſentang (fucus vesiculosus), der Luftblaſen an ſeinen riemenartigen Blättern anſetzt, Jod in großen Quantitäten ausgezogen. Jene Luftblaſen zerplatzen im Feuer mit ſtarkem Knall. Auch die großen Tange haben, wie die kleinen, mannigfaltige Formen, riemenartige ſchmale oder breite Blätter. Sporochnus aculeatus hat Dornen. Die Samenauswüchſe gleichen Früchten, Beeren, Kirſchen, Pflaumen und die größten ſind krugartig. Doch haben die großen Tange keine lebhaften Farben, ſondern ſind grünlich braun. In allen überwiegt der gummiartig geronnene und lederartig gewordene, vegetabiliſche Urſchleim, daher ſie halbdurchſichtig ſind und wenn auch in großen Stengel- und Blattformen vorkommend, doch mit den Stengeln und Blättern der Gefäßpflanzen nichts gemein haben und einen ganz fremdartigen Eindruck machen, wie wenn ſie aus Harzſtoff zuſammengepreßt wären. Mit den Seeſchwämmen haben ſie die Tendenz zur Löcherbildung auch in ganz flachen Blättern gemein, bei mehreren Arten aber

bilden dieſe Löcher ſehr zierliche Netzformen, am zierlichſten in der daher ſ. g. Spitzenalge (Claudea elegans).

Mitten in dem atlantiſchen Ozean gerathen die Schiffe in weite von ſchwimmenden Pflanzen angefüllte Meerwieſen. Es gibt deren zwei, das große Grasmeer 7 Grade weſtlich von den azoriſchen Inſeln und das kleinere zwiſchen den Bermuden und Bahamainſeln. Beide ſind durch ein ſchmäleres Band vereinigt. Humboldt, Anſichten I. 83. Maury in ſeiner Geographie des Meeres hat nachgewieſen, daß ſie in der ruhigen Mitte zwiſchen dem warmen Guineaſtrom, dem warmen Golfſtrom und dem kalten Nordſtrom gerade unterhalb der von dem letztern untern Meer aufgeworfenen großen Bänke liegen. Man nennt dieſe großen Meerwieſen das Sargaſſomeer (mar de Sargasso) und ſchätzt ſeinen Umfang zu 40,000 Quadratmeilen. Es beſteht aus ungeheuren Anhäufungen des ſ. g. Rieſentanges (sargassum), der größten Art des ſchon genannten Blaſentang. Er ſchwimmt in ſo dichten Maſſen auf dem Meer, daß die Schiffe nur mit Anſtrengung hindurchdringen. Sollte Plinius XIII. 25 mit den Wäldern unter Meer dieſe Tangmaſſen gemeint haben? Schon lange vor Plinius kam der Perſer Sataſpes, als er auf des Xerxes Befehl Afrika umſchiffen ſollte, in ein Meer, wo er aufgehalten wurde. Herodot IV. 43. Man hat darüber geſtritten, ob dieſer Tang am Meeresboden gewachſen und nur losgeriſſen iſt, oder ob er ſich frei im Meere erzeugt und fortpflanzt? Die Neuern behaupten das erſtere; Meyen (Pflanzengeographie S. 63), der das letztere annahm, ſah die Sache, wenn nicht wiſſenſchaftlicher, doch poetiſcher an. Es iſt ein ſchöner Gedanke, ſich eine ſolche Rieſenpflanze von vielen Hundert Fuß Länge (nach Darwins Reiſe I. 290 von 360 Fuß) als reines Meerprodukt zu denken, das von einem Samenpunkt aus ſich im beweglichen Elemente, nie ruhend, wie eine ungeheure Schlange ausdehnt und immer mehr Schlangen aus ſich erzeugt, wie der Banianenbaum durch ſeine Luftwurzeln ſich allmählig zu einem Walde ausdehnt. Wenn inzwiſchen auch eine zarte Anwurzelung am Meeresboden urſprünglich angenommen werden muß, ſo iſt doch gewiß, daß die Pflanze beſtimmt iſt, bald abgeriſſen zu werden und dann im freien Meere ſelbſtſtändig fortzuleben. Das Grasmeer ernährt unzählige Weichthiere, auf die dann wieder Korallen und andere Seethiere Jagd machen. Eine ganze Welt von Thieren lebt und webt in dieſem ſchwimmenden Tang. Daher glaubte Hippolytus Ruiz, die Polypen, die er darin ſah, ſeyen die Blüthen und Früchte an den

Zweigen des Tang. Die größten Tange fand man aber im ſtillen Ozean, ſchon Cook ſah ein Exemplar des fucus giganteus von 2—300 Fuß Länge; ſpäter fand man die macrocystis pyrifera bei den Malouinen 800 Fuß lang (nach Humboldt), nach andern ſogar von 1500 Fuß Länge. Froriep, neue Notizen 38. 250. Wahrſcheinlich zu viel angenommen. Man täuſcht ſich, weil es ſchwer iſt, eine ganze Pflanze aus dem Gewirr der übrigen herauszuziehen und man faſt immer nur lange Stücke davon abreißt, wobei man das Fehlende nicht immer richtig ſchätzt. Hooker in ſ. flora antarctica gibt 700 Fuß Länge zu und rühmt, daß ſie gewöhnlich auf untermeeriſchen Klippen wachſen und durch ihr Daſeyn die Schiffe warnen. In der Urzeit, woran dieſe Rieſentange erinnern, gab es vielleicht noch weit größere Sargaſſomeere.

Etwas verſchieden von dieſen ſchwimmenden Wäldern ſind die ſtehenden Leſſoniawälder im Süden der Falklandsinſeln. Lessonia fuecscens iſt ein Tangſtamm ſo dick wie ein Schenkel, etwa 10 Fuß lang, auslaufend in Aeſte, die ſich wieder verzweigen und in langen fadenförmigen Blättern enden. Aus ihnen entſtehen meilenweite Wälder unter Meer, deren Gipfel nur während der Ebbe über das Waſſer hervorragen. Sie bilden den Uebergang zu den ſubmarinen Gärten. Beim ſtillen Meere ſieht man durch das durchſichtige kryſtallklare Waſſer bis in große Tiefe die am Meeresboden wie eine üppige Flora ausgebreiteten Waſſerpflanzen, Algen, Schwämme und zahlloſen Waſſerthiere, Korallen, Seeſterne, bunte Fiſche ꝛc. Schöne Schilderungen in Meyens Reiſe I. 221 und deſſen Pflanzengeographie S. 61. Ritter, Erdkunde XIII. 251. Ausland 1842 Nr. 77. Am reizendſten iſt die Schilderung in Karl Ritters Reiſe nach Hayti S. 85 f. Er fuhr in der Nähe der Inſel Hayti über das ſpiegelglatte und ſpiegelhelle Meer und ſah darunter den Meeresboden wie mit dem üppigſten Walde bedeckt und hügelig, ſo daß der Kahn bald über einen Berg, bald wieder über ein tiefes Thal wegfuhr. Die Hauptmaſſe dieſer Meerpflanzen bilden die Tange, Schwämme und Korallinen. Dieſe wie unter Glas betrachteten Gärten der Tiefe finden ſich meiſt in der Nähe von Inſeln und Continenten und führen uns hinüber zu der eigentlichen Uferflora, in der die Pflanzen wie Amphibien zwei Elementen zugleich anzugehören ſcheinen.

5.

Die Uferflora.

Wie mit dem salzigen Meerwasser das Süßwasser der Flüsse an den Mündungen der letzteren sich im Brakwasser mischt und durch den von den Flüssen aufgeworfenen Schlamm und Sand das Meer am Ufer seicht wird und Lagunen bildet, so steht auch in der Mitte zwischen dem Sargassomeer und der großen Landwiese eine eigenthümliche Lagunenflora, welche hauptsächlich durch den s. g. Wasserriemen (zostera marina) charakterisirt ist. Die Zostera ist wirklich ein Mittelding zwischen dem Tang und dem schilfartigen Grase, indem sie sehr lange, mit den Wellen spielende Blätter treibt. Sie bildet große submarine Wiesen, die während der Fluth untertauchen, während der Ebbe wieder sichtbar werden, also immer nur in seichtem Meere am Ufer wachsen. Ihr Flor ist besonders reich in den Lagunen von Venedig. Sie zieren aber fast alle Meeresufer. Von den zähen Blättern macht man Matrazen.

Die Nachgiebigkeit gegen das Wasser, das liebkosende Schwimmen mit den Wellen, die weichen Biegungen kehren noch bei vielen Uferpflanzen wieder, z. B. bei der fadendünnen Salvinia, finden aber in den Charen, Schachtelhalmen und Binsen ꝛc. einen Contrast, indem in der festen und steifen Stellung derselben sich gleichsam die Macht und der Trotz des Festlandes gegenüber dem wallenden Meer geltend zu machen beginnt. Das Schilf aber verbindet auf merkwürdige Weise den steifen Schaft mit den weichwallenden Blättern und ist eben deshalb die vornehmste Uferpflanze.

In den Charen (chara) wiederholen sich die Korallinen, denn auch sie haben noch Kalküberzüge. Sie wachsen unter Wasser, heben aber ihre hohlen und gegliederten, jedoch blätterlosen Stengel in wirtelförmiger Verzweigung wie Armleuchter über das Wasser empor. Schleiden, Botanik II. 49 gesteht, diese seltsamen Charen nicht recht im System unterbringen zu können, sie sind Zellenpflanzen und stehen etwa zwischen Flechten und Moosen, von denen sie sich aber doch wieder sehr unterscheiden. Man findet die Charen im Meere, im süßen Wasser der Teiche und auch noch in den heißen Quellen Islands. Bischof, Botanik III. 137. Sie sind wie die Korallinen leicht zerbrechlich. Eben so die ihnen verwandten ästigen Najaden. — Das Schaftheu (equisataceae), auch Schachtelhalm, die s. g. Zinnkräuter, sind den Charen sehr ähnlich, aber schon Gefäß-

pflanzen mit einem Ring von Gefäſſen um die hohle Röhre des Stengels. Auch ſie haben noch eine harte ſteinartige Rinde, aber nicht mehr aus Kalk, ſondern aus feinen Kieſelkryſtallen, die ſich aus der von ihnen eingeſogenen Kieſelſäure angeſetzt haben, und die das Kraut ſo rauh machen, daß man es zum Scheuren der Zinngeſchirre benutzt. Die Pflanze kommt in zweierlei Form vor. Zuerſt wächst der kahle, blätterloſe, ganz den Charen ähnliche Fruchtſtengel, der an ſeiner Spitze eine ſteife aber zierliche Aehre trägt; dann erſt wächst der Wedel nach, ein ähnlicher Stengel, an deſſen Knoten aber nadelartige Blätter nach allen Seiten im Wirtel herausſtehen. Jene Aehre gleicht den Zapfen des Taxus, der Wedel einer Tanne, daher er auch Tannenwedel (hippuris) genannt wird. Die ganze Pflanze iſt gleichſam ein Vorbild der Nadelhölzer (Coniferen). Schleiden (II. 93) ſetzt ſie zwiſchen die Rhizocarpeen (Salvinien, Marſileen, Pilularien) und die Farren. Rieſenhafte Equiſeten fand Pöppig in Peru (Reiſe II. 188), nämlich die drei Klafter hohen Sanchezien.

Dieſe intereſſanten Pflanzen ſind hohle Röhren. Auch in allen andern höheren im Waſſer wachſenden Gefäßpflanzen finden ſich hohle Luftgänge oder luftreiches zartes Mark, denn ſie würden ſich ohne dieſe Luft nicht über das viel ſchwerere Waſſer erheben können. So iſt die **Binſe** (scirpus) ein ſteifer grader Schaft, inwendig voll zarten lockeren Markgewebes. Die Blüthe beſteht aus kleinen borſtenartigen Aehrchen, die unterhalb der Spitze des Schaftes hervorkommen. An der Kugelbinſe bilden dieſe Aehren oben einen Kopf. Verwandt iſt die Simſe (juncus), der Igelkolben (sparganium), der kolbentragende Calmus (acorus) mit der aromatiſchen und eßbaren Wurzel, und der ſchöne Rohrkolben (typha), deſſen ſteifer Schaft am Ende eine cylinderförmige Aehre von braunen Haaren trägt, zwiſchen denen die oberen männlichen und die unteren weiblichen Blüthen ſich verſtecken. Die Binſe contraſtirt durch ihre ſteife aufrechte Stellung und durch ihr dichtes mauerartiges Zuſammenwachſen ſehr ſchön mit den beweglichen Wellen der wagrechten Waſſerfläche, und ſcheint an flachen Ufern den Mangel der Felſenwände erſetzen zu wollen. Dieſer Gegenſatz erſcheint am auffallendſten und ganz beſonders maleriſch am berühmten großen Titicacaſee in Südamerika. Hohe Binſenmauern ſchließen dieſen See von allen Seiten ein.

Den Uebergang von der Binſe zum Schilf bildet die Segge oder das **Riedgras** (carex) mit männlicher Blüthenfahne an der Spitze des Schaftes und weiblichen Blüthenähren oder Kolben in den Blattwinkeln.

Es hat viele Arten. Dazu das binſenartige Knopfgras (schönis) bis zu ſechs Fuß hoch mit büſchelförmigen Aehren. Das eigentliche Schilf (arundo) und das nahe verwandte Teichrohr (phragnites) mit ſcharfen Blättern und großer Riſpe, das bei uns noch verhältnißmäßig niedrig iſt, wird viel höher und majeſtätiſcher, je weiter man nach Süden kommt. So bildet das römiſche Schilf (arundo donax) ſchon baumartige hohe Schafte. Am Schilf iſt das Hohe, Schlanke, Feſte und doch Biegſame des Rohrs und die wallende Geſchmeidigkeit der langen Blätter das Charakteriſtiſche, dem dann auch die ſchöne Riſpe oder der fahnenartige Blüthenwedel entſpricht, mit dem der leiſeſte Wind ſpielt. Die Schönheit nimmt mit der Größe zu. In den Tropen, an den breiten Strömen Südamerikas erhebt ſich das Schilf mit ſeinen prächtigen Fahnen hoch über die vorüberfahrenden Menſchen. In Braſilien fand Lery (Braſilien S. 225) Schilfrohr ſo dick wie ein Mannsſchenkel, aber auch ſo weich, daß man es leicht durchſchneiden konnte. Man nennt die ungeheuren Schilfe mit ihren prächtigen Fahnen cannas bravas. Goſſelmann, Reiſe I. 72. — Das Schilf verbindet Meer und Land, beiden gleich angehörig, aber merkwürdigerweiſe auch Luft und Feuer, als ob es allen Elementen zugleich dienen wollte. Sehr eigen iſt die Thatſache, daß trockenes Schilf, wenn es im Winde ſich an einander reibt, Feuer fängt und große Schilfbrände erzeugt. Herbelot, bibl. orient. s. v. Thabaschir. Dem Umſtand, daß die Griechen das Feuer vom Himmel durch den Prometheus in einem Schilfrohr bringen ließen, lag ohne Zweifel dieſelbe Erfahrung zu Grunde. In der Luft bringt daſſelbe Schilf flüſternde, ſeltſame Töne hervor. Mit feinem Naturgefühl haben die Alten ſowohl den Klageton, als das gleichſam ſpöttiſche Geflüſter im Schilf aufgefaßt. Zur Erfindung der Flöte gab nach Pindars Pyth. 12, 19 die Wehklage der Gorgonen im Schilf die Veranlaſſung. Das ſpöttiſche Geflüſter im Schilf aber plaudert nach einem noch bekanntern Mythus das Geheimniß aus, daß König Midas Eſelsohren habe. — Als Grenzpflanze zwiſchen Land und Meer ſteht das Schilf in einer gewiſſen Wahlverwandtſchaft zum Herbſt, der Grenze zwiſchen Sommer und Winter. Nie macht ſein geheimnißvolles Wehen und Rauſchen einen tieferen Eindruck auf des Menſchen Seele, als an trüben Herbſttagen.

Der wunderbaren Beziehung des Schilfes zu den Tönen entſpricht der Gebrauch deſſelben auch zur Schrift. Das älteſte Papier war, ehe man es aus Linnen machen lernte, aus der Papyrusſtaude (cyperus pa-

pyrus). Vom Baſt dieſes ſchönen Schilfes mit einem prächtigen Wedel wurde das erſte Papier verfertigt und darauf gleichſam das geheimnißvolle Geflüſter im Schilfe veröffentlicht und verewigt. Der Zuſammenhang des Schilfes mit der Sprache erhält dadurch eine neue Beſtätigung. Im Schilf begegnen ſich die Elemente und verſuchen gleichſam einander ihre Gedanken mitzutheilen.

Das Bambusrohr (bambusa), das berühmte koloſſale Schilfrohr in Oſt- und Weſtindien, iſt gleich dem arundo donax mit einer Riſpenblüthe geſchmückt, aber baumartig dick und 50 Fuß hoch. Eine Art, arundo aspera, die wie mit wolligem Mehl überdeckt iſt, wird 70, noch eine Art, arundo maxima, wird bei nur 8 Zoll Durchmeſſer ſogar 100 Fuß hoch, der dünnſte Baum der Welt. A. spinosa iſt dornig, a. fera ein ſehr ſtarkes gelbes Stämmchen von nur 30 Fuß. Das Bambusrohr wächst ſo dicht, daß man undurchdringliche Mauern davon vor die indiſchen Feſtungen pflanzt. Papi, Briefe S. 20. Der Anblick der oſtindiſchen Bambuswälder mit ihren ſchilfartigen Blättern, hohen und ſchlanken durch viele Knoten abgetheilten Stämmen und oben mit der ſilberweißen Fahne der Blüthenbüſchel wird von allen Reiſenden ſehr gerühmt. Das brennende Bambusrohr zerſpringt mit lautem Knall, und ein ganzer Haufen gibt einen Lärm wie ein Peletonfeuer. Noch mehr grasartig, ein Raſen in der coloſſalſten Größe, erſcheint das ſ. g. Guamata, eine neuentdeckte Bambusart in Guiana. Der Wurzelſtock hat einen Umfang von 368 Fuß, woraus 956 Stämme bis zur Höhe von 65 Fuß wachſen und ſich aus der Mitte, wie aus einer Garbe in die Runde in regelmäßigen Bogen wieder zur Erde biegen, eine ungeheure Halle bildend. Schomburgk in d. botan. Zeitung 1845. 9. Stück. — v. Martius fand in Braſilien das arumartige calladium arborescens blendend weiß in dichten Reihen wie Palliſaden am Ufer der Gewäſſer, desgleichen das gynerium, ein Pfeilrohr, mit hohen Fahnen herübernicken aus weichen breitlaubigen Mimoſen (S. 680).

In der heißen Zone bilden an flachen Meeresufern überall die Wurzelbäume oder Manglebäume (rhizophora mangle) eine noch viel feſtere Mauer, als es Binſen und Schilf vermögen, um das Meer her. Man findet ſie überall in der neuen wie in der alten Welt. Dieſer Baum luxurirt dergeſtalt in Wurzeln, daß dieſelben nicht nur, indem er aus der Erde emporwächst, ihm von allen Seiten gleich Strebepfeilern oder wie das Fußgeſtell eines Leuchters anwachſen (weshalb man ihn auch den

Candelaberbaum nennt), ſondern auch nach einer Unterbrechung, welche die Mitte des Stammes wurzelfrei läßt, oben aus den ausgebreiteten Aeſten aufs neue in großer Menge als Luftwurzeln herabfallen (weshalb ihn die Holländer das Tauſendbein genannt haben). Der Baum liebt das Waſſer; an ſeine ins Meer hinabhängenden Luftwurzeln hängen ſich die ſ. g. Baumauſtern. Lagunen werden durch die glatten und vorſtehenden Wurzeln undurchdringlich. Wo er in Menge wächst, entſteht ein förmlicher Wurzelwald, aber in einem Sumpfe, ſtets getränkt von der Meeresfluth. Humboldts Reiſe II. 320 ſchildert die giftige Schwüle dieſer Mangleſümpfe, eine ungeſunde Schärfe ſcheint ſich aus den Bäumen dem Waſſer mitzutheilen, welches, Menſchen kaum zugänglich, von unzähligen Weichthieren und Inſekten wimmelt. Die Rinde dieſer wurzelreichen Bäume iſt roſtroth, die Blätter ſind oval, lederartig und glänzend. Neben ihnen kommen auch die ſ. g. Mangrovewälder vor, gebildet durch den Baum aviconnia, der gleichfalls Wurzeln über der Erde und aus denſelben Schößlinge wie Spargel treibt; und die barringtonia speciosa an den Oſtufern von Aſien und auf den Inſeln im ſtillen Meere, ein prächtiger Baum mit großen weißen Blumen, die er überhängend ins Meer taucht. Die großen Blumen ſtehen gehäuft und prangen mit rothen Staubfäden. Das iſt die Königin der Strandblumen.

Verſetzen wir uns von dieſen heißen Meeresufern nun tief ins Binnenland, um die Süßwaſſerflora zu betrachten, ſo zeigt dieſelbe uns einen kleinlicheren, aber auch bunteren und mannigfaltigeren Charakter. Außer der ſchon genannten Prieſthley'ſchen grünen Materie und andern Algen finden wir im Innern unſrer Quellen das ſ. g. Quellmoos (fontinalis) zu den echten Laubmooſen gehörig, das Uferaſtmoos (hypnum riparium) und die ebenfalls mooſartige Marchantie, fett und laubartig auf naſſen Steinen. Sodann die allbekannte Waſſerlinſe (lemna), auch Entengrün genannt, hellgrüne Blätter, welche verbunden und ſich immer nur aus einander erzeugend flach auf ſtehenden Waſſern ſchwimmen und dieſelben bald ganz überziehen, während ſie ihre kleinen Würzelchen unten ins Waſſer hängen laſſen. Winzige Blüthen kommen an ihnen nur am Rande der Blätter vor. In den Tropenländern iſt dieſe Lemna erſetzt durch die pistia stratiotes, die auf Manila ganze Seen und Lagunen bedeckt und vom Sturm an die Küſte geworfen dieſelbe durch ihre Fäulniß verpeſtet. Meyen Reiſe II. 250. Die Piſtia iſt viel größer als die Lemna und hat löffelartige, hinten hübſch gerippte Blätter.

An vielen Waſſerpflanzen ſind es vornehmlich die Blattformen, die uns ins Auge fallen, an andern die Blume. Unter den erſteren unterſcheiden wir den großblättrigen Ampfer (rumex). Eine Rieſenart deſſelben hat zwei Fuß lange breitlanzettförmige Blätter. Desgleichen der großblättrige Huflattig (tussilago). Das Pfeilkraut (sagittaria) hat ſpitze hinten gegabelte, d. h. pfeilförmige Blätter, der Froſchlöffel (alisma) löffelförmige Blätter. Die großen Blätter der Waſſerpflanzen ſind insbeſondere eine Zierde der Bergwieſen an Waſſerfällen. Der ſ. g. Sonnenthau (drosera) hat an längeren Stielen runde Blätter mit rothen Haaren am Rande, die ſo empfindlich ſind, daß ſie bei der geringſten Berührung zuſammenſchlagen und ſo oft Inſekten fangen. Der Waſſerſtern (callitricha) ſchwimmt mit ſeinem Blattwirtel auf dem Waſſer. Die unanſehnliche Brunnenkreſſe (nasturtium) iſt wenigſtens eine geſunde Speiſe. Der Tännel (elatine) hat ein Gefieder wie der Tannenwedel. Die Waſſernuß (trapa natans) läßt langgeſtielte rautenförmige Blätter auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen und birgt ihre viereckige Stachelnuß in der Tiefe. — Auch unter den Meeruferpflanzen wiederholen ſich die Formen der Binnenpflanzen im Löffelkraut (cochlearia) mit löffelartigen Blättern, im Meerkohl (crambe) deſſen Blätter man wie Kohl, deſſen junge Triebe man wie Spargel ißt, in der Meeraloë (stratiotes) mit ſchwertförmigen Blättern, der ruppia maritima ꝛc.

Durch ihre Blüthen zeichnen ſich nur die höher entwickelten Waſſerpflanzen des Binnenlandes aus, die überhaupt den Landpflanzen näher verwandt ſind. An den Ufern unſrer Bäche ſind die Grenzen zwiſchen den gemeinen Wieſenblumen und den eigentlichen Waſſerblumen oft kaum zu unterſcheiden. Die wunderbare Erhebung der Blüthe über das Waſſer bei den Utricularien, Vallisnerien ꝛc. iſt oben ſchon beſchrieben. Die Utricularien oder der ſ. g. Waſſerſchlauch, ſo genannt von den halbmondförmigen Schläuchen an ſeinen Blättern, mittelſt deren er ſich im Waſſer emporhebt, hat eine gelbe rachenförmige Blume mit einem Auge und Sporn. Unter unſern gemeinen Waſſerblumen bemerken wir in gelber Farbe die wilde ſchöne Waſſerlilie (iris), den vieläſtigen Alant (inula), den Waſſerdoſt (bidrus) auch Pfauenſpiegel genannt wegen der langen Granne ſeines Samens, die Waſſerfeder (hottonia) mit ihren gelben Trauben, die lieblich duftende Nachtkerze oder gelbe Rapunzel (oenothera) ꝛc., mit rothen Blumen das Weidenröslein (epilobium), die Waſſerviole oder Lierſch (butomus), das Blutkraut (lythrum) mit purpurner Aehre, das

fleiſchige kleine Milchkraut (glaux), der Teichfenchel oder das Tauſendkraut (myriophyllum), das Saamkraut (potamogeton) ꝛc. Auch viele Doldenpflanzen blühen im Waſſer, ſo der Roßkümmel (salinum), der Froſchcheppig (sium), der giftige Waſſerſchierling (cicuta) ꝛc. Auch Rachenblumen, das blaue Brunnheil (prunella), Münzen und andre blühen an Waſſern. Die weißen Blumen der Waſſerranunkel (ran. aquatilis) ſchwimmen auf dem Waſſer. Die gelben Butterblumen, blaue Vergißmeinnicht gehören theils den Ufern, theils den Wieſen an.

Unſre ſchönſte Waſſerblume iſt die Seeroſe (nymphaea), deren breite Blätter platt auf dem Waſſer ſchwimmen und die gleichfalls über das Waſſer erhobene Blume umgeben. Die größere Art hat eine weiße, die kleinere eine gelbe Roſenblume. Ungleich ſchöner und weltberühmt iſt Lotos, die Roſe des Nils, nymphaea caerulea, die ihr großes blaues Auge zur Sonne aufſchlägt. Sie wächst auch im See von Kaſchmir. Noch ſchöner und größer ſind nelumbium speciosum, die prachtvolle roſenrothe Seeroſe Indiens, die immer nur bei Tage blüht, und nymphaea candida, die weiße Seeroſe, die immer nur bei Nacht blüht, jene der Sonne, dieſe des Mondes Anbeterin, Pankadſcha die eine, Kumuda die andre. Höfer, indiſche Gedichte I. 198. Man findet dieſe letzteren beiden Arten ſchon auf ägyptiſchen Denkmälern abgebildet, aber nicht mehr am Nil, ſondern jetzt nur noch im Ganges und in den Seen und Flüſſen Indiens.

Die indiſche Lotosblume ſoll beim Aufgehen einen zimmtartigen Geruch verbreiten und an den weißen will man ſogar ein ſtarkes Ausſtoßen der unter Waſſer geſammelten Luft bemerkt haben. Glocker, Wirkungen des Lichts auf die Gewächſe S. 43. In den indiſchen Gedichten iſt auch viel von dem reichen Blumenſtaub die Rede, womit die Lotosblume den See überpudert und der ſich an die Leiber der badenden Elephanten hängt. Die große wundervolle Blume, die mitten auf dem Waſſer ihre Pracht entfaltet, galt den Indern als ein Sinnbild der aus dem Waſſer erſchaffenen Welt überhaupt.

Die größte aller Seeroſen wurde erſt vor wenigen Jahrzehnten von Schomburgk in den Flüſſen Guianas in Südamerika entdeckt und nach der jetzt regierenden Königin von England benannt (victoria regia). Sie hat ſo große über 6 Fuß im Durchmeſſer haltende (oben hellgrüne, unten rothe) Blätter, daß ein Storch oder ein Knabe feſt darauf ſtehen kann, die Blume ſelbſt aber, von weißer Farbe in Roſenroth und Purpur über-

gebend, entfaltet ihre zahllosen Blätter in einem stachlichten Kelche von 12—14 Zoll im Durchmesser und bedeckt diesen Kelch ganz. Auch duftet sie höchst angenehm und zieht die Insekten an, denen dann wieder allerlei Wasservögel, Enten und kleine Reiher nachstellen und auf den breiten Blättern herumspazieren. Schomburgk, erste Reise S. 232, zweite I. 356. Die prachtvolle Blume ist bereits nach Europa versetzt und hat schon öfters in großen botanischen Gärten geblüht. — Fast eben so groß ist die weiße Seerose des Amazonenstroms (euryale amazonica), welche Pöppig in s. Reise II. 432 beschrieben hat. Die Blätter sind stachlicht und klafterbreit, die Blumen 10—11 Zoll im Durchmesser und schneeweiß mit ein wenig Roth nur in der Mitte.

In der alten Welt kommt keine so große Seerose vor, aber eine ostindische Teichpflanze (pistia) mit sehr großen Blättern und einer arumartigen Scheide.

6.

Die Wiesen.

Die Landflora ist überall umsäumt von der Uferflora, in den innern großen Räumen des Festlandes aber theilt sich die Landflora, so weit sie die nackten Flächen und Gebirge wie ein Kleid bedeckt, in die wilde Flora des nicht angebauten, und in die Culturflora des von Menschen angebauten Landes. Die wilde Flora setzt in den Gräsern gleichsam nur die Schilfe fort und nimmt ungeheure Wiesenflächen ein, die nur wenig über das Meer erhoben sind und altem Meeresboden gleichen. Auf andern höher liegenden, eben so weit ausgedehnten Flächen, Hochebenen, nimmt die wilde Flora einen andern Charakter an. Hier herrscht die Trockenheit der Steinwelt vor, die sich mit Moosen, Heiden, Disteln ꝛc. überdeckt, Pflanzen, die nicht mehr wie die Gräser vom Meere, sondern aus den Bergen zu kommen scheinen und denselben Gegensatz mit den Gräsern bilden, den wir zwischen Algen und Flechten erkannt haben. Die wilde Flora erhebt sich drittens zu Gebüschen und Wäldern, in denen der gleiche Gegensatz einer mehr trockenen Steinflora und einer mehr feuchten Uferflora wiederkehrt.

Wir betrachten hier zuerst die Wiesen. Sie kommen in der größten räumlichen Ausdehnung vor und sind die einfachste Darstellung der mit Vegetation umkleideten Erde. Die naiven alten Kirchenmaler pflegten in

ihren Schöpfungsbildern die Erde am vierten Schöpfungstage immer als eine große grüne Kugel zu malen mit einigen Bäumen darauf, und eben ſo das Paradies allſtets als einen Grasboden mit Blumen, Geſträuchen und Bäumen darauf. Die Wieſe iſt ein Symbol des Friedens. Die Erſchütterungen der Erdoberfläche mußten vorüber ſeyn, ehe das erſte Gras wachſen konnte. Dieſen Charakter der Ruhe und des Friedens tragen die Wieſen heute noch und bilden den Hintergrund alles Idylliſchen. Nichts thut dem Auge des Menſchen ſo wohl, als der ununterbrochene grüne Sammet einer Wieſe.

Die größte Wieſe auf dem Erdenrunde iſt die Prairie, das ungeheure Grasland im Norden von Amerika, der Aufenthalt zahlloſer Büffel, Hirſche ꝛc., das Jagdrevier der Wilden. Eine faſt endloſe Ebene nur hin und wieder durch einförmige Erhöhungen oder Furchen des Bodens unterbrochen, die man wogende Ebenen (rolling prairies) nennt. Am beſten beſchrieben von Cooper. Im hohen Sommer geräth das von der Sonne ausgetrocknete Gras zuweilen in Brand und dann fliehen alle Thiere und ſtürzen ſich verzeiflungsvoll ins nächſte Waſſer. Nur der Menſch rettet ſich, indem er, wenn er einen fernen Grasbrand ſieht, ſelbſt vor dem Winde her das Gras anzündet und ruhig zuſieht, bis es in Aſche gefallen iſt. Dann findet der von weitem kommende Brand keine Nahrung mehr und der Menſch iſt vollkommen ſicher. Gegen Süden wird das Gras höher. Am Miſſiſippi wachſen miegia und ludolphia ſchon bis über 30 Fuß Höhe, bambusartig. In Südamerika ſind die großen Llanos, Savanen und am Orinoco ebene Grasflächen, nach Humboldt, ſo wenig über das Meer erhoben und ſo gleichförmig wagrecht, daß man auf 30 Quadratmeilen keinen Fußbreit Erhöhung ſieht und daß ſie alter Meeresboden zu ſeyn ſcheinen. Desgleichen die großen Pampas noch tiefer im Süden von Südamerika am Laplataſtrome. Dieſe Pampas gleichen, wenn man ſie von der Höhe der Cordilleren ſieht, einem ungeheuren Ozean. Darwin, Reiſe II. 93. Darwin erblickte in weiter Ferne über dieſem Grasmeer einen dicken Rauch und konnte nicht errathen, was es ſey, bis er darin einen unermeßlichen Schwarm von Heuſchrecken erkannte. Uebrigens ſind die Pampas im Begriff, aus Wieſen Steppen zu werden. Der urſprüngliche Graswuchs wird nämlich immer mehr verdrängt durch die mit den Spaniern aus Europa eingewanderte Diſtel, die ſchon alles überwuchert und nur durch den Brand der ſüdlichen Sonne oder durch Heuſchrecken vertilgt wird, um immer aufs neue zu wachſen.

So iſt es der Menſch, der ohne es zu wollen hier die Natur verwildert hat. — Von dieſen den Raum ganzer Länder einnehmenden Wieſen Südamerikas muß man die in demſelben Welttheil vorkommenden an das Cordillerengebirge ſich anlehnenden Hochebenen, insbeſondere Perus, unterſcheiden, obgleich auch ſie Wieſen ſind und die feinhaarigen Vicunnas und Lamas nähren. Sie haben ſchon den Charakter von Bergwieſen und heißen Puna. — Reiche und weitausgedehnte Weiden hat auch Mittelaſien, die uralte Heimath nomadiſirender Horden. Sie ſind aber am wenigſten bekannt. Im Norden von China und in einem Theil der Wüſte Gobi bedeckt das Sperrkraut (polemonium) weite Flächen mit ſeinen blauen Blumen und die Trollblume (trollius) mit gelben, auch wachſen viele lilienartige Pflanzen und die merkwürdige stellera chamaejasme mit alraunartiger, menſchenähnlicher Wurzel und vielen Stengeln voll von prächtigen, von außen gelben und rothen, innen aber weißen Blumen. Ritter, Aſien II. 285. Auf den Hochwieſen des Himalaya, wo die Schaafe weiden, aus deren Wolle man die feinſten Shawls verfertigt, ſoll prangos pabularia die beſte Futterpflanze ſeyn.

In den tropiſchen Gegenden und ſonderlich am Waſſer werden die Gräſer außerordentlich hoch. Humboldt, Reiſe II. 316 findet nur in hohen Lilien, die mitten in dem ſchilf- und binſenartigen Graſe ſtehen, noch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit unſern Wieſenblumen. Das höchſte, nicht mehr eine Wieſe, ſondern einen Wald bildende Gras iſt das berüchtigte Junglegras, deſſen ungeheure Halme im ſ. g. Sunderbund an den Mündungen des Ganges dicht bei einander ſtehen, ein hoher und meilenweit ausgedehnter Graswald, in dem ſich vom Ufer her Tiger, vom Waſſer her Krokodille bergen. Zugleich höchſt gefährlich wegen der peſtartigen Sumpfluft. Bei ſtillem Wetter ſoll ſich die ſchwüle Luft in der größten Tageshitze zuweilen entzünden und aufflammen, aber ohne das Gras zu verbrennen. Ritter, Aſien V. 1199. Verſchieden davon ſind die wirklichen Grasbrände. Runjet Sing ließ einmal das Rieſengras in ſeinem Reich anzünden, um die Räuber daraus zu vertreiben. v. Hügel, Kaſchmir III. 37. Zuweilen entzündet ſich das Gras von ſelbſt, indem ſich die trockenen Halme im Wind an einander reiben. Große Tiger kriechen darin herum, wie bei uns Käfer im Graſe. Biſchof Heber, Reiſe II. 119. Auf den Hochflächen der großen Inſel Java wächst das Alanggras, und zwar überall nur da, wo hoher Urwald niedergebrannt iſt und früher nie eine Spur von dieſem Graſe zu finden

geweſen iſt. Das Gras iſt ſteif, ſcharf und ſpitzig, ſchneidet Wunden und blendet durch den Wiederſchein der Sonne auf ſeinen glatten Halmen. Es wächſt nur auf trocknem Boden und macht den Reiſenden unſägliche Pein, da es meilenweit ſich ausdehnt. Es hat ſich rankend dergeſtalt um Palmenwälder gedrängt, daß die Palmen über das baumhohe Gras nur eben noch mit den Wipfeln hervorragen. Eben ſo hoch, aber geſchmeidiger gebogen iſt das Manjagras, an deſſen Halmen birnförmige Vogelneſter hängen. Nach Junghuhns Java I. 213. 227.

Die ſüdruſſiſche Steppe hat noch kurze Gräſer, Beyfuß-, Gänſefußarten ꝛc. und keine Haiden, gehört alſo wenigſtens zum Theil noch zu den Wieſen, während mannshohe Diſtelwälder ſie andrerſeits zur eigentlichen Wüſtenſteppe machen. Das ſchönſte Gras iſt hier das Federgras. Aus der Wieſe erheben ſich unzählige weiße Flämmchen, die an der Spitze der Grashalme licht wie Seidenflocken ſchweben. Sie werden oft bei den großen Steppenländern entzündet und in einem Nu flackern alle zahlloſen Federbüſchel auf. Die Ruſſen nennen es Seidenkraut, die Deutſchen Bocksbart (stipa pinnata). Wer aus der Steppe kommt, bringt einen Federbuſch davon mit. Die ſchwankende Bewegung im Winde ſoll außerordentlich ſchön ſeyn. Kohl, Südrußland II. 121. Aber der Graswuchs jener Steppen iſt wie der in den Pampas ſchon großentheils von Diſteln verdrängt.

Indem wir zur Betrachtung unſrer europäiſchen Wieſen übergehen, bemerken wir voraus, daß ihr Liebreiz nicht bloß von dem ſchönen und gleichförmigen Grün, ſondern auch von den Umgebungen, vom Charakter der Gegend abhängt. In unſrer Landſchaft kommen der Wieſe mannigfache Reize zu: 1) als Thalſohle contraſtirend mit dem Wald- oder Felsgebirg umher, 2) als grüner Bergabhang, 3) als einſame lichte Stelle im dichten Walde, 4) als Ufer eines muntern Baches. Der Reiz wird erhöht 1) durch die Beleuchtung, Tageszeit ꝛc., 2) durch den Charakter des Landes. Das Marſchland an der Nordſee hat einen andern Reiz als die Matte auf den Alpen; 3) durch die Staffagen, Viehſtücke, Mühlen, ländliche Scenen ꝛc. — Die Einſamkeit, Ruhe und Stille paſſen immer beſonders gut zu dem freundlichen Eindruck einer grünen Wieſe. Höchſt eigenthümlich iſt der Eindruck der großen Wieſe (Circus von Troumouſe) in den Pyrenäen. Wie ein Krater liegt dieſer Wieſengrund, der ½ Meile Durchmeſſer hat, im Halbkreis von hohen Felſen umſchattet. W. v. R. Reiſe II. 12.

Auch die Kräuter ſelbſt, aus denen die Wieſe beſteht, und ihre Reife, bedingen vielfache Unterſchiede. Die junge Wieſe im erſten Frühling oder die eben gemähte haben einen weit zarteren Sammet, als wenn im Mai das Gras hoch in Aehren und Riſpen oder Blumen aufſchießt. Die friſchen Matten in den Alpen ſehen erquicklicher aus als die ſauren Riede in den Niederungen. Das Wollgras und das ſchon erwähnte Federgras gibt der Wieſe ein andres Ausſehen, wieder ein andres die über das gemeine Gras emporragenden Doldenpflanzen, Schierlinge, Kümmel ꝛc.

Die Gräſer (gramineae) haben hohle Halme mit Knoten, aus denen die langen, noch mehr oder weniger ſchilfähnlichen Blätter entſpringen und gleichſam nur wie Scheiden des Halms ſich zurücklegen. An der Spitze des Halms wächſt eine Aehre oder Riſpe, deren Blüthentheile und Same wieder durch ein ſcheidenartiges Blättchen (Spelz) eingehüllt wird. Das iſt ihr allgemeiner Charakter, in der Größe, der Blattform, am meiſten aber in der Form der Aehren und Riſpen variiren ſie in hunderten von Arten. Die ſ. g. unächten Gräſer unterſcheiden ſich nur dadurch, daß ſie keine Interfolialtheile und Knoten haben. Die Aehren ſind bald locker, bald gedrängt, lang oder breit, die Riſpen ſperrig oder überhängend und oft ſchöne Wedel bildend. Oft ſtehen viele Aehren gedrängt beiſammen oder trägt die Riſpe ganze Aehren ſtatt der einzelnen Spelze und Samen. Man kann dieſe mannigfachen Bildungen auf jeder Wieſe unterſcheiden. Aehren haben insbeſondere das Ruchgras (anthoxanthum), Fuchsſchwanz (alopecurus), eine große und feſte grüne Aehre das Buſchgras (phleum), kleinere das Borſtengras (nardus), Zwerggras (chamogrostis), das rothe Fingergras oder der Bluthirſe (digitaria). Viele zuſammengedrängte Aehrchen zeigt das Cypergras (cyperus), Knaulgras (dactylis), eine lockere Aehre mit wechſelſtändigen etwas im Zickzack ſtehenden Spelzen der berüchtigte und ſehr gemeine Schwindelhaber (lolium). Riſpen dagegen hat das gemeinſte Wieſengras (poa), das Glanzgras (phalaris), Reisgras (leersia), der Waldhirſe (milium), der Windhalm (agrostis), das Klebgras (panicum), Zittergras (briza), Pferdgras (holcus), eine Riſpe mit vielen Aehren daran das Schwingelgras (festuca). Eine haferähnliche der Sandhafer (arena), eine gerſtenähnliche mit langen Grannen die Treſpe (bromus); den prachtvollſten Wedel mit Grannen zeigt das ſchon oben erwähnte Federgras (stipa) auch Reihergras genannt, weil ſein weicher Buſch den Reiherfedern gleicht. Minder ſchön, aber zierlich und ſeltſam erſcheinen die ſchneeweißen Haartröpfchen des Wollgraſes (eriophorum)

beſonders auf dunkel beſchatteten Wieſen. Das Riedgras (carex) in vielen Arten vorkommend, meiſt aber auf naſſem Boden, trägt an der Spitze des Stengels die männliche Blüthe als ſchöne Fahne und in den Blattwinkeln die weibliche als Aehren. Am ſchönſten iſt die ſ. g. Königsfahne (osmunda regalis) mit langem gefiedertem Wedel.

Das Wallen der langen Halme und dünnen Blätter im Winde iſt Schilfcharakter, der Grascharakter beruht mehr in dem Sammetweichen und in der Ruhe. Das ſammetartigſte und kleinſte aller Gräſer iſt microchloa setacea, das nur 2 Zoll hohe chineſiſche Zwerggras. Dann mardus stricta, der ſ. g. Nätſch in den Alpen, an Abhängen ſo glatt wie Glas, daß man darauf ausgleiten muß. v. Martens, Italien II. 20. Aber auch unſre gemeinen Wieſen, wenn ſie gemäht ſind, bieten eine ſammtene Fläche dar. Dieſer Sammetcharakter zeichnet das Gras vor allen andern Pflanzen aus.

Uebrigens iſt nicht zu verkennen, daß wenn auch die Wieſen einen freundlichen Eindruck auf uns machen, doch viele einzelne Grasarten etwas Gemeines und ſogar Widerwärtiges haben. Viele unter ihnen äffen gleichſam die Getreidearten nach, gleichen ihnen in der Form, geben aber kein gutes Korn, ja ſind oft ein gefährliches Unkraut, indem ihr Same betäubend und giftig wirkt, z. B. der des Schwindelhabers (auch Tollkorn genannt). Einige Gräſer haben auch ſcharf ſchneidende Blätter, am meiſten das türkiſche. Das kommt von ihrem Kieſelgehalt her, denn das Gras zieht Kieſelſäure aus dem Boden. In der Aſche eines verbrannten Heuſchobers fand man einmal trichterförmig angeſetztes Glas; der Kieſelgehalt des Graſes war verglaſt. Froriep, neue Notizen 29. 90.

Unſre Wieſen ſind mit wilden Blumen geſchmückt, die wir in der Regel nur im Ganzen als hübſches Landſchaftsbild auffaſſen, die aber auch im Einzelnen viel Schönes und Eigenthümliches darbieten. Wenn das Vieh alle dieſe zierlichen Weſen gleichgültig verſchlingt, ſo muß ſich uns die Frage aufdrängen, warum ſchuf Gott ſo viele Schönheit für einen ſo niedern Zweck? und wir müſſen erkennen, daß die Wieſe nicht bloß Weide für das Maul des Viehes, ſondern auch für das Schönheitsgefühl und den Geiſt des Menſchen ſeyn ſolle.

7.

Wieſenblumen.

Unter den Wieſenblumen unterſcheiden wir ſolche, die gern auf feuchtem Boden ſtehen, und andre, die mehr trockene Höhen lieben, oft aber wächſt dieſelbe Art nur wenig modificirt auf beidem Boden. Sodann unterſcheiden wir ſie nach der Zeit ihres Blühens als Frühlings-, Sommer- und Herbſtblumen. Ich will hier nur die am meiſten charakteriſtiſchen hervorheben: Die erſten wilden Blumen im Jahr ſind bekanntlich die Chriſtblume (Nieswurz) und das Schneeglöckchen, die wir aber zu den erſt ſpäter zu betrachtenden Waldblumen zählen. Auf hochgelegenen Wieſen blüht zuerſt der Safran (crocus vernus) eben ſo einſam wie zuletzt im Spätherbſt die ihm verwandte Zeitloſe, denn beide ſind tulpenartige Zwiebelgewächſe. Der Crocus hat eine niedere eiförmige Tulpenblume, hellblau mit dunkeln Streifen. Ihm folgt, auch noch auf Bergwieſen und Hügeln die gelbe Schlüſſelblume (primula veris), auch Primel, St. Peters- und Himmelſchlüſſel genannt. Die wilde Art blüht gelb; in den Gärten werden ſchöne gelbe und rothe, roſenfarbne, dunkelrothe ꝛc. gepflanzt. Viele Blumen ſtehen dolbenartig auf einem Stiele. Die Blume iſt eine dünne Röhre, die ſich oben ausbreitet, doch nicht ſo flach und radförmig wie die ihr nahe verwandte Aurikel. Oft ſteckt eine Blume in der andern und bildet gleichſam ein zweites Stockwerk derſelben. Die Röhre der eigentlichen Blumenkrone löſt ſich leicht von der grünen ſie umfaſſenden Kelchröhre und dem mitten aus demſelben hervorſtarrenden Piſtill ab und dann gleicht ſie einem deutſchen Schlüſſel neben dem Schlüſſelloch. Daher ihr Name. Man hat den Namen aber auch ſinnig gedeutet als den Schlüſſel der Flora, der den Garten des Frühlings öffnet, weil dieſe Blume in den Gärten am früheſten blüht. Den Namen St. Petersſchlüſſel hat Pauline Klein in ihren Parabeln S. 38 in einer äußerſt lieblichen Dichtung erklärt. Einſt entfiel dem h. Petrus ſein Schlüſſelbund und ſtürzte aus dem Himmel auf die Erde herab. Zwar holte ihn ein Engel ſchnell wieder herauf, aber wo die Schlüſſel hingefallen, hatten ſie einen Abdruck von ſich zurückgelaſſen in der Blume, die uns zwar nicht das himmliſche Paradies aufſchließen kann, aber doch den Frühling der Erde.

Das Veilchen (viola) mit fünf dunkelblauen Blättern, von denen

das fünfte einen Sporn hat, blüht niedrig und unter dem eignen Laub verborgen mit demuthsvoll gekrümmtem Nacken, das uralte Sinnbild der Bescheidenheit und Scham. Aber der süße Duft verräth seinen Werth. Nur das hellere s. g. Hundsveilchen riecht nicht. Es gibt auch weiße. In Kärnthen wächst viola umbrosa ausschließlich unter Dornhecken und man naht ihr nicht, ohne sich die Hände blutig zu ritzen. Hoppe in der Regensb. Flora 1830 II. 521. Das Stiefmütterchen (viola tricolor) hat diesen seltsamen Namen, weil die obern Blätter der Blume sehr groß und wie von prachtvollem dunkelviolettem Sammet, die untern aber nur klein und verkrüppelt und gelb, jene also gleichsam die eigenen und diese die Stiefkinder sind. Es heißt auch Tag- und Nachtblümchen, weil hell und dunkel sich so sehr in seinen Blättern entgegengesetzt sind; Dreifaltigkeitsblümchen, weil noch hellblau zu violett und gelb hinzukommt; und französisch pensée, weil man es für ein Sinnbild der Erinnerung und des Nachdenkens hält. Ludwig XV. setzte dem Quesnal drei solche Blümchen ins Wappen propter mentis cogitationem. — Auch das Vergißmeinnicht (myosotis) beginnt schon im Frühjahr zu blühen, dauert aber über die Sonnenwende hinaus. Seine schönste Art liebt die Nähe der Bäche, andre geringere Arten den trocknen Boden. Jedermann kennt seine himmelblauen fünfspaltigen Blümchen, die zuweilen ins röthliche spielen. Der Name Myosotis (Mausohr) kommt von den Blättern her.

Zu den frühesten Wiesenblumen gehört ferner das Maaßliebchen oder Gänseblümchen (bellis) mit seiner anfangs etwas purpurgerötheten, dann schneeweißen Sternblume. Es heißt auch Tausendschön, weil es in großer Anzahl die noch etwas kahlen Wiesen im Frühling schmückt. Die größere Art ist die in der alten Zauberei der Johannisnacht berühmte Johannisblume, (chrysanthemum), der französische Name marguerite hängt mit der Volkssitte zusammen, nach welcher Liebende die einzelnen weißen Strahlenblätter der Blume mit den Worten: „er oder sie liebt mich, — liebt mich nicht," einzeln abreißen und genau zählen, ob das letzte Blättchen mit einem „liebt mich" oder „liebt mich nicht" zusammenfällt. Eine andre Art mit höherer gelber Blumenscheibe ist die Hauskamille und mit vielen Blumen an einer Dolde der s. g. wilde Bertram. — Eben so gemein ist die Maiblume, Kuhblume oder Löwenzahn (leontodon), mit hohlem Stiele, aus dem weiße Milch fließt und aus welchem die Kinder Ketten zusammenflechten, mit der bekannten gelben vielröhrigen Blume, die zuletzt sternartig aus dem grünen Kelche bricht, und

einer wunderſchönen aus vielen gefiederten Samen zuſammengeſetzten Samenkugel, die man leicht wegblaſen kann. — Nicht minder gemein iſt die den feuchten Boden liebende hellgelbe Butter- oder Schmalzblume, Hahnenfuß (ranunculus).

Seltener und vornehmer bei uns ſind die wilden Hyacinthen und Narciſſen. Die letztern findet man zur Oſterzeit in ganzen Waldwieſen wild in Italien auf den Bergen. Zu unſern Frühlingsblumen gehört ferner der knoblauchartige Gamander (teucrium), die weiße und gelbe Oſterblume (anemone) mit zartgefiederten Blättern und ſchöner Sternroſe, das liebliche Adonisröschen (adonis), der Anemone ähnlich, die Mitte der ſchön feuerrothen Blume ſchwarz, wie die ſchwarze Pupille eines rothen Auges, daher vom Volk Teufelsauge geheißen.

Unſre Wieſen zeigen eine noch größere Menge Sommerblumen, die zum Theil vom Frühjahr bis in den Herbſt blühen. Darunter fallen wohl am meiſten die ſchönen blauen Glockenblumen (campanulaceae) auf, von denen es viele Arten gibt mit größern und kleinern, dunkeln und hellen, zahlreichen oder wenigen Glocken, die aber immer an einem hoch erhobnen Stiel in lockrer Traube oder Aehre ſtehen. Am weiteſten offen iſt die lillafarbne Glocke des ſ. g. Venusſpiegels (speculum veneris), am längſten und engſten die der viola mariana. Es gibt auch weiße Glocken und eine gelbe, deren Inneres braun und punktirt, deren Rand haarig iſt (camp. punctata) und auf den canariſchen Inſeln eine gelbe mit braunen Netzadern durchflochtene Glocke (c. canariensis). Die ſchönſten und größten aber kommen, bis zu 6 Fuß hoch gewachſen, in Sibirien vor. Der Griffel bildet gleichſam den Schlägel in dieſer Blumenglocke, die ſehr viel von Inſekten beſucht wird. Eine kleine Bienenart (apis campanulanis) iſt wie durch Zauber an ſie gebannt und bleibt wie berauſcht in der Blumenglocke liegen. Kirby, Entomologie, deutſch von Oken II. 297.

Sodann die Scabioſe, die auf kahlem Stengel ſich erhebende convexe Scheibe mit blaßvioletten oder vielmehr blaugrauen zahlreichen Blümchen in einem gemeinſchaftlichen Kelche. Es gibt auch gelbe und blaue. Die größte Art bei uns heißt Teufelsabbiß, weil ihre Wurzel wie abgebiſſen ausſieht und man ſagt, der Teufel habe ſie aus Zorn über ihre Heilkräfte abgebiſſen. Auch dieſe Blume hat einen beſondern Liebhaber unter den Inſekten, der Scabioſenſchwärmer, ein niedlicher Glasflügler mit grünem

Leibe. Aehnlich iſt die gleichfalls auf ſteifem Stiel erhobene, aber blaue und ringsum runde Kugelblume (globularia).

Die Schafgarbe (achillea) bildet den Uebergang von der Kamille zu den Doldenblumen. Der Stiel und die ſchöngefiederten Blätter ſind mit einem feinen weißen Haar bedeckt, der bei einigen Arten ſilberweiß glänzt. Die flache Dolde, aus zahlloſen kleinen Kamillenblüthen zuſammengeſetzt, iſt bei der gemeinen Art weiß, bei den edleren Arten goldgelb oder purpurfarben. Eine der ſchönſten Arten hat ſchwarzgerandete Kelchſchüppchen und heißt die ſchwarze Schafgarbe oder das Genippkraut. Die größte Art findet man, ſechs Fuß hoch, in Menge in den Steppen am ſchwarzen Meere (Kohl, Südrußland II. 115). Es iſt eine noch jetzt geachtete Arzneipflanze. Im Alterthum wurde ſie gegen Wunden gebraucht. Plinius nennt ſie achillea, weil Achilles ſie ausſuchte, um damit den verwundeten Telephos zu heilen. Auch hieß ſie supercilium veneris, die Augenblume der Venus, wegen der Schönheit ihrer Blätter, die in der That mit ihren zarten Bogen und den fein zuſammengelegten Blattfederchen einer Augenbraue ähnlich ſind.

Unter die Gräſer miſcht ſich der durch ſeine Dreiblättrigkeit berühmte Klee (trifolium) mit den bekannten Blumenköpfen voll rother Blumenröhren, dazu viele andere Arten wilden Klees mit gelben Schmetterlingsblumen (Goldklee), auch mit purpurrothem (Schweizerklee, Eiſparſette) und mit Schoten, z. B. der Schneckenklee mit gewundenen Schoten. Ferner die wilde Wicke (vicia), Honigwicke oder Platterbſe (lathyrus) mit gefiederten Blättern, gelben Schmetterlingsblumen und Schotenfrüchten. Dann noch eine andere in dicken gelben Aehren zuſammengedrängte Maskenblume mit Sporen, das Löwenmaul (antirrhinum), auch Marienflachs genannt, weil die Blumenähre ungefähr die Form eines vollen Spinnrockens hat. Tauſendſchön (polygala) mit blauen Trauben. Das Schaumkraut (cardamine), auch Kukuksblume genannt, unſcheinbar mit violetten Blümchen, aber merkwürdig, weil die Schaumcicade ihren Schaum darauf ſetzt, was man ehemals für Kukuksſpeichel hielt. Unter den kleinen Wieſenblumen zeichnet ſich der Frauenmantel (alchemilla) beſonders durch ſeine zierlich in einen Fächer zuſammengelegten Blätter aus, der Augentroſt (euphrasia) durch das blaue Blümchen mit dem gelben Fleck auf der Unterlippe, der Kleinling (centunculus) durch ſeine weißlich rothen Blümchen, die er nur am hohen Mittag der heißeſten Jahreszeit öffnet, und durch ſeinen kaum 1—2 Zoll betragenden zarten Wuchs.

Viele unſerer Wieſenblumen haben in den Wurzeln, Blättern oder Blumen Heilkräfte, die unſere Vorfahren ſehr genau kannten und im häuslichen Leben anwandten. Daher noch die vielſagenden Namen derſelben, von denen wir mehrere ſchon kennen gelernt haben. Als beſonders würzhaft galten die Labiaten, deren Lippen-, Rachen- und Maskenblumen gewöhnlich wirtelförmig in den Blattwinkeln ſtehen, z. B. Ehrenpreis (veronica) mit blauer Aehre in vielen Arten vorkommend, Doſt (ocimum) oder Dorant (der wilde Majoran) einſt ein Hauptmittel der Chriſten gegen heidniſche Beherung, die wilde Münze (mentha), Andorn (marrubrium); die ſchöne Salbei (salvia) mit großen lanzettförmigen Blättern und prächtiger blauer Aehre; der blaue Kukuk oder Günſel (ajuga), die Gundelrebe (glichoma), die Katzenmünze (nepeta) der Lavendel (lavandula), der Yſop (hyssopus) ꝛc. Viele dieſer Arten werden auch als Kräuter angebaut, andere gehören weniger den Wieſen als den trocknen Heiden an, wie Rosmarin und Thymian. Berühmte alte Heilkräuter ſind ferner das Peſtilenzkraut oder die Geißraute (galega) mit langen weißblauen Aehren, der Traganth (astralagus) mit braunen und gelben Aehren. Die gegen Huſten wirkſame Eibiſchwurzel (althaea) mit filzigen Blättern und weißen oder rothen Blumen. Der Storchenſchnabel oder das wilde Geranium, der eßbare Sauerampfer (rumex) mit großem krauſem Blatt. Die wilde Schwarzwurzel (scorzonera) mit röthlichen Blumen und ſchön gefiederter Haarkrone. Das Benediktenkraut (geum) mit überhängenden röthlichen Blumen und igelartigem Samenkopf mit granigem Samen. Der hochgelbe Bocksbart oder die Joſephsblume (tragopogon) unter ſpitzen Blättern. Der Baldrian (valeriana) mit röthlich weißer Dolde, auch Katzenwurzel genannt, weil die Katzen wie närriſch werden, wenn ſie die Wurzel riechen, aus der man auch einen heilſamen Thee macht. Die berühmte Narde in Afrika und Aſien kommt von einer ähnlichen Pflanze. Das Tauſendguldenkraut (erythraea) mit roſenrother Dolde hat den Namen von ſeiner ſchweißtreibenden Bitterkeit, die ehemals ſehr hochgehalten wurde. Das bittere gelbblühende Gnadenkraut (gratiola). Die berühmte Siegwurz oder der Allemannsharniſch (gladiolus) eine wilde Lilie mit purpurnen übergebogenen Blumen und ſchwertförmigen Blättern aus einem Zwiebel wachſend, erhielt den ſtolzen Namen theils von ihren Schwertblättern, theils weil man den Zwiebel für eine Panacee, ein Mittel wider alle Uebel hielt. Ihm verwandt iſt die Wieſenſchwertlilie (iris sibirica). In den alten Kräuterbüchern wird überall

die Macht und Gnade Gottes, wie sie sich in den Heilkräutern erweist, hervorgehoben und in den üblichen Volksnamen anerkannt. Das ist eine viel richtigere und schönere Auffassung der Natur gewesen, als die neuere s. g. wissenschaftliche, durch und durch unvolksthümliche, die dem Volk die alten heiligen Namen raubt und neue, äußerst prosaische, oft blos der Professoreneitelkeit huldigende dafür schöpft.

Zu den auffallendsten Wiesenblumen gehören die hoch über das gemeine Gras und die niedern Blumen hervorragenden sperrigen Doldenpflanzen (umbellatae), deren zierliche Dolden im vorigen Buch im Kapitel von den Blumenzweigen schon beschrieben ist. Sie sind theils heilkräftig und würzhaft, theils giftig. Die Engelwurz (angelica) mit breiten doppelgefiederten Blättern und weißen Kugeldolden, hat eine große Wurzel, die besonders gegen Unterleibsleiden hilft und einst in hohem Rufe stand, wie ihr Name beweist. Eben so heilkräftig ist die verwandte Bärwurz (meum). Als Gewürz dient der Same des Kümmel (carum) an einer besonders sperrigen Dolde und als Nahrungsmittel oder Würze der Pastinak (pastinaca). Dagegen ist der Schierling (conium) mit mäuseartigem Geruch höchst verdächtig und seine Wurzel giftig. Dieses Unkraut ist ein Eroberer und Verderber nasser Wiesen, wie die Distel der trocknen Wiesen. In den pontinischen Sumpfwiesen hat der Schierling andere bessere Pflanzen verdrängt und alles überwuchert. v. Martens, Italien II. 89. Aber auch schon auf unsern Wiesen hat der Anblick der so hoch und ausgebreitet wie ein Pinienwald sich erhebenden Doldenpflanzen etwas befremdliches, sie scheinen zu dem niedern Grase nicht zu passen.

Eine der eigenthümlichsten Wiesenblumen ist die wilde Ackeley (aquilegia) mit fünf Kronenblättern, deren fünf Honigkappen jede in einem gebogenen Sporn endet, seltsam krause Blumen, deren mehrere in einer Aehre locker herabhängen. Aehnlich sind auch die violetten Blumen auf dem hohen Stengel des großblättrigen und schleimigen Fettkraut (pinguicula). Das Leimkraut und der Taubenkropf (cucubalus) trägt seine hübschen weißen Blumen auf einem dicken blasenartigen Kelche. Unter den erst spät im Herbst auf feuchten Wiesen vorkommenden Blumen zeichnet sich die weiße Leberblume (parnassis) durch ihre schönen weißen Blumen mit seltsam gelben Honigschuppen aus.

Die wunderbarsten Wiesenblumen sind aber die Orchisarten (orchideae). Auf einsamen Waldwiesen sproßt die Orchis, sehr ähnlich den Hyacinthen, in niedrigen, meist mehr oder weniger purpurfarbenen und punk-

tirten, aber auch grünlichen und weißen Blüthenpyramiden aus dem Graſe hervor. Ihre grünen Wurzelblätter, die ſich unter dem Blumenſtiel ausbreiten, ſind bei mehreren Arten ſchwarz gefleckt, was an Eidechſen und Schlangen erinnert und der Blume ſchon von weitem ein ſeltſam fremdartiges Anſehen gibt. Daher ſagt unſer vaterländiſcher Sänger Karl Mayer in einem ſ. Gedichte:

Still zaubert mich die Orchis an,
Die hier beblümt den Wieſenplan,
Mit Flecken ſchaurig überflogen
Bringt ſie mir blühend an die Luft,
Was dieſer Grund von ſüßem Duft
Und Waldesgrauen eingeſogen.

Vgl. Mayer Gedichte (2te Aufl.) S. 213. Geht man nun näher und betrachtet die ſeltſame Pflanze genauer, ſo erkennt man auch an den einzelnen Blümchen, aus welchem der kleine hyacinthenartige Blumenkegel zuſammengeſetzt iſt, überraſchende, ja ſinnverwirrende Formen. Jedes Blümchen beſteht aus ſechs Blättern, von denen die drei obern ſich zu einem Helm zuſammenwölben, von den drei untern aber zwei nach beiden Seiten kleine Flügel bilden, das mittlere aber und größte als Lippe herunterhängt, den gewöhnlichen Blumenhonig in ſich ſchließt und bei den eigentlichen Orchisarten auch einen Sporn hat. Jenachdem nun der Helm ſich zu einem kleinen Kopf abrundet, die Seitenblätter ſich wie Arme oder Flügel ausdehnen, die große Honiglippe aber unten ſich wie ein Leib ausdehnt und zuweilen auch noch ſpaltet, als ob der Leib ſich in Beine theilte, nimmt das Blümchen auf's täuſchendſte die Geſtalt eines Inſektenleibs, ja zuweilen ſogar eines kleinen Menſchenleibs an. Nicht minder ſonderbar wie dieſe Formen ſind auch die Gerüche der Pflanze. Einige riechen auf's köſtlichſte, andere ſehr widrig; das Merkwürdigſte iſt aber, daß viele dieſer Gerüche nicht dem Pflanzen-, ſondern dem Thierreich anzugehören ſcheinen; wie auch die Formen des Blümchens mehr einem Thier, als einer Pflanze ähnlich ſind. Wenn man endlich die Pflanze noch genauer unterſucht und aus dem Boden hebt, ſo wird man auf's neue durch die Geſtalt der Wurzeln überraſcht, die wieder auffallend an thieriſche Formen erinnert.

Wir unterſcheiden nun unter unſern einheimiſchen Orchideen zunächſt drei Gattungen: 1) die eigentliche Orchis, deren verſchiedene Arten ſich beſonders durch die Wurzelformen und durch Wohlgerüche auszeichnen;

2) das Satyrium, das ſich durch die ſtärkſten thieriſchen Gerüche bemerklich macht; und 3) die Ophrys, deren verſchiedene Arten durch die abentheuerlichen Geſtalten der Blümchen am berühmteſten geworden ſind. Alle dieſe Arten gehören noch unſerm Europa an. Was zunächſt die Wurzelformen betrifft, ſo iſt die gewöhnlichſte die zweier Knollen. Bei einigen Arten aber breitet ſich die Wurzel aus und nimmt förmlich die Geſtalt einer menſchlichen Hand an. Dieſe Wurzelhand iſt ſchneeweiß bei Orchis conopsea, ſchwarz dagegen bei Orchis latifolia. Jene hat daher das Volk die Jeſushand oder das Chriſthändlein, dieſe dagegen die Teufelshand genannt. In Schweden heißt die weiße Wurzel Marienhand, die ſchwarze Satanshand. Shakſpeare ſagt in Heinrich IV. 7te Scene, man nenne ſie die Todtenhand. Nach Afzelius, ſchwediſche Volksſagen III. 241. Liebfrauenhand heißt die weiße Wurzel auch in einigen Gegenden Deutſchlands.

Was zweitens die Gerüche anlangt, ſo ſind dieſe bei manchen Arten höchſt lieblich, bei andern aber von ſehr übler Beſchaffenheit. Auffallend iſt auch darin die Neigung der Pflanze zur Nachahmung. Orchis nigra z. B. riecht wie Vanille, O. ordoratissima wie Gewürznägelein, O. coriophora riecht genau wie Wanzen. Das satyrium hat den widrigſten Bocksgeruch, daher auch ſein Name. Man will auch thieriſche Gerüche wie Biſam, Bibergeil ꝛc. unterſchieden haben.

Was drittens die Blüthenform betrifft, ſo ſpricht ſich hierin die Neigung, thieriſche Formen nachzuahmen, am allerdeutlichſten aus. Schon in der Gattung Orchis kommt eine ſehr merkwürdige vor, O. militaris, vom Volke Helmert genannt, an deren Blüthen ſich die obern aſchfarbigen Blätter zu einem Helm geſtalten, die untern purpurfarbenen gefleckten und ſehr zarten Blätter aber zwei Arme, und die verlängerte und geſchlitzte Honiglippe in der Mitte einen Leib mit zwei Füßen darſtellt, ſo daß jedes Blümchen einem kleinen behelmten Männchen oder Ritter gleicht. Am reichſten an ſolchen abentheuerlichen Formen iſt die Gattung Ophrys, die ſich von den eigentlichen Orchis nur durch den Mangel des Sporns und durch eine viel längere und mannigfacher geſtaltete Honiglippe unterſcheidet. Beide Gattungen wurden in alter Zeit für Männchen und Weibchen angeſehen. Die meiſten Ophrysarten zeigen die Bildung von Inſekten in ziemlich täuſchender Aehnlichkeit. O. myodes hat Blümchen, die mit ihren gleich Flügeln zur Seite ausgebreiteten Blättchen ganz wie Mücken ausſehen; O. apifera ſolche, die den Bienen, O. fuciflora die den Hummeln, O. aranifera die den Spinnen gleichen.

Eine andere Ophrysart heißt nidus avis, weil ihre Blümchen einem Neſte gleichen, worin ein kleiner Vogel ſitzt. Die O. arachnites oder die größere Art der ſpinnenförmigen O. heißt auch das Todtenköpfchen, weil man in den gefleckten runden Blümchen beides, eine dicke Spinne oder einen Todtenkopf ſehen kann. Der Todtenkopf wird allein durch die dicke Honiglippe gebildet und über ihm bilden die übrigen Blätter die Geſtalt einer Taube. Herr Prof. Hochſtetter hat dieſe gewiß höchſt wunderbare Form, die nicht ſelten auf der rauhen Alp (namentlich bei Dettingen) vorkommt, in der Regensburger Flora von 1825 II. S. 635 beſchrieben. O. anthropomorpha iſt der Orchis militaris ſehr ähnlich, nur daß die menſchliche Figur, die ihr Blümchen darſtellt, längere Arme hat und ein mehr weibliches Anſehen, daher ſie vorzugsweiſe als das Weibchen derſelben angeſehen und in dieſem Sinne gemeinſchaftlich mit ihr abgebildet wurde.

Die Zeitloſe (colchicum) iſt die ſchöne Blume, die mit ihrem nackten roſenfarbenen Kelche ſpät im Herbſt die Wieſen ſchmückt. Sie entſpricht dem Crocus, der im erſten Frühjahr hervorkommt und gleicht ihm ſehr in der Blüthe, die ſich von der Tulpe nur durch etwas längere und mehr lockere Kronenblätter unterſcheidet. Man nennt ſie auch die nackte Jungfer, weil ſie blos Blume iſt und kein grünes Blatt neben ſich hat. Ferner Spinnenblume, weil ſie gewöhnlich von dem fliegenden alten Weiberſommer überſponnen wird. Zeitloſe heißt ſie entweder, weil ſie ſich nicht um die eigentliche Blumenzeit kümmert, ſondern gerade dann erſcheint, wenn alle andern Blumen verblüht haben, oder weil ſie zu den verſchiedenſten Zeiten, gegen alle Regeln, blüht und Samen trägt. Im Herbſt nämlich blüht ſie und trägt keine Frucht, ſondern verſchwindet ſo ſchnell, wie ſie gekommen iſt, und erſt im folgenden Frühjahr ſproßt die grüne aufgeblaſene Samenkapſel hervor, die man Kuheuter oder Kuhbutte nennt. Zugleich mit der Samenkapſel über der Erde, ſprießt unter der Erde eine neue Zwiebel hervor. Seltſam die Zeiten umkehrend miſcht die Blume die Frucht des Herbſtes unter die Blüthe des Lenzes und unter die Früchte des Herbſtes ihre Blüthe. Die gemeine Art hat die Roſenfarbe, doch gibt es auch weiße, gelbe und gefüllte. Beſonders ſchön iſt eine punktirte und eine geſtreifte Art. Die Alten nannten ſie Colchicum, weil Medea zu Kolchis bei der Verjüngung des Aeſon einige Tropfen ihres Zaubertrankes verſchüttete, aus denen dieſe Blumen ſollen entſtanden ſeyn, als ein Symbol der Verjüngung des wiederkehrenden Frühlings. Gar ſchön ſagt Trinius in ſ. Gedichten S. 136: Hell ſteht im Nebel-

duft der Blumengeiſt der Erde auf ſeiner grünen Gruft. In Humphry Davy's Salmonia findet man das artige Bild einer verſpäteten, im Kelch einer Zeitloſe, deren Honig ſie ſaugen wollte, erſtarrten Hummel.

8.

Die Mooſe, Haiden und Steppen.

Wie die Gräſer von den Schilfen und vom Meer herkommen, ſo die Haiden, Ginſter, Diſteln, Cacteen und andre Wüſtenpflanzen von den trocknen Flechten und Mooſen und vom Norden oder von den Bergen her.

Flechten ſind, wie wir oben ſahen, die Urpflanzen der Steinwelt, mit denen ſich das Geſtein der Polarzone und der hohe Fels unter der Schneelinie der Alpen zuerſt überzieht. Man findet ſie an Klippen im Eismeer, dann in größern Flächen auf dem Boden von Grönland ꝛc. Hier und in Lappland bilden ſolche Flechten von Rennthiermoos (cladonia rangifera) die erſte zuſammenhängende Flora. Meilenweite Strecken ſind damit überdeckt als ſ. g. Flechtenhaiden, von den Eingebornen Tundras genannt. Sie weichen keiner andern Vegetation und ſind den größten Theil des Jahres über mit Schnee bedeckt. Aber ſie ſind die Weide großer wilder und zahmer Rennthierheerden.

Weiter ſüdwärts in den Niederungen, wo die Sonne ſchon länger der eiſigen Erſtarrung wehrt und im flachen Lande große ſeenartige Pfützen ſtehen bleiben, bildet ſich die Flechtenform in die höhere Form der Mooſe aus und erſtrecken ſich abwechſelnd zwiſchen Waſſerflächen weitgedehnte Torfmoore. Das Moos, aus dem ſie beſtehen, heißt darum auch Torfmoos (sphagnum). In Grönland folgt auf die Flechten das Moos. Wie aber durch jene Flechtenhaiden Lappland, ſo wird durch dieſen Torfmoor vorzüglich Finnland charakteriſirt. Die Moore ſind zuweilen ſo tief, daß der Jäger in ihnen unterſinkt. Unten bildet ſich aus dem faulen Mooſe in ſteter Feuchtigkeit ein weicher Torfſchlamm, oben aber wächſt immerfort neues Moos. — In Nordamerika und Nordſibirien bemerkt man denſelben Uebergang von der Flechten- zur Mooshaide und die Wiſſenſchaft (Vgl. Erichſons Archiv 1852 II. 363) hat den Namen Tundras auf ſie übergetragen. Man hat bemerkt, der Winterfroſt trete hier immer ſehr ſchnell ein, ſo daß die Pflanzen nur erſtarren und unter dem Schnee friſch bleiben, um den Thieren zur Nahrung zu dienen, ohne daß hier jemals eine Herbſtfäulniß einträte wie bei uns. In dem höhern Norden

Sibiriens reichen den Flüſſen entlang ſ. g. Laidies hinein, fette Grasufer, Lieblingsplätze der Rennthiere, aber bedingt durch die tiefe Lage und Waſſernähe, denn ringsumher liegt nur öde Mooshalde (nach Middendorfs Unterſuchungen.)

Die Mooſe (musci) gehören noch wie die Flechten zu den Zellenpflanzen, erheben ſich aber doch ſchon in Stengeln und mit blattartigen Anſätzen. Sie haben keine eigentlichen Wurzeln, ſondern nur ein „confervenartiges Geflecht des Vorkeims", Schleiden Bot. II. 55. Sie pflanzen ſich durch Sporen fort, die ſich in einen Schlauch verlängern, aus dem durch neue Zellenbildung die neue Pflanze entſteht. Die alte Pflanze ſtirbt immer von unten ab, während ſie oben noch wächſt. Die Spore ruht in einer kleinen Hülle oder Büchſe, die ſich auf einem nadelförmig kahlen Stiele hoch über das Moos erhebt. Das Moos ſelbſt ſieht dichtbelaubt oder zottig aus, obgleich die vermeintlichen Blätter nur ſeitliche Auswüchſe des Stengels ſind. Die Lebermooſe (m. hepatici) ſo genannt, weil ſie ehedem gegen Leberkrankheiten helfen ſollten, ſtehen in der Mitte zwiſchen den Flechten und Mooſen, ſofern ſie ſich noch blätterartig ausbreiten wie die erſtern und doch ſchon aufſteigende Sporenhülſen auf ſteifen Borſten tragen. Die Jungermannien (jungermannia epiphylla) kommen mehr in feuchten Wäldern, die Steinlebermooſe (marchantia polymorpha) mehr auf naſſen Steinen vor. Die Laubmooſe (m. frondosi) ſind höher entwickelt in Stengeln und zottigen Verzweigungen mit vielen Blättchen. Die letztern haben nur Parenchym (Zellgewebe), aber in den Stengeln zeigen ſich um das Mark her ſchon Gefäße. Schleiden, Bot. II. 79. Der Same gleicht dem der Lebermooſe, aber die Büchſe zeichnet ſich noch durch ein darüber gedecktes Hütchen aus. Es gibt ſehr viele Arten, das ſ. g. Torfmoos (sphagnum) gehört zu den größten, der zierliche Ohnmund (phascum) ſo genannt, weil ſeine Büchſe ſich nicht öffnet, und das Zwergmoos (grimmia) mit ſeinen ſchön dunkelgrünen Polſtern zu den kleinſten. Am ſchönſten, weil ſchon mehr den höhern Farren ähnlich, iſt das ſammetweiche Aſtmoos (hypnum), deſſen Verzweigung ſchon auffallend den ſchönen Wedeln der Farren nachahmt. Alles Moos wächſt noch gern, wie die Flechten und Gräſer, gemeinſchaftlich in Raſen und überdeckt weite Flächen. Wegen ſeiner Dichtigkeit bildet es weiche und elaſtiſche Polſter und ſchwellt dieſelben ganz eben ſo nach oben an, wie im Torfe nach unten, dort in die Luft, hier ins Waſſer hinein ragend. Ueberhaupt drängt ſich das Moos gern vor, es kämpft in der gemäßigten Zone mit dem Graſe und

aus vernachläßigtem Wieſenbau entſtehen Mooshaiden oder Mooſsümpfe. Auch bildet es den Uebergang zu den Paraſiten, indem es nicht blos in der Erde, ſondern auch auf faulem Holz, Baumrinde ꝛc. wächſt. In dem großen Torfmoore geſellt ſich dem Sphagnum oft das Riedgras (carex) bei. In dieſen unfruchtbaren Regionen reift nur eine Torfbeere (rubus chamaemoros), Moosbeere (vaccinium oxycoccus) und Rauſch- oder Krähenbeere (empetrum nigrum), die letztere ſchon im höchſten Norden als ein Hauptnahrungsmittel der Grönländer.

Die Haiden (ericeae) bedecken, wie das Moos, große Flächen, jedoch nur trockene Hochebenen. Sie haben noch einige Aehnlichkeit mit dem Mooſe in der gabeligen, kurz- und vielblättrigen Verzweigung, wie in der Größe, aber ſie ſind ſchon verholzt und ſtrauchartig. Die kleinen roſenfarbnen Blümchen ſtehen in Aehren beiſammen. Den ganzen Strauch freſſen die Schaafe, den Samen die Vögel gerne. Unſre berühmte Lüneburger Haide zeigt uns den ächten Charakter der ſ. g. Haiden als weitausgedehnte trockne Waiden, die nur im nördlichen Europa und wieder in Nordafrika vorkommen, nicht in der neuen Welt. In Afrika werden die Haideſträucher viel größer und ihre Blümchen größer und bunter. Man erkennt dann, wie die Pflanze in die vielblättrige Myrthen- und Cypreſſenform übergeht, mit deren dunkelm Grün die hellfarbigen Blumenglöckchen in wunderbarer Schönheit contraſtiren.

Die Bienen ſind große Freunde der Haiden, aber noch mehr des immergrünen Rosmarin (rosmarinus), der große Haiden im ſüdlichen Frankreich und Spanien bildet und ſo wohlriechend iſt, daß ſchon Bartholin bemerkte, die Schiffer erkennen am Rosmaringeruch auf vierzig Seemeilen weit die Nähe Spaniens. Die Bienen bereiten einen köſtlichen Honig aus dem roſigen Blümchen Rosmarin, beſonders berühmt im alten Languedoc. Er iſt ein Sinnbild der Jungfräulichkeit. Daher ſchmücken ſich Confirmanden damit und Jungfrauen, die bei katholiſchen Prozeſſionen das Bild der h. Jungfrau tragen (Genlis, Botanik von Stanz I. 336). In Tyrol ſchmücken die Jünglinge ihren Hut mit einem Rosmarinſtrauch, den ſie von ihrer Geliebten erhalten. Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 137. Auch den Sarg jungfräulich Geſtorbner ſchmückt Rosmarin, wie ich ſelbſt in Tyrol ſah. In England wird bei Hochzeiten ein Rosmarinſtrauch ins Waſſer geſtellt und daraus zu Ehren der Braut getrunken. Ben Johnſon und ſ. Schule, von Graf Baudiſſen II. 525. — Zu den ſüßduftenden,

zahlloſe Bienen lockenden Haidekräutern zählt ferner der kleine Thymian oder Quendel (thymus).

Der Uebergang von den Halden zu den Diſteln und Dornen der Steppen bildet der Ginſter (genista) auf kahlen Hochebenen und Hügeln, eine binſenartig ſteife grüne Ruthe mit gelben Schmetterlingsblumen. Er hat noch etwas vom Wohlgeruch der Haiden, iſt aber viel bitterer. Man findet ihn auf den hohen Haiden in England, am ſchönſten aber in Spanien. Hier wird er mannshoch und bedeckt die Pyrenäen mit ſeinen Blumen wie mit goldnem Schnee. (Gräfin Hahnhahn, Reiſebriefe I. 259). Da er noch jetzt in England broom heißt, hat Kohl von ihm den Namen Bremen abgeleitet. Dieſer eigentliche Ginſter ſo wie auch der ſ. g. Beſenginſter (spartium) iſt noch ohne Stacheln, wenn auch rauh, dagegen hat der Stechginſter oder Heckenſame (ulex) ſchon Stacheln, eben ſo die verwandte Heuhechel (ononis).

Als eine ächte Haidenpflanze dürfen wir auch unſern Wachholder (juniperus) anſehen, denn er wächſt gern auf Einöden und kahlen Berghalden. Dieſer Strauch hat Nadeln, wie die Fichte, aber ſie ſind an der Spitze ſtachlicht, auch trägt er keine Zapfen, ſondern die bekannten ſchwarzen Beeren, aus denen man einen heilſamen Saft, ſo wie einen Spiritus (den berühmten Genever) bereitet. Dieſe Beeren ſind das Lieblingsfutter der von dem ſlaviſchen Namen des Wachholders (krammet) benannten Krammetsvögel und die Würze zum Sauerkraut, des Hauptgemüſes im Norden. Das Holz iſt ſo wohlriechend, wie das der andern genannten Haiden, wird daher zum Räuchern verwendet. Ohne Zweifel dient der Wohlgeruch der Haidepflanzen zum Erſatz für vieles andere, was der Haide mangelt. Die Pflanzenwelt drängt im Duft zuſammen, und haucht es geiſterhaft in die Luft, was ſie in der Form für das Auge nicht leiſten kann. Auch der alte Volksglaube und die Volksſage verleihen der wilden Lieblichkeit der Haide eine eigene Weihe. Hier iſt alles geſund, kräftig, würzreich, heilſam. Die Haidekräuter haben überall eine gute Bedeutung. Ganz anders die Pflanzen, die wir jetzt näher betrachten wollen.

Die Steppe bietet noch, wie die Pampas, eine freundliche Seite dar. In ihrer weiten Ausdehnung im Norden des ſchwarzen Meeres und des Kaukaſus bedeckt ſie ſich mit kurzem Graſe (trawa), und ſehr häufig mit der krauſen Bärenklau (acanthus), die Weide zahlreicher halbwilder Rinder- und Pferdeheerden, ſo wie der Tummelplatz des europäiſchen Strauſſes (des Trappen). In der Kalmukenſteppe fand Pallas

eine mannshohe Doldenpflanze (Umbellate), aus deren Stengeln ſich die Hirten Flöten machen. Gegen das ſchwarze Meer hin nimmt in dieſer Steppe das Schilf überhand, welches an der Sonne trocknet und leicht in Brand geräth. Vgl. über dieſe Schilfbrände Moriz Wagner, Kaukaſus I. 100. Auf der andern Seite iſt die gute Weide in ungeheuern Räumen von der rieſenhaften Krebsdiſtel (onopordum) verdrängt worden, demſelben Unkraut, das auch hinübergewandert nach Südamerika, dort den nahrhaften Gräſern die Vernichtung droht. Es wächſt über mannshoch, mitten darunter aber gedeihen auch noch beſſere Kräuter, die gleichfalls mannshoch wachſen, eine rieſenhafte Schafgarbe, Wermuth und die prachtvolle, auch ſchon bei uns hochblühende Königskerze, die aber in jener ſüdlichen Steppe noch weit höhere Pyramiden erhebt und „das Steppenlicht“ genannt wird. Alle aber werden überwuchert von der Diſtel, welche dichte und tiefe Wälder bildet, in denen ein Reiter ſich verbergen kann. Dieſes geſammte hohe Steppenkraut heißt Burian und wird regelmäßig, wenn es dürr geworden, abgebrannt. Ueber die kahle Steppe fliegt dann die ſ. g. Steppenhexe. Das ſind gypsophila paniculata, zuweilen auch dann größere phlomis pungens, Kräuter, die ſich ähnlich der Roſe von Jericho wurzelförmig geſtalten, dann, wenn ſie dürr geworden ſind, am dürren Stengel abreißen, vermöge ihrer Häkchen noch eine Menge andrer dürrer Pflanzen an ſich hängen und eine immer größere leichte trockene Kugel bildend vom Winde durch die Steppe gejagt werden und die Hirten erſchrecken, daher man ſie die Steppenhexe nennt. Koch, die Krim und Odeſſa 1854, S. 220. Kohl, Südrußland II. 113.

Die Diſtel gibt ſich in ihrer ganzen Erſcheinung als ein geharniſchter, ſcharfbewaffneter Krieger und Eroberer zu erkennen, vorbildend jene Völker, welche in der h. Schrift als Gog und Magog bezeichnet werden. In der Diſtel liegt nicht mehr wie in der wohlriechenden Haide die Wildheit der Unſchuld, das Princip der armen und uncultivirten, aber auch unverdorbenen Natur, ſondern ſchon ein Princip der Verwüſtung und Zerſtörung. Ueberall wo der Menſch die alte Vegetation eines Landes oder den künſtlichen Anbau zerſtört und einen reichen Boden arm gemacht hat, ſtellt zunächſt die Diſtel ſich ein. — Die ſchon genannte Krebsdiſtel kommt auch bei uns, wenn auch nicht ſo rieſenhaft, als die große Wegdiſtel vor, verſchieden von der kleinern gemeinen Diſtel (carduus) und Katzendiſtel (cirsium), die alle wieder viele Unterarten haben. Im Allgemeinen ſind die Diſteln ein häßliches Unkraut, unheimlich für das Auge,

ſchädlich für die Felder. In Maſſen machen ſie einen traurigen, verworrenen Eindruck, und ihnen nahe zu kommen, ſcheut man ſich, weil ſie ſtechen. Auch die ſchmutzige Purpurfarbe, die den meiſten Diſtelblumen gemein iſt, zieht bei einem oberflächlichen Anblick keineswegs an. Und doch iſt die Diſtel, genauer in ihren Theilen betrachtet, eine bewundernswürdige Pflanze. Die Blume iſt oft noch weicher und feiner als die Kornblume, der ſtruppige und ſtachlichte Kelch ſehr ſchön gezeichnet und ſelbſt die dornigen Blätter haben etwas Maleriſches. Die Pflanze iſt gleichſam geharniſcht, wie das in Kulmanns Gedichten S. 137 gut bezeichnet iſt:

Die Diſtel dort mit ihren Silberſchuppen
Und ihrem Helm, woran die Federn flittern,
Trägt auf dem Helme die gezackten Kuppen,
Wie Morgenſterne, die durch Panzer ſplittern.

Von beſondrer Schönheit iſt die Mariendiſtel (carduus marianus), auf deren großen ſaftig grünen und hellglänzenden Blättern ſich ſchneeweiße Flecken zeigen, nach der Legende herrührend von einigen Tropfen Milch der h. Jungfrau, die einſt auf die Pflanze gefallen ſind. In der Umgegend Roms ſieht man die weitausgedehnten Schuttplätze mit dieſer ſchönen Diſtel bedeckt, die ſehr ſchnell verwelkt.

Die große Steppe im Norden des ſchwarzen Meeres und Kaukaſus taucht einerſeits mit ihren Schilfen in das noch lebendige Meer, andrerſeits mit eigentlichen Salzpflanzen in Salzſeen, die als Reſte eines vormaligen Meeres zu betrachten ſind, wie das in der Nähe befindliche große caſpiſche Meer ſelbſt ehemals mit dem ſchwarzen zuſammenhing. Das kleine kriechende Salzkraut (salsola), iſt dornig und diſtelartig, man bereitet aus ſeiner Aſche die Soda. Das nämliche geſchieht mit andern Salzkräutern salicornia, die Schuppen ſtatt der Blätter hat, nitraria mit binſenartigen Schuppen und ſehr leicht abfallenden ſalzigen Blättern ꝛc. Die salsola herbacea am caſpiſchen Meer bedeckt ganze Strecken mit einer zarten Roſenfarbe (Eichwald, Reiſe I. 59). An den Salzſeen tiefer in Aſien am Altai wachſen ſeltſame große Salzblumen, die rieſenhafte Dolde des peucedanum elatum, die Salztraube mit kleinen Beeren (anabasis), die bauchige Röhrenblume mit langen Staubfäden (cressa cretica) ꝛc. Merkwürdig iſt, daß die an Salzquellen und am lebendigen Meer wachſenden Salzpflanzen (salsola etc.) nicht durchaus mit denen an Salzſeen wachſenden übereinſtimmen. Es ſcheint, das auf dem Feſtland hinſterbende,

zur Pfütze, zum Salzsee zusammengeschwundene Meer erzeuge eine andere Flora, als das mit ewig junger Welle die Ufer schlagende.

Am ärmsten an Vegetation ist die Sandwüste. Die ungeheuren Sandflächen Afrika's und Arabiens entbehren ihrer gänzlich. Wenn das Wasser hinzu kann, zeigt sich eine eigenthümliche Sandflora in der Dünenpflanze, dem Sandhafer (elymus arenarius), der durch seine langen Wurzeln den lockern Sand bindet und die Dünen befestigt. Denselben Ruhm genießt der schilfartige Helm (ammophila arundinacea). In der sandigen Mark Brandenburg bemerkt man, daß überall, wo ein Fluß oder Bach ist, sich Eichen einfinden, während das übrige Land nur öde Kienheide ist. Im südlichen Peru wird die endlose und unter der heißesten Sonne glühende Wüste zuweilen von grünen Stellen unterbrochen, in deren Mitte sich immer eine Quelle befindet. Sehr eigenthümlich erscheint auf den hohen Bergsteppen in Nordasien die s. g. Eisblume. Der steinige Boden nährt nur selten ein unscheinbares Kräutlein, an dasselbe setzt sich aber Eis an und breitet sich in Blättern nach der Form des Krautes weit nach allen Seiten aus. Das ist das einzige Wasser, welches die Reisenden auf diesen weiten trocknen Oeden finden. Ritter, Asien III. 712. 719. Die Ausstrahlung des Eises geschieht wohl hier einfach nach denselben Gesetzen, wie an unserem Reif, und die Nachahmung der Pflanzenform ist nur scheinbar, sofern sich das Eis ausschließlich durch Ausdünstung der Pflanze aus allen ihren Theilen bildet und nicht erst aus der Luft Wasser anzieht. Ein Niederschlag aus der Luft würde sich auch an den Steinen, und nicht blos an den Kräutern ansetzen.

In den meisten Wüsten, mögen sie nun andauernd öde oder nur durch die Sonnenhitze vorübergehend ausgetrocknet seyn, hat Gott doch für Thiere und Menschen auf irgend eine Weise gesorgt. In den ungeheuren Sandwüsten Afrika's durch Oasen und Quellen, in den heißen Küstenstrichen Afrika's durch die tetracera potatoria, einen Strauch, dessen Stengel und Blätter mitten in der Dürre reichlich Wasser bewahren, in Ostindien durch die phytocrene gigantea, einem Baume von gleicher Eigenschaft, auf den ostindischen Inseln durch den Wassersack an den Blättern des Nepenthes.

9.

Die Stachel- und Fettpflanzen der Wüſte.

Mit ſämmtlichen Heiden-, Steppen- und Wüſtenpflanzen haben die bei uns auf Schutt, brach liegenden Aeckern ꝛc. wachſenden Unkräuter nahe Verwandtſchaft, wir betrachten aber hier zunächſt nur die Pflanzen, wie wir ſie uns vor dem menſchlichen Anbau denken müſſen.

Neben den Diſteln nehmen hier die **Wolfsmilcharten** (euphorbiaceae) einen hohen Rang ein. Zwar auf unſern Einöden und dürren Berghalden kommen nur die kleinſten Arten dieſer giftigen Wüſtenpflanze vor, die von ihrer weißen Milch den Namen hat, die cypreſſenartige mit faſt nadelförmigen Blättern, von denen ſich die ſchöne Wolfsmilchraupe nährt, die größere ſ. g. Eſelsmilch mit etwas breitern Blättern, die breitblättrige und noch mehrere Arten, die ſich aber alle durch die bekannte breite grüne Dolde auszeichnen. Schon im ſüdlichen Italien wachſen dieſe Kräuter faſt bis zur Mannshöhe und nehmen ſich mit den breiten grünen Doldenſchirmen ſehr prächtig aus. In den Wüſten von Afrika und China aber wachſen ſie zu Baumhöhe und nehmen phantaſtiſche Formen an, ſo daß ſie oft den Cactusarten Südamerikas gleich kommen und gleich dieſen von Dornen ſtarren. Die Wolfsmilch tendirt zum Dorn, wie die Diſtel, wenn ſie gleich bei uns noch keine Stacheln zeigt. Auch ſteht ſie den Heiden, Wachholdern und Nadelhölzern näher, während die Cacteen ſich mehr aus den Fettpflanzen hervorbilden. Die euphorbia esula zeigt Dolden von nadelförmigen Blättern, deßgleichen e. cyparissias. E. medusa hat den Namen von der wilden Durcheinanderverzweigung, dem ſchlangenhaarigen Meduſenhaupt ähnlich. Auch hat die Euphorbia candelaberartige Formen von größerer Regelmäßigkeit als die Cactusarten. E. officinarum iſt ein großer vollkommen ſymmetriſcher Armleuchter, der wieder Armleuchter trägt. Humboldt, Anſichten II. 215. Euphorbia cananiensis breitet ſeine dicken, vier- oder fünfkantigen und flachlichten blattloſen Aeſte rings um ſich aus einer Wurzel in bogenförmiger Wölbung aus. So wie aber jeder Aſt den Boden wieder berührt, ſteigt er von da ſenkrecht in die Höhe und trägt auf ſeiner Spitze einen glühendrothen Blumenknopf, ſo daß die ganze Pflanze einem großen Kronleuchter mit brennenden Kerzen gleicht. Aus den ältern ſenkrechten Aeſten gehen dann wieder neue Verzweigungen aus und bilden kleine Kronleuchter an den großen. Meyen, Pflanzen-

geographie S. 209. Uebrigens wiederholen die Euphorbien nicht nur die Säulen-, Strick- und Schlangenformen des Cactus, ſondern auch die runden Formen. E. meloformis entſpricht dem bekannten Melonencactus, E. mamilaris dem Echinocactus, E. trigona den dreikantigen Cereen ꝛc. Der Saft dieſer Pflanzen iſt ſehr giftig, wird aber zum Theil als Medicin gebraucht (gummi euphorbii).

Beſonders ſchöne und merkwürdige Euphorbien ſind e. splendens, ein Stamm voll langer Stacheln mit einer prachtvollen hochrothen Blume voll goldener Staubfäden. E. agallocha in Oſtindien, ein krummer knoriger Baum mit zierlich gewundenen Zweigen und Beeren, die anfangs bläulicht, dann roth, mit einem Knall aufſpringen. Die Milch macht blind oder erregt wenigſtens wüthende Schmerzen. Darunter ſollen gern die Schlangen niſten. Andanſon fand eine Euphorbie voll Gift und Stacheln, aber zärtlich umrankt von einer ſchönen Winde, ein liebliches Sinnbild. Am merkwürdigſten iſt e. phosphorescens in Braſilien, weil ihr Milchſaft leuchtet. Spix und Martius, Reiſe II. 726. Das Licht iſt bläulicht. Flora 1835 I. 40. Sie ſoll ſich ſelbſt entzünden, aber durch den eigenen Saft auch wieder löſchen. Ausland 1836. Nr. 186.

Wie die Wolfsmilch, ſo wachſen auch unſere Fettkräuter größtentheils auf Berghalden, Schuttplätzen, Gemäuern, ſo die Fetthenne (sedum), das Dickblatt (crassula) ꝛc. Die allbekannte Hauswurz (sempervivum) auf unſern Mauern und Dächern hat, wie klein ſie auch iſt, doch ſchon außerordentliche Aehnlichkeit mit der Aloe, der ſchönen Wüſtenpflanze Afrika's. Denn beide haben excentriſch auseinanderfallende fleiſchige Dickblätter, aus deren Mitte ſich der verhältnißmäßig hohe Blüthenſtengel erhebt. Am Stiel der afrikaniſchen Aloearten hängen, wie an unſern Maiglöckchen, kleine Glockenblumen von den bunteſten Farben. Aehnliche Blätter in noch coloſſalerer Größe, und einem bis 30 Fuß hohen Blüthenſchaft mit prachtvollem Kronleuchter voll gelber Blumen zeigt die urſprünglich in Amerika allein heimiſche, aber in die andern Welttheile verpflanzte ſ. g. große Aloe (agave americana). Dieſe Agave wächst auf großen Ebenen und öden Plätzen, Felſen, die maleriſcheſte Zier der ſüdlichen Landſchaft. Die Gräfin Hahn-Hahn vergleicht in ihren Reiſebriefen II. 68, die aus den Knospen brechenden Blüthen mit ausſtrahlendem Gaslicht und die ganze blaugrüne Pflanze mit einem Kandelaber von Bronce, den die Sonne ſelbſt an ihren Feſttagen anzündet. Saphir aber bemerkt in einem ſeiner ſchönſten Gedichte, dieſe Pflanze zünde ihre Blüthen nur an ihrem eigenen Grabe an,

weil der prächtige baumartige Blumenſtengel ſich nur für die kurze Blüthenzeit erhebt und wieder welkt, wenn die Blüthezeit vorbei iſt. Als die erſten nach Europa gebrachten Agaven ihren Prachtblüthenbaum erhoben, eilte man viele Meilen weit herbei, das nie geſehene Wunder zu ſehen, gab Feſte und ſchlug Medaillen. So zu Nürnberg, ſo zu Braunſchweig unter Herzog Anton Ulrich. Durch gute Pflege zeitigt man auch wahre Prachtexemplare. Im Jahr 1710 blühte zu Gotha eine Agave mit 10 Stangen, 200 Aeſten, 1000 Zweigen und 30,000 Blumen. Zu Löwen trieb noch vor Kurzem eine Agave zwei Jahre hinter einander fünf hohe Stangen und daneben noch 8—900 kleine Stengel, indem alle, auch die kleinſten Ableger ebenfalls blühten. Ausland von 1842 Nr. 8. Noch ſchöner ſind dieſe Blumenbäume in ihrer Heimath, umſchwärmt von unzähligen bunten Colibris, wie es Ritter in ſ. Reiſe nach Hayti höchſt maleriſch beſchreibt. Eine prächtige Agavenallee auf den canariſchen Inſeln rühmt Meyen, Pflanzengeographie S. 143.

Die Indianer bauen ſich von der Agave Häuſer, indem ſie aus den Stangen Balken, aus den Aeſten Latten, aus den Blättern Bretter, aus den Faſern Stricke und aus den Dornſpitzen Nägel machen. Die Dornen dienen auch zu Pfeilſpitzen. Aus den feineren Faſern werden Hemden, Strümpfe, Tücher ꝛc. verfertigt, die man ſchon in Madrid kauft; hauptſächlich machten aber die alten Mexikaner davon ihr Papier (Metl), auf dem uns ihre alte Bilderſchrift erhalten iſt. Das Mark wird gegeſſen, auch getrocknet als Kork gebraucht und als Zunder, namentlich von a. vivipara. Die a. foetida, deren Blätter abſcheulich ſtinken, während die Blumen angenehm riechen, liefert die brauchbarſten Faſern. Den herrlichſten Saft aber erhält man aus a. odorata auf Cuba und aus der ſ. g. Maguay in Mexiko; man macht daraus einen Wein, Pulque oder Pulche genannt. In Mexiko heißt er Chichawein. Aus einer einzigen Pflanze werden 1000 Pfund Saft gewonnen. Clavigero 588, Klemm, Kulturg. V. 12. Der Wurzelſaft gibt eine Art Honig. Man begreift daher leicht, daß die nützliche Pflanze den alten Mexikanern heilig war und ihren Nachkommen noch jetzt iſt. Sie verſammeln ſich alljährlich um dieſelbe, indem ſie eine allgemeine Blutreinigung vornehmen und ſich mit dem Stachel zur Ader laſſen. Daſſelbe thun Neuvermählte vor der Hochzeit.

Eigenthümlich iſt die Flora der ſ. g. Karrofelder in Südafrika. Hier dorrt die Hitze alles aus und keine Spur von Pflanzenleben iſt wahrzunehmen, bis ſchwarze Wetterwolken am Horizont aufſteigen und langer

dichter Regen den erſtorbenen Boden neu belebt und eine ungeheure Menge von eigenthümlichen Fettpflanzen, Dickblättern (crassula), Zaſerblumen (mesembryanthemum), Stapelien ꝛc. emporſchießen, um ſpäter wieder zu verdorren. Alle dieſe ſind dornenlos; wie es ſcheint, können nur die dornigen Fettpflanzen die Hitze jener Felder aushalten.

Eine andere Familie von Fettpflanzen, die Cactusarten oder Fackeldiſteln (cacteae) ſind nur in Amerika heimiſch und bedecken die Sandebenen am Meere, beſonders in Peru. Wo unter der heißeſten Sonnengluth keine andere Vegetation gedeiht, erheben die Cacteen ihre wunderbaren Stachelſäulen. Fackeldiſtel nennt man dieſe Pflanze nur, weil man ſie, wenn ſie dürr iſt, anzündet und, weil ſie lange brennt, als Fackel braucht. Es iſt eine Fettpflanze von unſcheinbarem Bläulichgrün, mit matter Farbe und ſo plumper Form, daß man nicht ahnt, welche prachtvolle Blumen von den glänzendſten Farben aus ihr hervorbrechen ſollen. Die niedrigen Arten ſind rund wie Melonen, mamillaria (ſo genannt von den ſie rings umgebenden regelmäßigen Warzen) und melocactus, wie Melonen der Länge nach gefurcht, und echinocactus, ſchon etwas höher im Oval und mit ſchärfern Ecken. Sie ſind rings mit Stacheln umgeben, die bald weiß, bald gelb, bald roth und bei einigen Arten ungeheuer lang und ſtark ſind, weßhalb man ſie Igelcactus nennt. In einer der ſtachlichſten Arten ſammelt ſich, indem ſie oben ausgehöhlt iſt, Waſſer, welches die Maulthiere mit den Hufen aufſchlagen und trinken. Bei einer andern Art ſind die Stacheln dünn, aber zahlreich und umgeben die kugligen Pflanzen wie braunes Haar. Acta nova acad. nat. cur. v. 1832. Bei vielen ſind die Stacheln unten mit einer weichen Wolle umgeben, die bei einer braſiliſchen Art die ganze Pflanze überzieht, ſich aber wieder mit kleinen rothen Blumen zierlich bedeckt. Prinz zu Wied I. 104. Eine Art cactus monstrosus gleicht einem knorrigen Baumſtumpf in der unregelmäßigſten Form. Sie haben alle ſchöne Blumen, die zwar gewöhnlich kleiner und länglicher, als die an den ſäulenförmigen Arten ſind, doch auch oft groß vorkommen, prächtige weiße, gelbe, roſenfarbene und dunkelrothe, mehr oder weniger aus der Becherform ſich öffnende Sterne, zum Theil ſehr wohlriechend. Die Frucht iſt eine vielſamige Beere.

Andere Arten ſind ſäulenförmig und erheben ſich oft zu bedeutender Höhe, ohne ſich in Zweige zu theilen. Cereus triangularis hat den dickſten Stamm, oft einen Fuß' im Durchmeſſer und nur drei Seiten; er trägt große weiße Blumen. C. senilis iſt über und über mit weißen

Haaren bedeckt. C. aureus hat goldgelbe, c. niger hat ſchwarze, c. eburneus rothe Stacheln, die zuletzt glänzend weiß werden, c. bradypus gleicht mit ſeinen langen und dichten fahlgelben Haaren von weitem einem Faulthier. Es gibt ſehr viele Arten mit 3, 4, 5, 6, 7 und mehr Kanten. Die größte und ſchönſte iſt C. arequipensis, 25 Fuß hoch, achtſeitig, mit großen Stachelknollen und ſehr langen regelmäßig abwechſelnden Blumen (Pöppig, Reiſe II. 41). Der Prinz zu Wied fand in Braſilien ſogar Cacteen von 2 Fuß Dicke und 60 Fuß Höhe. S. Reiſe II. 31. Die ebenen und ſandigen Wüſten von Chile und Peru ſind ganz bedeckt mit ſolchen Säulenwäldern, die anfangs einen prächtigen Anblick gewähren, zuletzt aber durch ihr ewiges Einerlei und durch ihre Stacheln ermüden (Pöppig I. 229. Meyen, Reiſe I. 447. 451). Man benützt ſie als Gartenzäune und pflanzt ſie ſogar vor die Feſtungen, indem ihre zähen Stämme und furchtbaren Stacheln undurchdringlich ſind. Humboldt gedenkt einer Kalkinſel, die ganz mit hohem und dichtem Cactus überdeckt und von allen Seiten unnahbar iſt. Die einzelnen Cereusſäulen ſind oft prächtig verziert mit buntblühenden Schlingpflanzen (vgl. Meyen I. 289). Oft niſten in den ausgehöhlten Säulen Ameiſen (Wied II. 172).

An die Cereusſäulen ſchließen ſich zunächſt die Cactusarten, deren Stämme liegen oder ſich ſchlangenartig winden und ſchon in Zweige, jedoch noch ohne Blätter zertheilen. Die ſchönſte Art iſt der bekannte cactus grandiflorus, aus deſſen Schlangengewinde die große vanilleduftende, inwendig weiße, nach außen dunkelgelbe Blume bricht, die immer nur bei Nacht und nur wenige Stunden blüht, bis 8 Zoll im Durchmeſſer, eine große prachtvolle Blumenform, die wahre Königin der Nacht. Ihr zunächſt ſteht der bei uns eben ſo beliebte c. speciosus auf ſteiferer jedoch verzweigter Säule mit prächtig ſcharlachrother in blau ſchillernder Blume. Sehr groß iſt der geruchloſe c. nyoticallus, und eine vierte Art, c. Napoleonis hat man nach dem franzöſiſchen Kaiſer benannt, weil ſie ſehr groß iſt, aber ſie riecht übel. Der Grandiflorus trägt in Mexiko große ſchuppige, ananasartige Früchte, die man ißt.

Blos dicke Fettblätter, die aus einander hervorwachſen, zeigt die unter dem Namen der indianiſchen Feige allbekannte opuntia, auch cactus cochenillifer genannt, weil auf ihren dicken Blättern das berühmte Inſekt lebt, aus dem man die rothe Cochenillfarbe bereitet. Das untere Blatt verhärtet ſich alljährlich zu einem dicken Stamme und die aus einander wachſenden Blätter ſteigen bis 16 Fuß in die Höhe und breiten ſich zu-

gleich nach allen Seiten aus. Einen ſolchen Rieſen ſah ich über das Dach des Wachthauſes ragen an der Grenze zwiſchen Rom und Neapel unfern von Terracina. Die Blume iſt blaßgelb. Die Frucht gleicht einer Feige, iſt eßbar und färbt den Urin roth, was vielleicht mit dem Farbſtoff der Cochenille zuſammenhängt. Endlich entfaltet der Cactus Zweige und Blätter zugleich, doch ſind dieſelben immer noch dick und fett. Unſer bekannter cactus phyllanthus, und die pereskia-Arten mit lorbeerartigen Blättern und roſen- oder nelkenartigen (p. lychnidifolia) Blumen.

Liebig macht in ſ. organ. Chemie S. 57 auf die weiſe Einrichtung der Natur aufmerkſam, nach welcher das in den dicken Fettblättern des Cactus und andern Fettpflanzen der trockenen Länder eingeſogene Waſſer in Milchkügelchen von einer eigenthümlichen Fetthaut überzogen und dadurch vor dem Wiederausdunſten geſchützt und der Pflanze länger erhalten wird.

Der Euphorbiencharakter bleibt immer für die Wüſtenflora der heißen Zone am meiſten beſtimmend, weil er die drei Momente des Fettblatts, des Dorns und der giftigen Schärfe vereinigt. Die Tendenz zur Dornbildung ſcheint nirgends mehr vorzuherrſchen als in Texas, wo Bartlett nicht nur 50 Fuß hohe Dornenwälder, ſondern auch lauter ſcharfdornige Agaven, Yuccas, Akadien und ſelbſt dornige Gräſer fand. Petermann, Mittheilungen I. 125. In Chile fand Meyen (Pflanzengeographie S. 101) Bergwälder bedeckt mit lycium (Teufelszweig), der bis 15 Fuß hohe undurchdringliche Dornhaufen bildet, und Pöppig ebendaſelbſt (Reiſe I. 155) zahlreiche, oft nur haſelnußgroße Melocacten und Colletien, einen Strauch, deſſen Zweige alle in Dornen enden und ein unentwirrbares Geflecht bilden. Derſelbe bemerkt S. 399, in Chile, Peru, Cuba zeige ſich überall, wo Urwald ausgerottet worden, ein neues Geſtripp nicht nur voll Dornen, ſondern auch mit ſcharfen und giftigen Säften, baumartige Neſſeln und heftig brennende Loaſen.

10.

Die Bergflora.

Auf den höchſten Gebirgen beginnt unter der Schneegrenze an den kahlen Felſen überall zuerſt die Flechte ſich anzulegen, wie dieſelbe auch an der äußerſten Nordgrenze die geſammte Vegetation der Erde umſäumt. Die unſcheinbare Flechte ändert indeß kaum die Farbe des Felſens, außer

wo das hellweiße isländiſche Moos dunkle Felſen überkleidet, wie auf den Gebirgen Guiana's, wo das weiße Moos von ferne wie Schnee blendet. Schomburgk, Reiſe S. 442. Auf dem verwitterten Granit des Rieſengebirges ſetzt ſich das ſ. g. Veilchenmoos an, roſtroth, wie ein Sammetpolſter weich und vom reinſten Veilchenduft.

Tiefer wachſen ſchon Mooſe, Farrenkräuter, Berggräſer und eine Menge eigenthümlicher Bergkräuter und Bergblumen, die in den Ebenen gar nicht oder doch nur in andern Arten vorkommen. Am höchſten hinauf ſteigen ſowohl auf Bergen als im hohen Norden die Steinbrecharten (saxifragae) und bezeichnen die Grenze der Kräuterwelt auf Spitzbergen wie auf den Alpen der alten und neuen Welt. Saxifraga Boussingnaultii ſteigt am Chimborazzo 14796 Fuß hoch. Man hat aber beobachtet, daß die Phanerogamen der kalten Zone dem Nordpol näher kommen als dem Südpol. Die Bergkräuter haben das Eigenthümliche, daß ſie 1) eine viel größere Menge und Mannigfaltigkeit von Arten auf engem Raume zuſammendrängen, als die weiten Ebenen; 2) daß mit der Höhe des Berges die Größe des Stammes oder Stengels ab-, die der Blumen aber zunimmt; 3) daß die Bergpflanzen ſich gern mit Haaren, Wolle oder Puder wie mit einem Pelz umgeben (auf den Gebirgen der neuen Welt werden ſie auch gern klebrig und harzig); 4) daß die Bergkräuter aromatiſcher ſind und dem Vieh beſſere Milch geben; 5) daß die Wurzeln und Blüthen reich an mediciniſchen Eigenſchaften ſind; 6) daß auf Bergen faſt gar keine Giftpflanzen gefunden werden.

Dieſe niedrige aber doch edle Bergflora, in welcher Blume und Wurzel den Stengel und die Blätter übertreffen, der zarteſte und geiſtigſte Extract der Vegetation ſich in der Würze des Duftes und in den Heilkräften kund gibt, ſchmiegt ſich dem Schneegebirge an, wie ein ſchönes und vornehmes Kind einem ernſten Greiſe. Die Vegetation hat offenbar die Tendenz, ſich in der Höhe zu veredeln, wie der Menſch ſelbſt, den das Gebirge leiblich und ſittlich mehr kräftigt, und eine gewiſſe Einfachheit und Beſcheidenheit erhöht ihren Werth. Es iſt etwas Wunderbares um die Blumen in der friſchen Luft der Berge. Man fühlt etwas von heiliger Stimmung, die lieblich duftenden Blumen ſcheinen der Schmuck eines natürlichen Tempels zu ſeyn.

Unſere berühmteſte und ſchönſte Bergpflanze iſt die Alpenroſe (rhododendron), die mit ihren niederhängenden Zweigen, grünen ſchwarzpunktirten Blättern und roſigen (oleanderartigen) Blüthen hart an der

Schneegrenze auf den Felſen dichte Raſen bildet. Sie iſt aber nur wegen dieſes freundlichen Ausſehens beliebt. Denn ihr Blatt iſt den Schafen, ihre Blume den Bienen ſchädlich (v. Martens, Italien II. 20). Es gibt verſchiedene Arten und ſie kommt faſt auf allen Gebirgen der Erde vor. Die roſtige Alpenroſe hat an der untern Seite der Blätter braune Roſtflecken. Eine andere Art hat unter den Blättern weiße Perlen und iſt über und über haarig und vom ſchönſten Geruch. Eine ganz weißblühende entdeckte man bei Gaſtein (Flora von 1835 I. 219). Die dauriſche hat eine einfache ſehr große violette Blume; die des ſchwarzen Meeres eine ebenfalls ſehr große purpurne Blume; die größte aber iſt die goldgelbe in der Tartarei (rhod. chrysanthum), die von den Tartaren als Thee getrunken wird. In der neuen Welt, auf den Cordilleren, iſt die Alpenroſe erſetzt durch die ganz ähnlichen, aber größern und klebrigen Befarien. Vgl. Meyen, Pflanzengeogr. S. 289.

Wie dieſe Roſe ohne Dorn den reinen Schnee liebkost, ſo geſellt ſich ein Dorn ohne Roſe zu der Lava und Aſche der Vulcane. Der Bocksdorn (astragalus siculus), eine merkwürdige Pflanze am Aetna, bildet in der Aſche des Vulcans vier Fuß breite Raſen von grauen Blättern mit gelblichen Blumen, die gleichſam zum Sitzen einladen wie Polſter, aber den, der ſich auf ſie niederſetzt, grauſam ſtechen, weil die vorderſten Blattſtiele der früheren Jahrgänge als ſcharfe Stacheln unter dem neuen Laube ſtehen bleiben. v. Martens Italien II. 11: Kleine haarige Roſen einer Bergmalve (sida) fand Meyen in der Aſche der Cordillerenvulcane.

Unter dem Vulcane von Antiſana in Peru blüht (Ausland 1838 S. 52) eine prachtvolle ſcharlachrothe Enziane (gentiana), die gleichſam das unterirdiſche Feuer nachahmt. Auf unſern Bergen blühen andere Enzianen, deren tiefe Blumenkelche bald wirtelförmig auf einem hohen Stiele beiſammen ſtehen, bald nur vereinzelt aus dem Mooſe oder Geſtein, ſcheinbar ſtiellos hervorbrechen. Von der letzten Art iſt unſere dunkelblaue gent. acaulis, gleichſam das Bergveilchen des Herbſtes, mit dem die Blumenwelt Abſchied nimmt. Die Alpenpflanzen, welche Humboldt (Anſichten, 3te Aufl. II. 187) unter der Schneelinie der Andes und der mexikaniſchen Gebirge fand, zeichneten ſich durch ſchöne Blumen und röthliche Blätter aus, z. B. espeletia grandiflora, corymbosa, aggentea, culticium ledifolium und nivale, gelbblühende Compoſen ꝛc. Die höchſte Phanerogame auf der Erde iſt in den Cordilleren die oben genannte saxifraga.

In unſern Alpen iſt silene acaulis, ein grüner Raſen mit rothen Blümchen, die höchſte, indem ſie 10680 Fuß hoch gefunden worden iſt.

In den ſteyriſchen Gebirgen wächst unſere ſchöne Aurikel wild unter dem Namen Gamswurz (primula auricula). Eine ſehr ſchöne violette Aurikel iſt auf dem Himalaya (Hoffmeiſter, Briefe S. 214). Eine der ſchönſten Primeln (pr. imperialis) wächst auf den höchſten Bergen der großen Inſel Java, in drei bis vier Wirteln über einander die gelben Blumen tragend wie eben ſo viele Kronen (Jungbuhn, Java I. 437). Dicht unter den Gletſchern wächst die Gletſcherranunkel (ran. alpestris). Ihr verwandt ſind das Windröschen (anemone), ſo genannt von dem aus der Höhe wehenden Winde, der die zarten rothen Blumen bewegt, und die Küchenſchelle oder Oſterblume (pulsatilla), eine ſchöne gelbe an haarigen Stielen wie eine Glocke herabhängende und im Winde den Boden berührende (daher auch ihr Name von pulsare) Blume, ſo früh im Jahre blühend, daß man ſagt, ſie klopfe auf die Erde, um die andern darin noch ſchlafenden Blumen aufzuwecken. Sie dauert aber bis in den Herbſt, indem die federartigen Schwänze am Samen an ihr hängen bleiben wie ein Bart, weßhalb ſie alsdann der Teufelsbart genannt wird. Zu den ſchönſten und ſeltſamſten Bergblumen gehört die Eberwurz oder Silberdiſtel (carlina), die auf dem trocknen Steinboden ſtiellos ihre prächtige ſonnenartige Blume bis 5 Zoll breit entfaltet und mit ſtachlichten Blättern in zierlichen Spitzenformen rings umgibt und beſchützt. Nur in fettem Boden wächst ſie auf einem höhern Stiel. Ihre Blumenblätter ſind weiß oder nur wenig gelblich, ſteif und unverwelklich. Andere ſchöne Bergblumen ſind noch das blaue Alpenglöckchen (serdanella) und die haarige Glockenblume (campanula balbata), die große Glockenblume mit einer einzigen Blume am Berg Cenis. Die Alpendryade (dryas) mit großer weißer Blume und vielen Staubfäden aus weißfilzigen Blättern hervorbrechend. Die roſige Potentille zwiſchen ſilbernen Blättern auf den Apenninen (v. Martens, Italien I. 251), das Gemsblümlein (saxifraga mutata). Schmeller, bayr. Wörterb. II. 49, das Gewürzkraut oder der Alpenbeifuß, eine wollige ſilberglänzende Pflanze mit gelber Blume, ſehr aromatiſch. Die Bergſchafgarbe, mit ſilbernem Filz und gelber Blumendolde, dazu eine noch viel eigenthümlichere Art mit ſchwarzrandigen Kelchſchuppen. Die Gamswurz (doronicum) mit großer gelber Blume. Die Bergflockenblume (centaurea) mit einer einzigen großen blauen Blume. Das Alpenhabichtkraut (hieracium alpinum) mit pomeranzenfarbiger Randblume in ſchwarz-

zottigem Kelche. Das Benediktenkraut mit zarter gelber Blume (geum montanum). Mehrere Steinbrecharten (saxifraga) mit ſchönen gelben und weißen Dolden. Als Sträuße für die Hüte der jungen Hirten in den Alpen ſind vorzüglich beliebt das weißwollige Filzkraut oder Löwenpfötchen (filago leontopodium) mit ſeinen prächtigen Dolden in blendendweißem und filzigen Kelchen, daher Edelweiß genannt, und die Edelraute (senecio incanus), die zu tragen ein Ruhm iſt, weil man ſie nur an den gefährlichſten Felſenhöhen pflückt. Schmeller, bayr. Wörterb. I. 28.

Viele Bergpflanzen haben weniger ſcheinbare Blumen, aber auffallend pelzige oder fleiſchige Blätter. Das ſchön gefaltete Blatt des Frauenmantels hat der Alpen-Sinau zugleich ſilberbehaart. Weiße Haare haben die Blätter der Peſtwurz (cacalia), der weiße Huflattig und unzählige andere. Einen grauen Filz das davon genannte Aſchenkraut (cineraria). Fettpflanzen finden ſich auf trocknen Bergen eben ſo gern, wie in der dürren Ebene. So wächst auf Bergen die Hauswurz (sempervivum) und die große Fetthenne (sedum) anderthalb Fuß hoch mit purpurner Blume. Das Saifenkraut (saponaria) bildet Raſen mit rothen Blümchen. Das Felſengras (sessleria) ſucht ſich unzugängliche Stellen. Das Beſenkraut (spartium) bildet Raſen an Abhängen und ſteigt bis in die höchſte Region empor, z. B. sp. supranubium, das am Pic von Teneriffa nur über den Wolken wächst.

Viele Bergpflanzen zeichnen ſich durch heilſame Wurzeln aus. Die weißdoldige Hirſchwurz oder der Waldkümmel (laserpitium), Engelwurz (angelica), Meiſterwurz (imperatoria), Bergpeterſilie (athamanta). Eine giftige Wurzel dagegen hat der Bärenfuß oder Nieswurz (hellobonus foetitus). Giftig iſt auch der auf Bergen wachſende Eiſenhut (aconitum) mit einer Aehre voll ſeltſamer blauer Helm- oder Kappenblumen. Eine gelbe Art heißt die Narrenkappe. Viele Würzkräuter der Tiefe kehren in etwas veränderten Arten und nur noch würzreicher auf den Bergen wieder, ſo der Bergthymian (thymus alpinus), die Bergmünze (calamintha).

Die Bergpflanzen auf den hohen Gebirgen anderer Welttheile entſprechen den europäiſchen. Wie z. B. die Alpenroſe in Amerika durch die oben genannten Befarien erſetzt wird, ſo die Primeln durch die nahe verwandten Mullneen ꝛc. Dort wächst auch eine mannshohe Straußaſter (baccharis) in ausgedehnten Flächen, die ſeltſam ſchöne nassavia nivalis mit tiefgefurchten Silberblättern. Die ſchönſten und eigenthümlichſten Bergpflanzen wachſen ohne Zweifel auf dem höchſten und umfangreichſten

aller Gebirge, dem indiſchen Himalaya. Im Norden deſſelben findet man die Rhabarberpflanze wild wachſen bis dicht am Schnee. Eine Fülle der prachtvollſten Alpenpflanzen fand hier der Engländer Fraſer, ohne im Stande zu ſeyn, ſie genauer zu beſchreiben. Er rühmt beſonders eine große Eberdiſtel, die ſich flach am Boden wie eine ſtrahlende Sonne ausbreite, und eine große tulpenartige Blume, inwendig roth mit langem Griffel (birmah cunla). Aber auch die ſchädlichen Pflanzen zeigen hier mehr Kraft als anderswo. Von einer Gattung Sturmhut (aconitum), die in Menge auf dem Himalaya wächst, wird die Luft weit umher vergiftet, was man „die böſe Eſch" nennt. Ritter, Aſien II. 861. Der Kaukaſus und Ararat zeichnen als höchſte Pflanze das weißblumige und weißfilzige cerastium aus.

11.

Die Nadelwälder.

Die Nadelwaldbäume oder Zapfenträger (coniferae) bilden einen großen dunkelgrünen Wall um die höher entwickelte Vegetation ſowohl gegen den Nordpol hin als gegen die Gebirgshöhen. Wenn man vom Pole ausgehend die Tundras und Torfmoore paſſirt hat, gelangt man zuerſt in niedere verkrüppelte Nadelwälder, die ſich nach Süden hin immer höher erheben, und eben ſo wenn man von den Schneegebirgen niederſteigt und die Region der Flechten, Mooſe und höchſten Kräuter paſſirt hat, gelangt man zum Knieholz, niederen und verkrüppelten Nadelholze, welches weiter hinab ſich zu hohen und ſchönen Tannen, Fichten und Kiefern erhebt. In den heißen Ländern iſt die untere Grenze des Nadelwaldes gewöhnlich 5000 Fuß der Berghöhe; unterhalb dieſer Linie beginnen die Laubbäume.

Die Nadelhölzer bilden eine große Pflanzenclaſſe für ſich. Ihr Stamm iſt in der Regel bis zur Spitze ſchnurgerade und die Aeſte ſtehen in Stockwerken übereinander wirtelförmig um denſelben herum. Die Spiralgefäße im Stamme ſind unvollkommen, daher das Holz geringer. Sie haben nur verkümmerte nadelförmige Blätter. Sie tragen nur nackten Samen in trockenen holzigen Zapfen. Deßhalb nun glaubte Oken ſie von den höher organiſirten Pflanzen trennen und mit den Farrenkräutern zuſammenſtellen zu müſſen. Was in der heißen Zone, wo unſere Nadelhölzer

nicht, oder nur auf hohen Gebirgen vorkommen, die baumartigen Farren ſind, das ſind im nordiſchen Clima die Coniferen.

Sie bilden ungeheure ausgedehnte Waldungen auf rauhem und ſandigem Boden. Laubhölzer ſind nie ſo geſellig und bilden nie ſo ganz uniforme Wälder, wie die Nadelhölzer. Ihr Grün iſt dunkler als das der Laubwälder und überdauert den Winter. Deßhalb erſcheinen ſie trauriger im Sommer, freundlicher im Winter. Sie bieten den Augen große maleriſche Schönheiten dar, haben aber immer etwas Wilderes, als die Laubwälder.

Ihre Stämme ſind die geradeſten und gehören zu den höchſten unter allen Baumſtämmen. Ihre Höhe, die Regelmäßigkeit ihrer meiſt pyramidaliſchen Form, ihre dunkle Farbe verleihen ihnen etwas ſehr Majeſtätiſches und ihr ſchlanker Wuchs wird bei großer Symmetrie und Reinlichkeit oft ſehr zierlich und erinnert an die gothiſche Baukunſt. In der Verzweigung herrſcht die kryſtalliniſche Symmetrie ſtarrer Linien vor, während die Laubbäume mehr die freieren organiſchen Biegungen und Contoure lieben. Bei den Coniferen herrſcht der Stamm vor und beherrſcht die Zweige und Blätter, beim Laubholz vertheilt ſich der Stamm und opfert ſich gleichſam den Zweigen und Blättern auf. An den Coniferen ſchrumpft das Laub in Nadeln zuſammen. Alle Nadelhölzer ſtehen mit ihrer Kryſtalliſation noch der unorganiſchen Welt näher, während das Laubholz ſich ſchon mehr der thieriſchen Freiheit nähert. Der Norden ſcheint auf die Coniferen ſeine erſtarrende Gewalt zu üben und bannt ſie in magnetiſche Linien.

Nach den Nadeln unterſcheidet man ihre Arten. Zwei lange Nadeln in einer Scheide zeichnet die Kiefern, Pinien, Zirbelbäume aus. Mehrere und kürzere in einer Scheide bezeichnen die Lärchenbäume und Cedern. Zerſtreut um den Zweig ſtehende Nadeln haben die Fichte und die Araucaria; ſymmetriſch an zwei Seiten in derſelben Fläche vertheilte Nadeln ſind die Zierde der Tannen. Breitere und ſchon blattähnliche Nadeln haben die Eibenbäume (Taxus), Cypreſſen, Tuyas und Sevenbäume. Die ſchlankſte Pyramidenform zeigen Fichten, Tannen, Lärchen und Araucarien; in fächerartige Wipfel breiten ſich die Kiefern aus; die übrigen nähern ſich mehr den Contouren der Laubbäume. Die Zapfen enthalten den mit einer Flughaut verſehenen Samen je in einem verholzten Deckblatt, ſämmtliche Deckblätter reihen ſich als Schuppen in äußerſt regelmäßigen Spiralen um den geſchloſſenen Zapfen, welcher bald kürzer, bald

länger, dicker oder dünner iſt. Die Zapfen hören auf und verwandeln ſich in Beeren bei der Cypreſſe, dem Sevenbaum und Wachholder. Alle ſind hohe Bäume, nur der Wachholder bleibt ein Strauch und das ſ. g. Krumm- oder Knieholz (pinus pumilio) unter der Schneelinie auf hohen Gebirgen beſteht aus ſtrauchartig verkrüppelten, durch die Schneelaſt im Winter niedergedrückten Kiefern. Auf den Cordilleren in Südamerika heißt das Knieholz Ceja und beſteht aus viel edleren Coniferen, als bei uns. Den Nadelhölzern verwandt iſt die Caſuarine auf der ſüdlichen Erdhälfte und den Uebergang von den Coniferen zu den Palmformen bilden Zamia und Cycas.

Faſt alle Nadelhölzer ſind harzreich. Aus dem frei ausfließenden Harze deſtillirt man das feinſte Terpentinöl und aus dem Rückſtand verfertigt man das Geigenharz (Colophonium). Durch trockene Deſtillation des Holzes gewinnt man den Theer (für den Schiffsbau, Wagenſchmiere ꝛc.). Aus dem abgedampften Theer wird das ſchwarze Pech gemacht, das gelbe Pech aus den Ueberreſten des Harzes. Endlich bereitet man durch langſames Verbrennen des Rückſtandes den Kienruß. Die kleinen Harzkörner, welche die Ameiſen in ihre Neſter tragen, geben einen Weihrauch. Die kerzengeraden Hochſtämme dienen zu Schiffsmaſten und verlaſſen ihre Einſamkeit auf den Bergen, um die Welt zu bereiſen, ja zu erobern. Am großartigſten iſt dieſer poetiſche Gedanke von Pope aufgefaßt worden, ganz der engliſchen Nation würdig. In ſeinem Gedicht auf den Wald von Windſor ſagt er: Deine Bäume, o ſchönes Windſor, werden ſich ins Meer ſtürzen und Britanniens Donner zu den fernſten Küſten tragen, wo die Sonne aufgeht, und ins ewige Eis des Polarkreiſes dringen und in die Gluth des Südens, ſie werden den Wohlgeruch der Gewürzinſeln athmen, die Wälder jener glücklichen Zonen erobern und als köſtliche Beute heimführen.

Nächſt dem Knieholz liebt der Lärchenbaum (pinus larix) noch die höchſten Berge und ſteigt nicht gern in die Tiefe. Die Lärche hat einen geraden überaus hohen Stamm, mit weißlich grauer leicht geritzter Rinde, pyramidaliſch in Stockwerken aufſteigende Aeſte mit kurzen und weichen in Büſcheln ſtehenden Nadeln und auch nur ſehr kurzen ſchwarzen Zapfen, wodurch ſie etwas Zierliches und Niedliches erhält. Sie iſt die Blondine im Nadelwald, wie die Birke im Laubwald. Das Holz iſt ſehr dauerhaft und wird im Waſſer nur noch härter. Es brennt länger als jedes andere Holz, knallt im Feuer wie Piſtolenſchüſſe, und gibt ſehr große Hitze.

Die Fichte (pinus picea, früher abies) im engern Sinn iſt unſere Rothtanne, mit rothbraunem Stamme, mit zerſtreuten kurzen Nadeln, die rings um die Zweige ſtehen, und einem ziemlich langen engſchuppigen Zapfen. Die Nadeln ſind weniger dunkel als an der Weißtanne. Ihre ſchlimmſten Feinde ſind der haarige Borkenkäfer, der ihre Rinde durchnagt und die ſ. g. Nonne, die Raupe des Fichtenſpinners oder der Nonne (bombyx monaca), welche die Nadeln frißt und ganze Wälder zerſtört.

Die Tanne, unter der man zum Unterſchied von der Rothtanne oder Fichte immer nur die Edeltanne, Weißtanne oder Silbertanne verſteht, iſt ein edlerer und ſchönerer Baum als die rothe Fichte und auch noch vornehmer als die Lärche. Ihr graulichweißer Stamm contraſtirt aufs ſchönſte mit den dunkeln Aeſten voll breiter ſchwarzgrüner Nadeln. Die Aeſte ſenken ſich in einem anmuthigen concaven Bogen nieder, ſo daß ſie ſich am Ende wieder etwas erheben und indem der eine ſich mehr als der andere erhebt, entſteht ein Contrapoſt, wie bei Statuen, und die ſteife Symmetrie der Glieder wird durch eine gefällige Bewegung aufgehoben. Im Aufſteigen bilden die Aeſte, die ſchon nahe am Boden anfangen, indem ſie ſich bis zum Gipfel immer mehr verkürzen, die ſchönſte Pyramide, ohne dem Baum das Schlanke zu nehmen. In engliſchen Gärten hütet man ſich, die ſchönen langen Aeſte unten wegzuhauen, nur in Deutſchland iſt man ſo geſchmacklos, es regelmäßig zu thun. Uralte himmelhohe Tannen ſind die ſchönſte Zier der nordiſchen Urwälder und erheben alles Unterholz zur Poeſie, wie ein gothiſcher Thurm unbedeutende Städte. Aber auch die einſame Tanne hat einen eignen Reiz. Eine Tanne am Fels iſt der einfachſte Ausdruck der Gebirgs- und Waldnatur, ihrer Wildheit und Einſamkeit. Solche maleriſche Tannen überraſchen oft durch die Kühnheit ihrer Stellung an Abhängen oder durch ihre Trennung von der übrigen Waldgeſellſchaft. So die uralte Tanne auf dem Berge Beque am Montblanc, unter der die Gemſen immer, aber nur ſelten Wanderer verweilen. Auch im Winter breiten ſich die Tannen am beſten dem Schnee unter und tragen ſeine größten und maleriſcheſten Laſten, weil die Nadeln an den Zweigen ſich in der Fläche auseinanderlegen. Den reizendſten Anblick gewähren die Tannen aber, wenn an den Enden aller Zweige das zarte junge Grün der neuen Nadeln ausſchlägt. Der ſchwarze Tannenwald iſt dann wie von unzähligen grünen Flammen erleuchtet. Die Tannennadel, Tangel genannt, nähert ſich ſchon etwas mehr einem Blatt, weil ſie nicht rund und dünn iſt, wie die Fichten- und Kiefernadel, ſon-

dern ein wenig breit und platt, und weil ſie ſich wie an einer Feder dicht an einander legen. Ihre obere Seite iſt ſchwarzgrün, die untere mehr oder weniger ſilberweiß.

Alte Tannen ziert die weiße Bartflechte und das dunkelgrüne Moos ausnehmend. Unter dem Stamme wächſt der rothe eßbare Tannenpilz (Tännling oder Reisker). Auf ihm lebt die Raupe des Tannenpfeils, eines ſchlanken Abendfalters. Der Tannenwald hat einen eigenthümlichen ſehr angenehmen und die Bruſt ſtärkenden Duft. Ueberhaupt ſpricht die Tanne unter allen Nadelbäumen den Menſchen am meiſten an. Daher auch ein gewißes Heimweh nach den Tannenwäldern, wovon Pöppig, (Reiſe II. 32) ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel erzählt. Dieſer Reiſende traf in Peru einen alten angeſehenen Spanier an, der einen Tannenzweig als ſeinen köſtlichſten Schatz aus der Heimath bewahrte.

Die Kiefer (pinus sylvestris) auch Föhre, Ferche und Kienholz genannt, hat paarweiſe zuſammengewachſene lange Nadeln, unterſcheidet ſich aber noch insbeſondere durch die Ausbreitung der Krone. Nur die Weymouthskiefer (ſo genannt nach Lord Weymouth, der ſie zuerſt aus Nordamerika brachte) oder picus strobus hat den zugeſpitzten Stamm mit Fichten und Tannen gemein; alle die andern Kiefern breiten ſich oben aus und die italieniſche Pinie bildet ſogar ein wagrechtes und ſchmales Dach. Die Nadeln der Weymouthskiefer ſind beſonders ſchön durch ihre Weichheit und hellgrüne Farbe. Es iſt darin etwas Seidenartiges. Die Nadeln der Pinie ſind dunkelgrün und beſonders ſchön durch ihre büſchel- oder quaſtenförmige Zuſammenſtellung. Der Kienapfel iſt nicht ſo lang, wie der Fichten- und Tannenzapfen. Groß und ſchön ſind zumal die Pinienäpfel und ſie ſind es auch, die den Thyrſusſtab der Alten ſchmückten. Um zu dem eßbaren Samen zu gelangen, hat man aber viele Mühe und mit Härte des Holzes, Harz und inwendigem Staube zu kämpfen. Die Zirbelnuß oder das Samenkorn der Zirbelfichte oder Arve (pinus cember) eine Pinienart, die ſchon in den Alpen vorkommt, iſt noch wohlſchmeckender, aber noch ſchwerer zu erlangen, weil der Baum auf den kühnſten Felſen wächſt. Aus dem weichen Zirbelholz ſchnitzt man die zierlichſten Geräthe und Bilder im bayeriſchen Hochlande. Die Zirbelfrucht iſt das alte Wappen Augsburgs. Ebenfalls eßbar ſind die ſ. g. Lambertnüſſe einer großen Kiefer in Californien (pinus lambertiniana), die 200 Fuß hoch wird und bis 60 Fuß im Umfang mißt und zwiſchen der Weymouthskiefer und Arve in der Mitte ſteht.

Die Pinie (pinus pinea) hat unter allen Kiefern die schönste und malerischeste Form. Ihr warmes Dunkelgrün belebt die südliche Landschaft mehr als die Schwärze der Cypressen und das trübe Grau der Oliven. Vorzüglich schön aber ist die Pinie im Vordergrunde, als Rahmen einer weiten Fernsicht, als Unterbrechung eines langen wagrechten Panoramas.

Der Eibenbaum (taxus) steht auf der Grenze zwischen der Cypresse und dem Wachholder, mit rothen Beeren. In der Zeit der französischen und holländischen Gartenkunst ein sehr beliebter Zierbaum, indem man seine dichte Krone in allerlei geometrischen, thierischen und menschlichen Figuren auf die geschmackloseste und zuweilen auch groteskeste Weise zuschnitt. Aus seinem Holze schnitten unsere Vorfahren sich Bogen. Er ist gewöhnlich nicht groß, kann aber zuweilen eine ansehnliche Größe und ein sehr hohes Alter erreichen. Decandolle erwähnt eines solchen Baumes in Schottland von 58½ Fuß Umfang. In Polen war der Baum (dort Giv genannt) ehemals sehr häufig, wurde aber seines trefflichen, rothgeflammten Holzes wegen beinah ausgerottet. Noch heißen viele Ortschaften nach ihm. — Auf Neuseeland kommen ganze Wälder einer Taxusart mit hängenden Aesten vor (dacrydium).

Des Wachholders haben wir oben schon bei den Halden gedacht. Eine Art davon ist der strauchartige Sevenbaum (juniperus sabina) mit stumpfen, schon etwas blattartigen Nadeln, wovon ein Absud schon seit unvordenklicher Zeit zu verbrecherischem Gebrauche dient.

Der Boden unter den Coniferen ist gewöhnlich trocken, oft sandig und graslos, nur mit abgefallenen Nadeln bedeckt. Das Unterholz bilden nur die jungen Coniferen. Die alten Stämme und Aeste sind dagegen mit Flechten bewachsen, unter denen das graugrüne Bartmoos (usnea) das schwarze fadenförmige (alectoria) und das weiße mehlige (ramalina) bei uns am größten werden.

Die Cypresse (cupressus) ist der schlankste Baum unter den Nadelhölzern, wie die Pappel unter den Laubhölzern, mit aufwärtsstrebenden Zweigen in langer Pyramide gethürmt, die fichtenartigen Nadeln so dunkelgrün, daß der Baum fast schwarz aussieht; eine der schönsten Zierden südlicher Landschaften und besonders gut contrastirend mit hellen und wagrechten Gegenständen, hellgrünen Gärten, dem Meer, dem Ufer, Mauern ꝛc. Noch schöner sind die Cypressen der neuen Welt, theils von ungeheurer Größe, theils viel reicher geschmückt. Man sieht in Florida Stämme von 100 bis 120 Fuß Höhe, von 12 Fuß Durchmesser, deren Zweige erst 50 Fuß

über dem Boden anfangen. Die Wurzeln bilden candelaberartige Pfeiler, auf denen holzige Zapfen (ſ. g. Cypreſſenknie) wachſen, oft von 2 Fuß Durchmeſſer, hohl und mit Bienenſtöcken gefüllt. Oben aber im dunklen Laube niſten bunte Papagaien und hängen ſchöne Tillandſien lang herab. Bertram, Reiſe nach Florida S. 92. Ueber eine Cypreſſe von 73 Fuß Umfang bei Altixko in Mexiko und eine von 127 Fuß Umfang bei Oaxaca ſ. Fürſt, Gartenzeitung 1835 S. 120. Die Cypreſſenſümpfe von Louiſiana an den Ufern des Redriver und Miſſiſippi ſind ein Moor im Urwald, unergründlicher Sumpf aus Waſſer und verfaulten Stämmen gebildet zwiſchen immer neu in Rieſenhöhe emporwachſend dichtgedrängten Cypreſſen, die kein Licht durchlaſſen, finſter, gefahrvoll, ſchauerlich.

Was die Pinie für die Kiefer, das iſt die Ceder (pinus cedrus) für die Lärche; ſie hat nämlich ähnliche Nadelblättchen, aber in fächerartig ausgebreiteten Quaſten. Die Ceder iſt im Süden die Königin der Vegetation, der größte und ſtärkſte unter den Bäumen. Ezechiel 31, 3 hat ihn am ſchönſten geſchildert: „Siehe Aſſur war wie ein Cedernbaum auf dem Libanon mit ſchönen Aeſten und dick von Laub und ſehr hoch, daß ſein Wipfel hoch ſtund unter großen dicken Zweigen.“ Im ganzen Alterthum wie noch jetzt waren die Cedern auf dem Libanon in Syrien die größten und berühmteſten. Ihr feſtes wohlriechendes Holz iſt das beſte zum bauen. Darum heißt es im Buche der Könige, Salomon habe zum Bau ſeines Tempels eine unzählbare Menge der größten Cedern fällen laſſen. Noch vor wenigen Jahrhunderten ſtanden dieſe Cedern auf Libanon in hohem Anſehen. Man kannte eine, die ſich in fünf Aeſten theilte, wovon jeder 100 Fuß lang war und unter welcher feierlich Meſſe geleſen wurde. Nach und nach ſind ſie bis auf einen kleinen Reſt zerſtört worden. Rußegger (Reiſe I. 714) ſah noch 3—400 alte Stämme, aber weniger groß und ſchön als die auf dem Taurus. Nicht minder werden die prachtvollen Cedern in den Hochgebirgen Aſiens gerühmt. An den Abhängen um die Gangesquellen im Himalaya ſollen (nach Fraſer) uralte rieſenmäßige Cedern ſtehen. Eine ſehr ſchöne Ceder fand auch Baron von Hügel am Himalaya (Kaſchmir II. S. 246). Sie war über und über mit goldnen Kätzchen bedeckt, die bei der leiſeſten Berührung den Samenſtaub als goldnen Regen um ſich ſtreuten. Man nennt ſie Deodar (Gottesgabe). Daſelbſt III. 17.

Der ſ. g. Lebensbaum (thrja) iſt aus Nordamerika zu uns gebracht worden. Sein Stamm hat einen weißlichen Schimmer, ſeine Na-

deln ſind mehr denen des Sevenbaums ähnlich, ſtumpf und angedrückt. Er wächſt aber hoch und ſeine Zweige ſind weich und fallen wie an Laubbäumen.

Nordamerika zeigt noch einen großen Reichthum von rieſenhaften Coniferen, höher als ſie bei uns vorkommen. Ueberhaupt ſind die höchſten Bäume der Erde nur Coniferen. Die höchſte Palme erreicht nur 180 Fuß (ceroxylon andicola), dagegen die californiſche Rieſenfichte (pinus grandis) 190—200 Fuß, die neuſeeländiſche Cypreſſe (dacrydium cupressinum) 200, pinus lambertiana im Weſten von Nordamerika 210—220, araucaria excelsa auf der Norfolkinſel 170—210, ar. brasiliensis und a. imbricata in Südamerika 220—244, pinus douglasii am Columbiafluſſe 230, pinus trigona am weſtlichen Abhange der Rocky Mountains 282, pinus strobus am Miſſiſippi 235—250, sequoia gigantea in Neu-Californien über 280 Fuß (nach Pariſer Fuß gerechnet). Humboldt Anſichten II. 197. Uebrigens kommen auch auf dem Hochland der alten Welt rieſenhafte Coniferen vor. Hoffmeiſter (Briefe aus Indien S. 223) fand eine von 200 Fuß Höhe in Oſtindien (pinus pindrow). In neueſter Zeit berichteten Petermanns Mittheilungen I. 89 über einen in Californien entdeckten Baum mit nur kleinen hellgrünen kurzen und nach Wachholderart zugeſpitzten Nadeln, von denen man 80—90 Exemplare ſah in der Höhe von 250—320 Fuß und im Durchmeſſer von 10—29 Fuß. In der sierra nevada von Californien hat man unlängſt am Boden liegende und verfaulte Stämme entdeckt, in deren hohler Röhre ein Reiter 250 Fuß weit reiten kann, und lebend fand man den ungeheuerſten Baum der Erde, die wellingtonia gigantea von 110 engliſche Fuß Umfang und 450 Fuß Höhe. Silliman amer. journ. 1854. XVII. p. 441.

Die Länge der Nadeln dieſer ungeheuern Coniferen ſteht nicht durchaus im Verhältniß zu der des Stammes. Die Nadel der rieſenhaften p. lambertiana wird nicht länger als 5 Zoll. Dagegen wuchert p. longifolia in Kaſchmir in Nadeln von 12 Zoll Länge aus, die dem Baum ein wunderbar pelziges Ausſehen geben.

Am tiefeſten in den Süden hat ſich diejenige Conifere verirrt, die man als die ſchönſte von allen anſehen darf, die Araucaria oder chileniſche Fichte, auf dem Gebirge von Chile in Südamerika, im Lande der wilden Araucaner. Sie bildet die vollkommenſte Pyramide, an der die Aeſte in regelmäßigen Stockwerken 4—5 Fuß über einander in ſo vollkommenen Wirteln ſtehen, daß ſich immer 8 oder 12 nach allen Sei-

ten in der gleichen Fläche wie ein Schirm ausbreiten. Die untern Astverbreitungen oder Schirme sind die breitesten, nach oben verjüngen sie sich immer mehr. Die einzelnen Aeste breiten sich aber wieder in der horizontalen Fläche regelmäßig in Zweige aus und die Nadeln derselben, ebenfalls in der Fläche liegend, berühren die Nadeln der nächsten Zweige, so daß der flache Kreis dadurch voll wird. Es gibt kaum etwas Schöneres von vegetabilischer Symmetrie in diesem großen Maaßstabe. Denn der Baum wird über hundert Fuß hoch und trägt kopfgroße sehr schön geschuppte Zapfen, deren jeder 2—300 Nadelkerne in sich faßt.

12.

Allgemeine Waldbilder.

Aus weiter Ferne künden sich die Wälder nur als dunkle Linien am ebenen Horizonte an, die zu Wänden aufsteigen, wenn man ihnen nahe kommt, oder sie schmiegen sich, wie ein Gewand, an die mannigfachsten Formen der Gebirge. Ein eigner Reiz liegt immer in der Annäherung an große Wälder. Ihr Inneres läßt Geheimnisse ahnen, auch wenn wir wissen, daß nichts als Bekanntes darin enthalten ist. Der Wald ist immer der Ausdruck des Geheimnißvollen in der Natur. Durch Dämmerung und ungewisse Beleuchtung wird dieser Eindruck noch erhöht: „Die Sonn' ist längst hinabgegangen, verdunkelt liegt das Tannenthal — Waldgebirge schwellen aus tiefem Grund mit schwarzen Wellen". (Karl Mayer.)

Wenn man von einer Höhe hinab den weiten scheinbar unbegrenzten Wald überblickt, so stellt er sich als ein Meer der Vegetation dar und seine grünen Wellen machen einen Eindruck auf uns, der nichts mehr mit jenem geheimnißvollen Schauer bei der Annäherung an den Wald gemein hat, sondern mehr dem Eindruck gleicht, den uns der freie Ueberblick über das Meer gewährt. Wir sehen nicht hinein, wir sehen darüber hinweg. Das grüne Meer ist schon an sich so erhaben und zugleich so mild, daß es keiner Ausschmückung bedarf; doch da alles Einförmige zuletzt Langeweile macht, erfreut es uns, wenn auch dieses Waldmeers Einsamkeit (wie die des Ozeans) durch den Schrei eines Vogels, durch das Schweben eines Adlers über der Tiefe, durch einen fernen Rauch, durch eine Ruine, die sich malerisch über die Wipfel erhebt, durch kecke Felsen, durch den Blick auf ferne Alpen oder durch den Aufgang des Mondes ꝛc. belebt wird.

Muß man nach dem Walde sehr tief hinab, oder sehr hoch hinauf-

ſehen, ſo hat man immer einen ungünſtigen Standpunkt, und können ſolche Extreme der Landſchaftsmalerei auch nur gelegentlich zur Abwechslung dienen. Doch iſt das Aufſteigen der Waldungen ſchön, und zwar beim Laubwald am ſchönſten in formloſen, ungezwungenen Stufen mit hinlänglich tiefen Einſchnitten in die runden Contoure, beim Nadelwald aber auch in gerader Linie und bei großer Steilheit. Die Wipfel der Tannen und Fichten gleichen dann den gothiſchen Verzierungen und ſteigen am Berge, wie dieſe an den Kirchendächern und Thürmen empor.

Es iſt nie gut, wenn man den ganzen Wald überblicken kann, ausgenommen wenn es ſich nur von einem zierlichen Bosquet oder von einer maleriſchen Baumgruppe handelt. Der Wald muß auf irgend einer Seite unbegrenzt erſcheinen; dieß verlangt unſer Gefühl, weil es ſich in der Ahnung des Unendlichen, in der Vertiefung ohne Ziel gefällt, und dieſem Bedürfniß des Gefühls gerade von allen Erſcheinungen in der Natur der Wald am meiſten entgegenkommt. Daher ſind Wälder, die wir wie auf einer Landkarte rings umgränzt vor uns ſehen, für unſer Auge nur Flecken und kein Gegenſtand des Reizes mehr. Selbſt die Alpenwälder, die ſich wie ein Strich zwiſchen der Schneeregion oben und den Wieſen und Feldern unten hinziehen, machen dieſen unangenehmen Eindruck auf unſer Auge und ſie müſſen ſich entweder in der wagrechten Linie endlos ausbreiten oder nach unten in eine weite und unbegrenzte Waldregion auslaufen, wenn ſie den romantiſchen Reiz auf uns ausüben ſollen, wie andere Wälder.

Es iſt auch nicht gut, wenn wir den Wald in einer ſchnurgeraden Linie vor uns ſehen, hat ſchon Gilpin bemerkt, allein er hätte dieſe Regel einſchränken dürfen. Allerdings iſt nichts einförmiger, als ein endloſes gerades Waldſpalier, gleichſam die eine Hälfte einer Allee ohne die andere; allein in engerem Raum nehmen ſich Boskets oder Einhegungen von Gärten mit ſehr hohen grünen Wänden gleichſam als Burgen der Vegetation höchſt impoſant und maleriſch aus. Und auch bei längerer Ausdehnung ermüden hohe gerade Waldwände weniger, ſobald ihnen eine zweite (in der Waldallee) gegenüberſteht. Jedoch iſt die Einförmigkeit immer weit größer und langweiliger, wenn die einzelnen Bäume in der Maſſe einander ſehr gleich ſehen. So iſt der Nadelwald meiſt monotoner als der Laubwald, weil ſeine Verzweigung weit regelmäßiger und in jedem Baum übereinſtimmender iſt. Am widrigſten ſoll der Eindruck ſeyn,

den die Wälder in Sibirien machen, weil ſie ihre Aeſte alle nach einer Seite kehren.

Die Aeſte alle ſüdwärts ſteh'n
Als hätte Sehnſucht ſie dahin gezogen,
Doch Stürme warens, die ſie bogen,
Die ewig kalt vom Eismeer weh'n.
Den Bäumen ſelbſt in dieſem rauhen Reich
Das freie Wachsthum wird misgönnt.
Sie ſeh'n ſich alle traurig gleich
Wie Sklaven, ein dunkelgrünes Regiment
Des Czaren.

Je näher, deſto individueller wird Form und Farbe des Laubes; je ferner, deſto mehr verſchwimmt die Form in allgemeinen wellenartigen Umriſſen und die Farbe nimmt einen allgemeinen Ton, den bläulichen Duft der Ferne an. In vielen Fällen iſt der einfache Charakter eines Waldes der ſchönſte und macht den tiefſten Eindruck auf das Gemüth, die heilige Halle des Eichenwaldes, die weiche Fülle des Ulmenwaldes ꝛc. Aber mehr maleriſche Reize im Einzelnen bietet der Wechſel, die Zuſammenſtellung verſchiedenartiger Bäume dar.

Volle Belaubung iſt immer ſchöner, als magere. Runde Contoure des Laubes ſind ſchöner als eckiges Ausfahren der Zweige. Je grüner das Laub, deſto ſchöner; geht es zu ſehr ins Gelbe oder Röthliche, oder ins Blaue und Graue über, ſo verſchwindet einer der zarteſten Reize des Waldes. So hat Both immer zu gelb, Breughel immer zu blau gemalt. Höchſt maleriſch iſt die Abſtufung der grünen Töne deſſelben Waldes. Im Allgemeinen iſt es beſſer, wenn das Dunkle, als wenn das Helle vorherrſcht. Allzuhelle Wälder, z. B. von Birken, gewähren uns den Reiz des Geheimniſſes nicht mehr, den wir im Walde ſuchen. Daher iſt auch der kühlere Silberton einer Waldbeleuchtung nicht ſo günſtig, als der warme Goldton, das Hineinſchwellen des dunkelglühenden in goldene Nebel aufgelöſten Lichts der Abendſonne in eine Waldvertiefung. Der Silberton eignet ſich mehr für einzelne Schlaglichter, die hell in den dunkeln Wald einſchlagen, wie ſo oft in den Bildern von Ruysdael. — Im Einzelnen aber liegt ein ſchöner Contraſt auf doppelte Weiſe in dem Hervortreten weißerer oder hellerer Stämme (z. B. Birken, Lärchen) aus dunkler Belaubung, oder umgekehrt im Hervortreten hellgrünen jungen Laubes vor alten ſchwarzen Stämmen (Eichen, Kaſtanien, Buchen). Der Contraſt

hoher und ſchlanker Bäume mit breiten und volllaubigen erfordert Vorſicht. Man darf annehmen, daß Bäume der erſtern Art eine zu einförmige lange Linie der letztern angemeſſen unterbrechen; aber nur, wenn ſie ihnen nebengeordnet und in hinreichender Menge vorhanden ſind. Eine einzelne Pappel z. B. hochragend über niedern volllaubigen Bäumen würde ſehr häßlich ſeyn. Soll ein Baum über die andern vorragen dürfen, ſo muß er nicht ſteif daſtehen, ſondern wo möglich etwas geneigt ſeyn und ſeine Krone ausbreiten, wie eine Rieſeneiche wohl über niedern Wald ſich erheben darf, oder eine ſchirmartige Pinie.

Die günſtige Anſicht eines Waldvordergrundes gewährt die Waldlichtung, eine kleine Vertiefung, die wie eine Bucht in den Wald hineingeht, oder eine lichte Stelle mitten im Walde. Ihr Eindruck iſt immer ein Eindruck der Ruhe, des Naturfriedens, der Einſamkeit. Hier im engen ſonnenhellen Raum wohnt die Waldeinſamkeit unſrer romantiſchen Dichter. Hier rauſcht es geheimnißvoll in den Wipfeln, hierher bringt aus des Waldes Tiefen der ferne Waldhornklang, hier ſingt auf nahem Zweig die Nachtigall das ewige Lied der Liebe; hier ſprießen Farrenkräuter und wildſchöne Waldblumen auf, aus deren Kelchen lautlos dahinſchwebend ein bunter Schmetterling Honig ſaugt. Je einſamer, um ſo beſſer.

Auch ein kleiner See oder ein Bach und Waſſerfall oder eine kühne Felſenpartie geben im Contraſt mit dem nahen Walde ſchöne und überraſchende Bilder, wobei jedoch der Wald mehr blos zur Dekoration wird. Eben ſo, wenn Straßen durch den Wald führen.

Nächſt der Waldlichtung iſt die Waldhalle eine der vorzüglichſten Schönheiten, die uns die Wälder gewähren. Hallen entſtehen in den weiten von Gebüſch gereinigten Räumen zwiſchen hohen Stämmen, deren Wipfel oben eine zuſammenhängende Decke bilden. Von jeher ſah man ſolche Waldhallen als einen weiten von Säulen getragenen Naturtempel an und etwas Heiliges war es, was hier zum Gemüthe ſprach, während der Waldlichtung eine heitere Ruhe eigen iſt. Das Dunkel des dennoch ſo weiten Raumes, die ſchöne Perſpective der Säulen und die eigenthümliche Reſonanz der Halle, kommen am häufigſten in unſern Föhrenwäldern vor, die Reinlichkeit um ſich verbreiten und unten zweiglos nach der Höhe ſtreben. Am erhabenſten aber ſind die Eichenwälder, deren weit dickere Stämme bei der ſchönen Belaubung und bei dem grünen Raſen, den ſie gewöhnlich um ſich her bilden, der Waldhalle noch ungleich mehr feierlichen Glanz geben und ihr das Wilde und Düſtere nehmen, das den Föhren-

wäldern immer anhängt. Solche Eichenwälder findet man am ſchönſten an der Oder. — Die Form der Halle iſt auch die ſchönſte für ſolche Baumgruppen, die ſich hoch über niederem Wald erheben ſollen.

Im tiefſten Innern des Waldes kommen dem eigentlichen Dickicht wieder eigenthümliche Reize zu, und zwar vorzugsweiſe Reize des Schauerlichen. Der Sinn wird verwirrt durch das Labyrinthiſche des Waldes, geängſtigt durch die Verdichtung, die keinen Ausweg mehr übrig läßt und durch die zunehmende Dunkelheit, überraſcht und erſchreckt durch die phantaſtiſchen Geſtalten der Baumrieſen, der vorſtehenden zu Geſichtern verzerrten Wurzeln und dürren Aeſte, der verfaulten Stämme, des Bartmooſes, der Pilze, der bemoosten Steine, des Waldſumpfes, feuchten Waldmoders, Torfmoores ꝛc. Noch wilder wird die Scene, wenn wir hier die Spur des wilden Ebers oder Bären ſehen, wenn wir uns hier ein verirrtes Kind, einen Flüchtling, oder das verborgene Verbrechen, oder das Auftauchen von etwas Dämoniſchem denken. Der rauhe Reiz dieſes innerſten Waldlebens iſt am treueſten aufgefaßt von dem polniſchen Dichter Mickiewicz in ſeinem „Herrn Thaddäus“. Er ſchildert den großen Bialowiczer Urwald in Lithauen, das Ideal aller nordiſchen Wälder.

Da trifft Du einen Wald von Stämmen, Wurzeln, Aeſten,
Wie Burgen ſtark von tauſend Bächen und Moräſten
Von Ameisbergen, Netzen, Klumpen gift'ger Schlangen.
Hat mehr als Menſchenkühnheit alles dieß beſieget,
Die größ're Schreckniß Dir noch einwärts lieget.
Gleich Wolfesgruben lauern Höhlen jedem Schritte,
Und kleine Seen, grasbedecket in der Mitte;
Der Seen Waſſer decket fleckig blut'ger Schimmel,
Stets raucht aus ihm ein ſtink'ger Brodem auf zum Himmel,
Vor dem den Bäumen Laub und Rinde rings entfallen.
Die kahl ſtehn, zwerghaft, krank, der Wurm in allen;
Die Aeſte hält ein weichſelzöpfig Moos gebogen,
Mit Pilzen wie mit Bärten iſt der Stamm umzogen.
Den See umſitzend, einer Hexenſchaar ſie gleichen,
Die ſich am Keſſel wärmet und ſich kochet Leichen! *)

Hinter dieſem Teiche ſoll erſt die innerſte, noch von Niemand erreichte Tiefe des Waldes liegen Matecznik (Macica, die Gebärmutter), wo nach der Sage das Paradies und das geheimnißvolle Grab aller Thiere iſt.

*) Nach Spaziers Ueberſetzung.

Nur manchmal wohlverdutzte Hunde bei dem Jagen,
Wenn zwiſchen Sumpf und Jungholz ſie und Moor ſich wagen,
Und jene Schauer ihre Augen ganz verwunden,
Wie toll und mit verwirrtem Blicke ſieh'n, und Stunden
Noch lang, wenn ſie des Herren Hand geſtreichelt, müſſen
Noch zittern, ihm, gefeſſelt ganz vor Angſt, zu Füßen.
Des Urwalds Schlupfort, den die Menſchen nimmer kennen,
In ihrer Sprache Jäger nur Mateczuik nennen.

Der Waldboden bildet tiefe gefährliche Gruben und Seen, langhaarige Flechten, Mooſe, Pilze überdecken die alten ſeltſam verſchlungenen Wurzeln und Stämme, unter denen viele vom Sturme zerbrochen daliegen oder vom Alter entrindet und todtenbleich noch mitten unter den lebendigen ſtehen. Ringsum wimmelt es von wilden Thieren. Noch verbirgt ſich der König der nordiſchen Wälder, der Auerochs, im Dickicht. Wilde Eber brechen durch den Sumpf. Zahlloſe Hirſche und Rehe ſchweifen umher; in den Lüften aber und durch alle Wipfel flattert es von wilden Vögeln, die den entſetzlichſten Lärmen machen. An dieſem Lärmen kann man überhaupt jeden Urwald vom ſtillen zahmen Walde unterſcheiden. Sehr ſchön ſchildert Mickiewicz das Staunen eines einſam weidenden Auerſtiers, vor deſſen Füßen in tiefer Waldeinſamkeit plötzlich eine Kanonenkugel niederſchlägt. Es iſt eine franzöſiſche Kugel. Napoleon zieht nach Rußland dem uralten Walde vorüber. In die innerſte geheimnißvollſte Tiefe dieſes Waldes aber verſetzt der polniſche Dichter das Grab der Thiere. Wohin die Leichen der vielen heimlich ſterbenden Thiere kommen, hat man oft gefragt. Mickiewicz aber läßt ſie alle hier in des Waldes allerheiligſter Tiefe verſammeln.

Das ſchöne Gegenbild zu dieſem dämoniſchen Dickicht bildet die Waldblüthe im Frühling. Der ganze Wald iſt wie zu einer Hochzeit feſtlich geſchmückt. Im Sommer 1847 ſtanden alle Wälder in Schwaben in der üppigſten Blüthe. Tannen und Kiefern waren wie Weihnachtsbäume geſchmückt mit unzähligen rothen und gelben Blüthenkatzen. Beim leiſeſten Winde ſchwebten goldene Wolken von Blüthenſtaub auf und vertheilten ſich wie Nebel durch den Wald. Auch die Buchen waren ganz bedeckt mit Blüthen und viele andere Laubhölzer. Ein eigenthümlicher üppiger Duft verkündete den Orchiasmus des Waldes auch bei Nacht, wenn man auch nichts ſah, als was die Laterne des Eilwagens wunderbar beleuchtete.

Witterung, Tages- und Jahreszeit geben dem Walde wieder eigenthümliche Reize. Morgennebel im Walde, Regen im Walde „Waldregenthal, einsam und trübe"; tiefe Dämmerung, der Wald im Mondlicht; Gewitter im Walde; der Sturmwind wühlt in den Wellen des Waldes; Waldbruch. Sprossen des noch kahlen Waldes im ersten Frühjahr, wenn das zarte Grün der Blätter aus dunkelrothen Knospen bricht. Von dem Spätjahr hat Gilpin sehr schön bemerkt, im Herbst sey der Wald ein Instrument, das sich leicht verstimme. Die Schönheit beruht hier hauptsächlich in einer harmonischen Verschmelzung der gelben und rothen Belaubung mit den Berg- und Erdfarben, wobei der veilchenblaue Herbstdunst, einem durchsichtigen Opal gleich, am besten vermittelt. Der dickbeschneite Wald im Winter hat wenigstens noch viel Phantastisches. Den Waldhallen sind die buschigen Wälder entgegengesetzt, wo die höhern Bäume über das niedere Unterholz, junge Bäume und Strauchwerk hervorragen. Malerisch ist die unmittelbare Verbindung dieser niedern Belaubung mit der höhern, die aus dem Walde grüne Berge und Hügel von Laub macht, wo das Grün gleich vom Boden bis zu den Wipfeln in schönen Contouren aufsteigt. Wenn in dicht ausgebreitetem Unterholze höhere Bäume nur einzeln und zerstreut stehen, ohne einen zusammenhängenden Halt zu bilden, so erscheint der Wald zu mager und offen. Es ist immer schöner, wenn sich die Bäume etwas mehr zusammendrängen. Nadelwälder, in denen junge Bäume pyramidalisch zu den höhern aufsteigen, gewähren eine freundliche Abwechslung neben langausgedehnten Hallen oder undurchdringlichem Dickicht, und geben auch dem Wald in der Ebene das Ansehen von Hügeln und Thälern. In den Fernen war unter allen Waldmalern bisher Everdingen der größte Meister, und in den Vordergründen Ruysdael. Seltsam, aber von höchst überraschendem Effekt ist die unnatürliche Weise Claude Lorrains, die Ferne in den Vordergrund hineinzuzeichnen und auch die höchsten Bäume in so allgemeinen Umrissen zu malen, daß man ihre Gattung unmöglich unterscheiden kann und die gerade entgegengesetzte Weise des Sammet-Breughel, den Vordergrund in die Hintergründe hineinzutreiben und jedes fernste Bäumchen besonders auszumalen. Im ersten Fall opfert Claude alle Einzelheiten der Vegetation dem mächtigen Totaleindruck der goldenen Beleuchtung auf, und im andern Fall führt uns Breughel in eine kindliche Anschauungsweise zurück, die dem, was er darstellt (z. B. dem Paradiese) meist vollkommen entspricht.

13.

Der nordiſche Laubwald.

Indem die Baumwelt unter dem Aequator die üppigſte Größe, Fülle und Mannigfaltigkeit in allen Schattirungen des Laubgrüns und in allen Blüthenfarben entfaltet, bildet ſie an ihrer äußerſten Grenze im Norden nur noch den einfachen Gegenſatz von Schwarz und Weiß in zwei Baumgeſchlechtern aus, nämlich in den ſchon erwähnten dunklen Nadelwäldern und den ſüdwärts unmittelbar an dieſe ſich anſchließenden Birkenwäldern, welche beide in gleichförmigen unermeßlichen Waldungen ausgebreitet als ein doppelter Grenzwall der Vegetation den eiſigen Nordſturm von ihr abhalten. Den innern ſchwarzen Wallring nimmt die dunkle Fichte und Tanne ein, den äußern die weißſtämmige Birke, die ſchon den Schnee des Polarkreiſes wiederſpiegelt, indem ſie ſich unmerklich in ihm verliert. Sie hat die weiße Uniform des Nordens mit vielen Thieren gemein, die, wie der Bär, Fuchs, Haſe, Geier, Eule, Falke ꝛc. im Süden buntfarbig, im Norden weiß werden, und mit den blonden Völkern. Sie iſt die nordiſche Blondine des Pflanzenreichs. In Lappland findet man ausnahmsweiſe die Birke noch weiter nordwärts als die Fichte (Humboldt, Anſichten 3te Aufl. II. 186). Anderwärts aber hat man bemerkt, daß ſie dem Nadelholze gleichſam vorarbeitet. Wo nämlich Birken wachſen, rotten ſie nach und nach alle andern Laubhölzer aus, weichen aber dann dem Nadelholz und erobern alſo gleichſam für dieſes den Boden (v. Martens, Italien II. 16). Gerade umgekehrt hat man in Newfoundland bemerkt, daß hier überall, wo Nadelwälder ausgebrannt werden, Birken wachſen, alſo das Nadelholz verdrängen (Anſpach, Beſchreibung von Newfoundland S. 167).

Ihre Waldungen ſind im Ganzen nicht beſonders ſchön, weil ihr Laub zu dürr und zu leicht iſt, auch wegen ſeines matten Grüns mit den weißen Stämmen nicht lebhaft contraſtirt. Daher wird der Anblick der ewigen gleichförmigen Birkenwälder in Rußland dem Reiſenden bald langweilig. Er wird derſelben auch in den waldloſen Strecken nicht los, weil die meiſten Landſtraßen in Rußland durch eine doppelte Allee von Birken führen. Auch viele nach Norden ziehende Flüſſe Rußlands ſind ganz von Birkenwäldern eingehegt.

Im Einzelnen iſt die Birke (betula) ein ſchöner Baum, beſonders wenn ſie alt und hochgewachſen iſt. Ihr Stamm iſt unten mannigfach

aufgeriſſen und die Kanten der durchbrechenden Korkrindenſchicht contraſtiren durch ihre Rauhigkeit und kohlſchwarze Farbe ſehr ſchön mit der glatten, ſeidenzarten und blendendweißen Epidermis, die ſich am obern Theil des Stammes erhält. Man hat dieſe weiße Oberhaut auch als Papier benützt. Die äußern Zweige ſind braunroth und contraſtiren wieder reizend mit dem ſanften Grün der Blätter, beſonders beim erſten Aufknospen. Auch die leichte Beweglichkeit der Blätter, ihr Flimmern in der Sonne erhöht des Baumes Schönheit. Immer aber verlangt dieſer lichtfarbige Baum, um ſchön ins Auge zu fallen, einen dunkeln Hintergrund. Er muß hell vorleuchten aus tiefem Schatten. Im äußerſten Norden ſchrumpft der Baum zur Zwergbirke zuſammen, die auch tiefer ſüdlich an Sümpfen wächst. Die ſchwarze Birke in Nordamerika hat nichts Eigenthümliches, außer dem ſehr ſüßen Saft, der aus ihrem Stamme gewonnen wird und von dem ſie den Namen der Zuckerbirke erhalten hat. Eine andere nordamerikaniſche Art, die Papierbirke (betula papyracea) zeichnet ſich durch die Schönheit ihrer weißen Oberhaut aus.

Die Birke iſt im Norden ein ſehr nützlicher Baum. Von ihrem Holz gezimmerte Dörfer ſchimmern mit der weißen Rinde von weiter Ferne im nördlichen Aſien. Ritter, Aſien I. 1095. Von den Kätzchen und Knospen leben die zahlloſen Birkhühner. Aus der Rinde macht man in Rußland ein Oel, welches dem Leder den weltbekannten Juchtengeruch mittheilt. Auf Birkenbaſt ſind die Bücher der Mongolen geſchrieben. Ritter a. a. O. 744. Birkenruß iſt der beſte zur Druckerſchwärze, alſo gibt der weißeſte Baum das tiefſte Schwarz. Aus dem Saft wird ein Getränk, aus der Wurzel ein trefflicher Theer bereitet. Auch verfertigt man aus der Rinde Doſen, denen die vielen in der weißen Oberhaut vertheilten Lenticellen ein artiges Ausſehen geben.

Die Buche (fagus) unterſcheidet ſich von allen andern Waldbäumen durch ihre ſchönen geraden Stämme, deren glatte und hellgraue Rinde gewöhnlich mit weißen Flechten bedeckt iſt. Uebrigens ſind dieſe Bäume nur in der Tiefe des Waldes ſchön; die Verzweigung iſt zu locker, das Laub zu zerſtreut. Als die herrlichſten Buchenwälder rühmt man die auf Seeland und andern däniſchen Inſeln. Unter grünem Laubholz ſticht die Blutbuche durch ihr dunkelbraunrothes Laub ſehr maleriſch ab. — Der Baum hat hübſche Kätzchen und dreieckige lederartige Früchte, die man eſſen kann (Bucheckern). Von der Buche, auf deren Holz man Runen ſchreibt, kommt der deutſche Namen des Buchſtabens und der

Bücher her. Buchhaſe heißt ein großer Schwamm, der an den Wurzeln der Buche wächst (Schmeller, bayr. Wörterbuch I. 146). In ausgehauenen Buchenwäldern ſoll die Tollkirſche ſchnell überhand nehmen. v. Martens, Italien II. 19. — Die Hagebuche (carpinus) iſt kleiner und nur durch ihr ſehr hartes Holz ausgezeichnet.

Alle Kraft des nordiſchen Waldes iſt concentrirt in der Eiche (quercus). Darum hieß bei den alten Römern robur zugleich die Stärke und die Steineiche. Der franzöſiſche Myſtiker St. Martin ſah in der Eiche die ganze Kraft und Anſtrengung der organiſchen Natur, die gegen die Starrheit der unorganiſchen ankämpft und zum Theil noch von ihr feſtgehalten wird, denn in der Eiche iſt noch etwas Felſenhaftes, die Steinwelt reproducirt in der Pflanze. Gar ſchön rühmt Pindar in der 4ten pythiſchen Siegeshymne: Ob man auch der erhabenen Eiche die Aeſte nimmt und ihre Schönheit ſchändet, dennoch zeigt ſie noch ihre Kraft, wenn ſie das winterliche Feuer nährt oder im Hauſe der Könige, den Mauern eingefügt, die ſchwere Laſt trägt.

Die Eiche übertrifft alle andern Laubbäume des Nordens an Größe, Stärke und Alter und gilt unbeſtritten als der König der nordiſchen Wälder. Das Charakteriſtiſche ihrer Form liegt aber in ihren Aeſten. Der Eichenbaum zertheilt ſich in große ſelbſtſtändige Aeſte. Ferner biegen ſich dieſe Aeſte ſehr eckig aus und ſuchen immer Ellenbogen in rechten Winkeln zu machen. Endlich ſtrecken ſie ſich ungemein weit vom Stamme aus in wagrechter Lage und breitſchattend.

Die Eiche wächst ſo langſam, daß man (im Vergleich mit der ſchnell wachſenden Weide) ſprichwörtlich von ihr ſagt: die Weide zahlt eher das Pferd, als die Eiche den Zaum (le marsault a payé le cheval avant que le chêne ait payé la bride). Man glaubt, die Eiche wachſe hundert Jahre lang, bleibe dann noch hundert Jahre in gleicher Kraft und nehme erſt im dritten Jahrhundert wieder ab. Es gibt aber Eichen, die viel älter ſind als dreihundert Jahre.

Das Eichenholz iſt ſeiner Härte und Dauerhaftigkeit wegen ſehr geſchätzt, die Eichenrinde wegen ihrer Schärfe ein Haupterforderniß zum Gerben. Die Frucht der Eiche (Eichel) iſt im Verhältniß zum Baum außerordentlich klein und unterſcheidet ſich von allen andern Früchten durch ihre eigenthümliche Form, die bei den verſchiedenen Arten, ſonderlich in Aſien und Afrika in Bezug auf Größe, Länge und Dicke wechſelt. Die rund ausgeſchnittenen Blätter kommen ſpät im Jahr, bleiben aber noch

im welken Zuſtand faſt den ganzen Winter über am Baum ſtehen. An ſie ſetzt ſich ein merkwürdiger kugelrunder Auswuchs an, der bekannte Gallapfel, der ſehr ſchwarz färbt und daher der Hauptbeſtandtheil der Dinte iſt. Er entſteht durch den Stich der Gallweſpe.

Zur Eiche gehören hauptſächlich folgende Thiere: das Eichhörnchen oder Eichkätzchen; der Eichochs oder Hirſchkäfer; die Prozeſſionsraupen. Auf der Eiche wächst die Miſtel, die berühmte Schmarotzerpflanze des Nordens, die aber auch auf andern Bäumen vorkommt.

Unter allen Eichenarten iſt die größte und ſchönſte unſre nordiſche in zwei Arten, die Sommereiche mit den großen und langgeſtielten und die Wintereiche mit den kleinen und kurzgeſtielten Eicheln. Sodann die immergrüne Eiche (quercus ilex) und die Eiche mit eßbaren Eicheln (qu. esculus) im ſüdlichen Europa, ſie werden aber nie ſo groß und ſchön wie die unſern. Auch die vielen amerikaniſchen Arten bleiben hinter den unſern zurück. Einige ſind durch große Blätter ausgezeichnet, einige nur ſtrauchartig. Durch ihre Rinde zeichnet ſich die Korkeiche oder das Pantoffelholz aus; durch kleine rothe Auswüchſe auf Zweigen und Blättern, die ein kleines Inſekt (coccus) verurſacht, die Kermeseiche. Man braucht dieſe Auswüchſe, Kermeskörner genannt, zum Rothfärben, woher denn auch das berühmte Carmoiſin den Namen hat. Viele durch ihre ſeltſamen Eicheln ausgezeichnete Arten kommen auf den oſtindiſchen Inſeln vor.

Die Chineſen verſtehen die Kunſt, Eichbäume zu verkleinern. Ihre Zwergeichen ſind nur 1½ Fuß hoch, aber alt und bemoost wie die unſern. (Liebig, organiſche Chemie, S. 46.) Seltſame Abnormitäten waren eine Eiche und eine Buche, deren Stämme, feſt zuſammengewachſen, nach beiden Seiten verſchiedene Aeſte ausbreiteten (Ausland 1837 Nr. 236), und eine immergrüne Eiche auf eine nordiſche dergeſtalt geimpft, daß der Baum im Winter zur Hälfte die Blätter fallen ließ, zur Hälfte fortgrünte (Decandolle).

Die Linde (tilia) drückt ſchon in ihrem Namen ihren Charakter aus. Es iſt der linde, zarte, weiche, weibliche Baum im Gegenſatz gegen die harte, männliche Eiche, daher im Heidenthum ein der Liebe geheiligter Baum. Die Hauptſchönheit der Linde iſt ihr reiches Laub, beſonders an der Art mit breiten Blättern, die im Juni blüht. Die Art mit kleineren Blättern blüht erſt im Juli. Die gelbweißen Blümchen ſind mit ſehr vielen Staubfäden geziert und ſo zahlreich, daß ſie oft den Baum ganz bedecken. Sie duften lieblich nach Honig und ſind auch von unzähligen

Bienen umſchwärmt und durchwühlt. In Lithauen liefern ſie den bekannten weißen Honig. Das Holz der Linde dient zu muſikaliſchen Inſtrumenten.

Die Ulme (ulmus), der ſchöne Pförtner des Waldes, bietet in den Wellen ſeines vollſchwellenden und bis auf den Boden den Stamm bedeckenden Laubes die wärmſte und goldenſte Beleuchtung dar. Deshalb iſt er am ſchönſten in Waldlichtungen oder im Vordergrund einer Wieſe. Das Holz iſt hart und dient den Wagenmachern. Verwandt iſt die Korkulme oder Korkrüſter.

Die Eſche (fraxinus) verhält ſich zur Eiche, wie der Jüngling zum Manne, ein ſchlanker Baum mit gefiederten Blättern, deſſen lockere Verzweigung ihm ein graziöſes Anſehen gibt. Das Holz wurde früher vorzüglich zu Lanzenſchaften gebraucht, jetzt von Schreinern und Küfern. Von der ſogenannten Mannaeſche im ſüdlichen Italien gewinnt man durch Einſchnitt ein eßbares Harz. Im Orient ſchwitzt aber dieſe Eſche weiße mehlartige Körner aus den Blättern, die man vor Sonnenaufgang ſammelt, weil ſie in der Sonne ſchmelzen. — Sehr ſchön iſt die Ebereſche (sorbus) mit gefiederten Blättern und ziegelrothen Beeren in breiten Dolden, eine Zierde des Spätherbſts und die beliebteſte Lockſpeiſe der Strichvögel.

Die Erle (alnus) iſt wie die Eſche ein hoher ſchlanker Baum, luftig mit dunkelgrünem nicht ſehr dichtem Laube und kleinen Zapfen. Er wächst gewöhnlich an Bächen und iſt deren ſchönſte Zier in der Landſchaft. Die Rinde iſt ſchwärzlich, das Holz inwendig roth und über der Erde ſehr locker und zerbrechlich. Dagegen iſt das Holz unter Waſſer ſehr feſt und dauerhaft, und wird deshalb zu Brunnenröhren verwendet. Die Aſche iſt die weißeſte von allen.

Der Ahorn (acer) bildet reinliche hohe Bäume mit tieflappigen ſcharf zugeſpitzten Blättern. Eine beſondere Art hat kleinere, aber noch ſpitzigere. Aus dem Saft des Baumes gewinnt man den Ahornzucker. Der Samen hat einen ſchöngeaderten Flügel gleich dem der Libelle. Verwandt damit iſt der Maaßholder mit ſeinem trefflichen Holze, und der aus der neuen Welt in unſre Gärten überſiedelte Tulpenbaum (liriodendron tulipifera) mit ſeinen gelben tulpenartigen Blumen und Blättern, die völlig denen des Ahorn gleichen, nur daß die mittlere Spitze gleichſam rund ausgeſchnitten erſcheint. Ferner die in unſern Parks und Alleen gepflanzte Platane (platanus) mit dem halb kahlen Stamm, weil die Rinde immer von ſelbſt abfällt, und den großen weitſchattenden Blättern.

Die Pappel (populus) hat wie die Birke leichtbewegliche Blätter, geht aber in die Weidenform über. Die Espe oder Zitterpappel zittert mit ihren an langen dünnen Stielen hängenden Blättern faſt unaufhörlich auch bei Windſtille. Die Schwarzpappel hat faſt dreieckige Blätter und ſehr wollige Kätzchen. Die Silberpappel dagegen hat ſchon mehr weidenähnliche Blätter, die auf der untern Seite ſilberweiß ſind und bei jedem Winde prächtig ſchimmern. Die italieniſche Pappel gleicht noch mehr der Weide, indem ihre Zweige dicht am Stamm anliegend aufwärts ſtreben, und der äußeren Form nach der Cypreſſe. Das Pappelholz iſt das leichteſte von allen.

Die Weide (salix) iſt ein ziemlich unſchöner Baum. Die graden, ſteif in die Höhe ſtehenden und nur mit wenigen ſchmalen Blättern verzierten Zweige geben ihr ein kahles, ſpießiges Anſehen. Man wird ſie in Norddeutſchland, wo ſie oft in Alleen an den Landſtraßen gepflanzt ſind, herzlich ſatt und eine maleriſche Bedeutung haben ſie höchſtens auf den Viehſtücken von Potter. Doch ſind im erſten Frühjahr ihre ſilbergrauen mit gelben Staubbeuteln umgebenen Blüthenkätzchen (beſonders in der Saalweide) ſehr zierlich. Man nennt ſie Palmkätzchen oder Palmen, weil man ſie im Norden am Palmſonntage ſtatt der im Süden üblichen Palmen gebraucht. Auch hat ein alter hohler Weidenbaum, wenn er durch die Narben oft abgeſchnittener Zweige ganz knorrig geworden iſt, etwas Maleriſches, wenn ſeine Schwärze etwa mit hellen darin wachſenden Blumen contraſtirt. So malt Karl Mayer ein artiges kleines Blumenſtück, einen Buſch Glockenblumen auf einem alten Weidenſtamm. — Einige Arten ſind ſchöner als unſre gemeine Weide, z. B. die Goldweide mit goldgelben Zweigen, die Silberweide mit glänzend ſilbernem Flaum auf der untern Seite der Blätter, die nordiſche (auch auf den Alpen wachſende) wollige Weide, die ganz weiß behaart iſt; die ſehr kleine Zwergweide im Norden; die chineſiſche Weide, die nur auf dem Boden fortkriecht und ihre zähen und biegſamen Zweige ſo in einander verwirrt, daß ſich zuweilen Hirſche darin fangen. Endlich die Trauerweide mit herabhängenden ſehr langen und weichen Zweigen, die ſchönſte unter allen Weiden, von der die Legende ſagt, mit ihren Zweigen ſey Chriſtus geſtäubt worden und ſeitdem habe ſie trauernd alle Zweige herabhängen laſſen. Es iſt auffallend, daß die Richtung der Zweige bei den Weiden ſo ſtark contraſtirt, daß beide Extreme des ſteifen Hinaufſtarrens und des weichen Hängenlaſſens ſich hier begegnen.

Eine seltsame Erscheinung an den Weiden sind die s. g. Weidenrosen, von denen man glaubte, es seyen die zu Schuppen ausgewachsenen Befruchtungstheile (Linné von Müller II. 404), die man aber in neuerer Zeit vom Stich einer Gallwespe herleitet. Es ist ein Busch in Rosettenform dicht zusammengedrängter Blätter.

Zu den wilden Bäumen müssen wir auch noch zählen den durch seine colossale Größe, dunkelgraue weiße Rinde, mächtigen Aeste und reiche Verzweigung ausgezeichneten wilden oder Holzbirnbaum (pyrus communis). Die Birnen, die er in zahlloser Menge trägt, sind gelb, klein und holzig an langen Stielen. Dazu der Holzapfelbaum (pyrus malus) mit mehr wolligen Blättern und sehr kleinen und sauren Aepfelchen. Der Elzebeerbaum (pyrus torminalis) mit braunen weißpunktirten mispelartigen Früchten, der Mehlbeerbaum (p. aria) mit rothen, mehligen Früchten, die Mispelbirne (p. pollveria) und die eigentliche Mispel (mespilus), ein dorniger Strauch mit den bekannten weichen, immer teigen Früchten. Dazu auch die wilde oder Vogelkirsche (prunus avium) mit ihren kleinen schwarzen Kirschen an langen Stielen, und mehrere verwandte Arten, die Stein-, Zwergkirsche, Haberschlehe. Der Hartriegel, Dürlitz oder die Corneliuskirsche (cornus) mit gelben schon im März hervorkommenden Blüthen und rothen langgezogenen, dattelartigen Kirschen. Die Schlehe (prunus spinosa), ein Strauch mit lieblich weißen Blüthen im Frühjahr, aber voll Dornen, die aus der Zuspitzung der Zweige entstehen. Die Früchte sind kleine runde und sehr saure Pflaumen.

Zu dem Unterholz und Waldgebüsch gehört bei uns zunächst die Hasel (corylus), die gleich der Weide gern ihre Aeste und Zweige lang und gerade ausdehnt, aber mit viel größeren und breiteren, weichen und doch zugleich rauh anzufühlenden Blättern geschmückt ist. Die gelben männlichen Blüthenkätzchen hängen schon im Februar hoch von den Spitzen der kahlen Zweige in reichem Teppich herab. Die harten Nüsse mit ihrem süßen Kern stecken im Kelch wie in einer gefalteten Halskrause. Eine Art, die s. g. Zellernuß, hat längere Nüsse. Die Lambertusnuß (c. tubulosa) hat die größten, die aber nicht mit den eßbaren Nüssen der pinus lambertiniana verwechselt werden dürfen. Der Haselstrauch bekommt zuweilen einen dicken Stamm. Bei Eperies in Ungarn zeigen ihrer zwei je drei Fuß Durchmesser. Fürst, Gartenzeitung 1826 S. 348. In den indischen Gebirgen aber fand Hoffmeister Haselbäume so groß wie Eichen, s. dessen Briefe S. 222.

Der wilde Hollunder oder Flieder (sambucus) trägt die breitesten gelblichweißen Afterdolden, aus denen später schwarze Beeren werden, an rothen Stielen. Der Duft der Blüthen ist süß und betäubend, der Thee davon heilsam, der Saft der Beeren bewirkt Schweiß. — Der Spindelbaum (evonymus) hat den Namen von seinem zu Spindeln und andern gedrechselten Waaren sehr brauchbaren Holze und zeichnet sich durch die seltsamen rosenrothen und viereckigen Samenkapseln (Pfaffenhütlein) aus.

Die vielen Dornsträucher wachsen gern an Waldrändern und suchen mehr die Sonne, als den tiefen Schatten der Wälder auf. Sofern man sie auch überall an Rainen und Wegen findet, läßt sich nicht immer sagen, ob sie hier schon ursprünglich wild waren. Der Wegdorn, Kreuzdorn (rhamnus) hat kleine gelbe Blüthen, der Sauerdorn oder die Berberitze (berberis) gleichfalls und dazu säuerliche rothe Beeren. Der Hagedorn oder Weißdorn (crataegus) flache weiße Dolden und dunkelrothe Beeren. Von der Brombeere (rubus) bemerkt Dumont d'Urville, der sie am Südende von Amerika regelmäßig vor den Buchenwäldern einen Wall bilden sah, diese Vergesellschaftung mit dem Walde scheine kein Zufall, sondern Naturgesetz zu seyn. Die Brombeere hat an den dünnen, biegsamen (fast einer Schlingpflanze ähnlichen) Zweigen viele Dornen und schöne große erdbeerartige Blätter mit kleinen Haaren. Die zusammengesetzte Beere ist anfangs grün, wird dann roth und endlich schwarz. Noch aromatischer und wohlschmeckender ist die rothe Himbeere (rubus idaeus). — Das eigenthümlichste Dorngesträuch im Innern der Wälder ist die Stechpalme (ilex), mit immergrünen, steifglänzenden und wie lakirten Blättern, deren Zacken dornig sind, und mit rothen Beeren, die erst in zwei Jahren reifen.

Auch der Epheu oder Eppich (hedera) hat etwas steife, glänzende und immergrüne Blätter. Er ist die vorzüglichste Schlingpflanze unsrer Zone. In dem Eichwald von Avoca im südlichen Irland sehen wir noch den Epheu im Urzustande, kämpfend mit den Eichen, die er hier nur liebkosend umschlingt, dort mächtig überwuchert, niederdrückt und überholt (Kohl, Irland II. 55). Er heftet sich mit seinen an den Zweigen befestigten Haftwurzeln fest an fremde Baumstämme und saugt aus ihnen seine Nahrung. Aus dem wilden Wald in die Cultur versetzt, schließt er sich immer noch am liebsten der verfallenen Cultur, alten Mauern an und bedeckt die Ruinen im alten Rom wie unsere gebrochenen deutschen Burgen mit einem dichten Polster von herzförmigen oder vielmehr fünfeckigen

dunkelgrünen und glänzenden Blättern, die auch im Winter grün bleiben und zwiſchen denen ſich gelbgrüne wachsartige Blüthen in runden Dolden hervordrängen, aus denen ſpäter ſchwarze Beeren wachſen. In Schweden nennt man ihn paſſend Murgrün (Mauergrün). Eine einzige Epheupflanze reicht oft hin, eine große Mauer mit ihrem grünen Teppich zu bekleiden. Doch iſt dickſtämmiger Epheu, wie der in Montpellier, deſſen Stamm 6 Fuß im Umfang hat (beſchrieben von Decandolle in deſſen Pflanzenphyſiologie II. S. 821) eine Seltenheit. — Die rankende Waldrebe (clematis) hat gefiederte Blätter und lange Federſchwänze am Samen, die ihr im Winter ein ſchönes Anſehen geben.

Neben dieſen Schlingpflanzen hat unſer nordiſcher Laubwald nur eine auf den Wipfeln der Bäume niſtende Schmarotzerpflanze aufzuweiſen, die Miſtel in zwei Arten. Die weiße Miſtel (viscum) wächst auf Wald-, aber auch auf Obſt-, insbeſondere Apfelbäumen. Sie hat gelbgrüne, ſteife Zweige in einem ſtumpfen Winkel gabelnd, ohne Blätter, außer am Ende jedes Zweiges, wo zwei länglichrunde Blätter ebenfalls gabelförmig in ſtumpfem Winkel ſich ausbreiten und zwiſchen ſich die Beere, eine klebrige Kugel, tragen. Es gibt eine vielbeerige Art in der Schweiz und eine rothbeerige im Orient. Die Miſtel ſchlägt ihre grünen Wurzeln ins weiße Holz der Bäume ein. Sie erfriert im Winter, ſo daß ihr Saft ganz zu Eis wird, und lebt doch wieder auf. Von den klebrigen Beeren macht man Vogelleim. Die ſ. g. Miſteldroſſel lebt von der Beere und ihre Excremente ſind davon ſo klebrig, daß ſie als Vogelleim benutzt werden, womit der Vogel ſelbſt gefangen wird. In der 72ſten Rede des Dio Chryſoſthomus warnt die Eule die andern Vögel, ſich nicht auf die Eiche zu ſetzen und lieber, gleich ihr, in alten Gemäuern zu bleiben, denn auf der Eiche wachſe ihnen der Tod. Nach Plinius Naturg. XVI. 44 kann die Miſtel nur wachſen, wenn zuvor der Same von einem Vogel gefreſſen worden iſt. — Die zweite Art, die ſ. g. Eichelmiſtel (loranthus) wächst vorzugsweiſe auf Eichen, iſt der vorigen ähnlich, aber holziger und ohne Leim.

14.

Die Waldblumen.

In die Wälder verirren ſich aus den Heiden die Flechten und Mooſe und aus den Wieſen vielartige Blumen, nehmen aber im Walde einen

eigenthümlichen Waldcharakter an, wie auf den hohen Bergen den Bergcharakter.

Unter den niederen Zellenpflanzen, Kryptogamen und Acotyledonen ſind es die Farren (filices), die als die vollendetſten der niedern Klaſſe nicht mehr dem Meer oder der Steinwelt angehören, ſondern ſchon Waldcharakter haben, in den tropiſchen Gegenden ſelbſt Wälder bilden und bei uns ſich wenigſtens vorzugsweiſe dem Wald anſchließen. Den Uebergang aus den Mooſen in die Farren bilden die Bärlappen (lycopodiaceae) auch Aehrenfarren geheißen, weil ihre dichtbehaarten moosartigen Veräſtungen oben in zwei gelbliche Aehren ausgabeln. In dieſen Aehren iſt der zahlreiche, aber äußerſt feine Same, das berühmte Bärlappenmehl, verſteckt, welches im Feuer aufblitzt und daher als Theaterfeuer benutzt wird. Dazu die Natterzunge (ophioglossum) mit dünner Aehre und die Mondraute (botrychium lunaria) mit in mondförmige Läppchen fiederartig getheiltem Blatt. — Ausgebildeter ſind die ſ. g. Rückenfarren, ſo genannt, weil ſie die Sporen in Häufchen, von einem häutigen Ring umgeben, auf der Rückſeite der Blätter tragen. Dieſe Blätter ſind eigentlich Wedel und bezeichnen den Uebergang von den Wedeln der Algen zu den gefiederten Blättern der Palmen. Die Hirſchzunge (scolopendrium) hat lange, zungenartige, noch nicht gefiederte, aber zierlich gerandete Blätter, die Mauerraute (asplenium ruta muraria) hat Blattzweige, die ſich nach beiden Seiten wieder in Zweige mit je drei kleinen Blättern vertheilen. Das Frauenhaar (adiantum capillus Veneris) hat doppelt gefiederte Blätter, die es wie einen grünen Stern am Felſen ausbreitet. Engelſüß (polypodium) hat nur einfache, aber große, ſchön und tief gezackte Blätter. Der Tüpfel- oder Wurmfarren (aspidium) kommt als Männchen mit großen und als Weibchen mit kleineren und ſchmäleren Blättern vor, welche doppelt gefiedert ſind. Am größten und ſchönſten aber iſt unter unſern Waldfarren der Adlerfarren (pteris aquilina), ſo benannt vom Bild des Doppeladlers, welches ſich zeigt, wenn man den untern Theil ſeines Strunkes, aus dem die Blätter hervorkommen, durchſchneidet. Die in ſchattigen Wäldern tief aus dem Boden excentriſch ſich ausbreitenden Blätter ſind doppelt gefiedert, unten breit, oben ſpitz, fallen bogenartig wie Reiherfedern und geben uns eine Vorſtellung von der Pracht der noch größeren und auf hohen Stämmen auseinanderfallenden Blätter der baumartigen Farren unter den Tropen. Es gibt kein Blatt, was bei ſolcher Größe ſo kunſtreich gegliedert wäre.

Die Wieſe zieht ſich tief in den Wald hinein. Eine Menge eigenthümlicher Gräſer, Arten von Riedgras (carex), das binſenartige ſ. g. Waldgras (luzula), Waldhaargras (elymus), Perlgras (melica) ꝛc. wachſen vorzugsweiſe in den Wäldern, eben ſo gedeihen eine Menge Blumen erſt im Walde, die auf offenen Wieſen nicht, oder doch nur in der Nähe des Waldes vorkommen.

Unter den Frühlingsblumen des Waldes gehen allen andern voran die Chriſtblume oder Nieswurz (helleborus), die ihre weißen Blumenſterne ſchon im Februar unter dem Schnee entfaltet, und das Schneeglöckchen (galanthus) mit der gleichfalls unterm Schnee wachſenden und weißen, aber demüthig am Stiel gebeugten Blume. Später iſt die vornehmſte Blume des Waldes das Maiblümchen (convellaria majalis) wegen ihrer aloëartigen Aehre mit einſeitig kleinen weißen Glockenblümchen, die den lieblichſten friſcheſten Duft um ſich verbreiten, ähnlich den Hyacinthen. Ferner die Waldanemone (a. sylvestris), das Kreuz- oder Himmelfahrtsblümchen (polygala) mit blauer Blumentraube; der wohlriechende Waldmeiſter (asperula) mit weißen Blüthenbüſcheln auf ſchmalen quirlförmig geſtellten Blättern, aus denen man den berühmten Maitrank macht; die Schattenblume (majanthemum) mit den weißen wohlriechenden Blumenträubchen; der Ehrenpreis (veronica) mit blauer Aehre; der Waldampfer (rumex).

Eine der merkwürdigſten Waldblumen im Frühling iſt das Arum (arum), das bei uns einheimiſche Vorbild vieler anderen ausländiſchen Kolbenblumen (aroideae). Sie hat gleich einem Haſenohr ein einfaches grünes Scheidenblatt, das einen langen ſchwarzrothen nackten Kolben einſchließt. Unterhalb dieſes Kolbens ſtehen im Ring herum runde Wärzchen, woran Faden hängen; unter dieſen die kurzen viereckigen Staubbeutel oder männlichen Organe; unter dieſen wieder haarige Wärzchen und ganz unten die kurzen Griffel oder weiblichen Organe. Dieſe verſchiedenen Organe gleichen einer Getreideähre, Himbeere und Weintraube, die über einander ſtehen und durch kleine Zwiſchenräume getrennt ſind und jenachdem ſie in geſunder und ſtrotzender Fülle in der Scheide gefunden werden, ſchließt man daraus auf eine geſegnete Getreideerndte, Obſterndte und Weinleſe. Weshalb ſie auch Zeigekraut heißen. Panzer, d. Myth. S. 248. — Schon Plinius ſagt, die Aegypter hätten dieſe Pflanze Aron genannt. Es war daher nur eine willkührliche Deutung, als man ſie ſpäter nach dem Bruder Moſis Aaronsbart oder Aaronswurz nannte. Sie

heißt auch Zehrwurzel und Eſelsohr. Sie ſoll entſtanden ſeyn, wo Aaron ſeinen Stab in die Erde ſteckte. An dieſem Stabe ſollen alle Früchte Kanaans von Joſua und Kaleb in die Wüſte getragen worden ſeyn, weshalb auch wieder jene Aaronpflanze alle Früchte ſinnbildlich an ſich trägt. Mündliche Sage aus Schwaben durch Prof. Schott. Das italieniſche Arum hat einen gelben Kolben, der bei der Befruchtung warm wird. — Eine beſondere Art iſt das Schlangenkraut oder die Drachenwurz (dracontium), deren Stamm unten wie eine Schlangenhaut grün und gelb gefleckt iſt und deren Scheidenblatt inwendig purpurroth iſt, wie auch der ſchuppige Kolben. Eine Abart davon iſt dracontium foetidum oder Bärenwurz, mit grün und roth marmorirtem Scheidenblatt, violetter und wie ein Aas ſtinkender Kolbe, (daher die Fliegen, die ſie für ein Aas halten, Eier hineinlegen), deren Wurzel aber eine Lieblingsſpeiſe der Bären ſeyn ſoll.

Wie im Walde ſich viele Wieſen- und Feldpflanzen in eigenthümlichen Arten wiederholen, ſo auch Klee, Wicken ꝛc. im Sauerklee (oxalis) mit weißem Blümchen und einem eigenen Salze, Geißklee mit gelben Blumentrauben, in der Waldwicke, Walderbſe ꝛc. So die Würzkräuter in der Waldmeliſſe, Waldſalbey ꝛc. So hat auch der Wald ſeine eigenen Glockenblumen, Wolfsmilch, Neſſel (die gelbe Wald- oder Taubneſſel). Viele ſchöne Nelken, die dunkelrothe in Büſcheln beiſammenſtehende Karthäuſernelke (dianthus carth.), die blaßviolette Federnelke, die haarförmig geſpaltene Pfauennelke, die Lichtnelke (lychnis), wozu die rothe klebrige Pechnelke, das weiße Marienröschen und die Kukuks- oder Fleiſchblume gehören. Sie ſind eine Zierde lichter Waldſtellen und Bergabhänge. Die ſchönſte unſrer Waldblumen iſt aber die ſ. g. Berglilie (lilium mortagon), eine hohe Pyramide mit lockern Zweigen, an denen die blaßpurpurfarbenen ſchwarz punktirten Blumen ſitzen, die gleich dem Türkenbund in unſern Gärten ihre Blätter rückwärts ſchlagen. Man findet ſie gern an lichten Stellen des Bergwaldes, ſonderlich im verwitterten Geſtein und ihre Pracht und Schönheit verfehlt nie, in die Einförmigkeit des Waldes Poeſie zu bringen. Ihre Zwiebel heißt von der Farbe die Goldwurzel. Sehr ſchön iſt auch die Meerzwiebel (scilla) mit blauer großer Doldentraube, und die wilde blaue Sternblume (aster). Minder ſchön iſt die weiße Graslilie (anthericum), die gelbe wilde Waldtulpe, der Bärenlauch (allium ursinum), die gelbe Vogelmilch (ornithogalum). Niedliche gelbe Blümchen hat der Waldmeyer (lysimachia), eine

weißliche Riſpe die Waldklette (circaea), eine große dolbentraubige Riſpe mit bald abfallenden Purpurblümchen, aber ſtehen bleibenden langen gelben und violetten Staubgefäſſen die ſchöne Wieſenraute (thalictrum), eine gelblich weiße Aehre die Rapunzel (phytemma), eine dichte gelbe Blumenriſpe die Goldruthe (solidago).

Die Königin der Wald-, wie der Gartenblumen iſt die Roſe. Die wilde Roſe (rosa canina) iſt unſrer Gartenroſe ganz ähnlich, ein dorniger Strauch mit gefiederten lanzettförmigen und zart gezahnten Blättern, die Blume rundgewölbt aus einfachen weichen Blättern von zartem Roſenroth um die gelben Staubfäden her über dem fleiſchigen grünen Fruchtboden, aus dem ſich im Herbſt die weiche hochrothe und eßbare Frucht der Hagebutte entwickelt. Die Blume hat einen lieblichen Duft. Eine andere Art, die Weinroſe (rosa rubiginosa) hat kleinere und etwas bräunlich ſchimmernde Blätter von einem eigenthümlichen Wohlgeruch. Auf beiden wächst häufig der ſ. g. Schlafapfel, ein moosartiger Auswuchs, den der Stich einer Gallweſpe bewirkt. Die wilde Roſe kommt in ungeheurer Menge im Norden von Rußland vor und bedeckt am Onegaſee Flächen von vielen hundert Werſten. Blaſius, Reiſe I. 62.

Zu den Waldblumen rechnen wir auch die ſchöne Schlingpflanze, die ſich am Rande der Wälder und der Hecken um die Geſträuche ſchlingt, die Winde (convolvulus), deren kelchartige weiße oder roſenfarbene Blume von ſehr leichter wäſſeriger Subſtanz bald wieder vergeht. Ferner den ſeltſamen Frauenſchuh (cypripedium calceolus) auf Kalkfelſen wachſend, eine gelbe Hohlblume geformt wie ein Schuh mit dunkelbraunen Kelchblättern. Durch ſeine weiße Wurzel macht ſich das davon genannte Zahnkraut (dentaria) bemerklich, durch ſein ſüßſchmeckendes Holz der Traganth oder das Bockshorn (astralagus), durch ſeinen Moſchusgeruch das Biſamkraut (adoxa), durch den bei der geringſten Berührung aus der Kapſel ſpringenden Samen die wilde Balſamine (impatiens).

Im Walde locken ſüße Beeren, vor allen die Erdbeere (fragraria), mit ſchönen dreilappigen Blättern, am Boden kriechend und lange Ausläufer entſendend, die wieder einwurzeln. Aus den zierlichen weißen Blümchen entwickelt ſich eine hochrothe Beere, die man eine umgekehrte genannt hat, weil der Same nicht inwendig im Fleiſch der Frucht, ſondern auswendig an derſelben ſitzt. Ihr Wohlgeruch und ſüßer Geſchmack übertrifft, wie klein ſie auch iſt, jede der fremden größern Arten und hat ſeines Gleichen nicht in der Welt. Die größte Art ſoll in Chile

vorkommen mit ſilberhaarigen Blättern, Meyen, Reiſe I. 322. Eine ſehr große wächst auch auf den Orkneyinſeln. Nächſt unſerer wilden iſt die in Gärten gezogene Ananaserdbeere die angenehmſte. — Von herberem, aber würzigerem Geſchmack iſt die halb rothe, halb weiße Preußelbeere (vaccinium vitis idaea), am geringſten und gemeinſten aber die dunkelblaue Heidelbeere auf kleinblätterigem niederem Strauch (vacc. myrtillus). Die Einbeere (paris) hat immer nur eine einzige ſchwarze Beere, das Chriſtophskraut (actaea) eine weiße Blumentraube, aus der ſpäter ſchwarze giftige Beeren werden. Die giftigſte Waldbeere aber iſt die berüchtigte Tollkirſche (atropa belladonna), bis ſechs Fuß hoch mit braunrother Glockenblume und ſchwarzer Kirſchenähnlicher Beere, die ſo oft arme Kinder verlockt hat, ſich in ihr den Tod zu eſſen. Auch der ſ. g. Kellerhals (daphne) ſetzt aus roſenfarbnen wohlriechenden Blümchen giftige rothe Beeren an.

Eine der giftigſten Waldblumen iſt der ſchöne Fingerhut (digitalis) mit einer hohen Aehre voll blaßgelber oder auch röthlicher Blumenglocken, die wie ein Fingerhut ausſehen. Vor allen aber das häßliche Bilſenkraut (hyoscyamus). Es hat eine unheimliche Phyſiognomie, iſt überall haarig und klebrig, ſtinkend und ſchon durch den Geruch etwas betäubend. Die Blume bildet einen Becher, inwendig roth, auswendig ſchmutzig gelb und voll rother Aederchen. Die Fruchtkapſel enthält viele kleine Samen. In Perſien findet man die Blumen ſehr bauchig, auswendig gelb und innen ſchwarz; auf Candia eine ſchöne gelbe Blume mit langem Griffel und rothen Staubfäden; in Sibirien die Blume violett, den Kelch wollig. Das Gift iſt in der ganzen Pflanze enthalten. In geringem Maaß genoſſen ſchläfert es ein und bewirkt die ſonderbarſten Träume und Geſichter. Gmelin in ſ. Geſchichte der Pflanzengifte erzählt, in Rußland mache man ſich zuweilen den Spaß, dieſes Kraut auf den Ofen der Badſtuben zu legen und indem es zu dampfen und ſeinen Dunſt zu verbreiten anfange, werden die Anweſenden wie närriſch und treiben die lächerlichſten Dinge. Beſonders ſoll das Gift bewirken, daß man alles vergrößert ſieht, z. B. ein Tropfen Waſſer wird zum See, ein Strohhalm zum Balken. Ein Kranker ſah alle Buchſtaben eines Buchs ſelbſtſtändig wie Ameiſen durcheinanderlaufen ꝛc.

Aus den Wurzeln hoher Bäume wachſen tief im Schatten des Waldes bleiche Schmarotzerpflanzen. So das ſchmutzigweiße blattloſe, ſpargelartige Ohnblatt (monotropa) an den Wurzeln des Nadelholzes, etwa

eine Spanne hoch, daher auch Fichtenſpargel genannt; die Schuppenwurz (lathraea) ganz ähnlich, nur purpurblau mit welken Schuppen, die Haſelwurz (asarum) wächſt unter der Haſel mit zwei Blättern und einem lederartigen Kelch auf kurzem Stiele. — An die Rinden der alten Bäume ſetzen ſich mannigfache Flechten an, die gelbe Lappenflechte (lobaria parietina), das roſtfarbene Lungenmoos (sticta), die aſchgraue Schildflechte (peltigera canina).

15.

Die Felder.

Die Getreidearten (Cerealien) ſind meiſt unſcheinbare gras- und ſchilfartige Pflanzen, aber unendlich wichtig, weil ihre Samenkörner das unentbehrlichſte Nahrungsmittel für den Menſchen ſind. Unſre europäiſchen Getreidearten ſtammen aus Aſien, gleichwohl herrſchen nicht ſie, ſondern vorzugsweiſe der nur in ſüdlicheren Climaten gedeihende Reis als Nahrungsmittel im ganzen Orient vor. Amerika kannte, bevor es die Spanier entdeckten, weder unſer Getreide, noch den Reis; allein es beſaß dafür den Mais (das Welſchkorn) eigenthümlich, der erſt von dorther zu uns kam. Somit haben die drei herrſchenden Welttheile jeder ein eigenes Hauptkorn.

Gemeinſam iſt allen Cerealien, wenn wir den Buchwaizen ausnehmen, der gras- und ſchilfartige Halm mit Knoten und langen Scheidenblättern, ferner ohne Ausnahme die Aehre, die ſich bald als Riſpe vertheilt, bald als Kolbe zuſammendrängt, und endlich die geſellige Anpflanzung in ganzen Feldern. Das Korn des Getreides iſt immer klein, wird nur durch ſeine Menge fähig, die Menſchheit zu nähren und erfordert daher Zeit und Mühe des Anbaus. Dadurch hauptſächlich iſt die Arbeit auf Erden bedingt. Wüchſe das Korn ſo dick wie Aepfel oder Kürbiſſe, ſo würde die ganze Weltgeſchichte einen andern Verlauf haben. Die ewig gleiche Ruhe des Feldbaus hält dem unruhigen Treiben der Städte das Gleichgewicht. Er gibt der menſchlichen Geſellſchaft eine Schwerkraft, ohne die ſie auseinanderfahren müßte. Wie in die Höhe der Geſellſchaft immer der Nahrungsſaft von unten aus der Arbeit des Landmanns aufſteigt, ſo erſetzt auch ſogar der Geiſt die ihm durch mannigfache Entartung abgehenden Kräfte immer wieder von unten aus den geſunden Individuen, welche aus den Provinzen den Hauptſtädten zufließen.

Der höchſte Reiz aber liegt für den Naturfreund in der Betrachtung

der jährlich aus dem dunkeln Schooß der Erde aufwachſenden Saaten und Erndten, eines Segens, deſſen poetiſche Schönheit nicht durch die Erwägung des Nutzens, durch die Einmiſchung der Reichthums- und Eigenthumsbegriffe verliert, vielmehr noch dadurch gewinnt, weil es nirgends ſo klar ausgeſprochen liegt als hier: dieſer Segen iſt für dich beſtimmt, du biſt ſeiner werth, denn deiner Hände Fleiß hat ihn mit Gottes Hülfe hervorgerufen!

Wenn nun auch der Ackerbau die wilde Waldſchönheit in den Hintergrund drängt, ſo entbehren doch die regelmäßig angelegten Felder keineswegs einer ihnen eigenthümlichen Schönheit. Wer ſähe ohne Freude die zarte Saat, die den düſtern Acker plötzlich mit der Farbe des Smaragds überkleidet? und wer ohne ein Gefühl des Behagens und Stolzes die goldne Erndte? Gar manche maleriſche Schönheit der Landſchaft iſt ausſchließlich durch den Feldbau bedingt, namentlich durch ſeinen Contraſt mit Wieſe und Wald und Architektur. Als Hauptreiz hat man immer das Wogen der reifenden Getreidefelder im Winde angeſehen, das ſanfte Wellenwerfen des vegetabiliſchen Meeres. Dieſes poetiſche Bild ging ſogar in den angelſächſiſchen Sprachgebrauch über. Die Angelſachſen nämlich nannten das wirkliche Meer garsecg (Spießried) oder garge blaud (mixtio aristarum), das Feld ins Meer verſetzend, wie unſer heutiger Sprachgebrauch umgekehrt das Meer ins Feld verſetzt (Vgl. Grimm deutſche Mythologie S. XXVII.). Das Wogen des Getreides iſt der Farbe wegen noch meerähnlicher und ſchöner, wenn die Aehren noch grün, aber ſchon geſchoßt ſind. Damit verbindet ſich nicht ſelten ein höchſt reizendes roſiges Flimmern, welches theils durch den roſigen Anflug der Aehren ſelbſt, theils durch das Abendroth bewirkt wird, ein gleichſam taubenhalsartiges Schillern. Vollreife Felder ſind am ſchönſten in der Mittagsgluth der Sonne, wie Ruysdael ſie gemalt hat, und in der Erndte, wenn man des Segens habhaft wird. Von ſolchen Feldern verlangt ein Sprichwort des Landmanns, das Getreide ſoll ſo ſteif, hoch und dicht ſtehen, daß man ein Wagenrad daran legen könnte. Die vollen Schwaden, die ſchweren Garben, der ſchwankende Erndtewagen in der Abenddämmerung ſind Bilder, die unſrer Seele immer wohlthun und geheimnißvoll an eine höhere Bedeutung mahnen.

Am Individuum ſpricht uns bei allen Cerealien vorzüglich die Aehre an. Sie erfüllt die Form, die durch die Gräſer nur angedeutet iſt, in der intereſſanteſten Pflanzenform, und trotz ihrer Beſchränkung ſogar eine

der ſchönſten, daher ein oft gebrauchtes Ornament. Die Normalform iſt wohl in der Walzenähre zu finden. Von ihr weicht durch größere Länge und Magerkeit der Roggen, durch größere Breite, Symmetrie der beiden Seiten und Länge der Granne die Gerſte, durch Zerſtreuung der Riſpe und lange und ſpitze Hülſen und Kerne der Hafer, durch Größe, Gedrungenheit und kraftvolles Hervortreten des Korns der Mais weſentlich ab.

Die gemeinſte in ganz Norddeutſchland am meiſten zu Brod verwendete Getreideart iſt das einfach ſ. g. **Korn** oder der **Roggen** (secale cereale) in verſchiedenen Arten, unter denen der Sommerroggen, der im Frühling geſät wird, niedriger wächſt und auch kleinere und dünnere Körner hat, als der Winterrogen, der im Herbſt geſät wird und überwintert. Der Roggen wächſt höher als alle andern Getreidearten und hat auch eine längere Aehre, an der die Körner nicht ſo feſt und dicht ſitzen, wie am Waizen und Gerſte. Er ſtammt aus Mittelaſien und ſoll erſt ſeit Attilas Zeiten in Deutſchland verbreitet ſeyn. — In Süddeutſchland und Italien vertritt ſeine Stelle der mehr waizenartige **Dinkel** (triticum spelta) in Italien far genannt, woher der altlateiniſche Namen des Mehls (farina). Er iſt älter in Europa und ſoll aus Perſien ſtammen. Der Dinkel hat eine lange und ſchmale Aehre, wie der Roggen, aber meiſt ohne Granne. Es gibt mehrere Arten.

Die **Gerſte** (hordeum) zeichnet ſich durch ihre ſchöne goldgelbe Farbe und durch die Regelmäßigkeit und Symmetrie ihrer breiten und langhaarigen Aehre aus. Dieſe Schönheit iſt am höchſten ausgebildet in der ſ. g. Pfauengerſte, deren breite Aehre einem Pfauenſpiegel gleicht. Es gibt verſchiedene Arten und zwar ſowohl von der Sommer- als Wintergerſte. Der Halm iſt immer kürzer als beim Roggen, Dinkel, Waizen. Aus dem Gebrauch der Gerſtenähren bei den heidniſchen Feſten der Griechen und Römer ſcheint hervorzugehen, daß die Gerſte bei dieſen Völkern wie die heiligſte, ſo auch die älteſte Getreideart war. Auch wird ſie am früheſten im Jahr geerndtet. Wie Roggen und Dinkel zum Brod, ſo wird Gerſte hauptſächlich zum Bier verwendet, indem man ſeine Körner leicht röſtet (Malz) und mit Hopfen im Waſſer kocht.

Der **Waizen** (triticum) iſt das edelſte Getreide. Seine Aehre iſt die gedrungenſte und kräftigſte unter allen, ſein Mehl das weißeſte und feinſte, daher es nur zu den feineren Gebäcken gebraucht wird. Davon hat auch der Waizen ſeinen Namen; waiz iſt das alte Wort für weiß. Man unterſcheidet Sommer- und Winterwaizen und andre Arten. Be-

ſonders ſchön iſt der Sammetwaizen (triticum velutinum) wegen ſeiner Behaarung, und das Wunderkorn (tr. compositum, auch grano di Smirna genannt), weil ſeine Aehre noch mehrere Nebenähren aus demſelben Stengel treibt.

Der Hafer oder Haber (avena) zeichnet ſich durch ſeine lockere überhängende Riſpe mit langen und ſpitzen Spelzen und durch ſeine helle, faſt weiße Farbe aus. Er bildet inſofern einen Contraſt zur faſt ſymmetriſch geſchloſſenen Gerſte, mit der er auch inſofern contraſtirt, als er im Herbſt zuletzt, die Gerſte aber ſchon im Sommer zuerſt gemäht wird. Er zeigt die meiſte Verwandtſchaft mit den Grasarten, in die er durch den ſ. g. Schwindelhafer übergeht. Auch mit dem Schilf bildet er eine eigenthümliche Wahlverwandtſchaft, ſofern er am Meeresufer den trocknen Sand ſucht. Sandhafer iſt faſt das einzige Bindemittel, durch welches man den lockern Sand der Dünen feſt machen kann. Der Same deſſelben hat eine ſpiralförmig gewundene Granne, die ſich im Regen aufwickelt und den Samen ſo lange fortſchiebt, bis er haftet. (Burdach, Blicke ins Leben I. 184).

Der Buchwaizen oder das Haidekorn (polygonum fagopyrum) mit ſeinen Pfeilblättern und weißlichrothen Blümchen liefert ſchwarzen dreieckigen Samen als Mehl, woraus man die Haidegrütze macht.

Der Hirſe (panicum) auch milium genannt von mille (tauſend), hat in der Lombardei, nach v. Martens Italien I. 221, faſt tauſendfachen Ertrag und iſt unter allen Getreidearten die ergiebigſte. Der gemeine hat eine Riſpe, der welſche eine Kolbe. Die Körner ſind klein und rund, wie kleine Perlchen.

Da Reis und Mais noch gegenwärtig mehr in andern Welttheilen als bei uns zur Hauptnahrung dienen, wollen wir ihre Betrachtung hier noch verſchieben, aber die Kartoffel herbeiziehen, weil ſie bei uns eines der vorzüglichſten Nahrungsmittel geworden iſt und in großen Maſſen angebaut wird.

Die Kartoffel (solanum tuberosum) gehört zur giftigen Familie der Nachtſchatten, ſetzt aber an ihren haarigen Wurzeln die bekannten dicken Knollen ab, die wir eſſen. Jedermann kennt das dunkelgrüne Kraut, die weichen und doch trocken ausſehenden Blüthen, die grünen Samenknollen oben und die ſchmutziggelben dicken Wurzelknollen unten. Man pflanzt es am beſten in trocknem Sandboden an. Die verſchiedenen Arten weichen nicht ſehr von einander ab. Bei einigen ſind die Knollen mehr länglich, röthlicht oder blau. Eine vorzügliche iſt die peruaniſche mit

violetten concentriſchen Ringen innerhalb der Knolle. Tſchudi, Reiſe I. 10. Das Innere der Knolle oder das Kartoffelmehl beſteht aus unzählbaren Einzelzellen voll Stärkmehl, aus dem man daher auch Zucker und Alcohol machen kann. Die Knollen werden zuweilen ſehr groß, was jedoch ihre Güte nicht vermehrt, im Gegentheil erhalten ſie, wie ſie zu groß werden, etwas Saiſiges. In England kam einmal eine Kartoffel von 39 Zoll im Durchmeſſer und 5 Pfund 10 Loth Gewicht vor. Fürſts Gartenzeitung 1826 S. 275. Die Pflanze iſt in Amerika zu Hauſe und wurde zuerſt von dem Engländer Franz Dracke im Jahr 1586 nach Europa gebracht. Darwin, Reiſe II. 40 bemerkt, ſie finde ſich im Innern von feuchten Wäldern eben ſo wie auf ſehr trocknen Berghöhen. Die berüchtigte Krankheit, die ſeit einem Jahrzehnt mehrere Kartoffelerndten vernichtete, iſt in ihren Urſachen und Heilmitteln immer noch nicht erkannt, obgleich unendlich viel darüber geſchrieben worden iſt. — Man hoffte eine Zeitlang die Kartoffeln durch die noch größere und längere Wurzel der aracacha, einer ſüdamerikaniſchen Doldenpflanze, erſetzen zu können, ſie iſt jedoch nich weit verbreitet worden.

Andere auf unſern Feldern angebaute Nahrungsmittel ſind die Erbſen, Bohnen, Linſen ꝛc. oder Hülſen- und Schotenfrüchte. Die Erbſe (pisum sativum) iſt ein rankendes Gewächs mit Schmetterlingsblumen und Schoten voll kugelrunder fahler Körner. Dieſe ſind unreif überaus ſüß und reif ſehr mehlreich. Es gibt viele Arten. Am nächſten iſt ihr die Küchenerbſe (cicer) verwandt mit Samen wie ein Widderhorn in aufgeblaſener Schote. In der Provence findet man ganze Felder mit ſolchen Puffſchoten, die mit einem Knalle aufſpringen. Ferner die Linſe (arvum lens) mit ihren runden, aber zu einer platten Scheibe gedrückten Samen. Endlich die Bohne (phaseolus) in vielen Arten mit etwas gekrümmten ſehr glänzenden und in allen Farben vorkommenden Körnern in ihren Schoten. Am ſchönſten iſt die türkiſche oder Feuerbohne mit hochrother Schmetterlingsblume und ſehr großer Bohne; am meiſten abweichend die nicht rankende, ſteife und krautartige Sau- oder Pferdebohne (vicia faba). Es iſt wahrſcheinlich, daß Erbſe und Bohne den Menſchen früher zur Nahrung gedient haben, als die ſchwieriger zu gewinnenden Cerealien.

Wir ſchließen hier noch den auf unſern Feldern angebauten Hanf (cannabis) an, deſſen gerader hoher Stiel mit neſſelartigen Blättern wegen ſeiner zähen und elaſtiſchen Faſern zu Stricken und zu Geweben wie Leinwand verarbeitet wird. Die Pflanze hat in der Blüthenzeit einen etwas

betäubenden Duft. Die männlichen Pflanzen (Fimmel) werden, wie ſie abgeblüht haben, gleich ausgeriſſen, die weiblichen bleiben vier Wochen länger ſtehen und ſind daher ſtärker und größer. Der glänzende Same iſt ein Lieblingsfutter der Vögel und man preßt Oel daraus. — Noch nützlicher iſt uns der Flachs (linum) aus deſſen noch feineren Stengelfaſern man die Leinwand macht. Der Stengel wird zu dieſem Behuf zerklopft, erweicht, gebleicht, auf jede Art mishandelt und wird am vollkommenſten durch Leiden (ſchönes Sinnbild des Chriſten). Die Flachsfelder beſtehen aus dünnen, blattarmen, ſchön grünen und dichtgedrängten Halmen, die an der Spitze zur Blüthenzeit kleine zarte hellblaue Blumen aufſchlagen, weßhalb ein blühendes Flachsfeld von fern wie Waſſer ausſieht. Der Samen gibt das Leinöl und die Leinkuchen.

Der Reps (brassica) wird ausſchließlich zur Oelgewinnung aus dem Samen angebaut und zeichnet ſich zur Blüthenzeit durch den goldnen Glanz ſeiner Felder aus. Der Mohn (papaver) oder Oelmagen wird gleichfalls in Feldern gebaut, eine Blume von äußerſt zarter roſenartiger Corolle mit einer runden Samenkapſel von einem Kranz ſchwarzer Staubfäden zierlich umgeben, auf geradem und ſteifem Stiele. In der Samenkapſel ſind zahlloſe kleine feingerippte Körnchen enthalten, die man ißt, oder aus denen man das Mohnöl macht. Aus der noch grünen und ſaftigen Kapſel aber gewinnt man einen betäubenden Saft, das berühmte Opium. Daſſelbe erweckt angenehme Phantaſien, entnervt aber und tödtet, wenn es im Uebermaaß genoſſen wird. Opiumeſſen iſt bekanntlich das Hauptlaſter der Chineſen; die Engländer aber, indem ſie China mit Krieg überzogen, bloß um das Verbot des Opiums rückgängig zu machen und noch fernerhin durch Verkauf dieſes Gifts an die verweichlichten Chineſen ungeheuern Gewinn zu ziehen, haben damit eine Gottloſigkeit der ſchwerſten Art verübt. Denn Gott hat die Natur und ihre Wunder für ſeine Kinder geſchaffen zu ihrem Wohl, nicht daß ſie einander die ſchädlichen und tödtlichen Naturſtoffe aufzwingen und dadurch wiſſentlich Brudermörder werden. — Den Krapp (rubia tinctorum) ein äſtiges Kraut mit Trugdolden, baut man wegen ſeines rothen, den Wau (reseda luteola) wegen ſeines gelben, den Waid (isatis tinctoria) wegen ſeines blauen Färbeſtoffs.

Mehrere Arten Klee werden auf Feldern angeſät und als kräftiges Viehfutter benutzt, ſo der gemeine (trifolium), die Luzerne (medicago), die Eſparſette (hedysarum). Die Raukarde oder Weberdiſtel (dipsacus

fullonum) wird wegen ihrer ſtachlichen Blüthenköpfe, die gleichſam verholzt ſtehen bleiben, zum Wollkratzen benutzt und angebaut.

Den Uebergang zum Wein bildet der hochrankende an langen Stangen aufgerichtete Hopfen (humulus lupulus) mit ſeinen großen herzförmigen und fünflappigen Blättern, kleiner männlichen Blüthe (Zimmel oder Neſſelhopfen) und ſeiner größern weiblichen Blüthe (Laufer- oder Zapfenhopfen), deſſen Zapfen dem Bier die bekannte Bitterkeit geben.

16.

Das Unkraut.

Unter dieſem Namen begreift man alle die Kräuter und Blumen, die ſich zum Schaden der Culturpflanzen unter dieſelben eindrängen, andere wilde Gewächſe, die vorzugsweiſe auf brach oder wüſt liegenden Feldern zum Vorſchein kommen, ferner ſolche, die der menſchlichen Cultur nachgehen, ſich gern auf alten Mauern, Dächern, in den Winkeln der Höfe und Gärten, auf Schuttplätzen oder in Ruinen, an Zäunen, Hecken und Wegen anſiedeln, und endlich Schmarotzer, die in der Fäulniß und krankhaften Zuſtänden anderer Pflanzen entſtehen, wie Pilze und Schimmel.

In vielen Fällen ſind es niedliche Blumen, die nur wie zum Scherz mitten in der Cultur noch daran mahnen, daß der Menſch die wilde Natur und ihre Schönheit nicht ganz vergeſſen ſoll. So die ſchöne Kornblume (centaurea), die aus dem ſchuppigen Kelch wie mit blauen Flämmchen brennt, eine ſtachelloſe Diſtel, der rothe Raden (agrostemma githago), der rothe Ackermohn, die Wucherblume (chrysanthemum segetum), das kleine Ackervergißmeinnicht, der Feldritterſporn (delphinium), der wilde Schwarzkümmel (nigella), die Feldcypreſſe oder der Ackergamander (teucrium), der Kuhwalzen mit röthlichen Aehren (melapyrum) ꝛc. Die alles erobernde Diſtel drängt ſich auch in die Felder ein und iſt ſchwer auszurotten. Ferner die Quecke (triticum repens) mit ihrer kriechenden, unter dem Pflug zwar abreißenden, aber immer forttreibenden Wurzel. Auf Flachs-, Klee- und Wickenfeldern haust die Flachsſeide (cuscuta) mit langen dünnen röthlichen Fäden als Schmarotzer und ſaugt die Culturpflanzen aus, weßhalb man ſie auch Teufelszwirn genannt hat. An den Wurzeln von Hanf und Erbſen ſchmarotzt die Sommerwurz (orobanche).

Unter den zahlreichen Ackerkräutern, die auf Brachfeldern wachſen, unterſcheiden wir mannigfache Arten des wilden Klee, der wilden Wicke,

der Melde (chenopodium), der nicht brennenden Taubneſſel (lamium), die Spark (spergula) mit ſchmieriger Riſpe, das Pfennigkraut (rhinanthus) mit den runden wie ein Pfennig zuſammengedrückten Kelchen, das Täſchelkraut (lepidium) mit ſeinen Schötchen und das Hirtentäſchelkraut (thlaspi) mit Schötchen, die einer Hirtentaſche gleichen, die Feldraute (fumaria), die Feldcamille (matricaria), die ſtinkende Camille (anthemis cotula), der Ackerſalat, der Ackerſenf, die Gänſediſtel, das Gauchheil (anagallis), der Kerbel (scandix), die niedliche kleine Schafgarbe (achillea) mit ihrem hübſchgefiederten Laub und der großen weißen Dolde, der Huflattich (tussilago) mit ſeinen großen herzförmigen Blättern ꝛc.

Der urſprünglichen Wildniß ſowohl, wie der verwilderten Cultur gehört die prachtvolle Königskerze (verbascum) an, denn ſie wächst auf unbebauten Berghalden gleichſam als Grenzſäule zwiſchen dem Waldgebirg und dem Ackerfeld, aber auch auf Schuttplätzen in der Nähe der Dörfer, gleichſam als Siegesdenkmal der Verwilderung über die Cultur. Sie heißt auch Wollblume, weil ſie ganz mit feiner weißer Wolle bedeckt iſt. Sie ſteigt mit ihren dicht am Stamm ſich emporreihenden gelben Blumen wie eine Kerze in die Höhe, ſtolz, edel und des königlichen Namens unter den wilden Blumen nicht unwürdig. Sie gleicht am meiſten der hohen Malve oder Herbſtroſe. In der großen Steppe im Norden des ſchwarzen Meeres wächst ſie in ungeheurer Menge und Größe und bildet ganze Wälder (Kohl, Südrußland II. 115). Es gibt mehrere kleinere und größere Arten, alle ſchön durch den ſilbergrauen oder weißen Filz, der ſie bedeckt; die meiſten blühen gelb, einige weiß und roth. Bei einer Art kommen rothe Staubfäden in gelber, bei einer andern gelbe Staubfäden in rother Blume vor. In Spanien gibt es eine ſtachlichte Art, erizo oder das Igelchen genannt. Von den Blumen bereitet man den bekannten, gegen Huſten und Bruſtübel anzuwendenden Wollblumenthee. Den Samen braucht man beim Fiſchen, indem man ihn ins Waſſer wirft, um die Fiſche zu betäuben. Eine ſehr ſtark riechende Art (tarchonanthus oder Pelzſamen) hat einen ganz mit Pelz bedeckten Samen. Auf ödem Steinboden wächst auch das zierliche Katzenpfötchen oder Himmelfahrtsblümchen (gnaphalium) mit unverwelklichen röthlich weißen Schuppenblümchen, unſre wilde Immortelle. Im ſüdlichen Europa die größere Papier- oder Strohblume (xeranthemum).

Eine andere ſchöne Blume zeigt gleichſam der wilden Vegetation den Weg zur Cultur, denn ſie blüht nicht nur wie die vorige auf öden Berg-

halden, ſondern auch vorzugsweiſe an den Wegen, weßhalb man ſie Wegwart (cichorium) genannt hat. Ihre Wurzel liefert die als Kaffeeſurrogat berühmte Cichorie, ihre ſchönen radförmigen und hellblauen Blumen kommen an kurzen Stielen an den Blattwinkeln der übrigens ſteifen und ſperrigen Pflanze hervor. Aehnlich iſt das Habichtskraut (hieracium) mit gelben Radblumen. Gleichfalls eine Wegpflanze iſt der Wegerig oder Wegtritt (plantago), deſſen große lanzettförmige und ſchöngerippte Blätter dicht am Boden liegen, der ſteife Stiel aber eine lange mit ſchönen weißen Staubfäden umringelte Aehre trägt. Man legt die friſchen Blätter Geſchwüren auf.

In den Hecken und Winkeln, zwiſchen Dorf und Wald, auf öden Stellen und Schuttplätzen kommen noch eine Menge Pflanzen vor, die ſonſt weder dem wilden Wald noch der Wieſe, noch der Cultur angehören und die allmählig in der nächſten Umgebung menſchlicher Wohnungen immer mehr den Charakter eines vegetabiliſchen Ungeziefers annehmen. Dahin gehören zuerſt eine Menge Diſtelarten, die Leberdiſtel (wilder Salat) die Brachdiſtel (carduus), Kratzdiſtel (cirsium), die große Krebsdiſtel (onopordon), die Klette (arctium) mit ihren großen Blättern und kleinen kugelförmigen Stachelköpfchen, die überall hängen bleiben. Der Stechapfel (datura) mit einer Trichterblume und Apfelfrucht, iſt überall etwas klebrig und durchaus giftig, beſonders aber der Apfel. Das Gift wirkt höchſt merkwürdig auf die Phantaſie. Der berühmte Unger erzählt (in ſeinem Arzt, Stück 69), eine Geſellſchaft habe etwas von dieſem Gift in einem Linſengericht gegeſſen und ſey dergeſtalt wahnſinnig geworden, daß ſich ein Jeder eingebildet habe, irgend ein Thier zu ſeyn. Der berühmte Reiſende Kämpfer erzählt, er ſey ſelbſt einmal vom Gift der Datura dergeſtalt berauſcht worden, daß er gleich ſeinen Gefährten ſich eingebildet habe, durch die Wolken zu reiſen und einen Regenbogen um ſich zu haben. Dagegen bemerkt Gmelin in ſeinem ſchönen Werk über die Pflanzengifte S. 416, das Gift habe eine betäubende Wirkung und Diebe, Ehebrecher ꝛc. pflegten ſich deſſelben zu bedienen, um die Perſonen im Hauſe, die ſie fürchteten, in Erſtarrung und Bewußtloſigkeit zu verſetzen und in ihrer Gegenwart unbemerkt jeden Frevel üben zu können. Eben ſo giftig iſt der Nachtſchatten (solanum) mit kleinen rothen Beeren und widrigem Geruch, und die Alpranke (sol. dulcamara), ein rankender Strauch mit blauer Blume.

Wie im Wald, ſo ſchlingt ſich auch an Hecken eine Windenart, die Zaun-

winde, um Geſträuch oder Zäune. Eine ſchöne Heckenblume iſt ferner der Natterkopf (echium), deſſen einſeitige rothe Aehre auf borſtigem Stiele voll Blumenglocken mit langem Griffel bei Tage von Bienen, bei Nacht von Nachtſchmetterlingen umſchwärmt iſt. Das ſeltſame Schweinsbrod (cyclamen) ſchlägt ſeine fünf weißen Kronblätter hinter ſich, ſeiner Wurzel ſtellen die Schweine nach. Die Oſterluzei (aristolochia) ſtreckt gelbe Blumen wie Haſenohren aus den Blattwinkeln. Das Johanniskraut (hypericum) unſcheinbar mit gelben Blümchen, hatte einſt große Bedeutung im Aberglauben. Der wilde Amaranth trägt blaßgrüne haarige Aehren. Die Flockenblume (centaurea) hält die Mitte zwiſchen der Diſtel und Kornblume. Beifuß (artemisia) hat fiedrige Blätter und einen rothen Stengel mit einer Riſpe voll röthlicher Blumen. Der Reinfarren (tanacetum) liefert den berühmten Wurmſamen. Die Ochſenzunge (anchusa) hat rauhborſtige Stengel und ſehr große Blätter. Aehnlich die Hundszunge mit kurzen Blättern und Mäuſegeruch. Die Katzenmünze (nepeta) mit filzigen Blättern und ſtarkem Geruch, dem die Katzen nachgehen. Das Wanzenkraut oder der ſtinkende Storchenſchnabel, der Senf (sinapis) und Wegſenf oder Raike (sisymbrium). Die Stinkkreſſe (lepidium ruderale). Das Igelkraut (geum) mit gelber Blume und igelartigem Samen. Die Käspappel (malva). Der Gänſekohl (prenanthes). Die Neſſel (urtica) iſt als gemeines Unkraut, das an Bäumen und in allen ſchmutzigen Winkeln wächst, verachtet und wegen ihrer brennenden Blätter gefürchtet. Ihre gezackten dunkelgrünen Blätter ſind nämlich mit feinen Härchen bedeckt, an deren Spitze ſich ein Giftbläschen befindet, faſt ſo wie am Zahn der Schlange. Sie ſind gleichſam ein bewaffneter Pöbel und vertheidigen das Recht, gemein zu ſeyn. Der vornehme Menſch ſtraft ſie, indem er in die Neſſelwinkel ſeinen Unrath wirft. Aber als ob Gott bezeugen wolle, daß in ſeiner Schöpfung etwas liege, was über ſolche Gegenſätze zwiſchen Menſch und Kraut erhaben ſey, ſchuf er zum Unkraute gerade dieſer verachteten Neſſel den ſchönſten unſerer europäiſchen Tagfalter, das Pfauenauge, das ſeine Eier auf ſie legt und deſſen Raupen die Stacheln der Neſſel nachahmen, ohne zu ſtechen. Außerdem leben noch viele andere Schmetterlingsarten auf der gemeinen Neſſel, mehr als auf andern Pflanzen. Die Blumen der Neſſel ſind grüne Aehren, die aus den Blattwinkeln entſpringen. Die Pflanze hat etwas Flachsartiges in ihrem Baſt, daher einige Arten zu dem ſ. g. Neſſeltuch verarbeitet werden. Die ſchönſten Spitzen erhält man aus urtica Whitlawi. Polytechn. Journal 1829. 2. In den Tropen-

ländern verliert die Neſſel das Gemeine und erhebt ſich zur Größe von Bäumen in wunderbarer Pracht, aber äußerſter Gefährlichkeit. Der Neſſel verwandt iſt das Glaskraut (parietaria), ein ſcharfes Kraut, womit man Gläſer reinigt, ferner der ſtachlichte und überall ſich anklebende Stengel des kletternden Klebkrauts (galium aparine), das borſtige Scharfkraut (asperugo), der Igelſamen ꝛc. Der Wermuth (artemisia absynthium), zu den Beifußarten gehörig, ein in die Höhe ſtrebendes, durch und durch bitteres Kraut mit kleinen gelben Blümchen wird auf Kirchhöfe gepflanzt, um die Bitterkeit des Schmerzes in der Trauer auszudrücken, wächst aber auch wild nur auf Schutt und öden Stellen. Neben den Diſteln hat er ſich tief in die ſüdruſſiſchen Steppen verbreitet und theilt allem, was in ſeine Nähe kommt, ſeine Bitterkeit mit, ſo daß in den Dörfern Mehl, Milch und Butter darnach ſchmecken. Kohl, Südrußland II. 114. Auch das Schöllkraut (chelidonium) enthält einen durchaus bittern, gelben Saft. Der Odermennig (agrinonia) liefert eine gute gelbe Farbe.

An Mauern und auf alten Dächern ſetzt ſich die bekannte Hauswurz (sempervivum) mit ihren Fettblättern und hübſcher Riſpe wie eine kleine Aloe an, deßgleichen der Mauerpfeffer (sedum) mit fleiſchigen Blättern und ſcharfem Safte.

Der wahre Unrath der Vegetation ſammelt ſich aber in den ſchmutzigen Winkeln der Höfe und Wege an und iſt wirklich aus dem Schmutz überhaupt, aus thieriſchen Auswürfen entſtanden, ſofern er ſich nur von dem Ammoniak und andern thieriſchen Salzen nährt. So die niedrigen, zum Theil ſtinkenden Melden (chenopodium), deren verſchiedene Arten die Uebelnamen Gänsfuß, Hundsmelde, Gaſſenmelde, Miſtmelde oder Sautod und Stinkmelde führen. Dazu einige Knöterigarten, das Flöhkraut mit Samen, der wie Flöhe ausſieht, die Kletterkerbel (caucalis), deſſen Samen man Bettlerlaus nennt ꝛc. Wie gewiſſe läſtige Hausthiere, die man gern daheim ließe, neben den nützlichen, die man mitnimmt, den Auswanderern folgen, z. B. Wanzen, Ratten ꝛc., ſo auch die Unkräuter neben dem Samen der Nutzpflanzen. So iſt in Amerika den Weißen überall hin die Neſſel gefolgt und die Wilden erkennen daran (wie an der Biene) die Nähe von Europäern. Mit den Ruſſen 1814 verbreitete ſich bunias orientalis vom Dniepr bis Paris. Mit den Zigeunern der Stechapfel, den ſie zu ihren Zaubereien brauchten. Schleiden, Pflanzen S. 278.

17.

Der Weinberg.

Der Weinſtock (vitis vinifera) iſt das vornehmſte unter allen Rankengewächſen, ja vielleicht die edelſte unter allen Pflanzen; denn nirgends offenbart die Pflanzenwelt ſo viel Geiſt, nirgends erſcheint das die Vegetation durchdringende und belebende Sonnenlicht ſo concentrirt, als in der ſüßen und feurigen Frucht der Rebe. Auch die Geſtalt des Weinſtocks iſt überaus maleriſch. Mit der ſchlanken und verhältnißmäßig dünnen Rebe und den ſpiralförmig gewundenen zarten Ranken contraſtirt das breite zackige Blatt und die große vollſchwellende Traube ſehr ſchön. Es gibt vielleicht keine Pflanze, an der Blatt und Frucht ſich ſo günſtig hervorheben. Die biegſame Rebe windet ſich überdieß aufs zierlichſte an Bäumen, Säulen, Laubgittern, Häuſern ꝛc. hinauf und bildet überall die ſchönſte natürliche Guirlande oder bedeckt als ein reizender und zugleich üppiger Teppich ganze Wände und Plafonds. Elphinſtone ſah auf ſeiner Reiſe nach Kabul in den kaukaſiſchen Wäldern den Wein wild wachſen und beſchreibt (deutſche Ausgabe I. S. 409) die Umſchlingung und Bedeckung ganzer Wälder mit Reben als höchſt maleriſch. In unſern Weinbergen nimmt man weniger auf das Schöne, als auf das Nützliche Rückſicht und die allzugroße Regelmäßigkeit der Anpflanzung, zumal der niedern deutſchen Rebe ſchadet oft ihrer natürlichen Schönheit. Doch bleiben Weinblatt und Weintraube überall ſchön. Im Süden werden die Reben außerordentlich groß. Die römiſche Kaiſerin Livia hatte (nach Plinius, Naturgeſchichte XIV.) in ihrem Garten einen Weinſtock, der allein einen ganzen Spaziergang beſchattete und 12 Amphoras Wein gab. Die uralten Thüren der Domkirche von Ravenna ſind aus Brettern von Rebenholz verfertigt. In der Villa des Königs von Baiern in Rom beſchattet ein einziger Weinſtock eine ſehr ausgedehnte Laube auf einer hohen Terraſſe, während ſein Stamm drei Stockwerke tiefer unten aus der via felice herauswächst. Im Neapolitaniſchen ſieht man Weinſtöcke, deren Stämme wenig dünner ſind, als die Ulmen, an denen ſie ſich hinaufwinden. Da hängen Reben von mehr als 100 Fuß Länge in ungeheuern Guirlanden zuſammengebunden je zwiſchen zwei Ulmen.

Das Holz der Rebe iſt zähe und ſehr lang ausgedehnt, mit zerriſſener Rinde in langen Faſern abgeblättert. Die erſten Knospen ſchlagen

mit zarter Wolle bedeckt aus. Im Frühjahr fließt aus den abgeſchnittenen Enden der Rebe eine Menge Saft aus, was man ihre Thränen nennt. Man ſchließt von viel ſolchem Frühlingsſaft auf vielen Wein im Herbſt. Das Weinblatt kommt mit einem braunrothen Schimmer hervor, der nach und nach ins ſchönſte Hellgrün übergeht. Nach der Beſchaffenheit des Blattes unterſcheidet man vier Hauptgattungen des Weins und zwar: 1) Reben mit Blättern, die auf der obern Seite fein behaart und unten nur wenig wollig ſind: Clevner, Traminer, Müllerrebe (meunier), Ortlieber; 2) Reben, deren Blätter oben kahl und unten nur wenig wollig ſind: Rißling, Veltliner, Urben, Elblinge, Fürterer, Malvaſier; 3) Reben, deren Blätter oben und unten kahl ſind: Burgunder, Sylvaner, Franken, Gutedel, Muscateller, Orleans, Trollinger; 4) Reben, deren Blatt unten filzig iſt: Bluttrauben, Elbeben, Corinthen, Spättrauben.

Die Weinblüthe entwickelt an der noch jungen Aehre, die ſpäter zur Traube wird, kleine Blümchen mit fünf grünlichen Blättern, die ſich bald ablöſen, aber mit der Spitze zuſammenhängen und noch eine Zeitlang der jungen Beere wie ein Deckel zum Schutz dienen. Die Blüthe hat einen ſehr angenehmen ſüßen Duft. Die junge Beere iſt hart und grün, kugelrund, wird aber in der Reife immer größer, weicher, durchſichtiger und erhält je bei einer andern Rebenart eine andere Farbe. Hauptfarben ſind grün, gelblich, roth, braunroth (Muscateller) und dunkelblau. In der durchſichtigen grünvioletten Beere ſitzen die harten Samenkörner. Der feine Ueberzug von wachsartigen Zellen, den die Beere gleich den Schlehen und Pflaumen zeigt, gibt beſonders der grünen Weinbeere ein zartes perlmutterähnliches Anſehen.

Die Geſtalt der Traube iſt am ſchönſten, wenn ſie ein geſchloſſenes, doch nicht ſehr regelmäßig geometriſches Ganze bildet. Zottelt ſie zu ſehr, wie oft die blauen welſchen Trauben thun (die man daher auch Zotteltrauben nennt), oder gabeln die Beeren zu ſehr (wie Putzſcheeren) und hängt die ganze Traube an ſchwachem und welkem Stiel zerſtreut und locker, ſo mangelt Zuſammenhang und Schluß und die Traube iſt eigentlich formlos. Schließen ſich aber im Gegentheil die Beeren zu dicht und feſt an einander und iſt die Traube dabei eine regelmäßige umgekehrte Pyramide oder ein regelmäßiger Cylinder (ſackförmig, wurſtförmig), ſo erhält die Traube wieder ein zu ſteifes und hölzernes Anſehen. Die einzelne Traube iſt immer am ſchönſten, wenn ſie unten am Stiel breiter, oben an der Spitze ſchmäler und mitten durch einen Einbug etwas ge-

brochen iſt, ſo daß ſie zwar zugleich pyramidaliſch und cylindriſch erſcheint, aber weder das eine noch das andere ganz und keines von beiden regelmäßig. In einem Korbe aber oder auch am Stock, wo viele Trauben gruppirt ſind, verträgt und verlangt ſogar das Auge die größte Abwechslung ihrer Formen.

Unter der heißen Sonne des Südens werden die Trauben größer. Schon in Italien ſieht man erſtaunlich große Trauben, noch mehr in Griechenland und Kleinaſien. Bei Schiras in Perſien werden ſie eine Elle lang. Von coloſſaler Größe fand ſie Baron von Hügel in Kaſchmir (II. 259). Lady Sale in ihren Erinnerungen aus Afghaniſtan S. 20 ſchildert Trauben, wovon eine einzige Beere 129 Gran gewogen habe. Man nennt ſie dort Ochſenaugen. Eine ſehr große und beinah ſchneeweiße Traube ſoll in China wachſen. Kleine Trauben und kleine dichtgedrängte Beeren hat beſonders der Burgunder, die kleinſten Beeren und zugleich kernlos ſind die der getrockneten Corinthen.

Der gegohrene Saft der Traube, anfangs brauſender Moſt, nachher klarer ſtarker Wein, iſt ohne Zweifel das edelſte, weil geiſtreichſte Produkt der Vegetation. Wenn die alten Heiden den Wein vergötterten, ſo faßten ſie darin zunächſt nur die Gewalt auf, die der Wein über des Menſchen Geiſt übt, alſo etwas Dämoniſches. Anders faßt ihn der Chriſt auf. Schon im alten Teſtament iſt jenes Dämoniſche im Wein in der Geſchichte des Noah verworfen, und als nothwendig ſündegebärend bezeichnet, aber im neuen Teſtament wird das herrlichſte Gewächs der Schöpfung dem Mißbrauch ausdrücklich entzogen, erſcheint der Wein als reinſte Gottesgabe und Erzeugniß der jungfräulichen ſündloſen Natur in ſeiner tiefſten urſprünglichſten Bedeutung und wird im Sakrament des Altars gewürdigt, daß ſich das allerheiligſte Blut ſelbſt in ihn verwandle.

Im Wein liegt immerhin ein Geheimniß, das die Chemie noch nicht gelöst hat. Die anorganiſche Welt bleibt dem Geiſte fern, wenn der Geiſt Fleiſch wird, kann er es nur im menſchlichen Leibe; in den Thieren, wie ähnlich ſie auch den Menſchen ſind, fehlt der Geiſt abſolut, aber etwas dem Geiſt wenigſtens Verwandtes, mit ihm im engſten Rapport Stehendes tritt unverkennbar hervor in dem Wein, als vollkommenſter Concentrirung der Vegetation. Man kann dieſes Geiſtige im Wein keineswegs genügend ermeſſen, wenn man in chemiſcher Analyſe den reinen Alcohol ausſcheidet und den Zuckerſtoff und die Säure, den Weinſtein und

die Hefe und im Bouquet die flüchtigen Oele. Das iſt der todte und ſecirte, aber nicht der lebendige Wein.

Der Farbe des Weins liegt die Goldfarbe zu Grunde, die Röthe entſteht nur durch den Färbeſtoff der Beerenhülſe. Der Wein hat eine Wahlverwandtſchaft mit dem Golde in der Gluth ſeiner gelben Farbe, aber auch im Gewächs. Das Rebenblatt vor die Sonne gehalten zeigt ein ſehr ſchönes Goldgrün. Die Traubenkerne ſind zuweilen wie mit chineſiſchem Goldlack überzogen, ſo daß man wirklich einmal von echten Goldkörnern in den ungariſchen Trauben fabelte (Kant, phyſ. Geographie, herausgeg. von Schubert S. 684).

Alle Weinarten in der Welt laſſen ſich in die ſüßen und herben, ſüdlichen und nördlichen eintheilen. Die Herbigkeit oder Säure iſt vorherrſchend im Norden, ſteigt aber bis nach Ungarn und Italien hinab und behauptet hier neben der oft edleren Süßigkeit doch einen Vorzug. Denn mag auch der ſüße Wein des Südens oft der edlere ſeyn, er läßt ſich doch ſeiner Süße und Hitze wegen nicht in Menge als durſtlöſchendes Mittel gebrauchen. Man trinkt ihn gerade in den heißeſten Ländern am ſparſamſten und die mitten in den Wollüſten des Südens ſchwelgenden Engländer laſſen ſich aus dem fernen Norden Rheinwein kommen, den ſie den ſüßeſten und würzigſten Weinen der wärmeren Zone weit vorziehen. Was unſerem nordiſchen Wein an Stärke und Süße abgeht, erſetzt ſeine Trinkbarkeit, ſeine Durſt löſchende Eigenſchaft. Und unſere vornehmſten unter einer günſtigen Sonne am Rhein, am Main, an der Moſel, in den Vogeſen, in der Champagne, in Burgund und in Oberungarn reifenden Weinſorten haben bekanntlich auch eine verhältnißmäßige Süßigkeit, verbunden mit einem Feuer und Aroma, worin ſie ſich den ſtarken Weinen des Südens nähern, ohne ihre unſchätzbare nordiſche Eigenſchaft zu verlieren. In ihnen iſt der höchſte Adel des Weins offenbart, der Vorzug beider Climate. Auch hat nur der nordiſche Wein am Rhein und in Frankreich das liebliche Bouquet, nicht der im Süden.

Die Rebe gedeiht überhaupt nur zwiſchen dem 28.—40. Grade nördlicher Breite in Aſien, zwiſchem dem 25.—39. Grade in Amerika und zwiſchen dem 27.—48. Grade in Europa, hat hier alſo den weiteſten Spielraum. Sie ſteht in einer gewiſſen Wahlverwandtſchaft mit den Flüſſen und Meeren und gedeiht am beſten an Abhängen, die zu einem Waſſer niederführen, auf der Sommerſeite. Keine Pflanze artet leichter aus, keine aber veredelt ſich auch ſo leicht, wie die Rebe, jenachdem ihr

Boden und Sonne zusagen. Daher kommt es, daß die Varietäten des Weins kaum zu zählen sind und in Weinlanden jede Markung, ja jeder Berg eine andere Weinsorte trägt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß durch die Zerstörungen der Weinberge im dreißigjährigen Kriege berühmte Weine ganz verschwunden und nicht wieder zum Vorschein gekommen sind.

Wie alt der Weinbau ist, sehen wir aus der Geschichte des Noah und aus den Wandbildern in ägyptischen Königsgräbern, deren Alter zu 4000 Jahren geschätzt wird. Hier ist die ganze Zubereitung des Weinstocks, der Traube und des Weins abgebildet. Roſellini I. 366.

18.

Der Krautgarten.

Wir pflegen das fette Blättergekräusel, die strotzenden Wurzeln und Früchte unserer Gemüsegärten als etwas Gemeines anzusehen und es ist darin auch wirklich etwas beziehungsweise Unnatürliches, wie in der Stallfütterung des Viehes. Viele Küchengewächse liefern uns nur insofern so reichliche Nahrung, weil sie selbst degenerirt sind. Durch Düngung, Wärme ꝛc. überreizt man das Wachsthum, bis die Unnatur zur Natur selbst wird und die Pflanze einen ganz andern Charakter annimmt, als sie im wilden Zustand hatte. Die Kräuselung der Kohl- und Salatblätter, die übermäßige Dicke der Rüben, Möhren, Rettiche, das Fleischigwerden der Blätter und Blüthen im Blumenkohl ist alles nur Ueberfüllung der Pflanze mit Nahrungsstoff und verhält sich wie das Fettwerden gestopfter Gänse und gemästeter Schweine. Allein hier ist das Nützlichkeitsprincip in seinem Recht und die Natur selbst erkennt es an, indem sie sich ihm fügt und gerecht macht.

Unser Hauptgemüse ist der Kohl oder das Kraut schlechtweg (brassica), dessen Blätter übereinandergelegt wie Zwiebelschalen einen dicken, bei einer besondern Art spitzigen Kopf bilden. Die Arten sind Weißkraut (auch Stoff des Sauerkrauts, der Lieblingskost aller nordeuropäischen Völker), rother Kohl, Wirsing, Braunkohl, ferner die Kohlraben, unten mit einem dicken Stengelknollen, die italienischen broccoli (Spargelkohl) und der durch und durch ins Fleisch gewachsene Blumenkohl mit seiner dicken eßbaren Blumendolde. — Zu Gemüsen dienen ferner die Blätter des Mangold (beta, zugleich rothe Rübe), des Spinat (spinacia), Gar-

tenampfer (rumex patientia), des Boretſch (borago), der Salat (Lattich, lactura sativa) in vielen Arten, der Endivienſalat (cichorium endivia).

Unter den eßbaren Wurzeln nimmt den erſten Rang ein die Rübe (weiße Rübe, brassica rupa) in mehreren Arten, unter denen die berühmte Teltower Rübe die kleinſte, aber ſchmackhafteſte iſt. Das breitblätterige Kraut iſt hier Nebenſache, die oben dicken, unten ſpitzen Pfahlwurzeln die Hauptſache. Die Runkelrübe (beta, Mangold) iſt die (rothe und weiße) allbekannte Rübe, von der man Zucker macht. Sie kann ſehr groß werden. Am nächſten ſteht ihr der Rettich (raphanus sativus) mit ſeinem beißenden Saft, mit ſeiner zwerghaften Art, den Radieschen. Sodann die gelbe oder Mohrrübe (daucus carotta), die Peterſilie und Sellerie, beide zum Eppig (apium) gehörend, die Paſtinak (pastinaca sativa), die Schwarzwurzel (scorzonera hispanica), der Meerrettig (cochlearia armoracea).

Der Lauch oder die Zwiebel (allium) hat mannigfache Arten, unter denen die eßbare, mit einem eigenthümlich beißenden Saft erfüllte Zwiebelknolle die Hauptſache iſt, beim Knoblauch (a. sativum) und Schnittlauch (a. schönophrasum) aber auch der ſaftreiche Stengel genoſſen wird. Die Zwiebel behält ungeheuer lange ihre Keimkraft. Hulton fand in der Hand einer Mumie, die vielleicht 4000 Jahre lang begraben war, eine Zwiebel, pflanzte ſie und ſie gedieh vortrefflich. Flora 1830 S. 584.

Am Spargel (asparagus) ißt man den ganzen Pflanzenſprößling in ſeinem erſten Aufſchießen, bevor er ſich verhärtet und in Zweige vertheilt. Er hat ein eigenthümliches Aroma und eine kühlende Eigenſchaft. Nach Spargeln und Erdbeeren ſehnen ſich die Engländer im heißen Clima von Bengalen am meiſten zurück. Läßt man den Spargel wachſen, ſo erhebt ſich aus ſeinem dicken Sprößling eine Art Baum mit einer Menge von Aeſten und Zweigen mit nur kleinen borſtenförmigen Blättern und kleinen gelben Blüthchen an kurzen Stielen, aus den Blüthen aber wachſen nachher kugelrunde rothe Beeren, welche dem zarten Baum ein zierliches Anſehen geben.

Hohe ſperrrige Dolden bei wenig Laub tragen Kümmel (carum carri), Fenchel (anethum), Anis (pimpinella asium), Coriander (coriandrum sativum), alle mit kleinen würzreichen Samen.

Hieher gehören ferner die in Gärten veredelten Würzkräuter, die wir ſchon im wilden Zuſtande als meiſt Wirtelblumentragende mit wurzreichen Blättern und Stengeln erkannt haben, der Meyran (origanum

majorana), Pfeffermünz (mentha piperita) mit dem höchſt merkwürdigen erſt heißen, dann abkühlenden Geſchmack, Meliſſe (melissa) mit citronenartigem Geruch, Lavendel (von lavare, weil man ihn in Italien braucht, der Wäſche Wohlgeruch mitzutheilen), Baſilicum (ocimum basilicum), Salbei (salvia officinalis), Yſop. Sie alle enthalten feine ätheriſche Oele von ſehr eigenthümlichem Duft und Geſchmack und waren dereinſt die einzigen Gewürze unſrer Vorfahren. Wegen ſeiner heilſamen Eigenſchaften iſt der Thee von der Blüthe der bittern Kamille (matricaria) längſt bekannt.

Der Senf, Senfreps (sinapis alba) wird wegen ſeines ſcharfen Samens gepflanzt. Der Safran (crocus sativus) wegen ſeiner langen und gewürzreichen Griffel und Narben, der Safflor (carthamus tinctorius), eine Diſtelart, wegen des gelben und rothen Farbenſtoffs in ihren Blumen. Die Artiſchoke (cynara scolymus), gleichfalls eine Diſtelart, wegen ihrer ſchuppigen Blumenköpfe, die vor der Reife einen eßbaren Fruchtboden haben. Von der ſpaniſchen Art werden nicht die Blumenköpfe, ſondern die Stiele und Herzblätter gegeſſen.

Wir ſchließen hier noch die ſaftreichen Früchte einiger Rankengewächſe an, die wäſſerige Gurke (cucumus sativus) mit gelber fünfſpaltiger Blume in mehreren Arten. Die Frucht iſt eigentlich eine Beere mit rauher grüner Haut und weißer fleiſchiger Füllung, die gegen die Mitte, wo die Körner ſitzen, immer wäſſeriger wird. Sie kühlt und löſcht trefflich den Durſt. Dieſelbe Pflanzenform wird in coloſſalerer Ausbildung zum Kürbis (cucurbita peto). Die Ranken und Blätter ſind hier ſtärker und rauher, als bei der Gurke, die weiche ockergelbe Blume größer, aber am größten die Frucht, die nicht ſelten die Größe einer Tonne erreicht. Um dieſe Laſt tragen zu können, rankt die Pflanze ſich an Gemäuern oder Geländern auf, aber die ſchwerſten Früchte ziehen ſie doch meiſt hinab und ruhen auf dem Boden. Die größte Kürbißfrucht wuchs in Erfurt von 3¼ Ellen Umfang und 151 Pfund Gewicht, eine andre wuchs 1820 in England von 113 Pfund Gewicht. Fürſt, Gartenzeitung 1826 S. 7. 1833 S. 168. Die Formen ſind außerordentlich verſchieden. Vorherrſchend iſt die Eiform, doch gibt es auch kugelrunde, apfelrunde, ſogar flache ſchild- und muſchelförmige, ferner ſolche, die unten dick und oben dünn ſind, birnen-, turban- und flaſchenartige. Die ausgehöhlten Flaſchenkürbiſſe werden im Süden ſehr allgemein als Feldflaſchen umgehangen und ſind bekanntlich ein Attribut der Pilger. Endlich gibt es auch ganz lange

Früchte, der ſ. g. Schlangenkürbis (cucumis anguina) und dann die ſ. g. Herkuleskeule von 5½ Fuß Länge. Die Farbe iſt vorherrſchend vor der Reife grün, dann blaßgelb, endlich orange, bald rein, bald geſtreift, gefleckt, marmorirt. Die kleinen Spielarten zeigen den bunteſten Farbenwechſel, ſo wie auch eine Mannigfaltigkeit von Rippen und Warzen. Vgl. über die vielen Arten v. Martens Italien II. 148 f. Der Kürbiß liefert ein Muß, auch Mehl. Unter dem weißen oder gelbrothen Fleiſche der Frucht liegen pergamentartig weiße angenehm ſchmeckende Kerne (flach und oval, oben und unten zugeſpitzt mit vortretendem Rande) rings um die Mitte der Frucht und ſchwimmen, wenn dieſelbe reif iſt, in dem zerfließenden Innern. — Die feinſte Veredlung erhält dieſe Pflanzenfamilie in der Melone (cucumis melo), die der Größe nach in der Mitte zwiſchen Gurke und Kürbiß, beide an Wohlgeruch und ſüßem Geſchmack übertrifft. Am größten wird die Waſſermelone, in Südamerika erreicht ſie einen Umfang von 5—6 Fuß (Rengger, Paraguay S. 170). Sie iſt den Südländern wegen ihres kühlen Saftes unſchätzbar, der Nordländer aber pflegt ſie zu verſchmähen, weil ſie ihm nicht ſüß genug iſt. Ihr Fleiſch iſt weiß, wie das der Gurke, ihre Haut hat ſternförmige und viereckige Flecken. Am ſchönſten und durch ihren Duft und Geſchmack am lockendſten iſt die Netzmelone mit einem weißen oder grauen Netzgeflecht über der grünen Haut und mit rothem Fleiſche. Ferner die gerippte oder in zwölf Furchen canellirte Melone. Die chriſtliche Sekte der Manichäer verehrte dieſe Frucht unter allen am meiſten und hielt ſie als die Concentration des reinſten Naturſtoffs ſogar für ein Vorbild des Heilands.

Der ſüßen Melone ſteht die bittere Coloquinthe (colocynthus) gegenüber, wild wachſend am Rand der afrikaniſchen Wüſte und eine Lieblingsnahrung der Strauße. — Der Liebesapfel (solanum lycopersicum), eine mehr der Kartoffel verwandte Pflanze, liefert eine Traube mit großen rothen oder gelben ſäuerlichen Beeren, welche gurkenartig mit Pfeffer und Oel genoſſen werden.

Endlich ziehen wir noch hieher die in Gärten gezogenen Beeren, die Stachelbeere (ribes glossularia) in vielen Arten mit grünen, gelben und rothen, kleinen und großen Beeren, die in ihrer Durchſichtigkeit den Weinbeeren am ähnlichſten ſind, die Johannisbeere (rhamnus rubrum) mit ihren niedlichen Trauben voll rother, blaßrother und ſelbſt weißer Beeren. Es gibt auch eine ganz ſchwarze Art.

19.

Der Blumengarten.

Ein Garten war die Urheimath des Menſchen. Die Erde war berufen, durchaus Garten, Paradies zu ſeyn. Erſt durch den Sündenfall verlor ſie dieſe Beſtimmung. Der wahre Garten iſt „ein Stück Himmel auf die Erde gefallen“. Unwillkührlich denkt man ſich die Engel und Seligen in einem ſchönen Garten. Welches gefühlvolle Kind erinnert ſich nicht in ſeiner frühen Jugend zum erſtenmal in einen großen kunſtreichen Garten getreten und dabei von faſt himmliſchen Empfindungen ergriffen worden zu ſeyn?

Der Garten neutraliſirt die Gegenſätze von Wald und Wieſe, Wüſte und Feld. Er verbindet die Reize von allen. Eine Zeitlang glaubte man, die Gartenkunſt müſſe überall nur die ordnende Hand des Menſchen verrathen und behandelte den Garten demnach wie das Feld (antike und Renaiſſance-, ſ. g. franzöſiſche Gartenkunſt). In England kam man aber bald zur Erkenntniß, daß die Gärten die ſchöne freie Wildheit der Natur nachahmen müßten (engliſche Gartenkunſt, Parks).

Im deutſchen Worte Garten liegt vorherrſchend der Begriff des Bewahrtwerdens, der Umzäunung. Dieſer Begriff iſt auch unzertrennlich vom Paradieſe. Es handelt ſich hier immer von einem Gegenſatz der unter Gottes Segen gefriedeten, gegen die unter Gottes Fluch verwilderte Natur. Der Garten iſt ein Aſyl gegen die Schrecken, die von der letztern ausgehen. Darum entſpricht auch dem Begriff des Gartens keineswegs eine weite Ausſicht, ſondern mehr die trauliche Umhegung. Er macht einen um ſo freundlicheren und bezaubernderen Eindruck, je näher ihm die Wüſte und Wildniß liegt. Das iſt der Zauber der Oaſen in der Sandwüſte, der glückſeligen Inſeln im Weltmeer, der tiefverborgenen Binnenparadieſe oder unzugänglichen Hochthäler in den Alpen, von den ſteilſten Felſen und Eiswänden umgeben, der blumenvollen Wieſengründe im finſtern Hochwald, alter verwilderter Burggärten zwiſchen waldbewachſenen Ruinen. Dahin gehört endlich der Zauber der Wintergärten, reizend ausgedrückt zuerſt in der Sage von Albertus Magnus, der dem König Wilhelm von Holland mitten im Schnee und Eis einen grünen Garten zeigte. Einen ähnlichen Eindruck machen die Treibhäuſer zu Herrenhauſen in der Lüneburger Heide. Flora von 1819 II. 708.

Zum Urbegriff des Gartens gehört der Reichthum, die üppige Fülle vielartiger Formen und Farben, zumal in Blüthen und Früchten. Daher muß eigentlich jeder Garten theils Blumen-, theils Obſtgarten ſeyn. Wir betrachten aber hier zunächſt die Blumen, wie ſie ſich in unſern Gärten zuſammenfinden, theils Veredlungen der einheimiſchen wilden Arten, theils Einwanderer aus fernen Welttheilen.

Die früheſten Blumen unſrer Gärten ſind die ſchon genannten, weil auch wild vorkommenden Chriſtblumen (Nieswurz) und Schneeglöckchen, beide weiß. Sodann der gelbe und blaue Crocus, deſſen nackte tulpenartige Blumen zwiſchen wenigen ſteifen Blättern die rauhe Wintererde ſchon im März durchbrechen. Ferner die bunten Gartenprimeln (Schlüſſelblumen) und weiß oder gelb gepuderten Aurikeln (primula auricula). Dieſe waren im Anfang unſres Jahrhunderts noch ungleich beliebter, als jetzt. Die am Boden ausgebreiteten Blätter, die niedrige Blume, die dunkle Schattirung und der reichliche weiße Puder charakteriſiren ſie als eine Bergpflanze. Man findet ſie noch wild unter dem Namen Gemswurz (Schmeller, bayr. Wörterbuch II. 50) auf den ſteyriſchen Gebirgen, von wo ſie urſprünglich durch niederländiſche Kaufleute mitgenommen und durch gute Pflege ſollen veredelt worden ſeyn. Pluche, Schauplatz der Natur II. 49. Beckmann, Geſchichte der Erfindungen III. 299. Man hat ſie künſtlich vermehrt, variirt, vergrößert, verſchönert und ſie kommt in unzähligen Spielarten vor, denen man vor etwa hundert Jahren die pomphafteſten Namen von Prinzen und Prinzeſſinnen, Helden und Staatsmännern gegeben hat, zu welchen Benennungen ihr beſcheidenes Weſen nicht paßt. Was ſoll wohl Mahomed, Artaxerxes, Juba ꝛc. unter den Aurikeln? Die Blumen ſind um ſo ſchöner, je vollere und breitere Dolden ſie auf dem gleichen Stengel bilden, ferner je größer die einzelne Blume wird (die größten bis zu 2 Zoll im Durchmeſſer). Zur Schönheit gehört ferner, daß die Blume kreisrund und flach iſt, einen rechten Winkel mit dem Trichter bildet, aus dem ſie ſich ausbreitet, daß ſie einem edeln Sammet gleicht, der weiße Puder reichlich und gleichmäßig auf ihr vertheilt iſt, die lichtfarbige Mitte einen größern Raum einnimmt als der dunklere Rand. Endlich bildet in dieſem dunklen Rande die Nuancirung und Inflammation eine Hauptſchönheit. Der Rand verhält ſich zum innern weißen oder gelben Auge wie der Augenſtern zur Pupille und zeigt bei den Aurikeln ſehr häufig ein eben ſo wunderbares Ineinanderſpielen der Farben, wie das menſchliche Auge. Nuancirt heißt die Aurikel, wenn die dunkle Farbe

vom innern Kreiſe an gegen den äußern Rand hin allmählich heller wird; geflammt heißt ſie, wenn ſie zwei ganz verſchiedene Farben hat und die innere in die äußere hineinflammt. — Holländiſche Aurikeln nennt man die einfarbigen; engliſche die vielfarbigen; Bizarden die gepuderten. Davon unterſcheidet man noch die ſternförmigen und gefüllten. Auch gibt es baumartige. Vgl. Rieder, Beſchreibung der Aurikeln. Ich will hier nur einige vorzüglich ſchöne Aurikeln bezeichnen: die größte blaue, ſehr hochgewachſen und ungepudert, mit weißem innern Auge. Die carmoiſinrothe mit gelbem Auge. Die ſchwarze überall gepuderte. Die prachtvolle braune mit ſtarkem Puder. Die ganz weiße ſtarkgepuderte. Die faſt ganz olivengrüne. Die dunkelpurpurfarbne. Unter den geflammten: ſchwarz und grün, ſchwarz und roth, braun und roth, braun und gelb, dunkelroth und grün, braun und grün, roſa und grün, roſa und gelb, roſa und weiß, blau und grün, blau und weiß. — Beſonders ſchön ſind die Spielarten die zwiſchen dem Auge und der Scheibe einen Kranz zeigen, dem Nectarienkranz der Narciſſen ähnlich. Prachtvolle Aurikeln ſollen an den Gangesquellen bei einem Tempel wachſen. Hoffmeiſter, Briefe aus Indien S. 214.

Unter den frühen Blumen, die wir im warmen Zimmer ziehen, iſt die große Calla (calla aethiopica) vom Cap ſtammend, die prächtigſte, nämlich eine Arumart mit einer auf langem Stengel in einem einzigen großen ſchneeweißen Scheideblatt um eine ockergelbe mit zarter weißer Flamme umgebene Kolbe ſich entfaltende Blume.

Früh im Jahr blüth ferner die Narciſſe (narcissus) die liebliche große weiße mit einem gelben rothrandigen Nectarienkranz geſchmückte Sternblume, auf nacktem oben gebogenem Stiele zwiſchen ſchwertartigen Blättern, (eine Zwiebelpflanze) mit ſüßem würzreichen Wohlgeruch, im Süden wild in den Wäldern, bei uns in Gärten. Es gibt eine gelbe, eine weiß und gelbe Art, und zu ihr gehört auch die weiße Tazette, die viele Blumen auf einem Stiele trägt, und die gelbe Jonquille mit je zwei oder mehr Blumen auf einem Stiele. — Die Hyacinthe (hyacinthus) gleichfalls eine Zwiebelpflanze mit einer ſteifen Pyramide voll fleiſchiger überaus ſüß duftender, einfacher oder gefüllter Blumen in ſehr vielen Varietäten und Farben. Die Hyacinthe charakteriſirt ſich durch die Kühle des ſüßen Duftes und durch eine prächtige Reinlichkeit in Form und Farbe. Man denke ſich einen Wald von Hyacinthen, alle ſo groß, wie die größten Eichen und man wird die Bedeutung dieſer Reinlichkeit noch lebhafter

fühlen. Einestheils erinnert die durchſichtige Weiße der fetten Blumenblätter an den weißen Marmor, anderntheils wieder ihre Fleiſchfarbe an den Menſchenleib und ſcheint ein Verſuch des harten Marmors zu ſeyn, Fleiſch zu werden. — Ihr am nächſten ſteht die Tuberoſe (polyanthus tuberosa) mit längerer Aehre und weißen Blumen von ſüßbetäubendem Duft, die zuweilen phosphoresciren. Schweigger, Journal 31. S. 361. Mehr ſonderbar als ſchön ſind die Federhyacinthen mit wolligen Blumen. Schön aber iſt h. muscari monstrosum wegen der tiefen Amethyſtfarbe, nicht nur der Blume, ſondern auch des Stiels. Der feuerrothe Türkenbund mit zurückgeworfenen Blättern (lilium chalcedonicum), iſt unſerer gemeine Berglilie und der Hyacinthe ähnlich. Die Aſſodille (asphodelus) mit Aehren voll gelblich-weißer Blumen galten dem claſſiſchen Alterthum als Todtenblumen. Die Kaiſerkrone (fritillaria imperialis) mit giftiger Schuppenzwiebel und hohem ſteifem Schaft, der unter ſeiner blätterreichen Spitze viele gelbrothe Blumenglocken im Kreiſe herabhängen läßt. Die Schachblume (fritillaria meleagris) kleiner als jene und mit gefleckten Blumenglocken. Als Rudbeck im 17ten Jahrhundert die erſten Blumen dieſer Art im botaniſchen Garten zu Upſala pflanzte, wurden zufällig einige Zwiebeln aufs Feld hinausgeworfen, die ſich dergeſtalt vermehrten, daß jetzt die ganze weite Ebene von Kungsängen mit dieſen lieblichen Blumen wie mit einem ungeheuern Teppich überdeckt iſt. Clarus, Schweden I. 351.

Die Tulpe (tulipa) mit kahler Blume auf kahlem Stiele wie Zeitloſe und Crocus, ſteif und duftlos oder von wildem Geruch, aber in den prächtigſten, beſonders rothen und gelben Farben und inwendig mit großen ſchwarzen Staubbeuteln prangend. Keine Gartenblume iſt je ſo zur Modethorheit geworden, wie die Tulpe im ſiebzehnten Jahrhundert bei den Holländern. Man verkaufte dort nicht nur Varietäten zu vielen tauſend Gulden, ſondern begründete auf den Tulpenhandel ſogar coloſſale Börſenſpeculationen. Die Blume gilt als Sinnbild des Stolzes und des Prunkes ohne innern Werth im Gegenſatz gegen das beſcheidne Veilchen. Es iſt keine Blume für das Zimmer und für die einzelne Betrachtung, ſondern für den Garten und das weite Feld. In der Kirgiſenſteppe ſieht man die wilden Tulpen in der Blüthenzeit in unabſehlicher Ferne ausgebreitet. Die flachen Dächer von Kaſchmir waren ehemals ganz mit Tulpen bepflanzt, nach Ritter a. a. O. I. 618. In den Gärten des Serail wird jährlich im April ein großes Tulpenfeſt gefeiert, wobei die Pracht der

unzähligen Blumen bei Nacht noch erhöht wird durch Fackeln und große Glaskugeln. — Obgleich die einzelne Tulpe mit ihrem nackten Stiel und ihrer Steifigkeit für den Europäer wenig Reiz hat, haben doch die Morgenländer sie sehr gepriesen. Sie vergleichen die noch geschlossene Tulpe mit zwei zusammengelegten Frauenhänden, die offene mit einem Turban (tulipan, daher auch der Name der Blume), oft auch mit einem Becher. Dieser Blumenbecher gilt für am schönsten, wenn er sich der Form eines abgestumpften Eies nähert, wenn die drei innern den drei äußern Blättern gleich sind, außer daß die äußern ein wenig mehr zugespitzt seyn müssen, wenn die Blätter sich fest zusammenschließen und noch nirgends eine Lockerung oder ein Ausbiegen bemerklich ist. Hieraus folgt, daß die einfache Tulpe jederzeit schöner ist als die gefüllte. Die s. g. Papagaientulpe mit weit ausschweifenden und gezackten Blättern ist eine abentheuerliche und prächtige Ausnahme. Zur Schönheit der Tulpe gehört ferner der gelbe Nagel, am untern Anfang jedes der sechs Blätter und das noch steife Aufrechtstehen der sechs schwarzen oder braunen Staubfäden, aus denen der Blumenstaub noch nicht ausgeschüttet seyn und den Kelch verunreinigt haben darf. In Bezug auf die Farben unterscheidet man 1) einfarbige, 2) Concordien von zwei verwandten Farben, gelb und feuerroth, weiß und rosa ꝛc., 3) Picollen mit einer Grundfarbe und andersfarbigen Streifen, Flecken oder Punkten, 4) Bizarden mit ganz regelloser Färbung. Die weißen mit zarten Streifen und Rändern kommen am meisten dem Mohn, die rothen und gelben der Ranunkel gleich. Eine der hübschesten Arten ist tulipa globosa punctata, gelb mit rothen Punkten.

Unter den eigentlichen Lilien ist die Feuerlilie (lilia bulbiferum) die gemeinere, steifere und wenn auch schön ins Auge leuchtend, doch geruchlos, dagegen die weiße Lilie (l. candidum) die unbestritten vornehmste, ja in gewisser Beziehung heiligste Blume unsrer Gärten. Wenn auch in ihrem geraden Stengel noch etwas Steifes sich verräth, so wird doch damit nur eine Strenge ausgedrückt, die zu dem ernsten Eindruck paßt, den die über einander aus dem Wipfel des Stengels in freier Aehre wachsenden großen schneeweißen Blumen theils durch ihre malerische und an Abendmalskelch und Glocken erinnernde Form, theils durch ihren reinen, gleichsam heiligen, die den Garten zum Tempel weihenden Duft erwecken. In der Blume herrscht die Sechszahl bei den weißen Blättern wie bei den gelben Staubbeuteln vor. Die weiße Lilie ist am schönsten, wenn sie über niedrigen Blumen hervorragt. Sie muß den Garten heiligen, es

ziemt ihr nicht, ſich zu verſtecken. Bunte Blumen zu ihren Füßen dienen ihr am beſten zur Folie. Eben ſo ein bedeutungsvoller Contraſt, z. B. die Lilie, die über Dornen emporwächſt. Die chriſtliche Welt hat die Bedeutung der herrlichen Blume dadurch anerkannt, daß ſie dieſelbe zum Symbol der jungfräulichen Reinheit überhaupt und der h. Jungfrau Maria insbeſondere erwählt hat. Und das iſt nicht Sache des Zufalls und der freien Wahl geweſen. Wir erkennen hier vielmehr den tiefen Zuſammenhang des Geiſtigen mit dem Leiblichen in der Schöpfung und des Sittlichen mit dem Schönen. Der weiße Lilienglanz hebt ſich am ſchönſten auf dunklem Hintergrunde hervor, z. B. vor dunkelgrünem Laub, Taxus oder dunklen Mauern und Gräbern. Daher auch die Blume in der Dämmerung ein zauberiſches Licht um ſich verbreitet. Timkowski theilt eine chineſiſche Sage mit, in der Lilien vorkommen, die bei Tage unſichtbar ſind, aber bei Nacht die ganze Gegend erleuchten.

Was von der idealen Form der weißen Lilie abweicht, verliert ſogleich den feierlichen und heil. Charakter. So die weiße, noch immer ſchöne, nur ihren Kelch ſtark verlängernde lilia lanceata mit ſeltſamen zimmetbraunen Staubbeuteln. So unſere gemeine gelbe und fahlrothe Taglilie (hemerocallis). Sogar die prachtvollſte aller Lilien, die aus Oſtindien in unſere Gärten verpflanzte gloriosa superba mit ihrer großen ſternartig ausgebreiteten am Rande krauſen und hochrothen, unten grünlich oder gelblichen Blume. Eine eigenthümlich ſchöne Verbindung der Lilien- mit der Narciſſenform ſtellen die Amaryllisarten (amarylloideae) dar, deren große Blume einer weiten geöffneten Lilie, der unter der Blume geknickte Stengel aber dem der Narciſſe gleicht. Sie überbieten an Farbenpracht noch die Lilien und finden ſich in vielen Arten in Aſien und Amerika. Eine der ſchönſten iſt in unſern Gärten heimiſch geworden, die niedere kahle aber großblumige a. formosissima aus Mexiko mit ſtark geſpaltener Blume, deren carminrother in der Sonne goldglänzender Sammet aber den Purpur aller Königsgewänder übertrifft. Ferner die ſchöne blaßrothe a. sarniensis aus Japan, die außen rothe, innen weiße und behaarte a. brasiliensis, die rothe vom Cap ꝛc.

Den Uebergang aus den Tulpen- und Lilienkelchen in die mehr den Schmetterlingsblüthen ſich nähernde Form der Schwertlilien bilden die Siegwurz (gladiolus) ſo genannt von der Zwiebel, die ehemals gegen alle Schäden helfen ſollte, mit einer ſchönen rothen Blume mit ſpatelförmigen Lappen, in vielen bunten Arten, die ähnlich geformte Ixia, unter

deren Arten die dreifarbige am seltsamsten ins Auge fällt (in der Tiefe gelb, mitten schwarz, oben rosa), die prächtige moraea pavonia und papilionacea, und die in der roth und gelben Färbung noch sehr an die Tulpe erinnernde große Tigerlilie (tigridia pavonia). Die etwas gerippten Blätter und der Stengel gleichen denen der Schwertlilie, auch die Neigung der Blume selbst, sich nach der Dreizahl zu theilen, denn sie läßt die drei großen untern Blätter in langen glühendrothen Zungen zur Seite herabfallen, während drei andere kleinere seltsam roth und gelb gefleckte Blätter inwendig die drei Lücken jener großen rothen ausfüllen. Alle sechs bilden aber schon einen tulpenartigen weit offenen und flachen Kelch, aus dessen Mitte der sehr lange und dünne Griffel emporstrebt, mit merkwürdigen schwarzen fadenartigen Antheren umgeben, deren Blumenstaub smaragdgrün*) leuchtet.

Die Schwertlilie (iris) hat ihren Namen von den steifen, breiten und zweischneidigen Blättern, die den Stengel gleich Schwertern umgeben. Den lateinischen Namen iris hat man ihr wegen der bunten Färbung einiger Arten gegeben. Diese große schöne Blume bildet, wenn man die außerordentliche Weichheit und Zartheit ihrer Blumenblätter betrachtet, gewissermaßen den Uebergang von der Lilie zum Mohn; wenn man aber ihre seltsame Form betrachtet, den Uebergang von der Lilie zu den Schmetterlingsblumen. Drei lange Blätter fallen wie Lappen oder Zungen abwärts, und diese untern Blätter sind auf ihrer Rippe mit einem weichen gelben Sammet geschmückt: drei kürzere und schmälere Blätter stehen als Flügel über ihnen seitwärts hinaus und drei hohe und prächtig gewölbte krönen die Blume von oben. Ihre Grundzahl ist dreimal drei, wie die der Lilie zweimal drei. Die gemeinste wilde Art ist die gelbe Wasserlilie. Sehr gewöhnlich in unsern Gärten ist die tief dunkelblaue und die große, äußerst weiche weiße von Florenz, die in ihrer duftigen Zartheit und vornehmen Haltung einer Dame gleicht. Auch sieht man bei uns nicht selten die gelb- und violette, die einem großen Stiefmütterchen gleicht, indem die untern Blätter gelb, die obern violett sind. Noch gibt es viele fremde Arten von großer Schönheit, eine persische, die besonders schlank und dünn und äußerst bunt ist, nämlich weiß und grün mit dunkeln Purpur-

*) Unter dem Mikroskop ist der Staubfaden purpurroth und der Blumenstaub selbst goldfarben. Das Grün entsteht für das bloße Auge als subjective Farbe aus dem Contrast mit der dunkelrothen Grundlage.

ſtecken; eine andere perſiſche oben blauweiß, unten purpurn mit gelben Streifen; die ſibiriſche, blaßblau mit purpurnen Adern; die bunte Zwergiris, weiß und purpurn oder weiß und ſchwarzblau mit einem oben rothen, unten gelben Barte. Die größte und ſchönſte unter allen Schwertlilien iſt die iris susiana, die auch calcedonica latifolia und ſchwarze Lilie heißt. Sie iſt beinah ſo groß wie ein Krautkopf, beſonders die drei untern Blätter breiten ſich weit aus und die drei obern bilden einen prächtigen Buſch. Ihre Grundfarbe iſt weiß, aber ſie iſt über und über mit einem dunkelpurpurfarbenen, oder eigentlich ſchwarzen Netz und Geäder bedeckt, das nur am Rande und an den obern Blättern etwas mehr durchſchimmert, übrigens aber die ganze Blume wie in einen dichten ſchwarzen Flor hüllt. Man hat ſie daher auch die königliche Wittwe im Trauerflor genannt. Man ſieht ſie nur äußerſt ſelten bei uns, denn ſie iſt in unſerm Clima nur ſehr ſchwer aufzuziehen. Man mag kaum eine fremdartigere traumhaftere Blume ſehen, als dieſe. Groß, in hohem Grade imponirend, vornehm und zugleich tragiſch, ja unheimlich geiſterhaft ſcheint ſie einer andern Welt anzugehören und im Garten des Todes entſproſſen zu ſeyn, eine Schattenblume, gewebt aus Rauch.

Wir verlaſſen hier die lilienartigen, im Ganzen mehr dem Frühling angehörigen Blumen, um zu den roſenartigen, im Ganzen mehr dem Sommer und Herbſt angehörigen, überzugehen. Ueber die Vorzüge der Roſe (rosa) als Königin der Blumen iſt ſchon im vorigen Buch ausführlich geſprochen worden. Im Garten zu Luxemburg werden 2000 verſchiedene Roſenarten gezogen und ſie ſcheinen noch nicht erſchöpft. In größter Pracht zieren ſie den königlichen Garten von Aranjuez in Spanien. Im Orient ſind die von Kaſchmir und Schiras am berühmteſten, auch die von Damaskus. Im Alterthum galten die von Päſtum für die ſchönſten. In der Form der Roſe wiederholt ſich überall die Tendenz zur Blaſe, zum kugelartigen Zuſammenballen der Blätter, gleichſam zur Kopfbildung, in der Farbe überall vorherrſchend weiß und roth, die Farbe der Wangen, das Erröthen der Liebe und Scham. Im Duft macht ſich neben etwas Honigſüßem etwas Kühles bemerklich. Iſt die Roſe von außen noch ſo ſehr von der Sonne durchwärmt, aus ihrem Innern bringt immer noch Kühle. Die vollſte und ſchönſte aller Roſen, die Centifolie, hat etwas auffallend Wildes, wie vom Walde, in ihrem Duft, dagegen die Monatroſe einen viel delicatern und feinern Duft. Die burgundiſche Roſe iſt von dunklerem Purpur, auch die ſtark riechende Zimmetroſe. Dagegen die

große weit offene Thereſienroſe und die niedliche Zwergroſe mit ihren kleinſten Blümchen blaßroth. Die ganz weiße Roſe, beſonders die Centifolie, macht einen eigenthümlich reizenden Eindruck, wogegen die gelbe Roſe aus Japan zwar den Garten ziert, aber den Reiz des eigentlich Roſenhaften nicht mehr gewährt. Eine bloße Abart iſt die ſchöne Moosroſe mit moosartigen Auswüchſen am grünen Kelche. Merkwürdig iſt, daß es auf der ganzen ſüdlichen Erdhälfte keine Roſen gibt.

Nächſt der Lotos und Victoria Regia hat unſere purpurrothe Klatſch- oder Gichtroſe (paeonia) die Roſenform in der coloſſaleſten Größe aufzuweiſen. Im Innern der gefüllten Blume zeigen ſich drei dicke mit weißlichem Sammet bedeckte Griffel mit rothen Narben, wie brütende Hühner. Oeffnet man die Griffel, ſo quellen die Samen wie kleine Eier heraus. Klatſchroſe heißt die Blume, weil man die Blätter hohl faßt und auf flacher Hand mit einem Knalle zerſchlägt, Gichtroſe, weil ſie gegen die Gichter der Kinder helfen ſoll. Es gibt auch blaßrothe. In China kommen ſie baumartig vor, werden an Spalieren aufgezogen und bringen noch größere Blumen als bei uns.

Roſenartig ſind auch die Blumen der ſchönen Ranunkeln (ranunculus asiaticus), mit den Farben und einer gewiſſen Steifheit der Tulpe verbunden; eben ſo die der vielfarbigen ſchmalblättrigen Garten-Anemone (anemone coronaria), der vielblättrigen, ſchuppigen römiſchen Camille (anthemis nobilis), die gelben und rothen Schuppenröschen der Immortelle (helichrysum).

Der Mohn (papaver) bildet den Uebergang von der Roſe zur Skabioſe und von der Ranunkel zur Diſtel. Die Fülle der zarten Staubfäden und die Weichheit der Kronenblätter geben der Blume etwas Seidenes und Vornehmes. Die Blume iſt am ſchönſten, wenn mit den ſchneeweißen oder feuerrothen Kronblättern ſchwarze Staubfäden contraſtiren. Die haarigen oder dornigen Kelchblätter contraſtiren gleichfalls ſehr ſchön mit dem weichen Inhalt der Blume, beſonders, wenn ſie oben einem Schlangenkopf gleich ausbrechen und die noch dicht zuſammengefalteten Blätter hervorquellen. Dagegen ſind die andersfarbigen Blattränder, ſo wie die zerſchlitzten Blätter weniger ſchön und zerſtören den vornehmen Eindruck der Blume. Von eigenthümlicher Schönheit iſt der Stachelmohn (argemone), auch Teufelsfinger genannt, mit ſtachlichen Blättern und ſchöner Blume. Eine der ſchönſten Arten argemone hunnemanni in Valparaiſo entfaltet aus einem ſehr dornigen Kelche eine zarte gelblich-weiße Blume von 5 Zoll

Durchmeſſer mit ſchwarzer Narbe. Der bei uns niedrige Mohn wächſt in Perſien zur Baumhöhe und trägt Köpfe, die ein Pfund Samenkörner enthalten. Hochſtetter I. 553.

An der Nelke (dianthus caryophyllus) iſt nur die ſüße tiefe Gluth des Geruchs und der rothbraunen Sammetfarbe ſchön, daher ſie auch nach der ſinnigen Mythe der Alten (Athenäus 681) aus dem glühenden Bette des Feuergottes hergeleitet wurde. Die dunkelrothe Nelke iſt am ſchönſten, wenn ſie mit einem Goldton ins Braune ſticht. Auch die ſchwarze Nelke hat einen eigenthümlichen düſtern Reiz. Dagegen ſind die hellfarbigen und doppelfarbigen Nelken durchgängig weniger ſchön und der Geſchmack, der ſie nicht vielfarbig genug haben konnte, war nicht der beſte. Die Geſtalt der Gartennelke iſt unſchön, der Kopf viel zu ſchwer für den dünnen Stiel. Fremder Stütze bedürftig, iſt ſie doch ſpröde und rankt ſich nicht freiwillig an. Einer merkwürdigen Ausartung, nämlich der bis ſogar auf die Blumenblätter mit Dornen geſpitzten Nelke, iſt gedacht in der Regensb. Flora 1821 II. 717. In der That hat die Zackung des Nelkenblattes ſchon urſprünglich die Tendenz zum Stachel und verſtärkt den Eindruck des Pikanten, der im Duft und in der heißen Farbe liegt. — Der Nelke am nächſten verwandt iſt die nur in breiten Dolden wachſende brennende Liebe (lychnis chalcedonia); das Roth der kleinen Blume iſt wirklich ſo brennend, daß es nicht jedes Auge lange aushalten kann.

Durch ihre blaßviolette Dolde mit ſüßem Duft, der nur bei Nacht ausſtrömt, zeichnet ſich die Nachtviole (hesperis) aus, deren Beſcheidenheit und Liebe zum Verborgnen man mit dem Veilchen, deren nächtlichen Duft man mit dem Nachtgeſang der Nachtigall zu vergleichen pflegt. — Die coloſſalſte Dolde unſrer Gartenpflanzen breitet die Hortenſia (hydrangea hortensis) aus, große Blumenhalbkugeln neben einander wie orientaliſche Kuppeln. Die Blumen ſind anfangs grün, werden aber nachher rothblau. Im Jahr 1839 wurde zu Prepignan ein Strauch erzeugt von 22 Ellen Umfang mit 1573 großen Blumendolden. Fürſt. Gartenzeitung 1839 Nro. 32.

Der Roſe am ähnlichſten und doch wieder fremdartig iſt die Camellia (camellia japonica), dornlos, ein dem Thee verwandter Strauch, aber mit vollkommener Roſenblume, die nur viel feuriger roth iſt und etwas ſteifere wachsartige Blätter hat, als unſere gemeine Roſe. Roſenartig, aber die vollen Röschen in dichten Trauben zuſammengedrängt, er-

ſcheint unſer weißer und rother ſüßduftender Levkoi und der gelbe Lack oder Gelbveilchenſtock (cheiranthus).

Vom duftenden Veilchen hat man in den Gärten keine großen Arten zu ziehen verſtanden, wohl aber vom geruchloſen Stiefmütterchen (viola tricolor) auch Jelängerjelieber und pensée genannt, welches faſt das ganze Jahr hindurch blüht und in Gärten ſehr groß gezogen wird, ſo daß die ausgebreitete Blume, oben blau, unten gelb in ihrer Zeichnung eine auffallende Aehnlichkeit mit einem häßlichen Menſchengeſicht, alten Weiber- oder Todtenkopf darſtellt. — In ähnlicher Weiſe hat man den Storchſchnabel (geranium) durch Kunſt vergrößert und vervielfältigt, ja man glaubt, daß es keine Pflanze gebe, die in ſo hohem Grade der Kultur fähig ſey, indem ſie aus einem gemeinen Kraut zu einer vornehmen Blume geworden iſt. Außer der ſeltſam geſtalteten und in den verſchiedenſten Farben prangenden Blume und dem mit einer langen Granne ſchnabelartig verſehenen Samen ſind es vorzüglich die würzigen und wohlriechenden, malvenartigen Blätter, welche dieſe Modepflanze für das Zimmer empfehlen. Ihr nahe verwandt iſt der Kranichſchnabel (pelargonium). — Der Ritterſporn (delphinium) trägt an einer lockern Aehre roſenartige Blumen, von denen je ein Blatt ſich in einen Sporn verlängert, insgemein blau, aber auch weiß und ſchön fleiſchfarben. Aehnlich die Ackeley (aquilegia) in denſelben Farben, nur daß hier hinter der Blume die fünf Honigkappen ſich mit ihren gekrümmten Sporen in einander häckeln.

Die Capucinerkreſſe (tropaeolum majus), das bekannte laufende Kraut aus Peru, eine Zier unſrer Gärten, deſſen rankenartiger Stiel die einander regelmäßig gegenüberſtehenden und wie ein Schild zuſammengewachſenen grünen Blätter durchbricht und oben eine prächtige orangenfarbene, auch hellrothe oder ſammetbraune Blume von fünf Blättern mit einem langen Sporn hinten trägt. Die Blume phosphoreſcirt im Dunkeln und iſt eßbar als Salat. Etwas eben ſo Weiches, aber mehr Steifheit hat die Balſamine (impatiens balsamina), deren aus den Blattwinkeln wachſende kurze Blumen von weißer oder fleiſchrother Farbe ebenfalls geſpornt ſind und deren Kapſeln den Samen ausſtreuen.

Die Reſeda (reseda odorata) trägt an ihren langen Aehren ſehr kleine Blümchen, aber vom angenehmſten Wohlgeruch. Das Jehovahblümchen (saxifraga umbrosa) iſt noch kleiner und unſcheinbarer, trägt aber in ſeinem weißen oder roſigen Blümchen bluthrothe Punkte, die ſich wie hebräiſche Buchſtaben ausnehmen und aus denen man den Namen

Jehovah herausgeleſen hat. Das Aſchenkraut (cineraria) hat gelbe, rothe, violette Sternblümchen und iſt reich mit wolligem Flaum bedeckt, deſſen graue Farbe den Namen erklärt. Am ſchönſten iſt cineraria atropurpurea, deren Blätter oben wie gewöhnlich grün, unten aber dunkelblau und mit ſilbernem Flaum bedeckt ſind. Das erſt jüngſt in die Mode gekommene fliegende Herz (dielytra) trägt auf ſchwankenden dünnen Zweigen zwiſchen ziemlich großen grünen Blättern roſenfarbene und herzförmige Blumen, aus denen noch weiße Blättchen hervorhängen.

Gretchen im Buſch oder Jungfer im Gras, auch Schwarzkümmel, Hornkümmel genannt (nigella), iſt eine der artigſten und zugleich ſeltſamſten Blumen. Die grünen Blätter ſind außerordentlich zart gefiedert und umgeben von allen Seiten die dicht auf ihnen ruhende in einem flachen hellblauen Stern ausgebreitete Blume, in deren Mitte ſich die große und gehörnte Samenkapſel erhebt. Man findet auch eine Art mit grünlicher Blume und in Syrien eine ſehr ſchöne mit gelber Blume und und weit hervorragendem grünen Griffel. Man hat dieſe in ihrem zarten Blätterflor verſteckte Blume, wie der Name zeigt, mit einem im Gras verſteckten Mädchen verglichen. In den randförmigen Blumen ähnelt ihr eine der ſchönſten und ſeltſamſten Blumen, die Paſſionsblume (paſſiflora), ein Schlinggewächs aus Südamerika. Ihre große ſonnen- oder radförmige Blume beſteht aus einem fünfblättrigen Kelch, worin drei Nebenblumen, die äußere als Fadenkranz, die innern als Hautkränze. Aus dem Fruchtknoten erheben ſich wie eine Säule die fünf zuſammengewachſenen Staubfäden mit dem in drei Narben getheilten Griffel. Die große eiförmige Frucht iſt eßbar und wohlſchmeckend. Die gemeinere Art blüht ſchön blau. Eine ſehr ſchöne Art blüht roſenfarben, eine andere ſcharlachroth, eine ſehr große in Braſilien ſchneeweiß (Reiſe des Prinzen von Neuwied, Octavausgabe I. 99, II. 112). Eine Art hat weißfilzige Blätter, eine weiße Blume mit rothgelbem Nektarium. Als die Spanier dieſe herrliche Blume entdeckten, verglichen ſie ihren innern Theil mit den Werkzeugen des Leidens Chriſti, den rothgetüpfelten Fadenkranz mit dem blutigen Dornenkranz, die fünf Staubfäden mit den fünf Wunden, den Fruchtknoten mit dem Kelch, den Griffel mit der Säule, an der Chriſtus gegeißelt wurde, die drei Narben mit den drei Nägeln des Kreuzes, das Blatt mit der Lanze, die Ranken mit der Geißel, und gaben ihr den Namen Paſſionsblume. Darauf beziehen ſich denn auch alle Dichter, welche die Blume beſungen haben. Pauline Klein ſagt in einer ihrer Parabeln,

dieſe Blume habe ſich auf Golgatha am Kreuze Chriſti hinaufgerankt und das Leiden des Heilands habe, wie auf die ganze Natur, ſo auch auf dieſe zarte Pflanze einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß es ſich auf immer ihren Blumen eingeprägt habe. Eine ſehr ſeltſame und ſchöne Pflanze iſt ferner die Wachsblume (hoya) mit wie in Wachs boſſirten ſteifen und doch zarten weißlichen Blumendolden. An jeder einzelnen Blume iſt jedes der fünf wachsweißen Blätter mit einem Purpurfleckchen geziert und mitten ragen die verwachſenen Staubfäden wie eine Säule empor, aus der häufig ein waſſerklarer Tropfen rinnt. Noch eine ſeltſame, aber widrige, weil nach thieriſchem Aas riechende Blume iſt die afrikaniſche Aasblume (stapelia), cactusartig mit fleiſchigem Stengel, ohne Blätter, zur Seite eine dicht am Stengel anliegende Blume, einen breiten fünfeckigen Stern entfaltend in trüben, gelben und braunen Farben mit hellen Punktirungen. Am ſchönſten iſt eine ſcharlachrothe Art mit ſchwarzen Flecken.

Viele unſerer wilden Glocken-, Lippen, Rachen- und Kappenblumen kommen in veredelten und vergrößerten Arten wieder in unſern Gärten vor. So die Glockenblume (campanula pyramidalis) in einer überaus hohen zahlloſe blaue Blumen tragenden Aehre; das Löwenmaul (antirrhinum) mit großen purpurrothen oder weißen Blumen und gelber Maske; der Fingerhut (digitalis), Eiſenhut (aconitum), die bauchige gelbe und rothe Wachsblume (cerinthe), die glänzend rothe Lobelia, die blaue und rothe Trichterwinde (ipomoea), die gelbe und rothe Wunderblume (mirabilis jalappa).

Im Herbſt zieren unſere Gärten eine Menge meiſt gelbe nach allen Seiten ausſtrahlende Blumen dem Maaßliebchen des Frühlings ähnlich. Die Ringelblume (calendula), die ſchon früher und das ganze Jahr hindurch blüht, beginnt den Reigen mit ihrem ſchönen gefüllten rothgelben Stern, ihr folgt im Herbſt die Wucher- oder Goldblume (chrysanthemum) mit gelbrother Blume, und auf einem dickern Stiele die hochgelbe und übelriechende Sammetblume oder ſtinkende Hoffahrt (tagetes), die ſchöne Zinnia mit dickem Kelch, eine Scheibe voll Röhrenblümchen in einem Kranz von rothen oder gelben Blumenſtrahlen, die Rudbekia mit einer noch convexeren Scheibe und gelben Strahlen, die Wanzenblume (coreophis) mit vielen gelben Dolden von ähnlicher Beſchaffenheit und wanzenähnlichem Samen, das Schönauge (calliopsis) mit hochgelben Strahlen und einem rothen Stern in der Mitte, die überaus ſchöne Witt-

wenblume (scabiosa atropurpurea), eine Scabiose mit dunkelvioletter Scheibe voll Röhrenblümchen und purpurnem Rande mit den kleinen weißen Staubbeuteln wie mit zarten Perlchen überſäet. Ueber alle ragt im Herbſt die große Sonnenblume (helianthus giganteus) hervor, ein ſteifer rauher Stengel von 10—15 Fuß Höhe mit breiten Blättern und oben in eine oder auch mehrere Blumen ſich entfaltend. Dieſe Blumen ſind die größten in unſerem Himmelsſtrich. In Heidenheim blühte im Jahre 1822 eine von mehr als einem Fuß im Durchmeſſer. Fürſt, Gartenzeitung 1833 S. 168. Die Scheibe mit den gelben Röhrenblümchen wird ſchwarz oder ſchieferfarben von den dicht zuſammengepreßten Samenkörnern, die Blumenſtrahlen zur Seite aber gleichen gelben Flammen und laſſen jede einzelne Blume als eine hoch herableuchtende Sonne erſcheinen. Sehr ähnlich iſt ihr die kleinere Silphie (silphium), gleichfalls gelb.

Die Malve oder Herbſtroſe (althaea rosea) erhebt ihre der Königskerze ähnliche ſtolze Säule bis zu 12 Fuß Höhe und iſt eine der edelſten Zierden des Herbſtes. Ihre prachtvolle Pyramide iſt vorzüglich geeignet, den Mittel- und Haltpunkt einer reichen niedrigeren Blumengruppe, oder in gewiſſen Zwiſchenräumen eine Art Allee mit Durchſichten, einen ſchönen Vordergrund und Rahmen zu Fernſichten zu bilden. Die roſenartigen Blumen blühen zuerſt unten am Stamm auf und immer weiter nach oben, bis ſie zuletzt noch an der Spitze einen prächtigen Kolben bilden, wenn unten alle gewelkt ſind. Die grüne Knospe gleicht einem großen Knopf; die Samenkörnchen ſind flache Scheiben und liegen dicht an einander im Ring wie trockene Feigenſchnüre. Man hat Blumen von allen Farben, deren Wechſel den Garten ungemein ziert. Doch haben die ſehr hellen und ſehr dunkeln Farben, als weiß, gelb oder ſchwarz den Vorzug vor den gemeineren rothen und violetten. Sehr ſchön ſagt Uhland in einem Gedicht auf die Malve: lüge nicht die Roſe, ſchöner ſteht dir die Trauer. Eine kleinere Malvenart iſt die ſ. g. lavatera mit einzelnen hübſchen Blumen in den Blattwinkeln.

Zu den hochgewachſenen Herbſtblumen gehört ferner das indiſche Blumenrohr (canna indica), unten mit großen Blättern und oben mit kleinen irisartigen Blumen an dem hochaufſtrebenden Stiele, von hochrother oder gelber Farbe, daher ſie auch flos cancri (Krebsblume) heißt. Sie wird über mannshoch und iſt eine der ſchönſten Herbſtzierden. Weil in der Blume nur ein einziger Staubfaden, im Griffel aber eine große

Menge Samen ſich findet, vergleicht ſie Millin in ſ. amours des plantes ſinnig mit einer glücklichen Ehe, in welcher die Treue der Gatten durch eine zahlreiche Menge von Kindern belohnt wird. Noch iſt zu bemerken, daß dieſe Pflanze in ihrer Heimath Lieblingsaufenthalt der prächtigſten und größten Käfer iſt, der buprestis vittata und ocellata (nach Donavans indiſchem Inſektenwerk). Hochwachſende und beſonders in dichtem Gebüſch eine große Blumenmenge umfaſſende Herbſtpflanzen ſind ſodann die Dahlien oder Georginen. Doppelt, zu Ehren des Botaniker Dahl und des ruſſiſchen Gelehrten Georgi benannt, verdiente die ſchöne, urſprünglich amerikaniſche Blume wohl einen minder zufälligen und mehr charakteriſtiſchen Namen. Sie iſt ein ungemeiner Gewinn für unſere Herbſtflora geworden. Ihre mehr als mannshohen dichten Gebüſche ſind monatelang mit den herrlichſten Blumen von allen Farben bedeckt. Die einzelne Blume bildet eine ſehr regelmäßige Roſette, bald mehr ſternartig, bald mehr gefüllt und kugelförmig. Die Blumenblätter ſind ſeitwärts eingebogen, wie kleine Kähne oder Schuhe und zeigen in der Sonne den reizendſten Sammetglanz in der reinſten und ſatteſten Farbe. Die Farben ſind bei vielen Arten einfach, bei andern gemiſcht. Am ſchönſten ſind wohl die roſenartigen vollen Kugeldahlien, deren Blumenblätter weiß, aber mit einem farbigen ſanft abſchattenden Rande verziert ſind. Ihre Zartheit bildet den reizendſten Contraſt zu der tiefen Farbengluth der rothen und gelben Dahlien. Die große Menge der Blumen aber und die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, die aus der Höhe weithin leuchten, haben unſern Gärten eine Füllung gegeben, die vermißt wurde, ſo lange man keine andern hohen Blumen hatte, als die zu kahlen und zu wenig buſchigen Sonnenblumen und Malven. Die Dahlie ſteht gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen der Roſe und Sonnenblume.

Die Amaranthe (amaranthus), eine dem Ampfer verwandte Pflanze, zeigt ſich erſt ſpät im Herbſt mit ihren dickwolligen zahlreichen Aehren, dunkelpurpurroth mit einem Stich ins Braune. Von ihr hat die Amaranthfarbe ihren Namen erhalten. Eine Art, deren Aehren, vor allen die mittlere Hauptähre unverhältnißmäßig lang ſind und auf den Boden herabhängen, heißt Fuchsſchwanz. Eine andere, die ſtatt der Aehren kleine runde Blumenkugeln trägt, heißt die Kugelamaranthe oder rothe Immortelle. Eine dritte, deren Blume einen ſteifen, dichtſammtnen, am Rand etwas überſchlagenen und krauſen Kamm vorſtellt, heißt Hahnenkamm. Er iſt zuweilen gelb oder grün und nur rothrandig, zuweilen über und

über roth (die Floramur genannt). Auch die Blätter ſind bei einigen Arten röthlich angeflogen oder ganz braunroth, wie auch der Stamm. Bei einer Art ſind die Blätter von unten her gelb, von oben her grün. Eine oſtindiſche Art, welche man Tauſendſchön oder Papagaikraut nennt, zeigt eine wunderbare Farbenpracht in den Blättern, die theils roth, theils grün, gelb, weiß und braun geſtreift ſind. Eine Abart hat weiße, eine andere gelbe Aehren. Eine oſtindiſche iſt ſehr ſtachlicht. Eine auf Ceylon iſt mit einem dicken weißen Filz umkleidet. Die wilde Amaranthe bei uns hat grüne Aehren; dagegen hat das verwandte Bibernell, Steinpeterlein oder Sperberkraut (pimpinella) wirklich Amaranthenfarbe, aber nur kleine und kurze Aehren. Eine beſonders dunkle Art heißt a. melancholicus. Sehr merkwürdig iſt der perlenartige, durchſichtige und nur rothgeränderte Samen der Amaranthe. Er iſt nach Decandolle unter allen Pflanzenſamen der ſpecifiſch ſchwerſte. In Oſtindien macht man Mehl davon, ſo wie man auch dort die Amaranthenblätter als Gemüſe ſpeist. Die Blume blüht noch fort, wenn im Garten alles gelbt, und verliert ihre Farbe nicht, auch wenn man ſie bricht; daher ihr griechiſcher Name von ἀ priv. und μαραίνω welken. Die Alten ſetzten denen, die lange an Leib und Seele geſund blieben, Kränze davon auf. Wenn die Theſſalier nach dem Grabe des Achilles ſchifften, nahmen ſie Amaranthenkränze mit, weil dieſe unterwegs nicht welkten (Philoſtratos, Heldengeſchichten). Auch das Chriſtenthum nahm dieſe Symbolik auf. Clemens Alex. paed. I. 8. verſpricht dem Chriſten für ſeine Tugend eine Amaranthenkrone.

Zu den ſpäteſten Blumen gehört endlich die ſchöne Sternblume oder Aſter (aster), welche die Mitte hält zwiſchen der Ringelblume und Sonnenblume, eine Scheibe, ringsum mit Blumenſtrahlen umgeben, welche aber lang und ſchmal ſind. Die wilde Art in unſern Wäldern iſt blau. Auch die ſchönen großen Arten, die wir aus China entlehnt haben, behalten blau als Grundfarbe. Sie wachſen in der Mongolei wild und färben unter andern in der Wüſte Gobi ganze weite Strecken blau (Pallas, Reiſe II. 577). Man hat ſie durch Baſtardzeugungen ins Unendliche variirt, unterſcheidet aber hauptſächlich Zwergaſtern, Kugelaſtern, Pyramidaſtern, Bandaſtern, einfache und gefüllte. Die blauen oder violetten ſind die gemeinſten, die weißen, ſilbergrauen und zart fleiſchfarbenen die ſchönſten. Weil ſie erſt ſpät im Herbſt blühen, hat man ſie zu Boten des Winters gemacht und wehmüthige Abſchiedsgedanken an ſie geknüpft.

Andere aber haben Sterne der Hoffnung in ihr geſehen, welche die Wiederkehr des Frühlings verheißen. Krummacher ſang:

Der Sommer iſt dahin, des Jahres Tag vollbracht,
Die Pflanzenſternlein blühen und deuten auf die Nacht,
Ihr freundlich Antlitz ſagt: getroſt, der Vater wacht!

Werfen wir nach der Betrachtung der Blumen noch einen Blick auf die Zierſträuche, die zur Einfaſſung der Gärten und Beete, zur Bedeckung der Lauben und Wände und zu Bouquets dienen. Der ſteife Buchsbaum (buxus) mit ſeinen immergrünen, dichtgedrängten kleinen Blättern, der ehemals in den Rabatten der Beete vorherrſchte, iſt jetzt mehr beſeitigt worden. Eben ſo der ehemals zugeſchnittene Taxus. Dagegen liebt man die ſchönen ausländiſchen Fliederarten, den ſ. g. ſpaniſchen (syringa vulgaris) mit den blauen oder weißen Röhrenblüthen in dichten Trauben, den perſiſchen mit zahlreichen blaurothen, den chineſiſchen mit den größten und zahlreichſten rothblauen Trauben. Der Jasmin (philadelphus coronarius) mit ſeinen einfachen weißen duftreichen Blumenkelchen. Die Rainweide (ligustrum) mit der ſchönen Riſpe voll kleiner weißer Blümchen und ſüßem Geruch. Der Oleander (nerium oleander) mit ſeinen ſteifen dunkelgrünen Blättern und ſeinen roſenfarbenen Blumenkelchen, wovon er auch Lorbeerroſe heißt. Der Schneeball (viburnum opulus) mit ſeiner weißen kugelrunden Trugdolde. Der Goldregen (cytisus laburnum) mit kleeartigen Blättern und zahlreichen Trauben von goldgelben Schmetterlingsblumen. Der Perückenſtrauch oder Sumach (rhus) mit ſeinen bis in die feinſte Haarform veräſtelten Blüthenriſpen, die den ganzen Strauch wie ein zarter Rauch umgeben. Der Blaſenſtrauch mit dem hohlen und bauchigen Schoten (colutea arborescens). Der Sevenbaum (juniperus sabina) mit ſeinen cypreſſenartigen aber hellgrünen Zweigen. Die ſchöne Fuchſia mit den ſenkrecht herabhängenden feuerrothen Blumen. Dazu die rankenden Geſträuche, der Epheu, das Immergrün (vinca) mit ſeiner blauen Blume, das Geißblatt (lonicera) in zwei Arten mit würzig duftenden weißrothen und mit geruchloſen feuerrothen Blumen, die einen engen tiefen Kelch haben. Die Waldrebe (clematis) mit den ein Kreuz bildenden langen und violetten Blumenblättern. Der fünfblättrige oder Weinepheu (hedera oder cissus quinquefolia oder vitis hederacea), auch Jungfernrebe genannt, mit ſehr langen, weite Flächen überziehenden Zweigen und großen Blättern, die im Herbſt eine herrliche rothe

Farbe annehmen und lange behalten. Eine der fremdartigſten Schlingpflanzen, die wir an Lauben anbringen, iſt die ſ. Tabakspfeife oder aristolochia, mit ihrer großen dunkelfarbigen, einem ſchmutzigen Tabakspfeifenkopf oder einer langen Wurſt ähnlichen Blume, von der es noch viel größere Arten in den heißen Ländern gibt.

Die bei uns ſ. g. Akazie mit ihren duftenden großen Trauben voll Schmetterlingsblumen, gefiederten Blättern und Schoten, iſt nicht die echte Akazie, ſondern eine robinia. Es gibt viele Arten, worunter eine rothblühende mit Dornen. Noch viel längere Stacheln trägt die ihr verwandte gleditschia. Sehr fremdartig und ſchön iſt der Trompetenbaum (bignonia catalpa) mit ſeinen ſehr großen herzförmigen Blättern, wie ſie ſo groß kein Baum bei uns trägt, und mit den prächtigen Riſpen voll langer weißer, gleich einer Trompete vertieften Blumen.

20.

Der Obſtgarten.

Die Obſtbäume verhalten ſich zum wilden Walde wie die Hausthiere zu den wilden Thieren. Wir pflanzen ſie in der Nähe unſerer Wohnungen und veredeln ſie durch Kunſt. Sie ſind ſchon in der heil. Schrift als die Genoſſen der erſten Menſchen bezeichnet. Das Paradies war ein Obſtgarten. Darum glaubten die alten Ruſſen, die Schöpfung der Natur müſſe im Herbſt in voller Reife des Obſtes begonnen haben und feierten ehemals das Neujahr im Herbſt (Kohl, Oſtſeeprovinzen I. 182). Daß die Frucht eher da geweſen ſeyn ſoll, als die Blüthe, ſcheint uns ſo unwahrſcheinlich, als daß die Hühner eher ſollen da geweſen ſeyn, als die Eier. Allein wenn Adam ſelbſt ungeboren war, niemals Kind war, ſondern als reifer Erwachſener geſchaffen wurde, ſo hindert uns nichts, auch an eine Schöpfung der Vegetation in ihrer vollen Reife zu glauben. Nichts in der Natur erweckt ſo ſehr den Begriff des Reichthums, wie die Früchte des goldenen Obſtes im Herbſt. Die Erndte des Getreides, wenn die Aehren auch noch ſo voll und zahlreich vorhanden ſind, erinnert immer noch zu vorherrſchend an die Arbeit des Menſchen, aber der volle Obſtwald macht noch den Eindruck des Paradieſes, die ſüßen Früchte fallen den Menſchen gleichſam von ſelber in den Mund.

Der Obſtwald hat außer der Herbſtzeit, wenn er die Fülle der Früchte trägt, noch einen Moment höchſter Schönheit, in der Frühlings-

blüthezeit. Nie blüht der wilde Wald ſo ſchön als der Obſtwald. Keine reizendere Parodie des Winterſchnees als im Blüthenſchnee, der im Mai alle Gärten bedeckt. Im Allgemeinen paßt zu ſeiner landſchaftlichen Schönheit am beſten eine heitere offene Gegend, lachende Sonne, beſcheidene idylliſche Ländlichkeit oder die prächtige Villa. Doch contraſtirt die leichte Blüthe auch reizend mit den dunkeln Thälern, altersgrauen Ruinen.

Der Apfel (pyrus malus) hat den Vorrang unter allen Früchten behauptet, wie er ſchon in der Geneſis und im Hohenliede 2, 3 angedeutet iſt. Er verhält ſich zum übrigen Obſt, wie die Roſe zur Blumenwelt. Beide zeichnen ſich aus durch die ſchönſte Farbe und Rundung. Der Werth des Baumes liegt lediglich in ſeiner Frucht. Der Stamm iſt gewöhnlich zu dünn und die Krone zu unförmlich rund, die Veräſtung zu locker. Aber er dient auch nur dem Schmuck ſeiner großen roth und weißen Blüthen und ſeinen goldnen und purpurnen Früchten zur Unterlage. Alle Apfelarten hier zu verzeichnen wäre überflüſſig. Der delikateſte bei uns iſt bekanntlich der Borsdorfer, den indeß der Apfel Amri in Kaſchmir, mit dem er nahe verwandt iſt, noch übertreffen ſoll, wie Herr v. Hügel berichtet. Eigenthümlich iſt der roſtige Anflug der Renetten. Beſonders maleriſch durch ſeine Größe und Goldfarbe iſt die Renette von Canada, durch Größe und Purpurfarbe der Stettiner. Am mindeſten ſchön ſind die grünlichen und weißlichen, die oblongen Schafnaſen ꝛc. Die wilden kleinen Holzäpfel ſind die ſchlechteſten. Sehr ſeltſam, aber ſchön und von lieblichem Geſchmack ſind die durchſichtig grünen Glasäpfel in Petersburg aus Eſthland, ſ. Kruſe, Eſthland S. 10.

Der Birnbaum (pyrus communis) hat einen höhern und ſchöner verzweigten Stamm und glättere und polirtere Blätter als der Apfelbaum. Die Frucht hat die bekannte Birnform am Stiele ſpitziger und oben dicker, die Oberhaut der Frucht iſt aber nicht ſo dünn und pergamentartig zähe, wie beim Apfel, ſondern weicher. Alte Birnbäume ſind häufig ſehr maleriſch, beſonders im Frühjahr, wenn das ſchwarze narbige Holz des Stammes und die vielfache Verzweigung der dunkeln Aeſte ſich mit den zarten weißen Blüthen und dem erſten Grün überkleidet. Aber auch im Herbſt geben die Birnbäume der Landſchaft einen eigenthümlichen Schein, indem die Blätter ſich wie mit einem Lack überziehen und das Sonnenlicht ſpiegelartig zurückwerfen. Die Birne gehört zu den ſüßeſten und ſaftigſten Früchten, daher auch der von ihr bereitete Birnenmoſt der beſte unter den Obſtweinen iſt. Als die delikateſten Arten ſchätzt man die Bergamotte

(pyra falerna), die Muskatellerbirne (p. favonia), die bons-chretiens-Birne (p. pompejana). Die ſ. g. Cardinalsbirne erhielt dieſen Namen vom h. Capiſtran, der ſie feierlich weihte, weil ſie ihm ſo gut ſchmeckte. Eine der ſüßeſten und delikateſten Birnen in der Welt iſt das Geishirtlein, das aber nur in der Umgegend von Stuttgart vorkommt. Trefflich ſind die Zuckerbirnen, Weinbirnen ꝛc. Unter den gemeineren unterſcheidet man die harten, aber ſaftigen Schmalzbirnen, die mirben und trockenen Knackbirnen ꝛc. Der Form nach iſt wohl die glockenförmige Tafelbirne am ſchönſten; je mehr die Birne in die Eiform übergeht, um ſo mehr verliert ſie ihren Charakter; eigenthümlich iſt die etwas unregelmäßige den Quitten ähnliche Form einiger edler Birnarten, z. B. der bons-chretiens-Birne.

Die Quitte (pyrus cydonia) wächst an einem kleinen und nur ſtrauchartigen Baum und hält die Mitte zwiſchen Apfel und Citrone. Sie iſt ſchön gelb, mit einem weißen weichen Pelz überzogen und duftet ſehr aromatiſch. Auch die Blätter ſind etwas filzig, wie die Frucht.

Unter dem ſ. g. Steinobſt, welches harte Kerne mit weichem Fleiſch umgibt, hat die Kirſche (cerasus) die kleinſte Frucht. Der Baum liebt trockene Höhen und hat etwas Luftiges, Durchſichtiges in ſeiner ganzen Tracht. Die Aeſte ſind lang und ſchwach, das lanzettförmige und ein wenig gezackte Blatt ſteht locker, die kleinen Früchte ſtehen auf langen Stielen. Das Charakteriſtiſche der Kirſche iſt, daß ſie zum großen Steinobſt gehörig, doch nur eine kleine Beere iſt. Daher geht alles das Niedliche, Zierliche und Verführeriſche, das die Beere hat, auf ſie über. Die lockende, meiſt hochrothe Farbe, die Kinder und Vögel unwiderſtehlich anzieht; der korallenartige Glanz, der zwei mit dem Stiel zuſammenhängende Kirſchen zu natürlichen Ohrgehängen macht. Es iſt immer etwas Kindiſches bei dieſer reizend hinter dunkeln Blättern lauſchenden Frucht.

Als vornehmſte Arten derſelben unterſcheiden wir die große Herzkirſche, die wie ein Herz geformt und geröthet iſt, und von der es auch (wie von Herzen) eine ſchwarze Art gibt. Ferner die feſte und ſüße Knorpelkirſche, die glühend rothe ſaftvolle und ſäuerliche Weichſel, die rothe Glaskirſche, die gelbe Wachskirſche, die coloſſale Apfelkirſche (wie eine welſche Nuß inwendig mit einem Gröps, wie im Apfel, doch von außen hochroth und glänzend wie eine Kirſche, auch die große Judenkirſche genannt). Der wilden Vogelkirſche und Dürlitze iſt oben ſchon gedacht.

Die Dürlitze oder Corneliuskirsche (cornus) hat einen langen Kern wie die Dattel, nur ist sie viel kleiner.

Die Pflaume (prunus) ist im wilden Zustande bei uns die dornige Schlehe. Die edle Pflaume ist eirund, von welchem saftigem grünem Fleisch und oft sehr wässerig. Am größten und schönsten ist die blaue Damascenerpflaume, dann die rothe cyprische Cierpflaume, die grüne honigsüße Reine Claude (so genannt von der Königin Claudia, Gemahlin Franz I.), am kleinsten die gelbe Mirabelle (rothgesprenkelt und deßhalb auch Rebhühnerei genannt) und die Myrobalane oder Kirschpflaume. Die andere Gattung Pflaumen, die man mit einem slavischen Wort Zwetschke nennt, sind länglicher und etwas gespitzt, wie Citronen. Ihr Fleisch ist fester und bekommt fast die Süße der Feigen, wenn die Frucht zu runzeln anfängt. Die vornehmste Frucht dieser Art ist die blaue Kaiserpflaume. Es gibt auch eine kleine gelbe Art, die Marunke, und auch rothe und grüne Abarten. Die blaue Farbe ist bei diesen Früchten im Allgemeinen die vorherrschende und charakteristische, so wie auch der äußerst feine mehlfarbige Staub, der sich auf der glatten Haut ansetzt und das durchsichtige weißgelbe Harz, das die Frucht ausschwitzt.

Die Aprikose (prunus armeniaca) bildet den Uebergang von der Pflaume zur Pfirsich, ist aber im Fleisch trockener als beide. Sie ist von außen und innen dunkelgelb gefärbt, röthet aber auf der Sonnenseite die Wange wie ein Apfel. Die Oberhaut ist nicht mehr glatt wie bei Kirsche und Pflaume, sondern sammtartig behaart, wie bei der Pfirsich. Auch blüht der kleine Baum im ersten Frühjahr wie der Pfirsich- und Mandelbaum im zarten Rosenroth. Der Name der Pfirsich (amygdalus persica) ist entstellt aus persicum (malum persicum, der persische Apfel), weil sie ursprünglich aus Persien nach Europa kam. Sie bildet gewissermaßen den Uebergang von den Aepfeln zu den Pflaumen einer-, und zu den Mandeln andererseits. Ihre weichwollige Schale und ihr seltsam gewundener und krauser Kern unterscheidet sie vom Apfel, dem sie sonst an Gestalt sehr ähnlich ist. Ihr mürbes lockeres Fleisch von überaus angenehmem Duft und Geschmack ist kühler und säuerlicher als das der Aprikose und entweder schneeweiß (an der Edelpfirsich, Venusbrust, weißen Magdalene) oder gelb (Safranpfirsich, Rosanne) oder roth (Blutpfirsich). Nach der äußern Farbe des Pelzes unterscheidet man die blaßrothen oder violetten. Nach der Größe die colossale dutschinpara in Kaschmir mit rosenfarbenem höchst süßem und saftigem Fleisch (nach v. Hügel) und die

chineſiſche, die Marco Polo zwei Pfund ſchwer gefunden hat. Auch gibt es glatte, ohne Sammtwolle auf der Schale.

Die Mandel (amygdalus communis) kommt bei uns ſehr ſelten vor und gedeiht beſſer im Süden, als Norden der Alpen. Die Frucht hat noch einen pfirſichartigen, aber ungenießbaren Ueberzug und bildet eine löcherige Schale, in welcher der ſüße mehl- und ölreiche Kern ſteckt. Die ſ. g. Krachmandel iſt eine beſondere Art mit leicht zerbrechlicher Schale. Es gibt auch Bäume mit bittern Kernen, aus denen das tödtliche Gift der Blauſäure gemacht wird. Durch Verſetzung des Baums in einen andern Boden kann man ſüße in bittere Früchte verwandeln und umgekehrt. Liebig, chemiſche Briefe S. 173.

Unter der Kaſtanie verſteht man zweierlei Bäume. Die wilde (aesculus hyppocastanum) iſt nicht ſo ſchön, als die zahme mit eßbaren Früchten; ihr Stamm iſt zu kurz im Verhältniß zu der großen und hohen Krone, deren Laſt er kaum tragen zu können ſcheint. Auch haben die Blüthenpyramiden, mit denen er im Frühjahr ringsum prangt, etwas Steifes. Allein das Grüne ſeiner fünflappigen großen Blätter hat eine eigenthümliche Tiefe und Wärme der Färbung, nimmt die ſchönſten Beleuchtungen an und gibt ſehr angenehmen Schatten. Auch ſind die Blüthenpyramiden, je weniger gut ſie ſich in Menge am Baum ausnehmen, doch einzeln und in der Nähe geſehen, um ſo prächtiger und jede einzelne Blüthe von ungemeiner Zartheit. Die weißen mit wenig roth ſind ſchöner als die ganz rothen. Auch die grünen Stachelkugeln, in denen der braune Kaſtanienkern ſteckt, nehmen ſich gut aus. Man nennt dieſe wilden Früchte Roßkaſtanien, wie man auch andere Dinge roherer Art im Vergleich mit zarteren Arten roßartig nennt (ſo ſagt man: Pferdebohnen, Pferdekur ꝛc.). Der zahme Kaſtanienbaum (fagus castanea) iſt ſchlanker und hat eine edler geformte Krone als der wilde. Seine Blüthen ſind unſcheinbare, gelblich weiße Kätzchen, dagegen adelt ihn beſonders ſeine wohlſchmeckende Frucht. Der berühmteſte Kaſtanienbaum der Welt iſt la castagna di cento cavalli am Fuß des Aetna, ein uralter, in fünf weit auseinanderſtehende Stücke getheilter Baum von 180 Fuß Durchmeſſer, in dem hundert Pferde Raum haben. Er ſoll den Namen von der Königin Johanna von Arragonien erhalten haben, die einſt hier mit 100 Rittern vor einem Ungewitter Zuflucht fand. Baron Hügel meldet in ſeinem Werk über Kaſchmir (II. 249) daſelbſt wüchſen wilde Kaſtanienbäume, die noch viel größer und ſchöner ſeyen als die unſern und die ſich beſonders durch ihre merkwürdige, im

Alter vom Stamm abſpringende, aber in einiger Entfernung von ihm ſtehen bleibende und ihn wie ein Ofenſchirm umgebende Rinde auszeichneten. Die Kaſtanien erſetzen in der wärmeren Zone die Coniferen, indem ſie ſich gern auf hohen Bergen finden und die höchſte Waldregion derſelben einnehmen. So bilden ſie auch lange Gürtel um die kahlen Gipfel der ſpaniſchen Gebirge.

Die welſche Nuß (juglans regia) iſt einer der ſchönſten Bäume und beſonders durch eine eigenthümliche Reinlichkeit ausgezeichnet. Der Stamm, der an andern Bäumen rauh iſt, ſcheint bei ihm noch die Jugend der Zweige zu theilen. Seine etwas ſteifen und großen Blätter geben den angenehmſten Schatten und hauchen ein herbes Aroma aus, das an die Citronenbäume mahnt. Wie denn der Nußbaum in der That den Uebergang von den Laubbäumen des Nordens in die ſüdlichen Orangerien bildet. Er wird zuweilen ſehr groß. In St. Nicolas in Lothringen ſpeiſte im Jahr 1472 Kaiſer Friedrich III. an einem 25 Fuß breiten Tiſche, der in einem Stück aus einem Nußbaum geſchnitten war. Die Nußblüthe, auf die man ſelten achtet, beſteht in einem ziemlich großen grünen Kätzchen mit ſchwarzen ſehr zierlichen Blümchen. Die Frucht iſt die bekannte große und harte Nuß in grünem ſehr bitterem Ueberzug, inwendig in vier Kammern getheilt, die den zuſammenhängenden mehl- und öligen, aber ſehr hökerigen Kern enthalten.

Der Maulbeerbaum (morus) gehört zur zahmen Kaſtanie und zum Nußbaum, hat Kätzchen wie ſie, aber eine Frucht ähnlich der Himbeere. Der ſ. g. ſchwarze hat große ſchwarzrothe, ſaftreiche, aber etwas ecklig ſüß ſchmeckende Beeren. Der ſ. g. weiße iſt mit der Seide aus China gekommen, denn die Seidenraupe lebt von ſeinen ſchönen grünen Blättern, und in den ſüdeuropäiſchen Gegenden, deren Clima er verträgt, wird er häufig zum Behuf des Seidenbaus gepflanzt. Morus papyrifera in Japan liefert einen Baſt, aus dem man Papier macht. In Auſtralien braucht man ihn zu Flechtwerken und rohen Zeugen.

21.

Die ſüdeuropäiſche Orangerie.

Im Süden der Alpen fallen dem Wanderer vor allem die ganz andern Obſtarten auf, die hier wachſen, und um ſo mehr, als im Süden die Bäume faſt nur Culturbäume ſind und zu weiten, wenn auch dünnen

Wäldern ſich ausdehnen. Denn nur ſelten lehnen ſich noch an die Gebirge wilde Hochwälder an und in nur engem Raum, während die weitgedehnten Ebenen mit Oelwaldungen, rebentragenden Ulmenwäldern, großen Feigen-, Citronen- und Orangengärten bedeckt ſind.

Am meiſten charakteriſirt den Süden die Citrone (citrus), ein reinlicher Baum mit lanzettförmigen glänzenden, zähen und duftenden Blättern und der bekannten ovalen, oben und unten etwas geſpitzten gelben Frucht, die inwendig in regelmäßige Fächer getheilt iſt, ſo daß ſie, wenn man ſie quer durchſchneidet, einen Stern bildet. In den Fächern ſchwimmen die Körner in dem eigenthümlich ſauren und den Mund zuſammenziehenden und dennoch äußerſt angenehm kühlenden Saft. Eine kleinere und dünnſchaligere Art, die Limonie, hat dem bekannten Getränk Limonade den Namen gegeben. Eine dickſchaligere und mehr birnförmige Art, die Bergamotte, enthält in dieſer Schale ein köſtliches Oel. Ihr nahe verwandt iſt die Orange (citrus aurantium), Pomeranze, Apfelſine, eine runde hochrothgelbe und ſüßen Saft enthaltende Citrone wieder von einem ganz eigenthümlichen, kräftigen und lieblichen Aroma. An dieſem Baum iſt alles Duft, wie Frucht und Blüthe, ſo Blatt und Holz. In den heißen Ländern der alten und neuen Welt werden die Orangen unter dem Namen der Pampelmuſe (citrus decumana) kopfgroß und immer ſüßer, mit rothem Fleiſch, was auch ſchon die ſ. g. Blutorangen in Italien haben. Die ſüßeſten findet man in Hinterindien, ohne Kern und ſo dünnſchalig, daß der Honigſaft durch den kleinſten Ritz tropft. Ritter, Aſien III. 1056.

Wie dieſe Citrusarten unſere Aepfel und Birnen erſetzen, ſo der Oelbaum (olea) unſere Pflaumen. Der Baum hat etwas Weidenartiges und iſt weder groß noch ſchön. Sein Laub, faſt mehr grau als grün, ermüdet durch die matte Farbe und Einförmigkeit ungemein und die berühmten Olivenwälder ſind nicht die ſchönſte Zierde der ſüdlichen Länder. Doch haben ältere und größere Stämme durch ihre ſchwarze Farbe und durch die vielfachen Windungen, Narben und Knollen (worin ſie die knorrigſten Weiden noch übertreffen) oft ein phantaſtiſches Ausſehen. Das Holz iſt inwendig grünlichgelb mit ſchwarzen Wolken verziert und ſo mannigfach durchwunden, daß man es beſonders gern zu Doſen verarbeitet. Die unreifen Oliven werden mit Salz und Gewürz gegeſſen. Aus der reifen pflaumenartigen Frucht fließt und preßt man das köſtliche Baumöl, das die Olivenpflanzungen ſo beliebt und werthvoll macht. Die Olive gibt das Oel; doch je fleiſchiger ſie iſt, deſto weniger. Daher ſchon die

alten ägyptiſchen Prieſter von ihren Schülern wie von der Olive zu ſagen pflegten: je fleiſchiger, deſto weniger Oel (je mehr Körper, deſto weniger Geiſt). Der Feigenbaum (ficus) breitet auf einem gewöhnlich nur kurzen Stamme ſeine langen Aeſte ſehr weit und maleriſch aus und gibt mit ſeinen großen und ſchönen Blättern, die mit ihren fünf Lappen einer Hand gleichen, herrliche Schatten. Er iſt überdieß wie der Nußbaum außerordentlich reinlich und der Stamm behält ſo ſehr den glatten und jugendlichen Charakter der Zweige, daß er zuweilen unmittelbar Früchte trägt. Dagegen beherrſcht die Eigenſchaft des Stammes auch die Blüthe und Frucht. Der Blüthenboden der Feige iſt ſo concav, daß die Blüthe inwendig ſitzt, und ſchwillt dann zur Frucht an, ſo daß von einer eigentlichen Blume nichts zu ſehen iſt und die grüne Frucht aus dem grünen Holze nur wie eine Anſchwellung deſſelben hervorwächst. Da der veredelte Feigenbaum mit weiblicher Blüthe ſich nicht ſelbſt befruchten kann und da ſeine Blüthe tief im Innern des Blumenbodens ſitzend ſchwer zugänglich iſt, ſo würde er ſeine ſüßen und köſtlichen Früchte nicht bringen können, wenn die Natur nicht durch ein ſinnreiches Mittel für ſeine Befruchtung geſorgt hätte. Auf der wilden Feige lebt die ſ. g. Feigenſchlupfweſpe, die in das Innere der Blüthe hineinzukriechen und daſelbſt ihre unſchädlichen Eier zu legen pflegt und dabei Samenſtaub aus der männlichen Blüthe mit hinüberführt, zugleich aber auch, wie man glaubt, durch ihren Stich die Reife der Frucht befördert. Die Beſitzer großer Feigengärten pflegen dieſe Weſpe mit Zweigen der wilden Feigen ihren Bäumen zu nähern und dadurch die Befruchtung auf künſtliche Weiſe herbeizuführen. Man nennt dieß die Caprification. Ariſtoteles, Thiergeſchichte V. 26. Oken, Naturgeſchichte III. 3. 1559. v. Schubert macht in ſeiner Reiſe nach dem Orient I. 373 die ſinnreiche Bemerkung, die kleine Weſpe glaube nur für ihre Brut zu ſorgen und ſorge für die Menſchen. In neuerer Zeit hat man zweierlei Feigenweſpen unterſchieden, bei der gemeinen wilden Feige blastophaga psenes, bei der Sycomorenfeige cynips sycomori. Erichſon, Archiv 1844 II. 307.

Der Granatenbaum (punica granatum) hieß bei den Alten der puniſche oder karthagiſche Apfel. In ſeinem hell und kräftig grünen Laube und in ſeiner feuerrothen, einer Nelke mit tiefem Kelch ähnlichen Blüthe ſtellt ſich der Farbencontraſt des Grün mit Roth ſchöner als an irgend einer andern Pflanze dar. Auch die Frucht, der berühmte Granatapfel, iſt feuerroth und oben mit einer kleinen rothen Krone (dem zurückgeblie-

benen Kelchſaum) geſchmückt. Derſelbe enthält eine außerordentliche Menge ſehr ſymmetriſch geordneter Körner (vom Kern, granum, hat die ganze Pflanze den Namen).

Der Lorbeerbaum (laurus) iſt nicht durch Höhe und Größe, aber deſto mehr durch ſchlanken Wuchs und durch die Schönheit ſeiner Zweige ausgezeichnet. Dieſelben tragen in der eleganteſten Abwechslung lanzettförmige, dunkelgrüne feſte Blätter und gelblich weiße Blumen, aus denen eine ſchwarzblaue Steinfrucht (gleich einer Beere) entſteht. Die einfache Schönheit des Baumes wird noch erhöht durch den gewürzhaften Geruch, der ihn in allen Theilen erfüllt, daher man die Blätter auch förmlich als Würze in Speiſen braucht. Der Botaniker Unger hat den Lorbeerzweig zum Modelle ſeiner idealen Urpflanze genommen. Dieſe Form ſagt in der That dem äſthetiſchen Gefühl am beſten zu. Nach der bekannten Dichtung der Alten wurde die ſchönſte Jungfrau, als der Sonnengott ſich vergebens um ihre Liebe bewarb, in den erſten Lorbeer verwandelt. Darin liegt der Sinn: die Sonne ſchien auf alle Bäume der Erde und fand keinen ſchöner als den Lorbeer.

Man kann nicht umhin, in den hier beſprochenen Baumarten eine gewiſſe geheimnißvolle Uebereinſtimmung mit dem ſüdeuropäiſchen Volkscharakter zu erkennen, deſſen eigenthümliche Dispoſition zu ſchöner Natürlichkeit und vornehmer Einfachheit ſich auch ſchon im heidniſchen Alterthum unter allen Verderbniſſen bewährte. Die claſſiſchen Formen der im Ganzen kahleren Natur contraſtiren hier ſehr auffallend mit der ungleich größern Fülle, aber auch Wildheit der nordeuropäiſchen Wald- und Wieſennatur. Wir können uns indeß damit tröſten, daß die herrlichſten Werke der vom Glauben durchdrungenen Kunſt nirgends anders entſprungen ſind als aus deutſchem Gemüth und nirgends anders ihre heiligen Formen zum Himmel erhoben haben, als unter den deutſchen Tannenwäldern. Ewig bewundern wir den ſchönen Süden und ſehnt ſich unſer Herz zu ihm, doch die Heimath bietet uns noch mehr.

Dem Lorbeer geſellt ſich in der weichen welſchen Luft die Myrthe (myrtus), mit kleiner weißer Blüthe, ſchwarzer Beere und duftendem Laub wie jener, aber viel kleineren und dichter gedrängten Blättern, als wollten ſie vom Lorbeer in die Cypreſſe übergehen, dem das Myrthenlaub durch ſeinen dunklern Ton ſich nähert. Seit uralter Zeit gilt dieſe liebliche Myrthe als Baum der Liebe und werden noch heute die Brautkränze aus ſeinen Zweigen geflochten. Je mehr ſonſt die Vegetation in Italien

Offenheit und Licht liebt, um ſo mehr fühlt ſich der deutſche Wanderer durch die Heimlichkeit der dichtzuſammengedrängten und tiefen Schatten gewährenden Myrthen angeſprochen.

Zu jener ſüdeuropäiſchen Baumwelt gehört auch die ſchon bei den Coniferen beſchriebene ſchlanke und hohe Cypreſſe contraſtirend mit dem flachen Schirm der Pinie, die italieniſche Pappel und die immergrüne Eiche, der Johannisbrodbaum (ceratonia siliqua) ausgebreitet wie ein Apfelbaum, aber mit gefiederten Blättern und großen braunen eßbaren Schoten, die Mannaeſche (fraxinus ornus), die vom Stich einer Cicade einen ſüßen Saft ausſchwitzt; der ſchöne in unſre Gärten verpflanzte Oleander, die faſt weidenartige, nur edlere Tamariske (tamarix) mit langen roſenrothen Blüthenähren, die Piſtacie oder Terebinthe (pistacia) aus deren verſchiedenen Arten der Maſtix und der echte Terpentin als Harz austropft und dann eine eßbare Nuß liefert, der ſchotentragende Kapernſtrauch (capparis), deſſen Blumenknospen mit Pfeffer und Salz als Gewürz dienen, das Süßholz (glycyrrhina), gleichfalls ein Schotenſtrauch mit dem bekannten ſüßſchmeckenden Holze, das ſchöne rothe Ciſtusröschen, die große Malve (lavatera arborea), die blautraubige Lobelie ꝛc. Am Mittelmeer wächst auch die berüchtigte Alraunwurzel (atropa mandragora), unſrer Tollkirſche verwandt, mit einer Wurzel, die einigermaßen einem menſchlichen Leib ähnlich ſieht und welcher der Aberglaube ein ſelbſtſtändiges Leben zuſchrieb.

22.

Das h. Land. Die Palmen- und Weihrauchzone.

Die eben geſchilderte Flora des ſüdlichen Europa ſetzt ſich fort nach Kleinaſien, Syrien, Arabien und an der ganzen Nordküſte von Afrika, nur daß je weiter ſüdwärts, die Orangen noch heißer und ſüßer glühen und der Landſchaft ein ganz neuer heiliger Charakter durch die Palme verliehen wird. Nur ſpärlich kommen an den europäiſchen Ufern des Mittelmeeres hie und da die verkrüppelte Zwergpalme (chamaerops humilis) und die ſchöne Dattelpalme (phoenix dactylifera) vor, deren eigentliche Heimath Arabien iſt, die aber ihrer ſüßen Früchte wegen am ganzen Südrande des Mittelmeers in Gartenwäldern angepflanzt wird.

Nach einer alten Tradition iſt das Kreuz des Heilandes von einem Palmſtamm genommen worden. Mit Palmzweigen ſchmückte ſich das

Volk, als er ſeinen Einzug in Jeruſalem hielt, zu deſſen Andenken die ganze Chriſtenheit den Palmſonntag feiert. Der Heiland wandelte unter Palmen, das h. Land iſt bezeichnet durch dieſen Baum vor allen, und erſt in zweitem Range durch die Oel- und Weinberge, Feigen und Cedern. Und es iſt kein Zufall, daß die Palme in dieſe Verbindung mit dem Sohne Gottes gekommen iſt, denn ſie iſt der edelſte unter allen Bäumen auf Erden, die ſchönſte Form verbindend mit der größten Nützlichkeit, von einem faſt fremdartigen, paradieſiſchen Charakter im Vergleich mit den vielen andern Pflanzen.

Wir haben im vorigen Bande ſchon erkannt, welche hohe Bedeutung Paläſtina zukommt, ſofern es im Mittelpunkt des größten Continents Aſien, Europa und Afrika, den Orient und Occident, die nordiſche und ſüdliche Zone zugleich trennt und verbindet. Das gilt insbeſondere auch von der Vegetation.

Die Schönheit der Palmenform charakteriſirt ſich vor allem durch ein freies, leichtes Emporſteigen, gleichſam durch den Sieg des Hohen über das Niedere, indem der dünne Stamm über Boden, Sumpf, Geſtrüpp und ſelbſt über die aus andern hohen Bäumen gebildeten Wälder emporſteigt und die reiche Blätterkrone gefällig und zwanglos erſt hoch oben in den reinen Lüften und in der Nähe des Himmels entfaltet. Dieſe leichte Vornehmigkeit nimmt den Charakter des Heiligen an. Die alten Aegypter ſollen nach Proſper Alpinus (de plantis Aegypti S. 11) den Glauben gehabt haben, die Palme werde nicht aus der Erde, ſondern von Himmel und Luft genährt, da ihr Stamm viel zu dünn ſey, um durch ſich allein die volle Krone zu tragen und zu nähren. Der Palmſtamm beſteht nicht aus Holz mit Jahresringen, wie unſre Baumſtämme, ſondern aus einem weichen ſaftreichen Zellgewebe mit nur wenigen Spiralgängen. Dieſe letztern laufen von den Blättern aus in einer Krümmung gegen die Mitte des Stammes, und breiten ſich nach unten wieder in einer Krümmung gegen den äußern Rand des Stammes aus; die älteren und jüngeren dieſer Faſerbündel aber durchkreuzen ſich. Die Holzdurchſchnitte zeigen ein lockeres Gewebe, wie Bambusmark, die ſchönſten Roſetten von Perlen, Eiern, Sechsecken und das kunſtreichſte Netzwerk (vgl. die Unterſuchungen von Hugo Mohl bei Martius). Von außen iſt der Palmſtamm ſehr hart und unbeugſam ſteif im Winde. Seine Schuppen und Knoten ſind die zurückbleibenden Blattanſätze der abgefallenen Blätter; das inwendig nicht eingetrocknete, ſondern friſch und weich

bleibende Mark ſteigt als der ſ. g. Palmkohl über den Stamm empor und bildet die große Knospe für Blätter und Blüthen. Die Blätter aller Palmen ſind excentriſch aus der Knospe immer nur oben am Gipfel des Baumes ſich ablöſende lange und feſte Blattſtiele, an denen ſich (bei den Schirmpalmen) ein großes Blatt ausbreitet, oder die (wie bei der Dattelpalme) nur nach beiden Seiten gefiedert ſind. Obgleich nur Blätter nennt man ſie doch ihrer Größe wegen auch Palmzweige. Gleich Reiherfedern zierlich gebogen wanken ſie im Winde. Die Blüthe bricht zwiſchen den Blättern oben aus dem Stamm hervor und bildet große lange gelbliche Blumentrauben in einer dünnen Scheide, die bald zerplatzt. Aus den Blumen entwickeln ſich dann als Früchte die bekannten Datteln, gleich großen Corneliuskirſchen einen langen Kern mit wohlſchmeckendem Fleiſch umgebend.

Man pflanzt überall nur weibliche Dattelbäume in großer Menge und nur wenige männliche dazu, denn nur die erſteren tragen Früchte, wenn ihre Blüthen vom Pollen jener beſtäubt worden ſind. Der Pollenſtaub iſt ſehr leicht und wird durch den Wind verbreitet. Es ſoll aber eine Sympathie zwiſchen weit von einander entfernten Palmen beſtehen. Im Jahr 1505 ſchilderte Pontanus in lateiniſchen Verſen die wunderbare Liebe zweier Palmen. Das Männchen ſtand zu Brindiſi, das Weibchen zu Otranto, beide dreißig italieniſche Meilen von einander entfernt. Aber ihre Sehnſucht zog ſie zu einander und da ſie ihren Ort nicht verändern konnten, wuchſen ſie, von der Macht der Liebe emporgetrieben, höher und immer höher, bis ſie über alle andern Bäume weit hinwegragten und nun der Nordweſtwind den Blumenſtaub von Brindiſi hoch in der Luft bis nach Otranto tragen konnte. Auch in Deutſchland erregte im vorigen Jahrhundert eine wunderbare Palmenbefruchtung großes Aufſehen. In Berlin befand ſich ſchon lange ein weiblicher Palmenbaum, der immer Blüthen, aber niemals Früchte trug. Da fiel im Jahr 1749 Gleditſch auf den Gedanken, ſich von Boſe aus deſſen Garten in Leipzig die Blüthe einer dort wachſenden männlichen Palme mit der Poſt nach Berlin kommen zu laſſen und mit dem Staube derſelben die Blüthen ſeiner Palme zu berühren, und ſiehe da, die Palme wurde davon fruchtbar und trug eine große Menge Früchte, aber nur dieſesmal, nicht mehr in anderen Jahren, in denen der Verſuch nicht wiederholt wurde. Decandolle, Phyſiologie d. Pflanzen, deutſch von Röper II. 56. Eine Krankheit der Dattelpalme heißt in Arabien Eschq, Liebe. Die weibliche Palme nimmt

den Pollen des männlichen Nachbars nicht an, ſondern ſucht ſich unter den ferner ſtehenden einen Liebling aus, dem ſie ſich zuneigt. In dieſer Richtung bleibt ſie und welkt hin, wenn man ſie nicht mit dem Pollen ihres Lieblings beſtäubt. Berggren, guide franc. arabe, 277. Ritter, Erdkunde XIII. 763.

Die Dattel hat den Namen vom griechiſchen δάκτυλος (Finger), ſo wie die Palme ſelbſt von der palma (flache Hand), womit man die Blätter verglich. Der Baum verliert in der Regel alle Monate ein Blatt, worauf ein neues wächst. An den in Arabien wild wachſenden Stämmen bleiben die Blätter ſtehen und bedecken den Baum, da er höher wächst, von allen Seiten ſeiner ganzen Länge nach. In Labordes großem Werk über Syrien ſieht man ihn abgebildet. Am ausführlichſten hat über die Dattelbäume geſchrieben Ritter in ſ. Erdkunde XII. 760 f.

Wie die Palme das Paradieſiſche des h. Landes bezeichnet, ſo die berühmte Roſe von Jericho (anastatica hierochuntica) den Wüſtencharakter deſſelben, denn hier vereinigen ſich die tiefſten Gegenſätze der Natur. Dieſe Roſe, welche die Pilger aus dem h. Lande mitzubringen pflegen und die man in der Chriſtnacht ins Waſſer ſtellt, in welchem ſie ſich neu entfaltet, iſt eine kleine, nur 8 Zoll hohe trockne Pflanze. Blume, Blätter und Schötchen ſind gleich ſehr verholzt. Die Wurzel hat keine Verzweigung, wird daher leicht vom Sturmwind ausgeriſſen und die kugelförmig zuſammengerollte Pflanze ſo lange in der Wüſte umhergerollt, bis ſie zufällig in irgend ein Waſſer fällt. Hier entfaltet ſie ihre Blüthen und wirft den Samen aus, der am feuchten Ufer wächst, bis die neue Pflanze abermals vom Winde ausgeriſſen wird. Außerdem könnte ſie ſich gar nicht fortpflanzen. Decandolle, Phyſiologie der Pflanzen, II. 246.

Eine andre Wüſtenpflanze des h. Landes iſt der berühmte Sodomsapfel am todten Meere, von dem die Legende ſagt, er ſey auswendig ſchön roth, inwendig voll Aſche, zur Erinnerung an Sodoms Sünde und Untergang. Es iſt die Frucht des solanum sanctum, welche, von einer Blattweſpe angeſtochen, ohne auswendig die Haut zu ändern, inwendig zu Staub wird. Ritter, Erdk. XV. S. 508.

In Syrien und dem h. Lande wachſen Bäume mit wohlriechenden Harzen, der Maſtixbaum (pistacia leutiscus) und Storaxbaum (styrax), denen tiefer im Süden von Arabien die eigentlichen Weihrauch- und Balſambäume und auf der gegenüberliegenden Küſte Afrika's

die Gummibäume folgen. Harzbildungen zeigen ſich vorzugsweiſe bei den Coniferen des Gebirges und bei den Mimoſen der heißen Zone, beides in ſehr trockner Luft. Auch das gehört zu den merkwürdigen Gegenſätzen im h. Lande, daß ſich hier in der Nähe des Mittel- und rothen Meeres gleich ſo trockne Landſchaften finden. Der am weiteſten nördlich vorkommende Gummi Traganth iſt das Harz von astragalus tragacantha, der Balſam vom Balſambaum (opobalsamum), der Weihrauch von der indiſchen Pflanze boswellia glabra; die Pflanze, deren Harz der echte arabiſche Weihrauch iſt, kennt man noch nicht und dieſer Weihrauch ſelbſt wird ſo oft vermiſcht und verfälſcht, daß es ſchwer iſt, ſeinem Urſprung auf die Spur zu kommen. Ritter a. a. O. 372. Die Myrrhe kommt von der balsamea myrrha.

Wir müſſen hier dem Manna eine beſondere Betrachtung widmen. Schon lange iſt bekannt, daß am Sinai im Süden des h. Landes auf dem Wege, den die Juden aus Aegypten genommen haben, ein Strauch (tamarix gallica gummifera) wächst, aus deſſen Zweigen der noch jetzt von den Arabern Man genannte weiße Stoff tröpfelt, den man wie ſüßes Mehl eſſen kann. Man ſammelt ihn gewöhnlich des Morgens und nach Regenwetter auf, am Mittag aber in der Sonne ſchmilzt er (2 Moſe 16, 21). Schon Diodor von Sicilien XIX. 94 gedenkt in dieſen Gegenden des „wilden Honigs", von dem die arabiſchen Nomaden lebten. Das Man ſchmeckt ſüß und mehligt zugleich. Es tropft aus eigenthümlichen kleinen braunen Zweiglein, nicht aus dem Stamm oder den gemeinen Zweigen und Blättern der Tamariske aus, und die Behauptung Ehrenbergs (der überall zu viel kleine Thiere ſah und kleinen Thieren zu viele Wirkungen zuſchrieb), die Ausſchwitzung werde durch eine kleine Schildlaus (coccus manniparus) bewirkt, ſcheint um ſo weniger ſtichhaltig, als ſchon früh im Jahr der dem Manna eigenthümliche ſüße Duft die Pflanze umgibt, lange bevor das Manna ſelbſt zum Vorſchein kommt, der Stoff demnach in der Pflanze ſelbſt zu liegen ſcheint und nicht in einem erſt hinzugekommenen Inſekt. Ritter (a. a. O. 693), dem wir überhaupt die gründlichſte Unterſuchung des Gegenſtandes verdanken, gedenkt ferner eines anderartigen Mannaregens, der noch 1828 in Perſien, 1846 in Kleinaſien maſſenhaft aus heiterem Himmel fiel und ein ſchmackhaftes Mehl lieferte. Das war eine noſtochartige Flechte (parmelia esculentus), die auch zwiſchen dem caspiſchen Meer und Aralſee gefunden und gegeſſen wird. Schon Hengſtenberg, Pentateuch I. 280 f. hat gezeigt, daß ſich das

Wunder des Mannaregens nach Zeit und Ort einſchränkt, daß die Juden daneben auch von ihren Heerden ſich nährten (2 Moſe 12, 38; 17, 3) und von Datteln (15, 17) und von den Nachbarſtämmen Speiſe kauften (5 Moſe 2, 6). Ritter aber vertheidigt die natürliche Erklärung des Mannawunders mit den ſchönen Worten (S. 678): „Die Wunder Gottes bleiben uns Wunder, ſelbſt wenn wir ſie alle uns durch Naturkräfte ſollten erklären können, denn auch dieſe ſelbſt ſind und bleiben uns doch in ihrem Urgrunde ein Wunder vom Bau des kleinſten Mooſes und des Grashalms durch alles Weſen der Dinge hindurch bis zu dem ſeelenvollen Auge und zu der höchſten Entwicklung des Menſchen.“

Zu den arabiſchen Charakterpflanzen gehört der Hennaſtrauch (lawsonia alba), deſſen Beere roth färbt und von den Araberinnen viel benutzt wird. Ferner das merkwürdige Kat (catha edulis), deſſen Zweige mit Blättern und Knospen betäubend duften und wie Betelblätter gekaut werden, wodurch ſich die Araber in einen angenehmen Rauſch zu verſetzen pflegen. Ritter a. a. O. XII. 796. In Syrien wächst die ſchön rankende, auch bei uns in Gärten gepflanzte Asclepias mit hellrothen Dolden (asclepias syriaca), ferner der Kirſchlorbeer, von dem man ein giftiges Waſſer abzieht, in Kleinaſien die ſchöne azalea pontica, ein Strauch mit Alpenroſenblumen, aus denen aber die Bienen einen giftigen Honig ſaugen, derſelbe, von dem einſt Xenophons ganze Armee betäubt wurde.

23.

Die afrikaniſche Flora.

Nur durch das Mittelmeer von uns getrennt, iſt Afrika eigentlich die ſüdliche Fortſetzung von Europa und verhält ſich zu Europa wie Süd- zu Nordamerika, wie Süd- zu Nordaſien.

An der Nordküſte Afrika's waltet noch dieſelbe Vegetation vor, wie an den gegenüberliegenden Küſten des Mittelmeeres, nur durch die Dattelpalme veredelt. Verfolgt man im Oſten Afrika's den Nil bis gegen ſeine Quellen, ſo bemerkt man, je weiter man nach Süden kommt, einen allmähligen Uebergang aus der Region der Dattelpalmen in die der Sykomore (eine Feigenart) und aus dieſer wieder in die Region der gummireichen Mimoſen. Auf der Weſtſeite Afrika's kann man die nämlichen Uebergänge verfolgen, hier aber treten noch einige ſeltſame dicke Baumformen und Fettkräuter charakteriſtiſch hervor. Die breite Mitte des

Welttheils nimmt die Sandwüſte ein, die in Binnenſeen ausläuft. Im Süden aber, auf der andern Hemiſphäre, wiederholen ſich unſre nordiſchen Heiden in ausgedehnten Steppen voll von viel größern und ſchönern Heidekräutern als bei uns, und geſellen ſich dazu eine Menge von Fettpflanzen, die nirgends ſonſt ſo ſehr vorherrſchen. Beide Formen, Heiden und Fettpflanzen, entſprechen einer beſonderen Trockenheit des Welttheils, die mit der überwiegenden Feuchtigkeit Amerika's contraſtirt.

Von Arabien herüber greift die Tendenz der Weihrauchbildung tief in die Vegetation Afrika's ein, und zwar in die Pflanzenform, die Afrika beſonders auszeichnet. Dies ſind die Mimoſen (mimoseae), unter denen die echten Akazien (acaciae) das berühmte Gummiharz liefern. Sie wachſen am obern Nil und am Senegal in Menge und nehmen auch in den andern Welttheilen die tropiſche Zone in den mannigfaltigſten Geſtalten ein, als hohe und majeſtätiſche Bäume, oder als dünnes Geſträuch und als niederes Unkraut. Wenn man unſre falſche Akazie (robinia) betrachtet, die ihnen verwandt iſt, ſo kann man ſich doch noch keinen Begriff von der Schönheit der echten machen. Bei vielen Mimoſen iſt das Blatt nicht nur einfach, ſondern doppelt gefiedert und bildet in meiſt pinienartiger Ausbreitung das zarteſte Laubgegitter, deſſen Weichheit und ſchönes Grün aufs lieblichſte mit den dunkeln und harzigen Stämmen contraſtirt. Der Bau der afrikaniſchen Giraffe iſt ausſchließlich für die Mimoſe berechnet. Das ſchöne Thier lebt hauptſächlich vom Mimoſenlaub und hat den langen Hals nur, um es an den hohen Bäumen erreichen zu können. Patterſon fand eine rieſenhafte mimosa nilotica, auf deren ſtarken Aeſten 800 Vögel ein großes gemeinſchaftliches Neſt gebaut hatten. Mimosa albida iſt nach Brunner die größte am Senegal. Eine ſehr eigenthümliche mit rothem Stamme fand Ruſſegger am obern Nil. Der gemeine arabiſche Gummi fließt als Harz aus der ſchwarzen Rinde der ſtachligen acacia arabica und aus der acacia seyal, die ſich durch ſichelförmige Schoten auszeichnet. Der beſte Senegalgummi aus der acacia verek. An dieſe Mimoſen ſchließt ſich zunächſt die ihnen verwandte, gleichfalls gefiederte Blätter tragende Tamarinde (tamarindus) an, ein breitgeäſteter ſchöner Baum mit mächtiger Krone, von fern unſern Linden ähnlich. Ferner die cassia senna, welche die berühmten Sennesblätter liefert, und die ſ. g. Erdnuß (arachis hypogaea), die ihre Hülſen, wenn ſie abgeblüht hat, unter die Erde verbirgt und hier reifen läßt, eine Lieblingsſpeiſe der Neger an der Guineaküſte.

Im Oſten Afrika's, in Aegypten, Nubien, Abyſſinien folgt der Dattelpalme an den Nilufern aufwärts zuerſt die großartige Dompalme (cucifera thebaica) und zugleich die Sykomore (ficus sycomorus) mit ſehr geſchätzten Feigen, welche die Stelle der Datteln gegen Süden erſetzen. Ruſſegger rühmt ferner hier den ſeltſamen Baum sotor, einen baumartigen Kürbis mit dunkelrothen Blumen und einer dreißig Pfund ſchweren lang herabhängenden Frucht voll dunkler Samenkörner in rothem Fleiſche, und den Saifenbaum (sapindus saponaria) mit einer Rinde, die einen ſaifenartigen Schaum giebt. Hier kommt auch das Ebenholz (dalbergia) zuerſt vor, und in ganzen Wäldern der Balſambaum (boswellia), deſſen wohlriechendes Harz den Alten als Weihrauch gedient haben ſoll. Im Tiefland von Abyſſinien dehnen ſich nach Poncet ungeheure Urwälder aus von Tamarinden, Ebenholz, Orangen und einer großen Menge hochſtämmiger, noch gar nicht näher bekannter Bäume, in einem Gürtel von 10—12 geographiſcher Meilen Breite. Man nennt dieſe Waldregion die Kolla. In den Gebirgen Abyſſiniens fand der Engländer Harris hohe Wälder von prächtigen Cedern, Taxus und einer rieſengroßen Wachholderart (juniperus excelsa), welche bis 160 Fuß hoch wird. Unterhalb dieſer Bergwälder fand Harris neben der Sykomore auch den Schoalabaum, eine Feigenart ähnlich dem wundervollen Banianenbaum Aſiens, und den Woirabaum, welcher ein Oelbaum von achtzig Fuß Höhe iſt. Unter dieſer Feigenregion im Tiefland folgen dann wieder Mimoſen, Gummi- und Balſambäume und der prächtige Koſſobaum (hagenia), welchen Harris (Shoa II. 35) den am meiſten maleriſchen nennt. Bruce gab ihm den Namen Banksonia und hat ihn abgebildet mit großen gefiederten Blättern und prächtigen Blumenriſpen. Unter den übrigen abyſſiniſchen Bäumen, deren Bruce gedenkt, zeichnet ſich beſonders der Wanzeybaum (cordia) aus, der ſich ſo ganz mit weißen windenartigen Blumen bedeckt, daß man nichts mehr als weiß an ihm ſieht. Aus ſeinem Holz wird der Scepter der Könige gemacht.

Im Weſten Afrika's beginnen die Mimoſen am Senegal und liefern den koſtbaren Senegalgummi. Als den höchſten Baum am Senegal bezeichnet Adanſon den Ceiba oder Käſebaum von 120 Fuß Höhe und einem ſehr graden weißen Stamm mit ſchöner Krone. Brunner rühmt die ſehr zahlreich vorkommende momordica charantia mit rothen Früchten, den köſtlichen Sapotillapfel (achras sapotilla); detarium seneg. mit einem Aprikoſenkern in honigſüßer Frucht, die miſpelartige Mampatebirne (pari-

marium), die ſäuerliche Guyavenfrucht (psidium pyriferum), die asclepias gigantea mit korkiger Rinde, die über und über mit ſcharlachrothen Blumen bedeckte erythrina ꝛc.

Schon auf den Inſeln im Weſten von Afrika beginnt eine Gattung von Dickbäumen, die ſich am Senegal und bis in den abyſſiniſchen Oſten quer durch den Welttheil fortſetzt. Ein uraltes Muſter dieſer Gattung iſt der berühmte Drachenbaum (dracaena draco) auf der canariſchen Inſel Teneriffa zu Oratava, wo ihn die Spanier ſchon im Jahr 1492 eben ſo groß und dick gefunden haben, wie er noch heute daſteht. Aus der Rinde ſchwitzt dunkelrothes Harz, das ſ. g. Drachenblut. Die Blätter buſchen ſich um das Ende des Stammes, die große Blumenriſpe trägt ſchöne Blumen (der Lilie Martagon ähnlich). Vgl. Humboldt, Anſichten der Natur II. 104. Der zweite Dickbaum iſt der nicht minder berühmte Baobab (adansonia) am Senegal, auch Affenbrodbaum genannt. Dieſer ungeheure Baum gehört zu den Malvaceen und iſt eigentlich nur eine rieſenhafte Malve. Unten breitet er ſeine Wurzeln 110 Fuß weit aus. Der Stamm hat 35 Fuß im Durchmeſſer, in einer Höhe von 12 Fuß beginnen ſchon die kleinen je fünf wie Finger an einem Stiele vereinigten Blätter und erheben ſich bis zu 70 Fuß Höhe, ſo daß der Baum unverhältnißmäßig viel dicker iſt als hoch. Die Aeſte breiten ſich 60 Fuß weit ſenkrecht aus und neigen ſich zuletzt gegen die Erde. Andanſon ſah einen ſolchen Baum, in deſſen Rinde vor dreihundert Jahren zwei Engländer ihre Namen eingeſchnitten hatten. Ueber dem Einſchnitt hatten ſich bereits dreihundert Jahresringe gebildet und unter demſelben zählte Andanſon noch mehr als 5000 Jahresringe. Doch in neuerer Zeit glaubt man, der Baum ſetze in einem Jahr mehr als einen Ring an, ſein Alter ſey alſo bedeutend jünger. Ausland 1843 Nr. 362. Das Holz iſt ſehr leicht, ſchwammig und voll Saft. — Die ſchöne weiße Blüthe dieſes Baumes iſt die größte, die man noch an einem fruchttragenden Baum gefunden hat, denn ſie iſt 4 Zoll lang und 6 Zoll breit. Sie beſteht aus fünf dicken weißen wie ein Teller ausgebreiteten Blättern. Sehr merkwürdig ſind auch ihre violetten Staubfäden, die außerordentlich lang und zahlreich erſt ſenkrecht aufſteigen und dann wagrecht ſich zurücklegen. Wenn die Blüthe aufgeht, verſammeln ſich die Neger und Negerinnen, tanzen um den Baum und ſingen: willkommen, ſchöne Dame! Golberry, Reiſe, überſ. von Bergk II. 56. — Die Frucht wird ſo groß wie eine Melone, 1½ Fuß lang an einem 2 Fuß langen Stiele, gleicht aber einer großen

Nuß, denn ihre Schaale iſt holzig und mit einer grünen Wolle überzogen. Vgl. Brunner, Reiſe nach Senegambien S. 90. Der Baum findet ſich auch mitten in Afrika und wird gerühmt als Elephant der Wüſte, weil er Waſſer bewahrt, was den Reiſenden ſehr zu Gute kommt, nach d'Eplagnac, Reiſe. Ruſſegger fand den dicken Baum auch am obern Nil und iſt geneigt, nicht an ſein fabelhaftes Alter, ſondern eher an ein ſehr ſchnelles Wachsthum deſſelben zu glauben (Reiſe II. 125. 557). Am häufigſten kommen die Baobab aber am Senegal vor, wo Brunner ganze Wälder voll von Baobab, Palmen und Mimoſen untermiſcht ſah, durchſchlungen von den weitgreifenden Ranken der Bauhinie.

Dieſen Dickbäumen entſprechen dickblätterige Fettpflanzen, die ſchon auf den canariſchen Inſeln häufig ſind (z. B. sempervivum arboreum, crassula und ähnliche), ſich aber am Cap noch vermehren. Hieher gehören die ſchon oben geſchilderten Wüſtenpflanzen, die Afrika vorzugsweiſe charakteriſirenden dickſtämmigen, ſaftreichen und dornigen Euphorbien, die vielen Afrika eigenen Aloearten und die in unſre Blumengärten eingeführten cactusartigen fünfblättrigen Stapelien, deren mannigfache Arten auch nur in Afrika vorkommen. Ferner die zahlreichen Arten der Faſer- oder Eisblume (mesembryanthemum), die gleichfalls auf trockenem Boden cactusartig und fettblätterig nur in der heißeſten Sonne ihre Radblumen öffnet. M. tripolium hat eine große ſilberweiße Blume, m. crystallinum iſt voll durchſichtiger Blaſen gleich „gefrornen Waſſertropfen"; von m. edula wird die Beere als ſ. g. Hottentottenfeige gegeſſen und das Blatt wie Gurken mit Eſſig und Oel genoſſen. Alle Reiſenden haben dieſe merkwürdigen Pflanzen im afrikaniſchen Süden bewundert. Neben ihnen aber ſind es die trockenen Heiden (erica), welche dieſem im Vergleich mit dem Tiefland von Mittel- und Vorderaſien hochgelegenen Süden ausſchließlich eigen ſind, dieſelbe Heidenflora, die unſre trockenen Hochebenen in Europa darbieten, nur viel reicher und ſchöner entwickelt, wovon oben ſchon die Rede geweſen iſt.

In den Wäldern Südafrika's herrſcht nur eine europäiſche Baumart vor, die Eſche (fraxinus eckborgia), wie am Südende von Amerika merkwürdigerweiſe nur die Buche. Dagegen iſt das Cap reich an fremdartigen, den Europäer überraſchenden Baumformen, unter denen die der Silberbäume (proteae) am meiſten auffällt. Als die erſten Portugieſen an die Küſte Südafrika's kamen, glaubten ſie Bäume von echtem Silber zu ſehen, ſo ſchneeweiß glänzen die Blätter der Protea. Es gibt außer-

ordentlich viele und die verſchiedenſten Arten, Bäume und kriechende Sträucher, die ſich oft ganz unähnlich ſehen (weshalb die Pflanze der weibliche Proteus heißt) und nur durch die weißen Blätter ſich als zu derſelben Gattung gehörig verrathen. Wegen der oft nadelförmigen Blätter und Fruchtzapfen ähneln ſie den Coniferen, mit denen ſie andrerſeits in der Farbe contraſtiren. Ihre Blumentrauben ſind ſehr mannigfaltig. P. nana ſoll die ſchönſte roſenartige Blume haben, p. sceptrum trägt einen ſilbernen Blüthenſtengel wie ein Scepter; p. mellifera iſt ſo honigreich, daß die Blüthe beſtändig von bunten Käfern und von capiſchen Colibris (certhia calybea) wie mit Juwelen verziert iſt; p. speciosa hat prächtig rothe Schuppenzapfen. Ein verwandter baumartiger Strauch, ebenfalls mit Zapfen, iſt das leucadendron. Thunberg rühmt ein calodendrum, deſſen Blüthen ſtets von Schmetterlingen umgeben ſind. Einen der ſonderbarſten Bäume im Caplande beſchreibt Patterſon, den Kokerbaum (ſo genannt, weil man aus ſeinem Holze Köcher macht), von nur 20 Fuß Höhe, aber 12 Fuß Dicke und einem Laubdach von nicht weniger als 400 Fuß Umfang, einem ungeheuren Tiſche ähnlich. Eigenthümlich iſt auch das capiſche Stinkholz (anagyris foetida), der Wachsbaum (myrica cordifolia), deſſen Beeren ſich mit Wachs überziehen ꝛc. In großer Menge erfüllen die Wälder lorbeerartige Bäume und Mimoſen, Cäſalpinien, Sandelholz, Eiſenholz, ferner Palmen und die denſelben verwandten Muſaceen, beſonders die ſchöne Strelitzia, endlich die zwiſchen Palmen und Nadelhölzern ſeltſam in der Mitte ſtehenden Cycaden und Zamien, die ich in einem ſpätern Capitel alle zuſammenfaſſen will.

Unter die merkwürdigſten Capflanzen ſind ferner zu zählen gethyllis mit wohlriechender Schote, bupleurum giganteum mit ſo wolligen und weichen Blättern, daß man Mützen, Handſchuhe und Strümpfe daraus macht, atragene vesicatoria, das ſ. g. Brandblatt, mit dem man Blaſen auf der Haut zieht, serapias melaleuca mit ſeltſamen ſchwarzen und weißen Blumen, der capiſche Spargel ſo dornig, daß er die Vorübergehenden feſthält und deshalb wacht un beetje (wart ein bischen) heißt, eine wilde Weinrebe mit eßbaren rothen Beeren ꝛc. (alle dieſe nach Thunberg), der afrikaniſche Pfeffer, viele den Heiden verwandte Sträuche und Kräuter, die wachholderartige cliffortia, die gardenia, ein Strauch mit nelkenartigen weißen äußerſt wohlriechenden Blumen ꝛc.

Unter den Blumen zeichnen ſich ganz beſonders aus die Liliaceen, Amaryllideen, Irideen, Gladiolen, Irien Südafrika's durch Menge und

Schönheit aus, ferner Asclepiadeen, eine ſchöne Scabioſe (brunia), die unter dem Namen des „Königs von Candia“ gefeierte prächtige rothe Blume von haemanthus coccineus. Schöne Strohblumen (xeranthemum). Die rothe Honigblume mit braunem honigreichem und eßbarem Kelche (melianthus major). Eine moraea ſoll wie eine Spinne ausſehen und durch ihren Aasgeruch Fliegen locken. Eine ſtrauchartige feuerrothe Aſter. An der Weſtküſte die Napoleona, ſo benannt, weil die zuckerartige Blüthe dem Stern des Ehrenlegionsordens ähnlich ſieht. Die prächtige Erdroſe (hyobanche sanguinea), die nur einen Finger hoch aus dem Boden wächst, aber vom prächtigſten Roth iſt. Die niedliche aristea mit Grasblättern und tiefblauer Kornblume. Ganz eigenthümlich ſind die afrikaniſchen Geranien, die gleich den Euphorbien lange Stacheln und zuweilen auch dicke Stämme bekommen. Ein ſeltſames Naturſpiel iſt die Aphyteia, die große Pilzblume am Cap, eine handgroße lederartige Blume, die als Paraſit ohne Stiel, Zweig oder Blatt auf den Wurzeln einer Euphorbie wächst und zu einer Frucht wird, die einem Bauchpilze gleicht.

24.

Die aſiatiſche Flora.

Die Vegetation in Nordaſien iſt der europäiſchen nahe verwandt. Die Ströme im ebenen Sibirien wälzen ihre breiten und dunklen Wogen durch lichthelle Birkenwälder, die immer mehr verkrüppeln, bis Mooſe und Flechten zum ewigen Schnee hinüberführen. Mit der Birke wechſelt die Fichte (pinus sibirica) ab. Ungeheure Fichtenwälder lehnen ſich an das Gebirge Altai neben weidenreichen Steppen, in die, nachdem ſie der vor den Ruſſen fliehende Nomade verlaſſen hat, der ruſſiſche Coloniſt die früher hier unbekannte Birne mitgebracht hat. Auf den Höhen des Altai wie des noch weiter öſtlich liegenden dauriſchen Gebirges im Norden der Mandſchurei und in Kamtſchatka wachſen, wie auch bei uns auf den Bergen, Lärchen, Zirbelfichten, Tannen, Föhren, weiter abwärts Pappeln, Weiden, Sevenbäume, Johannisbeeren, Miſpeln, Berberis. Auch eine wilde Robinie kommt hier vor, gleichſam die Nachbarſchaft Amerika's verkündend, und eine eigenthümliche Coniſere, sexagul, der Tamariske verwandt. Bis in ſehr hohe Regionen dieſer nordaſiatiſchen Berge erhebt ſich die Rhabarberwurzel in wildem Zuſtande. Weiter ſüdlich dehnt ſich die ungeheure Wüſte Gobi aus mit kahlem Steingerölle und Weideland

der Nomaden. Dann beginnt das großartigſte Gebirgslabyrinth der Erde, deſſen Inneres noch lange nicht genug erforſcht iſt, deſſen hohes Gemäuer aber das geſammte nördliche Aſien von den Tieflanden China, Hinter- und Vorderindien und Perſien im Süden abtrennt. Alle dieſe Gebirge, der Himalaya, Hindukuſch, die Berge von Khoraſan bis zum Caucaſus und Taurus tragen noch eine der europäiſchen nahe verwandte Flora, nur daß jetzt nicht mehr Fichten und Birken, ſondern die Ceder (pinus deodar) und die Platane (perſiſch chinar) vorherrſchen. Daneben Eichen, Linden, Ulmen, Erlen, Eſchen, Ahorn, Pappeln, Weiden ꝛc. und unſre gemeinen Obſtbäume, Aepfel, Kaſtanien, Nüſſe, vorzugsweiſe aber Aprikoſen, die eine Hauptnahrung der Himalayabewohner ausmachen und ganze Wälder um die Dörfer her bilden. In noch etwas tieferen Regionen wächst der herrlichſte Wein neben Orangen, Citronen, Mandeln, Granaten, Maulbeeren ꝛc. Erſt im ſüdlichen Tieflande beginnen die Palmen und Mimoſen. Aber die europäiſche Waldflora überſpringt die heiße Zone und zeigt ſich von neuem in den Hochgebirgen ſelbſt der ſüdlichen oſtindiſchen Inſeln, z. B. in Java. In Hinterindien geſellt ſich in Gebirgswäldern die nordiſche Eiche dem ſüdlichen Tikbaum, in Vorderindiens und Perſiens Bergen werden die Eichen von Weinreben umrankt. Ueberall tritt ſich in Aſien die nordiſche und ſüdliche Flora unmittelbar näher. Alle großen Ströme Aſiens, die nach Süden fließen, entſpringen im Gebirg unter Nadelholz und Eichen und ergießen ſich ins Meer unter Palmen. Die Hauptgrenze zwiſchen Norden und Süden aber bildet außer dem Himalayagebirg und Hindukuſch das Flußgebiet des Indus. Nördlich von demſelben herrſcht die europäiſche, ſüdlich die indiſche Flora.

Wie ſehr indeß die nordaſiatiſche Flora der europäiſchen ähnlich iſt, ſo iſt ſie doch nicht die ganz gleiche, ſondern variirt in Bezug auf Größe und Form der Arten. So fanden v. Hügel und Hoffmeiſter im Laubwald des Himalaya lauter alte Bekannte des deutſchen Waldes wieder, aber doch war jeder Baum wieder anders. Die Hochgebirge Java's erzeugen eine Menge Eichenarten, aber die Eicheln zeigen die ſeltſamſten und verſchiedenartigſten Formen. Insgemein ſind die Bäume des Himalaya größer als die Europa's. So die prachtvolle Ceder deodar und die coloſſale Platane von Kaſchmir. An den großen Tannen von Nepal rinnt der Terpentin durchſichtig klar wie Eiszapfen herab. Hoffmeiſter fand einen Haſelbaum ſo groß wie eine Eiche, Hügel eine rieſenhafte Lilie von 9 Fuß Höhe, deren hohler Schaft als Alphorn geblaſen wird

(Kaſchmir I. 187). Große Jonquillen dufteten ihm auf dem Wege nach Lahore in ungeheurer Menge entgegen (III. 155). Kaſchmir hat die wundervollen Centifolienroſen, aus denen man das koſtbare Roſenöl gewinnt.

Auf dieſer Weſtſeite des aſiatiſchen Hochlandes gegen Perſien, den Kaukaſus und Taurus und die fünf weſtlichen Meere hin (perſiſcher Golf, rothes Meer, Mittelmeer, ſchwarzes und caſpiſches Meer) herrſcht die größte Mannigfaltigkeit im Wechſel nicht blos von Gebirg und Ebene, ſondern auch von Culturland und Wüſte. Paradieſe grenzen hier dicht an nordiſchen Hochwald im Gebirge, an Schilfwälder und Seen, an Diſtelſteppen, an reine Sandwüſten. Khoraſan charakteriſirt ſich durch die große Bergcypreſſe, die prachtvollſte Flamme der Vegetation, die je gen Himmel ſtieg. Afghaniſtan durch den Reichthum ſeiner Mandeln und durch den herrlichen Tulpenflor, denn hier iſt die wahre Heimath der Tulpen. Das unfruchtbare Ufer des Indus durch Tamariskengeſträuch, die Gegend von Aſterabad durch Buchsbaum ꝛc. Das obere Euphratland und Armenien durch den Wein, den Vater Noah hier zuerſt gefunden.

Auf der Oſtſeite des aſiatiſchen Hochgebirges tritt ohne mannigfaltige Uebergänge plötzlich ein greller Wechſel ein, indem es in weiter Ausdehnung auf einmal ſteil in das chineſiſche Tiefland abfällt. Dasſelbe iſt ſeit Jahrtauſenden angebaut und die wilde Vegetation durch die der Cultur, namentlich Reiß- und Theebau zurückgedrängt. Aus den Gebirgen im Norden holt man in das Tiefland Fichten- und Eichenholz, zu den kaiſerlichen Paläſten ausſchließlich Cedern. Unter den Bäumen der Ebene bemerkt man das Roſenholz, deſſen man ſich wegen ſeines Wohlgeruchs zu Möbeln bedient, einen Gummibaum (dryandra cordata) und eine stagmaria, aus denen man den beſten Firniß bereitet, den Kampferbaum, den Lebensbaum (thuja), die chineſiſche Tamariske, die ſchöne Lagerströmia, Myrthen und Eugenien, den Talgbaum (croton), deſſen Frucht die Chineſen als Lichter brennen; illicium anisatum, ein dem Kirſchbaum ähnlicher Waldbaum, deſſen Frucht der bekannte Sternanis iſt. Unter den Obſtarten insbeſondere kommen die köſtlichſten Orangen, Citronen, Feigen, Ollven, Kaſtanien, Maulbeeren vor, ſeltſam breite Pfirſiche, die Weintraube, die köſtliche Miſpelart loquat, die ſüßduftende Johannisbeere whampi, die Mango (der indiſche Apfel), die ſüße Frucht der averrhoa. Die köſtlichſte aller chineſiſchen Früchte aber iſt der Apfel Litchi (euphoria), gleich einer großen Erdbeere, unter dunkelrother Schale ein weißes unbeſchreiblich angenehmes Gelée enthaltend, die deli-

kateſte Frucht der alten Welt. Vgl. Meyen, Reiſe II. 293. Hoffmeiſter, Briefe S. 86. Groß iſt auch China's Blumenreichthum, am berühmteſten die chineſiſche Camellie, zu den Theepflanzen gehörig, aber von der Form und Farbe der Roſen, jetzt Modepflanze in Europa, der Paradiesbaum (poinciana) aus gefiederten Blättern und Dornen eine prachtvolle Blumenpyramide erhebend, gelb und ſcharlachroth ſchattirt, mit köſtlichem Geruch, deſſen Blumen auch als Thee gekocht werden; die urania speciosa mit langen weißen Blüthen und Blattſtielen voll Trinkwaſſer; die zu den Bigenonien gehörige berühmte Prachtblume China's incarvillea grandiflora mit großer rother Blumenröhre und mit einem wunderſchön gefiederten Rieſenblatt, kiri genannt, welches zu tragen ehemals ein ausſchließliches Vorrecht der Kaiſer von China war. Das große aſterartige chrysanthemum, das kleine epidendron, von dem das geringſte Stäubchen das Haar der Damen monatlang durchduftet, ein baumartiges rhododendron ꝛc. In den Gärten der Chineſen werden mittelſt einer nur ihnen eigenthümlichen Kunſt große Baumarten als winzige Zwergbäume gezogen. Im benachbarten Japan zeigt ſich vorherrſchend die Thuja, Cypreſſe, Ahorn, die prächtige Gardenia, deren nelkenartige Blumen die Zimmer mit Wohlgeruch erfüllen, der Firnißbaum (rhus vernix), große Neſſeln (urtica japonica oder nivea), wovon man das feinſte Neſſeltuch macht, mit weißfilzigen Blättern, ein pfefferartiges xanthoxylon, die prächtigſten Lilien (speciosum und callosum), die großblumige lychnis (brennende Liebe), die auch zu uns gelangten ſchönen Azaleen, die bei uns Hortenſie genannte, dort wilde hydrangea, die Prachtähre der Pawlownia imperialis, die große weiße zeitloſenartige funkia, die paſſifloreuartige campanumoea, der doppelblumige corchorus, verſchiedene Aroideen und Seeroſen, die Luftblumen, dendrobium mit Grasblättern und Bohnenblüthen, die Jahrelang frei über Thüren aufgehangen werden, ohne zu welken, und aërides flos scorpii mit ſcorpionartiger nach Biſam riechender Blume. — Auf der andern Seite im Hochland von Thibet wachſen außer den Bäumen Nordaſiens ſchöne Bergſteppenpflanzen z. B. rosa webbiana, die große Strecken lieblich mit Roſenroth färbende oxytropis, ein Sanddorn (hypophaë), deſſen rothe Beeren die winterliche Schneelandſchaft zieren ꝛc.

Oſtindien begreift in ſich Vorder- und Hinterindien und die großen oſtindiſchen Inſeln. Im erſtern herrſcht die indiſche Feige, im zweiten der Tikbaum, im dritten die Palme vor. Ueberall zeigt ſich hier dieſelbe Mannigfaltigkeit der Landſchaften, wie im Norden des Indus,

nur daß hier nicht mehr die europäiſche, ſondern die Tropenvegetation herrſcht und daß hier der Wüſtencharakter fehlt und nur Berg und Thal, Hochebene und Flußgebiet in der Charakteriſirung eines faſt ununterbrochenen Paradieſes wetteifern.

Die Feigenbäume erhalten ihre höchſte Vollendung erſt hier und erſcheinen in Größe, Geſtalt und Alter als die Patriarchen der Vegetation. Vor allen Aswatha (ficus indica), der berühmte von den Europäern ſ. g. Banianenbaum in Oſtindien, der größte unter allen Feigenbäumen, wird 200 Fuß hoch und ſenkt von ſeinen Aeſten Luftwurzeln herab, die unten im Boden wurzeln und neue Stämme werden, welche wieder Aeſte ausbreiten und neue Luftwurzeln fallen laſſen. Auf dieſe Weiſe breitet ſich ein einziger Baum nach und nach in einen Wald aus. Einer der größten und heiligſten dieſer Bäume, Kureor Bur, bedeckt eine ganze Inſel bei Bombay. Nach Heber (Reiſe II. 485) haben einmal unter ihm 10000 Reiter campirt. Der Baum heißt insgemein Pagodenbaum, weil er gleichſam eine Tempelhalle bildet und wirklich der Gottheit geweiht und von Eingebornen bewohnt iſt. Olivier (niederländiſche Inſeln II. 258) fand einen Banianenbaum auf den molukkiſchen Inſeln, der einen Wald von mehr als 3000 Stämmen bildete und von Affen, Eichhörnchen, Pfauen, Papageien, Tauben und rieſenhaften Fledermäuſen wimmelte, bei Nacht aber von Millionen Glühwürmern ſchimmerte. Bei Calcutta iſt ein ſolcher Baum auf dem Dach eines Hauſes gewachſen und hat ſich mit den Wurzeln durch das Haus hindurchgearbeitet. Bei Mirzapur haben die Luftwurzeln ein altes Steinbild, das unter dem Baum verehrt wurde, allmählig vom Piedeſtal emporgehoben und in freier Luft ein Netzwerk wie einen Rahmen darum gebildet. Noch mehrere dieſer Prachtbäume ſind bei Ritter (Erdkunde VI. 682 f.) beſchrieben. Das Laub iſt voll, die Blätter groß und ſchildförmig, die rothe Frucht ſehr klein. — Verſchieden davon iſt ficus religiosa, Bo oder Buddhabaum (weil dem indiſchen Gott Buddha heilig), ſehr groß und prächtig, aber ohne Luftwurzeln. Es gibt noch viele Feigenarten, auch gummiführende. Auf Java kommt eine ſchöne Feige mit weißen Blättern (ficus alba oder nivea) vor, ein Lieblingsfutter des Nashorns. — Einer der koſtbarſten Feigenbäume Oſtindiens iſt der berühmte **Kautſchukbaum** (ficus elastica), aus deſſen Harz das bekannte elaſtiſche und auf tauſendfache Art verwendbare, Metall und Leder zugleich erſetzende Kautſchuk bereitet wird. Ein einziger Baum läßt, ohne zu verderben, durch Einſchnitte, die man in

ſeine Rinde macht, jährlich beinahe einen Centner Harz ausfließen. Verſchieden davon (zu den Sapotaceen gehörig) iſt die Iſonandra Gutta, ein Baum auf den oſtindiſchen Inſeln, deſſen Harz das noch elaſtiſchere Gutta Percha liefert.

Der Tik (tectonia grandis, engliſch teak) iſt der größte Waldbaum des ſüdlichen Aſien und bedeckt ſchon auf Ceylon, noch viel mehr aber in Hinterindien alle Gebirge mit ausgedehnten Wäldern. Im Königreich Ava begegnet er ſich noch mit der Eiche. Er iſt ſehr ſchlank, 120 Fuß hoch und liefert das unverwüſtliche Bau- und Schiffsholz. Seine Blätter ſind 3 Fuß lang und 20 Zoll breit, aber ſeine ungeheure Blumenriſpe trägt nur kleine Blumen, aus denen Nüſſe werden. Am ähnlichſten iſt ihm der Ghumbar (gmelina arborea). Oberhalb der Tikwälder breiten ſich die Waldungen des Sandelholzes (santalum) aus, eines erlenartigen Baumes mit gelben Blumen und ſichelförmigen Hülſen, deſſen rothes Holz wie Roſen riecht und vielfach zum Räuchern und als Arznei gebraucht wird. Oſtindiſche Charakterbäume ſind ferner: dreierlei Ebenholz (diospyros ebenum) von tiefſter Schwärze, dazu das gleichfalls ſchwarze Holz von nauclea orientalis. In Menge kommt vor der Salbaum (shorea robusta), das Eiſenholz (dalbergea), welches ſo viel Kohlenſtoff anſetzt, daß es gleichſam lebendig verſteinert, der Catappenbaum (terminalia) mit ſehr hartem Holz, der ſ. g. Baſtard-Tikbaum (dillenia), die große cedrela tuna und choroxylon swietenia, beide mit mahagoniartigem Holze. Das Aloeholz (aquilaria) heißt nur fälſchlich Adlerholz durch eine Verwechslung des malaiſchen Namens agila mit dem lateiniſchen aquila. Vgl. Ritter, Aſien IV. 1098. Auf Java prangt die kerzengrade irina glabra 120 Fuß hoch mit einem wie aus Leiſten künſtlich zuſammengeſetzten Stamme; auf den Molukken der eben ſo hohe elaeocarpus, deſſen Früchte wie Flintenkugeln an langen Faden herabhängen. Daſelbſt wächst auch der Stink- oder Kothbaum (sterculia), deſſen Blumen wie Menſchenkoth riechen und vor denen ſich ſeine eigenen Blätter ſo ſehr zu ekeln ſcheinen, daß ſie während der Blüthe abfallen und erſt wieder mit der Reife der Frucht zum Vorſchein kommen. Vielleicht identiſch mit Junghuhns gumira foetida auf Java. Der ſonderbare Wollbaum (bombax) iſt nur 50 Fuß hoch, aber 18 dick, trägt dornige Aeſte und eine Wolle, die aber nur zum Ausſtopfen dient.

Unter den oſtindiſchen Mimoſen finden ſich viele ſchöne. Acacia catechu hat doppelt gefiederte Blätter, dreifache Dornen, ſehr wohlriechende

gelbe Blumen und haarige Schoten. Aus ihrem Holz wird das Catechu (terra japonica) gekocht, das die Inder kauen. In der Umgegend von Calcutta ſollen die goldenen Bällen gleichenden Blüthen dieſes Baumes den köſtlichſten Wohlgeruch verbreiten (Ausland 1839 Nr. 300). A. heterophylla auf der Inſel Bourbon hat theils einfach ſichelförmige, theils einfach, theils doppelt gefiederte Blätter, eines der ſeltſamſten Naturſpiele (Meyen, Pflanzenphyſiologie II. 121). A. scandens in beiden Indien, iſt ein Kletterſtrauch und hat die größten Schoten, die es in der Natur gibt, 3—4 Fuß lang und ½ breit mit den ſ. g. Thomasbohnen oder Thomasherzen, Bohnen von 2 Zoll im Durchmeſſer. Die reizende a. mollis hat in dem feinſten Laube prächtige Blumen mit roſigen Staubfädenbüſcheln. Einer der ſchönſten Bäume, abgebildet bei Wallich. A. guercina hat die längſten, wie Ochſenhörner getheilte Dornen. A. aphylla läßt die Blätter bald fallen, ſo daß nur der breite Blattſtiel ſtehen bleibt. Auf der großen Inſel Java bilden hauptſächlich Mimoſen den Urwald und unter ihnen ragt albizzia als der größte mit dem feinſtgefiederten Laube hervor in zwei Arten, die eine mit grauem, die andere mit weißem Stamme. Wie in Afrika ſo geſellt ſich auch in Oſtindien den Mimoſen die Tamarinde (tamarindus indica) in ſehr großen Exemplaren. Verwandt ſind noch adenanthera pavonia, ein ſehr hoher Baum mit ſichelförmigen Schoten voll korallrother Bohnen. Ein ſehr häufiger und edler Baum Oſtindiens iſt der doppelt gefiederte Sapan (caesalpinia sapan) mit gelber Riſpe und flachen Bohnen, deſſen rothes Färbholz auch ſehr geſchätzt wird. Einer der ſchönſten, die amherstia nobilis mit gefiedertem Blatt, prachtvoll hochrother Blumenähre und feuerrothen Schoten. Hieher gehören auch noch die verſchiedenen Ingen, unter denen inga saponaria eine Rinde liefert, die man zum Waſchen braucht. Der Bohnenbaum (erythrina) iſt groß wie eine Eiche, prangt mit carmoiſinrothen Blumentrauben und trägt ſchwarze Schoten, deren Bohnen die Papageien nachſtellen. Da der Baum eine Wahlverwandtſchaft mit dem Golde hat und in der Nähe der Goldbergwerke wächst, wurden ſeine Bohnen (Carate) zum Wägen des Goldes gebraucht, daher man noch überall das Gold nach Caraten wägt. Sehr merkwürdig iſt ein mimoſenartiger Strauch oxalis sensitiva, der ſeine gefiederten unten purpurfarbenen Blätter gleich der mimosa pudica bei der leiſeſten Berührung zuſammenſchlägt, ſo daß er die rothe Farbe verbirgt. Und doch wächst dieſer ſchamhafte Strauch nicht im einſamen Walde, ſondern ausſchließlich in der Nähe menſchlicher Wohnungen. —

Garcinia cambogia gibt ein Gummi; melia, ein dicker Baum mit gefiederten Blättern, hat eine Rinde, die gleich der Chinarinde wirken ſoll.

Auch an myrthen- und lorbeerartigen Bäumen iſt Oſtindien ſehr reich. Der prächtigſte dieſer Art iſt der Kampferbaum (cinnamomum camphora), der auf Java und Sumatra mit ſeinem graden grauen Stamme und ſeiner prachtvollen Krone 200 Fuß hoch wird, von Junghuhn (Battaländer I. 107) als einer der ſchönſten Bäume der Welt geprieſen. Alle Theile des Baumes enthalten den bekannten ſtarkriechenden Kampfer. Er iſt dem Zimmetbaum nahe verwandt. Eben ſo cinnamomum cassia oder cassia laurus, der Caſſiabaum mit würzreicher Rinde. Die prachtvollen Magnolien (magnolia insignis und pterocarpa) haben große Lorbeerblätter, große weiße ſeerosenartige Blumen und Zapfenfrüchte, auch ihre Aeſte eine Ausbreitung, wie Tannenzweige; die Michelien haben Orangenblätter, hochrothe crocusartige aufs lieblichſte duftende Blumen und Beerentrauben. Auch ſehr ſchöne Eugenien, eugenia formosa mit großen Lorbeerblättern und rothen Blumen, aus denen eine runde Quaſte von weißen Staubfäden ſtrahlt, und e. bifaria mit einer der Paſſiflora ähnlichen Blume, einem hohen gelben Griffel in einem Nectarienkreiſe, den lange weiße Staubfäden umringen. — Prächtig groß und auch von würzreicher Rinde, aber dem Ahorngeſchlecht angehörig, ragt liquidambar excelsa 150—200 Fuß in die Höhe, aus deren Rinde man das beſte Storax gewinnt, aber verſchieden von dem Benzoebaum (storax benzoin). Die Kronen der Liquidambar verflechten ſich ſo ineinander, daß ſie ein einziges großes Dach über die Säulenhalle der Stämme bilden (Junghuhn, Java 321). Ganze Wälder bildet das prächtige calophyllum inophyllum mit lederartigen, glänzendgrünen und ungerippten Blättern und weißen Blumen. In vielen Arten zeigen ſich die ſchönen Podocarpeen, den Laurineen verwandt, aber mit mehr nadelförmigen Blättern, podocarpus latifolia, cupressina ꝛc., astronia spectabilis. Dillenia speciosa, ein großer Baum, trägt eine Prachtblume von fünf weißen, harten und löffelförmigen Blättern voll goldner Staubbeutel, faſt wie Mohn und eine große apfelartige Frucht.

Unter der unglaublichen Menge von herrlichen Bäumen Oſtindiens, die man kennt (ſehr viele der Urwälder ſind noch gar nicht bekannt) heben wir noch hervor die butea frondosa mit prachtvollen ſcharlachrothen Blumentrauben, die ganz mit rothen Blumen bedeckte salmasia, die ganz mit gelben Blumen wie mit Canarienvögeln bedeckte colbertia, die große hor-

nandia mit weißer Blumenrispe und aufgeblaſener Frucht, in welcher der Wind Töne hervorbringt (ſie kommt auch in der neuen Welt vor), das alangium, ein ſchöner Baum mit grünlichen Blumen, die in Dornen ſtehen wie in einer Zackenkrone, daher Sinnbild der Könige in Malabar waren; die ſchönen Canarienbäume (canarium) auf den Molukken mit weißer Rinde, tiefgezähnten Blättern und guten ſchwarzen Nüſſen; der bengaliſche Butterbaum (bassia), aus deſſen Blüthen man ein Oel gewinnt, der mimusops mit dreifarbigen Birnen, die erſt hochgelb, dann braun und endlich ſchwarz werden, der Trauerbaum (nyctanthus arbor tristis), deſſen tiefe feuerrothe Blumenröhren nur bei Nacht ſich öffnen und dann lieblich duften (Langſtedt, hindoſt. Denkw. S. 82). Noch berühmter iſt der fabelhafte Giftbaum Upas auf der Inſel Java, von dem man behauptete, er tilge alles Lebendige ringsum und ſtehe daher in einer pflanzenleeren Einöde, von den Knochen todter Thiere umgeben. In neuerer Zeit indeß iſt die Fabel widerlegt worden; der Baum, mit deſſen Saft man allerdings vergiftet, iſt antiaris toxicaria oder strychnos tieute und die Oede jenes Thals rührt nur von vulkaniſchen Gaſen her.

Sehr merkwürdig iſt auch das Holzblatt (exocarpus xylophyllon, deſſen Zweige ſich in lange, ſteife, dicke und holzartige Blätter theilen, aus denen wieder Blätter hervorgehen, an denen unmittelbar die Blüthen ſitzen. Eine Art (latifolia) hat ſehr breite Blätter, deren Rand ringsum mit Blüthen beſetzt iſt.

Die dichten Urwälder Oſtindiens ſind mit vielen Schlingpflanzen durchflochten. Auf der Inſel Ceylon überwuchern dieſelben ganze Wälder, umhüllen jeden einzelnen Baum wie mit einem dicken Pelz, bilden Brücken von einem Baum oder Fels zum andern und entſtellen mit dieſem Pflanzenpelz die Gegend ſo, daß man glaubt, Ruinen von Burgen und Feſtungen vor ſich zu haben. Sie bilden Mauern, Thürme und ſchwindelnde Brücken wie an alten Burgen. Heber, Reiſe nach Indien II. 573. In Hinterindien bei Dſchittagong iſt ein großer Wald voll Schlingpflanzen, ja hier haben die dicken Baumſtämme ſelbſt die Tendenz zur Verſchlingung, ſo daß alles durch einander geflochten erſcheint. Ritter, Aſien IV. 413. Eine ungeheure Schlingpflanze von 4—5 Fuß Umfang und 200 Fuß Länge iſt sarmentosax convolutus. Sehr lang iſt auch bauhinia enguinea mit Epheublatt und weißen Aehren. Zuweilen wird ein Baum von Schlingpflanzen ſpiralförmig umſchlungen, fault und ſtirbt ab, indeß der Schmarotzer ſtehen bleibt; ſolche ſ. g. Korkzieherbäume ſah Hoffmeiſter (Briefe

S. 103) im Himalaya. Eine Ariſtolochia (a. saccata) hat hier eine bauchige Blume ganz ähnlich einem Ulmerpfeifenkopf. Eine Bignonie (incarvillia) hat große rothe Blumen und Schoten. Auch ranken hier Asklepiadeen, z. B. die ſchöne Wachsblume (hoya) mit den wie aus Wachs gefertigten ſchönen Blumendolden, aus denen Waſſertropfen rinnen (bei uns als Zimmerpflanze bekannt). Quisqualis indica, der Wunderbaum auf den oſtindiſchen Inſeln, wächst erſt als kleiner Baum aus der Erde, dann wächst aus derſelben Wurzel noch eine zweite ganz fremdartige große Schlingpflanze, die den Baum umrankt. Oken, Naturgeſch. III. 910.

Unter den Sträuchern, die durch die Pracht ihrer Blumen berühmt ſind, ſteht die indiſche Ixora oben an. Ihre feuerrothen Blumendolden, kugelrund wie Schneeball und Hortenſien, gleichen von fern glühenden Kohlen, daher man ſie die Waldflamme (flamma sylvarum) nennt. Sie iſt dem Gott Shiva, dem Gott des Feuers und der Zerſtörung heilig, welcher ſelbſt Ixora heißt (Iswara, Herr). Daun putry (das Prinzeſſinnenblatt) heißt ein Strauch in Oſtindien, aus deſſen flacher prächtig rother Blumendolde ein einzelnes weißes oder gelbliches Blatt hervorſteht (mussaenda frondosa).

Von der Milch der asclepias lactifera oder acida, welche ſäuerlich ſchmeckt und die Nerven abſpannt, ſoll in Indien auf feierliche Weiſe der Somatrank (Mondtrank) zubereitet werden, welcher mondſüchtig oder ſomnambul macht und Viſionen hervorruft. Windiſchmann, Philoſophie im Fortg. d. Weltgeſch. 1519. Enneinoſer, Geſchichte des Magnetismus, 2te Aufl. I. 309. Die bengaliſche Neſſel (urtica crenulata) iſt ein Strauch mit ſo brennenden Blättern, daß der Schmerz dem von glühendem Eiſen gleich kommt. Eben ſo gefürchtet iſt die das Teufelsblatt genannte Neſſel auf der Inſel Timor. Dagegen hat urtica acerifolia ein ſchönes weiches Weinblatt und nur die Stiele ſind ſtachlicht. Junghuhn rühmt auf Java die Schönheit der Urticeen mit dem weißen Filz auf ihrer Unterſeite. Der Wunderbaum (ricinus) mit zarten Blättern und Blumenſträußen gibt ein berühmtes Oel. Poinciana pulcherrina iſt ein Strauch mit den prächtigſten goldgelben Blumen, aus denen ſich ſcharlachrothe Staubfäden wie Pfauenkronen erheben. Jasminum heterophyllum prangt mit großen gelben Dolden. Hibiscus rosa sinensis vertritt durch ganz Indien die Stelle unſerer Roſen, die Blume iſt aber größer und röther; h. mutabilis iſt früh weiß, wird roſig und Abends dunkelpurpurroth. H. surattensis hat eine Frucht, die ſternförmig geöffnet mit

ihrem Samen einer Zierrath aus Gold und Juwelen gleicht und von den Inderinnen im Haar getragen wird. Und ſo noch unzählige andere der ſchönſten und merkwürdigſten Pflanzen.

Da in Oſtindien die größten Bäume und Sträucher ſchon ſo reich an den prachtvollſten und wohlriechendſten Blumen ſind, verſchwindet darunter faſt die Schönheit der kleinen Blumen, die in unſerem Klima durch ihren bunten Farbenglanz aus dem dunkeln Hintergrund unſerer farbloſen Bäume ſo lebhaft hervorglänzen. Ueberall auf den Seen und Flüſſen prangt die in Indien heilige Lotosblume, die wir ſchon unter den Uferpflanzen kennen lernten. Von den Bergen aber kam die ſchöne baumartige Alpenroſe (rhododendron arborea). Unſerem Geisblatt ähnlich iſt die indiſche justicia. Die prachtvollſte Strahlenblume iſt careya herbacea mit ſcharlachrother großer Scheibe und goldenen Antheren umgeben von den allerfeinſten weißen Strahlenblättern; die größte und ſeltſamſte Schmetterlingsblume iſt die blaue chlitoria; hybiscus lindley zeigt große violette Roſen mit einem ſeltſam vorſtehenden Griffel; caracullama gleicht einer afrikaniſchen Stapelie, ihre am Kopf gehäuften Blumen aber ſind ſeltſam grün und ſchwarz getigert, wie der ſchöne Schmetterling Leilus, der jedoch der neuen Welt angehört. Unſer gemeines Maaßliebchen wird in Oſtindien zu der wunderbar ſchönen eclipta, indem ihre Strahlenblätter weiß bleiben, die Scheibe aber ſtatt gelb ſchwarz wird und nach der Sonnenfinſterniß benannt wird. Die Prachtblume von Malabar iſt gloriosa superba, lilienartig, lang und umgeſchlagen, unten grün, oben dunkelroth.

In den Urwäldern wimmelt es außer von den Schlingpflanzen auch noch von Schmarotzerpflanzen (Paraſiten), die von der Fäulniß der Bäume leben oder auch hoch oben auf der Rinde der Aeſte ſich anſiedeln. Darunter gehören die nur loſe wurzelnden, Guirlanden bildenden Luftblumen (aërides), die phantaſtiſchen Orchideen, die aber in noch reicherer Mannigfaltigkeit in der neuen Welt vorkommen, daher wir erſt nachher von ihnen reden wollen, die ſaftigen Bromelien (Ananasarten), unter denen die oſtindiſche (h. pinguin), obgleich ſie nur auf andern Bäumen ſchmarotzt, ſich doch in einem Durchmeſſer von 12 Fuß ausbreitet und ſelbſt wieder ganz bedeckt iſt mit kleineren Paraſiten (Meyen, Pflanzengeographie 139). Die Tillandſien, deren bleichgraues Schattenlaub mit prächtigen Blumenähren hoch von den Aeſten herabhängt. Viele prächtige Farren mit dem ſchönſten Laube, viele Mooſe, die alte Stämme zuweilen ganz bedecken, die niedlichſten Jungermannien in Miniaturform

von zarteſter Vollkommenheit, die ſelbſt Paraſiten auf größeren Paraſiten ſitzen. Als Blum ſeine Pflanzenſammlung aus Java nach Europa ſchickte, konnten Nees von Eſenbeck und Braun allein aus dem Waldmooſe, in das die Pflanzen eingepackt waren, eine eben ſo intereſſante beſondere Sammlung bilden und beſchreiben. Zu jener Waldflora gehören ferner die zahlreichen Kolbenpflanzen, die Aroideen, die aus ihrem großen einfachen Scheideblatt phantaſtiſche, feuerrothe, zuweilen wie Aas ſtinkende Kolben hervorragen, in mannigfach abwechſelnder Größe und Farbe, die Pothosarten, jenen verwandt, nur daß die Kolbe ſchuppig iſt, die ſeltſame thomsonia nepalense, welche beide Formen in einer Kolbe vereinigt, mit ſchöngefiederten Blättern.

Die von Raffles auf Sumatra entdeckte Rieſenblume (rafflesia) kommt als Paraſit an der Schlingpflanze cissus vor, wächst unmittelbar (nicht aus der Wurzel, aber) aus dem auf dem Boden fortkriechenden Stamme der fremden Pflanze wie eine holzige Nuß hervor und breitet ohne Stiel fünf fleiſchige Blätter aus im Umfang von 3 Fuß und ein bis dreiviertel Zoll dick. Die Mitte bildet ein breiter Fruchtboden mit großem Piſtill. Aus den Nectarien fließt viel Honig, der wie faules Rindfleiſch riecht und eine Menge Fliegen anlockt. Die pilzartige Häßlichkeit der braunen Blume wird durch die ziegelrothe Farbe vieler Warzen vermehrt. Bei den Einwohnern heißt ſie Krubul, auch Ambun oder Sikiulili, des Teufels Betelbüchſe. Vgl. Blum, Flora javensis. Berichtigt durch Junghuhn, Java 333. Es gibt noch eine zweite kleinere Art. Mit ihr verwandt iſt die brugmansia, gleichfalls ein javaniſcher Paraſit. Auch ſie wächst anfangs wie eine Holznuß, ſchlägt dann aber die ſchuppigen und lederartigen, jedoch etwas weißlicheren Blätter auf. Ein ſchuppiger Pilz (balanophor) wächst gleichfalls auf Wurzeln, ähnlich dem ſeltſam ſ. g. Maltheſerpilz (cynomorium), der auf der Inſel Malta aus den Wurzeln der Myrthe feuerroth herauswächst.

25.

Die Palmen.

Nachdem wir zuerſt im heil. Lande die Dattelpalme kennen gelernt, wird es nun Zeit ſeyn, die übrigen ſchon mehr als tauſend bekannten Palmenarten zu betrachten, die der höchſte Schmuck aller tropiſchen Küſtenländer in allen Welttheilen ſind und die zum Theil von

den Küſten aufwärts bis in die Gebirge aufſteigen. Ihre Form, die Krone von excentriſchen zartgefiederten Wedeln an der Spitze eines hohen und ſchlanken Stammes, wiederholt ſich auf merkwürdige Weiſe in den baumhohen Farren. Jene aber, die Palmen, halten ſich zum Meere, können die Nähe deſſelben nicht laſſen, ſtammen offenbar vom Waſſer her und ſind nur die vollendetſten Gräſer und Schilfe, während dieſe, die Baumfarren, eben ſo gewiß aus der trocknen Steinwelt hervorgewachſen ſind, vorzugsweiſe auf den Bergen und Höhen gefunden werden und nur die vollendetſten Flechten und Mooſe darſtellen. Somit tendirt die Vegetation von zwei Seiten, von ihren erſten entgegengeſetzten Urſprungsorten her zu derſelben ſchönſten Form, und nur diejenigen Landſchaften der Erde ſind wahre Paradieſe, in welchen ſich die Palmen und baumartigen Farren beiſammen finden. Iſt das Gefieder der letzteren noch zarter, ſo behaupten dagegen die erſteren ihren unbeſtrittenen Vorzug in der ſüßen Laſt ihrer Früchte, die in großen Trauben oder Nüſſen immer unmittelbar unter der Krone hängen. Ueberhaupt liegt in der Palme, indem ſie die ſchönſte aller Pflanzenformen zeigt, zugleich auch der mächtigſte Lebenstrieb, ſie erzeugt aus ihrer geheimnißvollen Tiefe die reichſten, kräftigſten und ſüßeſten Stoffe der vegetabiliſchen Natur in ungeheurer Menge. Das inwendig nie eintrocknende, ſondern immer friſch und weich bleibende Mark ſteigt als der ſ. g. Palmenkohl über den Stamm empor und bildet die große Knospe für Blätter und Blüthen. Die Blätter ſind im Allgemeinen von zweierlei Art, wornach man auch früher die Palmenarten überhaupt claſſificirt hat; gefiederte Blätter der ſ. g. Federpalmen (palmae pennatifoliae), und zwar 1) ſteif und gerade wie Schilf, 2) raupen- oder borſtenartig, 3) ſchlank ſich umſchlagend wie weiches Gras, 4) wollig und weich wie Straußfedern, 5) abgeſtumpft, ruderförmig wie die Piſangblätter, 6) eben ſo, aber mit großen Zwiſchenräumen wie Zahnlücken; ſodann ſchirmförmige Blätter der ſ. g. Fächerpalmen (palmae flagellifoliae), theils wie ein Rad ausgebreitet und am Rande leicht gezackt, theils mit tiefeingeſchnittenen Lappen wie eine Hand mit Fingern. Nur eine einzige Palmenart, die crucifera thebaica, iſt in Aeſte geſpalten.

Die Blüthe bildet ſich, wie die Blätter, im Mark und bricht oben aus dem Stamm hervor. Und zwar iſt ſie immer ſchon Jahrelang im Stamme vorhanden. Spaltet man einen Palmbaum, ſo findet man in ſeinem Innern wie in einem Eierſack die Knospen, die in den nächſten bis zum ſiebenten Jahre hinter einander zum Vorſchein kommen ſollen. Vgl.

Decandolle von Röper II. 5. Die Blüthen ſind in einer Hülle oder Haut eingeſchloſſen, die ſie häufig mit einer plötzlichen Gewalt, wie in erotiſcher Extaſe zerſprengen und die Luft ringsumher mit Wohlgeruch erfüllen. Vgl. Spix und Martius, Reiſe nach Braſilien I. 108. Die Blüthen ſtehen in einem Kolben, in einer Traube oder zerſtreuten Riſpe und immer in ſehr großer Anzahl beiſammen, oft von unzähligen Bienen umſchwärmt. Spix und Martius II. 524. Schon Kämpfer zählte in einer Scheide 12000 Blumen. Die meiſten fand man in der Alfonsia amygdalina, nämlich an einem Baum drei Scheiden, in jeder 110—120 Blumenzweige, an jedem 1800 Blumen, alſo an einem Baum 600,000 Blumen. Einige dieſer Blumenriſpen haben eine coloſſale Größe, ſo daß ſie oben für ſich einen Baum darſtellen, wovon nachher, wenn wir von den einzelnen Palmarten reden. Die ſ. g. Netzpalme (manicaria philophora) in Weſtindien zeichnet ſich durch das zähe netzartige, ſehr zierlich von der Natur ſelbſt geflochtene Fadengewebe aus, welches die Blumenſcheide bedeckt.

Die Früchte der Palme ſind ungemein verſchiedenartig, Beeren, Nüſſe, Steinfrüchte klein wie Datteln und groß bis zum Umfang der Kürbiſſe in Formen wie Eier, Tannzapfen ꝛc. Keine andere Pflanze hat eine ſo reiche Abwechslung an Früchten aufzuweiſen.

Die Palmen gehören zu den höchſten Bäumen der Erde, denn ſie werden 200 Fuß hoch, doch iſt ihre Größe ſehr verſchieden und es gibt auch Zwergpalmen. Auf eine merkwürdige Weiſe ſinkt die aſiatiſche Palme, die unmittelbar an den Küſten des ſtillen Ozeans am höchſten iſt, je höher landeinwärts und je nördlicher ſie vorkommt, endlich zur Zwergpalme herab und begegnet hier der Zwergtanne, die in umgekehrter Richtung von den Bergen und vom Norden zur Südküſte hinabſteigend allmählig von ihrer königlichen Höhe immer mehr herabgeſunken und verkrüppelt iſt. Die amerikaniſchen Palmen ſteigen dagegen ſehr hoch an den Gebirgen empor, ohne am eigenen hohen Wachsthum zu verlieren, ja die in den Andes bis zu 9000 Fuß Höhe vorkommende Wachspalme ceroxylon andicola iſt eine der höchſten Palmen überhaupt, indem ſie bis 180 Fuß mißt.

Auf den Palmen leben außer Vögeln aller Art, Affen ꝛc., die ſich von den Früchten nähren, ausſchließlich das ſ. g. Palmeichhörnchen (sciurus palmarum), und ein Nashornkäfer, der den Baum verdirbt. Man behauptet, der Blitz ſchlage ungewöhnlich oft in Palmen, ohne Zweifel, weil ihre Höhe ſie demſelben ausſetzt (Frorieps Notizen VIII. 85). Auf

einer ausgeriſſenen und maleriſch im Ozean ſchwimmenden coloſſalen Palme ſah Meyen (Reiſe II. S. 195) eine ganze kleine Welt von Thieren. Fiſche ſchwammen ihr in Menge voraus, ein Heer von Krabben fraß am Stamme und oben ſaß alles voll von Vögeln. Es war der Triumphzug der Palme durch das Reich der Amphibien.

Wir betrachten nun zuerſt die Palmen mit langen und gefiederten Blättern. Nächſt der Dattelpalme iſt am bekannteſten und noch viel weiter verbreitet die an den tropiſchen Ufern aller Welttheile (mit Ausnahme Neuhollands) wachſende **Cocospalme** (cocus nucifera). Sie hat einen hohen runden und glatten Stamm, um welchen ſtufenweiſe von unten nach oben eine Menge Ringe liegen, indem ſich in jedem Jahr, nachdem die Blätter abgefallen, ein neuer Ring anſetzt und der Baum nach oben um eine Stufe weiter wächst. In Indien werden daher bei der Geburt der Kinder Cocospalmen gepflanzt, an deren äußern Jahresringen (nicht zu verwechſeln mit inneren concentriſchen Holzringen) man das Alter der Kinder erkennen kann. Weil der Stamm mit den Jahren immer kräftiger wächst, ſo ſind auch die obern Ringe dicker als die untern und der Stamm nimmt nach oben an Dicke zu. Weil er zudem gern ſchief wächst, ſehen Cocoswaldungen oft ziemlich ſeltſam und krüppelhaft aus, was wegen ihrer Kahlheit und Höhe noch mehr auffällt, als an den alten Olivenwäldern in Italien. Die Cocospalme iſt die nützlichſte unter allen Palmenarten, nicht blos wegen der großen Cocosnuß, ſondern auch wegen der Brauchbarkeit aller ihrer übrigen Theile. Die Inder haben 99 Tugenden dieſes Baumes aufgezählt. Aus dem Wurzelgeflecht macht man Körbe, Netze, Stricke; aus dem Stamm macht man Balken, Maſte, Rinnen, Latten; aus dem Safte Wein, Eſſig, Zucker, Arak; aus Mark und Knospe den Palmkohl; aus den Blättern Dächer, Schirme, Fackeln, Papier, Matten; aus den großen Nüſſen Trinkgefäſſe, Schalen ꝛc., Milch und Oel; aus den Faſern, von denen die Nuß umgeben iſt, ein Garn (Cairu genannt nach Langſtedt, hindoſt. Denkwürdigkeiten S. 317); aus der Aſche Saiſe ꝛc. Man hat berechnet, daß eine Familie von zwei Cocospalmen das ganze Jahr hindurch leben kann.

Bernardin de St. Pierre ſchildert (bei Milvel S. 291) ein Schiff, deſſen Planken, Maſt, Segel und Taue lediglich aus dem Holz und den Blättern und Faſern der Cocospalme verfertigt und deſſen Ladung eine Maſſe von ihren Nüſſen geweſen ſey. Die Cocospalme wird daher ſehr häufig angepflanzt. Die Sekte der Chamas in Oſtindien iſt verpflichtet,

alle öden Ufer und Inſeln mit dieſen nützlichen Bäumen zu bevölkern. Die Feinde der Cocospflanzen ſind vorzüglich die Erdkrabben, eine eigene Rattenart, die an den Bäumen hinaufklettert, ein Gekko (Salamander), der ſogar durch ſeinen giftigen Harn Menſchen gefährlich ſeyn ſoll, endlich Schlangen. Der größte bekannte Cocoswald befindet ſich auf der Inſel Ceylon, einige Stunden breit und 26 Meilen lang. Er enthält 11 Millionen fruchttragender Bäume. Aus ſeinen abgefallenen Blättern drehen die Eingebornen kunſtloſe Fackeln, wenn ſie bei Nacht durch den hohen Wald gehen müſſen. Außerdem ſind die maldiviſchen Inſeln ganz angefüllt mit Cocosbäumen. Von hier ſtammt auch der Name Cocos. Der indiſche Name in der Sanſcritſprache iſt Narikela, die Saftige. Die vorzugsweiſe ſo genannte maldiviſche Cocosnuß (nux medica) iſt die größte von allen und gleicht zwei zuſammengewachſenen Melonen, in deren Vertiefung ſchwarze Faſern wie ein Haarbüſchel wachſen. Man wußte lange nicht, wo ſie herſtamme, bis man die Palme vor nicht langer Zeit auf den Sechellen entdeckt hat, von wo die ins Meer gefallenen Nüſſe bis zu den maldiviſchen Inſeln zu ſchwimmen pflegen. Sie führt jetzt den botaniſchen Namen laodicea sechellarum.

Die neue Welt zeichnet ſich durch mannigfache Arten von Cocospalmen aus. In Braſilien fand der Prinz von Neuwied die ſchöne und ſtolze cocos di Piaçaba, deren gefiederte Blätter faſt ſenkrecht in die Höhe ſtehen, wie ein Reiherbuſch, und deren Nüſſe ſteinhart ſind (daher ſie auch cocos lapidea genannt wird); die noch ſchöner gefiederte cocos de Imburi, deren Blätter kraus und breit wie Straußenfedern oben grün und unten weiß ſind; die vollblättrige Ndaia, deren Blätter ſich nach allen Richtungen in großer Zahl ausbreiten; die Ndaia-Assu, deren ungeheure Fruchttraube für einen Mann zu ſchwer iſt; die aloeartige cocos de Pindoba, die ohne Stamm nur dicht über dem Boden die Blätter ausbreitet, aus deren Mitte die Blüthenpyramide aufſteigt. Neben dieſen ſchönen vom Prinzen von Neuwied aufgezeichneten Palmen finden wir in dem großen Palmenwerk des Herrn von Martius die ſeltſame cocos capitata, deren ſehr dicker Stamm die wenigen borſten- oder raupenförmigen Blätter wie ein Säulencapitäl trägt, und die noch dickere cocos schizophylla, die ſich am beſten mit dem rieſenhaft vergrößerten Blüthenſtiel eines Cactus grandiflorus vergleichen läßt. In Guinea gibt es eine ſtachlichte Cocospalme, deren Früchte dunkelroth und nur ſo klein wie Kirſchen ſind. Die größte, dem Cocos ſehr ähnliche Palme, die curuva, hat kürzlich Schomburgk

(Reiſe S. 128) in Guiana entdeckt; ſie iſt viel größer noch als die größte Cocospalme und ihre Blätter gleichen ungeheuern Flügeln. Dagegen ſchildert Meyen (Pflanzengeographie S. 146) die cocos chilensis oder molinaea micrococos als bleifarben und höchſt melancholiſch mit herabhängenden bleichen Blättern.

Zu den berühmten Palmen gehört ferner die Kohlpalme (euterpe oleracea), deren Knospe oben ausgeſchnitten und wie Kohl gegeſſen wird. Obgleich man faſt von allen Palmen die zarte Knospe (Palmitto) eſſen kann, ſo behauptet doch dieſe Palme vorzugsweiſe den Namen. Auf ihr lebt die ſchönſte Taube, die es gibt (Carpophaga magnifica Temmink), ſmaragdgrün mit purpurner Bruſt und weißem Kopf. Ihr verwandt iſt die nicht minder berühmte Areca-Palme (areca catechu) mit der Arecanuß, die zu den Betelblättern gekaut wird und im Orient ſo unentbehrlich geworden iſt, wie bei uns der Tabak. Die ſüdamerikaniſche Wachspalme (ceroxylon andicola) hat prächtig gefiederte, unten mit ſilbernem Flaum beſetzte Blätter und ſchwitzt ein Wachs aus.

Hieran ſchließen ſich mehrere andere ſehr nützliche Palmen, die Oelpalme (Elaeis guineensis) in Guinea, aus deren Fruchtſchale man Oel bereitet, mit ſchöngefiederten Blättern, deren Stiele aber am Stamm ſtehen bleiben und demſelben ein rauhes und dorniges Anſehen geben; die kurzſtämmige Sagopalme (cycas circinalis), eine ſehr ſchöne gefiederte Palme, deren Mark den köſtlichſten Sago gibt, und die Mehlpalme (sagus farinifera), die eine Art Mehl gibt und noch das eigne hat, daß auf den Ueberreſten dieſes Mehls, das man auf den Miſt wirft, ein höchſt delikater Pilz (boletus saguarius) wächst. Sago wird übrigens auch von andern Palmen gewonnen (wie auch Palmwein aus dem Saft mehrerer Palmen und Palmkohl aus ihren Sproſſen).

Durch ihre herrlichen Früchte, wie durch ihren hohen und maleriſchen Wuchs zeichnet ſich in Südamerika die Mauritia-Palme aus. Ihre Früchte gleichen goldnen Tannzapfen. Humboldt ſah am Ufer des Orinoko auf den Gipfeln dieſer Bäume Wohnungen der Indianer, die ſich dadurch vor den Ueberſchwemmungen des Fluſſes ſchützen. Pöppig fand Fruchtkolben dieſer Palme von 7 Fuß Länge. Spix und Martius (II. 521) ſchildern ſie als einen für Weſtindien ganz ſo nützlichen Baum, wie es die Cocospalme für Oſtindien iſt. Holz, Blätter und Faſern dienen zu Bau- und Schiffsgeräth, der Saft zu Wein, die Frucht zu Confect ꝛc. Doch ſoll oft die große Boaſchlange in dieſem ſchönen Baume hauſen.

Nicht minder rühmt Humboldt die Piriguao-Palme, deren Früchte ſchöner als alle andern ſind. Sie gleichen Pfirſichen, ſind gelb und purpurroth und ſitzen zu 70—80 an einer Traube. Man ſollte ſie die Pfirſichpalme heißen.

Durch ihre hoch und ſtolz aufſtrebenden Federbüſche zeichnen ſich aus die Maximiliania regia Attalea (der Lieblingsbaum des prächtigen blauen und ſchwänzigen Aras) und die manicaria nach v. Martius, die iagua nach v. Humboldt. Die geonoma spixiana breitet auf einem ſehr dünnen Stamm ihre Blätter vollkommen wagrecht wie eine Pinie aus. Hin und wieder ſieht man Palmen, die, wohl beſonders im Abwelken, ihre Blätter herabhängen laſſen und dem Baum das Anſehen eines Pilzhutes geben, was nicht ſchön iſt. Doch möchten wir nicht unbedingt das reiherbuſchartige Aufſtreben für das Schönſte halten, weil es oft etwas Steifes hat. Am reizendſten ſind breit- und weichgefiederte Blätter, die in geringer Anzahl und ohne ängſtliche Symmetrie doch nach allen Seiten ſich ausbreiten und von denen das eine höher ſich aufrichtet, das andere tiefer ſich herabſenkt in ſchöner Zufälligkeit oder nach dem Alter der Blätter. Von muſterhafter Zierlichkeit iſt in dieſer Beziehung eine euterpe, die Pöppig ſchildert. Ihr hoher, ſehr dünner, aber ſchneeweißer Stamm trägt oben die weichgefiederte grüne Krone, die von den Grazien ſelbſt geformt ſcheint, und die das ſanfteſte Spiel der Winde iſt. Noch dünner und ungemein zierlich iſt die hyospatha elegans, mit ſo dünnen und leichten Blättern mit einer ſo magern Blumenriſpe, daß ſie den Uebergang zu unſerm Hafer zu bilden ſcheint. Schöner noch durch das Weiche und Wollige des Federblattes iſt der ebenfalls ſehr dünne syagrus. Eine zierliche Palme fand Schomburgk in Guiana, aus deren dünnem Stamme die Macuſis-Indianer Blaſeröhren machen und daraus vergiftete Bolzen ſchießen. (Reiſe S. 62.) Die Cururapalme rühmt er S. 128 wegen ihrer großen Wedel. Manche Palmenarten zeigen eine wunderbare Verwandtſchaft mit anderartigen Pflanzen nicht nur in der Form der Frucht, ſondern auch im Geruch. Pöppig pries an der Palme morenia den Tulpen-, an dem der chamaedorea den Vanillegeruch, an der chapaxa den mehligen eßbaren Stamm. In den Andes von Peru fanden Ruiz und Pavon die phytelephas macrocarpa mit der ſ. g. Elfenbeinnuß, deren harter Kern das bekannte vegetabiliſche Elfenbein liefert, welches man drechſelt wie das animaliſche.

Sehr ſchön und eigenthümlich ſind die kurzſtämmigen Palmen, die gleichwohl ſehr lange und weichgefiederte Blätter haben. So die aronga

sacharifera nach v. Martius, deren Blätter oben grün, unten weiß sind. Am auffallendsten und wunderbarsten ist aber die iriartea ventricosa, deren Stamm nicht nur in der Mitte weit dicker ist als unten und oben, gleich einer Spindel, sondern deren Wurzeln sich, indem sie immer höher wachsen aus dem Boden heben und ein Gestell von 5—8 Fuß Höhe zwischen dem Boden und Stamme bilden. Auch die wenigen Blätter sind seltsam gebildet, ein langer gebogener Stiel, an dem nur in gewissen Abständen kleine, an der Spitze gefranzte Nebenblätter sitzen. Noch seltsamer sind die Blätter einer neuentdeckten Palme, die Pöppig auf dem 13ten Bilde seines Reiseatlasses abgebildet hat. Hier kommen die Nebenblätter sternförmig nach einander an gewissen Absätzen des Hauptstiels heraus.

Unter den stachlichten Palmen zeichnet sich besonders die brasilianische Murumuru-Palme (astrocaryum) aus, die ganz mit Dornen bedeckt ist. Schomburgk fand in Guiana einen ganzen Palmenwald, dessen Boden mit Stacheln so bedeckt war, daß man nur schwer durchdringen konnte (Reise S. 61).

Die gemeine Zwergpalme ist unsere italienische besenartig steife Palme, wohl die häßlichste von allen. Die kleinste und schönste Art der Zwergpalme, die nur drei Fuß hoch wird, hat ein beim Aufbrechen sehr zierlich gefaltetes Fächerblatt. Eine sehr niedrige Palmenart, die manicaria, hat eine riesenhafte, durch ihre Schwere in den Boden sinkende Frucht, die Pöppig beim ersten Anblick für den Rücken eines Krokodils hielt (Reise II. S. 295). Hiezu gehören noch die Baktriden, niedere und strauchartige Palmen voll Stacheln. Der Stamm der Nipa-Palme auf Java ist ganz im Morast versunken. Die stammlose Erdpalme geonoma acaulis breitet die Blätter dicht am Boden aus. Die stammlose elephantusia hat eine Riesenfrucht, wie die manicaria.

Die wunderbarste Abweichung zeigt eine kletternde Palmenart, die sich als Schlingpflanze an den Bäumen hinaufwindet und mit ihren Stacheln festhält, doch aber immer noch eine Palme ist und Nüsse in saftigen Hüllen trägt. „Man mißtraut seinen Augen, wenn man eine so völlig abweichende Form zum erstenmal sieht," schrieb Pöppig in Frorieps Notizen Bd. 32 S. 231. Auch das berühmte spanische Rohr (calamus rotang) ist nichts anderes als eine Palmenart, nur seltsam modificirt als Schlingpflanze, indem ein einziger Stamm sich bis 600 Fuß lang durch die Wälder windet. Vgl. Meyen, Pflanzengeographie I. 146. Oken, Naturgeschichte III. 1. 647. Einige Arten sind fadendünn, der

ſ. g. Peitſchenſtrauch. Die rothbraune Frucht iſt mit einem Gummi bedeckt, das zur ſchönen Färbung des rothen chineſiſchen Papiers dient.

Eine ganz beſondere Gattung von Palmen ſind die Fächerpalmen, deren Blätter nicht mehr ſchilfartig in die Länge gezogen oder akazienartig gefiedert, ſondern große runde Scheiben ſind, welche ſich am Stiele wie ein Fächer ausbreiten. Unter ihnen hat corypha umbraculifera, der ſ. g. Schatten- oder Talipotbaum in Malabar und Ceylon den meiſten Ruhm erlangt. Seine Blätter entfalten ſich aus der Knospe wie aus einem Fächer und breiten ſich als ein runder, am Rande ſonnenartig gezackter Schirm aus, der 14—18 Fuß im Durchmeſſer hält und unter dem 20 Menſchen zugleich vor dem Regen geſchützt ſind. Dieſe ungeheuren Blätter ſind nur dünn und laſſen ſich, wenn man ſie abſchneidet, wieder leicht in Fächerform zuſammenlegen. Die jungen Blätter braucht man als Papier, die alten zu Dächern. Jedes Blatt läßt am Stamm eine Schuppe zurück und dieſe Schuppen braucht man als Schaufeln und Ruder. Noch wunderbarer als das Blatt iſt die ungeheure Blüthenpyramide, die oben über die Blätter hervorragend die Höhe von 30 Fuß erreicht und ihre blumenbedeckten Aeſte wie eine Tanne ausbreitet. Dieſe Blumen ſind gelb und verwandeln ſich in Beeren. Der indiſche Name der Fächerpalme iſt Trina Raja, König der Gräſer, obgleich ſie nach unſern Begriffen nichts Grasartiges an ſich hat. Eigenthümlich iſt die Schirmpalme von Macaſſar, die ſ. g. Licuala, deren großes Blatt in 15 viereckige bretterähnliche Strahlen geſpalten iſt, und die levistonia inermis, deren Blatt auf dieſelbe Weiſe, doch in ganz ſpitzigen Strahlen ausläuft. Gewöhnlich haben die Fächerpalmen nur ſehr wenige große Blätter, aber eine Wachspalme oder corypha cerifera hat deren ſo viel, daß ſie eine dichte und hochbuſchige Krone bilden. Sie wird ſehr hoch, bis 180 Fuß, und liefert ein berühmtes Pflanzenwachs (vgl. Humboldts Cordilleren S. 24). Hier ſey noch der breitblättrigen Patipalme erwähnt, deren Blatt mit Waſſer gefüllt über dem Feuer nicht verbrennt. Spix und Martius Reiſe II. 668. Ferner gehört hieher die Palmyra oder oſtindiſche Weinpalme (corassus flabelliformis) mit rauhem mooſigem Stamme und Nüſſen wie die Cocos, aber mit ſteifen Schirmblättern. Der Wein wird aus der Blumenkolbe gemolken und iſt der häufigſte und berühmteſte unter den Palmweinen, indem auch vom Saft verſchiedener anderer Palmen Wein gewonnen wird, z. B. in Südamerika aus cocos butyracea und oenocarpus batava. In Oſtindien wächst noch eine andere große Wein-

palme (borassus gomutus) deren Saft einen etwas herben aber gesunden Wein, die Frucht aber, wenn man sie im Wasser faulen läßt, das s. g. Höllenwasser liefert, welches wie Feuer brennt. Ein ähnliches Wasser liefert auch die Brennpalme (caryota urens).

Soviel von den mannigfachen Palmenarten, ich habe hier wenigstens die bedeutendsten zusammengestellt. Ihre Form zeichnet sie überall vor den gemeinen Laubbäumen, wie von den Coniferen aus. Wenige ausgenommen, welche nützlicher als schön sind, charakterisirt sie alle eine eigenthümliche Vornehmigkeit und ein Vorzug vor allen andern Bäumen, die Palme mag isolirt an einem einsamen Ufer ihre herrliche Krone hoch in die Luft erheben, oder viele mögen sich zum breiten Palmenhain vereinigen, oder ihre schlanken Stämme und wallenden Kronen über niederm Wald hervorragen. Sehr eigenthümlich und reizend erscheint die Verbindung von Palmen und Nadelhölzern in den Gebirgen Südamerikas und Indiens. Humboldt fand sie dort, Hoffmeister hier dicht beisammen, die auffallendsten Contraste der Pflanzenform in der Ausbreitung und Zusammenziehung der Blätter. In Mexiko fand Humboldt Palmen, mit bunten Papagaien bedeckt, in einem Wald von Weimouthskiefern. Junghuhn sah auf Java einen Palmenwald so tief in Alenggras vergraben, daß nur die Kronen hervorragten. Die s. g. Palmettafelder in Texas sind aus einer schönen Mischung von Zwergpalmen und Schilf gebildet.

26.

Die palmenartigen Musaceen, Pandanen, Baumfarren ꝛc.

Mit den eigentlichen Palmen ist die reiche Form noch nicht erschöpft. Zunächst schließen sich denselben an die Bananen (musaceae). Banane ist ihr indischer, Pisang ihr malayischer, Musa ihr arabischer Name. Es ist ein 20 Fuß hohes baumartiges Kraut, welches seine großen 10 Fuß langen und flach wie Ruder ausgebreiteten Blätter in prächtiger Biegung entfaltet und (wie die Palme) unten abwirft, so daß nur die Blattansätze wie Schuppen am Stamme stehen bleiben, während derselbe oben neue Blätter erzeugt. Zwischen den Blättern bricht die große, oft mannshohe Blüthenkolbe hervor, aus der sich eine schwere Traube (oder eine Art Maiskolbe) voll schmackhafter (birnen- oder feigenartiger) Früchte von verschiedener Größe bilden. Die ganze Pflanze ist so weich, daß man sie mit einem Säbel durchhauen kann und daß Elephanten sie ganz bis auf

die Wurzel abfreſſen. Auch ſtirbt ſie jedes Jahr von ſelbſt ab und erzeugt ſich im folgenden neu aus der Wurzel. Sie iſt durch ihre großen Blätter vom reinſten Smaragdgrün eine Hauptzierde aller Tropenländer neben der Palme und zugleich ſehr nützlich, denn ein einziger Baum kann im Jahr über einen Centner Früchte liefern. Indiſche Dichter nennen ihn, weil er in jedem Frühling ſeine Prachtblätter erneuert „die Siegesfahne des Frühlings“ (Maghas Tod von Sicupala S. 81). Die am meiſten gefeierte Art iſt musa paradisiaca auf der Inſel Ceylon, ſo genannt, weil nach dem Glauben der Muhamedaner hier das Paradies und die Banane der verbotene Apfelbaum geweſen ſeyn ſoll. Am häufigſten wächſt überall musa sapientum. Es gibt noch viele Arten, namentlich in Südamerika, die ſich durch die Größe und Farbe ſowohl der Blätter als der Früchte unterſcheiden. Vgl. Pöppig, Reiſe II. 375. Wo ſie nicht wild wächſt, wird die Banane überall in den heißen Ländern ihrer Nutzbarkeit wegen angepflanzt. Die großen Blätter dienen zur Bedachung der Hütten, die Früchte zur Nahrung. — Verwandt mit den Muſaceen ſind die mehr ſchilfartigen, aber ſchönblumigen Strelitzien, Uranien, Alpinien, Cannaceen, Amomien, Heliconien, die alle mit den Bananen vereint die umfaſſende Familie der scitamineae bilden. Als beſonders ſchön werden in der alten Welt gerühmt die auch zu uns eingewanderte canna indica und die gleichfalls ſchon genannte urania speciosa, in der neuen Welt die 30 Fuß hohe urania amazonica mit ungeheuern Blättern und einer großen Aehre voll von kahnförmigen Blumenſcheiden und die strelitzia mit ihren goldrothen Blumen und dunkeln Blättern.

Gar eigenthümlich iſt auf der Inſel Jamaika die spathelia, ein palmartiger Baum von 40 Fuß Höhe und nur 1 Zoll Dicke, der oben gefiederte Blattzweige entfaltet, an deren Spitze ſchöne rothe Blumen ſtehen.

Den Uebergang von der Palmen- in die Agavenform bildet eine der prachtvollſten Pflanzen in Mexico, die fourcroya. Auf einem 40—50 Fuß hohen palmenartigen kahlen Stamme entfaltet ſich oben die reiche Blätterkrone der Agave excentriſch, aus der Mitte aber ſteigt 30—40 Fuß hoch erſt noch der Blüthenſchaft empor, wie aus der Schirmpalme. F. gigantea trägt lauter weiße Blüthen an tannenartig ausgebreiteten Aeſten des Blüthenſchafts, ſo daß die ganze Pflanze ſo ausſieht, als ſtünde eine ſchneeweiße Tanne auf einer prächtigen Palme. Man kann dieſes Wundergewächs abgebildet ſehen in der actis nov. acad. nat. cur. von 1833. Es gibt noch eine beſondere Art auf der Inſel Cuba. — Verwandt iſt ihr

die ſchöne Yucca, ein 12 Fuß hoher palmartiger Stamm, aus deſſen Spitze ſich eine große Menge ſteifer Schwertblätter ausbreiten, über denen aber noch ein hoher ſteifer Blüthenſchaft emporragt, der ohne Verzweigung rings und dicht um ſich zahlloſe tulpenartige Blumen trägt, aus denen gurkenartige Früchte werden. In Florida wachſen ſie ſo häufig, daß ſie undurchdringliche Wälder bilden. Bertram, Reiſen S. 73.

Wenn die scitamineae und die andern hier genannten Pflanzen mehr nur in den Blättern Aehnlichkeit mit der Palme haben, ſo die pandaneae im Stamm. Die Pandanen ſind vollkommene Palmen, nur daß ſie ſich oben in Aeſte gabeln, von denen jeder eine beſondere Wedelkrone oder großen Blattbüſchel trägt. Zugleich haben ſie die Neigung, gleich den Manglebäumen, ſich auch nach unten zu gabeln und den Stamm auf ein Gerüſt von frei in der Luft ſtehenden Wurzeln zu ſtützen. Auf den Inſeln des ſtillen Ozeans laſſen ſie auch Luftwurzeln herabhängen. Am gefeierteſten iſt pandanus odoratissimus, deſſen Pollen von den Indianerinnen als Parfüm und deſſen Fruchtſchuppen zu Halsbändern benutzt werden. Die meiſte Verzweigung zeigt p. lidra auf Java, der nicht mehr einer Palme, ſondern mehr einer Tanne gleicht, an der Spitze der wagrechten Zweige dünne Haarbüſchel trägt und von denſelben anderthalb Fuß dicke Früchte herunterhängen läßt, abgebildet bei Junghuhn 197. Die Pandanen gehören nur dem heißen Clima der alten Welt an, nicht Amerika. Den Uebergang von der Schirmpalme zu den Pandanen ſcheint auf Java die Wirupalme (licuala pumila) zu bilden, deren kahler Blattſtiel ſich erſt an der Spitze in mehrere Blätter theilt.

Die Palm- und Coniferenform erſcheinen verbunden in der merkwürdigen cycadeae. Dahin gehören 1) cycas, ein oſtindiſcher Baum mit dickem palmartigem Stamme, der oben einen großen Knospenkegel bildet, aus welchem drei Reihen gefiederte palmartige Wedel abfallen, aber Zapfenfrüchte trägt, wie die Nadelhölzer. Da die abfallenden Blätter Abſätze zurücklaſſen, ſieht der ganze Stamm ſchuppig aus. C. revoluta, eine Art in China, iſt die blattreichſte, indem ſie 40 mannshohe Wedel zugleich trägt, dazu über 100 hochgelbe Früchte; 2) zamia vertritt in Afrika und Weſtindien die Stelle des Cycas, gleicht ihr ſehr und hat nur in den Zapfen noch mehr Aehnlichkeit mit den Coniferen; einige Arten ſind dornig.

Auffallende Aehnlichkeit mit der Palme haben, wie oben bemerkt wurde, die Baumfarren. Sie entfalten nämlich ihre ſchönen Wedel erſt an der Spitze eines kahlen, insgemein dünnen Stammes. Sie werden nie

ſo hoch, wie die Palme, höchſtens 20—30 Fuß hoch, aber ihre Wedel (denen unſres Adlerfarren ähnlich) ſind noch zierlicher und kunſtreicher gefiedert und ausgezackt, wie irgend die Palmblätter. Sie wickeln ſich aus dem Knospenkegel in Spirallinien ab und ſind daher, ehe ſie ſich entfalten, wie Ammoniten gewunden. Sie dehnen ſich auch viel weiter aus, als die Palmblätter. Man darf ſie als einen Uebergang aus der Palm- in die zarteſte Mimoſenform anſehen. Sie wachſen auch nicht in der ſchwülen Uferluft, wie die meiſten Palmen, ſondern nur 3—5000 Fuß über dem Meere in der geſundeſten Luft, als Kinder der Berge. Der ihnen ſonach zukommende paradieſiſche Charakter iſt von allen Reiſenden anerkannt, ja die Schönheit ihrer Wedel ſelbſt derjenigen der Palmen vorgezogen worden. Meyen bewunderte in Braſilien (Reiſe I. 108) ihre bald glatten, bald geſchuppten, immer nur ſehr dünnen Stämme, welche dennoch leicht die großen zartgefiederten, vom ſanfteſten Winde bewegten Wedel tragen. Der ausgezeichnete Botaniker und Reiſende Pöppig iſt der Meinung, die Baumfarren ſeyen die ſchönſten aller Baumformen und übertreffen noch die Palmen. Als die vornehmſte aber bezeichnet er (Reiſe II. 189) die peruaniſche cyathea divergens, deren 8—12 Fuß hoher Stamm kleiner iſt, als die Wedel, die daher in einem prachtvollen Gewölbe den Baum rings umgeben und noch einige Fuß weit auf dem Boden aufliegen. Er nennt bei dieſem Anlaß noch viele andere Baumfarren als beſonders ſchön, ohne näher auf ihre Charakteriſtik einzugehen. C. arborea auf den Antillen iſt 16 Fuß hoch und hat 8—9 Fuß lange ſchöngefiederte Wedel, mit denen die ſchwarze Farbe des Stammes contraſtirt, dazu einen höchſt merkwürdigen Fiſchgeruch, obgleich der Baum weit vom Meer weg nur auf Bergen wächſt. Junghuhn rühmt auf Java eine 20 Fuß hohe cyathea, die prächtig doppeltgefiederte alsophila und ein balantium, deſſen Wedel mit rothen Haaren bedeckt iſt. Auch auf den Sandwichsinſeln ſind ganze Wälder von Baumfarren mit braungelber Wolle bedeckt, die man zu Polſtern benutzt (Meyen, Reiſe II. 137). Ueberhaupt finden ſich die Baumfarren in großer Menge auf den Inſeln des ſtillen Meeres.

Kleinere ſtrauch- und krautartige Farren erfüllen überall in der heißen Zone die Urwälder und zwar meiſt als Paraſiten, indem ihre prächtigen Wedel von fremden Bäumen herabhängen. So läßt z. B. lygodium digitatum die ihrigen 30—50 Fuß hoch herunterhängen.

27.

Die Culturpflanzen außerhalb Europa.

Wir ſchließen an die Betrachtung der ſo fruchtreichen Palmen und Bananen hier gleich die der übrigen Culturgewächſe an, die außerhalb Europa und insbeſondere in den Tropenländern angebaut werden.

Alle unſere Getreidearten ſtammen aus Mittelaſien und verbreiten ſich auch in Aſien überall hin, wo das Clima ihrem Anbau günſtig iſt. Im Süden aber, namentlich in der ſ. g. ſubtropiſchen Zone, die zwiſchen der gemäßigten und heißen Zone den Uebergang bildet, wird in der alten Welt vorzugsweiſe der Reis, in der neuen der Mais angebaut.

Reis (oryza sativa) macht den Uebergang von den Schilfen zu den Cerealien, braucht noch reichlich Waſſer und hat in ſofern noch ganz den Schilfcharakter, iſt aber für ganz Aſien das Hauptgetreide. Das iſt aber nur möglich, ſofern es neben dem Sumpfreis in Aſien auch noch andere Arten, die mehr im Trockenen fortkommen, von ſ. g. Bergreis gibt. Während in den Niederungen der Reis noch unter Waſſer ſteht und Krabben die Stengel hinaufklettern, um mit ihren Scheeren die Riſpen abzuſchneiden (Langſtedt, Hindoſt. Denkwürdigkeiten S. 144), kommt in den Gebirgen von Kaſchmir ein 3000 Fuß hoher, in Teraſſen aufſteigender und ganz mit Reis bebauter Berg vor. v. Hügel, Kaſchmir III. 19. Aus dem Reis mit Zucker wird der Rum bereitet.

Der Mais (zea mays) oder das Welſchkorn, türkiſcher Waizen, iſt die größte unter allen Getreidearten. Die große prächtige Aehre bildet eine dicke Kolbe, dicht mit den wie Perlen, Granaten oder Gold glänzenden Körnern umgeben, und oben mit einem langen anfangs grünen, ſpäter ſchwarzen Haarbüſchel geziert, der wie ein Roßſchweif herabfällt (die weiblichen Griffel). Die Kolben wachſen je an den Blattwinkeln der Pflanze hervor, die etwas Schilfähnliches hat und oben mit einer vieläſtigen hohen Riſpe geziert iſt (der männlichen Blüthe), deren kleine zitternde Antheren einen Regen von Blüthenſtaub fallen laſſen. Der Blüthenſtaub ſelbſt iſt glänzend und ſpröde wie der feinſte Sand. Die gemeinſte, aber auch größte und zur Kultur geeigneteſte Art iſt die mit der gelben Kolbe. Mehr zur Zier gereichen die blaß- oder dunkelrothen und die ſchönen perlgrauen Kolben, die durch Baſtardzeugung wieder in viele doppel- und dreifarbige übergehen. In Paraguay fand Azara eine

ſchöne ſchneeweiße Art. In Peru fand Pöppig eine paraſitiſche Art, die ganz ohne Blätter als bloße Kolbe hervorwuchs (ombrophytum peruvianum).

Der Mais wird wie jedes andere Getreide zu Mehl, Brod, Brei ꝛc. benutzt und iſt das Hauptnahrungsmittel der Wilden in Amerika. Von dorther kam er nach Europa. In uralten Gräbern Perus fand man Maiskörner, die noch keimten und Früchte trugen (Röper, zur deutſchen Ausgabe von Decandolles Pflanzenphyſiologie II. S. 366. v. Tſchudi, Peru I. 261.) Vielleicht iſt aber die Pflanze urſprünglich in Hinteraſien zu Hauſe und erſt von da mit den älteſten Einwohnern Amerikas hinübergewandert. Seibold fand den Mais in Japan als eine längſt einheimiſche Pflanze, die aber vor 1200 Jahren an die Ufer angeſchwemmt worden ſeyn ſoll. Meyen, Pflanzengeogr. S. 53 hält die Verbreitung durch über Meer geſchwemmte Kolben oder Kerne für unmöglich, weil dieſelben im Waſſer verderben. Er, ſo wie Humboldt glauben an die ausſchließliche Abſtammung aus Amerika. Von dort kann der Mais aber ſchon vor Alters nach Japan gekommen ſeyn. Türkiſcher Waizen heißt er bei uns, weil er zu uns über Ungarn aus der Türkei kam, wohin er über Italien aus Spanien gelangte, nachdem ihn die Spanier aus Amerika gebracht hatten. Meyen, Reiſe II. 29.

Den europäiſchen Getreidearten mehr oder weniger verwandt, exiſtiren noch viele, zum Theil noch lange nicht gehörig bekannte Cerealien. In Afrika und ſelbſt noch an den Südſpitzen Europas wird der Mohrhirſe (sorghum vulgare) angebaut (die ſ. g. Durrafelder in Afrika); in Oſtindien ein korntragendes ſ. g. Pferdegras (holcus), welches man in neueſter Zeit nach Frankreich überzuſiedeln verſucht hat. In Aſien ferner Arten von hordeum, panicum, cynosurus, eleusine, polygonum ꝛc. Vgl. Ritter, Erdkunde III. 996. V. 287, 524.

Eine Meldenart wird angebaut in Peru, das ſ. g. Quinoa. Eine Arumart (calocasia) mit nahrhafter Wurzel wird auf den Südſeeinſeln in den ſ. g. Tarrofeldern angebaut. In ganz Polyneſien und Südamerika iſt der Bau der Bataten verbreitet, kartoffelartiger Wurzelknollen einer Windenart (convulvulus batatas). Aus der ſ. g. Maniocwurzel der jathropha manihot wird das ſ. g. Caſſavebrod gefertigt, einheimiſch in Amerika, aber auch in Aſien eingeführt. Es gibt zwei Arten m. utilissima und aipi. Meyen, Pflanzengeogr. S. 371. Alle dieſe Nährwurzeln werden aber an Größe übertroffen von der Yamswurzel (dioscorea alata), die in der alten, wie neuen Welt angebaut wird, weil ihre in den man-

nigfachſten Geſtalten vorkommenden wurſt-, ſchlangen-, beutel- und kopfähnlichen Wurzeln eine ungeheure Größe erreichen und ganz voll eßbaren Mehls ſind. Crawfurd (Tagebuch S. 294) fand in Siam eine Yamswurzel von 350 und eine andere von 474 Pfund Gewicht. — Bekanntlich ſtammt die bei uns eingebürgerte Kartoffel urſprünglich aus Amerika. Neben ihr kommt auf den höchſten Gebirgen Südamerikas eine ähnliche Knollenfrucht Ulluco (ullucus tuberosus) vor, welche die Kälte liebt, alſo wohl auch bei uns gedeihen könnte und deren Fruchtbarkeit die der Kartoffeln um das zwanzigfache übertreffen ſoll. Froriep, Tagesb., Bot. S. 340. 1852.

Auf den Südſeeinſeln nähren ſich die Wilden meiſt vom Brodbaum (artocarpus incisa). Hohe Bäume, gleich den Eichen mit dichtem und zackigem Laube prangend, tragen kürbisgroße, 10—25 Pfund ſchwere, wie die Ananas mit eckigen Buckeln beſetzte und gelbe Früchte, die ſ. g. Brodfrucht, welche geröſtet wie Waizenbrod ſchmeckt. Es gibt eine Art, deren Frucht ſtark behaart iſt. Die 1½ Fuß langen großen Blätter dienen als Tücher; aus dem Splint werden Zeuge gewoben. Der Baum trägt ſehr reichlich und 9 Monate lang ununterbrochen, nur 3 Monate nicht. Vier Bäume ernähren einen Menſchen das ganze Jahr lang. Langsdorf (Reiſe I. 118) bemerkt, bei den Eingebornen herrſche der Glaube, wenn man, ehe die Brodfrüchte reifen, einen Fiſch eſſe, ſo mißriethen die Früchte. Das kommt daher, weil die Laichzeit, in der man die Fiſche ſchonen ſoll, mit jener Unreife der Früchte zuſammenfällt, und der Aberglaube hat den ſehr vernünftigen Zweck, den Fiſchfang durch Schonung ergiebig zu erhalten. Die oſtindiſche Art heißt a. integrifolia und unterſcheidet ſich durch die Warzen der Frucht, die nicht ſo regelmäßig ſechseckig ſind und durch den häßlichen Geruch, denn obgleich ſie vortrefflich ſchmeckt, riecht ſie doch nach Menſchenkoth. Cloquet, Osphreſiologie S. 15. — Der berühmteſte und beliebteſte Obſtbaum der heißen Zone in der neuen wie alten Welt, theils wild wachſend, theils als Obſt durch die Menſchen angepflanzt, iſt der Mangobaum (mangifera indica), gewiſſermaßen das Ideal des Apfelbaums; ein großer, herrlicher, immergrüner Baum mit ſchwarzer Rinde, in Büſcheln zuſammengeſtellten Blättern und eine Blumenriſpe wie die Rheinweide, der ſowohl in Weſt- als Oſtindien in Menge und in vielen Arten und Abarten wächſt. Die apfelrunden, zuweilen auch nierenförmigen Früchte ſind größtentheils vom köſtlichſten Wohlgeruch und Geſchmack. Zart wie Pfirſiche ſind ſie auch wieder würzig und feurig wie Muskatellertrauben. Man macht davon die delikateſten Confituren. In

Indien gibt man ſie Sterbenden zur Probe. Iſt noch irgend eine Hoffnung des Lebens in ihm, ſo koſtet er ſie gewiß. Man darf ſie nicht verwechſeln mit einer andern köſtlichen Frucht, der Mangoſtane (garcinia mangostana), einem Apfel mit ſüßem weißem Fleiſche in Oſtindien. — Sehr allgemein in der heißen Zone wird auch amomum cardamomum in vielen Arten angebaut, eine kleine aber ſehr ſtärkende Frucht. Ferner der Guyavenapfel (psidium pomiferum) ſüß ſchmeckend, aber wie Heu riechend. Der polyneſiſche Goldapfel (spondias dulcis), ein ſehr ſchöner Baum auf den Geſellſchaftsinſeln mit goldnen Aepfeln in reichen Trauben. Der oſtindiſche Roſenapfel oder die Jambuſe (jambusa), eine Myrthacee in vielen Arten mit den köſtlichſten Früchten, die wie Eier herabhängen, erſt glänzendweiß, ſpäter roth. Die Acajou oder Elephantenlaus (anacardium) birnenartig mit einer ſo öligen Schale, daß ſie am Licht in einem kleinen Feuerwerke ſpritzt.

Die Schuppenäpfel (annonaceae) werden in der ganzen heißen Zone angebaut. Der Baum trägt ſchuppige Zapfenfrüchte, die aber inwendig außerordentlich ſaftig ſind und höchſt delikat ſchmecken. Am berühmteſten iſt der ovale Rahmapfel in Oſtindien (anona squamosa), deſſen weiches Fleiſch dem Milchrahm gleicht; und der noch größere und ſüßere rinderherzförmige Rahmapfel ebendaſelbſt (a. reticulata). Auch in Amerika kommt eine Abart vor (a. muricata) mit herzförmiger, von einer netzartigen Haut umgebener, etwas ſäuerlicher Frucht, und beſonders ſchöner großer Blüthe, noch größer als die Kaiſerkrone, inwendig gelb, auswendig grün und mit lederartigen Kelchblättern eingefaßt, welche bewirken, daß die Blüthen immer mit Geräuſch abfallen. Die köſtlichſte Frucht Amerikas aber iſt cr. chirimoya, gleichfalls netzartig überzogen, grün unter einem ſchwarzen Netz, ſchuppig 14—16 Pfund ſchwer mit weißem Mark und ſchwarzen Kernen, von erdbeerartigem Geſchmack und einem Aroma, ſchöner als das der Ananas, die Königin aller Früchte, auch von ſchöner herrlichduftender Blüthe. Pöppig, Reiſe II. 135. Tſchudi, Peru I. 269. Man findet ſie in Mexiko und Braſilien, am häufigſten aber in Peru.

Einer der größten und herrlichſten Bäume Oſtindiens iſt der Duribaum (durio) mit einer Frucht, welche, ſo groß wie ein Menſchenkopf und ſtachlicht wie ein Igel, den ſüßeſten Milchrahm enthält. Die ſchwere Frucht hängt an einem dünnen Zweige herab. Eben ſo groß iſt die Frucht des Melonenbaums (carica papaya) in beiden Indien. Der Baum,

welcher ſehr raſch wächſt und nach drei Jahren wieder abſtirbt, hat anderthalb Fuß große, tiefgelappte Blätter, trichterförmige Blumen und eine Beerenfrucht ſo groß wie eine Melone. Auch die Pampelmuſen (citrus decumana) werden in der heißen Zone ſehr groß und ſtellen ſich als melonengroße Orangen dar. Von der Vortrefflichkeit des Aroma, wie von der Größe aller Orangen- und Citronenarten unter den Tropen hat man bei uns keinen Begriff, die köſtlichſten wachſen in Hinterindien und Florida.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß in der alten Welt die oben ſchon genannte chineſiſche und hinterindiſche Frucht Litchi (euphoria litchi), und in der neuen Welt die gleichfalls ſchon genannte Chirimoya für die köſtlichſten gelten, die überhaupt auf unſerm Planeten wachſen. Man hat zuweilen verſucht, in einem einzigen Obſtgarten die beſten Früchte der heißen Zone zu vereinigen. Am beſten iſt das auf der Inſel Isle de France gelungen, wo alle Süßigkeiten Aſiens, Afrikas, Amerikas und Auſtraliens in engem Raum beiſammen wachſen. Vgl. Peron, Reiſe I. 57.

Eine der merkwürdigſten Früchte der Welt, halb Citrone, halb Beere iſt die berühmte auch bei uns in Gewächshäuſern gepflanzte Ananas (bromelia ananas), ein aloeartiges Kraut mit weichen Spitzen an den Blättern, aus deren Mitte ſich auf kurzem Stiel eine warzige Knolle mit blauen Blümchen erhebt, die zu einer dicken gemeinſchaftlichen Beere oder Schuppenfrucht von hochgelber Farbe auswächſt und auf ihrem Gipfel wieder Blätter in gleicher Form, nur kleinere, wie die untere Pflanze trägt. Die Süßigkeit und das Aroma der Ananas, worin der Geſchmack vieler Obſtarten zugleich vereinigt ſcheint, iſt Jedem bekannt. Die Pflanze kommt in vielen Arten paraſitiſch in den amerikaniſchen Urwäldern vor. Man hat darüber geſtritten, ob die cultivirte Art nicht urſprünglich aus Hinterindien ſtamme? Die Jeſuiten fanden ſie ſchon 1624 in China. Ritter, Erdkunde III. 928. Auch auf den Molukken ſind ſie ſehr alt. Meyen, Pflanzengeographie 139. Die größten und kräftigſten findet man jedoch in der neuen Welt; auf Cuba und in Surinam wird die Frucht bis 15 Zoll lang. Es gibt ſehr viele Arten, die Frucht von weißgelb und grün bis zum tiefſten Orange, von der Kegelform bis zur Kugelform. Eine kleine aber ſchöne Art iſt mit weißem Filz überzogen (bromelia pinguin). Dieſe Art wird nach Martius, Reiſe in Braſilien III. XVII. ungeheuer ausgedehnt, bis zu 12 Fuß Durchmeſſer und iſt doch nur ein Paraſit und oft mit andern Paraſiten überzogen. Eine

andere Art trägt gelblichen Filz und iſt zugleich unter ſtachlichten Blättern tief verborgen, die ſich erſt dann zurücklegen und die Frucht frei laſſen, wenn ſie reif iſt. Viele wachſen als Schmarotzerpflanzen hoch auf den Bäumen. Ritter meint (in ſ. Reiſe nach Hayti), Vögel trügen die Kerne hinauf. Die größte wird puja bonplandiana genannt. Sie wird 9 Fuß hoch, hat einen dicken, gewundenen und beſchuppten Stamm und in ihren Blattſcheiden ſammelt ſich Regenwaſſer, ein Labſal der Reiſenden in Peru. Schätzt man die Ananas hauptſächlich der ſchönen und köſtlichen Frucht wegen, ſo iſt doch auch bei mehreren Arten die Blüthe ſehr ſchön, beſonders an der großen bromelia sceptrum, deren lange und prächtige Blüthentraube gleich der Königskerze ſich aufthürmt. In Singapore wird die Ananas ins Große gebaut, um aus den Blattfaſern Zeuge zu bereiten, die man pinna nennt. Meyen, Reiſe II. 231. In Amerika wird aus dem Saft auch ein Wein bereitet, chicha genannt.

Das Zuckerrohr (saccharum officinarum) iſt ein 12—20 Fuß hohes Schilfrohr, deſſen Mark den ſüßen Zuckerſaft enthält, aus dem man unſern bekannten weißen Zucker raffinirt und deſſen Abgänge den Syrup bilden. Er wird jetzt in der heißen Zone aller Welttheile angepflanzt, ſcheint aber in Bengalen ſeine Urheimath zu haben. Vgl. Ritter, Erdkunde IX. 230 f. Man ſchneidet das Zuckerrohr noch vor der Blüthe, weil es dann den meiſten und beſten Saft enthält. Zuckerrohrfelder gewähren einen ſehr ſchönen Anblick. Anfangs ſind ſie vom herrlichſten Grün, dann färben ſie ſich rothgelb und der daraus emporſchießende Stiel mit dem prächtig wehenden Blüthenbüſchel iſt ſilberweiß. Die reifen, und alsdann ganz dürren Pflanzen werden nicht ſelten vom Feuer ergriffen und dann brennen ganze Felder mit einer außerordentlich glänzenden und weißen Flamme. Am ausführlichſten geſchildert in Beckfords maleriſcher Beſchreibung von Jamaika (Berlin 1791 S. 45 ff.)

Der Kaffeebaum (caffea arabica) gleicht unſerm Kirſchbaum, hat ovale Blätter, weiße Blüthen mit Jasmingeruch und längliche ſchwarzrothe Beeren, deren Kern die berühmte Kaffeebohne iſt. Der Baum iſt in Abyſſinien zu Hauſe, von wo er erſt nach Arabien herüberkam. Hirten bemerkten, vom Genuß der Beeren würden die Ziegen munter. Der muhamedaniſche Mufti Gemaleddin empfahl im 15ten Jahrhundert den Derwiſchen einen Abſud von den Bohnen, als Mittel, ſich zum Behuf der nächtlichen Gebete wach zu erhalten. Herbelot, bibl. orient. s. v. cahnah. Vgl. über die Geſchichte der Kaffeeverbreitung, Ritter, Erdkunde XIII.

535 f. Schouw, Naturſchilderungen, Kiel 1840. Littſon und Elley, Geſchichte des Kaffees. Nachdem der Abſud von den Bohnen oder Kaffeetrank ſchon länger bei den Arabern üblich war, nahmen ihn die Reiſenden an und führten ihn in Europa ein. Das erſte öffentliche Kaffeehaus wurde ſchon 1652 in London, 1671 in Venedig und 1672 in Paris eröffnet. Im Jahr 1717 brachte Declieux das erſte Kaffeebäumchen aus Arabien nach der Inſel Martinique, darbte ſich auf dem Schiff das Waſſer ab, um das Bäumchen zu begießen, und brachte es glücklich hinüber. Dieſes Bäumchen wurde die Stammmutter aller weſtindiſchen Kaffeepflanzungen. Der Trank wurde ſo ſehr Bedürfniß der gebildeten Europäer, wie früher ſchon der Muhamedaner, daß er einen der wichtigſten Zweige der Cultur und des Handels einnahm und noch einnimmt. In wildem Zuſtand hat man den Kaffeebaum nur in Afrika und zwar nordwärts vom Aequator in Hurrur, Schoa und Sierra Leone gefunden. Verwildert fand Junghuhn (Java I. 299) den Kaffeebaum auf Java in der ſeltſamſten Degeneration, ohne Blätter, oben nur ſteife beſenartige Zweige, unten ſtatt der Blätter einen Wulſt von Fäden.

Der Thee, als Abguß von den Blättern der Theeſtaude (thea sinensis), die in China zu Hauſe iſt und den Europäern im 17ten Jahrhundert bekannt wurde, iſt ein eben ſo unentbehrliches und allgemein verbreitetes Getränk geworden, wie der Kaffee. Der Strauch hat etwas halb roſenhalb kirſchenartiges. Die Blätter riechen nicht, ſie nehmen ihren Duft (wie die Kaffeebohnen) erſt durch Röſten an. In China ſelbſt kennt man 700 Sorten Thee. Dies rührt aber nicht ſowohl von verſchiedenen Arten der Pflanze her, als vielmehr 1) von der Reife der Blätter, die man früher oder ſpäter, bei ihrem erſten Hervorſproßen oder bei vollem Wachsthum zu verſchiednenmalen abbricht, 2) von der verſchiedenen Art, die Theeblätter zu röſten, zu dämpfen und einzuwickeln, 3) von den vielen andern Pflanzenſtoffen, Wohlgerüchen ꝛc., womit man ſie vermiſcht. Die Blätter werden leicht geröſtet und mit Orangen, Jasmin, Roſen und andern Blüthen parfumirt. Petermann, Mittheilungen I. 167. Im Allgemeinen unterſcheidet man den ſchwarzen und den grünen Thee. Der ſchwarze iſt der beſte, weil er weniger Säure enthält, als der grüne. Die Chineſen ſelbſt trinken nur ſchwarzen. Ferner unterſcheidet man den Blätterthee in zuſammengerollten Blättern, wie er zu uns kommt, und den Tafelthee, Tafeln von zuſammengebackenem Thee, die in China und der Mongolei als Handelsmünze und Sold ausgegeben werden. Unter

den feinern Sorten waren früher berühmt der grüne Blüthen- oder Kaiſerthee und der blaugrüne ſehr klein gerollte Perlthee. Aber in neuerer Zeit hat man entdeckt, daß uns die Chineſen doch immer nur ihre ſchlechteſten oder wenigſtens geringern Sorten verkauft haben. Man hat nun nach und nach die beſſern, wenn auch noch keineswegs vollſtändig kennen gelernt. Daß der ſ. g. Caravanenthee, der über Land durch Aſien nach Europa gebracht wird, beſſer ſey als der über See geführte, iſt ein Vorurtheil. Meyen hat von ſeiner Reiſe um die Welt Proben von Thee mitgebracht, die den Caravanenthee an Güte weit übertrafen. Den beſten Thee fand Meyen von einem Wohlgeruch, der dem köſtlichſten Blumenduft gleichkam. Der pekoe- und der se-ow-chong-Thee haben in neueſter Zeit den höchſten Ruhm erlangt. Während die Engländer ſchon gewähltern kaufen und guten Thee trinken, wird unſer armes Deutſchland immer noch mit dem bitterlichſten und ſäuerlichſten Unkraut, Thee genannt, überſchwemmt. In Ritters Erdkunde Band III. S. 241 und in Meyens Reiſe um die Welt Band II. S. 373 findet man die umſtändlichſten Nachrichten über den Theebau. — Der ſ. g. Paraguaythee kommt von den Blättern eines ſüdamerikaniſchen, dem Apfelbaum ähnlichen Baumes (ilex paraguaiensis).

Unſern dritten Modetrank, die Chocolade, gewinnen wir aus den Bohnen des Cacaobaums (theobroma), deſſen Heimath Guiana in Südamerika iſt. Es iſt ein wenig auffallender Baum mit eirunden Blättern, gelben Blumen und 6—8 Zoll langen Kapſeln, deren jede an 30 Bohnen enthält.

Man nennt die Producte fremder Welttheile, die durch den Handel zu uns kommen, insgemein Colonialwaaren. Unter ihnen nimmt die Baumwolle (gossypium) den erſten Rang ein, da wir in Europa uns größtentheils von eigenen Producten nähren und Eß- und Trinkwaaren aus fremden Welttheilen mehr nur zum Luxus brauchen, dagegen uns aber in viel ausgedehnterem Umfang in fremde Stoffe kleiden. Kein Kleiderſtoff aber iſt verhältnißmäßig leichter und wohlfeiler zu erhalten als Baumwolle, die in allen heißen Ländern in größter Menge angebaut wird. Sie wächſt in den Samenkapſeln des gossypium, eines ſtrauchartigen Baumes mit herzförmigen Blättern, blaßgelben Glockenblumen und nußartigen Kapſeln. Die kleinſte und fruchtbarſte Art iſt g. herbaceum, nur 4 Fuß hoch, die größte g. arboreum, das jedoch nicht höher als 18 Fuß wird; verſchieden von beiden iſt g. religiosum, deſſen Wolle nicht

weiß, ſondern von Natur gelb iſt und aus welcher, ſofern ſie in China und in der Nähe der Stadt Nanking wächſt, der berühmte nach ihr benannte Nanking verfertigt wird.

Ungleich weniger Verbreitung in Europa hat der neuſeeländiſche Flachs (phormium tenax), der zu den Liliaceen gehört und mannshoch wird. Noch weniger die Papierpflanzen der Chineſen, aus deren Faſern ſie ihre feinen Papiere verfertigen, wie daphne cannabica am Himalaya, broussonetia papyrifera in China.

Der Indigo (indigofera tinctoria), der in allen Theilen den berühmten hochblauen Färbeſtoff enthält, gehört zu den bohnenartigen Pflanzen mit Schmetterlingsblüthe und Hülſenfrucht. Aber ſchon ehe ſie blüht, wird die ganze Pflanze abgeſchnitten und ins Waſſer gelegt, wo ſie fault und einen ſchlammigen Bodenſatz niederſchlägt, der die köſtliche blaue Farbe gibt, wegen welcher dieſe Pflanze ſo ſehr berühmt iſt und mit ſo vieler Sorgfalt gebaut wird. Heimiſch in Oſtindien, wird ſie doch auch in Weſtindien gepflanzt. Wahrſcheinlich iſt ſie eins mit dem ſchon den Alten bekannten indicum. Dioskorides V. 107. Plinius Naturgeſch. XXXV. 6. 27. Vgl. Beckmann, Geſchichte der Erfindungen. Klemm, Kulturgeſchichte V. 309.

Die Farbhölzer kommen in wildem Zuſtand, größtentheils in Mittel- und Südamerika vor, (Braſilien-, Kampecheholz ꝛc.) wie auch die edleren Holzarten (Mahagoni), werden aber gefällt und in Menge nach Europa geſchickt. Wir werden ihrer noch in den Urwäldern Amerikas gedenken, wie wir andrerſeits den Harzbäumen der afrikaniſchen Gummiarten, der aſiatiſchen Kampfer- und Caſſiaarten ſchon gedacht haben.

Gehen wir zu den Gewürzen über, ſo behauptet der Pfeffer (piper) den älteſten Ruhm neben dem Salz, durch ſeine Bitterkeit und Schärfe. Der gemeine ſchwarze Pfeffer (p. nigrum) iſt ein kletternder Strauch mit lockeren Trauben wie Johannisbeeren. Dieſe Beeren enthalten die berühmten Pfefferkörner. Der ſ. g. weiße Pfeffer iſt derſelbe, was der ſchwarze, nur daß die dunkle Haut hier von dem weißen Kerne weggezogen iſt. Es gibt aber ſonſt noch mehrere Arten Pfeffer. Der beſte ſchwarze wächſt auf den Molukken, die vorzüglich deßhalb überhaupt die Gewürzinſeln heißen. p. betle in Oſtindien wird mit dem Betelblatt gekaut, eine allgemeine Gewohnheit im ſüdlichen Aſien. — Der ſ. g. ſpaniſche Pfeffer (capsicum) wächſt in Südamerika und iſt eine ganz andere Pflanze, in allen Theilen ſcharf und brennend.

Das edelſte der Gewürze liefert die Rinde des Zimmetbaums (laurus cinnamomum), eines lorbeerartigen Baums, der ausſchließlich auf der oſtindiſchen Inſel Ceylon und ſonſt nirgends wächſt. Hier wird er in ganzen Wäldern angebaut. Man ſchält die Rinde jährlich ab, die vom durchdringendſten Geruch und Geſchmack iſt und aus der man auch das koſtbare Zimmetöl preßt, verſchieden von einem geringern Oel, welches die blaue Beere des Baums liefert. Der Baum, der Ceylon mit Wohlgeruch erfüllt, hat ſich noch nicht anderwärts anbauen laſſen. Eine Zimmetart auf den Molukken iſt bitter. Der amerikaniſche Zimmet (canella alba) kommt von einem andern Baum und iſt viel geringer. Der Zimmethandel iſt ſehr alt und war ſchon den Griechen und Römern bekannt. Vgl. Ritter, Erdkunde VI. 123 f.

Das nächſtedle Gewürz liefert die Nuß des molukkiſchen Muscatbaums (myristica moschata), welcher einem Birnbaum gleicht und eine Art von Pfirſichfrucht trägt, deren Kern die berühmte durchdringend würzige Nuß iſt. Die ſ. g. Muscatblüthe iſt nicht die Blüthe, ſondern nur die Haut über der Nuß, aber noch koſtbarer als dieſe ſelbſt. — Dieſelben Gewürzinſeln erzeugen auch den Nägeleinbaum (carophyllus eugenia), eine Myrthenart, deren kleine hollunderähnliche und in Dolden ſtehenden Blümchen, halbreif abgenommen, das berühmte Gewürz liefern. Das Nägelein iſt der Kelch, die Kugel über demſelben die eigentliche Blumenknospe, die noch in Kugelform zuſammengerollt die Blätter nicht entwickelt hat. Dem Nägeleinbaum einigermaßen ähnlich iſt der Chinarindenbaum (cinchona), deſſen Rinde das untrüglichſte Mittel gegen Fieber iſt. Er wächſt in Südamerika in mehreren Arten.

Die Vanille (epidondron vanilla), ein Kletterſtrauch in Südamerika, iſt beſonders durch ihre langen dünnen dunkelbraunen Schoten berühmt, deren Inhalt, überaus kleine pechſchwarze Samenkörnchen, das köſtlichſte und wohlriechendſte Gewürz geben. Eine prächtige Art wächſt auf Ternate. Die ſchneeweißen und lange blühenden Blumen ſollen herrlich riechen und ſo koſtbar ſeyn, daß ſie nur von Prinzeſſinnen dürfen getragen werden.

Die Cappern (capparis) die ſchon im ſüdlichen Europa blühen, kommen im heißen Amerika in den ſchönſten Formen vor. Eine ſehr wohlriechende Art in Südamerika (c. pulcherrima) hat das Eigenthümliche, daß die zahlreichen und langen, weit über die Blume vorſtehenden Staubfäden am erſten Tag weiß, am zweiten roth ſind, während die Blumenblätter ſelbſt ſchön gelb ſind und in großen Blumentrauben ſtehen. Auf

den Antillen macht ſich eine Art auch noch durch die langen und zurückgerollten Schoten bemerklich. Schomburgk fand in Guiana einen Fluß mit den abgefallnen Staubfäden der Cappern ganz bedeckt.

Die in China koſtbarſte Pflanze iſt Ginſeng (panax), ein möhrenartiges Kraut mit würzreichen Wurzeln, an deren Heilkräfte die Chineſen den unbedingteſten Glauben haben. Sie wächſt wild auf den Nordgebirgen Chinas; eine geringere Art aber wächſt in Nordamerika und wird von dort mit großem Gewinn in China eingeführt. — Auf den Gebirgen Nordaſiens wächſt auch der berühmte Rhabarber (rheum rhabarum) mit ſehr großen Blättern und rothem Stiele, deſſen möhrenartige Wurzel den berühmten Purgirſtoff enthält. Der ſ. g. weſtindiſche Rhabarber kommt von Winden (convolvulus mechoacanna und jalappa). Etwas weſtlicher in der Barbarei und Perſien wächſt der nicht minder berühmte Teufelsdreck (ferula assa foetida), ein 10—12 Fuß hohes Doldengewächs mit kleinen weißen Blüthen und großer ſpindelförmiger, bartiger und ſchwarzer Wurzel, die den überaus ſtinkenden „Teufelsdreck" enthält. In der Zeit, in welcher dieſer gummiartige Stoff geſammelt wird, ſtinkt die ganze Gegend. Auch kann man des Geſtanks wegen auf den Schiffen, auf denen dieſer Stoff nach Europa gebracht wird, nichts anderes führen, weil jede andere Waare davon durchdrungen und verderbt werden würde. Trotz dieſes abſcheulichen Geruchs iſt das Aſſa foetida nicht nur in Krankheiten heilſam, ſondern auch ein beliebtes Reizmittel für Gourmands; ja nach Kohl (Oſtſeeprovinzen II. 200) ſollen die Eſthen in dieſen Geruch ſo vernarrt ſeyn, wie die Katzen in den des Baldrian, und ihn als Lieblingsparfum ſtets um ſich haben. Sie müſſen immer den Schnupfen haben, denn wer dieſen hat, dem riecht A. f. wie Roſen. Auch in der Heimath der A. f. im ſüdlichen Perſien herrſcht dieſer Geſchmack. Vgl. Pottinger, Beloochiſtan S. 159. Ritter, Erdkunde V. 260. VII. 260. VIII. 249. 751. — Die Brechwurzel (viola ipecacuanha), eine Veilchenart, wächſt in Südamerika.

Ein ſehr beliebtes Gewürz iſt der Ingwer (amomum zingiber), der in Oſt- und Weſtindien gebaut wird, zu den Scitamineen gehörig, nur 3 Fuß hoch, mit einer kräftigen Wurzel. Verwandt ſind der oſtindiſche Coſtus und die oſt- und weſtindiſche Galgantwurzel (alpinia).

Der Taback (nicotiana) iſt ein Kraut mit großen lanzettförmigen, weichen und fetten Blättern, welche getrocknet theils geraucht, theils geſchnupft werden. Obgleich wir das Kraut auch bei uns anbauen, ſo

erlangt es doch in Europa nie die Feinheit des Geſchmacks, wie in ſeiner Heimath Amerika. Eine große Art (hun), mehr als mannshoch, wächſt in China und wird daſelbſt ſeit uralter Zeit zum Rauchen verwendet, ſo daß es zweifelhaft iſt, ob nicht die Wilden in Nordamerika das Rauchen erſt von China her gelernt haben. Liebig in ſ. organiſchen Chemie in ihrer Anwendung auf Phyſiologie S. 183 bemerkt, die Wilden in Amerika ſeyen auf das Tabackrauchen verfallen, weil es die Verdauung hemme und ihnen ſomit die Zeit von einer ihrer gewöhnlichen ſtarken Sättigungen, bis zum neuen Hunger verlängere, ſo daß ſie in ihren Steppen länger ohne Nahrung zubringen können. Das iſt ein triftiger Grund für den frühern Anbau in Amerika, denn die Chineſen hatten Ackerbau, die Mongolen Viehzucht, und waren langem Hunger weniger ausgeſetzt. — Die Tabackpflanze iſt überaus ſamenreich, in einer einzigen zählte man 40000 Samenkörnchen. Trotz der ſtarken narcotiſchen Ausdünſtung wählt der niedliche Rubincolibri die Pflanze zu ſeinem Neſt aus, und werden ganze Tabacksfelder von der gefräßigen sphinx carolina abgefreſſen. In Südamerika kommt eine baumartige Tabackspflanze mit brennenden Haaren vor, nic. urens.

Während der Taback und die unſchuldige und unſchädliche Weiſe, ſich durch denſelben einen Nervenreiz zu bereiten, in Europa und Weſtaſien vorherrſcht, wird in Oſtaſien von den Chineſen das Rauchen des Opium vorgezogen, welches entnervend wirkt und ganze Generationen verdirbt. Das Opium iſt Mohnſaft, aus der noch unreifen feuchten Samenkapſel einer großen Mohnart (papaver somniferum) träufelnd, wenn man dieſelbe anſchneidet, und wird in Maſſe angebaut in Perſien, von wo die Engländer es nach China bringen. Leider hat England die ſchwere Schuld auf ſich geladen, den chineſiſchen Kaiſer, der das Opiumgift verbieten wollte, mit Gewalt zur Geſtattung deſſelben zu zwingen.

Eben ſo ſchädlich iſt in Peru das theeartige Blatt des Cocaſtrauchs (erythroxylum coca), welches die Peruaner kauen und durch welches ſie in eine erregte, heitere und höchſt zufriedene Stimmung verſetzt werden, ſo daß ſie Müdigkeit und Hunger darüber vergeſſen, durch deſſen häufigen Genuß ſie aber, wie die Opiumraucher entnerven und dahinſiechen. Am ausführlichſten handelt von dieſem merkwürdigen Blatte Pöppig in ſ. Reiſe II. 170 f. 248 f.

28.

Die auſtraliſche Flora.

Man nennt den fünften Welttheil, deſſen Hauptcontinent Neuholland iſt, Auſtralien, aber auch (wegen der vielen dazu gehörigen Inſeln des Stillen Meeres) Polyneſien.

Neuholland hat große Walden für das Vieh, insbeſondere für die dort trefflich gedeihenden Schafe, eigenthümliche Gräſer, das ſchöne haardünne Dorngras (spinifex), ein mehlreiches Cypergras (cyperus), am Strande ein ſcharfes Salzkraut (salicornia), dazu prächtige Wälder voll Mimoſen, Cedern, Myrthen, unterſcheidet ſich aber auch wieder durch eine ganz beſondere Vegetation von allen andern Welttheilen. Namentlich charakteriſiren ſich ſeine Landſchaften, da wo nicht Hochwald oder Wieſe vorherrſchen, durch die langweiligſten Gebüſche der blaßgrünen Caſuarinen. Das ſind ſeltſame Bäume oder eigentlich Geſträuche, die ſich ohne Blätter in unzählige dünne Zweige vertheilen. Sie gleichen unſerem gemeinen Schaftheu, nur in coloſſaler Größe, und im Niederfallen der langen Zweige der Trauerweide. Den Namen haben ſie vom Vogel Caſuar, weil dieſer Haare ſtatt der Federn, wie der Baum nur Zweige ſtatt der Blätter hat. Wegen des kolbigen Stammes hat man den Baum auch Streitkolbenbaum genannt. Die Blüthen und Früchte ſind kleine Zäpfchen wie bei den Coniferen. Ihre trübe Färbung und Einförmigkeit gibt der Landſchaft einen traurigen Charakter, mehr noch als in Italien die Oelpflanzungen und bei uns die Weiden. Man kennt an 200 Arten, aber ſie ſollen allmählig ausgehen (Petermann, Mittheilungen I. 357). Nicht minder eigenthümlich iſt der meiſt einzeln die Grasebenen unterbrechende Grasbaum (xanthorrea australis). Derſelbe bildet einen mehrere Fuß hohen Stamm, aus dem ſich noch etwa 14—20 Fuß hoch eine Menge Grashalme gleich Blättern der Aloe ausbreiten, wie ungeheure Quaſten, aus deren Mitte ſodann noch ein hoher Kolben emporſteigt.

An die Heiden Südafrikas mahnen in Neuholland die heideartigen Myrthen, banksia, nur mannshoch mit unzähligen kleinen Blättern und Blüthen, und die verwandte dryandra und embothrium. Unter den Myrthen, die überhaupt hier vorzugsweiſe Wälder bilden und ⅘ der ganzen auſtraliſchen Vegetation einnehmen, ſtehen die ſ. g. leptospermeae oben an. Von dieſen ragen eucalyptus 150—180 Fuß hoch über alle

andern hervor. Die ſchönſte Myrtacee aber iſt das auch in unſere Treibhäuſer übergewanderte Eiſenholz oder eigentlich Eiſenmaaß (metrosidéros), mit einer Blume gleich einem Schilfkolben, dicht umgeben mit purpurrothen Staubfäden, welche nicht welken, ſondern ſtehen bleiben, während der Zweig über ſie hinauswächst. Dieſer reizende Baum, der Lieblingsaufenthalt eines Vogels, der noch kleiner als unſer Zaunkönig iſt (nectarina flava), hat den Namen von der Eiſenhärte ſeines Kernholzes, welches aber von einem weichen Neuholz umgeben iſt. Am nächſten ſteht ihm melaleuca, gleichfalls mit vielen Staubfäden, welche ſtehen bleiben und über die der Zweig hinauswächst. Es iſt ein Baum von 40 Fuß Höhe mit weißer Rinde, wie Birken. Er heißt auch Cajeputbaum, weil er das Cajeputöl liefert. Alle dieſe zu den Leptoſpermen gehörigen Bäume haben theils anſtatt der Blätter blattförmige Blattſtiele, theils Blätter, welche ſich anſtatt wie gewöhnlich wagrecht, vielmehr ſenkrecht gegen die Sonne ſtellen, was einen höchſt ungewöhnlichen Effect hervorbringt. Humboldt, Anſichten von der Natur II. 234. Eben ſo ſeltſam iſt die Blattſtellung bei acacia homomalla, an deren ſichelförmigen Blattſtielen zwar gefiederte Blätter, aber von beiden Seiten nach derſelben Richtung hin ſtehen, und a. aphylla, deren Blätter in einen breiten Blattſtiel verwachſen ſind.

Palmen kommen auf Neuholland weniger häufig vor, dafür aber hat es die ſchon geſchilderten Cycadeen, Zamien und Pandanen, auch einen Drachenbaum (dracaena australis), einen ſehr gefürchteten Neſſelbaum. Unter den Blumen zeichnet ſich eine Rieſenlilie (doryanthus) von 12 Fuß Höhe mit blutrother Blumenkrone aus, an der jede Blume kopfgroß iſt. Lang, Neu-Süd-Wales II. 67. Deßgleichen die ſchöne purpurrothe Joſephinie. Merkwürdigerweiſe iſt Neuholland arm an rankenden Gewächſen.

Auf Neuſeeland finden ſich zum Theil die Bäume von Neuholland wieder, z. B. Melaleuca; die Berge ziert ein 200 Fuß hoher Baum (dacrydium cupressinum oder podocarpus dacryoides und pinus montana), deßgleichen ſchöne hohe Baumfarren. Die berühmteſte Pflanze iſt aber das ſchwertelartige phormium tenax, wovon man den neuſeeländiſchen Flachs bereitet.

Im Gegenſatz gegen das zum Theil öde und ſteppenartige Neuholland iſt Neu-Guinea das eigentliche Paradies der Südſee. Hier vereinigt ſich alles, Clima, Meer, Gebirge, Fruchtbarkeit, die reichſte Pflanzen- und Thierwelt, um an den verlornen Garten Eden zu erinnern. In ewigem

Frühling und Herbſt zugleich ſchwellen die reizenden Ufer des ewig warmen Meeres von der Pracht der Blüthen und vom Segen der Früchte, zieren Palmen und Bananen die Niederungen, ragen auch wieder himmelhohe Palmen noch im Gebirg und am Fuß der Vulcane über den von tauſend Schlingpflanzen durchwundenen Urwald empor, welcher die Heimath der ſchönſten Vögel von der Welt, der Papagaien und der hier allein vorkommenden Paradiesvögel iſt. Aber dieſes Wunderland iſt nur von Papuas bewohnt, ſchwarzen, faſt thierähnlichen, noch tiefer als die Neger in Afrika ſtehenden Menſchen, und wenn Europäer, wenn ſ. g. Chriſten hinkamen, haben ſie nicht das Evangelium, nicht höhere Geſittung und Bildung, ſondern nur ihre Laſter, ihren Egoismus, ihre Handelseiferſucht mitgebracht. Daſſelbe gilt von allen den ſeligen Eilanden, von denen das ſtille Meer ſo reich erfüllt iſt. Von nur wenigen europäiſchen Colonien daſelbſt kann man rühmen, daß der ächte Geiſt des Chriſtenthums durch uneigennützige Miſſionäre Eingang gefunden habe. Meiſt ſind ſie noch von Heiden und Barbaren bewohnt oder der Zankapfel europäiſchen Neides und waren oft der Schauplatz von mitleidloſen Kämpfen zwiſchen Portugieſen, Spaniern, Holländern und Engländern. Somit iſt dort das wahre Paradies trotz alles Naturſchönen doch nicht zu finden und wir ſollen daraus lernen, daß es kein Paradies auf Erden mehr für uns geben kann, ſeitdem wir in der Sünde leben. Das wurde von den empfindſamen Dichtern des philoſophiſchen Jahrhunderts, die für die Südſeeinſeln ſchwärmten, nur zu oft vergeſſen. In ähnlicher Weiſe iſt auch die tropiſche Zone von Amerika, wenn gleich im Pflanzenreich paradieſiſch, doch in andern Beziehungen gefährlich und unheimlich, theils durch böſe und giftige Thiere, theils durch die giftige Fieberluft in den Niederungen und überhaupt durch die erſchlaffende Hitze, welcher der Geiſt und Charakter des Europäers in wenig Generationen erliegt. Es ſcheint nicht der Wille Gottes zu ſeyn, daß das Edle im Menſchen ſich behaupten könne gleichſam in paradieſiſcher Sabbathsruhe, alles Edle ſcheint vielmehr bedingt zu bleiben durch den Kampf mit einer rauheren Natur, durch Arbeit, Kraftanſtrengung und Ertragenlernen.

Die kleinen Inſelgruppen der Südſee bilden theils hohe vulcaniſche Gebirge, theils ſind ſie flach und von Korallen aufgebaut über unterſeeriſchen Vulcanen. Ueberall an den Ufern prangen neben Palmen und Bananen der Brodfruchtbaum, die Anona und andere reiche Obſtbäume; auf den Höhen die ſchönſten und zahlreichſten Baumfarren, wovon in-

ſonderheit die Sandwichsinſeln wimmeln. In den Urwäldern hohe Bäume podocarpus, Fichten, Cypreſſen, barringtonia speciosa aleurites, der Eiſenholz- und Cujarebaum, Canarienbäume mit weißer Rinde, Sandelholz, boehmeria albida, eine asplenia mit 2—3 Fuß langen Blättern, die ſeltſame acacia heterophylla mit verſchiedenen, theils ſäbelförmigen, theils gefiederten und doppelt gefiederten Blättern; die große gastonia mit grauer ſchwammiger Rinde und vielen Harzadern, Blätterbüſcheln und Doldenblumen. Aus Aſien herüber ſpielen auch die rieſenhaften Feigenbäume noch eine große Rolle in der Südſee. Dumont d'Urville fand auf ſeiner Reiſe in der Südſee auf der Inſel Tongatabu einen Feigenbaum von 100 Fuß im Umfang und 120 Fuß Höhe. Er heißt Mea und gilt für heilig. Der König pflegt ſich nach der Krönung unter ſeinen Schatten zu ſetzen. Dumont hat ihn in ſeinem Reiſewerk abbilden laſſen. Auch Forſter (Reiſe II. 264) rühmt die Größe der polyneſiſchen Feigenbäume. Dumont rühmt ferner den hibiscus tiliaceus als einen höchſt ſeltſamen Baum, deſſen Aeſte ſich zur Erde ſenken und dann wieder aufrichten, die careya arborea mit ſchönen Staubfädenbüſcheln ꝛc., Meyen die ſchöne edwardsia chrysophylla, mit der die Otaheiterinnen ſich ſchmücken, das aus dem Schilf leuchtende acrostichum aureum ꝛc

29.

Die amerikaniſche Flora.

Amerika oder die neue Welt hat mehr Pflanzen, die alte Welt hat mehr Thiere. Die größere Energie der Vegetation verräth ſich ſchon in Nordamerika in der Rieſengeſtalt von Bäumen, wie ſie nirgends ſonſt auf der Erde gefunden werden, noch mehr aber in Mittel- und Südamerika in der unabſehlichen Menge der verſchiedenartigſten Waldbäume, welche die dort noch lange nicht durchdrungenen Urwälder bilden nicht, gleich unſern Wäldern, Stämme von einer Art, ſondern kein Stamm dem andern gleich.

Im Allgemeinen zeigt der Norden in der neuen Welt wie in der alten vorherrſchend Steppenland und der Hochwald zieht ſich mehr nur an die Flüſſe, Gebirge und gegen Süden hin. So in Canada wie in Sibirien. Sobald aber der Wald Meiſter wird, zuerſt auf der Weſtſeite des Welttheils, ſteigt er gleich in die rieſigſte Höhe empor. Die californiſchen Fichten in vielen, noch lange nicht erſchöpften Arten, werden bis zu 320 Fuß hoch. Aus den Cypreſſenwäldern am obern Miſſouri wälzt der

reißende Strom jährlich tauſende von Stämmen mit ſich fort und die verfaulten Stämme bilden große Torfmoore. Auch Eichen gibt es von 100 Fuß Höhe und viele Arten Buchen, Eſchen, Pappeln, Weiden, Ahorn, Platanen, Nußbäume größer und mannigfacher als bei uns. Der Zuckerahorn, aus deſſen Saft man Zucker bereitet, bildet ganze Wälder, die ſich im Herbſt durch ihren Goldglanz auszeichnen. Beſonders charakteriſirt aber Nordamerika die Robinie (falſche Acacie) und die verwandte dornige Gleditſchie. Weiter ſüdlich in den nordamerikaniſchen Sklavenſtaaten beginnt die Flora Südeuropas mit Lorbeeren, Orangen ꝛc. Hier treten die lorbeerartigen Magnolien mit dem „maſſigen Glanz“ ihrer Wälder charakteriſtiſch hervor, inſonderheit die m. altissima, deren Laubkrone an Schönheit mit den zarten weißen Roſenblumen, und den ſeltſam rothen Zapfen, an denen die beerenartigen Früchte an langen weißen Faden hängen, wetteifert. Bertram, Reiſe 87. Daneben die ahornartigen Liquidamber und Tulpenbäume, der lorbeerartige Saſſafras, und viele prächtige Blumen, die rothe Sonnenblume (rudbekia), die rothe pyramidaliſch aufſteigende und nur des Nachts blühende Nachtkerze (clarkia), das pfeilblumige dodecathion meadia, ſehr ſchöne Arten von Frauenſchuh (cypripedium) mit ſilberweißem, mit ſehr großem roſenfarbenem, mit dunkel braunrothem Schuh; die ſeltſame Venusfliegenfalle (dionaea muscipula) ꝛc. Merkwürdig iſt, daß Amerika keine einzige echte Roſe beſitzt.

In Mexiko miſchen ſich die Vegetationsformen des Nordens und Südens. Im Hochlande iſt alles noch voll Eichen und europäiſchen Bäumen, im Tieflande herrſcht ſchon die indiſche und afrikaniſche Flora, denn Amerika ſpiegelt dieſe, wie die europäiſche, in mannigfachen Arten ab und übertrifft an Reichthum alle. Die Ufer des Meeres dehnen ſich in endloſen Mangleſümpfen aus, die der Flüſſe prangen mit hohem Schilfe, aber nicht mit Bambus, der in der neuen Welt noch fehlt. Dahinter wimmelt es von Palmen in immer noch nicht erforſchter Menge von Arten, die bis hoch zu den Bergen emporſteigen. Auch die afrikaniſchen Mimoſen und Malvaceen, die auſtraliſchen Myrtaceen, die aſiatiſchen Prachtholz- und Fruchtbäume ſpiegeln ſich hier in vielfachen Wiederholungen ab. Nur einige ſpecifiſche Pflanzencharaktere der alten Welt treten mehr zurück, z. B. die großen Feigen Aſiens, wogegen der amerikaniſche Urwald wieder unzählbare neue Formen zeigt. Indem im Süden des Aequators das Land noch weithin nach dem Südpol ſich ausbreitet, treten mit der Kühle des Klimas auch wieder nordiſche Formen ein, in Patagonien die Buche

(fagus antarctica), welche hier ganze Wälder bildet (wie in Südafrika die Eſche). Die rauhen Ufer der Magellanſtraße ziert noch wintera aromatica mit wohlriechender Rinde und ein Strauß (embothrium) mit feuerrothen Blumen. Am meiſten charakteriſtiſch aber ſind in dem Gebirge Chile's die hier anſtatt der Fichten auftretenden Araucarien, deren hohe Wälder weite Strecken einnehmen und mit ihrem Samen das wilde kriegeriſche Volk der Araucaner (ein Menſch kann das ganze Jahr hindurch von 18 Bäumen leben) nähren. Dieſe Wälder heißen pinares und haben die Bewunderung aller Reiſenden erregt durch die Regelmäßigkeit, in welcher die Bäume von einander abſtehen und ſich nur mit den Spitzen ihrer ſchirmartig ausgebreiteten Blätter berühren.

Dringen wir nun in die großen Wälder ein, die ſich in langer Erſtreckung durch das ganze mittlere Amerika von Mexiko und Chile ausdehnen und der Länge nach von dem Cordillerengebirge, in der Quere aber theils vom Golf von Mexiko, theils von den großen Wieſenflächen zwiſchen den Hauptſtrömen Südamerikas und an den kahlen Seiten des Gebirgs durch Cactuswüſten unterbrochen werden. Im Tieflande herrſcht der hohe dichte, für Europäer durchaus fremdartige Urwald vor, in höherer Lage erinnern die Catingas, Laubwälder, die ihre Blätter fallen laſſen, ſchon wieder mehr an das nördliche, und die Paramos, immergrüne, aber mehr niedere Wälder, die ſich an die hohen Bergwände anlehnen, an das ſüdliche Europa. Die Paramos von Quito, wie ſie Humboldt beſchrieben, enthalten vorzugsweiſe myrthenartige Bäume, namentlich Eugenien, die auch in Chile ganze Wälder bilden und in Braſilien Früchte wie Kirſchen tragen. Die Myrthen Südamerikas ſind coloſſal, wie die auſtraliſchen, und außerordentlich würzreich. Man deſtillirt daraus das eau d'auge, die aromatiſche canelle-giroflée und einen kräftigen Liqueur (Milvel V. 278). In Guiana bewunderte Schomburgk eine Eugenie mit nur linienförmigen höchſt aromatiſchen Blättern und war entzückt über die wahrhaft paradieſiſche Vereinigung von Eugenien, Mimoſen und Palmen in demſelben Walde (Reiſe S. 350). v. Martius und Pöppig fanden am Amazonenſtrom eine Myrthe, deren hellbrauner und glänzender Stamm am Boden liegt und erſt von da ſeine Aeſte in die Höhe treibt, um wieder eine Menge hochrother Luftwurzeln herabfallen zu laſſen.

Die Mimoſenform, die ſchon in den Robinien Nordamerikas ſo bedeutend hervortritt, iſt in den Urwäldern der heißen Zone reich vertreten. Schomburgk rühmt in Guiana vor allem die Mora, eine coloſſale

Mimoſe von wildem Wein umlaubt, und Prinz zu Wied in Braſilien die weißſtämmige Jacaranda oder bois de rose, weil das Holz wie Roſen duftet. Die merkwürdigſte aller Pflanzen dieſer Art, die ſtrauchartige mimosa pudica, wächst in Braſilien und Mittelamerika in ſo großer Menge, daß ſie ganze Gegenden bedeckt. v. Martius und Darwin ſahen, wie vom Hufſchlag ihres Pferdes weit umher alle dieſe zarten Mimoſen erzitterten und die gefiederten Blätter zuſammenlegten. Daſſelbe begegnete Moriz Wagner in Coſta rica auf der Straße der Hauptſtadt San Joſe, wo die Pflanze wild wächst. Zu den Mimoſen gehört die in den Urwäldern Mittelamerikas zerſtreut wachſende swietenia, von der das berühmte Mahagoniholz kommt, das wegen ſeines zimmetfarbenen Glanzes und wegen ſeiner Zartheit und Härte zugleich das vornehmſte aller Möbelhölzer geworden iſt. Da der Baum im Urwald verſteckt iſt und immer nur einzeln vorkommt, pflegt man die höchſten Gipfel des Waldes zu erklimmen, um im Herbſt nach ſeinem eigenthümlich gelbroth gefärbten Laube zu ſpähen. Die Mimoſenform iſt ferner vertreten in vielen Cäſalpinien, in der dem Johannisbrodbaum ähnlichen Inga, in den ſüdamerikaniſchen Harzbäumen, die den afrikaniſchen Gummibäumen entſprechen, der hochgewachſenen hymenaea mit dem Copalharz, der copaifera mit dem Copaivabalſam. Hieher gehören auch noch das berühmte Campecheholz (haematoxylon) und das rothe Braſilien- oder Fernambukholz (guilandina). Das gelbe Braſilienholz (morus tinctoria) kommt von einer Maulbeerart.

Auch die Lorbeerform iſt vielfach in Südamerika vertreten in Lauraceen, Perſeen, Calophylleen, Caſſien, Mammeen. Der Prinz zu Wied fand in Braſilien einen kugelrunden Caſſiabaum, ringsum bedeckt mit orangenfarbenen Blumenkegeln. Die mammea iſt ein ſehr hoher Baum mit einer zwei Fauſt dicken lederigen Frucht voll ſüßen Fleiſches. Pöppig rühmt die maleriſche Lingue mit lederartigen Blättern, eine Lauracee Chiles.

Die Form der Malvaceen hat höchſt charakteriſtiſche Vertreter in Amerika, dickſtämmig, doch in anderer Weiſe wie der Baobab in Afrika. Der Barrigudo (bombax ventricosa) in Braſilien iſt oben und unten ſchmal und in der Mitte dick wie eine Tonne. Er wächst außerordentlich ſchnell, wie ein Kraut, und wird in drei Jahren ſchon ſo groß wie eine Eiche, kann aber bis 120 Fuß hoch wachſen. Man höhlt den Stamm aus und macht Kähne davon, die 150 Mann faſſen. Unten iſt der Stamm dünner, wird aber (wie der Manglebaum) von Wurzeln als von

Strebepfeilern unterſtützt. Herrera ſah einen ſolchen Baum in Guatemala, der 75 Fuß im Umfang hatte. Er iſt dabei ſo weich, daß man das Holz mit dem Finger eindrücken kann. In dieſem ſchwammigen Holze lebt eine große Inſektenlarve, welche die Botokuden in Braſilien begierig eſſen. Auch lebt auf dieſem Baum der prachtvolle Brillantkäfer. Die Blätterkrone iſt im Verhältniß zu dem dicken Stamm nur dünn und klein, aber die Blüthen ſind groß und weiß. Wenn der Baum blüht, hat er keine Blätter. Es gibt mehrere Arten, auch dornige. Vgl. die Reiſe des Prinzen von Neuwied nach Braſilien (Octavausgabe I. S. 348). Verwandt iſt der ſ. g. Seidenbaum in Surinam, deſſen Blume die bei allen Malven vorkommenden hohen und traubenartigen Griffel bis zur Größe eines Maiskolben oder einer Ananas treibt, eine prachtvolle perlmutterglänzende ſeidengraue Traube, zuſammengeſetzt aus lauter einzelnen, etwa einen halben Zoll dicken beerenartigen Kugeln, in welche die feine Seide ſich, je aus einem Samenkorn hervorquellend, über demſelben zuſammenrollt. Nach und nach dehnen ſich dieſe kleinen Seidenkugeln aus und ſchwellen zu einem ſolchen Umfang an, daß eine einzige Traube einen ganzen Korb mit Seide füllt. Die Seide iſt ſehr fein und weich, aber ſpröde wie Glas. Zu den Malvaceen gehört noch der Händebaum (cheirostemum) von coloſſaler Dicke mit großen wolligen Blättern und prächtigen purpurnen Blumen, deren lange Staubfäden die Figur eines Daumens mit Fingern darſtellen. Wieder ein anderer Dickbaum iſt chorisea ventricosa.

Der ſeiner hohlen Aeſte und ſeines hohlen Stammes wegen ſ. g. Kanonenbaum (cecropia peltata) iſt von vorzüglich maleriſcher Wirkung in den dunkeln Urwäldern, indem er einen graulichweißen hohen Stamm hat, der hoch oben erſt ſeine Aeſte in geraden Winkeln ausſtreckt mit großen, tiefgelappten und weichen weißen Blättern, ſo daß in ihm ſich Steifigkeit und Weichheit aufs Seltſamſte verbinden. Spix und Martius Reiſe I. 160. Durch ſeine geſchlitzten und ſilbergrau behaarten Blätter zeichnet ſich auch die broussonetia aus, die das ſ. g. Gelbholz liefert. Silbergraues Laub hat auch die boehmeria. Der Urwald beherbergt auch baumartige Urticeen mit weißen Blättern, z. B. die furchtbare urtica baccifera, deren bloße Berührung Fieber verurſacht (Pöppig I. 368. II. 190), die malpighia urens. Der Mongrovebaum auf der zu den Antillen gehörigen Inſel Tabago iſt ſo giftig, daß bloße Berührung ſeiner Blätter wie Feuer brennt. Leute, die beim Regen unter einen ſolchen Baum flüchteten, wurden durch die von den Blättern fallenden Tropfen abſcheulich

verbrannt und mußten ſchleunigſt fliehen. Graf Görtz, Reiſe um die Welt II. 248. Der ſ. g. Kuhbaum (brosimum utile) bei Caraccas wird 200 Fuß hoch und enthält in ſeinem Stamm eine ſüße Milch, daher der Name.

Durch eine merkwürdige Samenkapſel iſt der Topfbaum (olleto oder sapucaja, lecythis ollaria) in Südamerika berühmt. Dieſe Kapſel gleicht einem Topf, hat inwendig vier Fächer mit kaſtanienartigen Früchten und einen Deckel, der ſich, wenn die Früchte reif ſind, von ſelbſt öffnet und die Nüſſe ausſchüttet. Der Prinz von Neuwied rühmt noch insbeſondere von ihm die großen violetten Blumen und den auffallenden Umſtand, daß das erſte Laub von ihm in der ſchönſten Roſenfarbe hervorbricht (I. 123). Nicht minder ſeltſam iſt die carolina, ein Baum in Guiana, deſſen Früchte bei Nacht aufplatzen und einen Hagel von Körnern ausſtreuen. Das Zelt Schomburgks wurde ganz damit bedeckt. Und der Calabaſchbaum, deſſen hohle Kapſel mit Steinen gefüllt als muſikaliſches Inſtrument dient, gleichfalls in Guiana. Der Cujetebaum (crescentia cujete) mit Früchten, ſo groß wie der Flaſchenkürbis und gleich dieſem zu Schalen gebraucht; der wildwachſende, aber auch cultivirte, oben ſchon genannte Melonenbaum mit ſeiner großen Frucht; der couroupita von Cayenne mit 36 Pfund ſchweren kürbisartigen Früchten; der Juviabaum (bertholettia excelsa) mit ſilberfarbenen zwei Fuß langen Blättern und kopfgroßen lederartigen Nüſſen mit eßbarem Kerne; pekea tuberculosa in Guiana mit großer Nuß.

Tropiſche Obſtbäume mit Apfelfrüchten ſind chrysophyllum mit purpurrothen wohlſchmeckenden Aepfeln, achras sapota, miſpelartig, wegen der ſüßen Frucht immer voll Affen, Vögel und Fledermäuſe, gustavia mit Roſenblumen und Apfelfrüchten, hevea mit gelber Riſpe und Aepfeln, auch einem Harz wie elaſtiſches Gummi; cryptocarya, ein hundert Fuß hoher Baum mit glänzendgrünen Blättern und gelben Birnen; psydium pyriferum mit Birnen; die nußbaumartige hancornia in den Wäldern um Bahia hat hühnereigroße Beeren, voll des ſüßeſten Milchſafts.

Der Orleanbaum (bixa) enthält in ſeinem Samen einen ſchönen Scharlachfarbſtoff; der Saifenbaum (sapindus) in ſeinen Pflaumen einen Schaum ſchlagenden Stoff; pirigara speciosa in ſeiner Frucht einen Stoff, der Jeden, der davon ißt, vorübergehend gelb färbt. Das Holz des Lanabaums (maripo) färbt blau. Das Holz des Eiſenbaums in Guiana fand Schomburgk ſo hart, daß die Aexte davon abprallten. Spondias tuberosa, der ſ. g. Imbuzeiro in Braſilien, hat vorſtehende Wurzeln, an

denen ſich hohle Wulſte wie Kindsköpfe bilden, in denen ſich Waſſer ſammelt. Harzbäume Braſiliens ſind noch der Maſtixbaum (icica), die Balſambäume (hedwigia bursera), ein Gummibaum (terminalia), der ſ. g. Perubalſam (myrospermum), die Quaſſia, das Guajaholz (guajacum) der Antillen, auch Franzoſenholz genannt, durch die Heilkräfte ſeines Harzes berühmt.

Ich muß mich mit dieſer Auswahl von Bäumen begnügen, um nur die am meiſten in die Augen fallenden Formen und Gattungen zu charakteriſiren, deren Menge und Mannigfaltigkeit übrigens noch unerſchöpft iſt.

Unter den Geſträuchen iſt beſonders merkwürdig ein von Pöppig entdeckter Stechapfel mit roſenfarbenen Blumen von einem Fuß Durchmeſſer, ferner die braſilianiſche heliconia, deren Zweige ſich nach allen Seiten bogenartig krümmen, aber ſobald ſie mit der Spitze den Boden berühren, wieder aufſteigen und dann erſt ihre Blumen tragen. Man geht unter den Bogen wie in Lauben. Reiſe des Prinzen von Neuwied I. 171. Ferner die oleanderartige plumeria, der tribulus cistoides mit grauwolligen Zweigen und großen gelben Blumen, die lantana, deren Dolden an demſelben Strauch und deren Blumen ſogar an derſelben Dolde bald gelb, bald roth ſind. Bertram, Reiſe in Florida 104. Die poinciana pulcherrima mit großen gelben Blumenähren und darin langen rothen Staubfädenbüſcheln. Die lieblich roth blühende rhexia und die ſchöne fuchsia, die ihre purpurnen Blüthen an langen Fäden herabhängen läßt.

Unter den Blumen hat Amerika, wie früher ſchon bemerkt worden iſt, die größte aller Erdenblumen aufzuweiſen, nämlich die ſchöne Seeroſe victoria regia; von andern Prachtblumen ſind zu bemerken außer der ſchon genannten fourcroyja und yucca noch die puya chilensis, die aus einer Zwiebel einen 10 Fuß hohen Stamm mit gelben Blumen treibt, die piſangartige urania amazonia, 30 Fuß hoch mit einer ungeheuren Aehre voll kahnförmiger Scheiden, mirabilis ialappa mit großen becherförmigen Blumen; die ſcharlachrothe Lobelie an Felſen, die oxalis, die in Chile ſo ſchön die Felſen überrankt, die himmelblaue Immortelle (triptilion spinosum) in Chile, eine ſchöne ſeltſame Fettpflanze (rochea falcata) mit breiter feuerrother Dolde und goldnen Staubfäden, wie rother Blumenkohl. Die rothblumige Zierananas oder Alſtrömerien charakteriſiren die heiße Zone Amerikas vorzüglich, neben haemanthos, pancratium, crinium, baccharis. Seltener ſind die Liliaceen; vor allen ausgezeichnet die baumartigen Lilien (vellozia und barbacenia); ſchöne Amaryllideen und Irien, eine niedliche Schwertlilie (marica gracilis) und viele phantaſtiſche Aroideen.

Dazu eine ungeheure Menge der ſchönſten Blumen an Schlingpflanzen und Paraſiten, die auf andern Bäumen im Urwald wachſen und deren wir in einem beſondern Kapitel gedenken müſſen. Andere, die bei uns eingeführt wurden und die aus Amerika ſtammen, wie Sonnenblumen, Dahlien ꝛc. ſind ſchon genannt.

30.

Schlingpflanzen im Urwald.

Die Urwälder der heißen Zone beſtehen nicht, wie die meiſten unſerer Wälder, aus einerlei Gattung von Bäumen, vielmehr offenbart ſich hier die Macht und Fülle der Vegetation wie in der Größe der Exemplare, ſo in der Verſchiedenheit der Arten. Pöppig (Reiſe II. 193) fand im Urwald von Oberperu ſchon binnen 180 Schritten 48 durchaus verſchiedene Bäume, die ihm, einem der kenntnißreichſten Botaniker, zum großen Theil ganz fremd und neu waren, weßhalb er auch behauptet, die Wiſſenſchaft werde noch lange brauchen, bis ſie alles kennen werde, was noch in jenen weiten Wäldern verborgen iſt.

Außer der Größe und Verſchiedenheit der Bäume aber kennzeichnet den Urwald hauptſächlich die Menge von Schlingpflanzen und Paraſiten. Die erſtern wachſen vom Boden auf und winden ſich am Stamm der Bäume hinauf, umſchlingen denſelben auf alle mögliche Art, und dienen ihm zum Theil im Alter zum Schutze, tödten ihn aber auch, indem ſie ihm die Sonne rauben und ihn erdrücken. Man nennt alles dieſes Geſchlinge Lianen. Die Paraſiten oder Schmarotzerpflanzen ſind kleinere Kräuter, die auf fremden Stämmen leben und ihnen die Säfte ausſaugen. Man unterſcheidet in Braſilien den hohen Urwald (montanna) von dem in der Regel an ſeinem Rande ſich ausdehnenden niedern Buſchwerk (ceja); das letztere iſt von Schlingpflanzen oft ſo durchſchlungen, daß es ein undurchdringliches Dickicht bildet, wie dergleichen auch in Oſtindien vorkommen. Nach v. Tſchudi, Peru II. 204 hat ſelbſt noch das verkrüppelte Knieholz unter dem Schnee der Cordilleren die Tendenz zu undurchdringlichen Verſchlingungen. Der hohe Urwald iſt aber freier, indem alle Stämme und auch die der Schlingpflanzen ſogleich vom Boden in große Höhen aufſteigen, um aus dem Schatten der ſchon vorhandenen Baumwipfel hinauszukommen und ſich über die letztern hinauszudrängen an die Sonne. Auch die Paraſiten ſetzen ſich erſt oben an, und unter dem all-

gemeinen, oft mehr als hundert Fuß hohen Laubdach ſieht man in tiefem Schatten nur die kahlen Stämme; der Waldboden aber, obgleich hier nicht von Unterholz und Dornen verwachſen, iſt wegen der vielen Wurzeln und Sumpflöcher gefährlich. Dieſer Waldboden bringt nur zahlreiche und oft phantaſtiſch ausſehende Pilze hervor. Pöppig bemerkt, der Wald ſey ſo labyrinthiſch und unheimlich, daß zuweilen ganz in der Nähe Kinder darin verirren und verſchmachten. Wo der Sumpf freier liegt, bedeckt er ſich gern mit einer üppigen Pflanzendecke, die man aber nicht betreten darf, ohne unterzuſinken. Man nennt ſie in Braſilien tremetaes, weil ſie unter dem Fuß zittern (v. Martius II. 848).

Der hohe Urwald, wie ihn z. B. der große Amazonenſtrom faſt ſeiner ganzen Länge nach durchläuft, ſtellt ſich zu beiden Uferſeiten als eine ungeheure feſte Wand dar. Von oben geſehen gleicht er den hängenden Gärten der Semiramis, denn während unten alles Schatten und Feuchtigkeit iſt, breiten ſich oben die Wipfel mit ihren Blüthen und Früchten und die unzählbaren Lianen und Paraſiten, alle zuſammen in einen dichten Teppig verwebt, wie ein ununterbrochener Garten unter der Sonne aus. In dieſen hoch von den Stämmen emporgetragenen Gärten leben große Schaaren von Vögeln, Affen und Schlangen. In der Nacht und am hohen Mittag iſt der Urwald todtenſtill, dann ſchlafen die Thiere, aber am Morgen und Abend wiederhallt es von ihrem Lärmen. Zuweilen wird der Wald ſtellenweiſe gelichtet durch Windbruch oder durch Waldbrand, aber die Hitze des Climas treibt bald wieder neuen Wald empor. Sehr oft bleiben himmelhohe Bäume, wenn ſie auch abgeſtorben ſind und längſt die Blätter ſammt der Rinde verloren haben, noch in ihrem weißen verwitternden Holz wie Leichen ſtehen, indem ſie von andern Bäumen oder durch die Schlingpflanzen aufrecht erhalten werden. Pöppig fand einen ſolchen todten Baum, auf deſſen weißen Aeſten ſchwarze Geier ſaßen. Zuweilen wird ein Baum durch den Orkan entwurzelt und mit allen ſeinen bunten Bewohnern als Brücke über einen Waldbach gelegt. Oft zieren ihn unzählige Glühwürmer und füllen ihn ſo an, daß in der dunkelſten Nacht alle ſeine Umriſſe, Blüthen und Blätter ſichtbar werden. Einen ſo prachtvoll illuminirten Baum ſah Pöppig einmal, von ſeinen Wurzeln losgeriſſen, den Amazonenſtrom hinunter ſchwimmen. Außerdem bedecken ſich die Tropenbäume mit Bienen-, Weſpen-, Ameiſen-Neſtern, mit zahlloſen Vogelneſtern; ihr ſchauerlichſter Schmuck aber ſind die großen Fledermäuſe.

In den tropiſchen Gegenden ſoll der Urwald bei Nacht einen höchſt eigenthümlichen Reiz darbieten, indem der Sternhimmel über ihm in einem viel ſtärkern Glanze funkelt, als bei uns. Darwin, Reiſe II. 51. Eben ſo, wenn in heiliger Stille die große Silberſcheibe des Mondes über den dunkeln Urwald heraustritt. Ausland 1845 S. 179. Zuweilen aber wird die Stille des Waldes bei Nacht unterbrochen durch einen paniſchen Schrecken, der in die Thiere fährt und alle nach einander aufſteigen und flüchten macht. Schrecklich ſchön werden die Gewitter im Urwald geſchildert und die Orkane, deren Gewalt die obere Decke des Waldes zerreißt und ganze Eſtriche von Blumen herunterwirft. In der trockenſten Zeit verheeren den Urwald auch Brände. In des jüngeren Schomburgks Reiſe nach Guiana, Leipzig 1848 II. 15, wird ein Waldbrand beſchrieben, der ſich dadurch auszeichnete, daß eine Menge gieriger Raubvögel den Brand begleiteten, um die in Todesangſt aus dem Dickicht fliehenden kleinen Thiere, namentlich Amphibien, zu freſſen. Dieſe Raubvögel befanden ſich immer dicht am Feuer und ſcheuten den Rauch nicht, um auf ihre Beute zu ſtürzen.

Die Lianen, deren Formen wir uns nun etwas genauer betrachten wollen, ſteigen meiſt wie Epheu und Hopfen, nur in viel coloſſalerer Größe an den Bäumen hinauf, oft aber winden ſie ſich ſpiralförmig um den fremden Baum und bleiben ſo (als ſ. g. Korkzieherbäume) noch ſtehen, wenn der Baum inwendig verfault. Oder ſie laufen ſchräg von der Wurzel eines Baumes zum Gipfel des andern, oder quer von einem Wipfel zum andern, hängen wie Feſtons zwiſchen andern Bäumen herab, ergreifen ſich auf ihren Wegen einander ſelbſt und umſchlingen ſich in freier Luft, oder hängen lang wie Seile herunter. Es gibt auch Lianen, die es lieben, von Baum zu Baum gleichſam umher zu reiſen, ſich im Walde zu verirren und in immer längerer Ausdehnung hunderte von Bäumen zugleich zu umſchlingen. Zuweilen findet man Schlingpflanzen von 500 Fuß Länge, die ſich weit und in allen Richtungen durch den Urwald ziehen. Solcher zäher Ranken ſcheint ſich die Natur zu bedienen, um den Wald gegen die Wuth der Orkane zu ſchützen, die ſonſt alle Bäume entwurzeln würden (vgl. Flora, Regensburg 1820 II. S. 605). Aber was ſie beſchützen, verderben ſie auch. Daher die Spanier in Amerika die Lianen Baumtödter nennen. Matapalo (der Pfahl- oder Baummörder) heißt eine Schlingpflanze in Peru, die ſich anfangs beſcheiden und zärtlich an einem Baum hinaufſchlängelt, bald aber ihn überwuchert, ringsum bedeckt,

ihm alles Licht entzieht, ihn gänzlich abſterben macht und an ſeiner Statt zu einem dicken Baum anwächst. Allg. Hiſtorie der Reiſen IX. 171. Ebenſo die clusia, die als Paraſit überhaupt erſt auf dem Gipfel eines fremden Baumes wächst, dann aber Luftwurzeln herabfallen läßt, die ſich wieder in denſelben Baum einſenken und die endlich den Baum in ſolcher Menge umgeben, daß er ganz in ſie eingeſargt iſt und erſt wieder entdeckt wird, wenn man den darüber gewachſenen fremden Baum umhaut. Röper zu Decandolles Pflanzenphyſiologie II. 524. Die Blume gleicht einer Roſe, die Frucht iſt ein Apfel voll ſcharlachrothen Schleimes. Man fand einmal im Innern einer Cluſia noch ganz wohl erhalten den Stamm eines Mahagonibaums. Biſchof, Botanik II. 386.

Die gewöhnlichſten Schlingpflanzen in den Urwäldern Amerikas ſind Bignonien, Bauhinien, Paſſifloren, Paullinien, Ariſtolochien, Baniſterien, Winden. Sie finden ſich nur an Laubbäumen, nicht an Coniferen. Die bignonia, deren große weiße Trompetenblume am Trompetenbaum in unſere Gärten überſiedelt iſt, kommt in vielen kletternden Arten in Amerika vor, alle aber haben die herrlichen Blumen beibehalten. Am ſchönſten ſoll b. bellas ſeyn mit hochrothen Blumen und am ſeltſamſten die b. grandiflora mit 2—3 Fuß langen Schoten. Die bauhinia hat große zungenförmige Blätter, die Paſſifloren ſind als Paſſionsblumen zu uns gekommen, im Urwald umſchlingen ſie die höchſten Bäume mit ihren prächtigen Radblumen in vielerlei Farben, beſonders auch in prächtigem Roth. Die Paullinien machen ſich durch honigſüßen Duft bemerklich, aber auch durch ein giftiges Harz; die Ariſtolochien durch ihre ſeltſamen hohlen und ſackartigen Blumen. Aristolochia cordiflora hat eine gelbe, mit lilla punktirte Blume von 4 Fuß Umfang, welche die Knaben als Mütze aufſetzen. Humboldt, nova genera II. 149. Prinz zu Wied, Reiſe II. 245. A. gigantea hat eine Sackblume von einem Fuß Länge, a. peltata eine ſehr lange röhrenartige, oben pelzige Blume, a. ringens mit blauer Blume, und viele andere Arten. Die Baniſterien haben borſtige Blätter und gelbe Blumenſträuße. Die Winden (convolvulus), die in Amerika überhaupt gut vertreten ſind, ſofern zu ihnen die Bataten mit ihrer eßbaren Wurzel und die purgirende Jalappawurzel gehören, durchſchlingen den Urwald mit ungeheuren Ranken. Die längſte Pflanze in der Welt wäre, wenn es wahr iſt, eine Winde im botaniſchen Garten zu Caracas, die man bis in die Länge von 5000 Fuß künſtlich gezogen habe. Froriep Notizen 38, S. 250.

Auch eine wilde Feige kommt kletternd vor und heißt in Braſilien cipo matador, weil ſie die größten Bäume nicht nur umſchlingt, ſondern gänzlich verſchlingt. Gardner, Braſilien I. 51. Sogar kletternde Spargelarten kommen vor, in Chile, (luzuriaga und lapageria), ein kletterndes tenaëcium mit einer großen Kürbisfrucht, die wilde Vanille, eine pisonia mit ſo krummſtachlicher Frucht, daß ſie an den Flügeln der wilden Tauben hängen bleibt und dieſelben lähmt, die Saſſaparille, eine negretia mit Schoten, die inwendig wie Perlmutter glänzen, aber voll braunrother empfindlich ſtechender Haare. Eine auguria rhizantha, die ſich lang ausdehnt und an den höchſten Bäumen hinaufklettert, aber nur unten dicht an der Wurzel blüht.

31.

Orchideen und andere Paraſiten.

Was in unſern Wäldern die Miſteln und Bartmooſe, das ſind in den tropiſchen Urwäldern eine unzählige Menge viel höher und ſchöner entwickelter, blumenreicher Paraſiten oder Schmarotzerpflanzen. Sie wachſen theils, wie die Miſtel, im fremden Stamm und ſaugen unmittelbar deſſen Säfte aus, oder ſie entwickeln ſich nur, wie die Flechten, auf abgeſtorbenen Baumtheilen, verfaulter Rinde. Die Vegetation iſt ſo energiſch, daß ſich auf großen Paraſiten ſelbſt wieder kleinere entwickeln. Die Rieſenbäume des Urwaldes tragen außer den Schlingpflanzen noch eine ungeheure Laſt von Paraſiten, ein einziger Baum oft hundert Arten zugleich, ja er iſt ſo damit bedeckt, daß es ſchwer hält, ſeine eigene Phyſiognomie herauszufinden. Blüht der Baum ſelbſt, blühen die Schlingpflanzen an ihm und blühen zugleich ſeine Paraſiten, ſo iſt ein einziger Baum des Urwalds oft reicher an Blumen, als ein ganzer Garten in Europa.

Die blumenreichſten, prächtigſten und vornehmſten aller Paraſiten ſind die Orchideen, neben ihnen äußerſt zahlreich die ihre Blätter excentriſch ausbreitenden Pothos, Aroideen, Bromelien, Piteairien, langbärtige Tillandſien, Farren und Flechten.

Die Orchideen (orchideae) ſtellen überall Formen dar, die ſich auf unſere gemeine Orchis zurückführen laſſen, aber in der kunſtreichſten und unendlich verſchiedenartigſten Ausſchweifung. Auch wachſen ſie nicht, wie bei uns, auf Waldwieſen, ſondern immer nur hoch auf den Bäumen als vollkommene Paraſiten, am fremden Leben ſaugend. In dieſer Eigenthümlich-

keit nun ſpricht ſich wie in vielen ihrer Formen und Gerüche, etwas thierähnliches aus. Denn wie die Thiere nicht mehr von den reinen Elementarſtoffen, ſondern von organiſchen Stoffen, von Pflanzen oder andern Thieren leben, ſo können auch die Orchideen, nicht gleich andern Pflanzen einfach in Erde, Waſſer und Luft gedeihen, ſondern ſie bedürfen zu ihrer Nahrung, zu ihrer Exiſtenz andrer Pflanzen, in deren Fäulniß und Verwitterung ſie allein leben können. Es ſind pflanzenfreſſende Pflanzen, wie es auf einer niedrern Stufe auch die Pilze ſind. Der berühmte Liebig macht in ſeinen chemiſchen Briefen S. 220 die Bemerkung, daß die Pilze, indem ſie vom Tode andrer Pflanzen leben, ſich wie die Thiere verhalten, daher auch den Sauerſtoff abſorbiren und Kohlenſäure aushauchen, während alle andern echten Pflanzen umgekehrt dieſe abſorbiren und jenen aushauchen. Daher auch die thierähnlichen Gerüche der Pilze. Wie wenig nun auch alles, was von den Pilzen gilt, auf die Orchideen angewendet werden kann, ſo muß doch auf die Analogie aufmerkſam gemacht werden. Die Pilze ſtreifen aus der Pflanzenwelt in die Thierwelt über an der unterſten Grenze vegetabiliſchen Lebens; die Orchideen dagegen an den Grenzen der höchſten Blüthenvollendung. Beide ſind inſofern Extreme, zwiſchen denen gleichwohl ein polares Band nicht zu verkennen iſt.

Auf ihrem hohen Standort brauchen die Orchideen nur wenig Boden oder faule Pflanzenſtoffe, in denen ſie wurzeln. Daher ihrer hunderte und zwar von den verſchiedenſten Arten auf demſelben, auch noch geſunden und kräftigen Baume neben einander vorkommen. Alle gleichen noch unſern europäiſchen Orchisarten in der Grundform ihrer ſechsblättrigen Blüthen, aber dieſe Grundform iſt durch Größe, Stellung und Zuſchnitt der Blumenblätter aufs mannigfachſte variirt. Einige tropiſche Orchideen gleichen auch noch darin den europäiſchen, daß ihre Blüthen gemeinſchaftlich an einem Stengel in Pyramidenform ſtehen, die aber bei weitem coloſſaler iſt als bei den unſern. Prof. Pöppig in Leipzig, der Jahrelang in den Urwäldern Südamerikas botaniſirte, beſchreibt in ſ. Reiſe I. 367 eine ſolche Pyramide mit großen goldgelben und völlig wie Veilchen riechenden Blumen von 5 Fuß Höhe. Die meiſten tropiſchen Orchideen jedoch haben einfache große Blüthen, deren mehr oder weniger beiſammenſtehen, ähnlich den Liliaceen, Narciſſen, Amaryllideen ꝛc. Auch in der Färbung erinnern ſie oft an die europäiſchen, namentlich durch das häufige Vorkommen von Flecken auf den grünen Wurzelblättern und von Punktirungen auf den Blumenblättern. Außerdem aber übertreffen ſie

alle europäiſchen weit an Glanz und Menge der Farben; und auch die Flecken und Punkte ſind weit kunſtreicher. So ſah Prof. Pöppig eine Art, deren grüne Wurzelblätter mit ſchwarzen Adern aufs zierlichſte durchſchlungen waren, während bei unſern Orchisarten die ſchwarzen Flecken nur ziemlich kunſtlos auf das Grüne hingeworfen erſcheinen. — Eine andere Art beſchreibt Pöppig, deren weiße Kelchblätter mit grünen Adern aufs kunſtreichſte durchzogen waren und die überdieß den reizendſten Vanillegeruch ausathmeten. Wieder eine andere (coryanthus maculata) zeigt unter dem ſehr großen braunen Helm auf der lillafarbenen Honiglippe ſchöne gelbe Zeichnungen, die einer Landcharte täuſchend ähnlich ſehen. Auch das odontiglossum grande, eine der größten und ſeltſamſten Orchideen, zeigt nicht nur auf der weißen Lippe Lillafarben, ſondern auch auf den andern weißen Blättern braune Landchartenzeichnungen. Maxillaria picta zeigt auf der gelben Lippe braune, auf den obern weißen Blättern aber blaue Punkte. Zygopetalum mackaii zeigt auf der himmelblauen Lippe dunkelblaue, und auf den obern grünen Blättern braune Flecken. Die ſehr große stanhopia tigrina hat eine weißgelbe Lippe mit purpurnen Punkten, die obern Blätter aber ſind purpurn und haben ſchwarze Tigerflecken.

Ich kann mich hier nicht darauf einlaſſen, etwa aus dem großen Orchideenwerk von Lindley die einzelnen Blüthenformen der Orchideen nach ihren beſondern, bereits überaus zahlreichen Gattungen und Arten überſichtlich klaſſificiren zu wollen. Die Orchideenwelt iſt ſo unermeßlich reich, daß jeder wiſſenſchaftliche Reiſende neue Arten mitbringt oder bekannt macht. Um in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen ſich nur einigermaaßen zurecht zu finden, ſey es genug, hier zu bemerken, daß ſich bei den tropiſchen Orchideen der urſprüngliche Gegenſatz der Lippe und des Helms, des untern und obern Theils der Blume, oder der Corolle und des Kelchs entweder in ſeiner äußerſten Härte ausſpricht, ſo daß beide ſich ſchroff gegenüberſtehen wie z. B. bei der brassia lanceana, wo beide Theile der Blume ſich wie zwei umgekehrte Hufeiſen gegenüberſtehen; oder aber beide ſich zu einem conformen Blumenbecher oder zu einer Roſette zuſammenſchließen, als ob gar kein Gegenſatz unter beiden Theilen beſtünde, wie z. B. bei anguloa superba, die einer oben geſchloßnen großen Tulpe gleicht von Purpurfarbe mit ſchwarzen Flecken; oder bei neottia grandiflora, deren große weiße Blätter wie Nelkenblätter gezackt ſind und den ſchönſten Spitzen gleichen; oder bei der hohen und prachtvollen ganz

Illenartigen sobraria elizabethae, welche der berühmte Reisende Schomburgk (Reise S. 381) anfangs auch für eine Lilie und für keine Orchidee hielt; oder bei laelia furfuracea in Mexiko, die einer großen einfachen Schwertlilie von schöner Rosenfarbe gleicht, oder bei renanthera, die einer prachtvollen hochrothen Amaryllis gleicht; oder bei peristera paradoxa, die völlig einer Rose gleicht und auf den graugelblichen Blättern rothe Punkte zeigt. Eine der schönsten Orchideen fand Pöppig (Reise I. 307) auf den Cordilleren, die gavilea odoratissima, deren 5 Fuß hoher Schaft ganz mit goldgelben Blumen bedeckt ist, die wie Veilchen riechen.

Zwischen den beiden Extremen der Blumenform, von denen das eine den stärksten Gegensatz der beiden Blumentheile, das andere die innigste Verbindung derselben zeigt, gewährt die Orchideenwelt nun noch einen unendlichen Reichthum abwechselnder Formen, die sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern Extreme nähern, immer aber die Tendenz behalten, fremde Formen täuschend nachzuahmen. Und zwar nicht blos thierische Formen, wie unsere europäische Orchis, sondern auch und vorzugsweise Blumenformen. Namentlich werden von den Orchideen die Lilliaceen, Irideen und Amaryllideenformen häufig nachgeahmt, weniger die Rosaceen, obwohl auch diese vorkommen. Häufig herrscht einer der beiden Gegensätze vor, entweder der Helm oben oder die Lippe unten. Noch häufiger aber wetteifern beide Theile, der obere und untere in phantastischen Formen. Oft stellt sich der obere Helm als eine halbe Rosette, als ein breiter Fächer (wie bei der schönen maxillaria), oder als eine halbe Krone mit langen und spitzen Blättern dar; während die Lippe unten in den mannigfachsten Ausladungen und Verkrümmungen thierische Rachen und andere seltsame Formen zeigt. Um nur einige Beispiele anzuführen, so hat die cattleya crispa eine Krone von fünf langen prächtig blauen Blättern, während die gelbe mit rothen Strichen bezeichnete Lippe sich wie eine Thurmschnecke windet. So gleicht auch an der huntleya violacea die braune Lippe einer gerippten Kammmuschel. So öffnet das ornithoglossum unter den langen und schmalen Blättern, welche gelb und braungefleckt sind, einen höchst seltsamen grünen Rachen. So reckt an cycnoches Loddigesii unter den großen braungefleckten Blättern die weiße und violett gefleckte weit aufstehende Lippe einen ungeheuern dunkelvioletten Griffel wie einen Armleuchter hervor. So theilt sich an der partholina pectinata unter den kleinen grünen Blättchen die ungeheuer große weiße Lippe in eine Menge schöner Federn.

Anſtatt einen breiten Fächer oder eine ſpitze Krone in halber Roſette zu bilden, ſchließen ſich die obern Kelchblätter auch häufig blos in einen Helm ab und gleichen ſo unſerm Sturmhut, z. B. an monachanthus viridis. Eine prächtige Purpurkappe hat dila grandiflora. Cetasetum luridum iſt wie ein Turban geſchloſſen. An der maxillaria Steelii ſchließen ſich die hellgelben und ſchwarz gefleckten Blätter des Helms über der ihr entgegengebognen Lippe faſt wie eine Roſe. Bonatea speciosa gleicht einem weit aufgerißnen Schlangenrachen, in dem ein ſchöngeformter runder Ritterhelm ſteht gleich dem Drachen, der den Kaiſer Otnit verſchlingt.

Zuweilen ſtreckt die Blume auch nur zwei Blätter wie Lanzen und große Ohren nach oben aus, z. B. das braune ſchönpunktirte cirrhopetalum thouarsii. Diuris maculata greift mit löffelartigen Blättern aus, ähnlich unſerm Kräutlein Sonnenthau. Anguloa grandiflora reckt große goldgelbe und mit Purpur punktirte Flammenblätter im kühnſten Schwunge aus.

Unter die ſeltſamſten Bildungen der Natur gehören diejenigen Orchideen, welche zwei Blumen in einander zeigen, z. B. epidendrum drei braune Nelkenblätter in einer hochrothen Sternroſette; phajus albus zeigt eine weiße Lavatere in einer eben ſo weißen Lilie eingeſchloſſen; catasetum zeigt eine Schmetterlingsblume in einer großen Tulpe eingeſchloſſen und iſt mit faſt allen Farben theils in den Grundfarben theils in den Punktirungen geſchmückt. Von dieſen Doppelblumen ſind wieder andere zu unterſcheiden, die zwei verſchiedene Blumen neben einander tragen, z. B. myanthus barbatus und monochantus viridis, welche Schomburgk (Flora von 1838 S. 439) an ein und derſelben Pflanze fand.

Unter den Blumen, welche Thiere nachahmen, nennt Humboldt (Anſichten II. 179) die restrepia antennifera, die ganz wie eine Fliege ausſieht, chiloylottis cornuta, die einer Ameiſe gleicht, die unter dem Namen torito weitberufene anguola grandiflora ꝛc. Dann oncidium flexuosum, an welcher fünf gelbe Blättchen eine Weſpe bilden, die ſcheinbar auf das ſechſte ſehr große Blatt fliegen will; stanhopea quadricornis, die zwei große Blätter wie Flügel ausbreitet und ein drittes vorn wie einen dicken Sack vorſtreckt, und faſt ganz die Größe und Geſtalt der berühmten Cycade hat, welche man den Laternenträger nennt. Oncidium papilio ſtreckt die obern ſehr langen und ſchmalen Blätter wie Fühlhörner aus, während die untern Blätter täuſchend einem ruhenden Schmetterlinge gleichen. Alex. v. Humboldt vergleicht die Orchideen bald mit den In-

ſekten, bald mit den Colibris, und ſagt, das ganze Leben eines Malers reiche nicht hin, um die verſchiedenen Orchideenarten nur in Peru abzubilden. Pöppig beſchreibt die chorasa fimbriata als eine Blume, deren verſchiedene Theile einen italieniſchen Polichinell mit ſpitzer Kappe darſtellen, wie er eben einen breiten Schritt und zugleich die intyphalliſche Bewegung macht.

Darf man ſich nun wundern, wenn Spix und Martius in der Schilderung ihrer braſilianiſchen Reiſe II. 687 ſagen, bei der Wanderung durch die Urwälder hemmen die phantaſtiſchen, oft trügeriſchen Geſtalten der Orchideen die Einbildungskraft des Wanderers und erregen nicht ſelten die Anwandlungen einer bangen Furcht, zu der ohnehin die ſchauervolle Stille dieſer Wälder vorbereitet. Unbefangener und als ſo recht ein in ſeinem Element befindlicher Botaniker faßte dagegen Pöppig dieſe Erſcheinungen auf, indem er zwei Jahre lang in den Urwäldern zwiſchen Peru und Braſilien und oft monatlang vollkommen einſam, nur von einem treuen Hund begleitet, zubrachte. Gerade die Menge und niegeſehene Pracht der Orchideen war es, die ihn in dieſer bangen Einſamkeit vorzugsweiſe beſchäftigte und erfreute. Immer neue Formen drängten ſich ſeinem erſtaunten Blicke entgegen. Er vermochte nur einen kleinen Theil derſelben einzuſammeln, ſo unüberſehlich war ihre Menge, und oft zerſtörten die Ameiſen oder die alles durchdringende Nachtfeuchte, was er geſammelt hatte. Man kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Blumenfülle machen, wenn man ihn erzählen hört, wie er einmal eine verworrene Menge von Schlingpflanzen, die ſich an den hohen Bäumen des Urwaldes hinaufrankten und in deren Dickicht ſich wieder eine Menge paraſitiſcher Gewächſe und namentlich zahlloſe Orchideen angeſiedelt, mit großer Mühe niederzog und nun auf einmal die ganze dichte Pflanzendecke von oben her nachſtürzte und er unter Blumen gleichſam begraben wurde, unter Blumen, die ihm alle neu waren. Oder man denke ſich das Wühlen des Sturmwindes in ſolchen Blumenmaſſen und die prachtvollen Scenen, die ſich darbieten, wenn die alten, unter der Laſt ihres paraſitiſchen Blumenſchmucks zuſammenkrachenden Rieſenbäume in den Amazonenſtrom ſtürzen und einem coloſſalen Blumenbouquet gleich von den Wellen fortgetragen werden.

Von all jener Pracht und üppigen Naturfülle gewähren uns nun freilich die Orchideen, welche wir mühſam in unſern warmen Treibhäuſern ziehen, nur ein ſchwaches Bild. Inzwiſchen hat die Neigung, dieſe ſchönen Kinder der tropiſchen Flora in unſer nordiſches Clima zu verſetzen,

ſo wie auch die Kunſt ihrer Wartung und Pflege, mit jedem Jahr zugenommen und es ſteht zu hoffen, daß wir deren bald noch viel mehr bei uns ſehen werden, zumal, da man jetzt viele derſelben aus Guatemala bringt, wo ſie unter einem gemäßigteren Himmelsſtrich gedeihen und von wo es leichter iſt, ſie zu uns zu verſetzen, als unmittelbar aus den heißen Aequatorialgegenden.

Viele ſchönen Arten des epidendrum bilden den Uebergang von den Orchideen zu den Bromelien (ananasartigen Paraſiten) und Pothosarten und zeichnen ſich durch prächtige Blumenähren aus. Die Pothosformen gehen mit ihren Kolbenähren in die Aroideen über, in denen ſich wieder thieriſche Formen, insbeſondere phalliſche von der abſchreckendſten Art, nachgeäfft finden. Eine Drachenwurz (dracontium pertusum) zeichnet ſich durch ſehr große durchbrochene Blätter aus. — Neben den ungeheuerlichen Blumen der Orchideen und dieſen Aehren- und Kolbenblumen treten unter den Paraſiten eine große Menge Farren mit bald einförmigen, bald gezackten Blättern hervor. — Eine der auffallendſten Paraſiten im Urwald iſt der ſ. g. ſpaniſche Bart, das coloſſalſte Bartmoos in der Welt (tillandsia). Es beſteht aus fadendünnen Zweigen und Blättern, die 20 Fuß hoch von den Aeſten der Bäume herabhängen und frei im Winde wehen, von grauer Farbe. Vögel machen daraus gern ihre Neſter. Auch braucht man ſie zu Polſtern und Stricken. Zuweilen reißt der Wind die Pflanze ab, aber da wo ſie hängen bleibt, wächſt ſie wieder an. Bertram, Reiſe in Florida S. 88. Es gibt mehrere Arten. Dazu kommen nun noch die gemeinen Flechten oft in ſehr ſchönen Farben, z. B. eine roſenfarbene in Braſilien (Spix und Martius I. 191), und eben ſo ſeltſame bunte Pilze und Schwämme.

32.

Die Pilze.

Pilze und Schwämme ſind das Ende der Pflanzenwelt, die letzten Pflanzen, ein Gegenſatz zu den Algen, als den erſten. Wie die Algen vor aller höhern Pflanzenbildung entſtehen, ſo die Pilze erſt nach dem Abſterben der höhern Pflanzen, denn ſie wachſen nur in der Fäulniß derſelben, daher meiſt erſt gegen den Herbſt und nach großem Regen, in dem die Pflanzentheile faulen. Sie ſind alle Paraſiten, Schmarotzerpflanzen. Sie leben vom Tode der Pflanzen, wie die Eingeweidwürmer von dem

der Thiere. Sie ſind, wie Oken ſagt, ein lebendiger Faulungsprozeß, eine belebte Fäulniß. Liebig in den chemiſchen Briefen S. 220 möchte ſie lieber zu den Thieren rechnen, weil ſie gleich den Thieren Sauerſtoff abſorbiren und Kohlenſäure aushauchen und auch nie die pflanzenfreſſenden Thiere von Pflanzen leben. Gmelin in ſ. ſchönen Werk über die Pflanzengifte S. 632 macht auf die Aehnlichkeit zwiſchen den Pilzen und Amphibien aufmerkſam, ſofern beide viel Feuchtigkeit bedürfen, ſchleimig, giftig und häufig bunt und ſchöngefleckt ſind. Andrerſeits ſtehen ſie auch wieder in einer Wahlverwandtſchaft zu den Schnecken, denen ſie in der Form, Farbe und Schleimigkeit ähnlich ſind, und von denen ſie gern aufgeſucht werden. Nackte Schnecken freſſen ſich gern in den weichen Pilz hinein. Vgl. Froriep, neue Notizen 1842 Nro. 463. Ehrenberg in der Flora 1820 II. 517 entdeckte die Fortpflanzung der Pilze durch Sporidien und erklärte die Pilze für eigentliche Früchte oder Bildungsſtufen der Früchte. Reichenbach in derſelben Flora 1837 S. 32 hält ſie für Traumbilder einer höhern Pflanzenwelt, gleichſam für zerſtreute Staubbeutel und Fruchtknoten. Genug, ſie ſind die letzten Entwicklungsſtufen in der Vegetation, aber ſchon nachdem dieſelbe culminirt hat und dem Tode verfallen iſt. Sie reproduciren daher nur noch ein Afterleben.

Die Pilze ſind ein Unkraut, aber ſchon in der Potenz des thieriſchen Ungeziefers. Mehlthau, Brand, Roſt, Schimmel, die niedrigſten Pilzarten kommen in ihren zerſtörenden Wirkungen den Milben, Raupen, Kornwürmern ꝛc. gleich. Die durch ihre Nichtswürdigkeit ſprichwörtlich gewordenen Pfifferlinge ſind zwar unſchädlich und mehrere Pilzarten eßbar und ſogar delicat, aber immer überwiegen die giftigen Pilze und der Charakter der ganzen Gattung hat etwas Widriges und weil gerade die größten und ſchönſten am giftigſten zu ſeyn pflegen, macht auch ihre Schönheit nur einen peinlichen Eindruck. — Sucht man aber nichts Gutes hinter ihnen und nimmt ſie, wie ſie ſind, ſo kann man ſich nicht enthalten, ſie als eine Giftflora zu bewundern. Ja es erſcheint gewiſſermaßen als ein wohlthätiger Reinigungsproceß der Natur, daß die in ungeſunder Sumpfluft verborgenen und zerſtreuten Gifte ſich in den grell in die Augen fallenden Pilzarten gleichſam ſammeln und concentriren.

Die Pilze ſtehen in einer eigenthümlichen Wahlverwandtſchaft mit den Organen der thieriſchen Generation. Die Trüffel (von außen ſchwarz, von innen marmorirt) iſt hodenartig gebildet, riecht friſch wie Biſam, alt wie Urin und ſtimulirt. Der Bauchpilz, den man Hirſchbrunſt nennt

und von dem das Volk irrig glaubt, er entſtehe da, wo eines Hirſches Brunſt hingefallen ſey, erweckt doch entſprechende Empfindungen. Der phallus impudicus iſt die merkwürdigſte Nachäffung, die irgend in der Natur vorkommt, riecht aber dabei wie thieriſches Aas. Zeugung und Fäulniß treten ſich nirgends in der Natur ſo nahe, wie in dieſen Afterbildungen. Die Extreme der Natur, Anfang und Ende des Lebens, werden hier gleichſam ſpielend an einander geknüpft, wie die Eisblumen am Fenſter den Frühlingsgarten nachahmen. Auch gibt es Pilze, die vollkommen einem Ei, ſogar inwendig mit dem Dotter gleichen, im Italieniſchen daher uovolo genannt. v. Martens, Italien II. 36.

Die Pilze haben etwas Geſpenſtiſches. In einer einzigen Nacht ſchießen ſie in Menge auf, wo man vorher nichts ſah und verſchwinden eben ſo ſchnell wieder. In Mähren wuchs ein Champignon von 9 Pfund Gewicht in 2mal 24 Stunden. Fürſt, Gartenzeitung 1833 S. 168. Eben ſo überraſchend iſt ihre bunte Pracht in feuchten Schatten öder Wälder, und ihre halbthieriſche Form ſcheint den Wanderer necken zu wollen. Von den Hutpilzen ſind wahrſcheinlich die Hütchen der Gnomen und Zwerge entlehnt worden. Der agaricus acris iſt ſchneeweiß und hat einen eben ſo weißen Milchſaft, aber indem die Farbe der Unſchuld zu ihm hinlockt, iſt er einer der giftigſten Pilze, die es gibt. Auf Manila fand Meyen (Reiſe II. 272) im tiefen Schatten einen phalliſchen Pilz ſchneeweiß und von einem großen glockenförmigen Netz umgeben. Ein Dr. Segern ließ 1661 zu Altdorf einen dort gefundenen Schwamm in Kupfer ſtechen, der eine Gruppe von 6 Menſchen nachäffte. In den Breslauer Sammlungen 1720 Oct. iſt eines monſtröſen Pilzes gedacht, der einem Todtenkopf glich und in Oberrohn bei Frankfurt wurde ein Champignon gefunden, der einem Kopf mit Haaren glich (mündlich von Dr. Fellner). Eichhaas, Waldhaas heißen die monſtröſen Schwämme, die ſich an alten Eichenſtummeln anſetzen. Schmeller, bayr. Wörterbuch I. 146.

Mit dem Ungeziefer haben die Pilze auch das gemein, daß faſt jeder organiſche Körper wie ſeine eigenen Inſekten und Würmer, ſo auch eigne Schwämme oder Pilze nährt. Ja ſelbſt einzelne Theile von Pflanzen oder Thieren bringen eigenthümliche, ſonſt nirgends vorkommende Pilze hervor. Auf den Schalen des Obſtes wachſen andre, als auf dem faulen Holz, aus dem After der todten Fliege wächst in weißen excentriſchen Fäden ein beſonderer Pilz. Zur Hervorbringung mancher Pilze iſt nicht der

lebende, ſondern der zerſtörte Organismus erforderlich. Manche kommen nur auf Fabrikaten oder in Extracten vor, z. B. ein Schimmel ausſchließlich auf altem feuchtem Papier. Man hat unzählige Verſuche angeſtellt, um zu ermitteln, wo denn die Pilze herkommen? ob ſie durch generatio aequivoca im fremden faulen oder trockenen Organismus, oder ob ſie aus Samen (Sporen) entſtehen? Sofern friſchgebackenes Brod unter Glas ſchimmelte, ſo daß keine etwa in der Luft umfliegende Spore hätte hinzukommen können, und andrerſeits die Backofenhitze jede im Brod ſelbſt befindliche Spore hätte zerſtören müſſen, glaubte man an eine generatio aequivoca denken zu müſſen, die gleichwohl von den Anhängern der Samen- und Eiertheorie hartnäckig beſtritten wird. Dutrochet (annales des sciences 1834. I. 30 f.) bewies, daß Fadenpilze durch chemiſche Stoffe erzeugt werden können. Ich glaube, man muß hier ſcharf den Begriff der Pilzerzeugung als einer paraſitiſchen von dem allgemeinen Begriff der generatio aequivoca unterſcheiden. Unter dieſen allgemeinen Begriff fällt die erſte Zeugung der Algen und Flechten aus dem Waſſer und Geſtein, unter jenen beſonderen Begriff aber fallen Zeugungen, die nicht den erſten Organismus in einem anorganiſchen Stoffe darſtellen, ſondern nur Afterorganismen in der Verweſung eines andern Organismus. Der Stoff der Pilzſporen iſt jedenfalls nicht wie derjenige der primitiven Algen- und Flechtenzellen aus einer uns bis jetzt noch unbegreiflichen Combination unorganiſcher Stoffe oder aber aus Nichts geſchaffen, ſondern er geht aus verweſenden Zellen andrer Organismen hervor, enthält alſo immerhin noch organiſche Kraft und entwickelt ſie nur gleichſam in zweiter Potenz.

Die Pilze wachſen gern geſellig und zeigen (wie die Flechten) eine Neigung, ſich excentriſch in der Fläche auszubreiten. Daher ganze Neſter von kleinen Pilzen zuſammenſtehen, oder, indem die erſten abſterben, die jüngeren ſich in einem weiteren Kreiſe (den ſ. g. Elfenringen) ausbreiten. Sie lieben ferner den Schatten, das Dunkel und die Feuchtigkeit. Sie gedeihen daher überhaupt beſſer im finſtern Norden, als im hellen Süden, und beſſer im Herbſt als im Sommer. In der heißen Zone kommen ſie nur im dichteſten Schatten der Wälder vor. Sehr viele Pilze im Herbſt ſollen einen rauheren Winter verkündigen. Im nördlichen Europa und Aſien werden ſie in Menge gegeſſen und bilden eine Lieblingsſpeiſe der nordiſchen Völker. Im Süden genießt man nur als Delicateſſen einige ausgeſuchte Pilze (Morcheln und Trüffeln).

Obgleich die Pilze Nachtpflanzen ſind und das Licht fliehen, zeigen ſie doch oft die prächtigſten Farben. Glocker (Wirkung des Lichts auf die Pflanzen) S. 102 glaubt, ſie ſaugen aus andern Pflanzen den ſchon präparirten Farbenſtoff ein und haben deshalb die Sonne nicht mehr nöthig. Unter unſern Waldpilzen ſind die giftigſten die ſchönſten. In der heißen Zone bemerkt man ſehr große und prächtig gefärbte Pilze. So die hochrothen, die der Prinz zu Wied in Braſilien fand, die phantaſtiſchen Pilze Javas, die Junghuhn beſchrieb, die oft einen Stamm von der Wurzel bis zum Gipfel von allen Seiten bedecken (Java 335). Als einen der ſchönſten Schwämme rühmt man unter dem Namen flor de coco (Cocosblüthe) einen bleichgrünen, aber ſehr hell phosphoreſcirenden Schwamm (agaricus), der in Braſilien auf Zwergpalmen wächst und gleich feurigen Blüthen des Nachts daraus hervorglüht. Gardner, Reiſe II. 116.

Die Pilze beſtehen durchaus nur aus Zellen, von denen jede einzelne durch einen fadenförmigen Fortſatz zur Spore wird. Dieſe Spore ſchnürt ſich von ſelber ab und die losgetrennte Spitze wird die Mutterzelle eines neuen Pilzes. Schleiden, Botanik II. 35. Die Zellen ſind locker verflochten, weich und feucht und ſchwellen gern an, können aber auch hart werden und verholzen. Staubpilze erzeugen ganz freie Sporen und beſtehen ausſchließlich aus denſelben. Fadenpilze ſetzen ſich in der Länge fort. Höher entwickelte Pilze laſſen die Sporen an der Oberfläche austreten, die Morchel iſt ganz damit wie mit einem Mehl bedeckt. An den Hautpilzen entwickeln ſie ſich unterhalb des Huts, an der am meiſten geſchützten Stelle.

Die kleinſten nur ſtaub- und fadenförmigen und zum Theil mikroſcopiſchen Pilze nennt man Schimmel (mucor). Er entſteht aus krankhaft gewordenen, abnormen oder gährenden Säften andrer organiſcher Körper ſo zwar, daß man annehmen darf, er iſt nur Folge, nicht aber Urſach dieſer Krankheitserſcheinungen. Man hat ihn mit den Eingeweidewürmern verglichen und die Schimmel Eingeweidepflanzen, Entophyten genannt. In der That finden ſich viele im Innern des faulen Holzes, krankhafter Organe, alten Brodes ꝛc. Den ſtaubförmigen Schimmel nennt man insgemein Brand (uredo) z. B. als Brand im Getreide (Staubbrand, Flugbrand, Mutterkorn) in vielen Arten. Er beſteht durchaus aus einzelnen Zellen. Enger zuſammengeſchloſſene Zellen bilden die Warzen- oder Scharfpilze (epiphyti, tubercularini), die ſich zum Brand verhalten,

wie die Algen zum Protococcus. Dünne Linien bilden ſodann die Fadenpilze (hyphomycetes), die ſich zum Brande verhalten, wie die Conferven zum Protococcus. Ueberhaupt wiederholen ſich die primitiven Algenbildungen in den niedrigſten Afterbildungen der Pilze in ſehr auffallender Weiſe. Die Fadenpilze haben eine große Aehnlichkeit mit den Spinnweben, ſo daß man ſie oft mit ihnen verwechſelt. Sie überſpinnen (meiſt mit weißen oder ſchwarzen Fäden) die Oberflächen von Moder, das Innere faulen Holzes (der Nachtfaden), ſchattige Felſen und Kellerräume. Aus den Fadenpilzen entſtehen die höheren Schimmelbildungen, bei denen die Fäden ſich filzartig verweben, die kleinen Stengel und an der Spitze Köpfe, Hütchen oder Zweige bilden, ungefähr wie Flechten oder Mooſe. Nur daß dieſe Schimmelbildungen außerordentlich klein, oft nur durch das Mikroſcop erkennbar, und eben ſo vergänglich, wäſſerig und durch die leiſeſte Berührung zu vernichten ſind. Im Jahr 1840 gab Corda in Prag ein prächtiges Kupferwerk heraus, in dem er viele der niedlichſten mikroſcopiſchen Schimmel bildlich dargeſtellt hat. Da finden ſich alle möglichen Paternoſter-, Zweig-, Säulen-, Wedel-, Riemen-, Ranken-, Becher-, Trauben-, Beerenformen ꝛc. Der hier zuerſt abgebildete ſogenannte Beſenſchimmel, der einem goldgelben, mit kunſtreichen dunkelbraunen Dornen umgebenen Beſen gleicht, fand der Verfaſſer auf Blumenſcherben. Den zweiten höchſt eleganten Morgenſternſchimmel, der auf langem, weißen Stiel eine prächtige morgenſternartige Kugel trägt, fand er in der Fäulniß einer Botaniſirbüchſe; den dritten, äußerſt zierlichen (die ſogenannte Knotenkette) auf dem faulenden Stamm einer Dahlie; den vierten, mit ſehr ſonderbaren Kolben, auf altem Taxusholze; einen ſehr ſchönen, in Goldähren aufſchießenden Schimmel auf faulem Holz der Haſelnuß; einen prächtigen Schimmel, der ſeine weiße Quaſte wie das Haupt einer Palme erhebt, auf Kürbisſchalen; einen ähnlichen, der aber ſtatt der Fäden roſenkranzartig grüne Schnüre von dornigen Kügelchen oder kleinen Morgenſternen ausbreitet, ſonderbarer Weiſe auf einer todten Baumwanze; einen allerliebſten roſenfarbnen Schimmel, der völlig Himbeeren auf weißen Stielen gleicht, auf altem, feuchtem Papier, worin Taback geweſen; den Rankenſchimmel, deſſen ſilberweiße Ranken gothiſchen Verzierungen gleichen, auf Holunder; die ſehr ſonderbare goldgelbe Wickelflocke, die an einem langen Stiele eine Menge wie Poſthörner gewundene Zweige trägt, auf verſchiedenen Rinden; den prächtigen Pinſelſchimmel, der völlig einer goldenen Palme gleicht, auf faulen Brunnenröhren aus

Kieferholz; den überaus merkwürdigen Jochſchimmel, der auf langem Stiel eine Art von Joch trägt, aus dem ſich zahlloſe Rankenverzierungen entwickeln, auf lebenden Fleiſchſchwämmen und ſogar ſehr gemeinen; die zahlreichen und ſehr ſchönen Pinſelſchöpfe, die wie Garben oder kurzgeſtielte Pinienäpfel ausſehen; einen Schimmel, der ineinander ſteckenden kleinen Bechern gleicht, mehrere, die langen Blumenriſpen wie Reſeden gleichen, oder vieläſtige, ruthen- und beſenartige ꝛc. in der mannichfaltigſten Abwechslung.

Man muß in der That über die liebenswürdige Laune und über den verſchwenderiſchen Reichthum der Natur erſtaunen, welche die verachtetſten und in der Regel widrigſten Gegenſtände, faule Körper ꝛc. mit einer ſo ſchönen Vegetation umkleidet und ſeit Jahrtauſenden umkleidet hat, ehe noch das menſchliche Auge Mittel beſaß, dieſe kleinſte Welt ſchöner Formen zu entdecken. — Sehr berühmt wurde der phosphoreszirende Schimmel rhyzomorpha subterranea, der im Innern von Bergwerken aus tiefſter Finſterniß mit ſmaragdgrünem Lichte hervorbricht und in langen Guirlanden die unterirdiſchen Gänge ziert, von dem es aber noch nicht ausgemacht iſt, ob man ihn nicht vielmehr zu den Algen zählen ſoll. Vgl. Flora 1834 S. 33. Meyen, Pflanzenphyſ. II. 195.

Einer der verderblichſten Schimmel iſt der Hausſchwamm (merulius destruens) von ſehr mannigfachem Vorkommen, bald als weicher, naſſer Schimmelſammet, bald papierartig ausgebreitet, bald zwiſchen Ritzen rankenartig fortſchleichend, auch ſehr verſchiedenartig gefärbt. Er hat die Eigenſchaft, die begonnene Fäulniß zu beſchleunigen, und zeigt ſich beſonders an noch jungem, aber feucht gewordenen Holze in den Balken der Häuſer, die er nicht ſelten zerſtört. — Auch in Krankheiten erzeugen ſich in den zerſtörten Organen Schimmelbildungen. So iſt die Traubenkrankheit nur ein kleiner Pilz (oidium Tuckeri), wahrſcheinlich auch die Kartoffelkrankheit (botrytis parasitica), desgleichen der Rotz der Pferde, der ſkrophulöſe Kopfſchorf der Menſchen (favus). Die Frage, ob hier die Pilzbildung Urſach oder nur Folge der Degeneration iſt, konnte noch nicht gelöst werden. Das erſtere iſt wohl nur der Fall bei Anſteckungen.

Die Blaſenpilze (trichodermacei) ſchließen in einer flockigen Blaſe Zellenſtaub ein. Unter ihnen iſt beſonders onygona equina merkwürdig, weil ſie nur auf den Hufen todter Pferde wächst. Andere Blaſenpilze (trichinacei) ſchließen ſtatt Staub ein Fadengeflecht ein, z. B. die auf faulen Tannennadeln. Wieder andere (sphaeroboli) finden ſich wie Fiſch-

rogen in Haufen beiſammen (z. B. auf thieriſchem und menſchlichem Koth) und beſitzen die Gabe, die Sporen von ſich zu ſchnellen. Noch höher und in größern Formen entwickelt erſcheinen die Balgpilze (bovistae), die von der Größe einer Erbſe bis zu der eines Kopfes anwachſen. Unſer gemeinſter Boviſt (lycoperdon b.) iſt eine dicht auf der Erde wachſende weiße pergamentartige, aber ſehr weiche und bei der erſten Berührung aufgeriſſene Kugel voll von braungrünem Staube, der, wie man die Kugel zertritt, wie ein Rauch auffliegt. Jedes Staubkörnchen iſt eine Zelle. Indem die Mutterzelle ſtirbt, treten 2—8 neue Zellen aus ihr hervor und der Pilz wächst ſo ſchnell, daß in einer einzigen Minute 20,000 neue Zellen entſtehen können. Schleiden, die Pflanze S. 43. Man hat ihn in ſeltnen Fällen von coloſſaler Größe gefunden, bei Stockholm einen von 1½ Ellen, einmal ſogar einen von 2½ Ellen Durchmeſſer. Zu ihm gehört der ſchöne Gitterbuſſ (clathrus) im ſüdlichen Europa, ein weißer Balg mit ſchön rothem Gitterüberzug und der berüchtigte phallus impudicus mit grünem Schleim und häßlichem Geſtank. Hieher gehören auch die vielartigen Kugelpilze (sphaeria), die raſenartig beiſammen wachſen, oft nur ſtaubartig, in vielen Farben, oben mit einer kleinen Oeffnung.

Schon etwas höher ſtehen die Fleiſchpilze mit feſterem zuſammenhängendem Gewebe, zunächſt der Mehlthau (albigo). Er beginnt mit Staub, ſchießt in Fäden und bildet endlich ein dichtes Gewebe, eine fleiſchige Haut mit braunen Sporen. Ferner die fleiſchigen Kugelpilze, die kleinen gelben Kügelchen des polyangium und die berühmte Trüffel (tuber), die gleich der Kartoffel in knolliger Form unter der Erde wächst und gegeſſen wird. Sie iſt von außen ſchwarz, inwendig hat ſie marmorirtes Fleiſch, in dem die Sporen zerſtreut liegen. Sie gilt als Delicateſſe, beſonders in Saucen, und wird theils durch Schweine, theils durch eigends dazu abgerichtete ſ. g. Trüffelhunde aufgewühlt. Auch erkennt man ihre Anweſenheit unter der Erde aus Schwärmen der ſ. g. Trüffelmücke über der Erde. Auf den Molukken kommt eine Trüffel (pachyma) ſo groß wie ein Kindskopf und in Nordamerika die eben ſo große pach. cocos vor. Nun folgen die Becherpilze (phialea) mit Lappen- und Becherform in vielen zum Theil ſehr buntfarbigen Arten. Beſonders ſchön iſt ph. aurantia orangefarben und weißbeſtäubt unter Eichen; drückt man ihn, ſo kommt ein blauer Rauch heraus, und ph. laporina von ſeiner Form das Haſenohr genannt. Ferner die Keulenpilze (clavati) mit fleiſchigen Stielen und Keulenform, meiſt eßbar und ganze Raſen bildend. Am

bunteſten ſind die ſ. g. Geißbärte (clavariae) dicht veräſtet und in den verſchiedenſten Farben vorkommend. Am wohlſchmeckendſten die Morcheln (morchella), deren Keule ſchon einem angewachſenen Hut gleichkommt und ſehr runzlich iſt.

Was bei den Keulenpilzen noch nicht ſcharf genug getrennt war, tritt in den Hutpilzen (pileati) deutlich aus einander, der aufrechte Stiel und der darüber geſtülpte Hut. Der Stiel (stipes) iſt zuweilen hohl, der Hut (pileus) bald wie ein halbes Ei, wie ein Kopf, glockenförmig oder auch ſpitz, bald flach und ſchirmförmig, zuweilen ſogar aufwärts gerichtet oder becherförmig. Auf der untern Seite des Huts befindet ſich die Samenhaut (hymenium), aus der die Sporen hervortreten. Bei den edelſten Pilzen zeigt ſich deutlich, daß ſie eigentlich aus einem Balge hervorgetreten ſind, denn man ſieht noch am Fuß des Rings eine Anſchwellung (volva) als Anſatz des Balges, um den Stiel ſelbſt einen Ring (annulus) als Reſt des Balges und zuweilen auch noch einen äußern Schleier (velum) oder Gitterhülle, oder wenigſtens noch auf dem Hut zurückgebliebene Balgfetzen. Die Oberhaut des Huts iſt zuweilen trocken und pergamentartig, bei vielen Pilzen aber ſchleimig und ſchmierig.

Die Hutpilze werden eingetheilt in Warzen-, Stachel-, Löcher-, Ader- und Blätterpilze (agarici), jenachdem die untere Seite des Huts aus Löchern, Blättern ꝛc. beſteht, aus denen die Sporen hervortreten. Ihre Menge iſt unzählbar von den kleinſten und dünnleibigſten Pilzchen in Glocken- und knopfförmigen Hüten bis zu den eßbaren, verhältnißmäßig feſten Steinpilzen und den prachtvollen großen Giftpilzen. Von den gemeinen wäſſerigen Pilzen unterſcheidet ſich ein Löcherſchwamm durch ſeine Vertrocknung und Verholzung unter dem Namen des Feuerſchwamms (polyporus), weil man aus ſeiner Verfilzung den Zunder zum Feuerſchlagen macht. Er wächst auf unſern Wald- und Obſtbäumen ſeitwärts heraus und klebt ſehr feſt. Unter allen übrigen höhern Pilzen erſcheinen die eßbaren und geſunden den giftigen dergeſtalt untermengt, daß man ſie oft ſchwer unterſcheiden kann.

Unter den eßbaren iſt der Steinpilz (boletus edulis) der gemeinſte mit einem dunkelbraunen glatten polſterartigen Hut und weißen Stiele, dadurch unterſchieden von dem ihm ſonſt ſehr ähnlichen Saupilz (b. luridus) mit ſchleimigem Hut und gelbem Stiel, und von dem Blut- oder Satanspilz mit rothen Löchern im Hut und rothem Stiel. Am delicateſten ſchmeckt der Champignon (Brach- oder Herrenpilz, agaricus campestris)

mit orangegelbem Hut und einem blaßgelben beringten Stiel, und der Reizker (agar. deliciosus) mit eingedrücktem Hut, durchaus fleiſchroth. Ferner der Räßling (a. prunulus) wie friſches Mehl riechend, weiß mit braunem Hut, der ſich in der Runde ausbreitet und ſ. g. Elfenringe bildet.

Die Giftpilze laſſen ſich insgemein durch ein ſchmierigeres Anſehen und durch eine blaue Fleiſchfarbe, wenn man ſie zerbricht, erkennen, ſind aber doch oft den eßbaren täuſchend ähnlich und führen viele Todesfälle herbei. Unter den häßlichſten ſchleimigen krötenfarbigen gibt es auch Giftpilze von der ſchönſten Geſtalt und Farbe. So unſer Fliegenpilz (agaricus muscarius) mit blutrothem, auch gelbem und mit weißen Warzen bedecktem Hute, und darunter ſchöne weiße Blätter und einen weißen Stiel. Nur eine Abart davon ſcheint a. nobilis mit weißem Ringe. Der Pilz hat den Namen von ſeinem Gift, weil man Fliegen damit tödtet. In Kamtſchatka wird ein berauſchendes Getränk davon gemacht, deſſen Kraft ſogar noch im Urin bleibt, daher nach dem wilden Gelage der Herren ſich die Sklaven noch einmal vom Urin der letztern zu betrinken pflegen. Zu den ſchönſten Blätterpilzen gehören ferner a. virgineus und a. eburneus, indem ſie in allen Theilen ſchneeweiß und wie von Elfenbein gedrechſelt ausſehen.

Der König aller Pilze (princeps fungorum) aber iſt der Kaiſerling (agaricus caesarea) mit dem großen ſchöngewölbten goldgelben Hute, den weiße Warzen wie Brillanten zieren, mit gelben Blättern, gelbem Stiel, oben weißem Ringe, weißem Wulſt an der Wurzel. Er iſt 8 Zoll hoch und ſeine Schönheit wird noch durch Wohlgeruch und dadurch erhöht, daß der Pilz geſund und wohlſchmeckend iſt. Er wächst im europäiſchen Süden, der ſich überhaupt durch die edelſten Pflanzenformen auszeichnet. Indem aber ſein weißer Wulſt und Ring und ſeine weißen Warzen nur Reſte der zerriſſenen Schleimhülle ſind, die urſprünglich den ganzen goldgelben Pilz umgab, wie Eiweiß den Dotter, führt er als die vollkommenſte Form, zu welcher es die Flora des Todes und der Verweſung gebracht hat, zu der des Eies, zur primitiven Lebensform der Thierwelt hinüber.

Regiſter zum zweiten Bande.

Maasblumen S. 104. 248
Ablactiren . . . 60
Acajou 119
Ackelei . . 167. 246
Aconitum . 187. 188
Acotyledonen . . 131
Adachis 28
Adanſonia . . . 270
Adlerfarren . . . 212
Adlerholz . . . 278
Adonisröschen . . 164
Aehre 84
Aëridos 276
Agaricus . 331. 337
Agave 179
Ahorn 207
Akazie . 253. 268. 279
Alangium . . . 281
Albizzia 279
Albumen . . . 121
Alcohol . . 125. 128
Aldrovanda . . . 109
Alſonsia 286
Algen . . . 7. 139
Allermannsharniſch 166
Aloë 179
Aloëholz 278
Alpenpflanzen . . 64
Alpenroſe . . . 184
Alraun . . . 53. 262
Alſtrömerie . . . 318
Amaranthe . 123. 250
Amaryllis . . . 241
Amherstia . . . 279
Ammoniak . . 36. 49
Ammoniten . . . 17
Amomum . . . 300
Amphibien . . . 23
Amylum 125
Anagyris . . . 103
Ananas . . 283. 301
Ankerblume . . . 100
Andorn . . . S. 166
Androſporen . . . 105
Anemone 164. 186. 244
Angioſporen . . . 132
Angolan 87
Anguria 323
Anis 233
Anoplotherium . . 28
Antheren 89
Antheridien . . . 108
Anthokyan . . . 102
Anthoxanthin . . 102
Anthracit . . . 6
Anthracotherium . 28
Apfel . . . 119. 254
Aphyteia 273
Aprikoſe . . 256. 274
Araucaria . 195 314
Arecapalme . . . 289
Argemone . . . 244
Ariſtolochia 111. 112. 253. 282. 322
Aroideen 284
Artiſchoke . . . 234
Arum 83. 213
Aſchenkraut . 187. 247
Aſclepias . 267. 282
Assa foetida . . 307
Aſt 67
Aſter . . . 215. 251
Aurikel . . 186. 237
Augentroſt . . . 165
Averrhoa . . . 275
Azalea 267
Bacillarien . . . 141
Baculiten . . . 19
Bärenklau . . . 174
Bärlappen . . . 212
Bärwurz . 167. 214
Baldrian . . 55. 166
Balg 117
Balgpilz 336
Balſam . . . S. 266
Balſamine . 215. 246
Banane 293
Banianenbaum . . 277
Baobab 270
Barbacenia . . . 318
Barrigudo . . . 315
Bartmoos 144. 193. 329
Baſt 59
Batate 298
Bauhinien . 281. 322
Baumfarren . . . 295
Baumwolle . 122. 304
Becherpilze . . . 336
Beere 118
Belemniten . . . 20
Bella donna . . 216
Benedictenkraut . . 166
Benzoë 280
Berberitze . . . 210
Bergamotte . . . 259
Berglilie 214
Bergmehl . . . 21
Bergpflanzen . . 183
Bernſtein . . . 10. 30
Beſenkraut . . . 187
Betelblatt . . . 305
Beutelthier . . . 26
Bildungsſaft . . 59
Bignonia 253. 282. 322
Bilſenkraut . . . 216
Binſe 150
Birke 203
Birne . 117. 119. 254
Bivalven . . . 16
Blaſenpilz . . . 335
Blaſentang . . . 146
Blatt 69
Blattgrün . . . 126
Bleizucker . . . 127
Blüthe 80
Blüthenkorb . . . 84

Blüthenscheide S. 86. 89
Blüthenzweig . . 84
Blumen 88
— gefüllte . . . 91
Blumenfarben . . 100
Blumengeruch . 83. 103
Blumenkalender . 82
Blumenkohl . . . 232
Blumenschlaf . . 111
Blumenstaub . . 104
Blumenuhr . . . 82
Blutpilz 338
Bockebart . . . 166
Bockshorn . . . 185
Bodensee 30
Bohnen 221
Bohnenbaum . . 279
Bombax . . 278. 315
Borke 64
Boviſt 336
Bractea 89
Brand 333
Braſilienholz . . 315
Braunkohle . . . 9
Brotbaum . . . 299
Brombeere . . . 210
Bromelien . . . 283
Brugmansia . . . 284
Buche . . . 204. 313
Buchsbaum . . . 252
Buchweizen . . . 220
Burian 175
Butea 280
Butterbaum . . . 281
Butterblume . . . 164
Cacao 304
Cactus 181
C. grandiflorus . . 82
— speciosus . . 100
Cäſalpinien . . . 279
Calabaßbaum . . 317
Calamiten 8
Calamus rotans . 291
Calendula . . . 82
Calla 238
Calmus 150
Calophyllum . . 280
Cambium 59
Camellie . . 245. 276
Camille 244
Campanula . . . 164
Campecheholz . S. 315
Canarien 281
Canna indica . . 249
Cappern . . 262. 306
Capuzinerkreſſe 123. 246
Carate 279
Careya 283
Carolina 317
Carpesium . . . 87
Caſein 125
Caſſia . . . 280. 315
Caſuarinen . . . 309
Catechu 279
Catiagas . . . . 3·4
Ceder . . . 194. 274
Cedrena 274
Ceja . . . 190. 319
Celluloſe 46
Ceratiten 19
Cerealien . . . 217
Cereus 181
Cerin 126
Chäropotamus . . 28
Chamäleon . . . 25
Champignon . . 338
Charen 149
Chinarinde . . . 306
Chinin 127
Chirimoya . 120. 300
Chocolade . . . 304
Chloroform . . . 127
Chlorophyll . . 71. 126
Chriſtblume . . . 213
Chrysanthemum . 276
Chytridien . . . 140
Cichorie 225
Ciderites 14
Citrone 259
Clarkia 313
Clematis 211
Cluſia 322
Coca 308
Cochenille . . . 182
Cocospalme . . . 287
Colbertia . . . 280
Coloquinthe . . . 235
Conchilien . . . 16
Conferven . . . 141
Coniferen . . 9. 188
Copaiva 315
Coprolith 25
Copuliren . . S. 60
Coriander . . . 233
Corneliuskirſche . 209
Corolle . . . 89. 91
Coulteria . . . 97
Crineide 14
Crocus . . 162. 237
Cryptococcus . . 140
Cujate 317
Cuticula . . . 60. 64
Cycadeen . . . 8. 295
Cycloiden . . . 23
Cypreſſen 10. 193. 275. 312
Cytoblaſt . . 47. 105
Dahlien . 98. 103. 250
Dattelpalme . . . 262
Datura 225
Deckblatt 89
Dextrin 50
Diatomeen . . . 141
Dickblatt 179
Dicotyledonen . 48. 131
Dinkel 219
Dinotherium . . 28
Dionaea muscipula 79
Diptam 83
Diſtel . . 175. 225
Dolde 84
Doldenpflanzen . . 167
Donnerkeile . . . 20
Donzella 108
Dorn 77
Doſt und Dorant . 166
Drachenbaum . . 270
Drachenwurz . . 214
Drüſen 64
Duribaum . . . 300
Dydinamia . . . 87
Ebenholz . . . 278
Ebereſche . . . 207
Eberwurz . . . 186
Eclipta 283
Edelraute . . . 187
Edelweiß 187
Ehrenpeis . 166. 213
Eibenbaum . . . 193
Eiche 205
Eichhaas 331
Einbeere 216
Eisblume . 177. 271
Eiſenholz . . . 278

Elephantenlaus . S. 119
Elzebeer 209
Encriniten . . . 14
Endosmose . . . 43
Engelsüß . . . 212
Engelwurz . . . 167
Enzian 185
Epidendron . . . 276
Epidermis . . . 64
Equisetaceen . . 8. 149
Erbse 221
Erdbeere . . 117. 215
Erdrose 273
Erica 187
Esche . . . 207. 271
Esparsette . 165. 222
Espe 208
Eucalyptus . . . 309
Eugenien . 280. 314
Euphorbiaceen . . 178
Euterpe 82
Exosmose . . . 45
Fadenpilz . . 10. 334
Fächerpalmen . . 292
Farbhölzer . . . 203
Farren 10. 144. 212. 295
Faulthier . . . 29
Federnelke . . . 214
Feige 84. 117. 260. 267. 276. 277
— indianische . . 182
Felsengras . . . 187
Fenchel 233
Fernambukholz . . 315
Fetthenne . 179. 187
Fettkräuter . 167. 179
Feuerlilie . . . 52
Feuerschwamm . . 337
Fichte . . 191. 273
Ficus indica . . 277
— religiosa . . 277
Fingerhut . . . 216
Firniß . . 275. 276
Fische 22
Fischeidechse . . . 24
Flachs 222
— neuseeländ. 305. 310
Flachsseide . . . 223
Flechten . . 142. 184
Fleischpilze . . . 336
Flieder . 85. 210. 252
Fliegenpilz . . S. 338
Flor de coco . . 333
Flußpferd . . . 29
Fourcroya . . 85. 294
Frauenhaar . . 22
Frauenmantel . . 165
Frauenschuh . 215. 313
Frösche 26
Frucht 116
Fruchtknoten . . 89
Fuchsia . . . 87. 318
Gärten, submarine 148
Gagat 11
Gamander . . . 164
Gamswurz . . . 186
Ganoiden . . . 23
Gardenia . . . 276
Gastonia 312
Gavial 24
Gefäße . . . 44. 57
Geißblatt . . . 252
Gelbholz 316
Gelbveilchen . . 246
Gemüse 233
Generation . . . 39
Generatio aequivoca 4. 40
Gentiana . . . 185
Geranien 116. 246. 273
Gerbsäure . . . 127
Gerste 220
Gesnerien . . . 99
Getreide 217
Geum 166
Gewürzkräuter . . 233
Ghumbar . . . 278
Giftbaum . . . 281
Ginseng 307
Ginster 174
Gitterbuff . . . 336
Gladiolus 101. 166. 241
Glaskraut . . . 227
Gleditschien . 253. 313
Glockenblume 164. 248
Gloriosa . . 241. 283
Gnadenkraut . . 166
Goldapfel . . . 300
Goldregen . . . 252
Goldruthe . . . 215
Goniaten . . . 19
Gras . . . 161. 260
Grasbaum . . 309
Grasmeer . . S. 147
Gretchen im Busch 247
Griffel . . . 89. 98
Gürtelthier . . . 29
Gummi . . 125. 268
Gundelrebe . . . 166
Gurke 234
Gutta Percha . . 278
Guyave 300
Gymnosporen . . 132
Haare 71
Haarbälle . . . 142
Haarfaden . . . 99
Haarflechten . . . 143
Haarkronen . . . 122
Habichtkraut . . 225
Haemanthus . . 273
Händebaum . . 99. 315
Hafer . . . 140. 220
Hagebuche . . . 205
Hagedorn . . . 210
Hahnenfuß . . . 164
Haiden 173
Haifische 23
Hanf 221
Harz 126
Hasel . . . 81. 209
Haselwurz . . . 217
Hausschwamm . . 335
Hauswurz . 179. 227
Hebenstreitia . . 103
Hedysarum gyrans 79
Heidegrütze . . . 220
Heidelbeere . . . 216
Heliconia . . . 318
Helleborus . . . 213
Henna 267
Herbstrose . . . 249
Hernandia . . . 281
Herz, das fliegende 247
Heuschrecken . . . 29
Hibiscus 101
Himbeere . . . 210
Himmelfahrtsblümchen 215. 225
Hippuris 150
Hippuritenkalk . . 17
Hirsch 30
Hirschzunge . 122. 212
Hirse 220
Holcus 298

Hollunder . . S. 210
Holz . . . 44. 57. 62
— verſteinertes 12. 64
Holzapfel . . . 209
Holzbirne . . . 209
Holzblatt 281
Honigblume . . . 273
Hopfen 223
Hortenſia . . . 245
Hülſe 117
Hura crepitans . 123
Hutpilz 337
Hyacinthe . . . 239
Hydrangea . 101. 276
Jaca 119
Jahresringe . . . 58
Jambuſe 300
Jasmin 252
Ichthyoſaurus . . 24
Jehovahblümchen . 246
Iguanodon . . . 24
Igelcactus . . . 181
Igelkolben . . . 150
Illicium 103
Immergrün . . . 252
Immortelle . . . 244
Incarvillia . . . 276
Indigo 305
Infuſorien . . . 20
Inga . . . 279. 315
Ingwer 307
Inſekten 30
Inulin 125
Intercellulargänge . 57
Interfoliartheile . 65
Johannisbeere . . 235
Johannisblume . . 163
Johannisbrod 117. 262
Jonquille . . . 275
Ipecacuanha . . 307
Iriartea 291
Irina 278
Iris . . 96. 166. 242
Iſanthiſche Linie . 37
Jungermannia . . 283
Jungfernrebe . . 252
Iusticia 283
Juvia 317
Ixia 241
Ixora 282
Kaffe 302
Kaffein . . . S. 126
Kaiſerkrone . . . 239
Kaiſerling . . . 338
Kalk 12
Kampfer . . 275. 280
Kanonenbaum . . 316
Kapſel 117
Karroſelder . . . 180
Kartoffel 220
Kaſtanien . . . 257
Kat 267
Katzenmünze . 166. 226
Katzenpfötchen . . 224
Kautſchuk . . . 277
Keim 47
Keimknospe . . . 88
Keimzelle . . 105. 107
Kelch 89. 90
Kellerhals . . . 216
Kephalopoden . . 18
Kermes 206
Keulenpilz . . . 337
Kieſer 192
Kienruß 190
Kieſelguhr . . . 21
Kirſche 255
Kirſchlorbeer . . 267
Kleber 125
Klee . . . 165. 222
Kleeſäure . . 127
Klette 225
Knieholz . . 188. 190
Knoblauch . . . 233
Knochenhöhlen . . 30
Knospe 52
Königskerze . 175. 224
Kohl 232
Kohlen 6
Kohlenſtoff . . . 3. 36
Kohlpalme . . . 289
Kokerbaum . . . 272
Kolbe 84
Korallen 13
Korallinen . . . 145
Korkeiche 206
Korkrinde . . . 64
Korkzieherbaum . . 281
Korn 219
Kornblume . . 96. 223
Kothbaum . . . 278
Kragenblume . . 87
Krapp . . . S. 222
Kraut 232
Kreide 20
Kreuzdorn . . . 210
Krokodill 24
Krone . . 67. 89. 91
Kruſtenflechten . . 143
Kryptogamen 104. 131
Ktenoiden . . . 23
Kümmel . . 167. 233
Kürbis . . 118. 235
Kugelpilz . . . 336
Kuhbaum . . . 317
Labiaten . . . 166
Labyrinthodonten . 26
Lärche . . . 64. 190
Lagunenflora . . 149
Lambertnüſſe . . 192
Lappenflechten . . 317
Laubflechten . . . 144
Laubmoos . . . 172
Lauch 233
Lavatera 100
Lavendel . . 166. 234
Lebensbaum . . . 194
Lebenskraft . . . 34
Leberblume . . . 167
Lebermoos . . . 172
Lecanora . . . 144
Leguan 24
Leimkraut . . . 167
Leim 222
Leitmuſchel . . . 16
Lenticellen . . . 55
Lessonia 148
Lethraea . . . 57
Levkoi 246
Lianen . . 319. 321
Libelle 29
Liebe, brennende . 245
Liebesapfel . . . 235
Lilie . . 95. 240. 276
Lilie, ſchwarze . . 243
Linde 206
Linſe 221
Liquidambar . 280. 313
Litchi . 120. 275. 301
Lobelie 318
Loben 19
Löwenmaul . 165. 248
Löwenzahn . 122. 163

Lohblume . . S. 42
Lophioden . . . 28
Lorbeer 261
Lotos 109
Luftblume . . . 276
Luftwurzeln . . . 53
Lungenmoos . . . 217
Luzerne 222
Lychnis . 110. 245. 276
Lycopodiaceae . . 212
Maaßliebchen . . 163
Magnolien . 280. 313
Mahagoni . . . 315
Maiblume . 163. 213
Mais . . . 217. 297
Makrauchenia . . 28
Malven . . 111. 249
Mammea . . . 315
Mammuth . . . 31
Mandel . . 257. 275
Mango 299
Mangoſtane . . . 300
Manioc 298
Manna 266
Mannaeſche . . . 262
Mariendiſtel . . . 176
Marienflachs . . 165
Mark 58
Markſtrahlen . . 59
Maſerholz . . . 62
Maßholder . . . 207
Maſtodon . . . 31
Maſtix . . 265. 318
Mauerpfeffer . . 227
Mauerraute . . . 213
Maulbeere . . . 258
Mauritia . . . 289
Mea 312
Meergras . . . 109
Meerlattig . . . 145
Meerrettig . . . 233
Meerſchwämme . . 145
Meerzwiebel . . . 214
Megalonyx . . . 29
Megaloſaurus . . 24
Megatherium . . 28
Mehl 125
Mehlthau . . . 336
Melaleuca . . . 310
Melde 217
Melia 280
Meliſſe . . . S. 234
Melone 235
Melonenbaum . . 300
Melonencactus . . 183
Membran . . . 42
Mesembryanthemum 271
Metrosideros . 99. 310
Meyran 233
Michelieu . . . 280
Mimoſen
267. 268. 278. 314
Mimosa pudica . . 315
Miralibis jalappa . 318
Miſpel . . . 209. 275
Miſtel 211
Mohn . . . 222. 244
Mohrhirſe . . . 298
Monbraute . . . 212
Mongrove . . . 316
Monocotyledonen 48. 131
Moos . . . 144. 171
— isländiſches . 144
Moosbeere . . . 173
Mora 314
Moraea 272
Morchel 337
Morina 101
Morphin 127
Moſaſaurus . . . 25
Münze 166
Muſaceen . . . 293
Muscatnuß . . . 306
Muſcheln . . . 16
Mutterkorn . . . 303
Myrica faya . . 51
Myricin 126
Myrrhe 266
Myrthe . 261. 309. 314
Nachtblume . 82. 103
Nachtkerze . . 82 313
Nachtſchatten . . 225
Nachtviole . . . 245
Nadelholz . . 9. 188
Nägelein 306
Nahrungsſaft . . 53
Narbe . . . 89. 110
Narciſſe 238
Nashorn 31
Natterkopf . . . 226
Natterzunge . . . 212
Nautilus 18
Nebenkrone . . S. 89
Nectarien . . 89. 98
Nelken 90. 107. 214. 245
Nepenthes . . . 177
Neſſel 226. 276. 282. 316
Netzpalme . . . 286
Neuholland . . . 26
Nicotin 127
Nierenbaum . . . 119
Nieswurz . . . 213
Noſtoch 142
Nummuliten . . 17. 18
Nuß 118
— maldiviſche . 121
— welſche . . . 258
Oculiren 60
Oel . . . 126. 259
Oelpalme . . . 289
Oeninger Schiefer . 29
Ohiothier . . . 31
Ohnblatt . . . 216
Oleander 252
Ophrys 169
Opium . 126. 222. 308
Opuntia 182
Orange 259
Orchis 167
Orchideen . . 97. 323
Orleanbaum . . 317
Orobanche . . . 224
Orſeille 143
Orthoceratiten . . 19
Oscillatorien . . 141
Oſterblume . . . 164
Oxalis . . 279. 318
Oxytropis . . . 276
Pachydermen . . 27
Paeonia 244
Paläotherium . . 28
Palmen . 9. 262. 284
Pampelmuſe . . 301
Pandanen . . . 295
Papierpflanzen . . 305
Pappel 208
Paradiesbaum . . 276
Paramos . . . 314
Parenchym . . . 58
Passiflora . . . 247
Paſſionsblume 247. 322
Paſtinac 167
Paullinien . . . 322

Pawlownia . . S. 276
Pech 190
Pechnelke . . . 214
Peitſchenſtrauch . . 292
Pelargonium . . 246
Pentacrinites . . 15
Perennirende Pflanzen 38
Perlgras 213
Perubalſam . . . 318
Perückenſtrauch . . 252
Petrefacten . . . 1
Pfahlwurzel . . . 55
Pfeffer 305
Pferd 28
Pferdgras . . . 298
Pfeffermünze . . 234
Pfifferling . . . 330
Pfirſich . . 256. 275
Pflanzenextract . . 124
— feſt . . . 50
— gallert . . 125
— nahrung . 49
— ſäuren . . 78
Pflaumen . . . 256
Pfropfen 60
Phanerogamen 104. 131
Photogen . . . 126
Phytocrene . . . 177
Pilze 329
Pinie 192
Pinus 190
— saturni . . . 11
Piriguao 290
Piſang 293
Pisonia 323
Piſtacie 262
Piſtill 89
Placoiden . . . 23
Platane . . 207. 274
Pleſioſaurus . . 25
Plumieria . . . 108
Podocarpeen . . . 280
Poinciana . 282. 318
Polierſchiefer . . 21
Pollen . . . 88. 106
Pollenſchlauch . . 107
Polyanthus . . . 83
Pothos . . 284. 329
Preußelbeere . . 216
Prieſtley'ſche Materie 139
Primeln . . 162. 186
Prinzeſſinnenblatt S. 282
Procelia 87
Protein 47
Protococcus . 115. 139
Protoplasma . . 47
Proteroſaurus . . 24
Pterodactylus . . 25
Pulſatille . . . 186
Puya 318
Pyrethrum . . . 104
Quaſſia 315
Quecke 243
Quitte 255
Rachenblumen . . 94
Radblumen . . . 95
Raden 223
Raffleſia 284
Rainweide . . . 252
Ranke . . . 64. 77
Ranunkel . 164. 244
Rapunzel . . . 215
Raukarden . . . 222
Reinfarren . . . 226
Reis . . . 217. 287
Rennthiermoos 144. 171
Reps 222
Reſeda 246
Rettig 233
Rhabarber . . . 307
Rhexia . . 100. 318
Rhododendron . . 184
Rhyzomorpha . . 335
Riedgras . 150. 161
Rieſenfichte . . . 195
Rieſenlilie . . . 310
Rieſenvogel . . . 31
Rinde 63
Ringelblume . 82. 248
Ringſchnitt . . . 60
Riſpe 84
Ritterſporn . . . 296
Robinie . . 253. 313
Rochea 318
Röhrenblume . . 96
Roggen 219
Rohr, ſpaniſches . 291
Rohrkolben . . . 150
Roſen 97. 243. 275. 313
Roſe von Jericho . 265
— wilde . . . 215
Roſenholz . . . 275
Roßmarin . . S. 173
Rothtanne . . . 191
Rudbekia 313
Rübe 55. 233
Rückenfarren . . . 213
Rum 297
Saflor 235
Safran . . 162. 234
Saftbewegung . . 57
Sagopalme . . . 289
Saifenbaum 269. 317
Saifenkraut . . . 187
Salat 233
Salbaum . . . 278
Salbei . . 166. 234
Salmasia . . . 280
Salvinien . . . 149
Salsola 176
Salzpflanzen . 5. 176
Samen 121
Samenflügel . . 122
Samenknospe . . 106
Samenlappen . 48. 52
Sammetblume . . 248
Sanchezie . . . 150
Sanddorn . . . 276
Sandelholz . . . 278
Sandhafer . 177. 220
Sapan 279
Sapotill 269
Sargaſſomeer . . 147
Sarmentosae . . 281
Saſſafras . . . 313
Satyrium . . . 169
Sauerampfer . . 166
Sauerdorn . . . 210
Sauerklee . . . 214
Saurier 23
Sauroiden . . . 23
Sauvagesia . . . 95
Saxifraga . . . 184
Scabioſe . 164. 249. 273
Schachblume . . 239
Schachtelhalm . . 149
Schafgarbe . . . 165
Schafſchen . . . 149
Schaumkraut . . 165
Schierling . . . 167
Schildflechte . . . 217
Schildkröte . . . 26
Schilf 149

Schimmel . . S. 333
Schlehe 209
Schleuderpilz . . 123
Schlingpflanzen 281. 319
Schlüſſelblume . . 162
Schmetterlingsblüthe 92
Schnecken . . . 16
Schnee, rother 115. 140
Schneeball . . 84. 252
Schneeglöckchen . 214
Schoten 117
Schuppen . . . 89
Schuppenapfel . . 300
Schuppenwurz . . 217
Schwärmfäden . . 108
Schwarzwurzel 122. 166
Schweinsbrodt . . 226
Schwertlilie . . . 242
Scirpus 150
Scitamineae . . . 294
Sedum . . 187. 227
Seeigel 14
Seelilie 15
Seeroſe 109
Segge 150
Seidenbaum . . 315
Sellerie 233
Senf . . . 226. 234
Senesblätter . . 268
Sepie 19
Sevenbaum . . . 193
Shorea 278
Siegwurz . 166. 241
Silberbaum . . . 271
Silberdiſtel . . . 186
Simſe 150
Sipho 17
Siphunkel . . . 18
Sisymbrium . . . 5
Sivatherium . . 28
Somatrauk . . . 282
Sommerwurz . . 224
Sonnenblume . . 249
Sorghum 298
Sotor 269
Spargel 233
Spatha 86
Spathelia . . . 294
Sphagnum . . . 171
Spinat 233
Spindelbaum . . 210
Spiralgefäße . S. 57
Spitzenalge . . . 147
Splint 58
Spore . 88. 105. 121
Stachelbeere . . . 235
Stärkmehl . . . 125
Stamm 56
Stapelia 248
Staubbeutel . . 89. 98
Staubfäden . . 89. 98
Staubflechten . . 143
Stechapfel . 225. 318
Stechpalme . . . 210
Steinbrech . . . 184
Steinkohlen . . . 6
Steinpilz . . . 337
Stengel 56
Steppe 174
Steppenhexe . . . 175
Steppenlicht . . . 175
Sternanis . . . 275
Sternblume . . . 95
Sticta 144
Stiefmütterchen 163. 246
Stinkbaum . 103. 272
Storax . . 265. 280
Strelitzia . . . 294
Strohblume . 96. 224
Sturmhut 188
Sündfluth . . . 32
Süßholz 262
Surturbrand . . 10
Swietenia . . . 315
Sykomore . 267. 269
Tabak . . 122. 307
Tamarinde . 268. 279
Tamariske . . . 275
Tang 145
Tanne 191
Tannenwedel . . 150
Tannzapfen . . . 89
Tapir 28
Taubnessel . . . 224
Tausendguldenkraut 166
Taxus 193
Teichfenchel . . . 155
Teleosaurus . . . 24
Terebinthe . . . 262
Terebrateln . . . 17
Tetracera . . 83. 177
Teufelsbart . . . 186
Teufelsblatt . . S. 282
Teufelsfinger . . 20
Thallus 143
Thauwurzeln . . 55
Thee 303
Theein 126
Theer 190
Thomasbohne . . 279
Thuja . 194. 275. 276
Thymian 174
Tigerlilie 242
Tik 278
Tillandsie . . . 329
Tollkirsche . . . 216
Topfbaum . . . 317
Torfbeere . . . 173
Torfmoor . . 12. 171
Tournefortia . . 101
Torodon 29
Traganth . . . 166
Trauerbaum . . 281
Trauerweide . . . 208
Tremelle 142
Trichostema . . 99
Trilobit 22
Trochiten 15
Trompetenbaum . 253
Trüffel 336
Tuberose 239
Türkenbund . 110. 239
Tulpe . . 239. 275
Tulpenbaum . 207. 313
Tundras 171
Ulme 207
Ulven 145
Umbellaten . . 86. 167
Upas 281
Urania amas. . . 318
— spec. 98. 276. 294
Urpflanze . . . 3
Urticeen 282
Vallisneria . . . 109
Vanille 306
Vaucheria . . . 115
Veilchen 162
Velloxia 318
Venusfliegenfalle 79. 313
Vergißmeinnicht . 163
Versteinerungen . 1
Vögel 26
Vogelkirschen . . 209

Volkameria . . S. 103
Wachholder . . 174
Wachs 126
Wachsbaum . . . 272
Wachsblume . . 248
Wachspalme . 286. 289
Wälder, verſteinerte 12
Waizen 219
Wald . . . 196. 282
Waldgras . . . 213
Waldmeiſter . . . 213
Waldrebe . 211. 252
Warzenpilz . . . 334
Waſſerfaden . . . 145
Waſſerlinſe . . . 48
Waſſernuß . . . 109
Waſſerriemen . . 149
Weberdiſtel . . . 222
Wegtritt 225
Wegwart . . . 225
Weide 208
Weidenröslein . . 154
Weihrauch . . S. 266
Wein . . . 228. 275
Weingeiſt . . . 125
Weinpalme . . . 292
Weinroſe 215
Weinſtein . . . 127
Weißtanne . . . 191
Wellingtonia . . 195
Welſchkorn . . . 297
Wermuth . . . 227
Wicke 165
Wieſenraute . . . 215
Winde . . 215. 322
Windröschen . . 186
Windſamen . . . 123
Wirtel 67
Wolfsmilch . . . 178
Wollbaum . . . 278
Wollblume . . . 224
Wüſtenpflanzen . . 177
Wunderbaum . . 282
Wunderblume . . 248
Wurzel . . S. 48. 52
Xylogen 46
Yamswurzel . . 298
Yſop 166
Yucca 295
Zamia 295
Zapfen . . . 84. 189
Zaſerblume . . . 84
Zehrwurz . . . 83
Zeitloſe 170
Zelle 42
Zellenpflanzen . . 132
Zimmet 306
Zinnia 248
Zirbelfichte . . . 192
Zostera . . 109. 149
Zuckerahorn . . . 313
Zuckerrohr . 125. 302
Zuckertang . . . 146
Zweig 67
Zwergpalme . . . 291
Zwiebel . 52. 55. 233

Die

Naturkunde

im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt

von

Wolfgang Menzel.

III.

Die

Naturkunde

im chriſtlichen Geiſte aufgefaßt

von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.

Buchhandlung von Paul Neff.

1856.

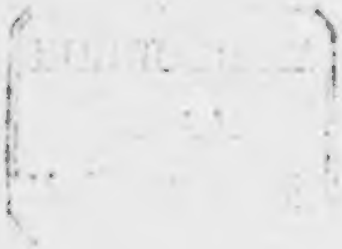

Schnellpreſſendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Achtes Buch: Die Lehre von den Thieren (Zoologie).

Erſte Abtheilung: Anatomie und Phyſiologie der Thiere. 1

1. Allgemeiner Charakter des Thierreichs S. 1. *2.* Die thieriſche Zelle S. 4. *3.* Die thieriſche Nahrung S. 8. *4.* Die Verdauung S. 12. *5.* Das Blut S. 17. *6.* Das Athmen S. 23. *7.* Gliederung des thieriſchen Leibes S. 27. *8.* Die Knochen S. 31. *9.* Muskeln, Fleiſch und Fett S. 36. *10.* Die thieriſche Haut S. 41. *11.* Die Nerven S. 47. *12.* Das Gehirn S. 54. *13.* Der Kopf S. 58. *14.* Der Mund und ſeine Nebentheile S. 61. *15.* Das Auge S. 66. *16.* Gehör- und Stimmorgan S. 72. *17.* Geruchs-, Geſchmacks- und Taſtorgane S. 76. *18.* Hals und Bruſt S. 81. *19.* Arme, Beine, Flügel und Floſſen S. 85. *20.* Die hintern Extremitäten S. 92. *21.* Die thieriſche Fortpflanzung S. 94. *22.* Der Gegenſatz der Geſchlechter S. 102. *23.* Biotomie S. 105. *24.* Der thieriſche Inſtinct S. 108. *25.* Die Temperamente und das thieriſche Glück S. 111. *26.* Schmerz, Krankheit und Tod S. 115. *27.* Nutzen der Thiere und der animaliſchen Extracte S. 119.

Zweite Abtheilung: Die Thiergruppen . . . 125

1. Eintheilung der Thiere S. 125. *2.* Thierzonen S. 128. **A. Die Weichthiere.** *3.* Die Infuſorien. *4.* Die Rhizopoden und Räderthiere S. 137. *5.* Die Polypen S. 141. *6.* Die Quallen oder Meduſen S. 148. *7.* Die Strahlthiere (radiata) S. 152. *8.* Die Muſcheln S. 157. *9.* Die Schnecken S. 164. *10.* Die Kopffüßer (cephalopoda) S. 172. **B. Die Gliederthiere.** *11.* Die Würmer S. 175. *12.* Die Eingeweidwürmer S. 178. *13.* Die Inſekten S. 183. *14.* Das kleine Ungeziefer S. 187. *15.* Die Fliegen, Mücken und Libellen S. 192. *16.* Die Bienen S. 197. *17.* Die Weſpen S. 211. *18.* Die Ameiſen

Seite

S. 213. *19.* Die Grillen und Heuſchrecken S. 221. *20.* Die Schmetterlinge S. 227. *21.* Die Raupen S. 237. *22.* Die Käfer S. 244. *23.* Die Spinnen S. 254. *24.* Die Scorpione S. 263. *25.* Die Cruſtaceen S. 265. **c. Die Wirbelthiere.** *26.* Die Fiſche S. 273. *27.* Die Schlangen S. 288. *28.* Die Eidechſen und Krokodille S. 292. *29.* Die Schildkröten, Kröten und Fiſche S. 297. *30.* Die Vögel S. 302. *31.* Waſſervögel S. 305. *32.* Sumpfvögel S. 311. *33.* Die Steppenvögel S. 315. *34.* Europäiſche Waldvögel S. 323. *35.* Tropiſche Waldvögel S. 330. *36.* Die Raubvögel S. 336. *37.* Säugethiere des Waſſers. Wallfiſche und Seehunde S. 352. *38.* Dickhäuter. Pferde S. 38. *39.* Elephanten und Schweine S. 350. *40.* Die Wiederkäuer. Rinder und Gazellen. *41.* Ziegen, Schafe und Kameele S. 356. *42.* Das Rothwild S. 360. *43.* Nagethiere S. 362. *44.* Die Affen S. 367. *45.* Raubthiere S. 373.

Neuntes Buch: Die Lehre vom Menſchen (Anthropologie). 381

1. Die Vertheilung der Menſchen S. 381. *2.* Die Racen S. 384. *3.* Natürliche Lebensgeſetze als Bedingung der Sitte S. 389. *4.* Die dämoniſche Verführung durch Naturreize S. 392. *5.* Die Naturflucht S. 395. *6.* Die ſ. g. Nachtſeite der Natur S. 397. *7.* Der Gottmenſch S. 401.

Achtes Buch.

Die Lehre von den Thieren (Zoologie).

I. Abtheilung.

Anatomie und Physiologie der Thiere.

1.

Allgemeiner Charakter des Thierreichs.

Das Thierreich ist nur die zweite, höhere Stufe des Organismus. Das Thier hat einen Leib und Organe, entwickelt sich aus einer Zelle, wächst, assimilirt sich fremde Stoffe, pflanzt sich fort und stirbt, wie die Pflanze; aber es wurzelt nicht mehr in der Erde, es bewegt sich frei und hat einen Willen, so oder anders zu handeln. Es besitzt nicht blos eine Lebenskraft, wie die Pflanze, sondern auch eine Seele und kommt insofern unter allen Geschöpfen dem Menschen am nächsten, bildet zu ihm den Uebergang von den Pflanzen, wie die Pflanzen den Uebergang bilden zu den Thieren von den Steinen.

Man hat angenommen, daß Pflanzen- und Thierreich in den niedrigsten Entwicklungen noch in einander übergehen. Die kleinsten Algen sind für Infusionsthierchen, diese wieder für jene angesehen worden. Einige Forscher haben geglaubt, mit eigenen Augen zu sehen, wie sich lebhaft bewegte Infusionsthierchen zu Conferven zusammengelegt und nunmehr als Pflanzen in vollkommene Ruhe begeben hätten. Andre haben umgekehrt Pflanzenfäden sich in Infusorien auflösen zu sehen geglaubt. Indeß hat

das vegetative wie das animaliſche Leben ein ſo beſtimmtes vom andern ſcharf unterſchiedenes Geſetz, daß nicht eines in das andre übergehen kann. Daher läßt ſich vorausſagen, jene zweifelhaften Weſen werden alle noch entweder als Pflanzen oder als Thiere ausſchließlich erkannt werden. Es gibt nur Metamorphoſen innerhalb der gleichen Gattung. Die Raupe wird Puppe und Schmetterling, der Polyp wird Meduſe, immer aber bleiben ſie Thiere. Wir haben im Capitel von den Pilzen die Möglichkeit zugegeben, daß im verweſenden Organismus die Einzelzelle noch Lebenskraft genug beſitzen könne, um einen neuen Organiſationsprozeß andrer Art zu beginnen. Allein auch in dieſem Fall zeigen ſich Pflanzenzellen vorzugsweiſe zur Hervorbringung von neuen Pflanzen, Thierzellen zu der von neuen Thieren geneigt. Faulende Pflanzen ſchimmeln, faulende Thierſtoffe bekommen Würmer. Vgl. Pineaus ſchöne Verſuche in Frorieps neuen Notizen XXXIV. 3.

Ehrenberg machte in den Abh. der Berliner Academie 1836 S. 126 die geniale Bemerkung, die niedrigſten und kleinſten, nur mit dem Mikroſkop erkennbaren Thierchen, die kieſelgepanzerten Infuſorien pflegten ſich gern in Maſſe da zu bilden, wo Pflanzen fehlen, ſonderlich in ganz ausgebranntem, vegetationsloſem vulkaniſchem Boden, wie denn auch im Meere, wo viele Tange (Pflanzen) vorkommen, die Korallen und Infuſorien (Thiere) fehlen und umgekehrt.

Das Kennzeichen der Thierwelt iſt Freiheit und Kampf. Das Thier iſt, wenige ſehr niedere Thierclaſſen ausgenommen, nicht an den Ort gebunden, ſondern kann fort, bewegt ſich, wohin es will. Und das Thier duldet nicht alles, was kommt, noch verhält ſich ruhig, ſondern wehrt ſich und greift ſelber an, es vermag zu kämpfen. Darin liegt ſein Hauptunterſchied von der Pflanze. Indem es aber mit größerer Gewalt in ſeine Umgebung hineindringt, empfängt es auch von derſelben wieder ſtärkere Eindrücke als die Pflanze. Das Thier empfindet durch Sinne, es reflectirt in einem ſeeliſchen Spiegel die ganze Außenwelt mittelſt ſeines Auges.

Wie in der Vegetation die Electricität incarnirt iſt, ſo in der Animaliſation der Magnetismus. Wir haben den Magnetismus als die Tendenz erkannt zur Befreiung ſowohl vom Erdcentrum (von der Schwere) als vom Aequator (der Sonnenwirkung). Dieſe Tendenz zu abſoluter Freiheit des Individuums von ſolarer wie planetarer Beherrſchung erreicht ihr Ziel erſt in der Schöpfung des frei ſich bewegenden Thieres und zu-

letzt in der Schöpfung des Menſchen, der mit ſeinem Geiſte ſogar im Stande iſt, ſich ganz außerhalb Sonne und Planet in den Urquell alles Seyns zu verſetzen und in Gott ſelbſt zu verſenken.

Die Pflanzen ſaugen Kohlenſtoff ein und hauchen Sauerſtoff aus, die Thiere umgekehrt. In dieſer ſteten Wechſelwirkung ſpenden ſie einander denjenigen Beſtandtheil der Luft, der ihnen der unentbehrlichſte iſt. Im Uebrigen enthalten alle Thiere Stickſtoff, welcher den Pflanzen fehlt. In zweifelhaften Fällen kann man durch chemiſche Unterſuchung erkennen, ob ein unbekannter Stoff oder ein niedriges zwiſchen einer Alge und einem Infuſionsthier ſchwankendes Geſchöpf Pflanze oder Thier iſt. Findet man Stickſtoff bei ihm, ſo iſt es ein Thier.

Wie auf die Luft ſo übt die Thierwelt auch Einfluß auf Waſſer und Erde. In das Meer gehen thieriſche Stoffe aus unzählbaren lebenden und todten Thieren über, und ganze Strecken Landes ſind, wie ſchon im fünften Buch bemerkt iſt, aus thieriſchem Stoff gebildet, Korallenbänke, Muſchelkalk, Kreidegebirge, Kieſelguhr ꝛc.

Aber wie die ganze Erde, Länder und Meere, Steine und Pflanzen, ſo ſind auch die Thiere nur um des Menſchen willen geſchaffen. Wenn auch ſcheinbar frei und unabhängig, müſſen ſie doch alle zuletzt auf irgend eine Weiſe dem Menſchen dienen. Sie dienen ihm aber nicht blos zur Nahrung, zur Kleidung, zum Laſttragen ꝛc., ſondern auch als Seelenſpiegel. Indem ſie durch eine unausfüllbare Kluft vom Menſchen geſchieden ſind und wie die lebloſen Steine und ſeelenloſen Pflanzen nur in der irdiſchen Zeitlichkeit mit ihm in Beziehung treten, ohne je die Ewigkeit mit ihm theilen zu können, hat Gott dennoch in ihren Trieben und Leidenſchaften und ſchon in ihren Phyſiognomien die Menſchheit abgeſpiegelt. Die Thierwelt iſt daher von uralter Zeit her als ein lebendiges Lehrbuch für die Menſchen angeſehen worden. An guten wie an böſen Thieren hat man die guten und böſen Eigenſchaften des Menſchen wiedererkannt und der Thiere Beiſpiel (in den Fabeln) den Menſchen zur Ermunterung oder Warnung aufgeſtellt. Wenn auch das Thier nie mit ſittlichem Bewußtſeyn, ſondern nur im angebornen Inſtinkt handelt, ſo fordert es um ſo mehr durch ſein Beiſpiel den mit ſittlichem Bewußtſeyn und Urtheil begabten Menſchen auf, im Guten nicht hinter dem Thier zurückzubleiben und im Böſen nicht zum Thier hinabzuſinken.

Unſere Sprache iſt mangelhaft in Bezug auf die Unterſcheidung der verſchiedenen Begriffe, die man unter dem Worte Seele zuſammenfaßt.

Unter der Seele des Menſchen verſteht man ſeine ewige Perſönlichkeit abgeſehen von ſeiner irdiſchen Leiblichkeit, zum Unterſchiede vom Geiſte, der etwas Allgemeines iſt und an dem nur jedes vernünftige Weſen ſeinen Antheil hat. Da nun aber die Thiere keine ewige Perſönlichkeit anzuſprechen haben, ſo paßt auch auf das, was in ihrer Individualität einen Willen äußert, der Name Seele nicht, oder müßte man ihnen wenigſtens ausdrücklich nur eine zeitliche Seele zuſchreiben. Aber auch die Zeitlichkeit iſt nicht das allein Unterſcheidende zwiſchen Thier- und Menſchenſeele. Der Unterſchied liegt vielmehr im Sittlichen, was dem Thiere ganz fehlt, und in der Vergeſellſchaftung mit dem Geiſte, an dem das Thier ebenfalls keinen Antheil hat.

Aus den Phyſiognomien, wie aus den Handlungen der Thiere treten uns ſo viele Abſcheulichkeiten entgegen, daß wir gewohnt ſind, darin nicht nur Spiegel der Laſter zu ſehen, ſondern dieſe Züge auch unwillkührlich auf die Perſönlichkeit des Urböſen, auf den Teufel übertragen. Und doch iſt in den Thieren nichts wirklich Dämoniſches. Sie ſind alle von Gott geſchaffen und ſo, wie er wollte, daß ſie ſeyn ſollten. Er erließ ein Verbot an die Menſchen, aber nicht an die Thiere. Die Thiere haben zum Theil den Ausdruck häßlicher Leidenſchaften und thun nach unſerm Begriffe Böſes, aber ſie folgen ohne freien Willen, ohne Wahl, ohne Bewußtſeyn des Beſſern, alſo auch ohne Verantwortlichkeit nur ihrem angebornen Inſtinkt, ſelbſt in dem hinterliſtigſten und grauſamſten Zerſtörungstriebe. Dennoch irren wir nicht, wenn wir ſie für einen Spiegel der menſchlichen Laſter halten, ſofern der Menſch ſich, uneingedenk ſeiner höheren Beſtimmung, in ſeinen Laſtern zur Nachahmung des Thieres erniedrigt.

Die ſ. g. böſen Thiere und die menſchlichen Laſter ſtehen allerdings in einer Wahlverwandtſchaft. Man ergründet die Weisheit und den tiefen Ernſt, der in der Schöpfung der Thiere liegt, nicht ganz, wenn man das Vorhandenſeyn jener widrigen und grauſamen Creaturen nur durch den Nutzen zu erklären ſucht, den ſie in der Oekonomie der Natur gewähren, inſofern ſie theils ſchädliche Stoffe, Unrath, Fäulniß und Aas, theils anderartige ſchädliche Thiere ſelbſt wegräumen. Dieſer Zweck hätte erreicht werden können, ohne daß uns jene Thiere Grauen und Abſcheu hätten erwecken dürfen. Grade das, was uns an ihnen ſo in tiefſter Seele zuwider, ja wirklich gefährlich und furchterregend iſt, gehört in den Plan ihrer Schöpfung. Sie ſollten ein Spiegel des Böſen ſeyn,

das unſer böſer Wille gebiert. Das Böſe ſollte durch den Menſchen nicht ausgedacht und vollbracht werden, ohne ſeinen treuen, beſchämenden und zugleich abſchreckenden Spiegel in der Natur zu finden.

Man geht ſchwerlich zu weit, wenn man die Vermuthung ausſpricht, die Thiere ſeyen nur ſo, wie ſie ſind, weil ſie im Rapport ſtehen mit der Menſchheit. Die alte Vorſtellung, nach welcher alle Thiere im Paradieſe gut, friedlich und fromm waren, ehe der Menſch ſündigte, wird zwar in herkömmlicher Weiſe durch die Thatſache widerlegt, daß die Zähne des Tigers ein für allemal zum Zerbrechen, Zerfleiſchen und Freſſen knochiger, fleiſchiger und warmblütiger Thiere geſchaffen ſind. Allein was es auch mit der Beſchaffenheit und Ernährung der Thiere im Paradieſe für eine Bewandtniß gehabt haben mag, die Thierwelt mit ihren Trieben und Leidenſchaften ſteht doch ſeit dem Sündenfall in unverkennbarem Rapport mit denen der Menſchen. Auch die gangbare Meinung, nach welcher die Thiere eine Uebergangsſtufe von den Pflanzen zu den Menſchen ausfüllen und inſofern mit ihren Inſtinkten in die Triebe der Menſchen in einem ununterbrochenen Aufſteigen hinüberführen, reicht nicht aus, das ſ. g. Böſe in den Thieren zu erklären. Denn Uebergänge aus dem niederen Organismus in den höheren könnten an ſich nur eine leibliche Bedeutung haben, keine pſychiſche, noch weniger eine ſittliche. Das ſ. g. Böſe in den Thieren ſtellt keine Uebergangsſtufe dar, ſondern einen Rückſchlag aus der pſychiſchen und ſittlichen Sphäre des Menſchen in die Thierwelt. Es iſt nur erklärbar aus einer Thatſache, die jenſeits der Thierwelt einzig in der menſchlichen Sphäre vorkommt. Die Thierwelt verräth gerade hier, daß ſie nichts für ſich Gültiges iſt, ſondern einen weſentlichen Theil ihrer Charakteriſtik erſt in Rückſicht auf die Menſchheit und im Dienſt derſelben empfangen hat.

In ſeinem eben erſchienenen Werk über Mythologie ſagt der Philoſoph Schelling S. 221: „Wozu dieſer in Gebirgen und Felſen nutzlos für phantaſtiſche Formen verſchwendete Stoff? Konnte ein Gott oder irgend ein moraliſches Weſen in einer ſolchen Production ſich gefallen? wozu dieſe Geſtalten der Thiere, die uns zum Theil fabelhaft, zum Theil monſtrös anlaſſen, an deren Daſeyn, von dem ſich größtentheils kein Zweck einſehen läßt, wir nicht glauben würden, wenn wir ſie nicht vor Augen ſähen? wozu das viele Anſtößige in den Handlungen der Thiere? wozu überhaupt dieſe ganze Körperwelt? warum iſt nicht, was uns vollkommen begreiflich erſchiene, eine blos reine Geiſterwelt?“

Schelling beantwortet dieſe Fragen nicht befriedigend, allein es iſt ſchon löblich, daß er ſie aufwirft. Wie die Natur überhaupt, ſo enthält insbeſondere die Thierwelt beſchämende Räthſel für den Menſchen; den einzig auflöſenden Schlüſſel dazu aber trägt er in ſeinem eigenen Gewiſſen.

2.

Die thieriſche Zelle.

Der thieriſche Leib beſteht, wie die Pflanze, nur aus Zellen und wächst aus einer Urzelle, der Keimzelle im Ei, hervor. Die Zelle des Thieres entſteht aus dem animaliſchen gallertartigen Urſchleim (Protein), wie die Zelle der Pflanze aus dem vegetabiliſchen Urſchleim (cambium). Das Protein enthält alle vier Urſtoffe (Sauer-, Waſſer-, Stick- und Kohlenſtoff), iſt alſo gewiſſermaßen ein Auszug aus der ganzen anorganiſchen Natur. Die franzöſiſchen Gelehrten nennen dieſen Urſchleim sarcode, Urſtoff des künftigen Fleiſches, oder gelée vivante (vgl. Dujardin, zoophytes p. 38).

Die Zelle bildet ſich aus dem Urſchleim, indem der letztere zu einer Membran oder Zellenhaut zuſammenrinnt. Auch beim Thier iſt dieſe Membran die Hauptſache, wie bei der Pflanze. In ihr müſſen wir die erſte Lebensfunktion ſuchen. Sie bildet eine hohle Kugel, ſaugt ein und ſtößt aus, verändert den Stoff und vermehrt ſich durch Anſatz neuer Membrane in derſelben Zelle, oder durch Theilung und Vervielfältigung der Zellen.

In der Membran liegt ein Urgegenſatz ſchon vorgebildet. Nach Kölliker ſpaltet ſich die Keimhaut im Ei der Inſekten in ein ſeröſes und muscöſes Blatt, aus dem erſten gehen die Nerven, aus dem zweiten die Därme hervor, zwiſchen beide kommt das Herz zu liegen, aus den Därmen wächst die Leber hervor. (Erichſon, Archiv 1843 III. 151.) Das zeigt uns den Weg, den der Organismus nimmt, um aus der einfachen Zelle zu einem reichen Syſtem leiblicher Organe zu gelangen. Erſt in dem Maaß, in welchem ſich neue Organe von der Urmembran abblättern und abzweigen, theilt ſich die organiſche Lebenskraft überhaupt. In der Membran der Urzelle ſcheint dieſe Lebenskraft noch ungetheilt die Funktion aller einzelnen Organe zu übernehmen. Es gibt Infuſionsthierchen, die nur aus einer ſchleimigen durchſichtigen Zelle zu beſtehen ſcheinen, bei denen man weder einen Bewegungsmuskel, noch einen die Muskeln in Be-

wegung ſetzenden Nerven zu erkennen vermag, die ſich aber dennoch ſehr munter bewegen, bei denen man alſo vorausſetzen muß, die Membran der Urzelle ſchließe die noch ungetrennten, noch gar nicht zur beſondern Entwicklung gekommenen Funktionen ſowohl der Muskeln, als der Nerven in ſich.

Die thieriſche Zelle iſt viel ſtärkerer Erhärtung, ja Verſteinerung, aber auch viel linderer Erweichung und Verwäſſerung fähig, wie die Pflanzenzelle. Im Uebrigen folgt ſie denſelben Richtungen, indem die Zellen entweder in der Fläche neben einander liegen, wie in allen Häuten, oder ſich über einander legen und in linearer Richtung eine Faſer bilden, wie in den Muskeln und Haaren.

Jedes Thier hat ein gewiſſes Maaß ſeiner Größe und Geſtalt, der Ausbreitung ſeiner Organe. Es wächst, bis es daſſelbe erreicht hat; aber auch dann noch ſcheidet es fortwährend Stoffe aus und nimmt neue auf. Dabei ſterben immer alte Zellen ab oder werden ausgeſtoßen und entſtehen neue. Die Entſtehung neuer Zellen aber geſchieht immer nur mittelſt des Blutes. Das Thier frißt, ſchlingt den Fraß in ſeine Därme hinab und verdaut ihn. Aus dem verdauten Speiſebrei in den Därmen ſcheidet ſich der Nahrungsſaft (chylus) aus, indem er von den ſ. g. Lymphgefäſſen aufgeſogen und in die Adern oder deren Mittelpunkt, das Herz, geführt wird, wo er Blut wird. Das Blut kommt (in den Lungen oder durch eine andere Athmungsweiſe) mit der äußern Luft in Berührung, nimmt Sauerſtoff aus derſelben auf und wird dadurch erſt geſchickt, die Eigenſchaften der Urzellen anzunehmen, und indem es durch die ſ. g. Haar-, d. h. haarfeinen Gefäße in alle Theile des Leibes ſich verzweigt, ſetzt es auch in allen Organen, wo es nöthig iſt, neue Zellen an. Das Blut ſelbſt beſteht daher nur aus kleinen Zellen, jedoch nicht von einer ſtetigen, ſondern von einer wandelbaren, leicht in andre Formen übergehenden Beſchaffenheit. Die ſ. g. Blutkörperchen ſind nicht wahre Urzellen, ſondern nur das Material dazu. Die Eigenſchaft, neue Zellen anzuſetzen, inhärirt dem beſonderen Organ, in welchem es geſchieht, und nicht dem Blute, aber ohne das hinzukommende Blut wäre nur eine Fähigkeit vorhanden, der das Mittel fehlte.

Nach einem unabänderlichen Geſetz geht aus dem Urkeim jedes Thieres bei ſeinem erſten Entſtehen und aus dem Blut während ſeines Fortlebens immer nur diejenige Menge und Art von Zellen hervor, die ſeiner Art gehören. Das Wachsthum kann hier, wie auch bei den Pflanzen, gehemmt oder gefördert, aber nach ſeiner Art nie geändert werden.

Im Urkeim liegt immer ſchon eine Doppelrichtung der thieriſchen Bildung nach der Seite hin, in welcher das Thierreich noch mit dem Pflanzenreich zuſammenfällt, und nach der rein thieriſchen Seite hin. Auf der einen, der vegetativen Seite, bilden ſich die Organe der Ernährung, des Wachsthums und der Fortpflanzung, auf der andern, der animaliſchen, die Organe der Bewegung und der Sinne aus. Der leibliche Antheil jener Seite iſt der Bauch, auf dieſer Seite dagegen liegen Bruſt, Gliedmaßen und Kopf.

Die thieriſche Zelle kommt vor in der Größe von $^1/_{50}$—$^1/_{500}$ Linie. Die Haut des Menſchen läßt auf ihrer Oberfläche 150,000 Millionen Einzelzellen zählen, die wie Pflaſterſteine dicht neben einander liegen. In den Häuten des innern Körpers bemerkt man am äußern Theil der Zellen unendlich feine Flimmerhärchen. Ganz locker ſchwimmen die Zellen in Blut, Milch, Speichel ꝛc. Ausgetrocknet und flach veräſtelt erſcheinen ſie in den Knochen. Beim Wachsthum mehren ſich die Zellen immer nur durch Theilung der ſchon vorhandenen Zellen, den Stoff zur Vermehrung aber gewinnt die ſchon vorhandene Zelle erſt immer durch den Hinzutritt des Blutes. Die Blutzelle wird nicht unmittelbar Muskel oder Knochenzelle, ſondern gibt nur den Stoff dazu her.

3.

Die thieriſche Nahrung.

Die erſte Funktion der Membran ſchon in der Urzelle des Keims iſt das Einſaugen, und das erſte Material, aus welchem beim erwachſenen Thier das Blut als das fortbildende, Wachsthum befördernde, neue Zellen erzeugende Princip hervorgeht, iſt die thieriſche Nahrung oder das vom Thier verſchlungene Futter. Das Thier muß immer in ſich ſaugen, flüſſige Stoffe trinken, feſte freſſen und in ſeinem Innern verdauen, um Blut zu bekommen.

Die Nahrung der Thiere iſt von der der Pflanzen gänzlich verſchieden, denn die Pflanze lebt von anorganiſchen, das Thier nur von organiſchen Stoffen. Die Pflanzenwelt mußte vorhergehen, ehe Thiere leben konnten, denn das Thier kann nichts anders freſſen, als Pflanzen oder Thiere. Demnach theilt man alle Thiere in zwei große Klaſſen, die der pflanzen- und die der fleiſchfreſſenden Thiere. Es gibt Thiere, die ſo ziemlich alle Arten von organiſchen Stoffen freſſen, und wieder andre,

die nur auf eine einzige Art Nahrung angewieſen ſind. Viele Inſektenlarven z. B. leben nur auf einer einzigen Pflanzenart, viele Eingeweidewürmer nur in einem beſtimmten Thier, ja nur in einem beſtimmten Organ deſſelben. Einige Thiere verſtehen Nahrung aus Stoffen zu ſaugen, die uns Menſchen ungenießbar wäre. Eine Menge Würmer und Inſektenlarven halten ſich in Miſt und Aas auf; eine Käferlarve (callidium) frißt ſich ſogar tief in Blei ein. Erichſon, Archiv 1845 II. 79. Daß ſo viele ekelhafte Stoffe zur Nahrung von Thieren dienen, iſt eine weiſe göttliche Einrichtung, weil ſolche Stoffe, wenn ſie liegen blieben, die Luft verpeſten würden. Im Orient ehrt man den wilden Hund, den Ibis und Geyer, weil ſie das auf der Straße liegen bleibende Aas wegfreſſen und ſomit die Luft reinigen. Unzählbare Inſekten dienen zu ähnlichen Zwecken.

Je lebhafter und beweglicher das Thier, deſto mehr bedarf es Nahrung, weil es durch ſeine Anſtrengungen Stoff aus ſich ausſcheidet, ausſchwitzt, ausathmet ꝛc., der wieder erſetzt werden muß. Je jünger das Thier, deſto mehr bedarf es Nahrung zum Wachsthum. Pflanzenfreſſer brauchen eine größere Menge Nahrung, bei Fleiſchfreſſern iſt die Menge geringer, die Speiſe aber nahrhafter. Bei niedern Thieren und bei den Jungen höherer Thiere genügt flüſſige Nahrung, je höher das Thier, je mehr erfordert es auch eine feſtere Nahrung. Da die Nahrung nicht blos gegeſſen, ſondern auch theilweiſe geathmet und durch die Haut eingeſogen wird, können manche Thiere leben, ohne je zu trinken, indem ſie die Feuchtigkeit aus der Luft einathmen. Ohne zu eſſen, können die Thiere nur eine gewiſſe Zeit, auf längere Zeit aber nur in bewußtloſem Zuſtande, im Winterſchlaf oder im Scheintode der Erſtarrung leben, in welchem Fall ſie ihr Leben theils durch langſames Aufſaugen des eignen Fetts, theils durch Einſaugen nährender Stoffe aus der nächſten Umgebung friſten.

Die größte Gefräßigkeit hat man bei jungen Raupen beobachtet, die an einem Tage mehr freſſen, als ſie wiegen, ſich daher auch ſchnell vergrößern. Den größten Biſſen nehmen kleine Polypen (hydra) und Schlangen zu ſich, die durch außerordentliche Ausdehnung des Mundes fähig werden, Körper zu verſchlingen, die viel dicker als ſie ſelbſt ſind. Der Wallfiſch dagegen, das größte unter allen lebenden Thieren, 70 bis 100 Fuß lang, verzehrt nur die kleinſten Meerthiere und hat niemals einen eigentlichen Biſſen im Munde.

Der erwachsene Mensch verliert täglich durch das Ausathmen verbrannten Kohlenstoff ½ Pfund, ferner an Flüssigkeiten im Athem 1 und Schweiße 2½, im Urin 3, in der Fäces ½, demnach überhaupt 7½ Pfund, die er durch Essen, Trinken und Einathmen wieder ersetzen muß. Man unterscheidet als echte Nahrungsmittel die stickstoffhaltigen, die ins Blut übergehen können, von den stickstofffreien Stoffen, die nur dem Athmungsprozesse dienen. Wird die Nahrung nicht im Körper verarbeitet, so lagert sie sich darin als Fett ab, dem immer der Sauerstoff fehlt. Wird dagegen der durch Anstrengung des Körpers ausgeschiedene Theil nicht hinreichend durch neue Nahrung ergänzt, so magert der Leib ab.

Durch Mulder sind alle Nahrungsstoffe reducirt worden auf einen Stoff, dem er den Namen Protein gegeben hat von πρωτεύω ‚ich nehme den ersten Platz ein'. Das Blut und alle Bestandtheile des Blutes sind hiernach Verbindungen dieses Proteins mit wechselnden Mengen von andern nicht organischen Substanzen. Mulder fand ferner, daß der in Wasser unlösliche stickstoffhaltige Bestandtheil des Weizenmehls, das Pflanzenfibrin, durch Behandlung mit Kali dasselbe Zersetzungsprodukt, nämlich Protein, liefert, und es hat sich zuletzt ergeben, daß Pflanzenalbumin und Pflanzencasein sich gegen Kali genau so verhalten, wie Thieralbumin und Thiercasein. Soweit als unsere Forschungen reichen, kann man es demnach als ein Erfahrungsgesetz betrachten, daß die Pflanzen in ihrem Organismus Proteïnverbindungen erzeugen und daß sich aus diesen Proteïnverbindungen die zahlreichen Gebilde und Bestandtheile des Thierkörpers unter Mitwirkung des Sauerstoffs der Luft und der Bestandtheile des Wassers durch die Lebenskraft entwickeln.

Die Verschiedenheit der Nahrungsmittel entspricht durchgängig den verschiedenen Modifikationen des Bedürfnisses nach Klima, Lebensweise ꝛc. Liebig bewundert daher an mehr als einem Ort die Weisheit des Schöpfers, der die Mittel überall und ausschließlich da schuf, wo ausschließlich das Bedürfniß vorhanden war. „Unerforschlich, sagt er, wird es immer bleiben, wie die Menschen auf den Genuß eines heißen Aufgusses von Blättern gewisser Stauden oder die Abkochung gerösteter Samen gekommen sind; es muß eine Ursache geben, welche erklärt, wie er ganzen Nationen zu einem Lebensbedürfniß geworden ist. Noch weit merkwürdiger ist es gewiß, daß die wohlthätigen Wirkungen auf die Gesundheit in beiden Pflanzenstoffen einer und derselben Materie zugeschrieben werden müssen, deren Vorhandenseyn in zwei Pflanzen, welche verschiedenen Pflan-

zenfamilien und Welttheilen angehören, die kühnſte Phantaſie nicht vorausſehen konnte. Nicht minder bemerkenswerth iſt es gewiß, daß der fleiſcheſſende Indianer in dem Tabaksrauchen ein Mittel entdeckte, welches den Umſatz ſeiner Gebilde verlangſamt und damit den Hunger erträglicher macht, daß er dem Genuſſe des Branntweins nicht zu widerſtehen vermag, der in ſeinem Körper als Reſpirationsmittel dient und die Funktion ſeiner umgeſetzten Gebilde übernimmt.“ Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Chemiker, nachdem ſie die Reducirung des Mannigfaltigen auf einfache Urſtoffe ſo weit als möglich getrieben haben, nun auch wieder, wie hier Liebig gethan, den gehörigen Werth auf die in der Natur wirklich vorkommenden Verſchiedenheiten, ihren Zweck und ihre Bedeutung legen. Denn es iſt nicht blos der verſchiedene an der Zunge erprobte Geſchmack der Nahrungsmittel, auf den es hier ankommt, ſondern die Wirkung jedes einzelnen auf den beſtimmten Organismus, dem es zuſagt. Und gewiß hat Gott in alle eßbaren Stoffe für die Thiere und Menſchen, welche davon genießen, beſondere wohlthätige Kräfte gelegt, die zum großen Theil noch des Schöpfers Geheimniß ſind. Noch kennen wir weder die Heilkräfte, noch die Nahrungskräfte überall da, wo ſie doch vorhanden ſind.

Eigentlich iſt die Nahrung oder Speiſe eine dreifache, und zwar iſt die Urnahrung der niedrigſten Thiere wie des neugebornen Menſchen eine flüſſige, die feſte kommt erſt ſpäter und eben ſo die mit der Luft eingeathmete. Das Thier trinkt, bevor es ißt, und erweicht, verwäſſert auch noch die feſte Speiſe durch Speichel, Magenſaft ꝛc. Thiere, die nie trinken, z. B. Inſekten im alten Holz, ſtehen doch mit dem Waſſerdunſt der Luft in Verbindung. Was die Luft ſelbſt betrifft, ſo dient ſie dem Thier, indem es ſie einathmet, wenigſtens unmittelbar zur Nahrung, denn das Blut, aus dem der Leib wächst und ſich erhält, iſt ohne Zutritt der Luft in den Lungen nicht vollendet.

Die Entbehrung von feſter Speiſe (der Hunger) und von flüſſiger (der Durſt), ſo wie wenigſtens bei höheren Thieren auch der Mangel an Luft muß das Thier allmählig tödten, weil es ſich verzehrt, ohne ſich ergänzen zu können, weil dem Leben und der Bewegung in den Organen der zu ſteter Erneuerung beſtimmte Stoff fehlt und weil dieſe Organe alsdann, wie Räder in einer Maſchine, ſtocken und ſchwinden. Indeß wäre dieſes Verſchmachten ſchmerzlos, wenn nicht, wenigſtens bei allen höheren Thieren, die Organe zum Suchen der Nahrung und zur

Luſt an der Nahrung geſchaffen wären, daher ihnen die Entbehrung derſelben nothwendig Unluſt bereiten muß.

Der Hunger ſchmerzt nur, weil der Magen, einmal zur Thätigkeit geſchaffen, wenn er keine Speiſe zu zerreiben hat, ſeine eignen innern Wände zerreibt, und wenn er mit ſeinem ſcharfen Saft keine Speiſe zerſetzen kann, ſich damit ſelber durchätzt und zerlöchert. Könnte der Magen ruhen, ſo würde man ſtill und ſchmerzlos Hungers ſterben. Der Durſt ſchmerzt nur, weil ohne Trinken die Austrocknung und brennende Hitze des Schlundes und Magens unleidlich wird. Das Erſticken in Luftmangel ſchmerzt nur, weil die Lunge in einer noch weniger zu unterbrechenden Bewegung nach Luft ſchnappt, wie der Magen nach Speiſe und Trank.

Die der Ernährung dienenden Organe bilden ſich bei den Thieren nach dem Element, in dem ſie leben, nach der Beſchaffenheit des Nahrungsſtoffes aus und vermehren und verfeinern ſich in dem Maaße, wie der Ernährungsprozeß ſelbſt künſtlicher iſt. Die Größe und Geſtalt, die Gliederung und das Temperament der Thiere, überhaupt der Unterſchied der Thierklaſſen, hängt zwar nicht allein von der Nahrung ab, ſteht aber mit derſelben in ſehr genauer Verbindung. Die Thiere veredeln und verfeinern ſich ihrem innern Bau nach in der Stufenfolge, in welcher zu dem einfachen Magen oder Darm, in dem ſie die Nahrung verarbeiten, neue und höhere der Blutbildung dienende Organe (Leber, Herz, Lunge ꝛc.) hinzutreten. Und eben ſo äußerlich in der Stufenfolge, in welcher neue äußere Organe der Bewegung, des Greifens, des Suchens ꝛc. den Thieren die Herbeiſchaffung der Nahrung leichter machen. Es bilden ſich am Munde Fühler und Taſter, um die Nahrung zu ſuchen, Fangarme und Krallen, um ſie zu faſſen, Kiefer und Zähne, um ſie zu zermalmen, Schleimdrüſen, um ſie zu erweichen. Auch die Bewegungsorgane, Füße und Flügel, ſo wie die Sinnorgane, namentlich im Auge, ſind zunächſt darauf berechnet, daß die Thiere mittelſt derſelben die ihnen unentbehrliche Nahrung aufſuchen und faſſen können.

4.

Die Verdauung.

Die innere Höhlung des Thiers, in welche der Nahrungsſtoff oder die Speiſe aufgenommen und in der ſie verarbeitet (verdaut) wird, heißt, wenn ſie ſackartig erweitert iſt, **Magen**, wenn ſie ſich dünn ausdehnt und ver-

längert, Darm. Spuren eines Magens finden ſich bei den niedrigſten Infuſorien ſo wenig als der Mund, ſofern das Thierchen noch mit ſeiner ganzen Oberfläche Nahrung einſaugt. Bei vielen niedern Thieren dient der Mund, durch den die Nahrung eingenommen wird, auch als After, durch den der unverdauliche Reſt wieder ausgeworfen wird. Bei allen höhern Thieren kommt ein beſonderer After vor gerade gegenüber dem Munde und beſtimmt den Hintertheil des Thiers, wie der Mund den Vorder- oder Kopftheil. Der Durchgang vom Mund durch Magen und Darm zum After heißt tractus intestinalis (franzöſiſch canal digestif).

Dieſer Durchgang iſt bei langen Würmern, Fiſchen, Schlangen nur ein der Körperlänge ſich fügender mehr oder weniger dünner Darm, bei kürzern und rundern Thieren aber erweitert er ſich zu einem geräumigen Magenſack. Da indeß bei der Blutbereitung vollkommenerer Thiere viel davon abhängt, daß die Nahrung länger im Leibe bleibe, damit deſto mehr geſunder Saft aus ihr ins Blut übergehen könne, ſo erſcheint der Magen häufig wie mit Kunſt und Abſicht theils vervielfältigt in ſackartige Auswüchſe, Nebenmagen und Blinddärme, theils ungemein verdünnt und verlängert in ſorgfältig wie in einem Bündel oder Knäuel zuſammengelegte Därme. Auf dieſe Bildungen übt auch die Lebensweiſe der Thiere Einfluß. Wenn ein Kameel z. B. lange hungern muß, um die nahrungsloſe Wüſte paſſiren zu können, ſo muß auch ſein Magen- und Darmſyſtem von der Art ſeyn, daß es die einmal eingenommene Nahrung lange bei ſich behält und langſam verdaut. Alſo auch hier iſt Zweckmäßigkeit das Motiv aller thieriſchen Bildungen. Der Darm des Kameels und nicht minder der des Straußes, der gleichfalls in der Wüſte oft lange hungern muß, iſt 45 Fuß lang, während der Darm des Elephanten trotz der Größe dieſes Thiers nur 26½ Fuß lang iſt, weil der Elephant nicht nöthig hat, die Nahrung ſo lange bei ſich zu behalten. Die Raupe hat einen langen und weiten Magen, aber ſehr kurzen Darm, weil ſie viel frißt und das Unverdaute bald wieder von ſich gibt; der Schmetterling umgekehrt einen kleinen und kurzen Magen, aber einen ſehr langen und dünnen Darm, weil er wenig genießt und langſam verdaut.

Die innere Haut und Muskulatur des Magens iſt um ſo kräftiger, je mehr es gilt, harte Nahrung ſchnell zu zermalmen und zu verdauen. Ein Polyp (hydra) kann durch bloße Ausdehnung ſeines Mundes und ſeiner Magenhaut Thiere verſchlingen, die größer ſind als er ſelbſt. Die Vögel müſſen ſchneller mit der Verdauung fertig werden, weil ſie ſich in

der Luft nicht lange mit der Nahrung beſchleppen können. Sie freſſen deßhalb auch nahrhaftere Stoffe, Samenkorn, Fleiſch ꝛc., die in engerem Raum und leichterem Gewicht doch mehr Nahrungsſtoff enthalten. Sie freſſen von Zeit zu Zeit auch Steinchen und Sand, die dazu dienen, die Nahrung im Magen zerreiben zu helfen. Aus allen dieſen Gründen iſt der Vogelmagen ungewöhnlich ſtark und muskelreich. Man ſagt ſprichwörtlich vom Straußenmagen, er könne Steine verdauen.

An den niedrigſten, gleichſam nur eine thieriſche Urzelle darſtellenden Infuſorien, fehlt noch Mund und Magen. Das durchſichtige, gallertartige Thierchen ſaugt aus dem Waſſer mittelſt der Haut an ſeiner Außenfläche überall flüſſige Nahrung ein. Die erſte Spur eines beſondern Nahrungsbehälters zeigt ſich bei der vielbeſtrittenen Infuſoriengattung opalina in kleinen Kügelchen, die Ehrenberg für echte Mägen, v. Siebold aber nur für Waſſertröpfchen hält, da ſie ſich verſchieben und drängen und mehrere in eins zuſammenfließen. Bei ſchon etwas mehr ausgebildeten Infuſorien wird ein Mund erkennbar, immer aber fehlt noch der Magen, denn deutlich ſieht man, wie die mittelſt des Mundes in das Innere des Leibes eingenommenen feſten Körper (kleine Algen oder Infuſorien) ſich in der ganzen Maſſe des Leibes vertheilen und oft bis zur Stockung anhäufen. Die vielen Mägen, nach denen Ehrenberg eine große Gattung nannte (polygastrica), ſind von andern durchaus beſtritten und nur als hohle Räume (Vacuolen) erkannt worden. Auch an den Polypen iſt eigentlich noch der ganze Leib Magen und ſelbſt noch bei den Meduſen. Bei allen dieſen Thieren fällt noch Mund und After zuſammen; bei einigen Seeigeln liegt der After noch ſeitwärts und nicht dem Munde gegenüber.

Erſt in Würmern, Inſekten, Muſcheln, Fiſchen ꝛc. trennt ſich der von ſeiner Haut umgebene Magen ſcharf vom übrigen Leibe und bildet ſich der Gegenſatz von Magen und Darm aus. Indem der Durchgang überhaupt ſich verlängert, erſcheint der Magen nur als eine örtliche Erweiterung oder als mehrere ſolcher Erweiterungen des Darmes. Vom Mund aus führt der Schlund in die erſte Erweiterung, die man immer den Magen nennt. Dann folgen mehrere Erweiterungen oder Mägen, oder an einem Magen ſackartige Auswüchſe (Blinddärme). Fleiſchfreſſende Thiere haben ſo wie der Menſch einen einfachen Magen, aber pflanzenfreſſende einen zuſammengeſetzten oder mehr als einen Magen, weil die Bereitung des thieriſchen Blutes aus der Pflanzennahrung umſtändlicher iſt und gleichſam mehr Kochöfen braucht, als die aus dem Fleiſche anderer Thiere. Am bekannteſten

ſind in dieſer Beziehung die vier Mägen der Rinder, 1) der Panſen, 2) der Netzmagen oder die Haube, 3) der Blättermagen oder Löſer, 4) der Lab-, Fett- oder Käsmagen. Wenn die Nahrung den erſten und zweiten paſſirt hat, geht ſie wieder zurück in den Mund und wird vom Rinde noch einmal gekaut (das ſ. g. Wiederkäuen). Dann erſt geht ſie in den dritten und vierten Magen über. Iſt der (oder ſind die) Magen paſſirt, ſo geht die Nahrung durch den ſ. g. Pförtner in den engern und verlängerten Canal des eigentlichen Darmes über. Derſelbe ſchiebt die Nahrung durch eine wurmförmige (periſtaltiſche) Bewegung immer weiter vor bis zum After. Der erſte Theil des Darmes vom Magen abwärts heißt Zwölffingerdarm, weil er beim Menſchen zwölf Querfinger lang iſt, dann folgt der noch engere und viel längere Dünndarm bis zu einem Blinddarm genannten Sack und aus dieſem geht der Canal endlich als Dickdarm bis zum After.

Zweck dieſes geſammten Magen- und Darmſyſtems iſt die Verdauung oder die Verarbeitung und Zerſetzung des eingenommenen Nahrungsſtoffes, um daraus das zum Wachsthum des Thieres, zur Erneuerung und Vermehrung ſeiner Zellen erforderliche Blut zu bereiten, den unnützen und unverdauten Reſt aber als feſten oder flüſſigen Auswurf wieder abzuthun. Man nennt den Verdauungsprozeß einen chemiſchen, was er auch iſt in Bezug auf die letztgenannten Ausſcheidungen, in Bezug auf die Blutbereitung aber iſt er ein organiſcher Lebensprozeß, zu dem eine höhere Kraft erforderlich iſt, als die den chemiſchen Elementen einwohnende Anziehungs- und Abſtoßungskraft. Die mit der eingenommenen Nahrung oder Speiſe vom Munde bis zum After vorgehenden Veränderungen ſind kurz folgende. Im Munde wird die Speiſe, ſofern ſie nicht flüſſig iſt, entweder ganz verſchlungen oder mittelſt ſtarker Kiefern und Zähne zerbiſſen und verkleinert, mittelſt des Speichels erweicht. Im Magen wird die ganze Speiſemaſſe durch Muskeldruck, durch den ſcharfen aus eigenen Magendrüſen einfließenden Magenſaft, durch Wärme und bei einigen Thieren (z. B. dem Krebſe) ſogar noch durch eigene Magenzähne vollends zerrieben und in einen weichen Speiſebrei (chymus) verwandelt. In den Gedärmen ſodann wird dieſer Brei mittelſt neu hinzutretender Säfte aus neuen die Verdauung fördernden Organen in zwei Beſtandtheile geſchieden, von denen der eine (chylus) durch beſondere feine Gefäße aus den Darmhäuten ins Blut übergeleitet, der andere aber zu Koth und Urin verwandelt und ausgeſtoßen wird.

Unter den erwähnten Organen, die der Verdauung Hülfe leistend dem Magen und den Därmen zur Seite liegen, nimmt die Milz die erste Stelle ein. Sie liegt links am obern Theil des Magens und scheint den Magensaft bereiten zu helfen, über ihre wahre Natur und Bestimmung ist man aber immer noch im Zweifel. Rechts vom Magen sodann liegt die Leber. Man weiß, daß die Leber die allbekannte bittere Galle liefert, die durch den Gallengang in den Darm eintretend die Scheidung des Chylus von den Excrementen wesentlich beschleunigen hilft, aber die Leber ist damit noch nicht genügend erklärt, auch in ihr liegt immer noch viel Geheimnißvolles. Sie ist drüsig, rothbraun, oben gewölbt, unten vertieft und lappig. Die erste Spur einer Leber findet man in den Pigmentzellen im Innern des Polypenmagens, dann in leberartigen Drüsenanhängen der Seesterne. In den krebsartigen Thieren tritt die Trennung der Leber vom Darmsystem schon deutlich hervor, in den Insekten bildet die Leber zwei fadenförmige Röhren. Sehr groß wird die Leber in den Muscheln, Fischen, Amphibien und Vögeln, und erst wieder in den Säugethieren kleiner. Die Leber bildet insofern einen Gegensatz gegen das Herz und Hirn, welche bei den Säugethieren am größten sind, und im Gegensatz gegen die Lunge, sofern sie bei denjenigen Thieren am größten ist, die weniger und schwächer athmen. Auch scheint die Leber bei diesen phlegmatischen Thieren die Fettbildung zu fördern. Daß alle fetten Thiere größere Lebern bekommen, lehren uns in jedem Winter die gemästeten Gänse. Ferner hängt die Größe der Leber mit dem Leben der Thiere im Wasser zusammen, die Wasserthiere haben immer die größten. Endlich steht die Leber in Beziehung zum Gemüth. Schon die Alten (Philostratos, Leben des Apollonius 8, 7) hielten die Galle für den Sitz der Leidenschaften und Plato (im Timäus) die Leber für ein Organ der Weissagung. Das letztere kann die neuere Wissenschaft nicht mehr von der Leber, sondern nur noch von den Ganglien (Nervenknoten) im Bauche gelten lassen. Immer aber scheint die Leber mittelst ihres Einflusses nicht nur auf das Darmsystem und auf die Verdauung, sondern auch auf das Blut, einigermaßen auch auf die Gemüthsstimmung einzuwirken. Die Leber hat nämlich keineswegs den alleinigen Zweck, zu den Zersetzungen des Nahrungsstoffes im Darme beizutragen, sondern auch das Blut zu reinigen. Sie nimmt aus dem schon fertigen Blut gewisse demselben schädliche Stoffe auf und verwendet sie als bittere Galle zu den Scheidungsprozessen im Darme. Sie vermittelt also in doppelter Weise den Darm mit dem Blut,

einmal indem ſie im Darm den zur neuen Blutbildung erforderlichen Saft, und ſodann indem ſie auch aus dem alten Blut das Entbehrliche, das Schädliche ausſcheidet. Namentlich iſt es der Ueberſchuß des durch die Lunge eingeathmeten Kohlenſtoffs, den die Leber in Galle verwandelt und aus der Pfortader, durch die das Blut in die Leber eintritt, in den Darm einführt. Die Galle iſt dunkel, faſt ſchwarz und ſehr bitter. Graf d'Eſpagnac erzählt in ſeiner Beſchreibung der afrikaniſchen Wüſte S. 136, die Reiſenden und Schwarzen bedienten ſich, wenn ſie kein Salz hätten, um zum rohen Fleiſch eine Würze zu haben, einfach der Galle des geſchlachteten Thieres.

Die Bauchſpeichelbrüſe (pancreas), länglich und braunroth, liegt unter dem Magen am Zwölffingerdarm und gibt einen Saft an den Darm ab, der in Gemeinſchaft mit der Galle wirkt, wahrſcheinlich aber mehr poſitiv den blutbildenden Chylus ausſcheidet, während die Galle mehr negativ wirkend das Ausſtoßen der Excremente zu befördern ſcheint. Die Galle ſelbſt iſt ſchon urſprünglich eine Art von Excrement des Blutes. In den bohnenförmigen Nieren wird der flüſſige Ausſcheidungsſtoff (Urin), nachdem er vom feſten getrennt und aus dem Darm ausgeſchieden iſt, aufgenommen und durch den Harnleiter in die Blaſe, aus dieſer aber in einen Ausgang geleitet, der bei den höheren Thieren vom After getrennt mit den Genitalien in Verbindung ſteht. Dieſe Trennung zeigt ſich ſchon nicht mehr bei den Vögeln. Nieren aber finden ſich ſchon bei den Fiſchen. Die Excremente enthalten die anorganiſchen Stoffe, welche dem organiſchen Leibe nicht aſſimilirt werden können, bei Raubthieren vorzugsweiſe Knochenſubſtanz, der Urin hauptſächlich den überflüſſigen Stickſtoff.

5.

Das Blut.

Wir müſſen hier zunächſt den aus dem Verdauungsprozeß gewonnenen milchartigen Chylus ins Auge faſſen und einen neuen Prozeß kennen lernen, der aus ihm das Blut bereitet.

Um die Gedärme her lagert ſich das Gekröſe, ein Netz von Drüſen, Saugadern oder Lymphgefäßen, mittelſt welcher der Chylus aus den Därmen ausgeſogen und in den ſ. g. Milchbruſtgang hinübergeführt wird, aus welchem er ſodann in das Blut ſelbſt übergeht. Es gibt übrigens auch ſolche Gefäße an der äußern Haut, welche dem Blut auch von

hier aus Nahrung zuführen. Und zwar geſchieht das aus allen Theilen des Leibes. Man nennt den nicht aus dem Darme kommenden Nahrungsſaft Lymphe und er geht ebenfalls durch den Milchbruſtgang ins Blut über. Chylus und Lymphe ſind die Vorſtufe des Blutes und zeigen auch ſchon in ihrer Flüſſigkeit kleine Scheibchen mit einem Kern, vorbildend die ſpätern Blutkügelchen. Dieſe Scheibchen ſind übrigens nur unter dem Mikroſcop erkennbar. Je niedriger das Thier, deſto weniger hat es Blut, denn die Vermittlung zwiſchen der Nahrung und dem Wachsthum durch das Blut bezeichnet ſchon eine höhere Stufe des Organismus. Die Ausſcheidung des Bluts aus dem Darm erfolgt zunächſt in einer einfachen Weiſe, ſo daß der Chylus ſelbſt das Blut vertritt und die Milchgefäße unmittelbar zu Blutadern werden. Das geſchieht bei allen weißblütigen Thieren. Das weiße Blut iſt noch unvollkommenes, noch auf der Stufe des Chylus ſtehendes Blut.

Die Verwandlung des weißen Chylus in Blut bei den höhern Thieren erfolgt, ſobald er aus den Lymphgefäßen übertritt in die Blutadern oder Venen (venae) nahe dem Herzen. Man ſieht im jungen Blut noch deutlich echte Chylusſcheibchen ſchwimmen, die nachher verſchwinden. Durch das Herz paſſirt kommt der Chylus in das zweite Aderſyſtem der Pulsadern oder Arterien (arteriae) und mit dieſen in die Lunge, wo er ſich roth färbt, indem er Sauerſtoff aufnimmt und Kohlenſtoff abſetzt und jetzt erſt ins eigentliche Blut verwandelt iſt. Das Blut aber geht durch die röhrenartigen von einer ſtarken und elaſtiſchen Haut umgebenen Arterien, die ſich immer mehr verzweigen, bis in die feinſten ſ. g. Capillar- oder Haargefäße über, die ſich durch den ganzen Leib und alle Organe verbreiten und ſetzt hier den Bildungsſtoff (plasma) in neue Zellen ab, wodurch alles Wachsthum und alle Erhaltung der thieriſchen Körpertheile bedingt ſind. Das übrige Blut geht aus den Haargefäßen durch eine ähnliche Verzweigung der Venen zurück in den Hauptſtamm des Venenſyſtems und nimmt kurz bevor es ins Herz fließt, den neuen Chylus auf, wodurch es ſich unaufhörlich erneuert.

Es kommt darauf an, daß der Bildungsſtoff, ſo wie er im Blute reif geworden iſt, in ſeiner erſten Friſche den Organen im ganzen Leibe durch die Haargefäße raſch zugeführt werde. Daher iſt nun ein kräftiger Stoß des Blutes durch das Arterienſyſtem erforderlich und darum geht dieſes Syſtem aus einem großen Muskel, dem Herzen, wie aus einem Druckwerk hervor. Das Herz gleicht einem ſtumpfen Kegel und hat in ſei-

ner vollkommenſten Ausbildung einen muskulöſen Ueberzug, den Herzbeutel, zwei Kammern und zwei Vorkammern. Durch Zuſammenziehung (Syſtole) dieſes Muskels wird alles vorräthige Blut aus der linken Kammer in die große Arterien- oder Pulsader (aorta) getrieben, die ſich baumartig in zwei Hauptäſte gegen den Kopf und gegen die Beine erſtreckt und in unzählige Zweige bis an alle Enden des Körpers ausbreitet. In den kleinſten und zarteſten Ramificationen der Capillargefäße, gehen die feinſten Arterien in die feinſten Venen über, welche in einer eben ſo künſtlichen baumartigen Verzweigung in die rechte Vorkammer des Herzens zurückgehen, ſobald der Herzmuskel ſich wieder weit öffnet (Diaſtole). Damit iſt aber der Kreislauf des Bluts noch nicht vollendet. Das ſchwarze Blut tritt nämlich aus der rechten Vorkammer in die rechte Kammer ein und aus dieſer durch ein zweites Arterienſyſtem in die Lunge. Hier begegnet es der durch den Athem eingeſogenen atmoſphäriſchen Luft und wird durch den darin enthaltenen Sauerſtoff oxydirt, womit zugleich ſeine dunkle Farbe wieder in eine hellrothe verwandelt wird. Dieſer rothe Strom kehrt ſofort durch ein zweites Venenſyſtem in die linke Vorkammer zurück und wird aus dieſer durch die linke Hauptkammer von neuem ausgeſtoßen. Dieſen ſehr raſchen und regelmäßigen Blutumlauf erkennen wir aus dem Pulsſchlage (pulsus, Stoß, hier Blutſtoß). Bei jedem Pulsſchlag macht das Herz eine Achſendrehung und ſchlägt an die Bruſtwand an. Der Schlag pflanzt ſich durch die Adern fort und iſt am ſtärkſten in den Arterien (Pulsadern), weil dieſe der ausſtoßenden Kraft am nächſten ſind. Man fühlt den Pulsſchlag, wenn man die Pulsader leiſe mit dem Finger drückt. Der geſunde Menſch pulſirt 70—80 mal in einer Minute.

Der Name Blut hängt zuſammen mit Blühen. Es iſt die Blüthe des leiblichen Lebens. Ohne Blut kein Leib und kein Leben. Und doch liegt im Blute nicht die eigentliche Lebenskraft, ſondern nur das Mittel zur Fortſetzung und ſteten Erneuerung der organiſchen Thätigkeiten im Leibe. Daher iſt auch das Herz nicht Sitz des Lebens, ſondern nur das Gefäß, in welchem der fremde von außen eingenommene Stoff zuletzt ſich ſammelt, um ſich im Leibe zu vertheilen, in den Leib zu verwandeln. Das Herz iſt inſofern nur ein Magen in zweiter Potenz, in welchem der eingenommene Nahrungsſtoff bereits ganz in Blut verwandelt und fähig gemacht iſt, nunmehr unmittelbar in den Leib überzugehen. Im gemeinen Sprachgebrauch gilt indeſſen das Herz nicht nur für den Sitz des Lebens,

ſondern auch des Gemüthes. Das kommt daher, weil Seelenzuſtände mittelſt der Nerventhätigkeit auf das Blutſyſtem einwirken, das Blut ſchneller treiben oder ſtocken, den Menſchen erröthen oder erblaſſen machen. Indeß wirkt allerdings auch Vollblütigkeit oder Blutloſigkeit, krankhaft erhitztes ꝛc. Blut auf die Nerven und ſomit auf die Seelenſtimmung ein. Nur darf man niemals außer Acht laſſen, daß der Seele alles Bewußtſein vom Leibe durch die Nerven vermittelt wird, und daß das Blut ſomit unmittelbar nicht mit der Seele in Verbindung ſteht.

Der Sprachgebrauch liebt das Herz mit dem Muth zu identificiren. Unter Herzhaftigkeit verſteht man ein Beſtreben, eine Kampfluſt in Fülle der Lebenskraft. Das kommt aber auch wieder nur mittelbar von der Wallung des Blutes her und unmittelbar vom Athmen. Wenn aus geſunder Luft in vollem Athemzug Sauerſtoff durch die Lunge aufgenommen und mit dem Blute vermiſcht wird, ſo iſt das eine Erfriſchung und Kräftigung des Blutes, welche der ganze Leib und mittelbar auch die Seele mitempfindet. Die größere Stärke des rechten Armes kommt daher, weil das Blut der rechten Armarterie zunächſt aus der großen Hauptarterie (aorta) zunächſt am Herzen entſpringt, aus dem das Blut mit der vollſten Kraft hervorbricht.

Mit den Adern verbindet die Volksmeinung eine andere faſt entgegengeſetzte Vorſtellung, nämlich die der Plage. Wenn der Menſch ſeine eigenen Adern ſieht, iſt er krank oder wird alt. Qui voit ses veines, voit ses peines, ſagt man in Frankreich.

Die Wärme des Blutes hängt nicht von der Reibung deſſelben in den Adern und von der Schnelligkeit der Pulſation ab, ſondern von der Athmung. Warmes Blut haben daher erſt die höhern Thiere, ſofern ſie durch Lungen athmen und unmittelbar den Sauerſtoff aus der Luft mit dem Chylus in Verbindung bringen. Wo dies nicht der Fall iſt, bleibt das Blut chylusartig kalt und iſt auch der Kreislauf des Blutes im Leibe des Thieres ungleich einfacher. Je voller und ſchneller man athmet, deſto mehr erwärmt ſich das Blut und mit ihm der ganze Leib. Der raſchere Blutumlauf beſchleunigt dann aber auch ſowohl die Aufnahme des Chylus ins Blut, als die Ausſcheidung. Daher der ſtärkere Appetit, wenn man viel und ſtark geathmet (z. B. im Laufen) oder ſchwere Arbeit verrichtet hat, und die Ausſcheidung des Schweißes.

In den niedern Thieren geht die Umwandlung der Speiſe in den Chylus auf einfachere Weiſe vor ſich, als in den höhern. Daher bei ihnen

noch das Herz, wie die Lunge fehlt und der Chylus als weißes Blut unmittelbar aus dem Gedärm in die Lymphadern tritt und ſich bei etwas vollkommener Ausbildung in einem beſondern Lymphherzen concentrirt. Thiere, die auf der Mittelſtufe der Entwicklung ſtehen, wie Fiſche und Amphibien, athmen nur die im Waſſer enthaltene Luft mittelbar durch Kiemen und färben dadurch ihr Blut roth, es bleibt aber noch kalt, weil erſt das volle unmittelbare Athmen der freien Luft durch die Lungen die Wärme erzeugt, die das Blut der Vögel und Säugethiere auszeichnet.

Dem Fleiß und Scharfſinn der neuern und neueſten Phyſiologen verdanken wir die Unterſuchung des Blutſyſtems in faſt allen Thiergattungen. Das meiſte davon iſt zur Ueberſicht gebracht in v. Siebolds Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, vieles Neue aber bringen jährlich die zoologiſchen Zeitſchriften. Das einfachſte Blutſyſtem zeigen die Infuſorien in einem pulſirenden Organ unter der Haut, das eine Art von Reſpiration ſcheint in Verbindung mit dem aufgeſogenen Nahrungsſaft, aber noch ſehr wenig entwickelt iſt. Bei einigen Polypen zeigt ſich ein höchſt eigenthümliches Pulſiren eines waſſerhellen Stoffs mit winzig kleinen Kügelchen bis in die Armſpitzen und wieder zurück. Ein herzartiges Organ zeigt ſich zuerſt bei den Würmern. Die Inſekten haben ſtatt des Herzens ein Rückengefäß (vas dorsale), von dem aus eine Blutſtrömung gegen den Kopf und durch alle Theile des Leibes und wieder zurückgeht. In den krebsartigen Thieren (Cruſtaceen) und Spinnen zeigen ſich ſehr mannigfache Bildungen von ſehr niederer und auch wieder höherer Entwicklung. In den Brachiopoden (einer Muſchelklaſſe) findet man zwei Herzen oder getrennte Anſammlung des arteriöſen und venöſen Blutes, in den Salpen und Seeſcheiden (ascidiae) nur ein Herz, welches aber abwechſelnd nach rechts arteriöſes, nach links venöſes Blut ausſtrömt. Beide Blutſyſteme mit einem Herzen haben auch ſchon die Scorpionen und Tauſendfüße. Der Herzbeutel kommt zuerſt bei den Fiſchen vor, noch verwachſene Herzkammern zuerſt bei den Vögeln. Bei den Säugethieren liegt das Herz immer mitten im Bruſtkaſten mit der Spitze gegen den After gekehrt, bei dem Menſchen ſchief mit der Spitze nach links, und zwar ruht es auf dem Zwerchfell, einer Haut, welche es nebſt der Lunge vom Magen, Milz, Leber ꝛc. abtrennt. Ueber dem Zwerchfell iſt der Leib Bruſt oder Bruſtkaſten (thorax), unterhalb deſſelben Unterleib oder Bauch (abdomen).

Manche Eigenthümlichkeiten in der Blutvertheilung der Thiere, ſofern ſich dieſelbe von der andrer Säugethiere und der Menſchen unterſcheidet,

dienen beſondern Zwecken. So ſind z. B. die feinſten Haargefäße im Hirne der Rinder in einem äußerſt kunſtreichen Netze vertheilt, damit in dieſer Vertheilung die Zuſtrömung des Blutes zum Hirn gehemmt und geſchwächt werde, was bei Thieren, die immer den Kopf hängen laſſen, beſonders nothwendig iſt. Die Haargefäße, die durch ihre Feinheit bei den Menſchen und den meiſten Thieren der Beobachtung, ſelbſt durch das Mikroſkop, große Schwierigkeiten darbieten, ſind ausnahmsweiſe bei Fiſchen und Fröſchen größer, ſo daß man ſie hier am beſten unterſuchen kann.

Je vollkommener das Thier, deſto größer das Herz und die Menge des Blutes. Der Menſch hat etwa 30 Pfund Blut, den fünften Theil ſeiner ganzen Schwere, und ſein Blut hat 30 Grad Reaumure Wärme. Bei den Thieren nimmt die Menge und die Wärme allmählig ab. Eben ſo die Röthe. Man hat die Röthe des Blutes als die animaliſche Hauptfarbe, dem Grün der Blätter, als der vegetabiliſchen Hauptfarbe, gegenübergeſtellt und in der That ſind Grün und Roth die ſich ergänzenden Hauptfarben in der Natur.

Die chemiſche Analyſe des Blutes ergibt $^{1}/_{10}$ Eiweißſtoff, $^{1}/_{100}$ Hämatin oder rothen Blutfarbſtoff, $^{1}/_{200}$ ſtickſtoffhaltigen Faſerſtoff als organiſche Subſtanzen, ſodann $^{3}/_{4}$ Waſſer und eine Menge andere unorganiſche Stoffe: Phosphor, Ammonium, Salze, Erden, Metall, namentlich Eiſen, auch ein wenig Kupfer und Blei. Vgl. Frorieb, neue Notizen 1848 VI. 40. Es verſteht ſich indeß von ſelbſt, daß aus ſolchen Analyſen des geronnenen, todten Blutes das lebendige Bildungsprincip im Blute nicht erkannt werden kann. Man erſieht nur, wie das Blut aus den mannigfachſten in der Natur vorkommenden Stoffen zuſammengeſetzt, gleichſam zuſammengedrängt und ein verfeinerter Auszug (eine Sublimation) des ſchon vorher Dageweſenen iſt. Denn es iſt ſublimirte, aufs kunſtreichſte präparirte Speiſe, die das Thier von der Pflanze, die Pflanze wieder von der unorganiſchen Natur nahm.

Das Blut beſteht durchaus aus kleinen linſenförmigen Scheibchen, deren 6 der Länge nach aneinandergereiht, oder deren 20—30 platt aufeinandergelegt erſt die Dicke eines gewöhlichen Menſchenhaares bilden, dieſes zu $^{1}/_{50}$ Linie gerechnet. Die Scheibchen ſind goldgelb, aber von einer blutrothen Flüſſigkeit eingehüllt, von der allein die Blutfarbe kommt. Dieſes Hämatin bildet nur eine überaus dünne Hülle im Vergleich zu der großen Maſſe der Scheibchen, die ſich unter dem Mikroſkop wie ein Haufen ausgeſchütteter Goldſand ausnimmt. Die gefärbten Blutſcheibchen

ſind nichts andres als die früher ſchon in der Lymphe bemerkten weißen Scheibchen, nur vollendeter im Blut entwickelt, aber beſtimmt, ſich raſch wieder aufzulöſen und in die Beſtandtheile zu zerfallen, die das Blut den verſchiedenen Organen zur neuen Zellenbildung abgibt. Die Menge dieſer Scheibchen iſt ungeheuer groß, der Menſch hat ihrer 30 Millionen nur in einer Cubiklinie, die kaum ein kleines Blutströpfchen bildet. Bei den Thieren aber iſt ihre Größe und auch ihre Form verſchieden. Nach Gullivers genauen Meſſungen in J. Müllers Archiv 1847 S. 107 haben die wiederkäuenden, gehörnten, pflanzenfreſſenden Säugethiere die kleinſten, Fiſche und Vögel viel größere, die Amphibien die größten Blutſcheibchen. Der Menſch hat ſolche von 0,0035 Pariſer Linien, das Rind nur von 0,0026, das Schaf von 0,0021, die Ziege gar nur von 0,0018. Unter den Säugethieren übertrifft nur der Elephant den Menſchen mit 0,0041. Dagegen ſind die Blutſcheibchen der Fiſche und Vögel viel größer, (des Karpfen 0,0053, des Aals 0,0065, der Schwalbe 0,0053, der Taube 0,0057, des Adlers 0,0062, des Straußes 0,0068, der Eule 0,0072) und die der Amphibien am größten, der Schildkröte 0,0090, des Froſches 0,0102, des Triton 0,0133, des Fiſchmolchs (siren lacertina) ſogar 0,0259. Der Form nach ſind die kleinen Blutſcheibchen immer rund und legen ſich platt zuſammen wie in Geldrollen bei den Menſchen und Säugethieren, wogegen die größern mehr oval ſind, bei Fiſchen und Amphibien.

6.

Das Athmen.

Das Athmen gehört zunächſt zum Ernährungsprozeß, im Athmen nimmt das Thier nicht nur auf, ſondern ſcheidet auch aus. Die eingeathmete Luft tritt in der Lunge unmittelbar mit dem Blut in Verbindung, gibt ihm den Sauer- und entzieht ihm den Kohlenſtoff mit jedem Athemzuge. Auch ſteigert bei körperlicher Anſtrengung ſtarkes und raſches Athmen die Wärme, den Lauf und die Verarbeitung des Blutes im Körper, macht daher auch deſſen Erſatz durch vermehrte Nahrung nothwendig.

Aber das Athmen dient nicht blos der Ernährung, ſondern hat noch andere Zwecke. Es ſteht bei allen höhern Thieren in der engſten Verbindung mit der Stimme, die beim Menſchen zum Ausdruck des Tiefſten im Geiſte wird. Aber auch ſelbſt bei niederen und ſtimmloſen Thieren, von denen man glauben ſollte, ſie könnten wohl ohne Luft leben, ſcheint

die Abhängigkeit von der Luft nothwendig zu ſeyn, um ſie an die Nähe der Luft, an die Oberfläche der Erde zu bannen und ihnen jedes Eindringen in die Tiefe zu verwehren. Denn nur für die Oberfläche der Erde wurde die lebendige Welt geſchaffen; alles was Odem hat, muß in der Luft leben oder darf ſich nicht weit von ihr entfernen, muß die Verbindung mit ihr behalten, wie denn der Luftkreis ſelbſt eben nur der lebendigen Creaturen wegen um die Erde gelegt worden iſt. Darauf deutete ſchon die Globulation der Erde wie aller Himmelskörper hin. Das Lebendige iſt auf die Außenſeite der Globen gewieſen, zur freien Luft und zum Anblick des Himmels. Selbſt die im Waſſer ſchwimmenden und in der Erde ſich vergrabenden Thiere können doch nicht ohne Luft und müſſen daher in ihrer Nähe leben.

Es gibt nur zweierlei Arten des Athmens oder der Lufteinziehung in den thieriſchen Leib. Die eine iſt das Athmen im Waſſer durch Fächeln und raſches Peitſchen oder Filtriren des Waſſers, um die in demſelben befindliche Luft auszuſcheiden; die andere iſt das Athmen in freier Luft durch Luftröhren.

Vielleicht dienen ſchon bei den Infuſorien die Flimmerhärchen, die ſich raſch bewegen, nicht bloß zur Unterſtützung beim Schwimmen oder zum Herbeitreiben der Nahrung, ſondern auch zu einer Art Fächelung oder Luftmachung. Bei den Würmern haben gewiſſe Haarbürſten und Büſchel ohne Zweifel dieſe Beſtimmung. Bei den Quallen, Seeigeln, Muſcheln, Cruſtaceen und Fiſchen treten an die Stelle jener Flimmerhärchen zuerſt Schwungläppchen und Kiemenläppchen, die noch mit Haaren befranzt ſind, dann die eigentlichen Kiemen, d. h. nackte hinter dem Munde über einander liegende, mit vielen Blutgefäßen durchwebte Blätter mit freiem Durchgang des zwiſchen ſie gepreßten und gleichſam filtrirten Waſſers. Bei einigen Amphibien zeigen ſich ſtatt der Kiemen ſeltſame büſchel- oder baumartige (dendritiſche) Auswüchſe, die wieder den Charakter der Flimmerhärchen haben. So bei der Larve des Froſches und beim Aalmolch (Proteus) ſeitwärts hinter dem Munde, noch ſeltſamer aber in fünf bis ſechs dendritiſchen Auswüchſen auf dem Rücken einer nackten Meerſchnecke (tritonia ascenii). Vgl. Wiegmanns Archiv 1840 Taf. V. Nicht minder eigenthümlich iſt die Verbindung der Kiemen mit den Bewegungsorganen bei den Cruſtaceen, deren Blattfüße zugleich Schwimmorgane und Kiemendeckel oder Strudelorgane ſind, die das Waſſer zu den Kiemen treiben. Bei den niederen Fiſchen liegen die Kiemen tiefer im

Leibe und machen ſich nur durch Löcher oder Spalten nach außen kenntlich, die höhern haben die Kiemen durch breite ſchildartige Deckel geſchützt, die höchſten Fiſche athmen durch Kiemen und Lunge zugleich.

So die Waſſerthiere, die zur Luft nicht bequemer gelangen können, als indem ſie dieſelbe aus dem Waſſer ſelbſt filtriren. Die Landthiere dagegen athmen die Luft frei durch Luftröhren ein. Solche Röhren (tracheae) gehen von außen in den Leib der Inſekten hinein. Nur ein einziges Inſekt macht, ſo viel bis jetzt bekannt iſt, eine Ausnahme, die Larve von nemoura cinerea, welche büſchelförmige Kiemen trägt (Erichſon, Archiv 1845 II. 128). Die Luftgefäße durchziehen den ganzen Körper der Inſekten und geben ihm ſeine Leichtigkeit im Fluge. Durch ſcharfe Mikroſkope hat Brant entdeckt, wie ſolche feine Luftadern durch den Hals unſerer gemeinen Stubenfliege in den Kopf übergehen und über dem Hirn ſich ausbreiten (daſ. 1846 II. 190). Auch hat man beobachtet, wie die Inſekten jedesmal, bevor ſie auffliegen, Luft ſchöpfen, ihre Luftgefäße durch Anziehen der Luft anfüllen und ſchwellen (daſ. 1848 II. 37). Die eingeathmete Luft durchdringt dann alle Tracheen bis in die feinſten Härchen hinein, ſammelt ſich aber in zwei Hauptäſten. v. Siebold, vgl. Anatomie 619. Die höhern mit einer Lunge begabten Thiere, haben nur eine Luftröhre, die durch den Mund zur Lunge führt, indem ſie ſich aus dem Schlunde oder Nahrungskanal abzweigt und durch den Kehlkopfdeckel geſchloſſen werden kann.

Die Lunge hat, obgleich inwendig im Körper liegend und der Außenwelt nur durch die Luftröhre zugänglich, doch noch etwas von der Kiemenform, nämlich eine ſiebartige Schleimhaut, um die eingeathmete Luft durchzulaſſen und durch die ganze Lunge zu vertheilen, und ein wunderbar zartes Netz von Haargefäßen, durch die das Blut überall mit jenem Sieb in Verbindung tritt. Die ſackartige Endzelle der Lungenluftgänge, ähnlich der Kugel unter der Röhre des Thermometers, iſt von jenen feinſten Blutgefäßen wie umſponnen, die ihr durch Endosmoſe den Sauerſtoff ausziehen und ihr durch Exosmoſe den Kohlenſtoff abgeben. Das mit dem Mikroſkop bewaffnete Auge kann den Blutfaden um die Luftblaſe ſich ſchlingen ſehen, wie Weinlaub um eine Säule, aber den geheimnißvollen Vorgang der Endosmoſe kann es nicht ſehen, nur errathen. — Eine eigentliche Lunge zeigt ſich zuerſt bei den Amphibien, als ein Paar langer Säcke im langen Leibe der Schlangen. Bei dieſen Thieren iſt die Lunge eben ſo wenig wie das Athmungsſyſtem entwickelt, was mit der

Trägheit und dem langen Faſten derſelben zuſammenhängt. Die Vögel haben eine viel entwickeltere Lunge, wie denn auch ihr Blutſyſtem viel entwickelter, ihr Herz ſtärker, ihre Bewegung überaus lebendig iſt. Sie wiederholen in dieſer Beziehung die Inſekten, nur auf höherer Stufe. Auch darin ſtehen ſie den Inſekten noch einigermaßen nahe, daß ſich das Tracheenſyſtem in der Höhlung der Vögelknochen und Federn wiederholt. Die Lunge der Vögel ſteht mit dieſen Höhlen, Knochen- und Federröhren in Verbindung und füllt ſie zum Behuf des leichtern Fluges mit Luft an, ganz ſo wie die Inſekten ſich beim Auffliegen mit Luft aufblaſen.

Die Lunge iſt doppelt oder hat zwei Flügel, die in der Bruſthöhle an den ſich in zwei Aeſte theilenden Luftröhren hängen und von beiden Seiten das Herz umgeben. Auch ſie wie das Herz, ruht auf dem Zwerchfell. Sie beſteht aber nicht wie dieſes aus einem dicken und ſtarken Muskel, ſondern aus weichen Schleimhäuten, ſchwammig und ſiebartig von den feinen Luftkanälen durchzogen und durchwoben vom Netz des zarteſten Blutgefäßes. Ihre Farbe iſt ſehr dunkel.

Man muß vom Athmungsſyſtem diejenigen Organe niederer Thiere unterſcheiden, die, obgleich denſelben verwandt ſcheinend, doch nicht mit Kiemen oder Tracheen zuſammenhängen und nur der willkührlichen Bewegung dienen. So die Schwimmblaſe bei den Fiſchen, die das Thier willkührlich zuſammendrücken oder ausdehnen und weniger oder mehr mit Luft füllen kann, jenachdem es niederſinken oder aufſteigen will. Eine ähnliche contractile Schwimmblaſe kommt ſchon in den Röhrenquallen vor. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß gewiſſe Gefäße in den Seeſternen und Seeigeln, obgleich ſie mit Waſſer, anſtatt mit Luft gefüllt ſind, durch ihre Contraction dem Thiere ganz den nämlichen Dienſt leiſten, ja man darf fragen, ob nicht die von Ehrenberg für Mägen gehaltenen Vacuolen der Infuſorien auch nur ſolche contractile und der Bewegung dienende Gefäße ſeyen?

Die Athemzüge ſind im gewöhnlichen Zuſtande regelmäßig, beſchleunigen und verſtärken ſich aber bei großer Aufregung und Anſtrengung und ſtocken beim Schrecken. Mit dem Athmen nimmt auch die körperliche Wärme zu, denn der Athmungsprozeß iſt eine Verwandlung des Kohlenſtoffs in Kohlenſäure durch Verbrennung, bei der ſich Wärme entwickelt, die den Leib durchdringt und ſich durch Ausdünſtung und ausſtrahlende Wärme auch der Umgebung mittheilt. Man hat die Zahl der Athemzüge nach dem Alter und den Zuſtänden der Ruhe oder Anſtrengung bemeſſen. In

Schuberts Geſchichte der Seele 3te Aufl. S. 103 findet ſich eine intereſſante Angabe. Das Platoniſche Planetenjahr oder die große Periode des Vorrückens der Nachtgleichen umfaßt 25920 Jahre, oder genau 70 mal 365¼ Jahr. 70 Jahr iſt unſer gewöhnliches Lebensalter, 365¼ die Zahl der Tage im Jahr. Der Menſch alſo lebt 25920 Tage. Er athmet gewöhnlich in einer Minute 18 mal, alſo in einem Tage 25920 mal, und binnen 70 Jahren, alſo während ſeines Lebens, 25920 mal 25920 mal.

7.

Gliederung des thieriſchen Leibes.

Die niedrigſte Thierform, die aber auch in viel höher entwickelten Thieren und ſelbſt im Menſchen noch die verborgene Grundform bleibt, iſt durch die bisher charakteriſirten Lebensfunktionen bedingt, durch das Freſſen, Verdauen, Ausleeren und Athmen. Es iſt die Blaſen- und Wurmform, die ſich noch im Bauche der höhern Thiere und des Menſchen wiederholt. Das Urthier iſt eine thieriſche Zelle, mit bloßen Augen nicht zu erkennen, ein Infuſionsthierchen, welches noch ohne Mund durch die ganze Außenfläche Nahrung einſaugt und in dem auch noch keine beſondere Magenhöhlung zu erkennen iſt. Dann folgen die wurmartigen Thiere, an denen der Mund die erſte Andeutung des Kopfes gibt.

Im Munde öffnet ſich das innere Weſen des Thiers zuerſt der Außenwelt, um den Mund her entſtehen nach und nach alle ſeine edleren Organe, die, welche ſeiner Seele dienen, ſeine Seele offenbaren. Zuerſt zeichnen den Mund nur Flimmerhärchen oder Wimpern (cilia) aus, die ſchon bei den Infuſorien vorkommen und dieſen Thierchen theils zu einer Art von Athmung (durch Fächelung), theils zur Fortbewegung im Waſſer (Strudelbewegung), theils zum Herbeitreiben der Nahrung dienen mögen. Aus dieſen zweifelhaften Mundanhängſeln entwickeln ſich bei den etwas höhern Thierclaſſen bald viel beſtimmtere Gliedmaßen, zunächſt Taſter und Fühlfäden, welche zu Fangarmen erſtarken (bei Polypen, Spinnen ꝛc.), dann Gebiſſe, Kiefer, Zähne, dazu armartige Greiforgane, Scheeren, Klauen (bei Inſekten, Cruſtaceen ꝛc.), wo dann auch ſchon höhere Sinnesorgane und wenigſtens Augen hervortreten. Während aber die urſprünglichen Mundwimpern vorn mehr zu Gebiß- und Greiforganen werden, geſtalten ſich die hintern mehr zu Bewegungsorganen, Füßen oder Schwimmapparaten.

Je mehr die Organe um den Mund her ſich aus dem urſprünglichen, eigentlich nur einen Magen oder Bauch darſtellenden Thiere herausbilden, um ſo mehr tritt über dem Bauch zuerſt der Kopf und dann die Bruſt hervor.

Der Kopf iſt zunächſt nur Mund, dann reihen ſich ihm Athmungsorgane (Kiemen), Greif- und Bewegungsarme an. Bei noch mehr entwickelten Thieren treten, ſobald ſich Sinnesorgane, Augen, Taſt-, Gehör-, Geruchs- und Geſchmacksorgane und überhaupt Nerven und eine hirnartige Nervenverknotung einfinden, die fortan die Hauptbeſtandtheile des Kopfes bilden, die Athmungsorgane als Lungen und die Greif- und Bewegungsorgane als Arme, Scheeren oder Vorderbeine in die Bruſt zurück, die dann auch zugleich das Herz in ſich aufnimmt, und das Blutſyſtem mit den Lungen verbunden mehr vom Darmſyſtem und Bauche abtrennt. Weitere Bewegungsorgane, die nur zum laufen, ſchwimmen oder fliegen, nicht mehr zum greifen dienen, alſo nicht mehr Arme, ſondern Beine, Floſſen und Flügel, reihen ſich meiſt der Bruſt an, dehnen ſich jedoch nach dem Bedürfniß des Thiers in dem Element, in dem es lebt, auch nach dem Bauche aus und hängen ſich dieſem als Hinterbeine und Schwanz an. Im Allgemeinen enthält der Kopf die edelſten Organe, durch welche die Seele wirkt, nämlich die Sinne, die Bruſt außer dem Herzen und der Lunge noch vorzugsweiſe Bewegungs- und Kraftäußerungsorgane, der Bauch aber die Därme und die zu ihrem Syſtem gehörigen Organe der Leber, Nieren ꝛc. nebſt den Fortpflanzungsorganen.

Bei keiner Thierclaſſe iſt die Dreitheiligkeit des Leibes ſo beſtimmt ausgeſprochen, als bei den Inſekten. Hier trägt der Kopf außer dem Munde nur die Sinnesorgane, die Bruſt alle Bewegungsorgane, ſeyen es Beine oder Flügel, der Bauch aber nur die Därme und Generationsorgane. Aber die höchſte Beſtimmung dieſer verſchiedenen Organe iſt nicht ſchroffe Scheidung, ſondern harmoniſche Verbindung und nur Unterordnung des Niedern unter das Höhere. Deßhalb iſt am Menſchenleibe nur der Kopf ſchärfer vom übrigen Leibe geſondert, Bruſt und Bauch aber fließen äußerlich nur durch eine leiſe Einſenkung (Taille), innerlich durch das Zwerchfell geſchieden, harmoniſch zuſammen.

Die Form, Stärke und Zahl der Gliedmaſſen, iſt bedingt durch den Lebenszweck des Thieres und durch das Element, in dem es lebt. Auch hier liegt das Höhere und Edlere nicht in der ſchärfſten Unterſcheidung der Formen, in dem Uebermaß der Stärke oder in der Mehrzahl, ſondern vielmehr in der Harmonie der Glieder. Die Gliederung des Menſchen-

leibes iſt die ſchönſte, weil die am meiſten harmoniſche, trotzdem, daß es Thiere mit viel beſtimmter charakteriſirten, mit viel ſtärkern und mit viel zahlreichern Gliedern gibt. Thiere, die viel Glieder mehr haben als der Menſch, ſtellen nicht minder ein Extrem dar, wie die, welche weniger haben. Das Inſekt mit ſeinen vielen Augen, Kiefern, Taſtern, Flügeln, Beinen und Stacheln iſt wegen dieſes Gliederluxus nicht edler, als die gliederloſen Schlangen und Fiſche.

Liegt das Edle der Thierform immer in irgend einem Zuge, der an das Menſchliche, an menſchliche Kraft oder Grazie erinnert, ſo kann man das Thier auch nur dann, wenn man es mit dem Menſchen vergleicht, lächerlich, unbeholfen ꝛc. finden. An ſich iſt jedes Thier, wie es ſeyn ſoll. „Gott ſahe, daß es gut war.“ Hier gilt nicht das vom Menſchen geforderte Ideal ſchöner Form und Bewegung, ſondern allein das Natürliche und Zweckmäßige. Jedes Thier hat die zu ſeinem Lebenszweck erforderliche Größe und Geſtalt und Gliederung, wie innere Organiſirung. Die Zweckmäßigkeit des thieriſchen Baues läßt ſich nirgends verkennen. Die Zähne des Löwen ſind zum Zermalmen von Knochen gebaut, die Beine und der Schnabel des Storches ſind lang, weil dieſer Vogel beſtimmt iſt, in Waſſer und Sumpf verborgene Fröſche und dergl. zu fangen. Der Biber hat ein Gebiß zum Zerbeißen des Holzes und einen platten fiſchartigen Schwanz, weil er denſelben bei ſeinen Bauten als Kelle gebraucht. Der Ameiſenbär und die Schnepfe haben lange Zungen, um verborgene Inſekten zu erreichen. Die Giraffe hat den langen Hals, um zu hohen Laubzweigen hinaufzulangen. Die Fiſche ſind mit ihren Floſſen wie Schiffe mit Steuer- und andern Rudern und Segeln gebaut. Der Kreuzſchnabel hat ſeinen ſonderbaren Scheerenſchnabel, um die Samenkörner aus den Tannenzapfen auszuziehen. v. Martens hat in ſeinem ſchönen Werk über Venedig nachgewieſen, wie der Bau jeder beſondern Seekrabbenart auf die Oertlichkeit berechnet ſey; die im Sande lebenden, haben anders geſtaltete Harniſche, Scheeren und Werkzeuge, als die in Felſenritzen niſtenden. Darwin fand auf den Keeling-Inſeln einen ſehr großen Krebs (birgos) mit zwei vordern überaus großen und ſchweren Scheeren und noch zwei hintern kleinen Scheeren am letzten Fußpaar. Die einen hat er nöthig, um die harten Kokosnüſſe aufzubrechen und die andern, um aus dieſen Nüſſen, wenn er ſie aufgebrochen hat, den weichen Kern herauszuziehen.

Man hat die Thierwelt mit ihren mannigfachen großen und kleinen Geſtalten als die auseinandergeriſſene Harmonie des Menſchenleibes ange-

ſehen, in allen Thierclaſſen nur gleichſam Verzerrungen und einſeitiges Hervortreten ſolcher Einzelformen erkannt, die im Menſchenleib im ſchönſten Maaße verbunden und ausgeglichen ſind. Was iſt der Rüſſel des Elephanten anders, als eine lange Naſe? der Huf des Roſſes anders, als große zuſammengewachſene Fingernägel? der thieriſche Pelz anders, als eine Ausdehnung des menſchlichen Kopfhaares über den ganzen Leib? Und ſo fort. Indeß ließe ſich doch, wenn man die Thiere mit ihren überraſchend verſchiedenen Geſtalten nicht wirklich vor ſich ſähe, aus der Menſchengeſtalt ſchwerlich jede thieriſche Form vorausbeſtimmen und darf man in der Conſequenzmacherei deßfalls nicht zu weit gehen. Das Verwandtſchaftliche des thieriſchen mit dem menſchlichen Organismus iſt klar, aber die Hauptſache iſt und bleibt, daß innerhalb dieſer Verwandtſchaft ſo große Unterſchiede beſtehen. Nur um des Unterſchieds willen, nur damit die Erde von Creaturen der mannigfachſten Art wimmle, ſind die Thiere geſchaffen worden.

Je vollkommener, je menſchenähnlicher das Thier, deſto conſtanter iſt ſeine Geſtalt, deſto weniger verändert es ſich während ſeines Lebens, außer daß es wächſt. Nur bei den niedrigen Thierclaſſen zeigt ſich eine gewiſſe Leichtigkeit des Wiederwechſels in doppelter Art, nämlich 1) in den Verwandlungszuſtänden z. B. der Inſekten, die zuerſt wurmartige Thiere (Larven, Raupen), dann in einer Schale eingeſchloſſene Puppen und zuletzt erſt wahre Inſekten werden, oder Quallen, die zuerſt Polypen ſind, Fröſche, die zuerſt fiſchartige Thiere ſind ꝛc.; 2) in der regelmäßigen oder zufälligen Erneuerung abgeworfener oder verlorener Glieder, z. B. in der Häutung der Krebſe, Raupen, Schlangen bis zum Mauſern der Vögel und der Hornerneuerung der Hirſche, und in der Wiedererzeugung abgeriſſener Beine z. B. bei Polypen, Krebſen, ſelbſt noch bei Eidechſen. Blackwall begieng aus Wißbegierde die Grauſamkeit, einer Spinne ſechsmal nach einander immer wieder daſſelbe Bein abzuſchneiden und jedesmal wuchs es wieder nach. Troſchel, Archiv 1849 II. 331.

Das einzelne Thier wird zuſammengehalten als ein Ganzes durch ſeine Haut. So die Infuſorien und Würmer. Wo aber die Größe und Vielgliedrigkeit des Thieres einen feſten Zuſammenhang im Thiere ſelbſt, oder ſeine Weichheit und Schwäche einen äußern feſten Anhaltspunkt erfordert, da reicht die Haut nicht mehr aus und es bedarf entweder eines harten, horn- oder knochenartigen Skeletts im Thiere, das alle ſeine weichen Theile trägt und zuſammenhält, oder einer äußern harten Schale.

Das Skelett iſt ein inneres Knorpel- oder Knochenſkelett bei allen höhern Thieren: Fiſchen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren, ein äußeres Hornſkelett bei den Cruſtaceen und Inſekten. Die Schale iſt eine kalkige Ausſchwitzung bei den Muſcheln, dickes Horn bei den Schildkröten. In mancher Beziehung können noch die Schuppen, Federn und ſtarken Behaarungen als complicirte Schalen oder als ein Erſatz für die Hornſkelette der Inſekten gelten.

Durch das ſchwere Skelett würde das Thier ſteif und bewegungslos werden, wenn es nicht gegliedert wäre und wenn es die einzelnen in Gelenken hängenden Theile deſſelben nicht mittelſt der Muskeln in Bewegung ſetzen könnte. Die Muskeln ſelbſt aber bewegt es mittelſt der Nerven. Bevor wir nun die einzelnen Glieder des Thieres der Reihe nach durchmuſtern, müſſen wir zuvor ſein Knochengerüſt, ſein Muskel- und Nervenſyſtem kennen lernen.

8.

Die Knochen.

Sind die Schalen der Muſcheln auch hart wie Stein und das äußere Skelett der Inſekten hart wie Horn, ſo gehören dieſe Verhärtungen doch mehr dem Hautſyſtem an, ſind verhärtete Ausſchwitzungen der Haut und haben nichts mit den eigentlichen Knochen des innern Skeletts gemein. Auch gehören ſie immer nur in ganz eigenthümlicher Ausbildung einzelnen Thierclaſſen an (bei deren Beſchreibung wir darauf zurückkommen werden), während die innere Knochenbildung ſich von den Fiſchen an durch alle höheren Thiere bis zum Menſchen in ununterbrochener Stufenfolge fortſetzt. Man unterſcheidet daher alle jene Thiere, Fiſche, Amphibien, Vögel und Säugethiere unter dem gemeinſamen Namen der Knochen- oder Wirbelthiere von den ſämmtlichen niederen oder wirbelloſen Thieren.

Der thieriſche Knochen iſt zuerſt nur ein verhältnißmäßig weicher Knorpel, ſein Beſtandtheil eine aus dem Blut ausgeſchiedene, etwas zähe, Eiweiß und Leim enthaltende Gallert (gelatina). Erſt wenn phosphorſaurer Kalk hinzutritt, wird der Knorpel härter und zum eigentlichen Knochen. In der niedrigſten Claſſe der Fiſche kommen nur Knorpel, noch keine Knochen vor, eben ſo in der erſten Jugend der höheren Thiere und ſelbſt der Menſchen. Der Kalkgehalt und die Härte des Kno-

chens nimmt mit dem Alter zu. In der Gallert des Knorpels erkennt man nur zerſtreute Zellen mit einem feſten Kern, im Knochen dagegen dicht auf einander liegende ſpindelförmige Zellen mit zweigartigen Ausläufern (Lamellen). Die Verknöcherung geht von einzelnen Punkten innerhalb des Knorpels in Strahlen aus und erſt nach und nach wachſen mehrere ſolche Verknöcherungspunkte mittelſt Strahlen zuſammen. Der phosphorſaure Kalk des Knochens wird, wie die Gallert des Knorpels, im Plasma des Bluts ausgeſchieden und iſt gleichſam eine innere Ausſchwitzung im Gegenſatz gegen die äußere Ausſchwitzung des kohlenſauren Kalks in der Muſchelſchale. In der Verweſung bleibt entweder, je nachdem zerſtörende Stoffe auf den todten Knochen einwirken, allein der Kalk, oder auch allein die Gallert übrig. Die Verwandtſchaft des Knochens mit dem Kalk gibt ſich auch in der weißen Farbe aller Knochen und Knorpel zu erkennen. Bemerkenswerth erſcheint, daß die Knochen im lebendigen Leibe leicht fremde Farben annehmen, die aus der Nahrung durch das Blut auf ſie übergehen. In einem Schwein, welches geſchlachtet wurde, nachdem es zufällig rothen Farbeſtoff geſoffen hatte, fand man alle Knochen roth. Mit Krabb kann man die Knochen lebender Menſchen und Thiere roth, mit andern Pflanzenſtoffen gelb färben. Vgl. Frorlep, neue Notizen 32. 293.

Die Gallert gibt dem Knochen Zähigkeit; im Alter werden die Knochen, in dem Maaß, wie ihnen die Gallert verſchwindet, ſpröder und zerbrechlicher. Das Verſchwinden der Gallert bedingt auch das Hohlwerden der Knochen. Die ſ. g. Markhöhle oder die Röhre im Knochen entſteht erſt, wenn in herangewachſenen Thieren die Gallert ſich verzehrt. Die Gallert oder der Knorpel wird immer nur im Blut erzeugt, daher wachſen auch die Knorpelfiſche, ſo lange ſie leben. Nur die Verknöcherung hemmt das weitere Wachsthum, ſobald der bisherige Knorpel mit phosphorſaurem Kalk hinreichend geſättigt iſt.

Das Zellgewebe der Menſchenknochen iſt das feinſte, das der Säugethiere gröber, der Cetaceen lockerer, der Vögel ſehr feſt und ſpröde, das der Amphibien und Fiſche enthält noch am meiſten Knorpel. Die Härte der Knochen hängt immer vom Zweck ab. Unter den Thieren haben die Vögel die härteſten und doch zugleich hohlſten und leichteſten Knochen, damit ſie durch ihren feſten Bau eben ſowohl dem Stoß der Stürme widerſtehen, als durch ihre Leichtigkeit ſich ſchwebend erhalten können. Im Skelett der Menſchen und Säugethiere ſind die Ohrknochen die härteſten, weil hier die Härte eine Bedingung der ſtarken Reſonanz iſt. Die Knochen dienen

hauptſächlich dem ganzen Leib als feſte Stütze und Zuſammenhalt, aber auch den zarteſten Organen, nämlich den Nerven, zum Schutz gleichſam als Schale. Daher die Wölbungen der Knochen als Schädel unter dem Hirn, der Hauptmaſſe der Nerven, und das Anſchmiegen der Knochen an die Sinnesnerven, Augen-, Ohren-, Naſenbeine, endlich die Einhüllung der Nervenſtränge in die innere Höhlung der Rückenmarkswirbel. Nur bei den Fiſchen und Amphibien haben die knorpeligen Knochen gar keine Höhlen und nur bei den Vögeln ſind die weiten Knochenhöhlen zur Aufnahme von Luft beſtimmt. Bei den Säugethieren und Menſchen kommen nur wenige leere Knochenhöhlungen vor, im Stirnbein, Keilbein, Oberkieferknochen, im Kopf des Elephanten und an hörnertragenden Thieren. In Bezug auf die Hörner muß unterſchieden werden. Die der Rinder, Ziegen ꝛc. beſtehen nur aus Hornſubſtanz, die der Hirſche aber ſind echte Knochen.

Das Skelett, Gerippe, Knochengerüſt als Träger des ganzen Thiers hat zur Grundlage ſtets den Rückgrat, der aus aneinandergereihten Wirbeln beſteht. An dieſe fügen ſich vorn die Kopf-, hinten die Schwanzknochen als modificirte, vergrößerte und erweiterte oder verkleinerte Wirbel an; zur Seite die Rippen, welche Bruſt und Bauch wie Reife die Tonne umgeben, und die Knochen der Bewegungsglieder, Arme, Beine, Floſſen, Flügel.

Die erſte Spur eines Knochengerüſtes oder einer Wirbelſäule zeigt ſich in einer noch unter den Fiſchen ſtehenden Thierclaſſe, den Sepien, nämlich innerhalb des weichen Thieres ein länglicher Kalkſtift; allein da er keinerlei Zuſammenhang mit den Muskeln des Thieres hat und nur wie ein fremder Körper erſcheint, kann man ihn nicht als eigentlichen Knochen bezeichnen. Eben ſo wenig die Zungenbeine der Schnecken.

Das Knochengerüſt iſt ein wundervoller architektoniſch-mechaniſcher Bau, in der Ruhe ein wie auf Säulen ruhender Tempel, in der Bewegung wie die kunſtreichſte Maſchine, in der jede Bewegung durch das möglichſt einfachſte Mittel erzielt wird. Alle Knochen ſind für die Lebensweiſe des Thieres, dem ſie angehören, berechnet und ſo beſchaffen und in Gelenke verbunden, daß mittelſt der Muskeln der Nerv überall auf ſie mit der Kraft des Hebels wirken kann. Zu dieſem Behufe ſind die Knochen an den Gelenken mehr knorpelig und elaſtiſch und werden die weicheren Muskeln in der nächſten Verbindung mit den Knochen durch zähere Sehnen unterſtützt, die ſich verhalten wie Taue und Ketten bei Hebung und Haltung ſchwerer Laſten.

Die Wirbelſäule und das innere Knochengerüſt bildet ſich zuerſt bei den Fiſchen aus. Bei den niedrigen ſ. g. Knorpelfiſchen trägt nur ein langer Knorpel (chorda dorsalis) die wagrechte Linie des in Häuten eingeſchloſſenen Rückenmarks, welches allezeit die Grundlinie der Geſtalt bildet. Bei den höhern ſ. g. Knochenfiſchen bildet ſich innerhalb des Knorpels allmählig der härtere Knochen und theilt ſich die chorda dorsalis nunmehr als Wirbelſäule in einzelne Wirbel, welche das Rückenmark umſchließen. Inzwiſchen ſind dieſe einzelnen Wirbel auch bei den höhern Fiſchen noch mehr verknorpelt und zuſammengewachſen. Das ganze neue Knochengerüſt ſteckt hier noch in einem Knorpelgerüſt. Der Kopf ſetzt nur die wagrechte Linie der Wirbelſäule fort, dehnt ſich meiſt in ein langes Maul aus und enthält in den flachen Höhlungen ſeines noch lockern und zum Theil knorpelreichen Knochengerüſtes nur wenig und getheiltes Hirn mit den Nervenausläufern ins Rückenmark und in die Sinnesorgane. In den Kiefern gliedert ſich der Kopf, wie in den Rippen (Bauchgräten) die Wirbelſäule; jene dienen zunächſt zum Aufnehmen, dieſe zur Aufbewahrung der Speiſe. Ein feſtes Zuſammenhängen der Rippen mit der Wirbelſäule findet ſich indeß nur bei den höhern Fiſchen, bei den niedern hängen ſie ſich nur oben an oder bleiben frei. Hinter den Kiefern liegt zwiſchen Kopf und Bauch (eine Bruſt fehlt den Fiſchen) auf jeder Seite des Thieres eine Knorpelplatte, die ſ. g. Kiemendecke zum Schutz der Kiemen. Bei den höhern Fiſchen werden es vier knöcherne Bogen. Im Uebrigen beſtehen alle Extremitäten des Fiſches nur in Floſſen, d. h. fächerartig ſich ausbreitenden mit Häuten umgebenen Gräten, die an der Wurzel von ſtarken Muskeln umgeben und verknorpelt zum Theil mit dem innern Knochengerüſt zuſammenhängen, zum Theil mehr frei erſcheinen. Das erſte gilt von der zuweilen ſehr langen und hohen Rückenfloſſe, welche aus der chorda dorsalis hervorgeht, und von der gewöhnlich mehr oder weniger gabelnden Schwanzfloſſe. Das letztere von den Bruſt- und Bauchfloſſen.

In den Amphibien befeſtigt ſich das Knochengerüſt noch mehr und gliedert ſich (außer bei den Schlangen) zum erſtenmal ſeitlich im Schultergerüſt mit den Vorderbeinen und im Beckengerüſt mit den Hinterbeinen. Der platte Kopf, die lockere Schädelbildung, die Knorpeln und Schuppen ſind noch nicht überwunden, doch haben ſich die Rippen verſtärkt. Das Schultergerüſt iſt anfangs noch knorplig und zuſammenhängend in drei Auswüchſen, das Beckengerüſt bei manchen Amphibien

noch gar nicht ausgebildet. Doch treten an den Gliedmaßen ſchon deutlich der Oberarmknochen (humerus), die beiden Unterarmknochen (radius und ulna), die Handwurzelknochen (ossa carpi) und Fingerknochen (ossa metacarpi), ſo wie der Hüftknochen (femur) und die Schienbeine (tibia und fibula) mit den Fußwurzelknochen (ossa tarsi) und Zehenknochen (ossa metatarsi) hervor.

Die Knochen der Vögel unterſcheiden ſich durch die Härte ihrer Subſtanz und durch ihre Hohlheit. Feſt und doch zugleich leicht und aufgeblaſen dienen ſie dem Vogel in der Luft beim Fliegen, was bei einer andern Conſtruction und größerer Schwere nicht möglich wäre. Die Kopfknochen bilden in kleinerem Raum doch einen höher gewölbten und feſtgeſchloſſenen Schädel und beurkunden damit eine höhere Thierform, als die der Amphibien und Fiſche war. Die Tendenz des Thieres geht nach vorn, der Schwanz tritt zurück, dagegen dehnt ſich der Hals zwiſchen Bruſt und Kopf aus und braucht weit mehr Wirbel. Auch tritt hier zum erſtenmal die Bruſt mächtig hervor, gedeckt durch ein breites Bruſtbein (sternum), während das Schultergerüſt ſich zu Flügelknochen entfaltet.

Bei den Säugethieren theilt man die Wirbelſäule in fünf Theile, nämlich in die Hals-, Rücken-, Lenden-, Kreuzbein- und Schwanzwirbel. Halswirbel kommen durchgängig ſelbſt bei ſehr langhalſigen Thieren, wie die Giraffe, nur 7 vor (6 und 9 ſind die ſeltenſten Ausnahmen). Dagegen ſchwankt die Zahl der übrigen Wirbel bei den verſchiedenen Thiergattungen und am meiſten im Schwanze, der ſich inſofern bei den Säugethieren verhält, wie beim Vogel der Hals. Auch die Darmfortſätze, die Quer- und Gelenkfortſätze der Wirbel bieten viele Verſchiedenheiten dar. Eben ſo die Rippen, ſowohl die wahren als die falſchen. Unter den letztern verſteht man ſolche, die mit dem Bruſtbein nicht articuliren. Das Bruſtbein, bei den Vögeln breit, iſt bei den Säugethieren meiſt nur lang und ſchmal. Das Schulterblatt (scapula) iſt durch das Schlüſſelbein (clavicula), welches jedoch zuweilen fehlt, mit dem Bruſtbein verbunden und ſeine Außenfläche durch eine Gräte (spina) in zwei Flächen getrennt. Das Becken (pelvis) iſt dem Theil der Wirbelſäule angefügt, den man Kreuz- oder Heiligenbein (os sacrum) nennt und aus dem Hüft-, Sitz- und Schambein componirt, bei den Cetaceen aber nur auf ein Paar Knochenrudimente reducirt. Die Vorderbeine (Arme) und Hinterbeine ſind nach demſelben Geſetz nur mehr ausgebildet, wie die der Amphibien, und werden nur bei den Cetaceen bis zur Verkümmerung

abgekürzt. In der Hand- und Fuß-, Finger- und Zehenbildung zeigt ſich große Verſchiedenheit, indem die Knochen hier die Grundlage entweder für muskulöſe Finger und ſcharfe Krallen oder für plumpe Sohlen und Hufe bilden. Die Verlängerung der Wirbelſäule in Schwanzwirbeln kommt noch bei den Affen vor, die doch ſonſt dem Menſchen am nächſten ſtehen.

In dem Knochengerüſt des Kopfs nähern ſich die Säugethiere allmählig immer mehr dem Menſchen, nicht nur indem es der Größe, Schwere, Wölbung und ſchärfern innern Theilung der Hirnmaſſe dient, ſondern namentlich auch in den Oeffnungen für die Sinnesorgane (Auge, Ohr, Naſe, Mund), wodurch das thieriſche Antlitz allmählig dem menſchlichen ähnlich wird. Im Allgemeinen charakteriſirt die meiſten Thiere noch eine flache Stirne, ein kleiner Vorderkopf, wogegen ſie einen viel ſtärkern Hinterkopf haben. Der Hinterſchädel iſt aus vier, meiſt verwachſenen Knochen (ossa occipitalia) zuſammengeſetzt, eben ſo die Schläfegegend aus vier Knochen, dann der vordere Schädel aus zwei Scheitel- und zwei Stirnbeinen. Zwiſchen dieſen finden ſich aber noch Verbindungsglieder, das Keilbein, Zwiſchenſcheitelbein, Siebbein, ſodann die das Geſicht bildenden Naſen-, Muſchel-, Vomer-, Thränen-, Joch-, Kiefer-, Gaumen- und Zungenbeine.

9.

Muskeln, Fleiſch und Fett.

Alles Fleiſch beſteht aus Muskeln, der Muskel aber iſt ein Bündel, zuſammengeſetzt aus vielen Muskelfäden oder Faſern, und dieſe ſind wieder nur an einander gereihte thieriſche Zellen, hervorgegangen aus dem Blute. Daher iſt das Fleiſch bei weißblütigen Thieren ebenfalls weiß und bei rothblütigen roth. Im Fleiſch iſt viel Stickſtoff enthalten, der wenigſtens bei pflanzenfreſſenden Thieren nicht aus der Pflanzennahrung kommt, daher nur durch den Athem ins Blut gelangt iſt. Das Fleiſch wird wie der Knochen dichter und härter mit dem Alter und mit der höhern Entwicklungsſtufe der Thiere.

In der homogenen durchſichtigen Gallertmaſſe der Infuſorien iſt nur eine zuſammenziehende Bewegung (Contractilität) wahrzunehmen, aber noch kein einzelner Muskel zu unterſcheiden. Nur bei den Räderthierchen, Eingeweidewürmern und bei den Polypen, deren Fangarme ſehr ſtark ſind,

kann man auch ſchon die einzelnen fadenartigen Muskeln ſehen; deßgleichen bei den Medusen ein zart ausgebreitetes Netz ſolcher Fäden. Zuſammengeſetzte und dichter an einander liegende Muskelſchichten kommen erſt bei den Echinodermen (Seeſternen, Seeigeln) vor, in ſtarken Bändern aber ſchon in Würmern und Raupen, denen daher häufig eine erſtaunliche Muskelkraft inwohnt. Auch die Muſcheln haben ſtarke Schließmuskeln, um ihre Schale zu ſchließen und überhaupt viel Muskeln. Noch ausgebildeter iſt das Muskelſyſtem der Cruſtaceen, Spinnen, Inſekten, weil dieſe Thiere auf die mannigfachſte Weiſe ſich bewegen und oft unglaubliche Kraft entwickeln.

Der Muskel iſt, wie bemerkt, aus ſehr feinen Fäden zuſammengeſetzt, gleichſam wie eine Schnur zuſammengedreht. Man findet jeden Faden unter ſchärfern Mikroſcopen immer wieder getheilt und hat die letzte Theilung noch nicht ausgemittelt. Darin iſt die Biegſamkeit und Elaſticität des Muskels begründet, wie ſie nothwendig iſt, um einerſeits vom Nerven aus, den ſie berührt, den Anſtoß zu jeder im Willen oder Inſtinkt des Thieres liegenden Bewegung zu empfangen, andrerſeits einen mechaniſchen Druck auf den Knochen auszuüben, ihn mittelſt der zähen Sehnen zu heben oder zurückzuhalten und nach außen hin auf die mannigfachſte Weiſe zu agiren oder zu reagiren. Bei den Fiſchen z. B. iſt der paſſive Leib mit regelmäßigen Schichten wenig beweglicher Muskeln (eines bekanntlich ſehr ſchmackhaften Fleiſches) umgeben und nur die Muskeln der zur Bewegung beſtimmten Floſſen ſind ſtärker und beweglicher. Bei den Vögeln ſind die Muskeln wie die Knochen, dichtgedrängt und feſt. Bei den Säugethieren bald mehr paſſiv gleich den Fiſchen als Eßfleiſch, bald mehr zähe und beweglich wie bei den Vögeln. Ein mittleres Maaß in harmoniſchen Verhältniſſen kommt auch hier erſt dem Menſchen zu. Bei Thieren, die auf eine beſondere Lebensweiſe angewieſen ſind, werden auch die Muskeln beſonderer Organe beſonders ſtark entwickelt, ſo z. B. beim Beutelthier die Bauchmuskeln, beim Haſen die Muskeln der Beine, bei Inſekten und Vögeln die der Bruſt und der Flügel, bei den Affen die der Hände und Füße ꝛc.

Um die mannigfaltigſten Bewegungen zu erleichtern, ſind ſchon die Muskelfäden urſprünglich bei einigen Thieren anders geformt. Bei den meiſten ſind es einfache Fäden, bei einigen aber zeigen ſich perlenſchnurartige Knochen und Fäden, und andere ſind ringförmig (bei den Nagern) oder ſpiralförmig (beim Blutegel) gewunden. Sodann wird die

Spannkraft und der Druck der Muskeln vermehrt durch die gegenseitige Lage der Bündel. Sie verstärken sich hier durch parallele Schichtung, dort wieder durch eine schräge Gegenstellung, durch Querbänder oder durch Kreuzung. Es kommen auch excentrische und gefiederte Ausstrahlungen der Muskeln vor, wodurch sie sich gegenseitig fester in einander fügen. Die kunstreichsten Muskelgebilde kommen in der Regel da vor, wo eine complicirtere Bewegung, z. B. im Auge, oder ein feineres Tasten erforderlich ist, z. B. in den Fingerspitzen. Die einfachsten Schichtungen und gröbsten Muskeln finden sich vor, wo die wenigste Bewegung nöthig, der Körper am meisten passiv ist. Hier sammeln sich dann Fleischmassen an, die am besten zur Speise anderer Thiere und der Menschen dienen. Der Muskel ist mittelst der zähen Sehnen an den Knochen befestigt, um denselben bequem in Bewegung zu setzen. Die Sehne ist ein in den Knorpel übergehender, zuweilen sogar schon verknöcherter Muskel. Aber es laufen auch breite, durch ihre weiße Farbe vom rothen Fleisch leicht erkennbare Sehnenflächen mitten durch die Muskelschichten, um zu ihrer Befestigung beizutragen.

Die Contractilität des Muskels ist bedingt durch seine Irritabilität, d. h. er zieht sich nur zusammen, sofern er vom Nerven berührt wird. In dieser Zusammenziehung und Wiederausdehnung beruht alle Muskelkraft, man mag nun eine Bewegung des Druckes, Stoßes, Abwehrens hinwärts, oder eine des Ziehens, Zurückhaltens ꝛc. herwärts machen. In der Wechselwirkung zwischen Nerv und Muskel ist übrigens noch Vieles Geheimniß. Wirkt er blos mechanisch? oder auch chemisch? Bei der Erregung des Muskels durch den Nerven wirkt in der Regel der bloße Wille im Hirn. Ein Gedanke, ein Entschluß und der vom Hirn auslaufende Nervenfaden bewegt den Muskel oder das Glied, das man bewegen will. Eine Ausnahme machen indeß die Muskelbewegungen, die dem innern Verdauungsprozesse dienen und die wir nicht vom Hirn aus eigenwillig zu bestimmen haben. Die Verdauung, der Herzschlag, so wie auch die Muskelbewegung im Schlaf ist durch ein weises Gesetz unserm Willen entzogen.

Man unterscheidet im thierischen Leibe besondere Beug- und Streckmuskeln, die vorzugsweise zum Beugen oder zum Ausstrecken dienen. Sie sind überall (gleich den Knochen) so angebracht, daß die Wirkung mit den einfachsten Mitteln erreicht wird. In der Mechanik der Muskeln, welche die der Knochen ergänzt, liegen die Urbilder für alle Zweige unserer Kunstmechanik.

Neben dem Fleiſche (Muskel) begegnet uns im thieriſchen Leibe überall das Fett, welches ebenfalls aus dem Blute ausgeſchieden iſt und an deſſen Bereitung vielleicht die Leber einen beſondern Antheil hat. Es iſt immer gelblich oder weiß, mehr der urſprünglichen thieriſchen Gallert und dem Knorpel und Knochen, als dem Blut und Muskel ähnlich. Auch ſcheint es noch gewiſſermaßen den Urſchleim zu vertreten, ſofern es überall im Leibe ergänzend auftritt, die zwiſchen den neugebildeten Organen übrig gelaſſenen Lücken ausfüllt, die Geſtalt dadurch abrundet und überdieß auch als Surrogat der Nahrung zu neuer Blutbildung dient, wo es an äußerer Nahrung fehlt. Wenn auch das Fett ohne Zweifel der gehäufte, aus dem Blut ausgeſchiedene, im Athem nicht ausgeathmete, ſondern im Leibe abgelagerte Kohlenſtoff iſt, von dem man glauben ſollte, er müßte entfernt werden, ſo hat er doch nicht die Bedeutung und Beſtimmung eines dem thieriſchen Leben unnütz gewordenen Reſtes, ſondern es wohnt ihm noch etwas von der Bedeutung und Beſtimmung des thieriſchen Urſchleims bei, und mit weiſer Abſicht iſt dem Blute vorgeſchrieben, dieſen Fettſtoff auszuſcheiden und beſonders innerhalb des Leibes abzulagern, damit er als Vorrath in der Noth diene, um die Nahrung zu erſetzen. Bei einigen Thieren iſt die Fettablagerung ſehr auffallend, z. B. in den Buckeln des Kameels und Biſons, in den Fettſchwänzen der mittelaſiatiſchen Schafe. Dieſe Thiere müſſen zuweilen in Wüſten oder rauher Jahreszeit lange hungern, aber ſie zehren von ihrem eigenen Fett, was man deutlich ſieht, indem die Fettwölbung einſinkt. Auch der Bär zehrt während ſeines Winterſchlafs vom eignen Fett.

Das Fett, als ein noch dem Urſchleim verwandter Stoff, ſpielt auch eine Hauptrolle bei der Bildung der Milch, in welcher, als der erſten Nahrung Neugeborner, ſich gleichſam der einfachſte Urſtoff wiederholt. Auch ihn charakteriſirt die weiße Farbe. Als ſpecifiſch thieriſcher Stoff iſt ferner das Fett die nothwendige Ergänzung des dem Thier zur Nahrung dienenden Pflanzenſtoffs. Ohne aus dem Thier ſelbſt hinzutretendes Fett würde die Verdauung des Graſes dem Rinde ſo unbequem ſeyn, wie uns ein Salat ohne Oel, ein Gemüſe ohne Butter. Wenn wir endlich auch das Hirn voll Fett finden, ſo erklärt ſich dies ebenfalls aus der allgemeinſten Bedeutung des Fetts als desjenigen aus dem Blut reproducirten Stoffs, der dem Urſchleim am meiſten verwandt iſt und die höchſte organiſche Entwicklung im Nerven noch unmittelbar an das Primitive des Thiers anknüpft.

In der Fettbildung iſt großer Wechſel. Das Thier wird erſtaunlich ſchnell fett und magert eben ſo ſchnell wieder ab. Nichts iſt ſo zerſetzbar und verbrennlich als Fett, es trägt alſo ohne Zweifel viel bei zu den Zerſetzungen im Verdauungs- und Athmungsprozeß. Wahrſcheinlich zu beiden und nicht blos, wie man eine Zeitlang annahm, zum letztern. Wie weit es ins Nervenleben eingreift, iſt noch nie erkannt worden.

Es widerſpricht der Weisheit, mit der in der Natur verſchiedene Zwecke durch daſſelbe Mittel erreicht werden, durchaus nicht, wenn wir finden, daß das Fett, während es einerſeits noch den thieriſchen Urſtoff repräſentirt, andrerſeits eine Art von Excrement iſt und namentlich als ein todter Ausſcheidungsſtoff das Blut verlaſſen muß, um es gleichſam zu reinigen und zu ſeiner Beſtimmung zu befähigen, indem es ihm ſeinen Ueberfluß an Kohlen- und Waſſerſtoff entzieht. Der Wechſel in der Fettbildung, ſofern das Fett bald als Ausſcheidung im Körper ſich anhäuft, bald wieder als Ergänzungsſtoff die Nahrung erſetzt, hat einige Verwandtſchaft mit den großen elektriſchen und Waſſerdampfprozeſſen in der Luft. Wie dort das Gleichgewicht im Blute durch Ausſcheidung und Wiederaufnahme des Fetts hergeſtellt wird, ſo hier das Gleichgewicht in der Luft durch Ausſcheidung und Wiederaufnahme von Waſſer.

Das Fett ergänzt den Muskel in der Mechanik des Leibes. Es macht die Gelenke geſchmeidig, es ſchwächt durch ſeine elaſtiſche Nachgiebigkeit den Druck auf Muskeln und Knochen. Es enthält keine Nerven, empfindet daher auch keinen Schmerz. Wenn z. B. die Fußſohle des Menſchen nicht Fett unter der Haut hätte, was ſich bei jedem Druck eines Steins ꝛc. von unten leicht verſchiebt und nachgibt und keine Empfindung hat, ſo würde uns jeder Schritt, den wir barfuß thun, ſchmerzen müſſen. Das Fett füllt überall die zwiſchen andern Organen übrig gelaſſenen Lücken aus und trägt weſentlich dazu bei, indem es ſich zwiſchen Muskeln und Haut legt, die Glieder abzurunden. Zugleich hält es, weil es ein ſchlechter Wärmeleiter iſt, die Wärme im Leibe zuſammen.

Das Fett der Thiere iſt verſchieden nach ſeiner Lagerung, wie nach ſeiner Beſchaffenheit. Bald findet es ſich, wie in den ſchon erwähnten Buckeln und Schwänzen oder wie im Innern der Raupen (denen es als Vorrath und Stoff zu den neuen Häutungen und Verwandlungen dient) in einem Klumpen beiſammen, bald vertheilt es ſich mehr durch alle Glieder. Bei den Cetaceen iſt es flüſſiger Thran, bei den Rindern wird es faſt ſo hart wie Wachs.

Es theilt mit dem Harz in Pflanzen die leichte Verbrennlichkeit,*) hat aber für das thieriſche Leben eine weit höhere Bedeutung, als das Harz für das vegetative.

10.

Die thieriſche Haut.

An den niedrigſten Infuſorien iſt eine Trennung der Haut vom übrigen gallertartigen Körper noch nicht wahrzunehmen, alles ſcheint eine homogene Maſſe zu ſeyn. Bei den höheren unterſcheidet man die Haut und auch feine Härchen (Cilien) daran. An der weichen Haut der Polypen, die wieder ganz mit dem gallertartigen Körper nur eine Maſſe zu bilden ſcheint, erkennt man doch eigenthümliche ſ. g. Neſſelorgane, kleine Bläschen, die bei der Berührung empfindlich brennen, nicht Haare, ſondern die erſte Anlage von Drüſen. Ebenſo bei den Medusen. Von dieſen zarten Hautbildungen unterſcheiden ſich ſodann auffallend die harten Schalen der Muſcheln, die nicht durchaus kalkartige Ausſchwitzungen des ſ. g. Mantels (des die innern Organe des Thieres umhüllenden Muskelgewebes), ſondern auch durch Anlagerung des im Waſſer enthaltenen Kalks auf der Außenſeite wirklich Stein ſind. Bei den meiſten Schnecken jedoch, wie bei den Seeſternen, Seeigeln und Cruſtaceen iſt die harte Schale reines Product der Ausſchwitzung. Ihnen reihen ſich die zähen Lederhäute der Spritzwürmer (Holothurien), Spinnen, und die Hornhäute der Inſekten an. Der Stoff, aus dem alle dieſe Häute gemacht ſind, wird Chitine genannt und iſt dem Stoff der Holzfaſer ähnlich. Er verhält ſich überhaupt wie die Membran zum Inhalt oder Kern der Urzelle. Die Haut hört nie auf, dieſen urſprünglichen Charakter zu behaupten. Die Chitine erſcheint aber modificirt, mit Kalk verbunden und zerbrechlich in den Krebsſchalen, mit Leim verbunden und zäh in den Leder- und Hornhäuten der Inſekten. Vgl. von Siebold, vergleichende

---

*) Die ſ. g. Selbſtverbrennung kommt vor bei ſehr fetten Perſonen, die zugleich ſchon alt und in den meiſten Organen ausgetrocknet ſind. Wenn ſolche Perſonen ſich dem Branntwein ergeben, ſo werden ſie nach und nach ganz von Alcohol durchdrungen, der faſt allein mit Fett in Berührung, wenn er ſich zufällig entzündet, das Fett mitentzündet und eine ſchnelle Verbrennung des ganzen Menſchen herbeiführt. Vgl. J. Müllers Archiv LXIV.

Anatomie S. 420. Dieſe Haut nimmt zugleich für das Thier den Knochencharakter an und erſetzt durch das äußere Hor gerüſt das innere Knochengerüſt. Was bei den höheren mit Knochen begabten Thieren die Rippen, das ſind bei den Cruſtaceen und Inſekten die Leibringel; was bei jenen die Ober- und Unterſchenkel, Fuß- und Zehenknochen, das bei dieſen die entſprechenden Glieder der hornſchaligen Füße.

Wenn ſich neben dem innern Knochenſkelett noch äußere ſchalen- und hornartige Häute finden, ſo ſind die letzteren doch nie ſo hart, wie die der Cruſtaceen und Inſekten, und immer mit einer wirklichen Haut verbunden. Nur die Schildkröten haben eine ſehr harte Schale, weil ſie gleich den Krebſen an klippenreichen Ufern leben und in der Brandung unſanften Berührungen ausgeſetzt ſind, aber auch ihre Schale iſt nur der eigentlichen Haut aufgeſetzt. Die Schuppen der Fiſche, Schlangen, Eidechſen ſtecken in der Haut (cutis) und ſind von einer feinen Fortſetzung derſelben überzogen, gleichſam von ihr eingeſackt. Und eben ſo ſtecken die Federn der Vögel und die Haare der Säugethiere in einer weichen Haut.

Dieſe allgemeine bei den höheren Thieren wie beim Menſchen vorkommende Haut beſteht aus mehreren Lagen, nämlich 1) die Oberhaut (epidermis), die ſich nach oben in kleine Schüppchen ablöst und von unten her immer wieder aus dem Blut ergänzt, 2) das Schleimnetz (rete mucosum) auch die Malpighi'ſche Schleimhaut genannt, und 3) die Lederhaut (cutis oder corium), als die dickſte, von vielen feinen Blutgefäſſen durchzogen. In ihr ſtecken die kleinen Fettdrüſen, aus denen ſich die Haarkeime entwickeln, und die Poren und Schweißlöcher, die durch die Oberhaut durchdringen. Allein die Beſchaffenheit dieſer Hautbeſtandtheile und ihr Verhältniß zu einander iſt ſehr verſchieden.

Die Epidermis iſt, wo ſie nicht durch Schale oder Horn ganz erſetzt wird, am dünnſten, gleichſam ein regelmäßiges Straßenpflaſter von überaus kleinen Zellen. Und doch kann auch ſie, ohne eigentlich zu Horn zu werden, doch zu dicken Schwielen anſchwellen z. B. an den Fußſohlen vieler Thiere, an den Knieen der Kameele, am kahlen Hintern der Affen. Die Verdickung hat hier den Zweck, den Thieren das Gehen, Knieen und Sitzen zu erleichtern. Am Elephanten und Nashorn iſt die Epidermis über den ganzen Körper von dieſer Dicke und ſchwieligen Beſchaffenheit. Vgl. Stannius, vergleichende Anatomie S. 369. Eben ſo verſchieden an Dicke, lederartiger Zähigkeit oder ſchwammiger Weiche iſt die Cutis. Am

Menſchen erreicht die Haut ihr Ideal der Glätte, Reinheit und Empfindungsfähigkeit.

Sehr merkwürdig iſt die Haut der glatten Amphibien, gleichſam in der Mitte ſtehend zwiſchen der gallertartigen Infuſorie und dem Menſchen, dem niedrigſten und dem höchſten Geſchöpf, und von beiden getrennt hier durch die Schalen- und Kruſten-, dort durch die Schuppen-, Feder- und Pelzthiere. In dieſer Iſolirung zeigt die Haut der glatten Amphibien eine auffallende Lebendigkeit und Thätigkeit, wie man ſie bei andern Thieren nicht wiederfindet. Die Drüſenthätigkeit unter der Haut und durch die Haut hindurch, das Ausſchwitzen, kommt nirgends in ſo großem Maaße vor, wie bei den Kröten, und das Farbenſpiel der Haut nirgends ſo wundervoll als beim Chamäleon. Die Haut dieſes Thiers übertrifft ſogar noch die des Menſchen in ihrer Fähigkeit zu erröthen und zu erblaſſen und mannigfache Stimmungen und Empfindungen auszudrücken. Nach den neueſten Unterſuchungen (von Gervais in Troſchels Archiv 1849 S. 56) liegt unter der Epidermis des Chamäleons ein räthſelhafter Farbeſtoff (Pigment), der nach Umſtänden in die Epidermis eintritt oder ſich wieder zurückzieht und zwar nicht in einem regelmäßigen Vor- oder Rückſchreiten, ſondern in den mannigfachſten Formen, in Büſcheln, Flecken, Flammen ꝛc., zuweilen auch in ganzer Maſſe. Eben ſo verſchieden wie dieſe Formen ſind auch die Farben der unter der Haut ſpielenden Maſſe. Sie richtet ſich nämlich 1) nach der Umgebung und ſpiegelt die Farbe derſelben, das Thier wird grün unter grünem Laube, grau unter grauen Steinen, braun unter Holz ꝛc., 2) nach der Gemüthsſtimmung und dem Geſundheitszuſtande, indem es durch alle Farben des Regenbogens abwechſelt, je nachdem es geſund oder krank, hungrig oder ſatt iſt, Angſt hat oder ſich freut ꝛc. Nahe verwandt mit dieſem räthſelhaften Pigment des Chamäleon ſcheint das electriſche Organ überall unter der Haut des Zitterwels (malapterurus electricus), das gleiche nur am Schwanze des Zitteraals (gymnotus electricus) und am Kopf des Zitterrochens (torpedo.) Dieſe Thiere ſind nämlich wie Electriſirmaſchinen geladen und können electriſche Schläge verſetzen, das erſtgenannte Thier mit jedem Theil des Körpers, die andern nur mit dem Schwanz oder Kopf. Die oben genannten Neſſelorgane der Polypen und Meduſen enthalten eine ähnliche, jede damit in Berührung kommende Perſon verletzende Ausſcheidung, die jedoch ſchon mehr aus Drüſen hervorzugehen ſcheint.

Die Drüſen ſind Werkſtätten eines auszuſcheidenden Stoffs und öffnen

ſich entweder inwendig im Leibe, wie die Bauchſpeicheldrüſe in den Darm oder wie die Leber in die Galle, die Nieren in die Blaſe, oder nach außen, wie die Milchdrüſen in der Bruſt, die Thränendrüſe im Auge, die Ohrenſchmalzdrüſe im Ohr, die Biſamdrüſe in der Nähe des Afters ꝛc. immer in der äußern Haut. Am gewöhnlichſten ſind die Fett- oder Talgdrüſen, in denen die Haare wurzeln, ferner die Schweißlöcher oder die ſ. g. Perkinje'ſchen inwendig hohlen Spiralfäden, durch welche der Schweiß aus den Blutgefäſſen nach außen ſich ergießt. Endlich die Poren oder Sauglöcher, durch welche der Körper aus der Luft oder dem Waſſer fremde Stoffe einſaugt, und die in gewiſſen Fällen den Mund erſetzen. Nahrungsſtoffe, Heilſtoffe, Färbeſtoffe, durch die Poren aufgenommen, wirken im Körper, wenn auch in viel geringerem Maaße als die auf dem gewöhnlichen Nahrungswege eingenommenen.*)

In der Regel wächst die Haut mit dem Thier und dehnt ſich weiter aus, wenn es größer wird. Aber ſchon bei mehreren Infuſorien platzt die erſte Haut und kommen neue junge Thiere derſelben Art darunter hervor. Von den Cruſtaceen und Schlangen wird die Haut jährlich, von den Raupen ſehr oft nach einander abgelegt. Das Mauſern der Vögel, die dickere Bepelzung der Säugethiere im Winter und die wieder leichtere im Sommer, und endlich auch noch das jährliche Abwerfen der Hörner beim männlichen Hirſch ſind die letzten Spuren dieſer Häutungen bei den höheren Thieren. Indeß gehört dazu wenigſtens annähernd auch noch das unmerkliche Abſchuppen der Menſchenhaut. — Die Elaſticität der Haut bewirkt, daß ſie den Körper in der Regel glatt umſpannt, aber wenn im Alter das Fett ſchwindet, der Muskel magert, zieht ſich die Haut nicht wieder zuſammen, ſondern wirft Falten oder runzelt ſich. Bei Thieren, ſo wie an einigen Stellen auch des menſchlichen Körpers, ſind Falten auch ſchon in der Jugend vorhanden, namentlich an den Gelenken, weil hier die Haut immerwährend bald an-, bald abgeſpannt wird.

Wir betrachten nun die Erweiterung und Verhärtung der Haut in Schuppen, Federn und Haaren. Abgeſehen von den feinen Flimmerhärchen (Cilien) der Infuſorien, die mehr Anfänge von Gliedern, Fühlfäden, oder Armen und Beinen ſind, haben alle thieriſche Schuppen, Federn

---

*) Flüchtige Oele durchdringen von den Poren aus den Körper am raſcheſten. Ein wenig Terpentinöl auf die Hand gerieben dringt durch die Poren gleich ein und theilt binnen wenigen Minuten dem Urin einen Veilchengeruch mit.

und Haare zunächſt die Beſtimmung, wie die ähnlichen Rindenſchuppen, Dornen und Haare der Pflanzen, nämlich ſie dienen zum Schutz nach außen gegen Näſſe, Kälte, Druck und feindliche Angriffe. Ihre Form iſt ſtets zweckmäßig und entſpricht dem Element, in welchem das Thier lebt, und dem beſondern Bedürfniſſe ſeiner Gattung. Die Schuppen des Fiſches ſind mit einer ſchleimigen Haut bedeckt und liegen glatt an, um dem Thiere, indem ſie es durch ihre Härte ſchützen, zugleich das Gleiten durch die Fluth zu erleichtern. Die Federn des Vogels, verhältnißmäßig hart, um das Thier zu ſchützen, ſind hohl, um ihm das Fliegen zu erleichtern, und gefiedert, um wie ein Segel den Wind zu gewinnen. Die Haare der meiſten Säugethiere verdichten und verlängern ſich im Winter, um die Kälte abzuhalten. Sie werden bei einigen ſonſt wehrloſen Thieren zu Stacheln, die ihnen zur Vertheidigung dienen. In manchen Fällen iſt dichtes Haar dem Thiere an ſich ſcheinbar unnütz, dann aber um ſo nützlicher für den Menſchen. So beim Schafe, deſſen dichteſte und feinſte Wolle übrigens ſchon Frucht einer die Natur ſteigernden Cultur iſt.

Die Schuppen bilden den Uebergang von den Schalen zum Haar. Ihre Schönheit beſteht in der Art, wie ſie ſich an einander reihen oder über einander legen und in der Glätte und Spiegelung, z. B. an der ſchönen Spiegelkarpfe. Die Fiſchſchuppe iſt ſchön conſtruirt, ein durchſichtiges, mehr horn- als knochenartiges Blatt, in Größe und Form ſehr verſchieden. Insgemein erſcheint ſie entweder concentriſch oder parallel gefurcht und oft ſehr ſchön gezeichnet, wie dünne, ganz platt gedrückte Muſchelſchalen. Vgl. Joh. Müllers Archiv 1841 CCIX. f. Aehnlich ſind auch die Schuppen der Amphibien, aber wieder ganz anders die nur mit einem Stiele der Hornhaut angehefteten und ziegelartig aufgelegten Schuppen der Schmetterlingsflügel. Die Krallen und Hohlhörner der Vögel und Säugethiere, ja noch die Finger- und Zehennägel der Menſchen ſind als Reſte von Schuppen oder von einem äußern Hornſkelett zu betrachten.

Die Feder fällt ſchon unter den Begriff des Haares, iſt nur ein hohles Haar, denn ſie wurzelt wie das Haar zwiebelartig in einer Talgdrüſe der Cutis. Auch wächst aus dieſer zarten Federwurzel zuerſt nur ein Flaum, oder eine weiche Dune (pluma) wie weiche Wolle, und dann erſt eine eigentliche Feder (penna) mit einem hohlen Kiele, der ſich in einen Schaft verlängert und zuſpitzt und zu beiden Seiten gefiedert die

Federfahne bildet. Der Flaum dient insbeſondere den jungen Vögeln, bei denen er zuerſt allein hervorbricht, zum Schutz gegen die Kälte und im reifen Alter beſonders den Waſſervögeln zum Schutz gegen das naſſe Element, das ihnen ſonſt an die Haut dringen würde. Die Feder iſt inwendig hohl, wie der Vogelknochen, um Luft aufzunehmen und den Flug zu erleichtern. Die Hornſubſtanz, aus der ſie beſteht, iſt elaſtiſch, aber zähe, und nimmt auf der Außenſeite eine Politur an wie Elfenbein und Porzellanmuſcheln, ſo daß hier für den Flug durch die Luft trockene Glätte erſetzt, was den Fiſchen im Waſſer durch ihre Schleimigkeit gewährt iſt. Die Feder hat mit der Schuppe noch die blattartige Conſtruction gemein, da ſie aber beweglich iſt und ſich erheben kann, ſo dient ſie dem Vogel als Segel, den Wind zu benutzen, wozu die Schwungfedern ſeiner Flügel beſonders eingerichtet ſind, der fächerartige Schwanz aber als Steuerruder in der Luft. Man unterſcheidet überhaupt am Vogel die Flaumfedern unmittelbar auf der Haut, dann die Deckfedern, die wie Schuppen über einander liegen, die Schwungfedern, zu denen ſich die Deckfedern im Flügel und Schwanz allmählig verlängern und erſtarken, und endlich die Schmuckfedern, die nur zu beſonderer Zierrath dienen, wie die Kronen der Pfauen, die Schöpfe der Cacadus, die Kragen der Colibris, die Federn im Schwanze des Straußes, des Paradiesvogels. Sofern jede Feder ein kunſtreich gegliedertes Gewächs für ſich iſt, bildet der Federnüberzug des Vogels eine Art von auf ihm wachſender Vegetation. Im Einzelnen macht die große Reiher- und Straußenfeder wegen ihrer Breite, Weichheit und ſchönen Biegung auf unſer Auge den angenehmſten Eindruck und erſcheint uns als die ſchönſte Federform nach demſelben Schönheitsgeſetz, was uns auch die Palmblätter als die ſchönſten unter den Blättern erſcheinen ließ. Wie dieſe Gattung von Federn die am meiſten ausgebildete iſt, ſo gibt es auch verkrüppelte Federn, die zu Haaren (beim Caſuar) oder feinen Spitzen (beim Pinguin) zuſammenſchrumpfen, ähnlich wie Blätter zu Dornen.

Das Haar der Säugethiere wurzelt ganz ſo wie die Feder und bildet auch eine Röhre, nur daß ſie nicht hohl, ſondern mit Mark gefüllt iſt. Man unterſcheidet an jedem einzelnen Haare die in der Fettdrüſe liegende Zwiebelwurzel und die Haarröhre, die von ſehr verſchiedener Dicke und Länge ſeyn kann, ſich oben aber verjüngt und zuſpitzt, und die aus den ſ. g. Rindenzellen zuſammengeſetzt iſt wie Horn, an deren Außenſeite aber die Haarhaut (epithelium) und in deren Innerem das Haarmark liegt.

Das Haar wächst aus der Fettdrüse und nährt sich offenbar von ihr, so lange es wächst. Das dickste aller bekannten Haare ist der Stachel des Stachelschweins. Nicht mehr Stacheln, aber doch noch sehr steif sind die Borsten, Wolle nennt man das gekräuselte Haar. Im Uebrigen ist das Haar der Thiere nach Länge, Stärke und Farbe überaus verschieden. Es dient zunächst immer zum Schutz gegen die Kälte, wächst daher dichter und länger im Norden und auch bei den Thieren der gemäßigten Zone im Winter; ferner zum Schutz gegen die Nässe. Endlich auch nur zur Zierde, wie die Mähne des Löwen und des Pferdes.

Die vielen Haare und Stacheln, die aus der Horn- und Lederhaut der Insekten und Raupen hervorwachsen, scheinen nicht nur auf Abwehr der Feinde, sondern hauptsächlich auch auf Fernhaltung des Wassers berechnet zu seyn, wie ähnliche Haarbildungen an den Pflanzen. Das feine Haar läßt kein Wasser zu, Thau und Regen bleiben in Tropfen geballt über dem Haare stehen und rollen herunter. Manche Insektenhaare sind hohl und mit einer giftigen Feuchtigkeit erfüllt, wie Schlangenzähne und brechen daher auch wie diese leicht ab, um in dem verletzten Theile stecken zu bleiben.

11.

Die Nerven.

Ehe wir das Hauptglied des thierischen Leibes, den Kopf, verstehen können, müssen wir das darin regierende Organ, das Hirn mit seinen Nerven kennen lernen. Das Hirn ist das Centralorgan der im Leibe vertheilten Nerven und diese sind die Leiter der Empfindung von der Außenwelt nach der Seele und die Leiter der Bewegung vom Willen der Seele aus nach der Außenwelt hin. Wir haben es also hier zum erstenmal mit einem leiblichen Organ zu thun, welches unmittelbar die Seele berührt. Daß durch Anatomie und Chemie dieses wundervolle Organ nicht zur Genüge erkannt zu werden vermag, versteht sich von selbst, weil es diese Wissenschaften nur mit der Außenseite, der äußern und materiellen Erscheinung des Nerven zu thun haben, derselbe aber noch eine ihnen unzugängliche psychische Seite darbietet.

Auf chemischem Wege hat man in der Nervenmasse des menschlichen Hirns 80 Theile Wasser, 7 T. Eiweiß, 5½ T. Fett und 7½ T. Phosphor, Schwefel, Säuren und Salze gefunden. Auf anatomischem Wege hat

man gefunden, daß die Nerven Röhren ſind, wie die Blutgefäße, nur noch viel feiner und geradliniger, und daß alle ihre Verzweigungen im Leibe zurückführen auf das Hirn, worin ſie ſich als in einer großen Maſſe von mehr oder weniger gleichförmigen Zellen verlieren. Die Nervenröhren verzweigen ſich nicht in der Art wie die Blutadern, ſondern ein und dieſelbe Röhre kommt aus dem Hirn, liegt mit vielen andern beiſammen im Rückenmark und geht von hier aus nach der einen oder andern Seite in das Glied ein, für welches ſie beſtimmt iſt, ohne je mit einer andern Röhre zuſammenzufließen oder ſich ſelbſt zu gabeln, und ohne weder dünner noch dicker zu werden, ausgenommen an einigen Stellen, wo ſie ſich wie in einen kleinen Knoten erweitert. Die Nervenröhre verhält ſich alſo ganz ſo wie der Draht des electromagnetiſchen Telegraphen und iſt auch wirklich beſtimmt, theils der Seele blitzſchnell alle Empfindungen der Außenwelt zu melden, theils von der Seele aus eben ſo blitzſchnell die Bewegung der äußern Gliedmaßen zu beſtimmen und zu lenken. Die menſchliche Nervenröhre iſt ſo fein, daß ſie nur den zwei- bis fünfhundertſten Theil einer Linie beträgt und ſolcher zarten Drähte liegen nicht weniger als 4,320,000 im Rückenmark, in beſondere Bündel vertheilt, beiſammen. Am äußern Ende bildet der Nerv eine kleine Schlinge, was man beſonders deutlich an den Fingerſpitzen wahrnimmt. Durch dieſe Ausbreitung werden die Berührungspunkte mit den Nerven vermehrt, alſo auch die Empfindung und Bewegung verſtärkt. In der Regel bleibt der Nerv unterhalb der Haut und berührt unmittelbar nur den Muskel, der ſich ohne ihn nicht bewegen könnte, in beſondern Sinnorganen aber geht der Nerv durch die Haut durch, um unmittelbar die Außenwelt zu empfinden. Da aber jede unmittelbare Berührung eines Nerven denſelben ſchmerzt, ſo kann er ſich außerhalb der Haut immer nur in der feinſten netzartigen Vertheilung und unter dem Schutz von Feuchtigkeit z. B. in der Schleimhaut der Naſe und der Zunge hervorwagen.

Den Inhalt der Nervenröhre bildet eine überaus zarte Flüſſigkeit, die aber nicht circulirt wie das Blut, an der man noch keinerlei Bewegung entdeckt hat. Zwar glaubte James Stark, ſie undulire, die Empfindung und Bewegung pflanze ſich in ihr wie in Schallwellen fort, allein das iſt durch nichts bewieſen (vgl. Froriep, neue Notizen XXX. Nr. 706). Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß ſich die Flüſſigkeit innerhalb der Nervenröhre ganz ſo ruhig verhält, wie dieſe Röhre ſelbſt. Denn während der Nerv durch leiſe Berührung den Muskel mächtig zuſammen-

zieht und die gewaltigſten Bewegungen und Kraftäußerungen hervorzubringen vermag, bleibt er ſelbſt vollkommen paſſiv. Eine Strömung innerhalb der Röhre findet nicht Statt, das iſt durch Verſuche bewieſen. Wird die Röhre durchſchnitten, ſo bleibt doch jeder Theil noch ſo reizbar wie zuvor und wird der vom Hirn getrennte Nerv nicht gelähmt. Vgl. Meyer, Unterſuchungen über die Nervenfaſer 1843 S. 28. Während man nun annehmen darf, daß die eiweißartige zarte Flüſſigkeit in der Röhre ruht, hat man doch an einen flüchtigen ſ. g. Nervenäther gedacht, der durch dieſelbe hindurchſtröme, wie die electromagnetiſche Kraft durch den Leitungsdraht, und ſogar außerhalb des Leibes als Kraft des ſ. g. thieriſchen Magnetismus ausſtrömen könne. Mit dem Wort Aether iſt man ſchnell bei der Hand, wenn man etwas in der materiellen Welt nicht begreift. Dubois-Reymond hat um den Nerv her electriſche Strömungen entdeckt, die ſich ſo verhalten wie die electriſchen Strömungen um den ruhenden magnetiſchen Draht. Allein dieſe Strömungen dürften, als außerhalb des Nerven, ſchon abgeleitete Erſcheinungen ſeyn und können die urſprüngliche Wirkung der empfindenden und wollenden Seele im Nerven nicht erklären. Ob ſie mit den nervöſen Ausſtrömungen, die den Magnetismus bedingen und die Reichenbach mit dem Namen Od belegt hat, zuſammenhängen, oder von dieſen unterſchieden werden müſſen, ſteht dahin. Vorerſt können wir an nichts feſthalten wollen, als an der einfachen Thatſache, daß die Seele mittelſt der Nerven von außen her Empfindungen aufnimmt und nach außenhin ihren Willen bethätigt, welche paſſive oder active Nervenerregung einfach als *Innervation* zu bezeichnen iſt, deren Ausgangs- und Zielpunkt immer die Seele bleibt.

Die Innervation iſt eine empfindliche oder bewegliche, ſenſitive oder motoriſche. Man hat geglaubt, beſtimmte Nervenröhren ſeyen ausſchließlich das eine oder das andere, allein es iſt nicht bewieſen worden und bei der allgemeinen Uebereinſtimmung in der Conſtruction der Nerven iſt es wahrſcheinlich, daß jeder Nerv ſowohl der Empfindung als dem Willen dient. Aber auch im *Nerven* allein beruht jegliche Empfindung. Wenn wir uns verwunden, wenn uns Haut und Muskel durchſchnitten ſind und unſer Blut fließt, unſere Knochen brechen, ſo ſind es doch nicht Haut, Fleiſch, Knochen, die uns ſchmerzen, ſondern nur die dabei bloßgelegten oder zerriſſenen zarten Nerven, von denen jene Organe durch- oder umflochten ſind. Wenn wir uns im Bade oder ſonſt recht durch und durch wohl fühlen, ſo iſt es wieder nicht Haut und Haar, ſondern das Nerven-

ſyſtem, was jenes Wohlgefühl empfindet. Eben ſo geht jede Bewegung von den Nerven allein aus. Arme und Beine würden ruhen, keine Miene wie an einem Leichnam ſich verziehen, wenn der Nerv ſie nicht in Bewegung ſetzte.

Wir unterſcheiden bekanntlich fünf Sinne, von denen einer, das allgemeine Gefühl, durch Nerven vermittelt wird, die überall an die Haut heraustreten, daher man mit allen Leibestheilen fühlt, während die vier andern nur durch locale, vom Hirn aus im Kopf vertheilte und durch die ihnen entſprechenden Geſichtstheile das Antlitz charakteriſirende Seh-, Hör-, Riech- und Schmecknerven vermittelt ſind. Ob Thiere noch andere Sinne haben, die der Menſch nicht hat, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage, doch machen die eigentlichen Taſtorgane (Cilien, Palpen und Antennen) der niedern Waſſerthiere und der Inſekten, die keinem Sinnorgane des Menſchen oder der höhern Thiere vergleichbar ſind, wenigſtens wahrſcheinlich, daß ſie beſondern Wahrnehmungen und Empfindungen dieſer Thiere dienen. — Man kann den Werth der Sinne nach der Fernwirkung ſchätzen. Das Auge iſt das vornehmſte Sinnorgan, weil es die Welt in der weiteſten Ferne wahrnimmt und der Seele zum Bewußtſeyn bringt. Der zweite Rang gebührt dem Ohre, weil es zwar aus keiner ſolchen Weite und Tiefe Eindrücke aufnimmt, doch aber noch Eindrücke von einer Fernwirkung, ohne unmittelbare Berührung. Der Geruchſinn erfordert ſchon eine ſolche, denn wenn auch noch ſo verfeinert und verflüchtigt, iſt der Duft doch immer noch ſtoffhaltig und muß die Schleimhaut der Naſe unmittelbar berühren. Noch unmittelbarer verlangt der Geſchmack- und Gefühlsſinn ſeinen Gegenſtand nahe zu haben.

Die Thätigkeit der Nerven im Bewegen der Muskeln ſcheidet ſich gleichfalls in einige beſtimmte Funktionen, die man active Sinne nennen könnte. Als ein ſolcher muß insbeſondere die Stimme, das Sprech- und Singorgan in Kehlkopf, Stimmritze, Zunge und Lippe bezeichnet werden. Man darf dazu vielleicht auch die beſondere Befähigung der Fingerſpitzen rechnen. Vielleicht die Macht des Blickes, die bei manchen Thieren und Menſchen außergewöhnlich iſt und das electriſche Organ einiger Thiere. Wie unbeſtimmt hier die Grenzen des Nervenlebens ſind, ſo iſt doch gewiß, daß einige locale Muskelorgane eben ſo empfindlich ſind für beſondere active Aeußerungen der Nervenkraft, wie andere für die paſſiven Erregungen der Sinnesnerven.

Verſchieden innerhalb der Innervation iſt die Nervenkraft (vis nervosa),

d. h. die Energie der Nerventhätigkeit. Es kommt nämlich nicht allein auf die Gesundheit und Vollkommenheit der Musculatur, sondern auch auf die innere Energie des Nerven an, wo es außerordentliche Kraftäußerungen gilt. Darin liegt die Ueberlegenheit an Kraft, die oft kleinere und zarter gebaute Menschen und Thiere über viel größere beurkunden. Und in gleicher Weise die viel schärfere und feinere Sinnesempfindung, deren Energie ebenfalls zunächst im innern Nerven gesucht werden muß und nicht bloß in den äußern Sinneswerkzeugen. Aber man muß diese vis nervosa noch von der Seele selbst unterscheiden, denn sie wohnt häufig Thieren (und Menschen) bei, in denen die Seele gerade weniger ausgebildet erscheint. Die athletische Körperbeschaffenheit findet sich häufig mit einer schwachen Seele gepaart. Eben so die feinste Nervenreizbarkeit, daher es so viele feinsinnige, aber völlig charakterlose Dichter und Künstler gibt. — Die Nervenkraft kann geschwächt werden durch Ueberreizung, betäubt durch narcotische Mittel, gesteigert durch aufregende Mittel, insbesondere durch die s. g. geistigen Getränke. Sie bedarf im gesunden Zustande der Reizung von außen und der Wirkung nach außen, sonst entsteht im Nerven eine Art von Hunger nach Reiz und Thätigkeit. Mit diesem Bedürfniß aber scheint die Ernährung des Nerven aus dem Blute und sein Verhältniß zum Fett zusammenzuhängen. Fettigkeit zeigt sich gern in dem Maaß, in dem die Muskel- und somit auch die Nerventhätigkeit gering ist. Nerven enthalten Fett und gehen gern in Fett über. Vgl. Joh. Müller, Archiv 1842 S. 20. Dagegen sind Menschen und Thiere, die ihre Muskeln stark anstrengen, gewöhnlich mager.

Neben den Nerven, welche die Empfindung zum Hirn und aus diesem die Bewegungen leiten, gibt es noch andere, deren Thätigkeit unserm Bewußtseyn entgangen ist, weil sie nicht im Hirn, sondern im s. g. Sonnengeflecht, Gangliensystem oder nervus sympathicus magnus ihren Ausgang nehmen. Ganglien oder Nervenknoten nennt man die knotenartigen Erweiterungen der zarten Nervenröhre. Sehr viele solcher Knoten in einem Geflecht oder Netz sonnenartig verbreitet liegen um Leber und Magen herum. Hier, wie in einem zweiten Hirn, herrschen nicht mehr Bewußtseyn und Wille der Seele, sondern werden nur die von unserer Willkühr unabhängigen Bewegungen, die zum Prozesse der Ernährung, Verdauung, Blutbildung und Ausscheidung erforderlich sind, geleitet. Die so bewundernswürdige Einrichtung schützt die genannten Prozesse vor jeder unberufenen Einmischung unseres eigenen Vorwitzes und Muthwillens, und

weiſt die ganze Aufmerkſamkeit unſerer Seele von den niedern leiblichen Vorgängen in uns ab, um ihr Zeit zu laſſen, ſich mit höhern Dingen zu beſchäftigen.

Allein die Seele braucht auch wieder Zeit, um auszuruhen, daher ein periodiſches Aufhören aller Hirnfunktionen im Schlafe, während deſſen nur das bewußtloſe Leben unter der Leitung des Sonnengeflechts fortdauert. Das rege, bewußte Leben erfolgt im Licht des Tages und in der Sonnenwärme, die Ruhe des Schlafes dagegen iſt der Nacht und bei einigen Thieren den Wintermonaten zugewieſen. Bei der Pflanze iſt gleichfalls das höchſte Leben vom Licht erzeugt, dem Licht zugewandt und gehört die Ruhe der Nacht und dem Winter. Nur wenige Thiere ſchlafen bei Tag und ſchwärmen des Nachts umher, wie auch nur wenige Pflanzen des Nachts blühen. Das Bedürfniß des Schlafes kündigt ſich durch die eigenthümliche Muskelbewegung des Gähnens an und das verſtärkte oder durch irgend eine kleine Verſtopfung der Luftgänge gehemmte Athmen im Schlafe bewirkt das Schnarchen. Im Schlaf ruht der Körper, nur der träge Elephant ſchläft im Stehen und die Maſſivität ſeines Beingerüſtes macht ihm das Tragen der reichen Laſt ſo leicht, als ob er ein auf Grundmauern wohlgeſtütztes Gebäude wäre. Die meiſten Waſſervögel ſchlafen ſtehend auf einem Beine, wobei ſie ſich ohne alle Mühe im Gleichgewicht halten. Die Meiſe bläst im Schlaf ſonderbarer Weiſe ihre Federn auf und ſieht wie ein Ball aus. Der Haſe ſchläft mit offenen Augen, ohne zu ſehen. Vgl. Macniſh, der Schlaf in allen Geſtalten. 1835.

Das Verhältniß des Hirnes zum Sonnengeflecht, der bewußten Seele zu dem unbewußten Leben des Unterleibes hat aber noch ſehr viel Räthſelhaftes. In Somnambulen nimmt das Sonnengeflecht Hircharakter an und übt Funktionen der Sinne aus, z. B. des Sehens, Hörens. Das iſt die höchſte Steigerung des Nervenlebens überhaupt. Umgekehrt ſcheint bei Blödſinnigen das Hirn auf die niedere Stufe des Sonnengeflechts herabzuſinken. Das iſt die tiefſte Abſpannung des Nervenlebens. Der Zuſammenhang des Hirns mit dem Sonnengeflecht gibt ſich in den Wechſelwirkungen der Seele auf den Unterleib und umgekehrt zu erkennen. Indem die Seele erſchreckt, oder in bange Angſt verſetzt, raſch ergrimmt oder langſam geärgert wird, zeigen ſich die Wirkungen davon im Blutſyſtem, im Erröthen und Erbleichen, raſchem oder einhaltendem Pulſe, und im Verdauungs- und Ausſcheidungsſyſtem, im Eckel, unwillkührlichen Entleerungen, oder in Leberleiden, Gallebeſchwerden und Gelbſucht. Und

umgekehrt drückt der überladene Magen wie der Hunger, die Vollblütigkeit wie der Blutverluſt, die Ueberfülle der Leber ꝛc. auf die Seele.

Wir mußten, um das Nervenleben verſtehen zu lernen, ſeine Vollendung im menſchlichen Leibe voranſtellen und können jetzt erſt den Blick zurückwerfen auf ſeine allmählige Ausbildung auf der Stufenleiter des Thierreichs. Bei den Infuſorien iſt noch kein Nervenſyſtem zu erkennen, ſofern aber dieſe Thierchen doch eine willkührliche Bewegung haben, die Speiſe wählen oder meiden, alſo auch zu empfinden ſcheinen, ſo dürfte das nervöſe Element bei ihnen noch unmittelbar mit der Gallert ihres Leibes oder wenigſtens ihrer Membran verbunden ſeyn. Erſt bei den Eingeweidewürmern kommen Nerven vor, aber noch ſehr unentwickelt, und zwar immer nur in der Gegend des Mundes. Auch bei den folgenden Thieren liegen die Nerven immer zunächſt in einem Knoten oder Ganglion über dem Munde im Nacken, oder in einem Knotenringe um den Mund herum und erſt von hier aus, wie vom erſten Anſatz des Hirns, ziehen ſich Nervenfäden in zwei Syſtemen entweder dem Bauch oder Rücken entlang, verbindend das Sonnengeflecht und das Rückenmark. Wo träges Freſſen vorwiegt, da auch der Bauchnerve, wo die Bewegung vieler Glieder, da der Rückennerve. So iſt bei den Ringelwürmern der Bauchnerve vorherrſchend, deſſen vorderſter Knoten am Munde gleichſam ein Bauchhirn darſtellt. Nervenringe um den Mund zeigen die Polypen, Quallen, Seeſterne. Am ſchwerſten ſind die Nerven der Mollusken (Muſcheln und Schnecken) zu erkennen, wegen ihrer Weiche und Zartheit, aber auch bei ihnen concentriren ſich die feinen im Leibe vertheilten Nervenfäden um den Mund, desgleichen bei den Sepien. Bei Cruſtaceen, Spinnen und Inſekten tritt der Gegenſatz des Nervenrings um den Mund als eine Art echtes Hirn mit dem Bauchganglion immer deutlicher hervor und beginnt auch die Vertheilung der Nervenfäden im Leibe. Bei den Krebſen z. B. kann man den Nerven ſchon bis ans Ende der langen Fühlfäden verfolgen. Hier bilden ſich auch die Sinnesnerven zuerſt deutlicher aus, namentlich in den Augen und Fühlern. Bei den Inſekten glaubte Newport ſenſitive und motoriſche (Empfindungs- und Bewegungs-) Nerven deutlich zu unterſcheiden (Erichſon, Archiv 1844 II. 251), was wir dahingeſtellt ſeyn laſſen.

12.

Das Gehirn.

Der Kopf, als das Hauptglied des thieriſchen Körpers, tritt als ſolcher erſt mit dem Hirn und den Sinnesorganen hervor. Bevor ſich dieſe entwickeln, hat das Thier wohl einen Mund, aber noch keinen Kopf. Der Mund gehört offenbar dem niedern Ernährungsprozeſſe an, wird aber gewürdigt, in dem Kopfſyſtem mit den höchſten Seelenorganen verbunden zu bleiben und veredelt ſich wie durch die Stimme und Sprache, ſo in der Form. Den Haupttheil des Kopfes bildet bei niederen Thieren immer der Mund, bei höheren tritt das Antlitz mit den Sinnesorganen des Geſichts, Gehörs und Geruchs und zugleich die Schädelbildung mehr hervor, weil die Sinnennerven in dem Maaße vollkommen werden, in welchem auch das Hirn an Maſſe und innerer Ausbildung gewinnt. Je weniger Hirn da iſt, je mehr nur noch eine Ganglienkette es erſetzen muß, um ſo mehr fehlt dem Thier auch die Stirn und Schädelwölbung, um ſo platter und niedriger iſt ſein Kopf, und um ſo mehr pflegt in demſelben Verhältniß noch der Mund als Rüſſel, Rachen, Schnabel ꝛc. ſich vorzudrängen.

Die runde Wölbung des Kopfes iſt ſeine vollendetſte Form beim Menſchen. Das Hirn hat in ſeiner Vollendung die Tendenz, ſich zur Kugel abzurunden und weicht davon nur ſo weit ab, als nöthig iſt, die Sinnesnerven und das Rückenmark zur Vertheilung im Leibe auszulaſſen und der Mundhöhle Raum zu geben. Dieſe Tendenz des Hirns, einen Globus zu bilden, ſtimmt mit der Urtendenz des Globuletum zuſammen. Jedes menſchliche Hirn iſt ein kleiner Globus, in ſeiner Nervenmaſſe wiederholend die ſelbſtſtändigen Himmelskugeln. Der Knochenſchädel richtet ſich nach dem Hirn, das er bedeckt. Das Hirn formt ſich den Schädel, nicht umgekehrt. Die edelſten Menſchenracen haben die rundeſten Schädel, die zu ſehr nach hinten oder oben verlängerten Köpfe gehören niederen Racen an.

Die unmittelbare Verbindung des Nerven mit dem Knochen im Kopfe bei wenig Fleiſch und Blut iſt nicht minder merkwürdig. Das Geiſtigſte und das Schwerſte, Stofflichſte berühren ſich hier faſt ohne Vermittlung, das Organ der Seele und des unſterblichen Geiſtes mit dem harten Gebein, das vom Leichnam am längſten dauern und zuletzt verſchwinden ſoll.

Das Gehirn beſteht aus der ſ. g. Markſubſtanz, einer gelblich weißen Maſſe von zarten Zellen, umgeben von der ſ. g. Rindenſubſtanz, einer röthlich grauen Maſſe von Zellen. Zwiſchen dem Hirn und dem Schädelknochen liegen drei Häute, die Gefäßhaut (pia mater), die Spinnwebenhaut und zuletzt unmittelbar am Schädelknochen die Hirnhaut (dura mater). Das Gehirn bildet zwei ungleiche Maſſen, das große und kleine Gehirn. Das große Gehirn liegt nach vorn, füllt Stirn und Scheitelgegend und iſt ſelbſt wieder in zwei Halbkugeln getrennt durch einen Fortſatz der Hornhaut, die ſ. g. Sichel. Das kleine Gehirn iſt vom großen durch einen andern Fortſatz der Hirnhaut, das ſ. g. Hirnzelt getrennt, liegt nach hinten, füllt den Hinterkopf. Dann folgt das verlängerte Mark, welches ſich in das Rückenmark fortſetzt. Innerhalb dieſer Hauptheile des Gehirns unterſcheidet man noch weitere beſondere Theile, z. B. den Balken, der die beiden Halbkugeln des großen Gehirns verbindet, die Vierhügel, die ſich von unten zwiſchen das große und kleine Gehirn einſchieben und auf ihnen die röthlich gefärbte und erbſengroße mit kleinen kryſtalliniſchen Knochen (Hirnſand) gefüllte Zirbeldrüſe, die man öfters ohne Beweisgrund für den eigentlichen Sitz der Seele gehalten hat. Im großen Hirn winden ſich die Zellenſchichten darmartig in einander, im kleinen liegen ſie mehr blattartig parallel, daher ſie bei einem Längendurchſchnitte wie Blätter eines Baumes ausſehen, was man den Lebensbaum (arbor vitae) nennt. Ueber die eigentliche Beſtimmung dieſer verſchiedenartigen Gehirngruppen iſt man noch in gänzlicher Ungewißheit. Was ihren Zuſammenhang mit den übrigen aus dem Rückenmark in die verſchiedenſten Theile des Leibes auslaufenden Nerven betrifft, ſo laufen dieſe nicht etwa aus dem zu hinterſt liegenden kleinen, ſondern auch aus dem großen Gehirn aus und durchkreuzen ſich ſogar in ihren Ausgangspunkten. Sie ſcheinen daher alle und jede Empfindung dem Organ des Bewußtſeyns und Willens zu vermitteln. Dem großen Gehirn, von dem auch die Sinnesnerven ausgehen, wohnt ohne Zweifel am meiſten geiſtiges Princip inne, während das kleine mehr unter dem Einfluß des leiblichen Princips ſteht. Den Thieren fehlt die gedankenreiche Stirn, dagegen pflegen Menſchen mit großem Hinterkopf ſtark zur Sinnlichkeit und zu thieriſchen Trieben hinzuneigen.

Die ganze Gehirnmaſſe iſt indifferent gegen Luſt und Schmerz. Dieſe Empfindungen entſtehen immer nur an den auslaufenden Nervenfäden und zunächſt an deren Ausgängen; im Gehirn ſelbſt empfindet man, auch wenn

es verwundet wird, lediglich nichts. Es nimmt nur die Eindrücke der auslaufenden Nervenfäden wie Botſchaften auf und führt durch dieſelben Fäden wieder ſeine Entſchließungen aus, als der wahre im Verborgenen thronende Herr des Leibes. Es beherrſcht aber nicht den ganzen Leib; wir haben oben ſchon erkannt, daß ſich ihm der Verdauungsprozeß, der Blutumlauf, das Athmen, das Leben im Schlaf entziehen. Deßhalb können Thiere, denen man das Gehirn ausgenommen hat, doch noch fortleben. Je niedriger das Thier, je weniger Hirn es hat, um ſo unabhängiger ſind auch die leiblichen Funktionen vom Hirn, daher geköpfte Inſekten noch Bewegungen machen, als wäre ihnen nichts geſchehen, Fröſche nach ausgenommenem Rückenmark noch leben. Man hat an Tauben beobachtet, daß ſie, wenn man ihnen das große Gehirn nimmt, fortleben aber wie im Schlaf ohne Bewegung, und dagegen, wenn man ihnen das kleine Gehirn nimmt, ruhelos und wie trunken herumflattern.

Im vollkommenen Hirn findet ein leichter und regelmäßiger Austauſch der Empfindungen und der Willensbeſtimmungen Statt. Die Verflechtung der Nervenfäden im Hirn weiſt ſicher darauf hin, daß hier ein wunderbarer Mechanismus die verſchiedenſten Empfindungen und Entſchlüſſe raſch vermittelt. Der Augennerv ſieht etwas und theilt es augenblicklich dem Hirn mit; die Seele, als abſolute Herrſcherin im Hirn, bewegt in dem nächſten Augenblick durch einen andern Nerven den Fuß, um dem erblickten Gegenſtand entgegen zu gehen. Oder der Augennerv theilt eine briefliche Nachricht dem Hirn mit und ſogleich bewegt ein andrer Nerv die Hand, um zur Feder zu greifen und die Antwort zu ſchreiben. Dieſer kunſtreiche Mechanismus iſt erforderlich, um zwiſchen der Außenwelt und der Seele jene Wechſelwirkung zu unterhalten, die das ganze Leben über dauern ſoll. Daraus folgt aber nicht, daß Seele und Geiſt ſelbſt nur etwas Maſchinenartiges ſeyen. Bekanntlich hat Karl Vogt den Satz aufgeſtellt: das Hirn ſcheidet Gedanken aus, wie der Nieren Harn. Das klingt frappant, iſt aber dumm. Geſetzt auch, man könnte die Sinnesempfindung z. B. das Sehen oder Einnehmen eines Bildes mit dem Ernährungsprozeß, dem Einnehmen von Speiſe vergleichen, ſo würde doch der Gebrauch, den die Seele von dieſer ſeeliſchen Speiſe macht, indem ſie einen Entſchluß faßt und ausführt, keine Verdauung, und der Gedanke, den die Sprache ausdrückt oder der zur That wird, kein Excrement ſeyn. Das Unterſcheidende liegt hier im Bewußtſeyn und freien Urtheil, die der Seele zukommen, nicht aber dem Verdauungs- und Ausſcheidungsprozeſſe.

Minder verwerflich erſcheint auf den erſten Blick eine andere Vorausſetzung, die in mannigfaltiger Modification einmal Mode geworden und wieder abgeſchätzt, doch immer wieder Mode wird, die nämlich, daß ſich die Seele mit ihren vornehmſten Trieben und Fähigkeiten in der Größe und in den Contouren des Hirns abſpiegle. Das iſt die berühmte Phrenologie oder Gall'ſche Schädellehre. Im Allgemeinen beruht ſie auf Erfahrung. Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich gewiſſe Hauptrichtungen der Seele oder Charakterzüge in der äußern Bildung des Hirnſchädels zu erkennen geben. Ein ſehr zurückliegendes Hirn, Mangel an Stirne, vortretender Kiefer charakteriſiren unfehlbar einen affenartigen Neger und thieriſchen Menſchen. Hohe Spitzköpfe ſind ſehr häufig Zeichen eines hochmüthigen und eigenſinnigen Charakters ꝛc. Allein es gibt auch Ausnahmen. Die Alten gaben dem Sokrates die halbthieriſche Phyſiognomie eines Silen und dem Aeſop verkrüppelte Häßlichkeit, offenbar eine Anerkennung jener merkwürdigen Ausnahmen, welche uns Weisheit und Schönheit der Seele verbunden zeigen mit einer auffallend häßlichen und abſtoßenden Kopfbildung. Man kann auch die umgekehrte Probe machen an jener regelmäßigen aber kalten Schönheit in Köpfen, deren Inhaber auffallend ſeelenlos, gemein und fade ſind. — Läßt ſich nun ſelbſt im allgemeinen Habitus des Kopfes keine Regel ohne Ausnahme denken, ſo können noch viel weniger die von Gall und ſeinen Schülern beliebten „Organe des Gehirns" im Einzelnen zur Geltung kommen. Gall ſucht in jeder kleinen Anſchwellung des Hirnſchädels einen beſtimmten Charakterzug, eine beſtimmte Fähigkeit, einen beſtimmten Trieb, eine Tugend oder ein Laſter des Menſchen. Darin ging er viel zu weit. So abhängig iſt die Seele des Menſchen nicht von der Maſchine ſeines Leibes.*) Der Charakter und die geiſtigen Gaben des Menſchen ſind Meiſter des Leibes, aber nicht von ihm und nach ihm gemacht. Oft wird der Seele ein widerſpenſtiger, ihr ſelbſt gleichſam feindſeliger Leib verliehen, um im Kampf mit dem zeitlichen Gebrechen der ewigen Beſtimmung deſto beſſer eingedenk zu werden, zur Prüfung, zur Buße, zur Erhebung. Wäre es je möglich, Seele und

*) Dieſe Thorheit verſpottend, habe ich ſchon vor vielen Jahren einmal vorgeſchlagen, man ſolle jedem Kinde gleich nach ſeiner Geburt, wenn ſeine Hirnſchale noch weich ſey, von Staatswegen eine Bleikappe aufſetzen, mittelſt deren ihm die verwerflichen Organe eingedrückt, die preiswürdigen Organe eines künftigen loyalen Staatsbürgers aber ausgedrückt werden ſollten.

Geiſt in die Sklaverei des Leibes ſo zu bannen, wie die Phrenologen vermeinen, ſo wäre keine Freiheit, kein Zug zur Ewigkeit mehr im Menſchen. Ueberdieß muß man den Phrenologen entgegenhalten, daß die Art und Energie der Seelenthätigkeiten, wenn ſie, anſtatt auf die Theile des Gehirns einzuwirken, nur durch deren Beſchaffenheit bedingt wären, doch nicht ausſchließlich von den Theilen abhängen würden, die an der Außenfläche des Schädels durch Erhöhungen bemerklich werden, ſondern auch von inwendig liegenden, die man von außen gar nicht wahrnehmen kann. Und ferner, daß ganz gleich geartete und auch in gleich großer Maſſe vorhandene Gehirntheile in dem einen Kopfe bei einer andern Schädelbildung, als in dem andern vorkommen können, ſofern ſie nur wenig mehr nach vorn oder hinten oder nach oben oder unten verſchoben liegen. Endlich daß eine ſehr ähnliche Schädelbildung bei zwei Individuen vorkommen kann, bei denen die Qualität des Hirns doch ganz anders beſchaffen iſt als die Quantität.

Nach Morton in Frorieps Tagesberichten, Geographie 1852 S. 38 hat unter den Menſchen der Deutſche das größte, der alte Mexikaner und Peruaner, und noch jetzt der Auſtralier das kleinſte Gehirn. Bei den Säugethieren zeigt ſich eine ganz außerordentliche Verſchiedenheit des Hirns von menſchenähnlicher Wölbung, wie beim Elephanten, bis zu den niedrigſten Abplattungen z. B. beim Schwein. In den Vögeln tritt eine überraſchende Rundwölbung des Schädels hervor, Zeugniß ablegend von einer lebhaften Seele und mancherlei Kunſttrieben. Das große und kleine Gehirn ſind hier zum erſtenmal zu einer Maſſe zuſammengeſchloſſen, indem ſich bei den Amphibien noch drei Hauptmaſſen des Hirns nur wie Ganglien oder große Nervenknoten abgeſondert hinter einander lagern. Das Hirn der Fiſche beſteht in noch geringern Knoten, die nur noch als Anſchwellungen des verlängerten Markes und durch daſſelbe verbunden erſcheinen. Bei den wirbelloſen Thieren kann man die Nervenringe um den Mund und die Bauchganglien nur noch vergleichungsweiſe eine Art von Hirn nennen, da ſie auch bei kopfloſen Mollusken vorkommen.

13.

Der Kopf.

Die niedrigſten Thiere ſind ein kopfloſer Rumpf. Allmählig tritt ein Mund hervor und zeigen ſich um dieſen her Fühlfäden und Freßwerk-

zeuge, Kiemen und Beine. Der eigentliche Kopf aber beginnt erſt mit den hirnartigen Ganglien und den daraus hervorgehenden Sinnesorganen, insbeſondere den Augen. Allein auch dieſe können ſchon vorhanden ſeyn, ohne daß der Kopf noch deutlich aus dem Rumpfe hervortritt. Seine Selbſtſtändigkeit erhält der Kopf erſt, wenn er durch einen Halseinſchnitt deutlich vom Rumpfe abgetheilt iſt.

Das Verhältniß des Kopfs zum Rumpfe iſt ſehr mannigfach und in ſeiner freien Entwicklung nicht an die Reihenfolge der Thiere gebunden, denn wir finden bei ſehr niedern Thieren z. B. Inſekten eine ſehr vollkommene Abgliederung des Kopfs vom Rumpfe und bei viel höheren Thieren, z. B. Fiſchen, Cetaceen ein halsloſes Zuſammenwachſen von Kopf und Rumpf, ſo daß dieſe Thiere wieder den rohen Sackformen der Würmer nahe kommen. Eben ſo wenig richtet ſich das Größenverhältniß des Kopfes nach der Stufenleiter der Thiere. Das mittlere Maaß des Schönen, welches z. B. die Größe des menſchlichen Kopfes im Verhältniß zum Rumpfe zeigt, wird von niedern und höhern Thieren auf gleiche Weiſe und nach beiden Richtungen hin überſchritten. Es gibt einige Inſekten, beſonders Ameiſen, mit ungeheuer großen Köpfen, wogegen der edlere Strauß einen überaus kleinen Kopf hat, und umgekehrt haben wieder die niedrigſten Thiere gar keinen Kopf und die Pottfiſche den abſolut und relativ größten, den es in der Welt gibt, den dritten Theil ihres ungeheuern Umfanges einnehmend. Die Unregelmäßigkeiten haben ihren natürlichen Grund in der Zweckmäßigkeit. Jede Thierart hat eine andere Lebensweiſe und nach dem Element, in dem ſie lebt, nach der Nahrung, welche ſie ſucht, und nach der Art, wie ſie dieſelbe ſuchen muß, modificiren ſich ihre Gliedmaſſen, und insbeſondere der Kopf. Der Strauß braucht nur einen kleinen Kopf, weil er damit nur vom hohen Halſe herab weit in die Ferne ſehn ſoll und übrigens keine Zähne und Waffen hat ſich zu vertheidigen, ſondern der Gefahr nur durch raſchen Lauf entflieht. Der Löwe hat einen gewaltigen Kopf, weil er auf die Zerreißung anderer Thiere angewieſen iſt.

Uebrigens bemerkt ſchon Plato in Timäus, der Kopf ſey der feinſte und ſchwächſte, aber edelſte Theil des Leibes, der die wenigſte Fleiſchmaſſe und nur die höchſten Organe enthalte. Jedenfalls liegt in ihm die Herrſchaft über den Leib, wornach einzuſchränken iſt, was man von einem gewiſſen Parallelismus des Kopfes mit dem Rumpf und ſeinen Gliedern hat finden wollen. Im Kopf nämlich wiederhole ſich der ganze Leib und

zwar in der Naſe die Bruſt mit der Lunge, in der Mundhöhle der Magen, in den Backen der Bauch, im Kiefer die Beine und in den Zähnen die Nägel, Klauen, Hufe.

Im vordern Theile des Kopfs, dem Geſicht oder Antlitz, ſammeln ſich über dem Munde die Sinnesorgane, Augen, Naſe, Ohr und geben mit ihm gemeinſchaftlich dem Kopf ſeine charakteriſtiſche Phyſiognomie. Die übrigen Theile des Geſichts ſind nur Verbindungsglieder und Anhängſel dieſer vornehmſten Organe. Lippen, Kinnlade, Zähne, Zunge, Backen, Kehle, Bart, Kinn bei den Säugethieren; Rüſſel, Schnäbel, Mandibeln, Palpen, Fühler ꝛc. bei niedern Thieren gehören zum Munde. Die Stirne gehört zum Auge. Dicht hinter Stirne, Auge, Naſe und Ohr hört das Geſicht auf und beginnt der Schädel, der wie zur Zier ſo zu größerm Schutz bei Menſchen mit Haaren, bei vielen Thieren mit Mähnen, Federkronen, Hörnern ꝛc. bedeckt iſt.

Jenachdem der eine dieſer Theile über die andern vorherrſcht, erhält die thieriſche Phyſiognomie einen andern Charakter. Wo der Mund vorherrſcht, entſtehen eigenthümliche Saugeköpfe mit vorherrſchendem Schmeckorgan, oder Rachenköpfe mit vorherrſchenden Zähnen, Zangenköpfe mit wagrechten Mandibeln, Schnabelköpfe mit ſenkrechten Hornlippen ꝛc. Zuweilen herrſchen auch die Augen ſo ſehr vor, daß der ganze Kopf Auge zu ſeyn ſcheint, wie bei den Libellen. Anderwärts wird die thieriſche Phyſiognomie durch die zum Rüſſel verlängerte Naſe beſtimmt, oder durch übermäßig große Ohren, endlich durch die Bewachſung mit Haaren, Hörnern ꝛc. Die Phyſiognomie unterſcheidet ſich ferner durch Vorſtreben und Zuſpitzung des Geſichts oder durch Abplattung, durch ein Uebermaaß von Länge oder Breite. Ueberall aber faſſen wir bei der Betrachtung des Thiergeſichts unwillkührlich ſeine Verwandtſchaft mit dem menſchlichen Angeſicht auf und hauptſächlich deßhalb ziehen uns Thiere an, oder ſtoßen uns ab, oder erſcheinen uns komiſch. Wir tragen auf ſie, die dabei ganz unbefangen ſind, nur über, was wir aus der Menſchenwelt entnommen haben. Der alte Neapolitaner Porta hat ſchon vor dreihundert Jahren in vielen Bildern die Köpfe je eines Thieres und eines Menſchen zuſammengeſtellt und durch den Augenſchein bewieſen, wie auffallend ſie, wenn auch nur in einem gewiſſen Charakterzug, übereinſtimmen. Dieſe Aehnlichkeit hängt nicht immer davon ab, daß das Thier einer höhern, dem Menſchen näher ſtehenden Thierklaſſe angehört. Denn es gibt höhere Thiere, die mit dem Menſchen weit weniger phyſiognomiſche Aehnlichkeit

haben, als z. B. der Froſch, ja ſelbſt als manche Fiſchgeſichter. In dem erſtern liegt oft ein Humor, in den letztern ein Hohn, die den Thieren als ſolchen gar nicht angehören und die nur durch ihre frappante Aehnlichkeit mit dem Seelenausdruck in der Menſchenmiene frappiren. Zum erſtenmal tritt hier in der Natur das Lächerliche und das Böſe hervor, aber nur in Bezug auf uns, nur als Spiegel für uns. Das Thier ſelbſt iſt ſich des Eindrucks nicht bewußt, den es auf uns macht.

Am weiteſten von der menſchlichen Phyſiognomie entfernen ſich diejenigen Thierköpfe, die ſich inſofern mehr dem Stein- und Pflanzenreiche nähern, als ſie noch ſteinharte Knochen- und Hornauswüchſe oder pflanzenhafte Verzweigungen tragen. So die Cruſtaceen und viele Inſekten mit ihren langen und ſeltſamen Fühlhörnern, die Wanzen und Cicaden mit ihren phantaſtiſchen Aufſätzen, der Laternenträger mit ſeiner großen (der Blüthe der Ariſtolochia ähnlichen) Laterne, die Eingeweidewürmer mit ihren wunderlichen Ausblätterungen z. B. der Nelkenwurm, deſſen Mund einer Nelke gleicht ꝛc. — Dagegen ſtehen die bloß als Zierrath zu betrachtenden thieriſchen Kopfauswüchſe, die Hauben und Kränze der Vögel, Bärte ꝛc. dem Menſchen wieder ſehr nahe, weil er ſie in ſeiner Toilette nachahmt.

Das Untergeordnete und Niedrige des thieriſchen Kopfs liegt hauptſächlich darin, daß wir von vielen Thieren beſtimmt wiſſen, ſie brauchen die oberen Sinnesorgane doch nur, um ihren Fraß aufzufinden. Das Auge, welches nur nach Futter für den Magen ſucht, kann nicht die Seele ſpiegeln, die nach Unſterblichkeit hungert. Und doch imponirt uns wieder vieles im Ausdruck mancher Thierköpfe. Das iſt die ſinnliche Energie, in der uns die Thiere häufig übertreffen, und die unſchuldige Unbefangenheit, welche beſonders ſchöne und ſanfte Thiere mit den Kindern theilen. Je mehr aber der Adel der Seele im Menſchenantlitz vorleuchten ſoll, um ſo verabſcheuungswürdiger iſt der Menſch, deſſen gemeine Seele das göttliche Ebenbild in ſeiner Phyſiognomie entſtellt und zu thieriſchen Zügen verzerrt.

14.

Der Mund und ſeine Nebentheile.

Der Mund iſt urſprünglich nur ein rundes Loch zum Einnehmen der Nahrung, eine lippenartige Anſchwellung kommt um daſſelbe bei den niedern Thieren nur inſofern vor, als ſich dieſe Anſchwellung ſogleich entweder

in Flimmerhärchen und Fangarme theilt, oder in einen Saugrüſſel verlängert. Der Mund der Blutegel iſt bekanntlich nicht mehr rund, ſondern dreiſchenklig, aus drei Sauglippen zuſammengedrückt. Mehr als ein Mund an demſelben Thier findet ſich nur bei Infuſorien, Eingeweidewürmern und Polypen, läßt aber in einigen Fällen zweifelhaft, ob nicht jeder Mund ein beſonderes Individuum bezeichnet.

Von den weichen Saugwarzen, Saugrüſſeln und Fangarmen unterſcheiden ſich ſodann die harten, hornartigen Kiefer, Fühler und Zähne. Schon die Räderthierchen zeigen hornartige Kiefer, mehrere Würmer und beſonders Inſektenlarven desgleichen, die Spinnen haben eine Art von hartem Schnabel. Aber bei den Cruſtaceen, Spinnen und Inſekten mehren ſich die harten Mundtheile in erſtaunlichem Maaße, gleichen in ihren Verlängerungen Armen oder Beinen und gehen wirklich unmittelbar in die Greif- und Bewegungsgliedmaſſen über. Man findet die Taſtorgane am Munde der Spinne den übrigen acht Beinen dieſes Thieres an Farbe und häufig auch an der Gliederung und Bewegung auffallend ähnlich, während umgekehrt bei den Krebſen die Beine allmählich zu Kiefern und Kiemen werden. Die Spinne hat am Munde Beine, der Krebs an den Beinen Mundtheile. Das Abſchreckende bei Betrachtung des Inſektenmundes liegt aber in der Aehnlichkeit der harten Mundtheile mit Marterinſtrumenten, Meſſern, Zangen, Sägen ꝛc. mittelſt deren ſie andere ſchwächere Thiere packen und zermalmen.

Wir müſſen alle dieſe Mundtheile näher betrachten. Die Cruſtaceen haben ein Paar Oberkiefer (mandibulae) mit ein Paar Taſtern (palpi) und zwei Paar Unterkiefer (maxillae) ohne Taſter, aber mit einem lippenartigen Fortſatze. Die Spinnen haben eine haarige Mundöffnung, keine Mandibeln, ſondern in Beiß- und Greifwerkzeuge verwandelte Fühler und ſtatt der Maxillen lange Taſtorgane (einige haben Saugrüſſel). Am ausgebildetſten erſcheinen die Mundtheile der Inſekten. Hier nämlich kommen vor zwei Paar Mandibeln oder obere Freßzangen, eine obere Lippe (labrum), zwei Paar Maxillen und eine untere Lippe (labium), dazu ein Paar kleine Fühlfäden oder Palpen neben ein Paar großen Fühlhörnern (antennae). Bei den Schmetterlingen verlängert ſich die Unterlippe in einen langen Riemen, welcher ſpiralförmig ein- und aufgerollt werden kann und die Saugröhre bildet, die man bald für einen Rüſſel, bald für eine Zunge gehalten hat. Einen förmlichen Saugrüſſel (theca) haben dagegen viele andere Inſekten, Fliegen, Wanzen ꝛc. Außer dieſen äußern Mund-

theilen haben auch ſchon viele niedrige Thiere Speicheldrüſen, theils um den Fraß zu erweichen, theils vielleicht auch zur Vertheidigung, ähnlich dem Gift der Schlangenzähne. Insbeſondere die Käfer und Heuſchrecken geben ſcharfe und brennende Tropfen von verſchiedener Farbe aus den ohnehin gräßlichen Gebiſſen von ſich.

Anſtatt dieſes harten Gebiſſes haben die weichern Thiere und zwar ausſchließlich zum Behuf der Speiſezermalmung Zähne bekommen, die aber nicht immer im Munde, zuweilen auch tiefer erſt im Magen liegen. So bei den Schnecken. Auch die Krebſe haben noch Zähne im Magen. Regelmäßige Zahnbildungen im Munde zeichnen ſodann die ſämmtlichen Wirbelthiere bis zum Menſchen aus, wovon nur die Vögel eine Ausnahme machen, deren hornartiger Schnabel die Geſchäfte des Kiefers, der Lippen und der Zähne zugleich verrichtet. Dieſer den Freßwerkzeugen der Inſekten noch ähnliche Schnabel, ſo wie die Flügel und luftreichen Knochen zeigen eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft zwiſchen Vögeln und Inſekten. Statt der mangelnden Lippen haben die Vögel häufig nackte fleiſchige Auswüchſe am Kopf, Kämme, Troddeln, kahle Backen ꝛc.

Die Verwandlung des Mundlochs in eine wagrechte von zwei Lippen gebildete Linie und die Verwandlung der Fangarme und hornartigen Bildungen in den Knochenkiefer mit Zähnen beginnt mit den Fiſchen und Amphibien. Zwar haben viele Fiſche ein auffallend offenes Maul ohne deutliche Lippen, andere aber machen den Unterſchied einer vorſpringenden Ober- oder Unterlippe und den dadurch bedingten mannigfachen Ausdruck von Gemeinheit, Gefräßigkeit, ſogar von Verachtung, Hohn, Haß ſchon ſehr deutlich. Es iſt etwas Eigenes um dieſe Fiſchmäuler. Sie erſcheinen überaus häufig als Karrikaturen des menſchlichen Mundes. Eine ſehr vollendete Lippenausbildung tritt ſodann bei den Schlangen hervor. Sie ahmt gewiſſermaßen die Elaſticität des Polypenmundes nach, denn wie der Polyp ſeine von weichen Fangarmen umringte Mundöffnung zu einem Abgrund aufreißen kann und Thiere verſchlingt, die größer als er ſelbſt ſind, ſo kann auch die Schlange ihre elaſtiſchen Lippen weit genug aufreißen, um Thiere zu verſchlingen, die zehnmal dicker ſind, als der kleine Schlangenkopf ſelbſt. Bei den Säugethieren wird der Mund weniger durch die Lippen, als durch die Geſtalt der Kinnlade charakteriſirt, doch nähert ſich bei den höheren Säugethieren der Zuſammenſchluß und Ausdruck der Lippen immer mehr der menſchlichen Phyſiognomie. Je mehr die Oberlippe anſchwillt oder überhängt, wie beim Löwen, beim Hunde,

deſto mehr Energie und Willenskraft, gleichſam ſchon Geiſt drückt das Thier aus, je mehr noch die Unterlippe vorſteht, deſto niedriger iſt es noch, gefräßiger, fiſchartiger. Die Oberlippe wächſt bei einigen Thieren mit der Naſe zuſammen in einen Rüſſel, z. B. bei der Spitzmaus, dem Schwein, Elephanten.

Die erſten Spuren der Zähne finden wir ſchon bei den Räderthierchen, als ſ. g. Zungenplatte bei den Schnecken, im Magen der Krebſe und im Kalkgerüſt des Seeigels an deſſen Munde. Regelmäßig erſcheinen ſie erſt bei den Fiſchen und Amphibien, zuerſt aber bei den Rochen und Haifiſchen nur in die Haut eingeſetzt (wie auswärts die Schuppen) und erſt bei den höhern Fiſchen in den Knochenkiefer befeſtigt. Die Zähne der Fiſche ſind klein und ſehr zahlreich wie die mannigfachen wundervoll gezeichneten Häckchen an der Zahnplatte der Schnecken, und ſitzen nicht bloß am Kiefer, ſondern auch am Gaumenbein, Zungenbein, Schlundknochen und Kiemenknochen. Sie ſind eigentlich nur Hacken zum Feſthalten, noch kein Meißel und Mahlſtein zum Zermalmen, denn der Fiſch verſchlingt ſeinen Fraß ganz, ohne ihn zu zerbeißen. Auch ſitzen ſie locker, bleiben leicht ſtecken und werden immer durch junge nachwachſende erſetzt. Aehnlich auch die Zähne der Schlange, beſonders die Giftzähne, die den giftigen aus einer eigenen Speicheldrüſe bereiteten Saft in einem hohlen Canale bergen und ſehr locker ſitzen. Was den Fiſchzähnen an Größe abgeht, erſetzt ihre Menge. Der Hai hat mehrere Zahnreihen hinter einander, ſein ganzer Rachen ſcheint wie mit Zähnen gepflaſtert. — Die feſten und verhältnißmäßig minder zahlreichen, aber größern Zähne der Säugethiere ſitzen im Knochen des Kiefers feſt und beſtehen aus phosphorſaurem Kalk, wie die Knochen, ſind aber viel härter als dieſe und geben am Stahle wie Kieſel Feuer. Der ſ. g. Zahnſchmelz beſteht aus ſehr feinen Röhrchen, die in die Länge laufen und gabeln, zum Unterſchied von den geſchloſſenen und kürzern Zellen des übrigen Zahns. Man unterſcheidet Vorder- oder Schneidezähne (dentes primores oder incisivi), zum Zerſchneiden der Speiſe, Eck- oder Hundszähne (dentes laniarii oder canini) wie Keile zum Zerſtoßen harter Speiſe, und Mahl- oder Backenzähne (dentes molares) wie Mühlſteine zum Zerreiben der Speiſe. Jeder Zahn hat eine Wurzel, mit der er in der Kinnlade mit Zahnfleiſch angewachſen ſitzt und eine Krone oben. — Den Schildkröten, Schuppen- und Gürtelthieren fehlen alle Zähne, die Nagethiere haben nur zwei große Schneidezähne, die Faulthiere haben keine Schneidezähne, die Cetaceen wie die

Fiſche nur Zähne zum Feſthalten, nicht zum Zermalmen; beim Schwein, Elephanten, Wallroß treten zwei Zähne unverhältnißmäßig groß als Hauer, Stößer oder Hacken zum Anhalten hervor. Ganz eigenthümlich iſt der proviſoriſche ſ. g. Eierzahn der Schlangen und Eidechſen, am Embryo wachſend und nur beſtimmt, die harte Eierſchale zu durchbrechen, worauf er verſchwindet. Stannius, vergleichende Anatomie 205.

Die Backen oder Wangen bilden die fleiſchige Wandung der Mundhöhle bis zum Ohr und Auge und ſind eigentlich nur die erweiterten Lippen an den Rändern der beiden Mundwinkel. Bei den Vögeln werden ſie öfters durch eine kahle Hornhaut oder einen Federbuſch an beiden Winkeln des Schnabels vorgeſtellt, bei einigen Nagethieren durch ſackartige Erweiterungen oder Taſchen (ſo beim Hamſter, Palmeichhorn, Schnabelthier, bei der Canadaratte), bei den meiſten Thieren machen ſie ſich gar nicht bemerklich, weil Auge und Ohr nahe hinter dem Mundwinkel liegen und keine Wölbung dazwiſchen laſſen, wie beim Menſchen. Noch ſeltener findet ſich bei den Thieren eine Spur von Kinn. Gewöhnlich läuft die Unterlippe unmittelbar in Hals und Bruſt. Dagegen iſt es häufig durch einen Bart angedeutet, der bei den Fiſchen in weichen Fühlfäden, bei den Vögeln in einem fleiſchigen Anhang und bei den Säugethieren in längern, dickern und ſteifern Haaren beſteht.

Aus der Tiefe des Schlundes heraus wächſt endlich in die Mundhöhle hinein und richtet ſich gegen außen die Zunge. Sie zeigt ſich in niedern Thieren noch nicht, iſt aber nicht immer blos Organ des Geſchmackſinns, ſondern nimmt bei einigen Thieren, ſelbſt noch bei höhern (Schnepfen, Specht, Ameiſenbär) den Charakter eines Taſters oder langen Stachels an. Eine fleiſchige Zunge zeigt ſich zuerſt bei den Sepien. Die Fiſche haben ein Zungenbein, aber eine noch ſehr wenig entwickelte, harte, zuweilen mit Zähnen beſetzte Zunge, auch keine Speicheldrüſen, alſo ſicherlich wenig Geſchmackſinn. Die geſpaltene Zunge der Schlangen und Eidechſen iſt nur ein Taſtorgan. Die Zunge der Vögel iſt wieder nur zähe und ein Knochen darin. Die des Kolibris röhrig wie beim Schmetterlinge. Erſt bei den Säugethieren wird die Zunge wieder fleiſchiger und unterſtützt von den Mundſpeicheldrüſen feuchter und jetzt erſt breitet ſich in ihr das zarte Netz der Geſchmacksnerven aus. Allein die Zunge iſt nicht blos zum Schmecken der Speiſe da, ſondern ſie bleibt immer noch ein Taſtorgan, ein Fühler. Sie wirft die Speiſe im Munde umher, um ſie von allen Seiten zu prüfen. Sie vollendet das Werk der zermalmenden und

zerreibenden Zähne, indem ſie auch das Innere der Speiſe prüft und mit Speichel miſcht. Auch dient ſie der thieriſchen Stimme, wovon ſpäter. Die Zunge der Giraffe und des Hundes iſt ſehr lang und beweglich, die der katzenartigen Raubthiere gleichſam bezahnt, d. h. die Zungenwärzchen ſtecken in hornartigen Scheiden.

Bei den meiſten Thieren ſtreben die Mundtheile vorwärts und ſtehen auffallend weit vor dem Kopfe. Das iſt zum Theile durch ihre Art, ſich Nahrung zu ſuchen, bedingt. Der lange Schnabel des Storches iſt erforderlich, damit das Thier tief ins Waſſer oder Sumpfgras tauchen könne, um ſich Fröſche, die lange Zunge des Chamäleons, Spechts, Ameiſenfreſſers, um Ungeziefer aus dem Verborgenen herauszuziehen; der Rüſſel des Schweins, um in der Erde zu wühlen ꝛc. Der Kreuzſchnabel hat die ſeltſame Scheerenform, um die Samen aus den Tannenzapfen auszuziehen; der Pelican unter dem langen Schnabel noch eine Taſche, um Fiſche darin fortzutragen, der rhinchops einen pflugartigen Schnabel (die untere Hälfte iſt nämlich länger), um damit die Oberfläche des Waſſers gleichſam zu pflügen und Fiſche abzuſchöpfen. Das Wallroß reckt zwei mächtige Zähne heraus, um ſich anzuhalten. Auch die Elephantenzähne ſtehen nur ſo weit hervor, um im Dickicht die Zweige zurückzudrücken und dienen zugleich als Waffe. Indeß iſt es nicht immer blos die Zweckmäßigkeit, was die Mundtheile der Thiere ſo weit vorſtehen macht, ſondern auch überhaupt die thieriſche Natur, der das Freſſen die wichtigſte Angelegenheit iſt. Daher auch bei gefräßigen Menſchen der Mund gern vorſteht und ein thieriſches Ausſehen gewinnt. Der Mund wird erſt veredelt durch menſchliches Gemüth und Geiſt und durch deren Ausdruck in Sprache und Geſang.

15.

Das Auge.

Das Auge, das vornehmſte unter allen Sinnesorganen, trägt nächſt dem Munde am meiſten zur Charakteriſirung des thieriſchen und menſchlichen Angeſichts bei. Es drückt aber ſchon mehr die Seele aus, denn die Wiſſenſchaft irrt, wenn ſie in der Sehkraft nur ein paſſives Organ erkennt, die Sehkraft iſt auch ſehr activer Natur und drückt im Blick das innerſte Weſen, die Seele aus. Wäre das Auge nur ein Spiegel oder Focus, um Licht- und Farbeneindrücke von der Außenwelt aufzufangen,

ſo würde ihm auch jene active Kraft des Blickes und jener individuelle Charakter fehlen, den ich oben bezeichnet habe.

Gehen wir vom Menſchen und von den höhern Thieren aus, um das Auge in ſeiner ganzen Vollkommenheit und allen ſeinen Theilen zu erkennen. Der Menſch und alle höhern Thiere haben zwei Augen wagrecht neben einander liegen. Dieſe Verdoppelung kehrt beim Gehörorgan wieder und hängt im Allgemeinen mit der Symmetrie der beiden Körperſeiten zuſammen, die wieder ihrerſeits durch das zum Stehen und Gehen erforderliche Gleichgewicht der Glieder motivirt iſt, gewährt aber noch den beſondern Vortheil, die Sehkraft überhaupt zu verſtärken und in dem einen Auge zu erhalten, wenn das andere Noth leidet. Die Augen liegen in zwei ſ. g. Augenhöhlen, halben Hohlkugeln im Schädel, und ſind geſchützt durch die vorſtehende Stirne und durch die gewöhnlich ſtarkbehaarten Augenbrauen, ferner durch bewegliche und zu verſchließende oder zu öffnende Häute, die Augenlieder, deren behaarter Rand (Augenwimpern) noch beſonders vor dem Eindringen von Staub und kleinen Körpern ſchützt. Das eigentliche Auge iſt der runde Augapfel, der wie eine Frucht oder Knoſpe vom aus dem Hirn herauswachſenden Sehnerven wie auf einem Stiele getragen wird. Den Kern des Augapfels bildet eine Blaſe mit waſſerheller Flüſſigkeit, der ſ. g. Glaskörper (humor vitreus), um dieſen breitet ſich der Sehnerv ringsum als eine Netzhaut (retina) aus, und dieſe Netzhaut wird ihrerſeits wieder umgeben von einer feinern Ausbreitung der Blutgefäße, der Aderhaut (choroidea). Ueber dieſer liegt ſodann noch die harte weiße Haut (sclerotica), die das Weiße im Auge darſtellt. Die den Augapfel umſchließenden beiden erſtgenannten Häute laſſen vorn ein rundes Sehloch offen und in dieſem liegt vor dem Glaskörper die ſ. g. Kryſtalllinſe wie ein geſchliffenes Vergrößerungsglas, man kann aber von außen nur ihren mittlern Theil offen als die runde ſchwarze Pupille ſehen, ſofern ſich um dieſe her noch ein Rand der Aderhaut ringartig als Iris und ein zweiter Rand der Netzhaut als Ciliarring legen. Die oberſte Haut (sclerotica) öffnet ſich aber nicht, wie die beiden untern, um die Pupille blos zu legen, ſondern ſchützt dieſelbe vielmehr durch eine uhrglasartige Ueberwölbung mittelſt der feſten aber durchſichtigen Hornhaut (cornea). Der Augapfel wird durch die über ihm in der Augenhöhle liegende Thränendrüſe befeuchtet und dadurch ſchlüpfriger gemacht. Dieſe Feuchtigkeit geht gewöhnlich durch den Thränencanal in die Naſe über, bricht aber bei Gemüthsbewegungen trauriger

Art in die bekannten Thränentropfen an den Augenwinkeln aus. Das Phosphoresciren im Auge, das man an ſich ſelbſt bemerkt, z. B. bei einem heftigen Stoße, leitet ſeinen Urſprung lediglich vom Phosphorgehalt der Nervenſubſtanz her. Der Augapfel wird in ſeiner ſchlüpfrigen Lage leicht bewegt von drei Muskelpaaren, verticalen, horizontalen und ſchrägen.

Dieſe ganze Einrichtung iſt wie ein Fernglas darauf berechnet, die Licht- und Farbenbilder der Außenwelt aus ſo weitem Umfang als möglich in den kleinen Spiegel der Pupille aufzunehmen, und durch den ins Gehirn fortlaufenden Sehnerven der Seele zum Bewußtſeyn zu bringen. Aber das Auge hat nicht blos dieſe paſſive Eigenſchaft des Spiegels, es ſucht auch, es taſtet mit den Augen, wie mit einer geiſtigen Hand und es waffnet ſich, es ſchlägt und ſticht mit den Augen nieder wie mit einer bewaffneten Hand. Bei einigen niedern Thieren ſtehen die Augen auf beweglichen Stielen, ſo auf den Fühlhörnern der Schnecken, die gleichſam Hand und Auge zugleich ſind. Das Auge, activ gefaßt, iſt wirklich die Hand des Kopfs, und ſeine Wahlverwandtſchaft mit den wirklichen aus Arm und Bruſt hervorwachſenden Händen iſt nachgewieſen durch die Verwechslungen beider bei Misgeburten. Borrichius erzählt in den actis Hafn. (Kopenhagener Sammlungen) von zwei Misgeburten, einem Knaben und einem Mädchen, von denen jedes an jeder Hand einen Finger, an jedem Fuß eine Zehe mehr, dagegen ein Auge zu wenig hatte. Wunder der Natur, Leipzig 1782 I. 22. Thahir hatte zwei rechte Hände und nur ein Auge. Hammer, arab. Literaturgeſchichte III. 83. Bei Blindgebornen fand man zuweilen 6 Finger. Der Maulwurf hat beim kleinſten Auge auffallend große Hände. Eben ſo der Chineſe bei kleinen und zuſammengedrängten Augen plumpe Hände und der Inder die zarteſten Kinderhände bei großen Gazellenaugen.

Das Auge iſt der edelſte Theil des Thiers und Menſchen, weil es theils am kunſtreichſten conſtruirt iſt, theils dem edelſten Sinne zum Organ dient, theils im kleinſten körperlichen Raum die größte Schönheit darſtellt, hauptſächlich aber weil es fähig iſt, die ganze Seele auszudrücken. Es iſt am Leibe, was die Sonne in der ſichtbaren Natur iſt. Auch iſt kein Organ ſo ſelbſtſtändig, wie das Auge. Es hat ſeine eigene Bewegung und kann ſich willkührlich öffnen und ſchließen, es hat ſeine eigenthümlichen Abſonderungen und verhält ſich faſt wie ein Thier im Thier.

Während die höhern Thiere in der Bildung ihrer Augen ſich ſehr

dem Menſchen nähern, zeigen ſich merkwürdige Verſchiedenheiten in der Augenbildung gerade an niedern Thieren. Die Augen, die Ehrenberg an den Infuſorien erkannt zu haben meinte, ſind von andern Naturforſchern für gefärbte Tröpfchen oder Zellenkerne (nuclei) gehalten worden. Eine Hornhaut und ein Nervenfaden iſt darin nicht nachgewieſen und mithin kann auch hier noch nicht von Augen die Rede ſeyn. v. Siebold, vgl. Anatomie 14. Würmer, Polypen ſind augenlos. Nur bei einigen höhern Ringelwürmern, bei einigen Muſcheln, Seeſternen und Medusen zeigen ſich ſchon Augen, ehe noch ein eigentlicher Kopf da iſt, Joh. Müllers Archiv 1840 S. 24 f. Die Augen der Medusen werden aber wieder von Burmeiſter (zootomiſche Briefe I. 150) in Frage geſtellt. — Eine Vielheit von Augen zeigt ſich zuerſt als Auswuchs der Nervenringe im Mantel einiger Muſcheln. Die Seeſcheiden (ascidiae) haben z. B. acht kleine Augen am Munde und noch ſechs am After, aber nur, ſo lange ſie jung ſind, denn wenn ſie feſtſitzen brauchen ſie ſie nicht mehr und verlieren ſie (Erichſon, Archiv 1847 II. 407). Die merkwürdige Steckmuſchel (pinna) die Fäden ſpinnt, hat mit den Spinnen auch die Vielaugigkeit gemein, beſitzt aber 40 kleine Augen, alſo fünfmal mehr als die Spinne. Die Herzmuſchel (cardium) hat die meiſten, kleinſten und ſchönſten wie Edelſteine blitzende Augen. Siehe v. Siebold, vgl. Anatomie S. 262. Bei den Seeſternen hält man ein rothes Pigment an den Spitzen der Stacheln, bei den Seeigeln auf der Mitte des Rückens für Augen, doch ſind dieſe Organe noch zweifelhaft. Daſ. 87. Bei den Schnecken liegen die Augen je in einem contractilen Fühlhorn eingegraben und laſſen ſich auf dieſem weit vorſtrecken und wieder einziehen. Man unterſcheidet dabei genau einen Sehnerven, einen Glaskörper, eine Art Iris und Pupille und eine Hornhaut. Daſ. 317. An den Sepien bewundert man die beiden eulenartig großen Augen, die dämoniſch aus dem Meer aufblicken mit einem ſeltſamen, gleichſam fragenden Ausdruck.

Verſchiedene Augen an demſelben Thier zeigen ſich zuerſt bei den Cruſtaceen und zwar 1) kleine einfache Augen (ocelli, stemmata) an der Spitze von Sehnerven, die ſich aus einem Hauptſehnerven abzweigen und zuweilen wieder zu einem Augenhaufen, wie zu einem großen Auge concentriren, und 2) zuſammengeſetzte große Augen mit keilförmigen Linſen hinter der Hornhaut oder mit einer zweiten facettirten Hornhaut hinter der erſten, welche glatt iſt. Daſ. 446. Auch ſind hier die Augen mit der Hornſchale des Thiers verwachſen und ſtehen zuweilen auf ſteifen

Stielen wie auf Säulen. Nur kleine Augen (stemmata) haben die Spinnen, aber jedesmal deren 8 und theils von sehr verschiedenen Stellungen, theils in verschiedener Größe. Das hängt von der Lebensweise der Spinnen ab. Jenachdem sie aus der Tiefe nach oben, oder vor- und seitwärts lauern, haben sie die Augen auf dem Rücken, oder vorn und auf den Seiten. Nachtspinnen haben außerordentlich hell schimmernde Augen, wie Eulen. Daselbst 521. Man kann jede Spinnenart an der Figurirung ihrer Augen erkennen. Glühend rothe hat die große schwarzhaarige Tarantel. Kirby, Entom. III. 524. Kleine und zusammengesetzte Augen verbunden zeigen wieder die Insekten. Die kleinen kommen einzeln vor oder gehäuft, z. B. bei Raupen 4—8, bei den Männchen der Strepsipteren 50—70 auf jeder Seite. Aber sie ersetzen hier die Fühlhörner (antennae), denn bei keinem Insekt, welches Kleinaugen hat, kommen Antennen vor, und nur neben den großen Facettenaugen zeigen sich auch die Antennen. Die zusammengesetzten Augen der Insekten sind durch ihre Größe und schöne Facettirung auffallend. Bei den Libellen, ja schon bei den gemeinen Stubenfliegen nehmen diese Augen den größten Theil des Kopfes ein. Die gemeinschaftliche Hornhaut des großen Auges ist facettirt und hinter jeder Facette liegt ein Krystallkegel mit einer der Aderhaut entbehrenden Pigmentschicht und mit einer Netzhaut. Alle diese Kegel concentriren sich auf den Sehnerven (Wiegmann, Archiv 1835 I. 375). Also kommt trotz seiner seltsamen Gestalt das Insektenauge doch dem des Menschen ziemlich gleich. Die äußere Hornhaut ist nicht selten behaart, um besser beschützt zu seyn. Die gemeine Fliege hat in einem Auge 4900, die größte Libelle (aeschna grandis) 10,000, eine Cicade (c. orni) 11,600, der Todtenkopfschmetterling (sphinx Athropos) 12,400 Facetten. Joh. Müllers Archiv 1841 S. LXXI.

Bei den Wirbelthieren findet man überall nur zwei nach vorn oder seitwärts gerichtete Augen. Die niedern Knorpelfische haben noch kleine und unvollkommene Augen, zu denen ein Nerv führt, die höhern Knochenfische zeichnen sich dagegen meist durch große sepienartige und glotzende Augen aus. Die Ursache dieses Glotzens ist die Unbeweglichkeit ihrer übrigens sehr schönen goldenen oder silbernen Iris um die runde (selten ovale) Pupille. Von Augenliedern finden sich bei diesen niedrigsten unter den Wirbelthieren erst schwache Anfänge.

Unter den Amphibien haben die Frösche fast noch ganz die starren goldenen Fischaugen, die Schlangen dagegen schon die höchst lebendigen

Vogelaugen. An Fröſchen, Kröten und Krokodillen fällt die ſtark vortretende zuweilen in Hornform auslaufende Augenbraue auf, an den Schlangen die Häutung des Auges, denn wenn die Schlange überhaupt ihre Haut ablegt, löſt ſich auch vom Auge ein zartes Häutchen ab. Beim Chamäleon fällt die doppelte Bewegung der Augen auf, indem es das eine Auge nach oben, das andere nach unten richten und vollkommen willkührlich ſchielen kann. Beim Froſch und der Eidechſe iſt nur das untere Augenlied beweglich, das obere unbeweglich, ſie haben dazu aber noch ein drittes, die durchſichtige ſ. g. Nickhaut. Die ſtarren Augen der niedern Thiere ſind eigentlich ohne Blick, der Blick tritt erſt bei den Amphibien hervor, aber auf eine man möchte ſagen dämoniſche Weiſe, theils tückiſch bei den Kröten, gleichſam als weigere ſich die verſchloſſene Natur, ſich zu öffnen und als ſcheue das unterirdiſche Leben das Licht; theils unruhig und leidenſchaftlich bei den Eidechſen, als könne das zum erſtenmal entfeſſelte Naturell nicht ſchnell genug die Lichtwelt erobern; theils voll Haſt und Zerſtörungswuth bei Krokodillen und Schlangen, als käme das unterirdiſche Leben nur herauf, um die Lichtwelt zu bekämpfen.

Die Vögel haben im Verhältniß zu ihrem kleinen Kopfe große Augen und darin zwar noch immer eine goldne oder bunte Iris, ohne ein Weißes umher und auch noch eine Nickhaut, allein ihr Blick iſt ſchon frei geworden und nimmt zuweilen den Adel an, der Weſen wohl anſteht, die über alle andern ſich erheben, und läßt einen weit reichern phyſiognomiſchen Ausdruck zu, als der Blick der niedern Thiere. Alles läßt hier ſchon die Annäherung an den Menſchen ahnen. Der ſtolze Adlerblick, der forſchende Falkenblick, der ſanfte Taubenblick, der fragende Papagaienblick, der nachdenkliche Eulenblick, alles offenbart ſchon mehr Seele. Selbſt das Komiſche des Blicks an einem eiferſüchtigen Hahn, an einer dummen Gans ꝛc. weiſt auf eine reichere Mannigfaltigkeit des Pſychiſchen hin. Bei den Vögeln findet ſich die Iris oft merkwürdig ausgebildet, namentlich bei Papagaien in der feinſten Kreislinie von Purpur. Die Iris eines Seevogels (carbo Gaimardi) in Peru ſoll in ihrem Zirkel mit regelmäßigen weißen und grünen Vierecken abwechſeln. v. Tſchudi, Peru I. 59.

Unter den Säugethieren haben die niedern, namentlich die Nagethiere noch das runde Vogelauge, bei den höhern tritt erſt das Weiße im Auge hervor und zieht ſich daſſelbe mehr in die Länge. Die farbige Iris verliert ſich, eben ſo die auffallende Größe und eher wird bei großen Thierarten, z. B. beim Wallfiſch und Elephanten, das Auge zu klein, allein es gewinnt,

je näher dem menſchlichen Auge, um ſo mehr an Seelenausdruck. Ja man vergleicht die Verſchiedenheiten des menſchlichen Blicks ſogar mit dem thieriſchen und unterſcheidet den Löwen-, Stier-, Wolfs-, Hunds-, Gazellen-, Schaf-, Tiger-, Hyänenblick ꝛc. noch unter den Menſchen. Das Auge der Nagethiere ſteht, wie ſchon geſagt, am tiefſten, das der Wiederkäuer am höchſten, weil es dem des Menſchen am ähnlichſten iſt. Zwiſchen Beiden ſteht das Auge der katzenartigen Raubthiere in der Mitte, welches viel an die Schlangenaugen erinnert und beſonders durch die enge von der Willkühr oder Leidenſchaft des Thieres abhängige Zuſammenziehung der Pupille merkwürdig iſt und bei einigen Arten des Nachts ein phosphoreſcirendes Licht ausſtrahlt. Einige Nachtthiere, wie Fledermaus und Maulwurf, haben ſehr kleine Augen, die im Waſſer lebenden Seehunde eine ſehr ſtarke Hornhaut.

Bei den Thieren kommt auch zuerſt das rothe Auge als Abart oder Krankheit vor, verbunden mit einer ſchneeweißen Behaarung. Daſſelbe, was unter den Menſchen die Albinos oder Kakerlaken ſind, das ſind die rothaugigen weißen Kaninchen und ähnliche Anomalien auch unter andern Thierarten.

16.

Gehör- und Stimmorgan.

Der paſſive Sinn des Gehörs hat zu ſeinem Organ die beiden Ohren, die ſich beim Menſchen und bei den Säugethieren hinter den Augen befinden und als mehr oder weniger concave, muſchel- oder duttenförmige ſteife Knorpel oder weichere Lappen hervorragen. Das äußere Ohr heißt die Ohrmuſchel, deren hohle Wölbung den Zweck hat, den Schall aufzufangen und gegen den Gehörgang zu concentriren. Dieſer Gang, anfangs knorpelig, bald aber knochig, führt ins Knochengerüſt des Hirnſchädels hinein und hat auf der Außenſeite feine Hautdrüſen, die das ſ. g. Ohrenſchmalz abſetzen, welches, wie auch die in der Ohrmuſchel wachſenden Haare, hauptſächlich dazu dient, um fremde Stoffe, namentlich Inſekten abzuhalten von dem zarten Trommelfell, welches den Gehörgang nach außen verſchließt, eine dünne feſtgeſpannte Haut, die gleich der Muſchel zur Verſtärkung des anſchlagenden Schalls dient. Im Innern des Gehörgangs folgt hinter dem Trommelfell ſogleich die noch mit Luft gefüllte Paukenhöhle mit drei ausgezeichneten in einander grei-

ſenden Knöchelchen, dem mit dem Stiel an das Paukenfell rührenden Hammer, ſodann dem Ambos, auf dem des Hammers Kopf liegt, und endlich dem nach ſeiner Form benannten Steigbügel, der mit dem Fortſatz des Amboſes in Verbindung ſteht. Vom Steigbügel an führt eine kleine Oeffnung und ein ſ. g. ovales Fenſter aus der Paukenhöhle in das Labyrinth, die innerſte Vertiefung des Gehörgangs. Daſſelbe iſt mit einer wäſſerigen Flüſſigkeit gefüllt und getheilt in einen Vorhof, in die drei halbcirkelförmigen Canäle, die ſ. g. Bogengänge, in die ſpiralförmig gewundene Schnecke, die ſich durch das Spiralblatt in zwei Abtheilungen ſondert, wovon die eine wieder durch das ſ. g. runde Fenſter mit der Paukenhöhle in Verbindung tritt. Der aus dem Hirn hervortretende Gehörnerv geht in die Schnecke, Vorhof und Gänge ein. Aus der Paukenhöhle führt aber noch die euſtachiſche Röhre in die Mundhöhle, um friſche Luft in jene einzuführen. Man weiß, daß durch dieſen kunſtreichen Apparat von gewölbten Wandungen, Höhlungen und Windungen, geſpannter Haut und articulirten Knochen, luft- und waſſerförmigen Medien ꝛc. dem Gehörnerven die feinſten Unterſchiede des Schalles vernehmbar gemacht werden, hat aber noch keineswegs weder die Beſtimmung, noch ſelbſt die Natur jeder der dazu gehörigen Theile ergründet, z. B. nicht die des naſſen Inhalts im Labyrinth, den man annähernd mit dem Glaskörper im Auge vergleicht. Auch die Vergleichung mit muſikaliſchen Inſtrumenten reicht ſo wenig aus, die Conſtruction des Gehörorgans genügend zu erklären, wie die Vergleichung des Geſichtsorgans mit den optiſchen Inſtrumenten. Unſre Kunſt und unſer Wiſſen bleiben hier noch weit hinter der Natur und Weisheit des Schöpfers zurück.

Durch das Gehör wird auch ſchon das niedre Thier, das ſelbſt keine Töne hervorbringen kann, wenigſtens vor Gefahren gewarnt. Bei höheren Thieren hat es den Zweck, die Stimme des andern zu vernehmen, und beim Menſchen erreicht es ſeine höchſte Vollkommenheit als paſſives Organ für Sprache und Muſik. Da aber niedre Thiere auch auf andre Weiſe vor Gefahren gewarnt werden können, iſt das Gehör bei ihnen ſehr zurückgeſetzt. Bei Infuſorien, Würmern, Polypen kommt es nicht vor; auch bei den Spinnen hat man es noch nicht auffinden können, obgleich man denſelben ein feines Gehör zutraut. Eben ſo zweifelhaft iſt es bei den Inſekten, da die Vermuthungen, die Fühlhörner könnten Ohren ſeyn, getäuſcht haben. Dagegen ſtellen mit Waſſer gefüllte Säckchen, auf denen ſich der Nerv verzweigt, bei Mollusken und Cruſtaceen ohne

Zweifel ein wenn auch noch unvollkommenes Gehörorgan dar. Bei den Fiſchen iſt auch noch kein äußeres Ohr ſichtbar, aber inwendig erkennt man bereits ein wenn auch noch ſchneckenloſes Labyrinth, in Verbindung mit der Schwimmblaſe (Stannius, vgl. Anatomie S. 83), woraus hervorzugehen ſcheint, daß wenn der Fiſch durch das Gehör von einer Gefahr unterrichtet wird, er ſogleich durch einen Druck auf die Schwimmblaſe ſich ſenken oder erheben, überhaupt fliehen kann. Bei den Amphibien kommt zuerſt die Schnecke und auch die Paukenhöhle (außer bei den Schlangen) zum Vorſchein. Eben ſo unvollkommen bleibt noch das Gehör der Vögel und ſelbſt noch der niedern Säugethiere. Denn erſt bei den höhern Säugethieren tritt die Ohrmuſchel hervor und bilden ſich die inneren Theile immer menſchenähnlicher aus. Die Ohrmuſchel iſt bekanntlich bei den Thieren äußerſt mannigfach, am längſten beim Eſel und Haſen, am breiteſten beim Elephanten, am meiſten hängend bei einigen Hundearten. Bei den Cetaceen hat man bemerkt, die Knochen ihrer Paukenhöhle ſeyen die härteſten in der Welt und übertreffen an Härte den Marmor (Cuvier, vgl. Anatomie I. 91).

Vogt in ſ. phyſiolog. Briefen S. 244 vermuthet, die Thiere vernähmen noch viel höhere Töne als wir. Man kann zugeben, daß ſie anderartige Töne vernehmen, denen unſer Ohr unzugänglich iſt, im Allgemeinen aber ſteht feſt, daß der Gehörſinn wie der Geſichtsſinn ſich mit der Geſammtorganiſation der Thiere vervollkommnet, und daß einzelne Sinnesvorzüge, wie alle anderen Vorzüge der niedrigeren Thiere, nur untergeordnete Organe treffen.

Das Stimmorgan iſt eigentlich auch ein Sinn, nur ausſchließlich ein activer. Die Stimme iſt ein durch Muskelbewegung modificirtes Ausathmen, und inſofern zu unterſcheiden von andern Tönen, die von Thieren kommen. Das bekannte Gezirp der Grille z. B. wird durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt, vgl. Wiegmann, Archiv 1838 II. 195. Das Schrillen der Heuſchrecke durch eine Reibung zwiſchen den beiden Flügelwurzeln, der berühmte Cicadengeſang durch Anſpannung und Zurückprallen einer Membran am Hinterleibe, daſ. 198 und v. Siebold, vgl. Anatomie 567. Das Summen der Fliegen wird erklärt als Vibration der Bruſt durch ſchnelles Zuſammenziehen der Flügelmuskeln, Siebold S. 565. Das klägliche Geſchrei des Todtenkopfſchmetterlings als Schwingung einer Membran am Hinterleibe, Wiegmann, Archiv 1838 II. 200. Aber ſchon im folgenden Jahrgang des-

ſelben Archivs II. 370 wurde eine erhöhte Reſpiration als Grund angegeben, was der erſte Verſuch einer wirklichen Stimme wäre. Denn eine ſolche iſt immer ausgeathmete Luft, welche ſich durch die engen Räume hindurchdrängt oder an Wänden anſtößt oder durch Hinderniſſe in Schwingung verſetzt wird, wie in den künſtlichen Blaſeinſtrumenten. Die Luft kommt aus dem Athmungsorgan, der Lunge, der Bruſt und ſteigt durch die Luftröhre empor; indem ſie ſich aber durch die Kehlritze zwängt und auf die faltigen, durch Muskeln ausdehnbaren Stimmbänder, ſo wie auf die auf- und abſteigenden Muskeln des Zungenbeins trifft, entſtehen verſchiedene Töne. Auch der Kehlkopf (Adamsapfel), der obere Theil der Luftröhre, tönt nach der Weite und Stärke ſeiner Knorpel mit und eben ſo der durch den Luftſtrom in Schwingung verſetzte Kehldeckel. „Der Kehlkopf iſt eine mit Anſatz- und Windrohr verſehene Zungenpfeife mit zwei durch Spannung elaſtiſchen Zungen.“ Joh. Müllers Archiv 1850 S. 71. Ferner wird die Stimme modificirt durch die Weite der Mundhöhle, durch die Lage des Gaumenſegels und des hinteren Zungentheils, des harten Gaumens und vordern Zungentheils, durch die mannigfachen Bewegungen der Zunge und der Lippen und endlich durch die Wandung und verhältnißmäßige Oeffnung der Zähne. Dazu kommt noch, daß die Luft auf ihrem Durchgang durch die Muskeln an verſchiedenen Stellen einen ſtärkeren Stoß bekommen kann, wodurch der Unterſchied der Bruſt-, der Kehl- und Gurgel-, der (zum Theil wirklich durch die Naſe ausgeſtoßenen) Naſen-, der Zahn- und Lippentöne bedingt iſt. Tiefe und Höhe der Stimme hängen nicht von der Weite der Stimmritze, ſondern von der Länge und Kürze der Stimmbänder ab, die ſich ſomit wie Saiten verhalten. Die Kraft und Dauer der Stimme hängt lediglich von der des Luftſtroms, alſo von der Geſundheit und Stärke der Lunge ab. Die ſ. g. Kopfſtimme oder das Falſet entſteht, wenn nur die innern Ränder der beiden Stimmbänder ſchwingen. Noch feinere Unterſchiede, die in der Muſik unterſchieden werden, betreffen meiſt den Durchgang der Luft, während die Unterſchiede, die man in der Sprache bemerkt, mehr die Hinderniſſe und Unterbrechungen des Luftſtroms durch Anſchlagen der Zunge, Schließen und Oeffnen der Zähne und Lippen betreffen.

Alle wirbelloſen Thiere haben, wenn ſie auch ein Geräuſch hervorbringen können, doch keine Stimme, auch noch nicht die niedrigſten Wirbelthiere, die Fiſche. Erſt bei den Amphibien öffnet ſich die Stimmritze

thieriſchen Lauten, und bei den Vögeln tritt bereits ein ſehr ausgebildeter Kehlkopf hervor und bewirkt mannigfache und im Geſang der Nachtigall ſogar das menſchliche Ohr bezaubernde Töne. Bei den Säugethieren verliert ſich die Schönheit des Klanges, tritt dagegen eine deſto größere Mannigfaltigkeit der Stimme hervor, von den ſtärkſten bis zu ſchwachen Ziſch- und Pfeiftönen. In dieſen Thierſtimmen liegt eine Art von Sprache. Jede Thierart bezeichnet mit ihrem Geſchrei ihren Charakter und zugleich eine beſtimmte Lage, in der ſich das Thier befindet. Es ſchreit anders in der Luſt und im Schmerz, anders vor dem Feind und vor ſeinen Jungen ꝛc. Das Thier drückt unwillkührlich und immer auf dieſelbe Weiſe ſeine Empfindungen in den ihm allein möglichen Tönen aus. Der Menſch dagegen gebietet in ſeinem Stimmorgan über die größte Mannigfaltigkeit von Tönen, um damit willkührlich nicht nur Empfindungen des Leibes und der Seele, ſondern auch jeden Gedanken ſeines Geiſtes kund zu geben und dem Ohr des Nebenmenſchen vernehmbar zu machen.

17.

Geruchs-, Geſchmacks- und Taſtorgane.

Der Sinn des Geruchs iſt bei verſchiedenen Thierarten ohne Zweifel viel höher ausgebildet als beim Menſchen. Jedermann kennt die unübertreffliche Spürkraft des Jagdhundes. Aber nicht nur dem Grade, auch der Art nach unterſcheiden ſich die Geruchsempfindungen vieler Thiere. Die eine Gattung iſt mehr auf dieſe, eine andre mehr auf jene Wahrnehmungen angewieſen und desfalls verſchiedentlich organiſirt.

Beim Menſchen ſtützt ſich das Geruchsorgan, die Naſe, auf das aus dem Schädel zwiſchen den Augenhöhlen vortretende Naſenbein, an das ſich ſofort der weichere Vordertheil der Naſe mit den beiden wieder durch eine beſondere Knorpelwand getheilten Naſenflügeln anſchließt. Durch die beiden von den Naſenflügeln eingeſchloſſenen äußern Naſenlöcher athmen wir die Luft ein und aus, wie mit dem Munde, was nur deßhalb möglich iſt, weil den zur Naſenhöhle führenden äußeren Naſenlöchern auch noch zwei innere Naſenlöcher gegenüberſtehen, die in die Mundhöhle und dadurch in die Lunge führen. Die Naſenhöhle iſt durch hereinragende Blätter ſo getheilt, daß die eingeathmete Luft wie durch ein Sieb einzieht (daher der betreffende Knochentheil das Siebbein heißt). Die ganze Höhlung aber iſt mit einer Schleimhaut bedeckt, in welche ſich der Ge-

ruchsnerv nicht minder netzartig vertheilt, wie um den Glaskörper des Augapfels. Der Schleim wird nicht nur durch die Thränendrüse des Auges, sondern auch durch Absonderungen aus den nächsten Höhlungen des Stirn-, Kiel- und Oberkieferknochen genährt und scheint dem Geruchsnerven eben so zu dienen, wie der Speichel dem Geschmacksnerven, als Leiter des Geruchs, der zugleich die etwaige schädliche Einwirkung des Riechstoffes auf den Nerven neutralisirt. Das ganze Riechorgan ist ein Apparat, den die eingeathmete Luft vorbeipassiren muß, ehe sie in die Lunge gelangt. Er liegt vor dem Munde, gleichsam wie ein treuer Wächter vor der Thür des Hauses Achtung gibt, daß nichts Schädliches ins Haus eindringe. Die Nase prüft die Speise, ehe der Mund sie einnimmt. Sie spürt auch schon aus der Ferne die Gefahr, wie die Luft, den Feind und Freund. Der Gegensatz des Widrigen und des Angenehmen tritt hier in einer Stärke hervor, wie kaum bei Wahrnehmungen des Gesichts oder Gehörs. Gestank beleidigt uns viel unmittelbarer als Häßlichkeit oder mistöniger Lärm.

Man unterscheidet übrigens im Vordertheil der Nase eine Art von Tastnerven, die mit den eigentlichen Geruchsnerven nicht zu verwechseln sind (dasselbe ist der Fall mit Tastnerven am Vordertheil der Zunge, die von den eigentlichen Geschmacksnerven verschieden sind). Daher das Kitzeln in der Nase, das die Muskeln zum Niesen reizt (zum krampfhaften Ausstoßen des Athems, des Nasenschleims und der fremdartigen Stoffe, die etwa hineingekommen sind). Die stechenden, schmerzhaften Gerüche verhalten sich daher wie die brennenden Geschmäcke und wirken mehr auf den Gefühls-, als auf den Geruchssinn ein. Das ist eine wohlthätige Einrichtung, indem wir dadurch gleich beim Eingang des Organs gewarnt werden, es von schädlichen Stoffen abzuwenden.

Bei den Thieren nun ist das Geruchsorgan je nach ihren verschiedenartigen Bedürfnissen äußerst verschieden beschaffen. An den niedrigsten Thieren hat man noch keines entdeckt. Auch bei den Insekten findet es von Siebold, vgl. Anatomie S. 581 noch sehr zweifelhaft. Ob die Bienen durch den Geruch der Blumen angezogen werden, läßt sich nicht unbedingt bejahen. Gewiß ist, daß Aasfliegen riechen, weil sie nur durch den Geruch verleitet werden, sich auf die Aasblume, statt auf thierisches Aas zu setzen. Aber ein bestimmtes Geruchsorgan ist noch nicht mit voller Sicherheit an diesen Thieren erkannt. Flache Höhlungen bei den Sepien und Crustaceen geben eine erste Andeutung des Geruchsor-

gans. Erſt in den Wirbelthieren entwickelt ſich daſſelbe in zwei Löchern über dem Munde, aber noch ohne äußere Naſe bei Fiſchen, Amphibien und Vögeln. Auch ſcheint der Sinn ſelbſt bei dieſen Thieren noch wenig ausgebildet zu ſeyn, denn das Vorurtheil, als hätten Raubvögel einen außerordentlich feinen Geruch und ſpürten z. B. Aas auf Meilenweite, iſt längſt widerlegt. Man hat Proben angeſtellt und gefunden, daß Geier dem nur gemalten geruchloſen Aaſe nachgingen und das dicht neben ihnen befindliche echte und ſtark riechende Aas, nur weil es zugedeckt war, nicht bemerkten. Vgl. Roget, Erſcheinungen des Lebens II. 314. Dagegen kommen bei den Säugethieren auffallende Verſchiedenheiten und Steigerungen des Geruchsſinns vor. Schon in der äußern Geſtalt der Naſe, die beim Pferde, Hunde, Seehunde auf Erweiterung, beim Schwein, Tapir, Elephanten auf Verlängerung zum Rüſſel ausgeht, und noch mehr in der innern Conſtruction der Löcher und Knochen. Roget a. a. O. glaubt insbeſondere die inneren Geruchsorgane der pflanzen- und fleiſchfreſſenden Thiere unterſcheiden zu müſſen und bemerkt, daß Thiere, die nur auf vegetabiliſche Nahrung angewieſen ſind, ſehr wenig Sinn für thieriſche Gerüche haben (z. B. das Rind), dagegen wieder auf Fleiſch angewieſene Thiere wenig Sinn für Pflanzengerüche (z. B. der Hund). Die kunſtreichſten und feinſten Windungen und Wendungen der Naſenhöhle, abweichend von denen jeder andern Thierart, fand Roget bei dem fein witternden Pferde und beim Seehunde. Daß arabiſche Pferde in der Wüſte auf weite Fernen Quellen, Oaſen ꝛc. ſpüren, iſt bekannt. Was den Seehund betrifft, ſo weiß man nicht, wozu gerade ihm das verfeinertſte Geruchſyſtem zugewieſen worden iſt, da er in ſeiner Indolenz ſich der Gefahr auszuſetzen pflegt, auch wenn er ſie ganz in der Nähe ſpüren kann. Indeß hat er ſo kunſtreich veräſtelte Naſenknochen, daß die ganze Thierwelt nichts ähnliches mehr zeigt und überdies die Gabe, ſeine äußeren Naſenlöcher verſchließen zu können, was keinem anderen Thiere und auch nicht dem Menſchen möglich iſt. Darf ich eine Vermuthung wagen, ſo hängt der ſtarke Geruchſinn der Seehunde mit dem Genußleben zuſammen, dem ſich dieſe Thiere vorzugsweiſe ergeben, und dient ihnen nicht als Schutzwaffe, um Feinde meiden, oder als Angriffswaffe, um eine ferne Beute aufſpüren zu können, ſondern vielmehr zum ſinnlichen Behagen ihres ſchläfrigen Familienlebens.

Der Geſchmacksſinn liegt in der ſchon oben beſchriebenen Zunge, in deren Schleimhaut der Geſchmacksnerv ſich netzartig vertheilt, wie der

Geruchssinn in der inneren Schleimhaut der Nase. Die Speicheldrüsen des Mundes dienen, die Zunge immer feucht zu erhalten und die Speise durchzuwässern. Nässe ist absolut nöthig, um schmecken zu können, das Trockene schmeckt man nicht. Der Geschmack hat zunächst denselben Zweck, wie der Geruch, um die Güte der Speise zu prüfen. Was dem Thier zu fressen schädlich wäre, das erkennt es (gewisse Nichtachtungs- und Vergiftungsfälle ausgenommen) in der Regel durch den Geschmack und weigert sich, es zu fressen. Sodann liegt im Wohlgeschmack, wie im Wohlgeruch ein Genuß, den das Thier wahrscheinlich in noch reicherer Fülle genießt, als der Mensch, weil ihm die geistigen Genüsse des letzteren versagt sind.

Was die Unterscheidungen verschiedener Geschmäcke anlangt, so gibt der bekannte dreierlei Biergeschmack dafür einen Maßstab ab. Das Bier schmeckt vorn auf der Zungenspitze säuerlich prikelnd, auf der Mitte der Zunge süß und hinten im Gaumen bitter. Das ist subjectiv und kommt von der Vertheilung der Geschmacksnerven in der Zunge her, die vorderen sind empfänglich für das Saure, die mittleren für das Süße, die hinteren für das Bittere. Da uns eine Menge Nahrungsmittel, welche die Thiere mit größtem Behagen verzehren, ganz ungenießbar oder ekelhaft vorkommen, müssen wir daraus den sicheren Schluß ziehen, daß die Geschmacksnerven jener Thiere etwas ganz anderes empfinden als wir. In diesem Zuge der thierischen Welt aber spiegelt sich bereits ein Zug der Menschenwelt, denn im geistigen Gebiete bei Beurtheilung von dem, was den Geist anzieht oder abstößt, herrschen unter den Menschen eben so verschiedene Geschmäcke, wie unter den Thieren in Bezug auf die physische Nahrung. Dem Einen ist wie den Bienen nur wohl im Duft der reinsten Blumen, dem Andern nur wie dem Mistkäfer im Koth.

Wie weit der Geschmackssinn unter den niederen Thieren ausgebildet ist, läßt sich nicht beweisen. Auch wo eine Zunge fehlt, dürften die Nerven im Nervenring um den Mund und in ihrer Längenausdehnung neben dem Darmcanal zum Genuß beitragen. Es liegt überhaupt nahe, den Thieren in dem Maaß, in welchem ihnen höhere Sinne fehlen oder weniger ausgebildet sind, einen reicheren Antheil von Sinnengenüssen der unteren Grade zuzutrauen. Wie wir noch mit dem ganzen Leibe fühlen, so dürften die niedrigsten Thiere auch mit dem ganzen Leibe schmecken können. Die Infusorien, die von allen Seiten Nahrung saugen, thun es ohne Zweifel. Auch bei der Schnecke scheint das äußere Fühlen mit

einem gewiſſen Schmecken der Luft, der Feuchte, des Vegetationsdampfes, verbunden zu ſeyn, ſo wie auch die Paarung dieſer Thiere gleichſam ein Kuß mit ganzem Leibe iſt.

Es iſt uns verſagt, zu wiſſen und irgend wahrzunehmen, was die Thiere und zumal die niederen, uns am fernſten ſtehenden, alles empfinden. Für welche Stimmungen der Atmoſphäre, für welche Aushauchungen der Erde, der Vegetation ꝛc. ihnen Sinne gewährt ſind? Insbeſondere ſehr kleine Thiere werden befähigt ſeyn, mittelſt ihres mikroſkopiſchen Nervenſyſtems auch feine Stoffe zu empfinden, für welche das unſrige zu grob iſt. Dahin dürften Empfindungen des Wetters gehören. Es iſt bekannt, daß viele Thiere, beſonders Inſekten, vor allen die Spinnen, das Wetter vorausempfinden. Aber ſie empfinden wahrſcheinlich eine ſchon vorhandene Stimmung in der Luft, die nur wir nicht wahrnehmen. Wenn ſich die lange trocken geweſene Luft langſam wieder mit Waſſerdunſt füllt und das Wetter ſich ändern ſoll, merken die Inſekten mit ihrem feinen Sinn viel eher die aufſteigenden feinſten Dunſtbläschen, ehe wir die ſchon gröberen und ſchwereren wahrnehmen. Durchaus räthſelhaft bleiben immer noch die den niederen Thieren, vorzugsweiſe den Inſekten auf ſo ausgezeichnete Weiſe als äußere Organe dienenden Fühlhörner. Man hat oft und viel darüber geſtritten, ob ſie nur dem Taſt-, oder dem Geruch-, ja ſelbſt dem Gehörſinn angehören, aber man iſt darüber nie ins Klare gekommen. An ein Riech- und Hörorgan in den Fühlhörnern glaubt jetzt Niemand mehr, aber daß die Thiere damit blos taſten, wie wir mit unſern Fingern, ſcheint doch auch ihre ausgezeichnete und ſehr verſchiedenartige Conſtruction nicht genügend zu erklären. Es wäre nicht undenkbar, daß gerade dieſe weit vorgreifenden Organe den oben bezeichneten feinen Fühlungen der Luft als Träger dienten. Bei mehreren Inſekten iſt indeß kaum zu verkennen, daß die Fühlhörner einem activen Sinn dienen. Das beweiſen wenigſtens die Ameiſen, die ſich durch Berührung mit den Fühlhörnern Zeichen geben und gleichſam mit einander ſprechen.

Die Geſtalt der Fühlhörner iſt überaus mannigfach, ja bei keiner andern Art von Gliedmaßen ſo ſehr verſchieden. Man unterſcheidet Fühlhörner (antennae), Fühlfäden (tentacula), Mundtaſter der Inſekten (palpi), Bartfäden der Fiſche (cirri). Hieher gehören auch die ſeltſamen, wie Bänder lang herabhängenden und mit einem Knopf endenden Organe der Meduſen, die aus dem glockenförmigen Mantel derſelben hervorhängen.

v. Siebold, vgl. Anatomie 61. Auch die gabelnde Doppelzunge der Schlange ſcheint mehr ein Fühlfaden als eine Zunge zu ſeyn. Die Fühlhörner der Schnecken ſind häutige Futterale, die der Cruſtaceen gegliederte ſteife Fäden, die der Inſekten weichen auf die wunderbarſte Art von einander ab, indem ſie die Form von Fäden, Keulen, Hirſchhörnern, Perlenſchnuren, Federn, Fahnen, Pinſeln, Scepter, Beilen ꝛc. annehmen. Entweder herrſcht die Länge an ihnen vor, oder die Breite und in letzterem Falle iſt das Fühlhorn gewöhnlich eingeknickt, bildet einen Ellenbogen und trägt auf dem unteren Gliede kammartige Gebilde. In der hornigen Haut der Antennen hat man mit dem Mikroscop unzählige Poren oder Löcher entdeckt, die zum Theil inwendig mit den feinſten Härchen bewachſen ſind. Erichſon, Archiv 1848 II. 39.

Bei dem Forſchen nach der noch immer unbekannten Natur und Beſtimmung der Fühlhörner muß man Folgendes in Erwägung ziehen: 1) daß die Fühlhörner der Schnecken direkt Augen auf ihrer Spitze tragen und daß Fühlhörner und Augen (wie Hände und Augen) ſich als wahlverwandt ergänzen, die Fühlhörner gleichſam als Zwiſchenglied den Uebergang bilden von Armen zu Augen; 2) daß die Männchen durchgängig ungleich ausgebildetere, ſchönere und größere Fühlhörner haben als die Weibchen, was wiederum auf eine Activität des darin wirkſamen Sinnes hindeutet; 3) daß dem Taſten nach vorn mittelſt der Antennen bei einigen Thieren auch ein Taſten nach hinten entſpricht. Die Fühlhörner des chineſiſchen Schwalbenſchwanzes ſind genau ſo löffelartig geſtaltet, wie die Schwanzenden ſeiner Hinterflügel. Im langen Legeſtachel am Hinterleib mancher Inſekten will man ein Taſtorgan, ähnlich dem der Antennen vorn, entdeckt haben. v. Siebold, vgl. Anatomie S. 580. — Als zufällige Abnormität oder Misgeburt iſt ein melolontha mit drei Fühlhörnern zu betrachten. Troſchel, Archiv 1850 II. 147. Denn die Antennen kommen immer paarweiſe vor.

18.

Hals und Bruſt.

Bei vielen Thieren iſt der Kopf ſo in den Rumpf eingewachſen, daß gar kein Hals vorhanden iſt; bei andern ſcheint ſich im Gegentheil der Kopf vom Rumpfe weit entfernen zu wollen, indem er ſich durch einen langen Hals wie auf einem Stiele von ihm hinwegbewegt. Obgleich

nun dieſe Verlängerung nach vorn ein Uebergewicht der Kopfſeite, alſo des edleren Theils am Thiere anzeigt, ſo hat ſie doch als Verlängerung überhaupt etwas mit der des Schwanzes auf der Kehrſeite des Thieres gemein und bezeugt ſchon deshalb kein Uebergewicht des Kopfs und Hirns, weil gerade die Köpfe langhalſiger Thiere, um von dem langen Halſe getragen werden zu können, nur klein ſind. Auch dient die Länge des Halſes zu keinem edleren Zweck, als um dem Thier das Habhaftwerden der Nahrung zu erleichtern. Der Schwan hat ſeinen langen Hals nur, um tief im Waſſer Nahrung ſuchen, die Giraffe den ihrigen nur, um das Laub hoher Bäume erreichen zu können. Uebrigens haben langhalſige Thiere insgemein kurze Schwänze und ſelbſt kurze Hinterbeine (Schwan, Giraffe), langſchwänzige umgekehrt einen kurzen Hals und kurze Vorderbeine (Krokodill, Känguruh, Paradiesvogel). Im Allgemeinen kommen längere Hälſe vor bei den Vögeln, kürzere bei Fiſchen, Amphibien und Säugethieren, bei denen dagegen die Schwänze länger ſind. Merkwürdig iſt das Geſetz, nach welchem Säugethiere nie weniger als 6 und nie mehr als 9 Halswirbel haben, mag ihr Hals noch ſo dick und kurz oder lang ausgeſtreckt erſcheinen. Die Giraffe z. B. hat nur 7 Halswirbel, die ſich aber zu langen Röhren ausdehnen. Die Vögel dagegen haben viele kurze Halswirbel als einfache Anſätze an dem Rückenwirbel, der Schwan ihrer 23.

Die Schönheit liegt auch hier in der Norm des menſchlichen Halſes als dem mittleren Maaß zwiſchen dem Extrem der Länge und Kürze, Dicke und Dünne. Ohne die Extreme aber und ſelbſt mancherlei Anhängſel des Halſes würde die Phyſiognomie der Thiere nicht ſo ſcharf ſich unterſcheiden können.

Im Nacken, der Rückſeite des Halſes, liegt hauptſächlich der Ausdruck der Stärke, ſo beim Stier, beim Löwen. Im ſchöngewölbten Nacken des Pferdes drückt ſich zugleich Elaſticität der Kraft und Adel des Muthes aus. Das Pferd theilt mit dem Menſchen den Vorzug, daß man ſich um die Schönheit ſeines Halſes bekümmert. Mehr nur ſonderbar ſind die angewachſenen Kragen der Thiere, die cravattenartigen Häute, aus denen der Kopf einiger Schildkröten hervorlauert, die Federkragen vieler Vögel. Der vordere oder untere Theil des Halſes, die Kehle, iſt der ſchwächſte Theil des Halſes, ſcheint aber bei manchen Thieren drüſig aufgeſchwollen, was ihnen ein verdroſſenes Anſehen gibt (das Wort Verdruß kommt von Drüſe und Droſſel-Kehle her). Noch

weiter nach unten hängt bei vielen Vögeln ein Kropf herab, der zur Erleichterung des Fluges Luft in ſich aufnimmt, wie ein Ballon, aber auch wie die Taſchen des Pelikans unter dem Schnabel und wie die Backentaſchen des Hamſters zur Aufbewahrung der reichlicheren Nahrung dient, die das Thier mitnimmt, aber nicht auf einmal verdauen kann. Die ſeltſamen Troddeln oder Berloken, Auswüchſe am Halſe der Ziegen und Schafe ſind mit dem Adamsapfel am Menſchenhalſe verglichen und von Oken (Naturg. IV. 124) für Ueberbleibſel von Kiemen erklärt worden, aber ihre wahre Beſtimmung iſt unbekannt. Sie beſtehen aus bloßer Haut, inwendig mit einem Knorpel. Vgl. Froriep, Tagesberichte. Zoologie II. 127.

Wo überhaupt ein Hals iſt, geht er in die Bruſt über, die halsloſen Thiere ſind gewöhnlich auch bruſtlos, ein bloßer Rumpf. Bei vielen Inſekten aber vereinigen ſich Kopf und Bruſt im Gegenſatz gegen den hintennachgeſchleppten Bauch und dann erblickt man nicht zwiſchen der feſt zuſammenſchließenden Maſſe von Kopf und Bruſt (cephalothorax), ſondern erſt zwiſchen dieſem Cephalothorax und dem Bauch (abdomen) ein dünnes halsartiges Verbindungsglied. Andre Inſekten haben dieſes dünne Verbindungsglied aber auch zwiſchen Kopf und Bruſt, wie zwiſchen Bruſt und Bauch und ſomit gleichſam zwei Hälſe.

Wie dem Kopf die höheren Sinnorgane, und dem Bauche der Ernährungs- und Erzeugungsprozeß, ſo kommt der Bruſt der Blutumlauf, der Athmungsprozeß und die Bewegung zu. Füße und Flügel finden ſich bei den Inſekten nur an der Bruſt. Bei dem Menſchen theilt die Bruſt mit dem Unterleibe, gibt die Beine an ihn ab und nimmt dagegen die Milchapparate, die bei den Thieren an den Bauch gehören, von ihm herauf an den edleren Platz. Bei allen höheren Thieren, wie beim Menſchen, iſt der Bruſtkaſten, der Herz und Lungen einſchließt und aus dem die Vorderbeine oder Arme hervorwachſen, von Rippen umgeben und inwendig durch das Zwerchfell vom Bauche getrennt. An den Inſekten und den Vögeln ſieht man die verhältnißmäßig größte Bruſt, weil bei ihnen die Reſpiration und Bewegung die größte Energie hat. Der Vogel iſt von vorn geſehen faſt nur Bruſt, der Bauch verſchwindet faſt. Unter den Säugethieren ſind die ſchmalbrüſtigen minder edel; je vollkommener die Bildung, deſto breiter die Bruſt. Dieſe Bildung erreicht ihre Vollendung in der Menſchenbruſt.

Der thieriſche Rücken zeigt faſt noch mehr Verſchiedenheiten. Beim

Menſchen herrſcht die Breitentendenz vor, ſein Rücken zeigt eine mäßige, aber breite, zweitheilige Wölbung und Fleiſch und Haut ziehen ſich bei ihm nach der Wirbelſäule hin ein, bilden in der Mitte eine ſchwache Rinne. Bei den meiſten Thieren ſetzt ſich aber grade im Gegentheil der Rückrath in Gräten, Kämmen und Borſten fort, erhöht und verſchärft ſich. Er muß das Thier decken und verhält ſich zur Bruſt, wie der Nacken zum Halſe. Hier iſt gewöhnlich Haut und Haar dicker, die Farbe dunkler. Je ſtärker, härter, bewaffneter der Rücken, deſto geſchützter iſt das Thier. Einige Thiere haben ſogar feſte Schalen auf dem Rücken, die Schnecken, Schildkröten. Der ſcharfe Rückenkamm dient ſodann zum raſchen Durchſchneiden des Waſſers oder der Luft. Die mannigfachen Dornen und Höcker am harten Schwanz vieler Wanzen und Käfer ſind Vertheidigungswaffen. Eine Ausnahme machen die Kröten mit ihren vielen Warzen und Drüſen, die ſurinamiſche Kröte brütet ſogar ihre Eier im feuchten Rücken aus. Die merkwürdigen Buckel einiger Säugethiere, des Kameels, des Buckelochſen, enthalten nur Fett, nehmen mit der Wohlgenährtheit des Thieres ab und zu und dienen ihm in Hungerzeiten als ein Erſatz zur Blutbildung, verzehren ſich dann aber. Rüppel (Reiſen in Nubien S. 70) fand eine Antilope, deren zolldicke Haut ihm einen Uebergang von der Haut zum Buckel zu bezeichnen ſchien.

Die Achſel iſt bei den Thieren noch ſehr zurückgeſetzt. Im Allgemeinen unterſcheiden wir die Schulter oben, das Schulterblatt hinten, das Schlüſſelbein vorn, die Achſel ſeitwärts als Kugel im Gelenk, und die Achſelhöhle darunter (Uechſel nach Schmellers bayriſchem Wörterbuch I. 19). Der Name Achſel und Uechſel kommt her von Ecke, Hacken, Achſe und drückt die Hacken- und Achſenſtellung des Armes zum Körper (wie eines Zweiges oder Aſtes zum Hauptſtamm) aus, daher auch die Aeſte und Zweige der Nadelholzarten ehemals Dächſen hießen, wie Schmeller I. 352 bemerkt, wovon auch Taxus herkommt. Die Achſel iſt aber eine ausſchließlich menſchliche Schönheit, denn ſie kann nur an beiden Seiten einer breiten Bruſt bei aufrechter Stellung hervortreten. Der Vogel geht aufrecht, hat aber keine Arme, die Säugethiere und Amphibien gehen auf vier Füßen. Daher hat kein Thier Achſeln, wenn man die häßliche Knochenhervorragung an den Hüften magern Viehes oder der Fröſche nicht für eine Art von Achſeln gelten laſſen will. Wahre Achſeln haben zwar viele Käfer- und Wanzenarten, aber ſie ſtellen ein Extrem der Achſelbildung dar, krümmen und ſpitzen ſich bis zu Hörnern und laſſen

ſich nur mit Harniſchen vergleichen, die das Mittelalter zuweilen in nicht minder grotesker Form über Bruſt und Achſeln zog.

19.

Arme, Beine, Flügel und Floſſen.

Die Extremitäten oder Glieder, die ſich an die Bruſt anſchließen, dienen theils zum Greifen, theils zur Fortbewegung. Beides aber führt zum Kampf, zu Angriff und Abwehr, wie ſie der ewige Frieden der Pflanzenwelt nicht kannte. Das Thier geht ſeiner Beute, dem Fraß, nach und packt ſie, und ganze Thierklaſſen ſind auf Mord andrer Thiere angewieſen. Beine und Arme haben urſprünglich keinen andern Zweck, als die Beute zu erreichen und dann zu packen. Es ſind die Urwaffen des Urkriegs. Schon bei den Infuſorien und Polypen kommen Flimmerhärchen und bewegliche Arme vor, die beides zugleich ſind, Greif- und Bewegungsorgane. Bei den höheren Thieren unterſcheiden ſich beſtimmter die Greif- und Fangorgane als Krebsſcheeren, als Vorderarme der Spinnen ꝛc. von den Beinen, Flügeln und Floſſen, die nur zur Fortbewegung auf der Erde, in der Luft und im Waſſer dienen. Indeß kommen Beine vor, die zugleich Armdienſte leiſten. Man ſollte nicht blos die Affen Vierhänder nennen, ſofern ihre Beine eigentlich Arme, ihre Füße oben und unten Hände ſind. Den Spinnen leiſten ihre acht ſ. g. Beine und zwei Fühler denſelben Doppeldienſt, denn das Thier braucht ſie nicht blos zum laufen, ſondern auch zum feſthalten, ſogar zum ſpinnen wie die geſchickteſten Hände. Beim Elephanten nimmt ſogar die Naſe (der Rüſſel) den Charakter eines langen Arms mit einer geſchickten Hand an. Der langſchwänzige Affe und ſchon der Scorpion bedienen ſich auch ihres langen muskulöſen Schwanzes wie eines gewandten Armes.

Allen armartigen Fang- und Greiforganen kommen noch kleinere Endglieder zu, welche mehr oder weniger den Fingern unſrer Hand entſprechen und zum unmittelbaren Ergreifen dienen. Die Fangarme der Polypen umſchlingen einfach die Beute, wie eine Schlange, und führen ſie zum Munde. Die der Sepien und Nautileen haben Saugwarzen, womit ſie ſich anſaugen, die der Meduſen brennende ſ. g. Neſſelorgane. Bei Cruſtaceen und Scorpionen tritt die Scheerenform charakteriſtiſch hervor, die ſchon eine Art von Hand darſtellt, wenn man ſich den beweglichen kleinen Scheerentheil als Daumen denkt. Die Beine der Inſekten,

ſofern ſie nicht blos zum laufen, ſondern auch zum greifen dienen, haben durchgängig Klauen und Hacken, zuweilen auch Saugwarzen. Bei allen höheren Thieren verlieren ſich die armartigen Fangorgane wieder und werden durch Schnabel und Gebiß erſetzt, während die Beine allein zum Laufen dienen. Erſt die Klauen der Raubthiere entſprechen wieder den Greiforganen der Inſekten. Die wie Hände gebrauchten Klauen der Eichhörnchen und die echten Hände der Affen führen endlich zur menſchlichen Hand hinüber.

Die Beine, als ausſchließlich der Fortbewegung, dem Laufen oder Springen dienende Organe, haben in ihrer Fortbewegung den Körper zu tragen, deßhalb im Gleichgewicht zu halten und müſſen daher nach zwei Seiten hin ausgreifen. Davon hängt überhaupt der Parallelismus der beiden thieriſchen Körperſeiten ab. Beinloſe Thiere, Infuſorien, Würmer, Schlangen ſind rund und rollen ſich nach allen Seiten, wo das Thier auf Beinen ſteht, muß es ſich auch im Gleichgewicht halten, alſo auf wenigſtens zwei Beinen ſtehen. Menſchen und Vögel haben zwei, Säugethiere und Amphibien vier, Inſekten ſechs, Spinnen acht. Bei Cruſtaceen, Aſſeln, Tauſendfüßen und Raupen finden ſich noch weit mehr, doch zum Theil nur ſcheinbare Beine. Die Bewegung des Thiers auf den Beinen hat gewiſſe allgemeine Grundſätze; wenn ſie nämlich kein Aufſchnellen und Springen des ganzen Leibes, ſondern ein Fortſchreiten durch abwechſelndes Heben dieſer Beine iſt, ſo gilt das mechaniſche Geſetz, daß der Körper durch das ruhende Bein immer noch geſtützt bleiben muß, während das bewegte Bein in der Luft ſchwebt, um weiter vorwärts zu fußen. Das Gleichgewicht des Körpers während der Fortbewegung wird durch eine ſolche Lage der übrigen Glieder unterſtützt, daß der Stützfuß eine auf beiden Seiten gleich ſchwere Laſt trägt. Man nennt das den Contrapoſt. Die außerdem unnütze, ja unerklärliche Mitbewegung unſrer Arme beim Gehen hat nur den Zweck, bei jedem Schritt die Laſt des Oberkörpers, der auf dem Stützfuß ruht, im Gleichgewicht zu erhalten. Nach demſelben Geſetz ſind auch die Läufe der vielfüßigen Thiere complicirt.

Der Sprung geht aus einem elaſtiſchen Aufſchnellen des ganzen Leibes hervor und wird bei dem ſ. g. Springkäfer (elater) durch einen Stoß des harten Halsſchildes, beim Floh und der Heuſchrecke durch die überaus ſtarken und langen Hinterbeine bewirkt, bei der letztern aber noch durch Flügel unterſtützt. Auch bei vierfüßigen Thieren, welche

viel ſpringen, ſind die Hinterbeine viel länger als die vordern, z. B. beim Springhaſen, Känguruh. Wenn auch langſamer, ſo geſchieht doch das Fortſchreiten mancher niedern Thiere auf dieſelbe Weiſe wie der Sprung. Ein Theil des Leibes bleibt als Stützfuß ruhen, während der andre ſich ausdehnt und vorwärts rückt. So iſt der plumpe zungenartige Fuß der Schnecke ein wahrer Stützfuß. Auch die Rippen der Schlangen, die Ringel der Würmer leiſten dieſen Dienſt, indem eines dieſer Glieder augenblicklich ruht und den Körper ſtützt, die andern ſich ausdehnen und vorwärts ſchieben, was bei den Schlangen in ungeheurer Schnelligkeit geſchieht. Auf demſelben Geſetz beruht auch alles Klettern, ſofern es nur ein Fortſchieben iſt nach oben von einer vorübergehenden Stütze aus.

Beim Gehen und Laufen wechſeln die Beine mit ihrer Bewegung ab, von jedem Paar iſt ein Bein das Stütz-, das andre das Streckbein, und eines ruht, während das andre ſich bewegt (Menſchengang und Pferdetrapp), oder ein Paar ruht, während das andre Paar in der Bewegung ſchwebt (Pferdegalopp). Die Gangart hängt ab von der Schwere und Geſtalt des Thieres ſelbſt, von der Lebensweiſe und dem Naturell deſſelben und von dem Wohnort. Schwere Thiere auf hartem Boden brauchen unter ihren Füßen eine harte Schwielenhaut oder Hufe. Thiere, die viel durch Gebüſch und Zweige ſchlüpfen, brauchen Klauen zum Anhalten. Schwache und wehrloſe Thiere ſind auf ſchnelle Flucht, ſtarke und ſchwerleibige, wie der Elephant, auf einen viel ruhigeren Gang angewieſen. Thiere, die viel in enge Räume kriechen, wie die Cruſtaceen in Felſenritzen, oder die wie die Spinnen und viele Inſekten mit den Beinen wie mit Händen arbeiten, haben deshalb auch ſehr zahlreiche, theils vielgegliederte Beine und Füße. Viele dieſer kleinen Thiere laufen unbeſchreiblich ſchnell. Es ſieht wie ein bloßes Dahingleiten aus, aber es iſt dennoch ein regelmäßiges Heben und Senken aller Füße nach einander. So lebt auf der Himbeere eine winzig kleine Milbe, die über die viele Höcker und Unebenheiten darbietende Beere doch ſo ſchnell läuft, daß man ihr kaum mit den Augen folgen kann. Kirby, Entomologie II. 350 maß aus, daß eine kleine Mücke binnen $\frac{1}{8}$ Secunde 540 Schritte gemacht habe. Wie ſchnell läuft ſchon eine gemeine Maus, wenn ſie verfolgt wird! Die edelſten Wettrenner unter den arabiſchen Pferden werden von den niederen Thieren noch weit übertroffen.

Bei Milben, Spinnen, Cruſtaceen, Käfern, Aſſeln, Tauſendfüßen will gleichſam das ganze Thier zu Beinen werden, die Zahl der Beine

wird noch vermehrt durch Mundtheile und Kiemen, die ſich faſt zu Beinen umgeſtalten. Das weiſt aber auf einen tiefen Zuſammenhang zwiſchen dem Athmen und Bewegen hin. Die Inſekten athmen durch ihre Tracheen, die Cruſtaceen durch ihre vielen Kiemen ſehr leicht und viel, daher ſie ſich auch ſo leicht und mit ſo vielen Gliedern bewegen können. Wir Menſchen ſelbſt ſind bei ſtarker Bruſt am beſten fähig, lange Bewegungen und Märſche auszuhalten und umgekehrt, wenn wir raſch laufen, müſſen wir ſtärker athmen. Die Cruſtaceen und Inſekten haben aber nicht nur viele, ſondern auch ſehr reich gegliederte Beine. Man unterſcheidet im Vergleich mit den Beinknochen der Wirbelthiere an den Cruſtaceen mehr Stücke, 1) ein Hüftbein (coxa), 2) einen Drehhügel (trochanter), 3) einen Dickſchenkel (femur), einen Unterſchenkel (tibia), 5) ein Schienbein (metatarsus), 6) eine Fußwurzel oder Sohle (tarsus) und daran 7) noch Krallen und Hacken oder Härchen, Blättchen, kiſſenartige Ballen und Warzen. Die Tarſen vermehren ſich überdies noch bei verſchiedenen Spinnenarten, ſo daß ſtatt einer 2—4 vorkommen. v. Siebold, vgl. Anatomie S. 513. Die Mannigfaltigkeit dieſer Werkzeuge entſpricht dem ſehr verſchiedenen Gebrauch, den die kleinen Thiere von ihnen machen.

Beſondere Verwunderung hat von jeher das Laufen verſchiedener Waſſer-Inſekten auf und ſogar unmittelbar unter der Oberfläche des Waſſers erregt, ferner das Laufen der Fliegen an der Decke mit nach unten gekehrtem Leibe. Das Laufen auf dem Waſſer geſchieht mittelſt behaarter Sohlen durch bloße Trockenheit der Füße und Leichtigkeit des Thieres. Man hat bemerkt, daß auch Polypen ſich an der Oberfläche des Waſſers halten, wenn ſie nur die Spitze eines ihrer Arme eine Zeitlang über dem Waſſer halten und austrocknen laſſen. Die Spitze wird dann ſo trocken, daß ſie ſchwimmend wie ein Stück Holz das über dem Waſſer befindliche Thier nicht ſinken läßt. Durch daſſelbe Mittel befeſtigen ſich die im Waſſer lebenden Larven der gemeinen Mücke an der Oberfläche des Waſſers, damit das in der Puppe gereifte Thier trocken ausfliegen kann. Die Fliegen laufen gegen das Geſetz der Schwere ſenkrecht an der Wand hinauf und an der Decke herum mittelſt feiner Hautläppchen und Wärzchen unter dem Fuße, die ſich eben ſo ſchnell anals abſchrauben. Blackwall glaubte da, wo die Fliege ſaß, noch Spuren der klebrigen Feuchtigkeit entdeckt zu haben, die ihr Fuß ausſchwitzt, um ſich damit feſtzukleben. Erichſon, Archiv 1846 II. 191.

Die Art, wie das Thier läuft, trägt ſehr viel zu ſeiner Phyſiogno-

mik bei, man denke nur an die edle Bewegung des Roßes, an das gravitätiſche Schreiten des Storches, das Watſcheln der Ente, Kriechen der Kröte ꝛc. Natürlicherweiſe laufen alle Thiere nach vorwärts, nur ausnahmsweiſe kriechen die Krebſe hinter ſich, weil ſie, wenn ſie ſich in ihre tiefen Löcher zurückziehen, den etwa folgenden Feind noch im Auge behalten wollen, und laufen die Tauſendfüße blitzſchnell vor und zurück. Dieſe letzteren haben an jedem Leibesring zwei Paar Füße, ahmen alſo die Schlangenbewegung nach, indem ſie ſie noch durch wechſelnde Hebung der Füße unterſtützen. Die gleichförmige Bewegung ſo vieler Füße hat aber etwas Maſchinenmäßiges.

Bei den niedern Thieren unterſcheidet man in den Fußklauen in der Regel nur einen Gegenſatz wie bei den beiden Klingen der Scheere oder den beiden Seiten der Zange, was aber auch noch bei der menſchlichen Hand die Grundlage bleibt, denn offenbar bilden die vier Finger auf einer, der Daumen auf der andern Seite zuſammen eine Zange. Die ſeitliche Gliederung in vier Zehen oder Finger zeigt ſich aber ſchon wenigſtens annäherungsweiſe in der Zahl der Zehen, Krallen und und Hufe bei den Thieren. Nur zwei Zehen hat der Strauß, drei der Caſuar, vier haben die Hühner und faſt alle andern Vögel. Nur einen Huf hat das Pferd, zwei das Rind, drei das Nashorn, vier das Schwein, fünf der Elephant. Die hornartige Kralle dient zum Greifen, der maſſive Huf zum harten Auftreten, davon ſind dem Menſchen nur die glatten Nägel an den Zehen- und Fingerkuppen geblieben. Die nackte Sohle iſt gewöhnlich ſchwielig und elaſtiſch.

Die Füße werden Schwimmfüße, die Beine Floſſen, wenn ſich das Thier im Waſſer bewegen muß. Die Schwimmfüße der Amphibien und Vögel, die ſich von andern Füßen nur durch eine zwiſchen den Zehen ausgebreitete Schwimmhaut unterſcheiden, bilden den Uebergang zu den Floſſen der Fiſche, die nur eine fächerartige Ausſtrahlung von Knochen oder Knorpeln zwiſchen eben ſo ausgebreiteten Häuten bilden. Bei einigen Waſſer- und Sumpfvögeln wird die Schwimmhaut erſetzt durch bloße Verlängerung der Zehen. Dieſe Thiere haben ſich nur auf der Oberfläche von Sümpfen oder ſchwimmenden großen Blättern feſtzuhalten, wozu ſie keiner Schwimmhaut bedürfen.

Flügel, als Luftfloſſen, um in der Luft zu ſchwimmen, kommen zuerſt bei den Inſekten und zwar in der mannigfachſten Geſtalt vor. Der Zahl nach wenigſtens zwei, bei vielen Inſekten vier, bei einigen Motten

ſcheinbar noch mehr, ſofern der Flügel hier bis zur Wurzel in 3 bis 12 einzelne Federn getheilt iſt. Bei den Zweiflüglern ſind die Flügel durchgängig eine durchſichtige Membran wie eingegittert vom ſtärkern Rahmen der allgemeinen Hornhaut, gebildet aus 6 Adern, ähnlich dem Blatt der Pflanze, deſſen Zellengewebe im Geäder der Spiralgefäße eingegittert iſt. Bei einigen ſtark und ungeheuer ausdauernd, z. B. bei der Stubenfliege, an der man in einer Secunde 600 Flügelſchläge berechnet hat. Bei andern ſchwach und zerbrechlich, z. B. bei den Ameiſen, die überhaupt nur zur Zeit der Paarung Flügel bekommen und dieſelben, nachdem ſie in eine Art von lebendiger Säule zu Millionen in der Luft auf und abgetanzt haben, wieder abwerfen. Dieſe Flügel bleiben immer ſteif ausgeſpannt. Bei den Vierflüglern dagegen kommen auch Zuſammenfaltungen wenigſtens der untern Flügel vor. Die durchſichtige und eingegitterte Membran, den ſ. g. Glasflügel, behalten auch die Vierflügler mit Ausnahme der Schmetterlinge, deren Flügel dachziegelartig mit zarten Schuppen bedeckt ſind, und der Käfer, deren obere Flügel maſſiv aus Hornmaſſe beſtehen und als ſ. g. Flügeldecken die untern zarten, oft zuſammengefalteten Glasflügel, wenn das Thier ruht, bedecken. Die Wanzen haben obere Flügel, die nur von der Wurzel aus bis zur Hälfte harte Flügeldecken ſind, dann aber in Glasflügel endigen. Dieſe Flügeldecken ſind bei Käfern, Wanzen, auch Heuſchrecken oft von außerordentlicher Schönheit, indem die ſechs Adern auch ſie einrahmen und oft Furchungen bilden, die wieder mit Leiſten, Perlenſchnüren ꝛc. von der mannigfachſten Form und Färbung verziert ſind. Hier entfaltet die Natur eine Pracht, die man freilich nur durchs Mikroſcop gehörig kennen und bewundern lernt. Die Oberflügel ſind nicht nur ſtärker, ſondern in der Regel auch länger und breiter als die Unterflügel mit Ausnahme eines Waſſerfalters (trichoptera). Vgl. Kirby, Entom. III. 675. Wo nur (zwei oder vier) Glasflügel vorkommen, bleiben ſie ſteif und ausgebreitet. Dagegen kann der Tagſchmetterling ſeine ſteifen Flügel über dem Rücken zuſammenſchließen, der Käfer, die Heuſchrecke und Wanze ſie vogelartig auf den Rücken niederlegen. Da die Flügel keinen andern Zweck haben, als dem Thier eine raſche Bewegung zu verleihen, ſo ſind ſie nicht größer noch ſchwerer, als nöthig. Auffallend bleibt aber immerhin die mit dem kleinen Leib ganz außer Verhältniß ſtehende Flügellänge einer kleinen ſchädlichen Mücke in Braſilien, und die Länge der Unterflügel bei einer von Denon beſchriebenen Mücke in Aegypten.

Gewiſſermaßen nur Spiele der Natur, wenigſtens ſeltene Ausnahmen ſind die fliegenden Fiſche, Eidechſen, Eichhörnchen und Fledermäuſe. — Auch hier ſpannt ſich zwiſchen die Gräten des Fiſches und zwiſchen die Arme und Seiten der Vierfüßer eine Membran als Flughaut aus. Dagegen gibt es auch wieder bei geflügelten Inſekten ungeflügelte Weibchen und ſogar unter den Vögeln ſolche, die, wie der Strauß und die Fettgans, nur kurze Flügelſtummeln haben und nicht fliegen können.

Die vollkommenſten Flügel ſind das Vorrecht der Vögel. Es ſind langgefiederte Arme, muskelſtark und ſo gegliedert, daß ſie mehr (den Segelſtellungen auf einem Schiff vergleichbar) Bewegungen machen können, als die ſteifen Inſektenflügel. Der Oberarm des Flügels hat über ſeiner Muskulatur nur Deckfedern, am Unterarm aber breiten ſich wie Finger der Hand die ſtufenmäßig immer länger, breiter und ſtärker werdenden Schwungfedern aus. Zugleich kann der Vogel auch die ähnlichen in ſeinem Schwanz befindlichen Schwungfedern wie einen Fächer ausbreiten und ſich deſſelben wie eines Ruders bedienen. Man kann an den Flügeln der Raubvögel deutlich eine gewiſſe ſchiefe Stellung der Schwungfedern wahrnehmen, welche die Segelbewegung in hoher und ſtürmiſcher Luft weſentlich erleichtert und zum Durchſchneiden der Luft in Blitzesſchnelle abſolut nothwendig iſt. Die Lerche dagegen, die nur ſenkrecht aufſteigt und ſchweben bleibt, hat gerade geſtellte Schwungfedern, um ſich deſto leichter in wagrechter Lage halten zu können. Die Länge der Flügel bedingt, wie die der Segel, die Schnelligkeit. Der Fregattenvogel, der weit über das Meer fliegt und mit dem furchtbarſten Sturm ſpielt, hat die längſten Flügel. — Wie die Form der Flügel, ſo iſt auch die Art zu fliegen äußerſt mannigfach, vom leichten Schweben und Sichtragenlaſſen bis zum kraftvollſten Flügelſchlage, vom gemächlichſten Rudern und Flattern bis zum pfeilſchnellen Stoße.

Das Fliegen iſt ohne Zweifel die edelſte und vornehmſte aller Ortsveränderungen. Verglichen mit der Leichtigkeit und Schnelligkeit des Fluges in der Höhe iſt unſer Gehen auf der Erde und Schwimmen im Waſſer eigentlich nur ein unbehülfliches und langſames Krabbeln. Nichts iſt geeigneter, unſern Stolz zu demüthigen. Und doch träumen wir zuweilen, wir könnten fliegen, und tragen eine Ahnung in uns vom freien Schweben der Engel und Seligen.

20.

Die hintern Extremitäten.

Im Bauch wurzelt alles phyſiſche Leben des Thiers und Menſchen, mit dem Bauch hängt es durch den Nabel am Mutterthiere. Bruſt und obere Extremitäten, Kopf und Sinne ſind nur höhere Entfaltungen aus dem urſprünglichen Bauch- oder Nahrungsleben des Thiers heraus, welches deswegen zwar das unterſte und niedrigſte, aber nichts deſtoweniger das nothwendigſte im thieriſchen Daſeyn iſt.

Der Bauch iſt rund, nachahmend die Urform der Blaſe oder Hohlkugel, verlängert ſich bei vielen Thieren in die Sackform, kehrt aber beim Menſchen wieder mehr zur einfachen urſprünglichen Rundung zurück, nur daß er bei dieſem nicht mehr vorherrſcht. Bei den niedrigſten Thieren iſt eigentlich alles Bauch, indem Bruſt und Kopf ſich erſt bei den vollkommenen Thieren entwickeln. Bei den vollkommenen Thieren nimmt der Bauch die unterſte oder hinterſte Stelle ein und ſpielt die paſſive Rolle. Schon ſeine ungegliederte Sackform weiſt ihm den untergeordneten Rang an unter dem Bruſt- und Kopfſyſtem. Wenn bei einigen Thieren, die den niedrigſten Infuſorien, Polypen, Weichthieren ꝛc., aus deren Bauchſack ſich nur noch wenige Bruſt- und Kopforgane entwickelt haben, ſchon überlegen, ſchon vollkommener gebildet ſind, und ſchon Bruſt und Kopf entwickelt haben, gleichwohl noch der Bauch ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht behauptet, ſey es durch ſeine Größe, wie bei den Spinnen, der Ameiſenkönigin ꝛc., ſey es durch ſeine ungewöhnliche Gliederung, Beweglichkeit und Bewaffnung, wie bei den Raubkäfern, Schlupfweſpen ꝛc., ſo iſt doch dieſes Uebergewicht des Bauchs immer ein Kennzeichen der tiefen Stufe, auf der das Thier noch ſteht, denn je höher das Thier iſt, um deſto kleiner, zurückgezogener und paſſiver iſt ſein Bauch. Deßhalb ſtehen auch noch unter den Säugethieren die bauchigſten am tiefſten. Unter den Fiſchen kommen die fabelhafteſten Bäuche vor, indem Kopf, Rücken und Schwanz zuweilen ganz klein, der Bauch aber unten in eine ungeheure Kugel geſchwollen iſt. Von dieſer Art iſt der ägyptiſche Tetrodon bei Denon, der braſilianiſche pristigaster bei Spix und Martius ꝛc. Unter den Säugethieren ſind vorzüglich die Robben unförmliche Säcke und herrſcht der Bauch bei den Känguruhs und Beutelthieren unverhältnißmäßig vor. Eigenthümlich ſind bei einigen Fiſchen die Stachelbäuche. Bei faſt allen

Thieren, die den Bauch unten, alſo vor der Sonne geſchützt tragen, iſt er auch lichter gefärbt, als der Rücken. Nur der Dachs macht davon eine Ausnahme. Den ſchlankſten Bauch unter allen Thieren haben die Windhunde und einige Affenarten. Uebrigens hat jedes Thier ſeine eigene Proportion und kann von einer Schönheit derſelben immer nur die Rede ſeyn, ſofern ſie ihm natürlich iſt. Je edler das Thier, deſto mehr Abweichungen ſind möglich. So beim Pferde, wo das natürlich ſchöne Maaß des Bauches häufig abweicht in den hängenden ſ. g. Kuhbauch oder in den aufgezogenen ſchmalen ſ. g. Hirſch- oder Windbauch.

Bei den Inſekten, bei denen alles ſich gliedert, kommen auch ſeltſam geſtaltete, mit Auswüchſen und Stacheln verſehene Bäuche vor, ja bei einer braſilianiſchen Cycade (ranatra) ſogar ein gabelförmig geſpaltener Doppelbauch. Ein nicht minder großer Luxus waltet unter den Inſekten in Bezug auf die Oeffnungen am Hinterleibe. Während bei den Vögeln ſich die Ausſcheidungen aus den Därmen und Nieren und aus dem Geſchlechtsapparat mit ein und derſelben ſorgſam unter Federn verborgenen Oeffnung begnügen, kann man an manchen Inſekten ſiebenerlei Organe an den Hintertheilen unterſcheiden: 1) den After, 2) einen Paarungsapparat, 3) einen wieder beſondern Geburtsapparat, 4) Drüſen zu beſondern Zwecken, 5) ſ. g. Vaginal-Palpen, den Palpen am Munde nachahmend und wahrſcheinlich im Dienſt des Geſchlechtslebens ſtehend, 6) einen eigenen oft ſehr langen rinnenartigen Stachel zum Eierlegen, 7) anderweitige Stacheln, die zum Schutz oder als Waffe dienen. Solche Stacheln oder Haare kommen ſchon bei Infuſorien vor und ſtehen den Flimmerhärchen des Mundes gegenüber.

Der eigentliche Schwanz iſt von ſolchen meiſt doppelten und mehrfachen Stacheln und Haaren zu unterſcheiden als eine Fortſetzung des ganzen Thierleibes, als die Zuſpitzung des Bauches bei niedern wirbelloſen Thieren, und als Fortſetzung des Rückgraths bei den Wirbelthieren. Er dient zu den verſchiedenſten Zwecken, bei den Fiſchen als Steuerruder, bei den Vögeln gleichfalls als Ruder in der Luft, bei den Scorpionen (mit einem giftigen Stachel verſehen) als Waffe. Bei den Affen dient der ſ. g. Wickelſchwanz zum Anhalten an den Bäumen, wie der lange Leib der Schlange. Der Biber trägt ſeinen breiten fiſchartigen Schwanz als eine Art von Maurerkelle zum Bau ſeiner Wohnungen unter Waſſer. Der noch unreife Froſch ſchwimmt wie ein Salamander mit ſeinem langen und breiten Schwanz im Waſſer, verliert ihn aber, wenn er zum wahren

Froſche reiſt und aufs Land hüpft. Die ſ. g. Fettſchwänze einiger Schafarten ſcheinen in den Steppen, in denen dieſe Thiere leben, theils wie die fetten Buckel der Kameele bei Nahrungsmangel als eine Art von Erſatz der Nahrung zu dienen und überdies das Wachsthum und die Fettigkeit der Wolle zu befördern. Im Uebrigen dienen die langen und koſtbaren Haare im Schwanz einiger Säugethiere, wie die prächtigen Federſchwänze vieler Vögel nur zur Zierde. — Der Schwanz hat auch ſeinen Antheil an der Phyſiognomik des Thieres. Er ſträubt ſich in der Wuth, er zieht ſich ein in der Furcht; er wedelt in der Freude.

Mangel oder Kürze des Schwanzes bedingen hauptſächlich beim Froſch, beim Bären und einigen Affen deren verhältnißmäßige Menſchenähnlichkeit. Man hat lange gemeint, auf den oſtindiſchen Inſeln leben auch geſchwänzte Menſchen, allein das iſt ein altes von den Seefahrern erfundenes Märchen, womit man die Leichtgläubigkeit irre geführt hat.

21.

Die thieriſche Fortpflanzung.

Zu den hintern Extremitäten des Thiers gehören durchgängig auch die Fortpflanzungsorgane, wie überhaupt die Fortpflanzung noch eng mit dem Ernährungsprozeß zuſammenhängt und wenn auch eine der für die Erhaltung der Gattung wichtigſten und unentbehrlichſten Funktionen iſt, doch im Organismus des einzelnen thieriſchen Individuums nur einen niedern Rang einnimmt. Durch die Ernährung wird das Daſeyn des Individuums, durch die Fortpflanzung das der Gattung ermöglicht, deßhalb ſind dieſe organiſchen Prozeſſe nothwendig, aber ſie ſind nicht die edelſten und höchſten, die in der Aufgabe des Thieres liegen. Das bloße Daſeyn hat keinen Werth, es erhält ihn erſt durch die Art und Weiſe, wie die Thiere da ſind.

Die Fortpflanzung der niedrigſten Infuſorien erfolgt 1) durch bloße Theilung (Dichotomie), indem das Thier ſich einfach durch den ſ. g. Furchungsprozeß erſt furcht, dann allmählig ſpaltet und in zwei ganz gleiche Thiere auseinandergeht. 2) Durch Knospung (Gemmification), indem aus dem erwachſenen Thiere ein neues kleines Junge ſich abzweigt oder wie eine Knospe aus der Mutterpflanze hervorwächſt und ſich zuletzt abtrennt. 3) Durch Selbſtverzehrung der Mutter zu Gunſten der aus ihr wachſenden Jungen. Da dieſer Vorgang innerhalb einer Mem-

bran, wie in einer runden Büchſe oder Kapſel (custa) geſchieht, nennt man ihn Incyſtirung. Dieſelbe erſcheint am deutlichſten, bei dem ſchönen volvox globator, der als runde ſcheinbar gläſerne Kugel unaufhörlich um ſich ſelbſt rotirt, bis die dunkel gefärbten Jungen in ſeinem Innern ſich größer entwickeln, ſelbſt dann zerplatzt, um die Jungen herauszulaſſen, und allmählig ganz verſchwindet. Es gibt ſolche Cyſtenthiere, deren Junge eine andere Geſtalt haben als die Mutter und vielleicht erſt noch eine Verwandlung durchgehen müſſen, ehe ſie dem Mutterthiere gleichen. Dieſe Fortpflanzungsart würde den Uebergang bilden zur folgenden: 4) durch den ſ. g. Generationswechſel oder durch die ſtufenmäßige Verwandlung (Metamorphoſe) der Jungen. Aus dem Ei einer Qualle wächſt ein Polyp und erſt dieſer wird wieder ohne Zeugung und Ei die Qualle.

Damit ſchließen die neutralen Fortpflanzungen ab und beginnen diejenigen aus zwei Individuen getrennten Geſchlechtes und zwar 5) die einfache Erzeugung eines Eies, aus dem ein Junges gleicher Art wächſt. Das Ei wird vom Weibchen gelegt, enthält aber nicht eher ein lebendiges Junge, als bis es vom Männchen befruchtet iſt. Dieſe Befruchtung geſchieht außerhalb des weiblichen Leibes bei Fiſchen, Fröſchen, innerhalb bei den meiſten andern Thieren, und zwar immer durch einen feuchten Samen, in welchem ſich die ſ. g. Samenthierchen (spermazoides) befinden. Das ſind ſehr bewegliche winzig kleine Körperchen von nur $^1/_{8}$–$^1/_{800}$ Linie Länge mit einem längeren fadenartigen Schwänzchen, rund und eiförmig bei den Säugethieren, birnförmig bei Fiſchen, Amphibien und Vögeln, ſchraubenförmig bei Singvögeln und Haifiſchen, dreiſpitzig bei Krebſen, ſehr lang bei einer Actinie (a. holsatica). Sie kommen in Menge bei demſelben Individuum vor und drängen ſich zuweilen zuſammen, wie Eiſenfeilſpähne unter dem Magneten, in Büſcheln und kometenartigen Schweifen. Man findet ſie immer nur bei reifen Männchen, nicht bei Jungen und Alten, auch nicht bei Baſtarden und ſie ſcheinen zu jeder Befruchtung unentbehrlich. Bei den niedrigen Thieren fallen ſie durch ihre Menge am meiſten auf und ſcheinen ſich hier noch ganz wie die Pollen in der Pflanzenwelt zu verhalten. Man hat in neueſter Zeit entdeckt, daß ein Eingehen der Spermazoiden in das thieriſche Eichen Statt findet, wie das der Pollen in das Pflanzeneichen. Irrthümlich hat man dieſe Spermazoiden lange Zeit für ſelbſtſtändige Thierchen ausgegeben, wovon man jetzt aber allmählig abgeht. Mehrere

franzöſiſche Naturforſcher waren geneigt, ſie für die Uranfänge des Nervenſyſtems zu halten, welches aus dem männlichen Samen in das weibliche Ei übergehe und darin das neue Thier bilde. Vgl. Joh. Müllers Archiv 1842 S. CXX. Andere ſehen ſie nur als untergeordnete Mittel an, um die Bewegung des männlichen Stoffes zum weiblichen beim Anſatz des Eies zu befördern, daſ. 275. Alles das genügt aber nicht, die räthſelhafte Beweglichkeit der Spermazoiden zu erklären.

Wir unterſcheiden 6) einen dem oben erwähnten Generationswechſel entſprechenden Zeugungswechſel. Ein Eingeweidewurm z. B. (monostoma mutabile) legt ein Ei, aus dem ein ganz andres Thier (cercaria) wächſt, dieſes aber legt ein Ei, aus dem wieder das erſtgenannte Thier wächſt; 7) einen Geburtswechſel. Bei den Blattläuſen z. B. zeigen ſich zuerſt eierlegende Weibchen, aus deren Eiern aber zum Behuf der zweiten Generation Weibchen kommen, welche lebendige Junge gebären. Troſchel, Archiv 1849 II. 311. Dieſe Form bildet endlich den Uebergang zur einfachen 8) Fortpflanzung durch lebendig geborne Junge, diejenige Form, welche die Säugethiere und den Menſchen auszeichnet.

Der Zeugungsapparat der Männchen beſteht in Hoden, in denen der Same mit den Spermazoiden bereitet wird. Dieſelben liegen bei allen niedern Thieren als zwei parallele Säcke im Innern des Leibes neben den Därmen, und treten erſt bei den Säugethieren äußerlich hervor. Alle höheren Thiere haben zwei, die Vögel nur einen. Ein äußeres Zeugungsglied fehlt bei vielen Thieren, ſogar noch bei den Fiſchen, oder erſcheint ſehr verkümmert, z. B. bei den Vögeln, dann wieder doppelt (bei Cruſtaceen, Eidechſen und Schlangen), und ſehr entwickelt, ja coloſſal bei vielen Inſekten. Die Männchen der Agrionen (einer Libellengattung) haben einen von jenem Gliede ſo getrennten Samenbehälter, daß es in denſelben erſt eintauchen muß, bevor es das Weibchen berührt (Erichſon, Archiv 1841 S. 199), und noch ſeltſamer ſind die Spinnen organiſirt, ſofern ſie ſich der Palpen bedienen müſſen, um den Samen an das Weibchen zu bringen. v. Siebold, vgl. Anatomie S. 550. — Beim Weibchen entſprechen den Hoden zwei Eierſtöcke, in denen die Eierkeime ſich bilden, wie in den Hoden die Spermazoiden. Sie ſind wie die Hoden zweifach, nur bei den Vögeln einfach. Der Eingang des Samens fällt beim Weibchen in der Regel mit dem Ausgang der Eier in einen Canal zuſammen, bei den Inſekten aber erſcheinen beide getrennt. Der erſtere iſt bei den Cruſtaceen, Eidechſen und Schlangen doppelt. Der letztere bildet bei

mehreren Inſekten eine lange Röhre oder Rinne, den ſ. g. Legeſtachel, womit das Mutterinſekt ſein Ei tief in fremde Körper oder unter die Erde einſenkt.

Mannigfache Unterſchiede beſtehen noch in Bezug auf die Zeit der Zeugung und Geburt. Man hat bei den Blattläuſen wahrgenommen, daß eine einzige Zeugung hinreiche, um eine größere Anzahl von Geburten nach einander zu ermöglichen, ſo zwar, daß die Gebornen ohne neue Zeugung wieder gebären. v. Siebold, vergl. Anatomie S. 634. Man hat auch an Schmetterlingen, z. B. bei lichinella talaeporia bemerkt, daß das eben aus der Puppe ausgeſchlüpfte unbefruchtete Weibchen gleichwohl Eier gelegt habe, aus denen lebendige Larven gekommen ſeyen und ſich entwickelt hätten, aber lauter Weibchen geworden ſeien. Erichſon, Archiv 1848 II. 45. Hier ſcheint auf ähnliche Art wie bei den Blattläuſen eine Zeugung hinzureichen zu mehreren Geburten nach einander. Sofern hier aber nur Weibchen geboren werden, ſcheint, damit ſie ſpäter auch Männchen gebären, erſt wieder eine neue Zeugung erforderlich zu ſeyn. Viele überwinternde Weſpen-, Maikäfer- und Schmetterlingsweibchen legen im Frühling Eier, nachdem ſie im letzten Herbſt zuvor mit dem Männchen ſich gepaart haben. Vermöge einer höchſt eigenthümlichen Einrichtung bei dieſen Thieren bewahrt das Weibchen den Samen des Männchens mit den Spermazoiden in einer eigenen capsula seminis, aus der ſie erſt viel ſpäter durch einen innern Canal in den Eiergang treten und hier die Befruchtung des Eies bewirken. Wiegmann, Archiv 1839 I. 107. Joh. Müllers Archiv 1842 CXLVIII. und S. 261. — Die eigentliche Paarung dauert bei vielen Thieren nur einen Moment, bei andern ſehr lange, z. B. bei Maikäfern, Libellen, Schmetterlingen, noch länger, nämlich 2—7 Tage bei einer Milbe, am längſten, nämlich wochenlang bei Fröſchen und Kröten. Die Zwiſchenzeit zwiſchen Zeugung und Geburt iſt bei jeder Thierart anders und nach dem Bedürfniß derſelben berechnet, insbeſondere nach dem Nahrungsbedürfniß. Die pflanzenfreſſenden Thiere des Waldes gebären ihre Jungen im Frühling, wo ſie das reichlichſte Futter finden. Der Termin wird noch verlängert bei den eierlegenden Thieren, indem die ſchon gelegten Eier noch kürzere oder längere Zeit liegen bleiben, ehe die jungen Thiere ausſchlüpfen. Auch hier waltet überall die Zweckmäßigkeit vor. Die ſchon im Herbſt vom Schmetterling auf einen dürren Baumaſt gelegten Eier ſchlüpfen erſt im Frühling aus, wenn der Baum wieder Laub hat, von dem die jungen Raupen freſſen

können. Von dieſer Geſetzmäßigkeit weichen nur wenige Thiere ab zu einer Willkühr, die aber auch nur ſcheinbar iſt. Die ſ. g. Superfötation des Haſen, d. h. das Fortzeugen in der Trächtigkeit, hat zum Zweck, eine Menge Geburten in demſelben Jahre zu erzielen, weil dieſe wehrloſen Thiere von vielen Feinden verfolgt zahlreich vertilgt werden und ohne jene Einrichtung der Natur würden ausgerottet werden.

Nicht minder groß ſind bei Zeugung und Geburt die Unterſchiede im Raum. Schmetterlinge, die nur Blumenſaft ſuchen, legen ihre Eier auf Pflanzen, die ihnen ſelbſt ganz gleichgültig ſind, von deren Blättern aber ihre Jungen allein leben können. Aale, Salme ſchwimmen aus dem Meer die Flüße aufwärts, um im ſüßen Waſſer des Binnenlandes und der Gebirge zu laichen, weil ihre Junge hier Sicherheit genießen vor den Raubfiſchen des Meeres und ſich dagegen uns Menſchen zur Speiſe gleichſam anbieten ſollen.

Das Ei hat lediglich die Beſtimmung, das Junge gegen Zerſtörung von außen durch rauhe Witterung und Feinde zu ſchützen, ſofern die Mutter ſchon todt iſt oder die Hut der Eier nicht übernehmen kann. Die Säugethiere, welche dieſe Hut übernehmen können, gebären lebendige Junge und bedürfen der Eihülle für ihre Jungen nicht. Die eierlegenden Vögel bilden einen Uebergang zu den Säugethieren, indem ſie ſich von ihren Eiern nicht trennen und dieſelben behüten, bis die Jungen auskriechen. Alle andern Thiere laſſen ihre Eier liegen, einige umgeben ſie noch mit einer feſten Schale, um ſie noch beſſer zu ſchützen, oder mit einem feſtgewebten Netze, oder graben ſie in die Erde und andere verborgene Orte. Wo die Eier leichterer Zerſtörung ausgeſetzt ſind, erſcheinen ſie in großer Zahl, damit, wenn noch ſo viele untergehen, doch immer noch einige übrig bleiben. Aus dieſem Grunde haben die Fiſche Eierſtöcke voll von Tauſenden, die Stockfiſche ſogar von Millionen Eiern (Rogen). Bei den Bienen legt die ſog. Königin als allgemeine Mutter allein und zwar im Jahr an 12000, nach Andern 50000 Eier. Das hat den Zweck, brüderliche Gleichheit und das, was man mit einem magnetiſchen Rapport vergleichen kann, in der Bienengeſellſchaft zu erhalten. Nach Kirby, Entom. III. 97 legt die Königin der Termiten im Jahr 211 Millionen Eier. Je mehr die Thiere geſchützt oder ſtark ſind, oder je gefährlicher ſie den Menſchen werden könnten, deſto geringer iſt die Zahl ihrer Jungen, daher bei den großen Raubthieren am geringſten.

Die Eier der Vögel ſind mehr oder weniger oval, die der Amphibien

und Fiſche rund. Die größte Mannigfaltigkeit der Form aber bieten die Eier der Inſekten dar, was man freilich erſt durch's Mikroſcop entdeckt. Fielen ſie dem bloßen Auge auf, ſo würde man über ihre wunderbare Schönheit erſtaunen. Die von Libellen und Schlupfweſpen ſind an Stielen befeſtigt, wie Kirſchen und Beeren. Andre haben alle möglichen Geſtalten, wie Scheiben, wie Kähne, Kegel, Walzen, Trommeln, Birnen, Melonen, wie Pyramiden und Prismata; ſie ſind aufs zierlichſte geſchmückt mit Schuppen, Ringen, Knöpfen, punktartigen Höhlen und gleichen oft den ſchönſten Vaſen, oder den mit Edelſteinen geſchmückten Etuis, Doſen, Uhren ꝛc. Vgl. Kirby II. 101. Viele ſind emballirt, die der Cochenille im zarten Flaume, die einer Motte im rothen Haare ꝛc. Die Eier eines Polypen (cristatella mirabilis) ſind linſenförmig und haben Widerhaken, um ſich an Pflanzen anzuhängen. Das Ei eines Waſſerſcorpions iſt mit Stacheln bekränzt, das einer Laus auf dem Goldfaſan wunderſchön netzartig punktirt, das eines deutſchen Schmetterlings, des kleinen Atlas (hipparchia) aufs zierlichſte geſchuppt, das der Spinnen vom ſchönſten weißen Perlenglanze, das der Kupferglucke, eines Nachtſchmetterlings, wie ein Fäßchen gereift.

Alle Theile des Eies haben nur den Zweck, den Keim des darin verborgenen Jungen zu nähren und zu ſchützen. Den Mittelpunkt bildet der Keim ſelbſt mit ſeiner Membran, dem Keimbläschen, ihn umgibt der gelbe Dotter, der Eiweißſtoff mit Oel enthält und ſchon im Eierſtock ſelbſt entſteht, dann das Eiweiß, welches ſich erſt im Eiergange ausbildet, und welche beide zur Nährung und Entwicklung des Jungen dienen; endlich umſchließt das Ganze die Eierſchale, die bei Vögeln bekanntlich aus kohlenſaurem Kalke beſteht, bei Säugethieren nur aus Häuten, bei den niedern Thieren aus mehr oder weniger zarten oder auch harten und hornartigen Häuten. Die Fiſche haben nur Dotter mit einer ſehr dünnen Eiweißſchicht, die erſt nach der Geburt anſchwillt und, wie auch um das Froſchei her, den gallertartigen Laich bildet.

Jedes Ei entſteht einzeln, bei den Schnecken aber theilt ſich durch eine Furche, die ſich immer tiefer ſpaltet (der ſog. Furchungsprozeß) das Ei in zwei, auch vier und mehr Eier. Erichſon, Archiv 1848. S. 1. Bei den Strudelwürmern (Turbellarien) finden ſich immer mehrere Junge in einem Ei. v. Siebold, vergl. Anatomie 171. Bei andern Thieren aber ſind zwei Dotter in einem Ei (Zwillingseier) immer nur Ausnahme, Mißgeburt, und nie kommen zwei Junge aus einem Ei. Wenn gar ein

Ei im andern vorkommt, was früher oft als großes Wunder angeſehen wurde, ſo iſt es ebenfalls nur eine Mißgeburt, wie die Citrone in der Citrone. Zuweilen mißräth das Ei und der Inhalt verzehrt ſich (Windel). Zuweilen mehren ſich im unbefruchteten Ei die Zellen wie in einem Pilz pflanzenhaft und bilden dann monſtröſe Eier, die ſog. Molen oder Mondkälber. Das ungeheure Krokodill wächſt aus einem winzig kleinen Ei hervor, dagegen legt ein verhältnißmäßig kleiner (truthahngroßer) Vogel in Auſtralien (leipoa ocellata) ein ungeheuer großes Ei von 8 Unzen Gewicht. Froriep, Tagsberichte, Zoolog. II. 248. Die Eier bleiben ſo groß, als ſie gelegt werden. Nur Inſekteneier wachſen, die der Gallweſpe, Ameiſe, Sägfliege, Waſſermilbe nach Kirby III. 99, der Maulwurfsgrille nach J. Müllers Archiv 1846. S. 96. Die Eier einer Wanze, einer Stechſchnake und einer Motte ändern ſich in der Farbe, Kirby III. 108.

Sehr verſchieden iſt die Behandlung der Eier von Seiten der Mutter nach der Geburt. Die niedern Thiere und noch Fiſche und Amphibien überlaſſen die Eier ſich ſelbſt. Nur die Cruſtaceen ſchleppen ſie in zwei ſ. g. Eiertrauben oder großen Beuteln mit ſich herum, die höhern Cruſtaceen (Krebſe) unter dem Schwanze, die Spinnen als einen runden Ball. Die ſurinamiſche Kröte klebt ſie auf den Rücken.

Die allmählige Ausbildung der Jungen im Ei (embryo) iſt wohl das größte Wunder in der Natur. Aus einem Minimum von Schleim entſteht ein vollkommenes Thier. Welche Pracht birgt ein Pfauenei! Das zauberhafte Hervortreten ſo großer, eigenthümlicher Formen und bunter Farben gleichſam aus dem Nichts iſt aber kaum wunderbarer, als die Geſetzmäßigkeit, nach der ſich aus derſelben Stoffart im Urkeim immer wieder gleiche Thiere herausbilden. Die Entwicklung im Ei iſt ein Auseinanderlegen von Gegenſätzen. Die Keimhaut theilt ſich in ein ſeröſes Blatt, aus dem die erſte Spur des Rückenmarkes und der Nerven hervortreten, und in ein Schleimblatt, welches die erſte Spur des Darmſyſtems zeigt. Zwiſchen beiden bilden ſich dann die erſten Spuren des Blut- oder Gefäßſyſtems. Und ſo entfaltet ſich immer ein ſpecielles Organ nach dem andern aus jenen Urgegenſätzen heraus.

Bei den Säugethieren, die eben daher dieſen Namen haben, wird das nach der Geburt noch ſchwache Junge eine verhältnißmäßige Zeit hindurch noch ausſchließlich von der Mutter verpflegt und mit deren Milch genährt. Die Milch bildet ſich in dazu beſtimmten Drüſen, die paarweiſe in größerer oder geringerer Zahl am Bauch, bei den Menſchen an der

Bruſt liegen, und beſteht aus feinen weißen perlrunden Kügelchen, die ſich aus dem Blut ausſondern. Innerhalb dieſer Kügelchen ſtecken noch kleinere mit flüſſigem Fett angefüllte, aus denen die Butter entſteht. Außerdem finden ſich in den Milchkügelchen noch kleinſte Kügelchen anderer Stoffe. Die chemiſche Analyſe ergibt waſſerſtoffhaltige Butter, ſtickſtoffhaltigen Käſe, ſauer- und waſſerſtoffhaltigen Milchzucker. In der Butter iſt enthalten die aromatiſche Butterſäure, in der wieder milchſaures Natron, phosphorſaurer Kalk und Kochſalz unterſchieden wird. Liebig, organ. Chemie 40. Die Milch iſt, wie der Same, ein Extract aus dem Blute und wie jener den plaſtiſchen Bildungstrieb zum paſſiven Eierſtoff bringt, und das ganze animaliſche Leben gleichſam in nuce birgt, ſo iſt auch die Milch eine Concentration aller Nahrungsſtoffe für das junge Thier und vorzugsweiſe geeignet, die Blutbildung in demſelben und dadurch das geſunde Wachsthum zu fördern, was mehr oder weniger fehlt oder entartet, wo keine Milchnahrung erreicht werden kann.

Durch die Paarung zweier Thiere aus verſchiedenen Arten derſelben Thiergattung entſteht die Abart oder der **Baſtard**. Am bekannteſten iſt das Maulthier als Baſtard des Eſels und der Stute, der Mauleſel als Baſtard des Hengſtes und der Eſelin. Man darf dieſe echten Baſtarde nicht verwechſeln mit den Miſchlingen, die aus der ſ. g. **Kreuzung der Racen** innerhalb einer und derſelben Thierart entſpringen, z. B. wenn die oft ſehr verſchiedenen Racen von Hunden, Rindern, Pferden gekreuzt werden, damit die Jungen die guten Eigenſchaften der einen Race mit der der andern verbinden, bekanntlich ein Hauptaugenmerk bei der Viehzucht. Echte Baſtarde pflanzen ſich niemals unter einander fort, was dagegen bei den aus Kreuzung entſtandenen Thieren immer geſchieht. Die Gelehrten haben in Bezug auf Baſtardbildungen viel geſtritten und viele Fabeln zu widerlegen gehabt. Es ſcheint mir für die Aufgabe dieſes Werkes nicht nothwendig, mich näher darauf einzulaſſen. Im Allgemeinen aber muß ich bemerken, daß ſich hier die Zweckmäßigkeit, die in der ganzen Natureinrichtung waltet und die ausſchließliche Beſtimmung der Thiere zum Menſchen wieder aufs glänzendſte bewährt. Denn die Baſtardbildungen ſind, wo ſich die Thiere in wildem Zuſtand befinden, etwas außerordentlich Seltenes, weil Unnöthiges und erſt, wo ein Nutzen daraus für die Menſchen hervorgeht, hat ſie Gott in größerem Maaßſtabe zugelaſſen.

Noch ſeltenere Ausnahmen ſind die **Misgeburten**, die bei den Thieren nicht blos wie die Pflanzenmonſtroſitäten auf rein phyſiſche Weiſe

durch übertriebene Vermehrung oder krankhafte Verkümmerung der Zellen, ſondern auch in Folge von Gemüthsbewegungen der Mutter zur Zeit der Trächtigkeit entſtehen, veranlaßt durch Schrecken, durch Vorſtellungen, die der Einbildungskraft ſo tief eingeprägt werden, daß ſie von der Seele der Mutter aus auf den Embryo einwirken ꝛc. Man kann die Misgeburten eintheilen in ſolche, die für ihre Art zu rieſenhaft groß oder zu zwerghaft klein ſind; in ſolche, die zwei Individuen mit einander verwachſen erſcheinen laſſen; ſolche, die mehr oder weniger Glieder und Organe haben, als ſie haben ſollten; in ſolche, bei denen einzelne dieſer Glieder oder Organe monſtrös entwickelt oder verſetzt, an falſchen Stellen angebracht ſind; ferner in ſolche, in deren regelmäßige Bildung ſich fremdartige Bildungen einmiſchen, was namentlich eine Folge der aufgeregten mütterlichen Einbildungskraft iſt.

Misgeburten im Thierreich galten ehemals als böſe Vorzeichen, und man trieb damit einen weit gehenden Aberglauben. Wie verwerflich nun dieſer auch iſt, ſo liegt doch das unheimliche Grauen vor ſolchen widernatürlichen Creaturen tief in der menſchlichen Bruſt.

22.

Der Gegenſatz der Geſchlechter.

In einem noch ungedruckten Briefe an Schiller (von deſſen Sohne mir gütigſt mitgetheilt) ſagt Kant: „So iſt mir die Natureinrichtung, daß alle Beſamung in beiden organiſchen Reichen zweier Geſchlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erſtaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menſchliche Vernunft aufgefallen, weil man doch die Vorſehung hiebei nicht, als ob ſie dieſe Ordnung gleichſam ſpielend, der Abwechslung halber beliebt habe, annehmen wird, ſondern Urſache hat zu glauben, daß ſie nicht anders möglich ſey, welches eine Ausſicht ins Unabſehliche öffnet, woraus man aber ſchlechterdings nichts errathen kann.“ Das Erſtaunen des Philoſophen iſt gerechtfertigt, aber wenn er ſich weniger in Abſtractionen vertieft und einfacher an die Natur ſelbſt und an das Wort Gottes gehalten hätte, würde er die Sache leichter begriffen haben.

Daß die Fortpflanzung „nicht anders möglich“ ſey, iſt ein Irrthum, den die Natur ſelbſt widerlegt, ſofern viele Thiere ſich durch bloße Theilung und Knospung vermehren. Der Gegenſatz der Geſchlechter wäre

zur Fortpflanzung nicht absolut nöthig gewesen und hat auch nicht blos die Fortpflanzung zum Zweck. Gott gab dem Adam das Weib zur „Gehülfin, die um ihn sey" Genesis 2, 20. Das Helfen, die freundliche Gesellschaft, die treue Liebe ist Zweck aller geschlechtlichen Verbindung für die beiden Betheiligten, ganz abgesehen davon, ob ihre Verbindung noch der Fortpflanzung der Gattung dient, oder nicht. Bei den Thieren läßt sich allerdings der hohe Begriff menschlicher Gattenliebe nicht anwenden, aber doch eine sich ihm annähernde Sympathie unstreitig nachweisen, ja es gibt Thiere genug, bei denen mehr eheliche Treue und Liebe gefunden wird, als bei manchen entarteten Menschenpaaren. Der Zug zweier verwandter Seelen zu einander, die sich mit voller Freiheit einander hingeben, erfüllt auf höherer Stufe erst, was unfrei noch von einem blinden Magnetismus geleitet in der Pflanzenwelt vorbereitet war. Der Gegensatz beider Geschlechter offenbart sich schon in den Pflanzen, aber nur bewußtlos. Eine freie Liebe aber gehört zu den köstlichsten Dingen, die das Daseyn lebender Wesen schmücken und veredeln, und wenn kein Geschöpf auf Erden derselben fähig wäre, so würden auch die Geschöpfe selbst zu existiren nicht werth, mithin auch die Fortpflanzung der Gattung überflüssig seyn. Der Gegensatz der Geschlechter hat einen höhern Zweck, als diese Fortpflanzung; in der Liebe ist eine Berührung und Erhebung der Seele ermöglicht, die ihren Zusammenhang mit dem göttlichen Urbilde und mit dem Himmel bewährt. Darum heißt es in der h. Schrift „die Ehen werden im Himmel geschlossen". Das will sagen, auch für den Himmel, nicht blos für die Erde. Die Liebe soll auch dem unsterblichen Theil des Menschen förderlich seyn, nicht blos der Fortpflanzung irdischen Leibes.

Bei den Thieren finden sich, wie schon bemerkt, häufig Thatsachen einer ehelichen und insonderheit mütterlichen Sympathie, die nahezu menschlich erscheint. Allein diese Spuren verlieren sich mit dem höhern Range der Thiere und an ihre Stelle treten die mannigfachsten und zum Theil sonderbarsten Verhältnisse der beiden Geschlechter. Aus der freien Zuneigung wird immer mehr blinder Instinkt und in gleichem Maaße geht die Zahl Zwei, als Grundzahl der Geschlechtsverbindung, in die Mehrzahl über, oder werden sich die beiden Geschlechter, die einander in den höhern Thierklassen ähnlich sind, bis zur Unkenntlichkeit unähnlich.

In der Regel behauptet das männliche Geschlecht das Uebergewicht in Größe, Kraft und Herrschaft. Bei vielen Thieren hat das Männchen

auch merkwürdige äußere Auszeichnungen, die dem Weibchen fehlen. So der Löwe ſeine Mähne, der Hirſch ſeine Hörner, der Pfau ſeinen prächtigen Schweif, der Hahn ſeinen Sichelſchwanz, ſeinen Kamm, ſein Krähen und ſeine Sporen, das Männchen der Mücke einen ſchönen und reichen Federſchmuck, das des Hornſchröters große Hörner, viele Vögel und Schmetterlinge prächtigere Farben ꝛc. Bei vielen Inſekten haben nur die Männchen Flügel, die Weibchen nicht. Bei den Schmetterlingen ſind ſogar die Beine der Männchen und Weibchen verſchieden. Erichſon, Archiv 1844 II. 316. Auffallend iſt beſonders die viel kräftigere oder modulirtere Stimme vieler Männchen, z. B. des Hahns, der Nachtigall. Dieſem Uebergewicht entſpricht bei mehreren Thieren die Herrſchaft eines einzigen Männchens über viele Weibchen, die Vielweiberei oder Polygamie z. B. des Hahnes mit ſeinen Hühnern, des wilden Pferdes, Hirſches, Stieres, Bocks mit ſeiner Heerde. Wo dieſe Einrichtung bei den Thieren vorkommt, iſt ſie natürlich und der Lebensweiſe derſelben angemeſſen. Dieſe geſchlechtliche Verbindung ſcheint nothwendig zu ſeyn, um Heerden zuſammenzuhalten, deren Glieder ſich ſonſt zerſtreuen und einzeln verkommen würden.

Bei ſehr vielen niedern Thieren herrſchen aber offenbar die Weibchen vor. Die Männchen der Ameiſen und Bienen ſterben gleich nach der Paarung, während das Weibchen fortlebt und den Staat der von ihr geborenen Jungen regiert. Auch bei den Blattläuſen kann der Vater lange todt ſeyn, während die Mutter zahlreiche Generationen von Töchtern gebärt, die ohne Männchen wieder Töchter gebären, und zwar ſo, daß die eine Generation lebendig geboren wird, die andere aus Eiern entſteht. Die zweierlei Weibchen der Gallweſpe und die dreierlei eines Schmetterlings (papilio memnon) haben wahrſcheinlich eine ähnliche Beſtimmung des Eierlegens zu verſchiedenen Zeiten während des Sommers oder für das Ueberwintern. Vgl. Erichſon, Archiv 1843 II. 239. — Zuweilen iſt es die Größe, durch die ſich das Weibchen auszeichnet z. B. bei den Raubvögeln. Das von Nordmann ausführlich beſchriebene Misverhältniß zwiſchen der rieſenhaften Größe einer zu den Cruſtaceen gehörigen weiblichen Lernäa und ihrem winzig kleinen, nur wie eine Laus an ihr haftenden Männchen ſcheint auf einem Misverſtändniß zu beruhen. Man hat in dem angeblichen Männchen zuletzt ein Junges geſehen. Wiegmann, Archiv 1836 II. 223. Gewiß aber iſt, daß die ſ. g. Königinnen oder die alleineierlegenden Mütter der Bienen, Ameiſen und Termiten bis zur

Nußgröße anſchwellen, während die männlichen Thiere und die unfruchtbaren Weibchen klein bleiben. Auch bezieht ſich die ganze Tauſende von Individuen umfaſſende Heerde oder Geſellſchaft dieſer Thiere ausſchließlich auf die große Mutter.

Bei vielen niederen Thieren fällt das Weibchen wenigſtens zeitweiſe durch die Größe auf, ſofern es mit Eiern beladen iſt, was oft in einem Maaße geſchieht, daß der Eierbehälter ſo groß wird, wie das ganze übrige Thier. Aber auch für höhere Thiere und ſelbſt noch für das menſchliche Weib gilt das ſchöne Naturgeſetz, nach welchem es (wie Liebig in ſ. org. Chemie in Anwendung auf Phyſiologie S. 40 ſagt) in der Periode ihrer Blüthe alle Beſtandtheile ihres Organismus in größerer Menge und gleichſam im Ueberfluß erzeugt, um davon das künftige Kind zu nähren. „Dieſes Erzeugniß enthält nachweisbar alle Elemente eines ihm gleichen Weſens, es vermehrt ſich in jedem Lebensmomente und wird, bis es Verwendung findet, periodenweiſe aus dem Körper abgeſchieden.“

Nur bei wenigen und zwar niederen Thieren ſind beide Geſchlechter in einem Individuum (Zwitter) verbunden. Was bei höheren Thieren annähernd vorkommt, iſt jederzeit Misgeburt und ſeltene Ausnahme. Das natürliche und regelmäßige Zwittergeſchlecht (Hermaphroditismus) kommt vor bei den Rippenquallen, bei einigen Eingeweid-, namentlich Bandwürmern (Ceſtoden und Trematoden), Strudelwürmern, einigen Ringelwürmern (Hirudineen und Lumbricinen), Seeſcheiden (Aſcidien), bei den meiſten Muſcheln und Schnecken. Von vielen niedern Thiergattungen iſt es noch zweifelhaft, ob ſie doppeltes oder einfaches Geſchlecht haben. Vgl. v. Siebold vergl. Anatomie 1848. Denn ſie ſind noch lange nicht alle unterſucht, die Anatomie des kleinen Gewürmes und Geſchmeißes überhaupt noch neu.

23.

Biotomie.

Biotomie iſt die Geſetzmäßigkeit in der Vertheilung des Lebens, eine der wichtigſten in der Natur. Sie beſtimmt die Lebensdauer oder das Alter des Individuums, die Zahlenverhältniſſe nach dem Geſchlecht, die Perioden der Ab- und Zunahme in der Zahl ganzer Gattungen und die Erhaltung des Racencharakters trotz der Durchkreuzungen. Alle dieſe Geſetze aber dienen dem Geſammtleben auf der Erdoberfläche und bedin-

gen die Abhängigkeit einer Thiergattung von der andern und aller vom Menſchen.

Was geboren iſt, muß wieder ſterben. Ewige Dauer gibt es nur für die unſterblichen Geiſter, jedem Irdiſchen iſt ein Tod geſetzt. Der Grund davon liegt tiefer und läßt ſich nicht blos aus dem Nützlichkeitsprincip erklären, gleichwohl kommt dieſes Princip in zweiter Linie zur Geltung und wir dürfen ſagen: die Alten müſſen ſterben, um den Jungen Platz zu machen. Das Alter iſt bemeſſen nach dem Zweck des Lebens. Wird dieſer bald erfüllt, ſo kann auch das Leben bald wieder aufhören. Viele niedere Thiere ſcheinen nur da zu ſeyn, um ſich raſch zu vermehren und dann nur noch durch ihren Tod zu nützen, theils um mit ihren Leichen große Korallenbänke, Kalk- und Kreidelager zu bilden, theils um andern Thieren zur Nahrung zu dienen. So unzählbare Infuſorien und Polypen, Würmer und Inſekten, ſelbſt noch Muſcheln und Fiſche. Von ſehr vielen Thiergattungen wiſſen wir nicht, wozu irgend anders ſie nützen, als allein um von andern Thieren gefreſſen zu werden. Sie wachſen, wie bewegliches Gras, lediglich als Futter für andre. Sie erſparen nur das Mähen und Garbenbinden, indem ſie ſich freiwillig da zuſammenhäufen, wo ihrer der offene Rachen der Raubthiere oder der Menſch mit ſeinen Netzen harrt, wie z. B. die Häringe.

Manche Thiere können dagegen ſehr alt werden, ſelbſt älter als der Menſch. Schon Heſiod ſagt: neun Menſchenalter hat die Krähe, vier Krähenalter der Hirſch, drei Hirſchalter der Rabe. Ein Elephant ſoll 200 Jahre, ein Papagai 110, ein Schwan 100 (nach einigen ſogar 300), ein Krokodill 100, eine Schildkröte 100, eine Gans 80, ein Karpfen 110 alt werden. Mehr als hundertjährige Hechte mit goldenen Halsbändern vom Kaiſer Friedrich Barbaroſſa kennt die Sage. Hieher gehören auch die Kröten, die man in Stein eingeſchloſſen gefunden hat. Beglaubigt ſind folgende Thatſachen: Im Jahr 1719 ſtarb in Wien ein Adler, der daſelbſt ſchon 104 Jahre lang gefangen geweſen war. In Bayern wurde in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts ein Reiher gefangen, an deſſen Fuß man einen Ring mit dem Namen des Kurfürſten Ferdinand Maria († 1679) fand, den er wenigſtens 60 Jahre lang getragen hatte. Keyßler, Reiſe I. 61. Ein Papagai lebte 73 Jahre in demſelben Hauſe, wurde aber zuletzt doch ſchwach und dumm. Eine Nachtigall wurde 30 Jahre alt und ſang immer noch. Wiegmann, Archiv 1839 II. 397.

Man erkennt das Alter zunächſt am Wachſen, denn die neugebornen Jungen ſind klein und wachſen bis zu der Periode, in welcher ſie ſich fortpflanzen können. Sodann an gewiſſen Kennzeichen der Reife, z. B. bei den Pferden an den Zähnen, bei den Fiſchen an gewiſſen feinen Blattanſätzen auf den Schuppen, die gleichſam die Jahresringe des Holzes nachahmen (nach Mekarski in Froriep's neuen Notizen 35. 40), am Bleichen der Haare, Erlöſchen der Sinne ꝛc. Bei den höheren Thieren wie beim Menſchen unterſcheidet man 6 Altersſtufen: 1) von der Zeugung bis zur Geburt, 2) von der Geburt bis zum Zahnen, 3) von da bis zur Geſchlechtsreife, 4) von da bis zum Aufhören des Wachsthums, 5) von da bis zum Erlöſchen des Geſchlechtslebens, 6) von da bis zum Tode.

Am ſchärfſten unterſcheiden ſich die Altersſtufen bei den Inſekten, welche ſich auf einer jeden derſelben verwandeln, indem ſie 1) Eier, 2) Larven, Würmer oder Raupen, 3) Puppen und 4) fertige Käfer, Fliegen, Schmetterlinge ꝛc. ſind. Aehnlich bei gewiſſen Quallen, die erſt Polypen ſind; bei den Fröſchen, die erſt geſchwänzte fiſchartige Waſſerthiere ſind. Bei den Inſekten entſpricht dieſe ſtrenge Theilung ihrer Altersſtufen der auch in ihren letzten vollendeten Leibern ſich kund gebenden Gliederung, ſcharfen Trennung von Kopf, Bruſt und Leib und luxurirenden Gliedmaßen. Auch die Lebensfunktionen ſind hier unter die Altersſtufen vertheilt, das Freſſen kommt vorzugsweiſe dem Larvenſtand zu, das Schlafen und plaſtiſche Bilden neuer Formen aus dem Blute dem Puppenzuſtand, und die Fortpflanzung dem reifen Inſektenzuſtand.

In Bezug auf den Schlaf zeigt ſich bei der Thierwelt noch manche ſeltſame Abweichung. In der Regel ſchläft das Thier, wie der Menſch, bei Nacht und wacht bei Tage. Es gibt aber nicht nur Nachtthiere, bei denen das Umgekehrte der Fall iſt und die ausſchließlich die Beſtimmung haben, die ſonſt todesſtille Nacht mit wimmelndem Leben zu erfüllen, wie den Tag; ſondern es gibt auch Thiere, bei denen die Nacht ſich, wie an den Erdpolen, zu Monaten ausdehnt. Das iſt der ſ. g. Winterſchlaf vieler, ſelbſt höherer Thiere, z. B. der Bären. Der Zweck des Winterſchlafs iſt einfach Erſparung des Futters in einer Zeit, wo es ſchwerer gefunden wird.

Sehr merkwürdig erſcheint der periodiſche Wechſel in der thieriſchen Fruchtbarkeit, und zwar beſonders bei den kleinen und ſchädlichen Thieren. In einzelnen Jahren ſtellen ſich Raupen, Heuſchrecken, Mäuſe ꝛc. in un-

geheuren Mengen ein und verſchwinden dann plötzlich wieder, in den folgenden Jahren bemerkt man ſie kaum. Solche ägyptiſche Plagen bezeichnet die h. Schrift als göttliche Strafen und Warnungen und als ſolche müſſen wir ſie auch heute noch anſehen. Wunderbarer aber, als dieſe Ausnahmen, erſcheint die allgemeine Regel ſelbſt, nach welcher ſich in jeder Thiergattung immer wieder die mittlere Zahl der Individuen herſtellt und ein richtiges Verhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern ſich immer gleich bleibt. Nur ſehr wenige Thierarten, die noch während unſerer Erdperiode exiſtirt haben, ſind ausgeſtorben. Nur von wenigen andern, namentlich wilden und ſchädlichen, ſteht die Ausrottung bevor. Dagegen häuft ſich mit der menſchlichen Cultur die Zahl der veredelten zahmen Thiere.

Am unwandelbarſten, bei Thieren wie bei Menſchen, bleibt das Zahlenverhältniß der beiden Geſchlechter, ſey es daß ſie auf einfache Paare oder auf Polygamie angewieſen ſind. Nie werden nur Männchen oder nur Weibchen geboren, es finden ſich zu allen Zeiten von beiden Theilen ſo viele als nöthig ſind, um die Thierart zu erhalten. Eben ſo conſtant bleibt der Racencharakter innerhalb einer Thierart, trotz der mannigfachſten Durchkreuzungen und einer gewiſſen Scala zwiſchen der tiefſten Degenerirung und höchſten Veredlung. So erhält ſich das Thierreich ſtets im Gleichgewicht.

24.

Der thieriſche Inſtinct.

Was in der Seele des Thieres wirkt und ſeine Handlungen beſtimmt, iſt zwar ein eben ſo freier Wille, wie er im Menſchen entſcheidet, aber er ſteht nicht unter der Leitung des Gewiſſens und des Vernunfturtheils, ſondern nur des Inſtinctes (von instinguo, ich reize oder rege an), einer geheimnißvollen angebornen, ſchon überhaupt im Charakter jeder Thierart liegenden Nöthigung. Der Inſtinct fehlt übrigens auch dem Menſchen nicht. Er offenbart ſich ſehr deutlich im Kinde und auch Erwachſene werden noch häufig bei Ueberraſchungen, die ihnen keine Zeit zum Nachdenken laſſen, einem blinden Inſtincte folgen. Jeder greift inſtinctartig dahin, wo er von einem Wurf getroffen worden iſt, wehrt mit den Armen ab, wenn ihm plötzlich eine Gefahr nahe kommt, geht den gewohnten Weg, auch wenn er an ganz andre Dinge denkt ꝛc. Auch Liebe und

Haß äußern ſich beim Menſchen oft eben ſo inſtinctartig und ohne eine zum Bewußtſeyn gekommene Urſache, wie beim Thiere. Der Inſtinct hat nun ohne allen Zweifel ſeinen einfachen und natürlichen Grund in der Nothwendigkeit, die Thiere zu dem zu leiten, was ſie thun müſſen, um ihren Zweck in der Schöpfung zu erfüllen. Man kann ihn auf ein gewiſſermaßen gemeines Nützlichkeitsprincip zurückführen, allein er iſt doch zugleich etwas Höheres, eine Vorſehung, eine göttliche Leitung. Daher viele inſtinctartige Handlungen des Menſchen, die zuweilen zu ſeiner wunderbaren Rettung dienen, mit Recht unter dem Geſichtspunkt einer höhern Fügung angeſehen werden und zur Dankbarkeit gegen Gott anregen.

Der thieriſche Inſtinct iſt lediglich bedingt durch die jeder Thierart gewordene Beſtimmung und entſprechende Lebensweiſe. Jedes Thier ſucht, was ihm nothwendig und nützlich iſt und meidet, was ihm ſchadet. Es frißt inſtinctartig nur gewiſſe ihm zuſagende Nahrung und andre nicht. Es baut ſich ſein Neſt, wie es für ſeine Art am angemeſſenſten iſt. Es ſucht ſeine Beute und weicht ſeinem Feinde auf die möglichſt geſchickteſte Weiſe aus. Es ſorgt für ſeine Jungen oder auch nur für ſeine Eier, es verändert den Wohnort ohne Ueberlegung, nur dem Inſtinct folgend. Es thut vieles aus einer Vorſicht, von der es kein Bewußtſeyn hat. Nicht nur die junge Schwalbe, die in Deutſchland aus dem Ei geboren wurde, folgt ihren Eltern über Meer in den fernen Süden, ſondern auch der einſame Kukuk findet dieſen Weg. Der Aal, in einem Gebirgsfluß geboren, reist zum Meer und kehrt wieder in den Fluß zurück, um an derſelben Stelle, wo er geboren wurde, ſein Geſchlecht abermals fortzupflanzen. Den allgemeinen Zug der Zugvögel von Norden nach Süden durchkreuzt ein beſonderer entgegengeſetzter Zug einiger weniger Vögel, die umgekehrt den Norden ſuchen. So kommt der Kreuzſchnabel, den wir im Sommer nicht ſehen, erſt im Winter zu uns, um ſich vom reif gewordenen Samen an Tannenzapfen zu nähren. So läßt die Schneeammer den ſchönen Sommer der gemäßigten Zone im Rücken und begibt ſich gerade in dieſer Zeit an die Ufer des Eismeeres im höchſten Norden, um ſich von dem dort reifenden Samen eines elenden Hirſegraſes zu nähren. Vgl. Schubert, Spiegel der Natur S. 17.

Die ſ. g. Kunſttriebe der Thiere beziehen ſich meiſt auf die Ernährung und Fortpflanzung. Die Spinne ſpinnt ihr kunſtreiches Netz, um Fliegen zu fangen, die ihr zur Nahrung dienen. Die Vögel und viele

Inſekten bauen kunſtreiche Neſter, um ihre Jungen darin zu pflegen. Auch auf die Abwehr des Feindes ſind viele Werke und Handlungen der Thiere berechnet, dagegen bedienen ſie ſich nur ihrer eignen Glieder und nie fremder Werkzeuge zum Angriff. Vermöchten ſie das letztere, ſo könnten ſie uns Menſchen weit gefährlicher werden. Ihre Dummheit in dieſer Beziehung gereicht zu unſrem Schutze.

Am wunderbarſten erſcheint uns der ganzen thieriſchen Geſellſchaften gemeinſchaftliche Inſtinct, der dem magnetiſchen Rapport gleichkommt. Durch Anwendung des ſ. g. thieriſchen Magnetismus (wenn ein Menſch von überlegener Nervenkraft die Nerven des andern durch Striche den Nerven entlang magnetiſirt, wie der Magnet das Eiſen) treten zwei oder auch mehr Menſchen in Rapport, d. h. ſie empfinden in demſelben Moment alle das Nämliche, die Empfindungsweiſe, der Wille, ſogar das Denken trägt ſich von einem auf den andern über. In einem ſolchen Rapport ſcheinen nun auch die Thiere zu ſtehen, die eine Art von Staat bilden und in einem gemeinſchaftlichen Inſtinct handeln, insbeſondere Bienen und Ameiſen. Wenn man das Ineinandergreifen aller Arbeit dieſer Thiere, alle Mittel, die ſie zu einem Zweck anwenden, bewundert, ſollte man glauben, Gott habe ſolche Thierſtaaten zum Spiegel und zur Beſchämung der Menſchen geſchaffen, die nur zu oft in ihrem Staatsleben weniger Ordnung und Einigkeit blicken laſſen, wie die unvernünftigen Thiere.

Der thieriſche Inſtinct erſetzt ſo ſehr die Vernunft und das Gewiſſen, daß Scheitlin in ſ. Thierſeelenkunde II. 59 mit Recht ſagt: das Thier zu etwas zwingen, was gegen ſeinen Inſtinct ſey, heiße es entſittlichen. Die Elenden, die auf Jahrmärkten herumziehen, um vor einem rohen Pöbel Affen- und Hundecomödien aufzuführen, ſündigen gegen die Natur und Gottes Einrichtungen und erniedrigen ſich ſelbſt zur Beſtie, indem ſie die Beſtie zwingen wollen, Menſch zu ſeyn. Es ſollte genügen und den Menſchen mit innigem Dank gegen Gott erfüllen, daß die Thiere ſich dem nothwendigen Dienſt der Menſchen ſo willig fügen und man ſollte jede unnütze Qual, die man dem Thier anthut und die es entſtellt, für eine Sünde halten.

Die Unterwerfung unter den Menſchen liegt im tiefſten Inſtinct des Thieres. Nur wenige ganz niedrig ſtehende oder ſehr grimmige ſetzen ſich darüber hinweg. In der Regel aber wirkt der Geiſt des Menſchen in der Kraft des Blickes auf die Thiere wie ein Bann und Zauber, dem ſie

nicht widerſtehen können. In der neueren Zeit hat ſich beſonders Van Amburgk als Thierbändiger berühmt gemacht, der alle Thiere durch bloße Macht ſeines Auges beherrſchte und lenkte, wie er wollte. Vgl. Ausland 1839 Nr. 259. Im Uebrigen iſt nicht zu verkennen, daß die Stimmung der Thiere zum Menſchen Veränderungen erlitten hat. Im Jahr 1446 fuhr Cadamoſta an der Weſtküſte von Afrika hin und kam auf Inſeln, die nie bewohnt geweſen, und wo die Vögel ſo zahm waren, daß ſie die Menſchen nicht flohen, ſondern ſich auf ihre Hand ſetzten. Dasſelbe haben auch andre Seefahrer wahrgenommen. So Dubois auf ſeiner Reiſe nach Isle de Bourbon 1669, Triſtan de Acunha, Carmichael ꝛc. Vgl. Darwin, Reiſe II. 172. Bougainville, als er zum erſtenmal die damals unbewohnten Falklandsinſeln, und Crozet, als er eine einſame Bucht auf Neuſeeland beſuchte, beide fanden daſelbſt Vögel in noch ſo paradieſiſcher Unſchuld und Unerfahrenheit, daß ſie ſich arglos auf die Leiber und Flintenläufe der Reiſenden ſetzten. Sie wurden erſt durch ſchlimme Erfahrungen ſcheu gemacht.

25.

Die Temperamente und das thieriſche Glück.

Die Seelen der Thiere hängen weſentlich vom ſ. g. Temperament ab, welches ſelbſt noch auf die Seelen der Menſchen großen Einfluß übt, obgleich ihm hier die Macht des Geiſtes entgegentritt. Das Temperament iſt die Grundſtimmung der Seele, vermöge deren ſie entweder zu Gleichmuth oder Wankelmuth, Schwermuth oder Hochmuth geneigt iſt. Das Thier iſt entweder gleichgiltig, träge, ſtumpfſinnig oder es iſt aufgeregt, munter, leicht beweglich; oder aber es iſt ſcheu, furchtſam, trübſinnig, oder im Gegentheil auffahrend, leidenſchaftlich und zornig. Man nennt dieſe vier Temperamente das phlegmatiſche, ſanguiniſche, melancholiſche und choleriſche. Oken charakteriſirte durch das Phlegma die Würmer und Fiſche, durch die ſanguiniſche Art Inſekten und Vögel, durch Melancholie Quallen und Amphibien, durch das choleriſche Temperament die Säugethiere. Das iſt wohl im Allgemeinen nicht unrichtig, doch gibt es viele Ausnahmen. Carus macht das Temperament mehr von dem Vorherrſchen leiblicher Syſteme abhängig, was auch richtig iſt. Das Phlegma zeigt ſich am meiſten bei Thieren, die vorzugsweiſe nur freſſen, die ſanguiniſche Luſtigkeit bei Thieren, deren Ath-

mungsſyſtem ſtark entwickelt iſt (Inſekten und Vögeln); das choleriſche bei ſtarker Entwicklung der Muskeln, das melancholiſche, wie es ſcheint, bei vorwiegender Leber, bei Fettbildung und häufig auch bei einem unverhältnißmäßigem Uebergewicht des Geſchlechtslebens.

Mit nichts hat die Naturphiloſophie ſo ſehr geſpielt, wie mit den Temperamenten. Man hat ſie mit den vier Elementen, mit den vier Weltgegenden, mit vier Lebensaltern, mit den Hauptfarben, mit den Tonarten ꝛc. in Verbindung gebracht und daraus die Harmonie der Thier- und Menſchenſeelen mit den Grundzügen, die ſich überall auch ſchon in der anorganiſchen Natur ausprägen, beweiſen wollen. Allein es kommt auf ſolche Aehnlichkeiten weniger an, als auf den Zweck. Die Temperamentsunterſchiede unter den Thieren haben ohne Zweifel den Zweck, theils eine ſo große Mannigfaltigkeit der Thiere zu ermöglichen, wie wir ſie vor uns ſehen, theils ihnen durch Verſchiedenheit der Bedürfniſſe auch die Befriedigung derſelben zu erleichtern, theils auch die Thierſeelen auf mannigfache Art zu beglücken. Ja, wenn wir einen tieferen Blick in die Natur thun, können wir uns kaum verhehlen, zu jeder eigenthümlichen Nuancirung des eßbaren Stoffes gehört ein Thier, das ihn genieße, zu jeder eigenthümlichen Stimmung der Luft und des Wetters, zu jeder Beſchaffenheit des Waſſers und der Erde gehört ein Thier, dem es darin wohl ſey, und zu jeder Form gehört die ſympathetiſch dafür geſtimmte Seele eines Thieres. Was der Menſch ſelbſt nicht alles in der Natur zu erkennen und zu genießen vermag, dafür iſt doch die Thierwelt in den mannigfachſten Abſtufungen organiſirt. Wofür das eine keinen Sinn hat, darin lebt und webt das andre. Die Ruhe, die Tiefe, die Nacht, die das eine meidet, iſt des andern Luſt und Wonne. Das Element, in dem das eine ſterben müßte, iſt dem andern unentbehrlich. Wenn die Sonne ſcheint, oder Wolken ſie beſchatten, oder ein Wind ſich erhebt, zieht dieſes Thier ſich zurück, jenes kommt hervor und ſchwärmt in Luſt. Jeder Laune des Wetters folgt thieriſches Regen und Bewegen; von dem leiſeſten, unſern menſchlichen Sinnen nicht mehr erkennbaren Wechſel in der Luft bis zu den uns unerträglichen und tödtlichen Gaſen, womit Sumpfluft ſich ſchwängert, empfinden gewiſſe Thierarten alles, finden in allem ihr Element und ihre Luſt, ſchwelgen in uns unbegreiflichen Genüſſen.

Wie dieſe Genüſſe, an die Geſammtheit der Thiere vertheilt, viel mannigfacher ſind, als die uns Menſchen vergönnten, ſo dürften ſie auch in vieler Beziehung intenſiv ſtärker ſeyn, ſchon deswegen, weil das Thier

unbefangener dabei verweilt, durch keinerlei Bedenklichkeit dabei gestört wird. Aber auch die Armuth an Sinnen überhaupt macht wahrscheinlich, daß das Thier desjenigen Sinnes, auf den es vorzugsweise angewiesen ist, um so froher wird. Gott hat den Thieren den vollen Tisch gedeckt. Die Thiere theilen weder die Sorgen der Menschen, noch sind sie so vielen Krankheiten unterworfen. Ihrer ist der volle Genuß des sinnlichen Daseyns.

Wir pflegen sie zu sehr nach unserem Maßstabe zu bemessen und sie zu bemitleiden, wo sie glücklich, zu verabscheuen, wo sie schuldlos, lächerlich zu finden, wo sie nur natürlich sind. Und doch liegt dieses Mitleid, dieser Abscheu, dieser Spott tief in der menschlichen Seele und läßt sich nicht wegdisputiren. Wir können und sollen in den Thieren uns selbst spiegeln. Wenn auch das arme kriechende Gewürm, welches z. B. der alte deutsche Volksglaube in so vielen schönen Sagen aufs rührendste bemitleidet und in denen er gute, nur verwünschte und verzauberte Wesen sieht, wenn dieses Gewürm auch in seiner Art glücklich ist und unser Mitleid nicht ahnt und nicht bedarf, so ist doch das Mitleid ein schöner Zug und ein richtiges Gefühl des Menschen. Eben so wenig ahnt das grimmige Raubthier unsern Abscheu und bleibt es, indem es nur seinem Instincte folgt, schuldlos, aber unser Abscheu ist dennoch unaustilgbar. Und in gleicher Weise können wir auch nicht umhin, an den Thieren lächerlich zu finden, was wir mit menschlicher Weise vergleichen zu müssen unwillkührlich gezwungen werden. Ueberall erprobt sich der schöne Adel der Menschenseele in der Betrachtungsweise der Thiere, ihrer angebornen Eigenschaften, Instincte und Triebe, und zwar in ihrer Vergleichung mit dem Charakter und der Handlungsweise der Menschen.

Oken hatte den unglücklichen Gedanken, in den Seelen der Thiere nur Theile der Menschenseele zu sehen, sofern er auch in den Leibern der Thiere nur einseitig ausgebildete Theile oder Organe des alle Thiere auf ideale Weise vereinenden Menschen sah. Der Gedanke hält nicht Stich, weil die Seelen der Thiere und Menschen nicht dem Grade oder der Quantität nach, sondern der Art nach verschieden sind und den Thieren mit der sittlichen Freiheit auch die Unsterblichkeit abgeht. Eben so wenig Geltung verdient die früher schon von Leibnitz, später von Herder aufgestellte Behauptung, die Thiere seyen gleichsam Kinder, nur auf tieferer Stufe zurückgehaltene Menschen. Das sind sie nicht, weil sie die Menschenstufe niemals erreichen und gar nicht dafür geschaffen sind.

Nur beiläufig will ich den Glauben der Inder erwähnen, welche heute noch in den Thieren zum Theil nur verwünschte Menschen, durch die ſ. g. Seelenwanderung in thieriſche Leiber gebannte Menſchenſeelen ſehen, und die bei den meiſten Heidenvölkern vorkommende Vergötterung ſolcher Thiere, die ihnen auf beſondere Weiſe nützlich und ſegensreich, oder aber furchtbar erſchienen ſind. Einige neuere Philoſophen ſeit Descartes haben im Gegentheil in den Thieren eine ſeelenloſe Maſchine ſehen wollen. Beide Anſichten ſind Extreme, die bibliſche Wahrheit liegt hier in der rechten Mitte. Die Thiere haben Seelen, Empfindungen, Fähigkeiten, die wir Menſchen achten und ſchonen ſollen, ſofern ſie die Thiere von Gott und mittelbar oder unmittelbar zu unſrem Beſten empfangen haben, aber die Thierſeelen ſind nicht Menſchenſeelen.

Scheitlin macht in ſeiner Thierſeelenkunde I. 297 die wahre Bemerkung: durch den Umgang mit Thieren werden rohe Menſchen noch roher, milde noch milder. Im erſten Fall bewältigt das thieriſche Element wie mit dämoniſcher Gewalt die verwilderte, ihren göttlichen Urſprung vergeſſende Menſchenſeele. Im andern Fall ſchmiegt ſich das thieriſche Element, wie vom Abglanz des Göttlichen veredelt, dem Menſchen demüthig an.

Aber trotz dieſes gegenſeitigen Hingebens der Menſchen an die Thiere und umgekehrt bleiben ſie ſich ewig fremd. Die Thierähnlichkeit geht beim Menſchen oft unter das Thier hinab bis zu einer nicht mehr blos animaliſchen, ſondern teufliſchen Beſtialität, und doch bleibt er Menſch und hat ſein unſterblich Theil. Die Menſchenähnlichkeit nicht minder geht beim Thier oft ſo weit, daß ſie die ſchwache Tugend vieler Menſchen zu übertreffen ſcheint, und doch bleibt es Thier. Wie in den Kunſttrieben, ſo findet beim Thier auch in den Gefühlen und in den durch das Gefühl geleiteten Handlungen eine Steigerung bis nahe zu menſchlichem Verſtande und Gemüthe ſtatt, und zwar beides hauptſächlich in Bezug auf die Familie. Nie iſt das Thier kunſtreicher, als im Neſtbau, nie tapferer, als im Streit um ſeine Jungen oder um ſein Weib, nie zärtlicher, aufopferungsfähiger, als in der Mutterliebe. Hier und im Dienſt der Menſchen tritt uns aus der Seele des Thieres etwas entgegen, was wir für mehr als Inſtinct halten müſſen. Der Hund bewährt oft ſolche Treue gegen ſeinen Herrn, daß er menſchliche Treue beſchämt. Aber es wäre eine falſche Sentimentalität, dem Thier eine Menſchenſeele zuzuerkennen. In der ſonſt vortrefflichen Thierſeelenkunde von Scheitlin findet ſich doch (II. 393) eine Anſicht, die ganz der modernen Sentimentalität

angehörig, als unchriſtlich ſchlechterdings verworfen werden muß. Er ſagt: „In Gottes Hauſe ſind viele Wohnungen. Man ſpricht im Scherze von einem Hundshimmel. Nero war Menſch, aber er verdiente den Himmel minder, als mancher geſcheidte, brave und gutmüthige Haushund. Wir ſtoßen ihn, den Verbrecher, in die Hölle, wir müſſen deßwegen aber den Hund weder in den Himmel ſetzen, noch zernichten. Es gibt Mittelzuſtände. — Nichts Pſychiſches vergeht. Wollten wir zwiſchen den Schlaf-, Traum- und Wach-, den Pflanzen-, Thier- und Menſchenthieren einen Unterſchied machen, ſo können wir keine beſtimmten Grenzen ziehen. Alles Pſychiſche iſt unſterblich, wie die Erdpſyche, ihre Urquell, unſterblich iſt. Der ewige Schöpfer, Erhalter und Regierer wird ſchon wiſſen, wohin jedes Thier und jeden Menſchen ſtellen. Es ſind allerlei Zuſtände und Verhältniſſe hier gegeben, warum ſollten ſie nicht jenſeits auch gegeben werden können? Elende Beſchränktheit der Nichtdenker, der Menſchen ohne Einbildungskraft, ohne Sinn fürs Allgemeine, und derer, die durch Syſteme und Vorurtheile geiſtig und eben ſo ſehr gemüthlich verkrüppelt ſind.“ Zu alledem ſagt die chriſtliche Wahrheit: nein! Es gibt eine allgemeine Pſyche ſo wenig, wie eine allgemeine Materie. Es gibt keine Erd-, auch keine Pflanzenſeele. Es gibt nur Thierſeelen, die mit dem Thierleibe wieder vergehen, und Menſchenſeelen, die nach dem Tode des irdiſchen Leibes in einem verklärten Leibe wieder auferſtehen werden. Zwiſchen dieſen Unſterblichen, um derentwillen alles Sterbliche geſchaffen wurde, und den ſterblichen Creaturen iſt eine ewige undurchdringbare Scheidewand gezogen.

26.

Schmerz, Krankheit und Tod.

Wie alles irdiſchen Lebens Bedingung ſein Ende, nämlich der Tod iſt, ſo auch alles ſinnlichen Wohlſeyns und aller irdiſchen Luſt Bedingung deren Gegentheil, der Schmerz. Beim Menſchen iſt der Tod Erlöſung, der Schmerz Strafe oder Prüfung. Beide haben für den Menſchen nur Bedeutung in Bezug auf ſeine unſterbliche Seele. Anders beim Thiere. Hier iſt der Schmerz nur ein verhältnißmäßig geringer Preis um die Luſt, die das Thier in der Regel ſein ganzes Leben hindurch genießt. Thiere haben keine ſo langen und complicirten Krankheiten, wie die Menſchen, ihr Ende pflegt raſch zu erfolgen. Buckland (überſ. von

Agaſſiz I. 150) ſagt ſehr wahr, wenn ein ſchwaches Thier von einem Raubthier gefreſſen werde, ſo ſey dieſer ſchnelle Tod und kurze Schmerz nur ein mäßiger Zinsabtrag für das reiche Capital eines langen ſinnlichen Wohlſeyns. Die niedern Thiere ſcheinen kaum Schmerz zu empfinden, denn Polypen, ſelbſt noch Cruſtaceen und Spinnen erneuern die ihnen abgeſchnittenen Glieder wie der Baum ſeine Zweige; einige Inſekten und ſelbſt noch Amphibien gehen, wenn man jenen den Kopf abreißt oder dieſen das Hirn aus dem Kopfe nimmt, noch ihrer Luſt nach. Für die höheren Thiere hat der Schmerz eigentlich nur den Werth einer Warnung, daher er auch bei Zähmung derſelben in Anwendung kommt. Auch die Strafe kann hier nur als Warnung aufgefaßt werden, denn in Wahrheit verdient kein Thier Strafe, weil keines zurechnungsfähig iſt. Man hat nur ein Recht, es zu warnen.

Wenn man nun erwägt, daß der Schmerz der Thiere nicht nach menſchlichem Maßſtab gemeſſen werden darf und daß der Schmerz der Menſchen ein verdienter oder (wie Hiobs Elend) eine heilſame Prüfung iſt, ſo darf man ſich nicht mehr vor dem Gedanken entſetzen, daß über unſer Erdenrund ſo viel Schmerz und Wehe geht. Unzählbare Schaaren von Thieren werden täglich von andern lebendig gefreſſen, unzählbare Brut geht zu Grunde. Kein Jahr ohne Menſchenſchlachten, keine Stunde, in der nicht von hunderttauſend Krankenlagern lauter und leiſer Jammer tönte. Das iſt der Weltſchmerz, den in unſrer Zeit ſo viele Dichter bekannt haben. Allein es iſt weibiſche Weichherzigkeit, ſich ihm hinzugeben. Der wahre Mannesmuth ſtemmt ſich dem Schmerz entgegen und der Chriſt überwindet ihn in der Kraft ſeines Glaubens. Die ſchmerzüberwindende Kraft, die Aſceſe, darf keinem wahren Chriſten ganz unbekannt bleiben oder etwas Unmögliches ſcheinen.

Archigenes, ein berühmter Arzt in Rom zur Zeit des Trajan, war merkwürdig durch ſeinen Verſuch, die Schmerzen zu claſſificiren in ziehende, juckende, ſtechende, krümmende, in herbe, dumpfe, unbändige ꝛc. Sprengel, Geſch. der Arzneikunde II. 71. Allein ſie laſſen ſich ſo wenig wie Geſchmäcke und Gerüche und ſelbſt wie die feineren Unterſchiede des Gefühlsſinns in deutliche Rubriken bringen. Mit dem Tone hat der Schmerz ein gewiſſes crescendo, piano und forte, auch zuweilen den Rhythmus gemein. Es iſt, wie wenn der böſe Dämon auf unſern Nerven die Geige ſpielen wollte.

Der Schmerz liegt ausſchließlich in einer Berührung der Nerven.

dern auf Vermehrung des Nahrungsſtoffes und Blutes berechnet. — Die anſteckenden und endemiſchen Krankheiten oder Seuchen, die viele Individuen in Maſſe ergreifen und hinraffen, haben größtentheils ihren Grund in der Atmoſphäre und entſtehen am häufigſten bei großer Näſſe, oder auch bei großer Trockenheit, in heißer oder erſtickender Luft.

Der Tod tritt bei allen Thieren, die ein Gefäßſyſtem, d. h. einen Blutumlauf haben, mit dem Stocken deſſelben ein und gleicht inſofern dem Stehenbleiben einer Uhr. Der Puls geht nicht mehr, die Bruſt athmet nicht mehr. Indeſſen findet ſich ein ſolches Stocken auch vorübergehend beim Scheintode und der wahre Tod tritt erſt ein, wenn eine fernere Thätigkeit der Nerven unmöglich gemacht wird. Nun gibt es aber viele niedere Thiere, die weder ein unterſcheidbares Nervenſyſtem, noch Gefäße haben. Dieſe ſterben eigentlich gar nicht, ſondern wenn ihre Vitalität gehemmt wird, ſo bleiben ſie, z. B. Räderthierchen, die außerhalb des Waſſers vertrocknen, wochen- und jahrelang liegen, ſo wie ſie aber wieder ins Waſſer kommen, leben ſie wieder auf. Bei allen höheren Thieren aber iſt das Leben ein Faden, der mit dem Tod abreißt, und zwar ein Nervenfaden. Der Uebergang vom Leben zum Tode iſt eben ſo kurz und geheimnißvoll, wie der von der äußern Sinnesempfindung zum Bewußtwerden im Hirn oder wie vom Willen im Hirn bis zur That der Handbewegung. Der Nerv wirkt wie der Draht des Telegraphen mit wunderbarer Macht mühelos, in jeder Zone, unter Sturm und Ungewitter ruhig, und doch kann er plötzlich und aus einer kleinen Urſache ſtocken. Nichts iſt zäher und energiſcher als die Lebenskraft, und doch auch wieder nichts zarter und verletzbarer. Der Eine haust übel mit ihr, lange ohne ſie erſchöpfen zu können; dem Andern verſagt ſie ſich beim geringſten Anlaß. Sie iſt daher nichts, was man berechnen könnte.

Zahlloſe Thiere nähren ſich ausſchließlich von andern, ganze Generationen werden fortwährend gefreſſen. Und wie viele Thiere conſumirt der Menſch mittelbar und unmittelbar! Dadurch wird biotomiſch das Zahlenverhältniß der Thiere zu einander ausgeglichen. Wenn ausnahmsweiſe und periodiſch ungeheure Mengen einer einzelnen Thierart entſtehen, ſo nehmen dieſe ägyptiſchen Plagen, nachdem ſie den Zweck, den Gott damit hatte, erreicht haben, raſch wieder ein Ende. Die Thiere ſorgen dann nach einer bewundernswürdigen Natureinrichtung zuweilen ſelbſt für ihre Vernichtung. Von den Lemmingen (Feldmäuſen) in Skandinavien behauptet man, ſie ſtürzten ſich durch einen allgemeinen und großartigen

Selbſtmord freiwillig ins Meer, wenn ſie ſich zu ſtark vermehrt hätten und kein Futter mehr fänden, oder ſie hätten daſſelbe, getrieben von unerträglichem, den Hunger begleitenden Durſte. Große Züge von Heuſchrecken und Schmetterlingen enden ebenfalls im Meere.

Der Tod vieler Thiere hat etwas Geheimnißvolles. Sie verſchwinden ſpurlos. So faſt alle Vögel, ſo unſere Hauskatzen, die wenn ſie erkranken und den Tod fühlen, das Haus verlaſſen und nirgends mehr gefunden werden. Die Thiere gehen den Menſchen in der Verſchleierung der Leiche voran. Aus dunkelm Geheimniß entſprungen kehrt das Leben wieder in dunkles Geheimniß zurück. Nicht blos aus Sanitätsrückſichten haben von jeher alle Völker ihre Leichen verborgen, verbrannt, vergraben, kurz verſchwinden machen.

Die Weichthiere löſen ſich nach dem Tode auf in Waſſer, Luft und Erde; nur ihre äußern Formen können ſie etwa in weichem Schlamm abgedruckt und dann verhärtet zurücklaſſen, ſonſt bleibt nichts von ihnen übrig. Dagegen erhalten ſich die harten Schalen der niedern und die Skelette der Knochenthiere viel länger.

Das Verhalten des Leibes nach dem Tode (des thieriſchen Cadavers, der menſchlichen Leiche) iſt ein dreifaches. Entweder alle weichen Theile faulen hinweg und es bleiben nur die Knochen übrig, oder ſie rinnen in eine fette, ſaifenartige Subſtanz zuſammen, oder endlich ſie trocknen aus, ſchrumpfen zuſammen und bilden die ſ. g. Mumie. Der chemiſche Prozeß der Verweſung erzeugt in der Zerſetzung verſchiedener Thiere und einzelner Organe ſehr mannigfache, durchgehends eckelhafte Gerüche; ein Theil des Stoffs verflüchtigt ſich in die Luft oder zertheilt ſich in Waſſer, ein anderer löſt ſich in Staub auf und hilft den Humus oder die fruchtbare Erde bilden. Das Leichenfett iſt geruchlos, es bildet ſich in fetten Körpern unter der Mitwirkung von Waſſer, wenn aller Zutritt der Luft ausgeſchloſſen iſt, und hauptſächlich wenn viele Leichen geſellig beiſammen liegen, auf Kirchhöfen. Sein Hauptbeſtandtheil iſt Waſſerſtoff und etwas Stickſtoff, das zu Ammonium wird.

27.

Nutzen der Thiere und der animaliſchen Extracte.

Im Tode wie im Leben, unmittelbar und mittelbar dienen die Thiere dem Menſchen, die ganze Thierwelt bezieht ſich nur auf den Menſchen,

iſt nur um ſeinetwillen da. Die Freiheit der Thiere und der Umſtand, daß ihrer Milliarden zu Grunde gehen, ohne von Menſchen nur gekannt, geſchweige benutzt zu werden, und daß viele Thiere, ſtatt zu nützen, vielmehr ſchaden, ändert nichts an der Wahrheit des oben Geſagten. Denn Gott hat uns zu Herren einer überreichen und freien Natur, nicht zu Verwaltern einer nothdürftigen Oekonomie machen wollen und gemacht. Er hat das freie Waldleben geſchaffen, die Stallfütterung dagegen iſt unſer beſchränktes Werk. Die Thiere dienen uns auch, wo wir ſie gar nicht ſehen noch kennen lernen, weil ſie das allgemeine Naturleben unterhalten, und ſie dienen uns auch dann, wenn ſie uns ſcheinbar ſchädigen. Nicht blos das Hausthier nützt uns, deſſen Fleiſch wir eſſen, deſſen Kraft unſere Laſten zieht, in deſſen Haut wir uns kleiden ꝛc., ſondern auch das wilde Thier des Waldes, das wir jagen, der Löwe, deſſen ungeheure Kraft, der Schmetterling, deſſen zartes Farbenkleid wir bewundern. Im Thierreich, wie in der Natur überhaupt, hat nicht blos das Werth, was wir für baares Geld kaufen und verkaufen können, wie Schweinefleiſch, Kuhmilch und Pferdekraft; es gibt hier auch ſittliche und äſthetiſche Werthe zu ſchätzen.

Von unmittelbarem Nutzen ſind uns die Thiere zunächſt als Nahrungsmittel. Da nicht nur wir Menſchen durch unſere ganze Organiſation, durch den Bau unſerer Zähne, das Bedürfnis unſrer Blutbildung ꝛc. auf Fleiſchſpeiſe angewieſen ſind, ſondern auch unzählbare Thiere ausſchließlich vom Fleiſch anderer Thiere leben, folgt daraus auch andrerſeits, daß die Thiere von Gott ſchon zum Zweck des Verzehrtwerdens geſchaffen und gewiſſe Gattungen ganz beſonders dafür organiſirt, mit Fleiſch und Fett beſtens verſehen wurden, wie Fiſche, Schweine, Rinder ꝛc. Zu gleichem Zweck verlieh der Schöpfer vielen Thieren ein Uebermaaß von eßbaren Giern, damit neben den zur Fortpflanzung erforderlichen Giern noch genug zum Verzehren übrig bleiben. Einige Säugethiere bieten uns auch Milch zur Nahrung dar, woraus wir Butter und Käſe machen. Dabei iſt ein Plan nicht zu verkennen. Eierreiche Vögel finden ſich nebſt Fiſchen vorzugsweiſe an den unfruchtbaren Küſten der Polarzone, wo jede andere Nahrung fehlt. Milchreiche Heerden dagegen vorzugsweiſe in den faſt endloſen Steppen, die ſonſt dem Menſchen keine Nahrung darbieten. Uebrigens erhalten wir von der Thierwelt nur eine einzige Delicateſſe, die wir den Gewürzen des Pflanzenreichs an die Seite ſetzen dürfen, nämlich den von Bienen bereiteten Honig.

Weniger zur Nahrung als zu mannigfachen Fabrikationen dienen uns die thieriſchen Fette, Wachs, Urin. Man präparirt aus dem Fett Seife, Stearin ꝛc. aus dem thieriſchen Knochenleim den Leim. Hauptſächlich aus Knochen wird der Phosphor, aus Urin der Ammoniak gewonnen. Auf chemiſchem Wege zieht man noch eine Menge zur Fabrikation und zu Arzneiſtoffen brauchbare thieriſche Säuren und Salze aus, unter denen viele beſondern Thierarten zukommen, z. B. die Ameiſenſäure. Ferner werden Farbeſtoffe aus Thieren extrahirt wie aus Pflanzen. So iſt die berühmte Purpurfarbe ein Saft der Purpurſchnecke, die Scharlachfarbe ein Saft der Cochenille.

Aus der Haut der Thiere bereiten wir Leder, Pergament, aus den Därmen Saiten, aus der behaarten Haut Pelze, aus dem Haar Filz, Wolle, und wie die Bienen uns durch ihre Kunſt das koſtbarſte Nahrungsmittel, den Honig, ſo liefert uns ein Schmetterling durch ſeine Kunſt den köſtlichſten Kleidungsſtoff in der Seide. Den mannigfachſten Gebrauch machen wir von den Federn der Vögel, von den hornartigen Schalen und Knochen, von dem Elfenbein der Zähne, den harten Korallen ꝛc. Eine Menge Thiere liefern uns in einzelnen ihrer Organe Werkzeuge oder Arzneimittel. Von dem einen brauchen wir die Galle, von dem andern das Blut, die Zähne, die Stacheln, Schalen ꝛc. In früheren Zeiten legte man den einzelnen Organen der Thiere namentlich in arzneilicher Beziehung mehr Werth bei als jetzt. Man hat damit zu viel Aberglauben getrieben und es war nöthig, den ganzen Wuſt von Vorurtheilen aus der Medicin hinauszuwerfen; allein man hat ohne Zweifel auch manches Brauchbare mit weggeworfen und wird vielleicht darauf zurückkommen, wie auch in der Wiederbenützung mancher verworfenen Wahrheit der alten Kräuterkunde.

Merkwürdig ſind einige thieriſche Auswürfe durch den Nutzen den ſie leiſten. Der thieriſche Miſt überhaupt iſt zur Düngung der Felder, zur Bildung des Humus ſo wichtig, daß man ihn „die Seele der Landwirthſchaft“ genannt hat. Seit nicht langer Zeit aber hat ſich beſonders der Guano (ſeit Jahrhunderten in ungeheuern Lagern aufgeſchichteter Vogelmiſt an den Weſtküſten Südamerikas) als kräftiges Düngungsmittel bemerkbar gemacht und iſt daher ein bedeutender Handelsartikel geworden. Das den thieriſchen Geruch am energiſchſten offenbarende und am längſten bewahrende Excrement iſt der Moſchus, eine eigenthümliche Ausſcheidung des ziegenartigen Moſchusthiers, höchſt wirkſam als Wiederbelebungs- und

die Lebenskraft noch eine Zeit lang feſthaltendes Arzneimittel. In vieler Beziehung räthſelhaft iſt immer noch der koſtbare, von den Orientalen als Wohlgeruch beſonders geſuchte Ambra. Er wird in Stücken (ſchwarz, grau, weiß und gelb) vom Meer ausgeworfen wie Bernſtein und man will ihn ſchon im Leibe von Wallfiſchen gefunden haben. Oken glaubte ihn als Gallenſtein, entweder als Excrement oder Samen des Wallfiſches erklären zu müſſen, da man ihn im Darm und Blaſe des Pottfiſches gefunden hat. Der thieriſchen Ausſcheidungen koſtbarſte iſt jedoch die Perle, ein krankhafter Auswuchs der innern Perlmutterſchale einer Muſchel.

Von vielen Thieren benützen wir deren Muskelkraft, um ſie als Laſt- und Reitthiere zu brauchen, ja man hat die gewöhnliche Ziehkraft eines Pferdes zum Normalmaaß der Kraftbemeſſung überhaupt gemacht, nicht die eines Menſchen. Die hier in Rede ſtehenden Thiere ſind für die verſchiedene Art der Benützung ausdrücklich vom Schöpfer organiſirt worden. Das Pferd iſt gebaut, um geritten zu werden und um zu ziehen; als Reitthier hat es zugleich den zum Kriegsdienſt unerläßlichen Muth und die erforderliche große Schnelligkeit. Das Kameel iſt gebaut, um ſchwere Laſten zu tragen, und zugleich, um auf weiten Märſchen durch die Wüſte wochenlang hungern und durſten zu können. Hier war ſchon die erſte Anlage des Thiers bei ſeiner Schöpfung auf die Beſtimmung berechnet, die es für den Menſchen haben ſollte. Sogar ſeine Knie ſind ſo conſtruirt, daß es ſich, um ſchwere Laſten ſich aufladen zu laſſen und mit denſelben wieder aufzuſtehen, feſt darauf ſtützen kann. Für das Laſttragen auf Gebirgen ſind die Eſel, Maulthiere, die Elephanten und Yaks in Hochaſien, die Lamas in den Cordilleren geſchaffen. Selbſt noch die Polarzone entbehrt der Laſtthiere nicht, indem ſich eine eigenthümliche Hunderace leicht zum Ziehen der Schlitten abrichten läßt.

Unzählbare Thiere nützen uns, ohne daß wir es beachten, durch Vertilgung böſer Miasmen in der Luft, fauler Stoffe und Tödtung ſchädlicher Thiere. Wie die wilden Hunde, die Ibis und Aasgeier im Orient ſich das große Verdienſt erwerben, alles Aas raſch wegzufreſſen, weßhalb man ſie auch für geheiligt hält und ſchont, eben ſo dienen auch bei uns eine Menge Thiere, um die Mäuſe, das ſchädliche Feldgewürm, Raupen und Ungeziefer aller Art zu vertilgen. Viele Würmer und Inſekten ſcheinen ausſchließlich geſchaffen zu ſeyn, um ſchädliche Stoffe zu conſumiren und in ſich zu verarbeiten, ſo daß durch ihre Entſtehung und An-

häufung eine Reinigung im Waſſer und in der Luft bewirkt wird; ſie ſelbſt werden dann wieder, wenn ſie durch ihre Menge läſtig ſind, von höhern Thieren gefreſſen und weggeſchafft. Die mancherlei Gifte, die ſich in Thieren wie in Pflanzen concentriren, ſind vielleicht nur ein Zeichen, daß die Elemente, in denen wir leben, durch dieſe Concentration von einem Stoff gereinigt worden ſind, der uns ſonſt verderblich geworden wäre. Die Thiere übernehmen eine gewiſſe Sanitätspolizei in der Natur. Ohne ſie könnte vielleicht die heutige Naturordnung gar nicht beſtehen. Die maſſenhaften Kalkbildungen, die zur Vereinigung des vorweltlichen Meeres und Luftkreiſes gewiß viel beigetragen haben, ſind größtentheils als thieriſche Reſte erkannt worden.

Wie ferner die ſchon genannten koſtbaren thieriſchen Extracte, Seide, Perlen ꝛc. dem menſchlichen Luxus dienen, ſo auch lebendige Thiere, die vorzugsweiſe für unſer Vergnügen geſchaffen zu ſeyn ſcheinen, und die deshalb auch von Natur aus dem Menſchen leicht ſich anſchmiegen, und durch Zucht eine mannigfache Cultur annehmen. So die Luxuspferde, Luxushunde, Tauben, Papagaien, die meiſten Singvögel, Hühner ꝛc. — Nirgends zeigen ſich innerhalb einer Thierart mehr Spielarten und buntere Wechſel von Größe und Farbe, als gerade bei dieſen Luxusthieren, weil nur für dieſen Zweck ein ſolcher Reiz des Mannigfaltigen angemeſſen erſchien. Ueberhaupt ſind es die Haus- und Luxusthiere, bei denen ſich zum erſtenmal das ganze Farbenſpectrum der Menſchenwelt annähernd und wie ein Reflex kund gibt. Pferde, Rinder, Hunde, Tauben und Hühner, in zweiter Linie auch Katzen und ſogar Schweine wechſeln in der Haut- oder Haar- und Federfarbe nahezu wie der Menſch vom Blonden durchs Braune und Rothe zum Schwarzen. Der ganze Fächer der Menſchenracen ſpiegelt ſich ſchon in den Hausthieren ab, nimmt aber hier noch die den Menſchen fehlenden Nuancen des Scheckigen und zugleich eine Steigerung in der Größe auf, die unter den Menſchen wenigſtens nicht ſo ſtark iſt. Der Abſtand zwiſchen dem kleinſten Bologneſerhund vom Newfoundländer, auch noch der vom indiſchen Zwergſtier zum lithauiſchen Auerochſen und vom engliſchen Pony zum Trachener Pferde iſt noch größer als der unter den Menſchen vom kleinen Eskimaux zum großen Patagonier.

Die zwei edelſten und den Menſchen befreundetſten Thiere ſind ohne Zweifel Pferd und Hund, Waffengefährten und treue Diener und Wächter, die eine faſt menſchliche Vernunft zeigen und denen ſich im Orient noch

der Elephant zugeſellt, ein allen andern wie an Körpergröße, ſo an Urtheilskraft überlegenes Thier. In der Großmuth, Treue, dem Verſtand und der Beſonnenheit dieſer Thiere dürfte noch ein göttliches Geheimniß beruhen. Wir ſind nimmermehr berechtigt, ihnen eine unſterbliche Seele anzudichten, aber wir dürfen eben ſo wenig mit gefühlloſer Härte über ſie als uns ſklaviſch unterworfene Thiere urtheilen. Wenn wir zu unſrer Beſchämung erkennen, daß der edle Menſch, Gottes Ebenbild ſelbſt, bis zum Thier ſich erniedrigt, ſo müſſen wir auch wohl die Möglichkeit einer Erhebung des Thiers bis zu einem gewiſſen Grade der Menſchenähnlichkeit gelten laſſen, deren wahre Natur wir aber nicht zu erkennen vermögen, über die wir, wie über die Thierſeelen überhaupt, vollen und klarſten Aufſchluß wohl nie erlangen werden.

II. Abtheilung.

Die Thiergruppen.

1.

Eintheilung der Thiere.

Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege. Und die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art, Thier, Gewürm und Vieh auf Erden, ein jegliches nach seiner Art. Und es geschah also. Und Gott sahe daß es gut war. Genesis I. 20. 24. Das ist die Grundlage aller Thiereintheilung.

Da alle Thiere, wie Pflanzen, nur an der Oberfläche der Erde leben können und diese zuerst mit Wasser bedeckt war, sind auch Wasserthiere die ältesten, wie die Wasserpflanzen. Auf sie folgten nach der h. Schrift die Luftthiere. Sehr natürlich, denn die kleinste Insel, der kleinste Fels reicht hin, um die Nester von Wasservögeln zu tragen, und es gibt geflügelte Insekten, die im Larven- und Puppenzustand unter Wasser zubringen und erst in der letzten Verwandlung aus der Puppe frei in die Luft emporfliegen, um hier ausschließlich in der Luft zu leben und nach kurzer Zeit ihre Eier wieder ins Wasser zu legen. Zuletzt wurden die Thiere des festen Landes geschaffen, die da Boden unter sich haben müssen.

Die zahlreichen Eintheilungsversuche der Wissenschaft stimmen trotz mannigfacher Abweichungen im Allgemeinen darin überein, daß sie nach dem leiblichen Bau der Thiere das ganze Thierreich in drei Gruppen theilen, 1) **Bauch-** oder **Weichthiere**, wozu man die Infusorien, Rhizopoden, Polypen, Quallen, Strahlthiere, Mollusken (Muscheln, Schnecken und Kopffüßler) rechnet; 2) **Gliederthiere**, d. h. Würmer, Insekten, Spinnen und Crustaceen; 3) **Wirbelthiere** mit einem innern Knochengerüst, die bekannten vier Classen der Fische, Amphibien, Vögel

und Säugethiere. Es iſt indeß die Frage, ob im leiblichen Bau, in der Anatomie allein der entſcheidende Eintheilungsgrund geſucht werden darf, und ob die alte bibliſche Eintheilung nicht auch für die Wiſſenſchaft die beſſere iſt? Das natürliche Gefühl ſträubt ſich dagegen, daß die Wallfiſche von den Fiſchen weggenommen und mit den Affen und Löwen in eine Claſſe geſetzt werden. Ebenſowenig läßt ſich die Wahlverwandtſchaft zwiſchen geflügelten Inſekten und Vögeln wegdemonſtriren. Beide gehören zum wimmelnden Volke der Luft, beide beneiden wir um ihre leichten Schwingen. Und wiederum gehört alles Gewürm zuſammen, das im Dunkeln kriecht, vom Eingeweidewurm bis zum Molche.

Obgleich die Thiere eine gewiſſe Stufenleiter bis zum Menſchen hinauf darſtellen, beſitzen doch Thiere der niedern Reihe oft mehr Fähigkeiten, als andere der höhern Reihe. Man iſt genöthigt, eine Art von Wellenbewegung im Fortſchritt von der niedrigſten zur höchſten Thierart anzunehmen, ſo zwar, daß im Fortſchritt Höhe und Tiefe wechſeln, es in der niedern Thierclaſſe doch höhere Gattungscharaktere, in der höheren Thierclaſſe niederere Gattungscharaktere gibt. So läßt ſich der Widerſpruch vereinigen, der darin zu liegen ſcheint, daß z. B. die Spinne auf niedrer Stufe ein viel vollkommeneres Geſchöpf iſt, als das Faulthier auf der höhern. Zuweilen ſind in einem niedern Thier unſcheinbare Knochenanſätze und völlig unnütz ſcheinende Theile und Organe vorhanden, die erſt in einem höhern Thier ihre vollkommene Entwicklung erhalten. Indeß wird damit nicht mehr bewieſen, als andrerſeits durch die ſeltſamen Zwitterbildungen, in denen zweierlei Thiere zu einem verbunden erſcheinen, wie in der Fledermaus Maus und Vogel, im Schnabelthier Fiſchotter und Ente, im ausgeſtorbenen Pterodactylus Vogel und Eidechſe. Solche Ausnahmen beweiſen eben durch ihre Sonderbarkeit nur das allgemeine Vorherrſchen der Regel in der Natur, nach welcher die Claſſen, Gattungen und Arten ſcharf getrennt bleiben. Die Ausnahmen haben nur inſofern eine höhere Bedeutung, als ſie ſich wie die Maſchen des Netzes verhalten, das alle Gattungen zum gemeinſamen Leben auf der Erde umſchlingt. In dieſem Sinne iſt ſogar noch ein Zuſammenhang der jetzt lebenden Thierwelt mit der in der Alluvial- und Diluvialzeit verſchwundenen angedeutet in unſern noch lebenden Dickhäutern, dem Elephanten und Nashorn. In dieſem Sinn iſt auch jene bis nahe an die Sittlichkeit des Menſchen angrenzende Treue des Hundes, die bis an den Geiſt des Menſchen grenzende Ueberlegung des Elephanten zu verſtehen. In dieſem Sinne muß

man alle Amphibien und alle Verwandlungsſtufen der Inſekten auffaſſen. Ich muß hiebei an das erinnern, was ich im ſechſten Buch über die urweltlichen Thiere bemerkt habe, bei denen die Uebergänge der Thierclaſſen in einander noch viel auffallender waren, eben weil damals die Natur überhaupt erſt im Werden war. In der Koralle iſt das Thierreich ſogar auf gewiſſe Art mit dem Stein- und Pflanzenreich verbunden, und gerade ſolche Polypen und die Steine und Thiere verbindenden Muſcheln herrſchten in der Vorwelt in ungeheuern Maſſen vor. Desgleichen die Sauroiden, in denen Amphibien und Fiſche, und zahlreiche Säugethiere, in denen Pferde und Rinder auf eine jetzt nicht mehr vorkommende, uns heute unnatürlich erſcheinende Weiſe verbunden waren. Aber auch heute noch befremden uns die Wallfiſche, ſofern ſie Säugethiere und Fiſche zugleich ſind, die zwiſchen den Eierlegern und Säugethieren die Mitte haltenden Beutelthiere, die Fledermäuſe ꝛc.

Sind die Hauptclaſſen der Thiere auch bekannt, ſo doch bei weitem noch nicht die mannigfachen Unterordnungen, Gattungen und Arten. In Römers Synopſis 1853 findet man eine annäherungsweiſe verſuchte Zählung, wonach es 1400 verſchiedene Arten von Säugethieren, 7000 von Vögeln, 1600 von Amphibien, 8000 von Fiſchen, 9000 von Molusken, 2000 von Würmern, 2000 von Polypen und Radiaten, 80,000 von Inſekten und 1000 von Infuſorien gäbe. Aber ſeitdem ſind von den letztern ſchon wieder ſo viele beſtimmt, daß auf die Rhizopoden allein 2000 fallen. Sind bei weitem noch nicht alle Arten, die es gibt, entdeckt, ganze große Länderſtrecken auf der Erde in dieſer Beziehung den Gelehrten noch unbekannt, ſo ſchwanken auch die Grenzen innerhalb der ſyſtematiſchen Claſſificirung. Man hat keine geringe Mühe, wenn man die neuen und neueſten Syſteme mit einander vergleicht, ſich in deren widerſprechenden Eintheilungen zurecht zu finden. Bei genauer Erforſchung wurde es oft nothwendig, eine Thiergattung ganz von der andern zu trennen, mit der man ſie vorher in eine Claſſe vereinigt hatte. In andern Fällen genügt die Forſchung noch nicht und die ſcharfſinnigſten Anatomen und Phyſiologen zweifeln noch, wohin eigentlich das Thier gehöre. Oft ſtreitet man um die Priorität und will ein Gelehrtenkreis dem andern nicht nachgeben. In Frankreich z. B. herrſchen andere Schulſyſteme, wie in Deutſchland. Der Uebel ärgſtes aber war ſeither der Luxus in Aufſtellung neuer Arten, die den Namen des Entdeckers verewigen ſollten. Hier hat die Eitelkeit eben ſo mit dem Thierreich, wie mit dem Pflanzenreich Misbrauch getrieben.

Ich werde die große Dreitheilung des Thierreichs feſthalten und zuerſt von den harmloſen Weichthieren (mit oder ohne Schale) im Meere handeln, dann von dem zahlloſen Ungeziefer der Gliederthiere, zuletzt von den immer mehr in ihrer Phyſiognomie und in ihren Temperamenten dem Menſchen ſich nähernden Wirbelthieren.

2.

Thierzonen.

Die Thiere müſſen ſich nach dem Elemente richten, in dem ſie leben. Vor allem die Bewegung. Darnach ergeben ſich drei große Thiergruppen: alle Waſſerthiere ſchwimmen, alle Luftthiere fliegen, alle Erdthiere laufen oder kriechen. Die einen ſind durch Schwimmapparate, die andern durch Flügel, die dritten durch Beine oder wurmförmige Bewegungen ausgezeichnet. Innerhalb jedes Elementes unterſcheiden ſich kleine und große Thiere; die kleinen, in Menge vorhanden, werden in der Regel von den größern gefreſſen. Die Vertheilung der Thiere nach ihrer Größe hat hauptſächlich dieſen Zweck.

Sodann vertheilen ſich die Thiere nach den Zonen der Erde. An den Polen, in der kalten Region wohnen andere Thiere als in der gemäßigten und in der heißen Zone. Die Polarthiere nehmen meiſt die weiße Farbe des Schnees an und haben dicke Häute, Pelze oder Federdecken zum Schutz gegen die Kälte. Im Uebergang zur gemäßigten Zone zeigen ſich die wenigen Thierarten doch der Zahl nach in großen Mengen, ungeheure Heerden auf den Prairien Canadas und in den Steppen Sibiriens. Schon in der Polarzone ſelbſt kommen Rennthiere und einige Arten von Waſſervögeln in großen Heerden vor. Dieſelbe Erſcheinung haben wir ſchon in der Pflanzenwelt erkannt; an der nördlichen Grenze der Vegetation gegen das ewige Eis der Pole hin kommen gleichartige Wälder von Birken und Nadelholz in weiteſter Erſtreckung vor. Dieſe Mengen nehmen gegen den Aequator hin immer mehr ab, und wie dort die Pflanzenwelt in der reichſten Mannigfaltigkeit der Arten vorkommt, ſo auch die Thierwelt. Man hat unter den Tropen namentlich Papagaien- und Colibriarten nur in einem engen Umkreis gefunden, ganz ſo wie die eben ſo mannigfachen, aber nur in wenigen Exemplaren an einer Stätte ausſchließlich vorkommenden Palmen.

Nicht minder groß iſt der Gegenſatz zwiſchen Thieren der Höhe und

Tiefe. Auf den Bergen leben ganz andere Thiergattungen als in den Ebenen, auf dem dürren Geſtein, in den Hochebenen, im Urwald, in grasbewachſenen Ebenen, in Sümpfen und in Sandwüſten wieder andere.

Auch die weſtöſtliche Richtung bedingt bei den Thieren Aenderungen, wie bei den Pflanzen. Die neue Welt hat andere Thiere als die alte. Jeder Welttheil hat charakteriſtiſche Thiere, die den andern fehlen. Selbſt Aehnlichkeit der Gegend und das gleiche Clima entſcheiden dabei nicht. Das Kameel z. B. kommt nur in der alten Welt an den Grenzen der gemäßigten und heißen Zone vor, die Giraffe nur in Afrika in der heißen Zone, das Lama nur auf den Cordilleren, das Känguruh nur in Neuholland, obgleich auch andere Länder, Gebirge und Ebenen in gleicher Breite liegen. Im Allgemeinen hat Aſien mehr Säugethiere, Amerika mehr Vögel, Amphibien und Inſekten; Europa mehr zahme, Afrika mehr wilde Thiere. Auſtralien iſt am ärmlichſten mit Thieren ausgeſtattet.

Der Zeit nach müſſen wir ferner noch Tag- und Nachtthiere, Sommer- und Winterthiere unterſcheiden. Eine große Menge, namentlich kleiner Thiere verbirgt ſich im Licht und kommt erſt in der Nacht hervor. Von den kleinen Nachtthieren leben dann wieder größere, die Fledermaus z. B. von Nachtſchmetterlingen und wieder die Eule von Fledermäuſen. Eine beſondere Abtheilung der Nachtthiere bilden die Schattenthiere, die dem Licht fern immer in unterirdiſchen Höhlen leben, und wieder eine beſondere die gleichfalls zu ewigem Dunkel verdammten Eingeweidwürmer.

Viele Thiere verändern den Ort nach Zeitumſtänden, das ſind die Wanderthiere, die in den Steppen der Weide nachziehen, und die Zugvögel, die ſich ſtets in der gemäßigt warmen Temperatur halten, daher im Sommer aus den zu heißen Gegenden in unſere kühleren nördlichen, und im Winter wieder aus unſeren zu kalten in die wärmeren des Südens ziehen. Es gibt noch ausnahmsweiſe Wanderzüge von Thieren, wenn dieſelben in gewiſſen Jahrgängen in ungewöhnlich großer Menge vorkommen. Alsdann wandern die Thiere in Schaaren von Millionen aus, Futter ſuchend, bis ſie umkommen. Man hat Grund zu glauben, daß der Inſtinkt ſie in den ſichern Tod treibt, weil ſie zu gefährlich werden würden, wenn ſie ſich irgendwo einniſteten. So verſchwinden faſt alle Heuſchreckenſchwärme im Meere.

Eine ungleich wichtigere Rolle in der Geſchichte der Erdoberfläche ſpielt die thieriſche Coloniſation, die abſichtlich oder zufällig durch

Menſchen veranlaßt wird. Ueberall hin folgen dem Menſchen die Hausthiere, die er als unentbehrlich mit ſich nimmt; überall verdrängt er die ihm ſchädlichen wilden Thiere und erſetzt ſie durch nützliche zahme. Wo aber einmal zahme Thiere eingedrungen ſind, pflanzen ſie ſich häufig auch ohne weitern Beiſtand des Menſchen fort. So wimmeln die Grasebenen in Nord- und Südamerika von Pferden und Rindern, verwilderte Nachkommen der zahmen Thiere, die von den erſten europäiſchen Anſiedlern waren mitgebracht worden. Unter dieſen Umſtänden zeigt ſich eine wachſende Abnahme der wilden Thiere an allen Grenzen der von Menſchen bewohnten Gegenden. Einige Thierarten, die man früher noch fand, ſind ſchon ausgeſtorben und andern wird das gleiche Schickſal widerfahren. — Durch die Wanderung und Verpflanzung in ein andres Clima bilden ſich Varietäten. Die europäiſchen Hühner z. B. verloren in Virginien ihre Schwanzfedern. Am meiſten aber trägt die Zähmung und Behandlung urſprünglich wilder Thiere zu deren Veränderung bei. Der wilde Hund iſt eine Art Wolf, das wilde Schaf eine Art Gemſe, das wilde Rind und wilde Schwein ſind gleichfalls weit ſchrecklichere Thiere als ihre zahmen Abkömmlinge. Mit der Verbreitung und Zähmung verbindet ſich bei Rindern, Pferden, Hunden, Tauben, Hühnern ꝛc. ein außerordentlich mannigfaches Auseinandergehen auch in der Größe und Farbe.

So viel von den Thieren im Allgemeinen. Indem ich nun zur Schilderung der Thiere im Einzelnen nach ihren Arten übergehe, halte ich dieſelbe Methode ein, wie bei den Pflanzen, und ſtelle die Thiere zuſammen, wie ſie nach dem Element, in dem ſie leben, und nach dem landſchaftlichen Charakter zuſammengehören, und beginne mit dem thieriſchen Leben im Waſſer, welches das kleinſte und primitivſte bei den Thieren iſt, wie bei den Pflanzen. Wie das vegetabiliſche Leben mit den kleinſten Algen beginnt, ſo das animaliſche mit den Infuſorien.

A. Die Weichthiere.

3.

Die Infuſorien.

Infuſorien oder Infuſionsthierchen (Aufgußthierchen) nennt man die mikroſkopiſchen d. h. nur unter dem Vergrößerungsglaſe ſichtbaren, oft nur den tauſendſten Theil einer Linie meſſenden Thierchen, von denen man Millionen in einem einzigen Waſſertropfen findet, und die man ſich am leichteſten verſchafft, wenn man in einem Glaſe auf ein wenig Heu Waſſer gießt. War das Waſſer auch urſprünglich rein, ſo füllt es ſich doch nach wenigen Tagen mit den im Heu entwickelten Thierchen. Der Name iſt unpaſſend, da er von der zufälligen Entdeckung der Thierchen hergenommen iſt. Man hat ihn daher mit dem Namen Protozoen (die zuerſt lebten) oder Urthiere zu erſetzen verſucht. Zuletzt hat Burmeiſter den Namen Irregulärthiere vorgeſchlagen, weil die Infuſorien keine regelmäßige Geſtalt annehmen. Allein dieſer Name paßt nicht ganz, ſofern ſich trotz der ſtarken Contraction der Infuſorienleiber doch reguläre Typen feſthalten laſſen.

Das Studium dieſer Thierchen iſt noch jung und trotz der Vollkommenheit unſerer Mikroſkope laſſen doch die Beobachtungen ſo feiner Dinge Täuſchungen und Einbildungen zu. Daher unter den Gelehrten ein lebhafter Streit zunächſt über die Grenzen des Pflanzen- und Thierartigen in den kleinen Creaturen, die von den Einen für Algen, von den Andern für Infuſorien erklärt werden, und ſodann über die Organiſation der letztern, die von den Einen für ſehr entwickelt, von den Andern für ungleich niedriger ſtehend erklärt wird. Ueber die zweifelhaften Grenzen haben wir ſchon im dritten Capitel der zweiten Abtheilung der Botanik gehandelt. Liebig macht in ſeinen chemiſchen Briefen S. 220 die ſcharfſinnige Bemerkung, der Pilz hauche Kohlenſäure, das Infuſorium Sauerſtoff aus, jener übt alſo eine thieriſche, dieſes eine pflanzliche Funktion. Dennoch ſtehen Pilz und Infuſorie nicht auf einerlei Stufe, jener im Pflanzen- und dieſes im Thierreich. Vielmehr ſteht feſt, daß der Pilz

die letzte Pflanze, das Infusorium hingegen das erste Thier ist. Und nur weil sie dies sind, können sie sich berühren.

Die Infusorien entstehen rasch in ungeheurer Menge, immer nur im Wasser, aber nicht ohne Zutritt der Luft. In hermetisch von der Luft abgeschlossenen Räumen können sie nicht existiren. Ihre feinen Flimmerhärchen (Cilien) dienen vielleicht mehr kiemenartig die Luft aus dem Wasser auszuscheiden, als zur Fortbewegung oder zum Herbeitreiben der Nahrung. Ohne Luft kann und soll kein Thier leben können. Durch dieses Bedürfniß ist die ganze Thierwelt an die Oberfläche der Erde nach obenhin gebannt, wie andrerseits durch die Schwerkraft nach untenhin. Das thierische Leben reicht nicht weiter unter das Wasser und unter die Erde, als noch Luft hinunterdringen kann.

Die Infusorien dienen 1) zur Reinigung des Wassers von unreinen Stoffen, welche das kleine Thierchen in sich bringt und verarbeitet; 2) zum Fraß für größere Thiere, vorzugsweise der Fische; 3) zur Bildung von Erdschichten. Nicht nur Korallen bauen hohe Felsenmauern auf, auch aus den kiesel- oder kalkartigen Schalen vieler Infusorien haben sich mächtige Schichten gebildet, von s. g. Kieselguhr, Tripel, Polierschiefer, Kreide, Bergmehl, Feuerstein, Halbopal ꝛc. Man hat von infusorienhaltiger Kieselerde Ziegel verfertigt, welche korkartig leicht und im Feuer und Wasser gleich beständig sind. Vgl. Leonhard, Geologie I. 243. Wie viele Thierchen zu einem einzigen solchen Ziegel erforderlich sind, mag man errathen, wenn man erwägt, daß nach Ehrenberg in einem Cubikzoll des Biliner Polierschiefers 1 Billion und 750,000 Millionen Individuen einer Gallionella vorkommen. Auch die eßbare Erde gehört hierher. Wilde und Kinder finden zuweilen Geschmack am Erdeessen, das ist dann aber immer eine aus Infusorien entstandene Erde, deren Stoff noch organische Theile enthält. Selbst Marmor hat Ehrenberg noch im letzten Jahr (Monatsbericht der Berliner Academie von 1855 S. 9) den Infusorien vindicirt. Man hat bemerkt, daß viele Infusorien lichtscheu sind und sich in einem Glase aus dem Sonnenschein in den Schatten zurückziehen. Auch auf dem Meer sieht man sie nur bei Nacht, nicht bei Tage. Spix und Martius, Reise I. 33. Damit contrastirt seltsam, daß sie gerade bei Nacht selbst leuchten, nämlich wenigstens zu gewissen Zeiten besonders bei stark erregter Electricität phosphoresciren. Ich habe davon schon bei der Schilderung des Meeres (Theil I. S. 228) gesprochen. Indessen gibt es doch auch wieder Infusorien, die sich gern im Licht bewegen, wie in Frorieps Tages-

berichten Zoologie 1852 II. 31 richtig gesagt ist und Jeder selbst leicht beobachten kann.

Die Infusorien zeichnen sich trotz ihrer Kleinheit und Gliederlosigkeit, da sie nur ein bewegliches Tröpfchen von kleinster Dimension darstellen, durch außerordentliche Beweglichkeit und Munterkeit aus. Es ist eine Lust, ihnen hinter dem Vergrößerungsglase zuzusehen. Hermann von Hermannsthal beschreibt in seinen Gedichten 1837 zwei Wassertropfen, die zusammenrinnen. Aber in jedem war eine ganze kleine Welt von Infusionsthieren und wie sie zusammenfloßen, begannen sie einen furchtbaren Krieg unter einander. Das kommt nicht immer vor, aber es kommt doch vor, wenn größere und kleinere Thiere sich begegnen und diese von jenen aufgefressen werden. Als die Infusionsthiere entdeckt wurden, wollte mancher aus übertriebener Empfindsamkeit kein Wasser mehr trinken. Ein Inder, dem ein Engländer Infusorien unter dem Mikroskop zeigte, wurde (weil die Inder keine Thiere tödten dürfen) tief traurig und sagte: du hast mir die Ruhe meiner Seele geraubt.

Der kleine Leib der Infusorien erscheint, wie gesagt, nur als ein winziges, aber sehr bewegliches Tröpfchen von einer durchsichtigen Gallert (gelée vivante oder sarcode von Dujardin genannt), gleichsam thierischem Urstoff, worin noch weder Muskeln (deren Spur erst bei den Vorticellen auftritt), noch Nerven, noch Gefäße zu finden sind, und auch noch keine Haut unterschieden wird. Aber diese völlig gleichförmige Gallert scheint doch Eigenschaften zu vereinigen, die sich erst in höher entwickelten Thieren an verschiedene Organe vertheilen. Da alle Thiere nur mittelst des Nerven, der auf die Muskel wirkt, sich bewegen können, muß beim Infusorium die Gallert, obgleich kein Nerv noch Muskel darin erkannt wird, doch Nerven- und Muskelfunktion ausüben, denn es bewegt sich durch Contraction und Expansion seiner Masse sehr lebendig. Der ganze Leib ist contractil und seine Bewegungen sind nicht mechanisch wie bei Diatomeen und Bacillarien, sondern entschieden willkührlich. Das Thierchen fährt rasch auf und ab, rechts- und linkshin, flieht einen Gegenstand, sucht einen andern auf, frißt mit Auswahl, weicht dem Licht aus ꝛc. Die einfachsten Infusorien sind Kugeln, Ellipsen, dann folgen Thierchen die sich wie Egel zusammenziehen und ausdehnen. Man bemerkt, daß irgend ein Punkt des Leibes voranschießt und die ganze übrige Masse wie passiv nachschleppt. Aus der weichen Gallert bilden sich theils Rüssel, theils Fäden. An den schon etwas mehr entwickelten zeigt sich eine neue

Subſtanz. Das iſt eine gleichfalls noch durchſichtige, aber feſte und unveränderliche Schale (Panzer), wozu ſich feſte Haare und Stacheln geſellen. Man hält dieſen feſten Stoff für Chitine, den hornartigen Grundſtoff der Inſektenbedeckung. Er durchdringt ſich im Waſſer mit Kieſelerde und Kalk und bleibt, wenn das Thier ſtirbt, unverweslich. So konnten die großen Anhäufungen der Infuſorienpanzer in den Schichtungen der Erdrinde entſtehen.

Die niedrigſten Infuſorien haben weder Mund noch After. Sie ſaugen den Nahrungsſtoff mit dem ganzen Leibe ein und geben, was ſie nicht verdauen, durch einfaches Aufreißen des Leibes, der dann wieder zuſammenfließt, von ſich. Nur die höheren haben einen Mund, der zugleich als After dient. Daß kein einziges Infuſorium weder Magen, noch Augen, noch Eier hat, iſt durch Dujardin und unlängſt wieder durch Stein klar erwieſen. Vgl. Cap. 4 und 21 der erſten Abtheilung. Ein dunkler Punkt (nucleus) im Innern des Infuſoriums iſt vielleicht die Kernzelle, aus der die Theilung und Fortpflanzung hergeleitet werden kann. Daneben ein heller Punkt, vielleicht der Sitz des Ernährungs- und Athmungstriebes. Vgl. Burmeiſter, zoonomiſche Briefe S. 53. Gewißheit hat man darüber nicht. Daher weiß man auch nicht, wie die Infuſorien im Aufguß entſtehen. Die Eier Ehrenbergs ſind verworfen, die generatio aequivoca ebenfalls. Ein drittes iſt noch nicht gefunden, die eigentliche Natur des nucleus noch unbekannt.

Eben ſo wenig wiſſen wir, woher die Farben und Färbeſtoffe der Infuſorien. Die einfachſten ſind waſſerhell, dann zeigt ſich bei ihnen wie bei den Algen der Urgegenſatz von grün und roth, ferner treten gelbe und braune Färbungen auf, wobei man jedoch ſorgfältig zu unterſcheiden hat, was echte Localfarbe und was blos optiſche Täuſchung unter dem Mikroſkop iſt. Man will beobachtet haben, daß Infuſorien zu verſchiedenen Stunden des Tages die Farben wechſeln. Ausland 1840 S. 1202. Die von Oken entdeckte kleine monas Okenii liefert eine haltbare ſchöne rothe Farbe. Weiße malte mit dieſer Farbe das Thierchen ſelbſt in 290maliger Vergrößerung und brauchte dazu den Farbſtoff von 150,000 todten Individuen. Frorieps neue Notizen 1854 Nro. 6.

Gehen wir nun auf die einzelnen Abtheilungen der Infuſorien ein, ſo iſt voraus zu bemerken, daß die einfachſten und eigentlichen Infuſorien nur ſelbſtſtändige Zellen ſind, ausgeſtattet mit lebhafter Bewegung, mit der Gabe ſich zu nähren und durch Zertheilung fortzupflanzen, daß ſie ſich

aber ſodann in vier Richtungen weiter entwickeln und inſofern die höhern Thierclaſſen vorbilden. Zunächſt geht ihre Form in die der Würmer, zweitens in die der Polypen, drittens der Schnecken und Muſcheln, viertens in die der Cruſtaceen über.

Am einfachſten ſind die Monaden, nackte runde Gallerttröpfchen, die ſich aber elliptiſch und ſpindelförmig ausdehnen können und ſich weniger Flimmerhärchen zum bewegen und athmen bedienen. Zu ihnen zählt man 1) die eigentliche runde Monade (monas) in ſehr vielen Arten, die ſich hauptſächlich durch die Stellung und Länge der Härchen oder Fäden und durch die Farbe unterſcheiden; monas termo, das kleinſte waſſerhelle Kügelchen nur $^1/_{1000}$ Linie lang; 2) die Augenmonade (microglena) mit einem rothen Punkte, der aber kein wirkliches Auge iſt; 3) die Schwanzmonade (bodo) mit einem langen Schwanzhaar; 4) die Traubenmonade (uvella), ſo genannt, weil ſich die Thiere, nachdem ſie einige Zeit gelebt haben, wie in Trauben zuſammenfügen. Man hat indeß in Bodo und Uvella nur Uebergangsformen, nur Jugendzuſtände des chlorogonium enchlorum zu erkennen geglaubt. Vgl. Frorieps Tagesber., Zool. II. 51. Neben den Monaden gebührt der nächſte Platz den Vibrionen, weil dieſelben noch nackte, nur verlängerte wurmartige und geſchlängelte Leiber haben. Sie gleichen oft nur Fäden und winden ſich wie kleine Aale. Merkwürdig erſcheint bei vielen, daß einige Arten ſehr lebhaft, andere dagegen träge und wie erſtarrt ſind. — Durch noch größere Elaſticität in den Verlängerungen und Verkürzungen des Leibes zeichnen ſich die ſ. g. Aenderlinge aus, die gelbe astasia, die ſpindelförmige ſchön grüne euglena mit einem rothen Punkt, noch mehr die Pſeudopodien, die durch Verſchrenken und Zurückziehen von fußähnlichen Fortſätzen ihrem Leib die abwechſelndſte Geſtalt geben, proteus. Endlich die Scheibenthierchen (cyclinida) mit einem Kreiſe von Flimmerhärchen, die bohnenförmigen Colpodinen ꝛc.

Den Uebergang zu den in Schalen eingeſchloſſenen Infuſorien bilden die Kugelthierchen oder Volvocineen. Volvox globator iſt wohl das ſchönſte unter den Infuſionsthierchen, eine kryſtallhelle Kugel mit einer Art von Netz zart überzogen, in deſſen Knotenpunkten ſich feine Härchen befinden, die dem Thier zur Bewegung im Waſſer dienen. Es rollt ſich aber beſtändig nur um ſich ſelbſt und nach welcher Seite es will, wie eine lebendige Kugel. In ſeinem vollkommen durchſichtigen Innern ſchwimmen kleine Kügelchen von dunkelgrüner Farbe, ebenfalls langſam ſich ku-

gelnd und auf jedem erblickt man einen Punkt. Endlich platzt die Mutterkugel und die Jungen treten heraus und werden ſelbſt größer und zu neuen kryſtallhellen Mutterkugeln. Und ſo pflanzt ſich das Thier durch ewiges Zerplatzen fort. Die ſchönſte Art iſt eudorina argus mit grünen Jungen, an denen das Auge roth iſt. Ehrenberg, zur Kenntniß der Organiſation. Zweiter Beitrag S. 17. Ehrenberg glaubt, das Mutterthier verhalte ſich paſſiv und werde nur von den Jungen von innen heraus bewegt, die ſich in der gemeinſchaftlich ſie umſchließenden Kugel wie ein Polypenſtock darſtellen. Der Volvox iſt mithin nicht ein einzelnes Thier, ſondern eine Thierfamilie. v. Siebold erkennt in der Paſſivität der Mutterkugel etwas Pflanzenhaftes und zieht die Volvocineen zu den Algen. Aber Stein in ſeinem letzten Meiſterwerk über die Infuſorien glaubt ſie doch nicht von den Thieren entfernen zu dürfen. Es iſt etwas höchſt Wunderbares um dieſen Volvox. Ein ewiges Gebären aus einem unbekannten Punkte, das iſt das ganze Thier. So wie es ſichtbar wird und ſich abrundet, vergeht es und neue treten an ſeine Stelle, um wieder zu vergehen, ein Urquell organiſcher Tropfen, die nie verſiegen. Hierher gehört auch das räthſelhafte chlorogonium enchlorum, eine ſpindelförmige Hülle, aus der ſich grüne Kügelchen frei machen, und die dann gänzlich verſchwindet. Erichſons Archiv 1848 I. 65.

Eine zweite lange Reihe von Infuſorien ſtellen die mit Schalen oder Panzern dar, die einfache runde cryptomonas mit glatter Schale, arcella mit ſchildförmiger harter Schale, peridinium mit gefurchter und eckiger, unregelmäßiger Schale, oxytricha, euplotes ꝛc. mit Stacheln. Die berühmte oben ſchon erwähnte gallionella mit zwei Schalen, muſchelartig und glatt wie Gold in Rollen über einander liegend, aber ſo ſehr den Bacillarien ähnlich, daß man nicht mit Unrecht zweifelt, ob ſie Thier oder Pflanze ſey. Daſſelbe gilt von der einem kleinen Kahn ähnlichen navicula, von der halbmondähnlichen lunula und einigen andern. Eine der merkwürdigſten Büchſenformen, faſt wie ein Globus mit dem Aequator, iſt das glenodinium, während peridinium eine reine Muſchelform zeigt. Alle dieſe Thierchen weiſen auf die höhere Claſſe der Schalthiere, Rhizopoden und Schnecken hin.

Eine dritte große Familie der Infuſorien zeigt den Uebergang in die Polypenform. Das ſind die Glockenthierchen (vorticellae), die auf einem Stiele angeheftet auf Pflanzen und ſogar auf Krebſen geſellig beiſammen ſitzen und kleinen offenen Glocken gleichen. Der Mund dieſer

Glöckchen iſt mit Flimmerhärchen beſetzt, wodurch die Thierchen ſich Nahrung zuführen und Luft machen. Im Uebrigen beſtehen die Vorticellen, wie die nackten Infuſorien, aus bloßer Gallert, haben keine innern Organe und vermehren ſich auch nur durch Theilung. Die am weiteſten offene Vorticelle heißt das Trompetenthierchen (stentor). Aus Steins höchſt intereſſanten Unterſuchungen (Erichſons Archiv 1849 S. 119 f.) geht hervor, daß unter den Vorticellen mannigfache Generationswechſel Statt finden. Aus einer gepanzerten Vorticelle, epistylis oder vaginicola, welche verſchwindet, bildet der allein übrig bleibende Nucleus ein neues Thier, die anicota, welches ſpäter wieder zur vaginicola zu werden ſcheint. Eine podophrya fixa ſcheint nur eine Cyſtirung der Vorticelle zu ſeyn. Zwei ſolche Podophryen, wie auch Gregarinen, ſollen ſich conjungiren und völlig in einander übergehen, was eine ziemlich natürliche Ergänzung des Theilens wäre und der Polypennatur entſpricht, denn ein Polyp kann ſich nicht leichter in zwei theilen, als zwei in einen zuſammenwachſen.

4.

Die Rhizopoden und Räderthiere.

Schon ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts ſind die mikroſkopiſchen Schneckchen aus dem Sande von Rimini berühmt wegen ihrer Kleinheit und Zierlichkeit, aber erſt in neueſter Zeit hat man erkannt, daß ſie zu den Infuſorien gehören und eine zweite große Hauptabtheilung derſelben bilden. Man nennt ſie jetzt Rhizopoden (Wurzelfüße), weil ſie aus ihren ſiebförmig durchlöcherten Schalen (wovon ſie auch den Namen Foraminiferen oder Löcherträger erhielten), unzählbare dünne Fäden willkührlich wie Spinnenfäden ausſchießen und zurückziehen und ſich derſelben zum Bewegen, wie zum Fangen von Futter bedienen. Weil einige von ihnen eine zuſammengeſetzte Schale beſitzen, nannte man ſie auch Polythalamien (Vielſchalen).

Es gibt auch ganz nackte, ohne Schale, die ſich zunächſt an die oben erwähnten Pſeudopodien anſchließen, nur daß ſich die Gallert ihres Leibes nicht in wenige kürzere Füße, ſondern in ſehr viele lange Fäden ausdehnt und wieder zurückzieht. Das ſind die Amöben. Außer den Fäden, die ſie faſt wie Spinnen ausziehen, gleichen ſie vollkommen den übrigen Infuſorien, indem ihr Leib aus Sarcode beſteht und keinerlei Organe darin zu unterſcheiden ſind. Der Kern ihres Leibes wie ihrer Fäden ſind nur

eine Maſſe und das beweglichſte, was man in der Natur kennt. Die Amöba kann nämlich jeden kleinen Körper, z. B. Bacillarien, der ihr begegnet, mit ihrem ganzen Leibe wie mit einem Leim umgeben, einſchließen und ausſaugen, die feſte und unverdauliche Schale dann wieder ausſtoßen, oder ſie kann nach allen Richtungen Fäden ausſchießen, die ſich dann wieder, um einen fremden Körper feſtzuhalten, theils veräſteln, theils unter ſich vereinigen, ja ganze kleine Brücken und Flächen zwiſchen ſich bilden, die eben ſo ſchnell wieder verſchwinden, wenn ſie das Thier nicht mehr braucht. Man ſieht, daß es der Leib des Thierchens ſelbſt iſt, der ſich in die Fäden ausdehnt. Kleine feine Körnchen ſteigen vom Körper aus in den Fäden auf und wieder zurück. Kommen lebendige Thierchen mit den Fäden in Berührung, ſo ſind ſie ſogleich ſtarr wie todt. In den Fäden muß alſo eine klebrige oder giftige Subſtanz enthalten ſeyn, und ſie haben vielleicht Aehnlichkeit mit den Neſſelorganen der Mollusken. Vgl. die Beſchreibung in Schulzes Polythalamien 1854.

Die ſchaligen Rhizopoden ſind nichts anderes als wieder Amöben, nur daß ſie mit mannigfachen knochenartigen Schalen bedeckt ſind, durch zahlloſe in die Schalen eingebohrte Löcher aber ihre tauſend Fäden eben ſo leicht ausſtrecken und einziehen können, wie wenn ſie nackt wären. Man könnte ſie daher Spinnenſchnecken nennen. Die Schalen beſtehen ſelten aus Kieſel (z. B. bei polymorphina) meiſt aus phosphorſaurem Kalk. Die leichteſte, lederartige und einfachſte eiförmige Schale hat die Gattung gromia. Die härteren Schalen der übrigen enthalten viele Kammern, die ſich entweder in gerader Linie, oder in der Spirallinie (wie bei den Ammoniten), oder in unregelmäßiger Häufung anlegen und auch ſolche Formen zeigen, die ſich bei den Schnecken nicht wiederholen. Man erblickt hier einen ſolchen Reichthum von mikroſkopiſchen Gehäuſen, daß man unwillkührlich frägt, warum kommen ſie nicht auch im Großen bei den Schnecken vor? Uebrigens wachſen viele Rhizopoden weit über das Maaß der andern Infuſorien hinaus. Schulze gibt die Größe einer ausgewachſenen Miliolide zu $^1/_{10}$ Linie, die einer Rotalie zu 1 Linie an. Völlig abnorm erſcheint eine thalergroße Nummuline, die auf die ſeltenſte Art die Größe der Schnecke mit der Organiſation des Infuſionsthiers verbindet. Die Kammern ſind ſo vielfach gewunden, daß man bald annahm, in jeder müſſe etwa ein beſonderes Glied oder Organ des Thieres, oder gar ein beſonderes Thier ſtecken, ſo daß das Ganze, wie ein Polypenſtock, eine Familie beherberge. Allein dem iſt nicht ſo, das Thier iſt eines

und durch und durch einförmig. Die Schalen ſind bei einigen Arten nicht durchflebt, ſondern geſchloſſen und laſſen nur größere Oeffnungen für das Spiel der Fäden frei. Zerbricht ein Theil der Schale und wird das Thier verletzt, ſo ſchließt es die Schale an der abgebrochenen Stelle und lebt mit der kleinern oder größern Verſtümmelung fort.

Im Innern der gromia hat Schulze einige helle Bläschen entdeckt, die wieder mit noch kleineren Bläschen gefüllt ſind. Sonſt unterſcheiden ſich in der gleichförmigen Gallert (Sarcode) nur Pigmentkörnchen und fremde Körper, die zur Nahrung dienen. Dunkle Kügelchen, die man in der Schale der Rotalia gefunden, hält man für Keimkörnchen oder Junge, ohne jedoch Gewißheit darüber zu haben. Schulze hat nie eine Fortpflanzung beobachten können, ſie liegt alſo wie ſo vieles Andere bei dieſen intereſſanten Thieren noch im Dunkeln. Eigenthümlich iſt ein bei lagynis oft beobachtetes und auch in andern Rhizopoden vorkommendes Zuſammenziehen des lebendigen Thieres im Innern der Schale in eine runde Kugel, die ſtärkſte Concentration im Gegenſatz gegen die ausgedehnteſte Expanſion der Fäden.

Was nun die Abtheilung dieſer Thiere in beſondere Gattungen betrifft, ſo ſind nur erſt die wenigſten bekannt und werden gewiß noch viele entdeckt werden; ſodann ſind ſchon einige nur als Uebergangsformen erkannt worden. Man hat aus einer Navicelle Amöben entſtehen ſehen, die alſo wohl nur die nackten Jungen der ſpäter erſt mit Schalen bewaffneten Polythalamien ſind. Man hat in der actynophrys sol nur die Verwandlungsformen einer Vorticelle erkannt. Hier iſt alſo überall noch Unbeſtimmtheit und die Forſchung erſt im Beginn. Unzählige Arten ſind untergegangen, die Kreide und der Kalk, die in ſo mächtigen Schichten in der Erde liegen, beſtehen größtentheils aus den Schalen von Polythalamien. Schon deshalb iſt es der Mühe werth, dieſe wunderbaren Thierchen zu ſtudiren. Eine Menge kommen noch immer lebend vor im Meer und in Flüſſen. Schulze unterſcheidet von den nackten Amöben zwei eingehäuſte oder ſchalige Claſſen, 1) Monothalamien in nur einer einzigen Schale oder Kammer, die eine größere Oeffnung, aber keine ſiebartige Durchlöcherung hat, mit Ausnahme der Gattung orbulina, die ſiebartig iſt ohne eine größere Oeffnung. Die berühmteſten Gattungen ſind arcella mit Schildform, difflugia mit Büchſenform, gromia mit Eiform, die große Oeffnung mit den Fäden vorn, lagynis mit noch etwas verlängerter rüſſelartiger Spitze, squamulina wie eine flache Linſe, cornuspira wie ein Nummulit ſpiral-

förmig gewunden, aber nur einkammerig. 2) Polythalamien mit zuſammengeſetzten Schalen und in mehrere Kammern getheilt. Unter ihnen zuerſt die Milioliden mit einer großen Oeffnung ohne ſiebartige Durchlöcherung. Die jungen Thierchen ſehen wie kleine Ammoniten aus und ſind ſpiralförmig in gleicher Fläche gewunden, wenn ſie aber älter werden, ſetzen ſie eine zweite Kammer, anfangs auch noch in ſpiralförmiger Windung an, ziehen dieſelbe aber ſpäter noch mehr zuſammen und ſehen dann aus, wie zwei oder drei zuſammengebackene Gurken oder Citronen. Die einzelnen Arten will ich hier nicht aufzählen. Zweitens die Turbinoiden, die ganz wie Schnecken ſich nur auf einer Seite fortwinden und durchaus ſiebförmig ſind, obgleich die letzte Kammer allein auch eine große Oeffnung hat. Die außerordentlich ſchöne rotalia gleicht einer aus lauter einzelnen (ſpiralförmig über einander geſchobenen und immer kleiner werdenden) Schilden zuſammengeſetzten Schnecke. Faſt ebenſo die rosalina; noch traubenförmiger ſtellen ſich die ſchildbedeckten Kammern dar bei uvigera; am längſten ausgedehnt iſt textilaria mit zwei Reihen alternirender Kammern; cassidulina ſetzt eine ſpiralförmige Windung ſenkrecht auf die andere. Drittens die Nautiloiden den obigen ähnlich, nur mit regelmäßigen Spiralwindungen in gleicher Ebene, auffallend wie der Nautilus und die Ammoniten: cristellaria mit der Oeffnung vorn in der erſten Kammer, nonionina dagegen hinten in der letzten Kammer, penerophis mit ſehr ſchmalen Kämmerchen, polystomella mit den prächtigſten Verzierungen auf der Außenſeite, ähnlich den zierlichen Loben der Ammoniten, die ſiebartig punktirte Schale in ihrer Schneckenwindung durch zahlreiche gezahnte Querbogen durchſchnitten. Dieſe ſchöne kleine Schnecke ſchießt aber aus den Poren ihrer Schale nach allen Seiten unzählige Fäden aus und ſitzt mitten darin wie eine Spinne in ihrem Gewebe. Es gibt wenig in der Natur, was ſo ſchön und zugleich ſo fremdartig ſeltſam erſchiene. Viertens die Alveoliniden mit einer Form, wie ein Gerſtenkorn, aber aus vielen ſpiralförmig gewundenen Schalen zuſammengeſetzt. Fünftens die ſcheibenförmigen Soritiden, ſechstens die ſtabförmigen Nodoſariden und ſiebentens die in runden poröſen Klümpchen wie Seeſchwämme zuſammengebackenen Acervulinen.

Wie man die Rhizopoden ſchon zu den Schnecken zählen könnte, ſo die Räderthiere (rotatoria) zu den Gliederthieren, (Würmern, vielleicht ſchon zu den Cruſtaceen). Allein ſie führen nur aus der niedrigſten und kleinſten Thierclaſſe zu jener höheren hinüber und anſtatt, wie in neueren

Lehrbüchern geſchieht, ſie zwiſchen den höhern Claſſen hin- und herzuſchieben, reihe ich ſie noch hier an. Sie ſind ſehr klein, wenn auch noch mit bloßem Auge ſichtbar. Sie leben im Waſſer, haben ſchon eine feſtere Haut und hornartige Kiefern, wie die Gliederthiere, ein ſchon ſehr entwickeltes Darmſyſtem, aber ihre Nerven und ihr Geſchlechtsſyſtem ſind noch undeutlich. Ich folge hier dem beſonnenen v. Siebold, vgl. Anatomie S. 176 und nicht Ehrenberg, der auch bei dieſen Thieren wieder viel zu viel geſehen hat, was nicht erwieſen iſt. Den Namen hat das Thier von einem radförmigen Organ, im Kreis geſtellten Flimmerhärchen, die ſich aus- und einſtülpen laſſen und ihm dienen, ſich um die eigene Achſe zu drehen. Vielleicht ſind es Athmungs- mehr als Bewegungsorgane. Dutrochet glaubt, das Drehen ſey nur ſcheinbar, indem die Flimmerhärchen nur zittern. Man hat beobachtet, daß die Räderthierchen außerhalb des Waſſers ganz austorren, aber ſowie ſie naß werden, wieder aufleben. Sie ſind ſehr räuberiſch, freſſen viele kleinere Infuſorien, indem ſie ſie in den Strudel ihrer Härchen hineinziehen und taſten nach Schmidt (Erichſons Archiv 1846 S. 68 f.) mit einer Art Rüſſel, an dem ſich ein Auge befindet, vorſichtig umher.

Ehrenberg hat eine Menge von Gattungen und Arten aufgeſtellt, die ſich meiſt durch die Zahl der langen Schwanzhaare und Augen unterſcheiden. Am einfachſten iſt 1) monotrocha mit einfacher Flimmerkrone und Gabelſchwanz; 2) schizotrocha mit lappiger Krone und ſtumpfem Leib (die geſellig in einem Schleime lebende megalotrocha, die rothbraun aus einer Röhre wie ein Polyp ſich entfaltende melicerta); 3) zygotrocha hat zwei Räder, die vorn am Kopfe ſtehen, während der Leib ſich wie ein Fiſch ausdehnt und ſchwänzt (rotifer vulgaris), oder die am Rande eines krugförmigen und geſchwänzten Leibes ſtehen (brachionus); 4) polytrocha mit vielen Rädern, die oben am Rande ſpielen, während der Leib unten wie ein Sack in eine kleine Gabel ausgeht (hydatina); eine andere Art iſt mit einem runden Panzer umſchloſſen (salpina).

5.

Die Polypen.

Dieſe weichen Thiere beſtehen ebenfalls noch aus Gallert, wie die Infuſorien, in der man aber ſchon deutlich eine Zellenconſtruction bemerkt, und haben weder einen Kopf noch Sinne, auch ſind ihre Fühlarme (Ten-

takeln) den Cilien der Infuſorien noch ſehr ähnlich, im Uebrigen aber ſind ſie größer, die höher entwickelten haben einen Mund, auch einen Magen, eine Haut, einen Nervenring um den Mund her und pflanzen ſich nicht blos durch Abknospung, ſondern auch durch Geſchlechter in Eiern fort. Da man erſt in neuerer Zeit entdeckt hat, einige Polypen ſeyen nur Jugendzuſtände von Meduſen, ſo iſt man in der Claſſification dieſer Thiere irre geworden. Der feſtſitzende Polyp ſcheint, wenn er reift, als Meduſe davon zu ſchwimmen. Man hat daher die Meduſen ſchwimmende oder frei gewordene Polypen genannt. Indeß läßt ſich dieſes Verwandtſchaftsverhältniß erſt bei wenigen Gattungen nachweiſen. — Wie die Infuſorien, ſo ſind auch die Polypen theils nackt, theils haben ſie feſten Kalk an ſich, aber nicht mehr in Schalen, ſondern entweder als eine im Innern des weichen Thiers enthaltene Knochenſäule, oder als eine äußere Röhre. Das Charakteriſtiſche für alle Polypen aber iſt der Kranz von Tentakeln, die alle um den Mund ſtehen, von dem um den Mund inwendig liegenden Nerven durch zarte Muskeln in die mannigfachſte Schlangenbewegung geſetzt werden und bei den in Kalkröhren verborgenen Polypen oben herausſchauen wie Blüthen. Man hat daher die Polypen in anthozoa (Blumenthiere) und bryozoa (Moosthiere) getheilt. Früher nannte man alle Polypen überhaupt Pflanzenthiere oder Zoophyten, weil ſie wie Pflanzen feſtſitzen und unter dem Waſſer wie in Wieſen, Blumengärten und Moosgebüſchen wachſen.

Die niedrigſte Familie der Polypen, die den Vorticellen am nächſten ſteht, noch keinen Magen und After hat, ſondern nur mittelſt der Tentakeln fremde Nahrung in ihren glockenförmig offen ſtehenden Leib einführt, iſt die der Hydrinen. Die Hydra oder der bei uns gemeine Armpolyp im ſüßen Waſſer verbindet die Glocken- oder Becherform der Vorticelle mit der Contractilität der Amöba und iſt eines der wunderbarſten Thiere in der ganzen Schöpfung. Die Schilderung, die einſt Trembley von ihm entworfen hat, gilt heute noch als claſſiſch. Es erſcheint als ein kleines grünes Weſen, welches pflanzenartig unter Waſſer und zwar an den Zweigen irgend einer andern Pflanze wächſt, ſich aber doch auch ablöſen und, wenn auch nicht weit, fortbewegen kann. Bald zieht es ſich in eine Kugel zuſammen (eine Gewohnheit, die es mit den Rhizopoden theilt), bald ſtreckt es ſich wieder lang aus und breitet ſeine 4—9 Tentakeln in die Runde aus. Dieſe ſind das beweglichſte, wellenartig biegſamſte, was es geben kann, und mit Neſſelorganen (Fäden und Häckchen)

verſehen, um die kleineren Thierchen, von denen der Polyp lebt, zu fangen und feſtzuhalten. Die Kraft und Leichtigkeit, womit dies geſchieht, iſt außerordentlich. Die Fäden, die aus kleinen Bläschen entſtehen, werden von den Polypen hervorgeſchnellt wie von den Rhizopoden und ſpinnen die Beute gleichſam ein, die harten Häckchen dagegen dienen nur zum Feſthalten (v. Siebold, vergl. Anatomie S. 30). Noch merkwürdiger iſt der offene Leib des Thieres, der ſich verhält wie Gutta Percha und mit ſich machen läßt, was man will, auszerren, zuſammenpreſſen, umkehren, zerſchneiden ꝛc., ohne etwas zu fühlen und ohne zu ſterben. Bald zieht ſich der Leib in ein kleines Kügelchen zuſammen, bald dehnt er ſich aus wie eine große Glasglocke und verſchlingt Thiere, welche ſeine gewöhnliche Größe weit übertreffen. Kehrt man es um, ſo lebt es luſtig fort und die bisherige Außenſeite ſeines Leibes wird jetzt die Innenſeite. Schneidet man es in Stücke, ſo wird aus jedem Stück ein ganzer neuer Polyp. Steckt man ein Thier ins andere, ſo wachſen ſie allmählig in eines zuſammen. Sie theilen ſich aber auch von ſelbſt. Die Jungen entſtehen auf den alten Polypen durch Herausknospung. Der alte bleibt ſitzen, aus den Jungen wachſen wieder Enkel hervor und am Ende iſt eine zahlreiche Familie als ein einziger Polypenſtock beiſammen. Der leibliche Zuſammenhang dauert unter allen Gliedern dieſer Familie dergeſtalt fort, daß viele von ihnen gar nicht freſſen, ſondern durch das genährt werden, was die Andern freſſen; wie zuerſt Quaterfages beobachtet hat. Die Nichteſſer haben dann auch keine Tentakeln. In ganz gleicher Weiſe bleiben auch viele dieſer Individuen geſchlechtslos, während andere den Gegenſatz der Geſchlechter als Zwitter offenbaren und Eier hervorbringen (v. Siebold, 51). Aus den Eiern entſtehen frei ſchwimmende Thierchen mit Cilien wie die Infuſorirn, die ſich dann erſt feſtſetzen und neue Polypen werden.

Der Tentakelkranz breitet ſich wie die ſchönſte Blume aus in der Seeanemone (actinia), einem weichen kurzſtämmigen Polypen, der in blauen, grünen, rothen und weißen Arten vorkommt und die reizendſten untermeeriſchen Gärten bildet, indem die zahlreichen Tentakeln ſich wie die Blätter der Anemone und Aſter im Kreiſe entfalten. Dieſe Blätter aber haben brennende Neſſelorgane, daher man ſie auch Seeneſſeln nennt. Aus dem Mund in der Mitte kommen auch die zahlreichen Eier hervor, da dem Thier jede andere Oeffnung fehlt. Es kann ſich übrigens langſam auf dem Meeresboden fortſchieben, um ſich anderswo wieder feſtzuſetzen. Actinia plumosa hat kurze in der Mitte weiße, am Rande der Scheibe braune Ten-

takeln und ſieht wie wollig oder holzig aus. Thalassianthes aster hat gezackte Tentakeln und gleicht einer blauen Aſterblume; dioscoma iſt noch platter und gleicht einer blau und gelb geſtreiften Münze; zoanthus gleicht vorn einer Sonnenblume, wächſt aber auf einem längeren rübenförmigen Stiele. Wunderſchön iſt lucernaria mit ihrem braunrothen Becher, der ganz der Blume einer Winde gleicht, aber 8 Seiten hat. Zwiſchen dem zoanthus und der Hydra in der Mitte ſteht der Keulenpolyp (coryna) der als kurze Keule emporwächſt und deſſen dünne, aber zahlreiche Tentakeln ſich oben wie ein Pinſel zuſammenſchließen. Die cristatella hebt zwei gelbe Arme empor, die jeder einſeitig mit vielen weißen Tentakeln beſetzt ſind und Bürſten gleichen.

Dieſen ſchönen Thierblumen, an denen die Blume den kürzern Stamm überwiegt, geſellen ſich die Röhrenpolypen, die in einer Horn- oder Kalkröhre ſtecken und an denen die baumartige Verzweigung die Hauptſache iſt und die Blume nur an der Spitze der Zweige wie eine kleine Blüthe prangt. Die purpurrothe tubipora bildet mit ihren parallelen locker verbundenen Kalkröhren noch eine einfache Form; die catenipora aber baut ihre parallelen Röhren in Wänden auf, die in unregelmäßigen Winkeln gegen einander geſtellt ſind und Zwiſchenräume laſſen. Die tubularia und anguinaria heben iſolirte und wurmartig gekrümmte Röhren empor, die cornularia aber zeigt an der Spitze einer ſolchen Röhre wieder wie die Actinie eine ſehr ausgebreitete Tentakelblume. Die campanularia gleicht einer Glockenblume, denn ſie hebt ſich in einen hohen Stiel empor, und gabelt ſich in Aeſte und dieſe wieder in Zweige und trägt auf jedem ein glockenförmiges Thierchen. Die sertularia gleicht einem Bäumchen im Winter, mit geradem dicken Hauptſtamm, etwas dürren Aeſten und ganz dürren Zweigen ohne Blätter; die dynamea einem langen dünnen Aſt mit kurzen Seitenzweigen; die plumularia der zarteſten Flaumfeder in langer Veräſtelung. Doran ſchließen ſich die mannigfach abweichenden, immer aber in wenig verzweigten, aber dicht beblätterten Stengeln dem Mooſe ähnlichen Formen der antennularia, crisia, loricula ꝛc. an, die man unter den Cellularien zuſammenfaßt. Das endendrium des Mittelmeers, ausgezeichnet durch die hochrothen traubenförmigen Eier der Weibchen und durch die ſchneeweißen doldenförmigen Samenkapſeln der Männchen; die podocoryna mit einem unentwirrbaren Geflecht von ſtachlichten kleinen Stämmchen. Dieſe Thiere ſind es, aus denen nach der Entdeckung von Sars ſich Junge abzweigen, die zu Meduſen werden (namentlich syncoryna

tabularia, podocoryna und campanularia). Was aus den Eiern der Polypen kommt, ſcheint eine Infuſorie, was aus der Knospe kommt, wird eine Meduſe. Wir glauben hier die ganze Stufenleiter der Weichthiere in einer unmittelbaren Folge von Generationen zu überſehen. v. Siebold, vgl. Anatomie S. 47. Burmeiſter, zoon. Briefe S. 157. — Sehr eigenthümlich ſind die in großer Zahl excentriſch und in freiem etwas gekrümmtem Schwunge ſich ausbreitenden Röhren der tubulipora, und das prächtige zuckerweiße Gewächs der wie ein dichter Buſch tauſendfach ſich verzweigenden hornera.

Die Baumform wiederholt ſich in den Rindenpolypen, d. h. bei denen der harte Kalkſtock inwendig feſtſitzt, die lebendigen weichen Thiere aber denſelben mit einer Haut überziehen, in der ſie ſich einzeln vertheilen. Das ſind die berühmten Korallen. Corallium rubrum, die rothe Edelkoralle, wächſt etwa fußhoch im Mittelmeer wie ein kleiner Baum, aus deſſen dicken Zweigen die Einzelthierchen mit acht feingezackten und blattbreiten Tentakeln wie eine weiße Blüthe hervorbrechen. Mehr hornig und nur in den Aſtknoten kalkig iſt der Baum der isis. Der ſchwarze Baum heißt antipathes, der weiße gorgonia, auch Fächerkoralle, weil er ſich wie ein Fächer oder wie das große Blatt eines Adlerfarren ausbreitet. Der Name Koralle (κούρη ἅλος) bedeutet die Jungfrau des Meeres. Zu den Korallen gehören auch die baumförmigen Madreporen, die weiße in ihrer prächtigen Verzweigung die hornera und gorgonia noch übertreffende oculina, vorzugsweiſe die weiße Koralle genannt. Die caryophylla, die nur am Ende der kurzen und dicken Aeſte in Aſterform in ſchöner gelber und rother Farbe blüht. Die madrepora verrucosa, deren kurze Röhren ſich wie die Blätter der Myrthe zu Zweigen zuſammendrängen, die seriatopora, einem mit unzähligen Augen bedeckten Rehhorn ähnlich, die pocillipora gleichfalls mit Augen bedeckt, ſonſt aber mehr einem aſtreichen Stock der Edelkoralle gleich. Die millepora eschara mit einfachen kleinen Löchern oder Poren in allen Theilen des rothen Bäumchens. Von dieſen und ähnlichen Korallenbildungen nun wimmeln die Meere. Aus ſolchen von Thieren familienweiſe bewohnten Steinbäumen und Steinſträuchern unter Meer ſind unſere großen Kalkgebirge entſtanden, und noch jetzt füllen ganze Korallenwälder die Tiefen des Meeres aus. Man ſieht ſie bei durchflochtigem Waſſer in bunten Farben, ſehr ſchön z. B. vor Sumatra. Epp, aus holländiſch Oſtindien S. 97. Auf Neuholland fand Vancuver noch eine weite Strecke ehemaligen Meeresbodens trocken gelegt und dicht mit

Korallen bewachſen. Am liebſten bauen ſich die Korallen in der Nähe der Ufer an und bilden daher faſt um alle Küſten des Meeres her die ſ. g. Korallenriffe, und im ſtillen Ocean weit von allen Continenten fern die Koralleninſeln. Vgl. Band I. S. 232. Der Kalkſtock der Koralle, der ſeit uralter Zeit ſeiner Härte und ſchönen Farbe wegen wie Elfenbein zu Schmuckſachen verarbeitet wird, erhält ſeine Härte durch ein aus den Polypen ausgeſchiedenes Cäment eigenthümlicher Art, was unzerſtörlich bleibt.

Von allen dieſen baumartigen und veräſtelten Polypenſtöcken unterſcheiden ſich wieder ſolche, die mehr flache Blätter bilden, gleich den Algen. Die Gattung flustra zeigt merkwürdige breite Blätter, an denen die Oeffnungen ſich verhalten, wie die Knospen auf einem Cactusblatt. Einige Arten gleichen den Algen in der Ausbreitung der Blätter und haben neben den kleinen zahlloſen Oeffnungen eben ſo viele oder auch doppelt ſo viele Stacheln. Diastopora ſteigt auf wie die Rinde des Palmbaums mit ihren zahlloſen Blattanſätzen. Die adeona foliſera trägt auf einem wirtelförmigen Stamme weiße bandartige und gegabelte Blätter und erinnert an die Form der Encriniten. Adeona cribriformis dagegen hat einen blaugrauen runden rings durchlöcherten Wedel gleich einem Sonnenſchirm.

Die nächſte Form der Polypenſtöcke iſt die der mehr abgerundeten, ſchwammartigen oder auch krautartigen Maſſen, die ſ. g. Litophyten oder Steinkräuter. Cellepora gleicht einem verſteinerten Sammet mit unzählbaren zarten Wärzchen bedeckt und in weichen Krümmungen ausgebreitet. Echinopora rosularia bildet unregelmäßige ſchwammartige Maſſen, aber rings bedeckt mit ſternförmigen Poren, ähnlich porites furcata, nur noch etwas mehr getheilt. Explanaria mesenterina hat dagegen Rippen wie der Melonencactus und unzählbare kleine blumenartige Auswüchſe längs dieſer Rippen. Die prächtige pavonia oder Pfauenkoralle gleicht einer verſteinerten Salat, an der jedes Blatt eine excentriſch gerippte Venusmuſchelſchale iſt, während unten im Grunde das Thier heraustritt, und zwar in vielen Farben wechſelnd, weiß, grün, braun und gelb. Die retepora oder Netzkoralle iſt in der Form vielleicht noch ſchöner, ſofern ſie ſich wie ein Korb aushöhlt und aufs zierlichſte auch wie ein Korb geflochten erſcheint. Eine weiße Art derſelben iſt ſo zart wie Spitzen und heißt deshalb Neptunsmanchette. Wieder von ganz beſonderer Schönheit ſind zwei runde Maſſen, verſteinerten Sophakiſſen mit bunter Zeichnung oder großen Schwämmen

und Netzmelonen ähnlich, die eine, astraea, gleich der explanaria, nur in viel regelmäßigerer Abrundung und mit viel größeren ſternförmigen Roſetten rings bedeckt; die andere, maeandra, auf deren Oberfläche ſich erhobene Rippen mäandriſch durch einander ſchlängeln. Sie kommen oft in ſehr großer Ausdehnung vor. Man fand eine Aſträa von 12 Fuß Dicke mit zahlloſen Einzelthieren, die in den Poren der einzelnen Sterne wohnen. Frorieps neue Notizen 1847 III. 49.

Die letzte Form der Polypen, die uns hier zu betrachten noch übrig bleibt, iſt die der ſ. g. Seefeder (pennatula). Sie reiht ſich in einer Beziehung, ſofern ſie nackt iſt, wieder der Hydra an, bildet aber ihrer weichen Geſtaltung wegen ſchon einen Uebergang zu den Meduſen. Die Seefeder ſteckt mit dem Stiel unten im Schlamm und iſt weich, mit Ausnahme des kalkigen, jedoch immer noch biegſamen Stieles, aus dem ſich nach beiden Seiten hin halbrunde oben gezackte Blätter ausbreiten, die am untern Theil des Stieles breiter, oben ſchmäler ſind und dem Ganzen das Ausſehen einer Feder verleihen. Die Einzelthierchen treten nur an der zackigen Außenſeite der Blätter hervor. Verwandt iſt das alcyonium, das einem purpurrothen Korallenbaum gleicht, aber weich und fleiſchig iſt, ferner veretilla, gleichſam eine lebendige Hyacinthe, indem auf dem dunkelgelben Stiele oben eine Menge weißer Blümchen wie in einer Traube beiſammenſtehen. Die eigenthümlichſten Abarten der Seefeder aber ſind virgularia mirabilis, eine aus dem Stiel überaus lang und ſchmal ausgezogene gelbe Feder mit durchaus gleichförmig nach beiden Seiten vertheilten kurzen und nach oben gekrümmten Blättchen, wovon jedes auf ſeiner untern Seite ſechs in weißen Sternchen ausblühende Thierchen trägt; und renilla violacea, ein Stiel mit einem violetten Doppelblatt, aus dem weiße wurmartige Verlängerungen hervorgehen, an deren Spitze das Thier in gelbem Blümchen. Wie in dieſen ſeltſamen Weichthieren ſchon die Meduſen vorgebildet werden, ſo auch in den ſchwammartigen Fungien, z. B. fungia crassitentacula, deren zahlloſe Tentakeln um den runden Mund ſtehen, wie ähnliche Zotteln unter der Glocke der Meduſen. Andrerſeits läßt ſich in der Aſträa und Echinopora auch der Uebergang in die Seeigel nicht verkennen, und ſomit beweiſt nicht blos der Generationswechſel, der einige Polypen zu Meduſen werden läßt, ſondern auch das Aeußere beider Thierarten ihre Verwandtſchaft.

6.

Die Quallen oder Meduſen.

Die größten Weichthiere, die höchſte Entwicklung der Infuſorien und Polypen darſtellend, ſind die Quallen, von Cuvier Acalephen (der griechiſche Name für Neſſeln und Quallen), ſonſt auch Meduſen genannt (weil ſie wie die ſchlangenhaarige Meduſa der griechiſchen Mythe lange Organe herabhängen laſſen). Sie ſind noch eine durchſichtige Gallert, wie die Infuſorien und Polypen, nur viel größer. Ihr Leib beſteht aus Blaſen oder einem pilzartigen Schirm mit einer Menge von ſchwimmenden Stielen oder Anhängeln unten. Er iſt mit einer ſehr zarten Haut überzogen und zeigt in ſeiner Gallert ein ſehr lockeres und weites Zellengewebe, darunter einen dünnen Muskelkreis, außerdem theils an der Oberfläche des Thiers, theils an den herabhängenden Fangarmen Neſſelorgane, kleine Bläschen, aus denen, wenn ſie platzen, ſpiralförmig aufgerollte Fäden hervorſpringen und höchſt ſchmerzhaft brennen. Die Fangarme ſind dick, oder auch nur dünn wie Fäden und äußerſt contractil. Die Qualle hat einen Mund, verſchlingt damit kleine Thiere und ſaugt Waſſer ein, beſitzt aber keinen Magen, keine Gefäße, ſondern nur ſ. g. Leberzellen in der Höhlung des Leibes und vertheilt die Nahrung und das Waſſer in beſonderen Canälen durch den Leib und durch die ganze Länge ihrer Fäden. Das iſt kein Blut, ſondern der rohe Nahrungsſaft, der erſt bei höheren Thieren ſich in ihren Blutgefäßen ausſcheidet. Von Nerven zeigt ſich nur bei den Rippenquallen eine Spur, das angebliche Auge, was man entdeckt haben wollte, iſt ſehr zweifelhaft. Auch ihre Generation liegt noch im Dunkel. Es iſt oben ſchon bemerkt worden, daß man aus Polypen hat Quallen werden ſehen. Der erſte Entdecker war der Engländer Sars. Die medusa aurita legt Eier, aus dieſen kommen infuſorienartige Thierchen, die ſich zu einem champagnerglasartigen Polypen vergrößern; dieſer letztere aber theilt ſich in aufeinanderliegende Sternchen und wie von einer Geldrolle trennt ein Sternchen nach dem andern ſich ab, ſchwimmt frei davon und wird eine Meduſe. Vgl. Burmeiſter, zoon. Briefe I. 163. Auch von andern Polypen, Tubularien, Campanularien, hat man beobachtet, daß ſie zu Meduſen werden. Froriep, Tagesberichte, Zool. 1851 II. 41. Auch die Sertularien, Burmeiſter, I. 339.

Dieſe ſonderbaren Meergeſchöpfe ſind zum Theil ſehr ſchön, zarten

Glasglocken ähnlich, oft von den bunteſten Farben. Geräuſchlos und in großen Schaaren ſchwimmen ſie daher und ſpielen im ruhigen Meere. Als ob man ſie nicht ſtören ſolle in ihrem Frieden, brennen ſie bei der Berührung mit der bloßen Hand, und ſind doch wieder ſo durchſichtig und geiſterhaft zart, daß ſie im Tode langſam zerfließen und keine Spur zurücklaſſen. Aber ſie bilden eine Hauptnahrung der Wallfiſche. Ein dunkler Inſtinkt treibt ſie zu Millionen im Golfſtrom zuſammen, der ſie mit ſich führt gerade dem kalten Strom entgegen, mit dem die Wallfiſche, gleichfalls heerdenweiſe, nach Süden ziehen. Einige Meduſen werden ſehr groß, was ihre Erſcheinung noch wunderbarer macht. Endlich zeichnet die Quallen noch die Fähigkeit aus, bei Nacht im Meere zu phosphoresciren.

Man theilt die Quallen in drei Klaſſen: in Röhrenquallen (siphonophora), Scheibenquallen (discophora) und Rippenquallen (ctenophora). Die erſteren gleichen noch mit ihren vielen Saugröhren den Polypenſtöcken; die zweiten bilden ſchöne Glockenformen und ſind getrennten Geſchlechts. Zu ihnen rechnet Burmeiſter diejenigen oben erwähnten Polypen, die zu Meduſen werden, unter dem Namen von Cryptocarpen. Die dritten geſtalten ſich ei- und bandförmig und ſind Zwitter.

Die Röhrenquallen haben noch die meiſte Aehnlichkeit mit den Polypenſtöcken und ſcheinen aus vielen Thierindividuen zuſammengeſetzt. Diphyes bory gleicht noch in der langen und ſchmalen Ausdehnung einer Seefeder (namentlich der virgularia), beſteht aber durchaus aus kleinen weißen becherartigen Körpern, die über einander geſtülpt und durch einen Faden verbunden ſind, aus dem noch beſondere Saugröhren hervorgehen (abgebildet bei Milne-Edwards, zoophytes pl. 60. fig. 3). Aehnliche Längenbildung haben noch die physsophora musonema mit einer kürzeren, einem Pinienzapfen ähnlichen, und agalma Okenii mit einer längeren, einem Maiskolben ähnlichen Anſammlung von nicht mehr offenen Bechern, ſondern mehr geſchloſſenen Blaſen, von denen dann unten ſehr lange und dünne Fäden herabhängen. Noch ſeltſamer iſt die rhizophyla mit einer Blaſe am Obertheil, womit ſie ſich über dem Waſſer hält, und einem langen gefranzten den zerriſſnen Helmdecken unſrer Wappen gleichenden Leibe, aus dem wieder viele Fäden abfallen (abgebildet bei Eſchholz, Syſtem der Acalephen Taf. 13. Fig. 3). Dagegen gleicht die kürzere, ihre Blaſen und Fäden nach außen werfende apolemia in ihrer excentriſchen Ausſtrahlung wieder einer Blume. Das bei weitem phantaſtiſcheſte unter

allen dieſen Thieren aber iſt die stephanomia, beſtehend oben aus etwa in der Form einer Ananas zuſammengehäuften Blaſen, aus denen nach unten ein langer ſchlangenartiger Fortſatz hervorgeht, der ſich wieder in eine Menge von Saugröhren mit glockenartigen Enden und vielerlei Fäden mit Neſſelorganen verzweigt. Dieſes wunderbar vielgeſtaltige Thier iſt dabei ſo durchſichtig zart, daß man es kaum bemerkt, geiſterhaft und von einer milchblaſſen Färbung. Milne-Edwards pl. 59. Vogt, Ozean und Mittelmeer I. 309, beſchreibt es umſtändlich und ſagt, die franzöſiſchen Fiſcher nennen es plumet, Federbuſch. — Einfacher und doch noch ſehr ſonderbar iſt velella, die Segelqualle, ſo genannt, weil ſie über einer knorpelartigen runden Scheibe einen hohen Kamm gleich einem Segel erhebt, mittelſt deſſen ſie auf dem Meere ſchwimmt. Sie iſt bald mehr weiß, bald mehr blau und läßt nach unten wieder eine Menge kurze Saugröhren herabhängen. Eben ſo die porpita mit einem ſchönen blauen Fadenkranz am Rande der runden Scheibe. — Endlich die Seeblaſen, (physalidae) auch Galeeren genannt, die den Segelkamm über eine große mit Luft gefüllte Blaſe gezogen haben und mittelſt derſelben den Ozean durchſegeln. Unter der Blaſe aber hängen wieder flaſchenförmige Saugröhren und lange Fäden meduſenartig herab. Meyen, Reiſe I. 44 ſchildert ſie als ſehr ſchön, den Kamm bei einer Art (physalia caravella) roſenroth, die bis 4 Fuß langen Fäden blau und violett. Dieſe Fäden brennen aber aufs ſchmerzlichſte. Ein ſchwimmender Matroſe, den ein ſolches Thier nackt im Meer umſchlang, konnte nur mit Mühe gerettet werden. Tileſius in Kruſenſterns Reiſe um die Welt III. 1 f. hat den Phyſalliden beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Er beſchreibt ſie als große roſenrothe Glaskugeln mit 12—15 Ellen langen Fäden.

Die Scheibenquallen bilden Halbkugeln, Glocken- oder Pilzformen. Ihr Obertheil iſt ſtets eine convexe Scheibe, ſo contractil, daß ſie dieſelbe wie einen Regenſchirm zuſammenziehen und ausſpannen und damit ſchwimmen können. Vom Untertheil dieſer hohlen Glocke aber hängen wieder in großer Menge die Saugröhren und Fäden herunter. Die rhizostoma, an der kein Mund zu erkennen iſt, bildet einen fußbreiten weißen Hut mit blauem Rande und läßt nach unten acht ebenfalls weiße, ihr ſtatt des Mundes dienende Saugröhren herabhängen, die gerade ſo ausſehen wie mit Baumwolle umwickelte Kuheuter. Dieſes Thier wird über 20 Pfund ſchwer. Vogt ſchildert ſeine Farbe wie opaliſirendes Milchglas. Das Idealſte von Bildungen dieſer Art zeigt cassiopea, eine etwas flache

milchweiße Scheibe, unter der ſich die Bänder wie die zierlichſten Pflanzenblätter in großer Zahl ausbreiten, gleich einer verkehrt geſtellten Schüſſel voll ſymetriſch geſtellter Krautblätter. Auch cephea iſt ſeltſam ſchön mit dem weißen Hut, aus dem zahlreiche Saugröhren, jede mit einem blauen Ende verſehen, herabhängen. — Die medusa aurita oder Ohrenqualle, ſehr gemein in der Nord- und Oſtſee, iſt eben ſo milchweiß und zeigt innerhalb der etwas flachen Scheibe violette Verdauungsorgane und Keime, unten aber hängen vier Fangarme doppelt befranzt wie fliegende Bänder zierlich herab. Sehr ähnlich, aber noch ſchöner iſt cyanea mit braunen concentriſchen Rippen auf dem weißen halbrunden Schirm, deſſen unterer Rand ebenfalls braun iſt, die vier zarten Bänder aber wallen unten noch länger, welcher und federartiger. Eben ſo die pelagia in ſehr ſchönen, rothen, braunen und großen Arten. Die Farbe kommt nur von den Neſſelorganen auf der Haut her, inwendig iſt das Thier durchſichtig hell wie Waſſer. Eine ganz flache weiße Scheibe mit violettem Rand und kurzen Fäden am Rande iſt aequorea. Bei eulimenes cyclophylla zieht ſich der Rand des hutförmigen Thiers über die Fäden und deckt ſie; eine noch längere Haut wie eine Gardine hängt rings um die phoreynia. Dann folgen die Stielquallen, die nach unten einen langen Stiel, gleichſam vereinigte Saugröhren, herabhängen laſſen gleich dem Klöppel in der Glocke oder dem Stiel am Pilz. Geryonia hexaphylla beutelförmig, milchweiß mit vom Rande herabhängenden langen 6 Fäden, favonia hufförmig mit zartgefiederten Fäden, lymnorea milchweiß mit kleinen Warzen punktirt und unten 6 kurze rothgefiederte Fäden um den langen Stiel. Viel mehr Fäden haben dagegen geryonia tetraphylla, ein grüner Beutel mit zahlloſen grünen langherabhängenden Haaren und berenice mit flacher gelbrandiger Scheibe, von der eben ſo viele Haare niederhängen. Das ſind die echteſten Meduſen. Dagegen zeigt die grüne orithia keine Fäden und nur einen derben und gekrümmten Stiel. Wieder anders geſtalten ſich die Oceaniden mit ihren vier Lappen oder Fäden am Rande, die carybdea marsupialis wie ein umgekehrter Beutel mit vier Schnüren.

Die Rippenquallen ſind zwar nicht ſo ſchön, wie die vorigen, aber höher organiſirt, indem ſich bei ihnen ſchon Nerven zeigen, dem Mund gegenüber ein After liegt und jedes Individuum doppeltes Geſchlecht beſitzt. Sie bilden den Uebergang zu den Würmern und nähern ſich daher in der Form theils den Holothurien, theils den Bandwürmern. Beroe pileus gleicht einem geripyten Luftballon, aus dem zur Seite zwei

Hirſchhörner herabhängen; b. Forskal aber einem verlängerten Ei, wie die Holothurie; alcinoe, callianira und janira ſind wie in feſtanklebende Blätter eingehüllt, nur die letztere läßt wieder zwei Arme heraushängen, von denen jeder ſich in drei Zweige theilt; ocyroë von milchblauer Farbe iſt ein breites Blatt mit einer Vertiefung nach unten, wie ein umgekehrter breiter Prieſterhut; cestum aber, der berühmte Venusgürtel, iſt gar nur ein einfaches breites milchweißes Band, noch breiter und dünner, aber eben ſo ſchlängelnd wie ein Aal. Dieſes ſeltſame Thier ſchwimmt mittelſt ſeiner Härchen am Rande, welche in allen Regenbogenfarben ſchimmern, und hat den Mund nicht am Anfang oder Ende, ſondern gerade über der Mitte des breiten Bandes.

Alle dieſe phantaſtiſchen Geſtalten des Meeres ſind nackt, zu ihnen verhalten ſich aber die ſchalenbedeckten Seeſterne und Seeigel wieder wie die Rhizopoden zu den nackten Infuſorien.

7.

Die Strahlthiere (radiata).

Unter dieſem Namen faßt man die ſeltſamen und ſchönen Schalthiere zuſammen, die regelmäßig in fünf Spitzen ausſtrahlen, oder den runden Körper in fünf Seiten theilen (Seeſterne und Seeigel), dazu noch wenige Reſte der in der Vorwelt ſo reichlich vorkommenden Seelilien (Crinoiden) und endlich die Sternwürmer (Holothurien). Die erſteren haben alle äußere Kalkſchalen, die letzteren wenigſtens kalkige Beſtandtheile im Innern. Alle haben einen Mund mitten auf der Unterſeite des flachen Körpers und einen von der Leibeshöhle abgeſonderten in eigene Haut eingeſchloſſenen Magen, den die bisher genannten Thierklaſſen noch nicht hatten.

Die ſchaligen Strahlthiere faßt man wieder beſonders unter dem Namen der Echinodermen (Stachelhäute, Igelpelze) zuſammen, weil ihre Kalkſchalen durchaus mit kleinen Stacheln oder Höckern überzogen ſind, von denen man noch ſ. g. Saugſcheiben oder ambulacra, die zum fortſchieben dienen, feine Taſtfäden und endlich zangenartige Häkchen (pedicellaria) zum fangen und feſthalten kleiner Dinge, beſonders unterſcheidet. Sie bewegen ſich mit dieſen kleinen Organen ſehr langſam im Sande ſeichter Meeresufer im Gegenſatz gegen die Polypen, welche Tiefe des Meeres und Felſenufer lieben und gegen die Quallen, die gern im freien Meere ſpielen und weite Wanderungen machen. Die Echinodermen

zeigen die erſten Anfänge eines Athmungs- und Blutgefäßſyſtems, mit welchen ein ihnen eigenthümliches Waſſergefäßſyſtem nicht verwechſelt werden darf, ſofern ihnen daſſelbe nicht zur Nahrung, ſondern vielmehr zur Bewegung dient. Mittelſt dieſer Gefäße, die unter dem in der Mitte des Thieres befindlichen Munde in der ſiebförmigen ſ. g. Madreporenplatte ihren Ausgang haben, kann z. B. der Seeſtern Waſſer bis in die äußerſte Spitze der einzelnen Sternenſpitze treiben und durch die Beſchwerung der einen und Erleichterung der andern ſein mühſames Fortſchreiten unterſtützen wie ein drehendes Rad, deſſen einzelne Speichen nach vorn einen Druck empfangen und dann wieder leicht nach hinten aufſteigen. Die Echinodermen legen Eier, aber in ungeheurer Zahl und unbeſchreiblicher Kleinheit. Vgl. Burmeiſter, zoon. Briefe S. 224 f. Rothe Punkte an der Sternſpitze der Seeſterne hielt man für Augen; es iſt noch nicht ausgemacht, ob ſie das ſind, doch gehen Nerven zu ihnen hin und deuten ſomit auf irgend ein Wahrnehmungsvermögen an dieſer Spitze.

Auf der niedrigſten Stufe ſtehen noch die Crinoiden, deren größte und ſchönſte Formen nur in der Vorwelt vorkamen. Es gibt jetzt nur noch zwei Gattungen, beide feſtſitzende Thierblumen auf kürzeren oder längeren Stielen. Comatula im Mittelmeer zeigt vorn auf dem vielgegliederten Stiel eine fünfſeitige Scheibe, deren fünf Ecken ſich in je zwei Arme vertheilen. Einige andre Arten haben die doppelte und fünffache Zahl von Armen, daher man das Thier Haarſtern genannt hat. Uebrigens iſt es nur in der Jugend angewachſen, ſpäter reißt es ſich vom Stiel ab und ſchwimmt frei umher. Die zweite Gattung pentacrinus in den weſtindiſchen Gewäſſern gleicht noch am meiſten der vorweltlichen Meerlilie, indem die Arme ſich wie zu einem Blumenkelche ſchließen. Vgl. den zweiten Band S. 15.

Den freigewordenen Crinoiden ſtehen am nächſten die Ophiuren (Schlangenſterne), indem auch ſie ſich in fünf Hauptarme, aber flach und in gleicher Ebene theilen, die dann aber wieder in zahlloſe Ausläufer ſich verzweigen. Durch dieſe üppige Ausſtrahlung berühren ſie ſich noch mit den Meduſen, denen ſie auch inſofern näher ſtehen, als ſie nur ſchwache, leicht zerbrechliche Platten, Schuppen und Stacheln haben oder ganz nackt ſind. Man kann nichts Wunderbareres ſehen, als dieſe Thiere, die nach allen Seiten ihre Arme wie bewegliche Tannenbäume oder Weinranken ausſtrecken. Ophiura fragilis, welche ſo leicht wie eine Blindſchleiche zerbricht, hat zweimal fünf regelmäßige ſehr lange und bewegliche Arme mit

einfachen federartig geſtellten Stacheln und iſt ganz roth. Am prachtvollſten erſcheint atroplyton, das ſ. g. Gorgonenhaupt, goldfarben mit fünf Hauptäſten, die aber regelmäßig wieder weiter gabeln und ſich in unzählige ſpiralförmig gewundene Ranken vertheilen. Abgebildet bei Milne-Edwards, zooph. pl. 5. Während an einem Polypenſtock viele Mäuler ſich aufthun, hat die Ophiure nur einen Mund, aber zwiſchen jedem Arm doppelte Genitalien, ja bei der ophioderma und ophioenemis finden ſich deren 20, ſo daß auch hier immer noch die Grenzen zwiſchen einem Individuum und einer ganzen Thierfamilie nicht ſtreng gezogen ſind. Eine abweichende Form hat trichaster, ſofern ſich die langen Arme erſt an ihrem Ende verzweigen.

Die Individualität tritt erſt ſcharf hervor bei den eigentlichen Seeſternen. Der Seeſtern (asterias) hat die mehr oder weniger regelmäßige Form eines platten Ordensſterns mit fünf Zacken. Der mittlere Theil iſt ſo klein, daß Magen, Gefäß und Nerven in die Zacken oder Strahlen hinaustreten und zum Theil bis in die Spitze ſich verlaufen. Mehrere Arten haben mehr, ja bis 19 Strahlen und einige werden ſehr groß. Kämpfer (Japan I. 61) beſchreibt einen Seeſtern von 3 Fuß Durchmeſſer. Jeder Strahl beſteht aus zwei Hälften; durch eine gemeinſchaftliche Baſis ſind aber nur die einander an zwei Strahlen gerade gegenüberſtehenden Hälften vereinigt, ſo daß jeder Strahl zwei zuſammengebundenen Fingern verſchiedener Hände gleicht. Die Strahlen, ſo wie deren Zwiſchenräume, überhaupt das ganze Thier iſt von allen Seiten, den Mund im Centrum der Unterſeite ausgenommen, geſchloſſen und mit einer Kalkſchale voll Warzen, Höcker, Stacheln und Taſtern bedeckt, mittelſt deren es ſich fortbewegt und ſo feſt anklammern kann, daß es am glatteſten Glaſe hinaufklettert. Jedes Thier iſt einfach ein Männchen oder Weibchen. Die Stacheln am Munde ahmen Zähnen nach, ein After iſt nur bei einigen vorhanden. Die Arten unterſcheiden ſich theils durch die Tiefe des Winkels zwiſchen den Zacken, theils durch die Stacheln. Sehr dünne Zacken und eine unſcheinbare Leibesmitte hat asterias subulata, ſehr dicke dagegen, ſo daß das Thier eigentlich mehr fünffeltig als fünfſpitzig erſcheint, haben a. procyon und discoidea. Den ſchönſten Stern zeigt a. papposa, die Fünfzahl verdoppelnd in zehn gleiche Zacken von mittlerer Dicke, das ganze Thier mit ſeinen Stacheln wie bepelzt und blutroth. Meyen rühmt in ſ. Reiſe I. 222 die Schönheit des dreißigſtrahligen a. helianthus in den Gewäſſern von Chile, und des milchblauen, mit orangefarbenen Warzen geſchmückten

a. gelatinosa. Es gibt viele Arten. Linné kannte erſt 33, bis 1843 zählte man ſchon 232. Erichſon, Archiv 1843 S. 123.

Die Seeigel (Echinoiden) ſind in Kalkſchalen eingeſchloſſen, wie die Seeſterne, aber ohne Ecken, nur fünfſeitig, oder glatte turbanartige Kugeln durch fünf Meridiane in fünf gleiche Theile abgetheilt. Wegen dieſer runden Geſtalt und ihrer Stacheln nennt man ſie Igel. Die Regelmäßigkeit der Längsfurchen und Warzen unterhalb der Stacheln macht dieſe Thierſchalen Kunſtprodukten gleich. Ariſtoteles verglich die leere Schale des Seeigels mit einer von Fenſtern umgebenen Laterne, daher man ſie ſeitdem die Laterne des Ariſtoteles nennt. Von ihrer prachtvollen und regelmäßigen Verzierung heißen einige Diademe (Türkenbund). Die ſehr runden Arten hat man auch Seeäpfel genannt. Gleich den Seeſternen ſchieben auch die Seeigel bis 2 Zoll lange Ambulacren heraus, mit denen ſie ſich anheften und fortſchieben, und eben ſo haben ſie zangenartige Pedicellarien, die ſich ſchon ganz wie Krebsſcheeren geſtalten, obgleich ſie viel kleiner und zahlreicher ſind. Man erkennt hier ſchon einen Uebergang in die Form der Cruſtaceen. Die Geſchlechter ſind getrennt, bei ganz gleicher Form erkennt man das männliche nur an weißem, das weibliche nur an rothem Safte; ſ. Müller, Archiv 1841 S. CXVI. Die Arten ſind ſehr mannigfach nach Größe, Abrundung, Stacheln, Farben. Man unterſcheidet die Cidarideen, rund mit vielen Stacheln, cidaris imperialis mit großen Stacheln zwiſchen kleinen, diadema gleichfalls mit ſehr langen Stacheln, den dunkelvioletten echinus esculentus, den man röſtet und ißt, voll kleiner Stacheln wie ein gemeiner Igel; ech. tribuloides, kugelig, aber mit zehn dreifachen Stachelausſtrahlungen, ſo daß er faſt noch einem Seeſtern gleicht; ech. mammilatus, mit langen, aber zugleich dicken und kolbenartigen Stacheln, ſeltſam violett, weiß und roth gefleckt ꝛc. Ferner die Clypeaſtroiden, mehr flach und mit kleinen nur kurzen Haaren gleichenden Stacheln, die fünfſeitige Form deutlicher ausgeprägt, in vielen Größen und Farben vorkommend. Man wird bei dieſen Thieren unwillkührlich an die kurzbehaarten dicken Spinnen erinnert, zu denen ſie den erſten Uebergang bilden, wie die vorigen Familien zu den Cruſtaceen. Drittens die Spatangideen, den vorigen ähnlich, aber mehr herzförmig; endlich die Caſſidulideen, länglich und faſt cylinderförmig, ſo daß ſie den Uebergang in die folgende Claſſe bilden.

Dieſe nämlich ſind die länglich dicken, wurſtartigen Sternwürmer

(Holothurien), die man auch Spritzwürmer nennt, weil ſie, mit dem Vordertheil im Schlamm ſteckend, aus dem Hintertheil Waſſer ausſpritzen, wenn ſie geſtört werden. Sie haben eine lederartige, aber kalkig rauhe Schale und gehören nicht nur noch, trotz ihrer häßlichen Unförmlichkeit, zu den ſchönen Thieren, die wir eben kennen gelernt haben, ſondern übertreffen ſie ſogar in der Vollkommenheit der inneren Organiſation. Der Mund iſt ſternförmig von einem blumenkohlartigen Tentakelkranz umgeben. Burmeiſter, zoon. Briefe I. 302 vergleicht die Holothurien auf eine ſcharfſinnige Weiſe mit Ophiuren, deren Arme zuſammengebunden, und die Seeigel mit Seeſternen, deren Zacken zurückgekrümmt ſeyen. Aber ſein Vorſchlag, die Holothurien von ihrer Lederhaut scythodermata zu nennen, iſt nicht annehmbar, weil des belederten Gethiers doch zu viel ſonſt noch in der Welt exiſtirt. Das Waſſergefäßſyſtem iſt bei dieſen Geſchöpfen in ſolcher Energie ausgebildet, daß ſie nicht nur weit und ſtark Waſſer ausſpritzen, ſondern auch, wie Vogt (Ocean und Mittelmeer II. 29) beobachtet hat, freiwillig alle ihre Eingeweide nach hinten ausſtoßen können (eine Art Selbſtmord in der Verzweiflung der Gefangenſchaft). In China werden die Holothurien unter dem Namen Trepang gegeſſen und man rühmt an ihnen, daß ſie dem Koch die Mühe der Ausweidung erſparen. Ihr Eingeweide iſt aber ſehenswürdiger, als die Außenſeite des häßlich braunen Thieres. Man unterſcheidet deutlich ein Herz mit den Blutgefäſſen, eine Art Waſſerlunge, einen ausgebildeten Darm, Muskeln und einen Nervenring um den Mund. Die Genitalien liegen dem Munde, nicht dem After zu. Es gibt verſchiedene Arten. Holothuria phantapus gleicht einer Ophiure, an der ſich unten ein dunkelbrauner dicker häßlicher Wurm angehängt hat. Man ſieht hier deutlich, wie der Tentakelkranz vor dem Munde vollkommen die Veräſtelung der Ophiure zeigt, während der Wurm unten die Stelle eines Crinoidenſtieles vertritt. Bei andern Holothurien zieht ſich der Sternkranz vorn mehr zuſammen, bleibt jedoch immer ſtrauch- und zweigartig und ſetzt inſofern auf der höchſten Entwicklungsſtufe der niedern Waſſerthiere immer noch die urſprünglichſte Form derſelben, die excentriſche Ausbreitung von Flimmerhärchen oder beweglichen Armen fort. Uebrigens iſt der Uebergang von den Holothurien in die länglichere Form der echten Würmer ſo unmerklich, daß Milne-Edwards noch mehrere der letztern zu den erſtern gezählt hat.

Sehr merkwürdig iſt bei der ganzen Thierklaſſe der Strahlthiere der Generationswechſel. Auch bei ihnen nämlich, wie bei den Quallen, zi-

gen ſich groſse Unähnlichkeiten zwiſchen Jungen und Alten. Am ausführlichſten handelte zuletzt davon Burmeiſter in den ſchon genannten zoon. Briefen S. 204 f. Ein Theil der jungen Seeſterne, die alle aus mikroſkopiſch kleinen Eiern kommen, gleicht den Infuſorien, wächst aber regelmäſsig in die Seeſternform hinein; ein andrer Theil derſelben Jungen dagegen nimmt eine Zwiſchenform, einen ſ. g. Larvenzuſtand an und bildet Formen, die man früher unter beſondern Thiernamen unterſchied als bipinnaria, brachiolaria und tornaria, Infuſorienformen mit eigenthümlichen Wimpernſchnüren. Der junge Seeigel und die jungen Ophiure erſcheinen in ähnlicher, nur in den Schnüren abweichender und mehr glockenartiger Form und heiſsen plutus; die junge Holothurie heiſst auricularia und hat wieder anders geſtellte Wimpernſchnüre und ohrenartige Lappen. Noch aber ſind nicht alle Stufen bekannt, welche dieſe Larven durchzumachen haben, bis ſie zum fertigen Strahlenthier heranwachſen.

8.

Die Muſcheln.

In den Rhizopoden erkannten wir den Uebergang von den Infuſorien zu den **Mollusken**. Unter dem letztern Namen begreift man die Muſcheln (acephala, kopfloſe), die Schnecken (cephalophora, Kopfträger), und die ſepienartigen Thiere (cephalopoda, Kopffüſsler). Sie ſind immer noch Weichthiere, immer noch verwandt den aus Gallert und Kalkſchalen gebauten niedrigſten Organismen, wenn ſie auch ſchon eine vollkommenere innere Entwicklung zeigen.

Die weiche, fleiſchige, aber immer klebrig feuchte Leibesmaſſe der **Muſchel** beſteht aus einem doppelten ſ. g. Mantel, deſſen Beſchaffenheit durch chemiſche Unterſuchung in auffallender Weiſe dem Pflanzenmembran ähnlich befunden worden iſt, ſo daſs man verſucht wird, in der thieriſchen Gallert denſelben organiſchen Urſchleim zu erkennen, wie im Cambium der Pflanze. Nach auſsen hin ſchwitzt der Mantel aus den ihn durchſetzenden Blutgefäſsen kohlenſaure Kalktheile aus, woraus ſich eine erſte feſte Schicht bildet, auf welcher ſich dann in weiteren Schichten kohlenſaurer Kalk als Muſchelſchale anſetzt. Die innere Fläche des Mantels iſt mit einer Flimmerhaut bedeckt, wodurch eine beſtändige Strömung des Waſſers innerhalb des Mantels unterhalten wird, welche dazu dient, dem Thiere Nahrung zuzuführen und ſeine Kiemen mit Waſſer zu verſehen.

Der Mantel iſt voll ſchleimiger Drüſen, die das Thier in einer beſtändigen Klebrigkeit und Schlüpfrigkeit erhalten. Zwiſchen den beiden Mantelflügeln liegt die Mantelhöhle mit dem Munde, Magen, After, Kiemen, zwei Herzen und Gefäße mit weißem Blut, um den Mund her ein Nervenring mit Knoten. Die Muſcheln ſind Männchen oder Weibchen, viele aber auch Zwitter. Alle kommen aus Eiern und wenn dieſe auch noch ſo klein ſind, doch ſchon mit ihren Schalen. Einen Kopf haben die Muſcheln nicht, doch finden ſich Augen und zwar viele am Rande des Mantels oder auf beſondern Tentakeln ſtehend. Acht ſolche kleine Augen haben die Ascidien, viel mehr noch kommen bei pholas, solen, venus, mactra vor, eine Menge wie Edelſteine glänzende und geſtielte Augen bei cardium, viele rothe Augen bei tellina, 40 gelbbraune bei pinna ꝛc. Am ſchönſten aber ſind die geſtielten wie grüne Smaragde funkelnden Augen von pecten. Vgl. v. Siebold vgl. Anatomie S. 261. Die Muſchel hat nur wenige Bewegung und ſitzt oft mit der Schale angewachſen feſt am Felſen. Ihre Bewegung beſchränkt ſich auf das Oeffnen und Schließen der beiden Schalenhälften mittelſt des Schloſſes (cardo) oder elaſtiſchen Bandes (ligamentum), zu welchem Behuf ſie ſtarke Schließmuskeln beſitzt, und auf das Vorſtrecken theils der Mantelflügel, theils des ſ. g. Fußes, der jedoch nur ein muskelreicher Fortſatz der Bauchſeite des Thieres iſt.

Die Muſcheln liefern uns die koſtbaren Perlen und Perlmutter, die Purpurfarbe, die trefflich ſchmeckenden Auſtern ꝛc., im Allgemeinen aber ſteht ihre ungeheure Anzahl in keinem Verhältniß zu dem unmittelbaren Gebrauch, den wir von ihnen machen. Am meiſten ſetzt ihre Menge in Erſtaunen, ſofern die größten Kalkgebirge vorzugsweiſe aus ihren Schalen beſtehen. Sodann haben von jeher ihre bunten und phantaſtiſch geformten Schalen eine große Anziehungskraft auf die Menſchen geübt. Wenn man früher faſt nur auf die Schalen achtete, ſo geht die heutige Naturforſchung wieder etwas zu weit in deren Verachtung. Bei der geringen Abweichung einzelner Gattungen in ihrem innern Organismus bleibt das Charakteriſtiſche, was ſie unterſcheidet, immer die Schale, und nicht umſonſt iſt ſo viel Glanz und Schönheit an dieſe Schalenwelt verſchwendet worden. Wir finden im weißen Glanz im Innern derſelben den unſeres künſtlichen Email und Porzellan ſchon in der Natur vorgebildet, und dabei die zarteſten Farbennuancen und Zeichnungsmuſter, Punktirungen, Marmorirungen, Netzformen, Augen ꝛc. Am reichſten aber iſt die Ab-

wechslung der äußern Form. Hier kommt jede Art von Kugel- und Kegeldurchſchnitt und jeder mögliche Contour vor, das Schönſte aber, was in Formen mit ſo einfachen Mitteln dargeſtellt werden kann, leiſten erſt die ſchraubenförmig gewundenen einſchaligen Muſcheln oder Schnecken. Die größten Muſchelſchalen fand man in den indiſchen Gewäſſern, zwei Schalen eines todten Thieres (tridacnoditos gigas) von 630 Pfund Gewicht und 5 Fuß Länge. Die platteſten ſind die ſ. g. Jakobsmuſcheln, Auſterſchalen, welche die Pilger vom h. Lande auf ihre Hüte zu heften pflegen. Die zarteſte Schale dagegen hat placuna placenta in den chineſiſchen Gewäſſern, durchſichtig wie Fenſterglas. Man ſah ſehr dünnſchalige Muſcheln gerade in den rauheſten und ſtürmiſcheſten Meeren aushalten. Physa hypnorum bleibt in der Polarzone 10½ Monat lang im Eiſe eingefroren und lebt nur in den 1½ Sommermonaten im frei gewordenen Meere wieder auf. Nach Middendorp in Troſchels Archiv 1852 II. 267.

Ich gebe (nach Troſchel) nur die allgemeinſte Eintheilung der unzählbaren Muſcheln und hebe nur die am meiſten charakteriſtiſchen Thiere aus de. Menge der übrigen hervor. Zuerſt die Zweiſchaligen. I. Armfüßer (brachiopoda), mit zwei vorſtehenden fleiſchigen und befranzten Auswüchſen, die man Arme genannt hat. Zu ihnen gehören die wenigen jetzt noch lebenden Arten der in der Vorwelt weit überwiegenden terebratulae, ferner orbiculae, lingulae. II. Blattkiemen (lamellibranchiata), aus denen blattähnliche Kiemen hervorhängen. Zu ihnen gehört 1) die allbekannte Auſter (ostrea) in vielen Arten. Die Außenſeite der Schalen iſt fächerartig gerippt und graugrün, aber rauh und oft gebogen nach der Form des Felſens, dem ſie angewachſen iſt. Die Innenſeite gleicht weißem Porzellan, das gallertartige Thier iſt eine Leckerei für Feinſchmecker und wird lebendig aus der Schale weggeſchlürft. Die Auſtern leben geſellig auf ſ. g. Auſterbänken, die aus dem Ei ſchlüpfenden Jungen ſchwimmen den angewachſenen Eltern davon und bilden neue Colonien. Die Auſterbänke werden oft von einem röhrenbewohnenden Wurm, der Hermelle, ganz bedeckt und überwachſen. Dieſe Würmer freſſen die junge Brut der Auſtern und bewirken das Ausſterben der ganzen Auſterbank. Dann aber haben ſie nichts mehr zu freſſen und ſterben ſelbſt ab, worauf Junge von fern herkommen und ſich eine neue Auſterbank anſetzt. Vogt, Ocean und Mittelmeer I. 101.

2) Kammmuſcheln (pectinea) mit ſchön gezahntem Rande, einem

Kamm ähnlich. Beide Schalen sind zugleich fächerartig gerippt und die auslaufenden Rippen bilden am Rande die Zahnung. Eine der schönsten Muschelformen. Die größte und zugleich flachste Art ist die schon genannte Jakobsmuschel. Stark in einander greifende Zähne zeichnen die Klappmuscheln (spondilus) aus. Die eirunde und schneeweiße lima heißt wegen ihrer scharfen Rippen die Feile. — 3) Schmalmuscheln (malleacea), die in Schwämme sich verkriechende längliche vulsella und der seltsame Hammer (malleus) mit zwei Fortsätzen, die ihm die Gestalt eines lateinischen T geben.

4) Perlmuscheln (avicularea). Dazu die berühmte malvagrina margaritifera, in welcher die köstlichen Perlen wachsen. Die Muschel hat etwas der Auster ähnliches und wächst auch auf Bänken. Diese liegen immer unter stillem und geschütztem Wasser, denn starke Strömungen und Stürme vertreiben das Thier. Der Laich schwimmt auf dem Wasser und erst wenn die Thierchen aus dem Ei gekommen und ein wenig gewachsen sind, sinken sie durch ihre Schwere unter und heften sich am Felsen an. Steuart in Wiegmanns Archiv 1835 I. 315. Sie schwitzen einen besondern Saft aus, der das Innere ihrer Schale in Regenbogenfarben schimmern macht (die s. g. Perlmutter). Nach Brewster sind parallele Grübchen die Ursache dieses Farbenspiels. Unter besondern Umständen bildet derselbe Saft krankhafte Auswüchse und das sind die Perlen. Um einen Kern her setzen sich concentrische Ringe, zwiebelartig über einander gelegte Membrane von kohlensaurem Kalk. Vgl. Nöggerath in Erichsons Archiv 1848 S. 222. Man findet einzelne sehr große Perlen. Die berühmteste ist die s. g. peregrina in Sevilla, aus dem Schatze des Inkas von Peru dahin gebracht, birnförmig und 60 Gran schwer. Allg. Historie der Reisen XII. 564. Kölb, Xeres 249. Auch in Moskau soll sich eine sehr große befinden, zu 27¼ Carat geschätzt. Conversationsblatt von 1828 Nr. 138. Am schönsten und edelsten sind die mit dem weißesten, hellsten und lebhaftesten Glanze, minder schön sind die matteren. Röthliche kommen in Japan vor (nach Marco Polo) und auch in Borneo (nach Dalrymple). Zuweilen werden in einer Muschel mehrere Perlen gefunden, nach Steuart fand man einmal 67 beisammen. Die reichste Perlenfischerei wird in den indischen Gewässern getrieben. Vgl. darüber Ritter, Erdkunde VI. 160. 178 und über die Classification der Perlen, wie sie im Handel und in der Mode des Orients herkömmlich ist, den 6. Band der Fundgruben des Orients. — Zu den Perlmutterschalen gehört ferner

die merkwürdige Steckmuſchel (pinna), die bis 2 Fuß lang wird, die größte im Mittelmeer. Sie ſteckt gern wie die Holothurie im Sande, kann ſich aber auch mit ihren Bartfäden an Steinen feſthalten und dieſe Fäden ſind ſo zähe, daß man ſie wie Flachs ſpinnt und Handſchuhe und dergleichen daraus verfertigt. Ausführlich in Okens Naturgeſch. V. 352 f. beſchrieben.

5) Die Archenmuſcheln, namentlich die ſ. g. Arche Noä, in der Form eines kleinen Schiffs oder Kahns geſchloſſen, daher der Name. Mehrere Arten (area barbata und pilosa) haben einen haarigen und ſammetartigen Ueberzug, die letztere ſchwere und marmorharte Schalen, in die ſich aber dennoch fremde Bohrmuſcheln einbohren. — 6) Nuculiden, längliche Muſcheln mit zwei Reihen kleiner Zähne im Schloſſe. — 7) Trigoniaceen mit in einander greifenden Zähnen. — 8) Etherien mit ſehr unregelmäßigen Schalen. — 9) Flußmuſcheln (najades) im Schlamm des ſüßen Waſſers eingegraben, inwendig mit ſchwachem Perlmutterglanz in mehreren Arten, anodonta, margaritana, unio. Die letztere iſt unſre gemeine Malermuſchel, ſo genannt, weil man in die Schalen Farben füllt. — 10) Mießmuſcheln (mytilacea), der eiförmige, violett gefärbte und eßbare mytilus, der ſich mittelſt aus ſeinem ſchleimigen Fuß abgeſponnener Fäden anheftet. Vgl. Oken, Naturg. V. 338. Ferner m. lithophagus (oder nach Cuvier lithodomus dactylus), die berühmte Steindattel, die ſich in Stein einbohrt. Von ihr wurden die Säulen des Serapistempels in Puzzuoli bei Neapel durchfreſſen und zwar in einer ziemlichen Höhe über dem jetzigen Meeresſpiegel, worüber man ſich lange gewundert hat. Man erklärte es durch das Einſinken des Tempels ins Meer und durch deſſen vulkaniſche Wiedererhebung über das Meer. Oken, V. 274. 342. Andre erklären die ſeltſame Erſcheinung dadurch, daß die Säulen aus Steinblöcken gehauen ſind, die früher unter dem Meer lagen. Es iſt auch wohl paſſender, anſtatt die ganze Erde ſich heben und ſenken zu laſſen, lieber eine einfache Verſetzung der Säulen aus dem Meer aufs Land anzunehmen. v. Martens, Italien III. 589.

11) Gienmuſcheln (chamacea) mit ſehr dicken Schalen, darunter die vornehmſte Bia Garu (chama gigas oder tridacna gigas) die Rieſenmuſchel der Molukken, wird 5 Fuß lang und jede einzelne Schale iſt zuweilen über ½ Fuß dick, weshalb das Thier ungeheuer ſchwer wird und oft kaum von ſechs Männern getragen werden kann. Die Schale iſt oben gewöhnlich bewachſen, daß man ſie kaum reinigen kann und be-

ſteht aus mehreren Lagen über einander, deren Ränder hervorſtehen und ſcharf wie Meſſer ſchneiden, ſo daß das Thier ſchwer zu fangen iſt und oft dicke Ankerthaue zerſchneidet. Nichts ſoll ſcheußlicher ſeyn, als der Anblick der Muſchel, wenn ſie ſich weit aufthut. Man ſieht dann ein ausgeſpanntes Fell voll ſchwarzer, grauer, weißer und gelber Adern, wie eine Schlangenhaut gezeichnet. Das Thier liegt aber gewöhnlich mit offenen Schalen auf dem Meeresboden da, um Fiſche zu fangen, die hineinſchwimmen und ganz luſtig wie in einem Waſchbecken in ihm baden, bis das Thier zuklappt und die argloſen Fiſche verdaut. Man will aber wahrgenommen haben, daß die Rieſenmuſchel nie eher zuklappe, als bis ſie von einem kleinen Fiſche, einer Garneele, ins Fleiſch gezwickt worden ſey, zum Zeichen, daß jetzt genug Fiſche zu ihrer Nahrung beiſammen ſeyen. Man nennt deshalb den kleinen Fiſch den Muſchelwächter und glaubt, die Rieſenmuſchel müſſe ſterben, wenn ſie ihn nicht mehr bei ſich habe. Die Makkaſſaren räuchern das Fleiſch und finden zuweilen im Schließmuskel ſchöne erbſengroße Steine, von denen man glaubt, ſie bringen Glück ins Haus und ihr Verluſt ziehe Unglück nach ſich. Rumph, Raritätenkammer S. 126. Gute Abbildungen liefert erſt der Atlas von Dumont d'Urville Taf. 79. 80. Vgl. Oken, Naturgeſch. V. 1. 330. Im Gottorpſchen Cabinet wurden Schalen von 467 Pfund Gewicht aufbewahrt, zwiſchen denen ein Mann Platz hatte. Von dem Thiere ſelbſt ſollen ſich 30—40 Indianer geſättigt haben. Bergius, von den Leckereien II. 360. In Frankreich werden die Rieſenmuſcheln zu Taufbecken benützt und heißen deshalb bénitiers. — Eine kleinere Art heißt Ochſenherz oder Narrenkappe. Daran reihen ſich 12) die Herzmuſcheln (cardiacea), von ihrer Herzform ſo benannt, in mehreren Arten 13) die flachrunden lucinacea; 14) die dünnſchaligen aber mit einer dicken Oberhaut bekleideten cycladea; 15) die Plattmuſcheln (nymphacea), unter denen tellina in den Gewäſſern von Amboina berühmt iſt, weil aus ihr das köſtliche Garum, die delicateſte Brühe der Welt, bereitet wird (Oken V. 299). 15) Die ſ. g. Steinfreſſer (lithophaga), abermals Bohrmuſcheln, meiſt ungleichſeitig.

Die eigentlichen Meermuſcheln, die idealſte Form der Muſcheln zeigend, ſind 17) die ſ. g. Venusmuſcheln (conchae). Von dem lat. concha iſt die ganze Claſſe benannt und heißt die Muſchellehre Concheologie. Man unterſcheidet viele Gattungen Venus, Cytherea, Dione etc. Eine ſanfte Wölbung, ein kleines Schloß und von ihm aus eine gleichmäßige fächerartige Ausſtrahlung in excentriſchen Furchen und ein ſchön

gezackter Rand ſind außer noch beſondern ein Gitter bildenden Querfurchen und bunten Färbungen die Vorzüge dieſer Muſcheln. — 18) Die bauchigen Trogmuſcheln (mactracea).

Wieder einen ganz andern Charakter haben die länglichen Muſcheln: 19) die Klaffmuſcheln (pyloridae), unter denen die Meerſcheide (solen) die vornehmſte iſt, ein Thier wie eine lange Schote, die aber oben und unten offen ſteht. Sie graben ſich gern in den Sand. Eine Art (s. vagina) heißt die Meſſerſcheide. — Daran ſchließen ſich 20) die Röhrenmuſcheln (tubicolae), gleichfalls lange, faſt wurmförmige Thiere, an denen die beiden Schalen zu einer kalkigen Röhre zuſammengewachſen ſind. Zu ihnen gehört toredo navalis, der Pfahlwurm, einen Fuß lang, aber dünn wie ein Gipspfeifenſtiel und mit einer dünnen Schale umgeben, der ſich trotz ſeiner Zartheit doch in Holz bohrt und den Schiffen ſehr verderblich wird. T. gigantea, die Meerpfeife, ſpaltet ſich in zwei Athemröhren wie eine Gabel und wird 6—7 Fuß lang. Auf Amboina ißt man dieſe Muſchel, um die Mannheit zu ſtärken und bewahrt die Schalen als Gegengift und Gegenzauber auf. Rumpf, Naritätenkammer S. 124. — Pholas dactylus, die Finger- oder Steinmuſchel, nur 3 Zoll lang und ſehr zart, bohrt ſich aber in den härteſten Stein, ſogar in Lava. Die nur papierdünne Schale dieſes merkwürdigen Thieres enthält viele Kieſelerde und iſt wie eine Feile gerippt, ſo daß ſie andre Steine angreift. Durch langſames Vorſchieben bringt die zarte und leicht zerbrechliche Muſchel in Felſen und Mauern ein, kann aber nie wieder zurück, weil ſie inwendig wächst und einen größeren Umfang erhält als das Loch, durch das ſie zuerſt ſich eingebohrt hatte. Sie ſtraft ſich daher ſelbſt für den Frevel, den ſie durch Zerſtörung an Kunſtwerken begeht und gleicht manchem Sünder, der die Kunſt entweiht und dabei ſelbſt an Leib und Seele zu Grunde geht. Martens rühmt übrigens in ſ. venet. Reiſe I. 237, daß dieſe Muſcheln noch delikater als Auſtern ſchmecken. Zu ihnen gehört auch noch aspergillum javanum, eine Seemuſchel an den Küſten von Java; ſie ſieht unten wie eine Wurzel aus, oben wie ein Kamillenblüthenſtrauß, woraus ſie wie durch eine Gießkanne durch eine Menge kleiner Oeffnungen Waſſer ausſpritzt. Eine der wunderbarſten Naturformen. Oken V. 1. 270 nennt ſie Siebmuſchel.

III. Die ſ. g. Mantelthiere (tunicata) bilden eine neue Ordnung. Auch ſie ſind röhrenartig, oben und unten offen, ſtecken aber nur in einer leder- oder knorpelartigen Hülle. Ihre vornehmſte Familie iſt die der

Seeſcheiden (ascidiae), welche theils an die Holothurien, theils, ſofern einige von ihnen geſellig zuſammenleben, an die Polypenſtöcke erinnern. Einfache Seeſcheiden ſind phallusia, clavelina, in gallertartiger, cynthia in hornartiger Hülle. Cynthia microcosmus (die eine kleine Welt trägt) heißt ſo, weil ſich auf ihr eine Menge anderer Seegeſchöpfe aufſetzen. Cynthia papillata iſt ſcharlachroth. Roth und dem menſchlichen Profil ähnlich fand Peron eine Ascidie (Reiſe II. 137). Die zuſammengeſetzten Ascidien bilden einen Ascidienſtock in concentriſcher Zuſammenſtellung (diazona), oder mehrere (distomus), oder einen getheilten Stock (polyclinum). Vogt, Ocean und Mittelmeer II. 41 macht darauf aufmerkſam, daß ihre Jungen frei umherſchwimmen und ſehr lebendig ſind, Augen haben ꝛc., aber ſowie ſie herangereift ſind, die Sinnesorgane und die Lebhaftigkeit verlieren, um ſich feſtzuſetzen und träge dahinzuvegetiren, wie die alten. — Eine zweite Familie der Manteltiere ſind die Lucien, die gleichfalls vergeſellſchaftet leben. Die merkwürdigſte Gattung dieſer Thiere iſt die bei Nacht leuchtende bis 14 Zoll lange pyrosoma gyganteum im Mittelmeer, deren viele in einen kegelförmigen Stock zuſammengewachſen ſind, aber frei im Meer umherſchwimmen. Sie haben alle zuſammen einen gemeinſchaftlichen After nach innen, aber jedes ſeinen beſondern Mund nach außen gekehrt. Vgl. v. Vibra, Reiſe nach Südamerika I. 47. — Eine dritte Familie bilden die cyclomyaria oder doliola, kleinen Fäßchen gleich, die oben und unten durchbrochen ſind. Eine vierte endlich die **Salpen** (thaliadae), längliche oder ovale, ganz durchſichtige Gallertthiere von ſehr ſonderbarem Generationswechſel. Denn das alte Thier iſt geſchlechtslos und bringt durch Abknospung die Keime der Jungen hervor, dieſe jungen bleiben an einander gekettet in langer Reihe, ſind aber ſämmtlich Zwitter. Jeder dieſer Zwitter legt ein einziges Ei, aus dem wieder eine geſchlechtsloſe Salpe wird.

9.

Die Schnecken.

Die Schnecken (cephalophora) haben, einige nackte Arten ausgenommen, eine einfache, kegelförmige und meiſt ſpiralförmig gewundene Schale und einen Kopf mit Augen und Fühlhörnern. Das ſind ihre Hauptunterſchiede von den zweiſchaligen und kopfloſen Muſcheln. Außerdem aber ſind die Schnecken ausgezeichnet als die erſten unter den Weichthieren,

die nicht mehr blos im Waſſer leben, ſondern von denen viele Familien ſchon ausſchließlich zu den Landthieren gehören. Das erſte Meerthier, das ſich auf dem Lande anſiedelte, war eine langſam ans Ufer kriechende Schnecke. Der Zuſammenhang dieſer Thiere mit dem Waſſer iſt unverkennbar, denn wenn ſie auch weit weg vom Meer und von Flüſſen leben, ſo iſt ihnen doch nur im Regen und in der Näſſe wohl und nur bei naſſem Wetter ſieht man ſie auf allen Wegen hervorkommen.

In der innern Organiſation iſt die Schnecke der Muſchel ſehr ähnlich. Sie trägt denſelben ſchleimigen Mantel und auf demſelben die harte Schale, geht aber mit dem nackten Leib weiter aus der Schale heraus und breitet den ganzen Unterleib wie eine einzige Fußſohle aus, mit dem ſie ſich langſam vorwärts ſchiebt, eine ſchleimige Spur zurücklaſſend. Dieſe Sohle iſt in einen Keil zuſammengezogen (heteropoda) oder zu beiden Seiten in Floſſen ausgedehnt (pteropoda). Der Leib dehnt ſich nach vorn in einen Kopf, nach hinten in ein ſtumpfes ſchwanzähnliches Ende aus. Der Kopf hat einen beweglichen Hals und taſtet mit ſeinen zwei oder vier Fühlhörnern, auf deren Spitze Augen hervortreten, nach allen Seiten herum. Das Fühlhorn läßt ſich ganz einziehen und wieder weit hervorſtrecken wie ein Futteral und das Auge iſt ihm ſo eingeſtülpt, daß es nur bei der längſten Ausſtreckung vortritt. Bei der leiſeſten Berührung zuckt das Fühlhorn zurück. Dieſe Empfindlichkeit und das vorſichtige Kriechen haben der Schnecke den Ruhm großer Bedächtigkeit verſchafft. Oken verband damit die auffallend große Leber dieſer Thiere, die er für das Organ der Ahnung, des Schlaforgans, des Mesmerismus anſah. Er bricht daher in ſ. Naturphiloſophie III. 361 in die Worte aus: „Sieht man eine Schnecke an, ſo glaubt man die vorahnende Göttin auf dem Dreifuß ſitzend zu finden. Welche Majeſtät in einer kriechenden Schnecke, welche Ueberlegung, welcher Ernſt, welche Scheu und zugleich welch feſtes Vertrauen! Gewiß die Schnecke iſt ein erhabenes Symbol des tief im Innern ſchlummernden Geiſtes.“ Das iſt wohl zu viel geſagt, immerhin aber bleibt etwas davon wahr. Auch Scheitlin in ſ. Thierſeelenkunde II. 291 kann ſein Erſtaunen über die Sinnigkeit der Schnecken nicht unterdrücken und meint, Gott habe vielleicht mit dieſen Thieren eine Probe machen wollen, den Verſuch aber abgebrochen und bei der Bildung der folgenden Thiere einen andern Weg eingeſchlagen. Auch das iſt zu viel geſagt, aber gewiß bleibt immer, daß in der Schnecke etwas liegt, was

uns wie ein tieferes Sinnen erſcheint und was wir bei andern Thieren nicht wahrnehmen.

Etwas nicht minder überraſchendes ſind die ſ. g. Schneckenzungen. Man wußte bis in die Mitte des laufenden Jahrhunderts nichts von den Zungen der Schnecken, bis ein Schwede ſie entdeckte. Dieſe ſ. g. Zungen beſtehen aus einem äußerſt dünnen, etwa dachziegelförmigen Knöchelchen, welches aber unter dem Mikroſkop wie die prachtvollſte Silberplatte ausſieht, geſchmückt mit den mannigfachſten Zeichnungen und Lineamenten, in denen die kleinen Zähne aufgereiht ſind. Jede Art von Schnecken hat ihre beſondere Zeichnung und man kann ſich dieſelben nicht reich und mannigfach genug denken. Bald liegen die Zähne wie die Schuppen einer Schlange, bald ſtehen ſie empor, bald in regelmäßigen Parallellinien, bald in Zacken wie Hirſchhörner ſenkrecht auf den Parallellinien, bald in rankenförmigen Krümmungen ꝛc. Die kleinen Zähnchen ſelbſt müſſen das Laub, welches die Schnecken freſſen, zerreiben, wie eine Hechel. Die Zähne nutzen ſich ab, brechen ab und finden ſich zahlreich im Schneckenkoth, ergänzen ſich aber auf der Zungenplatte ſtets von neuem. — Die Schnecken ſind Zwitter und pflanzen ſich durch Eier fort. Daß ein einzelnes Thier ſich ſelbſt befruchten kann, wird behauptet, iſt aber noch nicht erwieſen. Gascoin ſah, daß eine helix lactea aus Afrika, die zwei Jahre lang eingetrocknet geweſen, im Waſſer wieder auflebte und 30 junge Schnecken hervorbrachte. Troſchel, Archiv 1853 II. 119. Vgl. Joh. Müllers Archiv 1835 S. 224. Auffallend iſt die ſchnelle Vermehrung der Schnecken in gewiſſen Jahrgängen und ihr Fehlen in andern. Im Jahr 1725 ſollen einer gleichzeitigen Nachricht in den „Breslauer Sammlungen" zufolge, ungeheuer viele Schnecken geſehen worden ſeyn. Im Jahr 1836 dagegen ſollen in Amerika alle muſchelartigen Thiere plötzlich geſtorben, im Meere die Weichthiere aus den Schalen abgelöſt auf der Oberfläche geſchwommen, die Schalen in die Tiefe verſunken ſeyn. Ausland 1838. S. 51.

Es gibt viele nackte Schnecken im Meere und auf dem Lande. Die Schalen der andern ſind (mit Ausnahme der aus mehreren Stücken zuſammengeſetzten Schale von chiton) einfache Gehäuſe in den verſchiedenartigſten Größen und Formen, aber darin übereinſtimmend, daß ſie ſich mehr oder weniger winden, oben in einer geſchloſſenen Spitze (apex) enden und unten ſich in einer mehr oder weniger aufgeworfenen Mündung öffnen, die ſie mit einem ſelbſtgemachten Deckel (operculum) ſchließen können. — Sie ſind zugeſpitzt, kegelartig, pyramidaliſch oder dicker, thurm-, faß- und

turbanartig, ſie ſind zuſammengekniffen und weiſen in der Oeffnung gleichſam Zähne, oder ſie werfen ſich auf wie eine Trompete. Die ſpiralförmig gewundenen ſind platt, oder pyramidaliſch erhöht und unterſcheiden ſich wieder nach der Zahl und abnehmenden Progreſſion der Windungen. Die Schnecken haben in der Mehrzahl eine glattere Oberfläche als die zweiſchaligen Muſcheln. Viele zeigen den Porzellanglanz, den jene nur inwendig haben, auch auf der Außenſeite. Auch prangen ſie in den bunteſten Farben und Zeichnungen, von denen man glauben ſollte, ſie hätten nur durch Kunſt erzeugt werden können. Andrerſeits aber kommen auch wieder auf den ſchönen Schneckenſchalen Warzen, Hacken und Stacheln in großem Luxus vor. Die innern Windungen des Scheckengehäuſes wirken wie eine Reſonanz, wenn man daher ein leeres Schneckenhaus, beſonders von den größern Arten, ans Ohr hält, hört man darin ein zartes Sauſen, und die Schallwellen gleichen im Ton den fernen Meereswellen, daher der engliſche Dichter Wordsworth ſagt, die Muſchel bewahre auch noch im Tode ein geheimnißvolles Einverſtändniß mit der mütterlichen See.

Man theilt die Schnecken in drei große Ordnungen 1) heteropoda oder Kielfüßer, 2) gasteropoda oder Bauchfüßer und 3) pteropoda oder Floßenfüßer.

Die Kielfüßer leben im Meere, haben ſehr dünne Schalen und ſchwimmen immer verkehrt, den Bauch nach oben. Zum Schwimmen dient ihnen der zuſammengedrückte Bauch, beſonders ihr hinteres, auch zum Anheften gedehntes Ende; vorn aber ſtrecken ſie einen Rüſſel heraus. Man kennt zwei Familien, firola, von Vogt (Ozean und Mittelmeer II. 67. 119) als ein fußlanges Thier mit aufwärts gerichteten dunkelbraunen Augen beſchrieben, und atlanta, im ſtillen Meer zu Millionen bei ſchönem Wetter auf der Waſſerfläche ſpielend, mit kreiſelförmigen Schalen.

Die Bauchfüßer herrſchen vor und ſind die eigentlichen Schnecken in einer Menge von Unterabtheilungen und Familien. Sie leben theils im Meere, theils im ſüßen Waſſer der Flüſſe, theils auf dem Lande. Die größten und ſchönſten finden ſich nur im Meere. So die Strandſchnecken (littorinacea) mit ei- und thurmförmigen Gehäuſen, die ſ. g. Thurm- und Perſpectivſchnecken (turitella und solarium); die Mützenſchnecken (capuloidea), trichterförmig mit weitem Munde; die flachen ohrförmigen Sigaretinen; die Flügelſchnecken (alata) mit einer flügelartigen aufgeworfenen Lippe. Darunter der fußlange strombus gigas, die in einem krummen Fortſatz endende pterocera scorpio, die in mehreren Fortſätzen aus-

greifende Teufelsklaue (pt. chiragra). Die prächtigen Porzellanſchnecken (cypraea) in vielen berühmten Arten zeichnen ſich durch den weißen Glanz und durch mannigfach ſchöne Färbungen aus. Sie werden als Cabinetſtücke aufbewahrt, zu Doſen benützt ꝛc. Die Schale iſt in der Regel faſt eiförmig und läßt nur einen ſchmalen Spalt übrig, durch welchen das Weichthier hervorkommt. Eine Art heißt von ihren vielen Augenflecken argus, andere von andern Flecken tigris, lynx (Tiger, Luchs), Schlangenkopf (caput serpentis), von ſchriftartigen Flecken arabica, von landchartenartiger Zeichnung (mappa), von dunkler Färbung Maulwurf (talpa), von aſſelartiger Rundung und Färbung asellus. Am berühmteſten aber iſt die weiße cypraea moneta, die unter dem Namen Kauris durch ganz Afrika ſtatt des Geldes gebraucht wird. Zu derſelben Familie gehört die dem Ei in der Form und Weiße gleiche ovula. — Eine neue Familie bilden die gleichfalls ſehr ſchönen Kegelſchnecken (conoidea). In dem Porzellanglanz und der bunten Färbung ſtimmen ſie ganz mit den Cypräen überein, nur ihre Kegelform unterſcheidet ſie. Sie waren indeß Schooßkinder der holländiſchen Naturalienſammler, von denen ſie auch pomphafte Namen erhielten. Die größte und koſtbarſte von allen, lebergelb mit dunkelbraunen und weißgefleckten Bändern hieß der Admiral. Man unterſchied aber jede Nuance der Zeichnung und Farbe wieder mit beſondern Namen als Oranienadmiral wegen ſeiner hochgelben Bänder, als Ordensband, als Oberadmiral mit weißen dreieckigen Flecken, als Löwe mit löwenähnlicher Färbung. General hieß eine gelbe Muſchel mit weißen Bändern, Capitain eine hermelinfarbige; eine mit gefiederten Flecken der Federkegel, eine andere der Marmorkegel, eine wie mit feinem Sand beſtreute der Sandkegel, eine mit violettem Rande die Jungfrau ꝛc. Zu den Kegelſchnecken geſellt ſich auch pleurotoma mit ſcharfrandigen Windungen, wovon die Hauptart babyloniſcher Thurm heißt. — Die olivacea haben Olivenform, die volutacea dicke Gehäuſe mit buchſtaben- und notenartigen Zeichen (voluta hebraica und musica), oder mit Zuſpitzungen, die ſ. g. Pabſt- und Biſchofsmütze (mitra papalis, cardinalis, episcopalis). Zu den Voluten gehört v. purpura mit rothem Munde. Doch iſt ſie nicht die bei den Alten ſo berühmte Schnecke, deren Saft die Purpurfarbe lieferte. Einen rothen Saft hat man bei mehreren Schnecken gefunden. Vgl. Ulloa, Südamerika II. 218. Einen purpurnen Saft enthält auch ianthina fragilis mit ſehr zartem Gehäuſe. Meyen, Reiſe I. 42. — Eine fasciolaria heißt tulipa von der bauchigen Tulpenform; pyrula Feigen-

form; fusus colus geht oben und unten in lange Stacheln aus und iſt nur mitten dick, wie eine Spindel. Die muricea ſind ſehr merkwürdig durch ihre aufgeworfenen Lippen und vielen Stacheln; eine Art, murex gamosus, 1 bis 2 Fauſt groß, bauchig und ſtachlicht verſchließt ſich mit einem Deckel, der im Orient wegen ſeines herrlichen Wohlgeruchs zu Räucherwerk benützt und ſehr geſchätzt wird (in den Apotheken als blatta byzantina bekannt). Vgl. Oken, Naturg. V. 484. Die ſtachlichſte aller Muſcheln, murex tribulus gleicht mit ihren langen Stacheln einer Spinne. Die aufgeworfenſten Lippen zeigt das davon ſ. g. Tritonshorn (tritonium), als ob der griechiſche Meergott Triton darauf wie auf einer Trompete geblaſen habe. Auch die Helmſchnecken (cassidea) haben eine weite Oeffnung, cassis rufa der ſ. g. feurige Ofen hat eine feuerrothe. Weitmundig iſt buccinum (das Horn), harpa mit Streifen wie Harfenſaiten, das tonnenförmige dolium. Durch ſeine eigenthümlichen Windungen iſt die Wendeltreppe (scalaria) berühmt.

Die Kreiſelſchnecken (trochoidea) haben eine dicke Schale in Kreiſelform, mit breitem Boden, oft mit den ſchönſten Farben und Zeichnungen, zuweilen auch mit erhöhten Reifen, Höckern und Stacheln. Am bunteſten gefärbt iſt phasianella, am dickſten turbo in vielen Arten, marmorirt, goldmundig, ſilbermundig ꝛc., trochus fenestratus wie gefenſtert, trochus pharaonis, der ſ. g. Pharaonsbund mit roth oder ſchwarz und weißen Querbinden; meleager, weiß mit ſchwarzen Binden; tr. solaris, das große Sonnenhorn mit zarter gelber geſtreifter und ſtachlichter Schale ꝛc. Noch mehr flachen ſich die Seeohren (haliotidae) ab, wovon eine Art iris heißt wegen der ſchönen Regenbogenfarben. Sie zeigen auf der innern Seite die ſchönſte Perlmutter und der Rand der Schale iſt an augenartigen Löchern kenntlich. Sie ſtellen eine Muſchel mit nur einer Schale vor. Eben ſo die Fiſſurellen (Spaltnapfſchnecken), die eigentlichen Napfſchnecken (patellina), die Käferſchnecke (chiton), deren ohrlange und ziemlich platte Schale aus mehreren Stücken zuſammengeſetzt iſt und einer Schildkrötenſchale gleicht. Aehnliche Schalen haben auch die Gattungen pleurobranchus phillidia, umbrella, ancylus, siphonaria; bei allen ſitzt die kleine Schale nur wie ein Schild auf dem großen Leib, mehr oder weniger den Käfer- und Schildkrötendeckeln gleich.

Eines der wunderlichſten Geſchöpfe iſt die Wurmſchnecke (vermetes), die gleichſam ihr ſpiralförmiges Gehäuſe auseinander gewunden und in einen langen Darm ausgezogen hat. Sie kriecht gern in Ritzen

z. B. der Korallenſtöcke und wächſt darin an, indem ſie ſich allen Biegungen des Körpers, an den ſie anwächſt, geſchmeidig fügt. Vogt, Ocean und Mittelmeer II. 25. Bei einer Art deſſelben, siliquaria, iſt die wurmartig ausgedehnte Schale der Länge nach mit kleinen Löchern durchbohrt. Man zählt ſie im Syſtem zu den Thurmſchnecken; dagegen die ebenfalls ſehr langen Dentalien zu den Chitonen und Patellen, die ich aber (nach Oken) hier mit den Vermeten verbinde, weil beide Abnormitäten von Länge darſtellen; dentalium elephantinum hat die Form des Elephantenzahns, indem die lange Schale oben ſchwach gebogen iſt.

Es gibt auch ganz ſchalloſe oder nackte Meerſchnecken, die nur in ihrer erſten Jugend nautilusartige Schälchen tragen, und dieſelben nachher abwerfen. So die rothe doris, die durch baumförmig veräſtelte und am Rande vortretende Kiemen ausgezeichnete idalia, die noch merkwürdigere tritonia, die jene baumartigen Auswüchſe wie eine Raupe auf dem Rücken trägt, ferner scyllaea mit breiten Blattauswüchſen am Rücken, thetis mit einem ungeheuern wie ein Segel ausgebreiteten Kopfe, und glaucus, mit Kiemen, die ſich nach beiden Seiten wie die Füße eines Inſektes ausbreiten, aeolidia mit einer Menge gleich vertheilter, kleiner Kiemenauswüchſe auf dem Rücken und zwei langen Fühlern, ebenfalls ganz einem Inſekt ähnlich, alles höchſt phantaſtiſche Geſtalten. Zu ihnen gehört auch der ſ. g. Seehaaſe (aplysia), eine handgroße ſchmutziggelbe und rothgeäderte Schnecke mit ohrenartigen Fühlern, bei den capverdiſchen Inſeln. Man nennt ſie das Chamäleon unter den Weichthieren, ſofern ſie über jedem Boden, auf dem ſie ſich bewegt, eine andere Farbe, roth, braun, gelbgrün, grau mit gelben Punkten, ſchwarz ꝛc. annimmt und die Farben wie Wolken auf ihrem Körper ſpielen läßt. Zugleich brennt ſie, gleich der Seeblaſe, wenn man ſie anrührt, und läßt, wenn man ſie verfolgt, gleich der Sepia, eine dicke Dinte fahren, die das Waſſer verdunkelt, und die ebenfalls verſchiedenfarbig, bald purpurroth, bald braun iſt. Darwin, Reiſen 1844 I. 5.

So viel von den Meerſchnecken, deren charakteriſtiſche Formen man hier einigermaßen überſehen kann, auf deren vollſtändige Aufzählung ich aber verzichte. Wir gehen nun zu den Landſchnecken über, die im Graſe und auf dem Laube leben, ſich aber zum Theil auch im ſüßen Waſſer der Gräben aufhalten. Als nackte Landſchnecken kennt jeder die vor Regenwetter auf allen Wegen ſichtbar werdenden großen Thiere, welche, ſchwarz oder roth, zu derſelben Art (arion) gehören. Der große graue limax

hat nur ein kürzeres Schildchen am Rücken; ebenſo der kleine l. agrestis, der die Gärten verwüſtet. — Viel zahlreichere Gattungen haben die mit Gehäuſen verſehenen Landſchnecken, als deren Typus unſere Gartenſchnecke (helix) zu betrachten iſt. Von dieſen Heliceen hat man bereits über 2000 Arten unterſchieden; ſie ſind äußerſt mannigfach in der Größe, in der Dicke und Zahl der Windungen, der größeren Bauchigkeit oder ſchlankeren Form und in den Farben und Zeichnungen, bleiben ſich aber alle in der pyramidal aufſteigenden Windung (der charakteriſtiſchen Schneckenform) und in der großen runden Oeffnung gleich, ſo wie in dem allbekannten ſcheuen Vorſtrecken und Zurückziehen der vier Fühler, und der auf den beiden größern Fühlern ſtehenden Augen. Die größte unſerer einheimiſchen Schnecke iſt die bekannte braune Weinbergſchnecke (helix pomatia), die in den Gärten gemeinſte Schnecke iſt die gelbe und etwas kleinere h. hortensis, die bunteſte bei uns iſt die braungeſtreifte und braungerandete Waldſchnecke (h. nemoralis), die dünnſten glasartigen Schalen haben vitrina und succinea. Die größten und ſchönſten Landſchnecken finden ſich aber nur in den heißen Ländern und nehmen hier wieder längliche Formen und den Porzellanglanz der Meerſchnecken an. So die großen Arten der achatina in Afrika, die Glanz und Zeichnung vom Achat nachahmen und den ſchönen Kegelſchnecken ſehr ähnlich werden, nur daß ſie nicht mehr in einer Kegelform, ſondern in Windungen wie geflochtene Haarzöpfe ſich zuſpitzen. Etwas kürzer gewunden ſind die Gattungen bulimus, pupa, etwas länger clausilia; ſeltſam erſcheint scarabus, unten in der erſten Windung ſehr bauchig und nachher kurz zugeſpitzt wie eine Schlafmütze. Auf den Philippinen ſind alle bulimus groß und dunkel, in Peru alle zart und klein, in Braſilien haben ſie alle einen gezeichneten Rand, auf welche örtliche Unterſchiede in Troſchels Archiv 1849 II. 93 aufmerkſam gemacht wurde. Von einem bulimus, den Roſmäßler in Spanien fand, ſagt derſelbe, das Weichthier ziehe ſich allmählig aus der Spitze der Schale zurück, die dann abbreche und lebe in dem untern Theil der gleichſam ruinenartigen Schale fort. In Bahia fand man eine helicinella polygyrata mit concaven Windungen.

Die größte Menge und Pracht der Landſchnecken fand Meyen (Reiſe II. 141) auf den Sandwichsinſeln, wo ſie die Stelle der faſt ganz fehlenden Inſekten zu erſetzen ſcheinen. Hier ſind ſie faſt alle links gewunden, was ſie bei uns rechts ſind. Auffallend unter den vielen großen und bunten Schnecken hier war eine ganz grüne. Auf Madagaskar iſt ein kukukartiger Vogel, Cna genannt, als Schneckenbrecher berühmt. Aus-

land 1841 Nr. 287. Ein andrer Feind der Schnecken iſt in Peru eine nackte Schnecke (Caracol), welche andre Schnecken in ihren Häuſern angreift und tödtet und ſich dann in den Beſitz des eroberten Hauſes ſetzt. Allg. Hiſtorie der Reiſen IX. 51. Eine Beſtätigung dieſer ältern Nachricht iſt mir jedoch nicht bekannt. v. Martens (Reiſe nach Venedig II. 196) fand in den heißen Quellen der euganeiſchen Berge eine kleine thurmartig gewundene Schnecke bei einer Temperatur von 45 Grad munter und luſtig.

Die dritte und letzte große Ordnung der Schnecken, die der **Floſſenfüßer** (pteropoda) hat nur wenige Familien, die ſich am meiſten den Inſektenformen der ſchon erwähnten nackten Meerſchnecken nähern. Auch ſie leben alle im Meer und ihre floſſenartigen Auswüchſe am Munde gleichen Flügeln, ſo daß ſie wie geflügelte Inſekten ausſehen. Bei clio ſind die Floſſen noch kurzen Ohren gleich, bei clerodora ſchon den zwei langen Flügeln der Ameiſe; hyalaea ſieht ganz ſo aus wie ein dicker Nachtſchmetterling; pneumodermon hat neben Flügeln auch noch zweigartige Fühler und cymbulia gleicht einem Wurm mit zwei außerordentlich großen Flügeln.

10.

Die Kopffüßer (cephalopoda).

Die dritte Claſſe der Mollusken begreift unter ſich die Formen, in denen die beiden erſten Claſſen, Muſcheln und Schnecken, auf einer höheren Stufe der Vollendung erſcheinen, und zwar die Schalthiere als Nautiliten und Spirulaceen, die nackten Schnecken als Sepien. Zugleich aber bilden dieſe Formen eine höhere Vereinigung der Mollusken und Polypenform, denn was ſie am meiſten auszeichnet, ſind die mit Saugwarzen beſetzten, langen und höchſt beweglichen Arme, die ſie (8 oder 10) um den Mund her ganz polypenartig ausbreiten, mit denen ſie ſich an Felſen anſaugen und die ihnen als Fangarme, Ruder und Füße zugleich dienen. Ihretwegen heißt dieſe ganze Claſſe die der **Kopffüßer** (cephalopoda). Sie zeigen eine viel vollkommenere Organiſation als alle vorher genannten Thiere. Der Nervenknoten im Kopf iſt ſchon einem Gehirn ähnlich mit einem Knorpel wie in einen Schädel eingeſchloſſen und bewegt zwei auffallend große und ſprechende Augen. Auch ein Gehörorgan findet ſich in einem kleinen Säckchen. Das Gefäßſyſtem iſt entwickelt und die Geſchlechter ſind getrennt.

Der Achtfuß (octopus) unſres Mittelmeers (d[illegible] Polyp, von deſſen

langen Armen die Alten fabelten) hat acht Arme, welche die Länge ſeines Leibes ſechsmal übertreffen, und an denen zwei Reihen von Saugwarzen wie Knöpfe ſitzen; elidone ganz eben ſo, aber nur mit einer Reihe Warzen. Daſſelbe Thier, nur in einer gewundenen Schale ſteckend, iſt der berühmte Papiernautilus (argonauta), ſo genannt, weil er die ſchöne Schale der vorweltlichen Nautileen (Band II. S. 18), aber nur in papierartiger Dünne beſitzt. Dieſe Schale, die man auch als Trinkgefäß gebraucht, gleicht einigermaßen einem runden Kahne, aus dem das Weichthier oben ſeine Arme wie Ruder herausſtreckt. Zwei von den acht Armen ſind an der Spitze zu Floſſen erweitert; von ihnen glaubte man, das Thier richte ſie auf und bediene ſich ihrer als Segel, was aber nicht bewieſen iſt. Oft findet man nur noch die dünnen Schalen auf dem Waſſer ſchwimmen, ohne das längſt ausgeſtorbene Thier, daher man früher glaubte, das Weichthier könne außerhalb der Schale leben und krieche nur ein und aus. Eben ſo zweifelhaft war ſein Geſchlecht. Früher hielt man Octopus für das Männchen des Argonauta. Allein man hat entdeckt, daß beide zweierlei Geſchlecht haben, das Männchen des Argonauta iſt ſchallos; ſein dritter linker Arm verlängert ſich, nimmt Geſchlechtsfunktion an und bleibt abgeriſſen am Arm des Weibchens hängen (wie man dieſe Thiere oft gefunden und ſich lange nicht zu erklären gewußt hat). Beim Octopus findet daſſelbe ſtatt, aber mit dem dritten rechten Arme. Vgl. Troſchel, Archiv 1852 II. 271 und deſſen Zoologie S. 528. Man unterſcheidet übrigens argonauta argi mit weißer Schale und glatten Rippen, und a. tuberculata mit höckrigen Rippen. — Die Gattung cirrotheutis hat 8 Arme und zwei Floſſen, geht alſo in die Familie der Spirulaceen über, die 10 Arme hat und iſt in der Jetztwelt einzige Vertreterin der zahlloſen Ammoniten und Nummoliten der Vorwelt. Man nennt dieſe Thiere Poſthörnchen.

Zehn Arme haben auch die nackten Dintenfiſche oder Sepien, die ſich im Uebrigen ganz ſo verhalten wie Octopus, und nur durch den Dintenſack, durch einen inwendigen Knochen und große Augen beſonders ausgezeichnet ſind. Die Farbe der Sepie iſt ſchmutziggelb mit Roſtflecken. Aber in der Aufregung erhöht das Thier ſeine Farben faſt wie das Chamäleon. Oken, Iſis 1833 S. 159. v. Martens, Italien II. 3. Am berühmteſten iſt das Thier durch den ſchwarzen Saft, den es aus einer drüſenartigen Blaſe ausläßt und in den es ſich wie in eine Wolke hüllt, um ſich unter Waſſer vor ſeinen Feinden zu verbergen. Daher auch ſein Name: Dintenfiſch. Vgl. Ariſtoteles, Thiergeſch. IX. 25. Aelian, Thier-

geſch. I. 34. Horapollo II. 114. Die Schwärze hält ſehr lange aus. Man fand ſie noch brauchbar in einem verſteinerten Thier. Das urweltliche Thier gab ſelbſt noch die Farbe her, mit der man es malte. Humboldt, Kosmos I. 285. Der Knochen (os sepiae) iſt als eine innere Schale zu betrachten, wie in den Korallenſtöcken, und beſteht aus kohlenſaurem Kalk. Mit ihm dürfen die Knorpeln nicht verwechſelt werden, die das Thier als Anfänge eines Skeletts durchziehen. v. Siebold, vergleichende Anatomie S. 366. Zu den knochenartigen Theilen gehört auch der ſchnabelartige (einem Papagai ähnliche) Mund der Sepie. Die Augen erſcheinen ungeheuerlich groß und geben, verbunden mit den langen Fangarmen, dem Thier ein gar phantaſtiſches Anſehen. Wer noch keine Sepie geſehen hat, ſtelle ſich eine lebendige und frei im Waſſer ſchwimmende Ananas mit beweglichen Blättern und ſchwarzen Augen zwiſchen Frucht und Blättern vor. Bei sepiola iſt der Leib mehr kugelig, beim Kalmar (loligo) mehr cylindriſch, bei sepia mehr wie ein Sack oder wie ein Topf. Onychoteutis hat am Ende der langen Arme eine Art Krallen. Die Größe der Sepien iſt ſehr verſchieden, die Thiere wachſen zuweilen im Mittelmeer in Mannsdicke und ſind dann ſtark genug, ein leichtes Boot umzuwerfen.

Mit dieſen ſeltſamen und intereſſanten Thieren ſchließen wir endlich die lange Reihe der Weichthiere, die entweder nackt oder in Kalkſchalen eingehüllt vorkommen, und die ſich in ununterbrochener Reihe von den Infuſorien bis zu den Sepien fortſetzen. Von nun an beginnt eine zweite lange Reihe von Thieren, die man im Allgemeinen als Gliederthiere zuſammenfaſſen kann, ſofern bei ihnen das Princip der Theilung und Gliederung vorherrſcht und die nicht mehr weder gallertartig weich, noch in dicken Kalkſchalen verborgen ſind, ſondern horn- oder lederartige Ueberzüge über den ganzen Leib und allen ſeinen Gliedern haben.

B. Die Gliederthiere.

11.

Die Würmer.

Man hat früher die zahlreiche Menge der Würmer für eine beſondere Thierclaſſe genommen, es ſpricht jedoch alles dafür, daß ſie zu den Inſekten gehören und nur Inſekten ohne Beine und Flügel ſind, aber ſonſt mit deren ganzer innerer Organiſation übereinſtimmen und auch insgemein äußerlich geringelt ſind, wie die Bäuche der Inſekten. Dazu kommt, daß faſt alle Inſekten in ihrem Jugendzuſtand als Larven wahre Würmer ſind. Die unbehülfliche, gliederloſe Form, die fahle Farbe dieſer Thiere, das Leben vieler derſelben unter der Erde und in den Eingeweiden anderer Thiere gibt ihnen einen auffallend embryoniſchen Charakter. Die Würmer ſind gleichſam unreife, unfertige Thiere und weiſen ſtets auf höher ausgebildete hin. Ich betrachtete ſie daher als die Vorſtufe der Inſekten.

Sowohl Würmer als Inſekten erreichen keine erhebliche Größe, bleiben immer nur kleines Geſchmeiß und Ungeziefer. Auch neigen beide zum paraſiten Daſeyn hin, zahlreiche Familien von beiden leben ausſchließlich auf oder in andern Thieren. Sie erweiſen ſich auch der Pflanzenwelt ſchädlich, Larven unter der Erde zerſtören die Saat, Raupen vertilgen den Obſtſegen und verheeren Wälder, Heuſchrecken ganze Länder. Andere plagen den Menſchen. Nach morgenländiſcher Legende iſt all dies Ungeziefer nicht mit im Paradieſe geweſen, ſondern erſt ſpäter in einer gewiſſen Rückwirkung des Sündenfalles auf die Natur entſtanden, zum Theil erſt aus dem Miſt in der Arche Noä und aus den Cadavern der Sündfluth. Nur ſo viel iſt gewiß, daß das unleidliche Wurmen und Zucken, Kribbeln und Stechen des Ungeziefers in einem geheimen Zuſammenhange ſteht mit ähnlichen Empfindungen von mehr ſeeliſcher und geiſtiger Art. Der Seele haftet in unreinen Gefühlen, dem Geiſt in unreinen Gedanken ſein Ungeziefer ſo gewiß an, wie dem Körper das ſeinige. In den Würmern und Inſekten ſpiegelt ſich die geheime Unart des Menſchengeſchlechts, jedes arge Gelüſte und jede kleine Bosheit ab.

Die Würmer haben durchgängig zwei Ganglienreihen im Bauche und häufig sehr entwickelte und starke Muskeln, wodurch ihnen, z. B. dem Blutegel, ein außerordentliches Zusammenziehen und Ausdehnen möglich wird. Der Rüssel, in den sich ihr Mund verlängert, wird oft ein Tastorgan. Den meisten fehlen die Augen, nur bei einigen kommen sie deutlich und in Mehrzahl vor (10 beim Blutegel). Das Darm- und Gefäßsystem ist entwickelt, wenn auch das Herz fehlt. Einige athmen durch kiemenartige Anhänge, die Strudel- und Eingeweidwürmer nur durch die Haut. Die Würmer sind auf Saugen angewiesen und wo sie Nahrung finden, bedürfen sie keines weiteren Platzes, daher ihr Vorkommen im Innern anderer Körper. Wie niedrig sie aber auch stehen, so pflanzen sie sich doch durch Eier fort und sind größtentheils Zwitter.

Man unterscheidet: Strudelwürmer, Gliederwürmer und Eingeweidwürmer. Die Strudelwürmer (turbellaria) sind lang, rund oder flach, ringsum mit Wimperhaaren bewachsen, mit denen sie im Wasser einen Strudel erregen. Die längsten sind borlasia, nemertes, die rundesten vortex, prostoma, die plattesten planaria ꝛc. Die Gliederwürmer (annulata) theilen sich in Glatt-, Erd-, Röhren- und Fühlerwürmer. Die Glattwürmer (apoda) reihen sich gewissermaßen an die Holothurien an. Sie haben vorn Saugrüssel, einen wulstigen weichen Leib. So echiurus, sternaspis, mit einem traubenartigen Anhange priapulus, mit mehrfach eingeschnürtem Leibe und lappigen Anhängen thalassema. Dann die Saugwürmer (hirudinea), der Blutegel (hirudo anguisuga), der am meisten an die nackten Schnecken erinnert. Es gibt davon zwei Arten: h. medicinalis, dunkelolivengrün mit 6 rostrothen schwarz gefleckten Streifen auf dem Rücken und schwarzgeflecktem Bauche, und h. officinalis schwarzgrün mit ungefleckten Rückenstreifen und gelblichem Bauche. Er hat drei starke mit Zähnen besetzte Kiefer, mit denen er die bekannten dreieckigen Wunden saugt, und sehr starke Muskeln, womit er sich, indem er sich mit dem After eben so wie mit dem Munde fest ansaugen kann, wie ein Faden lang ausdehnt und wieder wie eine Kugel zusammenzieht. Scheinbar ein harmloser Wasserbewohner, wie die Schnecken, verräth er doch bald seine parasitische Natur als Blutsauger. Er hat 10, aber sehr kleine Augen. Man bediente sich seiner in den letzten Jahrzehnten so häufig zum Aderlassen, daß sein Preis sehr hoch stieg. Eine größere Art ist der s. g. Pferdeegel (haemopis). Von noch andern Arten stellt die eine (clepsine) den Wasserschnecken, eine andere

(piscicola) den Fiſchen nach. Sie leben alle im ſüßen Waſſer, eine kleine Art aber treibt ſich in Oſtindien in Wieſen und Wäldern um und wird den Reiſenden ſehr läſtig. Ritter, Erdkunde III. 145. IV. 391. VI. 146. Hofmeiſter, Reiſe S. 86.

Die Erd- oder Regenwürmer (lumbricina) ſind jedem bekannt. Unſer gemeiner lumbricus iſt kupferfarben, hat am erſten Viertel ſeiner Leibeslänge eine wulſtige Erhöhung und im Ganzen 180 rippenartige Ringe am Leibe. Wie die nackten Schnecken kommt er im Regen aus der Erde hervor. Merkwürdig iſt, daß er rothes Blut hat, was ſonſt bei keinem wirbelloſen Thiere vorkommt. Eine Art, rhynchelmis limosella, hat einen langen fadenförmigen Rüſſel und iſt violett. — Zu ihnen rechnet man die Waſſerſchlänglein (naidea), ſie ſind fadenförmig und ſchlängeln im Waſſer; durch ihren glashellen Leib läuft ein rothes Gefäß. Man hat beobachtet, daß ſie ſich wie die Armpolypen vervielfältigen, indem, wenn man ſie entzwei ſchneidet, jedes Stück wieder zu einem ganzen Thiere wächſt. Es gibt viele Arten.

Die Röhrenwürmer (tubicolae) ſtecken in Röhren von Kalk, Sand und andern fremden Beſtandtheilen, die ſie mittelſt ihres Schleimes an ihre Außenſeite ankleben, im Schlamme der Ufer. So die vielen Arten der kalkigen serpula (Wurmröhre), der lederartigen amphitrite (in zwei Gattungen, der sabella und ſpindelförmigen sabellaria), die wie in einem von Muſchelſchalenſtückchen und Sand zuſammengeklebten Köcher ſteckende pectinaria, die dünnſchalige terebella ꝛc. Sie erinnern an die Korallenſtöcke, indem ſie oben über der Röhre ihre vielen Fühlfäden blumenartig ausbreiten.

Die Fühlerwürmer (antennata) ſind die am meiſten entwickelten und gehen ſchon mehr in die Inſektenform der Aſſeln über, indem ihre Leibringe ſich deutlicher unterſcheiden und ihre vielen borſtentragenden Höcker und haarartigen Fühlfäden die Raupen nachahmen. Die von Geſtalt häßliche, halb aſſel-, halb raupenartige aphrodite, die im Mittelmeer häufig iſt, hat goldſchimmernde Haare und in Regenbogenfarben ſpielende Höckerborſten. Amphinome hat baumförmige Kiemen frei am ganzen Leibe hervortretend, eine wahre Meerraupe. Peron (Reiſe II. 373) rühmt ihren rothen und goldenen Glanz. Eunice giantia, 4 Fuß lang werdend in der Nordſee, der größte aller bekannten Würmer, hat kammförmige Kiemen und harte Kiefern im Rüſſel. Nereïs ahmt die Form des Tauſendfußes nach und iſt ein Meertauſendfuß mit ſchlängelndem Leib und

einer dichtgedrängten Menge von kurzen Fußhöckern auf beiden Seiten. Die ihr verwandte aleiope hat zwei große Augen zur Seite und iſt durchſichtig. Polynoë muricata iſt ſehr ſchön dachziegelartig geſchuppt. Spio hat vorn zwei lange und ſtarke Fühler, wie Arme; cirratulus iſt am ganzen Leibe mit kleinen ſchlängelnden Armen bewachſen gleich einem Regenwurm, an dem hundert kleine Regenwürmer ſaugen würden.

12.

Die Eingeweidwürmer.

Die Eingeweidwürmer (entozoa) tragen dieſen Namen, weil ſie ſich ausſchließlich im Innern fremder Thiere als Paraſiten (Schmarotzer) aufhalten. In ewiger Nacht bringen ſie ihr Daſeyn im warmen Leibe eines andern Thieres, nicht wie im Schlafe, ſondern in einem ununterbrochenen Genuſſe zu, denn ſie freſſen erſtaunlich viel und pflanzen ſich in zahlreichen Generationen fort. Das ganze Thier ſcheint bald nur Magen, bald nur Eierſtock zu ſeyn und zeigt in den Fortpflanzungsarten eben ſo große Mannigfaltigkeit und Abnormität, wie in den Nahrungsſtoffen, in denen es behaglich wühlt. v. Siebold, vgl. Anatomie 148. Man hat hier ein Bild niedrigſter thieriſcher Schwelgerei, wie es ſonſt nirgends vorkommt.

Ueber die Entſtehung dieſer Nachtthiere iſt viel geſtritten worden. Die Einen glaubten ſie durch generatio aequivoca aus verdorbenen Säften des Leibes, in denen ſie vorkommen, erklären zu ſollen, die Andern hielten feſt an der Entſtehung aus Eiern, und mit Recht, weil die Eier bei den Entozoen zahlreich ſind. Jedenfalls hängt die Exiſtenz dieſer Thiere von derjenigen der größern Thiere ab, in oder auf denen ſie leben und das Eingeweide mußte erſt da ſeyn, bevor ein Wurm darin leben konnte. Man pflegt gegen die gen. aeq. den Watſon'ſchen Beweis geltend zu machen. Derſelbe berichtet, eine ganze Heerde Schafe ſey, auf einer ſumpfigen Wieſe weidend, alsbald am Leberegel erkrankt, indem ſie deſſen Eier mit dem Graſe verſchluckt hätten. Ein einziges Schaf, welches zufällig den Fuß gebrochen hatte und fortgetragen worden war, alſo nicht mit weiden konnte, blieb auch von dem Leberegel verſchont. Uebrigens iſt v. Siebold nicht der Anſicht Watſons, daß die Eier aus dem Darmcanal der Schafe in deren Leber hätten übergehen können, ſondern glaubt vielmehr, erſt die im Schafdarm aus dem Ei geſchlüpften kleinen Larven des Egels hätten

ſich bis zur Leber durchgebohrt, was auch am wahrſcheinlichſten iſt. Vgl. Erichſon, Archiv 1843 II. 301.

Die Entwicklungslehre der Eingeweidwürmer iſt noch lange nicht aufgeklärt. Der Generationswechſel ſcheint hier noch auffallender, als bei den Weichthieren. Van Beurden weiſt im bulletin de l'acad. royale de Belgique 1849 Nro. 1 nach, daß tetrarhynchus in vierfacher Entwicklung vorkomme (was man früher für viererlei Thiere gehalten hat), als scolex wie eine Blaſe, als tetr. im Bauch der Fiſche, ſpäter langgeſtreckt als botryocephalus oder rhynchobotrius, endlich mit Eiern angefüllt als proglottis. Eben ſo hat man entdeckt, daß die beiden bei uns ſo wohl bekannten Paraſiten, der Band- und Blaſenwurm ein und daſſelbe Thier ſind, nur in verſchiedenen Leibern verſchieden ausgebildet, daß der Leberegel (distoma) aus einer Larve entſteht, die man früher als ein beſonderes Thier cercaria genannt hatte ꝛc.

Kein echter Eingeweidwurm lebt in einer Pflanze. Allein eine große Menge von wurmartigen Larven der Inſekten, die ſich durchaus als Paraſiten verhalten, leben zum Theil in Thieren, zum Theil in Pflanzen, ja ſelbſt in mineraliſchen und giftigen Stoffen, in denen jedes andere Thier ſterben müßte. Es gibt kaum etwas ſo Wunderliches in der Natur, wie dieſe Liebhaberei der Larven zu den heterogenſten Wohnungen und Nahrungsſtoffen. Viele leben im Miſt, im faulen und harten Holz, die Eſſigälchen (Maden einer Fliege) im Eſſig, eine Larve des trox im Horn, eine Larve des cerambix im Blei, durch das ſie ſich hindurchfrißt (man hat Blei in ihrem Magen gefunden), ein Wurm lebt im Rhabarber, in der Muscatnuß, ſogar im Moſchus. Kirby I. 257. Und im ſpaniſchen Pfeffer, Froriep, neue Notizen 1847 III. 202. Die Larve der musca collaris lebt nur in Wein und Bier, die der Wachsmotte in Wachs, der Schabe in Wolle und Pelz, der ſ. g. Bücherwurm in altem Papier. Eine lebt mitten im Saft der reifenden Traube, eine frißt ſich durch den ſteinharten Dattelkern. Die Larve einer Gallweſpe lebt innerhalb des bittern Gallapfels. Die der Schaumcicade mitten in dem von ihr ſelbſt erzeugten Schaume auf Grashalmen; die des Lilienkäfers innerhalb ihres eigenen Miſtes. Während die Larven das Eckelhafteſte und in größten Maſſen freſſen können (z. B. eine Raupe in einem Tage mehr, als ſie ſelber wiegt), leben dagegen die aus den Larven entwickelten Inſekten ohne Nahrung. Eine Fliege (oestrus), die aus einer gefräßigen Larve kommt, hat nicht einmal einen Mund. Auch die Schmetterlinge, von freßgierigen

Raupen ſtammend, leben nur im Duft und vom Honigſaft der Blumen. Das iſt ein Vorbild der Verklärung, in der die Leiber der Menſchen wiederauferſtehen ſollen.

Man findet die Paraſiten bei Menſchen und allen Thieren, ja in den Eingeweidwürmern ſelbſt kommen wieder kleinere vor. Schon Swammerdam fand einen in einer Schnecke, und innerhalb deſſelben wieder einen. Auch im Embryo und ſogar im rings umſchloſſenen Ei kommen ſie vor, Treviranus, Biologie II. 23. Am häufigſten finden ſie ſich in den Därmen, ſie kommen aber auch im Blute, in den Sinnesorganen, im Hirn ꝛc., kurz faſt in allen Leibestheilen vor, ganz beſonders häufig im Auge der Fiſche. Einige können aus einem Thier ins andere übergehen und nehmen dann (wie der Bandwurm) eine andere Geſtalt an. Die meiſten ſind auf eine beſondere Thierart angewieſen und kommen ſonſt nicht vor. Einige ſcheinen erſt entſtanden zu ſeyn, als die Thiere, von denen ſie leben, ſelbſt degenerirten. So kommt die Finne nur beim zahmen, entarteten, nicht beim wilden Schweine vor. Einige Paraſiten leben ausſchließlich in ſehr kleinen Thieren, in Inſekten, Heuſchrecken, Ameiſen ꝛc. Kirby, Entomologie IV. 237.

Von den eigentlichen Eingeweidwürmern müſſen die paraſitiſchen Cruſtaceen als eine andere Thierclaſſe ausgeſchieden werden, obgleich auch ſie von fremden Thieren zehren. Die erſteren ſind glatte, ſchleimige, bleiche Würmer mit Saugrüſſeln, während die andern krebsartig gegliedert ſind. Die erſteren werden in vier große Ordnungen eingetheilt: Rund-, Hacken-, Saug- und Bandwürmer.

Die Rundwürmer (nematoidea) ſind wie die Regenwürmer lang, ſchlangenartig und werden oft fadendünn. Am bekannteſten iſt die kleine anguillula, unſer Eſſigälchen, das im Eſſig ſchlängelnde Würmchen. Aehnliche erzeugen ſich im Buchbinderkleiſter und im Brand des Getreides. Sehr dünn und nur 2 Zoll lang iſt der Veitſchenwurm (trichocephalus) in den Eingeweiden vom Menſchen. Im Waſſer lebt gordius marinus, das ſ. g. Waſſerkalb, ein fadendünner, aber ungeheuer langer Wurm. Er kann ſich zuſammenziehen und dann, wenn er ſich ganz wieder ausdehnt, ſich ums 30fache verlängern. Im Schlaf ringelt er ſich ſpiralförmig zuſammen. Einer blieb nach dem Tode 22 Fuß lang, im Leben war er noch viel länger geweſen. Okens Iſis 1817 Nro. 132. Eine kürzere Gattung iſt mermis. Dagegen iſt der eigentliche Fadenwurm (filaria) wieder ſehr lang. Das iſt der gefährliche Guineawurm (furia

infernalis), dünn wie ein Faden, der ſich im Schlafe in das Fleiſch der Menſchen und beſonders in die Füße und Waden der nackten Neger in Guinea einfrißt. Er war ſchon den Alten bekannt. Plutarch, Tiſchreden VIII. 9. Er heißt auch fil. medinensis von Medina in Arabien und iſt nicht minder in Perſien übel berüchtigt. Ritter, Erdkunde VIII. 755. Kürzer ſind folgende: der in den Därmen von Rindern und Pferden vorkommende Pfriemenſchwanz (oxiuris), der in Fiſchdärmen lebende Kappenwurm, (cucullanus), ſo genannt von einem rothen den Kopf umgebenden Auswuchs; der ſehr gemeine ſpindelförmige Spuhlwurm (ascaris), der ſo häufig unſere Kinder plagt. Der Palliſadenwurm (strongylus), ſo genannt von ſeiner Geſtalt, iſt der coloſſaleſte aller Eingeweidwürmer, die eine Art davon (st. gygas) wird bis 13 Fuß lang bei Fingerdicke, obgleich er nur in den Nieren der Menſchen und Thiere lebt und ſich darin zuſammenſchmiegt. Eine andere Art (st. filaria) iſt der Schafwurm, in der Luftröhre der Schafe und Huſten erzeugend, ein nur kleines und dünnes Würmchen. Am rundeſten und flachſten unter den Rundwürmern iſt pentastoma mit 5 mundartigen Grübchen, nur in Thieren lebend.

Die Hackenwürmer (acanthocephala) ſind länglicht und zeichnen ſich durch einen mit vielen Häckchen beſetzten Rüſſel aus, weshalb ſie auch Kratzer heißen. Sie beſtehen aus einer einzigen Gattung (echinorhynchus), die größte Art, 15 Zoll lang, findet ſich im Darm der Schweine.

Die Saugwürmer (trematoda) ſind rund und flach und unterſcheiden ſich durch die verſchiedene Stellung ihres Mundes zu den ihnen eigenthümlichen Saugnäpfen. Monostoma hat nur einen ſaugenden Mund, amphistoma vorn den Mund, hinten den Saugnapf; distoma, das ſ. g. Doppelloch oder der Leberegel, weil er in der Leber der Schafe vorkommt, hat gleichfalls den Mund vorn, den Napf am Bauche. Aus ſeinem Ei entſteht durch dreimalige Metamorphoſe eine cercaria, die ſehr munter mit einem Schwanze im Waſſer herumſchlägt und die man früher für ein anderartiges Thier hielt, und erſt aus dieſer bildet ſich wieder ein vollkommener Leberegel. Diplostomum mit zwei Saugnäpfen am Bauch lebt im Auge der Fiſche*), ein ſehr kleines Thier; tristoma, im Kiemen

*) Man hat deren 290 in der Linſe und noch 157 dazu im Glaskörper des Auges beiſammen gefunden, und durch ſtarke Vergrößerungen entdeckt, daß das Thierchen ſelber wieder einen Paraſiten in ſich von äußerſter Kleinheit hat, eine braune Monade. v. Nordmann, Beitr. zur Naturgeſch. der wirbelloſen Thiere I. 40.

der Fiſche, hat den Mund zwiſchen zwei Näpfen; polystoma hat 6 Näpfe, octobothrium 4 auf jeder Seite nach hinten. Am merkwürdigſten aber iſt diplozoon als ein Doppelthier mit zwei Köpfen kreuzweis zuſammengewachſen. Es kommt vor im Kiemen der Brachſe und Bleien, zeigt nach ſorgfältigen Unterſuchungen (v. Nordmann, mikroſkopiſche Beiträge, Berlin 1822) einen ſchönen Blutumlauf und ein ſehr paradoxes zwitterhaftes Geſchlechtsſyſtem, deſſen Organ an Länge dritthalbmal das ganze übrige Thier übertrifft.

Die Bandwürmer (cestoiden) gleichen einem breiten aber dünnen Bande, das in eine Menge von Gliedern abgetheilt iſt. Der gemeine Bandwurm (taenia) hat nur vorn einen engen Mund, aber in jedem einzelnen Bandgliede ein beſonderes Zwittergeſchlecht und legt unzählige unſichtbar kleine Eier. Die Glieder wachſen unaufhörlich hinten an, das Thier wird daher bis 10 Fuß lang und windet ſich in den Därmen des Menſchen auf ſchmerzhafte und gefährliche Art herum. Da er leicht abreißt, gehen lange Stücke davon, aber wenn der Kopf zurückbleibt, wächſt das Thier immer wieder lang. Der Rüſſel des Thieres iſt mit einem zuweilen doppelten Hackenkranz und von 4 Saugnäpfen umgeben. Ganz dieſelbe Mundform hat der Blaſenwurm (cysticercus), der aber hinter dem Munde nicht in ein Band, ſondern vielmehr in eine immer mehr ſich vergrößernde Blaſe auswächſt. Gleichwohl ſind beide ein und dieſelbe Thierart. Aus den Eiern der Bandwürmer entſtehen, wenn die Eier oder auch die jungen Thierchen in gewiſſe Thierleiber kommen, nicht mehr Band-, ſondern Blaſenwürmer. Ja ſelbſt das erwachſene Thier wird noch im fremden Leibe verwandelt. Wenn eine Ratte von einer Katze gefreſſen wird, und der in der Ratte lebende Blaſenwurm kommt noch lebendig in den Darm der Katze, ſo wird er dort ein Bandwurm. Froriep's Tagesberichte III. 105. Troſchel, Zoologie 522. Uebrigens zeigt ſich der Bandwurm ſelbſt in den verſchiedenen Thieren, in denen er lebt, verſchieden. In den Schafdärmen kommen die dünnſten, aber auch längſten Bandwürmer vor, bis zu 100 Fuß Länge. Selbſt in den Menſchenracen unterſcheidet ſich der Bandwurm. Die germaniſche Race hat vorzugsweiſe unſere bekannte gemeine taenia. Der Bandwurm der romaniſchen und ſlaviſchen Race dagegen iſt der Grubenkopf (bothriocephalus) ſo genannt von zwei oder vier Sauggruben am Kopf. Mehrere Gattungen von Bandwürmern finden ſich noch in Fiſchen, namentlich ligula, der Riemenwurm. Eben ſo verſchieden ſind die Blaſenwürmer. Einer der ſchrecklichſten iſt die im Hirn

der Schafe lebenden Quaſe, von der die berüchtigte Drehkrankheit der Schafe herrührt; eine der eckelhafteſten die Finne im Speck der Schweine.

Man nennt die Blaſenwürmer auch insgeſammt Hydatiden, die Eingeweidwürmer überhaupt Helminthen.

13.

Die Inſekten.

Alle Inſekten ſind wenigſtens in ihrem Jugendalter Würmer (Larven, Maden, Raupen). Die Metamorphoſe oder Verwandlung in verſchiedenen Lebensſtufen deſſelben Thiers, die ſchon bei den Polypen angedeutet war, wird hier feſte Regel. Das vollkommene Inſekt erlebt vier Verwandlungen: 1) im Ei, 2) in der Larve, 3) in der Puppe, 4) als vollkommenes Inſekt. Aus dem Ei kommend iſt es Wurm, puppt ſich dann ein, liegt in der Puppe wie in einem Sarge eine Zeitlang ſchlafend, und kriecht daraus mit vielen Füßen oder fliegt daraus mit Flügeln hervor. Das wurde ſchon in uralter Zeit als Sinnbild der menſchlichen Seele genommen, die aus den Banden des Todes frei wird und einen neuen verklärten Leib annimmt. Als Larve frißt und wächſt das Thier ausſchließlich, als Puppe ſchläft es und verwandelt ſich auf ſtille und geheimnißvolle Art, als fertiges Inſekt offenbart es eine unglaubliche Mannigfaltigkeit von Geſtalten, Lebensweiſen und Charakterzügen, übertrifft aber im Allgemeinen alle bisher beſchriebenen Thiere weitaus an Lebendigkeit, Regſamkeit, relativer Kraft, ausgebildetem Inſtinkt, heftiger Begierde und wunderbarem Kunſttrieb. Ja ſelbſt die höheren Thiere erreichen nicht wieder, was die kleinere Inſektenwelt darbietet. Insbeſondere findet nur unter den Inſekten jene Vereinbarung, jenes gleichſam ſtaatliche Zuſammenleben vieler Tauſende und jenes gemeinſame Wirken zu dem gleichen Zwecke Statt, welches außerdem erſt und allein bei den Menſchen wiederkehrt. Wie die Würmer in der Gefräßigkeit und Fortpflanzung, ſo übertreffen die Inſekten in ihrer Muskelkraft und in ihren Kunſttrieben alles Maaß, was ſonſt in der thieriſchen Natur waltet, und erſetzen, was ihnen an äußerer Größe abgeht, reichlich durch die Energie ihres Handelns und durch ihre Menge. Die Ameiſen ſchleppen unglaubliche Laſten. Der Floh ſpringt ungeheuer hoch und weit. Die Weidenraupe hebt die ſchwerſten Deckel von dem Glaſe, in dem ſie gefangen iſt. Der Hirſchkäfer fliegt mit einem Stecken von 1½ Fuß Länge und ½ Zoll Dicke durch die Luft. Die Spinnen

ſind kunſtreiche Weber, die Bienen bilden einen förmlichen und ſehr wohlgeordneten Staat ꝛc.

Während die Inſekten einerſeits nur unſere Bewunderung erregen können und durch die Schönheit ihrer Formen und Farben wie durch das Friedliche ihres Daſeins uns erfreuen, eröffnet ſich uns andrerſeits in ihnen, noch mehr wie in den Würmern, ein Abgrund des Häßlichen und Abſcheulichen. Wie zuweilen ihre Kraft und ihre Kunſtfertigkeit übernatürlich und dämoniſch erſcheinen, ſo erwecken ihre Geſtalten, ihre vielgliedrigen Beine und ſonderlich ihre mit allen erdenklichen Stich-, Schneid- und Marterinſtrumenten bewaffneten Freßorgane ein unwillkührliches Grauen und Niemand würde Anſtand nehmen, in ihnen wahre Teufel zu erblicken, wenn ſie ſo groß wären, wie Pferde oder Elephanten.

Die Inſekten ſtehen in einer ganz beſondern Beziehung zur Pflanzenwelt. Kaum gibt es eine Pflanze, auf der nicht ein beſonderes Inſekt lebte. So wie die Pflanzen ihre Blätter, Blüthen und Früchte entwickeln, kommen auch die Inſekten und ihre Larven zum Vorſchein. Die Larven leben hauptſächlich von grünem Laube oder von Früchten und Saamen, das reife Inſekt nur von der Blüthe. Röſel ſchon kannte allein auf der Eiche 200 Inſektenarten, Linné auf der Weide 55, auf dem Birnbaum 40. Doch Farren, Mooſe, Flechten und Tarus leiden keine. In der ungeheuren Menge gleichen die Inſekten den Blättern und Blumen, von denen ſie leben, oft auch in Farben und Formen. Das Hinſterben der Männchen bei den Bienen, Ameiſen ꝛc. kommt dem Abfallen der Staubfäden in der Blume gleich. Die Inſekten ſcheinen oft nur wie beweglich gewordene Blumen. Und doch iſt ihre Sympathie zum Pflanzenreich demſelben verderblich. Im Ganzen erſcheint uns das Nagen und Wühlen dieſer kleinen Thiere in der Pflanzenwelt nur ſchädlich, oft werden Güter, Felder und Wälder von ihnen verwüſtet. Allein wenn das auch nicht zur Prüfung oder Strafe der Beſitzer gereicht, würden wir doch den Inſekten trotz ihrer Läſtigkeit einen mannigfachen Nutzen im Haushalt der Natur zuſchreiben müſſen, ſofern ſie wahrſcheinlich allerlei giftige Stoffe in ſich verarbeiten und unſchädlich machen, die uns gefährlich werden könnten. Wenn man beobachtet, wie ſchnell und maſſenhaft ſie faule Stoffe, Cadaver ꝛc. wegräumen, kann man nicht zweifeln, daß ſie Luft, Meer und Erde rein halten. Uebrigens verräth dieſe kleine Thierwelt einen Luxus des Werdens und Verſchwindens im Leben, wie es ſonſt nirgends, außer bei Infuſorien vorkommt. Die Eintagsfliege kommt in Milliarden vor, lebt aber kaum eine

Stunde. Die Bienen- und Ameiſenkönigin wächst zur Rieſengröße über die gemeine Biene empor, und wird die alleinige Mutter vieler tauſend Thiere, während alle Bienenmännchen raſch dahinſterben. Von den meiſten Inſekten ſieht und erlebt die Mutter ihre Kinder nicht, ſondern legt die Eier an einen geeigneten Ort und ſtirbt. Das Wunderbarſte aber iſt das gegenſeitige Verſchlingen großer Generationen. Ganze Heerſchaaren von Inſekten leben ausſchließlich vom Tode anderer, um ſelber wieder von andern gefreſſen zu werden. Es iſt ein chemiſcher Verwandlungsprozeß, der ſich durch vielerlei Thiermagen fortſetzt, ja gewiſſermaßen ein organiſcher Generationswechſel. Das gefreſſene Thier verwandelt ſich eigentlich in das freſſende, ohne jenes könnte dieſes nicht exiſtiren. In keinem Thierreich, das der Infuſorien ausgenommen, legt des Todes Senſe täglich ſo breite Schwaden nieder. Keine Zahl mißt die Fülle zum Theil grauſamer Todesarten aus, die hier ein ununterbrochener Krieg veranlaßt.

Das Inſekt (insectum, eingeſchnitten) beſteht aus drei gewöhnlich ſcharf von einander getrennten Leibestheilen, dem Kopfe, der Bruſt und dem Bauche. Dem erſteren kommen alle Sinnesorgane, dem zweiten alle Bewegungsorgane, dem dritten die Nahrungs- und Fortpflanzungsorgane zu. Wie der Leib ſelbſt in drei Glieder getheilt iſt, ſo hat das Thier auch in den vielen Bewegungsorganen (Beinen, Armen, Flügeln), in den vorſtehenden Freß- und Sinnesorganen und oft auch noch in Stacheln des Bauches die allgemeine Tendenz zur Gliederung, weshalb man es auch als Gliederthier (animal articulatum) charakteriſirt. Ueberall herrſchen hier die Glieder oder Theile gleichſam über das Ganze. Iſt z. B. der Kopf auch ſchon ſehr entwickelt, ſo herrſchen doch noch die einzelnen Sinnesorgane über das Hirn und bald wird der ganze Kopf von dem ungeheuren Auge, bald von den noch großartiger ausgewachſenen Fühlern oder wenigſtens von den vielfältigen Freßwerkzeugen eingenommen. Erſcheint das Athemſyſtem hier viel entwickelter als bei den früheren Thieren, ſo geht doch auch die Bruſt gleichſam auf in die vielen und großen Füße und Flügel.

Die vornehmſte Eigenſchaft des Inſektes, wenigſtens vieler ſeiner Ordnungen, iſt die Gabe des Fluges. Unter allen Thieren zuerſt erhebt ſich das Inſekt über Meer und Land frei in die Luft. Es hat daher mit den Vögeln wie die Flügel, ſo das leichte Athmen gemein. Es athmet nämlich, wenn auch ohne Lungen und Kiemen durch Luftgänge (Tracheen) die

unmittelbar von außen in das Thier einführen und den hohlen Knochen und Federn der Vögel gleich kommen.

In der Generation zeigen die Insekten wie die Würmer noch viel Extremes und Abnormes, insbesondere einen Luxus von Werkzeugen und Behältern für die Spermatozoen und Eier. Die Eier sind sehr merkwürdig. Sie sind die mannigfachsten nach Form und Farbe, die man sich denken kann, rund, lang, platt, cylindrisch, prismatisch, eckig, concav, viereckig ꝛc., dazu auf alle Art verziert, glatt und glänzend, punktirt, mit einem Netz überzogen, mit Schuppen, Haaren, gerippt, canellirt, facettirt, mit Perlen, Buckeln ꝛc. besetzt; endlich von allen Farben. Viele haben Stiele, andre Wolle, einen klebrigen Ueberzug ꝛc. Die der Spinnen sind so durchsichtig, daß man das Junge darin sieht. Viele Eier z. B. der Bienen und Ameisen wachsen, was die Eier anderer Thiere nie thun. Sehr verschieden ist auch die Legart der Eier. Die Schlupfwespen z. B. stechen andre Insekten, besonders Raupen an und legen ihre Eier in deren Körper, wo sie auskriechen und das Thier tödten. Die Mücke legt ihre aufs Wasser hin und klebt sie in Form eines Bootes zusammen, das dann auf dem Wasser schwimmt. Mehrere Fliegen stechen Spinneneier auf und legen ihre eigenen kleineren Eier hinein, gleichsam zur Rache. Mehrere Insekten legen ihre Eier spiralförmig um die Zweige der Bäume herum. Die Bombardirfliege wirft ihre Eier weit hinter sich. Die Spinne schleppt sie in einem großen runden Sack mit sich herum ꝛc.

Kein Thierreich ist so mannigfach und zahlreich an Arten, wie das Insektenreich. Man kennt in Europa 30000 Arten, die größtentheils auf 7000 Phanerogamen leben, und schließt für die ganze Erde aus 200,000 Phanerogamen auf 900,000 Insektenarten. Erichson, Archiv 1853, II. 143. Dies gilt nur von den eigentlichen Insekten im engeren Sinne, wobei die Würmer und auch die Spinnen (Arachniden) und krebsartigen Thiere (Crustaceen) nicht mitgerechnet sind, obgleich auch diese im Allgemeinen mit den Insekten in das große Reich der Gliederthiere zusammenfallen.

Man unterscheidet die eigentlichen Insekten nach ihrer Art zu fressen und nach ihrer Beflügelung. A. Saugende Insekten und zwar 1) flügellose (aptera), Laus, Floh ꝛc. 2) Zweiflügler (diptera), Fliegen, Mücken ꝛc. 3) Schuppenflügler (lepidoptera) mit vier Flügeln, Schmetterlinge. 4) Halbflügler (hemiptera), Wanzen, Cycaden ꝛc. B. Nagende Insekten: 1) Netzflügler (neuroptera), Libellen ꝛc. 2) Hautflügler

(hymenoptera), Wespen, Bienen, Ameisen ꝛc. 3) Geradflügler (orthoptera), Heuschrecken, Grillen ꝛc. 4) Deckflügler (coleoptera), Käfer.

14.

Das kleine Ungeziefer.

Unter den flügellosen Insekten stehen die häßlichen Läuse (pediculidae) den Eingeweidewürmern noch am nächsten, sowohl in der wurmartigen Gestalt und fahlen Farbe, wie im Einfressen in den Leib, wenn auch nur von außen her. Die Kopflaus (pediculus capitis) hat zu unserer wahren Beschämung ausschließlich den menschlichen Schädel unter den Haaren zum Wohnplatz und nistet sich allein da an, wo die reinsten und erhabensten Gedanken seyn sollen und so recht das geistige Princip zu herrschen berufen ist. Die Kleiderlaus (p. vestium) besonders bei den unreinlichen Slaven zu Hause, ist gleichsam das aus Eitelkeit und Putzsucht geborene Gift, wie die Filzlaus (p. pubis) aus der Unverschämtheit. Ich halte ihre nähere Beschreibung hier nicht für nöthig, da ohnehin tausendfach vergrößerte Bilder dieses Geschmeißes zu den Schooßkindern der s. g. populären Naturkunde gehören. Verwandt sind die Thierläuse, der Haarling (trichodectes) im Haare der Säugethiere, gelblich und braun gefleckt z. B. auf dem Hunde; der Federling (philopterus) unter den Federn der Vögeln, mit großem dreieckigem Kopf und n[illegible]ß mit braunen Flecken; der Haftfuß (liotheum) gleichfalls auf Vögeln. Die in der h. Schrift erwähnte Läusesucht, an der König Herodes starb (Apostelgsch. 12, 23), rührt her von pediculus tabescentium, die mit der, wenn auch gleichfalls in ungeheurer Menge sich rasch vermehrenden Kleiderlaus nicht zu verwechseln ist. Hier löst der ganze Menschenleib sich gleichsam in Ungeziefer auf, weil der Geist, der ihn bewohnte, den höchsten Frevel an seinem Schöpfer beging. Wir mögen das Ungeziefer auch mit seinen kleinen Plagen immerhin als Strafe für geringere und doch des adeligen Menschenleibes unwürdige Sünden nehmen.

Verschieden von diesen eckelhaften Hautnagern sind die springlustigen Flöhe (pulicidae), deren plagende Stiche mit mehr Humor ertragen werden. Der gemeine Floh (pulex) ist von der Laus durch Länge und Stärke der Hinterbeine unterschieden, mit denen er rückwärts, wie vorwärts in ungeheuren Sätzen springt, eine 200 mal so lange Strecke als sein Leib mißt. Die Flöhe der Thiere unterscheiden sich von denen des Menschen.

Der Sandfloh (pulex penetrans) legt ſeine Eier unter die Haut der Menſchen. Er kommt in ungeheurer Menge in Sandgegenden vor, vgl. Rengger, Paraguay S. 274 f. Sein Jucken unter der Haut iſt ſehr ſchmerzhaft und zuweilen muß der Fuß, in den er ſich eingeniſtet hat, abgenommen werden. Wir rechnen hieher auch die Springſchwänze (lepismidae), den ſ. g. Zuckergaſt (lepisma) der wie mit einem Pelz mit ſilberglänzenden Schuppen bedeckt iſt, hinten in 3 Borſten endet und in der Luft lebendig hin- und herſchießt wie ein Fiſchchen, und den Gabelſchwanz (podura), der mittelſt ſeines gabelförmigen Schwanzes ſpringt, blaugrau oder ſchwarz. Er lebt in Menge unter Rinden und wenn man dieſe Thierchen ſtört, ſpringen ſie wie Flöhe auseinander. Es gibt noch mehrere ähnliche Arten.

Ihnen zunächſt ſtehen die Tauſendfüße (scolopendridae), ſchlängelnde Würmchen, deren zahlreiche Leibesringe jeder mit zwei kurzen Beinen verſehen iſt. Sie laufen in Spirallinien und zwar gleich ſchnell vorwärts und rückwärts. Unſre einheimiſchen ſind klein und ziemlich unſchuldig, aber in Südamerika gibt es eine große Art, von Tſchudi (Peru II. 257) zu ½ Fuß, von andern zu einer Spannenlänge berechnet, die gefährlich beißen und auch durch bloßes Laufen über die Hand giftig verletzen ſoll. Eine Art (scolopendra electrica) phosphoreſcirt bei Nacht. An dieſen Thieren ſind auch die Augen merkwürdig, deren 28 in ſieben Reihen im Dreieck unter einander ſtehen (Kirby, Entomologie III. 524). — Zu ihnen gehören noch die kleinen Juliden; julus, ein kleines Schlänglein mit 90 Paar Beinen; polydesmus, ähnlich, nur flacher, auf der Erde und an Pflanzen lebend.

Ich füge dieſer Ordnung gleich die der Hemipteren oder Halbflügler an, weil dieſelben, beſonders Wanzen, Blattläuſe ꝛc. lieber laufen, als fliegen. Die gemeine Wanze (cimex) hat kaum Andeutungen von Flügeln, nur gleichförmige Ringe um den etwas breiten lausartigen Leib und wird durch ihren Geſtank, wenn man ſie zerdrückt, noch eckelhafter. Sie ſucht den Menſchen, um ſein Blut zu ſaugen, vorzugsweiſe im Bette auf und wacht bei Nacht, um ſich im Lichte zu verkriechen. Eine andre, die ſ. g. Kothwanze (reduvius personatus), iſt ihr Todfeind und vertilgt ſie. Dieſes merkwürdige Thier lauert ſpinnenartig und maskirt ſich mit einem Harniſch von Staub und allerlei Reſten, um die ſchnelllaufende Wanze unverſehens zu erhaſchen. Vgl. Kirby, Entomologie II. 294.

Die Feldwanzen ſind größer und haben 4 Flügel, von denen die

untern durchſichtigen unter die obern, kürzern oder zur Hälfte undurchſichtigen, wie unter den Flügeldecken der Käfer ſich zuſammenſchmiegen. Alle ſind platt, Bruſt und Leib zuſammengewachſen. Die meiſten riechen übel. Die größte bei uns iſt die große dunkelgrüne (cimex juniperinus), eine der häufigſten, die zinnoberrothe mit ſchwarzen Flecken (lygaeus apterus). Die hornartigen Oberflügel zeigen gegen das Licht gehalten, unter dem Mikroskop Farben und Zeichnungen wie die der kunſtreichſten Teppiche. Die Wanzen in andern Welttheilen nehmen noch buntere Farben und zuweilen ausſchweifende Formen an. Im Allgemeinen herrſcht in den Farben der Gegenſatz von roth und grün vor, auch viel ſchwarz und braun, weniger gelb und blau. In der Form nähern ſich viele Wanzen den ſchlanken Mücken, andre den Fliegen und Bienen, den runden und haarigen Spinnen, den geharniſchten Grillen und Käfern, die meiſten aber behalten die platte breite Form unſerer Wappen, die ſich in ſeltnen Fällen durch ſeitliche Einbiegung zur Geigenform verlängert oder wie ein Caro-Aß viereckig ſtellt (corous quadratus). Der Kopf verlängert ſich in einen langen Rüſſel, dem auch längere Fühlhörner entſprechen, oder zieht ſich zum Bruſtſchild zurück und breitet ſich wie bei der Grille aus. (So die Gattungen ophthalmicus, geocoris, ploa, corixa). Der Bruſttheil iſt oft viel ſchmäler als der Leib und gegen den Kopf dreieckig zugeſpitzt, oft aber auch ſehr breit, ja halbmondförmig nach beiden Seiten in Hörner und Stacheln verlängert. Schon unſre gemeine Bettwanze hat ziemlich hohe Achſeln dieſer Art zu beiden Seiten des zurückgedrängten Kopfs. Noch viel auffallender ſind die Hörner bei podops und spartocorus, die Stacheln bei arma, clinocoris, odessa, arvolius. Der Bruſttheil hat auf der Rückſeite häufig das Anſehen eines Mantelkragens und mahnt an die Form der Trilobiten (z. B. cydnus); zuweilen verlängert er ſich in einen Schnabel zwiſchen den auf dem Rücken gekreuzten Flügeln. Dieſe Kreuzung iſt häufig durch entgegengeſetzte Farben noch auffallender gemacht, ſtellt aber immer ein Andreaskreuz dar, während die Spinnen häufig mit einem griechiſchen Kreuze gezeichnet ſind. Ein ſchmetterlingartiges Auge auf den Unterflügeln ziert die phytocoris. Sehr lebhafte Farben, zarte Punktirungen, phantaſtiſche Flecken und Streifen zeigen die außereuropäiſchen Wanzen. Beſonders ſchön iſt strachia, ſchwarz mit Purpurflecken, tingis am ganzen Rande wie mit Rabatten oder Spitzen umgeben, soronthia und monanthia an den Flügeln und am ganzen Leibe wie mit Perlen geſchmückt. An allen Rändern ausgezackt erſcheint syrtis monstrosa, und

wie ein Blatt die Bruſt in zwei breite, den Leib in ſechs ſchmale Lappen getheilt und noch dazu über und über mit Dornen beſetzt die geſpenſtiſche phyllomorpha. Jede Wanze hat 6 Beine, dieſe ſind kurz und eingezogen bei plea, bei andern fliegen- und ſpinnenartig verlängert. Corbus und der am Oberleib dornige archimerus haben das obere am Leibe liegende Glied (Hüfte) der Hinterbeine verdickt, anisoscelis dagegen das untere Glied (Waden) wie ein Ruder ausgebreitet und maotis daſſelbe breitgefiedert; vom harpactor hat eine Art Dornen nur am erſten, wie andre nur am letzten Beinpaare.

Während alle Inſekten Eier legen, ohne ſich um die ausfliegenden Jungen zu kümmern, hütet eine Feldwanze (cimex grisous) ihre Jungen wie die Henne ihre Küchlein Kirby I. 394. Eine Ausnahme, die uns für die ſonſt ſo ſehr verachtete Thierart Intereſſe einflößen muß. In Oſtindien kommen ungeheure Wanderzüge von Wanzen vor, daſ. II. 13. Eine rothe Art ſoll den Baumwollenpflanzungen ſehr verderblich werden, daſ. I. 203.

Eine widerwärtige Miſchung iſt die Scorpionwanze (belostoma), ein fahler flügelloſer Wanzenleib mit zwei Fühlern, ähnlich den Scheren des Scorpions, wenn auch ohne Daumen. Durch einen wurmartigen Leib an dem das obere Beinpaar nahe dem Kopf, die beiden unteren aber weit davon weg am After ſitzen, und durch einen dicken Kopf macht ſich die häßliche Gattung halobates bemerklich. Noch länger auseinandergezerrt erſcheinen die Beinpaare bei der mückenartig langen Waſſerwanze (hydrometra), dem ſeltſamen Geſchöpf, welches auf dem Waſſer läuft und gewöhnlich in raſchen Stößen vorſchießt, wie ein Schlittſchuhläufer. Notonecta, die Ruderwanze, iſt breiter, ſchwimmt aber ganz eben ſo ſtoßweiſe unter dem Waſſer und zwar immer verkehrt, in welcher Lage es mit den aufwärts gekehrten Beinen ſich Beute fängt. Das Thier kann auch fliegen und in der Luft leben, ſonderlich zur Paarungszeit fliegt es heraus und ſtürzt ſich dann wieder ins Waſſer, daß man meint, es ſei ein Steinchen hineingefallen.

Eine der niedrigſten Wanzenarten, aber doch ſehr koſtbar, iſt die Schildlaus (coccus). Sie ſieht gar nicht wie ein Thier aus, ſondern wie ein Baumausſchlag, indem ſie namentlich als ein Schildchen an den Zweigen und Blättern feſtſitzt. Einige Arten aber ſind durch den rothen Farbſtoff berühmt, den ſie erzeugen. Auf dem Cactus lebt die Cochenille (coccus cacti), deren Weibchen (gedörrt) den herrlich rothen Farbeſtoff

enthalten, der ihren Namen trägt. Auf ein Pfund Cochenille gehen 70000 ſolche Weibchen, man kann ſich alſo vorſtellen, wie viele Millionen derſelben jährlich exportirt werden. Die Spanier lernten ſie mit der Pflanze ſelbſt in Amerika kennen und hielten ſie noch im vorigen Jahrh. ſo geheim, daß Linné nur mit Mühe lebende Exemplare bekam, die ſein Gärtner aus Unwiſſenheit für Ungeziefer hielt und ſorgfältig vertilgte (Beckmann, Geſch. der Erfindungen III. 34). Von einem verwandten Inſekt Kermez auf der ſ. g. Kermeseiche machte man ſchon längſt auch in der alten Welt die ſchöne davon genannte Carmoiſinfarbe. Vgl. Ritter Erdkunde X. 458. Sprengel Geſch. der Botanik I. 185. Da das Männchen des coccus gleich nach der Begattung ſtirbt, beſteht die Cochenille ausſchließlich aus Weibchen.

Zu den Wanzen zählt man auch die Blattlaus (aphis), das bekannte Ungeziefer, welches unſern Blumen ſchadet oder ſie wenigſtens durch ſeine Anweſenheit eckelhaft beſchmutzt. Die Blattlaus zeichnet ſich aus durch ihren unförmlich dicken und weichen, bei der geringſten Berührung zerſtörten Leib, bei ſehr dünnen Beinen und zarten Glasflügeln, die nur eben loſe am dicken Leib aufgeklebt ſcheinen; ferner durch einen langen Rüſſel, der bei aphis humuli, der ſ. g. Hopfenlaus, ſogar länger als der ganze Körper iſt. Dem unförmlichen Bau dieſer Thierchen entſpricht ihre lahme und langſame Bewegung. Sie kommen immer in großer Menge heerdenweiſe vor, da ſie ſich ungeheuer vermehren. Reaumur hat ausgerechnet, daß eine Blattlaus in einem einzigen Jahre 20 Generationen von Nachkommen erlebe und daß die Geſammtzahl der Kinder und Kindeskinder ſich auf nahe an 6 Millionen Individuen belaufen kann. Bonnet entdeckte, daß eine einzige Befruchtung hinreiche, um 9 Generationen nach einander zu gebähren, indem die Mutter immer wieder trächtige Mütter gebiert, und daß die Weibchen im Sommer lebendige Junge gebähren, im Herbſte aber Eier, welche überwintern, und aus denen die Jungen erſt im Frühjahr hervorkommen. Von Siebold unterſchied noch insbeſondre zweierlei Weibchen, ſolche, die Eier legen, und ſolche, die lebendig gebähren. Wiegmanns Archiv 1840 II. 323. Das Weibchen iſt viel größer als das Männchen, welches oft auf dem Rücken derſelben herumſpaziert. Eine Art (aphis sambuci) zeichnet ſich durch eine baumwollenartige ſchneeweiße Abſonderung aus, ſo daß die Zweige, an denen ſie ſitzen, wie mit langem Schimmel bedeckt ausſehen.

Die Blattläuſe ſaugen die ſüßen Säfte aus den edelſten Theilen der

Blüthe, in deren Nähe ſie ſich daher immer zuſammenhäufen, wie man zumal an den Roſen ſieht. Die ſchöne grüne oder rothe Florfliege iſt ihr gefährlichſter Feind, indem ihre Larve hauptſächlich von Blattläuſen lebt. Man ſollte daher nie eine Florfliege tödten. Auch die ſchönen Marienkäferchen freſſen die Blattläuſe, die ſo dumm ſind, daß ſie während er andre frißt, ihm auf dem Rücken herumlaufen. Von den Ameiſen will man beobachtet haben, daß ſie ſich ganze Heerden von Blattläuſen förmlich halten, ihre Ausbrütung in den Ameiſenhaufen beſorgen und die Heerden dann überwachen, nicht um ſie zu freſſen, ſondern nur um ſie zu melken, d. h. um den ſüßen Honigſaft, wenn ſie ihn ausleeren, aufzulecken. Huber on antr. p. 215. Vgl. Rennie, Wunder der Inſektenwelt S. 22. 131.

15.

Die Fliegen, Mücken und Libellen.

Ich ſtelle hier das leichtgeflügelte Volk zuſammen, welches meiſt harmlos in den Lüften lebt, zum Theil aber immer noch zu dem uns plagenden Ungeziefer zählt.

Die Reihe der geflügelten Inſekten beginnt mit den Zweiflüglern, d. h. mit den unzählbaren Schaaren der eigentlichen Fliegen, die mit den oben geſchilderten ungeflügelten Inſekten immer noch die Unverſchämtheit, mit der ſie ſich zum Menſchen drängen, gemein haben. Die gemeine ſchwärzliche Stubenfliege (musca) hat am Kopf ſehr große dunkelrothbraune Augen mit 4000 Facetten, einen langen Saugrüſſel, kurze Fühler, am Bruſtkaſten 2 durchſichtige Flügel (unter dieſen kurze ſ. g. Schwingkölbchen oder halteres) und 6 Beine, an den Ringen des eirunden Bauches Borſten. So gemein und läſtig das Thier iſt, erweckt es doch Bewunderung. Scheitlin in ſ. Thierſeelenkunde I. 400 ſchildert ſehr gut, wie es gleichſam im Traume lebt, über die Leichen ſeiner Freunde und Verwandten gleichgiltig hinwegläuft, oben an der Decke hängen bleibt und gegen das Geſetz der Schwere verkehrt, die Füße nach oben, ſo raſch wie auf die gewöhnliche Art läuft. Die Erklärung ſ. im 19. Capitel des vorigen Buches. In der Regel macht die Fliege in einer einzigen Secunde 600 Flügelſchläge und fliegt 5 Fuß weit, in Angſt geſetzt kann ſie aber in derſelben Zeit 30–35 Fuß weit fliegen. Das iſt nach Verhältniß dreimal ſchneller als das ſchnellſte Pferd rennt. Die Eier, welche das Weibchen mittelſt einer rüſſelartigen Legröhre legt, entwickeln ſich im

Miſt zu Würmern, die ſich in tonnenartigen Gehäuſen verpuppen und verwandeln, um als fertige Fliegen davonzufliegen. Im Winter ſcheinen nicht alle zu Grunde zu gehen, ſondern ſich unter warmem Miſt zu erhalten, wo ich einmal im Spätherbſt Millionen von ihnen zuſammengeballt fand. — Am ähnlichſten iſt ihnen die gemeine Miſtfliege (scataphaga stercoraria), die ſchöne gelbe glänzendgrüne Goldfliege (musca Caesar oder lucilia), die im Alter ins Rothe, und m. cadaverina, die ins Bläuliche übergeht. — Die große am Bauch blaue Schmeiß- oder Fleiſchfliege (sarcophaga) legt ihre Eier ausſchließlich in Fleiſch und macht es bald wurmig, eben ſo die noch größere graue (carnaria). Der Leichenwurm (musca mortuorum), eine Fliege mit gelbem Kopf, legt die Eier ausſchließlich in Leichen und die daraus entwickelten Würmer ſind jene berüchtigten Thiere, denen unſer irdiſcher Leib zuletzt zur Speiſe wird. Die Gewitterfliege (musca meteorica) iſt etwas kleiner und ſchwärzer als die gemeine Stubenfliege und dadurch ausgezeichnet, daß ſie vor Gewittern heftig zu ſtechen pflegt. Noch kleiner iſt die Eſſigfliege (mosellus collarius), die ſo oft am Hahn der Fäſſer vorkommt. Eine große Plage lebender Thiere, beſonders der Pferde, iſt die graue Bremſe (gastrus), deren Flügel unter dem Mikroſkop eine außerordentlich ſchöne Zeichnung ſehen laſſen. Das Thier verfolgt die Pferde, um ihm ſeine Eier anzuhängen, die das Pferd unwiſſend ableckt, und ſo in ſeine Eingeweide ſelbſt einbringt, in denen ſie in ihrem Larvenzuſtand als wahre Eingeweidewürmer leben. Die große Raupenfliege (musca larvarum major) legt ihre Eier (wie die Schlupfweſpe) in Raupen, die ſie dadurch tödtet, und iſt glänzend ſchwarz und ringsum borſtig wie ein Igel. Die Mohrenfliege (anthrax morio) hat Flügel, die wie halb durchſichtig ſind, die andre Hälfte iſt wie mit ſchwarzem Sammt bedeckt. Noch ſchöner iſt die Metallfliege (sargus cuprarius) an Kopf und Bruſt blaugrün, am Bauch purpurroth und wie Metall glänzend, beſungen von Brockes in ſ. irdiſchen Vergnügen in Gott V. 120. Die Zahl und Mannigfaltigkeit der Fliegen iſt unermeßlich. In Europa allein kennt man 150 Gattungen mit vielen Unterarten. Sie unterſcheiden ſich aber nicht nur durch Größe, Farbe, Lebensart, ſondern auch durch allmählige Uebergänge in andere Inſektenformen. Darnach unterſcheidet man Spinnenfliegen (hippoboscidae), die zwar Flügel haben, aber ſonſt breit und haarig wie Spinnen ſind, die weſpen-, bienen- und hummelartigen Fliegen, die in Geſtalt und Farbe täuſchend jenen ſtechenden Inſekten ähnlich ſehen, aber unbewaffnet ſind, die mücken- und ameiſenartigen

Fliegen ꝛc. Eben ſo mannigfach iſt die Lebensweiſe ihrer Larven. Die Würmer in unzähligen Pflanzen ſind Fliegenarten, ſo die Minierräupchen, welche das Zellengewebe aus Baumblättern in künſtlichen Windungen ausfreſſen, die Würmer in den Kirſchen, den Oliven ꝛc., und eben ſo die berüchtigten Würmer im Käſe (tophritis putris). Ich kann hier unmöglich alle dieſe Thiere namentlich anführen und bemerke nur noch Einiges über die Fliegen andrer Welttheile. Hier kommen nämlich die größten und ſchönſten, aber auch die giftigſten vor und wiederholt ſich in der Inſektenwelt die größere Energie der tropiſchen Natur, wie in der Blumenwelt. Das Ideal aller Fliegen ſoll in Oſtindien die zollgroſſe chrysis imperialis ſeyn, die unſrer oben beſchriebenen Metallfliege gleicht, ſofern ſie an Kopf und Bruſt wie ein Smaragd, am Unterleib wie ein Rubin glänzt. Donavan, insects of the India p. 87. In demſelben Indien lebt aber auch eine kleine giftige ſ. g. Augenfliege, die den Menſchen immerfort gegen die Augen fliegt und dieſelben entzündet. Kirby, Entomologie I. 140. Sehr giftig und gefährlich ſtechende Fliegen fand Turner (Reiſ. S. 72) in Tibet. Man kennt auch ſolche in Circaſſien (Frorier, Notizen IV. 90). Eine Brennfliege in Carolina ſticht wie eine glühende Nadel. Bertram, Reiſe S. 369.

Die Mücke (culex) iſt allbekannt durch ihre lichtbraune Farbe, durch den ſehr langen Rüſſel, die prächtigen federbuſchartigen Fühler (die jedoch nur das Männchen allein hat), die ſechs langen faſt ſpinnenartigen Beine, auf denen der dünne Leib wie auf Stelzen geht, durch das feine Summen und durch den (ausſchließlich von den Weibchen verſetzten) ſchmerzhaften Stich in die Haut. Ihre zwei leichten und durchſichtigen Flügel irifiren. Auch ſie haben hinter den Flügeln die ſ. g. Schwingkolben, wie kleine Balancirſtangen. Bei ſchönem Wetter ſpielen die Mücken in zahlloſer Menge, indem ſie eine hohe Säule bilden und unaufhörlich darin auf- und abfliegen. So ſah ich ſie einſt noch an einem warmen Novembertage hochauf in der Abendſonne ſchwärmen, am andern Tage waren alle todt. Sie hatten der ſcheidenden Sonne noch dankbar ihr Sterbelied geſungen. Sehr merkwürdig iſt auch die Geſchicklichkeit, mit der ſie im Regen fliegen und die fallenden Tropfen meiden. Sie ſchwärmen ſo gerne in Menge, daß man zuweilen ihr Aufſliegen an Thürmen für Rauch eines Brandes gehalten hat. Sie werden aber den Menſchen ſehr läſtig durch ihre Stiche. Schon die alten Aegypter mußten ihre Betten mit feinen Netzen gegen ſie ſchützen, Herodot II. 95. Am berüchtigtſten in Europa

ſind die Rheinſchnacken, die Golumbaczer Mücken in Ungarn und ſogar noch im hohen Norden die Mücken von Finnland. Weil ſie alles anfallen und mit ihrem Kopfſchmuck und Stachel wie gerüſtet ausſehen, hat ſchon Achilles Tatius die Mücken mit tapfern Kriegern verglichen. Wunderbar erſcheint die Fortpflanzung dieſer Thiere. Die Muttermücke hängt ſich an ein Blatt oder an einen Grashalm über Waſſer und legt ihre kleberigen Eier ſo zuſammen, daß ſie einem runden etwas hohlen Näpfchen oder Rahmen gleichen, der nun ſo lange auf dem Waſſer ſchwimmt, bis die Larven unten auskriechen. Dieſe Larven ſelbſt ſind wieder äußerſt merkwürdig, weil ſie nur im Waſſer lebend, behaarten Raupen gleichen und in kräftigen Schlägen ſich ſchwimmend fortbewegen. Sind ſie herangewachſen, ſo hängen ſie ſich mittelſt eines hohlen Bläschens, das ſie nicht unterſinken läßt, an die Oberfläche des Waſſers, verpuppen und verwandeln ſich in Mücken, die durch die Oeffnung unter dem Waſſer trocken ausſchlüpfen und davonfliegen.

Es gibt ſehr viele Gattungen und Arten. Zu ihnen gehören die in den heißen Ländern ſo berüchtigten Mosquitos (ceratopogon oder simulia, vgl. Troſchel, Zoologie 1853 S. 431, die Gattung iſt noch nicht beſtimmt ermittelt), überaus kleine Thiere, die aber aufs ſchmerzhafteſte ſtechen. Ferner die große Wieſenmücke (limnobia) mit geſtreiften Flügeln, die Zittermücke mit einem kleinen ſchwarzen Fleck auf den Flügeln, die immer zittert, wenn ſie ſitzt, die ſchwarze Trauermücke, die kleine Wintermücke (trichocera), die nur im Winter vorkommt ꝛc. Eine traurige Berühmtheit haben viele Mücken durch ihre Larven erlangt, ſo die Johannisſchnacke (bibio Johannis) durch den Heerwurm, vor dem man früher ſo große Angſt hatte, die Heſſenfliege (cecydomyia destructor) durch ihren den Weizenfeldern verderblichen Wurm, von dem man fälſchlich glaubte, die heſſiſchen Soldaten hätten ihn nach Nordamerika gebracht. Minder gefährlich iſt der rothe Wurm der mit einem hübſchen weißen Federbuſch geſchmückten Federmücke (chironomus). Solche rothe Würmer kann man zu Tauſenden in Tonnen finden, in denen das Waſſer eine Zeit lang ſteht.

Dieſen ſämmtlichen Zweiflüglern ſind die viergeflügelten Netzflügler (Neuroptera) noch am ähnlichſten. Man zählt zu ihnen die berühmte Eintagsfliege (ephemera), deren Leib noch blattlausartig weich, aber mit drei langen Schwanzfäden verſehen, beim Ausſchlüpfen aus der im Waſſer lebenden Puppe, mit vier ſehr langen Flügeln zwei kurze Mitternachtſtunden (im Auguſt) umherſchwärmt und nach der Paarung noch in

derſelben Nacht ſtirbt. Reaumure beobachtete ſie zuerſt im Jahre 1738, wie ſie zu Millionen bei Nacht plötzlich aus dem Waſſer kamen, im glänzenden Lichtkreis um die Fackeln flogen, aber alles Feuer mit ihrer Menge erſtickten und plötzlich alle wieder todt ins Waſſer fielen. Kirby I. 312. Später hat man entdeckt, daß es nur die Männchen ſind, die ſo ſchwärmen, während die ungeflügelten Weibchen auf dem Waſſer ſchwimmen bleiben, aber gleichfalls nach der Paarung ſterben. Troſchel, Archiv 1849 II. 189. Das Inſekt lebt nur 2 Stunden, aber ſeine Larve 2 Jahre, Roget, Erſcheinungen des Lebens II. 188. Man erhielt es jedoch 8 Tage lebend, indem man es an der Paarung hinderte. Kirby, III. 370.

Vier ſehr lange und verhältnißmäßig breite, aufs artigſte geäderte Glasflügel zieren den viel kürzeren, ſchmalen und mückenartigen Leib der Florfliege (hemerobius oder chrysopa). Dieſes zarte Thier, hellgrün, roſenfarben oder gelblich, hat etwas Schmetterlingartiges, bleibt lange wie im Schlafe ſitzen und bewegt ſich im Laufen ſehr langſam, daher man es trotz ſeiner großen Flügel leicht fängt. Seine großen Augen glänzen wie Metall, goldgrün. Unter dem Mikroſkop erkennt man daran unzählige Facetten, ſobald es aber ſtirbt, erlöſcht der ſchöne Glanz der Augen. Sein Mund iſt ſo ſchwach angedeutet, daß man früher glaubte, es freſſe gar nicht, aber ſeine Larve lebt hauptſächlich von Blattläuſen.

Der Ameiſenlöwe (myrmeleon) gehört derſelben Ordnung an, eine ſehr große Mücke, den Uebergang bildend zu den Libellen, mit langem Rüſſel, langen Beinen und ſchwarzen Flecken auf den durchſichtigen Flügeln. Die Mücke ſelbſt thut den Ameiſen nichts, aber die Larve fängt dieſelben in künſtlichen Sandgruben. Haſſelquiſt fand ſie in ungeheurer Menge im Sand um die Pyramiden her. Eine beſonders große und ſchöne Art in Oſtindien hat ſchwarze Flecken auf gelblichen Flügeln und heißt deßhalb myrmyleon pardalis oder der Ameiſentiger. Eine Art dieſer Thiere in den Tropenländern wird noch viel größer und hat ſchneeweiße, halbdurchſichtige und ovaliſirende Flügel, welche mehrere Zoll lang ſind und unter denen ſich der viel kleinere Leib ganz verſteckt. Ein Thier, beinahe blos Flügel und eine der ſeltſamſten und ſchönſten Naturformen. Eine andere Art (nemoptera) zeichnet ſich durch ungeheuer lange Unterflügel aus, abgebildet in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1836.

Die vollkommenſte Form unter den Netzflüglern erreicht die Waſſerjungfer oder Libelle (libellula). Das Volk hat ſie die Teufelsnadel genannt, weil ſie dünn und gerade wie eine Nadel, oft

lange an derselben Stelle in der Luft schweben bleibt, und durch ihr blitzschnelles Erscheinen und Verschwinden die am Wasser Ruhenden erschreckt, vielleicht auch, weil man bemerkt hat, wie gefräßig und raubgierig sie andere Insekten verfolgt. Alle Gattungen dieser schnellen Räuber halten sich gern in der Nähe des Wassers auf, haben ungeheuer große Augen, die turbanartig den ganzen Kopf umwinden, und an denen man bei einem einzigen Thier 12000 sechseckige Facetten gezählt hat, ein furchtbares Gebiß mit starken Kiefern, und vier sehr lange, einander ähnliche Flügel, deren durchflichtige Haut zwischen dem sie einschließenden Geäder Fensterscheiben gleicht. Die einzelnen Gattungen unterscheiden sich nach der Breite und Dünne des Leibes. Breite beim Weibchen gelbliche, beim Männchen blaue Leiber hat die eigentliche Libellula, einen sehr langen und dünnen runden Leib die Wasserjungfer (agrion) mit glänzender blauer oder grüner Metallfarbe. Am schönsten sind die dunkelblauen, deren gleichfalls dunkelblaue Flügel auch in der Sonne wie im ewigen Schatten sind. Am größten und wildesten ist die eigentliche Teufelsnadel (aeshna) gleichfalls mit dünnem und langem Leib, aber viel größer, als die andern, und mit ungeheuer aufgedunsenen Augen. Sie kommen in vielen Farben vor, grün, gelb, röthlich, braun. Eine sehr schöne Art kennt man in China, deren Flügel violett und gelb gefleckt sind. Die größte Menge und Mannigfaltigkeit von Libellen fand Eichwald am caspischen Meere (Reise I. 279) In England beobachtete man einmal einen großen Wanderzug dieser Thiere, der einen weiten Schatten über die Erde warf. Kirby, II. 12.

16.

Die Bienen.

In der großen Ordnung der Hymenopteren oder Hautflügler begreift man die mit vier durchflichtigen Flügeln versehenen, im Allgemeinen den Fliegen ähnlichen, nur kräftigeren und stark bewaffneten Bienen, Wespen, Hummeln, Hornissen und Ameisen. Hier treten uns zum erstenmal aus der Insektenwelt unverkennbare Tugenden, die weise Staatsordnung und der Fleiß der Bienen und Ameisen entgegen, während andrerseits die zahllosen Geschlechter der Wespen nur Straßenräuber und Mörder sind.

Es gibt eine große Menge Bienenarten, die man noch lange nicht alle kennt. Man unterscheidet darunter solche, die vereinzelt, und solche, die in großen Gesellschaften und gleichsam in Staaten leben. Unter den

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21462 / 081

erstern sind die merkwürdigsten bei uns bekannten Arten folgende: die einsam lebende Grabbiene, die sich einfach ein Loch in die Erde gräbt und ein wenig Honigbrei hineinstopft, in welchen sie ihr Ei legt. Die schwarze Ballenbiene, welche die Erde schon mit etwas Schleim präparirt und sich eine Art von Erdhütte zum Nest formt. Sie ist sehr haarig und pudert sich über und über mit Blumenstaub ein, wenn sie Honig sammelt. Dieß gibt ihr ein sehr niedliches Ansehen, besonders wenn sie mit dem rosenfarbenen Blumenstaub der Lavatera bedeckt ist; die Wandbiene, die sich Nester in Lehmwände baut; die Mauerbiene, die sich Nester aus Koth zusammenklebt, ganz so wie die Schwalbe. Wahrscheinlich gab dieß Veranlassung zu dem Aberglauben der Alten (dessen Aristoteles und Plinius und Plutarch in der Abhandlung von den Land- und Seethieren gedenken), daß die Bienen, um nicht vom Winde verweht zu werden, sich mit kleinen Steinchen beschweren. Doch können damit auch die s. g. Höschen gemeint seyn, die Wachsballen, welche sich fast alle Bienen an die Hinterbeine kleben, wenn sie ihren Vorrath von Wachs aus den Blumen sammeln. Die sehr große, schwarzhaarige, dicke und der Hummel ähnliche Holzbiene, die sich ein Nest aus Sägmehl bereitet. Die Wollbiene, die ihr Nest aus der Wolle von Quitten und andern wolligen Pflanzen bereitet. Die Seidenbiene, die sich aus einem Schleim, den sie gleich der Schnecke ausläßt, ein Gespinnst macht. Anderer minder interessanter Arten hier nicht zu gedenken. Zuweilen wählen die wilden Bienen seltsame Wohnungen. Huber sah sie einmal in Schneckenhäusern nisten.

Alle wilden Arten übertrifft die zahme Honigbiene, die zwar auch ursprünglich und noch in Urwäldern wild lebt, sich aber zugleich, wie kein anderes Insekt, der Zucht und Pflege der Menschen unterworfen hat. Dies ist die goldene Biene, die schon das hohe Alterthum pries. Sie hat etwas Sanftes im Vergleich mit der Wespe, etwas Zierliches im Vergleich mit der Hummel, etwas Würdiges und Gewichtiges im Vergleich mit der nichtsnutzigen Fliege. Zwar ist unser Auge bestochen, da wir sie als ein harmloses und nützliches Thierchen kennen, aber wenn dies auch nicht der Fall wäre, würde man sie den genannten Insekten vorziehen müssen. Die eigenthümlichen sanften Bewegungen ihrer vielen Glieder und ihres weichen Unterleibs, und ein gewisses Zittern in der Ruhe scheinen zu verrathen, daß mehr Seele in ihr ist, als in andern Insekten. Und mit Recht sagt Scheitlin in seiner Thierseelenkunde: „wer sähe dem Bienenköpfchen nicht an, wie viel Verstand darin ist.“

Die meiſten Bienen, die wir ſehen, ſind Weibchen, die ſ. g. Arbeitsbienen. Weniger zahlreich ſind die Männchen, die Drohnen, die etwas größer und heller von Farbe ſind und dickere Köpfe haben. Zu tauſenden von Arbeiterinnen und hunderten von Männchen gehört eine ſ. g. Bienenkönigin, oder der Weiſel, wie man ſie früher nannte, da man noch nicht wußte, daß es ein Weibchen ſey. Dieſe iſt viel größer als alle andern Bienen. Die Bienen haben eine lange und haarige Zunge, in Geſtalt einer Rinne, womit ſie den Nektar aus der Tiefe der Blumen lecken (nicht eine Saugröhre, wie man früher glaubte). Den auf dieſe Weiſe eingeſogenen Nektar verarbeiten ſie in ihrem Magen und geben ihn als Honig durch den Mund wieder von ſich. Außer dem Nektar ſammeln ſie auch den Blumenſtaub und ſogar Harz, um daraus Nahrung für die Brut und Klebſtoffe für ihre Wohnungen zu bereiten. Zur Sammlung deſſelben ſind ihnen ihre Haare behülflich. Ihr ganzer Leib, ſogar das Auge nicht ausgenommen, iſt mit Härchen bedeckt, die wieder Seitenhärchen haben oder gefiedert ſind. Darin bleibt der Blumenſtaub hängen. Ueberdies ſtehen die Härchen am Schienbein der Hinterfüße dergeſtalt in der Runde, daß ſie kleine Körbchen bilden, in welche der Blumenſtaub in Maſſe aufgenommen werden kann. Das ſind die ſ. g. Höschen, die an den heimkehrenden Bienen ſehr deutlich auffallen und die bunten Farben des Blumenſtaubes annehmen. Am häufigſten ſind ſie weiß und gelb, zuweilen auch orange, roſenfarben und roth. Zuweilen kommen andere Bienen und freſſen den heimkehrenden die vollen Höschen ab.

Flügel und Augen der Bienen kommen mit denen vieler andern Inſekten überein. Die großen Augen mit ihren tauſend Facetten gehen rings um den Kopf herum und füllen ihn faſt ganz aus, wie bei den Fliegen. Außerdem haben ſie noch drei kleine Augen (ocelli) oben am Kopf. Wenn man die großen Augen zudeckt, fliegt die Biene allzeit ſenkrecht in die Höhe. Deckt man die kleinen zu, ſo fliegt ſie wagrecht.

Der Stachel am Hinterleibe, den nur die Weibchen haben, liegt in einer Röhre und iſt ungemein glatt und fein. Im Mikroſkop mit einer feinen Nähnadel verglichen, beweiſt er, wie viel kunſtreicher die Hand der Natur iſt, als die menſchliche. An der Spitze des Stachels tritt, wenn die Biene ſticht, ein kleines Tröpfchen Gift hervor, was den Schmerz und die Geſchwulſt verurſacht. Daß die Bienen ſterben müſſen, wenn ſie geſtochen, iſt eine Fabel. Nur zuweilen bleibt der Stachel in einem harten Stoffe ſtecken und dann reißt der weiche Unterleib der Biene ab.

Die Bienen leben geſellig und bilden zu tauſenden vereinigt einen Staat. Ihr erſtes Geſchäft iſt der Bau der ſenkrechten Waben mit wagrechten Zellen aus Wachs. Sie wählen dazu in Europa im wilden Zuſtand insgemein hohle Bäume, ſeltener Felſenritzen aus. Den zahmen Bienen bereitet man zu dieſem Behuf die ſ. g. Bienenſtöcke von Holz, oder Bienenkörbe aus Stroh geflochten. Sorgfältig ſuchen die Bienen alle äußern Zugänge zu ihrem Stocke zu verkleben, theils um ihre Feinde abzuhalten, theils um ſich in der kalten Jahreszeit beſſer zu wärmen.

Zum Bau der Waben dient das Wachs, zum Verkleben der Wohnung dienen auch unverarbeitete harzige Stoffe, das braune ſ. g. Stopfwachs. Vom Wachſe glaubte man früher, es beſtehe ganz einfach aus dem Blumenſtaube. Inzwiſchen haben neue Unterſuchungen dargethan, daß der Blumenſtaub den Bienen nur dient, um mit Honig vermiſcht der jungen Brut als Nahrung vorgeſetzt zu werden, während zur Wachsbereitung kein Blumenſtaub verwendet wird. Ein bejahrter Bienenvater, der die Bienen in einer langen Reihe von Jahren auf allen Stufen ihres Lebens, in allen Einzelheiten ihrer Thätigkeit mit dem Mikroſkope verfolgt hat, Ferdinand Wilhelm Gundelach, hat in ſeiner Naturgeſchichte der Honigbiene (Caſſel, bei Bohné, 1842) die Wachsbereitung folgendermaßen geſchildert. Zuerſt beſchreibt er die ſechs Bauchringe der Bienen und die an denſelben befindlichen Schuppen, die ſich mit einer Nadel aufheben laſſen und von denen die vier mittleren auf jeder Seite einen, zuſammen acht kleine glänzende Flecken von länglich runder Form und gelber Farbe zeigen. Das ſind die Organe, durch welche die Biene das Wachs ausſchwitzt. „Sobald die Bienen, ſagt Gundelach, ihren Magen oder die ſ. g. Honigblaſe mit Honig angefüllt haben, und dieſen nicht ablegen können, geht derſelbe in Menge nach und nach in den Darmkanal, wird hier verdauet, der größte Theil davon als Excremente ausgeſchieden und der andere in die Säfte der Bienen übergeführt. Durch dieſen großen Zufluß von Säften bildet ſich ein Fett, welches auf den acht Fleckchen, die ſich an den untern vier Schuppen der Bauchringel befinden, als eine flüſſige Maſſe hervorquillt und bald als Wachsblättchen erhärtet; während, wenn die Biene den Honig ablegen kann, nur ſo viel in den Darmkanal übergeht, als zur Ernährung derſelben nöthig iſt. Die Honigblaſe der Bienen braucht kaum 40 Stunden mit Honig angefüllt zu ſeyn, um auf den acht Fleckchen acht Wachsblättchen vollkommen zur Reife zu bringen, ſo daß dieſe abfallen.“ Wir müſſen nun feſthalten, daß die Wachsbereitung immer nur Mittel,

die Honigbereitung aber Zweck ist. Sobald die Bienen den nöthigen Raum in den Waben fertig haben, schwitzen sie kein Wachs mehr aus und liefern ausschließlich Honig. Uebrigens haben Andere bemerkt, daß die eigenthümliche Flügelbewegung (Ventilation) wahrscheinlich mit der Wachsbereitung zusammenhängt.

Der Bau der Waben aus Wachs beginnt von oben. Jede Wabe ist eine senkrecht herabhängende Scheibe. Der äußere Umriß derselben ist nicht immer regelmäßig. Mehrere solche Scheiben, so viel der Raum zuläßt, werden neben einander gestellt und ein Zwischenraum gelassen. Die Wabe selbst besteht aus vollkommen regelmäßigen wagrecht liegenden Zellen, die alle sechseckig sind. Sie werden theils mit Honig, theils mit der jungen Brut angefüllt und mit einem feinen Wachsdeckel zugeklebt. Für die Eier, aus denen Königinnen kommen sollen, werden besondere unförmlich runde und sehr große und dicke Zellen gewöhnlich am Rande der Wabe angelegt. Die Zellen aber, in welchen Drohneneier aufgezogen werden, haben regelmäßig 3½ Linien, die für Arbeitsbienen regelmäßig 2⅔ Linien Durchmesser. Dies Verhältniß bleibt sich in allen Bienenstöcken so vollkommen gleich, daß, wenn die Alten ihre Maaße auf die Bienenzellen reducirt hätten, wir über das Verhältniß dieser Maaße zu den unsern nicht zweifelhaft seyn würden.

In jeder Brutzelle liegt nur ein Ei. Das Ei bleibt in der Zelle, und auch die Made, die daraus hervorkommt, wird in der Zelle mit dem eigens dazu dienenden aus Blumenstaub und Honig bereiteten Brei gefüttert und verläßt dieselbe nicht. Dann puppt sie sich ein und erst aus der Puppe kommt die vollkommene Biene hervor und verläßt die Zelle. Dabei ist bemerkenswerth, daß die Made nie Unrath von sich gibt, den genossenen Brei bloß zu ihrem Wachsthum verwendet, aber die Zelle mit nichts verunreinigt.

Jede Bienengesellschaft hat das Interesse, so zahlreich als möglich zu seyn, theils um sich gegen äußere Feinde zu schützen, theils um einen hinreichenden Vorrath von Nahrung, der für die reifen Bienen ausschließlich aus Honig besteht, für lange Winter zu sammeln; theils um eine möglichst große Zahl von Zellen zu bauen, ohne die eine Vermehrung des Volkes durch die Brut nicht möglich ist; daher findet man auch im wilden Zustand häufig eine Menge Bienengemeinden in demselben Baum oder in derselben Felsenhöhle vereinigt, wo es dann jedem Feinde, selbst dem Menschen, schwer wird, ihnen zu nahen. Indeß leidet der einzelne Bienen-

staat auch wieder keine zu große Ausdehnung, weil dadurch die innere Ordnung gefährdet werden könnte. Keine fremde Biene wird im Stock geduldet, es müssen alles Kinder oder Enkel desselben Stockes seyn. Da in einem gesunden Stock immer mehr Bienen erzeugt werden, als er zu fassen Raum hat, so wandern die überzähligen aus und gründen einen neuen Staat. Zu diesem Behufe werden immer mehrere Königinnen erzeugt. Von den jungen Königinnen bleibt nur eine leben, wenn nur ein Bienenschwarm auszieht, oder mehrere, wenn mehrere Schwärme ausziehen. Alle andern jungen Königinnen werden als überflüssig von der alten Königin, zuweilen noch in ihrer Zelle, erstochen. In neuerer Zeit glaubt man, nicht die junge Königin ziehe mit der Colonie aus, sondern die alte. Nach Gundelach folgt die Königin dem Schwarm nur nach.

Die Königin erschien stets wie ein Wunder. Früher hielt man sie für einen Mann und weisen Regenten des Bienenstaats. Seit Swammerdams im 17ten Jahrhundert ihr Geschlecht entdeckte, galt sie für die alleinige Mutter des Bienenstocks. Man glaubte, die übrigen Weibchen (Arbeiterinnen) seyen sämmtlich nur unvollkommne, durch absichtlich zu eng angelegte Brutzellen in ihrer Entwicklung zurückgehaltene und gleichsam verkrüppelte Weibchen, die eben deshalb unfruchtbar seyen und nur zur Arbeit, nicht zur Fortpflanzung dienten. Der berühmte englische Entomologe Kirby glaubte sogar, sie theilten sich in zwei Klassen, von denen die eine kleinere nur Honig, die andere größere nur Wachs bereite, was aber durch die neueren Erfahrungen widerlegt ist. Gundelach versichert nach den von ihm gemachten Beobachtungen, daß die Arbeiterinnen keineswegs unfruchtbar seyen, daß sie Eier legen, wie die Königin, und daß die Drohneneier ausschließlich von ihnen gelegt werden, während die Königin nur weibliche Eier lege. Diese neue Entdeckung steht mit den früheren Behauptungen, wie sie noch Oken in dem 1835 erschienenen 5. Bande seiner Naturgeschichte von S. 1030 an zur Uebersicht bringt, in starkem Widerspruche. Nach dieser früheren Annahme soll die Königin allein jährlich 11,000 Eier von Arbeiterinnen, dann 700 Eier von Drohnen und zuletzt 40 Eier von Königinnen gelegt haben.

Daß die Drohnen immer nur in einer Minderzahl, die Arbeiterinnen aber in einer Mehrzahl vorkommen, daß sie später entstehen, als die Arbeitsbienen, und auch wieder früher verschwinden und durch einen schnellen und allgemeinen Mord weggeschafft werden, wenn sie nichts mehr nützen und nur noch unnütze Esser abgeben, das beweist, wie sehr der Bienen-

staat von einem ökonomischen Princip beherrscht ist. Arbeiterinnen muß es in großer Zahl geben, weil sie die Nahrung liefern und die Brut besorgen. Der Drohnen bedarf es weniger, weil sie außer der Königin nur so viele andere Weibchen zu befruchten haben, als gerade nöthig sind, um wieder die erforderliche Zahl von Drohneneiern zu liefern. Inzwischen treibt der Instinkt die Arbeiterinnen an, wenn der Stock sehr voll ist und junge Schwärme ausziehen sollen, alsdann mehr Drohneneier zu legen, damit es den jungen Schwärmen nicht an Männchen fehle. Am thätigsten im Eierlegen sind die Arbeiterinnen, wenn die Königin stirbt; allein sie können ohne diese in ihrem Wesen so geheimnißvolle Königin den Stock doch nicht fortpflanzen, denn wohin sie auch ihre Eier legen, in Zellen von Arbeiterinnen oder selbst in Zellen von Königinnen, immer schlüpfen nur Drohnen aus, wie Gundelach aus vielfachen Erfahrungen sich überzeugt zu haben behauptet. Uebrigens ist die Königin nicht legitim geboren, sondern gleichsam gewählt und gemacht. G. sah, wie die Arbeiterinnen erst die junge Made aus einer gemeinen Zelle nahmen, in eine große königliche Zelle thaten und hier zur Königin durch reichlichere Fütterung groß zogen.

Die Paarung erfolgt beim ersten Ausflug der Königin und hat unmittelbar darauf den Tod aller Drohnen zur Folge, denn diese werden von den Arbeiterinnen überfallen, erstochen und aus dem Stock geworfen. Dies nennt man die Drohnenschlacht. Die Drohnen können sich nicht wehren, weil sie keinen Stachel haben und sind der Gesellschaft nichts mehr nütze, weil sie nicht arbeiten. Die deutsche Sprache hat schon vor Alters das Geschlecht der Bienen richtig unterschieden: Pia*), Biene, Imme = die Arbeitsbiene weiblichen Geschlechts; Treno, der Drohne, männlichen Geschlechts. Erst in neuerer Zeit sagt man misbräuchlich: die Drohne. Vgl. Grimm, deutsche Grammatik III. S. 366.

Die Königin hat kein anderes Geschäft, als ein Ei nach dem andern in die dazu bestimmten Zellen zu legen, wobei ihr die Arbeiterinnen beistehen. Dies Geschäft hält sie bei der großen Zahl von Eiern natürlicherweise lange auf. Dujardin fand, nachdem ein neuer Stock von 23,330 Arbeiterinnen und 778 Drohnen angelegt worden war, habe die Königin

*) Sollte wohl das lat. pius und pietas damit zusammenhängen? Pietät ist in der That der beste Ausdruck für das innige Zusammenleben in der großen Bienenfamilie.

in 20 Tagen 11,882 Eier gelegt (Troſchels Archiv 1853 II. 171). Daß die Königin die Bienen regiere, ihre Arbeit leite ꝛc. iſt nur Fabel. Gleichwohl haben die Bienen die innigſte Anhänglichkeit an ihre Königin und können ohne ſie nicht leben. Ein Zauber, ein magnetiſcher Rapport bindet ſie alle an ihre gemeinſchaftliche Mutter. Wenn ein Stock ſeine Königin verloren hat und ſie durch keine andere erſetzen kann, ſo verliert er die Hoffnung der Fortdauer und alle Bande der Ordnung und Zuſammenwirkung ſind plötzlich gelöst. Es wird nicht mehr gearbeitet, es werden keine Zellen mehr gebaut. Jede Biene ſucht für ſich ihre Nahrung, bis ſie zu Grunde geht. Zwei geſchwächte Stöcke unter einer Königin zu vereinigen, iſt ſchwer, da die Arbeiterinnen zweier Stöcke einander als Feinde behandeln, wenn ſie ſich zu nahe berühren. Aber man hat beobachtet, daß ſie ſich plötzlich verſöhnen, wenn man ſie badet, d. h. ins Waſſer fallen läßt, und gleich wieder aufs Trockne ſetzt.

In den Stöcken herrſcht ſtets eine bewundernswürdige Reinlichkeit. Wenn man die Oeffnung dazu verſchließt, ſo ſterben die eingeſperrten Bienen lieber an Verſtopfung, ehe ſie ihre Wohnung verunreinigen (nach Kirby). Durch Verkleben mit Wachs ſichern ſie ſich vor dem Regen, vor Inſekten und jeder von außen ſie bedrohenden Unreinlichkeit. Einmal ſah man, wie ſie eine Schnecke, die zu ihnen eingedrungen, ganz in Wachs begruben.

Im Winter verhalten ſie ſich ruhig. Gundelach erklärt ſich aber ausdrücklich gegen die frühere Meinung, daß ſie einen förmlichen Winterſchlaf in Erſtarrung zubrächten. Gegen die Kälte, wenn ſie nicht zu groß iſt, ſchützt ſie die ihnen eigenthümliche Wärme, die ſie durch Athmen und Ventilation, raſches gemeinſames Schlagen der Flügel, noch verſtärken. Das thun ſie auch, wenn ſie ſchwärmen.

Die Bienen haben ſehr viele Feinde, oder vielmehr ſchlimme Freunde. Eine kleine Milbe nährt ſich auf ihrem Leibe. Eine Wachsmotte legt Eier in ihren Stock, und die daraus erwachſene Made frißt ſich durch das Wachs. Eben ſo lebt die Larve des Bienenwolfs (trichodes apiarius) in den Bienenſtöcken, des bekannten ſchönen Käfers, der ſtahlblau und roth geſtreift wie ein Bär behaart iſt. Wilde Raubbienen, Weſpen und Horniſſen rauben den Honig der zahmen Bienen und erobern zuweilen einen Stock. Die großen Horniſſen fallen auch fliegende Bienen an, zerreißen ſie und freſſen ihnen den Honig aus dem Leibe. Ameiſen und Ohrwürmer ſchleichen ſich in derſelben Abſicht in die Stöcke. Schwalben haſchen die

Bienen im Fluge. Die Meise setzt sich vor den Stock und schnappt die aus- und eingehenden Bienen auf. Ferner sind die Spechte bekannte Bienenfeinde, woher der altdeutsche Name des Spechts Beowulf. Daß der Bär die wilden Bienen in den Wäldern beunruhigt und ohne sich durch ihre Stiche stören zu lassen, ihren Honig wegfrißt, ist bekannt. Man benutzt dies in Polen und Rußland, um Bärenfallen vor den Bienenstöcken anzulegen. Ein berüchtigter Bienenfeind ist auch die Viverre oder der Stinkdachs am Cap. Sparrmann hörte von ihm erzählen, er beiße die Bäume, auf denen wilder Honig sey, aus Wuth, weil er nicht hinaufklettern könne, an, und an den Spuren des Bisses erkennen die Einwohner, ob Bienenstöcke in der Nähe seyen.

Die merkwürdigsten Feinde der Bienen sind aber der Honigkukuk und der Todtenkopfschmetterling. Der Honigkukuk (cuculus indicator) lebt in Ostindien und im südlichen Afrika und verräth den Menschen durch sein Geschrei die Nähe eines wilden Bienenstocks. Da er selbst die Stacheln der Bienen fürchtet, zeigt er den Menschen den Weg, und erhält dann von diesen zum Dank einen kleinen Rest der Honigbeute. — Höchst eigenthümlich ist der Kampf der Todtenköpfe mit den Bienen. Diese großen Dämmerungsfalter, die sich bekanntlich durch das braungelbe Bild eines Todtenkopfes auf ihrer schwarzen Schulter auszeichnen, greifen bei Nacht die Bienenstöcke an und scheinen ihnen sehr gefährlich zu seyn. Vgl. Kirby II. 273. Schon Aelian, Thiergesch. I. 58 erwähnt eines solchen Kampfes und sagt, man stelle ein Licht vor die Bienenstöcke, um die Phalänen, die blindlings in die Flamme stürzen, zu verbrennen. Doch ist darunter wohl nur die Wachsmotte zu verstehen, da die Todtenköpfe erst mit den Kartoffeln aus Amerika kamen. Huber erzählt einen ungemein interessanten Zug von den Bienen eines Stocks, den er beobachtet. Der Stock wurde Jahr aus Jahr ein von den Todtenköpfen hart belagert. Da zogen die Bienen eine große Mauer von Wachs vor den Eingang und hielten dadurch den Feind glücklich ab. Aber plötzlich im Jahr 1805 zerstörten sie selbst diese Mauer, und siehe da, in diesem und dem folgenden Jahre zeigte sich nicht ein einziger Todtenkopf. Die Bienen hatten also vorausgewußt, daß diese beiden Jahrgänge ihren Feinden verderblich seyn würden. Im Jahre 1807 fingen die Bienen eben so unerwartet wieder an, ihre Mauer von Wachs aufzubauen, und in diesem Jahrgang zeigten sich wirklich wieder viele Todtenköpfe.

Man machte im vorigen Jahrhundert viel Wesen von kleinen Pflan-

zen, die aus lebenden Insekten wachsen sollten. Namentlich sollte auf den Bienen die clavaria (der Keulenschwamm) wachsen. Aber schon Curd Sprengel in s. entdeckten Geheimniß der Natur 1793 Tafel 24 Fig. 21 wies nach, daß die angeblichen Clavarien nur gestielter Blumenstaub der Orchis seyen, der am Stiel klebrig, wenn die Biene an der Orchis saugt, sich ihr auf die Stirne klebe.

Ferner ist den Bienen die Nässe feindlich. Sie fliegen niemals im Regen aus. In nassen Jahrgängen befällt sie zuweilen ein tödtlicher Durchfall. Auch üble Gerüche können sie durchaus nicht vertragen und man vertreibt sie deßhalb mit Rauch, wenn man ihnen den Honig nehmen will.

Sobald die Frühlingssonne die ersten Blumen hervorruft, fliegen die Bienen aus und besuchen sanft summend eine Blume nach der andern. Wenn sie Nektar und Blüthenstaub genug gesammelt haben, kehren sie, wo sie auch seyn mögen, in schnurgerader Richtung nach dem Stocke heim. Sie fliegen oft sehr weit vom Stocke weg und in Gebirgen sehr hoch. Man sieht sie auf den Alpen nahe bei der Schneelinie die am höchsten wachsenden Blumen besuchen und dann schwerbeladen wieder in die tiefen Thäler zu ihren Stöcken hinabschweben. Bei trübem Wetter bleiben sie im Stocke. Die Elektricität der Luft scheint dem Nektar und Blüthenstaub günstig. Die Bienen sammeln nie emsiger und reichlicher ein, als vor Gewittern und beim Südwind (Kirby, IV. S. 138).

Die Beschaffenheit des Honigs richtet sich zum Theil nach den Blumenarten, aus denen er bereitet wird. Dieselbe Bienenart bereitet sehr verschiedenen Honig aus verschiedenen Blumen. Der beste ist immer der sogenannte Jungfernhonig, der von selbst aus der vollen Wabe fließt, wenn man sie ausschneidet. Im Alterthume war vorzüglich der Honig vom Berge Hybla in Sicilien und vom Berge Hymettus bei Athen berühmt. Es wächst dort sehr viel Thymian, Lavendel, Melisse ꝛc., welche Kräuter den süßesten und würzigsten Honig geben. In neuern Zeiten rühmt man den von Langredoc, den die Bienen aus Rosmarin sammeln. In Rußland, dessen Steppen den Bienen reichliche Nahrung darbieten, sieht man Honig von allen Farben, weißen, gelben, braunen, ja schwarzen in den reinlichsten Gefäßen verkaufen (Kohl, St. Petersburg I. S. 124). Weißen Honig sammeln die Bienen in Litthauen aus Lindenblüthen. In Sibirien soll es weiße Bienen geben, deren Honig ebenfalls weiß ist. Ein wasserheller und sehr flüssiger sogenannter Steinhonig wird in Guiana von wilden Bienen in hohlen Bäumen bereitet. Auf den Inseln Bour-

bon und Isle de France kommt ein grüner, sehr kostbarer Honig vor (nach Kirby). Ein grüner Honig kommt auch in Afrika vor und zwar in rothen Wachszellen (die wunderbarste Erscheinung des Farbengegensatzes roth und grün). Er soll wie Pomeranzen riechen (Froriep's Notizen XXXII. S. 184). Ein sehr dünner, aber brauner Honig wird auf Madagascar von kleinen schwarzen stachellosen Bienen bereitet. In Brasilien gibt es schwarze Bienen, deren Wachs ebenfalls schwarz ist. In Quandts Nachrichten aus Surinam S. 218 kommt ein säuerlicher Honig in schwarzen Zellen vor, deren Wachs wohlriechende Kerzen gibt. Eines giftigen grünen Honigs und schwarzen wohlriechenden Wachses wird gedacht in Spix und Martius Reisen in Brasilien II. 523. In Kurdistan kommt ein ambraduftender Honig vor.

Es gibt auch bittern und giftigen Honig, der aus bittern und giftigen Blumen gesammelt wird, daher es nicht wahr ist, was die Dichter sagen, daß die Biene nur Heilsames aus den Blumen sauge und das Gift darin lasse. Lusser hat in der Schweiz beobachtet, daß der Honig, den die Bienen aus dem Sturmhut, einer giftigen Blume, sammeln, dadurch selbst giftig werde. In Sardinien soll der Honig vom Wermuth, aus dem ihn die Bienen holen, und in Corsica aus der Blüthe des Buchsbaumes bitter werden, wie schon Aelian bemerkt hat (V. 42). Berühmt ist die Erzählung Xenophons, dessen Heer, als es den ruhmvollen Rückzug aus Persien machte, in der Gegend von Trapezunt vom Genuß des Honigs eine Zeit lang von Sinnen kam (vgl. darüber auch Diodorus Siculus XIV. 29). Nach Strabo XII. 3 stellten in der nämlichen Gegend die Heptakometen Gefäße mit giftigem Honig auf den Weg, den die Römer kommen sollten und machten dadurch drei Cohorten des Pompejus, die davon genossen, unsinnig. Tournefort hat bemerkt, daß in jener Gegend noch jetzt viel Rhododendron wachse, der dem Honig jene Eigenschaft mitgetheilt habe. Auch in Brasilien und Paraguay hat man giftigen Honig gefunden, der wahrscheinlich ebenfalls von giftigen Blumen herrührt. St. Hilaire leitet den giftigen Honig der Lecheguanabienen in Brasilien von den Blüthen des kletternden Strauches Serjana ab.

Die Bienen gewöhnen sich leicht an den Menschen und bleiben in den Stöcken, die man ihnen zur Wohnung anweist, und aus denen man jährlich den Ueberfluß der Waben ausschneidet, indem man den Bienen nur so viel läßt, als sie zu ihrer eigenen Nahrung, ehe die Blumen ihnen neuen Honig darbieten, bedürfen. In wiesen- und blumenreichen Gegenden

legt man ganze Colonien von Bienenstöcken an; am Altai gibt es, wie Ledebour in seiner Reise I. S. 67 erzählt, russische Bauern, die ein paar hundert Bienenstöcke besitzen. Doch erfordert die Zucht der Bienen Vorsicht und zarte Aufmerksamkeit. Ueble Gerüche, Kälte, Lärm der Städte sind ihnen feindlich. Am besten gedeihen sie in der Einsamkeit großer Steppen und in stillen Wiesenthälern in der Nähe der Wälder. In Deutschland war vor Alters die Bienenzucht im Reichswald bei Nürnberg die berühmteste. Die Bienenzeidler bildeten eine eigene Zunft, hatten ein eigenes sogenanntes Zeidlergericht und standen unmittelbar unter dem Kaiser. Nürnberg hieß des heil. römischen Reichs Bienenkorb. Daher stammen auch die berühmten Nürnberger Honig- oder Lebkuchen.

Man nennt die Bienenpfleger mit einem patriarchalischen Ausdruck Bienenväter, was der milden Art dieser Pflege entspricht. Viele Bienenväter sind berühmt worden durch die magische Gewalt, die sie über die Bienen übten. Labat (Afrique occidentale IV. 200) gedenkt eines solchen in Afrika, dem die Bienen folgten, wohin er wollte. Im Jahre 1766 reiste der Engländer Wildmann auf diese Kunst und ließ sich für Geld sehen. Er setzte die Bienen mit der Hand, wohin er wollte, und machte sich aus ihnen einen Bart, eine Mütze, einen Muff ꝛc., ohne daß sie ihn stachen. Beckmann, Gesch. der Erfindungen IV. 90. Dasselbe that ein Pole nach Böcklins Lob der Bienen S. 44. Kirby erzählt von einem Mädchen, dem sie sich um den Hals und auf die Brust gesetzt hätten, ohne sie zu verletzen. Skinner erzählt von nackten indischen Priestern, die einsam im Walde mitten unter den Bienen wohnen und stets von ihnen umschwärmt sind. Nach altem Aberglauben soll man die Bienenstöcke verrücken, wenn ihr Besitzer stirbt, um sie von dem Bann zu befreien, der sie sonst an den Todten binden würde. Eine Dame aus der Umgegend von Nantes verließ ihr Landgut und kam in diese Stadt, wurde aber schnell krank und starb. Da zeigten sich plötzlich an ihrem Sarge eine große Menge Bienen und gleichzeitig fand man auf dem Landgute alle Bienenstöcke leer, im Jahre 1777. Wunder der Natur, Leipzig 1782 II. 134.

In Tibet hat man Bienenstöcke im Zimmer. Die Bienen fliegen frei unter den Bewohnern herum, als ein Bild himmlischen Friedens. Hofmeister, Briefe aus Indien S. 325. Wenn man die Bienenzucht ins Große treibt, muß man mit den Bienen wandern, weil sie, wenn sie in der nämlichen Gegend bleiben, dieselbe zu bald aussaugen und keine Nah-

rung mehr finden. Schon Columella meldet, die Griechen hätten jährlich eine Menge Bienenstöcke aus Achaja nach Attika wandern lassen. Deßgleichen sagt Plinius (XXI. 12 und 13), zu seiner Zeit habe man in Italien die Bienen auf Kähnen den Po hinunter geführt und an den Ufern Honig sammeln lassen, und in Spanien habe man die Bienenkörbe sogar auf Maulthieren umhergeführt. Diese alte Sitte hat sich bis auf die neuere Zeit fortgepflanzt. Auf der Lüneburger Haide fährt man die Bienenkörbe auf Wagen herum. Auf dem Nil begegnete Niebuhr einer kleinen Bienenflotille von 4000 Stöcken. An den Ufern Thessaliens werden die Bienen ebenfalls auf Kähnen umhergeführt, wie Urquhart in s. Geist des Orients erzählt. In den Steppen am schwarzen Meere ziehen die Armenier als Bienenväter nomadisch umher, schlagen in blumenreichen Gegenden ihre Zelte auf und stellen die Bienenstöcke in einer langen Reihe hin, bis aller Blumenhonig dieser Gegend eingesammelt ist. Zuweilen sieht man 1000 Stöcke beisammen (Kohl, Südrußland II. S. 171).

Olearius erzählt in der Schilderung seiner berühmten Reise nach Persien (S. 26), daß seine ganze Reisegesellschaft einmal aus einem russischen Dorfe durch Bienenschwärme vertrieben worden sey. Die Bauern selbst hätten die Bienen dazu aufgereizt, um ihre beschwerlichen Gäste dadurch loszuwerden, und sie sollen sich dieses Mittels öfters gegen unwillkommene Einquartirung bedienen. Schon Aristoteles (hist. anim. IX. 27. 17), Plinius (hist. nat. XI. 18) und Aelian (V. 11) erzählen Fälle, in denen Roß und Reiter von Bienenstichen getödtet worden seyen. Heber berichtet aus Indien, daß daselbst einmal eine ganze Schafheerde von Bienen angefallen worden sey. Mungo Park erzählt, auf seiner zweiten afrikanischen Reise sey einmal seine ganze Karawane durch Bienen auseinander gesprengt und mehrere Esel getödtet worden. Skinner in s. Streifereien in Ostindien I. 210 meldet von einem See, an dessen Ufern die Inder in tiefster Stille hinfahren, um von den gefährlichen Bienen nicht angegriffen zu werden.

Die gesellig lebenden Bienen der fremden Welttheile sind von den unsern mannigfach verschieden. Schon an den Gränzen Europa's zeigen sich einige abweichende Arten. So sieht man in Irland Bienenwaben in freier Luft an Brombeerästen hängen, die durch ihre Schwere gebogen werden (Frorieps Notizen XXXII. S. 56). Fürst Pückler-Muskau sah dieselbe Erscheinung. In Kaschmir fand Baron Hügel flaschenähnliche Nester einer stachellosen Biene an den Zweigen der Bäume hängen, voll

des köſtlichſten Honigs (Kaſchmir II. S. 300). Ein von Randſchit-Singh, dem Beherrſcher von Lahore, zu ſeiner Begrüßung abgeſandter Bramine trug als Friedenszeichen einen ſolchen Zweig in der Hand (III. S. 87). Der preußiſche Weltumſegler Meyen fand auf der Inſel Luzon 50—60 Pfund ſchwere Bienenneſter an den Aeſten hängen (Reiſe II. S. 265). Ueber die oſtindiſchen Bienen gibt Buchanan (journey I. 391) eine ausführlichere Notiz. Man unterſcheidet dort die Togrida, eine ſehr kleine ſtachelloſe Biene, die in verlaſſenen Neſtern der Termiten niſtet, die kleine Tuduvay, niſtend in engen Felsſpalten, die kleine Kabi, niſtend auf Bäumen, die große Hegenu, niſtend in Felslöchern. Eine indiſche Art iſt ſchwarz und mit grauen Haaren bedeckt, eine blaulicht. In Südafrika fand Lichtenſtein (I. 335) Bienenzellen von ſo dünnem Wachs, daß ſie beim Einſammeln ſchmolzen.

Die Bienen des neuen Continents haben mit denen des alten viele Aehnlichkeit. Man unterſcheidet die ſogenannten Dudelſackbienen, die große dudelſackförmige Neſter an die Aeſte der Bäume kleben, auswendig von Erde, inwendig voll Waben. Schomburgk fand in Guiana Bienen, die ihre Zellen aus Holz machen und nur mit Kleber zuſammenpappen. Dieſe Bienen ſind braun und wie vom ſchönſten Sammt. Gardner in ſ. braſil. Reiſe II. 92 zählt viele Bienenarten auf, hier nur einige: 1) Jatahy, nur zwei Linien groß, gelb, geben trefflichen Honig, 2) Mulher branca, weiß, eben ſo klein, der Honig etwas herb, 3) Tataira, gelb mit ſchwarzem Kopf, guter Honig, 4) Mumbuca, ſchwarz, der Honig wie Citronenſaft, 5) Urussu preto, ſchwarz, einen Zoll lang, guter Honig, 6) Caniara, eben ſo ſchwarz und groß, der Honig aber bitter. Alle dieſe und viele andre Arten haben keine Stacheln, nur drei weitere Arten fand G. mit Stacheln. Humboldt rühmt eine niedliche kleine und ſehr haarige Biene, die ſich völlig zahm auf Hände und Geſicht der Menſchen ſetzt, ohne ſie zu verletzen, da ſie ſtachellos iſt. Man nennt ſie angelitos (Engelchen). Wie geiſterhaft ſchildert Junghuhn (Battaländer II. 252) das Summen der unſichtbar über die Inſel Java in ſehr hoher Luft wegziehenden Bienenſchwärme.

Die Hummel (bombus), gehört noch zur Biene, iſt eben ſo haarig oder noch buſchiger als die Biene, aber um vieles größer und dicker, und neigt in der Farbe mehr zu hellroth und braun. Viel unſchuldiger als die Weſpe hat ſie mit ihrem plumpen Daherfliegen, Summen und Wühlen in den Blumen etwas Humoriſtiſches. Allein ihr wahnſinniges

Umherſtürzen dürfte häufig von Furcht herrühren. Sie flieht nämlich vor einer kleinen dickköpfigen Fliege (conops), die gleich einer Schlupfweſpe ihre Eier in ſie legt. Froriep, neue Notizen I. 280. Die Hummeln leben wie die Bienen geſellig, große Weibchen, mittlere Männchen und kleine Arbeiterinnen beiſammen, doch ſind ihre Neſter nie reich bevölkert und liegen verſteckt im Moos. Ihre kleinen Waben ſind nicht aus Wachs, ſondern aus dem Geſpinnſte ihrer Larven zuſammengeſetzt. Die Eier werden von den alten Hummeln in einen kugelrunden Teig aus Blumenſtaub eingeſchloſſen, welcher den ausſchlüpfenden Lärvchen zur erſten Nahrung dient.

17.

Die Weſpen.

Die unzählbaren Heere der Weſpen verhalten ſich zu den Bienen, wie wilde Kriegervölker von Barbaren zu friedlichen Prieſter- und Culturſtaaten. Nahe Verwandte der Bienen ſind ſie doch viel wilderen und feindſeligeren Charakters.

Die Weſpe iſt ſchlanker als die Biene, nie haarig, ſondern glatt. Ihr Kopf iſt größer und biſſiger; der Bauch hinten beweglicher und wird bei einigen Arten ſehr lang. Der Bauch charakteriſirt die Weſpe vorzugsweiſe durch ſeine ſchlangenartige Beweglichkeit und auch durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Form. Bei einigen Arten iſt das hintere Ende dick wie ein Sack, das übrige bis zur Bruſt nur ein dünner Stiel. Die Weſpe hat etwas Aggreſſives, dreiſt Angreifendes, die Läſtigkeit der Fliege verbunden mit wirklicher Gefährlichkeit. Die größte Weſpenart, die Horniſſe, kann einen Menſchen tödten. Die eigentlichen Weſpen ſind den Bienen, die Schlupf- und Gallweſpen den Ameiſen und Mücken, die Blatt- und Holzweſpen den Fliegen ähnlicher.

Unter den eigentlichen Weſpen (vespinae) ſteht unſre gemeine Weſpe (vespa) oben an, einer haarloſen, hellgelben und länglichen Biene ähnlich, mit ſehr ſcharfem Stachel bewaffnet, läſtig beſonders im Herbſt, wo ſie das ſüße Obſt anfrißt. Ihr ganz ähnlich, nur viel größer, iſt die zolllange Horniß (crabro); die etwas kleinere Erdweſpe iſt ſchwarz und nur durch gelbe Gürtel ausgezeichnet. Alle dieſe Thiere leben geſellig und in Staaten, wie die Bienen, jedoch ſind ihre Neſter in der Regel nicht ſo voll, wie die der Bienen. In jedem befinden ſich mehrere Königinnen,

aber nicht so viele Arbeiterinnen und die Männchen sind nicht ganz so untergeordnet, sondern arbeiten mit. Jedoch wird oft ein ganzer Stock ausschließlich von einer Mutter gegründet. Die Wespennester bestehen aus sechseckigen Zellen und Waben, wie die Bienennester, sind aber nicht von Wachs, sondern von den Fasern alten grauen Holzes gemacht, wie Papier dünn, das wahre Naturpapier. Sie dienen blos die Jungen auszubrüten, denn Honig wird von den Wespen nicht gesammelt. Die seltsamsten gehören den fremden Welttheilen an. In Indien fand man ein Wespennest von 7—8 Fuß Länge und brachte es nach London. Ausland 1839 Nr. 74. Ein sehr schönes schneeweißes Wespennest baut die vespa chartaria in Cayenne und hängt es an Bäume. Es gleicht dem glänzendsten Kartenpapier. Birnförmige Wespennester kommen in Brasilien vor. Prinz zu Wied, Reise I. 92. Derselbe erzählt (I. 190) von einem Vogel, Plattschnabel (todus) in Brasilien, der immer sein Nest neben die Wespennester baue, um sich von ihnen beschützen zu lassen.

Es gibt aber auch viele Arten von einsamen Wespen, die Mauerwespe (eumenes muraria), die sich einsam eingräbt, die zahlreichen Grabwespen oder Raupentödter, als die Sandwespe (sphex), die Wegwespe (pompilus) ꝛc.

Ungesellig sind ferner die zahlreichen Gattungen der Schlupfwespe (ichneumon). Dieses Thier steht in der Mitte zwischen der Wespe und Ameise, oder Mücke, welch letzterer sie in den dunkeln Farben und in Leibeslänge ähnlich wird. Das Weibchen hat an dem langen und sehr beweglichen Unterleibe einen langen Legestachel mit zwei eben so langen Schwanzfäden, weshalb man sie vormals als dreihaarige Fliege bezeichnete. Mittelst des Legestachels legen sie ihre Eier in den Körper lebender Thiere, namentlich der Raupen, Larven, Spinnen und sehr oft auch in die Eier anderer Insekten. Die junge Schlupfwespe lebt alsdann von dem Thier, in dem sie ausschlupft. Raupen laufen oft noch lange herum, ehe sie von den fremden Thierchen inwendig gefressen werden, verpuppen sich noch, lassen aber dann nicht den erwarteten Schmetterling, sondern nur eine oder mehrere Schlupfwespen ausfliegen. Den Stachel können sie so tief einsenken, daß sie nicht selten ihre Eier durch das Stichloch des Gallapfels in den schon darin lebenden Wurm der Gallwespe versenken und diesen dadurch tödten. Die größte Schlupfwespe ist eine schwarze (pimpla manifestator) mit fuchsrothen Beinen, einen Zoll lang und mit anderthalb Zoll langem Stachel. Die seltsamste ist die Sichelschlupfwespe (foenus

jaculator), leicht kenntlich an dem ſichelförmig zurückgebogenen röthlichen Bauche.

Wie die Schlupfweſpe ihre Eier in fremde lebende Thiere legt, ſo die Gallweſpe (cynips) in lebende Pflanzen. Das Ei veranlaßt nun auf dem Blatt oder der Rinde, wo es eingelegt iſt, giftige Anſchwellungen in ſehr mannigfachen Formen, als runde Kugeln (Galläpfel), Beeren, Warzen, Dornen, Haare, moosartige Auswüchſe (der ſ. g. Schlafapfel an der Roſe). Es gibt viele Arten, aber man hat ſich oft über ſie getäuſcht, weil die aus den Gallen ausſchlupfenden Inſekten nicht Gallweſpen, ſondern denſelben feindliche Schlupfweſpen waren, deren Eier in die Larven der Gallweſpen erſt ſpäter eingeſtochen waren, nachdem die Larve ſchon in der Galle heranwuchs. So bewunderte Chriſtian Mentzel (ephemer. nat. II. 10. 32) eine vorn lazurblaue, hinten purpurne und goldglänzende Fliege, die aus einem Schlafapfel kam, die aber nichts als eine kleine Schlupfweſpe (diplolepis bedeguaris) von ſeltener Schönheit war. Nicht ſelten ſticht eine kleine Schlupfweſpe ihre Eier in die einer größern hinein und ſo verderben dieſe Thiere ſich unter einander ſelbſt. Ihr Leben beginnt in einem Grabe und iſt darauf berechnet, wieder Gräber zu füllen, der einfachſte mütterliche Trieb wird hier zur grauſamen Mordgier.

18.

Die Ameiſen.

Man zählt die Ameiſen (myrmicidae) zu den Bienen und Weſpen, obgleich ſie ſich durch ſtärkere Einſchnitte zwiſchen den drei Leibestheilen, durch auffallende Rundung der letztern, durch die Farbe und durch die Flügelloſigkeit unterſcheiden, denn ſie bekommen nur für die kurze Paarungszeit Flügel und pflegen außerdem nur umherzulaufen. Von dieſem kleinen Thiere iſt gar viel zu ſagen. Es iſt häßlich, ungeheuer, diaboliſch, beſonders durch das Mikroſkop geſehen, aber dieſer Mißſtand fällt wegen ſeiner Kleinheit und zierlichen Beweglichkeit weniger auf und man überſieht ihn über der erſtaunenswürdigen Intelligenz, die in dem kleinen unſcheinbaren Weſen wohnt. Das Uebergewicht des Geiſtes und der Kraft in ihr zeigt ſich ſchon in der verhältnißmäßigen Größe ihres Kopfs, der mit einem anſehnlichen Gebiß und zwei bedeutſamen Fühlhörnern bewaffnet iſt. Bei einer amerikaniſchen Art (atta megacephala) iſt der Kopf allein größer, als Bruſt und Bauch zuſammengenommen.

Nach Schomburgk (Reise S. 325) sogar 1½ Zoll lang und gleicht zwei Kugeln. Eine andere Art hat Stacheln auf Kopf und Rücken. Das. S. 248. Es gibt in der Thierwelt kein Gebiß von solcher Stärke, wie das der Ameise. Sie hebt und trägt damit Lasten, die ihr eigenes Gewicht weit übertreffen.

Es gibt außerordentlich viele Ameisen von äußerster Kleinheit bis zur Länge eines Zolls. Die Ameisenkönigin wird sogar, indem sie eine ungeheure Menge Eier trägt, über drei Zoll lang. Eben so verschieden ist ihre Farbe. Die gemeinste Ameise (formica) ist klein und braun, die größte Waldameise bei uns schwarz, auch haben wir röthliche und gelbe. Noch viel mannigfaltiger sind sie in den heißen Ländern. Gardner (Reise I. 35) fand in Brasilien an einem Tage 25 Gattungen. Der Stich der s. g. Feuerameise in Südamerika brennt wie Feuer. Eine grüne Art in Neuholland sticht wie eine Biene. Doch ist kein Biß dieser Thiere tödtlich. Eine heftig stinkende Art in Paraguay, die, so oft sie erscheint, binnen zwei Tagen Witterungswechsel ankündigt, heißt Tahy-re (Agara, Reisen I. 116). Humboldt (Reise IV. 582) fand am Orinoko eine smaragdgrüne Ameise, deren aus baumwollenartigem Flaum bereitetes Nest zum Blutstillen gebraucht wird.

Die Ameisen leben gesellig. Jede Gesellschaft besteht aus einer Mehrzahl geschlechtsloser Arbeiter und aus einer Minderzahl von Männchen und Weibchen. Die beiden letztern schlüpfen geflügelt aus den Eiern, erheben sich sofort in die Luft und schwärmen in Form einer Säule auf und ab. Diese Säule erreicht oft eine erstaunliche Dicke und Höhe und glänzt wie Silber, wenn die Sonne in die Millionen weißer Flügel scheint. Unmittelbar nach der Paarung verschwinden die Männchen und die Weibchen zerstreuen sich, um jede für sich aus den Eiern, die sie legen wird, eine neue Gesellschaft zu bilden. Jedes Weibchen beißt sich die Flügel ab, um fortan ausschließlich der Sorge für ihre Brut zu leben. Mehrere Weibchen aber werden immer von den Arbeitern der alten Gesellschaft zurückgehalten und im Ameisenbau abgesondert eingesperrt, um Eier zu legen und den alten Stamm zu erhalten und zu vermehren. Diese Weibchen sind gegen einander selbst nicht eifersüchtig, wie die Bienenköniginnen, üben aber auch keine Herrschaft über die Arbeiter aus, sondern werden vielmehr von diesen in enger Gefangenschaft gehalten. Die Eier sind klein; was man fälschlich für Eier zu halten pflegt, sind die

großen weißen und eiförmigen Puppen, aus denen die Thiere in ihrer natürlichen Größe ausschlüpfen, ein Lieblingsfutter der Nachtigallen.

Die Geschlechtslosen oder Arbeiter theilen sich in Werkleute und Krieger. Die ersteren richten für die Gesellschaft einen großen Bau oder Ameisenhaufen auf, bei uns gewöhnlich aus Erde, Holzstückchen, Tannennadeln ꝛc. und oft viele Fuß hoch und breit. Eine Regelmäßigkeit des Baues bemerkt man im Innern nicht, wohl aber viele kleine Zellen für die Brut und viele Gänge. In und um die Haufen ist stets eine erstaunlich lebhafte Bewegung, viel mehr als bei den Bienenstöcken. Schon Aristoteles (Thiergeschichte IX. 26) hat bemerkt, daß die Ameisen bei Nacht und zwar am liebsten beim Vollmond arbeiten. Im Winter ruhen sie. Man hat sie da in großen Klumpen erstarrt beisammen gefunden. In solche Kugeln formen sie sich auch bei Ueberschwemmungen und lassen sich so gemeinschaftlich von den Wellen wegschwemmen (Rengger, Reise in Paraguay, S. 248). Von ihrem Fleiß und ihrer Unermüdlichkeit erzählt man staunenswürdige Beispiele. Die Ameise gibt nie nach. So oft man ihr einen Gegenstand, den sie trägt, entreißt, sie packt ihn immer wieder. So oft eine Last, die sie auf eine Höhe hinaufgeschleppt hat, wieder hinabrollt, sie macht hundertmal den nämlichen Versuch, bis er ihr gelingt. Ja selbst, wenn man sie mitten von einander schneidet, so ergreift der Kopf noch seine Last und trägt sie fort mit Zurücklassung des Hinterleibs. Ein sehr charakteristisches Bild der Geschäftigkeit bieten die Ameisen dar, wenn sie auf ihrer Landstraße hin und her oder gar in Prozession in einer Richtung ziehen, Baugeräth oder grüne Blattstückchen herbeischaffen ꝛc. Zur Arbeit der Ameisen gehört wesentlich das sich stets wiederholende Herumschleppen der großen Puppen. Sie tragen dieselben theils heraus an die Sonne, um sie den warmen Strahlen auszusetzen, theils wieder in's Innere ihres Baus, wenn es regnet. Oder sie suchen dieselben vor Raub und Zerstörung zu schützen, wenn dem Bau Gefahr droht, oder endlich sie rauben die Puppen eines Nachbarbaus.

Nicht weniger wird die Klugheit dieser Thiere gerühmt. Nach Kirby setzt die großköpfige Ameise in Surinam über Flüsse, indem sich eine am Ufer festhängt, eine zweite an diese und so fort, bis sie das jenseitige Ufer erreichen, und nun setzen alle übrigen über diese lebendige Brücke. Azara berichtet von südamerikanischen Ameisen, sie bauten sich vor Ueberschwemmungen ein künstliches Floß und schwämmen darauf, bis das Wasser sich wieder senke. Auch wird von den Alten (Aelian, Thiergesch. II. 25.

Epiphanius, dem Physiolog. Syrus von Tychsen ꝛc.) behauptet, wenn die Ameisen Korn oder andere Sämereien in ihren Bau holen, so beißen sie den Keim heraus, damit er nicht ausschlage und ihren Bau durchbreche. Pöppig bemerkte auf seiner südamerikanischen Reise (II. 240), daß die Ameisen Kampherstückchen, die er in ihren Bau gelegt, mit Erde incrustirten, damit sie nicht mehr röchen. Sofern sich die Ameisen im Begegnen mit den Fühlhörnern betasten, glaubt man, das sey eine Art Sprache, wenigstens läßt sich ein gewisses Signalisiren zum Zweck gemeinschaftlichen Handelns bei ihnen nicht läugnen.

Merkwürdiger als alles andere sind aber die Kriege und Raubzüge der Ameisen. Schon Aeneas Sylvius hat einen solchen Ameisenkrieg beschrieben, eben so Olan Magnus, am genauesten aber Huber. Ich selbst habe einmal einen solchen Krieg stundenlang beobachtet. Gewöhnlich (auch in dem von mir beobachteten Fall) sind es kleinere rothbraune Ameisen, die auf große schwarze einen Angriff machen und dieselben auch wirklich überwinden. Während der Schlacht verbreiten die Ameisen einen fast unerträglich starken warmen Geruch. Sie geben sich mit Blitzesschnelligkeit Signale durch wechselseitige Berührung der Fühlhörner, kämpfen mit äußerster Erbitterung, tödten einander oft mit dem ersten Bisse, unterhalten aber während der Schlacht einen ununterbrochenen Verkehr mit ihrem Bau, indem sie sowohl die Beute und die Gefangenen, als ihre eigenen Verwundeten und Todten zurücktragen. Was schon Aelian (Thiergeschichte IV. 50) und übereinstimmend Plutarch (in der Abhandlung von Land- und Seethieren) erzählt, daß eine Kriegspartei einen Todten vor den Bau der andern hingetragen und förmlich über dessen Auslieferung unterhandelt habe, mag Uebertreibung seyn, beweist aber, wie alt der Ruhm der Ameise ist. — Der Zweck ihrer Kriege ist ein politischer. Ein Ameisenstaat will sich vergrößern und geht deßhalb auf Eroberung aus, raubt einem Nachbarstaat die Eier und vermehrt mit den ausschlüpfenden Jungen seinen eigenen Stamm, oder raubt die erwachsenen schwarzen Ameisen selbst als Sclaven. Wiederholte genaue Beobachtungen (in neuester Zeit von Newmann in seiner Geschichte der Insekten. Vgl. Ausland 1843 Nr. 121) haben bewiesen, daß die Negersclaverei wirklich schon längst in der Ameisenwelt vorgebildet war. Die kleinen rothen Ameisen sind die edlere zur Herrschaft geborne Race, die großen schwarzen sind die Neger, die sich, wenn sie einmal besiegt sind, jenen willig unterwerfen und im Bau derselben Sclavendienst verrichten. Zuweilen siedeln die Sieger in den Bau

der Beſiegten über. Der leibeigenen Ameiſen, servigundan genannt, in Abyſſinien gedenkt ſchon Paullinis zeitverkürzende Luſt von 1697 S. 577 und bezieht ſich darauf die witzige Diſſertation Joh. Andr. Schmidts von der Republik der Ameiſen, die mir leider nicht zu Geſicht gekommen iſt.

Eben ſo merkwürdig iſt das Verhalten der Ameiſen gegen die Blattläuſe. Dieſe letzteren ſchwitzen einen ſüßen Saft aus, den die Ameiſen ſaugen, ohne das Thier zu tödten. Man hat bemerkt, daß ganze Heerden von Blattläuſen, die bekanntlich geſellig und träg zuſammenſitzen, regelmäßig von der benachbarten Ameiſengeſellſchaft ausgeſogen werden, wie eine Heerde Kühe, die man zum melken hält. Ja Kirby erzählt ſogar, die Ameiſen halten ſich Heerden von Blattläuſen innerhalb ihres Baues und füttern ſie mit Graswurzeln (II. 107) oder mit Stückchen von friſchen Blättern, daher ſie oft in Prozeſſion mit Blattſtückchen zu ihrem Bau heimkehren. Auf der Inſel Tabago ſind dieſe Blattſtückchen ſo rund geſchnitten, daß man die Thiere davon Paraſolameiſen nennt (nach Kirby). Solche Zweige ſah der Prinz von Neuwied auch in Braſilien. Da wo die Ameiſen oft hin und herwandern, machen ſie ſich förmlich breite Straßen. Richardſon (Bericht aus Centralafrika, S. 236) fand die Straßen der Ameiſen viel beſſer, als die der Menſchen.

Die kriegeriſche Wuth und Stärke der Ameiſen übertrifft alles, was man davon in der Natur kennt. Eine kleine Ameiſe packt den größten Käfer an. Sind es mehrere, ſo wagen ſie ſich an noch viel größere Thiere. Den großen Tauſendfuß packen ſie an allen ſeinen Füßen und ſchleppen ihn, wie ſehr er ſich auch ſträubt, in ihren Bau. Auf ihren großen Heereszügen überwältigen ſie ſelbſt Schlangen und Ratten, und Dubuis erzählt, in Afrika greifen ſie den Panther in ſeiner Höhle an (Froriep's Notizen VIII. 245). Der große Eroberer Tamerlan rühmte, er habe ſeine Ausdauer von einer Ameiſe gelernt, indem er einſt, als er faſt entmuthigt war, eine Ameiſe geſehen habe, die ſechzigmal vergeblich eine ſchwere Laſt bergan geſchleppt habe, bis es ihr doch gelungen ſey, ſie glücklich heraufzubringen. (F. Th. Schubert, vermiſchte Schriften III. 300). Einen weit größern Eigenſinn beobachtete Darwin (Reiſe I. 39) an einem Ameiſenzuge in Braſilien. Er warf demſelben einen kleinen Stein in den Weg und die Ameiſen, weit entfernt, demſelben zur Rechten und Linken auszuweichen, beſtürmten Schaar auf Schaar den Stein ſo lange, bis ſie die Unmöglichkeit einſahen, ihn wegſchaffen zu können. Da kehrten ſie

auf einmal alle trotzig um und giengen lieber zurück, ehe sie am verhaßten Stein vorbeigegangen wären.

Die Ameisen machen oft Entdeckungs- und Eroberungsreisen, indem sie besonders gern dem Süßen und den geistigen Getränken nachgehen. Am meisten sollen sie das Opium lieben. Kirby erzählt, Ameisen hätten einmal ein Faß voll Maderawein an allen Seiten durchlöchert und seien im herausströmenden Wein ersoffen. Ein englisches Linienschiff, der Albion, wurde auf terra firma ganz von Ameisen zerfressen und unbrauchbar gemacht und die Mannschaft zur Flucht gezwungen. Dasselbe wird von einem Schiff erzählt, das zufällig am Ufer in Afrika an einen Baumast stieß, von dem plötzlich ein unzählbares Heer Ameisen herabkam und das Schiff eroberte. Doch bemerkt Pöppig, in Südamerika mache man den wandernden Ameisen, wenn sie in die Häuser kommen, gern Platz, denn sie vertilgten alles andere Ungeziefer und nach ihrem Abzug sey das Haus gereinigt. Dasselbe bemerkt auch schon Ulloa (I. 141) und nennt eine solche Wanderung mit dem landüblichen Namen Chaco. Die Zahl der wandernden Ameisen ist oft ungeheuer. Meyen sah auf Manila einen Zug, der nach 4½ Stunden immer noch nicht vorüber war. (Reise um die Welt II. 238). Schomburgk sah in Guiana einen Zug von 1 Fuß Breite und 3—400 Fuß Länge. Jede Ameise trug ein Blattfragment von einem Baum, der 90 Fuß hoch ist. Sommers Taschenbuch von 1844 LXIII.

Zuweilen scheinen die großen Wanderzüge der Ameisen (gleich denen der Heuschrecken und Mäuse) nicht auf Raub berechnet, sondern einem allgemeinen planetarischen Princip untergeordnet und vielleicht zur Zerstörung der allzugroßen Massen dieser Thiere bestimmt zu seyn. Man sieht sie z. B. in Afrika in unermeßlichen Zügen gerade aus zum Meere eilen und in dasselbe sich hineinstürzen. Eben so unerschrocken stürzen sie sich in die Feuer, mit denen man ihnen den Weg versperrt und löschen oft die Flammen durch ihre Menge aus, so daß ein ganzer Damm von verkohlten Ameisen übrig bleibt. (Ausland von 1834 Nr. 269). In Peru sah man die Wanderameisen in großen Kugeln zusammengerollt schlafen. Gewöhnlich folgen ihren Zügen Vögel, die sich von ihnen nähren, aber ihre unermeßliche Menge doch nicht vertilgen. Auch in Europa schwärmen zuweilen die fliegenden Ameisen in großen Schaaren. Im Jahr 1785 ließ sich eine Wolke dieser Thiere auf Leipzig nieder und es wimmelte in allen Straßen von ihnen. Museum des Wundervollen IX. S. 430. Wagner Naturwunder IV. 27.

Die Ausdünstung der Ameisen ist ganz eigenthümlich stärkend, ätherisch, geistreich. Daher braucht man stärkende Ameisenbäder, zieht Ameisenöl und Ameisensäure ab, gibt (in Schweden) dem Branntwein vermittelst der Ameisen ein eigenes Aroma ꝛc. Die kleinen Harzstückchen, die man häufig in Ameisenhaufen findet, nehmen ebenfalls diesen Wohlgeruch an und werden daher als Weihrauch in Kirchen benutzt. Außer den schon genannten fremden Sklaven und Viehheerden, welche sich die Ameisen in ihren großen Haufen halten, beherbergen sie darin auch noch viele Gäste. Notizen über diese seltsame Naturerscheinung findet man in Erichsons Archiv 1846 II. 200. Der Rosenkäfer (cetonia) und Keulenkäfer (claviger) leben als Larven ruhig mitten unter den Ameisen, in deren Nest sie sich verwandeln. Eben so der Bohrkäfer (ptinus) als fertiger Käfer und noch mehrere andere. Märkel glaubt, dinarda lebe vom Koth der Ameisen. Man nennt alle diese Thierchen myrmecophili (Ameisenfreunde). Den Keulenkäfer sollen nach einer Beobachtung Müllers in Germars Magazin III. 69 die Ameisen sogar füttern. Dagegen haben die Ameisen auch Feinde, den Ameisenbär, der seine lange klebrige Zunge in die Haufen sticht und die Thiere damit herausholt, den Ameisenlöwen, dessen Larve im Sande auf die vorübereilenden Ameisen lauert, die Nachtigall, die den Puppen nachstellt.

In den heißen Ländern bauen einige Ameisenarten ihre Nester in die Bäume hinein. In Guiana wächst ein großer schöner Baum triplaris americana, dem man es von außen nicht ansieht, daß er inwendig ganz voll Ameisen steckt. So wie man einen Zweig abbricht, quellen sie in Menge heraus. So wie man an den Baum tritt, wird durch die Erschütterung alles in ihm lebendig und Miriaden von bissigen Ameisen werfen sich auf den Störer, der kaum entrinnen kann. Schomburgk, 2te Reise 1848. II. 449. In Brasilien werden von lichtscheuen Ameisen Bäume im Innern bis zur Papierdünne ausgehöhlt und fallen im Wind und Regen zusammen. Weech, Brasilien II. 180. — Andere Ameisenarten bauen ihre Nester außen an die Aeste. Solche Nester von schwarzbrauner Farbe sah der Prinz von Neuwied in Brasilien.

Obgleich man die weißen Ameisen oder Termiten (termitidae) zu den Neuropteren oder Netzflüglern zählen muß, stelle ich sie doch hier mit den Ameisen zusammen, weil sie in ihrer Lebensweise so sehr übereinstimmen. Sie sind viel weicher, als die echten Ameisen und werden leicht zerdrückt, richten aber viel festere Bauten auf, als jene. Sie leben

geſellig, die Mehrzahl ſind geſchlechtsloſe und ſehr dickköpfige Arbeiter mit ſtarkem Gebiß. Es gibt auch geſchlechtsloſe, die den Larven gleichen, jedoch größer ſind. Die Verfaſſung der Termiten unterſcheidet ſich dadurch, daß ſie nur eine Königin und nur einen König haben, welche beide ſich durch große hervortretende Augen auszeichnen und gemeinſchaftlich im Stock gefangen gehalten werden. Die Thüre des Baues iſt nur ſo groß, daß die Arbeiter hindurch können, aber zu eng für das weit größere Königspaar. Die Königin ſchwillt, indem die Eier in ihrem Bauche wachſen, zu einer ſo ungeheuren Dicke an, daß ſie 2000mal größer wird, als ſie vorher war, bis 5 Zoll lang und 2 breit. Vgl. Golberry Reiſe ins weſtliche Afrika, überſetzt von Bergk II. 134. 142.

Wunderbar ſind ihre Bauten. In den heißen Ländern baut termes fatalis einen höchſt kunſtreichen feſten Bau, einen Thurm von 12 Fuß Höhe, ſo feſt und dicht, daß von außen Gras darauf wächst. Inwendig iſt er voll von ſehr kleinen zahlreichen Zellen, die in Stockwerken aufeinander folgen und durch eine Menge größerer Räume, Gänge und Brücken verbunden ſind. Am bewundernswürdigſten ſind unter dem Bau die hochgewölbten Katakomben von einem ungeheuern Umfang im Vergleich zu dem kleinen Thiere, das ſie baut. Nach außen führen bedeckte Gänge unter der Erde fort, Tunnels, die ſich wie Landſtraßen nach allen Richtungen hin weit verbreiten. Nach Rengger (Paraguay 271) werden die von den Termiten mit ihrem Speichel wie Backſteine gehärteten Neſter zu Backöfen gebraucht. Der Bau der termes fatalis endet in mehreren gleichſam gothiſchen Spitzen; termes atrox ſetzt dagegen ihrem Bau ein vorſpringendes kegelförmiges Dach auf, ſo daß er einem Pilze gleicht. Ruſſegger macht in ſeiner nubiſchen Reiſe II. 161 darauf aufmerkſam, daß die Termiten in dieſen Gegenden ſich nicht blos bleibende Wohnungen, ſondern auch bei jeder Gelegenheit proviſoriſche Dächer bauen. Sie ertrügen nämlich das Licht nicht und wenn ſie daher ein todtes Thier oder irgend einen Gegenſtand fänden, den ſie verzehren und bei dem ſie einige Zeit verweilen wollten, ſo bauten ſie ſogleich eine Decke darüber, unter deren Schatten ſie dann ihr Werk verrichteten. Uebrigens ſind die Termiten ſehr gefürchtet, weil ſie, wohin ſie kommen, alles zerſtören. Sie leeren ganze Häuſer aus und treiben die Einwohner zur Flucht.

19.

Die Grillen und Heuſchrecken.

Unter den Geradflüglern (orthoptera) begreift man die Ohrwürmer, Schaben, Grillen, Werren, Heuſchrecken ꝛc., Thiere, welche zwiſchen Wanzen und Ameiſen in der Mitte zu ſtehen ſcheinen, aber beide an Größe übertreffen und ſchon einen Uebergang zu den buntgeflügelten Schmetterlingen bilden. Sie zeichnen ſich durch ſehr ſtarke Gebiſſe und zum Theil durch außerordentlich große und lange Hinterbeine aus, die ihnen wie den Flöhen zum Springen dienen. Unter ihnen kommen die häßlichſten und abſchreckendſten Thiere vor, die es überhaupt gibt.

Noch klein und läuſeartig erſcheinen die Pelz-, Mulm- und Bücherläuſe (psocus), die ſich von den ſchon erwähnten nur dadurch unterſcheiden, daß ſie ſtatt der Saugrüſſel Gebiſſe haben, und eben ſo die Blumenläuſe oder Blaſenfüße (thrips), ſo genannt von den Blaſen unter den Füßen, mit denen ſie ſich anſaugen. Die größern fallen viel widriger auf. Wem ekelt nicht unſer gemeiner Ohrwurm (forficula) mit ſeiner hornigen Zange am After? Eine große Art (f. gigantea) bäumt den Hinterleib weſpenartig auf und gabelt entſetzlich damit herum. Und doch ſind es unſchuldige Thiere, leben nur von Pflanzen und üben die größte Zärtlichkeit gegen ihre Jungen, welche die Mutter wie die Henne ihre Küchlein hütet. Kirby II. 269. — Noch widriger wird uns durch ihre Menge die Schabe (blatta, auch Kakerlack genannt), die gleich einer großen platten Wanze, aber ungleich ſchneller als dieſe, bei Nacht in den Häuſern umherläuft. Das Weibchen iſt ganz flügellos, das Männchen hat nur ſehr kurze Flügel, unter denen der Hinterleib weit hinausſteht. Sie ſind braun und gehen ins Schwarze und Gelbe über. Am liebſten halten ſie ſich in Mühlen, bei Bäckern und in Küchen auf, indem ſie dem Mehle nachgehen. Lautlos und unheimlich, gleich Fledermäuſen, können ſie in der Nacht zu tauſenden ein Zimmer anfüllen und werden nur bemerkt, wenn ſie weich und ekelhaft des Menſchen Haut berühren. Der ſurinamiſche Kakerlack iſt berüchtigt als Vertilger aller Eßwaaren, Kleider ꝛc. in den Häuſern. Eben ſo die peruaniſche benchuca, platte, weiche, lichtſcheue, höchſt ekelhafte Nachtthiere. Vgl. Darwin, Reiſe II. 96. Dazu die durchſichtig graubraune fahle blatta gigantea auf Jamaika, die größte unter allen. Das ſchädlichſte dieſer Thiere aber iſt die

Werre oder Maulwurfsgrille (gryllotalpa), die, wenn sie nicht blos 1 Zoll lang, sondern so groß wie ein Rind oder Elephant wäre, das tiefste Entsetzen einflößen müßte. Sie gleicht vorn einer Krabbe mit starkem Gebiß, breiten scheerenartigen Armen und starkem Brustharnisch, hinten vielmehr einer Heuschrecke mit starken Springfüßen und zwei langen Stacheln am After. Ihre Flügel in der Mitte sind nur ganz kurz, sie läuft aber schnell und zwar gleich gut rückwärts und vorwärts. Sie gräbt sich Gänge unter der Erde und frißt die Wurzeln der jungen Pflanzen ab, weshalb sie den Gärten sehr gefährlich wird.

Die gemeine Grille (acheta) bildet, sofern sie schon größere Flügel hat und fliegen kann, den Uebergang zu den Heuschrecken. Sie gleicht der vorigen am Leibe, hat aber einen dickeren Kopf. Man unterscheidet die Feld- und Hausgrille. Die letztere, das s. g. Heimchen, hält sich in Dielenritzen auf und das eintönige Zirpen, welches das Männchen durch Reibung der Beine an den Flügeldecken bewirkt, läßt die Menschen nicht schlafen.

Die gemeine Heuschrecke (locusta) oder der Grashüpfer vereinigt in ihrer überraschenden Gestalt die Gegensätze fast aller Gliederthiere, den Wurm und Krebs, die Wanze und den Schmetterling, deutet aber auch schon höhere Thierformen an. Schon in der Offenbarung Johannes 9, 7 f. wird der Kopf der Heuschrecke mit dem des Pferdes, ihr Gebiß mit dem des Löwen, ihr Leib einem Geharnischten verglichen. Das hat ein arabischer Dichter (Bocharti hierozoicon II. 475) noch weiter ausgeführt und dem Pferdekopf einen Stierhals, Adlerflügel, Elephantenaugen, Straußenbeine und einen Scorpionleib hinzugefügt, womit wirklich des Thieres Aussehen übereinstimmt. Denn es neigt den Kopf mit langer Nasenplatte wie ein Pferd, versteckt seine Augen wie ein Elephant, hat mächtige Flügel, straußenartig starke Hüften und lange Schienbeine, und einen stachelbewaffneten Hinterleib, das Männchen nämlich eine Stachelgabel, das Weibchen einen säbelartigen langen Legestachel. Charkteristisch ist an der Heuschrecke, daß die ruhenden Hinterbeine mit ihren Knieen und die Enden der langen Flügel und Flügeldecken über den langgestreckten Leib emporstehen, wie Räder und Lavetten über das Kanonenrohr. Das Schrillen der Heuschrecken entsteht durch Zusammenreiben der Flügelwurzeln beim Männchen. Sie sind nicht scheu, fliegen oft den Menschen an und haben etwas Traumhaftes, wie die Fliegen. Am größten und schönsten ist die

große grüne Art (loc. viridissima), mit 2 Zoll langen Flügeln, kleiner sind die grüne l. varia und die graugrüne l. fusca und grisea.

Die weltberühmte Wanderheuſchrecke (gryllus emigratorius) iſt etwas verſchieden von der locusta und gehört der beſondern Gattung gryllus an, die aber wieder nicht mit unſrer ſchon erwähnten gemeinen Grille (acheta) verwechſelt werden darf. Die Wanderheuſchrecke hat kürzere Fühlhörner und hinten keinen Stachel. Sie iſt grün und bräunlich, zeichnet ſich durch die ſchwarze und gelbe Punktirung der blaſſen Flügel aus und ſchrillt durch ſchnelles Reiben der Hinterſchenkel an den Flügeldecken. Ihren ſchrecklichen Ruf aber hat ſie von ihren Wanderungen und Verheerungen. Schon in der h. Schrift ſind ſie als Vorbilder wilder Kriegsheere aufgefaßt. Sie zeigen ſich in der alten Welt immer zuerſt in Oſtindien und ſchwärmen von da nach Vorder- und Mittelaſien, Aegypten und Europa in fächerartiger Ausbreitung. Vgl. Ritter, Erdkunde VIII. 790 f. Sie vermehren ſich in gewiſſen Jahrgängen, wenn die Witterung ihr Aufkommen begünſtigt, ſo ſehr, daß ſie in ungeheuern Zügen, die oft mehrere Stunden lang ſind, über die Länder fliegen, die Sonne verdunkeln und wo ſie niederfallen, alle Pflanzen und Bäume kahl abfreſſen. Vor ihnen, ſagt der Prophet Joel, iſt ein Paradies, hinter ihnen eine Wüſte. Die Vögel fliehen vor ihnen oder ſtürzen, wenn ſie in den Schwarm gerathen, bald todt zur Erde herab. Zuweilen weht ſie der Sturm ins Meer, das ſie dann weit und breit bedecken, faulend zu einem Brei machen und durch ihren Geſtank verpeſten. Im perſiſchen Golf warfen ſie ſich einmal auf ein Schiff und zerfraßen das ganze Thauwerk. Meiſtens gehen ſie in den großen Sandwüſten von Perſien, Arabien und Afrika unter. Zuweilen wenden ſie ſich aber auch nordweſtlich und kommen dann nach Europa, ſelbſt bis nach Deutſchland. Dies geſchah im Jahr 1335, wo man in Bayern ein Heer von Hühnern gegen ſie trieb, die aber bei weitem nicht hinreichten, ſie zu tödten. Im Jahr 1693 kamen ſie bis nach Thüringen und zu ihrem Andenken wurde ein ſ. g. Heuſchreckenthaler geprägt, auf dem eine abgebildet war. Die Menge der in einem Bach erſoffenen Heuſchrecken machte Mühlräder ſtocken. Schon in der Bibel iſt das Verderben, das ſie anrichten, aufs lebendigſte geſchildert. Große Feuer werden durch ihre Menge erſtickt und ausgelöſcht, tiefe Gräben ganz ausgefüllt (Joel II. 2).

Kohl, Südrußland II. 167 macht eine lebendige Schilderung von einem Heuſchreckenheer in der Gegend von Odeſſa. Es war Erntezeit und

die Bauern beeilten sich, das reife Getreide zu mähen, um es dem heranziehenden Heuschreckenheere zu entreißen, aber die kleinen Thiere fielen zu Millionen in die Felder und fraßen das Getreide mit Aehre und Halm den verzweifelnden Bauern unter der Sense weg. Sie fielen auch in die Weinberge und fraßen von den Reben alle Blätter und Stiele ab, nicht aber die Beeren, die in Haufen wie Perlen am Boden liegen blieben. Ovingtons Schiff, das nach Ostindien fuhr, flogen schon auf 30 Meilen Entfernung ungeheure Heuschreckenschwärme entgegen. Allgem. Historie der Reisen XI. 31. Wie es scheint, trieb sie der Instinct des Todes in's Meer, denn sie konnten kein fremdes Ufer zu erreichen hoffen. Sie verbreiten sich wahrscheinlich auch aus dem Innern Afrika's, denn Barrow sah am Cap Züge von 18—20 engl. Meilen, die wohl nicht aus der indischen Heuschreckenheimath gekommen sind.

Dem gryllus emigr. sehr ähnlich ist unsere Schnarrheuschrecke (acridium), die auf Wegen sitzt, dunkelrothbraun dahockt, bis sie aufgeschreckt 10 oder 20 Schritte weit wegfliegt und dabei die hellrothen oder blauen Unterflügel sehen läßt. Zu ihr gehören die Wanderheuschrecken der neuen Welt. Denn auch in Südamerika werden die großen Wiesenpflanzen oft von ungeheuren Schwärmen zerfressen. Darwin sah sie über den grünen Prairien in weiter Ferne wie eine braune Wolke segeln (Reise, II. 95). Auch sah er einmal (I. 181) auf dem weiten atlantischen Meere eine große Heuschrecke (acridium) an Bord seines Schiffes fliegen, als die nächste Küste (des westlichen Afrika) 370 Meilen (englische oder Seemeilen) entfernt war. — Moor fand übrigens auch im Lande der Mahratten in Vorderindien rothgeflügelte Heuschrecken, die er für verschieden von dem gryllus emigr. erklärt und die wahrscheinlich zu acridium gehörten. Indem sie weit umher das Land bedeckten, sah es schauerlich wie voll Blut aus.

Durch bunte Flügel zeichnen sich insbesondere einige chinesische Heuschrecken aus, gryllus flavicornis, am obern Flügel grün, am untern rosenfarben, gr. morbillosus, die obern Flügel dunkelblau mit gelben Fleckchen, die untern hochroth mit schwarzen Ringen, Kopf und Brust roth, Hinterleib gelb. Auch die Arten der locusta kommen in den heißen Ländern mit schönen Farben vor, so daß man schon in die Schmetterlingswelt versetzt wird. So hat die indische locusta reticulata die prachtvollsten Flügel in schwarz, gelb und blauer Fleckung, vgl. Donavan, insects of India.

Von diesem schönen Farbenspiel kehrt die Natur wieder in's Grauen-

hafte zurück bei den sogenannten Stab- und Fangheuschrecken. Die Stabschrecke (phasma) heißt so, weil sie einen langen, dünnen und großen Leib hat, wie ein Stecken. Mit ihren weit auseinandergehaltenen Beinpaaren und kurzen Flügeln ist sie einer Wasserwanze ähnlicher als einer Heuschrecke, aber sie ist sehr groß, ph. gigas beinahe eine Spanne lang, auch ph. filiforme bei Federdünne noch 7 Zoll lang. Noch phantastischer ist das wandelnde Blatt (phyllium siccifolium), ein großes, gelblich grünes Thier, halb einer Blattwanze, halb einer Grille ähnlich, mit so breiten Flügeln, daß das Thier täuschend wie ein welkes Citronenblatt aussieht. Aehnlich phyllophora auf Amboina, nur grün und bis 5 Zoll lang. Ueberaus seltsam ist auch shizodactyla monstrosa, einer Werre gleich aber mit Flügeln, die sich hinten in Spiralen aufwickeln. Abgebildet bei Donavon p. 21. — Die Fangheuschrecken machen sich durch den langen und beweglichen Hals, den sie über dem Leib aufrichten, und durch die Vorderbeine bemerklich, die sie wie Arme erheben. Das gibt ihnen von vorn etwas Menschenähnliches, während sie nach hinten, häßlichen Würmern gleich, den Bauch mit den dünnen Flügeln zudecken. Am bekanntesten ist die in Italien vorkommende sogenannte Gottesanbeterin (mantis religiosa), die immer vor dem aufgerichteten Kopf die Vorderbeine zusammenlegt, als bete sie. Sie betet aber nicht, sondern lauert vielmehr in dieser Stellung auf andere Insekten, denn sie ist sehr raubgierig und gefräßig. Die Aufrichtung der Arme erscheint noch viel unheimlicher an einer Art in China, empusa fiabellicornus. Das ist eine Stabheuschrecke mit langem Leib und kurzen Flügeln, die vorn in einen Scorpion mit großen Scheeren, hinten in einen dicken Spinnenleib ausgeht, eine der abentheuerlichsten Bildungen, die es gibt.

Ich ziehe hieher auch die Cicaden, denn obgleich sie anatomisch mit den Hemipteren und Wanzen, nicht mit den Orthopteren zusammengehören, so entspricht doch ihr Habitus und ihre Lebensweise mehr den letztern. Sie fliegen und singen wie die Grillen, zeichnen sich aber durch besonders dicke Köpfe, und glasartige Flügeldecken aus. Die Sing-Cicade (cicada) hat unter dem Leibe ein trommelartiges, noch nicht recht ergründetes Stimmorgan, womit sie den schwirrenden s. g. Gesang hervorbringt, den die Alten mehr als die Neuen bewundert haben, vgl. v. Martens, Reise nach Venedig II. 220. Es gibt viele Arten, die sich durch Gestalt, Farbe und Gesang mannigfach unterscheiden. Schomburgk fand in Guiana eine Cicade mit so reinem Gesange, daß es wie eine Glasharmonika klang

(Reiſe 323). In Oſtindien zeichnet ſich cicada speciosa durch ihre Größe, vorzüglich durch den ungeheuren dicken Kopf und durch die Pracht ihrer dunkelgrünen und braungerandeten Ober- und ſchwarzen gelbgeäderten Unterflügel aus. — Sehr merkwürdig ſind unſere kleinen Cicaden, die grüne und fliegende c. interrupta, die gleichſam ſpringend fliegt oder fliegend ſpringt, die noch kleinere, nur flohgroße grüne c. ulmi, vor allen aber die braune Schaumcicade (c. spumaria), die ſtets Schaum hinter ſich wirft und damit ihre Eier bedeckt. In dem zähen Schaum, der an Grashalmen oder Blättern hängt, bleiben die Larven und Puppen gegen Wetter und Feinde geſchützt. Man hielt dieſen Schaum, der einigermaßen dem von den Schnecken auf ihrer Bahn zurückgelaſſenen Schleim gleicht, ehemals für Kukuksſpeichel.

Haben dieſe kleinen Cicaden mit ihren großen Pferdeköpfen und wunderlichem Springflug ſchon viel Drolliges, ſo noch mehr die Horncicade (centrotus cornutus) mit Hörnern am Halſe, ſchwarz, ſpringluſtig, daher der kleine Teufel genannt. Die ausländiſchen Arten luxuriren in Buckeln und Hörnern der ſeltſamſten Art. Darnis scutelligera bildet mit den Hörnern den dicken Kopf zu einem Halbmond aus und ſpitzt ſich hinten zu wie ein Dolch; nepa rubra hat lange Hörner wie ein ungariſcher Ochs und am After zwei lange Stacheln; ranatra einen nach hinten gabelnden Doppelbauch; bocydium tintinnabuliferum trägt auf dem helmartigen Kopf ein Geſtell mit Armen, die in ſchellenartige Auswüchſe enden. Hieher gehört endlich auch der berühmte Laternenträger (fulgora), eine große Cicade mit beſonders breiten und ſchmetterlingsartigen Flügeln, deren hohles Horn vorn am Kopf aber in eine ungeheure Blaſe gleich der Blüthe der Ariſtolochia ausgedehnt iſt. Das Thier war lange wegen ſeines Leuchtens bei Nacht berühmt, aber in neuerer Zeit iſt das Licht in ſeiner Laterne ausgelöſcht worden, genauere Unterſuchungen haben ergeben, daß jene wunderliche Blaſe gar kein Licht von ſich gibt. Vgl. Troſchel, Archiv 1849 II. 305. Die Blaſe iſt jedoch durchſichtig, das ganze Thier hat etwas Gläſernes. Am prächtigſten iſt eine chineſiſche Art (f. candelaria) mit ſchwarzen grüngeäderten und gelbgefleckten Ober-, gelben und ſchwarzgerändeten Unterflügeln und einem Horn, das nicht mehr einer Laterne, ſondern einem langen aufwärts gekrümmten Rüſſel gleicht. Es gibt auch eine kleine grüne Art in Europa, die einen ähnlichen Rüſſel hat.

20.

Die Schmetterlinge.

Unter allen Insekten hatten die Schmetterlinge (lepidoptera) von jeher für den Menschen den meisten Reiz wegen ihrer Farbenpracht und ihres unschuldigen Spielens unter den Blumen. Ihre vier großen, mit buntfarbigen zarten Schuppen wie mit Dachziegeln bedeckten Flügel zeichnen sie vor allen aus. Sie haben rüsselartig lange Zungen ohne Gebiß, welch letzteres sie nur im Raupenzustand besitzen. Ueberhaupt erscheint bei ihnen die Verwandlung aus dem Ei in die Larve (Raupe), Puppe und das fertige Insekt schärfer ausgeprägt, als bei allen andern Insekten. Nirgends tritt die Veränderung deutlicher hervor. Aus der wurmartigen gefräßigen Raupe wird ein nur gleichsam von Duft lebendes, weich in den Lüften sich wiegendes, wehrloses und reizendes Geschöpf. Von uralter Zeit her hat man in den Schmetterlingen etwas gesehen, dem ähnlich, was die menschliche Seele in ihrer ersten Unschuld, Unbefangenheit, Wehrlosigkeit und Verführbarkeit ist und die Griechen gaben der Seele und dem Schmetterling denselben Namen (Psyche). Hiebei muß auch des wunderbaren Zuges zum Licht gedacht werden, der alle Nachtschmetterlinge auszeichnet. Alle fliegen dem Licht zu und stürzen sich ahnungslos in die Flamme.

Im Fluge der Schmetterlinge liegt auch viele Charakteristik. Die Tagfalter schweben in vornehmer Ruhe z. B. der schöne Apollo um hohe Berggipfel, oder flattern in komischer Hast, wie der gemeine weiße Kohlschmetterling und die flüchtige Aurora; die Dämmerungsfalter schießen pfeilschnell herum. Oft deuten sie schon die Vögel an, jener Apollo das Schweben des Adlers, der weiße Schmetterling das flatternde Täubchen, der Dämmerungsfalter den Sperber; manche Nachtschmetterlinge haben Augen wie Eulen ꝛc.

Die Form der Schmetterlingsflügel, schwankend zwischen Oval und einem schiefen Dreieck, zeigt alle Abwechslungen des Segels, Ruders, Windmühlflügels. Die obern sind in der Regel länger und breiter und zuweilen sichelförmig ausgeschweift, die unteren kürzer und runder, zuweilen aber gezackt und zugespitzt. Der Tagfalter legt seine breiten Flügel senkrecht über dem Kopf zusammen, die übrigen wagrecht wie die Käfer über dem Rücken. Die Grundlage der Flügel ist eine durchsichtige Hornhaut, die zuweilen (bei den Glasflüglern) nackt bleibt, bei allen andern Schmet-

terlingen aber mit Ringen von Schuppen bedeckt iſt. Bernard-Deschamp fand dieſe Schuppen, die wie klein geſtielte Schaufeln oder Blätter ausſehen, beſtehend aus drei über einander liegenden Häuten, von denen jede ein paralleles Zellgewebe vom feinſten Horn zeigt. Wiegmann, Archiv 1836 II. 317. In ihnen iſt der Farbeſtoff und Glanz enthalten. Am ſchönſten iſt der farbige Metallglanz am Menelaus, der durch ſeinen blauen Glanz die ihn verfolgenden Vögel blendet. Sodann der ſanfte Schmelz in den Farbenübergängen. Endlich das Schillern, der Farbwechſel derſelben Flügeloberfläche. — Die Augen der Schmetterlinge ſind rund und facettirt, nur ſelten haben ſie noch zwei kleine Nebenaugen. Ihre 6 Füße ſind ſchwach und dienen nur zum Anhalten. — Ein braſilianiſcher Schmetterling (feronia) läuft mehr, als er fliegt, und hat eine Stimme. Darwin, Reiſe I. 37. Auch der berühmte Todtenkopf gibt einen äußerſt feinen ſchrillenden Ton von ſich. Ein großer Schmetterling im mittleren Amerika iſt electriſch, wie der Zitteraal. Joh. Müller's Archiv 1840 S. CI.

Die Schmetterlinge ſchaaren ſich oft zuſammen und wandern wie die Heuſchrecken. Am 12. Juli 1846 flog ein ungeheures Heer aus Frankreich über den Kanal nach England, wovon die Sonne eine Zeit lang verfinſtert wurde. Ausland 1846 Nr. 220. Von großen Heeren in Braſilien meldete das Ausland von 1840 Nr. 242. In Schwelins Chronik lieſt man, daß im Jahre 1622 in Eßlingen die Sonne verfinſtert wurde durch ein Heer von Schmetterlingen, die über die Stadt flogen. In Guiana fand Schomburgk (2te Reiſe 1848 II. 157) unermeßliche Heere von weißen Schmetterlingen nicht anders auf der Wanderung begriffen, wie anderswo Heuſchreckenzüge. Unzählige an einem großen Waſſerfall auf der Inſel Celebes, Ausland 1842 Nr. 57. Ebenſo nach Landers Reiſe an Flüſſen im Innern Afrika's. Darwin (Reiſe I. 180) erzählt, als ſein Schiff noch 10 Meilen (engliſche oder Seemeilen) vom öſtlichen Ufer des nördlichen Patagonien in der Gegend der Bucht San Blas entfernt geweſen ſey, wäre es am Abend von einer Wolke von Schmetterlingen bedeckt worden, von ganzen Miriaden. Ringsum habe die Luft von ihnen gewimmelt. Die Mehrzahl war colias edusa, es befanden ſich aber auch andere Arten darunter. Auch auf Neuholland fanden Banks und Solander unzählbare Schmetterlinge auf einem kleinen Fleck beiſammen. Hawkesworth, Geſchichte der Seereiſen III. 121.

Wo Blumen ſind, da ſind auch Schmetterlinge. Man kennt in Europa ſchon 2500 Arten derſelben, in den übrigen Welttheilen noch neun-

mal mehr und darf ſie im Ganzen auf 20,000 berechnen. Insgemein unterſcheidet man die Tag-, Dämmerungs- und Nachtfalter, ſondert von dieſen aber wieder gewiſſe Familien ab, wobei man bald mehr auf ihre Lebensweiſe (z. B. bei den Seidenraupen), bald mehr auf ihre Raupen (z. B. bei den Spannern) ſieht.

Die Tagfalter (papillionidae), ſind die ſchönſten, denn nur in der Gluth der Sonne entfalten ihre Flügel, gleich den Blumen, die ganze Tiefe und Pracht der Farben. Ihre Flügel ſind unverhältnißmäßig größer, als die oft nur kurzen und dünnen Leiber, daher ſie dieſelben auch nicht immer in der Gewalt haben, ſondern ſich mehr überſtürzen oder vom Winde treiben laſſen. Alle Tagſchmetterlinge haben lange und kolbenförmige Fühlhörner (die Dämmerungsfalter ſpindelförmige, die Nachtſchmetterlinge faden- und federförmige). Die einzelnen Gattungen hat man ſehr verſchiedentlich geordnet. Ich will hier nur die vorzüglichſten hervorheben und vom Gemeinen zum Edeln aufſteigen. Am gemeinſten bei uns iſt der Weißling (pieris) in mehreren Arten, unter denen die größte aus der häßlichen Kohlraupe kommt; kleiner der Kreſſenweißling (aurora) mit den zinnoberrothen Flügelecken und dem raſchen Fluge; eine prächtige große Art davon iſt leucippe von Amboina, hochroth auf gelb. Den Weißlingen ganz ähnlich iſt der hellgelbe Citronenvogel (colias), mit ſchwarzem Flügeleck (hyale). Größere Arten in China. Das weiß und ſchwarz gefleckte Brettſpiel (galatea). Viel kleiner und von wunderbarer Sammetweiche ſind die Bläulinge (lycaena), ausgezeichnet durch die viol- und himmelblaue Glanzfarbe, in vielen ſchönen Arten; dazu die mit einem Flügelrand voll kleiner Augen (argus) und die mit goldglänzenden (hippothoë), und feuerrothen Flügeln (lycaena virgaurea). Jener iſt der ſ. g. Dukaten-, dieſer der Feuerfalter. — Eine neue Reihe von braunrothen immer noch etwas goldglänzenden Schmetterlingen beginnt mit dem gemeinen Fuchs (aurelia) in einer größern und kleinern Art, wozu auch das kleine C (C album) gehört, mit dem Buchſtabenzeichen auf dem Unterflügel und mit gezacktem Flügelrand. Den Bläulingen nahe ſtehen die Bräunlinge oder gemeine Grasfalter (alcyone, equia etc.). Viel größer werden die im Walde häufigen ſ. g. Dryaden der Gattung argynnis, immer noch braunroth, aber auf der Hinterſeite am Unterflügel mit dem ſchönſten Perlmutterglanze geſchmückt. Bei der kleinen Art (latonia) iſt die Perlmutter ſilberrein, bei der großen (aglaja) mehr trüb und grün. Am größten iſt paphia mit Silberbändern, die durch die

grüne Hinterseite der Unterflügel laufen. Hieran schließt sich der schöne Admiral (atalanta) schwarz mit rothen Bändern und weißen Flecken auf den obern Flügelecken (eine größere sehr schöne Art, pipleis genannt, kommt auf Amboina vor), der noch buntere Distelvogel (vanella), das wunderschöne Tagpfauenauge (Jo), auf dessen sammtenen kirschrothen Flügeln große schwarze Augen in blauen und weißen Halbmonden prangen.

Schon größer und vornehmer als alle diese erscheint der Trauermantel (antiopa) mit Flügeln von schwarzbraunem Sammet mit weißem oder gelbem Rande, sanft daherschwebend. Noch viel größer ist der tropische perseus, blaßgrün mit breitem schwarzem Saum; der prächtige Schillervogel (iris), mit wunderbarem lillafarbenen Wiederschein auf den bräunlichen Flügeln; der große dunkelbraune Pappelfalter (limenitis populi) mit weißen und rothen Randflecken. Der nobelste unter allen Schmetterlingen Europas ist aber wohl der Apollo (doritis Apollo, auch Parnassius genannt), der nur auf hohen Bergen unter der Schneelinie vorkommt, auf den Alpen, im Jura, Schwarzwald ꝛc. Er ist groß, weißgepudert, mit einem rothen Auge auf jedem Flügel, zu dem sich aber häufig noch mehrere rothe Flecken gesellen. Das Weiß verwandelt sich in seltenen Fällen durch die schönsten Abstufungen bis ins dunkelste Silbergrau. Sein Flug ist langsam, er flattert wenig und schwebt mehr vom Winde getragen, schöner als irgend ein anderer Schmetterling. Dagegen läuft die Raupe sehr rasch. Der Steinbrech ist seine Lieblingspflanze.

Linné hatte den wunderlichen Einfall, die größten Schmetterlinge theils als Argiver oder griechische Ritter, theils als Troier oder trojanische Ritter einander gegenüberzustellen, daher ihre noch jetzt übliche Namen. Die ersteren haben Augen auf den Unterflügeln, die andern einen Fleck auf der Brust (gleichsam als Ordensstern). Zu den Argivern gehören: der Schwalbenschwanz (Machaon), allbekannt mit seinen schwarzen Streifen auf den gelben Flügeln und den Spitzen an den Unterflügeln. Der Segelvogel (Podalirius) blaßgelb mit regelmäßigen getigerten Streifen und noch längeren Unterflügeln. Schwarze Segelvögel mit metallglänzend grünen Tigerstreifen sind Antiphates in China und Leilus auf Java. Dann folgen große Argiver mit brauner Grundfarbe, Palamedes, Patroclus, Protesilaus; ferner solche, die wie Menelaus ganz blau sind und wie Metall so in der Sonne glänzen, daß die ihnen nachjagenden Vögel davon verblendet werden, oder die nur breite blaue

Querbänder haben, wie Achilles, Ulysses, Nestor, Idomeneus. Am größten von allen ist Eurylochus, schmutzig braun mit breitem trübblauen Bande. Auf der braunen Unterseite zeigt er ein paar ungeheure Augen. Eines der seltsamsten Geschöpfe des Walddunkels. Aehnlich trüb, nur kleiner sind Antomeden, Teucer und Illioneus. — Die Troier sind gewöhnlich schwarzbraun und haben rothe Flecken am Ansatz der Oberflügel ober unten am Unterflügel. So Helenus, Alcander, Protenor, Laomedon, Anchises, Aeneas, Remus. Durch große weiße, aber tiefbraune schattige Flügel mit den rothen Flecken oben zeichnet sich der schöne Agenor, durch grüne Flecken Paris, durch eine weiße Binde Hector, durch gelbe Bänder Polydamas und Helena aus. Aber der schönste aller Troier, und wohl aller Schmetterlinge überhaupt ist Priamus, im prächtigsten Smaragdgrün glänzend, zart wie Sammet mit einem schwarzen Längsstrich auf den Oberflügeln, erreicht eine Flügelbreite von 7 Zoll, auf Amboina.

Außer diesen gibt es in den heißen Ländern noch viele große Schmetterlinge. Z. B. in Amerika der große schwarze nur schwach weißgetigerte Dädalus, der surinamische Icarus, am blauen Oberflügel weiß getigert, am Unterflügel wie eine dunkelglühende Abendröthe (einer der schönsten Schmetterlinge auf Erden). Amphitrio schwarz mit gelben Randflecken, Hippolytus eben so, nur die Flecken auf den Unterflügeln. Pompejus braun, mit gelbem Unterflügel, Perseus blaßblaugrün mit breitem schwarzen, gelbpunktirten Rande (groß und schön). Am wunderbarsten und prachtvollsten aber erscheint Erebus macrops in China, dunkelbraun mit einigen schwarzen Flecken, auf dessen Oberflügel ein ungeheuer großes gelbes Auge glänzt. v. Hügel bewunderte ihn auch in Indien. S. dessen Kaschmir IV. 474. Der ostindische Jairus ist einfach braun, hat aber auf den Unterflügeln große blaue Augen in gelbem Kreise. Alcithoë von Amboina hat auf schwarzem Grund vier dunkelviolette Augen.

Die Glasflügler (sesiae) bezeichnen einen Uebergang von den Schmetterlingen zu den Fliegen und Libellen. Nicht nur sind ihre Flügel durchsichtig und schuppenlos, sondern auch ihre Leiber klein bis zur Mückengröße. Einer Hummel ähnlicht der kleine, aber dicke und behaarte Hummelschwärmer (sesia fuciformis) vorn dunkelgrün, mitten am Leib roth, hinten gelb, die klardurchsichtigen Flügel roth umrandet. Einer Fliege der glänzendbraune goldgetüpfelte Fensterschwärmer (s. fenestrina); einer Mücke die stahlblau und gelbgeringelte s. tipuliformis; einer Biene die schwarzgelbe s. apiformis. Das sind alles äußerst niedliche kleine Geschöpfe.

Minder angenehm ist dagegen der große Taubenschwanz (s. stellatarum), der obgleich er bei Tage umfliegt, doch schon ganz einem Dämmerungsfalter gleicht in der Zuspitzung des Leibes, den schmalen Flügeln und dem blitzschnellen Herumschießen. Er ist graubraun und sieht gemein aus. Durchsichtige Flügel kommen auch bei einigen ächten Tagschmetterlingen vor, z. B. bei dem ostindischen Glasschmetterling (picra); auch unser Apollo zeigt oft kahle Stellen.

Die Widder (zygaenidae) zeigen eine den Glasflüglern noch sehr ähnliche Gestalt und Kleinheit, haben aber bunte Flügel und zwar meist schwarze mit rothen Flecken, auch sie fliegen nur bei Tag. Sie hängen sich gern an die Grashalme wie Fliegen an und haben etwas Weiches, gleichsam Seidenes. Ihre glänzende Schwärze nimmt einen blauen Ton an. Auch gibt es eine sehr schöne Art mit braunen Flügeln und weißen Flecken (phegea). Die kleinste Art (zygaena pruni) hat grünschimmernde Oberflügel.

Die Dämmerungsfalter (sphingidae) fliegen nur in der Abend- und Morgendämmerung und heißen auch Schwärmer, wegen ihres pfeilschnellen und stoßweisen Fluges. Sie zeichnen sich durch den dicken, meist hinten zugespitzten Leib und durch die schmalen und langen Flügel, so wie durch den zugespitzten Kopf und durch die sehr lange wie eine Spiralfeder einrollbare Zunge aus. Normal ist der einfach graue Tannenpfeil (sphynx pinastri). Ihm sehr ähnlich, aber größer ist der graue Windich oder Windenschwärmer (sp. convolvuli) mit einem Zungenrüssel, welcher aus der Spirale aufgerollt, länger als das ganze große Thier selber ist. Graubraun ist auch das Abendpfauenauge (s. ocellata), dessen sehr kleine und aurorafarbenen Unterflügel blaue Augen tragen. Aehnlich der noch größere Liguster (s. ligustri), dessen Unterflügel nur rosig gestreift sind. Der größte und prachtvollste in dieser Reihe der graubraunen Schwärmer ist endlich der berühmte Todtenkopf (sphynx atropos), dessen dunkle Oberflügel wie von gelben Blitzen durchzuckt erscheinen, während die Unterflügel und der Hinterleib hochgelb sind. Am meisten aber zeichnet dieses seltsame Thier ein auf dem breiten schwarzen Rücken deutlich in gelb gezeichneter Todtenkopf aus. Auch gibt er eine feine Stimme von sich. Man glaubt, er sei erst mit der Kartoffel aus Amerika eingewandert, doch läßt es sich nicht streng beweisen. Seine Raupe ist ungeheuer groß, prächtig citronengelb mit grünen Streifen und einem weichen Horn am Schwanze. — Eine zweite Reihe von Schwärmern neigt

zur grünen Farbe und erscheint weniger pelzig behaart, mehr nur flach bestäubt. Das sind zuerst die mit zackigem Flügelrande: der grüne, weißgestreifte Lindenschwärmer (s. tiliae) mit rothbraunen Unterflügeln; der mehr bläulich braune Pappelschwärmer (s. populi), der mehr gelbe Eichenschwärmer (s. querci), der kleine grünlichgraue Nachtkerzenschwärmer (s. oenothorae) mit gelben Unterflügeln. Sodann die glatten mit nicht gezackten schmalen und steifen Flügeln, der kleine olivengrüne Weinschwärmer (s. porcellus) mit rosafarbenem Rande; der mittlere (s. elpenor) ist schwarz am Unterflügel, der große (s. celerio) braun mit rosafarbenem Unterflügel und schon mehr ähnlich dem berühmten Wolfsmilchschwärmer (s. euphorbiae), dessen blaßrothe Oberflügel dunkelbraun gefleckt, die Unterflügel mit einem schönen Rosaband durchzogen sind. Der größte und schönste in dieser Reihe ist aber der Oleander (s. nerii), groß, grün mit weißen, schwarzen und rothen Streifen. Auch die große Raupe dieses Thiers ist schön grün und an der Seite weiß punktirt. In der tropischen Zone sind die Schwärmer weniger vertreten, als die Tag- und Nachtschmetterlinge. Sehr schön ist der Strigilis von Jamaika, am Oberflügel braun mit schwarzer Tigerung, am Unterflügel brennend roth mit schmalen braunen Bändern. Der größte Todtenkopf ist Hydaspes von Surinam, mehr dunkel als der unsere.

Die Nachtschmetterlinge (phalaenae) haben wieder die großen, breiten Flügel der Tagschmetterlinge, behalten aber von den Schwärmern die etwas dickeren Leiber und auch die Neigung zur dunklern Färbung bei. Ihre Köpfe sind meist dick, die Fühlhörner kurz und prächtig gefiedert oder länger und fadendünn, oft bei Männchen und Weibchen verschieden. Sie fliegen ausschließlich des Nachts. Viele von ihnen sind mit den buntesten Farben geschmückt, ohne je die Sonne zu sehen. Aber als hielten sie das Kerzenlicht für die ersehnte Sonne, stürzen sie sich wie entzückt und trunken in seine Flamme. Andere Nachtinsekten thun das nie. Die größeren Phalänen theilt man ein in Spinner, Eulen und Spanner (wobei man jedoch mehr auf die Raupen, als auf das vollendete Insekt Rücksicht nimmt) und stellt die kleinen Motten in eine besondere Familie zusammen.

Die Spinner (bombycidae) haben ihren Namen nur vom Gespinnst entlehnt, in welches die Raupen sich, indem sie sich verpuppen, einhüllen. Daher ist der Typus aller Spinner der Schmetterling der berühmten Seidenraupe (bombyx mori), als Schmetterling weder groß noch schön,

ſondern ſchmutzig rothweiß, aber als Raupe unſchätzbar. Aehnlich der dunkelbraune Fichtenſpinner (b. pini), der noch dunkelrothere Eichenſpinner (b. quercı), der weißliche, am Oberflügel mattblaue Schmetterling der berühmten Prozeſſionsraupe (b. processionaria), die gleichfalls auf Eichen lebt. Schön weiß mit ſchwarzer Punktirung iſt der Roßkaſtanienſpinner (b. aesculi); graubraun und zart weißmarmorirt der ziemlich große Schmetterling der berühmten Weidenraupe (b. cossus); dunkelgrau ähnlich dem Tannenpfeil, der des ſ. g. Gabelſchwanzes, einer andern berühmten Weidenraupe (b. vinula). Durch ein weißes T im blauen Auge, je eines auf einem Flügel, zeichnet ſich der dunkelgelbe Buchenſpinner (b. tau) aus. Das Männchen hat zwei ſchöne Federn, das blaßgelbe und etwas größere Weibchen dagegen nur zwei gegliederte Fäden zu Fühlhörnern. Sehr ſchön iſt der buntgeflügelte Hagenbuchenſpinner (versicolor), dem weiße und ſchwarze Adern durch die gelbrothe Grundfarbe zucken. Am ſchönſten iſt das kleine und große Nachtpfauenauge; das kleine (b. pavonia minor) iſt graubraun, mit je einem Auge auf jedem Flügel, das große (major) hat zur Grundfarbe dunkelbraun, iſt hellbraun durchblüht und weißlich umrandet, die Augen ſind groß, das Thier ſelbſt wird 4—5 Zoll breit und iſt der größte Nachtſchmetterling in Europa. Es gibt aber noch größere Arten in den heißen Ländern, z. B. die ſchöne Varietät deſſelben (cecropia) auf den Antillen, die wie mit grauem Pelz bedeckte ſchöne tyrrhea am Cap. Etwas verſchieden iſt Janus in Surinam, auf deſſen blutrothen Unterflügeln aber je ein ungeheuer großes ſchwarzes Auge ſteht, und der etwas kleinere und dunklere Egeus, deſſen Auge mit zwei ſchwarzen Ringen umgeben iſt. Dem europäiſchen Nachtpfauenauge in der grauen Färbung verwandt, hat doch die oſtindiſche Eurynome unten ein Paar Schwalbenſchwänze und in der Form der Flügel etwas ſo Eckiges, daß ſie einer im Fluge begriffenen Fledermaus ähnelt.

Das bei weitem größte und ſchönſte Thier unter den Spinnern aber iſt der große chineſiſche Atlas (Saturnia Atlas) rothbraun mit weißen Zeichnungen, auf jedem Flügel einen dreieckigen Spiegel und prächtig buntgefiederte Fühlhörner, im Allgemeinen der Seidenraupe verwandt.*) Es gibt ziemlich viele Abarten, kleinere, oder ſolche, die ſtatt der kahlen Spiegel

*) Nach einer Volksſage in Japan bewarben ſich alle übrigen Schmetterlinge um dieſen ſchönen Atlas, aber er verlangte, ſie ſollten ihm jeder Feuer bringen und deshalb ſtürzen ſich die Thiere heute noch ſo eifrig ins Licht.

bunte Augen haben, insbesondre in Surinam. Die langgeflügelte Semiramis bildet den Uebergang zu den Mondspinnern. Die große luna von Ceylon ist blaßgrün und trägt auf jedem Flügel einen weißen Halbmond, die Unterflügel ziehen sich jeder in ein langes schwach gekrümmtes Horn aus. Eine kleinere, aber lebhaftere grüne Art kommt in Mittelamerika vor.

Von diesen eigentlichen Spinnern weichen die Lipariden nur insofern ab, als ihre Unterflügel im ruhigen Zustand von den Oberflügeln ganz bedeckt werden, und als sie sitzend eine Art Giebeldach mit den gegeneinandergelegten Flügeln bilden. Am berühmtesten ist die weißliche liparis monacha, die von der weißen Farbe s. g. Nonne, deren Raupe die Wälder verwüstet. Zu ihr gehören viele minder verderbliche Arten schneeweißglänzender Thiere, unter denen sich l. salicis durch den rothbraunen Hinterleib auszeichnet. Alle diese Thiere sind außerordentlich stark am Leibe behaart. — Noch dachartiger spitzen sich im Sitzen die Lasiocampen mit den obern Flügeln zu, während sie die Unterflügel als Unterlage glatt ausbreiten. Man nennt sie von dieser seltsamen Form Glocken oder Glucken, die braune Kupferglucke (lasiocampa quercifolio) und die schöne rothe Feuerglucke (l. pruni).

Diejenige Unterabtheilung der Spinner, an denen die lebhaftesten Farben vorkommen, sind die Euprepien oder Bären, so genannt von der starken Behaarung ihrer Raupen. Sie legen ihre Flügel wieder flach, haben nur fadendünne Fühlhörner und bilden schon den Uebergang zu den Motten. Ihre Schönheit beruht in den hellen weißen Flecken auf den dunkeln Ober-, und in den schwarzen Flecken auf den lichten Unterflügeln. Am größten bis 3 Zoll breit, ist der braune Bär (euprepia caja), Oberflügel braun mit weißen, Unterflügel gelb mit schwarzen Flecken; dann der schwarze Bär (e. villica) oben schwarz mit weißen, unten gelb mit schwarzen Flecken. Der weiße, oben weiß mit schwarzen Streifen, unten roth mit schwarzen, e. hebe, die s. g. Wittwe. Der gelbe (e. purpurea) am Leib und an den Oberflügeln gelb, die Unterflügel purpurn mit schwarzen Flecken. Der s. g. Augsburger Bär (matronula) mit ganz braunen, nur von wenig gelben Flecken am Rande unterbrochenen Oberflügeln, die untern roth mit schwarzen Streifen. Der russische Bär (hera), oben schwarz mit gelb getigert, unten wieder roth mit schwarz. Die spanische Fahne (plantaginis) kleiner als die andern, oben weiß mit schwarzen und gelben, unten wieder purpurn mit schwarzen Flecken. Noch kleiner das gelbe Strohhütchen (grammica), ganz gelb. — Schlanker am Leibe und zarter, seiden-

artiger in den Flügeln iſt die Jungfer (dominula), ſchwarzblau glänzend mit weißen und gelben Flecken oben, purpurn mit ſchwarzen unten. Sie bildet gleichſam den Uebergang zu den oben genannten Widdern.

Die Eulen (noctuidae) nähern ſich ſchon ſehr den Motten. Sie haben dicke Köpfe, fadenartige Fühler. Gleich den Motten haben ſie ſeidenartige Franzen am Flügelrande und die Unterflügel viel dünner, faltiger und ſeidenartiger, als die Oberflügel. Am gemeinſten ſind die Triphänen mit weißlichen oder grauen, etwas ſchwarz ſchraffirten Oberflügeln, ſchwach in eine gelbliche, röthliche oder grüne Farbennuance übergehend. Die Pluſien mit dunkleren vielfach gefärbten und marmorirten Oberflügeln, einige mit metallglänzenden Flecken, gamma mit dem Buchſtabenzeichen g auf dem braunrothen Oberflügel, chrysitis mit grünen Binden. Die Euclidien gleichfalls mit allerlei Zeichnungen auf den Oberflügeln, aber mit bandirten Unterflügeln. Die Menge der Arten in allen dieſen verſchiedenen Gattungen iſt faſt unüberſehbar. Die bei weitem ſchönſten Eulen ſind die Cucullien mit langen und ſchmalen Flügeln, faſt noch den Schwärmern ähnlich, cucullia Artemisiae oder argentea grün mit prächtigen Perlmutterflecken. Die größten Eulen aber ſind die bekannten Ordensbänder (catocala), unter denen das blaue (c. fraxini) über 3 Zoll lang wird. Sie haben alle graue, fein ſchraffirte Oberflügel, das blaue ſchwarze Unterflügel mit breitem blauem Bande, das rothe (c. sponsa) mit rothen ſchwarzgeaderten, das gelbe (paranympha) mit gelben ſchwarzgefleckten Unterflügeln. Zu den Eulen gehört auch Agrippina, der größte unter allen Nachtſchmetterlingen, und überhaupt unter allen bekannten Schmetterlingen, indem er mit ausgebreiteten Flügeln 9½ Zoll mißt und ſo groß wie ein Sperling ausſieht. Seine Farbe iſt grau und weiß mit dunklen Zickzackſtreifen, ſo daß er einem Achat gleicht. Er lebt in Südamerika, wo er mit ſtumpfen Pfeilen geſchoſſen wird. Reiſe des Prinzen von Neuwied II. 130.

Die Spanner (geometridae,, ſind kleiner, noch mehr mottenartig und dadurch leicht kenntlich, daß bei ihnen beide Flügel ſo dünn, weich, faltig und ſeidenartig erſcheinen, wie bei den Eulen die Unterflügel allein. Sie ſind ſo zart, daß ſie, wenn man ſie fängt, an den Fingern wie eine Vergoldung kleben bleiben. Den Namen aber hat man ihnen gegeben, weil ihre Raupen ſich zuſammenziehen und wiederausſpannen, als wollten ſie ihren Weg meſſen. Am bekannteſten iſt der Harlekin (geometra grossulariata) weiß mit gelben Streifen und vielen ſchwarzen Punkten, das

grüne Blatt (g. papilionaria) ganz grün mit weißen Streifen, die rothe Binde (g. vibicaria) gelb mit rothen Querlinien. Es gibt ſehr viele Arten in allen Farben wetteifernd mit den Eulen, von denen ſie mehr die Geſtalt als Farbe unterſcheidet. Unter ihnen kommen auch Arten vor, die ſtark ausgezahnte Flügelränder haben, ſo der dunkelgelbe ſ. g. Franzenmeſſer oder Erlenſpanner (g. alniaria), der grau [illegible]farb geſtreifte Fliederſpanner (g. syringaria), der hellgelbe, einen kleinen Schwalbenſchwanz ähnliche Hollunderſpanner (g. sambucaria).

Die Motten (tineidae) ſind die kleinſten unter allen Nachtſchmetterlingen, allbekannt durch ihr nächtliches Flattern ins Licht und durch ihre verderblichen Raupen. Man unterſcheidet die Federmotten (pterophoridae), die Wickler (tortricidae), deren Raupen die Blätter zuſammendrehen, um ſich darin einzuſpinnen, und die eigentlichen Motten und Schaben, deren Raupen ſich eigne Hüllen verfertigen. Die Federmotten ſind gar ſeltſam, die weiße (pterophorus pentodactylus) hat den obern Flügel in zwei, den untern in drei Theile der Länge nach geſpalten, und jeder dieſer Theile iſt wie eine Feder befranzt; die braune (pt. trichodactylus) hat nur die oberen Flügel geſpalten. Von beiden iſt zu unterſcheiden alucita hexadactyla, das ſ. g. Geiſtchen, das ſtatt der Flügel auf jeder Seite 12 ſchön befranzte Federn radförmig ausbreitet und übrigens grau und ſchwarzpunktirt iſt. Es ſchwebt in der That ein wenig geiſterhaft, wie eine große Mücke herum. — Die Wickler ſind den Spannern ähnlich, nur kleiner. Die eigentlichen Motten aber unterſcheiden ſich durch die breite reiche ſeidenartige Befranzung ihrer Unterflügel und durch die liparidenartige Dachbildung, wenn ſie ſitzend die Flügel zuſammengelegt haben. Die gemeine ſeidengraue Kleidermotte (tinea pellionella) mit reicher Befranzung der Flügel iſt ein ſehr ſchönes Thierchen und läßt nicht ahnen, wie häßlich und verderblich ſeine Larve geweſen iſt. Sehr häufig iſt auch ypomoneuta evonymella, mit ſilberweißen ſchwarzpunktirten Oberflügeln, deren Larve den Spindelbaum überzieht und mit ekelhaften Raupenneſtern erfüllt ꝛc.

21.

Die Raupen.

Obgleich die Raupen, aus denen die Schmetterlinge entſtehen, im Allgemeinen wegen ihrer Schädlichkeit verrufen ſind, ſo kann man doch

nicht umhin, die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt, Färbung, Behaarung ꝛc. zu bewundern. Sie stellen, wenn auch nur in kleinerem Maaßstabe, die höchste Vollendung der Wurmform dar. Sie sind rund, walzig, geringelt, weich. Sie haben 6 s. g. Bauchfüße, kurze Stummeln, dazu aber noch mehrere Afterfüße (wie die Crustaceen). Ihr Gebiß ist stark wie bei Würmern und verliert sich später. Eben so ist ihr Magen sehr ausgedehnt und wird, wenn das Insekt reift, in der Puppe viel kleiner. Sie haben viele Muskeln, daher trotz ihrer Weichheit eine energische Bewegung und Biegung. Das Wichtigste an ihnen ist ihre Haut, weil sie sich so erstaunlich oft ändert und so viele Höcker, Stacheln, Haare hervorbringt. Schon am Ei ist die Haut merkwürdig. Die Schmetterlingseier haben die schönsten Farben und Zeichnungen, das der hipparchia egeria z. B. ist mit Sechsecken netzartig überzogen, das des Kohlweißlings gelb und flaschenförmig gerippt wie die Strohflaschen in Italien. Die schönsten Schuppen bedecken das kleine Ei der hipparchia janira ꝛc. Man sieht die um Zweige ringelnden Eier in allen Farben, in schöner Spiralwindung um den Ast die in Pelz eingehüllten Eier einer bei Rennie S. 99 abgebildeten Motte. — Kaum aber als kleine Würmchen aus dem Ei geschlüpft, verändern sich die Raupen fast ununterbrochen, werfen die Haut ab und lassen neue Bildungen unter ihr hervortreten. In der Eile und Hast der Raupe spricht sich im Grunde nur der Zug zur Verwandlung hin aus. Das Thier will fort, will anders werden. Seine Freßgier selbst hat nur den Zweck, das Wachsthum und die Verwandlung zu beschleunigen. Kein Thier lebt schneller, wächst in so raschen Progressionen. Die Raupe verzehrt an einem Tage achtmal so viel, als ihr eigenes Gewicht beträgt. Indem sie wächst, springt ihre alte Haut ab und wächst ihr eine neue, was sich sehr oft wiederholt. Die neue Haut sieht dann oft viel anders aus, als die ältere und wenigstens an der Oberfläche der Raupe treten schon Verwandlungen ein, ehe sie sich noch eingepuppt, um zum Schmetterling zu werden. Auch von der Nahrung nehmen sie äußere Farben an. Die Raupe der noctua algae wird gelb auf gelben, braun auf braunen Flechten (nach Kirby). Die Neigung, das Aeußere zu verändern, geht bei diesen Thieren so weit, daß nie ein Schmetterling die Farbe der Raupe behält, ein grüner Blattwickler und der Harlekin ausgenommen.

In der Regel zeigt sich bei den Raupen keine Spur von Geschlecht, nur bei noctua pronuba sind die Männchen braun, die Weibchen grün.

Die Weibchen einer psyche leben auf andern Pflanzen und puppen sich auf andere Weise ein. Die Raupen der tinea oleella leben in drei Generationen als Minierräupchen auf den Blättern, als Würmer in den Knospen und endlich in der Frucht. Dasselbe Insekt legt nämlich seine Eier das erstemal in die Blüthe, das zweitemal in die Frucht und noch spät im Herbst auf sichere Stellen, aus denen im nächsten Frühjahr die Räupchen in die Blätter gelangen können. Erichson, Archiv 1847 II. 173. Sehr lebhaft äußert sich der Instinkt und Kunsttrieb der Raupen, wo es den Zweck den Verwandlung gilt. Sie schaaren sich zusammen, bilden Gesellschaften, wandern in Prozession, spinnen gemeinschaftlich Gespinnste. Sie üben dann auch wieder einzeln ihre Kunst, indem sie bald, wie die Weidenraupe, eine ungeheure Kraft zeigen, bald, wie die Seidenraupe, sich bei der Einpuppung mit der köstlichsten Seide umwickeln, oder sich Gehäuse von außerordentlicher Festigkeit aus eigenem Saft zusammenleimen.

Man unterscheidet im Allgemeinen die nackten Raupen von den behaarten und dornigen; aus den dornigen kommen vorzugsweise Tagschmetterlinge, aus den haarigen die Bären.

Unter den nackten Raupen steht oben an die Seidenraupe, die fast 3 Zoll lang und grau ist, vier stumpfe Fußpaare hinten und drei klauenartige Fußpaare vorn, einen braunen Kopf, oben einen dicken Nacken hat, von dem an sie sich kegelförmig gegen den schmalen Kopf zuspitzt. Sie frißt am liebsten Maulbeerblätter, daher große Maulbeerpflanzungen da unentbehrlich sind, wo man die Raupen der Seide wegen künstlich und in Menge hegt. Die Raupe läßt, wenn sie sich einpuppen will, einen klebrigen Speichel mittelst zweier sehr kleiner Warzen unter dem Munde aus, der sich wie in zwei eng verbundene Fäden in die Länge zieht. Man hat beobachtet, daß sie dieselben zwei Fäden, ohne sie einmal abzureißen, bis 1000 Fuß lang auszieht und daraus das eirunde gelbliche, weißliche oder röthliche Gespinnst (cocon) webt, in dessen hohlem Innern sie sich verpuppt. Vgl. Weber, Tyrol II. 600 in der Schilderung des Seidenbaus von Roveredo. Samson richtete Seidenraupen ab, sofern sie alle dem Licht nachlaufen, in einer gewissen Richtung Fäden zu ziehen und stellte das Licht so, daß die Raupen über die schon gesponnenen Fäden querüber neue ziehen und eine Art Seidentuch selbst weben mußten. Die Seide wiegt wenig. Aus 65 Pfund Maulbeerlaub werden nur 5 Pfund rohes Gespinnst und aus diesem läßt sich nur 1 Pfund reine Seide gewinnen. Man macht sich nun leicht einen Begriff, wie viel Millionen

Raupen erforderlich ſind, um die Welt mit Seidenſtoff zu verſehen. Die Raupen ſind ſehr empfindlich, nicht blos gegen die Kälte, ſondern auch gegen Electricität. Man hat Beiſpiele, daß alle zugleich während eines Gewitters ſtarben. v. Martens, Reiſe nach Venedig II. 175. Man muß daher äußerſt delicat mit ihnen umgehen. Schon ſeit unvordenklicher Zeit wurden in China die wilden Seidenraupen geſammelt, künſtlich gefüttert und vermehrt, und ſo die Seide in Maſſe producirt. Erſt von da kam ſie nach Europa. Vgl. Ritter, Erdkunde VIII. 680 f. Es gibt übrigens verſchiedene Arten. Eine indiſche Art liefert Cocons ſo groß wie Eier von Truthühnern. Froriep, neue Notizen XXII. 123. Die grüne Seidenraupe lebt auf Maulbeeren, bombyx religiosa auf der indiſchen ficus rel., eine cynthia auf ricinus communis. Wiegmann, Archiv 1839 II. 364. In der Sitzung der Pariſer Academie vom 23. Juli 1855 trug Guérier-Méneville einen Bericht über bombyx mylitta vor, deſſen Raupe in der kälteren Region der indiſchen Gebirge vorkommt, ſehr große Geſpinnſte macht (ſo daß 600 ſo viel Seide liefern, wie 6000 des gemeinen Seidenwurms) und anſcheinend von Eichenblättetn würde leben können.

Die Geſpinnſte anderer Raupen ſind entweder einfach oder geſellſchaftliche, die ſ. g. Raupenneſter, die gewöhnlich an der Spitze der Baumzweige, zwiſchen Blättern oder in den Aſtwinkeln angebracht ſind. Sie gleichen mehr den Spinnengeweben und liefern kein brauchbares Material. Intereſſant iſt das Spinnen von Fäden, an denen ſich die Raupen von den Bäumen herablaſſen. Sie gleichen hierin ganz den eigentlichen Spinnen. Die Spanner weben ſich förmliche Gürtel, in denen ſie hängen. Die nackten Raupen der Motten formen ſich nicht zum Einſpinnen, ſondern lange vorher nur zum Schutz kleine röhrenartige Gehäuſe, gleichſam wie einen Rock. Jedermann erſchrickt, wer dieſe Geſpinnſtröhren in ſeinem Kleiderſchranke erblickt, denn die Larve der Motte frißt Wolle, zerſtört die Tücher und macht ſich ihren Rock aus dem Staube der zerbißenen Wolle. Etwas härtere Futterale machen ſich die kleinen Raupen der Flechtenmotte (psyche lichenum) auf Steinen und die kleinſten aller Räupchen der Waſſerlinſenmotte (lemnata) in den Blättchen dieſes zarten Waſſerpflänzchens. Von der Intelligenz der Raupen, die derjenigen der Bienen nichts nachgibt, hier ein merkwürdiges Beiſpiel. King beobachtete in Madras, wie die Raupen einer thecla, ehe ſie eine Frucht am Baum anfraßen, erſt den Stiel derſelben mit Geſpinnſt umwanden und an den Zweigen befeſtigten, damit die Frucht, wenn ſie erſt abgefreſſen ſeyn würde, nicht abfalle und

zu frühe faule. Wiegmann, Archiv 1838 II. 250. Sehr merkwürdig ist das gemeinschaftliche, wie durch einen magnetischen Rapport hervorgerufene plötzliche Erstarren aller Raupen in demselben Nest und dann wieder ihr plötzliches Regen und Bewegen.

Unter den nackten Raupen ist ferner eine der merkwürdigsten die Weidenraupe (cossus), ungewöhnlich platt, ausdrucksvoll gegliedert, oben dunkelrothbraun, unten gelbbraun. Lyonnet hat in ihrem Leibe nicht weniger als 4061 Muskeln gezählt. Sie ist das stärkste unter allen bekannten Thieren. Setzt man sie unter ein umgekehrtes Glas und beschwert dasselbe mit einem dicken Buche, so hebt sie dennoch diese ganze Last und kriecht unter dem Glase hervor, ohne ihren zähen Leib zu verletzen. Rennie, Wunder der Insektenwelt S. 212. Uebrigens gleicht die Weidenraupe der Seidenraupe in der Zuspitzung des Kopfs und gerade in ihrem Nacken scheint die Hauptkraft zu liegen. Auf der Weide lebt noch eine andere interessante Raupe, an der sich Kinder halb zu entsetzen, halb zu ergötzen pflegen, der schöne grüne Gabelschwanz (bombyx vinula), deren Gesicht groß und viereckig, der Nacken kapuzenartig ausgebreitet ist und die den mit zwei langen gabelförmigen Stacheln bewaffneten Hinterleib gern in die Höhe richtet, während ihr dicker Vordertheil nach vorwärts schaut, schrecklich und komisch zugleich. Fast eben so seltsam ist die Raupe der schönen Iris, gleichfalls grün, mit zwei Stacheln am Kopf und fast dreieckig gebuckelt. Unter den nackten Raupen sind die größten und schönsten die der Schwärmer, vor allen die große citronengelbe, blaugestreifte und hinten gehörnte Raupe des Todtenkopfs, die grüne des Oleander, die grüne mit schrägen weißen Streifen des Nachtpfauenauges ꝛc. Die bunteste unter allen diesen Raupen ist die Jedermann bekannte, die auf der Wolfsmilch lebt, mattschwarz mit purpurnem Rückenstreif, gelben Eierflecken an der Seite und ringsum weißer Punktirung. In andern Welttheilen gibt es noch größere nackte Raupen, die zum Theil gegessen werden, und unter denen sich eine große schneeweiße in Surinam, eine große rosenfarbene in China auszeichnen.

Nackt sind auch die Spanner (geometridae) d. h. die Raupen, die gewöhnlich, indem sie den Kopf dicht an den Schwanz setzen und dann fahren lassen, einen Schritt machen, der das Maaß ihrer ganzen Länge hat, worauf sie den Schwanz bis zum Kopf nachziehen und einen neuen Schritt machen. Sie gleichen in der Anschwellung des Vorder- und Hintertheils und eines Nackenauswuchses kurzen Stücken eines dürren Zweiges

und sind sehr häufig auch ganz so wie die Zweige gefärbt, auf denen sie leben, so daß man sie schwer erkennt. So insbesondere der Birkenschwärmer (geometra betularia). Sie kommen in den mannigfachsten Farben vor, werden aber nie sehr groß. — Am häßlichsten unter den nackten Raupen sind die dünnen, geschwollenen, leicht zerquetschten, die braune Kohl- die schwarze Grasraupe; eben so die weichen madenartigen Räupchen der Blattwickler. Die kleinsten sind am gefährlichsten. Dahin gehören die berüchtigten Korn- und Obstwürmer, die sämmtlich als Raupen von kleinen Motten im Korn, in den Blüthen oder jungen Früchten aus dem vom Insekt hineingelegten Ei entwickelt sind, und die durch ihre Menge so oft den Feld- und Gartensegen vernichten. Der Apfelwurm ist tinea pomonella, der Traubenwurm t. uvella und pyralis vitana, der Erbsenwurm hesperia quercus, der weiße Kornwurm tinea cerealella ꝛc. Die kleine Raupe einer Motte in Italien verursacht, wenn sie über die Hand läuft, schmerzhafte Blasen. v. Martens, Reise I. 255.

Aus den dornigen Raupen kommen Tagschmetterlinge, das schöne Tagpfauenauge z. B. aus einer schwarzen Raupe, die auf der Nessel lebt, und auffallend große Dornen am Leibe trägt. Die Stacheln von leilus sollen so hart wie Eisendraht seyn, nach dem Bericht der Jungfer Merian, die aus Begeisterung für die Natur von Basel nach Surinam reiste, um dort die schönsten Schmetterlinge abzubilden. — Die Bürstenraupen, deren Haare in steifer Bürstenform oder büschelartig stehen und die oft recht bunt sind, gehören den Nachtschmetterlingen an. Am hübschesten ist die mit vier Paar gelben und einem rothen Borstenbüschel (bombyx pudibunda) auf Birnbäumen.

Die haarigen Raupen haben wieder viel Eigenthümliches. Alle Bärenraupen sind dicht behaart, oft sind die steifen Haare länger als die Dicke des Leibes beträgt. Werden sie gestört, so ringeln sie sich zusammen und liegen wie erstarrt, einem Igel gleich von seinen Stacheln rings eingehüllt. Die Haare der Prozessionsraupe (bombyx processionea) brechen leicht ab und hängen sich an der Haut des Menschen fest, in der sie ein unerträgliches Jucken verursachen. Diese Raupen bilden Gesellschaften von 6—800, alle aus Eiern, die eine einzige Mutter gelegt hat, und trennen sich nie. Vor Nacht verlassen sie ihr Nestgespinnst und wandern, immer eine hinter der andern, dem Futter nach. So sieht man sie hohe Eichen hinaufkriechen. Doch nicht immer im Gänsemarsch, sondern im Keile, zuerst eine, dann zwei, dann drei, nie aber mehr als acht. Fro-

rieb, neue Notizen 1849 Nro. 174. Einen ungeheuern Zug von Raupen einer Bombyxart beobachtete einmal Lichtenstein im südlichen Afrika. siehe Reise II. 564. Giftige Haare von Raupen kommen in Südamerika vor. Wiegmann, Archiv 1838 II. 249.

Während die Spinner sich vor der Einpuppung ein Gespinnst machen, das die Puppe beschützt, hängen sich die Raupen der Tagschmetterlinge nur am Fuß mittelst eines Fadens auf und puppen sich im Hängen ein. Die Dämmerungsfalter aber kriechen in die Erde und puppen sich hier nackt ein. Die Einpuppung erfolgt durch Abstreifen der letzten Raupenhaut, worauf unter derselben die neue härtere, harnischartige Haut der Puppe zum Vorschein kommt. Die Puppe ist in der Regel erstarrt, verhält sich ruhig und scheint zu schlafen; nur die der lebhaften Dämmerungsfalter schlagen mit dem Unterleib um sich. Diese letzteren sowie die der Nachtschmetterlinge sind oben abgerundet, unten geringelt und zugespitzt, die der Tagschmetterlinge dagegen sind oben dreieckig und zackig und an dem gekrümmten Bauche stehen unten kleine Stacheln hervor. Auch zeichnen sie sich oft, z. B. die des Distel- und Nesselfalters durch goldnen Metallglanz aus, weßhalb man sie Chrysoliden oder Aurelien genannt hat. Die des gemeinen Weißling sind schön grün. Die der Dämmerungs- und Nachtfalter haben dunkle Farben. Die Dauer der Einpuppung ist sehr verschieden. Einige bleiben nur 8 Tage lang als Puppe, andere Jahre lang, ehe sich der Schmetterling entfaltet. Von derselben Art öffnet sich eine Puppe früher, die andere später, damit, wenn die eine zu Grunde ginge, die andere unter günstigeren Umständen die Art fortpflanzen könne. So hat man bemerkt, daß von 36 Puppen der arctia mandica drei Jahre nacheinander in jedem 12 aufgingen. Kirby, III. 288. Von vielen in demselben Nest gebornen und verpuppten Raupen der gastropacha entpuppten sich wenige im Herbst 1836, viele im Frühjahr 1837, noch einige im Herbst dieses Jahres und in den folgenden Jahren, die letzten aber erst im Frühjahr 1842, so daß diese mithin 5½ Jahr im Puppenzustand schlafend zugebracht hatten. Troschel, Archiv 1849 II. 118.

Das kleine Horngehäuse der Puppe birgt ein wunderbares Leben. Während ihres Schlafes verwandelt sich die Raupe in einen Schmetterling, verschwindet das harte Gebiß, der dicke Leib, der große Magen, wachsen dagegen Rüssel und die breiten Flügel, die großen Augen, die langen Beine, die schönen Schuppen. Bei der Entpuppung zittert das Thier,

ſitzt wie erſchrocken da und entfaltet erſt nach und nach die anfangs zuſammengeſchrumpften und feuchten Flügel, bis ſie ſich breit ſtrecken und ganz trocken ſind. Dann fliegt es raſch auf.

22.

Die Käfer.

Die ringsum geharniſchten und hartſchaligen Käfer (coleoptera, eleuterata) bilden einen Uebergang von den bisher genannten weicheren Thieren zu den krebsartigen (Cruſtaceen). Sie kommen in der größten Menge und Mannigfaltigkeit vor und umfaſſen das größte Reich in der geſammten Inſektenwelt. Man hat von ihnen geſagt, ſie beherrſchen das Elyſium (die ſchöne Blumenwelt) und zugleich den Tartarus (die Unterwelt, den Koth, den Mulm und Moder des Todes).

In ihrer Form ſpiegelt ſich auf überraſchende Weiſe die Welt der Säugethiere. Darnach unterſcheidet man Bock-, Hirſch-, Elephanten-, Nashorn-, ſtierartige ꝛc. Käfer. Im Uebrigen unterſcheiden ſie ſich nach ihrer Aehnlichkeit mit den übrigen Inſekten. Die breiten Käfer gleichen noch den Wanzen, die ſchmalen den Mücken, die ſcharf gegliederten den Ameiſen, die haarigen den Hummeln, die dicken den Spinnen, die ſteifgeharniſchten den Krebſen, die mit ovalen Schilden und kleinen Füßen den Aſſeln ꝛc. Immer aber herrſcht über dieſe Aehnlichkeiten das eigentlich Käferartige vor.

Die Käfer zeichnen ſich hauptſächlich durch die Härte ihrer Hornhaut aus. Alles an ihnen iſt geharniſcht und bewaffnet. An ihrem Munde treten die oben ſchon charakteriſirten Freßwerkzeuge in reichſter Menge, ein Arſenal von Scheeren, Meſſern, Zangen ꝛc. hervor, nebſt zwei ſehr verſchiedenartig geſtalteten Fühlhörnern. Der Kopf iſt außerordentlich hart, eben ſo der Bruſtkaſten (thorax) mit den dreieckigen kapuzenartigen Anhängſeln, das ſ. g. Schildchen (scutellum) welches zwiſchen die beiden Flügeldecken tritt. Dieſe Flügeldecken (elytra) legen ſich in zwei Hälften eines Wappenſchildes, doch nicht panzerartig flach, ſondern ſchildkrötenartig gewölbt zuſammen und bedecken die darunter zuſammengefalteten durchſichtigen Unterflügel und den ganzen Leib. Sie beſtehen aus Schichten von feſtverbundenen Zellen und haben das Eigene, daß ſie nicht verbrennen, ſondern im Feuer nur zu Kohle werden, aber die frühere Form beibehalten. O. Müllers Archiv 1843 CXLIII. 1842 S. 14. An der

Bruſt ſtehen drei Paar vielgegliederte und harthornige Beine. Endlich iſt auch noch der Hinterleib mit ſteifen blech- oder wenigſtens lederartigen Ringen umgeben, alſo das ganze Thier wie mit Horn überzogen. Die Augen treten bei den Käfern nicht mehr ſo hervor wie bei Fliegen und Schmetterlingen, ſondern ſind einfacher und kleiner. Im Metallglanz und in der Farbenpracht übertreffen die Käfer alle andern Inſekten.

Im Charakter zeigen die Käfer große Verſchiedenheit. Die einen machen ſich ganz ſo unnütz wie das kleine Ungeziefer und wie die Motten und ſcheinen nur für Bosheit und Schaden da zu ſeyn, oder gefallen ſich nur im Koth, wie die Eingeweidwürmer. Andere ſind harmlos, achten keine Gefahr, taumeln wie blind und trunken in der ſchönen Natur umher, unbekümmert ob ſie irgendwo anprallen (ſo die Maikäfer, Schröter). Wieder andere laufen beſtändig umher, wie die Ameiſen, aber ohne wie dieſe zu arbeiten und überhaupt ohne größere geſellſchaftliche Vereine zu bilden. Sehr viele ſind gefräßig, raubgierig wie Libellen und Raupen. Manche lauern und üben Liſten aus, wie die Spinnen. Insbeſondere iſt das Sichtodtſtellen ſehr gemein unter den Käfern. Der Inſtinkt lehrt ſie, daß ſie in bewegungsloſer Ruhe vielleicht dem Auge des Feindes entgehen; aber unerklärlich bleibt noch die Ausdauer, mit der ſie die Verſtellung üben. Die Empfindlichkeit ſcheint bei dieſen Thieren aber auch nicht groß zu ſeyn. Man hat beobachtet, daß ein ſ. g. Goldſchmidt vorn fraß und hinten gefreſſen wurde.

Die Eintheilung der Käfer nach der Zahl ihrer Tarſenglieder ſcheint nicht die unwillkührlichſte zu ſeyn, obgleich ſie die herrſchende iſt. Man unterſcheidet darnach vier große Claſſen: pentamera mit 5 Gliedern, heteromera mit 5 an den Vorder-, aber 4 an den Hinterbeinen, tetramera mit 4, trimera mit 3 Gliedern.

Zu den Pentameren gehören wieder 1) die mit ſechsgliedrigen Fühlern in zwei großen Unterabtheilungen, den Laufern und Schwimmern.

Die langbeinigen Läufer (cursores) ſind: der kleine Sandkäfer (cicindela) in rothen und ſchwarzen Arten, am hübſcheſten aber der grüne mit rothen Beinen. Der Leib iſt klein, neigt zum Viereckigen und hat flache Flügeldecken; ebenfalls der kleine und jenem ähnliche Strandläufer (elaphrus), desgleichen der ganz ähnliche ſchwarze, aber an Bruſt, Kopf und Beinen röthliche Bombardierkäfer (brachinus crepitans). Dieſes merkwürdige Thierchen feuert gegen ſeinen Feind mit lautem Knall einen blauen Dunſt ab, der den Feind gewöhnlich erſchreckt und aufhält, ſo daß

der Käfer entfliehen kann (wie der Dintenfiſch). Er kann bis zwanzigmal hinter einander feuern. Wunder der Natur 1782 I. 359. Der Laufkäfer (carabus), viel größer, bis 1 Zoll lang und eiförmiger. Jedermann kennt den großen Feuerſtehler oder Goldſchmidt (c. auratus), der den Spaziergängern im Sommer ſo oft über die Straße läuft, eilenden Schrittes, als wäre er vielbeſchäftigt, und von glänzendem Goldgrün, aber mit einem entſetzlichen Gebiß bewaffnet, womit er auf's grauſamſte andere lebende Inſekten, ja ſeine eigenen Brüder anpackt, und von einem abſcheulichen Geruche. In der ſchönſten Kupferfarbe glänzt der ihm ähnliche calosoma inquisitor. Es gibt auch eine ſchwarze Art und ſehr viele andere kleinere und größere, vorherrſchend ſchwarz und grün. Am größten iſt carabus venator im nördlichen Afrika, ſchwarz mit langer und ſchmaler Bruſt bei dickem Leibe und einem ungeheuren Zangengebiß. — Der Grablaufkäfer (scarites), der ſich in den Sand eingräbt, iſt ähnlich, aber kleiner, nur eine ſehr große und gleichfalls langhalſige Art iſt der ſchwarze sc. Schöteri in Neuholland.

Die Schwimmer (natatores) haben einen ganz geſchloſſenen ſchildkrötenartigen Leib, einen kleinen Kopf, eingezogene Fühler und nicht lange, aber behaarte Füße zum Schwimmen im Waſſer. Zu ihnen gehört der kleine ſchwarze Taumelkäfer (gyrinus), ſo genannt, weil er ſich im Waſſer immer im Kreiſe dreht. Hinten am Leibe hängt ihm eine Luftblaſe, wie eine Perle, die ihm das Schwimmen erleichtert. Der größte Waſſerkäfer (dytiscus latissimus) iſt wanzenartig breit, 1½ Zoll lang, ſchwärzlich mit gelben Rändern. Faſt eben ſo groß iſt der dunkelgrüne d. punctulatus mit breiten und behaarten Floſſenfüßen. Eben ſo merkwürdig iſt ſeine Larve, eine geſchwänzte ſechsfüßige Raupe mit fürchterlichem Zangengebiß. Groß iſt auch der ſchwarze hydrophilus piceus.

2) Die mit viergliedrigen Taſtern. Eine Menge Familien. Vor allen der Raubkäfer (staphylinus), ein länglicher, faſt ameiſenartiger kleiner Käfer mit nur ganz kurzen Flügeldecken, was an die Wanzen erinnert, meiſt auch fein behaart. Seine Verwandtſchaft mit den Ameiſen gibt ſich auch dadurch zu erkennen, daß einige Arten in Ameiſenhaufen wohnen. Er iſt ſehr grimmig, frißt lebendige Inſekten und pflegt den Hinterleib zu erheben und umherzuwerfen, wie Weſpen. Er kann trotz der kurzen Flügeldecken gut fliegen, er hat ſogar ſehr lange Flügel, die ſich unter jenen Deckelchen zierlich zuſammenfalten. Er iſt klein, meiſt ſchwarz, nur Flügeldecken und Bruſt haben zuweilen bunte Farben. Es gibt nur

einen großen, 1 Zoll lang, st. olens. — Der Roßkäfer (geotrupes), der allbekannte dicke schwarze Käfer, der den Pferdemist durchwühlt, in vielen Arten, dazu der im Alterthume hochberühmte Pillen- oder heilige Käfer (scarabaeus ateuchus), gleichfalls dick und schwarz, der seine Eier in eine Kugel legt, die er geschickt aus Mist dreht und vor sich her wälzt. Die Aegypter sahen darin ein Sinnbild der Weltschöpfung und hielten den Käfer für sehr heilig. Eine ostindische Art macht eine Mistkugel dreimal so groß, als das Thier selbst ist. Langstedt, hindost. Denkw. 183. Sehr ähnlich ist auch unser gemeiner Mistkäfer (copris), gleichfalls dick und schwarz, oben an den kleinen Zacken vorn am Kopfe kenntlich. Die ägyptische Art (c. Isidis) ist 1½ Zoll lang, hat einen gewaltigen Stachelrücken und vorn am Munde noch zwei Hörner gleich dem Nashorn. Eine etwas kleinere, etwas schärfer gehörnte und gebuckelte, aber schön dunkelgrüne Art (c. mimas) lebt in Cayenne. — Diesen Kothkäfern schließt sich unmittelbar der schöne in den Rosen wühlende Goldkäfer (cetonia) an, der ringsum in goldgrünem Metallglanze funkelt. Er frißt nur den gelben Pollen der Rose und fegt die Staubbeutel mit seinen Füßen und mit der borstigen Zunge auf's sauberste ab. Es gibt eine dunkle Art mit weißen, eine andere mit gelben ritzartigen Schraffirungen. — Der Maikäfer (melolontha) mit seinem braunen Harnisch und seinen schönen quastenartigen Fühlhörnern ist Jedem bekannt. Er schwärmt oft in ungeheurer Menge im Frühling des Abends um die Bäume. Seine weiße, hellbraunköpfige, raupenartige Larve, der berüchtigte Engerling, lebt unter der Erde und frißt die Wurzeln der Saaten ab. Sie bringt 3 Jahre lang im Larvenzustand zu, eine große Menge derselben wird mithin den Feldern höchst verderblich. Sehr ähnlich, nur um viel kleiner und heller ist der Junikäfer (amphimalla solstitialis). Eine sehr lichtbraune Art ist an den Seiten befranzt (mel. villosa). Am schönsten ist der große s. g. Juliuskäfer mel. fullo, völlig dunkelbraun mit weißen Marmorirungen und sehr breiten Fühlerquasten.

Hier schließen sich die Riesenkäfer an, die größten, die in der Leibesgestalt den oben genannten Dickkäfern am meisten gleichen und nur am Brust- und Kopftheile phantastische Hornauswüchse zeigen. So der gemeine Loh- oder Nashornkäfer (dynastes oder oryctes) in faulen Eichen, etwas größer und eben so braun wie der Maikäfer, aber mit einem aufwärts gekrümmten Horn über dem Maule bewaffnet, womit er im Mulme der Fäulniß wühlt, wie das Nashorn im Sumpfe. Der noch grö-

here, bläulich ſchwarze und gelbgerandete Schlüſſelhornkäfer (oryctes claviger) hat ein etwas längeres Horn; o. alotus trägt außer dem Horn auf der Naſe noch zwei kurze Hörner im Nacken, beide ſchwarz, und ſieht wie ein Teufel aus; nicht viel anders der große ſüdamerikaniſche o. chorineus, bei dem aber die Naſe mehr einem Unterkiefer gleicht. Zwei ſpitze Hörner wie ein Ochs und dazwiſchen ein gleich einem Elephantenzahn hoch aufgebogenes Nashorn trägt der über 5 Zoll lange o. Actaeon, der übrigens nur von fahler brauner Farbe iſt. Nur ein einziges, aber ſehr langes und vorn gabelndes Horn im Nacken trägt o. Gideon, deſſen unteres oder Naſenhorn ſich gleichfalls verlängert und gabelt, ſo daß ſich beide Hörner wie Kiefer oder Ober- und Unterſchnabel verhalten. Das Thier iſt nur 2 Zoll lang, vorn ſchwarz, hinten maikäferbraun. Noch entwickelter iſt dieſe Schnabelform bei dem noch größern braſilianiſchen o. Hercules, deſſen Hörner überaus lang und ſpitzig ſind. Der vordere Theil dieſes 5½ Zoll langen Käfers iſt ſchwarz, der hintere fahlgelb mit ſchwarzen Punkten und Flecken. Nur wenig kleiner iſt der ſtahlgrüne o. Atlas, deſſen Ober- und Unterhorn auffallend in Halbzirkeln ſich gegen einander biegen. Die Hörner ſind übrigens ein Vorzug der Männchen allein. Man nennt den Herkules das fliegende Einhorn, den Atlas den fliegenden Elephanten. Ein dem Atlas ähnliches, Quang genanntes, großes Thier (dynastes hesperus) fand Meyen (Reiſe II. 213) auf Manila. Man läßt es dort zur Luſt an Fäden fliegen. Eben daſelbſt hält man auch einen ſehr großen grünen Goldkäfer (cetonia luconica) in Käfigen. Einen andern ſehr ſchönen Goldkäfer (cet. orpheus) ſmaragdgrün mit einer goldenen Leyer auf dem Rücken fand Peron (Reiſe I. 465) in Neuholland. Eines Prachtkäfers (nyctelia decorata), hoch auf den Cordilleren im Miſt der Lama's lebend, gedenkt noch Meyen I. 475.

Etwas verſchieden von den Nashörnern iſt die Gattung der Schröter (lucanus), ſofern zwar auch hier Hörner am Kopfe ſtehen, aber nicht wie Schnäbel ſenkrecht auf-, ſondern wie Zangen wagrecht neben einander. Der Hirſchkäfer oder Feuerſchröter (l. cervus) iſt bekanntlich der größte unſerer inländiſchen Käfer, ſchön kaſtanienbraun mit ſchwarzer Bruſt und Zangenhörnern, die faſt wie Hirſchhörner gezackt ſind. Man glaubte ehmals, er trage Feuer in die Häuſer. Auf Java gibt es noch eine größere Art, aber mit kleineren Hörnern.

Der kleine Stutzkäfer (hister) bildet den Uebergang von der Maikäferform in die der Rundkäfer. Er hat kurze Beine und etwas Wan-

zenartiges, aber hübſche Farben. Der kleine Pillenkäfer (byrrhus) iſt noch runder und bunter. Aehnlich der Glanzkäfer (nitidula). Wieder etwas größer, aber auch häßlicher iſt der ſchwarze Aaskäfer (silpha) und der wieder mehr längliche Todtengräber (necrophorus) in vielen, meiſt ſchwarzen Arten. Unſer gemeiner Todtengräber n. vespillo hat rothe Leibbänder und Fühlhörner und iſt der raſcheſte Gräber, den man kennt, denn ein einziges dieſer kleinen Thiere kann binnen zwei Stunden eine todte Maus, indem es dieſelbe untergräbt und dann wieder mit Sand oder Erde bedeckt, begraben. In die todten Thiere legt es dann ſeine Eier. Der ſchwarze iſt ſo groß wie ein Maikäfer, noch größer ein nordamerikaniſcher von ſchwarzer und orangegelber Färbung (Prinz zu Neuwied, Reiſe I. 77). Wieder kleiner, aber länglichrund iſt der Speckkäfer (dermestes) in vielen bunten Arten.

Noch länglicher rund iſt der Spring- oder Leuchtkäfer (elater). Er hat ſo kurze Füßchen, daß er nicht wieder darauf zu ſtehen kommt, wenn man ihn auf den Rücken legt. Aber er hilft ſich, indem er ſein ſtarkes Rückenſchildchen aus ſeiner Rückengrube heraus gegen die Flügeldecken ſchnellt und ſo den ganzen Leib hoch in die Höhe wirft. Erichſon, Archiv 1841 II. 165. Davon heißt er Springkäfer und von dem kleinen hammerartigen Ton des Rückenſchildes: Schmidt. Alle Kinder kennen ihn, denn ihn ſpringen zu laſſen, macht ihnen Freude. Es gibt außerordentlich viele Arten, am gemeinſten bei uns ſind die ſchwarzen und braunen. Mehrere, namentlich e. aulicus, haben lange hirſchhornartige Fühler. Dieſer iſt zugleich grün am Oberleib und blaßroth am Unterleib. Alle unſere Arten werden nicht über einen halben Zoll lang, in Afrika aber lebt e. gigas, 3 Zoll lang und ſchwarz. Alle übertrifft an Berühmtheit der ſüdamerikaniſche Springer e. noctilucus als Leuchtkäfer, weil er an der Bruſt zwei Flecken hat, die in der Nacht in ſmaragdgrünem Licht ſo wundervoll phosphoresciren, daß man dabei leſen kann. Prinz zu Neuwied, Reiſe I. 101. Die Larve lebt von den Wurzeln der Zuckerpflanze und iſt daher ſchädlich. Es gibt viele Arten. In Braſilien allein hat man ſchon dreißig entdeckt. Ausland 1840 N. 350. Humboldt fand an den Waſſerfällen des Orinoco welche mit röthlichem Lichte. Auch erzählt er, auf der Inſel Cuba halte man rothe Glühwürmer in Kürbisflaſchen und bediene ſich derſelben als Laternen. Nach andern bewahrt man ſie zu dieſem Zwecke in kleinen Netzen oder Drähten, oder läßt ſie auch frei in den Häuſern umherlaufen, um die Schnacken zu vertilgen. Piedro Martire

beſchreibt eine nächtliche Prozeſſion auf den Antillen, beſtehend aus Reitern, die ihre Kleider zierlich mit Leuchtkäfern beſteckt hatten, was eine höchſt eigenthümliche und ſchöne Illumination gewährte. Pöppig ſah mitten im Amazonenſtrom ausgeriſſene große Bäume bedeckt mit Leuchtkäfern in die Nacht dahinſchwimmen (P. Reiſe II. S. 434). Auch auf Manila ſah Meyen, Reiſe II. 225 einen hohen Baum ganz damit bedeckt. Das ſchönſte Schauſpiel dieſer Art aber ſah Kämpfer (Japan I. 58) in Indien, nämlich ganze Heere von Leuchtkäfern, die alle in demſelben Augenblick zu leuchten aufhörten und wieder anfingen, wie in einem magnetiſchen Rapport. Dieſes gemeinſchaftliche Handeln haben auch Reiſende in der neuen Welt oft bemerkt, Froriep, Notizen XXIV. 344.

Noch länglich, aber mandelartig ausgerundet iſt der Prachtkäfer (buprestis); die größten Arten werden über 2 Zoll lang und ſind ſehr ſchön, b. gigantea, der größte, im prächtigſten Metallglanz grün und kupferroth ſchillernd. b. opulenta ganz grün und metallglänzend, b. chrysis, am Leibe kupferroth, an Bruſt und Kopf grün. Eine chineſiſche Art, b. occellata, hat große rothe Augen auf den grünen Flügeldecken. — Der kleine ſchwarze, etwas längliche ptilinus zeichnet ſich durch federbuſchartige Fühlhörner aus. Die kleine fahlbraune Todtenuhr (anobium pertinax) durch den monotonen, dem Picken einer Uhr ähnlichen Ton, den ihre, im alten Holz der Gebäude nagende Larve hervorbringt. Man hegte ehmals den Aberglauben, ſie künden dem, der ſie höre, den Tod an. Das kleine Thier iſt auch ſonſt noch merkwürdig durch die tiefen Gänge, die es in Holz und Papier bohrt. Nach Kirby I. 263 machte ſich ein einziges einen ſchnurgeraden Gang durch 27 dicke Folianten. Auch iſt dieſer Käfer der unerſchrockenſte im paſſiven Widerſtande, denn wenn er ſich todt ſtellt, läßt er ſich eher in Stücke reißen, ehe er die geringſte Bewegung macht. Eben ſo bohrt und pickt der Bohrkäfer (ptinus), der bei ähnlicher Farbe einen kürzeren Leib und längere Fühler hat. — Länglich und behaart iſt der Bienenwolf (trichodes) ſchwärzlich mit rothen oder gelben Bändern geziert. Das Weibchen legt ihre Eier in Bienenſtöcke und die ausfliegenden Larven freſſen die Bienenlarven. Etwas kleiner iſt der Ameiſenkäfer (clerus) ſo genannt nur von der ameiſenartigen Geſtalt und dem ſchwarzen Kopf. — Zu den länglichen Käfern gehört auch der berühmte Johanniskäfer (lampyris), von dem ungeflügelten Weibchen auch Johanniswurm, Leucht- und Glühwurm genannt. Das Männchen iſt bräunlich, geflügelt, aber kleiner als das gelbliche flügelloſe Weibchen. Beide phos-

phoresciren blaßgrün am Hinterleibe. In Süddeutschland sind sie seltener, im nördlichen Deutschland sah ich sie in heitern Nächten der Sommersonnenwende zu Millionen in den Wäldern schwärmen, und die Umrisse der Bäume, durch den Ort, wo sie sich niederließen, in den schwarzen Hintergrund der Nacht zeichnen. In Italien lebt eine Art, von der auch die Weibchen Flügel haben. Alle Johanniswürmer stellen als Larven den Schnecken nach. Ein länglicher, weichgeflügelter Käfer (lymexylon) ist der berüchtigte Werftkäfer, der das Holz der Schiffe angreift, in mehreren gelblichen und röthlichen Arten.

Wir gehen nun zu den Heteromeren über, zu denen wieder viele Familien gehören. Dicke, fliegenartige Köpfe und weiche Flügeldecken unterscheiden sie auffallend von den früheren mehr runden und harten Käfern. Der Kronenkäfer (cerocoma) schön grün mit weißlichen Härchen und seltsam verwachsenen Fühlhörnern. Die spanische Fliege (cantharis), am Leib sargartig schmal und lang, mit weichen zartbehaarten Flügeldecken, grün oder schwarz mit rother Brust, auch gelb vorkommend. Sie verbreitet einen häßlichen Geruch und wirkt, in Apotheken aufbewahrt, als das stärkste Reizmittel bei denen, von welchen die Sünde Abschied nehmen will und die sie nicht lassen wollen. Wie dieses Thier mehr einer Fliege als einem Käfer gleicht, so der Maiwurm (meloë) mit seinen kurzen Flügeldecken ohne Flügel mehr einem großen Wurme oder einer Werre. Weich, fett, gibt er, wenn man ihn drückt, ein Oel von sich, welches heftig ätzt und Blasen zieht, daher medicinisch gebraucht wird, und weßhalb er auch Oelkäfer heißt. Eine Art mit schwarzblauem Glanz wird einen Zoll groß. Wieder mehr echt käferartig erscheint der schwarze Mehlkäfer (tenebrio), dessen Larve, der berüchtigte Mehlwurm, das Mehl verdirbt; und der große schwarze Todtenkäfer (blaps) mit spitzigem Hinterleib, den man früher sehr scheute, weil man glaubte, er künde in den Häusern den Tod an. Der kleinere, auch noch längliche feuerrothe Kardinalkäfer (pyrochroa); der kleine schwarze Schattenkäfer (melandrya), der merkwürdig kleine gelbliche oder schwarze Stachelkäfer (mordella) mit tiefgebeugtem Kopf und einem Stachel am Hinterleib. Der schön ziegelrothe Kammkäfer (rhipiphorus paradoxus) mit schwarzen kammartigen Fühlhörnern; rhip. subdipterus sieht wieder wie eine Fliege oder Wespe aus, weil seine Flügel weit hinter den kurzen Flügeldecken hinaufstehen.

Die Tetrameren, eine große Hauptabtheilung der Käfer, begreifen unter sich zunächst die Rüsselkäfer, die man auch Elephantenkäfer nennt,

weil ſie insgemein ihren langen Rüſſel etwas niederhängen, wie die Elephanten, und auch ſo ſchwerfällig und bedächtig einhergehen. Es gibt ihrer von jeder Größe und Farbe. Die Fühler ſtehen bei allen ſehr weit vorn am Ende des Rüſſels, wie ein kleiner Telegraph. Am gemeinſten ſind die kleinen ſchwarzen Arten cionus, orchestes, die ſich nur wenig unterſcheiden. Größer und bunter werden die Arten von rhynchaenus. Schöne weiße und ſchwarze Zeichnungen haben die von cleonus. Eine Menge kleiner bunter Rüſſelkäfer erzeugt gefährliche Larven, daher ihre Namen. Die Arten von balaninus ſind Nußbohrer, die von calandra Kornbohrer, der ſchwarze Kornwurm, die von phyllobius, rhynchites ꝛc. Obſtſtecher. Eine unüberſehliche Menge von ſchädlichen Würmern in den Blüthen (die Kaiwürmer), im Obſt, in den Weinbeeren, in den Nüſſen des Waldes gehören hieher. Nur in der tropiſchen Zone werden dieſe Thiere groß. Die calandra palmarum iſt ein ſchwarzer Rüſſelkäfer von 2 Zoll Länge. Der größte und prachtvollſte aller Rüſſelkäfer aber iſt der berühmte große Brillantkäfer, entimus imperialis in Braſilien, hellgrün, auf dem etwas buckligen Rücken aber gleichſam mit parallelen Perlenſchnüren beſetzt, wovon jede einzelne wie Brillanten glänzt und unter dem Mikroſkop die ſchönſten Farben zeigt. Es gibt auch bei uns einige ähnliche ganz grüne Arten, die gerne im Mai an der Spitze der Grashalme ſich ſonnen, aber ſie ſind viel kleiner und weniger glänzend. Meyen Reiſe I. 80, erwähnt zweier Diamantkäfer in Braſilien, chlamys bacca und cuprea, die zu Tuchnadeln geſucht und ſehr theuer ſeyen.

Eben ſo eigenthümlich erſcheinen die zahlreichen Gattungen der Bockkäfer, deren oft ungeheuer lange Fühlhörner wie Bockshörner ausſehen. Sie gleichen den ſpaniſchen Fliegen in der Länge des ſchmalen Leibes. Nur kurze Flügeldecken bei langen Flügeln hat der Hartkäfer (molorchus). Clytus, der Widderkäfer, hat gewundene Fühlhörner. Rhagium, der Zangenbock, breitet die Hörner wie Zangen aus. Leptura, der Schmalbock mit ſpitzem Leib. Lamia, der eigentliche Bock mit ſehr langen wie bei'm Steinbock geſtellten Hörnern, darunter l. sutor der derbe Schuſterbock, l. sartor, der luſtige langbeinige und langhornige Schneiderbock, l. longimana, der prachtvolle 3 Zoll lange bunt marmorirte Bock aus Südamerika. Cerambyx, ebenfalls mit ſehr langen Hörnern, die ſich zuweilen hinter dem Leibe ſchließen, ſo daß der Leib in ihnen wie in einem Kreiſe ruht. C. moschatus, der biſamduftende dunkelſtahlgrüne Weidenbock, der auf Weiden lebt, c. alpinus, der blaugraue Alpenbock mit ſchön gefiederten

ungeheuer langen Fühlhörnern, c. heros, der deutsche Eichenbock, fast 2 Zoll lang, schwarz mit eben so langen Hörnern. Prionus, der Sägebock mit zwei furchtbaren Sägen am Maul, ähnlich den Hirschhörnern des Hirschkäfers, und langen bockartig gestellten Fühlhörnern, besonders p. cervicornis, der bis 5 Zoll lang wird und wie lamia longimana marmorirt ist, und p. armillatus bis 4 Zoll lang, p. barbatus fast eben so lang, p. speciosus in schönem dunklem Golde glänzend. Der erstere, in Guiana einheimisch, legt seine sägenartigen Mandibeln um einen Zweig und sägt ihn ab, indem er mit ungeheurer Schnelligkeit um den Zweig herumfliegt. Schomburgk Reise, 329.

Einen verhältnißmäßig langen Hals und einen ameisenartigen Kopf hat die Gattung lemna (crioceris) und übrigens hinten etwas länglich viereckige, meist bunte Flügeldecken. Zu ihnen gehört das feuerrothe Lilienhähnchen (c. merdigera), welches man im Beginn des Frühlings auf den grünen Blättern der weißen Lilien findet. Es legt seine rothen Eier unter die Blätter, daraus entstehen Larven, die sich mit ihrem eigenen Koth eine Decke oder eine Art Schneckenhaus bilden und so die Lilien schänden und ihre Blüthenkeime vernichten. So muß die edelste Blume von der scheußlichen Gemeinheit leiden, wie das Heilige, das sie bedeutet. Aehnlich die Gattung donacia, worunter das kleine lazurblaue Hähnchen, d. festucae. — Wie abgekürzte, zusammengeschobene Hähnchen sehen die sehr kleinen, viereckigen und behaarten Borkenkäfer (bostrichus) aus, deren Larven in der Rinde der Nadelhölzer leben und dieselbe in allen Richtungen durchfressen, den Wäldern höchst schädliche Insekten. Eben so klein, aber mehr rund und platt sind die Erdflöhe (haltica), kleine glänzend dunkelgrüne Käferchen mit rother Brust, die wie Flöhe aussehen, aber doch fliegen. Sie durchlöchern die Blätter und können in kurzer Zeit einen ganzen Garten entstellen. Etwas größer sind die schönen Blattkäfer (chrysomela) und Fallkäfer (cryptocephalus). Die erstern sind mehr rund, die letztern viereckig, beide aber kommen in den schönsten Farben vor, weßhalb sie auch Goldhähnchen heißen. Am schönsten ist wohl chrysomela aeternans violett mit blauen Längsstreifen, und ch. cerealis goldgrün mit violetten Streifen.

Zu den Trimeren, der vierten und letzten großen Abtheilung der Käfer, die sich durch ihre Rundung auszeichnen, gehört das allbekannte, den Kindern liebe Marien- oder Herrgottskäferchen (coccinella), Blattlauskäfer genannt, weil er den Blattläusen nachstellt. Das niedliche

Thierchen kann ſich ganz in ſeine rundgewölbte Schale verſtecken, wie eine Muſchel oder Schildkröte, ſo daß die Füße eingezogen ſind und der kleine Kopf, weil der kurze Bruſtſchild ſich in Form und Farbe gewöhnlich den Flügeldecken anſchließt, kaum merklich wird. Es iſt eines der früheſten im Jahr, gilt daher als Bote des Frühlings, und als günſtiges Zeichen, wenn es ſich uns auf die Hand ſetzt. Es iſt meiſt roth oder gelb mit ſchwarz, oder ſchwarz mit weißen Punkten verziert. Man findet dieſe Thierchen ſo früh im Jahr, weil ſie zum Theil überwintern, aber ſie ſcheinen dazu nur verurtheilt zu ſeyn, um großen gefräßigen Goldſchmieden, welche gleichfalls (weil ſie die Paarung verſäumt) überwinterten, zur Nahrung zu dienen. — Hieher gehören noch die Gattungen des pselaphus mit breitem wanzenartigem Bauch und kurzen Flügeldecken ꝛc.

23.

Die Spinnen.

Die Spinnen mit den Milben und Scorpionen vereinigt bilden die Claſſe der Arachniden (arachnoidea), die man früher mit den Inſekten zu vereinigen pflegte, jetzt aber von ihnen trennt. Sie ſind alle ungeflügelt und ohne harte Hornhaut, weich und vorherrſchend bauchig. Dagegen haben ſie 8 Füße, 2 mehr als die Inſecten. Sie bilden den Uebergang zu den Krabben (Cruſtaceen), die oft, wenn auch in harte Schalen incruſtirt, doch ganz die Spinnenform behalten. Oken meinte, die Spinnen ſeyen vorherrſchend Bauch, die Krabben Bruſt und die Aſſeln Schwanz.

Die Milben (acari) gehören zu den kleinſten Thierchen und können zuweilen nur durch das Mikroſkop geſehen werden. Sie ſind ein Ungeziefer wie die Läuſe und die paraſitiſchen Würmer. Man ſieht an ihnen nur einen wurm- oder ſackartigen Leib mit den vielen Beinen nach beiden Seiten. Der Kopf iſt klein und hat bei einigen Gattungen einen Saugrüſſel, bei andern ein käferartiges Gebiß und zuweilen kleine Scheeren an dem erſten Paar Beine, die als Fangarme gelten. Die allbekannte Käſemilbe a. siro, hat am ganzen Leibe borſtenartige Fäden; a. folliculorum iſt das kleine ſtille Thierchen, das in den ſ. g. Miteſſern, runden Wulſten in unſerer Haut, lebt; a. exulcerans oder sarcoptes scabiei iſt die Krätzmilbe, die unſichtbar klein unter der Haut die berüchtigte Krankheit erzeugt, nach der ſie genannt iſt. Man hat entdeckt, daſſelbe Thierchen bewirke auch die Pferde- und Schafräude. Froriep, neue Notizen 32. 292.

Wiegmann, Archiv 1835 I. 354. Acarusarten ſind es auch, die in der ſ. g. Läuſeſucht (acariasis) zu Millionen im menſchlichen Körper entſtehen. Vgl. Ariſtoteles, Thiergeſchichte V. 25. Plinius, Naturg. II. 39. Neuere Beiſpiele bei Keferſtein, ſchädliche Inſekten. Denn nicht immer dürfte pediculus tabescentium (ſ. oben bei den Läuſen) zur Erklärung aller hier vorkommenden Fälle ausreichen. A. farinae, die kleine weiße Mehlmilbe, bildet den weißen Anflug der ſüßen Zwetſchgen, Feigen ꝛc., der für ausgeſchwitzten Zuckerſaft gehalten wird, aber von unzähligen Thierchen wimmelt. A. vegetans, die Käfermilbe, frißt Käfer. De Geer bemerkt, daß nur immer eines dieſer Thierchen für alle freſſe, indem die andern ſich wie eine Schnur an das erſte hängen und mit ihm polypenartig verbunden erſcheinen. — Eine große Menge Milben (dermanyssus oder a. passerinus, gallinae ꝛc.) lebt lausartig auf Vögeln.

Die ſchönſten Milben ſind die ſ. g. Erd- oder Sammetmilben, ausgezeichnet durch hochrothe Farbe, ſammtne Weichheit und raſchen Lauf. Am gemeinſten iſt trombidium, in allen unſern Gärten leicht kennbar an der ſchönen Scharlachfarbe. Noch größer rhyncholophus imperialis. Eine ſehr kleine Art dieſer rothen Thierchen, coya genannt, in Südamerika, iſt ſo giftig, daß der Menſch, dem ſie auf die Haut ſitzt, ſterben müßte, wenn ſie auf ihr zerdrückt würde, weßhalb man ſie nur leiſe wegzublaſen pflegt. Eine überaus kleine Milbe (melichares agilis) lebt auf Datteln und Feigen und kann dieſe großen Früchte mit Schnelligkeit umlaufen. Wiegmann, Archiv 1839 II. 276. Auf einer Himbeere lebt eine ähnliche Milbe, die noch viel ſchneller läuft und in einem Augenblick um alle Höcker der Beere herumkommt. — Roth iſt auch die Waſſermilbe (hydrachna) und Sumpfmilbe (limnochares), die ſtehende Gewäſſer anfüllen.

Den Milben zunächſt ſteht die Zecke (ixodes), auch Holzbock genannt, das kleine häßliche Thier, das ſich in die Haut größerer Thiere (beſonders der Schafe) einbeißt und ſich vollſaugt, bis ſein vorſtehender Bauch erbſen- und nußdick anſchwillt. Sehr beſchwerlich iſt eine amerikaniſche Art, nigua genannt, die unter die Haut Eier legt und dadurch brennende Schmerzen verurſacht.

Den Uebergang von den Milben zu den eigentlichen Spinnen bildet die langbeinige Afterſpinne oder der Weberknecht (phalangium). Den unſcheinbar grauen und kleinen, gürtelartig gerunzelten Leib tragen ungeheure lange Beine, mit denen das Thier an den Mauern platt aufliegt, ph.

opilio ist mehr wanzenartig breit, pholcus mehr wespenartig lang. Längere Beine kommen in der ganzen Natur nicht vor.

Die eigentlichen Spinnen (araneae) sind Thiere von viel höherer Art, von wunderbaren Instinkten und Kunstfertigkeiten. Diese Thiere haben einen kleinen Kopf, der mit der Brust fast immer noch zusammengewachsen ist, ein starkes käferartiges Gebiß, 6, meist aber 8 kleine Augen in der verschiedenartigsten Gruppirung über dem Munde, zwei Fühlhörner, die zuweilen den Charakter von Beinen oder Armen annehmen, vier Paar Beine, die gleichfalls als Arme dienen und mit ihren Klauen Händedienst verrichten, endlich einen insgemein runden, dicken und weichen, bald glatten, bald behaarten, in der Regel sehr schön gezeichneten Bauch, der an Größe meist Brust und Kopf weit übertrifft. An diesem mehr glatten oder buckeligen, ei- und herzförmigen oder mehr viereckigen Bauch hinten haben sie 4—6 Warzen, aus denen sie die feinen Fäden spinnen, die sie mittelst ihrer glieder- und klauenreichen sehr geschickten Füße ordnen und zu Gespinnsten ausbreiten. In diesen fangen sie Insekten, denn sie sind alle Raubthiere.

Gar vieles ist geheimnißvoll an diesen Spinnen. Ohne Flügel scheinen sie doch immer fliegen und hoch in der Luft leben zu wollen. Die gemeinen Spinnen schweben frei in ihren Geweben, der s. g. fliegende Altweibersommer ist ein fliegendes Gewebe, in dem die Meisterin desselben meilenweit fliegt. Die Spinnen werfen nur einen Faden in die Luft und klettern daran hinauf, viele aber sieht man in der Luft gradeaus sich bewegen, auch ohne erkennbaren Faden.

Die Spinnenfäden sind eine im Leibe der Spinnen erzeugte harzige Materie von äußerster Elasticität und Klebrigkeit zugleich. Jede der 6—8 Spinnenwarzen hat wieder 100—400 (epeira quadrata sogar 1000) zarte Papillen, die jede ein besondres Fädchen ausziehen oder dirigiren, so daß ein uns sichtbarer Spinnfaden aus 8 mal 400, ja aus 8 mal 1000 kleinen Fädchen zusammengesetzt ist (wie die Nervenfäden). Vgl. Joh. Müllers Archiv 1842 CXLVI. Das Thier spannt einen Faden nach dem andern zwischen zwei festen Punkten aus und webt mannigfache s. g. Netze, meist excentrisch, in denen es selbst in der Mitte sitzt und die durch Querfäden leiterartig verbundenen Radien mit den Füßen lenkt. Die Fäden bleiben so klebrig, daß heranfliegende Insekten nicht mehr loskommen. Nun läuft die Spinne herbei, umspinnt das zappelnde Thierchen noch mehr und saugt es aus. Darwin (Reise I. 41) sah in Brasilien, wie eine mitten in

ihrem Netz sitzende Spinne sich und das Netz so rasch zitternd bewegte, daß sie unsichtbar wurden. Dadurch schützt sie sich gegen Feinde. In den heißen Ländern weben viele Spinnen gemeinschaftlich ein großes Netz (was bei uns nie vorkommt). Azara (Reise I. 121) sah, wie einige hundert Spinnen zusammen ein großes hutförmiges Netz woben, in Südamerika. Vgl. noch Ausland 1840. N. 179. Becher (Mexiko S. 89) fand zwischen zwei Bäumen Spinnengewebe von 15 Quadratfuß Größe; Hunter in Neuholland Gewebe von 12—14 Schritt Breite und sehr zähe. Die Nachricht bei Kirby I. 463, wornach Staunton auf Java einmal ein 7—8 Klafter breites Spinnengewebe, in dem sich sogar drosselartige Vögel gefangen hätten, habe durchhauen müssen, um durchzukommen, dürfte (Kirbys Verdienst unbeschadet) übertrieben seyn.

Gewiß aber ist, daß die Spinne ihre Fäden wie Pfeile auswerfen kann. Setzt man sie (wie Knight versucht) unter Glas auf ein einziges trockenes Plätzchen, was rings von Wasser umgeben ist, so wirft sie einen Faden, der an der innern Wand des Glases anklebt, und läuft dann darauf fort. Rengger (Paraguay S. 269) sah, wie eine Spinne, die von einem Baum ins Wasser fiel, sich schnell ein kleines Schiffchen spann. Diese Thiere können mit Blitzesschnelligkeit Fäden spinnen, sie aber auch eben so schnell wieder verschwinden machen. Oft sieht man eine Spinne von der Decke sich herablassen, dann wieder hinaufklettern, ohne daß man merkt, wohin der Faden kommt. Quatremère-Disjonville, der im Gefängniß lange die Spinnen beobachtete, sagt in s. Werke S. 48, das Thier verzehre die Fäden in kleinen Klümpchen. In Brasilien gibt es Spinnen, die einfach einen Faden in die Luft schießen, rasch daran hinaufklettern und nicht wiederkommen. Ausland 1840. N. 179. Man nennt sie die Luftspinnen (aranea obtextrix). Vgl. Rennie, Wunder der Insektenwelt S. 459 und Kirby, Entomologie II. 375. Der letztre beschreibt, wie sich die Spinne auf den Rücken legt, einen Faden grade aufschießt und daran rasch hinaufläuft, oben aber den noch herabhängenden Faden aufwickelt und sich eine Art von Luftballon daraus macht, mit dem sie davonfliegt. Derselbe (S. 380) berichtet über eine noch viel wunderbarere Gabe der Spinnen, nämlich wie eines dieser Thiere sich herabläßt, dann plötzlich einen Faden wagrecht ausgehen läßt und auf diesem (scheinbar gegen das Gesetz der Schwere) fortläuft. Darwin, Reise I. 182 sah an der Südküste von Amerika auf dem Meere, 60 Meilen vom Lande, fliegende Spinnenweben, die zu tausenden am Schiffe hängen blieben. Sie enthielten

kleine dunkelrothe Spinnen, die eben so gut auf dem Wasser, wie auf dem festen Boden laufen konnten. Darwin beobachtete, wie eines dieser Thierchen auf dem Schiffe einen Faden in die Luft schleuderte, an demselben hinauflief und in der Richtung des Windes mit ihm verschwand. Sie scheinen also, wenn sie auch ins Meer fallen, sich wieder erheben zu können. — Die zahllosen weißen Spinnenweben des s. g. fliegenden oder Altenweibersommers, die in klaren Septembertagen durch die Luft ziehen und die Stoppelfelder bedecken, kommen meist von Spinnen her, die sich in Gebirgsgegenden auf die Gipfel der Bäume, sonderlich der Fichten und Tannen begeben, von dort einen Faden in die Höhe schießen und mit ihm aufschweben. Der Luftstrom trägt sie dann sanft in die Länder nieder.

Seit uralter Zeit gelten die Spinnen als Wetterpropheten. Wenn sie sich tief in ihre Schlupfwinkel zurückziehen, kommt Regen, treten sie hervor, dann gutes Wetter. Der oben schon genannte Quatremère-Disjonville war in Holland gefangen worden als französischer Agent im J. 1787 und saß schon ins achte Jahr im Kerker, als die Revolution in Frankreich ausgebrochen war und ein republikanisches Heer unter Pichegru in Holland einfiel. Da erkannte der Gefangene aus dem Verhalten der Spinnen in seinem Kerker, daß binnen 14 Tagen heftige Kälte eintreten würde und ließ es Pichegru wissen, der wirklich in der berechneten Zeit mit seinem ganzen Heer sicher die gefrorne Waal passiren konnte. Quatremère hat eine besondere Schrift über seine Spinnenbeobachtungen herausgegeben. Darin sagt er z. B. S. 48, wenn die Spinnen plötzlich ein Viertel oder Drittel ihres Gewebes selber einreißen, komme ein vorübergehendes Unwetter. Je längere Fäden die Hängespinne spinnt, desto länger bleibt schönes Wetter ꝛc. Er unterscheidet übrigens Winter- und Sommerspinnen, denn es ist nicht wahr, daß die Spinnen nur im Sommer sich rühren, an verborgenen Orten leben gewisse Arten den ganzen Winter über. Daß die Spinnen sich zähmen lassen und gerne um die Menschen sind, ist längst bekannt. Quatremère erzählt S. 36, daß die Spinnen durch Musik herangelockt und ganz zahm werden, sich ihm auf den Arm gesetzt hätten ꝛc. Dasselbe wird vom gefangenen Grafen Lauzun erzählt. Scheitlin, Thierseelenkunde I. 434. Und von dem in der Bastille gefangenen Pelisson. Museum des Wundervollen III. 147. VIII. 389. Vgl. VI. 152.

Bei alledem ist die Spinne ein häßliches Thier, vor dem viele Menschen einen unüberwindlichen Abscheu haben. Sie ist das Vorbild

all der lauernden Heimtücke unter den Menschen, die ohne sich selbst einer Gefahr auszusetzen, dem Andern Netze stellt. Dazu ist sie grausam und saugt die lebendigen Thiere aus. Während die Spinnmutter ihren Eiersack nicht läßt und hier die größte Treue übt, sagt man ihr nach, sie fresse das Männchen gleich nach der Paarung, wie der berühmte Entomologe de Geer selbst will gesehen haben. Quatremère dagegen beschrieb das Spinnenweibchen als sehr zärtlich, es warte, bis das 11 Monat lang schlafende Männchen erwache und füttere es dann liebreich in ihrem Netze. Gewiß ist, daß sich für die armen Thierchen, die in das Netz der Spinnen fallen, kein gräßlicherer Anblick denken läßt als eine mit 8 langen vielgegliederten, höchst gelenkigen und kralligen Beinen, und mit 2 armartigen Fühlern, großen Freßzangen ꝛc. bewaffnete Spinne, wenn sie wie der hundertarmige Briareus ihr Opfer packt und ihren ohnehin schon hochgeschwollnen Bauch mit seinem Blut und Leben füllen will.

Man theilt die Spinnen ein in dipneumones mit zwei, und tetrapneumodes mit vier Lungen. Die letztern sind die größern, vornehmern der heißen Zone mit den größten und dichtesten Geweben. Die erstern theilt man wieder in Jagdspinnen (vagabundae) ohne Gewebe und Weber (sedentariae). Bei den erstern stehen die Augen in drei Reihen, je zwei in den beiden obern Reihen, 4 in den untern, woran man sie leicht erkennt. Bei den Webern stehen je 4 Augen in zwei Reihen einander gegenüber, bald weiter, bald enger, gerade oder krumm. Die Spinnenaugen sind klein, aber glänzend und strahlend. Wichtig ist für die Eintheilung übrigens auch die Verwandtschaft der Spinnen mit andern Gliederthieren, denn sie gehen in die Ameisen-, Wanzen-, Werren-, Käfer- und Bienenform über.

Zu den Jagdspinnen gehören zuerst die langgestreckten ameisenartigen Springer. Diese weben kein Netz, vagabundiren umher und fangen ihre Beute durch Auflauern und Beschleichen, wie der Tiger in einem großen Sprunge. Am gemeinsten ist salticus scenicus, schwarz mit harlekinartigen weißen Ringen auf dem Rücken. Den auffallendsten braunen Ameisenleib hat myrmecia. Die Wolfsspinne (dolomedes) webt nur einen Sack für ihre Eier, den sie mit sich schleppt, vagabundirt aber im übrigen. Eine Gattung, die s. g. Sumpfspinne, d. fimbriatus, ist braun mit weißer Binde, hat sehr lange Beine und läuft rasch über Wasser, eine andere d. mirabilis ist grau mit rother Binde und lebt in Wäldern. Die Gattung lycosa hat ungewöhnlich lange Vorderbeine, gräbt in die

Erde, tapezirt ſich ihre kleine Höhle mit Gewebe aus, trägt den Eierſack hinter ſich und ſpäter die Jungen auf dem Rücken. Die vornehmſten Arten ſind die Erdſpinne, l. agricola roth mit ſchwarzer Binde, die Uferſpinne, l. litoralis oder saccata, ſchwarz mit weißen Flecken, berühmt durch die Aengſtlichkeit mit der ſie ihren Sack hütet; ſie läßt eher das Leben, als ihre Eier. Endlich die weltberühmte Tarantel (l. tarantula), beſonders häufig in der Gegend von Tarent in Unteritalien, einen Zoll lang, unten roth, oben mit dreieckigen ſchwarzen Flecken. Man glaubte vordem, ihr Biß mache raſend und zwinge die Menſchen zu raſtloſem Tanze, aber durch eine gewiſſe Tanzmuſik würden ſie geheilt. St. Andrée erzählt in ſeinen Briefen (überſetzt von Arnold 1727), ein Gebiſſener habe zweimal 24 Stunden nach jener Melodie getanzt und ſey auch geheilt worden, aber während des Tanzes habe er ſtatt ſeines eigenen Bildes das einer Tarantel im Spiegel geſehen. Vgl. Görres, Geſchichte der Myſtik III. 263. Ein ſolcher Rapport des Menſchen mit den Thieren gehört zu den geheimnißvollſten Dingen in der Natur und darf nicht leichtſinnig geläugnet werden. Auch der vom tollen Hund Gebiſſene tritt in einen Rapport mit dem Hunde. Im Uebrigen iſt der Tarantelbiß nicht Jedem und nicht unter allen Umſtänden gefährlich. Man ſchreibt ſogar die Tanzwuth einer Hyſterie zu, die auch ohne den Spinnenſtich komme. Vgl. Oken, Naturg. V. 683. Schon Swinburne und ſpäter Majer, Neapel I. 366 erklärten den Tanz für antik, für einen Ueberreſt der wilden alten Bachanale. Alle glaubwürdigen Anſichten und Fabeln von der Tarantel findet man beiſammen in den bei Oken verzeichneten Werken, und ferner noch bei Blainville, Reiſe III. 459 f., Sengwerdius, de tarantula, 1668. Das italieniſche Lied, das zur Melodie geſungen wird, iſt abgedruckt in Franciſci luſtiger Schaubühne I. 681 und in Happel, relat. cur. II. 29.

Die Netze webenden Weber umfaſſen zunächſt die nur wenige Fäden ausſpinnenden, krabbenartig geſtalteten ſ. g. Krebsſpinnen (themisus). Gar ſchön iſt t. citreus, der gelbe mit rothen Streifen, der auf Weiden lebt, auch t. tigrinus weiß mit ſchwarzen Flecken und t. oblongus blaßgelb mit braunen Strichen. Aehnlich die grüne, im Graſe ihre Fäden ſpinnende micrommata. — Strahlenförmige Netze mit concentriſchen Querfäden, die gewöhnlichen weiten Radgewebe, kommen her von mehreren Spinnengattungen, die man deshalb mit dem Namen orbitelae umfaßt. Zu ihnen gehört die Gattung epeira, deren größte Art unſere wohlbe-

kannte Kreuzſpinne (e. diadema) iſt, auf deren zuweilen haſelnußgroßem dickgeſchwollnen, einen hohen Buckel bildenden und hinten etwas zugeſpitzten Bauche auf braunem Grunde ein dreifaches weißes oder gelbes Kreuz prangt. Kleiner iſt die grüne e. cucurbitina mit drei hellgelben Streifen. Es gibt noch viel ſchöner gezeichnete Arten, die man gleich auf den erſten Tafeln in Hahns großem Spinnenwerke abgebildet ſieht. Auffallend iſt bei e. sericea Tafel 2 und bei e. argyopes Tafel 154 und 155 der blattartig ausgezackte Unterleib. Die Kreuzſpinnen wachſen bei gutem Futter aus einem kleinen Leibe zu ungeheurer Dicke. Man hat den grauſamen Verſuch gemacht, eine einzuſperren und wochenlang hungern zu laſſen. Sie ſchrumpfte ganz zuſammen, als aber eine geſunde dicke Spinne zu ihr eingelaſſen wurde, raffte ſie ſich auf, packte jene mit ungeheurer Kraft, ſog ſie aus und wurde bald eben ſo dick, als jene geweſen war. Eine epeira curvicanda hat am Hinterleib zwei ungeheure krumme Hörner (Milne-Edwards, arachnides pl. 11). In der Gattung acrosoma kommen noch viele ſolche hornartigen Auswüchſe des Spinnenbauches vor, die bei Hahn abgebildet ſind, a. hexacantha mit viereckigem Bauch und vier Stacheln, a. furcata mit Doppelſtacheln, a. spinosa, crassispinum, aculeatum, militare, armigerum ꝛc. alle mit vielen Stacheln. Bei micrathema theilt ſich der Bauch in zwei Säcke, deren jeder drei Stacheln hat. Hier geht die Spinne ganz in die Grille über, nur daß ſie die Darmauswüchſe am Bauch, nicht am Rücken hat. — Die Gattung linyphia macht wagrechte ſehr verworrene Gewebe an Bäume, l. triangularis hat auf dunklem Leib ein braunrothes Dreieck. — Ein viel dichteres jedoch unregelmäßiges Gewebe macht die Gattung theridium in vielen bunten Arten, Kranzſpinne genannt von einem rothen Ring auf dem kuglichen Leibe.

Eine hohle mützenförmige Wohnung webet ſich die Waſſerſpinne (argyroneta) im Waſſer, um trocken darin zu brüten. Zur Paarungszeit verbinden je zwei Spinnen ihre Waſſerhäuschen durch einen feſtgewobenen Gang unter Waſſer. Grube in Frorieps Notizen 1842. N. 527. Sie verfertigen ſich auch eine Art Taucherglocke, um trocken unter Waſſer zu bleiben und bewegen ſich damit in der Tiefe. Sonſt geben ſie an den Füßen und am Hinterleib Luftblaſen von ſich, die an ihnen kleben bleiben und mittelſt deren ſie im Waſſer wie mit Schwimmblaſen ſchwimmen. Uebrigens ſind ſie braun, klein und unanſehnlich.

Eine dichte Watte webt tegenaria, unſere gemeine Hausſpinne, klein, eiförmig, braun mit zwei Reihen gelber Fleckchen, in den Winkeln

der Häuser, und die gleichfalls braune, weißgefleckte agelena auf den Feldern. Die letztere hat sehr haarige Beine und eine Art a. labyrinthica schwalbenschwanzartige Büschel am Hinterleib. Ein ähnliches Nest, aber eher in Dach- oder Röhrenform, webt sich in Steinritzen, Blättern ꝛc. die Gattung clubiona. Die eine Art, c. atrox ist braun mit einem gelbgerandeten schwarzen Fleck, die andere c. holosericea atlasgrau.

Die vollkommensten Spinnen sind die Vierlungen. Man rechnet zu ihnen die haarigen Kellerspinnen, segestria, deren Pelz und pergamentartige Haut sie so sehr schützt, daß sie Wespen angreifen und tödten; die gleichfalls stark behaarte braunrothe und mit schwarzen Scheeren bewaffnete ctiniza caementaria, die für ihr Netzgewebe eine eigene Fallthüre macht (von Sauvages bei Montpellier genau beobachtet). Endlich gehören hierher die großen pelzigen Bärenspinnen der heißen Zone, die prächtigsten von allen in der umfassenden Gattung migale. Zunächst die berüchtigte Vogelspinne (m. avicularia oder scrofa) von der man glaubte, sie fange in ihrem Gewebe den kleinen Colibri und sauge ihn aus. Allein Meyen (Reise I. 338) fand in Chile, daß sie nur von Pflanzenstoff lebt und ganz unschuldig ist. Das Thier ist 7½ Zoll lang, braunroth und dichtbehaart. Tschudi (Reise II. 15) fand sie auch in Peru. In dem großen Werke von Hahn sind viele Arten von ihnen abgebildet, m. athletica ist hier am zottigsten, m. blondis am lichtbraunsten. — Von vielen großen und bunten Spinnen in den heißen Ländern haben wir nur oberflächliche Kunde und wissen nicht, zu welchen Gattungen sie gehören. So rühmt Langstedt in seinen hindost. Denkwürdigkeiten S. 168 eine Spinne mit goldenem Lorbeerzweig auf dem purpurnen Rücken, eine goldgrüne mit schwarz- und silbernen Rückenstrichen, eine schwarzsammtene mit silbernen Bändern, die auch silberglänzende Gewebe haben soll. In dem Werke von Donavan kommt eine chinesische Spinne vor, aranea maculata, die oder golden unten purpurn und 5—6 Zoll lang ist. Darwin, Reise I. 40 beschreibt eine Schmarotzerspinne in Südamerika, die sich kein eignes Netz spinnt, sondern sich zu einer größeren Spinne gesellt und in dem Netz alles kleine Gethier, was sich darin fängt und was die große Spinne verschmäht, für sich verzehrt. Sie wird von der großen geduldet. — Zellkampf in Erichsons Archiv 1844 S. 320 beschrieb eine blinde Spinne (phalangodes armata) in der Mammuthhöhle von Kentuky. Anstatt der Augen, die sie in der Finsterniß nicht braucht, hat sie „armirte Fühlerfüße".

24.

Die Scorpione.

Der Scorpion iſt ſchon mit krebsartigen Scheeren bewaffnet und bildet den Uebergang von den Spinnen zu den Cruſtaceen, hat aber auch noch viel von den nackten breiten Wanzen und biſſigen Werren an ſich und erſcheint als die höchſte Vollendung der Inſektenwelt in der Richtung zur Tiefe, zum Häßlichen und Böſen hin. Die h. Schrift faßt unter dem Scorpion den Begriff des Schmerzhafteſten, Tödtlichſten und zugleich Böſeſten zuſammen. „Ihre Qual war wie eine Qual von Scorpionen.“ Offenb. Joh. 9, 5. „Mein Vater hat euch mit Ruthen geſtrichen, ich werde euch mit Scorpionen ſtreichen.“ 1 Könige 12, 11. „Du wohneſt unter den Scorpionen.“ Ezechiel 2, 6. D. h. unter gottloſen und verſtockten Menſchen. Die wichtigſte Stelle aber iſt Luc. 11, 12: „So er um ein Ei bittet, der ihm einen Scorpion dafür böte.“ Im Ei iſt alles künftige Leben enthalten, im Scorpion aber der Tod. Das Ei iſt Sinnbild des Frühlings, des aus der harten Winterſchale brechenden Naturlebens; der Scorpion bedeutet dagegen, daß wenn die Sonne in das nach ihm benannte Thierkreiszeichen am Himmel tritt, ihre Kraft entmannt, der Tag verkürzt, alles Naturleben im Herbſtſturme wieder vernichtet wird. Lieſt man piscem für ovum, ſo iſt doch der Sinn derſelbe, denn der Fiſch iſt Sinnbild des reinen Elementes, der Taufe und des Heilandes ſelbſt. Erinnern wir uns nun, wie die Gliederthiere überhaupt in ſo vieler Beziehung der Nachtſeite der Natur angehören, dem Zerſtörungstriebe dienen und Vorbilder des Unſittlichen ſind, ſo müſſen wir dem Scorpion in dieſer Beziehung eine ganz beſondere Wichtigkeit beilegen.

Ziemlich harmlos erſcheinen noch die Afterſcorpione (pseudoscorpii), der kleine Bücherſcorpion (cheliser cancroides), den man zuweilen in alten Büchern findet, ganz ähnlich dem großen Scorpion, mit ſo zurückgezogenem Kopf, daß er kopflos ſcheint, zwei Scheeren wie Arme ausſtreckend, aber nur wenige Linien lang und ganz unſchädlich, ja nützlich, weil er die den Büchern verderblichen Milben frißt. Gar wunderlich iſt die Art, wie dieſes Thierchen ſich im Kreiſel um ſich ſelbſt zu drehen liebt. Die heuſchreckenartige Spinne (geniosoma) hat ſcheerenartige Fühler und das hinterſte Paar Beine von einer Länge und Knieblegung, ganz wie die Heuſchrecke. Eben ſo die verwandten Arten graphynotus, gony-

leptes, amphores ꝛc. Hier fallen die Afterſcorpionen mit den oben genannten Afterſpinnen faſt zuſammen. Eine Afterſpinne (phalangium Hedwigis) hat auffallend große Scheeren, iſt ſchwarz und wahrſcheinlich dieſelbe, von der Pallas in ſ. Reiſen (I. 321) erzählt, ſie ſey ſehr giftig und verwegen, ſo daß ſie, im Schlafe lebend, Vorübergehenden am Stock hinaufſaufe und in die Hand beiße. Kameele ſterben von ihrem Biß in drei Tagen. In der Tartarei nennt man ſie bychoreho. Das abſcheulichſte Ausſehen hat die werrenartige Scorpionſpinne (salpuga, galeodes), eine große ſehr haarige Spinne mit langem Leibe und einem fürchterlichen ebenfalls lang vorſtehendem Zangengebiß; ähnlich rhax, nur noch haariger, mit einem Bienenleibe hinten und vorn mit langen Freßzangen, die ſich wie zwei Schnäbel durchkreuzen, und pyrophorus, einer Fliege gleich am Leibe, aber mit Spinnenbeinen und vorn mit einem ſcheerenartigen Schnabel, der ſo lang wie der ganze Leib iſt. Ein indiſcher galeodes, den Hutton beſchreibt und vorax zu nennen vorſchlägt, ſaugt nicht nur ſeine Beute aus, ſondern zermalmt und kaut ſie; die größten Käfer, ſelbſt eine ohne den Schwanz drei Zoll lange Eidechſe fraß er ganz auf, einen jungen Sperling aber tödtete er nur, ohne ihn zu freſſen. Erichſon, Archiv 1844 II. 334. Einer der ſcheußlichſten Afterſcorpione iſt ferner thelyphonus, von hinten einer breiten Grille, von vorn einem Scorpion gleich mit kurzen und dicken Scheeren; und der noch häßlichere phrynos, der einer Krabbe ähnlicher als einer Spinne doch noch die Weichheit der letzteren hat und ſchallos iſt. Pycnogonon und phoxichilas ſind gleichfalls krabbenartige Spinnen mit dicken Beinen und ganz dünnem Leibe, ſo daß ſie nur wie ein Scelett ausſehen. Sie würden tiefes Entſetzen einflößen, wenn ſie nicht zum Glück ſehr klein wären. Die erſtgenannten Ungeheuer findet man alle bei Hahn, die letzteren bei Milne-Edwards abgebildet.

Der echte Scorpion (scorpio) wird wie durch ſeine Größe und ſein Gift, ſo beſonders dadurch grauenhaft, daß er kopflos erſcheint. Sein Kopf iſt nämlich ganz in die Bruſt zurückgezogen und nur ſeine Freßzangen ragen zwiſchen den weit ausgebreiteten Scheeren hervor. Uebrigens ſind es nicht die Scheeren, die ihn gefährlich machen, ſondern der aus ſeinem glatten grillenartigen Leibe lang vorſtehende, gegliederte und leichtbewegliche Schwanz, an deſſen Spitze der Giftſtachel ſitzt und mit dem er heftig um ſich zu ſtechen pflegt. Er iſt ſo grimmig, daß er ſeine eignen Jungen frißt (nach Kirby). Zuſammen eingeſperrt freſſen ſich die Scorpione bald unter einander ſelber auf. Mit ſechs großen Spinnen

eingesperrt blieb ein Scorpion Sieger, starb aber auch bald an den Wunden, die jene ihm beigebracht hatten. Froriep, neue Notizen 39, 280. Daß sich das Thier in der Wuth und Verzweiflung selber ersteche, wenn man einen Feuerkreis um dasselbe ziehe, ist jedoch nur eine Fabel.

Man unterscheidet vier Gattungen: scorpio mit 6, buthus mit 8, centrurus mit 10, androctonus mit 12 Augen. Unser südeuropäischer Scorpion (sc. europaeus) wird einen Zoll groß, ist ekelhaft gelbbraun, verkriecht sich bei Tage unter Steinen und kommt bei Nacht in die Häuser. Sein Stich wird durch Olivenöl geheilt, in dem man einen Scorpion ersäuft hat. Es gibt auch eine größere, zwei Zoll lange, gelblich weiße Art, die nicht in die Häuser kommt. Buthus gehört Indien an, eine schwarze Art wird fünf Zoll lang, nach Langstedt, hindost. Denkw. 39 sogar eine Spanne lang und wird nach der bösen Gottheit der Hindus Nandulwalkali genannt. Eine gelbe Art in Siam soll 8—10 Zoll lang werden und sehr giftig seyn. Ausland 1832 Nr. 294. Eine Art b. cyaneus ist dunkelblau, b. heros blaßgrün mit hochgelben Scheeren, b. costimanus dunkelroth. Centrurus gehört Amerika an, seiner Arten wird aber von Reisenden viel weniger erwähnt, als dies von den Scorpionen der alten Welt geschieht. Androctonus gehört Nordafrika an und kommt in vielen gelben und rothen Arten vor. Russegger (Reise II. 223) fand einen schwarzen in Nubien von sechs Zoll Länge, dessen Stich sehr heftige, stoßweis kommende Schmerzen verursachte, aber nicht tödtlich war.

25.

Die Crustaceen.

Krustenthiere (crustaceae) nennt man alle krebsartigen, mit harten Kalkschalen umkleideten Gliederthiere, gleichsam Insekten, die Muscheln werden wollen. Sie haben die scharfe Dreitheilung in Kopf, Brust und Hinterleib, das viergliedrige Gebiß, die Fühlhörner, die facettirten oder gehäuften Augen, die vielen Füße der Insekten, dabei aber manches Eigenthümliche, die Neigung, ihre Beine theils zu vervielfältigen, theils in Schwimmflossen umzuwandeln, die kalkige Schale, die Scheeren und die Größe. Kein Insekt wird so groß wie der Krebs. Die niedrigsten Crustaceen haben eine wurmförmige Gestalt und die Schale besteht aus mehr oder weniger breiten Ringen. Bei den höheren wachsen diese Ringe oder Gürtel harnischartig zusammen. Die Schalen werden (wie die Häute der

Raupen) oft abgeworfen und erneuern sich. Auch abgerissene Glieder kann das Thier reproduciren. Gleich den Raupen haben die Crustaceen auch die Neigung, ihre Beine zu vervielfältigen durch Scheinfüße, durch Verwandlung von Mundtheilen, sogar von Kiemen in Füße. Die breiten und gefranzten Blattfüße der Krebse sind Kiemen und verbreiten sich bis in den Schwanz, auf dessen Unterseite das Weibchen die Eier anklebt. Sehr merkwürdig ist ferner, daß der Krebs Zähne inwendig im Magen und den bekannten Krebsstein (Krebsauge) bei sich hat, eine weiße Kalkmasse, die ihm das Material zu neuer Schalenbildung liefert. — Sofern die Crustaceen von allerlei thierischen Ueberresten und Thierleichen sich nähren, glaubt Schmidt, Bilder aus dem Norden S. 50, sie seyen bestimmt, das Wasser von faulen Stoffen zu reinigen. Dabei ist zu erwähnen, daß der Cadavergeruch bei keiner Thierart so penetrant und unerträglich ist, wie beim todten Krebse.

Es gibt Meerthiere, die deutlich einen Uebergang aus den Muscheln in die Crustaceen bezeugen, die s. g. Rankenfüßer (cirripedia). Sie haben mehrere Schalen und sechs Paar Füße, wovon jeder aus einem kurzen Stiele und zwei vielgliedrigen Ranken besteht. Sie haben weder Augen noch Fühler. Man unterscheidet gestielte Entenmuscheln (lepadina), so genannt, weil das Volk glaubt, es wüchsen Enten aus ihnen, und ungestielte Meereicheln (balanidae), darunter die Meertulpe (balanus tintinnabulum), die von den Chinesen gern gegessen wird, die Wallfischläuse (b. complanitus und tubicinella balaenarum), die beide auf Wallfischen leben, unförmliche, tonnenartige Geschöpfe. Die Balanen wurden früher unter dem Namen der mehrschaligen Muscheln den Mollusken zugesellt.

Unter dem Gesammtnamen der entomostraca faßt man die vielen kleinen krebsartigen Geschöpfe zusammen, deren Beschreibung hier folgt. Die kleinsten Arten sind die Schmarotzerkrebse (parasita), die sich noch ganz wie Läuse und Eingeweidewürmer verhalten, aber ausschließlich auf Fischen leben. Sie haben Füße mit Klauen oder Saugnäpfen zum Anheften und weiche Leiber, nur einige haben Schwimmfüße und härtere Leiber. Die ersteren sitzen immer fest. Ausgezeichnet sind ihre großen, frei am Hinterleib herabhängenden zwei Eiersäcke, an denen man diese kleinen Thierchen leicht erkennt. Sie haben Augen und Fühler, aber die letzteren unter dem Kopf. Am niedrigsten steht lernaeocera, ein wurmartiges Thier mit vier Auswüchsen am Kopf und zwei Eiersäcken

hinten; dann pennella, mehr federartig in die Länge gezogen, lerneonema noch länger mit langem Hals und zwei Eiersäcken, so lang wie der ganze übrige Leib. Kurz und rund dagegen sind an achteres der Leib und die Säcke und dieses Thier, so wie der etwas längere tracheliastes, haben zwei über den Kopf vorragende krumme und in einen gemeinsamen Saugnapf zusammengewachsene Arme (Füße), eine Form, die sonst nirgends in der Thierwelt vorkommt. Man faßt die Thiere dieser Form unter dem Namen der Lernäen zusammen, über welche v. Nordmann in s. mikroskopischen Beiträgen 1832 genaue Untersuchungen angestellt hat. Er entdeckte, das Männchen sey zwerghaft klein im Vergleich mit dem Weibchen, auf dem es selbst nur wie eine Laus angeheftet lebe. Burmeister wollte nicht daran glauben, aber v. Siebold, vgl. Anatomie S. 493 hält nach Kroyer's und Rathke's Untersuchen diese Naturmerkwürdigkeit für begründet. Den Lernäen zunächst steht chondracanthus, aber ohne die verbundenen Beine. Auch bei diesem Thier hat v. Nordmann ein oder zwei zwerghafte Männchen auf dem 3900mal größern Weibchen parasitisch leben sehen. Ergasilus hat noch die ungeheuren Eiersäcke, aber einen schon krebsartig geringelten Schwanz, zwei insektenartige Arme und Fühlhörner. Sehr verlängert sind die Eiersäcke bei authosoma, welches Thierchen außer den beiden Armen und Fühlhörnern nichts weiter zeigt, als eine Menge schuppen- oder mantelkragenartige Schalen, die locker an ihm hängen; ähnlich dichelestion, caligus ꝛc.

Schon weit mehr insektenartig erscheinen die Büschelfüßer (lophyropoda, das Einauge (cyclops) noch mit den zwei Eiersäcken, aber schon asselartig geringeltem Leibe und borstigen Armen und mit einem Auge zwischen den Fühlhörnern. Der allbekannte Wasserfloh (daphnis), ein einem fetten Floh ähnliches Thierchen, aber in zwei Schalen wie eine Muschel eingeschlossen, so daß seine Füße darunter versteckt sind, mit einem auffallend großen Auge und zwei ästigen Fühlern. Aehnlich cypris mit zwei vortretenden Füßen und zuweilen mit zwei Augen. — Die Blattfüßer (phyllopoda) haben eine breite ovale Rückenschale und ähneln hierin den Triboliten der Vorwelt. Unter der Schale kommen am Kopf Fühler und Füße und am Hinterleib ein geringelter Schwanz mit einem krebsartigen Ruderblatt am Ende und zwei langen Borsten zum Vorschein. So der Blattfuß (apus); mit kürzerem Schilde, mehr vortretenden Beinen und längerem Schwanz limnadia, endlich ohne Schild und sehr verlängert, schon ganz asselartig geringelt und mit vielen ruder-

artigen und befranzten Kiemenfüßen der Kiemenfuß (branchiopus). — Die Stachelfüßer (poëcilopoda) im Meer der Molukken ſind die vollendetſten und auch größten Thiere unter den Afterkrebſen. Der Form nach ſtehen ſie in der Mitte zwiſchen den Waſſerflöhen und dem Blattfuß. Eine eßbare Art im atlantiſchen Meer heißt polyphemus.

Welche Art dieſer Afterkrebſe gemeint ſey, wenn die Reiſenden von Millionen dieſer Thierchen erzählen, von denen das Meer wimmle, iſt nicht wohl auszumitteln. Der abentheuerliche Dampierre ſah 1683 das Meer bedeckt mit unzähligen rothen ſehr kleinen Krebſen. Otto von Kotzebue ſah eine eben ſo ungeheure Menge mikroſkopiſch kleiner, aber brauner Krebſe im Meer einen ſchlangenartigen Weg bilden. Die Stellen des Meeres, wo die kleinen Krebſe ſich anhäufen und dadurch Fiſche (von denen ſie gefreſſen werden) anlocken, heißen maidre und ſind gleichſam Weiden für die Fiſcher. Nach Erichſons Archiv 1844 II. 342.

An dieſen Thieren zeigt ſich ſchon mehr die Neigung, in die Form der Ringelkrebſe oder Aſſeln überzugehen, denen man den Syſtemnamen der Gleichfüßer (isopoda) gegeben hat, weil ſie gleich den Tauſendfüßen und Raupen viele gleichförmige Fußpaare haben. Außer dieſer Vielfüßigkeit charakteriſirt ſie insbeſondere der Ringel- oder Gürtelharniſch. Man könnte ſie Krebsraupen nennen. Sie leben auf dem Lande. Am niedrigſten ſteht die ſ. g. Garneelen-Aſſel (bopyrus), paraſitiſch auf dem Fiſch gleiches Namens lebend, mit 17 kurzen, nur zum Anklammern tauglichen Fußpaaren. Rathke (de bopyro, Riga 1837) fand auf dem Weibchen ſchmarotzend das viel kleinere Männchen. Sphaeroma hat zwei große Augen, dünne kurze Füßchen und ſehr regelmäßige Gürtelringe, in die ſie ſich kugelartig zuſammenziehen kann. Eben ſo die Holzlaus (armadillo). Eine Magd hielt einmal eine Menge ſolcher Thierchen für Beeren und wollte ſie auf einem Faden als Halsband aufreihen, als die Thiere plötzlich ſich entfalteten und davonliefen zum größten Schrecken der Magd. Rennie, Wunder der Inſektenwelt I. 217. Am bekannteſten iſt die gemeine braune Mauerafſel (oniscus) und die weißgraue Kelleraſſel (o. asellus). Durch viel längere Füße (7 Paare) geht bei idothea, thanais, arcturus die Aſſelform ſchon mehr in die Krebsform über.

Die Kehlfüßer (laemodipoda) haben ihre langen Füße von einem ſkelettartigen Leibe herabhängen und ähneln hierin ſehr den oben ſchon erwähnten pycnogonon; cyamus iſt etwas dicker und kürzer, caprella aber äußerſt lang gezogen mit langen dünnen Fühlern und Beinpaaren,

das dünnſte Skelett in der Natur, geſpenſtiſch anzuſehen. Das erſte Fußpaar ſitzt dicht unter dem Kopf, an der Kehle, daher der Name Kehlfüßer. — Die ſämmtlich meerbewohnenden Flohkrebſe (amphipoda) zeigen einen deutlichen Uebergang aus der Aſſel- in die Flohform, indem ſie wie die vorigen Familien ſieben Paar lange Beine aus dem Ringelleibe hervorhängen laſſen, dieſer letztere aber dicker und flohartig gekrümmt iſt. So gammarus pulex, die an den Hinterleibsringen geſtachelte orchestia, das ſehr langgeſtreckte mit ungeheuren Fühlern zum Wühlen im Schlamm ausgerüſtete corophium, welches zugleich die Eigenheit hat, immer auf dem Rücken zu ſchwimmen, in ſeiner eigenen Schale wie in einem Kahne liegend. — Die Maulfüßer (stomatopoda) mit Mundtheilen, die in blattartigen Kiemenfüßen luxuriren, haben wegen dieſer Blätter ſchon mehr Aehnlichkeit mit den eigentlichen Krebſen, während ſie in ihrer Längenerſtreckung noch den Aſſeln gleichen. Man unterſcheidet unter ihnen die Heuſchreckenkrebſe (squilla), wovon eine Art (squ. nautis) ihre breiten Mundbeine wie die große Fangheuſchrecke ihre Vorderbeine weitgreifend vorſtreckt. Leucifer ſtreckt einen langen dünnen Hals aus, auf dem Fühler und Füße und zwei langgeſtielte Augen ſtehen. Noch phantaſtiſcher erſcheinen die geſtielten Augen am gelben amphion, aber er hat keine Füße mehr am Kopf, ſondern ſpinndünne und ſeltſam geſtaltete Beine am Leibe. Eben ſo die blaue phyllosoma, deren dünne Gabelbeine alle tief am Hinterleibe ſtehen. Einer Pickelhaube, aus der das Auge wie der Klöppel aus einer Glocke vorſteht, und die ſtatt des Federbuſches einen Krebsſchwanz trägt, gleicht der wunderliche erichthus, dieſelbe Form platt zuſammengedrückt und lang ausgezogen iſt alima. Gedrungener und den echten Krebſen ähnlicher wird mysis.

Die echten Krebſe (macroura, Langſchwänze) haben einen fiſchartig zugeſpitzten Mund mit vorſtehenden Augen und langen Fühlerfäden, einer ſtarken Rückenſchale, welche die ganze Bruſt umfaßt, und einen beweglichen Schwanz in ſieben Gürteln, hinten in Kiemfloſſen auslaufend; unter der Bruſt 6 Paar echte Beine und auf der Unterſeite des Schwanzes 5 Paar Afterbeine oder Kiemenfloſſen. Das erſte Beinpaar in der Nähe des Kopfes zeichnet ſich durch die charakteriſtiſchen Scheeren aus, die ſchon eine Hand (der dicke Scheerentheil die vier Finger, das bewegliche Glied den Daumen) vorbedeutet und viel entwickelter und wirkſamer iſt, als die des Scorpions. Alpheus ſteht noch der Squille näher und die Scheeren gleichen mehr breiten Kiemenfloſſen. Der gemeine Flußkrebs

(astacus fluviatilis) ist jedem Leser hinlänglich bekannt, sein schwarzgrüner Glanz, sein Knistern im Gange, besonders wenn ihrer viele in einer Schüssel beisammen sind, sein bedächtiger Gang rückwärts, seine rothe Farbe und sein Wohlgeschmack, wenn er gesotten ist. Ich kann nicht umhin, bei diesem Anlaß gegen die Grausamkeit zu reden, mit der man die Krebse in kaltes Wasser thut und am Feuer langsam siedet, anstatt sie sogleich in siedendes Wasser zu werfen. Unsrem Krebse ganz ähnlich nur viel größer, bis anderthalb Fuß lang ist der Hummer (a. marinus), wovon der norwegische wieder eine länger gestreckte Abart ist. Palinurus locusta ist ein großer, sehr delicater Krebs im Mittelmeer, ausgezeichnet durch eine kurzdornige Schale, lange dünne, vorn behaarte Beine und ein Paar ungeheuer lange Fühlhörner. Von denen in der Südsee bemerkt Meyen (Reise II. 149), sie kämen in allen Farben vor, roth, grün, blau und kein Exemplar gleiche ganz dem andern. Scyllarus aber ist sehr platt, breit, kurzbeinig und führt schon in die Krabbenform hinüber.

Die Krabben (brachyura, Kurzschwänze) kehren in der Breite und Runde ihres schwanzlosen Leibes gewissermaßen zu den Spinnen zurück, ja ihre harte Schale macht sie oft sogar Muscheln ähnlich; aber sie entfalten ein reiches munteres Leben und allerlei Kunst. Sie haben gleichsam Humor. Man muß unwillkührlich lachen, wenn man diese dicken und harten Thiere doch so blitzschnell wie Milben laufen sieht, wenn sie nicht nur gleich dem Krebs rückwärts, sondern auch gleich dem Tausendfuß seitwärts laufen (traversiren), wenn sie nur eine Scheere und diese von ungeheuerlicher Größe haben. Am merkwürdigsten ist an ihnen die Zweckmäßigkeit ihres Körperbaues und ihrer Gliederform. Die Meerkrabben sind breit und leicht, um sich von den Wellen tragen zu lassen. Die Uferkrabben haben Scheeren und Beine wie Hacken und Schaufeln, um sich rasch in den Sand zu graben. Harte Schalen schützen die, welche in Felsritzen leben, vor dem Reiben am Fels, die Füße sind kurz, um in den engen Löchern eingezogen werden zu können, und die aus den Löchern vorgestreckten Scheeren sind groß und gewaltig, — noch andere leben auf Steinen und Wurzeln ꝛc. auf unebenem Boden, zu dessen leichter Ueberlaufung ihnen sehr lange Füße gegeben sind. Einige haben genau die Farbe des Bodens, so daß man sie schwer unterscheiden kann. Einige laufen mit unglaublicher Schnelligkeit. Eine Art lebt im Schlamm, den sie mit einer sehr starken Scheere durcharbeitet; weil zwei dazu nicht nöthig

ſind, iſt eine gegen die andere verkümmert. Andere haben Apparate zum feſteſten, faſt unlösbaren Anklammern an Felſen oder Algen, weil ſie ſich im Meere den wüthendſten Stürmen ausſetzen. Wieder andere haben eine Schale wie die Schildkröte und ziehen ſich in dieſelbe hinein, wenn ein Feind naht. Noch andere verſtecken ſich in leeren Muſcheln aller Art. Eine Art bedeckt ſich mit einem Schwamm oder einem andern leichten Körper und trägt ihn beſtändig mit ſich herum als Mantel oder Maske. Wie Gott alles an dieſen Thieren für ihren beſtimmten Lebenszweck berechnet hat, zeigte beſonders Darwin (Reiſe II. 244) an dem birgos latro, einer Krabbe, deren wir S. 29 ſchon gedacht haben. Sie hat zugleich eine Fettmaſſe unter dem Schwanz, die einen ganzen Schoppen Oel gibt. Wozu, iſt unbekannt.

Der eigentliche Krabbenkrebs, der noch gleich den Krebſen einen Spitzkopf und einen Schwanz, aber ſchon gleich den Krabben ſehr dicke Beine hat, iſt der berühmte Bernhards-, Diogenes- oder Einſiedlerkrebs, ſo genannt, weil er ſich leere Meerſchneckenhäuſer zur Wohnung ausſucht. Bei albunea iſt der Schwanz ſchon eingezogen, das Thier becher- oder fingerhutförmig, die Beine ſehr kurz und dick; ebenſo ranina mit kurzdorniger Schale. Ganz dick und ſpinnenartig rund, aber höckerig und gleichſam bärenartig behaart, auch bärenartig langſam und faul iſt dromia, desgleichen ilia mit ſehr langen Scheeren, matuta mit ſtarken zackigen Scheeren und eben ſo ſtarken, theils breiten, theils ſpitzen Werkzeugen an jedem Fuß (wie Meißel, Keil, Schaufel); pisa spirifera hat Dornen; calappa wie ein runder Helm, unter dem acht dünne Füße, aber zwei ungeheuer dicke und ſtarke Scheeren hervortreten; grapsus, feuerroth, einem kleinen Tönnchen ähnlich, aus deſſen oberem Rande weit aus einander die Augen ſtehen, während ſich nach beiden Seiten je vier ſehr dicke Beine ſpinnenartig ausbreiten, die Scheeren aber ſind nur klein; ocypode, mit ganz viereckigem Leibe, ſonſt eben ſo; ähnlich gelasimus mit ungeheurer Scheere und langgeſtielten Augen; gecarcinus, die gemeinſte Landkrabbe, rund mit einer Verkürzung nach unten, dicht anliegenden Augen, mittleren Scheeren und Beinen, ſehr ſpinnenartig; boscia, ganz gleich, nur viel breiter; portunus mit zackigen Seiten, lupea mit höckeriger Schale; carcinus, die gemeinſte eßbare grünlich graue Seekrabbe; mithrax etwas höher und eiförmig; eumedon und maja mit faſt dreieckigem und oben ſpitzem Kopfe. Maja lebt im Mittelmeer, iſt ſehr groß und dadurch ausgezeichnet, daß auf ihrem breiten Rücken ein ganzer Wald von

Polypen, Röhrenwürmern, Muscheln und Seepflanzen wächst, durch die sie ganz maskirt wird. Vogt, Ocean und Mittelmeer II. 96. Oft saugen sich auch Balanen an den Leib, selbst an die Füße und Augen der großen Krabben an, die daher eine erstaunliche Last mit sich schleppen. Oetker, Helgoland S. 521. Die langbeinigste Krabbe ist macropodia, die s. g. Meerspinne im Mittelmeer. Dazu die kindskopfgroße höckerige und dornige homola mit spannenlangen Beinen, die Vogt S. 87 beschrieben hat.

Noch sind bei weitem nicht alle Crustaceen erforscht. Auf den Molukken gibt es Baumkrebse, die dem Wasser so fremd bleiben, wie die Landblutegel auf Ceylon. Forrest, Reise S. 98. Oken beschrieb in der Isis 1832 S. 817 die Ueberschwemmung eines Distrikts auf der Insel Jamaika mit schwarzen Krabben. In Bertrams Reise S. 47 wird einer kleinen Krebsart in Florida gedacht, die sich künstliche pyramidenförmige Hügel im Wasser baue als Festung gegen die räuberischen Goldfische.

C. Die Wirbelthiere.

26.

Die Fiſche.

Alle Thiere, die wir bisher kennen lernten, waren knochenlos. Die Reihe der von einem Knochengerüſt, zunächſt von einer Wirbelſäule getragenen und zuſammengehaltenen ſ. g. Wirbelthiere beginnt wieder, wie alle neuen Schöpfungsacte, im Waſſer. Die Fiſche (pisces) ſind durchaus Waſſerthiere, ja vorzugsweiſe das Volk des Meeres.

Ueber das Knochengerüſt, die Floſſen und Schuppen und die Schwimmblaſen der Fiſche iſt im vorigen Buche ſchon das Nöthige mitgetheilt: Die Fiſche haben eine ganz auf leichte und raſche Bewegung im Waſſer berechnete Geſtalt, der ſpitze Kopf theilt das Waſſer, wie der ſpitze Schiffsſchnabel, der breite Schwanz und die Floſſen dienen als ſtellrechtes Steuer, als wagrechte Ruder und als Segel. Mittelſt der Schwimmblaſe, die ſie zuſammenziehen oder erweitern können, ſenken und heben ſie ſich. Bei den Fiſchen iſt das Blut wie bei allen Wirbelthieren roth, aber noch kalt. Der Fiſchkopf zeigt uns zum erſtenmal ein eigentliches Geſicht, welches eine wenigſtens entfernte Aehnlichkeit mit dem menſchlichen hat. Der Fiſch hat nur zwei und zwar ſeitwärts ſtehende Augen und einen breiten Mund mit Zähnen. Dieſes Maul iſt freilich nur eine Karikatur des menſchlichen. Im ſtummen Fiſchreich findet man alle erdenklichen Häßlichkeiten und Entſtellungen des menſchlichen Mundes gleichſam ſyſtematiſch entwickelt, das zu breite und das zu enggeſchloſſene, das dumme Vorſtehen der Ober-, das unverſchämte der Unterlippe, das lochartige Nichtſchließenkönnen, wie das boshaft verkniffne. Jede Rohheit, Gemeinheit, Laſterhaftigkeit und Dummheit, die den menſchlichen Mund entweiht, findet ihr Vorbild in den Fiſchgeſichtern. Doch ſind die Fiſche nicht alle ſo, die meiſten haben indifferente Mäuler und Geſichter, aus denen man nichts Schlimmes herausliest, wenn auch nichts Gutes. — Im übrigen Bau hat der Fiſch noch viel mit den niederen Thieren gemein. Kopf, Bruſt und Bauch ſind an ihm in eine ſteife Maſſe zuſammengewach-

ſen, Kopf und Bruſt verhältnißmäßig ſchwach gegen den langgeſtreckten Bauch. Viele Fiſche ſcheinen ganz nur Bauch zu ſeyn, und wenn man dazu vorn ihr gefräßiges Maul fletſchen ſieht, ſo kann man in der That von ſolch einem Thiere keine viel höhere Vorſtellung gewinnen, als von einer vollgeſogenen Wanze oder Zecke. Mit den Inſekten haben die Fiſche auch den enorm ausgebildeten Geſchlechtsapparat noch gemein. Obgleich hier keine Zwitterbildungen mehr vorkommen, ſondern die Fiſche, wie alle höheren Wirbelthiere, nur Männchen oder Weibchen ſind, ſo ſtellt doch der Eierſtock (Rogen) mancher Fiſche in ſeiner coloſſalen Größe noch immer etwas Aehnliches dar, wie die Eierſäcke der Lernäen, und die in einem einzigen Rogen enthaltenen Millionen Eier etwas Aehnliches, wie die Fruchtbarkeit der Bienen- und Ameiſenköniginnen.

Die Fiſche können ſehr alt werden. Daß ſie in jedem Jahr ein neues Blättchen an die Schuppen anſetzen, woran man ihr Alter wie das des Holzes an Jahresringen erkenne, wird behauptet in Frorieps neuen Notizen 1845. N. 3. Daß ſie im Eis einfrieren können, ohne zu ſterben, und, wenn das Waſſer wieder aufthaut, ruhig weiterſchwimmen, behauptet Franklin, auf ſ. Nordpolerpedition beobachtet zu haben. Ein periodiſches Fett- und Magerwerden der Fiſche je von 7 zu 7 Jahren wollte Blom (Norwegen I. 148) in den Gewäſſern der Loffoden erfahren haben. Die Wanderungen der Fiſche haben häufig keinen andern Zweck, als den der Meduſen mit dem Golfſtrom, nämlich die niederen Thiere ziehen inſtinktmäßig den höheren entgegen, von denen ſie gefreſſen werden ſollen. Die großen Heerzüge der Häringe und Stockfiſche dienen in dieſem Sinn nur den Menſchen. Anderartige Wanderungen ſind die, welche viele Fiſche aus dem Meer zum Ufer oder ſogar die Flüſſe hinauf machen, um zu laichen. Aber auch bei dieſer Gelegenheit dient ein großer Theil von ihnen andren Thieren oder den Menſchen zur Speiſe. Es läßt ſich nicht leugnen, Gott hat die Fiſche vorzugsweiſe als Speiſe geſchaffen, das Meer wie eine unermeßliche Tafel mit Speiſen gedeckt. Die Fiſche haben ein ſehr ſchmackhaftes Muskelfleiſch und außerordentlich viel Fett. Auch ihre Eier liefern große Maſſen von Nahrungsmitteln (z. B. das Ei des Störs den Caviar). Meiſt zum Opfer für andre Thiere beſtimmt, ſind die Fiſche ein harmloſes Volk. Nur wenige unter ihnen ſind grimmige Raubthiere.

In Bezug auf die Farben der Fiſche, Mollusken, Algen, überhaupt aller Meerthiere und Meerpflanzen hat Oerſtedt die Bemerkung gemacht, dieſelben richten ſich wenigſtens ſehr häufig nach der Tiefe des Meeres und

nach der Stufenfolge der vom Licht oben in das Meer eindringenden Strahlen des Farbenspectrums. Demnach gehören die violett und blau gefärbten Geschöpfe der Oberfläche, die grünen einer noch geringen Tiefe, die gelben einer noch größeren und die rothen schon einer Tiefe von 500 Fuß an, endlich die weißen dem Dunkel, in das kein Licht mehr eindringt (wie auch die Thiere in finstern Höhlen und in der Winternacht der Polarländer weiß sind). Troschel, Archiv 1852 II. 259. Andrerseits bemerkt Davy in s. Salmonia, wie er an Forellen sehr verschiedene Färbungen bemerkt habe, je nach der Beschaffenheit des Wassers und ihrer Nahrung. — Uebrigens ist in der Färbung der Fische Silbergrau vorherrschend, übergehend theils ins hellste Silberweiß, theils ins Schwarze. Dazwischen entsteht Roth zuerst in den Flossen und in Punkten. Das Weiße sticht ins Gelbe, das Dunkelgraue ins Blaue und Braune. Grell bunte Farben, gelb, roth, grün, purpur, blau kommen nur unter heißen Himmelsstrichen vor, wie bei den Vögeln der gleichen Zone. Daher die Namen: Goldfisch, Papagaifisch, Regenbogenfisch. Eines Fisches, der wie Gold, Amethyst und Saphir glänzt, gedenkt Oken, Naturg. VI. 219. Der s. g. Paradiesfisch ist silbern, aber mit vielen goldenen Barthaaren geziert. Der Rücken des Fisches ist in der Regel dunkler, der Bauch heller gefärbt. Die Flossen haben eine meist dunklere oder aber abweichende Farbe. Im Uebrigen sind auf der Grundfarbe häufig Streifen, Striche, Flecken oder Punkte von andern Farben aufgetragen. Diese nehmen sich am zartesten aus auf den fächerartigen Flossen. Bei mehreren Fischen ist die Haut höckerig oder stachlig, wie bei einem Igel. (Igelfisch, Stachelbauch). Bei einigen ist die Haut beinig und erhält sich im Gerippe, welches dann ganz durchsichtig ist (Ostracion).

Alle fast unzählbare Gattungen und Arten der Fische hier anzuführen, wäre gegen den Plan des Werkes. Ich werde aber die wichtigsten nach der neuesten Classificirung charakterisiren und dadurch meinen Lesern eine Orientirung in diesem bunten Reiche des Meeres gewähren. Man pflegte die Fische seit lange in zwei große Ordnungen zu theilen, in die Knorpelfische nämlich, bei denen die Knochen nur erst als Knorpel beginnen und die sich noch aus den Weichthieren herauszubilden scheinen, und in die Knochenfische, bei denen das Gerippe schon fest ist und die mit Schuppen, Stacheln ꝛc. bewaffnet eine Herausbildung aus den Gliederthieren zeigen. Johannes Müller hat ein neues System aufgestellt, dem jedoch jenes ältere sich leicht einfügt. Er stellt hauptsächlich nach der

verſchiedenen Lage der Kiemen ſechs große Ordnungen feſt. Die niedrigſten derſelben fallen übrigens wieder mit den Knorpelfiſchen zuſammen. Die niedrigſten Fiſche haben nämlich, wie keine eigentliche Knochen, ſo auch noch keine Schuppen, ſondern nur eine ſchleimige Haut, und keine Floſſen, ſondern ſind wurmartig, und die nächſthöheren, die ſchon Floſſen haben, dehnen ſich in die Breite und Runde aus, noch faſt wie die Meduſen.

Wurmartig erſcheinen Müllers unterſte Gattungen: 1) leptocardii ohne Kiefer, ohne Zähne, ohne Herz und Leber und ſogar noch mit weißem Blute; 2) marsipobranchii, Rundmäuler, der Blindfiſch (mixine) der ſich in größere Fiſche einfrißt und ſie ganz ausſaugt und den Linné noch unter die Würmer zu den Blutegeln ſetzt; ferner die bekannten Pricken oder, wie man ſie von den kleinen Kiemenlöchern hinter den wirklichen Augen genannt hat, Neunaugen und zwar das gemeine Neunauge im ſüßen Waſſer (petromyzon fluviatilis) und die Lamprete des Meeres (p. marinus); dazu der ähnliche Querder (ammocoetes). Die folgende Ordnung 3) elasmobranchii umfaßt die plumpen und coloſſalen Rochen und Haien. Die gemeine Roche (raja) iſt eine platte runde Scheibe mit ſchleimiger Haut bedeckt und fett anzufühlen. Die Scheibenform entſteht durch die mondartige Ausbreitung der fleiſchigen Bruſtfloſſen. Der Kopf iſt ganz in die Scheibe zurückgezogen, die Kiemen ſind nur Spalten. Hinten ragen ein Paar plumpe und fette Bauchfloſſen neben dem zugeſpitzten, am Ende aber einen ruderartigen Lappen bildenden Schwanz hervor. Dieſes abſchreckend häßliche, aber wohlſchmeckende Thier wird in den heißen Meeren ſo groß wie ein Scheuerthor und wiegt mehrere Centner. Es iſt von brauner Farbe und bekommt im Alter Dornen. Grau iſt cephalopterus diabolus mit flügelartig geſpitzten Floſſen wie eine Fledermaus und langem dünnem Schwanze, ein greuliches Geſchöpf. Am berühmteſten iſt der Zitterrochen (torpedo) weil er, wenn man ihm im Waſſer zu nahe kommt, electriſche Schläge austheilt, und zwar ohne Anſtrengung durch bloße Berührung. Humboldt (Reiſe III. 301) hat anmuthig beſchrieben, wie die Pferde, die am Orinoco trinken wollen, zuweilen von dieſen lebendigen Electriſirmaſchinen verjagt oder betäubt worden. Auch ſie ſind braun, eine Art marmorirt. Von einem andern Rochen (r. sephen) gibt die Haut das zu Futteralen gebrauchte Chagrin. Er hat zwei Stacheln am Schwanz. Einen Stachel hat der Stechrochen (trygon) und der von ſeinem ſchnabelartig vorſpringenden Kopf ſ. g.

Adlerrochen (meliobatis aquila). Ein spitzes Maul hat auch der Hahnrochen (rhinobatus). Der am meisten längliche, den eigentlichen Fischen ähnlichste Rochen aber ist der berühmte Sägefisch (pristis), dessen Schnauze sich in eine lange knöcherne Säge verlängert, womit er den Wallfisch angreift und oft tödtlich verwundet. Zu den Rochen wird auch noch die schon haienartige chimaera mit nasenartigem Vorsprung, unter dem ein unbeschreiblich dummes Maul liegt, gerechnet, mehr komisch als schrecklich. — Derselben Ordnung gehören die Quermäuler (plagistomi) und zwar zunächst die Haien (squali) an. Diese haben von den Rochen noch das knorpliche Skelett und die plumpe Dicke, den fleischigen Schwanz, die Kiemenlöcher und die chagrinartige Haut beibehalten, sind aber im Uebrigen wie die echten Fische länglich und haben starke Flossen. Merkwürdig sind ihre viereckigen und durchsichtigen Eier. Nur der Hammerfisch, (zygaena) erinnert noch auffallend an die plumpe Rochenform, sofern sich sein Kopf nach beiden Seiten mit vorstehenden Augen verlängert, wie ein Hammer oder Krückenstock. Die eigentlichen Haien aber, die in sehr vielen Arten und Größen vorkommen, sind fürchterlich gefräßige Raubthiere. Am größten wird der Riesenhai (carcharias) bis zu 37 Fuß Länge, von grauer Farbe, mit einem ungeheuren Rachen, groß genug, um ein Pferd zu verschlingen, und bewaffnet mit vier Reihen von Zähnen. Er ist sehr begierig auf Menschenfleisch und schwimmt deshalb den Schiffen nach. Man wirft den Capitänen von Sklavenschiffen die unerhörte Grausamkeit vor, Haifische mit Negerkindern geangelt zu haben. Im Jahr 1758 wurde ein Matrose von einem Hai lebendig verschluckt und wieder ausgespieen, als man das Thier mit einer Kanonenkugel tödtete. Der Matrose verdiente später viel Geld, indem er mit der Haut des Thieres durch Europa reiste und sich sehen ließ. Ein kleinerer, buntgefleckter Fisch, der s. g. Pilot (centronotus conductor) pflegt vor dem Hai herzuschwimmen, aus welcher Ursach ist noch nicht bekannt. Vgl. Meyen Reise I. 57. Der Hai aber kann unglaublich schnell schwimmen und in 50 Tagen um die ganze Erde kommen. Quenstedt, Sonst und Jetzt S. 137. Vom Stachelhai (centrina), dessen Flossen stachlicht sind, sagt man, wenn er geangelt sey, gebe er alle seine Eingeweide durch den Rachen von sich, daß die Angel herausfallen müsse, und ziehe sie dann wieder ein. Der Meerengel (squatina) hat diesen Namen von seinen langen flügelartigen Brustflossen. Seine Haut liefert den besten Chagrin. Er wird bis 8 Fuß lang.

Nun folgt 4) die Ordnung der schon mit einem Kiemendeckel versehenen ganoidei. Dahin gehört zunächst der Stör (acipenser sturio), dessen Skelett noch knorplich ist und der statt der Schuppen Knochenschilder trägt. Im Uebrigen hat er einen kleinen zahnlosen Mund mit Bartfäden und ist ganz unschädlich. Sein Fleisch ist delicat, er geht die Flüsse aufwärts und wird viel gefangen. Der Sterlett (a. ruthenus) im schwarzen, caspischen und Eismeere ist stachlicht und liefert den besten Caviar. Vom huso braucht man die Schwimmblase als die bekannte Hausenblase. — Zu derselben Ordnung zählt Müller die spitzköpfigen, hartschuppigen und hechtartigen holostei, die 5 Fuß langen wohlschmeckenden amiae, den fast schlangenartigen Nilhecht (polypterus bichir) und den mit steinharten Schuppen bedeckten s. g. Knochenhecht (lepidosteus) mit Schnabelmaul.

Die meisten Fischgattungen umfaßt die nun folgende Ordnung der 5) teleostei oder Knochenfische in fünf Unterabtheilungen. Am niedrigsten stehen a) die lophobranchii oder Büschelkiemer, mit Kiemenbüscheln über einem großen Kiemendeckel und schienenartigen Schuppen, seltsame Formen: der Meerdrache (pegasus) mit mondförmig ausgebreiteten und stachlichten Brustflossen, noch dem runden Rochen ähnlich, aber mit spitzem Maul, das übrigens nur 10 Zoll lange Meerpferdchen (hippocampus) mit pferdartig gebogenem Kopf, höckerigem Rücken und gekrümmtem Schwanz wie die Alten die fabelhaften Seepferde darstellten, und die Meernadel (sygnathus), aalartig mit einer nadelartig verlängerten Schnauze. b) die plectognathi oder Haftkiemer, deren Kiemendeckel von der Haut überzogen sind, darunter die Harthäuter (sclerodermi) mit harten Schuppen: der Hornfisch (balistes) mit hörnerartigen Stacheln, in vielen, zum Theil sehr bunten Arten. Eine sehr häßliche Art mit lückenhaften Zähnen heißt b. vetula, das alte Weib, und soll giftig seyn. Eine chinesische Art heißt Einhornfisch, weil ihm am Kopf ein Stachel vorsteht. Der Kofferfisch (ostracion) mit dickem Leib, den sechseckige Knochenschuppen wie mit einem Panzer bedecken. Sodann die gymnodontes in noch runderen Formen: der Mondfisch (orthragoriscus) auch der schwimmende Kopf genannt, den Kotzebue in der Südsee, 6 Fuß im Durchmesser, fand und dessen Fleisch phosphorescirte. Der Stachelbauch (tetrodon), fast eben so dick, und ganz mit kurzen Stacheln bewaffnet, der Igelfisch (diodon), der sich von jenem nur durch den ungefurchten Kiefer unterscheidet. Beide können sich zu Kugeln aufblasen. Der Igelfisch schwimmt dann allemal auf dem Rücken. Auch

gibt derselbe eine rothe Farbe von sich, welche Papier und Elfenbein dauernd färbt. Darwin, Reise I. 12.

6) Die physostomi und zwar zuerst die Aale (ph. apodes), mit einem derben und sehr musculösen Schlangenleibe und glatter schleimiger Haut. Die Verwandtschaft mit dem Rochen beurkundet der plumpe, bräunliche, mehr wurm- als schlangenartige Zitteraal (gymnotus), der mit dem Schwanze elektrische Schläge austheilt, wie der Zitterrochen. Einen etwas dicken Kopf hat der graue symbranchus. Sehr schön schwarz auf braun marmorirt ist die Muräne (muraena). Alle Aalarten übertrifft in der schlangenartigen Beweglichkeit und in der Spitze des Mauls unser gemeiner Aal (anguilla), der bekanntlich auf der Oberseite dunkelolivenbraun, auf der Unterseite weißlich gefärbt ist. Man glaubte ehemals, der Aal sey geschlechtslos und habe weder Eier noch Junge (die auf andere Weise erzeugt würden). So sagt Aristoteles Thiergesch. IV. 11. Nie habe man Eier oder Samen in ihnen gefunden, bemerkt Plutarch in den Tischreden II. 3. Das wurde nun bis in die neueren Zeiten geglaubt. Lacepède nahm zuerst an, der Aal gebäre lebendige Junge. Davy, der große englische Chemiker und Angler, der die Fische so lange und genau beobachtete, sah an Wasserfällen ein wimmelndes schwarzes Volk von kleinen neugebornen Aalen, die sich hier sammelten, weil sie den Wasserfall nicht übersteigen konnten, vermuthete aber nur, sie seyen nicht als lebendige Junge, sondern aus Eiern geboren, ohne weder Eier noch Eierstöcke im Aal selbst nachweisen zu können. Erst Jarrel entdeckte die unscheinbar kleinen Eier in einem Aal (Frorieps Notizen XXXVII. 264) und erst Rathke untersuchte mit dem Mikroskop den Eierstock voll unzähligen mit bloßen Augen nicht sichtbaren Eierchen, neue Notizen IV. 281. Endlich fand man, die Jungen schlüpfen schon im Mutterleib aus dem Ei, im September, bleiben darin und werden erst im Januar geboren. Das. XXXII. 5.

Nach Davy werden die Aale von ihren aus dem Meere die Flüsse hinaufschwimmenden Eltern tief im Lande gezeugt und überwintern (wie schon Plinius IX. 22 berichtet) in Klumpen zusammengeballt, unter dem Flußeise; suchen dann aber alle das Meer wieder auf und wachsen dort zu außerordentlicher Größe. Die großen Meeraale sollen nichts andres als ausgewachsene Flußaale seyn. Mit Hülfe ihrer Schleimhaut und starken schlangenartigen Muskelbewegung können die Aale vortrefflich klettern, nicht nur in Wasserfällen, sondern auch auf dem Lande, indem sie oft

über hohe Bretterwände in die Gärten steigen. Sie gleichen nämlich auch darin den Schlangen, daß sie wie Amphibien in Wasser und Luft leben können. So findet man sie in Menge durch die trocken gelegten Seewiesen an den Lagunen Venedigs wie Schlangen schleichen. Man hat sie auch schon im Winter auf Heuböden gefunden. Treviranus, Biologie II. 160. Auffallenderweise kommen in der Donau und in allen Gewässern, die in's schwarze Meer fließen, keine Aale vor. Man hat an der englischen Küste Aale gesehen, die in langer Linie hinter einander schwimmen, die s. g. Aalflotte, Ausland 1834 S. 210. Das kann die Fabel von der großen Seeschlange veranlaßt haben.

Die physostomi abdominales begreifen zuerst unter sich die noch ungeschuppten, nackthäutigen oder nur mit Knochenschilden bedeckten Welse (siluroidei), die sich durch Dickköpfe und lange Bartfäden ein ziemlich schreckliches Ansehen geben und auch wirklich Raubfische sind. Sie leben nur in Flüssen. Unser gemeiner Wels (silurus) olivengrün und schwarz gefleckt, ist der größte Flußfisch Europa's; ihm ähnlich ist der ostindische bagrus mit Stacheln in den Flossen; den dicksten Kopf hat aspredo in Südamerika, die mannigfachsten Anhängsel von Fäden und Kiemen heterobranchus im Nil. In demselben Fluß findet man auch den electrischen Zitterwels (malapterurus) olivengrün mit schwarzen Flecken. Gepanzerte Welse sind: die Doraden (doras) mit senkrechten und dornigen Schilden gepanzert, der braune Panzerfisch (loricaria) mit einem Faden im Schwanz, der die Länge des Körpers übertrifft, und der schmalgepanzerte Hassar (callichthys) in Guiana, der sich zwischen den Wasserpflanzen unter Wasser ein förmliches Nest baut, ähnlich dem Elsternest, darin er seine Eier ausschlüpfen läßt und die Jungen hütet wie eine Henne die Küchlein. Schomburgk, 2te Reise 1848 II. 411. Eben so merkwürdig ist ein anderer jedoch nackter, olivengrüner und schwarzgefleckter südamerikanischer Wels, der s. g. vulcanische Fisch (pimelodus), der bei einem Ausbruch des Cotopaxi mit unterirdischem Wasser in Menge ausgeworfen wurde. Humboldt glaubt, die Fische seyen die Bergwässer aufwärts geschwommen und in Höhlenseen gekommen. Auf den Andes kommt ein ähnlicher Fisch, pennadilla genannt, vor, welcher oft von Vulcanen ausgeworfen, aber auch in Bergbächen gefunden wird.*)

*) Wenn öfter im Wasser der Vulcane auch Fische ausgeworfen werden, so erklärt sich das vielleicht aus der Nähe des Meeres. Aber auch tief im Binnen-

Zu den Physostomen gehören nun auch noch viele andere ächte Schuppenfische und zwar gerade die bei uns bekanntesten und beliebtesten. Zuerst die Häringe (clupeoidei) in vielen Arten, unter denen sich megalops durch das aufgeworfene Maul auszeichnet. Die Häringe haben einen schönen Silberglanz, einen ausdrucksvollen Kopf, dem man aber immer eine gewisse Angst anzusehen glaubt, und sind durch ihre Menge merkwürdig. Sie kommen jeden Sommer in ungeheuren Heereszügen aus dem Eismeer und theilen sich, indem ein Zug durch die enge Beringsstraße nach Kamtschatka geht, der andere aber durch die breite Nordsee kommend sich wieder theilt und halb der amerikanischen Küste bis nach Carolina, halb der europäischen bis nach Schottland, Schweden, Holland und Frankreich nachzieht. Vgl. Anspach, Newfoundland S. 200. Pantoppidan, Norwegen II. 273. Wenn ihre Silberleiber zu Millionen im Meere schwimmen, gibt es einen Widerschein am Himmel, den s. g. Häringsblitz. Olaus Magnus leitete davon sogar die Nordlichter her. Dem Zuge geht häufig ein s. g. Häringskönig, der 10 Fuß lange Sensenfisch (regalacus glesne) voran. Vgl. Oken, Naturg. VI. 142. Schellfische machen Jagd auf die Häringe und werden wieder von Haien gejagt. Burdach, Blicke in's Leben II. 19. Das s. g. Einpöckeln (Einsalzen) der Häringe wurde von dem Holländer Beukel erfunden. Zu den Häringen gehört auch die kleine silberglänzende Sardelle (alausa Pilchardus oder clupea sardina), vgl. v. Martens, Italien II. 359.

Der Hecht (esox) ist der allbekannte spitzmaulige und grätenreiche Raubfisch, der alle kleinern Fische in unsern Flüssen und Teichen wegfrißt. Man hat schon in einem großen Hecht einen kleinen gefunden, in dem ein noch kleinerer steckte, den er verschlungen hatte, ehe er selbst verschlungen wurde. Man glaubt, er werde sehr alt und sind deßfalls alte Sagen von einem Hecht verbreitet, den Kaiser Friedrich II. mit einem goldenen Halsband in den Weiher von Kaiserslautern gesetzt und den man im Jahr 1497 noch lebend gefunden haben soll. Happel, rel. cur. I. 151. In den Knochen dieses grimmigen Raubthiers hat man Aehnlichkeit mit den Marterinstrumenten des Heilands gefunden.

Der Lachs oder Salm (salmo) gehört zu unsern edelsten Fischen.

---

lande z. B. bei'm Graben eines artesischen Brunnens bei Bockum in Westphalen kamen Fische zum Vorschein; eben so bei Elboeuf unfern von der Seine kleine Kalk. v. Leonhard, Geol. III. 122.

Er kommt wie der Aal aus dem Meere die Flüsse hinauf, um zu laichen, aber nur auf der Westseite Europa's, nicht auf der amerikanischen Seite. Ausland 1842 Nro. 216. Er schwimmt in Heerden einen vorspringenden Winkel bildend, gleich den Kranichen. Seine Schnellkraft ist so groß, daß er Wasserfälle hinaufspringt. Von diesem Springen (salire) heißt er im Sommer Salm, im Winter nennt man ihn Lachs (von laichen). Seine Physiognomie ist noch etwas häringsartig, doch wird er viel größer und dicker. Zu uns kommt er aus dem Rhein. In der Donau lebt eine andere Art, der delicate Rothfisch (hucho). Noch kleiner wird die schöne Lachsforelle (salmo trutta oder fario argenteus), und noch kleiner die Forelle (salmo fario), die oben dunkelgraue, unten silberne, mit hellrothen Punkten geschmückte Zierde unserer Gebirgsbäche, und in ihrer Zeichnung das Gegenbild im Wasser zu dem schönen Schmetterling Apollo auf den trockenen Höhen. Beide nehmen in ihrer Farbe einen tiefen Schatten auf, und ändern sie nach dem Ort, an dem sie leben. Am dunkelsten wird das seines Wohlgeschmackes wegen berühmte Schwarzreiterlein im Bartholomäussee bei Berchtesgaden. Im Fleisch unterscheidet man röthliche und goldgelbe von den weißen Arten. Am gründlichsten handelt von ihnen wie von allen Lachsarten Davy in seiner Salmonia. Zu ihnen gehört der silberne und grünlichblaue Stint (osmerus) und die Maräne (maraena), auch die beliebte Fälche im Bodensee. — Endlich gesellt sich zu ihnen auch die Aesche (thymallus), so genannt, weil sie nach Thymian riecht. Dieser fette, wohlschmeckende und wohlriechende, auch hübsch gefärbte Fisch wurde ehemals der Rheingraf genannt, zum Beweise, wie sehr man ihn schätzte. Die Sage, daß er Gold essen solle (vgl. Valvasor, Krain I. 452) bezieht sich entweder auf das Gold, das im Rheinsande vorkommt, oder auf seine Kostbarkeit, da die Leckermäuler, die ihn gerne essen, auch viel für ihn ausgeben. Seines Duftes und seiner Schönheit wegen (er hat einen silbergrauen schwarzpunktirten Rücken, einen silberweißen Bauch und rothe schwarzpunktirte Rückenflossen), verglich ihn der heil. Ambrosius V. hexam. cap. 2 mit einer Blume. — Sternoptyx von Messina ist ein kurz zusammengeschobener und bucklicher Lachs, ein Aesop unter den Lachsen.

Die Karpfen (cyprinoidei) haben eben so viele Gattungen und Arten, wie die Lachse. Charakteristisch sind bei ihnen der breitere Leib und die breiteren Schuppen, an einer Art, den s. g. Spiegelkarpfen, glänzen die großen Schuppen wirklich wie Spiegel. Von den eigentlichen Karpfen

(cyprinus carpio) unterscheiden sich die noch dickern und buckligern Karauschen (c. carassius), der prächtige chinesische Goldfisch (c. auratus) theils golden, theils silbern, in der Jugend immer schwarz, die Schmetterlinge des indischen Meeres, wie Langstedt, hindost. Denkw. 187 sie genannt hat. Ferner die kleinen bunten Ellritzen (phoxinus), der kleine Weißfisch (leuciscus). Die wohlschmeckende Barbe (barbus), so genannt von ihren Bartfloſſen; bärtig ist auch die aalartige fette Schleye (tinca), die Schmerle (cobitis), der Gründling (gobio) und der im Schlamm schnalzende Schlammpeitzger (cobitis fossilis). Einer sehr dickköpfigen daher Büffel (buffaloe) genannten Karpfenart in Nordamerika gedenkt der Prinz zu Neuwied, Reise I. 178. Einer äußerst bissigen und gefährlichen Karpfe (myletes macropomus oder piranha) in Brasilien Spix und Martius, Reise II. 533.

c) Die pharyngognathi, Lippenfische oder Glattköpfe haben aufgeworfene Lippen mit blöckenden Zähnen, menschenähnlicher, als alle bisherigen. Ihr Leib ist noch karpfenähnlich. So der röthliche und grüne Lippenfisch (labrus) des Mittelmeeres, der prächtig blaue gomphosus mit langem Schnabelmaul, der bunte Pfauenfisch (julis pavo) am Kopfe purpurn, am Leibe grün; der blaupunktirte anampses, der goldschuppige, einem Silberkarpfen ähnliche coricus mit frech aufgeworfenem Maul; der in vielen bunten Arten vorkommende Papagaifisch (scarus), ähnlich, nur mit etwas kleinem Maul. Das längste, storchschnabelartige Maul hat der Hornhecht (belone), gleichsam ein Hecht, der Krokodil werden will, aber höchstens 1½ Fuß lang. Aehnlich saïris, mit vorstehendem Unterkiefer und kürzerem Oberkiefer der häßliche hemiramphus. — Zu diesen Fischen rechnet man auch den berühmten fliegenden Fisch (exocoethus), wegen seines aufgeworfenen Maules und weil er an Leibesform und Schuppen am meisten einer Karpfe gleicht. Aber durch seine langen flügelartigen Brustfloſſen, womit er wirklich eine Zeitlang über dem Wasser fliegen kann, unterscheidet er sich von allen andern Fischen. Ihrer viele erheben sich oft „in silbernen Geschwadern“ und fallen auf die vorbeisegelnden Schiffe, aber man findet sie immer nur in der Nähe des Aequators. Prinz zu Neuwied, Reise I. 14. Unter dem Wasser werden sie von Raubfischen, über dem Wasser von Raubvögeln verfolgt und in welches Element sie sich retten, überall droht ihnen Verderben.

d) Die anacanthini begreifen unter sich zuerst die Schollen (pleuronectae), Karpfen, die gleichsam zu Rochen werden wollen, Plattfische,

aber mit Schuppen und Floſſen. Sie ſchwimmen immer flach und wohnen ſehr tief unten im Meere, haben daher beide Augen nur auf einer Seite immer nach oben gerichtet. Der braune hippoglossus galt unter dem Namen Butt unſern heidniſchen Vorfahren für heilig. Die eigentliche Scholle (platessa) heißt auch Goldbutte, der dornige rhombus Steinbutte, microstomus Flunder. Es giebt noch viele Arten. — Ferner die Schellfiſche (gadoidei), der als Faſtenſpeiſe weltberühmte Stockfiſch (morrhua) grau mit braunen Flecken, der eigentlich Kabeljau heißt, aber gedörrt und mit abgeriſſenem Kopfe insgemein Stockfiſch und eingeſalzen Laberdan genannt wird. Man ſieht ihn in ungeheurer Menge auf den großen Bänken bei Newfoundland. Ein ſchwarzer Seitenſtreifen unterſcheidet den eigentlichen Schellfiſch (aeglefinus) und olivenbraune Flecken den Dorſch (callarias), alles bekannte delikate Fiſche. Zu ihnen gehört der Merlan, die Trüſche ꝛc.

e) Die acanthopteri oder Stachelfloſſer umfaſſen die ausgebildetſten Fiſche in vielen Familien, Gattungen und Arten. Am niedrigſten ſtehen die Röhrenmäuler (aulostomi), der Trompetenfiſch (aulostoma), Pfeifenfiſch (fistularia) und Schnepfenfiſch (centriscus) mit langem Rüſſel. Dann die Armfloſſer (pediculati), die froſchartigen Fiſche mit großem Kopf und Maul, armartigen Anſätzen und einem kurzen Leibe, auch in den ſchwarzen Flecken auf der nackten braunen Haut den Fröſchen und Kröten ähnlich, ſcheußliche Thiere: der Froſchfiſch (batrachus) mit weitaufgeriſſenem Maul; malthaea mit höckeriger, krötenartiger Haut und einer vorſtehenden Naſe; chironectes, ein dickrundes Thier mit nach oben aufgeworfenem Maul und Naſe; endlich der braune Seeteufel (lophius), ein 5 Fuß langes Ungeheuer mit dickem Kopf, weitem Maul, ſehr kurzem Leib und dünnem Schwanze. — Die Schleimfiſche (blennioidei) mit ſchuppenloſer ſchleimiger Haut: der Seewolf (anarrhichus) braun und grün mit etwas weniger großem Kopf, aber offenem zähnevollem Rachen, bis 7 Fuß lang, ein Vertilger der Cruſtaceen in der Nordſee. Seine Bruſtfloſſen gleichen Muſcheln. Sehr ähnlich iſt ihm die Aalmutter (zoarces). Eine vortretende Stirne mit großen Augen hat der eigentliche Schleimfiſch (blennius) und der Papillon (gunnellus), deſſen lange und hohe Rückenfloſſe ein ſchwarzes Auge trägt. — Die Scheibenbäuche (gobioidei), deren Bruſtfloſſen zuſammengewachſen ſind: die Meergrundel (godius) mit geradem und dünnem Leib; der Spinnenfiſch (callionymus) mit großen Floſſen nach allen Seiten hinaus und großem Kopf, Maul und Augen; der Seehaſe (cyclopterus); dazu noch der berühmte Schild-

fisch oder Schiffshalter (echeneis remora) mit einer Saugscheibe auf dem Kopf, womit er sich an große Thiere, Felsen oder Schiffe anfaugt. Man fabelte vordem, er könne Schiffe in ihrem Laufe aufhalten. — Die Bandfische (taenioidei) sind gleichsam veredelte Aale, der eigentliche Bandfisch (cepola) hat der ganzen Länge des Leibes nach eine aufrecht stehende fortlaufende Rücken- und Bauchflosse. Er schlängelt sich wie ein Band. Noch weit schöner ist der silberweiße Degenfisch (trichiurus) mit gelber fortlaufender Rücken-, aber ohne Bauchflosse, der eben so silberne lophotes mit rother Rückenflosse und einer in ein rothes Horn sich verlängernden Nase, und gymnetrus ganz ähnlich, nur mit vielen rothen Stacheln über dem Kopf, und einem langen rothen Stachel in den Bauchflossen. — Die teuthyes sind wieder mehr karpfenartig, ja fast eiförmig: der Chirurg (acanthurus) sogenannt von dem scharfen Stachel im Schwanz, der Nashornfisch (naseus) mit einem vorgebogenen Horn auf der Nase.

Die große Familie der Makrelen (scomberoidei) umfaßt prächtige Fische mit kleinen feinen Schuppen und kurzem Leib. Die gemeine Makrele (scomber) ist noch karpfenartig gebaut, hat große Augen und einen Goldschwanz. Der ihr verwandte aber größere, bis 15 Fuß lange Thunfisch (thynnus) ist oben dunkelbraun, unten weiß. Der Lootse (naucrates) so genannt, weil er immer um die Schiffe ist, hat blaue Bänder. Der berühmte Schwertfisch (xiphias) hat einen schwertartig verlängerten Oberkiefer von ungeheurer Stoßkraft. Er stieß einmal 16 Zoll tief durch die Blechbedeckung und das harte Eichenholz eines Schiffes. Froriep, neue Notizen 31. 25. Sehr kurz und dick werden der gelbe Sonnenfisch (zeus, der s. g. Petersfisch, weil der schwarze Fleck auf ihm die Fingerspur des Apostels oder die Münze selbst bedeuten soll), die grüne equula ꝛc. Die Labyrinthfische (labyrinthici) sind so genannt worden von den Windungen des Schlundknochens, worin sich das zum Athmen eingeschluckte Wasser länger hält: der ostindische Kletterfisch (anabas) verläßt das Wasser, klettert auf Bäume, und hält sich gerne in dem Wasser auf, das in hohlen Bäumen stehen bleibt. Er ist bräunlich, dick und bewegt sich auf den Flossen wie auf Füßen. — Die Schuppenflosser (squamipennes) haben noch den runden Körperbau, unterscheiden sich aber dadurch, daß ihre Flossen beschuppt sind: der schöne bunte Klippfisch (chaetodon), dessen viele Arten alle unter den Tropen leben. Sie sind ganz rund, haben ein kleines vorstehendes Maul, auf dem Rücken kurze Stacheln, hinten einen kurzen Fächerschwanz. Ihre Farben sind prächtig golden,

blau, roth, mit verschiedenen Bändern und Flecken. Der Schnabelfisch (chelmon) ist eben so rund, hat aber ein verlängertes Maul und auf der breiten Rückenflosse ein Auge. Der Ritter (echippus) hat einen Sporn in der Rückenflosse. Die Wittwe (holocanthus) ist vornen gelb, hinten schwarz; brama einfarbig grau; platax gleicht mit seinen flügelartig ausgebreiteten Flossen einem weißen, schwarzgerandeten Halbmonde; der Spritzfisch (toxotes) spritzt Wassertropfen in die Höhe, womit er Insecten fängt, auf Java.

Die Familie der Meerbrassen (sparoidei) zeichnet sich durch besondere Schuppen aus, die schräge und nicht mehr, wie die Schuppen anderer Fische, concentrisch dem Rande parallel laufende Linien haben. Der Leib ist noch zusammengedrückt, wie bei den vorigen Fischen. Einer dicken Karpfe mit dornigen Rückenflossen gleicht die gemeine Meerbrasse (sargus), silbergrau und roth schillernd; einen schwarzen Fleck an der Schulter des silbernen Leibs zeigt nebst einem goldenen Bande vor den Augen die Dorade (chrysophoris); große Augen und fletschende Zähne dentex, einen schwarzen Fleck an der Seite maena, zwei getrennte Rückenflossen und prächtige Farben die Meerbarbe (mellus), roth, buntgestreift, bärtig.

Die Schattenfische (sciaenoidei), die gleichfalls nur im Meere leben, sind um wenig länger gestreckt, als die vorigen, und sind kenntlich an der höheren dornigen Vorderflosse auf dem Rücken, die von der hintern, weichern kammartigen Rückenflosse getrennt ist. Der gemeine Schattenfisch (sciaena) im Mittelmeer ist grau. Eine brasilianische Art hat auf den Schuppen wieder kleinere Schuppen (das einzige Beispiel in der Natur). Die stark gestreifte umbrina hat unter dem Maul ein Bärtchen. Der goldgelbe haemulon hat schöne Silberstreifen, diagramma ist schön punktirt ꝛc.

Die Panzerbacken (cataphracti) sind an ihren Stachelpanzern und an sehr breiten Backenknochen kenntlich, das charakteristischeste Volk unter den Fischen. Der Seehahn (trigla) hat einen fast viereckigen Kopf und ungeheuer große Augen. Die Arten haben verschiedene Farben, roth, grau, schwärzlich; der Gabelfisch (peristedion) hat dazu noch eine spitz vorstehende Schnauze; der Seescorpion (cottus) ein colossales Glotzauge, Stacheln an den Brustflossen und ein hohes Horn im Nacken; der Drachenkopf (scorpaena) roth mit kleinen Hörnern auf dem Kopf; pterois mit borstigem Rückenkamm wie ein Wildschwein, blepsias mit einem Gesicht voll Knorpelwurzeln und Bärtchen; apistus mit viereckigem Run-

zelmaul; pelor mit ähnlichem Maul, dazu furchtbar sträubende Stacheln an allen Flossen; synanceia horrida, dunkelbraun, das aufgesperrte Maul und die rothen Augen wie eine Maske nach oben kehrend und übrigens in Rücken- und Bauchflossen eben so starrend, wie die vorigen. Der Ausdruck dieser häßlichen Meerthiere ist der eines in Wuth kollernden Truthahns. Mehr comisch sind andre mit dumm offenem Maul und oreosoma mit dickem Bauch, der wie der Rücken mit kegelartigen Auswüchsen bedeckt ist. Endlich der unschuldige, fast häringsartig ausgedehnte und langschwänzige Stichling (gasterosteus), an dem Coste im Collège de France die interessantesten Beobachtungen gemacht hat. Das Männchen baut nämlich unter Wasser von Gras ein muffartiges Nest, das es an Wasserpflanzen befestigt. Dann lockt er das Weibchen, daß es hineingeht und Eier legt (laicht), dabei verwandelt sich seine sonst weiße Farbe in die buntesten Farben, gleich denen des Chamäleons. Ist das Weibchen fertig, so schwimmt es davon und kümmert sich nicht mehr um die Eier. Jetzt schlüpft erst das Männchen hinein, befruchtet die Eier, und kommt wieder weiß heraus, macht das Nest zu und bewacht es als theuren Schatz gegen jeden Feind, bis die Jungen ausschlüpfen.

Die Barsche (percoidei) umfassen eine große Menge von bunten Gattungen und behalten im Allgemeinen die dickrunde, wenig in die Länge gezogene Gestalt der vorigen, so wie die Rückenstacheln bei. Ihr Schwanz spaltet sich und gabelt. Der gemeine Barsch (perca) in unsern Flüssen ist gelbgrün mit schwarzen Binden und stets an rothen Flossen kenntlich. Größer ist der Meerbarsch (labrax) silberfarben mit starken Stacheln; der Streber (aspro) ist goldig und schlank, der graue pomatomus hat ein ungeheures Auge und einen vorstehenden Unterkiefer. Eben so der feuerrothe priacanthus. Serranus cyanostigma hat auf rothgoldnem Leibe braune Punkte; prächtig roth sind auch myripristis, beryx, holocentrum. Dagegen ist der sillago wieder hechtartig lang und hat einen ungeheuer langen federartigen Stachel vorn an der Rückenflosse. Einer perca scandens, die mit Hülfe ihrer Stacheln auf Bäume klettert und auf Tranquebar vorkommt, erwähnen die trans. of the Linnean. soc. III. 62. Der schwarzbraune trachinus hat ein zähnereiches nach oben gerichtetes Maul, der s. g. Sterngucker (uranoscopus), braun und gefleckt, fletscht Maul und Augen noch weiter nach oben.

Die vollkommensten Fische sind die, welche zugleich Lungen und Kiemen haben, die dipnoi in einer einzigen Familie (sirenoidei) und diese nur

in zwei Gattungen, dem südamerikaniſchen lepidosiren, den man früher unter die Amphibien zählte, und protopterus in Afrika. Beide ſind braun aalartig lang und leben im Schlamm, jener wird 3, dieſer 2 Fuß lang. Sie bilden den Uebergang zu den Amphibien.

Noch iſt die ſtumme Fiſchwelt nicht völlig ergründet. Es gibt hier noch manches Räthſel. Zu den ſchon erwähnten auf dem Lande lebenden und Bäume erkletternden Fiſchen ſind noch zu notiren die aus einem ausgetrockneten See über Land wandernden Fiſche Amerikas. Ausland 1829 S. 764. 1832 S. 424. Ferner das Vorkommen junger Fiſchbrut auf dem Lande nach großem Regen, der ſ. g. Fiſchregen. In Indien ereignet ſich daſſelbe nicht ſelten in der Regenzeit. Vgl. Froriep, neue Notizen IX. 170. Ausland 1840 S. 1339. Weiſe, Indien I. 47. Am 30. Juni 1841 fiel auch in der Uckermark auf dem Gut des Herrn von Holzendorf-Jagow mit einem 1½ſtündigen heftigen Regen auch eine Anzahl von kleinen bis 5 Zoll langen Fiſchen (Hechte, Barſche, Plötze, Stichlinge) herab. Schleiden, Studien S. 30. Wie der Fiſchlaich oder die jungen Fiſche in die Luft erhoben worden ſind, ob durch eine Waſſerhoſe? iſt noch nicht ermittelt.

27.

Die Schlangen.

Die zweite große Hauptclaſſe der Wirbelthiere wird von den Amphibien (zweilebigen) gebildet, die ſo heißen, weil ſie ſowohl im Waſſer, als in der Luft leben. Man theilt ſie in vier Unterabtheilungen: Schlangen, Eidechſen, Lurche und Schildkröten. Die beiden erſteren haben langgezogene, die Schlangen beinloſe, wurmartige Leiber, aber kluge vogelartige Köpfe und viel Munterkeit. Die beiden letzteren haben kürzere und dickere Leiber mit vier Beinen, wie die vierfüßigen Thiere und ſind viel träger. Alle haben rothes, aber noch kühles Blut, legen Eier, entbehren noch des Zwerchfells und der Ohren, athmen wenigſtens in der Jugend noch durch Kiemen und erſt ſpäter durch Lungen, ſind aber doch ſchon viel höher organiſirt, als alle bisher betrachteten Thiere, und kommen insbeſondere durch die vier Füße und laute Stimme den höchſten Thieren ſchon nahe.

Nur die Schlangen, als die niedrigſten Amphibien, entbehren noch die Stimme, wie die Beine, und ſchließen ſich von der Vergleichung mit den höhern Thieren durch ihre noch ganz wurmartige Form aus. Die

Schlange iſt gleichſam das Ideal der Wurmform, denn wenn ſie auch in Farbe und Behaarung die Pracht der Raupe nicht erreicht, ſo übertrifft ſie doch dieſelbe weit wie an Größe, ſo an Kraft, Schnelligkeit und Anmuth der Bewegung. In ihr culminirt alles niedere, ſonderlich unterirdiſche und nächtliche Gewürm. Daher ihre dämoniſche Bedeutung. Sie ſchreckt nicht mehr, wie der Scorpion, ſondern ſie verführt, ſie ſchmeichelt ſich an, ſie gleißt und reizt durch Schönheit.

Je nach der Länge der Schlange nimmt die Zahl ihrer Rückenwirbel zu. Die Klapperſchlange hat ihrer 200, unſere Ringelnatter 300. An die Wirbel ſetzen ſich kurze Rippen an, die zur Bewegung beitragen. Die Schlange ſchleicht in ſchwacher Wellenbewegung über den Boden, oder raſcher und in höheren Bogen, oder ſie ſchießt pfeilartig vorwärts; ſie ringelt ſich wie die Spiralfeder in der Uhr zuſammen und erhebt den Kopf; ſie ſchlängelt ſich um Bäume, umſchlingt und erdrückt Thiere und kann ſogar mit ihrem Leibe Knoten ſchnüren, wie an einem Strick. Sie häutet ſich jährlich und wirft ihre äußere Schuppenhaut ſo vollſtändig ab, daß ſogar eine feine über das Auge gezogene Hornhaut mit abgeht. Die Haut um den Mund iſt überaus elaſtiſch. Der kaum daumengroße Kopf einer Schlange kann durch immer größere Ausdehnung des Maules eine Taube verſchlingen. Der Schlangenkopf iſt in ſeiner vollendeten Schönheit ſchwanen- und ſogar adlerartig, was durch das tiefliegende Auge und durch die Abplattung der Stirne bewirkt wird. Er ſpielt aber, wenn er breite Backen annimmt, in das kröten-, ſogar katzenartige hinein. Am ausdrucksloſeſten iſt er in der Eiform, die ſich der Form des Schildkrötenkopfs nähert. Im Auge der Schlange ſpitzt ſich die Pupille bei den giftigſten Arten zu einem aufrecht ſtehenden Oval, wie die der Katze. Kein Thier zeigt ſo viel Feinheit und Geiſt im Auge. Die Zähne der Schlange ſind klein, kurz und nur zum halten, nicht zum kauen eingerichtet, denn die Schlange verſchlingt ihre Beute ganz und unzerriſſen. Die giftigen Arten haben einen beweglichen Giftzahn, der im Biß einen Tropfen Gift in die Wunde ausläßt. Man hat an den Jungen der Kreuzotter noch einen großen Zahn entdeckt, deſſen ſie ſich bedienen, um die zähe Haut des Eies in der ſie verſchloſſen ſind, aufzuſchneiden, der ihnen aber bald nach dieſem Gebrauch wieder abfällt. (Jahreshefte des württemb. Vereins für vaterl. Naturkunde 1855 I.)

Zur Paarungszeit pflegen ſich die Schlangen in großer Menge an ſonnenhellen Stellen einzufinden. Daher die Sage vom Schlangenkönig

und von den Verſammlungen der Schlangen. Der Prinz zu Wied fand am oberen Miſſouri viele tauſend Schlangen in großen Klumpen vereinigt, ſ. deſſen Reiſe I. 415. Sie legen Eier, die Ottern gebären aber auch lebendige Junge. Im Allgemeinen ſind die Schlangen träge. Ihre geſpaltene Zunge, vor der man ſo viele Furcht zu haben pflegt, iſt ein ganz unſchädliches Taſtorgan, gleich den Fühlhörnern der Inſekten; das Ziſchen und Fauchen gleicht dem der Gänſe. Selbſt die giftige Schlange greift den Menſchen nicht an, wenn ſie nicht zufällig von ihm getreten oder geſtört wird. Hat ſie ſich voll gefreſſen, ſo liegt ſie lange wie todt da. Die Schlangen können wochen- und monatelang hungern, dann aber verzehren ſie auch auf einmal ein großes Thier. Ihr Leben iſt ſehr zähe. Der abgeſchnittene Kopf beißt noch um ſich. Die Kreuzotter lebt noch ſtundenlang im Branntwein. Schweine ſind ihr gefährlichſter Feind, denn ihr Gift ſchadet denſelben nichts. Daß die Schlange ſich vor dem Eſchenzweig fürchte und durch ihn vertrieben werden könne, ein alter Volksglaube, hat Scheitlin, Thierſeelenkunde I. 480 beſtätigt gefunden.

Bei uns ſind alle Schlangen, welche breite Schuppen auf dem Kopfe haben, gänzlich unſchädlich; die wenigen dagegen, auf deren Kopfe man ſehr kleine Schuppen ſieht, ſind giftig. Das ſollte jedes Kind in Deutſchland wiſſen, um ſich vor Schaden zu hüten und ſich unnöthige Angſt zu erſparen.

Man theilt alle Schlangen nur in Eng- und Weitmäuler. Die erſteren (stenostomi) laſſen kaum den Kopf vom übrigen Leib unterſcheiden, haben neben dem engen Maul auch ſehr kleine, zum Theil ganz verſteckte Augen und ſind überall gleich kleingeſchuppt. So tychlops, das Blödauge, ähnlich der Blindſchleiche, in Südamerika, rhinophis ganz ohne ſichtbare Augen in Aſien. Deutlichere Augen und einen mehr vortretenden Kopf hat ilysia. Die Weitmäuler (eurystomi) umfaſſen alle höheren Schlangen, haben größere vortretende Köpfe mit weitem Maul, das ſich ungeheuer ausdehnen läßt, und kluge Augen und ſind am Kopf und Bauch insgemein mit breitern Schuppen oder Schilden verſehen, als auf dem Rücken. Sie werden wieder als Giftſchlangen, verdächtige und giftloſe unterſchieden.

Die Giftſchlangen haben ihre Giftzähne ſtets nur im obern Kiefer, das Gift tritt aus einer Drüſe hinein und tödtet das gebißene Thier, worauf es von der Schlange verſchluckt wird. Nur die unſern haben kleine Schuppen auf dem Kopf, die ausländiſchen haben auch breite Schilde.

Die sehr giftigen, das stille Meer bewohnenden Wasserschlangen haben noch besonders einen fischartigen Ruderschwanz. So pelamys, gelb und schwarz, hydrophis blau und gelb. Nach Peron, Reise I. 120 verfolgen sie die Häringe und werden selbst von den Haien verfolgt. Die Ottern haben einen eiförmigen Kopf mit Schilden, einen sehr beweglichen meist mit Gürteln oder Ringen schön verzierten Leib und spitzigen Schwanz. So die schön roth, schwarz und weißgegürtelte Korallenschlange (elaps), die große braune weltberühmte Brillenschlange (naja tripudians oder cobra di capello), deren vorn spitzer und hinten breiter Kopf die deutliche Zeichnung einer Brille trägt und von indischen und ägyptischen Gauklern zum Tanze abgerichtet wird; die ägyptische Art heißt haje, im Alterthum die berühmte aspis. Verwandt ist die große indische Felsschlange (bungarus). Die Vipern haben einen breiten und kurzen Kopf, einen runden und kurzen Schwanz und sehen plump aus. Unsere gemeine giftige Viper oder Kreuzotter (vipera) ist braun und schwarze Zikzaklinien laufen ihr über den Rücken. Eine graue Art (v. Redi) hat schwarzbraune Querflecken. Die Crotalinen umfassen zuerst die berüchtigte amerikanische Klapperschlange (crotalus) braungrau mit schwarzen weiß eingefaßten Rauten auf dem Rücken in Süd-, mit dergleichen Querbändern in Nordamerika; ihr Kennzeichen ist hauptsächlich das durch hornartige Ringe am Schwanzende bewirkte Geräusch. Zu ihnen zählt man auch die klapperlosen, aber mit breiten Bauchschuppen versehenen trigonocephali mit braunen Rauten, mehrere Arten in Asien und Amerika, bis 7 Fuß lang. Darwin, Reise I. 113 schildert ihre krötenartigen Dickköpfe als äußerst häßlich. Langstebt, hindost. Denkw. S. 27 f. erwähnt mehrerer Giftschlangen Indiens, unter andern einer s. g. Blutschlange, deren Biß alles Blut aus dem Körper durch alle Poren heraustreiben soll und der s. g. krummen Schlange, deren Biß die Menschen zwingt, sich eben so zu krümmen, wie die Schlange selbst.

Die verdächtigen Schlangen haben das Ansehen der Nattern, unterscheiden sich aber durch ihre Furchenzähne. Ihre Zähne sind nämlich von unten bis oben durchfurcht, und auch ihre Giftzähne sind es wenigstens anfangs. Hierher gehört die Wasserschlange homalopsis, die von Fischen und Fröschen lebt, in Ost- und Westindien, die auf Bäume kletternde ostindische dipsas, von der man ehemals glaubte, ihr Biß erwecke unauslöschlichen Durst, die überaus dünne Peitschenschlange (dryophis).

Zu den giftlosen Schlangen gehören zunächst die Nattern. Die Natter (coluber) kommt bei uns in drei Arten vor, die graublaue Ringel-

natter, kenntlich an zwei gelben Flecken am Hinterkopfe; die röthlichbraune Schlingnatter mit dunkelbraunen Rundflecken auf dem Rücken, und die gelbe Natter im Schwalbacher Schlangenbade, die zahm zu den Badenden kommt und mitten unter uns heute noch an die uralte Heidenzeit mahnt, in welcher die ungiftigen Schlangen als Genien der Gesundheit (als Heilschlangen) verehrt wurden. Vgl. Linck, die Schlangen Deutschlands, 1855. Sodann die kleine Rollschlange (eryx) in mehreren Arten am Mittelmeer. Endlich die Riesenschlangen, die alle ungiftig sind, in zwei Gattungen: Python in Asien, Boa in Amerika. Man unterscheidet python tigris in Ostindien, hellgrau mit dunkelolivenfarbnen Flecken, und p. bivittatus auf Java, braun mit grauen netzartig verbundenen Gürteln und Amethystglanz auf dem Rücken, bis 30 Fuß lang. Wie sich dazu die großen Schlangen Afrikas verhalten, ist noch nicht bekannt. Eine bis 20 Fuß lange Schlange (tennée) in Sierra Leone soll selbst Tiger angreifen. Matthew, voyage p. 43. Adanson, Reise S. 182 fand am Senegal eine große Schlange, die sich von Heuschrecken nährte und unter einem Schwarm derselben wüthete. Die größten Schlangen der Welt sind aber die Boas in Amerika. Man unterscheidet Jiboya (b. constrictor) röthlichgrau mit gezackter brauner Rückenbinde und 30 Fuß lang, anaconda (b. murina) olivenfarb mit schwarzen Flecken und bis 40 Fuß lang; endlich eine grüne Art (b. canina). Diese prächtigen Thiere sind nicht so gefährlich, als sie aussehen und das Meiste, was man von ihrer Wuth erzählt hat, gehört der Fabel an. Die kleinen Giftschlangen schaden unendlich mehr, als jene ungiftigen Riesen.

28.

Die Eidechsen und Krokodile.

Die Schlangen gehen zunächst in die ihnen noch nahe verwandten, schlanken und langgeschwänzten Eidechsen (sauri) über. Die Schuppen, das kluge Auge, die gespaltene Zunge, das Verschlupfen in der Erde und rasche Herumfahren in der Sonne sind beiden gemeinschaftlich. Auch kommen die Füße bei den Eidechsen erst nur wie versuchsweise zum Vorschein. Eine Eidechsengattung (wie die Blindschleiche) hat gar keine Beine und wird deshalb immer noch mit den Schlangen verwechselt. Andere haben nur zwei, wieder andere nur sehr kleine weit von einander getrennte Kurzbeine. Trotz der Verwandtschaft mit den Schlangen macht

aber die Eidechſe einen ganz andern Eindruck. Sie erſcheint durchaus als ein fröhliches, harmloſes und unſchädliches Thierchen. Nur die hartgepanzerten, großen und trägen Arten, die den Uebergang in die Kröten und Schildkröten bilden, machen davon eine Ausnahme.

Am niedrigſten ſtehen die Ringeidechſen (annulati), ohne Schuppen nur mit geringelter Haut und ohne Füße, wurmartig, mit kleinen Augen, ziemlich ähnlich der niedrigſten Blindſchlange: die ſüdamerikaniſche Doppelſchleiche (amphisbaena), der kurzſchwänzige blanus in Spanien, das kleinköpfige lepidosternon in Braſilien und trogonophis in Afrika. Zwei kleine Vorderfüße kommen zuerſt zum Vorſchein bei dem mexikaniſchen chirotes. Aber auch die höhere Ordnung der geſchuppten Eidechſen (squamati) beginnt noch mit ähnlichen ſchlangenartigen Weſen; namentlich mit unſerer allbekannten Blindſchleiche (anguis fragilis), die, wenn man ſie näher beſieht, vollkommen den Blick, den Kopf und die Schuppenhaut unſerer gemeinen Eidechſe hat, ein höchſt unſchädliches und durch Inſektenvertilgung nützliches Thierchen, welches daher überall geſchont und nicht, wie geſchieht, muthwillig getödtet werden ſollte. Sie bricht außerordentlich leicht entzwei. Eine afrikaniſche Art (acontius) hat eine Art Schild am Kiefer. Eben ſo die amerikaniſche Glasſchleiche (ophiosaurus). Bloße Andeutungen von Hinterfüßen, kurzen Stummeln, aber noch ohne eine Spur von Vorderfüßen, haben die langen und ſchlangenartig gewundenen pygopus, bipes und pseudopus. Vier ſehr kurze Füßchen an dem langen Schlangenleibe haben ablepharus und zygnis (seps), euprepis, gongylus, scincus, saurophis, gerrhosaurus, gerrhonotus, zonurus. Lauter ſeltſame Geſchöpfe, die Veranlaſſung gegeben haben zu der Sage von viel größeren zweibeinigen ſ. g. Stollwürmern.

Die echten Schuppeneidechſen unterſcheidet man nach der Zunge in Doppel-, Lang- und Dickzüngler. Unſere gemeine Eidechſe (lacerta) hat eine geſpaltene Zunge, die graue (l. agilis), grüne (viridis), die große grüne mit blauen Augenflecken an der Seite (l. ocellata) ꝛc. Vom prächtigſten Smaragdgrün und über einen Fuß lang kommen ſie ſchon in Italien vor. Dieſer Glanz und ihr munteres Weſen, ihr blitzſchneller Lauf geben den ſteinigen und wüſten Gegenden, in denen ſie ſich gern aufhalten, einen beſondern Reiz. Ihre Neugier und Zutraulichkeit, dann wieder ihre raſche Flucht, ihr kluges Auge unterhalten den einſamen Wanderer. Unter allen bis jetzt bekannten Eidechſen iſt ameiva dorsalis auf der Inſel Jamaika die zierlichſte und entſpricht am meiſten dem Begriff des Graziöſen,

den die Alten mit der Eidechſe verbanden. Die ameiva wird 17 bis 18 Zoll lang, oben grün, unten weiß, der Schwanz oben braun, unten blau. Sie hat äußerſt geſchickte wie Hände zu brauchende Füße und gleicht hierin faſt den Affen oder unſern Ballettänzerinnen. Sie kann auf den Zehen laufen, ſie gräbt mit den Vorderfüßen wie mit Händen, ſie kratzt ſich am Kopf mit dem Hinterfuß wie ein Hund. Auch ihr Kopf iſt ſehr gewandt, ſie pickt damit wie der Vogel mit dem Schnabel. Nach Goſſe in Troſchels Archiv 1849 II. 57. Auch in Carolina wird eine völlig zahme in den Häuſern lebende grüne Eidechſe, die das Ungeziefer wegfängt, ſehr gerühmt. Die Eidechſe iſt es auch, die unter allen lebenden Weſen am weiteſten in die Sandwüſte vordringt. Wo kein Strauß, keine Giraffe, keine Gazelle mehr geſehen wird, da wimmelt die Wüſte Sahara noch von Eidechſen, die jedoch hier nicht leben könnten, wenn ſie nicht zahlreiche Käfer im Sande vorfänden. Richardſon, Bericht S. 29. Auch die rings von einer Wüſte umgebenen Pyramiden ſehen auf ein ewig munteres Eidechſenvolk zu ihren Füßen hinab. Bei Van im Gebiet des Euphrat fand man zahlloſe Eidechſen dicht zuſammengeballt. Ritter, Erdkunde X. 318. Eine große goldglänzende Eidechſe (l. aurata) fand Adanſon am Senegal, Stogmann auf den Galloyagosinſeln; eine ſchöne himmelblaue Adanſon. Die ſ. g. Warneidechſe (monitor) hat dieſen Namen erhalten, weil ſie die Nähe eines Krokodills durch ihr Pfeifen verrathen ſoll. In Amerika verſteht man darunter eine 2 Fuß lange ſchwärzliche Art der ſchon genannten ameiva (a. teguixin, auch Teju). In Afrika aber eine graubraune Art (monitor niloticus, auch Ouaran genannt), die den Krokodillen die Eier wegfrißt. Den Uebergang in die horn- und ſchalenbedeckten Eidechſen bildet heloderma horridum mit knochigen Höckern, braun und gelb gefleckt.

Der Langzüngler unter den Eidechſen iſt das berühmte Chamäleon (chamaeleo) in drei Arten, mit einer Art von Helmhaube im ſüdlichen Europa und nördlichen Afrika, mit plattem Kopf am Senegal, mit gabelförmig getheilter Schnauze in Oſtindien und Neuholland. Das Thier ſchießt ſeine lange Zunge nach Inſekten ab wie einen Pfeil, iſt aber überaus langſam und bedächtig in ſeinen Bewegungen. Es kann ſich vermöge einer ungeheuer großen Lunge nach Belieben mit Luft anfüllen und aufblaſen und damit ſcheint auch der Farbenwechſel zuſammenzuhängen. Sein Kopf ſieht fiſchartig aus, weil er von dem dicken Halſe nicht zu unterſcheiden iſt. Auch der Kamm auf dem Rücken gleicht der Rückenfloſſe des Fiſches. Der Schwanz iſt ſpiralförmig und dient dem Thiere, ſich an den

Aeſten der Bäume anzuhalten (wie die Baumratte). Höchſt ſeltſam ſind ferner die Augen, nicht nur wegen der ganz goldnen Iris, ſondern auch weil das Thier jedes Auge ſelbſtſtändig bewegen und mit dem einen hinauf, mit dem andern hinabſehen kann. Endlich iſt noch die hellgrüne Galle und das dreieckige Herz des Thieres zu bemerken. Am berühmteſten aber iſt an ihm ſein Farbenwechſel, den wir ſchon S. 44 beſprochen haben. Anfangs grau ſpielt er in gelb, roth, blau, braun und ſchwarz. Bei der Paarung und im Tode wird das ganze Thier ſchneeweiß. Die gewöhnliche graue Farbe ſcheint indeß nur dem Norden Afrikas, woher wir die meiſten dieſer Thiere bekommen, anzugehören. Golberry, der in ſeiner Reiſe durch das weſtliche Afrika (überſ. v. Bergk, 1803 II. im Anfang) eine gute Beſchreibung des Thierchens gibt, fand es im tieferen Süden immer ſmaragdgrün.

An den dickzungigen Eidechſen bemerkt man noch viele Aehnlichkeit mit dem Chamäleon hinſichtlich des Kopfs mit ſeinen Hautfalten und Auswüchſen. Lyrocephalus hat noch ganz das weiche Weſen des Chamäleon, aber ſchon kleine Stacheln auf dem Rückgrath und Schwanz. Noch höhere Stacheln, gleich dem Floßenkamm eines Fiſches trägt der zugleich mit einem dicken Kropf oder Kehlbeutel behangene Leguan (iguana) in Amerika; einen noch dickeren Kropf anolis, calotes, einen hohen Rückenkamm lophura, einen Spitzhut wie das Chamäleon und einen ſehr hohen Rückenkamm der Baſilisk (basiliscus); einen Schwanz mit Schuppengürteln cyclura. Der Gecko (ascalabota) zeichnet ſich durch einen ſchmalen Hals und ſtark vortretenden Kopf, durch einen breiten ruderartigen Schwanz und durch ſehr ausgebildete fünf Finger an jedem Fuß aus. Er übertrifft alle andern Eidechſen im Klettern, indem er wie eine Fliege an der Decke läuft (Rennie, Wunder der Inſektenwelt S. 451). Von der Zähigkeit, mit der dieſe Thiere ſich anklammern können, erzählt Langſtedt (hindoſt. Denkw. 178) ein fabelhaftes Beiſpiel. Eine große oſtindiſche Art derſelben ſoll nämlich, indem ſie die Mauer einer belagerten Stadt emporlief, Soldaten, die ſich an ſie anhielten, emporgezogen haben. Der ſchlankeſte Gecko iſt platydactylus, dicker und warziger hemidactylus, den breiteſten Schwanz hat phyllurus; kleine Blättchen an den Zehen ptyodactylus. Durch einen Schwanz mit Stachelgürteln bei einem ziemlich chamäleonartigen Kopfe macht ſich der am Leibe glattere stellio, ſo wie der warzigere uromastix bemerklich. Noch ſtachlichter iſt die kurzgeſchwänzte und krötenartig dicke ſ. g. Dornkröte (phrynosoma) in Nordamerika. Prinz

zu Neuwied, Reiſe II. 93. Das merkwürdigſte unter dieſen Thieren aber iſt die fliegende Eidechſe (draco volans) mit einem Kehlſack wie der Leguan und mit einer Flughaut an den Rippen zwiſchen den vordern und hintern Füßen, wodurch ſie ſich von Baum zu Baum ſchwingt, auf der Inſel Java.

Die größten aller Eidechſen ſind die nicht mehr ſchuppigen, ſondern gepanzerten, d. h. die verſchiedenen Arten der Krokodille. Sie allein erinnern noch an die rieſenhaften Saurier der Vorwelt. Am bekannteſten iſt das Krokodill (crocodilus) im Nil, das man früher, jetzt nicht mehr, bis zu 30 Fuß lang gefunden hat, mit kurzen Beinen, zuweilen ziemlich fettem Leib, einem ungeheuern, zähnevollen, langausgedehnten Rachen und langem ſägenartigem Rücken und zugeſpitzten Schwanze, ringsum mit höckerigen Knochenſchilden gepanzert. „Wer kann die Kinnbacken ſeines Antlitzes aufthun? Schrecklich ſtehen ſeine Zähne. Seine ſtolzen Schuppen ſind wie feſte Schilde, feſt und eng in einander, daß nicht ein Lüftlein dazwiſchengehet.“ Hiob 41, 4—7. Die alten Aegypter verehrten das Thier als einen Gott, aber Hiob ſieht in ihm das Abbild des Leviathan. Es wird Badenden ſehr gefährlich. Daß es weine, um Kinder heranzulocken und zu freſſen, iſt nur Fabel. Sein Kampf mit dem Nilpferde gewährt ein vorſündfluthliches Schreckbild. Von furchtbarer Häßlichkeit ſind ſeine krebsartig vorſtehenden Augen mit drei Augenlidern, noch häßlicher an den Jungen. Das Krokodill des Ganges, der Gavial (rhamphostoma) hat eine ſehr dünne, wie ein Storchſchnabel lange, aber ſehr bißige Schnauze; das amerikaniſche Krokodill, der Alligator (alligator, champsa) hat eine gleichfalls ſpitze, aber kurze, hechtartige Schnauze und fetten Leib. Der letztere wird bis 20 Fuß lang, begräbt ſich oft im Schlamm, der über ihm trocknet, und bricht dann hervor, daß man ein kleines Erdbeben zu ſehen glaubt (Humboldt, Anſichten I. 34). Bartram ſah den Johannesfluß mit dieſen Thieren ſo dicht bedeckt, daß man über ſie, wie über eine Brücke hätte gehen können. Ein Negerſklave ſoll einſt aus Rache, während ſie auf einem Fluſſe fuhren, den rings um den Kahn mit offenen Rachen ſchnappenden Alligatoren ſeinen Herrn hinausgeworfen haben. Ein kühnes Mädchen ſoll, von einem Alligator gepackt, demſelben die Augen ausgedrückt haben und entkommen ſeyn. Sie ſchleppen den Schwanz, den ſie nicht erheben können, auf dem Boden nach und ſehen eben ſo tückiſch aus, wie ſie ſind. Dazu ſind ſie ungeheuer gefräßig und brüllen zur Brutzeit entſetzlich. Im Waſſer ſind ſie ſehr lebendig, drehen und wälzen ſich unglaublich ſchnell,

Waſſer und Dampf umherſpritzend, was ein merkwürdiges Gewuſel gibt, wenn ſie in Menge beiſammen ſind. Sehr gut beſchrieben in Bartrams Reiſe nach Carolina und Florida S. 127. Es gibt mehrere Arten der Alligators, hauptſächlich der Kayman im nördlichen, der Jacaré im ſüdlichen Amerika.

29.

Die Schildkröten, Kröten und Fröſche.

Die Schildkröten (chelonii) bilden den Uebergang von den großen Krokodillen zu den Lurchen (Kröten und Fröſchen). Eine befremdliche, phantaſtiſche, noch urweltliche Thierform. Wie wenn die Erde ſelbſt zum erſtenmal lebendig würde, ſich zu regen anfinge und einen Kopf und Hände hervorſtreckte, ohne noch aus ihrer runden Schale herauszukönnen. Daher auch bei den älteſten Völkern Aſiens die Schildkröte als Urform der Erde angeſehen wurde. Der Schild iſt die Hauptſache, eine Art vergrößerte Schnecken- oder Wanzenform. Seine Extreme ſind eirunde Höhe und breite Verflachung; der Schild iſt lederartig zuſammenhängend, oder in Schuppen, Seitenflächen, gleichſam Facetten abgetheilt, oder es liegen mehrere Schilde wie Blätter übereinander. Die Facetten zeigen Dreiecke, Sechsecke, öfters in ſehr regelmäßiger Schönheit. Zuweilen ſind die Facetten buckelartig in der Mitte erhöht. Die Schale iſt verſchiedenartig gefärbt und mit Lineamenten verſehen, die zuweilen wie Buchſtaben ausſehen. Ruſſegger, Reiſe II. 176 fand eine mit Sternformen. Es gibt eine, deren Facetten je eine Venusmuſchel darſtellen. Die Schalen werden als das bekannte ſchöne Schildpatt zu Kämmen ꝛc. benutzt. Eine ſehr weichſchalige in den Gewäſſern von Florida gilt als Delicateſſe. Bartram, Reiſe S. 171. Der Kopf iſt kröten- oder eidechſenartig, zuweilen ſchlangenartig und wie geſchnäbelt oder benast, nach Art der Fledermäuſe. Testudo fimbrata hat eine verlängerte Naſe wie der kleine Rüſſel des Tapir. Sie können den Kopf unter der Schale verbergen, einige ſtrecken ihn aber am ſehr langen Halſe hervor. Die Füße der Landſchildkröten werden bei den Seeſchildkröten zu fiſchartigen Floſſen.

Die Schildkröten haben ein unglaublich zähes Leben. Sie leben oft monatelang, wenn man ihnen auch das Hirn ausgenommen, und wochenlang, wenn man ihnen ganz den Kopf weggeſchnitten hat. Meyen (Reiſe II. 134) ſah eine fortleben, obgleich die Matroſen ihr einen Nagel in den

Kopf und ein Loch durch die Schale bis in den Leib gebohrt hatten. Sie können sehr lange aushalten ohne Nahrung. Ihre Paarung dauert wochenlang. Sie sollen mitten auf den Wellen auch beim heftigsten Sturme ruhig schlafen. Sie werden auch sehr alt. Niebuhr sah in Surate eine 125 Jahre alte blinde und lahme Schildkröte, die von den Indern hoch verehrt und gepflegt wurde. Zu Peterborough in England hielten die Bischöfe eine Schildkröte, die siebzehn Bischöfe überlebte und über 220 Jahr alt wurde. Auf der Insel Ascension wurde eine Schildkröte gefangen und nach England mitgenommen und gezähmt. Als man sie aber in England für todt ins Wasser warf, schwamm sie bis zu ihrer Insel zurück und wurde dort wieder gefunden. Schubert, Spiegel der Natur S. 21.

Man findet in den südlichen Meeren die Schildkröten zuweilen in so ungeheurer Menge, daß das Schiff kaum hindurch kommen kann. Sie gehen aufs Land, um ihre Eier in den Sand zu vergraben. Wenn man die Schildkröten fangen will, legt man sie nur auf den Rücken; dann können sie nicht mehr aufstehen. Das Fleisch der Schildkröten ist die größte Delicatesse, die es auf Erden gibt.

Die Meerschildkröten theilen sich in zwei Gattungen: sphargis mit herzförmigem Lederschild, Füße und Schwanz noch wie Fischflossen, dunkelbraun und sehr groß, bis 7 Fuß lang und 8 Centner schwer, und chelonia mit Hornplatten am Schilde, in mehreren Arten, die gelbe charetta (gleichfalls 7 Fuß lang), die braune ch. imbricata und ch. midas. Ihr Hals ist etwas schlanker, der Kopf eiförmig und schlangenartig, die Füße etwas dünner. Die Flußschildkröten haben Füße mit Zehen, die durch eine Schwimmhaut verbunden sind, und Krallen daran und einen ovalen Schild: emys hat an den Vorderfüßen 5, an den Hinterfüßen 4 Krallen, einen schwarzen Schild mit gelben Zeichnungen (es gibt auch eine grüne Art); chelydra ist braun und hat einen sehr kurzen Schild, trionyx hat nur 3 Krallen und Kopf und Hals schlangenartig vorgestreckt. Die Landschildkröten haben noch ausgebildetere Zehen und Krallen: testudo hat deren 5 und einen runden hochgewölbten Schild, schwarz mit gelben Strahlen, homopus mit 4 Krallen; cinixus mit hinten, pyxis mit vorn beweglichem Schilde; chelys mit langem Halse, rüsselartiger Nase und einem sehr höckerigen Schilde (in Südamerika). Dies nur die Hauptgattungen und ihr Charaktere.

Unter den Lurchen (batrachia) stellt man Frösche, Kröten und Molche

zuſammen. Sie haben einen kürzeren und dickeren Leib und längere Beine, als die Eidechſen, und mit wenigen Ausnahmen keinen Schwanz.

An die niedrigſten Schlangen und Eidechſen reiht ſich auch noch ein wurmartiger Lurch an, die Blindwühle (coecilia) nur federſpuhldick, drei Fuß lang, ohne Beine, mit geringelter Haut und verſteckten Augen; dann der Fiſchmolch, gleich einer langen Eidechſe mit vier ganz kurzen, weit auseinanderſtehenden Beinchen, beſonders kenntlich an den Kiemenbüſcheln hinter dem Kopf. Am bekannteſten iſt proteus anguineus, in der ewigen Nacht der Adelberger Höhle im unterirdiſchen Waſſer lebend, bleich und weiß mit roſigen Kiemenbüſcheln. Vor kurzem hat man in Krain noch eine ſchwarz und gelbgefleckte Art (hypochthon) gefunden. Erichſon, Archiv 1846 S. 289. Mehrere ſchwärzliche Arten leben in den Sümpfen und Flüſſen Amerikas (siren, amphiuma ꝛc.). Dieſen noch nahe ſtehen die echten Molche (salamandra), der Waſſermolch (triton) mit einem vertikalen hochgekammten Ruderſchwanze, oben ſchwarzbraun und weiß gefleckt, unten gelb und ſchwarz gefleckt; es gibt auch eine Art (t. igneus) mit rothem Bauche. In Japan lebt eine ſehr große Art. Der Erdmolch (salamandra) iſt glänzend ſchwarz, hat goldgelbe Flecken und gleicht ganz einer Eidechſe, nur daß er viel träger und ſehr ſchleimig anzufühlen iſt. Er ſchleicht langſam in feuchten Wäldern und Kellern, im Jahr 1845 ſah man ihn zu tauſenden in den Wäldern bei Stuttgart. Es gibt auch eine ganz ſchwarze Art.

Schwanzlos ſind die zugleich mit viel längeren Beinen verſehenen Kröten und Fröſche. Die Kröte (bufo) mit ihrem weichen, aber faſt noch krabben- und ſpinnenartig dicken Leibe iſt eines der häßlichſten Thiere und hat die böſeſte Bedeutung. Es iſt die Verzerrung des mehr menſchenähnlichen und komiſchen Froſches ins Teufliſche. Der Froſch hüpft munter, die Kröte ſchleicht langſam. Der Froſch regt ſich bei Tage, die Kröte bei Nacht. Jener hat helle reine Farben, die Kröte dunkle und ſchmutzige. Der Froſch iſt glatt, die Kröte voll Warzen. Beim Froſch ſind mehr die Glieder in Thätigkeit, bei der trägen Kröte hat der Bauch allein das Uebergewicht. Beide aber haben vieles gemeinſam, die noch chamäleonartig hervorſchießende Zunge, womit ſie Inſekten jagen, die laute Stimme und die Verwandlung. Beide entſtehen aus Eiern, die als ſchwarze Kügelchen in einer durchſichtigen Gallert (dem Laich) wie an eine Schnur aneinandergereiht im Waſſer liegen. Das junge Thier ſchwimmt zuerſt im Waſſer mit einem plumpen ovalen Vorderleib ohne Beine und hinten mit

einem ſalamanderartigen Ruderſchwanze (als ſ. g. Kaulquappe). Erſt ſpäter ſchrumpft der Schwanz ein und wachſen ihnen die Füße, womit ſie ans Land hüpfen und von nun an abwechſelnd im Waſſer und am trockenen Ufer leben. Die Kröte hat wulſtige Augendecken, einen noch ſchlangenartigen Blick. Ihre Grundfarbe iſt immer die der Erde, grau oder braun. Die größte bekannte Kröte iſt pipa in Surinam, die einen Fuß lang wird und beſonders dadurch berühmt iſt, daß ſie den Laich auf ihren Rücken klebt und ſo ihre Eier in der Sonne ausbrütet. Sehr ſeltſam und häßlich ſind die kurzköpfigen, faſt eirunden Kröten, breviceps und eine mit ſpitzmausartigem Kopf, eugystoma guttatum, beide von Profeſſor Krauß in Südafrika gefunden. Die braſilianiſche Kreuzkröte (sapo) hat ein dreifaches ſchwarzes Kreuz auf dem Rücken, ähnlich der Kreuzſpinne. In Braſilien lebt auch die ſ. g. Hornkröte mit hoch aufgezogener Augenhaut.

Des ſ. g. Krötenregens iſt ſehr oft und noch in neueſter Zeit Erwähnung geſchehen. Kohl berichtet davon aus den ſüdruſſiſchen Steppen (II. 156). Am merkwürdigſten iſt der genaue Bericht, den Le Gentil von Krötenregen gab, die er 1769 und 1770 in Pondichery beobachtete. Nach einem heftigen Regen wimmelte alles von jungen Kröten, ſelbſt auf den hohen Treppenſtufen, auf welchen früher gewiß keine Kröteneier lagen, die ſich etwa im Regen hätten entwickeln können. Deutſche Ueberſetzung ſ. Reiſe S. 250. Die gemeine Annahme iſt, ſie ſchlüpfen erſt, durch den Regen geweckt, aus der Erde und das Herabfallen vom Himmel mit dem Regen iſt fabelhaft oder wenigſtens bis jetzt auf keine Weiſe erklärbar. An Wirbelwinde zu denken, die den Laich in die Luft führen ſollen (Wiegmann, Archiv 1835 II. 276) iſt mißlich. In den Landes im ſüdlichen Frankreich fiel ein Regen von kleinen phosphoreſcirenden Kröten. Ausland 1839 Nr. 176.

Eben ſo unerklärt bleibt das bekannte zähe Leben der Kröten im engen verſchloſſenen Raume. Man hat ſie in Stein, ſelbſt im Holz der Bäume ſeit Jahrhunderten verſchloſſen und doch noch lebend gefunden. Das berühmteſte Beiſpiel von Kröten, die lebendig mitten in Steinen gefunden, iſt das vom Jahr 1795. Dr. Murhard in Caſſel fand in einem Steinbruch drei lebendige Kröten in einer engen Höhlung von Stein, wozu von außen nirgends auch nur der kleinſte Zugang führte. Sie lebten noch eine halbe Stunde und ſtarben an der freien Luft. Wagener, Naturwunder I. 408. Lichtenbergs Schriften VII. 370. Trevira-

nus, Biologie II. 11. Das neueſte Beiſpiel noch im Zoologiſt, October 1851. Buckland verſchloß eine Kröte ein Jahr lang in größere Kalkſteine und fand ſie dann noch am Leben, im harten Sandſtein aber nicht. Oken, Iſis 1834 S. 988. Leonhard, Geol. I. 370 glaubt, es ſey alles Täuſchung, man habe mit ſolchen angeblich langlebenden Kröten nur betrogen oder die Druſen (Höhlungen im Stein), die auf franzöſiſch crapaux (Kröten) heißen, mit wirklichen Kröten verwechſelt.

Der Froſch (rana) iſt eines der merkwürdigſten Thiere, weil er in der von den niedrigſten Thieren zum Menſchen aufſteigenden Reihe das erſte menſchenähnliche Geſchöpf darſtellt (unter den Vögeln iſt es ſodann der Storch, unter den Säugethieren der Affe). Einerſeits iſt der Froſch noch ein halber Fiſch, lebt im Waſſer, hat auffallende Fiſchaugen, ein großes Fiſchmaul und legt viele Eier gleich den Fiſchen; andrerſeits reproducirt er in ſeinen Sprüngen mit den langen Hinterbeinen und in ſeiner meiſt grünen Farbe die Heuſchrecken und die Verwandlungen der Inſektenwelt, den Wurm- und Larvenzuſtand (als Kaulkopf) vor der letzten Entwicklung. Trotz dieſer nahen Verwandtſchaft mit ſehr niedrig ſtehenden Thieren erhebt er ſich aber zu einer frappanten Menſchenähnlichkeit. Er hat Schenkel, Hände und Finger wie ein Menſch, ihm fehlt der Schwanz wie dem Menſchen, ſein Leib gleicht dem eines corpulenten Menſchen, ſeine Figur, wenn er die Beine ausſtreckt, entſpricht ganz der menſchlichen und iſt daher unzähligemal von Dichtern und Malern zur Parodie des Menſchen benutzt worden. Am meiſten zeichnet ihn die laute Stimme aus. Er iſt das erſte Thier, welches ſo viel Lärm macht und die Wiedergeburt des Frühlings an lauen Abenden wie im Triumph verkündet.

Der Kröte am ähnlichſten iſt der braune Waſſerfroſch (pelobates) und die ſ. g. Feuerkröte mit röthlichen Warzen (bombinator igneus), auch Unke genannt, deren tiefer melancholiſcher Ton mit dem breiten Gequack des echten Froſches in ihrem geſelligen Abendgeſange abzuwechſeln pflegt. Der echte Froſch (rana) kommt bei uns in drei Arten vor, zwei ſind Landfröſche, braun und grau und unterſcheiden ſich nur durch das ſpitzere oder ſtumpfere Maul, die dritte Art iſt grün und lebt mehr im Waſſer. Der kleine Laubfroſch (hyla) iſt grasgrün, lebt auf Bäumen und zeigt ziemlich viel Farbenwechſel, worin er an das Chamäleon erinnert. Auch kann er ſeine Kehle zu einer Kugel aufblaſen, die ſo groß wird, wie er ſelbſt. Man hält ihn als Wetterpropheten. Wenn

er im Glaſe aufſteigt, kündet er ſchönes Wetter, wenn er ſich herabläßt, Regen an. Zum Klettern auf den Bäumen dienen ihnen fleiſchige Warzen an den Zehen. — In den andern Welttheilen kommen Fröſche in den bunteſten Farben, in coloſſaler Größe und auch wieder winzig klein vor. Den ſchönſten ſah Humboldt (Reiſe IV. 148) in Südamerika, gelb mit purpurnem Rücken. Den größten, faſt ſo groß wie eine Gans, durchſcheinend grün und ſchwarz geſprengt Biſchof Heber (Reiſe I. 141) am Ganges. Sehr groß iſt auch der Ochſenfroſch in Virginien, deſſen Hinterbeine allein 10 Zoll meſſen. Sehr große Fröſche (rana ridibunda) fand auch Pallas (I. 369) in der Kalmukenſteppe. Die lauteſten Fröſche hörte Meyen (Reiſe II. 261) auf der Inſel Luzon. Hier übertönte ihr Gequack bei Nacht das Brüllen des Sturmes. In Florida iſt der ſ. g. Glockenfroſch durch das Metall ſeiner Stimme berühmt (Bartram, Reiſe S. 265), in Braſilien der ſ. g. Schmidt (ferreiro). Der Prinz zu Wied (Reiſe II. III.) ſtaunte über das Concert der braſilianiſchen Baumfröſche, und Schomburgk (Reiſe S. 126) bemerkt ausdrücklich von den Fröſchen Guianas, ſie gäben die verſchiedenartigſten Töne von ſich, blöckend wie Kälber, ſchnatternd wie Enten, tieftönend wie eine Menſchenſtimme, gleich dem regelmäßigen Schlage des Ruders im Waſſer ꝛc. D'Orbigne fand in Südamerika einen kleinen Froſch, nicht größer als eine Bohne, und doch mit ſehr lauter Stimme.

30.

Die Vögel.

Das zahlloſe Volk der Vögel belebt den Luftkreis und nimmt die höchſten Regionen des Lebens, am fernſten vom Schwerpunkt der Erde ein. Das Wichtigſte für uns iſt, daß in dieſen Thieren zuerſt die Menſchenwelt in der mannigfachſten Charakteriſtik ſich abſpiegelt, nicht mehr einſeitig und von den niedrigſten Seiten, wie in den bisher betrachteten Thierklaſſen. Die Phyſiognomien und Charaktere der Vögel ſind überaus reich. Man vergleiche nur den gravitätiſchen Storch, den kühnen Adler, die ſanfte Taube, den frechen Spatz, die dumme Gans, den adeligen Schwan, den ſchmutzigen Geyer ꝛc. Oken charakteriſirt die Vögel (Naturphiloſ. III. 366) vorzugsweiſe durch den Bewegungsſinn, durch die gleichſam in den Gliedern ſteckende Seele und durch das Ohr, weil der Bewegungsſinn im Ohr culminirt. Daher kein Thier ſo viel

Raſchheit, Leichtſinn, Trieb zur Ferne und zugleich ſo viel Muſik hat, wie der Vogel.

Die Vögel ſind auf viel höherer Stufe, was die geflügelten Inſekten auf der niederen. Flügel haben ſie beide allein in der ganzen Natur. Auch die Luftgänge (Tracheen) der Inſekten wiederholen ſich in den hohlen Federn und Knochen der Vögel, mit denen die Lungen in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Andrerſeits ſtehen die Vögel durch ihr ausgebildetes Knochen- und Muskelſyſtem den Säugethieren nahe. Die Hauptunterſchiede zwiſchen beiden ſind nur, daß die Vögel ſtatt der Haare Federn, ſtatt der Vorderbeine Flügel und ſtatt des bei den Säugethieren gewöhnlich in den Schwanz verlängerten Hinterleibs einen in den Hals verlängerten Vorderleib, überhaupt eine ſehr breite und weitausgedehnte Bruſt haben. Sodann der nur den Vögeln zukommende zahnloſe Hornſchnabel, in dem ſich noch etwas von den Hornkiefern der Inſekten erhalten zu haben ſcheint, und endlich das Eierlegen. Kein Vogel hat lebendige Junge, alle legen Eier und werden gleichſam zweimal geboren, indem die Mutter das Ei legt und ſpäter erſt das Junge aus dem Ei hervorbricht. An das Häuten der Raupen und Schlangen erinnert noch das Mauſern der Vögel. Sie bekommen für die kalte Jahreszeit einen dichteren und wärmeren Federpelz und in der heißen Jahreszeit fallen ihnen die Federn aus. Die Männchen ſind in der Regel viel vollkommener und bunter mit Federn geſchmückt, als die Weibchen, wie man auf jedem Hühnerhof an Hähnen, Pfauen ꝛc. wahrnimmt. In den heißen Ländern färben ſich alle Vögelarten viel bunter. Auf Neuguinea hat man bemerkt, daß die gemeinſten Vögel, Krähen, Tauben ꝛc. alle das Beſtreben zeigen, durch die Pracht ihrer Farben und Federauswüchſe, Krägen und Kronen den Paradiesvögeln nachzukommen. Dagegen erblaſſen alle Federn im hohen Norden. In der Nähe des Polarkreiſes werden nicht nur die zahlloſen Waſſervögel, ſondern auch Raubvögel, Eulen ꝛc. ſchneeweiß.

Die Stimme der Vögel übertrifft die aller anderen Thiere an Helle, Wohlklang und Melodie und verhält ſich zu der Stimme der Säugethiere wie auf höherer Stufe Muſik zur Sprache, wie Poeſie zur Proſa. Auch dieſen Vorzug haben nur die Männchen. Auch im Blick zeigen viele Vögel eine große Energie. In den Kunſttrieben der Vögel wiederholt ſich etwas aus der Inſektenwelt, insbeſondere im Neſterbau. Alle Vögel, den Kukuk ausgenommen, bauen ſich Neſter von Reiſig, Halmen, Wolle, oft ſehr kunſtreiche. Und dieſe Neſter ſind ſchon den Menſchenwohnungen

ähnlich, sofern jedes Vogelpaar ein besonderes Nest hat. Ueberhaupt nimmt die Paarung der Thiere hier zum erstenmal einen der menschlichen Ehe einigermaßen ähnlichen Charakter an. Viele Vögel, der Strauß, Rabe, Specht, die Elster ꝛc. verbinden sich, Männchen und Weibchen, auf ihre ganze Lebenszeit und verlassen sich nie. Eine kleine Papagaienart wird die sympathetische genannt, weil bei ihr je ein Pärchen unzertrennlich ist. Stirbt das Männchen, so stirbt das Weibchen gleich nach und umgekehrt. Bei andern Vögeln ist die Verbindung lockerer und wird nur auf eine Brütezeit geschlossen. Von den Finken hat man bemerkt, die Männchen bleiben weiter im Norden und nur die Weibchen ziehen tiefer nach Süden. Wiegmann, Archiv 1836 II. 262.

Die Beine der im Fluge sich bewegenden Vögel dienen weniger zum Laufen, als zum Schwimmen, zum Stützen und zum Festhalten. Sie stehen in Beziehung zum Schnabel. Hier ist alles auf den Zweck berechnet. Der Schwan hat breite Schwimmfüße, um sich auf dem Wasser zu erhalten, und einen langen Hals, um in der Tiefe Nahrung zu suchen; der Storch lange Beine, um im Sumpfwasser zu stehen, und einen langen Schnabel, um in demselben Wasser zu fischen. Der Raubvogel hat einen harten krummen Schnabel und Krallen, beides, um seinen Raub zu packen und zu zerreißen. Der s. g. Scheerenschnabel hat einen eigens zum Aufschlitzen von Muscheln, der s. g. Kreuzschnabel einen zum Herausholen des Samens aus Tannenzapfen gebauten Schnabel.

Die Wanderungen der s. g. Zugvögel entsprechen denen der Wanderfische, indem sie die Sorge für die Jungen zum Zweck haben. Der Aal, Lachs ꝛc. wandert aus dem Meere durch die Flüsse ins Gebirge, um hier zu laichen, weil seine Jungen hier geschützter sind, als im offenen Meere. Der Zugvogel thut dasselbe, indem er den Sommer über aus der heißen Zone in die gemäßigte wandert, um zu brüten. im Herbst aber in die wärmere Zone zurückkehrt. Dieses Wandern erfolgt auf beiden Erdhälften vom Aequator nach den Polen hin und zurück. Von den Zugvögeln sind die Strichvögel zu unterscheiden, die im Herbst und Winter in Masse gleichsam nomadisch umherziehen, der Nahrung nachgehend, wie die Heuschrecken.

Man findet unter den Vögeln alle Temperamente scharf ausgeprägt; alle Singvögel sind sanguinisch, die Wasservögel phlegmatisch, die Raubvögel choleriſch, die Eulen melancholisch. Man theilt die Vögel nach ihrer Lebensweise ein in Wasser- und Landvögel, in pflanzenfressende und

Raubvögel, in wilde und Hausvögel. Das neueſte Syſtem iſt, alle Vögel nach den Beinen einzutheilen in I. Gangbeinige, deren Unterſchenkel bis zur Fußbeuge befiedert iſt und zwar: 1) Singvögel (oscines) mit Wandelfüßen, 2) Schreivögel (clamatores) mit Schreitfüßen, 3) Kletter-vögel (scansores) mit Kletterfüßen, 4) Raubvögel (raptores) mit Krallen-füßen, 5) Hühner (rasores) mit Sitzfüßen. II. Wadbeinige, deren Unter-ſchenkel nur am obern Theil befiedert ſind, und zwar: 6) Laufvögel (cursores) mit Lauffüßen, 7) Wadvögel (grallatores) mit Wadbeinen, und 8) Schwimmvögel (natatores) mit Schwimmbeinen. Wir wollen, nach unſerer alten Gewohnheit, mit den Thieren des Waſſers beginnen, die jedenfalls die ältern ſind.

31.

Waſſervögel.

Höchſt eigenthümlich erſcheint die Vögelwelt da, wo ſich nur Luft und Meer berühren und viele Meilen weit umher kein Land iſt. Man wird dadurch an die Urzeit erinnert, in welcher es vielleicht ſchon Vögel gab, die nach Fiſchen jagten, ehe ein Landthier feſten Fuß faßte. Sogar die trägen unbehülflichen Fettgänſe, die ſtatt der Flügel nur kurze Stummeln haben, ſtehen zu tauſenden regimentweiſe auf den ſchwimmenden Eisbergen vom Feſtlande weit entfernt, und Albatroſſe, Sturmvögel ꝛc. ſchwärmen mit ihren langen, nie ermattenden Flügeln noch muthwilliger hinaus in die ewige Waſſerwüſte. Millionen von Vögeln belagern die großen Bänke von Newfoundland, wo ſie ſeit Jahrtauſenden fiſchen, und laſſen ſich immer noch nicht ſtören durch die Schiffe der Menſchen, die in derſelben Abſicht die fiſchreichen Bänke beſuchen.

Die eigentliche Heimath aller Schwimmvögel iſt das Meer. Alle haben eine Schwimmhaut zwiſchen den Zehen, die ſie im Waſſer wie ein Ruder gebrauchen. Am gemeinſten ſind die Fettgänſe oder Pinguine (aptonodytes) unſerer Ente ähnlich, aber mit breiteren Füßen, ſtärkerem Schnabel und nur kurzen verkrüppelten Flügeln, überaus komiſche Thiere, unbehülflich und zutraulich, ſo daß ſie den Matroſen entgegen-gehen und ihnen aus der Hand freſſen. Anſpach, Newfoundland S. 190. Vgl. auch Tſchudi, Peru I. 58. Auf den großen Eisſchollen und Eis-bergen ſah Dumont d'Urville (Reiſe I. 237) ſie wie eine zahlreiche Be-ſatzung Poſto faſſen. Sie ſondern ſich aber und die Alten und Jungen,

die Männchen und brütenden Weibchen, endlich die ſich mauſernden Vögel bilden alle beſondere Lager. Nach Wiegmanns Archiv 1835. II. 318. Die gemeinſte Art iſt oben ſchwärzlich, unten weiß, eine andere hat einen brillenartigen Streifen über dem Schnabel, noch eine eine Haube. — Die Taucher haben auch noch kurze Flügel, fliegen aber damit und tauchen ſehr geſchickt und lange unter Waſſer. Der Steißfuß (podiceps) heißt ſo, weil ſeine kurzen Füße dicht am Steiß ſitzen, wie auch ſchon beim Pinguin. Es gibt mehrere Arten, die aber nie geſellig leben, wie die Pinguinen, ſondern ſich zerſtreuen. Der eigentliche Taucher (corymbus), braun und grau, lebt nur im Eismeer. Der größte Taucher iſt der Alk (alca), Papagaitaucher genannt, wegen ſeines breiten Schnabels. Auch er hat noch kurze Flügel und klettert geſchickt in ſteilen Uferfelſen, aus denen man in Norwegen mit Lebensgefahr ſeine großen Eier ſammelt (Rügge, Skizzen II. 292). Der große iſt oben ſchwarz, unten weiß, es gibt aber auch kleinere Arten, der gradſchnablige Lumme (uria), der kurzſchnablige Krabbentaucher (merulus). Der gehörnte Taucher (colymbus cornutus) hat ein Paar Ohren wie die Ohreule.

Dieſen kurzgeflügelten Fettgänſen ſtehen die langgeflügelten Sturmvögel gegenüber. Der eigentliche Sturmvogel (procellaria) iſt ein Nachtvogel und fliegt bei Tage nie aus, es ſey denn im Sturm, denn ſchwalbenartig zwiſchen den Wogen des wüthenden Meeres zu fliegen, iſt ſeine höchſte Luſt. Man fängt ihn, indem man ihn bei Tag in ſeinen Felſenhöhlen überraſcht. In einer Höhle auf der Inſel Norfolk (bei Neuholland) leben große Mengen dieſer Vögel, die ſich gleich großen Nachtſchmetterlingen in die Flammen der Fackeln ſtürzen, die Flügel verbrennen und dann gefangen werden. Lang, Neu-Süd-Wales I. 46. Auf den Faröerinſeln ſind ſie ſo fett, daß man einfach einen Docht durchzieht und ſie als Lampen brennt. Auf den Weſtmannöerinſel werden jährlich über 20,000 Junge aus dem Neſt genommen und eingeſalzen. Die gemeine Art iſt weiß, die größere ſchwärzliche wird nur ſo groß wie eine Gans. Kleinere Arten ſind der ſchwärzliche St. Petersvogel, der Sturmtaucher ꝛc. Der König aller Sturmvögel aber iſt der Albatroß (diomedea), der die Südſpitzen von Amerika und Afrika umſchwärmt und etwa ſo groß wie ein Schwan iſt, aber mit ausgebreiteten Flügeln 9—12 Fuß mißt. Merkwürdig erſcheint die Ausdauer und Sicherheit ſeines Fluges. Im Sturm befindet er ſich am wohlſten und fliegt durch das Gewühl der haushohen Wellen, immer dicht am Waſſer, ohne je überfluthet zu werden

oder einzutauchen. Meyen (Reise I. 20) glaubt, er fliege wohl um die ganze Erde herum. Er ist weiß und braun. Es gibt aber auch weiß- und grünschnäblige. Die Schiffer sehen ihn als eine gute Vorbedeutung an und halten es für Sünde ihn zu tödten. Aber er widert an durch gräßliche Gefräßigkeit. Sie fressen sich sogar unter einander selber auf. Verwundete wurden vor den Augen der Matrosen sogleich von den andern Vögeln gleicher Art gefressen. Dabei haben sie eine komische Art sich wie Tauber und Hähne zu becomplimentiren. Wiegmann, Archiv 1835 II. 317.

Gleichen schnellen und ausdauernden Flug bewähren die Möven oder Seeschwalbenarten. Die gemeine Möve (larus) ist zwar oben braun oder grau, unten aber schneeweiß und schimmert silberrein auf dunklen Wogen und Wolken. Sie schwebt auch auf unsern Binnenseen. Die Möven des Meeres sind vielartig, das glänzendste Weiß hat der s. g. Bürgermeister auf Spitzbergen, braun ist die Raubmöve, eine höchst böse Art auf Island, die kleinere Vögel anfällt. Aehnlich die Meerschwalbe (sterna) mit Schwalbenschwanz, der Scheerenschnabel (rhynchops) mit scheerenartigem Schnabel zum Muschelöffnen. Einem schwarzköpfigen Schwan gleich fand ihn Tschudi (Peru I. 35). Der fast einer weißen Taube gleichende phaeton hat im Schwanz zwei weiße Federn, zweimal so lang, als sein Leib.

Die Familie der Pelikane umfaßt noch andere interessante Meervögel. Der Pelikan (pelecanus) gleicht einem blaßrosenrothen Schwan mit einem langen vorn gekrümmten Schnabel, an dem ein kahler Sack herabhängt. In diesem bewahrt er gefangene Fische auf, bis es ihm beliebt, sie zu verschlucken; man glaubte früher, er nähre seine Jungen mit dem eigenen Blut, wenn andere Nahrung fehle, und hacke sich deshalb die Brust blutig. Später glaubte man das Wunder damit erklären zu können, daß ihm Blut von gefressenen Fischen aus dem Schnabel auf die Brust herunterrinne. Aber in neuerer Zeit hat man beobachtet, daß er sich wirklich die Brust aufritzt, ohne daß man wüßte, zu welchem Zweck? Wiegmann, Archiv 1835 II. 316. Eine kleinere Art, der Seerabe, (halieus carbo) der berühmte dunkelgrüne Cormoran in China, wird zum Fischen abgerichtet und bringt die Fische ins Schiff wie ein Jagdhund. Verwandt ist die große weiße Bassangans oder der Tölpel (sula oder disporus), gleich den Pinguinen gesellig in großen Schaaren an Felsenufern und auf Inseln brütend. Der Tropicvogel (phaëton) führt diesen Namen, weil er nur zwischen den Wendekreisen gesehen wird. Er

hat sehr lange Flügel und zwei lange Federn im Schwanze. Er ist weiß und fliegt überaus schnell. Einen eben so schnellen Flug, einen Schwalbenschwanz und die längsten Flügel hat der Fregattenvogel (tachypetes), auch Anhinga genannt, den längsten Hals aber der Schlangenvogel (plotbus).

An sie reiht sich nun zunächst wieder die große bei uns einheimische Familie der Schwäne, Gänse und Enten an. Der Schwan (cygnus) ist unser vornehmster Wasservogel; wenn auch sein watschelnder Gang auf den schwachen Beinen häßlich ist, so gibt es doch nichts graciöseres und adeligeres als die Art, wie er auf dem Wasser daherschwimmt. Er wird sehr alt, im St. Jamespark starb im Jahr 1839 ein Schwan, der 70 Jahre daselbst gelebt hatte. Sein langer Hals dient ihm als Trompete. Der gemeine Schwan heißt deshalb c. musicus. Wenn ein Heer von Schwänen im Norden hoch durch die Luft zieht, hört man ihren Gesang in schönem Mollton, wie ferne Posaunen, oder wie fernes Glockengeläute. Olaffen, Island I. 34 vergleicht ihn mit einem reizenden Geigenton. Die größten Schwäne soll man im Süden des caspischen Meeres finden, weil sie sich hier von Reisfeldern nähren. Vom gemeinen Schwan etwas verschieden ist der Höckerschwan (c. olor) mit schwarzem Höcker auf dem Schnabel. In Südamerika lebt ein schöner weißer Schwan mit glänzend schwarzem Hals und Kopf, Pöppig I. 152. Tschudi, Peru I. 35. Auf Neuholland ein ganz schwarzer Schwan (c. atratus) nur mit etwas roth am Schnabel und weißen Federn unter den Flügeln.

Die Gans (anser) ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, viel von ihr zu sagen. Ein dummes Thier, ist sie uns doch überaus nützlich durch ihr angenehmes Fleisch und Fett, und durch ihre Federn. Am meisten schätzt man an ihr die Leber, die durch unnatürliches Mästen ungeheuer groß wird. Im Süßwasser gedeihen die Gänse nicht so gut als am Meeresufer. Eine pommersche Gans wird bis 25 Pfund schwer und ihr Fleisch verhält sich zu dem einer gemeinen Gans wie das des Seefisches zum Süßwasserfisch. Die wilde Gans, Gau- oder Schneegans (anas anser) ist dieselbe Art, nur noch in wildem Zustand. Diese Thiere fliegen auf ihren Wanderzügen in einem spitzen Winkel, die stärkste Gans voran, und nach beiden Seiten hinter ihr in zwei langen Linien die andern. Am nächsten steht ihr die Roth- oder Ringelgans mit einem weißen Ring am Halse, die in ungeheurer Menge im Norden vorkommt; die Saatgans, deren Flügelenden über den Schwanz hinausreichen; die schöne Nilgans

mit ſchwarzbrauner Zickzackzeichnung. Eine ſ. g. Nashorngans mit blutrothem Horn fand Ruſſegger in Nubien (II. 66). Eine Berggans, die nie ins Tiefland hinabkommt, auf den höchſten Seen der Cordilleren, fand Pöppig (II. 47). — Den Uebergang zu den Enten bildet die berühmte Eidergans (somateria) mit dem ſchönen Grün der Enten auf Wangen und Nacken der Männchen. Sie liefert die weichſten Flaumfedern, die ſ. g. Eiderdaunen. Wenn ſie ihr Neſt macht, rupft ſie ſich dieſe Federn ſelber aus der Bruſt, um die Eier und Jungen weich zu betten. In Norwegen nimmt man ihr die Federn weg, rupft ſie aus, läßt ſie aber leben. Blom, Norwegen I. 181. Nach Kerquelen iſt aber das Rupfen nur dreimal erlaubt. Allg. Hiſtorie d. Reiſen XIX. 23.

Die Ente (anas) hat etwas Gemeines, Freches, in der Geſtalt wie im Geſchrei, und doch auch wieder etwas Gefälliges, Weibliches, Trauliches und Mütterliches, ſo daß man ſie vorlängſt als Sinnbild des weiblichen Geſchlechts auf ſeiner niedren Stufe betrachtet hat. Mit ihrer ſchmutzigen Lebensweiſe im Schlamm contraſtirt ſeltſam die oft prächtige Färbung und das Sammetartige des Gefieders. Der grüne Sammet, der einen Fleck auf den Flügeln und den Hals und Kopf ziert, haben einige Arten ſogar auf den breiten Schnäbeln. Dicke Federkragen und Federhauben haben die Enten mit den Hühnern gemein, in die ſie überhaupt durch die Waſſerhühner übergehen. Hühnerartig ſind namentlich auch die ſ. g. türkiſchen, eigentlich aber aus Braſilien ſtammenden Enten mit ihren nackten und fleiſchfarbenen Schnäbeln. Die wilde Ente (a. boschas) ſchillert am ſchönſten grün am Kopf und Halſe. Die Stachelente (a. spinola) in Cayenne hat Stacheln an den Enden der Schwanzfedern. Die Löffelente (a. clypeata) einen ſehr breiten Schnabel. Die Trauerente a. nigra iſt ſchwarz. Unter den vielen Arten kommen noch Sammet-, Kragen-, Kolben-, Krieck-, Kneck-, Brandenten ꝛc. vor. Sie zeichnen ſich faſt alle durch einen Wohlgeſchmack aus, der den der Gänſe noch übertrifft. Die Mandarinenente (a. galericulata) in China, dort Yüen-Yang genannt, iſt ſchön purpurroth mit ſchwarzem Schwanz und weißlichem Kopf, ſtößt melancholiſche Klagetöne aus und immer lebt ein Pärchen unzertrennlich zuſammen. Stirbt eins, ſo ſtirbt auch das Andre, und wenn ſie getrennt werden, ſterben beide. Huc, Wanderungen durch die Mongolei S. 121. Auf Bäumen lebende ſ. g. Biſamenten fand Rengger in Paraguai (S. 221). Zu den Enten gehört der Sägetaucher (mergus) mit einem langen dünnen aber zähnevollen Schnabel wie ein kleines Krokodil. Wie die Sturmvögel

im ſtürmiſchen Meere, ſo fliegt die Cordillerenente keck unter den wildeſten Strudeln der Waſſerfälle, Pöppig I. 255.

Von den Meervögeln kommt der berühmte Guano her, klafterhoch ſeit Jahrhunderten aufgethürmter Vogelmiſt auf Felſenriffen, der ergiebigſte Dünger für die Felder.

Obgleich der Eisvogel (alcedo) zu den Schreivögeln und nicht zu den Schwimmern zählt, ſtelle ich ihn doch hierher, weil er am Ufer niſtend ausſchließlich von kleinen Fiſchen und Waſſerinſekten lebt. Oken nennt ihn den Waſſerſpecht, weil er einen langen und ſtarken Schnabel hat, wie der Specht, aber kurze Flügel und einen kurzen Schwanz. Der gemeine iſt oben blaugrün, unten roſtroth, nicht größer als ein Sperling. Es gibt aber an den fernen Meeren viel größere und buntere Arten, mit rothem Schnabel (halcyon), mit breitem und gebogenem Schnabel (dacelo), mit drei Zehen (ceyx). Die Fabel, der Eisvogel baue ſein Neſt aus Fiſchgräten, hat ihren natürlichen Grund in dem Umſtande, daß Gräten der kleinen Fiſche, die der Vogel gefreßen hat, im Neſte liegen bleiben und zum Theil wirklich zur Polſterung deſſelben dienen. Ich ziehe hieher auch noch die Schwalben, weil ſie mit ihrem Gabelſchwanz und raſchem Flug eigentlich nur verkleinerte Möven ſind und einen vorherrſchenden Zug zum Waſſer haben. Unſre gemeine Hausſchwalbe (hirundo urbica) iſt oben ſchwarz, unten weiß, die Rauchſchwalbe (h. rustica) hat eine roſtrothe Kehle, die Uferſchwalbe (h. riparia) iſt grau. Wir begrüßen die Schwalbe als Botin des Frühlings, weil ſie im Winter fortzieht und erſt im Frühling wieder zu uns kommt. Nach uralter Sitte wird ſie geehrt und nie mishandelt, daher ſie ihr aus Lehmklümpchen zuſammengebackenes Neſt mitten in unſre Häuſer baut. Fliegt ſie hoch, ſo zeigt ſie ſchönes, niedrig, ſo zeigt ſie Regenwetter an, weil bei trockener Luft die kleinen Inſekten, denen ſie nachjagt, hoch aufſteigen, in feuchter Luft aber unten bleiben. Man hat Schwalben während des Winters in großen Klumpen zuſammengeballt, in Erdlöchern gefunden. Die Wahrheit dieſer Thatſache wurde lange bezweifelt, iſt aber erwieſen. Humboldt, Anſichten II. 60. Wahrſcheinlich ſind es die jüngeren und ſchwächeren, die den Winterſchlaf auf dieſe Weiſe durchmachen, während nur die ſtärkeren fortziehen. Meyen, Reiſe I. 51. Unſre Schwalben ziehen über das Mittelmeer und bringen den Winter in Afrika zu. Die Schwalben am Cap ziehen im Winter nordwärts zum Aequator hin, wie die unſeren ſüdwärts. Stocke, botan. commentaries I. 33.

Noch mövenartiger ist die Meerschwalbe (cypselus) mit langen und spitzen Flügeln neben dem Gabelschwanz. Zu ihr gehört c. esculentus, welche die berühmten indianischen Schwalbennester baut, die man in China als größte Delicatesse ißt und mit schwerem Gelde bezahlt. Diese Nester, Salanganes von der Insel Salang genannt, entstehen aus dem Stoff einer süßen Alge, die der kleine Vogel aus dem Meere schöpft. Meyen, Reise II. 277. Ritter, Erdkunde IV. 1108. Rennie, Baukunst d. Vögel S. 304. Die Nester sind je größer, desto kostbarer. Sie kommen von den Ufern der ostindischen Inseln und Siams (wo sie in tiefen Felsengrotten haufenweise beisammen sitzen, Ritter IV. 75) und man rechnet, die Chinesen kaufen jährlich für 1—2 Millionen Thaler. — Grüne Schwalben mit rother Brust sah Russegger, Reise II. 619 in unzählbaren Schaaren aus den Felsenlöchern am Nil herausfliegen. Sie bilden den Uebergang zu den eigentlichen Höhlen- und Nachtschwalben, die nur bei Nacht fliegen. So die Guarachas (steatornis) in den Höhlen Südamerikas, und unser graubrauner Ziegenmelker (caprimolgus), halb Schwalbe, halb Eule mit ungeheuer weit aufgerissenem Schnabel, mit dem er die großen Nachtschmetterlinge auffängt. Man fabelte einst von ihm, er melke des Nachts die Kühe aus.

32.

Sumpfvögel.

Man bemerkt eine auffallende Neigung der Wasservögel, in die Hühner überzugehen, was vorzugsweise durch die Sumpfvögel geschieht, die keine Schwimmhäute, sondern schon hühnerartige Beine mit getrennten langen Zehen haben. Es ist die Verwandtschaft der Meeresebene mit der Wiesen- und Wüstenebene, denn alle Hühner sind zunächst Läufer und Kinder der Ebene. In der Mitte liegt der Sumpf, dessen Vögel wieder insbesondre lange Beine und Schnäbel auszeichnen, sofern sie im Sumpfwasser stehen und tief eintauchen müssen.

Das schwarze Wasserhuhn (fulica), der Spornflügel (parra), der vorn am Flügel einen Dorn hat, das prächtig blaue Sultanshuhn (porphyrio) mit zusammengedrücktem Schnabel und in die Stirn vortretender Platte, zeigen den Uebergang der Enten in die Hühner. Die langschnäblige Wasserralle (rallus) und das langbeinige Rohrhuhn (gallinula) deuten schon die Reiher und Störche an. Das braune Rohrhuhn

heißt wegen ſeiner nächtlichen Stimme die Wieſenknarre, und weil es zugleich mit den Wachteln kommt, der Wachtelkönig. Die langgeſchnäbelten Schnepfen haben die Größe der Tauben, deuten aber auch den Uebergang aus der Ente in den Storch an. Es gibt von dieſen delicaten Thieren viele Arten. Die gemeine Schnepfe (scolopax) wird in den Waldſümpfen gejagt, ihr Schnabel iſt ſehr lang und gerade, weil ſie im Sumpf Ungeziefer ſucht. Ihr wegen ſeines Wohlgeſchmacks ſo beliebter Koth entſteht nach Davy aus einer dreifachen Verdauung. Im Koth des Hirſches lebt eine Larve, dieſe frißt die Schnepfe und davon kommt die Delicateſſe, nach der unſere Feinſchmecker ſo begierig ſind. Es gibt ſo viele Schnepfen- wie Entenarten, Sumpf- und Waldſchnepfen, Waſſerläufer, Waſſertreter ꝛc. Als die delicateſte gilt die Becaſſine (sc. gallinago). Am meiſten hühnerartig iſt der in einem dicken Federkragen ſteckende Streithahn (tringa pugnax). — Die nicht minder zahlreichen Strandläufer heben ſich noch höher und ſtorchähnlicher, ſo wie auch ihre Schnäbel ſich verlängern und zum Theil krümmen. Der Strandreuter (himantopus) iſt weiß, ſchwarzköpfig, langſchnäblig; ebenſo der Auſternfreſſer (haematopus), der nur viel kürzere Beine hat; der Säbler (recurvirostra) hat einen ſäbelförmigen Schnabel; der Steinwälzer (strepsilas) ſucht mit ſeinem ſtarken Schnabel Thiere unter den Steinen. Die Wanderſchwalbe (glareola) hat einen Schwalbenſchwanz. Der Regenpfeifer (charadrius) hat dieſen Namen, weil er ſich bei üblem Wetter mit lautem Lärmen vom Waſſer ins Land zurückzieht. Er iſt nur taubengroß, ſehr unruhig und furchtſam. Ebenſo der Kiebitz (vanellus) bräunlich von Farbe und gehaubt, der auf Moorwieſen lebt, ein eigenthümliches Geſchrei hat und durch die Liſt merkwürdig iſt, mit der er die Verfolger von ſeinem Neſte weglockt. Man ſtellt nämlich ſehr ſeinen delicaten Eiern nach.

Der langbeinige und langgeſchnäbelte Storch (ciconia) iſt der merkwürdigſte, nämlich verſtändigſte und menſchenähnlichſte unter allen Vögeln. Schon ſeine aufrechte Geſtalt und Größe deutet auf den Menſchen hin. Noch mehr ſeine berühmte eheliche Treue, die Sorgfalt für ſeine Jungen. Bei einem großen Brande zu Delft im Jahr 1536 verbrannte ſich eine Storchenmutter mit ihren Jungen im Neſt, nur um die Jungen nicht zu verlaſſen. Happel, relat. cur. IV. 171. Die Sage von einem Gericht der Störche, das einen Ehebrecher unter ihnen zum Tode verurtheile, aus uralter Zeit ſtammend, hat ſich immer wiederholt. Vgl. Magikon II. 337 V. 537 und Scheitlins Thierſeelenkunde II. 77. Auch merkwürdige Kriege

führen dieſe geheimnißvollen Vögel unter ſich. Scheitlin beſchreibt die große Storchenſchlacht, die zwiſchen den Störchen vom Rheinthal und Vorarlberg vorfiel. Viele wurden verwundet, ein Gefangener im Kreiſe verurtheilt und getödtet, nachher die Neſter der Beſiegten zerſtört. Ja es ſchien, als ob in ihrer Verſammlung Redner auftraten. Auch wenn ſie auf ihren großen Wanderzügen ausruhen, ſtellen ſie regelmäßig Wachen aus, die durch das bekannte Klappern mit den Schnäbeln Zeichen geben. Daß der Storch ſehr zahm wird, iſt bekannt. Bei uns niſtet er auf Kirchdächern und es gilt als Frevel, ihn zu beunruhigen. Im Orient läuft er auf allen Straßen herum mitten unter den Menſchen. Seltſam erſcheint die in Ruinen verſunkene Stadt Dara in Meſopotamien, ohne eine Spur von Menſchen, aber von unzähligen Störchen bewohnt. Ritter, Erdkunde XI. 413. — Der größte Storch iſt der ſ. g. Marabut (Prieſter) in der heißen Zone. Er hat einen dicken dreikantigen Schnabel und einen kahlen Hals, von dem noch ein kropfartiger Sack ſchlapp herunterhängt; der dünnbehaarte Kopf und der Ernſt ſeiner Miene geben ihm ein greiſes großväterliches Anſehen. Er wird 7 Fuß hoch und ſchreitet höchſt gravitätiſch einher. Da er vom Aaſe lebt, dient er zur Reinigung der Straßen in Indien und Afrika. Seine ſchönen weichen Federn am Bürzel werden wie Straußfedern benützt. Auch Amerika hat einen Rieſenſtorch, jabiru in Guiana nach Schomburgk S. 143; naguari in Chile, Pöppig I. 313. In Sibirien ſind ſchwarze Störche zahlreich, auch in Nubien, wo Ruſſegger noch viele verſchiedene Storcharten fand, bei denen aber überall nur immer drei Farben (weiß, ſchwarz und roth) wechſelten. — Einen etwas gebogenen Schnabel zeigt der ſonſt ganz ſtorchähnliche Nimmerſatt (tantalus) und noch gekrümmter der berühmte Ibis (ibis) weiß mit ſchwarzem Kopfe, den Aegyptern der heiligſte Vogel. Eine ſchwarze Art hat einen förmlichen Sichelſchnabel. Es gibt auch einen ganz ſcharlachrothen Ibis. Noch ſeltſamer iſt der löffelartige Schnabel der Löffelgans (platalea) weiß und roſenroth in Südamerika.

Ihr zunächſt ſchließt ſich der Flamingo (phoenicopterus) an, in dem das Roſenroth vom zarteſten Weiß bis zum dunkelſten Carmin ſich mit dem zunehmenden Alter abſtuft. Das Thier wird ſo groß wie der größte Storch und erſcheint noch länger, weil es einen ſehr kleinen Leib hat und Beine und Hals faſt alles an ihm ſind. Sein Schnabel iſt dick und krumm, mitten wie gebrochen. Darin trägt er eine dicke fleiſchige Zunge, die ſchon den Römern als größter Leckerbiſſen galt. Er

brütet auf ſeinem Neſt rittlings, weil er ſonſt die langen Beine nicht unterbringen könnte. Das Bücken ſeines ſchweren Kopfes auf dem langen Halſe iſt auch ſehr ſeltſam. Er lebt geſellig in allen heißen Ländern und iſt die größte Zierde der Meeresufer. In warmen Jahrgängen kommt er weit hinauf nach Norden. Man hat ihn ſchon am Rhein bei Straßburg gefangen. Dann bringt er auch aus den Seen Perſiens, die er wie mit Roſenſchein bedeckt, tief in die tartariſchen Steppen ein. Nirgends nimmt er ſich ſchöner aus, als auf dem dunkelblauen Abendhimmel, wenn er den Störchen gleich in großer Anzahl hoch in der Luft vorüberfliegt.

Der **Kranich** (grus) hat einen graden, etwas kürzeren Schnabel als der Storch, einen mehr ſchwanenartig gebogenen Hals, eine graue Farbe. Man rühmt an ihm den Winkelflug der wilden Gans und die Wachſamkeit des Storchs. Der ſchönſte und größte Kranich iſt die ſ. g. numidiſche Jungfrau mit einer ſchönen weißen herabhängenden Federhaube, berühmt durch den vornehmen Gang, der einer Hofdame Ehre machen würde. Dagegen ſieht cancroma mit kurzem Halſe und ungeheuer breitem Schnabel mehr pelikanartig aus. Der **Reiher** (ardea) iſt der kräftigſte und ſtolzeſte unter allen dieſen Vögeln und hat in ſeinem langen und gekrümmten Schnabel, womit er Fiſche fängt, ſchon etwas Adlerartiges. Die Art, wie er fliegt, gleicht dem Schwimmen des Schwanes, mit hintenausgeworfenen Füßen und eingezogenem Halſe; am Ufer aber ſteht er unbeweglich wie ein Jäger, indem er auf Fiſche lauert. Seine Federhaube ziert ihn am meiſten. Die gemeine Art iſt grau, die edlere weiß. Der prächtige Silberreiher, deſſen Federn zum Schmucke dienen, heißt in Braſilien Jacana. Zu den Reihern gehört unſere gemeine bräunliche **Rohrdommel** (a. stellaris) ohne Federhaube, ein Nachtthier, eulenartig auch in den Federn, das gern Lärm macht, aber durch ſteifes Stillſtehen oft den Jäger täuſcht. Der mit einer hohen Haube verſehene, in die Farben des Wiedehopfs hinüberſpielende nycticorax ꝛc. Am ſchönſten aber iſt der Sonnenreiher (eurypyga helias) mit ausgebreiteten Flügeln, auf denen gelb über braun, weiß und ſchwarz vorherrſcht.

Alle Reiſenden ſchildern mit Staunen und Vergnügen die Pracht und Menge der Ufervögel in den heißen Ländern, das faſt unüberſehliche Gewimmel am Strande, in dem ſich die roſigen Flamingos, Löffelgänſe, Störche und Pelicane beſonders auszeichnen, die bald, wenn ſie geſtört werden, als eine ungeheuere lebendige Wolke aufſtiegen, bald wieder alles bedecken.

Obgleich unſere kleine Bachſtelze (motacilla) zu den Singvögeln zählt, gehört ſie doch hierher, weil ſie ausſchließlich am Waſſer lebt. Oken fand noch etwas an ihr vom Reiher. Ihr Hüpfen und ſchwunghaftes Schweben am Ufer hin, wobei ſie den Schwanz elſternartig aufſtellt, iſt Jedem bekannt. Man nennt ſie den Müllervogel, weil ihr Gefieder müllergrau iſt und weil ſie überall bei Mühlen zu finden iſt.

33.

Die Steppenvögel.

Unter dieſem Namen faſſen wir die Laufvögel der Ebene zuſammen, die urſprünglich in den weiten Steppen heerdenweiſe nomadiſirten, zum Theil aber ſich in den Wald verloren oder der menſchlichen Cultur anſchloſſen. Daß ſie vorzugsweiſe laufen und nur ſelten fliegen oder gar nicht fliegen können, charakteriſirt ſie am meiſten. Außerdem eine ſpecifiſche allen Hühnern eigene Trockenheit im Gegenſatz gegen die Feuchte, welche die vorhin genannten Vögel umgibt. Wie der vegetabiliſchen Trockenheit die Dornen, Haare und Fettblätter der Wüſtenpflanzen zukommen, ſo der animaliſchen der Hühner gleichfalls Sporen, Haar-, Haut- und Federauswüchſe. Die meiſten lieben ein beſondres fächerartiges Ausbreiten der Schwanzfedern.

Der größte unſerer Lauf- und Haiden-, oder Steppenvögel iſt die Trappe (otis), gleichſam der europäiſche Strauß, oben roſtbraun, unten grau, mit langen und ſtarken Beinen zum Laufen und ſchwachen Flügeln, deren ſie ſich nur bedient, um im Laufen noch raſcher über die Ebenen dahin zu fahren. Das Männchen hat einen Federbart und ſchlägt wie der Truthahn mit ſeinem Schwanze ein Rad. Sie leben in Heerden wie die Hühner und ſind äußerſt ſcheu. Die Koſaken in den Steppen fangen ſie, indem ſie ihnen nachreiten und lange Peitſchen um ihren Hals ſchlingen. Es gibt auch eine kleinere Art. Verwandt ſind ihnen in den heißen Ländern die langbeinige Cariama (dicholophus) in den trockenen Gegenden von Braſilien, roth an Schnabel und Beinen, mit ſchönem Federbuſch, der große Kamichi (palamedea) mit einem beweglichen Horn auf dem Kopf und einem Sporn an den Flügeln und der zahm mit den Hühnern lebende Kaju mit ſchönem Federbuſch am Hinterkopf, beide gleichfalls ſüdamerikaniſch. Eben ſo der große Agami (psophia) oder Trompetenvogel, der ſchon den Uebergang zu den Straußen bildet. Derſelbe iſt

ſchwarz und hat eine ſchreckliche Stimme, wird aber leicht zahm, daher man ihn benutzt, um ihn wie einen Hund den Heerden beizugeſellen. In dieſer Eigenſchaft treibt er nicht nur die ſäumigen Schaafe, Gänſe ꝛc. an, ſammelt die zerſtreuten und hält ſie in Ordnung, ſondern verſcheucht auch die wilden Thiere durch ſein markdurchdringendes Geſchrei.

Während man in jüngſter Zeit die Trappen zu den Reihern ſtellt, hat man aus den ſtraußartigen Thieren eine eigene Ordnung, die der cursores gemacht. Ich glaube, ſie gehören beſſer hier zuſammen als Laufvögel der wilden Ebene. Der Strauß (struthiocamelus) bewohnt als der größte aller bekannten Vögel auch die größte Wüſte auf der Erde, im heißen Afrika. Er hat nur zwei Zehen, ſehr ſtarke Beine und Schenkel, einen mäßigen Leib ſo ſchön gewölbt wie der des Schwans, hinten mit den berühmten weichen und breiten Federn geſchmückt, und ebenſo einen hohen nackten ſchwanenartigen Hals mit einem hühnerartigen und auffallend kleinen Kopfe. Er wird 8 Fuß hoch; das ſchwarze Männchen hat weiße Schwanzfedern, das graue Weibchen ſchwarze. Der Strauß kann mit ſeinen kurzen Flügeln nie auffliegen, hilft ſich aber damit beim raſchen Laufen durch den Sand der Wüſte, wobei ihn kaum ein Pferd einholt. Er iſt ſo ſcheu wie die Trappe, denn trotz ſeiner Größe hat er keine Waffen. Man ſagt, er ſey ſo dumm, daß er den Kopf in einen Strauch ſtecke, ſich einbildend, wenn er den Jäger nicht ſehe, ſehe ihn dieſer auch nicht. Uebrigens läßt er ſich zähmen und die Neger reiten auf ihm. Berühmt iſt der Straußenmagen, der alles verträgt. Vgl. Cap. 4 in unſerm 8ten Buch. Daß die Straußenmutter ihre Eier verlaſſe (Hiob 39, 13 f.), hat die neue Erfahrung beſtätigt. Nach Burchells Reiſe I. 280 brütet bei den Straußen nicht das Weibchen, ſondern das Männchen die Eier aus. Nach Lichtenſtein Reiſe I. 301 legen mehrere Hennen gemeinſchaftlich ihre Eier in ein Neſt und der Hahn brütet ſie aus. Daſſelbe meldet Darwin I. 105 vom amerikaniſchen Strauß.

Die ſtraußartigen Thiere in Amerika, Neuholland und Indien haben drei Zehen, ſind kleiner als der Strauß und weniger befiedert, mehr nur behaart. Der graue Nandu in Südamerika (rhea americana) wird nur 4 Fuß hoch und lebt heerdenweiſe in den Pampas. Vgl. die Reiſe des Prinzen zu Wied II. 186, wo er Ema heißt, und Ausland 1840 Nr. 300. Eine kleinere und noch hübſchere Art fand Darwin tiefer im Süden. Dem Nandu am nächſten verwandt iſt der Emu (rhea novae Hollandiae) auf Neuholland, dunkelbraun, mit einem kleinen Stachel an den Flügelſpitzen. —

Noch ausgezeichneter iſt der oſtindiſche Caſuar (casuarius), ſchwarz, ohne Federn, nur bedeckt mit Federſpulen gleich Haaren. Er hat eine rothe Haut am Halſe (gleich Hühnern) und ein gelbes Horn auf ſeinem Schnabel, welches (nach Bergius, von den Leckereien II. 165) von den indiſchen Nabobs als Delicateſſe verſpeiſt wird. Kleiner und mit gelben Haaren bedeckt iſt der neuſeeländiſche Kiwi (apterix), der auch viel kürzere Beine und dagegen einen längern Schnabel hat, ein Mittelding zwiſchen Strauß und Caſuar. Von ſeinem Felle machen ſich die Häuptlinge Kleider. Im Jahr 1851 wurde eine zweite Art entdeckt, nothornis genannt, nur 2 Fuß hoch, grün mit rothem Halſe, Froriep, Tagesberichte, Zoologie II. Nr. 296.

Aehnliche, nur noch viel größere Vögel haben früher in Auſtralien gelebt. An der Südküſte Neuhollands in König Georgs-Bai fand Cap. Flinders Vogelneſter von 26 Fuß Umfang. Eben ſo Cook. Frorieps neue Notizen 32. 7. 13. Nicht zu verwechſeln mit den 60 Fuß im Umfang haltenden und 15 Fuß hohen Sandneſtern, in welche gewiſſe Sumpfhühner (megapodius) gemeinſchaftlich ihre Eier legen. Erichſon, Archiv 1843 II. 85. Unter dem Namen Moa kennen die Neuſeeländer einen ungeheuern ſtraußartigen Vogel, von dem man aber nur noch Knochen und Eierſchalen gefunden hat. Man gab ihm den Syſtemnamen dinornis. Seine Knochen ſind doppelt ſo groß wie die des Straußes. Vgl. Erichſon, Archiv 1845 II. 61, wo ſogar der Verſuch gemacht iſt, mehrere Arten des verlorenen Thieres zu unterſcheiden. Auch Stücke von rieſenhaften Eiern hat man gefunden, Ausland 1847 Nr. 242. — Eines noch größern Vogels Ueberreſte hat man erſt 1851 auf der großen Inſel Madagaskar entdeckt, nämlich von cepiornis Knochen, welche die des Straußes an Größe ſechsmal übertreffen, und Stücke von Eiern, in deren jedem 5⅓ der größten Straußeneier oder 148 Hühnereier Platz haben würden. Troſchel, Archiv 1852 II. 1. 33.

Ein ähnlicher, nur viel kleinerer Vogel war der Dudu oder Dronte (didus), den man im 16. Jahrhundert noch lebend auf der Inſel Bourbon fand, der aber ſeither ausgeſtorben iſt. Er glich einem plumpen Truthahn mit kurzen Beinen, hatte aber eine Art Flaum zur Bedeckung, wie der Caſuar, und hinten aufſtehende Federn, wie der Strauß. Sein ſehr großer Schnabel glich jedoch mehr dem einer Taube. Troſchel, Archiv 1848 I. 79. 118. 1849 II. 50. Ausland 1850 Nro. 168. Man glaubt, er lebe noch auf Madagascar.

Den Uebergang von diesen mehr oder weniger großen und straußartigen Thieren zu den eigentlichen Hühnern macht der Truthahn oder welsche Hahn (meleagris gallopavo), einheimisch in Meriko, von wo er zu uns kam. Das Männchen unterscheidet sich auffallend vom Weibchen, ist größer und dicker, sein Gefieder „wie schwarzer Sammt in Silber eingefaßt," sein Kopf behangen mit einem Kropf und mit einem hornartigen Auswuchs über dem Schnabel. Diese nackten Auswüchse sind feuerroth, ändern sich aber in weiß und blau, nach der Stimmung des Thiers. Vorn am Hals hat es noch einen merkwürdigen Büschel wie von Pferdshaaren. Im Zorn kollert er, bläst die Federn auf, macht mit dem kurzen Schwanz ein Rad und stolzirt gravitätisch umher, „zugleich lächerlich und gräulich," indem er stoßweise vorwärts schießt, wie der erzürnte Schwan auf dem Wasser. Das Weibchen ist viel schlanker und einfacher, ohne Kropf. Eine seltene wilde Abart an der Hondurasbay (m. oculata) hat grüne und blaue breitgerandete Federn, auf denen sich, je weiter gegen den Schwanz zu, Augen wie bei'm Pfau bilden. Ziemlich ähnlich sind ihm in der Gestalt der pauxi, schwarz mit einem blauen Auswuchs über dem Schnabel, und crax, braun mit einer weiß und schwarz gefleckten großen Federhaube, beide in Brasilien.

Der Gestalt nach ist dem Truthahn am ähnlichsten das afrikanische Perlhuhn (numida) mit nur rothen Backenlappen statt des Kropfes und einem kleinen Horn. Es ist schwärzlich und wie mit weißen Perlen übersäet, wodurch es in die augenreichen Pfauen übergeht. Sein Geschrei ist höchst monoton und widrig. Kleiner ist der tragopan, in mehreren hübschen Arten, die halb Fasanen, halb Rebhühnern gleich kommen und reichlich weiß punktirt sind.

Der Pfau (pavo) wurde erst durch Alexander den Großen, der ihn von Asien mitbrachte, allgemeiner in Europa bekannt. Er stammt aus Indien. Dort lebt er wild in den Wäldern und schlägt sein prächtiges Rad auf den Bäumen, ein Lieblingsbild der indischen Dichter. Kein Vogel ist schöner, denn er ist ganz wie in Juwelen und Gold eingefaßt. Seine Hauptschönheit sind die zarte bewegliche Federkrone, der lange, blaue, wie Metall glänzende Hals und über alles der lange reiche, prächtige Schweif, den er (wie Brockes sagt) einem Talar oder gar einem blumenreichen Garten gleich hinter sich herschleppt. Jede der goldbefranzten Schwanzfedern trägt an ihrer Spitze ein dunkelblaues Auge. Diesen Schweif aber breitet der Pfau, wenn er zornig oder verliebt ist, in einem breiten Rade

aufrecht auseinander (einen Schweif voll Regenbogen, ſagt E. v. Kleiſt). Nur ſeine häßlichen grauen Füße und ſein Geſchrei contraſtiren mit der zarten Pracht ſeiner Farben und mit der vornehmen Anmuth ſeines Ganges. Von faſt noch wunderbarerer Schönheit iſt der auch bei uns bekannte weiße Pfau, der ſchneeweiß und von der äußerſten Zartheit iſt, und deſſen Augen ſich noch durch hellen Spiegelglanz aus den Federn hervorheben. Eine ſchöne Baſtardart jener beiden iſt der Pfau, der an den Backen, am Bauch und an den Flügeln weiß, ſonſt aber ſo bunt iſt, wie der gemeine Pfau. Der japaniſche Pfau (pavo muticus) hat eine ſchmalere Krone, gleicht aber ſonſt noch dem gemeinen Pfau. Der tibetaniſche, blaugrüne Pfau (pavo tibetanus oder argus polyplectron) hat einen grünen Schopf auf dem Kopf und auf dem ſchwarzen Schwanz blaue Augen; eine andere Art, gleichfalls in Tibet pol. chinquis hat purpurne Augen auf den blaßrothen Flügeln und grüne auf dem ſchwarzen Schwanze. — Der ächte Argus unterſcheidet ſich durch die kleinen perlhuhnartigen Augen und durch die langen, ſchon faſanenartigen Schwanzfedern. Argus giganteus iſt lichtbraun und hat kleine gelbe Augen auf den Flügelfedern, und noch kleinere Perlchen auf den beiden langen halb röthlichen, halb grauen Schwanzfedern.

Der Faſan (phasianus) iſt kleiner als der Pfau, aber eben ſo langgeſchwänzt, ein Waldhuhn, wegen ſeines zarten und überaus delikaten Fleiſches — kaum gibt es ein weißeres Fleiſch auf der Welt — von Fürſten in beſondern im Wald angelegten Faſanengärten oder Faſanerien gepflegt. Der gemeine Faſan iſt braun mit ſchwarzen Flecken, am Halſe noch pfauenartig ſchillernd. Den ſehr langen und ſpitzen Schwanz ſchlägt er aber nicht als Rad auf, wie der Pfau. Gehört ſchon unſer gemeiner Faſan zu den ſchönſten Vögeln, ſo wird er doch noch durch die ausländiſchen Arten an Farbenpracht übertroffen. Darunter gehört: der chineſiſche Goldfaſan, glänzend von Purpur und Gold, prächtigem Kragen und goldenem Federbuſch. Cuvier (regne animal S. 445) hält ihn für den Phönix der Alten (Plinius X. 2). Der chineſiſche Silberfaſan mit ſchlankeſter Pfauengeſtalt, adelig und zugleich einfach, am ganzen Leib ſilberweiß und nur an der Bruſt dunkelblau; aber mit rother Kopfhaut und Lappen. Der Faſan Sömmerings mit ungeheuer langem und ſpitzem Schweif; der gehörnte von Nepaul, der gehäubte von Cayenne, der krausgekrönte Hokko in Südamerika.

Auch unſer gemeiner Hahn (gallus) erreicht, wenn ſein Federkragen

und sein Sichelschwanz roth und wie vergoldet aussieht, die Schönheit des Fasans, während sein nackter rother Kamm ungleich schöner und martialischer aussieht, wie das widrige Gehänge des Truthahns. Endlich ist der Hahn, obgleich nicht groß, doch ein äußerst hitziges, kriegerisches und tapferes Thier und der lange Sporn, den er an jedem Fuß nach hinten trägt, macht ihn zu einem wahren Ritter. Daher man ihn auch (besonders in England) förmlich zu Wettkämpfen abrichtet. Neben der Tapferkeit ziert ihn eine gewisse hausväterliche Würde, denn er hält seine Hühnerheerde in Ordnung. Die Henne, welcher Kamm, Sporn und Sichelschwanz fehlen, ist berühmt durch ihre mütterliche Sorgfalt für die Jungen und durch den Fleiß, mit der sie unserer Küche die Eier liefert. Kein Vogel hat sich so an den Menschen gewöhnt, wie dieses Hühnergeschlecht, bei dem wir hier zuerst eine Eigenschaft kennen lernen, die sich fast bei allen zahmen Thieren wiederholt, nämlich der bunte Farbenwechsel. Die zahmen Hühner kommen in allen Farben und Farbenmischungen vor, wie die Hunde. Das merkwürdige Krähen des Hahns, was den Tag verkündet, gab ihm früher, als man noch keine Uhren hatte, eine größere Bedeutung. In den Steppen Südrußlands nehmen die Nomaden auf ihren Wägen stets einen Hahn mit, der sie in der Nacht zum Aufbruch weckt.

Man unterscheidet Sammet-, Haubenhühner, Strupphühner mit verkehrt stehenden Federn, Rauchhühner mit befiederten Füßen, das japanesische Wollhuhn mit Seidenhaaren statt Federn. In Südamerika sind alle Hühner schwanzlose s. g. Kaul- oder Steißhühner (crypturi). Eine Gattung (ortygis) ist so klein wie eine Wachtel. Noch kleiner, nur wie Zaunkönige fand Pöppig (I. 158) die gallitos in Chile, aber sehr streitlustig und mit gehobenem Schwanz.

Die Feldhühner bilden eine besondere Familie, zu der die Perlhühner den Uebergang zu bilden scheinen. Wenigstens charakterisirt sie der rundgewölbte Rücken. Das Rebhuhn (perdix), bräunlichgrau mit schwarzen Linien und weißen Flecken, ein Mittelding zwischen Huhn und Wachtel, lebt wie das Huhn in Heerden und wie die Wachtel auf dem Ackerfeld, indem es gerne der menschlichen Cultur folgt. Das Steinhuhn (p. saxatilis) hat Schnabel und Füße roth. Eine viel größere Art kommt in den Pampas in Südamerika vor (Rengger, Paraguai 212). Das Schneehuhn (lagopus) in unsern Alpen ist braun, aber mehr mit schwarz gezackt und wird im Winter schneeweiß. Das Haselhuhn (tetrao bonasia) trägt einen Schopf, das Birkhuhn (t. tetrix) in den Birkwäldern an

der Oſtſee in großer Anzahl heimiſch, unterſcheidet ſich durch einen gabligen Schwanz und in der Farbe nach dem Geſchlecht, das Weibchen iſt gelblich, das Männchen ſchwarz. Am größten unter den Feldhühnern iſt der ſchöne ſchwarze Auerhahn (t. urogallus) mit einem Barte, berühmt durch die Blindheit, mit der er in der Paarungszeit den Jäger nicht achtet. Das californiſche Rebhuhn (ortyx) hat fünf ſchwarze Einzelfedern auf dem Kopfe ſtehen. Alle dieſe Thiere ſind ein delicates Wildprett. Die Wachtel (coturnix) iſt ein kleines Rebhühnchen, allbekannt durch ihren Weckruf. Sie niſtet, jedoch nur einzeln, in Saatfeldern. Dagegen ſammeln ſich die Wachteln als Zugvögel in ungeheurer Menge, und weil ſie nur ſchwer fliegen, laſſen ſie ſich unterwegs gern auf Felſen, ſelbſt auf Schiffen nieder. So konnten die Kinder Iſrael in der Wüſte einmal von Wachteln leben. Auf der Inſel Capri, wo ſie ſich jährlich auf ihrer Reiſe aus Nordeuropa von und nach Afrika niederlaſſen, werden ſie in fabelhafter Menge eingefangen. Vgl. Keyßler, Reiſe S. 845. — Obgleich die Lerche (alauda) zu den Singvögeln zählt, muß ich ſie doch hier mit der Wachtel vereinigen, denn ſie iſt dieſer in der Größe, Farbe und Geſtalt, überdieß den Hühnern durch die ſpornartige Kralle der Hinterzehe und durch einen helmartigen Schopf verwandt. Auch lebt die Lerche, wie die Wachtel, in freier Ebene, niſtet im Saatfeld, und pflegt ſich an ſchönen Frühlingstagen ſenkrecht in der Luft zu erheben und unſichtbar aus dem blendenden Morgenhimmel herab zu ſingen. Sie flicht ihr Neſt ſehr zierlich aus Gras, und inwendig liegen immer die feinſten, auswärts die gröbern Fäden. Die Haidelerche hat einen kleinen, die Haubenlerche einen größeren Schopf. Die Steppenlerche der Tartarei iſt ſchwarz. Die Alpenlerchen verhalten ſich wie die Sympathievögel, man kann immer nur ein Pärchen erhalten. Burdach, Blicke in's Leben II. 112.

Das fahlgelbe, ſehr raſch fliegende Steppenhuhn (pterocles) führt aus den Hühnern zu den Tauben hinüber. Die Taube (columba) hat vieles mit dem Huhn gemein, das Anſchmiegen an den Menſchen, die Vielfarbigkeit ꝛc., doch läuft die Taube nicht mehr ſo vorzugsweiſe, wie das Huhn, ſondern liebt mehr den Flug und mithin auch ein etwas freies Leben, während ſie im Uebrigen ungleich ſanfter iſt, als das Hühnergeſchlecht. Das Charakteriſtiſche der Taube liegt in dem am obern Theil etwas erhabenen Schnabel, in dem runden Kopf und freundlichen Auge, in der lieblichen Anmuth ihrer Halsbewegungen, in dem koketten Trippeln mit kurzen Schrittchen und in ihrer Liebe zur Reinlichkeit, in

ihrem Putz, in dem ſtarken Kropfe und dem eigenthümlichen Girren oder Gurren der Stimme. Das ſ. g. Schillern oder Iriſiren vieler Taubenhälſe, wie auch das Radſchlagen mit dem kurzen Schwanze erinnert noch an die Pfauen. Alle unſere zahmen Tauben ſtammen von der wilden (col. livia), deren Grundfarbe graublau iſt, die aber am Halſe grün ſchimmert und an der Bruſt röthlich iſt. Sie niſtet in Felſen, wodurch ſie ſich von der ihr ſonſt ganz ähnlichen, nur auf Bäumen niſtenden Holztaube (c. oenas) unterſcheidet. Sie leben geſellig, wie die Hühner, und bewohnen zu Millionen die Felſenſchluchten, z. B. in Krain; ſo wie die Wandertaube (c. migratoria) die Wälder Nordamerika's. Dieſe häufen ſich zuweilen ſo an, daß ihre Menge im Fluge die Sonne verfinſtert, daß ihr Koth wie Regen herabfällt. Um die jungen Tauben aus den Neſtern zu nehmen, haut man dann nur die Bäume um. Rennie, Baukunſt der Vögel 179. Wilſon ſah einen Zug wilder Tauben in Kentuky, der 4—5 Stunden lang dauerte.

Man unterſcheidet Kropftauben mit dickerem Kropfe, türkiſche Haubentauben mit einer Federhaube, Rauch- oder behoſete Tauben mit langbefiederten Füßen, Schleiertauben mit einem Kragen, Muſcheltauben mit einem muſchelartigen Haubenkragen, Maskentauben mit einem Strich am Schnabel gleich einer Halbmaske ꝛc. Die Grundfarbe der zahmen Tauben iſt weiß, aber ſie nehmen alle Schattirungen durch grau in ſchwarz und durch braunroth in braun und violett an. Am größten wird bei uns die Ringeltaube (c. palumbus) mit weißem Ringel. Kleiner dagegen, als die gemeine, iſt die Turteltaube (c. turtur) mit einem ſchwarzen Halbring am weißen Halſe. Dieſes Täubchen iſt am meiſten berühmt wegen ſeiner Sanftheit und Zärtlichkeit und wegen der girrenden Klage, die das Weibchen ausſtoßen ſoll, wenn es das Männchen verloren hat. Sehr ähnlich iſt ihr die Lachtaube (c. risoria), deren Stimme dem menſchlichen Lachen ähnlich iſt. Die Tauben der heißen Zone nehmen die Prachtfarben und den Federſchmuck der Pfauen, oder die fleiſchigen Auswüchſe der Hühner an und wechſeln ſehr in der Größe. Die roſtfarbigen Tauben Braſiliens ſind nur 6 Zoll lang. Eine andere braſilianiſche Taube iſt langgeſchwänzt wie der Faſan. Auf den Antillen lebt eine purpurrothe, auf Madagascar eine blaue Taube. Die ſ. g. Gewürztaube (vinago) niſtet im Piſang und iſt grün wie der ſchönſte Papagai. Eine grüne Taube auf Madagascar wird gerühmt wegen ihrer mit dem zarteſten Grün befiederter Füße. Smaragdgrün iſt auch die prächtige Taube, die auf der Kohlpalme niſtet

(carpophaga magnifica). Durch einen ſchwarzen kirſchenartigen Auswuchs am Schnabel macht ſich carpoph. oceanica bemerklich. Groß und huhnartig iſt die Krontaube (col. coronata) mit einer ungemein großen Federkrone aus zartgefiedertem Flaum.

34.

Europäiſche Waldvögel.

Man unterſcheidet Klettervögel (scansores) mit zwei Zehen auf jeder Seite, berechnet auf das Anhalten an Zweigen und zwar die Kukuke, Spechte, Papagaien ꝛc.; Schreivögel (clamatores), mehr laufend als kletternd und mit ſtarkem Stimmorgan; endlich Singvögel (oscines), die eigentlichen, meiſt kleinen Sänger.

Ihren Reigen eröffnet im erſten Frühjahr wenn der dürre Wald wieder grünt, mit ſeinem allbekannten Ruf der **Kukuk** (cuculus), grau wie mit Mehl beſtäubt, ſchlank, etwas kleiner als eine Taube. Er hält ſich nie an demſelben Ort auf, baut kein Neſt, lebt nicht geſellig. Es gibt auch kein Paar unter den Kukuken. Das Weibchen, eine Zeitlang von mehreren Männchen nach einander verfolgt, legt binnen 6—7 Wochen einzeln nach einander 4—6 Eier. Da es nun nicht ſo lange und ungleich brüten kann, legt es jedes Ei in das Neſt irgend eines kleinern Vogels, der es dann mit mütterlicher Liebe ausbrütet. Wiegmann, Archiv 1836 II. 269. Man hat beobachtet, wie das Kukksweibchen ihr Ei im Schnabel nach einem fremden Neſte trug. Zoologist, Juni 1851. Längſt bekannt aber iſt, daß der junge Kukuk im Neſt ſeiner Pflegmutter, einer Grasmücke, ſelbſt des kleinen Zaunkönigs, allmählig groß wachſend die andern Jungen hinauswirft oder erdrückt und dennoch mit größter Liebe fortgepflegt wird. Es iſt daher begreiflich, wenn von ſehr alter Zeit her der Kukuk als Bild des Ehebruchs und unſittlichen Familienlebens aufgefaßt werden konnte. Der Vogel frißt ſehr gern die fetten Bärenraupen und man findet ſeinen Magen oft mit ihren Haaren gepolſtert. — Unter den afrikaniſchen hat den größten Ruhm der Honigkukuk (indicator) erlangt. Er pflegt den Menſchen tief im Wald verborgene Bienenſtöcke anzuzeigen, die er ſelbſt aus Furcht vor den Bienenſtichen nicht anzugreifen wagt, und holt ſich dann den Theil des Honigs, den ihm die Menſchen zum Lohn laſſen.

Dem Kukuk ſteht der **Wiedehopf** (upupa) zur Seite, der immer

hup, hup ruft, ein schöner Vogel mit großer Federkrone und schöner schwarz und weißer Zeichnung auf fahlrothem Grunde, aber übel berüchtigt durch seinen Gestank. Er macht nämlich sein Nest öfters von Kuhmist, zu dem dann noch der Mist der Jungen kommt.

Wie man den Kukuk nur im Frühling hört, so den Specht (picus) mehr in der rauhen Jahreszeit, im dürren, laublosen Walde. Er galt früher als ein Sinnbild theils der noch im Winter wirkenden und geheimnißvoll arbeitenden Naturkraft, theils der Armuth und des Hungers. Der Specht läuft an den Bäumen hinauf wie ein Eichhorn, stützt sich dabei auf seinen Schwanz, pickt mit dem keilförmigen harten Schnabel die Würmer aus der Rinde heraus, läßt sie auf die lange Zunge laufen und verschluckt sie. Bogumil Goltz in s. Buch der Kindheit schildert sehr gut das Geheimnißvolle seiner einsamen Arbeit im Walde. Am gemeinsten ist der Grauspecht; am größten, bei anderthalb Fuß lang wird der Schwarzspecht, ganz schwarz mit feuerrothem Scheitel; am schönsten ist der Grünspecht, grün mit rothem Kopf, dann gibt es noch einen Weißspecht und einen kleineren Schwarzspecht. In Amerika haben die Spechte, wie die Bäume selbst, mehr Energie. Einer in Meriko heißt der Zimmermann, weil er in die Bäume hackt, daß die Späne umherfliegen. Auch in Guiana hackt ein dunkler Specht mit rothgelbem Nacken überaus laut. Schomburgk S. 141. Der braune Wendehals (yunx) zählt zu den Spechten, weil sein übrigens schwacher und dünner Schnabel gerade ist, hat aber doch mehr Aehnlichkeit mit dem Kukuk.

Wieder mehr dem Specht verwandt ist der Bienenfreßer oder Immenvogel (merops apiaster) sehr bunt von Farbe und mit eigenthümlichen Gurgeltönen begabt. Vgl. v. Martens, Italien II. 290.

Der Heher (cornix glandarius) erschreckt oft im Walde durch sein plötzliches rauhes Geschrei. Er hat einen dicken krähenartigen Kopf und kleinen Schopf, eine schöne rosabraune Farbe und einen prachtvoll glänzenden blauen Fleck auf jedem Flügel. Er besitzt einige Fähigkeit, die menschliche Sprache nachzuahmen, und man hat bemerkt, er spreche am deutlichsten das Wort Richard aus. Andere Arten sind: der schwarzbraune Tannenheher, der braungraue s. g. Unglücksvogel im höchsten Norden, der nur selten bis Stockholm herabkommt und dessen Geschrei dann jedesmal Unglück verkünden soll, der sehr schöne Birkheher oder die blaue Mandelkrähe, blaugrün mit hellkastanienbraunem Rücken und schwarzen Schwungfedern, den man für ausländisch hält, obgleich er ein Europäer ist.

Dem Heher am ähnlichſten im Aufſteigen wie im langſamen Fluge mit weitausgebreiteten Flügel- und Schwanzfedern iſt die Elſter (pica), eigentlich ein Mittelding zwiſchen der Krähe und der Bachſtelze, ſofern ſie immer mit dem Schwanz aufſchnellt. Merkwürdig an ihr iſt die reinſte Scheckenfärbung, halb weiß, halb ſchwarz und beides äußerſt intenſiv. Sie baut ihre Neſter hoch auf Baumwipfel und gern in die Nähe der Menſchen. Man hat bemerkt, ſie könne bis 4, aber nicht bis 5 zählen. Wenn vier Jäger ſich verſtecken, kommt ſie nicht hervor, bis alle vier wieder fortgegangen ſind. Thun es aber fünf, ſo wartet ſie, wenn vier gegangen ſind, nicht mehr, hält ſich für ſicher und fliegt heraus. Scheitlin, Thierſeelenkunde II. 44. Am Miſſouri ſind die wilden Elſtern ſo dreiſt, daß ſie ſich aufs Steuerruder der vorüberfahrenden Schiffe ſetzen. Prinz zu Wied II. 52. Sie ſprechen am leichteſten das Wort margot, daher ſie in Frankreich dieſen Namen führen.

Den Uebergang von der Elſter zum Raben bilden die Krähen, die graue, ſchwarzgeflügelte Nebelkrähe (cornix), dann die ſchwarze Saatkrähe (frugilegus) und Rabenkrähe (corone), die in großen Heeren über die Saaten herfallen. Es ſind rauhe großſchnäblige Thiere von gemeinem Ausdruck; ſchöne bunte kommen jedoch in den heißen Ländern vor, eine mit großem weißem Kragen in Afrika. Die indiſche Krähe sarika oder maina lernt ſprechen wie der Papagai.

Der Rabe (corvus) iſt unſer ſchwarzer Todtenvogel, ſeit uralter Zeit von ſchlimmer Bedeutung und in der chriſtlichen Symbolik als teufliſch der vom Himmel kommenden Taube entgegengeſetzt. Dieſer häßliche und freche, mit einem ſtarken Schnabel bewaffnete und ſelbſt den Adler nicht fürchtende Vogel lebt von Aas und umſchwärmt die Hinrichtungsplätze, die davon Rabenſteine heißen. Er niſtet gern auf Eichen und lebt im Walde, ſeine Eier (wie die der Krähen und aller verwandten Arten) ſind ſchön grün, nur im Winter ſammelt er ſich in Heere und ſucht aus Hunger die Saaten und Dörfer heim. Daß er grauſam gegen ſeine Jungen ſey, woher die Redensart Rabenvater und Rabenmutter kommt, iſt eine uralte Vorſtellung. Dagegen erzählt Rennie, Baukunſt der Vögel 232, eine Rabenmutter ſey brütend auf ihrem Neſt ſitzen geblieben, als der Baum gefällt wurde und habe ihre Eier nicht verlaſſen, ſondern ſey mit erſchlagen worden. Unſere heidniſchen Vorfahren hielten den Raben für ſo klug, daß ſie ihn als Rathgeber des höchſten Gottes bezeichneten. Daß auf den Faröerinſeln Raben zum ſprechen abgerichtet werden, meldet

Debes, Historie S. 120. Man hat eine alte Sage von dem Raben, den Noah aus der Arche entließ und der nicht wiederkam. Dieser Rabe soll noch leben und immer noch herumirren, wie der ewige Jude. Von einer weltalten Krähe, die schon vor der Sündfluth gelebt, fabeln auch die Inder. — Auf Island werden die Raben schneeweiß, in den heißen Ländern gibt es schöne bunte. In Afrika setzt sich ein Rabe auf die Rinder und hackt ihnen das Ungeziefer aus. In Mexiko gibt es schwarzbraune Raben, die nicht schreien können. Bei Hagelwetter machen sie, in Schaaren versammelt, die kreiselnde Bewegung des Hagels nach und erheben sich in einer regelmäßigen Trombe von unten nach oben bis in die höchsten Wolken, der Hageltrombe entgegen. Clavigero S. 85. Gewiß eines der merkwürdigsten Naturphänomene.

Etwas kleiner als der Rabe und von noch glanzloserem Schwarz ist die Dohle (monedula), in Schaaren auf einsamen Waldgebirgen in Felsritzen nistend, aber auch auf den höchsten Thürmen volkreicher Städte. Als die Cholera über Europa zog, verschwanden die Dohlen, deren Wiederkehr, das Zeichen, die Luft sey wieder rein, allgemeinen Jubel erregte. — Der Pirol, Kirschvogel oder Goldamsel (oriolus) läßt sich zur Kirschenzeit gern auf Kirschbäumen sehen, gleicht in seinem einsamen Leben mehr einer Amsel und ist mit Ausnahme der Flügel, des Schwanzes und eines Augenfleckes hochgoldgelb, einer unserer schönsten Vögel.

Der schwarze Staar (sturnus) ist noch kleiner als die Dohle, gleichsam nur ein spatzengroßer Rabe. Er fliegt in dichten Schaaren und schon Plinius bemerkt, in diesem Gedränge scheine jeder der mittelste seyn zu wollen (Naturg. X. 24). Man läßt daher zwei zahme Staaren, an beiden Enden einer Leimruthe, unter sie fliegen, daß sie massenweise anfleben. Man hat bemerkt, daß sie gern im Kreise fliegen. Auch von Schlachten unter ihnen war vormals viel die Rede. Das Thier wird leicht gezähmt, lernt sprechen und war im frühern Mittelalter ein allgemein beliebtes Hausthier.

Diesen rabenartigen Vögeln schließen sich zunächst die amsel- und drosselartigen an. Beide überwintern bei uns. Die Amsel (merula) ist noch ganz schwarz mit Ausnahme des gelben Schnabels. Dieses sanfte Thier lebt einsam, singt sehr schön und kommt den menschlichen Wohnungen nahe. Sie singt schon im ersten Frühling im noch blätterlosen Walde und ihre Jungen kommen zuerst im Jahr aus dem E.. — Die Drosseln (turdus) sind wieder mehr braun, lerchen- und rebhühnerartig

und bilden große Heere, die im Herbſt mit Dohnen (Schlingen von Pferdehaar) gefangen werden, daher der Ausdruck: erdroſſeln. Es gibt mehrere Arten, Sing-, Wein-, Ring-, Steindroſſeln.

Gleich den Droſſeln kommen auch die Seidenſchwänze (bombycilla) in großen Schaaren über die nordeuropäiſchen Ebenen gezogen, aber nur einmal wieder nach vielen Jahren. Daher man glaubte, ſie bedeuten Peſt und Kriegszüge, die da kommen werden. Sie ſind ſehr bunt, röthlichgrau mit gelbem Rand am ſchwarzen Schwanze und feuerrothen hornartigen Enden der Schwungfedern.

Am nächſten ſteht dieſem Vogel der eben ſo bunte, aber kleinere Stieglitz (fringilla carduelis), der ſchon zu der großen Familie der Finken (fringillidae) gehört. Der Stieglitz oder (weil er von Diſtelſamen lebt) Diſtelfink iſt an Stirn und Kehle roth, an den Schläfen und am Halſe weiß, an Scheitel, Flügeln und Schwanz ſchwarz, doch haben die letztern weiße Spitzen und mitten auf den Flügeln iſt gelb angebracht. Man ſagt von ihm, er ſey allein von allen Vögeln übrig geblieben, nachdem Gott ſämmtliche Vögel ſchon mit Farben bemalt hatte. Da bemerkte ihn Gott und betupfte ihn mit den kleinen Ueberreſten aller andern Farben. — Der Zeiſig (f. spinus) iſt gelbgrün, wird ſehr zahm und ſingt. Er verſteckt ſein Neſt ſo in Gebüſchen, daß man fabelt, es ſey unſichtbar. — Der Hänfling (f. cannabina) braun mit gelben Federrändern, das Männchen mit rother Bruſt, lebt von Hanfſamen und ſingt gleichfalls. Vom eigentlichen Fink (fringilla) gibt es viele Arten, der Grün-, Buch-, Berg-, Schneefink. Man richtet ihn in Thüringen zum Singen ab und die Wallonen veranſtalten Wettgeſänge der Finken.

Der Canarienvogel (fringilla canaria) lebt wild auf den canariſchen Inſeln. Seine Farbe variirt von dunkelgrün durch hellgelb in gelblichweiß. Er übertrifft alle Finkenarten an Zartheit und Weichheit und an der Kunſt des Geſanges, indem er förmliche Muſikſtücke, die man ihm vorſpielt, auswendig lernt. Dieſe Eigenſchaften machten ihn zum Modevogel. Doch iſt er als ſolcher erſt ſeit dem 17ten Jahrhundert bekannt. Nach Beckmann (Geſchichte der Erfindungen I. 564) ſcheiterte damals ein Schiff, auf dem ſich einige ſolche Vögel befanden, an der Küſte der Inſel Elba. Die Vögel flogen heraus und pflanzten ſich auf der Inſel fort. Von da holte ſie ein Speculant nach dem Oberinnthal, namentlich Imbſt, wo ſeitdem die Canarienhecken ſyſtematiſch und ins Große getrieben wurden und von wo aus ganz Europa mit den ſchönen goldnen Sängern verſorgt

wurde. Richter behauptet übrigens in seiner Reise II. 56, daß man die Vögel auch auf den canarischen Inseln selbst und zwar immer viele zugleich mittelst einer Flöte im Singen einübe. Die lieben armen Thierchen verhalten sich in vieler Beziehung zur Stubenpoesie der neuen Zeit, wie sich die Nachtigall zur Naturpoesie der Vorzeit verhielt. Die Kunst wird ihnen angequält. Was hat man nicht alles aus ihnen gemacht. Gaukler haben sie sogar gezwungen, kleine Feuerwerke anzuzünden, mitten im Sprühfeuer zu singen, oder Kanönchen abzuschießen, sich todt zu stellen ꝛc. Bei dieser Unnatur und in der Stubenluft sind sie verzärtelt worden und daher vielen Krankheiten unterworfen, unter denen die eigenthümlichste die Hornsucht ist, das Langwachsen des Schnabels und der Krallen. Auch sind sie sehr launig (gleich allen Virtuosen), bald unglaublich gelehrig und eifrig im Singen, so daß sie alles überschreien und oft durch ihren Lärm lästig werden, bald melancholisch, stumm, trotzig, bald so grimmig, daß nicht nur ein Männchen das andere, sondern sogar ein Männchen das Weibchen tödtet.

Die Nachtigall (lusciola) ist eine kleine Drossel, übertrifft aber die große und überhaupt alle Vögel in der Macht und im Wohlklang ihres Gesanges. Man unterscheidet den mehr grauen Sprosser (l. philomela) und die mehr röthliche gemeine Nachtigall (l. luscinia). Das Männchen erfüllt die stillen Mainächte mit seinen wundervollen Melodien, in denen hoher Jubel und tiefe Klage wechseln. Eine ostindische Art, berühmt durch ihren Gesang, hat einen rothen oder gelben Bauch. v. Hügel, Kaschmir II. 297. — Zu ihnen gehören die gesanglosen, aber äußerst niedlichen Rothkehlchen und Rothschwänzchen (l. rubecula und l. phoenicurus). Alle diese Thierchen gewöhnen sich an den Menschen und lassen sich leicht fangen.

In sehr vielen Arten kommt die kleine graue Grasmücke (sylvia) vor, das Müllerchen oder Weißkehlchen, die schwarzgehaubte Mönchsgrasmücke, die Garten-, Sumpf-, Busch-, Dorn-, Rohr-, Weidengrasmücke ꝛc. Sie lebt von Insekten.

Der Gimpel oder Dompfaff (pyrrhula) hat ein graues Gefieder, eine rothe Brust, Flügel und Schwanz schwarz, und einen fast papagaiartig krummen Schnabel, ist aber sehr dumm und läßt sich im Winter, wo ihn Mangel an Futter in die Dörfer treibt, leicht fangen. Auch er lernt pfeifen. — Der Kernbeißer (frangilla coccothraustes) ist graubraun, und zerbricht mit seinem starken Schnabel die Nüsse des Waldes.

Der graurothe Kreuzſchnabel (loxia) hat einen ſcheerenartig ſich durchkreuzenden Schnabel, um damit den Samen aus Tannenzapfen herauszuholen. Die Legende ſagt von ihm, er habe die Nägel aus den Händen des Heilandes am Kreuz herausdrehen wollen und ſich dadurch den Schnabel verdreht.

Ein ſtarker Schnabel und überhaupt viel derbe Naturkraft kennzeichnet den Sperling (fringilla domestica, der Haus- und fr. montana, der Feldſpatz). Auf merkwürdige Weiſe behauptet er, obgleich er ſeine Neſter frech in unſere Häuſer baut und immer um die Menſchen iſt, doch die volle Freiheit und Wildheit des Waldlebens. Sein großes ſtruppiges Neſt iſt aus Stroh kunſtlos zuſammengeſtoppelt, ſeine Zudringlichkeit, Freßbegier und Unkeuſchheit machen ihn verächtlich. Er iſt unter den Vögeln das einzige Thier, das man mit dem Ungeziefer vergleichen kann. Im hohen Norden wird der Sperling weiß, am Cap roth (Cardinal), in Braſilien goldgelb.

Die Ammer (emberiza) ſteht zwiſchen Spatz und Lerche. Dazu gehört die gemeine Grau- und Wieſenammer; der immer lebendig und laut lärmende Rohrſpatz oder Rohrammerling, der den Jägern ſo verhaßt iſt, weil er durch ſeinen Lärm die jagdbaren Thiere warnt und verſcheucht, und den man auch zum Sinnbild der Schwätzer und ſeelenloſen Spötter gemacht hat, die im Chor das Edle verhöhnen; die ſchöne Goldammer, die ſo gelb und graugrün wie der Canarienvogel und eben ſo zahm, im Winter haufenweiſe in Städte und Dörfer kommt, um Nahrung zu ſuchen; die weiße, nur wenig ſchwarzgefleckte Schneeammer; die tropiſche Ammer tangara, eine Menge von Arten, die in den ſchönſten Farben prangen. Die Königin der Ammern aber iſt die Fettammer oder Ortolane, die im ſüdlichen Europa vorkommt und zu den größten Delikateſſen gehört. Sie iſt bedeutend größer, als die gemeine Ammer und rothbraun gefärbt mit ſchwarzweißen und gelben Flecken. Man pflegt ſie im Dunkeln einzuſchließen und unaufhörlich freſſen zu laſſen, um ſie zu mäſten. In der Lombardei richtet man ſie auch zum Singen ab und das arme Thier hat nur die Wahl, ob es als Sänger lebenslänglich eingeſperrt oder gleich gebraten werden ſoll.

Die Meiſe (parus), einer unſerer bekannteſten Waldvögel, erſcheint merkwürdig rund und bläht ſich, wenn er ſchläft, wirklich zu einer Kugel auf, dabei ſind ſeine Beinchen äußerſt dünn; aber ſeine Bewegungen, wenn auch immer nur kurz, doch raſch und munter. Beſtändig auf den

Bäumen, pflegt die Meiſe, wie der Specht und Papagai, ſich gelegentlich kopfüber mit den Beinen aufzuhängen. Scheinbar ſchwächlich iſt ſie doch ſehr keck und grauſam, greift unter allen Vögeln am kühnſten die Eule an und hackt kleinen Vögeln lebendig das Hirn aus. Faſt alle Meiſen haben ſchwarze Köpfe und weiße Geſichter, die große Kohlmeiſe iſt oben braun, unten gelbgrün; die Blaumeiſe oben blau, unten gelb; die Bartmeiſe hat einen kleinen Federbart, die Haubenmeiſe einen kleinen Schopf. Die Beutelmeiſe hat ihren Namen von dem beutelförmigen Neſt, das ſie an Zweige hängt. Es gibt viele, in der heißen Zone auch ſehr bunte Arten.

Dieſes Thier ſteht in der Mitte zwiſchen zwei andern ſehr heterogenen, indem es in ſeiner Tapferkeit den Uebergang zu den Würgern, in ſeiner niedlichen Kleinheit zu den Zaunkönigen bildet. Die Würger (laniadae) ſind „die Räuber unter den Singvögeln", kleine, ſpatzenartige Thiere, aber ſtark und grimmig. Sie freſſen Inſekten, aber auch kleine Vögel und Säugethiere. Ihre Beute pflegen ſie, um ſie aufzubewahren, auf Dornen zu ſpießen. Der große Würger (lanius excubitor) hat eine graue, der kleine (l. minor) eine ſchwarze Stirn. Eine Art iſt rothköpfig. Der gemeine ſ. g. Neuntödter (l. collurio) vorn grau, hinten braunroth. — Der Zaunkönig (regulus) iſt unſer kleinſter Vogel, in zwei Arten vorkommend, beide grünlichgrau, die eine aber mit mehr weiß, die andere mit mehr ſchwarz im Geſicht. Der winzige Vogel iſt dünnbeinig und rund, wie die Meiſe, hebt aber den Schwanz auf wie ein Hähnchen. Gewöhnlich fliegt er nur ganz niedrig über dem Boden im Walde oder durch Hecken und Zäune. Er ſingt ein wenig und iſt ſehr munter und ſtolz. Man bemerkt ihn aber faſt nur im Winter, während er im Sommer unter dem Laube verborgen iſt.

35.

Tropiſche Waldvögel.

Außer den zahlloſen Tropenvögeln, die nur bunte beſondere Arten der bei uns vorkommenden Vögel ſind, leben in der heißen Zone noch ganz eigenthümliche Gattungen, die in der kalten nicht exiſtiren könnten.

Ihren Reigen eröffnen unter den Klettervögeln die prächtigen Papagaien (psittacini), die in unendlicher Menge und Mannigfaltigkeit die Wälder ſchmücken. Sie haben noch etwas Taubenartiges in der Größe, im runden Kopf, im Blick, in der Koketterie, aber einen dicken krummen

Schnabel zum Aufknacken von Nüſſen und zwei Zehen an jeder Fußſelte zum Anklammern, denn alles iſt bei ihnen auf das Leben in Laub und Gezweig berechnet. Sie bewohnen in den ungeheuern Urwäldern die höchſten der Sonne ausgeſetzten Wipfel, von denen, wenn ſie heerdenweiſe Nüſſe knacken, die Schalen einem Regen gleich herabfallen. Sie fliegen ſchwer, verlaſſen daher niemals ihre Heimath und miſchen ſich ſo wenig, daß in der heißen Zone auf wenige Quadratmeilen und auf jeder Inſel eine andere Art vorkommt. Sie hängen ſich am Schnabel oder an den Füßen auf, machen zuweilen aus bloßem Muthwillen Poſſen und gleichen Poſſenreißern und Schauſpielern auch darin, daß ſie mit ihrer dicken Zunge die Stimme anderer Thiere und ſelbſt die Sprache des Menſchen nachahmen. Man lehrt ſie daher mancherlei Redensarten. Sie werden leicht zahm. Von beſonderer Schönheit iſt ihr Auge mit einer bunten, goldgelben und purpurnen ſehr feinen Iris.

Der vornehmſte Papagai iſt der Cacadu mit einer prächtigen Federhaube, ausſchließlich in Aſien vorkommend. Man unterſcheidet den großſchnabligen oder ſchwarzen Cacadu auf Java (psittacus aterrimus), den weißen mit weißer Haube (p. cristatus), mit gelber (p. galeritus) und mit rothgelber (p. moluccensis). Der Cacadu kann nicht ſprechen, ſondern ſchreit nur einförmig kuku, aber ſeine Schönheit und einſchmeichelnde Koketterie haben ihn ſehr beliebt gemacht. Der Perroquet hat keine Haube mehr und einen kurzen Schwanz. Die ſchöne graue Art mit rothem Schwanze, der Joco (p. erithacus) gehört Afrika an. Dieſer lernt am beſten ſprechen und ſpricht ſogar im Traum. Der graue weiche Atlasglanz ſeiner Federn hat etwas unbeſchreiblich Vornehmes. Die grünen Arten ſind ſüdamerikaniſch. Es gibt vielleicht in der ganzen Natur kein ſchöneres Grün, als das ihres Gefieders, weil hier die Weichheit der Federn und ein eigener Goldſchein zuſammenwirken, den Reiz der Farbe zu erhöhen. Es gibt unzählige Arten mit abwechſelnden Farben an Kopf, Bruſt, Flügeln und Schwanz, wobei aber die Grundfarbe immer grün bleibt. In Afrika kommt auch eine braune Art vor, auf Madagascar der Papagai mit ſchwarzem maskenartigen Geſicht (mascarin). Afrika und zwar der Küſte von Guiana gehört auch der Zwergpapagai (p. pullarius) an, ſehr klein und grün mit rother Kehle. Von ihm lebt je ein Pärchen unzertrennlich zuſammen, weshalb man ſie inseparables oder Sympathievögel heißt. Stirbt eines, ſo ſtirbt das andere gleich nach. Perruches nannte man die ſchlanken und langgeſchwänzten Papagaien

der alten Welt und unterſchied darunter früher im allgemeinen die grünen Sittiche und die rothen Lori. — Die Aras endlich kommen nur in Amerika vor, ausgezeichnet wie durch die Größe, ſo durch die kahlen ſchneeweißen Backen und die ſehr langen Schwänze, überdies durch ein unerträglich lautes Gekreiſch. Trotz dieſes Lärmmachens ſind aber die Aras äußerſt ſchreckhaft und bekommen ſogar, wenn ſie alterirt werden, eine Art von fallender Sucht. Am häufigſten ſind die gelb und blauen (p. ararauna), und die roth und blauen (p. aracagna), die wir auch oft in Europa ſehen. Doch gibt es auch eine purpurrothe, eine grüne und eine ſchwarze Art. Sie leben vornehmlich auf der ſchönen Fächerpalme, deren Früchte ſie eſſen und zieren dieſe Bäume ausnehmend. Prächtig iſt auch der Anblick der rothen, wenn ſie unter dem tiefblauen Himmel der tropiſchen Zone fliegen. — Ein eulenartiger Nachtpapagai, der nur in der Dämmerung fliegt, guarnacho genannt, lebt in Höhlen Südamerikas. Ausland 1840, Nr. 310.

Der Bartvogel (bucco) hat feine Barthärchen um den ſtarken, ſpechtartigen Schnabel und wechſelt in bunten Farben wie der Papagai. Schwarz aber iſt der ſ. g. Trauervogel (monasa); den dickſten Kopf unter den Bartvögeln hat capito, während trogon mit ſeiner pfauenartigen Krone und ſeinem langen Schwanz das prächtige Grün des Papagaien verbindet. Ein neuholländiſcher Kukuk, der ſchwarze scythrops hat einen ſehr großen Schnabel. Die Karikatur des Papagaien aber iſt der mit einem krummen, ungeheuer dicken und langen, inwendig hohlen Schnabel ausgerüſtete Pfefferfreſſer oder Tukan (rhamphastos) in Südamerika. Er iſt ſchwarz, hat aber glänzende Farben an Kehle und Bruſt. Der größte wird 2 Fuß lang, es gibt aber auch eine kleinere Art. Der Schnabel iſt größer als der ganze übrige Leib und ein Schrecken aller andern Vögel, die davor fliehen. Wenn er ſauft, ſieht er aus, als mache er über dem Waſſer ein Kreuz, weshalb ihn die Spanier diostede (Gott vergelts) nennen. Humboldt, Reiſe IV. 353. Pöppig fand eine neue Art dieſer Vögel mit krauſen Schuppen im Kopf und Nacken. Verwandt iſt ihnen der oſtindiſche Calao oder Nashornvogel (buceros), der auf dem ungeheuern Schnabel noch ein breites kammartiges Horn trägt. — Einige prächtige Vögel, die zu den Kukuken und Wiedehopfen gehören, kommen auf Neuguinea vor, zugleich langgeſchwänzt, wie die Paradiesvögel, denen ſie auch im bunten Glanz der Farben gleich kommen. Epimachus albus iſt vorn ſchwarz wie eine langſchnäblige Dohle, breitet

aber hinten große weiße Federbüschel, so weich wie Straußfedern aus, von denen noch 12 ungeheuer lange Fäden heraushängen. Beide seltsam contrastirende Leibestheile, den schwarzen vorn und weißen hinten, trennt ein smaragdgrüner Streifen. Noch wunderbarer erscheint auf Neuholland der s. g. Leyerschwanz (menura), nur grau und braun gefärbt, aber mit einem prachtvollen Schwanz geziert, der hinten aufsteht und die Form einer Leier bildet.

Auch die tropischen Racker und Heher zeigen die buntesten Papagaifarben. So die prachtvolle blaue, metallglänzende Mandelkrähe (coracius); eine abyssinische Art davon hat zwei lange gabelförmige Federn im Schwanze. So der papagaigrüne Heher in Peru, der purpurne in Madagaskar. Zu dieser Familie gehören nun auch die weltberühmten Paradiesvögel (paradiseae) auf der großen Insel Neuguinea. Man glaubte ihrer kleinen eingezogenen Füße wegen ehemals, sie hätten gar keine Füße und flögen immerwährend in der Luft. Sie übertreffen alle andern Vögel an Fülle und Farbenpracht der Federn, insbesondere der langen, weichen, die ihnen am Bauche unterhalb der Flügel wachsen und sich wie ein Fallschirm ausbreiten, um das Thier leichter zu tragen. In ihrem weichen Schweben liegt etwas unendlich Vornehmes. Ihre Grundfarbe ist braun und violett, geht aber in alle Farben über. Sonderbar erscheint die Behaarung ihrer Nasenlöcher. Sie putzen sich gern und sollen sich nicht gern auf den Boden setzen, um ihr Prachtgefieder nicht zu verunreinigen. In ihrem Blick liegt etwas seltsam Schlaues, aber ihr Geschrei he hi ho hu ist häßlich, wenn auch modulirt. Nach Bonnet in Wiegmanns Archiv 1835 II. 307. Lesson hat die verschiedenen Arten abbilden lassen; sie zeigen die buntesten Farben und Federauswüchse. Der Königsvogel hat auf dem prächtigen Federschirm hinten noch zwei lange spiralförmig gewundene Federn vorstehen. Einer hat 6 Federn hinten am Kopf hervorragen und glänzt goldgrün. Mehrere haben seltsame Federkragen. Einer der schönsten ist astrapia, stahlblau mit purpurnem Hals- und smaragdgrünem Rückenkragen, einer Federhaube und einem Schwanz, der zweimal so lang ist, als das Thier selbst.

Im Allgemeinen singen die Vögel der heißen Zone viel weniger schön als unsere Nachtigall, aber laut. Araponga, der s. g. Schmidt in Brasilien, ein schwalbenartiger Vogel, hat einen äußerst hellen Ton, wie Metallklang. Der schwarze Stiervogel (toropisju) in Südamerika, nur so groß wie eine Krähe, brüllt doch wie ein Stier. Pöppig II.

200. Ein droſſelartiger Vogel in Braſilien ſingt die ganze Scala durch, wiederholt aber nur einförmig jeden Ton 4 bis 5 mal. Spix und Martius Reiſe I. 190. Die Glockendroſſel, turdus cantans, oder organista, musicien de Cayenne, flautero, flageoletbird wie ihn Franzoſen, Spanier und Engländer nennen, ein Vogel in Cayenne, Peru, Guiana, überall im nördlichen Südamerika heimiſch, ſingt in den ſchönſten Glasharmonicatönen eine eigenthümliche Melodie und verleiht den Wäldern dadurch einen wunderbaren Reiz. Schomburgk, 2. Reiſe 1848. II. 435. — Einer der ſeltſamen Vögel iſt der chileniſche Turco oder Quid-quid (pteroptochus). Man hört in den Wäldern ein wahrhaft dämoniſches Hundebellen und kann nicht errathen, woher der Ton kommt und wie weit er entfernt iſt. Entdeckt man endlich den Vogel, ſo findet man ein langbeiniges, kurzſchwänziges Thier, einem großen Zaunkönig ähnlich, das ängſtlich durch den Wald ſchlüpft, als ſchäme es ſich ſeiner Häßlichkeit. Darwin II. 22. 45.

Eine Droſſelart, der berühmte Baltimorevogel (oriolus baltimore), oben ſchwarz, unten gelb, dem Pirol ähnlich, hängt ein beutelförmiges, ſehr künſtliches Neſt an die Zweige. Ein anderer (o. banana) der Piſang- oder Webervogel genannt, vorzugsweiſe an Piſangblätter; o. persicus macht ſich ein flaſchenförmiges Neſt. Einen Baum voll ſolcher Neſter ſah der Prinz zu Neuwied in Braſilien I. 337. Von einem andern Vogel erzählt er, derſelbe baue jedes Jahr ein neues Neſt, ſetze aber immer eines über das andere, II. 177. Eine Gimpelart baut geſellige Neſter unter einem großen gemeinſchaftlichen Dache. Rennie, Baukunſt. 246.

Durch ſeltſame Geberdung macht ſich die Spottdroſſel in Nordamerika kenntlich, die ſchön ſingend vieler anderer Vögel Stimme nachahmt, dazu Räder mit den Flügeln ſchlägt, ſich auf den Kopf ſtellt ꝛc. Die Klipphühner (rupicula), ſehr ſchöne Vögel, verſammeln ſich auf ſonnenhellen Felſen im Urwald. Die Weibchen ſitzen dann im Kreis umher, ein Männchen aber fängt an in der Mitte zu tanzen, mit ausgebreitetem Schwanz ſich zu drehen, aufzuhüpfen, ſich zu bücken und mit dem Schnabel am Stein zu kratzen ꝛc. bis es müde iſt. Dann beginnt ein anderes Männchen denſelben Tanz. Die Weibchen aber ſtoßen nach jedem Tanz ein Geſchrei aus, als riefen ſie Beifall. Man hat es für ein Mährchen gehalten, aber Schomburgk (2. Reiſe nach Guiana 1847 I. 442) hat es ſelbſt beobachtet.

Unter den kleinen ſinkenartigen Vögeln der heißen Zone zeichnen ſich

fringilla bengalus und fr. amandava aus, jene blau und grau, dieſe roth-braun, beide je ein zärtliches Pärchen bildend, welches unzertrennlich beiſammen ſitzt, wie die ſchon genannten kleinen Papagaien.

Der Colibri (trochilus, auch picaflor Blumenſtecher genannt), in der heißen Zone von Amerika, iſt der kleinſte aller Vögel, ſein Ei nicht größer als eine Erbſe. Dieſe inſektenartigen Vögel ſind ſehr lebendig und munter. Sie haben ſpitzige, dünne und lange, zuweilen etwas aufwärts gekrümmte Schnäbel, womit ſie tief in die Blumenkelche tauchen und kleine Inſekten fangen. Ferner zeichnen ſich die Männchen durch den prächtigen Metall- und Edelſteinglanz ihrer Kehlfedern, ſo wie ihrer Federkronen, Federbärte und Halskrauſen von fächerartig ſich ſträubenden oder krauſen Federn aus, die bei den Männchen meiſt in Gold, Silber, oder in den ſchönſten Farben und mit glänzendem Metallglanz ſchimmern; auch durch ſcharfe Schwalbenflügel und Gabelſchwänze. Die Farbe iſt oft ſchillernd und wechſelt im raſchen Fluge. Sie fliegen bis zur Unſichtbarkeit ſchnell, daher man ſie diamantne Funken oder fliegende Edelſteine nennt. In großer Menge umſchwärmen ſie die Blüthenwälder Südamerika's und ſind eine der vorzüglichſten Zierden derſelben. Oft wandern ſie in großen Zügen und fliegen denn immer in einer Wellenlinie auf und nieder. Vor den Blumenkelchen ſchweben ſie, wie die Bienen, gleichſam in der Luft feſtgenagelt durch die unſichtbar raſche Bewegung ihrer Flügel. — Sie machen ſich ein niedliches kleines Neſt, das ſie einfach auf ein Baumblatt hinſetzen oder in die Winkel der Zweige, oder auch an einen Faden frei aufhängen. Sie lieben ihre Jungen. Jemand ſchnitt den Zweig ab, auf dem ein Colibriweibchen in ihrem kleinen Neſt brütete, und es blieb ſitzen. Die Colibris ſind ſehr eiferſüchtig und kampfluſtig unter einander. Daher glauben die Mexikaner, es ſeyen die Seelen ihrer Vorfahren, die für die alten Götter rühmlich im Kampfe gefallen, von der Kriegsgöttin in Colibris verwandelt worden ſeyen und nun ſelig im Pallaſt der Sonne leben. Sie führen Krieg mit den Spinnen, indem ſie ihnen die Inſekten aus den Spinngeweben wegfangen. Daß ſie ſelbſt von großen Spinnen gefangen und ausgeſogen werden, iſt nicht erwieſen.

Man unterſcheidet die zahlloſen Colibriarten nach der Edelſtein- oder Metallfarbe ihrer Kehle. Die kleinſte Art iſt nur zwei Zoll lang, wird in Jamaika aus dem Ei aufgezogen und ſo zahm, daß ſie den Damen auf die Finger fliegt. Frorieb, Notizen, 41. 230. Nach Lery gibt es auch in Braſilien eine ſehr kleine Art, genambouch genannt, weißglänzend,

nicht größer wie eine Horniß, aber mit einer lauten Stimme. — Nur annähernd kommen in der alten Welt den ausschließlich amerikaniſchen Colibris die etwas größeren, doch immer noch kleinen Fliegenſchnepper (muscicapidae) und Honigvögel (cinnyridae) gleich, die zierliche Ee-ewe auf den Sandwichsinſeln, deren goldene Fellchen zu Prachtkleidern gebraucht werden, die bunte Souimangas in Oſtindien, die wunderkleine nectarinia, die ein kleines beutelförmiges Neſtchen webt.

36.

Die Raubvögel.

Die Raubvögel (raptatores) ſind die ſtärkſten und fliegen am höchſten. Alle haben ſtarke, nach vorn gekrümmte Schnäbel und gewaltige Krallen an den Zehen, um ihre Beute zu packen, dazu ſtarke unermüdete Flügel und ſcharfe weitſehende Augen. Die Kraft des Blickes wird hier zum erſtenmale kund, und zugleich die der Willensäußerung. Aus weiteſter Ferne erkennt der Falke und Adler ſeine Beute und in blitzartiger Schnelligkeit und Kraft erreicht er ſie. Alle dieſe Thiere haben den Zug zur Höhe, niſten auf hohen Felſen und ſchweben in Regionen, die der Menſch ſelten oder nie erreicht. Man unterſcheidet Eulen, Geier und Falken, zu welchen letztern die Adler gehören.

Die Eule (strix) bleibt der Erde noch am nächſten, indem ſie gerne in hohlen Bäumen niſtet, hat auch noch etwas Plumpes und iſt ein Nachtthier, indem ſie nur im Finſtern ſehen kann. Sie macht noch wie Hühner und Droſſeln Grimaſſen, Bücklinge, Verdrehungen, nickt ſeltſam mit den Augen, knackt mit dem Schnabel, ſchauert ſich, ſpielt mit ihren Zehen ꝛc. und wird in ihrer Blindheit bei Tage von andern Vögeln geneckt und geplagt. Insbeſondere wird ſie von den Krähen angepackt, wofür ſie ſich durch nächtlichen Ueberfall der Krähenneſter rächt.

Das Charakteriſtiſche der Eulenphyſiognomie iſt der dicke Kopf und kurze Hals, der krumme kurze tief in den Federn verſteckte Schnabel, das große offene wunderſchöne Auge mit dem orangefarbnen flammenden Rade, der excentriſche breite Federring um jedes Auge, über den Augen die ſ. g. Ohren, zwei ſpitze Federbüſchel. Dazu kommt der lautloſe Flug der Eule, ihre höhniſche oder wehklagende Stimme, und endlich ihr übler Geruch nach dem Aas der nächtlich von ihr gemordeten Thiere. Ihr

Ei iſt auffallend weiß, aber von der furchtbarſten dämoniſchen Häßlichkeit ſind junge, noch unbefiederte Eulen.

Die größte Eule iſt der große Uhu (bubo), die kleinſte das Käuzchen (aluco) in vielen Arten. Die ſchönſte iſt die Schleier- oder Perleule (strix flammea), vom zarteſten Gefieder weich wie Seide, deren Geſchrei aber ein geſpenſterhaftes hohnlachendes ho ho hu iſt. Am kleinſten iſt die Zwergeule (noctua). In den Polarländern gibt es eine große weiße Eule, die man kaum vom Schnee unterſcheiden kann (surnia nyctea). Sie iſt aber eine Tageule. Eben ſo fliegt bei Tage in Chile die strix coquimbana, die ſich ein unterirdiſches Neſt baut. Endlich gibt es auch eine zwerghafte Tageule, surnia passerina, eine nur droſſelgroße Perleule im Norden. — Sehr viele Eulen, große und kleine und zum Theil gar bunt fand Rußegger in Afrika, die kleinſte von nur 4 Zoll Höhe. Reiſe II. 62. In den Wäldern Südamerika's fand d'Orbigne einmal viele Eulen beiſammen, die im Mondſchein ein klägliches Concert anſtimmten.

Man ſcheut die Eulen, oder glaubt, ſie künden den Tod an, aber ſie ſind nützlich, indem ſie unzählige Feldmäuſe wegfangen. Dieſe Luſt, Mäuſe zu jagen, und noch Manches in ihrer Phyſiognomie haben ſie mit den Krähen gemein. Im Magen einer Eule fand man eine unbekannte Thiergattung, eine Art Nachtmaus, von deren Exiſtenz man ſonſt keine Spur auffinden konnte.

Der Geier (vultur) hat etwas noch Widrigeres. Kein Vogel trägt ſo viel Gemeinheit und Unverſchämtheit zur Schau. Schon das erniedrigt ihn, daß er nur todte Thiere, nur Aas verzehrt, wornach er übel riecht, und daß ihm eckelhafte Flüſſigkeit beſtändig aus der Naſe tropft. Er iſt daher wie Tabackſchnupfer, nicht im Stande, durch den Geruchsſinn etwas aus der Ferne wahrzunehmen. Man hat ausgeſtopftes Wild ausgeſetzt und nahe dabei wirkliches Aas verſteckt. Alsbald kamen Geier aus weiter Ferne, die das Wild mit dem Blick erſpäht hatten, und ſetzten ſich darauf, ohne das rechte Aas zu bemerken. Wiegmann, Archiv 1835. II. 301. In dem kahlen Kopf und Hals, in einigen Hautauswüchſen und in der Ausbreitung der weniger als bei andern Raubvögeln gekrümmten Zehen, zeigt der Geier noch einige Verwandtſchaft mit den Hühnern. Der kahle Hals und greisartige Kopf erinnert auch ſehr an die Strauße und ſüdlichen Rieſenſtörche.

Der gemeine graue Geier (vultur cinereus) erhebt ſeinen kahlen Hals aus einem Ringkragen von längern Federn; eben ſo der röthliche (v. fulvus).

Der kleine orientaliſche Geier (v. perenopterus) iſt braun und wird ſpäter gelblich. Man findet ihn in den Straßen, die er vom Aaſe reinigt, weshalb er ſchon im Alterthume geſchont, ja für heilig geachtet war. Denſelben Dienſt leiſtet ein ſchwarzer Geier (v. aura) in den ſchmutzigen Straßen von Rio de Janeiro. In Norwegen wird der Geier weiß, einen weißen fand Peron (II. 129) auch auf Neuholland. Einen rothhalſigen Truthahngeier (gallinazo) fand v. Tſchudi (I. 60) in Peru. Der Königsgeier (gypagus oder v. papa) in Südamerika iſt gelblich weiß, in der Jugend braun, Flügel und Schwanz ſchwarz, die breite Halskrauſe weiß und grau. Auf dem Kopf hat er einen Kamm. Schomburgk ſah in Guiana einen großen todten Alligator bedeckt mit dieſen Königen des Urwalds. Die kleinen ſchwarzen Geier machen dem Königsgeier überall Platz, und überlaſſen ihm die Beute, daher die Vorſtellung ſeiner königlichen Würde. Schomburgk in Froriep's neuen Notizen 1843 Nr. 610. Der weltberühmte Condor (v. gryphus) hat auch noch truthahnartige Auswüchſe an Schnabel und Kehle, hebt ſeinen nackten fleiſchfarbnen Hals aus einem weißen Federkragen hervor und iſt übrigens ſchwarz. Er beherrſcht die hohe Region der Cordilleren und iſt den Heerden der feinhaarigen Bergſchafe ſehr gefährlich. Seine Größe, oft übertrieben, beträgt nicht mehr als 3 Fuß Körperlänge, und 11 Fuß Flügelweite, aber er iſt überaus kühn und hat einen ſehr ſtarken Schnabel. Noch größer ſoll der Rieſengeier des Himalayagebirges ſeyn, man kennt aber von ihm nur die Haut des großen Kopfes, die als Mütze getragen wird. v. Hügel, Kaſchmir II. 293.

Als Geieradler kennzeichnet ſich der berühmte dunkelblaue Bart- oder Lämmergeier (gypaetus barbatus), ſofern er keinen kahlen Hals mehr hat, ſondern überall befiedert iſt. Das Federbärtchen erinnert an die edle Reiherform. Das ſchöne Thier macht ſchon ganz den Eindruck eines ſtolzen Adlers. Er iſt ſo ſtark, daß er junge Lämmer packt und in ſein Neſt auf die höchſten Gebirge trägt.*)

Die große Familie der Falken (accipitrici) umfaßt die ſtarken Raubvögel vom kleinen Falken, Weihen, Habichte bis zum großen Adler. Bei

*) Anna Zurbüchen, geb. 1760 im Berner Oberlande, wurde als dreijähriges Kind von einem Lämmergeier im Schlaf entführt und auf eine hohe Felſenſpitze getragen. Ihr Vater eilte ihr nach und hatte das Glück, ſie unverletzt zurückzuholen.

ihnen fällt die plumpe Form der Eule und die kahle Häßlichkeit der Geyer gänzlich weg und die schöne und vornehme Leichtigkeit des Reihers tritt wieder hervor. Ein förmlicher Reiheradler ist noch der s. g. Secretair (gypogeranus serpentarius), auch Schlangenadler genannt, weil er Schlangen frißt. Oben ganz Adler, hat er nur hinter dem Kopfe Federn und lange Beine wie ein Reiher. — Gemein sind unsre über der Landschaft schwebenden und kleine Vögel oder Mäuse jagenden Weihen (circus), der große braune Sumpfweih (falco rufus) und der kleine blaugraue Kornweih (f. pygargus); der dickköpfige Bussart (buteo), der Mäusebussart (b. lagopus), der die Feldmäuse vertilgt, und der Wespenbussart (b. apivorus), der auch Bienenstöcke und Wespennester angreift, um die junge Brut zu fressen, beide in vielen Abwechslungen des Grauen und Braunen. Der Gabelweih (milvus) mit Schwalbenschwanz, rostfarben und schwarzbraun. Der Habicht (astur oder f. palumbarius) oben aschgrau, unten weiß, und der Sperber (f. nisus), schiefergrau mit braunen Querbinden, fliegen rascher und sind kühner. Die alten Aegypter sahen im Habicht ein Sinnbild der Sonne, weil er hoch oben am Himmel fliegt, und der Seele, weil er sich angeblich nur von Blut nährt.

Der eigentliche Falke (falco) ist ein kleiner Adler, sein Blick durchdringt die weiteste Ferne, sein Flug gleicht dem Blitz, seine stets dicht am Leibe eingezogen gehaltenen Krallen und sein kleiner aber scharfer Schnabel packt die Beute und läßt nicht mehr los. Man unterscheidet Rüttelfalken, die lebendige Thiere packen und auf ihnen sitzend mit den Flügeln schlagen, und Edelfalken, die einfach ihre Beute tödten. Zu den ersteren gehört der Abendfalk (f. rufipes), der Röthelfalk (f. cenchris) und Thurmfalk (f. tinnunculus), alle grau mit rostbraun und etwas schwarz gemischt. Zu den Edelfalken gehört der dunkelgrüne artig gezeichnete Zwerg- oder Lerchenfalk (f. subbuteo), nur 13 Zoll lang, der bläuliche Merlin (f. aesalon), der graue braungebänderte Wander- oder Taubenfalk (f. peregrinus) und der echte graublaue Jagdfalke (f. gyrfalco). Er wird abgerichtet zur Jagd, insbesondere auf Kraniche und Reiher. Nicht größer als eine Taube greift er doch viel größere Thiere, ja selbst den Adler an. Dem classischen Alterthum war die Falkenjagd unbekannt, aber uralt bei den deutschen und tatarischen Völkern Mittelasiens. Als die edelste Art gilt der weiße Edelfalk von Island. Einen schneeweißen mit Gabelschwanz fand der Prinz zu Wied in Brasilien (I. 168). In

Perſien wird der Falke hauptſächlich zur Gazellenjagd abgerichtet, aber ſogar auch zur Adlerjagd. Nach Chardin, Reiſe 1780 II. 59.

Der Adler (aquila) iſt nur ein großer Falke, ſeine Schnelligkeit, ſein Feuer und ſeine Kraft, wie ſeine ganze Geſtalt ſind die nämlichen. Am tiefſten ſteht noch der Fiſchadler (falco haliaetos), der an Flüſſen Fiſche fängt, oben braun, unten weiß gefärbt, und der dunkelbraune, aber grau- oder weißköpfige Meeradler (f. albicilla), der jedoch auch, beſonders im Winter, von den Seeküſten ſich entfernt, den Flüſſen nachzieht oder auf dem Felde Haſen jagt. Der weißköpfige Meeradler ſoll, weil er ſelber nicht ins Waſſer tauchen kann, dem weißſchwänzigen Adler (nach dem Morgenblatt 1818 Nr. 216 dem Moosweih, falco piscator) auflauern, wenn derſelbe einen Fiſch gefangen hat, und ihm denſelben in der Luft wegfangen. Burdach, Blicke ins Leben II. 27. Wenn der Meeradler ſich in einen großen Fiſch einkrallt, geſchieht es zuweilen, daß er ihn nicht emporzuheben vermag und von ihm ſelbſt unter das Waſſer geriſſen wird. Pantoppidan, II. 170.

Die Steinadler ſind die echten den hohen Gebirgen angehörigen Adler und zwar der gemeine ſchwarzbraune Gold- oder Steinadler (falco fulvus), der braune Schreiadler (f. naevius) und der ſchwarzbraune, am Hinterkopf weißliche Königsadler (f. imperialis). Die größte Flugweite der Adler beträgt 8½ Fuß; aber wenn auch kleiner als Lämmergeier und Condor, ſind die Adler doch ſtärker. Der Steinadler heißt Goldadler, weil ſein Gefieder zuweilen ganz goldbraun glänzt, und ſchwarzer Adler, wenn er ſehr dunkel iſt. Ganz weiße Adler kommen im Norden vor und wurden ehemals in Polen (deſſen Wappen der weiße Adler iſt) lebendig gehalten. Miscell. cur. med. phys. von 1673. Schwarze syrym, Adler von ungeheurer Größe, angeblich ſo groß als ein Kameel, will man in Hochaſien im Gebirge Badakſchan geſehen haben. Ritter, Erdkunde von Aſien II. 341. 682. Das erinnert an die Sage von einem Adler in Skythien, deſſen Neſt ſo groß war, daß es auf zwei Bäumen zugleich ruhte, ſchon bei Albrovandi abgebildet. Das Fabelhafte abgerechnet, könnten doch wohl auf den höchſten Gebirgen der Erde Adler vorkommen, die größer wären, als bei uns. Einige Adler der neuen Welt ſind mehr falkenartig, ſo der gehaubte Heidukenadler in Braſilien, eulenartig der gleichfalls gehaubte Harpyenadler in Guiana, und am ſonderbarſten der afrikaniſche Gaukleradler (bateleur), der ſich zuweilen in der Luft fallen läßt, als hätte er einen Flügel gebrochen.

Den echten Adler zeichnet der ſtarke, nach vorn gekrümmte Schnabel, das ſcharfe, edel und ſtolz blickende Auge unter einer vornehmen Wölbung der Brauen, die freie und ſtolze, gleichſam verächtliche Wendung des ſchlanken Halſes, die Schwungkraft und ſchöne Ausbreitung der Flügel und das Gefieder auf den ſtarken weitausgreifenden Klauen aus. Hat er einmal gepackt, ſo läßt er ſich eher die Klauen abhauen, als die Beute fahren. Der ruhende Adler hat einen unbeſchreiblich edeln Ausdruck, ſelbſt in der Gefangenſchaft. Während der Geier in niedriger Häßlichkeit phlegmatiſch und tückiſch daſitzt, die Eule wie närriſch ſich geberdet und ſelbſt der feinere Falke nur irdiſch klug drein ſchaut, hat der Adler etwas Ueberirdiſches, eine ſo freie und edle Haltung und eine ſolche Befremdung im Blick, als ob er nicht dieſer Welt, ſondern höheren Sphären angehöre.

Am Fluge des Adlers hat man von jeher ſowohl das langſame ſchöne Schweben mit unbeweglich bleibenden Flügeln, das ſanfte Wiegen in den Lüften, oder auch den jähen blitzſchnellen Abſturz auf den Feind bewundert. Beides drückt ſeine Kraft und ſeinen Adel aus. Bei ihm iſt kein unruhiges Flattern und Abarbeiten. Der einſame Adler, ſchwebend über dem Schnee der Alpen oder über dunkeln Wäldern iſt eines der ſchönſten Naturbilder. Unter andern beſchreibt (in ſeiner Salmonia) Humphrey Davy, wie er einmal zwei alte Adler geſehen, die mit ihren Jungen, um dieſe im Fliegen zu üben, langſam erſt in engen, dann in immer weitern Spiralkreiſen aufgeflogen und zuletzt in unſichtbarer Höhe verſchwunden ſeyen.

„Der Adler, heißt es bei Hiob 39, 27—29, fliegt hoch und baut ſein Neſt in der Höhe und wohnt auf den Felſen und bleibt auf den Gipfeln und ſchaut nach Nahrung und ſeine Augen ſehen ferne.“ Die heidniſchen Alten ſahen im Adler etwas Göttliches. Man ſagte, der Adler ſieht auch das Kleinſte aus einer Höhe, in der er ſelbſt nicht geſehen werden kann, wie Gott. (Aldrovandi ornith. I. 26. Bonon. 1599). Als König der Vögel wurde der Adler, wie der Löwe als König der vierfüßigen Thiere, allgemeines Symbol der irdiſchen Herrſchaft und prangt daher noch in den Wappen vieler Reiche. Dem doppelten ſchwarzen Adler des deutſchen Reichs ahmte der ruſſiſche nach, den einfachen goldenen entlehnte Napoleon für Frankreich vom alten heidniſchen Rom, der einfache ſchwarze ziert die preußiſchen Fahnen.

37.

Säugethiere des Waſſers. Wallfiſche und Seehunde.

Wir gehen nun endlich zur höchſten Thierclaſſe, nämlich zu denen über, die lebendige Junge gebären und ſäugen. Sie haben nicht mehr Schuppen, Hornſchalen oder Federn, ſondern eine mit Haaren bedeckte oder glatte Lederhaut, gehen auf vier Füßen und zeigen eine ausgebildetere Geſichtsbildung, als alle früheren Thierclaſſen, ſo daß ſie dem Menſchen immer ähnlicher werden.

Am unvollkommenſten und plumpeſten ſind die großen Säugethiere des Meeres, die ſtatt der Beine noch Floſſen haben wie die Fiſche und ſogar noch an die vorweltlichen Rieſenthiere erinnern, die Wallfiſche, Wale (cetaceae) und neben ihnen die Seehunde, Robben (phocina, pinnipedia). Die Wallfiſche ſehen ganz wie dicke, nur ſchuppenloſe und großköpfige Fiſche aus. Sie ſchwimmen trotz ihrer Plumpheit mit nur zwei Bruſtfloſſen, der breiten und gabligen Schwanzfloſſe und einer Rückenfloſſe doch ſehr behende und ſpielen wie große Kinder im Waſſer, indem ſie bald aufrecht auf dem Schwanze ſtehen, bald kopfüber in die Tiefe ſtürzen. Sie haben keine Waffen, ihr großes Maul verſchluckt auch nur Mollusken und die kleinſten Fiſche, weil ihr enger Schlund keine größeren Biſſen durchläßt. Sie ſind deshalb wehrloſe und trotz ihrer ungeheuren Größe ſehr furchtſame Geſchöpfe. Das eingeſogene Waſſer ſpritzen ſie durch zwei Spritzlöcher oben am Kopf ſpringbrunnartig aus. Sie athmen durch Kiemen, die aus langen parallelliegenden Barten beſtehen, das berühmte Fiſchbein. Sie haben viel Fett, das iſt der berühmte Wallfiſchthran, und das koſtbare Kopffett, der Wallrath. Das viele ölartige Fett dient dem Thiere zum leichteren Schwimmen im Waſſer. Die Brüſte liegen wie bei Kühen am Unterleibe. Man fängt den Wallfiſch mit Harpunen, d. i. eiſernen Wurfpfeilen, an denen ein Strick befeſtigt iſt. Er wird aber auch vom Sägefiſch angegriffen und durchſtochen. Peron, Reiſe I. 122. Und vom Schwertfiſche, Zorgdrager, grönländ. Fiſcherei 167. Sie leben geſellig, in Heerden von 5—600 Stück, unter denen die größten Männchen die Führer ſind, von den Matroſen bulls oder schoolmasters genannt. Wiegmanns Archiv 1836 II. 291. Ein großer Wallfiſch, von einem Kahn überraſcht, floh in Eile und ließ aus Angſt ſeinen Koth aus. Daſ. 1838 II. 383. So wenig gefährlich ſind dieſe Ungeheuer, wenn

ſie auch in großen Schaaren den Meerſtrömungen nach von Norden nach Süden reichlicherer Nahrung entgegenziehen. Sie können ſehr weite Reiſen machen. Man ſah einen gekennzeichneten Wallfiſch, der aus dem ſtillen Ocean um den Norden Amerika's herum ins atlantiſche Meer gekommen war. Allein niemals paſſirt ein Wallfiſch den Aequator, alle ſind nur in der Polarzone heimiſch, aus der ſie zur gemäßigten nur herabſchwimmen, um wieder zurückzukehren. Erichſon, Archiv 1853 II. 23.

Am größten unter allen Wallfiſchen wird der mit einer Rückenfloſſe verſehene Finnfiſch (balaenoptera) und zwar b. boops, der ſ. g. Schnabelwall mit kurzem und ſchmalem Oberkiefer, oben ſchwarz, unten weiß und bis 100 Fuß lang; b. musculus, der Röhrwall, hat etwas erhobene Spritzlöcher, wird 78 Fuß, b. rostrata, der Zwergwall mit weißen Bruſtfloſſen wird nur bis 25 Fuß lang. Alle dieſe leben im Norden. B. longimana mit ſehr langen Bruſtfloſſen kommt auch im Süden vor. Dann folgen die eigentlichen Wallfiſche (balaena) ohne Rückenfloſſe und zwar b. mysticetus, der grönländiſche, bis 70 Fuß lang, oben ſchwarz, unten weiß, im Norden und b. australis mit kleinem Kopf und weniger weiß im Süden. Eine dritte Gattung bilden die 60—70 Fuß langen Pottfiſche oder Caſchelot (physeter), am ungeheuren Kopfe kenntlich, der ein Drittel der Leibeslänge beträgt. Sie vorzüglich liefern Wallrath und Ambra.

Der Narwal (monodon) iſt ein kleiner nordiſcher, nur 16 Fuß langer Wal, weiß mit grauen Flecken und mit zwei Zähnen im Munde, von denen der eine verkrüppelt, der andre zu einem elfenbeinartigen und ſpiralförmigen geraden und ſpitzen Horn auswächst.

Die kleinſten Wale ſind die ſ. g. Meerſchweine oder Delphine (delphinus), im Alterthum berühmt als mit menſchenähnlicher Weisheit begabt und von Künſtlern idealiſirt, wirklich aber nur dicke, ſpitzköpfige und ſchweinartige kleine Wallfiſche. Sie kündigen Sturm an, wenn ſie lebhaft auf dem Meere ſpielen. Der gemeine Delphin des Mittelmeers (d. delphis) iſt oben ſchwarz, unten weiß und wird nur 5—8 Fuß lang. Noch kleiner und kurzmauliger iſt das gemeine Meerſchwein (d. phocaena). Wieder größer und ſogar gefährlich iſt der nordiſche Schwertfiſch oder Butzkopf (orca) von 25 Fuß Länge mit einer hohen ſchwertartig vorſtehenden, nur weichen Rückenfloſſe, aber mit ſcharfen Zähnen bewaffnet, mit denen er den Wallfiſch angreift und Stücke aus ihm friſt. Am

größten wird der schwarze Dögling (d. edentulus), 28 Fuß lang, gleichfalls in den nordischen Gewässern.

Eine besondere Abtheilung bilden die pflanzenfressenden Wale (sirenia), die schon den Uebergang zu den Seehunden bilden, indem sie gleich Amphibien in der Luft wie im Wasser leben, auch haarig zu werden anfangen und aufgeworfene und bärtige Lippen haben. So das 23 Fuß lange, rauh aussehende, wie mit rußiger Borke bedeckte Borkenthier (rhytina) in der Nähe von Kamtschatka, die bis 20 Fuß lange Meerkuh oder Manati (manatus) im atlantischen Meere, die in die Flüsse kommt und in Heerden Gras am Ufer weidet, und der indische Dugong (halicore) bis 20 Fuß lang, bräunlich mit stumpfem Gesicht. Manati hat einen mehr mäuseartigen, Dugong einen mehr hundeartigen Kopf.

Das Wallroß (trichenus) im nördlichen Eismeer wird 20 Fuß lang und kennzeichnet sich durch seine zwei langen elfenbeinartigen Zähne im Oberkiefer, mit denen es sich wie mit Klammern an den Eisschollen festhängt. Es frißt Muscheln, aber auch Tang, wird sehr fett und ist wegen seines Thrans sehr gesucht. Sofern sein Schwanz eigentlich nur aus den wie zusammengebundenen Hinterfüßen besteht, führt es bereits in die folgende Ordnung hinüber.

Die Seehunde (phocina) sind gleichsam Wallfische, die zu hundeartigen Thieren werden wollen, aber an denen sich nur die Brust- und Schwanzflossen in Pfoten verwandeln, indem sie immer noch flossenartig am fetten Leibe kleben. Man fängt sie wegen ihres Fetts und ihrer Felle. Sie leben in Heerden auf dem Eise oder an öden Ufern und Inseln, und sind sehr zärtlich gegen ihre Weibchen und Jungen. Auch werden sie leicht zahm, lassen sich von den Tungusen wie Kühe melken, können weinen und haben etwas Seelenvolles im Blick. Diese unschuldigen Geschöpfe werden nun, wenn sie arglos in der Sonne schlafen, von den Robbenschlägern ohne Erbarmen getödtet. Aber die armen Grönländer könnten auch ohne die Seehunde gar nicht existiren. Sie leben von ihrem Fleisch und kleiden sich in ihre Felle. Vgl. Anspach, Newfoundland S. 211. Der gemeine Seehund, der Robbe (phoca) ist entweder gelblich mit grauem Rücken und braunen Flecken (p. vitulina), oder schwarzbraun mit gelblichen Ringen (p. annellata), beide in Nord- und Ostsee. Auffallend silberfarben ist der Seehund des Baikalsees. Steller, Kamtschatka 108. Bleifarbig die Kegelrobbe der Ostsee (halichoerus grypus); bräunlich und etwas gefleckt der Seemönch oder Seeleopard (leptonyx) im Mittel-

meer. Am größten, 25 Fuß lang, wird der graublaue Seeelephant oder die Rüſſelrobbe (crystophora proboscidea) mit einem kurzen tapirartigen Rüſſel, deren gemüthliches Familienleben Peron, Reiſe II. 80 am beſten beſchrieben hat. Die Klappmütze (cr. cristata) iſt eine Abart mit dick aufgeblaſener Naſe. Der Seelöwe (otaria jubata) von ſeiner falben Farbe und von der Mähne des Männchens ſo genannt, lebt im ſtillen Ocean, wird bis 20 Fuß lang, iſt aber gar nicht grimmig. Eben ſo wenig der Seebär (o. ursina) mit braunem und wolligem Haar, den Forſter (Reiſe II. 404) und Langsdorf (II. 19) in ſeinem friedlichen Familienleben im ſtillen Meer beobachteten.

38.

Dickhäuter. Pferde.

An die großen Säugethiere des Meeres reihen ſich andre pflanzenfreſſende Rieſenthiere der Flüſſe, des Sumpfes, der Ufer und gehen allmählig in die weiten Ebenen und in kleinere Formen über. Das ſind die Dickhäuter (pachydermata), deren Vorbilder wir ſchon in der vorweltlichen verſteinerten Thierwelt erkannten. Wir unterſcheiden zwei Hauptreihen, die vom Flußpferd zum Pferde, und die vom Elephanten zum Schweine überführt.

Das Flußpferd (hippopotamus), auch Nilpferd genannt, weil man es im Nil zuerſt kennen lernte, iſt ein ſchwarzbraunes, dickes Thier auf vier elephantenartigen Füßen mit vier hufartigen Zehen, einem dickaufgeworfenen noch ſeehundartigen Maul und einem ungeheuer weit aufgeriſſenen zähnevollen Rachen. Plump wie ein Wallfiſch tummelt es ſich heerdenweiſe in Flüſſen, bald ſchwimmend, bald laufend, ſpielt luſtig und iſt trotz ſeines ſcheußlichen und unverſchämten Anſehens harmlos, indem es nur von Uferpflanzen lebt. Man hat es bisher nur in afrikaniſchen Flüſſen gefunden, die größte Art im Nil, eine kleinere in Weſtafrika. Die von Duvernoy aufgeſtellten drei Arten werden von Andern beſtritten und auf eine eingeſchränkt. Es wird größer als ein Pferd und viel dicker; aus ſeiner ſtarken Haut machen ſich die Neger Schilde.

Zum Flußpferde, das ſehr kleine Ohren hat, verhält ſich das Nashorn (rhinoceros) mit ſeinen langen Ohren wie der Eſel zum Pferde. Das Nashorn wird noch größer als das Flußpferd und ſieht, obgleich es den ſchmalen Mund nie zum weiten Rachen öffnen kann, doch auch

überaus unverſchämt und gefährlich aus. Das macht das große Horn auf ſeiner Naſe und die faltigen Häute, die es wie ſchwere Panzerhemden zudecken und ihm noch ein ſchildkrötenartiges Anſehen geben. Flintenkugeln vermögen nicht hindurchzudringen, ein Riemen aus dieſer Haut geſchnitten iſt zähe wie Bambusrohr und halb durchſichtig wie Bernſtein. Die Haut, ſo dick ſie iſt, fühlt ſich am lebenden Thiere ſtets warm und elaſtiſch wie Gummi an. Das Thier iſt übrigens ſo ſchwarzbraun und plump, wie das vorige, und trägt an ſeinen dicken Füßen drei hufartige Zehen. Man unterſcheidet das indiſche Nashorn mit einem Horn und vielfaltiger Haut, das javaniſche mit einem Horn und eckigen Hautſchilden, das von Sumatra mit zwei hinter einander ſtehenden Hörnern und vier Vorderzähnen, das afrikaniſche mit zwei Hörnern ohne Vorderzähne. Die Weibchen haben ſtets ein längeres, die Männchen ein dickeres Horn. Drei Hörner hinter einander ſind nur Abnormitäten, desgleichen weiß gefärbte Thiere. Vgl. Erichſon, Archiv 1856 II. 158. 1849 II. 24.

Das edle Pferd (equus), obgleich es viel ſchlanker iſt, keine getrennten Zehen hat, ſondern einhufig iſt und ſeinem ganzen Naturell nach nicht mehr dem Waſſer, ſondern den grasreichen Steppen angehört, kann doch ſeine urſprüngliche Verwandtſchaft mit obigen Fluß- und Sumpfthieren nicht verleugnen. Daher auch die Alten das Pferd eine Schöpfung des Meergottes nannten. Es iſt das Ideal aller vorhergenannten Waſſerthiere, ja gleichſam eine Perſonifikation des Meeres ſelbſt in der Kraft und Grazie ſeiner Wellenbewegung, eine lebendig gewordene über die Ebene dahinrauſchende Welle. Es nähert ſich dem Menſchen im Feuer ſeines Muthes und Blickes, im klugen Aufmerken, in der Gelehrigkeit, ſogar in der dem Menſchenhaar ähnlichen langen Mähne. Man hat wunderbare Züge von Geiſtesgegenwart, von Heroismus und Treue an ihm wahrgenommen. Es iſt das einzige Thier, deſſen Schönheit man in ſo beſtimmte Regeln gebracht hat, wie die menſchliche, und die man in der Kunſt immer noch zu idealiſiren ſtrebt. Das wäre nicht möglich, wenn in dieſer thieriſchen Geſtalt nicht Adel, Würde und Grazie ſich ausdrückten. Endlich hat das Pferd etwas Ahnungsvolles, es iſt der Viſion fähig und des Schauers vor Geiſtern, wie der Menſch. Im Kopf des Pferdes liegt trotz ſeiner Länge ein Adel und Geiſt, wie bei keinem andern Thiere. Das ſchöne Profil erinnert an das griechiſche Ideal der geraden Menſchennaſe. Im großen Auge glüht Geiſt und Feuer. Im Ohr des Pferdes ſpricht ſeine Seele und kündet durch Spitzen, Hängenlaſſen, Drehen jede

Gemüthsbewegung an. Das Aufblähen seiner großen Nasenlöcher ist eben so physiognomisch, indem es Stolz und Zorn ausdrückt. Ganz eigenthümlich ist ihm das häufige Aufwerfen des Kopfes und Wittern, indem es gleichsam die Ferne riecht. Noch bei keinem der früher von uns betrachteten Thiere traten die Sinnesorgane so energisch hervor. Die Schönheit des Pferdekopfs beruht übrigens in einer neutralen Mitte zwischen dem converen Schafs- und concaven Schweinskopf, so wie dem zu breiten Bullkopf. Die Mähne, die vom Scheitel über den ganzen Rückgrat des Halses läuft, ist eine Zier, wie Menschenhaar. Sie wallt in schöner Wildheit um das rennende Roß oder hängt weich und reinlich gekämmt wie jungfräulich von seiner edlen Gestalt herab. Sie wird zuweilen übernatürlich lang. Zu Florenz zeigt man noch eine Mähne von 20 Fuß Länge. Keyßler, Reisen S. 369. Zu Dresden ist ein Pferd ausgestopft, dessen Mähne 5, dessen Schwanz 13 Ellen lang. Daſ. 1312. Wahrscheinlich dasselbe Pferd des König August II. hatte eine Mähne von 9, einen Schwanz von 12 Ellen. Ein Graf von Oldenburg hatte ein Pferd, dessen Mähne 7, dessen Schwanz 9 Ellen lang war. Auch der Herzog Karl von Württemberg hatte eins, dessen silberweiße Mähne bei raschem Rennen oft den Reiter ganz bedeckte. — Ferner ist der Hals eine der größten Schönheiten des Pferdes, wenn er unten dick und steif, oben gebogen und beweglich die Mitte hält zwischen dem zu langen Schwanen-, dem zu dicken Sau- und dem zu geraden Hirschhals. Der Rücken ist am schönsten, wenn er nicht zu sehr vertieft, sondern mäßig gewölbt, breit und gleichsam doppelt, durch eine den Rückgrat bezeichnende Rinne getheilt ist. Gewölbt und rund verlangt man die Schenkel, den vollhaarigen Schwanz hochangesetzt und abstehend, die Brust breit, die Beine parallel, die Krone unten am Fuße kurz, den Huf schmal. In der Bewegung des Pferdes sind die Hauptschönheiten der aufgeworfene Kopf, das blitzende Auge, der muthig wiehernde oder ins Gebiß schäumende Mund, die witternde Nase, der vor Ungeduld stampfende und scharf einhauende Huf, der kurze tändelnde Damenschritt, das leichte Aufwerfen der Beine, das muthwillige Nicken mit dem Kopf, die Koketterie der Courbette (kurze Galopp) und Croupade (Einziehen der Hinterbeine unter den Leib), das wilde Aufbäumen, das kühne Ausgreifen und der pfeilschnelle Flug über die weite Fläche. Eine prächtige Schilderung des kampflustigen Rosses bei Hiob 39, 21 f. — Ueberraschend ist die Wachsamkeit des Pferdes, es schläft nur wenige Stunden, oft stehend. Sodann sein Instinkt, sein Füh-

len der Ferne. Es sieht in dunkler Nacht, es trägt den in weiter Steppe verirrten Reiter sicher zur Heimath oder zum Wasser.

Im wilden Zustand lebt das Pferd in den Steppen heerdenweise. Ein starker Hengst ist dann Führer, dem eine größere oder kleinere Anzahl Stuten und die Fohlen' folgen. Junge Hengste werden ausgestoßen und müssen sich eine neue Heerde bilden. Aechte wilde Heerden des s. g. Kiang (eines wiehernden wilden Pferdes, nicht eines Esels, wie man früher glaubte), kommen in den Hochebenen Tibets vor. Halbgezähmte, wenigstens für die Kultur benützte Heerden heißen in den südrussischen Steppen Tabunen. Sie werden von berittenen Hirten überwacht, obgleich sie sich sehr frei bewegen und nach Gutdünken nomadisirend den Hirten oft nöthigen, ihnen Tagereisen weit nachzujagen. Zahm gewesene, aber gänzlich wieder verwilderte Pferde der Spanier füllen in ungeheuren Heerden die Pampas von Südamerika, und die Grasebenen von Texas ꝛc. Auf ihnen haben sich die wilden Indianer beritten gemacht. Daß die Wölfe solche Steppenpferde angreifen, ist eine Fabel. Der Wolf schleicht nur feig umher, um etwa ein verirrtes Fohlen zu überraschen, flieht aber vor der Stute, die ihn mit den Vorderhufen angreift. Vgl. Kohl, Südrußland im zweiten Theil, der eine ausführliche Beschreibung der Tabunen enthält. Die Nomadenvölker Asiens halten sich Pferdeheerden, leben von ihrer Milch, bereiten daraus sogar ein berauschendes Getränk (Kumyss), worüber Pallas Reise I. 243 f. zu vergleichen ist. In den alten Weltreichen wurden schon Pferde zum Reiten und Fahren gehalten. Man sieht sie auf den 4000 Jahr alten Wandbildern der ägyptischen Gräber. Nach Herodot I. 192 hatte der Perserkönig eine Stuterei von 16000 Stuten und 800 Hengsten. Die edelsten Pferde des Erdenrundes sind die arabischen, deren Stammbäume mit mehr Sorgfalt aufbewahrt werden, als die des Menschenadels, denn Niebuhr fand den Adel arabischer Pferde bis auf 2000 Jahre rückwärts beurkundet. In England, wo man mit großen Kosten die edelsten Pferde zu Wettrennen hält, wird in neuerer Zeit nicht minder auf Adel oder Abstammung (Vollblut) gesehen. Die Kraft des gezähmten Pferdes dient dem Menschen auf so tausendfache Art, daß sie überhaupt zum Maaß aller physischen Kraft gewählt worden ist.

Das Pferd wird 30 Jahre alt und sein Alter an den Zähnen erkannt. Seine Farbe ist ursprünglich braun, sein Haar ursprünglich rauh und länglich; erst mit der Kultur sind die vielartigen Farben und das glatte Haar gekommen. Auch auf die Größe scheinen Kultur und

Klima Einfluß geübt zu haben. Das wilde Pferd iſt immer braun, das verwilderte wird wieder braun. Man unterſcheidet zwei Hauptracen, die perſiſche oder nordiſche mit vollen runden Schenkeln, und die arabiſche oder ſüdliche mit ſchlankeren Schenkeln. Alle ſtammen aus Aſien. Im äußerſten Norden und Süden werden die Pferde klein, ſo in Lappland, wo ſie aber munter bleiben, und in Guiana, wo ſie eſelartig werden. Sehr kleine kommen in Korea vor von nur 3 Fuß Höhe, die kleinſten ſind die Ponnys von den Schetlandeinſeln. Man ſah in Brüſſel ein Paar von nur 2½ Fuß Höhe und 3 Fuß Länge. Ausland 1836 N. 285. Am größten werden dagegen die engliſchen und norddeutſchen (Holſteiner) Pferde. Am haarigſten und ſtarkknochigſten iſt die frieſiſche Race. In Bezug auf die Farbe wechſelt oft die Mode, die Grundfarbe bleibt immer braun, als heilig liebte man im Alterthum den Schimmel, etwas dämoniſches ſah man im Rappen. Die beſondere Schönheit der Apfelſchimmel, Iſabellen, Schweißfüchſe, Schecken, Bläſſen, Tiger ꝛc. fanden immer Liebhaber.

Der Eſel (asinus) iſt kleiner, von grauer Farbe, hat dickere etwas längere Haare und wie das Nashorn lange Ohren und einen kurzen dünnen in einen kleinen Haarbüſchel endenden Schwanz. Er paßt für das wärmere Klima, iſt daher bei uns ſelten und träge, in den Ländern ſchon am Mittelmeer wird er viel feuriger und iſt kein dummes, ſondern ein recht kluges Thier. Am größten und feurigſten aber iſt Kulan, der wilde Eſel in Tibet. Die Stimme des Eſels iſt ein abſcheuliches wieherndes Geheul, dies und ſein oft ſtörriger Eigenſinn machen ihn unangenehm. Im Süden iſt er gleichwohl ein ſehr beliebtes Reit- und Zugthier. Pferde und Eſel paaren ſich; vom Eſel gebiert die Stute das große Maulthier (mulus), vom Hengſt die Eſelin den kleinen Mauleſel (hinnus); dieſe Baſtarde pflanzen ſich unter einander nicht fort und ſind die tüchtigſten Laſtthiere, da ſie zumal auf ſteilen Gebirgen einen ſehr ſichern Tritt haben. — Verſchieden ſowohl vom wilden Pferd als Eſel iſt in der mongoliſchen Steppe, der zwiſchen beiden ſtehende Dſchiggetai (hemionus), iſabellfarbig, mit kurzer ſchwarzer Mähne, einem dicken Kopf bei ſchmaler Stirne, unbehaartem kurzem Schwanze. Eben ſo ſteht zwiſchen Pferd und Eſel das afrikaniſche Zebra (zebra) mit ſeinen ſchönen ſchwarzen Tigerſtreifen auf einem beim Männchen mehr gelben, beim Weibchen mehr weißen Grunde. Der Kopf iſt ganz pferdeartig, nur etwas

runzlich, Beine und Schwanz mehr eſelartig. Eine Abart iſt das weiße Quagga, der nur am Kopf und Hals ſchwarz und das braune Quagga, das auch nur vorn dunkelbraun getigert iſt. Alle in Afrika.

39.

Elephanten und Schweine.

Die rüſſeltragenden Dickhäuter führen zum Schwein hinüber. Das größte aller Landthiere, der Elephant (elephas) hat noch vorzugsweiſe den Charakter der vorweltlichen Rieſenthiere, eine ungeheure plumpe Maſſe auf vier dicken Beinen mit 5 Zehen an den Vorder-, 4 an den Hinterfüßen, einen kurzen Eſelſchwanz, kleine Augen, ſehr große Muſchelohren, einen ſchöngewölbten, Gedanken verrathenden Schädel, zwei mächtige Stoßzähne, die das berühmte Elfenbein enthalten, und dazwiſchen eine viele Ellen lange zum beweglichen Rüſſel verlängerte Naſe mit einem fingerartigen Auswuchs an der Spitze, womit er ſehr geſchickt greifen kann. In dieſem Rüſſel, den er wie eine Schlange winden, zuſammenziehen und ausdehnen kann, beſitzt er eine ungeheure Stärke. Wenn er trinkt, füllt er den Rüſſel mit Waſſer und ſteckt ihn dann erſt in den Mund, daher ihn die Inder den „Zweimaltrinkenden" nennen. Lucrez nennt ihn den „Schlangenhandigen".

Der afrikaniſche Elephant iſt kleiner, wird nur 8 Fuß hoch, hat eine kürzere Geſtalt, einen runderen Kopf, einen runzligeren Rüſſel, große Ohren und eine bräunliche Farbe. Der indiſche Elephant iſt größer, wird bis 16 Fuß hoch, hat einen längeren Kopf und glatteren Rüſſel, kleinere Ohren und eine graue Farbe. Es gibt weiße und ſcheckige Elephanten, die aber nur Albinos ſind und ſelten vorkommen. Vgl. Oken, Iſis 1838. S. 338. Morgenblatt 1826. 160. Die größten Zähne von noch jetzt lebenden Elephanten ſind nicht ſchwerer als 72 Pfund; man kauft aber in Pegu Zähne von 150 Pfund, und gräbt in Sibirien ſolche aus von 200 Pfund.

Vom Menſchenverſtand und mehr noch vom Rechtsgefühl des Elephanten ſind ſeit uralter Zeit unzählige Geſchichten verbreitet. Es iſt nicht zu läugnen, daß er überaus gelehrig iſt, leicht zahm wird, eine ſcharfe Unterſcheidungsgabe beſitzt, Handlungen mit Vorbedacht begeht, z. B. ſeinen Rüſſel mit Waſſer füllt und dann denjenigen plötzlich vollſpritzt, der ihn vorher oft geneckt hatte. (Perrin, Reiſe S. 53), und

daß er über eine lange Brücke rückwärts geht, um weniger zu ſchwindeln; auch daß er in der Gefangenſchaft ſich niemals paart, als verſchmähe er es, ein Geſchlecht von Sklaven fortzupflanzen; allein ihm ſittliche Gefühle unterzuſchieben, wäre doch Uebertreibung. In der Wildheit iſt der Elephant, zumal der männliche in der Paarungszeit, ſehr gefährlich. Dann pflegt ihm eine wohlriechende Feuchtigkeit von den Schläfen auszuſchwitzen, welche Bienen lockt und von den indiſchen Dichtern oft beſungen worden iſt. Durch den Wald brechend wirft er die Bäume vor ſich nieder und Vögel und Affen fliehen ängſtlich. Eben ſo die Fiſche, wenn er ſich, Kühlung ſuchend, wie ein Koloß ins Waſſer ſtürzt. Oft kämpft er mit dem Nashorn, auch mit dem großen Königstiger, den er zerdrückt, wenn ihm ſein Rüſſel nicht gepackt wird. Bei einer großen Dürre im weſtlichen Afrika drangen Schaaren von wilden Elephanten in die Stadt Benguela, um ſich der Quellen daſelbſt zu bemeiſtern. Die Einwohner, 3000 an der Zahl, ſahen ſich gezwungen, um ſelbſt zum Waſſer gelangen zu können, zu den Waffen zu greifen und erſt nach einem harten Kampf gelang es ihnen, die läſtigen Feinde zu vertreiben. Owen, voyage II. 274. Wie die Inder, nachher auch Griechen und Römer ſich der abgerichteten Elephanten in Schlachten bedienten, indem ſie kleine Thürme mit Bewaffneten tragen mußten, iſt bekannt.

Der Tapir (tapirus) iſt der kleine amerikaniſche Elephant, mit kurzen Zähnen und einem nur ſehr kleinen Rüſſel. Vgl. Azara S. 130. Eine neue Art wurde unter dem Namen Pinchagua auf den höchſten Anden von Neugranada entdeckt. Froriep, neue Notizen XXV. N. 19. Dieſe Art hat am meiſten Aehnlichkeit mit dem foſſilen Palaeotherium. Cuvier, Erdumwälzungen, deutſch von Nöggerath II. 153. Eine dritte Art, ſchwarzbraun mit weißem Rücken, kommt auch in der alten Welt vor, auf Malacca und Sumatra. Man findet ſie auf chineſ. und japan. Bildern. Schlegel, ind. Biblioth. I. 393.

Dann folgen einige ſeltſame Thiere, die den Uebergang zu den Schweinen bilden: Das Warzenſchwein (phacochoerus) am grünen Vorgebirge in Afrika, der Geſtalt und braunen Farbe nach ein Schwein, aber mit einem graden Kuhſchwanz, einer Mähne über dem Nacken und einem auffallend dicken Wallroßgeſicht, aus dem die krummen Hauzähne halbmondförmig herausſtehen. Dicke Auswüchſe an den Backen zeigt auch noch das oſtafrikaniſche Maskenſchwein (sus larvatus). Der Hirſcheber (babirussa) iſt gleichfalls ein ſeltſames Thier auf der Inſel Celebes, tapir-

artig, noch hochbeiniger und ſchlanker als das Schwein, aber auf dem völlig ſchweinartigen Rüſſel vier hohe gleich Biſchofſtäben rückwärts gekrümmte Hauer tragend, mit denen es ſich (nach Olivier), wenn es ruhen will, an die Baumäſte anhängt.

Das gemeine Wildſchwein (sus scrofa), von dem alle zahmen abſtammen, verräth in ſeinem, wenn auch kurzen Rüſſel und in ſeinen hervorſtehenden Hauzähnen noch die Verwandtſchaft mit dem edeln Elephanten, unterſcheidet ſich aber durch ſeine Kleinheit, rauhe Borſten, den Ringelſchwanz und die zwei Hufe (die beiden mittlern Zehen, gegen welche die andern verkrüppelt zurücktreten). Auch durch ſeine Rohheit und dadurch, daß es alles frißt, was ihm vorkommt. Kein Thier iſt ſo ſchmutzig, gemein. Das ſpecifiſch Thieriſche im Gegenſatz gegen den Adel des Menſchlichen, was man das Beſtialiſche nennt, tritt nirgends ſo charakteriſtiſch hervor. Uebrigens iſt uns das zahme Schwein überaus nützlich durch ſeine Fruchtbarkeit, durch die Maſſe von Fleiſch und Fett, die es uns liefert, die Lieblingsſpeiſe aller nordiſchen Völker, nur den ſüdlichen im heißen Klima ſchädlich, daher im moſaiſchen Geſetz und bei den Muhamedanern, wie auch bei den Heiden Indiens verboten. Die zahme Sau wirft im Jahr 7—14 Ferkel. Ein Ferkel, das man gut fütterte, wog nach 456 Tagen 574 Pfund, hatte alſo täglich mehr als ein Pfund an Fleiſch- und Fettgewicht zugenommen. Froriep, Tagesberichte, Zool. II. 247. Wie häßlich das Schwein iſt, wie widrig ſein Grunzen, ſein Schmutz, ſein Geſtank, ſo liegt doch in einem Wildeber, wenn er durchs Dickicht bricht oder ſich gegen einen Rudel Hunde wehrt, etwas Schrecklichſchönes. Das wilde Schwein iſt ſchwarzbraun, das zahme wird im Norden ganz lichtblond, in Frankreich roth, in Ungarn grau, in Italien ſchwarz, kurzbeinig, kahl, in China noch viel dicker und kurzbeiniger. In Amerika durchirrt das Nabelſchwein (dicotyles), dort Pekari, eine weißmaulige Art Tajaſſu genannt, in großen Schaaren die Wälder. Es iſt kurzleibiger und hat einen ſpitzeren Rüſſel als das europäiſche Schwein. Die Kreuzung beider Racen, der alten und neuen Welt, ſoll ſehr gut gedeihen. In Guiana fand man langohrige Schweine.

40.

Die Wiederkäuer. Rinder und Gazellen.

Die wiederkäuenden Thiere (ruminantia) ſind durchaus weidende Grasfreſſer und haben die ſchon S. 15 beſchriebenen vier Mägen, von denen nur den Kameelen, Lamas und Moſchusthieren einer fehlt. Dazu zwei Hufe an jedem Fuß und meiſt auch Hörner auf dem Kopf. Auch ſind es meiſt Thiere des ebenen Bodens, die heerdenweiſe auf Grasebenen und in Steppen oder Heiden leben. Jedoch unterſcheidet man drei Hauptordnungen unter ihnen, nach ihrer Tendenz zum Waſſer, zum Gebirg und zum Walde. Die Rinder grenzen durch die Büffel noch mehr an die Flußpferde, die dickpelzigen Schafe und kletternden Ziegen gehören kalten Hochebenen und Felsgebirgen an, die Hirſche und Rehe verlaufen ſich mitten im Walde.

Unter den Rindern hat der Büffel (bubalus) noch die meiſte Neigung zum Waſſer, lebt vorzugsweiſe an Ufern und in Sümpfen und verbirgt ſich oft ganz im Waſſer. Meyen (Reiſe II. 256) ſah ihn auf Manila nur mit den Naſenlöchern aus dem Waſſer hervorragen. Auch hat er ein dick aufgeworfenes Maul, das noch einigermaßen an die Seehunde und Wallroſſe erinnert. Er iſt ſchwarzbraun und ſieht ſehr wild aus, ſeine kurzen Hörner ſind rückwärts gelegt und dann vornüber gebogen, ſeine Augen tückiſch.

Unſer gemeines Rind (bos taurus) iſt nächſt dem Pferde unſer vornehmſtes Hausthier; wie aber des Pferdes Pflege nur Männern zukommt, weil es zum Kampf und zu Männerarbeit dient, ſo liegt die Pflege des Rindes mehr den Weibern ob, weil das Rind, bevor man es ſchlachtet, vorzugsweiſe der Milch wegen unterhalten wird. Das Rind, obgleich ſtark, iſt doch äußerſt phlegmatiſch, geduldig und zahm. Um ſeinen großen Leib mit Speiſe zu füllen, braucht ſein kleines Maul lange, und dann kaut es das ſchon Verzehrte noch einmal wieder, ſo daß es faſt immerfort mit Freſſen beſchäftigt iſt. Der Stier kann zwar ſehr wüthend und grimmig werden, aber nur auf kurze Zeit, im Allgemeinen lieben alle Rinder die Ruhe und leben auf den Wieſen des Binnenlandes immer noch wie die Seehunde auf dem Eiſe in friedlichen großen Familien, ihre Zeit nur theilend zwiſchen Ruhe und Fraß. Zu einem Stier halten immer viele Kühe, der junge Stier wird aus der Heerde verſtoßen und muß

ſich eine neue bilden. Gleich den zahmen Pferden wechſeln auch die zahmen Rinder in allen Farben und Zeichnungen ab und unterſcheiden ſich vorzügliche Racen, die entweder wie die Alpenkühe durch würzreiche Kräuter und freie Bergluft, oder wie die frieſiſchen Kühe durch reiche Nahrung im Marſchland und durch die Seeluft gekräftigt werden. Im Norden ſind ſie dunkler, gedrungener und haben kürzere Hörner, aber eine längere Wamme (herabhängende Halshaut). Im Süden ſind ſie ſchlanker, durchgängig weiß und haben viel längere und weiter auseinanderſtehende Hörner, am längſten im Gebiet der Gallaneger in Afrika. Es gibt darnach zwei Hauptunterſchiede in der Schönheit der Rinder, die gedrungene Kraft im nordiſchen Stier, welcher die Hörner wie eine kurze Gabel am Kopf vorhält, ſich mit dem Geſicht in die dicke Wamme faſt vergräbt, auf kurzen Füßen die Laſt des Leibes ſchwerwandelnd daherträgt, und die ſchlanke Geſtalt der lichtweißen Kuh mit großen Augen und weitausgebreiteten Hörnern im Süden.

Der wilde Auerſtier (bos urus) lebte früher auch in Deutſchland, jetzt aber nur noch in den großen Wäldern Lithauens. Die in altdeutſchen Dichtungen oft erwähnten Ur und Wiſent ſind nur Männchen und Weibchen derſelben Gattung. Wiegmann, Archiv 1840 S. 136. Froriep, neue Notizen XL. N. 9. Der Auerſtier hat krauſe Wolle auf der Stirn und einen Bart, nach hinten geworfene Hörner und brüllt nicht, ſondern grunzt. Am nächſten mit ihm verwandt iſt der nordamerikaniſche Biſon oder Buffaloe (bos americanus, bison) mit wolligem Vorder- und kurzhaarigem Hinterleibe, einem hohen Buckel und grimmigem Geſicht, der aber ziemlich furchtſam in ungeheuren Heerden die Prairien beweidet. Der wilde Biſamochs (bos mochatus) in Nordamerika iſt überall lang behaart und hat Hörner, die anfangs breit und platt zurückliegen und ſich erſt nach hinten ſpitzen, faſt ſchafsartig und erinnert auch durch ſeinen Biſamgeruch ſchon an die Böcke. Das oſtindiſche Rind (zebu) iſt durch ſeine weiße Farbe und einen kameelartigen Höcker kenntlich und dient übrigens den Indern als zahmes Vieh, wie unſer Rind uns. Vgl. Ritter IV. 895. Es gibt ſehr kleine Arten davon, von der Größe eines Hundes. In Afrika wurde ein ſehr wildes Rind entdeckt mit Kopfhäuten wie mit einem Helm bedeckt. Ausland 1842 N. 139. Unter allen ausländiſchen Rindern aber iſt am merkwürdigſten der Yak (bos grunniens) in Tibet, ausgezeichnet durch ſeinen langen und koſtbaren Pferdeſchweif und durch den Pelz, mit dem es am ganzen Leibe bewachſen iſt, noch mehr aber als

laſttragendes Thier, das im Gebirge den Reiſenden treffliche Dienſte leiſtet. Es ſpringt nach Art der Gemſen und kann 20 Fuß in einem Satz machen. Ritter, Aſien I. 179. II. 671. 1001.

Den Rindern ſtehen die Gazellen oder Antilopen (antilope) am nächſten, wenn auch ihre ſchlankeren Füße mehr den Hirſchen, ihre langen Hörner mehr den Gemſen angehören. Dieſe ſchönen Thiere weiden in ungeheuren Heerden, wie die Rinder, in den Steppen Aſiens und Afrikas. Vgl. Ausland 1840 S. 415, wo von einer afrikaniſchen Heerde erzählt wird, in die ein Löwe förmlich eingezwängt und im Gedränge wie gefangen war. Die flüchtige Antilope iſt, außer dem Schaf, das einzige Thier, das ſich auch tief in die Wüſte hineinwagt. Ritter I. 404. Die edelſten Arten haben in ihrer Kopfbildung etwas vom Pferde. Gemeinſam ſind dieſer Thiergattung die langen, hinterwärts gebogenen, zuweilen auch geraden und zuweilen gewundenen Hörner, die immer den Charakter der Ziegenhörner beibehalten, wenn auch veredelt, und ſich ſowohl von den mehr kreisförmigen Rinder-, als von den ſpiralförmigen Widder-, und zackigen Hirſchhörnern unterſcheiden; ferner die großen ſchwarzen Augen mit feurigem und doch mildem Blicke; die ſchlanke Geſtalt, größer und edler als die der Ziegen und auch reinlicher und glätter als die der Hirſche; die außerordentliche blitzähnliche Schnelligkeit ihres Laufes und endlich die Grazie, die in allen ihren Bewegungen liegt, beſonders reizend motivirt durch ihre wachſame Furchtſamkeit und gleichſam jungfräuliche Scheu.

Es gibt ſehr viele Arten, die ſich durch die Verwandtſchaft mit Pferden, Rindern, Hirſchen, Schafen und Ziegen unterſcheiden. Vgl. Troſchel, Archiv 1852 II. 58. Eine Art Pferdeſtier iſt das Gnu (catoblepas), das in großen Heerden wild in Afrika lebt, an Kopf, Hals, Mähne und freier Bewegung ein Roß, an Hörnern, Schwanz und Füßen ein Rind. Es iſt braun, eine ſüdliche Art hat weiße, eine nördliche ſchwarze Mähnen. Eine Art Pferdebock iſt der gleichfalls afrikaniſche oryx, weißlich mit ſchwarzen Stirnflecken, ſehr langen, graden und nach hinten gerichteten Hörnern. Eine arabiſche Art (leucoryx) hat gebogene, eine weſtafrikaniſche (addax) widderartig gewundene Hörner. Eine Art, die man Takhaize nennt, in Südafrika hat Pferdemähne und Bocksbart zugleich. Eſelartig gebaut iſt der oſtindiſche portax, wovon nur das Männchen Hörner hat und zwar nur kurze. Die ſchlankſten Pferdeläufe, aber ein gemeines Bocksgeſicht mit langen Steinbockshörnern hat der

ſchwarze hippotragus. Die große Elennantilope (damalis oreas), im ſüdlichen Afrika Gingi-genga genannt, gleicht einem Elenn, bockartig gehörnt. Vgl. Erichſon, Archiv 1848 II. 163. Hirſchartig iſt die oſtindiſche Ant. cervicapra, gelbbraun mit Bockshörnern. Dann hirſchartig weiß geſtreift der große gelbbraune Kudu (tragelaphus) mit gewundenen Hörnern. Rehartige gibt es ſehr viele. Bei einigen bilden die Hörner eine Leyerform. Sehr verſchiedenartig iſt überhaupt die Länge, Drehung und Ringelung der Hörner. Die afrikaniſche Pallah (ant. melampus) hat lange gewundene Hörner, von dem jedes in der Mitte einen faſt geraden Winkel macht. Gemſenartig kurz gehörnt ſind die Springböcke (tragulus und tetracerus). Tetrac. chickara hat neben den kurzen Gemshörnern ſehr große und weite Ohren. Seltſam iſt die chineſiſche Kropfgazelle (ant. gutturosa) und zwerghaft der niedliche neotragus pygmaea in Guinea.

Unſre einzige europäiſche Antilope iſt die Gemſe (caprina, ant. rupicapra), die nur auf den höchſten Alpen an und in der Schneeregion lebt, aber hier noch die ganze Blitzſchnelligkeit der Wüſtengazelle beibehält und mit dem raſchen Rennen die kühnſte Kletterkunſt verbindet. Sie iſt braun, ſo groß wie eine Ziege, die Hörner ſtehen ihr aufrecht, ja ſogar etwas nach vorn geneigt über der Stirn dicht neben einander und krümmen ſich erſt oben zurück. Keine Jagd hat ſo hohen Reiz, wie die Gemſenjagd, weil ſie die gefährlichſte iſt, die größte Kühnheit und Geiſtesgegenwart des Jägers erfordert und die erhabenſte Natur zum Schauplatz hat. Die Gemſen ſind ſchwer zu erreichen und überaus wachſam und klug.

Die Gemſe iſt gleichſam eine aus den ebenen Ländern in die höchſten Gebirge verirrte Antilope. Dagegen ſind die langhaarigen Ziegen und wollhaarigen Schafe ſchon urſprünglich in den Bergen und Hochebenen heimiſch und ſcheint das ihnen verwandte Kameel nur von den Bergen in die Ebene verirrt zu ſeyn. Gleichwohl iſt nichts ſo unzertrennlich von den Bergen wie die Gemſe, und von der Wüſtenebene wie das Kameel.

41.

Ziegen, Schafe und Kameele.

Die Ziege (capra) iſt ein echtes Kind der Berge. Das Ziegengeſchlecht kommt in ſeiner größten Mannigfaltigkeit und höchſten Vollkommenheit nur in Hochaſien vor. Schon Kteſias (bei Photius 72) bemerkt, daß es in Indien Ziegen gebe, welche größer ſeyen, als bei uns die Eſel,

und Frh. von Hügel ſagt in ſeinem Werk über Kaſchmir III. 93, er habe dort einen rieſenhaften Bock geſehen, mit großen flammenden Augen und herrlichen Hörnern, der an Größe ſeinen Eſel überragt habe. Deshalb kann man im Himalayagebirge die Ziegen auch als ſichre Laſtthiere gebrauchen, wie in Italien die Maulthiere. Ritter, Aſien II. 999. Ueber die unzähligen noch unbekannten Ziegenarten des Himalaya und der Hochebene von Tibet vgl. Ritter II. 602. Die edelſte Art iſt die Shawlziege, von der die koſtbare Wolle kommt, die zu den indiſchen Shawls verwendet wird. Doch ſoll die ſ. g. Tüswolle von einer andern Ziegenart noch edler und reicher ſeyn. Das längſte ſeidenweiche Haar haben die Angoraziegen in Kleinaſien. Durch ein andres Produkt, den feinen Wohlgeruch, iſt merkwürdig die Bezoarziege. Die kräftigſte Ziegenart aber iſt der Steinbock (ibex), mit ungeheuer langen und ſchweren Hörnern, der auf unſern Alpen ſchon ſehr ſelten geworden iſt, aber auf den Hochgebirgen Aſiens noch häufig und von ſchönſter Art vorkommt. Wenn zwei Steinböcke im Altai mit den Hörnern zuſammenſtoßen, ſoll es in den Bergen wiederhallen. Ritter, Aſien II. 926. — Die Ziegen rennen nicht wie Gemſen und Antilopen, ſondern weiden mit dem Phlegma der Kühe. Sie ſind genäſchig, aber klug. Die zahmen Ziegen kommen in allen Farben vor, wie die Kühe. Im Bock vereinigt ſich eine nicht geringe maleriſche Schönheit mit dem halb unheimlichen, halb komiſchen Ausdruck der Beſtialität und einem ſo häßlichen Geruch, wie ihn kein andres Thier hat. Seine vornehmſten Schönheiten ſind die prächtigen und ſchön geſchwungenen Hörner, der lange oft ganz patriarchaliſche Bart und bei einigen Arten auch das lange Seidenhaar. Der Bock erreicht ein ziemliches Alter. Lord Anſon ließ auf einer wüſten Inſel einen Bock zurück, dem die Ohren geſchlitzt wurden und denſelben Bock fand man noch nach 32 Jahren mit einem außerordentlich langen Barte wieder.

Das Argali (ovis ammon) iſt das wilde Schaf im Innern Aſiens, ausgezeichnet durch ſeine Stärke und feurige Wildheit, durch ſeine Kunſt im Klettern und durch den reichen Hornwuchs, indem ſogar die Weibchen gehörnt ſind. Ihm verwandt iſt der kahle Muffion (o. musimon), der keine Wolle trägt, ebenfalls in Aſien, und das Bighorn in Nordamerika, ein ſteinbockartiges Schaf mit ungeheuren Hörnern (Prinz zu Wied, Reiſe I. 522). Man glaubt, das Argali ſey das Urſchaf, von dem alle andern Schafarten auf der Erde abſtammen. In Tibet findet man Argalis, deren Horn 100 Pfund wiegen ſoll. Ritter, Aſien III. 234. Auf Island lu-

zuriren die Hörner der Schafe in der Zahl, auch in Sibirien kommen vielhörnige vor. Pallas, Reise I. 341. In den Kalmuckensteppen dagegen fangen die Fettschwänze der Schafe an, die herz- und birnförmig herabhängen und schon im Alterthum auf kleinen Wägelchen vom Thiere selbst nachgeschleppt wurden. Herodot III. 114. Am Cap bekommen die Schafe statt der Fettschwänze große Fettklumpen an den Hintertheilen selbst.

Unser gemeines Schaf (ovis ariis) ist bekanntlich das friedlichste unter allen Thieren, und ohne Zweifel das erste, was sich dem Menschen angeschlossen hat. Es speist uns mit seinem Fleisch und kleidet uns mit seiner Wolle. Kein Thier opfert sich geduldiger den Menschen. Darum wurde das unschuldige Lamm gewürdigt, Sinnbild der himmlischen Geduld zu werden. In keinem Fall darf man das sanfte Naturell und die Einfalt des Schafes als Degeneration betrachten, wie geschehen ist, indem man im Schaf ein durch Sklaverei tief entwürdigtes Argali hat erkennen wollen. Der Schöpfer hat das Schaf schon ursprünglich zu unsrem Dienst bestimmt. Man unterscheidet die Race nach der Feinheit der Wolle. Am edelsten sind die spanischen Merinoschafe, die man nach Deutschland verpflanzt hat und von denen große Heerden auch schon in Neuholland weiden. Die Schafe sind übrigens von zarter Natur, sehr empfindlich, vielen Krankheiten ausgesetzt und schreckhaft. Der Ausdruck „panischer Schrecken" kommt von ihnen her, sofern bei den Alten Pan als Gott der Hirten galt, und in Schafheerden zuweilen ohne bekannte Ursache ein Schrecken fährt, der sie alle in wilder Flucht auseinanderjagt. Etwas Aehnliches hat man aber auch schon bei den Kuhheerden auf den Alpen und selbst bei den Pferdeheerden in den Steppen wahrgenommen.

Zum Kameel geht das Schaf über im Lama (auchenia), dem langhalsigen braunen, hirschgroßen Schafe auf den hohen Cordilleren in Amerika. Dort einheimisch, läßt es sich leicht zähmen und wird bepackt, wie in den südeuropäischen Gebirgen das Maulthier. Es hat noch etwas Gazellenartiges, Munteres, Freies und ist sehr neugierig. v. Tschudi, Peru II. 86. Wild kommt es in Heerden vor. Meyen, Reise II. 15. Meyen hält das Guanaco für eine andre Art mit feinerem und kürzerem Haare. Das Vicogneschaf (a. vicunna) nur 3 Fuß hoch, liefert die feinste rothbraune Wolle, gleichfalls auf den Bergen Perus.

Das Kameel (camelus) ist ein großes Schaf. Es hat trotz seiner Größe noch die Schafsphysiognomie, die Wolle, die Füße des Schafs. Die Verbindung dieser einfältigen Physiognomie und überhaupt der Zahmheit und

wehrlosen Schwäche des Schafs mit der colossalen Größe hat etwas Komisches. Die Natur selbst schien das Thier karikiren zu wollen, indem sie ihm ins Gesicht so viel Häßlichkeit legte und ihm einen oder zwei Höcker auf den Rücken setzte. Das Kameelgesicht grenzt an das Affengesicht in Häßlichkeit. Die alten Aegypter sollen sich über seinen Anblick entsetzt haben, als sie das erste Kameel sahen. Lucian, Prometheus. Das Ideal der Häßlichkeit bei den Arabern ist ein Kameel, welches Bitterkraut gefressen hat und deßhalb eine bittere Miene macht. Rückerts Hamasa II. 158. Das Kameel ist ein knorriges Thier, überall, nicht bloß am Rücken, höckerig. Sein Kopf ist ein Höcker, seine Kniee sind vorstehende Knorren. Der eigentliche Buckel auf dem Rücken ist eine Fettablagerung, die dem Thiere bei langem Hunger in der Wüste die Nahrung ersetzt und dann schwindet, aber, wenn das Thier wieder gut gefüttert wird, auf's Neue zunimmt. Burbach, Blicke in's Leben II. 18. Das Kameel ist eines der merkwürdigsten und dem Menschen nützlichsten Thiere auf Erden. Ueber seine Geschichte und die Kameelzucht vergl. Ritter, Erdkunde von Asien II. 381. VIII. 1. 610. 758. Humboldt, Ansichten I. 88. Hammer, das Kameel, Wien 1854. Das Kameel gehört Arabien an und dient die Menschen auf seinen großen und raschen Füßen durch die Wüste zu tragen. Es heißt daher das „Schiff der Wüste". Es ist leicht zu zähmen, sehr geduldig, sehr nüchtern. Es kann 15 Tage hungern und dürsten. Ohne dieses Thier wären Reisen durch die Wüste unmöglich. Zudem nährt es die Araber mit seiner Milch und seinem Fleische, kleidet sie durch seine Wolle und liefert ihnen noch das Küchenfeuer durch seine Knochen, die statt Holz gebrannt werden, weil in der baumlosen Wüste kein Holz zu finden ist. Das häßliche und dumm scheinende Thier hat doch sehr feine Sinne, wittert aus weiter Ferne die Quellen und führt den Verirrten sicher. Um geritten zu werden, kniet es auf alle Viere und legt den Hals auf den Boden. Der Reiter steigt auf den Hals und schwingt sich von da, indem das Thier sich erhebt, in den Sattel. Niebuhr, Reise I. 215.

Weder Aegypter, noch Karthager haben das Thier gekannt, dessen Heimath Asien ist. Erst von da kam es später nach Afrika. Es gibt zwei Arten, das arabische Kameel oder Dromedar mit nur einem Buckel und das baktrianische mit zwei Buckeln. Sie sind bräunlich gefärbt, doch gibt es hellere und dunklere.

Die Giraffe (camelopardalis), ausschließlich Afrika angehörig, zeigt einen Uebergang aus dem Kameel in den Hirsch und ist das am höchsten

gewachſene Säugethier (bis 18 Fuß hoch). Aber es iſt ſtraußenartig ſchmal und kurzleibig, am Hintertheil niedrig und kurzbeinig mit einem Eſelsſchwanz, am Vordertheil hoch und langbeinig mit einer hohen und buckelartigen Schulter und ſehr langem hohen Halſe. Der Kopf iſt als Ideal aller Wiederkäuer zu betrachten, indem er den Adel und die Feinheit des Pferdegeſichts mit den großen ſanften Augen der Gazelle verbindet. Seine zwei Hörner (ein drittes tritt nur bei alten Thieren hervor) ſind nur kurz und weich, ſo daß es ſich nie damit vertheidigt. Ueberhaupt iſt es wehrlos, weichmaulig und trotz ſeiner Größe ſcheu und furchtſam. Es iſt unten blaß-, oben rothgelb und mit dunkelbraunen Flecken ſchön geziert. Nirgends in der Natur iſt eine entſchiedene Misform mit ſo vieler Grazie gepaart, wie bei der Giraffe.

42.

Das Rothwild.

Die dritte große Abtheilung der Wiederkäuer, die wir noch zu betrachten haben, umfaßt die Hirſche und Rehe, das ſ. g. Rothwild, die uralte Luſt des deutſchen Jägers. Auch ſie leben in Heerden, lieben aber, ſich im Walde zu verlaufen.

Der Hirſch (cervus) vereint eine gewiſſe ſtolze Haltung, gleich dem Pferde, mit der Grazie der Gazelle und iſt eine der edelſten Thierformen. Das Männchen allein trägt Hörner, die es jährlich im Februar (der deßhalb Hornung heißt) abwirft und wofür es neue, anfangs mit einer Zinke oder einem Ende mehr bekommt; die Vermehrung der Enden ſetzt ſich aber nicht ſo regelmäßig fort, daß nicht Achtzehnender eine große Seltenheit blieben. Der Knochen, aus dem das gleichfalls maſſiv knochige nicht wie bei Rindern, Ziegen und Schafen hohle Horn hervorwächst, heißt der Roſenſtock. Der junge Hirſch mit dem erſten Horn heißt Spießer, im zweiten Jahr Gabler; das Weibchen Hinde, jung Schmalthier. Braunroth iſt ihre Grundfarbe, ſehr ſelten ſind die weißen. Die größten Edelhirſche kommen noch am Ural vor, Troſchel, Archiv 1849 II. 26 und auch die Hirſche in Canada ſind größer als die unſeren. Schmäler iſt der ſ. g. Sumpfhirſch (c. paludosus), kleiner der Damhirſch (c. dama) mit zierlichen weißen Flecken, und der dieſem ſehr ähnliche Hirſch Oſtindiens (c. axis). Eine langöhrige Hinde fand der Prinz zu Neuwied am Miſſouri (Reiſe II. 4). — Hirſchjagden waren ſeit uralter Zeit ein Luxus

vornehmer Herren. Das flüchtige Thier meilen-, ja tagreiſenweit zu verfolgen, hatte einen ſo unſäglichen Reiz für die Jäger, daß die Sage von einem ſchwäbiſchen Herrn meldet, der einen Hirſch vom Schwarzwald bis in die böhmiſchen Wälder verfolgte. Die Hirſchjagd iſt auch die, welche im „edlen Waidwerk" der Deutſchen die kunſtreichſte Ausbildung bis auf einen eigenen Sprachgebrauch erhalten hat. Allein zuletzt iſt aus der Kraftübung und Kunſt ein eitles und grauſames Spiel geworden, indem man die edlen Thiere maſſenweiſe den ungeſchickten Schüſſen vornehmer Herrn und Damen entgegengetrieben hat. Der Jäger muß wenigſtens Mühe haben, ſonſt iſt alle Jagd gottlos.

Das Reh (capreolus) iſt ein kleiner Hirſch im Uebergang zur Gemſe, ſchlank, flüchtig, graziös, nicht mehr männlich und kraftvoll, vielmehr mädchenhaft oder kindiſch. „Wie Rehe im Mondſchein" heißt ſprüchwörtlich, bei munterem Spiel und Scherz die nahe Gefahr nicht merken. Der Rehbock allein hat Hörner, aber nur kurze. Unſer gemeines Reh iſt im Sommer mehr röthlich, im Winterpelz mehr grau. In Nordamerika halten ſich beide Geſchlechter den Winter über getrennt, die Männchen ziehen alle nach Oſten, die Weibchen nach Weſten und erſt im Frühjahre kehren ſie um und kommen einander wieder entgegen. Hearne, Reiſe 1797 S. 139. In der Tartarei gibt es gelbliche, in Südamerika weiße Rehe und ebendaſelbſt auch Zwergrehe von nur 3 Fuß Länge.

Rehartig, wenn auch hörnerlos, iſt das graubraune Moſchusthier (moschus) in Hinterindien, berühmt durch den Beutel mit Moſchus, den das Männchen an ſich trägt.

Am größten unter allen hirſchartigen Thieren wird das Elenn (alces) mit hohen kameelartigen Beinen, auch einer hohen Schulter, aber kurzem dicken Halſe und einem breiten ſchaufelförmigen Hirſchgeweih. Das männliche Thier hat dazu noch eine Art Bart. Es iſt ein Mittelding zwiſchen der Rennthier- und Kameelform, größer als ein Pferd, dunkelgraubraun behaart, ſteif und unbeholfen ausſehend. Unter dem Namen Elch war es noch unſern Vorfahren in den altdeutſchen Wäldern wohlbekannt. Jetzt findet man es nur noch im Nordoſten Europa's, in Sibirien und Nordamerika, wo es Moosthier heißt.

Noch nördlicher als das Elenn, in den höchſten Moos- und Schneeregionen an der Polarzone lebt das Rennthier (tarandus), ein Hirſch mit ſehr langem, zwiſchen dem vielendigen des Hirſches und dem ſchaufelförmigen des Elenn die Mitte haltenden Geweih, das Rind der Polar-

ebenen. Es weidet das unter dem Schnee verborgene Rennthiermoos, von dem ſchon im zweiten Bande die Rede war. Es wird gezähmt und von den Lappländern in Heerden unterhalten. Der arme Menſch im Norden könnte ohne dieſes nützliche Thier nicht leben. Es gibt ihm Fleiſch, Milch, Felle zur Bekleidung, Därme zu Bogenſehnen, Horn und Knochen zu allerlei Geräth. Es zieht ſeinen Schlitten im raſcheſten Lauf weite Strecken. Ein ſchwediſcher Offizier fuhr mit einem Rennthiere in zwei Tagen 140 ſchwediſche Meilen, um die Nachricht vom Einfalle der Norweger nach Stockholm zu bringen. Die Rennthiere verbreiten ſich auch im Norden von Sibirien. Wrangel (Reiſe II. 12) beſchreibt eine Rennthierjagd auf einem ſibiriſchen Fluſſe. Eine zahlreiche Heerde ſtürzt in's Waſſer in ſo wildem Gedränge, daß ſie ſich mit den Geweihen verwickeln.

43.

Nagethiere.

Wir haben die großen Thiere verfolgt, die vom Waſſer in die Ebenen, von den Bergen in die Wälder kommen, und gehen jetzt über zu den meiſt kleineren Thieren, die gleichſam von unten aus der Erde kommen, in Erdhöhlen niſten, ſich zum Theil künſtliche Baue unter der Erde anlegen und die Würmer und Inſekten im Reich der Säugethiere wiederholen. Die eigentlichen Nager (rodentia) nagen nur Wurzeln, Blätter, Rinden ab, es gibt aber auch fleiſchfreſſende Thiere, die ihnen nahe verwandt ſind. Das höchſte Thier dieſer Reihe iſt das Beutelthier, deſſen vorweltlicher Ahn überhaupt das erſte Säugethier war, welches man foſſil gefunden hat und welches zuerſt über die Erde gelaufen iſt.

Das gemeinſte Nagethier iſt die Maus (mus), die ſich Löcher und Gänge unter dem Boden macht, des Nachts am rührigſten iſt und die Saaten und Vorrathskammern der Menſchen beſucht, ein Geſchmeiß, welches, obgleich zum höhern Rang der Säugethiere erhoben, doch in ſeiner maſſenhaften Vervielfältigung und in ſeiner Lebensweiſe noch den kriechenden Inſekten und Würmern gleicht. Charakteriſtiſch an der Maus iſt Furchtſamkeit, Lauſchen, Hurtigkeit, blitzſchnelles Fliehen, aber auch Zahmheit, Zutraulichkeit, artiges Spielen, ihr freundliches ſchwarzes Auge, der zierliche Bart, das runde Ohr, der dunkelgraue weiche Pelz, die große Reinlichkeit des ganzen Thierchens bis auf den langen kahlen Schwanz, der allein einen häßlichen Eindruck macht, ſo wie der eigenthümliche Mäuſe-

geruch. Bei dieſen Thieren (wie auch bei den Haſen) zeigt ſich oft weißes Haar mit rothen Augen, wie bei den Menſchen, die man Albinos oder Kakerlaken nennt. Eine krankhafte Bläſſe, in der unterirdiſchen Nacht entſprechend dem Weißwerden der Thiere in der Polarnacht. Man unterſcheidet die gemeine graue Hausmaus (musculus), die Landmaus (mus agrarius) mit ſchwarzen Rückenſtreifen, die Waldmaus (m. sylvaticus) mit weißen Füßen, die winzig kleine m. minatus, die mehr roſtgelbe Feldmaus (hypudaeus arvalis), die breitköpfige Wühlmaus (h. amphibius) und Schärrmaus (h. terrestris). Eine afrikaniſche Maus (acomys) hat Stacheln auf dem Rücken, wie ein kleines Stachelſchwein, die braſilianiſche catinga einen ſehr langen Schwanz. Eine gelbe Alpenmaus entdeckte Hugi auf dem Schnee der höchſten Alpen. Die Wandermaus oder der Lemming (lemmus), eine kurzſchwänzige Maus mit ſpitzem Kopf und großem Barte, wandert in ungeheuren Schaaren und immer in ſchnurgerader Richtung durch Skandinavien, bis ſie im Meer erſäuft oder der Kälte erliegt. Pantoppidan, Norwegen II. 59 f. Etwas ähnliches ſcheinen die Wandermäuſe in Kamtſchatka zu ſeyn, deren von Steller (Kamtſchatka, 131) beobachtete ſchnurgerade Zug zwei Stunden währte. — Die Ratte (mus rattus) iſt nur eine größere Maus, ſehr häßlich, mit faſt ſchweinartigem Rüſſel. Die ältere graue Art iſt von der röthlichen, aus Aſien eingewanderten Wanderratte (mus decumanus) verdrängt worden. Die Thiere ſind ſehr frech, gefräßig und grauſam, ſie freſſen in der Gefangenſchaft einander ſelber auf. Der ſ. g. Rattenkönig iſt eine Geſellſchaft von Ratten, die ſich in ihren unterirdiſchen Löchern zuſammenhaltend mit ihren langen Schwänzen verflochten und verfilzt haben. In Chile fand Meyen (Reiſe I. 234) Baumratten, Degus genannt, mit büſchelförmigem Schwanz, auf Bäumen lebend. Kleiner kaum einen Zoll langer Baummäuſe erwähnt auch v. Tſchudi in Peru (II. 251). Eine ſchwanzloſe Stachelratte in Braſilien Froriep, Tagesbericht, Zool. III. 58.

Große Mausarten ſind der gemeine Hamſter (cricetus) oben graugelb, unten ſchwarz mit weiten Backentaſchen, in denen er das geſtohlene Korn in ſeinen unterirdiſchen Bau trägt, wo man oft reiche Kornvorräthe findet. Die röthliche, kaninchengroße Zibethmaus (ſiber) mit einem biſamartigen Drüſenſack in Nordamerika. Die braune auſtraliſche Schwimmmaus (hydromys) mit einer Schwimmhaut an den Hinterfüßen.

Den Uebergang zu den Maulwürfen machen einige dicke Mausarten, die graugelbe Blindmaus (spalax) mit tief im Felle verſteckten kleinen

Augen, die Erd- und Sandgräber am Kap, der kurzschwänzige Zokor in Sibirien ꝛc. Sie freſſen alle Wurzeln und verderben die Saaten und Wieſen, wogegen der Maulwurf (talpa) nur die den Wurzeln und Keimen unter der Erde ſchädlichen Larven und Inſekten wegfrißt, alſo den Menſchen höchſt nützlich iſt und deßhalb durchaus nicht verfolgt und getödtet werden ſollte. Der Maulwurf hat gleichfalls ſehr tiefliegende kleine Augen, dazu einen runden ſchwarzen ſammtartigen Pelz und weiße faſt menſchenähnliche Hände, mit denen er gräbt. Es gibt viele Arten, eine am Cap heißt die goldne von der Farbe. In Nordamerika kommt ein Waſſermaulwurf (scalops) vor; in Chile iſt der ſ. g. Cuccurrito berühmt wegen ſeiner Tapferkeit. In ihren Erdlöchern beißen ſich dieſe Thiere ſo, daß man ſelten eines unverſtümmelt findet. Pöppig, Reiſe I. 147. — Zu den Inſektenfreſſern gehört auch die Spitzmaus (sorex), die gemeine braune, die dunklere Waſſerſpitzmaus und die kleine ſibiriſche (sorex pygmaeus), welche das kleinſte unter allen Säugethieren auf Erden iſt. Ferner die im Waſſer lebende Rüſſelmaus (myogale). Eine javaniſche Spitzmaus dagegen lebt auf Bäumen.

Ihnen reiht ſich der Igel (erinaceus) an, eine große Maus mit Stacheln ſtatt der Haare. Auch er frißt vorzugsweiſe Inſekten, aber auch kleinere Mäuſe. Er kann ſich kugelrund zuſammenrollen und mit auswärts gekehrten Stacheln ſchützen. In Aſien und Afrika gibt es eine langohrige Art, in Amerika gar keine. Das Stachelſchwein (hystrix) iſt größer und hat dickere Stacheln, lebt aber friedlicher nur von Früchten und Wurzeln. Die Stacheln ſind eigentlich nur dicke Haare. Daß ſie das Thier freiwillig wie Pfeile von ſich ſchießen kann, wie die alte Fabel ſagt, will Scheitlin (Thierſeelenkunde II. 89) ſelbſt geſehen haben. Es lebt im ſüdlichen Europa und Afrika. Canadiſche und braſilianiſche Arten haben die Stacheln noch unter langen Borſten verborgen.

Zum Biber zeigt den Uebergang die große ſüdamerikaniſche Waſſermaus (myopotamus) mit Schwimmhäuten zwiſchen den Zehen, roth und braun getigert. Der Biber (castor) iſt eine große Zibethmaus im Waſſer, mit einem Drüſenſack, der das bekannte Bibergeil enthält, mit Schwimmhaut und einem platten Schuppenſchwanz, halb Fiſch, halb Maus. Mittelſt ſeiner ſtarken Zähne fällt er Bäume zu ſeinem Neſtbau unter Waſſer und mittelſt ſeines Schwanzes, den er wie eine Maurerkelle braucht, ſchlägt er den Schlamm zwiſchen die Balken, um den Bau zu befeſtigen. Dieſe Bauten haben bis 12 Fuß im Durchmeſſer und gleichen Backofen.

Früher war der Biber ſehr häufig in allen europäiſchen Flüſſen, jetzt noch in Nordamerika. Sein Pelz iſt werthvoll.

Etwas ferkelartiges hat das Meerſchweinchen (cavia cobaya), gelb mit ſchwarzen und weißen Flecken, verſchieden von den röthlichen c. aperea in Braſilien, das 3½ Fuß lange Waſſerſchwein (hydrochoerus), das hübſch weißgefleckte Backenthier (coelogenys) und der gelbe feinſchwarzgetigerte Aguti, ſämmtlich im ſüdlichen Amerika.

Kurzſchwänzig und plump iſt auch das Murmelthier (arctomys) roſtfarben mit ſchwarzen Flecken oben, unten gelb, eine große Maus, die nur unter der Schneelinie der Alpen vorkommt, wo das Thier ſeine Höhlen hat, in denen es auf ſelbſtgeſammeltem Heu den Winter über ſchläft. Die Savoyarden führen es gezähmt herum. Verwandt iſt ihm der Siebenſchläfer (glis), die Haſelmaus (myoxus muscardinus), Eichelmaus (m. nitela), der Ziſel (spermophilus).

Das Eichhörnchen (sciurus) unterſcheidet ſich nur durch ſeine größere Schlankheit und durch den langen reichbehaarten Schwanz, den es ſitzend hinter ſich aufzurichten pflegt. Es iſt gewöhnlich röthlich, am Bauch braun; es gibt aber auch ſchön graue und ſchwarze. Sie laufen blitzſchnell an hohen Waldbäumen hinauf und ſpringen von Wipfel zu Wipfel. Nüſſe knackend ſitzen ſie auf den Hinterbeinen und ſind ſehr poſſirlich und munter. Eine indiſche Art wird ſo groß wie eine Katze. Das fliegende Eichhorn (pteromys) hat zwiſchen den Vorder- und Hinterbeinen eine Flughaut und kann förmlich von Baum zu Baum fliegen. Es lebt in Rußland, eine andere Art in Indien.

Der Haſe (lepus) mit ſeinen allbekannten langen Ohren und blitzſchnellen Hinterläufen iſt das gehetzteſte Thier auf der Welt, immer von Feinden verfolgt und wehrlos immer nur auf Flucht bedacht, und doch luſtig, poſſirlich und zu Spiel und Scherz geneigt. Er ſchläft mit offenen Augen. Er macht den ſ. g. Widergang, um die Hunde, die ſeine Spur verfolgen, irre zu führen. Im Winter iſt er dick bepelzt. Das Männchen (der Rammler) hat kürzere und mehr zuſammengedrängte, das Weibchen (der Setzhaſe) längere und mehr ausgebreitete Ohren. Noch kürzere Ohren hat der Alpenhaſe. Meyen (Reiſe I. 467) fand in den Cordilleren einen langgeſchwänzten Haſen. Der ſibiriſche Haſe (lagomys) macht ſich ganze Heuſchober. Das Kaninchen (cuniculus) iſt charakteriſirt als das weichſte unter allen Säugethieren, an dem nichts recht hart und greifbar iſt, als das Ohrenpaar, bei dem man es auch halten muß. Ferner als

dasjenige Thier, bei welchem die Albinos-Abnormität am häufigſten und reizendſten hervortritt, in den weichen Seidenhaaſen mit roſenfarbenen Augen. So zart aber die Kaninchen ſind, werden ſie doch ſehr verderblich, indem ſie ſich ungeheuer vermehren und Dämme und Häuſer unterwühlen.

Haſe und Maus fallen zuſammen in den Springern mit ſehr langen Hinterbeinen. Die Springmaus (dipus in Afrika, jaculus in Aſien) hüpft mehr, als ſie geht, und macht ungeheure Sätze, wie die Heuſchrecke und der Floh, weil ſie nur ſehr kurze Vorderbeine hat. Kein Pferd holt ſie ein (Pallas, Reiſe I. 324). Der Springhaſe (pedetes) am Cap iſt größer, eben ſo der Pampashaſe (logostomus) in den Grasflächen Südamerika's, der ſchönbepelzte und großohrige chinchilla in Columbien, die Viscache auf den höchſten Bergen Peru's ꝛc.

Die zahlreichen Beutelthiere gleichen den Springhaſen, zeichnen ſich aber durch einen beſondern Beutel am Bauch der Weibchen aus, in denen die Jungen getragen werden. Viele Arten leben nur von Pflanzen, andere freſſen Eier und kleine Thiere. Zu den fleiſchfreſſenden gehört die Beutelratte (didelphys), die in Nordamerika auf Bäume klettert und Neſter ausnimmt; das Opoſſum, eine ſüdamerikaniſche Baumratte, mit einer ſehr ſpitzigen Schnauze und einem langen Ringelſchwanz. Die Jungen laſſen ſich von der Mutter tragen, indem ſie ihr auf den Rücken ſpringen und ihre kleinen Schwänzchen um den großen der Mutter ringeln, den dieſe über den Rücken zurückbeugt. Oken, Naturg. 925. Eine ſchwimmende Beutelratte (chironectes) lebt in den Flüſſen Südamerika's, ein Beutelbachs (perameles) mit einem Rüſſel in Auſtralien. — Blos Pflanzen freſſen die übrigen großen und kleinen Arten in Neuholland, das merkwürdige eichhornartige Beutelthier (petaurus), zwiſchen deſſen Vorder- und Hinterfüßen eine Haut ausgeſpannt iſt, ſo daß es fliegen kann; der affenartige Kusku (phalangista) mit einem langen Greifſchwanz, der plumpe und ganz ſchwanzloſe Koala (phascolarctos), endlich das berühmte Känguruh (halmaturus), das große Beutelthier in Neuholland, dort überhaupt das größte einheimiſche Säugethier. Es ſpringt 20—28 Fuß weit und wird bis 149 Pfund ſchwer. Es gleicht einer rieſenhaften Maus, hat unverhältnißmäßig lange Hinterbeine und einen dicken Bauch, in deſſen Beutel es ſeine Jungen trägt. Es ſoll in's Waſſer fliehen und darin aufrecht ſtehend den verfolgenden Hund mit den Vordertatzen untertauchen. Lang, Neu-Süd-Wales II. 104. Es iſt nicht feig, ſondern erhebt ſich, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, gegen Hunde und ſchlägt ſie

mit den Füßen todt oder erdrückt ſie. Froriep, neue Notizen XXXIII. 243. · Man hat erſt in neuerer Zeit den Beutel genauer unterſucht und gefunden, der Embryo des Känguruh wird, erſt 5½ Wochen alt, regelmäßig von der Mutter ſelbſt herausgezogen und in den Beutel gethan, wo er noch 43 Tage ſich aufhält und zum Theil die innerhalb deſſelben befindlichen Zitzen der Mutter ſaugt, zum Theil auch den Kopf aus dem Beutel ſtreckt, um Gras zu freſſen. Eine Kinderwirthſchaft, wie ſie ſonſt nirgends in der Natur vorkommt. Erichſon, Archiv 1849 S. 18 f.

44.

Die Affen.

Von den Nagern führen die Flederthiere (volitantia) und die Zahnlücker (edentata) zu den Affen hinüber.

Die gemeine Fledermaus (vespertilio), ſo groß und dunkelbehaart wie eine Maus, unterſcheidet ſich von allen andern Thieren in der Welt durch ihre große Flughaut. Von den fünf Zehen ihrer Vorderfüße (oder Fingern ihrer Hände) ſteht der Daumen mit einem ſtarken und krummen Nagel kurz oben heraus und dient dem Thier, ſich damit anzuhängen, die übrigen vier Finger aber wachſen länger als der ganze Arm und haben zwiſchen ſich eine Haut ausgeſpannt, die ſich zu den Hinterfüßen hinzieht und das ganze Thier, wenn es ruht, wie ein Mantel bedeckt, wenn es aber fliegt, an ihm wie zwei große Vogelflügel ſich ausbreitet. Es gibt viele Arten. Bei v. noctula iſt die Flughaut unten behaart, bei v. pipistrellus kahl, bei v. serotinus ſteht hinten der Schwanz hervor. Mehrere Arten haben längere Ohren. Bei v. auritus iſt das Ohr doppelt ſo lang als der Kopf. Eine weiße Flughaut beſitzt taphozous leucopterus in Afrika, dicke Lippen molossus. In der heißen Zone der alten und neuen Welt kommen zahlreich die ſ. g. Blattnaſen, die häßlichſten aller Fledermäuſe, überhaupt aller Säugethiere vor. Sie haben nämlich gleichſam von der blattartigen Naſe zurückgedrängte und halbzerquetſchte Affengeſichter. Das kleinſte Blättchen, wie eine nach oben gekehrte Zunge oder ein Hörnchen haben desmodus und glassophaga, ein eigenthümliches lanzenförmiges Blatt phyllostoma, alle dieſe in der neuen Welt. Viel complicirter iſt die ſ. g. Leyernaſe (megaderma lyra) in Oſtindien, denn um das Naſenblatt legt ſich noch ein zweites Blatt in Leyerform. Die Hufeiſennaſe (rhinolophus) der alten Welt in vielen Arten hat entweder eine

Naſe wie ein umgekehrter Anker (rh. nobilis) oder wie ein Diadem (diadema) oder wie ein Kleeblatt (trifoliatus) oder wie ein Hufeiſen (ferrum equinum). Die ägyptiſche ſ. g. Klappnaſe (rhinopoma) zeigt ſtatt der blattartigen Auswüchſe eine Vertiefung in der Naſe, die bei nycteris (auch in Aegypten) zu einer Rinne wird. Dieſe höchſt auffallenden Naſenbildungen laſſen auf ein eigenthümliches Riechorgan der Thiere ſchließen. Wie dieſe Blattnaſen alle etwas affenartiges haben, ſo die Vampyre etwas hundeartiges. Der echte Vampyr oder fliegende Hund (pteropus) wird ſehr groß, mißt von einer Flügelſpitze bis zur andern zwei Ellen und kommt in ungeheuern Schaaren auf den oſtindiſchen Inſeln vor. Meyen ſchildert in ſ. Reiſe II. 260 ihre rothen Augen, ihre ſcheußliche Geſtalt und ihr wüſtes Geſchrei. Vgl. auch Dampierres, Reiſe I. 697. Doch werden ſie gern gegeſſen und ſogar wie Gänſe gemäſtet. Eine andere Art findet ſich in Aegypten. Daß ſie ſchlafenden Menſchen das Blut ausſaugen, iſt eine Fabel. Noch iſt eine neuentdeckte ſ. g. Beutelfledermaus (saccopterix) in Surinam zu erwähnen, die am Ellenbogen unter dem Flügel eine kleine Taſche angebracht hat; zu welchem Zweck, iſt noch unbekannt. Vgl. Krauß in Erichſons Archiv 1846 S. 179.

Die Fledermaus iſt ein unſchuldiges und ſehr nützliches Thier, weil ſie unzählige ſchädliche Inſekten vertilgt. Weil ſie aber das Licht ſcheut und nur bei Nacht fliegt, weil ſie ſo häßlich iſt, ſo leiſe unhörbar und blitzſchnell herumfliegt, ſich auf ſo phantaſtiſche Art kopfüber aufhängt, in der Nähe übel riecht ꝛc. haßt und ſcheut man ſie, wie etwas Dämoniſches.

Den Uebergang zu den Affen macht der Pelzflatterer (galeopithecus), eine große, auch über und unter der Flughaut bepelzte, kurzohrige und affenartige Fledermaus der Südſeeinſeln.

Die Zahnlücker haben alle keine Vorderzähne, ſind daher auch ſchwach und wehrlos und leben nur von Pflanzen und Inſekten. Ihre Langſamkeit erinnert an die der Waſſerthiere und Rinder, ſonſt aber entſprechen ſie den Nagethieren. Das berühmte Schnabelthier (ornithorhynchus) in Neuholland ſieht nicht anders wie ein großer Maulwurf aus, der aber ſeltſamerweiſe einen Entenſchnabel, Schwimmfüße und einen dicken biberartigen, jedoch haarigen Schwanz hat. Auch nennen ihn die Holländer den Waſſermaulwurf. Maulwurfartig gräbt er ſein Neſt unter der Erde, aber mit einem Ausgang ins Waſſer, weil er unter dem Waſſer, wie in der Luft leben kann. Er hat ſtarke Klauen, das Männchen einen Sporn am Hinterbein. Vgl. Owen in Frorieps neuen Notizen 1849 IX. 182. Es

geht aber durch den Ameiſenigel (tachyglossus), der ebenfalls in Neuholland lebt, in die Ameiſenfreſſer über, ſofern dieſer Igel noch ein rüſſelartiges Maul hat, das wie der Schnabel am Schnabelthier, gleichſam fremd und gar nicht zu dem Thier zu gehören ſcheint, ſonſt aber mit ſeiner langen Zunge nach Ameiſen haſcht, wie der Ameiſenfreſſer. Er hat Stacheln ſtatt der Haare, eine Art auf Vandiemensland hat indeß die Stacheln zwiſchen Haaren ſtehen. Der eigentliche Ameiſenfreſſer oder Ameiſenbär (myrmecophaga) in Südamerika iſt rauhhaarig, hat große eingeſchlagene Klauen zum Scharren und im kleinen Maul eine ſehr lange Zunge, die er in Ameiſenhaufen ſteckt und voll von Ameiſen wieder in ſich zieht. Die größte Art, Tamandua, in Braſilien iſt ſo groß wie ein Fleiſcherhund, hat einen ſehr langen Schwanz und langen Hals, der Kopf aber iſt noch dünner als der Hals. Verwandt iſt ihm das langohrige Erdſchwein (orycteropus) am Cap und das Schuppenthier (manis) in Afrika und Oſtindien, faſt wie ein Tannenzapfen mit ſteifen Schuppen bedeckt, die ſich bis zu dem langen Schwanz fortſetzen, die Eidechſenform nachahmend, wie überhaupt das Schuppen- und das Gürtelthier Uebergänge von den Säugethieren zu den Amphibien darſtellen. In Cochinchina kommt ein Schuppenthier von 7—8 Fuß Länge vor. Ritter, Aſien III. 1623. Das nur der neuen Welt angehörige Gürtelthier (dasypus) hat Schuppen, die zu einem Harniſch verwachſen ſind und theils als ein platter Helm den Kopf, theils als ein mitten gegürteter Harniſchmantel (etwa wie der Harniſch eines Turnierpferdes) den ganzen Leib bedecken und nur Maul, Ohren, Füße und den kurzen Schwanz freilaſſen. Es gleicht inſofern einer Schildkröte und wegen des Gürtels einer Aſſel, wie es denn auch ganz aſſelartig ſich in Kugelform zuſammenſchmiegen und, um ſich vor ſeinen Feinden zu retten, raſch bergab rollen kann. Darwin, Reiſe I. 112. Es gräbt ſich auch mit erſtaunlicher Schnelligkeit in die Erde ein, wenn man es verfolgt, und iſt ſo ſtark, daß kaum ein Pferd es aus ſeinem Loche herausziehen kann. Am Laplataſtrom findet ſich eine langſchwänzige Art. Ein viel kleineres Thier, nur ſechs Zoll lang, iſt das Panzerthier (chlamydophorus), das auch nur einen kleinen Kopf- und Rückenpanzer trägt.

Das braungelbliche Faulthier (bradypus) in Südamerika iſt das ſtumpfſinnigſte Schlafthier im Licht, hängt ſich von unten an wie eine Fledermaus, als ob es nur für die Nacht geboren wäre, iſt aber auch bei Nacht faul; halb Affe, halb Bär, langarmig und kurzbeinig und inſofern

das Gegentheil vom Springhaasen. Es klettert sehr langsam auf die Bäume und frißt jeden Baum ganz ab. Es hat 3 Zehen, eine Art (der Unau) hat deren nur 2 und weniger lange Arme.

An den s. g. Halbaffen erkennt man, wie überhaupt die Affen sich den Nagethieren anschließen und nur den Uebergang von denselben zu den Raubthieren bilden. Das Koboldäffchen (tarsius) auf den Molukken ist nur so groß wie eine Ratte, hat einen langen kahlen Schwanz wie eine Ratte, und einen Kopf mit großen Ohren, wie eine Fledermaus. Aehnlich der afrikanische Galago (octolicnus) nur mit behaartem Schwanze, ein Nachtthier. Der ihm ähnliche aber schwanzlose und kurzohrige Lori (stenops), von dem es eine größere und eine kleinere Art in Ostindien gibt, ist gleichfalls ein Nachtthier und schläft den ganzen Tag. Mehr schon Raubthieren ähnlich sind die Fuchsaffen auf Madagaskar, der kurzschwänzige Indri (lichanotus) mit Fuchsgesicht und sehr langen Armen und Beinen, und der langschwänzige Maki (lemur) mit Katzengesicht, ein Mittelding zwischen Eichhorn und Katze.

Diese Halbaffen haben alle schon vier Hände, indem sich an jedem Fuß der Daumen den vier übrigen Zehen gegenüberstellt. Sie bilden daher mit den eigentlichen Affen zusammen die Ordnung der Vierhänder (quadrumana). Da sie fast alle nur in den tropischen Urwäldern leben, sind sie auf das Erklettern hoher Bäume und Anhalten an Aesten und Schlingpflanzen angewiesen, brauchen daher eher Hände als Füße. Viele haben auch einen s. g. Wickelschwanz, mit dem sie Aeste umschlingen und sich daran festhalten können.

Der eigentliche Affe (simia) hat alle vier Hände, meist auch das Gesicht und zuweilen die Hintertheile unbehaart, geht häufig aufrecht, zeigt in seiner länglichen und flachen Kopfbildung und in seiner Plätschnase eine entfernte Aehnlichkeit mit der niedrigsten Menschenrace und pflegt deshalb in den neuern Systemen mit dem Menschen in eine Ordnung zusammengeworfen zu werden, der Affe als vierhändiger Mensch, der Mensch als zweihändiger Affe. In dieser niederträchtigen Herabwürdigung des von einer unsterblichen Seele bewohnten Menschen zum bestialischen Affen mußte sich eine Naturforschung gefallen, die es für ihre Aufgabe hielt, die christliche Wahrheit zu verdunkeln. Ging doch Einer in jüngster Zeit so weit, eine Evolution des Höheren aus dem Niederen in der Art anzunehmen, daß der Mensch selbst nur Sohn des am höchsten entwickelten Affen gewesen seyn soll. Das ist Hohn gegen Gott und Menschen zugleich. Der

Affe iſt nicht die Vorſtufe des Menſchen, ſondern ſein Gegenſatz und Verzerrſpiegel und verhält ſich auch zur Thierwelt nur, wie die Orchideen, in denen auch überall Spuren des Menſchlichen äffiſch durchblicken, zur Pflanzenwelt, nicht als höchſte Entwicklung, ſondern als phantaſtiſcher Reflex. Oken glaubte im Affen nur „ein Bild des Laſters in aller ſeiner Häßlichkeit" ſehen zu müſſen und am Teufel ſelbſt iſt ein Hauptzug das Aeffiſche. Darunter iſt aber eine Abweſenheit alles Edeln und Würdigen, ſelbſt Energiſchen, alſo nicht einmal teufliſche Bosheit und Mordgier, ſondern nur das niedrig Gemeine verſtanden. Der Affe iſt ſchamlos, frech, gefräßig, neidiſch, zänkiſch, unzüchtig und liebt es, ſelbſt im harmloſen Spiele, die ſchmutzige und eckelhafte Seite des Thierlebens hervorzukehren. Was in ſeiner Phyſiognomie menſchenähnlich erſcheint, iſt doch nur entweder kindiſch oder greiſenhaft in wahnſinniger Verzerrung, und geht mehr oder weniger ins hunde- oder katzenartige über. Ganz widermenſchlich ſind endlich die langen Affenſchwänze und die lebhaften Affenfarben, ein ſchwarzer Leib mit weißem Bart, weißer Leib mit rothem Geſicht, goldgelber Leib mit ſchwarzem Geſicht ꝛc. Das erinnert ganz an die Papagaien, denen die Affen auch in der Poſſirlichkeit einigermaßen verwandt ſind. Ein ganz feuerrother Affe kommt am Senegal vor. Die Weißnaſe iſt ein brauner Affe mit ſchneeweißer Naſe. Der Nonnenaffe hat einen weißen Leib und ſchwarzen Kragen wie einen Nonnenſchleier. Die Neigung der Affen, Menſchen nachzuahmen, beweiſt noch keine geiſtige Verwandtſchaft, ſondern iſt von Seite der Affen nur eine unfreiwillige Spiegelung zur Beſchämung der Menſchen. Wenn auch die Gewohnheit der Affen in Malabar, ſich das Geſicht mit der Frucht des ſ. g. Affengeſichtsbaums (Rottleria tinct. Roxb.) roth zu färben, nicht jedesmal eine zufällige Nachahmung menſchlicher Färbereien genannt werden kann, ſondern ein angeborner Inſtinkt iſt, ſo verräth es doch keinen höhern menſchenähnlichen Geiſt, ſondern iſt nur ein Spott der Natur auf den Menſchen. Vgl. Ritter, Aſien IV. 766.

Noch ganz niedlich und eichhörnchenartig ſind die kleinen Affen Südamerikas, die im Urwald Nüſſe knacken, Früchte naſchen und zum Theil auch Inſekten fangen, die Gattung hypalo in vielen Arten, das weiße Silberäffchen, das ſchwarze Midasäffchen, das gelbe Löwenäffchen, das graue Seidenäffchen. Die größten Affen der neuen Welt haben auch noch ſehr lange Schwänze und zeigen nur in den nackten Geſichtern eine ſcheußliche Menſchenähnlichkeit. Am gemeinſten iſt der häßliche braunrothe

Brüllaffe (mycetes), von deſſen Geſchrei bei Nacht die Urwälder wiederhallen und der ſelbſt in der Nähe großer ſüdamerikaniſcher Städte die Schläfer ſtört. Eine ſchwarze wirklich halbteufliſche Art in Braſilien heißt Beelzebub. Eben ſo ſchwarz und langſchwänzig iſt der braſilianiſche Kraita (ateles) mit nacktem Geſicht, das dem eines heulenden alten Weibes ähnelt. Einen braunen und gelblichen Pelz hat der Winſelaffe (callithrix) mit winſelndem Geheul.' Noch zottiger iſt pithecia hirsuta, der einem Pudel mit einem häßlichen Menſchengeſicht gleicht. Eine andere Art pith. satanas iſt ſchwarz und hat einen großen Bart. Weiche Wolle hat der dickbauchige und träge lagothrix am Amazonenſtrom, einen braunen Pelz mit einer Art ſchwarzem Käppchen der äußerſt lebhafte Kapuzineraffe (cebus). Der graue Nachtaffe (nyctipithecus) ſchläft den ganzen Tag in ſich zuſammengebückt, wie ein Greis.

Dieſen entſprechen zunächſt die langſchwänzigen Affen der alten Welt: der olivenfarbige gemeine Affe (inuus) Oſtindiens, zu dem auch der afrikaniſche, ſogar noch der auf der Südſpitze Europas, am Felſen von Gibraltar wild lebende Affe (i. sylvanus) gehört, der aber keinen Schwanz hat. Dieſes poſſirliche, noch mit ſeinem vorſpringenden Munde mehr hunde- als menſchenähnliche Thier iſt wohl jedem Leſer aus eigener Anſchauung bekannt. Eine ſchwarze Art auf Java wird zum Abpflücken der Kokosnüſſe abgerichtet. Die Meerkatze (cercopithecus) iſt immer langſchwänzig, hat ein ſchwarzes Geſicht, einige Arten ſind ſchwarz mit oder ohne weiße Nackenbinde. Sie leben in Heerden und ſind den Feldfrüchten verderblich. Die abyſſiniſche Guareza (colobus) iſt ſchwarz, aber von ihrem Rücken hängen lange weiße Seidenhaare herab. Der in Oſtindien für heilig gehaltene langſchwänzige Hulman (semnopithecus entellus) iſt fahl und hat ſchwarze Hände. Eine Art in Cochinchina (nemaeus) der ſ. g. Kleideraffe, ſieht wie angezogen aus mit Strümpfen, Hoſen, Rock, Kragen, weil die Farben ſeiner Glieder ſtark contraſtiren. Eine dritte Art auf Borneo (s. nasicus) iſt braun und hat eine auffallend lange Naſe. Der Pavian (cynocephalus) in Afrika iſt olivenbraun, hat etwas bärenartig Plumpes und ein hundeartig vorſtehendes bläuliches Geſicht. Er hebt gern den langen Schwanz auf und zeigt das kahle rothhäutige Hintertheil, wie er denn überhaupt als ſchamlos am berüchtigtſten iſt. Eine gelbgraue Art lebt in Arabien. Am nächſten aber iſt ihm verwandt der kurzſchwänzige Mandrill (c. mormon) an der Guineaküſte, mit hohem Haarſchopf und einem langen kahlen grimmigen Hundegeſicht, deſſen Backen blau, deſſen

Naſe purpurroth ſind, welche Farben ſich auch am kahlen Hintertheil wiederholen.

Die kurzgeſchwänzten Affen der alten Welt haben am meiſten dazu beigetragen, daß man Affen und Menſchen zuſammenſtellte. Der langarmige Gibbon (hylobates) Oſtindiens iſt ſchwarz, am Geſicht und Händen weißlich und beſitzt in ſeinen langen Armen große Stärke. Der berühmte oſtindiſche Orangoutang (simia satyrus), dem vorigen ähnlich, aber viel größer, bis 7 Fuß hoch, wenn er aufrecht ſteht, hat einen dichten rothbraunen Pelz, ein ſchwarzes maskenartiges Geſicht und darunter einen rothbraunen Bart, ein wahres Scheuſal. Man hat Junge von dieſen Thieren gezähmt, auch nach Europa gebracht und zu allerlei abgerichtet, aber auch vieles von ihnen gefabelt und ihren angeblichen Menſchenverſtand ſehr übertrieben. Sie kommen nur auf Borneo und Sumatra vor; einige glauben an mehrere Arten, andere aber halten dieſe Arten nur für Geſchlechts- oder Altersunterſchiede. Eine beſondere Art aber iſt der afrikaniſche Schimpanſe (s. troglodytes) der bis 6 Fuß hoch werden ſoll, ſchwarzbraun, aber weniger zottig und inſofern menſchenähnlicher iſt, aber nicht aufrecht, ſondern auf allen Vieren geht und ſich auf Bäumen eine Art Neſt macht. Vgl. Sauvage in Erichſons Archiv 1846 II. 131. Unlängſt hat man noch eine größere Art deſſelben entdeckt, den Affen Gorilla (gorilla troglodytes) am Gabonfluſſe in Afrika mit viereckigen Naſenlöchern, kurzen Beinen und ſehr langem Leibe. Vgl. Troſchel, Archiv 1852 II. 47.

45.

Raubthiere.

Die vierfüßigen Raubthiere oder Fleiſchfreſſer (carnivora) haben alle ſtarke Gebiſſe und freſſen lebendige Thiere.

Der Bär (ursus) geht auf nackter Sohle, oft nur auf den Hinterbeinen, iſt trotz ſeiner Plumpheit poſſirlich, klettert geſchickt auf die Bäume und ißt nicht bloß Fleiſch, ſondern auch Vegetabilien, am liebſten den Honig wilder Bienen. Er ſteht daher noch dem Affen am nächſten. — Am bekannteſten iſt der gemeine braune Bär (ursus arctos), Landbär, auch Honigbär, weil er gern den wilden Bienen im Walde nachſtellt, und Tanzbär genannt, weil man ihn einfängt und tanzen lehrt, um ihn für Geld ſehen zu laſſen. Er gehört dem Norden von Europa und Aſien

an. Es gibt davon eine größere ſchwarze und beſonders gutmüthige und eine kleinere röthliche Art von ſchlimmer Natur. Am größten wird der ſilbergraue Bär Nordamerikas, deſſen Pelz und deſſen zu Halsbändern vereinigten rieſenhaften Krallen der vornehmſte Schmuck der Wilden ſind. Prinz zu Wied, Reiſe II. 215. Im ewigen Eiſe des Polarkreiſes lebt der weiße Eisbär (u. maritimus), der noch einmal ſo groß wird, als der braune, über 10 Fuß lang. Dieſer Eisbär zeichnet ſich durch einen kleinen Kopf, kurze Ohren und einen langen Hals aus. Er kommt 40 Meilen abwärts vom Lande im Meere vor, hat alſo eine faſt amphibialiſche Natur. Reiſende, die in jener rauhen Zone überwintern müſſen, werden häufig von ihm angefallen. — Schweinartig erſcheint in Oſtindien der Lefzenbär (u. labiatus) mit rüſſelförmiger Schnauze, und in Südamerika das Naſenthier (nasua), ähnlich einer langſchwänzigen Katze mit einem Tapirkopf. Katzenartig langgeſchwänzt ſind die ſ. g. Wickelſchwänze, der oſtindiſche Binturong (arctictis) und der weſtindiſche Kinkajou (cecoleptes), ſo wie der Chitwa (ailurus) des Himalaya. Dachsartig fett mit ſpitzer Schnauze der kleine nordamerikaniſche Waſchbär (procyon), der am Waſſer lebt, Krabben frißt und einen ſchönen Pelz hat.

Der Dachs (meles), kleiner und ſpitzköpfiger als der Bär, macht ſich einen unterirdiſchen Bau, und hat zum Graben ſtarke Vorderarme. Er iſt oben lichtgrau, am Bauch aber ſchwarz. Am meiſten wird ſein Fell geſchätzt, weshalb man ihn durch die eigens dafür tauglichen ſ. g. Dachshündchen aus ſeiner Höhle herausbeißen läßt. Er überwintert, wie der Bär, in tiefem Schlafe. Sehr ähnlich iſt ihm der javaniſche Stinkdachs (mydaus) und das berüchtigte amerikaniſche Stinkthier (mephitis), das in mehreren Arten von Californien bis Braſilien vorkommend im Fliehen den Urin hinter ſich ſpritzt, deſſen abſcheulicher Geſtank faſt unaustilgbar iſt. Azara I. 136. Dachsartig iſt ferner der afrikaniſche Ratel (ratelus), der dem Honig nachſtellt, der ſüdamerikaniſche galictis ꝛc.

Das Wieſel (mustela) iſt gleichſam ein katzenartiges Eichhorn, ſchlank, langgeſchwänzt, klein, höchſt lebhaft, aber mit einem ſtarken Gebiß verſehen und ein gefährlicher Feind der Eier, kleinen Vögel und Mäuſe. Die bei uns gemeine Art iſt das kleinſte aller vierfüßigen Raubthiere und rothgefärbt, wie das Eichhorn. Das große ſibiriſche Wieſel wird im Winter weiß bis auf den Schwanz und heißt dann Hermelin. Von ſeinem Felle machte man früher die Prachtmäntel der Fürſten. Den Uebergang vom Wieſel zum Marder bildet in Sibirien

der ſchöne braune Zobel (m. zibellina), deſſen Fell das koſtbarſte in der Welt iſt. Ihm am nächſten verwandt iſt unſer gemeine Iltis (m. putorius) braun mit weißem Maul, ein ſchlimmer Feind unſerer Taubenſchläge und Hühnerſtälle, das noch biſſigere Frettchen (m. furo) und der größere Marder (Steinmarder m. foina mit weißem, Baummarder m. martes mit gelbem Kopf), deſſen brauner Pelz bei uns der vornehmſte iſt. Das größte und grimmigſte unter dieſen Thieren aber iſt der Vielfraß (gulo) im Norden der alten und neuen Welt, mit einem ſchönen braunen ſchwarzgeſattelten Pelz und buſchigem Schwanze, von deſſen allerdings ungeheurer Gefräßigkeit man doch zu viel gefabelt hat.

Eine Wieſelart, der Nörz (mustela lutreola) lebt am Waſſer von Fiſchen und geht ſomit in die Fiſchotter (lutra) über, die in der alten und neuen Welt an und in Flüſſen lebend gleichſam ein katzenartiger Biber iſt und einen braunen koſtbaren Pelz trägt. Zu ihr gehört auch die ſchwarze Meerotter (enhydris lutris), die im Meere zwiſchen Aſien und Nordamerika lebt, behaarte Schwimmhäute hat und Fiſche fängt.

Zwiſchen Wieſel und Füchſen vermitteln ferner der Ichneumon (herpestes), die ſ. g. Pharaosratte, die am Nil durch Wegfreſſen der Krokodilleier und der Mäuſe, Schlangen, Fröſche, die hier nach der Nilüberſchwemmung in Menge vorkommen, großen Nutzen ſtiftet, ein graues Thier mit Büſchelſchwanz, nur klein, aber ſehr tapfer; das Zibeththier (viverra in Aſien, civetta in Afrika), gleichfalls grau und mit einer Drüſenblaſe voll von dem berühmten wohlriechenden Zibeth; das ganz katzenartige, aber ſpitzmäulige Schnarrthier (rhyzaena) in Afrika.

Hier reiht ſich nun zunächſt der ſpitzmaulige Fuchs (vulpes) an, mit dem die große Familie der Hunde beginnt. Der Fuchs ſtellt auch einen Hund vor, der noch dem ſchönen Pelze nach dem Wieſel, dem aufgerichteten buſchigen Schwanze nach dem Eichhörnchen und ſeinem unterirdiſchen Bau nach dem Dachſe anzugehören und mit der Klugheit des Hundes noch das Naturell niederer Thiere zu vereinigen ſcheint. Die Argliſt des Fuchſes iſt ſprichwörtlich und wenn auch viel davon gefabelt wird, bleibt immer noch ein ſtarker Reſt von Wahrheit. Er täuſcht den Jäger und die Hunde, die ihn verfolgen, wie die Hühner, Haſen ꝛc., denen er nachſtellt, hauptſächlich indem er ſich zu verbergen weiß und plötzlich da iſt, wo man ihn nicht ſucht. Es gibt ſchöne Varietäten, der Brandfuchs (alopex), der nordamerikaniſche Fuchs (canis fulvus), der graue, im Winter ſchneeweiße Polarfuchs (c. lagopus), der kleine iſabellfarbige und groß-

ohrige Ferda (c. cerda) in der Wüſte von Afrika. Großohrig iſt auch der ſüdafrikaniſche Löffelhund (otocyon). Kurzſchwänzig der graue Marderhund (nyctereutes) in China.

Zwiſchen Fuchs und Wolf ſteht der Schakal (canis aureus) oder Goldwolf, gelbgrau, der heerdenweiſe in Aſien vorkommt und ſehr gefräßig, aber feig iſt. Der Wolf (lupus) iſt wieder nur ein Uebergang vom Fuchs zu den großen Hunden. Er iſt noch dickgepelzt und kann nur heulen wie der Fuchs, gleicht aber ſchon an Größe und Stärke den Hunden. Geſellig lebend, ſchwärmt er in Heerden durch den Norden von Europa und Aſien und iſt ſeit uralter Zeit ein Räuber der Schafheerden. Aber auch er iſt feig, außer wenn grimmiger Hunger ihn wüthend macht. Hinter den wilden Pferdeheerden ſchleicht er nur, um etwa ein verirrtes Fohlen zu ertappen. Rennt ihn die Stute an, ſo flieht er. Es gibt eine ſchwarze Art (l. lycaon). Der Volksaberglaube erkannte im Wolf etwas Teufliſches, was nicht blos in ſeinem Heißhunger, in ſeinem grauſamen Zerfleiſchen der Beute, ſondern vornehmlich in dem Anfallen der unſchuldigen Lämmer, in dem Ausdruck unzähmbarer Wildheit und gemeiner Rohheit und in der Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe des keiner Zucht und keinem Zuſpruch zugänglichen Thieres zu ſuchen iſt.

Der nächſte Verwandte dieſes grimmigen Wolfes aber iſt der zahme Hund, außer dem Pferde des Menſchen edelſter und treueſter Genoſſe. Der Hund (canis familiaris) iſt ſchon deswegen das vollkommenſte und höchſte unter allen Säugethieren, weil er nach Größe, Geſtalt und Farbe die mannigfachſten Varietäten zeigt, viel mehr als das Pferd und Rind. Das winzig kleine Bologneſerhündchen iſt kaum ſo groß wie der Kopf des rieſigen Newfoundländers und doch gehören beide derſelben Art an. Der Spitz, Schäferhund, Wachtelhund haben lange Zotten, der Pudel Wolle, der Jagdhund ꝛc. kurzes Haar. Der Windhund hat die längſten, das Dachshündchen die kürzeſten Beine. Je wilder der Hund, deſto aufgerichteter und ſpitzer noch ſein Ohr; je zahmer, deſto lappiger hängen ihm die Ohren herab. Den Urhund, von dem alle andern abſtammen ſollen, weil ſich alle unter einander paaren können, hat man in irgend einer der vorhandenen Racen geſucht, vornehmlich im Schäferhunde; jedoch weichen alle und in ſehr verſchiedenen Richtungen von einander ab, und die einzelnen Racen, deren Typus trotz aller Vermiſchung, immer wieder ſich vereinfacht, ſind offenbar für ihre beſondere Beſtimmung nach Gegend, Clima und Lebensweiſe organiſirt, der Windhund für die pfeilſchnelle

Jagd auf Haſen in der Ebene; das Dachshündchen für das Graben nach Dachſen und Füchſen; die Jagdhunde zur Jagd größerer Thiere; die Schäferhunde, Spitze ꝛc. mehr zum Wachen. Darnach iſt auch ihr Naturell ſehr verſchieden. Die kleinen Schooßhündchen ſind zahm wie die Lämmchen, während die großen Hunde im wilden Zuſtande den Wölfen wenig nachſtehen. Der wilde nicht bellende Hund, der in Amerika und den Südſeeinſeln heimiſch iſt und auch in Sibirien vorkommt, iſt zottig und noch ganz wolfartig. Auch die zahmen europäiſchen Hunde verwildern in den Wäldern Amerikas und werden dadurch wolfartig. Ein ſtummer und kahler Hund wird in China gemäſtet und gegeſſen, auf den Antillen kommt ein kleiner gelber Waſſerhund vor, der von Krabben lebt. Erichſon, Archiv 1841 II. 7.

Der fuchsartige Spitz iſt ſpitzmaulig, ſteifohrig, zottig und geht über zuerſt in die zottigen langgeſchwänzten Hunde, den großen Schäfer- und den kleinen Wachtelhund, ſodann in die glatthaarigen aber noch ſpitzmauligen Windhunde. Zwiſchen dem zottigen Schäfer- und edlen Jagdhund ſteht der große Newfoundländer, der im Sommer glatt, im Winter bepelzt iſt. Der Jagdhund hat das klügſte „verſtändnißſuchende“ Auge und ein ernſtes, man kann wohl ſagen edles Geſicht. Man unterſcheidet vom gemeinen Jagdhund den Hühner-, Schweiß-, Parforce- und Spürhund und zu ihm gehört auch das langleibige und kurzbeinige, aber gar tapfere und kluge Dachshündchen. Neben dieſen Jagdhunden bilden eine zweite Reihe die großen glatthaarigen Haushunde, Metzgerhunde, Bullenbeißer, Doggen und Bulldoggs, zu denen ſich die Mopſe verhalten, wie die Dächschen zu den Jagdhunden und wie die kleinen Wachtelhündchen zu den Schäferhunden. Die Pincher ſtehen zwiſchen Dächschen und Windhund. Der Pudel verhält ſich zu den andern Hunden wie der wollige Neger zum ſchlichthaarigen Weißen.

Das bewundernswürdigſte am Hunde iſt ſein Gehorſam und ſeine Treue. Kein Thier gehorcht mit ſolchem Eifer und dient mit ſolcher Selbſtaufopferung. Steller (Kamtſchatka S. 132) erzählt vom ſibiriſchen Hunde, den man zum Schlittenziehen abrichtet, er laufe ohne die Peitſche zu brauchen, ja oft ſogar ohne ſich um den aus dem Schlitten fallenden Herrn zu bekümmern, in brennendem Dienſteifer fort und ſtrenge ſich zuweilen freiwillig ſo ſehr beim Ziehen an, daß er die Schultern ausrecke oder Blut auswerfe. Wrangel (Reiſe I. 213) rühmt von demſelben Hunde, er finde durch meilenweite Schneewüſten beim trübſten Wetter und

bei Nacht vollkommen ſicher den geraden Weg zur Heimath, oder bringe, wenn der Weg zu weit ſey, die Reiſenden zur nächſten Jurte (unter der Erde verborgene Höhlenwohnungen der Einwohner). Die größte Treue bewährt der Hund als Wächter, indem er lieber ſein Leben läßt, als das ihm anvertraute Gut. Auch iſt er das tapferſte aller Thiere. Uralt ſind die Erinnerungen von Hunden, welche den Löwen angreifen. Es geſchieht heute noch. Im nördlichen Indien treiben ſich Heerden von wilden Hunden herum, die ſo ſtark und muthig ſind, daß ſie Tiger und Löwen angreifen und zerreißen. Einen dieſer außerordentlichen Hunde ſah Biſchof Heber und erzählt es in ſeiner Reiſe nach Indien II. 75. Die Zähmung ändert nichts an der angebornen Tapferkeit der Hunde. Die engliſche Dogge kennt keine Furcht im Dienſte ihres Herrn.

Halb noch Wolf oder Hund und halb ſchon Katze oder Tiger iſt die Hyäne (hyaena), eine der häßlichſten Thierformen, ſteif, mit hohen Schultern, kurzem Halſe, borſtigem Rücken, von vorn faſt ſchweineartig, dazu lahm auf den Hinterbeinen gehend, mit gläſernen Augen und wehklagender Stimme, die zuletzt in einer Art von Vomiren endet, durchaus ſcheußlich zu ſehen und zu hören. Aber lange nicht ſo gefährlich, wie man gewöhnlich glaubt, daher mehr verachtet als gefürchtet. Sie iſt, was der Geier unter den Vögeln, indem ſie meiſt nur vom Aaſe lebt und auch Menſchengräber aufwühlt. Pallme, Kordofan S. 150. Burdach, Blicke ins Leben II. 145. Froriep, Notizen XL. 71. Sie iſt pelzig wie der Wolf, hat aber auf dem Rücken dunkle Tigerſtreifen. Die Grundfarbe der Hyäne in Weſtaſien und Nordafrika iſt ein ſchmutziges Weiß, die der Hyäne in Südafrika braun. Daſelbſt kommt auch eine gelbe Hyäne (proteles) mit ſchwarzen Streifen und langer Rückenmähne vor.

Die Katze (felis) iſt nächſt dem Hunde unſer beliebteſtes Hausthier, aber wie an Geſtalt, ſo im Naturell unendlich von ihm verſchieden. Die Katze ſchmeichelt ſich aufs traulichſte an den Menſchen an, dient aber und gehorcht ihm nie, ſondern hütet ſich höchſtens vor Strafe, thut aber ſonſt was ſie will und ſtiehlt immer, weil ſie ſehr lecker iſt, was man ihr aber um ihrer Zierlichkeit und um ihres Anſchmiegens willen und weil ſie im Hauſe alle Mäuſe und Ratten vertilgt, gern verzeiht. Sie bleibt immer nur dem Hauſe, nicht aber dem Menſchen treu. Zu ihren Tugenden gehört die größte Reinlichkeit und daß ſie immer an ſich putzt und leckt. Zu ihren Talenten eine vogelartige Leichtigkeit. Sie klettert meiſterhaft, läuft grade Bäume hinauf und ſchwebt, wenn man ſie hoch herabwirft,

mit ſträubenden Haaren in der Luft und kommt immer auf die Füße, ohne ſich zu verletzen. Sie iſt ſo geſchmeidig, daß ſie ſich durch enge Löcher hindurchwindet und hat ein äußerſt zähes Leben. Seltſam an ihr iſt die Verrücktheit der Luſt, in die ſie ausbricht, wenn ſie Baldrian riecht. Dagegen flieht ſie jedes Waſſer und hat nichts ſo ungern, als untergetaucht zu werden. Ihr Pelz iſt elektriſch und gibt Funken, wenn man ihn ſtreicht. Sie kann im Finſtern ſehen und ſchwärmt gern des Nachts umher; ihr Auge, ihre ganze Phyſiognomie, zum Theil auch ihre Lebensweiſe, ihre Mäuſejagd ꝛc. beweist, daß ſie unter den Säugethieren daſſelbe iſt, was die Eule unter den Vögeln. Man unterſcheidet die nubiſche Katze, gelblich grau mit ſchwarzen Flecken, als die Stammmutter aller zahmen Katzen, die ihr zunächſt ſtehende Zibethkatze mit ſchwarzen Tigerſtreifen, die dreifarbige ſpaniſche Katze, die graublaue Karthäuſerkatze, die langhaarige ſchneeweiße angoriſche Katze. Alle übrigen ſind Miſchlinge.

Die wilde Katze (catus) iſt eine andere, größere Art, grau, mit wenigen ſchwarzen Streifen und einem dickeren Schwanze. Sie iſt in unſern Wäldern einheimiſch. Der Luchs (lynx) iſt eine große wilde Katze mit oben lang zugeſpitzten Ohrenlöffeln und ſprichwörtlich ſcharfen Augen, grau oder röthlich gefärbt, in unſern Gegenden die größte Katzenart, die Stelle der Löwen und Tiger vertretend.

Die ſüdamerikaniſche Pardelkatze (felis pardalis, Ozelot) iſt noch klein, hat aber ſchon die gelben Flecken und braunen Ringe, wie die Unze oder der Jaguar (f. onza), die größte Katze der neuen Welt und wie der große Parder (f. pardus) Aſiens und Afrika's, von dem der Leopard (f. leopardus) nur eine Abart mit zahlreicheren und kleineren Ringflecken iſt. Alle dieſe Katzen ſind groß und ſtark, wie der Tiger, von dem ſie ſich, da er Streifen hat, nur durch ihre Ringflecken unterſcheiden. Die Unze hat 5—6, der Parder 6—7 Reihen ſolcher Ringe. Dieſe Thiere leben ausſchließlich von der Jagd des Rothwilds, des Rindes und kleinerer Thiere. Der Tiger (f. tigris) im weſtlichen Aſien mit goldrothem Fell und ſchwarzen Querſtreifen übertrifft alle an Größe und Grimmigkeit, indem er ſogar Elephanten angreift, und verhält ſich doch im Uebrigen ganz wie unſere gemeine Katze, von der ihn allein die Größe und Färbung unterſcheidet. Von einem ſchwarzen Tiger in Vorderindien meldet Ritters Erdkunde VI. 594. Einen ſolchen, an dem nur die Barthaare weiß waren, ſah man in Batavia. Ausland 1839 Nr. 218. Der ſ. g. ſchwarze Tiger Amerikas iſt dagegen nur eine Abart des Jaguars, dun-

kelbraun mit ſchwarzen Ringflecken, welchem brünetten Charakter bei andern Jaguaren eine auffallende Blondheit, weiß mit ſchwachrothen Ringflecken entſpricht (Humboldt, Reiſe IV. 514). Eben ſo falb iſt der große Puma oder Couguar (f. concolor) in Südamerika, der dort Löwe genannt wird, obgleich er keine Mähne hat, und ſehr feig iſt. Es ſoll eine ſchwarze Art deſſelben geben mit blauen Augen. Der Tiger iſt uraltes Sinnbild wie der ſchonungsloſen Gewalt und Tyrannei, ſo der wüthenden Gier und Leidenſchaft.*)

Der Löwe (felis leo) iſt die größte und ſtärkſte Katze, ſelbſt dem aſiatiſchen Tiger überlegen, ausgezeichnet durch die Größe des Kopfes, durch das donnerartige Gebrüll des weiten, zähnevollen Rachens, durch die (dem Weibchen allein fehlende) dichte und lange Mähne, den Haarbüſchel am Schwanz und die Goldfarbe ſeines glatten Felles. Er findet ſich nur in der alten Welt und zwar iſt der aſiatiſche der blondeſte, ſchönſte, glatteſte, größte, oft 8 Fuß lang. Der afrikaniſche iſt dunkelgelber, zottiger und ſeine Mähne wird zuweilen ganz ſchwarz. In ächt katzenartigen ungeheuren Sprüngen packt der Löwe ſeine Beute, zermalmt mit ſeinen Zähnen die dickſten Knochen und iſt ſo ſtark, daß er mit einer bloßen Bewegung des Schwanzes einen Menſchen erſchlagen kann. In ihm iſt die höchſte Muskelkraft concentrirt. Im Gefühl ſeiner Stärke iſt er gleichgültig gegen kleine Feinde, was man dann Großmuth nennt. Wegen dieſer würdevollen Ruhe, ſeiner ernſten Miene und der ſchrecklichen Gewalt, die ihm inne wohnt, hat man ihn von jeher und mit Recht den König der Thiere genannt.

---

*) Die alte Fabel, derzufolge der Panther einen ſo lieblichen Wohlgeruch von ſich gäbe, daß alle Thiere ihm nachfolgen, findet eine annähernde Erklärung in einer Notiz von Junghuhn, Java I. 225. Auf Java nämlich ſuchen die Tiger die großen Hirſchheerden auf und folgen ihnen nach, hintendrein aber kommen ganze Heerden wilder Pfauen und halten ſich ſtets in ihrer Nähe auf, aus keinem andern Grunde, als weil ſich in den Ueberreſten der von den Tigern gefreſſenen Hirſchen und vielleicht auch im Koth der letztern Inſekten erzeugen, welche jene Vögel beſonders lieben.

Neuntes Buch.

Die Lehre vom Menschen (Anthropologie).

1.

Die Vertheilung der Menschen.

Die Physiologie und Anatomie des menschlichen Leibes ist im Wesentlichen schon im siebenten Buche erörtert worden. Die Seelenlehre aber, die außerdem noch den wichtigsten Theil der Anthropologie bildet, kann hier nicht verhandelt werden, weil die unsterbliche Seele, wenn auch auf Zeit mit dem Leibe gepaart, doch nicht von dieser Welt und einem höheren Gesetz unterworfen ist, als dem Naturgesetz. Ich kann also hier nur vom Verhältniß des Menschen zur Natur überhaupt und von den Grenzen zwischen Leib und Seele reden.

Des Menschen Leib ist der vollkommenste Organismus in der sichtbaren Natur und hat das höchste Ziel erreicht, zu dem die Stufenleiter der Thiere hinaufführt. Er ist einerseits den allgemeinen Gesetzen des thierischen Lebens unterworfen, führt aber andrerseits in seiner Schönheit und in seinem physiognomischen Ausdruck in das Reich hinüber, in dem des Geistes Kräfte und Gaben sich bethätigen. In ihm erkennen wir das Centrum der sichtbaren Natur, in dem der Geist die Natur berührt. Er ist nicht mehr ein Gewächs aus der Natur heraus und selbst noch ganz Natur, sondern ein Gefäß, in das von oben her ein fremder höherer Geist gedrungen ist.

„Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Die dem Menschen von Gott eingehauchte unsterbliche Seele

und der ihm von Gott mitgetheilte Geist, als das allgemeine höhere Element, bleiben stets das Erste, Vornehmste, was beim Menschen in Betrachtung kommt; sein Leib, sein Leben in der Natur ist dem untergeordnet, nur Mittel zum Zweck. Deshalb kann auch der Gedanke, im Menschen concentrire und sublimire sich gleichsam die ganze Natur, er sey als kleines Weltall (Mikrokosmus) das Centrum des großen, nur mit Vorsicht und in bestimmter Einschränkung seine Geltung finden und darf weder pantheistisch (mit Ausschließung Gottes), noch materialistisch (mit Ausschließung des Geistes) gefaßt werden. Des Menschen Leib ist das vollkommenste, aus allen Elementen concentrirteste Naturprodukt und alle andern Creaturen verhalten sich zu ihm nur wie Vorstufen oder Theile und Bruchstücke, während er in seiner Leiblichkeit die Vollendung des Ganzen ist. So konnte schon Protagoras sagen: „der Mensch ist aller Dinge Maaß und Regel.“ Daß sich aber die ganze Natur in des Menschen Leiblichkeit spiegelt, ist nicht die Hauptsache, diese ist vielmehr, daß Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde schuf und ihm seinen Geist gab.

Der Mensch kann nie mit der Natur identificirt werden, die menschliche Seele ist ein Fremdling, ein Gast in der Natur. Wenn es nun auch unzulässig ist, sie in ihrer Trennung von der irdischen Materie als reinen Geist zu denken; wenn ihrer ewigen Persönlichkeit vielmehr jenseits auch eine unsterbliche Leiblichkeit zuerkannt werden muß, so ist diese letztere doch nie mit der irdischen zu verwechseln. „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes und leibhaft seyn eine Vollkommenheit,“ sagt Oetinger. Aber die ideale Leiblichkeit des Menschen ist mit dem paradiesischen Zustande verloren gegangen. Die innige Harmonie der Seele mit dem Leibe ist durch die Sünde zerrissen worden, darum ist der letztere auch dem Tode verfallen. Aber die Seelen zu retten, zu läutern und sie der verklärten Leiblichkeit im wiederhergestellten Paradiese zuzuführen, ist der Sohn Gottes Mensch geworden. Das Ebenbild Gottes, welches Gott, indem er am sechsten Schöpfungstage den Menschen schuf, diesem einprägte, ist durch die Sünde verdunkelt und erst durch den Weltheiland wiederhergestellt worden, damit es auch durch ihn in uns wiederhergestellt werde, wenn wir ihm nachfolgen.

Bis das geschehen ist, steht die Leiblichkeit der Seele in keinem harmonischen Verhältniß. Der eigne Leib ist kein treuer Schatten, sondern des Menschen Tyrann oder mishandelter Sklave. Die äußere Natur ist nicht sein Paradies, sondern der Schauplatz seiner Sünden oder seiner

Leiden. Es ist keine Dauer, sondern der Leib muß sterben. Es ist keine Gleichheit, sondern die Seelen vertheilen sich an unendlich verschiedene Leiber nach Geschlecht, Race, Heimath und Zeitalter. Die Herrschaft über die Natur, die Gott unsern ersten Eltern verlieh, besteht immer noch zu Recht, aber durch die Sünde ist das Recht eingeschränkt und verkümmert.

Durch die Sünde kam der Tod, durch den Tod der immer neue Ersatz in Neugeburten, durch die Vervielfältigung der Menschen die Entstehung der Racen. Durch die Hingebung an die Materie auch bei den edel gebliebenen Racen kam das tiefste sittliche Verderben und die wahnsinnigste Verirrung der Geister im Heidenthum, bis der Messias in die Welt geboren wurde. Die Vertheilung der Menschen nach Racen und Zeit und der ganze Gang der Weltgeschichte ist durch die erste Sünde bedingt worden. Es ist der Fluch, nicht mehr im Paradiese, in ewiger Seligkeit, sondern in der rauhen Welt, zu irgend einer nicht von unsrem Willen abhängigen Zeit und unter Umständen geboren zu seyn, die uns beschwerlich und selbst im Glücksfall noch verführerisch sind. Aber dagegen zu murren wäre die Thorheit, die vor der Weisheit im Buche Hiob wie trüber Nachtthau vor der Sonne schwand.

Schon vor der Sündfluth traten die Kinder Adams in einen schroffen Gegensatz, Sethiten und Kainiten. Nach der Sündfluth fallen die Chamiten in die Nachtseite, mit dem Fluch der Knechtschaft und der schwarzen Farbe behaftet, die Neger; die Japhetiten dagegen erheben sich, als die edelste weiße indokaukasische Race, auf die Höhe der Weltgeschichte, gründen große Reiche, gewinnen eine hohe Cultur, pflegen Künste und Wissenschaften und erreichen in Kriegen und Eroberungen gewaltigen Ruhm. Zwischen beiden in der Mitte bleiben die Semiten dem einfachen Gesetz der Väter getreu und pflanzt sich in ihnen die Verheißung des Messias fort, der wirklich unter ihnen geboren wird. Vom Augenblick seiner Geburt an aber beginnt die Berechtigung und Befähigung aller Menschen zur Wiederherstellung der verlornen Gleichheit und Einheit der Kinder Gottes, sofern sie in Christo wiedergewinnen, was sie in Adam verloren.

Die göttliche Weisheit in der Vertheilung der Menschen nach Raum und Zeit ist durch diese allgemeinen Betrachtungen noch lange nicht erschöpft. Wir können hier, wie Hiob, nur anbeten und glauben, das Wissen wird uns, wenn wir dessen würdig sind, jenseits offenbar werden. So gewiß in der großen Vertheilung der Völker und in dem Gange der

Weltgeschichte kein Zufall waltet, so gewiß auch nicht in der Geburt des Einzelnen und in der Stellung, die ihm das Leben anweist, bleibt uns auch das Warum hienieden noch dunkel.

Sofern in jedem neugebornen Menschen eine Seele wohnt, die zur Unsterblichkeit berufen ist, frägt man sich: kommt diese Seele unmittelbar durch Gott in den Leib des Neugebornen? oder geht sie mit dem Leib zugleich von den Eltern aus und steckten nach dem Einschachtelungsprincip alle menschlichen Seelen, nur unentwickelt, schon in Adam? Das erstere nennt man Creatianismus, das letztere Generatianismus. Aus dem letztern geht, sofern man eine Theilung der Seele, eine Abzweigung der Kinderseele von den beiden Elternseelen annimmt, der s. g. Traducianismus hervor. Diese streitenden Lehren lassen sich dahin vereinigen, daß 1) unzweifelhaft jede einzelne Seele ihren Grund allein im göttlichen Schöpfer, der da Jeglichen mit dem besondern Daseyn begnadet, zu suchen hat, daß aber 2) die Seele nur in einer bedingten seelischen, wie der Leib in einer leiblichen Verwandtschaft in die Gesellschaft und die ihr zum Wirken bestimmten zeitlichen und örtlichen Verhältnisse eintritt. Der Creatianismus wird nur bedingt durch den Generatianismus, dagegen ist der Traducianismus zu verwerfen, weil er zu weit von Gott, dem Urheber aller Seelen, abführt und eine allgemeine dehnbare und theilbare Seelensubstanz annimmt, die sich mit der Selbstständigkeit der einzelnen Seele nicht vereinigen läßt.

2.

Die Racen.

Nichts ist so demüthigend für den menschlichen Stolz als eine Betrachtung der niedern farbigen Menschenracen. Wenn wir die Physiognomie eines groben Sünders und Verbrechers in der edlen weißen Race bis zur Thierheit verzerrt sehen, so finden wir hier Ursache und Folge sich entsprechen. Aber den elenden Papua sind wir immer geneigt zu bemitleiden, weil er an seiner affenartigen Miene und Gestalt unschuldig ist. Das Mitleid ist hier wohl am Platze, wenn es dahin führt, den tiefstehenden Mitbruder durch thatkräftige Liebe zu heben; nur aber nicht, wenn man aus der so ungleichen Vertheilung der Menschenvorzüge dem Schöpfer einen Vorwurf zu machen, oder ihn ganz zu leugnen und nur eine Welt des Zufalls zu statuiren sich erkühnt.

Nach der h. Schrift alten Teſtaments lag ein Fluch auf den Kindern Kains und wieder Chams. Nach derſelben h. Schrift neuen Bundes dagegen iſt Gott Menſch geworden, um alle Menſchen ohne Unterſchied zu erlöſen und zur Seligkeit zu führen. Der Fluch iſt nicht wegzuleugnen, er iſt dem ganzen Weſen der umnachteten Völker eingeprägt; aber er ſchließt die Befreiung nicht aus. Die Zurückſetzung, das Unglück der Geburt wird ja auch noch den Angehörigen der edelſten Völkerſtämme zu Theil. Das Weib, wie viel muß es an Freiheit ſein Lebenlang entbehren, und wenn es auf einem Thron geboren wäre. Der Arme, der niedrig Geborene, aber auch der unter Reichthümern mit beſchränktem Geiſt Geborene, ſie alle ſind nicht viel beſſer daran, als der Lappländer in ewigem Schnee und als der nackte Neger. Zudem iſt das Unglück, unter einem Fluche geboren zu ſeyn, noch nicht ſo groß, als das Unglück, im Segen geboren durch eigene Schuld dem Fluch anheim gefallen zu ſeyn.

Alle Menſchen, wenn auch der Race nach noch ſo ſehr verſchieden, ſtammen von Adam ab. Da ſie ſich alle unter einander fortpflanzen können, iſt die Einheit des Menſchengeſchlechts auch phyſiologiſch erwieſen. Wo das Paradies gelegen, iſt nicht mit voller Gewißheit ermittelt. Dagegen iſt über den Ausgangspunkt der Kinder Noahs kein Zweifel. Der Ararat, auf dem die Arche Noä gelandet, heißt eben deshalb Arghidagh (Berg der Arche), entſtellt in Ararat. Dieſer Berg liegt ziemlich genau in der Mitte zwiſchen Aſien, Europa und Afrika, zwiſchen dem Cap und der Behringſtraße, dem grünen Vorgebirg und Japan, Irland und Malacca, alſo im Centrum der alten Welt. Dahin weiſen nun wirklich alle älteſten Völkererinnerungen als auf die Heimath zurück, von wo die Völker ausgegangen ſeyen. Viele Naturforſcher, welche es überhaupt darauf anlegten, die bibliſche Wahrheit zu leugnen, behaupteten, jede Hauptrace habe ihren eigenen Adam gehabt. Bory de St. Vincent in Paris nahm 15 dergleichen Adame in 15 verſchiedenen Paradieſen an. Link in Berlin meinte dagegen, Adam und Eva ſeyen Neger geweſen und die helle Farbe habe ſich erſt mit der Cultur entwickelt, weil auch Rinder, Pferde, Schweine in wildem Zuſtande ſchwarz ſeyen und erſt in der Bezähmung hellere Farben annehmen. Die neueſten Materialiſten laſſen Adam gar Sohn eines Affen ſeyn, um die Stufenleiter der Thiere, die bis zum Menſchen führe, nicht zu unterbrechen. Ich will mich hier nicht auf alle dieſe thörichten, zum Theil von gemeiner Bosheit ausgeheckten Meinungen einlaſſen und hebe nur hervor, daß es im Zeitalter philoſo-

phiſcher Aufklärung eine ziemlich allgemeine Vorausſetzung war, der erſte und die erſten Menſchen ſeyen thieriſch roh geweſen und hätten ſich erſt ſehr allmählig und zwar aus eigenem Geiſt und Talent herausgebildet. Erſt ſeyen ſie nackt gegangen und hätten rohes Fleiſch gefreſſen, wie die Thiere, allmählig ſeyen ſie darauf gekommen, ſich Kleider, Waffen ꝛc. zu verfertigen. Erſt hätten ſie nur gebrüllt und geheult wie Thiere, allmählig hätten ſie für das, was ſie ausdrücken wollten, dieſelben Laute beibehalten und ſomit die Sprache erfunden. Das alles iſt unbibliſch und auch höchſt unwahrſcheinlich. Ohne eine göttliche Weiſung hätte der erſte Menſch gar nicht exiſtiren können und das Wunder dieſer ihm ertheilten Belehrung iſt doch wohl nicht befremdender, als das ſeiner Schöpfung überhaupt. Sodann iſt es widernatürlich, die erſten Menſchen als Beſtien aufzufaſſen. Das waren ſie ſo wenig, als vollkommene Engel. Sie waren echte Kinder mit allen, nur noch nicht entwickelten, menſchlichen Anlagen zum Guten wie zum Böſen. Die Entwicklung dieſer Anlagen aber nach der einen oder andern Seite hin griff ohne Zweifel in die Trennung der Racen beſtimmend ein.

Es iſt erwieſen, daß unſer Organismus den äußern Einwirkungen trotzt, daß ſein wunderbar künſtliches Getriebe von außen nur genährt oder zerſtört, nicht aber in ſeiner ſtrengen Geſetzmäßigkeit verändert wird. Man muß alſo ſeine Veränderungsfähigkeit lediglich in ihm ſelbſt ſuchen. Und alsdann ſcheint es, wenn auch immer nur hypothetiſch, doch unter den Hypotheſen die natürlichſte zu ſeyn, wenn man annimmt, daß dieſe Veränderungsfähigkeit als das Qualitative mit dem Quantitativen der menſchlichen Zeugungskraft in umgekehrtem Verhältniß ſtehe, d. h., daß vom erſten Menſchenpaar an, in je weniger Individuen die zeugende Kraft ausgegangen, die Kontraſte derſelben deſto greller geweſen ſeyen. Auf entfernte Weiſe hat man an einen ſolchen Unterſchied gedacht, indem man angenommen hat, die erſten Menſchen ſeyen viel kräftiger, ja rieſenhaft geweſen und viel älter geworden, als es die Menſchen jetzt werden, weil damals gleichſam die ganze Kraft des Menſchengeſchlechts noch in wenigen Individuen vereinigt geweſen. Nimmt man aber dieſe Verſtärkung der Kraft überhaupt an, ſo kann man auch eine Verſtärkung der Gegenſätze in den früheren Zeiten annehmen und den ſcharfen Unterſchied der Racen als nothwendige erſte und kräftigſte Offenbarung der einmal in unſer Geſchlecht gelegten Unterſchiede erklären. Die Mannichfaltigkeit, müſſen wir denken, lag ſchon verborgen in Adam, und es war natürlich, daß

sie sich zuerst in dem stärksten Gegensatz ausprägte, in Schwarz und Weiß, denen dann alle schwächeren Gegensätze und Vermittelungen folgten. Ueberhaupt muß man wohl an eine Einheit der Gattung, an eine in der Gattung fortwirkende, immer thätige, in dieser Thätigkeit aber einem gewissen Stufengang und bestimmten Entwicklungsgesetzen folgende Produktionskraft glauben, die von der körperlichen Bildung zur geistigen und von dem Ausprägen der entschiedensten Eigenthümlichkeit zur allmähligen Ausgleichung übergeht. Im Alterthum herrschte der Körper über den Geist, die Race über den individuellen Werth; jetzt hat sich der Geist in dem mehr vernachläßigten Körper wunderbar entwickelt, und Eroberung, Handelsinteresse und Civilisation arbeiten an einer allgemeinen Vermischung der Racen.

Ueber die Eintheilung der Racen ist man immer noch nicht in's Klare gekommen. Humboldt sah mit Recht in ihrer großen Menge und Mannigfaltigkeit und in den kaum merklichen Uebergängen zwischen denselben einen Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts. Im Allgemeinen färbt die Sonne des Südens alle Menschen schwarz und bleicht die blasse Sonne des Nordens sie bis auf das Haar. Im Allgemeinen lassen sich ferner die weißen und dunklen Menschen auch ihrer Leibes- und Gesichtsbildung nach als zwei Hauptracen auffassen. Andrerseits unterscheiden wir die edle weiße, durch rosiges Erröthen verschönerte Race von vier um sie lagernden minder vollkommen organisirten Racen, nämlich von den bleichgelben und melancholischen Mongolen im Norden, von den olivenfarbnen und cholerischen Malayen im Osten, von den schwarzen sanguinischen Negern im Süden und von den phlegmatischen kupferrothen Amerikanern im Westen. Von diesen stehen Mongolen und Amerikaner immerhin noch der edlen weißen Race näher und nur Malayen und Neger bilden die Nachtseite der Menschheit.

Innerhalb der edlen weißen Race unterscheiden sich die in ihrer Physiognomie, wie in ihrer Sprache von einander abweichenden Semiten und Japhetiten. Die ersteren nähern sich in Manchem, z. B. in häufig vorkommendem Wollhaar, der dunklen Race und stehen überhaupt in der Mitte der Menschheit, während die höhere physische, intellektuelle und ästhetische Ausbildung auf Seite der Japhetiten fällt, der Perser, Griechen, Römer, Germanen. Bei diesen Völkern findet sich die regelmäßigste Gestalt, der regelmäßigste Schädel, das schönste Gesicht mit gerader oder converer Nase und mit feinem, schlichten, wallenden Haar.

Die Mongolen haben breite viereckige, schmutziggelbe Gesichter, lange

und gegen die Nase schiefstehende Augenbraunen mit sehr kleinen Augen, eine breite kurze Nase, vorstehende Backenknochen, ein häßliches, aber intelligentes Volk mit einem physiognomischen Ausdruck und Charakterzuge, darin sich etwas Greisenhaftes, der Eigensinn und Petantismus des Alters verräth. Nach chinesischer Legende soll einer der größten mongolischen Heiligen Lao-tse schon in Greisengestalt aus Mutterleibe gekommen seyn. Das entspricht ganz dem mongolischen Wesen. Die ganze Cultur dieses Volkes trägt den Charakter des Großväterlichen, Antiquirten, eigensinnig Unabänderlichen.

Die Indianer oder Rothhäute in Amerika haben noch etwas mongolisches, verrathen die Herkunft aus Japan und China, sind aber mehr oder weniger kupferroth gefärbt und haben flachere Stirnen und spitzere Köpfe. Diese Schädelbildung zeigt sich noch viel extremer an zwei in Peru gefundenen Todtenköpfen, die wahrscheinlich einem ausgestorbenen Volk angehören. Froriep, Notizen 1843 Nr. 530. Die Rothhäute theilen mit den Mongolen eine eigenthümliche Feinheit der Sinne. Wie der Mongole aus seinen tiefen kleinen Augen viel weiter in die Ferne sieht, als irgend ein Europäer, so hat der Wilde in Amerika einen Spürsinn wie ein Hund, und erkennt noch mehrere Stunden nachher, ob ein Thier oder ein Mensch in der Nähe war. In Charakter und Bildung aber widersprechen sich die beiden Racen. Die Rothhäute sind grausame Wildjäger, aller Civilisation Feind und äußerst träge, wenn der Hunger sie nicht anspornt.

Die malayische Race ist olivenfarben und geht wie eine Dämmerung in die Nacht der schwarzen Menschen über. Sie ist die am meisten zum Zorn und Rache geneigte, cholerische Race; ihre höchsten Wuthausbrüche kommen in Malacca, ihre rohesten Grausamkeiten auf Neuseeland vor. Dieser Racenzug erscheint aber auf einzelnen Inselgruppen des stillen Meeres wieder so gemildert, daß z. B. Forster (Bemerkungen S. 204) in Otahaiti nur ein Volk von liebenswürdigen und höchst freundlichen Kindern zu finden glaubte.

Die schwarze Race zeigt eben so große Verschiedenheiten, wie die weiße. Am tiefsten stehen die Papuas in Neuholland, Polynesien und zum Theil noch im Innern Südasiens zerstreut, schwarze Menschen mit Wollhaar, spitzem Hinterkopf, vorstehendem Affengesicht, dicken Bäuchen und wadenlosen affenartigen Beinen, äußerst roh und thierisch. Dann die Buschmänner in Afrika, die sehr grausam und so stumpfsinnig sind, daß

ſie nicht einmal Namen haben. Lichtenſtein, Reiſe S. 192. Die Hottentotten am Cap ſind mehr braun als ſchwarz und haben eine faſt mongoliſche Geſichtsbildung, aber in ihrem hohl eingebogenen Rücken und in dem Fettwulſte, der den Weibern hinten angewachſen iſt, wie den Capſchafen, verräth ſich etwas ſehr Thieriſches. Das Thieriſche, vorſtehende dicke Lippen, eine Quetſchnaſe, Wollhaar, ein übel riechender Schweiß, ein ſpitzer Kopf, eine affenartige Lebhaftigkeit kehrt faſt bei allen Negern wieder, doch gibt es unter ihnen auch viele Stämme von vollkommen plaſtiſcher Körperſchönheit und edlen Geſichtern. Ihre Haut iſt, wenn auch ſchwarz, doch ſammetartig und zart. Aus der Vermiſchung mit Weißen entſtehen die braunen Mulatten, die durch Terzerones, Quaterones und Quinterones, indem ſie immer wieder mit Weißen ſich vermiſchen, endlich ganz weiß werden. Aus der Paarung von Negern und rothen Amerikanern entſteht dagegen eine ſehr häßliche und bösartige Race. In der Berührung mit der weißen Race ſind die Neger alle, gemäß ihrem Fluche, Sklaven geworden, aber auch in Afrika ſelbſt und unter ſich haben ſie immer nur als Wilde oder unter rohen Deſpoten gelebt.

Wenn man den weiten Umkreis der Völker überſchaut, die heute noch in tiefer Unnachtung liegen, die ſich wie die wilden Thiere freſſen (denn in der That gibt es noch Menſchenfreſſer unter den drei niedren Racen) oder die einander als zahmes Vieh (Sklaven), nicht als Menſch und Bruder behandeln, und tief im heidniſchen Aberglauben verſunken nicht nur der chriſtlichen Wahrheit ferne ſtehen, ſondern ſich auch im Banne dämoniſcher Verblendung direkt ihr entgegenſtemmen; ſo wird man verſucht über das menſchliche Elend zu weinen, um ſo mehr, als auch die Betrachtung der edlen weißen Race und der großen Chriſtenheit ſelbſt des Unchriſtlichen und Unvernünftigen, des Jammers und der Sünde ſo viel zur Schau trägt. Aber um ſo dringender iſt die Aufforderung an jeden, der den Glauben und die Kraft nicht verloren, an der großen chriſtlichen Miſſion mitzuwirken, die da berufen iſt, die Nacht zu erleuchten und ritterlich wider die weltumſchlingenden Ungeheuer der Sünden zu kämpfen.

3.

Natürliche Lebensgeſetze als Bedingung der Sitte.

Man berechnet die gegenwärtige Bevölkerung der Erde zu 1000 Millionen Seelen. Unabänderlich theilen ſich dieſe in Männer und Weiber.

Man kann nur ganz geringe Schwankungen in den männlichen und weiblichen Geburten wahrnehmen. Immer sind die ersteren etwas zahlreicher, weil Krieg und rauhe Arbeit mehr Männer aufreiben. Nach großen Kriegen hat man schon einigemal auffallend zahlreichere Knabengeburten wahrgenommen, wodurch der Männerverlust wieder ersetzt wurde. Da die Vermehrung immer wächst, entsteht die Frage, ob die Oberfläche der Erde zuletzt ausreichen werde, um alle Menschen zu fassen? Bedenkt man indeß, wie oft schon, wenn die Völker zu zahlreich und übermüthig wurden, große Katastrophen, Krieg, Pest, Hunger sie wieder lichteten, so braucht man sich keine Sorgen um die Unterbringung zu machen. Die oben nicht mehr wohnen können, finden ihre Wohnung um so gewisser unten. Durch die ganze Weltgeschichte geht ein Plan Gottes hindurch. Gottes Gerichte werden erfüllt werden, ob die heutige Nationalökonomie und Völkerstatistik es begreift oder nicht.

Man berechnet je ein Menschenalter zu 33 Jahren oder noch genauer, es stirbt jährlich einer unter 35, und wird zu 30 ein neuer geboren. Die Lebensdauer bildet einen weiteren Kreis um den engern Kreis der Geschlechtsthätigkeit. Im Leben des Mannes ist die Grundzahl 9. Mit 2 mal 9 Jahren wird er reif, mit 5 mal 9 steht er auf der Höhe des Lebens, mit 7 mal 9 hört sein Geschlechtsleben auf, mit 9 mal 9 Jahren endet meist sein Leben, wenn er es überhaupt so weit gebracht hat. Die Grundzahl des Weibes aber ist 7. Mit 2 mal 7 Jahren wird das Mädchen mannbar, mit 7 mal 7 Jahren hört das Weib auf, Mutter werden zu können. Diese Grundzahlen sind von den Menschen der gemäßigten Zone zu verstehen. Im Norden wird eine Ziffer höher gegriffen. Die Schwedin wird später mannbar und kann nach dem 50sten Jahre noch Kinder haben. Im Süden wird die Ziffer tiefer gegriffen, ja bei den Negerinnen fällt sie bis auf 5 herab. Eine Negerin wird in 2 mal 5 Jahren mannbar, aber auch so früh wieder unfruchtbar, daß sich hauptsächlich hieraus die Vielweiberei erklärt. Der noch kräftige Mann nimmt nicht sowohl mehrere Weiber neben, als nach einander, weil sie so rasch dahinwelken. Alle diese Verhältnisse sind am besten auseinandergesetzt in Butlers Biotomie.

Wie eine stete Ausgleichung zwischen Leben und Tod und zwischen der Zahl der beiden Geschlechter Statt findet, so ohne Zweifel auch zwischen den Race- und Familiencharakteren. Physiognomische Typen, die in der männnlichen Linie aussterben, dürften sich doch in der weiblichen fort-

pflanzen und eine gewisse Zahl von Grundzügen nie in der Menschheit untergehen. Oft bleibt ein solcher Grundzug latent in der Familie und tritt erst bei Enkeln, ja nach mehreren Generationen wieder hervor. Atavismus nennt man die Eigenthümlichkeit, die sich bei Menschen, Thieren und selbst Pflanzen findet, wonach die Enkel den Großeltern ähnlicher werden, als den Eltern. Bei Menschen zeigt sich das ungemein häufig. Sageret glaubt daraus aber auch merkwürdige Anomalien im Samen der Pflanzen erklären zu können. Vgl. Decandolle, Physiologie der Pflanzen, deutsch von Röper II. 440. Das Hervortreten älterer und gesunder Grundzüge verhält sich oft wie die Wiedergenesung. Familien, deren Glieder anhaltend Lastern ergeben und durch Krankheiten geschwächt sind, sterben aus, ihr besserer Grundzug kommt aber durch Verheirathung mit Weibern aus gesunderen Familien später doch wieder zum Vorschein. Uebrigens will die Natur Vermittlung von Gegensätzen und Familien, die immer nur unter sich heirathen, müssen bei Menschen wie beim Vieh verkümmern, während Durchkreuzung verschiedener Familien die Race verbessert.

Abgesehen von wenigen Unglücklichen, die nicht im Familienleben aufgewachsen, und von wenigen Verzärtelten, die nicht zu arbeiten brauchen, sind alle Menschen zunächst auf das Familienleben und auf die Arbeit angewiesen. Ohne diese beiden großen Institute würde die Menschheit verwildern. Die Mutterliebe mildert und veredelt alle, die Arbeit fesselt den Unbändigen und stärkt den Schwachen. Die Arbeit, das Erbtheil, welches uns der sündige aus dem Paradies verstoßene Adam hinterlassen, ist nicht die Strafe, sondern der Trost, denn in der Arbeit ist Segen. Man kann sich die Menschen in ihrer gegenwärtigen Sündhaftigkeit ohne Arbeit in stetem Müssiggange gar nicht denken. Deswegen ist der Optimismus, der alle Menschen zuletzt durch Maschienenarbeit von der eigenen Handarbeit befreien und „Bildung und Wohlstand für alle“ erobern möchte, nicht nur ein Wahn, sofern er sein Ziel nie erreichen kann, sondern schließt auch ein unvernünftiges Begehren in sich, denn der Müßiggang ist aller Laster Anfang. Nur das ist traurig, daß der Arbeitslustige so oft nicht einmal mehr Arbeit finden kann und unglücklicher, als das wilde Thier des Waldes, unter seinen Mitmenschen, Mitchristen Hunger sterben muß. Nachdem schon vor Jahrtausenden im Orient und bei den gebildeten Völkern des Südens das natürliche Familienleben aufgegeben oder zerrüttet und in ein unnatürliches Leben voll Hurerei umgewandelt worden ist, was der Untergang jener Völker und die Herrschaft neuer ge-

sunderer Völker herbeigeführt hat, ist nunmehr die europäische Menschheit im Begriff, eben so sehr das natürliche Verhältniß der Arbeit zu verkennen und zu verkehren. Darin liegt eine ungeheure Gefahr. Von den beiden Schutzmauern, die Gott der aus dem Paradiese verbannten Menschheit aufgerichtet, der Familie und der Arbeit, darf keine wankend werden oder es geschieht den Völkern zum unvermeidlichen Verderben.

4.

Die dämonische Verführung durch Naturreize.

Die natürlichen Triebe unter den vom Sittengesetz gebotenen Einschränkungen zu befriedigen und die Lust dieser Welt mit Maaß zu genießen, ist dem Menschen nicht verboten. Aber er erniedrigt sich zum Thier, wenn er nur die niedern Triebe zu befriedigen sucht auf Kosten des Höheren in ihm, und er sinkt unter das Thier hinab, wenn er es in einem Uebermaaße thut, wie es das Thier nie thut. Zu den Freiheiten der Menschen gehört auch dieser widernatürliche Heißhunger nach Genuß. Das Thier, nur seinem Instinkt folgend, handelt vernünftiger, als der Mensch, der seine Vernunft betäubt und seinen Körper zerrüttet durch Uebermaaß des Genusses. Die Freiheit der Menschen, das Nichtmehrgebundenseyn an den zwingenden Instinkt, sonst des Menschen höchste Ehre, wird ihm hier zur Schande und zum Fluche.

Die Verthierung des Menschen im Sinnengenuß culminirte bei den vorderasiatischen und afrikanischen Völkern des Alterthums, die im Orgiasmus allein das tiefste Mysterium der Gottheit erkannten, kehrte aber auch noch in der christlichen Zeit regelmäßig da wieder, wo der sittliche Ernst und die Geistesstrenge erschlaffte, und gesellt sich auch heute noch überall zur Rohheit des gemeinen Volks und zur Corruption der Gebildeten. Der Schwelgeteufel, der Sodom und Babel und dem altheidnischen Rom den Untergang bereitete, hat auch heute noch seine Tempel in allen Hauptstädten, verführt die Jugend und reißt das gemeine Volk zu Beneidung der Reichen hin. Während noch heidnische Völkerschaften leben, bei denen seit Jahrtausenden die Prostitution zum Gottesdienst gehört, sind mitten in der christlichen Welt auch unter andern Namen unzählige Tempel der Mylitta aufgerichtet, in denen ganz der nämliche Kultus begangen wird. Und während bei heidnischen Völkern immer noch Menschenopfer vorkommen, opfern nicht minder wir mitten in der Christenheit immer noch unsere

Kinder dem Moloch, ſchlimmeren Flammen ſie hingebend, als denen des irdiſchen Feuers. Was uns die Reiſenden erzählen von der tiefen ſittlichen Verſunkenheit und vom religiöſen Wahnſinn der Heiden, und was unſere Polizei- und Criminalſtatiſtik aus dem Schooße der Chriſtenheit ſelber berichtet, gibt eine Summe von Greueln der Menſchheit, bei der wir uns ſchmerzlich erinnern müſſen, welche unermeßliche Aufgabe die chriſtliche Miſſion noch zu löſen hat.

Minder roh und thieriſch, mehr geiſtiger Art iſt der Genuß, den die Schönheit der Natur gewährt, aber in ihr liegt eine dämoniſche Verführung, die gefährlichſte aller Bezauberungen für den Geiſt. Zum Erkennen und Ausbilden des Schönen neigte unter den heidniſchen Völkern des Alterthums vor allen, wie bekannt, das griechiſche hin. Aber man kann nicht behaupten, daß die Schönheitsideale der griechiſchen Plaſtik, ſofern ſie die „volle Majeſtät der Natur“ in gemeiner Nacktheit ausdrückten, eine Rückkehr aus dem Stande der Schuld in den Unſchuldszuſtand des Paradieſes geweſen ſeyen. Wie rein auch viele dieſer Werke erſcheinen, ſofern ſie durchaus ein Spiegel der ſchönen Natur und fern von unſittlicher Verliebung ſind, wahrer geiſtiger Adel ſogar andere unverkennbar auszeichnet, ſo konnte doch im Allgemeinen die Verliebung des Menſchen in ihre eigene nackte Geſtaltung, die ausſchließliche Vergötterung des Menſchenfleiſches zu nichts beſſerem hinführen, als wohin ſie geführt hat. Die griechiſchrömiſche Bildung ging in gräulicher Unzucht unter. Und auch im chriſtlichen Zeitalter hat die Kunſt ſich immer und immer wieder jenem heidniſchen Zauber zugeneigt, ſo daß nichts ſchwerer erſcheint, als die natürliche Schönheit dem ſittlich Schönen des Chriſtenthums ausſchließlich zu vereinigen und die Verführer abzuhalten, die immer wieder mit dem heidniſchen Liebreiz locken und die chriſtliche Strenge als Unnatur verhaßt machen möchten. Das Mittelalter erkannte das ganze Gewicht der Frage und verehrte darum in der heil. Jungfrau Maria die unzertrennliche Vereinigung des Heiligen mit dem Schönen. Im Geheimniß ihrer Jungfräulichkeit liegt bewahrt, was die Schönheit in Kunſt und Natur allein zu heiligen und die Dämonen der heidniſchen Verführung zu verbannen vermag.

Etwas nicht minder Verführeriſches wie in der Schönheit liegt in der Kraft. In der Fülle der Kraft fühlte ſich unter den heidniſchen Völkern der Vorzeit keines ſo gewaltig, frei und ſtolz, wie das deutſche. Unſere Stammväter waren vorzugsweiſe Helden, Krieger, Eroberer, Sieger

und Herrn. Dem entſprach ihre Religion, der Odinismus, das Programm des rückſichtsloſeſten Subjectivismus: „ich darf, was ich kann, wenn ich kann, was ich will.“ Daſſelbe Kraftgefühl, nur weniger perſönlich, beſeelte auch die alten Römer. Sie fühlten ſich als die Allgewaltigen nicht, wie die deutſchen Reken, wegen ihrer körperlichen Rieſenkraft, ſondern wegen ihrer ſtaatlichen Organiſation. Aber im Gebrauch der Kraft waren ſie ſo gewiſſenlos, wie die Germanen und wie die noch roheren Völker, welche die heil. Schrift als Gog und Magog bezeichnet, die wie eine Gewitterwand ſtets im Hintergrunde der Weltgeſchichte drohenden Heerſchaaren Attilas und Diſchingiskans. Das Kraftbewußtſeyn verführt aber auch inmitten der Chriſtenheit zu denſelben Sünden an der Menſchheit, die im Heidenthum begangen wurden. Der Starke erdrückt, mishandelt und misbraucht den Schwachen. In dieſer Beziehung iſt unſer Völker- und Staatsrecht nur dem Namen nach chriſtlich. Die männliche Kraft, geiſtig wie leiblich, erhält ihre Weihe erſt durch den ſittlichen Zweck, dem ſie dient, und durch die Gottesfurcht, die des Helden edelſter Schmuck iſt. Darin liegt die Bedeutung des chriſtlichen Ritters. Wir ſind aber in unſerem Zeitalter nur zu ſehr in die heidniſche Ueberſchätzung und Vergötterung der eigenen Kraft zurückverſunken. Wir treiben in der „Donjuanerie“ wieder mit der menſchlichen, die ſubjectivſte Willkühr austobenden Kraft eine äſthetiſche Abgötterei und ſind doch Schwächlinge geworden in Vergleich mit den altnordiſchen Helden.

Nahe verwandt damit iſt die Ueberſchätzung der Dinge in der Natur, durch die wir für die kurze Lebensdauer Reichthum und Macht gewinnen, die auch leider in unſerer Gegenwart ſo ſehr vorherrſchende Phyſiokratie. Sie iſt z. B. die Seele des engliſchen Staates und Volkes. Sie ſtellt der Kirche des Herrn die Werften und Arſenale und die Weltinduſtrieausſtellung in den coloſſalen Glaspaläſten entgegen. Sie iſt nur eine neue Art der alten Magie, eine zeitliche Allgewalt gegründet auf die ausſchließliche Beherrſchung der Natur auf Koſten der Nebenmenſchen. In ihr kehrt auch der alte Cultus des goldenen Kalbes wieder.

Im Gegenſatz gegen die dämoniſche Verlockung durch den Zauber der Naturmächte und gegen die heißen Triebe und falſchen Begeiſterungen iſt bei den ſchwächeren und durch die ſ. g. Bildung blaſirten Leuten, insbeſondere am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Auffaſſung der Natur Mode geworden, die ich als die nichtswürdigſte von allen bezeichnen möchte, weil ihr nicht einmal mehr ein Gefühl für das Erhabene, Reizende und

Schreckliche der Natur innewohnt. Das ist die Auffassung der Natur als des Gemeinen und Alltäglichen, worin sich der Mensch nur etwa so behaglich fühlt, wie in seinem Schlafrock. Alles Wunderbare in der Natur wurde mit altkluger Albernheit geläugnet, alles Geheimnißvolle wußte man, wenn auch noch so abgeschmackt, zu erklären. Von Gott dem Schöpfer und Erhalter brauchte nicht mehr die Rede zu seyn, da der Mechanismus der Natur sich von selbst verstand. Aus Abscheu vor dieser Trivialität retteten sich poetische Seelen in die Schauer des heidnischen Urwaldes. Die biblische Auffassung der Natur ging den Gebildeten fast ganz verloren.

5.

Die Naturflucht.

Trotz der Schwäche, durch welche die Seele des Menschen ganz von der Natur abhängig werden kann, wohnt ihr andrerseits eine Stärke inne, die sich auch wieder ganz von der Natur losreißt. In vielen Seelen spricht sich das Urgefühl, sie sey fremd in der Sinnenwelt, ein Flüchtling aus dem verlorenen Paradiese, zu dem unsägliches Heimweh sie hinzieht, auf eine ungewöhnliche Weise aus. Sie können eigentlich nie recht heimisch werden in dieser Welt. Nichts ist rührender, als den kindlichen und unschuldigen Menschen leiden zu sehen unter dem Schrecken einer nicht durch seine persönliche, sondern nur durch die Schuld der Gattung befreiten und empörten Naturmächte. Aber es geht auch ein unvertilgbarer Glaube durch die Völker, die reine Unschuld übe noch immer den alten Zauber über die Natur. Das ist die unmittelbare Reaction der Unschuld im bloßen Blick und Wort gegen die böse Macht. In hohem Grade poetisch ist schon überhaupt das Anfremden der kindlichen Seele durch die Wildheit und Bosheit, die ihr in der Natur entgegentritt. Nirgends bewährt sich der höhere Ursprung des Menschen so deutlich. Die kindische Angst einsamer und schwacher, in rauher Natur lebender Völker, wie der Lappländer, vor den Schrecken dieser Natur ist unserm gebildeten und durch Bequemlichkeiten verwöhnten Geschlecht freilich unbekannt. Die Vorstellungsweise der Inder, wonach die Natur eigentlich die Hölle, jeder lebendige Leib der Kerker einer unsterblichen, aber wegen früherer Sünde verdammten Seele, das Leben eine Strafe ist, auch sie beunruhigt unsere aufgeklärte Welt nicht. Die altpersische Lehre, wonach die eine Hälfte der Natur und

ſämmtlicher Creaturen gut, die andere böſe iſt, ſetzt in unſern Tagen auch Niemand mehr in Verlegenheit oder erweckt Scrupel in Betreff der Behandlung der Thiere. Nur unbewußt wiederholt die Rohheit der Menſchen jenen alten Haß gegen die angeblich böſen Thiere unter unwürdiger Miskennung der h. Schrift, die da ſagt: „der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes“. Die gnoſtiſche Lehre, nach welcher die Natur vom Demiurg, d. h. von einem Untergott und böſen Dämon, geſchaffen und regiert wird, bis es dem höchſten guten Gott gefallen wird, ihn abzuſetzen, iſt längſt vergeſſen, obgleich noch immer praktiſch darnach von vielen gehandelt wird, die etwas in der Welt zu ſchaffen und zu regieren haben und anſtatt im Sinne des alleinigen Schöpfers und Herrn Gutes zu begründen und gut zu regieren, das Gegentheil thun, ſich tröſtend: am Ende wird der große Gott der Ewigkeit ſchon wieder einrichten, was wir kleinen Götter in der Zeit verwirrt haben.

Inzwiſchen macht ſich doch auch noch in unſerer Zeit ein heimliches Grauen vor der Natur geltend. Es wird ſo viel gegen die Natur geſündigt, daß man die Strafe, die in ihrer Conſequenz liegt, ſchon von ferne herannahen ſieht und ſehr fürchtet. Zugleich hat der Unglaube den Stecken und Stab verloren, „der uns furchtlos macht, ob wir auch wandeln im finſtern Thale“, und der Aberglaube iſt ihm auf dem Fuß gefolgt. Daher die ſcheue Neugier, die ſich ſo gern mit der „Nachtſeite der Natur“ und mit dem „Hineinragen des Dämoniſchen“ in die gemeine hausbackene Alltäglichkeit beſchäftigt. Göthe hat einmal geſagt, es liege etwas Tückiſches in der Natur, davor man ſich in Acht nehmen müſſe. Es iſt einige Selbſttäuſchung dabei. Mancher hält für Tücke, was nur einfache Folge des Naturgeſetzes iſt. Den Liederlichen, der ſeine Kräfte vergeudet, beſchleicht Krankheit und früher Tod. In vielen andern Fällen iſt, was heimtückiſcher Zufall erſcheint, z. B. ein unerwartetes Unglück, nur höhere Beſtimmung. Doch ſoll damit das Dämoniſche, eine dem Menſchen feindliche Macht in der Natur, nicht geleugnet werden.

Am weiteſten iſt unſere Zeit von derjenigen Neigung und Kraft, die Natur zu fliehen, entfernt, welche man Askeſe nennt. Sie iſt doppelter Art. Der indiſche Bramine und der griechiſche Cyniker verachteten die Natur und entſagten jedem ihrer Reize aus geiſtigem Hochmuth. Der Bramine hoffte durch Selbſtquälerei einen Rang unter den Geiſtern zu erlangen, der ihm ſelbſt die Götter dienſtbar machen ſollte. Diogenes aber verachtete die Natur, um ſich vor allen andern Sterblichen auszu-

zeichnen, daher man ſagte, die Eitelkeit ſchaue zu den Löchern ſeines Mantels heraus. Von anderer Art iſt die chriſtliche Asceſe, die freiwillige Entſagung, um in der Einſamkeit die Seele zu ſammeln und zu reinigen, um ſich ausſchließlich Gott zu weihen, um den Verſuchungen der Welt entrückt zu ſeyn. Es iſt bekannt, daß wenn dieſe Asceſe in frühern Zeiten Heilige machte und andrerſeits zu Uebertreibungen (z. B. bei den von der Kirche ſelbſt verworfenen Geißlern) führte, ſie der Neuzeit ziemlich fremd geworden iſt. Die Zügelung der Sinne iſt es wenigſtens nicht, was heute Tagesordnung genannt werden könnte.

Dennoch wimmelt es in unſerer Zeit von Weltſchmerz, Europamüdigkeit, Eckel auch an der geſunden Natur, und von jenen Verzweifelten, die es nicht mehr aushalten können unter der Sonne, und die daher ihrem Leben mit eigener Hand ein Ende machen. Die Aufklärung hat ſich beſchwert, das Mittelalter habe zu viele heilige Einſiedler und Asceten gehabt. Wir ſollten es darum preiſen, denn was haben wir dafür? Wir haben um ſo mehr Selbſtmörder. Die ſociale Statiſtik bezeugt ein wahrhaft erſchreckendes Anwachſen ihrer Zahl und zwar ausſchließlich in den civiliſirten Ländern, in den Reſidenzen und Univerſitätsſtädten, die ſich der höchſten Bildung rühmen.

Die h. Schrift lehrt, die ſtrenge Geſetzmäßigkeit, die in der Natur liegt, offenbart ſich überall als göttliche Gerechtigkeit. Dem Reinen und Frommen hört dieſe Natur niemals auf, ein Paradies zu ſeyn und umſchlöße ſie ihn auch mit Kerkerwänden. Dem Unreinen und Gottloſen aber wird auch das Paradies zur Hölle. Mächtiger als die ſchwerſte Prüfung und Noth iſt Gottes Gnade, wie Hiob bezeugt, und mächtiger auch wieder als das ſtolzeſte Sicherheits- und Geſundheitsgefühl des Frevlers iſt Gottes Zorn, wie Daniel bezeugt. Nur hinter der Ueppigkeit und hinter dem Misbrauch des uns von Gott gewährten Naturreichthums lauern die gerechten Strafen, die Sündfluth, das Feuer von Sodom und Gomorrha, die ägyptiſchen Plagen, zuletzt die in der Apokalypſe verkündeten Schrecken des Weltendes.

6.

Die ſ. g. Nachtſeite der Natur.

Unter dieſem Namen pflegt man die wunderbaren Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, der Sympathie und Antipathie, der Inſpiration

und Beſeſſenheit, endlich aller Wirkungen vielnamiger Magien zuſammenzufaſſen. Was darunter Beziehungen der Seele zur Geiſterwelt, zu Himmel und Hölle, heilige Extaſen hier und dämoniſche Verbindungen dort ſind, gehört nicht hierher. Nur das kann uns hier in Betrachtung kommen, was ausſchließlich noch die Natur angeht.

Nun läßt ſich aber nicht beſtreiten, daß es Tiefen der menſchlichen Seele gibt, in denen ſich beim Schlafe der gewöhnlichen Sinne, ein neuer Sinn nicht nur paſſiv für die Wahrnehmung der Natur, ſondern auch activ für das Hineinwirken in die Natur offenbart. Paſſiv äußert ſich dieſer Sinn, wenn man im Traum, in wacher Viſion oder im Helliehen während des magnetiſchen Schlafs Dinge ſieht, die entweder räumlich zu weit von uns entfernt ſind, als daß wir ſie mit gemeinen Augen ſehen könnten, oder die uns der Zeit nach fern liegen, längſt vergangen ſind oder gar erſt geſchehen ſollen. Ferner, wenn man durch Dinge afficirt, unwiderſtehlich angezogen oder abgeſtoßen wird, die uns im gemeinen Leben würden gleichgültig gelaſſen haben. Activ äußert ſich der neue Sinn durch die Macht des Sehers, der in ferne Welten und Zeiten blickt, durch die Macht des Magnetismus, der die Seele der Somnambule wie Magnet das Eiſen nach ſich lenkt. Das äußere Organ, wodurch die Seele ſolche Eindrücke aufnimmt und ſolche Wirkungen äußert, liegt in der Nervenſphäre, iſt nichts von den Nerven verſchiedenes, iſt nur eine beſondere tiefere Innervation. Der thieriſche Magnetismus wird erregt, indem der Magnetiſeur den oder die Magnetiſirte (Somnambule) behandelt, wie ein Eiſen, welches man mittelſt eines ſtarken Magneten ſelbſt magnetiſch machen will. Er ſtreicht in geringer Entfernung mit den Händen an der Somnambule hinunter und ſetzt dieſe Bewegung in regelmäßiger Wiederholung fort, wodurch er die ihm aus den Fingerſpitzen ausſtrömende Nervenkraft (von Juſtinus Kerner Nervengeiſt, von andern Nervenäther, von Reichenbach Od genannt) der ſchwächeren und paſſiveren Somnambule mittheilt, ſie magnetiſirt. In dieſem Zuſtand wird die Somnambule vom Magnetiſeur abhängig, gleichſam ein Theil, ein willenloſer Schatten von ihm; zugleich aber wird durch die gewaltige Erſchütterung ihres Nervenſyſtems ihr innerer Sinn mehr oder weniger empfindlich für das Hellſehen, für das Schauen in ferne Räume und Zeiten.

Dieſelbe tiefere Innervation wird durch die geiſtige Macht oder Inſpiration in Anſpruch genommen. Hier iſt das leibliche Medium zu ſuchen, durch welches die dem Kranken aufgelegte Hand des Heilands die

Heilung bewirkt, durch welches höhere Weihen und Segnungen ſich bethätigen, ſo wie auch hier wiederum die Pforte iſt, durch welche die Macht des Böſen ſiegreich einzieht in das Innerſte des Menſchen.

Die paſſive Empfänglichkeit der Nerven zeigt ſich ſtärker an den Polen. Der berühmte Seher Swedeborg war ein Schwede, das berühmte second sight (Viſionen in weite Ferne) iſt Erbe des Hochſchotten. Noch weiter dem Nordpol zu aber begegnen uns unter den Lappen und Samojeden noch viel auffallendere convulſionäre Erſcheinungen, welche die höchſt geſteigerte Reizbarkeit des Nervenſyſtems verrathen. Reiſende, die zu jenen Kindern des ewigen Winters kamen, wirkten auf der Stelle als Magnetiſeure auf ſie. Wie von einem Zauber ergriffen, ahmten die in ihrer Jurte Ueberraſchten alle Bewegungen, Mienen und Worte der Eintretenden nach; nicht äffiſch, ſondern unwillkürlich, convulſiviſch. Etwas Aehnliches von Nervenreizbarkeit und Nachahmungstrieb der Feuerländer im äußerſten Süden Amerikas erzählt Wilkes. „Dieſe Leute wiſſen Geberden und Töne ausnehmend gut nachzuahmen und wiederholten jedes Wort unſerer Sprache mit ungemein richtigem Ausdruck. Die Nachahmung der Töne geht wirklich ins Erſtaunliche; einer machte nach den Tönen einer Geige die Oktave auf- und abwärts vollkommen richtig durch; ſelbſt den Halbtönen konnte er faſt ohne Fehler folgen. Obgleich man ſie zuweilen ganz laut ſchreien hört, konnten ſie doch keinen Lärmen ertragen: ſo oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, ſteckten ſie ſtets die Finger in die Ohren; unter einander ſprechen ſie ſtets nur flüſternd. Ihr vorſichtiges Benehmen und ihre Bewegungen zeigten, daß ſie eine furchtſame Race ſeyen."

Die active Nervenkraft iſt dagegen vorzugsweiſe das Erbtheil der ſtärkeren und edleren Racen, nur daß ſie ſich ſehr verſchiedenartig äußert. Hierbei fällt beſonders die Erſcheinung des Wahnſinns auf, der viel öfter einen activen, als paſſiven Charakter hat und vorzugsweiſe den höheren gebildeten Racen zukommt. Wahnſinn iſt die tiefſte Störung der Harmonie, die einerſeits zwiſchen Leib und Seele, andrerſeits zwiſchen Seele und Geiſt Statt finden ſoll. Insgemein hängt dieſe Störung mit dem Uebergewicht eines Temperamentsextrems zuſammen, daher alle ſ. g. Seelenkrankheiten ſich nach den vier Temperamenten am natürlichſten eintheilen laſſen. Oft ſcheint im Blöd- und Wahnſinn der Menſch zum Thier herabzuſinken, der Geiſt gänzlich unterdrückt, allein im eigentlichen Wahnſinn wird der Menſch vielmehr mit Leib und Seele einer geiſtigen

Fiction unterworfen, geht er gleichsam ganz in Geist auf. Diese traurigen Thatsachen des Wahnsinns, der bei den Völkern nach dem Maaß ihrer Bildung anwächst, hängen auch insofern mit einem geistigen Princip zusammen, als es sich dabei nicht selten von wahren Besessenheiten handelt, die nun unser aufgeklärtes Jahrhundert als solche nicht anerkennen will. Der Wahnsinn der edlen Racen verhält sich zu der Mission derselben Racen wie im Evangelium der mondsüchtige Knabe zum Herrn, da er von seiner Verklärung niederstieg. Warum konnten wir ihn nicht heilen? frugen die Jünger, als der Herr den Teufel von ihm austrieb. Jesus aber antwortete: „um eures Unglaubens willen".

Der partielle und vorübergehende Wahnsinn der Trunkenheit und einiger Vergiftungen, vorzugsweise durch Pflanzensäfte, beweist eine gewisse mit Zwang verbundene, magische Wirkung aus der Natur heraus in die Seele des Menschen hinein. Hierin an sich aber darf man nichts Dämonisches suchen, so wenig wie in den gleichfalls magischen Heilungen durch natürliche Medicamente. Es sind nur Mittel, die der Mensch in der Natur vorfindet und beherrschen soll, wobei jedoch nicht verkannt werden mag, daß allerdings die Geschichte der Magie ihre misbräuchliche Anwendung in Verbindung mit dämonischem Zauber darthut.

Man hat sich in neuerer Zeit darin gefallen, in allen Seelen- und Leibeskrankheiten etwas Parasitisches nachzuweisen. Der Teufel in uns ist allerdings ein Parasit, so gewiß wie der Polyp am Herzen oder die Krätzmilbe, und die unsühnbaren Sünden ausgenommen, sehen wir unsere andern Sünden als etwas an, das durch die ewige Gnade von uns genommen werden, von dem unser Wesen wieder befreit werden kann, wie von einer fremden Einquartirung. Aber es wäre gut, wenn sich die Menschen ihrer Parasiten besser bewußt würden und wenn sie namentlich nicht vergäßen, daß sie selbst es sind, die denselben Unterschleif und Raum gegeben, sie groß gefüttert haben.

Was aus der Natur allein kommt, kann die Seele ängstigen und quälen, ist ihr aber nicht wesentlich gefährlich. Nur was aus des Menschen Sünde kommt, was den Dämonen den Zugang öffnet und ihnen zuerst die Naturverführungen, dann die Naturschrecken dienstbar macht, nur das ist dem Menschen verderblich, und nur insofern ragt die Hölle in die irdische Natur hinein.

7.

Der Gottmenſch.

Das in Adam erſchaffene Ebenbild Gottes iſt durch Adams Sünde in ihm ſelbſt und allen ſeinen Kindern verdunkelt worden. Aus eigener Kraft vermag der Menſch nicht von der Sünde und allem Uebel ſich zu erlöſen. Die Erlöſung war nur möglich, indem Gott ſelber Menſch wurde.

Auf den Erlöſer harrten nicht blos die Juden, kraft der unter ihnen fortlebenden heiligen Ueberlieferung, ſondern auch viele Heidenvölker, wenn dieſen auch nur das Bewußtſeyn ihrer Verſchuldung und Noth eine dunkle Sehnſucht nach Rettung erweckte. Die alten Römer träumten von einer Wiederkehr der goldenen (ſaturniniſchen) Unſchuldzeit; die alten heidniſchen Deutſchen von einer Wiederherſtellung des Rechts und des Friedens auf der wiedergeborenen Erde nach dem Weltende. Noch unbekannt mit der Verheißung des alten Teſtaments und in blinder Irre tappend, täuſchten ſich doch die beſſern Heiden nicht im tiefen Gefühl ihrer eigenen Unzulänglichkeit und der Unmöglichkeit, aus eigener Kraft das Verderben dieſer Welt zu überwinden. Die Weltgeſchichte zeigt uns überall nur ein Aufſteigen der Völker zu Cultur und Macht, um im Beſitz derſelben in unheilbares Verderben zu ſinken. Welle auf Welle verſchlangen ſich die Völker und Reiche im ſtürmiſchen Meere der Geſchichte und nirgends war Dauer. Als Chriſtus geboren wurde, war die Menſchheit getheilt zwiſchen roher Barbarei und ausgearteter, in entſetzliche Corruption verſunkener Bildung, die ſich gegenſeitig bekämpften, ohne daß Rettung zu finden war, weder hier noch dort. Ohne Gottes unmittelbare Dazwiſchenkunft hätte dieſe Menſchheit vom Abgrund nicht gerettet, nicht wiedergeboren, nicht geiſtig und ſittlich verjüngt werden können.

Was ſich auf den erſten Blick welthiſtoriſch als Rettung der Menſchheit, als wichtigſter Wendepunkt im Fortgang der Geſchichte darſtellt, iſt noch tiefer zu faſſen. Es war die myſtiſche Wiedervereinigung der Menſchheit mit Gott nach der Trennung von Gott ſeit dem Sündenfalle. Wie es kein anderer Eintritt für die Menſchheit in das Erdenleben gibt, außer durch Adam, ſo gibt es auch keinen Eintritt in das wiedergeſchenkte Paradies, außer durch Chriſtus. Die Verbindung mit Gott wird auf keinem andern Wege gefunden. Es gibt keinen abſtrakten Gott der Philoſophie,

mit dem der Mensch in irgend eine Relation treten könnte durch eigene Geisteskraft. Wer nicht den Sohn anbetet, kann nicht zum Vater kommen.

Wie sehr auch der Mensch einerseits berechtigt ist, sich seiner Vollkommenheit und Schönheit, als das vornehmste aller Geschöpfe, als das Kind und Ebenbild Gottes zu erfreuen, und wie edel andrerseits sein Bestreben ist, sich nach allen Richtungen auszubilden, leiblich und geistig zu verfeinern, es im Wissen und Können möglichst weiter zu bringen, so ist es doch ein grober Irrglaube, wenn man sich einbildet, man könne die höchste Vollkommenheit als Mensch, das Humanitätsideal erreichen, ohne alle Rücksicht auf die christliche Offenbarung, indem man einfach Sünde wie Gnade ignorirt. Seit dem vorigen Jahrhundert sind in dem Maaß, wie man den christlichen Glauben mehr und mehr verleugnete, zwei Humanitätsideale dem älteren Heidenthum entlehnt worden. Einmal das griechische Ideal plastischer Menschenschönheit, sodann das indische Ideal der höchsten geistigen Macht und Freiheit. An das erstere knüpft sich die Sinnlichkeit der Dichter und Künstler und die moderne Vergötterung der Natur und Materie. An das letztere die Hoffahrt der Philosophie und die moderne Vergötterung des Menschengeistes. Das griechische Alterthum hat allerdings ein Ideal sinnlicher Schönheit geschaffen, aber nur auf Kosten des Sittlichen im Menschen, darum gieng es zu Grunde. Die indische s. g. Weisheit verstieg sich bis zu einer eingebildeten Stärkung des menschlichen Geistes durch Ascese, kraft welcher derselbe sich mit der höchsten Gottheit selbst sollte identificiren können. Beide Tendenzen sind seit dem vorigen Jahrhundert wieder zur Geltung gekommen, nur mit der Einschränkung, daß die modernen Aesthetiker das Sinnliche vergöttern, ohne die antike Schönheit wieder finden zu können, und daß die modernen Starkgeister sich nicht mehr, wie der Inder, mit der schon vorher dagewesenen Gottheit identificiren, sondern anstatt der angeblich nie dagewesenen Gottheit sich selbst als alleinige Götter proclamiren.

Dem niedern Volk, welches sich zur Höhe dieses Wahnsinns nicht erheben kann, spiegelt der s. g. Optimismus eine paradiesische Zukunft vor. Durch „Freiheit und Bildung aller“ soll auch der „Wohlstand“ aller erzielt, die Erde soll unter freie und hochgebildete Menschen vertheilt, durch immer höher getriebene Cultur immer ergiebiger gemacht, Allen die Genüsse bringen, die bis jetzt nur die Vornehmen und Reichen voraus haben. Das alles soll der Mensch ohne Gottes Beistand, allein aus sich selbst, durch Schulbildung und Republicismus erreichen. Aber die solchen

Träumen nachjagen, pflanzen zugleich der Jugend und dem Volk den Freiheitsſchwindel und die heiße Gier nach Rechten ein, die keine Unterordnung unter ein Geſetz und keine herbe Pflicht mehr gelten läßt, und werden durch ihren Chriſtushaß gerade in entgegengeſetzter Richtung von der einzigen Pforte hinweggetrieben, durch welche die ſündigen Völker ins Heil und in die Freiheit einzugehen vermögen.

Wahrhaft bilden und veredeln kann ſich der Menſch nicht, wenn er ſich überhebt, ſondern nur, wenn er ſeine Sündhaftigkeit erkennt und bereut, nicht wenn er unerſättlich Rechte verlangt, ſondern nur, wenn er Pflichten übt und ſich zum Opfer bringt, nicht wenn er getrennt von Chriſto aus der von ihm gegründeten Kirche eine neue Menſchheit etabliren will, ſondern nur, wenn er Chriſto nachfolgt und die Miſſion der Kirche in der alten Menſchheit vollbringen hilft. Alle Staatsideale, die man mit Ausſchließung der Kirche verwirklichen will, ſind unerreichbar, leere Träume und Utopien. Wo aber die Realität einer Nation zur ſicheren Grundlage zu dienen ſcheint, liegt wieder das Hinderniß in der Ausſchließung einer Nationalität durch die andre. Die Kirche ganz allein bleibt als die ideale Form der Vereinigung für die Kinder Gottes übrig, deren anderweitige Trennung nach Racen, Nationen, Bildungsſtufen und Staaten in zweiter Linie ihre volle Berechtigung behält.

Am fernen Horizonte deckt unzählige Völker noch tiefe heidniſche Nacht, im näheren Völkerzirkel um uns her iſt die chriſtliche Lehre zwar lange ſchon bekannt, aber ſchlecht befolgt und toben unausgeſetzt die unter dem h. Zeichen gebundenen Dämonen und machen glauben, *ihre* Erlöſung ſey die Befreiung der Menſchheit. Mächtige der Erde aber haben wiederum, wie einſt Pilatus, den Kopf auf die Hand ſtützend, gefragt: was iſt Wahrheit? Und wiederum iſt der Vorhang vor dem Allerheiligſten zerriſſen, die Kirche getheilt, verachtet, gehaßt, die Menſchheit von falſchen Propheten und von den wiederauferſtandenen Meiſtern jedes heidniſchen Irrwahnes jämmerlich bethört. Die Gottes am meiſten bedürfen, ſpotten ſeiner. Die dem Mammon neue Tempel bauen und aus den geraubten Kirchengefäßen wie Belſazar Wolluſt trinken, ſehen zu ihren Füßen nicht den immer breiter und tiefer gähnenden Abgrund der Volksverarmung, der letzten großen unvermeidlichen Revolution. Und die Meiſter der Naturkräfte, die ſich immer ſtolzer blähen, je mehr Menſchenarbeit ſie durch ihre Erfindungen entbehrlich machen, merken nicht, daß ſie ganz andre wilde Naturkräfte in der Menſchheit ſelbſt entfeſſeln, indem ſie die in den Elementen ſich ge-

horſam machen. Denn es gibt nur Einen wahren Meiſter der Natur und nur in Seinem Namen und Geiſte wird die Natur wahrhaft beherrſcht und gelenkt; im eigenen Namen kann der Menſch der Natur nicht Herr ſeyn, ohne wiederum ihr Sklave zu werden.

Wie viel Uebermuth und Thorheit iſt gedemüthigt, wie viele Sünde gebüßt worden, ſeit die Feſte der Erde gegründet iſt! Die Generationen fallen auf dieſem weiten Erdenrunde wie Schwaden unter des Todes Senſe. Keine menſchliche Weisheit beſtand jemals, noch wird beſtehen vor der Einfalt des Evangeliums und keine Macht vor der in Chriſto.

Ihr Menſchen alle, die ihr von Adam abſtammt, werdet alle dereinſt verſammelt ſeyn vor Chriſto, am jüngſten Gericht. Die ihn nie gekannt und nie von ihm vernommen, werden vom niegeſehenen Anblick der Augen, in denen das Menſchliche in ſeiner heiligſten Reinheit concentrirt und mit dem Göttlichen vereinigt iſt, nur froh erſchreckt, ihr aber, die ihr ihn gekannt und verleugnet, werdet entſetzlich erſchreckt ſeyn. Geſchaffen von Gott und berufen, das hohe Ideal der Gottmenſchlichkeit zu verſtehen und ſeiner Schönheit Kleid euch anzuziehen, wird euch eure ſelbſtverſchuldete Häßlichkeit thieriſch, teufliſch angrinzen, denn nur in euch ſelbſt werdet ihr hineinſehen, Seinen Blick nicht aushalten können. Das iſt die Probe der Kinder Adams, daß ſie am letzten Gericht den Blick des Gekreuzigten ertragen.

Regiſter zum dritten Bande.

Aal . . . S. 98. 279
Achtfuß 172
Acephalen . . . 148
Actinien 143
Adam 401
Ader 18. 20
Adler . . . 106. 340
Aenderling . . . 135
Aeſche 282
Affe 370
Afterſcorpion . . 263
Afterſpinne . . . 255
Agrippina . . . 236
Albatroß 306
Alk 306
Alligator 296
Alter 106
Alveolidem . . . 140
Ambra 122
Ameiſe 213
Ameiſenbär . . . 369
— igel . . . 369
— löwe . . 196
Ammer 329
Amöben 137
Amphibien . . 43. 288
Amſel 326
Angoraziege . . . 357
Antilope 355
Apollo 230
Aptera 186
Apterix 317
Araponga . . . 333
Aras 332
Arbeit 391
Arche Noä . . . 385
Argali 357
Argus 319
Arm 85
Armpolyp . . . 142
Arterien 18
Aſſeſſe 396
Aſſel . . . . S. 268
Atavismus . . . 391
Athmen 23
Atlas, Käfer . . 248
— Schmetterling 234
Auerhahn . . . 321
Auerſtier 354
Auge 66
Auſter 159
Bachſtelze . . . 315
Backen 65
Bär 373
Bärenraupen . . 235
— ſpinnen . . 262
Balanen 266
Baltimore . . . 334
Bandfiſch . . . 285
Bandwurm . . . 182
Barbe 283
Barſch 287
Bart 65
Bartvogel . . . 332
Baſiliſk 295
Baſtard 101
Bauch . . 21. 28. 91
Bauchſpeicheldrüſe . 17
Baumkrebs . . . 272
Becaſſine . . . 312
Becken . . . 34. 35
Beine 86
Beutelthier . . . 366
Bezoarziege . . . 357
Biber 364
Bienen 197
Bienenfreſſer . . 324
Bienenwolf . . . 250
Birkhuhn . . . 320
Biſamochs . . . 354
Biſon 354
Blaſenfuß . . . 221
Blaſenwurm . . 182
Blatt, das wandelnde 225
Blattfuß . . . S. 267
Blattlaus 97. 104. 191
Blattnaſe . . . 367
Blinddarm . . . 15
Blindſchleiche . . 293
Blut 17
Blutegel 176
Boa 292
Bockkäfer . . . 252
Bohrkäfer . . . 250
Bohrmuſchel . . 163
Bombardirkäfer . . 245
Borkenkäfer . . . 253
Borkenthier . . . 343
Bremſe 193
Brennfliege . . . 194
Brillantkäfer . . 252
Brillenſchlange . . 291
Bruſt . . . 21. 28. 83
Bruſtbein . . . 35
Bücherlaus . . . 221
Bücherſcorpion . . 263
Büffel 353
Büſchelfüßer . . 267
Buprestis . . . 250
Buſſart 339
Cacadu 331
Calao 332
Caninchen . . . 365
Capillargefäße . . 18
Caprella 268
Caſuar 317
Caviar 278
Cellularien . . . 144
Chagrin 276
Chamäleon . . 43. 294
Chitine 42
Chryſalide . . . 243
Chuymus 15
Chylus 15
Cicaden 225
Cidariden . . . 155

Cilien . . . S. 27. 41
Clypeaſtroiden . . 155
Coccus 190
Cochenille . . . 190
Coleoptera . . . 187
Colibri 335
Condor 338
Cormoran . . . 307
Crinoiden . . . 153
Cruſtaceen . . 265
Cucurrito . . . 364
Dachs 374
Dämmerungsfalter . 232
Damhirſch . . . 360
Darm 13
Delphin 343
Dichotomie . . . 94
Dintenfiſch . . . 173
Diogenesкrebs . . 271
Diplozoon . . . 180
Diptera 186
Dohle 326
Doraden 280
Dornkrähe . . . 295
Dorſch 284
Dronte 317
Droſſel 326
Dryaden 229
Dſchiggetai . . . 349
Durſt 11
Echinodermen . . 152
Echinoiden . . . 155
Ei 95. 120. 186. 238. 267. 274
Eierzahn 65
Eichhorn 365
Eidechſe 292
— , die fliegende 296
Einauge 267
Eingeweidwürmer . 178
Eintagsfliege . . 195
Eisvogel 310
Electricität . . . 43
Elenn 361
Elephant 350
Elſter 325
Embryo 100
Emu 316
Ente 309
Entenmuſchel . . 266
Entozoa 178
Ephemere . . S. 195
Epidermis . . . 42
Erdfloh 253
Erdſchwein . . . 369
Erdſpinne . . . 260
Eſel 349
Eſſigälchen . . . 180
Eule 336
— , Schmetterling 236
Fadenwurm . . . 180
Falke 339
Familie 391
Fangarm . . . 85
Faſan 319
Faulthier . . . 369
Feder 45
Federmotte . . . 237
Feldwanze . . . 188
Fett 39
Fettgans 305
Finger 89
Fink 329
Finnfiſch . . . 343
Fiſch 63. 273
— , fliegende . . 283
Fiſchmolch . . . 299
Fiſchotter . . . 375
Flamingo . . . 313
Fledermaus . . . 367
Fleiſch . . . 36. 120
Fliege . . 74. 88. 192
— , ſpaniſche . 251
Fliegenſchnapper . 336
Floh 187
Flohkrebs . . . 269
Florfliege . 192. 196
Floſſen 34
Floſſenfüßer . . . 172
Flügel 89
Flügelſchnecke . . 169
Flußpferd . . . 345
Forelle 282
Fortpflanzung . . 94
Fregattenvogel . . 308
Frettchen 375
Froſch 301
Froſchfiſch . . . 284
Fuchs 375
Fuchsaffen . . . 370
Fühlerwürmer . . 177
Fühlhörner . . . 80
Fungien . . . S. 147
Furchungsprozeß . 94
Gabelſchwanz 188. 241
Galle 16
Gallert 31
Gallionella . . . 136
Gallweſpe . . . 213
Ganglien . . . 51
Gans 308
Gartenſchnecke . . 170
Garum 162
Gavial 296
Gazelle 355
Geburt 97
Gecko 295
Geier 337
Geiſtchen 237
Gekröſe 17
Gemmification . . 94
Gemſe 356
Generationswechſel 95
Geruch 76
Geſicht 60
Geſchlecht 102. 108. 390
Geſchmack . . . 78
Gibbon 373
Gienmuſchel . . . 161
Gift 400
Gimpel 328
Giraffe 359
Glasflügler . . . 231
Glattwürmer . . 176
Glenodium . . . 136
Glockenthierchen . 136
Gnu 355
Goldfiſch 283
Goldhähnchen . . 253
Goldkäfer . . . 247
Goldſchmidt . . . 240
Gottesanbeterin . 225
Grasmücke . . . 328
Grille 74. 222
Gromia 138
Gründling . . . 283
Guano . . 122. 310
Guaracho . . . 332
Gürtelthier . . . 369
Guineawurm . . 180
Haar 45. 46
Habicht 339
Hackenwürmer . . 181

Hänfling . . . S. 327
Häring 281
Hai 277
Halbaffen . . . 370
Hals 81
Hammerfisch . . . 277
Hamster 363
Hand 68
Harlekin 236
Hase 365
Haselhuhn . . . 320
Haselmaus . . . 365
Hausen 278
Hausspinne . . . 261
Hausthiere . . . 123
Haut 41. 238
Hecht 281
Heerwurm . . . 195
Heher 324
Hellsehen 398
Helminthen . . . 183
Helmschnecken . . 169
Hemiptera . . . 186
Herkules 248
Hermelin 375
Herz 18
Heuschrecke . . . 222
Heuschreckenkrebs . 269
Hirn 47. 54
Hirsch . . . 106. 360
Hirscheber . . . 351
Hirschkäfer . 183. 248
Holzlaus . . . 268
Horncicade . . . 226
Hornfisch 278
Hornhecht . . . 283
Horniß 211
Hornschalen . . . 42
Holothurien . . . 156
Hühner 319
Huf 89
Humanität . . . 402
Hummel 210
Hummer 270
Hund 376
Hunger 11
Hyäne 378
Hydatiden . . . 183
Hydra 142
Hymenoptera . . 187
Jagdspinne . . . 259
Jaguar . . . S. 379
Ibis 313
Ichneumon . . . 375
Igel 364
Igelfisch 278
Iltis 375
Incystirung . . . 95
Infusorien . . . 130
Innervation . . . 49
Insekten 183
Instinct 108
Johanniskäfer . . 250
Julus 188
Käfer 244
Känguruh . . . 366
Käsewurm . . . 194
Kaferlake . . . 221
Kameel . . 122. 358
Kammmuschel . . 159
Karpfe 283
Katze 378
Kauris 168
Kegelschnecken . . 168
Kehle 83
Kehlfüßer . . . 268
Kermes 191
Kernbeißer . . . 328
Keulenpolyp . . . 144
Kiebitz 312
Kiefer . . . 34. 62
Kiemen . . . 24. 266
Kiemendecker . . 34
Kinn 65
Klapperschlange . 241
Kletterfisch . . . 285
Klippfisch . . . 285
Klippenhuhn . . 334
Knochen 31
Knochenfisch . . . 275
Knorpel 31
Knorpelfisch . . . 275
Königsvogel . . 333
Kofferfisch . . . 278
Kohlraupe . . . 229
Kopf . . . 28. 54. 58
Kopffüßer . . . 172
Korallen 145
Kornwurm . 242. 252
Kothwanze . . . 188
Krähe 325
Krätzmilbe . . . 254
Kraft . . . . S. 393
Krabben 270
Kranich 314
Krankheit . 117. 400
Krebs . . . 266. 269
Krebsschalen . . . 42
Krebsspinne . . . 260
Kreuzschnabel . . 329
Kreuzspinne . . . 261
Kreuzung d. Racen 101. 391
Kröte 299
Krokodill 296
Kropf 83
Kugelthierchen . . 135
Kukuk 322
Kupferglucke . . 235
Lachs 281
Lachtaube . . . 322
Lämmergeier . . 338
Lamellen 32
Lamprete 279
Laternenträger . . 226
Laubfrosch . . . 301
Laufkäfer . . . 245
Laus 187
Leber 16
Leberegel 181
Lederhaut . . . 43
Leguan 295
Leiche 119
Lemming 363
Leopard 379
Lepidoptera . . . 186
Lerche . . . 91. 321
Lernäen . . 104. 267
Leuchtkäfer . . . 249
Leyerschwanz . . 333
Libelle 196
Liguster 232
Lilienhähnchen . . 253
Lippe 62
Lippenfisch . . . 283
Lithophyten . . . 146
Löffelgans . . . 313
Löwe 380
Lori . . . 332. 370
Luchs 379
Luftröhren . . . 25
Luna 235
Lunge 25
Lunula 136

Lurche . . . S. 297
Lymphgefäße . . 17
Madreporen . . 145
Männliche, das . 103
Magen 12
Magnetismus, thier. 110. 398
Maja 271
Maikäfer 247
Maiwurm . . . 251
Maki 370
Makrele 285
Malpighi'sche Schleimhaut . 43
Mandelkrähe 324. 333
Mandrill . . . 373
Marabut 313
Marder 375
Marienkäfer . . . 253
Maulfüßer . . . 269
Maulthier . . . 349
Maulwurf . . . 364
Maulwurfsgrille . 222
Maus 362
Medusen 148
Meerbrasse . . . 286
— drache . . . 278
— eichel . . . 266
— engel . . . 277
— kuh . . . 344
— nadel . . . 278
— pferdchen . . 278
— scheide . . . 163
— schnecke . . 170
— schwalbe . . 311
— schweinchen . 365
— spinne . . . 272
Mehlwurm . . . 251
Meise 329
Menelaus . . . 230
Menschenalter . . 396
Menschenracen . . 384
Menschenzahl . . 389
Meßmuschel . . 161
Migale 262
Milbe 254
Milch 39. 100
Milchbrustgang . . 17
Milioliden . . . 140
Milz 16
Minierraupen . . 194
Missgeburt . . S. 101
Mistkäfer . . . 247
Miteffer 254
Moa 317
Möve 307
Molch 299
Mole 100
Mollusken . . . 157
Monaden . . . 135
Mondfisch . . . 278
Monothalamien . 139
Moschus 122
Moschusthier . . 361
Mosquito . . . 195
Motten 237
Mücke 194
Mufflon 357
Mund . . . 27. 61
Muräne 279
Murmelthier . . 365
Muschel 157
Muschelschalen . . 42
Muskel 36
Nacken 82
Nachtigall . . . 328
Nachtschmetterling . 233
Nachtschwalbe . . 311
Nachtthiere . . . 129
Nagel 89
Nagethiere . . . 362
Nahrung 8
Naia 177
Nandu 316
Narwal 343
Nase 76. 368
Nashorn 345
Nashornfisch . . 285
— käfer . . 247
Natter 291
Nautilus 140
Navicula 136
Nereis 177
Nerven . . . 47. 398
Nesselorgan . . . 42
Netzflügler . . . 195
Neunaugen . . . 276
Neuntödter . . . 330
Neuroptera . . . 186
Nigua 255
Nilpferd 345
Nonne 399
Norden . . . S. 399
Ochsenfrosch . . 302
Od 398
Ohr 72
Ohrenquallen . . 151
Ohrwurm . . . 221
Ophiuren . . . 153
Opossum 366
Optimismus . . 402
Orang-utang . . 373
Ordensband . . . 236
Orthoptera . . . 187
Ortolane . . . 329
Otter 291
Panzerfisch . . . 280
Papagai . . 106. 330
Papageifisch . . 283
Papiernautilus . . 173
Paradiesvogel . . 333
Pardel 379
Pavian 372
Peitschenschlange . 291
— wurm . . 180
Pelikan 307
Peredinium . . . 136
Perkinje'sche Fäden 44
Perle . . . 122. 160
Perlhuhn . . . 318
Pfahlwurm . . . 163
Pfau 318
Pfauenauge 230. 232. 234
Pfauenfisch . . . 283
Pfefferfresser . . 332
Pfeifenfisch . . . 284
Pferd 346
Physiokratie . . . 394
Physiognomie . . 390
Pinguin 305
Pinna 161
Pipa 300
Pirol 326
Plasma 18
Polyp 141
Polystomella . . 140
Polythalamien . . 137
Poren 44
Porzellanschnecke . 168
Potifisch 343
Prachtkäfer . . . 250
Priamus 231
Pricken 276

Prionus . . . S. 253
Protein 6
Proteus 299
Protozoen . . . 131
Prozessionsraupe 233. 242
Pseudopodien . . 135
Puls 19
Puma 380
Puppe 243
Python 292
Quallen 148
Quagga 350
Quase 183
Rabe 325
Räderthierchen . . 140
Ralle 311
Rankenfüßer . . 266
Ratte 263
Raubkäfer . . . 246
— thiere . . . 373
— vögel . . . 336
Raupen . . . 40. 237
Rebhuhn 320
Regenpfeifer . . 312
— wurm . . 177
Reh 361
Reiher 314
Rennthier . . . 361
Rheinschnacken . . 195
Rhizopoden . . . 137
Riesenkäfer . . . 248
— muschel . . 161
— schlangen . 292
Rinder 353
Rippen . . . 34. 35
Rippenquallen . . 151
Robben 344
Roche 276
Röhrenpolyp . . 144
— würmer . . 177
Rogen 274
Rohrdommel . . 314
— huhn . . . 311
— spatz . . . 329
Roßkäfer 247
Rotalia 140
Rothkehlchen . . 328
Rücken 83
Rüsselkäfer . . . 251
Rundwürmer . . 180
Sägefisch . . . 277
Salamander . S. 299
Salm 281
Salpen 164
Samen 95
Samenthierchen . 95
Sandfloh . . . 188
Sarcode 6
Sardelle 281
Saugwürmer . . 181
Schabe 221
Schaf 358
Schakal 376
Schattenfisch . . 286
Schaumcicade . . 226
Schädel 36
Schädellehre . . 57
Scheerenschnabel . 307
Scheibenquallen . 150
— thierchen . 135
Schellfisch . . . 284
Schiffshalter . . 285
Schildkröte . . . 297
Schildlaus . . . 190
Schillervogel . . 230
Schimpanse . . . 373
Schlaf . . . 52. 107
Schlange . . . 288
Schlangenvogel . 308
Schleimfisch . . . 284
Schleimhaut . . 43
Schleye . . . 283
Schlüsselbein . . 35
Schlupfwespe . . 212
Schmarotzerkrebs . 266
Schmerz 115
Schmetterlinge . . 227
Schnabel . . . 63
Schnabelthier . . 368
Schnecke . . . 99. 164
Schneehuhn . . . 320
Schnepfe . . . 312
Schönheit . . . 393
Scholle 283
Schröter 248
Schulter . . . 34. 35
Schuppen . 42. 45. 46
Schuppenthier . . 369
Schwalbe . . . 310
Schwalbenschwanz . 230
Schwan 308
Schwanz . . . 36. 93
Schwein . . . S. 352
Schweiß 44
Schwertfisch . 285. 343
Schwimmfüße . . 89
— käfer . . 246
— vögel . . 305
Scorpion . . . 263
Scorpionspinne . . 264
— wanze . . 190
Secretär 339
Seeanemone . . 143
— bär 345
— blase 150
— elephant . . . 344
— feder 147
— hahn . . . 286
— hase 170
— hund . . . 344
— igel 155
— löwe 344
— ohr 169
— scheide . . . 164
— stern 154
— teufel . . . 284
— wolf 284
Segelvogel . . . 230
Sehnen 38
Seidenraupe 233. 239
Seidenschwanz . . 327
Selbstmord . . . 397
Selbstverbrennung . 41
Sepie 173
Serpula 177
Siebenschläfer . . 365
Sinne 50
Sittich 332
Skelett 30
Somnambulismus . 398
Sonnengeflecht . . 50
Spanner . . 236. 241
Spermazoiden . . 95
Sperber 339
Sperling . . . 329
Spinnen 254
Spinnenfisch . . 284
Spinnenfliegen . . 193
Spinner 233
Spirulaceen . . . 172
Spitzmaus . . . 364
Spottdrossel . . . 334
Springhase . . . 366

Springkäfer . . S. 249
— maus . . 300
— schwanz . . 188
— spinne . . 259
Spritzfisch . . . 286
Spuhlwurm . . . 181
Staar 326
Stachelbauch . . 278
— füßer . . 268
— schwein . . 364
Steinbock . . . 357
Steindattel . . . 161
Steißfuß 306
Stophanomia . . 150
Steppenvögel . . 315
Sternwürmer . . 156
Stichling . . . 287
Stieglitz 327
Stielquallen . . 151
Stimme 74
Stinkthier . . . 374
Stockfisch . . . 284
Stör 278
Storch 312
Strahlthiere . . 152
Strandläufer . . 312
Strauß 316
Strichvögel . . . 304
Strudelwürmer . . 176
Sturmvogel . . . 306
Sumpfvögel . . 311
Sympathievögel . 331
Tagfalter . . . 229
Tannenpfeil . . . 232
Tapir 351
Tarantel 260
Taube 321
Taucher 306
Tausendfuß . . . 188
Temperament . . 111
Termiten 219
Thiere 1
Thunfisch . . . 285
Thurmschnecken . . 167
Tiger 379
Tod 118
Todtengräber . . 249
— käfer . . . 251
— kopf . . . 232
— uhr . . . 250
Tracheen . . . S. 25
Trappe 315
Trauermantel . . 230
Tritonshorn . . . 169
Trompetenfisch . . 284
— vogel . 315
Tropicvogel . . . 307
Trunkenheit . . . 400
Truthahn . . . 318
Turbinoiden . . . 140
Turco 334
Turteltaube . . . 322
Unke 301
Unze 379
Vacuolen . . . 14
Vampyr 368
Venen 18
Venusgürtel . . 152
— muschel . . 162
Verdauung . . . 12
Verwesung . . . 119
Vibrionen . . . 135
Vielfraß 375
Vielweiberei . . . 390
Vigogne 358
Viper 291
Vögel 302
Vogelspinne . . . 262
Volvox 135
Vorticellen . . . 136
Wachsthum . . 8
Wachteln . . . 321
Wahnsinn . . . 399
Wallfisch 342
Wallfischlaus . . 266
Wallroß 344
Wanze 188
Warneidechse . . 294
Warzenschwein . . 351
Waschbär . . . 374
Wasserfloh . . . 267
— huhn . . . 311
— jungfer . . 197
— schlange . . 291
— schlänglein . 177
— spinne . . 261
— wanze . . 190
Weberknecht . . . 255
— spinne . . 259
— vogel . . 334
Wegschnecke . . S. 170
Weibliche, das . . 104
Weih 339
Weidenraupe . . 241
Weinschwärmer . . 233
Weißfisch . . . 283
Weißling 229
Welö 280
Weltschmerz . . . 397
Wendeltreppe . . 169
Werftkäfer . . . 251
Werre 222
Wespe 211
Wickelmotte . . . 237
Widder 232
Wiedehopf . . . 322
Wiederkäuer . . . 15
Wiesel 374
Windich 232
Wirbelsäule . . . 34
Wirbelthiere . . . 31
Wolf 376
Wolfsmilchraupe . 241
— schwärmer 233
Würger 330
Würmer 174
Wurmschnecke . . 169
Yack 354
Zahn 63. 64. 289. 291
Zahnlücker . . . 368
Zaunkönig . . . 330
Zebra 349
Zebu 384
Zecke 255
Zehe 80
Zeisig 329
Zelle 6
Ziedelthier . . . 375
Ziege 356
Ziegenmelker . . 311
Zirbeldrüse . . . 55
Zitteraal . . . 55. 279
— rochen . . . 276
Zobel 375
Zoophyten . . . 142
Zuckergast . . . 188
Zugvögel . 108. 304
Zunge . . . 65. 78
Zwergfell . . . 21
Zwitter 105

Allgemeine Weltgeschichte.

Erster Band.

Allgemeine Weltgeschicht

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe
1862.

Stk 48, 67

Institut
für Kultur- und
Universitätsgeschichte

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

53-8-5533
D 8. M. 85
NKJ 16.12.85
Ra 95

Schnellpreſſendruck der J. G. Cotta'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede.

Eine neue Darstellung der Weltgeschichte, im Material durchgearbeiteter, in der Eintheilung klarer, in der Grundansicht von angelernten Vorurtheilen freier als die bisherigen, erscheint als ein Bedürfniß der im gesunden Urtheil fortgeschrittenen Zeit.

Ich glaubte, eine solche neue Darstellung versuchen zu sollen, weil ich mein ganzes Leben hindurch vorzugsweise geschichtliche und literargeschichtliche Studien gepflegt und vierzig Jahre lang zu den hier vorliegenden Büchern vorgearbeitet habe, und weil meine bisher erschienenen Geschichtsbücher in einem großen Leserkreise verbreitet sind, dem ich vertrauensvoll auch dieses mein größtes und vielleicht letztes Werk in die Hände legen darf.

Stuttgart, October 1862.

Wolfgang Menzel.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Buch: Die dunkeln Anfänge der Geſchichte in Vorderaſien 1

Die Erde S. 1. Die erſten Menſchen S. 6. Die Vertheilung der Menſchen auf der Erde S. 11. Babylon S. 18. Aſſyrien S. 27. Kleinaſien S. 31. Medien S. 38. Iran und Turan S. 41.

Zweites Buch. Aegypten 45

Meroë S. 45. Die Geſchichte Aegyptens S. 49. Die Religion der alten Aegypter S. 57. Leben und Kunſtwerke der alten Aegypter S. 66.

Drittes Buch. Phöniker und Araber 75

Phöniker S. 74. Aelteſte Nachrichten von Afrika S. 85. Araber S. 88.

Viertes Buch. Juden 97

Abrahams Geſchlecht S. 97. Die ägyptiſche Knechtſchaft S. 103. Das Geſetz vom Sinai S. 108. Das gelobte Land S. 113. Der Hoheprieſter und der König S. 118. Die ſalomoniſche Blüthezeit S. 123. Israel und Juda S. 129. Die babyloniſche Gefangenſchaft S. 139.

Fünftes Buch. Perſer 145

Zoroaſter S. 145. Die perſiſche Religion S. 151. Cyrus S. 159. Kambyſes S. 168. Darius S. 174. Die Skythen S. 181.

Seite

Sechstes Buch. Aelteste Geschichte der Griechen 187

Land und Volk S. 186. Das heroische Zeitalter S. 195. Die Argonauten und die Sieben von Theben S. 201. Der trojanische Krieg S. 206. Die dorische Wanderung S. 215. Sparta S. 220. Die messenischen Kriege S. 227. Athen S. 232.

Siebentes Buch. Die Perserkriege 243

Die griechischen Colonien S. 243. Der Heereszug des Xerxes S. 251. Themistokles S. 259. Kimon S. 268. Perikles S. 274.

Achtes Buch. Die Bürgerkriege der Griechen 281

Ende des Perikles S. 281. Der Gerber Kleon S. 287. Der schöne Alkibiades S. 293. Sparta's Hegemonie S. 299. Der antalkidische Frieden S. 307. Die Thebaner S. 312.

Neuntes Buch. Untergang der griechischen Freiheit . . . 319

Verfall des Griechenthums S. 319. Die Makedonier S. 324. Des schlauen Philipps Umgriffe S. 329. Die Unterjochung Griechenlands S. 335. Der junge Alexander S. 339.

Zehntes Buch. Die Religion der alten Griechen 345

Allgemeine Uebersicht S. 345. Gottesdienst und Priesterthum S. 352. Die Hesiodische Theogonie S. 360. Zeus S. 364. Apollo S. 373. Athene S. 379. Artemis, Ares, Hermes S. 385. Die Meergötter S. 390. Die Heilgötter S. 395. Die Unheilgötter S. 401.

Eilftes Buch. Der erotisch-dionysische Götterkreis 407

Aphrodite S. 407. Eros und Psyche S. 414. Demeter S. 417. Dionysos S. 421. Das Gefolge des Bachus S. 430.

Zwölftes Buch. Altgriechisches Leben, Dichten und Denken 437

Die Volksart S. 437. Die Kunst S. 443. Die lyrische Dichtkunst S. 449. Die epische Dichtkunst S. 452. Die Tragödie S. 457. Die Komödie S. 463. Die Philosophie S. 467. Redner, Geschichtschreiber, Politiker S. 477.

Erſtes Buch.

Die dunkeln Anfänge der Geſchichte in Vorderaſien.

1.

Die Erde.

Wir beginnen mit einer demüthigen Betrachtung.

Nach altem Gebrauch redet man von einer Weltgeſchichte, da man damit doch nur die Geſchichte der Erde, unſeres Planeten, unſerer kleinen Welt meinen kann. Ach, einer unendlich kleinen im Vergleich mit dem, was ſich uns als die große und ganze ſichtbare Welt in dem unermeßlich ausgedehnten Sternenhimmel darſtellt!

Unſere Erde iſt eine dunkle Kugel, welche jährlich einmal um die Sonne läuft und von derſelben ihr Licht empfängt, wie etwa ein ſchwarzer Sklave von ſeinem weißen Herrn abhängt, ihm folgen muß und von ihm Kleidung und Wohnung erhält. Aber die Sonne ſelbſt iſt wieder nur ein einzelner unter vielen Millionen Sternen, gleichſam nur ein Gemeiner in den Reihen eines unzählbaren Heeres, und ſelbſt wieder abhängig von den Befehlen eines Höhern, denn man hat ermittelt, daß ſich unſere Sonne und alle uns ſichtbaren Sterne um ein fernes unbekanntes Centrum, welches man im Sternhaufen der Plejaden ſucht, eben ſo mechaniſch bewegen, wie unſere dunkle Erde um die Sonne.

Alle menschliche Größe verschwindet vor den astronomischen Zahlen. Der Mensch, das Erdenkind, wird im Durchschnitt höchstens siebenzig Jahre alt, d. h. — macht siebzig Umläufe der Erde um die Sonne mit. Würde das Sonnenkind, bis es stürbe, ebenso siebzigmal mit der Sonne um die Plejaden kreisen, so würde das bei den ungeheuren Entfernungen so lange dauern, daß sich das Menschenleben zu dem seinigen verhalten würde, wie das einer Eintagsfliege zu dem unsrigen.

Vor solcher Weltengröße muß alle menschliche Hoffahrt sich beugen. Der Erdensohn, der Bewohner des kleinen, dunklen, abhängigen Planeten ist gezwungen, sich für geringer beschaffen zu halten, als den Bewohner der Sonne oder anderer höherer und selbstleuchtender Himmelskörper. Und was er Weltgeschichte nennt, die Erzählung dessen, was seit der verhältnißmäßig nur kurzen Zeit von 6000 Jahren auf der kleinen Erdoberfläche vor sich gegangen ist, muß er für unendlich arm halten im Vergleich mit der ihm unbekannten Geschichte aller übrigen größeren Himmelskörper des ganzen Universums. Der Hochmuth des Erdensohnes, der sich bis zur Selbstvergötterung gesteigert hat und kein höheres Wesen als den Menschen selbst anerkennen will, erscheint daher im Angesicht der erhabenen Sternenwelt einfach als Narrheit.

Dennoch kommt dem Menschen auch auf seiner kleinen Erde ein hoher Werth zu, denn er ist ein Glied des großen Ganzen. Demselben Gesetz der Schwere, dem die Erde gehorcht, müssen auch alle höhern Gestirne, die größten wie die fernsten, gehorchen. Dasselbe Licht, was uns leuchtet, leuchtet nach den nämlichen Gesetzen von andern Sonnen aus durch das ganze Universum. Nur das Maaß und Wechselverhältniß der Stoffe und Kräfte ist in den Himmelskörpern verschieden, alle aber sind dem Zwange derselben unabänderlichen Gesetzmäßigkeit unterworfen. Und wie das in allem Physischen geschieht, so auch im Psychischen. Die Seelen aller vernünftigen Wesen, deren es auf den verschiedenen Himmelskörpern verschiedene geben mag, sind doch alle demselben Zuge zu einem sie alle bindenden Schwerpunkt und

zu einem sie alle befreienden und belebenden Lichte hin unterworfen. Denn was die Schwere in der Körperwelt, das ist das Sittengesetz in der Seelenwelt, und was dort das Licht, das ist hier der ewig nach Freiheit und Universalität, nach dem ewigen Licht oder Gott trachtende Geist.

Unsere geoffenbarte Religion läßt dem Sündenfall der Menschen einen der Engel vorhergehen, zum Beweise, daß dasselbe Sittengesetz und dieselbe Einschränkung der Geistesfreiheit durch alle geistigen Wesen auf allen Rangstufen sich gleich bleibt. Der Inhalt der himmlischen Geschichte, wenn man so sagen darf, kann kein anderer seyn, als der unserer irdischen Geschichte, der Kampf der niedern Geister gegen das Sittengesetz, die daraus entspringende Grundverderbniß und die durch das Erbarmen und die Selbstaufopferung des höchsten Geistes allein mögliche Erlösung und Herstellung der Harmonie zwischen der Nothwendigkeit im Sittengesetz und der Freiheit im Geiste.

Wie fern auch die Himmelskörper von einander stehen und wie verschieden sie und mit ihnen ihre Bewohner ihrer Entwicklungsstufe nach seyn mögen, der ewige und allgegenwärtige Gott ist ihnen allen gleich nahe. Von ihm sind alle geschaffen, von ihm werden alle erhalten, und sie alle wird er zu dem Ende führen, das ihnen gebührt. Welches der von Gott mit Vernunft begabten Wesen edel handelt und Gottes Geboten nachlebt, und sey es auch noch so gering und auf den kleinsten und dunkelsten Planeten gebannt, ihm ist das Heilige nahe.

Die Geschichte der Menschheit auf Erden ist, wenn auch im Vergleich mit der wahrscheinlichen Dauer der größern Sterne überaus kurz, dennoch unermeßlich reich, mannigfach, groß, wunderbar. Welchen äußeren Maßstab man auch anlegen möchte, um sie klein zu finden, ihr sittlicher Gehalt, die tiefe Poesie ihrer Entfaltung, das Tragische ihres Schicksals und das Heilige in der Offenbarung ihres innersten Geheimnisses verleihen ihr die höhere Weihe.

Wie diese Geschichte der Menschheit auf Erden mit der Geschichte der Bewohner anderer Himmelskörper, der uns nächsten Planeten, der Sonne und höhern Gestirne zusammenhängt, scheint uns verborgen

bleiben zu ſollen, denn obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß jene zahlloſen Sterne eben ſo bewohnt ſind, wie unſere Erde, ſo hat doch noch niemals ein Verkehr zwiſchen den Kindern der Erde und den Kindern anderer Himmelsgloben ſtattgefunden.

Nach einer altorientaliſchen Lehre ſoll der Menſch ſchon exiſtirt haben, bevor er auf die Erde kam, ſeine Seele ſoll wegen ihren Sünden aus der himmliſchen Heimath verſtoßen, auf die Erde verbannt und in den irdiſchen Leib eingekerkert worden ſeyn, und ſoll auch ſpäter, wenn ſie fortſündigt, wieder in andere, ſogar thieriſche Körper oder gar in Pflanzen und Steine eingehen müſſen. Demnach wäre das ganze Leben nur eine Buße, die Erde nur eine große Strafanſtalt. — Dagegen haben in neuerer Zeit deutſche Philoſophen gelehrt, die Geſchichte ſey nichts anderes als die Selbſtoffenbarung der Menſchheit, eine völlig freie Entwicklung aus ſich ſelbſt, ohne eine Urheberſchaft oder Mitwirkung Gottes, nur die durch fortgeſetztes Selbſtdenken bewirkte Selbſterlöſung der Menſchheit. Demnach gäbe es kein höheres Weſen außer dem Menſchen, der Menſch ſelbſt ſey Gott. Durch Schule und Bildung werde es dahin kommen, daß jeder dieſer Gottheit ſich werde bewußt werden und durch vereinigtes Bemühen werde man in der Phyſik und Chemie immer größere Fortſchritte machen und am Ende die Erde wieder in das verlorene Paradies verwandeln ohne der Hülfe eines äußern gar nicht exiſtirenden Gottes zu bedürfen.

Das eine iſt ſo irrthümlich wie das andere. Für die Präexiſtenz der Seelen gibt es keinen Beweis, vielmehr ſtimmt das geſunde Gefühl jedes Menſchen mit der Ueberlieferung des alten Teſtaments darin überein, daß der erſte Menſch wie jeder, der da geboren wird, als ein völlig neues Geſchöpf in die Welt eintritt. Was aber die Selbſtvergötterung betrifft, ſo iſt die menſchliche Schwäche und Sünde doch zu groß und allgemein und der Schauplatz, auf dem die angeblichen Götter wirken, doch zu klein und beſchränkt, als daß die Philoſophie nicht erröthen müßte, je ſolchem Wahn Vorſchub geleiſtet zu haben.

Man ſoll den Menſchen weder zu tief, noch zu hoch ſtellen. Zwar iſt ſein Herz, wie die h. Schrift ſagt, ein verzagtes und trutziges

Ding, welches sich bald in thörichter Angst nicht zu fassen weiß, bald sich über Gott erheben will, aber diese beiden Extreme heben sich eben immer gegenseitig auf und das Natürliche liegt in der Mitte.

Jedes Hohe, was der Mensch erreichen kann, ist an eine sittliche Bedingung gebunden, sonst ist es eine erlogene Höhe, von der er nothwendig wieder herabstürzt. Das ist das älteste und jüngste Gesetz der Weltgeschichte. Wie die Menschen die ihnen von Gott verliehene Freiheit gebrauchen, davon hängt das Loos jedes Einzelnen und wieder der ganze große Gang der Geschichte ab.

Die Erde ist unsere Heimath, zur Wohnung der Kinder Gottes geschaffen. Das war ihre Bestimmung in jener ersten Zeit, die man gerne die chaotische nennt, wo nach der Scheidung der Elemente allmählig aus dem Urgewölk die schöne Kugel hervortrat, um sich, von der Sonne warmen Strahlen zuerst berührt, mit einer wundervollen Pflanzendecke zu schmücken und mit lebenden Wesen zu erfüllen.

In der Bildung der Erdoberfläche ist vom Schöpfer für alle Bedürfnisse der Menschheit und für die mannigfaltigste Entwicklung derselben vorgesehen. Diesem Zweck dienten schon die verschiedenen Umwälzungen, welche die Erde erlitten hat und wodurch nach einander die Oberfläche derselben immer wieder verändert und das, was früher Boden war, schichtenweise durch neue und immer neue Absetzungen von Meererzeugnissen (Kalk, Schlamm, Sand), oder Ueberschüttungen von angeschwemmten oder durch Eruptionen ausgeworfenen Stein- oder Erdarten bedeckt worden ist. Unter der Oberfläche der Erde wurden auf diese Weise zum künftigen Gebrauch der Menschen die verschiedenartigsten Gesteine und Metalle, Schwefel, Salz, Kohlen (überschüttete Wälder) ꝛc. niedergelegt, und die Oberfläche selbst so geordnet, daß sich auf ihr Land und Meer, Gebirge und Flüsse, die Klimate, die Fruchtbarkeit in Thieren und Pflanzen aufs mannigfachste vertheilen und, das Einförmige ausdrücklich vermeidend, einen großen Reichthum von Lebensweisen und Charakterentwicklungen unter den Menschen begünstigen.

Man bemerkt ein Uebergewicht des Nordens über den Süden.

Wie auf der Nordhälfte der Erde die größte Menge Landes, auf der Südhälfte aber fast nur Meer liegt, so mußten auch die Wunder der Geschichte sich hauptsächlich im Norden entfalten. Es liegt aber darin eine tiefere Bedeutung. Wir finden unter dem Nordpol der Erde auch den Himmel viel reicher mit Sternen übersäet, wie unter dem Südpol, woraus folgt, daß den Zug der Schwere, welcher die Erde zwingt, in westöstlicher Richtung um die Sonne zu fliegen, ein Zug nach Norden zu einem höhern Lichte, als dem der Sonne, hin durchkreuzt. Die Sonne scheint nur den regelmäßigen Zeitverlauf im gemessenen Raum beherrschen zu sollen, während jene Nordrichtung eine Befreiung aus diesen Schranken, den Zug zum Ewigen andeutet.

2.

Die ersten Menschen.

Alle Versuche, die Entstehung des Menschen auf eine sogenannte natürliche Weise aus einem Fortschritt des Organismus in der Stufenreihe thierischer Bildungen als eine Weiterentwicklung des Affen zu erklären, sind absurd. Des ersten Menschenkindes Vater kann kein Thier gewesen seyn, weil das allen bekannten Gesetzen der thierischen Generation widerspricht und selber nur ein Wunder und nichts Natürliches seyn würde. Der erste Mensch hatte keinen Vater als den allmächtigen Schöpfer, der die Erde selbst nur um des Menschen willen hervorgebracht hatte. Der Vater aber war bei dem Sohne, als er ihn schuf. Nichts versteht sich so sehr von selbst, wie das. Der erste Mensch konnte nicht entstehen und allein forteristiren als Embryo oder neugebornes Kind, er konnte aber auch nicht in reifem Alter da seyn ohne ein Wunder. Gott gab ihm wie den reifen Leib, so auch Verständniß und Sprache, und redete mit ihm, aber nur so viel, als nöthig war, um dem Sohne gewiß zu machen, daß er einen

Vater von unbegrenzter Macht und Güte habe, und um ihm das einfachste aller Gebote einzuprägen. Davon allein sollte die Ueberlieferung den Kindern Adams bleiben, die unauslöschliche Erinnerung an den himmlischen Vater und an sein Gebot, die Einweihung der Kinder Gottes auf Erden durch den Vater selbst, der väterliche Segen und die Drohung und Erfüllung des ersten auf die Nichterfüllung seines Gebotes lastenden Fluches. Wie er nicht wollte, daß der Mensch allein sey, gab Gott ihm das Weib und diese ersten Menschen, unserer aller Ureltern, freuten sich wie unschuldige Kinder des jungen Lebens und des schönen Paradieses in seliger Genüge, bis sie selbst diesen heiligen Urfrieden zerstörten und Neugier das Weib, leichtsinniges Vergessen den Mann zum Ungehorsam gegen Gott und zur ersten Sünde verführte, in deren Folge sie das Paradies verloren und sterblich wurden. Ihre ersten Söhne, Abel und Kain, gaben ihrerseits das erste Beispiel des Streites und Krieges auf Erden.

Das ist alles so einfach und wahr, so ganz der Menschenart angemessen, daß es sich mit jedem andern Menschenpaare in gleicher Lage wiederholen würde. Vom größten Wunder, wie es die Schöpfung des Menschen ist, werden wir hier sogleich auf den Boden der, wir möchten sagen, gemeinen Wirklichkeit versetzt. Schon in der ersten Familie prägt sich das Menschliche in seiner ganzen Natürlichkeit aus.

Neben dieser unmittelbaren Wahrheit des Reinmenschlichen erscheinen alle Schöpfungssagen der heidnischen Völker unnatürlich und verzerrt, wie sich zu dem Bilde in einem gewöhnlichen Spiegel etwa die Bilder in einem Hohlspiegel verhalten. Alle sind spätere Erzeugnisse einer wilden Phantasie oder einer einseitigen und krankhaften Abstraction, nicht Erinnerung, nicht treue Ueberlieferung. Dahin gehören insbesondere die Vorstellungen von riesenhaften, zwitterhaften, noch halbdämonischen Urmenschen.

Nicht minder unnatürlich und verzerrt sind aber auch die Voraussetzungen der schon altgriechischen (Diodor I. 8), und der modernen Rationalisten, wonach der Mensch ursprünglich wie ein Thier auf allen Vieren gekrochen sey und Eicheln gefressen habe, bis er allmäh-

lig, den Thieren nachahmend, mehr Fertigkeiten erlangt und seine ersten bestialischen Naturlaute zu einer Sprache artikulirt habe.

Die Wahrheit ist, der erste Mensch war weder ein Dämon oder Riese und sonstiges halbgöttliches Ungeheuer, noch war er ein unvernünftiges Thier, sondern er war ein Mensch, wie wir noch jetzt alle sind, mit der ganzen Fülle von Anlagen, welche nach und nach zur Entwicklung kommen sollten im Bösen, wie im Guten.

Was die h. Schrift von dem Geschlechte Adams bis zur Sündfluth berichtet, zeigt uns den Gegensatz zwischen einer die h. Erinnerung des Urvaters bewahrenden, nur kleinen Minderheit und einer dieselbe vergessenden, auf eigene Kraft trotzenden großen Mehrheit. Es ist gleichsam das kurze Programm der Geschichte der Menschheit, wie sie sich auch wieder nach der Sündfluth in ihrer ganzen Ausdehnung entfaltet hat, daher auch die Sündfluth das Vorbild des Weltendes, welches noch nicht gekommen ist. Jedoch liegt etwas ganz eigenthümlich Gewaltiges in jener vorsündfluthlichen Menschheit. Die Urkraft des Geschlechtes war damals noch mehr concentrirt, der Geist noch stark und weniger zerstreut, gefiel sich daher in Erfindungen, die das irdische Leben bereichern und behaglicher machen sollten, aber eben deßhalb der Sünde dienten, zur Sünde verführten. Während Seths frommes Geschlecht die heilige Ueberlieferung bewahrte und in Einfalt und in der Einfachheit des Hirtenlebens Gottes Geboten treu blieb, bauten die andern Städte, schmiedeten blutlechzendes Eisen und erfanden Geigen und Pfeifen zur Lust, also daß sie theils sich überhoben und trachteten nach Ruhm und wollten groß werden, oder sie ließen ihr Fleisch nicht mehr von Gottes Geist strafen und überließen sich thierischer Wollust. Da machte der Herr ein Ende mit ihnen und vertilgte das durch und durch boshafte Geschlecht durch die Sündfluth. Nur dem frommen Noah und den Seinen befahl er, sich in der Arche zu bergen, um die erneute Erde neu zu bevölkern.

Die Erinnerung an die Sündfluth, womit die erste Periode der Menschheit abschloß, ist fast allen Völkern gemein. Der einzig sie Ueberlebende, in der h. Schrift Noah, ist in der griechischen Ueber-

lieferung Deukalion, in der babylonischen Xisuthros, in der indischen Satyavrata, in der mexikanischen Korkor ꝛc. In allen Sagen wiederholt sich, daß die Sündfluth als Strafe der Gottheit über die bösen Menschen gekommen sei.

Die Arche landete am Gebirge Ararat in Armenien. Noah schloß unter dem Friedenszeichen des Regenbogens, als die Sonne endlich wieder durch die Wolken auf die neue Erde herabschien, einen neuen Bund mit Gott. Von da zogen die Nachkommen Noahs allmählig hinab an den aus Armenien herabfließenden Strömen bis in die große fruchtbare Ebene von Babylon. So lange, sagt die h. Schrift, blieben sie noch beisammen, ein Volk mit einer Sprache. Aber sie frevelten und überhoben sich von neuem. Als ob sie Gottes nicht mehr bedürften oder ihm trotzen wollten, bauten sie eine große Stadt und darin einen ungeheuren Thurm, einen Trutzgott, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte, „um sich einen Namen zu machen und um nicht zerstreut zu werden.“ Gott aber fuhr herab, verwirrte ihre Sprache, daß keiner mehr den andern verstand, und zerstreute sie in alle Lande, die Stätte aber hieß davon Babel, das ist Verwirrung.

Adam verlor das Paradies, seine bösen Nachkommen verloren die Erde selbst in der Sündfluth. Die Nachkommen Noahs durften die ihnen wiedergeschenkte Erde behalten und leben bleiben, aber nicht wie sie eigenmächtig wollten und nicht Gott zum Trotz. Das Sichselbstgenügen, die Selbsthülfe, die Selbstregierung der Menschen, ohne nach Gott zu fragen, die Selbstüberhebung, als vermöchten sie allein durch ihr bloßes Zusammenhalten, durch Volksbeschluß etwas gegen Gottes Willen auszurichten, wurde schrecklich bestraft durch den Verlust der gemeinsamen Ursprache, durch die Trennung und Zerstreuung derer, die eben erst auf ihre Einheit gepocht hatten, durch die Verästung und mannigfache Verzweigung des ursprünglich einen Menschenstammes in ganz heterogene Racen und endlich durch das Herabsinken von der lichten Erinnerung an Gott in die Finsternisse des Heidenthums.

Die Erinnerung an den Thurmbau hat sich auch in den Schriften des Babylonier Berosus erhalten. „Die Menschen, berichtet er,

verachteten die Götter und bauten einen hohen Thurm, um den Himmel zu ſtürmen, da wo jetzt Babylon ſteht, aber die Winde zertrümmerten den Thurm, und ſeitdem haben die Menſchen verſchiedene Sprachen.“ Auch in den ſibylliniſchen Büchern heißt es, die Menſchen hätten auf dem Thurm zum Himmel hinaufſteigen wollen. Bei den Griechen erhielt ſich die Erinnerung im Mythus von den himmelſtürmenden Titanen.

Der Thurmbau iſt merkwürdigerweiſe in den meiſten Lehrbüchern der allgemeinen Geſchichte übergangen, obgleich er wenigſtens als ein Symbol, als eine große Hieroglyphe der Weltgeſchichte auf eine ernſte Beachtung Anſpruch macht und jedem, der über die Schickſale des Menſchengeſchlechts nachdenkt, von hoher Bedeutung erſcheinen muß. Warum ſollte man ihn aber nur für ein Symbol und nicht für eine reelle Thatſache halten, da keine Thatſache, als gerade dieſe, ſich öfter in der Geſchichte wiederholt hat und noch wiederholt? Denn die Menſchen wollen immer und immer wieder aus eigener Macht und „um ſich einen Namen zu machen“ ohne Gott bauen, was eben deßhalb immer wieder zuſammenſtürzen muß, und glauben ohne Gott durch Einheit ſtark zu ſeyn, aber eben deßhalb fallen ſie immer wieder in nur um ſo wildere Parteiung. Im Thurmbau liegt die tiefſte und wichtigſte Lehre der Weltgeſchichte. Wer ſie nicht verſteht, wage nicht die Blätter der Geſchichte überhaupt deuten zu wollen.

Man kann ſich die Gewalt, mit der Gottes Zorn damals die ſelbſtgerechte und ſich ſelbſterlöſende Menſchheit auseinanderriß, nicht furchtbar genug denken. Aus dem Schrecken der Natur hatte Gott ſie erlöst in der Sündfluth und einen neuen Bund mit ihnen gemacht. Da ſie aber dieſen Bund nicht hielten und einzig auf den Bund trotzten, den ſie unter einander ſelber ſchloſſen, ließ ſie Gott wieder in die Gewalt der Natur fallen. Zerſtreut nach allen Zonen nahm das Ebenbild Gottes das Gepräge der Klimate bis zu einer gewiſſen Annäherung an die Thierwelt an in den Racen. Die göttliche Urſprache plötzlich vergeſſend, drückte jede Race den ihr noch übrigen, aber in die Naturgewalt gefallenen und eigenthümlich abartenden Geiſt auch

einer entarteten Sprache aus. Gottes selbst vergessen, von der h. Erinnerung verlassen, betete der Mensch zum erstenmal die Natur selbst an, in deren Bann er gefallen war.

3.

Die Vertheilung der Menschen auf der Erde.

Der Racenunterschied ist so tiefgreifend, daß man im vorigen glaubenslosen Jahrhundert auf den Einfall gerieth, wenigstens jede Hauptrace habe ihren besondern Adam gehabt. Weil aber Individuen der verschiedensten Racen mit einander Kinder bekommen, ist die Einheit der Menschengattung erwiesen und die Farbe kein Beweis, daß sie nicht alle von Adam stammen. Die Verschiedenheit der Racen ist gleich derjenigen der Erdzonen und Klimate, läßt sich aber nicht durch Einflüsse des Klimas, der Hitze oder Kälte ꝛc. allein erklären, weil die schwarze Race, wenn sie auch noch so lange im Norden lebt, schwarz bleibt, die weiße im Süden sich nur die der Sonne ausgesetzten Körpertheile bräunt. Die Racetrennung ist also nur aus einer tiefer liegenden Ursache, aus der Sünde, zu erklären. Ihre natürliche Möglichkeit liegt aber in der Elasticität des menschlichen Organismus.

Wir unterscheiden jetzt noch innerhalb der Menschheit drei große Hauptracen, die weiße in Vorderasien und Europa, die gelbe in Hinterasien, die schwarze in Afrika, als absolut von einander verschieden; dazu noch zwei andere große Racen, welche nicht so abgeschlossen sind, sondern Merkmale der andern besitzen, die olivenfarbne oder Malaienrace in Südindien und Australien, und die rothe in Amerika. Jene ist dem weißen Indier, diese dem gelben Mongolen verwandt, obgleich dunkler gefärbt. Die weiße Race hat den Vorzug wie der Schönheit, so der geistigen Ueberlegenheit und spielt daher auch die Hauptrolle in der Geschichte. Die gelbe Race mit ihren

viereckigen Geſichtern, ſchiefen Augen und kleinen Naſen iſt häßlich, aber noch intelligent. Die ſchwarze iſt auf der Stufe der Kindheit zurückgeblieben. Die olivenfarbne und rothe hat ſich nur wenig der Cultur genähert. Man ſchreibt der gelben Race in ihrer weltgeſchichtlichen Entwicklung etwas Starres und Greiſenhaftes zu, der olivenfarbnen und rothen etwas Leidenſchaftliches, aber Unbeſtändiges, der ſchwarzen eine ewige kindiſche Unreife, weil während der großartigen Entwicklungen in der weißen Race die gelbe ſeit Jahrtauſenden in einer zwar hohen, aber unveränderlichen und gleichſam abſtracten Civiliſation wie verzaubert iſt, die rothe und olivenfarbne durch Kriege ſich gleichſam ſelbſt verzehrt hat oder durch die Einwanderung anderer Racen allmählich verdrängt wird, die ſchwarze aber gleich der Thierwelt eigentlich gar keine Geſchichte hat. — Innerhalb der weißen Race unterſcheiden ſich wieder zwei große Hauptſtämme, der ſemitiſche im Weſten und Süden, der ariſche im Oſten und Norden des Fluſſes Tigris.

Im ſemitiſchen Stamm blieb das babyloniſche Volk im alten Babel zurück und bewahrte das jüdiſche Volk, in der Nähe wohnend, die alte h. Erinnerung am treueſten auf.

Im ariſchen Stamme entwickelten dagegen ſtarke und geiſtreiche Völker ein eigenthümliches Leben und trugen zur großen Bewegung der Weltgeſchichte das meiſte bei. Auch ſie bewahrten noch, wenn auch in größerer Trübung, die älteſten Erinnerungen der Menſchheit. Das ariſche Urvolk am Hindikuſch theilte ſich früher in nordweſtliche oder perſiſche und in ſüdöſtliche oder indiſche Arier. Im Bundeheſch, einem der h. Bücher, welche die früheſten Erinnerungen der Perſer enthalten, kehrt die moſaiſche Erzählung von Adam und Eva deutlich wieder. Es heißt dort, der gute Gott Ormuzd ſchuf das erſte Menſchenpaar, Meſchia und Meſchiane, die ſich aber vom böſen Gott Ahriman verführen ließen, verbotene Früchte zu eſſen, wodurch ſie unrein wurden und den wahren Glauben ſo ſehr verloren, daß ſie Ahriman für ihren Schöpfer hielten. — In demſelben Bundeheſch iſt auch der erſten Völkertrennung gedacht, denn es heißt, nachdem von

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

Meschia und Meschiane in der dritten Generation fünfzehn Menschenpaare abgestammt seyen, hätten sich diese getrennt und jedes eine besondere Menschenart hervorgebracht. Eine Ursache der Trennung wird nicht angegeben. Wohl aber heißt es, von einem zurückgebliebenen Paare, Hoscheng und Goadsjeh, stammen die Arier ab; auch noch fünf andere Paare blieben auf dem Festland zurück, neun andere aber schwammen auf dem Rücken eines Stieres über das Meer.

Eine Erinnerung des Vendidad, des ältesten Zendbuchs, welches dem Bundehesch lange voranging, gedenkt der ersten Wanderungen des Menschen aus der Urheimath in Gegenden, die zuvor noch nie eines Menschen Fuß betreten. Es macht einen lieblichen Eindruck, wenn man hier liest, wie die Hirten, aus dem Gebirge durch Kälte vertrieben, fortgewandert seyen und in fruchtbaren Gegenden längere Zeit verweilend, auch von dort wieder, durch irgend einen Mangel oder ein Naturhinderniß belästigt, weiter gezogen seyen, überall durch Landschaften, wo es nie vorher Menschen gegeben, ja wo sogar die Thiere fehlten, die erst mit den Hirten kamen. Endlich gelangten sie nach Ver (Parsis, Persien im engern Sinn), wo ihr Fürst Dschemschid den Ackerbau einführte und die ersten festen Niederlassungen gründete. Diese reizende Erzählung erscheint im Vendidad freilich schon eingehüllt in das Gewand der erst später aufgekommenen Lehre Zoroasters. Immer ist es Ormuzd, der das Volk segnet, Ahriman dagegen, der überall ihre Ansiedlungen zu verhindern sucht. Dschemschid erscheint als ein mächtiger orientalischer König im Styl der weit späteren Zeit. Nicht mit dem gemeinen Pflug, sondern mit einem goldenen Dolch spaltet er das Erdreich ꝛc.

Wie lange Zeit die allmähliche Verbreitung der Menschen über die Erde gebraucht hat, läßt sich kaum berechnen und ist keine Urkunde darüber vorhanden. Nur das steht geschichtlich fest, daß die beim Thurmbau eingetretene Verwirrung fortwirkte, daß die Völkerstämme, wenn sie auf einander stießen, einander nicht verstanden, einander wie wilde Thiere anfeindeten und ausrotteten, und daß größere Gemeinwesen, Staaten, sich erst sehr allmählig und auf ver-

ſchiedene Weiſe bildeten, als ob nie vorher ein einiger Menſchheitsbund in Babel geſchloſſen worden wäre. Dieſer Fluch des Haſſes und Blutvergießens unter den Völkern, die alle Brüder ſeyn ſollten, iſt der ſchwerſte und längſte, der auf der ſündigen Menſchheit laſtet.

Die Bildung der verſchiedenartigen Gemeinweſen hing nicht blos, wie man insgemein vorausſetzt, von dem Bedürfniß eines Ordners, Richters und Anführers im Kriege, ſondern auch von den Sitten und namentlich vom Verhältniß der Geſchlechter ab. Durchaus natürlich und normal erſcheint im alten Teſtament das patriarchaliſche Gemeinweſen der älteſten Generationen, in denen noch die Ueberlieferung von Adam und Noah fortlebte, und nicht minder das in gleicher Weiſe geordnete Gemeinweſen der älteſten Arier, ſowohl in Perſien und Indien, als bei den Griechen, Römern, Germanen, mit einem Wort bei allen edlern Racen. Hier ſteht im Frieden der Hausvater an der Spitze des Gemeinweſens, im Kriege der Stärkſte und Klügſte. Das Weib dient dem Mann und iſt doch geachtet, nicht nur als die Mutter des nachwachſenden Geſchlechts, ſondern auch als die um ihrer Schönheit und Tugend willen Erwählte und Geliebte des Mannes. Mehrt ſich das Volk, ſo treten die Männer gleichberechtigt zuſammen in einer Volksverſammlung, wählen den Ordner und Richter im Frieden, den Feldherrn im Kampf und berathen ihn. Von dieſem natürlichen Verhältniß haben aber, wie uns viele Nachrichten von alten Völkerſchaften belehren und noch gegenwärtig die Zuſtände wilder Völker in den von uns entfernten Welttheilen zeigen, mannigfaltige Abweichungen ſtattgefunden. Es gab und gibt noch Völkerſchaften, die nicht einmal die Ehe kennen, in denen die Weiber gemein ſind, der Menſch ſich kaum über das Thier erhoben hat. Daß unter Menſchen, die von Adam abſtammen, eine ſolche Verdunklung der Seele eintreten konnte, gehört zu den tiefſten Klagen der Geſchichte. Wir haben ſodann noch die beſtimmteſten Nachrichten der Alten über Völker, bei denen die Kinder nach der Mutter und nicht nach dem Vater hießen und nicht die Söhne, ſondern die Töchter erbten, z. B. die Lykier in Kleinaſien, die Kantabrer in Spanien, und

über Völker, bei denen ſtatt der Männer Weiber regierten, z. B. in Meroë, und über Weibervölker in Aſien und Afrika, die ſ. g. Amazonen, die gar keine Männer unter ſich duldeten und in bewaffneten Schaaren Krieg führten, aber auch über Völker, bei denen mehrere Männer gemeinſchaftlich nur ein Weib hatten, z. B. in Indien und Tibet. Dieſe ſeltſamen Vorkommniſſe erklären ſich aus ſehr natürlichen Urſachen. Da wo im roheſten Zuſtand eines Volkes Eheloſigkeit und Weibergemeinſchaft geherrſcht hatte, erſcheint die Sammlung der Kinder um die Mutter als erſte Gründung einer Familie und als erſte Vorſtufe zur Cultur und war natürlich, weil die Kinder der Mutter näher ſtehen als dem Vater. Daß zuweilen Frauen ſich die Herrſchaft angemaßt, kommt zu allen Zeiten vor. Die regelmäßige Regierung von Frauen aber hat wohl in den älteſten Zeiten ihren Grund in dem gehabt, was Tacitus von der hohen Verehrung heiliger Frauen unter den alten Deutſchen bemerkt, „ſie ſahen in den Frauen etwas Göttliches.“ Je roher noch die Männer ſind, um ſo ſiegreicher tritt dieſes Heilige in den Frauen hervor, ſey es die Reinheit der Seele, ſey es das Prophetiſche in der weiblichen Natur. Von den Amazonen ſagen die Alten ſelbſt, ſie hätten ſich, von den Männern ſchwer beleidigt, nur aus Nothwehr bewaffnet. Eine ſolche Handlungsweiſe liegt in der Natur der Dinge bei Weibern kräftiger Race. Endlich erklärt ſich die Polyanderie (Vielmännerei) einfach aus dem beſondern Umſtande, daß wandernde Räuber- und Kriegerſtämme oder Vertriebene nicht Weiber genug hatten. Immerhin mögen ſolche Anomalien in den früheſten Zeiten der Völkerentwicklung häufiger vorgekommen ſeyn, bis die edleren Racen mächtiger wurden und beſſere Sitten verbreiteten.

Die babyloniſche Verwirrung wirkte am tiefſten in den Geiſtern nach, ſofern dieſelben in die heidniſche Verfinſterung fielen. Alles Heidenthum iſt Dämoniſirung oder Hineinlegen des Gottesbegriffs in Dinge, die nicht göttlich ſind, und es gibt davon nur zwei Hauptformen, nämlich Dämoniſirung der äußern materiellen Natur und des innern in der Geſchichte ſich auslebenden Volkscharakters. Die erſtere

Form des Heidenthums, die s. g. Naturreligion, beginnt mit der Furcht vor den Naturschrecken, dem Donner und Blitz ꝛc. und reift durch Abstraction zu einer Vergötterung der Sonne und der übrigen den Raum umwandelnden und die Zeit bestimmenden, also scheinbar das Naturganze beherrschenden Gestirne. Die zweite Form des Heidenthums personificirt die im Volke vorherrschenden Charakterzüge, Tugenden und Laster und vergöttert die ältesten Helden, Priester, Erfinder des Feuers, der Waffen, der Schifffahrt ꝛc. Die höchste Abstraction des Heidenthums führt zur Voraussetzung einer Götterharmonie oder eines Pantheismus, geht aber immer an dem allein wahren Glauben an einen persönlichen Gott (Monotheismus) vorbei. Die äußerste Entartung des Heidenthums ist die mit Bewußtseyn erlogene Vergötterung, z. B. der Fürsten und Mächtigen dieser Erde, und die niedrigste Stufe der Götterverehrung bei den rohesten Völkern der Fetischismus oder die Anbetung irgend eines willkührlich-dämonisirten oder vom Wahn für göttlich gehaltenen Gegenstandes, eines Steins, eines Thiers, eines Stückchen Tuch ꝛc.

Man bemerkt im Heidenthum eine aufsteigende Bewegung vom dunkleren zum helleren Bewußtseyn, von dem überraschten Gefühl z. B. Furcht vor dem Gewitter, der Nacht ꝛc. zur Erkenntniß und genauen Berechnung des Zusammenhangs in den Naturkräften und ihren Wirkungen und nicht minder der sittlichen Gewalten und insofern ist die heidnische Philosophie nicht selten zu schönen Ergebnissen gelangt. Allein dieser aufsteigenden Bewegung ging eine absteigende parallel und verschlang sie zuletzt immer. Denn die in der ersten Form des Heidenthums ausgesprochene Hingebung der Menschen an die äußere Natur fesselte die Völker in einer übermächtig werdenden und unausrottbaren Wollust, während die zweite Form des Heidenthums der Eitelkeit und dem Vorurtheil der Völker viel zu sehr schmeichelte, als daß sie sich derselben freiwillig und kraft einer tiefen innerlichen Beschaulichkeit und Demuth hätten entäußern können. Aus dem Heidenthum gab es keine Erlösung durch menschliche Mittel. Es war von Anfang an und blieb immer eine Umnachtung der Seele, inner-

halb welcher auch die edelſten Kräfte vergebens nach dem Lichte rangen. Im Heidenthum, welches, wenn auch einmal die aufſteigende Bewegung zum verlorenen Lichte ſich geltend machte, dennoch immer wieder und am meiſten gerade bei den gebildeteren Völkern in die tiefſte Corruption verſank, würde die Menſchheit gänzlich verwildert und entartet ſeyn, wenn ſie nicht durch die Menſchwerdung Gottes erlöst und ſittlich wiedergeboren worden wäre.

Was aber Tugend war vor Chriſto, hebt ſich auf dem Hintergrunde der heidniſchen Nacht eben ſo ſchön hervor, als, was Laſter und Sünde war noch nach Chriſto, in um ſo häßlicherem Licht erſcheint.

Was wir Natur nennen, theils die uns von Gott bereitete Heimath auf Erden, theils die durch die Sünde über uns gekommene äußere Verführung und Gewalt, deren Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit ſo tief in die der Völker eingreift, läßt ſich mit dem Zettel, die Kraft aber, die ihr widerſteht, hier nur ein ſittlicher Adel, dort die heilige Stärke des Glaubens, mit dem Eintrag vergleichen. Aus beiden webte ſich der große wunderbare Teppich der Geſchichte.

Wenn es erlaubt iſt, das Ganze dieſer Geſchichte gleichſam auseinander zu legen nach ſeinen großen Völkergruppen im Raum und nach ſeiner rhythmiſchen Bewegung in der Zeit und die Handlungen und Wandlungen je aus ihren Motiven zu erklären, ſo hüte man ſich dennoch vor jeder Schablone, vor jeder oberflächlichen Vorausſetzung, die in die Tiefe der Geſchichte nicht hinabreicht, vor jeder voreiligen Conſequenzmacherei. Denn die Weltgeſchichte bietet uns ein ewig neues und überraſchendes Schauſpiel dar, welches wie ein Zauber vor unſern Augen vorüberzieht, ohne daß wir ſie je im Voraus berechnen können. Die Weltgeſchichte ſchreitet in wunderbarer Größe und Eigenthümlichkeit durch alle Schablonen hindurch und ſchafft Perſönlichkeiten und Situationen, wie ſie ſich vorher niemand hätte träumen laſſen und die man nicht einmal für berechtigt zu halten geneigt iſt, die aber, indem ſie ſind, ſich ſelbſt ihr Recht verſchaffen. Zuletzt findet das vorurtheilsloſe Auge, daß die nicht vorausgeſetzten,

jeder Erwartung widersprechenden, befremdenden und erschreckenden Gestalten der Weltgeschichte dennoch im Plane Gottes lagen. Aus der Sünde ging alles Verderben hervor, was uns in dämonischer Größe aus den dunkelsten Tiefen der Geschichte furchtbar entgegengrinst, aber indem sich uns die Geschicke der Menschheit fort und fort entrollen, gelangen wir auch zu räthselhaften Charakteren und Fügungen, die man nicht schnell genug begreift, um sie leicht beurtheilen zu können, und in denen ein tieftragisches Moment den Vorwurf entwaffnet.

4.

Babylon.

Babel, die Stätte der Verwirrung und Völkertrennung, erscheint später in der h. Schrift und bei den ältesten Geschichtschreibern als die große Hauptstadt des ersten Weltreichs, des ersten Culturstaats mit einem Könige und einer geschlossenen Priesterschaft an der Spitze. Ein Theil der Menschen blieb also nach dem mißlungenen Thurmbau dort und zerstreute sich nicht, wie die andern, oder die verlassene Stätte wurde später wieder bevölkert. Die Babylonier waren Chaldäer, ein semitischer Volksstamm gleich den Juden, Arabern und Phönikern. Nach der h. Schrift wurde ihr Reich von Nimrod, einem gewaltigen Jäger, gegründet. Nichts erscheint natürlicher, als daß unter friedlichen Ackerbauern ein starker und kühner Bändiger wilder Thiere und räuberischer Feinde der erste König wurde. Babylonien im untern Stromgebiet des Euphrat, der weiter unten mit dem Tigris sich vereinigt und in den persischen Meerbusen mündet, war ein überaus fruchtbares Marschland, was die Hirten, welche zum erstenmal in die Nähe kamen, wohl anlocken mußte, Ackerbauer zu werden, da sie mit leichter Mühe dem Boden zwei-, dreihundertfältige Frucht abgewannen. Sie mußten aber mit vereinigten Kräften dem allzugewal-

tigen Andrang des Flußwassers zur Zeit der Ueberschwemmungen durch Dämme wehren und das Wasser gleichmäßig auf die weitausgedehnten Felder vertheilen durch Canäle. Endlich mußten sie sich auch, nachdem sie in Wohlstand gekommen waren, gegen die räuberischen Hirtenstämme in der Nachbarschaft vertheidigen und dieselben zu unterwerfen trachten.

So entstand der babylonische Staat auf ganz naturgemäße Weise. Von Babylon aus aber, der ersten großen Stadt am untern Euphrat, ging nach der h. Schrift Assur an den obern Tigris und gründete dort das assyrische Reich, anfangs also nur eine Colonie von Babylon, nachdem das Reich sich schon weiter ausgedehnt hatte und wahrscheinlich das Bedürfniß entstand, es gegen die tapfern und räuberischen Stämme von Armenien und Medien von einer denselben näher liegenden festen Stadt, Ninive am Tigris, aus wirksamer zu vertheidigen. Nach Analogie der späteren morgenländischen Gewohnheiten könnte man auch vermuthen, Ninive sei ursprünglich, weil es höher liegt als Babylon, nur die Sommerresidenz der Könige gewesen. Wenn nun auch griechische Geschichtschreiber die Thatsache umkehren und Babylon zu einer Colonie von Ninive machen, so rühmt doch Herodot selbst, der sogenannte Vater der Geschichte, Babylon vor allen Städten der Welt. Als Zwillingsstädte eines Ursprunges werden Babylon und Ninive bezeugt durch den Baalsdienst, der in beiden gemeinschaftlich die älteste Religion war, aber aus Babylon stammt und dort sein größtes Heiligthum hatte, und ferner durch die beiden Städte gleich geläufigen Erinnerungen an die sagenhafte Königin Semiramis. Dieselbe soll Gemahlin des Ninus gewesen seyn, welcher Ninive erbaute, sie soll aber auch alle die großen Tempel und Paläste in Babylon, die als Wunder der Welt galten, erbaut haben. Gewiß ist, daß Babylon geraume Zeit von Ninive aus regiert wurde, bis es sich wieder zur Hauptstadt eines selbständigen Reiches erhob. Höchst wahrscheinlich aber ist, daß Babylon früher unabhängig war, daß es älter ist als Ninive und daß Religion und Bildung des zwitterhaften Reichs von Babel und nicht von Ninive ausging.

In den Ruinen von Babylon findet man heute noch eine ungeheure Anhäufung von theils von der Sonne getrockneten, theils gebrannten Ziegelsteinen, die man Birs Nimrud nennt. Auf einer langen Basis von 60 Fuß Höhe thürmt sich eine kegelförmige Masse von 200 Fuß und darüber noch ein thurmähnlicher Aufsatz von 35 Fuß Höhe. Wenn nun auch der mittlere Theil der Rest des großen Belustempels und der obere Theil der Rest eines Baues des Königs Nebucadnezar ist, so kann nichtsdestoweniger die Unterlage, die aus ganz andern Ziegeln besteht, noch der Ueberrest des ersten Thurmbaus seyn, wofür ihn auch die Volkssage hält. Der Belustempel entstand in der Blüthe des babylonischen Reichs und war der Mittel- und Ausgangspunkt des Baalsdienstes, eine ungeheure Pyramide unten viereckig, auf jeder Seite 600 Fuß breit und 600 hoch. Von hier aus begrüßte man die aufgehende Sonne zuerst, hier feierte man ihr ein großes Jahresfest, indem man auf der Spitze der Pyramide auf einmal 50,000 Pfund köstlichen Weihrauchs verbrannte. Auf ihr befand sich auch eine Sternwarte und die Sternbeobachtungen, welche man hier machte, wurden bis auf das Jahr 1903 vor Alexander dem Großen, also bis über 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zurückgeführt, wie wenigstens auf Backsteinen notirt gewesen seyn soll, welche Kalliſthenes zu Alexanders des Großen Zeit dem weisen Aristoteles brachte. Hier wurde auch zuerst der Lauf der Sonne und des Mondes berechnet, wurden zuerst die uns näheren und größeren Planeten entdeckt und wurden diejenigen Sterngruppen am Himmel, durch welche Sonne, Mond und Planeten gemeinschaftlich durchgehen, mit Thiernamen bezeichnet, als s. g. Thierkreis festgestellt und darnach die Zwölfzahl der Monate bestimmt. Diesen babylonischen Thierkreis nun haben nach und nach alle älteren Völker angenommen und er ist heute noch die Grundlage unseres Kalenders. Nur über die Planeten täuschten sich jene uralten Sternseher. Die Erde galt ihnen als die untere, der Himmel als die obere Hälfte der gesammten Welt, die Sonne und der Mond aber als Wandelsterne und von den eigentlichen Planeten kannten sie nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und

Saturn. In diesen glaubten sie die höchsten Götter zu erblicken, weil sie den stärksten Einfluß auf Zeit und Raum und alle irdischen Dinge haben. Vor allem die Sonne, die als Baal (griechisch Belos) über allen andern Göttern stand, als das männliche, zeugende und als das gute Lichtprincip. Dann den Mond als das weibliche und nächtliche Princip. Von den fünf Planeten galten Jupiter und Venus für heilbringend, Saturn und Mars für schädlich, Merkur vermittelte unter ihnen und war zugleich Diener der Sonne, weil er ihr am nächsten steht, gleichsam ihr Schreiber, der auf alles merkt und alles verzeichnet, wie der Schreiber der Könige. Die Planeten aber beherrschten die vier Welttheile, die Elemente, die Steine, Metalle, Kräuter und Thiere. Ihre Constellation in des Menschen Geburtsstunde (das Horoscop) bestimmte dessen Schicksal, beim Wachsen der Kräuter ꝛc. die Arzneimittel. Neben den Planeten verehrten die alten Babylonier auch noch die Sternbilder, 30 an der Zahl, als blos berathende Untergötter, von denen eine Hälfte dem vorstand, was über, die andere dem, was unter der Erde vorging, weil sich die Sternbilder in die obere und untere Hälfte des Himmels theilen.

Das war die älteste heidnische Weisheit, die der Chaldäer, weil das Volk, welches die Stadt Babylon baute, ursprünglich Chaldäer hieß. Der Name blieb aber später ausschließlich den sternkundigen Priestern, welche sonst auch Magier hießen und nach denen heute noch die geheime Naturwissenschaft und Zauberkunst Magie genannt wird. Weil sie allein die Constellation erklärten, aus derselben weissagten und die Sterngeister in allen Naturreichen zu bannen und zu beschwören verstanden, genossen sie das höchste Ansehen im Volk, verbreiteten aber einen ungeheuren Aberglauben. Sie schoren sich Bart und Haare, eine Sitte, die später die Priesterschaften auch vieler anderen Völker beibehielten, und die wohl in der Reinheit des Leibes die der Seele vorbedeuten sollte.

Neben dem astrologischen Aberglauben kam in Babylon die weltberühmte und noch heute sprüchwörtliche Ueppigkeit auf, wegen welcher in der h. Schrift jenes Reich überhaupt die babylonische Hure

genannt wurde. Die Spekulation der Magier verfiel auf folgende Fabel, um die üppige Lebensluſt in Babylon zu rechtfertigen. Beroſus, ein Baalspriester aus Babylon, der im dritten Jahrhundert vor Chriſto lebte, erzählte den Griechen, Oannes, der mit der Sonne kommt und mit der Sonne geht (alſo die Sonne ſelbſt iſt), habe die Menſchen zuerſt civiliſirt, ſie das Feld und Städte bauen lehren. Er war aber nur oben wie ein Menſch, unten wie ein Fiſch gebildet. Das erklärt derſelbe Beroſus durch das Urbild der ganzen Natur, Omorka, welche unten die dunkle und feuchte Erde, oben der helle Himmel und die warme Sonne iſt. Eine ſolche Vorſtellung konnte nur in einem Lande entſtehen, in welchem, wie in Babylon aller Segen durch die Sonne in einem feuchten und fruchtbaren Niederlande bewirkt wird. Dieſe fruchtbare Erde ſelbſt wurde in Babylon als die Göttin Mylitta hochverehrt. Wir wiſſen nicht mehr, inwiefern ihr Cultus urſprünglich unſchuldiger und reiner war, wie wir wohl annehmen dürfen, gewiß aber iſt, daß er arg entartete. Wenn täglich eine Jungfrau auf dem höchſten Gipfel des Baaltempels in ein Bett gelegt wurde, um den Gott zu erwarten, ſollte ſie ohne Zweifel die Mylitta nachbilden, die Erde in Erwartung der Sonne. Alle Frauen in Babylon aber ohne Ausnahme mußten ſich einmal in ihrem Leben den Fremden überlaſſen, im Dienſt derſelben Mylitta. Deshalb ging auch die Zuchtloſigkeit dieſer Weiber ſo weit, daß ſie ſich, wie Herodot erzählt, bei Gaſtmählern zuletzt immer entkleideten. Dieſe Verleugnung der Scham im Naturdienſt, dieſe Entweihung der Seele durch den Leib, bezeichnet zum erſtenmal in der Geſchichte die ſchiefe Fläche, auf der die Menſchheit unter dem Einfluß des Heidenthums herabſinken und dem Abgrund entgegenſchwindeln mußte, aus dem nur die chriſtliche Offenbarung erlöſen konnte.

Wenn dieſelbe Mylitta unter dem Namen Derketo als Mutter der Königin Semiramis gedacht wurde, ſo iſt dieſe Auffaſſung wohl erſt ſpätere Prieſterdichtung und verlegt die erſt allmählig entſtandene Ueppigkeit des Volkes nur willkürlich in die Urzeit, drückt aber die Richtung, welche der babyloniſche Volkscharakter nehmen

mußte, vollkommen deutlich aus. Semiramis iſt unter der anſtändigen Hülle einer Göttin das Urbild einer emancipirten Frau (femme libre), der zügelloſeſten Willkühr und ſchamloſeſten Ungebühr. Ob in dem, was von ihr erzählt wird, wirkliche Geſchichte wiedergegeben, ob manches von den ſpäteren Königinnen Nitokris und Atoſſa auf ſie übergegangen oder alles nur Dichtung iſt, gleichviel, in ihrem Bilde ſpiegelt ſich der babyloniſche Nationalgeiſt, wie er ſich wenigſtens ſpäter ausgebildet hat.

Semiramis, in verbotener Liebe der Göttin Derketo mit einem Jüngling erzeugt und deshalb ausgeſetzt, wurde von Tauben ernährt und von Hirten erzogen, bis ein gewiſſer Menones ſie heirathete. Als König Ninus Bactra lange vergebens belagerte, erſtieg Semiramis als Amazone mit wenigen Kriegern heimlich die Burg daſelbſt, worauf die Stadt ſich ergeben mußte. Ihre Kühnheit bewundernd nahm Ninus ſie zur Frau, wurde aber bald von ihr aus dem Wege geſchafft, denn ſie wollte allein regieren. Nach andern Nachrichten heißt es, Ninus ſey geſtorben und ſie habe in ihren Sohn Ninias verkleidet regiert. Nun wird alles, was man ſonſt von Ninus weiß, auf ſie übergetragen und ſie ſoll alle Länder umher bis ans Mittelmeer erobert haben. Im Oſten drang ſie bis Indien vor, konnte aber dort den König Stabrobates nicht überwinden, denn obgleich ſie deſſen Reiterei durch ihre Kameele, vor deren Geruch die Pferde ſcheuten, verjagte, wurden doch ihre Kameele wieder durch die Elephanten verjagt, deren ſich die Inder damals ſchon im Kriege bedienten. In Babylon ſchlug Semiramis einen Aufruhr nieder. Sie kämmte ſich gerade ihre ſchönen Haare, als ſie hörte, das Volk empöre ſich. Da griff ſie, ohne ihr Haar vollends zu ordnen, ſogleich zum Schwerte, beſiegte die Empörung und kam zurück, um mit dem Kämmen fertig zu werden. In ihrem weiten Reich legte ſie große Heerſtraßen und Denkmäler an, die jetzt noch ihren Namen tragen, in Bageſtan, wo ſie ihr rieſenhaftes Bild auf einem abgeſchliffenen Felſen darſtellen ließ, in Armenien, in Medien (ihr Weg nach Ecbatana heißt noch der Semiramisweg). Am berühmteſten ſind aber ihre großen Bauten in

Babylon, der Belustempel, die s. g. hängenden Gärten (terrassenförmig über Galerien angelegt), die von Andern der spätern Nitokris zugeschrieben werden, die ungeheuren Stadtmauern ꝛc. Von ihr soll endlich auch die große medische Mauer erbaut worden seyn, um das babylonische Reich gegen Norden zu schützen. Im Vollgenuß des Glücks und Ruhmes gab Semiramis dem Volk das Beispiel der äußersten Ueppigkeit, doch soll sie ihre heimlichen Liebhaber, um nicht verrathen zu werden, haben umbringen lassen. Unter den s. g. Hügeln der Semiramis, die man noch häufig findet, sollen sie begraben worden seyn. Als sie endlich starb, soll sie sich, wie Herodot berichtet, über dem Stadtthor von Babylon haben begraben lassen. Nach Diodor ist sie verschwunden und als Taube davongeflogen. An ihre Erinnerung knüpft sich noch immer die von jenen alten Heiden auf die Muhamedaner übergegangene Liebe und Pflege der Tauben bei den Tempeln.

In dieser höchst merkwürdigen Semiramis spiegelt sich unverkennbar etwas Geniales und eine ungemein heitere Auffassung des Lebens. Nur noch halb asiatisch mahnt sie schon an die Freiheitsideen Europas. Nicht achtend weder der Völker Recht, noch Gatten und Sohn, noch Scham und Sitte bedient sie sich ihrer geistigen Ueberlegenheit mit übersprudelnder Laune und genießt des Lebens Lust in vollen Zügen. Die Poesie ihres Daseyns wird noch erhöht durch den Reiz der Neuheit, denn sie durchbricht den engen Kreis des damaligen Völkerlebens zum erstenmal mit der Allgewalt einer genialen Menschennatur.

Der Mylittadienst und die Semiramissage würden sich in Babel nicht haben ausbilden können, wenn das Volk nicht wirklich, wie die h. Schrift und alle von den Griechen gesammelten Nachrichten aussagen, überaus sinnlich und üppig gelebt hätte. Das erklärt sich durch die erstaunliche Fruchtbarkeit des Landes, durch den Reichthum, welchen Gewerbe und Handel und der Raub aus eroberten Ländern frühzeitig hier zusammenhäuften. Allein die Lebenslust der Babylonier darf doch nicht blos von ihrer schlimmen Seite als Corruption aufgefaßt werden. Sie hatte, wenigstens ursprünglich, auch eine gute Seite, als reine Freude an einem glücklichen Daseyn, in der Fülle

alles irdiſchen Segens. Hätte das ſanguiniſche Temperament in Babel nicht eben ſo berechtigt ſeyn ſollen wie das choleriſche in Perſien, das melancholiſche in Aegypten und das phlegmatiſche in China?

Babylon war berühmt durch ſeine Webereien, weichen und feinen Gewänder und Teppiche, durch ſeine Goldarbeiten und geſchnittenen Steine; durch ſeinen weitausgebreiteten Handel, der ihm ſchon den Zimmet aus Ceylon zuführte, am meiſten aber durch ſeinen Feldbau und durch ſeinen ungeheuren Reichthum an Weizen und Gerſte. Da wo jetzt daſſelbe Land nur eine weite und öde Wüſte iſt, ſorgte damals ein künſtliches Syſtem von Canälen für die ebenmäßige Vertheilung der Euphratüberſchwemmungen über alle Aecker. Was von dem fruchtbaren Schlamm nicht für den Feldbau gebraucht wurde, daraus formte und brannte man Ziegel und baute daraus alle Häuſer der Stadt und die größten Tempel und Paläſte, indem man ſie ſtatt des Kalks mit dem reichlich in der Nähe hervorquellenden Naphtha verkittete. Denn weit und breit wurde hier kein Stein gefunden. — Zu den Eigenthümlichkeiten Babylons gehörten die Kähne von Leder auf dem Euphrat, und die kleinen Cylinder, die in der Mitte durchbohrt, am Halſe getragen wurden und gleich Siegelringen dienten, aus edeln Steinen kunſtreich geſchnitten.

Ueber die Größe, Pracht und Ueppigkeit Babels ſind die Nachrichten der Alten alle einverſtanden, aber in Bezug auf die politiſche Geſchichte widerſprechen ſie ſich. Nach Beroſus gab es 24 Könige in Babel, ehe die Stadt dem aſſyriſchen Reich unterworfen wurde. Das würde wenigſtens ihrem ehrwürdigen Alter entſprechen. Gewiß iſt nur, daß Babel lange von Aſſyrien abhing, bis es im 8. Jahrhundert vor Chriſto unter König Nabopolaſſar wieder frei wurde. Mit deſſen berühmtem Sohne Nebucadnezar folgte eine neue Glanzzeit. Iſt die Erklärung der Keilſchrift auf einem unlängſt in den Ruinen von Babylon aufgefundenen Cylinder richtig, ſo ſtellte Nebucadnezar den vorher ſtark verfallenen Belustempel wieder her, welcher 42 Menſchenalter vor ihm zum erſtenmal aufgerichtet worden ſeyn ſoll. Seiner Gemahlin Nitokris wird ohne Zweifel mit Recht ein Theil der Werke

zugeschrieben, die man sonst alle der Semiramis aufbürdet. Nebucadnezar selbst (um das Jahr 600 vor Christo) wurde ein großer Eroberer und suchte im Westen alle semitischen Völker unter sich zu vereinigen, wie andererseits Medien im Osten die arischen. Er eroberte Syrien, Phönikien und Palästina. Anfangs von den Aegyptern unter König Necho geschlagen, soll er dann doch noch Aegypten verheert haben und durch Libyen bis nach den s. g. Säulen des Herkules (Ceuta und Gibraltar) vorgedrungen seyn. Das letztere kann nur Fabel seyn, da der Weg zu weit und beschwerlich gewesen wäre. Das Ganze war uur ein flüchtiger Raubzug. Wie die Eroberer damals verfuhren, erkennt man am besten aus der Wegführung der Juden aus dem h. Lande in die babylonische Gefangenschaft. Man schleppte Raub und Sklaven heim, ohne für die dauernde Besetzung der eroberten Länder zu sorgen. Nach Nebucadnezars Tod regierte Nitokris in großen Sorgen, denn die Medier begannen sie zu bedrängen. Sobald das große assyrische Reich zerstückelt war, lag in jedem Theile wieder die Neigung, die andern mit sich zu vereinigen und das große Mittelreich wiederherzustellen. Die königliche Familie in Babylon erscheint eine Zeitlang zurückgedrängt durch den Usurpator Nerigliſſar (vielleicht Belsazar der h. Schrift), dessen Sohn aber dem Sohn der Nitokris, Nabonnedus, unterlag. Das war der letzte König in Babylon, denn obgleich er sich mit dem in Kleinasien mächtig gewordenen lydischen König Krösus gegen die wachsende Macht Mediens verbunden hatte, wurden doch beide nach einander von dem Perser Cyrus, welcher die Herrschaft in Medien an sich gerissen hatte, überwunden. Babylon vertheidigte sich lange, aber Cyrus ließ den Euphrat in Canälen ableiten, drang durch das trockene Bett in die Stadt ein, und zerstörte den besten Theil derselben, weil ihm, der schon der reinen Perserlehre huldigte, der Baalsdienst verhaßt und verächtlich war.

Seitdem hat sich Babylon nie wieder erholt und ist nach und nach gänzlich verödet, jetzt nur noch eine Wüste mit Ruinen. Also ward erfüllt, was der Prophet Jeremias verkündet: „daß das Land erbebe und erschrecke, denn die Gedanken des Herrn wollen erfüllt wer-

den wider Babel, daß er das Land Babel zur Wüste mache, darin Niemand wohne."

Das erste Weltreich war auf äußere Macht und nicht auf inneren Werth begründet. Seine Herrscher, sein Volk mißbrauchten die Gnade Gottes, die es mit Glück und Wonne überschüttet hatte. Darum ging es schmählich unter und alle Reiche nach ihm, die auf keinem bessern Grunde standen, alle mußten ihm im Sturz in den Abgrund nachfolgen.

5.

Assyrien.

Assyrien ist nach der h. Schrift durch Assur von Babel aus gegründet worden. Mit Babel hatte es die semitische Sprache, die Keilschrift, die Religion gemein. In Assyrien, wie in Babel, war Belus der höchste Gott, neben ihm die Göttin Atergatis ganz in der Bedeutung der Mylitta. Ein dritter Gott Adramelech wird nur genannt. Es ist ohne Zweifel der gräßliche Moloch, den wir bei den Phönikern wiederfinden. Die assyrische Hauptstadt Ninive am Tigris, von Ninus erbaut, war an Größe und Pracht nur die Zwillingsschwester Babels. Sogar die Bauten und Bildwerke, die man aus dem Schutt beider Städte in jüngster Zeit herausgegraben hat, zeigen denselben alterthümlichen Styl und Geschmack. Auch im Reichthum und in der Ueppigkeit wetteiferten beide Städte. In Ninive gab es, wie man sagte, so viele Kaufleute, als Sterne am Himmel sind. Die Stadt war ein längliches Viereck von 480 Stadien (12 Meilen) Umfang, die Stadtmauer 100 Fuß hoch, so breit, daß drei Reihen Wagen zugleich darauf fahren konnten und mit 1500 Thürmen versehen. Das größte Gebäude der Stadt war das Grabmal des Ninus, eine Pyramide wie der Belustempel in Babylon.

Ktesias, der im 5. Jahrhundert vor Christo als Arzt am persischen Hofe diente, nennt Ninus den ersten König von Assyrien. Der-

ſelbe ſoll das ältere Babylon, dann auch Armenien, Medien und Bactra unterworfen haben. Nach ihm regierte ſeine geliebte Semiramis für ſeinen Sohn Ninias. Ninus wird ins 23. Jahrhundert vor Chriſto geſetzt. Von da an wiſſen wir nur, daß das Reich beſtanden hat und daß des Ninus Geſchlecht bis auf Belochus regierte, der ums Jahr 800 vor Chriſto vom Aufſeher der Gärten, Beletar, geſtürzt wurde. Das ſcheint eine Auffriſchung der geſunkenen Monarchie geweſen zu ſeyn. Die h. Schrift nennt noch im 8. Jahrhundert (alſo als Nachfolger jenes Beletars, den wir nur durch griechiſche Nachrichten kennen) den aſſyriſchen König Phul, dann den Tiglath Pileſar, der Syrien und das Reich Iſrael, und Salmanaſſar, der Medien und Phönikien unterwarf. Welche ſtramme Krieger die Aſſyrer damals waren, ſagt der Prophet Jeſaias: „Siehe, eilend kommen ſie daher und iſt keiner unter ihnen müde und ſchwach; ihre Pfeile ſind ſcharf und ihre Bogen alle geſpannt. Ihrer Roſſe Hufe ſind wie Stein und ihrer Wagen Räder wie der Sturmwind.“ — Dann regierte Sanherib, der wider Aegypten zog, aber durch ein Wunder zum Rückzug gezwungen wurde. Mäuſe ſollen über Nacht ſeinem Heere alle Riemen abgefreſſen haben. Seitdem verfiel das Reich, die Unterworfenen empörten ſich. Zwar überwand Sanherib den babyloniſchen Empörer Belibus und ſetzte ſeinen Sohn Aſarhaddon als Statthalter nach Babylon, wurde aber von ſeinen andern Söhnen Adramelech und Nergal-Sarezer im Tempel umgebracht. Aſarhaddon vertrieb die mörderiſchen Brüder und regierte mit Kraft und Glück bis 675 vor Chriſto. Unter ſeinen Nachfolgern Arergis und Samuges jedoch erneuerten ſich die Empörungen. Zwar fiel der Meder Phraortes in einer Schlacht 635, aber ſein Sohn Kyarares belagerte Ninive und würde es damals ſchon erobert haben, wenn ihn nicht ein Einfall der Skythen geſtört hätte. Erſt nachdem er in langen Kämpfen mit dieſen fertig geworden war und ſich mit Nabopolaſſar von Babylon verbunden hatte, zog er abermals vor Ninive. Hier regierte der letzte König Sardanapal, der ſein Lebenlang nur im Harem unter Weibern zugebracht und ſelbſt in Weiberkleidern nur

weibische Dinge getrieben hatte, plötzlich aber sich aufraffte, die Stadt aufs tapferste vertheidigte und, als er alles verloren sah, sich sammt allen seinen Weibern und Schätzen auf einem großen Holzstoß verbrannte, 605 vor Christo. Die Sieger zogen ein und Ninive wurde gänzlich zerstört. Die Geschichte des Sardanapal ist mythisch, wie die der Semiramis; beide, die erste Königin und der letzte König ergänzen sich als männisches Weib und weibischer Mann. Beide aber charakterisiren gleichmäßig die Unnatur des ersten Weltreichs und der ersten Weltreligion, in der sich alles nur um das Geschlechtsverhältniß und nicht um das sittliche drehte.

Man muß sich die Stadt Ninive in ihrem höchsten Glanze denken, wie der Prophet Jonas sie von außen betrachtete in der schadenfrohen Erwartung, sie werde vor seinen Augen untergehen. Ein Kürbis wuchs über ihm und gab ihm Schatten, als aber der Kürbis welkte und der Prophet zürnte, daß er in der heißen Sonnengluth so lange warten müsse, führte ihm Gott zu Gemüth: dich dauert der Kürbis und mich sollte solcher großen Stadt nicht jammern? Gott gab dem sündigen Volk noch eine lange Frist,aber es besserte sich nicht und so wurde Ninive wie Babel zur menschenleeren Wüste, auf daß erfüllt würde, was der Prophet Zephania sagt: „der Herr wird seine Hand strecken über Assur und Ninive, öde machen und dürre wie eine Wüste.“ Und der Prophet Ezechiel: „Siehe, Assur war wie ein Cedernbaum auf Libanon von schönen Aesten und alle Vögel des Himmels nisteten auf seinen Aesten und alle Thiere im Felde hatten Junge unter seinen Zweigen. Aber weil sein Herz sich erhob, daß er so hoch war, verdarb ihn der Herr, daß Fremde ihn ausrotten sollten und seine Aeste zerbrochen auf den Bergen und in allen Thalen liegen mußten und alle Völker von seinem Schatten wegziehen mußten.“

In dem unendlichen Schutt, der von der Herrlichkeit der alten Stadt noch übrig ist, bei Mosul hat der Engländer Layard vor wenigen Jahren noch höchst interessante Trümmer ausgegraben, Reste von Tempeln und Königspaläſten mit zahlreichen in Stein gehauenen, doch nur wenig gemalten Bildwerken, insbesondere einen großen Pa-

last des Sanherib und andere seiner nächsten Vorfahren. Man sieht darauf nur wenig religiöse Vorstellungen, z. B. den Gott, der hinten Fisch ist, und einen adlerköpfigen Gott. Die riesenhaften Löwen und die kraftvoll auftretenden Stiere mit bärtigen Männerköpfen scheinen nur die Macht des Reichs zu bezeichnen, wie der einen springenden Löwen niederstechende König (das Siegel des alten Reichs) den Sieg über die Feinde. Die Keilschriften auf den Stieren enthalten auch nur Nachrichten von den großen Siegen Sanheribs, der da heißt „Ueberwinder der Könige vom obern Meere der untergehenden Sonne (Mittelmeer) bis zum untern Meere der aufgehenden Sonne" (persischer Golf). Die Gebäude haben dicke Mauern, aber ein verhältnißmäßig schmales Innere. Die Säulen sind von der Palmenform entlehnt und deutliche Vorbilder der späteren s. g. ionischen Säulenordnung. Auch die Bildwerke haben nichts, was man jetzt orientalisch nennt, die Menschenfiguren keine weiten Gewänder und Turbane, sondern enganschließende, bald kurze, bald lange Röcke. Haare und Bart erscheinen dick und künstlich gelockt. Der König, der gewöhnlich größer abgebildet ist, als die andern, sitzt auf einem Thron mit Franzen am Kleide und einer kegelförmigen oben abgestumpften Mütze und Pfeile und Bogen in der Hand, sehr reich geschmückt, von Eunuchen umgeben, die ihn fächeln, oder fährt auf einem Streitwagen, auf der Löwenjagd, oder in Schlachten. Die assyrischen Krieger tragen nur ein Band um das reiche Haar, oder spitze Helme. Man sieht sie auf Streitwagen, als Reiter und Fußvolk mit Speer und Schild, Pfeil und Bogen, auch mit Schleudern. Einige tragen Panzer und Beinschienen. Die Palastwände zeigen ganze Schlachten, Belagerungen, Verfolgungen. Mauern werden mit Sturmböcken eingestoßen oder unter großen Schilddächern erstürmt. Unter den besiegten Völkern erkennt man an den Gesichtern ganz deutlich auch die Juden: Gefangene werden geköpft, gespießt, sogar geschunden. Unter der weggeschleppten Beute bemerkt man Tische, Stühle, Betten und allerlei Hausgeräth. Alles sieht europäisch aus. Damals saßen jene Morgenländer noch auf Stühlen und noch nicht mit gekreuzten Beinen

auf dem bloßen Boden oder auf Kissen, wie heute. In den Huldigungsprozessionen bemerkt man Musiker, welche die Harfe spielen oder Doppelflöten blasen.

Diese Bilder bringen uns das längst verschwundene Volk recht menschlich nahe. Eben so lebendig versetzt man sich in das alte Ninive, wenn man die rührende Geschichte liest, welche uns die Griechen aufbewahrt haben, und welche Shakespeare zu einem seiner schönsten Trauerspiele (Romeo und Julie) benützt hat, die älteste Liebesgeschichte auf Erden, von der wir Kunde haben. In Ninive liebten sich zwei Nachbarskinder, Pyramus und Thisbe, aber die Eltern wollten es nicht leiden. Da kamen sie heimlich durch ein Loch in der Wand zusammen. Einmal bestellten sie sich zum Grabmal des Ninus. Thisbe kam zuerst, floh aber beim Anblick eines Löwen und verlor ihren Schleier. Dann kam Pyramus, sah den Schleier, glaubte der Löwe habe die Geliebte fortgeschleppt, und durchbohrte sich aus Verzweiflung mit seinem Schwerte. Thisbe kehrte zurück, fand den Todten und durchstach sich mit demselben Schwerte.

6.

Kleinasien.

Die babylonisch-assyrische Eroberung und mit ihr der üppige Götzendienst des Sonnengottes und der Erdgöttin dehnte sich vom Euphrat bis ans Mittelmeer und durch ganz Kleinasien bis ans schwarze Meer aus.

Zunächst von Babel aus über das semitische Syrien. Dieses Land errang keine Selbständigkeit, erst spät erhoben sich Fürsten von Damaskus, die aber von Babylon und später von den Persern unterworfen wurden. Die Religion war ganz babylonisch. Noch jetzt führt eine der altsyrischen Städte den Namen Baalbek (griechisch Heliopolis) von Baal, der in ganz Syrien neben der Astarte oder Atergatis

(dasselbe was Mylitta, die Erd-, Glücks- und Liebesgöttin) angebetet wurde. Auf dem Libanon, dessen Cedern in der Bibel uns wie mit heiliger Luft anwehen, befanden sich nach griechischen Nachrichten zahllose Tempel der Liebesgöttin und war deren Dienst so schamlos, daß unzüchtige Lieder sprüchwörtlich nur „Gesänge vom Libanon" hießen. Zu Hierapolis fand man an dem angeblich schon von Semiramis gebauten Tempel der vielnamigen Göttin Derketo, Aphrodite ꝛc., zwei ungeheure Phallen vor der Pforte.

Der semitische Stamm erstreckte sich aus Syrien in Kleinasien hinein über Cilicien und Kappadocien. In ersterem Lande hatte die Stadt Tarsus einen berühmten Haupttempel des Baal. In Kappadocien fand Strabo sehr viele Tempel mit zahlreichen Hierodulen (Tempeldienerinnen) und Priestern. In der Hauptstadt Komana einen Tempel der Artemis (ohne Zweifel die Naturmutter) mit 6000 weiblichen und männlichen Dienern, in Kastabatra einen ähnlichen nur von Priesterinnen bedient, welche barfuß über glühende Kohlen laufen konnten. In Mortilene ein Tempel angeblich des Zeus, wohl des Baal, mit 3000 Priestern. — Im Pontus, nördlich von Kappadocien, lag eine zweite Stadt Komana mit einem eben so großen und derselben Göttin geweihten Tempel, wo es von Weibern wimmelte, die mit ihrem Körper Gewinn trieben und wohin das Volk jährlich zweimal von weither zum Fest herbeiströmte. Der Oberpriester, aus dessen Geschlecht der Geschichtschreiber Strabo stammte, hatte in diesem reichen Heiligthum souveraine Gewalt.

Von Ninive aus breitete sich die despotische Eroberung mit dem üppigen Cultus über die ganze arische Völkerströmung aus, welche von der Heimath im Hindukusch oder von Bactra aus durch Medien und Armenien fast ganz Kleinasien überzogen hatte. Zwar lassen die vielen Völkernamen in Kleinasien theils auf frühere und spätere arische Einwanderungen, theils auf Vermischungen mit Semiten schließen, allein sie wurden alle dem mächtigen Einfluß des assyrischen Imperialismus und des babylonischen Götzendienstes unterworfen.

Armenien zwischen dem kaspischen See und Assyrien mit dem

hohen Ararat, wo Noahs Arche gelandet seyn soll, das Gebirge, von welchem Euphrat und Tigris herabfließen, scheint sich in frühester Zeit der Corruption, die aus dem Tieflande kam, erwehrt zu haben. Nach einer merkwürdigen Sage des armenischen Chronisten Moses von Chorene empörte sich der schöne und edle Haïg gegen die Tyrannei des Belus, mußte aber ins Gebirge flüchten. Auch dahin verfolgt, tödtete er den Belus mit einem Pfeil. Armenien hatte seitdem eine lange Reihe unabhängiger Könige, bis es von der Semiramis erobert und entsittlicht wurde. Moses von Chorene erzählt die alte Sage, Semiramis habe den durch seine Schönheit berühmten jungen König Ara von Armenien nach Ninive eingeladen und, als er nicht gekommen sey, ihn mit Krieg überzogen mit dem ausdrücklichen Befehl, sein Leben zu schonen. Nun sey er zwar in der Schlacht umgekommen, aber Semiramis habe ihn durch ihre Götter wieder ins Leben gerufen, weßhalb man der Liebesgöttin huldigen solle. Dieser war in der armenischen Stadt Aschtischad unter dem Namen der Anahid ein großer Tempel errichtet. Dahin schickten, sagt Strabo, die Armenier alle ihre Töchter, um sie im Dienst der Göttin Preis zu geben, ehe dieselben heirathen durften. Und das galt als eine Ehre. Noch jetzt feiert man dort ein Rosenfest und läßt dabei Tauben fliegen. Noch jetzt zeigt man am schönen Wansee die Trümmer vom Semiramakert, dem Sommerpalast, den sich Semiramis hier erbauen ließ und wo man noch alte Keilschriften findet.

Im Innern Kleinasiens galten die Phryger für das älteste, also am frühesten eingewanderte, in der Sprache den Armeniern nahe verwandte Volk. Sie hatten wirklich sehr alte Erinnerungen, ein gewisser Annakos vertritt bei ihnen den Noah der Sündfluth. Obgleich sie die Viehzucht sehr vervollkommnet hatten, wie ihre feinwolligen Ziegen (in der Gegend des alten Ancyra, heute Angora genannt) beweisen, so wird doch noch mehr ihr Ackerbau gepriesen. Als sie ihren ersten König wählen wollten, befahl ihnen das Orakel, den zu wählen, der mit einem Bauernwagen kommen würde. Das war

Gordius, welcher zum Andenken das Joch ſeiner Ochſen mit der Deichſel ſeines Wagens in einen kunſtreichen Knoten verknüpfte, an dem die Weiſſagung hing, wer ihn löſe, ſolle die Herrſchaft über Aſien gewinnen. Seinem Sohne Midas legten als Kind die fleißigen Ameiſen goldene Getreidekörner in den Mund, was abermals auf den Segen und hohen Werth des Bauernſtandes hinweiſt. Derſelbe Midas ſoll aber übermüthig gewünſcht haben, alles möchte zu Golde werden, was er berühre. Da vergönnten es ihm die Götter, aber nun wurde auch jede Speiſe, die er anrührte, zu Gold und er mußte verhungern. Gewiß eine ſinnreiche Strafe gerade für den Mißbrauch des aus Cerealien erworbenen Reichthums. Dieſer Mißbrauch verräth ſich auch in dem äußerſt wollüſtigen und orgiaſtiſchen Götzendienſt der Erdmutter, der hier in Phrygien und hauptſächlich in ihrem Heiligthum zu Peſſinus gepflogen wurde. Die Göttin hieß Kybele und entmannte Prieſter feierten ihre Feſte mit raſenden Tänzen und wilder Muſik, dem Attis zu Ehren, in den ſich Kybele eben ſo wahnſinnig verliebt hatte, wie Semiramis in den Ara, und der ſich freiwillig entmannte. Die Göttin aber, auf einem von Löwen gezogenen Wagen und mit Blitzen in der Hand, alſo ganz amazonenhaft, ſucht ihn. Das iſt wieder derſelbe Umtauſch des Weiblichen und Männlichen wie in Semiramis und Sardanapal. In dieſer alten Naturreligion wurde alles nur auf den Gegenſatz der beiden Geſchlechter bezogen mit Beſeitigung des Sittlichen. Neben der manntollen Göttin verehrten die Phrygier mit eben ſo wilden Feſten den Weingott Sabazius (Bachus), jenes Weſen, welches den Cultus der babyloniſchen Hure eigentlich erſt vollendet, indem er ihr den ſchäumenden Becher in die Hand gibt. Die Juden, welche den babyloniſchen Götzendienſt unter dieſen Bildern auffaßten, waren dazu vollſtändig berechtigt durch den Anblick der Greuel im Mylittatempel zu Babylon und der Kybele- und Sabaziusfeſte in Phrygien. Der Wein iſt urſprünglich in den Gebirgen Armeniens zu Hauſe, wo ihn Noah zuerſt pflanzte. Von da kam er zu den phrygiſchen Nachbarn, die ihn alsbald in den Kreis des ſinneberauſchenden Götzendienſtes zogen, während er bei

den Juden neben den Schaubrodten in ihrem Tempel eine weit reinere und heiligere Bedeutung erhielt. Bei den trunkenen Festen der Phrygier spielte die Flöte und die aus vielen Röhren zusammengesetzte s. g. Pansflöte eine große Rolle, indem nach ihr die Bauern bei der Weinlese täppisch und roh umhertanzten. Das ist der Ursprung der später bei den Griechen nicht veredelten, nur geschmackvoller behandelten Bachusfeste und Satyrtänze. Die Griechen pflegten zwar die bäurischen Phryger zu verspotten, sie ersannen das Märchen vom Marsias, dem Phryger, der seiner Flöte schönere Töne zu entlocken wähnte, als Apollo mit der Lyra, und zur Strafe seiner Geschmacklosigkeit geschunden wurde, und von Midas, dem, weil er dem Marsias vor Apollo den Vorzug zuerkannt hatte, Eselsohren wuchsen; allein die Griechen wußten sich doch nur schönere, aber keineswegs bessere Götter zu machen, als die Phryger, von denen sie sie entlehnten.

Am mächtigsten unter den Völkern Kleinasiens wurden die Lyder im Westen der Phryger. Wie es scheint, war ihre Hauptstadt Sardes schon in sehr früher Zeit von den Assyrern angelegt oder benutzt, um von hier aus Kleinasien zu beherrschen. Da als die ersten Könige des Landes Herakles, Belus und Ninus genannt sind, denen Agron folgt, so ist dieser Agron wohl nur als ein Nepote des Ninus oder Statthalter des assyrischen Herrschers zu betrachten. Im Uebrigen sollen die Lyder den benachbarten Mysiern und Karern stammverwandt gewesen seyn und als gemeinsamen Gott den Mien oder Manes, Vater des Attis, verehrt haben, was wieder auf Verwandtschaft mit den Phrygern hinweist. Drittens wird ein Lydus als Stammvater des Volkes und als Bruder des Tyrrhenus genannt, der vielleicht aus Turan abzuleiten ist. Die Tyrrhener wie die Dorier erscheinen kriegerischer, derber und gleichsam skythischer als ihre Nachbarn, was ganz dem Charakter von Turan entspricht. Daß in Lydien wirklich ein ursprünglich kraftvoller arischer Völkerstamm nur in Reichthum und Sittenlosigkeit verweichlicht ist, beweist die berühmte Sage vom Herakles, den Omphale, die schöne Königin von Lydien, so verführte und verweichlichte, daß er Weiberkleider anzog und für

ſie ſpann, während ſie ſich in ſein Löwenfell hüllte und mit ſeiner Keule bewaffnete. Die Lyder waren wegen ihrer weichlichen Tracht und Sitte im ganzen Alterthum verrufen, obgleich ihre älteſten Stammfürſten ſtark und mächtig erſcheinen. In Sardes wurde die Erdmutter ganz eben ſo verehrt wie die Mylitta in Babylon ſelbſt, nämlich die einheimiſchen Jungfrauen mußten ſich in ihrem Tempel den Fremden Preis geben. — Nachdem zwanzig Könige aus dem Hauſe des Agron in Lydien regiert hatten, wenn auch vielleicht nur als Vaſallen von Ninive, endete dieſes Haus mit Kandaules, der die Unvorſichtigkeit, einen ſeiner Freunde einmal in ſeinen Harem zugelaſſen zu haben, mit dem Tode büßen mußte. Denn die Königin, die der eitle König dem Gyges entkleidet zeigte, rächte ſich durch des Königs Tod und vermählte ſich mit Gyges. Dieſer blieb aber ſeiner Gemahlin nicht treu, ſondern errichtete einem ſchönen Freudenmädchen eine Statue auf dem Berge Tmolos, wo dieſelbe von allen Seiten und von weither geſehen werden konnte. Nachher folgten Ardyes und Sadyattes, welche eine Zeit lang die in Aſien eingefallenen Kimmerier, ein nordiſches Volk, bekämpfen mußten, bis der vierte Nachfolger des Gyges, Adyattes, ſie vertrieb. Wie dieſer mit den Medern zu thun bekam und ſein Sohn Krösus mit den Perſern, werden wir ſpäter erzählen.

Aus den dunkeln Nachrichten von einem mächtigen König Tantalus, welchen die einen zu einem Lyder, die andern zu einem Phryger machen und von deſſen Sohn Pelops der griechiſche Peloponnes den Namen erhielt, läßt ſich vielleicht auf ein großes und ſelbſtändiges kleinaſiatiſches Reich *vor* der aſſyriſchen Eroberung und auf eine Coloniſirung der gegenüberliegenden griechiſchen Küſte von Kleinaſien aus, vielleicht in Folge jener Eroberung, ſchließen. Die Sage behandelt übrigens den Tantalus ganz wie den Midas, ſo daß beide faſt identiſch erſcheinen. Auch Tantalus nämlich ſoll durch Reichthum übermüthig geworden ſeyn und einmal alle Götter zum Gaſtmahl eingeladen haben. Um aber zu prüfen, ob ſie allwiſſend ſeyen, habe er ſeinen Sohn Pelops geſchlachtet und ihnen deſſen Fleiſch

zu eſſen gegeben. Zur Strafe verdammten ſie ihn zu ewigem Hunger (wie den Midas) und zwar in der Art, daß er im Waſſer ſtehend und reife Aepfel vor ſich weder jenes noch dieſe je erreichen konnte.

Der kleine Staat von Troja oder Ilium erſcheint in der Sage mit dem Reiche des Tantalus verbunden, ſofern dieſer den ſchönen Ganymed, Sohn des Tros, des Erbauers von Troja, entführte, was zu einem blutigen Kriege führte wie zu dem armeniſchen um den ſchönen Ara. Auch hier alſo ſehen wir wieder jene in der babyloniſchen Naturreligion ſo eigenthümliche Verkehrung der Geſchlechter wiederkehren und die Unnatur ihren Anfang nehmen, welche ſpäter unter dem Namen des griechiſchen Laſters berüchtigt wurde. Auch der troiſche Königsſohn Paris, welcher ſpäter die ſchöne Helena aus Griechenland entführte, hat etwas Weibiſches, wie Sardanapal.

Die den Lydern verwandten Karer waren, wetteifernd mit den Phönikern, ſchon in ſehr früher Zeit Seefahrer. Der von ihnen verehrte Stammkönig Men kehrt als Minos in Kreta wieder. Kreta iſt ohne Zweifel vom Feſtland aus bevölkert worden und nicht umgekehrt Karien von der Inſel aus. Die Alten ſagen, daß die Karer die erſten geweſen ſeyen, welche ihre Kopfbedeckungen mit Federn geſchmückt hätten. Daſſelbe thaten auch die ihnen zunächſt wohnenden Lykier.

Dieſe Lykier bewohnten ein halbrundes ins Meer vorſpringendes Gebirge voll der ſchönſten Alpenlandſchaften. Noch ſind daſelbſt die Ruinen der uralten Stadt Xanthus mit zahlreichen Felſengräbern erhalten, die auf einen Einfluß von Aegypten her ſchließen laſſen, während andererſeits die Weiberherrſchaft in Lykien, das Erben nicht der Söhne, ſondern der Töchter eine Erſcheinung war, die ſich auch bei den Iberern, den älteſten Bewohnern Spaniens, wiederholte. Der babyloniſche Cultus der Liebesgöttin war hier offenbar ſittlich veredelt worden in einen Cultus der Mütterlichkeit. Auch die uns von den Griechen erhaltenen Mythen, die von Lykien herſtammen, und ſich in Verbindung mit dem Grabcultus auf den frühen Tod edler Helden und blühender Jugend beziehen, die Mythen von Bellerophon, Glaukos, Sarpedon und von Philomele, der um geliebte

Todte klagenden Nachtigall, verrathen eine uralte Gesittung in Lykien.

Von den übrigen Ländern Kleinasiens Paphlagonien, Bithynien, Cilicien, Pamphylien ist nichts Wichtiges zu sagen. In den Gebirgen des Taurus wohnten die Pisidier und Isaurier. Ueber die griechischen Colonien an der Westküste, deren Geschichte wir ausführlicher behandeln werden, ist vorläufig nur zu bemerken, daß sie, wie sie schon ursprünglich den Lydern und Phrygern mehr oder weniger verwandt gewesen seyn mögen, auch später in religiöser Beziehung dem Einfluß des babylonisch-lydisch-phrygischen Götzendienstes und in politischer Beziehung den Verführungen des kleinasiatischen König- und Satrapenthums erlagen.

7.

Medien.

Medien lag westlich von Assyrien. In den Steppen des Landes weideten die berühmten nisäischen Pferde, gehütet von einem arischen Hirtenvolk, welches dem assyrischen Einfluß unterlag, wie die Arier in Kleinasien. Nur je weiter von Assyrien entfernt, um so selbständiger blieben die Arier. So im Osten der Meder die Bactrer, Perser, Sogdianer.

Medien soll schon der Semiramis unterworfen gewesen seyn. Frei und selbständig tritt es erst auf unter Arbaces im 9. Jahrh., der sich gegen Assyrien empört haben soll. Diesem folgten minder bedeutende Könige und es riß Verwirrung im Reiche ein, bis um das Jahr 700 vor Christo die Meder den Dejoces zum König wählten, der ihnen aber Bedingungen machte und das erste Muster eines echt orientalischen Despoten aufstellte, indem er sich in seinen Harem verschloß, Niemand vor sich ließ und nur nach außen hin seine Befehle ertheilte. Derselbe baute die große Stadt Ecbatana (jetzt Hamadan), umgeben

von sieben immer höher ansteigenden Mauern, einer weißen, schwarzen, purpurnen, blauen, hellrothen; silbernen und goldenen. Diese letzte war die innerste. Ohne Zweifel sollten sie die Planetenbahnen bedeuten. Jedenfalls feierte hier der chaldäische Sternendienst und der babylonisch-assyrische Absolutismus einen Sieg über den sonst in den Ariern liegenden freieren und ueferen Geist, und Ecbatana gesellte sich nun als Drilling zu den älteren Zwillingen Babel und Ninive, weßhalb auch die Sage mit Recht den Weg von Ninive nach Ecbatana die Straße der Semiramis nennt.

Begreiflicherweise konnte der arische Geist der Nachbarvölker den semitischen Vorposten nicht ertragen, daher die skythische und persische Bewegung, die von diesem Zeitpunkt an beginnt. Das kleine Persien im engeren Sinne (Persis), wie auch Bactra und Sogdiana scheinen, wie sie erst vom assyrischen Reich abhingen, seit der Erhebung des medischen von diesem abhängig geworden zu seyn. Aber schon des Dejoces Sohn Phraortes mußte eine Empörung der Perser bewältigen. Dessen Sohn Kyarares wurde von den Skythen überfallen, welche 28 Jahre lang (von 625—598 vor Christe) Vorderasien ausplünderten und die Schonung Aegyptens sich nur abkaufen ließen. Der Grieche Diodor nennt diese Skythen Saken, gibt ihnen die Zarina zur Königin und rühmt die Tapferkeit ihrer Weiber wie ihrer Männer. Der Prophet Jeremias aber nennt sie „ein Volk von fernher, ein mächtig Volk, die das erste Volk gewesen sind, ein Volk, des Sprache du nicht verstehst und nicht vernehmen kannst, was sie reden; seine Köcher sind offene Gräber, es sind eitel Riesen." Indem sie alles vor sich niederwarfen, waren sie doch nicht zahlreich genug, sich behaupten zu können, verringerten sich im ewigen Herumstreifen und wurden nach fünfzehn Jahren von Kyarares besiegt. Der Rest floh nach Kleinasien und Alyattes von Lydien schützte sie, wahrscheinlich um sich ihrer tapferen Arme zu seinen eigenen Zwecken bedienen zu können. Kyarares zog nun gegen ihn und es kam zu einer großen Schlacht während einer Sonnenfinsterniß, 625 vor Christo. Diese Finsterniß soll der weise Thales aus Griechenland vorherbestimmt

haben, ſchöpfte ſeine Weisheit jedoch nur von den Chaldäern. Babylon trat vermittelnd zwiſchen die Streitenden und mit Recht, denn es galt den ganzen Weſten zu einigen gegen den immer gefährlicheren Oſten. Beide, Babylon und Medien vereinigt, machten nunmehr dem ganz herabgekommenen aſſyriſchen Reich ein Ende, 605. Aber ſchon des Kyarares Sohn Aſtyages verlor ſein Reich an die Perſer, die unter dem kühnen Cyrus plötzlich einen hohen Aufſchwung nahmen und kurze Zeit darauf auch dem babyloniſchen Reich ein Ende machten.

Dieſe große perſiſche Bewegung, welche die alte Macht der Semiten in den Drillingsreichen Babel, Aſſur und Medien zerbrach und die Weltherrſchaft an die Arier brachte, hing genau mit der tiefeingreifenden religiöſen Reformation des Zoroaſter zuſammen. Bevor wir aber zu der Schilderung derſelben und überhaupt zur Geſchichte Perſiens übergehen, wollen wir noch die uralten Heldenlieder kennen lernen, in welchen die einheimiſchen Erinnerungen an die älteſten Völkerkämpfe zwiſchen dem Tigris und Jarartes niedergelegt ſind. Ein neuperſiſcher und muhamedaniſcher Dichter, Firduſi, der erſt 1030 nach Chriſto ſtarb, hat ſie unter dem Namen Schachnameh (Kaiſerbuch) geſammelt. Obgleich es ſich nun hier blos von Poeſie, noch dazu in ſpäterer Ueberarbeitung, handelt, ſo iſt doch eine geſchichtliche Grundlage darin unverkennbar, ja die Völkercharaktere treten uns hier, weil in einheimiſchen Quellen abgeſpiegelt, deutlicher entgegen, als in den Berichten der Griechen. In den letztern waltet ein den Semiten verwandter Geiſt, in den von Firduſi aufbewahrten Heldenliedern aber mehr der ariſche. Auch bewegen ſich die letztern mehr an der nördlichen Grenze des aſſyriſchen Reichs und laſſen viel tiefere Blicke in die Kämpfe deſſelben mit den nordiſchen Nachbarn thun, als die griechiſchen Berichte. Unter dieſen nordiſchen Nachbarn erkennen wir die Vorfahren unſeres deutſchen Volkes wieder. Schon deßhalb müſſen uns jene uralten Heldenlieder wichtig ſeyn, aus denen Firduſi ſchöpfte oder die er nur umarbeitete.

8.

Iran und Turan.

Die Griechen kannten von ihrem westlichen Standpunkt aus nur den Gegensatz zwischen den Semiten und Ariern, der sich in Medien ausglich. Der Gegensatz unter den Ariern selbst weiter im Osten und Norden blieb ihnen mehr verborgen. Es ist der zwischen Medern, Persern, Bactrern, Sogdianern, die bis über den von Osten her in den kaspischen See fallenden Orus hinauswohnten, und den von Norden her über den Jarartes kommenden arischen Völkern, welche unverkennbar Vorfahren sowohl der edeln heute noch in jenen Gegenden wohnenden Turkomannenstämme, als der blonden und blauaugigen später nach Westen gezogenen Germanen gewesen sind. Es hat keine ritterlichere Menschen jemals in der Welt gegeben, als diese beiden, und in den Heldenliedern, von denen wir reden wollen, tritt dieser Rittergeist zum erstenmal in die Weltgeschichte ein.

Die Lieder mit ihren alterthümlichen Farben sind gleichsam in einen dünnen persischen Schleier eingehüllt, sofern Firdusi das Weltreich in Mittelasien, in welchem doch nur Babylonien, Assyrien und Medien abwechselnd herrschten, von den ältesten Zeiten an schon das persische nennt, es von dem Reich des Dschemschid herleitet und mit dem Gesammtnamen Iran bezeichnet. Indeß streift sich diese persische Hülle leicht ab und man erkennt darunter die ältere Erinnerung. Die Könige von Iran erscheinen bei Firdusi als die Herrn der Welt, als übermächtige Kaiser, denen die übrigen Fürsten als Vasallen pflichtig sind. Als solche Kaiser nun kennt die wirkliche Geschichte nur die großen Beherrscher Babylons, Assyriens und Mediens, keineswegs die Vasallenfürsten der in jener früheren Zeit vor Cyrus noch kleinen und kaum beachteten Provinz Persien. Die Herrscher leben häufig sorglos in der Ueppigkeit ihrer Residenz, während treue Vasallen an der Spitze der Heere für sie kämpfen. Das Verhältniß ist hier ganz dasselbe wie in den deutschen Heldenliedern von Etzel und Karl dem Großen,

in welchen der Kaiſer in der Fülle ſeiner Macht einen ruhenden Mittelpunkt bildet und nur die Großen ſeines Reichs für ſich kämpfen läßt. Ein ſolches Verhältniß paßt nun, tauſend Jahre vor Chriſti Geburt zurückverlegt, nicht auf das kleine perſiſche Völkchen, ſondern nur auf die großen Reiche von Babel, Ninive und Ecbatana. Den Wechſel in der Herrſchaft dieſer drei großen alten Weltreiche kann man in dem Dynaſtienwechſel von Iran, wie ihn das Schachnameh auffaßt, wiedererkennen, auch die Noth, welche das Reich durch den Einfall der Aegypter unter Seſoſtris erfuhr, ſofern unter dem böſen Zohak des Gedichts wahrſcheinlich Sewech, der böſe Gott der Aegypter zu verſtehen iſt.*)

Nach dieſer Kataſtrophe bildet den Hauptinhalt des Schachnameh der Bruderkampf zwiſchen den ariſchen Stämmen am Orus. Der Süden und Weſten tritt zurück und der Schauplatz wird in den Norden verlegt. König Feridun überwindet den Zohak mit Hülfe eines allgemeinen Volksaufſtandes, in welchem ſich ein Grobſchmied ſo auszeichnet, daß deſſen Schurzfell, mit Juwelen bedeckt, das Panier des Reiches wird. Der ſiegreiche König theilt aber das Reich unter ſeine Söhne, Iredſch bekommt Iran im Süden bis zum Orus, Tur dagegen Turan im Norden jenſeits des Orus. Iredſch wird von Tur umgebracht, daher die Blutrache in den Familien der beiden Brüder fortererbt. Unter den Turaniern ſind die heute noch in jenen Gegenden heimiſchen Turkomannen (Türken) zu verſtehen, denen ſich jedoch auch germaniſche, damals ſkythiſch genannte Stämme anreihen, alle von ariſchem Blut, weßhalb der Kampf zwiſchen Iran und Turan immer ein Bruderkrieg bleibt. Das Gedicht zählt in Iran wechſelnde Dynaſtien auf, was dem Sachverhältniß entſpricht, ſofern wirklich in Babylon, Aſſyrien und Medien verſchiedene Dynaſtien auf einander folgten. In Turan kennt das Gedicht nur eine Dynaſtie und jeder König

*) Morier ſah noch in neuerer Zeit am Demawend die Einwohner am 31. Auguſt mit Wettrennen und Freudenfeuern den Fall des Tyrannen Zohak feiern, der auf dieſem Berge gehauſt haben ſoll. Der Demawend iſt ein alter Vulkan, und in deſſen Innern ſoll Zohak noch gefeſſelt liegen.

heißt dort Afrasiab. Iran und Turan haben Vasallenfürsten und einige derselben stehen zwischen den streitenden Dynastien in der Mitte. Auf eine Vasallendynastie aber läßt das Schachnameh das vollste und hellste Licht fallen, sie bleibt immer im Vordergrunde, die aus ihr stammenden Helden strahlen vor allen und um ihretwillen allein scheint das ganze große Gedicht geschrieben zu seyn, wie im Nibelungenliede nicht die Könige Etzel oder Günther, sondern nur ein Vasall, der Held Sifrit, und in den meisten Gedichten von Karl dem Großen nicht der Kaiser noch der Sultan, sondern des Kaisers Vasallen, die Helden Roland, Reinold, Ogier ꝛc. alles Licht auf sich sammeln.

Die Helden des Schachnameh sind Irans Vasallen, aber mit Turan blutsverwandt, das Geschlecht des Sam, den sein Sohn Sal und sein Enkel Rusthem an Heldengröße und Ruhm noch übertreffen. Liest man sich in das Gedicht hinein, so fühlt man sich bald von deutscher Luft angeweht, und immer deutlicher, je mehr im Charakter der Helden neben der Tapferkeit der Grundzug echtdeutscher Treue und Ehrlichkeit hervortritt. Da nun Moses von Chorene den Rusthem mit dem Beinamen Saziko kennt, so ist kein Zweifel, daß er vom Volke der Saken war, welche unmittelbar hinter Bactrien, also dem Urſitz der Arier ganz nahe wohnten und dadurch schon ihre große Bedeutung beurkunden. Diese Saken waren nach Diodor die Skythen, welche das medische Reich bedrängten. Ihr Land aber heißt ausdrücklich Sedschestan, Sigestan, Sakestan, das Bergland der alten Sacae, die längst als Urväter der Sachsen, wie die hinter ihnen benannten Getae als Vorfahren der Geten und Gothen bekannt sind. Nun darf man sich über die deutsche Luft, die hier weht, nicht mehr wundern. Rusthem, der Sake, tritt als Hauptheld im ganzen Schachnameh hervor, die Kais von Iran und die Afrasiabs von Turan stehen hinter ihm nur im Schatten. Dies bezeichnet den Standpunkt des ursprünglichen Dichters, der völlig unabhängig von persischer Anschauung war und den wir sogar eher jenseits als diesseits des Orus suchen müssen.

Sam dient dem Minutscher, hält seinen neugeborenen Sohn Sal

für unecht und läßt ihn im Gebirge ausſetzen, wo ihn der Adler Simurgh ernährt. Sal wächst zu einem Helden heran und findet einmal die ſchöne Rudabh von Kabul, wie ſie zum Fenſter hinausſchaut. Sie läßt ihre langen Haare fallen und zieht ihn daran hinauf. Ihr Sohn iſt der gewaltige Ruſthem, der ein eben ſo übernatürlich ſtarkes Pferd gewinnt (wie in der deutſchen Sage der Haimonsſohn) und nun den ſchwachen Königen von Iran dient und faſt alles allein ausrichtet. Aber er hat eine Turanierin geliebt, deren Sohn Sohrab im Heere Turans gegen ihn kämpft. Der Vater kennt den Sohn nicht, dieſer kennt ihn, will aber nicht ſagen, wer er iſt, damit es nicht ſcheine, er habe ſich zu kämpfen gefürchtet. Sohrab ſiegt und ſchenkt dem Vater das Leben, in einem zweiten Kampf aber ſiegt Ruſthem und tödtet den Sohrab, der ſich ihm ſterbend als Sohn zu erkennen gibt. Dieſe ſchöne Heldenſage kehrt wieder in unſerem altdeutſchen Liede von Hildebrand und ſeinem Sohne Hadubrand. Ruſthem, obgleich von ſeinem Lehensherrn Kai Kawus vernachläßigt, rettet denſelben doch aus der ſchrecklichſten Gefahr, indem derſelbe mit ſeinem Heer von den Turaniern eingeſchloſſen worden und ſogar erblindet war. Aehnliche Großmuth übt Ruſthem noch öfter, immer treu, immer gutherzig, immer tapfer und unüberwindlich und fällt endlich erſt durch ſeines eigenen Bruders Verrath. Dann treten die Perſer mit Cyrus auf.

Ich beſchränke mich auf dieſen ganz kurzen Auszug des Schachnâmeh, in der Hoffnung, er werde genügen, um die Beziehungen des älteſten Weltreichs zu den Stammvätern unſeres eigenen Volkes und das biedere und treuherzige Weſen des letzteren im Gegenſatz gegen die älteſten Culturvölker zu kennzeichnen. Arrian erwähnt von den Saken, ihre beſte Reiterei ſey ſammt den Roſſen geharniſcht geweſen und habe ſchwere Lanzen geführt. Auch das mahnt ganz an die ſpäteren Kymbern und deutſchen Ritter.

Ehe wir nun zur perſiſchen Geſchichte übergehen, iſt es nützlich, vorher die Völker zu kennen, welche noch außer den bisher beſchriebenen von dem großen perſiſchen Weltreich verſchlungen wurden, Aegypter, Phöniker und Juden.

Zweites Buch.

Aegypten.

1.

Meroë.

Aegypten bildet einen ſtarken Gegenſatz gegen Babel. Während uns in Babel ein fröhliches Menſchengedränge mit lautem aufdringlichem Lerm, jubelnder Lebensluſt und einem orgiaſtiſchen Götzendienſt entgegenbrauſt, empfängt uns in Aegypten eine heilige Stille, eine gewiſſe Grabluft mit dem Schauer des Geheimniſſes. Wie vor den altägyptiſchen Tempeln die Sphinx, das Urbild des Räthſelhaften, lag, ſo auch bleibt uns in der Geſchichte des alten Volkes und Reiches am Nil immer etwas Unerklärliches übrig.

Nach Herodot rühmten ſich die Aegypter das älteſte Volk der Welt zu ſeyn und ihre Cultur iſt wirklich ſehr alt, indeſſen nicht nachweisbar älter als die am Euphrat, und die Grundlage ihrer Cultur, die Aſtrologie, haben ſie, wie der in Aegypten gebildete Joſephus ausdrücklich hervorhebt, erſt von den Chaldäern angenommen, wenn ſie derſelben auch eine ganz andere, ernſtere und ſtrengere, der babyloniſchen in vieler Beziehung gerade entgegengeſetzte Anwendung gaben. Andererſeits läßt ſich ein uralter Einfluß Indiens auf

Aegypten nicht verkennen. Ein sehr früher Handelsverkehr zwischen Indien und dem rothen Meere ist nachgewiesen. Von Potala am Indus aus gingen viele Handelsschiffe nach Westen und hatten zu Sokotora (der glücklichen Insel) an der Ostspitze Afrikas eine berühmte Niederlassung. Von der Ostspitze Afrikas führte eine alte Handelsstraße über das ruinenreiche Arum nach Meroë am obern Nil, dem Mutterstaat Aegyptens. Vieles spricht für die nahe Verwandtschaft der Aegypter mit den Indern. Schon Homer kennt zwiefach getheilte Aethiopier, die einen im Westen, die andern im Osten. Philostratos im Leben des Apollonius läßt den Brahmanen Jarchas erzählen, die Aethiopier seyen eine Colonie der Inder. Julius Africanus und nach diesem Syncellus und Eusebius sagen aus, die Aethiopier seyen vom Indus gekommen. Der griechische Geograph Strabo berichtet, Mauritanier (im heutigen Marokko) seyen mit dem wandernden Herakles aus Indien gekommen. Da man nun den edleren, von den schwarzen Negern verschiedenen, vom Nilthal aus an den Nordküsten Afrikas zerstreuten Menschenstamm mit einem gemeinsamen Namen heute noch die Berbern nennt, so könnten sie wohl Abkömmlinge derjenigen Urbewohner Indiens seyn, welche von den arischen Eroberern Warwara genannt und vertrieben wurden. Unter dem Namen Barbaria kennt auch schon Stephanus von Byzanz eine Landschaft am rothen Meere. Daß Aegypten nicht von den Mündungen des Nil aus, sondern am obern Laufe desselben colonisirt worden sey, sagt Aristoteles in seiner Metereologie. Nach ihm kam die ägyptische Cultur zuerst von Meroë nach Theben. Sogar der Name der Aegypter, für den man sonst nirgend eine Erklärung findet, ist indisch, Aguptas heißt der Geborgene oder Geschützte. Ebenso erklärt sich der Name des Nil nur aus dem indischen Nilas, der Schwarze. Der Name der Sphinx entstand aus dem indischen Singhas, der Mannlöwe. Osiris ist der indische Iswaras. Menes, der Stammvater der Aegypter, entspricht völlig dem indischen Menu. Wenn man ferner erwägt, wie schon unser feinsinniger Winkelmann bemerkt hat, daß zwischen den altägyptischen Kolossen und den wenn auch um ein Jahrtausend späteren

buddhiſtiſchen Koloſſen in Indien eine auffallende Uebereinſtimmung in der ſanften Geſichtsbildung und ruhigen Haltung beſteht, ſo liegt die Vermuthung nicht fern, daß die paſſiven Urvölker am Nil und Ganges dereinſt in irgend einem Zuſammenhange geſtanden haben. Der Buddhismus in Indien erſcheint, wie wir ſeiner Zeit näher erörtern werden, als eine Reaction der Urbevölkerung gegen die ariſchen Eindringlinge.

Jedenfalls liegt ein dunkler Schleier der Farbe wie der Seele über jenen paſſiven Völkern des Südens, wenn ſie auch noch hoch über den Negern ſtehen. Sie machen den Eindruck von Somnambulismus und Traumleben. Bei den alten Aegyptern bezog ſich alles auf den Tod des Individuums und in der Religion des Buddha auf die Vernichtung des Weltganzen. Die höchſte Lebensweisheit beider war: ſtehen iſt beſſer als laufen, ſitzen beſſer als ſtehen, liegen beſſer als ſitzen, ſchlafen beſſer als wachen und das beſte von allem iſt der Tod.

Damit ſtimmt die Natur Aegyptens überein. Das Land iſt ein Geſchenk des Nil. Schon geheimnißvoll vom abyſſiniſchen Hochland her aus heute noch unbekannten Quellen ſammeln ſich die Gewäſſer des Nil, um in Oberägypten durch Felſen brechend in eine langgeſtreckte Ebene, welche ſie bewäſſern und überaus fruchtbar machen, und endlich ins Mittelmeer zu fließen. Aber die Fruchtbarkeit des Landes erſtreckt ſich nur den Ufern entlang, im Oſten thürmen ſich kahle Berge auf, im Weſten erſtreckt ſich eine ungeheure Sandwüſte durch den ganzen Welttheil Afrika. Ueber dieſer lautloſen Wüſte wölbt ſich ein ewig klarer Himmel, den kein Gewölk überzieht, von dem kein Donner herabtönt. Alles macht hier den Eindruck ewig gleicher Ruhe und Stille.

Neben dem ſchmalen und äußerſt fruchtbaren Uferrande des Nil zeigen ſich in der großen Wüſte ſ. g. Oaſen, einzelne fruchtbare Stellen, Inſeln der Wüſte. Hier finden die Handelskarawanen heute noch, wie in den früheſten Zeiten, Waſſer und ihre Kamele und Pferde eine grüne Waide. Die berühmteſte Oaſe war im Alterthum die

des Ammon mit einem großen Tempel und Orakel dieſes Gottes, dem aus ganz Aegypten Opfer und Huldigungen dargebracht wurden, eine Hauptſtation für die Karawanen des Südens. Es iſt mithin wahrſcheinlich, daß ſich in dieſen Wüſten wie der Götzendienſt, ſo überhaupt die Cultur und der Anbau aus dem Handel, aus dem Bedürfniß, den Karawanen Ruheplätze zu gewähren, herausgebildet hat. Meroë ſelbſt, das Land, lag wie eine große Inſel zwiſchen dem Nil und dem in denſelben einfallenden Fluß Tacazgé, die Stadt unfern von Chandi, welches heute noch Sammelplatz der Karawanen iſt, die aus dem Innern Afrikas theils zum rothen Meer, theils den Nil hinabziehen. Die alte Handelsſtraße von Meroë zum rothen Meere iſt durch die Ruinen von Arum, Adule und Azab nachgewieſen. Auch die von Meroë aus den Nil abwärts gegründeten Heiligthümer und Städte bezeichnen urſprünglich nur Halteplätze der Karawanen. Die Religion diente zum Schutz des Handels, als die Metropole aller Tempel am Nil galt aber jener Ammonstempel auf der Oaſe fern im Süden.

Der Grundzug der Aegypter war eine tiefe Frömmigkeit. Herodot bezeichnet ſie als über die Maßen gottesfürchtig und gehorſam. Dieſe bewußte Paſſivität drückte ſich auch in ihren Geſichtszügen aus, die wir an unzähligen Koloſſen und Bildern, die uns von ihnen erhalten ſind, und in den noch lebenden Reſten des alten Volkes, den Kopten, wiedererkennen. Das Negerartige ſpielt hier, wie an den Buddhabildern Südindiens, nur in die edlere ariſche Form hinein. Das Haar iſt, wenn auch nicht wollig, doch ſtark gelockt, die Naſe kurz und ein wenig naiv, die Lippen ſind breit, aber geſchloſſen, die Augen langgezogen, nicht weit offen und gleichſam träumeriſch, die Mienen ſtarr, leichenhaft und doch ſanft und freundlich. Schon mancher Reiſende iſt dadurch wie bezaubert und zu hoher Bewunderung hingeriſſen worden.

In dieſes höchſt eigenthümliche und dort im Süden heimiſche Weſen der Aethiopen ſcheint ſich ſchon frühe ein ſemitiſches Element eingedrängt zu haben, ohne es zu überwinden, wahrſcheinlich durch

Araber, die ſeit den älteſten Zeiten beim Karawanenhandel Afrikas betheiligt waren. Daraus erklären ſich einige Erſcheinungen in Meroë und einige Zwiſchenfälle in Aegypten ſelbſt, die dem ſonſtigen Gebaren des heiligen Volkes widerſprechen. Meroë war ein Prieſterſtaat. Diodor berichtet, die Prieſter hätten den König durch das Orakel ihres Gottes Ammon wählen laſſen, ihn aber auch, wenn er ihnen nicht zugeſagt hätte, auf Befehl des Gottes wieder ſterben laſſen. Und doch kommen in Meroë wiederholt Königinnen vor, welche Candace heißen, an welchen Namen noch jetzt die Stadt Chandi erinnert. Auf einem ägyptiſchen Bildwerke ſieht man eine ſolche Königin, an die ſich zwei Kinder ſchmiegen, gefangen dem Sieger vorgeführt. Auf Bildwerken zu Arum und Naga, die zu Meroë gehörten, erſcheint dagegen die Königin ſelbſt als Siegerin und hält eine Menge Gefangener gemeinſchaftlich am Schopf. Meroë war den mächtigſten Königen Aegyptens zeitweiſe unterworfen, erhob ſich jedoch wieder und übte auch ſeinerſeits die Herrſchaft über Aegypten aus.

Man hat in Meroë eine Menge Pyramiden gefunden, welche, obgleich ſie viel kleiner ſind, als die in Unterägypten bei Memphis, doch mit dieſen in der ganz eigenthümlichen und von andern Werken der Aegypter verſchiedenen Bauart übereinſtimmen.

2.

Die Geſchichte Aegyptens.

Was Manetho, ein ägyptiſcher Prieſter im 3. Jahrhundert vor Chr. von der früheſten Geſchichte Aegyptens den Griechen mitgetheilt hat und was dieſe noch ſonſt darüber erfahren haben, beſchränkt ſich auf bloße Namenliſten von Königen. Der erſte König Menes iſt nur mythiſch zu verſtehen, wie der indiſche Menu, der kretiſche Minos, der deutſche Mannus als halbgöttlicher Stammvater des Volkes. Von den erſten 18 Dynaſtien kennen wir nur die Namen und wiſſen nicht einmal, ob nicht einige neben einander beſtanden

haben; Herodot kennt nur die Genealogie von Memphis, Manetho die von Heliopolis, Diodor die von Theben. Doch scheint das ägyptische Reich oder scheinen die ägyptischen Reiche schon länger bestanden zu haben, ehe sie in Unterägypten den Semiten begegneten.

Aus dieser Begegnung läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit sowohl die Herrschaft der Hykſos, offenbar eines semitischen Hirtenvolks in Unterägypten, als auch der von dem sonstigen Bauwesen der alten Aegypter so sehr abweichende Pyramidenbau in demselben Unterägypten erklären, wenn auch der erstere um wenige Jahrhunderte später angesetzt zu werden pflegt als der letztere, die Pyramiden schon um 2500, die Hykſos erst um 2300 vor Chr. Heiks nannten sich die alten Armenier, doch ist wohl nicht an diese, sondern vielmehr an die zunächst an Unterägypten stoßenden semitischen Hirtenstämme zu denken, Phöniker und Araber. Die Aegypter nannten die Periode, in welcher die Hykſos herrschten, die Zeit des Hirten Philitris, was mit Philister und Plethi (Phöniker) zusammenstimmt. Man hat auch an den bekannten Aufenthalt der Juden von Joseph bis auf Moses in Aegypten gedacht, allein das paßt nicht, weil die Hykſos in Aegypten herrschten, die Juden nur dienten. Mit mehr Recht bringt man die von Herodot ausführlich erwähnten Erbauer der großen Pyramiden, die sich ganz wie fremde, den Aegyptern verhaßte Eroberer gebaren, mit den Hykſos in Verbindung, obgleich sie Herodot selbst erst in eine spätere Zeit versetzt. Jedenfalls müßte man annehmen, daß die Könige, welche die großen Pyramiden bauten, wenn sie auch schon vor oder nach den Hykſos regiert hätten, doch als fremde Tyrannen bei den Aegyptern verhaßt waren. Die Pyramiden selbst unterscheiden sich gänzlich von der anderweitigen Bauweise der Aegypter und sind nur den kleinen Pyramiden in Meroë oder aber dem Belustempel in Babylon zu vergleichen. Der semitische Einfluß darf aber in Meroë, wo er durch die nahen Araber und durch phönikische Raubzüge vermittelt war, so wenig auffallen als an den Mündungen des Nil, wo sich die Aegypter und semitischen Hirtenvölker unmittelbar berührten.

Die Könige, von denen die großen Pyramiden bei Memphis erbaut worden ſind, haben keinen echt ägyptiſchen Charakter. Man vermißt bei ihnen den ſittlichen Ernſt und die hierarchiſche Würde gänzlich. Sie laſſen etwas von der babyloniſchen Frivolität durchblicken. Der erſte König Cheops (bei Herodot, Suphis bei Manetho, beide entſtellt aus Suphu) baute die größte, noch erhaltene Pyramide; eine kleinere daneben baute ſeine Tochter von dem Gelde, welches ſie mit ihrer Lüderlichkeit verdient hatte. Strabo nennt die Erbauerin Rhodope. Dieſer wurde einſt, als ſie badete, von einem Adler ein Schuh entführt und dem König, als derſelbe gerade öffentlich Gericht hielt, in den Schooß geworfen. Er ließ nach der Beſitzerin des Schuhes forſchen und fand ſie ſo ſchön, daß er ſie zur Gemahlin nahm. Sein Bruder Chefren (Sche-phre, der Sonne gleich) baute auch eine Pyramide und plagte die Aegypter arg. Erſt der folgende König, von Herodot Mykerinos (Menkare) genannt, erlaubte den Aegyptern wieder ihren alten Gottesdienſt und ließ, indem er den Bau der Pyramiden (als Gräber der Könige) einſtellte, ſeine Tochter in einer vergoldeten, den Aegyptern heiligen Kuh begraben. Dem liegt wohl die Thatſache zu Grunde, daß der Semite ſich nicht mehr ſicher auf dem Thron fühlte und deßhalb den Aegyptern Conceſſionen machte, oder daß die ägyptiſche Cultur die Rohheit der fremden Hirten endlich überwinden mußte. Von dieſem Wendepunkt an aber unterlag das ſemitiſche Element. Die Aegypter wählten ſich wieder einen König aus ihrer Mitte, Amenophis zu Theben, unter deſſen Nachfolger Thutmoſis die große Veſte Avaris erobert und die Hykſos gänzlich vertrieben wurden. Die Belagerung von Avaris ſcheint auf einem noch erhaltenen Bild in Theben dargeſtellt zu ſeyn. Eine Stadt wird beſtürmt, die durch eine Lotosblume bezeichnet iſt, alſo an den Mündungen des Nil lag. Die bärtigen Feinde fliehen mit ihren Heerden.

Bei Manetho (im Auszug des Syncellus) hat Amenophis den Namen Aſeth und Thutmoſis den Namen Amaſis. Von erſterem heißt es, er habe einen neuen Kalender eingeführt (das Jahr zu

365 ſtatt zu 360 Tagen) im Jahr 1780 vor Chriſto. Von Amaſis aber wird gerühmt, er habe alle bisherigen Menſchenopfer abgeſchafft, jene Greuel, die bei den Phönikern bis in die ſpäteſte Zeit fortdauerten. Eine Nachricht bei Syncellus meldet, unter Amenophis ſey eine Colonie vom Indus nach Aegypten gekommen. Daraus könnte man ſchließen, daß die äthiopiſche Reaction gegen die Semiten bei ſtammverwandten Indern Unterſtützung gefunden habe. Jedenfalls deuten dieſe dunkeln und kurzen Nachrichten doch auf eine große Reſtauration und Reform des Aegypterthums hin. Von dieſem Zeitpunkt an beginnt die Glanzperiode der Könige von Theben, deren Bau- und Bildwerke heute noch das höchſte Staunen erregen, und von deren Eroberungen uns die Alten eben ſo viel Fabelhaftes melden, wie von denen des Ninus, der Semiramis und des Nebucadnezar. Ohne Zweifel iſt durch Stoß und Gegenſtoß bald das große Culturreich am Nil, bald das am Euphrat erſchüttert worden, doch haben die Eroberungen hier wie dort nicht lange gedauert.

Als den größten Eroberer, der von Aegypten ausging, nennt Herodot den Seſoſtris, welcher eine Flotte auf dem rothen Meer unterhielt und zuerſt die Araber unterwarf, dann mit einem großen Landheer Syrien, Kleinaſien und Thrakien überzog, eine Colonie in Kolchis am ſchwarzen Meere gründete und die Skythen beſiegte. Nur eine Hungersnoth nöthigte ihn zum Rückzug. Man hat an der Wahrheit dieſer Nachrichten gezweifelt, da man aber nicht beweiſen kann, daß ſie falſch ſind, muß man den Zug des Seſoſtris durch Thrakien gegen die Skythen für eben ſo möglich halten als den ganz ähnlichen ſpätern Zug des Darius, da überdies Aegypten der Donau näher lag als Perſien. Nur die Colonie in Kolchis erregt Bedenken. Die Aegypter hätten ſie ſchwerlich lange behaupten können. In Bezug auf ſie hat ſich in die griechiſchen Nachrichten wohl ein Mißverſtändniß eingeſchlichen. Von Seſoſtris heißt es weiter, überall auf ſeinem Zuge errichtete er Denkſäulen mit dem Manneszeichen, wo die Völker ſich tapfer gewehrt hatten, mit dem Weiberzeichen, wo ſie feig geweſen waren. Diodor erzählt, er habe die gefangenen Könige vor

ſeinen Siegeswagen ſpannen laſſen. In den noch in Theben erhaltenen Palaſtruinen kommen auf Bildern und Inſchriften als größere Eroberer Ramſes II. und III. vor und man vermuthet, der letztere ſey jener Seſoſtris geweſen. Auf einem Bilde kämpft und ſiegt Ramſes II. an einem Fluſſe. Auf einem anderen erobert er die Veſte Askalena (das ſyriſche Askalon). Auf einem andern ſteht Ramſes III. in einem Streitwagen, mit dem Bogen zielend, ſeine wildgaloppirenden Roſſe ſetzen über niedergeſchmetterte Feinde hinweg. Feindliche Wagen rennen führerlos durcheinander. Die Beſiegten ſtürzen in einen Abgrund und man ſieht deutlich in ihren Mienen die Angſt und Verzweiflung. Ein gefangener König wird mit den Händen an einen Wagen gebunden. Ein anderes Bild zeigt denſelben Ramſes ſiegreich in einer großen Seeſchlacht. Wieder andere Bilder ſtellen ſeinen Triumphzug dar, der eine unter Kriegern, der zweite unter Prieſtern in der Eigenſchaft als Oberhaupt des Staates und der Kirche. Ramſes III. finden wir auf den Wandbildern ſeines kleineren Palaſtes in Theben (zu Medinet-Abu) auch in ſeinem Harem abgebildet, mitten unter ſeinen Frauen. Mit einer ſpielt er Brett, während er die zweite umarmt hält, die dritte ſitzt ihm zu Füßen, andere bringen ihm Blumen und Früchte. Umher eine anſehnliche Dienerſchaft, die Wedel, Sonnenſchirme, Bogen ꝛc. halten, und auch hier ſogar der unvermeidliche Schreiber, der des Königs Thaten aufzeichnet. — Wieder auf andern Bildern ſieht man, wie die Götter ihn von Geburt an ſegnen, pflegen und begleiten. Die höchſten weiblichen Gottheiten in den drei Götterreihen Mut, Anuke, Iſis nähren den neugeborenen König Ramſes abwechſelnd an ihrer Bruſt. Als er etwas herangewachſen, ſtellt ihn Mut dem höchſten Gott Amun vor. Dann ſieht man ihn wieder unter einem Perſeabaum (Sinnbild des Lebens) ſtehen und Thoth, der Gott der Schrift und Weisheit, ſchreibt ſeinen Namen auf „für eine lange Reihe von Tagen, damit er auf dem göttlichen Baum ſey“, d. h. lange lebe und regiere. Auf einem Bilde huldigen zwölf Perſonificationen der Monate mit zwölf anderen des Nil, wie er in jedem Monat ſich

verhält, demſelben Ramſes. Amun ſegnet den König und nennt ihn ſeinen Sohn: „mein vielgeliebter Sohn und aus meinem Stamme, Herr der Welt. Ramſes, mein Herz freut ſich, indem ich deine Werke ſehe.“ Eine Göttin ſpricht zu ihm: „ich habe dir das Diadem der Sonne bereitet, daß dieſer Helm auf deiner Stirne bleibe, wohin ich ihn geſetzt habe.“ Und Amun waffnet ihn: „empfange die Sichel der Schlacht, um die fremden Völker zu bändigen und den Unlautern das Haupt abzuſchneiden.“

Der Schlacht- und Siegesbilder ſind faſt unzählige. Der König tödtet Feinde mit Pfeilen oder mit der Streitart. Zuweilen begleitet ihn ein Hund oder ein Löwe, der mit über die Feinde herfällt. Oft erſcheint er als ein Rieſe und hält ein Dutzend beſiegter Feinde in einer Hand gemeinſchaftlich am Schopf. Oft werden eine Menge abgehauener Hände vor ihm aufgethürmt, die ein Schreiber zählt. Gefangene in großer Zahl und auf die verſchiedenſte Art gefeſſelt werden ihm vorgeführt. Eben ſo die Beute. Schön iſt beſonders eine lange Prozeſſion von Negern, die ihm alle Reichthümer und Thiere ihres heißen Landes darbringen, mit Weibern und Kindern, alſo ein ganzes gefangenes Volk.

Man unterſcheidet auf den Schlachtbildern ſehr deutlich die röthlich gefärbten Aegypter von den ſchwarzen Negern und von den gelben Semiten. Unter den letzteren erkennt man die Judenphyſiognomie oft ſo deutlich heraus, daß dort mancher Frankfurter und Poſener Jude ſein Portrait wiederfinden wird. Auch die bärtigen Aſſyrer laſſen ſich erkennen. Wer aber die übrigen Völker ſind, die ſich durch Farbe oder Tracht von jenen unterſcheiden, wird ſich ſchwerlich ermitteln laſſen. Am weißeſten erſcheint ein Volk, welches im Uebrigen auf der niedrigſten Stufe der Cultur zu ſtehen ſcheint, nämlich nackt, in Thierfellen mit Federn auf dem Kopf, gleich den amerikaniſchen Wilden. Auf den Bildern eines Königsgrabes zu Theben, welches Belzoni aufdeckte, führt dieſes Volk den Namen Tamhu. Man hat der weißen Farbe wegen in ihnen Europäer vermuthet und es könnten Karer oder Lyker von der kleinaſiatiſchen

Küſte geweſen ſeyn, welche ſich mit Federn ſchmückten, vielleicht aus einer Zeit, in der ſie noch uncultivirt waren. Doch kann man ſie auch auf die Tehama, ein arabiſches Volk an der mittleren Küſte des rothen Meeres beziehen.

In die Glanzzeit des Seſoſtris oder der Ramſes fällt wahrſcheinlich auch der von Diodor ſehr gerühmte König Oſymandias, den aber weder Manetho noch Herodot kennen, und Rampſinit (Ramses pi mater Ramſes der Gott) welcher, wie Herodot ausführlich erzählt, einen mit Schätzen gefüllten Thurm hatte, der aber trotz aller Vorſicht von einem überaus ſchlauen Diebe ſo lange beraubt wurde, bis der König, des Diebes Scharfſinn bewundernd, ihm verzieh und ihm ſeine Tochter gab.

Die Zeit des Sieges und der Macht dauerte lange. Das hundertthorige Theben überſtrahlte Babel, Ninive, Ecbatana weitaus durch die Größe und Menge ſeiner Tempel und Paläſte. Allmählig aber ſcheinen innere Unruhen ausgebrochen zu ſeyn. Theben verliert das Uebergewicht theils an Memphis, theils an Meroë, während die Prieſter- und Kriegerkaſte einander feindlich gegenübertreten. Die ſpärlichen Nachrichten der Alten erwähnen Trennungen des großen Reichs in getheilte Staaten. Im 9. Jahrh. vor Chriſto bemächtigte ſich von Meroë aus ein König Sabako der Herrſchaft über ganz Aegypten. Mit welcher Tyrannei dieſer Aethiope die Aegypter im Zaume hielt, erhellt daraus, daß er eine ganze Stadt (Rhinokolura) mit Leuten bevölkerte, denen er hatte die Naſe abſchneiden laſſen. Aus dem, was Herodot von ſeinem ängſtlichen Traum und von ſeiner Flucht vor den Prieſtern erzählt, ſcheint hervorzugehen, daß er einer religiöſen Volksbewegung wich, womit übereinſtimmt, daß bald darauf Sethos, ein Prieſter, die Königswürde annahm. Gegen ihn zog Sanherib zu Felde, wurde aber, wie oben ſchon erzählt iſt, durch ein Wunder vertrieben. Von Sethos oder Seti ſind noch Siegesbilder in den Ruinen Thebens vorhanden, die Eroberung einer Feſtung, Schlachten und Triumphe. Nachher wurde die Herrſchaft in Aegypten an die Vorſteher der zwölf Nomen vertheilt, wahrſchein-

lich unter dem vorwiegenden Einfluß der Prieſter, damit kein mächtiger Krieger mehr allein den Thron inne habe. Die zwölf bauten gemeinſchaftlich das Labyrinth, deſſen 3000 Gemächer unter und über der Erde als ein Weltwunder angeſehen wurden, welches aber im Zuſammenhang mit dem See Möris ſtand, deſſen Zweck war, die Nilüberſchwemmung zu beherrſchen, deren Waſſer zurückzuhalten und gleichmäßig zu vertheilen. Mitten in dieſem See erhob ſich eine Pyramide und in ihm wurden heilige Krokodile gepflegt.

Einer der zwölf, Pſammetich, brach mit der Prieſterſchaft und ſetzte ſich eigenmächtig auf den Thron, mit Hülfe kariſcher und ioniſcher Seeräuber von der Weſtküſte Kleinaſiens, 650 vor Chriſto. — Die Kriegerkaſte ſcheint in den vorhergegangenen Unruhen ſehr geſchwächt worden zu ſeyn, ſonſt würde ſie die fremden Horden nicht geduldet haben. Sie wanderte trotzig nach Meroë aus. Hier aber wurde das Prieſterregiment bald eben ſo geſtürzt, wie in Aegypten, indem Ergamenes ſich zum Alleinherrſcher aufwarf.

Durch Pſammetich erlitt Aegypten eine große Veränderung. Der Königsſitz wurde nach Sais verlegt, das Delta zwiſchen den Nilmündungen erhielt den Vorrang über Mittel- und Oberägypten. Das Meer wurde fremden Schiffen, fremden Kriegern und Einwanderern geöffnet, welche den Königen gegen ihre alten Unterthanen dienten, hauptſächlich Kleinaſiaten und Griechen, nicht Semiten, denn dieſe bekämpfte Pſammetich in Syrien. Wie es ſcheint, vereinigte er ſich mit den Griechen gegen die Phöniker, deren immer mehr anwachſende Seeherrſchaft zu bekämpfen in ihrem beiderſeitigen Intereſſe lag. Dabei mochte er hoffen, den Aegyptern durch auswärtige Erfolge mehr Achtung einzuflößen. Sein Sohn Necho verſöhnte ſich mit den Phönikern, indem er deren Feinde, die Juden, bekämpfte, und bediente ſich phöniciſcher Schiffer, als der damals erfahrenſten, um ſie auf ägyptiſchen Schiffen ganz Afrika umſegeln zu laſſen. Auch begann er einen großen Canal vom Nil nach dem rothen Meer graben zu laſſen, der aber nie vollendet wurde. Die Niederlage, die er durch Nebucadnezar erlitt, vereitelte ſeine

großartigen Entwürfe und ſchwächte Aegypten aufs neue. Sein zweiter Nachfolger Apries mußte ſchon wieder die Phöniker bekämpfen und eroberte ihre Stadt Sydon, unterlag aber in einem Kriege wider die griechiſche Colonie Kyrene im Weſten Aegyptens. Da brach eine Empörung des ägyptiſchen Volkes aus und an der Spitze der Aufwiegler ſiegte Amaſis bei Memphis und Apries wurde erſchlagen, 570 vor Chriſto.

Unter Amaſis, dem Mann des Volkes, erlebte Aegypten die letzte Periode des Glanzes, denn er demüthigte Phönikien und eroberte die große Inſel Cypern. Dann genoß Aegypten langen Frieden und er wandte alle ſeine Sorge dem Lande zu, deſſen damaligen Wohlſtand die von ihm errichteten großen Bauten beweiſen. Er wollte die goldene Zeit der Ramſes erneuern. Aber ſchon ſein Sohn Pſammenit erlag der Uebermacht der Perſer unter Kambyſes im Jahr 525 vor Chriſto.

3.

Die Religion der alten Aegypter.

Die Aegypter hatten urſprünglich keine andere Religion als den Sternen- und Elementendienſt aller älteſten Menſchenſtämme. Ihre urſprünglichen acht Götter waren Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tag und Nacht, Wärme und Waſſer. Allmählig aber abſtrahirten ſie davon höhere und allgemeinere Begriffe und ordneten jenen alten Naturgöttern einen höchſten Geiſt (Kneph), eine allgemeine Materie (Neith), die Zeit (Sevech) und den Raum (Paſcht) über. Den Geiſt aber nannten ſie auch den Verborgenen (Amun). Das Urfeuer (Phtah), und das Urmännliche im Gegenſatz gegen das Urweibliche in der Neith (Mut, das Mütterliche). Denſelben Geiſt faßten ſie aber auch im Bilde einer um eine Kugel (die Welt) geringelten Schlange auf, welche die Griechen ſpäter Agathodämon, den guten Geiſt, zu nennen pflegten. Dieſelbe Schlange

wurde aber auch als Okeanos (Meer) und als der ſegensreiche Fluß Nil gedacht, ſo wie Neith als Netpe (Erde), wie auch die übrigen Götter aus ihrer abſtracten Allgemeinheit in die Wirklichkeit der Natur übergingen und eine Menge Untergottheiten hervorbrachten. Menſchen gab es damals noch nicht. Anfangs herrſchte der gute Geiſt in einem goldenen Zeitalter, bis Sevech, der Zeitgott, ſich dem guten Urgeiſt widerſetzte und die Untergötter oder Dämonen der Tiefe und der Nacht gegen die der Höhe und des Lichts empörte. In dieſem Kampf heißt Sevech Apophis und ſeine Truppen insgeſammt Apophi, Kneph aber wird im Kampf Ophion genannt als Führer der guten Dämonen. Der Götterkrieg endete mit der Niederlage der böſen Mächte. Apophis wurde in den Nil geſtürzt, ſeine Rieſenſchaaren aber unter die Erde verbannt. Um aber die Erde rein zu waſchen von dem Frevel der böſen Dämonen, kam die Sündfluth.

Damit hörte das ausſchließliche Reich der Götter auf und ſchloß die erſte große Weltperiode, welche zweitheilig ein goldenes und ein Kampfalter geweſen war. Von nun an beſchloß der gute Geiſt, den gefallenen Dämonen Gelegenheit zur Buße zu gewähren und ſchuf die Menſchenleiber, in welche die Seelen jener Dämonen eingehen und von Leib zu Leib wandern ſollten, bis ſie gereinigt ſeyn würden. Um dieſe neue Menſchheit zu regieren ging aus den bisherigen zwei Götterreihen (der idealen und realen) eine dritte hervor als Kinder des Okeanos und der Netpe: Oſiris mit ſeinen Brüdern Arveris und Seth, ſeinen Schweſtern Iſis und Nephtys und ſeinem Diener Taat, welcher Vorbild der Prieſter und Erfinder der Schrift war, und der Iſis Diener und Götterbote Anubis. Innerhalb dieſer neuen Götterwelt entſpann ſich aber bald ein neuer Kampf, denn als Oſiris mit Arveris ausgezogen war, um auch außerhalb Aegyptens allen Menſchen das Heil zu bringen, ſtellte Seth, den die Griechen Typhon nennen, der zurückgebliebenen Iſis und ihren Kindern nach, um dieſelben auszurotten und ſich ſelbſt auf den Thron der Welt zu ſetzen. Iſis entfloh, Seth aber tödtete den arglos heimgekehrten Oſiris heimtückiſch bei einem Gaſtmahl. Oſiris im Sarge ſchwamm den Nil

hinab von Isis gesucht. Seth ließ ihn zerstücken, aber es blieb von ihm nur der männliche Theil übrig zum Zeichen des Unvergänglichen in der Welt. Diesen fand endlich Isis mit der Klapper (dem Sistrum), durch deren Ton Typhon abgeschreckt werden sollte, durch die Welt irrend. Ihr Sohn Horus überwand und tödtete nach langem Kampf den Seth, und Isis herrschte allein in langem Glück, bis Osiris sie in die Unterwelt abholte. Sie wurde aber von ihrer Mutter Netpe ängstlich überall gesucht und endlich gefunden, worauf sich Osiris gefallen ließ, daß Isis, während er in der Unterwelt bleiben mußte, die Hälfte des Jahres auf der Oberwelt herrschen solle.

Mit dieser Uebereinkunft hing eine neue Entwicklung der Weltregierung zusammen. Die Götter traten nämlich zurück und gingen in die Planeten und Sternbilder des Thierkreises über, um fortan von dort aus in ewiger Gesetzmäßigkeit die irdischen Dinge zu regieren. Die ganze Oberfläche der Erde und das Reich der Menschen sollte demnach auch nur ein Abbild des Sternenhimmels werden. Hier geht die Weisheit der Aegypter ganz in die der Magier über. Die Sternkunde war eher in Babylon, als in Aegypten ausgebildet und das höhere Alter verräth sich in dem Fortrücken der Colur der Tag- und Nachtgleiche, sofern dieselbe früher ins Stierzeichen, später ins Widderzeichen fiel. Der Stier aber ist Sinnbild des Sonnengottes am Euphrat und Tigris, der Widder erst am Nil.

Die systematische Uebertragung der Astronomie auf die Landeseintheilung und Staatsverwaltung Aegyptens dürfte mehr dem Einfluß von Babylon her zuzuschreiben, dagegen die Lehre von den gefallenen Geistern und von der Seelenwanderung ursprünglich ägyptisch seyn. In der dritten ägyptischen Götterreihe, aus welcher sich die Sterngottheiten herausbilden, erkennt man Anklänge an die semitischen Götter. Horus mahnt an Khor (Sonnenmann), Anath an Anahid (Mond), Hathor an Atargatis ꝛc. Dagegen findet sich bei den Semiten, Babyloniern, Phönikern und Arabern, mit denen die Aegypter zu thun hatten, keine Spur von einer Seelenwanderungs-

lehre. Dieſe und mehr noch als ſie, der Urbegriff einer Präexiſtenz der Seelen und einer ſchon bei der Geburt mitgebrachten Sünde, die man im Leben abbüßen ſoll, unterſcheidet die Aegypter aufs ſchärfſte von den zwiſchen Nil und Euphrat wohnenden Völkern. In dieſer Lehre iſt die ganze Schwermuth des ägyptiſchen Charakters niedergelegt, während uns bei den Semiten überall nur heitere Lebensluſt entgegenlacht. Dieſelbe ſchwarze Verſchleierung des Gemüths und dieſelbe Lehre finden wir jenſeits des arabiſchen und perſiſchen Meeres bei den Indern wieder, ein träumeriſches Daſeyn, mehr dem Jenſeits zugewendet als dem Dieſſeits, ein immerwährendes Heimweh und Fremdſeyn, ein trübes Schuld- und Unglücksgefühl das ganze Leben hindurch, eine Verachtung, ja einen Haß der Gegenwart, als eines Leidenszuſtandes, den man überwinden müſſe. Wo aber die Lehre zuerſt entſtanden iſt, ob in Indien, ob in Aegypten, iſt eine müßige Frage, weil uns alle Zeugniſſe darüber fehlen und jedenfalls im angeborenen Naturell und Charakter ſowohl der Inder als Aegypter derſelbe melancholiſche Zug liegt.

Der ſittliche Werth der Lehre läßt ſich nicht verkennen. Nur durch Tugend und durch die gehorſamſte Erfüllung der Religionsvorſchriften ſollte die in den Menſchenleib eingegangene Seele des böſen Dämon gereinigt werden können. Dies konnte bald geſchehen, wenn man aber die Pflicht verſäumte, ſo dehnte ſich die Strafe bis auf dreitauſend Jahre aus und die armen Seelen mußten immer wieder in andere Körper, nach Verhältniß der Schuld ſogar in thieriſche wandern. Auf den Papyrusrollen, welche man den einbalſamirten Leichen (Mumien) beilegte, wird das Todtengericht beſchrieben und auf Wandbildern bildlich dargeſtellt. Vor den drei göttlichen Richtern Horus, Thoth und Anubis wird das Herz des Verſtorbenen auf einer Waagſchale gewogen. Einmal iſt es zu leicht, da fährt die Seele des Verſtorbenen in ein Schwein. Ein andermal iſt es ſchwer genug, da wird die Seele des Gerechten (unter dem Bild eines Sperbers mit Menſchenkopf) von einer Sykomore (dem Lebensbaum Perſea) herab von den Göttinnen Netpe und Hathor mit dem Waſſer der

Unsterblichkeit begossen und mit einer Straußenfeder (dem Sinnbild der Gerechtigkeit) beschenkt. Merkwürdigerweise ließen sich die alten Aegypter an der Seelenwanderung als Strafe nicht genügen, denn die ärgsten Sünder sollten die Sonne nie wiedersehen. Für sie war in der Tiefe der Erde eine eigene Hölle bereitet. Ein Wandbild in einem Königsgrab zu Theben läßt uns die Verdammten sehen mit abgeschlagenen Köpfen oder mit aufgeschnittener Brust, das Herz nachschleifend, gebunden und gemartert, in Kesseln gesotten ꝛc. Mit dem Glauben an die Fortdauer der Seelen hing dann auch das Beschwören der Todten (die Nekromantie) zusammen. Völlig im Widerspruch scheint damit die so gar sorgfältige Aufbewahrung der Leichen, das Mumisiren, zu stehen. Man ließ die Leiche mit Naphtha und wohlriechenden Harzen durchdringen, um sie unverweslich zu machen, hüllte sie in die feinsten Tücher, legte sie in Steinsärge und in schön ausgemalte Zimmer unter der Erde. Jede Stadt hatte daher neben sich ihre Nekropole (Todtenstadt) mit unzähligen Mumien. Noch heute leben die Einwohner des Dorfes Gurna auf den Trümmern Thebens blos vom Ausgraben und Berauben der Mumien. Auf seine Gräber wandte der Aegypter alles, so daß Diodor sagt, sie nennen ihre gewöhnlichen Wohnungen nur Absteigequartier, und nur die Gräber ihre wahre Heimath. Das scheint nun gänzlich unvereinbar mit der Seelenwanderungslehre, allein der Widerspruch löst sich auf, wenn man erfährt, daß überhaupt das Recht, mumisirt zu werden, durch eigends dafür eingesetzte Todtenrichter nur dem bewilligt wurde, von dem man glaubte, er habe sich schon Verdienst genug erworben, um der Seelenwanderung überhoben zu seyn. Wer mumisirt wurde, der war schon als gereinigt, als selig anerkannt. Daher die hohe Ehre der Mumien, der Werth, den die Familien auf ihre gemeinschaftlichen Gräber legten, und die Pracht und Kunst, mit der sie dieselben ausschmückten. Begreiflicherweise war das Todtengericht in den Händen der Priester und trug mehr als alles andere dazu bei, die Macht der Hierarchie zu stärken, wurde aber ohne Zweifel auch nach Rücksichten des Vortheils mißbraucht.

Ueberhaupt erscheint das Sittliche, was man in der Lehre bewundern möchte, mannigfach getrübt. Sie beruht von vorn herein auf einer Unwahrheit und faßt den Menschen viel zu unfrei, das Leben viel zu befangen und düster auf. Zwar beschuldigt man die Aegypter nur fälschlich der Thieranbetung, denn die Thiere galten ihnen niemals als Götter, sondern nur als Sinnbilder derselben; allein es fand sich doch dabei ungemein viel Anstößiges. Im großen Tempel des Amun auf der südlichen Oase ertheilte ein mit Juwelen bedecktes Widderbild durch Nicken oder Kopfschütteln die Orakel. Aber man begnügte sich nicht mit Thierbildern, sondern fütterte zu Memphis und Heliopolis je einen lebendigen Stier, zu Mendes einen Bock, im See Möris ein Krokodil, putzte diese Thiere mit kostbarem Schmuck aus und behandelte sie mit einer Ehrfurcht, welche der Mensch den Thieren niemals erweisen soll. Der zu Memphis hochgefeierte Stier Apis, der immer wieder durch einen neuen ersetzt wurde, wenn er starb, und der von einer ganz besonderen Färbung seyn mußte, war eigentlich nur ein Sinnbild des Osiris, hatte aber einen Stall gleich einer Königswohnung und wurde fürstlich gepflegt. In derselben Art war eine Kuh der Hathor, eine Katze der Bubastis Attribut. Clemens von Alexandrien schildert, mit welcher Feierlichkeit die ägyptischen Priester den Fremdling durch die Tempelhallen bis ins Allerheiligste geführt hätten, in diesem selbst aber habe man am Ende nichts als eine Schlange oder eine Katze gefunden, die sich in purpurnem Bett wälzte. Noch spät, als schon die Römer in Aegypten mit größter Strenge herrschten und große Furcht einflößten, wurde doch ein Römer, als er eine heilige Katze getödtet hatte, vom abergläubischen Volk umgebracht.

Die Naturſymbolik, welche die Fruchtbarkeit der Erde mit der thierischen verglich, war ursprünglich wohl etwas ganz Unschuldiges, allein sie konnte in Aegypten eben so wenig wie in Babylon und später in Griechenland dem Mißbrauch entgehen. Sobald der zu Edlerem geschaffene Mensch sich in die Betrachtung des Thierischen zu sehr vertieft, fällt er in die Gewalt einer dämonischen Macht, die

ihn verlockt, des Göttlichen in ihm zu vergeſſen und zur Thierheit hinunterzuſteigen. Niemals konnte ſich ein phalliſcher Cultus ausbilden, ohne daß er unter den Menſchen ſelbſt, die ſich ihm hingaben, die göttliche Signatur des Keuſchen, Reinen und Edeln ausgelöſcht und eine thierähnliche Schamloſigkeit entſchuldigt, ja ſogar zur religiöſen Pflicht gemacht hätte. Darum geſchah im düſteren Todtenland Aegypten das nämliche wie im luſtigen Babylon. Dem Amun weihten ſich Frauen, wie auf dem Thurm zu Babel dem Belus. Vor dem jungen Apis und vor dem Bock zu Mendes entblößten ſie ſich. Daſſelbe thaten ſie am Feſte der Bubaſtis, indem ſie in bachantiſcher Luſtigkeit den Nil hinabfuhren. Beim großen Feſte im Beginn der Nilüberſchwemmung wurde die Befruchtung des Landes durch den h. Fluß im höchſten Sonnenſtande durch Orgien und eine allgemeine Proſtitution gefeiert.

Hier berührten ſich zwei Extreme, die zügelloſeſte Beſtialität erſcheint gleichſam nur als Erholung von der das ganze Jahr durch währenden ängſtlichen Pein der Ceremonialgeſetze. Der Thierdienſt griff durch den Thierkreis am Himmel und durch die Attribute der Planetengötter in die heilige Aſtrologie ein, welche hier das ganze Leben der Menſchen beherrſchte. Das Land war nach der Zahl der Thierzeichen in zwölf Bezirke (Nomen) eingetheilt je mit einem Haupttempel und einer beſonderen Prieſterſchaft. Das Leben des Königs ſollte den Sonnenlauf durch den Thierkreis nachahmen, das Leben des Volkes desgleichen je unter dem Patronat des jedem beſonderen Nomos vorſtehenden Gottes und der beſonderen Gottheiten jedes Orts und der Geburtsſtunde eines Jeden. Auch alle Theile des Körpers, wie alle Thiere und Pflanzen ſtanden unter dem Einfluß der aſtrologiſchen Kräfte, was hier in Aegypten noch genauer abgezirkelt geweſen zu ſeyn ſcheint, als in Babylon.

Die Prieſter durften heirathen, bildeten aber nicht nur eine von jeder anderen abgeſchloſſene Kaſte, ſondern waren auch nach den Nomen getrennt. Die Prieſterſchaft des einen Nomos konnte nicht in die andere übergehen. Die Prieſter mußten am ganzen Leibe kahl

ſeyn, durften nur Linnenkleider tragen, keine Bohnen, kein Schweinefleiſch eſſen, keinen Wein trinken und hatten einen ſtreng geregelten Dienſt als Seelſorger, Lehrer, Sittenrichter, Wahrſager, Zeichendeuter, Aerzte, Sänger, Schreiber, Opferer, Tempeldiener ꝛc. Wie weit ihre Gliederung ging, erhellt daraus, daß, wie Herodot berichtet, für jede beſondere Krankheit ein beſonderer Arzt vorhanden war. Auf Bildern haben die Prieſter häufig den Kopf in den Nacken heilig verehrter Thiere verſteckt.

Die Schrift der Aegypter, vorzugsweiſe von den Prieſtern gepflegt, war eine Bilderſchrift und beſtand aus den berühmten Hieroglyphen, unter denen beſonders viele Thierbilder vorkommen. Der Franzoſe Champollion hat ſie zuerſt wieder entziffert. Dieſe Schrift ging unmittelbar in die Bildnerei über. Um einen Gott zu bezeichnen, malte man das Thier, welches ſeinen Namen ausdrücken ſollte, oder ſetzte ſeinem Menſchenleib den Kopf jenes Thieres auf. Man hatte dabei keinen anderen Zweck, als die Deutlichkeit des Verſtändniſſes. Die Thiere als Attribute der Götter- und Königsbilder ſind nur als hieroglyphiſche Zeichen zu betrachten und mit vielen anderen Attributen gewöhnlich an den Köpfen angebracht, welche daher lächerlich überladen werden. Sie machen den ſeltſamſten Eindruck, wenn man zum erſtenmal ägyptiſche Wandgemälde ſieht.

Die Götter unterſcheiden ſich ſchon durch ihre grelle Farbe. Amun iſt am ganzen Leibe blau, Horus weiß, Oſiris ſchwarz, die guten Göttinnen immer gelb, die böſen grün, Typhon und Mendes (Muntu) roth, Iſis zuweilen bunt wie die Erde im Sommer. Weil aber aus den drei Götterreihen verſchiedene Attribute auf eine Gottheit gehäuft werden können und ſpäter noch dazu fremde Ideen ſich eindrängten, häuften ſich die Attribute auf einigen Bildern bis zum Ungeheuerlichen. So hat man auf Papyrusrollen die Mut als Mannweib gelb mit rothen Beinen, Löwen- und Geierkopf, großen Flügeln, Löwentatzen ꝛc. gemalt gefunden. Aber auch auf gewöhnlichen Bildern häufen ſich die Attribute der Götter. Amun iſt kenntlich an den gewundenen Widderhörnern. Der Widder bedeutet nicht

bedeutet nicht blos die Fruchtbarkeit, ſondern auch die aufſteigende Sonne im Widderzeichen. Daher die vielen koloſſalen Sphyngge vor den Tempeln mit Widderköpfen. Amun trägt auch Straußenfedern auf dem Kopf, das Kennzeichen der Göttin Ma (Wahrheit und Gerechtigkeit), ferner die Sonnenſcheibe oder den sonnenrunden Käfer (der ſich eine Kugel von Miſt macht, um ſeine Eier hinein zu legen), als Sinnbild des Weltbewegers, und den Kopf des Sperbers (das Sinnbild der Seele, des Geiſtigen und Lebendigen). Dazu geſellte ſich noch der Löwe als Sinnbild der höchſten Kraft der Sonne im Zeichen des Löwen. Auch die Sykomore (der Perſeabaum) erſcheint als Baum des Lebens auf den Denkmälern. Die große Schlange bedeutet den Knoph, ihr kleines Abbild am Kopfſchmuck bezeichnet immer den König. Als Sinnbild der Herrſchaft tragen Götter und Könige auch eine Peitſche und Sichel in den Händen. Das Schiff, auf welchem der heilige Widder im Ammenstempel und alle Götter in den übrigen Tempeln getragen werden, könnte auf die urſprüngliche Herkunft der Götter über Meer gedeutet werden, wenn es nicht näher läge, ſie auf die Nilſchiffahrt zu beziehen. Daß die Aegypter dem Waſſer eine höhere Macht als dem Feuer beigelegt haben, davon hat ſich eine alte Anecdote erhalten. Die babyloniſchen Chaldäer wollten einſt, mit den ägyptiſchen Prieſtern wettſtreitend, beweiſen, das Feuer ſey das mächtigſte Element. Da brachten die Prieſter von Kanopus ihren krugförmigen Götzen, nachdem ſie ihn mit Waſſer gefüllt und die Löcher mit Wachs verſtopft hatten, und ſetzten ihn in das Feuer der Chaldäer. Dieſe bildeten ſich ein, das Feuer werde den Krug verzehren, als aber das Wachs ſchmolz, lief das Waſſer aus, löſchte das Feuer und behielt den Sieg.

Der junge Horus iſt zuweilen als Kind abgebildet, den Finger im Munde (was nicht den Schweigenden, ſondern einfach den Säugling bedeutet), emporgewachſen aus der Lotosblume (im Nil) und umringt von den böſen Mächten, die ſein Wiedererſcheinen beſiegt.

Dieſe ſind Typhon, der grüne Sevek mit dem Krokodilkopf, Serk mit dem Scorpion, Thueris als Nilpferd ꝛc. Thueris, des Typhon Buhlerin, die Proſtitution im häßlichſten und ſchamloſeſten Thierleib, erregt unter allen bildlich dargeſtellten Gottheiten den meiſten Abſcheu. Indeſſen kommen Krokodil und Nilpferd auch in guter Bedeutung als Attribute der Erdgöttin Netpe und der Nephthys vor. Dieſe letztere iſt zu Füßen, ſo wie Iſis am Kopf der Särge abgebildet und bedeutet die Nachtſeite des Lebens unter, wie Iſis die Lichtſeite über der Erde. Hathor und Iſis erſcheinen als Kuh oder mit dem Kuhkopf. Dem Hundsſtern (Sirius) Anubis kommt der Hundskopf, dem Thoth der Ibiskopf zu. Der geſtirnte Himmel wird auf den Wandbildern als ein mit Sternen beſätes blaues Weib, welches ſeine dünnen und langen Glieder wie ein Rahmen rings um das Bild ausſtreckt, dargeſtellt. Die Palme iſt, weil ſie jeden Monat ein Blatt abwirft, Sinnbild des Jahres. Der Vogel Phönix, der ſich zu gewiſſen Zeiten ſelbſt verbrennen und aus der Aſche wiedererſtehen ſoll, Sinnbild einer längeren Zeitdauer oder Weltperiode.

4.

Leben und Kunſtwerke der alten Aegypter.

Der bibliſche Name der ägyptiſchen Könige, Pharao, kommt her vom Artikel ph und rha, König. Sofern dieſe Herrſcher nicht Uſurpatoren, ſondern Friedenskönige und aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen waren, ſtanden ſie auch im engſten Zuſammenhange mit der Prieſterſchaft. Im Könige vereinigten ſich die mächtigſten Einflüſſe der guten Götter, die beſtändig über Aegypten wachten. Auf ihn ſchütteten ſie verſchwenderiſch ihren Segen aus, wie wir ihn denn auf Bildwerken häufig von Göttern umgeben ſehen, die ihm ihre Gaben und Weihen mittheilen, was auch durch Inſchriften beſtätigt wird. So ſagt in den Trümmern Thebens zu Karnak der

höchste Gott Ammon zu König Seti: „ich gebe dir meine Herrschaft, meinen Thron, meine Lebensdauer; sey über Aegypten und Rothland (die Sinaihalbinsel) und halte sie zu deinem Thron und Nubien zu deinem Fußschemel. Ich gebe dir zu überwinden alle Völker ꝛc.“ Indem aber der König in so enger Verbindung mit den Göttern stand, mußte er auch alle deren Vorschriften befolgen und sein ganzes Leben, seine Beschäftigung vom Aufwachen bis zum Einschlafen war vorherbestimmt und geregelt und durch die Priester überwacht. Einen guten Theil seiner Zeit mußte er Opfern und Gebeten und dem Anhören der Priester widmen. Er durfte nichts essen, außer was ihm vorgeschrieben war, kurz er erscheint gänzlich als Sklave des Ceremoniels. Das ganze Verhältniß ist in einem Königsgrabe zu Theben sehr anschaulich gemacht. Hier stellt der Lauf der Sonne über und unter der Erde auf allen ihren Stationen und zu jeder Tages- und Nachtstunde den Lebenslauf des Königs dar. — Daß die Könige in Aegypten gewöhnlich ihre Schwestern heiratheten, hatte wohl einen politisch-religiösen Grund, sofern man keine andere Familie sich in die königliche wollte eindrängen lassen. Bei der Königswahl ließ man vier Gänse fliegen, um den vier Himmelsgegenden das große Ereigniß zu verkünden. Auf den Wandbildern kommen unter den Vergnügungen der Könige öfters große Jagden, namentlich auf Löwen vor.

Herodot fand bei den alten Aegyptern außer den Priestern und Kriegern noch fünf Kasten, die der Rinderhirten, Sauhirten, Krämer, Dolmetscher und Schiffer. Wir dürfen annehmen, daß es ursprünglich schon verschiedene Stämme waren. Die Krieger in zwei Gruppen getheilt, Kalasirier und Hermotybier, bewohnten zwei Landstrecken für sich, die ihnen als Eigenthum gehörten, waren also vom übrigen Volke getrennt, hielten jedoch an den drei wichtigsten Grenzen große Festungen besetzt, zu Herodots Zeit im Süden Elephante die Nilinsel gegen Nubien hin, im Nordwesten Morea gegen Kyrene und Libyen, im Nordosten Daphnä gegen Syrien.

Obgleich das Volk, wie die Könige, unter der Zucht der Prie-

ſter ſtand und auch ihm durch die Kaſteneintheilung und durch die zahlloſen mit dem Sternen-, Elementen- und Thierdienſt zuſammenhängenden Ceremonien und abergläubiſchen Gebräuche alle Beſchäftigung und Zeitausfüllung vorherbeſtimmt war, ſo verſtand es doch unter dieſem heiligen Druck ſich des Lebens zu freuen. Es lag wohl im Intereſſe der Prieſter, eine ſolche Luſt zu dulden, und war nicht blos Erſchlaffung der Zucht. In der That contraſtiren die Lebensſcenen, die man häufig auf altägyptiſchen Wandbildern findet, ſehr grell mit dem ſonſt ſo erhabenen, ſchauerlichen und düſteren Eindruck der dunkeln Tempel und ernſtblickenden Koloſſe. In den labyrinthiſchen Gängen und Höhlen, die zu den Gräbern der Könige, der Vornehmen und Reichen führen, ſind alle Wände mit Bildern in den lebhafteſten Farben bemalt und werden darin die gewöhnlichſten Vorgänge des Lebens dargeſtellt, als wollte man dem Todten, das was er ſelbſt erlebt, im Traume wieder vor die Seele führen.

In den Wandbildern, wie in den Statuen zeichnet ſich die ägyptiſche Nationalphyſiognomie durch eine eigenthümliche Grazie des Todes oder wenigſtens des Schlafes aus. Die Geſichter zeigen mitten in der Erſtarrung ein liebliches Lächeln und ihre etwas ſtumpfe, man möchte ſagen überall weibliche oder kindliche Naſe, ja ſelbſt ihr etwas aufgeworfener Mund hat einen ſehr reizenden Ausdruck. Doch ſtehen die Ohren zu hoch, das Profil liegt zu flach, das Wollhaar ſitzt wie eine Perücke und die darauf geſetzte dicke Schleierhaube und der Bart, zierlich in einen Beutel eingeengt, haben etwas Komiſches. Der todte Ausdruck wird erhöht durch die faſt immer mumienartig geſchloſſenen Beine. Auf den Wandbildern erſcheinen alle Figuren im Profil und zeigen weder Schatten noch Perſpective, daher man ſie mit farbigen Silhouetten vergleicht. Trotz dieſer Einſeitigkeiten iſt in den Bildern die Natur ſehr treu aufgefaßt oft bis zur ängſtlichen Nachahmung, und man unterſcheidet nicht nur die verſchiedenen Phyſiognomien der Araber, Juden, Neger, Inder und Europäer aufs genaueſte, ſondern ſieht auch alle Verrich-

tungen ihres häuslichen Lebens in Genrebildern aller Art wie in einem magischen Spiegel.

Eine lange Reihe von Bildern zeigt uns, wie der Landmann das Feld bestellt, den Pflug führt, säet und erndtet. Alle Arten des Feldbaus kommen vor, des Weinbaus, die Datteleerndte; desgleichen alle Arten der Viehzucht von der Geburt des Kälbchens an, ferner die verschiedenen Arten der Jagd, des Fischfangs, lange Bilderreihen führen uns die Handwerker je in ihren Werkstätten vor, den Schreiner, Schuster, Gerber, Bäcker, Zimmermann ꝛc. Wieder andere zeigen uns den Markt, das Abwägen und Aufschreiben der Waaren, das ganze Getriebe des Handels, der Frachtfuhren und der Schiffahrt. Auch die Turnkünste der alten Aegypter lernen wir kennen, auf einem einzigen Gemälde zeigen uns zweihundert nackte Ringer ihre verschiedenen Künste. Dazu Gaukler in unglaublichen Stellungen und Verrenkungen, Ballspieler ꝛc. Am anziehensten sind die gewöhnlichen Familienscenen. Neben den Ruinen zu Theben (zu Luxor) ist „die Wochenstube der Königin Tmanhemva" berühmt, weil auf ihren Wandbildern die Niederkunft der Königin in ihrem ganzen Verlauf abgebildet ist. Auf andern Bildern kommen elegante Gesellschaften vor. Das Zimmer ist zierlich und geschmackvoll eingerichtet mit Sophas, Stühlen, Tischen, Blumen. Vor der Thür hält ein Wagen, ein Herr steigt aus, von Dienern begleitet. Der Diener klopft an. Der Hausherr empfängt den Gast, den Mädchen salben und bekränzen. Im Zimmer sitzt man auf Sophas und gepolsterten Stühlen von bunten und sehr zierlichen Mustern. Leichtgekleidete, schöngeformte Tänzerinnen dienen zur ersten Unterhaltung. Dann kommen die Speisen und wird der Wein gereicht, dessen Wirkungen äußerst natürlich dargestellt sind. Dazu Musik von Pfeifen, Flöten, Trommeln, Cymbeln, Klappern (Sistrum), Zithern, Harfen. Die Tänzerinnen und Sängerinnen unterscheiden sich häufig durch die Hautfarbe und fremde Tracht. Man sieht die Gesellschaft auch mit Spielen beschäftigt, mit Würfeln und mit dem Brettspiel.

Herodot erzählt, die Aegypter hätten bei ihren Gastmälern einen

Todten herumgetragen, damit die Lebenden mitten im Genuß an den Tod denken ſollten. Auch das findet ſich auf den Wandbildern dargeſtellt. Das zeigt am deutlichſten, wie die Genußſucht ſich hier an den Tod gewöhnt hatte und ſich vor demſelben nicht mehr Zwang anthat.

Welche Zuchtloſigkeit trotz des ernſten Charakters der Religion und trotz der ſtrengen Prieſterſchaft aufkam, davon gibt es viele Zeugniſſe. Im religiöſen Cultus ſelbſt kamen z. B. im Cultus von Mendes und bei phalliſchen Proceſſionen ſchamloſe Dinge vor. Nach einer von Herodot wiedererzählten Anecdote fand König Pheron, welcher erblindet war und nur durch eine treue Frau geheilt werden konnte, nach langem vergeblichen Suchen in ganz Aegypten nur eine einzige ſolche Frau geringen Standes. Diodor erzählt, die Diebe im alten Aegypten ſeyen wie eine Kaſte organiſirt und privilegirt geweſen, ſo daß man ſich, um eine geſtohlene Sache zurück zu erlangen, nur an den Vorſtand derſelben habe wenden dürfen. Eine ſolche Diebsorganiſation herrſcht heute noch in London und liefert nur den Beweis, daß bei einer ungeheuren Zuſammendrängung von Menſchen immer dieſelbe Corruption und auch dieſelben Polizeimaßregeln ſich wiederholen.

Zu den Sonderbarkeiten des ägyptiſchen Lebens gehörte, daß man zwar mit Pferden fuhr, aber keines ritt. Wir finden nur Wagenlenker, nie Reiter auf den Bildern. Eben ſo fehlt das geprägte Geld.

Das ägyptiſche Volk ſcheint viel excluſiver und Vermiſchungen abgeneigter geweſen zu ſeyn, wie das babyloniſche und aſſyriſche. Es unterſchied ſich vor allen durch die Beſchneidung und erlaubte keine Ehe außerhalb der Kaſte und des Nomos. Einzelne Kaſten und Nomen durften gewiſſe Speiſen nicht eſſen, die andern erlaubt waren ꝛc.

In der Kunſt des Canalbaues und der Bewäſſerung des fruchtbaren Landes wetteiferten die Aegypter mit den Babyloniern. Im Bau der Tempel und Paläſte aber ſcheinen ſie ſie noch übertroffen

zu haben. Zwar ist die Pracht von Sais und aller der Städte, die einst das Nildelta schmückten, zu Staub zerfallen und die kunstvolle Canalisation dieser fruchtbaren Landschaft gleich der von Babylon zerstört und versandet, und auch das herrliche Memphis ist von der Erde verschwunden und in ganz Unterägypten geben nur noch die Pyramiden Zeugniß von der Größe des Alterthums, aber in Mittel- und Oberägypten wimmelt es noch von Tempeln und Palästen, welche wenigstens zum Theil, und von Gräbern, welche ganz erhalten und mit einem unerschöpflichen Reichthum von Bildern erfüllt sind.

Die Pyramiden galten schon im Alterthum als eines der größten Wunder der Welt. Die drei höchsten liegen bei Ghizeh unfern von Kairo, der heutigen Hauptstadt Aegyptens, in der Nähe des ehemaligen Memphis. Die, welche von Cheops erbaut ist und einst dessen Grab enthielt, ist auch jetzt ohne den Sockel und ohne die längst abgeschlagene Spitze noch 421½ Pariser Fuß hoch. Die zweite des Chefren ist kleiner, die dritte des Mykerinos zeichnet sich durch die rothe Farbe ihres Steins aus. Sie erscheinen um so erhabener, als sie mitten in einer weiten menschenleeren Sandebene liegen. In den verschiedenen Färbungen des Sonnen- und Mondlichts unter einem ewig klaren Himmel machen sie einen zauberhaften Eindruck auf das Gemüth. Nahe bei ihnen streckt ein tief im Sande begrabener ungeheurer Sphynx nur noch den Kopf hervor, der vom Scheitel bis zum Kinn 26 Fuß mißt. Auch das berühmte Labyrinth, von dem im Alterthum so viel gefabelt wurde, hat kürzlich Lepsius in der Nähe dieser Pyramiden und als zu denselben gehörig entdeckt, die Reste von im Sande verschütteten kolossalen Gebäuden, die einen weiten Platz umgaben, aber nicht in geschlängelter Verwirrung, sondern ganz regelmäßig. — In einiger Entfernung von dieser berühmtesten aller Pyramidengruppen liegen noch drei andere, drei Pyramiden stehen bei Dahchur, neun bei Sakkerah, unter denen die größte 316 Fuß hoch ist, sieben bei Abusyr.

Lange fährt man den Nil aufwärts, bis man in die Regien

der Tempel kommt, zu den Ruinen der alten Städte Antinä und Chemmis. Bei Denderah (Tentyra, d. i. Tha-n-Hathor) erblickt man die erſten großen Tempel, einſt der Göttin Hathor geweiht, weiter aufwärts aber an beiden Seiten des Nil die unüberſehlichen Trümmer der Hauptſtadt Theben, aus denen die herrlichſten, an Pracht und Größe nirgends übertroffenen Paläſte und Tempel heute noch mächtig hervorragen. Wo einſt nur die eine große Stadt an beiden Nilufern ſich ausdehnte, in demſelben Umkreis liegen jetzt, weit auseinander, nur noch die Dörfer Luxor, Karnak, Gurna, Bal-el Moluk und Medynet-Abu. Schon Homer ſang von dieſem Theben, aus jedem ſeiner hundert Thore ſeyen 200 Streitwagen in den Krieg gezogen, und Diodor, wenn er auch hundert Thore für zu viel hält, glaubt doch, daß Könige, wie Ramſes, mit 20,000 Streitwagen ausgezogen ſeyen.

Die altägyptiſchen Tempel waren vornehmlich berechnet auf Pilgerproceſſionen und ſo gebaut, daß es eines langen Weges bedurfte, um unter immer großartiger werdenden Eindrücken endlich zum Allerheiligſten zu gelangen. Den Zugang von außen bildete eine Allee von ruhenden Sphynggen (Löwen mit Mädchen- oder Widderköpfen) in koloſſaler Größe. Dann gelangte man zum erſten thurmartigen Thore (Pylone) und durch den erſten Vorhof wieder zu einem Thor in den zweiten und durch noch ein Thor in den Vortempel, endlich in den Hauptkempel und ins Allerheiligſte (Sekas). Tempel und Haupttempel waren längliche Vierecke ruhend auf Säulen, ähnlich den ſpäteren griechiſchen Tempeln, nur großartiger, ſchwerfälliger und dunkler. Das Allerheiligſte war gewöhnlich ein Monolith (aus einem Stein gehauen). Auf den Höfen erhoben ſich noch überdies Obelisken, einzelne oder gepaarte Sitzſäulen, ganz bedeckt mit Hieroglyphen, große Gedächtniß- oder Geſetzestafeln, denen man wohl mit Unrecht eine tiefere ſymboliſche Bedeutung zugeſchrieben hat.

Zu dem großen Tempel in Luxor führte eine lange Allee von 600 rieſenhaften Sphynggen. Hier ſtanden auch die beiden größten und höchſten Obelisken, 75 Fuß hoch, und vier ſitzende Koloſſal-

statuen. Noch weit großartiger erscheint der Königspalast zu Karnak, dessen Vorsaal von 134 Säulen getragen wird, welche 11 Fuß dick und 70 Fuß hoch sind, der größte Saal in der Welt, der noch heute steht. An die Paläste reihten sich große Rennbahnen, zur Uebung für die Wagenlenker. Unter den Kolossen ist am berühmtesten der, welchen man die Memnonssäule nennt. Es sind zwei weibliche Statuen, beide sitzend, darstellend die Mutter und Gattin des König Amenophis (Amenoteg III.), beide 56 Fuß hoch und nahe bei einander. Ueber die Wüste vorragend, in ewiger Ruhe dasitzend, machen sie einen tiefen Eindruck auf des Menschen Seele, wie göttliche Wesen, die hoch über uns stehen. Die Griechen, die poetisch mit allem spielten, deuteten den Namen Amenophis in Memnon um. Als kurz vor Christi Geburt einer dieser Kolosse durch ein Erdbeben zerbrochen wurde, begann der Stein derselben je bei dem Temperaturwechsel, der mit Sonnenaufgang eintritt, leise zu klingen und die Griechen sagten, Eos (die Morgenröthe) klage um ihren Sohn Memnon. — Es gab in der Nähe noch über hundert andere Kolosse, die längst zerstört sind. An einem, dessen Bruchstücke man fand, war der Zeigefinger allein vier Fuß lang.

Neben Theben lag eine eben so große Todtenstadt, um die Mumien aufzunehmen, deren Zahl bald die der lebenden Einwohner überstieg. Auf der alten Todtenstadt ist das Dorf Gurnu erbaut, wo 3000 Menschen einzig vom Plündern der Gräber leben. Meist Muhamedaner reißen sie die Mumien aus ihrer seligen Ruhe und klauben Gold und Sachen von Werth heraus. Aber da hier viele Millionen Mumien liegen, ist der Schatz noch lange nicht erschöpft. Man fand bei Mumien Waizenkörner, welche noch nach viertausend Jahren ihre Keimkraft bewahrt hatten, so daß sie, als Graf Sternberg in Prag sie säete, reichlich Frucht trugen. — Bei Bab el Moluk liegen die Königsgräber von Theben. Auch die großen Ramses riß man aus ihrer heiligen Ruhe heraus, doch sind noch nicht alle diese Grabgewölbe aufgeschlossen. Sie bestehen aus labyrinthischen herrlich ausgemalten und ausgeschmückten Gewölben tief in Felsen.

Oberhalb Theben liegen an beiden Ufern des Nil noch zahlreiche Ruinen alter Städte, Paläste und Tempel. Die von Elephante und Philä bilden die Grenze gegen Nubien (Aethiopien). Aber in Meroë wetteifern wieder ägyptische Ruinen mit Pyramiden. Beide sind kleiner als in Mittel- und Unterägypten.

Alle diese am Nil liegenden Denkmäler des hohen Alterthums sind bis zu einer gewissen Höhe im Schlamm des Flusses oder im Sande eingegraben. Seit der großen Zerstörung durch die Perser haben zwar griechische Könige und später noch römische Kaiser versucht, die treffliche alte Cultur wiederherzustellen, durch welche die Ueberschwemmungen vertheilt und dem Wüstensand abgewehrt wurde. Es ist aber nicht mehr gelungen und die Prachtstädte des alten Aegypten liegen jetzt in Einöden wie die Ruinen von Babel und Ninive.

Alle jene ältesten großen Reiche der Welt sind vernichtet, ihre Städte in Trümmer und Staub gelegt, ihre reichen Fluren verödet, ihr zahlreiches Volk von der Erde vertilgt. Das Reich am Euphrat und Tigris unterlag dem Gericht Gottes zuerst, nachher auch Aegypten, auf daß erfüllet würde des Propheten Ezechiel Wort: „du Menschenkind, beweine das Volk in Aegypten, und stoße es mit den Töchtern der starken Heiden hinab unter die Erde zu denen, die in die Grube fahren. Wo ist nun deine Wollust? Hinunter und lege dich zu den Unbeschnittenen. Daselbst liegt Assur mit allem seinem Volk begraben, die alle erschlagen sind. Ihre Gräber sind tief in den Gruben. So mußt auch du, Aegypten, unter den Unbeschnittenen zerschmettert werden und Pharao und alle seine Menge soll liegen unter den Unbeschnittenen und mit dem Schwerte des Herrn Geschlagenen!“

Drittes Buch.

Phöniker und Araber.

1.

Phöniker.

Ein kleines ſemitiſches Volk, am nächſten den Juden und Arabern verwandt und benachbart, unterſchied ſich doch von ihnen ſchon zweitauſend Jahre vor Chriſto durch vorzugsweiſe Beſchäftigung mit Schiffahrt und Handel. Es waren die Phöniker am Mittelmeer, ſüdlich und weſtlich von Syrien, nördlich von Paläſtina. Sie erhielten ihren Namen von Phönix (der Palme) wegen der vielen Palmen in ihrem Lande. Sie ſcheinen vom inneren Aſien zuerſt an die Ufer des mittelländiſchen Meeres gekommen zu ſeyn. Wir finden ihre uralten Städte auf der ſchmalen Uferlinie zwiſchen dem Meer und dem waldreichen Gebirge Libanon. Der ſchmale Landſtrich konnte ſie nicht ernähren, das Gebirge trennte ſie von Syrien, ſchützte ſie und bot ihnen Holz zum Bau von Schiffen, auf denen ſie ihre Nahrung ſuchen konnten durch Seeräuberei oder durch Tauſchhandel. Ihre geographiſche Lage zwiſchen den beiden großen Culturreichen Aegypten und Babylon machte ſie zu natürlichen Vermittlern des Verkehrs. Die hinter dem Libanon hauſenden, ihnen ſtamm-

verwandten arabiſchen Hirtenſtämme eigneten ſich vortrefflich in der Phöniker Dienſt, die Waaren auf ihren Kameelen in regelmäßigen Karawanen zu Lande, beſonders durch die Wüſten Vorderaſiens, fortzuſchaffen, während ihre Schiffe im ganzen Mittelmeer und bald auch im rothen Meer, wenn auch meiſt nur im Dienſt ägyptiſcher und arabiſcher Herrſcher, an allen Küſten herumtaſteten, um neue Einfuhrwaaren zu entdecken, oder Märkte für ihre Ausfuhrwaaren zu finden. Viel zu ſchwach, um ſelbſt auf Eroberungen ausgehen zu können, behaupteten ſie und erweiterten ſie doch ihre Macht, indem ſie den größeren Nachbarreichen auf mannigfache Art nützlich und unentbehrlich wurden. Und zwar nicht blos durch den Handel, ſondern auch durch Induſtrie und mechaniſche Künſte. Ihre Webereien, Färbereien, Glasmanufacturen ꝛc. ſtanden im ganzen Alterthum im höchſten Anſehen. Die köſtliche Purpur- oder Königsfarbe bereiteten ſie aus der, den Purpurſaft von ſich gebenden Seemuſchel. Auch das Glas ſollen ſie zuerſt erfunden haben. Ihre wichtigſte Kunſt war aber der Bergbau und die Behandlung der Metalle, worin ſie, wenn nicht allen andern Völkern der Erde vorangingen, doch denſelben weit vorauskamen. Phöniſiſche Handwerker, Baumeiſter, Seeleute wurden ins Ausland berufen. In Jeruſalem bauten ſie den Tempel, in Aegypten beſorgten ſie die Marine der mächtigen Pharaonen und hatten ein ſtändiges Quartier in Memphis. So konnten ſie ſich zwiſchen den größten Staaten friedlich behaupten und ungeheuern Reichthum anſammeln.

Ihre älteſte Stadt war Sidon, um vieles ſpäter erſt wurde von dort aus die zweite Stadt Tyrus gegründet, die jene im Range bald übertreffen ſollte. Tyrus war eine Doppelſtadt, halb auf dem Lande, halb auf einer Inſel. Auf der letzteren und unter dem Schutz der Kriegsflotte konnte ſich das Volk noch vertheidigen und die mächtigſten Feinde abwehren, wenn Sidon ſchon unterworfen war. Dieſe größere Sicherheit trug wohl das meiſte dazu bei, daß die Bevölkerung ſich hier beſonders zuſammendrängte und daß ſomit Tyrus der Vorort von Phönikien wurde. In den ſpärlichen Nachrichten, welche

von diesem interessanten Volke erhalten sind, werden Könige genannt, die aber wohl kaum diesen Namen verdienen. Neben Tyrus und Sidon entstanden noch andere Städte, z. B. Aradus und durch Colonisation aus diesen drei ältesten Städten Tripolis (die Dreistadt), ferner Berytus (Beiruth), Byblus ꝛc. Diese Städte scheinen von jeher nur einen Städtebund mit einem Vorort gebildet zu haben, unter gewählten, vielleicht auch erblichen Vorstehern, die jedoch nur Spitzen einer reichen kaufmännischen Aristokratie und nicht Monarchen waren. So tritt uns ihre Verfassung und die ihrer Colonien, namentlich die des karthagischen Städtebundes, von der ersten Zeit an, in welcher das Licht der Geschichte auf sie fällt, entgegen und so bleibt sie unverändert bis zu ihrem Untergange. Eine solche Verfassung lag in der Natur der Dinge und kehrt in allen späteren eigentlichen Handelsstaaten wieder. Solche Staaten lassen sich nur von kaufmännischen Corporationen gründen und behaupten, sie sind und bleiben aristokratisch oder sie müssen untergehen. Die Herrschergewalt eines Königs würde ihnen mit dem Freiheitssinn den Unternehmungsgeist schwächen und ihnen den Reichthum durch Steuern entziehen.

Von der Geschichte der Phöniker wissen wir sehr wenig. Im Buch Josua wird zu der Zeit, als die Juden aus Aegypten kommend Kanaan eroberten, also ungefähr 1450 Jahre vor Christo schon der großen Stadt Sidon gedacht. Auch der älteste und herrlichste Sänger der Griechen, Homer, etwa 1000 Jahre vor Christo, rühmt Sidon vor allen Städten der Welt. Die Philister, mit denen die Juden viel zu kämpfen hatten, waren nicht die Phöniker selbst, sondern nur deren stammverwandte Nachbarn im Süden. Später wird Hiram, König von Tyrus, als Freund des König Salomo genannt. Dann folgen sechs Könige, die alle nur 12 Jahre regieren, so daß nicht Erbkönige, sondern nur gewählte Vorsitzende einer Aristokratie gemeint zu seyn scheinen. Der siebente, Ethbal, war Vater der bösen Isabel und Urgroßvater des Pygmalion, dessen Schwester Dido aus Verdruß auswanderte und Karthago gründete im 9. Jahrh. vor Chr. Seitdem liegt die Geschichte Phönikiens wieder im Dunkeln. In

den Kriegen zwiſchen Aſſyrien und Aegypten erlitt das Land gleiches Schickſal mit Syrien. Sowohl Salmanaſſar von Ninive als Apries von Sais eroberten Sidon, nur das feſte Tyrus blieb frei. Als endlich Nebucadnezar auch die Landſtadt von Tyrus einnahm, hatten ſich alle Einwohner mit ihren Schätzen auf die ſichere Inſel gerettet. Jetzt erſt werden uns die ſ. g. Könige der Phöniker als gewählte Suffeten genannt, die Babylon tributbar blieben, ſich aber, der babyloniſchen Tyrannei überdrüſſig, wahrſcheinlich ſogleich an die Perſer anſchloſſen, als dieſe Babylon bekriegten. Die Geſchichte weiß nichts von einem Kampf der Phöniker gegen die perſiſche Eroberung, vielmehr finden wir zur Zeit der großen Kämpfe zwiſchen Perſern und Griechen die Tyrier ſehr eifrig auf Seite der erſteren. Sofern damals auch Aegypten dem großen perſiſchen Reich einverleibt wurde, befand ſich Phönikien nicht mehr zwiſchen Babylon und Aegypten wie zwiſchen Thür und Angel, ſondern genoß von beiden Seiten Frieden und konnte ſich mit den Perſern gut ſtellen, weil dieſe ſeiner Flotte bedurften und ihnen dagegen in ihrem weiten Reich volle Handelsfreiheit gewährten.

Die Seemacht der Phöniker war unvergleichlich größer als ihre Landmacht. Zufrieden, daheim ſich nur gegen Angriffe von außen durch die große Mauer des Libanon und durch feſte Städte geſchützt zu ſehen, breiteten ſie ihre Herrſchaft zur See über zahlloſe kleinere und größere Colonien aus. Die Ufer des Mittelmeeres waren in jener frühen Zeit zum Theil noch gar nicht, zum Theil nur von kleinen und rohen Menſchenſtämmen bewohnt, unter denen es den weit gebildeteren und mit beſſeren Waffen verſehenen Phönikern leicht wurde, Colonien zu gründen. Erſt ſpäter wurden die ſeekundigen Griechen ihre Nebenbuhler. Zunächſt finden wir die phöniſchen Colonien auf den Inſeln des Mittelmeeres unter einer ſchwachen oder rohen Bevölkerung, welche ſich den überlegenen Einwanderern unterwarf. Dann aber auch an ſolchen Küſten des Feſtlandes, die einen ſicheren Hafen und eine Inſel oder Halbinſel darboten, wie Tyrus, wo die Coloniſten nicht leicht von den Einge-

borenen angegriffen werden konnten. Daß sie auch auf Seeraub ausgingen oder wenigstens die Gelegenheit wahrnahmen, das zu rauben, was sie nicht zu kaufen brauchten, ist begreiflich und vielfach erwiesen. Schon bei Homer erzählt Eumäus, wie er als ein Königssohn in früher Jugend von phönikischen Kaufleuten geraubt und als Sklave verkauft worden sey.

Ihre nächste große Colonie war die Insel Cypern, so benannt vom Reichthum ihres Kupfers, den die Phöniker dort holten. Dann die Inseln Rhodus, Kreta, Kythere, Malta. Daß sie auch auf dem griechischen Festland Niederlassungen angelegt und dadurch großen Einfluß auf die Bildung Griechenlands erlangt haben, werden wir später bei Betrachtung der griechischen Geschichte näher erörtern. Ferner legten sie Colonien auf Sicilien, Sardinien und Corsica, so wie auf den balearischen Inseln an. Auf der Nordseite Afrikas gründeten sie schon im Jahr 1170 vor Christo die Niederlassung Utica und erst beinahe drei Jahrhunderte später die noch größere von Karthago, und noch viele andere kleinere. Diese Colonien standen nicht mehr in einem politischen Verbande mit dem Mutterlande, sondern bildeten wieder unter sich Städtebündnisse mit aristokratischer Verfassung. Die Entscheidung lag bei einem Senat oder Synedrium.

Auch in Spanien ließen sich die Phöniker nieder, wenn auch nur an der südlichen Küste. Spanijah nannten sie das Land von seinen vielen Kaninchen (saphan). Die Griechen nennen das Land Tarteſſus, worunter ursprünglich bald ein Fluß, bald eine Insel, bald eine Stadt verstanden wurde. Das Land scheint damals noch nicht stark bevölkert gewesen zu seyn und jedenfalls nur von getrennten Stämmen. Die phantastischen Erzählungen der Griechen von drei mythischen Königen in Spanien verrathen die Urzustände eines jungen Volkes. Die Kuneten im Westen Spaniens hatten einen König Gargoris, welcher zuerst Bienenzucht trieb, dann seinen unter wilden Thieren aufgewachsenen Nachfolger Habis, der zuerst die Thiere zähmen und den Pflug führen lehrte, und auf den (balearischen?)

Inſeln den dreiköpfigen Geryon, dem Herkules (d. h. die phönikiſche Coloniſation) die fetten Rinderheerden raubte. Im Süden Spaniens waren die Turditaner heimiſch. Die aus der Miſchung der Phöniker mit ihnen erzeugten Nachkommen hießen Baſtuler. Spanien wurde ſtark von den Phönikern heimgeſucht und hochgeprieſen wegen des Reichthums ſeiner Silbergruben. Endlich ſegelten die kühnen Seefahrer zum erſtenmal durch die Meerenge zwiſchen Ceuta und Gibraltar (im Alterthum Abyla und Calpe) ins atlantiſche Meer hinaus und gründeten die Stadt Gades (Cadix) und, wie es hieß, noch 300 andere Niederlaſſungen außerhalb der Meerenge, theils auf der europäiſchen, theils auf der afrikaniſchen Seite. Gegen Norden kamen ſie bis zu den ſ. g. Zinninſeln, wahrſcheinlich die Scillyinſeln nahe bei England, und an die Küſte Englands, von wo ſie das Zinn holten. Auch den Bernſtein haben ſie ohne Zweifel von Völkern, die an der Nordſee wohnten, eingekauft, ohne ſelbſt jemals in die ihnen viel zu ferne und gefährliche Oſtſee eingedrungen zu ſeyn. Daß ſie den Bernſtein aus der Oſtſee geholt hätten, iſt ihnen nur angedichtet worden. Der Bernſteinhandel war überhaupt nicht in ihren Händen, ſondern ging durch Deutſchland nach Maſſilien (Marſeille) zu den dort wohnenden griechiſchen Phokäern und zu den Etruskern in Italien. In der Richtung nach Süden befuhren die Phöniker das atlantiſche Meer wahrſcheinlich bis zu den canariſchen Inſeln. Sie hielten ihre Entdeckungen jenſeits der Meerenge ſehr geheim und verbreiteten wohl mit Abſicht allerlei Märchen, um die Seefahrer anderer Völker, zunächſt die Griechen, von jenen fernen Meeren abzuſchrecken.

Andererſeits beſchifften ſie auch das rothe Meer, unter dem Schutz arabiſcher oder ägyptiſcher Herrſcher, denn ihr eigenes Land reichte nicht bis an die Ufer jenes Meeres. Wie es ſcheint, wurden ſie von den Nabatäern, einem verwandten Volk auf der Sinaihalbinſel unterſtützt, die von ihrer Hauptſtadt Petra aus die rechte Einbucht des rothen Meeres (die von Akaba Ila) befuhren und von dem außerordentlich einträglichen Handel nach dem ſüdlichen Arabien

und Indien ihren Vortheil so gut wie die Phöniker selbst hatten. Aber auch den Aegyptern liehen die letztern ihre Schiffe. Manchem König Aegyptens bauten Phöniker Flotten auf dem rothen Meere, also wurden sie auch von dieser Seite her unterstützt, um von der linken Einbucht des rothen Meeres (die von Suez) aus ebenfalls die Handelsschiffahrt zu unterhalten, deren Ziel das südliche Arabien hauptsächlich wegen des Weihrauchs, der Myrrhe, und das westliche Indien wegen des Zimmet, wegen Perlen und Edelsteinen war. Indien wurde in der Handelssprache Ophir genannt, worin man das indische Volk Abhira an den Mündungen des Indus wiedererkannt hat. Weiter sind die Phöniker schwerlich gekommen und der Zimmet, der nur auf der Insel Ceylon wächst, ist ohne Zweifel von dort durch einheimische Schiffer nach Ophir gebracht worden, von wo ihn die Phöniker nur abholten. Man kann sich denken, wie die indischen Artikel in den üppigen Städten Aegyptens, in Babylon und Ninive gesucht gewesen sind und wie das Bedürfniß darnach den Handelsrechten der Phöniker zu Gute kam.

Wir kennen die Phöniker lediglich als praktische Kaufleute. Große Geisteswerke haben sie uns nicht hinterlassen. Ihre Religion selbst hatte nichts Eigenes, sondern war nur hergeholt von Babylon und zum Theil von Aegypten. Ihr Hauptgott Baal war kein anderer als der babylonische Belus. Sie vervielfältigten ihn jedoch in eine Menge von Baalim, unter denen Baal-Zebub, Baal-Peor ꝛc. durch ihre Nachbarn, die Juden, besonders in Verruf kamen. Die Baalim bezeichneten einzelne Eigenschaften des gütigen Sonnengotts, Baal-Peor z. B. heißt der Sonnengott als der Zeugende, Baal-Zebub als der die Fliegen (Pestfliegen) vertilgen sollte. Die Hauptgöttin der Phöniker, Aschera, wurde als Atergatis mit ihrem Attribut, der Taube, zu Askalon und hauptsächlich in der Colonie Cypern verehrt, die als cyprische Aphrodite übel berüchtigte Liebesgöttin. Eben so auf der Insel Kythere. Auch die babylonische Derketo mit dem Fischleib wurde zu Joppe angebetet. Hier wiederholte sich der

zuchtloſe Cultus von Babel. Der Aſchera wurde die Keuſchheit geopfert, wie der Mylitta. Wenn wir den Juſtinus (18. 5), der die Sitte auf Cypern fand, recht verſtehen, ſo war dieſer religiöſe Gebrauch urſprünglich eine handelspolitiſche Maßregel zur Befriedigung der vielen Seeleute, die auf Cypern landeten, ganz im berechnenden, herz- und ehrloſen phönikiſchen Kaufmannsgeiſte.

Merkwürdig gefühllos erſcheinen die Phöniker auch als Molochsdiener. Sie verehrten den kalten böſen Planeten Saturn unter dem Namen Moloch, brachten ihm aber die blutigſten Opfer, wie ſie bei keinem anderen Volk des Alterthums ſo grauſam Sitte waren. Die eherne Bildſäule des ſtierköpfigen Gottes wurde nämlich glühend gemacht und in ihre ausgereckten Arme legten die Phöniker ihre eigenen Kinder hinein, die dann in den feurigen Schlund des Ofens hinabglitten. Der Gott ſelbſt ſoll, wie der Kirchenvater Euſebius aus dem Sanchuniathon, dem einzigen bekannten Geſchichtſchreiber Phönikiens, erfuhr, in einer großen Gefahr im Kriege oder bei einer Peſt, ſeinen Sohn Jeud im königlichen Schmuck ſeinem Vater Uranos (dem Himmel) geopfert haben. Das ahmten nun die Phöniker in jeder Gefahr nach und gaben ihre Kinder preis, um ſich ſelbſt aus der Gefahr zu retten. In dieſer Grauſamkeit verrieth ſich der herzloſeſte Egoismus, der die eigenen Kinder zu verkaufen im Stande iſt um einen Profit.

Der phönikiſche Adonis oder Thammuz, der ſchöne Jüngling, welcher ſterben muß und von der Liebesgöttin beklagt wird, war von Aegypten entlehnt und nichts anderes als Oſiris, um welchen Iſis klagt, die Sonne, welche jährlich gleichſam ſtirbt, indem ihr Licht geſchwächt wird, oder die Saat und Vegetation, welche jährlich ſtirbt. Nach der Erndte wurde ihm ein großes Trauerfeſt gefeiert, bei dem die Weiber weinten. Die klagende Göttin Aſtarte oder Baaltis erſcheint ſodann wieder ganz der phrygiſchen Kybele gleich, die um den Attis klagt, und ihre Prieſter entmannen ſich und tanzen wahnſinnig umher. Dieſe Göttin erſcheint übrigens als Herrin der Natur auf Münzen mit dem Blitz in der Hand auf einem Lö-

wen (der Sonne) über Flüsse reitend. Das sind nach der Offenbarung Johannis 17, 15 die Wasser, auf denen die Buhlerin sitzt, die „Völker, Scharen, Heiden und Sprachen". Der Thammuzdienst herrschte hauptsächlich in der Stadt Byblos. Am Trauerfest jammerte alles laut. Alle Weiber und Mädchen mußten sich an diesem Tage die Haare abscheeren lassen oder sich preisgeben. Am Freudenfest, wenn angeblich Adonis wieder auferstanden war, brach alles in den wildesten Taumel der Freude aus. Hier im Tempel der Göttin wurde Jahrhunderte hindurch so greuliche Unzucht getrieben, daß Constantin der Große sagte: er sey nicht werth, daß ihn die Sonne bescheine! und ihn zerstören ließ. Kaum minder berüchtigt war der Tempel zu Daphne. Die syrischen Hierodulen (Tempeldienerinnen) zogen als Flötenspielerinnen und ausgelernte Buhlerinnen umher und wurden in Rom sehr beliebt.

Ein Hauptgötze der Phöniker, besonders in ihren Colonien war Melkarth, der s. g. phönikische Herkules, ein Gott, den man sich als einen wandernden Helden dachte (vielleicht als die Sonne im Thierkreis), daher als Schutzgott der Colonie, dem daher überall Tempel errichtet wurden, wohin die Phöniker kamen. In ihm war eigentlich die Colonisation selbst personificirt. Er sollte den Muth und das Glück der Seefahrer bedeuten. Seine Priester waren kahl geschoren, mußten keusch leben und ein heiliges Feuer hüten. Neben ihm wurde Thauth als Erfinder der Schrift und Wissenschaft verehrt, wie in Aegypten.

Diese Vermischung der Culte erklärt sich einfach bei einem Volke, das zu vielen fremden Völkern kam und vielen diente. Hier war alles praktisch. Weder Babylonier noch Aegypter konnten sich an dem phönikischen Tempeldienst stoßen. Beide fanden hier ihre Götter wieder. Die vielen Fremden, die mit den reichen Karawanen zu Lande nach Tyrus kamen, und die eigenen Seeleute, welche Jahr aus, Jahr ein zu Schiffe waren, fanden im Dienste der üppigen Göttinnen einen freundlichen Willkomm und eine angenehme Zerstreuung. Wenn es aber Ernst galt, so erschrack der Kaufmann auch

vor dem Entſetzlichſten nicht, ſondern opferte die eigenen Kinder und gab echt egoiſtiſch die Zukunft preis, um die Gegenwart zu retten.

Auch dieſes berühmte Volk des Alterthums iſt untergegangen. Der Prophet Ezechiel ſchildert die Pracht und den Reichthum von Tyrus, welchen Nebucadnezar noch nicht ganz vernichtete, der aber vollends verſchwand, nachdem Alexander der Große Tyrus erobert hatte und den Welthandel von der phönikiſchen Küſte hinweg nach ſeiner in Aegypten neuerbauten Stadt Alexandria verpflanzte. „O Tyrus, heißt es bei Ezechiel, du ſprichſt: ich bin die allerſchönſte. Deine Cedern vom Libanon ſind deine Maſten, deine Segel von geſtickter Seide aus Aegypten. Du haſt deinen Handel aus dem Meere geholt und allerlei Waare auf deine Märkte gebracht, Silber, Eiſen, Zinn und Blei, Sklaven, Pferde, Elfenbein und Ebenholz. Die Syrer haben bei dir geholt, was du gemacht haſt, Purpur, Tapeten, Seide und Sammet und Kryſtall. Juda gab dir Waizen und Honig, Balſam und Oel. Damaskus holte von dir ſtarke Weine und kräftige Wolle, Arabien brachte dir Schafe, Widder und Böcke. Perſien, Lydien, Libyen, Saba, Aſſur, alle haben mit dir gehandelt, aber die Meerſchiffe waren die vornehmſten auf deinen Märkten. So biſt du ſehr reich und prächtig worden mitten im Meer. Aber ein Oſtwind wird dich mitten auf dem Meere zerbrechen, alſo daß alles Volk in dir umkommen wird, daß auch die Anfurt erbeben wird von dem Geſchrei deiner Schiffsherrn. Da du deinen Handel auf dem Meere triebeſt, da machteſt du viel Länder reich, ja mit der Menge deiner Waaren machteſt du reich die Könige auf Erden. Nun aber biſt du ins tiefe Waſſer geſtürzt und all dein Volk iſt umkommen. Und die in der Inſel wohnen entſetzen ſich, und ihre Könige erſchrecken und ſehen jämmerlich.“

2.

Aelteſte Nachrichten von Afrika.

Die hellfarbigeren, den Aegyptern mehr oder weniger verwandten Völkerſtämme, welche noch jetzt die Berbern heißen, ſcheinen ſich frühzeitig mit arabiſchen Hirten, ſpäter mit phöniſiſchen und griechiſchen Coloniſten gemiſcht zu haben. Von Dieder werden ſie als Libyer von den Negern, den ſtumpfnaſigen Aethiopen, unterſchieden. Herodot nennt aber auch die Neger nur Libyer.

Von den Libyern in Nordafrika melden die Griechen allerlei Fabeln. Einmal ſoll das Mittelmeer ganz verſchloſſen geweſen ſeyn, bis Herkules (Melkarth) mit gewaltiger Kraft die Landenge zerriſſen und den Weg ins atlantiſche Meer gebahnt habe. Die Erde, die er zu beiden Seiten aufwarf, bildete die Berge von Gibraltar und Ceuta, welche daher von den Alten die Säulen des Herkules genannt werden. Weiter fabelte man, die große Inſel Atlantis in dem nach ihr benannten Meere ſey mit einer zahlreichen Bevölkerung untergegangen. Humboldt hat in ſeinen „Unterſuchungen" I. 112 nachgewieſen, daß die Fabel erſt ſeit dem 6. Jahrh. vor Chriſto in Umlauf gekommen ſey und daß wahrſcheinlich nur ein partielles Erdbeben im Mittelmeer dazu die Veranlaſſung gegeben habe. Die dunkle Erinnerung an ein verlorenes Paradies im Weſten, der Glauben an die ſelige Inſel, auf welcher Chronos (die Zeit) ſchlafe, um einſt zu erwachen und das goldene Zeitalter der erſten Unſchuld zurückzubringen, wie die Sonne, welche täglich im Abend untergeht, doch im Morgen wieder aufgeht, dieſe anmuthige Vorſtellung der Alten hing vielleicht zuſammen mit Entdeckungen, welche die Phöniker im fernen Meere gemacht hatten, da ſie wenigſtens nach Madera und zu den canariſchen Inſeln kamen, welche ſchon paradieſiſch genug ſind. Man hat es aber auch für möglich gehalten, Phöniker hätten, durch Stürme verſchlagen, bis zu den Antillen gelangen können.

Unter den Atlanten ſind nur die jenſeits der Säulen des Herkules wohnenden Völker Afrikas im Gebirge Atlas zu verſtehen. Diodor theilt Nachrichten von der großen libyſchen Amazonenkönigin Myrina mit, welche jene Atlanten, die ganze Nordküſte Afrikas, dann Aegypten, Syrien und Kleinaſien unterworfen haben ſoll.

Abgeſehen von dieſen dunkeln Erinnerungen finden wir in der wirklichen Geſchichte jene hellfarbigeren Berbern an der ganzen Nordküſte Afrikas vor viertauſend Jahren ſchon ungefähr ſo wie heute, nämlich getheilt und unfähig, fremder Coloniſation ſich zu widerſetzen. Weſtlich von Aegypten gründeten die Griechen die Colonie Kyrene, noch weiter weſtlich die Phöniker die ihrigen, unter denen Karthago am mächtigſten wurde. Wie aber heute noch neben der franzöſiſchen Colonie Algier arabiſche und Berberſtämme (Kabylen) unter kleinen Fürſten nur in loſem Verbande mit der Colonie oder unabhängig leben und abwechſelnd der Colonie Hülfstruppen ſtellen oder ſie bekriegen, ſo war es ſchon damals. Karthago und ſpäter noch Rom mußten bald mit den numidiſchen Reitern, mit Mauritaniern und andern Stämmen kämpfen, bald nahmen ſie dieſelben in Sold. Die wenige Cultur, welche dieſe Stämme annahmen, empfingen ſie von Aegypten oder Karthago. Von den Garamanten im heutigen Fezzan ſagt Herodot, ſie hätten mit Viergeſpannen die Aethiopen gejagt, und heute noch machen die hellfarbigen Stämme dort Jagd auf die ſchwarzen Neger, um ſie im nahen Aegypten als Sklaven zu verkaufen. Eine ſolche Jagd heißt eine Razzia.

Was Herodot von den „langlebenden Aethiopen" tief im Süden von Aegypten meldet, iſt ſehr fabelhaft. Sie werden als die trefflichſten aller Menſchen geſchildert im äußerſten Süden der Welt ganz ſo wie die Hyperboreer im äußerſten Norden. Wäre hier irgend ein altes Culturvolk vorauszuſetzen, ſo könnte es ſich vielleicht um das älteſte Reich in Abyſſinien handeln.

Von den Negern im Innern Afrikas gibt Herodot eine, wenn auch in Fabeln eingehüllte, doch ſehr treue Schilderung, denn er zeichnet Sittenzüge von ihnen auf, die den Negern noch jetzt eigen ſind,

wie denn auch die altägyptiſchen Wandbilder uns die Neger genau mit denſelben Geſichtszügen und derſelben Nacktheit und Armuth zeigen, wie ſie noch heute ſind.“ Er nennt eine Menge kleiner Völker mit meiſt rohen oder ſeltſamen Sitten. Bei einem Negervolk ſollen die Leute keine Namen haben. Das iſt heute noch Gebrauch im Königreich Bornu. Bei einem andern ſind die Weiber bewaffnet, wie noch heute im Königreich Dahomey. Bei einem dritten tragen die Weiber viele lederne Riemen um die Knöchel. Zahlreiche Lederriemen als Strümpfe ſind heute noch Sitte der Negerinnen. Herodot kennt auch den Goldreichthum im Innern Afrikas und erzählt, wie die Neger das Gold gegen Waaren vertauſchten. Auch die afrikaniſchen Thiere waren den Alten bekannt, Strauß, Giraffe, Elephant, Nashorn, das Gnu (Herodots Rind mit vorwärts gebogenen Hörnern).

Auf der ſchwarzen Race ruht als Fluch, daß ſie den Thieren gleich immer unverändert bleibt, nie aus ſich ſelbſt zu einer Entwicklung kommt, ſondern nur in Aeußerlichkeiten den gebildeten Völkern nachahmt, in Kleidung und Bewaffnung, im Uebrigen aber ihren alten kindiſchen Gewohnheiten folgt, ewig unmündig, bald gutmüthig, weich, leicht ſchreckhaft und feige, bald beſtialiſch in Wolluſt und Blutgier.

Unter dem ägyptiſchen König Necho fuhren auf deſſen Anordnung phöniſiſche Seeleute vom rothen Meer aus die Küſten Afrikas entlang, um zu verſuchen, ob ſie nicht um die damals noch ganz unbekannte Südſeite dieſes Welttheils herum kommen und durchs Mittelmeer zurückkehren könnten. Sie verſchafften ſich unterwegs ihren Unterhalt, indem ſie anhielten, ſäeten und erndteten. Von Einwohnern, die ſie angetroffen hätten, iſt in Herodots Erzählung nicht die Rede. Sie ſahen die Sonne zur Rechten, wie natürlich da ſie über den Aequator hinauskamen. Im dritten Jahre kamen ſie glücklich durch die Säulen des Herkules zurück. Im 5. Jahrh. vor Chriſto ſollte ein edler Perſer, Sataspes, zur Sühne eines Verbrechens, denſelben Verſuch von der andern Seite machen und ſegelte

auf der Westseite Afrikas. Er berichtet von kleinen Leuten in Kleidern von Palmen, die bei seiner Landung geflohen seyen. Er umschiffte aber Afrika nicht, sondern kehrte um unter Vorwänden, welche der damalige Perserkönig Xerres nicht gelten ließ, weshalb er hingerichtet wurde. Das südliche Afrika scheint diesen Berichten zu Folge in so früher Zeit noch weniger bevölkert gewesen zu seyn, als der Norden und die Mitte des Welttheils.

3.

Araber.

Das große Land Arabien liegt südlich von Syrien und Babylon und erstreckt sich zwischen Persien und Aegypten, aber von jenem durch den persischen Golf, von diesem durch das rothe Meer getrennt, mit seinen weiten Sandwüsten und zackigen Felsengebirgen weit südwärts, bis es erst unfern den Ufern des südlichen Meeres fruchtbare Landschaften darbietet. Man theilt es deshalb in das wüste und glückliche Arabien.

Ein so beschaffenes Land konnte nicht leicht von außen erobert werden, nicht einmal ein festgeschlossenes Reich konnte sich dort bilden, ausgenommen im Süden. Der größte Theil der Bewohner war schon von der Natur darauf angewiesen, zerstreut und nomadisch zu leben, um mit seinen Viehheerden die Oasen der Wüste und die grünen Thäler des baumlosen Gebirges abzuweiden, mittelst der hier einheimischen Kameele und feurigen Rosse weite Strecken rasch zurückzulegen und kühne Raubzüge auszuführen. So werden uns schon in der h. Schrift die Nachbarn und Stammverwandten der Juden geschildert, die Edomiter, Midianiter, Amalekiter ꝛc. und so fand sie auch der Römer Ammianus Marcellinus, der von ihnen sagt: „sie gehen halbnackt, jeder von ihnen ist ein Krieger, auf ihren raschen Pferden und Kameelen zeigen sie sich überall, ohne irgendwo lange

zu verweilen, ruhelos ſchweifen ſie umher, ihr ganzes Leben iſt eine Flucht. Die wenigſten von ihnen kennen Brodt und Wein," weil ſie nur vom Fleiſch und der Milch ihrer Thiere leben. Und ſo ſind ſie bis auf dieſen Tag geblieben.

Sie gehören alle demſelben ſemitiſchen Volksſtamme an und ſchreiben ſich von Heber, dem Urenkel Noahs her, von dem auch die Juden ſtammen, die man deshalb Hebräer nennt. Im Grunde iſt Araber derſelbe Name. Die nördlichen Stämme heben mehr ihren zweiten Stammvater Ismael hervor, den Sohn des Abraham von der Hagar, der ihnen gleichſam den flüchtigen Stammescharakter einprägte. Aber die ſüdlichen Stämme leiten ſich von Kaſtan (Jaketan der h. Schrift), dem Sohne des Heber, und nicht von Ismael her und rühmen ſich alter Königsgeſchlechter, welche die Ismaeliten nicht kennen.

Die Südaraber in ihrem fruchtbaren Lande (Arabia felix) auch Jemen genannt, hatten wirklich in ſehr alter Zeit nicht weit vom rothen Meere und gerade gegenüber von Arum eine große Hauptſtadt Saba oder Sabatha, nach welcher ein blühendes Reich genannt wurde. Der Franzoſe Arnaud hat unlängſt die Ruinen von Saba bei Mareb wiederentdeckt. Ein großer Damm diente auch hier wie bei Babylon und Memphis der Canaliſation und gleichmäßigen Vertheilung des Waſſers auf die fruchtbaren Aecker. In den alten Inſchriften daſelbſt kommt der Name der Göttin Athtor vor, in welcher die ägyptiſche Hathor und die ſyriſch-babyloniſche Aſtarte und Atergatis nicht zu verkennen ſind. Ein anderer Göttername hier, Houbas, bedeutet vielleicht den Sonnengott, von dem Plinius berichtet, er ſey der höchſte Gott in Sabatha geweſen und jeder Fremde habe ihm Tribut darbringen müſſen, die Stadt aber habe ſechszig Tempel gezählt. Auch Strabo rühmt das Volk der Sabäer als das größte und geſegnetſte in Arabien, nennt aber ihre Hauptſtadt Mariaba. Die Königin von Saba, welche zu Salomon kam, wird von den Arabern Balkis genannt. Von ihr behaupten die abyſſiniſchen Könige heute noch abzuſtammen. Saba ſtand in lebhafter Verbin-

dung ſowohl mit Indien als mit Arum und Meroë und den ſüdlich von Meroë erſt weit ſpäter ins Licht der Geſchichte eintretenden Abyſſiniern, ſo daß Meroë als Culturſtaat im Süden keineswegs allein ſtand. Strabo ſagt von den Sabäern, ſie ſeyen ſo üppig, daß ſie ſtatt des Reiſigs Zimmet brennten, den ſie nur aus dem nahen Indien beziehen konnten, und erzählt von ihren Seefahrten zu den nahen Aethiopen. Auch der König von Saba wird als üppig und weichlich getadelt. Saba ſoll im 9. Jahrh. vor Chriſto durch eine Ueberſchwemmung zu Grunde gegangen ſeyn.

Ziemlich weiter nördlich, aber auch noch auf der Weſtſeite Arabiens und nicht zu weit entfernt vom rothen Meere lag ein anderer Mittel- und Ausgangspunkt des arabiſchen Völkerlebens, das erſt ſeit Muhamed weltberühmte Mekka, welches aber ſchon lange vor ihm eine heilige Stätte war. Muhamed zerſtörte den hier aufgerichteten alten Tempel der Sternengötter, die hier ganz ſo wie in Ecbatana ſcheinen verehrt worden zu ſeyn. Der Planet Saturn hatte einen ſchwarzen, Jupiter einen gelben, Mars einen rothen, Venus einen purpurnen, Merkur einen blauen Tempel. Aber auch die beiden Hauptgottheiten der Babylonier und Syrer kehrten hier wieder, wie in Saba als höchſter Gott Hobal, dann die Göttin Allat. Herodot ſagt, der Araber höchſte Götter ſeyen Urotal und Alilat geweſen. Den erſten vergleicht er mit dem griechiſchen Dionyſos, dem die Griechen ſelbſt den Beinamen Sabis und Sabazius gaben, die Alilat aber mit der Venus Urania. Die Anbetung der Götter unter Form eines Steins, die wir ſchon bei den Phönikern fanden, kehrt auch in Mekka wieder. Der berühmte ſchwarze Stein in der h. Kaaba daſelbſt, das größte Heiligthum der Muhamedaner, befand ſich ſchon vor Muhamed im Tempel des Saturn und genoß damals ſchon gleiche Verehrung. Es iſt ſchwer zu errathen, wie dieſe Steinanbetung aufkam. Waren es Meteorſteine, welche vom Himmel gefallen unmittelbar von den Sternen zu kommen ſchienen? oder hatte die Kegelform der Steine eine ſinnbildliche Bedeutung? oder darf man einen ſeltſam von Natur geformten Stein als erſte Andeutung

der ſpäteren Götterſtatuen auffaſſen? An die auch von den Juden aufgerichteten Steine, als improviſirte Altäre, iſt dabei nicht zu denken. Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſtimmen alle Nachrichten der Griechen, ſo wie der ſpäteren Muhamedaner darin überein, daß in ganz Arabien derſelbe grobſinnliche Götterdienſt heimiſch war, wie bei den übrigen ſemitiſchen Stämmen. Der Sternendienſt hat ſogar von Saba den Namen Sabäismus erhalten. Die arabiſchen Stämme hatten ſich in die Geſtirne getheilt, ganz ſo wie die ägyptiſchen Nomen, nur daß ſie nicht an feſte Sitze gebunden waren, ſondern meiſt wanderten. Jeder Hauptſtamm hatte einen beſonderen Stern zum Stammgott und Schutzpatron, nach dem Schahraſtani, der ſie alle nennt. Herodot gedenkt der altarabiſchen Sitte, einen Bund dadurch zu beſiegeln, daß die, welche ihn ſchloſſen, gemeinſchaftlich ihr Blut über ſieben Steine rinnen ließen. Dieſe Siebenzahl war die heilige der Planeten, ſofern man im ganzen Alterthum und noch bis tief ins Mittelalter Sonne und Mond mit zu den Planeten zählte und außerdem nur die fünf Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn kannte.

Daß Muhamed das alte Heiligthum zu Mekka nicht ausrottete, ſondern im Sinne ſeiner neuen Religion weihte, geſchah wahrſcheinlich aus kluger Politik, weil die arabiſchen Stämme, wie ſehr ſie auch zerſtreut und oft in Fehde mit einander ſtanden, doch jenes Heiligthum in Mekka als ihre uralte Bundesſtätte betrachteten. Der h. Brunnen des Tempels aber wurde als derjenige bezeichnet, welchen der Engel der Hagar zeigte, um ihren vor Durſt verſchmachtenden Sohn Ismael zu retten. Dieſer Brunnen Zemzem iſt nächſt dem ſchwarzen Stein noch immer das größte Heiligthum in Mekka.

Das alte Saba mit ſeiner Cultur iſt längſt untergegangen, aber das Hirtenleben der nomadiſirenden Araber, welche man jetzt überall Beduinen nennt, hat ſich bis auf unſere Tage unverändert erhalten. Neben Saba war vor Alters auch der kleine Staat der Nabatäer auf der Sinaihalbinſel, die man jetzt das ſteinige Arabien nennt, berühmt, ſie waren aber keine echten Araber. Wir haben

ſie ſchon als Handelsfreunde der Phöniker kennen gelernt. Ihre Hauptſtadt Petra (von welcher der römiſche Name Arabia petraea herkommt) iſt noch in merkwürdigen und ſchönen Ruinen vorhanden. Man findet hier die älteſten Inſchriften in einer unbekannten Sprache, ägyptiſche, ſyriſche, dann griechiſche und römiſche Bauten. Ein römiſches Theater ſteht mitten unter zahlloſen und uralten Gräbern. Schöne Säulen und Statuen aus roſenfarbenem Marmor ſollen den Ruinen einen unnachahmlichen Reiz geben. Die älteſte Religion war auch in dieſem Felſenlande der Sternendienſt. Antoninus Martyr aber fand am Berge Horeb eine ſchneeweiße Statue, die ſich mit den Phaſen des Mondes zugleich ſoll verdunkelt haben. — Im Norden Arabiens, an der ſyriſchen und babyloniſchen Grenze, bildeten ſich ſpäter noch ein paar arabiſche Königreiche zu Hira und Gaſſan, die ſich aber gegen die mächtigen Nachbarreiche der Perſer und Griechen nicht lange behaupten konnten und wie jenes alte Saba wieder verſchwanden, während die freien Hirtenſtämme ſtets unbezwungen blieben und der Väter einfache Sitte bewahrten.

Von Aſſyrien bis zu den Katarakten des Nil, ſagt Ammianus Marcellinus, ſchwärmen die Saracenen (die nomadiſirenden Araber, jetzt Beduinen genannt) auf ihren flüchtigen Pferden bald als Hirten, bald als Räuber umher, alles Krieger, halbnackt und mit farbigen Kleidern nur bis zu den Hüften bedeckt. Keiner rührt den Pflug an oder pflanzt einen Baum. Nie weilen ſie lange an einem Ort. In dieſen Beduinen tritt aber eine Ritterlichkeit hervor, die allen übrigen ſemitiſchen Stämmen fehlt und die wir erſt bei den turaniſchen und germaniſchen Völkern im Norden wiederfinden, die mit Treue, Ehrenhaftigkeit und Großmuth gepaarte Kampfluſt, die Heilighaltung der perſönlichen und der Stammesehre, die adelige, keiner Gemeinheit fähige Geſinnung. Wenn der Araber auch ein furchtbarer und grauſamer Feind, wenn er auch ein Räuber iſt und von den älteſten Zeiten bis auf die neueſten es ſich recht eigentlich zur Aufgabe machte, die reichen Karawanen der Kaufleute oder üppige Städte zu plündern, ſo war doch niemals gemeine Habgier, ſondern

vielmehr kriegerischer Uebermuth, Lust an kühnen Abentheuern und Verachtung aller servilen, das Joch von Königen tragenden Völker sein Beweggrund. Es war ihm so sehr Bedürfniß, zu kämpfen und seine Kraft und Tapferkeit zu üben, daß die einzelnen Stämme fast immer unter einander selbst in blutiger Fehde lagen. Wenn einer erschlagen war, mußte seine Familie, oft der ganze Stamm am Mörder die Blutrache nehmen, wodurch die Fehden sich verewigten. Dagegen gebot die Ehre nach uralter Sitte allen Arabern, den wehrlosen Feind zu schonen, den um Hülfe Flehenden, den Gastfreund, und wenn er auch der bisherige Feind war, mit Gefahr des eigenen Lebens zu vertheidigen, und niemals die Treue, niemals das gegebene Wort zu brechen. Auch waren sämmtliche Stämme übereingekommen, jährlich vier Monate lang alle Fehden zu unterbrechen, Frieden zu halten und in dieser Zeit am Heiligthum in Mekka zusammenzukommen, wo unter anderem ein großer Markt gehalten wurde, auf dem man die Beute verkaufte.

Die Freiheit und Unabhängigkeit wurde von den Arabern über alles geschätzt, wie noch heute. Der Araber Nouman sagte einst zum Perserkönig Chosru: „Es gibt kein größeres Volk als die Araber in allem, was Freiheit, Schönheit, Adel, Poesie und Scharfsinn des Geistes betrifft, kein größeres in Verachtung alles Schlechten und im Halten der Treue. Wir sind frei wie die Luft seit vielen Jahrhunderten. Die Erde ist unser Bett, der Himmel unser Dach, die Pferde sind unsere Festungen, der Säbel ist unsere Mauer.“ Abu Haeb, der kecke arabische Räuber, sang fröhlich von sich selbst:

Wie manchen Strauß pflückt ich ums Morgenroth,
Wie manchen Waghals warf ich in den Koth,
Wie manch Jungfräulein zart bracht ich in Noth,
Wie manch Gefangnen gab ich freies Brod,
Und zog durch manches Thal, in dem ein Löwe drohte!

Die einzelnen Nomadenhorden waren immer je aus einer Familie entstanden und hielten treulich zusammen. Der älteste oder

tüchtigſte war ihr Häuptling, Emir. Die Frauen waren geehrt und Gegenſtand zarter Poeſie. Auf den Adel der Geburt, das Alter und die Reinheit des Stammes wurde ſehr viel gehalten. Als einmal der König in Hira zwei ſchöne Mäntel bringen ließ, um ſie dem zu geben, der vom edelſten Stamme der Araber wäre, ergriff Amir vom Stamme Tamim beide Mäntel und zählte alle ſeine berühmten Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite in langen Reihen auf. Dann fuhr er fort: ich bin Vater von zehn, Bruder von zehn, Oheim von zehn und hier ſteht mein Fuß. Wer ihn von der Stelle rücken kann, dem ſchenke ich hundert Kameele. Da hörten ihn alle ſchweigend an und Niemand beſtritt ihm, er ſey der edelſte Araber. Aber nicht blos die auf reiches Erbe trotzen konnten, rühmten ſich ihres Adels, auch der Arme that es, wenn er ein Held war. So ſpricht Samuel in der Sammlung der älteſten arabiſchen Volkslieder (Hamaſan, überſetzt von Fr. Rückert):

Wo eines Mannes Ehre von Schmach iſt unbefleckt,
So ſtehet wohl ihm jedes Gewand, das ihn bedeckt.
Sie warf uns vor, daß wenig ſey unſer Volkes Zahl.
Ich ſagt ihr, es ſind wenig der Edeln überall.
Was thuts, wenn wir ſind wenig und bei uns iſt geehrt
Der Schützling, wenn der Schützling des Vielen wird verſehrt.
Uns iſt ein Berg, der ſchirmt den Freund in unſrem Schutz,
Der unerſteiglich bietet dem zagen Blicke Trutz.
Gewurzelt iſt im Boden ſein Grund und zum Geſtirn
Erhebt ihn unerreichbar die hohe Felſenſtirn.

Neben dem eigenen Adel ſchätzten die Araber den ihrer Pferde am höchſten. Schon Ammianus Marcellinus bewunderte die edle dünnbeinige Pferderace Arabiens. Von dieſen feurigen Thieren bewahrte man die Genealogie auf, wie von ihren Herrn.

Die Araber waren von jeher ein ſehr dichteriſches Volk. Lange ſchon vor Muhamed liebten ſie poetiſche Wettkämpfe auf ihren Jahresverſammlungen in Mekka und die ſieben vom ganzen Volk für die beſten erklärten Lieder, die ſ. g. Moallakat, waren in goldenen

Buchſtaben am Tempel aufgehangen und als ein heiliges Nationaldenkmal aufbewahrt. Sie ſind uns alle noch erhalten. Im erſten erzählt Amralkais, wie er einſt zu ſchönen Mädchen gekommen ſey und in ritterlicher Galanterie ſein einziges Kameel geſchlachtet habe, damit ſie Fleiſch eſſen konnten. Als ſie durch die Wüſte weiter zogen, wollte er mit der ſchönen Onaiza auf demſelben Kameele reiten, aber die Sänfte neigte ſich durch ſeine Schwere zur Seite und ſie trieb ihn wieder herunter. Ein reizendes Gemälde ganz nach der Natur. — Im zweiten Liede erzählt Tarafa, wie er in poetiſche Träume verſunken ſeine Heerde vergeſſen habe, die ihm von böſen Räubern entführt worden ſey und weshalb ihn ſein Bruder heftig getadelt habe. Als er aber ſeinen Verluſt in einem Liede ſo rührend beſang, ſchenkte ihm der König von Hira hundert Kameele und er ſagte nun lächelnd zu ſeinem Bruder: erkennſt du nun, daß der Dichter mit ſeiner Kunſt des Hirten Verſäumniß reichlich wieder gut machen kann? — Im dritten Liede klagt Zoheir, indem er nach zwanzig Jahren wieder in die Gegend kommt, wo einſt ſeine Geliebte weilte, in rührender Weiſe über den Schmerz der Trennung und über die Grauſamkeit der Kriege, die zu ſolchen ewigen Trennungen führen. — Im vierten drückt Lebid ſeinen Unmuth aus über eine ſpröde Geliebte, von der er fern bleiben muß, herumirrend auf ſeinem Kameel. Er ſelbſt vergleicht ſich mit einer armen Kameelmutter, die ihr Junges verloren hat und nicht mehr findet. Während das zarte Junge von Wölfen zerriſſen iſt, ſucht die einſame, zitternde Mutter vergebens Schutz vor dem ſtrömenden Regen der Nacht. — Im fünften Liede ſchildert der Sklave Antara, der aber durch ſeine Tapferkeit Freiheit und hohen Ruhm errungen, ſeine unglückliche Liebe, über deren Schmerz er ſich jedoch in ſtolzer Kraft erhebt. — Im ſechsten und ſiebenten Liede wetteifern Amru und Hareth im Lob ihrer Stämme, der erſtere kühn, prahleriſch und trotzig auf den unbändigen Freiheitsſinn des ſeinen, der andere, ein hundertjähriger Greis, mit überlegener Ruhe und edler Einfachheit.

Somit spiegelt sich in diesen alten Liedern das Volksleben, der Volkssinn mit derselben naiven Einfachheit, wie in der h. Schrift der den Arabern stammverwandten Juden, und wie in den schönen Dichtungen des griechischen Homer. Es sind Hirtengedichte, in die nur die ritterliche Ehre und Kampflust einen höheren Schwung bringt, ohne daß man in diesen ältesten und gefeiertsten Aufzeichnungen des arabischen Volkes eine Spur weder von Priestern und Göttern, noch vom Despotismus der Könige finden kann.

Viertes Buch.

Juden.

1.

Abrahams Geschlecht.

Mitten im Heidenthum des westlichen Asien spann sich, kaum bemerkt, der Glauben an einen unsichtbaren Gott wie ein dünner Faden fort. Alle Völker hatten die Erinnerung an ihn von Adams Zeiten her vergessen und waren in die Anbetung der todten Natur, der Materie, der Elemente und Gestirne, mittelbar sogar der Thiere verfallen und hatten sich eine Menge falscher Götter erfunden. Nur in einer Familie wurde jene Erinnerung an den Gott Adams treu bewahrt und, wenn sie einmal eingeschlafen zu seyn schien, immer wieder geweckt. Die h. Schrift belehrt uns, daß in der Familie des Seth, des Sohnes Adams, die heilige Ueberlieferung von einem Gott bis auf Noah bewahrt blieb, der sie in seiner Arche über die Sündfluth hinüber brachte, und auf der neugeborenen Erde den Bund mit Gott erneuerte, worauf sie in der Familie des Sem, Noahs Sohn, fortlebte, bis Abraham den Bund mit Gott nochmals erneuerte und die Verheißung erhielt, seine Kinder sollten ein großes

und das auserlesene Volk der Welt werden. Von dieser Zeit an blieb die Anbetung des einen wahren Gottes nicht mehr das verborgene Verdienst einer kleinen Familie, sondern wurde der Vorzug eines ganzen Volkes. Zwar blieb dieses Volk klein und verachtet unter den andern und fiel in seiner Mehrheit oft wieder vom Glauben der Väter ab, doch bewahrte es wenigstens in seiner Minderheit die uralte Tradition und die von der Innigkeit des Glaubens unzertrennliche Empfänglichkeit für die unmittelbare Offenbarung Gottes. Alle andern Völker verfielen der überwältigenden Naturmacht, dem, was man den Weltgeist oder Erdgeist genannt hat, nur in den Juden lebte die alte Treue fort, die vom ewigen Vater im Himmel nicht ließ.

Abraham war ein ganz einfacher natürlicher Mensch, wie es Adam gewesen war. Nicht durch vorragende Geister, geniale Denker, weisheitstolze Priester und Magier konnte und sollte das Licht der Wahrheit auf Erden fortgepflanzt und verbreitet werden, sondern nur durch einen einfältigen und anspruchslosen, naiven und naturwüchsigen Hirten. Wie jene Araber, deren heiteres Bild wir uns eben erst vergegenwärtigten, war auch Abraham das Stammhaupt oder der Emir einer nomadisirenden Hirtenfamilie mit ihren Knechten und Heerden. Wie sie so stammte auch er von Heber ab, weshalb man noch seine ganze Nachkommenschaft Hebräer nannte. Auch die hebräische Sprache ist der arabischen am nächsten verwandt. Abraham unterschied sich aber von den Arabern durch einen Grundzug, der nachher seinen Nachkommen eigenthümlich blieb und im Gegensatz gegen die ritterliche Großherzigkeit der Araber vielmehr der kaufmännischen Engherzigkeit des dritten der verwandten Stämme, der Phöniker, nahe kam. Weit entfernt, ein menschliches Ideal zu seyn, bewahrte Abraham bei allen Racenfehlern gemeiner Schlauigkeit und eines niedrigen Egoismus gegenüber seinen Mitmenschen, doch eine so tiefe Demuth, einen so unerschütterlichen Glauben, eine so unverbrüchliche Treue und einen so opferfähigen Gehorsam gegenüber von Gott, daß man der Wurzel, aus welcher die reine weiße

Lilie hervorwuchs, ihre ſchmutzige Farbe und das an ihr klebende Erdreich nicht mehr vorwerfen kann.

Von Ur am oberen Euphrat zog Thara, das Stammhaupt einer Hirtenfamilie, nach Haran in Syrien und weilte lange hier. Als er geſtorben war, erſchien ſeinem Sohne Abram (Abraham) Gott der Herr und hieß ihn nach dem Lande Kanaan ziehen: „Ich will dich zum großen Volk machen und die ſegnen, die dich ſegnen, und verfluchen, die dich verfluchen, und in dir ſollen geſegnet werden alle Geſchlechter auf Erden.“ Abraham gehorchte und zog mit ſeinen Heerden aus, kam nach Kanaan und errichtete hier dem Herrn einen Altar zu Bethel, aber eine Hungersnoth zwang ihn, ſich Lebensmittel in Aegypten zu ſuchen. Hier gefiel ſein ſchönes Weib Sarah dem König und Abraham ſah ruhig zu, daß ſie in des Königs Haus gebracht wurde, weil er ſeine Ehre hinlänglich dadurch gewahrt glaubte, daß er die Sarah für ſeine Schweſter ausgegeben hatte. Auch nahm er die Geſchenke, die ihm der König machte, gerne an. Indeſſen war die Sache Gott weniger gefällig, welcher daher dem Könige Plagen ſchickte, bis er das Weib zurückgab. Abraham zog nun wieder nach Kanaan, wo er ſich friedlich von ſeinem Brudersſohn Lot trennte, weil beide mit ihren Heerden in allzu naher Nachbarſchaft nicht Waide genug hatten. Lot ließ ſich im fruchtbaren Thal des Jordan nieder, wurde aber von den kleinen Königen (Emiren) von Sodom und Gomorra übel behandelt und als fremder Eindringling durch eine Verbindung jener Könige mit noch mehreren anderen in der Nähe ſeiner Heerden beraubt und gefangen. Abraham aber befreite ihn, nachdem er die Feinde tapfer bekämpft und beſiegt hatte. Da er trotz der göttlichen Verheißung keine Kinder bekam und Sarah ſchon alt war, führte ihm dieſe ſelbſt die Hagar, eine junge ägyptiſche Magd zu, von der er endlich einen Sohn, den Ismael, bekam. Als nun aber die glückliche Magd ſtolz wurde gegen ihre Frau, fügte Gott, daß auch Sarah noch einen Sohn, den Iſaak, gebar. Nun war ein echter ehelicher Stammhalter da und um ſeinetwillen wurde auf Sarahs Antrieb die arme Hagar mit

ihrem Sohne von Abraham herzlos in die Wüste hinausgestoßen. Dort wollte der kleine Ismael verschmachten; aber Gott sandte ihm einen Engel, welcher der weinenden Mutter eine erfrischende Quelle wies. Von ihm stammen die Araber. — Bald darauf ließ Gott die Städte Sodom und Gomorra wegen ihrer ungeheuren Lasterhaftigkeit durch Feuer vom Himmel untergehen und wo einst das fruchtbarste Land war, da liegt jetzt das todte Meer mit seinen unheimlichen Felsenufern, wo kein Kraut wachsen und kein Thier leben kann. Die Zerstörung war so schrecklich, daß die beiden Töchter des Lot, die mit ihm dem Feuer glücklich entronnen waren, in der Einsamkeit des Gebirges sich dem Wahne hingaben, es gebe außer ihnen keine andern Menschen mehr auf Erden und mit ihnen würde das Geschlecht aussterben. Diese naive Angst verführte sie zu einer schweren Sünde, indem sie den trunken gemachten Vater verführten, daß sie Kinder von ihm bekamen. Von der einen stammen die Moabiter, von der andern die Ammoniter. Während nun dem Lot diese wilden Kinder geboren wurden, prüfte Gott den Abraham, indem er ihm befahl, seinen Sohn Isaak ihm zum Opfer zu schlachten. Auf diesem einzigen rechtmäßigen Sohne beruhte Abrahams ganze Hoffnung. Verlor er dieses Kind, so war auch Gottes frühere Verheißung zurückgenommen und vereitelt. Und doch zauderte der bekümmerte Vater keinen Augenblick, Gott zu gehorchen, und sein Vertrauen wankte nicht in der schwersten Prüfung. Schon hielt er in fester Hand das Messer, um den Sohn zu schlachten, als Gottes Engel ihn verhinderte.

Als Isaak erwachsen war, schickte Abraham seinen getreuen Knecht in seine alte Heimath Ur, um dort unter seinen früheren Verwandten für den Sohn eine Frau zu suchen, da er ihn ferne von den heidnischen Kanaaniterinnen halten wollte. Der Knecht fand, als er mit seinen müden Kameelen an einen Brunnen kam, daselbst die schöne Rebekka, die ihm und seinen Thieren freundlich Wasser schöpfte. Da reichte er ihr zum Dank goldenen Schmuck und frug sie nach ihrer Herkunft und als er erfuhr, sie sey eine der Verwandten,

die er aufsuchen sollte, warb er bei ihrem Vater um ihre Hand für Isaak und erhielt sie. Als sie nun dem Knecht folgte und bei Abraham ankam und zum erstenmal den Isaak erblickte, erschrack sie so, daß sie vom Kameele sank und sich verhüllte. Aber die Neuvermählten lebten zu Hebron und am Baum (Hain) Mamre glücklich mit einander lange Zeit nach Abrahams Tode und hatten zwei Söhne Esau und Jakob. Die waren Zwillinge und stießen einander schon im Mutterleib. Esau kam zuerst auf die Welt und war rauhhaarig und stark, Jakob aber, der zartere, wurde von seiner Mutter mehr geliebt, so daß sie, als der vor Alter blind gewordene Isaak seinen Erstgeborenen zum Erben einsetzen und segnen wollte, ihm den jüngeren Sohn unterschob. Um dem Zorne des Esau zu entgehen, mußte Jakob flüchtig werden und verbarg sich bei dem Oheim seiner Mutter, Laban. Dem diente er sieben Jahre um seine Tochter Rahel, bekam aber nachher nur deren häßlichere Schwester Lea und mußte noch sieben Jahre um Rahel dienen, überlistete indeß seinen Schwiegervater und gewann ihm einen großen Theil seiner Heerden ab, die er mit den Töchtern in die Heimath brachte. Hier gelang es ihm durch große Demuth und reiche Geschenke auch den rauhen Bruder auszusöhnen. Von diesem Esau stammen die Edomiter.

Seitdem wohnte Jakob zu Bethel, empfing den Namen Israel, von dem alle seine Nachkommen sich Israeliten heißen und hatte zwölf Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Isaschar, Sebulon, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Joseph und Benjamin. Durch diese große Söhnezahl schien endlich die Verheißung, welche Gott dem Abraham gegeben, erfüllt zu werden. Und doch ging auch diesmal Gott seine eigenen Wege und verhängte die Dinge ganz anders, als der gemeine Verstand erwartet hätte. Je mehr es in Folge jener göttlichen Verheißung allen Nachkommen Abrahams die wichtigste Angelegenheit und heiligste Pflicht war, Kinder zu bekommen, um den Samen Abrahams zu vermehren und das Volk Gottes groß werden zu lassen, und je strenger zugleich darauf gehalten werden mußte,

daß die Reinheit des Stammes nach außen ohne Vermischung mit Heiden, und die eheliche Nachfolge innerhalb des Stammes selbst, das Recht Isaaks gegenüber dem Bastard Ismael gewahrt würde, um so mehr Hindernisse warfen sich dem regelmäßigen und legitimen Verlauf entgegen. Ja es schien die Absicht Gottes zu seyn, wenn er auch das hebräische Volk zu Trägern und Bewahrern der reinen Lehre machte, doch durch die Thatsachen zu erhärten, daß dieser erhabene Beruf nicht zu verwechseln sey mit der Eitelkeit auf Legitimität.

Unter den zwölf Söhnen Jakobs war Juda auserlesen, der Stammvater des nach ihm benannten Stammes der Juden zu werden, in welchem der Messias selbst geboren werden sollte. Und doch hatte Juda keine legitimen Söhne. Ger, sein ältester Sohn, mit der Thamar vermählt, starb ohne Kinder. Sein Bruder Onan sollte ihm nach hebräischer Sitte noch nach seinem Tode Kinder erwecken, sündigte aber gegen Gott und die Natur, indem er das Laster beging, welches seinen Namen verewigt hat und wofür ihm Gott zur Strafe das Leben nahm. Thamar half sich nun, indem sie sich verschleiert an den Weg setzte, den ihr Schwiegervater Juda nehmen mußte, und ihn unerkannt verführte. Sie bekam nun Zwillinge, von denen der erste Perez Stammvater Davids und des Messias selbst wurde. Thamar bildet einen, trotz alles Schmutzes in ihrer Geschichte, doch nicht unnobeln Gegensatz der Natur gegen die Unnatur der sie umgebenden Männer. Sie zeigt, wie die gesunde Natur, nicht ohne göttliche Zulassung, sich zu helfen und einen durch Corruption dem Aussterben nahe gebrachten Stamm zu erhalten weiß. Gott würdigte sie, den Stamm Juda fortzupflanzen, von dem das Heil der Welt ausgehen sollte. Also that Gott oder ließ zu, was gegen alle Erwartung war, und somit liegt wie in der göttlichen Bevorzugung eines so vielfach sündhaften und kleinlichen Stammes, wie der Abrahams, so auch in Thamars Geschichte eine tiefe Lehre, daß Gott mit anderem Maaß mißt, als der Mensch; daß für seine erhabenen Zwecke unsere kleinliche Gesetzmäßigkeit nicht ausreicht.

2.

Die ägyptische Knechtschaft.

Jakob gab unter seinen Söhnen dem zweitjüngsten den Vorzug. Der kleine Joseph war schon als Kind bildschön und voll Geist. In seinen Träumen sah er die künftige Herrlichkeit voraus und wie Sonne, Mond und Sterne sich vor ihm neigten, was man auf den ägyptischen Sternendienst deuten kann, der vor dem jüdischen Monotheismus sich beugen sollte. Weil nun aber der Vater diesen Sohn vor allen begünstigte und ihm einmal ein gar schönes buntes Kleid hatte machen lassen, beneideten ihn die andern Brüder, zogen ihm das Kleid aus, verkauften ihn an eine Karawane, die nach Aegypten zog, befleckten sein Kleid mit Blut und brachten es dem Vater, als hätte ihn ein wildes Thier zerrissen.

Joseph aber wurde in Aegypten als Sklave verkauft an einen königlichen Beamten Potiphar (Pot-phra, der Sonne geweiht), dessen Weib, von Josephs Schönheit bezaubert, denselben zur Sünde verlocken wollte, aber nicht konnte, weil der keusche Jüngling ihr entfloh. Seinen zurückgebliebenen Mantel aber wies die beleidigte Dame ihrem Gemahl vor und beschuldigte den Sklaven, er habe ihr nachgestellt. Dafür mußte nun der Unschuldige in den Kerker wandern, wurde aber aus demselben erlöst, indem er seinen Mitgefangenen ihre Träume deutete und durch seine Weisheit auch in Kerkermauern solchen Ruhm erlangte, daß der König Pharao selbst, als er einmal böse Träume hatte, ihn rufen ließ, um ihm die Träume zu deuten. Der König hatte im Traum sieben fette Kühe gesehen, die von sieben mageren gefressen wurden und das deutete ihm Joseph als sieben fruchtbare Jahre, denen sieben unfruchtbare folgen würden, weshalb der König die ersteren ausbeuten solle, um Vorräthe für die letzteren zu erübrigen. Der König folgte seinem Rath und machte ihn zu seinem ersten Minister. Die guten und die schlimmen Jahre kamen

und durch Josephs Fürsorge blieb man reichlich mit Vorräthen versehen.

Während der Hungerjahre wuchs auch so wenig in Kanaan, daß Jakobs Kinder, um Korn zu kaufen, nach Aegypten kamen. Joseph erkannte seine Brüder, ohne von ihnen erkannt zu werden und neckte sie eine kurze Zeit lang mit Furcht, bis er sich ihnen zu erkennen gab, ihnen verzieh und sie nur noch einmal heimsandte, um den alten Vater Jakob und die ganze israelitische Sippschaft in das reiche und schöne Aegypten abzuholen, wo ihnen der gnädige König das Land Gosen (im Delta der Nilmündungen) anwies, unfern von der Stadt Heliopolis.

Joseph ist bei allen Semiten das Ideal der Liebenswürdigkeit geblieben und am meisten haben ihn später die muhamedanischen Dichter verherrlicht. Diese stimmen darin überein, Potiphars Weib, welche sie Suleicha nennen, zu entschuldigen und nach langen Schmerzen heißer Sehnsucht bekehrt und versöhnt mit Joseph zu vereinigen.

Man setzt Abrahams Ankunft in Kanaan ungefähr zweitausend Jahre vor Christo an, die Uebersiedelung seiner Nachkommen nach Aegypten unter Joseph aber zwei Jahrhunderte später. Wer die Pharaonen gewesen seyen, unter denen sie lebten, darüber ist sehr viel gestritten worden. Man hat die Juden sogar für Eroberer Aegyptens, nämlich für die Hyksos, gehalten, was dem ganzen Charakter der jüdischen Geschichte widersprechen würde. Wahrscheinlich ist, daß es einer der mehreren Ramses war, welcher den Juden befahl, die im 2. Buch Mosis 1. 11 genannte Stadt Ramses zu bauen. Demnach müßte aber die Zeit Josephs der Geburt Christi vielleicht um ein paar Jahrhunderte näher gerückt werden und ins 15. Jahrhundert fallen.

Die Israeliten blieben ungefähr zweihundert Jahre in Aegypten und erhoben sich ansehnlich. Allein damit trat auch ihr semitischer Gegensatz gegen die alten Aegypter immer schärfer hervor. Joseph war lange todt. An die Stelle der judenfreundlichen Pharaonen traten andere. Die h. Schrift beschreibt, wie arg die Juden in

Aegypten mit Frohndiensten beschwert gewesen seyen. Das ist gewiß alles Wahrheit, denn die stolzen Könige zwangen das gemeine Volk und die besiegten Völker, an ihren unermeßlichen Bauwerken zu arbeiten. Noch jetzt sieht man auf ihren Wandbildern Menschen mit echt jüdischen Gesichtern beim Bauen beschäftigt und darunter solche, die von ägyptischen Aufsehern mißhandelt werden. Diese Bilder beziehen sich aber vielleicht nicht auf die Juden im Lande Gosen, sondern stellen Gefangene nach irgend einem Kriege dar.

Dem Könige (Pharao) schienen der Juden doch zu viele zu werden, er wollte daher ihre Zahl beschränken und befahl, alle ihre neugeborenen Knaben ins Wasser zu werfen. Eine Frau vom Stamme Levi verbarg ihren Knaben in einem Körbchen im Schilfrohr am Nil. Dort fand ihn Pharaos Tochter und erbarmte sich seiner. Das Schwesterchen des Kindes, welches in der Nähe gelauscht hatte, erbot sich, eine Amme zu holen und brachte die Mutter. Der Knabe wurde Moses genannt, d. h. der aus dem Wasser gezogene. Die Prinzessin sorgte für ihn wie für ihren eigenen Sohn. Als er aber herangewachsen war und die Mißhandlung seines Volkes sah, wallte sein Blut auf und er erschlug heimlich einen ägyptischen Aufseher. Nur ein Jude hatte es gesehen, drohte aber, echt jüdisch, ihn anzuzeigen, weil Moses sich ein gewisses Ansehen über die Juden herausnahm. Da floh Moses über die linke Einbucht des rothen Meeres, die nach Suez führt, hinüber in die Sinaihalbinsel und fand dort am Berge Horeb die sieben Töchter Reguels an einem Brunnen, als rohe Hirten sie am Wasserschöpfen verhinderten. Indem er sich nun ritterlich ihrer annahm und die Hirten verjagte, gewann er Reguels Gunst und erhielt eine seiner Töchter, die Zapira, zur Frau. Reguel aber war ein Midianiter, abstammend von einem noch spät geborenen Sohn Abrahams. Hier nun als Hirte lebend, wurde Moses plötzlich durch die Stimme Gottes selbst zu Größerem berufen. Denn als er einst am Horeb seine Schafe weidete, sah er einen Busch brennen, ohne daß derselbe vom Feuer verzehrt wurde, und aus dem feurigen Busche sprach Gott: Ich bin der Gott Abrahams und

will, daß du mein Volk aus Aegypten erlöseſt. Furchtſam antwortete Moſes: Wer bin ich, daß ich das thun ſollte? Sie werden mir nicht glauben. Der Herr aber ſprach: Was haſt du in deiner Hand? Moſes erwiderte: Einen Stab. Wirf ihn von dir, ſprach der Herr. Moſes gehorchte und der Stab wurde zu einer Schlange, ſo daß Moſes erſchrocken vor ihr floh. Der Herr aber befahl ihm, die Schlange zu ergreifen, und ſie wurde wieder ein Stab. Nun werden ſie dir glauben, ſprach der Herr. Moſes aber fürchtete ſich immer noch und ſagte: er habe eine ſchwere Zunge und könne nicht zu Pharao und zum Volke reden. Da ſprach der Herr: Ich will dein Mund ſeyn, und befahl ihm, ſeinen Bruder Aaron zum Gehülfen zu nehmen.

Nun kehrte Moſes nach Aegypten zurück und trat mit Aaron vor Pharao, ihn bittend: Laß mein Volk ziehen, um ein Feſt in der Wüſte zu halten. Pharao aber weigerte ſich und ließ die Juden noch härter drücken. Da traten Moſes und Aaron noch einmal vor Pharao und Moſes, zum Zeichen, daß er von Gott geſendet ſey, warf ſeinen Stab hin, der zur Schlange wurde. Die ägyptiſchen Zauberer ahmten zwar dieſes Wunder nach und machten auch ihre Stäbe zu Schlangen, aber die des Moſes verſchlang alle andern. Dennoch blieb Pharao verſtockt. Da weckte Moſes mit ſeinem Stabe nach einander die zehn Plagen Aegyptens. Erſt ſchlug er mit dem Stabe ins Waſſer. Da wurde alles Waſſer in Aegypten zu Blut und konnte nicht mehr getrunken werden. Dann hielt er ſeine Hand über das Waſſer und es wimmelte von Fröſchen, die das ganze Land erfüllten und bis in des Königs Kammer und Bett kamen. Dennoch gab Pharao nicht nach. Da ſchlug Aaron ſeinen Stab in den Staub und das Land wimmelte von Läuſen. Als die vierte Plage kam anderes Ungeziefer. Als die fünfte eine Viehpeſt. Zum ſechsten nahmen Moſes und Aaron Hände voll Ofenruß und ſtreuten es in die Luft, da überfielen ſchwarze Blattern das ganze Volk. Zum ſiebenten erſchlug ein großer Hagel die Feldfrüchte. Die achte Plage war ein ungeheures Heer von Heuſchrecken und die neunte eine dicke Finſterniß, die ganz

Aegypten drei Tage lang bedeckte. Nur das Land Gosen und das Volk Israel blieb von allen diesen Plagen verschont. Was aber hier in einem engen Zeitraum zusammen gedrängt erscheint, sind größtentheils Landplagen, von welchen das Nilthal von Zeit zu Zeit wirklich heimgesucht zu werden pflegte.

Moses befahl den Juden, jetzt von den erschrockenen Aegyptern Silber und Gold zu leihen, um dasselbe als Entschädigung für die lange Unterdrückung und gleichsam als rückständigen Arbeitslohn mitzunehmen, weil die noch bevorstehende zehnte Plage Aegyptens den König zwingen werde, sie endlich ziehen zu lassen. Der Würgengel Gottes sollte alle Erstgeburt in Aegypten schlagen. Die Juden aber sollten ein unschuldiges Lamm schlachten und mit dem Blute desselben ihre Häuser bestreichen, damit der Engel an ihnen vorbeigehe. Das Lamm aber sollten sie verzehren stehend, in Reisekleidern und mit Wanderstäben gerüstet. Das sollte das erste Passahfest (Ostern) seyn und dessen zum ewigen Andenken sollten sie alle Jahre in gleicher Weise das Osterlamm essen. Da starben in der Nacht alle erstgeborenen Söhne der Aegypter, auch der Sohn des Pharao, dessen Trotz endlich brach, so daß er die Juden ziehen ließ. Nun zogen sie von Ramses hinweg auf dem nächsten Wege an das Meer, der Herr aber ging ihnen voran, des Tages als Wolkensäule, des Nachts als Feuersäule. Zwar folgte ihnen Pharao, der sich wieder anders besonnen hatte, mit einem Heere nach, aber Moses schlug mit seinem Stabe ins Meer, daß es zurückwich und das ganze Volk wohlbehalten mit allem seinem Gepäck und seinen Heerden an das Ufer der Sinaihalbinsel hinüber kam. Pharao aber, der ihnen allzu rasch folgte, ertrank mit seinem ganzen Heere, weil das Wasser zurückfloß. Man hat dieses Wunder durch Ebbe und Fluth erklären wollen.

Der Auszug der Kinder Israel aus Aegypten erfolgte, wie man glaubt, zur Zeit des König Menephta wenig über 1300 Jahre vor Christo. Desselben Auszugs gedenken auch Manetho und einige griechische Geschichtschreiber, wenn auch mit ganz andern Nebenum-

ſtänden, als einer Vertreibung von Unreinen, oder in Folge einer großen Peſt.

3.

Das Geſetz vom Sinai.

Als die Kinder Israel ſich am andern Ufer des Meeres gerettet ſahen, ſtimmte Mirjam, des Moſes Schweſter, ein Loblied an. Aber die Halbinſel, in die ſie kamen, iſt voll unfruchtbarer Gebirge. Die Lebensmittel gingen aus. Das Volk murrte und ſehnte ſich nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens zurück. Moſes aber ließ einen ungeheuern Zug Wachteln einfallen und Manna vom Himmel regnen, davon das Volk ſich ſättigte. Wachteln kommen in jenen Gegenden noch heute in unüberſehbaren Zügen und Manna als die mehlreiche Ausſchwitzung von Baumzweigen vor, welche die Einwohner jetzt noch in Menge ſammeln und als Speiſe gebrauchen. Als es dem Volk einmal an Waſſer fehlte, ſchlug Moſes mit ſeinem Stabe eine reiche Quelle aus einem Felſen heraus. Am Berge Horeb fand er ſeinen Schwager, Reguels Sohn Jethro, wieder, der ihm guten Rath ertheilte. Hier ordnete Moſes ſein Volk und ſetzte Aelteſte ein, die den einzelnen Abtheilungen vorſtehen ſollten. Ueber dem Horeb aber erhebt ſich der noch höhere Berg Sinai und von deſſen Gipfel herab rief Gottes Stimme den Moſes: Hier wolle er am dritten Tage ſeinem Volke das neue Geſetz verkünden. Da ſammelte ſich das Volk um den Berg und am dritten Tage erhub ſich ein Donnern und Blitzen und eine dicke Wolke auf dem Berge und ein Ton wie einer ſtarken Poſaune und das Volk erſchrack. Der ganze Sinai rauchte darum, daß der Herr herabfuhr mit Feuer. Und der Poſaunenton ward immer ſtärker. Der Herr aber rief Moſen auf die Spitze des Berges und gab ihm auf ſteinernen Tafeln geſchrieben die zehn Gebote, welche bis auf dieſen Tag das Grundgeſetz der Kinder Gottes auf Erden, der Inbegriff aller ſittlichen Pflichten geblieben

sind und allen Christen heute noch eben so gelten, wie sie damals zum erstenmal den Juden verkündet wurden.

Moses blieb auf dem Berge bei Gott vierzig Tage und Nächte und empfing von ihm das vollständige Gesetz, wonach künftig der Gottesdienst, das Priesterthum, das Recht, das öffentliche und Privatleben der Israeliten, als des ausschließlichen Volkes Gottes geregelt werden sollte. Weil aber das Volk gar zu lange auf des Moses Rückkehr warten mußte, ward es schon wieder ungeduldig, begann zu zweifeln und zu murren, glaubte, Moses werde gar nie wiederkommen, und zwang den Aaron, ihnen ein goldenes Kalb (den ägyptischen Stier Apis) aufzurichten, um dasselbe als Gott anzubeten. Da kam Moses vom Berge herab, sah den abgöttischen Greuel und wie das Volk Gottes schon das erste Gebot „du sollst keine andere Götter haben neben mir", gebrochen habe, und gerieth darüber in solchen Zorn, daß er die steinernen Gesetzestafeln zu Boden warf und sie zerbrachen. Aber das erschreckene Volk that nun Buße und als Moses nach des Herrn Gebot ein Zelt, welches auf einem Wagen fortgefahren werden konnte und des wandernden Volkes Heiligthum wurde, die s. g. Stiftshütte, errichtet hatte, kam der Herr hinter des Zeltes Vorhang zu ihm in Gestalt einer Wolke, gab ihm neue Steintafeln des Gesetzes und unterredete sich mit ihm wieder vierzig Tage und Nächte lang, und von Gottes Nähe erglänzte des Moses Antlitz wunderbar, daß alles Volk sich vor ihm fürchtete.

Nach dem neuen Gesetz, welches nunmehr vom Volke demüthig angenommen wurde, sollten alle Israeliten als Kinder Gottes einander gleich seyn, wie Brüder, jeder frei und gleichen Rechtes, wie gleicher Pflicht. So vollkommen republikanisch sollten sie jedoch einen unsichtbaren König an Gott dem Herrn haben und seinen Geboten allzeit gehorsam bleiben. Gott verhieß ihnen das Land Kanaan zum Erbe, aber sie sollten es von Gott nur zu Lehen empfangen und gleichmäßig nach Stämmen und Familien unter einander vertheilen. Wie je der siebente Tag als Sabbath, so sollte auch das

siebente Jahr (Sabbathjahr) dem Herrn geheiligt seyn, und alle fünfzig Jahre das Hall- oder Jubeljahr, in welchem alle Schulden getilgt und alles, was sich im gegenseitigen Verhältniß der Stämme, Familien und Personen verschoben hatte, wieder auf den vorigen Stand zurückgebracht werden sollte. Durch die strengsten Gesetze wurde die Reinheit des Volkes Gottes gewahrt, keine Vermischung desselben mit heidnischen Nachbarvölkern geduldet, die Beschneidung, vielfache Waschungen, und eine sorgfältige Auswahl im Gebrauch von Kleidern, Speisen und Getränken vorgeschrieben. Unter den unreinen Thieren, welche dem Volk verboten waren, bemerkt man vor allen das Schwein. Die Aeltesten sollten über die politische, die Priester über die religiöse Ordnung in dem neuen Gottesstaate wachen. Das Priesterthum wurde ausschließlich dem Stamm Levi anvertraut, doch blieb auch den Laien das Recht zu opfern. An der Spitze der Leviten sollte immer ein Hohepriester stehen und der erste war Aaron. Sie trugen schneeweiße Kleider, der Hohepriester einen Brustschild mit Edelsteinen (Urim und Thumim). Die Leviten empfingen im Namen Gottes den Zehnten von allem Ertrag.

Der Gottesdienst unterschied sich aufs schärfste vom heidnischen. Anfangs hatten die Israeliten nicht einmal einen Tempel, sondern nur das mit ihnen wandernde Gotteszelt, die Stiftshütte, hinter deren Vorhang sich nichts befand als die mit zwei geflügelten Engeln (Cherubim) geschmückte und die Gesetzestafeln umschließende Bundeslade, ein Tisch für die ungesäuerten Schaubrodte und den Wein (die ältesten Vorbilder des h. Abendmahls), ein siebenarmiger Leuchter, dazu noch in der Vorhalle ein Brandaltar und ein ehernes Becken zur Reinigung für die Priester. Außer dem Opfer eines Lammes und dem von Tauben war kein Blutopfer erlaubt und wie von dem grausamen Molochdienst der Phöniker, so fern blieb der israelitische Gottesdienst auch von der Prostitution des Mylittadienstes und aller jener Greuel des Heidenthums, die wir in ganz Vorderasien und Aegypten kennen lernten und überall wiederfanden. Jenes Heidenthum machte dem Menschen zur Pflicht, was seiner ge-

rade am unwürdigsten ist, was ihn sittlich am tiefsten herabwürdigt und das Ebenbild Gottes in seinem Antlitz auslöscht. Es machte ihm die Verleugnung jeder Scham und jedes natürlichen Ehrgefühls, die Prostitution und Bestialität zur religiösen Pflicht. Eine Verirrung, ein Wahnsinn, in welchem die Menschheit in ihrer Gottentfremdung nicht nur die Erkenntniß des wahren Gottes, sondern auch den natürlichen Verstand einbüßte und dämonisirt wurde. Wenn die Israeliten in den Götzen der Heiden einen Teufel sahen, so hatten sie in gewissem Sinne Recht, denn obgleich der Dämon nicht in dem Holz, Stein oder Metall des Götzen steckte, so war doch die Thatsache, daß Menschen sich solche Götzen machten, dämonisch genug. Mit allem Scharfsinn, Schönheitssinn und selbst Heroismus, der so viele Heiden auszeichnet, wurde der Grundirrthum des Heidenthums nur beschönigt, nicht besiegt und ausgerottet, weshalb auch trotz classischer Dichter und Philosophen die heidnischen Massen in immer ärgere Corruption versanken und immer tiefer vom Dämon hinabgezogen wurden.

Aber das Volk Israel selbst war durch die Offenbarung Gottes auf dem Sinai nur wie angedonnert, erschreckt, dumm, verstockt und trotzig. Die Erbsünde bäumte sich mächtig in ihm auf, und unter immer neuen Verlockungen zu den Freuden des Heidenthums und unter immer neuen Zweifeln an dem wahren Gotte sperrte es sich gegen das neue Gesetz, so daß die h. Schrift sagt „Moses war ein sehr geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden". So unmöglich war es, ohne Gottes unmittelbare Einwirkung und ohne die übermenschliche Treue und Ausdauer der Gottgesendeten Propheten, auch nur in einem einzigen Volke das geschändete Ebenbild Gottes wiederherzustellen.

Die größte Schwierigkeit war, in das gelobte Land einzudringen, weil es von zahlreichen Stämmen heidnischer Kanaaniter bewohnt war und am Meere das städtereiche Volk der Philister, sodann Edomiter, Ammoniter, Moabiter ꝛc. verlagen. Kundschafter wurden ausgesendet, unter denen Caleb mit einer riesengroßen Wein-

traube aus dem gelobten Lande Kanaan zurückkehrte, zum Beweis, wie gesegnet es sey, zugleich aber das Volk dort als sehr furchtbar schilderte. Nach dem ersten mißlungenen Versuch, durch die Edomiter durchzubrechen, mußten die Kinder Israel wieder in die Wüste zurückkehren. Da murrten sie aufs neue und waren widerspenstig, Moses aber gab ihnen den Fluch, daß keiner von denen, die aus Aegypten ausgezogen seyen, ins gelobte Land kommen solle, ihrer Bosheit wegen, nur ihre Kinder sollten dahin gelangen. Da erhob sich offener Aufruhr. Die Rotte Korah, Dathan und Abiram (aus den Stämmen Ruben und Levi) empörte sich gegen das Hoheprieſterthum, weil der Geist Gottes dem ganzen Volke und nicht blos dem Moses und Aaron innewohnen solle (das älteste Vorbild der reinen Demokratie und des peuple dieu), wurde aber von der Erde verschlungen und Aaron durch das Wunder, daß sein Stab vor allen andern blühte, bestätigt. Nun gehorchte das Volk wieder, bald aber beschwerte es sich von neuem über Mangel und wurde wieder rebellisch. Moses strafte sie, indem er ein Heer von Schlangen unter sie schickte, erbarmte sich aber wieder und richtete eine eherne Schlange an einer hohen Stange auf, bei deren Anblick die Gebissenen wieder genasen. Immer aber von neuem trotzte das Volk, denn als es eine bessere Pflege bei den Moabitern fand, vermischte es sich mit denselben gegen das Gesetz. Da durchstach Moses zum abschreckenden Beispiel ein strafbares Paar.

Vierzig Jahre verweilten die Kinder Israel auf der Sinaihalbinsel und im Süden des gelobten Landes, bis es ihnen endlich gelang, von Osten her in dasselbe einzubrechen. Zuvor aber endete ihr großer Prophet auf wunderbare Weise. Denn er stieg im hohen Alter allein auf den Berg Nebo, von wo aus ihn Gott in der Ferne das gelobte Land sehen ließ: Er kehrte nicht mehr zurück, Gott selbst begrub ihn, aber niemand hat sein Grab gefunden.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

4.

Das gelobte Land.

Das gelobte Land, das ausschließlich heilige Land, Palästina oder Kanaan, hat im Norden Phönikien und Syrien, im Westen das mittelländische Meer und im Osten die nordarabische Wüste zu Grenzen. Es ist das merkwürdigste Land auf dem ganzen Erdboden nicht nur weil in ihm der Heiland geboren wurde und von hier aus eine Wiedergeburt der ganzen Menschheit und Umgestaltung der ganzen Geschichte ausging, sondern auch wegen seiner geographischen Lage und wunderbaren Gestaltung. Es liegt nämlich genau in der Mitte des größten Festlandes, der gesammten alten Welt, zwischen Asien, Afrika und Europa. Es schließt in seinen kleinen Raum fast alle Klimate und Landschaftscharaktere ein, Uferland, tiefe fruchtbare Ebenen, rauhe Gebirge, Hochebenen, Wüsten. Das Thal, welches der Fluß Jordan bildet, indem er vom Libanon herab durch das Galiläermeer (See Tiberias) in das todte Meer fließt, liegt über tausend Fuß tiefer als das nicht weit entfernte Mittelmeer und ist die tiefste Erdspalte, die es überhaupt gibt. Sie ist entstanden durch eine ungeheure vulkanische Eruption, welche den Untergang von Sodom und Gomorra herbeiführte, und wovon noch der Schwefelgeruch des todten Meeres, der auf demselben schwimmende Asphalt, die Naphtha- und zahlreiche heiße Quellen in der Nähe und das jenes Meer rings umgebende schwarze Gestein herstammen. Unlängst ist noch in Hauran, im Osten von Damaskus, eine ganze Zone voll alter Vulkane entdeckt worden. In keiner Gegend der Erde, wie viele und große Vulkane es auch gibt, ist noch ein so tiefer Schlund, wie der des Jordanthals, gefunden worden. Hier hat die Erde sich gleichsam einer höheren Gewalt erschlossen, ist ein Donnerkeil Gottes in sie eingeschlagen und hat der Allmächtige sie nicht nur geistig, sondern auch leiblich berührt.

Das Land war damals von den Kananitern bewohnt, die aber kein geschlossenes Reich bildeten, sondern in viele kleine Horden oder städtische Gemeinden vertheilt waren. Wenn die h. Schrift von ihren Königen spricht, deren dreißig, ein andermal sogar siebenzig wider Israel streiten, so können sie nicht mehr bedeutet haben, als heut zu Tage ein Scheik oder Emir. Ihre Uneinigkeit erleichterte den Kindern Israel die Eroberung ihres Landes. An Moses Stelle war sein treuer Diener Josua getreten, welcher von Osten her einfiel und anfangs nur das Land bis zum Jordan eroberte. Es galt ihm, alle Kananiter und Götzendiener rein auszurotten, um jede Berührung und Vermischung derselben für die Zukunft zu vermeiden. Und doch ließen sich die Kananiter durch die grausame Vertilgung der einzeln von den Israeliten überwundenen Stämme zu keiner großartigen Vereinigung bewegen, wenigstens waren die in der h. Schrift erwähnten Bündnisse ihrer kleinen Könige zu schwach. So konnte Josua auch jenseit des Jordan das Land erobern. Die Einnahme der Stadt Jericho erscheint hier als besonders wichtig und von Wundern begleitet. Ferner die Schlacht, in welcher Josua die Gibeoniter schlug. Daß er die Sonne dabei still stehen hieß, ist lediglich poetisch zu verstehen.

Das eroberte Land wurde nach dem Gesetz an die zwölf Stämme, die von den Söhnen Jakobs herstammten, vertheilt. Es waren aber dreizehn Stämme geworden, weil der elfte, der Stamm Josephs, sich nach seinen beiden Söhnen, Ephraim und Manasse, in zwei getrennt hatte. Die so im Lande vertheilten Stämme bildeten drei größere Gruppen, sofern das Land der Länge nach in drei Theile zerfiel. Der südliche erhielt vom Stamm Juda den Namen Judäa. Der mittlere war Samaria und der nördliche Galiläa. Im Süden war die ganze Meeresküste noch im Besitze der Philister, eines semitischen Volks, welches feste Städte besaß (wie Gaza, Askalon, Asdod, Joppe). Dieses Volk, in welchem man Reste der Hyksos hat erkennen wollen, hatte phönikisch-babylonischen Götzendienst, verachtete die Juden und brachte ihnen nicht selten Niederlagen bei. In

Samaria, der Mitte des Landes, herrschte der Stamm Ephraim und maßte sich einen gewissen Vorrang vor allen andern Stämmen an. Hier wurde auch die Bundeslade aufbewahrt, in Silo, und wurden die Volksversammlungen aller Stämme abgehalten, in Sichem. Der nördliche Theil, Galiläa, kam in nächste Berührung mit den Phönikern, deren Geschick, die Nachbarn zu behandeln, sich auch hier bewährte. Denn die israelitischen Stämme Asser, Dan, Issaschar, Sebulon und Naphtali wurden bald die Söldner und Knechte der reichen phönikischen Städte, arbeiteten für sie, wurden reichlich bezahlt und befanden sich so wohl dabei, daß sie niemals mit ihren kaufmännischen Patronen in Kampf geriethen. Die übrigen Stämme bekümmerten sich wenig um sie. Es gab keinen Moses mehr, der das Volk zusammen gehalten hätte. Wie die Philister im Süden, so drangen auch die Moabiter wieder in der Mitte vor und nahmen eine Zeit lang Jericho wieder ein. Der religiöse Eifer erschlaffte und statt des Jehovah wurde ~~Baal von vielen Israeliten verehrt.~~

So würden am Ende die Kinder Israel den heidnischen Nachbarn unterworfen oder freiwillig dem Heidenthum verfallen seyn und das Gesetz Mosis wäre wieder aus der Welt verschwunden, wenn unter dem abtrünnigen und verkehrten Volke nicht je zuweilen ein gottbegeisterter Retter aufgestanden wäre. Diese außergewöhnlichen Helden heißen in der h. Schrift Schophelim, Richter. Ihre Reihe eröffnet ein Weib, die Seherin und Sängerin Deborah vom Stamme Issaschar im Norden, die ihr Volk gegen den kananitischen König Jabin und dessen Feldherrn Sissera begeisterte. Dann im Süden erhob sich Gideon, vom Stamme Manasse, um die Amalekiter und Midianiter zurück zu schlagen. Er dachte nicht daran, so große Dinge zu thun, aber der Herr erweckte ihn, daß er seines Vaters Hausgötzen, den Baal, vom Altar stürzte, einen kleinen Heerhaufen sammelte und die Feinde mit List überwand, denn indem er seine Leute bei Nacht vertheilte und jedem eine Fackel und eine Posaune gab, die derselbe laut blasen mußte, glaubten die Midianiter, ein großes Heer komme und flohen. Gideon aber unter dem Rufe

„Hie Schwert des Herrn und Gideon!“ fiel über sie her und brachte ihnen eine schreckliche Niederlage bei. Gegen die Ammoniter erhob sich ein dritter Held von Gileath, Jephta, der, wenn er die Ammoniter besiegen würde, das zum Opfer gelobte, was ihm bei seiner Rückkehr zuerst entgegen kommen würde. Er siegte, aber seine eigne Tochter kam ihm zuerst entgegen und er opferte sie. Eifersüchtig auf sein Ansehen befehdete ihn der Stamm Ephraim, wurde jedoch von ihm überwunden.

Den größten Ruhm erlangte Simson vom Stamme Dan als Schrecken der Philister, der jüdische Herkules. Anfangs stand er gut mit den Philistern und heirathete eine ihrer Töchter, bei der Hochzeit aber bekam er Streit mit ihnen und verließ sein junges Weib, weil sie sein Geheimniß ihren Verwandten verrathen hatte. Um sie zu ärgern, fing er eine Menge Füchse (Schakals), band ihnen Fackeln an die Schwänze und jagte sie in die Aehrenfelder der Philister. Aus Angst vor der Rache der letzteren nahmen die Juden den Simson selbst gefangen und händigten ihn den Philistern aus. Simson aber riß seine Stricke entzwei, ergriff eines Esels Kinnbacken und schlug an tausend Philister todt. Aber ein schönes Philisterweib, Delila, in die er sich verliebt hatte, verrieth ihn, indem sie ihm das Geheimniß seiner Stärke heraus lockte. Die Stärke lag in seinen Haaren, diese schnitt sie ihm im Schlafe ab und nun konnten ihn die Philister gefangen nehmen. Sie blendeten ihn und brauchten ihn in einer Mühle. Als sie aber einmal zu Gaza das Fest ihres fischgeschwänzten Gottes Dagon begingen und den blinden Simson in den Tempel holten, um sich ihres Triumphs über ihn zu freuen, waren ihm die Haare wieder gewachsen und indem er die beiden Hauptsäulen des Tempels zugleich umfaßte, riß er sie ein und der zusammen stürzende Tempel begrub ihn unter den Philistern.

Die Uneinigkeit unter den Stämmen dauerte fort. Wegen eines Greuels der übermüthigen Kinder Benjamin wurde deren ganzer Stamm, bis auf eine kleine Zahl, von den andern ausgerottet. Die Kinder Ephraim versuchten, den Mosaismus dem Heidenthum

zu nähern, indem sie sich ein großes Bild Jehovahs verfertigten. Die Kinder Dan raubten dieses Bild, nicht um es zu zerstören, sondern um es anzubeten. Auch der Hohepriester in Silo, der das Gesetz hüten sollte, der alte Eli, gab der Corruption nach und duldete die gottlose Lüderlichkeit seiner Söhne selbst im Heiligthum. Unter diesen Umständen machten die Philister eine große Rüstung, um mit einem Schlage das zerrüttete israelitische Reich niederzuwerfen. Elis Söhne zogen mit der Bundeslade ins Lager, aber die Juden wurden geschlagen und verloren 30,000 Mann sammt der Bundeslade. Auch Elis Söhne kamen um. Als es der alte Vater erfuhr, fiel er rückwärts vom Sessel und brach den Hals.

In dieser äußersten Noth Israels behielt nur Samuel, ein Ephraimite, der aber von Kindheit auf zum Priester Gottes geweiht und bei Eli erzogen war, Besinnung und Muth. Gott selbst that ein Zeichen, denn als die Bundeslade in den großen Tempel des Dagon zu Asdod gebracht worden war, stürzte der Götze zu Boden und die Philister wurden mit Krankheit geschlagen, bis sie die Lade zurückschickten. Samuel aber feuerte sein Volk an, die fremden Götter abzuthun und wieder allein an Jehovah zu glauben und während er dem Herrn ein Brandopfer darbrachte, kamen die Philister wieder mit Heeresmacht heran, aber ein furchtbares Gewitter jagte sie in die Flucht. Seitdem genoß Samuel das höchste Ansehen in Israel, wie einst Moses, und suchte, da ihm die Leviten nicht mehr genügten, den bessern Geist fortzupflanzen durch eigene Prophetenschulen, vergessend, daß kein Prophet aus der Schule kommt und daß der Geist in Schreckenszeiten geweckt, im faulen Frieden immer wieder einschläft. Aus seiner Schule ging kein neuer Samuel hervor, seine eigenen Söhne schlugen aus der Art.

5.

Der Hohepriester und der König.

Als die Ammoniter wieder ins Land einfielen, stellte sich Saul vom Stamme Benjamin an die Spitze eines Volkshaufens und schlug die Feinde. Da verlangte ihn das Volk zum König und stellte dem weisen Samuel vor, da er doch bald sterben werde und seine Söhne nichts taugten, könne nur ein weltlicher König dem Staate Einheit, Macht und Schutz gegen die äußeren Feinde geben. Der Herr sprach zu Samuel: „Thue ihren Willen auf ihre Gefahr, denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen.“ Samuel aber stellte dem Volk noch einmal in einer sarkastischen Rede vor, wie thöricht es handle, den himmlischen Herrn mit einem irdischen zu vertauschen, und sich selbst einen Tyrannen zu setzen, der nur Böses thun werde.

Saul wurde ihr König. Nun trat das irdische Königthum im ganzen grellen Gegensatz gegen die verschmähte Theokratie hervor. Von nun an wird Samuel, der in seiner Person das Hohepriesterthum mit dem Prophetenthum vereinigt, in seinen Kämpfen mit dem Königthum Vorbild jener großen Päpste und Bischöfe, welche die christliche Kirche rein erhielten und schützten gegen die lare Observanz und Gewaltthätigkeit der weltlichen Macht.

König Saul trachtete nicht sein Volk als treuer und demüthiger Diener Jehovahs zu regieren, sondern nach eigener Willkür. Samuel verlangte, der König wie das Volk sollten dem höchsten Gott unterworfen bleiben, und seine Gebote halten, wo nicht, so werde er sie für ihre Sünden strafen. Zur Bestätigung seiner Worte ließ Gott donnern und regnen und das Volk erschrack sehr und gelobte dem Priester alles, was er verlangt hatte. Saul aber trachtete bald, sich von dem Priester zu emancipiren und bestand die Probe nicht, auf die ihn dieser stellte. Denn als Saul ein großes Opfer angesagt hatte, als Vorbereitung zum Kampf gegen die Philister, kam

Samuel nicht, der das Opfer verrichten ſollte. Saul wartete ſieben Tage, dann opferte er ſelbſt. Nun erſt kam Samuel und machte ihm ſchwere Vorwürfe, daß er ihm ins Amt gegriffen.

Im Kampf wider die Philiſter beging Saul eine neue Uebereilung. Er verfluchte jeden und weihte ihn dem Tode, der etwas eſſen würde, bis er Rache an den Philiſtern genommen. Dadurch feuerte er die Wuth ſeines Volkes an und ſiegte wirklich. Aber ſein eigener Sohn Jonathan hatte, ohne des Vaters Befehl zu kennen, etwas Honig gegeſſen und ſollte nun ſterben. Das Volk zwang jedoch den König, ſein unvernünftiges Wort zurückzunehmen. Alſo ein neuer Beweis, daß die Handlungen und Worte der Könige nichtig und eitel ſind, wenn Gott nicht davon weiß, wenn ſie Gott dabei nicht zu Rathe gezogen.

Zum drittenmal übereilte ſich Saul in ſeiner Eigenmächtigkeit, als ihm Samuel im Namen des Herrn gebot, die feindſeligen Amalekiter und alle ihre Habe zu vernichten, damit nichts von ihnen übrig bleibe. Saul ſchlug das Volk, konnte ſich aber nicht überwinden, auch die fetten Heerden deſſelben zu vertilgen und nahm ſie als gute Beute mit. Samuel hörte das Blöcken der Schaafe und das Brüllen der Rinder, und machte Saul bittere Vorwürfe. Saul wollte das erbeutete Vieh nun Jehovah opfern, aber Samuel ſprach: „Gehorſam iſt dem Herrn lieber, als Brandopfer.“ Saul demüthigte ſich vor dem Prieſter und bat ihn um Vergebung; aber Samuel wandte ſich im Zorn von ihm. Saul ſuchte ihn dabei aufzuhalten und riß ihm einen Zipfel ſeines Gewandes ab. Da ſprach Samuel: „Gott hat heute das Königthum von dir geriſſen und einem andern gegeben, der beſſer iſt als du!“ Allein auf Sauls dringende Bitte kehrte Samuel doch wieder um, ließ ſich aber den gefangenen Amalekiterkönig Agag vorführen und hieb ihn mit eigner Hand in Stücken.

Als Samuel einſt im tiefen Leide daſaß, darum, daß er den Saul zum Könige gemacht, ſprach der Herr zu ihm und befahl ihm, einen würdigern zum Könige zu ſalben, und zwar den jungen Sohn des Iſai von Bethlehem. Samuel begab ſich nach Bethlehem und

beſah des Iſai Söhne, der Herr aber bezeichnete ihm den jüngſten, David, als den verheißenen. Man mußte ihn von der Heerde heimholen, die er im Felde hütete. Samuel ſalbte ihn, wie er den Saul geſalbt hatte. Eine große Vorbedeutung liegt darin, daß der beſſere König in Bethlehem geboren iſt. Dort ſollte dereinſt der höchſte König ſelbſt geboren werden. Wie fromm nämlich auch David iſt, ſo bleibt er als irdiſcher König doch immer nur ein Surrogat für den himmliſchen König. Gott läßt dem Volk einen irdiſchen König, um ſeiner Schwäche willen, ohne doch je die Idee der Theokratie aufzugeben.

David, von deſſen Salbung Saul nichts ahnte, wurde als geſchickter Harfenſpieler an den königlichen Hof empfohlen, um durch ſein Spiel des Königs böſe Launen zu vertreiben. Saul fand Gefallen an ihm und machte ihn zu ſeinem Waffenträger. Als die Philiſter neuen Krieg anfingen und ein Rieſe unter ihnen, Goliath, alle Krieger Iſraels zum Zweikampf forderte, nahm der kleine David den Kampf an und beſtand ihn blos mit ſeiner Hirtenſchleuder, warf aber damit dem Rieſen einen Stein an den Kopf, daß er todt niederfiel. Da flohen die Philiſter und wurden hart verfolgt. David kehrte mit dem Rieſenhaupt triumphirend zurück und die Weiber ſangen entzückt: „Saul hat tauſend geſchlagen, David aber zehntauſend!“ Das ärgerte den König und obgleich er dem David ſeine Tochter Michal verſprach, trachtete er doch ihn zu verderben und warf einmal, als David vor ihm die Harfe ſpielte, den Speer nach ihm, der jedoch nur in die Wand fuhr. David floh mit Hülfe Michals und ihres Bruders Jonathan, die ihn beide ſehr liebten. Der Prieſter Ahimelech zu Nabo half ihm weiter und gab ihm das ungeſäuerte Brod und den Wein aus dem Heiligthum zu ſeiner Stärkung. Dafür aber wurde er von Saul mit allen ihm untergebenen Prieſtern hingerichtet. Saul verfolgte den David, der ihn einmal ſchlafend fand, aber ihm nichts böſes that. Flüchtig umherziehend ſammelte David eine Freiſchaar um ſich, mit der er den reichen Nabal überfallen wollte, weil ihm dieſer die Herberge verweigert. Nabals Weib

aber, die kluge Abigail, ging den Freibeutern mit den Vorräthen, welche ſie bedurften, entgegen und wurde bald darauf Davids Weib, da Nabal plötzlich ſtarb. Nachher ſuchte und fand David Schutz bei ſeinen alten Feinden, den Philiſtern, vier Jahre lang, während ſeine Eltern vor Sauls Zorn zu den Moabitern flüchteten.

Unterdeß ſtarb Samuel. David war auf der Flucht und Saul herrſchte noch. Die Philiſter bekriegten ihn auf's neue und machten ihm große Sorge. Saul glaubte ſich von Gott verlaſſen und bewog die Hexe von Endor, ihm den Geiſt Samuels aus dem Grabe zu beſchwören, um ſich Raths bei ihm zu erholen, bei dem, den er bis in den Tod gehaßt und verfolgt hatte. Aber der Geiſt Samuels verkündete ihm nur Gottes Zorn und nahen Untergang. Das iſt eine der großartigſten Scenen im alten Teſtament, und ein Vorbild für das Verhältniß des Staats zur Kirche. Denn wenn der Staat, um von der Kirche unabhängig zu ſeyn, die Kirche ganz unterdrückt, ihre Diener vertreibt und ſich auf eigene Hand ſtellt, alle Abhängigkeit von Gott verleugnend, ſo kommt er in ſeiner Gottentfremdung in Bedrängniſſe, die ihn nöthigen, angſtvoll noch nach dem bloßen Schatten der verlorenen Kirche zu greifen. Aber dann iſt es zu ſpät und das Gericht des Herrn wird ohne Erbarmen vollzogen, ehe ein frömmeres Geſchlecht die Kirche wiederfindet. Die Verheißung ging in Erfüllung. Saul wurde in einer großen Schlacht von den Philiſtern überwunden; ſein Sohn Jonathan und mehrere ſeiner andern Söhne fielen, er ſelbſt ließ ſich von ſeinem Waffenträger mit dem Schwerdt durchſtechen, worauf auch der Waffenträger ſich in ſein Schwerdt ſtürzte.

David eilte ins h. Land zurück und wurde zunächſt wenigſtens vom Stamme Juda als König anerkannt. Die Burg Zion, die er durch Ueberfall den dort hauſenden Jebuſitern abnahm und die er ſtark befeſtigte, gewährte ihm einen ſicheren Hort, indem Sauls letzter Sohn Isboſeth, vom tapfern Feldherrn Abner unterſtützt, noch ſeines Vaters Krone behauptete. Als aber Isboſeth mit Abner in Zerwürfniß gerieth, verſtändigte ſich David mit Abner, brachte ihn

aber bei ihrer erſten Zuſammenkunft treulos ums Leben, während der arme Isboſeth von Leuten, die ſich um David verdient machen wollten, im Schlaf umgebracht wurde. Nun war David allein König, immer aber noch in großer Gefahr, denn die Philiſter belagerten ihn in Zion. Er vertheidigte ſich indeß meiſterlich und fand an Joab einen trefflichen Feldherrn. Die Philiſter wurden zurückgeſchlagen, das Volk faßte mehr Vertrauen und zog ihm zu, und ſo warf er Schlag auf Schlag alle Feinde Israels zu Boden, die Philiſter, Moabiter, Ammoniter, Edomiter und Damaſcener, unter denen er grauſam wüthen ließ, um ihnen Schrecken einzuflößen. Zu ſeinem Kriegsglück geſellte er Staatsklugheit. Sein Bündniß mit Hiram, dem phönikiſchen König von Tyrus, und mit dem Prieſterthum im Geiſte Samuels wurden ſtarke Stützen ſeiner Macht nach außen wie nach innen. Zion blieb ſeine Reſidenz. Hier ließ er ſich durch phönikiſche Baumeiſter ein prächtiges Königsſchloß bauen, an welches ſich nach und nach die große Stadt Jeruſalem anreihte, deren Akropolis Zion blieb. Er wollte auch ſchon einen großen Tempel Gottes bauen, allein der Herr verbot es ihm durch den Mund des Propheten Nathan. Nur die Stiftshütte ließ David von Silo wegführen und in Jeruſalem aufſtellen. Er ſelbſt ging tanzend und lobſingend vor der Bundeslade her. Wenn man nun dieſe ſeine Gottesfurcht erwägt und dazu ſeine aus tiefſtem Gemüth geſchöpften Pſalmen lieſt, ſollte man nicht glauben, daß derſelbe David hätte in die Schwäche und Sünden gemeiner Könige fallen und behaglich das thun ſollen, was Gott verbietet. Allein er war wie ſein Volk, nicht beſſer und nicht ſchlechter, durch und durch nur menſchlich und in ſeiner Eigenſchaft als weltlicher König von vorne herein entſchuldigt, denn wenn die Krone heilig machen könnte, hätte es Moſis und der Propheten nicht bedurft.

David hatte bereits mehrere Weiber, verſtieß undankbar die arme Michal und trachtete nach neuen Schönheiten. Da ſah er im Bade die Bathſeba, des Urias Weib, verführte ſie und ſchickte ihren Mann mit einem Briefe in den Krieg. In dem Briefe aber war befohlen,

den Urias auf den gefährlichsten Posten zu stellen, wo er den Tod fand. Nathan strafte den gottlosen König darum und David that Buße, behielt aber die Bathseba. Dafür erlebte er Unglück und Schmach im eigenen Hause. Sein Sohn Amnon verführte seine eigene Schwester Thamar und wurde deshalb von seinem Bruder Absalon umgebracht. Absalon selbst aber benützte die Unzufriedenheit, welche Davids Hofleben bei Priester und Volk erregt hatte, empörte sich gegen seinen Vater, zwang ihn aus Jerusalem zu fliehen und entweihte öffentlich dessen Harem. Da erkannten wohl Priester und Volk, daß sie mit dem Sohn nicht besser fahren würden, wie mit dem Vater. David bekam wieder Zuzug und sein Feldherr Joab schlug den unnatürlichen Sohn. Absalon blieb auf der Flucht mit seinen schönen langen Haaren an einem Baumast hängen und Joab stach ihn todt, obgleich der Vater ihm Schonung geboten hatte. Absalons Anhang verbunden mit dem alten Anhang Sauls fand in Seba ein neues Haupt und suchte die zehn Stämme Israels, die vorher schon gegen die königlichen Stämme Juda und Benjamin eingenommen waren, zu gewinnen, aber auch diesmal siegte Joab und Seba wurde enthauptet, sieben Nachkommen Sauls gehenkt.

6.

Die salomonische Blüthenzeit.

Als David alt geworden war, ernannte er seinen von der Bathseba geborenen Sohn Salomo im Einverständniß mit Nathan, also der Priesterschaft, zum Nachfolger im Reiche mit Uebergehung des älteren Sohnes Adonia. Dieser wurde vom alten Joab unterstützt, allein beide unterlagen und wurden ermordet, Adonia am Altar Jehovahs, zu dem er geflüchtet war.

Nachdem Salomo durch diese blutigen Thaten seinen Thron befestigt hatte, regierte er in Frieden und Glück bis an seinen Tod.

Die kluge Politik seines Vaters fortsetzend, blieb er nicht nur fortwährend mit Phönikien im Bunde, sondern ging auch ein Bündniß mit Aegypten ein. Seine Güte und Weisheit wurde weltberühmt. Wie sehr er sich beim Volk beliebt machte, davon zeugt der berühmte Urtheilsspruch, durch den er, als zwei Mütter sich um ein Kind stritten, sogleich ermittelte, welche von beiden die wahre Mutter sey? Auch blieb Salomo stets im besten Einverständniß mit der Priesterschaft.

Um das Jahr 1000 vor Christo gründete er auf dem Berge Moria gerade gegenüber der Burg Zion den Tempel Jehovahs, welcher das Urbild auch der christlichen Kirchen wurde, nach dem Typus der Stiftshütte, aber in der großen Form des heidnischen Tempelbaus seiner Zeit. Das Innere enthielt die alten Heiligthümer der Stiftshütte und das Allerheiligste, welches nur der Hohepriester betreten durfte, und war durch einen Vorhang getrennt. Auch sollte dieser neue Tempel, wie die alte Stiftshütte, das einzige Heiligthum aller Kinder Israels bleiben und es sollte keinen zweiten Tempel geben, wie keinen zweiten Gott. Dieser Tempelbau verhält sich wie die Einführung des Königthums, indem beide dem Urgesetz vom Sinai nicht entsprachen, aber der menschlichen Schwäche wegen zugelassen wurden. Das ist am besten ausgedrückt im muhamedanischen Gedicht Suleimaname (Leben Salomos), worin es heißt, Salomo habe in seinem Alter einmal den von ihm erbauten Tempel selbstzufrieden beschaut, aber in den Fugen der Steine ein kleines Kraut bemerkt und zu seiner Beschämung erfahren, das sey das Kräutlein Steinbrech, welches die festesten Gebäude der Menschen allmählig zerstöre.

Der Tempel Salomo's war nur 60 Ellen lang, 20 breit, 30 hoch. Das Langschiff ohne Zweifel nach dem Zelt der Stiftshütte geformt, das Allerheiligste wie dort durch einen Vorhang vom übrigen Raum getrennt, ungefähr wie später der Chor der christlichen Kirchen. Nur die Vorhalle wird 120 Ellen hoch angegeben, also thurmartig, und davor standen zwei große Säulen (Jachin und

Boas, d. h. fest und stark, genannt). Josephus weicht in seiner Darstellung, antiq. 83, etwas von der biblischen 1. Buch d. Könige 6 und 5. Buch der Chronika 2—5 ab. Ohne Zweifel blieb die zeltartige Stiftshütte der Typus, nach dem der Tempel gebaut wurde, und traten nur Modificationen hinzu, die von den Gewohnheiten der Baumeister herrührten. Da diese aber keine Aegypter, sondern Phöniker waren, so muß man an den syrischen, babylonischen und persischen Styl weit eher, als an den ägyptischen denken. Ganz bestimmt läßt sich aber aus den vorhandenen Beschreibungen der Styl nicht mehr ermitteln, wie oft es auch versucht worden ist. Es bleiben immer einige Ungewißheiten übrig, z. B. über die Bedachung, über die Stellung der Säulen am Eingang, ob sie frei standen oder nicht? über die Fenster ꝛc. Zu den Heiligthümern des Moses, der Bundeslade, dem Armleuchter ꝛc., die ins Allerheiligste gebracht wurden, kamen nun noch einige neue, von Salomo verfertigte, namentlich das berühmte eherne Meer, ein großes Waschgefäß, 10 Ellen weit, von zwölf ehernen Rindern getragen, deren Köpfe ringsherum nach außen schauten. Dazu zehn Stühle und zehn eherne Kessel, Töpfe, Schaufeln, Becken, noch mehrere große Leuchter ꝛc. Als der Tempel fertig war, gab Gott sein Wohlgefallen daran zu erkennen, indem er ihn ganz mit einer Wolke ausfüllte, so daß die Priester selbst dadurch hinaus gedrängt wurden. Diese Wolke im Heiligthum ist das einzige Bild der Gottheit, das je in den Tempel kam, entsprechend der Wolke, die vor Moses einherzog. Die Leviten waren so begeistert und so durchdrungen von Andacht, daß sie beim Dankliede alle wie Ein Mann sangen. 2. Buch der Chron. 5, 13. Auch Salomo stimmte ein langes und tiefempfundenes Danklied an, 1. B. der Könige 8, worin Vers 53 besonders der Gedanke hervortritt, daß Gott seinen heiligen Willen durch das Volk Israel in jener Vorzeit nur insofern habe erreichen können, als er es von allen andern Völkern abgesondert habe; während diese exclusive und defensive Methode nach Christi Geburt mit einer gerade umgekehrten wechselt, nämlich mit der Eröffnung und Mittheilung des Heiles an alle

Völker auf Erden. Bei der Einweihung des Tempels brachte Salomo ein ungeheures Brandopfer, bei dem 22,000 Rinder und 120,000 Schafe bluteten. Nur dieſe Opfer erinnern noch an die heidniſche Vorwelt, ſonſt iſt im Gottesdienſt der Juden ſchon ſehr viel Chriſtliches. Die lang angehaltenen feierlichen Poſaunentöne ſcheinen aus dem Hirtenleben vom Hirtenhorn entlehnt zu ſeyn. Sie entſprechen dem Schauerlichen und Geheimnißvollen des Allerheiligſten und der Stimmung der jüdiſchen Gemüther, die in der Furcht vor Gott, wie in der Innigkeit des Gebets in eine Tiefe zurückgeht, von der die heidniſchen Hymnen noch kaum etwas ahnen laſſen.

Der König, der den Tempel in Jeruſalem errichtete, war doch nicht ganz erfüllt von der Heiligkeit, die aus dem Tempel wehte. Salomo trat auch als Weiberfreund ganz in die Fußſtapfen ſeines Vaters, ja übertraf ihn noch weit in der Ueppigkeit, denn er hatte nicht weniger als 700 rechtmäßige und 300 Kebsweiber. Der Ruhm ſeiner Weisheit lockte viele fremde Bewunderer nach Jeruſalem. Am berühmteſten aber wurde der Beſuch, welchen die arabiſche Königin von Saba bei ihm machte, um den weltberühmten Mann, den weiſeſten aller Zeiten, perſönlich kennen zu lernen. Die ſpäteren muhamedaniſchen Dichter haben ſie unter dem Namen Balkis hochgefeiert und noch heute rühmen ſich die chriſtlichen Könige von Abyſſinien vom Memelek abzuſtammen, der ein Sohn jener arabiſchen Königin und Salomos geweſen ſeyn ſoll. Im Uebrigen ſagt die h. Schrift, Salomo habe ſich in ſeiner ſpätern Regierungszeit einem wüſten Götzendienſt ergeben, neben dem Jehovah die Götzen ſeiner heidniſchen Lieblingsfrauen angebetet und denſelben eine Menge Tempel errichtet. Das wird insbeſondere durch ſeine Heirath mit der Tochter des Königs von Aegypten motivirt.

Trotz alledem ließ die hebräiſche Prieſterſchaft den König Salomo nicht fallen, entſchuldigte ihn und häufte auf ihn die höchſten Ehren, als ob er ſtets der allertreueſte Knecht Gottes und Hüter des Geſetzes geweſen wäre. Es gab nicht einmal mehr einen Nathan, geſchweige einen Samuel. Allein eben durch dieſe übertriebenen

Ehren, die dem irdischen König erwiesen wurden, sollte nur um so mehr ins Licht gestellt werden, daß seine Krone nur ein Surrogat sey für die des himmlischen Königs, und daß, wie die Burg Zion, so der Tempel müsse zerbrochen werden, auf daß der wahre König von Zion triumphire.

Salomos Verdienst bestand darin, daß er seinem geplagten Volke einen langen Frieden gewährte. Seine Verbindung mit Phönikien und Aegypten sicherte und erweiterte den Verkehr. Salomo baute mitten in der syrischen Wüste die Stadt Thadmor (Palmyra) zunächst nur als Station für die Hauptkarawanen, welche den Handel zwischen Aegypten und Babylon besorgten, und ließ von dem schon dem David unterworfenen Lande der Edomiter aus eigene Schiffe auf dem rothen Meere nach Ophir gehen, von wo er reiche Schätze zog. Die weise Vorsorge für das Reich und die milde Regierung Salomos erwarben ihm eine nie durch Aufruhr gestörte Zuneigung des Volks, Nachsicht in Bezug auf seine Schwächen und ein dankbares Andenken. Seine berühmten in die h. Schrift aufgenommenen Bücher geben Kunde von der Art seiner Weisheit. In den Sprüchen ist ein Schatz von weisen Lebensregeln in geistreicher Kürze und immer im Hinblick auf die Gebote Gottes und das Sittengesetz niedergelegt. Im Prediger verräth sich dagegen schon sein Alter, indem er die Eitelkeit aller Dinge hervorhebt. Sein Hohelied, eine Dichtung voll Jugendfeuer und voll des zartesten Liebreizes, führt uns in die paradiesischen Gärten seines Harems ein und steht auf gleicher Stufe mit den berühmten indischen Dichtungen Gitagovinda und Sakuntala, woraus folgt, daß man es niemals auf das mystische Verhältniß der christlichen Kirche zum Herrn hätte umdeuten sollen.

Wie aller Ruhm der weltlichen Weisheit und des weltlichen Liebesliedes an den Namen Salomo geknüpft wurde, so der höchste Ruhm der heroischen und geistlichen Poesie an den Namen David. Die Psalmen, die dem letzten zugeschrieben werden und von denen er wohl manche wirklich gedichtet haben mag, sind eine große Sammlung von Liedern aus verschiedenen Zeiten, alle aber von einem

Geiſt durchdrungen, alle der Ausdruck eines Nationalgefühls im Wechſel der Zeiten, in Angſt, Noth und Todesſchrecken, in begeiſterter Erhebung, in Siegesluſt und inbrünſtigem Dank gegen Gott, ein poetiſcher Spiegel aller Seelenſtimmungen eines bald durch äußere Stürme und Gefahren, bald durch das eigene Schuldbewußtſeyn aufs tiefſte aufgeregten Volkes. Etwas Erhabeneres iſt nie und von keinem Volke gedichtet worden. Wie ſich Gott auf dem Sinai zum Volke niederließ, ſo erhebt ſich daſſelbe Volk in hülfeflehendem Gebet zu Gott wie auf Flügeln in den Pſalmen, aber auch nur in den Pſalmen.

Zwiſchen den Sprüchen der Weisheit Salomos und den Pſalmen Davids ſteht ein wundervolles Buch in der Mitte, welches keinem Könige, ja nicht einmal einem echten Hebräer zugeſchrieben wird, ſondern dem Hiob, einem Manne von Uz in Hauran zwiſchen Arabien und Syrien (nach unſeres großen Geographen Ritter Vermuthung bei Meſireb). Obgleich Hiob das Geſetz Moſis nicht kennt, iſt ſein Buch doch ganz in deſſen Geiſt und überdieß in reinſter hebräiſcher Sprache geſchrieben. Es iſt ein Buch der Weisheit, aber in der Stimmung der Pſalmen geſchrieben. In Hiobs Leben wechſelt Glück und Unglück, Muth und Verzagen, aber Gott ſelbſt lehrt ihn, wie alles Meinen, Zweifeln, Fürchten, Hoffen, und alles Dünken, Beſſerwiſſen und Ueberzeugtſeyn Thorheit vor Gott ſey, der allein alles geſchaffen habe und alles lenke und dem der Menſch unbedingt vertrauen müſſe, weder übermüthig werdend im Glück, noch verzweifelnd in der Nacht der Unwiſſenheit und des Unglückes. Hiobs nie übertroffenes Buch ſchlägt alle Philoſophien der gebildeten Heiden und der Neuzeit nieder. Nie und bei keinem Volke kam der menſchliche Gedanke dem Herzen Gottes ſo nahe.

Ferner noch iſt uns von jener althebräiſchen Poeſie das Buch Ruth erhalten, als Liebesgedicht dem Hohenliede am nächſten verwandt, eine reizend ausgemalte Scene aus dem Dorfleben, das Vorbild aller ländlichen Idyllen. Das Buch hat aber zugleich eine hohe Bedeutung, weil Ruth die Großmutter Iſais, alſo die Ahnfrau des

davidiſchen Königshauſes und mithin auch die von Chriſtus iſt. Ruth iſt eine arme Heidin, die ährenleſend auf dem Feld des reichen Boas von dieſem zur Gattin gewählt wird. Die ältere Ahnfrau Thamar als Sünderin und die jüngere Ruth als Heidin bezeugen, daß die göttliche Erbarmung nicht auf die Gerechten und auch nicht auf die Juden beſchränkt ſeyn ſoll.

7.

Israel und Juda.

Mit Salomos Tode endete der Frieden des Reichs. Ihm folgte ſein Sohn von einer Ammoniterin, Rehabeam, gegen den ein lange verhaltener Groll der Ephraimiten ſich Luft machte. Dieſe hatten früher im Mittellande Paläſtinas die Oberhand gehabt und von Sichem aus die übrigen Stämme bevormundet, ihr ganzes Anſehen aber verloren, ſeitdem David vom Stamme Juda aufgekommen und die Stiftshütte nach Jeruſalem gebracht worden war. Wie es ſcheint, hatte David und Salomo dieſe unzufriedenen Stämme hart in der Zucht gehalten. Jerobeam von Ephraim, dem Salomo nicht traute, hatte nach Aegypten fliehen müſſen und kehrte jetzt zurück. Als nun Rehabeam nach Sichem kam, um ſich huldigen zu laſſen, beſchwerte ſich das Volk über den Druck, den es bisher geduldet habe, der König aber trotzte ihnen und ſagte: mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich werde euch mit Skorpionen (Geißeln mit eiſernen Haken) züchtigen. Da rief das Volk: Was geht uns Iſais Sohn an! zu deinen Zelten Israel! Rehabeam ſuchte ſie durch ſeinen Rentmeiſter Adoram zu begütigen, dieſer aber wurde vom Volke geſteinigt und der König ſelbſt mußte eiligſt davonfliehen.

Hierauf fiel der ganze mittlere und nördliche Theil des h. Landes von Rehabeam ab, die Mehrheit des Volkes, zehn Stämme,

die ſich daher vorzugsweiſe Israel nannten, Sichem wieder zu ihrer Hauptſtadt machten und Jerobeam zum König erhuben. Bei Rehabeam blieben nur im Süden zwei Stämme, Juda und Simon mit wenigen Benjamiten.

Jerobeam ſchlug ſeine Reſidenz in Sichem auf, ſpäter aber in Thirza. Die Ammoniter und Moabiter benutzten die aus der Theilung folgende Schwäche des Reichs und fielen von Israel, die Edomiter von Juda ab. Ueberall verräth ſich in dieſen Wirren ägyptiſcher Einfluß. Auf Aegypten allein ſtützte ſich Jerobeam und ſuchte es in guter Stimmung zu halten, indem er zu Bethel und Dan das goldene Kalb wieder aufrichtete, d. h. den Apis und den ägyptiſchen Götzendienſt nicht ſowohl an die Stelle des Jehovahdienſtes ſetzte, als vielmehr mit demſelben verband und vermiſchte. Daß verſchiedene Götter neben einander verehrt wurden, waren die Heiden längſt gewohnt und die Israeliten, die ihrem Jehovah treu bleiben wollten, konnten es thun. Das Volk empörte ſich nicht, doch wurde gemurrt. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß Israel, indem es ſich ägyptiſirte, Juda vorwarf, es habe ſich unter Salomo durch den Götzendienſt der Aſtarte phöniki-ſirt. Vergebens warnte der Prophet Ahia den König Jerobeam und verkündete ihm zur Strafe des Abfalls ſeines Hauſes Untergang. Der König von Aegypten aber zog mit Heeresmacht wider Rehabeam, nahm Jeruſalem ein und plünderte den Tempel aus, blieb jedoch nicht im Lande. An Jerobeams Sohn und Nachfolger Nadab ging des Propheten Fluch in Erfüllung, denn er wurde mit Jerobeams ganzem Geſchlecht ausgerottet durch einen Empörer, Baeſa, welcher König wurde. Aber auch deſſen Sohn und Nachfolger Elah wurde zu Thirza bei einem Gaſtmahl erſchlagen von dem Empörer Simri, welcher von einem neuen Empörer Omri in Thirza belagert zuletzt aus Verzweiflung ſich mit den Seinigen verbrannte. Nun wurde Omri König und verlegte ſeine Reſidenz nach der neugebauten Stadt Samaria. Er regierte glücklich und vererbte das Reich Israel auf ſeinen Sohn Ahab, welcher ſich durch ein Bündniß mit den Phönikern

gegen Damaskus stärkte und Jesabel, die Tochter des Königs von Tyrus, zur Ehe nahm.

Das südliche Reich Juda war durch den Abfall Edoms und durch den Einbruch der Aegypter geschwächt und lag zugleich in beständiger Fehde mit Israel. Rehabeams Sohn Abiam „wandelte in den Sünden seines Vaters." Erst dessen Sohn Assa brachte Juda wieder zu Kräften, indem er sich mit Damaskus gegen Israel verband, um im Rücken gedeckt zu seyn und unterdeß die Heerschaaren schlug, die in der h. Schrift Mohren genannt werden und unter denen man ohne Zweifel die damals in Aegypten herrschenden Aethiopen verstehen muß, im 9. Jahrhundert vor Christo. In den von den Aegyptern ausgeraubten Tempel zu Jerusalem hatte Assas Mutter das Bild der Astarte gestellt und eine Priesterschaft dazu gethan, die in der h. Schrift nur „die Buhler" heißen. Alle diese Greuel rottete Assa aus und weihte den Tempel wieder dem wahren Gotte. Sein Sohn Josaphat regierte eben so kräftig, unterwarf die Edomiter aufs neue und endete die lange Bruderfehde mit Israel, indem er sich mit Ahab versöhnte und seinen Sohn Joram mit dessen Tochter Athalia vermählte.

Die Verbindung mit Tyrus brachte beiden Häusern Israel und Juda gleiches Verderben, denn nicht nur Jesabel, die Gemahlin des Ahab, sondern auch ihre Tochter Athalia, die Gemahlin des Joram, schwärmten für den Baalsdienst und übten so großen Einfluß auf ihre Männer, daß durch sie der Jehovahdienst bald gänzlich verdrängt worden wäre, wenn nicht in dieser äußersten Noth wieder Propheten, wenn auch nur wehrlos und allein einer ganzen Welt von Sünden gegenüber, furchtlos das Gericht des Herrn verkündet, das Volk erschreckt und zur Buße getrieben hätten.

Im Reich Israel ließ sich Ahab durch Jesabel verführen, zu Samaria dem Baal einen großen Tempel zu errichten, dem 450 Priester dienten, und einen andern der Astarte mit 400 Priestern. Als die Propheten Israels (Leviten oder die sich freiwillig Jehovah geweiht hatten) dagegen redeten, und Jesabels Zorn erregten, wurden

ſie verfolgt und umgebracht. Einer von ihnen, Elias von Gilead, verkündete als Strafe des Herrn eine lange Dürre und Hungersnoth und verbarg ſich in einer Einöde, wo ihn Raben ſpeisten, in tiefer Trauer um ſein Volk. Da rief ihm die Stimme Gottes, warum er ſich ſo gräme, daß er ſterben wolle? Da ſprach Elias: die Kinder Gottes haben deinen Bund verlaſſen, die Propheten ſind ausgerottet, ich bin allein übrig und ich bin nicht beſſer als meine Väter. Da ſprach der Herr, er wolle ihm erſcheinen, und ein furchtbarer Sturmwind kam, der die Felſen brach, aber Gott war nicht darin; und ein Feuer kam, aber auch darin war Gott nicht; endlich kam ein ſanftes Säuſeln, darin war er, und Elias verhüllte ſein Angeſicht. Die erhabenſte, Gottes würdigſte Art, den aufgeregten Propheten zu tröſten und im Sturm der Zeit an die ewige Güte zu erinnern. Alſo geſtärkt durch Gott trat auf deſſen Geheiß der Prophet vor Ahab hin. Denn Gott befahl ihm, den Jehu zum König zu ſalben und den Eliſa als Nachfolger ins Prophetenamt einzuweihen, damit der gute Geiſt wenigſtens fortgepflanzt werde. Der König warf ihm vor, die Propheten verwirrten Israel. Elias aber antwortete: Nicht ich verwirre Israel, ſondern du, weil du den Herrn verläſſeſt und Baal nachläufſt. Wenn du wiſſen willſt, wer der wahre Gott iſt, ſo verſammle ganz Israel auf dem Berge Karmel und ſtelle mir dort alle Prieſter Baals und der Aſtarte gegenüber. Der König, welcher ſich im Gewiſſen getroffen fühlte und eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht verſäumen wollte, den Streit der beiden Gottesdienſte in ſeinem Lande zu einer Entſcheidung zu bringen, gab dem Propheten nach und rief alles Volk auf den Karmel, den ſchönen Berg am Ufer Paläſtinas, von wo man weit hinaus ins Meer ſieht. Dort oben ſprach Elias zum Volke: „Wie lange hängt ihr auf zwei Seiten? Es gibt nur einen Gott. Iſt es Jehovah, ſo wandelt ihm nach; iſt es Baal ſo folgt dieſem. Laßt uns opfern. Ich der allein übrig gebliebene Prophet des Herrn, auf der einen, die 450 Prieſter Baals auf der andern Seite. Jeder von uns opfere einen Farren und lege ihn auf den Brandaltar. Beide wollen wir unſern

Gott anrufen und das soll der wahre Gott seyn, dessen Feuer vom Himmel das Opfer entzünden wird." Also thaten sie und die Priester Baals riefen vom Morgen bis zum Mittag: Baal erhöre uns! Aber da war keine Stimme, noch Antwort. Nun erst errichtete Elias seinen kleinen Altar von Steinen, brachte das Opfer und rief den Herrn an. Da fiel Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer, Holz und Steine und das Wasser in der Grube, die der Prophet um den Altar gezogen hatte. Alles Volk aber fiel auf sein Angesicht und erkannte den Herrn. Elias aber befahl dem Volk, augenblicklich alle Baalspriester umzubringen. Dann sprach der Prophet zum König Ahab: „Siehst du dort das kleine Wölkchen auf dem Meere, nur wie eine Hand groß? Eile dich und besteige deinen Wagen, ehe dich der Regen überfällt." Und die Wolke wurde groß und immer größer, bedeckte den ganzen Himmel und spendete endlich den lang ersehnten Regen, welcher der Dürre und Hungersnoth ein Ende machte.

Mit Elias nahm das Prophetenthum einen neuen Charakter an. Bisher hatte es in Abraham den patriarchalischen, in Moses und den Richtern den heroischen, in Samuel den priesterlichen, in David den königlichen Charakter hervorgekehrt. In Elias nahm es zum erstenmal den ascetischen oder mönchischen an, denn Elias lebte, von einem rauhen Fell umgürtet, als ein Einsiedler, fastend und vom Irdischen abgewendet nur in die Betrachtung Gottes versunken.

Welch tiefen Eindruck auch sein Wunder auf dem Berge Karmel gemacht hatte, dennoch ermattete die plötzliche Begeisterung des Volkes wieder und Elias mußte vor dem Zorne Jesabels noch einmal flüchten. Nach dieser Zeit erfocht Ahab noch einen glänzenden Sieg über die Syrer von Damaskus. Weil er aber den gefangenen König der Syrer schonte und frei ließ, begann dieser den Krieg von neuem. Nun verband sich Ahab gegen ihn mit Josaphat von Juda, kam aber in der Schlacht um. Indeß führte sein Sohn Joram, mit Josaphat verbunden, noch glückliche Kriege wider die Moabiter, wurde aber aufs neue von den Syrern überzogen und in Samaria hart belagert,

bis die Belagerer, von derſelben Hungersnoth geplagt, wie die Belagerten, wieder abzogen.

Unterdeß folgte der andere Joram, Joſaphats Sohn, nach dem Tode des Vaters in der Regierung von Juda und ließ ſich durch ſein Weib Athalia, der Jeſabel Tochter, verführen, auch in Jeruſalem den Baalsdienſt einzuführen. Ihm folgte ſein Sohn Ahasja, der Athalia Sohn. Als dieſer einmal den König Joram von Iſrael, ſeinen Verwandten, der in Samaria krank lag, beſuchte, wurden beide durch eine plötzliche Revolution geſtürzt. Weil ſie nämlich beide trotz den Mahnungen der Propheten immer und immer wieder dem Baalsdienſt oblagen, hatte ſich allmählig eine ſtarke Partei im Volk und Heer von ihnen abgewendet. Am verhaßteſten war Jeſabel, die tyriſche Verführerin, die man für eine Zauberin hielt, weil ſie beide Königsgeſchlechter von Iſrael und Juda verblendet und vom Glauben an den wahren Gott abgebracht hatte. Sie hatte als eine Fremde kein Herz für das jüdiſche Volk. Als ſie einmal zur Vergrößerung ihrer Gärten den Weinberg des Naboth haben und dieſer ſeiner Väter Erbe nicht laſſen wollte, ließ ſie ihn umbringen. Dieſe Vorgänge erklären den tiefen Haß der altgläubigen Juden gegen die beiden von ausländiſchem und heidniſchem Einfluß beherrſchten Königshäuſer. Der alte Elias hatte ſich einen Schüler nachgezogen in dem Propheten Eliſa und dieſer, als ein neuer Samuel, ſalbte heimlich den Jehu zum König, welcher in Iſrael als Feldherr Ruhm erlangt hatte, und jetzt plötzlich aus ſeinem Lager aufbrach, um die beiden Könige in Samaria zu überfallen. Sie ahnten nichts, beide fuhren ihm ſogar entgegen und Joram frug ihn arglos, ob Friede ſey? Was Frieden? rief Jehu, wenn deine Mutter hurt und zaubert. Da ſchrie der König: Verrätherei! und lenkte ſeinen Wagen um, aber Jehu ſchoß ihm von hinten einen Pfeil durch den Leib und auch Ahasja entkam nur ſchwerverwundet, um bald darauf zu ſterben. In der Stadt aber ließ Jehu die alte Jeſabel aus dem Fenſter des Palaſtes werfen und fuhr mit ſeinem Wagen über ihre Leiche hinweg, die den Hunden vorgeworfen wurde. Noch lebten

siebzig Nachkommen Ahabs, diese alle ließ Jehu abschlachten und mit ihnen auch zweiundvierzig Brüder Ahasjas, die mit ihnen gekommen waren. Gleiches Schicksal traf die Baalspriester, welche Jehu listig, als wolle er sie behalten, ein großes Opfer verrichten, dann aber den Tempel absperren und sie alle niedermachen ließ. Nach dieser furchtbaren Rache stellte er den reinen Dienst Jehovahs wieder her.

Die Königin Wittwe Athalia in Jerusalem aber wüthete ihrerseits nicht minder furchtbar, wenn auch aus ganz anderen Motiven. Sie wollte, eine zweite Semiramis, allein regieren und den Baalsdienst in Juda aufrecht erhalten. Deshalb ließ sie alle Prinzen des Hauses, sogar ihre eigenen Enkel umbringen. Nur Ahasjas jüngster Sohn, der Knabe Joas wurde gerettet und heimlich vom Hohepriester Jojada erzogen, bis er alt genug geworden war. Unterdeß hatte sich Jojada mit dem Führer des Heeres verschworen, alles war vorbereitet und plötzlich wurde Joas zum König ausgerufen. Athalia hörte das Jauchzen des Volkes und die Trompetentöne im Tempel, wußte nicht, was das Freudenfest bedeute, und eilte in den Tempel. Als sie aber sah, was vorging, schrie sie: Aufruhr! doch man schleppte sie, um den Tempel nicht mit ihrem Blute zu entweihen, vor die Thüre und brachte sie um. Joas ließ die Götzentempel niederreißen und rottete den Baalsdienst in Jerusalem aus.

So war in Juda, wie in Israel, der Glauben der Väter wiederhergestellt und doch fielen die erbärmlichen Könige immer wieder davon ab, verlockt durch die Wollust des Heidenthums und weil sie des Zwanges ledig werden wollten, den ihnen die Hohepriester und Propheten auflegten. Joas wartete nur auf Jojada's Tod, um gleich wieder dem Baal zu dienen. Als des Jojada Sohn Zacharias ihm Vorstellungen machte, ließ er denselben steinigen, wurde aber selbst durch Verschworene umgebracht. Sein Sohn Amazia erfocht anfangs einen Sieg über die Edomiter und ließ 10,000 ihrer Gefangenen von einem Felsen herabstürzen, als aber auch er wieder dem Baal verfiel, kam Israel über ihn. In Israel waren dem thatkräftigen Jehu schwächere Könige gefolgt und hatten durch die Syrer

viele Verluste erlitten, bis der vierte, Jerobeam II., dem Reiche wieder Stärke gab. Dieser war es, der Amazia mit Krieg überzog, Jerusalem eroberte und ausplünderte, es jedoch nicht behielt. Amazia kam durch Verschwörer um. Sein Sohn Usia regierte eine Zeitlang wohl, als er aber das Hohepriesterthum mit der Königswürde in seiner Person vereinigen wollte, schlug ihn der Aussatz. Sein Enkel Ahas glaubte sich wieder auf die Phöniker stützen zu müssen und führte den blutigen Molochdienst in Jerusalem ein. Da kam abermals Israel über ihn. Hier war unter Jerobeam II. mit dem Glück auch der alte Uebermuth zurückgekehrt und eine schmachvolle Lüderlichkeit der Sitten und Ungerechtigkeit in der Verwaltung eingerissen. Vergebens eiferte dagegen der Prophet Amos, er mußte flüchtig werden. Aber Jerobeams II. Sohn, Zacharias, erlitt dafür die Strafe, indem er als Opfer einer Verschwörung fiel. Mit ihm endete das Haus Jehu. Der Usurpator Menachem wurde nun aber von den Syrern zu Damaskus so hart bedrängt, daß er, wovor der Prophet Hosea vergebens warnte, den mächtigen König der Assyrer, Phul, zu Hülfe rief und dessen Vasall wurde. Ihn stürzte aber ein neuer Usurpator, Pekah, der sich mit den Syrern verband und, um den Assyrern kräftiger trotzen zu können, Juda mit Israel wiedervereinigen wollte.

Ahas in Juda, gegen den gleichzeitig auch die Philister und Edomiter losbrachen, sah nun seinerseits keine andere Hülfe als bei den Assyrern und der König Tiglat Pilesar leistete sie ihm sogleich, unterwarf Damaskus, schonte Israel nur, weil sich Pkah schnell vor ihm demüthigte, machte aber den Ahas selbst zu seinem Vasallen und geberdete sich als Alleinherr. Aus Israel entführe er fast den ganzen Stamm Naphthali und die Männer von Gilead nach Assyrien und im Tempel zu Jerusalem mußte der assyrische Götzendienst offiziell eingeführt werden. Vergebens hatte der furige Prophet Jesaias den König Ahas vor der trügerischen Hüle der Assyrer gewarnt. Es blieb ihm nur noch übrig, dem Volk seine Sünden vorzuhalten, für die es jetzt gestraft werde, aber er unter-

ließ auch nicht, in den Beſſern die Glaubenskraft und untrügliche Zuverſicht auf den Herrn zu befeſtigen. Mittlerweile wurde in Samaria Pekah durch eine Verſchwörung, an deren Spitze Hoſea ſtand, umgebracht und Hoſea wurde König als Vaſall Aſſyriens. Damals zog Salmanaſſar mit großer Heeresmacht aus, um Phönikien zu unterwerfen. Hoſea, dem ſehr bange war, der ſchonungloſe Aſſyrer möchte ihm Israel nehmen, verband ſich trotz des Jeſaias Warnungen mit Aegypten, wurde aber, nachdem er ſich compromittirt hatte, von dort aus ſo wenig als von dem zitternden Juda aus unterſtützt, erlag nun der Rache des Aſſyrers und wurde auf deſſen Befehl gefangen und fortgeſchleppt, ganz Israel von Salmanaſſars Truppen beſetzt. Nur Samaria wehrte ſich aufs tapferſte drei Jahre lang, bis auch ſie unterlag, 720 vor Chriſto. Der Sieger ließ den größten Theil der Bevölkerung nach Aſſyrien verpflanzen und das Reich Israel hatte aufgehört.

In Juda folgte dem Ahas ſein Sohn Hiskias, dem der neue Herrſcher Aſſyriens Sanherib ſchon den Untergang drohte, der jedoch durch einen Engel des Herrn abgewendet wurde. Dieſe Nachricht der h. Schrift ſtimmt mit der griechiſchen zuſammen, nach welcher Sanherib, im Begriff Aegypten zu überziehen, durch ein Wunder zum Rückzug genöthigt wurde. Hiskias Sohn Manaſſe fiel in die Sünde des Ahas zurück, ſtellte den Dienſt des Moloch wieder her und opferte dieſem ſchrecklichen Götzen den eigenen Sohn, wendete aber damit das Unheil nicht ab, denn die Aſſyrer ſchleppten ihn gefangen fort. Dieſes Unglück beſſerte ihn und zum Lohn ſeiner Bekehrung führte ihn Gott nach Jeruſalem zurück, denn die Aſſyrer ſchenkten ihm die Freiheit. Wie übel es in Jeruſalem ausſah und wie tief der moſaiſche Staat durch die äußere und innere Gewalt, welche das Heidenthum erlangt hatte, zerrüttet war, geht daraus hervor, daß des Manaſſe Sohn, Joſia, die h. Bücher Moſis, das alte Geſetz, als etwas ihm völlig Neues und Fremdes kennen lernte, nachdem alle Handſchriften deſſelben früher, vielleicht noch unter ſeinem eigenen Vater, vernichtet worden waren und nur eine einzige wieder-

entdeckt und ihm gebracht wurde.*) Auch war der Tempel Salomos so baufällig geworden, daß ihn Josia erst wiederherstellen mußte. Der Rückzug Sanheribs hatte unterdeß die Aegypter übermüthig gemacht und ihr König Necho zog heran, um Juda zu erobern. Josia fiel in der Schlacht und sein Sohn Jojakim durfte ihm nur als ägyptischer Vasall nachfolgen. Unter diesem begann der Prophet Jeremias zu wirken, aber nur wie Jesaias, um den nahen Untergang zu verkünden als gerechte Strafe Gottes, und um die wenigen Gläubigen mit der göttlichen Verheißung zu trösten.

Damals war im Osten die Herrschaft wieder von Assur auf Babel übergegangen und Nebucadnezar erhub sich wider Aegypten, um den stolzen Necho zu demüthigen. Necho unterlag in der großen Schlacht am Euphrat bei Karchemis und die Babylonier wälzten sich heran, um unterwegs auch Juda zu überfallen. Jojakim war eben gestorben, sein Sohn Jechonja wurde gefangen und mit seinem ganzen Hause, allen Schätzen und 17,000 jüdischen Kriegern nach Babylon fortgeschleppt. Jerusalem aber blieb noch unversehrt und erhielt an Zedekias, einem Bruder des Jojakim, einen babylonischen Statthalter. Dieser ließ sich trotz des Jeremias Warnungen in einen Bund mit Aegypten gegen die Babylonier ein, wurde aber besiegt, gefangen fortgeführt und geblendet. Jerusalem vertheidigte sich noch, wurde aber erobert und gänzlich zerstört, der Hohepriester Seraja mit sechzig der Vornehmsten hingerichtet, die Heiligthümer aus dem Tempel nach Babylon entführt und das ganze Volk von Juda eben dahin

*) Die moderne Zweifelsucht ist so weit gegangen, vorauszusetzen, die Bücher Mosis seyen damals überhaupt zum erstenmal aufgetaucht als ein künstliches Machwerk der Priester und hätten vorher gar nicht existirt. Indessen beruht die ganze Geschichte Israels auf der älteren Existenz des mosaischen Gesetzes und es ist absurd, zu glauben, in dem so lange schon zerrütteten Judenstaate unmittelbar vor dessen Untergang hätte eine Priesterpartei nur überhaupt Zeit gefunden, ein so mühevolles und umständliches Machwerk zu Stande zu bringen, und hätte sich einbilden können, dasselbe zur Grundlage einer dauerhaften Hierarchie zu machen in einem Zeitpunkt, wo alles auseinanderfiel

verpflanzt, 588 vor Chriſto. Das ewig rebelliſche Volk ſollte aus ſeiner Heimath geriſſen mit den übrigen Unterthanen des babyloniſchen Reichs verſchmelzen. Doch blieben, wie es ſcheint, viele geringe Leute zur Beſtellung der Felder und Weinberge zurück. Jeremias, den der letzte König wegen ſeiner Gegenrede hatte ins Gefängniß werfen laſſen, wurde eben dadurch gerettet, Nebucadnezar ließ ihn frei, aber nur, damit er weine auf den Trümmern von Jeruſalem.

8.

Die babyloniſche Gefangenſchaft.

Der ſteinerne Tempel war zerbrochen, aber der wahre Gott fand doch ſeinen Altar im Herzen der Propheten und je größer das Unglück, je tiefer die Schmach, deſto ſtärker und unzerreißbarer wurde der unſichtbare Faden, den die heilige Erinnerung und die heilige Verheißung durch die Weltgeſchichte fortſpinnen ſollte. Mit der Erinnerung an den Gott Adams, Noahs, Abrahams und Moſis verband ſich nämlich von nun an, als Iſrael im tiefſten Elend war, die Verheißung einer Wiedergeburt, einer Wiederherſtellung des Reiches Gottes auf Erden, eines neuen Königs, eines neuen Jeruſalem, welches die Propheten in ihren Viſionen erblickten, wie einſt der ſterbende Moſes vom Berge Nebo herab das gelobte Land in weiter Ferne geſehen hatte.

Als die aus ihrer Heimath, aus dem gelobten Land ihrer Väter hinweggeführten Juden an den Bächen (Canälen) Babylons weinend ſaßen, tröſtete ſie zuerſt der mitgefangene Prophet Ezechiel, indem er ihnen in großartiger Viſion die Allmacht des allein wahren Gottes zeigte. Die Viſion vom Herrn iſt in höchſtem Grade majeſtätiſch. Im Sturmwind fährt er daher auf Feuerwolken, in Menſchengeſtalt ſitzend auf einem Thron von Saphir, der auf einer Grundlage von Cryſtall ruht und getragen wird von vier Cherubim. Die Cherubim

glänzen und fahren daher mit Blitzesschnelle. Unter jeglichem befindet sich ein Rad, gestaltet wie vier Räder ineinander, und voller Augen. Sehr schön ist der Gedanke, daß der Prophet in das feurige Gewölk zwischen die Räder greifen und Feuer auf das Volk streuen soll. In diesem berühmten Bilde also erschien Gott dem Ezechiel. Dann blickte der Prophet in die Ferne der Zeit und sah den Untergang aller der mächtigen Völker, die über Judas Fall triumphirten. Die Starken alle werden umkommen. Wenn aber das Gericht vollstreckt ist, wird Gott sich seines Volkes erbarmen und die noch Uebrigen sammeln, wie ein Hirt die verirrten Schafe. Der Hirt aber wird ein Knecht Davids seyn, spricht der Herr, d. h. der neue König aus Davids Geschlecht. Nun folgt das wunderschöne Bild der Auferstehung. Der Herr führt den Propheten auf ein Feld voll dürrer Gebeine und befiehlt ihm, ihnen zuzurufen, sie sollten das Wort des Herrn hören. Da rauscht es und die Gebeine fügen sich zusammen, und an die Knochen wachsen Fleisch und Adern und überziehen sich mit Haut, und ein Wind weht über sie hin und bläst ihnen Odem ein. So, spricht der Herr, will ich einst eure Gräber aufthun und euch wieder bringen in das gelobte Land. Sodann malt der Prophet das Bild des idealen Tempels aus, voll Ahnung des Christenthums, denn im 47. Kapitel heißt es: unter der Schwelle des Tempels gegen Morgen werde ein Strom herausfließen, der ins todte Meer sich ergießend dasselbe wieder gesund und zu süßem Wasser machen, der überall Segen und Fruchtbarkeit hervorrufen werde und in dem unzählige Fische leben würden, an den Ufern aber würden eine Menge Fischer stehen und die Netze ausbreiten. Dies scheint nur sinnbildlich verstanden und auf den Segen des Christenthums bezogen werden zu müssen. Fischer waren die Apostel, Christus selbst nannte sich einen Menschenfischer; unter den Fischen versteht die spätere Symbolik durchgängig die im Wasser Getauften oder Christen.

Wie Ezechiel dem gebeugten Volke die glänzende Zukunft zum Troste wies, so fand es auch einen unmittelbaren Helfer, wie einst

ihre Väter in Aegypten an Joſeph. Das war der junge Prophet Daniel, ein Knabe aus königlichem Geſchlecht, der in der Gefangenſchaft dem Volke Gottes zum wunderbaren Troſt gereicht. In ihm iſt die ewige Jugend des Volkes perſonificirt. Mitten im tiefſten Unglück des gefeſſelten Volkes iſt er eine durchaus vornehme Erſcheinung. Noch ganz jung erwarb er ſchon durch ſein ſalomoniſches Urtheil im berühmten Prozeß der keuſchen Suſanna großen Ruf. Nun hatte König Nebucadnezar einen Traum, der ihn in große Unruhe verſetzte, ohne daß er ſich beſinnen konnte, was ihm eigentlich geträumt habe. Alle Magier werden berufen, ihm zu ſagen, was er geträumt? aber keiner vermag es. Da wird der kluge Knabe Daniel berufen und er allein erräth den Traum. Der König ſah eine Statue mit goldenem Haupt, Bruſt und Arm von Silber, Bauch und Beine von Erz, die Füße von Thon. Ein Stein von oben fiel auf die Füße, ſie zerbrachen und das ganze Bild fiel zuſammen. Das goldene Haupt, ſagte Daniel, biſt Du, König; das Silber bedeutet ein ſchlechtes Königreich, das nach Dir kommen wird, das Erz ein noch ſchlechteres, die Erde das letzte und ſchlechteſte, das zuſammenbrechen wird. Man hat ſpäter unter dem Silber das perſiſche, unter dem Erz das makedoniſche, unter der Erde das römiſche Reich verſtanden und noch Joſephus verräth, welch großen Einfluß dieſe Ideen auf die Juden geübt, indem ſie ſich gegen Rom empörten. Sie glaubten nämlich ſteif und feſt, ſie ſeyen der Stein, den Daniel gemeint, und durch den das römiſche Reich zertrümmert werden würde. Denkt man ſich unter dem Stein den Eckſtein, von dem Chriſtus ſpricht, ſo iſt die Prophezeihung buchſtäblich eingetroffen, denn das römiſche Weltreich wurde nur zertrümmert, um der chriſtlichen Theokratie des Mittelalters Raum zu geben.

Nebucadnezar hielt Daniel hoch in Ehren und ſetzte ihn über alle Magier, nahm ſich aber ſeine Worte zu Herzen und ſtarb im Wahnſinn. Sein Nachfolger Belſazar mißachtete die Juden und ließ einſt beim Gaſtmahl die heiligen Gefäße, die aus dem Tempel Salomos geraubt worden waren, herbeibringen, um mit ſeinen Kebs-

weibern daraus zu trinken. Da erschien plötzlich eine Hand, die an die Wand schrieb mene thekel upharsin. Der König erblickte die Hand, entfärbte sich, seine Lenden erbebten, seine Beine zitterten. Alle Magier ließ er herbeirufen, ihm die geheimnißvolle Schrift zu deuten. Niemand konnte sie aber deuten, außer Daniel, welcher sprach: mene, d. h. dein Reich ist gezählt und seine Zahl ist aus; thekel, d. h. du bist gewogen und zu leicht erfunden worden; upharsin, d. h. dein Reich ist gestürzt und den Medern und Persern gegeben. Und siehe schon in derselben Nacht wurde Belsazar getödtet und der Perser nahm das Reich ein. Die griechischen Berichterstatter kennen keinen Belsazar, doch ist unter ihm ohne Zweifel der letzte babylonische König gemeint. Die Hauptsache aber wird auch von den Griechen (Herodot und Xenophon) bestätigt, nämlich daß Cyrus, der Perser, Babylon bei Nacht während eines schwelgerischen Festes überfiel.

Neben Daniel traten während der babylonischen Gefangenschaft auch noch die Propheten Zacharias und Haggai auf und zeigten dem gefangenen Volke Israel in Visionen das neue Jerusalem. — Unter den früher schon durch die Assyrer aus der Heimath weggeführten Israeliten gedenkt die h. Schrift insbesondere des frommen Tobias vom Stamme Naphthali, welcher in seiner neuen assyrischen Heimath dem Herrn noch eben so treu diente, wie einst im h. Lande, weshalb er auch an seinem Sohn, dessen rührende Geschichte das Buch Tobias enthält, so große Freude erlebte.

Als Babylon von Cyrus erobert war, ließ dieser mächtige Herrscher die Juden wieder frei in ihre Heimath zurückkehren, eine Großmuth, welche sich natürlich erklärt, wenn man erwägt, daß die Perser, wenn sie auch nicht den Glauben der Juden hatten, doch den Götzendienst eben so haßten, wie sie, und insofern in ihnen geistesverwandte Bundesgenossen sahen. Die Freilassung erfolgte im Jahr 536 vor Christo. Indessen begaben sich nur 42,000 Juden unter Serubabels Anführung mit den heiligen Tempelgefäßen, die ihnen wiedergeschenkt worden waren, nach dem zerstörten Jerusalem

zurück. Als ſie aber den Tempel Salomos wieder aufzubauen anfingen, wollte das Volk von Samaria, der Reſt des Volkes Israel, mit fremden Einwanderern vermiſcht, Antheil daran haben. Weil jedoch die Samariter mit Götzendienſt befleckt waren, duldeten die Juden ihre Theilnahme nicht. Es handelte ſich wieder darum, ob nach heidniſcher Weiſe der Gott Jehovah neben den andern Göttern verehrt werden ſollte, wie die Samariter wollten, oder nur Jehovah allein, worauf die Juden beſtanden. Der perſiſche Satrap befahl den Tempelbau einzuſtellen. Erſt unter dem Perſerkönig Darius wurde derſelbe wieder geſtattet und Esra, ein Nachkomme Arons, ſtellte den alten Tempeldienſt wieder her und ſammelte die h. Bücher, der Prophet Maleachi aber gründete eine Synagoge zur Erklärung derſelben, während ein anderer Jude, Nehemia, als perſiſcher Statthalter in Jeruſalem reſidirte.

Indem wir hier die jüdiſche Geſchichte verlaſſen, um ſie ſpäter wieder aufzunehmen, gedenken wir noch zweier merkwürdiger Frauen der h. Schrift, der Judith und Eſther. Von der Judith von Bethulia wird erzählt, ſie habe durch eine kühne Wagniß den Holofernes, Feldherrn des Nebucadnezar, mitten in ſeinem Lager getödtet, worauf ſein Heer entflohen ſey. Von der Eſther aber heißt es, ſie habe als ein armes Judenmädchen in Suſa den dort reſidirenden Perſerkönig Ahasverus (unter dem man beſſer Xerres, als den langhändigen Artaxerres vermuthet) durch ihre Schönheit bezaubert. Ihr Oheim und Vormund aber war Mardochai, ein echter und gerechter Jude, welcher vor dem mächtigen Miniſter Haman die Kniee nicht beugte, weil der Menſch ſie vor keinem Menſchen, ſondern nur vor Gott beugen ſoll. Haman wollte ihn und alle Juden hängen laſſen, Eſther aber benutzte des Königs gute Laune während eines Gelages, ihn um eine Gnade zu bitten und verlangte, daß Haman gehenkt werde. Derſelbe mußte nun denſelben Galgen zieren, den er für den Mardochai hatte aufſchlagen laſſen und der letztere wurde an ſeiner Statt Miniſter. Zum Andenken dieſes glücklichen Erfolges feiern die Juden das Purimfeſt. In dieſen beiden Büchern Judith und

Esther tritt wieder der echtjüdische Zug hervor, den uns die Geschichte der Sarah und Thamar zeigte. Die Prostitution aus Nützlichkeitsgründen wird hier gar nicht als ehrlos angesehen, Esther, die Maitresse eines Heidenkönigs, tritt sogar in das glänzende Licht einer Retterin des Volkes Gottes. So werden wir denn, wie weit wir auch die jüdische Geschichte verfolgen, den Schmutz niemals ganz los, der gleichsam unten an der Lampe klebt, die das ewige Licht trägt.

Fünftes Buch.

Perſer.

1.

Zoroaſter.

Wie ſich unter den in Weſtaſien weitverbreiteten Semiten ſelbſt anderthalb Jahrtauſende hindurch die Juden des babyloniſch-aſſyriſchen Despotismus und Baaldienſtes zu erwehren geſucht hatten, ſo traten dieſem von Babylon und Ninive aus herrſchenden Syſtem auch von außen die Arier im Oſten entgegen. Zwar hatten die ariſchen Meder und die hinter ihnen wohnenden ariſchen Perſer, Bactrier, Sogdianer lange der ſemitiſchen Uebermacht nicht widerſtehen können, waren ihr öfters unterworfen worden und hatte zuletzt der Meder Dejoces in Ecbatana denſelben Despotismus und Sternendienſt eingeführt, wie er urſprünglich von Babel ausgegangen war. Als aber die despotiſchen Dynaſtien von Babylon, Ninive und Ecbatana durch den Kampf um die Oberherrſchaft des einen über alle drei einander wechſelſeitig ſchwächten, machten ſich die ihnen unterworfenen Arier im Oſten nicht nur wieder unabhängig, ſondern ſtellten auch dem alten Baal- und Sternendienſt eine neue Religion entgegen, in welcher ſich die ganze ſittliche Ueberlegenheit der Arier über die Semiten geltend machte.

Wir dürfen kaum hoffen, das Dunkel, welches über der älteſten Geſchichte der Bactrier und Perſer ſchwebt, jemals ganz zu lichten. Alle Nachrichten aber weiſen uns, wenn vom Urſprung der neuen Religion die Rede iſt, auf Bactrien, das Hochland zwiſchen dem Indus und Orus, den nordweſtlichen Theil der älteſten ariſchen Heimath, daher die Hauptſtadt Bactra dem Orus nahe an einem Nebenfluß deſſelben lag. Hier war der Stamm und die alte Ueberlieferung der Arier am reinſten bewahrt, hier waidete ein noch kräftigeres Volk, als die Meder, gleich dieſen ſeit alter Zeit eine ausgezeichnete Pferderace (die turkomanniſche, die man noch jetzt in dieſen Gegenden findet) und war ſehr kriegeriſch, wie die tapfere Vertheidigung Bactras gegen Ninus beweiſt. Wenn nun auch dieſes Bergland einmal Aſſyrien, dann Medien unterworfen wurde, ſo behielt es doch ſein eigenes Königsgeſchlecht, welches nur dem mächtigen Reich im Weſten tributbar blieb. Das vor der Stiftung der neuen Religion in Bactrien herrſchende Königsgeſchlecht war das der Achämeniden (von den Griechen ſo genannt) oder der Kavas (nach dem Schachnameh, worunter jedoch wohl nur überhaupt Könige zu verſtehen ſind). Unter ihnen wird im Schachnameh Viſtaspa oder Guſtasp (reich an Pferden oder Herr der Pferde) genannt, von dem das heilige Buch der neuen Perſerreligion, das Zendaveſta, ausſagt, er ſey zuerſt von Zoroaſter, dem neuen Propheten, bekehrt worden und habe deſſen Lehre verbreitet. Auch durch Ammianus Marcellinus wird beſtätigt, daß Zoroaſter in Bactra unter Hiſtaſpes eine religiöſe Reform eingeführt habe. Von Bactra aus drang die neue Religion leicht in Perſien ein, weil das Haus der Achämeniden ſich ſeit dem König Chiſpiſh (Teiſpes) in zwei Linien getheilt hatte, wovon die eine in Bactra, die andere in Perſien ſaß, beide als Vaſallen des großen mediſchen Reichs.

Wurde durch das Haus der Achämeniden die neue Religion gefördert, ſo geſchah es in Oppoſition gegen das mediſche Herrſcherhaus, welches dem alten Baalsdienſt oblag, und in Uebereinſtimmung mit dem Volksgeiſte. Zoroaſter friſchte eigentlich nur das ariſche Be-

wußtſeyn auf und brachte Methode in das natürliche Widerſtreben, mit welchem die ernſten und ritterlichen Arier im heimathlichen Urgebirge das üppige und ſündige Treiben aus dem Tiefland im Weſten hatten müſſen an ſich herandringen laſſen.

Der ariſche Urcharakter hatte ſich von Bactra (Balkh) aus nach dem über dem Orus liegenden Sogdiana (Samarkand) und gegen das kaſpiſche Meer hin über Margiana (Merv) zu den damals noch rohen Chorasmiern, Hyrkaniern und Parthern, dann weiter ſüdwärts nach Perſien (Parſis, Farſiſtan), Caramanien und Suſiana verbreitet, ſich jedoch im Norden durch die Nachbarſchaft der Saken mehr veredelt und geſtählt, im Süden durch die Nachbarſchaft mit den meſopotamiſchen Despotien mehr erſchlafft. Wie daher die religiöſe Reform vom Norden ausging, ſo verlor ſie an Kraft und Reinheit, je weiter ſie ſich vom Süden aus weſtlich verbreitete.

Weil Zoroaſter nur ältere religiöſe Vorſtellungen der Arier auffriſchte, ſchärfer und ausſchließlicher betonte und in ein Syſtem brachte, hat man ihn in das höchſte Alterthum zurückverlegt. Allein er lebte und wirkte in der That nicht lange vor der perſiſchen Erhebung unter Cyrus und ſeine neue Religion war mit einer der ſtärkſten Hebel der großen Umwälzung, durch welche die Weltherrſchaft den Semiten genommen und an die Arier gebracht wurde. Im Jahr 846 ließ ein muhamedaniſcher Despot die koloſſale Cypreſſe umhauen, welche damals vor 1450 Jahren von Zoroaſter gepflanzt worden war. Zoroaſter (Zarathuſtra) empfing die Offenbarungen ſeines Gottes auf einem Berge, dem Hara Berezeiti, wie Moſes auf dem Horeb, verkündete das Geſetz, wie Moſes das vom Sinai, und redete vor König Guſtasp wie Moſes vor Pharao. Guſtasp hatte den Propheten als Ruheſtörer in den Kerker werfen laſſen. Hier ſchmachtete er ſieben Jahre lang, bis der König einmal vom Pferde geworfen und ſchwer verwundet wurde. Da mahnte ihn Dſchamasp, ſein Diener, an das Unrecht, welches er an Zoroaſter begangen habe, und erklärte ihm ſein eigenes Unglück als eine Strafe Gottes. Der erſchrockene König ließ nun Zoroaſter zu ſich rufen und der

Prophet heilte ihn und ſein Roß und bewährte ſeine göttliche Sendung dadurch, daß er in offener Hand brennendes Feuer trug. Da bekehrte ſich der König und zum Andenken pflanzte Zoroaſter die Cypreſſe. Bald darauf riß ſich Guſtasp von der mediſchen Herrſchaft los und nicht lange nachher that Cyrus in Perſien daſſelbe. Die neue Religion und dieſer Befreiungskampf der ariſchen Völker hängt unmittelbar zuſammen.

Zoroaſter faßte die neue Lehre auch als Nationalſache auf. Er berief ſich, wie Moſes auf den Abraham, ſo auf einen frühern Propheten Hom, wahrſcheinlich nur ein mythiſches Weſen, womit er jedoch den Zuſammenhang ſeiner neuen Lehre mit den ältern Vorſtellungen und Sitten der Arier beurkundet.

Dieſes ariſche Urvolk, von dem ein Zweig jenſeits des Indus zu dem großen Volke der Inder erwuchs, hatte urſprünglich die ſichtbaren Naturmächte verehrt, wie die Semiten, aber mehr die Elemente als die Sterne, und mit einem keuſchern Sinne. Es fällt ſehr auf, wenn man in den älteſten Religionsbüchern der Inder, den Veden, zuweilen dieſelben göttlichen Namen und heiligen Gebräuche wiederfindet, wie im Zendaveſta. Indeß unterſchied ſich die nordariſche durch Zoroaſter feſtgeſtellte Religionsanſicht ſchon urſprünglich von der indiſchen, wie von der ſemitiſchen. In ihr waltete nämlich die Neigung vor, die Naturerſcheinungen und Naturgewalten als Dämonen aufzufaſſen, und in der Natur nicht, wie die Baals- und Mylittadiener im Weſten, eine ewige Hochzeit, ſondern vielmehr einen ununterbrochenen Kampf zu ſehen. Man pflegt dieſe Auffaſſung durch die natürliche Beſchaffenheit des nordariſchen Landes zu erklären. Das an fetten Waiden und fruchtbaren Thälern reiche Gebirgsland, das ſchöne Iran, ſteht hier dem von Sandwüſten durchzogenen Flachlande, dem häßlichen Turan, ſchroff gegenüber. Die Unfruchtbarkeit der Wüſte mit ihren unheimlichen und zerſtörenden Winden und Heuſchreckenzügen wurde als ein Heer böſer Dämonen gedacht, welche mit den guten der fruchtbaren Landſchaften in beſtändigem Kampf begriffen ſeyen. Man darf dieſe Erklärung wohl

gelten laſſen, aber ſie genügt nicht. Die Aegypter ſahen in der Natur ihres Nillandes einen noch viel ſchroffern Gegenſatz und doch wurde derſelbe nicht die Grundlage ihres Religionsſyſtems. Man muß daher das der Arier nicht blos durch die Beſchaffenheit ihres Landes, ſondern auch und hauptſächlich aus ihrer angebornen Kampfluſt und Ritterlichkeit erklären. Derſelbe Homtrank, der von alten Zeiten her der heilige Reinigungstrank der Inder wie der Perſer war, wurde doch von den Indern nur als eine Abwaſchung des Unreinen und als ein Mittel der Contemplation, der Einkehr in ſich ſelbſt, betrachtet, von den Perſern dagegen mehr als eine Stärkung im Kampf mit dem Böſen. Derſelbe Mithras (Sonnengott), zu dem der Inder in den Vedas betete: „Den Mithra, der ſich beim Opfer offenbart, laden wir zum Genuß des heiligen Trankes, den Mithra, der des Opfers Verdienſte ehrt, des wahren Lichtes Herrn“ (Rigveda 2. 4), derſelbe wurde von den Perſern nach dem Zendaveſta alſo angerufen: „Lobpreis dem für und für wachenden Mithras, dem Wohlthäter aller, die ihn mit Demuth nennen, dem reinen Glanze, deſſen Arm hoch iſt, Heldſtreiter wider die Dews,“ d. i. die böſen Dämonen (nach Kleukers Ueberſetzung I, 223). Wie ſehr auch dieſe uralten Hymnen der Arier dieſſeits und jenſeits des Indus einander ähnlich ſehen und unverkennbar einem Zwillingsvolk entſtammen, ſo fühlt man doch den Unterſchied hindurch. Die Inder abſtrahirten von ihrer Sonne das geiſtige Licht, den denkenden Urgeiſt (Brama) und wollten mit ihm ſinnen und denken, die Perſer aber dachten ſich unter der Sonne den Helden, der wider die Finſterniß und alles Böſe ſtreitet (Ormuzd) und wollten unter ſeiner Fahne kämpfen.

Damit ſtimmt zuſammen, daß nach der Perſer Lehre alle böſen Dews aus allen Tiefen der Erde ſich auf dem Gipfel des Berges Arezura verſammelten, um zu berathen, wie ſie ſich gegen Zoroaſter vertheidigen ſollten, als dieſer die neue Lehre verkündigte und dadurch dem Volk die Mittel gab, die Dews nicht nur abzuwehren, ſondern zu vernichten. Sie traten zu ihm und boten ihm das

höchste Erdenglück zum Lohne, wenn er von Ormuzd abfiele. Aber er wies sie von sich und verzweifelnd stürzten sie in die Abgründe der Hölle zurück.

Aus dem erwähnten Beispiel von der Sonne erkennt man, wie Zoroaster die ältere Naturreligion der Arier umbildete. Ueber die sichtbaren Naturkörper und Naturkräfte setzte er deren Genien, stellte alle Genien in zwei großen Kriegsschaaren einander gegenüber, die guten und die bösen, und gab jeder einen höchsten Gott als Feldherrn, den guten Ormuzd, den bösen Ahriman. Was die Griechen vom Prometheus fabeln, er habe das Feuer vom Himmel geholt, das rühmen auch die Perser von Zoroaster, nur daß er nicht wie Prometheus stahl, sondern von Ormuzd empfing. Unter dem Feuer ist die Kraft des Lichts und der Wahrheit, die Waffe verstanden, die alles Böse vernichtet. Seine Priester hießen daher nicht Magier, sondern Athrava (Feuerträger) und mußten stets Feuer bei sich haben. Dem guten Gott wurden heilige Feuer angezündet, kein Bild von ihm wurde geduldet, aber ein heiliges Feuer auf dem Altar als sein sichtbares Abbild in Prozession herumgetragen. Der ganze neue Cultus hieß der persische Feuerdienst.

Von den heiligen Büchern, welche Zoroaster hinterlassen, sind nur wenige übrig, weil sie bei der großen götzendienerischen Reaction gegen die neue Lehre unter Alexander dem Großen vernichtet wurden. Man umfaßt sie mit dem Gesammtnamen Zend-Avesta (das lebendige Wort). Sie waren in der alten Zendsprache geschrieben, welche dem ältesten Sanskrit sehr nahe verwandt ist. Aber in jener alten Sprache ist uns nur das Buch Vendidad (Vidaevodata, gegeben gegen die Dews) erhalten, angeblich das 20. unter den andern, die verloren gingen. Allein das erst in einer spätern persischen Mundart, dem Pehlwi niedergeschriebene Buch Bundehesch enthält unzweifelhaft echte Sammlungen aus den verlorenen Büchern. Die neue Religion tritt darin in allen ihren Umrissen klar hervor, die geschichtliche Erinnerung der Arier ungleich weniger. Der in

ihnen angeſchlagene Ton frommer Andacht vor Gott und muthigen Zornes gegen das Böſe thut wohl, doch ſind die Hymnen allzuvoll von Wiederholungen.

2.

Die perſiſche Religion.

Zoroaſter lehrt: Im Anfang war der gute Gott Ormuzd (Ahuramasda) allein in Zaruana akarana (dem unerſchaffenen Alles umfaſſenden, nach Raum und Zeit) mit Honover (dem Wort, Schöpfungsathem, Logos). Weder Raum und Zeit, noch das Wort gingen ihm voran, wie einige griechiſche und wieder neuere Philoſophen dem Zoroaſter nur angedichtet haben. Raum und Zeit und Wort waren es nicht, von denen der mächtige Gott und Schöpfer ausging, ſondern die von ihm ausgingen. Die von Gott bei der Schöpfung voraus beſtimmte Zeit, innerhalb welcher ſie beginnen und enden ſollte, betrug 12,000 Jahre. Wenn auch die Vorausſetzung nicht ausgeſchloſſen iſt, daß Gott nachher wieder ruht und gleichſam ſchläft, um ſpäter eine neue Weltperiode beginnen zu laſſen, ſo liegt das doch bei Seite und alles Intereſſe wendet ſich einzig der gegenwärtigen Weltperiode zu. In den erſten 3000 Jahren ſchuf Gott nur eine höhere Geiſterwelt, die Amſchaspands, gleichſam Urgenien der erſt künftigen, noch nicht geſchaffenen materiellen Welt. Alle dieſe Geiſter lebten unter ihm in Frieden, die beſondere Bedeutung eines jeden tritt erſt ſpäter hervor. Sodann ſchuf Ormuzd den ſichtbaren Himmel mit Sonne, Mond und Sternen und die Erde mit ihren Elementen. Nur die organiſche Welt, Pflanzen, Thiere und Menſchen fehlten noch. Ormuzd baute ſich ſeinen ſchönen Himmel auf dem Berge Alborby (Alberdſch). Darunter iſt der höchſte Gipfel des Hindukuſch gemeint, des großen Gebirges, unter dem die alten Arier wohnten. Das iſt der Aufenthalt aller guten Geiſter und der Ort, wohin auch einſt die ſeligen Menſchen

kommen sollen, ein Himmel voll ewiger Freuden. Mitten sitzt Ormuzd auf seinem Thron. Hier ist auch der Ausgangspunkt aller Gestirne. Der Berg lag den Ariern im Osten, daher sahen sie Sonne, Mond und Planeten von ihm aufsteigen. Von seinen Höhen kommen die reinen Quellen, welche zu Flüssen vergrößert, weit umher die Länder befruchten. Zoroaster aber lehrte, sie kommen alle aus der Quelle Arduisur vom Gipfel des Alborby.

Nun erst beginnt der zweite Zeitraum, abermals 3000 Jahre umfassend, die Zeit, in welcher die Amschaspands sich in eine gute und böse Reihe trennen und den Kampf beginnen. Die reinen Amschaspands erscheinen als Genien der reinen Elemente, des Feuers und Wassers, der guten Gestirne, der Sonne und des Mondes und zugleich als die Kardinaltugenden, der Güte, Wahrheit, Reinheit, Weisheit. Die unreinen, welche Dews (Davas) heißen, erscheinen umgekehrt als die Genien der zerstörenden Naturkräfte, der bösen Kometen, die mit den guten Planeten kämpfen, alles Schädlichen in der Natur und endlich auch als die Urlaster. Da der Name der Dews derselbe ist, den die heidnischen Götter führen (indisch deva, lat. dei) und unter den Dews ausdrücklich die Namen einiger indischer Naturgötter (Indra, Sarva) vorkommen, so ist wohl kein Zweifel, daß Zoroaster die ihm verhaßten Götzen der damaligen Nachbarvölker in demselben Sinne zu Dews oder Teufeln gemacht hat, wie später in der christlichen Zeit die Götter der Römer und Griechen als solche betrachtet wurden. An die Spitze der Dews aber trat Ahriman, welcher sich dem Ormuzd gleichberechtigt gegenüber zu stellen wagte und darauf ausging, die kaum geschaffene Welt wieder zu zerstören. In Gestalt einer Schlange wälzte er sich auf die Erde, um alles auf ihr zu zermalmen oder zu vergiften, wobei ihm die den Elementen verderblichen Dews halfen, während andere Dews als Kometen oben die schöne Sternenwelt zu vernichten suchten. Ormuzd aber trat aus seinem Himmel hervor und kämpfte an der Spitze der guten Geister mit den bösen. In diese furchtbare Kampfzeit fällt auch die Sündfluth, das unendliche Wasser er-

ſcheint aber hier im Dienſte des Ormuzd, welcher damit die böſen Dews von der Erde hinwegſchwemmen wollte. Der Krieg endete unentſchieden, denn obgleich Ormuzd die Ordnung der von ihm geſchaffenen Welt im Allgemeinen aufrecht erhielt, konnte er doch nicht hindern, daß ſich die Dews in den ihnen entſprechenden Theilen der Natur feſtſetzten, alſo in der Finſterniß, im Winter, in den Stürmen und Gluthwinden, in der Dürre, in allem Schädlichen, was die Natur hervorbringt.

Die Amſchaspands mögen urſprünglich von den Thierzeichen hergenommen ſeyn, haben jedoch in Zoroaſters Lehre eine weit mehr umfaſſende Bedeutung erhalten. Sie heißen 1) Bahman, das gute Herz im Widderzeichen, Genius der Heerden, die übrigens erſt geſchaffen werden ſollten. Ihm trotzt der Dew Akuman als das ſchlechte Herz und der Viehverderber. 2) Ardibeheſcht, der Reine, der Erzeuger im Stierzeichen. Ihm trotzt der Dew Arder. 3) Schariwer, der Reichthum bringt. Ihm trotzt Sevel. 4) Sapandomad, Schutzgeiſt der Erde. Ihm trotzt Nakard. 5) Khordad, Schutzgeiſt des Waſſers, dem Tarik trotzt. 6) Amerdad, Schutzgeiſt der erſt noch zu ſchaffenden Gewächſe, dem Zaretſch trotzt. Es ſind ihrer ſechs von beiden Seiten, der ſiebente iſt hier Ormuzd, dort Ahriman als der höchſte. Neben ihnen ſtehen noch andere gute und böſe Genien, ja ſie vervielfältigen ſich ins Unendliche, weil die Fervers der einzelnen guten oder böſen Geſchöpfe und die Izeds als perſonificirte Abſtractionen hinzukommen. Am vornehmſten ſind Mithra als Genius der Sonne, Taſchter, der Planet Jupiter als Fürſt der Sterne, Sura, der Hundsſtern Sirius als Wächter des Himmels, Khordad als Genius des Mondes, Hethra der Erde, Seroſch der Luft, Schariver der Metalle ꝛc. Auf Ahrimans Seite iſt der mächtigſte Sternenfürſt der Komet Gurzſcher. Aſtujad, Dew des Todes, Hamrid der Fäulniß, Buete der Krankheiten, Areſch des Neides ꝛc. — Solche gute und böſe Urgeiſter ſind neun auf den Ruinen von Perſepolis noch heute in Steinbildern zu ſehen, um an den Königspaläſten angebracht, den Sieg des Ormuzd und der ihm treuen Kö-

nige über Ahriman und seine Brut zu bezeichnen. Es sind phantastische Thierbilder, deren Deutung nicht immer ganz klar ist.

Unzufrieden damit, daß er mit Ahriman die Schöpfung theilen sollte, sann Ormuzd auf eine neue Schöpfung, um das Reich des Guten zu mehren und sein streitbares Heer zu verstärken.

Aus diesem Grunde wollte er Organismen oder lebendige Körper schaffen, in die reine Geister als sogenannte Fervers eingehen sollten. Der erste Körper aber, den er schuf, war ein Stier, gleichsam der Inbegriff alles irdischen Organismus, in der Mitte stehend zwischen dem niedrigsten und höchsten, der Pflanze und dem Menschen. Auch war in ihm der gesammte Organismus enthalten, denn als Ahriman, wüthend auf ihn lauernd, ihn durchbohrte, wuchs aus der Leiche des Stieres das Pflanzenreich hervor, aus seinem Marke die Bäume, aus seinen Hörnern die Früchte, aus seinem Schwanze das Getreide, aus seinem Blute der Wein. Indem aber der Ferver ihn verließ, ging mit diesem zugleich aus des Stieres Leiche der erste Mensch hervor, Kaiomorts. Auch diesen brachten die Dews ums Leben, aber aus seiner Leiche gingen zwei neue Menschen hervor, das Urpaar, von dem alle andern Menschen stammen, Meschia und Meschiane. Und damit auch Thiere da seyen, ging aus dem Ueberrest des Stieres auch noch ein neues Stierpaar hervor, von dem alle übrigen Thiere abstammten. Indessen verfehlte Ahriman nicht, einen großen Theil der gut geschaffenen Pflanzen und Thiere wieder zu verderben. Davon kommen alle giftigen Pflanzen, Raubthiere und Ungeziefer. Damit aber auch die Hoffnung, welche Ormuzd auf die Menschen gesetzt hatte, vereitelt würde, trachtete Ahriman, Meschia und Meschiane zu verführen. Es gelang ihm nur zu wohl, denn sie aßen von den bösen Früchten, die er ihnen anbot, und mit deren Genuß zog die Sünde bei ihnen ein. Unter ihren Nachkommen blieb nur ein kleiner Theil fromm, durch Hom, den uralten Propheten, belehrt. Die andern alle verharrten in der Sünde, vergaßen den Ormuzd und die guten Geister und beteten die Dews an. Das sind die Heiden mit ihrem Götzendienst.

Damit ſah ſich Ormuzd betrogen. Seine Gemeinde auf Erden blieb klein, die des Ahriman gewann eine ungeheure Ausdehnung. Im Zendaveſta wird Ahriman faſt immer der todtſchwangere genannt und zugleich als ein ſtets hungriges Ungeheuer mit langen Zähnen, langen Armen und Beinen gedacht.

Da im dritten Zeitraum, im Beginn der folgenden 3000 Jahre, offenbarte ſich Ormuzd dem Zoroaſter, um durch die Lehre, in der er ihn unterrichtete, die befleckte Menſchheit wieder zu reinigen, die Menſchen vom Dienſte Ahrimans zum Dienſte des Ormuzd zurück zu führen und dem letzteren ein neues zahlreiches Heer von Streitern zu werben. Darum nun iſt das ganze Geſetz Zoroaſters darauf berechnet, daß die Menſchen den Ahriman und ſeine ganze böſe Brut bekämpfen ſollen. Zuerſt durch die Reinheit ihrer Seelen, durch Wahrheit und Treue. Die Griechen beſtätigen, daß die Perſer niemals gelogen und bei der Erziehung ihrer Kinder vor allem darauf geſehen hätten, daß dieſelben immer die Wahrheit ſagten. Ebenſo rühmen ſie, daß jeder Perſer ſein Wort halte. In allen Sittenvorſchriften des Zoroaſter tritt ein edler Zug hervor, er verdammt nicht nur das eigentlich Böſe, ſondern auch die Gemeinheit niedriger Seelen, den kleinlichen Neid, die Schadenfreude, Klatſcherei ꝛc. Zweitens fordert Zoroaſter von den Menſchen auch die körperliche Reinheit, Vermeidung jeder unreinen Berührung, theils als Pflege der Geſundheit, theils um den Adel der menſchlichen Geſtalt nicht entweihen zu laſſen, die in ſofern ein Tempel Gottes iſt, als ein himmliſcher Feuer in ihr wohnt. Als Reinigungsmittel galten hauptſächlich Feuer und Waſſer, welche daher bei den Opfern und Ceremonien beſtändig gebraucht und ſelbſt als göttliche Weſen angerufen wurden. Der Menſch ſollte aber, wie er ſich ſelbſt nicht verunreinigen darf, auch nichts anderes, was von Ormuzd rein geſchaffen iſt, beſchmutzen. Darin verräth ſich ein zarter Sinn, obgleich die allzu ausführlichen Vorſchriften, die äußere Reinheit betreffend, durch die Aufmerkſamkeit, welche ſie erforderten, die Aufmerkſamkeit auf die innere Reinheit mögen beeinträchtigt haben. In

allen religiösen Cultus geschieht dem Geistigen und Sittlichen Abbruch durch allzu ängstliche Sorge für das Sinnliche. Um Ahriman erfolgreich zu bekämpfen, war ferner noch dem Perser vorgeschrieben, alle unreinen und schädlichen Thiere, namentlich das Ungeziefer (die Kharfesters) zu tödten und dagegen die reinen Thiere und Pflanzen sorgfältig zu pflegen und zu vermehren. Dadurch erhielt die Jagd, wie die Viehzucht und der Ackerbau eine religiöse Bedeutung. Außer dem Stier und Pferde standen Hund und Hahn, als gute Thiere des Ormuzd und nützliche Hausthiere in besonderem Ansehen.

Welcher Mensch nach diesen Gesetzen lebte, dessen Seele sollte nach dem Tode des Leibes in den Himmel des Ormuzd kommen, auf dem Gipfel des Albordy. Der Weg dorthin stand allen Seelen der Verstorbenen frei, allein sie mußten die Brücke Tschinevad passiren und wer sein Leben nicht der Tugend und dem Gesetz Ormuzd geweiht, wer sich der Verführung des Ahriman hingegeben hatte, dem verengerte sich die Brücke, so daß er hinunter stürzen mußte in den Abgrund Duzakh. Dieser schreckliche Ort sollte jedoch keine ewige Hölle, sondern nur ein Ort schmerzhafter Reinigung, ein Fegefeuer seyn.

Am Ende dieses Zeitraums oder der dritten 3000 Jahre des gesammten Zeitverlaufs, sollte Ahriman die ungeheuersten Anstrengungen machen, um sich des Ormuzd zu erwehren, und es sollte ihm gelingen, wenn auch nicht die Menschen wieder durch und durch böse zu machen, sie doch durch alle erdenklichen Naturschrecken, Hunger und Pest zu verderben. Zuletzt sollte ein großer Komet auf die Erde fallen, um sie zu zertrümmern. Nun aber sollte in dem Helden Sosiosch ein Retter erstehen, ein Messias, welcher den Ahriman überwinden und alle seine Dämonen für immer unschädlich machen werde. Damit, sagt Zoroaster, wird der vierte und letzte Zeitraum beginnen, in welchem noch 3000 Jahre lang Ormuzd und das Gute allein auf der Welt regieren wird. Sosiosch wird alle Todten auferwecken in derselben Ordnung wie sie geschaffen oder geboren wurden, zuerst den Kaiomorts, dann Meschia und Meschiane und alle

übrigen und mit dem Leibe eines jeden wird ſein Ferver ſich wieder vereinigen. Dann wird Soſioſch über ſie alle ein großes Gericht halten und die bisher noch nicht in Duzakh gereinigt waren, ſollen nun noch drei Tage und drei Nächte lang im hölliſchen Feuer brennen und mit ihnen zugleich die ganze von Ahriman befleckte Erde und Ahriman ſelbſt mit allen ſeinen Dews. Wenn dieſe drei Tage und drei Nächte vorüber ſind, werden ſie alle rein ſeyn, auch Ahriman und die Dews, und werden zum Gehorſam des Ormuzd zurückkehren und alle glückſelig und die ganze Erde ein Himmel ſeyn. Alsdann werden die Menſchen nichts mehr genießen, als das Lebenswaſſer, den Saft aus dem Lebensbaume Hom. Und deshalb iſt es, wenn man ſchon in dieſem Leben den Homſaft trinkt, nicht nur ein Reinigungs-, Stärkungs- und Schutzmittel gegen Ahriman, ſondern auch ein Vorſchmack des Paradieſes.

Ein Gebet Zoroaſters iſt gleichſam das perſiſche Vaterunſer: „Die erſte Gnade, warum ich dich bitte, o Tod-zerſtörender Hom, iſt, daß ich gelangen möge zu den herrlichen Wohnungen der Heiligen, die ganz in Licht und Seligkeit glänzen! Die zweite Gnade, warum ich dich bitte, o Tod-zerſtörender Hom, iſt, daß mein Körper ewig ſey im guten Stande! Die dritte ꝛc. iſt Länge des Lebens! Die vierte ꝛc. iſt, immerfort groß, glücklich und mächtig zu ſeyn auf Erden das Böſe zu zerſtören! Die fünfte ꝛc., daß du immerfort wachen mögeſt über mich als Sieger, die guten Gaben der Erde vermehren, das Böſe zerſtören wolleſt! Die ſechste ꝛc., daß ich ſehen möge den Räuber — Mordzerreißer — Wolf, daß ich ihn ſehe zuerſt, daß kein böſewirkendes Weſen mich ſehe, ehe ich geſehen habe! daß ich alle Uebel, die ſich begeben können, vorherſehe, um ihnen vorzuhelfen! O Hom, gib Kraft und Größe allen wirkſamen und lebendig-ſtarken Helden! O Hom, gib dem fruchtloſen Weibe viele Kinder voll Glanzes und Heiligkeit! O Hom, gib Vollkommenheit, Größe jedermann, der in ſeinem Hauſe Aveſta's Noſken lieſt! O Hom, gib der Tochter, die lange ohne Mann geweſen iſt, ein Haupt voll Lebens und Verſtandes!“

Der Gottesdienſt der Ormuzddiener war nur reich an Gebeten, Reinigungs- und Opferceremonien, ſonſt aber äußerſt einfach. Man betete zu Gott wo möglich auf Bergen, um gleichſam dem Alborby näher zu ſeyn. Man betete ihn nur in ſeiner Offenbarung als heiliges Feuer an, aber in keinem Bilde. Im Gegentheil zerſtörten die Perſerkönige die Götzen der Babylonier, Aſſyrer, Phöniker und Aegypter. Der Grieche Xenophon erzählt von einer großen religiöſen Prozeſſion, in welcher gleichſam eine Dreieinigkeit auf drei koſtbaren Wagen herumgeführt wurde, aber die Wagen waren leer. Der erſte goldene ſollte nach der Griechen Vorſtellung dem Zeus, alſo dem Blitz, der zweite weiße der Sonne heilig ſeyn, im dritten aber ſtand ein Altar mit brennendem Feuer. Dieſes letztere als das Grundweſen im Blitz, wie in der Sonne, war auch das heiligſte und ſtand über beiden. Die Prieſter hatten ein ewiges Feuer zu unterhalten und ſtreng zu bewachen.

Dieſe große Heiligkeit des Feuers war Urſache, daß die Perſer ihre Leichen nicht verbrannten, aber ſie durften eben ſo wenig das heilige Element des Waſſers verunreinigen, noch das der Erde, alſo weder die Todten ins Waſſer werfen noch begraben. Durch das Begraben wäre nur dem Dew der Fäulniß Vorſchub geleiſtet worden. Die Perſer legten alſo ihre Leichen in freier Luft den Hunden und Vögeln zum Fraß hin, damit ſie ſo ſchnell als möglich verſchwänden.

Die Ceremonien beim Trinken des Homſafts erinnern an die Schaubrodte und den Tempelwein der Juden und hatten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit unſerm Abendmahl. Man aß nämlich zuerſt geweihte ungeſäuerte Brodte in Form runder Oblaten (Darun) und trank dann den geweihten Saft. Das nannte man die Darunsfeier.

Eine beſondere Verehrung genoß Mithras, der Genius der Sonne, ja ſein Cultus wurde in ſpäterer Zeit, als die reine Religion Zoroaſters durch die ſinnlichen Griechen unter Alexander dem Großen mit Hülfe der alten Baalsdiener geſtürzt war, noch aufrecht erhalten. Das war nur möglich, ſofern im Mithras des Zoroaſters

ohne Zweifel der früher ſchon von den Perſern verehrte Sonnengott verborgen lag, der alſo mit Baal auf gleicher Stufe ſtand. Sein Cultus aber, wie er ſpäter noch eine weite Ausbreitung fand, ſo daß ſogar auf unſerm deutſchen Boden nicht ſelten ſeine Spuren vorkommen, wird auf Zoroaſter ſelbſt zurückgeführt. Dieſer nämlich ſoll, wie der Grieche Porphyrius meldet, indem er als Einſiedler in einer Höhle des Gebirges lebte, die Wände derſelben mit Bildern der Zonen und Elemente ausgeſchmückt haben, ſo daß ſie die Welt im Kleinen darſtellte. Die Hauptvorſtellung in den Mithrasmyſterien aber war ein Bild des Stieropfers, offenbar ein Nachbild des Stiertodes durch Ahriman, jedoch nicht ganz mehr im altariſchen Sinne, ſondern ſchon mit fremden Ideen vermiſcht.

Im Allgemeinen war die Lehre Zoroaſters auf Erhaltung der alten Ritterlichkeit im Volke berechnet. Schon vorher waren die Perſer ein kraftvolles, abgehärtetes, mäßiges und tapferes Volk geweſen. Die Eintheilung deſſelben in vier Kaſten iſt wahrſcheinlich auch älter geweſen als Zoroaſters Lehre.

3.

Cyrus.

In dem dem mediſchen Reich unterworfenen kleinen Vaſallenreiche Perſien waltete daſſelbe Geſchlecht der Achämeniden, wie in Bactrien, über ein eben ſo tapferes Volk, wie das bactriſche und von demſelben altariſchen Geiſte durchdrungen. Es war bisher in der Geſchichte noch nicht irgend bedeutſam hervorgetreten, ſollte aber plötzlich alle andern Völker an Macht und Ruhm übertreffen.

Das große mediſche Reich ſah damals einem Dynaſtienwechſel entgegen, denn der letzte König Aſtyages war ohne männliche Erben. Er hatte zwar ſeine Tochter Amytis dem Meder Spitamnes vermählt, dieſer aber ſcheint ſo wenig, wie Aſtyages ſelbſt, ſtarken

Geiſtes geweſen zu ſeyn, ſo daß die dem mediſchen Reich unterworfenen Völkerſtämme und tributbaren Fürſten im bevorſtehenden Ausſterben der männlichen Linie des Herrſcherhauſes einen Vorwand, und in der Unfähigkeit des alten Königs und ſeines Eidams eine Verlockung finden mochten, ſich unabhängig zu erklären. Ihre Empörung kann unter dieſen Umſtänden nicht befremden. Bei den Perſern aber war gerade damals in regelmäßiger Erbfolge der Achämeniden ein überaus umſichtiger, kraftvoller und unternehmender Fürſt zur Gewalt gelangt, der eine Zeit lang am mediſchen Hof gelebt hatte, Perſonen und Verhältniſſe genau kannte und in der Begeiſterung, mit welcher die Arier, ſeit dem Vorgang ſeines Vetters Guſtaſp in Bactrien die neue Religion Zoroaſters annahmen, den wirkſamſten Hebel einer großen Revolution erkennen mußte. Dieſer Fürſt war Cyrus (Kores, Chosru).

Obgleich Herodot nicht hundert Jahre nach ihm ſchrieb, konnte er doch vom Hörenſagen die Geſchichte des Cyrus ſchon nicht mehr treu aufzeichnen, ſo viele Märchen waren ſchon über den großen Welteroberer in Umlauf gekommen. Andere Geſchichtſchreiber der Alten erzählen wieder andere Märchen von ihm, doch tritt die Wahrheit in den Berichten des Xenophon, Nikolaus von Damaskus, Kteſias deutlich genug hervor und ſelbſt die Märchen lehnen ſich an die wahren Thatſachen an. Cyrus erhob Aufruhr, beſiegte den Aſtyages in einer großen Schlacht bei Paſargadä (im Jahr 558 vor Chriſto), ſtürzte ihn vom Thron und ſetzte ſich an ſeine Stelle, ſchonte ihn jedoch und ließ nur den Spitamnes hinrichten, nahm aber ſelbſt deſſen Wittwe Amytis zur Gemahlin, um ſeine Uſurpation dadurch zu legitimiren. Das iſt der gedrungene Kern der wirklichen Geſchichte. Was ſonſt von ſeiner wunderbaren Jugend erzählt worden iſt bei Herodot, in Xenophons Kyropädie ꝛc., läßt ſich darauf zurückführen, daß Cyrus ſchon frühzeitig viel Geiſtesgegenwart, Klugheit und Muth zeigte und daß er am Hofe des Aſtyages, an welchem er ſich wahrſcheinlich, wie es bei Söhnen von Vaſallenfürſten Sitte war, als Geißel für die Treue ſeines Vaters aufhielt, Aufſehen und Bedenken

erregte. Dagegen ist Herodots Bericht, nach welchem die Tochter des Astyages (die er Mandane nennt), dem Vater des Cyrus vermählt, also seine Mutter gewesen sey, insofern gewiß irrig, als er alsdann ohnehin des alten Astyages rechtmäßiger Erbe gewesen wäre und gar nicht nöthig gehabt hätte, ihn durch einen Aufruhr vom Throne zu stürzen.

Mit seinen wenigen, wenn auch tapfern Persern allein würde Cyrus den mächtigen König nicht haben stürzen können, es bedurfte dazu eines großen Abfalls, welcher wahrscheinlich vorbereitet war. Herodot nennt den Harpagos, ersten Rathgeber des Astyages, dem dieser alte Tyrann den eigenen Sohn hatte schlachten und als Speise vorsetzen lassen, der daher von Rache glühte. Nikolaus beschreibt eine Haremsscene, in welcher der alte Tyrann unter jungen Weibern sitzend sich von einer Sängerin habe müssen verspotten lassen, weil er den gefährlichen Cyrus nicht zur rechten Zeit in Haft genommen habe. Wie vieles in diesen Erzählungen auch Dichtung seyn mag, dürfte doch im Ganzen die Charakteristik des Königs, der im vollen Besitz der Macht sich so geschwind von einem kleinen Vasallen absetzen ließ, als eines wollüstigen Schwächlings und unbesonnenen Alten wohl zutreffen. Damit stimmt auch überein, daß er nach der Schlacht bei Pasargadä, obgleich er immer noch eine Partei hatte, alles verloren gegeben und sich versteckt haben soll.

Wie es scheint, machte Cyrus den Medern, die zu ihm übergetreten waren, eine Concession, ja er bediente sich derselben vielleicht, um den Eifer der Feueranbeter ein wenig zu mäßigen. Die Empörung der Bactrier bald nach seiner Thronbesteigung läßt sich kaum anders erklären. Bactrien war das kleine Reich des Gustasp, in welchem die neue Religion ihren Anfang genommen hatte. Wir erfahren nur, daß Cyrus den Aufstand dämpfte. Von einer Betheiligung des Gustasp (Hystaspes) redet kein Geschichtschreiber, wohl aber erzählt Herodot, daß Cyrus bei einer spätern Gelegenheit dem Hystaspes befohlen habe, über seinen Sohn Darius zu wachen, den er in Verdacht hatte und von dem er einmal träumte, es seyen ihm

große Flügel gewachsen, mit denen er Asien und Europa überschattet habe. Diese spärlichen Nachrichten hellen doch die zweifelhafte Stellung, in welche Cyrus durch die Schonung, die er den Götzendienern erwies, zu den Anhängern des neuen Glaubens gekommen war, einigermaßen auf. Uebrigens standen der Bactrier Nachbarn, die Chorasmier, Hyrkanier und Parther so treu zu ihm, daß er dem alten Astyages bei ihnen seinen Wohnsitz anweisen konnte. Nachdem er die Bactrier bezwungen hatte, mußte er noch gegen die Saken kämpfen. Zwar nahm er deren König Amorges gefangen, aber Sparethra, die muthige Gemahlin desselben, rief das ganze Volk, Weiber und Männer, in die Waffen, besiegte den Cyrus und nahm so viele vornehme Perser gefangen, daß es Cyrus vorzog, ihr den Gatten zurückzugeben und mit ihm einen Bund zu schließen.

Eine milde Versöhnungspolitik sehen wir bei Cyrus immer wiederkehren und sie war natürlich, da er an der Spitze des zwar tapfern und feurigen, aber kleinen Perservolks das weite Weltreich, welches er schon erobert hatte und noch erweitern wollte, nicht behaupten konnte, wenn er nicht auch die Unterworfenen sich befreundete. Er bekannte sich zu Zoroasters Lehre, sie hatte ihm beim Sturm auf den medischen Thron des götzendienerischen Königs gewiß die beste Hülfe geleistet. Er wollte sich aber von ihren Priestern nicht abhängig machen und indem er sich ihrer gegen die Götzendiener bediente, auch wieder an diesen ein Gegengewicht gegen sie selbst erhalten. Es muß eine ungeheuer schwierige Aufgabe gewesen seyn, die Meder und Assyrer, hinter denen die damals noch unabhängigen Babylonier und ganz Syrien und Kleinasien standen, von ihrem einmal eingefleischten Götzendienst abzubringen und zu der strengen Moral Zoroasters zu bekehren. Später hat des Cyrus Sohn und Nachfolger mit ungleich größerem Eifer, als Cyrus selbst, die Götzen ausgerottet, aber zu seinem offenbaren Nachtheil. Daraus erklärt sich die politische Vorsicht des Vaters. Auch fiel Cyrus nicht zuerst über Babylon her, den Ursitz und das stärkste Bollwerk des Götzendienstes, weil es ihm wahrscheinlich noch zu mächtig dünkte, und

ſuchte es erſt zu iſoliren, indem er Kleinaſien eroberte. Seinerſeits verſäumte Babel viel, ſofern es nicht ſogleich die große Gefahr, die ihm von Perſien her drohte, erkennend mit den nächſten Großſtaaten, Aegypten und Lydien, einen Baalsbund ſchloß gegen die neue Feuerlehre. Krösus von Lydien betrieb eifrig einen ſolchen Bund, aber er wurde von Babel und Aegypten nur mit Worten, nicht mit Thaten unterſtützt. Nachdem ſie ihm Muth gemacht, ließen ſie ihn im Stich. Das uralte Loos der Coalitionen.

Krösus hatte damals ſeinen Einfluß über die griechiſchen Colonien an der Weſtküſte Kleinaſiens theils durch Eroberung, theils durch friedliche Bündniſſe, namentlich mit Milet, der mächtigſten der griechiſchen Städte, ausgedehnt und zu Milet dem dort vorwaltenden Sonnengott, wie zu Epheſus der großen Erdmutter reichliche Geſchenke dargebracht, gewiß nicht ohne Beziehung auf den bevorſtehenden Kampf gegen die Diener einer neuen Religion. Herodot erzählt, Solon, der weiſe Grieche, habe ſich damals bei Krösus aufgehalten. Das iſt nicht unwahrſcheinlich. Auch der weiſe Bias kam zu Krösus, der überhaupt die geiſtreichen Griechen ſehr gern geſehen und eine enge Verbindung mit ihnen gegen die Perſer gewünſcht zu haben ſcheint. Dem Alkmäon von Athen erlaubte er, aus ſeinem Schatze zu Sardes ſo viel Gold mitzunehmen, als derſelbe tragen konnte, um es im Tempel des Sonnengottes zu Delphi, dem größten Heiligthume bei den Griechen, niederzulegen. Von Solon nun erzählt Herodot, als Krösus ihn frug, wen er für den glücklichſten Sterblichen halte? habe er ihm einige ganz gewöhnliche Menſchen genannt, deren Glück in ihrer Beſcheidenheit beſtand, während Krösus ſich einbildete, er ſelbſt ſey der glücklichſte. Solon aber bemerkte ihm, vor ſeinem Tode ſey niemand glücklich zu preiſen. Die Wahrheit dieſer Worte ſollte ſich bewähren, denn als Krösus im Jahr 549 in allzu großem Vertrauen auf ſeine Rüſtungen den Perſern Krieg erklärte und Cyrus ihm entgegen zog, kam es bei Pteria zu einer großen Schlacht, welche zwar lange unentſchieden blieb, aber doch mit dem Rückzug des Krösus endete. In

seiner festen Hauptstadt Sardes war er nun zwar zunächst sicher, allein er entließ den Winter über einen großen Theil seiner Truppen und behielt nicht genug übrig zu wirksamen Ausfällen. Bei einem derselben wichen die Pferde seiner Reiterei erschrocken vor den Kameelen zurück, welche Cyrus gegen sie führte. Seitdem konnte Krösus keinen Angriff mehr wagen, dagegen verstärkte sich Cyrus und nahm nach einer langen und tapfern Vertheidigung Sardes mit Sturm ein. Krösus wurde gefangen und sollte, wie Herodot erzählt, auf des Cyrus Befehl lebendig verbrannt werden. Da erinnerte sich der unglückliche König an die Worte des weisen Griechen und rief, indem er schon auf dem Scheiterhaufen angebunden stand: O Solon, Solon! Cyrus frug, was diese Worte bedeuten sollten und schenkte, als man es ihm gesagt hatte, dem lydischen Könige das Leben, ja er soll ihn fortan als einen klugen Mann und guten Rathgeber bei sich behalten haben. Dieser Vorfall kann jedoch insofern nur erdichtet seyn, als Cyrus das heilige Element des Feuers unmöglich durch Verbrennung eines Menschen konnte entweihen lassen. Wenn also Krösus dem Feuertode ausgesetzt war, so ist die Auslegung die beste, welche annimmt, daß er sich wie weiland Sardanapal, aus Verzweiflung selbst habe verbrennen wollen. Nachdem Cyrus das eroberte Sardes wieder verlassen hatte, wurde sein dort zurückgebliebener persischer Statthalter, Tabalus, von dem empörten Volke der Lyder und einem großen Zuzug aus den griechischen Städten überfallen, eingeschlossen und bedrängt, aber durch ein persisches Heer unter Mazares wieder befreit und der ganze Aufstand unterdrückt. Die griechischen Colonialstädte kamen dadurch in nicht geringe Gefahr. Sie suchten Hülfe bei ihren Landsleuten im eigentlichen Griechenland. Diese aber wollten mit der großen persischen Macht nicht anbinden und begnügten sich mit einer Drohung, die aber Cyrus spöttisch beantwortete, anspielend auf ihre freie bürgerliche Verfassung: „Ich habe mich noch nie vor Leuten gefürchtet, die auf öffentlichen Plätzen zusammen kommen und sich einander mit Eidschwüren betrügen.“ Er begnügte sich jedoch, die Colonien der

Griechen in Kleinasien nur zur Unterwerfung zu bringen, ohne sie zu zerstören oder grausam zu behandeln. Sie fügten sich daher seiner milden Herrschaft. Nur die Griechen von Phokäa zogen die unbedingte Freiheit vor und wanderten aus. Diese waren es, die sich zu Massilia (Marseille) niederließen. Auch die Griechen in Teos segelten hinüber ans thrakische Ufer und gründeten dort die Stadt Abdera, das Urbild aller lächerlichen Kleinstädte oder Krähwinkel. Ganz Kleinasien unterwarf sich dem mächtigen Perser, nur im Süden fand derselbe noch verzweifelten Widerstand bei den Karern und Lykern. Die ersteren wehrten sich auf dem Berge Lida und zu Kaunus, hier so lange, bis alle umgekommen waren. Die Lyker in Xantos ermordeten, als sie sich nicht länger vertheidigen konnten, ihre Weiber und Kinder und verbrannten sich dann in der Burg. Auch Tigranes, König von Armenien, wurde von Cyrus besiegt und gefangen. Als man seine Gemahlin, die mit ihm dem Cyrus vorgeführt und von demselben großmüthig behandelt worden war, nachher frug, wie ihr Cyrus gefallen habe? antwortete sie, sie habe ihn gar nicht gesehen, denn ihr Blick habe unverwandt auf ihrem Gatten geruht.

Erst nachdem er diese Erfolge im Westen errungen hatte, schritt Cyrus auch zur Unterwerfung des babylonischen Reiches. Der letzte König von Babylon, Nabonnedus (Belsazar), erscheint eben so erschlafft und politisch unfähig, wie Astyages. Nachdem er alles versäumt hatte, um im Bunde mit seinen Nachbarn einem Angriff der Perser zuvorzukommen, ließ er sich überfallen und in seiner Hauptstadt einschließen und bildete sich ein, diese sey wegen ihrer hohen Mauern unüberwindlich. Allein wie bereits oben in der Geschichte Babylons und Judäas gesagt ist, Cyrus eroberte die Stadt mit List, indem er das Wasser des Euphrat abgraben ließ und durch das trockene Bett des Flusses eindrang, im Jahr 563. Der letzte König von Babylon, welcher gerade ein üppiges Gastmahl feierte (nach einstimmigen Nachrichten der Griechen und Juden), fand im Tumult seinen Tod und das große babylonische Reich wurde dem persischen

einverleibt. Warum Cyrus bei dieſer Gelegenheit die Juden wieder aus der babyloniſchen Gefangenſchaft entließ, iſt leicht begreiflich, weil ſie eben ſo grundſätzliche Feinde des Baalsdienſtes waren, wie er ſelbſt. Die Juden konnten nicht ſatt werden, ihm zu danken und ihn zu preiſen, ja es fehlte nicht viel, ſo ſtellten ſie ihn in die Reihe ihrer eigenen Propheten. Bei Jeſaias heißt es: „So ſpricht der Herr zu ſeinem Geſalbten, dem Kores, den ich bei ſeiner rechten Hand ergreife, daß ich die Heiden ihm unterwerfe und ihren Königen das Schwerdt abgürte. Ich will vor dir hergehen und die ehernen Thüren zerſchlagen!“ Obgleich nun aber Jeſaias triumphirend ausruft: „Baal iſt gebeuget und die Götzen ſind gefallen!“ ſo ſcheint doch Cyrus auch jetzt noch aus politiſchen Rückſichten die alten Götzendiener geſchont zu haben, denn Herodot ſagt ausdrücklich, der Hauptgötze in Babylon, eine zwölf Ellen hohe Bildſäule von gediegenem Golde, wahrſcheinlich ein Bild des Baal, ſey nicht aus ſeinem Tempel geraubt worden, ja noch in den Zeiten des Darius darin ſtehen geblieben und erſt von Xerres weggenommen und alle ſeine Prieſter hingerichtet worden. Dies gibt ohne Zweifel den richtigſten Maßſtab ab für die nach beiden Seiten hin klug berechnende und ſchonende Politik des Cyrus. Obgleich der große Vorkämpfer einer neuen Religion, trieb er doch die Bekehrung nicht mit Fanatismus und ſuchte die Baalsverehrer nicht ſowohl auszurotten, als ſich dienſtbar zu machen.

Nachdem er den Weſten unterworfen, zog er wider Indien, um auch im Oſten Herr zu werden. Allein er kam nicht weit. Obgleich er ein Volk, welches Asvaka hieß, beſiegte, verlor er ſein Heer in der pedraſiſchen Wüſte durch Hunger und ſchon ſollen ſich ſeine Krieger unter einander ſelber aufzuzehren angefangen haben, als das Volk der Ariasper, welches jener Wüſte nahe wohnte, ihn durch Zufuhr rettete. Eine Nachricht will, er ſey nur mit ſieben Mann wieder heim gekommen. In dieſe Ereigniſſe iſt kein rechtes Licht zu bringen. Eben ſo wenig in die folgenden.

Cyrus fand gegen das Ende ſeiner Regierung noch nöthig, das

kriegerische Volk der Massageten zu bekriegen, welche am Jaxartes in der weiten Steppe westlich vom kaspischen und südlich vom Aralsee ihre Pferde waideten und häufig Raubeinfälle ins persische Reich machten. Da die Festungen, die er am Jaxartes anlegte, nicht dagegen ausreichten, zog er wider sie zu Felde und Amorges mit den Saken, die das an die Steppe grenzende Gebirgsland bewohnten, stand ihm treulich bei. Herodot läßt bei diesem Anlaß den Krösus eine hinterlistige Rache üben, indem er den Cyrus ermuthigt haben soll, über den Jaxartes zu gehen und die Feinde in der weiten Steppe zu suchen, in welcher er muthmaßlich in einen Hinterhalt derselben fallen oder wie einst in Indien aus Mangel an Lebensmitteln verschmachten mußte. Im Anfang ließ sich der Feldzug gut an. Durch volle Tafeln, welche die Perser hingestellt hatten, ließ sich Spargapises, der Sohn der regierenden Königin Tomyris, mit seinen Massageten verlocken, wurde, als alle trunken waren, gefangen und tödtete sich selbst aus Scham, als er erwacht war. Tomyris aber ließ nun Cyrus sagen, sie wolle ihn, den Unersättlichen, mit Blut sättigen. In der großen Entscheidungsschlacht, welche nun folgte, wurden die Perser geschlagen, Cyrus selber fiel und wie Herodot erzählt, ließ ihm Tomyris den Kopf abschlagen und in einen Sack voll Blut stecken. Das ist jedoch nur ein Märchen. Nach des Ktesias glaubwürdigerem Berichte unterlag Cyrus in einem Kriege wider die Derbier, ein Volk, welches zwischen Bactrien und Indien wohnte und dem die Inder mit ihren Kriegselephanten zu Hülfe kamen. In der Schlacht fiel der treue Sake Amorges mit seinen beiden Söhnen, Cyrus aber wurde nur schwer verwundet, starb auf der Flucht und erhielt eine feierliche Bestattung in seiner persischen Lieblingsresidenz Pasargadä, die auch schon früher der Sitz seiner Väter gewesen war, 530 vor Christo.

Cyrus hinterließ trotz seiner vielen Eroberungen den Ruhm eines milden Herrschers. Die Perser nannten ihn ihren Vater. Seine Gemahlin, Kassandane, eine Perserin, die er sehr liebte und

bei deren Tode ſein ganzes Reich Trauer anlegte, hatte ihm zwei Söhne geboren, Kambyſes und Bartja (auch Smerdis genannt).

4.

Kambyſes.

Der älteſte Sohn und Nachfolger des Cyrus wollte nicht hinter ſeinem großen Vater zurückbleiben, ſondern deſſen Werk fortſetzen und gleichen Ruhm erwerben. Mit den tapfern Völkern am Jaxartes und Indus noch einmal zu kämpfen, gelüſtete ihn begreiflicherweiſe nicht, da ſein Vater nichts gegen ſie ausgerichtet hatte. Die kleinen griechiſchen Staaten und die thrakiſchen und ſkythiſchen Völker in Europa anzugreifen, lohnte ſich nicht der Mühe. Dagegen verſprach ihm die Eroberung Aegyptens einen Ruhm, welcher dem der Eroberung Babylons gleich kam. Aber vielleicht trieb ihn nicht Ruhmſucht allein. Aus ſeinem ſpätern Verhalten geht hervor, daß er der Religion Zoroaſters eifriger anhing, als ſein Vater. Es mag ihm daher wohl auch darum zu thun geweſen ſeyn, den Götzendienſt in Aegypten auszurotten.

Um ganz ſicher zu gehen, bereitete er den Feldzug nach Aegypten fünf Jahre lang durch große Rüſtungen und Bündniſſe vor. Phanes, ein Grieche, der wie viele ſeiner Landsleute im Dienſt des Amaſis, damaligen Königs von Aegypten, ſtand und ſich von demſelben gekränkt fühlte, floh zu Kambyſes und ertheilte ihm, als der ägyptiſchen Dinge am beſten kundig, auch den beſten Rath. Insbeſondere veranlaßte er ihn, die arabiſchen Stämme an der Grenze Aegyptens zu gewinnen, die ihm mit ihren Kameelen beim Transport durch die Wüſte helfen ſollten. Ferner gewann er die Phöniker und die griechiſchen Seeſtädte, welche aus alter Eiferſucht oder Raubluſt gern die Gelegenheit ergriffen, bei der Demüthigung und Plünderung Aegyptens mitwirken zu können. Bei dieſen Umtrieben unter-

ſtützten ihn weſentlich die ſ. g. Tyrannen, welche innerhalb der kleinen griechiſchen Freiſtaaten ſich zu unumſchränkten Herren aufgeworfen hatten oder ſich noch aufwerfen wollten und gegen den Freiheitsſinn ihrer Bürger nachhaltigen Schutz ſuchten bei dem damals mächtigſten aller Herrſcher. So der kleine Tyrann der Inſel Samos, Polykrates, der dem Perſer 100 Schiffe ſtellte und dieſelben mit 8000 Bürgern bemannte, um ſie, nach geheimer Verabredung mit Kambyſes, im Kriege untergehen zu laſſen, damit ſie nicht wiederkämen und er unterdeß ſeine Alleinherrſchaft in Samos befeſtigen könne.

Auch die Inſel Cypern riß ſich damals von dem Joch der Aegypter los und lieferte den Perſern ihre Schiffe. Dieſe große und ſchöne Inſel war eine Colonie der Phöniker, dann gründeten die Griechen Teukros und Akanos auf ihrer Rückkehr von Troja, die erſten griechiſchen Colonien, denen bald noch mehrere aus Hellas nachfolgten. Alle dieſe Colonien beſtanden neben einander, eine Oberleitung gab es nicht. Nur ein religiöſes Band ſchlang ſich um alle Bewohner der Inſeln phöniſiſchen und griechiſchen Urſprungs, der üppige Götzendienſt der Liebesgöttin zu Paphos. Sie war die eigentliche Herrſcherin von Cypern, daher auch die Sitten der Inſeln im tiefſten Grunde verdorben und das Volk erſchlafft, unfähig je eine eigene Macht zu bilden, immer abhängig von außen, von Phönikien, dann von Aegypten, jetzt von Perſien.

So war alſo in der Nähe Aegyptens ſelbſt alles für die Perſer gewonnen und der Kampf begann. Herodot in ſeiner märchenhaften Art berichtet, Kambyſes habe ſich um die Hand einer Tochter des König Amaſis beworben, dieſer aber habe ihn getäuſcht und ein anders Mädchen geſchickt und das ſey des Krieges Urſache geweſen. Das war ſie aber nicht.

Amaſis ſtarb noch vor dem Ausbruche des Krieges und ſein Sohn Pſammenit vermochte dem Stoß ſo großer vereinigter Kräfte, welche Kambyſes zu Lande und zur See an die Mündungen des Nil führte, nicht zu widerſtehen. Sein Heer, unter welchem

viele griechiſche Söldner fochten, zeigte zwar großen Uebermuth und glaubte ſich durch das Blut der unmittelbar vor dem Kampf grauſam abgeſchlachteten Söhne des Phanes, welches mit Waſſer und Wein gemiſcht von allen Kriegern getrunken wurde, zum Siege geſtählt, unterlag aber in der erſten großen Schlacht bei der Stadt Peluſium, in welcher 70,000 Mann gefallen ſeyn ſollen, im J. 525. Pſammenit floh nach Memphis und im Vertrauen auf dieſe überaus volkreiche Stadt begingen die Aegypter den neuen Uebermuth, die Parlamentäre der Perſer zu ermorden. Aber die letztern eroberten die Stadt und Kambyſes ließ nach perſiſcher Sitte Gericht halten über die Mörder der Parlamentäre. Für dieſe und die Mannſchaft ihres Schiffes, 200 an der Zahl, ſollten 2000 Söhne der edelſten Aegypter hingerichtet werden, und wurden, mit Stricken um den Hals, voran der ägyptiſche Kronprinz, vor deſſen Vater, dem gefangenen Pſammenit, vorbeigeführt. Herodot erzählt, der Vater habe bei dieſem Anblick nicht geweint, und erſt, als er einen alten Freund habe betteln ſehen, ſeyen ihm Thränen gekommen. Kambyſes wurde dadurch gerührt und ſchenkte ihm das Leben, Pſammenit ſoll ſich aber ſpäter in eine Verſchwörung eingelaſſen haben und genöthigt worden ſeyn, der Strafe durch Selbſtmord zu entgehen.

Nachdem Memphis gefallen war, unterwarf ſich auch das übrige Aegypten ohne Schwertſtreich, weil Kambyſes damals noch die Prieſter und den Götzendienſt ſchonte. Er konnte die große Stadt Theben beſetzen und faßte von dort aus den Plan, ganz Afrika zu unterwerfen, wozu er einſtweilen noch des Beiſtandes der Aegypter bedurfte, die er daher durch eine Prieſterverfolgung nicht aufreizen wollte. Der damalige Tyrann der griechiſchen Colonie Kyrene im Weſten von Aegypten, Arkeſilaos, unterwarf ſich ihm freiwillig, wie der Tyrann von Samos, um unter des Perſers Schutz die freien Bürger beſſer knechten zu können. Arkeſilaos wünſchte, Kambyſes möchte die aufſtrebende Stadt Karthago, Kyrenes Nebenbuhlerin, erobern, aber die Phöniker wollten, weil Karthago ihre Pflanzſtadt war, ihre Schiffe nicht hergeben und zu Land war der Weg

zu weit und zu beſchwerlich. Dagegen ſandte Kambyſes ein Heer aus, um den weltberühmten Tempel des Ammon in der Wüſte zu erobern, und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze eines noch größeren Heeres, um den Nil aufwärts das Land der langlebenden Aethiopen aufzuſuchen. Herodot fabelt, er habe nur wiſſen wollen, wie es ſich mit dem angeblichen Tiſch der Sonne verhalte, den hier die Erdgöttin dem Sonnengott decken ſollte. Sein eigentlicher Zweck war vielleicht nur eine große Recognoscirung in den unbekannten Ländern, deren mögliche Verbindung mit Indien ihm vorgeſchwebt haben mag. Allein er erreichte ſeinen Zweck nicht. Das Heer, welches nach Ammonium beſtimmt war, wurde in der Wüſte von Sandſtürmen überfallen und gänzlich im Sande begraben, wo es heute noch nicht wieder aufgefunden worden iſt. Auch das Heer, welches Kambyſes ſelbſt anführte, ging in der Wüſte größtentheils durch Hunger zu Grunde. Die Noth war ſo groß, daß als ſchon alle Kameele und Pferde geſchlachtet waren, die Perſer den zehnten Mann aus ihrer eigenen Mitte ſchlachten mußten. Da erkannte Kambyſes die Unmöglichkeit, ſein Unternehmen auszuführen, und kehrte um.

Glaubte Kambyſes, daß jener ägyptiſche Gott Amun als böſer Dew durch die den Dews zu Gebote ſtehenden Mittel, Gluthwinde, Dürre, Hunger und Peſt ſein altes Beſitzthum vertheidigt habe, und wollte ſich der eifrige Verehrer des Ormuzd dafür an den andern ägyptiſchen Göttern rächen? Genug, kaum war Kambyſes nach Aegypten zurückgekehrt, als er eine grauſame Verfolgung der Götzen und ihrer Prieſter begann. Eben war ein neuer Apis gefunden worden und das Volk feierte deshalb große Feſte. Da ließ Kambyſes dieſen Stier vor ſich kommen und ſtach ihn mit eigener Hand nieder. Ihr Thoren, rief er den Prieſtern zu, ſind das auch Götter, die Fleiſch und Blut haben? Dann ging er in den Tempel des Phtah (griechiſch Hephäſtos), welcher als Gott des Urfeuers den König der Feueranbeter beſonders intereſſiren mußte. Hier fand er nun ein großes Götzenbild, unter welchem ſich das h. Feuer vorzuſtellen den Perſern ein Greuel war. Daher ließ Kambyſes er-

proben, welches Feuer das mächtigere sey, das persische oder das ägyptische, und den Götzen ins Feuer legen, daß er verbrannte. Sofern Phtah der Götter höchster war, schickte Kambyses auch alle andere Götzenbilder als seine Kinder ihm im Tode nach. Auch die vielen Mumien waren ihm ein Greuel, weil die Perser ihre Todten so schnell als möglich verschwinden machen. Er ließ daher die Mumie des letztverstorbenen Königs Amasis aus der Gruft nehmen und wie einen gemeinen Verbrecher durchpeitschen. — Eben so streng verfuhr er auch gegen seine Perser, wenn sie nicht den Gesetzen des Ormuzd gemäß handelten. Während er noch in Memphis Hof hielt, ließ er den Sisamnes, einen seiner höchsten Richter, welcher sich hatte bestechen lassen, wegen dieses Verbrechens schinden und den Richterstuhl mit seiner Haut überziehen.

In diesen angeblich tyrannischen Handlungen verräth sich nur der berechtigte Eifer für die neue geläuterte Religion und für die strenge Aufrechthaltung persischen Rechts und persischer Treue. In einem eroberten Lande mußte der König nur um so unnachsichtlicher darauf halten. Wenn nun die griechischen Geschichtschreiber den armen Kambyses durchaus nur im gehässigsten Lichte als einen blutdürstigen, ja wahnsinnigen Tyrannen darstellen, so haben sie offenbar den falschen Berichten seiner Feinde zu viel Gehör gegeben. Es war natürlich, daß sich die eiserne Kraft, mit welcher Kambyses Glauben und Moral des Zoroaster durchführen wollte, bei der ganzen ungeheuern Partei des alten Götzendienstes, der alten Wollust und Corruption aufs tiefste verhaßt machen mußte und daß er, vor dem man während seines Lebens zitterte, dafür nach seinem Tode desto ärger verleumdet wurde. So erzählt Herodot, Kambyses habe in übler Laune die Rathgeber, die ihm Mäßigung empfohlen, übel behandelt, dem Krösus mit dem Tode gedroht, dem Prerapes dessen Sohn erschossen, seine Schwester Atossa zu Tode mißhandelt. Alles gehässige Lügen. Atossa lebte noch lange nach Kambyses. Aus welchen unlautern Quellen Herodot schöpfte, erkennt man daraus, daß ihm die ägyptischen Priester das Märchen aufbanden, Kambyses Tod

ſey eine gerechte Strafe der ägyptiſchen Götter geweſen, denn als er einmal zu Pferde ſtieg, glitt ihm das Schwert aus der Scheide und verwundete ihn tödtlich an derſelben Stelle, an welcher er ſelbſt den Apis verwundet hatte. Auch alles andere, was ihm Böſes nachgeſagt wird, ſcheint ſolche alberne Erfindung des Haſſes zu ſeyn. Nur ſein Zornmuth iſt geſchichtlich beglaubigt in den berühmten Inſchriften von Biſitum aus der Zeit des Darius. Hier wird geſagt: „Das Reich empörte ſich gegen Kaluija und dieſer ſtarb im Zorn.“

Die Geſchichte des Aufruhrs iſt in den Einzelnheiten dunkel, in den Motiven ganz klar. Es war eine mächtige Reaction der Baalsdiener gegen die neue Religion Zoroaſters. Wie es ſcheint, fürchteten die Magier in Babylon, wenn Kambyſes erſt aus Aegypten zurückkomme, werde er auch ihrem bisher geſchonten Götzenthum ein ſchreckliches Ende machen. Deshalb ſtanden nach den übereinſtimmenden Nachrichten aller Geſchichtſchreiber zwei Magier an der Spitze der Empörung. Das lange Verweilen des Königs in Aegypten erleichterte ihnen ihre Umtriebe. Kambyſes hatte ſeinen jüngern Bruder Bartja (Smerdis) in Suſa, der gewöhnlichen Reſidenz der Perſerkönige, als Statthalter zurückgelaſſen. Dort hat er ſich nun wahrſcheinlich in die Umtriebe der Magier eingelaſſen und Kambyſes ſoll ihm den Preraspes zugeſchickt haben, um ihn unverſehends umzubringen. Jedenfalls verſchwand er vom Schauplatz, und der Magier Oropaſtes, welcher zugleich Haushofmeiſter war, gab ſeinen Bruder Gumata, welcher gleichfalls dem Stande der Magier angehörte, für den Bartja aus, weil er demſelben ziemlich ähnlich ſah. Alle Meder und die übrigen beſiegten Völkerſchaften fielen ihm zu, weil eine große Mehrheit das Joch der Perſer und die ſtrenge Moral Zoroaſters gern wieder los geworden wäre.

Anders dachten die Perſer. Wenn ſie die Herrſchaft behaupten wollten, mußten ſie wie ein Mann zuſammenſtehen und das Gefühl ihrer kriegeriſchen und ſittlichen Ueberlegenheit verließ ſie nicht. Mit Verachtung der weichlichen Götzendiener, welche ſo oft vor ihnen geflohen, ſo oft vor ihnen im Staube gekrochen waren, ſchaarten ſie

ſich unter dem Banner des letzten Achämeniden, Darius, zuſammen, welchem als Sohn des Hyſtaspes und Vetter des perſiſchen Herrſcherhauſes das Erbrecht zuſtand. Aber ſie mußten mit großer Vorſicht zu Werke gehen, ehe ſie es wagten, den mächtigen Magier zu ſtürzen. Sie waren unvorbereitet, der Kern ihrer Truppen befand ſich in Aegypten. Sie mußten ſich erſt ſammeln und verabreden, bevor ſie gegen die Meder, Babylonier und die übrigen empörten Stämme einſchreiten konnten. Sie machten alſo anfangs gute Miene zum böſen Spiel und ſtellten ſich, als ob ſie den Gumata für den echten Bartja hielten. Vielleicht waren ſie ſich ſelbſt nicht im Klaren, ob der letztere wirklich umgekommen ſey? Nach Herodot hatte Otanes, ein vornehmer Perſer, eine Tochter im Harem des Königs und ließ durch dieſe heimlich erforſchen, ob der König der echte Bartja oder der Magier ſey, was ſie an ſeinen Ohren erkennen würde, weil dem Magier früher einmal die Ohren waren abgeſchnitten worden. Sie fand die Ohren nicht und nun erſt that Preraspes einen kühnen Schritt, indem er das Volk zuſammen rief, von einem hohen Platz aus erklärte, der König ſey nicht der wahre Bartja, ſondern ein nichtswürdiger Eindringling, und ſich zur Beglaubigung ſeiner Worte freiwillig opferte, indem er hinunter ſtürzte. Unter dem Eindruck dieſer That ſchritten die verſchworenen Häupter der Perſer, Darius, deſſen Schwiegervater Gobryas, Otanes, Intaphernes, Hydarnes, Megabyzos und Ardomanes zur Ausführung ihres Planes, überfielen den falſchen König in ſeiner Burg und ermordeten ihn.

5.

Darius.

Wenn Herodot ſagt, Darius habe ſich jetzt erſt einem Orakelſpruch (durch Pferdewiehern bei Sonnenaufgang) unterwerfen müſſen, ehe er von den übrigen perſiſchen Großen als König anerkannt wor-

den ſey und er habe den günſtigen Spruch mit Liſt erlangt, ſo iſt es wieder nur märchenhaft, denn niemand konnte des Darius Erbrecht beſtreiten. In der Hülle des Märchens aber verbirgt ſich die Wahrheit, daß Darius Mühe hatte, ſich als Monarch der aufdringlichen Oligarchie ſeiner perſiſchen Mitverſchworenen zu erwehren, weil ſie darauf pochten, daß er nur durch ihre Gunſt zum Throne gelangt ſey. Er vermählte ſich mit Atoſſa, der Schweſter des Kambyſes, die er im Harem des ohrenloſen Magiers fand, und zugleich mit der klugen Tochter des Otanes. Aber er war noch weit entfernt, ſicher auf dem Throne zu ſeyn. Die Provinzen empörten ſich und welche Mühe er hatte, ſich unter den perſiſchen Großen ſelbſt das nöthige Anſehen zu verſchaffen, beweist das Beiſpiel des Intaphernes. Dieſer wollte unangemeldet zum König gehen und als es ihm der Thürſteher wehrte, ſchnitt er demſelben Ohren und Naſe ab. Darius ſah ſich gezwungen, um ſeiner geheiligten Perſon Achtung zu ertrotzen, den Intaphernes hinrichten zu laſſen. Nun aber ſollte er den weit verzweigten Aufruhr in den Provinzen dämpfen, der ſich immer wieder in ſeinem Rücken erhob, wo er auch geſiegt hatte. Orötes, perſiſcher Statthalter in Kleinaſien, hoffte ſich durch den Abfall den alten lydiſchen Königsthron zu erwerben, doch die perſiſche Beſatzung von Sardes brachte ihn um und ſchwur dem Darius Treue.

In Babylon gab ſich Natitabira für einen Nachkommen der alten Könige aus, nannte ſich Nebucadnezar II. und fand beim götzendieneriſchen Volke denſelben Anhang, wie kurz vorher der Magier in Medien. Darius zog gegen ihn und ſchloß ihn in Babylon ein, wo er ſich aber ſo lange und ſo tapfer vertheidigte, daß unterdeß die andern unzufriedenen Provinzen ſich zu erheben Zeit gewannen. Endlich opferte ſich ein edler junger Perſer, Zopyrus, Sohn des Megabyzos, großmüthig auf, ließ ſich die Ohren abſchneiden, den Kopf glatt ſcheeren und am ganzen Leibe mit Geißelhieben verwunden und lief in dieſem Zuſtande in die Stadt Babylon hinein um Mitleid flehend, weil ihn der grauſame Darius ſo habe

behandeln lassen. Nun glaubten und trauten ihm die Babylonier, er aber öffnete heimlich seinen Landsleuten die Thore, so daß die Stadt im Innern plötzlich von Persern wimmelte und erobert wurde. Darius ließ die großen Mauern der Stadt zerstören und 3000 der vornehmsten Babylonier pfählen, hatte aber mit noch zu vielen Feinden zu kämpfen, als daß er nicht die Milde des Cyrus nachzuahmen hätte für räthlich erachten sollen. Auch diesmal also noch wurden die Tempel in Babylon geschont.

Unterdeß war in Medien ein neuer Usurpator aufgestanden, welcher sich Phraortes nannte und für einen Nachkommen der alten Könige ausgab. Nach der Unterwerfung Babylons aber bezwang Darius auch ihn, ließ ihm Ohren und Nase abschneiden, ihn öffentlich ausstellen und dann hängen. Ein gewisser Martja, welcher in Sogdiana aufgestanden war, wurde von seinen eigenen Leuten ermordet. Im Rücken des Darius erhob sich Babylon noch einmal, aufgereizt vom Armenier Arakha. Darius bezwang ihn und unterwarf auch das empörte Armenien. Aber schon wieder erhob sich neuer Aufruhr in Medien, wo er abermals einen angeblichen Abkömmling der alten Könige, Khamaspada, besiegen und hinrichten lassen mußte. Während dessen stand in Persien selbst schon wieder ein falscher Bartja auf, den er erst in zwei Schlachten überwältigen konnte. So viele Mühe kostete es den Darius, sein Erbrecht zu vertheidigen und das weite Reich des Cyrus im Gehorsam zu erhalten. Als er endlich Ruhe hatte, ließ er am Berge Elwend in Medien eine steile Felswand abschleifen und die Geschichte seiner Siege durch ein Relief und durch Inschriften in Keilschrift verewigen, welche noch erhalten sind. König Darius mit schön gepflegtem Bart und Haar, auf dem Kopfe die Krone, tritt mit dem Fuß auf einen niedergeworfenen Mann und vor ihm stehen neun gefangene Könige an einen Strick gebunden. Ueber ihm schwebt segnend die halbe Figur eines Greises in einem Ringe, den Flügel tragen. Sie bedeutet entweder den Ferver des Königs oder Ormuzd selbst.

Darius gab dem Reiche eine neue Ordnung, indem er nirgends

mehr Vasallenfürsten als Eingeborene des Landes, wie sie ehemals den unterworfenen Völkerstämmen gelassen wurden, duldete, sondern in allen Provinzen nur Perser als Satrapen (Statthalter) einsetzte, Verwandte seines Hauses oder vertraute Diener, und denselben persische Kerntruppen mitgab, denen allein die Bewachung der großen Städte anvertraut wurde. Damit dieselben mit ihm in beständiger Verbindung bleiben konnten zog er Heerstraßen durch das ganze Reich und richtete eine reitende Post ein, deren geflügelte Eile sprüchwörtlich wurde. Mit diesen Maßregeln verband er eine regelmäßige Besteuerung der Provinzen. Das altpersische Stammland allein blieb steuerfrei. Um den Handel zu befördern, ließ er den Canal von Suez vollenden, den die alten Könige von Aegypten fruchtlos begonnen hatten. Der alte Götzendienst wurde in allen Reichen noch neben dem persischen Feuerdienst geduldet. Im Uebrigen bemerkte man deutlich das Uebergewicht der Arier über die Semiten. Neben den Persern wurden nur die arischen Meder bevorzugt. Jedoch mischte sich das medische Element mit dem persischen nicht zum Vortheil der letztern, denn die altpersische Kraft erschlaffte nach und nach unter den üppigen Sitten der Meder. Der Hof behielt die altmedischen Einrichtungen bei, das ängstliche Ceremoniel, wonach dem König eine fast abgöttische Ehrfurcht erwiesen wurde, den abgeschlossenen Harem mit so viel Weibern und Kebsweibern, als das Jahr Tage hat, eine zahlreiche, abgefeimte Hofdienerschaft, Eunuchen ꝛc. Auch die Tracht am Hofe und bei allen Großen des Reichs, war nicht mehr die knappe und kriegerische der Perser, sondern die weite und weiche Gewandung der Meder. Lebensweise und Sitten wichen weit ab von der Einfachheit des zoroastrischen Gesetzes und neigten sich immer mehr dem Taumelbecher von Babel zu. Und doch hatten die Perser etwas von der schönen Wildheit der Natur in die neuen Residenzen mitgebracht, denn sie begnügten sich nicht mit den s. g. hängenden Gärten von Babylon, sondern legten um ihre Königspaläste große Parks an, Paradiese genannt,

ein Name, welcher aus dem persischen stammend, auf den ersten Wohnsitz Adams angewendet worden ist. Der persische Geist sollte auch bei der Jugend erhalten werden. Die Söhne der edlen Perser genoßen in der Nähe des Königs, in ein eigenes Corps vereinigt, eine strenge und abhärtende Erziehung. Die tapfersten Perser bildeten eine auserlesene Garde von 2000 Reitern und 12,000 Mann Fußvolk, ausgezeichnet durch die silberne Kugel unten am Schaft ihrer Lanzen. Die ersten tausend aber trugen goldene Kugeln. Der König pflegte bei feierlichen Gelegenheiten auf einem goldenen Thron zu sitzen, einen Scepterstab in der Hand. Ueber ihm trugen vier goldene von Juwelen funkelnde Säulen einen Baldachin von Purpur. Er selbst trug einen Purpurrock, wie denn diese Farbe überhaupt die Königsfarbe geblieben ist. Die Hausfarben der Achämeniden aber waren dieselben, wie heute die bairischen. Alle Glieder der Familie zeichneten sich durch eine weiß und blaue Binde um den Kopf aus. Der König hielt im Sommer seinen Hof in dem kühleren Ecbatana, sonst aber gewöhnlich in Susa. Doch baute sich Darius auch einen großen Palast in Persepolis, nicht weit entfernt von Pasargadä. Seine Ruinen stehen heute noch. Eine Inschrift sagt: „Durch des Ormuzd Gnade hat Darius dieses Haus gebaut.“ Auch hier ist Darius wieder im Relief abgebildet und zwar im Kampfe mit ahrimanischen Ungeheuern, die er besiegt. Auf andern Bildern erscheint er triumphirend und wird ihm von den Vertretern vieler Völker gehuldigt, unter denen man auch einen Neger erkennt. Dabei die Inschrift: „Ich Darius, König der Könige. Großmächtig ist Ormuzd, der den Darius zum König machte. Persien, reich an Rossen und Menschen, fürchtet sich durch die Gnade des Ormuzd und durch mich, den König Darius, vor keinem Feinde.“

Im Vollbesitze seiner Macht sann Darius auf Erweiterung des Reichs, auf neue Eroberungen. Europa scheint ihn besonders beschäftigt zu haben. Er sandte Schiffe aus, um die Küsten dieses Welttheils zu erforschen. Orötes, der rebellische Satrap von Lydien, hatte zur Zeit seiner Macht die griechische Insel Samos erobert und

der Tyrannei des Polykrates daſelbſt ein Ende gemacht. Herodot erzählt, dieſer Fürſt habe einſt, weil er gar zu glücklich ſey, um den Neid der Götter nicht zu reizen, einen koſtbaren Ring als Opfer ins Meer geworfen, aber der Gott habe das Opfer nicht angenommen, im Bauch eines Fiſches habe man den Ring wiedergefunden und dem Tyrannen zurückgebracht. Das Unglück, welches ihm dadurch verkündet war, brach nun über ihn aus. Orötes überliſtete ihn und lud ihn unter dem Vorwand, er wolle ſeine Schätze nach dem ſichern Samos flüchten, nach Magneſia ein, wo er die Schätze abholen ſolle, ließ ihn aber gefangen nehmen und ans Kreuz ſchlagen. Unter den Begleitern des Polykrates befand ſich der griechiſche Arzt Demokedes, welcher gefangen nach Suſa gebracht wurde und dort verkümmert wäre, wenn ſich Darius nicht einmal den Fuß verrenkt hätte und da die ägyptiſchen Aerzte (die angeſehenſten damals) ihm nicht helfen konnten, einer ſich des Demokedes erinnerte, der nun hervorgezogen wurde und nicht nur den König, ſondern auch die kranke Atoſſa heilte. Den Scharfſinn und die Erfahrung dieſes Griechen wollte nun Darius benutzen und ſchickte ihn mit ſeiner See-Expedition nach Europa. Demokedes trachtete aber nur, in ſeine Heimath zurück zu kommen, und entwiſchte an der italiſchen Küſte, wo die Perſer, die mit ihm waren, gefangen wurden. Es gelang ihnen jedoch nach einiger Zeit wieder frei zu werden. Darius war ſehr ungehalten über den griechiſchen Arzt und da er keine eigene Flotte hatte und in Bezug auf das Seeweſen vom guten Willen der Phöniker und Griechen abhing, ſo hielt er es für räthlicher, mit einer großen Landmacht in Europa da einzubrechen, wo ſich dieſes Feſtland am breiteſten vor ihm aufthat, alſo an der untern Donau. Da er aber von Kleinaſien aus das Meer, wenn auch nur einen ſchmalen Arm deſſelben überſchreiten mußte, wozu er viele Schiffe oder eine ſichere Brücke und geſchickte Baumeiſter brauchte, ſchmeichelte er den Griechen und gewann ſie wirklich, nicht nur in den Colonialſtädten Kleinaſiens, ſondern auch zum Theil im europäiſchen Griechenland. Viele halfen ihm, keiner widerſetzte ſich

seinem Unternehmen, obgleich die Unabhängigkeit aller Griechen große Gefahr lief, wenn sich der König in Europa festsetzte. Sie waren aber damals in viele kleine Gemeinwesen getheilt und viele nach der Herrschaft oder großem Reichthum trachtende Häupter derselben hofften durch den ihnen immer gnädigen Perserkönig ihren Zweck zu erreichen. So erlangte Darius nicht nur hunderte von Schiffen, sondern der Grieche Mandrokles konnte ihm sogar vorschlagen, an der schmalsten Stelle des Bosphorus, der Meerenge, welche von der Stadt Byzanz (später Constantinopel genannt) ins schwarze Meer führt, eine bequeme Brücke über das Meer zu bauen. Dieser großartige Vorschlag gefiel dem König und Mandrokles führte ihn aus. Auf dem europäischen Ufer zeigten sich die griechischen Städte dem König eben so geneigt, wie auf dem kleinasiatischen und der Uebergang erfolgte ohne alle Störung im Jahr 515.

Es war eine Heeresmacht von 700,000 Mann, mit welcher Darius als der erste Feind, welcher Europa von außen angriff, herüber kam. Es würde ihm damals leicht gewesen seyn, ganz Griechenland zu unterwerfen, allein er dachte nicht daran und bediente sich vielmehr der Hülfe der Griechen, um das große Volk der Skythen jenseits der Donau zu unterwerfen. Die kleinen thrakischen Völker, die ihm zunächst lagen, unterwarfen sich ihm freiwillig. So überstieg er das Gebirge Hämus (den Balkan) und erst jenseits desselben widerstanden ihm die Geten. Herodot nennt dieses Volk die tapfersten und gerechtesten unter den Thrakern. Man rechnet sie aber gewöhnlich zu den Skythen. Sie glaubten an Unsterblichkeit der Seele und daß sie nach dem Tode zu ihrem ehemaligen König und Gesetzgeber Zamolxis kommen würden. Sie gehörten ohne Zweifel dem nämlichen Volke an, welches unter demselben Namen auch in Mittelasien hinter den Saken vorkam, und gleich diesen wahrscheinlich ein germanischer Stamm war. Sie wollten sich damals den Persern nicht ohne Kampf unterwerfen, erlagen aber der ungeheuern Uebermacht des Darius und dieser ging über

die Donau, ohne daß ihn die Skythen gehindert hätten. Auch über diesen breiten Strom ließ er eine große Brücke bauen und von den Griechen bewachen.

6.

Die Skythen.

Was für Völker eigentlich die Skythen waren, gegen welche Darius heranzog, ist völlig im Dunkeln. Die Griechen, von denen allein wir aus jenen Zeiten Nachrichten über sie erhalten, nannten alle Völker wie in Asien jenseits des Jaxartes, so in Europa jenseits der Donau Skythen. Unter diesem Gesammtnamen werden uns dann wieder viele einzelne Völker genannt, von denen wir nichts weiter wissen, als daß sie fast alle Nomaden, berittene Hirten waren, wie es in den ungeheuer weit ausgedehnten Steppen, in denen sie lebten, ganz natürlich erscheinen muß. Nur wenige werden als Ackerbauer erwähnt oder mit Städten, einige andere erscheinen noch ganz roh. Man wird nicht irren, wenn man voraussetzt, unter dem allgemeinen Namen der Skythen seyen durchaus arische Stämme begriffen, welche nach einander in dem großen Steppenlande sich vertheilt, und unter denen sich die Urbestandtheile derjenigen Völker befunden haben, welche sich später in weit größerer Deutlichkeit als Germanen, Lithauer, Slaven, Türken und Tataren erkennen lassen. Daß von der arischen Heimath aus ein allmähliges Vorschieben der Völker, sonderlich der leicht beweglichen Nomaden, Statt fand, liegt in der Natur der Sache. So berichtet Homer, da wo zu seiner Zeit Skythen waren, über der obern Donau, hätten früher Kimmerier gewohnt, seyen aber von den Skythen verdrängt worden. Diese Kimmerier kann man vielleicht schon zu den Kelten zählen, die im westlichen Europa später immer mächtiger hervortreten. Man muß sich die arische Völkerströmung von Osten her wie ein fortgesetztes

Schwärmen immer neuer, aus den alten ſich abzweigender Bienenſtöcke denken. Wenn ſie neben einander nicht mehr Platz hatten, drängte einer den andern hinweg. An einen Druck von Seiten nicht ariſcher (mongoliſcher) Völker von Nordaſien her war damals noch nicht zu denken.

Diejenigen Skythen, welche nordwärts von den Geten über der Donau (Iſter) nahe am ſchwarzen Meere wohnten, nannten ſich ſelbſt Skoloten und waren berittene Hirten, die von der Milch ihrer Stuten lebten. Weiber und Kinder führten ſie auf Wagen nach. Hinter ihnen, zwiſchen dem Don (Tanais) und Dniepr (Boryſthenes), wohnten die ſ. g. königlichen Skythen mit dem Oberherrn über viele andere ſkythiſche Völker. Sie galten als ein altes Volk und hatten Götter, welche denen Vorderaſiens ziemlich ähnlich ſind, einen Gott des Himmels und des Meeres, eine Göttin der Erde und der Liebe. Aber ſie hatten weder Tempel noch Götzenbilder und verehrten ihren Hauptgott, den des Krieges, unter dem Bilde eines Schwertes. Nach einer Erzählung des Herodot war Skythes, der Stammvater des Volks, ein Sohn des wandernden Herakles, erzeugt mit einer Schlangenjungfrau, die ihm ſeine Pferde geraubt hatte und ihn dadurch zurückhielt. Ein Märchen, welches uns inſofern intereſſiren muß, als der Umgang eines Helden mit einer Schlangenjungfrau auch in der deutſch-franzöſiſchen Sage von der ſchönen Meluſine wiederkehrt. — Die Skythen hatten außer dem Oberkönig Idanthyrſus noch zwei andere, Skopaſis und Taxakis. Oeſtlich von ihnen wohnten die Taurier in der Krimm, von deren Häfen aus ſie im ſchwarzen Meere Seeraub trieben. An der Felſenküſte, nahe bei dem heutigen Sebaſtopol, pflegten ſie der tauriſchen Diana, ihrer Göttin, Gefangene zu opfern. Im großen Gebirge Kaukaſus finden wir in jener Zeit die Kerketäer erwähnt, die man ſich als Vorfahren der Tſcherkeſſen denken mag. Hinter ihnen weiter im Oſten über dem Kaukaſus und dem kaſpiſchen [illegible] war in der weiten Steppe das große Volk der Sauromaten [illegible]breut, deren Weiber als kriegeriſche Amazonen berühmt waren. Wenn auch, was

Herodot von einem ganzen Volk von Amazonen, welche keine Männer unter sich gelitten hätten, erzählt, nur märchenhaft klingt, so ist doch gewiß, daß die Griechen die Grundideen des Amazonenthums von den wirklich bewaffneten und schrecklich darein schlagenden Weibern der Skythen und nicht von nur zum Schein bewaffneten, nur als Amazonen maskirten Hierodulen einer Göttin abgeleitet haben, wie man neuerdings gemeint hat. Noch weiter im Osten das Volk der Issidonen, von denen Herodot bemerkt, sie hätten die Schädel ihrer Vorfahren als Reliquien aufbewahrt. Was Herodot von den Völkern erzählt, welche noch hinter diesen gewohnt hätten, ist märchenhaft, doch läßt sich ein Schimmer der Wahrheit darin erkennen. Die einäugigen Arimaspen, welche den goldbewachenden Greifen das Gold stehlen sollen, weisen wenigstens auf die reichen Goldbergwerke am Ural hin. Mehr westlich und an ein Gebirge grenzend kannte Herodot die Argippäer, bis zu denen die Kaufleute der griechischen Colonien am schwarzen Meere gelangten. Sie bildeten also eine bedeutsame Handelsstation zwischen dem schwarzen Meer und der Ostsee und die Skythen förderten den Handel hier wie die Araber im Süden den Handel der Phöniker. Am Dniester hatten die Griechen von Milet aus die Handelsstation Olbia anlegen dürfen. Am obern Don wohnten die blonden und blauäugigen Budinen und unter ihnen die Gelonen in einer großen durchaus hölzernen Stadt. Sie bauten das Feld, hatten Gärten und trugen Pelze. Noch weiter westlich (in Ungarn) wohnten Agathyrsen und über ihnen nordwärts die Schwarzmäntler, die Menschenfresser, die Neurer. Im äußersten Norden am Meer endlich das hochgepriesene Volk der langlebenden, weisen und gerechten Hyperboreer, bei denen man wohl nicht an Germanen, die weit später nach dem Norden kamen, wohl aber an finnisch-preußische oder keltische Verfahren denken darf.

Als Darius über die Donau ging, war Idanthyrsus Oberkönig der Skythen und es ist begreiflich, daß die Ankunft des unermeßlichen persischen Heeres eine große Aufregung unter allen Skythen hervorbrachte und ihre Könige bewog, zusammenzustehen und

ſich gemeinſchaftlich zu vertheidigen. Herodot läßt neun ſolcher Könige zuſammenkommen von dreierlei Skythen, Sauromaten, Gelonen und Budinen, Schwarzmäntler, Neurer und Agathyrſen. Sie beſchloſſen, ſich mit Weibern, Kindern und Heerden vor den Perſern zurückzuziehen, ihnen nur ein ödes Land und verſchüttete Brunnen zurückzulaſſen und ſie ſo tief als möglich in die unfruchtbaren Steppen zu verlocken, ihr eigenes Heer aber in zwei große Haufen zu theilen. Das Hauptheer unter Idanthyrſus mit den Budinen ſollte nach Norden ausweichen, das andere unter Skopaſis mit den Sauromaten aber unvermerkt eine Flankenſtellung im Oſten nehmen, um die Perſer im Rücken zu faſſen und von der Donau abzuſchneiden. Als Darius den Idanthyrſus auffordern ließ, ihm Erde und Waſſer (Sinnbilder der Unterwerfung) zu ſchicken, ſandte ihm derſelbe einen Vogel, eine Maus, einen Froſch und fünf Pfeile. Das bedeutete: wie du nicht davonfliegen oder dich in die Erde oder ins Waſſer verkriechen kannſt, werden unſere Pfeile dich vernichten.

Man begreift eigentlich nicht, warum Darius, der doch durch griechiſche Handelsleute über das Skythenland Nachrichten eingezogen haben mußte, den gefährlichen Verſuch machte, in daſſelbe einzudringen, wo er weder Lebensmittel, noch irgend eine Beute finden, noch ſich eine dauernde Herrſchaft gründen konnte. Wo er hinkam, fand er die Steppe menſchenleer, ſogar die Thiere waren weggeführt und die Brunnen verſchüttet. Da er Fußvolk und Gepäck bei ſich hatte, kann er unmöglich ſehr weit gekommen ſeyn, wenn er, wie Herodot berichtet, höchſtens etwas über zwei Monate ausblieb, und da er keine Spuren zurückließ, war es auch unmöglich und kaum der Mühe werth, den Weg, den er genommen hat, genau auszumitteln. Die Skythen erreichten vollkommen ihren Zweck, indem ſie die Perſer erſt weit ins öde Land lockten, dann mit ihrer blitzſchnellen Reiterei neckten und ihnen keine Ruhe mehr gönnten, bis Darius, wenn er mit ſeinem Heere nicht verhungern wollte, umkehren mußte. Aber um nicht von Idanthyrſus verfolgt zu werden, opferte er ſein Lager auf, welches er ſtehen ließ, nachdem er in der Nacht

entwichen war, und während es die Skythen plünderten, entkam er und fand zum Glück die Donaubrücke noch unzerstört, obgleich die Skythen ihm dort schon zuvorgekommen waren und der Athener Miltiades den Griechen rieth, die Brücke zu zerstören, weil der mächtige Perser sonst die Freiheit ganz Griechenlands unterdrücken würde. Die persische Partei der griechischen Stadttyrannen behielt die Oberhand, weil sie mit Hülfe des Perserkönigs die Griechen knechten wollten und deren Freiheit keineswegs wünschten. Sie brachen daher nur ein Stück der Brücke ab und stellten sie gleich wieder her, als die Skythen, in der Meinung, die ganze Brücke werde abgebrochen werden, schnell wieder abgezogen waren. Darius kehrte heim nach Susa, ließ aber einen Theil des Heeres unter Megabyzos zurück, um die Skythen an der Verfolgung zu hindern. Diese sollen ihm noch eine Schlappe beigebracht haben, kehrten aber in ihr Land zurück und alles blieb beim Alten.

Gleichzeitig hatte Darius von Aegypten aus ein Heer gegen Kyrene entsendet. Der Tyrann dieser griechischen Colonie, Arkesilaos, hatte sich dem Kambyses freiwillig unterworfen, um mit seiner Hülfe die freien Griechen zu knechten, diese aber hatten ihn todtgeschlagen. Seine Mutter, Pheretima, suchte nun Hülfe bei Darius und ein persisches Heer unter einem gewissen Amasis belagerte Barka. Die Stadt vertheidigte sich verzweifelt, endlich aber fiel sie durch des Amasis Verrath, der den Bürgern das gegebene Wort brach und Pheretima übte eine gräßliche Rache, indem sie allen Weibern in Barka die Brüste abschneiden und rings um die Mauern aufstecken ließ. Allein Kyrene behauptete sich und Pheretima mußte nach Aegypten umkehren.

Auch Indien ließ Darius durch eine See-Expedition unter Skylax erforschen. Dieser schiffte sich auf dem Indus ein und fuhr von dessen Mündung um Arabien herum ins rothe Meer. Bis an den Indus scheint sich seine Herrschaft oder wenigstens sein Einfluß erstreckt zu haben, wenigstens kommen noch später im Heere des Xerxes Inder vor. Indeß war Darius schon zu alt und vorsichtig,

um noch einen Plan gegen Indien auszuführen, da er in den letzten Lebensjahren durch einen Aufstand der Griechen in Kleinasien beschäftigt wurde. Auf das griechische Volk nämlich machte die Niederlage der Perser in Skythien einen tiefen Eindruck. Es war den Tyrannen in den griechischen Städten jetzt nicht mehr möglich, das Volk im Zaum zu halten. Ein allgemeiner Aufstand stürzte die Tyrannen und ein lauter Freiheitsruf erschütterte zum erstenmal die Wälle des persischen Satrapen in Sardes.

Hier müssen wir die persische Geschichte abbrechen und zur griechischen übergehen, denn wir stehen an dem großen Wendepunkt, der die Geschicke der alten Welt aus den persischen Händen in die griechischen legte.

Sechstes Buch.

Aelteſte Geſchichte der Griechen.

1.

Land und Volk.

Europa läuft gegen Süden in drei große Halbinſeln aus. Die äußerſte im Weſten wird durch die Pyrenäen, die mittlere durch die Alpen, die öſtliche durch den Hämus (Balkan) vom Norden Europas abgetrennt. Die äußerſte Südſpitze der letzteren nun nimmt Griechenland mit vielen dazu gehörigen Inſeln ein. Von dieſem kleinen Lande gingen große Dinge aus. Man hat vieles im Charakter des Volks aus der glücklichen Beſchaffenheit des Landes erklären wollen, indeſſen beweiſen die heutigen ſ. g. Neugriechen, ein ſlaviſches Volk, durch ihre tauſendjährige Erbärmlichkeit, daß es, um Völkergröße zu begründen, nicht auf ein ſchönes Klima und ein wohlgelegenes Land ankommt, ſondern auf das dem Volk inwohnende Genie. Die alten Griechen, himmelweit verſchieden von den heutigen, beſaßen dieſes Genie in überſprudelnder Fülle. Man kann daher nur ſagen, die gedeihlichen geographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſe, unter denen ſie lebten, haben die Entwicklung des griechiſchen Volksgenies begünſtigt. Das kleine griechiſche Feſtland von Epirus und Theſſalien

südwärts mit der daran hängenden großen Halbinsel Peloponnes (das heutige Morea) ist voll sich durchkreuzender Gebirge mit von einander abgeschlossenen Thälern, die gegen das Meer eine Menge sichere Buchten und Häfen öffnen. Das Leben im Gebirge stählt die Kraft und fördert den Freiheitssinn mäßig großer Volksstämme und Gemeinden, denen die Berge Schutz gegen äußere Angriffe gewähren. Die Nähe der See aber erweitert den Blick, lockt zu kühnen Unternehmungen, schafft der Uebervölkerung Abfluß und fördert den Freiheitssinn nicht weniger wie das Gebirgsleben. Es gab niemals wahre und länger dauernde Freistaaten, außer in den Hochgebirgen und am Meeresufer. Nur zu einer Einheit der Nation zu gelangen, war bei dieser Isolirung der Gemeinwesen und der dadurch bedingten Lokalisirung des Freiheitssinnes nicht möglich.

Das griechische Volk kam überdieß in sehr zerstreuten Abtheilungen ins Land und schwemmte gleichsam Welle auf Welle an, indem die ältere Bevölkerung öfter wieder durch eine neue verdrängt wurde. Thukydides sagt desfalls: „Es ist klar, daß Griechenland vordem keine bleibende Bevölkerung gehabt hat, sondern daß diese ihre Sitze öfter veränderte. Bald dieser, bald jener Stamm mußte die Heimath verlassen und wurde von andern vertrieben, indem immer je ein Stärkerer über den Schwächeren kam." Oft blieben die Verdränger und Verdrängten Nachbarn und ihre forterbende Feindschaft vermehrte noch die durch die geographische Lage bedingte Isolirung.

Die Sprache der Griechen war der persischen und indischen verwandt, nicht aber der semitischen. Mithin waren die Griechen Arier. Ihre Hauptstämme finden wir sämmtlich in Epirus und Thessalien, von wo aus sie weiter nach Süden herab kommen. Unentschieden aber bleibt, ob sie derjenigen arischen Völkerströmung angehören, welche durch Kleinasien nach Europa gekommen ist, oder der andern, welche nördlich um das schwarze Meer herumging. Auf Kleinasien weisen die Grundzüge der griechischen Götterlehre hin und sehr wahrscheinlich sind auch die arischen Hauptstämme im Westen Kleinasiens, Lyder und Phrygier, den Griechen verwandt gewesen.

Indeß tritt der kleinasiatischen Weichlichkeit und Sinnlichkeit im griechischen Wesen ein heroischer und sogar ein sittlicher Zug entgegen, den wir nur bei den nordischen Völkern wiederfinden.

Als das älteste Volk auf griechischem Boden erscheinen die Pelasger. Man hat ihren Namen bald von πελαργοί (Störche) abgeleitet, welche ziehen und wandern, bald umgekehrt von πέλω (ich baue) und ἄρος (das Feld). Beides richtig, jenachdem man das Volk als eben erst angekommen, oder schon länger angesiedelt, oder als wieder fortgetrieben denkt. Das flüssige Element in jenem alten Volk wird insbesondere mit dem Namen der tyrrhenischen Pelasger bezeichnet. Tyrrhener fanden wir schon in Lydien. Aus dem benachbarten Lykien in Kleinasien werden die Baumeister hergeleitet, welche den Pelasgern ihre berühmten s. g. kyklopischen Mauern bauten, feste Burgen und Schatzhäuser (Thesauren) der Edeln und Könige. Diese Gebäude, von denen noch viele erhalten sind, wurden anfangs aus unbehauenen, später behauenen ungeheuer großen und schweren Steinen zusammengefügt. So zu Argos, Tiryns, Mykenä, Delphi, Samothrake, Lemnos, Aegina und an sehr vielen Orten im Peloponnes, wie auf dem Festlande und auch über dem adriatischen Meere im mittlern und unteren Italien. An solche Riesenmauern lehnten sich dann die altpelasgischen Städte, die sehr häufig den Namen Larissa führen. Hier wohnten kleine Könige und trotzten Nachbarn und neuen Eindringlingen. Von einer Einheit der pelasgischen Nation war nirgends die Rede. Die epirotischen Pelasger hießen auch Graikoi (Griechen), ein Name, welchen die Römer und Deutschen später immer für das ganze Volk brauchten, indeß die Griechen selbst sich lieber Hellenen nannten.

Herodot will nicht gelten lassen, daß Pelasger und Hellenen zu einem Volke gehört hätten. Doch unterschied er nicht scharf genug zwischen absolut verschiedenen Nationen und nur relativ nach der Mundart, nach Sitte und Verfassung verschiedenen Stämmen derselben Nation. Dem Vater der Geschichte widersprechen viele Anzeigen, nach welchen die Hellenen den Pelasgern sehr nahe müssen

verwandt gewesen seyn. Einmal war Dodona, welches Deukalion, der Vater des Hellen, gestiftet haben soll, das älteste Heiligthum der Pelasger. Sodann sind auch die Völker, welche von den Enkeln des Hellen, Achäos und Jon, und die, welche von Hellens Sohn Aeolus abstammen sollen, Achäer, Jonier und Aeolier die nämlichen Stämme, die als Pelasger vorkommen, so daß nur die Dorier, als Nachkommen des Dorus, des dritten Sohnes von Hellen, als echte Hellenen im Sinne Herodots übrig bleiben. Aber auch diese sind keine andere Nation, sondern nur ein anderer Volksstamm mit einer andern Mundart.

Die Einwanderung des Pelops, der mit reichen Schätzen aus Phrygien und Lydien herüberkam, dem Peloponnes seinen Namen gab und Stammvater der achäischen Könige (Agamemnon und Menelaos) wurde, wird von den Alten ausdrücklich nur auf den Peloponnes bezogen.

Die phönikischen Niederlassungen im alten Griechenland erklären sich sehr natürlich aus der alle Ufer des Mittelmeeres beleckenden Handelspolitik des unternehmenden Volks von Tyrus und Sidon. Eine größere Ausdehnung gewinnen sie nur auf den Inseln Kypern, Kreta, Rhodos, Kythere, Samothrake ꝛc. Auf dem Festland war Theben eine phönikische Colonie, wenn sie auch bald mit dem griechischen Wesen verschmolz. Nach dem Mythus kam der Phöniker Kadmos nach Böotien und baute Theben, nachdem er seine entführte Schwester Europa vergebens gesucht hatte. Europa war von Zeus nach Kreta entführt worden, d. h. Phöniker hatten sich hier niedergelassen. Im thebaischen Kadmos ist wohl nur eine phönikische Gottheit verborgen, wie in den Kabiren Kadmilos zu Samothrake. Auf dieser letzten Insel wurden zwei höchste Wesen (Ariokersos und Ariokersa) in Mysterien verehrt; das männliche führte auch den Namen Kadmilos und Kabiros, Vater des Dionysos, unter dem weiblichen war die Naturmutter verstanden. Es war die phönikische, ursprünglich babylonische männlich-weibliche Götterzweiheit des allzeugenden Himmels- oder Sonnengottes und der allge-

bärenden Erdgöttin, welche die Grundlage auch der griechiſchen Religion wurde. Dieſer mannweibliche Dualismus war ſo allgemein durch ganz Kleinaſien bei den weſtlichen Ariern, wie bei den Semiten verbreitet, daß ihn die Griechen nicht erſt von den Phönikern zu lernen brauchten, ſondern mit denſelben nur gemeinſam hatten. — Eine zweite phönikiſche Niederlaſſung im Peloponnes ſoll die von Argos geweſen ſeyn. Der erſte König hier, Inachos, wird auf die phönikiſchen Enakim (Enaksſöhne, davon auch das griechiſche ἄναξ, der König) bezogen und ſeine als Kuh umherirrende Tochter Jo auf die Seefahrten und Niederlaſſungen der Phöniker. Bis auf den heutigen Tag heißt die Durchfahrt aus dem Marmormeer ins ſchwarze Meer Bosphorus oder der Kuhpfad, weil ſie zuerſt durchſchritt, das will aber nicht mehr ſagen als, phönikiſche Schiffe waren die erſten, welche ins ſchwarze Meer zu fahren wagten.

Die Griechen haben viel von den Phönikern gelernt, die Schifffahrt, die Buchſtabenſchrift und, was am meiſten anzuſchlagen iſt, republikaniſche Staatseinrichtungen. Vor den Griechen hatten nur die Phöniker wohleingerichtete, vorzugsweiſe ariſtokratiſche Gemeinweſen und wie man ſich heute ausdrücken würde, conſtitutionelle und parlamentariſche Erfahrung. Gerade in dieſer Beziehung aber wurden die Griechen ihre eifrigſten Schüler. Was den religiöſen Einfluß betrifft, ſo iſt derſelbe viel geringer anzuſchlagen, weil, wie ſchon bemerkt, die phönikiſche und griechiſche Religion ſchon dieſelbe urſprünglich babyloniſche Grundlage hatte, und weil das ſpecifiſch Phönikiſche, der blutige Molochdienſt, die heitern Griechen anwiderte. Wie umfangreich aber auch anfangs der phönikiſche Einfluß auf Griechenland geweſen ſeyn mag, gewiß iſt, daß alle phönikiſchen Colonien auf griechiſchem Boden bald völlig helleniſirt wurden und das phönikiſche Element im griechiſchen unterging.

Die Griechen rühmten ſich auch ägyptiſcher Lehre und es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß ihnen, die frühe genug mit Aegypten bekannt wurden, die Größe und Conſequenz des ägyptiſchen Weſens ſehr imponirt hat. Ob aber eigentliche Niederlaſſungen aus

Aegypten in Griechenland Statt gefunden haben, bleibt immer zweifelhaft. Nach der Inschrift des parischen Marmor kam im Jahr 1582 Kekrops aus Aegypten nach Athen und verbreitete dort die erste Gesittung. Auch soll er den Dienst der ägyptischen Göttin Neith unter dem Namen der Athene nach Athen verpflanzt haben. Es ist wahr, man erkennt im griechischen Götterhimmel die meisten Gestalten des ägyptischen wieder (im Zeus den Amun, im Hephästos den Phtah, im Apollo den Horus, in der Persephone die Isis, in der Demeter die Netpe, in Phanes den Knoph, in Chronos den Sevek, im Chaos das Pasht), allein diese Aehnlichkeiten beweisen nicht, daß die Griechen ihre Götter von den Aegyptern empfangen haben, denn solche Aehnlichkeiten kehren in den Götterwelten aller Religionen wieder, welche gemeinschaftlich aus dem Gestirn- und Elementendienst, aus dem Sabäismus und Dualismus in der babylonischen Omorka stammen. Wir finden sie später auch bei Kelten und Germanen wieder, ohne daß diese ihre Götter von den Griechen entlehnt hätten, so wenig wie diese die ihrigen von den Aegyptern. — Im Uebrigen können ganz wohl Flüchtlinge und Verbannte aus Aegypten irgend einmal auf griechischem Boden nützliche Künste gelehrt haben, oder sie können durch phönikische Seefahrer sogar bestellt worden seyn. Die Gegend um Argos bedurfte ein wohlberechnetes Bewässerungssystem, um ihre ganze Fruchtbarkeit entfalten zu können. Warum hätten die Könige und die wohlhabenden Einwohner der Stadt Argos nicht der Canalisirung kundige Männer aus Aegypten kommen lassen sollen, um das gewünschte Inundationssystem bei ihnen einzurichten? Nach dem Mythus wird Danae von Zeus im goldenen Regen befruchtet, und schöpfen die Töchter des Danaus unaufhörlich Wasser ohne je das bodenlose Faß füllen zu können. Das sind Sinnbilder der Bewässerung eines trockenen Landes. Wenn nun Danaus ein Aegypter heißt, so will das nicht mehr sagen, als die Kunst dieser Bewässerung ist aus Aegypten entlehnt worden.

Am meisten dürfte der angeblich ägyptische Einfluß auf das

älteſte Heiligthum der Pelasger in Dodona zu beſtreiten ſeyn. Das Orakel hier ſoll von zwei ſchwarzen Tauben gegründet worden ſeyn, die aus Theben in Aegypten ausflogen und ſowohl in Theben als in Dodona ſoll die Tradition davon fortgelebt haben. Dieſe Tradition iſt wohl eine junge und erſt in der Zeit erſonnen, in welcher die Liebhaberei am Fremden und Fernliegenden, die Religionsmengerei und die hierarchiſchen Adoptionen Mode wurden. Die Tauben in Dodona gehören wie überall dem Cultus der großen babyloniſchen Liebesgöttin an, aber auch ſie ſcheinen einem noch älteren und einfachern Cultus in Dodona nur aufgedrungen worden zu ſeyn, wenigſtens verhält ſich das Taubenorakel zu dem Baumorakel, wie etwas Neues, Fremdes und Vorderaſiatiſches zu etwas Altem, Einheimiſchem und Nordiſchem. Zu Dodona nämlich war ein heiliger Hain, wie wir ſolche im Cultus der nordiſchen Völker immer wiederkehren ſehen, und in dem Hain befand ſich eine uralte Eiche, aus deren Rauſchen im Winde man weiſſagte. Nachher redete auch die Taube, die auf dem Baume ſaß, aber das Rauſchen der Blätter iſt ohne Zweifel wohl die älteſte Form des Orakels geweſen. Es war dem Zeus heilig. Dieſer Gott, der als Donnerer allen nordeuropäiſchen Völkern als der höchſte galt, trat in den vorderaſiatiſchen Culten noch nicht hervor. Dodona lag nahe bei dem heutigen Janina in Epirus.

Als durchaus vorderaſiatiſch und dem mannweiblichen Religionsprincip unterworfen geben ſich die altgriechiſchen Myſterienſtätten Samothrake und Eleuſis kund. Zu Samothrake, einer Inſel am Eingange der Dardanellen, wurden Himmel und Erde, Urmann und Urweib, unter ſehr verſchiedenen Namen verehrt. In Eleuſis, unfern von Athen, tritt das weibliche Weltprincip als Mutter Demeter beſonders hervor, hat aber ihre männliche Ergänzung in Triptolemos. Ehe man hier in den Myſterien die menſchliche Seele mit dem Saatkorn verglich und eine Auferſtehungslehre ausbildete, ſcheint man einfach der guten Mutter Erde für ihre Fruchtbarkeit

in Feldern und Gärten gedankt zu haben. Pelasgus selbst, der Stammvater des Volkes, wird Erfinder des Brodtes genannt. Also war das wohl ein sehr alter Götterdienst friedlicher Ackerbauer.

Ein ganz anderes, wieder wie zu Dodona mehr nordisches Gepräge hat das alte Heiligthum in Delphi. Dasselbe lag an einem Abhang des Berges Parnassus unfern vom Meere in der kleinen Landschaft Phokis westlich von Böotien, ungefähr in der Mitte von ganz Griechenland, gleich weit entfernt von seinen äußersten Endpunkten im Nord und Süd, Ost und West. Gleich daneben liegt die kleine Landschaft Doris, von welcher die Dorier ausgingen. Delphi ist mithin als das hellenische Heiligthum im engeren Sinne zu betrachten. Der Tempel zu Delphi war dem Sonnengott Apollo geweiht und das Allerheiligste darin eine natürliche Grotte im Berge, aus welcher Schwefeldämpfe kamen. Ueber diesen Dämpfen saß auf einem Dreifuß die Priesterin Pythia und sprach, von den Dämpfen in eine Art von göttlichen Wahnsinn versetzt, im Namen des Gottes die Orakelsprüche, die man sich hier von nah und fern holte. Der Tempel war ein großer Wallfahrtsort und ungeheuer reich. Auch wurden hier jährlich Kampfspiele gefeiert zu Ehren des Gottes, weil derselbe hier die böse Schlange Python getödtet haben sollte. Deshalb hieß der Gott der pythische und auch die Kampfspiele die pythischen. Der Gott des Lichts, welcher die aus der Erdennacht geborene Schlange überwindet, mahnt an Ormuzd im Kampf mit Ahriman und sein ritterlicher Charakter an die nordischen Götter.

Der Sonnengott nimmt hier neben dem ritterlichen auch den musischen Charakter an und wir finden den alten Baalsdienst plötzlich wunderbar veredelt und vergeistigt. Apollo wohnt auf dem Gipfel des Parnaß mit den neun Musen, als Gott der Gesänge und schönen Künste. Sein Priester ist Orpheus, dem, wenn er die Lyra spielt, alle Thiere ehrfurchtsvoll lauschen. Orpheus aber wird ein Thraker genannt, d. h. der griechische Gesang stammt vom nordischen Volk der Thraker, und wer möchte daran zweifeln, denn bekannt ist, daß die höchsten Götter der nordischen Völker als Erfinder

des Geſanges galten, der deutſche Odin und der finniſche Wäinämöinen, dem, wenn er auf ſeiner Zelyne ſpielte, ehrfurchtsvoll alle Thiere lauſchten, wie dem Orpheus.

Auch der Berg Olymp, auf welchem die Griechen ihre Götter unter dem thronenden Donnerer verſammelten, lag an der Grenze, wo das griechiſche und thrakiſche Völkerſyſtem ſich berührten, zwiſchen Theſſalien und Makedonien. Von dorther alſo kam ein friſcher nordiſcher Einfluß dem mehr ausgelebten und faulen aus Kleinaſien entgegen.

2.

Das heroiſche Zeitalter der Griechen.

Die Anfänge der griechiſchen Geſchichte lernen wir nur durch Mythen und ſpätere Dichtungen kennen, alſo in einer Verſchleierung, die uns gleichwohl die wichtigſten und die eigentlich charakteriſtiſchen Umriſſe durchblicken läßt. In den Mythen, die uns von den älteſten pelasgiſchen und von den vordoriſchen, achäiſchen, ioniſchen, äoliſchen Griechen erhalten ſind, treten ſchon die Grundzüge des griechiſchen Geiſtes und auch die wichtigſten Thaten und Schickſale des Volkes deutlich genug hervor. Dieſe älteſte Zeit der mythiſchen Helden, das heroiſche Zeitalter der Griechen, endet mit dem trojaniſchen Kriege. Was nachher folgt, die doriſchen Wanderungen und die innere politiſche Geſchichte aller einzelnen kleinen griechiſchen Gemeinweſen, wiederholt nur in den ſehr ausführlichen Berichten der eigentlichen Geſchichtſchreiber daſſelbe eigenthümliche Charakterbild des Volkes, welches uns die Mythen in wenigen, aber genialen Zügen ſchon vorgezeichnet hatten.

Mit den Griechen kam ein ganz neuer Geiſt in die Geſchichte. Das Volk nahm eine andere Stellung zu den Göttern ein, indem es ſich zwar, wie alle Vorderaſiaten, der babyloniſchen Verführung mit vollem Behagen hingab, ſich aber zugleich das Bewußtſeyn eines

höhern Werthes der Menschheit bewahrte und die unwürdigen Götter verachtete. Der ästhetische Maßstab wurde nicht schon in der ältesten Zeit angelegt, die überhaupt noch keine Götterbilder kannte, aber der Stolz der Menschen, der den Göttern zu trotzen wagte und den Göttern gegenüber einen freien Standpunkt zu gewinnen suchte, ist so alt als das griechische Volk. Der Grieche war der erste, der die Menschen als Partei den sämmtlichen Göttern entgegenstellte und die Entscheidung einem unerforschlichen Schicksal anheimgab.

Den ganzen Stolz der Menschheit, wie er im Herzen des Griechen lebte, drückt der Schöpfungsmythus von Prometheus aus. Dieser Titane formte die ersten Menschen aus Lehm und Wasser und stahl das Feuer vom Himmel, um damit die Menschen zu beleben. Dieses kühne Unterfangen erzürnte den König der Götter, Zeus, der ihn mit dem Blitze niederschlug und an das Gebirge Kaukasus fesselte, wo sogleich ein Adler herbeiflog, um ihm die Leber auszureißen und zu fressen, welche täglich wieder nachwuchs. Prometheus hatte aus Liebe zu den Menschen, die er gemacht, alle Uebel in eine Büchse verschlossen, welche sein Bruder Epimetheus aufbewahrte. Um nun auch diese Vorsicht zu vereiteln und die Menschen, die er um Prometheus Willen haßte, zu verderben, ließ Zeus den Epimetheus durch die schöne Pandora verführen, welche jene Büchse öffnete und alle jene Uebel herausließ, von welchen seitdem die Menschen geplagt sind. So erscheint denn Prometheus, so erscheinen die Menschen selbst als die Unschuldigen, die Götter als die Schuldigen. Der Mythus läßt den gefesselten Prometheus endlich durch Herakles befreit werden.

Das ist eine Selbsterlösung der Menschen, denn Herakles ist der Mensch, der durch seinen innern Werth und durch sein großes Verdienst um die Mitmenschen sich bis zu den Göttern erhebt und unter ihnen Platz nimmt. Mit ihm beginnt die Reihe vergötterter Heroen, an welche sich später vergötterte Könige und Sänger anschlossen. Diese Möglichkeit der Vergötterung (Apotheose) kam noch in keines andern Volkes Glauben vor und war ein ganz neuer Ge-

danke der Griechen. Unzufrieden mit den alten Naturgöttern, welche sie vorfanden, wollten sie bessere haben, aber die Eitelkeit spielte ihnen den Streich, daß sie sich selbst als Götter unterschoben, ohne eine Ahnung, wie weit sie sich dadurch von der wahren Gottheit entfernten. — Herakles hatte unter dem Zorn der Here, die als Göttermutter des Zeus Gemahlin war, ebenso zu leiden wie Prometheus unter dem Zorn des Zeus. Here, eifersüchtig auf die Mutter des Herakles, verfolgte diesen von Jugend auf und wollte ihn schon als Kind in der Wiege durch zwei Schlangen umbringen lassen. Aber das starke Kind ergriff die Schlangen und zerriß sie. Herangewachsen wurde Herakles auf einem Scheidewege vergebens durch die Wollust verlockt, indem er der Tugend folgte. Dann mußte er dem unwürdigen König Eurystheus in Tirynth als Knecht dienen und zwölf berühmte Arbeiten für ihn verrichten. Der Herr wollte, daß der Knecht in den Gefahren umkäme, in die er dabei gerieth, Herakles aber vollbrachte mit seiner Heldenkraft alle jene Arbeiten ungefährdet, die Tödtung des nemäischen Löwen, der lernäischen Hydra (einer vielköpfigen Schlange), der kerynitischen Hirschkuh, des erymanthischen Ebers, der Stymphaliden (menschenfressende Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abschießen konnten), des kretischen Stieres, die Reinigung des ungeheuern mistvollen Augiasstalls, den Raub der Stuten des Diomedes, des Gürtels der Amazonenkönigin Hippolyta, der Rinder des Gerion, der Hesperidenäpfel am westlichen Ende der Welt, und endlich die Bändigung des Cerberus oder des Höllenhundes an der Pforte der Unterwelt. Unter diesen mythischen Arbeiten ist zum Theil die Besiegung roher Naturgewalten durch menschliche Cultur und barbarischer Völker durch die edlere Race, überall die Verherrlichung menschlicher Kraft trotz dem Fluch und Neide der Götter zu verstehen. Nur einmal läßt der Mythus den Herakles herabsinken, indem er Sklave der schönen Omphale in Lydien wird, und so in lydische Ueppigkeit versinkt, daß er sich in Weiberkleidern an den Spinnrocken setzt. Damit ist sehr glücklich die Verführung bezeichnet, welcher das griechische Volk von Kleinasien her ausgesetzt war. In ganz über-

einſtimmender Weiſe war dieſe heidniſche Verführung von den Juden in der Simſonsſage aufgefaßt worden. Von Herakles ſagt der Mythus weiter, er habe, als er dem Kentauren Neſſos die ſchöne Dejanira entführte, den ihm nachjagenden mit einem vergifteten Pfeile erſchoſſen, der Kentaur aber habe ſterbend die Dejanira beſchworen, ein mit ſeinem vergifteten Blut getränktes Kleid den Herakles anziehen zu laſſen, und ſie habe es gethan. An dem Gift nun habe Herakles ſterben müſſen und ſich, um ſeinen Tod zu beſchleunigen, auf einem Scheiterhaufen freiwillig verbrannt, Zeus aber habe ihn unter Donner und Blitz zu ſich in den Himmel erhoben, ihn mit der Here verſöhnt und ihm die Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin gegeben.

In den Mythen von Herakles verbirgt ſich ohne Zweifel ein Stück der alten Weltgeſchichte, obgleich in dunkeln Hieroglyphen. Ihm als dem Vertreter der am Mittelmeer entwickelten Cultur ſtehen die noch roheren und barbariſchen Völker und früher überwundene Culturſtufen gegenüber. Unter den Kentauren (vorn Menſch, hinten Pferd) kann man nicht wohl etwas anderes verſtehen, als die älteſten Reiter des Steppenlandes im Norden. Die Amazonen am Thermodon und Tanais, wie auch in Afrika waren Weiber, welche ſich in Abweſenheit ihrer in den Krieg oder auf Abenteuer ausgezogenen Männer gegen die Nachbarn wehrten und als eine kräftigere Race denſelben überlegen waren. Ihre Geſchichte iſt voll Fabeln, was aber Homer und nach ihm hauptſächlich Procop von ihnen geſchrieben, weiſt deutlich auf einen feſten geſchichtlichen Boden.

Herakles ſpiegelt ſich noch in vielen anderen griechiſchen Heroen ab, die als Bändiger roher Naturgewalten, als Vertheidiger und Begründer einer edleren Geſittung, als Rächer der Unſchuld und als Retter der leidenden Menſchheit auftreten. So Perſeus, der Heros von Argos, welcher der ſchrecklichen, ſchlangenhaarigen, durch ihren Blick alles verſteinernden Meduſa das Haupt abſchlug und nachher am Strande zu Joppe die ſchöne Andromeda befreite, welche nackt an einen Felſen angekettet und als Opfer einem Seeungeheuer

ausgeſetzt war. Der feine Grieche haßte die Menſchenopfer der Phöniker und rottete ſie aus, wo er konnte. Daſſelbe that Theſeus, der Heros von Athen. Dieſe Stadt befand ſich noch in der Botmäßigkeit der Inſel Kreta, wo die Phöniker herrſchten. Hier, ſagt der Mythus, hatte König Minos das Labyrinth mit unzähligen Irrgängen erbaut und in ihm verbarg ſich der grauſame Minotaurus, welcher vornen Menſch und hinten ein Stier war und dem die Athener jährlich ſieben Jünglinge und ſieben Mädchen zum Opfer ſchicken mußten. Um ſein Volk von dieſer Schmach zu befreien, miſchte ſich der junge Theſeus freiwillig unter die Opfer, erſchlug mitten im Labyrinth den Stiermenſchen und kehrte mit den Seinen glücklich zurück. Unter dem Bilde des Minotaurus iſt wahrſcheinlich der phöniſiſche Molochdienſt zu verſtehen. Theſeus verrichtete noch andere Thaten, ähnlich denen des Herakles, doch erſcheint er nur als ein Nachahmer deſſelben. Ebenſo Bellerophontes, welcher die Chimära, ein dreileibiges Ungeheuer getödtet haben ſoll. Alles das ſind Helden, welche zur Rettung der Menſchen Thaten verrichten, die ihnen die Götter eigentlich hätten erſparen ſollen.

Im Heraklesmythus gibt ſich ein nordiſcher Grundgedanke zu erkennen, den wir ſchon in den ſchönen Sagen von Ruſthm, dem Saken, deutlich ausgedrückt fanden und der noch beſtimmter in den ſchönſten deutſchen Heldenliedern wiederkehrt, die Treue des ſtarken Knechtes gegen den ſchwachen und ſchlechten Herrn.

Der Adel der Menſchheit, den die Götter nicht wollen gelten laſſen und der deshalb ſeine Verherrlichung nur im Untergange findet, tritt in einer neuen Weiſe ins Licht, indem der Heros zum Sänger wird und nur eine geiſtige Macht ausübt. Der Mythus von Orpheus iſt darum ſo tragiſch wie der des Prometheus. Orpheus war ein Thraker und gehört mithin dem Norden an. Es iſt durchaus unſtatthaft, zweierlei Thraker anzunehmen, als ob Orpheus nur einem ſüdlicheren ſchon gebildeten Stamme angehört habe, den man von den barbariſchen Thrakern im Norden unterſcheiden müßte. Es gab nur ein thraki ſches Volk, welches aber ſo wenig barbariſch war,

als ſeine Nachbarn, die Geten. Von hier, den Stammländern der göttlichen Sänger des europäiſchen Nordens, vom Tanais und der untern Donau, ging auch der Stammvater des griechiſchen Geſanges aus. Daher ſich an den Namen des Orpheus auch die entſchieden nordiſche Weisheit des ſpäteren Pythagoras anknüpft. Daher der ernſte und tragiſche Charakter des Orpheus und der ſtarke Gegenſatz, in welchen ihn der Mythus mit dem üppigen, kleinaſiatiſchen Cultus bringt. Er liebt die Euridike, welche vor dem Ariſtäos (einer Perſonifikation ſüdlicher Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit) fliehend auf eine Schlange tritt und von derſelben tödtlich geſtochen wird. Der zärtliche Sänger, deſſen Tönen die ganze Natur lauſcht, wagt ſich in die Unterwelt, bezwingt den Höllenhund durch den Zauber ſeines Lyraſpiels und empfängt die Geliebte. Er ſoll ſie zurückführen dürfen zur Oberwelt unter der einzigen Bedingung, daß er ſich unterwegs nicht nach ihr umſehe, aber der Sänger kann ſein Herz nicht bezwingen und blickt um ſich und Euridike iſt ihm auf immer verloren. Er ſelbſt endet auf eine ſchreckliche Weiſe, indem er ſein thrakiſches Vaterland ſchützen will vor dem Eindringen des üppigen und weichlichen Bachusdienſtes, es aber nicht mehr vermag und von den wüthenden Mänaden, den trunkenen Prieſterinnen des Weingottes, in Stücken geriſſen wird. Seine Lyra iſt an den Himmel verſetzt, wo ſie noch als Sternbild in der Nähe der Milchſtraße glänzt.

Glücklicher als der Sänger erſcheint im heroiſchen Mythus der Griechen der Techniker Dädalos, der Erfinder vieler nützlicher Künſte und Werkzeuge. Er iſt eigentlich als kein Grieche zu betrachten, ſondern vielmehr als ein Phöniker, weil er in Kreta heimiſch war und vom Mythus nur nach Athen verſetzt wurde, um damit ein hohes Alter der Kunſtfertigkeiten auch für Athen zu bezeugen. Dädalos ſoll dem Minos in Kreta das Labyrinth gebaut haben. Weil er aber der Ariadne einen Faden gab, durch den ſie ihren geliebten Theſeus den Ausgang aus dem Labyrinthe finden ließ, ſperrte Minos den Künſtler und ſeinen Sohn Ikaros zur Strafe in dasſelbe Labyrinth ein. Dädalos aber machte ſich und ſeinem Sohne

Flügel und flog davon, nur sein Sohn verbrannte sich seine Wachsflügel an der Sonne und fiel ins Meer. Beinahe derselbe Mythus kehrt im hohen Norden Europas wieder, die Sage vom kunstreichen Schmiede Wieland.

In der Regel handeln die Heroen im griechischen Mythus nur vereinzelt. Merkwürdig erscheint die erste Vereinigung vieler Helden zur gemeinschaftlichen Jagd auf den schrecklichen kalydonischen Eber. Der Hauptheld ist hier Meleager, welcher mit seiner amazonenhaften Geliebten, der schnellfüßigen Atalante, den Eber erlegt. Dieses große Jagdbild hat wieder einen ganz nordischen Charakter.

3.

Die Argonauten und Sieben von Theben.

Eine noch größere Vereinigung von Helden veranlaßte der berühmte Argonautenzug. Derselbe bezweckte die Eroberung des goldenen Vließes in Kolchis, ist indeß von den vielen Dichtern, welche ihn behandelt haben, nach viel späteren Erfahrungen und Rücksichten umgemodelt worden. Eine Colonie des ägyptischen Widdergottes zu Kolchis im Norden des schwarzen Meeres hat schwerlich jemals existirt und eben so wenig sind die Argonauten jemals auf den fabelhaften Wegen geschifft, auf welchen sie von den späteren Dichtern geführt werden, da die letzteren alle neueren Entdeckungen und Colonien der Griechen im Mittelmeer in die viel ältere und einfachere Sage von den Argonauten eintrugen. Somit schwindet das historische Interesse hier in ein rein poetisches ein. Indeß ist auch die interessante Zauberin Medea, welche dem thessalisch-äolischen Helden Jason das Vließ gewinnen hilft, kein einfacher poetischer Typus mehr, sondern durch die von den Dichtern auf sie gehäuften Ungeheuerlichkeiten entstellt.

Pelias, König von Jolkos, durch ein Orakel vor seinem Neffen

Jason gewarnt, gibt dieſem auf, das goldene Vließ zu holen, in der Hoffnung, er werde auf dieſer ſchwierigen Fahrt umkommen. Jason aber ſammelt zahlreiche Gefährten, den Orpheus, Admet, Herakles, Kaſtor und Pollux, Peleus, den Alldurchſchauer Lynkeus, Euphemeos (der trockenen Fußes über das Meer lief), Meleagros, die Boreasſöhne Zetes und Kalais ꝛc. Einen Streit unter ihnen ſtillt Orpheus durch ſüßen Geſang. Dann beſteigen ſie das Schiff Argo, welches die Göttin Athene gebaut und in deſſen Kiel ſie eine dodoniſche (redende) Eiche als Balken eingefügt hat. Sie rudern im Tact nach Orpheus Geſang und unzählige Fiſche folgen und horchen ihm. Sie landen nun auf Lemnos, wo die Weiber, nachdem ſie alle ihre Männer umgebracht, unter der Königin Hypſipyleia allein leben, die Fremdlinge aber zärtlich aufnehmen. Mit Mühe reißen ſich die Argonauten hier los und haben ſodann Kämpfe zu beſtehen, in denen Herakles glänzt. Aber ſein Liebling, der ſchöne Knabe Hylas, wird, indem er eine Quelle ſucht, von den Nymphen, die ſich in ihn verlieben, hinabgezogen. Herakles ſucht ihn vergebens und kommt dadurch von den Argonauten ab. Dieſe fahren weiter und beſtehen neue Kämpfe. Am bithyniſchen Ufer finden ſie den unglücklichen König Phineus, der, weil er als Seher des Zeus Rathſchlüſſe verrathen, von dieſem geblendet und zu ewigem Hunger verurtheilt worden iſt. So oft er an die Mahlzeit geht, rauben ihm die Harpyen die Speiſe weg und laſſen ihm nur ihren Unflath zurück. Aber die beiden Boreasſöhne verſcheuchen die Harpyen und befreien den armen Greis. Die Argonauten kommen ſodann zu den kyaniſchen Felſen, welche zuſammenſchlagend alles, was zwiſchen ihnen hindurchfahren will, zermalmen. Auf Phineus Rath laſſen ſie eine Taube voranfliegen, deren Schwanz noch durch die zuſammenklappenden Felſen gepackt wird, indem die Felſen ſich wieder öffnen, ſchiffen ſie glücklich hindurch. Während ſie von Oſten die Ufer des ſchwarzen Meeres befahren, hören ſie unter anderm vom Kaukaſus her die klagende Stimme des gefeſſelten Prometheus. — Unterdeß ſtatten die Göttinnen Here und Athene bei der Aphrodite einen Be-

ſuch ab, um ſie für Jaſon zu intereſſiren, der ein Liebling der Here iſt. Sie finden die ſchöne Göttin der Liebe bei der Toilette und bewegen ſie leicht, das Herz der Medea für Jaſon mit Liebe zu erfüllen, damit er mit ihrer Hülfe zum Beſitz des goldenen Vließes gelange. Sie ruft dem Eros, der eben mit Ganymed Würfel ſpielt und ihn betrügt. Sie begeben ſich zu der Medea Vater, Aietes, dem König von Kolchis, der das goldene Vließ beſitzt. Ihm hat Hephäſtos einen prächtigen Palaſt gebaut mit vier Brunnen, worin Milch, Wein, Oel und Waſſer fließt. Ihm hat er auch zwei eherne und feuerſpeiende Stiere zum Pflügen verfertigt ꝛc. Die Argonauten kommen an, Eros ſchießt einen Pfeil ins Herz Medeas. Ihre Schweſter Chalkiope redet ihr zu und Medea fährt bei Nacht ſie mit Maulthieren zu Jaſon, um ihm Rath zu ertheilen und ihm mit ihrer Zaubermacht beizuſtehen. Aietes hat dem Jaſon das Vließ gelobt, wenn er mit den ehernen Stieren pflügen wolle. Er thut es, von Medea unverwundbar gemacht, bändigt die Stiere unter das Joch, pflügt mit ihnen und ſäet, nach des Aietes Vorſchrift, die Drachenzähne, aus denen wilde Krieger wachſen. Dieſe würden ihn tödten, wenn er nicht, nach der Medea Rath, einen großen runden Stein unter ſie würfe, worauf ſie ſich ſelbſt umbringen. Medea ſchläfert ſodann den Drachen ein, der das Vließ bewacht. Jaſon holt das Vließ vom Baume herab und die Argonauten entfliehen, Medea mit. — Die folgenden Reiſeabenteuer ſind durchaus phantaſtiſch, zum Theil denen in der homeriſchen Odyſſee nur nachgebildet, zum Theil geographiſche Erinnerungen und Träume von den Hesperiden, Hyperboreern ꝛc. Die Argonauten kommen glücklich heim, Jaſon aber wird in Korinth der ſchönen Medea untreu und heirathet die Kreuſa. Da tödtet Medea dieſe ihre Nebenbuhlerin durch ein vergiftetes Kleid, mordet die beiden Kinder, die ſie von Jaſon hat, mit eigenen Händen und fährt in raſendem Zorn auf einem mit Drachen beſpannten Wagen durch die Luft davon.

Eine der eigenthümlichſten Heroenmythen iſt die böotiſche vom **Oedipus**. Derſelbe ſtammte aus dem älteſten Königsgeſchlecht von

Theben her, in welchem eine nordiſche Erinnerung ſeltſam genug mit phönikiſchen und ägyptiſchen zuſammenſtößt. Amphion nämlich ſoll als ein zweiter Orpheus durch den Zauber ſeiner Töne die Steine bewegt haben, daß ſie ſich von ſelbſt zum Bau der Stadt Theben fügten. Hier gilt aber wieder Kadmos, der Phöniker, als der erſte König und der Name der Stadt weist auf das ägyptiſche Theben hin. Eben ſo die Sphinx, von der es heißt, ſie habe an einem Abgrunde jedem Vorübergehenden ein Räthſel aufgegeben und jeden herabgeſtürzt, der es nicht errieth, nur Oedipus allein habe es errathen und ſie habe dann ſich ſelbſt in den Abgrund geſtürzt. Das Räthſel lautete: „Ein zweifüßiges iſt vierfüßig und zuletzt dreifüßig.“ Und die Auflöſung: „Der zweifüßige Menſch kriecht als Kind auf allen Vieren und muß im Alter den Stock als dritten Fuß gebrauchen.“ Im Uebrigen liegt die Bedeutung des Oedipusmythus in der ſittlichen Verdammung desjenigen Laſters, welches vorzugsweiſe das griechiſche genannt wurde. Wie es ſcheint, iſt der herbe Mythus in einer Zeit entſtanden, in der noch ſo viel ſittliches Gefühl unter den Griechen lebte, daß ſie ſchaudern konnten vor dem Laſter, welches ihnen ſpäter zu einer Gewohnheit wurde, an der niemand mehr, ſelbſt der weiſe Sokrates nicht, den geringſten Anſtoß nahm. In der Mythe vom Oedipus iſt der Frevel in ein grelles Licht geſtellt, der, indem er ſich an der Heiligkeit der Ehe vergeht, durch den Fluch in der Familie ſich beſtraft. König Lajos von Theben war der erſte, der das Laſter der Pädraſtie erſann. Deshalb machte die Ehegöttin Here ſeine Frau Jokaſte unfruchtbar. Da er aber gern Nachkommen gehabt hätte, frug er das delphiſche Orakel, welches ihm antwortete, wenn er einen Sohn zeuge, werde derſelbe ihn tödten und die Mutter heirathen. Er trotzte aber den Göttern und zeugte den Oedipus, dem er aber (daher ſein Name) die Füße durchbohrte und einen Strick durchzog, um ihn an einen Baum hängend ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Der damit beauftragte Hirte rettete das Kind und brachte es dem König von Korinth, der ihn wie ſeinen Sohn erzog. Herangewachſen erfährt Oedipus

durch daſſelbe delphiſche Orakel, er werde ſeinen Vater tödten und ſeine Mutter freien, verläßt deshalb Korinth, geräth unterwegs zufällig mit Lajos, der ihm begegnet, und den er nicht kennt, in Streit und tödtet ihn. Dann hört er, welche Verheerungen die grauſame Sphinx in Theben anrichte und daß, wer ſie bändige, mit der Hand der Königin Wittwe Jokaſte und mit der Krone belehnt werden ſolle. Arglos beſiegt er die Sphinx durch Löſung des bekannten Räthſels und heirathet — ſeine Mutter. Merkwürdig iſt der Contraſt zwiſchen der Klugheit, mit der er das Räthſel der Sphinx löst, und der gänzlichen Verblendung über ſein eigenes Schickſal. Beide, Mutter und Sohn, entdeckten das wahre Verhältniß erſt, als ſie ſchon vier Kinder hatten. Aus Verzweiflung ſtach ſich nun Oedipus die Augen aus und Jokaſte erhing ſich. Seine beiden Söhne, Polynikes und Etrokles, vertrieben ihn, ſtritten ſich aber ſelbſt um die Herrſchaft und nun entbrannte ein heftiger Kampf um Theben. Etrokles behauptete die Stadt, Polynikes aber, mit ſieben andern Fürſten verbündet, belagerte ihn. Endlich fielen beide im Zweikampf. Ihr Oheim Kreon befahl, ſie unbeerdigt liegen zu laſſen, ihre fromme Schweſter Antigone aber beſtattete ſie und erhing ſich dann. So werden in dieſem düſtern Mythus die Menſchen ohne eigene Schuld zu Verbrechern, den Göttern zur Schadenfreude. Aber über alles Leid und über der Götter Neid erhebt ſich die reinmenſchliche Tugend der treuen Schweſter.

In ähnlicher Art iſt ein reiner Jüngling aufgefaßt, Hippolytos, Sohn des Theſeus. In ihn verliebt ſich ſeine Stiefmutter Phädra und als er ihr widerſteht, klagt ſie ihn an, als habe er ſie verführen wollen. Von des Vaters Fluch getroffen wird er durch ſcheu gewordene Pferde zu Tode geſchleift. In der Wuth verſchmähter Liebe hat Phädra ein Myrthenblatt mit Nadeln zerſtochen, daher die Blätter dieſes Baumes der Liebe noch jetzt wie durchlöchert erſcheinen.

4.

Der trojaniſche Krieg.

Die erſte große Vereinigung der Griechen zu einem Kampf wider Aſien, der erſte heftige Zuſammenſtoß eines europäiſchen mehr oder weniger nordiſchen Volks mit den Vaſallenſtaaten des großen meſopotamiſchen Weltreichs, gewiß eines der intereſſanteſten und wichtigſten Ereigniſſe der Geſchichte, iſt ganz in Mythus und Dichtung eingehüllt. Die einzigen Zeugen davon ſind Dichter, Homer und die nach ihm genannte Sängerſchule der Homeriden. Indeß leuchtet aus ihren Geſängen nicht nur ein Kern geſchichtlicher Wahrheit hindurch, ſondern werden darin auch Leben, Sitte und Geiſt der Griechen mit wunderbarer Treue und reizvoller Schönheit abgeſpiegelt. Denn Homer iſt ganz naiv und ſchmeichelt nicht, ſondern ſchildert das Volk mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern.

Der Grundgedanke des trojaniſchen Kriegs iſt ein nordiſcher, die edle Entrüſtung eines ritterlichen Volks über einen Frauenraub, die allgemeine Bewaffnung des Volks, um die beleidigte Ehre des Mannes zu rächen, dem die Frau geraubt wurde, und damit zugleich die Ehre der Nation ſelbſt. Dieſes Ehrgefühl iſt ſo ſehr nordiſch, daß, wie Herodot ſinnreich bemerkt, die Aſiaten es gar nicht hätten begreifen können. Da die Weiber bei den Aſiaten nur als Sklavinnen und Werkzeuge der Ueppigkeit galten, ſchien es ihnen nicht der Mühe werth, ſich um eines geraubten Weibes willen irgend zu ereifern. Aber auch bei Homer ſelbſt, dem ioniſchen Sänger in Smyrna, den ſchon kleinaſiatiſche Frivolität umgab, tritt der nordiſche Grundgedanke, das beleidigte Ehrgefühl, ſchon einigermaßen in den Hintergrund und eine feine Ironie, welche bei ihm bereits mit der Ehre ſpielt, läßt die geraubte Frau der Ehre, ſo ritterlich gerächt zu werden, unwürdig und die Rächer ſelbſt mehrfach als arge Sünder an der Ehre erſcheinen. Ein älterer, ein nichtioniſcher, nichtaſiatiſcher,

ein nordischer Sänger würde frei von dieser Ironie enthalten und den Stoff ungefähr wie der Dichter der deutschen Gudrun aufgefaßt haben. Indeß konnte der Jonier doch nicht den edeln nordischen Hauch, der durch die troische Sage weht, ganz verwischen. Die Vorlagen, die er fand, vielleicht ältere Lieder oder wenigstens die mündliche Ueberlieferung nöthigten ihm aber im Haupthelden des großen Epos eine entschieden nordische Gestalt auf, einen Helden, welcher wieder wie Rusthm, Herakles und Sifrit in untergeordneter Stellung einem übermüthigen Könige gegenüber das Größte leistet. Der eigentliche Held des trojanischen Kriegs ist Achilleus, der Myrmidone aus Thessalien, aus dem äußersten Norden Griechenlands.

In Troja ist, wenn man die schöne ästhetische Hülle des Dichters abstreift, nichts besseres vertreten, als die alte asiatische Weichlichkeit und Schwelgerei, die babylonische Hure. Der Dichter selbst drückt das sinnig aus, indem er den troischen Königssohn Paris, der die schöne Frau Helena aus Griechenland entführen soll, zu einem feigen Weichling macht, der dem Zweikampf ausweicht und immer nur sich putzt und unter Weibern seine Zeit zubringt. Auch läßt der Dichter den Paris nicht selbständig handeln, sondern Aphrodite, die Liebesgöttin, verführt, leitet und schützt ihn, als ihre Puppe. Es ist also die asiatische Urverführerin, die babylonische Mylitta selbst, die hier mit all ihrem frechen Uebermuth dem kleinen Heldenvolk Europas gegenüber tritt, welches es zum erstenmal wagt, an eine weibliche Ehre, Zucht und Tugend zu glauben und dieselbe zu vertheidigen und zu rächen. Eben so sinnig versetzt der Dichter die geraubte Helena nach Sparta, indem er ihren Gemahl, Menelaos, König von Lakedämon nennt. Das ist ein poetischer Anachronismus, weil es zur Zeit des trojanischen Krieges noch gar kein Sparta gab, aber zur Zeit des Dichters, 800 Jahre nach dem trojanischen Kriege, war Sparta berühmt durch seine Sittenstrenge, und der Dichter konnte das asiatische Laster nicht besser mit der europäischen Tugend contrastiren, als indem er die entführte Frau aus Sparta rauben ließ. In jüngerer Zeit hat Kruger die Vermuthung aufge-

ſtellt, Troja ſey eine wichtige Grenzveſte des aſſyriſchen Reichs geweſen und König Priamos daſelbſt als ein aſſyriſcher Statthalter zu betrachten. Das iſt wohl inſofern nicht richtig, als in ſo früher Zeit noch keine Satrapeneinrichtung beſtand, wie erſt im Perſerreiche ſeit Darius, allein auch innerhalb der lockern Verbindung, in welcher die kleinaſiatiſchen Könige als Vaſallen der aſſyriſchen Machthaber ſtanden, prägte ſich das Religions- und Regierungsſyſtem, Sitte, Geiſt und Geſchmack der letztern den erſtern auf und Homer hat, obgleich er die Troer ſchon ganz wie die ſpätern joniſchen Coloniſten an der Küſte Kleinaſiens griechiſch auffaßt, doch nicht alle aſiatiſchen oder ſpeciell aſſyriſchen Züge in ihnen verwiſchen können.

Die damaligen Griechen werden von Homer vorzugsweiſe Achäer genannt, weil die Herrſchaft derſelben durch die doriſche Wanderung noch nicht geſtört war. Paris, der ſchöne Prinz von Ilion, hütet ſeines Vaters Rinder auf dem Berge Ida, als die drei Göttinnen, Here, Athene und Aphrodite vor ihm erſcheinen und ihm einen Apfel überreichen, den er derjenigen von ihnen wiedergeben ſoll, die er für die ſchönſte halte. Er gibt den Apfel der Aphrodite (der Liebesgöttin). Dieſe nun begünſtigt ihn und lockt ihn, das ſchönſte Weib der damaligen Zeit, die Helena von Sparta zu entführen, Helena widerſtrebt nicht. Menelaos beſchwert ſich zunächſt bei ſeinem Bruder Agamemnon, dem König von Mykene, der daſelbſt in einem kyklopiſchen Bau, dem berühmten Schatzhauſe, große Reichthümer bewahrt und als Oberkönig den übrigen kleinen Königen Griechenlands vorangeht. Auf ſeinen Ruf verſammeln ſich nun eine Menge Häuptlinge als Könige der damaligen griechiſchen Stämme: der herrliche Diomedes von Argos, der greiſe Neſtor von Pylos, der unbezwingliche Ajax, des Oileus Sohn von Lokris, der wüthende Ajax, des Telamon Sohn von Salamis, der ſchlaue Odyſſeus von Ithaka (eine kleine Inſel bei Korkyra), der theſſaliſche Philoktet, ein niefehlender Bogenſchütze mit dem Pfeile des Herakles bewaffnet, Idomeneus aus Kreta und vor allen der göttliche Achilleus aus dem theſſaliſchen Phthia. Den letztern hatte ſeine Mutter Thetis, Un-

heil für ihn fürchtend, als Mädchen verkleidet nach der Insel Skyros zu den Töchtern des Lykomedes geschickt, aber der kluge Odysseus, der ihn suchte, entdeckte ihn mitten unter den Mädchen durch eine List, indem er sich für einen Kaufmann ausgab und den Mädchen allerlei Waaren, aber auch Waffen brachte. Da griff Achilleus nach den Waffen, verrieth damit sein Geschlecht und folgte dem Heere nach Troja, zum großen Schmerz der schönen Deidamia, die ihn zärtlich liebte. Einen ganz ähnlichen Aufenthalt unter Mädchen schreibt das alte deutsche Heldenbuch dem Wolfdietrich zu. Achilleus selbst mischte sich nicht gern unter die übrigen Griechen, außer in der Schlacht und verräth überall in seinem Trotz eine echt nordische Heldenart.

Die Griechen nun brachten über tausend, freilich nur kleine Schiffe auf, welche sich zu Aulis in Böotien sammelten. Hier, um von der Göttin Artemis eine glückliche Fahrt zu erlangen, sollte Agamemnon seine Tochter Iphigenia zum Opfer schlachten lassen, als sie aber schon auf dem Altare lag, wurde sie von der Göttin zu einem andern entferntern Heiligthum in Tauris (der Halbinsel Krimm) entrückt. Als sie endlich einen günstigen Wind erhalten hatten, segelten sie ab, verloren aber unterwegs auf der Insel Lemnos den Philoktet, weil er sich auf der Jagd am Fuß verwundete.

In Ilium oder Troja herrschte der alte König Priamos mit seiner Gemahlin Hekuba. Unter seinen Kindern glänzte neben dem verächtlichen Paris der tapfere mannhafte Hektor, unlängst mit der edeln Andromache vermählt und Vater eines kleinen Söhnchens, dann Deïphobos, gleichfalls edel, die schöne geheimnißvolle Kassandra, die als Seherin alles Unheil voraus wußte, der aber niemand glauben wollte, und die junge Polyxena. Hektor war ein gewaltiger Held, hätte jedoch nicht ausgereicht, die Griechen abzuwehren, wenn ihm nicht von allen Seiten Bundesgenossen aus Kleinasien, ja selbst aus dem fernen Thrakien, aus dem skythischen Amazonenlande und sogar aus Aethiopien zugezogen wären, also daß der Kampf um Ilion ein

Krieg zweier Welttheile, Europa und Asien, wurde. Bei Homer mischen sich die Götter ein, welche jedoch ziemlich überflüssig erscheinen, weil sie von keinen andern Gesichtspunkten ausgehen als die beiden streitenden Parteien. Here und Athene stellen sich, weil sie selbst durch das Urtheil des Paris in ihrer Eitelkeit verletzt worden sind, auf die Seite der beleidigten Griechen, Aphrodite dagegen auf die Seite Trojas. Die übrigen Götter vertheilen sich an beide Parteien und der höchste, Zeus, welcher eigentlich entscheiden und hier göttliche und menschliche Ehre wahren sollte, beliebt zu schlafen und sich um nichts zu bekümmern, oder läßt sich wie ein schwacher Hausvater von den ihm schmeichelnden Göttinnen beschwatzen. Diese der hohen Götter so unwürdigen Dinge kommen freilich auf Rechnung des Dichters, die Griechen nach Homer nahmen aber daran keinen Anstoß und schienen sich vielmehr in dem Gedanken zu gefallen, das Menschliche stehe eigentlich eben so hoch als das Göttliche.

Der Krieg vor Troja dauerte zehn Jahre lang. Hektor vertheidigte die Stadt vortrefflich, die Griechen aber wurden uneins, weil Agamemnon, der sich gern als Oberherr geberdete, ohne die wahre Macht und Würde eines solchen zu besitzen, seine „hündischen Augen“ auf die schöne Briseis warf, welche Achilleus erbeutet hatte, und diesem jungen Helden ohne viele Umstände das Mädchen wegnehmen ließ. Nun trotzte Achilleus in Unmuth, nahm keinen Theil mehr am Kampfe und ließ die Achäer durch das Schwert des Hektor niedermähen. Da ersannen die Griechen eine List und baten den Patroklos, des Achilleus vertrautesten Freund, dessen Rüstung anzuziehen und, als ob er selbst der schreckliche Achilleus wäre, gegen die Troer zu kämpfen und denselben eine neue Furcht einzujagen. Aber Patroklos fiel von Hektors Hand und um ihn zu rächen, griff Achilleus selbst wieder zu den Waffen und ruhte nicht, bis er den Hektor getödtet und mit den Füßen hinten an seinen Streitwagen gebunden dreimal im Staube um die Stadt Troja geschleift hatte. Der alte König Priamos kam bittend ins Lager und Achilleus gab ihm gerührt die Leiche des Hektor zurück. So weit reicht des Ho-

meros Epos „die Ilias“. Die nachhomerischen Dichter lassen den Achilleus noch viele Thaten verrichten, unter andern den äthiopischen Memnon besiegen und die Amazonen. Als Königin der Amazonen erscheint hier Penthesilea, welche, indem sie tödtlich verwundet vom Pferde sinkt, den Sieger Achilleus plötzlich durch ihre Schönheit aufs tiefste rührt. Thersites, der Spötter im griechischen Heere, in dem alle Häßlichkeit sich zusammendrängt, wie in der Amazone alle Schönheit, lacht über diese Rührung des Achill, büßt aber sein höhnisches Lachen unter dem Schwert des schrecklichen Achill augenblicklich mit dem Tode. Nach einiger Zeit wird eine Sühne zwischen den Griechen und Troja veranstaltet, aber von Seiten der Troer nur aus List, um eine Gelegenheit zu finden, sich an Achilleus zu rächen. Dieser soll sich zur Besiegelung der Versöhnung mit der jungen Polyxena vermählen, wird aber am Altare, als er eben seinen Schwager Deïphobos freundlich küßt, durch den heimtückischen Paris mit einem Pfeile erschossen. Am ganzen Leibe unverwundbar, weil ihn seine Mutter Thetis nach seiner Geburt im Styx gebadet hatte, blieb nur noch eine tödtliche Stelle an ihm in der Ferse, an der ihn seine Mutter im Bade gehalten hatte. Das wußte Paris und dahin schoß er den tödtlichen Pfeil ab.

Den Griechen wurde nun durch Götterspruch befohlen, den Sohn des Achilleus von der Deidamia, Neoptolemos, und den gelähmten Philoktet von Lemnos zu holen, ohne deren Mithülfe sie Troja nicht erobern würden. Neoptolemos ersetzte jedoch nicht ganz seinen Vater, denn Troja wurde endlich nur durch des Odysseus List gewonnen. Dieser nämlich ließ von Holz ein großes, inwendig hohles Pferd erbauen und für das neue Schutzheiligthum der Griechen ausgeben, woran ihr ganzes Glück hinge. Ein gewisser Sinon mußte das den Trojanern angeblich als ein großes Geheimniß verrathen und sie anreizen das Roß zu stehlen. Um es aber in die Stadt zu bringen, mußten sie einen Theil ihrer Mauern niederreißen und als sie es wirklich hineingebracht hatten, stieg heimlich in der Nacht aus dem Bauche des Rosses Odysseus mit seinen Schaaren heraus, mor-

dete die ſchlafenden Troer und ſteckte die Stadt in Brand. Nun ſtürmten auch die übrigen Griechen hinein und Troja wurde gänzlich zerſtört, im Jahre 1184 vor Chriſto, wie man gewöhnlich nach Eratoſthenes rechnet. Der pariſche Marmor ſetzt das Jahr 1209, Herodot 1263—1270, Timäus gar 1334 an. Bei der Eroberung ging die ganze Königsfamilie zu Grunde. Nur die alte Mutter Hekuba und die Seherin Kaſſandra, an der Ajax im Tempel ſich vergriffen, wurden als Sklavinnen fortgeſchleppt, Polyxena von Neoptolemos, um ſeinen Vater zu rächen, feierlich geopfert, der junge Sohn des Hektor von einem Thurme herab geſchleudert, Helena aber einfach dem Menelaos zurück gegeben, welcher ſie auch wieder aufnahm, als ob nichts vorgefallen wäre und ſie ſelbſt die Treue gegen ihn niemals verletzt hätte.

Troja wurde von den Griechen nicht behauptet, ſie ließen vielmehr die Trümmer liegen und fuhren alle wieder heim. Aber faſt alle nahmen ein trauriges Ende. Als Agamemnon heim kam, wurde er von Aegyſthos, dem Buhler ſeiner treuloſen Gattin Klytemneſtra, im Bade umgebracht. Auch ſein Sohn Oreſtes ſollte ſterben, wurde aber von ſeiner Schweſter Elektra verborgen. Dieſer Oreſtes rächte ſpäter ſeines Vaters Tod und ermordete ſeine eigene Mutter, weshalb ihn die Furien verfolgten und er in Wahnſinn fiel. Das Orakel wies ihn nach Tauris, von wo er das Bild der Artemis entwenden ſollte, um entſühnt zu werden. In Tauris aber ergriff man ihn und wollte ihn eben am Altare opfern, als die Prieſterin der ſtrengen Göttin, Iphigenia, in ihm ihren Bruder wieder erkannte, ihn rettete und mit ihm und dem Bilde der Göttin glücklich in die Heimath flüchtete. — Der herrliche Diomedes verſchwand auf der Rückkehr von Troja im adriatiſchen Meere, wo ſeine in Reiher verwandelten Gefährten noch immer um ihn trauern. Ajax von Lokris wurde auf der Heimkehr zur Strafe für den an der Kaſſandra begangenen Frevel auf dem Meere vom Blitz erſchlagen und Ajax von Salamis, den Odyſſeus um die ſchöne Rüſtung des Achilleus betrogen hatte, brachte ſich in wahnſinniger Wuth ſelbſt ums Leben.

Den größten Ruhm, wenn auch nur im Reiche der Poesie, erlangte die Rückkehr des Odysseus, durch Homer in der Odyssee verherrlicht. In diese, wie in die Dichtung von den Argonauten, ist wieder alles Fabelhafte eingeflochten, was die Griechen von den entfernten Küsten des Mittelmeeres gehört oder, mit mythologischen Vorstellungen verbunden, selbst ersonnen hatten. Als die interessantesten Abenteuer des Odysseus heben wir nur folgende hervor. Einmal gerieth er auf seiner Irrfahrt nach der Insel Sicilien zu den riesenhaften und einäugigen Kyklopen. Einer derselben, Polyphem, packte ihn sammt seinen Gefährten in eine Höhle, um sie nach und nach zu fressen, wurde aber vom klugen Odysseus überlistet. Dieser machte ihn mit Wein trunken und stieß ihm, als er schlief, mit einem glühend gemachten Baumpfahle das einzige Auge aus. Der blinde Riese tastete nun zwar umher, um keinen aus der Höhle entwischen zu lassen, weil aber eine Schafheerde mit in der Höhle eingeschlossen war, entkam Odysseus dennoch mit seinen Gefährten, indem sie sich unter der Heerde versteckt hielten und mit derselben heraus gelassen wurden. Odysseus hatte dem Riesen gesagt, er heiße Niemand. Als nun die andern Kyklopen den grimmig umher tobenden Polyphem frugen, wer ihm etwas zu Leide gethan habe, und er immer Niemand, Niemand rief, lachten sie ihn aus. Ein andermal kam Odysseus zur Insel des Aeolus oder Windgottes, der ihm einen Schlauch voller Winde mitgab, um ihn nach Belieben zu gebrauchen. Kaum aber war er wieder abgefahren, als seine neugierigen Gefährten den Schlauch öffneten und alle Winde zugleich losgingen. Aus diesem Sturme rettete er nur ein Schiff und landete damit an der Insel der Zauberin Kirke, die alle seine Gefährten in Schweine verwandelte und ihn selbst zu ihrer Liebe zwang, bis es ihm durch göttliche Hülfe gelang, seine Gefährten wieder zu entzaubern und von der muthwilligen Here frei zu werden. Eben so glücklich entkam er nachher den mörderischen Sirenen, die unter Blumen am Ufer sitzend und lieblich singend vorüberfahrende Schiffer zu verlocken und dann zu tödten pflegten. Odysseus aber verstopfte

seinen Gefährten die Ohren mit Wachs und ließ sich selbst an den Mastbaum binden, um den schönen Sirenengesang anzuhören, ohne der Verlockung folgen zu können. Wiederum glücklich schiffte er zwischen dem Schlunde der Charybdis und der schrecklichen Scylla, aus deren Unterleib wüthend bellende Hunde hervorwuchsen (die Meerenge zwischen Calabrien und Sicilien), hindurch. Auf der Insel Ogygia hielt ihn die schöne Kalypso wieder lange gefesselt, bis er auf einem Floß davon fuhr. Vom Sturm überfallen, erreichte er schwimmend die Insel Scheria und lag ermattet am Ufer, als die liebliche Königstochter Nausikaa mit ihren Dienerinnen, um zu waschen, ans Wasser kam, den Fremdling entdeckte und ihn freundlich einlud, zu ihrem Vater, dem König Alkinoos, zu kommen. Dieser beherrschte das reiche und üppige Volk der Phäaken, bei dem immer Sonntag ist und immer der Braten am Spieße sich dreht. Hier nun hatte Odysseus gute Tage und der König ließ ihn auf einem Schiff nach der Heimath führen.

In seiner Königsburg zu Ithaka härmte sich unterdeß seine treue Gemahlin Penelope über seine lange Abwesenheit. Man hielt ihn für todt und hundert Freier drängten sich herbei, um die schöne Königin und mit ihr das Inselreich zu gewinnen. Mit großer Klugheit hielt jedoch die edle Frau die Freier von sich fern, indem sie erklärte, nicht eher eine neue Gattenwahl treffen zu wollen, bis sie ein kunstreiches Gewebe vollendet haben würde, an welchem sie aber des Nachts wieder auftrennte, was sie den Tag über gewebt hatte. Vergebens suchte ihr herangewachsener Sohn Telemachos den Vater auf. Da endlich kehrte Odysseus zurück und befand sich in seiner Heimath, ehe er es selber wußte, denn die Diener des Alkinoos hatten ihn schlafend ans Land gebracht und dann verlassen. Um zu prüfen, wie es daheim stehe nach so langer Entfernung, gab er sich für einen Bettler aus und nahm seine Wohnung nur bei dem Hirten seiner eigenen Schweine. Unerkannt kam er in die Königsburg, wo die Freier ihn als Bettler verhöhnten, nur sein Hund und seine alte Amme Eurykleia erkannten ihn wieder. Da erfuhr auch

Penelope, wer er sey, und warf sich entzückt in seine Arme. Hierauf wurde ein großes Festspiel veranstaltet und Penelope gelobte dem Sieger ihre Hand. Es galt, einen gewaltigen Bogen zu spannen und niemand vermochte das, als Odysseus. Da gab er sich zu erkennen, erschlug mit Hülfe seines Sohnes und der treuen Hirten die übermüthigen Freier und nahm den lange verwaisten Königsthron wieder ein.

5.

Die dorische Wanderung.

Achtzig Jahre nach dem trojanischen Kriege, oder wie man gewöhnlich rechnet, im Jahre 1104 vor Christo, erfolgte eine neue große Bewegung und Verschiebung der alten Bevölkerungen in Griechenland durch die s. g. dorische Wanderung. Nach den schon oben angeführten genealogischen Tafeln, welche alle griechischen Hauptstämme verwandtschaftlich verknüpft, zeugte Prometheus den Hellen, Hellen aber den Aeolos, Doros und Xuthos, dieser letztere wieder den Achäos und Jon. Die Nachkommen des Doros, die Dorier, die vom Norden her kommend, in der Landschaft Doris, gegenüber dem Peloponnes, sich niedergelassen hatten, verbanden sich anfangs mit den Aeolern zur Vertreibung der Achäer und Jonier und eroberten den Peloponnes, die Vertriebenen aber gründeten bedeutende Niederlassungen auf den Inseln und an der Westküste Kleinasiens. Es war ein Verschieben von Nordwest nach Südost.

Die Wanderung der Dorier erklärt sich auf verschiedene Weise. Einmal fand ein stetes Drängen der Völkerschaften von Norden her gegen Süden statt, sodann fand die dorische Urbevölkerung in dem kleinen Doris keinen Platz mehr und drittens war das Reich der Achäer im Peloponnes durch die Nachwehen des trojanischen Krieges erschüttert und geschwächt. Die Dorier haben, wenigstens später, ihren Eroberungszug als eine „Rückkehr der Herakliden" zu rechtfer-

tigen gesucht, indem sie behaupteten, sie seyen die rechtmäßigen Erben des Herakles und wollten das ihnen entrissene Erbe nur zurücknehmen. Hyllas nämlich, Sohn des Herakles, Erbe von Tirynth, wurde (fälschlich) für den Stammvater eines dorischen Geschlechts ausgegeben.

Die Dorier fuhren aus ihrer Heimath Doris zur See vom Hafen von Naupaktos (Lepanto) aus nach der gegenüberliegenden Küste des Peloponnes unter drei Anführern, sämmtlich Herakliden oder angeblich Nachkommen des Herakles: Temenos, Kresphontes und Aristodemos. Von einer einheitlichen Königsgewalt über alle Dorier ist nicht die Rede. Jeder Führer eroberte, was er fand, und gründete sich seine eigene Herrschaft, unabhängig von den übrigen Doriern. Temenos vertrieb die letzten Nachkommen des Agamemnon aus Argos, die beiden Söhne des Aristodemos, Eurysthenes und Prokles nahmen Lakonien und gründeten Sparta, konnten aber das feste Amyklä, wo sich die Achäer behaupteten, nicht erobern; Kresphontes nahm Messenien und der Aetoler Orilos das Land Elis. Die alte pelasgische Bevölkerung behauptete sich nur in der Mitte der Halbinsel in Arkadien, und die Achäer sammelten sich alle in Achaja, von wo die ältere ionische Bevölkerung auf das Festland hinüber nach Attika entwich. Mehr noch aber gingen über Meer nach den Inseln und Kleinasien. Korinth und Megara wurden von den Doriern erst etwas später eingenommen.

Hätten sie sich auch noch Attikas bemächtigen können, so würden die wenigen noch erhaltenen nicht dorischen Bestandtheile Griechenlands allmählig auch der dorischen Gewaltherrschaft unterlegen seyn und Griechenland wäre vielleicht zu seinem Heile mehr uniformirt worden. Allein das Schicksal wollte, daß in und mit Athen eine systematische Opposition gegen die Dorier begründet und somit Griechenland in einem unheilbaren Dualismus gespalten bleiben sollte. Die älteste Geschichte Athens ist ganz in mythischen Nebel gehüllt, aus dem wir zunächst nur die angeblich von dem Aegypter Kekrops gebaute Burg Kekropia (nachher die Akropolis von Athen) hervor-

ragen sehen, im 16. Jahrh. vor Christo. Nach dem, was wir oben von Theseus erzählten, scheint Athen eine Zeit lang der phönikischen Colonie in Kreta unterworfen gewesen zu seyn. Theseus machte das Land Attika frei und zog von den im Lande zerstreuten Ackerbauern einen Theil in die Stadt Athen zusammen. Hier sollen nach ihm Könige regiert haben bis auf den Kodros zur Zeit, als die Dorier Korinth und Megara erobert hatten und nun auch Attika angriffen. Dieses kleine Land scheint aber gerade damals durch den Zuzug der aus dem Peloponnes vertriebenen Jonier gekräftigt worden zu seyn. Ein Orakelspruch verkündete, dasjenige Volk werde siegen, dessen König umkäme. Da opferte sich Kodros freiwillig für sein Volk, indem er sich als Holzhauer verkleidete, ins Lager der Dorier ging und dort einen Raufhandel anfing, in welchem er erschlagen wurde. Als die Dorier erkannten, es sey der König, flohen sie, den Orakelspruch ehrend, und Athen blieb frei. Eben so das benachbarte Böotien mit der alten Stadt Theben, wo thessalische Minyer, die auch Aeolier genannt werden, sich selbständig erhielten.

Man kann nunmehr vier Nuancen des griechischen Volkscharakters unterscheiden, die sich durch die ganze folgende Geschichte hindurchziehen, neben dem anfangs herrschenden dorischen nämlich, welchem nordische Kraft und ein sittliches Streben bei vieler Härte inwohnt, den ionischen, der bei viel mehr Geist und Lebendigkeit doch weichlicher und der sinnlichen Lust viel zugethaner ist, ferner den böotischen, dem etwas Bäurisches, Plumpes und Gefräßiges anhängt, und den arkadischen, in welchem der idyllische Reiz des patriarchalischen Naturlebens sich fort und fort im Gebirge behauptete, welche großartige und sittenverderbliche Aenderungen auch im Verlauf der Jahrhunderte draußen vorgingen. Das anfangs vorherrschende dorische Element erlitt wesentliche Einbuße durch die Mischung der Dorier mit den älteren Einwohnern und durch die Verführung aus den reichen und üppigen Colonien, so daß die dorische Kraft eigentlich nur in Sparta zäh ausdauerte.

Doch ging von Anfang an ein Geist durch alle griechischen

Volksstämme. Sie hatten nämlich nur ein Interesse für die Gegenwart, für das Leben, welches sie unmittelbar genoßen, und nicht für ein Leben jenseits oder für die Ewigkeit. Das unterschied sie aufs schärfste von den Aegyptern, welche umgekehrt diesseits nur für das Jenseits zu leben glaubten. Die Griechen faßten ihre Lebensaufgabe aber auch nur praktisch auf nach der Zweckmäßigkeit allein und nicht nach einem zwingenden Sittengesetz und das unterschied sie am schärfsten von den Persern. Die strenge Sittlichkeit, welche wir bei den Spartanern und in Bezug auf die Ehe selbst bei den Athenienſern finden, erweist sich bei näherer Betrachtung immer nur als ein Gebot des staatlichen Vortheils, der staatlichen Ehre, also des Nutzens und geht Hand in Hand mit vollkommen unsittlichen Erscheinungen und Einrichtungen, an denen kein Grieche Anstand nahm, z. B. die Knabenliebe, die Sklaverei. So hatte denn auch die Scheu vor dem Zorn, der Rache oder dem Neide der Götter und das daraus folgende Sühnungssystem bei den Griechen nur eine praktische und politische Bedeutung. Von eigentlicher Gottesfurcht und Rührung der Gewissen war bei ihnen nicht die Rede und das unterschied sie am schärfsten von den Juden. Vom Leben jenseits hatte der Grieche gar keinen klaren Begriff, und er machte sich keinen davon, weil es ihn nicht genug interessirte. Ihm drängte sich alles in die Lebenszeit auf dieser Erde zusammen. Hier wollte er handeln und genießen. Nachher glaubte er, wenn ihm auch Elysium, der Aufenthalt der Seligen, geöffnet würde, doch nur dort als ein bleicher Schatten in schrecklicher Langerweile unbeschäftigt umherzuschweben. Nie sehnt sich ein abgeschiedener Geist bei den alten Griechen nach einem höheren oder glücklicheren Daseyn in irgend welchem Himmel, sondern immer lechzt er nur zurück nach dem irdischen Leibe und seine schattenhaften Lippen dürsten nach dem süßen rothen Blute.

Die Lebensluſt der alten Griechen offenbarte sich in einer außerordentlichen Rührigkeit und Thatkraft, in kühnen Unternehmungen, im Aufſuchen von Abenteuern und Gefahren, in praktischen

Fertigkeiten und Erfindungen, im leichten Erlernen und Nachahmen fremder Geschicklichkeiten, in politischen Anzettelungen, Intriguen und Neuerungen, in dem Bedürfniß geselliger, geistreicher und ästhetischer Unterhaltung, in der Schöpfung von Kunstwerken, in der Lust an Festen und Schauspielen, aber auch in einem gemüthlosen Leichtsinn, wie ihn nie vorher ein Volk zu äußern sich erlaubte, in einem völlig rücksichtslosen Freiheitsdrange, der die Verachtung jeder sittlichen Autorität mit dem Muthe entschuldigte, mit dem er der physischen Gewalt trotzte.

Aus dem heroischen Zeitalter brachten die griechischen Stämme in die neue Ordnung der Dinge nach der dorischen Wanderung immer noch ihre mythischen Dynastien mit, die erst nach und nach ausgingen, um einer mehr aristokratischen oder demokratischen Verfassung Platz zu machen. Das vornehmste Heiligthum blieb nach der dorischen Wanderung das Orakel des Apollo zu Delphi. Hier bestand schon früher ein zum Schutz des Heiligthums gewählter Ausschuß aus den benachbarten kleinen Staaten, der Rath der s. g. Amphiktyonen, welcher nach und nach zu einem förmlichen Bundestage ausgedehnt wurde, auf welchem die Vertreter der griechischen Staaten über gemeinsame Angelegenheiten beriethen. Anfangs suchten hier die ionisch-achäisch-äolischen Stämme einen gewissen Halt gegen die Dorier zu gewinnen, wogegen die letzteren die Stadt Olympia in Elis zum Mittel- und Haltpunkt ihrer Hegemonie machten und dort die berühmten jährlichen Wettspiele begründeten, von welchen die pythischen zu Delphi bald übertroffen wurden. Indeß glichen die verschiedenen Ansprüche sich bald in der Art aus, daß sowohl die nichtdorischen Hellenen an den olympischen Spielen Theil nahmen, als auch Sparta eines mächtigen Einflusses auf das Orakel zu Delphi keineswegs entbehrte. Beide Institute, das zu Olympia, wie das zu Delphi, wirkten wohlthätig dem Hader der Stämme entgegen.

Die olympischen Spiele wurden zum erstenmal im Jahr 776 vor Chr. gefeiert und alle vier Jahre je am Vollmond nach

der Sommersonnenwende wiederholt, weshalb man jede solche vierjährige Periode eine Olympiade nannte und darnach die Zeitfolge überhaupt berechnete. Die Spiele wurden also in der heißesten Jahreszeit und auf einer großen staubigen Ebene gefeiert, was sehr unbequem war, die Griechen jedoch nicht abhielt, von allen Seiten herbeizuströmen und mit feuriger Begeisterung an dem großen Nationalfeste Theil zu nehmen. Die Spiele waren theils kriegerischer und gymnastischer Art, theils Wettgesänge von Dichtern, der Siegespreis ein Kranz von Olivenzweigen. An den Sieg aber knüpfte sich die höchste Ehre in Griechenland. Jeder Stamm, aus dem ein olympischer Sieger hervorging, theilte mit ihm die Ehre. Oft brachten die Sieger dem Orakelgott zu Delphi reiche Geschenke, obgleich zu Olympia selbst Zeus, der Donnerer, in seinem berühmten Tempel den Vorrang hatte.

6.

Sparta.

Der Hauptstamm der Dorier hatte sich in der Landschaft Lakonien im Südosten des Peloponnes niedergelassen und die Hauptstadt Lakedämon oder Sparta gegründet, kaum 8—9000 Familien, aber auserlesene und festzusammengeschlossene Kämpfer, ein stolzer kriegerischer Adel, der keine andere Arbeit verrichtete, außer dem Waffenwerk, und immer Zeit übrig behielt, auch auswärtige Politik zu treiben. Jede Familie besaß ihr Landgut, auf dem aber nur Knechte die Arbeit verrichteten. Die Unterworfenen waren ziemlich frei geblieben, jedoch tributbare Periöken, welche Ackerbau, Handwerke und Handel trieben, und völlig unfreie, leibeigene Heloten. Auch gingen die Spartaner nicht sowohl darauf aus, mit ihren übrigen dorischen Stammgenossen in enger Verbindung zu seyn, als ihre Herrschaft über die älteren, vordorischen Griechen auszudehnen, denn sie fanden jene eben so stolz und eigenmächtig, wie sie es selbst waren, diese

aber ließen ſich leichter unterjochen. Indeß unterhielten ſie doch den Zuſammenhang mit Delphi und übten keinen geringen Einfluß auf die Orakelſprüche der Pythia. Im Peloponnes ſelbſt aber ſuchten ſie nur die Freundſchaft mit den Aeoliern in Elis zu unterhalten, die mit ihnen gekommen waren und mit deren Hülfe ſie nach und nach vollends die älteren Peloponneſier zu bewältigen hofften. Dieſem Zwecke nun ſollte zunächſt die Stiftung der olympiſchen Spiele dienen, die aber zu allgemeinen Nationalfeſten der Griechen wurden und durch die Begeiſterung, die ſie in allen Gliedern des griechiſchen Volkes erweckten, die Raubgelüſte der Spartaner nicht mehr begünſtigten.

Die Grundidee, in welcher das ganze ſpartaniſche Weſen wurzelte, war die Waffenbrüderſchaft, ganz ſo wie wir ſie im germaniſchen Norden wiederfinden. Ihre höchſten Schutzgötter waren die beiden Dioskuren, das Zwillingsgeſtirn am Himmel, hinter denen ſich jedoch wahrſcheinlich weit höhere Potenzen, nämlich die Kabiren ſelbſt verbargen, eine Zweiheit der höchſten Götter mit vorherrſchend kriegeriſcher Eigenſchaft, wie ſie nur von einem ſo kampfluſtigen Volke, wie die Spartaner waren, aufgefaßt werden konnte. Um die beiden göttlichen Brüder gleichſam immer vor Augen zu haben, wählten ſich die Spartaner allezeit zwei Könige zugleich, welche auch immer zugleich mit zu Felde zogen, bis man es am Ende räthlicher fand, daß ſich der eine mehr mit den Friedensangelegenheiten beſchäftigte. Aber auch dieſer behielt immer noch das Recht, das Heer mit anführen zu helfen.

Alles im Staate war darauf berechnet, die Waffenbrüderſchaft in der herrſchenden Race der Spartaner zu verewigen und auch mitten im Frieden unverſehrt zu erhalten. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ein einzelner Mann, der berühmte Lykurgus, von dem man überhaupt nicht recht weiß, wann und wo er gelebt hat, das ganze Syſtem ausgeſonnen haben ſoll. Die ſ. g. lykurgiſche Geſetzgebung iſt mit dem Volke ſelbſt gewachſen, nur die künſtliche Gliederung der Staatsgewalten könnte durch Lykurg, der ſich angeblich in Kreta aufgehalten hat, dort von den Phönikern entlehnt ſeyn, wie wir überhaupt annehmen dürfen, daß die Griechen im Ueber-

gang vom alten patriarchalischen Stammkönigthum zum neuen aristokratischen Freistaate die Gemeindewesen der klugen Phöniker gerne zu Rathe gezogen haben.

Souverain war in Sparta nur die Gesammtheit des dorischen Adels. Jeder Genosse dieses herrschenden Stammes, Spartiaten genannt, hatte vom 30. Lebensjahre an das Recht, mit Sitz und Stimme der allgemeinen Volksversammlung anzuwohnen, welche an jedem Vollmond unter freiem Himmel zwischen dem Flusse Eurotas und dem Bache Knakion gehalten wurde. Diese souverainen Spartaner waren abgetheilt in Phylen (Stämme), die sich wieder nach ihren Wohnungen in Obere (Regionen) und nach ihren Genealogien in Triakaden (größere Geschlechter) und einzelne Familien gliederten. Jede Familie bekam bei der gleichen Vertheilung des eroberten Landes ihr Loos (Kleros), ganz ähnlich dem Allodium der alten Deutschen. Das Loos oder das Grundeigen, das Landgut des freien und edeln Spartaners, erbte wieder auf den ältesten Sohn fort und durfte nie veräußert werden. Auch durfte keiner mehr als das eine besitzen, damit durch Ungleichheit des Vermögens die Waffenbrüderlichkeit und genossenschaftliche Gleichheit keine Noth leide.

Die Doppelkönige gingen aus den ältesten und geehrtesten Geschlechtern des Landes hervor und wurden, wenn diese Geschlechter ausstarben oder einzelne Könige sich verfehlten, durch neue Wahl erkoren. Der bewaffneten Versammlung des stolzen Adels gegenüber konnten die Könige keinen Mißbrauch von ihrer Gewalt machen. Die allezeit nur großen aristokratischen Körpern inwohnende Weisheit des Erhaltungstriebes bewährten die Spartaner in der äußerst vernünftigen Einrichtung eines Rathes der Alten oder Senates (Gerusia), welcher ausdrücklich und verfassungsmäßig die Bestimmung hatte, übereilte Volksbeschlüsse durch Auflösung der Volksversammlung zu vereiteln. Auch durfte die letztere über nichts beschließen, was ihr die Gerusia nicht vorgelegt hatte. Daneben bestand noch eine s. g. Ephoria, welche das Recht hatte, alle Beamten und die Könige selbst vor ihr höchstes Gericht zu ziehen und dieselben nöthi-

genfalls abzusetzen. Die Gerusia und Ephoria übten mit einander alle Justiz (die s. g. kleine Ekklesia), mit dem Könige und den höchsten Beamten zusammen aber die Verwaltung und eigentliche Regierungsgewalt (die große Ekklesia). Die Verfassung war mithin viel mehr aristokratisch, als demokratisch selbst innerhalb des souverainen Adels, welcher in seiner Gesammtheit wieder als aristokratischer Körper alle andern Volksklassen tief unter sich sah und in Abhängigkeit erhielt.

Einen Priesterstand gab es nicht. Die Könige selbst verrichteten für das Volk die feierlichen Opfer. Die zu einzelnen Tempeln gehörenden Priester und Hierodulen hatten keine politische Bedeutung. Eine göttliche Autorität übte nur das Orakel in Delphi aus, nicht ohne geheime Verbindung mit den Staatslenkern in Sparta.

Um diesem wunderbaren Adelsstaate Dauer zu geben, wurde die Waffenbrüderlichkeit auch der Grundzug der geselligen Sitten, der Lebensweise und hauptsächlich der Erziehung. Das neugeborene Kind wurde dem Vater von den Aeltesten der Triakade weggenommen, in Wein gebadet und geprüft, ob es gesund und tüchtig sey, wenn aber nicht, sogleich in eine Bergschlucht am Taygetos geworfen. Das gesunde Kind durfte nun bis zum 7. Jahre im elterlichen Hause bleiben, dann nahm es der Staat an sich und alle freie Knaben, wie auch alle freie Mädchen lebten in besondern Häusern und wurden auf eine strenge und ganz eigenthümliche Art erzogen. Vor allen Dingen wurden sie abgehärtet, bekamen wenige und geringe Kleidung, wenig und schlecht (die berüchtigte schwarze Suppe) zu essen, mußten auf rauhen Betten schlafen, den Leib in allen ritterlichen und Turnkünsten beständig üben, und sich an Schmerz gewöhnen. Zu gewissen Zeiten wurden sie barbarisch und blutig durchgepeitscht, ohne daß einer sich beklagen durfte. Auch Raub durften sie sich erlauben zur Uebung für den künftigen Kriegsdienst, und wenn sie ertappt wurden, strafte man nicht den Raub, sondern nur die Unvorsichtigkeit, daß sie sich hatten ertappen lassen. Ein Knabe hatte einen jungen Fuchs gestohlen und im Busen verborgen. Man argwöhnte es, aber er läugnete, und verzog keine Miene, obgleich ihm

der Fuchs mit ſeinen Zähnen die Bruſt zerfleiſchte. Der geiſtige Unterricht blieb vernachläßigt. Nur gemeinſchaftliche Geſänge wurden eingeübt, aber immer nur nach den alten kriegeriſchen Melodien, nie durfte etwas Neues eingeführt werden. Schwatzen lag nicht in des Volkes Art und galt als verächtlich. Die Knaben wurden angehalten, ſich kurz und ſchlagend auszudrücken und mit einem oder zwei Worten jene vornehmen und vernichtenden Antworten zu geben, welche man ſprüchwörtlich die „lakoniſchen“ nannte. Daran läßt ſich am beſten die doriſche Art, jener hochzugeknöpfte, alle Welt von oben herab über die Achſel anblinzelnde Adelſtolz ermeſſen, den man in unſern Tagen etwa noch in England findet und Hochtoryſmus nennt.

Der Dualismus der Dioskuren, den das doppelte Königthum nachbildete, wiederholte ſich auch in den Erziehungshäuſern der Jugend. Es war Sitte und Ehre, daß jeder ſchöne Knabe oder Jüngling einen ſpartaniſchen Bürger zum förmlichen Liebhaber hatte, mit dem er aufs Innigſte in Waffenbrüderſchaft verbunden blieb und mit dem er Freud und Leid theilte. Dieſe urſprünglich unſchuldige, ja ſchöne Sitte verbreitete ſich durch ganz Griechenland und entartete bei dem ſinnlichen Hange des Volkes in der Art, daß ſie zu dem ſchändlichſten aller Laſter führte, welches heute noch ausſchließlich „das griechiſche“ heißt.

Die Mädchen erhielten eine ganz ähnliche Erziehung und wurden in allen Leibesübungen abgehärtet. Dabei trugen ſie ſo leichte und an der Seite aufgeſchlitzte Kleider, daß man ſie ſprüchwörtlich φαινομηρίδας (welche die Hüfte zeigen) hieß, ja ſie traten ganz entblößt bei öffentlichen Ringſpielen auf, wobei alle Jünglinge und Männer zuſehen durften, nur die Hageſtolzen nicht, die überhaupt aufs äußerſte verachtet waren. Um einen geſunden und kraftvollen Nachwuchs zu erzielen, wurde aus der Ehe alle Weichlichkeit und ſogar das ſittliche Bedenken verbannt. Politiſche Zweckmäßigkeit und Berechnung galt allein auch in der Liebe, weshalb die Spartaner auf eine ſehr charakteriſtiſche Weiſe im Tempel der Aphrodite das Bild derſelben feſſelten. Die Liebe ſollte hier dem Zwange der

Staatsgewalt und Staatsweisheit unterliegen. Der Jüngling raubte die Jungfrau bei Nacht und verließ sie bei Tage, um wieder mit seinen Altersgenossen im Erziehungshause zuzubringen. Er durfte sie bei Tage nicht sehen und das erhöhte den Reiz des Abenteuers. Waren sie endlich förmlich verheirathet, so galt es nicht für Ehebruch, wenn die kräftigere Frau eines älteren oder schwächeren Mannes einen ihr mehr entsprechenden Liebhaber fand. Die Spartaner wandten, wie Plutarch sagt, auf die menschliche Generation ganz die praktische Regel an, die sie bei der Pferdezucht befolgten, und sie rechtfertigten das, indem sie behaupteten, das Kind gehöre nicht dem Vater, sondern dem Staate an. Ein Fremder frug einen Spartaner: wie wird der Ehebruch bei euch bestraft? Der Spartaner antwortete: der Schuldige muß einen Ochsen geben, der größer ist als der Berg Taygetos. Aber es gibt ja keinen so großen Ochsen, bemerkte der Fremde. Wohl, sagte der Spartaner, eben so wenig als es bei uns einen Ehebruch gibt. Beim weiblichen Geschlechte herrschte übrigens dieselbe Sitte wie beim männlichen, schöne Jungfrauen nämlich wurden von spartanischen Frauen geliebt und die Geliebte trat zur älteren Freundin in dasselbe Verhältniß, wie der Jüngling zu seinem Liebhaber. Auch diese Sitte nahm, indem sie sich anderswohin verbreitete, einen unsittlichen Charakter an, zumal auf der Insel Lesbos, und erhielt davon den Namen des „lesbischen" Lasters.

Die spartanischen Männer blieben, auch wenn sie schon eine Familie gegründet hatten, immer noch so sehr im waffenbrüderlichen Verbande mit den Genossen ihres Geschlechts, daß sie nicht am eigenen Herde essen durften, sondern nur mit Männern ihresgleichen zusammen in den s. g. Syssitien, wo sie mit der vorgeschriebenen geringen Kost vorlieb nehmen mußten. Die Einfachheit war so sehr Pflicht aller Spartaner, daß sie zum Häuserbau kein anderes Werkzeug brauchen durften, als Beil und Säge. Auch hatten sie kein anderes Geld als von Eisen. Sie durften sich mit nichts beschäftigen als mit Leibes- und Waffenübung und politischen Berathschlagungen. Jede andere Arbeit, wie auch die wissenschaftliche, erschien

ihnen verächtlich und nur eines Sklaven würdig. Um nie zu verweichlichen, durften sie sich auch keiner schönen Kunst, außer der althergebrachten kriegerischen Musik, befleißigen und kein Schauspiel sehen. Ja das Land wurde den Fremden abgesperrt und der Spartaner selbst durfte es nicht verlassen außer in dringendem Nothfalle. An dieser höchst seltsamen Staatseinrichtung könnte die Pflege des menschlichen Leibes, seiner Schönheit und Kraft, als etwas Naturgemäßes und Gottgefälliges nur gelobt werden, wenn sie nicht so ganz einseitig die Pflege des höheren sittlichen Adels, wie auch des Geistes, ausgeschlossen hätte.

Ein immer schlagfertiges Volk kann nicht lange müßig gehen, der Krieg ist ihm Bedürfniß. Deshalb sehen wir die Spartaner, nachdem sie einmal in Lakonien festsaßen, bald alle ihre Nachbarn, nicht blos die alten Achaier, sondern auch die ihnen stammverwandten Dorier in Messene, necken, ärgern, übermüthig bedrohen und überfallen. So zerstörten sie die arkadische Stadt Argys, ohne daß die bäurischen und in viele Gemeinwesen getrennten Arkadier es gehindert oder gerächt hätten. Dann zerstörten sie nach einander die achäischen Städte Pharis, Geronthrä und endlich auch Amyklä, welches sich lange ihrer erwehrt hatte. Auch im Gebiet von Argos machten sie kleine Eroberungen. Reißende Fortschritte konnten sie deshalb nicht machen, weil sie überall Berge, Flüsse, Abgründe oder feste Städte vor sich hatten und die alten Peloponnesier sich meistens gut vertheidigten, die Spartaner selbst aber nicht sehr zahlreich waren. Erst im Verfolge der langwierigen kleinen Kriege und Eroberungen mehrte sich ihre Zahl, indem sie klug genug waren, tapfere Periöken, ja selbst Heloten in ihre Reihen aufzunehmen und dadurch ihren Adel immer aus diesen frischen Familien zu ergänzen.

Den Kern des spartanischen Heeres bildeten die Spartiaten als die Schwerbewaffneten (Hopliten). An sie schloßen sich die leichter bewaffneten Periöken an, die unter dem Namen der Lakedämonier neben den Spartiaten allmählig wie im Kriege, so im Frieden nach Maßgabe ihrer Verdienste um den Staat sich mehr Rechte erwarben.

7.

Die messenischen Kriege.

Ihr Hauptaugenmerk richteten die Spartaner auf das ihnen westlich liegende Land Messene, weil es reich an fruchtbaren Aeckern und Heerden war und einer fetten Kuh glich, welche sie als ihr Eigenthum behalten und regelmäßig melken wollten. Denn sie selbst arbeiteten nicht, je mehr sie aber Knechte bekamen, um so leichter wurde ihnen auch die Erhaltung und Ausbreitung ihrer eigenen alleinherrschenden Familien. Die Messenier, als ehrliche Bauern, die sich mehr mit der Feldarbeit und Viehzucht, als mit den Waffen beschäftigten, konnten den allezeit schlagfertigen Heeren der Spartaner kaum gewachsen seyn. Sparta verfuhr gegen sie mit dem ganzen Hohn und Uebermuth des Stärkeren. Die Händel begannen, als einmal die frommen Messenier zu einem Feste der Göttin Artemis an die Grenze kamen. Da sich die Angesehensten des Landes unter ihnen befanden, ließ sie der spartanische König Teleklos durch Jünglinge, welche sich als Jungfrauen verkleidet hatten, unversehens mit Dolchen überfallen. Aber die Messenier wehrten sich und erschlugen die Jünglinge sammt dem Teleklos. Die Spartaner scheinen sich des schändlichen Verrathes vor den übrigen Peloponnesiern doch geschämt zu haben und hielten ein Menschenalter hindurch Ruhe, bis sie unter dem König Alkamenes, dem Sohne des Teleklos, einen neuen Verrath begingen. Polychares, ein reicher Messenier, Sieger bei den olympischen Spielen (auf der Rennbahn), hatte dem Spartaner Euäphnos an der Grenze eine Heerde Rinder gegen Vergütung auf die Waide gegeben. Der Spartaner aber verkaufte die Rinder und gab vor, Seeräuber hätten sie geraubt. Die Wahrheit kam an den Tag, der Spartaner bat dringend um Verzeihung und erbot sich, das Geld, welches er für die Rinder empfangen hatte, dem Sohn des Polychares auszuhändigen, brachte aber diesen, der ihm arglos

folgte, heimtückisch ums Leben. Nun suchte der trauernde Vater Gerechtigkeit in Lakedämon, konnte sie aber nirgends finden und gerieth in so großen Zorn, daß er hinfort jeden Spartaner, dem er begegnete, tödtete. Nun verlangten die Spartaner seine Auslieferung und brachen, als dieselbe verweigert wurde, in Messenien ein, überfielen des Nachts die Stadt Ampheia und ermordeten alle ihre Einwohner, im Jahr 743 vor Christo. Die erbitterten Messenier rächten sich nun auch ihrerseits durch Einfälle in Lakonien, aber erst 739 kam es zu einem Hauptkampfe bei Stenykleros. Hier verdarben sich die Messenier ihre gute Sache durch eigenen Uebermuth. Zwei von ihnen nämlich, blühende Jünglinge, ritten auf schönen Pferden in Purpurmänteln mit Hüten auf dem Kopfe und Lanzen in der Hand, als ob sie selbst die Dioskuren wären, in das Lager der Lakedämonier, welche eben den Dioskuren ein fröhliches Fest feierten, und wurden wirklich in der ersten Ueberraschung als die zwei himmlischen Brüder begrüßt, stießen aber plötzlich mit ihren Lanzen alles vor sich nieder und entkamen unter Hohngelächter. Die große Schlacht, welche hierauf erfolgte, blieb zwar unentschieden, doch erlitten die Messenier so großen Verlust, daß sie es gerathen fanden, ihre vielen kleinen Ortschaften zu verlassen und sich in der Mitte des Landes auf dem Berge Ithome fest zu verschanzen. Auch schickten sie nach Delphi, das Orakel um Rath zu fragen. Die Pythia scheint während dieses ganzen Krieges von den Spartanern beeinflußt gewesen zu seyn, denn sie trieb nur ihren Spott mit den armen Messeniern. Ihrem Orakelspruch zufolge sollte eine Jungfrau aus dem alten Königsgeschlecht in Messene geopfert werden, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Das Loos traf die Tochter des Lykiskos, der aber mit ihr entfloh. Da opferte ein anderer, Aristodemos, seine Tochter freiwillig. In einer neuen blutigen Schlacht wurde Euphaes, König der Messenier, tödtlich verwundet und an seine Stelle Aristodemos zum Könige gewählt. Diesem halfen endlich andere Peloponnesier aus Arkadien, Argos, Sikyon, die es schon früher hätten thun sollen, weil Spartas Uebermacht auch ihnen verderblich war. Mit ihrer

Hülfe nun erfocht Aristodemos einen glänzenden Sieg. Als ihn aber die Bundesgenossen wieder verlassen hatten, rächten sich die Spartaner durch neue Listen. Das Orakel zu Delphi verhieß der Partei den Sieg, welche zuerst am Altare des Zeus zu Ithome hundert Dreifüße niederlegen würde, der Spruch aber wurde den Spartanern verrathen, die einen gewissen Oibalos heimlich als Jäger verkleidet mit hundert Miniaturdreifüßen in seiner Jagdtasche, sich in Ithome einschleichen ließen, wo derselbe am Altare des Zeus seine Tasche leerte, als die Messenier noch kaum die schönen großen Dreifüße bestellt hatten, welche sie dem Gotte darbringen wollten.

Dadurch betrogen verloren die Messenier den Sieg. Von den Spartanern belagert und aufs äußerste gebracht, tödtete sich Aristodemos auf dem Grabe seiner Tochter. Die Messenier wählten den Damis zum König, konnten sich aber aus Hunger nicht länger halten, entwichen aus Ithome und zerstreuten sich in andern Ländern. Die, welche zurückblieben, wurden Unterthanen der Spartaner und behielten zwar ihre Landgüter, mußten aber die Hälfte des Ertrags jährlich nach Sparta abliefern.

Während die Spartaner so lange vor Ithome gelegen hatten, wurden die in Sparta zurückgebliebenen Periöken und Heloten übermüthig, vertraten die Stelle der abwesenden Herrn und erzeugten mit den Töchtern derselben eine Bastardrace, die s. g. Parthenier (Jungfernkinder). Diese nun sprachen Rechte an, welche ihnen die Spartaner keineswegs gewähren wollten. Der Bürgerkrieg wurde jedoch vermieden, indem Phalantos die Parthenier nach dem Süden von Italien hinüberführte und daselbst die Stadt Tarent gründete, 707 vor Christo.

Zwanzig Jahre später erhoben sich die Messenier von neuem und im Jahr 685 begann der zweite messenische Krieg, mit einer unentschiedenen Schlacht bei Derä. Die Messenier aber fanden in dem Aristomenes einen herrlichen Helden, das Vorbild aller bäurischen Freiheitskämpfer und kühnen Guerillaführer der Folgezeit. Den Lakedämoniern war bei dieser neuen Erhebung Messenes ziemlich

bange, weshalb ſie Athen auf ihre Seite zu bringen ſuchten. Das delphiſche Orakel mußte ihnen vorſchreiben, ſich von Athen einen Führer zu erbitten. Die Athener aber faßten dieſe Angelegenheit mit einem ſpöttiſchen Humor auf und ſchickten dem ſtolzen Adel Spartas als Feldherrn einen hinkenden Schulmeiſter Namens Tyrtäos zu. Wunderbarer Weiſe nutzte ihnen dieſer kleine Mann wirklich außerordentlich, indem er ſie durch feurige Kriegslieder nach Niederlagen immer wieder aufrichtete und zum Siege führte. Ariſtomenes machte höchſt verwegene Einfälle ins ſpartaniſche Gebiet und bewährte eine edle Großmuth, indem er eine Schaar gefangener ſpartaniſcher Jungfrauen ungekränkt wieder entließ, ja ſogar diejenigen ſeiner Leute, welche die Unſchuld nicht ſchonen wollten, niederſtieß. Dafür aber rettete auch wieder ihn, als er von den Spartanern gefangen wurde, heimlich Archidameia, eine Prieſterin der Demeter. In einer großen Schlacht, die er wagte, weil ihm die Arkadier zu Hülfe gezogen waren, wurde er vom König der letztern, Ariſtokrates, den die Lakedämonier beſtochen hatten, verrathen und im Stich gelaſſen. Dennoch ſetzte er rüſtig den Krieg fort und verſchanzte ſich auf dem Berge Eira, von wo aus er viele Streifzüge ins lakedämoniſche Gebiet machte. Da wurde er einmal verwundet und gefangen und mit fünfzig der Seinigen in eine tiefe Schlucht geworfen, lag hier drei Tage und war dem Verſchmachten nahe, als er bemerkte, daß ein Fuchs von der Leiche eines ſeiner Gefährten fraß. Da begriff er ſogleich, daß, wo der Fuchs herein gekommen ſey, auch er wohl hinaus kommen könne, fand die Oeffnung und entkam glücklich. Nachher ſoll er noch einmal gefangen, aber wieder durch ein Mädchen gerettet worden ſeyn, die ſeine Wächter trunken machte und ſeine Bande löſte. Endlich nach eilf Jahren fiel Eira durch Verrath und der Reſt der Meſſenier floh aus dem Lande, Ariſtomenes ſtarb auf der Inſel Rhodus.

Die Rache der Spartaner war grauſam. Myron von Priene ſagt in ſeiner meſſeniſchen Geſchichte (bei Athenäus): „Den Heloten legen ſie jegliches ſchmachvolle Werk auf, das zu jeder Entehrung

führt; ſie zwingen einen jeden von ihnen, Mützen von Hundsfellen zu tragen und ſich mit Thierhäuten zu bedecken; feſtgeſetzte Schläge gibt man ihnen jährlich ohne Unbill, damit ſie nie zu dienen verlernen. Zu dem noch, wenn etwa einige hervorleuchten möchten über den ſklaviſchen Anſchein, ſo gibt man ihnen die Todesſtrafe; den Herren wird eine Buße auferlegt, wenn ſie diejenigen, welche ſtark geworden ſind, nicht abmagern, und welche ihnen Land geben, ſetzen einen Theil feſt, den ſie auf immer ſchuldig ſind." — Nach ſo vielen ſchlimmen Erfahrungen fanden die Spartaner, daß es nicht gerathen ſey, zu viele Unterthanen zu haben, die ſich immer wieder empörten. Sie veranſtalteten daher unter dem Namen der Kryptien (heimliche Ueberfälle) von Zeit zu Zeit eine Helotenjagd, um die Zahl ihrer Knechte zu vermindern. Plutarch erzählt: Die Staatsgewalt ſchickte die klügſten und kühnſten Jünglinge mit nichts als einem Dolche bewaffnet und einigen Lebensmitteln verſehen, aufs Land, wo ſie ſich des Tags über verſteckten, bei Nacht aber oder auf heimlichen Wegen die ſtärkſten und angeſehenſten Heloten unbemerkt niederſtießen. Andererſeits aber ſorgten die Spartaner auch dafür, ihre Regierungsgewalt zu ſtärken, indem ſie den ihnen treu gebliebenen Periöken und Heloten größere Rechte gewährten. Viele von ihnen erhielten unter dem Namen der Homoien (Aehnlichen) gleiche Rechte mit den Spartanern, andere unter dem Namen Hypomeionen (die etwas Geringeren) wenigſtens mehr, als ſie vorher gehabt hatten, viele Söhne der Periöken aber durften unter dem Namen der Mothaken oder Mothonen mit der übrigen ſpartaniſchen Jugend vereinigt und auf völlig gleichem Fuß erzogen werden. Endlich wurden diejenigen Heloten, welche treu im Kriege gedient hatten, unter dem Namen der Neodamoden (des neuen Volkes) frei erklärt.

Schwere Kämpfe beſtand Sparta mit dem benachbarten Argos. Auch hier, wie in Meſſene, herrſchten Dorier, hatten ſich aber mit den alten Einwohnern ſehr vermiſcht. Einer ihrer Könige, Pheidon, wurde bald nach der Gründung der olympiſchen Spiele der mächtigſte Fürſt im nördlichen Peloponnes, indem er ſich Korinth, Epidauros,

Aegina und Trözene unterwarf. Von ihm wird gerühmt, er habe zuerst Maaß und Gewicht eingeführt und die erste Münze schlagen lassen. Allein nach seinem Tode fielen die unterworfenen Städte ab und Sparta begann, das geschwächte Argos anzugreifen. Beide Theile kamen überein, nur 300 Männer von jeder Seite kämpfen und durch diese allein den Streit entscheiden zu lassen. Alle kamen um bis auf zwei Argiver, die ihren Sieg zu verkünden forteilten, noch war aber der Spartaner Othryades übrig, der sich unter den Leichen verborgen hatte und jetzt geschwind ein Siegeszeichen für die Seinen errichtete. Jeder Theil wollte Recht haben, darüber kam es zu einer großen Schlacht und die Spartaner siegten. Als etwa vierzig Jahre später der spartanische König Kleomenes das schwache Argos vollends gänzlich unterwerfen wollte, glückte ihm zwar die Arglist, mit der er die gegen ihn ausgezogenen Argiver beim Essen überfiel und den Rest in einen Hain einschloß, aus dem er sie unter trügerischen Versprechungen nur einzeln herausließ, um sie zu ermorden. Aber die Stadt Argos konnte er nicht einnehmen, weil sie aufs tapferste unter Anführung der Dichterin Teresilla von den Weibern und Knechten vertheidigt wurde. Seitdem wurden die Knechte Herren in der Stadt, aber nur so lange, bis die Söhne der gebliebenen Herren heranwuchsen.

8.

Athen.

Unter allen von den Doriern verdrängten, doch nicht überwundenen Stämmen sollte nur einer allmählig stark genug werden, um Sparta die Waage halten zu können, der ionische in Attika. Hier bildete sich ein ganz anderer Geist aus, als in Lakedämon und auch eine andere Verfassung. Wie von selbst trat hier alles in Gegensatz gegen die herbe Adelsherrschaft in Sparta, wobei das angeborne

Naturell des Volksstammes und die nachbarliche Eifersucht zusammenwirkten. Athen war den Doriern nicht unterworfen, sondern durch die Heldenthat des Kodros gerettet worden, aber es sah in dem Maaß, wie Sparta im Peloponnes um sich griff, sich selbst immer näher bedroht und theilte daher die Sympathien der älteren vordorischen Bevölkerung und aller neuen, von Sparta aus bedrohten Staaten. Es ist daher kein Zufall, sondern lag in der Natur der Dinge, daß im 7. Jahrhundert vor Christo in den nördlichen Staaten des Peloponnes, wie in Attika selbst, eine der spartanischen Verfassung gerade entgegengesetzte, nämlich die Demokratie aufkam. Der einheimische Adel wurde von dem spartanischen an Macht und Ansehen hoch überragt, konnte sich also nur aus den niedern Klassen verstärken, in der Emporhebung der letztern lag aber für alle Sparta unterworfenen Bevölkerungen eine Verlockung, sich gleichfalls frei zu machen. Es war die natürlichste Politik von der Welt, welche die Jonier hier gegen die Dorier handhabten.

Wenn die Athener den Ursprung ihrer Demokratie bis auf den Heroen Theseus zurückführten, weil er die Bewohner der älteren Ortschaften in der Hauptstadt Athen vereinigt habe, so war das freilich nur eine Erfindung späterer Zeiten. Athen wurde der Mittelpunkt des Staats, indem hier im Prytaneion, wo das ewige Feuer der Hestia (Vesta) brannte, der König zugleich als Oberpriester waltete und die s. g. Panathenäen als allgemeines Volksfest gefeiert wurden. Unter dem Vorsitz des Königs hielten die Eupatriden (der Adel) im Areopagus Gericht. Das Volk theilte sich in vier Stämme (Phylen) und in drei Stände, welche neben den Eupatriden noch die Bauern (Geomoren) und Handwerker (Demiurgen) bildeten. Der letzte König war der schon genannte Kodros, 1068 vor Christo. Sein Sohn Medon wurde nicht mehr König, sondern nur zum lebenslänglichen Archonten ernannt, die Amtsführung des Archonten aber im J. 752 auf zehn Jahre beschränkt, im J. 684 aber statt des einen Archon ein Neuner-Collegium von Archonten eingesetzt, welches alle Jahre neu gewählt werden mußte. Die

Wähler waren indeß nur Eupatriden, die monarchiſche Verfaſſung war mithin nur in eine ariſtokratiſche übergegangen und ſollte durch die berüchtigte Geſetzgebung des Drakon eben ſo befeſtigt werden, wie die ſpartaniſche durch die Geſetzgebung des Lykurg. Das ging aber in Athen nicht mehr an. Das Volk empörte ſich gegen die Härte der drakoniſchen Geſetze, eigentlich gegen die ausſchließliche Bevorrechtung der Eupatriden, 624 vor Chriſto.

Athen ſtand in dieſem Kämpfe nicht allein. Schon vorher waren in Korinth, Epidauros, Aegina, Sikyon und Megara demokratiſche Parteien aufgekommen. In Korinth wurde der doriſche Adel durch Kypſelos geſtürzt, der als Volksführer (Demagoge) die Alleinherrſchaft (Tyrannis) erlangte und im Jahr 627 auf ſeinen Sohn Periander übertrug. In Epidauros, welches damals mit der Inſel Aegina verbunden war, ging eine ähnliche Umwälzung vor, unter dem Demagogen Prokles, dem Schwiegervater des Kypſelos, und ganz ebenſo in Sikyon, wo der Koch Orthagoras den Adel vertrieb, und in Megara, wo es Theagenes that. In Athen aber folgte im Jahr 612 zuerſt Kylon, Eidam jenes Theagenes, dem Beiſpiele deſſelben, bemächtigte ſich mit ſeiner Hülfe der Akropolis (der auf einem Berge liegenden, die Stadt beherrſchenden Burg oder Citadelle,) wurde aber von den Eupatriden, an deren Spitze Megakles ſtand, belagert und entfloh, ſeine unglücklichen Gefährten aber wurden alle, obgleich man ihnen das Leben zugeſichert hatte, ſogar an den Altären, zu denen ſie geflüchtet waren, ermordet. Dieſe Grauſamkeit aber kam dem Adel nicht zu gute, das Volk empörte ſich von neuem, das ganze Geſchlecht der Alkmäoniden, zu welchem Megakles gehörte, wurde vertrieben und erſt als der aus Kreta herbei gerufene weiſe Seher Epimenides den Frevel jenes Geſchlechtes an den Altären, durch feierliche Opfer geſühnt hatte, beruhigte ſich das empörte Volk einigermaßen. Doch gelang es erſt einem andern Weiſen aus Salamis, welches zu Athen gehörte, dem berühmten Philoſophen Solon, die Parteien und ihre Anſprüche im Jahr 594 in einer neuen Verfaſſung auszugleichen. Er ſelbſt war ein Eupatride, hatte

ſich aber durch umfangreiche Studien und Reiſen über die Vorurtheile ſeines Standes und ſeiner engeren Heimath erhoben, genoß den ausgebreitetſten Ruhm und flößte daher auch dem gemeinen Volke Achtung und Vertrauen ein. Auch machte ſich Solon um Athen verdient, indem er Salamis, welches die Megarenſer anſprachen, theils mit Gewalt, theils durch kluges Diplomatiſiren mit Sparta bei Athen erhielt. Die Hauptſchwierigkeit, die beiden untern Volksklaſſen in Athen mit dem Adel auszuſöhnen, beſtand darin, daß die erſteren, als die ärmeren, den letzteren als den reichen Güterbeſitzern, ſtark verſchuldet waren. Da half Solon durch Herabſetzung des Zinsfußes und durch die Ausprägung von Geld, welches bei geringerem Gehalt einen höheren Nennwerth hatte, womit alſo das gemeine Volk ſeine Schulden leichter abtragen konnte. Weiter hob Solon jede Art von Leibeigenſchaft unter den freien Griechen auf, ſo daß nur Barbaren als Sklaven übrig blieben und änderte die Verfaſſung, nach welcher bisher nur die Grundeigenthümer regierungsfähig waren, in der Art, daß die beiden untern Stände nun ebenfalls zu Obrigkeiten gewählt werden konnten und nur eine vierte Klaſſe geſchaffen wurde, welche aus ökonomiſchen und ſittlichen Gründen die höhern politiſchen Rechte nicht anſprechen konnte, der aber Solon doch ein Stimmrecht in den Volksverſammlungen und Antheil an den Volksgerichten ließ. Den Unterſchied zwiſchen den vier Klaſſen machte fortan nicht mehr die Geburt oder der Stand, ſondern lediglich das Vermögen. Wer einen Jahresertrag von 500 Maaßen (Medimnen) nachwies, gehörte zur erſten Klaſſe, den davon genannten Pentakoſiomedimnen; wer nur 300, zur zweiten Klaſſe, welche man, weil ſie ein Pferd halten konnten, die Ritter (Hippeis) nannte; wer nur 200, zur dritten Klaſſe, der ſ. g. Zeugiten, weil ſie keine Pferde mehr, aber noch ein Geſpann (Zeugos) Ochſen halten konnten. Wer auch das nicht vermochte, gehörte in die vierte Klaſſe, der ſ. g. Theten (ein Wort, deſſen Begriff zwiſchen Hirt und Sklave ſchwankt). Aus der erſten Klaſſe wurden die neun Archonten gewählt, aber vor ihrer Ernennung einer ſtrengen Prüfung unterworfen

und dem Volke verantwortlich gemacht, so daß in Athen zum erstenmal die gesammte Volksmasse (der Demos) als der Souverain anerkannt wurde. Während die eigentlichen Regenten auf die Zahl neun beschränkt blieben, erhielt dagegen die Zahl der Richter im demokratischen Sinn eine erstaunliche Ausdehnung, indem jährlich aus 6000 Männern eine Anzahl von 200 bis 2000 Geschwornen ausgewählt wurde. Der alte Areopagus, in den die abgetretenen Archonten aufgenommen wurden, verlor dadurch seine alte aristokratische Macht und behielt nach und nach nur noch die Aufsicht über Sittenpolizei, Schulen, das Baufach und die Gesundheitspflege. Zur Controle der Archonten schuf Solon einen aus den drei obern Klassen zu gleichen Theilen gewählten Rath der Vierhundert und dieser wurde wieder überwacht von der großen Volksversammlung. Die letztere wurde abgehalten auf der s. g. Pnyr in der Nähe der Burg. Hier konnte jeder Bürger, wenn er dreißig Jahre alt war, über alle öffentlichen Fragen reden und stimmen. Der große Stein, der als Tribüne diente, von wo herab ein Redner nach dem andern sprach, ist heute noch zu sehen. Man stimmte ab durch die mehrere Hand, d. h. durch Aufhebung des Armes, unter besondern Umständen auch durch Ballotage mittelst kleiner Steine. Noch nicht zu Solons Zeit, aber nicht lange nachher kamen die Scherben (Ostraka) in Gebrauch, auf welche das Volk den Namen desjenigen hervorragenden Bürgers schrieb, dessen allzu mächtig werdenden Einfluß es fürchtete und den es daher ohne irgend einen andern Grund und ohne irgend eine Untersuchung zur Verbannung auf zehn Jahre verurtheilte. Das nannte man das Scherbengericht, gegen welches, weil es unmittelbar vom souverainen Volk ausging, keine Berufung möglich war.

Sofern Athen sich nicht so nach außen abschloß, wie Sparta, sondern nahe am Meere lag und Schiffahrt und Handel pflegte, nahm Solon auch eine alte Praxis der Phöniker in seine neue Staatsverfassung auf, nämlich das Institut der Hetären (öffentliche Mädchen) zum Besten der Fremden und zur größern Sicherheit der sehr streng gehaltenen und fast orientalisch eingeschlossenen Ehefrauen.

Diese Hetären lernten ihre Verführungskünste eben so systematisch, wie die Spartanerinnen ihre Gymnastik. Sie ahmten hierin den syrischen und kleinasiatischen Hierodulen nach, ohne einer bestimmten Göttin zu dienen. Obgleich Solon ihnen einen Tempel der Aphrodite Pandemos (der Liebesgöttin, die das ganze Volk, den ersten besten, kurz alle zu lieben befiehlt) aufbaute, so sollten sie doch eben dadurch als Priesterinnen nicht sowohl der Göttin, als vielmehr des Volkes bezeichnet werden. Da die Athener vor allen andern Griechen einen gewählten Geschmack besaßen, wurde die Hetäre bei ihnen, wenigstens für die höhern Klassen, bald zum höchsten, leiblichen und geistigen Genuß verfeinert. Schöne und geistvolle Hetären wurden der Mittelpunkt, um den sich der Staat, die Wissenschaft und Kunst drehten, in deren Häusern Staatsmänner, Philosophen, Dichter und Künstler zusammenströmten. Ein sittliches Bedenken dagegen erhob sich von keiner Seite, denn der Sinn für das Schöne ließ bei den Athenern jede andere Rücksicht vergessen. Diese leichtfertige, sinnliche, halbasiatische Seite des ionischen Lebens fällt um so mehr auf, als Athen ursprünglich nach der keuschen und strengen Göttin Athenä benannt war, die es auch noch bis auf die späteste Zeit als Schutzpatronin verehrte. Das war die Ironie des Schicksals, die beständig mit den Athenern spielte, ohne daß sie es zu merken schienen oder sich dadurch beschämt fühlten, während sie sich doch viel auf die Ironie zu gute thaten, mit welcher sie selbst alle göttlichen und menschlichen Dinge behandelten.

Als ob er seiner eigenen Schöpfung nicht getraut hätte, verbannte sich Solon freiwillig auf zehn Jahre aus dem Lande und ging nach Aegypten und Lydien, wo wir ihn schon gefunden haben. Unterdeß wollte der Demos in Athen, wie Solon voraus gewußt hatte, von seiner ungemessenen Freiheit im Gesetzgeben, Richten und Regieren alsbald Gebrauch machen und an der neuen Verfassung, nachdem sie kaum festgestellt war, schon wieder ändern, wie das alle Demokratien thun. Peisistratos aber, ein Verwandter des Solon, geberdete sich als der eifrigste Demagoge, um mit Hülfe des ge-

meinen Volkes und nach Unterdrückung des Adels die Tyrannis an sich zu reißen. So war denn des Solon weise Staatsverfassung unmittelbar nach ihrer Entstehung schon von ihrem eigenen Urheber verlassen und von den nächsten Verwandten und Freunden desselben verrathen. Eine echt attische Ironie. — Die Eupatriden unter Leitung des Lykurg und eine mittlere Partei von Küstenbewohnern auf dem Lande unter Leitung des Megakles opponirten dem von Peisistratos fanatisirten Pöbel der Hauptstadt. Da kam er einmal zum Schein verwundet und in kläglichem Zustand in die Stadt, vorgebend, seine politischen Feinde hätten ihn meuchelmörderisch überfallen. Um ihn nun gegen fernere Unbilden zu schützen, gab ihm das Volk eine Leibwache, mit dieser bemächtigte er sich der Akropolis und war nun Herr der Lage, im Jahr 560.

Die demagogische Kunst des Peisistratos stand in einer merkwürdigen Wahlverwandtschaft mit dem gerade damals in Athen beginnenden Schauspiel. Thespis hatte eben aus den Tänzen und Gesängen der Dionysosfeste das dialogisirende Schauspiel entwickelt und Peisistratos übertrug die theatralische Täuschung auch schon in die Politik. Deswegen zürnte Solon, schlug mit dem Stock auf die Erde und sagte dem Thespis voraus, seine Kunst werde die Wahrheit aus der Welt verbannen und die Lüge zur Herrschaft bringen. Damit hingen noch tiefere Beziehungen zusammen. Peisistratos bekämpfte in der Aristokratie zugleich den Cultus der Athene und des Apollo und brachte mit der Demokratie den des Dionysos auf. Er selbst war Güterbesitzer und stützte sich auf die Winzer. Als er vertrieben wurde, fand er die Mittel zur Rückkehr in Naxos und Theben, wo gleichfalls der Dionysoscult vorherrschte. Das ganze politische Verhältniß spiegelt sich ab im berühmten Mythos von der Ariadne, der damals seine erste Ausbildung erhalten haben mag. Der untreue Theseus bedeutet das alte aristokratische, der Retter Dionysos das neue demokratische Athen.

Solon kehrte zurück und bequemte sich der Tyrannis seines Vetters an. Daß er kein principieller Feind des Königthums war,

bewies ſein Umgang mit Kröſus. Als Solon aber ſtarb, konnte ſich Peiſiſtratos allein nicht halten, unterlag der vereinigten Oppoſition des Lykurg und Megakles und mußte flüchten. Die beiden Sieger vertrugen ſich indeß nicht und Megakles rief den Verbannten zurück, indem er ihm ſeine Tochter zur Ehe gab. Wie viel man damals ſchon dem demokratiſchen Pöbel von Athen bieten durfte und wie man ſich ſchon damals an die Komödie gewöhnt hatte, erhellt daraus, daß Peiſiſtratos bei ſeinem Wiedereinzug in Athen ſich von einer rieſenhaften Blumenhändlerin im Coſtume der Athene mit Helm und Lanze begleiten und gleichſam durch die Göttin ſelbſt einführen ließ. Er betrug ſich übrigens nicht gut gegen ſeine Gattin, weshalb ſich Megakles abermals mit Lykurg gegen ihn verband und ihn noch einmal vertrieb. Diesmal aber ſammelte er einen großen bewaffneten Anhang, ſchlug die Schaaren, die ihm die Ariſtokratie entgegenſtellte, in der Gegend von Marathon und zog abermals als Triumphator in Athen ein, „weil gar vielen die Tyrannis lieber war als die Freiheit.“

Von nun an herrſchte er noch vierzehn Jahre bis an ſeinen Tod im Jahr 527, ungeſtört und im höchſten Grade populär, denn er verſtand es, wie man den athenienſiſchen, wie man den Demos überhaupt behandeln muß. Was lange die römiſche Herrſcherpolitik zum Sprüchwort machte, dem Volke muß man panem et circenses d. h. genug zu eſſen und viel Neues zu ſchauen und zu bewundern geben, das war ſchon die Politik des klugen Peiſiſtratos. Er ſorgte nämlich dafür, daß die Armen Brod bekamen, auf dem Lande Aecker erhielten oder ſonſt gut untergebracht wurden, und daß es immer etwas Neues gab, womit ſich die öffentliche Meinung vergnügen konnte. Dazu gehörte vor allem der auswärtige Krieg, Siege, Erfolge, Eroberungen und Befriedigung des Nationalſtolzes und im Innern große Bauten, Kunſtwerke, Feſte und Schauſpiele. Alles Futter für den Demos, nicht Schöpfungen einer edlen Begeiſterung, ſondern nur einer raffinirten, das Volk betrügenden Herrſcherpolitik. — Zu Lande war Athen noch nicht mächtig genug, Peiſiſtratos hielt

mit Recht mehr auf die Seemacht, die leichter herzustellen war, und eroberte die Inseln Naxos und Delos und die Stadt Sigeion am Hellespont. In Athen selbst baute er große Canäle, das Lykeion mit weiten Räumen zu Spielen und Uebungen der Jugend, einen Tempel des Apollo, einen sehr großen des Zeus, der erst in der Römerzeit vollendet wurde. Er öffnete seine reichen Gärten dem gesammten Publikum und legte zu dessen Belustigung noch einen weiten Park an. Damit das athenische Volk in Wissenschaften und Künsten allen andern Griechen vorangehe, stiftete er die erste Bibliothek und ließ zuerst die homerischen Gesänge sammeln und aufzeichnen. Den größten Werth aber legte er auf die Vervollkommnung der Schauspiele.

Nach des Peisistratos Tode setzten dessen Söhne Hippias und Hipparchos das System des Vaters anfangs mit vielem Glück fort, bis die Immoralität der Motive allzugrell zu Tage trat. Der Hof des Hippias vereinigte die namhaftesten der damaligen schönen Geister um sich, unter andern den berühmten Sänger des Scherzes und der Liebe, Anakreon von Teos und den Meister der Elegie, Simonides von Keos. Hippias aber brauchte viel Geld und fing an den Demos durch Besteuerungen zu ärgern, während sein Bruder Hipparch als echter Prinz „noble Passionen" hegte. Man macht sich einen Begriff von der tiefen Sittenverderbniß, die damals schon in Athen eingerissen war, wenn man hört, daß Hipparch den schönen Jüngling Harmodios zum griechischen Laster verführen wollte und weil er Widerstand fand, dessen tugendhafte Schwester öffentlich beschimpfte. Dafür verschwor sich Harmodios mit einem andern Jüngling, Aristogiton, und beide stießen den Hipparch nieder, Harmodios fiel im Kampfe, Aristogiton wurde hingerichtet. Die Hetäre Leäna aber, des Aristogiton Maitresse, starb auf der Folter, ohne etwas auszusagen und wurde dafür von den Athenern halb vergöttert. Mit einem berühmten Loblied auf die beiden Mörder der Tyrannen begann auch diejenige Gattung von Freiheitsliedern, die bis auf unsere Tage die Jugend zu berauschen pflegt. Die Tyrannei hörte deshalb in Athen nicht auf, denn Hippias regierte fort, bis nach

drei Jahren die vertriebenen Eupatriden unter dem Schutze Spartas, welches auf Athens wachsende Macht eifersüchtig war und die Demokratie haßte, und das delphische Orakel, welches sich damals von Sparta einflüstern ließ, einen starken Anlauf machten, um die Peisistratiden zu vertreiben. Ihr Haupt war Kleisthenes, den König Kleomenes von Sparta mit einem Heer unterstützte. Gegen diese Coalition konnte sich Hippias nicht behaupten und floh nach Asien, wo er beim Perserkönig Darius viel Ansehen genoß und von demselben gebraucht wurde, um gegen sein Vaterland zu intriguiren.

Das Beispiel der Peisistratiden ist außerordentlich lehrreich. Vom Demagogen zum Tyrannen und von diesem zum Vaterlandsverräther sind nur zwei Schritte. Das Volk wird von niemand mehr als von seinen vorgeblichen Freunden betrogen. Indessen hatte sich Kleisthenes kaum von dem spartanischen Bundesgenossen losgeschält, als er, um die Athener beherrschen zu können, selbst wieder zu den alten Verführungskünsten der Demagogie griff, den Pöbel auf seine Seite brachte und die aristokratische Partei, die sich unter Isagoras sammelte und den Sturz der Peisistratiden gern zu ihrem Vortheil ausbeuten wollte, um alle ihre Hoffnungen brachte. Kleisthenes nämlich vermehrte die Phylen, nahm eine Menge Fremde und niederes Gesindel ins Bürgerrecht auf, führte das Scherbengericht ein und ließ neue Demarchen oder Vorsteher der einzelnen Bezirke wählen, welche der wahre Ausdruck einer Selbstregierung der Menge seyn sollten. Zwar gelang es dem Kleomenes, mit einer Schaar Spartaner Athen zu überrumpeln und die Demokratie auf einen Augenblick zu stürzen, er mußte aber einem allgemeinen Volksaufstand weichen und Isagoras mit ihm, dessen adeligen Anhang das Volk ermordete, im Jahr 508. Zwei Jahre später zog Sparta unter seinen beiden Königen Kleomenes und Demaratos mit großer Heeresmacht wider Athen, die beiden Könige wurden aber uneins und kehrten um, worauf Athen stolz und keck die aristokratische Stadt Chalkis unterwarf, den Adel von dort vertrieb und 4000 arme

Athener in deſſen Güter einſetzte. Dagegen unterlag jetzt Korinth dem ſpartaniſchen Einfluß, indem daſelbſt der Tyrann Periander in Sünde und Jammer unterging, weil ſeine auf eine wahrhaft dämoniſche Art in ihn verliebte eigene Mutter ihn unwiſſend zur Blutſchande verführte, worauf er in Wahnſinn fiel und ſich ſelbſt umbrachte. Seine Familie konnte ſich nun nicht mehr behaupten und unter dem Einfluß Spartas wurde die alte Ariſtokratie hergeſtellt.

Die ſpartaniſchen Könige nahmen beide ein böſes Ende. Demaratos wurde beſchuldigt, ein Baſtard und durch ſeine ehebrecheriſche Geburt der Krone unwürdig zu ſeyn und floh zu den Perſern. Kleomenes wurde beſchuldigt, er habe ſich beſtechen laſſen, fiel darüber in Wahnſinn und mordete ſich ſelbſt.

Siebentes Buch.

Die Perſerkriege.

1.

Die griechiſchen Colonien.

Durch die doriſche Wanderung vertrieben wanderten, wie eben ſchon berichtet iſt, die älteren Bevölkerungen Griechenlands nach den Inſeln des Archipelagus und den gegenüberliegenden Küſten Kleinaſiens aus. Wir dürfen annehmen, daß eine alte Verbindung zwiſchen dieſen Küſten und der griechiſchen beſtanden hat, daß die Griechen ſelbſt, wenigſtens ein großer Theil von ihnen, urſprünglich aus Kleinaſien gekommen und mit den Lydern und Phrygiern verwandt geweſen ſeyen. Daher fanden die von den Doriern vertriebenen Aeoler und Joner, als ſie ſich in Kleinaſien niederließen, daſelbſt kein Hinderniß, ja ſie waren als ſeekundige und in allerlei Künſten geübte Männer den kleinen Königen, Vaſallen und Statthaltern des aſſyriſchen, ſpäter des perſiſchen Reichs angenehme Gäſte, weil ſie denſelben vielfach nützten, zumal in allen Fällen, in denen ſich ihnen die Phöniker verſagten. Es iſt kein Zweifel, daß die Griechen in Kleinaſien von Anfang an durch die gnädigen Herrſcher der vorderaſiatiſchen Weltreiche ein wenig verwöhnt und gehätſchelt wurden und

daß sie in Folge dessen und in der Gemeinschaft mit den weichlichen Lydern die Spannkraft verloren, die nur den echten Griechen in der alten Heimath inwohnte. Der nordische, thessalische, thrakische Nerv ging hier verloren.

Aeoler bevölkerten die Inseln Lesbos und Tenedos und in Kleinasien die Landschaft Aeolis mit den Städten Smyrna und Kyrene; Jonier die Insel Samos und Chios und in Kleinasien die Landschaft Jonien mit den Städten Milet, Phokäa, Mikale, Ephesus. Zuletzt kamen auch noch Dorier und besetzten die Inseln Kos und Rhodus und in Kleinasien die Landschaft, deren bedeutendste Stadt Halikarnassos war. — Von diesen Colonien gingen nun aber wieder Aftercolonien aus. Milet erhob sich zu einer mächtigen Seestadt und gründete am Marmormeer (Propontis) und am schwarzen Meer eine Menge von kleinen Colonien, aus denen später zum Theil große Städte erwuchsen, — Lampsakus, Perinthos (Heraklea), Byzanz, Chalcedon, Sinope, Tomi, Trapezus. Andere Colonien in Thrakien wurden von Athen und Korinth aus gegründet. Von Korinth aus auch Kyrene in Afrika. Endlich eine Menge Colonien aus den verschiedensten Theilen Griechenlands auch im unteren Italien und auf Sicilien, so daß rings um Griechenland her auch die Küsten aller barbarischen Nachbarländer von griechischen Niederlassungen „wie ein einfaches weißes Kleid mit einem kostbaren Purpursaum zierlich umrandet" war.

Die griechischen Inseln und ihre kleinasiatischen Städte gelangten durch Kunstfleiß, Schiffahrt und Handel bald zu einem erstaunlichen Wohlstande und zu überaus zahlreichen Bevölkerungen, daher sie wie Bienenschwärme immer neue Colonien aussenden konnten. Sie hielten aber ihre republikanischen Gemeinwesen nicht so fest, wie die Phöniker oder die Griechen in der Heimath, sondern gelangten unter dem Einflusse der kleinasiatischen Höfe schon frühzeitig zur Oligarchie (Herrschaft weniger Reichen) oder zur Tyrannis. Wer unter ihnen zu großem Besitz und Ansehen gelangte, buhlte gerne mit den Königen und Satrapen des Weltreichs oder suchte mit Hülfe der-

ſelben ſich eine Herrſchaft über ſeine Mitbürger zu gründen. Die Verſuchung lag allzu nahe, Gewiſſenhaftigkeit aber war nicht die ſtarke Seite der Griechen.

Auch der Götterdienſt der Colonial-Griechen bequemte ſich dem kleinaſiatiſchen an. Das größte Heiligthum der Jonier, der Tempel der Artemis zu Epheſus, deſſen Bau man zu den Wunderwerken der alten Welt rechnet, war nicht der keuſchen Jagdgöttin, die unter dem Namen der Artemis (römiſch Diana) einer nordiſchen Götterreihe angehört, ſondern unter demſelben Namen vielmehr der großen babyloniſchen Naturgöttin, Allgebärerin geweiht. In ihrem Dienſte befanden ſich zahlreiche, durch ihre Lüderlichkeit berüchtigte Hierodulen. Unter den von dem gleichfalls ioniſchen Milet aus gegründeten Colonien ragten Lampſakus, Kyzikus und Priapos als Tempelſtätten der zeugenden Kraft durch die Schamloſigkeit ihres Götzendienſtes vor allen andern Städten des Alterthums hervor. Das ganze weſtliche Ufer Kleinaſiens wimmelte von Tempeln der Liebesgöttin mit einem höchſt üppigen Cultus und den nie fehlenden Hierodulen, ganz ſo wie in Babylon und Cypern. An einen dieſer Tempel knüpft ſich eine alte ſchöne Sage. Leander, ein Jüngling von Abydos, ſchwamm nächtlich über den Helleſpont hinüber zu der im Tempel der Liebesgöttin in Seſtos dienenden Hero und ſie pflegte ein Licht aufzuſtellen, damit er ſein Ziel nicht verfehle. Bei einem plötzlich ausbrechenden Sturm aber verſchlangen ihn die Wellen. Dieſe Sage wächst wie eine zarte Waſſerroſe aus dem ekelhaften Schlamme der übrigen Nachrichten von den benachbarten Städten, in denen der Gottesdienſt in vollkommene Beſtialität entartet war.

Bei der Stadt Mykale wurden jährlich die Panionien gefeiert, Spiele gleich den olympiſchen, die ſämmtlichen Joniern in Kleinaſien zum Verbindungspunkt dienen ſollten. Aber die ioniſchen Städte hielten doch nicht zuſammen, ſondern ließen ſich nach einander von den lydiſchen Königen und nachher von den Perſern unterjochen oder

wenigſtens unter Vormundſchaft nehmen. Eben ſo wenig feſt war das Bündniß der äoliſchen Städte.

Die Bildung, welche die Jonier in den Colonien ſchon frühzeitig annahmen, übte den größten, wenn auch nicht ſegensreichſten Einfluß auf das heimathliche Griechenland, indem ſie dem ernſteren nordiſchen Geiſte, welcher von Thrakien und Theſſalien hergekommen war, entgegenwirkte. Wir unterſcheiden in der ioniſchen Bildung hauptſächlich zwei Elemente, das künſtleriſche und das philoſophiſche. In beiden Beziehungen emancipirte ſich der ioniſche Geiſt von jeder göttlichen Autorität, denn indem er in der bildenden Kunſt und Poeſie die hohen Götter ganz in den Kreis des Menſchlichen hinabzog, machte er zugleich in der Philoſophie die menſchliche Urtheilskraft zur höchſten Richterin. Die griechiſche Poeſie begann mit Homer in den ioniſchen Colonien Kleinaſiens, die griechiſche Philoſophie mit Thales ebendaſelbſt. Beide wurzeln ohne Zweifel in einer älteren kleinaſiatiſchen Bildung, wie ſich denn die verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme der Griechen überall als Adoptionen orientaliſcher Denkweiſe nachweiſen laſſen, allein den Joniern bleibt immerhin der Ruhm, das orientaliſche Material in der ſchönſten Form verarbeitet zu haben. Von der Klarheit und Durchſichtigkeit der Sprache, von der Natürlichkeit und Lebendigkeit der bildreichen Auffaſſung, wie wir ſie zuerſt bei den Joniern finden, hatten die morgenländiſchen Völker vorher keinen Begriff. Wir werden darauf zurückkommen und verfolgen zunächſt nur die politiſche Geſchichte der Colonien in Kleinaſien.

Faſt alle griechiſchen Städte verloren ſchon unter dem Einfluſſe der lydiſchen Könige ihre Freiheit an Emporkömmlinge, die unter dem Namen der Tyrannen im Andenken ſpäterer griechiſcher Geſchichtſchreiber arg verrufen ſind. Der Liberalismus der Folgezeit ſcheint ſich in der Beſchimpfung jener Tyrannen ganz beſonders gefallen zu haben, daher wohl viele Uebertreibungen mit unterlaufen. Als Beiſpiel darf man den grauſamen Tyrannen Phalaris im ſiciliſchen Agrigent anführen, der ſich angeblich einen ehernen Ochſen

verfertigen ließ, um im hohlen Bauch deſſelben Menſchen verbrennen zu laſſen und ſich an dem Gebrüll derſelben zu ergötzen. Das iſt nun augenſcheinlich eine Fabel und will nichts anderes ſagen, als daß damals noch auf der Inſel Sicilien der phönikiſche Molochsdienſt geherrſcht habe. Dem Tyrannen Polykrates auf der Inſel Samos, deſſen wir ſchon in der Perſergeſchichte gedacht haben, läßt ſich viel Verdienſt nicht abſtreiten, wenigſtens war ſein Verſuch, von Samos aus die Hegemonie über alle griechiſchen Gewäſſer zu erlangen, nicht ſträflicher als der gleiche Verſuch, der ſpäter von Athen aus gemacht wurde. Ueberhaupt aber begannen alle Tyrannen als Demagogen und ſtützten ſich auf das gemeine Volk gegenüber der alten Ariſtokratie, während ſie zugleich um die Gunſt auswärtiger Könige buhlten. In Mitylene auf Lesbos war der erſte Tyrann Melanchros, den Pittakos ſtürzte. Gegen dieſen aber trat wieder der berühmte lyriſche Dichter Alkäos auf, bis Mitylene an die Perſer und ſpäter an die Athener kam. Hier auf Lesbos blühte überhaupt eine berühmte lyriſche Schule, aus der noch Terpandros, Arion und Sappho hervorgingen. In Milet war Thraſybul der erſte Tyrann. Hier war der Kampf zwiſchen dem gemeinen Volke, namentlich dem Landvolke, und dem Stadtadel ſo erbittert, daß jenes die Kinder der Städter zerdraſch, dieſer die Kinder der Bauern verbrannte. In Epheſus war Pindaros der erſte Tyrann.

Wie nun die griechiſchen Tyrannen den Perſern dienten, als ſich dieſe ſeit der Unterwerfung Lydiens unter Cyrus der Herrſchaft in Kleinaſien bemächtigt hatten, iſt im fünften Buche ſchon erzählt. Den letzten Dienſt leiſteten ſie dem Könige Darius, bei ſeinem Zuge gegen die Skythen. Nachdem dieſer Zug mißlungen war, hatte Darius in Sardes zur Ueberwachung Kleinaſiens den Artaphernes als Satrapen zurückgelaſſen, dieſer aber beneidete den großen Einfluß, den Heſtiäos, der Tyrann von Milet, beim Könige hatte, verleumdete daher dieſen Griechen und bewirkte, daß der König ihn in einen anſtändigen Gewahrſam nehmen ließ, worauf des Heſtiäos

Vetter Ariſtagoras Tyrann in Milet wurde. Das war ein Mißgriff, denn die aufgeweckten und leicht etwas Neuem ſich zuneigenden Griechen fürchteten ſeit der mißlungenen Unternehmung gegen die Skythen die Macht der Perſer nicht mehr wie früher und das gemeine Volk fing an, den Uebermuth der Tyrannen ſeit der Beſeitigung des Heſtiäos nun nicht mehr zu fürchten. Zuerſt empörte ſich das Volk auf der kleinen Inſel Naxos und jagte ihre Ariſtokratie davon. Ariſtagoras, der Tyrann von Milet, wollte die letztere gewaltſam wieder einſetzen, ſeine Flotte wurde aber der Inſel nicht Meiſter. Da erhob ſich das Volk in allen ioniſch-griechiſchen Städten Kleinaſiens, ahmte das Beiſpiel der Naxier nach und verjagte ihre Tyrannen. Heſtiäos ſelbſt ſchürte das Feuer durch geheime Aufhetzungen aus ſeiner Haft in Sardes. Es war vorauszuſehen, daß die Perſer die Empörung nicht dulden würden, die Jonier wandten ſich daher nach Griechenland und baten um Hülfe, erhielten jedoch nur wenige Schiffe von Athen; gleichwohl gingen die Angreifer weiter zu Werke, überrumpelten Sardes und brannten dieſe große Stadt gänzlich nieder. Die dadurch ſchwer gekränkten Lyder ſchwuren ihnen Rache und ein perſiſches Heer trieb ſie zurück. Die Griechen verloren den Muth, viele Schiffe fuhren davon und der Reſt der ſtädtiſchen Flotte wurde bei der Inſel Lade von den Perſern beſiegt, im Jahre 494. Milet, welches noch lange widerſtand, wurde endlich erobert und verbrannt, Ariſtagoras erſchlagen, alle Männer der volkreichen Stadt ermordet, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geſchleppt. Eben ſo grauſam wurden noch mehrere andere Städte beſtraft, überall aber die Demokratie unterdrückt und die Ariſtokratie oder Tyrannis hergeſtellt.

Ein ſchlimmes Schickſal traf damals auch die Inſel Cypern. Hier ſagte ſich, mit den Joniern im Bunde, der kleine König von Salamis, Oneſilos von Perſien los, wurde aber durch Stafenos, einen andern kleinen cypriſchen König von Kurion verrathen und auf dem Schlachtfelde verlaſſen. So verlor er den Sieg und das Leben. Die Perſer ſchnitten ihm den Kopf ab und pflanzten ihn in

Amathus auf, als aber in dem hohlen Schädel ein Bienenſchwarm niſtete, brachte man ihm Opfer und verehrte ihn als Heros. — Chios wurde ebenfalls grauſam von den Perſern heimgeſucht und Heſtiäos, der aus Sardes entkommen ſich hier vertheidigte, gefangen und gekreuzigt.

Auch Athen ſollte für ſeine Hülfe beſtraft werden und ein perſiſches Heer unter Mardonius ſetzte nach Europa über und eroberte Makedonien, erlitt aber großen Verluſt durch den Schiffbruch ſeiner Flotte am Berge Athos und fand bei dem tapfern Völkchen der Bryger ſolchen Widerſtand, daß er, nachdem er ſelbſt verwundet worden war, den Rückzug antrat. Heftig darüber erzürnt, rüſtete Darius eine Flotte unter dem Peiſiſtratiden Hippias und ein neues Heer unter Datis und Artaphernes und ſchickte Geſandte an alle Staaten in Griechenland, um Erde und Waſſer (die Unterwerfung) von ihnen zu fordern. Alle fügten ſich aus Furcht, nur Athen und Sparta nicht, welche ſeine Geſandten, den einen in einen Abgrund, den andern in einen Brunnen ſtürzten, wo ſie ſich Erde und Waſſer holen konnten. Demaratos, König in Sparta, der zum Frieden rieth, wurde damals abgeſetzt und flüchtete zu den Perſern. Dieſe ſetzten wieder nach Europa über, zerſtörten Eretria auf Euböa nach tapferer Gegenwehr, und kamen bis Marathon nicht weit von Athen. Hier ſtanden nur 10,000 Kämpfer aus Athen und Platäa unter Miltiades, die Spartaner waren zwar in der Nähe, nahmen aber wegen eines religiöſen Feſtes keinen Theil am Kampfe. Dennoch ſiegte Miltiades durch die Schnelligkeit und den Ungeſtüm ſeines Flankenangriffes über die ungeheure Uebermacht der Perſer, im Jahre 490.

Der ſchon alternde Darius lebte nach dieſer Demüthigung zwar noch fünf Jahre, wollte aber keine neue Anſtrengung mehr machen. Die Politik der perſiſchen Könige, die Grenzen ihres Reiches immer weiter und auf Koſten der Freiheit anderer Völker auszudehnen, wäre nur dann entſchuldbar geweſen, wenn ſie das reine Sittengeſetz des Zoroaſter überallhin verbreitet hätten. Allein ſie ſelbſt unter-

lagen der Verführung jener unsittlichen Mächte, die um alle großen Throne schweben, und in dem Maaß, in welchem das persische Reich räumlich ausgedehnt wurde, erschlaffte der Nerv des Parsenthums, dessen Tugenden das Reich gegründet hatten.

Die Griechen waren ihrerseits zu schwach und uneins, um ihren glänzenden Sieg zu verfolgen. Miltiades nahm zwar den Schein davon an, indem er die Insel Paros angriff, die den Persern ein Schiff gestellt hatte, seine wahre Absicht aber war, auf dieser Insel große Reichthümer zu erbeuten. Es glückte ihm nicht, Paros wehrte sich tapfer und er selbst wurde am Bein verwundet und mußte am Brande sterben, zuvor aber noch erleben, daß ihn in Athen Xanthippos, der Vater des berühmten Perikles, beschuldigte, nach der Tyrannis gestrebt zu haben, und daß ihm das Volk eine Geldstrafe von 50 Talenten auflegte, welche sein edler Sohn Kimon für ihn bezahlte.

In Athen übten von dieser Zeit an zwei Männer von sehr entgegengesetztem Charakter den größten Einfluß, der Landaristokrat Aristides, zubenannt der gerechte, der es für seine patriotische Pflicht hielt, ohne die demokratische Verfassung im mindesten anzutasten, doch vor der Demagogie zu warnen, die durch Pöbelherrschaft zur Tyrannis führe, — und der Stadtdemagoge Themistokles, welcher bei eben so patriotischer Gesinnung doch die Tyrannis, d. h. eine möglichst concentrirte Gewalt, für nothwendig hielt, wenn anders Athen die Hegemonie zur See erlangen solle. Diese aber schien ihm das einzige Mittel zu seyn, um eine gemeinsame und wirksame Vertheidigung von ganz Hellas gegen die Perser zu ermöglichen. Weil ihm nun Aristides hinderlich und die Stadtpartei diesmal wie immer die mächtigere war, ließ er seinen edeln Gegner durch Volksgericht auf zehn Jahre verbannen.

2.

Der Heereszug des Xerxes.

Auf dem Thron des weiten persischen Reiches war dem Darius sein Sohn von der Atossa, Xerxes, nachgefolgt, ein im Harem verwöhnter, überaus stolzer Herrscher, welcher gleichwohl in seinen Handlungen beständig schwankte und wechselte und sich von andern überreden und leiten ließ.

Der Perserkönig hatte die medische Tracht und Hofetikette, die Haremswirthschaft und die Eunuchen angenommen, was alles zur alten Einfachheit des persischen Lebens und zur reinen Lehre Zoroasters nicht mehr paßte. Der König verschloß sich vor dem Volke in das heilige Geheimniß des Harems wie ein unsichtbarer Gott in seinen Tempel. Er durfte nur im Wagen fahrend oder reitend oder auf dem Throne sitzend erblickt werden. Nie durfte sein Fuß die Erde betreten, und wenn er in seinen Palast ging, mußten ihm kostbare Teppiche unterbreitet werden, die nie eines andern Menschen Fuß betrat. Wer mit ihm reden durfte, mußte auf sein Angesicht niederfallen, wie vor einem Gott. Auch schlachtete man ihm täglich tausend Opferthiere zur Speise für sich, seinen Hof und seine Garde, aber unter Feierlichkeiten, wie sonst Opferthiere nur für einen Gott geschlachtet wurden. Fast gleiche Göttlichkeit erhielt seine Gemahlin, auf deren Persönlichkeit sich sogar wichtige Staatseinrichtungen beziehen durften, insofern ganze Städte, ganze Provinzen einzig besteuert wurden, um vom Steuerbetrage einen Theil der Garderobe Ihrer Majestät zu bestreiten, z. B. eine Landschaft von der Länge einer Tagreise trug die Kosten für den Gürtel der Königin, in der Art, wie die Städte und Nomen in Aegypten an die Stern- und Zeitgötter vertheilt waren. Solche Ueberschwenglichkeiten des Despotismus lagen nicht in der Absicht Zoroasters, als er den Persern seine neue Lehre brachte. Und doch geberdete sich Xerxes gleich im An-

fang ſeiner Regierung als ein eifriger Anhänger des Zendaveſta. Er zerſtörte nämlich endlich das Hauptbollwerk des alten Götzendienſtes im Reiche, den Belustempel in Babylon, wie Strabo und Aelian erzählen. Der letztere bemerkt noch, Xerres habe das angebliche Grab des Belus erbrochen, ſey aber plötzlich über dieſen Frevel erſchrocken, weil eine Inſchrift im Innern des Grabes verlangt habe, wer das Grab öffne, ſolle es wieder füllen, oder es werde ihm übel ergehen. Nun habe Xerres Oel hineingießen laſſen, es aber doch nicht füllen können und ſey darüber ſehr beſtürzt geweſen, und das habe ſein Unglück im Kriege wider Griechenland vorbedeutet. — In den Ruinen von Perſepolis erblickt man heute noch an den von Xerres aufgerichteten Paläſten das Bild des Königs, dem aus allen Satrapien Huldigungen dargebracht werden, und Inſchriften zu Ehren des Ormuzd, z. B. „Xerres, der großmächtige König, verkündet, dieſes Werk, auf dem alle Völker dargeſtellt ſind, habe ich verfertigt durch des Ormuzd Gnade. Was ich und was mein Vater hat bauen laſſen, all das Schöne verrichteten wir durch des Ormuzd Gnade. Ormuzd ſchütze mich und meine und meines Vaters Werke.“ Und doch war der Geiſt des Ormuzd von ihm gewichen und er fürchtete ſich ſelbſt vor den Götzen, die er zerſtörte. Wir werden davon noch ſchlagendere Beweiſe erhalten, als den, welchen Aelian aus dem Belustempel meldet. Wie einſt König Salomo in Jeruſalem zwiſchen Jehovah und den Götzen der Phöniker, ſo ſchwankte jetzt Xerres zwiſchen Ormuzd und dem Götzenthum Weſtaſiens.

Das Schickſal riß ihn dahin, ſich immer tiefer in dieſen verführeriſchen und gefährlichen Weſten zu verwickeln.

Nachdem ſchon ſein Vater fünf Jahre lang gewartet hatte, ohne an den Griechen Rache zu nehmen, würde auch er wahrſcheinlich, wie ihm auch ſein Oheim Artabanus rieth, noch länger gewartet und die Griechen ihrer eigenen Zwietracht überlaſſen haben, wenn ihn nicht die griechiſchen Flüchtlinge von Athen und Sparta, Hippias und Demaratos, beſtändig gegen ihr Vaterland aufgehetzt hätten. Sie waren es, die ſich an ihren Landsleuten rächen wollten

und ihnen stimmte Mardonius zu, der gerne seinen Feldherrnruhm wieder hergestellt hätte und dem Könige vorstellte, es vertrage sich nicht mit der Ehre Persiens, sich den Uebermuth des kleinen griechischen Volkes gefallen zu lassen. Sie übersahen, daß die Griechen in ihrer damaligen Getheiltheit und Uneinigkeit lediglich nicht im Stande, noch geneigt waren, Persien anzugreifen, daß dagegen, wenn sie von Persien angegriffen würden, die Größe der Gefahr, das gemeinsame Interesse und der Stolz auf ihre Waffen sie einig und dann erst für die Perser gefährlich machen würde.

Nachdem Xerres alle Meinungen abgehört und sich für die entschieden hatte, welche seiner Eitelkeit am meisten schmeichelte, zog er die Vorsicht seines Oheims nur insofern zu Rathe, als er sich auf alle Fälle mit einer solchen Uebermacht rüstete, daß es unmöglich schien, ein so kleines Land, wie das griechische, werde ihm widerstehen können.

Damals kamen zwei edle Spartaner, Spertias und Bulis, zum Könige und boten sich freiwillig an, für die Herolde des Darius zu büßen, die früher in Sparta waren getödtet worden, als sie Erde und Wasser verlangten. Man fürchtete nämlich in Lakedämon wegen dieser Verletzung des Völkerrechts der Götter Zorn und wollte ihn sühnen. Jene zwei nun hatten sich aus Vaterlandsliebe erboten, die Opfer zu werden, und reisten deshalb nach Susa zum Könige. Hydarnes, der die Garde befehligte, drückte ihnen sein Erstaunen aus, daß sie kämen, und sagte ihnen, es würde Sparta nur zum Vortheile gereichen, wenn es sich dem Könige ergebe, denn er würde ein so wackeres Land hoch in Ehren halten. Sie aber antworteten: „Du kennst nur die Knechtschaft und weißt nicht, wie süß die Freiheit ist.“ Als man sie zum Xerres führte und ihnen befahl, vor dem Könige niederzufallen, thaten sie es nicht, waren aber bereit zu sterben. Xerres freute sich über sie und entließ sie aufs großmüthigste.

Als nun alle Vorbereitungen zum Kriege getroffen waren, stellte sich Xerres im Frühjahre 480 vor Chr. an die Spitze des kaum zählbaren Heeres, welches er aus allen Theilen des Reiches von den entlegensten Grenzen im Sakenlande, Indien und Arabien

zusammenrief. Eingedenk des Trotzes, mit welchem Athen und Sparta seinem Vater Erde und Wasser verweigert hatten, beschloß er, um die Griechen zu schrecken, seine Herrschaft über beide Elemente kund zu thun, die Erde in Wasser und das Wasser in Erde zu verwandeln. Zu diesem Behufe schickte er ein Heer voraus und ließ die Landenge, welche den Berg Athos vom griechischen Festlande trennt, durchgraben und in einen schiffbaren Kanal umschaffen, und von Abydos aus über den Hellespont hinüber eine Brücke schlagen, das eine, um über Land zu schiffen, das andere, um über Meer zu marschiren. Das Meer wollte seinem Befehle nicht gehorchen und die vom Sturme erregten Wellen zertrümmerten die Brücke. Da befahl Xerxes, die Baumeister der Brücke zu köpfen und sogleich eine bessere zu bauen. Dem Meere aber ließ er 300 Geißelhiebe geben und in dasselbe hineinrufen: „Du bitteres Wasser wirst dem Xerxes gehorchen, ob du willst oder nicht. Niemand aber soll dir ferner opfern, weil du voll Trug bist.“ Als der Canal am Athos und die neue Brücke bei Abydos fertig waren, brach Xerxes von Sardes auf, wo er unterdeß gewartet hatte. Es war der schönste Frühlingstag, plötzlich aber verfinsterte sich die Sonne und eine böse Ahnung ging durch das Heer. Xerxes beruhigte sich, als die Magier die Verfinsterung und den Untergang auf die Griechen bezogen. Der Lyder Pythios aber, welcher fünf Söhne beim Heere hatte, flehte den König an, ihm wenigstens einen zurückzugeben, da er wegen der Sonnenfinsterniß fürchtete, sie würden alle im Kriege umkommen. Darüber ergrimmte Xerxes, ließ einen Sohn des Pythios mitten von einander hauen und führte das Heer zwischen beiden Hälften seines Leichnams hindurch. Voran seine auserlesenen Perser, 10,000 Ritter und 10,000 Mann Fußvolk mit den goldenen und silbernen Aepfeln am Lanzenschaft, unter ihnen der heilige Wagen der Gottheit und zehn heilige Pferde aus der nysäischen Steppe. Die Perser trugen spitzige Tiaren und Schuppenharnische. Ihnen glichen die Meder und Baktrier. Die Assyrer dagegen trugen noch wie auf ihren alten Denkmälern eherne Helme und neben der Lanze und

dem Dolche eisenbeschlagene Keulen, die Saken Streitärte. Die Inder trugen baumwollene Kleider und führten Bogen und Pfeile von Schilfrohr. Die Aethiopier trugen Panther- und Löwenfelle, die Thraker Fuchsmützen. Herodot beschreibt sie allesammt sehr ausführlich und erzählt, Xerxes habe all diese Kriegsvölker nach einander in einen vorher abgemessenen, genau zehntausend Mann fassenden Pferch treiben lassen und besagter Pferch sey nicht weniger als 170mal von ihnen gefüllt und geleert worden. Xerxes schlug seinen Thron vor Abydos auf an einer Stelle, von wo aus er seine ganze Land- und Seemacht übersehen konnte. Die letztere bestand aus 1200 Schiffen aus Kleinasien, Phönikien und Aegypten. Darunter befanden sich die Schiffe, welche Artemisia, die Königin von Karien, selbst anführte. Xerxes ließ die Schiffe manövriren, ein Schauspiel, was er noch nie gesehen hatte, und freute sich sehr darüber. Wie er aber das Meer von Schiffen und alle seine Ufer von Menschen wimmeln sah, fing er plötzlich an zu weinen und rief: „Von diesen allen wird in hundert Jahren keiner mehr leben.“ Damals scheint er sich auch besonnen zu haben, daß er gegen das heilige Element des Meeres gesündigt habe und er suchte seinen Frevel wieder gut zu machen, indem er beim Aufgang der Sonne zu dieser betete, sie möchte Unglück von ihm abwenden, die goldene Schale aber und den goldenen Becher, aus denen er der Sonne geopfert hatte, nebst einem persischen Schwerte, in den Hellespont warf, so daß die der Sonne zugedachten Opfer doch eigentlich nur das Meer empfing. In genauem Zusammenhange damit steht, daß des Xerres Gemahlin, die Königin Amestris, welche den Heereszug begleitete, nach Ueberschreitung des Strymon zweimal sieben Knaben, die Söhne vornehmer Perser, lebendig begraben ließ, „um den Gott zu versöhnen, der unter der Erde wohnt.“ Gewiß eine merkwürdige Concession an den Götzendienst des Feindes von Seite einer Dynastie, welche offiziell der Lehre des Zoroasters anhing.

Das Landheer der Perser ging über die Brücke und die Flotte segelte durch den Canal am Athos, wie es der König gewollt hatte.

Indem er langsam vorrückte, wagte ihm in Thrakien, Makedonien und Thessalien niemand zu widerstehen, denn sein Heer war so zahlreich, daß es zuweilen einen kleinen See, zuweilen einen kleinen Fluß unterwegs ganz austrank und den Einwohnern, wenn es sie auch nicht mißhandelte, doch alles weg aß. Der König schickte Herolde in alle kleine Staaten Griechenlands und forderte von jedem Erde und Wasser, nur nicht von Athen und Sparta, an denen er sich rächen und denen er keine Gnade wollte widerfahren lassen. Die nördlichen Staaten, sogar die Böotier, unterwarfen sich aus Furcht. Auf dem Festland dachten nur die Athener ernstlich an Widerstand und schlossen sich eng an die Spartaner an, denen, das eifersüchtige Argos ausgenommen, der ganze Peloponnes folgte. Auch eine Anzahl Inseln sandte den Athenern Schiffe zu Hülfe. Diese zum Widerstand entschlossene Macht der Griechen blieb aber verhältnißmäßig außerordentlich klein und schwach den ungeheuern Streitkräften des Persers gegenüber. Sie sahen sich daher nach Bundesgenossen um in den großen griechischen Colonien im Westen. Zur größten Macht war damals Syrakusä auf der Insel Sicilien gelangt. Der dort gebietende Tyrann, Gelon, war aber unzufrieden mit den Griechen, weil sie auch ihm in früheren Fällen nicht geholfen hatten, und konnte ihnen nicht helfen, weil er damals gerade mit den Karthagern im Kriege lag. Die Griechen der großen Colonie Korkyra am adriatischen Meer versprachen zu helfen und schickten wirklich eine Flotte, die aber neutral bleiben und in der Nähe des Peloponnes nur lauern sollte, wer obsiegen würde. Wenn aber der Perser siegte, sollte sich die Flotte sogleich an ihn anschließen und vorgeben, sie sei gekommen, um ihm zu helfen. Auch die große Insel Kreta schickte keine Hülfe.

Die Häupter der streitfertigen Griechen versammelten sich auf dem Isthmus (die Landenge von Korinth) und rathschlagten. Ihr Beschluß war, mit dem Landheer in dem durch seine Schönheit berühmten Thale Tempe zwischen den Bergen Olympos und Ossa in Thessalien Stand zu halten und hier den Persern den Weg zu verlegen, die

Flotte aber bei Artemisium zu versammeln an der äußersten Nordspitze der großen Insel Euböa nahe bei Thessalien. Die Athener waren unterdeß in nicht geringer Angst, denn ihnen drohte unvermeidliche Vernichtung, wenn das Landheer in Thessalien geschlagen wurde. Sie wandten sich an das Orakel in Delphi, welches ihnen die merkwürdige Antwort ertheilte:

Triefend von Schweiße stehen bereits die unsterblichen Götter,
Zitternd und bebend vor Furcht.

Also Apollo, der weissagende Gott selbst gestand, daß die sämmtlichen auf dem Berge Olymp versammelten Götter Griechenlands sich vor den Persern fürchteten und schon ihr Ende kommen sahen. Ein zweiter Orakelspruch des Gottes aber befahl den Athenern, sich hinter den hölzernen Mauern der Göttin Athene zu vertheidigen. Darunter glaubte man nun das alte Pfahlwerk der Akropolis verstehen zu müssen, Themistokles aber sagte, der Orakelspruch meine die Schiffe der Athener, hinter diese hölzernen Mauern sollten sie sich flüchten, wenn sie zu Lande sich nicht mehr vertheidigen könnten, und dieser Vorschlag fand Beifall.

Unterdeß wich das Landheer, ehe noch die Perser kamen, plötzlich aus dem Thal Tempe zurück, weil es inne wurde, es könne, wenn die Perser durch einen andern Paß gingen, in den Rücken genommen und abgeschnitten werden. Die ganze Streitmacht zog sich also zurück bis zum Isthmus, um nur den Peloponnes mit noch ungeschwächter Kraft zu vertheidigen und eigentlich nur Ehren halber und um die Athener nicht ganz im Stich zu lassen, blieb Leonidas, König der Lakedämonier, mit 300 schwer bewaffneten Spartanern und etwa noch 5000 Mann Bundesgenossen in dem Engpaß von Termopylä (von seinen warmen Bädern so genannt), zurück, welcher den einzigen Zugang vom Gebirge Oeta her nach Phokis und Böotien öffnet. Hier verschanzte sich der spartanische Held, um die ganze Uebermacht des Feindes aufzuhalten, so lange es möglich

wäre. Als ein Flüchtling hier ankam und sich wunderte, wie man noch an Vertheidigung denken könne, da ja das Heer der Barbaren so groß sey, daß, wenn sie ihre Pfeile abschößen, durch die Menge derselben die Sonne verdunkelt werde, antwortete ihm der Spartaner Dienekes: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten.“ Als die ersten Feinde heran kamen, sahen sie, wie die Spartaner sich das Haar schmückten, und wunderten sich darüber, erfuhren aber, das thäten jene immer, wenn sie sich zum Tode bereiteten. König Xerres wartete vier Tage, ob sich das kleine Häuflein der Griechen nicht zurückziehen werde. Dann wählte er sich einen Platz aus, von wo aus er dem Kampfe bequem zusehen konnte, und ließ zuerst die Meder angreifen. Diese stürmten den ganzen Tag vergebens. Da ließ der König seine persische Leibgarde, die s. g. Unsterblichen, vorrücken, aber auch sie wurden zurückgeschlagen. Ihre Menge half ihnen nichts, weil in dem Engpaß immer nur wenige einander gegenüber stehen konnten. Auch den ganzen folgenden Tag stürmten die Perser den Paß ohne den geringsten Erfolg. Da erbot sich ein griechischer Verräther, Epialtes, die Perser auf einem geheimen Fußpfade über das Gebirge den Griechen in den Rücken zu führen. Nun hielten zwar tausend Männer aus Phokis die Höhe an diesem Fußpfade besetzt, ließen ihn aber, als sie die Perser kommen sahen, in blinder Furcht offen und flüchteten höher ins Gebirge hinauf. Die Perser, ohne sich um sie zu bekümmern, eilten den Fußpfad hinunter. Leonidas hätte sich nun noch zurück ziehen können, aber er wollte seinen Posten nicht verlassen. Er erlaubte allen Bundesgenossen abzuziehen und sich zu retten, ausgenommen den Männern von Theben, denen er nicht traute. Von den andern blieben nur die Thespier freiwillig bei ihm. Da begann der letzte und schrecklichste Kampf. Diesmal ging Leonidas freiwillig weiter vor und drang in die Masse der Perser ein, um desto mehr unter ihnen wüthen zu können. Die Spartaner hatten ihre Lanzen längst zerbrochen. Sie fochten nur noch mit dem Schwert, wenn auch dieses brach, mit Fäusten und

Zähnen. Als Leonidas gefallen war, entriſſen die letzten ſpartaniſchen Kämpfer noch viermal ſeine Leiche dem Feinde, bis alle umgekommen waren, einen einzigen ausgenommen, Ariſtodemos, der ſich rettete und den dafür ewige Verachtung traf. Doch hatten nur die Spartaner und Thespier gekämpft, die Thebaner die Waffen weggeworfen und um Gnade gebeten. Dieſe ließ Xerres leben, aber brandmarken. Den Leonidas zu ehren, ließ ihm der Zorn nicht zu, als er die vielen tauſend Leichen ſeines Volkes ſah, durch die er den Sieg hatte erkaufen müſſen; er befahl, die Leiche des Leonidas zu enthaupten und ans Kreuz zu ſchlagen. Nach Beendigung des Krieges aber wurde den Spartanern in Termopylä ein Denkſtein geſetzt mit der einfachen Inſchrift:

Wandrer, ſage dem Volk Lakedämons, daß wir hier ruhen,
Die in Gehorſam wir ſeinem Befehle gefolgt.

3.

Themiſtokles.

Unterdeß war auch die perſiſche Flotte vorgerückt und hatte ein griechiſches Schiff weggenommen, welches ſich ſo tapfer vertheidigte, daß die Perſer nachher einen gewiſſen Leon von der Mannſchaft deſſelben, als den erſten Griechen, den ſie gefangen hatten, und gerade wegen ſeiner Tapferkeit des glücklichen Vorzeichens wegen zum Opfer ſchlachteten. Bald darauf aber wurde die perſiſche Flotte beim Vorgebirge Sepias von einem Nordwind überfallen und ſo ſchrecklich zerrüttet, daß ſie 400 Schiffe und tauſende von Menſchen verlor. Der Sturm dauerte drei Tage lang und erſchreckte die Perſer dermaßen, daß ihre Magier auf den Rath der Jonier der griechiſchen Meergöttin Thetis Opfer brachten. Dieſe Furcht vor den Göttern der Feinde hatte König Xerres ſelbſt ſchon verrathen, wenig würdig eines Weltgebieters, welcher daheim in ſeinem Perſien in Denkmälern und Inſchriften, welche noch vor-

handen ſind, ſich als treuen und demüthigen Diener des Ormuzd bekannte, der keine andern Götter neben ſich duldete und deſſen Religion Zoroaſter nur verkündigt hatte, um die falſchen Götzen zu ſtürzen.

Sobald der Paß von Thermopylä den Perſern geöffnet war, konnten die Athener nicht mehr daran denken, mit ihren geringen Kräften ihr flaches Land und ihre Stadt zu vertheidigen, ſie wanderten daher alleſammt aus nach der ihnen gegenüber liegenden Inſel Salamis, wo Weiber und Kinder untergebracht wurden, während die Männer auf den Schiffen ſie ſchützen ſollten. Die ganze griechiſche Flotte zog ſich hierher nach Salamis, um in der Meerenge zwiſchen dieſer Inſel und dem attiſchen Feſtlande eine Stellung zu nehmen, welche ſicherer, als die bei Artemiſium, und überdieß dem Landheer der Peloponneſier im Iſthmus näher war. Themiſtokles aber verzögerte die Abfahrt der Flotte von Euböa, damit die Einwohner dieſer großen Inſel ſich noch unter ihrem Schutze flüchten konnten. Man warf ihm vor, daß er ſich von ihnen viel Geld dafür habe zahlen laſſen. Mittlerweile kam die perſiſche Flotte heran und es gab einen Zuſammenſtoß, bei welchem die Griechen ſich tapfer hielten und dreißig Schiffe des Feindes wegnahmen. In der Nacht darauf brach ein furchtbares Gewitter aus von einem Sturm begleitet, in welchem viele Schiffe der Perſer ſcheiterten. Doch blieb ihnen immer noch eine ſolche Uebermacht von Schiffen, daß ſie ein paar Tage nachher, gerade in der Zeit, in welcher bei Thermopylä gekämpft wurde, eine neue Seeſchlacht begannen, in welcher die Griechen, obgleich unbeſiegt, doch viele Schiffe verloren. Nun erſt zogen ſie ſich nach Salamis zurück. Man zählte 127 Schiffe von Athen, 40 von Korinth, 20 aus Megara, 20 aus Chalkis, 18 aus Aegina, 12 aus Sikyon, 10 aus Sparta und noch einige wenige von andern Orten.

Xerxes hatte ſein Landheer getheilt. Die kleinere Colonne verheerte Phokis und wollte den reichen Tempel in Delphi plündern, wurde von dort aber durch ein plötzlich entſtandenes Gewitter zurück geſchreckt. Xerxes ſelbſt zog mit der Hauptmacht durch Böotien nach

Attika, verbrannte unterwegs alle Städte und endlich auch das gänzlich leer gelaſſene Athen. Man hätte nun erwarten ſollen, er würde raſch gegen den Iſthmus aufbrechen, allein er ließ ſich durch die Ereigniſſe aufhalten, die inzwiſchen bei der Flotte vorgingen. Die Spartaner auf dem Iſthmus arbeiteten Tag und Nacht, um den Perſern die ganze Landenge durch eine Mauer zu verſperren, aber ſie wurden nicht einmal angegriffen.

In Salamis war große Noth, weil die Führer der Flotte nicht einig waren. Die meiſten fürchteten, ſie würden in der Meerenge von beiden Seiten her durch die überlegene perſiſche Flotte eingeſperrt und gefangen werden, und wollten hinaus. Dieſer Anſicht waren die von den Inſeln und insbeſondere der Spartaner Eurybiades, dem die Athener den Oberbefehl über die Flotte überlaſſen hatten, um die ihnen ſo unentbehrliche Freundſchaft Spartas nicht zu verſcherzen. Wäre nun aber die griechiſche Flotte davon gefahren, ſo hätten ſich die Athener in Salamis ſchwerlich mehr halten können. Themiſtokles drohte daher ſchon mit dem ganzen Volke von Athen in ein fernes Land auszuwandern und die Sache der Griechen im Stich zu laſſen. Heimlich aber ſchickte er Boten zu den Perſern und ließ ihnen ſagen, die griechiſche Flotte wolle die Meerenge verlaſſen, wenn ſie daher dieſelbe einſperren und vernichten wollten, möchten ſie eilen. Dieſen Rath befolgten auch die Perſer und die Griechen waren ſchon eingeſchloſſen, während die Führer immer noch in Salamis haderten. Damals kam Ariſtides aus der Verbannung zurück, um ſeinen bedrängten Landsleuten beizuſtehen und mit ihnen zu kämpfen. Sein alter Feind Themiſtokles empfing ihn freundlich und überließ es ihm, indem er ſelbſt zurück trat, die zankenden Bundesgenoſſen zu beruhigen und zur Einigkeit und Thatkraft zu begeiſtern. Den in der Meerenge eingeſchloſſenen Griechen blieb, wie Themiſtokles voraus geſehen und gewollt hatte, jetzt nichts mehr übrig, als ſich löwenmüthig zu wehren. Sie hatten aber den Vortheil, in dem engen Raum der Meerenge von der feindlichen Uebermacht nicht überflügelt werden zu können. Ihre Schiffe waren meiſt

ſtärker gebaut und ihre Mannſchaft tapferer, als die des Feindes. Nachdem ſie daher am Morgen noch durch eine glänzende Rede des Themiſtokles in feurige Begeiſterung verſetzt worden waren, griffen ſie an, bohrten viele feindliche Schiffe in den Grund, enterten andere und richteten in der perſiſchen Flotte eine entſetzliche Zerſtörung an.

Xerxes ſah wieder vom Ufer aus dem Kampfe zu und erfreute ſich wenigſtens an der hartnäckigen Tapferkeit ſeiner ägyptiſchen Seeleute und an dem kühnen Muth der Artemiſia, deren hart verfolgtes Schiff ſich dadurch rettete, daß es ein befreundetes Schiff, welches ihm im Wege lag, in den Grund bohrte. Der perſiſchen Flotte gereichte die Uneinigkeit und der gegenſeitige Haß des ioniſchen und phöniziſchen Seevolks ſehr zum Nachtheil. Die große und langdauernde Seeſchlacht endete mit dem vollſtändigen Siege der Griechen. Es gelang den Aegineten, mit ihren Schiffen einen Vorſprung zu gewinnen und die vor den Athenern aus der Meerenge flüchtenden Feinde noch einmal anzufallen, ſo daß ſie in der allgemeinen Verwirrung die ſchwerſten Verluſte erlitten. Das war die berühmte Schlacht bei Salamis, durch welche Griechenland gerettet wurde.

Xerxes wagte nun nicht mehr, zu Lande den Iſthmus anzugreifen, denn er fürchtete, die ſiegreiche griechiſche Flotte werde nach dem Helleſpont ſegeln, die Brücke von Abydos zerſtören und ſeinem Landheere den Rückweg nach Aſien abſchneiden. Themiſtokles ſoll ihm heimlich haben ſagen laſſen, das ſey die Abſicht der Griechen. Doch hätte der König den Betrug wohl erkannt, wenn er nicht ſchon ſelbſt von Furcht verblendet geweſen wäre. Eine ſehr übereilte Furcht, denn zu derſelben Zeit beriethen die Griechen, daß es keineswegs gerathen wäre, die Brücke zu zerſtören, weil alsdann die ganze Landmacht der Perſer gezwungen wäre, in Griechenland zurück zu bleiben, wo ſie doch noch allzuviel Schaden thun würden. Es wäre viel beſſer, wenn ſie abzögen. Der König zog wirklich ab, litt aber unterwegs große Noth, weil die Jahreszeit ſchon rauh geworden war und es gänzlich an Lebensmitteln gebrach.

Xerres ließ ſich, weil ſeine Brücke unterdeß zwar nicht von den Griechen, aber wieder durch einen Sturm zertrümmert worden war, mit dem größten Theile ſeines Heeres nach Aſien überſetzen. Nur ſein Feldherr Mardonius blieb mit einem noch immer beträchtlichen Heere in Theſſalien zurück. Ohne ſich anfangs um ihn zu bekümmern, der ihnen nach dem Abzug des Königs nicht mehr gefährlich ſchien, feierten die Griechen mit großer Freude in einer Verſammlung auf dem Iſthmus den Sieg und theilten die Beute und die Siegeskränze aus. Unter den Führern erkannte ſich jeder ſelbſt den erſten Preis zu, den zweiten aber dem Themiſtokles, ſo daß auf dieſem alle Stimmen ſich vereinigten. Beſcheiden aber ließ er ſich mit dem zweiten Preiſe genügen und den erſten bekam Ehren halber Eurybiades. Eben ſo klug ließen die Athener in Bezug auf den Ruhm der Seeſchlacht den Aegineten den Vorrang. Der ſchlaue Themiſtokles ließ gern andern den Schein, wenn er nur den Vortheil davon hatte.

Mittlerweile kehrte Artabazos, der den König Xerres begleitet hatte, vom Helleſpont zurück, um ſich mit Mardonius zu vereinigen, belagerte aber unterwegs die Stadt Potidäa, die ſich trefflich vertheidigte. Als die Perſer einmal zur Zeit der Ebbe ſtürmten, kam die Fluth über ſie und ſie ertranken ſchaarenweiſe oder wurden von den Potidäaten, die auf Kähnen herausfuhren, erſchlagen. — Mardonius unterdeß benutzte die Ruhe des Winters, um den Athenern Anträge zu machen, ſie ſollten das treuloſe Sparta, das ihre Stadt nicht geſchützt habe, verlaſſen und ſich an den König anſchließen, der ihnen alle ihre Tempel wiederherſtellen und ihnen zu ihrem bisherigen Lande noch ein zweites hinzu ſchenken wolle. Da wurde den Spartanern, die mit ihrer Mauer im Iſthmus noch nicht fertig waren, doch Angſt und ſie ſchickten Boten nach Athen, es zur Standhaftigkeit zu ermahnen. Die Athener aber dachten edler, als die Spartaner, und erklärten freiwillig, ſie würden, ſo lange die Sonne ſich am Himmel bewege, mit dem Perſerkönig keinen Frieden machen. Nun rückte Mardonius wieder mit Macht heran und die Athener

sahen sich vergeblich nach den Spartanern um. Diese waren eben mit ihrer Mauer fertig geworden, hielten sich für sicher genug und dachten nicht daran, sich für die Athener aufopfern zu wollen. Den letztern blieb daher nichts übrig, als abermals ihre Stadt zu verlassen und noch einmal nach Salamis hinüber zu flüchten. Mardonius fand daher die Stadt wieder leer und nichts zu zerstören, als die kaum wieder angefangenen Neubauten. Da er aber sah, wie sehr die Athener wieder von Sparta hintangesetzt und gekränkt wurden, machte er ihnen neue Anträge. Die Spartaner kümmerten sich nicht darum, als ihnen aber Chileos ernst ins Gewissen redete und ihnen bewies, daß, wenn Athen sich an die Perser anschlösse, ihre Isthmusmauer nichts mehr helfen würde, ermannten sie sich plötzlich und beschlossen, mit den Athenern vereint, im Frühjahr des Jahres 479 gegen Mardonius zu Felde zu ziehen.

Geheime Boten von Argos gaben den Persern Nachricht davon, denn Argos war als der schwächere und immer bedrohte Nachbar Spartas dessen Erbfeind. Ganz denselben alten Haß hegte Theben in Böotien gegen Athen. Mardonius wich nun in die ihm befreundete Stadt Theben zurück, um nicht von den Thermopylen abgeschnitten zu werden. Die Griechen, welche der trotzige König Pausanias von Sparta anführte, rückten ihm nach, blieben aber auf den Bergen stehen und wagten sich nicht in die Ebene hinab aus Furcht vor der ihnen weit überlegenen Reiterei der Perser. Die Männer von Megara, die auf dem äußersten Flügel bei Erythrä den Angriffen dieser Reiter am meisten blosgestellt waren, wurden endlich von den tapfersten Athenern unter Olympiodorus abgelöst, denen es gelang, den eigentlichen Heros unter den Feinden zu tödten. Das war Masistios, der höchste im Heer neben Mardonius, der schönste und größte unter den Persern, hochprangend auf dem edelsten nisäischen Pferde, im goldenen Schuppenharnisch und weit leuchtendem Purpurgewande. Von einem Pfeil getroffen bäumte sich sein Pferd und warf ihn ab. Die Athener stürzten auf ihn zu, er wehrte sich lange und verzweifelt, bis er endete. Die Reiterei stürmte heran,

um wenigſtens ſeinen Leichnam zu retten. Nun liefen aber auch alle Griechen herbei und alles drängte nach dem einen Punkte hin, der nach einem ſchrecklichen Kampfe endlich im Beſitz der Griechen blieb und wo ſein Leichnam auf einem Wagen ſo lange ausgeſtellt wurde, bis alle Griechen ihn geſehen hatten. Nun wollten aber die Griechen nicht länger in dieſer ihnen ungünſtigen Gegend verweilen, zumal da ihnen die perſiſchen Reiter einen Wagentransport weggenommen hatten, und zogen ſich ein wenig zurück bis nach Platäa. Es gab aber Streit unter ihnen und zwar unter den Spartanern ſelbſt. Ein Führer der letzteren, Amompharetos, wollte dem Pauſanias nicht gehorchen, indem er es für eine Schande hielt, vor den Perſern zu fliehen, und blieb ſtehen, auch als Pauſanias ſchon abgezogen war. Auch die vorſichtigen Athener hielten an. Als nun Mardonius allzu eilig die Fliehenden verfolgen wollte und über den Amompharetos herfiel, kamen dieſem die Athener ſogleich zu Hülfe, auch Pauſanias kehrte um und beide Heere lieferten einander eine furchtbare Entſcheidungsſchlacht. Mardonius hatte zwar noch immer 300,000 Mann, alſo eine große Uebermacht, aber auch die Griechen ſtanden diesmal in einer weit größern Anzahl vereinigt als je zuvor, denn ſie zählten 38,700 Hopliten und 59,000 Leichtbewaffnete. Die Schlacht war mörderiſch, weil ſich die Perſer hier tapfrer und hartnäckiger als bisher wehrten, beſonders das altperſiſche Fußvolk und die ſakiſchen Reiter. Erſt als Mardonius ſelbſt gefallen war, begannen ſeine Truppen zu weichen und löſten ſich endlich in wilde Flucht auf. Noch einmal vertheidigten ſie ihre Verſchanzungen, die ſ. g. hölzernen Mauern, in der Nähe von Theben, aber auch von hier wurden ſie vertrieben und eilten in Maſſe nach dem Helleſpont zurück. Unter den Griechen hatte in dieſer Schlacht Ariſtodemos, der Flüchtling von den Thermopylen, die größten Wunder der Tapferkeit verrichtet, bis er fiel, allein man erwies ihm dennoch auch nach dem Tode keine Ehre mehr. Pauſanias ließ in dem erbeuteten Prachtzelte des Mardonius durch die gefangenen Diener und Köche desſelben ein perſiſches Gaſtmahl mit der gewöhnlichen Verſchwendung

anrichten, gegenüber aber ein ganz frugales Mahl nach spartanischer Sitte, wies dann die Seinigen darauf hin und spottete der Perser, die daheim so üppige Tische besäßen und doch gekommen wären, um den Spartanern ihre armen Tische zu rauben. Unmittelbar nach der Schlacht empfingen die perserfreundlichen Thebaner ihre Strafe. Die Stadt wurde genommen und die vornehmsten Einwohner traf der Tod.

Die Griechen löschten nach diesem Siege alle Feuer in ihren Häusern und holten vom heiligen Feuer zu Delphi sich neues, um jede Spur des von den Feinden verunreinigten Feuers auszutilgen. Da gerade die Perser das Feuer am heiligsten hielten, beurkundet diese Maaßregel einen tiefen Haß der Götzendiener gegen die Lehre Zoroasters.

An demselben Tage, an welchem Pausanias bei Platäa siegte, erfocht ein anderer Spartaner, Leotychides, unter welchem der Athener Xanthippus diente, einen zwar kleinen, doch nicht minder folgereichen Seesieg bei Mykale, indem die Jonier mitten im Kampfe zu ihm übergingen. Schon seit einiger Zeit hatten die Perser auf diese Jonier Verdacht geworfen und z. B. die von der Insel Samos entwaffnet. Das Glück der Griechen und die beschämenden Vorwürfe, welche ihre unter den Persern dienenden Stammgenossen zu hören bekamen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Es gab einen ziemlich allgemeinen Abfall der Inselgriechen, nur die an den kleinasiatischen Küsten wurden noch durch Furcht zurückgehalten und warteten erst, ob die Spartaner und Athener nicht ihre Siege bis Kleinasien hin verfolgen würden. Nachdem die siegreiche griechische Flotte Samos, Lesbos und Chios in den Bund aufgenommen hatte, fuhr sie in den Hellespont und eroberte hier die feste Stadt Sestos, im Jahr 478.

Nach dem Siege über den auswärtigen Feind trat die alte Zwietracht im Innern wieder hervor. Themistokles rieth den Athenern, beim Wiederaufbau ihrer zweimal zerstörten Stadt vor allem an die Mauern zu denken, und sonderlich an die, welche die Stadt mit dem Hafen (Pyräus) verbanden. Die Wiederherstellung dieser

Mauern, die beſte Schutzwehr Athens, war aber den Spartanern ungelegen, welche ſie daher zu verhindern ſuchten und durch Geſandte vorſtellen ließen, es ſey nicht zweckmäßig, die Städte zu befeſtigen, weil ſie ſonſt, einmal vom Feinde erobert (wie Theben bewieſen), demſelben zum Stützpunkt dienten. Themiſtokles begab ſich nun ſelbſt als Geſandter Athens nach Sparta, um darüber zu berathen, zog aber abſichtlich die Unterhandlung in die Länge, während nach ſeinem Rath die ganze Bevölkerung von Athen unabläſſig an den Mauern arbeitete. Als dieſe nun fertig waren, ſahen ſich die Spartaner betrogen und machten lange Geſichter. Beide Staaten aber vereinigten ſich dahin, im Jahr 477 den Angriffskrieg gegen die Perſer mit ihren Flotten zu beginnen und zunächſt die Inſeln und Küſtenſtädte zu befreien. Pauſanias mit der ſpartaniſchen, Kimon, Sohn des gerechten Ariſtides, mit der atheniſchen Flotte, eroberten Byzanz und entriſſen ſogar die Inſel Cypern dem perſiſchen Einfluß. Pauſanias aber ließ ſich durch perſiſche Verführungen bethören. Der Sieger von Platäa unterhandelte heimlich mit den Satrapen des Xerxes und hoffte mit der Hand einer Tochter dieſes Königs zugleich die Oberherrſchaft über ganz Griechenland zu erringen. Schon umgab er ſich mit perſiſchem Prunk und ärgerte dadurch die Jonier ſo, daß ſie nicht mehr unter ihm dienen wollten, ſondern ſich ganz an die Athener anſchloſſen. Sparta ſchöpfte Verdacht und rief ihn zurück. Durch eine angewandte Liſt brachte man ihn dahin, ſich ſelbſt zu verrathen und die Ephoren verurtheilten ihn zum Tode. Er floh in einen Tempel, wo man ihn nicht antaſten durfte, aber man mauerte den Tempel zu und ließ ihn verhungern.

In Athen erwarben ſich Ariſtides und ſein Sohn Kimon die höchſte Volksgunſt, wie es ſcheint, durch die Zuſätze, welche die demokratiſche Verfaſſung damals erhielt. Die vierte Klaſſe des Volkes nämlich, die Theten, erhielten vollkommen gleiches Recht mit den höhern und fortan durften die höchſten Staatsbeamten auch aus ihrer Mitte gewählt werden. Man muß zweifeln, ob der edle, gemäßigte Ariſtides durch ein ſolches Zugeſtändniß der Pöbelherrſchaft

Thür und Thor geöffnet habe, jedenfalls aber fällt diese Aenderung der Verfassung und sein höchstes Ansehen in Athen in dieselbe Zeit. Dagegen wurde Themistokles von der launigen Volksgunst verlassen. Obgleich er das Vaterland mehr als einmal gerettet hatte und kein Athener sich so viel Verdienst um seine Stadt erworben, als er, der Pöbel verzieh ihm nicht, daß er nach Reichthum trachtete und allzusehr seine Eitelkeit zur Schau trug. Denn Themistokles hatte die Schwachheit, nahe an seinem Hause der Artemis unter dem Namen Aristobula (der beste Rath) einen Tempel zu bauen, womit er zu verstehen gab, er sey der beste Rathgeber. Das dadurch in seinem Gleichheitsstolz verletzte Volk von Athen gab nun den Einflüsterungen Sparta's Gehör, durch die er verdächtigt wurde, wie Pausanias geheimen Verkehr mit den Persern gepflogen zu haben. Das Scherbengericht schickte ihn in die Verbannung. Er irrte eine Zeitlang umher, verweilte erst in Argos, dann bei Admet, dem kleinen König der Kolosser, und begab sich dann nach des Xerres Tode an den Hof des neuen Perserkönigs Artaxerres. Dieser schenkte ihm die Stadt Magnesia, wo er, mit einer vornehmen Perserin vermählt, bis an seinen Tod in Frieden lebte. Daß er sich noch einmal der griechischen Angelegenheiten angenommen und deshalb, Entdeckung fürchtend, sich vergiftet habe, ist nicht wahrscheinlich, weil es sonst der Geschichtschreiber Thukydides nicht in Zweifel gestellt haben würde.

4.

Kimon.

Athen nahm einen wunderbaren Aufschwung. Die Stadt war bald wieder erbaut, Kimon aber mit der Flotte machte immer neue Eroberungen und bewog die Inseln, eine enge Bundesgenossenschaft mit Athen zu schließen. Sie konnten sich dessen nicht weigern, weil sie an Athen allein eine Stütze und den nöthigen Schutz fanden gegen die Perserherrschaft, von der sie abfielen. Die Athener aber gingen

was ihm auch glückte. Aber die unterdrückten Messenier nahmen die Gelegenheit wahr, empörten sich, und befestigten sich noch einmal auf dem Berge Ithome und fanden großen Zulauf auch von lakonischen Periöken und Heloten. Dieser dritte messenische Krieg währte vom Jahr 464 bis 455 und brachte Sparta in große Bedrängniß.

Obgleich nun Sparta sich eben erst feindlich gegen Athen bezeugt hatte, wollte doch Athen die Gunst der Umstände benützen, um im Peloponnes festen Boden zu gewinnen und seine Hegemonie auch dorthin auszudehnen. Es schickte daher den Kimon mit 4000 Hopliten den Spartanern zu Hülfe. Es entsprach übrigens auch der natürlichen Politik Athens, die von Sparta abgefallenen kleinen Gemeinwesen zu züchtigen, um die vielen Gemeinwesen, die bereits in einem Unterthanenverbande mit Athen standen, vor gleichem Abfall abzuschrecken. Die Spartaner erkannten indeß die Gefahr, in welche sie geriethen, wenn es dem mächtigen Athen gelang, auch im Peloponnes die Hand im Spiel zu haben. Sie erklärten daher plötzlich, als Kimon schon vor Ithome stand, sie bedürfen seiner Hülfe nicht und nöthigten ihn zum Rückzuge. Als sie nachher Ithome allein eroberten, blieben sie auch allein Meister im Peloponnes, jedoch um die Athener nicht zu reizen, ließen sie sich deren Vermittlung gefallen und vergönnten den Messeniern freien Abzug nach Naupaktus, wo ihnen die Athener ein Asyl öffneten.

Kimon hatte, während er Athens Macht nach außen erweiterte und unsterbliche Siege erfocht, nichts versäumt, um zugleich den daheim in Athen herrschenden Pöbel bei guter Laune zu erhalten. Er ließ die Zäune seiner Gärten niederreißen, um sie dem Volk zu öffnen, er ließ täglich arme Bürger auf seine Kosten speisen. Und doch verfolgte ihn der Neid, gerade weil er ein großer Mann und nicht gemein, wie die andern war. Perikles, ein junger Aristokrat, überbot alle früheren Demagogen in der Beschmeichelung des Pöbels und unterwühlte so unmerklich das Ansehen des edlen Kimon. Als dieser nun in Sparta schlechte Geschäfte machte, wurde schnell vergessen, was er früher Großes geleistet hatte, und das niederträchtige

Mittel der Verleumdung, deſſen man ſich früher ſchon gegen Themiſtokles bedient hatte, als habe er ſich heimlich mit den Perſern in Verſtändniß eingelaſſen, wurde auch gegen ihn in Bewegung geſetzt, ſo daß ihn das undankbare Volk auf zehn Jahre verbannte.

Die Strafe folgte bald nach, denn obgleich ſich Athen in tiefem Groll gegen Sparta mit Argos und Megara verband, wodurch Argos in den Stand geſetzt wurde, Mykene zu zerſtören, und obgleich Athen, dadurch in einen Krieg mit Korinth und Aegina verwickelt, die Korinther zu Lande, die Aegineten zur See beſiegte, erhob ſich doch auch Sparta alsbald, nachdem es mit Meſſene fertig geworden war, ſchloß einen Bund mit Theben und ſchickte ein Heer dorthin, um die Athener, welche mit Theben in Streit gerathen waren, zu bekämpfen. Da in der Schlacht bei Tanagra im Jahr 457 ſiegten die Spartaner mit Hülfe eines Verraths, den die theſſaliſchen Bundesgenoſſen an den Athenern begingen. Zu dieſer Schlacht kam Kimon, um ſeinem Vaterland in der Noth beizuſtehen, wie ſein Vater bei Salamis gethan hatte, und focht tapfer, konnte jedoch die Niederlage nicht verhindern.

Ein noch größeres Unglück widerfuhr den Athenern, indem ſie damals einen großen Aufſtand der Aegypter gegen die Perſer unterſtützen wollten.

Perſien hatte, ſeitdem Xerxes vor den Griechen geflohen war, ſehr viel von ſeinem alten Anſehen verloren, manche der ihm unterworfenen Völker hofften heimlich, durch die Griechen ihre Freiheit wiederzuerlangen und knüpften in dieſem Sinne Verſtändniſſe an. Auch würden die Griechen, wenn ſie nur unter ſich ſelbſt einig geweſen wären, ſehr bald große Erfolge erlangt haben, zumal unter der Führung des genialen Kimon. Indeß blieb Perſien durch die Zwietracht der Griechen geſchützt und verlor nur Inſeln und einige Küſtenſtädte Kleinaſiens. An einen kühnen Aufſchwung ſey es des Perſerſtolzes, der die Niederlage hätte rächen wollen, ſey es des zoroaſteriſchen Glaubenseifers, war nicht mehr zu denken. Das

perſiſche Königthum, der perſiſche Adel war ſchon zu ſehr erſchlafft und Palaſtrevolutionen, geheime Eiferſucht, geheimer Mord im königlichen Harem ſchwächten und entehrten die Herrſchenden, während in den Bevölkerungen nicht die reine und ſittliche Religion des Zendaveſta Platz griff, ſondern im Gegentheil die alte babyloniſche Corruption überhand nahm und eine ſolche allgemeine Verweichlichung und Feigheit hervorrief, daß die zahlreichſten Perſerheere nicht mehr im Stande waren, einer kleinen Schaar von gutgeturnten, athletiſchen und trefflich disciplinirten Griechen Widerſtand zu leiſten.

Von der erbärmlichen Serailregierung des Xerxes gibt uns Herodot Kunde. Der König verliebte ſich in das Weib ſeines Bruders Maſiſtes, als ſie ihm aber widerſtand, fiel ſeine Liebe auf ihre Tochter Artaynte, obgleich er dieſe bereits an ſeinen Sohn Darius verheirathet hatte. Die eitle Artaynte wagte nun, als Geliebte des Königs, der rechtmäßigen Königin Ameſtris zu trotzen. Ameſtris hatte dem König mit eigener Hand ein koſtbares Gewand geſtickt. Da es nun eine Sitte des Harems war, daß der König in guter Laune zuweilen einer Lieblingsdame alles zu gewähren ſchwur, was ſie fordern würde, verlangte Artaynte jenes Gewand der Ameſtris und ſchmückte ſich ſelbſt damit. Ameſtris aber hielt die junge Nebenbuhlerin für zu einfältig, als daß dieſe Bosheit aus ihrem eigenen Hirn entſprungen ſey, glaubte vielmehr, ihre Mutter ſey Schuld und benutzte nun auch ihrerſeits eine ſchwache Stunde des Xerxes und ließ ſich von ihm das verſprechen, was ſie fordern würde. Dann aber forderte ſie die Mutter der Artaynte, des Maſiſtes Gattin, ihre Schwägerin. Ungern willigte Xerxes ein, mußte aber ſein Verſprechen halten und Ameſtris ſchnitt dem völlig unſchuldigen Weibe mit eigenen Händen Naſe, Ohren, Zunge und Brüſte ab. Darauf floh Maſiſtes mit ſeinen Kindern nach Bactra, um dort einen Aufſtand zu erregen, wurde aber von des Xerxes ſchnellen Reitern eingeholt und mit allen ſeinen Kindern abgeſchlachtet.

Dergleichen Vorgänge erklären die tiefe Verachtung, in welche Xerxes fiel, ſo daß es ſein alter Oheim Artabanus wagen durfte,

einen Versuch zu machen, ihn und seine Nachkommen vom Throne zu stoßen und dagegen sich selbst und seine starken Söhne auf denselben zu erheben. Eines Abends begab sich Artaban, von seinen sieben Söhnen begleitet, zu Xerxes, ermordete ihn unversehends, eilte dann zu dessen ältestem Sohne Darius (dem Gatten der Artaynte), und ermordete auch ihn im Schlafe, vorgebend, er habe nur den Tod des Xerxes rächen wollen, den niemand anders als Darius umgebracht habe. Dieses Märchen wurde dem jüngern Sohne des Xerxes, Artaxerxes, aufgebürdet; Megabyzos aber, den Artaban nicht zu seiner Partei herüberziehen konnte, entdeckte dem Artaxerxes den wahren Mörder, versprach ihm Beistand und versammelte die Truppen, vor deren Augen Artaxerxes mit seltener Kühnheit den Artaban niederstieß. Nun zitterten die Verschwornen und die sieben Söhne des Artaban wurden ergriffen und hingerichtet, im Jahr 465.

Artaxerxes, zubenannt mit der langen Hand, bekam eine Empörung in Baktra und dann noch eine in Aegypten zu bekämpfen, denn an diesen beiden äußersten Enden des Reichs glaubten die Völker nunmehr das persische Joch abwerfen zu können, der junge König aber siegte in Baktra und schickte dann den Megabyzos nach Aegypten. Hier hatte sich Inaros empört und die persische Besatzung in Memphis belagert, unterstützt vom Volke der Aegypter. Doch war dieses Volk nicht mehr so kriegerisch, daß es nicht schleunigst die Hülfe der tapfern Griechen herbeigewünscht hätte. Athen schickte ihm eine Flotte und half Memphis belagern, Megabyzos aber ließ den Flußarm des Nil, in welchem die atheniſchen Schiffe lagen, abgraben und die ganze Flotte trocken legen, so daß die Mannschaft unterhandeln mußte und freien Abzug erhielt. Artaxerxes brach aber den Vertrag und ließ, auf seiner Mutter Antrieb, den Inaros und die Athener kreuzigen. Da empörte sich Megabyzos selbst gegen den König und besiegte zweimal dessen Truppen, worauf ihm der König verzieh. Die Athener aber, die unterdeß noch die Niederlage von Tanagra erlitten, erholten sich rasch wieder, schlugen die Böotier bei Oenophyta, ließen die spartanische Küste durch eine kleine Flotte

unter Tolmides ausplündern und riefen jetzt den edlen Kimon zurück, um ihm die große Flotte anzuvertrauen, welche Cypern wider die Perſer ſchützen ſollte. Er landete zuerſt auf der Inſel Cypern, um die dorthin zurückgekehrten Perſer zu vertreiben. Zwar ſtarb er während der Belagerung von Kition, aber ſein Tod wurde dem Heere verheimlicht und in ſeinem Namen erfocht ſein Nachfolger Anarikrates einen glänzenden Land- und Seeſieg, im Jahr 449.

5.

Perikles.

Obgleich der Demos von Athen ſchon überaus verwöhnt war und ſeine böſe Laune ſchon mehr als einmal durch Verbannung der würdigſten Staatsmänner und Feldherrn ausgelaſſen hatte, wagte es der ſchlaue Perikles dennoch, indem er in allen Stücken ſich den Peiſiſtratos zum Muſter nahm, dieſem kindiſchen, unartigen und unvernünftigen Volke noch einmal den Zügel anzulegen und es wie ein geſchickter Reiter das unbändige Roß zu reiten. Das gelang ihm, indem er allezeit den gehorſamen Diener des Pöbels ſpielte und nicht nur die Souverainetät, ſondern auch die Selbſtregierung deſſelben beſtändig bevorwortete und zur Schau trug. Als Kimon verbannt wurde, hatte der Demagoge Ephialtes die letzte ariſtokratiſche Schranke, die der wildeſten Demokratie noch gezogen war, den Areopagus, vollends aufgehoben. Nach der Niederlage bei Tanagra hatten nun zwar die Conſervativen noch einen Verſuch gemacht, durch Beſeitigung der Pöbelführer dem Staate wieder eine ſolidere Grundlage zu geben und Ephialtes war ermordet worden, aber der Demos behielt die Oberhand. Seitdem machte ſichs Perikles zum ſtrengſten Geſetz, an die Allmacht und berechtigte Souverainetät des Pöbels zu glauben. Täglich, bei jeder Gelegenheit, wenn er in öffentlichen Dingen mitſprach, ſchrieb er ſich ſelber vor, zu glauben, es ſeyen

seine Herren und Gebieter, zu denen er rede. Absichtlich belog er sich, um ja vor dem Pöbel, den er im Herzen tief verachtete, niemals aus seiner Rolle zu fallen. Seine Politik war, die Tyrannis der Sache nach zu erschleichen, wenn auch dem Namen nach die Demokratie auf breitester Grundlage fortdauerte, und die demagogischen Schreier nicht etwa zu bekämpfen, sondern in demagogischer Heuchelei und niederträchtiger Volksbeschmeichelung noch zu übertreffen. Ephialtes hatte, wie Plato sagt, dem athenischen Volk einen starken Wein so reichlich eingeschenkt, daß es davon trunken geworden war. Demgemäß nun behandelte Perikles das Volk, immer liebkosend, immer beschwichtigend, es aber immer dahin lenkend, wohin er wollte, wie ein kluger Knecht den betrunkenen Gebieter.

Dabei war er nicht nur ein geborener Vornehmer, von Adel und reich begütert, sondern auch hochgebildet. Sein Umgang waren Philosophen, Künstler, der Ausbund schöner Geister. Man hat daher hauptsächlich das an ihm bewundert, daß er der Demokratie eine höhere und freiere Bildung vermittelt, daß er sich nicht sowohl zum Pöbel erniedrigt, als vielmehr das gemeine Volk zu sich erhoben habe, indem er dasselbe für die Interessen der Kunst und Wissenschaft zu gewinnen wußte. In der That gelang es ihm, der Eitelkeit des Demos durch den Bau prächtiger Tempel und anderer öffentlichen Gebäude und durch den Ruhm athenischer Kunst und Weisheit zu schmeicheln. Auch gereicht ihm jedenfalls zur Entschuldigung, daß er eine schon überaus mächtige, auf ihre Macht eifersüchtige und rücksichtslose Demokratie vorfand, der er hätte unterliegen müssen, wenn er ihr nicht elastisch nachgegeben hätte. Allein das alles ändert nichts an der Thatsache, daß seine von so vielem Glück und Glanz umgebene Politik doch nur von einer Lüge ausging und bis zum Ende nur eine lange Täuschung war, daher auch keinen dauerhaften Segen begründete, noch irgend den nothwendigen letzten Folgen einer gesetzlich gewordenen Pöbelherrschaft wehren konnte.

Wie Peisistratos gab er dem Volke satt zu essen und immer etwas Neues zu sehen (panem et Circenses). Die Kosten mußten

die armen Bundesgenossen bestreiten. Er nahm die Bundeskasse von der Insel Delos hinweg nach Athen und verwendete die den Bundesgenossen in immer höherem Betrag aufgelegten Steuern zwar zur Unterhaltung der Bundesflotte, die aber allein von Athenern bemannt war, um mittelst derselben die Bundesgenossen selbst im Zaum zu halten, aber es blieb immer noch eine Menge Geld übrig, welches er ausschließlich zur Verschönerung Athens und auf Feste und Schauspiele für die Athener verwandte. Wenn eine Bundesstadt oder Insel rebellirte, war ihm das um so erfreulicher, weil er dann mit seiner überlegenen Flotte einen siegreichen Feldzug unternehmen, die Stadt ausplündern, die Einwohner als Sklaven verkaufen und Häuser und Güter an arme Athener vergeben konnte. So wußte er immer für den atheniſchen Pöbel zu sorgen, ihn zu füttern, ihn angenehm zu unterhalten, seinem Stolz zu schmeicheln, ihm das Gefühl einer alles vermögenden Uebermacht zu geben und sich selbst populär zu erhalten.

Als Kimon zurückgerufen wurde, sorgte Perikles dafür, daß er sich bald wieder entfernte. Kimon kehrte nicht mehr zurück, indem er in Cypern starb. Seitdem hatte Perikles keinen Mitbürger mehr zu fürchten. Im Jahre 448 begann der erste s. g. heilige Krieg um Delphi. Die Phokäer hatten sich dieses Heiligthums bemächtigt, vielleicht auf Anstiften Spartas, dessen Einflüsterungen die Pythia nicht mehr Gehör gab, seitdem Athen vorwog. Sparta schickte ein Heer und gab das Heiligthum den Einwohnern Delphis zurück. Ein atheniſches Heer unter Tolmides wurde von den Spartanern geschlagen. Nun aber bestach Perikles den Kleandrides, der dem jungen König von Sparta, Pleistonax, als Rathgeber zugesellt war, bewog ihn zum Abzug und vermittelte sogar einen dreißigjährigen Frieden mit Sparta. Obgleich er bei dieser Gelegenheit eine große Summe aus der Staatskasse genommen hatte, um die Ephoren in Sparta damit zu erkaufen, ließ ihn der sonst so argwöhniſche Demos in Athen diesmal doch seine Rechnung ablegen, ohne den mindesten Tadel auszusprechen. Man anerkannte, welchen

großen Dienst er dem Staate geleistet habe und ließ ihn machen, da er ja die Form der Rechenschaftsablegung nicht verabsäumt hatte.

Nun hatte er vor Sparta und auch vor Nebenbuhlern im Innern Ruhe. Nur die geplagten Bundesstädte, welche das Opfer seyn mußten, empörten sich, aber vereinzelt, wurden daher leicht besiegt, und dann exemplarisch bestraft. So unterlag die Insel Euböa, so Byzanz. Auch gründete Perikles gelegentlich Colonien auf den Inseln Naxos und Andros, dem thrakischen Chersones, Amphipolis am Strymon, Thurii an die Stelle des zerstörten Sybaris in Italien ꝛc. Als ihm einmal vorgeworfen wurde, daß er doch allzu hart und willkürlich mit den Bundesgenossen umgehe, widerlegte er den Vorwurf mit siegender Beredsamkeit. Er war ein so außerordentlich trefflicher Redner, daß man ihm nachrühmte, er sage nie auch nur ein Wort zu viel, daß man ihn den Olympier nannte, weil er wie Zeus bald klaren Himmel, bald Blitz und Donner spreche, und daß sogar einer seiner Gegner sagte: „Wenn ich ihn im Kriege überwunden und unter mir hätte, so würde er dennoch durch seine Rede die ganze Welt überzeugen, er habe gesiegt.“ In seiner Vertheidigungsrede nun entwickelte er sein ganzes volkbeglückendes System, als einen Inbegriff aller später auseinandertretenden nationalökonomischen Systeme, sofern dieselben einseitig Ackerbau-, Merkantil- oder Industriesysteme sind. Er faßte sie alle zusammen, indem er sprach: „Wir müssen zuerst dafür sorgen, daß wir bewaffnet sind und im Kriege jede Gefahr bestehen können, dann aber müssen wir die Staatsgelder auf öffentliche Werke verwenden, um die müßigen Hände zu beschäftigen, den armen Bürgern einen Verdienst zu gewähren und Handwerker und Künstler emporzubringen. Je mehr öffentliche Werke geschaffen werden, desto mehr wird nicht nur das Volk beschäftigt, genährt, geübt und höher gebildet, sondern desto mehr brauchen wir auch Rohprodukte, Metalle, Holz, Leder ꝛc. und müssen Verkehrswege anlegen, um sie herbeizuschaffen, wodurch wieder eine Menge Arbeiter, Bauern, Hirten, Bergleute, Fuhrleute ꝛc. beschäftigt werden. Die großen Werke, welche wir errichten, die prächtigen Schauspiele,

welche wir aufführen, gereichen uns nicht nur zum Ruhm und Nutzen der Hauptstadt, sondern sie sind auch Gemeingut unserer Provinzialen, die, wenn sie mit den Schiffen oder als Rekruten oder wegen Arbeit in die Stadt kommen, alle diese Pracht genießen können." Darin lag ein bemerkenswerther echt demokratischer, ja communistischer Grundgedanke: Wechselwirkung und gegenseitiges Heben aller Volkskräfte, Ausgleichung der Arbeit und des Genusses in der gesammten Bevölkerung und zugleich Steigerung des Arbeitswerthes, also des Nationalvermögens.

Perikles nahm alle Kräfte des Demos in Anspruch, um das kaum aus dem Schutt wiedererstandene Athen mit den herrlichsten Werken der Baukunst zu schmücken. Er baute das Parthenon (einen neuen großen Tempel der Schutzgöttin Athene), die Propyläen (neue Vorhöfe zur Burg), ein prächtiges Odeon, in welchem künftig die Wettgesänge bei dem Feste der Panathenäen sollten gesungen werden, eine neue lange Mauer, welche die Verbindung der Stadt mit dem Hafen noch besser sichern sollte ꝛc., auch einen neuen Tempel zu Eleusis. Die Aufsicht über alle diese Bauten erhielt sein Liebling, der weltberühmte Bildhauer Phidias, der auch die neue goldene Statue der Athene verfertigte und die Riesenstatue derselben Göttin, welche 50 Fuß hoch auf der höchsten Spitze der Burg (Akropolis) stehen sollte, wenigstens begann. Neben ihm schmückte der Maler Polygnotos die Wände mit köstlichen Gemälden. Mit diesen Werken, als deren eigentlicher Schöpfer Perikles zu betrachten ist, begann die Glanzzeit der antiken Kunst. Wir werden derselben in einem besondern Abschnitt unsere ganze Aufmerksamkeit widmen, da sie die vollendetste und unvergängliche Blüthe des hellenischen Volkslebens war. Mit ihr zugleich begann auch die von Perikles ebenfalls aufs eifrigste begünstigte Philosophie der Griechen ihre höhere Entwicklung; er selbst war ein Schüler des Philosophen Anaxagoras. Eben so die griechische Dichtkunst und insbesondere das Schauspiel, auf welches er große Summen verwendete, wie einst Peisistratos.

Wenn nun auch Künstler, Dichter und Philosophen einem reinen Drange der Begeisterung folgten, so waren doch die Umstände, unter welchen sie von einem tief verschlagenen Demagogen zu einem rein politischen und persönlichen Zweck benutzt, begünstigt, unterhalten und beeinflußt wurden, den höchsten Interessen, denen Kunst und Wissenschaft immerdar dienen sollen, nämlich des Sittlichschönen, des Wahren und des Heiligen, nicht günstig. Die Kunst wurde unmerklich zu dem alleinigen Ziel des Sinnlichschönen und die Philosophie zur sophistischen Anbequemung an die menschliche Eitelkeit hingelenkt. Die Bildhauer erhoben sich bis zum reinsten Ideal körperlicher Schönheit, aber im Dienste der Sinnlichkeit. Nicht nur das weibliche, selbst das männliche Ideal wurde nur geschaffen, um das Volk in dämonischer Gier zur Entweihung, wie der jungfräulichen, so selbst der Knabenwelt hinzureißen. Die herrlichsten Schöpfungen der Kunst, nackte Statuen, standen an öffentlichen Orten, wie in den Schlaf- und Badezimmern der Reichen, nur als Verführungsmittel da, um die Sinnlichkeit des Volks bis zur unheilbaren Verleugnung jeder Scham und Sitte zu steigern. Die Philosophen aber hatten nichts anderes zu thun, als die alte Furcht vor den Göttern, die dem Thier im Menschen bisher noch einigen Zwang angelegt hatte, zu verscheuchen durch die Aufklärung und durch sophistische Beschönigung aller menschlichen Schwächen und sündhaften Triebe.

Während Perikles der keuschen Göttin Athene Tempel baute, lebte er selbst in sittenlosem Umgang mit der berühmtesten Hetäre seiner Zeit, der milesischen Aspasia, die es meisterhaft verstand, die Sinnlichkeit und Eitelkeit der Reichen auszubeuten und sich dadurch ein großes Vermögen zu erwerben. Perikles nahm sie zu sich und war wie vernarrt in sie, nicht blos wegen ihrer bezaubernden Verführungskünste, sondern auch, weil er fand, daß sie noch pfiffiger war als er und ihm daher ihre Rathschläge unentbehrlich wurden. Ihr Haß aber, wie es bei Weibern vorzukommen pflegt, war noch größer als ihre Klugheit. Aus einem alten Haß gegen die Insel

Samos verleitete sie den Perikles, diese unzufrieden gewordene Bundesstadt mit Krieg zu überziehen. Die Samier sahen das Schreckliche voraus, was sie bedrohte, und wehrten sich wie Verzweifelte. Jedem Samier wurde in diesem blutigen Kriege, wenn man ihn fing, von den Athenern ein Schiffszeichen, jedem gefangenen Athener dagegen eine Eule (das Zeichen von Athen) auf die Stirne gebrannt. Endlich unterlag Samos der Uebermacht und verlor seine Mauern, seine Schiffe, sein Vermögen, im Jahr 440. Die abscheulichen Grausamkeiten, welche Perikles den Gefangenen angethan haben soll, wie der Samier Duris erzählt, werden von Plutarch in Zweifel gezogen. Es gab nun aber doch noch ehrliche und freimüthige Leute in Athen, denen es unziemlich dünkte, daß eine abgefeimte Hetäre, die schon durch alle möglichen Hände gelaufen war, über Athen verfügen und ein verbündetes Inselvolk unglücklich machen sollte. Die komischen Dichter, welche Perikles so sehr begünstigt hatte, um das Volk mit Späßen zu unterhalten, waren die ersten, welche den freien Humor ihrer Bühne benutzten, um die unter demokratischen Formen verhüllte Tyrannen- und Hurenwirthschaft in der Regierung Athens aufzudecken. Hermippus, der Lustspieldichter, klagte Aspasia an, sie lade ehrbare Frauen in ihre Gemächer ein, um sie unter dem Vorwand von Frauenbesuchen dem Perikles zu verkuppeln, und Diopithes klagte den Anaxagoras als Gotteslängner an. Das souveräne Volk fand die Klage wohlbegründet, der Philosoph mußte sich aus dem Staube machen, um der Strafe zu entgehen, und nur den flehentlichsten Bitten und Thränen des Perikles gelang es, seine lüderliche Freundin zu retten. Auch Phidias wurde angeklagt, weil er auf dem Schilde der Göttin Athene ein Bildniß des Perikles angebracht hatte, was als Gotteslästerung galt, und mußte im Gefängniß sterben.

Nach solchen Vorgängen sah es Perikles nicht ungern, daß Athen in einen neuen Krieg verwickelt wurde, der den Demos zugleich beschäftigte und decimirte.

Achtes Buch.

Die Bürgerkriege der Griechen.

1.

Ende des Perikles.

Der schreckliche Kampf, der unter dem Namen des peloponnesischen Krieges die Griechen, nachdem sie in vereinigter Kraft dem mächtigsten äußeren Feinde widerstanden hatten, zu gegenseitigem Morden hinriß, wurde äußerst leichtsinnig angefangen. Nichts charakterisirt die alten Griechen so sehr, als der kindische Eigensinn und die kindische Sorglosigkeit, mit der sie, dem Reiz und der Stimmung des Augenblicks folgend, jegliche Rücksicht wie auf die Götter, so auf das Recht vergaßen und jede Warnung vor den schlimmen Folgen in den Wind schlugen.

Am illyrischen Ufer des adriatischen Meeres lag Epidamnos, eine griechische Handelsstadt wie Korkyra (Korfu), von wo aus sie gegründet worden war. Auch hier hatte, wie fast überall in den Colonien, die alte Aristokratie dem Demos weichen müssen, war aber von Illyriern verstärkt zurückgekehrt und belagerte die Stadt. Der Demos suchte vergebens in Korkyra Hülfe, fand sie aber in Korinth. Das wollten die Korkyräer nicht leiden,

zogen nun selbst aus, vertrieben die Flotte von Korinth und eroberten Epidamnos im Jahre 435. Korinth machte noch eine stärkere Rüstung und suchte Hülfe bei Athen. Perikles aber bearbeitete den Demos von Athen, es nicht mit Korinth zu halten, denn weil Korinth zum Peloponnes gehöre, würden sie dadurch nur die Peloponnesier, die ihnen gefährlichste Macht, verstärken, wogegen sie, wenn sie Korkyra hälfen, die Macht der Peloponnesier schwächen und sich in Korkyra eine sehr brauchbare Station für ihren Handel nach Italien offen halten würden. Dieses Interesse überwog die natürliche Sympathie, welche der Demos in Athen für den in Epidamnos hegte, und athenische Schiffe gingen in See und kamen bei der Insel Sybota mit korinthischen in Kampf. Hierauf verband sich Korinth mit dem König Perdikkas von Makedonien, um die an den ihm benachbarten Küsten liegenden Bundesstädte der Athener zu befreien. Da fiel alsbald Potydäa ab und Athen schickte sogleich Truppen, um die Stadt wieder zu erobern, i. J. 432.

Bisher hatte sich Sparta ruhig verhalten und den dreißigjährigen Frieden mit Athen nicht gebrochen. Als nun aber die Korinther gegen das übermächtige Athen dringend um Hülfe baten, rathschlagten die Spartaner, ob es nicht Zeit wäre, gegen Athen loszuschlagen. Vergebens warnte sie ihr König Archidamos und sagte ihnen voraus, sie würden den Krieg nicht überleben und er werde zu endlosem Unheile führen für alle die Bruderstaaten eines Volkes, die einander selbst zu zerfleischen wetteiferten, während ihre wahre Aufgabe sey, gegen den auswärtigen Feind zusammenzustehen. Die alte Eifersucht Spartas gegen Athen behielt die Oberhand und die Furcht, Athen werde die Alleinherrschaft zur See erlangen, trieb Sparta an, seinerseits nach der Hegemonie zu Lande zu streben. Somit erklärte Sparta den Krieg gegen Athen und der ganze Peloponnes mit Ausnahme von Argos trat auf seine Seite, eben so die feindlichen Nachbarn der Athener, Böotien, Phokis, Lokris, Megara.

Der Krieg begann damit, daß die Thebaner einen mißrathenen

Ueberfall auf die den Athenern befreundete Stadt Platäa machten. Unterdeß schickte Perikles hundert Schiffe ab, um die Küsten des Peloponnes, Megara und Aegina, zu verheeren, die Spartaner aber fielen zu Lande in Attika ein und verwüsteten der Athener Dörfer und Felder. Die Götter aber schienen diesem unvernünftigen Kampfe zweier Brüderstämme einer und derselben Nation zu zürnen, denn während des ungewöhnlich heißen Sommers i. J. 430 brach eine furchtbare Pest aus.

Dieselbe wüthete am ärgsten in Athen, weil diese ohnehin volkreiche Stadt damals noch mit dem vor den Spartanern geflüchteten Landvolke überfüllt war. Die berühmte Schilderung, welche der Geschichtschreiber Thukidides von dieser Pest entworfen hat, lautet: „Es bedrängte aber die Athener außer dem vorhandenen Leiden noch mehr das Zusammenströmen der Leute vom Lande in die Stadt, besonders die später hereingekommenen. Denn da nicht Wohnungen genug vorhanden waren, sondern da sie zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten sich aufhielten, so starb alles durch einander weg. Sterbende lagen über einander, und so blieben die Leichname liegen. Andere wälzten sich halbtodt auf den Straßen und bei allen Brunnen herum, um ihren Durst zu löschen. Die Tempel, in welchen sie ihre Hütten aufgeschlagen hatten, waren voll von Todten, welche dort verschieden waren. Denn da die Menschen nicht wußten, was aus ihnen werden sollte, so überließen sie sich, überwältigt von dem Unglücke, der Geringschätzung alles Göttlichen und Menschlichen ohne Unterschied. Alle Gebräuche, die man sonst bei Begräbnissen beobachtet hatte, geriethen in Unordnung. Man begrub, so gut man eben konnte. Manche nahmen ihre Zuflucht ohne Scheu zu fremden, verbotenen Begräbnißplätzen, da die eigenen nicht zureichten, weil von den Ihrigen schon so viele zuvor gestorben waren. Denn sie suchten fremde Scheiterhaufen, und einige legten, indem sie denen, welche jene errichtet hatten, zuvorkamen, ihre Todten darauf, und zündeten den Holzstoß an. Andere warfen, während eine andere Leiche verbrannt wurde, die, welche sie trugen, hinauf und eilten

davon. — Diese Seuche gab auch sonst noch zu weiterer Gesetzlosigkeit in der Stadt die erste Veranlassung. Denn ungescheuter wagte man nun, was man sonst, ohne seine Gelüste offen zu befriedigen, verheimlicht hatte, da man den raschen Wechsel des Schicksals sah', wie die Reichen plötzlich hinstarben, und solche, die zuvor nichts hatten, schnell in den Besitz ihrer Güter kamen. Daher wollten sie sich einen schnellen und angenehmen Genuß derselben verschaffen, da Leben und Vermögen, das eine wie das andere, ihnen als so kurz dauernd erschienen. Niemand hatte Lust, für das, was als gut und edel galt, ein Opfer zu bringen, da es ihm ungewiß dünkte, ob er nicht vor Erreichung seines Zweckes weggerafft würde. Was aber augenblicklichen Genuß und der Lust irgend welchen Gewinn gewährte, das wurde als gut und nützlich erklärt. Keine Furcht vor den Göttern, kein menschliches Gesetz gab eine Schranke. Denn jene zu ehren oder nicht, achteten sie für gleichgültig, weil sie doch alles ohne Unterschied eine Beute des Todes werden sahen; was aber die Verbrechen betraf, so dachte keiner so lange zu leben, bis die Sache vor Gericht entschieden wäre, und er die Strafe zu entrichten hätte; da ein schon bestimmtes, viel ärgeres Strafgericht bereits über seinem Haupte schwebte, vor dessen Ausbruch man billig das Leben noch einigermaßen genießen dürfe."

Perikles hoffte, die zahlreich bemannte Flotte von der Pest frei zu halten, wenn sie nur von Athen fern bleibe, er selbst fuhr mit ihr aus, allein die Ansteckung war schon erfolgt und die Pest wüthete auch in der Flotte. Er mußte umkehren. Der Demos gab nicht der Pest, sondern ihm die Schuld und verurtheilte ihn zu einer hohen Geldbuße, überließ ihm aber nachher doch wieder die höchste Amtsgewalt. Wie der Umgang des Perikles mit den Hetären, Kunstgenies und Sophisten des damaligen Athen, obgleich man gerade in dieser geistvollen Gesellschaft die höchste und feinste Blüthe der Bildung hat bewundern wollen, doch die Charaktere verdarb, zeigt am besten das Beispiel des Xantippos, welcher als ältester Sohn des Perikles mit dem Vater in Genußsucht wetteiferte,

große Schulden machte und als der Vater diese nicht bezahlen wollte, öffentlich gegen ihn auftrat, dem Volke alle Geheimnisse des Hauses, alle Schwächen des Vaters enthüllte und dem Gelächter Preis gab. Indeß erreichte die Pest den ruchlosen Sohn und die ganze Familie. Thränenlos sah Perikles die Seinen alle dahinsinken, erst als sein letzter Sohn starb und er ihm den Todtenkranz aufsetzte, brach ihm das Herz und unter Strömen von Thränen und lautem Jammer lebte er noch kurze Zeit, bis auch ihn die Pest hinraffte, im J. 429.

Wenn schon, so lange er noch lebte, ihm der Demos oft die Zähne gewiesen hatte, so that derselbe sich nach seinem Tode noch viel weniger Zwang an. Perikles selbst hatte als Ceremonienmeister der Demokratie das Volk zu oft belogen, daß jeder, auch der geringste, zum Regieren fähig sey, und seit der Erhebung der Theten auf die gleiche Stufe mit den drei höheren Klassen und der Auflösung des Areopagus war die Selbstüberschätzung des Stadtpöbels maßlos geworden. Die natürlichen Demagogen wurden jetzt Männer, die, aus dem Pöbel hervorgegangen, durch ihre kolossale Gemeinheit dem Pöbel als seinesgleichen gefielen und die zugleich durch schnell erworbenen Reichthum ihresgleichen imponirten. Die Regierung des gebildeten und feinsten Volkes auf der Welt fiel nach dem Hintritt des Perikles an den Eukrates, der sich durch den Handel mit Hanf bereichert hatte, dann an den Wollhändler Lysikles und nachher an den Gerber Kleon, den gemeinsten von allen. — Man darf indeß über eine solche Wendung der Dinge lediglich nicht erstaunen. Sie war unvermeidlich. Wenn man dem Pöbel oft genug sagt, er sey der Herr, so muß er sich am Ende auch zum Herrn machen. Das lag in der Natur der Dinge und unnatürlich ist nur das Lob, welches der Verfassung Athens und der Verwaltung des Perikles noch in neuerer Zeit gespendet worden ist.

Trotz der Pest wüthete der Krieg fort und nahm immer weitere Umrisse an, indem er sich fast auf alle Gemeinwesen Griechenlands ausdehnte, aber er verzettelte sich andererseits wie dem Raume, so der Zeit nach und entbrannte überall nur auf kleinen Gebieten und

in Pausen, ohne zu einer großen Entscheidung hinzuführen. Die Glieder einunddesselben nationalen Organismus wetteiferten, einander zu zerfleischen und das Gesammtleben der Nation tödtlich abzuschwächen. Nie sah die Weltgeschichte eine größere Unvernunft und doch will man uns jene alten Griechen noch immer vor allen andern Völkern anpreisen.

Die schonungslose Willkür, mit welcher Athen die ihm verbündeten Städte tyrannisirt hatte, bewog die Einwohner der bedeutenden Handelsstadt Mitylene auf der Insel Lesbos, sich von Athen loszureißen und dem peloponnesischen Bunde beizutreten. Athen aber rächte sich furchtbar, indem es die Stadt eroberte und der Gerber einen Volksbeschluß durchsetzte, wonach die Stadt geschleift, alle Männer darin umgebracht, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht werden sollten. Kleon handelte hiebei nicht blos aus angeborener Rohheit, sondern auch aus Habgier. Da besann sich der Demos plötzlich wieder und widerrief den Blutbefehl. Doch hatte Kleon schon 1000 Männer aus Mitylene hinrichten lassen. — Die Spartaner rächten sich ihrerseits durch die Zerstörung der mit Athen verbündeten Stadt Platäa. Ohne geradezu einander anzugreifen, brauchten sowohl Sparta als Athen ihre verhältnißmäßige Uebermacht nur, um die schwächeren Verbündeten des Gegners zu mißhandeln. Erst vor Stakyra stießen die Flotten der Peloponnesier und Athener zusammen, i. J. 427. In dieser Stadt nämlich würgten sich die Aristokraten und Demokraten in unversöhnlicher Fehde. Den erstern halfen die Spartaner, den andern die Athener. Nun siegten die letztern und überlieferten dem Demos von Korkyra 500 gefangene Aristokraten. Diese sollten zum Schein abgeführt werden, wurden aber, wie sie aus dem Gebäude, in welchem sie eingesperrt waren, heraustraten, ermordet. Als es die übrigen merkten, gingen sie nicht mehr heraus und wurden nun durch das abgedeckte Dach so lange mit Steinen beworfen und mit Pfeilen beschossen, bis alle todt waren. Viele stachen sich selbst die zu Boden gefallenen Pfeile ins Herz.

2.

Der Gerber Kleon.

Kleon brauchte viel Geld, nicht nur zu seiner eigenen Bereicherung, sondern hauptsächlich um den allmächtigen Pöbel zu bestechen und bei guter Laune zu erhalten. Die alten Mittel des Perikles, den Demos in Athen durch Feste und Schauspiele zu betäuben und die Armen auf eroberten oder confiscirten Gütern zu colonisiren, reichten schon nicht mehr hin. Kleon mußte dem müßigen Pöbel dafür, daß es auf der Pnyr den Volksversammlungen anwohnte, einen Tagelohn bezahlen und um immer schlagfertige Truppen zu haben, den Sold ungemein erhöhen, so daß derselbe den Staat jährlich 3600 Talente kostete, noch einmal so viel, als das gewöhnliche Staatseinkommen betrug. Um nun die erforderlichen Summen herbeizuschaffen, brandschatzte Kleon die Bundesgenossen, besteuerte die Wohlhabenden und verewigte den Krieg einzig wegen der Beute und der Confiscationen. Die Besitzenden wurden insbesondere ausgebeutet durch Processe, die man ihnen gegen ihren Willen aufdrang und die man sie verlieren machte. Als das eckelhafteste Ungeziefer, welches je aus der Fäulniß eines Staates hervorging, krochen damals aus allen Winkeln Athens die s. g. Sykophanten (Feigenzeiger) hervor. Es war ein Verbot erlassen, Feigen aus Attika auszuführen. Wer nun eine Uebertretung dieses Verbots anzeigte, hieß ein Sykophant. Dieser Spottname ging aber auf alle Denuncianten über, die von nun an aus falschen Anklagen ein Gewerbe machten und sonderlich die Wohlhabenden oder solche, die der Gerber auf gute Manier verderben wollte, vor Gericht zogen. Wer einmal in die Hände dieser Ankläger, ihrer bestochenen Zeugen und parteiischen Richter fiel, war verloren, wenn er sich nicht noch zu rechter Zeit mit großen Summen loskaufte.

Kleon brauchte aber hauptsächlich immerfort Krieg, um durch

Raub die Summen zu gewinnen, die er durch die gesetzlichen Bedrückungen allein nicht erschwingen konnte. Vergebens wagte eine schwache Partei für den Frieden zu reden und die Anträge, welche Sparta machte, anzunehmen. Sparta hatte vor Korkyra nichts ausgerichtet und sah sich durch einen neuen Aufstand in Messene bedroht. Es lag in des Gerbers Händen, die Kriegsfurie zu bewältigen und dem blutenden Vaterlande Frieden zu gewähren. Aber er wollte nicht, denn nur durch Blut vermochte er den Raub zu erkaufen, dessen er immer mehr bedurfte. Wüthend bekämpfte er daher die Friedenspartei und der Demos von Athen gab ihm Beifall. Der Krieg dauerte fort und sollte nur immer heißer entbrennen.

Der Geschichtschreiber des Krieges, der edle Thukydides, wendet sich mit Schaudern von der Dämonisirung ab, welcher damals das gesammte Volk der Griechen erlag. Wie er die leibliche Pest beschrieben, so beschreibt er jetzt auch die Pest, welche die Seelen ergriff. „Die ganze Welt der Hellenen gerieth in Bewegung, indem überall Parteiung aufkam, die demokratische Mehrheit Athen, die aristokratische Minderheit Sparta zu Hülfe rief. Die Leidenschaften steigerten sich immer mehr, die Rache wurde unversöhnlicher, die Kampfart arglistiger. Die gewöhnliche Bedeutung der Worte änderte sich. Unbesonnene Verwegenheit galt als treugesinnte Tapferkeit, vorsichtige Zögerung als anständig verhüllte Feigheit, Mäßigung als ein Vorwand, die Zaghaftigkeit zu beschönigen; handelte man in allen Dingen besonnen, so hieß es, man sey in Allem zu schwerfällig; tollkühne Leidenschaftlichkeit wurde zu den männlichen Eigenschaften gezählt. Nachstellung galt als Sicherungsmittel, wobei man den ehrsamen Vorwand hatte, Unglück von sich abzuwenden. Wer den Zürnenden spielte, galt für zuverlässig; wer ihm widersprach, für verdächtig. Wer andern nachstellte und seine Absicht erreichte, hieß klug; wer aber solche Ränke im Voraus durchschaute, galt noch mehr für einen tüchtigen Mann. Wer es von Anfang darauf anlegte, solcher Dinge nicht zu bedürfen, hieß ein Störer des Freund-

schaftsbundes, der vor dem Gegner zittere. Ueberhaupt fand man Beifall, wenn man dem, welcher einen schlimmen Streich spielen wollte, zuvorkam, und den, der selbst nicht daran dachte, dazu aufmunterte. Verwandte wurden fremder behandelt als Parteigenossen, weil diese bereitwillig waren, rücksichtslos zu wagen. Denn solche Verbindungen wurden nicht geschlossen, um den eingeführten Gesetzen gemäß Vortheile zu erlangen, sondern zu selbstsüchtigen Zwecken gegen die bestehenden Einrichtungen. Die Sicherheit der gegenseitigen Treue beruhte nicht sowohl auf dem göttlichen Gesetze, als auf gemeinschaftlicher Theilnahme an Verbrechen. Gütliche Anträge von feindlicher Seite nahm man, wenn die Gegner im Vortheile waren, an, um sich gegen ihre Unternehmungen zu decken, nicht aus edlem Vertrauen. Man legte mehr Werth darauf, Rache zu nehmen, als selbst nicht zuerst Kränkung zu erleiden. Wo etwa durch Eidschwüre eine Versöhnung bekräftigt war, blieben diese, die man von beiden Seiten in der Verlegenheit geleistet hatte, nur für den Augenblick in Kraft, so lange man anderswoher keinen Zuwachs an Macht erhielt. Wo es aber Gelegenheit gab, nahm der, welcher zuerst ein Herz dazu faßte, wenn er den Gegner nicht gedeckt sah, um so lieber Rache, weil der andere ihm traute, als im offenen Kampfe, und berücksichtigte dabei die größere Sicherheit, und daß er durch Täuschung gesiegt und dabei den Preis der Klugheit davon getragen hätte. Denn die meisten Menschen wollen lieber durch Bosheit den Namen kluger Leute verdienen, als rechtschaffen und dabei einfältig heißen; sie schämen sich des letztern, und rechnen sich jenes zur Ehre. — So nahm durch die Parteizwiste Entsittlichung aller Art unter den Hellenen überhand. Die redliche Einfalt, mit welcher eine edle Gesinnung so nahe verwandt ist, wurde zum Gespötte und verschwand. Ränke und gegenseitiges Mißtrauen wurden vorherrschend. Dieses zu heben vermochte nicht das bündigste Wort, noch der furchtbarste Schwur. Und da man einmal auf den Punkt gekommen war, keine Hoffnung irgend eines dauernden Zustandes weiter zu hegen, so suchten alle mehr durch Klugheit sich durchzu-

ſchlagen, und durch Vorſicht vor Unglück ſich zu wahren, als daß ſie Andern hätten vertrauen können. Leute von geringeren Einſichten hatten gewöhnlich die Oberhand. Denn weil ſie wegen ihrer Gewandtheit in Entwürfen unverſehens von ihnen überliſtet zu werden, andere aber, in ſtolzem Wahne, ſie würden ſchon alles vorher merken, und ſie hätten nicht nöthig, Gewalt zu brauchen, wo man durch Liſt ſeinen Zweck erreichen könne, fanden, weil ſie auf Abwehr nicht gefaßt waren, um ſo eher den Untergang."

In Athen kämpfte der Komiker Ariſtophanes, einer der edelſten Männer jener Zeit, von der Bühne herab vergebens gegen die entſetzliche Dummheit des Demos, der ſich vom Gerber alles gefallen ließ und dabei das Vaterland zu Grunde gehen ſah. Laut, aber vergebens, rief er dem Volke zu, Kleon ſuche Aufruhr und Krieg beſtändig nur, um ſich ſelbſt zu bereichern, ob auch Athen dabei zu Grunde gehe.

Gleich ja wie Fiſcher, wenn ſie Aal' einfangen wollen, thuſt du.
So lange ruhig ſteht der See, bekommen ſie durchaus nichts;
Doch wann ſie aufwärts und hinab den dicken Schlamm gerühret,
Dann gibt es was. Auch du bekommſt nur, wann die Stadt du aufwühlſt.

Laut, aber vergebens, ſagte Ariſtophanes dem Demos von Athen, wie er ſich von denen, die er ſelbſt durch Wahl an die Spitze des Staates geſtellt habe, narren laſſe:

Du erkieſeſt ja ſelber, mein Vater,
Zu Herrſchern ſie dir, indem ſie dich leicht kirr machen durch Floskelchen der Art.
Auch werden den Herrn noch Geſchenke zu Theil, zu fünfzig Talenten auf einmal,
Von den Städten, die durch manch' drohendes Wort ſie in Schrecken zu ſetzen verſtehen:
„Ihr zahlt den Tribut, ſonſt ſoll euch die Stadt mein Donner zerſtören von Grund aus."
Dich befried'get es, iſt an deiner Gewalt Abfällen zu nagen vergönnt dir. —
Und verdient es ein drückendes Knechtthum nicht zu heißen, wenn dieſe da ſämmtlich
Jetzt Aemter bekleiden und ſammt dem Geſipp der Schmarotzer den reichlichſten Sold zieh'n?
Dich ſtellt man zufrieden, gewähret man dir drei Oboln, die du erſt ſelber,

Als Rudrer, im Kampf, beim Belagerungsdienſt Drangſale beſtehend, verdienteſt. –
Nun bedenk' auch: Da du, da ihr, einer wie all', euch leicht zu bereichern vermöchtet,
Siehſt immer du dich von den Leitern des Volks gar ſeltſam getäuſcht und umgarnet,
Unzähligen Staaten gebieteſt du zwar, von des Pontos Geſtaden bis Sarde,
Doch nichts kommt dir zu Gute davon, als der winzige Sold, und ſie tröpfeln
Auch dieſen dir zu, wie durch Wolle geſeiht, nur Bröckchen, das Leben zu friſten.
Arm ſollſt du ja bleiben, ſo wollen ſie es; und warum? Das will ich dir ſagen,
Damit du auf den, der kirren dich will, wohl achteſt, und wenn er dir pfeifet
Und gegen der Gegner einen dich hetzt, mit wilder Geberd' auf ihn losſpringſt.

So frei durfte der Luſtſpieldichter in Gegenwart des Gerbers reden, aber nur deshalb, weil der Gerber dennoch ſeiner Sache gewiß war. Als einmal Kleon einem Luſtſpiele des Ariſtophanes beiwohnte, rächte er ſich einfach dadurch, daß er den unglücklichen Dichter vor dem ganzen Publikum durchprügelte. Der Demos lachte und Ariſtophanes hatte vergebens die Wahrheit geſagt.

Der neue Kampf Athens mit Sparta nahm folgenden Verlauf. Ein ſpartaniſches Heer unter König Agis begann wieder, Attika zu verheeren, mußte aber umkehren, als eine atheniſche Flotte unter Demoſthenes Pylos wegnahm und die nahe gelegene, von den Spartanern beſetzte Inſel Sphakteria belagerte. Die Feldherren unterhandelten und die Friedensanerbietungen Spartas waren um ſo annehmbarer, als die Athener vor Sphakteria keineswegs Fortſchritte machten. Der Gerber indeß verhinderte um jeden Preis den Frieden und klagte den Demoſthenes und den Flottenführer Nikias der Unfähigkeit und Feigheit an. Sie aber forderten ihn auf, ſelber zu kommen, wenn er die Kriegführung beſſer verſtände. Das durfte er nicht ablehnen, ohne ſich lächerlich zu machen. Er kam und eroberte wirklich die Inſel in kurzer Zeit, und bald darauf auch die Inſel Kythera, von wo aus er bequem die peloponneſiſchen Ufer verwüſtete, im J. 424. Die Spartaner blieben indeß nicht müßig, ſondern ſchickten ihren ſehr tüchtigen Feldherrn Braſidas mit einem

Heere durch Theſſalien an die thrakiſchen Küſten, um die dort liegenden Bundesſtädte Athens zum Abfall zu bringen, wobei Perdikkas, der König von Makedonien, ihm half. Die Städte ſahen ihn als Befreier an und ein atheniſches Heer unter Hippokrates, welches ſie wiedernehmen ſollte, wurde in Böotien durch Verrätherei geſchlagen. Hippokrates kam im Kampfe um. Der nachher ſo berühmt gewordene Philoſoph Sokrates befand ſich unter den Fliehenden und rettete den jungen ſchönen Alkibiades, der vom Pferde geſtürzt war, indem er ihn auf ſeinem Rücken forttrug. — Jetzt erſt bequemte ſich Kleon zu einem Waffenſtillſtande mit Sparta, der aber bald wieder gebrochen wurde, weil Braſidas die Stadt Skione nicht zurückgab. Nikias mit der atheniſchen Flotte erlangte wieder einige Vortheile über Braſidas, weil Perdikkas zu Athen übertrat. Nun kam Kleon ſelbſt mit großen Verſtärkungen nach und belagerte die Stadt Amphipolis, wurde aber durch einen kräftigen Ausfall des Braſidas überraſcht und in die Flucht geſchlagen, wobei er ſein Leben einbüßte, aber auch Braſidas eine tödtliche Wunde empfing, im J. 422.

Nachdem der grobe und unholde Gerber gefallen war, kehrten endlich dem wahnſinnigen Demos von Athen ein Paar lichte Augenblicke wieder und Nikias konnte mit Pleiſtonax, dem Könige von Sparta, ſchon im Beginne des folgenden Jahres einen Frieden ſchließen. In demſelben war beſtimmt, daß beide Theile ihre Gefangenen und ihre Eroberungen herausgeben und daß die Bundesſtädte Athens ihre Freiheit und Selbſtregierung zurückerhalten, jedoch noch zu einem Tribut an Athen verpflichtet bleiben ſollten.

Zwar fand der Gerber einen ſeiner ganz würdigen Nachfolger in der Demagogie, den Lampenmacher Hyperbolas, einen noch gemeineren, noch nichtswürdigeren Schreier, allein es gelang demſelben doch nicht mehr, ſich den Demos zu unterwerfen, wahrſcheinlich, weil er nicht ſo viel Muth bewies, wie der Gerber. Es gelang dem edeln Nikias und dem ſchönen Alkibiades, ihn um die Gunſt des Volkes zu bringen, ja ſogar ihn durch das Scherbengericht aus dem

Lande verbannen zu lassen. Er war übrigens der letzte, auf den dieses Gericht Anwendung fand.

3.

Der schöne Alkibiades.

Wenn nicht der bluttriefende Gerber und der schmutzige Lampenmacher vorangegangen wären, würde es dem leichtsinnigsten aller Junker wohl nicht so bald gelungen seyn, den Beifall der Menge eben so wie den der Frauen zu erobern. Die Menge fällt gerne aus einem Extrem ins andere und nach den Sansculotten kommt der Goldjunge an die Reihe.

Alkibiades war ein naher Verwandter des Perikles, angeblich aus des Ajax Geschlecht, einer der reichsten und unbestritten der schönste Jüngling in Athen, von früher Jugend an durch seine Unarten verrufen und doch wegen seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit von jedermann gerne gesehen.*) Schon als Knabe fand er zahlreiche Liebhaber, die sich um ihn, nach der bereits allgemein eingeführten schändlichen Sitte der Griechen, wie um ein Mädchen bewarben; er schenkte aber seine Gunst vor allen dem weisen Sokrates, um von ihm zu lernen, und machte sich nun hin und wieder wie eine kokette Buhlerin den Spaß, sich andern hinzugeben,

*) Man erzählt von ihm, ein grober Bauer habe einmal seinem Rufe zu halten, nicht gefolgt, da habe er sich quer über die Straße geworfen und ihm zugerufen: fahre zu, wenn du das Herz hast. Ein andermal wettete er, dem reichsten und angesehensten Manne in Athen öffentlich eine Ohrfeige zu geben und führte es aus, der Beleidigte aber verzieh ihm und gab ihm sogar seine Tochter zur Ehe. Als er dieser nachher mit zahlreichen Buhlerinnen untreu wurde und das Gericht sie eben auf ihre Bitte von ihm zu scheiden im Begriffe war, hob er sie auf und trug sie wieder heim in sein Haus, daß alles lachen mußte und ihm Beifall gab.

um ihn mit Eifersucht zu quälen. Als er herangewachsen war, schmeichelte er dem Volke durch Geldspenden, durch Feste und Schauspiele, die er demselben geben ließ, und durch die Siege, die er bei den olympischen Spielen erfocht, kümmerte sich aber im Uebrigen gar nicht um die öffentliche Kritik, hatte nicht wie Perikles immerwährende Angst vor dem Pöbel, sondern trotzte demselben und wußte wohl, wie er ihn zu behandeln habe. Als er einmal übles Nachreden besorgen mußte, ließ er einem prächtigen Hunde, den er sich angeschafft hatte, den Schwanz abschneiden und nun redete ganz Athen nicht von seinen Sünden, sondern nur von seinem Hunde. Als man über seine vielen Liebschaften und über seine Schwelgereien raisonnirte, ließ er ein reizendes Bild, welches ihn in den Armen der Buhlerin Nemea darstellte und von einem berühmten Maler verfertigt war, öffentlich ausstellen und alles lief hin und bewunderte es. Man sagte vom Volke: es liebt ihn, es haßt ihn auch und dennoch wills ihn haben. Alkibiades war aber nicht blos ein Weichling, er glühte von Ehrgeiz. Der berüchtigte Menschenhasser Timon sagte einmal zu ihm: „wohl dir, daß du nach hohen Dingen strebst, denn dadurch wirst du alle unglücklich machen."

Die glänzenden Erfolge und die großen Tugenden des Nikias ärgerten den Alkibiades, noch mehr aber die Mißachtung, die ihm die Spartaner erwiesen hatten, indem er, dem Friedensschlusse anwohnend, als zu jung gar nicht von ihnen beachtet worden war. Dafür wollte er sich nun rächen und überhaupt Lärm in die Welt machen. Ob es zum Guten oder zum Schlimmen führe, war ihm gleichgültig. Also trachtete er, den unvernünftigen Pöbel von Athen zu beschwatzen, daß er durch souveränen Volksbeschluß den kaum geschlossenen Frieden wieder brechc, und es gelang ihm nur zu wohl, denn jene leichtsinnige Menge ließ sich zu allem bringen. Die Spartaner selbst mußten ihm zum Werkzeug dienen, denn es glückte ihm, ihre Gesandten arglistig zu bethören, daß sie den souveränen Pöbel in Athen beleidigten. Nun aber setzte er leicht durch, was er wollte und ohne Noth, wahrhaft frevelhaft wurde der blutige Krieg erneut,

blos weil ein abgefeimter Bube in Athen einen ehrlichen Mann beneidete.

Schon im J. 419 verständigte sich Alkibiades mit dem stets gegen Sparta feindlich gesinnten Argos und ließ durch dasselbe die Stadt Epidaurus angreifen. Der letzteren aber kam Sparta zu Hülfe und so war der Krieg eröffnet, in welchem Alkibiades, von der Gunst des Volkes getragen, als Heerführer auftrat. Seinem hochfliegenden Plane entsprach es jedoch nicht, den kleinen Küstenkrieg am Peloponnes oder in Thrakien fortzuführen. Er wollte sich durch unerhörte Siege und Eroberungen in entlegenen Ländern über alle bisherigen Feldherrn der Athener hoch erheben, überredete daher den souveränen Pöbel, unter seiner Anführung eine große Flotte abzuschicken, welche Sicilien erobern sollte, das prächtige, unermeßlich reiche Syrakus, wodurch ihm die Seeherrschaft auf dem ganzen Mittelmeere zufallen werde, ja er stellte schon die Unterwerfung Karthagos in Aussicht. Vergebens widerrieth der verständige Nikias. Die Expedition ging mit 134 Kriegs- und eben so vielen Frachtschiffen ab. Nun fand man aber eines Morgens in Athen alle Hermen zerschlagen und Sykophanten klagten vor dem Volke den Alkibiades nicht nur dieses Frevels, sondern auch einer muthwilligen Nachäffung und Entweihung heiliger Göttermysterien an. Weil aber das trotz seiner Lüderlichkeit und Spottsucht noch sehr abergläubische Volk wirklich wegen der verstümmelten Hermen erschrecken und Alkibiades abwesend war, wurde Untersuchung und Zurückberufung des Angeklagten beschlossen. Alkibiades fuhr unterdessen wohlgemuth nach Sicilien. Er hatte dafür gesorgt, daß sein Gegner Nikias ihn begleiten mußte und nicht in Athen zurückbleiben durfte. In Korkyra fand die Flotte noch bedeutende Verstärkungen von Bundesgenossen und erreichte glücklich Sicilien. Nikias rieth, das unvorbereitete Syrakus rasch zu überfallen, Alkibiades zog es aber vor, die Stadt zu isoliren und das Land umher zum Abfalle zu bringen. Nun kamen Staatsboten von Athen an und holten

ihn ab, um ihn vor Gericht zu ſtellen. Er aber machte ſich unterwegs heimlich davon und floh zu ſeinen Todfeinden nach Sparta.

Hier gelang es ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, ſich in kurzem eben ſo populär zu machen, wie in Athen. Er ahmte ſchnell die Sitten und Manieren der Spartaner nach und gab ihnen ſo einleuchtende Rathſchläge, wie ſie Athen an ſeiner ſchwächſten Seite faſſen und ihm bitter wehthun konnten, daß ſie ihm wohl trauen mußten. Ueberdieß ſchwärmten auch hier die Weiber für ihn, denn keine vermochte ihm zu widerſtehen. Er führte einen Blitze ſchwingenden Eros im Siegel. Timäa, die Gemahlin des ſpartaniſchen Königs Agis, warf ſich ihm in die Arme. Man ſah alſo das Unerhörte, daß ein Athener Feldherr der Spartaner wurde, mit einer Flotte auslief und die atheniſchen Bundesſtädte Milet, Chios, Lesbos, Rhodos ꝛc. ſchnell zum Abfalle von Athen bewog. Indeß erfochten die Athener wieder einen Sieg bei Milet. Das machte man dem Alkibiades zum Vorwurfe und als König Agis die Untreue ſeiner Frau merkte, ſann er heimlich auf den Mord des Ehebrechers, Alkibiades aber entwiſchte ihm und floh zu den Perſern. Der Satrap Tiſſaphernes nahm ihn überraſcht und freundlich auf und ließ ſich von ihm bereden, die Unterſtützung, die er bisher den Spartanern zugewendet, denſelben zu entziehen und ſich lieber mit Athen zu verbinden. Damit bezweckte Alkibiades, ſich die Ausſöhnung mit ſeinen Landsleuten zu verdienen.

Unterdeß war der Zug gegen Syrakus gänzlich mißlungen. Nikias ſchloß es zwar eng ein, Alkibiades aber bewog die Spartaner, ein Heer unter Gylippos der bedrängten Stadt zu Hülfe zu ſchicken. Nikias gerieth dadurch in große Noth, weil Krankheiten ſein Heer geſchwächt hatten und obgleich ihm Eurymedon eine kleine Flotte und Demoſthenes ſogar noch ein Landheer aus Athen zuführte, ſo waren ſie doch nicht ſtark genug, ſich der Syrakuſaner und Spartaner, welche gleichfalls Verſtärkungen erhielten, auf die Dauer zu erwehren. Eurymedon fiel in einem Seegefecht. Die Flotte und auch das Landheer waren umzingelt und entbehrten der

letzten Lebensmittel. Da entschloßen sich Nikias und Demosthenes, die Flotte zu verbrennen und durch eine nächtliche Flucht sich über Land zu retten. Aber ihre matten Truppen fanden nicht Mittel genug, unterwegs den Hunger zu stillen, wurden verfolgt und mußten sich endlich gefangen geben. Die Spartaner sicherten ihnen zwar das Leben zu, aber die grausamen Syrakusaner kümmerten sich darum nicht, sondern ließen die Feldherrn der Athener hinrichten und die übrigen Gefangenen in tiefe Steinbrüche werfen, worin sie langsam verschmachteten.

Das alles kam dem Alkibiades erwünscht, weil die Athener im Unglück geneigter seyn mußten, sich wieder mit ihm auszusöhnen und weil sein gefährlichster Gegner, Nikias, nicht mehr lebte. Er ließ sich daher mit den Führern der atheniſchen Flotte auf der Insel Samos in Unterhandlungen ein und einer dieser Führer, Peisandros, übernahm es, das durch seine großen Verluste bestürzt gewordene Athen zu revolutioniren, die verächtlich gewordene Demokratie abzuschaffen und eine Oligarchie von angeblich 5000, eigentlich aber nur 400 Bürgern einzuführen, welche künftig statt der allgemeinen Volksversammlung in Staatssachen entscheiden sollten. Der Demagoge Androkles, welcher sich widersetzte, wurde umgebracht und, wie vorher schon verabredet war, Alkibiades zurückgerufen. Er kam indeß noch nicht, sondern wollte erst noch Lorbeeren erndten oder traute noch nicht. Und wirklich erhob sich die bestürzte Demokratie schon nach wenigen Monaten und vertrieb die Oligarchen, Peisandros mußte nach Sparta entfliehen. Durch den Einfluß des gemäßigten Demagogen Theramenes aber wurde die Zurückberufung des Alkibiades bestätigt. Dieser nützte unterdeß den Athenern wesentlich dadurch, daß er den Tissaphernes abhielt, die phönikische Flotte zur spartaniſchen stoßen zu lassen. Dann eilte er selbst nach Samos. Eine atheniſche Flotte unter Mindaros hatte damals bereits einen Seesieg über die Spartaner bei Abydos erfochten, einen zweiten ebendaselbst half nun Alkibiades miterkämpfen, im J. 411. Tissaphernes war auf Seite der Athener, ein anderer persischer Satrap aber, Pharnabazos,

erkannte wohl, daß die kleinasiatischen Bundesstädte und Inseln bald wieder die Macht Athens verstärken würden, warnte seinen verblendeten Collegen und brachte ihn dahin, den athenienſischen Abenteurer, als er wieder ans Land kam, zu verhaften. Aber auch aus seinem Gefängniß in Sardes wußte Alkibiades schnell wieder zu entwischen und erfocht einen neuen glänzenden Seesieg in der Nähe von Kyzikos, wo Mindaros den Heldentod fand. Die Spartaner verloren alle ihre Schiffe und die Syrakusaner, welche ihnen geholfen hatten, mußten die ihrigen in Brand stecken.

Obgleich Pharnabazos die Spartaner zu neuen Anstrengungen gegen Athen aufstachelte und ihnen Hülfe versprach, damit die Griechen sich unter einander selber vollends aufreiben möchten, gab man doch in Sparta der Vernunft Gehör und bat in Athen um Frieden. Hier aber waltete schon wieder eines jener Exemplare, wie sie seit Kleon auf dem Pnyr eingewurzelt waren, der Leyermacher Kleophon, der wollte vom Frieden nichts wissen. Und so wurde denn fortgekämpft. Agis von Sparta machte einen vergeblichen Angriff auf Athen, dagegen erlitt Thrasillos von Athen eine Niederlage bei Ephesus, Alkibiades aber erfocht einen Sieg bei Lampsakus und nahm Byzanz durch Verrath ein. Jetzt erst, im J. 408, wagte er es, in seine Vaterstadt zurückzukehren und hielt einen phantastischen Aufzug, gleich einem König, auf einem Schiff mit purpurnen Segeln einen prächtigen Triumpheinzug. Ganz Athen lief ihm entgegen, jauchzte ihm zu und ernannte ihn zum unumschränkten Feldherrn zu Land und zur See. Denn, wie Plutarch sagt, „das Volk hatte eine unglaubliche Begierde, von ihm beherrscht zu werden, und wünschte, daß er nicht mehr nach Volksbeschlüssen und Gesetzen, sondern allein nach seinem Willen regieren und die ewigen Aufwiegler und Schwätzer, die den Staat ins Unglück stürzen, fortjagen sollte."

Aber die Freude währte kurz. Das Volk von Athen erwartete zwar alles von Alkibiades, unterstützte ihn aber nicht hinlänglich, während die Spartaner unter Lysandros diesmal ungeheure Anstrengungen zum Kriege machten und reichlich von den Persern unterstützt

wurden. Gegen den ausdrücklichen Befehl des Alkibiades ließ sich sein Unterfeldherr Antiochos mit geringen Streitkräften in eine Seeschlacht mit Lysander ein und wurde geschlagen. Dieses erste Unglück reichte schon hin, auf dem Pnyr wüthende Demagogen ihr Geschrei erheben zu lassen und das wankelmüthige Volk der Athener von seinem frühern Beschlusse abzubringen. Alkibiades verlor den Oberbefehl, trat ihn gutwillig an Konon ab und zog sich auf eines seiner Güter nach Thrakien zurück, um in den Armen seiner Buhlerin, der schönen Timandra, auszuruhen. Allein er genoß diese Ruhe nicht lange, denn nach einer Nachricht wurde er auf Antrieb des Lysander und des Pharnabazos von thrakischen Mördern überfallen und mit Pfeilen erschossen, nach einer andern aber von den Brüdern eines edlen Frauenzimmers, die er verführt hatte, in seinem Hause verbrannt.

4.

Spartas Hegemonie.

Die Spartaner, diesmal unter dem jungen und feurigen Kallikratidas, schlossen mit weit überlegener Seemacht, immer von persischem Gelde unterstützt, die geschwächte Flotte der Athener unter Konon im Hafen von Mitylene an der Insel Lesbos ein, durch ein schnellsegelndes Schiff wurden aber die Athener von der Noth des Konon noch rechtzeitig benachrichtigt und sandten ihm Hülfe. Da unterlag der Spartaner in einer äußerst blutigen Seeschlacht und kam selbst ums Leben, im Jahr 406. An seine Stelle aber trat wieder Lysander, der abermals von Persien unterstützt, die Stadt Lampsakus einnahm. Ihm gegenüber an den Ziegenflüssen (Aegos Potamoi) lagerten die Athener, in ungeschickter Aufstellung und allzu sorglos. Alkibiades, der damals noch lebte, war in die Nähe gekommen und rieth ihnen, sich von hier hinwegzuziehen, aber sie jagten ihn hohnlachend fort. Als sie nun einmal in unglaublicher Un-

vorsichtigkeit alle die Schiffe verlassen und sich auf dem Lande zerstreut hatten, fiel Lysander über sie her und bemächtigte sich der Schiffe, so daß nur deren acht mit Konon entkamen. Die übrige Flotte, wie auch die ganze Mannschaft, fiel den Spartanern in die Hände, und der grausame Lysander ließ die Gefangenen, 3000 athenische Bürger, ohne Gnade hinrichten.

Unmittelbar darauf zog er mit seiner zahlreichen Flotte vor Athen selbst, wohin auch das spartanische Landheer unter Pausanias und Agis vorgerückt war. Von allen Seiten zu Wasser und Lande eingeschlossen, kam nun der übermüthige Demos in schreckliche Noth. Theramenes, in der Zeit der Gefahr der einzige Regent der Stadt, ging hinaus, um zu unterhandeln, kam aber nicht wieder, weil er sich hatte bestechen lassen und absichtlich wartete, bis der Mangel an Lebensmitteln die Athener würde aufs äußerste gebracht haben. Dann erst ging er wieder in die Stadt, die nun, um dem Hunger zu entgehen, sich auf jede Bedingung hin ergeben mußte. Indeß begnügten sich die Spartaner, nur die Schleifung der langen Mauern, die Auslieferung der Schiffe (bis auf zwölf), und die Zurückberufung der verbannten Aristokraten zu verlangen, im Uebrigen wollten sie das athenische Volk, welches so viel Verdienst um Griechenland habe, nicht in die Sklaverei abführen, obgleich sie es vermocht hätten. Die Mauern Athens wurden unter Flötenspiel und unendlichem Jubel des siegreichen Heeres und zwar gerade am Jahrestage der Schlacht bei Salamis niedergerissen, im Jahr 404.

Nach dem Falle Athens mußten sich auch alle seine kleineren Bundesstaaten der Uebermacht Spartas fügen. Dies hatte zur Folge, daß die Demokratie in allen Städten unterdrückt wurde und dagegen die seit längerer oder kürzerer Zeit vertriebenen Aristokraten oder Oligarchen zurückkehrten und unter dem Schutz spartanischer Besatzungen und s. g. Harmosten oder spartanischer Regierungscommissäre das Gemeinwesen leiteten. Die Reaction war nicht unblutig. Sie kostete in Milet allein 800 Demokraten das Leben. Wo irgend die Demokraten sich noch heimlich versammelten, wurden sie durch ein

Polizeisystem verfolgt, welches nicht minder parteiisch und arglistig verfuhr, wie es früher die Sykophanten gethan hatten. Die in den verschiedenen Städten herrschenden Oligarchen bildeten unter spartanischem Schutze gleichsam eine geschlossene Adelskette, verständigten sich unter einander und rächten sich an dem gemeinen Volke für alle früher erlittene Verfolgung durch harte Unterdrückung und besonders auch durch Besteuerungen. Sparta selbst aber genoß geringen Gewinn von seiner augenblicklichen Oberherrschaft, denn es hatte dieselbe, zum Theil wenigstens, mit persischem Gelde erkauft, es hatte im persischen Interesse die Macht Griechenlands geschwächt. Es war selbst nicht mächtig genug, um seine Eroberungen lange zu behaupten. Es konnte voraussehen, daß ein griechischer Staat nach dem andern sich von der einseitigen Herrschaft Spartas wieder losreißen würde und, was für Sparta das schlimmste war, es hatte seine äußere Macht nur auf Kosten seiner sittlichen Kraft im Innern der lykurgischen Republik erworben. Die Feldherrn hatten ungeheuere Beute gemacht und Gylappos eine Menge Geld heimlich auf die Seite gebracht. Bekanntlich aber hatte Sparta bis dahin nur eisernes Geld geduldet und Silber und Gold von sich fern gehalten. Jetzt entstand die Frage, was man mit dem vielen erbeuteten Gelde anfangen solle, und Lysander setzte durch, der Staat dürfe Gold- und Silbergeld gebrauchen, wenn auch nicht der einzelne Staatsbürger. Damit war dem Luxus Thür und Thor in Sparta geöffnet und die üblen Folgen davon sollten sich bald kund geben.

In der tief gedemüthigten Stadt Athen hatte Lysander auf der Akropolis eine spartanische Besatzung und als Gouverneur den Harmosten Kallipios zurück gelassen, welcher sich aus dem Abschaum Athens dreißig ihm gleichgesinnte Oligarchen auswählte, um mit ihnen die Stadt zu regieren. Das waren keine Aristokraten im edlen Sinne dieses Worts und wie sie Sparta hätte aussuchen müssen, um an die Stelle der wilden Demokratie von früher eine bessere und würdigere Regierung zu setzen. Es waren nur Verräther, welche sich an die herrschenden Spartaner anschmeichelten, wie jener Thera-

menes, welcher schon während der Belagerung dem Feinde gedient hatte, und einige von jenem gebildeten Gesindel, von dem seit Perikles Athen wimmelte, Sophisten und Poeten, deren Herz in dem Maaß sich verschlechterte, in welchem sie sich des geistigen Fortschritts rühmten, Kritias, Harikles, Theognis ꝛc. Man hat sie nachher insgesammt die dreißig Tyrannen genannt. Ihren schmutzigen Seelen war alles Reine verhaßt, daher sie ganz in derselben Weise, wie einst die Gerber, Lampen- und Leyermacher, jeden Edlen und Reichen verfolgten. Aus Neid und Habgier ließen sie den Sohn des hochverdienten Nikias und viele andere hinrichten. Die besten Männer mußten aus der Stadt flüchten, um dem Tode zu entrinnen. In wenigen Monaten ließen die dreißig Tyrannen nicht weniger als 1400 Athener hinrichten, während ihrer 5000 sich flüchteten. Theramenes wollte milder verfahren, Kritias aber ließ ihn verhaften und zwang ihn, im Kerker den Giftbecher zu trinken. Da sammelte einer der edelsten Flüchtlinge aus Athen, Thrasybulos, eine Anzahl andere, verfolgte, drang mit denselben in Athen ein und überwältigte die Stadt mit Hülfe des unzufriedenen Volkes. Kritias fiel im Kampfe, die übrigen Tyrannen mußten flüchten. Nun rückte zwar Lysander mit einem spartanischen Heere vor Athen, allein sein Mitkönig Pausanias gab nicht zu, daß die Stadt hart behandelt wurde. War es Eifersucht gegen Lysanders Ruhm und Macht, oder ein edleres patriotisches Gefühl, was ihn zu dieser Milde bewog, genug, er erwirkte eine allgemeine Amnestie. Athen wurde nur zum Frieden mit Sparta verpflichtet und blieb hinfort frei. Die dreißig Tyrannen, die in dem nahen Eleusis noch Umtriebe machten, um ihr Regiment wieder herzustellen, wurden ergriffen und hingerichtet.

Sparta war vielleicht gegen Athen nur deshalb so nachsichtig, weil es keinerlei Furcht mehr vor diesem heruntergekommenen Staate hatte. Im Bunde mit Persien konnte es durch bloße Drohungen die ehemaligen Bundesgenossen Athens unterwürfig erhalten. Nur hin und wieder hatte es noch eine Empörung zu dämpfen, so in Samos und Naupaktos. Sparta war unbestritten im Besitz der

vollen Hegemonie, welche Athen immer vergebens angeſtrebt hatte. Man begreift nicht recht, warum Perſien von ſeiner frühern Politik abwich und jetzt, anſtatt die griechiſchen Staaten noch ferner in Zwietracht zu erhalten und zu gegenſeitiger Vernichtung aufzuhetzen, das einzige Sparta ſtark machte. Aber Perſien ſelbſt war in Verwirrung. Auf König Artaxerxes I. war dort im Jahr 425 ſein Sohn Xerxes II. gefolgt, der ſchon nach wenigen Wochen von einem Halbbruder ermordet, aber durch einen dritten Bruder Ochus oder Darius Nothus gerächt wurde. Gegen dieſen empörten ſich die Lyder unter Piſuthnes, die Aegypter unter Amyrhäos und die Meder. Nur mit Mühe wurden dieſe Aufſtände wieder unterdrückt. Gleichwohl war es nicht nothwendig, nachdem Kleinaſien den Perſern wieder unterworfen war, die Spartaner ſo vorzugsweiſe zu begünſtigen und ſtark zu machen. Der Fehler lag darin, daß Darius Nothus ſeinem jüngern Sohn Cyrus die Satrapie übergab, einem Prinzen, der zunächſt nicht das Wohl Perſiens, ſondern nur ſein eigenes Intereſſe im Auge hatte. Unaufhörlich nämlich reizte ihn ſeine Mutter Paryſatis auf, ſtatt des ältern Bruders Artaxerxes ſelbſt nach der Krone zu ſtreben. Er ſuchte ſich daher die tapfern Lakedämonier zu befreunden und ſie möglichſt ſtark zu machen, um dereinſt von ihnen in ſeinem Kampf um die perſiſche Königskrone unterſtützt zu werden. Als nun im Jahr 404 Darius Nothus ſtarb, machte der Satrap Tiſſaphernes den neuen König Artaxerxes Mnemon auf die Umtriebe ſeines Bruders aufmerkſam und der König ließ den Cyrus verhaften, war aber ſo ſchwach, ihn auf Fürbitte der Mutter wieder frei zu laſſen, ja nach Kleinaſien zurückzuſchicken. Nun verfolgte Cyrus mit dem lebhafteſten Eifer ſeinen Plan und warb in Griechenland ein ſtattliches Söldnerheer. Die Spartaner aber, in der Meinung, er werde über ſeinen ſchwachen Bruder die Oberhand gewinnen, leiſteten ihm offen Beiſtand. Artaxerxes hatte ſo wenig Verſtand, daß er ſich überreden ließ, die Rüſtungen ſeines Bruders ſeyen gegen Tiſſaphernes gerichtet, der fälſchlich der Untreue angeklagt wurde. Die griechiſchen Hülfs-

truppen bestanden aus 10,000 Hopliten und 3000 von leichtern Waffengattungen, eine auserlesene Schaar unter dem Spartaner Klearchos, dem Thessalier Aristipp, dem Thebaner Prorenos, dem Athener Xenophon ꝛc. Alle trugen Purpurröcke und eherne Helme. Sie sammelten sich in Sardes und zogen dann mit dem jungen König nach Cilicien. Im Gebirge kam ihm Epyara, die Königin von Cilicien, entgegen, brachte ihm viel Geld und wurde sehr vertraut mit ihm, denn Cyrus war ein sehr galanter Fürst. Bei der volkreichen Stadt Tyräon musterte der König die griechischen Hülfstruppen, die in geschlossener Phalanx rasch vorrückend dem Volke einen ungeheuern Schrecken einjagten, so daß alles floh. Cyrus aber hatte seine Freud daran und schmeichelte den Griechen sehr. Sie wußten selbst noch nicht, daß sie gegen den König kämpfen sollten. Erst als sie schon tief in Asien waren, sagte man es ihnen. Sie murrten nun zwar, ließen sich aber durch Geld und gute Worte bewegen weiter zu ziehen und kamen bis an den Euphrat, wo sie bei Kunara auf das ganze Heer des Artaxerxes stießen. Hier in heißer Schlacht erfochten die Griechen auf dem einen Flügel einen glänzenden Sieg und auch Cyrus selbst im Mitteltreffen schlug die Reiterei seines Bruders in die Flucht, war aber allzu hitzig im Verfolgen und ließ sich nicht mehr halten, als er im Gedränge der Flüchtigen den König erblickte. Ich sehe ihn, rief er, stürzte auf ihn zu und gab ihm einen Stoß durch den Panzer in die Brust, wurde aber unmittelbar darauf durch die Leute des Königs selbst getödtet und alle seine Begleiter mit ihm, denn keiner wollte ihn verlassen. Den verwundeten König heilte sein berühmter griechischer Arzt, der Geschichtschreiber Ktesias, im Lager aber wurde mit andern schönen Frauen die berühmte Aspasia erbeutet, an welcher Artaxerxes eben so großes Wohlgefallen fand wie sein Bruder, so daß sie seine Lieblingsfrau wurde.*)

*) Aelian erzählt, diese Aspasia aus Phokäa (nicht zu verwechseln mit der Aspasia aus Milet, der Buhlerin des Perikles) sey eine höchst tugendhafte

Die Griechen, welche an ihrem Theil gesiegt hatten, wunderten sich sehr, als sie sahen, daß die Schlacht gleichwohl verloren war. Artaxerxes forderte sie auf, die Waffen nieder zu legen. Sie aber verachteten die Barbaren und beschlossen, wie weit auch der Weg war, sich dennoch in die Heimath durchzuschlagen. Thissaphernes, der schon so viel mit Griechen verkehrt hatte, versprach ihnen im Namen des Königs, daß sie ruhig nach Hause ziehen könnten, trachtete aber sie abzuschneiden und aufzureiben, wenn es ihm nicht gelänge, sie in Sold zu nehmen. Er blieb daher mit einem Heere immer in der Nähe der Griechen. Klearchos traute ihm zu viel, ging einmal zu ihm ins Lager und wurde mit allen seinen Begleitern dort heimtückisch überfallen und ermordet. Die Griechen ließen sich jedoch nicht entmuthigen und wurden insbesondere von Xenophon zur standhaften Ausdauer angefeuert. Heldenmüthig schlugen sie sich durch die Feinde hindurch bis an den Tigris und warfen sich, da sie keine Fahrzeuge hatten, um den reißenden Fluß zu über-

---

Jungfrau gewesen, durch Raub Sklavin geworden, habe man sie wegen ihrer Schönheit dem Cyrus zugeführt und in dessen Harem habe sie so viel Keuschheit und Adel der Seele bewährt, daß er entzückt von ihren Reizen wie von ihrer Tugend alle seine andern Weiber fortgeschickt und sie allein behalten habe. Nach seinem Tode kam sie in den Harem seines Bruders Artaxerxes und soll lange um den Cyrus, den sie sehr liebte, getrauert haben, ließ sich aber am Ende doch herbei, den Artaxerxes zu verführen. Sein Lieblingseunuch, ein wunderschöner Jüngling, war gestorben und er über dessen Verlust untröstlich. Da zog die schöne Aspasia des todten Jünglings Kleider an und gewann so das Herz des Königs, daß er sich nie wieder von ihr trennte. — An den Bruderkampf knüpft sich auch die traurige Geschichte der Statira. Diese Lieblingsgemahlin des Artaxerxes wurde nämlich von dessen Mutter Parysatis vergiftet, mittelst eines Apfels, den dieselbe mit einem Messer entzweischnitt, das nur auf einer Seite vergiftet war, und worauf sie die gesunde Hälfte des Apfels aß und der Statira die andere gab. Diese Unthat beging sie aus Rache um Cyrus. Weil ihr Artaxerxes diesen ihren Lieblingssohn geraubt, sollte er nun auch selbst sein Liebstes verlieren.

schreiten, in das Gebirge, durch welches sie in immerwährendem Kampfe mit den Einwohnern nach Armenien und bis zum Flusse Phasis durchdrangen. Im Gebirge fanden sie noch tiefen Schnee und immer neue Feinde, ließen sich aber durch nichts entmuthigen und sahen endlich von einem Berge herab, wenn auch noch weit in der Ferne, das schwarze Meer. Da wollten es alle sehen und riefen laut: Thalatta, Thalatta! (Meer). Alle umarmten sich und weinten vor Freude, als ob sie nun gerettet wären, denn überall am schwarzen Meere gab es griechische Pflanzstädte, von wo aus sie durch Schiffe abgeholt werden konnten. Sie befanden sich damals genau im Osten des schwarzen Meeres in der Nähe von Kolchis, von wo sie westwärts nach Trapezunt zogen. In diesen Gegenden wurden sie einmal alle betäubt durch einen sinnebethörenden Honig, welchen die Bienen dort aus giftigen Kräutern bereiten. Als sie ans Meer gelangt waren, konnten sie zwar ihre Kranken, Altersschwachen, Weiber und Kinder auf Schiffen in die Heimath bringen lassen, das schlagfertige Heer aber mußte zu Lande weiter ziehen und bestand unterwegs noch mancherlei Abenteuer, bis es bei Byzanz nach Thrakien übersetzte und, damals noch 5000 Mann stark, sich von dem thrakischen König um Sold anwerben ließ, im Jahr 400. Das war der berühmte Rückzug der zehntausend Griechen, welchen Xenophon unter dem Namen der Anabasis (das Aufsteigen aus dem Euphrat- und Tigristhal zu den armenischen Gebirgen) mitgemacht, geleitet und selbst beschrieben hat.

Xenophon war ein Schüler und Freund des großen Philosophen Sokrates, welcher damals eines schmählichen Todes starb. In Athen nämlich kam nach Vertreibung der dreißig Tyrannen der alte demokratische Unfug wieder auf und ein gewisser Anytos verklagte den Sokrates beim Volk, als verführe er die Jugend und mache sie durch seine Philosophie von den alten Göttern abwendig. Schon zwanzig Jahre vorher hatte der geistvolle Komiker Aristophanes denselben Sokrates auf der Bühne verspottet und ihm ungefähr das nämliche zum Vorwurf gemacht. Obgleich nun Sokrates ganz un-

ſchuldig war und ſowohl die Sophiſten durch ſein klares und einfaches Denken, wie die Lüderlichen durch ſeine edle Moral bekämpfte, warf man ihn doch mit den übrigen philoſophiſchen Schwätzern und mit allen den Freigeiſtern zuſammen, welche ſeit Perikles in die Mode gekommen und aus deren Mitte noch zuletzt viele unter den dreißig Tyrannen hervorgegangen waren. Grund genug für die unwiſſenden, aus dem Pöbel hervorgegangenen Richter, den armen Sokrates zu verurtheilen, welcher im Kerker den Giftbecher trinken mußte, im Jahr 399.

5.

Der antalkidiſche Frieden.

Nach dem Untergang des Cyrus, der im Einverſtändniß mit Sparta gehandelt hatte, kehrte der mit Unrecht verleumdete Tiſſaphernes als perſiſcher Satrap nach Sardes zurück und war nicht wenig erbittert über die Spartaner. Sein König Artaxerxes aber gab ihm Vollmacht, gegen Griechenland zu verfahren, wie er wollte. Natürlicherweiſe wurden dadurch auch wieder die Hoffnungen aller der griechiſchen Staaten erweckt, welche bisher von Sparta unterdrückt worden waren.

Sparta jedoch ließ ſich nicht irre machen. Es glaubte die Perſer verachten zu können. Es ſchickte den Thimbron mit einem kleinen Heere nach Kleinaſien und da dieſer nicht viel ausrichtete, den Derkyllados, der die griechiſchen Küſtenſtädte Kleinaſiens ſchützte und mit dem die Perſer einen Waffenſtillſtand ſchloſſen, weil ſie noch nicht genug gerüſtet waren. Zugleich fiel der alte König Agis von Sparta in Elis ein und demüthigte dieſen das Joch Spartas ungern auf ſich duldenden Nachbarſtaat. Sein hinkender Sohn Ageſilaos erhielt den Oberbefehl in Aſien. Er war des Agis jüngerer Sohn, wurde aber dem ältern, der für einen Baſtard des Alkibiades

galt, vorgezogen und zeigte sich als ein Jüngling voll Thatkraft, der die Leitung des ihn begleitenden Lysander nicht bedurfte und denselben bald heimschickte, indem er allein die griechischen Städte beschützte und ein Perserheer unter den Mauern von Sardes besiegte, im Jahr 395. Da nun König Artaxerxes bei der Nachricht von dieser Niederlage an Verrath glaubte, konnte der arme Tissaphernes dem Verhängniß, das ihn schon öfter bedroht, nicht mehr entrinnen, denn Tithraustes, welchen der König zu seinem Nachfolger ernannte, ließ ihn enthaupten.

Dieser Tithraustes fand das rechte Mittel, die ihm so lästig gewordenen Spartaner aus Asien zu entfernen. Er hetzte nämlich die alten Feinde Spartas, Argos, Korinth, Theben auf und nun glaubte auch Athen, der Augenblick sey gekommen, in dem es sich endlich an Sparta rächen könne. Euböa und Lokris schlossen sich an Athen an. Phokis widerstand und Lysander mit einem spartanischen Heere wollte ihm helfen, somit begann der s. g. korinthische oder böotische Krieg. Lysander unterlag aber in einer großen Schlacht bei Haliartos und kam selbst darin ums Leben, im Jahr 394. Durch dieses Unglück sah sich Sparta gezwungen, den Agesilaos von seiner Siegeslaufbahn in Asien abzurufen.

Mittlerweile hatte auch der von Athen verbannte Konon bei seinem Schwiegervater, Euagoras, dem König von Salamis auf der Insel Cypern (nicht zu verwechseln mit der Insel Salamis gegenüber von Athen) nur eine günstige Zeit abgewartet, um wieder seinem Vaterlande zu dienen. Euagoras war nur durch eine Revolution auf seinen Thron gelangt. Der Phöniker Abdemon hatte sich mit persischer Hülfe nach Ermordung des frühern Königs von Salamis hier festgesetzt, wurde aber durch einen kühnen Angriff des Euagoras, der aus dem alten vertriebenen Königshause abstammte, wahrscheinlich mit Hülfe aus Athen im Jahr 410 gestürzt. Nach Lysanders Tode und des Agesilaos Abberufung aus Kleinasien begannen nun Konon und Euagoras mit Tithraustes zu unterhandeln, um Persien wieder auf die Seite Athens zu ziehen. Der Arzt Kte-

ſias übernahm die Vermittlung, welche ſehr ſchwierig war, weil der Perſer betrogen werden ſollte. Mit perſiſcher Hülfe wollte Euagoras ſich nun ſelbſt ein mächtiges Reich gründen und Konon für Athen die Hegemonie erobern, die bisher Sparta inne gehabt hatte. Indeß war, ſo lange Sparta immer noch mächtig blieb, das Intereſſe Konons und der Perſer ein gemeinſames. Konon wurde daher mit perſiſchem Gelde und Schiffen unterſtützt, überfiel die ſpartaniſche Flotte unter Piſander bei Knidos und überwand ſie bis zur gänzlichen Vernichtung, im Jahr 394. Zwar erfocht Ageſilaos bald darauf bei Koronea wieder einen Sieg, aber keinen entſcheidenden und nur mit großem Verluſt, und vermochte nicht zu hindern, daß Konon mit perſiſchem Gelde die Mauern Athens wieder aufbaute.

Obgleich Euagoras, um den Argwohn der Perſer zu beſchwichtigen, denſelben Tribut zahlte, wollte Artaxerxes doch ſeiner Herrſchaft über Cypern gewiß ſeyn und ſchickte ein Heer dahin, gegen welches Euagoras ſich zu wehren gezwungen ſah, wenn er nicht allen glänzenden Hoffnungen ſeines Ehrgeizes entſagen wollte. Die Athener ſchickten ihm eine kleine Flotte zu Hülfe, die aber von den Spartanern aufgefangen wurde. Wenn je, ſo war es diesmal dringende Pflicht für die Griechen, alle gemeinſam zuſammenzuſtehen gegen die Perſer, aber durch ihre Zwietracht halfen ſie alle dem Perſer, auch ohne es zu wollen. Die Athener ſchickten eine neue Flotte nach Cypern, befehligt von Chabrias, der unwiderſtehlich ſiegte und die ganze Inſel dem Euagoras unterwarf.

Die Hülfe, die Athen den Cypriern leiſtete, mußte natürlicherweiſe ſeine Stellung zu Perſien ändern. Von dieſem Augenblick an neigte ſich Artaxerxes wieder den Spartanern zu und der ſpartaniſche Geſandte Antalkidas in Sardes war bereit, die größten Opfer zu bringen, um des Königs Freundſchaft zu erkaufen. Athen ſandte daher den Konon nach Sardes, um den perſiſchen Zorn wo möglich zu begütigen. Aber der Satrap Tiribazes ließ ihn in den Kerker werfen, aus dem Konon nur entkam, um nach Cypern zu flüchten, wo er bald ſtarb. Für Athen konnte er nichts mehr leiſten. Thra-

sybul aber stellte den Einfluß Athens am Hellespont und in Byzanz wieder her und befreite Lesbos, fand jedoch ein tragisches Ende, indem die Bewohner der Stadt Aspendos am Eurymedon, die seine Soldaten geplündert hatten, ihn bei Nacht überfielen und ermordeten, im Jahr 390. Ihm folgte als Feldherr der Athener Iphikrates, der die allmählig dünn werdenden Reihen der Bürger durch fremde Söldner ersetzte und dadurch den Charakter des Bürgerkriegs wesentlich veränderte. Mit diesem System, fremde Söldner zu werben, war ihm bereits Agesilaos vorangegangen, da Sparta in seinen langen Fehden seine Bürger sich aufreiben sah und Geld genug erbeutet hatte, um Söldner bezahlen zu können.

Daraus erklärt sich auch, warum Sparta viel daran lag, endlich zur Ruhe zu kommen, ohne allzu viel zu verlieren. Antalkidas unterhandelte mit den Persern äußerst geschickt und bot ihnen ganz Kleinasien und Cypern an, wenn Persien dagegen die Autonomie aller griechischen Gemeinwesen auf den kleinen Inseln und auf dem Festlande gewährleiste. Dadurch wollte Sparta jede neue Hegemonie Athens verhindern, und sich die befreiten Städte befreunden. König Artaxerxes genehmigte diese Bedingungen und so wurde zu Sardes im Jahr 389 zwischen Antalkidas und Tiribazes der s. g. antalkidische Frieden geschlossen, welchen Artaxerxes sämmtlichen Griechen als Gesetz vorschrieb unter Androhung, mit seinen Verbündeten (den Spartanern) jedwelchen zu zermalmen, der den Frieden nicht halten würde. Wer konnte wirksam widersprechen? Es war nicht mehr möglich, die schönen griechischen Küstenstädte in Kleinasien zu retten. Sie kamen alle unter die Botmäßigkeit des Persers.

Auch Cypern war im Frieden Preis gegeben. Euagoras aber hatte keine Lust, es sich entreißen zu lassen und war keck genug, nach Phönikien überzuschiffen, Tyrus zu erobern und dem Perserkönig auf dem Festland Asiens zu trotzen. Er rechnete dabei auf die Aegypter und Karier. Nach der Bezwingung des Inaros hatte sich in Aegypten ein neuer Usurpator, Amyrtäos, erhoben und es war den Persern nicht gelungen, ihn gänzlich zu überwältigen. Er hatte sogar

während der Bruderkämpfe der persischen Könige seine Herrschaft ausgedehnt und nach seinem Tode hatte sein Sohn Akoris sie geerbt. Eben so glühte Hekatomnos, König von Karien in Kleinasien, das Joch der Perser abzuwerfen und sogar mit Arabien hatte Euageras Verbindungen angeknüpft, um einen großen Bund gegen die Perser in die Waffen zu rufen. Allein obgleich er zu Lande und zur See einige Siege erfocht, unterlag er doch in einem Hauptkampf bei Kition der von Gaos geführten persischen Flotte und wurde gezwungen, sich in seiner Hauptstadt Salamis zu vertheidigen. Dennoch gelang es ihm noch einmal, indem er in Salamis seinen Sohn Protagoras zurückließ, selbst wieder nach Aegypten zu gehen, aber seine Bundesgenossen hatten keinen Muth mehr, er mußte zurückkehren und vertrug sich endlich mit den Persern in der Art, daß sie ihm sein Salamis ließen, er aber Persien tributbar blieb. Er lebte noch zehn Jahre und endete durch Mord, an welchem der Frevel einer seiner Söhne Schuld war, denn auch in diese Familie war arge Sittenverderbniß eingeschlichen. Entweder ließ ihn sein ehrgeiziger Sohn Nikokles umbringen oder wurde er aus Rache, weil sein Sohn Protagoras ein edles Frauenzimmer entehrt hatte, umgebracht. So die verschiedenen Aussagen.

Sparta hatte den Frieden geschlossen, erfreute sich der Gunst des Persers und bevorwortete die Autonomie der einzelnen kleinen Gemeindewesen in Griechenland nur deshalb, um desto bequemer über viele herrschen zu können. Agesilaos hoffte jetzt erst die Hegemonie Spartas ausbreiten zu können. Nie fehlte es zwischen Nachbarstädten an Reibungen, der schwächere Theil rief das starke Sparta zu Hülfe und so gab es Gelegenheit, den Schiedsrichter und Herrn zu spielen. In dieser Weise tyrannisirte Sparta in Mantinea, Phlius, Chios, überall widerstrebende Parteien mit Gewalt unterdrückend. Als nun auch einige Städte der thrakischen Halbinsel bei Sparta Hülfe suchten gegen die mächtige Stadt Olynth, welche sich dort die Hegemonie anmaßte, schickte Sparta sogleich auch dorthin ein Heer unter Leontiades, der aber unterwegs von der aristokratischen Partei in

Theben eingeladen wurde, ſich der Burg in dieſer Stadt zu bemächtigen und die Demokraten von da zu vertreiben. Die letztern flohen nach Athen, wo jedoch damals noch niemand den Muth hatte, den Spartanern zu wehren. Dieſe zogen vor Olynth und nahmen es nach einer langen und ſchwierigen Belagerung ein, im Jahr 379.

6.

Die Thebaner.

Noch in demſelben Jahre wagte die aus Theben vertriebene demokratiſche Partei von Athen aus einen kühnen Angriff auf ihre Vaterſtadt, um die Spartaner von dort zu vertreiben. Ihre Häupter waren Pelopidas aus einem adeligen und reichen Geſchlecht, und Epaminondas, ein armer und geringer Mann, der ſich aber großes Verdienſt dadurch erwarb, daß er die geflüchtete Jugend Thebens täglich in allen Turnkünſten übte, um ſie abzuhärten zum Kampf für das Vaterland. In dieſen Thebanern hatte plötzlich das tiefverdorbene Hellas ſich verjüngt, war eine heilige Begeiſterung und eine Liebe zur Tugend erwacht, wie es kaum mehr möglich ſchien. Als die Seele dieſer jungen Partei muß Epaminondas angeſehen werden, welcher als ein Schüler des weiſen Pythagoras die Sittenreinheit durch ſein ganzes Leben bewähren wollte, daher auch er allein an dem Morde nicht Theil nahm, ohne den die Verſchworenen ſich Thebens nicht hätten bemeiſtern können. Pelopidas führte während eines dichten Schnees gegen Abend ſeine Mitverſchworenen, nur zwölf an der Zahl, unbemerkt nach Theben, während innerhalb dieſer Stadt, im Einverſtändniß mit ihm, ein gewiſſer Phyllidas die beiden Häupter der Stadt, Archias und Philippos, zu einem Gelag eingeladen hatte. Archias empfing bei Tiſch einen Brief aus Athen, worin ihm der ganze Anſchlag verrathen wurde, öffnete ihn aber nicht, ſondern ſchmauste und trank fort in Erwartung der

ſchönen Frauen, die nach Tiſche kommen ſollten. Endlich kamen ſie, von den Gäſten mit Jubel begrüßt, aber es waren verkleidete Jünglinge, welche mit gezogenen Dolchen den bethörten Archias und ſeine Mitſchwelger niederſtießen. In derſelben Stunde überfiel Pelopidas mit wenigen andern den Spartaner Leontiades in ſeiner Wohnung und ermordete ihn ebenfalls. Das Volk ſtand auf. Die Spartaner auf der Burg capitulirten und erhielten freien Abzug. Ein ſpartaniſches Heer, welches zum Entſatz geſchickt wurde, kam zu ſpät und kehrte wieder um.

Theben war frei und verjüngte ſeine Verfaſſung zum erſtenmal wieder auf einer ſittlichen und patriotiſchen Grundlage. Epaminondas und ſeine Freunde hingen der Lehre des Pythagoras an. Dieſer merkwürdige Denker von der Inſel Samos, der im 6. Jahrh. vor Chriſto lebte, hatte auf babyloniſchen, ägyptiſchen und nordiſchen Religionsſyſtemen ein eigenes neues erbaut, in welchem, wie in dem des Zoroaſter, die Reinigung und Veredlung des Ich durch Mäßigkeit, Bezähmung der Begierde und Richtung auf das Höhere und Heilige hin, die Hauptſache war. Pythagoras hatte aber nicht das Glück, ein ganzes Volk zu ſeiner Lehre zu bekehren, er blieb immer nur Meiſter einer kleinen zerſtreuten Schule. Gemäß ſeiner Lehre und Praxis nun ſollte die thebaniſche Jugend wieder gekräftigt, in Mäßigkeit und Tugend geübt, Wolluſt und Weichlichkeit verbannt werden. In der Verwaltung des Staates ſollte wieder Redlichkeit die Richtſchnur ſeyn und die Beſtechungen, die Unterſchleife, Uſurpationen und Angebereien ſollten verbannt bleiben. Eine ſ. g. heilige Schaar von 300 der edelſten Jünglinge ſollte als Kern der neuen Bürgerſchaft allen andern zum Muſter dienen.

Athen, obgleich dazu aufgefordert, trat nicht gleich in Bund mit Theben. Erſt als die Spartaner Miene machten, ſich des Pyräos zu bemächtigen, ſchloß ſich Athen an Theben an und erneuerte zugleich ſeine alte Verbindung mit den Inſeln, um Sparta gewachſen zu werden. So begann der Krieg von neuem und wurde wieder auf die längſt hergebrachte Weiſe geführt. Ein ſpartaniſches

Landheer unter Ageſilaos verheerte Attika, während eine atheniſche Flotte unter Chabrias die Spartaner auf dem Meere angriff und bei der Inſel Naxos einen entſcheidenden Sieg erfocht. Zugleich mußte Ageſilaos, weil er krank geworden war, heimkehren und das von ihm zurück gelaſſene Landheer erlitt durch die Thebaner unter Pelopidas bei Tegyra eine Schlappe, beides im Jahr 375. Der kleine Sieg der Thebaner reichte hin, die ganze Eiferſucht der Athener zu erwecken. Dieſem entarteten Demos mochte die ſittliche Partei in Theben überhaupt höchſt befremdlich, widerwärtig und gefährlich vorkommen. Daher die plötzliche Neigung Athens zu Sparta hinüber und der große Eifer, mit Sparta Frieden zu ſchließen. Die durch Niederlagen geſchwächten Spartaner gingen gern darauf ein und beide Theile karteten ab, daß Theben allein vom Frieden ausgeſchloſſen wurde. Den Vorwand dazu lieh des Epaminondas Forderung, Böotien ſolle eine politiſche Einheit bilden. Ohne die Hegemonie in Böotien zu haben, konnte das kleine Theben unmöglich dem mächtigen Athen und Sparta widerſtehen. Nun hetzte aber Sparta die böotiſchen Städte beſtändig gegen Theben, was zu blutigem Kampfe führte, in Folge deſſen die Thebaner die Städte Platäa und Orchomenos zerſtörten. Das machte man nun Theben zum Vorwurf. Sparta, obgleich es ſelbſt andere Gemeinweſen auf dem Peloponnes unterdrückte, wollte ſämmtliche böotiſche Städte von Theben getrennt und unabhängig wiſſen. Da nun Epaminondas nicht nachgab, ſtrich Ageſilaos den Namen Theben im Friedensvertrage aus.

Es kam den Thebanern indeß zu Statten, daß Athen mit Sparta noch nicht feſt zuſammenhielt. Sparta, immer noch auf Seeherrſchaft erpicht, hatte ſich mit Syrakus verbündet und belagerte Korkyra. Der Athener Iphikrates nun, der mit einem großen in Griechenland geworbenen Söldnerheer den perſiſchen Satrapen Pharnabazos gegen den neuen ägyptiſchen Empörer Nektanabis unterſtützt hatte, mit demſelben aber in Zwietracht gerieth, verließ ihn, ſegelte dem bedrängten Korkyra zu Hülfe und nahm die Flotte der Spra-

kuser weg. Jetzt erst, im Jahr 371, machte Sparta ernstlich mit Athen Frieden und gewann dadurch Raum, Theben zu bekriegen.

Ein spartanisches Heer unter König Kleombrotos, 40,000 Mann stark, zog noch in demselben Jahr durch den Isthmus. Die Thebaner brachten nur 6000 Mann zusammen, denen aber noch zur rechten Zeit 2000 tapfere Thessalier unter dem Tyrannen Jason von Pherä zu Hülfe kamen, und Epaminondas wußte in der Schlacht bei Leuktra am 8. Juli 371 nicht nur den Muth seines Häufleins anzufeuern, sondern führte es auch mit so überlegenem Feldherrntalent, daß der Feind, trotz seiner Uebermacht, gänzlich geschlagen wurde. Dieses taktische Wunder bewirkte der thebanische Feldherr mittelst einer schiefen Schlachtordnung. Kleombrotos fiel im Kampfe. Der Sieg der Thebaner machte ungeheures Aufsehen in ganz Griechenland und überall erwachten neue Hoffnungen bei denen, deren Rechte längst mit Füßen getreten und begraben, keiner Auferstehung mehr fähig schienen. Epaminondas kam als Held und Erretter aller Unterdrückten. Auf seinen Ruf sammelten sich die seit mehr als zwei Jahrhunderten überall zerstreuten Messenier, kehrten in ihre Heimath zurück und bauten eine neue Stadt Megalopolis. Aber die Angriffe der Thebaner auf Sparta selbst wurden zurückgeschlagen, das erstemal durch die tapfere Vertheidigung der Stadt gegen Epaminondas, das anderemal durch die Dazwischenkunft eines athenischen Heeres unter Iphikrates. Auch bei den Arkadiern erwachte damals eine ganz neue Thatenlust, aber zur unrechten Zeit, denn sie wurden unter Lykomedes von den Spartanern im Jahr 367 in einer Schlacht bei Midea überwunden, in welcher sie 1000 Mann, die Spartaner aber nicht einen einzigen sollen verloren haben. — Damals ereignete sich auch etwas sehr Seltsames in Argos. Hier nämlich entdeckte der Demos eine aristokratische Verschwörung, welche wahrscheinlich Sparta zu Gute kommen sollte, und rächte sich auf eine furchtbare Art, indem er 1200 Aristokraten mit Stöcken erschlug, was man „die argivische Prügelei" genannt hat.

Die Thebaner hatten unterdeß auch im Norden zu schaffen.

Jaſon von Pherä glaubte die Zwietracht der Griechen benutzen zu können, und ſtrebte nach der Hegemonie, fiel aber durch Meuchelmord. Sein Bruder Polydoros wurde durch den dritten Bruder Alexander ermordet, der ſich als der abſcheulichſte Tyrann geberdete, ein halbwahnſinniger Wollüſtling im Martern und Morden. Wer unter den Theſſaliern ihm mißfiel oder ſeinen Argwohn erregte, den ließ er ergreifen, martern, lebendig begraben oder in Thierfelle einnähen und mit Hunden und Jägern verfolgen. Den Pelopidas nahm er bei einer Verhandlung verrätheriſch gefangen, wagte jedoch aus Furcht vor den Thebanern nicht, ihn zu tödten. Da ſpottete Pelopidas ſeiner im Kerker und rieth ihm, ſich lieber durch eine milde Regierung die Theſſalier zu befreunden und dagegen ihn, den Thebaner, zu tödten, der ihm noch ſehr gefährlich werden könne. Pelopidas war mit Jaſon befreundet geweſen. Thebe, des Jaſon Tochter, gezwungen dem Alexander vermählt, beſuchte den Pelopidas heimlich im Kerker und klagte ihm ihren Jammer. Es charakteriſirt jene Zeit und jene Menſchen, daß der Tyrann Alexander, als vor ihm das neue Trauerſpiel des Euripides, die Troerinnen, aufgeführt wurde, aus Mitleid um die Hekuba reichlich Thränen vergoß und doch von ſeinen Grauſamkeiten nicht abließ. Epaminondas erſchien mit einem Heer, um ſeinen Freund Pelopidas zu befreien, und der Tyrann beeilte ſich durch Auslieferung des letzteren den Frieden zu erkaufen. Hierauf begab ſich Pelopidas als Thebens Geſandter nach Suſa zum König Artaxerxes, der ſchon von ſeinem Ruhme gehört hatte und ihn mit Liebkoſungen überhäufte. Daß die Thebaner, damals ohne Zweifel die edelſten unter den Griechen, ſich an die Perſer, den Nationalfeind, wandten, um ſich durch dieſe Verbindung gegen Athen, Sparta und Theſſalien zu ſchützen, beweist, wie ſehr ſie ſich trotz ihres Kriegsruhms, doch ihrer Schwäche bewußt waren, und man konnte darin ein Zeichen auch ihrer Verderbniß und auch ihres nahen Unterganges ſehen, weil ſie, die doch beſſer ſeyn wollten, ſich auf gleiche Linie ſtellten mit Sparta und Athen, welche ſchon längſt um der Perſer Gunſt buhlten. Von Seiten der Athener ging

dieſe Buhlerei gerade jetzt bis zur Niederträchtigkeit. Ihr Geſandter in Perſien, Tymagoras, hatte ſo viele Geſchenke angenommen, daß ihn der Demos darum beneidete und zum Tode verurtheilte, während der Demagoge Epikrates in allem Ernſte vorſchlug, man ſolle nur ganz arme Bürger als Geſandte nach Perſien ſchicken, damit ſie ſich dort bereichern könnten. Nach ſeiner Rückkehr von Suſa wurde Pelopidas an die Spitze eines thebaniſchen Heeres geſtellt, um der Tyrannei in Theſſalien ein Ende zu machen, im Jahr 364, und in der Schlacht bei Kynoskephalä gewann er den Sieg, kam aber ſelbſt ums Leben. Denn als er den Alexander antraf und zum Zweikampf forderte, dieſer aber feig hinter ſeine Garde flüchtete, und Pelopidas ihm zornig nacheilte, kam er im Gedränge um, obgleich er Sieger blieb. Die befreiten Theſſalier ſtrömten ſchaarenweiſe zu ſeiner Leiche und ließen ſich die Ehre nicht nehmen, ſein Leichenbegängniß auf das prachtvollſte, in Feſtkleidern, bekränzt und als eine große Siegesfeier zu begehen. Alexander aber wurde im Schlafe von ſeiner Gemahlin Thebe und ihren Brüdern ermordet.

Auch den edlen Epaminondas ereilte das Verhängniß. Auf dem Peloponnes vervielfältigten ſich die Fehden bis zur ungeheuerlichſten Verwirrung, weil alle kleinen Staaten, ſeit Spartas Demüthigung, wie von der Tarantel geſtochen, aufbrausten und nicht nur nach Freiheit, ſondern auch gleich nach Herrſchaft über die Nachbarn ſtrebten. In dieſe Wirren aber miſchten ſich wetteifernd Athen und Theben ein, damit Sparta, dem immer noch große Kraft inne wohnte, der übrigen Peloponneſier nicht Meiſter würde. Man weiß nicht, worüber man mehr erſtaunen ſoll, über die Elaſticität und Zähigkeit, mit welcher die erſchöpften Gemeinweſen immer noch, nur ihrem Haſſe folgend, die Bürgerkriege fortſetzten, oder über die Verblendung, welche ſie zu dieſem Haſſe trieb, die Beſeſſenheit, den Dämon, der ein ganzes, ſonſt ſo verſtändiges und vor andern edles Volk zur Selbſtvernichtung hinriß. Arkadien kämpfte mit Elis, Sparta mit Meſſene. Ein Theil der Arkadier von Tegea raubte den Schatz in Olympia, ein anderer Theil der Arkadier von Mantinea wollte das

nicht dulden. Jene riefen Theben, dieſe Athen zu Hülfe. Athen verſtändigte ſich mit Sparta und nun gruppirten ſich die feindlichen Maſſen. An Epaminondas, der im Jahr 362 mit einem thebaniſchen Heere in den Peloponnes einrückte, ſchloſſen ſich nur Argos, Meſſene und ein Theil der Arkadier an, die übrigen Peloponneſier ſtanden alle auf Seiten Spartas und Athens. Allein in der großen Schlacht bei Mantinea ſiegte Epaminondas wie immer durch die Ueberlegenheit der thebaniſchen Taktik, aber er ſelbſt verlor durch einen Lanzenſtich ſein Leben. Sterbend frug er noch, wer geſiegt habe, und als er es erfuhr, ſagte er der Welt mit Heiterkeit Lebewohl.

Nach ſeinem Tode beſannen ſich die Griechen auf einmal wieder, als ob ſie von einem böſen Traum erwachten, und eilten Frieden zu ſchließen. Sie ſchienen endlich zu begreifen, daß, wenn ſie fortführen einander abzuſchlachten, ſie zuletzt nicht mehr ſtark genug ſeyn würden, um ſich der Perſer oder der Theſſalier im Norden erwehren zu können. Man ſah ſie auf einmal von einer ganz neuen Laune, von einem Verſöhnungseifer befallen, wie wenn ſie durch ein Trauerſpiel des Euripides gerührt worden wären. Nur die hartherzigen Spartaner ließen ſich nicht rühren, ſie blieben unverſöhnt und ſchloſſen ſich trotzig von dem allgemeinen Frieden aus.

In ſeltſamer Laune entſchloß ſich damals der ſchon über achtzig Jahre alte König Agis, noch einen Feldzug gegen die Perſer in Aegypten mitzumachen, indem er dem neuen Empörer Tachos daſelbſt Söldner zuführte. Weil aber Tachos den Athener Chabrias, der ihm eine Flotte zubrachte, mehr ehrte, als ihn, grollte ihm Agis und als Nektanabis, ein Verwandter des Tachos, von dieſem abfiel, that es auch Agis auf eine unerhört boshafte Art, nachdem er den Tachos erſt der pflichtmäßigſten Treue verſichert hatte. Dann verſchaffte er durch ſeine Klugheit dem ſchwer angegriffenen Nektanabis einen Sieg und reiste, mit Ehren überhäuft, wieder heim, ſtarb aber unterwegs.

Neuntes Buch.

Untergang der griechiſchen Freiheit.

1.

Verfall des Griechenthums.

Der Verſuch des Pythagoräer Epaminondas, durch reine Willenskraft und Begeiſterung das griechiſche Volk aus ſeiner Verderbniß emporzuraffen, war die letzte Abendröthe einer für immer untergegangenen Sonne. Der Stolz der andern griechiſchen Stämme litt nicht, daß ein verachteter Böotier ihnen Geſetze vorſchreibe, und in Theben ſelbſt überlebte der edle Aufſchwung des Volkes die Männer nicht, die ihn hervorgerufen. Als Pelopidas und Epaminondas dahin waren, erſtarb auch der Geiſt bei den Thebanern und blieb nur eine rohe ſinnliche Kraft übrig. Von dieſer Zeit an entartete ihre einſt ſo ſtolze Waffenbrüderſchaft in eine rohe Saufbrüderſchaft. Indeß mußte Epaminondas auch ſchon deßhalb ſein Ziel verfehlen, weil er ſeine Philoſophie nicht volksthümlich machen konnte. Er ſetzte ſich mittelſt pythagoräiſcher Weisheit über die Götter Griechenlands hinweg und unterſtützte in dieſem Sinne die Tegeaten, als ſie den Tempel des olympiſchen Zeus geplündert hatten; allein er verletzte dadurch das gläubige Gefühl im Volke, ohne daß die

Menge im Stande gewesen wäre, sich zur Höhe des Pythagoras zu erheben, wenn gleich dessen Moral eine unendlich edlere war als die, welche man aus den lüderlichen Mythen von Zeus zu schöpfen vermochte.

Wenn je einmal, so war damals die Zeit für Persien gekommen, die Niederlage des Xerres zu rächen und das tiefzerrüttete Griechenland zu erobern. Allein in Persien war die Kraft, die sich in Hellas nur in brudermörderischen Kämpfen verzehrte, trotz der Einheit und Größe des Reichs, durch Sittenverderbniß und weichliche Ueppigkeit erschlafft und die Lehre des Zoroaster, obgleich die des königlichen Hauses und des herrschenden Perserstammes, verhielt sich zu der Masse der nicht zoroastrischen Götzendiener im Reiche ganz so, wie der Pythagoräismus des Epaminondas und seiner heiligen Schaar zur Masse der übrigen Griechen, und wie sich der mosaische Glauben zum Heidenthum Aegyptens, Phönikiens und Syriens verhielt. Das reinere Bewußtseyn, die edlere Erhebung der Seele wurde überall auf Erden erdrückt und verschlungen von einer ungeheuren Masse Gemeinheit.

Die Uebel, an denen alle Griechen in gleichem Maaße litten, waren Folgen der langen Bürgerkriege, Untergang der Freiheit, des Bürgersinnes und jeder bürgerlichen Tugend unter der Habgier der Demagogen und Feldherrn und in der Verwilderung des Söldnerwesens. Nach und nach waren die echten Bürger durch den Krieg ausgemordet oder durch die Oligarchie weniger Reichen ins Proletariat herabgedrückt, und ihre Stellen mußten nun fremde Söldner ersetzen. Die Staatsmänner und Feldherrn raubten nicht nur gern für sich selbst, sondern mußten auch für ihren Staat Schätze zusammenrauben, um die Söldner bezahlen zu können. Diese Söldner aber hatten kein Vaterlandsgefühl und dienten jedem, der ihnen das meiste bot. Wenn der Sold ausblieb, plünderten sie Bürger und Bauern und gaben sich viehischer Schwelgerei hin. In Sparta waren nur noch 700 alte spartanische Familien übrig; das einst so berühmte lakedämonische Heer bestand nunmehr, wie alle andern,

aus Söldnern. In Athen hatte die alles verweichlichende Bildung die alte Race der Bürger so heruntergebracht, daß der Redner Isokrates sagte: „Wenn man vordem unsere Flotte sah, fand man, daß auf ihr die Schwerbewaffneten atheniſche Bürger, die Ruderknechte aber Fremde waren; jetzt ſind die Schwerbewaffneten Fremde und die Ruderknechte Athener."

War früher überall der Wohlſtand ziemlich gleichmäßig innerhalb jedes Standes vertheilt geweſen, hatten die Spartaner niemals geduldet, daß nur ein einziges Landgut größer war als das andere, und auch die Athener an ihre Bürger immer nur gleich große Looſe des eroberten oder confiscirten Landes ausgetheilt, ſo war dieſer alte Beſitzſtand jetzt gänzlich zerrüttet. Ueberall hatte ſich der Reichthum auf wenige Beſitzer zuſammengedrängt und der Reſt wurde zu einem zwar freien, aber vermögensloſen Pöbel herabgeſetzt. In Sparta waren die Geſetze Lykurgs gebrochen. Die Machthaber dort, die es nach großem Beſitz gelüſtete, hatten allmählig durchgeſetzt, daß der Grundbeſitz einer jeden Familie (das Loos, Kleros, das Allodium) nicht mehr unveräußerlich blieb, daß es nicht mehr verboten ſeyn ſolle, zwei und mehr derſelben zu beſitzen, ſondern daß jeder das ſeine veräußern, jeder ein anderes an ſich nehmen dürfe. Nun drückte der Reiche den Armen hinaus, ſo daß unter den 700 altſpartaniſchen Familien, die überhaupt noch übrig blieben, 600 ihren Beſitz verloren und die letzten 100 allein allen Grund und Boden beſaßen. Daß den Spartanern Gold und Silber zu brauchen erlaubt wurde, iſt ſchon oben erwähnt worden. Damit niſtete ſich auch in dem altehrwürdigen Sparta üppige Schwelgerei ein und die einfache Sitte wurde verlaſſen und mit ihr war die alte Kraft gebrochen.

In Athen blühte die Kunſt und Poeſie, allein auch ihre reinſten und edelſten Erzeugniſſe vermochten nicht den geſunkenen Volksgeiſt zu heben, die verpeſteten Sitten zu beſſern. Sokrates hinterließ eine achtbare Schule und mit dem „göttlichen" Plato begann eine neue Idealphiloſophie, welche, wenn nicht ſo ins Leben ein-

greifend, wie die Praxis des Epaminondas, doch in höherem Grade als je eine frühere griechiſche Denkart die Reinheit und Schönheit der Seele forderte. Aber das blieben vereinzelte Beſtrebungen, während die Maſſen immer tiefer in den Schlamm der Gemeinheit verſanken. Niedere Seelen begriffen die hohen Ziele der Philoſophie nicht, übten aber ſchadenfroh die dialektiſche Kunſt, um die alte Götterfurcht, die Scheu vor ehrwürdigen alten Sittengeſetzen wegzuſpotten. Indem aber die Dichter wetteiferten, die Götter ſelbſt ihrer erhabenen Würde zu entkleiden, ihnen Menſchlichkeiten, Schwächen, ſelbſt Laſter anzudichten und die Künſtler in den Götterbildern nicht mehr das, was Furcht und heilige Scheu erregen, ſondern nur was verführen ſoll, ausdrückten, ſchien auch die feinſte Bildung des Geſchmacks mitverſchworen zu ſeyn, um die griechiſche Welt zu entſittlichen. Athen ging hier mit dem Beiſpiel voran. Kunſt und Poeſie waren, wozu ſie ſchon Perikles ausdrücklich eingeweiht hatte, nur das Mittel, das Volk zu unterhalten und zu vergnügen, keineswegs, es zu beſſern oder zu veredeln. Das bezeugt am beſten der Geſchichtſchreiber Juſtinus, indem er ſagt: „Der Athener Tapferkeit erſtarb. Sie verloren ſich in Trägheit und Stumpfſinn. Sie verausgabten die Staatsgelder nicht mehr für Flotte und Heere, ſondern für öffentliche Spiele; man ſah ſie maſſenhafter und häufiger in den Schauſpielen, als im Lager. Das Theater war ihr Tummelplatz geworden und berühmte Schauſpieler und Dichter intereſſirten ſie mehr als berühmte Staatsmänner und Helden, indem ſie nicht dem, der Siege erfocht, ſondern nur noch dem, der Verſe machen konnte, ihr Lob ſpendeten.“ Dasſelbe beſtätigt Theopomp bei Athenäus: „Die jungen Athener brachten ihre Tage in den Wohnungen der Flötenſpielerinnen und Hetären zu, die alten beim Würfelſpiel und anderem nichtigen Treiben; das Volk aber verwendete mehr auf öffentliche Mahlzeiten und Fleiſchvertheilungen als auf die Verwaltung.“

Der Demos von Athen ließ ſich damals von einem gewiſſen Chares leiten, von welchem Theopomp erzählt, er ſey überall, auch im Kriege, von Flötenſpielerinnen und Hetären umgeben geweſen

und habe einen Theil der für den Krieg bestimmten Staatsgelder für sein Vergnügen und zur Bestechung der Volksredner in Athen gebraucht. Als im Jahr 358 die letzten noch übrigen Bundesgenossen von Athen abfielen, kam Chabrias vor Chios um, und nun sollte der nichtswürdige Chares als Feldherr sie wieder unterwerfen, belagerte jedoch Byzanz vergebens und gab seinem Mitfeldherrn die Schuld, so daß der edle Timotheus in die Verbannung gehen mußte. Unlängst war der Perserkönig Artarerres II. Mnemon gestorben, im Jahr 361, und zwar aus Gram über die Verschwörung von 50 seiner Söhne, die er alle hatte müssen hinrichten lassen. Von seinen immer noch zahlreichen übrigen Söhnen erbte Artarerres III. Ochus den Thron, gegen den sich der Satrap Artabazos in Kleinasien erklärte. Mit diesem verständigte sich auch Chares, aber der Perserkönig behielt in Kleinasien die Oberhand und zwang nun auch Athen im Jahr 355 zu einem demüthigen Frieden, in welchem es von allen seinen Bundesgenossen nur die Inseln Lemnos, Imbros und Skyros behielt. Byzanz blieb frei. Somit verlor Athen die ihnen wegen des Kornhandels so wichtigen Stationen zum schwarzen Meere hin, erhielt aber zum Ersatz durch den thrakischen Fürsten Kotys den thrakischen Chersones, weil Kotys durch die Hülfe Athens hoffte, sich des makedonischen Nachbars zu erwehren.

Der neue Perserkönig unterwarf damals auch die Phöniker und den Usurpator Nectanabis in Aegypten und zwar durch den Abfall des Memnon, der die griechischen Söldner in Aegypten anführte, und des Tennes, König in Sidon. Das Volk von Siden wehrte sich, wurde aber überwältigt und 40,000 Menschen abgeschlachtet. Nectanabis konnte sich auch in Memphis nicht halten und floh nach Aethiopien, das ganze ägyptische Land wurde nun aber von den siegreichen Persern überfluthet und aufs barbarischeste mißhandelt und ausgeplündert, um endlich einmal die langen und wiederholten Empörungen dort zu bestrafen, im Jahr 350.

2.

Die Makedonier.

Zwiſchen Theſſalien und Thrakien wohnte damals halb auf den Bergen halb am Meere, welches hier links von den drei chalcidiſchen Landzungen eine tiefe Bucht bildet, das kleine Volk der Makedonier, ein kräftiger und kriegeriſcher Menſchenſchlag, der ſich alle Elaſticität bewahrt hatte, die den Griechen bereits abhanden gekommen war. Die Makedonier, wenigſtens die im Gebirge, galten den Griechen für Barbaren und auch ſie ſelbſt wollten mit den Griechen, auf die ſie verachtend herabſahen, nicht verwechſelt ſeyn. Indeß waren ſie doch nicht blos am Meere durch den Verkehr mit den benachbarten griechiſchen Seeſtädten gräciſirt, ſondern wahrſcheinlich auch ſchon urſprünglich ein den Griechen verwandter Völkerſtamm, wie die Theſſalier. Ihr ganzes Verdienſt beſtand eigentlich darin, daß ſie ſich immer noch in dem Urzuſtande befanden, wie einſt die Pelasger und Dorier und noch nicht verweichlicht und verdorben waren. Ihre Könige ſtanden zu dem ſehr ſtolzen Adel und zu dem ſehr freimüthigen gemeinen Volk noch in dem alten patriarchaliſchen Verhältniß, wie die homeriſchen Könige. Das Leben war mäßig, die Sitte einfach, das Wort frei, das Herz trotzig, der Arm ſchlagfertig.

Herodot zuerſt erwähnt der Makedonier, indem er die Unterwerfung Thrakiens unter die Perſer ſchildert. Auch Makedonien mußte damals dem übermächtigen Darius huldigen, deſſen Satrap Megabyzos in Byzanz reſidirte. Sieben vornehme Perſer kamen zum makedoniſchen König Amyntas in Edeſſa und forderten Erde und Waſſer. Amyntas weigerte es ihnen nicht, als ſie aber, die Sitte des Landes verletzend, bei Tiſche ſchöne Frauen verlangten, zog des Amyntas Sohn Alexander mit andern Jünglingen Mädchenkleider an, trat ein und erdolchte die frechen Fremdlinge. Die

Perſer forderten zwar Rechenſchaft, aber ihr Anführer ließ ſich dadurch verſöhnen, daß ihm Amyntas ſeine Schweſter zur Frau gab. Alexander blieb nun den Perſern unterworfen, leiſtete aber den Griechen im Kampf gegen Xerres durch Kundſchaften und guten Rath viele Dienſte. Die folgenden Könige von Makedonien arbeiteten dagegen häufig den Athenern entgegen, denen ſie den Beſitz der chalcidiſchen Halbinſel nicht gönnten, und ſuchten ſich daher folgerecht immer mit Sparta zu befreunden. Sie ſelbſt aber wurden in der Entwicklung ihrer Macht aufgehalten durch die blutigen Fehden, welche ſie mit ihren kriegeriſchen Nachbarn, den Odryſen und Triballern, zu beſtehen hatten. In ſolche kleine Völkerſchaften war von Theſſalien an der ganze Norden bis an die Grenze der Geten getheilt, Epirus, Illyrien, Thrakien. Es brauchte lange, bis durch die Energie einiger Dynaſtien ſich hier größere Königreiche bildeten. Die Griechen ſelbſt waren urſprünglich ſo zerſplittert geweſen und hatten ſich erſt nach und nach in größere Gemeinweſen geſammelt.

Juſtinus hat uns aus jenen Zeiten einen Zug ritterlicher Treue aufbewahrt. Nach dem Tode des makedoniſchen König Philipp blieb deſſen kleiner Sohn Aeropes allein als Thronfolger übrig. Die Illyrier fielen nun, da ſie das Land verwaist ſahen, über Makedonien her, aber die tapfern Makedonier nahmen das Kind in der Wiege mit in die Schlacht und begeiſterten ſich durch ſeinen Anblick zum Siege. Dieſelbe patriarchaliſche Anhänglichkeit bewieſen die Makedonier ihren Königen noch bis in ſpäte Zeiten und gerade dieſe Tugend gab ihnen ein moraliſches Uebergewicht über ihre griechiſchen wie barbariſchen Nachbarn.

Nachher finden wir makedoniſche Könige als natürliche Nebenbuhler im Kampf mit dem theſſaliſchen Tyrannen von Pherä. Sie beſchützten das von dieſen Tyrannen verfolgte Geſchlecht der Aleuaden von Lariſſa. Aber die Thebaner entſchieden in Theſſalien und in Makedonien ſelbſt brach ein Thronſtreit aus zwiſchen den drei Söhnen des Königs Amyntas (Alexander, Perdikkas und Philipp) und Ptolemäus Alorites, ohne daß wir wüßten, wer im Recht geweſen iſt.

Alexander wurde von Ptolemäus ermordet im Jahr 368, aber der letztere konnte sich nicht lange behaupten und wurde wieder von Perdikkas ermordet, nachdem dieser durch den Thebaner Pelopidas unterstützt worden war. Perdikkas aber mußte seinen jüngsten Bruder Philipp nebst dreißig jungen Edeln nach Theben als Geißeln stellen. Philipp lebte hier im Hause des Epaminondas und erwarb sich Bildung und Kenntnisse, die dereinst den Griechen zum Verderben gereichen sollten. Eben war er herangewachsen, als sein Bruder Perdikkas im Kampf mit den Illyriern, oder wie andere wollen, durch die Ränke der Königin Mutter Euridike, der Wittwe seines Vaters, umkam, und nur einen unmündigen Knaben hinterließ, im Jahr 359. Nun kehrte Philipp als Reichsverweser nach Makedonien zurück und machte sich bald durch die Klugheit und Kraft, mit der er regierte, bemerklich. Der Neffe, dem der Thron eigentlich gebührte, verschwand und Philipp allein blieb König.

Ein Nebenbuhler um den Thron, Argäos, fand bei Athen eine Stütze, sofern Philipp schon Miene gemacht hatte, sich der griechischen Städte auf der chalcidischen Halbinsel bemächtigen zu wollen. Es handelte sich besonders um Amphipolis, welches Philipp bereits inne hatte. Schnell besonnen aber zog er nun seine Besatzung aus der Stadt zurück und gewann dadurch die Gunst Athens, welches jetzt für den Argäos nichts mehr that. Diese Nachgiebigkeit Philipps war um so verständiger, als ihm schwere Kämpfe mit den wilden Illyriern und Thrakern bevorstanden. Der Rücken zur See war ihm durch den Frieden mit Athen gedeckt und er konnte alle seine Streitkräfte gegen die Barbaren wenden. In diesen Kämpfen erlangte er außerordentliche Vortheile, weil er darin sein Feldherrntalent übte und sich eine unüberwindliche Armee heranbildete. Er hatte nicht umsonst im Hause des Epaminondas gelebt, indem er zwar nichts von dessen Tugenden annahm, wohl aber seine Taktik studirte und nachahmte. Die Schule des Epaminondas verräth sich bei ihm in dem Werth, den er auf den concentrischen Angriff, auf den Gewaltstoß legte, den wenn auch nur wenige, doch engzusammen-

geschlossene Kräfte auf die plumpen und lockern Massen eines wenn auch noch so zahlreichen Feindes üben, wie das die heilige Schaar der Thebaner gethan hatte. In diesem Sinne bildete Philipp zuerst die Phalanx (Planke) aus, eine neue Schlachtordnung, welche darin bestand, daß seine Schwerbewaffneten sich in eine dichte Masse zusammenschlossen und sich mit ihren großen Schilden wie nach allen Seiten so auch nach oben deckten, also einer ehernen Mauer gleich gegen jeden Angriff fest standen oder sich, indem sie ihre überaus langen Sarissen (Hellebarden) vorstreckten, vorwärts bewegten und durch die Wucht ihres Andrangs alles vor sich niederwarfen.

Wie sehr bei Philipp der Verstand allein vorwaltete, läßt sich auch daran erkennen, daß er seinem geliebten Sohn Alexander den großen Aristoteles zum Lehrer gab, einen Philosophen, welcher nächst Sokrates und Plato den höchsten Ruhm erlangte, aber nicht wie Sokrates dem Genie moralische Fesseln anlegte, noch wie Plato für hohe Ideale schwärmte, sondern die Welt mit so nüchternen Augen als möglich ansah und in der Ausbildung der Intelligenz allein das Mittel erkannte, mit der Welt fertig zu werden.

Nachdem Philipp die Barbaren in seiner Nachbarschaft gebändigt hatte, durfte er wieder an Griechenland denken, dessen innere Zerfahrenheit er aus eigener Anschauung kannte. In keinem einzigen griechischen Staate existirte damals ein Staatsmann, Feldherr oder einflußreicher Demagoge, der ihm an Geist auch nur entfernt gewachsen gewesen wäre. Ueberall herrschte nur brutale Habgier und Mittelmäßigkeit. Kein Staat hatte die alte Kraft seiner Bürgerschaften bewahrt, überall waren die Einwohner durch Reichthum verweichlicht oder durch Armuth herabgewürdigt und die Heeresmacht bildeten feile Söldner. Kein Staat traute dem andern, alle waren einander spinnenfeind. Wo noch Bündnisse bestanden, waren alle kleinen Bundesstädte der Hauptstadt Feind. So standen alle böotischen Städte wider Theben, so alle attischen wider Athen, so die peloponnesischen wider Sparta. Und in allen Städten wimmelte es von feilen Sophisten und Rednern, die, von Philipp bestochen, ihre

Mitbürger zu allem Glaublichen und Unglaublichen überredeten, wie es Philipp nur haben wollte. Philipp aber besaß bereits ein Heer, welches allen anderen an physischer und moralischer Kraft, an Siegesbewußtseyn wie an Taktik und Disciplin überlegen war. Seine Makedonier waren noch unverdorbene Kraftmenschen, ihm treu ergeben und von ihm in alter patriarchalischer Weise immer freundlich und kameradschaftlich behandelt, so daß sie für ihn durchs Feuer gingen.

Mit solchen Mitteln nun durfte er hoffen, die griechischen Staaten allesammt über den Haufen zu werfen und das schöne Hellas sich dienstbar zu machen. Ob er damals schon daran gedacht hat, in ähnlicher Weise das große persische Reich zu erobern, dürfte doch zweifelhaft seyn, obgleich man behauptet hat, er habe die Hegemonie in Griechenland nur gesucht, damit sie ihm ein Mittel werde zu der Eroberung Persiens. Es scheint natürlicher zu seyn, daß er, als er noch in seinem heimathlichen Makedonien in seiner Residenz Pella saß, zunächst nur an die Unterwerfung Griechenlands gedacht hat, die immerhin schwierig war und Zeit erforderte, weil er seine Absicht nicht durfte merken lassen, weil er Griechenland nur Blatt für Blatt „wie eine Artischoke" verzehren mußte, damit die griechischen Staaten sich nicht etwa noch rechtzeitig alle gegen ihn vereinigten, in welchem Falle sie doch noch stärker als er gewesen wären.

Man hat ihm, daß er die Freiheit des griechischen Volkes unterdrückte, zum schweren Vorwurf gemacht. Aber die Schuld trifft nicht ihn, sondern das Volk. Die Griechen hatten sich durch den edlen Epaminondas nicht befreien, nicht sittlich läutern und politisch verjüngen lassen wollen, sie waren nichts besseres werth, als unter die Zuchtruthe eines Tyrannen zu fallen.

3.

Des schlauen Philipps Umgriffe.

Da an den Griechen, welche das Opfer werden sollten, nichts mehr zu bewundern war, muß man wenigstens die Arglist des Makedonier bewundern, auch indem man sie verdammt. Ohne eine Miene zu verziehen, ohne seinen weiteren Plan zu verrathen, stellte er einem griechischen Gemeinwesen nach dem andern seine Netze und fing sie alle nach einander ein, wie scheues und dummes Wild.

Den Anfang machte er mit dem ihm zunächst liegenden Thessalien. Hier war, nachdem der Tyrann Alexander durch seine Gemahlin Thebe ermordet worden war, deren Bruder Tisipharos zur höchsten Gewalt gelangt. Gegen ihn aber begann Philipp von Makedonien seine Operationen, ließ sich von den thessalischen Städten bitten, ihnen gegen den Tyrannen von Pherä zu helfen, half ihnen wirklich und machte sie frei, ließ aber den Tyrannen in Pherä fortbestehen, um beide Theile in wechselseitiger Furcht zu erhalten, so daß sie ihm nicht gefährlich werden konnten, wobei er sich vorbehielt, alle beide, wenn es Zeit seyn würde, sich förmlich zu unterwerfen.

Somit schien er ein uneigennütziger Beschützer der Freiheit zu seyn, weshalb auch die böotischen Städte arglos dem Beispiel der thessalischen folgten und Philipp um Schutz baten gegen die Stadt Theben, die ihnen ihr Joch auflegte. In der That wurde dieses Joch seit dem Tode des Epaminondas und Pelopidas immer drückender und Philipp machte sich populär, indem er die Thebaner zwang, den böotischen Städten ihre Freiheit zurückzugeben.

Hierauf kam Athen an die Reihe, von Philipps Netz umgarnt zu werden. Auch hier galt es ihm, die Bundesstädte von der Hauptstadt zu trennen, was ihm auch mit den Städten der chalcidischen Halbinsel trefflich gelang. Amphipolis, Olymp, Potidäa

wurden durch ihn frei und blieben ihm verpflichtet, ohne daß er noch die Miene annahm, als ob er sie beherrschen wolle, und indem er immer noch gegen Athen selbst freundlich that, z. B. die gefangenen Athener aus Potidäa gut behandelte und frei ließ.

Das Verhängniß Griechenlands wollte, daß die Nachfolger des edlen Epaminondas selbst es waren, welche dem schlauen Philipp vollends das gesammte Wild von Hellas ins Netz trieben. Die beschränkten, aber noch vom alten Siegesstolz aufgeblähten Machthaber in Theben wollten sich wieder einmal durch eine That hervorthun und ersahen das arme kleine Gebirgsland Phokis zum Opfer, weil es sich bisher immer gegen sie gesperrt hatte. Vielleicht hofften die Thebaner, wenn sie erst Meister von Phokis geworden wären, auch ihre Bundesstädte wieder unterwerfen zu können. Genug, eine unbedeutende Kleinigkeit mußte ihnen zum Vorwand dienen, Phokis zu bekriegen. Die Phokier hatten einen kleinen öden Bodenstrich, der zum Heiligthum von Delphi gehörte, angebaut. Theben verklagte sie nun beim Amphiktyonengericht, als hätten sie das Heiligthum entweiht und beraubt und bewirkten, daß dem armen Völkchen eine ungeheure Geldstrafe auferlegt wurde. Phokis war völlig außer Stande, dieselbe zu bezahlen, ließ es also auf einen Kampf ankommen und wurde durch Athen und Sparta unterstützt. So begann der s. g. heilige Krieg im Jahr 355. Wie es scheint, trachteten alle dabei Betheiligten unter dem Vorwand, den gefährdeten Schatz von Delphi in Schutz zu nehmen, nach der Beraubung desselben. Der Schatz in Delphi war unermeßlich, seit Jahrhunderten angehäuft und eine unwiderstehliche Lockung für die Raubgier der damals schon so tief herabgesunkenen Griechen. Athen und der Peloponnes konnten, da sie fürchten mußten, das schwache Phokis werde unterliegen, den Thebanern und den mit denselben verbündeten Thessaliern den Raub nicht gönnen, daher ihr Eifer, den Phokiern zu helfen. Philomelos aber, der in Phokis die Dinge lenkte, kam allen andern zuvor und raubte den großen Tempelschatz zu Delphi, um davon einstweilen so viel zu nehmen, als nöthig war,

tapfere Söldner zu bezahlen, in der That das beste Mittel, Phokis gegen seine falschen Freunde, wie gegen seine Feinde zu schützen. Den Bundesgenossen aber versicherte Philomelos aufs feierlichste, er werde den Schatz nicht angreifen, er beabsichtige nur, denselben zu schützen und zu erhalten. Die Thebaner waren über diese Wendung der Dinge wüthend und verheerten Phokis auf die unbarmherzigste Weise, indem sie sogar alle Gefangenen und Wehrlosen mordeten, weil alle Tempelräuber ausgerottet werden müßten. Die Phokier rächten sich durch dieselbe Grausamkeit und zwangen z. B. die gefangenen Lokrer, die mit den Thebanern zusammenhielten, sich von Felsen herabzustürzen. Zu einer größern Entscheidung aber kam es erst im Jahr 353 in der Schlacht bei Neon, in welcher Philomelos, bereits schwer verwundet, sich lieber in einen Abgrund stürzte, als sich gefangen nehmen ließ. Die Phokier erlitten eine empfindliche Niederlage, aber des Philomelos Bruder, Onomarchos, that einen tiefen Griff in den Tempelschatz und erkaufte sich dadurch nicht nur neue Söldnerschaaren, sondern auch neue Bundesgenossen. Lykophron, der Tyrann von Pherä, ließ sich durch ihn bestechen, die Thessalier von Phokis abzuziehen, indem er es unternahm, die thessalischen Städte aufs neue sich zu unterwerfen und zwar mit Hülfe der phokischen Söldner.

Das gab nun dem arglistigen Philipp von Makedonien den erwünschtesten Anlaß, sich in den heiligen Krieg einzumischen, indem er wieder nur die Maske des Befreiers vornahm und die Städte gegen den Tyrannen von Pherä schützte. Allein seine Macht war damals noch gering, er wurde mehreremale von den verbundenen Phokiern und Thessaliern in offener Feldschlacht besiegt und kam in nicht geringe Verlegenheit, bis es seiner zähen Ausdauer und List gelang, sich eine vortreffliche thessalische Reiterei zu verschaffen, die in den folgenden Schlachten hauptsächlich den Ausschlag gab. Dennoch würde er den Sieg nicht wieder an seine Fahne haben fesseln können, wenn Athen Muth genug gehabt hätte, den Phokiern zu helfen. Eine starke athenische Flotte war in der Nähe, als Ono-

marchos mit 25,000 Mann bei Magnesia dem König Philipp die Schlacht bot, leistete ihm aber keinen Beistand, weil geheimer Befehl aus Athen sie hemmte. So unterlag nun das Heer von Phokis und verlor nach blutigem Kampfe 8000 Mann auf dem Schlachtfelde, 3000 durch Gefangenschaft, welche Philipp alle ersäufen ließ. Auch Onomarchos wurde gefangen und ans Kreuz geschlagen, im Jahr 352. Und doch gelang es dem Bruder desselben, Phayllos, durch neue Griffe in den Tempelschatz neue Söldner zu werben und sich noch jahrelang in dem schwerzugänglichen Gebirge zu behaupten. Philipp selbst aber ließ ihn gerne eine Weile gewähren, weil er ihn noch brauchte, um die Thebaner und Thessalier zu ängstigen und die Zwietracht unter den Griechen zu nähren. Würde der heilige Krieg schon jetzt ein Ende genommen haben, so würden sich auch Thessalien, Theben, Athen vielleicht gegen ihn verbündet haben. Phokis mußte die Wunde in Hellas offen halten. Zwar drängten die Thessalier den König Philipp, dem Kriege ein Ende zu machen und das besiegte Phokis vollends zu unterwerfen, und er nahm auch wirklich die Miene an, als sey es ihm Ernst, ihnen zu willfahren. Als er aber die Thermopylen von einem athenischen Heere besetzt fand, hielt er inne und ging ohne Schwertstreich zurück, als achte er die Hellenen oder fürchte sich vor Athen. Es war ihm nur darum zu thun, jedes Mißtrauen, als hege er Eroberungsgedanken, zu beschwichtigen.

Athen und Sparta ließen sich aus dem geplünderten Tempelschatz von Delphi große Summen zahlen, stellten dafür aber den Phokiern doch nur wenige Mannschaft und steckten das Geld in die Tasche. In Athen dachte man nicht einmal, während der Verwirrung des heiligen Kriegs, die alten Bundesgenossen zurückzuerobern. Die Demokratie war hier gänzlich erschlafft und die Männer, welche das Volk lenkten, zum Theil schon von Philipp bestochen, die weniger bessern ohne Einfluß. In Sparta gab es wenigstens noch Staatsmänner, welche die Wirren im nördlichen Griechenland, und das aus Delphi empfangene Geld benutzen wollten, um möglichst unbemerkt

und ungestört ihre alte Hegemonie im Peloponnes wieder zu erringen. König Archidamos griff Argos und Messene an. Athen sollte den letztern helfen, konnte sich aber dafür nicht entscheiden und wurde plötzlich durch eine viel nähere Sorge geängstigt. König Philipp nämlich mischte sich in die Angelegenheiten der Insel Euböa, deren Städte sich von Athen befreit hatten, nun aber, von den Agenten Philipps umgarnt wurden. Erst als es ihm schon gelungen war, seine Creaturen als Tyrannen in einige Städte einzusetzen, wurde die Stadt Olynth aufmerksam und weckte das schlafende Athen durch seinen Hülferuf. Damals hielt der berühmte Demosthenes in Athen seine olynthischen Reden. Auf wunderbare Weise war dem politisch und sittlich so tief herabgekommenen Athen noch dieser Ehrenmann geblieben, der seine glänzende Beredsamkeit erschöpfte, um seine Vaterstadt und ganz Griechenland noch zu rechter Zeit vor der ungeheuern Gefahr zu warnen, mit welcher des Makedoniers Arglist sie alle zugleich umstrickte. Aber man hörte ihn nicht. Philipp eroberte Olynth im Jahr 348 und zerstörte die schöne Stadt bis auf den Grund, um ein schreckliches Beispiel zu geben. Dasselbe Schicksal erlitten noch dreißig andere griechische Städte auf Euböa, auf der chalcidischen und thrakischen Halbinsel. Zum erstenmal kehrte Philipp das Rauhe heraus und verstellte sich nicht mehr, aber er hatte es auch nicht mehr nöthig. Die Demagogen und Redner in Athen, die er bestochen hatte, und unter denen Aeschines der thätigste war, sorgten schon dafür, daß Demosthenes nicht beachtet wurde. Unaufhörlich versicherten sie den souveränen Demos, Philipp wolle nur das Beste der Stadt, Philipp werde die Stadt nie angreifen, Philipp habe sich ja vor den Athenern aus den Thermopylen zurückgezogen ꝛc. Das hörte das Volk gerne, weil seine Furcht dadurch beschwichtigt und es in Sicherheit eingewiegt wurde. Demosthenes dagegen wurde als ein Träumer in offener Versammlung vom Volke ausgelacht.

Da der Makedonier wußte, mit was für Leuten er es zu thun habe, setzte er sich bald auch über jede Rücksicht hinweg und behandelte die Griechen alle mit unaussprechlicher Verachtung und

unbarmherziger Härte. Die Athener mußten Gesandte zu ihm schicken, ihn um Frieden bitten und ihm alles bewilligen, was er verlangte. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand Aeschines und das Ganze war eine zwischen beiden verabredete Komödie auf Kosten des maulaufsperrenden Demos von Athen. Diesmal hatte sich Demosthenes selbst durch die heiligsten Versicherungen der beiden Komödianten eine Zeitlang täuschen lassen. Der Frieden sicherte dem König freien Durchzug durch die Thermopylen und nun erst erfüllte er den Wunsch der Thessalier, Phokis zu überwältigen und durch dessen Bestrafung dem heiligen Kriege ein Ende zu machen, während er zugleich den Phokiern sagen ließ, er komme, um sich ihrer Sache bei dem Amphiktyonengericht anzunehmen. Kaum aber war er mit seinen Truppen angelangt, als er jenes Gericht versammelte und durch dasselbe den Ausspruch thun ließ: Phokis soll auf immer aus dem Vereine der griechischen Staaten ausgestoßen bleiben, alle seine Städte sollen zerstört, das Volk entwaffnet und nur noch in den Dörfern als Ackerbauern geduldet werden, um vom Ertrag ihrer Felder nach und nach das aus dem Tempelschatz von Delphi Geraubte zu ersetzen. Philipp vollzog den Beschluß zu eigenem Nutzen, denn nachdem seine Krieger 22 Städte der Erde gleich gemacht hatten, führte er, ohne durch das Amphiktyonengericht dazu berechtigt zu seyn, 10,000 Phokier aus ihrer Heimath hinweg nach Thrakien und colonisirte mit ihnen die von ihm gegründete und noch jetzt erhaltene Stadt Philippopolis. Er selbst aber drängte sich ohne weiteres an die Ehrenstelle, welche vorher Phokis im Amphiktyonenbunde eingenommen hatte und machte sich insbesondere zum Beschützer von Delphi und das Orakel daselbst zu seinem politischen Werkzeuge, im Jahr 346.

4.

Die Unterjochung Griechenlands.

Nach dieſer Kataſtrophe kehrte der König nach dem Norden ſeines Reiches zurück, welches er durch Unterwerfung der benachbarten Barbaren und der griechiſchen Küſtenſtädte allmählig ausgedehnt hatte und nunmehr zu organiſiren eifrig befliſſen war. Er ſchien wieder ganz nur ein Friedensfürſt zu ſeyn, legte außer ſeiner neuen Hauptſtadt noch andere Colonien an, wandte großen Fleiß auf ſeine ergiebigen Bergwerke, bediente ſich bei ſeinen Friedensunternehmungen und öffentlichen Arbeiten gern der Griechen, die er gut behandelte und bezahlte, ſo wie ſie ſich ihm hingaben, und verſchaffte ſich einen anſehnlichen Credit bei den reichen Griechen, die ihm ihr Geld liehen, um dadurch ſeine Gunſt zu gewinnen und weil ſie auf die Solidität ſeiner Macht Vertrauen ſetzten. Dieſer Umſtand trug nicht wenig dazu bei, die politiſchen Pläne zu fördern, die er noch mit den Griechen vorhatte. Auch benahm er ſich gar nicht wie ein finſterer Tyrann, ſondern zeigte ſich immer heiter und leutſelig. Inzwiſchen verlor er ſein Ziel nie aus dem Auge. Nachdem er im Jahr 344 ſiegreich ſeine wilden illyriſchen Nachbarn bekämpft und ihnen wieder einen Landſtrich an der Grenze abgenommen hatte, vertrieb er plötzlich den bis dahin noch geduldeten Tyrannen von Pherä und vereinigte Theſſalien, dem er eine neue Eintheilung und Verwaltung gab, ohne weiteres mit ſeinem makedoniſchen Reiche. Vergebens warnte Demoſthenes, ein gleiches Schickſal wie Theſſalien werde ganz Griechenland treffen. Athen ließ alles geſchehen. Erſt als Philipp im Jahr 340 auch Byzanz angriff, begann Perſien zu fürchten, es könne dem kecken Makedonier einfallen, auch nach dem nahen Kleinaſien überzuſetzen. Eben ſo bangte den großen griechiſchen Handelsſtädten Rhodos, Chios ꝛc., der Makedonier werde ihnen, wenn er erſt Byzanz habe, den Helleſpont und Bosphorus verſperren,

die Hauptstraße ihres einträglichen Handels, sofern sie aus den kornreichen Ländern am schwarzen Meere Getreide holten und dafür den Barbaren südliche Industrieartikel verkauften. Also drängten persische und rhodische Boten die faulen Athener, jetzt endlich zu handeln. Philipp hatte sich nicht gescheut, athenische Getreideschiffe wegzunehmen. Da wurde der Demos in Athen endlich einmal ungeduldig und schickte eine Flotte unter Chares ab, um den Makedonier zu bekämpfen. Weil aber Chares unfähig war, durfte der tüchtigere Phokion ihn ersetzen. Dieser warf sich nach Byzanz und Philipp sah sich gezwungen, die langwierige Belagerung dieser Stadt aufzuheben, im Jahr 337.

Als ob ihn Griechenland gar nichts mehr anginge, führte nun Philipp sein Heer nordwärts, um seine barbarischen Nachbarn, welche wahrscheinlich Anschläge gegen ihn machten, zu schrecken und um sich in den Niederungen der Donau Pferde zu erbeuten, weil er nöthig fand, seine Reiterei ansehnlich zu verstärken. Er kam auch bis an die Donaumündungen und brachte eine große Menge schöner Pferde zusammen, auf dem Rückwege im Gebirge Hämus aber überfiel ihn das unbändige Volk der Triballer und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei, ja wenn ihn sein muthiger Sohn Alexander nicht gerettet hätte, würde er, nachdem er schon verwundet war, das Leben eingebüßt haben. Er verlor 20,000 Gefangene, die ganze große Roßheerde und alles Gepäck. Allein er wurde nicht verfolgt und hatte Zeit sich wieder zu erholen. Seine Agenten in Griechenland hatten eifrig gearbeitet und gaben ihm Gelegenheit, bald wieder als großer Schiedsrichter, Sieger und Eroberer aufzutreten.

Damit er gegen Griechenland vorschreiten könne, hatte Aeschines vor dem Amphiktyonengericht die Klage erhoben, die Lokrer von Amphissa hätten vor 300 Jahren einmal, gleich den Phokiern ein kleines Stückchen Land, welches dem Apollotempel gehörte, angebaut. Die schon ganz von makedonischem Einfluß beherrschten Amphiktyonen beschlossen nun zuerst die Zerstörung dieses Anbaus und als die Amphissäer die damit Beauftragten todtschlugen, die Achtserklärung

jener. Auf eine so plumpe Weise wagten es die makedonischen Verschwörer, den heiligen Krieg zu erneuern, um dem König Philipp Gelegenheit zu verschaffen, mit einem Heere in Griechenland einzufallen. Die längst bestochenen Amphiktyonen ernannten ihn zum Vollstrecker ihrer Beschlüsse. Er kam und setzte sich zunächst in Phokis fest, wo er eine beträchtliche Truppenmacht sammelte, in der deutlichen Absicht, diesmal jeden Widerstand zu brechen und ganz Griechenland zu erobern. In Athen schleuderte Demosthenes eine Philippika (Rede gegen Philipp) nach der andern von der Rednerbühne herab, aber umsonst. Die Perser hatten ihm Geld gespendet, und er hatte es genommen, um Stimmen gegen Philipp zu erkaufen, aber mit so kleinen Mitteln durften die Perser nicht hoffen, etwas auszurichten. In Athen war es jetzt schon zu spät. Die 10,000 Mann Soldtruppen, die Athen in der Eile zusammenbrachte, um Amphissa zu retten, wurden mit leichter Mühe vom König zurückgeschlagen und Amphissa fiel. Nur die außerordentlichen Anstrengungen, welche die Thebaner machten, ermuthigten auch die Athener, auszuhalten und neue Rüstungen zu betreiben. Aber Sparta that gar nichts, während viele Peloponnesier zu Philipp überliefen. Die Athener und Thebaner allein sollten nun mit geringer Macht Griechenlands Freiheit gegen die ungeheure Ueberwältigung schützen. Sie erlangten einige kleine Vortheile, aber nur in der ersten Hitze ihres gekränkten Rechtsgefühls. Die Athener hatten wieder den unvermeidlichen Chares zum Feldherrn bekommen, der sie elend führte. Die Thebaner hatten bessere Anführer, unter denen Theagenes der angesehenste war, aber sie sollen von Philipp heimlich gewonnen worden seyn. Als es daher bei Chäronea zu einer Hauptschlacht kam, erfocht Philipp, von seinem feurigen Sohn Alexander und von seinem Unterfeldherrn Antipater trefflich unterstützt, einen glänzenden Sieg. Hier bewährte nur die heilige Schaar der Thebaner ihre alte Treue. Alle 300 kämpften bis zum Tode und ihre Leichen lagen übereinander. Philipp selbst soll geweint haben, als er diese

ſchönen Männer liegen ſah. Die Schlacht wurde im Juli des Jahres 338 geliefert.

Philipp war von nun an ſeiner Sache ſo gewiß, daß er die gefangenen Athener freiließ, ſich bloß in Spottreden über dieſes erbärmliche Volk erging und ſich gar nicht die Mühe nahm, Athen zu beſetzen, ſondern ihm Frieden gewährte und ihm ſeine ungefährliche Freiheit ließ. Dagegen verhängte er ein ſchreckliches Strafgericht über Theben, weil ihm der Patriotismus dieſer Stadt allein gefährlich war. Theben mußte eine makedoniſche Beſatzung einnehmen, ihm die beſten Patrioten ausliefern, um ſie hinrichten zu laſſen, und eine neue Verfaſſung von ihm und Beamte, welche ſeine Creaturen waren, ſich aufdrängen laſſen.

Indem er immer noch die Miene annahm, als ſey er nicht etwa der Eroberer, ſondern nur der gerechte Schiedsrichter unter den Griechen, erließ Philipp Befehle auch in Bezug auf den Peloponnes und ſie wurden vollzogen, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ſelbſt über den Iſthmus zu gehen, oder nur Truppen dahin zu ſchicken. Seine Agenten hatten unter den alten Nachbarn und Gegnern Spartas ſchon alles vorbereitet. Er befahl, innerhalb welcher Grenzen ſich Sparta hinfort gegenüber von Argos, Meſſene und Arkadien zu halten habe, und Sparta hielt dieſe Grenzen wirklich ein und wagte nicht zu widerſprechen.

Im nächſten Frühjahr 337 ließ ſich Philipp auf dem Iſthmus von Korinth durch eine Verſammlung von Bevollmächtigten aller griechiſchen Staaten, von denen ſich Sparta allein ausſchloß, zum Feldherrn Griechenlands gegen die Perſer wählen und eine große Rüſtung machen, zunächſt um die Griechen in Kleinaſien zu befreien. Mochte er ſchon früher an einen Krieg gegen die Perſer gedacht haben, ſo konnte er denſelben doch nicht eher unternehmen, bis er Meiſter in Griechenland war, und auch jetzt noch hat er ſchwerlich an eine Eroberung des weiten perſiſchen Reichs gedacht, ſondern dieſelbe war nur eine Vorſpiegelung, um ſich der Hegemonie unter den Griechen dieſſeits und jenſeits des Meeres zu verſichern.

Er schickte den Attalus mit einem makedonischen Heerhaufen nach Kleinasien hinüber.

Aber er sollte sein Ziel nicht erreichen. Seine epirotische Gemahlin Olympias grollte ihm wegen seiner Ausschweifungen und ihr Sohn Alexander nahm sich ihrer an. Nun erfolgte zwar eine Aussöhnung in der Familie, welche durch die Vermählung des Königs Alexander von Epirus, der Olympias Bruder, mit Philipps Tochter Kleopatra besiegelt werden sollte. Bei der Hochzeit aber wurde Philipp durch Pausanias, einen seiner Leibwächter erstochen, im Jahr 335. Dieser überaus schöne Jüngling war als Edelknabe von dem brutalen Attalus entehrt worden und forderte vergebens von König Philipp Genugthuung und Bestrafung des Frevlers, der König vertraute vielmehr dem Attalus Kleinasien an und heirathete sogar dessen Nichte, da beschloß Pausanias sich selbst Rache zu verschaffen und stieß den König nieder. Der Verdacht, Olympias habe den Mord veranlaßt, scheint ungegründet, die Beschuldigung aber, der Perserkönig habe den Mörder gedungen, eine absichtliche Erfindung, um die Makedonier desto mehr gegen die Perser aufzureizen.

5.

Der junge Alexander.

Am Hofe zu Pella war es ziemlich naiv zugegangen. König Philipp scheint sein beliebtes divide et impera auch auf seine eigenen Familienglieder angewendet zu haben, die er durch gegenseitigen Haß neutralisirte. Seiner ersten Gemahlin Olympias und ihrem Sohne Alexander stand die jüngste Gemahlin Kleopatra mit ihrem Oheime Attalus entgegen. Bei der Hochzeit Kleopatras rief Attalus aus, erst sie werde den rechtmäßigen Nachfolger des Königs Philipp gebären. Da sprang der junge Alexander wüthend gegen ihn auf, Philipp aber beschützte den Attalus und zog sogar das Schwert gegen

den Sohn. Hierauf floh Alexander mit seiner Mutter in deren Heimath nach Epirus. Kleopatra bekam einen Sohn, dessen Ansprüche aber nicht gesichert waren, weil Philipp den Alexander ehrenvoll zurückrief und ihn an seinen Siegen und Erfolgen Theil nehmen ließ. Nach Philipps plötzlichem Tode war Alexander zur Stelle, Attalus aber abwesend in Kleinasien. Alexander also, der zum Siege von Chäronea viel beigetragen hatte und im Heere sehr beliebt war, ließ ohne Umstände die arme Kleopatra sammt ihrem Kinde, sowie alle Kinder Philipps von Kebsweibern umbringen, einen blödsinnigen Bruder, den Aridäos und zwei Schwestern, Kleopatra und Cynna ausgenommen. Attalus hielt sich für zu schwach und unterwarf sich, aber auch ihn ließ Alexander umbringen und nun konnte ihm niemand mehr die Nachfolge streitig machen.

Alexander war damals erst zwanzig Jahre alt, ein Jüngling von großer Schönheit und noch größerer Kraft des Körpers und Geistes, gleichsam ein Inbegriff aller der Vorzüge, welche die Nachwelt an den Hellenen bewundert. Er selbst nahm sich den Achilleus zum Vorbilde und es war nicht blos Eitelkeit, wenn er darauf Anspruch machte, die große Heroenzeit der Griechen zu verjüngen, denn seine Thaten überstrahlten weit den trojanischen Krieg. Aber er hatte noch ein anderes Vorbild im Alkibiades, dem er im jugendlichen Uebermuthe nur allzu ähnlich war, so daß sich an Alexander nicht nur die Vergangenheit mit ihrem Heldenruhm, sondern auch die Zukunft mit ihrer Corruption anknüpft. Im Kampfe und Zorne flammte sein Auge, ahmte er in der Raschheit des Ganges, wobei sein Haar flog, den Schritt des Achilleus nach, wenn er aber ruhete, gnädig urtheilte oder sich mit Freunden beim Gelage unterhielt, war er von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit und Milde. Durch den weisen Aristoteles in die griechische Bildung eingeweiht, hatte er zugleich das politische Talent seinen Vaters geerbt. Seine Vorzüge konnten dem Heere nicht verborgen bleiben. Man hatte ihn bemitleidet, als er den Vater fliehen mußte, man sah ihn mit Freuden zurückkehren und er wußte durch seine Jugend, durch sein Feuer

und durch seine Klugheit alle zu bezaubern. Da er bald nach seiner Thronbesteigung die erstaunenswürdigsten Thaten verrichtete und es seine eigene Politik war, sich mit Wundern zu umkleiden, um den Völkern noch mehr zu imponiren, wurde er schon zu seinen Lebzeiten eine mythische Person. Die Sage dichtete ihm einen göttlichen Ursprung an. Nicht König Philipp, sondern der Donnerer Zeus sollte sein Vater seyn und die satyrischen Griechen machten aus dem ihnen verhaßten Philipp einen lächerlichen Hahnrei, welcher durch eine Thürritze zugesehen habe, wie Zeus bei seiner Frau war und wofür ihm zur Strafe ein Auge erblindet sey. In der Nacht, in welcher Alexander geboren wurde, brannte der berühmte Tempel zu Ephesus ab. Daher sagten die Schmeichler, die Göttin Artemis, welcher jener Tempel gehörte, habe denselben nicht hüten können, weil sie abwesend gewesen sey, um bei der Geburt Alexanders als Hebamme zu dienen. Olympias gab diesen Fabeln Nahrung aus Haß gegen ihren treulosen Gemahl und um den Ruhm ihres geliebten Sohnes zu vermehren. Sie soll von Jugend auf eine Schwärmerin und in die orphischen und dionysischen Mysterien eingeweiht gewesen seyn. Man sah sie oft als Bachantin, eine Schlange in der einen, den Thyrsos in der andern Hand, umherrasen. Von dem jungen Alexander fabelte man, die göttliche Abkunft habe sich bei ihm durch einen außerordentlichen Wohlgeruch, der selbst durch die Kleider drang, verrathen. Als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, soll er das unbändige Roß Bucephalos gezähmt haben. Dieses durch einen breiten ochsenartigen Kopf ausgezeichnet, soll keinen Reiter geduldet haben, bis Alexander es zu bändigen versprach, indem er bemerkt hatte, das Thier scheue nur vor seinem eigenen Schatten, es daher aus der Sonne führte und nun ohne Mühe bestieg. Auch sagt man dem Alexander nach, er habe geklagt, sein Vater Philipp thue und erobere so viel und werde ihm vielleicht nichts übrig lassen. So die Fabeln, die insbesondere Plutarch aufbewahrt hat.

Der junge König, dem das makedonische Heer blind ergeben

war, durfte, wie gegen die ihm läſtigen Mitglieder ſeiner eigenen Familie, ſo auch gegen die unterworfenen Völker, welche das Joch Philipps nach deſſen Tode abzuſchütteln trachteten, alles wagen. Die Athener, welche über ihrer Bildung den praktiſchen Verſtand verloren hatten, freuten ſich damals wie die Kinder über Philipps Tod und der nichtswürdige Demos ertheilte dem Mörder Pauſanias goldene Ehrenkränze. Auch Demoſthenes war verblendet genug, von ſeinen Landsleuten noch irgend eine Energie, eine einheitliche und verſtändige Handlungsweiſe zu erwarten, und entwickelte eine wirklich erſtaunliche Thätigkeit, um eine Erhebung aller griechiſchen Staaten unter dem Schutze Perſiens und mittelſt von dort her empfangener Gelder durchzuſetzen. Es gab auch eine große Bewegung, aber ſie führte zu nichts, denn Alexander handelte viel raſcher, als ſeine nur lärmenden und debattirenden Gegner. Da ſich zunächſt Theben und Theſſalien empört hatten, überfiel er die Theſſalier mittelſt ſeines kühnen Marſches über den Berg Oſſa, ſchlug und verſöhnte ſie durch ſeine Milde. Er gewährte ihnen ſogar, um ihre ausgezeichnete Reiterei für ſeinen Dienſt zu gewinnen, große Vorrechte. Hierauf fiel er über Theben her, wo alles, tödtlich erſchrocken, jeden Gedanken an Widerſtand aufgab. Eben ſo zitterte nun alles in Athen und Demoſthenes ſelbſt mußte den gänzlich Verzagten wenigſtens noch den Rath geben, dem jungen König eine Geſandtſchaft entgegenzuſchicken, um ihn um Gnade für die Stadt anzuflehen. Alexander verſicherte ſie lächelnd ſeiner Huld und eilte nach Korinth, um die Peloponneſier noch rechtzeitig an jedem Verſuche eines Aufſtandes zu hindern. Sobald er aber mit ſeinen tapfern Truppen den Iſthmus überſchritten hatte, unterwarf ſich ihm alles und wurde er von den verſammelten Abgeordneten der Griechen wieder wie ſein Vater zum Feldherrn gegen die Perſer ernannt, im J. 336. Nur Sparta verweigerte ſich ihm, blieb aber iſolirt.

Zufrieden mit ſeinem erſten Erfolge im Süden, eilte Alexander nach dem Norden Makedoniens zurück, um der drohenden Vereinigung der Illyrier mit den Triballern und andern thrakiſchen Völkern

am Hämusgebirge zuvorzukommen, denn nach Philipps Tode wollten auch diese kleinen Völkerschaften Rache an Makedonien nehmen. Aber sie waren zu uneins und langsam, so daß Alexander Zeit gewann, sie einzeln mit überlegener Macht zu überfallen und zu schlagen, zuerst im Frühjahre 335 die Thraker im Hämus. Von diesen wird erzählt, sie seyen mit ihren Streitwagen wüthend dahergefahren, die Makedonier aber hätten auf Alexanders Befehl ihre Phalanx so gebildet, daß die Wagen an ihren schief auf den Boden gestellten großen Schilden hätten hinauf- und über ihren mit Schilden bedeckten Köpfen hinüberfahren müssen, ohne in die geschlossene Phalanx eindringen zu können. Die Thraker wurden besiegt, ihrer Weiber, Kinder und all ihrer Habe beraubt, denn Alexander wollte Schrecken verbreiten, um die wilden Nachbarn von neuen Angriffen abzuhalten. Darauf züchtigte er in gleicher Weise die tapfern Triballer und drang jenseit des Hämus bis an die Ufer der dort breitwogenden Donau vor. Gegenüber lag das Land der Geten, die es nicht für möglich hielten, daß er über das große Wasser kommen werde. Alexander aber ließ, da die wenigen Schiffe und Kähne, die er fand, nicht ausreichten, Baumstämme fällen und die Felle, aus denen seine Zelte bestanden, mit Heu stopfen und auf diesen die ganze Armee rasch über die Donau setzen, zerstörte die nächste getische Stadt und verbreitete einen ungeheuern Schrecken, kehrte aber sogleich wieder um. Seine Keckheit imponirte den Barbaren. Alle kamen, ihm zu huldigen. Allein in seinem Rücken hatte sich das Gerücht verbreitet, er sey geschlagen, und so wagte es Klitus, Fürst der Illyrier, und Glaukias, Fürst der Taulantiner, in Makedonien einzufallen. Da zog Alexander schnell über den Hämus zurück, schlug auch sie und benahm sich so klug gegen die Besiegten, daß ihm viele tapfere Barbaren zuzogen, um für Sold und gute Beute seine ferneren Kriege mitzumachen.

Auch die Griechen hatten sich von dem Gerüchte, Alexander sey gefallen, bethören lassen und Theben erhob sich, während Demosthenes in Athen aufs neue die Goldstücke des Perserkönigs vertheilte und gegen

den Makedonier donnerte. Aber der junge König kam in Eilmärschen herbei, überwältigte Theben, welches sich tapfer wehrte, nach einem schrecklichen Blutbade; ließ die Stadt bis auf den Grund zerstören und alle noch übrigen Einwohner, 30,000 Männer, Weiber und Kinder als Sklaven fortführen. Nur das Haus des großen Dichters Pindar befahl er zu schonen, das allein blieb stehen. Athen wagte keinen Widerstand und bat wieder um Gnade. Alexander forderte die Auslieferung des Demosthenes und einiger andern, stand aber wieder davon ab und schonte die furchtsamen. Die Arkadier hatten auch gegen ihn zu Felde ziehen wollen, wichen aber jetzt erschrocken zurück. Alexander kam wieder nach Korinth, um den Peloponnes im Gehorsam zu befestigen. Er hörte von dem berühmten Philosophen Diogenes, der sich gerade dort aufhielt und wollte ihn sehen, Diogenes aber ließ ihm sagen: ich will dich nicht sehen, willst du mich sehen, kannst du zu mir kommen. Diogenes war, wie schon früher Timon, der Ausdruck des Ekels, den die Nichtswürdigkeit der damaligen Griechen einflößte. Er wollte nichts mehr von der schlechten Welt, entsagte, um sie nicht mehr zu brauchen, allen Bedürfnissen und wohnte nackt in einer Tonne. Alexander bemühte sich wirklich zu ihm und frug ihn, ob er nichts wünsche? Nichts, antwortete der Philosoph, als daß du mir aus der Sonne trittst. Da sagte der König: wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes seyn. — Auch das Orakel von Delphi wollte Alexander nicht übergehen. Es war natürlicherweise schon für ihn in Beschlag genommen und orakelte ihm einfach zu: „Jüngling, du bist unüberwindlich."

Alexander ordnete die Angelegenheiten Griechenlands, ließ die einzelnen Staaten bestehen, damit gegenseitige Eifersucht sie im Schach halte, und behielt sich nur die Oberleitung ihres Staatenbundes vor.

Nachdem er nun Griechenland im Süden und die Barbaren im Norden bezähmt hatte, hielt er sich für hinreichend im Rücken gedeckt, um den Zug gegen Persien beginnen zu können, von

dem schon so lange die Rede war. Sein Vater Philipp hatte den persischen Krieg immer nur vorgespiegelt und höchstens die Befreiung der griechischen Städte in Kleinasien bezweckt. Er hat schwerlich je im Ernst daran gedacht, das unermeßlich ausgedehnte Perserreich zu erobern, weil er viel zu klug war, um nicht einzusehen, daß er es nicht würde behaupten können. Der junge Alexander aber machte den Traum zur Wahrheit. Wie hätte seinen kühnen Unternehmungsgeist die Eroberung des großen Weltreichs nicht reizen sollen! Seine Phantasie schwelgte in den Erinnerungen der Heroenzeit und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er in seiner jugendlichen Genialität zuweilen etwas von einem Gotte in sich spürte und hoch über alle andern Menschen hinwegsah, wenn auch andrerseits aus den uns von ihm überlieferten Aeußerungen hervorzugehen scheint, daß er als ein echter Schüler des Aristoteles alles mit klarem Verstande und daher auch seine eigene Göttlichkeit doch nur mit einer gewissen Ironie ansah. Daß beide Stimmungen, die der ausschweifendsten Romantik und die der feinsten Selbstironisirung in ihm wechseln konnten, wie Trunkenheit und Nüchternheit der Seele, ist um so begreiflicher, als er auch körperlich zwischen Schwelgerei und Nüchternheit starken Wechsel liebte.

Man hatte wohl Vorzeichen, daß die persische Monarchie gerade wegen ihrer allzu großen Ausdehnung unter einer gänzlich erschlafften Verwaltung, bei tiefer Entsittlichung und Verweichlichung des Volkes und bei der Neigung der Grenzprovinzen zum Abfalle, nicht eben schwer zu erschüttern und selbst zu zertrümmern seyn würde. Allein für den König von Makedonien schien es doch räthlich, nur die den Persern unterworfenen Griechenstädte und Inseln zu befreien und die hellenische Welt in sich abzurunden. Wenn er dagegen das ganze Perserreich erobern wollte, so stand zu befürchten, seine Streitkräfte würden sich allzusehr zerstreuen und er würde das Gewonnene nicht nur nicht behaupten können, sondern auch die Makedonier und Griechen durch Vermischung mit den Asiaten ihres nationalen Nervs berauben. Aber Alexander dachte nur an sich, es drängte ihn un-

widerſtehlich zu großen Thaten, zu unſterblichem Ruhme. Das Loos der Völker war ihm gleichgültig, wie dem Donnerer Zeus das Gewoge und die wechſelnde Geſtalt der Wolken, in denen er daherfährt.

Nachdem er in Makedonien den bewährten Antipater mit einer anſehnlichen Armee und ſeiner Mutter Olympias zurückgelaſſen hatte, ging er aus Europa nach Aſien hinüber.

Zehntes Buch.

Die Religion der alten Griechen.

1.

Allgemeine Ansicht.

Im religiösen Glauben der alten Griechen mischen sich dieselben verschiedenen Elemente, wie in ihrer Nationalität. Indessen scheint ein edleres und geistigeres Element, welches Pelasger und Hellenen aus den Gebirgen Thessaliens, also aus dem Norden mitbrachten, das ursprüngliche, das weichere, sinnlichere und üppigere Element dagegen, welches aus Kleinasien und Phönikien kam, erst das spätere gewesen zu seyn.

Entscheidend ist, daß die Griechen den Berg Olymp in Thessalien zur Heimath ihrer Götter machten und daß in der Versammlung dieser Götter Zeus, der Donnerer, als der höchste galt. Das ist eine ganz nordische Vorstellung, die auch den Römern, Kelten, Germanen und Slaven gemein war, die Vorstellung eines auf den Bergen über den übrigen Göttern thronenden Donnergottes. Merkwürdigerweise war das auch die älteste Auffassung der indischen Arier. Der Donnergott Indra auf dem Berge Meru ist ganz derselbe wie Zeus auf dem Olymp, der römische Jupiter, der

nordiſche Thor, der ſlaviſche Perun. Obgleich nun ſicher auf den griechiſchen Zeus vieles vom Baal der Kleinaſiaten und vom Amun der Aegypter übergegangen iſt, ſo blieb er doch immer zunächſt der Donnerer, alſo ein den Ariern des Nordens und nicht den Semiten des Südens zugehöriges Weſen.

Einen eben ſo nordiſchen Charakter haben urſprünglich Apollo, Athene, Artemis, Ares, Here, Hermes, obgleich auch auf ſie nach und nach ſüdliche Vorſtellungsweiſen übertragen worden ſind. Helios, Dionyſos (Bachus), Zagreus, Adonis, Kybele, Demeter, Rhea, Kore, Aphrodite dagegen verrathen überall ihren Urſprung aus Kleinaſien, Phönikien und Aegypten.

Faßt man den Gegenſatz tiefer auf, ſo geben ſich die älteren und edleren Geſtalten der griechiſchen Götterwelt als Perſonificationen gewiſſer charakteriſtiſcher Seiten des Volkslebens und Volksgeiſtes zu erkennen, während die übrigen nur Perſonificationen von Naturgewalten ſind. In Zeus wird z. B. mehr das volksthümliche Königthum, als der Naturgott, in Athene mehr das ewig Jungfräuliche und den Barbaren Unnahbare des eigenſten helleniſchen Weſens, als irgend eine blos der Natur angehörige Lichtgöttin, im Ares die kriegeriſche, in Artemis die Jagdluſt eines tapfern Gebirgsvolkes, im Hermes die Rührigkeit des Volkes im Verkehre, im Apollo mehr die Geſangluſt und die Begeiſterung von Prieſtern und Sehern, als die Sonne, in Here mehr die Hausfrau als die Luft gedacht und vorausgeſetzt. Die Götterwelt ſpiegelt hier das Volk ſelber ab und hinter dieſen volksthümlichen Geſtalten treten die Vorſtellungen von Naturgöttern weit zurück. Als Götter des allgemeinen Naturlebens aber machen ſich die mütterliche Urnacht, die Erdfeuchte, die Liebesgöttin, die Zeugungsgötter genau in derſelben Weiſe geltend, wie ſchon im alten Babylon, und zwar unter der Vorausſetzung eines mannweiblichen Urgegenſatzes. Alle Götter zeugen oder empfangen, die Weltordnung vollzieht ſich gewiſſermaßen in einer ewigen Hochzeit.

Indem nun zweierlei, einander ſo ſehr entgegengeſetzte Götter-

culte dennoch in Griechenland zusammenfloßen, nahm die grobsinnliche und orgiastische Götterwelt Kleinasiens und Phönikiens oder Babylons auf dem griechischen Boden eine gewisse, wenn auch nur ästhetische Veredlung an, die geistigere und ritterlichere Religion aber, welche die Pelasger und Hellenen aus ihren Gebirgen im Norden mitbrachten, wurde auch wieder in jenes Wollustmeer der südlichen Vorstellungsweisen untergetaucht. Zur Vermittlung diente hier wie dort der s. g. Anthropomorphismus oder die Vermenschlichung alles Göttlichen. Was im alten Babel nur eine rohe thierische Seite darbot, wurde in Hellas zum Menschlichen erhoben, was aber in Dodona und dem Olymp noch übermenschlich und heilig gewesen, wurde seinerseits nun ins Menschliche hinabgezogen und der geistreiche Leichtsinn der Dichter und Künstler wetteiferte, die erhabensten Götterwesen von einer menschlich schwachen, ja sündhaften und lächerlichen Seite zu zeigen.

In dem Maaße, in welchem diese Gemeinmachung der Götter vor sich ging, entstand wieder das Bedürfniß, den reinen Begriff göttlicher Urwesen und Urkräfte, die in Raum und Zeit walten und über die Geschicke der Menschen gesetzt sind, durch Abstractionen zu gewinnen und durch eine allegorische Darstellung zu versinnlichen. Auf solche Weise reihte sich den alten Volks- und Naturgottheiten nach und nach eine unbegrenzte Menge von Gottheiten des Schicksals, der Vergeltung, des Rechts, der Tugenden und Laster, des Glücks und Unglücks in abstracto und von Genien aller Art an, in denen man oft nur Momente personificirte.

Sofern die Götter ins Menschliche hinabgezogen wurden, lag es nahe, auch das Menschliche zur Gottheit emporzuheben. Daher die allen älteren Völkern unbekannte, erst bei den Griechen hervortretende Apotheose oder Vergötterung sterblicher Menschen. Es gehörte nicht viel Kühnheit dazu, Menschen in die Reihe von Göttern zu setzen, sobald die Götter selbst durch ihre Menschlichkeiten sich erniedrigt hatten. Nicht selten erscheint der Heros, der zum Gott erhobene Mensch, edler als der alte Gott, etwa wie ein Empor-

kömmling mehr Verdienste haben muß, als ein von Geburt Privilegirter. In diesem Sinne erweckt z. B. Herakles mehr Achtung als Hermes oder Zeus selbst. Das Hauptmotiv der Apotheose war aber der griechische Stolz. Das Volk hatte schon ursprünglich in seinen Göttern nur sich selbst abgespiegelt, es hegte von Anfang an für sich selbst eine ungeheure Vorliebe, verachtete alle andern Völker schlechthin als Barbaren und stellte sich daher auch folgerecht so viel möglich den Göttern selber gleich. Wenn nun wirklich großes Verdienst um die Mitmenschen, Heldenkraft, wunderbare Schönheit des Leibes und der Seele und hohe Genialität eine Berechtigung in sich trugen, nach griechischen Begriffen für göttlich zu gelten und es an und für sich ein schöner Gedanke war, menschlicher Tugend eine so erhabene Perspektive zu eröffnen, so zerstört doch hinwiederum die Illusion, der sündige Mensch könne aus eigener Kraft sich zu den Göttern erheben, jede Möglichkeit eines richtigen Verständnisses dessen, was Mensch und was Gott sey? und die Gefahr entstand, daß sich irdische Machthaber das Recht, vergöttert zu werden, anmaßen oder daß der eitle Demos die Vergötterung seinen Verführern zuerkennen würde, wie es später wirklich geschah.

Ferner ist für die griechische Götterwelt charakteristisch, daß sie sich mit größter Leichtigkeit fremde Götter aneignete. Wo Vielgötterei herrschte und die Voraussetzung galt, daß gewisse Völker oder Länder, Bezirke oder Stände besondere Schutzgottheiten haben, war kein Grund vorhanden, warum der ägyptische Gott nicht neben dem griechischen Platz finden oder nach dem Grade ihrer Begriffsverwandtschaft mit ihm zusammenschmelzen sollte. Wenn man an den Seeplätzen fremde Kaufleute gerne sah, mußte man ihnen auch ihre eigenen Heiligthümer, Raum für Gottesdienst und Tempel gewähren. Andererseits knüpften sich nicht selten an die Ausbreitung der Culte auch politische Ansprüche. Für die Griechen indeß wäre das Aneignen fremder Götter und ihrer Mythen auch schon aus dem Grunde eine Lieblingssache geworden, weil sie ein überaus poetisches Volk waren, welches sich wie in der mannigfaltigsten Aus-

bildung mythischer Grundideen und einzelner Götterkreise, so insbesondere im genialen Combiniren derselben gefiel und deßfalls immer neuen Stoff zum Verarbeiten brauchte. Nicht nur die Dichter, sondern auch die Künstler, welche mit einander wetteifernd, wenn sie immer wieder dasselbe darstellen mußten, es wenigstens auf eine neue Weise thun wollten.

Man hat es oft dem Homer und seiner poetischen Schule zum Vorwurf gemacht, er habe die griechischen Götter zuerst herabgewürdigt, sofern er sie gar zu menschlich aufgefaßt habe. Unter den alten Griechen selbst haben ernste Philosophen diese Klage gegen den Dichter erhoben. Allein mit Unrecht. Nicht einzelne Dichter sind Schuld gewesen, in ihnen selbst wirkte nur der allgemeine Geist und Trieb der Nation.

Die ästhetische Behandlung der Götterwelt lag in dem Gesammtzuge zur Schönheit hin, der die Griechen vor allen Völkern auszeichnete. Je mehr sie diesen Sinn für das Schöne auf Kosten der Moral ausbildeten, um so nothwendiger mußten sie in tiefes Verderben fallen und um so tragischer mußte ihr Untergang seyn. Wo sich so viel Schönes findet, wie bei ihnen, darf man auch wohl von Unwillen ergriffen werden, daß sie zugleich so viel Schlechtes an sich nahmen, wodurch jenes Schöne wieder verloren gehen mußte. Bei alledem aber kann man ihnen nicht zürnen, ohne das Liebenswürdige in ihrem traumhaften Dahinganze über die Weltbühne anzuerkennen. Die Schönheit rührt um so tiefer, je mehr wir sie im Banne einer dämonischen Macht finden. Die Schönheit allein ist es, die aus der griechischen Götterwelt, wie sie uns durch Dichter und Künstler überliefert wurde, heute noch mächtig zu unserer Seele spricht und den eigentlichen Werth dieser Götterwelt ausmacht, denn nicht was sie bedeuten, diese Götter, sondern wie sie von den Griechen schön aufgefaßt wurden, ist die Hauptsache. Die Bedeutung der griechischen Götter schrumpft sehr oft auf gemeine, überall auch in den Göttersystemen der Barbaren vorkommende Begriffe zusammen oder ist undeutlich, vieldeutig. Nur die Schönheit der Götterbilder, nur

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21463 / 082

der poetiſche Reiz des Mythus zwingt noch die Nachwelt zur Bewunderung der Olympier.

Da die geſammte Bildung der Griechen, wie ſie in den Werken ihrer Künſtler, wie ihrer Dichter, Philoſophen, Geſchichtſchreiber uns überliefert worden iſt, einen überwiegenden Einfluß auf die neuere Zeit ausübt und zur Grundlage des Unterrichts gemacht worden iſt, müſſen wir ihr eine beſondere und umfaſſende Aufmerkſamkeit widmen. Das verlangt auch die Gerechtigkeit der weltgeſchichtlichen Betrachtung, denn wenn wir nur die politiſche Geſchichte, wie bisheran geſchehen iſt, verfolgen, ſo ſtellen ſich uns die Griechen in einem ziemlich häßlichen und verächtlichen Bilde dar. Ihre edleren Seiten treten mehr in den Werken ihres Geiſtes hervor, die wir daher genauer zu betrachten haben.

2.

Gottesdienſt und Prieſterthum.

Der älteſte Gottesdienſt der Griechen hatte einen beſtimmt nordiſchen Charakter. Man verehrte die Götter auf den Bergen, in heiligen Hainen, man horchte auf der Eiche von Dodona geheimnißvolles Rauſchen und deutete es als Orakelſtimme. Ganz ſo wurden die Götter im europäiſchen Norden auf Bergen und in heiligen Hainen angebetet. Tempelbau und Götzenbilder ſcheinen erſt aus Kleinaſien und Phönikien zu den Griechen übergegangen zu ſeyn.

Die kriegeriſchen und vielfach getheilten Stämme der Pelasger und Hellenen kannten keine Prieſterkaſte. Gebete und Opfer wurden vom Könige, vom Stammhäuptling oder vom Hausvater verrichtet. Nur an beſonders heilige Stätten knüpfte ſich zu deren Dienſt ein ſtehendes Prieſterthum, anfangs gewiß von geringer Ausdehnung. In Delphi wird die Pythia allein als Prieſterin genannt, während ſpäter in den griechiſchen Städten um die Tempel der Aphrodite

nicht nur in Kleinasien und Kypern, sondern auch in Griechenland selbst, insbesondere in Korinth, hunderte, ja tausende von Hierodulen sich vereinigen. Man erkennt daraus, wie der üppige Cultus der Mylitta allmählig in Griechenland Boden gewann.

Am geehrtesten waren die ältesten Orakelstätten, Orte, welche schon durch ihre natürliche Beschaffenheit ein heiliges Grauen einflößten und wohin die Menschen kamen, um sich in der Nähe des Gottes zu wissen, Bitten an denselben zu richten oder ihn um Rath zu fragen. So der heilige Eichenbaum in Dodona, die geheimnißvolle Bergschlucht in Delphi, der Gipfel des Olymp, der Helikon und Parnassus, heilige Quellen ꝛc. Erst später wurden solche durch die Natur selbst geweihte Orte noch mit Tempeln überbaut.

Den höchsten Rang unter den Priestern nahm aus demselben Grunde der Hierophant, der die heiligen Geheimnisse offenbarte, ein, in Delphi die Pythia, anderwärts wohl Seher und Sänger, als deren Vorbild Orpheus erscheint. Dann folgte der Opferpriester, der aus den Eingeweiden des geschlachteten Opferthieres weissagte. Es gab indeß auch heilige Orte, wo man ohne Vermittlung eines Priesters unmittelbar von der Gottheit begeistert oder von einer Krankheit geheilt wurde. So die berühmte Höhle des Trophonios, in welcher man weissagende Träume empfing.

Opfer gab es bei den Griechen fast von jeder Art, von den einfachsten Spenden in Blumen und Früchten bis zu den blutigsten Thier- und Menschenschlächtereien. Diese große Vielseitigkeit der Opferungen war durch die der Gottheiten selbst bedingt. Im Allgemeinen ist den Griechen ein humaner Sinn nicht abzusprechen, daher sie die grausamen Opfer barbarischer Völker verabscheuten und abschafften, wo sie es vermochten. Allein wenn sich das Gewissen bei ihnen wegen schwererer Schuld regte oder abergläubische Furcht zumal in Nothzeiten über sie kam oder sie durch große Opfer auch großen Vortheil von der Huld der Götter erkaufen zu können vermeinten, da schonten sie selbst des Blutes nicht. Daher schon in ihren Heroensagen die Opfer der Andromeda, Iphigenia, Polyxena ꝛc.

und noch vor der Schlacht bei Salamis das Schlachten dreier perſiſcher Gefangenen. Am häufigſten kamen die Thieropfer vor. Faſt jeder Gottheit wurde ein anderes Thier zum Opfer gebracht, entſprechend ihrem Charakter, der Demeter als der Göttin der Fruchtbarkeit trächtige Kühe und Schweine, der Aphrodite Haſen, dem Hermes als Hirtengott ein Widder, dem Apollo zur Sühne die mißtönigen Eſel, der Jagdgöttin Artemis Rehe, der Athene weiße Stiere, der Here weiße Kühe, dem Zeus Stiere und Ziegen, dem Poſeidon Stiere, Eber, Widder ꝛc. Bei großen Feierlichkeiten wurden Hekatomben (hundert Thiere auf einmal) geopfert.

Der Tempelbau hatte bei den Griechen urſprünglich einen ausgeſprochen nordiſchen Charakter, indem er einfacher Holzbau war. Die älteſten doriſchen Tempel waren wirklich noch von Holz, im Viereck gebaut und mit einem Giebeldache, wie ſeit uralter Zeit bis jetzt alle Holzhäuſer im europäiſchen Norden gebaut wurden. Als man in Stein zu bauen anfing, behielt man doch die bisherige Form bei. Man hat geſagt, die griechiſche Kunſt habe ſich zum erſtenmal gleichſam frei erhoben und von der Erdmaſſe losgeriſſen, in welcher die ägyptiſche und aſiatiſche noch gleichſam feſtgebannt geweſen ſey, und im Vorherrſchen der ſchlanken, gleichſam menſchenähnlichen Säulen in den griechiſchen Bauten habe ſich die Tendenz zur Freiheit und Individualiſirung ausgeſprochen. Indeß erklärt ſich der leichte Bau über der Erde und die Säule viel einfacher aus dem Umſtande, daß die älteſten Griechen ihre Häuſer und Tempel eben nur aus behauenen Baumſtämmen errichteten. Die verſchiedenen Bauſtyle der Griechen laſſen ſich auf zwei zurückführen, den älteren echt griechiſchen und den jüngeren, mehr kleinaſiatiſchen. Den erſteren hat man den doriſchen genannt, obgleich die Jonier ihn ebenfalls hatten, den zweiten den joniſchen, weil er hauptſächlich in den joniſchen Colonien ausgebildet wurde. Der dritte ſ. g. korinthiſche Styl war nur eine noch mehr ins Zierliche und Prächtige ausſchweifende Anwendung des zweiten unter dem Einfluſſe der vielen Reichen und Fremden in Korinth.

Die dorischen Tempel waren von mäßiger Größe, aber fest und von edler Einfachheit, die Säulen noch einigermaßen kurz und dick, doch nicht in dem Mißverhältniß, wie in Aegypten und Indien, sondern immerhin schlank und ungefähr nach dem Verhältnisse eines wohlgewachsenen Menschen. An demselben Tempel war jede Säule der andern gleich, und die schöne symmetrische Reihe, welche sie bildeten, hielt immer ein bewundernswürdig richtiges Verhältniß der Länge zur Höhe ein, wie auch die lange und schmale Seite des länglichen Tempelvierecks zu einander und zur Höhe. In dieser Verhältnißmäßigkeit von Länge, Breite und Höhe lag der ganze Zauber architektonischer Schönheit, der die weitere Ausschmückung untergeordnet wurde. Die Säulen standen frei und umschloßen von allen Seiten den eigentlichen Tempel mit seinen Vorhallen vorn und seinem Allerheiligsten hinten.

Die ionischen Tempel blieben durchaus bei dieser Anordnung, nur daß sie höhere und schlankere Säulen und reichere Verzierungen der Säulenkapitäle, der Friese, Giebelfelder ꝛc. annahmen und den viereckigen Tempeln auch runde mit einem schlanken Säulenkreise zugesellten. Der korinthischen Säule wurde als Kapitäl ein reicher Korb mit prächtiger Ornamentik aufgesetzt.

Die dorischen Tempel sind überall, auch auf ionischem Gebiete die älteren, die ionischen dagegen auch auf dorischem Gebiete die jüngeren und die korinthischen folgen zuletzt. Der dorische Charakter herrscht am meisten vor in Peloponnes und im italischen Großgriechenland, der ionische in Attika und Kleinasien. Die größten und bedeutendsten Bauten in Athen, der Tempel des Theseus, das Parthenon und die Propyläen, waren noch dorisch gebaut.

Ueber die zahlreichen Tempel und Königsbauten der Griechen, von denen theils noch Ruinen, theils noch ausführliche Beschreibungen erhalten sind, muß man die dahin einschlagenden Kunstschriften und Kupferwerke einsehen. Hier sey nur der s. g. Wunder der alten Welt erwähnt, des großen berühmten Tempels der Artemis in Ephesus, den der verrückte Herostratos in Brand steckte (im J. 356

v. Chr.), um dadurch seinen Namen unsterblich zu machen, und das Mausoleum oder Grabmal des Königs Mausolos von Karien in Halikarnassos, im J. 351 von dessen Wittwe, der treuen Königin Artemisia (nicht zu verwechseln mit der älteren Freundin des Xerres) erbaut, die bald darauf aus Gram starb.

Götterbilder hatten die alten Griechen in der Urzeit so wenig, wie die Kelten und Deutschen, sondern sie ehrten nur die Nähe der Gottheit auf Bergen, in heiligen Wäldern, an einsamen Quellen ꝛc. Der eigenthümliche Kunsttrieb, der den Griechen inwohnte, bildete sich erst später aus, als sie von ihren Bergen herabsteigend mit den schon gebildeten Kleinasiaten und Phönikern in Berührung kamen. So finden wir in den alten dorischen Holztempeln schon roh aus Holz geschnitzte Götzen, während die kegelartigen Steine, die als Götzenbilder galten, wahrscheinlich nur von den Phönikern entlehnt waren, wie sich das von dem Steine der Aphrodite in Paphos auf der Insel Kypern nachweisen läßt. Solche heilige Steine, vielleicht ursprünglich Meteorsteine, kommen immer nur bei den semitischen Phönikern, Juden und Arabern vor. Aus den rohen Steinen aber entwickelt sich durch griechische Kunst zuerst die Herme (das Brustbild) und nach und nach die freie Göttergestalt, anfangs noch ägyptisch steif und bekleidet, allmählig immer lebendiger und nackter aufgefaßt. Dabei gibt sich ein höchst merkwürdiger Unterschied zwischen bildenden Künstlern und Dichtern zu erkennen. Während nämlich die Dichter zu wetteifern scheinen, um die erhabene Gottheit durch schmutzige Mythen ins Gemeine hinunterzuziehen, befleißigen sich dagegen die Künstler und insbesondere die Bildhauer, in den göttlichen Gestalten und Angesichtern, welche sie unter ihrem Meißel hervorbringen, den höchsten Adel der Seele auszudrücken.

Es ist wahr, daß die allzu ausgesprochene Vermenschlichung der Götter und namentlich ihre nackte Darstellung auf allen Wegen und Stegen der Ehrfurcht und heiligen Scheu Eintrag that, die der Mensch vor den Göttern hegen soll; allein es ist nicht minder wahr, daß die griechischen Künstler in die menschliche Gestalt und Miene

etwas Göttliches zu legen wußten, dessen erhabene Schönheit uns noch heute tief ergreift.

Die Tempel der Griechen waren Asyle, in denen sich Verfolgte sicher befanden. Sie dienten zuweilen auch zu Wohnungen vornehmer Gäste und waren überhaupt sehr zugänglich. An sie knüpften sich nicht nur alle öffentlichen Feierlichkeiten, sondern auch die öffentlichen Spiele an, indem man das ganze politische Leben unter die Obhut der Schutzgottheiten des Volkes stellte. Die Tempel wurden nach und nach Museen, sofern sich durch Weihgeschenke die Götterbilder und die Bilder von Heroen, Siegern, Stiftern und berühmten Verstorbenen in denselben vervielfältigten. Statuen von Sterblichen nahmen Platz neben denen der Unsterblichen. Das alles erzeugte eine Vertraulichkeit des Volkes mit seinen Göttern, welche der ältesten Gottesfurcht in den heiligen Hainen und vor den geheimnißvollen Orakeln keineswegs mehr entsprach, und in Verbindung mit den unsaubern Mythen, welche die Dichter von den Göttern erzählten, dem religiösen Ernste Eintrag that, anderseits aber auch wieder dem Nationalstolze Schwung gab und die wetteifernden Kräfte anspornte. Es war ein schöner Gedanke, daß man den Göttern des Landes diente, indem man die ganze Schönheit und Kraft des Volkes in ritterlichen Kampfspielen entfaltete und den Göttern dadurch gleichsam das Versprechen ablegte, man wolle die von ihnen empfangenen Güter treu bewahren.

Ohne Zweifel uralt und nordisch waren die Waffentänze der Griechen zu Ehren ihrer Götter, ähnlich den Schwertertänzen der alten Deutschen. Der nordische Charakter des Volkes hielt noch lange mit außerordentlicher Zähigkeit gegen die von Kleinasien herüberkommende Verweichlichung aus, denn Gymnastik, Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen war den freien Griechen, und zwar nicht blos in Sparta, zur Gewohnheit geworden. Deshalb war der Grieche auch als Krieger allen andern Nationen überlegen und griechische Söldner wurden gesucht, wie später die tapfern Schweizer. Ohne diese gymnastische Durcharbeitung der Körper hätte sich auch

im griechiſchen Volke die Blüthe der Schönheit im Leben wie in der Kunſt nicht bis zu jener ſpäter niemals wieder erreichten Idealität entfalten können, welche die Nachwelt heute noch mit Recht bewundert.

An dem Feſte der Athene als der Schutzgöttin der Stadt gab es gymnaſtiſche Spiele, Waffentänze, Fackellauf und Wettkämpfe zu Roß. Eben ſo fanden bei den ſ. g. iſthmiſchen Spielen, einem großen Nationalfeſte, welches die Peloponneſier auf dem Iſthmus von Korinth zu Ehren des Meergottes begingen, alle Arten von Kampf zu Fuß, zu Roß und Wagen Statt, wobei ſich beſonders die Spartaner auszeichneten. Eben ſo bei den nemeiſchen Spielen zu Nemea in Argolis zu Ehren des Zeus. Eben ſo wieder bei den pythiſchen Spielen, die man zu Delphi zu Ehren des Apollo feierte. Hier aber geſellte ſich der körperlichen Gymnaſtik zuerſt die geiſtige zu, indem die größten Talente auch in der Kunſt der Muſen, in Muſik und Geſängen wettkämpften.

Unter dem Einfluſſe Spartas erlangten die zu Olympia in Elis dem Zeus geweihten Spiele den Vorrang über alle andern, entſprechend dem Uebergewicht der Dorier und der ſpartaniſchen Hegemonie, ohne jedoch den ioniſch-attiſchen Einfluß beſeitigen zu können. Hier und hier allein machte ſich ein griechiſcher Nationalgeiſt geltend, der die Eiferſucht der Stämme überwand. Hier und hier allein konnte ſich der Athener über die Trefflichkeit eines Spartaners, und der Spartaner über die eines Atheners freuen, weil man hier den Geiſt und die Größe des griechiſchen Volkes im Ganzen gegenüber den Barbaren in Anſchlag brachte. Die olympiſchen Spiele wurden alle vier Jahre einmal und zwar fünf Tage lang in Mitte des Monats Juli gefeiert, im Beginne jeder neuen ſ. g. Olympiade. Die Olympiade war eine Periode von vier Jahren oder von einem Schaltjahre zum andern, die Griechen machten darnach ihre Zeitrechnung und zählten von der 194. Olympiade oder vom 776. Jahre vor Chriſti Geburt an. Bei den olympiſchen Spielen betheiligten ſich alle freien Griechen ohne Ausnahme und ohne Rückſicht auf Staaten und Parteien. Auch vom fernen Sicilien kamen ſie herbei.

Im Namen des höchsten Gottes Zeus, der hier gebot und dessen kolossale Statue im Tempel thronte, wurde strenge Ordnung gehandhabt und gewählte Kampfrichter bestimmten die Preise, die aus einfachen Kränzen bestanden. Große Räume waren für die Kampfspiele hergerichtet, ein Hippodrom zum Wettlauf der Rosse und Wagen, ein Stadium als Laufbahn für die zu Fuß, Platz zum Ringen, zum Werfen des Diskus (eine schwere Scheibe) und des Speeres, zum Fechten, zu den musikalischen und dichterischen Wettkämpfen ꝛc.

Die Tempel, in deren Bereich die nationalen Spiele gefeiert oder Orakel ertheilt wurden, erlangten allmählig ungeheure Reichthümer durch die Weihgeschenke der Bittenden, Dankenden, Eiteln und Stolzen. Von Gold und Silber wurden Becher, Geräthe, ganze Statuen verfertigt und den Tempeln geschenkt, leider aber reizten diese Schätze die Raubgier.

An die Orakel und Opfer knüpfte sich mancherlei, zum Theil uralter Aberglaube. Indeß war derselbe in den frühesten Zeiten einfacher und erhielt sein ärgstes Raffinement erst in späteren Zeiten und zwar in dem Maaße, in welchem gleichzeitig die Zweifelsucht und Philosophie aufkam. Die Magie, hervorgegangen aus der bösen Gier, durch Zaubermittel Glücksgüter zu erwerben, sich unerlaubte Genüsse zu verschaffen und Andere zu verderben, würde im heidnischen Alterthum nicht so viel um sich gegriffen haben, wenn sie noch von der Furcht vor den alten Göttern und vor den sittlichen Mächten gezügelt gewesen wäre. Die Zauberlustigen aber waren schon emancipirt und suchten, mit Umgehung der alten Götter, sich allgemeiner aufgefaßte geheimnißvolle Naturkräfte oder Dämonen durch künstliche Mittel dienstbar zu machen. Der älteste Aberglaube war mehr naiv und passiv, und bezog sich mehr auf die Eindrücke, welche der Mensch durch außergewöhnliche Wahrnehmungen in der Natur empfing, der spätere war mehr absichtlich und activ, indem er sich übernatürlicher Mittel zu schlechten Zwecken bedienen wollte. In der Kirke und Medea haben uns die Griechen zwei Personificationen des Zauberwesens aufbewahrt, wobei zu bemerken ist, daß viele Züge derselben

erſt von ſpäterer Hand herrühren. Im Allgemeinen aber iſt in der Medea die ernſte und ſchreckliche Seite der Zauberei hervorgehoben, in der Kirke iſt dieſelbe mehr mit der den Griechen eigenen Ironie aufgefaßt.

3.

Die heſiodiſche Theogonie.

Auf griechiſchem Boden beſtanden, zumal in den Colonien, ſehr verſchiedenartige Gottesdienſte in alterthümlicher und ſcharfer Sonderung fort. Nichtsdeſtoweniger beeiferten ſich Dichter und Mythographen, in die Mannigfaltigkeit eine gewiſſe Einheit zu bringen und aller Götter Urſprung und Weſen zu erklären. Die Theogonie des Heſiod, der im 9. Jahrhundert vor Chriſto lebte, hat nun das meiſte Anſehen erworben und ihm ſind die meiſten Dichter und Künſtler in ihren Darſtellungen gefolgt. Er hat ſich aber offenbar ſchon weit von der Einfachheit der älteſten theſſaliſchen Vorſtellungsweiſe entfernt und ein orientaliſches, das alte babyloniſche Götterſyſtem, zur Grundlage genommen. Der Grundgedanke, den die Omorka ausdrückt, iſt der erſte, der uns aus Heſiods Werk entgegentritt.

Im Anfang, lehrt er, war das Chaos (der Raum). Aus dieſem ging zuerſt Gäa (die Erde) hervor, mit dem Gegenſatz von Tartaros (die unfruchtbare Tiefe der Unterwelt, das ewig todte) und Eros (der Zeugungstrieb und die Fruchtbarkeit der Oberwelt, das ewig lebendige). Zweitens ging aus dem Chaos hervor der Erebos (Urnebel?) mit dem Gegenſatz von Finſterniß und Licht. Weiter gebar Gäa (wobei man ſich den Eros als wirkſam denken muß), den Uranos (Himmel) und Pontos (Meer). Dem Uranos gebar Gäa ſodann das ungeheure Geſchlecht der Titanen, dem Pontos die Meergötter. Aber auch unter den Titanen kommt Okeanos (das

Meer) und kommen die Flußgötter vor, ſo daß Pontos nicht recht in die Sonderſtellung paßt. Titanen ſind die großen Urkräfte der Natur; Krios (Theiler), Eurybia (Weitgewalt) und deren Kinder, Aſträos (Sternenlicht), Pallas (Sternenſchwung), Perſes (Sternenuntergang). Köos (der Beſänftiger) und Phöbe (die Lichtreine) mit ihren Kindern Leto (die Finſterniß als Mutter der Lichtgötter) und Aſterie (die Sternenklarheit). Okeanos (das Meer) und Thetys (die Nährmutter) mit ihren Kindern, allen Flüſſen und Quellen. Hyperion (der Hochwandler) und Theia (Goldlicht) mit ihren Kindern Eos (Morgenröthe), Helios (Sonne) und Selene (Mond). Die beiden letztern werden aber auch wieder unter dem Namen Apollo und Artemis als Kinder der Leto aufgefaßt. Japetos (der Stürmer) und Klymene mit ihren Kindern, Atlas (der Himmelsträger), Menötios, Prometheus (Vorbedacht, Schöpfer des Menſchen) und Epimetheus (Nachbedacht). Sollen alle Potenzen der Natur hier zuſammengefaßt ſeyn, ſo erſcheint die Liſte unvollſtändig, unter den genannten kommen aber mehrere doppelt vor, zum Beweiſe, wie Heſiod ſeine Dichtung zuſammengeſtoppelt hat. Der mächtigſte der Titanen iſt Chronos (die Zeit), welcher mit der Rhea (Strömung) die olympiſchen Götter zeugt. Aber auch unter dieſen kehren Potenzen wieder, die ſchon ein- und zweimal da ſind, z. B. Poſeydon abermals als ein oberſter Meergott. Erſt nach dem Chronos zeugte Gäa noch die das Feuer beherrſchenden Kyklopen und die Hekatoncheiren (hunderthändigen). Was die letztern bedeuteten, iſt noch nicht mit Sicherheit ermittelt. An Wolken und Winde iſt wohl deshalb nicht zu denken, weil Heſiod ſagt, Gäa habe ſie tief verborgen, da Vater Uranos einen Abſcheu vor ihnen gehabt habe. Damit nun nicht noch mehr ſolche Ungeheuer die Welt erfüllten, bat Gäa den Chronos, des Vaters Zeugungstrieb zu hemmen und der Sohn entmannte den Vater. Eine Vorſtellungsweiſe, die entſchieden aus dem orgiaſtiſchen Cultus in Aſien und nicht von den theſſaliſchen Bergen herſtammt und die als eine abſcheuliche Verunreinigung der mythenbildenden Phantaſie betrachtet werden muß. Im Uebrigen wird der

Mythus von der Entmannung des Uranos geistvoll durchgeführt, denn der Gott rächt sich noch im Untergange. Aus den Blutstropfen seiner Mannheit wachsen die schlangenhaarigen Erinnyen (Furien, Rachegeister), die schlangenfüßigen Giganten (Riesen) und die Meliaden (deren Wesen dunkel bleibt) hervor, aus dem Schaum des Samens aber Aphrodite, die Göttin der Liebe, die böse Verführerin, die unter Göttern und Menschen das schlimmste Unheil stiften soll. Diesem Mythus liegt, wie man leicht erkennt, dieselbe Idee zu Grunde, wie dem von Prometheus Bestrafung. Des Uranos Mannheit hat gleiche Bedeutung mit der Büchse der Pandora.

Chronos, dem seine Brüder, die Titanen, geholfen haben, erfreut sich nicht lange seines Triumphes. Sein Frevel muß bestraft werden, denn auf geheimnißvolle Weise stehen die Götter selbst unter einer höhern Macht, dem Schicksal und der Vergeltung. Chronos, als wollte er die Weltschöpfung abschließen und selbst so wenig Neues mehr schaffen, als er seinem Vater gestattete, frißt seine eigenen Kinder. Da versteckt Rhea den jüngstgeborenen Zeus und gibt dafür dem Chronos einen Stein zu essen. Zeus aber, der Donnerer, ist kaum erwachsen, als er mit Hülfe der Hekatoncheiren den Vater sammt allen Titanen besiegt und tief unten in den Tartaros verbannt. Jedoch erscheint Chronos in spätern Dichtungen auf einer seligen Insel im äußersten Westen oder Norden, schlafend in einer Höhle, um dereinst zu erwachen und das mit ihm untergegangene erste goldene Zeitalter wiederzubringen. Es versteht sich von selbst, daß diese Vorstellung nicht zu dem Titanensturze des Hesiod paßt, sondern einem gerade entgegengesetzten Ideenkreise entnommen ist, einem Ideenkreise, der besonders im Norden heimisch war, wo wir ihn später werden genauer kennen lernen.

Gäa, so berichtet Herodot weiter, war sehr ungehalten über die Niederlage ihrer vom Uranos empfangenen Kinder und gebar dem Tartaros noch schrecklichere Kinder, den fürchterlichen Typhon (das eigentliche Urbild des Teufels), den dreiköpfigen Höllenhund Kerberos, die vielköpfige Schlange Hydra, die dreileibige Chimära.

Aber auch sie wurden theils durch Zeus, theils durch spätere Heroen unschädlich gemacht.

Die Kinder des Chronos beherrschten von nun an die Welt ungestört, eine göttliche Dreiheit von Brüdern Zeus (Oberwelt), Poseidon (Meer) und Hades (Unterwelt), mit ihren drei Gemahlinnen Here (Luft), Demeter (die fruchtbare Oberfläche der Erde) und Hestia (das den Menschen nützliche Feuer). Diesen sechs höchsten Göttern, welche Zeus um sich auf dem Gipfel des Olymp zu versammeln pflegte, gesellten sich noch sechs weitere hinzu, alle von Zeus erzeugt, die Athene, welche Zeus mit der Metis (seinem eigenen Denken) erzeugte und aus seinem eigenen Kopfe gebar, die Geschwister Apollo und Artemis von der Leto, den Hermes von der Maja, den Ares und Hephästos von der Here. Bei der Zwölfzahl der höchsten Götter blieb es jedoch nicht stehen, sofern Demeter und ihre Tochter Persephone oder Kore, Aphrodite und Dionysos gleichfalls zu ihm erhoben wurden. Man erkennt daraus deutlich das Hinzutreten der vorderasiatischen Götter zu den altthessalischen.

Ist nun auch die ganze Theogonie des Hesiod ein bloßes Flickwerk, so haben die Griechen doch nichts besseres auszudenken gewußt, um sich innerhalb ihrer bunten und aus verschiedenen Zonen stammenden Götterwelt zu orientiren und wir müssen damit vorlieb nehmen. Es kommt aber auch gar nicht darauf an, Dinge, die von Anfang an heterogen waren, auf eine widernatürliche Weise zusammenzustellen, um irgend ein folgerechtes System herauszukünsteln, sondern vielmehr darauf, daß man das Charakteristische der verragenden, der am meisten vom Volk der Griechen verehrten Gottheiten begreift. Darin allein liegt das Kriterium des Echtgriechischen. Alle Versuche, die Götter Griechenlands einseitig nur als Naturgötter aufzufassen, oder ihren Ursprung aus Aegypten herzuleiten, scheitern an dem volksthümlichen Charakter echt hellenischer Götter.

Man war eine Zeit lang eifrig bemüht, in Aegypten die Pflanzschule der griechischen Götter aufzufinden, und man entdeckte auch eine unverkennbare Aehnlichkeit zwischen Pascht und Chaos, Sevech

und Chronos, Kneph und Phanes (Eros), zwischen den Götterkriegen der Aegypter und dem Titanensturze, zwischen Amun und Zeus, Neith und Athene, Horus und Apollo, Netpe und Demeter, Isis und Persephone, Phthah und Hephästos, Thaut und Hermes. Allein mit diesen Parallelen ist die ungeheure Kluft, welche zwischen dem Aegyptenthum und Griechenthum liegt, nicht ausgefüllt. Daß sich die Götter verschiedener Völker ähnlich waren, ging aus ihrer gemeinsamen Abstammung von dem ältesten Göttersystem Babylons hervor und würde sich auch ohnedies daraus erklären, daß es immer nur dieselben Naturmächte waren, die hier wie dort als Gottheiten angebetet wurden. Wenn dann später die Völker einander näher traten, so mochten sie wohl über die Aehnlichkeit ihrer Götter erstaunen und ihre Namen und Mythen mannigfach vermischen. Indeß blieben die Nationalitäten und mit ihnen die Götterkreise doch immer eigenthümlich und in ihrem Grundcharakter scharf von einander gesondert.

4.

Zeus.

Dem hoch am Himmel im Gewitter waltenden, die zerstörenden Blitze schleudernden, den herzerschütternden Donner weckenden Gott weisen die meisten alten Völker vom äußersten Indien bis zum atlantischen Meere die höchste Stelle unter den Göttern an. Das entspricht völlig der Kindheit der Völker. Nichts ist geeigneter, den Menschen zu erschrecken und mit Furcht vor einer über ihm waltenden Macht zu erfüllen, als das Gewitter. Nach der Völker besonderen Art indeß wurden die Donnergötter ziemlich verschieden aufgefaßt, der griechische Zeus z. B. hat mit dem Indra wenig und mit dem nordischen Thor gar nichts gemein.

Die Griechen machten aus ihrem Zeus schon frühzeitig nicht

etwa nur das Vorbild eines irdischen Königs, sondern das Ideal griechischen Daseyns überhaupt. Jeder freie Grieche war gegenüber den Sklaven und Periöken ein Edelmann, ein Aristokrat durch und durch, und zwischen dieser zahlreichen Aristokratie und den in ihrer Macht sehr beschränkten kleinen Königen war nicht viel Unterschied. Die Aristokratie theilte mit dem König wie die Macht, so den Stolz und Ehrgeiz, die Genußsucht und den feinen Egoismus. Allen diente in ihrem Besitzthum, in ihren Familien, unter ihren Sklaven und nur zu bald auch in ihren Lüsten Zeus als Vorbild, so wie auch ihre rechtmäßigen Gattinnen jede nur ein Nachbild der Here war, die Kebsweiber, Hetären und Lustknaben der vornehmen Griechen aber gleichfalls schon ihre entschuldigenden Vorbilder in der Hofhaltung des Zeus fanden.

Hierin liegt die Hauptbedeutung des Zeus, alles andere ist Nebensache. In seiner Eigenschaft als Naturgott steht er als Befruchter der Erde im Frühlingsgewitter ziemlich auf gleicher Linie mit dem Baal und mit dem ägyptischen Amun. Insbesondere gilt er als Wettermacher, Wolkenversammler, spendet fruchtbaren Regen, fördert dadurch Saat und Erndte und heißt Becker, weil er Brodt macht. Doch kommt, der Saat vorzustehen, auch andern Gottheiten zu, und ist für Zeus keineswegs die Hauptsache. Viel bedeutender tritt er hervor als der eigentliche Nationalgott der Griechen, als ihr Urkönig, ihr himmlischer Schutzpatron. Er lenkt die Geschicke des Volkes, von ihm hängt z. B. im trojanischen Kriege nach langer Zögerung doch endlich die Entscheidung ab. Auch aus der alten Eiche zu Dodona sollte seine Stimme reden und die Geschicke des Volkes vorbedeuten. Indessen hat schon Homer seine Regierungsweise ironisch aufgefaßt. Der Dichter läßt den Gott schlafen, wo derselbe wachen sollte, und sich nicht durch Weisheit, sondern durch Ueberredung, Täuschung und Laune zu seinen Entschließungen bestimmen. Endlich haben die Griechen allgemein eine Gottheit Tyche (Schicksal, Bestimmung), eine andere Nemesis (Vergeltung, Rache) und eine dritte Adrastäa (die zu den Sternen fliehende, ganz aus

der Welt verſchwindende ewige Gerechtigkeit) neben und über Zeus anerkannt.

Sehr merkwürdig iſt, daß die Griechen ihren höchſten Gott förmlich als ein Kind auf Erden geboren werden ließen. Sogar mehrere Gegenden rühmten ſich, ſeine Geburtsſtätten geweſen zu ſeyn, indeſſen behauptete die Inſel Kreta den Vorrang. Hier verbarg Rhea das göttliche Kind in einer Höhle, wo die Koribanten oder Kureten beſtändig Waffenlärm machten, damit Vater Chronos das Schreien des Kindes nicht höre, während dieſes letztere von liebkoſenden Nymphen gepflegt wurde, von denen die eine als Ziege, die andere als Biene gedacht wird, womit wahrſcheinlich ausgedrückt werden ſollte, daß die Gewitter ſich an den Berggipfeln ſammeln, wohin die Ziegen ſteigen, und im Frühling beginnen, wenn die Bienen den erſten Honig ſammeln. Man zeigte in Kreta auch noch ein Grab des Zeus, was eine Satyre auf die Unſterblichkeit der Götter geweſen wäre, wenn nicht Zeus hier ſchon mit Zagreus und Dionyſos, Perſonificationen des jährlich neu geborenen und wieder ſterbenden Sommerlebens, verwechſelt worden wäre. Das Menſchliche tritt in Zeus noch auf die mannigfaltigſte Art hervor. Gegenüber ſeiner Gemahlin Here verhält er ſich ganz wie ein lebensluſtiger gnädiger Herr, der hinter dem Rücken der Frau mit dem Kammermädchen ſcherzt und eine Menge Liebſchaften hat, die eiferſüchtige Gattin gelegentlich aber immer wieder mit unwiderſtehlicher Liebenswürdigkeit nicht ohne ironiſches Lächeln verſöhnt. Der kleine häusliche Krieg, den Zeus und Here in dieſer Beziehung führen, bildet den eigentlichen Mittelpunkt des olympiſchen Lebens und Treibens, iſt von den Dichtern und Künſtlern mit unnachahmlich geiſtreicher Naivetät behandelt, läßt uns aber immer nur das bedenkliche Ergebniß zurück, daß die olympiſchen Götter eine ſchlechte Wirthſchaft treiben und daß eine Nation, welche ſolche Götter als ihre höchſten verehrt, weniger zu bewundern als zu bemitleiden iſt.

Und doch übt jener gnädige Herr mit ſeinen noblen Paſſionen als **Vorbild aller Vornehmen**, die das Leben genießen wollen,

noch immer seine Macht aus und die liebenswürdige Majestät, die aus seinen, aus dem Alterthum uns noch erhaltenen Statuen und Büsten hervorleuchtet, hat ihren Zauber noch lange nicht verloren. Die Künstler stellten im Zeus das Ideal männlicher Schönheit und Würde dar, das Königliche im Mann, das Göttliche im König. Hören wir, was einer der feinsten Kenner der Antike, Emil Braun, davon sagt: „Obwohl wir von dem durch Phidias geschaffenen Ideal des Zeus viele und verschiedenartige Nachbildungen besitzen, in denen der allmächtige Olympusbeherrscher mehr oder minder großartig auftritt, so vermag doch kaum ein anderes Kunstwerk den gewaltigen Eindruck zu ersetzen, welchen wir durch dieses bärtige Lockenhaupt, das aus den Ruinen von Otricoli stammt, erhalten haben. Diese Fülle des Geistes und der Charakterkraft kann nur durch Formen kolossaler Bildung zum vollen Ausdruck gelangen. Um das absolut Erhabene zu schildern, bedarf es jener außergewöhnlichen Verhältnisse, die alles andere klein und ärmlich erscheinen lassen. — Die Mittel, welche der Künstler bei der Darstellung eines so hocherhabenen Charakters, in dem Strenge und Milde sich auf eine wahrhaft wunderbare Weise wechselseitig durchdringen, angewandt hat, sind von einer staunenswerthen Einfachheit. Die schmale, aber zart gegliederte und majestätische Stirn ist von dem mähnenartig emporstrebenden mächtigen Haarwuchs gekrönt, der nach beiden Seiten hin in großartigen Massen auf die Schultern herabstürzt. Die Lippen, welche Güte und Liebe athmen, sind von den prachtreichen Bartlocken umkleidet, welche mit der schlichten Bildung des Haupthaares wunderbar contrastiren. — Mit weit reichenden ruhigen Blicken schaut er auf die ihm untergebene Weltherrschaft herab. Diese ist ewigen Gesetzen anvertraut, welche er nicht zu überwachen braucht. Eher neigt sein echt menschlicher Sinn dahin, der unerbittlichen Härte derselben entgegen zu treten, wo es Gnade und Großmuth zu üben gilt. Die Heiterkeit des Ausdrucks, welche sein Götterantlitz darbietet, ist in eben dem Maaße erhebend und beseligend, in welchem seine urgewaltige Erscheinung beim ersten Ansichtigwerden vernichtend und demüthigend

auf uns wirkt. Leben wir uns tiefer in dieſelbe ein, ſo kommt der erſte Eindruck allerdings wieder zur Geltung, und es faßt uns der Gedanke mit Grauſen, daß dieſes übermächtige Weſen in Zorn gerathen und ſeinen finſteren Leidenſchaften freien Lauf laſſen könne."

Zeus erſcheint auf den Bildwerken insgemein thronend, den königlichen Adler zur Seite, ein Bündel Blitze in der Rechten. In ſeinem Haupttempel zu Olympia befand ſich die koloſſale Statue des Gottes von der Meiſterhand des Phidias mit Elfenbein und Gold bedeckt; man tadelte daran nur, daß er für den niedrigen Tempel zu groß gemacht ſey und unmöglich von ſeinem Sitz habe aufſtehen können, ohne durch das Dach des Tempels zu ſtoßen.

Haben nun im Allgemeinen die bildenden Künſtler das Meiſte gethan, um die Majeſtät des Zeus im reinſten Glanze zu zeigen, ſo wurde dieſelbe deſto mehr von den Dichtern wieder ins Gemeine und Schmutzige herabgezogen. Der umfangreiche Mythencyclus des Gottes wimmelt von Unſauberkeiten. Schon bei Homer, welcher im kleinaſiatiſchen Jonien dichtete, erſcheint Zeus bereits vielfach orientaliſirt und wird nichts eigentlich Sakramentales von ihm berichtet, als die göttliche Brautnacht auf dem Berggipfel, indem plötzlich aufſproſſende Blumen ſich dem Götterpaar ringsum zum Bette wölbten und Nebel das heilige Geheimniß den Augen aller andern Götter und Menſchen verbargen. Das iſt der *ἱερὸς γάμος*, die große Hochzeitfeier der Natur, wiederholt in jeder erſten Mainacht, nach der altbabyloniſchen Vorſtellungsweiſe, daß ein Urmännliches und Urweibliches von Anfang an durch ihre Vereinigung das Naturganze hervorgebracht haben und erhalten. Damit hängt noch ein anderer Mythus vom Zeus zuſammen, demnach er einſt in der Geſtalt eines Kukuks während des ſtrömenden Frühlingsregens in den Schooß der nichts ahnenden Here geflüchtet ſey und dieſelbe berückt habe, womit die Mythendichtung die befruchtende Kraft des Frühlingsregens bezeichnen wollte.

Man braucht nur das heilige Beilager des Zeus und der Here auf dem Berge Ida mit der Erſcheinung des auf dem Sinai don-

nernden Jehovah zu vergleichen, um den Gegensatz der hellenischen und mosaischen Religion in seiner ganzen Tiefe zu verstehen.

Das Gemeinste, Unsittlichste und Schmutzigste, was sich nur ersinnen läßt, füllt diejenigen Mythen von Zeus an, die von seinen ehebrecherischen Liebschaften handeln. Der gebildete Grieche nahm daran nicht den mindesten Anstoß. Auch wurde alles andere, was man von dem Gotte wußte, zurückgedrängt durch diese verführerischen Anekdoten. Die Wissenschaft vom höchsten Gotte der Griechen lief zuletzt auf etwas nicht viel Besseres als auf galante Memoiren hinaus, ähnlich denen, wie sie lange nachher am Hofe Ludwigs XIV. geschrieben worden sind. Wenn nun auch vieles in diesen Mythen nur symbolisch zu verstehen ist und einen durchaus unschuldigen Sinn hat, so verräth doch die Wahl gerade solcher erotischer und solcher raffinirt wollüstiger Einkleidungen eine bereits völlig verdorbene Phantasie des griechischen Volkes und eine nicht mehr heilbare Ansteckung desselben durch die auf den schönen Gewässern Asiens breit thronende babylonische Hure.

Wir lernten oben schon den argivischen Mythus von der Danaë kennen, welcher einfach eine die Aecker befruchtende Canalisation bedeuten sollte. Auf wie viel anständige Arten nun auch dieser Begriff sich hätte versinnbildlichen lassen, die Griechen machten eine lüderliche Geschichte daraus und erzählten, Zeus sey als goldener Regen in den Schooß der schönen Danaë gefallen. Dieser Mythus wurde besonders dadurch unermeßlich populär, weil er auf das Treiben der griechischen Hetären und Hierodulen bezogen und unter dem goldenen Regen der Hurenlohn verstanden wurde.

In der orientalischen Symbolik wurde der Stier häufig geheiligt wegen seiner Stärke und Fruchtbarkeit und besonders wegen seiner Nützlichkeit für das Menschengeschlecht, aber dieser Stiercultus blieb unschuldig. Erst die Griechen entweihten ihn bis zur Sodomiterei. Nicht nur Pasiphaë, die Gattin des Minos, gibt sich nach griechischem Mythus dem Stier hin, sondern auch Zeus selbst, der

höchste Gott, verführt die Europa durch seine Schönheit als weißer Stier. Eben so wird die schöne Jo, um sie vor der eifersüchtigen Here sicher zu stellen, von Zeus in eine Kuh verwandelt. Here schickt eine Bremse aus, welche die arme Kuh unaufhörlich unter dem Schwanze stechen muß, daß sie in Wuth und Angst durch alle Länder jagt und durch den Bosphorus schwimmt, der von ihr den Namen hat (Kuhfurt). Dann stellt Here den hundertaugigen Argus auf, die schöne Kuh zu bewachen, aber Hermes schläfert ihn durch sein Flötenspiel ein und bringt die Kuh dem Zeus zurück.

Wie gänzlich mußte das sittliche Gefühl bei den Griechen schon verschwunden seyn, sofern es möglich war, daß ihre schmutzige Einbildungskraft sogar die ernstesten und heiligsten Göttinnen zu beflecken wagen durfte. Von der Themis, der Göttin des Rechts, erzählen sie, Zeus habe sie im Bade belauscht und obgleich sie entflohen sey, den nassen Spuren ihrer Füße gefolgt und sie überwältigt, um sie zur Mutter der Horen und Parzen zu machen. Oder er habe die Göttin Nemesis (die ewige Vergeltung, die strafende Gerechtigkeit) in der Gestalt eines Schwanes berückt. Als Schwan verführte Zeus auch die schöne Leda, indem sie badete. Zeus bedeutet in diesem Falle das Licht oder Feuer, Leda (oder Leto) die Nacht oder das Feuchte; unter dem ganzen Bilde ist wieder nur die Wiedervereinigung der beiden Hälften der babylonischen Omorka oder der ἱερὸς γάμος des Naturganzen gemeint; aber diese ursprüngliche Bedeutung des Mythus wurde über dem wollüstigen Reiz der poetischen und künstlerischen Auffassung vergessen. Leda mit dem Schwau wurde daher der Gegenstand unzähliger griechischer Kunstwerke, von denen noch viele in Statuen, Basreliefs, Gemmen und Vasenbildern erhalten sind. Am häufigsten wurde der Gegenstand auf Siegelringen abgebildet und die Künstler wetteiferten in der Ueppigkeit abwechselnder Gruppirungen. Wer den tiefsten Aufschluß über die aus einem so nichtswürdigen Göttercultus entsprungene Corruption erhalten will, der lese nicht moderne Handbücher der Kunst und Archäologie, in denen der Schmutz stets vergoldet und dem Eckel-

haftesten ein keusches Mäntelchen umgehangen wird, sondern die Schriften des Kirchenvater Clemens von Alexandrien, der den Greuel noch selbst erlebte.

Auch in den andern, noch überaus zahlreichen, sehr berühmten und allgemein bekannten Mythen von Zeus tritt uns überall dieselbe scham- und rücksichtslose Gier entgegen. In der Gestalt eines häßlichen Satyr überfällt er die schlafende Antiope und läßt sie nachher mit ihren Zwillingen in Angst und Noth schmachten. Die schöne Semele, mit der er den Bachus zeugt, verbrennt er mit seinen Blitzen, weil sie so thöricht war, ihn einmal in seiner ganzen Kraftfülle sehen zu wollen. Die Alkmene verführt er in der Gestalt ihres rechtmäßigen Gatten und hilft ihr nicht, als nachher die eifersüchtige Here ihre Geburt verhindert und das arme Weib lange Marter ausstehet. Die keusche Kallisto berückt er in der Gestalt der Artemis, gerade derjenigen Göttin, welche selber keusch die Jungfräulichkeit beschützen soll; und auch diese unglückliche Geliebte verläßt Zeus in der Noth und die einzige Genugthuung, die er ihr gewährt, ist, daß er sie zuletzt als das große Bärengestirn an den Himmel versetzt. Die Persephone berückt Zeus in der Gestalt ihres Gemahls Hades, aber nach einem andern Mythus in Gestalt einer Schlange. Mit der Aphrodite erzeugt er den häßlichen Priapos. Man kann sich kaum eine tiefere Herabwürdigung nicht nur des höchsten Gottes, sondern auch der Göttin der Liebe selbst denken, wenn aus ihrer Verbindung nichts besseres hervorgehen darf, als das, was den Menschen vorzugsweise zum Thiere erniedrigt. Wie weit das Raffinement der Griechen ging, mag noch aus der Mythe von der schönen Nymphe Garamantis erhellen, welche, als sie vor Zeus aus dem Bade fliehen wollte, durch einen Krebs an der großen Zehe zurückgehalten wurde, und aus der Mythe von der Chlitoris, welcher Zeus in der Gestalt einer kleinen Ameise beikam.

In Adlersgestalt entführte Zeus die schöne Aegina, aber auch den reizenden Knaben Ganymedes. Damit wurde die griechische

Knabenliebe beſchönigt, ja geheiligt. Das Beiſpiel des höchſten Gottes durfte jeder Hellene nachahmen.

Unter den leichtfertigen Dichtungen, die ſich auf Ganymed beziehen, zeichnet ſich ein Göttergeſpräch Lukians aus. Der Dichter faßt den Moment auf, in welchem der Adler ſich in den Gott verwandelt und den erſchrockenen Knaben wieder tröſtet. Sieh mich an, ſagt er, ich bin ja kein Adler, ſondern ein Gott; und küſſe mich, denn du ſiehſt ja, daß ich keinen ſcharfen Schnabel mehr habe. Biſt du Pan, fragt der Knabe, der keinen andern Gott als dieſen Hirtengott kennt. Nicht doch, erwidert Zeus, ich bin der Gott, der am Berge donnert. So, ſagt der Knabe, alſo biſt du der Schelm, der Hagel heruntergeſchüttet hat? Endlich gibt er ſich zufrieden, weil er mit dem kleinen Eros im Himmel ſpielen darf. Das Würfelſpiel des Ganymed mit dem Eros iſt am reizendſten dargeſtellt in des Apollonios von Rhodos Argonautenfahrt. Eros betrügt hier den einfältigen aber ehrlichen Ganymed im Spiele. Im fünften Göttergeſpräch des Lukian beſchreibt Zeus ſpöttiſch der eiferſüchtigen Here, wie ſchön und liebenswürdig ſein Knabe ſey. Theokrit beſchreibt den Mund des Knaben ſo kußlich, glatt und hart wie der Stein, auf dem man Gold prüft. Ein Gedicht des Ibykos hatte ausſchließlich den Zweck, die Knabenliebe zu vertheidigen und höher als die Weiberliebe anzuſchlagen. Plinius ſchildert die im ganzen Alterthum bewunderte Statue des Ganymed von Leochares, wie der Gott in Adlersgeſtalt den weichen Leib des Knaben ſo zart und ſchonend und doch ſo feſt und buhleriſch packt.

Die Knabenliebe in Griechenland war alſo durch die Religion ſelbſt geheiligt. Wie der höchſte Gott, Zeus, ſeinen Ganymed, ſo hatte der erſte aller Heroen, Herakles, ſeinen Hylas. Die Philoſophie nahm nicht den mindeſten Anſtoß daran. Der weiſeſte aller Griechen, Sokrates, liebte ſeinen Alkibiades. Es war auch kein etwa nur vornehmes und insgeheim getriebenes Laſter, ſondern ein öffentliches Inſtitut, geehrt und in der Volksſitte tief verwachſen. Auf der Inſel Kreta war es, wie Strabo erzählt, für den Jüng-

ling eine Schande, wenn er niemals als Knabe ein Kleinos gewesen, d. h. wegen seiner Schönheit von einem Philetor (Liebhaber) entführt worden war.

Es ist den Griechen nie eingefallen, an den genannten Abscheulichkeiten ihres Zeus irgend etwas zu tadeln. Dichter und Künstler scheinen vielmehr seine Schadenfreude zu theilen. Amphitruo, der Gemahl der Alkmene, in dessen Gestalt er sich hüllt, wird als das Urbild aller Hahnreihs mit unendlicher Lust auf dem Theater und in Bildern verspottet, ja Here, die Königin des Himmels selbst mit ihren stets vergeblichen Vorwürfen und Klagen lächerlich gemacht.

In der Villa Ludovisi in Rom sieht man noch eine kolossale Büste der Here von wunderbarer Schönheit und Frauenwürde mit den großen Augen, die ihr allgemein zugeschrieben wurden, strengen züchtigen Lippen, alles in ihren Zügen harmonisch, sanft, weiblich und doch voll Hoheit. Auch hier wieder beschämte der edle Künstler die nichtswürdigen Dichter und ein Volk, das nur dem Gemeinen zulief und das Heilige nicht mehr verstand.

Here war das Urbild rechtmäßiger, aber eben deshalb vernachlässigter Frauen, die Göttin der Ehe selbst, die Vorsteherin der legitimen Geburten und Hüterin des reinen Adels in den Geschlechtern der Hellenen. Aber das Gesetz, welches sie vertrat, war den Hellenen bald zur Last geworden und sie girrten nach niedriger Buhlerei, wie Zeus selbst die herrliche und treue Gemahlin verließ, um unerlaubter Liebe sogar auf thierische Art zu fröhnen.

5.

Apollo.

Apollo ist zwar im Namen dem Baal ähnlich und ursprünglich als Sonnengott zu denken, wie auch sein anderer Name Phöbos der Leuchtende bedeutet, hat aber bei den Griechen vorwiegend die

Bedeutung eines Gottes der Prieſter, Wahrſager, Seher, Sänger und Dichter erhalten. Seine Stellung neben Zeus iſt ganz die eines edeln Prieſters, Propheten oder Sängers neben einem mächtigen, aber auch gewaltthätigen und launenhaften König. Das Alter und Anſehen ſeines Cultus beweiſt, in wie hoher Achtung der Stand der Seher und Sänger ſchon frühzeitig muß geſtanden haben. Apollo gehört, wie Zeus ſelbſt, dem thrakiſch-theſſaliſchen Norden und älteſten Götterdienſt der Pelasger und Hellenen an. Herodot leitet ſeinen Cultus von den Skythen her. Von den Hyperboräern im äußerſten Norden Europas kam ſeine Mutter Leto als Wölfin flüchtend, bis ſie ihn auf der Inſel Delos gebären konnte. In dieſer Leto kehrt die nordiſche Göttin Hlödur oder Hludana wieder. Nach Diodor hält ſich Apollo auf einer ſeligen Inſel im höchſten Norden auf und ſpielt den ganzen Sommer über Tag und Nacht auf ſeiner Lyra, indem er dazu tanzt. Das iſt die nordiſche Anſchauung vom Sitz der Götter am Nordpol, von wo der Kreislauf der Geſtirne ausgeht. Bei den finniſchen Völkerſtämmen im äußerſten Norden Europas galt aber Wäinäimöinen als der höchſte Gott, welcher auf ſeiner vielſaitigen Telyn (Harfe) ſpielend, dadurch die Harmonie der Dinge erhält. Man erkennt deutlich, daß hier uralte Vorſtellungen nordiſcher Völker auf die Griechen übergegangen ſind. Olen, ein prieſterlicher Sänger, kam, wie Pauſanias erzählt, vom Lande der Hyperboräer, floh aus Norden und führte zuerſt den Dienſt des Apollo ein und den Dienſt ſeiner Mutter und der Pythia, die ihr bei der Geburt beiſtand und die er „die gute Spinnerin“ nennt, ganz ſo wie die gute Bertha der deutſchen Volksſage.

Als der ausſchließliche Sonnengott galt den Griechen Helios, welcher Strahlen um das Haupt trägt, auf einem Wagen mit eilenden Roſſen durch den Himmel fährt und gleich der Mondgöttin Selene Fackeln trägt. Sein ſchöner Sohn Phaethon, den die Aphrodite zärtlich liebte, verlangte einſt von ihm, den Sonnenwagen lenken zu dürfen, machte es aber ſo ungeſchickt, daß ihm die Pferde durchgingen und er herabſtürzte; der Weg des flammenden Wagens iſt

heute noch durch die Milchstraße bezeichnet. Von dem Helios, als einfacher Sonnengott, ist aber Apollo als Gott des geistigen Lichts nicht nur unterschieden, sondern überragt ihn auch weit an Bedeutung. Nirgends zeigt sich so klar, wie die Naturgottheiten, die gerade nur als solche in Asien vorwalteten, bei den Griechen schon in der frühesten Zeit zu geistigen Mächten veredelt wurden. Apollo hat den weißen Schwan zum Sinnbild zunächst als Lichtgott, aber nach alter Sage singt der Schwan erst, wenn er sterben soll, wurde also auch als Sänger und Prophet dem Gotte beigegeben. Diese schöne Vorstellung ist ganz nordisch, denn nur im Norden tönt der ziehenden Schwäne geheimnißvoller Gesang unsichtbar aus den Wolken. Apollo sitzt unter den Musen und spielt zu ihrem Tanze. Sie bedeuteten ursprünglich die neun Monate, durch welche die Sonne nach der ältesten Berechnung des Sonnenjahres hindurchgeht, aber sie sind veredelt zu den Vorsteherinnen der schönen Künste und Wissenschaften. Des Gottes siebensaitige Lyra bedeutete zunächst die sieben Planeten, aber sie wurden Sinnbild theils des Gesangs, theils der Harmonie und Ordnung überhaupt. Apollo schindet den bocksfüßigen Marsias, weil derselbe sich angemaßt, mit seiner Pansflöte schönere Musik zu machen, als Apollo mit seiner Lyra. Unter dem Marsias ist ursprünglich der Winter gemeint, dem die Frühlingssonne das zottige Fell des Eises und Schnees abzieht, aber diese Vorstellung wurde vergeistigt und im Marsias steht der ganze bachische Cultus, zu dessen orgiastischen Tänzen die üppige Flöte geblasen wurde, dem edleren apollinischen Cultus, bei dem nur die Lyra gebraucht wird, gegenüber.

Leto soll ihn und die Artemis (Sonne und Mond) auf der Insel Delos geboren haben, als Kinder des Zeus. Vom Hasse der eifersüchtigen Here verfolgt, hatte Leto in Wolfsgestalt flüchten müssen, und Apollo selbst heißt noch Lykeios (Wolfsgott) oder Lykabas (Wolfgang). Das Wolfssymbol bedeutet ursprünglich nur die Entstehung des Lichts aus der Nacht, in demselben Sinn wie der Rabe, der zugleich auch als weissagender Vogel den Apollo begleitet. Alle

dieſe Thiere gehören dem Norden an und beſtätigen die Herkunft des ganzen Apollocultus.

Weil die Sonne Klarheit, Leben, Gedeihen bringt und zugleich die Tages- und Jahreszeiten regelt, galt Apollo als ein weiſer Ordner und Beſchirmer des Rechts und wurden ihm die Tugenden beigelegt, welche dem immer willkürlich regierenden Zeus fehlten. Das iſt wieder genau das Verhältniß der Prieſter, Seher und Sänger zu den Königen. In höchſter Inſtanz gebietet Apollo nicht wie ein König durch Befehle, ſondern nur wie ein Seher durch Verkündigungen in ſeinem weltberühmten Orakel zu Delphi, dem Mittelpunkt des apolliniſchen Cultus, zu dem alle griechiſchen Staaten ſich in ihren Nöthen und Verlegenheiten wenden, um ſich Rathes zu holen. Inſofern nun erſcheint Apollo überhaupt als das Gewiſſen des geſammten Griechenvolks, als ſein beſſerer Genius im Gegenſatz gegen das wirkliche Thun und Treiben des Volkes, welches von Zeus abhängt. Ganz in derſelben Weiſe ſtand im Norden der lichte Balldur dem herriſchen Odin gegenüber. Deshalb gilt Apollo auch als Heilgott, als Retter und Erlöſer vom Uebel. Sein Kampf mit dem giftigen Drachen Python hat völlig die Bedeutung, wie der Kampf des Ormuzd mit dem Ahriman und wie ſpäter noch in der Legende der Kampf des Erzengel Michael oder des h. Georg mit dem Höllendrachen.

In ſo edler Weiſe faßten den Gott auch die bildenden Künſtler auf, zunächſt als den zürnenden Gott, Apollo Kallinikos (der ſchön ſiegende), wie er eben den Drachen mit ſeinem Pfeil erlegt hat und mit noch ausgeſtrecktem Arme ſiegesfroh, aber noch immer Zorn und tiefe Verachtung des elenden Gegners im Blicke einherſchreitet, die adeligſte Geſtalt in der Welt. Von ſolcher Art iſt die berühmte Statue des ſ. g. belvederiſchen Apoll im römiſchen Vatikan, wenn auch erſt in römiſcher Zeit gefertigt, doch nach echtgriechiſchem Muſter. Darin iſt mit wunderbarer Kunſt das Freiſchwebende, das Hochhinwandelnde und glanzvoll Feierliche der Sonne in ihrem Lauf am Himmel und zugleich der reinſte Seelenadel, die ganze

Hoheit des Gottesbewußtſeyns und ein heiliges Erzürnen ausgedrückt und das alles in dem nackten Urbild männlicher Schönheit, in einem zwiſchen dem Jüngling und Manne in der Mitte ſtehenden Alter. — Wieder anders erſcheint in den Kunſtwerken des alten Griechenlands Apollo Kytharödos (der Lyraſpielende) als ein Jüngling mit weichen, aber ſeelenvollen Zügen, lang bekleidet mit einem beinahe weiblichen Haarputz, welches auf eine ſinnige Art das ewig Weibliche in der Poeſie und die Schwäche des Poeten zu charakteriſiren ſcheint. Und wieder anders ſind die verſchiedenen Auffaſſungen des Apollino oder jugendlichen Apoll als Sauroktonos (Eidechſentödter) oder als der Lehnende, der in behaglicher Ruhe ſinnend ein Bein über das andere ſchlägt.

Delphi erhielt den Namen von dem Delphin, der den Gott über Meer getragen haben ſoll. Dieſer Mythus wiederholt ſich in der ſchönen Sage vom Sänger Arion, den böſe Schiffer berauben und ins Meer werfen wollten, der aber, nachdem er noch einmal zur Lyra geſungen hatte, ſich freiwillig ins Meer ſtürzte und den ein Delphin ans ſichere Ufer trug. Der Delphin galt den Griechen auch als der die Seelen über Meer zu den ſeligen Inſeln hinübertragende Bote der Ewigkeit, als ein Sinnbild der Wiedergeburt. Die Poeſie, wie die Weiſſagung und das Prieſterthum, wohin anders weiſen ſie alle, als auf ein beſſeres Leben? Der apolliniſche Cultus hatte die Aufgabe, das Leben der Menſchen zu läutern, zu veredeln, aus der Thierheit zur Göttlichkeit emporzuheben.

Aber auch dieſer Gott *hoher Schönheit und heiliger Begeiſterung* wurde von den Griechen, nachdem ſie ſich einmal der kleinaſiatiſchen Ueppigkeit hingegeben hatten, ins Gemeine und Schmutzige hinabgezogen, ja man vergaß ſeine nordiſche Bedeutung ſo weit, daß man ihm als dem Sonnengott ſogar einen phalliſchen Cultus widmete. Indeß hielt die Poeten, indem ſie ihm verliebte Mythen andichteten, doch meiſtens noch eine zarte Scham zurück, ſo daß darin noch etwas Zartes, Sinniges und Liebliches hervortritt. Von dieſer Art iſt der Mythus, der den Namen der Inſel Rhodos

erklären soll. Apollo umarmte dereinst dort die Aphrodite, da regnete es den ganzen Tag Gold auf die Insel und überall auf ihr sproßten unzählige Rosen hervor. Die spröde Nymphe Daphne floh vor Apollo und wurde, als er sie eben einzuholen im Begriff war, vor seinen Augen in einen Lorbeerbaum verwandelt, dessen Zweige seitdem zu Kränzen des Ruhmes verwendet werden. Die gleichfalls von dem Gott verfolgte Nymphe Kastalia zerfloß und wurde in eine Quelle verwandelt, deren Wasser jeden, der davon trinkt, begeistert und zum Seher und Dichter macht. Eine dritte Schöne, die der Gott verfolgte, Ja, wurde in ein Veilchen verwandelt, weshalb dieses Blümchen sich heute noch immer schamhaft versteckt. — Die Nymphe Klytie, die ihn zärtlich liebte, wurde in eine Sonnenblume verwandelt, die deshalb immer noch nach der Sonne hinblickt. — Apollo lebte eine Zeitlang als Hirte und bestand als solcher kleine Liebesabenteuer mit Nymphen. Zum Hirten wurde er als Sonnengott, der die Sterne gleichsam als Schafe weidet.

Dem Gotte ziemt kein anderer Umgang als der mit den keuschen Musen, zu denen sich jedoch noch die Horen (Genien der Jahres- und Tageszeiten) und Grazien (Genien der Anmuth) gesellen. Die Muse aller Musen ist eigentlich seine Urpriesterin Pythia, die auf seinem Dreifuß in der Felsenschlucht bei Delphi begeisterte Verse spricht. Man hat indeß die Zahl der Musen nach den Hauptgebieten der Poesie nach und nach bis auf neun vermehrt und ihnen die Mnemosyne (Erinnerung) zur Mutter, den unvermeidlichen Zeus zum Vater gegeben. Sie wohnen gemeinschaftlich auf dem Helikon, dem Dichterberge, an den Quellen Aganippe und Hippokrene. Die letztere Quelle hat ihren Namen (Roßquelle) deshalb erhalten, weil das geflügelte Pferd Pegasus sie mit seinem Hufe aus der Erde geschlagen haben soll. Den Musen sind die Sirenen (Vögel mit Jungfrauenköpfen) entgegen gesetzt, denn wie die ersteren durch ihren Gesang nur das Gute fördern, wollen die andern durch den ihrigen nur zum Bösen verführen. Als den Sirenen verwandt müssen wir die Pieriden ansehen, beide wollten besser singen, als die Musen.

Die Sirenen unterlagen und die Muſen riſſen ihnen die Federn aus. Als aber auch die Pieriden einſt mit den Muſen im Geſange wetteiferten, erhob ſich der Berg Helikon in Entzücken über den Geſang der Muſen und würde bald den Olymp ſelbſt überragt haben, wenn nicht Pegaſus ihm einen Schlag verſetzt und dadurch Halt geboten hätte. Durch den Hufſchlag aber wurde die Quelle eröffnet, deren Waſſer die Dichter begeiſtert, gleich dem der kaſtaliſchen. Die neun Muſen ſind: Polyhymnia, von der die religiöſen Hymnen kommen, gewöhnlich prieſterlich gedacht im faltenreichen Gewande, Kaliope, von der die Heldengeſänge kommen, gleichſam die Muſe der Könige und des Adels, daher reich und reizend gekleidet mit Griffel und Schriftrolle in der Hand. Klio, die Muſe der Geſchichte, jener ähnlich gekleidet und ſomit vornehmer als die andern (in Schuhen, wie außer ihnen nur noch Melpomene, während die andern nur Sandalen tragen), aber mit aufgeſchlagener Papierrolle. Terpſichore, die Muſe des Tanzes mit der Lyra. Erato, die Muſe der lyriſchen Dichtkunſt, welcher gleichfalls die Lyra zukommt. Euterpe, die Muſe der Flötenmuſik und jenes ſinnlichen kleinaſiatiſchen Cultus, welcher neben dem edleren apolliniſchen Platz griff. Melpomene, die Muſe des Trauerſpiels mit Weinlaub bekränzt, eine heroiſche Maske und ein Schwerdt in den Händen. Thalia, die Muſe des Luſtſpiels im Epheukranze mit einer Satyrmaske. Endlich Urania, nicht ſowohl die Muſe der Sternkunde, als die perſonificirte himmliſche Harmonie, bezeichnend die Richtung der Poeſie vom Zeitlichen auf das Ewige.

6.

Athene.

Neben Apollo erſcheint als das reinſte Weſen der griechiſchen Mythologie die jungfräuliche Pallas-Athene, die Schutzgöttin Athens und gewiſſermaßen die Perſonification alles griechiſchen

Geistes, jenes Feinern und Höhern, in dessen Besitz sich das griechische Volk berechtigt glaubte, sich als das auserwählte Volk zu betrachten und alle andern Völker nur Barbaren zu nennen. Die Griechen sprachen dasselbe Vorrecht im Namen des selbstthätigen und stolzen Genius an, was die Juden im Namen eines demüthigen Glaubens an den wahren Gott thaten.

Die Beziehungen, in welchen Athene ursprünglich zur Natur stehen sollte, als eine Göttin des die Nacht durchbrechenden Lichts (daher ihre Attribute die Eule, die bei Nacht sieht, und der Oelbaum, von dessen Frucht man das Oel der Lampen bereitet) gehen ganz in die volksthümliche Bedeutung aus. Die Göttin ist wie das griechische Volk selbst das alleinige Licht in der tiefen Nacht der Barbarei. Sie ist jungfräulich (Parthenos), weil das edle Volk der Hellenen unvermischt unter den Barbaren bleiben soll in demselben Sinne, wie die Juden jede Vermischung mit den Heiden verbieten. Sie ist behelmt und bewaffnet (Pallas, die Schwingerin der Lanze und Promachos, die Vorkämpferin), weil das Volk stets gerüstet seyn muß, sich Bahn zu brechen durch die Welt der Barbaren. Sie ist aber zugleich eine Spinnerin und kunstreiche Weberin (Ergane), weil das griechische Volk alle andern an Fleiß und Kunst übertreffen soll. Sie ist daher auch die Beschützerin der Städte (Polias), als der Werkstätten der mannigfachsten Thätigkeit. Sie waltet endlich in der Staatsweisheit, im Gesetz und Recht (als Pronoia, Agoraia, Bulaia). Kurz sie ist der gute Genius zunächst des griechischen Volkes und Staates und dessen concentrirtester Geist selbst in idealer Auffassung. Die Athener eigneten sie sich ganz besonders zu, oder vielmehr sich ihr, aber mehr aus feinem Geschmack und aus Eitelkeit als aus treuer Gesinnung. Wenn auch der vornehme Geist des griechischen Volks ohne Zweifel am meisten in Athen vertreten war, so doch die hohe Jungfräulichkeit, Sittlichkeit und Thatkraft mehr in Sparta. Pallas-Athene wurde übrigens überall verehrt, so weit die griechische Zunge reichte.

Nach dem Mythus sollte sie die Tochter der Metis (des Nach-

denkens) und in des Zeus eigenem Kopf gezeugt und geboren seyn. Die Hirnschale des höchsten Gottes spaltete sich einen Augenblick und die junge Göttin trat heraus, schön gekleidet, mit Helm, Schild und Speer, von Geburt an vollendet. Als guter Genius der Griechen überhaupt gibt sie sich schon bei Homer zu erkennen im Gegensatz gegen die Aphrodite, die es mit den Troern hält. In beiden Göttinnen stehen sich das fromme, feste Griechenthum und das weiche, üppige Babylon, Europa und Asien gegenüber. Wie das griechische Volk im Ganzen so beschützt Pallas-Athene insbesondere vorragende Volkshelden, so den Herakles, Perseus, Peleus, Achilleus, Diomedes, Odysseus. Mit dem Herakles wird die Göttin sogar als vermählt gedacht, eine Darstellung, die häufig auf antiken Grabvasen und den s. g. etruskischen Spiegeln wiederkehrt. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, als seyen Athene und Herakles jemals wirklich vermählt worden, sondern es wird damit nur das Ziel des griechischen Heldenthums angedeutet. In Herakles ist die ganze Strebkraft des Volkes personificirt, und in seiner Vermählung mit Athene (nicht in dieser, sondern erst nach seinem Tode in der höhern Götterwelt, in die er durch seine Apotheose versetzt wird) ein der ganzen Größe seines Verdienstes angemessener Lohn.

Dieser Grundgedanke der Apotheose ist dem hohen Norden eigenthümlich und kehrt überall wieder in der keltischen, wie in der germanischen Sage. Die keltische Fee Morgane verhält sich zu den Helden des Volkes Artus, Ogier ꝛc., und die Valkyrien (denen allen die Göttin Freya unter dem Namen Valfreija zu Grunde liegt) zu den nordischen Helden Helgi, Sigurdur ꝛc. genau so, wie Athene zu Herakles. Nur der ritterliche Norden konnte für des Helden Arbeit auf Erden so hohen Minnesold im Himmel fordern. Das griechische Alterthum in seiner ursprünglichen Reinheit, ehe es durch die kleinasiatische Ueppigkeit verdorben wurde, reiht sich hier ganz an die Heldenherrlichkeit an, welche die nordischen Völker und sie allein kennzeichnet.

Athene selbst tritt in den Mythen nur selten als Kämpferin hervor und zwar zunächst als Besiegerin des Giganten Pallas und

der Giganten, der erdgebornen Riesen überhaupt. Damit ist der Sieg der Menschen über die rohe Natur, der Cultur über die unfruchtbare Erde gemeint. Auf dem berühmten Schilde des Herakles war Athene als Führerin der Kentauren gegen die Lapithen abgebildet, daneben ein Löwe im Kampfe mit einem Eber. Die Kentauren, vornen Mensch, hinten Pferd, sind ursprünglich thessalische Reiter. Auch mit diesem Bilde ist wohl nur ein Sieg der ältesten Griechen über ihre barbarischen Nachbarn gemeint. Auffallend würde der Kampf, den Athene mit dem Kriegsgotte Ares besteht (bei Homer), erscheinen müssen, wenn nicht auch hier unter der Göttin die durch den barbarischen Krieg zerstörte Bildung zu verstehen wäre. Wenn ferner Athene mit Poseidon wetteifert, sie den Oelbaum aus der Erde, er das Pferd aus dem Meere hervorgehen läßt, so bedeutet das nur einen freundschaftlichen Wetteifer zwischen der Land- und Seemacht Athens.

Im schärfsten Gegensatze steht Athene wie zur Aphrodite, so zu dem bachischen Kreise, weil beide asiatischen Ursprungs dem ursprünglich keuschen und ritterlichen, mit einem Worte nordischen Hellenenthume Verderben brachten. Man erblickt die Göttin auf Vasenbildern mit ihren Waffen, aber eine große Lyra spielend, gegenüber einem bärtigen epheubekränzten Bachus mit einem Trinkgefäße und einem Bocke. Am feinsten bezeichnete der Grieche den Adel der Athene gegenüber der Gemeinheit der Bachusdiener durch eine Mythe von der Flöte, welche Athene sollte blasen lernen, die sie aber, weil das Blasen die schönen Züge ihres Mundes verzerrte, mit Verachtung wegwarf.

Die ältesten Bilder der Göttin sind die s. g. Palladien, kleine Statuen derselben mit Schild und Speer auf der rechten, Spindel und Rocken auf der linken Seite. Das Palladium, welches auf der Burg in Athen aufbewahrt wurde und an dem das Schicksal der Stadt hängen sollte, stammte angeblich von Troja her, von wo es die Griechen mitnahmen, und kam später noch nach Rom. Dieses Bild drückte am einfachsten das ganze ursprüngliche Wesen des griechischen, aber auch des römischen Volkes aus, auf der Rechten

den tapfern Mann, auf der Linken die fleißige und ehrbare Frau. — Später wurde die Göttin idealisirt. Die faltenreiche Gewandung, welche sie stets und bis auf die späteste Zeit verhüllte (während Aphrodite immer nackter dargestellt wurde) erscheint auf den älteren Bildwerken noch steif, wird aber nach und nach zierlicher, zuletzt sogar ein wenig kokett. Ueber das Oberkleid legt sich, anfangs steif symmetrisch, später in reizender Nachlässigkeit die Aegis (das Ziegenfell) und wird allmählig zum Schuppenpanzer und trägt als Knopf vorn das schreckliche, kunstreich von Schlangen umlastete Medusenhaupt. Die größte Kunst aber verschwendeten die Bildhauer an dem Helme der Göttin, an dem sie, zumal wenn sie von der dicht anliegenden attischen Helmform zu der hochgewölbten korinthischen übergingen, die mannigfachsten Attribute einer vorliegenden Sphinx, vorspringender Pegasen und Rosse, seitlicher Widderhörner ꝛc. anbrachten. Die Hauptsache war aber die Gesichtsbildung der Göttin, die von dem großen Bildhauer Phidias festgestellt wurde. Sie hält die Mitte zwischen der strengen Hoheit der Here und dem Liebreiz der Aphrodite. Ihre Strenge, die vorzugsweise in den feinen, aber festgeschlossenen Lippen liegt, erscheint gemildert durch jungfräulichen Jugendreiz und durch die Senkung des blauen, nie ganz voll geöffneten Auges. Ueber allem aber, was in diesem schönen Angesicht als jungfräuliche Empfindung, sey es holde Unbefangenheit, zarte Zurückhaltung oder harte Sprödigkeit, erscheint, steht der Ausdruck des Gedankens, die über jede Besorgniß, wie über jeden Unwillen erhabene Freiheit des klarsten Geistes, das eigentlich Göttliche der Intelligenz.

Mit diesem Pallasideal contrastirt auf wunderbare Weise der wie eine Busennadel an ihr angebrachte Medusenkopf. Derselbe hat wahrscheinlich einen barbarischen Ursprung, sofern der Sieger den abgeschlagenen Kopf des Besiegten als Siegeszeichen mit sich zu tragen pflegte. Der sinnige griechische Künstler aber, wie er im Angesichte der Pallas die innerlichste Heiterkeit des Geistes ausdrückt, legte in den Medusenkopf die tiefste Verdunklung des Geistes, wie

der Seele bei gleich hoher Schönheit der Formen. Im Antlitze der Meduſa iſt vielleicht die ſchwierigſte Aufgabe der bildenden Kunſt gelöst worden, die Vereinbarung des tiefſten körperlichen und Seelenſchmerzes, das letzte Zucken des Todes mit dem rührendſten Ausdrucke der Klage, des Flehens, und wieder mit dem des Wahnſinns, der Verzweiflung, aber auch des furchtbarſten Haſſes, der heimtückiſcheſten Bosheit, der lauernden Liſt und dem verführeriſcheſten Liebreiz. In Pallas Athene ſelbſt ſpricht uns das Griechenthum an, wie es in ſeiner jugendlichen Reinheit von den Bergen im Norden herabſtieg, im Meduſenkopf aber erblicken wir es wieder, wie es dereinſt vom Bewußtſeyn der eigenen Sünde gemartert, und doch immer noch ſchön, unter den Hufen der Barbaren enden ſollte.

Auf dem Parthenon in Athen ſtand die Koloſſalſtatue der Göttin, 26 Ellen hoch, ſo daß man ſie aus weiter Ferne ſehen konnte, aus Erz geformt. Dieſes Bild trug eine kleine Nike (Victoria) auf der Hand. Auf mehreren Bildern iſt der Göttin eine Schlange zugegeben, was man auf die ihr inwohnende Gabe der Heilkunſt gedeutet hat.

Als Feſte wurden der Athene die großen und kleinen Athenäen und die Apathurien gefeiert. Dabei kamen Bekränzungen mit Oelzweigen, Fackelzüge, das Herumtragen eines großen Schleiers und das Baden der göttlichen Statue im Meere vor. Den Schleier webten zehnjährige Mädchen, die je auf ein Jahr der Göttin ſich als Prieſterinnen weihten und auf ihm war der Kampf Athenes mit den Giganten gemalt. In Elatea hatte die Göttin nur einen Knaben zum Prieſter.

Wie zart und erhaben nun auch die Auffaſſung der Göttin war, ſo konnten die Griechen, nachdem ſie einmal ſittlich verdorben waren, ſich nicht bezähmen, mit ihrer Poeterei auch die jungfräuliche Pallas Athene zu beſchmutzen. Schon der Mythus von Tireſias, einem Prieſterknaben, den die Göttin blind machte, weil er ſie einmal im Bade geſehen hatte, wurde von den Dichtern aufs unanſtändigſte ausgemalt. Sie laſſen nämlich den Tireſias in ein Mädchen

verwandelt werden und nachdem er die Empfindungen beider Geschlechter kennt, muß er dem hohen Götterpaare die Geheimnisse der vergleichenden Physiologie verrathen. Noch viel ärger aber ist der Mythus von Erichthonius, einem Kinde, welches nur der eckelhafteste Witz jener hohen und keuschen Göttin anhängen konnte und der keinerlei Bedeutung anzusprechen hat, als die, daß er beweist, wie tief das Zartgefühl und der Geschmack der Griechen hat sinken können.

7.

Artemis, Ares, Hermes.

Artemis, die Schwester des Apollo, die Mondgöttin neben dem Sonnengott, steht ihm dem geistigen Wesen nach doch lange nicht so nahe, wie Athene, denn sie erhebt sich nicht über den Rang einer Jagdgöttin. Sie ist das Urbild jener im Ringen und in Waffen geübten, durch den Wald und über die Berge streifenden dorischen Jungfrauen, wie sie noch Jahrhunderte lang in Sparta in ungeschwächter Derbheit sich behaupteten. Alles an ihr ist frische Körperkraft und Gesundheit und jene „herbe Jungfräulichkeit", die naiv, naturwüchsig und halbbarbarisch weder von Koketterie, noch von Empfindsamkeit etwas weiß und ahnet. Das Geistige, was in Athene hervortritt, geht ihr gänzlich ab. Ihr Adel liegt nur im Natürlichen, im Wuchs, in der Schnellkraft, im reizenden Trotze begehrenswerther und doch unangreifbarer Schönheit. So stellen die Bildwerke sie dar, im dorischen Chiton leicht geschürzt, rasch daherschreitend, als Jägerin mit Bogen und Köcher, den Hund zur Seite oder den Hirsch. Eine der schönsten Statuen hält den Moment fest, in welchem sie den Pfeil aus dem Köcher zieht.

Sehr eigenthümlich und echt nordisch sind die Mythen vom Kampfe der Artemis mit den Riesen. Die ungeschlachten Meerriesen

Otus und Ephialtes jagten nach ihr, in Geſtalt einer Hirſchkuh aber ſprang ſie zwiſchen ihnen hindurch, als beide eben ihre Speere nach ihr warfen und ſo tödtete einer den andern. Den ungeheuren Rieſen Orion, der ihr nachſtellte, erlegte ſie mit den eigenen Pfeilen. Doch ſoll, einem Mythus zufolge, ſie ſelbſt es geweſen ſeyn, die ihn liebte und ihn unwiſſend tödtete, indem Apollo ſie aufforderte, mit ihrem Pfeile einen fern im Meere ſchwimmenden Punkt zu treffen. Sie ſchoß, jener Punkt aber war das Haupt des im Meere ſchwimmenden Orion. Der Rieſe wurde an den Himmel verſetzt und glänzt jetzt noch als das ſchöne Sternbild, welches ſeinen Namen trägt. Auch den ſchrecklichen Erdrieſen Tityos erlegte Artemis mit ihrem Pfeile.

Mit ihrem Bruder Apollo gemeinſam rächt ſie nach dem Mythus die Kränkung ihrer Mutter Leto. Niobe, Tochter des Tantalos und Gattin des Amphion, hat je ein Dutzend Söhne und Töchter und ſpottet der Leto, die nur einen Sohn und eine Tochter geboren habe. Da kommen der Leto göttliche Kinder und tödten alle Kinder der Niobe, Apollo die Söhne, Artemis die Töchter, und Niobe ſelbſt wird vor Entſetzen zu Stein. Scenen, welche durch griechiſche Kunſt in noch heute bewunderten Statuengruppen dargeſtellt wurden.

Die Unnahbarkeit der Artemis wird durch den Mythus vom Jäger Aktäon bezeugt. Als dieſer einmal die Göttin im Bade erblickte, beſpritzte ſie ihn mit Waſſer, worauf er, in einen Hirſch verwandelt, von ſeinen eigenen Hunden zerriſſen wurde.

Artemis bedeutet den Mond, wie Apollo die Sonne, wird aber als Mond unter dem beſonderen Namen Selene (wie Apollo unter dem des Helios) gedacht und hat alsdann zu ihren Attributen zwei Fackeln. Die Begriffe der Mondgöttin und nächtlichen Jägerin ſchmelzen nur in der Mythe von Endymion zuſammen. Artemis fand einmal dieſen ſchönen Jäger im Walde ſchlafen und wurde von ſolcher Liebe ergriffen, daß ſie ſich zu ihm geſellte. Des Schläfers warme Lippen küßt das Mondlicht. Ein liebliches Bild, aber ſchon zu empfindſam. Dem urſprünglichen Charakter der ſpröden Jägerin

geſchieht dadurch Eintrag. Indeß wurde davon eine ſehr poetiſche Anwendung gemacht, indem man das zärtliche Niederſchweben der Göttin zum ſchlafenden Endymion auf Sarkophagen abbildete, um anzudeuten, welche liebliche Art der Auferweckung man den Todten wünſche.

Noch viel mehr ihrem echten nordiſchen Charakter entfremdet und ſchon gänzlich orientaliſirt erſcheint Artemis in ihrem berühmten Tempel zu Epheſus. Hier geht nämlich ihr Begriff in den der babyloniſchen Erdmutter über. Das Bild der theſſaliſchen Artemis trägt eine Mauerkrone oder einen Fruchtkorb, hat den ganzen Oberleib voll Brüſte und aus ihren mumienhaft zuſammengeſchloſſenen Beinen wächst allerlei Gethier. Man wollte darin die Erde mit ihrer ganzen Flora und Fauna, die fruchtbare Mutter vorſtellen, alſo einen der jungfräulichen Artemis geradezu widerſprechenden Begriff.

Die zu Tauros in der Krimm mit Menſchenopfern bediente ſchreckliche Artemis widerſpricht dem urſprünglichen Charakter der Göttin weniger, denn die Jungfrau iſt ſteril und als Jägerin grauſam. Bei der Neigung der Griechen, die Götterbegriffe zu vermiſchen, kann die tauriſche Artemis auch als Todesgöttin aufgefaßt werden, im Gegenſatze gegen die epheſiſche, die als Allgebärerin galt. Man will auch die eigentliche Geburtsgöttin der Griechen, die Ilithyia (von der babyloniſchen Mylitta entlehnt) mit Artemis identificiren, ſie wird jedoch ſchicklicher als Tochter der Erdmutter Demeter gedacht. Indem man ferner die Grauſamkeit der jungfräulichen Jägerin mit dem nächtlichen Schauer, welcher die Mondgöttin umgibt, zuſammenfaßte, wurde Artemis zur Hekate, der Göttin des nächtlichen böſen Zaubers, die jedoch mit mehr Recht in den Kreis der Unterweltsgötter geſetzt wird.

Ares, der Kriegsgott, hat die nächſte Verwandtſchaft mit Artemis, denn er iſt als unverehelichter Mann ganz eben ſo das Urbild eines naturwüchſigen, vollkräftigen, aber auch ſchonungsloſes dreinſchlagenden Spartaners, wie Artemis das Urbild einer ſpartaniſchen Jungfrau. In Statuen erſcheint er als ein derber Kriegsmann, noch

jung, aber bärtig und mit minder freier Stirne und minder edeln oder klugen Zügen, wie Apoll und Hermes, mehr dem Herakles sich nähernd, mit Schwert und Helm, wenn auch sonst nackt. Seltsam erscheint, daß Here, nachdem dieselbe eine Blume berührt habe, soll mit ihm schwanger geworden seyn. Doch erklärt sich das Sinnbild, wenn man erwägt, daß er zugleich als Frühlingsgott aufgefaßt wurde. Die Römer nannten nach ihm den Monat März. In Irland dachte man sich ihn unter dem Namen des König Odonoghu in jedem Frühling wiederkehrend mit unzählbaren Schaaren, um die Erde wieder zu erobern. Derselbe Grundgedanke liegt auch allen unsern alten deutschen Maifesten zu Grunde. König Grunewald oder König Mai kommt mit seinem Heer und erobert die Erde wieder, indem er den Winter besiegt. Jede Saatspitze, jede Blumenknospe wurde zur Schwertes- und Pfeilspitze, Wald und Wiese eine unermeßliche Armee. So konnte Ares Kind einer Blume heißen.

Ares ist unbarmherzig, Kämpfe und Mord sind sein Handwerk, daher ihm auch Enyo (Bellona) furienartig zur Seite steht. Dem Frieden, dem Familienleben, den Künsten ist er Feind. Nur wie ein Soldat in müßigen Stunden sich mit unerlaubten Liebschaften und der Verführung verheiratheter Frauen ergötzt, so buhlt er als der Ursoldat mit der an den Schmiedegott Hephästos vermählten Aphrodite. Er hat auch noch eine Menge anderer Liebschaften, die wir hier übergehen dürfen.

Wie Artemis und Ares, so ist auch Hermes ein göttlicher Vertreter des rein Praktischen in der Griechennatur, ohne höhere Weihe oder Idealisirung. Ursprünglich vielleicht nur ein Hirtengott wurde er doch bald, indem die Griechen sich auf Schiffahrt und Handel verlegten, ein Gott der Kaufleute, kurz jedes Erwerbes, auch des unrechtmäßigen, daher unverholen auch ein Gott der Diebe. Ein echt dorischer Charakterzug, den wir schon in der spartanischen Politik und Erziehung kennen lernten. Wie der Gott schon von Geburt an verschlagen und diebisch ist, wird in dem ihm gewidmeten homerischen Hymnos mit der naivsten Anmuth erzählt. Dem Zeus von der Maya geboren, sprang er aus der Wiege, um die Rinder des

Apollo zu stehlen. Apollo ergriff ihn und trug ihn zornig von dannen, aber das arglistige Brüderchen „entsendet einen verwegenen Diener des Bauche“ und von Eckel erfüllt läßt der strahlende Gott den bösen Buben fallen. Doch versöhnt ihn dieser, indem er die erste Lyra in der Welt verfertigt und dem Bruder dieses ersehnte Kunstwerk schenkt.

War Hermes in der nordischen Heimath der Griechen nur ein Hirten- und Räubergott, so trug man später auf ihn über, was in Babylon vom Planeten Merkur und in Aegypten vom Thaaut galt und so wurde er Erfinder der Schrift, Gott der Beredsamkeit und Bote der Götter, insbesondere Vermittler zwischen der Ober- und Unterwelt, Führer der Seelen. Insoferne nun bildete man ihn als eilenden Boten ab mit Flügeln an den Fersen und an dem runden Reisehut, und mit dem von zwei Schlangen umwundenen und gleichfalls geflügelten Heroldstab (Caduceus), man gab ihm aber, als dem Gott des Erwerbes und Besitzes, auch einen vollen Beutel in die Hand. Die Statuen zeigen ihn gewöhnlich nackt, als einen schlanken und gewandten Jüngling mit feiner und schlauer Miene. Gott des Ringens und Vater der Palästra (Gymnastik) wurde er jedoch weniger wegen seines Körperbaues, als wegen der Listen, welche die Ringkunst erfordert.

Die nach ihm benannten Hermen oder Brustbilder waren auch allen andern Gottheiten geweiht, und wurden auf ihn vorzugsweise wohl nur deshalb bezogen, weil er als Gott alles menschlichen Verkehrs auch den Wegen und Grenzen vorstand, die man durch Hermen bezeichnete. Im Orient und selbst in Aegypten war die Herme durch das Phallussezeichen ersetzt. Das ging nun auch auf die griechischen Hermen über, welche daher unter dem Brustbilde gewöhnlich itiphallisch erscheinen, und weil der Phallus sich für höhere Götter weniger eignet, gesellte man ihn zuletzt vorzugsweise den Panshermen zu.

Die Mythen erzählen viele Listen des Hermes, die berühmteste ist die oben schon erwähnte, durch die er den hundertäugigen Argus einschläferte, um die Jo zu befreien. Weil er den Schlafenden nachher umbrachte, heißt Hermes insgemein der Argustödter. Daß dem ver-

ſchlagenen Gotte der Redner und Sophiſten, der Kaufleute und Diebe auch luſtige Liebesgeſchichten angedichtet wurden, verſteht ſich von ſelbſt.

8.

Die Meergötter.

Das ſchöne Griechenland grenzte überall an das Meer. Hellas mit dem Peloponnes war nur eine große Halbinſel, hineinragend ins Mittelmeer, rings umgeben mit reizenden Inſeln und im Oſten gegenüber lagen die blühenden griechiſchen Colonien Kleinaſiens, im Weſten die des ſüdlichen und mittleren Italien. Jenes Meer aber iſt ſelbſt eines der ſchönſten auf der Oberfläche der Erde, unter mildem Himmel freundlich lachend, daher die Vergötterung des Meeres und aller ſeiner natürlichen Erſcheinungen zu dem Heiterſten und Geiſtvollſten gehört, was die griechiſche Phantaſie erzeugt hat.

Wie Uranos und Chronos zu Zeus, ſo verhalten ſich Okeanos, Pontos und Nereus zu Poſeidon, wenn auch nicht als Väter, doch als ältere Vorgänger. Okeanos iſt noch titaniſch, das in den Hintergrund zurückgetretene Urmeer, welches das ganze Erdenrund umgibt. Okeanos wird als uralter bärtiger Greis bei einer ausfließenden Urne ruhend gedacht und mit Schilf (dem Flußſymbol) bekränzt, weil das Urmeer, wie die Griechen meinten, nur ſchlangenartig wie ein Fluß um den Rand der Erde lief. Zuweilen iſt auch der Seekrebs ſein Attribut. Er hat viele Töchter, unter denen Thetis die vornehmſte. Die Namen der übrigen deuten meiſt auf Wellen (Phaino, die glänzende; Leukippe, die weiße Stute; Elektra, die ſchimmernde; Janthe, die blaue; Jache, die jauchzende; Okyroë, die ſchnellfließende; Chryſeis, die goldene; Rhodeia, die roſige ꝛc.).

Pontos, ein Sohn der Gäa (Erde) und Vater des Nereus, iſt auch titanenhaft, bedeutet aber wohl das vom Feſtlande eingeſchloſſene Mittelmeer.

Nereus bedeutet den Meeresgrund, die Tiefe mit ihren Schrecken und Ungeheuern. Auch er ist ein Greis mit weißen Haaren, führt aber den Dreizack (die Gabel, mit der man Fische sticht). Zuweilen (auf Vasenbildern) endet er wie Dagon unten in einen Fisch oder in eine Schlange. Er weissagt. Er nimmt im Kampfe mit Herakles, dem er den Weg zu den Hesperiden zeigen soll, die verschiedensten Gestalten an. Insofern ist er eigentlich ein Wesen mit dem Proteus, dem Hirten der untermeerischen Heerde der Delphine [illegible] und Seeungeheuer aller Art, und auch mit dem weissag[illegible]den und vielgestaltigen Glaukos, in welchem zunächst die Wetter[illegible]prophezeihung durch das ungewöhnliche Erscheinen gewisser Fische oder den Sturm verherverkündender Schaumwellen ꝛc. personificirt wird. Doch wurde Glaukos noch insbesondere zum Hüter der Ertrunkenen unter dem Meere gemacht und nimmt insofern namentlich im kretischen Todtencultus seine Stelle ein.

Die fünfzig Töchter des Nereus bedeuten, wie ihre Namen und ihre Abbildungen bezeugen, gleich den Okeaniden zunächst die Wellen. Indem sie sich aber auf den Wellen schaukeln, reiten sie die verschiedenartigsten Seeungeheuer aus der Tiefe, die ihr Vater beherrscht. Ihre Namen beziehen sich auch auf die Schiffahrt und den Verkehr der Menschen. Eine heißt Pherusa, als die, welche Schiffe über das Meer trägt; eine andere Protomedeia, die zuerst das Meer durchschneidet; eine andere Nesaia (die an der Insel), Akteia (die am Ufer), Panope (die alles sieht), Doris (die begabte, reiche), Hippothoe und Hipponoe (schnell und klug wie ein Roß) ꝛc.

Jünger als Okeanos und Nereus ist Poseidon, der jüngere Bruder des Zeus, waltend im Element des Wassers, wie Zeus in dem der Luft und des Himmels, und wie der dritte Bruder Hades unter der Erde. Die drei Brüder haben die Herrschaft über die Welt getheilt und sind sich ähnlich. Auch Poseidon thront wie Zeus, nur hat er eine breitere Brust, etwas wilder wallendes Haar und eine heftigere Bewegung, seinem Elemente gemäß. Er soll hauptsächlich die schreckliche Macht des bewegten und stürmischen Meeres, seine Ge-

mahlin Amphitrite dagegen die heitere Ruhe desſelben ausdrücken. Darum heißt er der Erderſchütterer und Dunkelgelockte. Er führt den Dreizack ſtatt des Scepters, ſetzt den Fuß zuweilen auf eine Weltkugel, hält in der Hand einen Delphin oder fährt mit Seepferden über die Wellen. Ueberhaupt iſt Poſeidon der Schöpfer des Pferdes, mit ſeinem Dreizack hat er das erſte Pferd aus dem Boden geſchlagen im Wettſtreite mit Athene, die den erſten Oelbaum wachſen ließ. Das Pferd, von allen andern Säugethieren des Landes merkwürdig verſchieden, hat die meiſte Verwandtſchaft mit den Säugethieren des Meeres, was die feinſinnigen Griechen eher bemerkt haben, als die modernen Naturforſcher. Aus dieſer phyſiognomiſchen Verwandtſchaft iſt die Beziehung des Pferdes zum Meergotte beſſer zu erklären, als aus der Vergleichung raſcher Wellenbewegung mit der Schnelligkeit, oder des fließenden Waſſers mit dem Schweife des Pferdes.

Die Mythen des Poſeidon wimmeln gleich denen des Zeus von Buhlereien, unter denen meiſt ganz unſchuldige Dinge, die Befruchtung der Meeresufer, die Entſtehung von Inſeln, oder durch das Meer bewirkte wechſelnde Naturerſcheinungen zu verſtehen ſind, die aber von den griechiſchen Dichtern mit dem ihnen einmal eigenen wollüſtigen Raffinement ausgemalt werden. Die Philyra machte er in Pferdegeſtalt zur Mutter des Kentauren Chiron; zur Melantho kam er als Delphin, zur Theophane als Widder, zur Iphimedeia gar nur als eine Handvoll Waſſer, die ſie im Bade ſchöpfte. Wie ſich mitten im Meere die Wellen ihm und der Tyra zum Brautbette wölbten, beſchreibt Homer ſehr anmuthig. Die keuſche Amymone befreite der Gott zwar von einem Satyr, welcher ſie verfolgte, that aber ſelbſt, was zu thun er jenen verhindert hatte. Und ſo handelt Poſeidon noch in einer Menge von Mythen ganz eben ſo frivol wie ſein Bruder Zeus.

Seine Gemahlin, die Okeanide Amphitrite floh den Gott und ſuchte Schutz beim Atlas, aber ein Delphin trug ſie über Meer dem liebenden Gott in die Arme. Seitdem iſt ſie Königin des Meeres an ſeiner Seite, aber mehr der Aphrodite, als der Here ähnlich, daher

sie die Römer geradezu Venus marina nannten. In der That kam Aphrodite aus dem Meere und knüpft sich ihr Cultus vornehmlich an die üppigen Seestädte. Amphitrite bedeutet das allumfassende, gleichsam alliebende Element. Da sie nicht weiter als bis zum Gebirge Atlas floh, charakterisirt sie sich auch nur als das schöne Mittelmeer, welches nicht so wilde Wogen aufthürmt, als der Ocean jenseits der Säulen des Herkules. Die Göttin wird auf Bildwerken von einem Delphin getragen oder von Delphinen gezogen, sie hat ihre Haare in ein reizend kleidendes Netz gehüllt und Krebse dienen ihr als Ohrringe oder Kopfzierde. Zuweilen wölbt sich ihr Schleier mondartig zum Segel. Eroten spielen um sie her oder lenken die Delphine.

Die Söhne des Poseidon erscheinen gewöhnlich als ungeschlachte und schreckliche Riesen, entsprechend der Macht der Wogen. So Antäus, Otus und Ephialtes ꝛc.

Sehr eigenthümlich ist die Meergöttin Thetis aufgefaßt. Weil ihr Sohn mächtiger werden sollte, als sein Vater, durften Zeus und Poseidon, obgleich beide ihrer begehrten, sie nicht berühren und sie wurde einem Sterblichen, dem Peleus, vermählt, dem sie den tapfern Achilleus gebar. Bei Philostratos hat sie ganz den Charakter einer nordischen Meerminne, die einen schönen jungen Helden verführt, wie denn auch Achilleus selbst den nordischen Ursprung nirgends verleugnet. Thetis scheint also als ein dem griechischen Meergöttersystem fremdes Wesen nur aus nordischen Nixensagen entlehnt zu seyn. Auch daß Hephästos sie mit seinem Hammer verwundet haben soll, scheint einer nordischen Thorssage entlehnt. Erwägt man indeß, daß sie sich dem Peleus nicht ergibt, ohne sich vorher in die verschiedensten Gestalten verwandelt zu haben, so könnte sie auch als ein weiblicher Nereus und Proteus aufzufassen seyn.

Die schöne Nereide Galatea, mit welcher der Kyklop Polyphem die Stammväter der Kelten, Gallier und Illyrier gezeugt haben soll, verräth damit einen nordischen Ursprung, wie Thetis. Nur bei Skythen, Kelten und deutschen Königs- und Adelsgeschlechtern sind di-

Abstammungen von einer Nixe, Fisch- und Schlangenjungfrau etwas ganz Gewöhnliches. Galatea wird aber auch ganz nach griechischer Weise aufgefaßt als der personificirte Milchschaum der Wellen. Einem sehr berühmten Mythus zufolge wurde sie von Polyphem und dem schönen Acis zugleich geliebt, der letztere aber von jenem mit einem Felsblocke todt geworfen. Bei Philistratos erscheint Galatea ganz wie Amphitrite selbst als Königin des heitern Meeres, den gewölbten Schleier über sich, von Delphinen gezogen. Dieselbe Bedeutung kommt der Nereide Galene zu, die auf einem Seepferde reitend und an dasselbe sich anschmiegend eine glückliche Fahrt über Meer bedeuten soll und deshalb sehr oft auf antiken Gemmen vorkommt, welche vielleicht die Schiffer als glückbringend in ihre Ringe faßten.

Die Thierwelt des Meeres wurde von Dichtern und Künstlern auf eine sehr geschmackvolle Weise aufgefaßt als das Gefolge der Meergötter. Man wählte diejenigen Formen der Seethiere aus, die, ohne unschön zu seyn, das Element am meisten charakterisirten und sich zugleich am besten vermenschlichen ließen. Der gemeine Delphin wurde insofern idealisirt in die bekannte schönere Kunstform; in Triton wurde dem menschlichen Oberleibe unten nicht ein steifer und häßlicher, wohl aber ein aalartig, ja fast rankenartig gewundener Fischleib angehängt, ohne der Natur allzu viel Gewalt anzuthun, da der Tritonenleib nur der wechselnden und raschen Wellenbewegung folgte. Triton wird ein Sohn der Amphitrite genannt und ist ursprünglich ein einfacher Meergott ohne den Ringelschwanz, der erst allmählig in den Bildwerken hervortritt. Das männliche und weibliche Volk der fischgeschwänzten Tritonen pflegt seltsamerweise in neuerer Zeit mit dem Namen der Sirenen belegt zu werden, der nur Jungfrauen mit Vogelleib gebührt. Der Triton hat meist einen blauen Bart und blaue Schuppen, auch grünes Haar. Er bläst auf einer großen Seemuschel und reitet gleich den Nereiden auf Seepferden und andern Seeungeheuern, schmilzt aber allmählig in den Bildwerken mit ihnen zusammen, woraus die Seekentauren werden. Oft mischen sich die Tritonen mit den Eroten und selbst den Satyrn, erscheinen mit

Weinlaub bekränzt, ſpitzöhrig und gehörnt. Aus dem Spiel und Tanz der Tritonen und Nereiden auf den Wellen entſtehen oft Kämpfe, z. B. des Triton mit dem Seeſtier, oder Entführungen, beſonders der Nereiden durch die Seekentauren. Die Bildwerke zeigen auch Seeböcke, Seewidder, Seelöwen, Seetiger, Seeeinhörner, Seepegaſen, Seegreife und Seedrachen. Flügel paſſen am wenigſten für die Seegeſchöpfe und doch kommen Tritonen und Tritoniden mit großen Flügeln, ja ſelbſt Eroten vor, deren Irisflügel ſtatt der Schmetterlingsſchuppen Fiſchſchuppen haben.

Die reichſte Zuſammenſtellung des Poſeidon und aller ihm untergebenen Meergötter und Meerthiere war ein Werk des berühmten Bildhauers Skopas, erwähnt von Plinius. Sie bezog ſich auf Achilleus, den ſeine Mutter Thetis über Meer zu den ſeligen Inſeln führte. In dieſe Vorſtellungskreiſe gehören auch auf Vaſenbildern die Seeungeheuer, auf denen Schatten der Todten reiten.

Bei den Griechen hatte auch jeder Fluß ſeinen beſondern Gott, jede Quelle ihre Najade. Die Flußgötter haben Urnen und Schilfhaare zu Attributen, häufig auch die Stierform, weil der Fluß die Ufer befruchtet. Die Najaden ſind Nymphen, zarte Jungfrauen, als Quellnymphen kenntlich am Kruge. Häufig ſind ihnen Nymphen des Waldes (Dryaden) und des Berges (Oreaden) zugeſellt.

9.

Die Heilgötter.

Ein Gott, der in ſpäterer Deutung ſchlimm erſcheint, war urſprünglich ein ſehr guter, nämlich Chronos, der alte Gott, Vater des Zeus. In ihm war die gute alte Zeit, das untergegangene goldene Zeitalter, die erſte Unſchuld, das erſte Glück der Menſchen perſonificirt und dieſe Vorſtellungsweiſe war eine nordiſche. Der griechiſche Chronos iſt daſſelbe, was der römiſche Saturnus, deſſen berühmtes

Neujahrfeſt die Wiederkehr der goldenen Zeit bedeuten ſollte, daher an dieſem Feſte Weiber, Kinder und Sklaven die Herrn ſpielen durften. Chronos iſt auch daſſelbe, was nach der nordiſchen Edda Allvater, welcher ſchläft, ſo lange Odin in der Zeit regiert, aber wieder erwachen wird, wenn Odins Zeit zu Ende iſt, und daſſelbe, was nach deutſcher Volksſage der im Berge ſchlafende Kaiſer, der einſt erwachen ſoll, um das Volk zu befreien und ihm die goldene Zeit zurückzubringen. Die Griechen ſelbſt verſetzen die Inſel, auf welcher Chronos in einer Höhle ſchlafen ſoll, bis er erwachen wird, in den äußerſten Weſten oder Norden. Der ganze Begriff dieſes Chronos gehört dem Norden an, kommt aus dem Norden. Erſt als die Griechen mit den Kleinaſiaten und Phönikern in Berührung kamen, übertrugen ſie auf ihren guten Chronos die ſchlimmen Eigenſchaften des Planeten Saturn, des phönikiſchen Moloch und des ägyptiſchen Sevech und prieſen auf ſeine Koſten den Zeus. Das entſprach nun allerdings der Lebensluſt der Griechen, welche ſich um die Zukunft nach dem Tode wenig bekümmerten, wenn ſie nur ihr Leben recht genoſſen. Aber ſie hatten ihr Gewiſſen nur übertäubt. In ihrer urſprünglichen Heimath dachten ſie ernſter und theilten den allgemeinen Glauben der nordiſchen Völker, nach welchem die Urzeit der Unſchuld beſſer geweſen war, als die Zeit der nachherigen Corruption, dem Verderben aber die Strafe und der Untergang und alsdann eine Wiederkehr des Guten in einer neuen Welt folgen werde. Die Griechen ſelbſt hatten dieſe alte Lehre nicht vergeſſen, ſie behielten ſie immer noch bei, obgleich ſie ſchon von den ſüdlichen Ideen beherrſcht waren. Neben Chronos, dem häßlichen Vatermörder und Kinderfreſſer, kannten und ehrten ſie immer noch einen ſanftſchlummernden guten alten Vater, von deſſen Erwachen das Heil der Welt abhängen ſollte.

In den Kreis dieſer altnordiſchen Vorſtellungen der Griechen gehört auch Atlas mit den Heſperiden. Atlas, ein Bruder des Chronos und Heſperos, galt als Träger des Himmels und zugleich als das Gebirge Atlas, weil daſſelbe am äußerſten Ende Afrikas

lag und man den Himmel da suchte, wohin die Sonne jeden Abend hinzugehen scheint. Dort dachte man sich einen Garten mit Aepfeln, deren Genuß Unsterblichkeit gewährt, gehütet von den Hesperiden, Töchtern des Hesperos. Das ist Avalon, die Apfelinsel der Kelten, wo ihr Gott Artus schläft, bis er erwachen und die goldene Zeit wiederbringen wird.

Eigenthümlich erscheinen die Horen bei Homer als Wächterinnen am Wolkenthor des Olympos, später als Genien der Stunden und Jahreszeiten und insofern als Töchter der Themis, welche die Zeiteintheilung, aber auch das Maaß und Recht überhaupt personificirt.

Als heilbringende Wesen und mächtige Schutzgötter galten die beiden Dioskuren, Kastor und Pollux, Zwillingssöhne von Zeus und der Leda (also eigentlich wie die Kinder der Lete Sonne und Mond). Sie wurden sehr verschieden gedeutet, bald als Kabiren (die höchste Götterzweiheit der Mysterienlehre von Samothrake), bald als das Zwillingsgestirn am Thierkreis, dann wieder als Morgen- und Abendstern und endlich als das s. g. St. Elmsfeuer (die doppelte elektrische Ausstrahlung an den Spitzen der Schiffsmasten und andern hohen Gegenständen bei Gewitterluft), immer aber als Schutzgeister, Helfer, Retter in Gefahr. Man faßte sie auf als zwei menschliche Brüder von schöner Gestalt, ritterlich zu Roß. So galten sie insbesondere zu Sparta als göttliche Vorbilder des Königspaares und der Waffenbrüderlichkeit überhaupt. Als das St. Elmsfeuer war ihre Erscheinung den Schiffern zur Sturmzeit heilbringend, weil es ihnen die baldige Beruhigung des Meeres verkündete.

Unter den vergötterten Naturerscheinungen nimmt Eos, die Morgen- und Abendröthe, ihren Platz zunächst neben Helios ein, indem auch sie auf einem von Rossen gezogenen Wagen emporsteigt, und Strahlen um das Haupt hat. Auf Vasen hat sie große weiße Flügel. Zuweilen reitet sie auch auf dem Pegasus. Homer gibt ihr rosige Finger. Der Morgenthau kommt von den Thränen her, die sie um ihren Sohn Memnon weinte, als Achilleus vor Troja ihn tödtete. Eos, die Lichtbringerin, ist ein segensreiches Wesen, aber

die unersättliche und alles befleckende Wollust der griechischen Dichter hat auch ihre Reinheit befleckt. Ihnen zufolge wurde Eos von Ares geliebt und von der eifersüchtigen Aphrodite aus Rache mit solcher Liebeshitze geplagt, daß sie bald alle Männer lieben mußte. Daher die vielen schönen Jünglinge, die sie entführte. Aus Scham bat sie endlich die Götter, ihrem geliebten Tithonos die Unsterblichkeit zu schenken, damit sie ewig nur mit ihm allein lebe. Aber sie vergaß, ihm auch ewige Jugend zu wünschen. Er lebte daher zwar ewig fort, schrumpfte aber zu einer Mumie ein. Außer ihm liebte sie noch viele andere, den Orion, Kephalos, Kleinos, Asträos.

Dem letztern gebar Eos die drei guten Winde und den sanften Abendstern (Hesperos oder Phosphoros). Insgemein aber gilt der in einer Höhle schlafende Aeolos als Vater der Winde. Unter den Winden gelten nur Boreas (der Nordwind), Zephyr (der sanfte West bei klarem Himmel) und Nothos (der warmen Regen bringende Südwind), die Kinder der Eos, für gut; dagegen Euros, der Ostwind, für schlimm. Zephyr raubte die schöne Chloris, d. h. der Westwind buhlt mit den Blumen. Uebrigens werden alle Winde vom Meergott beherrscht. Wenn er will, jagt er sie fort.

Als eine Tochter der Eos galt auch Asträa, die himmlische Jungfrau, Genius der ersten Unschuld der Menschen auf Erden, gleichsam hervorgegangen aus der ersten Morgenfrühe der Welt. Aber sie lebte nur im goldenen Zeitalter und als dasselbe durch der Menschen Bosheit verschwand, floh sie zurück zum Himmel, an welchem sie jetzt als Sternbild der Jungfrau glänzt.

Iris, die Göttin des Regenbogens, wurde von den Dichtern zu einer Dienerin und Botin der Here gemacht, weil diese Göttin selbst als Beherrscherin der Luft galt. Homer schildert reizend, wie die zarte Iris einst in die Höhle der Winde kam, und ein andermal in die schwarze Tiefe des Meeres hinabstieg, um der Thetis eine Botschaft zu bringen. Das haben spätere Dichter nachgeahmt. Ovid führt die geisterhaft leuchtende Iris in die dunkle Höhle der

Träume und Nonnus in die Werkstätte der rußigen Kyklopen, welche sie nöthigen wollen, Wein mit ihnen zu trinken.

Eine Anzahl griechischer Götter, die schon in ältester Zeit verehrt wurden, hüteten das häusliche Glück, die Arbeit, die Gesundheit.

Hier steht Hestia voran, die Schwester des Zeus, das heilige Feuer des Heerdes, der Schutzgeist des Hauses, die Hüterin der Gastfreundschaft. Man hat sie auch auf den Staat bezogen, doch wird sie hier besser durch Pallas-Athene ersetzt, und gehört vorzugsweise nur dem häuslichen Kreise an. Sie wurde als Jungfrau verehrt und Jungfrauen hüteten in ihrem Tempel ein ewiges Feuer als Sinnbild der Jungfräulichkeit. Aber auch ihre heilige Reinheit wurde von den Dichtern durch einen schändlichen priapischen Mythus beschmutzt.

Ihr zur Seite steht Hephästos, der Gott des Schmiedefeuers, des Feuers in der Werkstatt, daher überhaupt der Feuerarbeiter und sonderlich der Waffenschmiede. Gleich unserem nordischen Völundur ist er gelähmt, wie überhaupt sein ganzer Begriff dem Norden entstammt. Das Schmieden der Waffen blieb im Norden eine Sache derer, welche verkrüppelt oder durch Wunden verstümmelt daheim bleiben mußten, so wie der Gefangenen, die, wenn sie einem fremden Volke angehörten, von Natur kleiner waren, als die germanischen Nordländer, daher zwerghaft erschienen. Dieser Charakter ist nun auch noch in dem verkrüppelten Hephästos festgehalten. Wie die nordischen Zwerge und Völundur allen Helden ihre Zauberwaffen schmieden, so schmiedet auch Hephästos dem Zeus seine Blitze, dem Poseidon seinen Dreizack, allen Göttern ihre Attribute und auch den menschlichen Heroen ihre Waffen, so insbesondere die herrliche Rüstung des Achilleus. Indeß ist die natürliche Erklärung der Zwerggestalt im griechischen Mythus schon verloren gegangen. Der frivole Witz späterer Dichter leitet sie von einem ehelichen Zwist des Zeus und der Here ab. Weil Zeus die Athene allein gemacht hatte, machte Here aus Trotz auch den Hephästos allein, Zeus warf ihn daher aus dem Himmel hinaus, daß er auf die Erde fiel und ein

Krüppel wurde. Derſelbe Witz gab dem Hephäſtos die ſchöne Aphrodite zur Gemahlin, einzig um ihn als Hahnreih lächerlich zu machen.

Im Dienſt des Hephäſtos ſtanden die gleich ihm zwerghaften Daktylen (Finger), Genien der Handwerker, aller künſtlichen Arbeiten, und die Telchinen, die beſonders dem Schiffsbau vorſtanden und in den Seeſtädten verehrt wurden. Sie hatten viele Aehnlichkeit mit den Gnomen und Kobolden der Bergwerke im Norden.

Mit dem älteſten Apollocult hing der ſeines Sohnes Asklepios zuſammen, welcher als Gott der Heilkunſt verehrt wurde und deſſen Attribut eine Schlange war, weil man die Schlange als Sinnbild des unter der Erde verborgen wirkenden die Saaten pflegenden Lebens anſah und von der Arznei eine ebenfalls im Verborgenen wirkſame Heil- und Reproductionskraft erwartete. Man darf indeß dabei auch an die ägyptiſche Heilſchlange Kneph denken, weil die Griechen aus dem viel länger civiliſirten Aegypten ohne Zweifel ihre Arzneikunſt vervollkommneten. Neben ihm verehrte man ſeine Geliebte Hygieia als Göttin der Geſundheit. Auch ſie hat eine Schlange und läßt dieſelbe auf Bildwerken gewöhnlich aus einer Schale trinken. Aelter als dieſe vielleicht Aegypten entlehnten Vorſtellungen ſcheint die zu ſeyn, nach welcher der weiſe Kentaur Chiron der erſte Arzt geweſen ſeyn ſoll. Er gehört dem nordiſchen Heimathlande der Griechen an und wenn der Kentaur urſprünglich nichts anders bedeutet, als den theſſaliſchen Reiter, ſo darf man annehmen, die pferdekundigen Theſſaler hätten, gleich unſern klugen Schäfern, die Heilkunſt zuerſt an Thieren erprobt, ehe ſie dieſelbe auf Menſchen anwandten.

Noch gehören hieher eine Anzahl von guten Gottheiten, welche mehr oder weniger nur Perſonificationen allgemeiner Begriffe ſind: Hebe, die Göttin der Jugend; Hymenäos, Gott der Ehen; Mnemoſyne, die Erinnerung; Aletheia, die Wahrheit; Eunomia, die Geſittung; Harmonia, die Eintracht; Eirene, der Frieden; Nike, der Sieg; Tyche, das Glück; Nemeſis oder

Adraſtea, die gerechte Vergeltung, und die ihr nahe verwandte Dike oder Gerechtigkeit.

Aehnliche Perſonificationen ſind Thanatos, Hypnos und Oneiros. Thanatos, der Tod, erſcheint als ein guter Genius mit großen Flügeln, nicht als böſer Feind und Mörder, ſondern als Freund und Erlöſer. Man darf ihn indeß nicht mit dem Eros verwechſeln, der an Gräbern die Fackel ſenkt, denn dieſer bedeutet nicht den Tod, ſondern die den Tod überlebende Liebe. Man dachte ſich den Tod und den Schlaf als Kinder der Nacht und auf einem berühmten Kunſtwerk Griechenlands, dem Kaſten des Kypſelos, war Mutter Nacht mit zwei Kindern auf den Armen, einem ſchwarzen und weißen dargeſtellt. Das weiße Kind, Hypnos, der Schlaf, galt ebenfalls als ein Freund der Menſchen, und zu ihm geſellte ſich Oneiros, der Traum, oder die Oneiren in der Mehrzahl. Die böſen Träume ſollten von der Gäa (Erde) kommen in der Abſicht, die Orakel des delphiſchen Apollo zu verwirren, wie Euripides ſagt. Von den guten Träumen aber glaubte man, ſie kommen vom Zeus. Die wahren, die ſich erfüllen, gehen durch ein Thor von Horn, die falſchen durch eines von Elfenbein, ſagt Homer.

10.

Die Unheilgötter.

Es fehlte den Griechen nicht an böſen Gottheiten und dämoniſchen Gewalten, welche ſie mit reicher Phantaſie als Schreckbilder darſtellten, indeß gefiel ſich ihr Leichtſinn doch viel zu ſehr auf der Oberfläche der Dinge, als daß ſie in die Tiefe des Böſen eingedrungen wären. Sie hatten nur ſehr ſchwache Begriffe von der Sünde und vieles erſchien ihnen vollkommen natürlich, erlaubt, ja nothwendig, was Völkern von etwas mehr ſittlichem Ernſt ein Greuel

war, z. B. die Knabenliebe. Und eben so schwache Begriffe hatten sie vom Tode und seinen Folgen. Sie lebten so ganz in der Gegenwart, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, sich den künftigen Zustand der Seligkeit auszumalen. Ihr Elysium war nur eine blasse Schattenwelt, die Wiese voll Asphodelosblumen, auf der die Geister dahinschweben sollten, unbegreiflich langweilig. Als aber wenigstens ein Theil von ihnen in den Mysterien lebhafter an das Jenseits zu denken schien, geschah es nur, um die Vorstellungen sinnlichen Glücks vom Diesseits darauf überzutragen.

Der Grieche fürchtete sich nur vor schrecklichen Naturgewalten, die er meist an die Grenzen von Raum und Zeit, fern ins Reich des Okeanos und in die Zeit der Titanen verlegte; sodann vor den Gewalten der Unterwelt und drittens vor den Rache- und Schicksalsgöttern.

Die Naturschrecken kommen zum Theil von Nereus, als der Meerestiefe entstammend und geboren von Gäa, der Erde. So wird Thaumas (das Wunder) der Vater der Meteore. Von ihm kommt der schöne Regenbogen (Iris), aber auch die Schaar der Harpyen, gefräßig herbeistürzender, alles raubender und dabei unreinlicher Vögel, unter denen die Gluthwinde des Südens gemeint sind, da sie allein von den Boreaden (Nordwinden) besiegt werden können. Ferner zeugt Phorkys, des Thaumas Bruder, mit seiner Schwester Keto die Thoosa (den Sturm), die schreckliche Skylla, welche von der eifersüchtigen Kirke, weil sie den Glaukos liebte, verzaubert wurde, daß ihr am Unterleib eine Menge immerwährend bellender Hunde wuchsen; die drei Graen, die zusammen nur ein Auge und einen Zahn hatten, sonst aber in Schwanengestalt erscheinen und vielleicht eine unverständlich gewordene Erinnerung aus dem Norden enthalten; endlich die drei Gorgonen, deren jüngste, die Medusa, bei größter Schönheit der Gesichtsbildung dennoch durch den Ausdruck Grauen des Todes einflößt. Da man einen zungenausstreckenden häßlichen Gorgonenkopf an Thoren der Städte, oder vorn an der Waffenrüstung anbrachte, um den Gegner zu schrecken,

muß man zunächst an abgeschlagene Köpfe der Feinde denken. Doch läßt die Gorgo auch Beziehungen auf den blassen Mond, und weil jeder, der sie erblickt, versteinern muß, zum Winter zu, der alles zu Eis macht. Das Ideal des von Schlangenhaar wild und doch reizend umflogenen Medusenkopfs mit den schönsten, wenn auch unglücklichsten Zügen wurde erst nach und nach ausgebildet.

Typhon oder Typhäos gilt als der letzte Sohn der Erde und bedeutet das vulkanische Feuer, ist aber wenn nicht vom ägyptischen Typhon unmittelbar entlehnt, doch mit ihm vermischt worden. Sinnig sagt der Mythus, Typhon habe dem Zeus, während derselbe den bösen Tantalos zeugte, heimlich den Blitz entwendet. Hesiod gibt dem Typhon hundert Drachenköpfe. Als er zum erstenmal sichtbar wurde, erschracken alle Götter dermaßen, daß sie sich aus Angst in Thiere verwandelten, bis Zeus ihn mit dem Blitz erschlug und unter der Insel Sicilien begrub. Dort liegt er noch und sein Feueratbem bricht durch den Krater des Aetna.

Die Unterwelt oder das Innere der Erde wird beherrscht von Pluto oder Hades, dem jüngsten Bruder des Poseidon und Zeus. Es ist der chthonische Zeus, daher gleich seinen Brüdern thronend, aber von mehr düsterem Ernst, schwärzeren Haaren, finsterem Blick. Er führt als Herrscherstab eine Art zweizinkige Gabel, womit er die Schatten in die Unterwelt treibt. Auf dem Haupt trägt er den Modius (ein Getreidemaaß), welches die unterirdische Fruchtbarkeit anzeigt, aber auch einen unsichtbar machenden Helm, zuweilen eine phrygische Mütze. Die letztere Vorstellung ist ganz nordisch. Die unsichtbar machenden Helme und Hüte gewisser Götter und aller Zwerge und Elfen sind im Norden zu Hause und ohne Zweifel von da erst nach dem Süden gekommen. Pluto fährt mit wilden schwarzen Rossen. — Unter den Mythen des Gottes ist die berühmteste seine Entführung der Persephone, wovon später. — Mit einer kleinen Veränderung des Namens wird er zum Plutos, dem Gotte des Reichthums, weil die Saaten, die Metalle ꝛc. aus der Unterwelt kommen. Dem Plutos steht die Penia, als Göttin der Ar-

muth entgegen und nach einer sinnigen Dichtung wird Eros ihr Kind. Wie Zeus den Adler, Poseidon den Delphin, so hat Hades auf Bildwerken häufig den dreiköpfigen Höllenhund zur Seite. Unter den Bäumen ist ihm die Cypresse heilig, die auf Gräbern gepflanzt wird.

Man gelangt in die Unterwelt oder die Wohnung des Hades nur zu Wasser, denn man muß sich durch den groben alten Charon auf einem Nachen über den schwarzen Fluß Styx fahren lassen. Dann am Eingang der Unterwelt bellt der schreckliche Hund Kerberos aus drei Köpfen, und der Todte wird von den drei Höllenrichtern Minos, Aeakos und Rhadamanthos ausgefragt und gerichtet. Bis dies geschehen ist, schwebt er mit seinesgleichen als bloßer Schatten auf einer einförmigen Wiese, auf der nur Asphodelosblumen (eine Art Lilien) wachsen. Ist er vor den Richtern bestanden, so trinkt er Vergessenheit aus dem Fluß Lethe. Dann kommt er nach Elysium, einem Freudenort von sehr nebelhafter und unklarer Beschaffenheit, wie auch die seligen Inseln und die Gärten der Hesperiden im fernsten Westen. Oder er kommt in den Erebos, die Hölle, den Strafort, in welchem einige berühmte Verdammte besondere Aufmerksamkeit erregen: die in das bodenlose Faß Wasser schöpfenden Danaiden; Sisyphus, dem alle seine Schlauigkeit nichts mehr hilft, weil er unaufhörlich einen schweren Stein berganwälzen muß, der, wenn er oben ist, wieder herabrollt; Oknos, der aus Schilf immerfort ein Seil flicht, welches ein Esel hinter ihm wieder abfrißt; der ewig hungernde Tantalos, der im Wasser steht und vor dem Aepfel hängen, ohne daß er sie je erreichen kann; Jrion, der einst die Here umarmen wollte, statt ihrer aber nur eine Wolke umarmte und zur Strafe, an ein Rad gebunden, ewig sich umdreht; Tityos, der an der Leto sich versündigt, gebunden daliegt und sich täglich die Leber von Geyern muß ausfressen lassen. Orion, welcher noch in der Unterwelt die Schatten jagen muß, ist wahrscheinlich eine Erinnerung an den ewigen Jäger, der eine so große Rolle im heidnischen Glauben des Nordens spielt. — Eine andere große Region der Unter-

welt, Tartaros genannt, ist den gefangenen Titanen vorbehalten und wird von den Hunderthändigen bewacht. In der Nähe befinden sich auch die Wohnungen des Schlafes, der Träume, der Krankheiten, der Eumeniden ꝛc.

Ein sehr vieldeutiges Wesen ist Hekate (die fernwirkende), die eine Tochter bald des Tartaros, bald des Zeus genannt wird und häufig mit der Artemis als Mondgöttin zusammenfällt. Sie ist Vorsteherin der nächtlichen Zaubereien und Hüterin der Seelen im Monde, gemäß der Vorstellung, nach welcher die Seelen nach dem Tode im Monde zubringen sollten. Oft erscheint sie dreigestaltig, wie auch der Zauber auf Dreiwegen geübt wurde. Sie bildet als Todesgöttin einen Gegensatz gegen die Geburtsgöttin Ilithyia.

Kinder der Nacht nennt Hesiod die Eris (Zwietracht) und Ker (Schicksal). Von der letztern kommen die Keren, Eumeniden, Erinnyen, was wir mit dem lat. Namen Furien zu nennen pflegen, die Rächerinnen und Vollzieherinnen des bösen Schicksals. Sie haben gleich der Medusa Schlangen im Haar und brennende Fackeln in der Hand. Am schrecklichsten werden sie in den „Eumeniden" des Aeschylos geschildert.

Die Keren sind andererseits auch Mören, was wir nach römischem Gebrauch Parzen nennen, die den Lebensfaden spinnenden Schicksalsschwestern, ein Begriff, der sich weder in Asien, noch Aegypten findet und entschieden nordischen Ursprungs ist, da er sich in den Feen der Kelten und in den Nornen der Deutschen wiederholt. Sie hießen bei den Griechen Klotho (die Spinnerin), Lachesis (die Loosende, die das Loos bestimmt) und Atropos (die Unabwendbare), die den Lebensfaden zerschneidet. Nach Plutarch gibt Lachesis, um einen neuen Menschen zu bilden, den Leib aus der Erde, Klotho die Seele aus dem Monde, Atropos den Geist aus der Sonne her, Ilithyia führt sie zusammen und Artemis trennt sie wieder.

Eine harte Göttin war den Griechen noch die Ananke (Nothwendigkeit). Deimos und Phobos (Furcht und Grauen) werden Söhne des Ares genannt.

Von der eigentlichen Sünde als ſolcher finden wir nur eine ſchwache Spur in der Ate (Schuld). Dieſe Tochter der Eris verführte alle Weſen zur Sünde, als ſie aber den Zeus ſelbſt verlockte, ſtürzte ſie dieſer aus dem Himmel und ſeitdem plagt ſie die Menſchen. Hinter ihr aber gehen andere Töchter des Zeus, die traurigen Litai d. i. die Gebete, und heilen die Unglücklichen, die Ate verwundet. Homer ſchildert die zarten Füße der Ate, die den Boden nie berühren, ſondern immer über den Häuptern der Menſchen ſchweben.

Elftes Buch.

Der erotisch-dionysische Götterkreis.

1.

Aphrodite.

Da die Griechen bei großer Lebensluſt einen tiefen Schönheitssinn beſaßen, war es wohl ſehr natürlich, daß der Cultus der Liebesgöttin bei ihnen nach der äſthetiſchen Seite hin die vollkommenſte Ausbildung erhielt, während er zugleich der ganzen Corruption Vorderaſiens anheimfiel. Es war natürlich, wiederholen wir, und doch war es ein ſchweres Verhängniß, daß auch das edle Volk der Hellenen am Triumphwagen der babyloniſchen Hure ziehen mußte. Sobald die Griechen in dieſe Schwäche fielen, konnte ihr Geiſt für das Menſchengeſchlecht nicht mehr der befreiende und veredelnde ſeyn. Von dieſem Augenblick an waren die Griechen von Gott verworfen, wie Babel.

Die Griechen nahmen den ganzen Wuſt und Schmutz des babyloniſchen Mylittacultus bei ſich auf, zunächſt in den Colonien Kleinaſiens und auf den Inſeln. Deshalb haben die Griechen in dieſen Colonien, wenige ausgenommen, immer etwas Weichliches und Paſſives behalten und ſind bald von Athen und Sparta, bald

von Perſien und Aegypten abhängig geweſen. Die Wolluſt ſchwächte ſie. Die ſo große, ſo trefflich gelegene, ſo volkreiche Inſel Kypern konnte nie die ihr zukommende welthiſtoriſche Bedeutung gewinnen, blos weil ſie, in Wolluſt erſoffen, ein einziges großes Bordell war und blieb. Die Inſel wimmelte von Tempeln der Liebesgöttin, deren Oberprieſter Herr des Landes war und neben welchem nur ſchwache Stadtkönige eine ungewiſſe Selbſtändigkeit errangen. Eben ſo wimmelte die ganze Küſte Kleinaſiens von Tempeln der Liebe und des Priapos, auf dem griechiſchen Feſtland aber gehörten zum Tempel der Aphrodite in Korinth nicht weniger als tauſend Hierodulen, die ſich Einheimiſchen und Fremden im Dienſt der Göttin Preis gaben. Dieſelbe Unzucht war in allen griechiſchen Colonien des ſüdlichen Italien verbreitet. Ueberall kehrten die aſiatiſchen Gebräuche wieder. Auf Kypern dieſelbe Proſtitution, wie in Babylon, dieſelben Spiele und Tänze, dieſelben Tauben und Myrthen. Deshalb hieß auch die Göttin vorzugsweiſe die kypriſche oder die paphiſche, weil der Haupttempel der Inſel der zu Paphos war. Hier nach Paphos wallfahrtete das Volk aus weiter Ferne, um die Feſte der Göttin mit ſchamloſen Orgien zu feiern. Drei Tage und drei Nächte lang wurde immerwährend unter Muſik, Tanz und Wolluſt zugebracht. Eine Nacht, gleichſam die allerheiligſte, weil in ihr die Geburt der Aphrodite aus dem Meere gefeiert wurde, war gerade den unheiligſten Orgien geweiht. Nichts in der alten Welt ſoll ſo verführeriſch geweſen ſeyn als dieſe Nachtfeier, bei welcher unzählige Myrthenlauben die Paare einluden. Die Weiber verkleideten ſich als Männer, die Männer umgekehrt als Weiber. Man würfelte und der Gewinn war ein der Göttin dargebrachtes Unzuchtsopfer. Was Gottesdienſt ſeyn ſollte, artete in Verthierung aus.

Schlimmer noch als durch die gröbſte Sinnlichkeit wurde der Cultus der Aphrodite entweiht durch die Käuflichkeit der Liebe, durch die Habgier der Hetären. Die Griechen nahmen keinen Anſtand, berüchtigte Hetären als Aphroditen zu vergöttern, ihre Statuen verfertigen und in Tempeln, als ſey es die Göttin ſelbſt, anbeten zu

laſſen. So entſtanden in Athen Tempel der Aphrodite-Lamia, der Aphrodite-Pythionike, der Aphrodite-Leäna auf Keos, der Aphrodite-Stratonikes in Smyrna. Die Göttin ſelbſt wurde ohne Umſtände eine Hure genannt, denn es gab Tempel der Aphrodite-Porne und Aphrodite-Hetäre. Der Tempel der Göttin „in den Gärten" zu Athen und der „im Röhricht" zu Samos waren weltberühmte Bordelle. Es gab Tempel der Göttin mit noch viel ſchmutzigeren Namen z. B. den der Aphrodite-Kolotis, der Moichia, Epopos, Peribaſia, Trymalitis ꝛc. Insgemein aber heißt die Göttin, ſofern ſie der Allbuhlerei vorſtand, Pandemos (die dem ganzen Volk gehörige) und die Künſtler ſtellten ſie dar, wie ſie auf einem Bock (dem Sinnbild der äußerſten Unzucht) reitet.

Aphrodite heißt Kypris und die paphiſche Göttin, Kythere, Idalia von den Hauptorten ihres Cultus; Anadyomene, weil ſie aus dem Meer emporgeſtiegen iſt. Ihr allgemeiner Name Aphrodite aber kommt her von Aphros (Schaum), weil ſie aus dem Schaum des Meeres entſtanden ſeyn ſoll. Ihre Attribute ſind der Apfel (Sinnbild des Genuſſes), die Myrthe (weil ſie ſich einſt, aus dem Bade kommend, in Myrthen verſteckte), der Spiegel (als unentbehrlich bei ihrer Toilette), die Taube, der Sperling, der Haſe, der Bock (weil es verbuhlte Thiere ſind), der Delphin (weil er ſie über Meer trug), die Muſchel, der Vogel Wendehals (als Sinnbild der Koketterie).

Nach Heſiod ging Aphrodite aus dem Schaum hervor, welchen die aus dem Himmel gefallene Mannheit des Uranos im Meer aufregte. Sie verſöhnt allen Streit. Nach dem homeriſchen Hymnos folgen ihr die wilden Thiere, alle wie bezaubert von ihrem Liebreiz, morden ſich nicht mehr, ſondern lagern ſich um ſie im Kreiſe und paaren ſich. Aber ſie erzeugt auch Streit. Ihre Eitelkeit allein veranlaßte den trojaniſchen Krieg, den erſten zwiſchen Europa und Aſien. Paris, der junge Hirte am Berge Ida, ſollte den Apfel derjenigen Göttin, die er für die ſchönſte hielt, geben und gab ihn der Aphrodite, die ihn dafür das ſchönſte irdiſche Weib, die Helena, zu

entführen verlockte. Sie selbst, die so großes Unheil verschuldet, kam mit einer kleinen Wunde davon, die ihr Diomedes im Kampfe vor Troja versetzte. Auch das war keine rechte Strafe für sie, daß sie dem häßlichen und rußigen Hephästos vermählt wurde, denn sie betrog ihren Gatten und buhlte mit Ares, dem Kriegsgotte. Hephästos aber verfertigte ein kunstreiches Netz von Gold, fing mit demselben das ehebrecherische Paar ein, daß es sich nicht rühren und regen konnte, und rief alle Götter herbei, um sich am Anblick des beschämten Paares zu ergötzen. Es bleibt immer merkwürdig, daß eine solche Scene als echter altgriechischer Göttermythus überliefert werden durfte, und daß die Griechen den Ehebruch für etwas so Gleichgültiges oder nur Spaßhaftes hielten.

Der berühmteste Günstling Aphroditens war der schöne Jäger Adonis, den sie verlor, als ein Eber ihn tödtlich verwundete. Die griechischen Dichter machten in ihrer Weise daraus eine reizend durchgeführte Liebesgeschichte. Indeß handelte es sich hier vielmehr um eine Uebertragung des phönikischen und ägyptischen Thammuz- und Osirisdienstes, von denen oben schon die Rede war, zu den Griechen. Adonis (dessen semitischer Name Adonai, den Herrn, bedeutet) war eine Personification der jährlich erblühenden und wieder welkenden Vegetation, des vergänglichen Sommers oder der jährlich aufsteigenden und wieder sinkenden Sonne. Deshalb wurde sein Fest in Griechenland, wie in Asien und Aegypten am Tage der Sommersonnenwende begangen, wenn die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel verläßt und die Tage kürzer werden. Aphrodite aber verhält sich zu dem sterbenden Adonis wie die niedersterbende Natur selbst zu dem vergänglichen Sommerleben. Dem Trauerfest um Adonis folgte ein Freudenfest seiner Wiederkehr, weil sich jährlich das Blumenleben erneuert. — Ein weiterer Günstling der Göttin war der junge Schiffer Phaon, dem die Sängerin Sapho ihre glühenden Liebeslieder weihte, der sie aber nicht wiederliebte, weshalb sie sich vom leukadischen Felsen ins Meer stürzte. Ein fünfter Anchises, den sie zum Vater des Aeneas machte, den aber Zeus mit dem Blitze lähmte, weil er sein

Glück ausplauderte. Zu den Günstlingen der Göttin gehört ferner der Bildhauer Pygmalion auf Kypern. Derselbe hatte ein Bild der Aphrodite nach dem Ideal, welches ihm von ihr vorschwebte, verfertigt und sich zum Sterben in das Bild verliebt. Da gab die Göttin dem Bilde Leben und vermählte sich auf diese zarte Weise selbst mit ihm, der süßeste Lohn, den je die Kunst empfing.

In der Verbindung der Aphrodite mit dem Dionysos (Bachus) sahen die Griechen ein Bild jener höchsten irdischen Glückseligkeit, welche die Philosophie des Epikur als die höchste Lebensweisheit empfahl, und unter den Dichtern besonders Anakreon. Genieße das Leben, so lange du es besitzest; pflücke die Rose, so lange sie blüht; kümmre dich nicht um Andre, nicht um das Schicksal der Welt, nicht um dein eigenes Loos nach dem Tode, sondern sorge nur für dich in dem Augenblick, welcher dir gehört, damit du so viel und so vollkommen als möglich genießen mögest! Das war die Lehre, nach welcher die späteren Griechen lebten, indem sie sich noch lange lange an den Genuß anklammerten, nachdem sie Freiheit und Ehre verloren hatten. Das gemeine Volk aber faßte die Paarung des Dionysos mit der Aphrodite in seiner Weise auf, indem es den Priapos zum Sohne des Götterpaars machte und denselben in Lampsakos geboren werden ließ, wo die Unzucht allein noch Religion war. Eine ähnliche, an sich eben so niedrige, aber von den Dichtern und Künstlern ungleich mehr verfeinerte Vorstellung als die, nach welcher Aphrodite vom Hermes den Hermaphroditos geboren haben sollte, der Mann und Weib zugleich war. Später gab man der Sache die Wendung, er sey nur Mann gewesen, aber mit der Nymphe Salmakis in ein Mannweib zusammengewachsen.

Obgleich Aphrodite nur Göttin der Liebe und nicht der Ehe war, über welch letztere Here und Hymenäos wachten, und obgleich sie vorzugsweise die unerlaubte Liebe begünstigte, so wollte sie doch auch bei rechtmäßigen Ehen nicht fehlen und in ihrem Namen empfing die Braut den Kranz, wie sie ihn zuerst der schönen Ariadne als Braut des Dionysos gereicht hatte. Man glaubte die Gunst der

Göttin auch durch Liebeszauber herbeiziehen zu können und das bildete einen wesentlichen Theil der ältesten Zauberei. Aphrodite wurde, sofern sie Glück brachte, zur Tyche. In diesem Sinne verehrten sie besonders die Seefahrer und bildeten sie ab auf einem Delphin übers Meer reitend mit mondförmig gewölbtem Schleier als Segel. Klagend um Adonis glich sie der Persephone und man bildete sie auf Sarkophagen ab als die Liebe zu Verstorbenen.

Im alten Tempel zu Paphos war die Göttin noch als ein kegelförmiger Stein dargestellt, wie andere phönikische Götter. Als die kunstsinnigen Griechen die Göttin der Liebe darzustellen anfingen, suchten sie natürlich in ihr das Ideal weiblicher Körperschönheit zu erreichen. Die Zucht gebot ihnen anfangs noch, die Statuen der Göttin zu bekleiden. Praxiteles aber begann die lange, die unendliche Reihe ihrer nackten Statuen. Man muß ihm und den meisten griechischen Bildhauern nach ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie nur nach dem reinen Schönheitsideale trachteten, das Grobsinnliche und Gemeine mit feinem Takte vermieden und selbst noch im Nackten züchtig zu seyn verstanden, so daß die unzüchtigen Bilder der Göttin erst den späteren Zeiten angehören. Nicht minder muß anerkannt werden, daß die vollendete Schönheit des menschlichen Körpers sich eben nur im Nackten erkennen und wiedergeben läßt, und daß jene griechischen Meister insofern unübertroffene Werke der Schönheit geschaffen haben. Indessen liegt eine unheimliche Bezauberung im Nackten. Es verführt immer, es zieht des Menschen Seele hinab in das Gebiet, in welchem das Thier Herr wird. Wenn nun ganze Städte in Griechenland erfüllt wurden mit nackten Statuen, die in Tempeln, auf freien Plätzen jedermann zur Schau gestellt waren, wie hätte das für das Volk nicht ein immerwährender Anreiz zur Sinnlichkeit werden sollen? Man kann sich nicht verhehlen, daß dieser Umstand zur Sittenverderbniß in Griechenland außerordentlich viel beigetragen hat.

Wie Phidias als Bildhauer das Edle und Heroische am vollendetsten darzustellen wußte, so Praxiteles das Liebliche. Der letztere

ſtellte das Ideal der Aphrodite zuerſt in ſeiner berühmten nackten Statue der Göttin zu Knidos feſt. Es iſt jedoch trotz alles Streites noch nicht entſchieden, ob die auf Münzen und auch in einigen Marmorſtatuen vorkommende Göttin, welche ſtehend mit einer Hand den Schooß deckt und mit der andern das Gewand aufhebt oder hinlegt, die knidiſche iſt. Unter den aus dem Alterthum auf uns gekommenen Statuen laſſen ſich zwei Gattungen unterſcheiden, die eine, welche als Urania, einen edlern und ernſtern, auch ſchon mehr frauenhaften Ausdruck hat, und die andere, welche mehr heiter, ja leichtſinnig ausſieht und noch junges Mädchen iſt. Die ſchönſte Statue der erſtern Art iſt die capitoliniſche (auf dem Capitol in Rom aufbewahrt), die der zweiten die mediceiſche (aus dem Beſitz der Mediceer in Florenz erhalten). Beide ſtehen, ſind nackt und haben die Stellung, wie es die natürliche Scham verlangt. Dennoch ſchämt ſich keine, ſondern beide blicken unbefangen drein. Beide ſind überaus ſchön in allen Formen, aber die erſtere iſt etwas größer, ernſter, frauenhafter als die andere. In den Geſichtszügen herrſcht das Weiche, Zärtliche, Reizende vor, und beſonders charakteriſtiſch iſt das ſ. g. Hygron, das eigenthümliche Hinaufziehen des untern Augenlides. Die ſchönen Statuen von Capua und Arles haben mehr von der erſten, die von Melos mehr von der zweiten Art. Berühmt durch ihre verſchämte Stellung iſt die kauernde Aphrodite. Viele andere Statuen zeigen die Göttin beſchäftigt mit ihrer Badetoilette, mit dem Ablegen des Gewandes, mit dem Ausziehen der Sandalen, mit dem Waſchen, Theilen und Flechten der langen Haare. Die mannigfachſten Motive der Stellung ſind jedoch immer nur berechnet, die Schönheit des Leibes zu zeigen.

Dieſe Schönheit an ſich galt als göttlich. Nur aus dieſem Grunde war es möglich, daß Statuen ſchöner Hetären geradezu als Aphroditebilder in die Tempel geſtellt werden konnten. Von Praxiteles ſelbſt ſagt man, er habe die Kratera auf dieſe Art vergöttert. Die griechiſche Anthologie gedenkt einer Hetäre Polyarthis, welche der Aphrodite eine Statue ſetzte, weil ihre Schönheit ihr ſo viele

Reichthümer eintrug. Als die Hetäre Phryne einmal öffentlich badete, ſammelte ſich das ganze Volk von Athen, um ihre Schönheit ſtaunend zu bewundern. Athenäus berichtet aus Syrakus, dort hätten einſt ein Paar Hetären über die Schönheit ihrer Hintertheile geſtritten und die Siegerin habe zum Dank einen Tempel der Aphrodite Kallipygos geſtiftet. Statuen dieſer Göttin, wie ſie ſich umwendet, um ihre Schönheit von hinten zu bewundern, ſind noch erhalten. — In Sparta war Aphrodite bewaffnet, dem kriegeriſchen Geiſt der Dorier gemäß. Die bärtige Aphrodite in Kypern iſt nur die Perſonification des üppigen Cultus, welcher Umtauſch der Geſchlechter und Verkleidung verlangte, wenn ſie nicht auf den mannweiblichen Monddienſt Vorderaſiens bezogen werden muß.

Die Griechen wußten wohl, daß Schönheit ohne Anmuth unbefriedigt läßt, ſie geſellten daher der Schönheitsgöttin die Charis (Anmuth) oder mehrere Charitinnen zu, deren Zahl auf drei feſtgeſetzt blieb. Sie wurden zuweilen mit den Horen verwechſelt, gehören aber ausſchließlich der Aphrodite an, welche ſie als Dienerinnen, nach dem Bade ſchmücken und ihre Reize vermehren helfen. Man nennt ſie Thalia (die ſproſſende), Euphroſyne (die frohſinnige) und Aglaia (die glänzende). Am häufigſten wurden ſie dargeſtellt, wie ſie ſich nackt alle drei mit den Armen umſchlingen.

2.

Eros und Pſyche.

Aphrodite wird von Eros (Amor) begleitet, der als ein munterer und muthwilliger Knabe diejenige Eigenſchaft der Liebenden bezeichnet, die den Griechen die angenehmſte war, weil ſie mit dem Sinnengenuß zugleich eine witzige Unterhaltung verband. Keine Liebe ohne Anmuth wollten ſie, aber auch keine ohne Geiſt, und deshalb war ihnen wie die Charis, ſo auch Eros unentbehrlich.

Eros galt als Sohn der Aphrodite und des Ares, war also ein Kind der Liebe und des Streites. Streit und Kampf gehört nothwendig dazu, wenn die Liebe recht interessant werden soll. Zum Ueberfluß gab man ihm noch ein Brüderchen im Anteros (welcher nicht sowohl Gegenliebe als Eifersucht bedeutet). Sonst sind seine Gespielen Pothos (die Begierde) und Himeros (die Sehnsucht). Die Künstler stellten den Eros als einen nackten Knaben dar mit Flügeln, Pfeil und Bogen oder auch einer Fackel. Nur wenn es galt, einen tiefern Ernst oder Trauer der Liebe darzustellen, gaben sie ihm eine etwas reifere, dem Jünglingsalter sich nähernde Gestalt. So die erotischen Grabgenien mit gesenkten Fackeln. Dichter und Künstler waren unerschöpflich in geistreichen Auffassungen des Eros, wie er seine Mutter liebkost, wie er sie neckt und täuscht, wie er ihr entflieht, sie ihn jammernd sucht, oder zürnend verfolgt und straft. Wie er ferner alle Götter neckt und tyrannisirt, dem Zeus die Blitze, dem Poseidon den Dreizack, selbst dem finstern Pluto die Harke, dem Mars sein Schwert, dem Herakles seine Keule raubt und mit den Trophäen aller Götter geschmückt allein die Welt beherrscht. Wie er die wilden Thiere neckt und zähmt, wie er in den bachischen Kreisen unter Satyrn und Silenen, oder im Meere unter Nereiden und Tritonen sein muthwilliges Spiel treibt. Wie er die Menschen mißhandelt, den Weisen zum Thoren, den Helden zum Weichling, den König zum Schäfer, die Tugendhaften und Keuschen rasend macht, wie er alle Leidenschaften in ihr Gegentheil verkehrt, die grimmigen Wölfe, die Polypheme, die Ungeheuer der Tiefe zärtlich macht ꝛc.

Blickt man diesen zahllosen Mythen von Eros auf den Grund, so ist darin ein tiefer Zusammenhang mit dem demokratischen Geist der Athener nicht zu verkennen, und auch die philosophische Skepsis findet hier ihre Quelle. Der ganze Vorstellungskreis, dessen Mittelpunkt Eros bildet, ist eine großartige Ironie. Wer sich einmal in ihn versenkt hat, vermag die olympischen Götter nicht mehr zu achten und noch weniger einen irdischen Stand der Könige oder Aristokraten, der sich über das menschliche Gleichmaaß erhebt. Eros leidet keine

Erhebung eines Wesens über das andere. Er ist der große Gleichmacher, der erste Prophet der égalité, liberté, fraternité. Seine größte Lust ist, Hohes mit Niederem zu kuppeln und dadurch herabzuziehen. Er ruht nicht, bis er den hohen Zeus zum Satyr, zum Stiere, zum Widder, zum Kukuk, zur Ameise gemacht hat, und mit derselben Mißachtung aller Rangordnung in der Welt erhebt er Lustknaben in den höchsten Götterhimmel. Eros erscheint in vieler Beziehung als Genius der Anarchie, der weder eine göttliche, noch sittliche, noch politische Ordnung duldet und durch alles verwirrend und zerstörend hindurchfährt.

Man hatte jedoch auch eine ernstere und würdigere Vorstellung von ihm. Schon Hesiod läßt ihn das erste Licht und Leben ins Chaos bringen, macht ihn gewissermaßen zum Genius der Schöpfung. In diesem Sinn faßte man ihn später noch in den orphischen Mysterien als Protogonos (der Erstgeborene) oder Phanes (das Urlicht) auf und der Grundgedanke war, Liebe ist der Grund der Schöpfung und alles Daseyns. Allein die leichtsinnigen Griechen waren nicht fähig, einen solchen Grundgedanken in seiner sittlichen Tiefe zu erfassen und festzuhalten.

Das Zarteste, was sie ersonnen, war das Verhältniß des Eros zur Psyche (der Seele). Sie personificirte die menschliche Seele als ein junges unschuldiges Mädchen, mit welchem Eros scherzt, welches er quält und mißhandelt, das er aber zuletzt, nachdem es selbst gesündigt und schwere Prüfungen überstanden hat, für immer beglückt. Diese ernste Auffassung gehört wahrscheinlich dem europäischen Norden an. Die rührende Geschichte des Eros und der Psyche tritt wie fremd in den Kreis der griechischen Mythen ein und hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit zahlreichen deutschen Märchen, in denen eine Königstochter dieselben schweren Prüfungen besteht, wie Psyche, daß man kaum zweifeln kann, sie sey den Griechen aus dem Norden zugekommen. Die vollendete Gestalt, in welcher das Märchen überliefert wurde, verdankt man dem römischen Dichter Apulejus, der

jedoch ohne Zweifel aus alten Quellen ſchöpfte, wie die Pſyche überhaupt nicht den Römern, ſondern den Griechen angehört.

Pſyche wird dargeſtellt als ein zartes Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachſen, mit Schmetterlingsflügeln. Zuweilen wird ſie durch den Schmetterling ſelbſt bezeichnet. Ein Schmetterling über einer Fackel bedeutet die durch die Liebe ſchmerzlich geläuterte Seele. Zu den reizendſten Kunſtwerken des griechiſchen Alterthums gehört die Gruppe des Eros und der Pſyche, welche ſich zärtlich an einander ſchmiegen und küſſen.

3.

Demeter.

Demeter (die Mutter ſchlechthin) bedeutet die Erde in ihrer Fruchtbarkeit, als Trägerin der Saaten im Gegenſatze gegen Gäa, die zwar auch fruchtbar erſcheint, aber mehr das große Erdenrund mit ſeinen Gebirgen und ſeinem verborgenen Innern vorſtellt, und auch im Gegenſatze gegen Kybele, Rhea, die epheſiſche Artemis und andere Göttinnen, unter denen man ſich das Naturganze dachte. Demeter iſt ausſchließlich die Göttin des Ackerbaus, die Hüterin der Saaten, weshalb ſie auch blond wie das reife Getreide iſt, mit Aehren bekränzt erſcheint und die Sichel in der Hand führt.

Als Göttin der fruchtbaren Erde gehört Demeter den älteſten Gottheiten an und gilt als Tochter des Chronos. Ihr Weſen iſt mütterliche Güte. Sie wurde von den Künſtlern als eine freundliche, heiter lächelnde Frau, ehrbar gekleidet, etwas vollen Wuchſes und beſonders mit ammenhaftem Buſen dargeſtellt, dem mütterlichen Charakter angemeſſen. Aehren trägt ſie in der Hand oder als Kranz. Von ihr kommt aller Ueberfluß, daher ihr Weſen in das der Tyche (Fortuna, Glück) übergeht, die das Horn des Ueberfluſſes (aus dem alle guten Gaben kommen, das Wunſchſäcklein des deutſchen Märchens) mit ſich führt.

Demeter wurde durch einen fleißigen Ackerbauer, den Jasos, Mutter des Plutos (Gott des Reichthums). Andere Dichter fügen hinzu, als die Göttin den schönen Jasos umarmte, wuchsen ringsumher goldene Aehren. — Der Persephone Mutter wurde Demeter durch den Meergott Poseidon. Sie wollte ihm zwar entfliehen und verwandelte sich in eine Stute, er aber verfolgte sie als Hengst und wegen des schrecklichen Zorns, in welchem sie empfing, wurde sie Erinnys genannt. Diese eben so dunkle, als schmutzige Mythe mag sich zunächst auf die Bewässerung der Aecker beziehen. — Persephone wurde später von Hades (Pluton) geraubt, d. h. das Saatkorn wird im Herbste in die dunkle Erde versenkt, um im Frühlinge wieder hervorzusprossen. Demeter sucht die verlorene Tochter Tag und Nacht in Mutterangst, mit zwei Fackeln in den Händen, die sie am Feuer des Aetna entzündet hat. Wer sie gastlich aufnimmt und tröstet, den segnet sie. Wer sie mißachtet und verhöhnt, den straft sie. Davon handeln eine Menge kleiner Mythen. Endlich zieht sie sich nach Eleusis zurück und verhüllt sich hier in tiefe Trauer. Da bringt die Erde keine Saaten mehr und Hunger droht das ganze Menschengeschlecht zu vertilgen. Zeus schickt Boten zu ihr, aber sie will nichts hören. Erst als alle Götter sich um sie versammeln und sie anflehen, gibt sie nach. Zeus will ihr gern die Tochter zurückgeben, Persephone hat aber bereits einige Granatkerne gegessen und wer irgend etwas in der Unterwelt gegessen hat, bleibt derselben verfallen. Doch wird der Streit in der Art vermittelt, daß Persephone nur eine Hälfte des Jahres beim Pluton, die andere aber auf der Oberwelt bei ihrer Mutter zubringen soll.

Als Günstling und gleichsam Oberpriester der Demeter galt Trioptolemos in Eleusis, der Verbreiter des Ackerbaus, und Thesmophoros in Athen, der agrarische Gesetzgeber und Brodvertheiler in Athen. Beide spielen daher eine große Rolle bei den Festen der Göttin, jener in den Eleusinien, dieser in den Thesmophorien. Man sieht den Trioptolemos oft auf Vasenbildern, wie er in einem von Schlangen gezogenen und geflügelten Wagen fährt, Aehren und

einen Stab in der Hand. Die Fahrt ſoll vielleicht das Wachsthum der Saat bedeuten. Schlangen ſind immer Erdſymbol, Flügel Luftſymbol, die Saat aber wächst aus der Erde an die Luft. Höher noch ſtand in der Gunſt der Göttin Jakchos, der in den Myſterien als ihr Gemahl auftritt, inſofern aber mit dem Dionyſos zuſammenfällt. Thesmophorien feierte man auch in Syrakus. Die Feſte der Göttin waren ſehr verbreitet, in Argos hießen ſie Lernären, in Megara Demetrien ꝛc. Sofern es nur einfache Saat- und Erndteſeſte waren, lief alles auf die Verehrung von Zeugung und Geburt hinaus, echt babyloniſch. Daher nicht nur der von Jungfrauen in Körben getragene Phallus im geheimnißvollen Dienſte, den ausſchließlich Frauen beſorgen durften, eine Hauptrolle ſpielte, ſondern bei den Thesmophorien auch das weibliche Zeichen Kteis (in Syrakus Myllos genannt) in koloſſaler Form herumgetragen wurde und grobe Späſſe in Bezug darauf nicht nur erlaubt, ſondern geboten waren. Denn der Mythus ſagt, als Demeter ſo gar betrübt geweſen ſey und nichts ſie habe aufheitern können, ſey ihre alte Amme Jambe oder Bauto gekommen, habe ſich vor ihr ſchändlich entblößt und ſie dadurch zum Lachen gebracht. Dieſer Spaß wurde nun überall am Feſte der Demeter von den Weibern wiederholt, wozu man luſtige Lieder ſang, in dem Versmaaße, welches den Namen der Jamben noch bis auf den heutigen Tag trägt.

Das war die plumpe, grobſinnliche, noch durch und durch vorderaſiatiſche Art, in welcher die griechiſchen Ackerbauer ihre Dankbarkeit gegen die Göttin der Fruchtbarkeit ausdrückten. Indeſſen knüpft ſich daran etwas viel Reineres in dem Geheimdienſt der Eingeweihten in den eleuſiniſchen Myſterien. Es lag nahe, die Einſenkung des Saatkorns in die Erde auf den Tod des irdiſchen Leibes und das Hervorſproſſen der jungen Saat auf die Wiedergeburt und Fortdauer der Seele zu beziehen. Die chthoniſchen Götter (Erdgötter) verloren dadurch das Grobſinnliche oder Schreckliche, was ihnen inwohnte, ſo lange man ſie blos für pflanzenzerſtörende, wie Demeter-Perſephone, oder für alles Leben verſchlingende und begra-

bende, wie Hades, dachte. Sie wurden zu Hütern der Seelen, zu den höchsten sittlichen Mächten. Obgleich diese Vorstellungsweise erst der späteren Secte der s. g. Orphiker zugeschrieben wird, so könnte sie doch wohl auch schon älter seyn und noch unmittelbar mit dem ernsten und sittlichen Ideenkreise des alten thrakischen Orpheus zusammenhängen. Es handelt sich darin hauptsächlich von der Unsterblichkeit der Seele und diese war bei den an die Thraker grenzenden Geten und im ganzen Norden zu Hause.

Grundgedanke der eleusinischen Mysterien war: Demeter behält die Leiber in der Erde, Kore (Persephone) aber führt die Seelen zur Wiedergeburt. Die Seele ist in den Leib nur eingegangen, damit sie darin Prüfungen bestehe und geläutert daraus hervorgehe. Die selige Wiedergeburt wird daher keiner Seele zu Theil werden, die sich nicht schon im irdischen Leibe der Tugend befleißigt und der Wiedergeburt werth macht. Die Mysterien hatten daher einen streng sittlichen Charakter und verpflichteten die Eingeweihten sogar zu einer gewissen Asceſe, im schärfsten Gegensatze gegen die Bestialitäten des gemeinen Phallus- und Kteiscultus, und deshalb standen sie auch in außerordentlicher Achtung und Heiligkeit. — Die Vollendung der Seligkeit wurde angedeutet in Jakchos, dem mystischen Gemahl der Demeter, oder in Koros, dem mystischen Bräutigam, mit dem Kore, die geprüfte Seele, zuletzt vereint wird. Demeter und Persephone fallen in der Kore zusammen, Jakchos als Koros aber ist Dionysos. Koros und Kore, der Jüngling und die Jungfrau, heißen die Jungen nur, weil sie der Verjüngung, der Wiedergeburt vorstehen. In beiden kehren nur die ältesten babylonischen Gottheiten, Baal und Mylitta, wieder, aber veredelt und vergeistigt.

Wie das griechische Volk durch den Zug zur Sinnlichkeit immer vom Hohen ins Niedere, vom Reinen ins Unreine hinabgezerrt wurde, so gab es doch gleichzeitig immer einzelne schaffende Geister, die in unnachahmlicher Weise dem zartesten und erhabensten Gedanken den schönsten Ausdruck liehen. So der Meister einer wundervollen Kolossalstatue der Demeter im römischen Capitol, welche man die heil-

niſche Madonna nennen könnte, die gütige Mutter aller Weſen, der man es anſieht, daß ſie mit allen ihren Kindern gleiches Loos getheilt hat, daß durch ihre Seele alle Luſt und aller Schmerz der Erde gegangen ſind, und die doch wieder in einer göttlichen Erhabenheit über ihren irdiſchen Kindern ſteht. So mußte die Göttin von Eleuſis aufgefaßt werden, um die Ehrfurcht zu verdienen, die ihr überall gezollt wurde.

4.

Dionyſos.

Dionyſos oder Bakchos, den man den jüngſten Gott zu nennen pflegt, bildet mit der Demeter und Kore und dem Hades die ſ. g. chthoniſche Götterwelt, die der olympiſchen gegenüberſteht, urſprünglich grobſinnlich aufgefaßt, aber durch die Orphiker ſehr veredelt wurde. Dionyſos war zunächſt der Weingott, und da der Weinbau überhaupt urſprünglich von Armenien ausging, wurde der Gott wahrſcheinlich zuerſt in Kleinaſien verehrt und ſein Cultus war gleich dem phrygiſchen der Kybele orgiaſtiſch, wie es auch die Trunkenheit mit ſich brachte, die der Genuß des Weins an ſeinen Feſten ſchon von ſelbſt erzeugte.

Dionyſos oder Bachus, wie wir ihn gewöhnlich nennen, hieß auch Dimeter, der zwei Mütter hat, oder Trigonos, der dreimal geborene, weil der Wein einmal aus der Erde wächst, dann aus der Traube gekeltert wird und zuletzt wieder aus der Flaſche kommt. Zeus zeugte den Gott mit der blonden ſchönhaarigen Semele, unter welcher wohl Demeter zu verſtehen iſt, wie auch Diodor bezeugt. Here wollte die Semele aus Eiferſucht verderben und rieth ihr, von Zeus zu verlangen, er ſolle ſich ihr einmal in ſeiner ganzen Macht und Herrlichkeit zeigen. Sie forderte es wirklich und nun erſchien ihr Zeus unter Blitz und Donner und verbrannte ſie, nahm aber das Kind aus ihrem Leibe hinweg und verbarg es in ſeiner

eigenen Hüfte, bis es zur Geburt reifte. Dieſe Geburt aus dem Beine des Zeus gab den Komikern und Malern reichen Stoff zur Satyre. Weil aber die Hüfte Meros heißt, bezog man das ſpäter auf den Berg Meru in Indien und auf den fabelhaften Zug des Gottes nach dieſem fernen Lande. Nymphen pflegten das junge Kind, was man auf die bei den Griechen gewöhnliche Vermiſchung des Weins mit Waſſer deutete. Erzogen und unterrichtet wurde das Kind ſodann vom alten Sylenos, an den ſich Pan, die Satyrn und das übrige halbthieriſche und halbwahnſinnige Gefolge anſchloß, welches ſeitdem von Bachus unzertrennlich blieb. Der Gott ſelbſt ſoll nicht erſt bloß durch ſeine Diener trunken gemacht worden, ſondern von Geburt an erregt und berauſcht geweſen ſeyn, wie auch ſeine Mutter während ihrer Schwangerſchaft in einem Zuſtande göttlicher Raſerei das Vorbild aller Mänaden und Bachantinnen wurde. Trotzdem erſcheint der Gott bei den Dichtern und in den Kunſtwerken vorzugsweiſe ruhig, behaglich, mild und verſtändig. Der Mythus findet ihn faſt immer unterwegs, weil er es ſich zur Aufgabe machte, überall den Weinbau und ſeinen Cultus zu verbreiten. In Phrygien läßt er ſich von der Kybele unterrichten, was auf den nahen Zuſammenhang ſeines lärmenden und halbwahnſinnigen Cultus mit dem jener phrygiſchen Halbgöttin hinweiſt. Der Gott zieht unter immerwährendem Jubel und Lärmen, Flötenſpiel und Tanz einher. Seine Dienerinnen, die ſtets trunkenen und wüthenden Mänaden, zerreißen jeden, der ihnen nicht huldigen will. So wird Pentheus zerriſſen, deſſen eigene Mutter eine Mänade geworden war. Ebenſo Hypaſos, den ſeine Mutter Leikippe zerreißt. Auch deren Schweſtern, die Minyaden, macht der Gott raſend, weil ſie ihm nicht dienen wollen. Auch Lykurgos, ein König in Thrakien, der ſich dem Gott widerſetzte, wurde wahnſinnig und mordete ſeinen eigenen Sohn, weil er ihn für eine Weinrebe anſah. Unter den Rachemythen iſt eine der ſchönſten die, welche im homeriſchen Hymnus von den tyrrheniſchen Seeräubern erzählt wird. Von ihnen gefangen verwandelte Bachus ſich in einen Löwen, das Takelwerk des

Schiffes in Weinlaub und die Räuber ſelbſt in Delphine, die ſich aus Angſt vor dem Löwen ins Meer ſtürzten.

In ziemlich vielen Mythen rächt ſich der Gott an ſpröden Schönen nur auf eine muthwillige Weiſe, was den griechiſchen Dichtern erwünſchten Anlaß zu frivolen und pikanten Erzählungen gab. So erſchreckte der Gott die keuſche Alpheſiboia tödtlich, indem er ſich in einen wilden Panther verwandelte. Die Eurigone berückte er, indem er ſich in der Geſtalt einer ſüßen Traube von ihr eſſen ließ. Die amazonenhafte Pallene überfiel er im Bade und rang mit ihr am Ufer, indem er abſichtlich ſeinen Sieg verzögerte, um ſich recht lange an der ſchönen Angſt des Mädchens zu weiden. Als er erfuhr, die Nymphe Nikäa habe den Hirten Hymnos, welcher ſie zärtlich liebte, aus Aerger, weil er ihr immer nachfolgte, mit einem Pfeile getödtet, eiferte Dionyſos, ſie zu beſtrafen, verwandelte die Quelle, aus welcher ſie zu trinken pflegte, in Wein und mißbrauchte ſie, als ſie trunken entſchlummert war, worauf ſie ſich aus Scham erhenkte. Nicht beſſer erging es der Aura, welche aus Scham und Wuth die Zwillinge, die ſie gebar, zerriß. — Wie Zeus ſeinen Ganymed, ſo hatte Dionyſos ſeinen Ampelos bei ſich, einen reizenden Knaben, in den ſich der Gott verliebte, als er ihn einmal im Bade ſah. Wegen des weißen Glanzes ſeines Leibes und wegen ſeiner Schnelligkeit im Reiten rühmte er ſich, die Mondgöttin zu übertreffen und forderte ſie ſpöttiſch auf, ihm ihre Hörner zu weihen. Selene aber ſchickte ihm einen prächtigen, mit Blumen geſchmückten Stier, den er beſtieg, der ihn aber abwarf und tödtete. Der trauernde Gott verwandelte ihn in eine Weinrebe.

Bachus erſcheint in den Kunſtwerken gewöhnlich als ein behaglicher Jüngling, lächelnd, in ſüße Träume verſunken, weichlich und mit einer leiſen Anlage zur Fettigkeit, in bequemer Stellung, ein Sinnbild göttlichen Genuſſes und göttlicher Faulheit. Kalliſtratos nennt eine Erzſtatue des Gottes weicher als das Metall, aus dem ſie gebildet iſt, und findet in ihr den Ausdruck eines überſtrömenden Verlangens. Das Weinichte iſt ausgedrückt worden in vielen Sta-

turen und Büſten ſowohl des Bachus als ſeiner Gefährten, der Silene und Faune, in den wie Weinlaub gezackten Linien, durch die man Augenbrauen, Wangen, Bart, Bruſtblätter ꝛc. bezeichnet hat, und wodurch die ganze Geſtalt blühend wie Weinlaub geworden iſt. So werden zuweilen Trauben als Haarlocken geordnet, oder ſproſſen Reben als Haare hervor. Bachus ſelbſt erſcheint immer edel und göttlich, wenn auch noch ſo genießlich. Die gemeine Begierde des Weins, die gemeine Luſt des Genuſſes und die vichiſche Trunkenheit und Wuth ſind von den Alten an andere Geſtalten vertheilt worden, die nur im Gefolge des Gottes erſcheinen, an den alten behaglichen Silen, an die jungen derbluſtigen Faunen, an die frechen Satyrn und Böcke, an die raſenden Mänaden und an den Tiger, das Reitthier des Gottes.

Das Ideal eines Bachus ſah Winkelmann in einer Statue deſſelben in der Villa Medici, von der er ſagt: „es iſt das Bild eines ſchon herangewachſenen Jünglings, welcher die Grenze des Frühlings des Lebens betritt, wenn die Regung der Wolluſt wie die zarte Spitze einer Pflanze zu keimen anfängt. Er ſcheint wie zwiſchen Schlummer und Wachen die ihm übrig gebliebenen Bilder eines fröhlichen Traumes nachſinnend zu ſammeln, als wünſche er dieſelben wirklich machen zu können. Seine Züge ſind voll Lüſternheit, aber dennoch tritt die fröhliche Seele nicht ganz in das Geſicht.“ Der Ruhm dieſer Statue iſt in neuerer Zeit beſtritten worden, doch hat ſie Winkelmann mit tieferem Gefühle beurtheilt, als die Neueren. Es iſt eine Vornehmigkeit der ſinnlichen Gefühle und eine ſo ſüße Trunkenheit in dieſer edlen göttlichen Geſtalt, daß man ihr die Bewunderung nicht verſagen kann. Sie lehnt nachläſſig da, einen Arm über dem Kopfe. Andere berühmte Bachusſtatuen finden ſich in der Villa Ludoviſi, im Pariſer Louvre (an eine Ulme lehnend, voll unendlicher Milde und Anmuth, träumeriſch verſunken); eine ſehr ſchöne Bachusvaſe im Vatikan und in Neapel. Ein ſehr ſchöner und ſo weiblicher Kopf, daß man ihn früher für einen Kopf der Ariadne gehalten, im Kapitol.

Meist ist der Gott nackt, nur mit Epheu oder Weinlaub bekränzt, zuweilen hat er ein Rehfell (Nebris) um, oder ein Tiger- oder Ziegenfell, oder einen leichten Mantel. Um den Kopf hat er eine Binde (wie Diodor sagt, wegen der Kopfschmerzen, die der Trunkenheit folgen, wohl aber ursprünglich als Diadem); in der Hand hat er gewöhnlich den Thyrsusstab, oder eine Traube, eine Schaale; der Thyrsusstab hat in der Regel den Fichtenapfel an der Spitze, zuweilen nicht. Man will auch nicht immer einen Fichtenapfel in dem Knopfe sehen, sondern überhaupt eine Knospe, das Sinnbild der wieder aufblühenden Vegetation.

Sehr oft wird der Gott als ein Kind dargestellt, mit lachender Kindeslust, auf seiner heitern Stirne, auf seinen schwellenden Lippen schon die Ahnung künftiger höherer Genüsse, bekränzt mit Epheu oder Weinlaub, kosend die Taube, spielend mit dem Thyrsus, Bock und Tiger, geliebkost von Nymphen und Satyrn, unterrichtet von Silen oder dem Kentauren Chiron. Dionysos kommt aber auch bärtig vor und dann nennt man ihn den indischen (nur conventionell, ohne vernünftigen Grund). Seine Gesichtsbildung veredelt sich und wird der des Zeus ähnlich.

Diese Veredlung hat ihren Grund in den Mysterien. Dionysos wurde aus einem Weingott ein *Gott der ganzen organischen Natur* und nach einer pantheistischen Auffassung am Ende der Urgott, das All. Daraus erklärt sich zunächst seine oft vorkommende Stiergestalt. Der Stier, als das stärkste, fruchtbarste und nützlichste aller Thiere wurde Symbol der Naturkraft überhaupt. Mit einem bärtigen Männergesicht dargestellt wird der dionysische Stier Hebon genannt. Aus der pantheistischen Auffassung des Gottes erklärt sich ferner dessen Vorkommen in den Formen aller Altersstufen und Geschlechter, als Kind, Jüngling, Mann, als Weib und Hermaphrodit, und in den extremen Darstellungen bald als Thier, bald wetteifernd mit dem Zeus, Apollo und der Aphrodite an göttlicher Schönheit.

Die *Mysterien des Dionysos* wurden durch die orphischen Geheimbünde mit denen der Demeter verbunden und auch Aphro-

dite in diesen Kreis hineingezogen. Es galt die höchste Verfeinerung und Vergeistigung des uralten babylonischen Cultus des Baal und der Baalitis oder Mylitta. Der Sonnengott, Weingott, Naturgott theilt die Herrschaft über die Welt mit der Erd-, Geburts- und Liebesgöttin, sofern aber aus den eleusinischen Mysterien die Vorstellungen von Tod und Wiedergeburt in die Dionysien übertragen wurden, erhielt Dionysos den Namen Koros, der junge, wie Demeter-Persephone den Namen Kore, die junge, d. h. Wiedergeborene. Koros und Kore wurden somit zur höchsten Götterzweiheit in den Mysterien. Es genügte aber nicht, den Tod und die Wiedergeburt durch den Raub der Persephone-Kore auszudrücken. Auch Dionysos mußte sterben, um wiedergeboren zu werden. Insofern sagt der Mythus, Dionysos, der auch Zagreus und Sabazius genannt wird, sey von den Titanen zerrissen worden, habe sich aber zuvor noch in alle Thiergestalten verwandelt. Athene aber habe sein Herz dem Vater Zeus gebracht, der es in den Schooß der Semele versenkte, um den Gott wiedergeboren werden zu lassen. Man hat die Zerreißung des Gottes einfach aus dem Keltern der Trauben erklären wollen, allein der Sinn liegt tiefer. Es wird darunter das jährliche Welken und Abreißen der Vegetation, der Tod des Sommers und die Schwächung der Sonne verstanden, so daß dieser Dionysosmythus nur als eine Wiederholung der Adonis- und Osirismythe erscheint. Auch die dem sterbenden Zagreus entrissene Mannheit spielt, in einer Cista aufbewahrt, in den Mysterien dieselbe Rolle, wie die des Osiris, was allerdings erst Clemens von Alexandrien berichtet, so daß die Aegyptisirung des Mythus wohl erst in die Ptolemäerzeit fällt.

Hieraus erklärt es sich, warum Dionysos ganz eben so, wie das Saatkorn, ein Sinnbild der Wiedergeburt nach dem Tode wurde. Man sieht oft auf antiken Grabdenkmälern und Gräbervasen bachische Darstellungen vom heitersten Charakter, die gar nicht dahin gehören würden, wenn man dabei nicht an die Wiedergeburt gedacht hätte. Der sterbende und wiederauflebende Dionysos ist ein Vorbild der nach dem Tode wiederauflebenden Seele, und eine Ver-

heißung der Unſterblichkeit. Weit entfernt, ihn nur als Weingott zu verehren, verehrte man ihn ſogar als Sonnen- und Naturgott nicht allein, ſondern zugleich auch als den Wiedererwecker der Seelen. Wie es ſcheint, hat er dieſe Bedeutung vorzugsweiſe, wenn er mit der lieblichen Ariadne in Verbindung ſteht.

Ariadne, die Tochter des Königs Minos auf der Inſel Kreta, verliebte ſich in den jungen Theſeus, als dieſer mit den von Athen zum Opfer für den im Labyrinth verborgenen Mannſtier Minotauros geſandten Jünglingen und Jungfrauen ankam, und gab ihm heimlich einen Knäuel, an deſſen abgewundenem Faden er ſich aus den unzählbaren Gemächern und Gängen des Labyrinthes wieder herausfinden konnte, nachdem er den ſchrecklichen Minotauros muthig angegriffen und erſchlagen hatte. Als er heimkehrte, ging ſie heimlich mit auf ſein Schiff, allein unterwegs auf der Inſel Naxos, wo ſie ausgeſtiegen und eingeſchlafen war, ließ er ſie ſitzen und fuhr treulos davon. Als ſie erwachte, war ſie allein und erblickte nur noch von weitem das davonſegelnde Schiff. Aber ſie ſollte nicht lange trauern, denn als ſie abermals entſchlafen war, kam der frohe Gott des Weines auf dieſer ſeiner Geburtsinſel an. Ein frecher Satyr entdeckte die ſchöne einſame Schläferin, aber Bachus verſcheuchte ihn und weckte ſie ſelbſt. Die von Sterblichen Verlaſſene wurde nun von einem Gotte getröſtet und empfing als ſeine Gemahlin ewige Jugend und Unſterblichkeit. Sie beſtieg mit ihm den von Tigern gezogenen Wagen, umſchwärmt von Panen, Satyrn und Bachanten. Der Blumenkranz aber, mit dem Bachus ſie ſchmückte, wurde als Sternbild zum ewigen Andenken an den Himmel verſetzt.

Wir haben in der Geſchichte des Peiſiſtratos ſchon angedeutet, daß die zu ſeiner Zeit erfolgte demokratiſche Bewegung und neue Tyrannis dem Dionyſoscult und das daran geknüpfte Theater ausdrücklich der alten Ariſtokratie entgegengeſtellt und daß demnach auch im Mythus Theſeus als der Vertreter jener Ariſtokratie einer ſchlechten Handlungsweiſe beſchuldigt, Dionyſos aber als der Retter und Erlöſer aufgefaßt wurde. Auch konnte der demokratiſche Geiſt der

Athener, jener ungemeſſene, nichts Höheres über ſich duldende Freiheits- und Gleichheitsdrang, der zugleich ſinnliches Behagen und Genuß verlangte und einer ewigen Berauſchung glich, keinen paſſenderen Schutzgott wählen, als den Dionyſos. Auch wurde Naxos zur Geburtsſtätte des Gottes nicht blos deshalb gemacht, weil dort ein trefflicher Wein wächst, ſondern weil die Athener Naxos als ihre Lieblingsannexion anſahen. Indeß wurde der Mythus von der Ariadne in den Myſterien doch höher und allgemeiner aufgefaßt, in der Lehre von der Wiedergeburt. Ariadne, die vom ſterblichen Manne verlaſſen die unſterblich machende Umarmung des Gottes findet, bedeutet die Seele, die, vom Körper verlaſſen, die ewige Seligkeit findet. An dieſe Beziehungen muß auch wohl zuweilen bei den bachiſchen Eroten gedacht werden, die nicht immer blos die Allianz von Liebe und Wein im trivialen Sinne bedeuten.

Unter den unzähligen Sarkophagen, deren Basreliefs bachiſche Scenen darſtellen, kommen am häufigſten vor: die Erweckung Ariadnes durch Bachus, die Geburt und Erziehung des kleinen Bachus und der Triumph des Bachus, was ſich alles auf Wiedergeburt und himmliſche Freude bezieht.

Nun hat auch der Becher in der Hand des Bachus nicht mehr den gemeinen Sinn eines Weinpokals. Er bedeutet vielmehr die Schaale des Unſterblichkeitstranks, der Wiedergeburt. Dionyſos führt aber zwei Becher, durch den Trunk aus dem erſten Becher verliert die himmliſche Seele alle göttliche Erinnerung und fällt auf die Erde herab, im irdiſchen Leibe gefangen; durch den Trunk aus dem zweiten aber wird ſie wieder frei.

Aber nicht blos durch das Trinken aus dem Becher der Wiedergeburt wurde laut den dionyſiſchen Myſterien die Unſterblichkeit erlangt, ſondern auch durch das Eſſen vom todten Dionyſos, ſo daß wir in dieſer Myſterienlehre bereits ein ſehr merkwürdiges Vorbild der Euchariſtie haben. Nach Plutarch nämlich de esu carnium und Olympiodor zu Platons Phädra (vgl. Creuzer Symb. 2te Aufl. III. 387) iſt der Menſch aus Erde gemacht, die Erde aber iſt der

Leib der vom Zeus einst zerschmetterten Titanen; weil aber die Titanen zuvor den Zagreus zerrissen und verzehrt hatten, so ging dessen Göttlichkeit so weit in sie und mithin auch in die Erde über, als von ihm gegessen worden war, und daher kommt es nun, daß der aus Erde gemachte Mensch theils titanisch, roh, bösartig und sterblich, theils dionysisch, edel, göttlich und unsterblich ist.

In diesem höchsten Sinne als Herr alles Lebens wird Dionysos auch in der orphischen Hymne der Vater und Sohn aller Götter zugleich genannt, allerzeugend in der Geburt, von allen erzeugt in der Wiedergeburt, die älteste Lebenskraft und die jüngste. Daher seine ideale Auffassung als der Knabe Jakchos und wieder als der bärtige Vater aller Wesen. Die bärtigen Bachusköpfe sind so außerordentlich schön und geistreich, daß man sie oft mit Köpfen des Plato verwechselt hat. Sie haben etwas Majestätisches vom Zeus, zuweilen etwas Schwermüthiges. Ein schwarzer Dionysos galt als der unterweltliche der Gräber.

Sehr eigenthümlich ist die weibliche Auffassung des Dionysos. Man sieht schöne Statuen des Gottes in Frauentracht, so daß man sie öfters für Frauenbilder gehalten hat. Auch hermaphroditisch wird der Gott abgebildet.

Nicht selten kommt Bachus doppelgeschlechtig, als Zwitter, vor. In der orphischen Hymne heißt er nicht nur wie Eros der Gott der Liebe, Protogonos, d. h. der Erstgeborene, sondern auch διφυής, der zweinaturige oder zweigeschlechtige. Daher das Zusammenfallen der Begriffe Eros und Bachus in den räthselhaften geflügelten mannweiblichen Genien, die so oft auf antiken Grabvasen, offenbar den bachischen Weihen angehörig, vorkommen. Der Gott der Liebe muß der erstgeborene heißen, weil von ihm alle Schöpfung, alle Zeugung, alles Leben kommt. Derselbe Gott muß doppelgeschlechtig seyn, sofern aus der Verbindung des männlichen und weiblichen Princips alles Leben hervorgeht. Derselbe Gott kann nun aber auch Dionysos seyn, weil er das Naturleben überhaupt in seiner Totalität bedeutet. Man hat auch an die in der Pflanzenwelt

vorherrschende Zwitterhaftigkeit der Blüthen gedacht und weil Dionysos die Vegetation repräsentirt, in seinem Doppelgeschlecht die Personification der Blumen gesucht, doch offenbar in zu modernem Sinn. Inzwischen bleibt der Gedanke immer sehr überraschend und poetisch und der berühmte borghesische Hermaphrodit, in seinem wollüstigen Schlummer drückt in der That das Traumleben des Geschlechts in den Blumen am glücklichsten aus. In dem Mythus von Hypolipnos, dem Dionysos als Lustknabe zu dienen versprochen und sein Wort auch nach dessen Tode gehalten haben soll, verräth sich wieder, welchen mystischen Sinn man hier auch unterlegen möchte, die schmutzige Phantasie der griechischen Dichter. Wie Fliegen konnten sie nirgends etwas Heiliges sehen, ohne es mit ihrem Unrath zu beflecken.

5.

Das Gefolge des Bachus.

An den Festen des Dionysos, wie den Kunstwerken und Dichtungen spielt sein zottiges und barbarisches Gefolge eine große und merkwürdige Rolle.

Zunächst sind es die Weinbauern, die von benachbarten Hirten begleitet, lärmend und trunken das Fest ihres Gottes begehen, rohe Gesellen in Schaaf- oder Ziegenfellen, die zur Flöte tanzen, aus Bocksfellen Weinschläuche verfertigen, die großen Krüge (Amphoren) mit Wein füllen, dieselben auf Eseln fortführen ꝛc. Aus diesen ganz einfachen ländlichen Scenen nun haben Dichter und Künstler allmählig eine wunderbar phantastische und ideenreiche Welt gestaltet. Der ungeschlachte Bauer wurde zum alten Silen oder zum jungen Satyr (römisch Faun); aus seinem Ziegenfelle entstanden die Bockshörner und Bocksfüße der Pane. Aus den Gesängen, Tänzen und Pantomimen der Bachusfeste entstand das Schauspiel und zwar nicht

nur die Komödie, ſondern auch die Tragödie, welche nach dem geſchlachteten Bocke genannt iſt.

Die Silene ſind ſtumpfnaſig, kahlköpfig und etwas fett mit einem Hängebauch, gemeine bäuriſche oder barbariſche Figuren mit grobſinnlichem Ausdruck, daher auch im Zuſtand der Trunkenheit oder lüſtern zutappend, oft ityphalliſch. Ein dicker Silen, auf einem Bock reitend, der unter der Laſt beinahe erliegt, gewährt das Bild der höchſten Trunkenheit, ein anderer, welcher ityphalliſch auf einem im gleichen Zuſtand befindlichen Eſel reitet, das Bild äußerſter Unverſchämtheit, eine Silensbüſte im Vatikan das Urbild eines lüderlichen Greiſes. Auf Grabvaſen haben die Silene wahre Affengeſichter und am derben menſchlichen Leibe hinten einen Pferdeſchwanz, was man neptuniſch hat deuten wollen. An kunſtvollen Silenenſtatuen iſt die Behaarung ſo reich, daß zuletzt die ganze Figur in einem thieriſchen, wenn auch zierlich gelockten Pelz erſcheint, was man die Poppoſilene genannt hat. Indeß haben die Künſtler auch das Silensgeſicht geadelt und eine große Feinheit des Geiſtes hineingetragen, wie ſie ſich in dem häßlichen Geſicht des Sokrates und des Sklaven Aeſop gefunden haben ſoll. Nach einem kretiſchen Mythus wurde Silen im Garten des Midas gefangen und nicht eher frei gelaſſen, bis er dem Midas alles, was er berührte, in Gold verwandelte. In Dichtungen und auf Bildwerken muß der gefangene Silen wahrſagen. Er hat alſo nicht blos die Fehler eines lüderlichen Greiſes, ſondern auch die Tugenden des Weiſen an ſich. Die berühmte borgheſiſche Statue des Silen, der das junge Bachuskind in den Armen hält, iſt ein Ideal ſchöner Männlichkeit. Die Silene führen, wie alles Gefolge des Gottes den Thyrſusſtab, den Epheukranz, den Krug.

Ihre Beziehung zum Waſſer wegen des Krugs, wegen des Pferdeſchweifes und wegen ihrer Zuſammenſtellung mit den Quellennymphen iſt nur als eine untergeordnete zu betrachten. Eben ſo wie die der römiſchen Silene (Silvane) zu den Waldnymphen. Während die Pane eine ſiebenröhrige, die Satyrn eine einfache oder Doppel-

flöte blaſen, ſpielen die Silene zuweilen auf der Lyra, was ihrer Weisheit und Weiſſagung entſpricht.

Die Pane unterſcheiden ſich durch zottige Bocksbeine vom Bauch abwärts, Bocksſchwanz und Bockshörner, auch durch den kleinen Fleiſchauswuchs unter den zugeſpitzten Ohren, ferner durch krumme Naſen und breiten ſehr lüſternen Mund, endlich durch die ſiebenröhrige Pansflöte und durch den krummen Hirtenſtab. Sie laſſen ſich auf die Hirten zurückführen, wie die Silene auf die Winzer. In Arkadien wurde Pan als Gott der Hirten verehrt. In den Bildwerken kommen die Pane in denſelben gemeinen und üppigen Situationen vor, wie die Silene und um ſo mehr, als ſich ihnen auch weibliche Panesken zugeſellen. Und doch bedeutet Pan (alles) in den Myſterien daſſelbe was Phanes. Pan iſt mithin das All, ſeine ſiebenröhrige Flöte bedeutet die ſieben Planeten, ſein rothes Geſicht den Aether, ſein Zottenhaar die Wälder ꝛc. Auf Bildwerken führt er wie Zeus den Blitz. Zuweilen hat er die Schildkröte bei ſich, als Sinnbild der Erdfeſte. In der myſtiſchen Bedeutung fällt Pan mit Dionyſos eigentlich zuſammen, eigenthümlich und er ſelbſt iſt er nur als Hirtengott. Als ſolcher kommt er in den Mythen in Beziehung zum Schilfrohr, aus dem der Hirt ſich ſeine Flöte ſchneidet, und zum Echo, welches der einſam ſeine Heerde waidende Hirte anruft. Pan liebt die Nymphe Syrinx, ſie entflieht ihm aber und wird in Schilf verwandelt. Der ſchöne Narciſſus iſt in ſich ſelbſt verliebt, beſieht immer nur ſein eigenes Bild im Waſſer, verzehrt von Sehnſucht nach ſich ſelbſt und wird zuletzt in die Blume ſeines Namens verwandelt. Die Nymphe Echo aber liebt ihn und vergeht vor Sehnſucht nach ihm, daß nichts von ihr als die Stimme übrig bleibt. In ſie aber verliebt ſich Pan, ruft ſie immer, hört ſie auch, kann ſie aber niemals erreichen. Pan rettete die Götter im Titanenkriege, indem er durch ſein ſchreckliches Blaſen aus einer Muſchel die Titanen verſcheuchte. Der Name „paniſcher Schreck" kommt aber von dem plötzlichen Scheuwerden der Heerden her, welches zuweilen ohne erkennbare Urſache eintritt.

Die Satyrn stehen zwischen Silenen und Panen in der Mitte, jünger als jene, weniger thierisch als diese, doch ist die Grenze nicht immer scharf zu ziehen. An ihren derben Leibern ist vom Bocke nichts übrig als etwas struppiges Haar, spitze Ohren und hinten ein haariges Schwänzchen. Man unterscheidet den Oinos mit dem Weinkruge, den Komos mit der Flöte, den Tityros mit trällerndem Gesange, den Gelos (Lacher) ꝛc. Die Satyrn keltern, lesen Trauben, trinken, machen Musik, tanzen, führen Böcke und Esel, belauschen Nymphen, bilden buhlerische Gruppen ꝛc. Alles bei ihnen ist heitere Lebenslust, die oft bis zur schamlosen Rohheit geht, oft aber auch einen edleren Ausdruck findet. Satyrgruppen sind uns auf unzähligen antiken Bildwerken erhalten. Sie bildeten die Mehrheit dessen, was die Griechen dargestellt wissen wollten, weil sich ihr eigenes Privatleben und ihr Inneres mit ihren Wünschen und Begierden darin abspiegelte und weil auch die Vorstellungen der von den Eingeweihten nach dem Tode zu erwartenden Seligkeit dem erotisch-dionysischen Kreise angehörten. Gingen doch die Römer so weit, die Satyrn vom Gotte Saturn (Chronos) herzuleiten und ihr lustiges Leben auf die erste goldene Zeit des Chronos zu beziehen, die als ewige Seligkeit künftig wiederkehren soll.

Nur so erklärt es sich, warum die Marmorseiten der Sarkophage und die zierlichen Vasenbilder in den Gräbern der alten Griechen so wenig Ernstes oder Heiliges, sondern in der ungeheuren Mehrheit nur satyrische und erotische Scenen darstellen. Man sieht da nicht blos den Raub der Persephone, die Geburt und Erziehung des Bachus, die Erweckung des Endymion ꝛc., sondern noch viel mehr erotische und satyreske Scenen. Ein schöner Sarkophag umgibt die Leiche mit einer Reihenfolge von verliebten Satyrgruppirungen, worin alle Stadien der Liebe von der zartesten Scheu und Sprödigkeit bis zur wildesten Hingebung durchgespielt werden. Die Grabvasen wimmeln nicht nur von obscönen Abbildungen, sondern geben die unkeuschen Mythen auch noch in dem Costum wieder, in

welchem sie gewöhnlich auf dem Theater vorgestellt wurden. Die Vasenmaler entlehnten ihre Bildermuster der gerade auf der Bühne herrschenden Mode. Der Grieche borgte daher seine Vorstellungen von der Seligkeit nach dem Tode zum großen Theile von Bordellscenen und der conventionellen Karrikirung, in welcher dieselben in den wüstesten Satyrspielen vor dem verdorbenen Pöbel von Athen und Korinth aufgeführt wurden.

Man faßte den Satyr aber auch edel auf, wie den Silen, und Statuen dieser Art sind uns viele erhalten, z. B. der capitolinische, welcher sich anlehnend in süßes Sinnen versunken ist, vielleicht eine Copie nach Praxiteles; ein anderer, der dem verklungenen Flötenton nachzuhorchen scheint; einer, der unendlich lüstern nach der Traube langt; die berühmte Kolossalstatue des schlafenden Faun in München, ein sehr schön tanzender Satyr in der Villa Borghese ꝛc.

Die Künstler haben sich darin gefallen, die Satyrn in die verschiedensten, zum Theil heterogensten Bildungsformen hinüberzuführen, aber immer im Einklange mit der Mysterienlehre. Demnach kommen Satyrn in weiblicher Kleidung und satyreske Hermaphroditen vor. Vom üppigsten Raffinement ist die berühmte Gruppe eines von Satyrn überwältigten Hermaphroditen, der nur eine andere des Satyrs mit der Ziege noch den Rang abläuft in Hinsicht auf Mißbrauch zugleich und Vollendung der Kunst. Die satyresken Eroten und der Uebergang des dionysischen Gefolges in das der Aphrodite finden ihre Erklärung in der Uebereinstimmung der sinnlichen Richtung im aphroditischen wie dionysischen Cultus und im Uebergange der Aphrodite in die Kore. — Die Satyrn mischen sich aber auch, sofern sie der Aphrodite ins Meer folgen, unter die Nereiden und Tritonen und geben denselben Spitzohren und den Seethieren Bocksformen. Das Fahren über Meer gehört zugleich zum Todtencultus. Ein mit Trauben bekränzter Nereus bezieht sich übrigens nur auf die weinreichen Ufer des ägäischen Meeres. — Die Satyrn gehen auch in die Kentaurenform über, die Kentauren und weiblichen Kentauriden nehmen Spitzohren an, die Satyrn Pferdehufe. Schöne

Kentauriden werden von Satyrn überfallen ꝛc. Familienscenen der Kentauren und Kentauriden gehörten zu dem Reizendsten, was die griechische Kunst darstellte.

Das weibliche Gefolge des Bachus bilden die Bachantinnen, in orgiastischer Aufregung tanzend und rasend (Mänaden und Thyaden), oder das junge Bachuskind pflegend, und dienend bei der Weinbereitung und als Mundschenkinnen (Nymphen). Personificationen sind Mystis, als der weibliche Genius der dionysischen Mysterien, und Methe, die Trunkenheit, Nisa, der Geburtsort des Bachus, Mimallonen (nach Suidas Nachahmerinnen) sind wohl mimische Tänzerinnen. Die Mänaden schwingen den Thyrsus, schlagen die Cymbeln, tanzen und rasen und gleichen ein wenig den Tigern, mit denen sie spielen. Um die Schultern schlagen sie ein Rehfell, als Gürtel haben sie Schlangen. Eine solche mit weit zurückgeworfenem Kopfe vor einer ityphallischen Herme rasend kehrt oft auf antiken Bildwerken wieder.

Unter die Gefährten des Dionysos ist auch Herakles aufgenommen worden, der als Sonnenheros den Thierkreis durcharbeitet, also nach seiner solaren Seite hin dem Dionysos verwandt ist, der aber auch nach seiner Selbstverbrennung wiedergeboren und zum Himmel erhoben wird, was den dionysischen und eleusinischen Mysterien entspricht. Indessen ist es hauptsächlich die sinnliche Seite des Kraftmenschen Herakles, die ihn dem bachischen Kreise vermittelt.

In den antiken Bildwerken erscheint Herakles immer als das Ideal eines Athleten, nämlich als ein untersetzter Mann, in allen Muskeln schwellend, strotzend von Kraft, mit dickem Stierhalse, kleiner Stirne, kurzem und krausem Haare, das nicht wie bei Zeus, Apollo, Achilles aufwärts, sondern vorwärts und unter sich gekrümmt ist. Man hat in diesem herkulischen Typus etwas Stierähnliches finden wollen, wie im Zeus etwas vom Löwen, im Hermes etwas vom Hirsche, im Apollo etwas vom edeln Rosse. Charakteristisch erscheint in des Herakles Bildung offenbar auch der gänzliche Mangel an Vornehmigkeit. Er ist Knecht, Sklave, aber in seinem anspruchs-

losen Diensteifer verbirgt sich die göttliche Kraft. Nicht minder charakterisirt ihn die Ruhe, ein gewisses Phlegma. Seiner Stärke sich bewußt, zeigt er sie nicht, außer wo es nöthig ist. So stellt ihn die berühmte Statue in Neapel (der farnesische Herkules) nackt dar, stehend in Ruhe auf die Keule gelehnt, in der nachlässig auf dem Rücken liegenden Hand die drei Hesperidenäpfel, zufrieden und ausruhend von langer Arbeit. Inzwischen hat sich der Witz des Herakles bemeistert und ihn als einen großen Fresser und Säufer in unwürdigen Scenen aufgefaßt, wobei er als guter Kamerad der Satyrn erscheint oder in seiner Trunkenheit und Erschlaffung von ihnen geneckt wird.

Der ganze aphroditisch-dionysische Kreis concentrirt sich in den Bildwerken, welche den Triumph des Dionysos und der Ariadne, oder des Koros und der Kore darstellen. Hier versammelt sich alles, was irgend auf sie Bezug hat, um den Sieg der Lebenslust über den Tod oder über ein leeres, freudenloses Daseyn auszudrücken. Die höchste Idealisirung des *ἱερὸς γάμος*, des Grundgedankens der vorderasiatischen Weltanschauung, am häufigsten vorkommend auf Sarkophagen und Grabvasen. Das göttliche Paar fährt auf einem Wagen, welchen Löwe und Tigerin, oder Kentauren ziehen. Erst später kamen die Triumphzüge des s. g. indischen Bachus mit Elephanten auf, welche die Griechen erst nach Eroberung des persischen Reiches kennen lernten.

Eines der sinnigsten Bildwerke der alten Griechen stellt einen unschuldigen, aber mit geistreichem Gesichte fragenden Knaben vor einer kolossalen Satyrmaske dar, in welcher sich die Erinnerung aller Genüsse des Lebens, aber auch Abspannung und die Ironie der Entsagung ausdrückt. Jener Knabe ist der Genius der Menschheit, die Unschuld, welche mit jedem Kinde wiedergeboren wird, die Satyrmaske aber ist das Hellenenthum, das abgelebte, welches sich zu Tode geschwelgt hat.

Zwölftes Buch.

Altgriechisches Leben, Dichten und Denken.

1.

Die Volksart.

Die altgriechischen Familien hatten einen ganz nordischen Charakter, der am meisten dem deutschen verwandt erscheint. Der Mann führte das Schwert, die Frau Spindel und Rocken. Die Söhne übten sich in Kampf und Jagd, die züchtigen Jungfrauen holten Wasser am Brunnen. Stolzes Freiheitsgefühl, eigener Boden und Herd, Tapferkeit der Männer, Keuschheit der Frauen, Raub- und Eroberungslust, gemildert durch das Gastrecht, bildeten die Grundzüge des Volkslebens, wie sie bei Homer hervortreten und wie sie zuletzt nur noch bei Makedoniern, Thessaliern, Epiroten und Aeoliern gefunden wurden, mit denen die alte Tugend ausstarb.

Schon die ältesten ritterlichen Geschlechter bauten feste Burgen. Dieser Zug war den Griechen, wie den Römern eigen und erklärt sich aus der Nothwendigkeit und Bequemlichkeit, sich in Gebirgsländern auf schwer zugänglichen Felsen hinter sichern Schutzmauern zu vertheidigen und den Raub zu bergen. Bei den ritterlichen Völkern im Gebirge Kaukasus bestehen solche Burgen heute

noch. Aus den Burgen entstanden Städte, so wie das Bedürfniß der Vertheidigung ein gemeinsames für kleine Stämme oder Gemeinden wurde. Wie es scheint, vereinigten sich auch mehrere Gemeinwesen zum Bau größerer Ummauerungen, hinter welchen sie bei großer Landesgefahr sich alle zugleich bargen. Solche alte Ummauerungen hatten die schottischen Clans, und ähnliche ließ Kaiser Heinrich I. erbauen, um die Bewohner deutscher Gaue gegen die streifenden Ungarn zu schützen. Die s. g. kyklopischen Mauern der alten Pelasger hatten den nämlichen Zweck. Durch solche Bauten aber, die nur Schutz vor dem Feinde und sichere Aufbewahrung von Schätzen bezweckten, litt die Ritterlichkeit des Volkes keinen Eintrag. Das s. g. Königthum unter den alten Griechen war nie etwas anderes als das Ansehen eines Stammhauptes aus einem alten, tapfern und reichen Geschlecht. Daneben bestand die Aristokratie der freien Eigenthümer und dauerte nicht nur in Sparta bis in späte Zeiten fort. Indem aber die aristokratischen Genossenschaften sich durch Waffenbrüderschaft (Symmachie) im Kriege und durch Eroberung ausdehnten, wurde auch ihre Verfassung etwas künstlicher, wie die von Sparta beweist. Die Griechen fanden aber hierin schon Vorbilder in den aristokratischen Verfassungen der Phöniker.

Der aristokratische Trieb lag so sehr in der griechischen Natur, daß er sich auch noch in der Demokratie geltend machte und hier die Oligarchie schuf, d. h. die Herrschaft weniger, die durch Reichthum oder Ränke zur Gewalt gelangten. Die Demokratie war eigentlich immer nur dem Namen nach vorhanden. Sie entstand, indem sich insbesondere in den Seestädten neben der bürgerlichen Aristokratie aus den zur Industrie, zum Handel und zur Schiffahrt nothwendigen und immer zahlreicher werdenden Arbeitern ein Pöbel bildete, dessen sich ehrgeizige Demagogen bedienten, um selbst zu einer, wenn auch nur ungesetzlichen und vorübergehenden Alleinherrschaft (Tyrannis) zu gelangen. Nach dem Sturze des Tyrannen machte man dann wohl Gesetze, durch welche Freiheit und Gleichheit des ganzen Demos für ewige Zeit gesichert schienen, allein da die Menge nir-

gends in der Welt sich selbst zu regieren vermag, sondern immer nur dem folgt, der sie durch Reden und Vorspiegelungen am meisten zu bethören weiß, so war die faktische Regierung auch in dem ultrademokratischen Athen immer nur ein beständiger Wechsel von Anarchie, Tyrannis und Oligarchie. Die Verfassung ist überall eine Täuschung, nur in der Oekonomie und Gesittung ist Wahrheit und nur durch sie bestehen die Staaten. So lange eine aristokratische Mehrheit von Familien, sey sie bürgerlich oder bäuerlich, bei gesunder Kraft und ritterlicher Tapferkeit keusche Zucht und Sitte und einen zum Auskommen hinreichenden Besitz bewahrt, sind Volk und Staat in Blüthe. Sobald aber eine Minderheit von Reichen oder an Stellung und Geist Vornehmen einer Mehrheit von heruntergekommenen Familien und Proletariern gegenübersteht, führt die schlechte Oekonomie auch zu schlechten Sitten, und Volk und Staat welken dahin. So verging Athen und so endlich auch das zähe Sparta. Nicht die Verfassung, sondern die Vertheilung des Besitzes und die Gesittung bedingte die Größe und den Verfall dieser, wie aller Staaten.

Der Grieche kannte keinen höheren Lebensberuf, als den, welchen auch der freie Germane, wie heute noch der freie Arnaute und Tscherkesse als den seinigen anerkennt, ein freies, ritterliches, ein aristokratisches Daseyn auf dem freien Eigen und Erbe, das ihm sein Auskommen, wenn auch nur ein mäßiges sichert. Indeß unterschied sich der Grieche vom Deutschen. Während nämlich der freie Deutsche die Ehre für das Höchste erkannte, suchte es der Grieche mehr in der Schönheit. Das Ideal des Griechen war Kalokagathos (Καλοκἀγαθος), „schön und gut" zu seyn. Unter dem Guten verstand er freilich nicht das, was die christliche Sittenlehre darunter begreift und auch nicht was deutsches Gemüth davon verlangt, sondern mehr, was die Römer pietas nannten. Unter dem Schönen begriff der Grieche Vollkommenheit des persönlichen Daseyns, aber nur in der frühern bessern Zeit trachtete er selber schön zu seyn und andern zu erscheinen, in der spätern verderbten Zeit ging er mehr

nur darauf aus, die Schönheit anderer und der Welt überhaupt sich dienstbar zu machen, alles Schöne zu genießen. Nirgends und nie in der Welt wurde so im Schönen geschwelgt, wie in Griechenland, und das thaten nicht blos einzelne Reiche und Mächtige, welche stets von den schönsten Frauen und Knaben und von den schönsten Kunstwerken und Schauspielen umgeben waren, sondern auch die Volksmasse. Das ganze Volk der Athener, auch der Korinther war im Genuß der lebenden und marmornen Schönheiten, der Tempel und Theater versunken, wie ein Käfervolk in der Centifolie.

Der Schönheitssinn wurde Schönheitssucht, um zu genießen, dann Genußsucht schlechthin, die vom Schönen übersättigt neuen Reiz sucht im Kolossalen und Zwerghaften, im Ueberladenen und Unnatürlichen, endlich sogar im Häßlichen. Die Genußsucht wurde zum Wahnsinn eines ganzen Volkes und verfolgte die gute alte Zucht und Sitte, die Unschuld und die Tugend mit instinctmäßigem Hasse. So brach durch die Maske des griechischen Schönheitsideals wieder das gräßliche Gesicht desselben Dämon hervor, der unsere ersten Eltern verführt hatte.

Der Nationalstolz der Griechen stand im engsten Zusammenhang mit ihrem Schönheitssinn. Sie sahen auf andere Völker herab, wie ein schöner Lord auf gemeinen und häßlichen Pöbel. Unter dem Barbarischen verstanden sie lediglich das Nichtvorhandenseyn des Kalokagathon, das Unschöne, Unfeine, Unadelige. Aber die Barbarei schlich sich unvermerkt mit der Demokratie unter ihnen selbst ein. Wie Aristophanes den demokratischen Pöbel von Athen schildert, haucht er aus allen Poren barbarischen Geruch.

Der Nationalstolz der Griechen stand übrigens im stärksten Gegensatz zu ihrer ewigen Uneinigkeit. Sie blieben immer in kleine Gemeinwesen und Stämme getrennt, die sich gegenseitig tödtlich haßten. Auch ihre größten Staaten, Athen und Sparta, blieben klein oder dehnten sich doch nur vorübergehend durch Unterjochung von Nachbarn und Bundesgenossen aus. Mit kaum begreiflichem Leichtsinn schwächten sie sich durch ihre Bürgerkriege lediglich selbst, die

kein äußerer Feind je überwunden hätte, wenn sie einig geworden wären. Als Grieche fühlte sich jeder nur gegenüber den Barbaren, gegenüber den andern Griechen aber nicht als Bruder, sondern als natürlicher Todfeind. Die olympischen Spiele nährten nur den Traum einer Nationaleinheit, die nie zur Wirklichkeit wurde, ähnlich unsern Sänger- und Schillerfesten.

Auch der Staat als solcher nahm den Griechen nicht so ganz in Anspruch, wie später den Römer. Erst die spätern Schriftsteller unter römischem Einfluß haben schon den Griechen jene unbedingte Hingebung des Individuums an das Staatsinteresse angedichtet, was in seiner Großartigkeit doch erst bei den Römern hervortritt. Die Aufopferung des Kodrus und Leonidas können hier nicht entscheiden. Herrliche patriotische Handlungen dieser Art kommen in Menge auch bei Barbaren vor. Was aber Plutarch von den Spartanern aufbewahrt hat, trägt eine starke römische Färbung. Stolze spartanische Mütter, die sich freuten, wenn ihre Söhne in siegreicher Schlacht fielen, dachten dabei wohl nicht an das Staatsinteresse, sondern lediglich an den alten Ruhm ihrer edeln Race. So sagte eine spartanische Mutter zu ihrem Sohne, indem sie ihm den Schild reichte: mit oder auf ihm! d. h. kehre heim als Sieger oder todt. Eine andere hatte acht Söhne, die alle fürs Vaterland fielen und die ein Grab bedeckte. Aber die Mutter weinte nicht, sondern sprach: Ich brachte sie für Sparta zur Welt. Eine dritte Mutter tödtete den eigenen Sohn, als er feig aus der Schlacht geflohen war.

Es versteht sich von selbst, daß die Pflege des Schönen in dem aristokratischen Hellenenvolke die Sklaverei zur Grundlage nehmen mußte, welche selbst ein barbarisches Institut war. Nur freie adelige Menschen, für welche Sklaven die niedere Arbeit verrichten, konnten ihre Zeit der Gimnastik, den Waffen, den Künsten, der Verschönerung des Daseyns widmen. Indem aber die Griechen das höchste Menschheitsideal suchten, traten sie zugleich in ihren Sklaven das Menschliche mit Füßen. Also war weder ihre Demokratie, noch ihr Streben nach schöner Menschlichkeit im Stande, sie von tiefster Ver-

achtung und härteſter Unterdrückung der Mitmenſchen abzuhalten. Wie ganz anders wurde die Aufgabe aufgefaßt von der chriſtlichen Liebe!

Im Verhältniß der griechiſchen Frauen wurde der durch die ganze Griechenwelt hindurchgehende Zwieſpalt am wenigſten ausgeglichen. Aus alter Gewohnheit, aus altem Stolze, aus Rückſicht auf das Vollblut und die Ebenbürtigkeit, aus einem natürlichen Ehrgefühl, vielleicht auch aus einem Reſt von Scheu vor dem Heiligen in der Weiblichkeit ließen die Griechen die Ehre und das Vorrecht der rechtmäßigen Ehefrauen beſtehen, während ſie zugleich der zügelloſeſten Freiheit im Dienſt der Aphrodite mit Kebsweibern und Hetären fröhnten und inſofern mit den üppigen Aſiaten wetteiferten. Das Merkwürdige iſt, daß keines der beiden Verhältniſſe das andere aufhob, ſondern daß ſie beide neben einander beſtehen konnten.

Faſſen wir, was wir vom Volkscharakter der alten Griechen wiſſen, kurz zuſammen, ſo ergibt ſich, die Griechen waren der früheſte und ſüdlichſte Ausläufer der edeln ariſchen Race, welche ſich dem nördlichen Europa zugewendet hatte und deſſen noch kräftige Zweige ſpäter in der Weltgeſchichte unter dem Namen der Römer, Kelten und Deutſchen hervortreten. Die Griechen brachten alle Tugenden, welche jene nordeuropäiſchen Völker auszeichneten und zum Theil noch jetzt auszeichnen, mit ſich, verloren dieſelben aber nach und nach in der Vermiſchung mit den Vorderaſiaten und insbeſondere durch die ſemitiſche Verführung, die einerſeits vom alten Babel durch Kleinaſien, andererſeits von den phönikiſchen Colonien ausging. Zum Erſatz für die verlorene Tugend diente ihnen in ihrer Blüthzeit die Schönheit, deren Cultus von keinem andern Volke jemals ſo hoch getrieben wurde, allein als die Schönheit dahingewelkt war, blieben nur das Laſter und der Tod zurück.

2.

Die Kunst der Griechen.

Da sich die Kunst an die Tempel und den Götterdienst anknüpfte, haben wir sie schon in ihren Hauptzügen kennen gelernt und wollen das Gesammtbild derselben nur ergänzen.

Abgesehen von der Baukunst und Musik hatte die Kunst bei den alten Griechen nur die Ausbildung der höchsten Körperkraft und Schönheit am lebendigen Menschen und sodann dessen Darstellung im künstlichen Nachbilde zum Zweck. Die bildende Kunst wollte nichts anderes, als was auch die Gymnastik wollte, und wie es scheint, lagen Natur und Kunst oft mit einander im Streit und es ließ sich schwer bestimmen, ob der lebende Alkibiades, die lebende Lais schöner seyen, oder der Gott, den Phidias, die Göttin, die Prariteles als Ideal in Marmor schufen. Die harmonische Ausbildung der menschlichen Gestalt, die durch zwängende Kleidung, Verweichlichung und Vernachlässigung oder nur einseitige Uebung der Musculatur verhindert wird, wurde bei den alten Griechen durch die alle Glieder in Anspruch nehmende Gymnastik erreicht, neben welcher noch als eine Gymnastik anderer Art, die Uebung der Hetären in allen Künsten der Wollust, genannt werden muß. Als die erste Meisterin in dieser Kunst galt Astyanassa, eine angebliche Magd der Helena, und als die, welche sie vollendeten, die Hetären Philänis und Elephantine.

Für die Natur im Großen, für die Landschaft hatte der Grieche keinen Sinn, nur für den Menschen. Deshalb wetteiferten Maler und Bildhauer nur in Darstellungen des Menschen. Die Malerei aber erlangte nie die Ausbreitung wie die Plastik, weil nur die letztere die Möglichkeit gewährt, den Menschen, wie ihn Gott geschaffen hat, in seiner ganzen körperlichen Erscheinung nachzubilden. Die Bildhauer nahmen nur schöne Menschen zum Vorbilde oder suchten, in-

dem sie die Schönheit verschiedener Menschen verglichen, ein noch höheres Ideal des Schönen, als es die Wirklichkeit darbot, künstlerisch zu schaffen. Sie studirten die menschliche Schönheit in ihren natürlichen Gattungen nach Alter und Geschlecht mit bewundernswürdiger Genauigkeit und — es läßt sich nicht leugnen, sie reducirten ihre ganze Götterwelt auf das künstlerische Schema typischer Gattungsschönheiten. Vom greisen Chronos bis zum kindlichen Eros, vom finstern Pluton oder zürnenden Poseidon bis zum schmeichelnden Ganymed und Ampelos, vom stierhalsigen Herakles bis zum geschmeidigen Hermes zogen sich die Gegensätze in immer engeren Kreis zusammen, um in der Mitte die Ideale des Zeus, Apollo, Dionysos thronen zu lassen. Und eben so in der weiblichen Reihe zwischen den Gegensätzen der Kybele und Hebe, der Hekate und Psyche, der Erinnys und Grazie, der Demeter und Artemis die Ideale der Here, Athene und Aphrodite. Ueberall vertheilen sich die Götter, Heroen und Dämonen an die Stufenleiter des Menschlich-Schönen, wie nach Geschlecht und Alter, so nach den Temperamenten, dem vorwaltend Sinnlichen oder Geistigen ꝛc. und füllen in den Kunstwerken der Griechen den vollen Kreis aller nur möglichen menschlichen Schönheitsarten aus.

Das Ideal der Griechen fiel natürlicherweise mit dem Racentypus in seinen schönsten Exemplaren zusammen und kennzeichnet sich durch das liebliche Oval des Gesichts, die niedere Stirn, das volle gelockte Haar, die steile Nase, die mit der Stirne im Profil eine gerade Linie bildet, die großen etwas tiefliegenden Augen, den feingeschnittenen Mund mit kurzer Oberlippe, das ein wenig vorspringende Kinn. Auffallend erscheint, daß die Griechen ihren Göttern und allem, was sie unter Menschen schön nannten, blondes Haar zuschrieben. Das spricht deutlich für ihre Herkunft aus dem Norden.

Die natürlichen Gesetze des Schönen erkannte die griechische Plastik erst allmählig. Es ist merkwürdig, daß sie in die asiatische Schule ging, ohne sich dem asiatischen Geist gefangen zu geben. Ihre erste Entwicklung wird bezeichnet durch ein berühmtes Weih-

geſchenk in Olympia, den mit Basreliefs bedeckten Kaſten des Kypſelos, durch die noch erhaltenen Basreliefs am Harpyenmonument zu Xanthos und durch viele der älteren Grabvaſen. Hier verräth ſich der Einfluß kleinaſiatiſcher Ueppigkeit und Zierlichkeit, von der die ſpätere griechiſche Kunſt zu einer viel ſtrengern und edlern Einfachheit zurückkehrte, und zwar zuerſt in den Schulen von Argos, Sikyon, Aegina und Athen. Die in München aufbewahrten alten Marmorſtatuen aus Aegina zeigen am deutlichſten, wie der Grieche ſchon frühe beſtrebt war, die mumienhafte Steifigkeit ägyptiſcher Figuren eben ſo glücklich zu vermeiden, wie die zu reiche Ausſchmückung der aſiatiſchen.

Das natürliche Gefühl und äſthetiſche Genie der Griechen litt auch keine Darſtellungen, wie ſie bei den barbariſchen Völkern oft vorkamen in der Art, daß entweder wie in Aſſyrien und Aegypten menſchliche und thieriſche Glieder unnatürlich zu einem Körper verbunden, oder wie in Indien der menſchliche Körper durch zu viele Glieder, Köpfe, Arme unnatürlich entſtellt war. Wenn die Griechen auch heterogene Formen verbanden, ſo doch immer nur ſolche, die eine innige Verſchmelzung zu einer neuen anſprechenden, in ihrer Art wieder natürlich erſcheinenden Körperform zuließen. Und gerade in der Auswahl ſo ſchöner Ungeheuer und in der graziöſen Durchführung des Uebergangs aus einer Form in die andere, offenbarten die griechiſchen Künſtler ihre höchſte Meiſterſchaft, z. B. in Hermaphroditen, im Pan, Triton, Kentauren.

Im 5. Jahrhundert vor Chriſto gelangte die griechiſche Plaſtik zu ihrer höchſten Blüthe durch den Athener Phidias, welcher der größte Meiſter im edeln und erhabenen Style war. Seine berühmteſten Werke waren die rieſenhafte Athene auf der Burg in Athen und der Zeus in Olympia. Neben ihm glänzte Polyklet aus Sikyon mit Erzſtatuen von Heroen, an denen man beſonders das Athletiſche bewunderte. Ihnen folgte Skopas von der Inſel Paros, deſſen herrliche Marmorbilder theils dem apolliniſchen, theils dem aphroditiſchen Kreis angehörten und dem man unter anderem die berühmte Niobidengruppe zuſchreibt, und Praxiteles, der ſich ganz den

erotiſchen und den dionyſiſchen Darſtellungen widmete, in ſeiner weltberühmten Statue der Aphrodite ein Meiſter der Grazie und ſüßeſten Lebensluſt. An ſie ſchloß ſich wieder als Erzbildner Lyſippos an, groß im Athletiſchen wie Polyklet. Der berühmte farneſiſche Herkules iſt einer ſeiner Statuen nachgebildet. Dies ſind nur die größten Meiſter, von den übrigen, die ſehr zahlreich ſind, möge man die ſpeziellen Kunſtgeſchichten nachleſen. In Phidias culminirt die aus dem Norden mitgebrachte ernſtere und höhere Natur der Griechen, in Praxiteles die Hingebung derſelben an die aſiatiſche Verführung.

Die Malerei kam der Plaſtik im Range nicht gleich. Ihr erſter großer Meiſter war Polygnotos von Thaſos. Parrhaſios von Epheſus wird wegen ſeiner Heroen, Zeuxis ebendaher wegen ſeiner ſchönen Frauen bewundert. Der letztere ſoll viele ſchöne Mädchen zugleich als Modelle gebraucht und von jeder etwas ſeinem Schönheitsideal mitgetheilt haben. Eine Weintraube malte er ſo natürlich, daß die Vögel darnach flogen. Parrhaſios aber malte heimlich einen Vorhang darüber, ſo natürlich, daß Zeuxis denſelben wegſchieben wollte. Pauſias von Sikyon ſoll die ſchönſten Knaben gemalt haben. Alle übertraf Apelles, aber er weihte ſeine Kunſt, wie Praxiteles unter den Plaſtikern, vorzugsweiſe der Aphrodite und den Grazien der Wolluſt. Die ſchöne Hetäre Lais ſoll er zuerſt als armes Mädchen vorgezogen und in die Welt eingeführt haben. Auch die durch ihren Liebreiz weltberühmte atheniſche Hetäre Phryne war ſeine Geliebte und ſie verherrlichte er in Aphroditebildern. Man hat von ihm noch eine Menge Anecdoten, welche den Stolz und die Wunderlichkeiten des Künſtlers gut charakteriſiren, leider aber kein Bild übrig.

Etwas ganz Eigenthümliches waren die Vaſenbilder. Auf Vaſen von Thon wurden Figuren in einfachen Umriſſen dargeſtellt, nach und nach in immer kunſtreichern Gruppen, aber ſelten in mehr als zwei Farben. Dieſe hauptſächlich in Korinth und Athen fabrikmäßig gelieferten Vaſen wurden als ein lange beliebter und unentbehrlicher Modeartikel durch die ganze griechiſche Welt verführt. Sie

kommen in den mannigfaltigsten und zierlichsten Formen vor, ihr Bilder aber enthalten fast ohne Ausnahme Stoffe aus der griechischen Mythologie, Heroengeschichte und Mysterienlehre. Man hat sie zu tausenden in Gräbern gefunden, sie wurden also den Todten mit ins Grab gegeben und beziehen sich auch auf den Tod, wie derselbe eben in den dionysischen Mysterien aufgefaßt wurde. Es ist möglich, daß nicht alle diese Vasen ursprünglich haben Grabvasen seyn sollen, daß es auch Geburtstags-, Hochzeits- und andere Gelegenheitsgeschenke seyn können, die der Lebende aufbewahrte und die man ihm, wenn er starb, ins Grab mitgab. Wahrscheinlicher ist jedoch die schon ursprüngliche Bestimmung dieser Vasen für das Grab, weil die darauf gemalten heroischen und erotischen Scenen, in denen oft die frohste, ja frivolste Lebenslust sich ausspricht, nicht im Widerspruche stehen mit der Lehre der Mysterien, sondern von derselben erfordert werden.

In den dionysischen Mysterien wurde der ewige Sieg des Lebens über den Tod gefeiert, weshalb die Grabbilder auf Sarkophagen und noch vielmehr auf den Vasen von Darstellungen der üppigsten Sinnlichkeit wimmeln. Das Leben wurde hier rein von der Naturseite aufgefaßt, nicht von der sittlichen Seite. Man setzte nicht ein Gutes dem Bösen entgegen, sondern nur das warme Leben dem kalten Tode. Die Mysterien faßten den vergänglichen Leib doch eigentlich als das Unvergängliche auf, weil er durch Zeugung und Geburt stets erneuert wird, und auch dem Einzelnen sollte durch die Mysterien die Wiedergeburt in den schönen Leib und in das süße Leben gesichert werden. Daher das ganze aphroditische, bachische und satyreske Heergefolge auf den Grabvasen die breite Mitte der Vasenbildnerei einnimmt und wir kaum eine Kenntniß von dem erstaunlichen Reichthum dieses Ideen- und Bilderkreises gewonnen hätten, wenn er uns nicht gerade durch die Gräber enthüllt worden wäre. Noch ist der Schatz des Wissens, der darin verborgen liegt, nicht ganz gehoben. Man hat in den Vasenbildern die Erklärung und Ergänzung von Mythen gefunden, über welche uns die Schriften

der Griechen im Dunkel laſſen, und wieder andere Darſtellungen, deren Sinn noch nicht enträthſelt iſt.

Ueberaus merkwürdig iſt, daß in den Vaſenbildern ſehr häufig nur Theaterſcenen dargeſtellt ſind, oder die Mythen nur ſo, wie ſie auf den Schaubühnen aufgeführt wurden. Dies gilt beſonders von den Satyrmasken. Die Maler ſcheinen in dieſer Beziehung mehr von den Schauſpielern gelernt zu haben, als dieſe von ihnen. Die Koſtüme auf den Vaſenbildern ſind daher auch vom Theater und von der Mode der Zeit entlehnt, in der ſie beſtand. Man kann alſo aus den Vaſenbildern ſehr viel lernen, ſowohl was die Mythologie und Myſterienlehre, als auch was das Theater, die Gebräuche und Trachten, die Sitte und Unſitte der Griechen überhaupt betrifft. Wenn auch in dieſen Bildern vieles nur oberflächlich, fabrikmäßig nur nach der Schablone gemacht iſt, verrathen ſie doch durchgängig die ſichere Hand eines künſtleriſchen Volkes und treffliche Vorbilder.

Die Kunſt, in edlen Steinen zu ſchneiden und Münzen zu prägen, worin ſchon Aſien voran gegangen war, wurde von den Griechen zur höchſten Vollendung gebracht und noch jetzt bewundern wir in ihren Gemmen, wie ſie auch im kleinſten Raume das Erhabenſte und Anmuthigſte zu fixiren und zu verewigen geſucht, und die muſterhafte Schönheit ihrer Münzen.

Auch an allen ihren Geräthſchaften bemerkt man den guten Geſchmack der Griechen, der auch allem Nützlichen eine möglichſt ſchöne Form zu geben wußte. Das Schöne ſuchten ſie aber immer im Einfachen, Natürlichen, Anſpruchsloſen. Darin beſtand die Vornehmigkeit ihres Geiſtes, daß ſie, um ſich über das Gemeine zu erheben, nur einer ſchönen Auffaſſung des Gewöhnlichen, nicht eines ungewöhnlichen Aufwandes von Kraft oder einer Auskramung von Reichthum und Prunk bedurften.

3.

Die lyrische Dichtkunst der Griechen.

Die ältesten Dichtungen der Griechen waren gleich denen aller alten Völker religiöse Gesänge, Anrufungen der Götter, um sie zu bitten, oder ihnen zu danken, oder sie zu preisen, Päane und Hymnen. Als Väter des religiösen Gesanges nennen die Griechen einstimmig nur Apollopriester, den thrakischen Orpheus, von dem oben schon die Rede war, ferner den Hyperboreer Olen und den Linos, der zum Sohne Apollos gemacht wird. Alle diese waren Gründer und Förderer des Apollo- und des Musendienstes und kamen vom Norden her. Aber auch Eumolpos, der die eleusinischen Mysterien gestiftet haben soll, kam aus Thrakien, und eben dahin gehört Musäos mit seinem Hymnos auf die Demeter.

Auch die Hochzeits- und Grablieder (Hymenäen und Nänien oder Threnodien), so wie die Trinklieder (Skolien), gehören noch der guten alten Zeit im Norden an. Wird erst Trepander von Lesbos im Jahr 670 vor Christo als Vater der griechischen Musik genannt, so kann er doch nur für einen Künstler gelten, der eine schon ältere religiöse Volksmusik durch neue Melodien und insbesondere durch Instrumentalbegleitung verbesserte und bereicherte, oder, was hier am nächsten liegt, der die altnordische Musik der Griechen zuerst mit der kleinasiatischen und phönikischen in den Seestädten vermittelte. Damit stimmt auch die seitherige Feststellung der griechischen Tonarten überein. Die eine, offenbar die heimathlich nordische von strengem und heiligem Ernst heißt die dorische, die lermende und orgiastische aber wurde phrygisch, die weibische, süßlich verführerische lydisch genannt; zwischen die beiden ersten in der Mitte stellte sich die ionische, zwischen die beiden letztern die äolische.

Was Trepander für die musikalische Begleitung, das that ein anderer Lesbier, Alkäos, für die Metrik. Noch jetzt wird im al-

käiſchen Versmaaß gedichtet. Er lebte am Ende des 6. Jahrh. zu Mitylene und aus den Bruchſtücken, die uns von ſeinen Liedern erhalten ſind, erkennen wir, welch ein warmes patriotiſches Herz in ihm ſchlug, oft zerriſſen durch die Tyrannei. Zu derſelben Zeit lebte auf der Inſel Lesbos auch die weltberühmte Sappho als Sängerin glühender Liebe. Nach ihr iſt eine Versart die ſapphiſche genannt. Sie liebte den ſchönen Phaon, der ſie verſchmähte, und ſtürzte ſich deshalb vom leukadiſchen Felſen ins Meer. Indeß kam ſie in übeln Ruf wegen der ſ. g. lesbiſchen Liebe des Weibes zum Weibe, entſprechend der griechiſchen Knabenliebe und aus den noch erhaltenen Bruchſtücken ihrer Lieder blickt in der That eine wahrhaft verrückte Eiferſucht hervor, in der ſie verzweifelt, weil das Mädchen, welches ſie liebt, eine andere liebt.

Nicht viel ſpäter als Alkäos und Sappho lebte auf der Inſel Teos der berühmte Anakreon als Sänger des Weins und der Liebe ganz in den Genuß eines heitern erotiſch-dionyſiſchen Lebens verſunken, ſo daß er noch als Greis von Liebe ſang. Sein Herz, ſagt er, ſey ein ganzes Neſt voll Eroten, aus dem immer neue ausſchlüpfen. Er liebte aber nicht nur Mädchen, ſondern auch Knaben und ſang ſeinem Liebling Bathyllos ein reizendes Lied. Man hat ihn als eine Perſonification des unvergänglich ſchönen Himmels angeſehen, unter dem er lebte, und der ewigen Jugend im Dichterherzen, indeß hat der trunkene Greis doch etwas Unwürdiges. — Von Teos ſtammte auch die Sängerin Erinna, der Sappho Freundin, von Argos die tapfere Teleſilla, die ihr Vaterland befreite und zugleich dichtete, von Theben Korinna, von Sikyon Praxilla, von Anthedon Myrteis.

Als erſter Elegiendichter war Kallinos von Epheſus, als zweiter Archilochos, als Kriegsliederdichter der oben ſchon genannte Tyrtäos, als Dithyrambendichter Melanippides von Melos berühmt.

Unter den doriſchen Lyrikern glänzte zuerſt im 7. Jahrh. Alkman in Sparta, von dem wir nur wenig kennen, aber das Wenige iſt edel; dann Steſichoros aus Sicilien, deſſen lyriſch-epiſche

Dichtungen sehr gerühmt wurden, und Ibykos von Rhegium, von dem man erzählt, Räuber hätten ihn umgebracht und Kraniche die Räuber verrathen, der jedoch, wie man bestimmt weiß, in Ruhe und Frieden in seiner Vaterstadt gestorben ist. Die Alten nannten ihn „den vor Liebe Rasenden" und seine poetische Stärke bestand in der leidenschaftlichsten Anpreisung der Knabenliebe. Kein Verrückter kann sich lächerlicher äußern, wie dieser vielgepriesene Ibykos, wenn er einen schönen Knaben sieht oder von ihm träumt. In ihm und Sappho culminirt die poetische Umkehr der Natur. Daran nahm aber unter den Griechen niemand den geringsten Anstoß und auch noch in unsern Tagen läßt man die Knaben in allen Schulen wohlgemuth Schillers Kraniche declamiren, ohne daß die jungen Seelen ahnen, was Ibykos gewesen ist.

Simonides von Keos, der eine Zeit lang in Syrakus lebte, war einer der geehrtesten Dichter der Griechen und zugleich einer der fleißigsten. Am meisten Ruhm erlangten seine Dithyramben, Ränien und Epigramme. Ihm eiferte auch sein Neffe Bakchylides rühmlich nach.

Der größte aller griechischen Lyriker war Pindaros aus Kynoskephalä in Böotien, geb. 522 vor Christo, dessen noch erhaltene Oden auf die Sieger in den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spielen in den schönsten und schwungvollsten Versen den größten Reichthum von Gestalten und die erhabensten Gedanken ausdrücken. In ihm culminirt der dorische Charakter der Poesie, der feierliche Ernst, die ritterliche Würde, das alte Erbtheil des Nordens im Gegensatz gegen die schamlose asiatische Verweichlichung eines Anakreon und Ibykos. Der Dichter läßt uns mitten durch die prachtvollen Schilderungen seiner Helden und ihrer Wettkämpfe, ihrer Ahnen und Beziehungen zu den Göttern und mitten durch die schönen und bunt sich drängenden Mythen, die er von diesen Göttern erzählt, zuweilen in eine ferne, wir möchten sagen, christliche Welt hineinblicken. Er nennt das Heidenthum einen „Glauben an Unglaubliches", warnt vor den Verführungen durch das Schöne, blickt

wehmüthig auf die Flucht alles Irdiſchen, erkennt des Mannes Werth allein in großen Thaten, und mehr noch als in Thaten in der Tugend, im Kampf für das ewige Recht und in der Treue.

Im jambiſchen Versmaaß wurden die erſten Satiren gedichtet. Als biſſige Spötter waren übel berüchtigt Archilochos von Paros im 7., Hipponax von Epheſus und Timokreon von Rhodus im 6. Jahrh. Merkwürdiger und bis auf unſere Tage von Bedeutung iſt der thrakiſche Sklave Aeſop durch ſeine ſinnreichen Thierfabeln aus dem 6. Jahrh. Er ſoll ſehr häßlich und mißgeformt geweſen ſeyn, wie Sokrates, aber die Schönheit der Seele blickte triumphirend aus den häßlichen Zügen hervor. Eine antike Büſte von ihm iſt erhalten, in welcher, wie Braun bemerkt, der geiſtvolle Bildhauer ſich bemüht zu haben ſcheint, den Beweis zu führen, daß der Geiſt nur im Kampf mit dem Leibe ſeine höchſte Verfeinerung erlangen könne.

4.

Die epiſche Dichtkunſt der Griechen.

Schon in der griechiſchen Heroenzeit waren Sänger (Aioden) beliebt, welche bei den Gaſtmählern der Könige und Helden die Thaten ihrer Vorfahren und ihre eigenen zur Kithara oder Lyra ſangen, ganz ſo wie im Norden Europas die keltiſchen Barden und nordiſchen Skalden. Sie hießen auch Rhapſoden, wenn ſie eine längere epiſche Dichtung vortrugen. Da die Könige und Helden ſich aber in der Regel einer göttlichen Abkunft rühmten, ſo mußte die Grundlage der epiſchen Heldengeſänge auch Göttermythus ſeyn. Die epiſche Form wurde ſodann auch auf den Göttercultus ſelbſt ausgedehnt, indem die Hymnen (Anrufungen der Götter), worin ausführlich Göttermythen erzählt wurden, ſich zu epiſchen Gedichten ausdehnten. Somit iſt zwiſchen den ſ. g. homeriſchen Epen und Hymnen wenig Unterſchied. Sie ſind alle in dem epiſchen Versmaaß

des Herameters geſungen und enthalten hauptſächlich mythiſche Erzählung.

Obgleich nach der Sage das abgeriſſene Haupt des Orpheus an das Ufer geſchwommen ſeyn ſoll, wo Homer geboren wurde, ſcheint doch der orphiſche Geſang in der nordiſchen Heimath der Griechen mehr prieſterlicher Natur geweſen zu ſeyn, wie denn die ſ. g. orphiſchen Hymnen, wenn auch ſpätern Urſprungs, nur Anbetungen der Götter enthalten und auch die ſ. g. orphiſchen Myſterien der ſpätern Zeit ſeinen Namen nur tragen konnten, ſofern er ein Prieſterſänger war zum Unterſchied von den profanen Homeriden. Der Gegenſatz geht ſehr tief. Nachdem die homeriſchen Sänger die Götterwelt ins Gemeine herabgezogen hatten, mußten erſt wieder unter dem geheiligten Namen des alten Orpheus Geheimbünde geſtiftet werden, in welchen die Götter die Würde, das Erhabene und Schreckliche zurückerhielten, was ihnen der ioniſche Dichterleichtſinn entriſſen hatte.

Homeros, der größte aller griechiſchen Dichter, iſt zwar ſelbſt nur eine mythiſche Perſon, indem ſein Name einen Sammler bedeutet, unter homeriſcher Dichtung daher nur eine Sammlung überhaupt der älteſten griechiſchen Dichtungen verſtanden ſeyn ſoll. Auch ſtritten ſich ſieben Städte um die Ehre, daß Homer aus ihnen ſtamme, was ſo viel ſagen will, als es befand ſich in jeder von jenen Städten eine alte Sängerſchule. Indeſſen kann die homeriſche Ilias, worin der Zorn des Achilleus von dem Augenblick an, in welchem ihm die ſchöne Briſeis durch den Agamemnon weggenommen wird, bis zum Tode des Hektors geſchildert iſt, ihrer ganzen Auffaſſung nach nur von einem Dichter herrühren und warum ſollte ſich das Andenken an ihn nicht erhalten haben? Wir ſind alſo immerhin berechtigt, an den einen alten blinden Homer, der ſo herrliche Lieder ſang, zu glauben und dürfen auch annehmen, er habe um das Jahr 1000 vor Chriſto gelebt und ſey in Smyrna unſern von dem zerſtörten Troja daheim geweſen, wenn auch die runzelvolle antike Büſte, in der uns ſein Bildniß überliefert worden ſeyn ſoll,

nicht fein genug geformt iſt, um ſeinen Geiſt ausdrücken zu können. — Die Ilias, welche heute noch auf allen gelehrten Schulen Deutſchlands in der Urſprache geleſen wird und durch eine Menge von Ueberſetzungen verbreitet iſt, bedarf keiner neuen Lobpreiſung. Es ſey hier nur bemerkt, worauf immer zu wenig geachtet worden iſt, daß das ganze Epos nur um des Achilleus willen geſchrieben und daß Achilleus ein entſchieden nordiſcher Heldencharakter iſt. Das griechiſche Epos verhält ſich hier ganz ſo wie das perſiſche des Firduſi, in welchem der nordiſche Held Ruſthem die Hauptperſon iſt. In der homeriſchen Zeit war die ſtramme, trotzige Heldenkraft des Nordens noch in lebhafterer Erinnerung. Sie iſt das Capital, von dem auch viel ſpätere Dichter noch immer gezehrt haben. Ohne den nordiſchen Kern wäre die ganze griechiſche Poeſie nur eine leere Schale geweſen. Indeß verräth ſich bei Homer trotz der reinen Auffaſſung des Achilleuscharakters doch überall ſchon der ioniſche Sinn und Leichtſinn. Die Helden eſſen und trinken und ſchimpfen ſich in gemüthlicher Anarchie wie der Demos in Athen. Ueber der Liſt ſteht nur die Kraft, über der Sinnenluſt nur die Schönheit, von etwas Tieferem und Heiligem keine Spur.

Der weſentliche Inhalt der Ilias iſt ſchon im ſechsten Buch mitgetheilt, eben ſo der Inhalt der Odyſſee, des zweiten großen homeriſchen Epos, welches mehr dem Mythus von den Argonauten entſpricht, jedoch in dem Odyſſeus und der Penelope zwei Charaktere mit eben ſo hoher Meiſterſchaft darſtellt, wie die in der Ilias. Daran reihen ſich noch die ſ. g. homeriſchen Hymnen, worin Mythen der Götter in der geiſtvollſten Weiſe erzählt werden, der Sieg des Apollo über den Drachen Python, die Argliſten des Hermes in ſeiner früheſten Jugend, die Huld der Aphrodite gegen Anchiſes, die Klagen der Demeter um ihre verlorene Tochter ꝛc. Der fälſchlich dem Homer zugeſchriebene Froſch- und Mäuſekrieg iſt nur eine ſehr ergötzliche Humoreske ohne irgend eine ſatiriſche Abſicht.

An den Homer reihten ſich ioniſche Sängerſchulen an, die es ſich zur Aufgabe machten, den ganzen Mythenkreis (Cyclus) des

trojaniſchen Kriegs, aus dem die Ilias und Odyſſee nur wie einzelne Theile herausgeriſſen waren, durch anderweitige Epen zu ergänzen, weshalb man ſie die Kykliker nannte. Indeß brachten ſie nur einzelne Verſuche zu Stande und die eigentliche Abrundung des Kyklos erfolgte erſt in der alexandriniſchen Zeit. Staſios aus Kypern ſchrieb die ſ. g. Kyprien, worin die Vorgeſchichte des trojaniſchen Kriegs ausführlich beſungen wird, die Geburt der Helena und des Achilleus, das Urtheil des Paris, das Opfer der Iphigenia in Aulis ꝛc. Merkwürdig iſt darin der Grundgedanke, daß Helena, als die Schönſte, eigentlich nicht dem Paris, ſondern dem Achilleus, als dem Stärkſten und Beſten beſtimmt ſey.

Heſiod von Kyrene im kleinaſiatiſchen Aeolien, lebte ums J. 900 und bewirthſchaftete ein kleines Gut in Böotien, was ihn veranlaßte, in ſeinen „Werken und Tagen“ das Landleben zu beſingen und allerlei ökonomiſche Rathſchläge zu ertheilen. Mit ihm begann daher das Lehrgedicht. Auch die ihm zugeſchriebene Theogonie iſt nur ein Lehrgedicht, und eben ſo der „Schild des Herakles“, auf dem der Dichter die ganze Welt in Miniatur abbildet.

Die Griechen neigten ſehr zum Lehrhaften. Den Philoſophen, welche in Proſa ſchrieben, gingen ſolche voran, die entweder in dem höhern Schwunge eines orakelnden Offenbarungstons, oder in der heſiodiſchen Manier ihre Weltanſichten mittheilten. So Epimenides von Kreta, ein für heilig geachteter Mann und Vertrauter des delphiſchen Orakels, der viele verlorene Gedichte ſchrieb und von dem die Sage geht, er habe 40 Jahr lang in einer Höhle geſchlafen und beim Erwachen die Welt verändert gefunden. So Pherekydes von Syros, der eine orphiſche Theogonie ſchrieb. Merkwürdigerweiſe greifen in dieſe altphiloſophiſche Poeſie wieder Männer des Nordens ein. So Ariſteas, der ſeine Weisheit in den griechiſchen Colonien am ſchwarzen Meere ſchöpfte und ein wunderliches Epos von den Arimaspen (und Hyperboreern) ſchrieb, welches leider verloren ging. So ferner der berühmte Hyperboreer Abaris, der ein Epos von der Herkunft des Apollo aus dem Hyperboreerlande und eine Theogonie

ſchrieb. Man hat viel von ihm gefabelt, er ſey auf einem goldenen Pfeil durch die Lüfte geflogen ꝛc. Jedenfalls beweist er, daß innerhalb des Apolloprieſterthums alte Verbindungen mit dem Norden bewahrt wurden. Der theoſophiſche Faden wird fortgeſponnen durch Onomakritos von Athen, der die Zerreißung des Zagreus in einem myſtiſchen Epos beſang; durch Xenophanes von Kolophon, der im Geiſt des Pythagoras ein Epos ſchrieb; durch Parmenides von Elea, der ein Buch von der Natur ſchrieb. Alle dieſe ältern Dichtungen gingen verloren und es blieben nur die Geheimlehren der orphiſchen Schule übrig, während die Speculation in Proſa von einer unendlichen Menge Philoſophen übernommen wurde.

5.

Die griechiſche Tragödie.

Das Schauſpiel bildete ſich bei den Griechen aus der Feier der Dionyſien heraus. Die Winzer in ihren Bocksfellen tanzten und ſangen zu Ehren des Gottes und beſchmierten ſich das Geſicht mit Weinhefe, daraus entſtanden die Satyrmasken. Der Chor flocht Erzählungen von den Thaten und Leiden des Gottes in die Lobgeſänge ein und ſo entſtand der Dithyrambus, eine Art lyriſches Epos. Bei den Freudenfeſten, welche die Geburt des Gottes feierten, trug man unter den tollſten Poſſen den Phallus umher und überließ ſich der muthwilligſten Lebensluſt. Das war der Anfang der Komödie (Freudengeſang oder Geſang des Komos, des vornehmſten Luſtigmachers unter den Satyrn). Bei dem Trauerfeſt des Gottes (des zerriſſenen Zagreus) mußte dagegen der Chor wehklagen und das war der Anfang der Tragödie. Dieſer Name (Bocksgeſang) wird hergeleitet von den in Bocksfelle gekleideten Sängern, oder von dem bei dem Feſte geopferten und zum Siegespreis beſtimmten Bocke. Arion ſoll der erſte Dithyrambendichter geweſen ſeyn, aber erſt Theſpis

erfand zu Athen zur Zeit des Peiſiſtratos den Dialog, indem er einen Schauſpieler einführte, der mit dem Chor Rede und Gegenrede wechſelte. Wie ſehr das Schauſpiel den Demagogen diente, iſt oben ſchon in der Geſchichte des Peiſiſtratos bemerkt worden. Anfangs wurde nur des Dionyſos Leiden und Sterben verherrlicht. Nachher begann man, aus den Götter- und Heroenmythen auch andere Stoffe zu behandeln und der Einfluß des Theaters auf den attiſchen Demos war zu mächtig, als daß man nicht auch Bilder aus der Zeit ſelbſt hätte vorführen ſollen, um die patriotiſchen und politiſchen Leidenſchaften zu erregen oder zu dämpfen. Doch blieb auf der Bühne der Zuſammenhang mit dem Dionyſoscult durch den Satyrchor bewahrt. Nun kam Pratinos auf den klugen Gedanken, eigene Satyrdramen zu erfinden, welche der Tragödie als komiſches Nachſpiel angehängt wurden, um die Zuſchauer, wenn ſie allzugerührt waren, wieder heiter zu ſtimmen. Schon früh bildete ſich das Syſtem der Trilogie oder drei dem Inhalt nach genau zuſammenhängende Tragödien mit einem dem Inhalt nach gleichfalls verwandten Satyrſpiele aus. Da in der Tragödie Götter auftraten, wurde die Hoheit derſelben durch Masken vor dem Geſicht der Schauſpieler und durch den hohen Abſatz (Kothurn) unter ihren Füßen ausgedrückt. Zum dramatiſchen Versmaaß eignete ſich der Jambus am beſten, nur die Chöre hatten ſchwere und lange Maaße.

Der Vater des eigentlichen Trauerſpiels wurde erſt Aeſchylos von Eleuſis, indem er mit dem dramatiſchen Intereſſe auch den tiefſten tragiſchen Ernſt verband und das dionyſiſche Schauſpiel zur apolliniſchen Würde und Heiligkeit erhob. Sein Dichtergenius reagirte im Sinne der alten Prieſterariſtokratie gegen die demokratiſche Richtung, welcher die Bühne ſeit Peiſiſtratos gefolgt war. Er kämpfte mit bei Marathon und Salamis. Von ſeinem älteren Bruder Kynägeiros wird erzählt, er habe bei Marathon ein perſiſches Schiff mit der Rechten zurückgehalten, und als man ihm die Rechte abgeſchlagen, mit der Linken, und als man ihm auch dieſe abſchlug, mit den Zähnen. Von des Aeſchylos jüngerem Bruder Ameinias wird erzählt, er habe bei Salamis das erſte Schiff, das den Angriff machte,

befehligt. Aeſchylos gehörte alſo einer der verdienſtvollſten Familien an und mehrte den Ruhm derſelben als der größte tragiſche Dichter ſeiner Zeit. Aber die Demagogen konnten ihm ſeine ariſtokratiſche Geſinnung, die in Athen herrſchend werdende Gemeinheit konnte ihm ſeinen Seelenadel nicht verzeihen. Als er in den „Eumeniden“ den bethörten Athenern das ſchöne Bild des ehrwürdigen Areopagus, der alten weisheitsvollen Ariſtokratie vorhielt, ruhten die Volksverführer und Rabuliſten nicht, bis ſie ihn aus Athen weggeärgert hatten. Sie hingen ihm nicht nur ungerechte Prozeſſe an (als habe er die Myſterien entweiht), ſondern ihre Claque begünſtigte auch ein Theater jüngerer Nebenbuhler auf ſeine Koſten. Von den Lügen, die man über ihn ausbreitete, hat ſich noch die erhalten, ſeine Eumeniden ſeyen etwas ſo Scheußliches geweſen, daß bei der Aufführung derſelben die ſchwangern Weiber aus Entſetzen zu früh geboren hätten. Kurz der edle Aeſchylos mußte, um nicht am Ende ſeinen Feinden zum Opfer zu fallen, Athen verlaſſen und Schutz ſuchen bei Hiero in Syrakus. Dort ſoll er den Tod gefunden haben, indem ein über ihm ſchwebender Adler eine Schildkröte auf ſeinen Kopf fallen ließ, was vielleicht nur ſinnbildlich zu verſtehen iſt.

Von Aeſchylos ſind uns nur wenige Stücke erhalten, eben ſo auch nur wenige von den andern größern dramatiſchen Dichtern der Griechen. Von ſehr vielen kennen wir nur die Namen und nur die Titel ihrer Stücke. Viele werden hochgerühmt, ohne daß auch nur ein Vers von ihnen übrig geblieben wäre. Wir können daher auch aus dem Wenigen, was ſich erhalten hat, keinen völlig genügenden Schluß auf das Verlorene ziehen, und dies dürfte in noch höherem Grade von der Komödie als von der Tragödie gelten. Was die Tragödie betrifft, ſo zeigte ſich bei den Griechen ſchon die nämliche Erſcheinung, wie in der neuern Zeit bei uns. Nach dem Vorgang des Aeſchylos, Sophokles, Euripides wimmelte es von Epigonen, die, jene nachahmend, in wohlgeſetzten Jamben tragiſche Stoffe, immer wiederholt daſſelbe und in verwandter Weiſe, behandelten, wie es heute bei uns von matten Nachahmern Shakeſpeares und Schillers wimmelt.

Die großartige Weiſe, in welcher Aeſchylos das Trauerſpiel auffaßte, als Mittel der Erhebung und Veredlung des Volks, als Schule patriotiſcher und überall ritterlicher Geſinnungen und doch in inniger Uebereinſtimmung mit der Gottesfurcht in den Tempeln, verräth ſich ſchon in ſeinen früheſten Stücken. In den „Perſern" führt er den Athenern die große Zeit von Salamis vorüber, die er ſelbſt erlebte und ſchilderte in edelſter Begeiſterung die Heldenthaten der Griechen, die ſchreckliche Niederlage der Perſer, nicht aber um die Athener eitel zu machen, ſondern um ſie zu erinnern, daß die Götter nur der gerechten Sache hold ſind. — In den „Sieben von Theben" entrollt der Dichter-Seher vor den Augen derſelben leichtfertigen Athener das warnende Bild des Bürgerkriegs, ein Vorbild des peloponneſiſchen Krieges, der damals noch nicht begonnen hatte, aber durch den Bruderhaß der griechiſchen Stämme vorbereitet wurde. In jenen Sieben ſind alle Mithandelnde (Amphiaraos ausgenommen) Verruchte und müſſen ihren Frevel büßen. — In den „Schutzflehenden" ſtellt der Dichter in den ägyptiſchen Danaern die alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mit Füßen tretende Barbarei der griechiſchen Frömmigkeit und Geſittung gegenüber. Im „Prometheus" aber perſonificirt er das tragiſche Geſchick der ganzen Menſchheit und Oreſtes gab ihm Anlaß, an die ewige Gerechtigkeit zu mahnen, der erſt genug gethan ſeyn muß, bevor die Gnade wirken kann. So ſpricht überall aus Aeſchylos der tiefe Ernſt eines Prieſters und eines Heros des Volks.

Sophokles, welcher zu Kolonos, einer Bergſtadt in Athens Nähe, im Jahr 495 geboren war, ſollte noch größern Ruhm erringen, als Aeſchylos, den er, ein 27jähriger Jüngling, im Wettkampf um den tragiſchen Siegerkranz, vor dem atheniſchen Publikum beſiegte. Zu dieſem Siege verhalf ihm wahrſcheinlich nicht blos die Vortrefflichkeit ſeiner Stücke, ſondern auch der Haß des Demos gegen Aeſchylos, den herabzuſetzen es mehr galt, als den jungen Sophokles zu preiſen. Indeß war Sophokles wirklich ein großer Dichter und obgleich er dem ſittlichen Ernſt nichts vergab, ſo trug er ihn doch nicht ſo ſehr zur Schau wie Aeſchylos und

schmeichelte dem Demos insofern, als er den hohen Ton des Aeschylos herabspannte und die tragische Furcht, den Schrecken vor den Göttern in ein behaglicheres Gefühl umwandelte, nämlich in das Vertrauen auf den innern Werth des Menschen. Ueberhaupt trat bei Sophokles die Götterpartie zurück und das Menschliche in den Vordergrund. Das mußte den Athenern gefallen und ist auch der Grund, warum wieder die neuere Zeit den Sophokles mit besonderer Liebe umfaßt und dem allzustrengen Aeschylos vorgezogen hat. Die Athener machten, um den Kriegsruhm des Aeschylos auszustechen, den Sophokles zum Feldherrn, ohne daß er Thaten verrichtet hätte, und logen sich, offenbar aus Haß gegen den Aeschylos, den sie verbannt hatten, in eine solche Schwärmerei für Sophokles hinein, daß sie ausſprengten, derselbe habe Göttererscheinungen und empfange förmlich Götterbesuche, ja als Sophokles, wie man wieder log, in der hellen Freude über einen tragischen Sieg selig dahinstarb, beschloß der Demos von Athen, ihn hinfort als Heros zu verehren und ihm Opfer darzubringen.

Sophokles machte das Drama noch lebendiger, indem er eine dritte Person zum Dialog hinzufügte, und schrieb in einer eben so schönen und wohlklingenden Sprache, als er seine Charaktere in edler Einfachheit und Natürlichkeit zeichnete und gruppirte. Seine Tragödien machen daher denselben wohlthuenden Eindruck wie schöne Statuengruppen von weißem Marmor. Das Titanenhafte des Aeschylos ist verschwunden, das menschliche Maaß herrscht überall vor und zuweilen scheint es, der Dichter habe, gewarnt durch das Schicksal seines großen Vorgängers, absichtlich das Menschliche hervorgehoben, um die Menschen gleichsam durch sich selbst zu bestechen und ihnen das Göttliche, was sie an Gott nicht mehr achten wollten, im Menschen selbst von einer annehmbareren Seite zu zeigen. Die hohen Götter, das Schicksal, das Unglück, die Sünde und Schuld, die Strafe, das bittere Leiden, alles wird bei Sophokles nur zum Mittel für den Zweck, den Menschencharakter in seiner Schönheit zu zeigen. So ist in seiner weltberühmten Antigone aller Greuel und alles

Elend im Hause des Oedipus nur darauf berechnet, dem edlen Bild des Mädchens zur Folie zu dienen. Eben so in der Elektra die Greuel im Hause der Atriden. In den meisten andern Stücken, die uns von Sophokles erhalten sind, triumphirt gleichsam die innere Schönheit des Charakters über die ihm von außen her zugefügten Leiden. Ob der Mensch unverschuldet leidet, oder durch eigene Schuld, oder ob die Ironie des Schicksals ihn unbewußt schuldig werden läßt, immer ist es die Art und Weise, wie er leidet, was alles Interesse allein auf sich zieht. Wie bezaubert folgt der Zuschauer seinem Mienenspiel und seinen Worten. In Philoktet überwindet die starke Seele den wüthendsten Schmerz, so daß wir den Jammer vergessen und nur den Mann bewundern. Auch Ajax und Dejanira sind größer als ihre Leiden und Oedipus offenbart, indem er die Schuld und ihre schrecklichen Folgen überlebt und zur unerschütterlichen Seelenruhe und Weisheit gelangt, das Ewige, Unzerstörliche, Göttliche in der Menschennatur, im Vergleich mit welchen die strafenden, wie lehrenden Götter selbst nur wie Wahngebilde verschwinden. Nie hatte vorher die Menschheit sich selbst so fest und so allein vertraut. Die „Besonnenheit" erklärte der Dichter für das Höchste, in ihrer ewigen Ruhe mußten sich alle durch die Götter selbst erregten Stürme legen. Die Sage ging, ein ruchloser Sohn des Sophokles habe den Vater in hohem Alter für blödsinnig wollen erklären lassen, um sich seiner Güter zu bemeistern, Sophokles habe aber den Richtern den Oedipus vorgelesen und sie gefragt: ob der Sänger desselben schwachsinnig sey? worauf allgemeiner Beifall ihn krönte.

Der nächstfolgende große Tragiker Athens, Euripides, sank schon um eine bedeutende Stufe tiefer herab, indem er das Menschliche auch in seinen Schwächen und Unarten der poetischen Verherrlichung werth fand, ja gerade durch die Naturwahrheit die tragische Wirkung der tiefsten Rührung und Erschütterung zu erreichen suchte. Er appellirte an das Mitleid und an die im Herzen der Menschen verborgene Neigung, um der eigenen Schwäche willen die Schwächen Anderer zu entschuldigen. Gerade am Tage der Schlacht von Sa-

lamis geboren, half er doch durch seine weichliche Poesie die Erfolge jenes herrlichen Sieges der Griechen wieder vereiteln. Daß er Meister in der Sprache der Rührung gewesen ist, läßt sich nicht verkennen, aber er vergaß dabei die Würde, oft sogar die Wahrheit und Natürlichkeit, wie er denn auch die eigentliche dramatische Kunst verabsäumte und statt das homogene Ganze eines Dramas aus der Idee, wie Aeschylos, oder aus dem Charakter, wie Sophokles, zu entfalten, schuf er nicht selten Flickwerke, in denen ein Prolog der Erklärung nachhelfen und am Schluß ein deus ex machina die Verwicklung gewaltsam lösen mußte, weil ihm die Entwicklung Nebensache und nur die Rührungsscenen und die „schönen Stellen" die Hauptsache waren.

In mehreren Dramen entstellt Euripides die Charaktere aus Haß gegen Sparta. Menelaos wird nur deshalb von ihm so erbärmlich dargestellt. — Den Tod des Euripides umkleiden Fabeln. Bald soll er von Hunden zerrissen worden seyn, bald von Weibern und zwar von den letztern, weil sie sich rächen wollten für die Verunglimpfungen, die er ihrem Geschlecht angethan.

Nach ihm wimmelte es von tragischen Dichtern in Griechenland, von denen wir aber nur erfahren, daß sie theils die Strenge des Aeschylos affektirt, theils die Süßigkeiten des Euripides noch überzuckert hätten. Chäremon soll die Weiberschönheit über alle Maßen reizend beschrieben haben, Agathon dagegen als zierlicher Stutzer die Tragödie nur immer geglättet haben. Theodiktes soll mit euripideischen Effekten Sophistik verbunden haben. Kritias erklärte zuerst von der Bühne in Syrakus aus der Religion förmlich den Krieg und behauptete, alles, was man göttlich nenne, sey nur eine Priesterlüge. Aber die Stücke dieser Dichter sind verloren.

6.

Die griechische Komödie.

Das Lustspiel entwickelte sich aus den Satyrtänzen und der Urwitz desselben bezog sich auf den bei den Dionysien herumgetragenen und umjubelten Phallus, das Sinnbild des welterhaltenden und zugleich alle Erdenlust bedingenden Princips. Daher auch die Zote der Grundgedanke aller Komik, und bei den lüderlichen Athenern so zur Gewohnheit geworden, daß selbst der edle Aristophanes seine geistvollen Komödien noch reichlich damit würzen mußte.

Der erste komische Dichter, der das eigentliche Lustspiel aus dem bloßen Tanz und Gesang der Satyrmasken herausbildete, soll der Athener Chionides kurz vor dem großen Perserkriege gewesen seyn. Der größte, dessen Ruhm jeden andern verschlang, war Aristophanes, im Jahr 452 zu Athen geboren. Dieser Komiker war nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein tiefblickender Weiser, der die Sünden und Thorheiten seiner Zeit aufs klarste durchschaute und den edlen Muth besaß, dem Demos von Athen und den niederträchtigen Demagogen, durch welche derselbe sich verführen ließ, die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Welches Verhängniß, daß der einzige Mann, der richtig sah, die komische, die Maske des trunkenen Satyr vornehmen mußte, während die Narren seiner Zeit in den Talaren der Staatsweisheit und Philosophie daherprunkten. Die ganze Bildung Athens in seiner Blüthezeit konnte es nicht weiter als bis zu diesem kläglichen Ergebniß bringen.

Zuerst im J. 426 griff Aristophanes in den „Babyloniern" den souveränen Pöbel von Athen in seiner lächerlichen Eitelkeit an, sofern er sich von fremden Gesandten gerne beschmeicheln und bethören und hinterdrein auslachen ließ. Der gebildete Spießbürger, der sich für unendlich gescheidt hält und doch vom gemeinsten Barbaren übertölpelt wird, ist meisterhaft aufgefaßt, zumal da hier die Gesandtschaft nur von dem

einheimischen Demagogen, von dem Gerber Kleon fingirt ist, um den dummen Souverän, das attische Volk, zu verblenden. — In den „Acharnern" straft er den grenzenlosen Leichtsinn, mit dem die Athener den peloponnesischen Krieg begannen, eine Frage, auf die er noch später in andern Komödien immer wieder zurückkommt. Keinem Hellenen war es so klar, wie ihm, daß dieser unnützige, muthwillige und eigentlich wahnsinnige Bruderkrieg zum Verderben aller Griechen ausschlagen würde. — In den „Rittern" trat er mit dem seltensten Muth dem damals allmächtigen Kleon entgegen. Kein Schauspieler wollte die Rolle des Kleon spielen, da spielte der Dichter sie selbst und enthüllte alle die elenden Kniffe und Gemeinheiten, womit der Gerber das Volk bethörte, stellte ihm aber in einem Wursthändler einen noch gemeineren, noch niederträchtigeren Demagogen entgegen, der den Kleon noch überkleonte und ganz erbärmlich abfahren ließ. Allein Kleon, der selbst dem Schauspiel anwohnte, begab sich einfach zu dem unglücklichen Dichter und prügelte ihn im Angesicht des gesammten Publikums, ohne Zweifel zu dessen noch höherem Ergötzen, unbarmherzig durch.

Seitdem ließ Aristophanes den schrecklichen Gerber eine Weile in Ruhe und schrieb „die Wolken", das weltberühmt gewordene Stück, in welchem er den weisen Sokrates verhöhnt. Ein ehrlicher Bauer bringt seinen Sohn nach Athen in die philosophische Schule des Sokrates, damit er dort die zum Fortkommen im Staate schon unentbehrlich gewordene Dialektik lerne, die Vernichtung jeder irgend einem praktischen Zweck hinderlichen Wahrheit und die künstliche Erziehung eines Surrogates dafür mittelst der Denk- und Redeübungen. Das ist so viel als dem Jrion statt der leibhaften Here eine Wolke in die Arme legen und deßhalb hat auch Aristophanes die philosophischen Hirngespinnste als Wolken aufgeführt. Es ist rührend, wahrzunehmen, wie die modernen Gelehrten sich abgequält haben, das Auftreten des Aristophanes gegen Sokrates zu entschuldigen. Sie haben sich eingebildet, der treffliche Aristophanes habe den Sokrates nicht genug gekannt, mißkannt, weil Sokrates damals noch jung

gewesen sey und noch nicht sein ganzes schönes System entwickelt habe ꝛc. Allein dem ist nicht so. Aristophanes hat auch in viel späterer Zeit noch über Sokrates gespottet und ein in allen athenischen Dingen so wohlbewanderter, so tief und klarblickender Geist wie Aristophanes sollte den Sokrates nicht gekannt haben? Der Widerwillen des Dichters galt der dialektischen Methode des Philosophirens überhaupt. Wenn Sokrates sittliche Wahrheiten lehren wollte, warum lehrte er sie nicht schlicht und einfach? Wozu der langweiligen jedem schönen und naturwüchsigen Geist absolut widerwärtigen Denkmethode? Nach den weitausgeholtesten Prämissen und Schlußfolgerungen kommt man am Ende doch nur zu einer Behauptung, die man gleich anfangs geradezu hätte aussprechen sollen, weil sie sich von selbst versteht. Wenn sie sich aber nicht von selbst versteht, so wird auch keine dialektische Kunst eine wahre Ueberzeugung hervorbringen. Wohl aber wird jene Dialektik, wie sie ein Gift für alle Wahrheit ist, von nichtswürdigen Menschen zur Verdrehung jedes Rechts, zur Beschönigung jedes Unrechts, jedes Lasters leicht mißbraucht werden können. Und zumal in Athen, wenn man sie auf den dummen Souverän, das Volk anwendete. Der patriotische Dichter sah, wie die Macht der Lüge und die Eitelkeit und Großsprecherei in Athen allem gesunden Sinn über den Kopf wuchsen und seine nicht nur hochpoetische, sondern auch kerngesunde Natur mußte einen Ekel fassen vor Sokrates, wie vor allen andern Philosophen, die nicht geradezu sagten, was sie meinten, sondern es erst wie nach einer schweren Geburt des Denkens oder als das Produkt einer ungeheuer schwierigen Maschinerie zu Tage förderten.

Um den Aristophanes hiebei richtig zu beurtheilen, muß man ihm den „göttlichen" Platon entgegenhalten, der als Philosoph einen ebenso gründlichen Widerwillen vor der Poesie hatte, wie Aristophanes vor der Philosophie, und den man deßhalb eben so wenig anklagen darf, weil Platon allerdings auch seinerseits Recht hatte, sofern er in der Poesie und ganz besonders in der Komödie eine

beſtändige Verführung des Volks, eine Gewöhnung an das Schlechte und Gemeine, ein Herabziehen von jenem hohen Ideal erkannte, zu dem er die Menſchheit hinzuführen ſtrebte.

Bald nach den Wolken ſchrieb Ariſtophanes die „Weſpen", unter denen er den beſoldeten Pöbel verſtand, den die herrſchenden Demagogen zu Richtern wählen ließen und der nicht das geringſte Verſtändniß vom Recht noch auch nur einen guten Willen hatte, ſondern ſich blos als Creatur brauchen ließ, das Recht mit Füßen trat und dabei mit ſeiner Würde lächerlich groß that.

Im folgenden Stück „dem Frieden" vom Jahr 321 pries er den von Nikias abgeſchloſſenen Frieden, der dem jammervollen peloponneſiſchen Krieg ein Ende zu machen ſchien, aber nicht machte. In „den Vögeln" ſodann läßt er die ſämmtlichen Vögel ſich gemeinſam eine Hauptſtadt bauen, ſchwebend in der Luft, womit er theils die Mißſtände der attiſchen Centraliſationsſyſteme, theils die dumme Leichtgläubigkeit des Demos perſonificirt. In der „Lyſiſtrata" läßt er die Regierung von den Weibern übernehmen, weil die Männer zu lange im Krieg ausblieben, eine köſtliche Satire auf die zweite Hälfte des menſchlichen Geſchlechts und zugleich wieder ein patriotiſcher Friedensruf. In den „Ekkleſiazuſen" kehrt daſſelbe Thema wieder, diesmal aber bemächtigen ſich die Weiber der Regierung, weil die Männer, durch nichtswürdige Demagogen verführt, es gar zu ſchlecht gemacht haben. — In den „Theſmophorien" ſtellt er den Euripides und deſſen ganze neue Manier an den Pranger, indem er ihn als Kupplerin auftreten läßt. Noch ſtärker äußert er ſich über denſelben Euripides in den „Fröſchen". Hier tritt Aeſchylos ſelbſt auf um den weinerlichen Kuppler, den Kotzebue des alten Athen, zu fragen, was er aus dem edeln Volke der Hellenen gemacht habe? Im „Plutos" faßte Ariſtophanes wieder eine andere Seite der in Athen beginnenden Corruption auf, die Geldgier, den Mammonsdienſt. Man erkennt aus dieſer kurzen Zuſammenſtellung ſeiner Dichtungen, wie ſehr wir berechtigt ſind, in ihm einen der edelſten Athener zu verehren, und vielleicht den verſtändigſten von allen.

Nach ihm gab es noch bedeutende Komiker, von denen wir jedoch nur wenig wiſſen. Kratinos ſpottete ebenfalls der Philoſophie in Geſtalt eines doppelköpfigen Ungeheuers, welches wie Argos überall Augen hat und vorgibt, es ſehe alles im Himmel und auf Erden. Ein anderer Komiker, Eupulis, brachte Alkibiades und ſeine lüderlichen Geſellen auf die Bühne, um ſie mit edlem Zorn der öffentlichen Verachtung Preis zu geben. Wie es aber ſcheint, verlangte das Publikum je mehr und mehr grobe Koſt, daher der bachiſche Herakles als Freſſer und Säufer in der Komödie Mode und vielfach variirt wurde. Allmählig, und zwar zunächſt in Megara, wurden ſolche, dem Publikum beſonders gefallende Masken ſtereotyp und zwar zunächſt der Koch Meſon, den auch die attiſche Komödie adoptirte und deſſen dumme Späße als meſaniſche ſprüchwörtlich wurden. So entartete die Komödie noch früher, als die griechiſche Freiheit unterging, durch die Pöbelhaftigkeit des Demos.

7.

Die griechiſche Philoſophie.

Der rege Geiſt der Griechen offenbarte ſich auch in einer ſtarken Denkkraft und Denkluſt, welche mehr activ Behauptungen aufzuſtellen, als paſſiv die Erkenntniß zu mehren und zu läutern geneigt war. Das folgte nothwendig aus dem ungemeſſenen Selbſtgefühl und geſchah aus demſelben Grunde, aus welchem in der Religion und Kunſt alles auf Selbſtbeſpiegelung der griechiſchen Menſchheit hinauslief.

Zunächſt begann die griechiſche Weltweisheit im 6. Jahrh. vor Chriſto mit praktiſchen Folgerungen aus der Lebenserfahrung. Darin beſtand der Ruhm der ſ. g. ſieben Weiſen, der in folgendem Epigramm zuſammengefaßt wurde:

Sieben der Weiſen man zählt: hier Heimath, Namen und Wahlſpruch:
Maß iſt das Beſte, ſo lehrt Kleobulos, der Bürger von Lindos.

Chilon, der Sohn Lakedämons, ſpricht: Erkenne dich ſelber!
Der einſt Korinthus bewohnt', lehrt dämpfen den Zorn, Periander.
Nur Nichts zu viel! ſind die Worte des Pittakos von Mitylene.
Bös iſt hienieden die Mehrzahl, ſagt Bias von Priene.
Bürgſchaft leiſte du nie, iſt das Wort des mileſiſchen Thales.

Kleobul war ein Tyrann auf der Inſel Rhodus, Chilon gehörte zu den Ephoren in Sparta. Periander war Tyrann in Korinth Pittakos in Mitylene. Bias gab das erſte Beiſpiel philoſophiſcher Weltverachtung. Als er vor Cyrus fliehen mußte, und man ſich wunderte, daß er nichts mitnahm, ſagte er: alles, was ich habe, habe ich bei mir, was nachher ein beliebtes Sprüchwort wurde (omnia mea mecum porto). Als er einſt zu Schiffe war und während eines heftigen Sturmes alle jammerten und ſchrien, rief er ihnen zu: ſchweigt, damit die Götter nicht merken, daß ihr da ſeyd. — Der ſechste Weiſe, Solon, iſt in obigem Epigramm ausgelaſſen. Mit dem ſiebenten, Thales, begann die wiſſenſchaftliche Philoſophie. Zu ihnen zählte noch Anacharſis, der Königsſohn aus dem Skythenlande, der lange unter den Griechen lebte und von dem noch viele weiſe Sprüche übrig ſind.

Thales von Milet ſtiftete die ſ. g. ioniſche Schule, die es verſuchte in poetiſcher Form, wie Heſiod die Götterwelt, ſo die Natur zu conſtruiren. Man hat mit Recht vermuthet, es möchten orientaliſche Vorſtellungsweiſen auf ſie eingewirkt haben. Thales ließ die Welt aus Waſſer, Anarimenes (ebenfalls von Milet) aus Luft entſtehen. Amarimander, wieder von Milet, lehrte zuerſt eine Vielheit der Welten. Heraklit von Epheſus lehrte ein ewiges Regen und Bewegen in der Welt, die er deshalb aus Feuer entſtehen ließ, erkannte aber damals ſchon die tiefe Corruption ſeiner Landsleute ſo zur Genüge, daß er die düſterſte Anſicht vom Werth und von dem menſchlichen Geſchlecht hegte. — Anaragoras aus Klazomenä behauptete zum erſtenmal, die Welt werde von einem vernünftigen Willen beherrſcht. Empedokles von Agrigent in Sicilien im 5. Jahrh. unterſchied zuerſt die vier Elemente, aus denen die Welt zuſammengeſetzt ſey. Der

vereinenden Kraft, lehrte er, wirke eine trennende entgegen. Daher sey Freundschaft das Gute und Feindschaft das Böse. Was er von der Seelenwanderung sagt, hat er ohne Zweifel aus dem Orient geschöpft. Er schrieb in Versen. Seine Mitbürger ehrten ihn, weil er eine unerträglich gewordene Demokratie endlich beseitigte. Er mußte aber wohl auch viele Feinde haben, denn man warf ihm lächerlichen Stolz vor und verleumdete ihn, er habe sich, um spurlos von der Erde zu verschwinden, damit man ihn für einen Gott halte, in den Krater des Aetna gestürzt, der Berg aber habe seine ehernen Pantoffeln wieder ausgeworfen und dadurch die Art seines Todes verrathen. — Lukippos, und nach ihm noch schärfer Demokrit von Abdera, entwickelte zuerst die Lehre von den Atomen, den kleinsten untheilbaren Urbestandtheilen der Welt und ihrer Vermischung. Demokrit übersah seine durch ihre Kleinstädterei berüchtigten Mitbürger bei weitem und hatte so oft Gelegenheit, sich über sie lustig machen zu müssen, daß man sich ihn nie anders als mit lachendem Gesicht dachte (im Gegensatz gegen Heraklit).

Xenophanes von Kolophon im kleinasiatischen Jonien, der vor Cyrus flüchtete und sich in Elea in Unteritalien niederließ, stiftete die eleatische Schule. Obgleich er nur in Versen schrieb und sich ausdrücklich verwahrte, der Mensch könne zur absoluten Wahrheit nicht durchdringen, so wurden doch seine Vermuthungen über das „Eins ist Alles" zur Grundlage einer ganzen Reihe von pantheistischen Systemen. Sein erster Schüler Parmenides, der auch noch in Versen schrieb, erfand zuerst die als ungeheure Lüge durch alle spätere Philosophie hindurchlaufende Lehre von der Einheit des menschlichen Denkens mit dem absoluten Seyn. Ihm folgte Zenon, der zuerst die dialektische Form erfand, indem er in Rede und Gegenrede die Zweifel der Gegner zu besiegen suchte, wobei schon eine bedeutende Sophistik mit unterlief. Denn unter anderm bewies Zenon, die von Heraklit behauptete große, allgemeine und unaufhörliche Weltbewegung sey vielmehr die vollkommenste und immerwährendste Ruhe, weil doch jedes Atom in jedem Augenblicke in

einem Punkte des Raumes verweilen, also in diesem Augenblicke und an diesem Punkte ruhen müsse. Melissos glaubte die Alleinheit der Materie nur vertheidigen zu können, indem er die Materie als unkörperlich dachte.

Die eleatische Schule verrieth somit schon die vollendete Hoffart des griechischen Geistes, sofern derselbe durch bloßes Schöpfen aus sich selbst die ewige Wahrheit finden zu können vermeinte und die beschränkte menschliche Denkkraft der Allwissenheit Gottes gleich setzte. Man erkennt in der griechischen Philosophie die ganze demokratische Flegelei wieder, kraft welcher der souveraine Unverstand seinen Willen pathetisch als höchstes Gesetz verkündete und im Freiheits- und Gleichheitstaumel vor der Gottheit selbst keinen Respect mehr hatte.

Dabei ging den Griechen verloren, was die Juden, zum Theil auch die Inder in hohem Grade auszeichnete, die kindliche Demuth des Geschöpfs vor dem Schöpfer, das süße Grauen vor einer schrecklichen und doch noch gütigen Macht über uns und vor dem ewigen Geheimniß der Welt, das tiefpoetische Gefühl des Wunderbaren, das romantische Angefremdetwerden durch die äußere Natur, und endlich die Empfänglichkeit für eine höhere Offenbarung. Diese schöne Tiefe der Seele kannte der oberflächliche Grieche nicht, indem seine hoffärtige Philosophie über die ewigen Dinge und das große Ganze der Welt aufs albernste zu faseln sich für völlig berechtigt hielt und sich dessen rühmte.

Es waren zu edle Elemente im Volke der Griechen übrig, als daß sie gegen die Hoffart des Geistes nicht hätten reagiren sollen, und somit traten auch wieder wahre Weise auf, ähnlich den ersten sieben, die den Nachdruck wieder auf die sittlichen Forderungen legten. Hierin ging Pythagoras voran, jener weltberühmte und in hohem Grade merkwürdige, aber noch in vieler Beziehung räthselhafte Geist, in welchem sich damals zuerst die griechische Weisheit mit der ägyptischen und orientalischen verschmolz, sich aber noch der sittlichen Energie des Nordens unterordnete, indem Pythagoras, als Dorier im Jahr 584 in Samos geboren, nicht nur in seiner Natur

den ſtrengeren doriſchen Charakter feſthielt, ſondern auch, nachdem er durch Aegypten, durch Perſien bis Indien und weſtlich zu den Kelten gereist war, zuletzt an den keltiſchen Grenzen in Italien ſich niederließ und zu Kroton ſeine Schule eröffnete, ohne Zweifel unter dem Einfluſſe nordiſcher Ideen, welche wenigſtens in Bezug auf das Sittliche dem entſprachen, was die Dorier aus ihrer nordiſchen Heimath mitgebracht hatten. Was Pythagoras im Sinne der ioniſchen Philoſophie vom Weltganzen lehrte, war viel weniger wichtig, als der Drang zur Tugend, den er ſeinen Schülern einflößte.

Indeß war auch ſeine Lehre vom Weltganzen ſehr intereſſant, weil ſich darin die Weltanſichten aller älteſten Völker ſpiegeln, die Planetenſphären der Chaldäer, die himmliſchen Hierarchien der Aegypter, die Dämonenlehre der Perſer. Pythagoras hatte aufs eifrigſte die Natur, beſonders aber Aſtronomie, Geometrie und Muſik ſtudirt. Noch jetzt trägt ein berühmter mathematiſcher Lehrſatz ſeinen Namen. Aus dieſen Studien ergab ſich für ihn ein eigenthümliches Syſtem der Weltharmonie, zurückgeführt auf die Grundzahlen und Grundtöne. Die Einheit Gottes offenbart ſich in der Zweiheit, dem Urgegenſatz zu der Welt, welcher ſich wieder ausgleichen muß in der Harmonie nach muſikaliſchen Geſetzen. Daher ſeine berühmte Sphärenharmonie. Die Geſtirne, in zehn Sphären um das Centralfeuer kreiſend, ſollen in ihrer Bewegung harmoniſch tönen, wenn auch dem Menſchen unhörbar. Aus dem Centralfeuer aber, welches zugleich der einheitliche Gottesgeiſt iſt, entſtrömt das geiſtige Feuer in den Dämonen und menſchlichen Seelen. Die letzteren aber ſind ſelbſt Dämonen im Zuſtande der Seelenwanderung. Hier wird die Lehre des Pythagoras ganz perſiſch und ſeine Moral iſt ganz die des Zoroaſter. Tugend allein kann den Menſchen aus der Gefangenſchaft im Kerker befreien und zur göttlichen Reinheit zurückführen. Daraus erklären ſich nun auch alle Vorſchriften, denen die Schüler des Pythagoras nachleben mußten und worunter mehrere in morgenländiſcher Weiſe ſich auf Aeußerlichkeiten, Kleidung, Vermeidung unreiner Speiſen ꝛc. bezogen, andere aber mehr in nordiſcher Weiſe nur das Herz ſtärken

und den Adel der Gesinnung wahren sollten. Der Bund der Pythagoräer zu Kroton, welcher nach diesen Vorschriften lebte, währte zwar nicht lange, weil der souveraine Pöbel von Kroton, vom Demagogen Kylon aufgehetzt, die edle Gesellschaft als aristokratisch verschrie und verfolgte. Wie in Athen, so litt auch hier der Demos keinen edlen Mann. Unter wüthendem Mordgeheul wurde der Versammlungsort der Pythagoräer umringt und in Brand gesteckt, so daß fast alle darin umkamen, 60 durch die Flammen, 240 unter den Händen der Mörder. Pythagoras selbst entkam durch die Flucht nach Metapontum, wo er sich, da er schon das höchste Lebensalter, nach einigen das hundertste Jahr, erreicht hatte, freiwillig zu Tode hungerte.

Zwar hinterließ er ein ehrenvolles Andenken und übte noch lange wohlthätigen Einfluß auf die edleren Geister, z. B. auch auf Sokrates. Indeß erlag damals schon jede höhere und edlere Regung der demokratischen Gemeinheit und so vermochte auch die sittliche Tendenz in der pythagoräischen Lehre den einmal in Fluß gekommenen Drang menschlicher Eitelkeit nicht mehr zu hemmen und die Anmaßung, das bornirte Meinen des Menschen für das unbegrenzte Wissen Gottes, die kleine menschliche Einbildung für die große absolute Wahrheit der Dinge auszugeben, hat nicht nur unter den Griechen fortgedauert, sondern ist auch noch auf die neuere Zeit übergegangen. Die Philosophie ist allezeit nur eine langweilige Umschreibung und wesentlich unnütz weithergeholte Deduction dessen, was wir schon auf andere Weise wissen oder sagen können, und das Kriterium, ob die Philosophie etwas Wahres lehre oder nicht, liegt immer außerhalb der Philosophie in der Erfahrung, im Gewissen oder in der göttlichen Offenbarung, die uns von oben zukommt.

Der Drang zu philosophiren mehrte sich bei den Griechen in dem Maaße, in welchem sie der Sophistik zu politischen und Privatzwecken bedurften. Man kann sich im Denken üben, wie in der Mathematik, wie in der Musik, wie in der Gymnastik. In der Demokratie zumal, wo so viel öffentlich verhandelt wurde, galt das

Ringen mit Gedanken bei den Volksrednern bald mehr, als das körperliche Ringen in der Arena. Für die lebhaften, geistreichen, feinfühlenden und dabei ziemlich rücksichts- und gemüthlosen Griechen lag gewiß in der Dialektik und Sophistik ein unendlicher Reiz. Noch heute schmeichelt es Advokaten, politischen Rednern und Publicisten, die Ueberlegenheit ihres Geistes in der künstlichen Verdrehung der Wahrheit zu bewähren. So mußten sich denn auch schon die griechischen Sophisten gerade in der Vertheidigung des Unwahren und in der Bekämpfung des Wahren gefallen und darin die Triumphe ihrer Kunst suchen.

Sophisten traten auf, die ein förmliches Gewerbe aus ihrer Kunst machten und sich für Geld hören ließen, um als Gegenstände der Neugierde und Mode die stets nach neuer Unterhaltung gierigen Athener eine Zeitlang zu vergnügen, wie seltene Thiere oder Gaukler. Der erste Virtuose dieser Art war Protagoras von Abdera, welcher behauptete, der Mensch sey Maaß und Inhalt des Alls, nur was der Mensch erkenne, sey wahr, außerdem gäbe es nichts. Ein anderer, Gorgias, fing gar zu behaupten an, es gebe keine Wirklichkeit, alles sey nur Schein. Diese Sophisten fanden viele Nachahmer.

Gegen sie aber trat zuerst Sokrates auf, der im J. 469 v. Chr. in Athen geboren, Sohn eines Bildhauers und von Natur so häßlich, aber auch so weise wie ein Silen war. Seine Kunst bestand darin, die Sophisten mit ihren eigenen dialektischen Waffen zu schlagen, den falschen Prämissen und Schlüssen wahre entgegenzusetzen, die hinter Sophismen künstlich versteckte Lüge wie ein Wild zu jagen, wie einen schlüpfrigen Fisch endlich doch im Netze zu fangen. Des Sokrates Zweck dabei war aber der pythagoräische, d. h. die Menschen zu bessern. Er gestand zwar ehrlich, er wisse nur, daß er nichts wisse, und verwarf die Dünkelhaftigkeit derer, welche die Welt nach ihrer Meinung construirten; allein die sittliche Forderung stand ihm fest, und als das höchste Ziel der Philosophie betrachtete er, den Menschen das „höchste Gut" erkennbar und erreichbar zu machen, nämlich das Glück, welches in der Uebung der Tugend liegt. Die ernste

Betrachtung dieſes ſittlichen Zieles für die Menſchen führte ihn nun auch zur Vorausſetzung, daß die Seele unſterblich und daß das höchſte Weſen eine ſittliche Macht ſey. Mit Recht hat man darin ſchon eine Annäherung an die Lehre Jeſu gefunden. Indeſſen war die dialektiſche Form, in welcher Sokrates (nach den Darſtellungen ſeiner Schüler Xenophon und Platon, denn er ſelbſt ſchrieb nichts) ſeine Lehre vortrug, eine allzu künſtliche und geſuchte, um das Volk tief im Gemüthe ergreifen zu können. Er konnte nur einen kleinen Kreis perſönlicher Bewunderer aus den gebildetſten Griechen um ſich ſammeln und blieb dem Volke fremd. Was edel an ihm war, konnte unter dieſen Umſtänden nicht Gemeingut werden, ſondern reizte nur den Neid und Haß jener allem Edeln abholden Demagogen Athens, die ihn als Jugendverführer verurtheilten und den Giftbecher leeren ließen im J. 400. Die Sage legt dem Sokrates die wegen ihres gemeinen und böſen Charakters ſprüchwörtlich gewordene Xantippe als Gattin bei, eine Perſonification der gemeinen Wirklichkeit, welcher der Philoſoph ein ſteter Anſtoß war.

Aus der Schule des Sokrates gingen ſehr heterogene neue Syſteme hervor. Im Allgemeinen folgten ſie zwei entgegengeſetzten Richtungen, welche eine ſtrikte Obſervanz der Tugend und Aſceſe und eine lare Obſervanz des heitern und „weiſen Lebensgenuſſes“ annahmen, je nachdem die Sokratiker ſich mit ihrer Weisheit lieber der böſen Welt gegenüberſtellten, oder eine friedliche Ausgleichung verſuchten. Die ſtrenge Partei wurde die der Cyniker (die wie Hunde lebten) genannt, geſtiftet von Antiſthenes, der ſich ſtolz in ſeine Tugend hüllte und der böſen Welt den Rücken kehrte. Die lare Partei hieß die der Kyrenaiker, weil Ariſtipp von Kyrene ſie geſtiftet, ein reicher Herr, der die ſokratiſche Weisheit im Sinne Anakreons mit der heiterſten Lebensluſt verband und das höchſte Gut in einem weiſen Genuß der irdiſchen Güter ſuchte. Unter den Cynikern erlangte Diogenes von Sinope den größten Ruhm, weil er in einem zerriſſenen Mantel oder ganz nackt umherzog und ſtatt des Hauſes nur eine Tonne bewohnte, um ſeine Tugend durch gänz-

liche Bedürfnißlosigkeit zu stärken. Indeß sagte man von ihm, die Eitelkeit schaue zu den Löchern seines Mantels heraus. Er hatte noch einen Wasserkrug, den er aber zerbrach, als er einmal sah, wie ein Knabe aus der Hand trank. — Euklides von Megara vermittelte das alte eleatische System mit dem sokratischen und setzte an die Stelle des ewigen Seyns das ewig Gute.

In Athen selbst erlangte unter den Schülern des Sokrates der s. g. göttliche Platon den ersten Rang. Aus dem alten Geschlechte der Könige (des Kodrus) und des Solon abstammend, befand er sich schon von Geburt an auf einem höheren Standpunkte und sichtbar zog es ihn aus der elenden Demokratie Athens heraus. Obgleich in seiner Dialektik dem Sokrates folgend, kehrte er doch einigermaßen zum hohen Schwung des pythagoräischen Denkens zurück, indem er eine Harmonie ewiger Ideen annahm, welche die Sphärenmusik des Pythagoras gleichsam nur ins geistige Gebiet übertrug. Die Ideen galten ihm als Urbilder alles Wirklichen und ihre in einer ewigen Vernunft begründete Harmonie als das Vorbild, dem jedes Individuum, indem es in seinem Innern die Harmonie herstellte, und jedes Gemeinwesen, indem es sie im Staate darstellte, nachkommen sollte. Sein Hauptaugenmerk war die Verbesserung des öffentlichen Lebens. Er zuerst construirte den Staat aus einem ewigen Ideal und gab ihm somit eine übernatürliche Grundlage, weshalb seine Politeia auch später als ein erster vorchristlicher Versuch zur Idee der Kirche von katholischer Seite reclamirt worden ist und mit Recht. Nachdem Plato dem atheniſchen Demos nach des Sokrates Tode ausgewichen war und beim Königthum in Syrakus Schutz gesucht hatte, wegen einer freimüthigen Aeußerung aber von Dionysius, dem Tyrannen, zum Sklaven gemacht worden und glücklicherweise bald wieder frei geworden war, kehrte er ohne Hoffnung für seine Zeitgenossen nach Athen zurück, um hier in der Akademie, nach welcher seine Schüler genannt wurden, nicht ohne einige Vorsicht sein Zukunftsideal auszumalen. Er schrieb hauptsächlich Dialoge, in denen er seine eigene Lehre dem Sokrates in den Mund legte.

Unmittelbar nach ihm trat als der größte Philosoph der Griechen Aristoteles von Stagira in Athen auf, dessen Ruhm bald so hoch stieg, daß König Philipp von Makedonien ihm die Erziehung seines berühmten Sohnes, des großen Alexander, anvertraute. Die aristotelische Philosophie gehört nun eigentlich nicht mehr der Zeit des freien Griechenland, sondern schon der alexandrinischen an und steht mit ihrer nüchternen Praxis (schicke dich klug in die Welt) auch im natürlichen Zusammenhange. Indeß fügen wir sie hier an, um das Ende des freien Denkens in Hellas zu charakterisiren. Aristoteles riß das Denken von dem unpraktischen Idealisiren Platos wieder los, um es ganz der Empirie zurückzugeben. Was nutzt es, schien er zu denken, sich an wesenlose Ideale zu hängen, oder sich durch sittliche Begeisterungen der Verfolgung, dem unvermeidlichen Untergange auszusetzen? Besser, man hält sich neutral, studirt die Dinge, wie sie sind, und schickt sich darein mit Klugheit und weiser Oekonomie. Nun leistete er auch Außerordentliches in der Beleuchtung und genaueren Auffassung der einzelnen Erfahrungsgegenstände, wie in der Eintheilung des ganzen Wissensstoffes. Er zuerst unterschied als besondere Wissenschaften die Physik, Psychologie, Logik, Metaphysik, Ethik und Politik und bearbeitete jede mit außerordentlichem Scharfsinn. Er zuerst trennte aufs schärfste die gewisse, unwidersprechliche (apodictische) Wahrheit der Naturerfahrung und Mathematik von der nur auf dialektischem Wege zu gewinnenden Wahrscheinlichkeit und warnte vor übereilten Schlußfolgerungen. In der Ethik hielt er sich zwar immer noch an die Tugendlehre des Sokrates, schränkte sie jedoch in der Art ein, daß er die einmal von Natur unter den Menschen bestehenden Unterschiede zu berücksichtigen empfahl, woraus sich ergebe, daß nicht jeder die gleiche Tugend, noch die gleiche Gabe besitzen könne und daß demnach nicht etwa blos das Streben nach einem Tugendideale die Aufgabe sey, sondern sich für die Mehrheit die Pflicht des Gehorchens herausstelle. Kurz, seine einer Zeit der Tyrannei völlig angemessene Weisheit lehrte die Menschen, ihr Unglück mit so viel Verstand und Geduld als möglich zu

ertragen. Indem er aber vom Ideale abſah, machte er die ſchätzbarſten Entdeckungen im Gebiete der natürlichen Erfahrung.

Ariſtoteles lehrte im Spazierengehen in den Gängen des Lykeions (Lyceums), daher ſeine Schüler Peripatetiker (die hin und her gehenden) hießen.

8.

Griechiſche Redner, Geſchichtſchreiber, Politiker.

Die Redſeligkeit der Athener bildete den auffallendſten Contraſt mit der Schweigſamkeit der Lakonier. Jene ſchleppten die Regierung auf den offenen Markt hinaus, indeß dieſe ſie als ariſtokratiſches Geheimniß bewahrten. Welche Nachtheile nun auch die Demokratie mit ſich brachte, der attiſchen Beredſamkeit gereichte ſie zum Vortheile. Große Redner bildeten ſich hier im täglichen Kampfe vor dem Volke, im Kampfe um die wichtigſten Intereſſen.

Als der erſte kunſtgerechte Redner in Athen galt Antiphon, als der erſte Meiſter in ſophiſtiſcher Ueberredungskunſt Lyſias, deſſen berühmteſte Rede den Zweck verfolgte, einen Knaben zu überreden, er ſolle ſich einem ihm verhaßten Alten dennoch in Liebe hingeben. Ueberaus charakteriſtiſch für die Griechen. Sodann erreichte den größten Ruhm Iſokrates als Gründer einer Schule glänzender Beredſamkeit. Als großer Redner leuchtete Aeſchynes im Solde des makedoniſchen Philipp, aber in noch weit hellerem Glanze ſein großer Gegner Demoſthenes, der mit ſeiner Rede Kraft gegen jenen Philipp für des Vaterlandes Freiheit, wenn auch vergeblich kämpfte. Die Natur hatte ihn nicht begünſtigt. Er ſtammelte, konnte das R nicht ausſprechen, konnte nicht laut reden und hatte eckige, ſteife Geberden. Gleichwohl nahm er ſich vor, ein großer Redner zu werden und ſetzte ſeine Abſicht mit eiſerner Beharrlichkeit durch. Um ungeſtört ſich üben zu können, ſtieg er in eine Höhle und ſchor ſich den hal-

den Kopf ab, damit er ja nicht verleitet werde, die Höhle eher zu verlassen, bis ihm das Haar wieder gewachsen sey. Er hing einen Degen über seine Schulter, um sich die alte Gewohnheit, diese Schulter aufzuziehen, abzugewöhnen. Er recitirte seine Reden unter einem Wasserfalle, um seiner Stimme Stärke zu geben ꝛc. So wurde er wirklich, was er werden wollte, Athens größter Redner. Seine Philippiken waren, obgleich nutzlos, von so erschütternder Eindringlichkeit, daß Philipp von Makedonien selbst, als er diese Reden las, gesagt haben soll: „Hätte ich den Demosthenes reden hören, ich würde mich den Athenern selbst zum Feldherrn gegen mich erboten haben."

Die Griechen lebten der Gegenwart, sorgten wenig für die Zukunft, ja verscherzten sich dieselbe durch ihren Leichtsinn, und konnten um so weniger auf die Vergangenheit achten. Sie leisteten daher auch wenig für die Geschichtschreibung. Ihr erster und größter Geschichtschreiber, Herodot, geboren 484 zu Halikarnassos, der s. g. Vater der Geschichte, behandelte dieselbe wie ein anmuthiges Märchen, wählte immer nur das unmittelbar Ansprechende und Pikante aus und ordnete es in kunstreiche Gruppen, wie ein geschickter Maler den Inhalt eines großen Bildes. In der edlen Einfachheit und Naivetät der Sprache gleicht er noch dem Homer. Der größte Historiker der Griechen nach ihm, Thukydides von Athen, der den peloponnesischen Krieg beschrieb, behandelte seinen Stoff vielmehr wie ein politischer Redner, weshalb er auch so viele Reden in die Erzählung einfließen ließ, zwar äußerst scharfsinnig und mit wundervollem Ernste, aber in den Details etwas langweilig. Der dritte, des Sokrates Schüler und der Zehntausend Führer, Xenophon, war ein wenig schwatzhaft und zu philosophisch, um nicht seine Meinungen mit den Thatsachen zu vermischen, wie sein wunderlicher historischer Roman, die Cyropädie, darthut. Welche Vorzüge man diesen Griechen auch zugestehen muß, so waren sie doch als Geschichtschreiber bei weitem nicht so groß, als es die Dichter, Bildhauer, Redner und Philosophen in ihrer Art gewesen sind. — Von den verlorenen griechischen Historikern war der früher schon er-

wähnte Ktesias der bedeutendste. Die größte Menge geschichtschreibender Griechen drängte sich erst herbei, nachdem die Freiheit der Nation längst untergegangen war.

Die Politik wurde praktisch getrieben und auf eine sehr mannigfaltige Weise durch alle Phasen der Monarchie, Tyrannis, Aristokratie, Oligarchie, Ochlokratie, Kakokratie, Demokratie und Anarchie durchgespielt. Daher konnten auch die Philosophen nicht umhin, Theorien vom Staate aufzustellen. Einzelne weise Rathschläge ertheilten schon die sieben Weisen, von denen uns Plutarch folgende Sprüche aufbewahrt hat: „Welches ist die beste Staatsverfassung? — Solon: Wo die Nichtbeleidigten eben sowohl wie der Beleidigte den Beleidiger vor Gericht ziehen und strafen. — Bias: Wo alle vor dem Gesetz, wie vor einem Tyrannen sich fürchten. — Thales: Wo die Bürger weder allzu reich, noch allzu arm sind. — Anacharsis: Wo alles Andere gleich, und nur die Tugend höher, das Laster geringer gestellt ist. — Kleobulos: Wo die Bürger den Tadel mehr fürchten, als das Gesetz. — Pittakos: Wo nicht die Schlechten, sondern die Guten zu Aemtern gelangen. — Chilon: Wo die Gesetze am meisten und die Redner am wenigsten gehört werden. — Periander: Demnach scheinen Alle die Demokratie zu loben, welche der Aristokratie am ähnlichsten ist.“ — Platon ersann eine ideale Republik. Zur Grundlage nahm er drei Urstände, den der Arbeiter (Ackerbauer und Handwerker), den der Krieger und den der Weisen, also ungefähr dasselbe, was die indischen Kasten waren. In der Harmonie dieser Stände erkannte Platon das alleinige Heil für den Staat. Die Harmonie aber hielt er nur für möglich durch freiwillige Unterordnung der niedrigen Stände unter die höheren und wieder durch gewissenhafte Sorge der höheren für die niederen Klassen. Neben der einzig guten Verfassung unterschied Platon vier schlechte: Die Timokratie, wenn die niedrigste Klasse von den beiden obern in Sklaverei herabgedrückt wird; die Oligarchie, wenn nur die Reichen herrschen und das Volk verweichlicht wird. Die Demokratie, wenn die niedere Klasse endlich das ver-

drückende Joch der höheren abwirft; die Despotie, wenn wieder die Ausschweifungen des Pöbels zur Alleinherrschaft eines Tyrannen zurückführen.

Aristoteles legte einen noch stärkeren Nachdruck auf die Nothwendigkeit einer Ueber- und Unterordnung, indem er dabei einfach von der Erfahrung ausging, daß die Mehrheit der Menschen der Leitung bedarf. Indeß war des Aristoteles unmaßgebliche Meinung, derjenige Staat dürfe am besten fahren, in welchem der Mittelstand entscheide, denn in ihm herrsche ein richtiges Maaß vor, während der höchste und niedrigste Stand leicht zu einem Uebermaaße fortgerissen würde, der eine zum Mißbrauche seiner Gewalt, der andere zur Empörung dagegen und zur Ueberschätzung seiner schwachen Fähigkeit.

Xenophon stellte in seiner Cyropädie das Ideal eines Monarchen auf, welcher das Volk mit väterlicher Liebe und Weisheit nach Vernunftgesetzen regiert. Man erkennt leicht, wie alle Besonnenen damals einen Abscheu vor der Demokratie hatten.

Größeren Erfolg als alle diese politischen Heilkünstler erlangte der große Hippokrates, der erste rationelle Arzt, der nicht mehr, wie die Chaldäer und Aegypter, nach Constellationen und nach einer symbolischen Magie heilte, sondern einfach die Erfahrung zu Rathe zog. Er stammte übrigens aus einer schon älteren Schule des Asklepios auf der Insel Kos, lebte im 5. Jahrhundert und hinterließ viele Schriften.

Register zum ersten Bande.

	Seite
Aaron	110
Abaris	455
Abdera	165
Abraham	98
Absalon	123
Abyssinien	89
Achäer	190
Achaja	216
Achämeniden	146. 174
Achilleus	208
Adam	6
Adonis	82. 410
Aegospotamoi	249
Aegypten	45 f. 103 f. 168. 323.
Aeoler	190
Aeschylos	457
Aeschynes	333
Aesop	452
Aethioper	46
Afrika	87
Agamemnon	208 f.
Agesilaos	307 f.
Agis	291. 296. 318
Ahriman	150 f.
Ajax	212
Akademie	475
Albordy	151
Alexander d. Große	327 339 f.
— von Pherä	316
Alkäos	247. 449
Alkibiades	292 f.
Amasis	57. 168
Amazonen	15. 183
Amestris	272
Ammon	48
Ammonium	171
Amor	414
Amorges	162
Amphiktionen	219 334
Amphitrite	392
Amschaspands	151
Anacharsis	468
Anakreon	240. 450
Anaxagoras	468
Antalkidas	309
Anubis	66
Apelles	448
Aphrodite	32. 81. 407 f.
Apis	62. 171
Apollo	194. 373
Apotheose	349
Araber	88 f. 244
Arbaces	38
Archonten	233
Ares	387. 410
Argonauten	201 f.
Argos	191. 231. 315
Ariadne	427
Arier	12. 145
Arimaspen	183
Arion	377
Aristageras	248
Aristides	250. 261. 267
Aristipp	472
Aristodemos	228
Aristogiton	240
Aristophanes	290. 463
Aristoteles	327. 476
Arkadien	216
Armenien	32. 165
Artaxerxes	273. 307 f.
— Mnemon	303. 323
— Ochus	223
Artemis	385
Artemisia	255
Asarhaddon	28

Seite

Asklepios . . . 400
Aspasia von Milet 279
— von Phokäa 304
Assyrien . . 19. 27
Astarte . . . 31
Asträa 398
Astyages . 40. 159
Atergatis . . 27. 31
Athalia . 131. 135
Athen 192. 199. 216 232 f. 250. 261. 267 f. 328. 338. 379.
Atlantis . . . 85
Atossa . . 172. 175
Attalus . . . 329

Baal 19
Babel . . 9. 18 f.
Babylon . 165. 252
Bachus 34. 411. 421
Bactra 23. 39. 146
Bariza . . . 173
Baukunst, griechische 354
Beletar . . . 28
Belsazar . . . 141
Berbern . . . 85
Berosus . . 10. 22
Böotien . . . 217
Bosphorus 190. 370
Brasidas . . . 292
Budinen . . . 183
Byzanz . . . 336

Cadix 80
Chäronea . . . 337
Chaldäer . . 21. 23
Chares . . . 322
Cecrops . . . 51
Chronos . 361. 395
Cynäker . . . 474
Cyrus . 142. 160 f.
— jun. . . . 303

Seite

Dädalus . . . 200
Danae 192
Daniel . . . 141
Darius Hyst. . 174 f.
— Codom. . . 249
— Nothus . . 303
David . . . 120 f.
Deborah . . . 115
Dejoces . . . 38
Delphi 194. 219. 276 330. 376
Demaratos . . 249
Demeter . 193. 417
Demokedes . . 179
Demokratie 274. 284
Demokrit . . . 469
Demosthenes 333. 342 344. 477
Dews 152
Diana . . 182. 245
Diogenes . 344. 474
Dionysos . 411. 421
Dioskuren 221. 397
Dodona . 190. 193
Dorer 190. 215. 244
Drakon . . . 234
Dschemschid . . 13

Ekbatana . . . 38
Eleatische Schule 469
Eleusis . 193. 419
Elias 132
Elisa 134
Elysium . . . 402
Empedokles . . 468
Endymion . . 387
Epaminondas . 312 f.
Epheſus 245. 355. 387
Epimenides 234. 455
Eros 414
Esau 101
Esra 143
Esther . . . 148

Seite

Eli 117
Euagoras . . 308 f.
Euripides . . . 461
Europa . . . 190
Ezechiel . . . 139

Fervers . . . 154
Fetischismus . . 16
Furien . . . 405

Gäa 360
Galiläa . . . 114
Ganymed . . . 372
Geten . . 150. 343
Gideon . . . 115
Gordius . . . 34
Grazien . 378. 414
Griechen 179. 185. 187 f.
Gustasp . . . 146
Gyges 36

Harmodius . . 240
Hebräer . . . 89
Heidenthum . . 16
Hekate 405
Hektor 209
Helena . . . 205
Helios 375
Hellenen . . . 189
Hellespont . 245. 254
Hephästos . 399. 410
Herakles 35. 381. 435
Herakliden . . 215
Heraklit . . . 468
Here . . 366. 373
Hermaphrodit . 411
Hermes . . . 388
Herodot . . . 478
Hesiod . . 360. 455
Hestia 399
Hestiäos . . . 249
Hetären . 236. 408

Seite

Hierodulen . . 32
Hieroglyphen . . 64
Hiob 128
Hipparch . . . 240
Hippias . . . 240
Hippokrates . . 480
Hippolytos . . 205
Hiram 77
Hiskias . . . 137
Homer . . 246. 453
Horen 378
Horus . . . 59. 65
Hosea 137
Hykſos . . . 50
Hyperboreer . . 183

Jakob 101
Ibykus . . . 451
Idanthyrſus . . 183
Jehu 134
Jephtha . . . 116
Jerobeam . . . 129
Jeruſalem . . . 122
Jeſabel . . 131. 134
Jeſaias . . . 136
Illyrien . 326. 342
Indien 23. 81. 166. 185
Joas 135
Jojada . . . 135
Jonas 29
Jonien 190. 244. 266
Joram . . 131. 134
Joſeph . . . 103 f.
Joſua 114
Iphigenia . 209. 212
Iran 41
Iſaak 99
Iſagoras . . . 241
Iſis 58
Ismael . . 89. 99
Iſokrates . . . 477
Israel 101
Iſthmiſche Spiele 358

Seite

Juda 102
Judäa 114
Juden . . . . 97 f.
Judith 143

Kadmos . . . 190
Kalender . . . 20
Kambyſes . . 168 f.
Kananiter . . 114
Kandaules . . 36
Karer 37
Karmel . . . 132
Kaſſandra . 209. 212
Kaukaſus . . . 182
Keilſchrift . . . 30
Kekrops . . . 192
Kentauren . . 382
Kimon . 250. 267 f.
Kirke 213
Kleinaſien . . . 31
Kleiſthenes . . 241
Kleon . . . 285 f.
Knabenliebe . . 372
Kneph 57
Kodros . . . 217
Komödie . 431. 456
Komana . . . 32
Konon . 299. 308
Korinth 242. 244. 281
Korkyra . . . 281
Kreta 37
Krieg, d. heilige 276. 330
Krösus . . . 163
Kroton . . . 471
Kteſias 27. 304. 309
Kyaxares . . . 39
Kybele 34
Kykliker . . . 455
Kyklopen . . . 213
Kyklopiſche Mauern 189
Kynoskephalä . 317
Kypern 79. 81. 169. 248 308. 408

Seite

Kypſelos . . . 232
Kyrene 170. 185. 244
Kyrenaiker . . 474

Labyrinth 56. 71. 427
Lakedämon . 220 f.
Leander . . . 245
Leda 370
Leonidas . . . 257
Lesbos . . 225. 247
Leuktra . . . 315
Leviten . . . 110
Libanon . . . 31
Libyer 85
Lyder . 35. 163. 197
Lyker . . 37. 165
Lykurgos . . . 221
Lyſander . 299. 308

Magier . 21. 173
Makedonien . 324 f.
Manetho . . . 49
Mantinea . . . 318
Marathon . . 249
Mardonius 249. 253 263 f.
Marſias . . . 375
Maſſageten . . 167
Maſſilia . . . 165
Mauſoleum . . 356
Medea 203
Medien . . . 38
Medusa . . . 383
Megabyzos . . 273
Mekka 90
Memnonsſäule . 73
Memphis . . 51. 272
Menſchen, die erſten 6
Meroë . . . 46. 48
Meſſene 226. 270. 315
Midas . . . 34. 431
Milet 163. 244. 247

	Seite
Miltiades	249
Minos	199
Mithras	149. 158
Moallakat	94
Moloch	82
Moſes	105 f.
Mumien	60
Muſäus	449
Muſen	378
Mykerinos	51
Mylitta	22
Myrina	86
Nabatäer	80. 91
Nathan	122
Nebucadnezar	25. 138
Necho	56. 87
Neger	85
Nemeiſche Spiele	358
Nereus	391
Nikias	291. 294. 296
Nimrod	18
Ninive	19. 27. 29
Ninus	19. 23. 27
Niobe	386
Nitokris	26
Noah	9
Obelisken	72
Odyſſeus	211
Oedipus	203
Olbia	183
Olymp	195
Olympia	219. 358
Olympias	339
Omorka	22
Omphale	35. 197
Oneſilos	248
Opfer	353
Ophir	81
Orakel	385
Oreſtes	212
Orion	386
Ormuzd	150 f.
Orpheus	195. 199. 453
Orphiker	420
Oſiris	58
Oſtern	107
Othryades	232
Paläſtina	113
Palladium	382
Palmyra	127
Pan	432
Paphos	408. 412
Parthenon	278
Parzen	405
Paſargadä	161. 167
Pauſanias	265. 267
Peiſiſtratos	237
Pelasger	189
Peloplidas	312 f.
Peloponnes	36. 216
Peloponneſ. Krieg	281 f.
Pelops	36. 190
Penelope	214
Periander	234. 242
Perikles	270
Perſephone	418
Perſer	30. 145 f. 247 f. 271 f. 303
Perſepolis	178
Perſeus	198
Petra	80. 92
Phäaken	214
Phädra	205
Phalanx	327
Phalaris	246
Pharaonen	66. 104
Pharnabazos	297
Phidias	278. 447
Philipp	326 f.
Philiſter	114 f.
Philoſophie	246. 249 468
Phöniker	157. 323
Phokäa	165
Phokion	33 f.
Phokis	330 f.
Phraortes	39
Phryger	33
Phryne	414
Pindar	451
Platäa	265
Platon	475
Pleiſtonax	292
Pluton	405
Polyandrie	15
Polykrates	169. 179
Polyphem	213. 393
Poſeidon	391
Praxiteles	412. 447
Priamus	209
Prometheus	196
Propyläen	278
Proteus	391
Pſalmen	127
Pſammenit	57. 169
Pſammetich	56
Pſyche	416
Pygmalion	77. 411
Pyramiden	50. 71
Pyramus u. Thisbe	31
Pythagoras	313. 470
Racen	11
Ramſes	53
Rehabeam	129
Rhodope	61
Rhodus	377
Richter, jüdiſche	115
Ruſthm	43
Saba	89. 126
Sabako	55
Sais	56
Saken	39. 162. 167
Salamis	280

Seite

Salmanaſſar . . 28
Salomon . . 123 f.
Samaria 114. 130. 137
Samos . 169. 179
Samothrake . . 193
Samuel . . . 117
Sanherib . . 28. 30
Sappho . 410. 450
Sarazenen . . 92
Sardanapal . . 284
Sardes . . . 247
Sataspes . . . 87
Satyrn . . . 433
Saul 118
Sauromaten . . 182
Seelenwanderung 58
Semiramis . . 32 f.
Seſoſtris . . . 52
Sethos . . . 55
Sicilien . . . 295
Sidon 76
Silen 431
Simonides . . 451
Simſon . . . 116
Sinai 108
Sirenen . 213. 378
Skopas . . . 447
Skythen . 39. 181 f.
Smerdis . . . 173
Sodom . . . 100
Sogdiana . . . 39
Sokrates 292. 306. 473
Solon . . 163. 234
Sophiſten . . 472
Sophokles . . 459
Spanien . . . 79
Sparta 216. 220 f. 262
269. 282 f. 321

Seite

Sphinx . . 71. 204
Statira . . . 305
Sündfluth . . 8
Suffeten . . . 78
Suſa 178
Sykophanten . . 287
Syrakus . 256. 295
Syrien . . . 31

Tambu . . . 54
Tanagra . . . 271
Tantalus . . . 36
Tarſus . . . 32
Taurien . . . 182
Tauros . . . 387
Tereſilla . . . 232
Terpander . . 449
Thales 39. 246. 468
Thammuz . . . 82
Theben in Aegypten 52
72
— in Griechenland
190. 204. 217. 262
266. 312 f. 329 f.
338. 344.
Themiſtokles 250. 257 f.
Theogonie . . 360
Theramenes 300. 302
Thermopylä . . 257
Theſeus 199. 205. 427
Theſpis . 238. 456
Theſſalien 316. 325. 329
335
Thetis 395
Thraker 180. 199. 326
343
Thraſybul . 302. 310

Seite

Thierdienſt . . 62
Thuris . . . 66
Thukydides 283. 288. 479
Thurmbau . . 9
Tigranes . . . 165
Tiglath Pileſar . 28
Tiſſaphernes 296. 303
Titanen . . . 360
Tithrauſtes . . 308
Tomyris . . . 167
Tragödie . 431. 456
Triballer . 336. 343
Troja . . 37. 206 f.
Turan 41
Typhon . . 58. 403
Tyrannen . . 30. 302
Tyrrhener . . 35. 189
Tyrtäos . . . 230
Tyrus . . . 76. 84

Urania . . . 413

Vaſen . . . 448

Xenophon . 304. 479
Xerxes . 251 f. 272

Zagreus . . . 426
Zamolxis . . . 180
Zendaveſta . . 150
Zeus . 362. 364 f.
Zeuxis 448
Zopyrus . . . 175
Zoroaſter . . . 146

Berichtigungen.

Seite 101, Zeile 14 von oben l. Bruder st. Oheim.
„ 112, „ 9 von unten l. Pinehas, Aarons Sohn, st. Moses.
„ 121, letzte Zeile, l. gerieth, brachte Joab, Davids Feldherr, den Abner.
„ 125, Zeile 3 von oben l. 2. Buch st. 5.
„ 130, „ 4 „ l. Simeon.
„ 131, „ 2 „ l. Sidon st. Tyrus.
„ 135, „ 2 „ l. zu statt mit.
„ 137, „ 4 von unten l. Enkel st. Sohn.
„ 140, „ 11 von oben l. mein Knecht David.
„ „ „ 5 von unten l. sie st. sich einen.
„ 205, „ 14 u. 16 von oben l. Eteokles.
„ 275, „ 17 von oben l. feinere st. freiere.
„ 313, „ 1 von unten l. Piräus.
„ 323, „ 14 „ l. ihm st. ihnen.
„ 329, „ 1 „ l. Olinth st. Olymp.
„ 362, „ 5 „ l. Hesiod st. Herodot.
„ 363, „ 14 von oben l. Demeters Tochter.
„ „ „ 15 „ l. ihnen st. ihm.

Allgemeine
Weltgeschichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Zweiter Band.

53 – 5533,2

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Univ.-Bibliothek Leipzig

9.9.53
NK
Allg. Fs d., Gesamtkatal.

Schnellpressendruck der J. B. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Erstes Buch. Alexander der Große 1

Die Schwäche des persischen Reiches S. 1. Alexander in Aegypten S. 6. Die Schlacht bei Arbela S. 13. Alexanders nordische Abentener S. 19. Unzufriedenheit der Makedonier S. 24. Alexander in Indien S. 28. Alexanders Rückkehr S. 35. Alexanders Tod S. 42.

Zweites Buch. Die Diadochen 49

Perdikkas S. 49. Der Mord im Königshause S. 56. Eumenes S. 62. Antigonus S. 69. Demetrius S. 75. Ende der Diadochen S. 83.

Drittes Buch. Abendröthe der griechischen Freiheit . . . 91

Schwache Regungen der Griechen S. 91. Der achäische Bund S. 97. Spartas letzte Ehre S. 101. Philipp II. S. 110. Philopömen S. 115. Perseus S. 121.

Viertes Buch. Großgriechenland 127

Unteritalien S. 127. Syrakus S. 132. Dion und Timoleon S. 138. Agathokles S. 143. Pyrrhus S. 147. Hiero S. 152.

Fünftes Buch. Karthago 157

Allmähliges Wachsthum Karthagos S. 157. Verfassung und Bildung der Karthager S. 161. Der erste punische Krieg S. 166. Hamilkar Barkas S. 171. Beginn des zweiten punischen Kriegs S. 175. Hannibal S. 181. Die Scipionen S. 188. Karthagos Untergang S. 198.

Seite

Sechstes Buch. Die Ptolemäer 206

Ptolemäus Soter S. 206. Philadelphus und Evergetes S. 211. Entartung der Ptolemäer S. 215. Familiengreuel S. 221. Kleopatra S. 226.

Siebentes Buch. Die alexandrinische Bildung 234

Alexandria S. 234. Alexandrinische Kunstrichtung S. 238. Alexandrinische Gelehrsamkeit S. 242. Die spätgriechische Poesie S. 247. Das spätgriechische Schauspiel S. 251. Epikuräismus und Stoa S. 254.

Achtes Buch. Die Makkabäer 259

Große Drangsale der Juden S. 259. Judas Makkabäus S. 264. Die Idumäer S. 268. Herodes S. 272.

Neuntes Buch. Die Seleukiden 279

Glanzzeit der Seleukiden S. 279. Die Parther S. 284. Antiochus der Große S. 288. Die kleinasiatische Welt S. 293 Mithridates S. 297. Die Seeräuber S. 303. Vorderasien römisch S. 310. Befestigung und Mehrung des parthischen Reichs S. 316.

Zehntes Buch. Indien. Erste Abtheilung 321

Die alte Zeit der Vedas S. 321. Die Heldenzeit der Inder S. 327. Das Brahmanenthum S. 330. Philosophie und Vielgötterei S. 339. Der Wischnuismus S. 342. Krischna S. 348.

Eilftes Buch. Indien. Zweite Abtheilung 352

Buddha S. 352. Der heroische Shiwaismus S. 361. Volksart und Cultur der Inder S. 369. Poesie der Inder S. 378. Buddhistische Dichtungen S. 388.

Zwölftes Buch. China. 392

Die mongolischen Völker S. 392. Der gelbe Fluß S. 396. Kong-fu-tse S. 402. Lao-tse und Fo S. 407. Chinesische Cultur S. 412. Japan S. 416.

Berichtigung.

Seite 268 u. ff. l. Idumäer st. Idumenaer.

Erſtes Buch.

Alexander der Große.

1.

Die Schwäche des perſiſchen Reiches.

Das große Reich des Cyrus und Darius Hyſtaſpes hing zwar noch äußerlich zuſammen, war aber im Innern ſchwach. Die naturwüchſige Kraft des Perſerſtammes und die ſtrenge Sittenlehre Zoroaſters erſchlafften in der mediſch-babyloniſchen Ueppigkeit. Die Könige führten im Harem ein ſchwelgeriſches Leben unter Weibern und Eunuchen wie einſt Sardanapal. Satrapen herrſchten in den Provinzen nach Willkür und reizten zu Verrath und Aufruhr in dem Maaße, in welchem ihnen die Stimmung der Provinzen entgegenkam. Aegypten ertrug das Joch der Perſer mit dem äußerſten Widerwillen, weil die Eroberer ihren zoroaſtriſchen Fanatismus gerade dieſer göttenreichen Provinz am härteſten hatten fühlen laſſen. Kypern, Phönikien, die kleinaſiatiſchen, den Perſern tributbaren Fürſten von Armenien, Kappadokien, Paphlagonien, Karien trachteten nach Unabhängigkeit. Die griechiſchen Colonialſtädte in Kleinaſien und auf den Inſeln lagen faſt immerwährend mit dem perſiſchen Satrapen in Sardes,

welcher ganz Kleinaſien verwaltete, in Streit oder intriguirten mit ihm gegen den König. Der ganze Weſten des perſiſchen Reichs war zum Abfall reif. Es ſchien nicht mehr natürlich, daß ſich die ältern Culturſtaaten in Kleinaſien, Phönikien und Aegypten von den roheren und unwiſſenderen Perſern tyranniſiren ließen, nachdem die letztern ihre kriegeriſche Furchtbarkeit verloren hatten. Denn ſchon längſt hatte ſich der griechiſche Krieger dem perſiſchen überlegen gezeigt. Der reinere Lichtdienſt der Parſen aber, die treffliche Lehre Zoroaſters, wie hoch ſie immer über dem Götterweſen der Babylonier, Aegypter und Griechen ſtehen mochte, imponirte damals nicht mehr, weil die Perſer ſelbſt in alle Schwächen und Laſter Babels verſunken waren. Wenn alſo die Ormuzddiener noch fanatiſch gegen die ältern Culte verfuhren, Tempel plünderten oder zerſtörten, ſo konnte das zu keiner wohlthätigen Reform des Heidenthums, ſondern nur zu berechtigtem Widerſtand und bitterem Haſſe führen. Die Hauptſchwäche des perſiſchen Reichs aber lag da, wo früher ſeine Stärke war, im Heere. Die perſiſchen Kerntruppen waren im Genuß ihrer Vorrechte, gleich den ſpätern Janitſcharen, verderbt und entartet, und nur noch die im perſiſchen Solde ſtehenden Griechen, und einige barbariſche Hülfstruppen aus dem Norden, Saken und Skythen wurden gefürchtet. Das waren aber keine weſentlichen Beſtandtheile des perſiſchen Reichs, ſondern ſolche, die ſich leicht davon trennen ließen.

König Artarerres III. Ochus verfiel, nachdem er einige Energie gezeigt hatte, zuletzt doch wieder in die gewöhnliche üppige und ſchlappe Lebensweiſe und begrub ſich in ſeinen Harem, um nur noch dem Genuß zu fröhnen. Da ermordete ihn der Eunuch Bagoas, ein Aegypter, den er zu ſeinem Günſtling erkoren hatte. Welche Umwandlung der Dinge und welche Apathie des Volks, daß ein Aegypter den Perſern befehlen konnte! Bagoas machte den Arſes, jüngſten Sohn des Ochus, zum König, ließ ihn aber, als zu ungefügig, wieder umbringen und ſetzte den Darius Kodomannus, einen Neffen des Ochus, auf den Thron, im Jahr 336. Dieſer zeigte ſich gegen den Eunuchen eben ſo wenig gefügig und ſollte daher ebenfalls aus dem Wege geräumt werden, war jedoch vorſichtig

und zwang den Bagoas, den ihm zugedachten Giftbecher selber auszutrinken.

Wenn Persien gerade in den Jahren, in denen Philipp von Makedonien Griechenland unterjochte, nicht unter der schlaffen Verwaltung eines Eunuchen gestanden hätte, würde es sich der Griechen mit viel mehr Nachdruck angenommen, den Thrakern, Athenern und Peloponnesiern Hülfe geschickt und wahrscheinlich Philipps ganzen Plan vereitelt haben. Es schickte aber nur „goldene Darike", um unter den Griechen unzuverlässige Freunde zu erkaufen. Darius Kodomannus scheint die ganze Gefahr, die ihm von Alexander drohte, nicht begriffen zu haben, sonst würde er diesem zuvorgekommen seyn. Schon befand sich eine ansehnliche persische Truppenmacht in Kleinasien, Memnon von Rhodus hatte 20,000 Griechen in persischem Solde gesammelt, eine phönikisch-ägyptische Flotte wurde gerüstet und diese ganze Macht hätte, wenn sie rasch zum Angriff vorgegangen wäre, so lange Alexander noch mit den Völkern im Hämus oder mit Theben kämpfte, die Makedonier durch Uebermacht und mit Hülfe der empörten Griechen, der Illyrier und Thraker erdrückt. Aber Darius bildete sich ein, Alexander werde entweder im Hämus oder am Isthmus besiegt oder wenigstens so geschwächt werden, daß er alsdann den Persern nicht mehr furchtbar seyn könne. Darius selbst bemühte sich nicht einmal zur Flotte, sondern blieb in seiner Hauptstadt. Das persische Heer, die persische Flotte rührten sich nicht und warteten thöricht, bis erst Philipp, dann auch Alexander mit allen seinen Gegnern in Europa fertig geworden war und nun erst recht furchtbar für Asien wurde. Als er heranrückte, rieth Memnon den Persern, sich lieber zurückzuziehen und das Land hinter sich zu verwüsten, weil die Flotte noch nicht da war, um die Makedonier am Uebergang über das Meer hindern zu können. Die persischen Herrn aber, darunter ein Sohn des Ochus und ein Eidam des Darius, wollten in ihrem dummen Stolze, nachdem sie nicht hatten angreifen wollen, jetzt wieder nicht weichen und ließen sich angreifen.

Alexander überschritt den Hellespont im Jahr 334 bei Sestos und setzte an das nahe asiatische Ufer ohne Hinderniß hinüber.

Die Perſer ließen ihm ſogar Zeit, noch mit aller Bequemlichkeit einen Beſuch in Troja zu machen und hier aus dem Tempel der Athene die angebliche Rüſtung des Achilleus zu entführen, die er nachher immer vor ſich hertragen ließ. Das Heer, womit er das perſiſche Reich zu erobern unternahm, zählte nur 30,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Roß. Darunter befanden ſich nur 13—14,000 Makedonier, das übrige waren griechiſche, theſſaliſche und thrakiſche Hülfstruppen, jedoch alles auserleſene und kriegsgeübte Schaaren, die ihrem genialen Feldherrn mit Luſt folgten; während ſeine viel zahlreicheren Gegner weniger tüchtig und ihre Führer uneinig waren. Den Kern der Makedonier bildete die Phalanx der Schwergeharniſchten mit ihren Sariſſen; dann folgte die treffliche theſſaliſche Reiterei, gleich der makedoniſchen aus Edeln beſtehend, wahre Ritter. Ferner das Fußvolk der Hypaspiſten mit hohen Schilden, im Mittelglied zwiſchen dem ſchweren und leichten Fußvolk. Endlich die leichten Truppen, Jäger und Tirailleurs, hauptſächlich Illyrier, Triballer, Thraker von außerordentlicher Gewandtheit im kleinen Kriege.

Die Perſer hatten ihre Stellung hinter dem Fluſſe Granikus genommen, als Alexander an der Spitze einer Reiterſchaar keck ins Waſſer ritt und, der erſte, das andere Ufer erreichte, das ganze Heer hinter ihm. Dieſem plötzlichen ungeſtümen Angriff hielten die Perſer nicht lange Stand, obgleich ſich ihre Führer aus Scham und Stolz verzweifelt wehrten. Man erzählt, Alexander habe ſich durch ſeinen prächtigen Helm mit zwei hohen Federbüſchen nur allzu kenntlich gemacht, da habe Mithridates, des Darius Schwiegerſohn, ihn perſönlich angefallen, ſey aber von ihm durchbohrt worden. Hierauf habe des Getödteten Bruder, Rhäſaces, den Helm Alexanders mit einem furchtbaren Hiebe zerſchmettert, ſey aber gleichfalls von ihm durchbohrt worden. Unterdeß habe Spithamenes, Satrap von Lydien, eben ausgeholt, um Alexander niederzuhauen, aber Klitus, Alexanders Liebling, habe ihm den Arm vom Leibe abgeſchlagen. Das perſiſche Heer wurde durchbrochen und in wilde Flucht gejagt, ohne, wie es ſcheint, von Memnon gehörig unterſtützt worden zu ſeyn, denn erſt als die Perſer ſchon auseinandergeſtoben waren, warf

sich Alexander auf die griechischen Söldner und ließ sie nach verzweifelter Gegenwehr alle niederhauen, 2000 ausgenommen, die er gefangen heimschickte.

Jetzt stand ihm der Weg nach Sardes offen, der Hauptstadt Lydiens und ganz Kleinasiens, die ihm der Satrap Mithrines übergab. Man darf annehmen, entweder war der Verrath schon verbereitet gewesen und erleichterte dem jungen makedonischen König alle seine Erfolge, oder sein Name hatte schon solchen Schrecken verbreitet und es wurde so wenig Vertrauen mehr in die persische Macht gesetzt, daß es vortheilhafter schien, sich mit dem Makedonier zu befreunden. Die griechischen Städte in Kleinasien öffneten sämmtlich ihre Thore dem Sieger und begrüßten ihn als Befreier, Milet ausgenommen, das er erst erobern mußte. In den meisten Städten wurden die von den Persern eingesetzten Oligarchen gestürzt und Alexander stiftete zu Ephesus einen großen Städtebund für Kleinasien, wie früher auf dem Isthmus für das alte Griechenland, indem er ihnen den Schein der Autonomie ließ. Zugleich hob er bei jeder Gelegenheit hervor, er kämpfe für die Griechen, um den Einfall der Perser in Griechenland zu rächen und um den trojanischen Krieg bis zur gänzlichen Unterwerfung Asiens fortzusetzen. Das war auch der Gesichtspunkt, unter welchem die Asiaten den Krieg ansahen, denn sie fanden zwischen Makedoniern und Griechen wenig Unterschied. Die letztern brauchten jedoch noch lange, ehe sie sich mit den Makedoniern verschmolzen.

Memnon hatte sich mit dem Rest seiner Truppen nach Halikarnassos am karischen Ufer geworfen. Indem ihm Alexander dahin nachzog, kam diesem Ada, die Königin von Karien, entgegen und unterwarf ihm freiwillig ihr ganzes Land. Er ließ Halikarnaß belagern und zog dann weiter an der Küste fort gegen Osten. Ohne Zweifel wurden damals große Umtriebe gemacht, denn er löste seine eigene Flotte auf, während die persische (phönikische) Flotte nichts that, um Halikarnaß zu entsetzen, so daß es Memnon vorzog, von dort zu flüchten, um nicht bei der unvermeidlichen Eroberung gefangen zu werden. Alexander hätte schwerlich so handeln können, wenn nicht

zwiſchen ihm und den Führern der phönikiſchen Flotte insgeheim unterhandelt worden wäre.

In Lykien und Pamphilien fand Alexander doch hin und wieder in Gebirgsgegenden bei einzelnen kleinen Stämmen einen tapfern Widerſtand, beſonders bei den Piſidiern. Er hielt es mithin gerathen, den Aberglauben zu Hülfe zu nehmen, um den Kleinaſiaten begreiflicher zu machen, daß er ihr unvermeidlicher Gebieter ſey. Er begab ſich daher nach Phrygien und ließ ſich zu Gordion den berühmten gordiſchen Knoten zeigen, von dem die Weiſſagung ging, wer ihn auflöſen könne, werde Herr von Aſien werden. Alexander aber zog ſein Schwert und hieb den Knoten mitten durch. Von hier nach Cilicien vorrückend rettete er die Stadt Tarſos, welche die fliehenden Perſer eben in Brand ſtecken wollten. In jene Zeit fällt die berühmte Anecdote vom Arzt Philipp. Alexander war erkrankt, der Arzt reichte ihm einen Trank, in dieſem Augenblick las der König einen Brief, worin ihm geſchrieben wurde, Philipp ſey von Darius beſtochen, ihn zu vergiften. Alexander aber gab den Brief ſeinem Arzt zu leſen und trank vertrauensvoll den Becher aus.

2.

Alexander in Aegypten.

König Darius, aufgeſchreckt durch die großen Erfolge Alexanders, war damals in Babylon, wohin er aus allen Theilen ſeines Reichs Truppen aufgeboten hatte, um den Makedonier mit einer ungeheuern Uebermacht zu zermalmen. Noch waren ſeine Rüſtungen nicht alle fertig, denn das Reich war gar zu ausgedehnt und die an den fernen Grenzen aufgebotenen Truppen brauchten lange, bis ſie ankommen konnten. Als er aber vernahm, Alexander ſey erkrankt, beeilte er ſich, das Heer deſſelben zu vernichten, ehe er wieder zu Kräften käme. Er führte daher im Jahr 333 ſein unermeßliches Heer den Euphrat aufwärts und hinüber in die

Ebenen Syriens bei Issus (wo später die große Stadt Antiochia erbaut wurde) in den Meereswinkel zwischen der kleinasiatischen und syrischen Küste, während Alexanders kleines Heer noch in den cilicischen Gebirgen steckte. Man schätzte die Truppenzahl der Perser zu wenigstens einer halben Million, worunter sich wieder 30,000 griechische Söldner befanden. Darius hatte auch seinen ganzen Harem mitgebracht, seine Mutter Sisygambis, seine wunderschöne Gemahlin mit ihren Kindern und einem großen Gefolge von Weibern und Eunuchen.

Alexander genas wieder, hielt sich aber mit seiner viel geringern Streitmacht im Gebirge und wagte sich nicht in die Ebene hinaus. Auf dem engern Terrain zwischen den Bergen konnte er hoffen, wie Themistokles bei Salamis zu siegen, weil der Feind hier von seiner Uebermacht keinen Gebrauch machen konnte. Darius wartete, ließ sich dann aber überreden, den Makedoniern in den Rücken zu fallen und sie völlig abzuschneiden. Da packte ihn Alexander, trennte durch einen unwiderstehlichen Angriff das persische Hauptheer vom linken Flügel, auf dem die Griechen standen, und überwältigte das erstere, dem seine Zahl in der engen Aufstellung nichts nutzte. Wohl wissend, daß man im Hirten die Heerde schlage, drang er gerade auf den Wagen des Darius ein. Um diesen erhob sich gewaltiges Getümmel. Die vornehmsten Perser fielen in der persönlichen Vertheidigung ihres Königs, Alexander selbst wurde verwundet. Zuletzt aber verlor Darius den Muth und ließ seinen Wagen umwenden. Da war alles verloren. Die ungeheure Macht der Perser floh und Alexander konnte sich nun auf die Griechen werfen, die sich hier wieder mit der äußersten Wuth wehrten, aber ohne Glück. Die Makedonier erfochten den vollständigsten Sieg und nahmen auf der Flucht des Darius Mutter, Gattin (die zugleich seine Schwester war) und Kinder gefangen. Parmenio, den Alexander rasch nach Damaskus entsandte, bemächtigte sich dort noch des ganzen Harems mit allen übrigen Frauen des Perserkönigs und machte unermeßliche Beute.

Seines Sieges froh, badete sich Alexander in dem weitläuftigen

Zelte des Darius, welches von goldenen Gefässen und Pracht aller Art strotzte, machte aber die Bemerkung, ein rechter König suche seine Größe nicht in solcher Pracht. Die Mutter, Gattin und Kinder des Darius befahl er mit der zartesten Achtung zu behandeln. Er selbst soll zu ihnen gegangen seyn, um sie zu trösten, was jedoch zweifelhaft bleibt, weil er bei einer andern Gelegenheit sagte, er habe des Darius schöne Gemahlin niemals gesehen. Jedenfalls benahm er sich gegen die gefangene Königsfamilie auf die edelmüthigste Weise, so daß die Mutter Sisygambis sogar eine enthusiastische Neigung zu ihrem großherzigen Besieger gefaßt zu haben scheint, wenn Berichte der Geschichtschreiber nicht lügen. Statira (nach andern Barsine oder Arsinoë), des Darius älteste Tochter, sah sich Alexander damals schon zu seiner Gemahlin aus, um als künftiger Beherrscher Persiens das Blut der alten Könige mit dem seinigen zu mischen. Sie mußte daher sogleich Unterricht in der griechischen Sprache nehmen. Als ihm eine ganze Schaar gefangener Frauen des Darius, alle von auserlesener Schönheit, vorgeführt wurden, wandte er sich ab und sagte scherzend: ich bekomme Augenschmerz.

Alexander verfolgte die Perser nicht weit, ließ sie ruhig nach Babylon und in ihre östliche Heimath abziehen und sparte sich, sie dort aufzusuchen, für eine spätere Zeit auf, indem er sicher war, sie würden sich nicht so bald von dem Schlage, den er ihnen versetzt hatte, erholen und unterdeß habe er Zeit, sich Syriens, Phönikiens und Aegyptens zu versichern, als einer weitern Operationsbasis, ohne die er nicht wagen durfte, tief in Asien einzudringen. Er mußte sich den Rücken frei halten. Die sämmtlichen Länder am Mittelmeer aber, die bis dahin noch zum persischen Reiche gehörten, sehnten sich, das persische Joch von ihrem Nacken zu wälzen und waren ohne Zweifel schon mit Alexander insgeheim einverstanden. Darius selbst leistete ihm Vorschub, indem er ihn um Frieden bat, ihm seine Tochter zur Gemahlin, über 10,000 Talente (13,750,000 Thaler) Lösegeld für seine Mutter, Gattin und Kinder anbot und den ganzen Westen seines Reichs vom Euphrat an freiwillig abtreten wollte. Parmenio, der besonnenste unter den makedoni-

schen Strategen (Generalen) und der beim Heer im größten Ansehen stand, rieth dem König, diese Anträge anzunehmen. Denn er fürchtete mit Recht, wenn Alexander noch mehr erobern wollte, werde das kleine Volk der Makedonier viel zu schwach seyn, alles zu behaupten, oder es werde in der Masse der unterworfenen Völker aufgehen und seine bisherige Selbständigkeit einbüßen. Alexander aber sagte spöttisch: so würde ich thun, wenn ich Parmenio wäre, da ich aber Alexander bin, werde ich dem Darius keinen Frieden geben. Sowohl Darius als Parmenio täuschten sich im Charakter des großen Alexander, der sich gewiß nicht mitten in seinem Siegeslauf aufhalten ließ, der nur nach Thaten und Ruhm dürstete und von dem man kein Stillstehen und keine Ruhe hoffen durfte. Die Zukunft und das Schicksal der Makedonier war ihm ganz gleichgültig. Die tapfern Makedonier dienten ihm nur als Mittel zum Zweck oder als Futter für Pulver.

Syrien unterwarf sich ihm, auch Phönikien mit Ausnahme der Stadt Tyrus. Was diese einzige Stadt bewog, ihm einen jedenfalls auf die Dauer vergeblichen Widerstand zu leisten, ist nicht genügend erklärt. Sich für den Perserkönig zu opfern, hatte sie nicht den mindesten Grund. Bundesgenossen aber im Westen zu finden, durfte sie nicht mehr hoffen. Memnon, der noch zuletzt eine große griechisch-phönikische Coalition im Rücken des nach Asien vorschreitenden Alexander betrieben hatte, war plötzlich gestorben und die Coalition kam nicht zu Stande, weil die Griechen, wie immer gegen Makedonien, zu feig und uneinig waren. Der Rest der tapfern griechischen Söldner, die bei Issus gefochten, hatte sich theils nach dem Peloponnes, theils nach Aegypten geflüchtet und wünschte ferner gegen Alexander zu kämpfen. Aber die Spartaner hatten noch nicht Muth genug, loszuschlagen, und in Aegypten wurden die 4000 griechischen Söldner, die unter dem makedonischen, auf Alexander eifersüchtigen Prinzen Amyntas dahin gekommen waren, weil sie sich durch Plünderungen verhaßt gemacht hatten, vom wüthenden Volk angegriffen und sämmtlich erschlagen. Tyrus war nun ganz isolirt und wagte doch, allein dem großen Alexander zu trotzen. Derselbe

hatte der Stadt ganz artig ſagen laſſen, er werde kommen, um dem großen Melkarth, dem Schutzgott von Tyrus, in ſeinem Tempel zu opfern. Die Tyrer aber wußten wohl, er werde eine Beſatzung zurücklaſſen und ſie knechten wollen. Sie öffneten ihm daher ihre Thore nicht und verließen ſich auf die Feſtigkeit ihrer Inſelſtadt. Er durfte ein ſolches Beiſpiel des Ungehorſams nicht dulden und begann die Belagerung. Altthyrus auf dem Feſtlande, welches ſich unterworfen hatte, wurde von allen Einwohnern geleert und Alexander ließ die Gebäude niederreißen, um mit den Balken und Steinen derſelben einen Damm durch das Meer nach der Inſel Neuthyrus hinüber zu bauen. Die Inſel war mit einer dicken 150 Fuß hohen Mauer umgeben und vortrefflich durch Wurfgeſchütz, welches ſchwere Steine ſchleuderte, vertheidigt. Die Makedonier hatten mit unendlicher Mühe den Damm beinahe fertig und am Ende deſſelben bereits hohe Thürme errichtet, um von dort aus in gleicher Höhe die Mauern beſchießen zu können, als die Tyrer Brander ausſchickten und die Thürme, alle Gerüſte und Balken des Dammes verbrannten. Nun fielen auch die Steine auseinander und die Wellen zerſtörten den ganzen vorderen Theil des Dammes. Alexander gab aber nicht nach, ſondern ließ den Damm erneuern und eine Flotte ausrüſten, um der Inſel auch von hinten beikommen zu können. Unterdeß entfernte er ſich auf kurze Zeit, um die Araber zu züchtigen, die durch ihre Räubereien die Zufuhr von Damaskus her gefährdeten. Bis er ſiegreich wiederkehrte, war der neue Damm, waren die neuen Thürme fertig, ſchlug ſeine Flotte die tyriſche zurück und nun begann der erſte Sturm, welcher abgeſchlagen wurde. Des zweiten Sturmes aber, den Alexander zugleich vom Damm und von den Schiffen aus machen ließ, konnten ſich die tapfern Tyrer nicht mehr erwehren. Die Makedonier drangen ein und tödteten 8000 Mann. Alle übrigen wurden gefangen und mit Weibern und Kindern als Sklaven verkauft, ausgenommen 2000 Männer, die angeſehenſten der Stadt, die ſeine Unterwerfungsvorſchläge zurückgewieſen hatten und ihre Hartnäckigkeit jetzt durch den Tod am Kreuze büßen mußten. Das geſchah im Herbſt 332. Die Stadt wurde nicht zerſtört, ſondern als wichtige Feſtung von

Makedoniern beſetzt. In Sidon machte Alexander einen gewiſſen Abdolonymos, einen Nachkommen der alten Könige, der aber bisher als ein armer Gärtner gelebt hatte, zum König. Alexander frug ihn nämlich, wie er ſeine große Armuth ertragen könne, und Abdolonymos antwortete heiter: weil ich nichts habe, fehlt mir auch nichts. Da erkannte ihn Alexander unter allen Sidoniern allein der Krone würdig. Die Inſel Kypern unterwarf ſich freiwillig. Der letzte Reſt der perſiſchen Flotte auf dem Mittelmeer wurde im Hafen von Chios gefangen, die letzten perſiſchen Beſatzungen auf Lesbos und Kreta ergaben ſich.

Nur noch die Philiſterſtadt Gaza wagte ſich zu vertheidigen, es ging ihr jedoch nicht beſſer als Tyrus. Alexander, obgleich beim Sturme in die Schulter verwundet, eroberte die Stadt und ließ alles darin theils umbringen, theils in die Sklaverei fortſchleppen. Von hier aus ſoll er auch nach Jeruſalem gekommen ſeyn, wo ihn der Hoheprieſter Jaddus an der Spitze der weißgekleideten Prieſter ehrerbietig empfing. Alexander bezeigte ſich hier überaus gnädig und ſoll nach jüdiſcher Sitte im Tempel geopfert haben, was keine Fabel, ſondern inſofern ſehr wahrſcheinlich iſt, als er auch in Tyrus dem Landesgott opfern wollte und es ſeine Abſicht war, die Herzen der Bevölkerungen zu gewinnen, indem er ſie von den Perſern abwendig machte.

Jetzt erſt zog er nach Aegypten. Dieſes Land war, nachdem die letzten Aufſtände daſelbſt niedergeſchlagen und mit ſchrecklicher Härte beſtraft worden waren, zu ſklaviſchem Gehorſam und zur Ruhe des Grabes verurtheilt worden, das Volk aber glühte von Haß gegen die Unterdrücker. Die perſiſche Beſatzung unter dem Satrapen Sabakos war bis auf einen kleinen Reſt abgezogen, um ſich mit dem Heere des Darius zu vereinigen, und bei Iſſus umgekommen oder zerſprengt worden. Der neue Satrap Mazakas hatte nur wenig Truppen und mußte zuſehen, wie Amyntas mit den griechiſchen Söldnern der Volkswuth erlag, ehe derſelbe ſich mit ihm vereinigen konnte. Er gab daher jeden Widerſtand auf und überließ Aegypten dem glücklichen Könige, den die Aegypter mit lautem Jubel

als Retter empfingen. Alexanders erste Sorge war, hier sogleich den alten Tempeldienst mit allem seinem Pompe wieder herzustellen, weil die Perser denselben zerstört und verhöhnt hatten. Wie den Gottesdienst, den Apis und alle alten Gebräuche, so stellte er auch die alte Verfassung, die Eintheilung der Nomen und den ganzen Zustand wieder her, wie er vor der persischen Eroberung gewesen war. Auch setzte er einen Aegypter als seinen Statthalter über das Land. Indem er aber eine Pilgerreise nach der heiligen Oase des Amun unternahm, wollte er nicht bloß nach seiner bisherigen Gewohnheit dem Landesgotte huldigen und dadurch Priester und Volk für sich gewinnen, sondern er verband damit auch seine eigene Apotheose, die offizielle Erklärung, daß er kein Sterblicher, sondern ein Gott sey. Der ägyptische Amun war derselbe höchste Gott, den die Griechen als Zeus verehrten und dem sie den Beinamen Ammon gaben. Schon längst war die Sage verbreitet, Alexander sey ein Sohn des Zeus. Als er jetzt dem Gott Amun die scheinbar unverfängliche Frage stellte, ob vielleicht von den Mördern seines Vaters noch einer der Strafe entgangen wäre? antwortete das Orakel des Gottes: Du hast keinen Sterblichen zum Vater. Weiter noch soll der Gott ihm Gewalt über alle Völker verheißen und ihn Sohn genannt haben. Alexander bereitete dadurch mit Hülfe der dankbaren ägyptischen Priester die Rolle vor, die er in Asien spielen wollte. Die Perserkönige wurden nach alter medisch-babylonischer Sitte, wenn auch nicht für Götter, sondern nur für Schützlinge des Ormuzd angesehen, doch mit denselben Ceremonien, Niederwerfen aufs Angesicht ꝛc., wie Ormuzd angebetet. In Griechenland war dagegen die Vergötterung von Heroen volksthümlich. Jene asiatische Gewohnheit und diesen griechischen Heroencultus gedachte nun Alexander zu verschmelzen und indem er sich für einen Gott erklären ließ, genügte er zunächst wohl nur seinem eigenen stolzen Selbstgefühl, welches ihn über alle Menschen erhob, der ungeheuern Eitelkeit, die mit seinem Genie gepaart war, er beabsichtigte aber auch, den Asiaten damit zu imponiren und den Schrecken, den sein Name und der Ruhm seiner Thaten ohnehin einflößten, zu verstärken. Die Selbstvergötterung

Alexanders stellte sich überdies in den schroffsten Gegensatz zur Religion Zoroasters. Selbst ein angeblicher Gott kämpfte Alexander an der Spitze des ganzen vereinigten Götzenthums der westlichen Welt gegen die grundsätzlichen Verächter dieses Götzenthums im Osten. Durch ihn feierte das gröbste, sinnlichste alte Heidenthum, die babylonische Hure, einen glänzenden Triumph über die erste sittliche Reform, welche außer der mosaischen dem Greuel vergebens ein Ende zu machen versucht hatte. Weit entfernt also, Verbreiter höherer Bildung und Gesittung in Asien zu seyn, war Alexander der Große vielmehr, wenn auch in schönen hellenischen Formen, der Verkämpfer des bösen Princips in der alten Welt gegen das gute, und gläubige Parsen mochten mit Recht in ihm den wiedererstandenen Ahriman erkennen. Aber die Parsen hatten diese Demüthigung verdient, weil sie selbst sich in Ecbatana, Babylon und Susa hatten verführen und entsittlichen lassen.

Bevor Alexander Aegypten wieder verließ, gründete er an einer der westlichen Nilmündungen die nach ihm benannte Stadt Alexandria. Er selbst entwarf den Grundriß dazu und ließ die Linien auf dem Boden, auf dem die künftige Stadt erstehen sollte, mit Mehl bestreuen, um sie durch die lichte Farbe weithin erkennbar zu machen. Aber unzählige Vögel kamen herbei und pickten das Mehl auf. Das deutete man als gutes Vorzeichen, die Stadt werde allezeit Ueberfluß haben. Alexanders Absicht war, von dieser neuen Hauptstadt aus nicht nur Aegypten, Arabien und Phönikien zu überwachen, sondern auch den Welthandel hier in der Mitte dreier Welttheile zu concentriren.

3.

Die Schlacht bei Arbela.

Nachdem Alexander Herr im Westen geworden war, brach er auf, um auch vollends den Osten des persischen Reichs zu erobern, im

Jahr 331. Es scheint unbegreiflich, warum Darius die Zeit nicht benützt hatte, um sich, während Alexander in Aegypten war, Kleinasiens wieder zu bemächtigen, überhaupt angriffsweise vorzugehen. Er wagte nicht einmal mehr die Euphratlinie zu vertheidigen, sondern hatte nur eine gute Defensivstellung hinter dem Tigris bei Arbela genommen. Die Schmeichler Alexanders lassen das persische Heer eine Million Krieger zählen. Curtius, hier glaubhafter, gibt nur 200,000 Mann zu Fuß und 45,000 zu Roß an; das makedonische Heer wird umgekehrt viel zu klein angegeben und unter den 45,000 Mann, aus denen es bestanden haben soll, sind wohl nur die makedonischen und griechischen Kerntruppen gemeint und die Hülfstruppen sind nicht mitgerechnet.

Der neue Kampf wurde auf eine ziemlich seltsame Art durch ein großes Leichenbegängniß im makedonischen Lager eröffnet. Die schöne Gemahlin des Darius war im Wochenbette gestorben und Alexander ließ sie aufs prächtigste bestatten, um unmittelbar nachher ihren überlebenden Gemahl vom Throne zu stürzen. Sein Angriff auf das persische Heer bei Arbela war dem des Epaminondas bei Leuktra nachgebildet. Er ließ nämlich sein Heer in einer schrägen Linie vorrücken, wich dadurch dem Anprall der gewaltigen Sichelwagen aus, die seine Linie hätten durchschneiden sollen, und kam unerwartet von der Seite dem Centrum des persischen Heeres näher, worauf er es allein abgesehen hatte. Denn hier hielt Darius mit seinem Gefolge und wenn er ihn wie bei Issus in die Flucht jagte, war alles übrige Nebensache und die Schlacht gewonnen. Auf dem entscheidenden Punkte der Stärkere zu seyn, wenn er auch im Ganzen der Schwächere war, galt ihm (wie später dem großen Napoleon) für das erste Gebot der Kriegskunst. Wie viele tapfere Schaaren persischer, baktrischer und skythischer Reiter sich nun auch vor den Wagen des Darius häuften, um ihn zu schützen, Alexander machte an der Spitze seiner besten Reiter einen unwiderstehlichen Keilangriff, zersprengte den Feind und kam dem Darius nahe, der nun, dem persönlichen Kampfe furchtsam ausweichend, seinen Wagen wenden ließ und auf und davon fuhr. Seine Feigheit gab

wieder, wie bei Issus, das Signal zur allgemeinen Flucht seines Heeres. Man konnte vor Staub kaum sehen, kaum athmen. Es war ein fürchterliches Gedränge der Fliehenden und ihrer Verfolger. Blut floß in Strömen. Parmenio ließ nicht ab, bis tief in die Nacht die Barbaren niederzumetzeln und, wo sie ruhen wollten, wieder aufzujagen. Das ganze reiche Lager der Perser fiel den Siegern in die Hände.

Alexander rückte nun schnell nach Babylon vor, die immer noch größte Stadt der alten Welt, wohin der erste Feldherr der Perser, Mazäus, der bei Arbela das beste geleistet, sich zurückgezogen hatte. Alexander rückte in Schlachtordnung vor und erwartete nichts anderes, als eine zweite Schlacht oder wenigstens eine ruhmvolle Belagerung, er wurde aber aufs angenehmste überrascht, indem die Thore Babels sich aufthaten und die persischen Beamten, die Priester und das ganze Volk mit Blumen bekränzt und mit reichen Geschenken herauskamen, um den Sieger von Arbela als ihren ersehnten Herrn und Gebieter willkommen zu heißen. Mazäus selbst übergab ihm die Stadt, in die er im fröhlichsten Triumphe einzog. Er verweilte hier aber nur einen Monat, um sich und seinem Heer gütlich zu thun und sich zum erstenmal in den weltberühmten Wollüsten der verführerischen Stadt zu berauschen. Curtius sagt: „Nirgends herrscht größeres Sittenverderben, als in dieser Stadt. Nirgends ist mehr Gelegenheit, unmäßige Begierden zu erregen, und daß Kinder und Frauen mit den Fremden Unzucht treiben, leiden Väter und Gatten, wenn nur die Schande bezahlt wird. Bei den Gastmählern entkleiden sich die Frauen, auch die angesehensten, nicht blos feile Dirnen, und sich Preis zu geben gilt für Artigkeit.“ Alexander wurde von diesem Paradiese der Aphrodite bezaubert genug, so daß er wahrscheinlich damals schon Babel zu seiner künftigen Residenz ausersah. Seiner Gewohnheit gemäß brachte er auch hier dem Landesgott, dem Belus, ein großes Opfer und befahl, den von Xerres zerstörten großen Belustempel wieder herzustellen. Jetzt aber drängte ihn noch die Sorge, erst das ganze Reich des Darius zu erobern. Er eilte daher nach Susa, um in diesem Lieblingssitze der Perser-

könige den noch dort befindlichen reichen Kronschatz derselben wegzunehmen. Das wäre ihm nicht möglich gewesen, wenn ihm nicht überall Verrath entgegengekommen wäre. Der arme Darius wurde von seinen Satrapen verlassen und verkauft. Alexander kam nach Susa ohne Schwertstreich, wie er nach Babylon gekommen war, und fand im Schatz außer unermeßlichen Kostbarkeiten anderer Art, Edelsteine, edle Pelze, Purpurgewande, die herrlichsten Webereien ꝛc. an Gold und Silber allein den Werth von 50,000 Talenten. Das attische Talent wird gewöhnlich zu 1375 Thalern berechnet, mithin hätte jene Summe beinahe 70 Millionen Thaler betragen.

Von hier eilte Alexander ins eigentliche Persien, um sich der Hauptstädte Pasargadä und Persepolis zu bemächtigen und den verzagten Darius an neuen Rüstungen daselbst zu hindern. Man würde sich wundern müssen, warum die Makedonier im Osten des Perserreichs, im Kern der alten Monarchie, keinen entschlossenen und zusammenhängenden Widerstand fanden, wenn sich das nicht leicht aus dem Umstande erklärte, daß einerseits die Gewöhnung an gänzliche Passivität unter dem langen Despotismus und verweichlichende Sitten die Bevölkerungen erschlafft hatten, und daß die Satrapen und höheren Beamten nur an ihren Vortheil dachten, daher den schwachen und unfähigen Darius im Stiche ließen, um sich bei dem neuen Herrn zu empfehlen. In der That waren es fast nur die rohen Bergvölker, die auch unter den Persern eine gewisse Unabhängigkeit und die alten einfachen Sitten bewahrt hatten, bei denen Alexander auf seinen Zügen unterwegs nur wie zufällig einen heftigen Widerstand fand. Als er von Susa nach Persepolis zog, hielt ihn das halbwilde Bergvölkchen der Xerier auf und er hatte Mühe, die Pässe zu erstürmen. Im ersten Zorne wollte er das ganze Volk ausrotten, unterließ es aber auf Fürbitte der Königin Sisygambis, die ihn überallhin begleiten mußte.

Bei seinem Eintritte in Persien warf sich ihm Ariobarzanes noch einmal mit einem Heere entgegen, wurde aber nach tapferer Gegenwehr überwältigt und floh. Nun fiel Pasargadä, fiel Persepolis. An letzterem Orte setzte sich Alexander im Palaste des

Xerres auf dessen Thron und feierte ein Freudenfest, denn jetzt erst befand er sich im Herzen des Perserreichs und konnte Rache nehmen an jenem Könige, der einst von Makedonien, wie von Hellas, Erde und Wasser gefordert hatte. Die Geschichtschreiber erzählen, die schöne Hetäre Thais von Athen, die an Alexanders Tafel saß, habe im Muthwillen den Palast angezündet und Alexander in der Trunkenheit es zugegeben, trotz der heftigen Protestation des ernsten Parmenio. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß Alexander den Palast des Xerres absichtlich verbrennen ließ, um dadurch den Griechen zu schmeicheln und denselben eine Genugthuung für die Perserkriege zu geben, sich selbst aber als ihren Vorkämpfer zu beurkunden und somit die ihm immer noch widerspenstigen Herzen der Griechen zu gewinnen. Insbesondere war er dazu noch aufgefordert durch den herzzerreißenden Anblick vieler einst von den Persern aus Kleinasien weggeschleppten und zur Strafe verstümmelten Griechen, die bisher in Persepolis gefangen gewesen waren und die er hier befreite.

Von hier eilte Alexander wiederum weiter nach Medien, um auch die letzte große Hauptstadt des Reichs, Ecbatana, zu nehmen. Niemand setzte sich ihm entgegen. Auch hier öffnete ihm Verrath die Thore. Weil die Stadt aber besonders fest war, ließ er dahin alle Schätze aus Susa und den andern Städten bringen und vertraute sie der Hut des Harpalos, eines Griechen, an. Im Uebrigen änderte er gar nichts an der bisherigen Verwaltung des Perserreichs, ließ überall Perser, die sich ihm ergeben gezeigt hatten, als Satrapen zurück und gewann wirklich die Bevölkerungen, die ein viel schlimmeres Schicksal gefürchtet hatten, durch die Milde, mit der er verfuhr, und durch die Schonung ihrer bisherigen Gewohnheiten.

Darius war von Arbela nicht nach Persien, sondern nach Medien geflohen und hatte in Ecbatana verweilt, von wo er weiter nordwärts floh. Wenn er Pläne gemacht hat, ein neues Heer zu sammeln, so wurden dieselben doch durch den Verrath seiner Obersten vereitelt. Er scheint niemand mehr getraut zu haben, als den ehr-

lichen Hirtenſtämmen des Nordens, zu denen er zuletzt ſeine Zuflucht nahm. Alexander aber eilte, ihn einzuholen und jeder etwaigen Erhebung des ſkythiſchen Nordens zuvorzukommen.

Unterdeß ſchien ſeine weite Entfernung im tiefen Aſien ſeinen alten Feinden in Griechenland eine günſtige Gelegenheit darzubieten, um gegen ſeinen Statthalter Antipater loszuſchlagen und das makedoniſche Joch zu zerbrechen. Demoſthenes donnerte wieder in Athen und überwand den fernen Alexander mit großen Worten, denen aber die feigen Athener nicht einmal durch kleine, ſondern durch gar keine Thaten Nachdruck gaben. Ungleich männlicher, wie immer, benahm ſich Sparta, deſſen König Agis ſein Leben wagte, indem er offen gegen Alexander auftrat, die aus der Schlacht bei Iſſus geflohenen griechiſchen Söldner bei ſich aufnahm und ganz Griechenland zu einer Erhebung zu bewegen ſuchte. Er würde das freilich nicht haben wagen dürfen, wenn nicht gleichzeitig Zopyrion, Unterfeldherr des Antipater, eine ſchreckliche Niederlage durch die Geten an der Donau erlitten hätte, in Folge deſſen auch die Odryſier unter Seuthes und die Thraker unter Menon aufſtanden. Jetzt erſt bekamen auch die Peloponneſier Muth, um der Fahne des Agis zu folgen, der über 20,000 Mann zuſammenbrachte. Aber der ſchlaue Antipater verſtändigte ſich mit Menon, beſchwichtigte deſſen Anſprüche und warf ſich raſch mit 40,000 Mann in den Peloponnes. Es iſt charakteriſtiſch, daß Agis ihm nicht einmal hatte entgegenrücken können, weil er erſt Megalopolis belagern mußte. Alſo auch jetzt noch war der Nachbarhaß der Meſſenier und Arkadier gegen die Lakonier größer, als der Haß gegen den gemeinſchaftlichen makedoniſchen Unterdrücker. Das iſt echt griechiſch. Natürlicherweiſe konnte die viel ſchwächere Macht des unglücklichen Agis gegen die des Antipater, als dieſer Megalopolis zu entſetzen herankam, nicht Stand halten. In einem furchtbaren Kampfe fand er den Heldentod, im Jahr 330, und ganz Griechenland kehrte unter das alte Joch zurück.

4.

Alexanders nordiſche Abenteuer.

Darius war nach Hyrkanien, dem kaſpiſchen Meere zugeeilt und hatte die Skythen des Nordens zu ſich entboten, aber ſie kamen nicht. Die wenigen Getreuen, welche damals noch für ihn kämpfen und im Norden Hülfstruppen für ihn aufbieten wollten, wurden im Rathe überſtimmt und am Handeln verhindert, denn überall umgab den König Verrath. Vergebens ermahnte der alte Artabazus zur Treue. Narbazanes warf ihm ein, es ſey zu ſpät, der König habe alles Vertrauen bei den Völkern verloren. Nur ein neuer König könne das Vertrauen herſtellen. Dazu eigne ſich aber niemand beſſer, als Beſſus, der Satrap von Baktrien. Darius fuhr wüthend auf und wollte den Redner mit ſeinem Dolche niederſtoßen. Narbazanes aber wich ihm aus und trennte ſich mit ſeinen perſiſchen Truppen vom Könige. Daſſelbe that Beſſus mit den Baktrianern. Man iſt nicht berechtigt, dieſer Handlungsweiſe der Satrapen nur gemeine Motive unterzulegen. Die Anſicht, daß die Schwäche des Königs alles verdorben habe und daß ein kräftiger Charakter in dieſer Zeit der Noth das Vaterland retten müſſe, war eine ſehr natürliche. Eine andere Frage iſt, ob Beſſus ein ſolcher Charakter war. Artabazus ſuchte noch in der letzten Stunde die Abgefallenen zu ihrer Pflicht zurückzuführen, und ſie kamen auch, aber nur, um ihr Verbrechen zu vollenden. Darius hatte noch einen Reſt griechiſcher Söldner bei ſich, die ihm ſehr ergeben waren. Der Führer derſelben drängte ſich an ſeinen Wagen und beſchwor ihn, ſich nur von Griechen umgeben zu laſſen, weil Beſſus ſich ſonſt ſeiner Perſon bemächtigen würde. Sie allein meinten es ehrlich mit ihm und würden ihn ſchützen. Aber der König vertraute dem Artabazus, den die Verſchwörer betrogen hatten, indem ſie ihm Verſöhnung heuchelten. Schon in der nächſten Nacht ließ Beſſus das Zelt des Königs überfallen, ihn aus dem Bette reißen, in Feſſeln ſchlagen und in einen

Wagen werfen, um ihn nach Baktra zu führen. Von dort aus hoffte er, mit Alexander unterhandeln zu können und von demselben durch die Auslieferung des Darius seine eigene Anerkennung als König und den Frieden zu erkaufen.

Alexander war dem König auf den Fersen und als er hörte, was mit demselben vorgegangen war, verdoppelte er seine Eile, um ihn einzuholen und wo möglich aus der Gewalt des Bessus zu befreien. Bessus aber wollte sich seine Beute nicht abjagen lassen, sondern suchte sie zu bergen, um einen hohen Preis dafür zu fordern. Also beschleunigte auch er seine Flucht, weil er nicht Truppen genug bei sich hatte, um den ihm nachsetzenden Makedoniern einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Alexander jagte mit seiner Reiterei voraus und gönnte sich auch die Nacht keine Ruhe. Menschen und Pferde blieben erschöpft liegen. Nur noch mit 500 Pferden, die am besten aushielten, flog er auf einem kürzeren Wege der traurigen Karawane nach, die den gefangenen König fortschleppte. Bessus aber, als er die Verfolger kommen sah und seine Beute nicht mehr retten konnte, schoß einen Pfeil auf den in seinen Fesseln wehrlosen König ab. Die ihn umgaben, thaten das nämliche und während sie eilig davonflohen, blieb der mit Pfeilen bespickte Leib im Wagen liegen. Die führerlosen Pferde schleppten ihn zu einem Brunnen hin, um dort ihren Durst zu löschen. Hier fand ihn zufällig der Makedonier Polystratus, der gleichfalls seinen Durst löschen wollte. Darius lebte noch und bat ihn in griechischer Sprache um einen Trunk Wasser. Als er aber getrunken hatte, reichte er ihm die Hand und verschied. Alexander, der schnell herbeigerufen wurde, fand ihn zu seiner großen Bestürzung schon todt, konnte sich bei seinem Anblicke heißer Thränen nicht enthalten, entkleidete sich seines eigenen königlichen Purpurs, um den Leichnam damit zu bedecken, und sandte ihn seiner ehrwürdigen Mutter Sisygambis zu, um ihn mit königlicher Pracht bestatten zu lassen.

Alexander ruhte eine Weile aus und wartete, bis sich seine zurückgebliebenen Truppen wieder um ihn gesammelt hatten. Dann aber ging er nicht zurück, sondern setzte seinen Marsch noch Zadra-

karta fort, der Hauptstadt von Hyrkanien, wohin Narbazanes sich geworfen hatte. Der Plan der persischen Verräther war nämlich ein excentrischer Rückzug und Wiederbeginn der Feindseligkeiten in verschiedenen Provinzen zugleich, weil Alexander doch nicht überall seyn konnte und weil die Erfahrung gezeigt hatte, daß alles verloren war, wenn er nach seiner Gewohnheit die gesammte Macht seiner Gegner auf einem Punkte besiegen konnte. Während also Narbazanes ein neues Heer in Hyrkanien sammelte, that dasselbe Bessus in Baktrien, Satibarzanes in Aria, Barsaentes in Drangiana. Sie vergaßen aber, daß, wenn sie einzeln kämpfen wollten, Alexander sie desto leichter einen nach dem andern schlagen würde. Als dieser nun wirklich auf Zadrakarta losging, erschrack Narbazanes und unterwarf sich ohne Widerstand. Hier kamen auch der alte Artabazus mit seinem tapfern Sohne Ariobarzanes und Phrataphernes, der Satrap von Parthien, und die Führer der griechischen Söldner zu Alexander und wurden von ihm aufs huldvollste empfangen. Als der König nun weiter gegen Arien vorrückte, unterwarf sich ihm auch Satibarzanes, wurde jedoch hinter seinem Rücken bald wieder untreu. Alexander mußte daher umkehren, unterdrückte die Empörung und ließ zum abschreckenden Beispiele 13,000 Arier auf einem Fleck zusammenhauen, im Jahr 330. Auch Barsaentes wurde ihm damals ausgeliefert und hingerichtet.

Bessus hatte sich unterdeß zum König von Persien erklärt und den Namen Artaxerxes angenommen. Er hoffte durch Hülfe der nordischen Skythen, der Indier im Osten und der treulosen, von Alexander als Satrapen angestellten Perser die makedonische Streitmacht, welche durch Schlachten und Strapazen verkleinert, durch Entsendungen und Besetzung fester Punkte vertheilt war, von allen Seiten zu erdrücken. Ueberdies war es Winter, das Gebirge lag voll Schnee und Bessus glaubte Zeit genug zu seinen Rüstungen zu haben. Gerade deshalb aber entschloß sich Alexander, ihm zuvorzukommen und führte seine tapfern Schaaren unter unsäglichen Beschwerden über die Schneeberge des Hindukusch nach Baktra. Bessus wurde vollständig überrascht, hatte noch nicht genug

Streitkräfte beisammen und entfloh eilends nach Sogdiana. Alexander verfolgte ihn und fand unterwegs in Nautaka die Nachkommen derjenigen Milesier, welche einst dem Xerres die verborgenen Tempelschätze daselbst verrathen hatten und deshalb, der Rache ihrer griechischen Landsleute entrückt, in Persien angesiedelt waren. Obgleich nun die Nachkommen an der Sünde der Väter unschuldig waren, ließ Alexander sie doch alle umbringen, ohne Zweifel im Hinblicke auf den damals kaum von Antipater gedämpften Aufstand in Griechenland, zur Abschreckung aller untreuen Griechen. Spitamenes, der Satrap von Sogdiana, wollte sich dem Zorne Alexanders nicht aussetzen, als dieser in seine Grenzen kam, unterwarf sich ihm daher schnell und überlieferte ihm den Bessus, indem er ihm ihn selbst wie einen Hund an einer Kette brachte. Alexander warf dem Gefangenen seine an Darius begangene Untreue in zornigen Worten vor und übergab ihn sodann dem Bruder des Darius Orathres, der ihm Nase und Ohren abschneiden, ihn ans Kreuz schlagen und, wie er da hing, mit Pfeilen todt schießen ließ.

Die Bergvölker empörten sich aber immer von neuem und Alexander mußte sein ganzes Genie aufwenden, um durch gewaltige Schläge den Barbaren Achtung einzuflößen. Denn wenn er hier zurückgewichen wäre, hätte er in ganz Asien sein Ansehen eingebüßt. Spitamenes erhob Aufruhr gegen ihn, nachdem er ihn sicher gemacht hatte, und die Skythen am Jaxartes, die schon von Bessus waren aufgeboten worden, begannen zu drohen. Alexander hatte alle Hände voll zu thun, um von Marakanda (Samarkand), der Hauptstadt Sogdianas, und nachher von seinem Winterlager in Zariaspa aus die kleinen Gebirgsfürsten zu überwältigen, die er nicht in seinem Rücken lassen konnte, wenn er die Skythen angriff. Als er nach einer schweren Belagerung das Felsennest des Oxyartes eroberte, fand er darin dessen Tochter Roxane, die schönste Jungfrau Asiens, die er sogleich heirathete. Ihr geflüchteter Vater, welcher diese Wendung der Dinge staunend erfuhr, begab sich nun gleich zu seinem königlichen Eidam und wurde mit Freuden aufgenommen.

Gegen die Skythen hielt Alexander genau das nämliche Ver-

fahren ein, wie früher gegen die Geten an der Donau. Er glaubte nämlich, er würde sich bei diesen trägen, stolzen aber ehrlichen Barbaren am besten in Respect setzen, ja sogar ihre Zuneigung gewinnen, wenn er nur recht keck wäre. Er ließ also am Ufer des Jaxartes eine Stadt bauen, im Jahr 329. Die Skythen schickten Gesandte an ihn und stellten ihm vor, wie thöricht er handeln würde, wollte er in ihr unermeßliches Steppenland eindringen. Auch mahnten sie ihn, wenn er ein Gott sey, sollte er den Menschen Frieden und Segen und nicht Krieg und Elend bringen, und wenn er ein Mensch sey, sollte er nicht vergessen, daß er nicht mehr sey. Dieses Aufmerken der Skythen machte dem Spitamenes Muth, sich in Alexanders Rücken zu empören, und es glückte ihm, eine makedonische Abtheilung unter Menedemus, 2300 Mann stark, niederzuhauen. Allein er wurde durch seine eigene Gemahlin, die ihn vergebens vom Verrathe abzuhalten gesucht hatte, im Schlafe ermordet und sie selbst brachte sein abgeschlagenes Haupt in Alexanders Lager. Dieser trotzte nun den Skythen und setzte auf dieselbe Art, wie früher über die Donau, so über den Jaxartes, überraschte die Skythen, schlug sie, verfolgte sie nur eine kurze Zeit und kehrte dann wieder über den Fluß zurück, um nicht mehr wiederzukommen. Es genügte ihm, daß die Skythen seinen Muth und seine Ueberlegenheit kennen gelernt hatten. Mehrere ihrer Fürsten sandten zu ihm, einer bot ihm seine Tochter an, ein anderer wünschte ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen, um seine Feinde leichter überwältigen zu können. Das alles ist sehr wahrscheinlich, dagegen von den Schmeichlern nur erdichtet der Besuch der angeblichen Amazonenkönigin Thalestris, die zu ihm kam, wie die Königin von Saba zu Salomo, und mit der er fünfzehn Tage in Freuden zugebracht haben soll.

5.

Unzufriedenheit der Makedonier.

Während dieser nordischen Feldzüge hatte der große Alexander nicht blos mit den tapfern Bergvölkern und dem Verrathe der Satrapen, sondern auch mit seinen eigenen Makedoniern zu kämpfen und nirgends zeigte sich sein Genie größer als mitten in diesen Sorgen, die ihm von allen Seiten über den Kopf zu wachsen drohten und die er alle, er allein unermüdlich, besiegte.

Was ihm Parmenio schon nach der Schlacht bei Issus bemerkt hatte, war ohne Zweifel die Meinung aller erfahrenen und besonnenen Makedonier. Er hätte sich mit dem Westen des persischen Reichs begnügen sollen. Wenn ihm nun aber auch die tapfere Jugend, wenn ihm die griechischen und thrakischen Söldner und alle Ehrgeizigen blind folgten, wohin er sie immer führte, so sahen sie sich doch jetzt in ihren stolzen Erwartungen getäuscht, weil er, je mehr er sich von der Heimath entfernte und tiefer in Asien eindrang, um so mehr nur die Asiaten auf Kosten der Europäer begünstigen zu wollen schien. Die reichen Satrapien, nach welchen seine Strategen lechzten, gab er nicht Makedoniern, sondern Persern. Diese persischen Großen wurden am Hofe des Königs den makedonischen, die schimpflich Besiegten den stolzen Siegern gleichgestellt. Ja der König begünstigte offenbar die Perser, weil sie ihn nach ihrer Landessitte durch Niederwerfung auf ihr Angesicht wie einen Gott anbeteten. Alexander selbst nahm die persische Königstracht an, vertauschte den glattpolirten Helm mit der von bunten Juwelen schimmernden Tiare und schien mithin, um sich die Morgenländer zu befreunden, selbst einer werden zu wollen. Wozu nun, frugen die Makedonier, haben wir den Darius besiegt, wenn Alexander selbst Darius wird? Aber er täuscht sich, wenn er glaubt, auch wir würden Perser werden wollen. Mit solchen Gedanken trugen sich die unmuthigen Krieger und ihr Groll wuchs, als der König sie wäh-

rend der nordiſchen Feldzüge Mühſeligkeiten und Gefahren ausſetzte wie noch nie zuvor.

Die Stimmung des Heeres verrieth ſich, als ſich einmal das erlogene Gerücht verbreitete, der König wolle nach Makedonien zurückkehren. Das ganze Lager brach darüber in Freudentaumel aus und ſah ſich ſehr ungerne getäuſcht. Ein gewiſſer Dimnos verſchwor ſich gegen das Leben des Königs, der ihn perſönlich gekränkt hatte. Philotas, der Sohn des ehrwürdigen alten Parmenio, ſoll darum gewußt, es aber verſchwiegen haben, bis eine Buhlerin ihm beim Weine das Geheimniß entlockte und ihn verrieth. Dimnos tödtete ſich ſelbſt. Philotas wurde gefoltert und ſoll in der Marter geſtanden haben, ſein Vater ſey mitſchuldig. Alexander ließ den Sohn durch die Spieße jagen, den Vater durch eigens abgeſchickte Mörder umbringen. Nur der Verdacht und die Strafe, nicht die Schuld iſt hier erwieſen. Der König ſah ſich von Gefahren umgeben und wollte die Aufruhrluſtigen ſchrecken.

Der Freimuth der Makedonier ließ ſich indeß keinen Zügel anlegen. Sie raiſonnirten wenigſtens, wenn ſie auch gehorchten. Klitus, der des Königs beſonderer Günſtling war und ihm am Granikus das Leben gerettet hatte, nahm weniger als andere ein Blatt vor den Mund und als ſie einſt zu Marakanda die Dionyſien feierten und der König und alle Großen des Reichs ſchon vom Weine trunken waren, ließ Klitus ſeinen Unmuth in bittern Reden aus und pries den Parmenio glücklich, der noch zu rechter Zeit geſtorben ſey, bevor die freien Makedonier die Perſer bitten müßten, zum Könige zugelaſſen zu werden. Alexander erwiderte höhniſch: Die Makedonier ſollten ſich nicht überheben, denn ſie ſeyen im Vergleiche mit den feinen Griechen doch eigentlich nur Thiere. Klitus warf ihm vor, daß er nicht mehr mit freien Leuten, welche die Wahrheit ſagen, ſondern mit Sklaven umgehe, die ſein Kleid anbeten. Nun wurde der König böſe und warf dem Klitus einen Apfel an den Kopf. Klitus wurde von den Freunden weggebracht, der König aber war ſchon ſo in Zorn gerathen, daß er ihm nachlief, einer Wache den Speer entriß und den Klitus damit tödtete. Dann kam er wieder

zur Besinnung und weinte bitterlich, seinen liebsten Freund umgebracht zu haben. Sein Jammer schien nicht enden zu wollen, bis sein Hausphilosoph Anararch, ein unwürdiger Schüler des Demokrit, ihm begreiflich zu machen wußte, er sey ja ein Gott und habe als solcher keine seiner Handlungen zu bereuen, weil sie alle göttlich seyen.

Ein anderer, viel anständigerer, eben deshalb aber nicht so geschmeidiger Philosoph, welcher gleichfalls den König begleitete, Kallisthenes, Schüler und Anverwandter des Aristoteles, ärgerte sich sehr über seinen Collegen, welcher sich nicht entblödet hatte, während eines Gewitters einmal den König zu fragen: Donnerst du, Sohn des Zeus? Je mehr nun Anararch dem Könige schmeichelte, desto mürrischer benahm sich Kallisthenes. Bei einem Gastmahle, wo bereits alle Anwesenden den König nach persischer Sitte anbeteten, that es Kallisthenes nicht. Dessen aber blieb ihm Alexander eingedenk und bald fand sich Gelegenheit, den armen Philosophen zu vernichten. Ein gewisser Hermolaos, Edelknabe des Königs, rettete diesem das Leben, indem er einen wilden Eber tödtete, als derselbe eben auf Alexander zustürzte. Das wurde aber so aufgefaßt, als habe Hermolaos dem Könige die Ehre, den Eber selbst zu tödten, nicht gönnen wollen und somit wurde Hermolaos bestraft und empfing Ruthenstreiche. Wüthend darüber verschwor er sich mit einigen anderen jungen Leuten, den König im Schlafe umzubringen. Ein syrisches Weib, welches den König überallhin begleitete, obgleich er ihrer nur spottete, gebot ihm, in dieser Nacht wach zu bleiben. Durch diese Seherin wurde der Plan vereitelt und entdeckt. Weil aber Hermolaos ein eifriger Zuhörer des Kallisthenes bei dessen philosophischen Vorträgen gewesen war, wurde auch dieser Philosoph der Mitschuld angeklagt und sammt den andern verurtheilt. Die jungen Edelknaben wurden gesteinigt, Kallisthenes nach einer Nachricht gefoltert und gehenkt, nach der andern in einen eisernen Käfig gesteckt, in welchem er zuletzt halb verfault an der Läusesucht gestorben seyn soll. Justinus erzählt noch, Lysimachus, einer der makedonischen Strategen, sey empört über die Mißhandlung des Kallisthenes gewesen, aber dafür auf des Königs Befehl einem großen

Löwen vorgeworfen worden, habe jedoch seinen Mantel um den Arm geschlungen und ihn dem Löwen in den Rachen gestoßen. Die Heldenthat bewundernd habe Alexander ihn freigelassen.

Weit entfernt, dem Murren seiner Makedonier nachzugeben, muthete ihnen Alexander vielmehr immer neue Anstrengungen, neue Märsche und Kämpfe zu, denn er wollte das große, reiche, schöne Indien erobern. Im skythischen Norden war nichts zu holen und der Kampf mit den tapfern Barbaren zu gefährlich. Dagegen schien Indien tief im Süden noch verweichlichter als Persien, an Schätzen noch reicher und zum Widerstande um so unfähiger, als es in unzählbare kleine Staaten getheilt war. Sisikyphos, ein indischer Grenzfürst, der dem Bessus geholfen hatte, beeilte sich, Alexanders Gnade und Bündniß zu suchen, und der noch mächtigere indische Fürst Taxiles (Fürst von Taxila) kam zu ihm, unterwarf sich ihm und bat ihn um Hülfe gegen König Porus, welcher hinter ihm am Indus wohnte. So wurde dem Makedonier die Eroberung gewissermaßen entgegengetragen und leichter als jede andere gemacht. Einen Hauptreiz zum Zuge nach Indien fand er aber in der alten Sage von einem angeblichen Zuge des Dionysos nach Indien, den er nachahmen wollte. Je märchenhafter seine Unternehmung war, in je ungewissere Ferne sie ihn führte, desto muthiger stürzte er sich in sie hinein, unsterblichen Ruhmes gewiß. Man sagte von ihm, wenn er das Ende der Erde gefunden habe, werde er eine Leiter zum Monde bauen, um auch diesen zu erobern. Den eigentlichen Umfang des südlichen und östlichen Asien kannte Alexander nicht. Allen Nachrichten zufolge stellte er sich denselben kleiner vor und glaubte alles Land bis zum Ocean leicht unterjochen zu können.

Den Verlust in seinem Heere hatte er immer wieder ersetzt, theils durch Verstärkungen, die ihm aus Makedonien zukamen, indem er regelmäßig die ausgedienten Veteranen dahin zurückschickte und dagegen die junge Mannschaft herbeikommen ließ, theils durch neugeworbene griechische Söldner, die sich in Menge der reichen Beute wegen herbeidrängten, theils durch die nördlichen Barbaren, die ihm vom Orus aus eben so gerne wie von der Donau her zuzogen.

In ſeinen indiſchen Feldzug begleiteten ihn die kühnſten Krieger derſelben Völker, die er eben bezwungen hatte, der Bactrier, Sogdianer, Skythen. Endlich führten ihm die oben genannten Grenzfürſten ſogar indiſche Hülfstruppen zu. Um aber künftig vom guten Willen der Makedonier weniger als bisher abzuhängen, befahl Alexander den Satrapen, während ſeiner Abweſenheit innerhalb des perſiſchen Reiches 30,000 auserleſene junge Männer auszuheben und ganz nach makedoniſcher Art kleiden, bewaffnen, eintheilen und einüben zu laſſen.

6.

Alexander in Indien.

Nachdem der König in Bactrien ein Heer von 120,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Roß geſammelt hatte, brach er im Frühling des Jahrs 327 auf nach Indien. Er hielt ſich am Rand des Gebirges, weil daſſelbe bewohnter war, als die zum Theil waſſerloſen Ebenen unten, und weil er keine unabhängige Bergvölker in ſeinen Flanken oder im Rücken dulden durfte. Doch auf den Rath ſeiner indiſchen Freunde ließ er den Hephäſtion und Perdikkas mit einem Theil des Heeres auf einem andern Wege rechts etwas weiter ſüdwärts marſchiren.

Die Gebirgsvölker am Hindukuſch entlang dem Kabulſtrom, der ſich in den Indus ergießt, waren damals ſchon, wie noch heute, ungemein kriegeriſch und hatten feſte Burgen. Aſpaſier, Guräer und Aſſacener werden genannt, welche damals den vorrückenden Makedoniern den hartnäckigſten Widerſtand leiſteten. Alexander aber ließ keinen ihrer feſten Plätze unerobert und unzerſtört zurück, denn abſolute Unbeſieglichkeit ſollte vor ihm hergehen. Bei der Erſtürmung einer ungenannten Stadt erhielt er wieder einmal eine Wunde. Am ſchwerſten wurde ihm die Eroberung der Stadt Maſſaga, und doch gab er Stadt und Reich der Königin Kleophis zurück, weil ſie kam, wie Juſtinus erzählt, durch Beilager das verlorene Reich einzulöſen. So

behauptete sie durch Unkeuschheit den Thron, den sie durch Tapferkeit nicht hätte schützen können. Sie gebar von Alexander einen Sohn gleichen Namens, der ihr in der Herrschaft folgte. Von den Indern aber wurde sie verachtet. Von hier aus unternahm Alexander die überaus schwierige Erstürmung des Felsen Aornos (selbst Vögeln unzugänglich), auf den sich die Inder von Bazira und andern Städten mit ihrer besten Habe geflüchtet hatten. Mit unerhörter Kühnheit ließ er hier den Zwischenraum zwischen dem Felsen und dem gegenüberliegenden Gebirge ganz so wie früher das Meer von Tyrus mit einem hochaufgeschütteten Damm ausfüllen und konnte nun auf den Felsen eindringen, von dem sich viele Inder verzweiflungsvoll herunterstürzten, die übrigen aber wurden geschont. Alexanders Schmeichler fabelten, Herkules sey auch einmal in Indien gewesen, habe aber den Aornos nicht erobern können, sondern beschämt abziehen müssen.

Unterdeß hatten auch Hephästion und Perdikkas mehrere indische Völkerschaften unterworfen, mit denen der Fürst von Taxila in Fehde gewesen war, und eine Brücke über den großen Indusstrom geschlagen. Alexander kam den Kabul entlang gleichfalls an den Indus, ergötzte sich dort in den Urwäldern mit der ersten Elephantenjagd und ließ Schiffe bauen, auf denen er den Indus hinabfuhr bis zur Brücke. Hier vereinigten sich die Heere wieder und zogen über den Indus hinüber nach Taxila, der Residenz ihres Bundesgenossen, welchem der König den größten Theil des eroberten Landes übergab. Bis hieher war alles nach Wunsch gegangen. Zwar sollten sie nun erst das übermächtige Heer des König Porus bekämpfen, aber sie fanden in Taxila Verstärkungen, insbesondere Kriegselephanten und eröffneten im Frühjahr 326 den Feldzug gegen Porus mit heiterem Muth.

Abisares, der Fürst von Kaschmir, Bruder des Fürsten von Taxila, kam mit glänzendem Gefolge, um dem König zu huldigen, meinte es jedoch nicht ehrlich und stand in heimlichem Verkehr mit Porus. Dieser Porus könnte dem berühmten indischen Königsgeschlecht der Puru oder Purava angehören, soll jedoch kein Erbfürst aus alter Familie, sondern nur ein Emporkömmling gewesen seyn. Derselbe hatte nur 30,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß, aber

300 Kriegswagen und 200 Kriegselephanten. Die letztern waren in jenen Zeiten ſehr wichtig, denn dem Andrang dieſer Rieſenthiere konnte keine Phalanx widerſtehen. Auf ihrem Rücken aber ſaßen in einem kleinen Thurme Krieger, welche Wurflanzen und Pfeile abſchoſſen. Das Heer des Porus war hinter dem Fluß Hydaſpes (jetzt Behut), der in den Indus fließt, gut aufgeſtellt und wehrte den Makedoniern den Uebergang. Alexander ſuchte daher den Feind über den wahren Punkt, an dem er übergehen wollte, zu täuſchen, indem er ihn alle Nacht an einem andern Ort allarmirte. Endlich ſetzte er in einer furchtbaren Gewitternacht über, befand ſich aber, ſtatt auf dem andern Ufer, nur auf einer großen Inſel und mußte unter der größten Gefahr noch über den zweiten tiefen Arm des Fluſſes ſetzen. Als er aber einmal drüben war, überraſchte er die Vorhut des Porus und hieb ſie faſt gänzlich nieder, wobei auch ein indiſcher Prinz umkam. Die Flüchtigen meldeten im Lager des Porus, der Feind nahe, und ſchnell ordnete Porus ſein Heer.

Die Schlacht am Hydaſpes war ſehr blutig. Anfangs wichen die Inder dem ſtürmiſchen Angriff der makedoniſchen Reiter, dann aber ließ Porus ſeine Elephanten in Maſſe auf die Phalanx des makedoniſchen Fußvolks los, die ihnen im Sturmſchritt entgegenrückte. Es gab einen furchtbaren Anprall. Im Augenblick war die Phalanx zerriſſen und wurden die Menſchen unter den Füßen der grimmigen Thiere zerſtampft. Aber ſo groß war die Tapferkeit der Makedonier, daß ſie nicht wichen, ſondern einzeln, ſo gut jeder konnte, ſich gegen die Elephanten wehrten und viele derſelben verwundeten. Während nun die von Schmerz wüthenden Thiere ohne Ordnung umherliefen und unter den Indern ſelbſt Verheerungen anrichteten, drängte Alexander mit ſeiner ſiegreichen Reiterei das ganze indiſche Heer gegen die Elephanten hin, die nun mitten in einem ungeheuern Menſchenknäuel um ſich zu ſchlagen und alles zu zertreten fortfuhren, bis ſie ſelbſt umfielen. Porus wurde, auf einem Elephanten ſitzend, an ſeiner goldenen Rüſtung erkannt und von den Makedoniern perſönlich angegriffen. Der Panzer ſchützte ihn, aber ein Pfeil traf ihn in die Schulter. Noch immer vertheidigte er ſich, aber Alexander

wollte nicht, daß er getödtet werde und ſchickte den Tariles zu ihm, um ihn zur Ergebung aufzufordern. Porus aber ſchleuderte einen Wurfſpeer gegen den Verräther. Da ſchickte Alexander den Meroes zu ihm, der mit Porus befreundet war, und deſſen Ueberredung gab er nach. Vor Durſt verſchmachtend, ſtieg er vom Elephanten herab, bat um einen Trunk und ging dann raſch dem Sieger entgegen. Alexander empfing ihn aufs gütigſte. Wie willſt du, daß ich dich behandle? frug er. Königlich, antwortete Porus. Und ſo geſchah es auch. Alexander ließ ihm nicht nur ſein ganzes Reich, ſondern vergrößerte es auch. Die gegenſeitige Eiferſucht zwiſchen Tarilas und Porus ſchien ihm das ſicherſte Mittel, wenn er noch weiter in Indien vordränge, ſich den Rücken zu decken.

In dieſer Schlacht war auch Alexanders berühmtes Roß, auf dem er immer in der Schlacht ritt, verwundet worden und ſtarb bald darauf. Zu Ehren deſſelben gründete der König nunmehr eine Stadt am Hydaſpes und nannte ſie nach dem Namen des edeln Thieres Bucephalia.

Alexanders Sieg regte das ganze benachbarte Indien auf, aber in verſchiedenem Sinne. Von Abiſares, von einem zweiten entferntern Porus und von vielen kleinen Staaten kamen Geſandte zu ihm und boten ihm ihre Unterwerfung an. Andere trotzten, beſonders das Volk der Kothäer, welches kurz vorher der vereinigten Macht des Porus und Abiſares widerſtanden hatte. Auch im Rücken Alexanders waren die Aſſacener wieder aufgeſtanden, die jedoch durch die zurückgelaſſenen Satrapen bald wieder gebändigt wurden. Um die Kothäer zu überwältigen und ſich dadurch den Paß in das weite Gebiet des Ganges zu öffnen, rückte Alexander im Pendſchab, dem merkwürdigen Land der fünf Flüſſe, die hier vom Gebirge her hindurchfließen zum Indus, immer weiter nach Oſten vor, über den Fluß Akeſines (Dſchinab) und Hydraotes (Rawi), ohne einen Widerſtand zu finden. Erſt jenſeits des letztern kam er ins Land der Kothäer, welche ſich in ihrer Hauptſtadt Sangala auf das heldenmüthigſte vertheidigten. Vor der Stadt lag ein Hügel, welchen ſie mit einer Wagenburg umzogen hatten, von wo aus ſie ihre Geſchoſſe

auf die anſtürmenden Makedonier ſchleuderten. Es koſtete die letztern einen ſchweren Kampf, bis ſie die dreifache Wagenreihe durchbrochen und die Stadt genommen hatten, wobei ſich beſonders Ptolemäus, Sohn des Lagos, hervorthat. Sangala wurde dem Erdboden gleich gemacht und unter den Indern arg gewüthet, um im ganzen übrigen Indien Schrecken zu verbreiten.

Sofort rückte Alexander an den Fluß Hyphaſis (Bejah), den weſtlichen Arm des Sedlebſch. Von dieſem aus, dem letzten der in den Indus fließenden Gewäſſer, hätte er nur noch eine kurze Strecke des Hochlandes zu durchmeſſen brauchen, um in das Flußgebiet des Ganges zu gelangen. Allein hier war das Ziel ſeiner Heldenlaufbahn. Seine Truppen wollten nicht weiter marſchiren. Ein paſſiver Widerſtand des ganzen Lagers antwortete auf ſeinen Befehl. Vergebens redete er die Truppen an, machte ihnen reiche Geſchenke, verhieß ihnen ungeheure Beute in den reichen Gangesländern und ewigen Ruhm. Alles half nichts. Die Truppen waren, zumal die lange Regenzeit eingetreten war, in der übelſten Stimmung, ermüdet und erſchöpft. Die reiche Beute hatte keinen Reiz mehr für ſie, wenn ſie dieſelbe nicht heimbringen konnten. Mit Recht mußten ſie fürchten, in dem unermeßlichen Oſten Indiens unterzugehen, von welchem ſie hörten, es gebe dort große Staaten mit tauſenden von Kriegselephanten und trefflich gerüſteten Heeren, Alexander ſelbſt aber, wenn er gleich den heftigſten Zorn zur Schau trug und um jeden Preis vorwärts wollte, und wenn er auch gern gewünſcht hätte, in ſeinem Siegeslauf nicht gehemmt zu werden, war doch zu einſichtsvoll, um nicht zu begreifen, daß er ohne die äußerſte Gefahr jetzt nicht mehr weiter gehen konnte. Sein ermüdetes und unwilliges Heer würde in der That nicht ausgereicht haben, um die mächtigen Reiche am Ganges zu bewältigen. Er ſcheint jetzt erſt genauere Kunde von der ungeheuren Ausdehnung Indiens erhalten zu haben. Zugleich empfing er ſchlimme Meldungen aus Perſien von der ſchlechten Geſinnung und Regierung, ja vom offenen Verrath der Satrapen und mußte das Aergſte von dort beſorgen, wenn er länger entfernt bleibe. Genug, alle Geſchichtſchreiber ſtimmen zwar darin überein, daß ihn

sein Heer gegen seinen Willen zur Umkehr gezwungen habe, allein es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß er sich trotz seiner heftigen Gegenrede doch eigentlich gern hat zwingen lassen, damit es nicht scheine, als hätte er selbst jemals einem Feinde den Rücken kehren oder einem großen Unternehmen entsagen wollen.

Nachdem er drei Tage lang dem Heere, als dessen Sprecher Koinos auftrat, im äußersten Zorn die Rückkehr verweigert hatte, willigte er endlich in dieselbe ein, ließ aber am Fluß zwölf Altäre, höher als die höchsten Thürme, aus Steinquadern erbauen, zum Denkzeichen seines indischen Zuges und gleichsam als neue Säulen des Herakles im äußersten Osten der Welt. Dann, es war im Spätsommer des Jahres 326, ging er mit seinem Heer durch das Pendschab zurück. Am Hydaspes aber hielt er an, ließ Schiffe bauen und fuhr den Fluß hinunter, denn er wollte das ganze Stromgebiet des Indus seinem Reich einverleiben, es zur Grenze desselben machen, daher den Lauf des Stromes bis zu seinen Mündungen kennen lernen und die an demselben liegenden und noch nicht eroberten Länder vollends unterwerfen, bevor er nach Persien heimkehrte.

Die rasch durch die kunstfertigen Hände der Makedonier und Griechen improvisirte Flotte bestand aus 80 Kriegsschiffen, 200 Transportschiffen für die Pferde und einer großen Menge kleinerer einheimischer Fahrzeuge für das Fußvolk. Arrian beschreibt die Fahrt dieser Flotte in regelmäßigen Abständen mit bunten Segeln und unter Musik als äußerst prächtig. Doch ließen sich nicht alle umwohnenden Inder dadurch imponiren. Alexander forderte überall Unterwerfung, aber das Volk der Mallier leistete in der Stadt Agalassa verzweifelten Widerstand, der mit der Eroberung der Stadt und einem gräßlichen Gemetzel endete. Als er eine andere Stadt der Mallier bestürmte, war er der erste auf der Mauer und so tollkühn, von da ins Innere der Stadt herabzuspringen. Da stand er nun allein, an seiner goldenen Rüstung und seinem prächtigen Helmschmuck kenntlich und die Feinde drangen auf ihn ein. Schon war ihm die Brust von einem Pfeil durchbohrt und er umgesunken, als ihm einige seiner

Getreuen, Peukestes voran, nachsprangen und ihn glücklich retteten. Die Stadt wurde genommen, der König geheilt. Dann fuhr er durch friedliche Ufer. Da wo der Hydraotes sich mit dem Akesines vereinigt, unterwarf sich ihm freiwillig das Volk der Sudrakas, dann auch das der Rathros (wahrscheinlich dasselbe was Sudras und Kshatriyas, zwei indische Kasten, die aber ursprünglich verschiedene Völkerschaften waren). Hier überwinterte der König und baute am Zusammenfluß der beiden genannten Ströme eine neue Stadt Alexandria.

Im Frühjahr 325 fuhr er weiter hinab, mußte jedoch unterwegs erst wieder eine Anzahl von unabhängigen Fürsten und Stämmen unterwerfen. Der erste Fürst Musikanus war zur Unterwerfung bereit, aber nur scheinbar. Ein anderer, Orikanus, mußte mit Gewalt bezwungen werden. Ein dritter, Sambus, welcher schon gehuldigt hatte und abgefallen war, entfloh. Sein Reich aber wurde erobert und die Brahminen, die das Volk gegen die Fremden zum Kampf aufgerufen hatten, besonders hart verfolgt. Eine Stadt eroberten die Makedonier, indem sie sich unter der Erde durchgruben und plötzlich mitten auf dem Markt zum Vorschein kamen. Die überraschten Einwohner wurden niedergemetzelt, alle Brahminen gekreuzigt. Dasselbe schlimme Loos traf den Musikanus selbst, als er abgefallen war.

Inzwischen machte Alexander doch auch mit einigen Brahminen friedliche Bekanntschaft. Er fand nämlich solche, welche zur Buße in gänzlicher Weltentsagung lebten und unter freiem Himmel immer auf derselben Stelle zubrachten. Als er sie frug, warum sie das thäten? antworteten sie: Jeder Mensch hat nur so viel Erde, als worauf wir stehen, und wenn du auch noch so weit durch die Welt ziehst, wird dir zuletzt doch nur grade so viel Erde bleiben, als hinreicht, deinen Leib zu begraben. Alexander wünschte, einen solchen indischen Weisen in seiner Begleitung zu haben und Taxiles sollte ihm einen aussuchen. Aber sie weigerten sich. Ihr Aeltester, Dandamis, erklärte: Auch er sey Gottes Sohn so gut wie Alexander, er verlange nichts von Alexander und er fürchte auch nichts von ihm. Nur ein gewisser Kalanus ließ sich überreden, dem König zu folgen. Von diesem wird erzählt, er habe sich später in Persien,

als er krank wurde, freiwillig und nicht ohne Eitelkeit auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen.

Hierauf gelangte Alexander in den Hauptstrom des Indus selbst und nach der Stadt Patala, an den Punkt, an welchem der Strom sich in viele Arme theilt, die ein großes Delta bilden. Von hier aus machte er eine Versuchsfahrt bis in den Ocean, nicht ohne durch den ihm unbekannten gewaltigen Andrang der Meeresfluth und Bore geschreckt und in Gefahr versetzt zu werden. Fragend blickte er in das weite unbekannte Meer hinaus und warf einen goldenen Becher hinein, um dem Poseidon zu huldigen. Dann kehrte er wieder nach Patala zurück, aber schon war sein Plan gereift. Er mußte wissen, wie sich die Mündung des Indus zu derjenigen des Euphrat und Tigris und zu Aegypten verhielt. Er hoffte eine Verbindung zwischen diesen Südpunkten seines Reichs zur See anknüpfen zu können und alle seine künftigen Unternehmungen gingen dahin, sein großes Reich im Süden abzurunden und dem Seehandel von dort aus einen weit lebhafteren Schwung zu geben, als er bisher gehabt hatte.

Deshalb befahl er dem erfahrenen Nearchos mit einer auserlesenen Flotte von Patala aus an der Küste Asiens hinzusegeln, um dieselbe zu untersuchen, während er selbst mit dem Landheer von den Indusmündungen aus den Rückweg nach Persien gleichfalls durch noch unbekannte Gegenden des Landes Gedrosien (jetzt Beludschistan) suchte und sein Unterfeldherr Kraterus mit einem andern Theil des Landheeres etwas weiter nördlich durch Karamanien (jetzt Kerman) marschirte.

7.

Alexanders Rückkehr.

Nachdem der König auf dem Hinwege den ganzen Norden bis zum Fuß des Hindukusch und Himalaya unterworfen hatte, konnte

er keine noch unabhängigen Völker im Süden zwiſchen dem Indus und Perſien übrig laſſen, machte es ſich daher auf dem Herwege zur Hauptaufgabe, auch ſie ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. Er ſcheint aber nicht gewußt zu haben, daß er mehr mit der Natur, als mit Menſchen würde kämpfen müſſen. Das Land zeigte ſich bald als eine Wüſte voller Sand, ohne Waſſer. Durch dieſe Oede mußte nun das Heer bei großer Hitze ziehen. Nur ſelten erfreute das Auge eine magere Palmengruppe oder ein Myrthenwäldchen. Als es ganze Tage ſo fort ging, blieben Pferde und Menſchen liegen und viele verſchmachteten. Man konnte einmal nur einen einzigen Krug Waſſer auftreiben und brachte ihn dem König; dieſer aber ſchüttete das Waſſer aus, weil er vor ſeinen Getreuen nichts voraus haben und das Unglück wie das Glück mit ihnen theilen wollte. Das Elend wurde immer größer. Um den Hunger zu ſtillen, mußte man die Laſtthiere ſchlachten. Wenn man eine Quelle fand, ſtürzten ſich alle hinein, daß ſie verſtopft wurde. Der Weg, den das Heer genommen hatte, wurde mit immer dichteren Haufen von Leichen bezeichnet. Nur der vierte Theil von denen, welche vom Indus ausgezogen waren, blieben übrig und gelangten nach Karamanien, wo ſie ſich erholten und wo auch Kraterus wieder zum Könige ſtieß. Dahin kam auch Nearch, welcher um dieſe Zeit ans Land gegangen war, um dem Könige über ſeine bisher vollkommen glückliche Seefahrt Bericht zu erſtatten. Als ihn Alexander erblickte, war er in der Erinnerung ſeines eigenen Unglücks ſo niedergeſchlagen, daß er glaubte, Nearch komme allein und habe ſeine Flotte verloren. Deſto mehr erfreuten ihn deſſen gute Nachrichten. — Trotz der Quellen, welche übereinſtimmend die Noth des Heeres in der Wüſte ſchildern, haben Neuere den allzuſpitzfindigen Argwohn ausgeſprochen, Alexander habe nur vorgegeben, ſo viele Leute in der Wüſte verloren zu haben, weil er nicht habe geſtehen wollen, ſie ſeyen in den indiſchen Schlachten umgekommen.

Während der zweijährigen Abweſenheit des Königs waren in Perſien viele Unordnungen eingeriſſen. Die griechiſchen Söldner in Bactra hatten ſich empört und einen gewiſſen Athenodorus zum König

ausgerufen, der aber von Borus, einem barbariſchen Krieger, bei einem Gaſtmahl getödtet wurde. Dieſer Soldatentumult ſcheint auch nur oberflächlich geſtillt worden zu ſeyn, denn die Söldner wagten ſpäter noch eigenmächtig die Heimkehr nach Griechenland. Auch in Arien hatte ſich der Perſer Ordanes zum ſelbſtändigen Herrſcher aufgeworfen, und in Medien Baryares. Es gelang jedoch, dieſer Uſurpatoren Meiſter zu werden und ſie wurden hingerichtet. Als der König immer näher kam und drohende Befehle vorausſchickte, begannen alle die zu zittern, die in der Hoffnung, er werde nicht wiederkommen, ſich Willkürlichkeiten erlaubt hatten. Die einen kamen ihm ſelbſt entgegen, um durch Geſchenke und Schmeicheleien ſeinen Unwillen zu beſchwichtigen, indeß die Mißhandelten Boten zum König ſchickten, ſeine Hülfe und Gerechtigkeit anzuflehen. Orathres, der Satrap von Perſien, hatte das Volk hart bedrückt, Alexander ließ ihn vorfordern und ſtach ihn mit eigener Hand nieder. Der Vater dieſes Orathres, Abulites, Satrap von Suſa, hatte die Armee ſchlecht verpflegt, hoffte aber durch koſtbare Geſchenke, mit denen er dem König entgegeneilte, dieſen zu beſänftigen. Alexander jedoch ließ die goldenen Geſchenke den Pferden vorwerfen, frug ihn, ob ſie davon ſatt würden? und ließ ihn hinrichten. Auch der Satrap Orxines in Perſepolis mußte hängen, weil er das Grab des Cyrus beraubt und zerſtört hatte. Makedoniſche Beſatzungen unter Kleander, Sitalkes und Agathon hatten Tempel geplündert und das Volk aufs ſchändlichſte mißhandelt. Alexander ließ die Anführer und 600 Mann niederhauen. Durch alle dieſe Beiſpiele ſchreckte der König die Uebelthäter ab und überall empfingen ihn bei ſeiner Rückkehr Furcht und Gehorſam.

In demſelben Maaß, in welchem er ſich vom Indus entfernte, regte ſich dort wieder der Ungehorſam, ſo daß es ſelbſt ihm, dem genialen und ſchnellkräftigen Herrſcher, nicht möglich ſchien, ein ſo großes Reich zuſammenzuhalten. Sowohl Taxiles als Porus kümmerten ſich nicht mehr um ihn und machten ſich in ihren indiſchen Reichen wieder völlig unabhängig. Auch Patala wurde von den Indern erobert, die makedoniſche Beſatzung vertrieben, eben ſo Philipp,

den der König am Akeſines zurückgelaſſen, ermordet. Indeß behauptete ſich ſein Nachfolger Eudamos in Verbindung mit Tariles und ſoll den Porus umgebracht haben. Alexander lebte nicht lange genug, um die Inder wieder zum Gehorſam zu bringen, ſie kehrten alſo auf natürliche Weiſe zu ihrer alten Vielſtaaterei und ſteten Nachbarfehde zurück, und nur in unbeſtimmten Grenzen behauptete ſich die makedoniſche Herrſchaft von Bactrien aus noch längere Zeit nach Alexander, jedoch nicht, ohne daß ſich das makedoniſche Weſen mit dem indiſchen hier ſtark vermiſcht hätte.

Das Erheblichſte, was Alexander aus Indien mitbrachte, waren die Kriegselephanten, die hinfort neben der alten Phalanx die Hauptſtärke der makedoniſchen Heere bildeten. Er brachte deren 300 mit, die in Babylon große Stallungen erhielten.

Im ganzen Weſten Aſiens von Babylon bis nach Byzanz hatte ſich Harpalos, der Schatzmeiſter des Königs, mittelſt der ihm anvertrauten Gelder eine eigenthümliche Alleinherrſchaft zu erringen gewußt und ſpielte den König, auch ohne das Diadem zu tragen. Wohlweislich hatte er ſich von Ecbatana, wo er die unermeßlichen Schätze des Reichs hüten ſollte, in den Weſten gezogen, von wo aus er am leichteſten entfliehen konnte, wenn der König nicht in Indien umkommen, ſondern zurückkehren ſollte. Harpalos übertraf in ſeinen Schwelgereien alles, was man von dieſer Art in Aſien noch erlebt hatte. Nicht zufrieden mit den ſchönen Aſiatinnen, ließ er ſich die verrufenſten Hetären von Athen kommen. Erſt die Pythionike, welche ſtarb und der er zugleich in Babylon und in ihrer Vaterſtadt Athen prachtvolle Tempel errichten ließ, indem er ſie als Aphrodite-Pythionike vergötterte. Nachher die Glykera, der er einen Königspalaſt in Tarſos baute und auf dem Platz, der für eine Statue Alexanders beſtimmt war, die ihrige aufſtellen ließ. Sie brachte ihn ſo weit, daß er befahl, ſie Königin zu nennen und ihr die Ehre einer ſolchen zu erweiſen. Niemand hinderte es, weil er Geld ſpendete. Man lachte nur darüber und überließ es dem König, wenn er heimkehren würde, den frechen Griechen zu beſtrafen. Harpalos wartete begreiflicherweiſe die Rückkehr ſeines Herrn nicht ab, ſondern zog

mit seinen Schätzen unter dem Geleit von 6000 von ihm wohlbezahlten Söldnern durch Kleinasien ans Meer, von wo aus er nach Athen überschiffte.

Alexander kam mit seinem indischen Heer endlich nach Susa und rastete hier, um sich und die Seinen völlig zu erholen und das gestörte Reich durch seine Befehle rasch wieder in die gehörige Ordnung zu bringen. Auf zweierlei kam es ihm hauptsächlich an, auf die ostensible Belohnung und Befriedigung seiner treuen Truppen und auf die Versöhnung und Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten. Zu diesem Zweck lud er alle seine Strategen, alle verdienten Führer und Veteranen seines makedonisch-griechischen Heeres, wie auch alle asiatischen Großen mit ihren Frauen und Töchtern nach Susa zu den herrlichen Festen ein, welche seine Rückkehr aus Indien und die Befestigung seines großen Reichs verherrlichen sollten. Als sie aber alle versammelt waren, befahl er hier in Susa die größte Hochzeit der Welt zu feiern, indem er sich selbst mit der Statira, älteren Tochter des Darius (und nach Arrian zugleich auch mit der Parysatis, Tochter des Ochus), seinen Liebling Hephästion mit der Drypetis einer jüngern Tochter des Darius, die ausgezeichnetsten makedonischen Strategen Perdikkas, Kraterus, Ptolemäos, Eumenes, Seleukos, Nearch ꝛc. mit Töchtern der vornehmsten Asiaten und 10,000 der tapfersten makedonischen Krieger mit andern Töchtern angesehener und reicher Barbaren alle an einem Tage vermählte. Diese große Hochzeit in Susa wurde mit unerhörter Pracht begangen und die Lustbarkeiten dauerten fünf Tage lang. Die Haupthandlung ging in dem kolossalen Zelte des Königs vor sich. Die Säulen desselben funkelten von Juwelen, Dach und Vorhänge waren aus den kostbarsten Seidenstoffen gebildet und von den herrlichsten Farben. In der Mitte stand die große Tafel für den König und die 100 Bräutigams höhern Ranges. Um das königliche Zelt her aber reihten sich in weiter Ausdehnung die für die übrigen Brautpaare, das ganze Heer und die Gäste bestimmten Tafeln. Der König eröffnete das Fest, indem er aus goldener Schale den Göttern spendete, und jeder Anwesende that das gleiche, denn jeder trug als Hochzeitsgeschenk

des Königs eine goldene Schale in der Hand. Als hierauf der Wein gebracht wurde und die Männer einander glückwünschend zutranken, nahten sich die Bräute in langen Zügen und jede trat zu ihrem Herrn hin, Statira zu Alexander zuerst, und nun saßen sie beisammen und schmausten und tranken bis in die Nacht, worauf sich jedes Paar in das ihm bestimmte Gemach innerhalb des großen Zeltes begab. Musik, Tanz, Schauspiele verschönerten das fünftägige Fest. Komiker aus Athen ergötzen am meisten, indem sie den mit seinen Schätzen fliehenden Harpalos auf die Bühne brachten und verhöhnten.

Bald darauf empfing Alexander die 30,000 während seiner Abwesenheit auf makedonische Art eingeübten Barbaren, die jungen Truppen, die ihm den Abgang seiner alten Makedonier ersetzen und zugleich den Kern bilden, an welche sich nach und nach die sämmtliche barbarische Bevölkerung anschließen sollte. Selbst in Makedonien und bei der unbestrittenen Ueberlegenheit der Makedonier und Griechen über die Orientalen, konnte er unter der Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten eigentlich nur eine allmählige Makedonisirung oder Gräcisirung der Asiaten verstehen und jene 30,000 dienten als erste Probe des Systems. Die jungen Barbaren gefielen sich in ihrer Umwandlung und waren stolz, nun auch Makedonier zu seyn. Die Veteranen aus Europa aber sahen scheel zu diesem Nachwuchs, dem sie keine Gleichberechtigung zugestanden.

Nearch war glücklich durch den persischen Golf in die Mündung des vereinigten Euphrat und Tigris gekommen. Es handelte sich jetzt nur noch, den Weg zwischen dieser Mündung und Suez am Ende des rothen Meeres um Arabien herum eben so genau zu erforschen wie den von der Indusmündung nach der Euphratmündung. Alexander schickte zu diesem Behuf den Hieron aus, der aber unterwegs die Schwierigkeit der Fahrt zu groß fand und wieder umkehrte. Die ganze Wichtigkeit des mesopotamischen Flußsystems erkennend, wählte Alexander nicht nur Babylon zur Hauptstadt seines Reichs aus, sondern war vor allem darauf bedacht, das Canalsystem des Euphrat zu verbessern und die Schiffahrt auf dem Tigris zu reguliren. Dann erst wollte er die Schiffahrt ins Meer in Gang bringen und

vom untern Euphrat aus, als dem Mittelpunkt seines Reichs zugleich zur See und zu Lande die Ost- und Westseite des Reichs wie mit Flügeln beschatten.

Weil er aber zu den Flußbauten, zum Durchbrechen alter Dämme, zum Ausschlemmen und zum Bau neuer Canäle seine Veteranen brauchte, murrten die bärtigen Krieger, fanden diese Art von Arbeit ihres Heldenruhms nicht würdig und verlangten auf ihren Lorbeern mit ungleich mehr Bequemlichkeit und Behagen auszuruhen. Um ihrem Aufruhr zuvorzukommen, versammelte sie Alexander zu Opis am Ufer des Tigris, hielt eine Rede an sie und erlaubte 10,000 von ihnen, ehrenvoll heimzukehren. Sie antworteten aber mit Geschrei, er wolle sie losseyn, nachdem er sie abgenutzt habe, sie wegwerfen. Er wolle sie theilen und trennen. Lieber solle er ganz allein mit seinem Vater (Ammon) und seinen Puppen (den 30,000 falschen Makedoniern) die Welt vollends erobern. Alexander ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, hielt eine neue Anrede an die empörten Truppen und sagte ihnen, da sie es wollten, so sollten sie auch alle gehen, er kümmere sich nicht darum. Sie sollten nur heimkehren als solche, die ihren König verlassen hätten. Das werde ihnen vor den Menschen wie vor den Göttern Ehre machen. So ließ er sie stehen, indem er ihnen verachtend den Rücken kehrte. Hierauf zog er sich drei Tage lang zurück, ertheilte unterdeß Befehl, die 30,000 herbeizurufen, nahm die Miene an, als ob er sich künftig ganz auf diese allein verlassen wolle und befahl den immer noch zaudernden Veteranen, sämmtlich das Lager zu verlassen und heimzuziehen. Was sie denn noch da wollten? Nun kehrte den tapfern Kriegern die Besinnung zurück. Sie bereuten, was sie gethan und baten den König um Verzeihung, sie wollten nun gern wieder bei ihm bleiben und alles thun, was er verlangen würde. Aber er gab nicht gleich nach, sondern ließ sie Tag und Nacht vor seinem Schlosse bitten und jammern. Erst am dritten Tage kam er heraus, begrüßte sie voll Huld, alle als seine Verwandten, küßte ihren Führer, den alten Kallines und jeden, der sich ihm nahte. Ein großes Gastmahl besiegelte die Versöhnung. In dieser Stimmung mußten sich die

Veteranen aber auch mit den 30,000 aussöhnen und in die Heimsendung der 10,000 einwilligen. Kurz, der geniale Feldherr hatte sie zu allem gebracht, was er wollte.

Kraterus erhielt den Auftrag, mit den verabschiedeten Veteranen nach Makedonien zurückzuziehen und daselbst an des Antipaters Stelle die Verwaltung zu übernehmen, denn der letztere konnte mit der Königin Mutter Olympias nicht mehr auskommen. Diese beständigen Händel sollten nun ein Ende nehmen. Vielleicht besorgte Alexander auch, Antipater könnè ihm zu mächtig werden und auf Abfall denken.

Es verdient bemerkt zu werden, daß Alexander den Veteranen nicht gestattete, ihre persischen Weiber und die in Asien erzeugten Kinder mitzunehmen. Indem er Asien gräcisiren wollte, sollte umgekehrt die europäische Heimath von der barbarischen Berührung frei bleiben.

8.

Alexanders Tod.

Plutarch erzählt, Alexander habe 3000 Künstler aus Griechenland kommen lassen, um den bisher in Asien herrschenden Geschmack sowohl bei den Festen wie in Bildwerken und Bauten ganz in den griechischen umzuwandeln. Dasselbe System behielten auch seine Nachfolger bei, so daß Asien wirklich, so weit es die Makedonier beherrschten, stark gräcisirt wurde und zum Theil bis auf den heutigen Tag dort noch die Ruinen griechischer Tempel und Paläste gefunden werden. Die Asiaten verhielten sich dabei passiv, weil sie unter der langen Tyrannei ihrer frühern Beherrscher und unter dem Einfluß ihrer allzu sinnlichen Religion entnervt und ein weiches Wachs geworden waren, was sich jedes Gepräge aufdrücken ließ. Der altbabylonische Götzendienst hat im ganzen Umfang seiner Herrschaft die Völker nur erschlafft, seinen Zauber aber auch auf die Sieger und Eroberer ausgeübt, und wie die edlen Perser, so sollten auch die Makedonier nicht ungestraft in Babylon geherrscht haben. Auch

sie sollten in der Wollust untergehen. Man darf indeß nicht übersehen, daß Vorderasien sich mit den Griechen leichter zu assimiliren vermochte, weil schon seit uralter Zeit in beiden etwas Verwandtes lag. Die griechische Bildung stammte zum Theil aus Kleinasien, Assyrien und Babylon, der Styl der Kunst in Ninive und Babylon war wie in Sardes vom altgriechischen nur in der Ausbildung, nicht im Charakter verschieden. Auch ihre Götterwelt, wenigstens in dem erotisch-dionysischen Kreise schmolz leicht zusammen.

Damals befahl Alexander den Griechen, ihn als Gott anzubeten, ihm einen förmlichen Cultus zu errichten. Er bezweckte damit, ihren Gehorsam zu prüfen, vielleicht aber vorzugsweise, seiner Eitelkeit zu genügen. Endlich war es nur Folgerichtigkeit, zu verlangen, daß man ihn in Athen und Sparta so gut wie im ägyptischen Theben als Ammons Sohn anerkannte. In Athen wagte man nicht sich zu sperren. Demosthenes selbst rieth, den König unter die Olympier aufzunehmen. Auch Sparta dekretirte in bittrer Kürze: Wenn er Gott seyn will, so sey ers. Während der olympischen Spiele im Jahr 324 ließ Alexander eine allgemeine Amnestie verkünden und da es schon vorher bekannt worden war, strömten die Verbannten und Flüchtlinge in Masse herbei. In die Amnestie waren aber auch alle die einbegriffen, welche sich nicht gegen den König, sondern gegen die griechischen Einzelstaaten vergangen hatten. Das letztere nahm man in Athen sehr übel. Indeß war die Furcht vor ihm schon so groß, daß man dem Harpalos, der hier Schutz suchte, seine Schätze nahm und auf der Akropolis niederlegte, bis der König sie würde abholen lassen. Demosthenes erhielt einstweilen die Aufsicht über die Schätze. Als das Volk von Athen weiter darüber berathen wollte, was mit Harpalos anzufangen sey, weil Demosthenes gerathen hatte, die Befehle des Königs abzuwarten, Antipater aber ihn auf der Stelle sich ausgeliefert haben wollte, erschien Demosthenes mit verbundenem Halse, als sey er krank und könne heute nicht reden. Das Volk aber verhöhnte ihn, er habe einen Goldbecher mit 20 Talenten im Halse stecken, mit dem ihn Harpalos bestochen habe. Man beschloß übrigens, den letztern nur dem

König selbst auszuliefern. Dadurch wurde Zeit gewonnen, und Harpalos konnte heimlich entwischen, wurde jedoch auf der Insel Kreta von dem Spartaner Thimbron seiner noch übrigen Schätze beraubt und umgebracht. Als man nun die in Athen niedergelegten Schätze dem König übergab, fanden sich nur noch 300 Talente vor, eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Werthen, die er mitgebracht hatte. Um nun zu ermitteln, wohin das viele Geld gekommen sey, wurden die s. g. harpalischen Prozesse begonnen, in denen eine Menge angesehene Athener verwickelt waren. Mehrere wurden hingerichtet. Demosthenes sollte das Fünffache von dem zahlen, was er angeblich von Harpalos empfangen hatte, eine Summe von ungefähr 200 Talenten, die er nicht aufbringen konnte. Er wurde deßhalb in den Kerker geworfen, aus dem er jedoch zu entfliehen Gelegenheit fand.

Alexander selbst hatte sich von Opis nach Ecbatana erhoben, im Herbst 324. Unterwegs wollte er sich mit Eumenes einen Spaß machen. Dieser gewandte Grieche war sein erster Rath, eine Art Kanzler und äußerst brauchbar, aber, wie damals fast alle Griechen, grenzenlos habgierig und hatte ungeheure Summen Goldes und Silbers gehäuft, da ließ der König über Nacht dessen Zelt anzünden, um ihn auszulachen, wenn er ängstlich seine Schätze würde retten wollen. Das Feuer wurde aber größer, als beabsichtigt war und alles verbrannte. Das geschmolzene Metall, was man in der Asche fand, hatte einen Werth von 2000 Talenten. Trotzdem war Alexander so gnädig, ihm den Verlust des Uebrigen zu ersetzen.

Diesen Eumenes konnten die rechten Makedonier wegen seiner Schäbigkeit und wegen der Gunst, in der er beim König stand, nicht leiden, am wenigsten aber der schöne Hephästion, des Königs Liebling und Seelenbruder. Es kam nun damals zwischen beiden Günstlingen zu einem heftigen Wortwechsel, daß der König sie kaum auseinanderbrachte. Nur grollend gelobten sie auf seinen Befehl, ferner Frieden zu halten. Kaum aber waren sie in Ecbatana angekommen, als Hephästion hier erkrankte und schnell dahinstarb. Der König war untröstlich, saß Tag und Nacht, ohne eine Speise zu sich zu

nehmen, weinend und klagend bei der Leiche und ſchien alle Beſinnung und alle Erinnerung an die Welt und ſeinen großen Beruf verloren zu haben. Endlich ließ er die Leiche mit großem Pompe durch Perdikkas nach Babylon führen, um ſie dort im nächſten Frühjahr aufs feierlichſte zu beſtatten. Im Winter aber machte er noch zu ſeiner Zerſtreuung einen kleinen Feldzug gegen die Naſſäer, ein unbändiges Gebirgsvolk in der Nähe. Ptolemäus führte ein kleines Heer von einer andern Seite und das Gebirge wurde binnen 40 Tagen gänzlich unterworfen.

Im Frühjahr 323 kam der König nach Babylon, das er zu ſeiner künftigen Reſidenz auserſehen hatte. Hier ließ er ſeinem Hephäſtion ein Leichenbegängniß von unerhörter Pracht bereiten. Es koſtete nicht weniger als 10,000 Talente. Der Scheiterhaufen war von ungeheurer Höhe und aufs kunſtreichſte mit Statuen und Gemälden, Gold und Purpur geſchmückt. Oben darauf ſtanden Sirenen, aus denen Trauerchöre hervortönten. Das alles ging in Flammen auf. Hier zeigte ſich zum erſtenmal die Entartung helleniſcher Kunſt unter dem Einfluß der Macht. Das Schöne, ſelbſt das Erhabene genügte nicht mehr, alles mußte koloſſal und zugleich mit Reichthum überladen ſeyn. Der Künſtler, deſſen ſich Alexander damals bediente, war Staſikrates, der ihm geſchmeichelt hatte, er wolle den ganzen Berg Athos in ſeine Koloſſalſtatue verwandeln, ſo daß er ruhend in einem Arm eine Stadt von 10,000 Einwohnern tragen, den andern um einen Fluß legen würde. Hephäſtion wurde wie Herakles als Menſch verbrannt, um als Gott wieder aufzuleben, denn ihm, wie ſich ſelbſt, dekretirte der König göttliche Verehrung. Ja dem Satrapen Aegyptens, Kleomenes, verzieh er ſeine Bedrückungen blos, weil derſelbe dem Hephäſtion auch in Alexandria einen Tempel baute. Ueberhaupt duldete Alexander alle andern Götter neben ſich. Er ſcheint unzufrieden darüber geweſen zu ſeyn, den großen Belustempel, deſſen Wiederaufbau er längſt befohlen hatte, noch immer im Schutt zu finden. Die Magier ſelbſt ſollen den Neubau verhindert haben, weil ſie bisher die Stiftungsgelder im eigenen Nutzen gebraucht hatten, welche ſie, wenn der Bau zu Stande gekommen wäre, dem

Gott und ſeinem Dienſte wieder hätten abtreten müſſen. Alexander ließ 10,000 Mann Hand anlegen, um den Schutt des zerſtörten Tempels wegzuräumen; ſie arbeiteten raſtlos zwei Monate lang und konnten doch nicht damit fertig werden.

In Babylon empfing Alexander mit großer Feierlichkeit die Geſandtſchaften fremder Nationen, welche ſeine Freundſchaft nachſuchten und ſeiner Größe huldigten. Er machte damit ſo viel Prunk und legte darauf ſo großen Werth, daß die Uebertreibung der uns davon erhaltenen Berichte einleuchtet. Aus dem Oſten kamen indiſche, aus dem Norden-ſkythiſche, aus dem Weſten keltiſche, großgriechiſche, römiſche und iberiſche, aus dem Süden karthagiſche und libyſche Geſandte.

Sodann ließ Alexander in Babylon ſelbſt einen Hafen bauen und das Holz für tauſend große Schiffe fällen. Die Flotte, die er zu einem neuen wichtigen Unternehmen errichtete, war ohne Zweifel zunächſt zur Eroberung Arabiens beſtimmt, wie Arrian erzählt, um alles, was zwiſchen dem perſiſchen Golf und rothen Meere lag, ſeinem Reich einzuverleiben. An einen zweiten Zug nach Indien hat er wohl nicht mehr gedacht, wenigſtens nicht für diesmal.

Um dieſe Zeit kam Kaſſander, der älteſte Sohn des Antipater, von ſeinem Vater geſendet, nach Babylon, um dem König nähere Aufklärungen über die Händel des Vaters mit der Königin Mutter zu geben und erſteren zu rechtfertigen. Als Kaſſander aber zum erſtenmal ſah, wie ſich die Perſer vor dem König niederwarfen, um ihn anzubeten, ſoll er, weil ihm dieſes Schauſpiel neu war, unwillkürlich gelacht, der König aber dieſes Lachen ſo übel vermerkt haben, daß er dem Spötter in die Haare griff und ihn gegen eine Mauer ſtieß. Des Kaſſander jüngerer Bruder Jollas war des Königs Mundſchenk und dieſer Umſtand erweckte einen furchtbaren Verdacht gegen die Brüder.

Denn Alexander erkrankte plötzlich, um nicht wieder zu geneſen. Als die natürliche Urſache ſeines Todes wird die wüſte Schwelgerei bezeichnet, der er ſich mit ſeinen Lieblingen und den Großen ſeines Reichs hingegeben haben ſoll. Um ſeinen Schmerz wegen des

Hephäſtion zu betäuben, heißt es, was nicht wohl glaublich iſt. Auch die Nachricht bei Plutarch, daß die Beſieger Aſiens täglich viehiſch betrunken geweſen ſeyen, daß der König ſelbſt den großen Herkulesbecher zu leeren wie ein deutſcher Student für Ehrenſache gehalten habe und daß bei einem einzigen Gelage 41 Gäſte ſich zu Tode getrunken hätten, iſt offenbar übertrieben. Inzwiſchen kann niemand in Abrede ſtellen, daß Alexander zu viel und über ſeine Kräfte genoſſen und zu ſchnell gelebt habe, und daß er demzufolge eines natürlichen Todes geſtorben ſeyn kann. Auf der andern Seite darf man aber auch das böſe Gerücht, welches ſeinen Tod aus dem Giftbecher erklärt, welchen ihm Jollas gereicht habe, nicht ganz überſehen. Antipater war durch Kraterus mit Abſetzung bedroht. Alexander hatte geäußert, eine Thräne ſeiner Mutter Olympias löſche alle Anklagen Antipaters aus. Parmenios trauriges Schickſal war nicht vergeſſen. Darin konnte ſich Antipater ſpiegeln. Wenn aber auch er, der Vater, in voller Treue gegen den König verharrte, ſo hatte doch der Sohn, Kaſſander, ein höchſt energiſcher und rückſichtsloſer Charakter, in Babylon genug geſehen und erfahren, als daß er nicht hätte fürchten müſſen, Alexander werde ihn und ſein Haus verderben. Und einem ſolchen Schickſal raſch durch ein Verbrechen zuvorzukommen, dazu war er ganz der Mann. Die Königin Olympias klagte ihn freilich erſt ſechs Jahre ſpäter als den Mörder ihres Sohnes an, allein ſie hatte ſich vielleicht gefürchtet, es früher zu thun, denn, wie Juſtinus ſagt, „die Gerüchte von der Vergiftung des Königs wurden durch die Macht derer, die dabei genannt wurden, erſtickt.“ Daraus könnte man auf noch mehr und bedeutende Theilnehmer am Verbrechen ſchließen. Daß übrigens Ariſtoteles das Gift bereitet und daß man es im Huf eines Maulthiers verborgen habe, gehört zu den Fabeln.

Der König erkrankte am 1. Juni 323 und wurde bald ſehr matt. Da er den Tod nahen fühlte, ließ er ſich noch einmal ins Freie tragen und ſein ganzes ſchönes Heer an ſich vorüberziehen. Obgleich er kaum den Kopf aufrichten konnte, drückte er doch noch mit ſterbendem Blicke faſt jedem die Hand. Am 11. war er nicht mehr.

Niemand weinte bei der Nachricht von ſeinem Tode ſchmerzlichere Thränen, als Siſygambis, die perſiſche Hekuba. Sie brach in die rührendſte Klage aus, als ob ihr eigener Sohn geſtorben, ihre letzte Stütze gebrochen wäre. Denn ſie erinnerte ſich, wie bei des Ochus Tode achtzig ihrer Brüder an einem Tage waren ermordet worden und ſie ſah voraus, daß von allen Kindern und Verwandten Alexanders keiner würde am Leben gelaſſen werden, und daß auch die letzten vom Hauſe des Darius würden mitſterben müſſen. Von Stund an hüllte ſie ſich dicht in ihren Schleier, aß und trank nichts mehr und war nach fünf Tagen todt.

Alexander war eine ſchöne und geniale Erſcheinung. In ihm culminirte der Hellenismus, deſſen Weſen eigentlich auch in nichts anderem beſtand, als in der ſchönen Erſcheinung bei gänzlicher Sorgloſigkeit in Bezug auf ſittlichen Werth und gedeihliche Fortdauer. Der ſchöne, der genuß- und thatenreiche Augenblick war alles, mochte dann auch folgen, was da wollte.

Zweites Buch.

Die Diadochen.

1.

Perdikkas.

Man nennt die Strategen (Generale) Alexanders des Großen, sofern sie sich um das Erbe des Reichs rissen oder in dasselbe theilten, seine Diadochen (Nachfolger, Ablöser).

Der König hatte entweder, weil er von der Krankheit schon zu sehr geschwächt war, keine Verfügung über die Nachfolge getroffen, oder wurde, wenn er eine getroffen hatte, dieselbe nach seinem Tode verhehlt. Man darf wohl voraussetzen, er habe keinem andern, als dem Sohne, den ihm Statira, des Darius Tochter, geboren und den er Herakles genannt hatte, die Nachfolge bestimmt. Er hatte sich von Anfang an zu einer Verheirathung mit dieser Erbin des Darius einzig zu dem Zweck entschlossen, um mit ihr einen Thronfolger zu erzeugen, welcher der makedonischen und persischen Dynastie zugleich entstamme, also dem europäischen und asiatischen Theil des Reichs gleich legitim erscheinen müsse. Von dieser seiner längst bekannten und seit der Schlacht bei Issus folgerecht von ihm eingehaltenen Politik wurde aber jetzt Umgang genommen, ja es ist die Frage, ob sein früher Tod nicht gerade durch die Absicht, diese seine Po-

litik zu durchkreuzen, motivirt war. — Die früher von Alexander zur Gattin gewählte schöne Roxane gebar erst etliche Monate nach seinem Tode einen Sohn, welcher seinen Namen empfing. Außerdem war noch Arrhidäus der einzige, den Alexander von seinen Brüdern, den Söhnen König Philipps, wegen seines Blödsinns am Leben gelassen hatte, übrig und zwar in Babylon. Wie es scheint, hatte ihn Alexander nach Asien mitgeschleppt und nicht in Makedonien zurückgelassen, damit er dort nicht etwa von einer aufrührerischen Partei zum Gegenkönig ausgerufen werden könne.

Das weite Reich verlangte eine starke Hand, welche die Zügel der Regierung erfasse. Dazu taugte weder der noch in der Wiege liegende Herakles, noch der simpelhafte Arrhidäus. Alexander selbst hatte noch im Sterben seinen Siegelring vom Finger gezogen und dem Perdikkas, einem der treuesten und erfahrensten seiner Unterfeldherrn und Obersten seiner Leibwache, eingehändigt, mithin ihn zum Regenten während der Minderjährigkeit des Herakles erklärt. Allein Perdikkas war klug genug, ehe er sich irgend eine Gewalt anmaßte, erst die Zustimmung der übrigen Strategen abzuwarten und legte in ihrer Versammlung den Siegelring auf den leeren Thron nieder. Er kannte die Stimmung und wußte wohl, um was es sich handelte. Die Bevorrechtung der Asiaten war dem makedonischen Adel von jeher zuwider gewesen. Sie hatte dem Parmenio, Perdikkas und Klitus das Leben gekostet, den Kassander erst unlängst wieder bedroht. Wer kann wissen, ob sich in der erlauchten Versammlung der makedonischen Generale nicht Mitschuldige am Tode des Königs befanden? Daraus allein erklärt sich, warum von vorn herein die Thronfolge des armen kleinen Herakles beseitigt wurde. „Der Sohn einer Barbarin kann nicht König der Makedonier seyn," war der Machtspruch der unerbittlichen Generale. Und doch, im Widerspruch damit, vereinigten sie sich, dem noch ungeborenen Kinde Roxanens die Thronfolge zu sichern und forderten sodann den Perdikkas auf, den Siegelring vom leeren Thron wieder hinweg und an sich zu nehmen als provisorischer Reichsregent. Das beweist nur, daß man darüber einig war, auf jeden Fall den allein legitimen Herakles aus

zuſchließen, daß man gleichwohl noch fürs erſte den Schein einer directen Nachfolge im Hauſe des Alexander bewahren und auch die Aſiaten durch die Hoffnung auf einen Herrſcher, deſſen Mutter ſelbſt eine Aſiatin war, bei guter Laune erhalten, überhaupt aber Zeit gewinnen wollte.

Das makedoniſche Heerlager war indeß mit dieſem Ergebniß der Berathung ſeiner Führer unzufrieden. Im Namen des Fußvolks proteſtirte Meleager gegen den Beſchluß und verließ den Palaſt, um ſich an die Spitze der Phalanx zu ſtellen, welche laut nach dem Arrhidäus ſchrie und nur dieſen, als echten Makedonier, zum König haben wollte mit Ausſchluß jedes Kindes aus aſiatiſcher Ehe. Die wilde Schaar ſtürmte das Schloß und drang bis in das Leichenzimmer des Königs. Die Strategen gaben nun nach, ja es iſt möglich, daß ſie ſich gern zwingen ließen. Man darf annehmen, daß mehrere den Hintergedanken hegten, ſich eine ſelbſtändige Macht in Aſien mit Hülfe der Barbaren zu gründen, daß ſie aber zunächſt dem makedoniſchen Heere gerecht zu werden für klug hielten. Indem ſie nun den Arrhidäus wirklich unter dem Namen Philipp zum König ausriefen und dem Kinde Roxanens nur das Erbrecht in zweiter Linie vorbehielten, wobei ſich das Heer beruhigte, hatte ſich im Weſentlichen in der Lage der Dinge nichts geändert, denn Arrhidäus war eine eben ſo leicht zu gebrauchende als wegzuwerfende Puppe, wie das noch ungeborene Kind.

Perdikkas blieb mit Zuſtimmung des Heeres Reichsverweſer, ließ ſich jedoch an dieſer bloßen Zuſtimmung nicht genügen, ſondern hielt es für nöthig, wie Alexander in jedem Aufruhrsfalle gethan, ſich das Heer moraliſch zu unterwerfen, ſofern er ihm Furcht einjagte. Indem er eine große Luſtration oder Reinigung und neue Einweihung des Lagers, welches durch den Aufruhr, in welchem einige Makedonier durch Makedonier umgekommen waren, entweiht war, vornahm, bei der alle Truppen ſich betheiligten, rückte er plötzlich mit ſeinen Elephanten und der adeligen Reiterei vor das überraſchte Fußvolk und drohte, daſſelbe niedertreten und niederreiten zu laſſen, wenn es nicht augenblicklich die Rädelsführer des letzten Aufſtandes aus-

liefere. Das Fußvolk in der Klemme, in der es war, gehorchte und Perdikkas ließ im Namen des anwesenden Königs 300 Makedonier von den Elephanten zertreten und den Meleager, der zu einem Altar geflüchtet war, rücksichtslos umbringen.

Hierauf beriethen die Großen des Reichs aufs neue und vertheilten die Satrapien. Perdikkas hatte dabei im Sinn, die ihm gefährlichen Nebenbuhler von Babylon zu entfernen, diese selbst aber hofften, sich in ihren Satrapien selbständig zu machen. Das unglückliche Königshaus, obgleich in seinem Erbrecht noch anerkannt, war doch damals schon insgeheim verrathen. Makedonien blieb unter der Verwaltung des Antipater, Kraterus aber sollte daselbst das Heer befehligen. Aegypten erhielt Ptolemäus, Sohn des Lagus. Syrien kam an Laomedon, einen Griechen, Paphlagonien und Kappadokien ebenfalls an einen Griechen, den Eumenes. Antigonus erhielt Groß-, Leonnatus Klein-Phrygien, Lysimachus Thrakien. Im Osten kam Armenien an Neoptolemos, Mesopotamien an Archelaos, Großmedien an Atropates, Kleinmedien an Python, Persien an Peucestes, Bactrien an Amyntas, Aria an Stasanor, Parthien an Stagnor, Hyrkanien an Phrataphernes, Sogdiana an Philippos, Gedrosien an Sibyrtios. Tariles und Porus wurden nur der Ostentation wegen zu Satrapen ernannt. Perdikkas hatte ihnen nichts mehr zu befehlen.

Die griechischen Söldner, welche schon früher hatten heimkehren wollen, schaarten sich jetzt, 23,000 Mann stark unter einem gewissen Philo aus den nördlichen Satrapien zusammen und brachen eigenmächtig auf. Perdikkas befahl dem Python, sie in Medien aufzuhalten und zu vernichten, denn er fürchtete mit Recht, wenn sie erst nach Griechenland kämen, würden sie dort jede Empörung gegen seine Gewalt unterstützen, möchte sie von Antipater oder von den Griechen selbst ausgehen. Python hätte die Söldner lieber auf seine Seite gebracht und zur Stärkung seiner eigenen Macht behalten. Er bot ihnen daher eine Capitulation an, aber sein makedonisches Heer fiel aus altem Groll gegen die Griechen eigenmächtig über sie her und metzelte sie alle nieder.

Wären sie nach Griechenland gekommen, so würden sie dort

mächtig in den s. g. lamischen Krieg eingegriffen haben. Man ertrug dort das makedonische Joch nur mit Ingrimm. Die weite Entfernung Alexanders in Indien hatte den Athenern Muth gemacht, wieder nach der frühern Selbständigkeit zu ringen. Demosthenes allein würde von seinem Asyl aus den noch immer von dem Demagogen Demades im makedonischen Solde beherrschten Pöbel Athens zu keiner Erhebung vermocht haben, wenn nicht die Nachricht von Alexanders Tode alle wieder hätte frei athmen lassen und wenn nicht die alte Königin Olympias von ihrem Asyl in Epirus aus allem aufgeboten hätte, die Griechen wie auch die Epiroten, Illyrier, Dryser und Aetoler gegen ihren Todfeind Antipater zu bewaffnen. Leosthenes, ein tüchtiger Söldnerführer, warb mit dem Rest des harpalischen Schatzes einige tausend Söldner und wurde an die Spitze des Bundesheeres gestellt, dem 7000 Aetoler zuzogen. Aetolien, im Süden von Epirus, trat damals erst in die Weltgeschichte ein mit einem kleinen, aber überaus tapfern Gebirgsvolk, welches mit der alten Rohheit auch die alte Naturkraft bewahrt hatte. Auch 2000 Thessalier traten dem Bunde bei und ein Theil der Peleponnesier, aber die Böotier und Spartaner nicht. Es schien unmöglich, die Griechen jemals zu vereinigen.

Der Krieg gegen Antipater begann im Jahr 323. Leosthenes siegte und Antipater mußte sich in die feste Stadt Lamia zurückziehen. Vor dieser wurde Leosthenes durch einen Steinwurf getödtet. An seiner Stelle trat Antiphilus an die Spitze des Bundesheeres und die feierliche Rückkehr des Demosthenes nach Athen brachte neue Begeisterung unter die Griechen. Leonnatus, welcher, wie oben bemerkt, Kleinasien verließ, um eine große Rolle in Europa zu spielen, wollte vor allem den Widerstand der Griechen niederbrechen, unterlag aber in der Schlacht und kam darin ums Leben. Sein Heer jedoch vereinigte sich mit den Truppen des Antipater. Als nun auch noch die athenische Flotte zur See von der makedonischen geschlagen wurde und Kraterus endlich im Jahr 322 mit seinen 10,000 Veteranen in der makedonischen Heimath ankam, war die makedonische Uebermacht so groß, daß ihr die Griechen nicht mehr

Stand halten konnten und bei Lariſſa eine ſchwere Niederlage erlitten. Hierauf baten die meiſten Bundesgenoſſen um Frieden und erhielten ihn. Nur die Aetoler trotzten in ihren Bergen.

Athen erhielt auf Fürbitte des damals ſchon bejahrten, ſtets gemäßigten Phokion Gnade und ſollte nur den Demoſthenes und einige andere der erbittertſten Feinde Makedoniens ausliefern. Man ließ ſie entſchlüpfen. Demades aber trug auf Todesſtrafe für ſie an und nun ſandte man ihnen Häſcher nach, durch welche ſie eingefangen und zur Hinrichtung geführt wurden. Demoſthenes war nach Aegina in den Tempel des Asklepios geflohen. Hier ergriff ihn der atheniſche Schauſpieler Archias, der ſich durch ſeine Gefangennehmung einen Lohn verdienen wollte. Demoſthenes drückte dem Elenden, der ihn überreden wollte, er ſolle ſich nur gutwillig zu Antipater führen laſſen, der ihn gnädig aufnehmen würde, ſeine ganze Verachtung aus und verlangte nur, noch etwas in ſeine Schreibtafel zeichnen zu dürfen, ſog aber aus dem Griffel das darin verborgene ſtarke Gift ein und fiel todt am Altar um.

Antipater wollte nun auch noch die Aetolier unterwerfen, gab ihnen aber gern Frieden, als ihn die Ereigniſſe nach Kleinaſien riefen. Noch blieben die Theſſalier unter Memnon in Aufruhr, wurden aber durch ein von Antipater zurückgelaſſenes makedoniſches Heer unter Polyſperchon beſiegt, Memnon getödtet.

Unterdeß war auch ein Kampf in Kleinaſien entbrannt. König Ariarathes von Kappadokien, bisher Alexanders Vaſall, machte ſich nach deſſen Tode unabhängig. Perdikkas befahl dem Antigonus und Leonnatus, ſie ſollten dem Eumenes helfen, den Rebellen zu vertilgen. Leonnatus ließ ſich verlocken, nach Europa zu gehen und um die Kleopatra, Alexanders Schweſter und Wittwe des Epirotenkönigs zu werben, wodurch er ſich zunächſt die Obergewalt im Weſten des Reichs zu verſchaffen hoffte. Eumenes gab dem Reichsverweſer ſogleich Kunde von dieſem Abfall und Perdikkas ſelbſt kam mit Heeresmacht herbei, überwand den Ariarathes und ließ ihn und alle Glieder ſeiner Familie kreuzigen, im Jahr 322. Dann überwältigte er auch das empörte Bergvolk der Piſidier. In der Stadt Laranda

ließ er alle Einwohner umbringen, weshalb die in der Stadt Isaura, als sie sich nicht länger halten konnten, sich freiwillig mit Weibern und Kindern selbst verbrannten. Antigonus, der dem Reichsverweser nicht gehorcht hatte, floh zu Antipater. Nachdem Perdikkas auf diese Weise in Kleinasien Herr geworden war, empfing er eine Botschaft von der alten Königin Olympias, die vor Antipater nach ihrer Heimath Epirus geflohen war. Sie bot ihm die Hand ihrer Tochter Kleopatra an, um die schon Leonnatus sich bewerben. Perdikkas war damals noch gebunden, weil er sich mit Antipater nicht überwerfen wollte und dieser ihm eben seine Tochter Nikäa zur Ehe gegeben hatte. Er beschloß aber, einstweilen die Nikäa zu heirathen, und erst wenn es Zeit seyn würde, mit Antipater zu brechen, die Kleopatra.

Mit Antipater glaubte er aber nicht eher brechen zu können, als bis er den Ptolemäus in Aegypten gedemüthigt hätte, weil er sonst fürchten mußte, derselbe werde ihm in den Rücken fallen. Sobald einmal einer der Diadochen die Treue gegen das Königshaus und den in Babylon mit den übrigen Diadochen eingegangenen Vertrag brach, traute er auch den andern nicht und jeder war des andern Feind und selbst wenn zwei noch gemeinschaftlich gegen den dritten kämpften, war auch der Freund dem Freunde verdächtig. Es war der Krieg aller gegen alle. Wie an Heldengräbern Kampfspiele aufgeführt zu werden pflegten, so führten die Diadochen an Alexanders Grabe das größte und blutigste Kampfspiel auf, was je die Welt gesehen.

Die Leiche Alexanders sollte in feierlichem Pomp nach Makedonien in die Gruft der Könige gebracht werden, von Arrhidäus begleitet. Mit diesem letztern aber, der trotz seines Blödsinns Widerwillen gegen den Reichsverweser bekommen hatte, knüpfte Ptolemäus geheimen Verkehr an und bewog ihn, die Leiche über Damaskus zu führen, von wo er selbst sie mit Gewalt nach Aegypten brachte und in Alexandria beisetzte, zugleich vermählte sich Ptolemäus mit der schönen Phila, einer andern Tochter des Antipater und schloß mit diesem ein Bündniß gegen Perdikkas. Der letztere warf nun

die Maske von sich, verstieß die arme Nikäa und verkündete seine Verlobung mit der Kleopatra. Eumenes aber sollte ihm Kleinasien hüten und den Antipater abwehren, indeß er selbst Aegypten unterwerfen wollte. Obgleich nun Antipater und Kraterus von Europa herüberkamen und auch Neoptolemos von Armenien her sich ihnen anschloß, behauptete doch Eumenes durch sein Feldherrngenie den Sieg erst über Neoptolemos, dann über den Kraterus, den er, früher sein bester Freund, im Zweikampf schwer verwundete und dann den Sterbenden weinend und klagend in seine Arme nahm.

Perdikkas selbst aber befand sich, als er mit dem makedonischen Hauptheer und den Elephanten Alexanders stolz gen Aegypten zog und zugleich auch eine Flotte nach Alexandria entsendete, heimlich von Verrath umgeben. Python und Seleukus, die ihn begleiteten, dachten an nichts weniger als ihm behülflich seyn zu wollen, daß er den verlassenen Thron des großen Alexander besteige. Die gemeinen Makedonier selbst scheinen seine Usurpation mißbilligt zu haben, seitdem er durch die Heirath mit einer Schwester Alexanders den Arrhidäus hintanzusetzen und sich selbst an die erste Stelle zu drängen schien. Auch war er wegen seines hochmüthigen Benehmens nicht beliebt. Schon an der Grenze Aegyptens verließ ihn ein Theil des Heeres und ging zu Ptolemäus über. Vor der Festung Pelusium aber gerieth das ganze Heer in Aufruhr und Perdikkas wurde bei Nacht in seinem Zelt mit Sarissen niedergestoßen, wobei Seleukus zugegen war, im Jahr 321.

2.

Der Mord im Königshause.

Zum Sühnopfer für die Völker, welche der große Alexander ohne Veranlassung und ohne Recht in grenzenloses Elend gestürzt und auf immer ihrer Freiheit beraubt hatte, um während seiner kurzen Lebensdauer nur seinem Thatendurst und seiner Ruhmsucht zu

genügen, mußten über seinem Grabe alle die Seinen, sein ganzes königliches Geschlecht und mit ihm das des Darius, welches ein unseliges Verhängniß an ihn gekettet hatte, geschlachtet werden.

Zuerst erreichte das blutige Verhängniß die unglückliche Statira und ihren kleinen Sohn Herakles, den einzigen legitimen Erben des großen Welteroberers, den man eben deshalb, weil er es war, zuerst wegräumte. Perdikkas war es eigentlich, der ihn beseitigte, der aber die Schuld der schönen Rorane zuzuschieben wußte. Diese nämlich besorgte, ihr kleiner Alexander könne am Ende doch noch dem Sohne der Statira weichen müssen, wenn der letztere leben bliebe. Sie also übernahm es, mit Wissen des Perdikkas, die Königin Statira, ihre Schwester Dripetis (Wittwe des Hephästion) und ihren jungen Sohn von Susa, wo sie noch verweilten, nach Babylon zu berufen und hier ermorden zu lassen. Die Leichen wurden in einen Brunnen geworfen und verschüttet. So elend endete das ruhmreiche Geschlecht des Darius und der allein legitime Sohn des großen Alexander.

Bald sollten die noch übrigen Glieder des makedonischen Königsgeschlechts eines nach dem andern, jenen auf dem dunkeln Pfade nachfolgen. Eine Schwester des Alexander, Kynane, ihm selber gleich an Muth und Verwegenheit, war kurze Zeit mit dem Amyntas vermählt gewesen, den aber Alexander bei seiner Thronbesteigung aus Argwohn hatte hinrichten lassen. Aus dieser Ehe war eine Tochter übrig, Euridike, von eben so viel Feuer, wie ihre Mutter. Beide Weiber lebten als Amazonen und führten an der Spitze ihrer Truppen Krieg mit den Illyriern. Kynane selbst erschlug in der Schlacht die eben so kriegerische Königin der Illyrier. Antipater hatte den beiden Damen, die ihn nicht leiden konnten, aber auch mit der Königin Mutter Olympias in keiner engern Verbindung standen, ihr unschuldiges Vergnügen gegönnt. Als nun aber Alexander todt war, machte Kynane auf einmal große Ansprüche und forderte, der Nachfolger des Königs, Arrhidäus, sollte ihre Tochter Euridike heirathen. Dieser Gedanke gefiel den makedonischen Truppen. Was Euridike an Feuer zu viel hatte, schien zur Ergänzung

deſſen, was dem Blödſinnigen fehlte, gerade recht und die Thronfolge im Hauſe des Alexander, die Einheit des Reichs ſchien dadurch geſichert. Dieſer ganz neue Plan aber durchſchnitt den des Perdikkas und aller andern Diadochen, ſollte daher um jeden Preis vereitelt werden. Antipater ſtellte ſich der Kynane in den Weg, als ſie nach Kleinaſien hinüberziehen wollte, aber umſonſt. An der Spitze ihrer tapfern Truppen ſchlug ſie ſich durch. Nun ſchickte ihr Perdikkas ſeinen Bruder Alketas mit einem Heere entgegen; aber dieſes Heer weigerte ſich, ſie anzugreifen, vereinigte ſich mit den Truppen der Kynane und forderte laut die Vermählung ihrer Tochter Euridike mit Arrhidäus. Alketas half ſich nun, indem er während der Unterhandlungen die Kynane durch Meuchelmord aus der Welt ſchaffte. Darüber geriethen aber die Truppen in ſolchen Zorn, daß Perdikkas ſelbſt, wenn er nicht alles Anſehen verlieren wollte, kein anderes Heil ſah, als die Heirath des Schattenkönig Arrhidäus mit der energiſchen Euridike zuzugeben. Dieſe erfolgte nun wirklich und ohne Zweifel war es Euridike, welche nicht nur ihren Gatten beſtimmte, die Leiche Alexanders nach Aegypten entführen zu laſſen, ſondern die auch die Truppen gegen Perdikkas aufhetzte.

Nach dem tragiſchen Ende des Perdikkas wurde auch ſeine Schweſter Atalante, Gattin des Flottenführers Attalus, und fünfzig ſeiner Anhänger hingerichtet. Das Heer verlangte den Antipater zum Reichsverweſer, Euridike kämpfte vergebens gegen dieſe Wahl. Ptolemäus zog ſich klug in ſein Aegypten zurück und ſicherte ſich hier eine dauernde Herrſchaft in der Liebe des Volkes, indem er es andern überließ, ſich um der Reichsverweſerei willen die Hälſe zu brechen. Antigonus und Seleukus waren für Antipater, welcher ſelbſt herbeieilte. Euridike hielt aber ſo gewaltige Reden an das Heer, daß es ihr am Ende gefolgt wäre, ihr allein die Regentſchaft übertragen und den Antipater verjagt hätte, wenn nicht dieſer letztere mit Hülfe des Antigonus und Seleukus dieſelbe Liſt angewandt hätte, wie früher Perdikkas in Babylon. Sie verſicherten ſich nämlich der geſammten Reiterei und drohten die Phalanx des Fußvolks anzugreifen. Bruderblut aber wollten die Makedonier diesmal nicht ver-

gießen und so kam auch das Fußvolk auf seinen vorigen Beschluß, die Regentschaft dem Antipater zu überlassen, zurück und seufzend mußte sich Euridike fügen.

Zu Triparadisus wurde nun eine neue Theilung der Satrapien vorgenommen. Antipater behielt Europa, Seleukus bekam Babylon, Antigonus Phrygien und Nikanor sollte dem Eumenes Kappadokien entreißen.

Eumenes war der einzige, der noch die Partei des Perdikkas hielt. Attalus hatte sich von den Rhodiern, welche nach Unabhängigkeit strebten, und dieselbe auch auf ihrer Insel behaupteten, zur See schlagen lassen. Nur Eumenes zu Lande hielt noch Stand und bei ihm in Sardes befand sich Kleopatra, die Schwester Alexanders, die den Perdikkas hatte heirathen sollen. Diese bat ihn, sie zu verlassen, indem sie nicht als Rebellin gegen den neuen Reichsverweser auftreten wollte, und gab sich in die Hände des Antipater, dem Sardes geöffnet wurde. Antipater überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie sich mit Perdikkas eingelassen habe, und wollte sie umbringen lassen, weil sie die Schülerin der ihm so verhaßten Olympias war. Aber das Heer murrte und er hielt es für gerathener, die Schwester des großen Alexander unangetastet in Sardes zu lassen.

Dagegen führte er den Arrhidäus und die Euridike, die Rorane und ihren kleinen Alexander mit sich nach Makedonien, um sie der Gewalt der übrigen Satrapen zu entziehen und überhaupt das Mutterland Makedonien auch wieder zum Mittelpunkt des großen Reichs zu machen. Er selbst war zu alt, um noch an eine Usurpation zu denken, da er aber ausdrücklich seinen unternehmenden Sohn Kassander von der Nachfolge im Reichsverweseramt ausschloß, muß man ihn von jedem Verrath freisprechen und kann ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er es ehrlich mit der Familie Alexanders gemeint hat, die er im Besitz erhalten wollte und in Makedonien jedenfalls sicherer glaubte, als in irgend einem Theile Asiens unter den verrätherischen Satrapen.

Gegen Eumenes sollte Antigonus fechten, von Antipater dazu beauftragt. Antigonus siegte theils durch Uebermacht, theils durch

Verrath in einer blutigen Schlacht, Eumenes konnte sich jedoch in die uneinnehmbare Veste Nora in Phrygien retten. Noch vertheidigte sich Alketas, des Perdikkas Bruder, in den pisidischen Bergen, erlag aber endlich auch den Schlägen des Antigonus und gab sich, um nicht gefangen zu werden, selbst den Tod, im Jahr 320. So ging die Partei des Perdikkas unter. In Athen fand man Briefe des Demades, woraus man offen dessen Einverständniß mit Perdikkas erkannte. Der grausame Kassander bestrafte ihn und seinen Sohn, indem er einen in des andern Armen ermorden ließ. Ob Demosthenes, ob Demades, ob Patriot, ob Verräther, der Makedonier trat alle gleich unter die Füße. Als Kassanders Creatur übernahm jetzt der eitle, immer von Salben duftende und in Schwelgerei trunkene Demetrius von Phaleron die Gewaltherrschaft über Athen, ehemals ein Sklave, jetzt ein vornehmer Herr, der sich auch mit Schriftstellerei abgab.

Bald darauf starb Antipater im achtzigsten Jahre seines Alters, ernannte den gemäßigten Polysperchon zum Reichsverweser und seinen Sohn Kassander nur zum Befehlshaber der Truppen, im Jahr 319. Der letztere, wenig damit zufrieden, verband sich alsbald mit Antigonus und Ptolemäus und hetzte sogar die Griechen wieder auf, um den ehrlichen alten Polysperchon seiner Gewalt zu berauben. Dieser nun suchte sich zuerst der Griechen zu erledigen und hoffte sie am sichersten für sich zu gewinnen, indem er ihnen alle ihre alten Freiheiten zurückgab. Dies hatte jedoch nur zur Folge, daß der Pöbel in Athen wieder Meister wurde und den edeln alten Phokion zum Giftbecher verurtheilte. Einen erfolgreichen Beistand durfte Polysperchon von dem elenden Volke, welches er frei machte, doch nicht hoffen. Unklugerweise ging er nach dem Peloponnes und belagerte Megalopolis, welches sich allein ihm widersetzte. Bald aber rief ihn die Gefahr zurück, in welche Makedonien durch die Niederlage seiner Flotte unter Klitus (im Dienst des Antigonus) bei Byzanz und durch den Angriff des Kassander gestürzt wurde. Dieser hatte sich bereits Athens bemächtigt und fand eine einflußreiche Bundesgenossin an der Todfeindin seines Vaters, der Olympias.

Olympias wäre gern der Einladung des Polysperchon, aus Epirus zurückzukehren, gefolgt, wenn sie nicht seine Ergebenheit gegen Arrhidäus abgeschreckt hätte. Sie wollte nichts von ihm und Euridike, auch nichts von Roxane und dem jungen Alexander wissen. Hinter Polysperchons Rücken zog sie an der Spitze eines kleinen Heeres in bachantischem Aufzug der Euridike entgegen, die in makedonischer Rüstung ebenfalls an der Spitze eines kleinen Heeres stand. Es kam jedoch nicht zum Morden, denn die Truppen der jungen Königin wollten nicht gegen Alexanders Mutter fechten. Arrhidäus wurde gefangen genommen, Euridike entkam, wurde aber eingeholt, und nun ließ die wuthschäumende Olympias das unglückliche Königspaar in einem schmalen Raume lebendig einmauern. Die Soldaten murrten, ein solcher Tod schien ihnen doch zu gräßlich. Da befahl Olympias, den Arrhidäus in seinem Loch mit Pfeilen zu erschießen, der Euridike aber schickte sie ein Schwert, einen Giftbecher und einen Strick. Euridike deckte den todten Gatten mit dem Mantel zu und erhenkte sich. Nikanor, des Kassander Bruder, welcher ebenfalls gefangen worden war, mußte mit hundert edeln Makedoniern einen grausamen Tod leiden. Sogar das Grab des dritten Bruders, Jollas, der angeblich ihren großen Sohn vergiftet hatte, ließ sie umwühlen, im Jahr 317.

Aber Kassander kam mit Heeresmacht zur Rache herbei. Polysperchon war zu schwach, ihn abzuhalten, denn viele seiner Leute gingen zu Kassander über. Der Mord des rechtmäßigen Königs Arrhidäus scheint die gemeinen Makedonier sehr erbittert zu haben, nachdem sie es gewesen, deren Stimme ihn auf den Thron erhoben hatte. Olympias sah sich in der Hauptstadt Pydna eingeschlossen, ohne Hoffnung auf Entsatz. Es war Winter, die Lebensmittel gingen aus. Die Stadt mußte capituliren. Olympias erhielt zwar Leben und Freiheit zugesichert, Kassander aber ließ die ganze Verwandtschaft der hundert Edeln, welche sie hatte hinrichten lassen, als Kläger gegen sie auftreten und das Todesurtheil über sie verhängen. Zwar bot er ihr ein Schiff zur Flucht an, aber nur damit sie durch die Flucht

ſich ſchuldig bekenne. Sie merkte die Argliſt und wollte nicht fliehen. In voller Pracht als Königin mit Purpur und Diadem geſchmückt trat ſie, auf zwei Frauen geſtützt, den Kriegern entgegen, welche nicht das Herz hatten, die Hinrichtung zu vollziehen, ſondern vor der hohen Frau ehrfurchtsvoll die Speere ſenkten. Da ließ Kaſſander die Verwandten der Hingerichteten in Maſſe kommen und die Königin mit Steinen zu Tode werfen. Sie hüllte ſich in ihr Gewand und ſtarb ohne Klage, im Jahr 316.

Noch war Rorane und ihr Sohn Alexander übrig. Kaſſander befahl, ſie alles königlichen Schmuckes und Glanzes zu entkleiden und beide wie gemeine Gefangene einzuſperren. Er ſelbſt aber heirathete eine noch übrige Schweſter Alexanders, die Theſſalonike, und gedachte ſich dadurch als der einzige würdige Nachfolger im makedoniſchen Reiche zu legitimiren.

3.

Eumenes.

Nachdem das makedoniſche Königshaus bis auf wenige nur noch zitternd dem Tode entgegenharrende Opfer ausgerottet war, hatte jeder der mächtigen Diadochen immer noch im Sinne, das Reich Alexanders des Großen in ſeiner Einheit zu erhalten und ſelbſt Alleinherr zu werden. Sie hätten beſſer gethan, gleich anfangs mit einander zu theilen; allein es war noch nicht möglich, die Einheit des Reichs, obgleich ſie ſchon faktiſch aufgelöst war, auch rechtlich aufzulöſen, ſo lange noch erbberechtigte Glieder der Familie Alexanders lebten und ihr Rechtsanſpruch jedem der Diadochen, der denſelben verfocht, einen Anhang bei den Truppen ſicherte, denn das makedoniſche Heer betrachtete ſich immer noch als den ſichtbaren Ausdruck der Reichseinheit; in ihr, glaubte ſie ſelbſt, lebe Alexander der Große fort.

Durch diese Illusion war es sogar dem Griechen Eumenes möglich geworden, sich einen großen Anhang unter den makedonischen Truppen, selbst unter den vornehmsten derselben, den Argyraspiden (welche silberne Schilde trugen) zu verschaffen. Als er inne wurde, wie wenig Polysperchon im Stande sey, als Reichsverweser das Reich zusammenzuhalten, und als er erfuhr, welch jammervolles Ende die Verwandten des Königs gefunden hatten, hielt er für möglich, daß der Name Alexanders und eine lebendige Erinnerung an seine Größe vielleicht mehr im Stande seyn würde, die Einheit des Reichs herzustellen, als der Name des Arrhidäus oder eines königlichen Weibes und Kindes. Er ließ also in seinem Lager ein kostbares Zelt aufrichten, genannt das Alexanderzelt. Darin stand in der Mitte ein goldener Thron, auf welchem das Diadem, Scepter, Schwert, Harnisch und Schild des Königs lagen, und vor demselben ein Altar, auf welchen jeden Morgen die sämmtlichen Führer des Heeres Weihrauch streuten, worauf sie sich auf silbernen Stühlen im Kreis umher niedersetzten und beriethen.

Im Frühjahr 318 zog Eumenes mit einem Heere, welches er mit wunderbarer Schnelligkeit in Kleinasien organisirt hatte, nach Phönikien hinab, gewann es leicht und errichtete dort eine ansehnliche Flotte, um von hier aus zur See und zu Lande die gegen Polysperchon verbundenen Diadochen wo möglich einen nach dem andern zu schlagen. Antigonus aber kam mit seiner siegreichen Flotte von Byzanz und die Phöniker gingen zu ihm über und lieferten ihm die Flotte des Eumenes aus, um die Schätze, die er auf die Schiffe hatte bringen lassen, ungestraft plündern zu können. Das wird den Zeitgenossen zu großem Ergötzen gedient haben, weil Eumenes wegen seiner Habgier längst verrufen war, des einzigen Lasters, das seine großen Tugenden verdunkelte.

Ohne Flotte konnte Eumenes nur noch mit seinem Landheer etwas Bedeutendes auszurichten hoffen und das war wieder nur möglich im tiefen Binnenlande. Der Westen war ihm durch Antigonus und Kassander versperrt. Aber im weitgedehnten Osten konnte

er hoffen, Siege zu erfechten, sein Heer noch zu vergrößern und die Macht und Einheit des Reichs in Babylon herzustellen, von wo aus Alexander der Große selbst es hatte beherrschen wollen. Damals hatte sich Python erhoben, um die Nachbarn zu unterwerfen und den Satrapen Philipp gefangen genommen und hinrichten lassen. Die übrigen Satrapen im Osten vereinigten sich gegen Python, diesem aber stand Seleukus von Babylon bei. Da brach Eumenes auf, um die ersteren zu unterstützen. Python und Seleukus verlegten ihm den Weg und überschwemmten, indem sie die Dämme durchstachen, das Lager des Eumenes am Tigris, allein er rettete sein Heer durch Geistesgegenwart und rasche Maaßregeln. Auch die Aufforderungen, die an seine Truppen ergingen, sie sollten als Makedonier zu stolz seyn, um dem Griechen zu dienen, blieben fruchtlos, denn Eumenes hatte sich bei seinen Kriegern in große Achtung gesetzt und da er Susa einnahm, wo noch immer beträchtliche Schätze aufgehäuft lagen, besaß er zugleich die Mittel, seine Soldaten gut zu bezahlen.

Hier in Susa vereinigten sich mit ihm die Satrapen des Ostens, unter denen nur Peukestes einen berühmten Namen hatte. Aber auch er war schon in die allgemeine Corruption versunken, die wie eine ansteckende Seuche unter den Satrapen grassirte, seitdem der große Alexander die Augen geschlossen hatte. Sie waren gegen Python und Seleukus in die Waffen getreten, nur damit jeder seine Person und seine Satrapie rette, um die Einheit des Reichs und die große Idee des Eumenes, das Reich dem letzten legitimen Sprößling Alexander zu retten, war es ihnen nicht zu thun. Sie brachten ihre Zeit in Susa nur mit wüstem Schwelgen zu und hörten nicht auf die Mahnungen und Befehle des Eumenes.

Unterdeß brachten Python und Seleukus in Babylon zu, ängstlich harrend auf den Antigonus, den sie zur Hülfe herbeigerufen hatten und der auch wirklich kam. Eumenes hatte Mühe, sich der Treue seiner Satrapen zu versichern, als er dem Antigonus entgegenziehen wollte, denn Peukestes machte Anspruch auf den Oberbefehl. Aber

am Fluß Kopratas brachte Eumenes dem Antigonus, als derselbe übersetzen wollte, eine Niederlage bei. Das Heer des letztern erlitt sodann noch durch die Hitze, durch Fieber und Strapazen große Verluste. Im Uebergang über die Gebirge wurde es von den wilden Kossäern angegriffen und kam in einem traurigen Zustande in Medien an. Eumenes wollte nun plötzlich wieder nach dem Westen ziehen, der ihm offen lag, nachdem Antigonus sich aus demselben entfernt hatte. Die Satrapen aber weigerten sich und wollten nur ihre östlichen Länder vertheidigen. Jede Trennung war hier eine Schwächung, er entschloß sich also, den Satrapen nachzugeben, unter der Bedingung, daß sie alle beisammen blieben.

Mit welchen Empfindungen mag er das stattliche Heer, anstatt vorwärts nach Ecbatana und Babylon, vielmehr rückwärts nach Persepolis geführt haben! Alles war daran gelegen, daß er mit seiner kampfwilligen Armee schnell den geschwächten Antigonus überfiel und dann gen Babylon zog. Aber seine schlimmen Freunde, die Satrapen, litten es nicht. Peukestes wollte ihn in Persien haben, um ihn desto bequemer zu isoliren und sich an seiner Stelle an die Spitze des Heeres drängen zu können. Unter dem Vorwand, er sey hier zu Hause und müsse als Wirth seine Gäste bewirthen, schmeichelte er den makedonischen Truppen des Eumenes auf alle Art, beschenkte sie reichlich und ließ ein großes Fest zu Ehren der „Götter" Philipp und Alexander feiern, bei welchem die größte Pracht und üppigste Schwelgerei herrschte, um dadurch das Alexanderzelt des Eumenes in den Schatten zu stellen und die Makedonier zu überzeugen, daß sie unrecht thäten, einem Griechen zu gehorchen, und es ihnen viel näher liege, sich an ihn, den echten Makedonier, anzuschließen. In diesem Sinne nun wurde fort und fort das Heer des Eumenes unterwühlt.

Die kostbarste Zeit wurde versäumt. Antigonus konnte sich den Winter über erholen, sein Heer beträchtlich verstärken und im Frühjahr 317 in Persien einrücken. Gerade damals erkrankte Eumenes, in Folge der schwelgerischen Gelage, hieß es, vielleicht aber an

Gift, denn die Absicht des Peukestes, ihn los zu werden, lag klar am Tage. Als es nun aber zur Schlacht kam, vertrauten die Truppen doch wieder nur dem altbewährten Feldherrn und Eumenes ließ sich in einer Sänfte durch die Reihen tragen und ordnete alles so sicher an, daß Antigonus staunend von ferne die Sänfte betrachtete und plötzlich seinem Heere den Rückzug befahl. Nun standen sich die Heere eine Zeit lang gegenüber, nur manöverirend mit ausgesuchter List, ohne daß ein Feldherr Gelegenheit gefunden hätte, den andern einmal zu überraschen. Antigonus verzögerte aber die Entscheidung absichtlich, weil er die Satrapen im Heere des Eumenes zu bestechen hoffte. Als Antigonus den in des Eumenes Heere dienenden Makedoniern sagen ließ, sie sollten von demselben abfallen und zu ihm übergehen, er werde ihnen alle ihre Beute lassen, sie reichlich beschenken und in ihre Heimath entlassen, rieth Eumenes den Truppen, sie sollten sich an die Fabel erinnern vom Löwen, der ein schönes Mädchen liebte und um sie zu bekommen, sich überreden ließ, der zarten Anfassung wegen sich seiner Zähne und Krallen zu entledigen, als er das aber gethan hatte, mit Prügeln todt geschlagen wurde. Die Soldaten waren damals aber auch noch von Peukestes zurückzuhalten, der ihnen mehr geschmeichelt hatte, als Antigonus. Ihre Treue konnte erst dann wanken, wenn Peukestes und Antigonus sich verständigten. Das konnte aber wieder nur auf Kosten des Seleukus und Python geschehen. Diese beiden hielten sich schlau zurück, denn sie wünschten wohl, daß Antigonus die Satrapen besiege, aber nicht, daß er allzu mächtig werde, um am Ende sich auch sie zu unterwerfen.

Als es endlich bei Gabirne zu einer blutigen Schlacht kam, wetteiferten Eumenes und Antigonus in List, Kühnheit und Ausdauer. Die Argyraspiden des Eumenes entschieden den Sieg in ihrer unüberwindlichen Phalanx und Antigonus mußte mit großem Verlust sich zurückziehen. Als er aber, es war schon Abend, eine Lücke zwischen der Phalanx und der Reiterei des Eumenes wahrnahm, ließ er schnell seine eigene an Zahl überlegene Reiterei sich

dazwiſchen werfen und erneuerte den Kampf, der bis in die Nacht fortwährte. Dann ruhten beide Heere, einander dicht gegenüber, im Mondſchein aus, und Antigonus entwich und überließ dem Eumenes die Ehre des Tages und das Schlachtfeld. Aber auch dieſer ſah, daß ſeine Truppen zu ermüdet waren und verfolgte ihn nicht.

Nie war ein Feldherr in einer ſo wunderbaren Lage, wie Eumenes. Jedermann war einverſtanden, er ſey der fähigſte aller Führer. Seine Feinde, ſeine Nebenbuhler wie der gemeinſte Soldat hegten die größte Achtung vor ihm. Und dennoch glaubten auch die Unbefangenſten, ein Recht zu haben, den Hochgeachteten andererſeits wieder zu verachten, weil er kein echter Makedonier, ſondern nur ein Grieche war. Die Makedonier hegten nun einmal als ein urkräftiger, ritterlicher Adel gegen das Schwätzer-, Schreiber-, Krämer-, Sänger- und Schauſpielervolk der Griechen eine grenzenloſe Geringſchätzung, in welche auch die Aſiaten gern einſtimmten, weil ſie damit zugleich ihrem alten Haß gegen das Volk des Themiſtokles und Leonidas ein Genüge thaten. Wer freute ſich nicht, den, durch den man gedemüthigt worden iſt, ſelbſt wieder durch einen dritten gedemüthigt zu ſehen! Dies erklärt die Stimmung des Heeres, deſſen bewunderter und zugleich verrathener Feldherr der Grieche Eumenes war (gebürtig von Kardia im thrakiſchen Cherſoneſus). Alles hing von den geheimen Unterhandlungen ab, welche die verrätheriſchen Satrapen im Lager des Eumenes mit Antigonus in Beziehung auf Python und Seleukus ohne Zweifel damals eifrig gepflegen haben. Als Feinde der beiden letzteren konnten ſie ſich nicht unbedingt dem Antigonus, als dem Bundesgenoſſen derſelben, hingeben. Die Bedingungen aber mußten ſie dem Antigonus vorſchreiben können. Dazu bedurften ſie noch kriegeriſcher Erfolge und um dieſe zu erringen, brauchten ſie den Eumenes und konnten ihn noch nicht entbehren. Daher die freche Aeußerung in einer geheimen Verſammlung der Satrapen: „Eumenes ſoll uns noch eine Schlacht gegen den Antigonus gewinnen, dann wollen wir ihn wegſchaffen.“ Zwei der Satrapen, Eudemus und Phaidimus, hatten dem Eumenes ihr Geld in Verwahrung gegeben, beſorgten jetzt, daſſelbe zu verlieren,

wenn er umgebracht würde, und warnten ihn. Er dankte ihnen, gab sich aber als ein verständiger Mann verloren, denn mit solchen Menschen, wie sie ihn umgaben, ließ sich nichts mehr ausrichten, noch etwas von ihnen hoffen, und er war zu stolz um zu fliehen. Ich lebe hier unter wilden Thieren, sprach er, schrieb ruhig seinen letzten Willen nieder und verbrannte alle Papiere, welche nicht in die Hände seiner Feinde fallen sollten.

Antigonus griff von neuem an und suchte die letzte Entscheidung. Bei Gatamarta kam es zur Schlacht. Antigonus trachtete, mit seiner überlegenen Reiterei in das Lager der Argyraspiden einzubrechen, weil darin eine unermeßliche Beute aufgehäuft lag. Konnte er sich dieser bemächtigen, so besaß er ein Pfand und das rechte Mittel, um diese tapfern, aber habgierigen Truppen von Eumenes abzuziehen. Es gelang ihm, ihre Phalanx in der Schlacht zu beschäftigen und in ihrem Rücken ihr Lager und Gepäck wegzunehmen. Um dieses letztere wurden sie nun besorgter, als um den Sieg. Man versprach ihnen, sie sollten alles wieder haben, wenn sie von Eumenes abfielen. Peukestes, welcher das Lager hätte retten und den Sieg wieder herstellen können, versagte dem Eumenes auf dem Schlachtfelde den Gehorsam und ging mit den 10,000 Persern, die er befehligte, zum Feinde über. Nun war alles für den unglücklichen Eumenes verloren, welchen seine eigenen Soldaten ergriffen, entwaffneten und mit gebundenen Händen dem Antigonus vorführten. Er rief verächtlich den Argyraspiden zu: „Elende Makedonier, die ihr euern siegreichen Feldherrn dem sieglosen verkauft um euer Gepäck!“ Antigonus ließ ihn in den Kerker werfen und in demselben drei Tage nachher heimlich ermorden. Alle, die als Freunde desselben bekannt waren, auch Eudemus, wurden öffentlich hingerichtet, im Jahr 316

4.

Antigonus.

Der Sieger Antigonus war in seiner Art ein nicht minder merkwürdiger Mann, wie Eumenes, nämlich damals schon 70 Jahre alt und einäugig, ein altes häßliches Zerrbild im Vergleich mit dem jungen schönen Alexander, und doch ließ er sich beigehen, dessen Stelle einnehmen, das ganze unermeßliche Reich zusammenhalten zu wollen. Bei allen Lastern der Diadochen ist ihnen doch eine staunenswürdige Mannhaftigkeit und zähe Ausdauer im Verfolg ihrer verbrecherischen Plane nicht abzusprechen. Antigonus besaß die makedonische Nervenkraft in einem vorzüglichen Grade und war so sehr Mann der That, daß ihm nichts mehr zum Eckel gereichte, als das philosophische Geschwätz, der Singsang und die Histrioneneitelkeit der Griechen. Je mächtiger er wurde, um so eifriger umdrängte ihn griechische Schmeichelei, die er aber allezeit mit tiefer Verachtung und schneidendem Sarkasmus zurückwies. Ein griechischer Poet besang ihn als Sohn der Sonne. Davon, meinte Antigonus, wisse sein Kahlkopf nichts. Das Diadem nannte er einen Lappen, den man nicht vom Mist auflesen sollte. In der That war es ihm nur um die wirkliche Macht, nicht um den Schein derselben zu thun. Auch wollte er das Reich nicht mehr für sich erobern, sondern nur für seinen liebenswürdigen Sohn Demetrius, das wahre Abbild Alexanders in Bezug auf Schönheit, Jugendfeuer und Genialität.

Nachdem er sich das Heer des Eumenes unterworfen und dadurch das seinige ansehnlich verstärkt hatte, entledigte sich Antigonus ohne Umstände seines Bundesgenossen Python. Dieser war nämlich so unvorsichtig, nachdem er schon geheime Umtriebe gegen ihn gemacht hatte, zu ihm nach Ecbatana zu kommen, wo ihn Antigonus sogleich fassen und hinrichten ließ. Sodann bemächtigte sich Antigonus der immer noch in Susa aufbewahrten Schätze und begab sich nach Persepolis, um hier unter den Satrapen des Ostens eine strenge

Musterung zu halten. Die ihm nicht unterwürfig genug schienen, wurden entfernt und durch andere ersetzt. Auch Peukestes verlor seine Satrapie und man hörte nichts mehr von ihm. Antigonus beherrschte alles durch den Schrecken seiner Waffen und durch den Klang seines Goldes. Jetzt erst zog er nach Babylon, wo ihn sein Bundesgenosse Seleukus zwar artig, aber mit Argwohn und Vorsicht empfing. Antigonus nahm die Miene des legitimen Reichsverwesers an und verlangte von Seleukus, er solle ihm Rechenschaft über die Verwaltung seiner Satrapie geben und seine Rechnungen vorlegen. Seleukus weigerte sich, weil er nicht sein Untergebener sey, wartete aber die Antwort des Antigonus nicht ab, sondern floh in großer Eile, wozu er wahrscheinlich schon alles vorbereitet hatte, nach Aegypten zu Ptolemäus.

Begreiflicherweise erhob sich gegen den Machtspruch des Antigonus der ganze Westen. Ptolemäus in Aegypten, Kassander in Makedonien und Lysimachus in Thrakien wollten eine Oberhoheit des Antigonus eben so wenig anerkennen, als Seleukus. Sie verbanden sich daher gemeinschaftlich gegen ihn. Dagegen suchte nun der gänzlich bedrängte und verlassene Polysperchon Hülfe bei Antigonus, schickte seinen Sohn Alexander zu ihm, trat ihm, als dem Mächtigeren, die Reichsregentschaft ab, unterrichtete ihn von den Greueln des Kassander und beschwor ihn, die im Kerker desselben schmachtende Roxane und den Sohn derselben, den Reichserben, zu retten. Nichts konnte dem Antigonus erwünschter seyn, als diese Uebertragung der Regentschaft, denn sein ganzes Verfahren erschien nunmehr gesetzlich und er verfehlte nicht, überall verkündigen zu lassen: Kassander solle augenblicklich den jungen König Alexander (dem man den Beinamen Aegos gegeben hatte) und seine Mutter Roxane freigeben oder als Reichsfeind behandelt werden. Zugleich versprach er den Griechen, ihnen die volle Freiheit wieder geben zu wollen, die ihnen Kassander geraubt hatte, im Jahr 315. Auch drang er in den Westen Asiens vor, ehe der Gegenbund recht gerüstet war, und belagerte Tyrus, um sich von dort aus auch der Seeherrschaft zu

versichern, während es ihm gelang, Polysperchons Sohn Alexander durch Versprechungen zu gewinnen.

Aber das wiedererstandene Tyrus vertheidigte sich über ein Jahr lang gegen ihn eben so tapfer, wie früher gegen den großen Alexander. Kypern fiel den Aegyptern in die Hände. Eine Flotte des Antigonus, geführt von Theodot, erlag ihm ebenfalls und Alexander, Polysperchons Sohn, fiel von der Hand einiger freiheitsbegeisterter Sikyoner. Dafür ließ seine Wittwe Kratesipolis dreißig Männer von Sikyon pfählen. Nun entbrannte 314 ein wilder Kampf auf den verschiedensten Punkten des armen Hellas um die Freiheit, die hier von des Antigonus Anhängern gefördert, von denen des Kassander verhindert wurde. Aber auch die Aetolier und Epiroten erhoben sich wider Kassander und die Skythen und Thraker wider Lysimachus. Als endlich Antigonus Tyrus erobert und den kleinen König Asander von Karien, der es mit Kassander hielt, das erstemal zu einem Vertrage gezwungen, als er wieder abfiel, das zweitemal vernichtet hatte, hinderte ihn nichts mehr, nach Griechenland selbst vorzudringen, während zugleich im Einverständnisse mit ihm Kypern und Kyrene sich gegen Ptolemäus empörten.

Plötzlich aber wendete sich das Glück wieder. Lysimachus besiegte die Thraker und schützte Byzanz, so daß Antigonus den Uebergang nach Europa nicht erzwingen konnte und ruhig überwinterte, 313. Kassander behauptete sich gegen die Griechen und gegen Epirus. Die Griechen waren noch immer viel zu uneins und schon viel zu sehr erschlafft, als daß der Freiheitsruf sie zu einer großartigen Erhebung hätte begeistern und kräftigen können. Dieser Freiheitsruf war überhaupt, das wußte man wohl, nur eine Kriegslist des Antigonus, der im Herzen jeder Freiheit eben so abhold war, wie Kassander. Auch die Befreiung Kyrenes und Kyperns vom ägyptischen Joche währte nicht lange, denn Ptolemäus unterwarf die Empörer. Nun wagte aber der junge Demetrius, welchen sein Vater Antigonus in Syrien zurückgelassen hatte, aus allzugroßer Kampflust und gegen den Rath der Einsichtigen eine Schlacht wider Ptolemäus, welchem Seleukus zur Seite stand, unfern von der ägyp-

tiſchen Grenze bei Gaza, 312. Die Schlacht ging, obgleich die Reiterei des Demetrius mit der bewundernswürdigſten Tapferkeit focht, durch ſeine Elephanten verloren, welche, durch feindliches Geſchoß verwundet, umkehrten und ſeine eigene Schlachtordnung in Verwirrung brachten. Er entkam nur mit einem ſchwachen Reſt ſeiner Truppen. Tyrus vertheidigte Andronikus für ihn und Antigonus aufs ſtandhafteſte, obgleich Ptolemäus ihn zum Abfalle verlocken wollte. Er wurde aber durch Verrath in der Stadt ſelbſt zur Flucht gezwungen, unterwegs abgefangen und vor Ptolemäus geführt. Dieſer lobte ſeine Treue und behandelte ihn ehrenvoll.

Es war, wie bisher, ſo auch ſpäter immer die Politik des Ptolemäus, ſich nur in ſeinem Aegypten feſtzuſetzen, die Zuneigung des Volks zu gewinnen und ſich die Seiten nur durch Eroberung Phönikiens, Kyrenes und Kyperns zu decken. Im Uebrigen ließ er die andern Diadochen nehmen, was ſie wollten, und ſorgte nur dafür, daß keiner allein das Uebergewicht erhielt, daß ihre Macht getheilt und ſomit zu ſchwach blieb, um ihm gefährlich zu werden. Nach der Schlacht bei Gaza gab er dem Seleukus nur 1000 Mann, mit denen derſelbe verſuchen ſollte, den Oſten des Reichs wiederzuerobern. Hätte er ihm mehr mitgegeben, ſo würde er nicht ſicher geweſen ſeyn, daß Seleukus ſich mit ſeinen Feinden gegen ihn ſelbſt würde verbunden haben, denn keiner traute dem andern.

Seleukus wandte ſich gegen Babylon und fand überall alte und neue Freunde. Nikanor von Medien, der für Antiochus ſtritt, unterlag ihm in einer Schlacht am Tigris, ſeine Truppen gingen zu Seleukus über. Daſſelbe Schickſal widerfuhr dem Euagros von Perſien und in kurzem hatte Seleukus alle Satrapen für ſich gewonnen. Die Nachrichten der Geſchichtſchreiber ſind in Bezug auf ihn äußerſt dürftig. Nur flüchtig wird eines glücklichen Zugs erwähnt, den er nach Indien ſoll unternommen haben. Aus den Thatſachen geht wenigſtens hervor, daß er, der mit nur 1000 Mann ankam und bald ſo mächtig wurde, in ſeiner Perſönlichkeit etwas beſeſſen haben muß, was die Herzen gewann und Vertrauen einflößte.

Unterdeß hatte Demetrius, indem er ſich nach Cilicien zurück-

ziehen mußte, daselbst durch kühnen Ueberfall den Killes mit 7000 Mann von der Partei des Ptolemäus gefangen genommen und den Killes frei und ehrenvoll entlassen, wie früher Andronikus von Ptolemäus entlassen worden war, denn Demetrius wollte sich von niemand an Großmuth übertreffen lassen. Dieser Sieg erlaubte ihm, wieder vorzugehen und, während Ptolemäus vorsichtig in Aegypten blieb, die arabischen Nabatäer anzugreifen, deren Hauptstadt Petra ganz nahe bei Aegypten eine wichtige Eroberung schien. Er siegte auch hier, mußte sich aber begnügen, die Nabatäer zu einem Friedensvertrage zu zwingen, da er seinen Plan auf Aegypten nicht weiter verfolgen konnte, sondern von seinem Vater abberufen wurde, um sich gegen Seleukus zu wenden, der aus einem Freunde schnell ein Feind geworden war.

Seleukus schien allen andern Diadochen so mächtig und gefährlich, daß sie allesammt, nachdem sie sich jahrelang bekriegt und dadurch geschwächt hatten, jetzt nichts klügeres zu thun wußten, als sich auszusöhnen und gemeinschaftlich gegen den Seleukus zu verbinden, 311. In diesem Frieden wurde immer noch der junge Alexander Aegas als Erbkönig anerkannt, dem, wenn er mündig würde, das Reich übergeben werden müßte, einstweilen aber sollte Kassander Europa, Ptolemäus Afrika und Arabien, Antigonus Asien verwalten. Wie es scheint, suchte sich Antigonus des jungen Alexander zu bemächtigen oder war wenigstens nicht unbetheiligt bei der großen Aufregung in Makedonien, indem hier zahlreiche Stimmen, auch im Heere, statt des verhaßten und grausamen Kassander endlich den jungen rechtmäßigen König verlangten. Da gab Kassander Befehl, den königlichen Knaben und seine schöne Mutter Rorane in Amphipolis, wo sie gefangen saßen, heimlich umzubringen, durch Dolchstiche, wie die einen, durch Gift, wie andere sagen, 311. Zugleich gewann Kassander einen jüngeren Ptolemäus, Neffen des Antigonus, der für diesen mit Erfolg in Griechenland gekämpft hatte, und der jetzt mit seinem ganzen Heere zu Kassander übertrat, denn Verrath war in jenen Zeiten Tagesordnung. Dagegen trat nun auch der alte Polysperchon wieder im Interesse des Antigonus

auf und ſtellte dem makedoniſchen Uſurpator Kaſſander in dem letzten noch übrigen, bisher ganz unbeachteten Baſtardſohn des großen Alexander, einem zweiten Herakles von der Barſine, der Wittwe des Memnon (beide hatten ſeither ruhig in Pergamus gelebt) nochmals einen rechtmäßigen Erbkönig gegenüber. Aber auch er, der alte ſchwache Polyſperchon, der immer ſo treu am alten Königshauſe zu hängen ſchien, ließ ſich durch Kaſſanders verſchwenderiſche Verſprechungen verführen und ſeinen Schützling, den damals achtzehnjährigen Herakles, bei einem Gaſtmahle ſammt ſeiner Mutter erwürgen, 310.

Nun lebte vom ganzen Hauſe Alexanders niemand mehr als Theſſalonike, des Kaſſander gezwungene Gattin, und Philipps Tochter, des großen Alexanders Schweſter Kleopatra, Wittwe des Königs Alexander von Epirus, die früher ſchon den Leonnatus und Perdikkas hätte heirathen ſollen und in Sardes einen ruhigen Wittwenſitz gefunden hatte. Weil nun aber die Makedonier immer noch am alten Königshauſe hingen, ſo wollte Ptolemäus in Aegypten dem Kaſſander den Vorzug, eine königliche Prinzeſſin als Gemahlin zu beſitzen, nicht gönnen und bewarb ſich um die Hand Kleopatras. Dieſe Dame ſagte ſich ihm auch zu, wahrſcheinlich aus Angſt vor dem Antigonus und Kaſſander, und wollte eben heimlich nach Aegypten entfliehen, als ſie in ihrem Blute liegend gefunden wurde. Ihre eigenen Sklavinnen, hieß es, hätten ſie ermordet. Antigonus ließ dieſelben hinrichten und die Königin mit hohen Ehren begraben, aber niemand zweifelte, er ſelbſt habe ſie umbringen laſſen, 308.

Ptolemäus, durch einen neuen Aufſtand in Kyrene beſchäftigt, machte Frieden mit Kaſſander. Antigonus aber, deſſen Sohn Demetrius einen vergeblichen Verſuch gemacht hatte, dem Seleukus die Gewalt im Oſten zu entreißen, rief denſelben jetzt zurück, gab den Oſten auf und trachtete mit Hülfe ſeines kriegskundigen Sohnes wenigſtens dem Ptolemäus und Kaſſander den Weſten abzuringen.

5.

Demetrius.

Nach den Planen des alten Antigonus sollte zuerst Kassander überwältigt werden, der keine so feste und schwer angreifbare Macht besaß, wie Seleukus und Ptolemäus, gegen den unter den Makedoniern selbst wegen seiner Königsmorde eine böse Stimmung herrschte und der vollends bei den Griechen verhaßt war. Antigonus verkündete nun aufs neue laut den Griechen die Freiheit und schickte seinen Sohn ab, ihnen dieselbe zu erringen. Er selbst wollte sie natürlicherweise nur als Werkzeug gebrauchen, sein Sohn aber war in der That für sie begeistert.

Demetrius wird von Plutarch als ein zweiter Alexander geschildert. Seiner Schönheit soll nichts gleich gekommen seyn, selbst die Kunst der Bildhauer und Maler soll hier die Natur nicht haben erreichen können. In der Kampflust, im Kriegsgeschick, in der zähen Ausdauer und im hohen Schwung des Geistes, der das Kühnste und Schwerste mit Vorliebe sucht, glich er ganz dem großen Alexander, aber auch in der Genußsucht und wüsten Schwelgerei. Im Allgemeinen markirt ihn ein eigenthümlich weicher Zug, weshalb er selbst unter allen Göttern nur dem Dionysos gleichen wollte. Seinen Vater liebte er mit Schwärmerei und blieb ihm unverbrüchlich treu und gehorsam. Mit der Befreiung Griechenlands sollte es nun endlich Ernst werden, aber das Volk war der Freiheit gar nicht mehr fähig. Der Adel der Freiheit liegt immer nur in der Tugend und Sitte der Völker, niemals in politischen Institutionen. Nur wenn Demetrius die Sitten in Griechenland wieder hätte reinigen können oder wollen, würde er auch etwas für die Freiheit haben thun können. Die wiederholten Versprechungen der Diadochen, den Griechen ihre alte Freiheit wiederzugeben, hatten dieselben nur in immer tiefere Knechtschaft gestürzt. Auch war nirgends mehr ein Sinn für Freiheit vorhanden. Es gab zwar noch eine Spur von

Heroismus unter den Griechen, wie Eumenes bewiesen hatte. Nur ungern wollten sich diejenigen Griechen, welche aus dem Krieg ein Handwerk machten, die tapfern Söldner, vor denen einst Asien gezittert hatte, an Ruhm und Ehre von den Makedoniern übertreffen lassen und sonderlich Sparta, dessen ritterliche Aristokratie vernichtet oder in die Corruption des Reichthums verfallen war, bildete doch immer noch den Mittelpunkt eines großartigen Söldnermarktes, wohin alle Soldaten bedürftigen Fürsten ihre Werber schickten. Die Söldner aber dienten den Fürsten unbedenklich als Schergen der Tyrannei, nur um des Soldes und der Beute willen. Da war kein Sinn für Freiheit mehr zu finden.

In Athen sah es noch viel schlimmer aus, denn hier war auch schon der kriegerische Geist entwichen. Die Stadt wimmelte von Künstlern, welche sich hier nur ausbildeten, um in den Sold der Diadochen und Satrapen zu treten und die Städte Asiens mit den Werken ihrer Hände zu schmücken und dem Luxus und der Schwelgerei aller Mächtigen und Großen jener Zeit die attischen Grazien hinzuzufügen. Sodann wimmelte Athen von Hetären, die sich in der Kunst der Verführung ausbildeten und denselben Weg, wie die Künstler, nehmend, sich denselben Mächtigen und Reichen verkauften. Drittens wimmelte Athen von Philosophen, welche die ganze Redseligkeit der Stadt erbten. Seitdem nämlich ein makedonischer Statthalter dort regierte und kein politischer Redner mehr aufkommen konnte, wurde desto mehr unpolitisches Geschwätz getrieben. Im Staate durfte man nichts mehr tadeln, so bekrittelte man den Schöpfer und das Weltganze. Im Allgemeinen aber hielten sich die Philosophen an Aristoteles, der sie gelehrt hatte, sich in die Welt zu schicken, wie sie ist, und nicht mehr nach Idealen zu streben. Unter ihnen war damals hauptsächlich Theophrast in der Mode. Wer irgend gebildet erscheinen wollte, mußte ihn gehört haben. In Athen aber wollte jeder gebildet seyn. Die Handwerker verließen ihre Werkstätten, um ihn zu hören, um ihm nachzuschwatzen und über seine Sätze zu debattiren. Auch die Hetären fanden sich in Masse bei seinen Vorlesungen ein, weil es seit den Zeiten der Aspasia guter

Ton geworden war, die Unzucht mit Philoſophie zu verbinden und weil die Hetären, wenn ſie an aſiatiſchen Höfen ihr Glück machen wollten, vor den ſchönen Barbarinnen den Vorzug am beſten durch ihr attiſches Geſchwätz behaupteten. Zur Unterhaltung der Mächtigen und Reichen wurden auch Philoſophen aus Athen beſtellt, welche dann freilich mehr den Dienſt von Hofnarren, als von weiſen Rathgebern verſahen und unter dem Namen der Paraſiten (Miteſſer, Schmarotzer) einen eigenen Stand bildeten und in den übelſten Ruf kamen. Endlich wimmelte Athen auch noch von Komödianten, unter denen freilich kein Ariſtophanes mehr auftreten konnte, die vielmehr nur dem Luxus und der Unterhaltung dienten. Auch ſie ließen ſich von den Diadochen und Satrapen als Modeartikel aus Athen verſchreiben. Das war aus dem Volke von Athen geworden, ein Haufen von feingebildeten Sklaven und Miethlingen, welche der Wolluſt übermächtig gewordener Barbaren dienten und ihren Laſtern ſchmeichelten. Mitten unter dieſem Volke aber ſaß damals als unumſchränkter Tyrann Kaſſanders Statthalter, Demetrius Phalareus, welcher ſich als ein Muſterathener benahm, ſich auf das ſorgfältigſte putzte, ſchminkte, friſirte, in ſeinem Palaſt eine unglaubliche Pracht und Ueppigkeit in Statuen, Gemälden, Teppichen, koſtbaren Geräthen zur Schau trug, täglich die ſchwelgeriſchеſten Gaſtmähler gab und alles, was irgend in Athen von ſchönem Blute war, zu ſeiner ſchnöden Wolluſt mißbrauchte, nicht nur die Weiber und Töchter, ſondern auch die Knaben, welche ihm die reichſten und vornehmſten Eltern wetteifernd zuführten. Athen war ſo tief geſunken, daß ein gewiſſer Theognis, der Ganymed des Tyrannen, von der ganzen Stadt beneidet und bewundert wurde und daß die attiſchen Jünglinge und Knaben täglich ſchön herausgeputzt ſich dem Tyrannen auf der Straße entgegen drängten, jeder nur von dem Ehrgeiz beſeelt, ihm zu gefallen, wie Theognis. Wie tief unter dieſen Umſtänden die Religioſität geſunken war, läßt ſich begreifen. Der Glaube an die ſtrengen alten Götter wich einer bequemen Modephiloſophie, welche das höchſte Gut im Genuß ſuchte und das Laſter beſchönigte. An die Stelle der Gottesfurcht trat lediglich nur die Menſchenfurcht,

welche zur Vergötterung gerade der ruchlosesten und unwürdigsten Menschen führte, wie die 360 Statuen bewiesen, welche dem Tyrannen während seiner kurzen Regierung nach der Zahl der Tage im Jahre in Athen errichtet wurden.

Man kann sich nicht verhehlen und es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß diese Zustände in Athen die nothwendige Folge des Systemes waren, welches der als Staatsmann zu hoch gepriesene Perikles begonnen hatte.

Diesem Volke nun sollte und wollte der bessere Demetrius, des Antigonus Sohn, die Freiheit wiedergeben. Derselbe schwärmte für das alte Athen und kannte das neue noch nicht. Seinen Auftrag zu erfüllen, kostete ihm wenig Mühe. Als er im Jahr 307 mit einer Flotte vor Athen erschien, wehrte sich der Tyrann nur eine kurze Zeit und floh davon. Seine Truppen gingen zu dem Befreier über und der letztere hielt unter einem unendlichen Volksjubel seinen Einzug in Athen, berief die Volksversammlung ein, stellte die Rednerbühne her und verkündete von derselben herab dem attischen Demos seine volle alte Freiheit. Dieser gebildete Pöbel faßte jedoch die neue Freiheit nur als eine Aenderung in der Person des Tyrannen auf, und während er den Phalereus, vor dem er bisher gekrochen, jetzt beschimpfte und verhöhnte und seine Statuen niederriß, kroch er jetzt wieder vor dem Befreier und setzte ihm Statuen. Er selbst ließ sich von den Genüssen und Schmeicheleien, die ihn umgaben, völlig bezaubern, blieb Monate lang in Athen und versäumte alle ferneren Operationen gegen Kassander. Man gab dem Monat, in welchem er gekommen war, seinen Namen. Man stickte sein und seines Vaters Bildniß in den heiligen Mantel der Göttin Athene. Man ernannte ihn und seinen Vater selbst zu Schutzgöttern der Stadt und errichtete auf dem Platze, an welchem er zuerst abgestiegen war, einen Altar „des von seinem Wagen absteigenden Demetrius.“ Zu noch größerem Jubel der Athener vermählte sich Demetrius, obgleich er schon mehrere Frauen hatte, hier in Athen noch mit der schönen Eurydike, Wittwe des kyrenischen Fürsten Opheltes, welche sich rühmen durfte, von Miltiades abzustammen.

Plötzlich aber wurde Demetrius durch seinen Vater aus Griechenland abberufen, um dem Ptolemäus die Insel Kypern zu entreißen, welche zur Behauptung der Seeherrschaft unentbehrlich schien. Ptolemäus hatte den kyprischen Satrapen Nikokreon, der die Insel in die Hände des Antigonus liefern wollte, überrascht und zum Selbstmorde gezwungen. Als dessen Gemahlin Arsinoë seinen Tod erfuhr und ihm auch seine Brüder im Tode gefolgt waren, rief sie die Frauen derselben und alle Kinder des Hauses zusammen, ermahnte sie zum Tode, erstach ihre eigenen Töchter und steckte das Schloß in Flammen. Ihre Schwägerinnen folgten ihrem Beispiele, ermordeten auch ihre Kinder und stürzten sich mit in die Flammen. Aber Antigonus war nicht gemeint, dem Aegypter die Insel zu lassen. Demetrius zog auf Befehl seines Vaters heran und unternahm zunächst die schwierige Belagerung der kyprischen Stadt Salamis, in welcher des Ptolemäus Bruder Menelaos befehligte. Demetrius entwickelte aber hier zum erstenmal das seltenste Talent als Ingenieur und Artillerist, indem er alle bisherigen Belagerungsmittel theils zu combiniren, theils zu verbessern wußte. Die Griechen hatten längst Mauerbrecher oder Widderköpfe, um damit die Mauern einzustoßen. Sie wurden unter einem Schirmdach vorgeschoben. Das Wurfgeschütz bestand aus Ballisten, aus denen man große Steine schleuderte, und Katapulten, aus denen man pfeilartige Balken abschoß, jenes eine Schleuder, dieses eine Armbrust im Großen. Man hatte auch schon Thürme in gleicher Höhe mit den feindlichen Mauern gebaut, um sie bequem beschießen zu können. Demetrius aber erfand jetzt die beweglichen Thürme (Helepolen), die er auf Rädern bis dicht an die feindlichen Mauern schieben ließ. Sie waren 9 Stockwerke hoch und hatten oben eine Fallthüre, die er auf die Mauern herabfallen ließ, so daß seine Soldaten auf dem kürzesten Wege die Mauern erreichten, ohne auf Leitern hinaufklimmen zu müssen. Indeß vertheidigte sich Menelaos gegen alle Belagerungskünste des Demetrius mit großer Ausdauer, und Ptolemäus selbst zog mit einer großen Flotte zum Entsatze heran. Demetrius aber schlug diese Flotte in einer blutigen Seeschlacht, in welcher er selbst als

der Kühnste immer voran focht. Ptolemäus entkam mit nur wenigen Schiffen und Menelaos mußte Salamis übergeben, 306. Hier fand der Sieger eine der berüchtigtsten Hetären Athens, die Lamia, welche, obgleich sie schon viel älter war als er, ihn dennoch durch ihre Grazie so zu bezaubern wußte, daß er sie heirathete und man von ihr sagte: unter allen seinen vielen Frauen habe er diese allein geliebt, von den andern sey er nur geliebt worden.

Aristodemus, den er hinüber aufs Festland sandte, um seinem Vater Antigonus die Siegesbotschaft zu bringen, begrüßte den letztern mit dem Rufe: „Freue dich, König Antigonus!" Wahrscheinlich verabredetermaßen, denn Antigonus scheint nur einen glänzenden Erfolg abgewartet zu haben, um das Diadem Alexanders des Großen um seine Schläfe zu winden, da kein rechtmäßiger Erbe des Königshauses mehr vorhanden war und die übrigen Diadochen ihm an Macht nicht mehr gleich kamen. Das Diadem war auch schon bei der Hand. Die Vertrauten des Antigonus verfehlten nicht, es ihm, der sich scheinbar sträubte und den Aristodemus schalt, unter lautem Jubelruf umzubinden. Er selbst aber erwies gleiche Ehre dem Sohne, indem er sein Antwortschreiben an den „König" Demetrius überschrieb. Inzwischen waren die übrigen Diadochen so frei, sich ebenfalls ein Diadem zuzulegen, und in Kurzem hieß es König Ptolemäus, König Lysimachus, König Kassander, König Seleukus. Sogar der kleine Tyrann von Heraklea, Dionysos, legte sich den königlichen Titel bei.

Antigonus wollte zunächst den Ptolemäus unterwerfen und rückte mit einem Landheere gegen Aegypten vor, Demetrius mit einer großen Flotte. Aber heftige Stürme hinderten die Landung und zerstörten die Flotte. Da mußte auch das Landheer zurückweichen, 305. Um eine neue Flotte ausrüsten zu können und überhaupt der Seeherrschaft ganz sicher zu seyn, sollte Demetrius nunmehr die Insel Rhodus unterwerfen. Diese Insel hatte sich bisher unabhängiger als jede andere griechische Gemeinde zu halten gewußt, zog durch ihr neutrales Verhalten alle die Vortheile an sich, welcher die kriegführenden Mächte einander sich gegenseitig beraubten, trieb einen aus-

gebreiteten Handel und war sehr reich. Als sie sich nicht freiwillig beugen wollte, begann Demetrius die feste Stadt Rhodus mit 40,000 Mann zu belagern und erschöpfte sein Genie in neuen Erfindungen und Anstrengungen, um die Mauern zu brechen. Allein die Rhodiser wetteiferten mit ihm an Ausdauer, Trotz und Geschicklichkeit. Seine wüthenden Stürme wurden abgeschlagen. Er zerstörte ihre Flotte, den Hafen mit Feuer, ihre Mauern durch sein Geschütz, er brachte einen 100 Ellen hohen Thurm bis dicht an die Stadt heran, aber über Nacht hatten die Belagerten eine neue Mauer aufgeführt, und nach dem neuen Sturme eine dritte. Mantias und Alkimus erboten sich gegen Demetrius, mit 1500 Mann bei Nacht in die Stadt einzudringen und während sie in derselben Verwirrung anrichten wollten, sollte er die Mauern ersteigen. Aber die Rhodiser überwältigten jene 1500 Mann und hielten doch die Mauern besetzt, so daß ihre Geistesgegenwart und ihr Muth alle Anschläge des schlauen Feindes vereitelte. Endlich wurde unterhandelt und bequemte sich Rhodus zu einer ehrenvollen Capitulation, in welcher der Stadt die Freiheit gesichert und sie nur verpflichtet wurde, sich mit Antigonus gegen Ptolemäus zu verbinden. Demetrius bewunderte die Tapferkeit der Rhodiser und machte ihnen mit seinen Belagerungswerken, sonderlich mit dem ungeheuren Thurme ein Geschenk, 304. Eben so großherzig schenkten die Rhodiser allen ihren Sklaven, welche die Stadt hatten vertheidigen helfen, die Freiheit. Demetrius wurde von dieser Zeit an Poliorketes (Städtebezwinger) zubenannt.

Nunmehr wendete sich Demetrius wider den Kassander und kehrte nach Griechenland zurück. In Athen hatte Demochares, ein Neffe des Demosthenes, vergeblich versucht, aus der wiedergeschenkten Freiheit eine Wahrheit zu machen. Ihm trat Stratokles entgegen, der mit Recht die Athener für nicht mehr freiheitsfähig hielt und mit eben so viel Recht dem Sterne des Demetrius, als einem Irrsterne, nicht vertrauen mochte, es daher für gerathener hielt, sich an Kassander anzuschließen, welcher von Makedonien aus den armen Griechen mehr nützen oder schaden konnte, als jeder der andern

Diadochen drüben in Asien und Afrika. Derselben Meinung war auch Theophrast mit seinen 2000 philosophischen Schülern. Vergebens forderte ein gewisser Sophokles, niemand solle eine philosophische Schule eröffnen dürfen ohne Genehmigung des Demos, er konnte nicht durchdringen und wurde sogar gestraft, denn Antigonus hatte gegen Aegypten nichts ausgerichtet, Rhodus hielt sich noch und Kassander rückte vor Athen. Daraus erklärt sich, warum Demetrius so rasch und großmüthig mit Rhodus Frieden schloß. Schnell kam er mit seiner Flotte herbei, Athen zu beschützen, und ließ sein Heer landen. Kassander wagte ihm nicht zu begegnen, und floh so eilig, daß 6000 seiner Makedonier es vorzogen, zu Demetrius überzugehen.

Indem dieser nun zum zweitenmal nach Athen kam, lag ihm dort wieder alles zu Füßen. Als einem Gotte glaubte man ihm keine würdigere Wohnung einräumen zu können als den Tempel der Athene und hier im Heiligthume der keuschen Göttin trieb Demetrius mit seiner Lamia und andern verrufenen attischen Hetären, Chrysis, Demo, Antikyra und mit Mädchen und Knaben aus den edelsten Familien der Stadt die allergreulichste Unzucht, ohne vor den Göttern, vor dem Volke, vor seinen Makedoniern und vor sich selbst sich zu schämen. Ein edler Knabe, der schöne Damokles genannt, entzog sich freiwillig seinen schmachvollen Zumuthungen, indem er sich in einen Kessel siedenden Wassers stürzte. Ein anderer, Kleainetos, ergab sich dem Demetrius nur unter der Bedingung, daß seinem Vater eine Summe, die er der Stadt schulde, erlassen werde. Demetrius gab den Befehl dazu und der Demos von Athen gehorchte, beschloß aber, daß künftig solche Bevorzugungen und Empfehlungsbriefe nicht mehr beachtet werden sollten. Da gerieth Demetrius in Zorn und drohte, der Demos von Athen aber beschloß auf den Antrag des Stratokles, „alles, was Demetrius befehlen würde, solle als göttlicher Befehl angesehen und befolgt werden," 303.

Um den Anhang des Ptolemäus und Kassander aus dem Peloponnes zu vertreiben, begab sich Demetrius dahin, vertrieb jenen wirklich und feierte in Argos ein glänzendes Befreiungsfest, bei welchem Anlasse er die schöne Deidamia, Schwester des Königs

Pyrrhus von Epirus, heirathete. Die Burg von Korinth mußte er erobern, er versammelte aber dort die Abgeordneten von ganz Hellas und ließ sich, wie einst Philipp und Alexander, zum Feldherrn aller Griechen ernennen.

Dann kehrte er wieder zu den Wollüsten Athens zurück und setzte die Greuel im Tempel fort. Die Stadt mußte ihm 250 Talente steuern, die er der Lamia zuwarf mit den Worten: Da, kauf dir Schminke dafür. Derselben Lamia errichtete die wiedererbaute Stadt Theben damals einen Tempel der Lamia Aphrodite und in Athen selbst wurde den Göttern Demetrius und Lamia ein Päon gesungen.

6.

Ende der Diadochen.

Im Jahr 302 brach Demetrius von Athen auf wider Kassander, diesem aber half diesmal Lysimachus von Thrakien, welcher sich selbst bedroht sah und dem Antigonus den Besitz Europas nicht überlassen wollte. Auch hatte Lysimachus schon Verbindungen in Kleinasien angeknüpft, den Propelaus mit dem Heere dahin geschickt und Sardes genommen, während der alte Antigonus in der von ihm gegründeten neuen Stadt Antigona am Orontes mit tausenden von Künstlern und Werkmeistern beschäftigt war, sich eine recht annehmliche Residenz zu bauen. Mittlerweile war auch Seleukus mit Ptolemäus, Lysimachus und Kassander in einen Bund getreten, um den Antigonus und Demetrius zu verderben. Seleukus, bisher im äußersten Osten beschäftigt, hatte nach dem Tode des Porus sich mit dem neuen indischen Usurpator Sandrakottus verständigt und ihm das Pendschab überlassen. Dadurch von dieser Seite beruhigt, konnte er alle seine Streitkräfte nach dem Westen richten.

Antigonus warf sich auf Lysimachus, der dem Propelaus rasch nachgerückt und ihm am nächsten war, in der Hoffnung, ihn mit Uebermacht zu erdrücken, ehe die andern herbeikämen. Aber Lysi-

machus wich ihm geschickt aus. Nun mußte Demetrius Griechenland verlassen, um dem Vater in Asien zu helfen, schloß aber vorher noch einen Vertrag mit Kassander und bot ihm große Vortheile, um ihn zu neutralisiren. Kassander aber ließ um diese Zeit in Epirus eine Revolution machen, durch die der junge Pyrrhus vertrieben und gezwungen wurde, zu Demetrius zu flüchten, und trat dann offen gegen Antigonus auf, indem er dem Lysimachus Hülfstruppen nachschickte, 302.

Der Entscheidungskampf erfolgte erst im nächsten Jahre, indem Antigonus und Demetrius ihre Streitkräfte bei Ipsus in Phrygien concentrirt hatten, die Heere des Lysimachus und Seleukus aber ebendahin ihre Richtung nahmen. Antigonus hatte 80,000 Mann und 75 Elephanten, seine Gegner zählten viel mehr Streiter und 400 Elephanten, aber sie waren nicht durchaus einig, jeder mißtraute dem andern. In der Schlacht, im Sommer 301, erfocht der junge Demetrius mit der Reiterei einen glänzenden Sieg, war aber allzu eifrig, den geschlagenen Feind zu verfolgen und merkte nicht, daß Antigonus unterdeß gegen die große Uebermacht des Seleukus und gegen den Verrath seiner eigenen Phalanx zu kämpfen hatte. Der alte Vater wollte nicht weichen. Unverwandt blickte er nach seinem Sohne aus, immer ausrufend, er wird gewiß kommen und mir helfen. Vergebens flehte man ihn an, zu fliehen. Er blieb. Pfeil auf Pfeil traf ihn und doch blieb er stehen. Da flohen alle seine Leute, bis auf einen, Namens Thorax von Berissa, der, als er todt niederfiel, noch seine Leiche hütete.

Demetrius kehrte zwar als Sieger zurück, konnte aber seinen Vater nicht mehr lebendig machen und dessen Heer nicht mehr zum Stehen bringen. Auch er mußte sich zurückziehen und entwich rasch nach Ephesus, um das Meer zu erreichen, dessen Beherrschung ihn noch zu großen Hoffnungen berechtigte. In Ephesus sollte er durch einen gewissen Diodor, den Lysimachus bestochen hatte, verrathen werden, er kam aber dahinter und stürzte den treulosen Diener eigenhändig ins Meer. Seine greise Mutter Stratonike und seine erste und edelste Gemahlin Phila brachte er in Cypern unter. Als

er aber vor Athen erschien, sperrte man ihm dort die Thore, uneingedenk des Götzendienstes, den man dort noch kurz vorher mit ihm getrieben hatte.

Seleukus, welcher sich von dem Tage bei Ipsus an Nikator (Sieger) nannte, verständigte sich mit Lysimachus und Kassander über die definitive Theilung des Reichs. Seleukus sollte zu seinen großen Besitzthümern im Osten auch noch Syrien erhalten; Lysimachus und Kassander sollten zu dem, was sie in Europa, jener im Norden, dieser im Süden besaßen, auch noch jeder einen Theil Kleinasiens besitzen, jedoch sollten in Kleinasien auch noch unabhängige Könige von Armenien, Pontus, Kappadocien, Paphlagonien, Bythinien fortbestehen, um die Diadochen ein wenig auseinanderzuhalten und jede unmittelbare Berührung mit dem Reiche des Seleukus zu vermeiden. Ptolemäus wurde ganz übergangen. Man ließ ihm Aegypten, aber man gab ihm nichts dazu, weil er bei Ipsus nicht mit geholfen hatte.

Lysimachus war indeß viel zu verständig, als daß er nicht begriffen hätte, Seleukus habe sich den Löwenantheil zugeeignet. Die Macht des Seleukus war jetzt noch viel überwiegender geworden, als es vorher die des Antigonus gewesen war. Deshalb beeilte sich Lysimachus, ein Bündniß mit Ptolemäus einzugehen, und heirathete dessen Tochter Arsinoe, indem er seine persische Gemahlin Amastris, die er sehr liebte, sammt ihren Söhnen verstieß. Seleukus dagegen hielt es jetzt für gerathen, den Demetrius an sich zu ziehen, welcher immer noch eine mächtige Flotte hatte und ein so ausgezeichneter Feldherr war, daß es werthvoll schien, ihn zum Bundesgenossen zu haben. Seleukus erbat sich von ihm die Hand seiner schönen Tochter Stratonike und Demetrius, hocherfreut darüber, brachte ihm die Tochter von Cypern herüber, im Jahr 300. Gegen die vereinigte Landmacht des Seleukus und Seemacht des Demetrius glaubten ihre Gegner nun einen allzu schweren Stand zu haben, suchten also und erhielten Frieden, wobei hauptsächlich Ptolemäus in gewohnter Mäßigung vermittelte, 299. Derselbe hat vielleicht darauf gerechnet, daß der feurige Demetrius sich nicht lange mit seinem stolzen Schwieger-

sohne vertragen würde. Diese beiden wurden auch wirklich bald uneins, weil Seleukus die phönikischen und ciliciſchen Seeplätze, welche Demetrius inne hatte, für sich in Anspruch nahm. Zu schwach, den Eidam anzugreifen, schloß sich Demetrius an Kassander an, dieser starb aber 297, bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen.

Kassanders Sohn und Nachfolger Philipp kränkelte und starb bald, worauf die beiden andern Söhne Antipater und Alexander um das Erbe stritten. Antipater vollendete den Mord im Königshause, indem er Alexanders des Großen letzte Anverwandte, seine eigene Mutter Thessalonike umbringen ließ, weil sie seinen Bruder mehr begünstigte, als ihn. Der junge Alexander floh nun und suchte Hülfe bei Demetrius. Der letztere fand dadurch einen erwünschten Anlaß, sich wieder in die europäischen Händel einzumischen und sich eine Herrschaft im Westen zu gründen, da ihm der Osten doch verloren war. Aber diese seine Einmischung wurde gefürchtet von Lysimachus und Ptolemäus. Der erstere war durch einen Krieg mit den Geten beschäftigt, der letztere konnte nur Umtriebe machen. Demetrius glaubte also, immerhin hinlänglich freie Hand zu haben. Zuerst zog er vor Athen und nahm diese Stadt zum drittenmale. Sie war durch einen gewissen Bachares, der im Solde des Lysimachus und Kassander gestanden hatte, aufs grausamste tyrannisirt und ausgesogen worden. Dieser Elende flüchtete jetzt, verfolgt von den schnellen Reitern des Demetrius, vor denen er sich aber rettete, indem er Geldstücke hinter sich warf, welche sie auflasen und wodurch die Verfolgung sich verzögerte. Demetrius zog in Athen ein unter unermeßlichem Jubel des Volkes, dem er volle Gnade widerfahren ließ. Nun schickte aber Ptolemäus den jungen Pyrrhus von Epirus, welcher von dort vertrieben mit seinem Schwager Demetrius dessen Feldzüge mitgemacht, nach der Schlacht bei Ipsus aber als Geißel nach Aegypten gekommen war, nachdem er ihn mit seiner Tochter Antigone vermählt hatte, in sein epirotisches Reich zurück, damit er dem Demetrius entgegenwirke. Neoptolemos, welcher bisheran in Epirus geherrscht, aber sich verhaßt gemacht hatte, wurde durch Friedensversicherungen getäuscht und bei einem Gastmahle er-

mordet. Demetrius hatte unterdeß von Athen aus die ebenfalls von Aegypten aufgehetzten Spartaner unter ihrem Könige Archidamus geschlagen und rückte jetzt nach Makedonien. Alexander kam ihm entgegen, wurde aber wie Neoptolemos ermordet. Man beschuldigte ihn, er habe den Demetrius umbringen lassen wollen und dieser, hieß es, sey ihm nun zuvorgekommen. Wahrscheinlicher ist, daß Demetrius das ganze Haus des Kassander hat verderben wollen. Der einzige noch übrige Sohn Antipater war als Muttermörder verhaßt geworden. Die Makedonier selbst riefen den Demetrius zu ihrem Könige aus, 294. Dieser aber ging noch weiter und fiel auch in Thrakien ein, welches damals seinen Herrn verloren hatte.

Lysimachus nämlich war mit seinem Heere von den Geten unter ihrem Könige Dromichaites in einer wüsten Gegend eingeschlossen und durch Hunger und Durst zur Uebergabe gezwungen worden. Als ihm wieder der erste Trunk Wasser gereicht wurde, rief er schmerzlich aus: weh mir, daß ich um einer so kurzen Lust willen ein schönes Reich dahingeben muß! Dromichaites aber nahm ihn liebreich auf und entließ ihn frei, weil er berechnete, ein schwacher und schon einmal besiegter Nachbar werde ihm weniger gefährlich seyn, als der unternehmende Demetrius, dessen Macht beständig im Wachsen war. So konnte denn Lysimachus heimkehren, um Thrakien gegen Demetrius zu vertheidigen. Pyrrhus aber kam ihm zu Hülfe, der Jüngling, der seinen Meister Demetrius an Kühnheit und Eroberungslust zu übertreffen glühte, dessen Dynastie mit dem Hause Alexanders noch verschwägert gewesen war und dem es daher leicht fiel, einen großen Theil der Makedonier für sich zu gewinnen, zumal, da Demetrius durch seine griechischen Sympathien und Schwelgereien die Achtung verscherzte. Dieser aber fand unerwartet an der Lanassa, Tochter des sicilischen Agathokles, erster Gemahlin des Pyrrhus, eine Bundesgenossin. Unzufrieden, daß Pyrrhus neben ihr noch die Tochter des Ptolemäus geheirathet hatte und außerdem mit andern buhlte, war sie nach Korkyra entflohen und lud den Demetrius dahin ein, sich mit ihr zu vermählen. Das war ein Abenteuer nach seinem Geschmacke, er eilte also zu ihr. Pyrrhus

aber schlug unterdessen sein unter Pantiarchos zurückgelassenes Heer. Nun wurde Demetrius in Folge seiner Ausschweifungen auch noch krank, aber jedes Unglück weckte seine alte Kraft, und vom Lager wiedererstanden schlug er die Epiroten und zwang den Pyrrhus zu einem Frieden, 288. Jeder von beiden wollte ein zweiter Alexander seyn und keiner sollte den andern dabei stören. Demetrius wollte den Osten, Pyrrhus sollte den Westen erobern.

Je schwächer Demetrius in der That war, desto höher steigerte er seine Forderungen und Anmaßungen und besiegte alle seine Feinde, zunächst in seiner Phantasie. Mit einem Heere von 300,000 Mann, welches er wirklich in Griechenland und Makedonien zusammengebracht haben soll, welches aber größtentheils aus gepreßtem und zusammengeworbenem Gesindel ohne Auswahl bestand, wollte er Asien und Afrika erobern und als Herrn der Meere sollte ihn vorläufig ein Riesenschiff beurkunden, welches 130 Fuß lang war und von 1600 Ruderknechten bedient wurde. Allein er kam gar nicht zum Handeln. Seine übeln Sitten hatten ihn verächtlich gemacht, sein eigenes Heer rebellirte. Seleukus, Ptolemäus, Lysimachus bestürmten den Pyrrhus und machten ihm Versprechungen, so daß er von Demetrius abfiel, welcher in seinem eigenen Lager des Lebens nicht mehr sicher in einer Verkleidung entfloh, 287. Seine edle Gemahlin Phila wollte die Schande nicht überleben und nahm Gift.

Pyrrhus theilte Makedonien mit Lysimachus, welcher damals seine eigene Tochter und ihren Gatten, den unglücklichen Antipater umbringen ließ, weil sie einen Versuch machten, ihr Erbrecht auf Makedonien geltend zu machen. Inzwischen hatten Demetrius und sein Sohn Antigonus, zubenannt von Gonni oder Gonatus, schon wieder ein kleines Heer zusammengebracht und belagerten Athen, welches Pyrrhus entsetzte. Beide Gegner versöhnten sich aber hier von neuem, wahrscheinlich unter der Bedingung, daß Demetrius seinen Plan auf den Osten wiederaufnehmen und Europa verlassen sollte. Derselbe ging nun auch wirklich nach Milet, heirathete dort die Ptolemais, Tochter der von Ptolemäus zurückgesetzten Königin Euridike und fand Anhang. Aber Lysimachus kam schnell aus Thra-

kien herüber und Demetrius, nicht stark genug, das Feld zu halten, ließ sich doch verleiten, das Ufer und somit die Flotte, die seine einzige Stärke war, zu verlassen. Einmal ins Innere Asiens gedrängt kam er in solche Noth, daß er sich an die Gnade des Seleukus wenden mußte. Dieser ließ ihn festnehmen und im Kerker erkrankend starb Demetrius im Jahr 283.

Sein Sohn Antigonus versöhnte sich zwar wieder mit Pyrrhus und beide verbanden sich gegen Lysimachus, der jetzt Makedonien allein haben wollte, sie wurden aber besiegt. Der alte Lysimachus war nunmehr Herr in Makedonien, wie in Kleinasien und besaß an seinem Sohne Agathokles einen hoffnungsvollen Nachfolger, allein auch sein Haus sollte durch blutige Greuel zerrüttet werden. Amastris, die unglückliche Tochter des Darius, welche Alexander der Große seinem Freunde Kraterus geschenkt hatte, war nachher an Dionysius von Heraklea gekommen, dem sie zwei Söhne gebar, und nach dessen Tode mußte sie noch den Lysimachus heirathen, ihr Lebenlang ein Spielball der Diadochen. Die mit ihrer spätern Heirath unzufriedenen Söhne, Klearchos und Orathres, stürzten sie ins Meer, und Lysimachus rächte sie durch den Tod der ruchlosen Söhne. Aber Lysimachus selbst sollte seinen eigenen geliebtesten Sohn verlieren. Ptolemäus, welcher 283 starb, hatte seinen Sohn Ptolemäus, zubenannt Keraunos (der Blitz) von der Thronfolge ausgeschlossen und den jüngern, Ptolemäus Philadelphus, vorgezogen. Jener war nun voll Zorn zu seiner Schwester Lysandra nach Thrakien gezogen, wo sie den schönen Agathokles geheirathet hatte. Des alten Lysimachus junge Gemahlin Arsinoë liebte den Stiefsohn mehr als den Gatten, wurde aber verschmäht und rächte sich mit Hülfe ihres Bruders Keraunos, der den Agathokles ermorden ließ.

Nun mußte der greise Lysimachus auch noch zuletzt um sein Reich kämpfen, denn Seleukus hatte nicht ruhig zugesehen, daß der Thrakier sich in Kleinasien ausbreitete. Bei Koros trafen sich beide hochbetagte Diadochen und Lysimachus hatte das Glück, auf dem Felde der Ehre zu fallen, 281. Den Sieger Seleukus traf ein schlimmeres Loos, denn Keraunos, der zu ihm geflüchtet war, brachte

ihn unversehends bei Betrachtung eines Denkmals der Argonauten ums Leben, indem er ihn von hinten mit der Lanze durchbohrte, 280. Die eigentliche Ursache dieses Mordes ist unklar, doch scheint es, daß Keraunos Umtriebe sowohl in des Lysimachus, als des Seleukus Lager gemacht hatte und beide zu beerben hoffte. Er wurde wenigstens nicht bestraft, sondern trat in Thrakien und Makedonien als König auf.

Nun lebte keiner der Diadochen mehr, nur ihre Nachkommen bekämpften sich noch fort, aber nicht mehr um den Alleinbesitz des Reiches, welches Alexander der Große erobert hatte, sondern nur noch um Abrundung und Ausdehnung hauptsächlich dreier Reiche, des makedonischen, des ägyptischen und des asiatischen. In dem einen suchte sich erst noch die Familie des Demetrius festzusetzen, im zweiten saßen die Ptolemäer, im dritten die Seleukiden schon sicher auf ihrem Throne. Zwischen ihnen, zumal in Kleinasien, behaupteten sich kleinere Dynastien oder suchten erst emporzukommen.

Es handelte sich dabei überall nur um das dynastische Interesse, welches mit roher Gewalt und arger List verfochten wurde, nirgends um irgend etwas Heiliges, Großes, der Menschheit Frommendes. Künste und Wissenschaften dienten nur den Interessen und Lüsten einer wesentlich barbarischen, auf brutale Soldatengewalt gestützten Despotie, die Religion selbst gestaltete sich wesentlich in die Vergötterung der Despoten, ihrer Frauen und Lieblinge um. Weit entfernt, Asien für europäische Bildung und Freiheit gewonnen zu haben, hatte Alexander nur die Laster der Griechen mit denen der Barbaren verschmolzen und zur Herrschaft gebracht.

Drittes Buch.

Abendröthe der griechischen Freiheit.

1.

Schwache Regungen der Griechen.

Das Geschlecht des grimmigen Kassander war verschwunden, das des Lysimachus im Verschwinden begriffen, Ptolemäus Keraunos dem Lande fremd, obgleich in diesem Augenblicke Herr, des Demetrius Sohn Antigonus nur schwach und des Seleukus Sohn Antiochus im Osten beschäftigt, Pyrrhus endlich hatte sich nach Italien gewendet, um dort Eroberungsversuche zu machen. Der Druck der makedonischen Soldatenherrschaft war mithin nicht mehr so überwältigend, daß man in Griechenland nicht wieder hätte anfangen sollen ein wenig freier zu athmen.

Die meiste alte angeborne Tüchtigkeit hatte sich das Räubervolk der Aetolier bewahrt. Sie waren es, auf welche sich Antigonus stützte, die ihm der Beute wegen zuzogen. Keraunos aber hatte sich um diese Zeit mit seinem Bruder Philadelphus versöhnt und ihm alle seine Ansprüche auf Aegypten freiwillig abgetreten, wogegen er nur seine Hülfe nachsuchte, um seinerseits Makedonien gegen Antigonus behaupten zu können. Der Aegypter schickte nun zwar keine

Hülfe, veranlaßte aber den Areus, König von Sparta, die Aetolier wegen Beraubung eines Heiligthums vor den Amphiktionen anzuklagen und einen heiligen Krieg wider sie zu beginnen. Es ist sehr merkwürdig, nach so langer Zeit wieder einmal etwas von Amphiktionen und von einem spartanischen Heere zu hören; es beweist aber, daß der Aegypter den Griechen mit der vollen Wiederkehr ihrer alten Freiheit schmeichelte und daß sie selbst jetzt erst Muth faßten, an eine Möglichkeit dieser Wiederkehr zu glauben. Und doch waren sie noch viel zu zaghaft und Areus folgte einer ganz falschen Politik, indem er sich mit dem ägyptischen Despoten gegen die freien Aetolier verband. Er machte auch schlechte Geschäfte und ließ sich bei Kirrha von den Aetoliern eine schreckliche Niederlage beibringen, in welcher 9000 Spartaner umkamen, 280. Antigonus behauptete sich seitdem in Korinth, führte aber nur ein Räuberleben.

Keraunos saß auch seinerseits nicht fest auf dem Thron des Lysimachus, denn noch lebten dessen und der Arsinoë Kinder als die rechtmäßigen Erben in Kassandrea. Um sie zu beseitigen, wußte Keraunos kein besseres Mittel, als der Arsinoë, obgleich sie seine eigene Schwester und keineswegs mehr jung war, seine Hand anzutragen und sie durch falsche Versprechungen zu gewinnen, bei der Hochzeit aber ließ er die Kinder in ihren Armen trotz ihres Flehens erdolchen. Die Mutter floh entsetzt erst ins Heiligthum von Samothrake, dann zu ihrem andern Bruder nach Aegypten. Keraunos blieb nun zwar Herr in Thrakien, war aber nicht beliebt.

Eine Pest verheerte damals die Länder und nur Achaja blieb davon verschont, woraus sich erklären mag, daß die kleinen achäischen Städte (Dymä, Paträ, Pharä, Tritäa) mehr Energie zu zeigen anfingen, als andere griechische Städte, ihre kleinen makedonischen Besatzungen und Commandanten verjagten und ihren Städtebund erneuerten. Dies darf jedoch nicht als ein vollkommenes Freiwerden betrachtet werden, denn sie blieben dem Antigonus Gonnatus tributbar.

Diese sehr schwachen Anfänge einer neuen Lebensregung unter den Griechen schienen nur Blüthen zu seyn, die der Frost verderben

ſollte, denn vom Norden her brach ganz unerwartet ein furchtbarer Völkerſturm herein, die ſ. g. Kelten oder Gallier.

Man muß ſich nicht vorſtellen, dieſe Völker ſeyen damals aus Gallien (Frankreich) gekommen. Sie ſind vielmehr als Arier überhaupt erſt vom ſchwarzen Meere her durch Deutſchland nach dem weſtlichen Europa vorgerückt und Theile von ihnen ſaßen damals noch im Norden von Illyrien und Thrakien, weſtlich von den Geten. Als Alexander der Große, wie oben erzählt iſt, an der Donau die Geten ſchlug, kamen auch keltiſche Geſandte aus der Nachbarſchaft zu ihm. Er frug ſie: wovor ſie ſich am meiſten fürchteten? und ſie antworteten: ſie fürchteten ſich vor nichts, außer vor dem Einfallen des Himmels. Das kann auf der Vorſtellung beruhen, die wir ſpäter bei den Normännern wiederfinden, nämlich der vom Ragnarok, dem Einſturz des Himmels am Weltende. Möglicherweiſe war dieſe Vorſtellung ſehr alt und den Kelten und Germanen gemeinſchaftlich. Zwiſchen dieſen beiden ariſchen Stämmen beſtand überhaupt eine nahe Verwandtſchaft, wie noch aus den Namen und Sittenſchilderungen erkennbar iſt. Die Kelten nun, von denen ſo plötzlich Thrakien und Makedonien überſchwemmt wurde, waren in eine außergewöhnliche Bewegung gekommen durch einen Stoß, den ſie in Oberitalien erlitten hatten, denn hier war ihrer ferneren Ausbreitung ſo eben durch die Römer ein Ziel geſetzt worden. Es iſt indeß nicht unwahrſcheinlich, daß ſie auch vom Norden her durch die anwachſende Macht der Germanen gedrückt waren, und daher in Maſſe einen Ausweg in die ſchönen Länder im Süden der Donau ſuchten.

Eine Schaar derſelben unter Kambaules kam verſuchsweiſe nach Thrakien, zog ſich aber wieder zurück und verkündete ihren Landsleuten, was ſie vom Reichthum und von der Pracht des gebildeten Südens geſehen hatten. Hierauf brachen drei große Heere von Kelten auf nach Illyrien, Makedonien und Thrakien, unter Belgius, Brennus und Kerethrius. Ptolemäus Keraunos zog dem letzteren mit ziemlich viel Zuverſicht entgegen, erlitt aber eine entſetzliche Niederlage. Sein verwundeter Elephant warf ihn ab, die Kelten ergriffen ihn,

tödteten ihn und steckten seinen Kopf auf eine Lanze, 280. Sie wollten aber damals noch nicht im Lande bleiben, sondern begnügten sich es bis tief nach Makedonien hinab auszuplündern. Nur ein tapferer Makedonier, Sosthenes, mit einer kleinen Heldenschaar, bekämpfte sie und sollte dafür nachher auch König werden, begnügte sich aber, nur Stratege der Makedonier zu heißen. Ein anderer dagegen, Apollodor, warf sich in der von Kassander gegründeten neuen Hauptstadt Kassandrea zum Tyrannen auf, ein merkwürdiger politischer Heuchler, der sich stets demüthig stellte, sich beim leisesten Verdacht gegen seine Redlichkeit dem Volk im Bußgewand als Opfer darbot, in allen seinen Reden den tiefsten Haß gegen die Tyrannei aussprach und doch durch diese Mittel nur das Volk hinterging, und sich plötzlich der obersten Gewalt an der Spitze eines räuberischen Gesindels von zusammengerafften Sklaven und Leuten aus dem Pöbel bemächtigte, die er sich durch das abergläubische Opfer eines Kindes, dessen Fleisch er mit ihnen aß und dessen Blut er mit ihnen trank, verband. Dafür war er aber auch immer von Schreckbildern geplagt und sah im Traum einmal, wie er von den Skythen lebendig geschunden wurde und sein ausgerissenes Herz ihm zuflüsterte: das alles hast du mir zu verdanken; ein andermal, wie seine Töchter, am ganzen Leibe brennend, ihn umtanzten.

Schon im nächsten Jahr 279 kamen die Kelten wieder und diesmal regten sich die Griechen, auf die es abgesehen war, und schaarten sich alle zusammen, Antigonus, Athen, Sparta, die Aetoler und Achaier, auch Antiochus sandte Hülfe. Der Athener Kallippus erhielt den Oberbefehl und besetzte mit 30,000 Mann die Thermopylen. In Makedonien vertheidigte sich Sosthenes tapfer, erlag aber der Uebermacht. Inzwischen hatten die Kelten selber Streit unter einander und ein großer Haufen derselben zog unter Leonnorius und Lutarius (Lothar, Lutter, ein ganz deutscher Name) ostwärts, Brennus aber geradewegs südlich nach Griechenland. Er konnte indeß nach einem schweren Kampfe den Paß der Thermopylen nicht erstürmen, sann daher auf eine List und ließ Aetolien verwüsten. Die Aetolier, die an den Thermopylen am tapfersten gefochten hatten,

eilten nun in ihr Land zurück, um es zu vertheidigen und die feigen Einwohner von Heraklea zeigten, nur damit er bald aus ihrer Nähe wegzöge, dem Brennus denselben geheimen Fußpfad über den Oeta, den einst Epialtes dem Xerres verrathen hatte. Während eines dicken Nebels gingen die Gallier über das Gebirge und kamen den Griechen in den Rücken, die eilig auf ihren Schiffen entflohen. Da lag ganz Hellas dem Brennus offen. Er zog nach Delphi, um den Tempelschatz daselbst zu plündern, von hier aber sollen ihn Ungewitter und Erdbeben, von dem beleidigten Gott erregt, zurückgeschreckt haben, und von den Griechen überfallen, soll er mit seinem ganzen Heer umgekommen seyn, eine Nachricht, die wohl übertrieben ist. Das zweite große Heer der Kelten zog mit großer Beute beladen wieder heim über das Gebirge Hämus, indem es auch diesmal nur hatte rauben und nicht erobern wollen.

Erst im folgenden Jahre, 278, als sie wiederkamen, ließen sich Leonnorius und Lutarius durch Nikomedes, den kleinen König von Bithynien, bewegen, dazubleiben, in dessen Sold zu treten, für ihn gegen die Nachbarn zu streiten und sein Reich erweitern zu helfen. Damit begann die Niederlassung der s. g. Galater in Kleinasien. Auch in Thrakien, im bisherigen Reich des Lysimachus herrschten fortan Kelten und Byzanz in der Mitte konnte sich ihrer nur durch Tribut erwehren. Sie nannten ihr thrakisches Reich Thyle und ihr erster König daselbst war Komontorius. — In Makedonien starb Sosthenes, Antigonus Gonnatus aber kam nach einigen Wirren glücklich hier auf den Thron und behauptete sich auf demselben gegen Antiochus in einer Seeschlacht und gegen Komontorius in einer Landschlacht. Schlau überließ er bei Lysimachia den Kelten sein reiches Lager und überfiel sie dann. Er setzte sich durch diesen Sieg so sehr bei ihnen in Achtung, daß sie ihm seitdem um Sold dienten gegen seine übrigen Feinde. Zu diesen gehörte Apollodor, dessen Tyrannei in Kassandrea er ein Ende machte.

Einen neuen viel gefährlicheren Feind bekam aber Antigonus, als Pyrrhus 274 aus Italien, wo er nichts ausgerichtet hatte, zurückkehrte und sich durch Eroberungen im Osten entschädigen wollte.

Trotz der Tapferkeit seiner keltischen Söldner unterlag Antigonus der unwiderstehlichen Taktik des Pyrrhus in zwei Schlachten.

Mittlerweile hatte sich auch der Peloponnes je mehr und mehr von Antigonus emancipirt, dessen Abwesenheit benutzend und insbesondere zeichnete sich Kleonymos, König von Sparta, durch Befreiung peloponnesischer Städte und Vertreibung der letzten makedonischen Besatzungen aus. Akrotatos aber, ein Sohn des zweiten Königs Areus, buhlte mit des Kleonymos Gattin Chelidonis und weil er liebenswürdig, der Gatte aber unliebenswürdig war, bekam er die Lacher auf seine Seite und Kleonymos gerieth darüber in solchen Zorn, daß er Sparta verließ, zu Pyrrhus überging und diesem anlag, sich des Peloponnesos zu bemächtigen. Pyrrhus kam auch, besiegte den Areus und rückte vor Sparta. Hier rathschlagte man und beschloß eine allgemeine Flucht der Weiber und Kinder nach der Insel Kreta. Aber Archidamia, Schwester des Kleonymos, trat mit bloßem Schwert in die Versammlung und verhinderte die Ausführung des Beschlusses in einer feurigen Rede, in der sie versicherte, die Frauen würden den Männern gleich fechten. Nun zogen die Spartaner dem Feind entgegen und Akrotatos verrichtete solche Wunder der Tapferkeit, daß ihm Sparta seinen Ehebruch verzieh und ihn feierlich mit der Chelidonis vermählte. Pyrrhus selbst wurde im heißen Kampf verwundet, verlor in einer zweiten Schlacht seinen Sohn Ptolemäus und mußte sich bald ganz von Sparta abwenden, weil Antigonus unterdeß wieder Streitkräfte gesammelt hatte, schon in den Peloponnes eingerückt war und Argos besetzte. Zwar glückte es dem Pyrrhus, in einem nächtlichen Ueberfall in die Stadt einzudringen, in den Straßen derselben aber entbrannte ein furchtbarer Kampf und er selbst wurde durch einen schweren Stein erschlagen, den ein argivisches Weib von einem Hause auf ihn herabwarf, 272.

2.

Der achäiſche Bund.

Antigonus Gonnatus blieb Sieger und da er den Helenos, Sohn des gefallenen Pyrrhus, gefangen genommen hatte und unter Bedingungen freundlich nach Epirus entließ, war er Herr der Lage. Die Griechen aber wollten ſich doch nicht wieder unter das makedoniſche Joch ſchmiegen. Ueberall wiederholten ſich kleine Verſchwörungen und Erhebungen, welche bewieſen, wie ſtark die Sehnſucht nach der alten Freiheit wieder erwacht war. Indeß erklärt ſich der neue Muth des tief geſunkenen Volkes hauptſächlich durch die ägyptiſchen Umtriebe. Es war längſt die Politik der Ptolemäer, zu verhindern, daß Makedonien und Griechenland unter einen Herrn kam. Sie wiegelten alſo auch jetzt wieder die Griechen gegen Antigonus auf und verſprachen ihnen Hülfe.

Der Frevel eines makedoniſchen Söldnerführers, an der Tochter eines angeſehenen Bürgers begangen, führte zum erſten Aufruhr in Olympia, wo der Tyrann Ariſtotimos ermordet wurde, 268. Ganz Elis ſchloß ſich an die Empörer an und ſie machten Bund mit den freien Aetolern, ihren nächſten Nachbarn jenſeits des korinthiſchen Meerbuſens.

Nun erhob ſich auch Athen, zur Freiheit aufgerufen durch Chremonides, einen ſtoiſchen Philoſophen, welcher von dort vertrieben nach Aegypten geflüchtet war und welchen Ptolemäus von dort aus mit einer Flotte unter Patroklos zu unterſtützen verſprach. Chremonides folgte ſeinerſeits einem Freiheitsideal und trat als patriotiſcher Retter und Wiederherſteller auf, allein die Athener hatten nicht mehr ſittlichen Nerv genug. Ein Verſuch, die Spartaner für die gleiche Sache zu begeiſtern, blieb gleichfalls nur eine Halbheit, weil in Sparta immer noch die alte Eiferſucht herrſchte gegen Athen und es dort Leute gab, welche ſich eben ſo ſehr ſcheuten, den Aegypter als den Makedonier zu unterſtützen. Indem nun Areus, der ſpartaniſche

König, zwar ausrückte, aber nichts unternahm und seine Truppen schonte, konnte Antigonus Athen mit aller Bequemlichkeit einschließen und belagern. Auch die ägyptische Flotte wagte nicht zu landen, weil sie nicht Soldaten genug an Bord hatte. Die Folge war, daß Athen capitulirte und eine makedonische Besatzung erhielt, worauf Antigonus auch über Sparta herfiel und Areus in einer Schlacht bei Korinth umkam. Nun erhoben sich aber die Aetoler in Verbindung mit des Pyrrhus Sohn, Alexander, gegen den Antigonus und schlugen ihn, daß er ganz Griechenland plötzlich wieder verlor. Durch eine Seeschlacht aber, in welcher er den Patroklos überwand, und durch einen neuen Sieg bei Korinth stellte er seine Herrschaft eben so bald wieder her und Athen wurde ihm abermals unterworfen, 263. Damals saß der 99 Jahr alte Dichter Philemon in seinem Zimmer und vollendete, unbekümmert um alles, was um ihn vorging, ein Drama. Da sah er neun Mädchen das Haus verlassen und frug sie, warum? Sie aber antworteten ihm, sie eilten davon, um nicht zu hören, daß Athen gefallen sey. Von wo die Freiheit für immer ausgezogen war, da wollten auch die Musen nicht mehr weilen.

Alles gestaltete sich glücklich für Antigonus. Alexander in Epirus wurde vergiftet und hinterließ nur unmündige Kinder, so daß Makedonien von Epirus her nicht mehr bedroht war, der tapfere Spartaner Akrotatos fiel im Kampf gegen Megalopolis, denn auch zwischen dieser Stadt und Sparta war der alte Haß immer noch nicht gesühnt. Antigonus fühlte sich so erstarkt, daß er seinen Sohn Demetrius nach Afrika schicken konnte, um Kyrene zu erobern und Aegypten unmittelbar zu bedrohen. Wenn wir nun erfahren, daß von dieser Zeit an die Griechen immer neue Empörungen wagten, so geschieht dem Schüler des Theophrast, Arsekilaos in Athen, dessen Philosophie das junge Griechenland begeistert haben soll, etwas zu viel Ehre und erklärt sich die Sache vielmehr daraus, daß Aegypten wieder die Hand im Spiel hatte, ohne dessen Hülfe man in Griechenland schwerlich so viele Kühnheit gezeigt haben würde.

Den neuen Bewegungen lag sichtbar ein von Aegypten aus

geleiteter Plan zu Grunde. Es galt vor allem, die makedoniſchen Tyrannen und Beſatzungen aus den griechiſchen Städten zu vertreiben. Den Anfang machte Sikyon, wo der Tyrann Kleinias umgebracht wurde. Megalopolis folgte nach, wo der Tyrann Ariſtodemos gleiches Schickſal erlitt. Sodann Argos, was mit ſchlauer Liſt bei Nacht überfallen und von wo der Tyrann verjagt wurde, 251. Hier in Argos war es der junge Aratus, der mit überlegenem Verſtande die Leitung übernahm und der ganzen griechiſchen Erhebung einen einheitlichen Charakter gab, indem er durchſetzte, daß die kleinen Achäerſtädte Argos in ihren Bund aufnahmen. Damit war ein Anfang gemacht, der Nachahmungen erwarten ließ. Aratus aber reiste damals nach Aegypten, um ſich mit dieſer Macht ins engſte Vernehmen zu ſetzen, und wurde nach ſeiner Rückkehr zum Strategen des achäiſchen Bundes gewählt. Dieſen Bund nun zu erweitern, war ſein raſtloſes Bemühen. Es glückte ihm, den Tyrannen Alexander von Korinth zu gewinnen und ſomit trat dieſe mächtige Stadt, der Schlüſſel zum Peloponnes, in den Bund, 244. Antigonus aber ließ den Alexander vergiften, verſprach ſeiner Wittwe Nikäa, ihre Tochter mit ſeinem Sohn Demetrius zu verheirathen, und bewog ſie dadurch, ihm Akrokorinth zu übergeben, ſo daß nur er es wieder war, der den Iſthmus öffnen und ſchließen konnte. Am Hochzeitstage warf er die Maske ab; die unglückliche Braut verſchwand, er allein blieb Herr der Stadt. Man erkennt daraus, daß Antigonus es vorzog, gegen die ſchwachen und langſamen Befreiungsverſuche der Griechen weniger Gewalt als Liſt anzuwenden und nur die Intriguen der Ptolemäer durch die ſeinigen zu neutraliſiren. Kaum daß Aratus den achäiſchen Bund dahin gebracht hatte, den König Ptolemäus von Aegypten zu ſeinem Admiral zu ernennen, ſo ſchloß Antigonus ſeinerſeits mit den Aetolern einen Bund gegen die Achäer, alſo daß einer immer den andern im Schach hielt.

Die Aetoler thaten aber nichts für den Antigonus, ſondern alles nur für ſich. Als ſie in Böotien eingefallen waren und das Heer der vereinigten Städte dieſes Ländchens bei Chäronea geſchlagen hatten, machten ſie dieſelben nicht dem Antigonus unterwürfig, ſondern

nöthigten sie, in den ätolischen Bund zu treten und verstärkten sich nur selbst. Aratus verlor bei dieser Gelegenheit Achtung und Vertrauen, denn er wagte nicht, den Böotiern zu helfen. Man sagte ihm nach, er bekomme allemal Leibschneiden, wenn es in den Krieg gehe. Allein er blieb doch an der Spitze des achäischen Bundes, weil er von Aegypten aus gehalten und reichlich mit Geld unterstützt wurde.

Immer neue Intriguen anspinnend, gewann Antigonus den neuen Tyrannen Aristipp von Argos. Aratus suchte Argos für den Bund zu behaupten, gab aber im Kampf das erste Beispiel der Flucht. Doch wurde in einer zweiten Schlacht mit den Achäern Aristipp erschlagen. Sein Nachfolger Aristomenos trat dagegen in den achäischen Bund und auch der neue Tyrann von Megalopolis, Lydiades, welcher anfangs dem Antigonus geneigt schien, nachher aber zu den Achäern übertrat unter der Bedingung, daß man ihn zum Strategen des Bundes erwähle. Kaum aber war er das geworden, so wollte er auch schon aus altem Haß der Megalopolitaner, Sparta angreifen und es kostete den klugen Aratus große Mühe, ihn davon abzuhalten.

In der Zwischenzeit waren Trözen, Megara, Epidaurus, Kleonä dem achäischen Bunde beigetreten und wenn wirklich eine philosophische Schule in Athen damals eine wahre patriotische Begeisterung unter den Griechen hätte hervorrufen können, so wäre wohl das nächste gewesen, daß Athen selbst dem Bunde beigetreten, daß auch Sparta dafür gewonnen worden wäre und daß man den ätolischen Bund mit dem achäischen vereinigt hätte. Zu alledem aber war kein Sinn und Verständniß vorhanden. Athen rührte sich nicht, die Aetoler aber blieben immer geneigt, sich mit Antigonus zu verbinden, um einen Vorwand zu haben, ihre griechischen Nachbarn auszuplündern. Ihr Bund hatte lediglich den Zweck einer Räubercompagnie.

3.

Spartas letzte Ehre.

Nur in Sparta allein lebte noch ein Sinn für die alte ritterliche Ehre. Nur hier konnte man den Ruhm der Väter nicht vergessen, die lange Herabwürdigung und Entehrung nicht verschmerzen. Hier trat der junge Agis, der dritte König dieses Namens, an die Spitze einer Partei, die es versuchte, durch Wiederherstellung der alten einfachen Sitten das Volk auch zu seiner alten Heldenkraft zurückzuführen. Er selbst, zärtlich und in Ueppigkeit aufgewachsen, änderte im zwanzigsten Jahre plötzlich seine ganze Lebensweise und gewöhnte sich wieder an die Abhärtung und Nüchternheit der früheren lykurgischen Zeit. Eine Anzahl feuriger Jünglinge theilte seinen edlen Eifer. Als er aber die in Sparta eingerissenen Uebel mit der Wurzel ausreißen, d. h. den reich gewordenen zu Leibe gehen wollte, um den arm gewordenen aufzuhelfen, den Besitzstand auszugleichen und aus Proletariern wieder freie und ehrbare Bürger zu machen, stieß er auf heftigen Widerspruch bei seinem Mitkönig Leonidas und bei den Familien, bei denen bisher aller Güterbesitz und Geldreichthum zusammengehäuft war. Aber er gab nicht nach, bewirkte die Absetzung und Flucht des Leonidas, reformirte das Ephorat und setzte bei demselben durch, daß den Armen ihre sämmtlichen Schulden erlassen, alle Schuldbriefe verbrannt wurden. Er selbst opferte den großen Reichthum seiner eigenen Familie dem Staate auf. Er wollte sofort auch eine ganz neue Gütertheilung vornehmen, um jeder spartanischen Familie, wie ehedem, ihren Erbbesitz zu sichern. Er ging von dem allein richtigen Gesichtspunkt aus, daß zum Gesundheitszustande eines Volkes ein mäßiger, aber hinreichender, unabhängiger und unveräußerlicher Besitzstand, und dazu eine strenge und keusche Sitte unerläßlich seyen. Um zu einem Besitze zu gelangen, schloß sich das arme Volk gern seinen Reformbestrebungen an, mochte es auch seinen sittlichen Forderungen weniger zugeneigt seyn. Aber

die Reichen fürchteten für ihr bisheriges Eigenthum und sahen sich nach auswärtiger Hülfe um. Des Agis eigener Oheim Agesilaus, welcher für die Schuldentilgung gestimmt hatte, weil er selbst auf seinen Gütern verschuldet war, jetzt aber, nachdem die Schulden getilgt waren, die Güter behalten wollte, intriguirte mit den auswärtigen Feinden und um des Agis Reformen zu vereiteln, wurden eigens die Aetoler herbeigerufen.

Gegen diese mußte nun Agis zu Felde ziehen und Sparta verlassen, wo sein Oheim fortan freies Spiel hatte. Im Felde sollten die Achäer den Agis unterstützen. Aber es geschah nicht. Aratus und die ägyptische Politik erkannten wohl, daß Agis so wenig den Aegyptern als den Makedoniern zum Werkzeug dienen mochte, sondern es auf eine großartige Wiedergeburt und selbständige Politik Griechenlands abgesehen hatte. In den griechischen Städten selbst waren den herrschenden reichen Familien die Neuerungen des Agis verhaßt. Wenn uns nun die Geschichtschreiber erzählen, daß die ätolischen Räuber unter ihren Anführern Timaios und Charixenos im Jahr 242, ohne die Achäer zu belästigen, nur geradezu auf Lakedämon zugegangen seyen und von dort 50,000 Periöken als Sklaven fortgeschleppt hätten, während die Spartaner selbst hinter ihren Mauern Schutz suchen mußten, so darf man vermuthen, daß es überhaupt die Absicht war, dem König Agis die Stütze zu rauben, die er bei der unfreien Landbevölkerung Lakedämons gefunden hatte. Damit stimmt die Aeußerung eines Spartaners überein, welcher damals sagte, die Aetoler hätten Sparta „erleichtert".

Im folgenden Jahre kamen die Aetoler wieder. Agis zog noch einmal aus und Aratus vereinigte sich mit ihm, verließ ihn aber plötzlich wieder, um allein für sich einen glücklichen Handstreich gegen die Aetoler auszuführen. Agis mußte nach Sparta zurückkehren, wo sein Oheim mit einer mächtigen Partei sich bereits gegen ihn erhoben und auch den vertriebenen Leonidas zurückgerufen hatte. Es kam hier zum offenen Kampfe und der unglückliche Agis unterlag. Er floh in einen Tempel, man lockte ihn aber mit List heraus, um ein Bad zu nehmen, schleppte ihn dann ins Gefängniß

und erwürgte ihn. Seine Großmutter, die ihn suchte, hing man neben ihn und als auch seine Mutter kam, erdrosselte man auch diese. Des Agis Wittwe Agiatis mußte den Kleomenes, den noch sehr jungen Sohn des Leonidas, heirathen.

Somit war das Werk der Reformen in Sparta kläglich mißlungen. Sämmtliche Neuerungen des Agis wurden wieder abbestellt, alles kehrte in den alten Zustand zurück.

Im Jahr 240 starb Antigonus hochbetagt, nachdem er mit dem achäischen Bunde einen Frieden geschlossen hatte. Er that das vielleicht, um im Alter Ruhe zu haben, wahrscheinlicher jedoch, um den Bund allmählig von Aegypten abzulösen. Sein Sohn und Nachfolger Demetrius II. heirathete die Phtia, Tochter der Olympias, der Königin Wittwe von Epirus, in der Hoffnung, sich dieses Landes zu bemeistern, weil in der Königsfamilie daselbst die tiefste Zwietracht herrschte. Die Mutter ließ die Buhlerin ihres ältesten Sohnes Pyrrhus ermorden, wurde dafür selbst aber durch ihren Sohn vergiftet. Auch der jüngste Sohn Ptolemäus ward umgebracht und endlich der verhaßte Pyrrhus selbst durch das empörte Volk. Seine Tochter Deidamia wehrte sich in Ambrakia tapfer, unterlag aber und wurde erwürgt. Die Epiroten erklärten sich für frei und gründeten einen Bundesstaat gleich den Aetolern. Demetrius, der unterdeß mit barbarischen Nachbarn, Dardanern unter Longaros, zu kämpfen gehabt hatte, griff nun zwar Epirus an, sah aber plötzlich die Achäer und Aetoler vereint gegen sich aufstehen. Indeß gelang es ihm, beide zu besiegen, in Böotien einzufallen und selbst in Aetolien, bis ihn neue Kämpfe gegen die nordischen Barbaren zurückriefen, im Jahr 234.

Unter diesen letztern that sich Agron, König der Illyrier, hervor, welchen Demetrius auf seine Seite brachte, indem er ihm Gelegenheit verschaffte, gute Beute zu machen. Die Aetoler belagerten die akarnanische Stadt Medeon, um sie zu zwingen in ihren Bund einzutreten. Auf Demetrius Betrieb schickte nun Agron eine illyrische Seeräuberflotte ab, deren Mannschaft die Aetoler plötzlich überfiel und so großen Raub davontrug, daß Agron aus Freude darüber

ſich zu Tode ſoff, im Jahr 231. Seine Wittwe, Teuta, eine ſehr kriegeriſche Dame, ſetzte die Seeräuberei fort und ließ die epirotiſche Stadt Phönike überfallen, bei welchem Anlaß die Illyrier den Epiroten eine Niederlage beibrachten und wieder vielen Raub mitnahmen. Weil aber auch römiſche Handelsleute in Phönike beraubt und erſchlagen worden waren, forderte Rom Genugthuung, und als Teuta den römiſchen Geſandten wegen ſeiner freien Rede umbringen ließ, ſchickten die Römer ein Heer unter dem Conſul Fulvius, welches bald mit ihr fertig war und ſie zwang, einen Theil Illyriens an Rom abzutreten und Tribut zu zahlen, im Jahr 228.

Zu derſelben Zeit fiel Demetrius II. im Kampf wider die Dardaner und hinterließ nur einen ſiebenjährigen Sohn Philipp. Da riſſen ſich die Theſſalier von Makedonien ab und ſtrebten nach Freiheit, wie die Epiroten und Achäer.

Nun waren große Hoffnungen vorhanden für die griechiſchen Bundesgenoſſenſchaften. Sie hätten ſich aber nothwendig in eine einzige große Eidgenoſſenſchaft verſchmelzen müſſen und dazu waren ſie bei ihrer gegenſeitigen Eiferſucht nicht fähig. Der ſchlaue Aratus gab ſich zwar alle Mühe, den achäiſchen Städtebund auszubreiten und bewog den Tyrannen von Argos unter denſelben ehrenvollen Bedingungen, wie früher den Lydiades von Megalopolis, dem Bunde beizutreten; aber Sparta und Athen ſcheute er, weil er nicht hoffen durfte, auch über dieſe größeren Staaten das geiſtige Uebergewicht zu behaupten, wie über die kleinern Städte, und weil er nur das Werkzeug der ägyptiſchen Politik war, welche Griechenland lieber in viele Staaten getheilt, als einig ſah. Im Ganzen blieb es alſo in Griechenland beim Alten, nur daß ſeit dem Tode des zweiten Demetrius Makedonien keinen Einfluß mehr auf daſſelbe übte.

Dieſen Einfluß herzuſtellen, kam Antigonus, zubenannt Doſon (der Verſprecher), ein Sohn des Demetrius Poliorketes, früher Herr geworden in Kyrene, nach Makedonien, übernahm die Vormundſchaft für den jungen Philipp und heirathete ſelbſt deſſen Mutter. Seine Politik ging nun dahin, vor allem die freien Bünde zu ſprengen, und um Epirus und Theſſalien auf der einen, die

Achäer auf der andern Seite auseinanderzuhalten, gewann er die Aetoler. Die Nachrichten der Geschichtschreiber sind hier sehr dürftig, doch erfahren wir, er habe Makedonien wieder eine feste Stellung gegeben, die Achäer in die Defensive geworfen und sich die Hände frei gemacht, um die alte Politik seines Hauses gegen die Ptolemäer wieder aufzunehmen.

Unerwartet aber warf sich seinen Plänen und der ganzen Strömung der Zeit noch einmal, zum letztenmal, eine edle Freiheitsbegeisterung der griechischen Jugend entgegen. Jener junge spartanische König Kleomenes, mit dem man Agis III. Wittwe Agiatis verheirathet hatte, lernte von dieser seiner Gattin für die sittliche Wiedergeburt Griechenlands glühen, wie ihr früherer Gatte, und faßte den edlen Entschluß, den grausamen Mord desselben zu sühnen und zu rächen und sein edles Werk fortzusetzen. Im Hause seines eigenen Vaters Leonidas sah er die alte Corruption in abschreckender Weise, schmutzige Habgier, herzlose Arglist und Gewaltthat, wüste Schwelgerei, Verweichlichung und Weiberherrschaft, während seine tugendhafte Gattin ihm dagegen im eigenen Hause das Bild jedes Adels des Leibes und der Seele, des Wandels und der Gedanken zeigte. Der Stoiker Sphairos soll ebenfalls dazu beigetragen haben, ihn sittlich zu ermannen. Nach dem Tode seines Vaters aber heirathete seine Mutter den Megistonos, welcher dem Stiefsohne gleichgesinnt ebenfalls einer Reform geneigt war.

Das Unglück war, daß die alte Eifersucht zwischen Sparta und Megalopolis die Geister mehr einnahm, als der Gedanke der Nationaleinheit aller Griechen. Das erste, womit die Ephoren von Sparta den jungen König Kleomenes beauftragten, war die Besetzung von Belbina, einem kleinen Städtchen, auf dessen Besitz die Megalopoliten Anspruch machten. Megalopolis gehörte aber zum Achäerbunde, welcher sofort gegen Sparta rüstete. Eine unglaubliche Thorheit, in einer solchen Zeit, in der alles die Griechen zur Einheit aufforderte und drängte, sich doch nur selbst zu zerfleischen. Aratus allein scheint das begriffen zu haben oder wollte wenigstens im ägyptischen Interesse einen unnützen Krieg unter den Griechen selbst

vermeiden, da er seine Kräfte gegen die Makedonier sparen mußte. Er vermied also als Stratege der Achäer eine Schlacht und zog sich zurück, im Jahr 227. Der Unwille der Achäer aber zwang ihn, im nächsten Jahre eine Schlacht zu wagen, in welcher Kleomenes ihn besiegte. Weil aber die Ephoren in Sparta sahen, welchen großen Anhang der junge siegreiche König im Heere fand, mißtrauten sie ihm, riefen ihn zurück und gaben den Achäern Frieden.

Aber in Sparta selbst wurde von Seiten der herrschenden Oligarchen gegen den jungen König gewühlt. Sein Stiefsohn, das von Agis III. hinterlassene Kind, starb an Gift. Des Agis Bruder Archidamus, welcher verbannt worden war, wurde von den Ephoren zurückgerufen, aber gleich nach seiner Ankunft ermordet und beide Morde gab man dem Kleomenes schuld. Die wahren Schuldigen können indeß nur die Ephoren gewesen seyn, weil Kleomenes lediglich kein Interesse hatte, jene Morde zu begehen, denn des Agis Kind war ihm nicht gefährlich und Archidamus sogar sein Gesinnungsgenosse. Es gelang indeß den Ephoren nicht, die Popularität des Kleomenes zu erschüttern, und um ihn los zu werden, erneuerten sie den Krieg mit dem achäischen Bunde und Kleomenes mußte Sparta verlassen, um zu Felde zu ziehen, im Jahr 226. Diesmal war Lydiades Stratege des Bundes, erlitt aber bei Leuktra eine furchtbare Niederlage und fand selbst den Tod. Aratus wurde beschuldigt, ihn aus Neid nicht gehörig unterstützt zu haben. Kleomenes aber benutzte den Ruhm dieses neuen Sieges und die Begeisterung seiner Truppen, kehrte nach Sparta zurück, umringte den Sitzungssaal der Ephoren, ließ sie bis auf einen ermorden, hob ihr ganzes Institut auf, verbannte 80 Oligarchen, und vollendete das von Agis III. begonnene Werk mit einem Schlage, indem er nicht nur wieder alle Schulden tilgte, sondern auch alle Güter der Reichen einzog und allen Grund und Boden von Lakedämon gleichmäßig vertheilte, wie es schon Agis bezweckt hatte. Er selbst und sein Stiefvater gingen mit gutem Beispiel voran, übergaben alle ihre Güter dem Staate, schafften im Hause allen Luxus ab und lebten wieder so ärmlich wie die alten Spartaner.

Dieſer Vorgang ſcheint einen tiefen Eindruck auf die ärmere Klaſſe in ganz Griechenland gemacht zu haben und wenn der junge König von Sparta an der Spitze ſeines trefflichen Heeres noch weitere Siege hätte erfechten können, ſo würde ſich das arme Volk überall an ihn angeſchloſſen haben. Dieſer Gefahr wollten nun die Oligarchen in ganz Griechenland und an ihrer Spitze Aratus um jeden Preis vorbeugen. Der achäiſche Bund allein war zu ſchwach, es noch mit Kleomenes aufzunehmen, mit dem ſich jetzt auch die Aetoler verbanden. Aratus faßte daher den verzweifelten Entſchluß, die Macht zu Hülfe zu rufen, welche bisher dem achäiſchen Bunde am feindlichſten geweſen war, nämlich Makedonien. Antigonus Doſon, welcher damals in Kleinaſien mit den Aegyptern um den Beſitz von Karien kämpfte, ging wirklich auf des Aratus Anträge ein, entweder weil ihm die Neuerungen des Kleomenes ebenſo gefährlich ſchienen, wie den Oligarchen, oder weil ſich damals ſchon die ägyptiſche Politik umgewandelt und vom achäiſchen Bunde abgewendet hatte, um ihre Pläne gegen Makedonien mit Hülfe des Stärkeren in Griechenland durchzuſetzen. Dieſer Stärkere aber war jetzt Kleomenes. Bevor noch die Makedonier zu Hülfe kamen, ſchlug Kleomenes die Achäer noch einmal am Hekatombeion, im Jahr 224. Dann wurde unterhandelt. Wie es ſcheint wollte eine große Partei im achäiſchen Bunde von Makedonien nichts wiſſen und Kleomenes verfehlte nicht, ihnen klar zu machen, wieviel beſſer ſie thun würden, wenn ſie, alle Peloponneſier und Hellenen gemeinſchaftlich dem Makedonier widerſtünden. Er wünſche nur, daß die Achäer ihn ſelbſt zum Haupt ihres Bundes wählen ſollten. Das wurde mit großem Jubel aufgenommen und man lud ihn nach Lerna ein, wo ihm das gewünſchte neue Amt feierlich übertragen werden ſollte. Unterwegs aber zog ihm ein unvorſichtiger Trunk einen Blutſturz zu, und man brachte ihn anſtatt nach Lerna todtkrank nach Sparta zurück. So wurde die ſchönſte Hoffnung Griechenlands vereitelt. Man weiß nicht, ob durch eine Mitſchuld des Aratus. Wenigſtens wurden des letztern Pläne durch nichts ſo ſehr gefördert, als durch das Unglück des Kleomenes. Er ſelbſt trat jetzt wieder als Stratege an

die Spitze des achäiſchen Bundes und übergab Akrokorinth, den Schlüſſel zum Peloponnes, dem Makedonier, im Jahr 228. Bei dieſem Anlaß wurde der arme Ariſtomachus, Tyrann von Korinth, zum Opfer gebracht und durch eine grauſame Hinrichtung beſeitigt. Der von ſeiner Krankheit kaum wiedererſtandene Kleomenes konnte Korinth nicht retten, weil ihm Argos Widerſtand leiſtete.

Unterdeß rückte Antigonus Doſon mit Herresmacht heran und jagte den achäiſchen Bundesgenoſſen, die eben noch für Kleomenes geſchwärmt hatten, wieder eine ſolche Angſt ein, daß ſie ihn in Korinth als Gott anbeteten und ihm Altäre errichteten, wie einſt die feigen Athener ſeinem Vater. Weil das Volk in Griechenland ſeine Sache ſelbſt aufgab, konnte nun Kleomenes in ihm ſeine Stütze nicht mehr finden und nahm die Hülfsanträge der Aegypter an. Sie wollten ihm eine Flotte ſchicken, er aber mußte ihnen ſeine Mutter, Kratesikleia und ſeinen kleinen Sohn zu Geiſeln geben. Seine treue Gattin war damals ſchon geſtorben. Aber die Aegypter waren zu ſehr in Aſien verwickelt, als daß ſie dem Kleomenes die verſprochene Hülfe hätten leiſten wollen. Dieſer mußte daher allein mit ſeinen Spartanern den ſchweren Entſcheidungskampf mit dem mächtigen Makedonier aufnehmen. Zwar gelang es ihm, Megalopolis zu erobern und als die Todfeindin Spartas zu zerſtören, im J. 222, allein im folgenden Jahre hatte Antigonus nicht nur die Ereigniſſe in Aſien benutzt, um Aegypten dahin zu vermögen, daß es den Kleomenes im Stich laſſe, ſondern er hatte auch den Demetrius von Phares, welchen die Römer über das von ihnen erworbene illyriſche Gebiet geſetzt, mit ſeinen tapfern Illyriern zu Bundesgenoſſen geworben und rückte nun vor, um den Krieg durch ſeine Uebermacht mit einem großen Schlage zu beendigen. Bei Sellaſia wurde die entſcheidende Schlacht geliefert, in welcher Kleomenes trotz der heldenmüthigſten Gegenwehr den Sieg verlor. Unter ſeinen Feinden zeichnete ſich der junge Philopömen von Megalopolis, welcher den Fall ſeiner Vaterſtadt rächen wollte, durch ſeine Tapferkeit am meiſten aus, er, welcher ſpäter ſelbſt für Griechenlands Freiheit kämpfte,

daher auch niemals gegen den edlen Kleomenes hätte kämpfen sollen, im Jahr 221.

Aller Widerstand hörte auf. Antigonus zog in Sparta ein, welches ihm die oligarchische Partei öffnete, schaffte alle Neuerungen des Kleomenes ab und stellte das alte Unwesen wieder her. Aber er blieb nicht lange im Peloponnes, denn Händel mit den Illyriern riefen ihn zurück und noch in demselben Jahre starb er unmittelbar nach einem Siege, den er über die Illyrier erfochten hatte, in Folge der Anstrengungen an einem Blutsturz.

Kleomenes floh nach Aegypten, blickte aber dort nur in die tiefste Sittenverderbniß hinein, gab jede Hoffnung auf, daß von dort aus etwas für Griechenland geschehen würde, und wurde selbst bei Hofe so schwer verdächtigt, daß er um der Einkerkerung und einem schimpflichen Tode zu entgehen, es vorzog, mit den treuen Spartanern, die ihm gefolgt waren, eine offene Revolution in Alexandria zu wagen, um die Ptolemäer zu stürzen, oder, wenn es nicht gelänge, wenigstens ehrenvoll mit dem Schwerdt in der Hand unterzugehen. Es gelang nicht. Zwar stürmten sie auf die Straßen mit dem Rufe: Freiheit! überfielen den Commandanten der Stadt und rissen ihn aus seinem Wagen, aber das Volk blieb ruhig und als ihnen ein Sturm auf die Akropolis mißlang, entschloßen sie sich, da alles verloren war, sich selber zu tödten. Vom eigenen Dolche durchbohrt sank Kleomenes zusammen, sein treuester Freund Panteus küßte die erblaßten Lippen und durchstach sich neben ihm. König Ptolemäus fand nur ihre Leichen, war aber so ergrimmt, daß er auch des Kleomenes ehrwürdige Mutter und Kinder und die Frauen aller übrigen mit ihm nach Aegypten gekommenen Spartaner hinrichten ließ, im Jahr 220.

4.

Philipp II.

Doſon hinterließ das makedoniſche Reich ſeinem Sohn Philipp II., der unter den ſchwierigſten Umſtänden die Vereinigung Makedoniens und Griechenlands und die Unabhängigkeit beider gegen außen zu behaupten unermüdet, obwohl vergeblich rang, denn nichts Edles und Großes, ja nicht einmal das Nützliche und Nothwendige konnte unter den damaligen Griechen durchgeſetzt werden. Einander ſelber beſtändig in den Haaren liegend, immer vor dem gemeinſchaftlichen Feinde anklagend, an den gemeinſchaftlichen Feind verrathend taumelten ſie dem Untergange entgegen. Zum Beweiſe, daß die Menſchen, wenn ſie Ehre und Sitte vergeſſen, nothwendig auch den geſunden Verſtand verlieren. Weil die griechiſche Bildung das Sittliche ausſchloß, mußte das Volk elend zu Grunde gehen.

Mit der Schuld miſcht ſich der böſe Dämon in die Völker ein und verwirrt ihnen die Sinne. Wer konnte wahnſinniger handeln, als die Griechen, welche den herrlichen Kleomenes vom vaterländiſchen Boden vertrieben! Der achäiſche, der ätoliſche Bund feindeten einander an. Sparta und das wiederhergeſtellte Megalopolis haßten ſich und wütheten gegen einander fort, ohne an etwas anderes zu denken, und glichen den Todtenköpfen bei Dante, die einander noch in der Hölle bekämpfen. Athen kümmerte ſich um die Freiheitsbeſtrebungen im übrigen Griechenland nicht, es hatte zu viel zu thun, um den reichen Deſpoten Kunſtwerke und Hetären auf Beſtellung zu liefern. Die zur See mächtig gewordenen Städte Byzanz und Rhodus neideten einander den Reichthum und befehdeten ſich auf Tod und Leben. Auf der friedlichen und geſegneten Inſel Kreta wartete die griechiſche Bevölkerung die künftige Plünderung durch die Römer nicht ab, ſondern eine Gemeinde zerſtörte die andere und rottete die Einwohner der Nachbarſtadt mit wahnſinniger Henkersluſt aus.

Der Makedonier Philipp allein erkannte den Werth der Vereinbarung und da er von seinem Vater die Hegemonie in Griechenland geerbt hatte, versammelte er im Jahr 220 die Abgeordneten der Bundesstädte in Korinth und ließ den s. g. Bundesgenossenkrieg gegen den ätolischen Bund beschließen, um diese ewigen Friedensstörer zu demüthigen, die Aetoler in den gemeinschaftlichen Bund aufzunehmen. In Sparta aber bemächtigte sich ein gewisser Lykurgos durch Bestechung der Ephoren des königlichen Titels und verbündete sich mit den Aetolern gegen die Achäer. Es gab einen häßlichen Krieg. Die Aetoler wurden aus der Stadt Aegina herausgeschlagen, als sie schon drin waren; aber auch die Achäer erlitten eine Niederlage unter Mikkas. Philipp II. verheerte Aetolien, während das ätolische Hauptheer unter Skopas eben so Makedonien verheerte und die Bildsäulen der Könige daselbst zertrümmerte. 219. Nun fielen auch die wilden Dardaner wieder in Makedonien ein und Philipp mußte sich gegen sie wenden; die Aetoler aber unternahmen unter Dorimachos einen zweiten Raubzug und zerstörten diesmal die uralte Eiche und alle Heiligthümer zu Dodona. Philipp aber kehrte zurück und eilte nach dem Peloponnes, wohin die Aetoler ebenfalls verheerend eingedrungen waren. Hier bei Kaphya schlug er die Aetoler unter Euripidas, indem er ihm einen Hinterhalt legte. Dann ging er nach Aetolien selbst über, eroberte die Hauptstadt Thermon und rächte die früheren Zerstörungen der Aetoler, indem er hier ebenfalls alle Tempel in Trümmer legen ließ. In dieser Stadt allein soll er 2000 Statuen zerstört haben, woraus wir den Schluß ziehen müssen, daß die Aetoler trotz ihrer Wildheit als reich gewordene Räuber doch auch den Luxus der Künste bei sich eingeführt hatten, 218. Auch darf man die Aetoler nicht für unvernünftige Barbaren halten, denn als im folgenden Jahr die Nachricht kam, Hannibal, der große Feldherr der Karthager, habe in Italien die Römer besiegt, waren es gerade die Aetoler, welche die Griechen und Makedonier gemeinsam zum Frieden mahnten. Agelaos, der Aetoler, ermahnte alle Parteien zur Einigkeit, denn es sey einerlei, ob Karthago, ob Rom siege, der Sieger werde jedenfalls

ſo mächtig werden, daß er von Italien herüber auch nach Griechenland kommen werde. Schon hatte Rom feſten Fuß in Illyrien gefaßt. Niemand wußte die Gefahr beſſer zu würdigen als Philipp, der daher gerne auf die Vorſchläge der Aetoler einging. So wurde denn raſch Friede gemacht zu Naupaktos, und der unvernünftige Bundesgenoſſenkrieg nahm ein Ende, 217.

Philipp unterdrückte eine gegen ihn gerichtete makedoniſche Verſchwörung des ehrgeizigen Apelles durch raſche Vernichtung der Verſchworenen, rüſtete ſodann eine große Flotte und fuhr auch damit aus, um dem Hannibal gegen die Römer beizuſtehen, kehrte aber allzu verzagt wieder um, als ihm die erſten römiſchen Schiffe begegneten, die er für Vorläufer einer viel größeren Flotte hielt. Die Römer aber ſchickten alsbald Boten nach allen griechiſchen Staaten und ſuchten dieſelben gegen Philipp aufzureizen, ihnen vorſpiegelnd, der König habe keinen andern Zweck, als ſie alle zu knechten und die Freiſtaaten in Hellas ſollten mit dem Freiſtaat Rom gegen ihn zuſammenhalten. Nun konnte Philipp nicht mehr daran denken, gegen Rom auszuziehen, weil er ſich in der eigenen Heimath bedroht ſah. Was für Unterhandlungen er damals mit Hannibal gepflogen hat, iſt nicht bekannt worden, jedenfalls aber wollten ſie ſich von Epirus hinüber nach Tarent die Hand reichen. Philipps Zögern erklärt ſich entweder dadurch, daß er den Rücken nicht frei hatte, oder dem Karthager mißtraute. Es wurden auch geheime Unterhandlungen mit Aegypten und Syrien gepflogen, aber ohne Erfolg. Die Nachkommen der Diadochen hätten, wenn ſie damals alle einig geweſen wären und für Karthago gen Rom die Offenſive ergriffen hätten, allen Gefahren, womit ſie Rom nachher bedrohte, vorbeugen können, aber ſie ahnten jene Gefahren noch nicht und waren durch gegenſeitigen Haß verblendet. Im Jahr 214 belagerte Philipp die den Römern zugeneigte Stadt Apollonia in Epirus, da kam ein römiſches Heer unter Valerius herüber und brachte dem Makedonier durch Ueberfall eine ſchreckliche Niederlage bei, verfolgte jedoch diesmal ſeinen Sieg noch nicht, ſondern kehrte wieder nach

Italien zurück, weil Rom damals immer noch zu viel mit Karthago zu thun hatte.

Während dieser Vorgänge hatte sich Aratus an der Spitze des achäischen Bundes so zweifelhaft benommen, daß Philipp es für gerathen hielt, sich des alten Intriganten durch Gift zu entledigen, 213. Man hat das dem Könige zum schweren Verbrechen gemacht. Römische Geschichtschreiber haben überhaupt im römischen Interesse jede Art von Verdächtigung und Gehässigkeit auf den armen Philipp gehäuft, ihn bald einen Schwächling, bald einen unsinnigen Tyrannen genannt, um damit Roms Vergehen gegen ihn zu entschuldigen. Allein je gewisser Rom das unglückliche Makedonien und Griechenland mit der schnödesten Arglist umstrickte, um es dann erbarmungslos unter seine ehernen Füße zu treten, um so gewisser haben auch die römischen Schriftsteller und vor allen Polybius in ihren Darstellungen die Wahrheit verdreht. Und selbst noch aus diesen falschen Berichten der Römer geht doch so viel Thatsächliches hervor, daß sich immer noch mit Bestimmtheit erkennen läßt, Philipp war weder ein schwacher und furchtsamer, noch ein blind rasender Tyrann, sondern ein kluger und muthiger Vertheidiger seiner Krone unter immer neuen, immer größeren Schwierigkeiten gegen übermächtige und boshafte Feinde, unter feigen und treulosen Freunden.

Wie nothwendig es für Philipp gewesen ist, den Aratus wegzuschaffen, mag man daraus erkennen, daß Makedonien damals von allen Seiten bedroht wurde. In Rom hatte man nur die Absicht, so lange man dort noch mit Karthago kämpfte, die Nachfolger der Diadochen durch gegenseitige Zwietracht zu neutralisiren, damit sie Karthago nicht beistünden. Gegen Philipp aber, als den nächsten, reizte Rom aus demselben Grunde alle Nachbarn auf und fand nur zu viele käufliche Agenten unter den Griechen selbst. Während Rom den König Attalus von Pergamus in Kleinasien, den König Pleuratus in Thrakien und den König Skerdilaides von Illyrien gegen Philipp aufhetzte, unterstützte es zugleich eine rein demokratische Revolution, welche zu gleicher Zeit in Sparta und Messene ausbrach

und unter dem Vorwande, die Gütertheilung des Kleomenes noch einmal durchzusetzen und die Macht der Oligarchen zu brechen, nur den Zweck hatte, den makedonischen Einfluß im Peloponnes zu schwächen. Die Römer wollten die Freiheitsbestrebungen der Griechen unterstützen, um sie für ihre Zwecke auszubeuten. Sie hatten die Aetoler schon für sich gewonnen, durch Aratus hofften sie wahrscheinlich auch den achäischen Bund zu gewinnen. Philipp aber hielt diesen letztern fest und huldigte auch seinerseits den griechischen Freiheitsbestrebungen, indem er dahin wirkte, daß Philopömen, der letzte wahre Freiheitsfreund in Hellas, Stratege des Bundes wurde.

Philipp hielt sich gut gegen die Römer, so lange diese noch immer mit Karthago beschäftigt waren und nur kleinere Heere schicken konnten. Die Römer eroberten Antichra im Jahr 210, aber Philipp schlug sie und die Aetoler bei Lamia, 209. In einer Schlacht bei Elis fiel er vom Pferde und wurde lange um ihn gekämpft, bis es den Seinen gelang, ihn zu retten. In Messene besiegte Philopömen die Aetoler, 208, und nochmals die Aetoler und Spartaner unter Macharidas bei Mantinea, 207, der letztere fiel, von Philopömens Speer durchbohrt. Nun schloßen endlich die Aetoler Frieden und auch Rom bequemte sich heuchlerisch wenigstens zu einem Waffenstillstand, da es immer noch genug mit Karthago zu thun hatte.

In dieser Zwischenzeit gelangte Nabis in Sparta zur Tyrannis und übte die unerhörtesten Greuel daselbst zum Hohne der demokratischen Freiheit, die dort eben erst von den Römern gut geheißen worden war. An der Spitze des verworfensten Pöbels und überallher zusammengelaufener Räuber und Mörder, unter denen sich die kretischen Seeräuber an Menge und Wildheit hervorthaten, quälte er die Reichen und Vornehmen in Sparta bis aufs Blut. Er ließ zuweilen reiche Leute zu sich kommen und forderte ihnen Geld ab. Wenn sie sich weigerten, so sagte er: Apega, bitte du ihn doch! Das war aber nicht die wirkliche Apega, sein Weib, sondern eine ihr ähnliche Puppe, die den Betreffenden in ihre Arme schloß und mit Stacheln und Messern, die aus ihrer Brust hervortraten, so lange torquirte, bis er zu zahlen versprach. Nabis machte sich auch

ein Vergnügen daraus, die Männer, ſein Weib, die Weiber perſönlich zu martern.

Während Philopömen gegen dieſen Wütherich im Peloponnes kämpfte, zog Philipp nach Aſien hinüber, um den Attalus zu demüthigen, bekam aber einen neuen Feind an Rhodus, welches damals die Thorheit beging, für Rom gegen das gemeinſame Nationalintereſſe der Griechen und Makedonier zu fechten. Zwei blutige Seeſchlachten führten zu keiner Entſcheidung, 202.

Da endete der lange karthagiſche Krieg, Rom blieb Sieger und warf jetzt ſeine tödtenden Blicke auf das arme Griechenland und auf die in Zwietracht befangenen Reiche der Diadochen, welche ſchwer büßen ſollten, daß ſie Karthago nicht geholfen hatten.

5.

Philopömen.

Der römiſche Senat gab damals der Welt ein Schauſpiel des furchtbarſten Hohnes, den jemals der Stärkere ſich gegen den Schwächeren erlaubt hat. Boten des Attalus, der Inſel Rhodus und ſogar die Stadt Athen traten in Rom als Kläger auf gegen Philipp, als ob Rom hier ein Richteramt gebührt hätte. Die Kläger aber waren ſchon vorher vom Senat beſtellt und mußten ſo reden, als ob erſtens Philipp es ſey, der Rom angreifen wolle und die Exiſtenz des römiſchen Staates mit ungeheurer Uebermacht bedrohe, und als ob zweitens Philipp der abſcheulichſte Tyrann und gottloſeſte Menſch wäre, den von der Erde zu vertilgen der römiſchen Tugend gezieme und wodurch ſich Rom den Dank der Menſchheit verdienen werde. Durch dieſe Lügen ſollte das römiſche Volk bewogen werden, den Krieg und die Eroberung Makedoniens zu beſchließen, wobei die im Senate vertretene Ariſtokratie der großen römiſchen Familien keinen edleren Zweck hatte, als ſich zu bereichern. Die römiſche Habgier war nach dem Siege über Karthago nur noch

gieriger geworden und die griechiſchen Städte verſprachen eine unermeßliche Beute.

Am tiefſten würdigte ſich Athen herab, indem es nicht nur die Anklage Philipps in Rom übernahm, ſondern auch ſeine Thore dem Attalus öffnete und dem Philipp den Krieg erklärte, dem, der im weiten Umfange, in welchem die griechiſche Sprache geredet wurde, allein noch die Ehre vertrat. Aber das war die natürliche Folge der griechiſchen Bildung, jenes hohen äſthetiſchen und intellectuellen Atticismus, dem es an jedem religiöſen und ſittlichen Halt gebrach.

Nicht ſo tief ſchmählich, aber in kläglicher Verblendung, ſo recht wie ein liberaler Philiſter unſerer modernen Zeiten, handelte Philopömen, indem er auch noch den achäiſchen Bund gegen den armen Philipp aufhetzte, in der einfältigen Vorausſetzung, die römiſche Republik werde ſich der griechiſchen Freiheit annehmen und dieſelbe ſchützen, während der makedoniſche König ihr natürlicher Feind ſeyn und bleiben müſſe. Auch die Aetoler ſchwankten. Vergebens ſtellte ihnen ihr Strateg Demokritos vor, Rom werde ſie alle zu Sklaven machen; die römiſchen Geſandten wußten ihnen dennoch zu ſchmeicheln, und als Philipp die erſte Niederlage durch die mit Rom verbundenen Illyrier und Dardaner erlitten hatte, traten auch ſie zu Rom über, 199. Nun ſchien Philipp verloren, ſo vielen Feinden zugleich konnte er nicht mehr widerſtehen. Aber die Römer zauderten noch, den letzten Schlag gegen ihn zu führen, bis ſie es erſt durch ihre Intriguen dahin brachten, daß Antiochus in Aſien mit Aegypten Krieg begann. Jetzt erſt war Rom ſicher, daß Philipp von dem großen makedoniſchen Reiche in Aſien und Afrika her nicht werde unterſtützt werden, und jetzt erſt rückte es ins Feld. Philipp hatte unterdeß noch einen Sieg über die Aetoler erringen können, aber wie ein Löwe unterlag er zuletzt der Menge der Jäger und Hunde.

Im Jahr 197 erreichte der römiſche Conſul Flamininus den König Philipp bei Kynoskephalä, durchbrach in keilförmiger Schlachtordnung die makedoniſche Phalanx und erfocht einen vollſtändigen Sieg, worauf Philipp den Frieden mit großen Opfern erkaufen mußte. Rom wollte ihn noch nicht ganz verderben, ſon-

dern brauchte ihn noch, um die Zwietracht unter Griechen und Makedoniern zu unterhalten. Es fürchtete, wenn es jetzt schon die griechisch redenden Lande in Europa alle erobern und zu römischen Provinzen machen wolle, werde es nicht nur mit Aufständen derselben, sondern auch mit dem großen makedonischen Reiche in Asien und Aegypten zu thun bekommen; und es hoffte, alle diese Länder weit leichter in seine Gewalt zu bringen, wenn es noch eine Zeitlang nur zusehe und deren innere Verwesung fördere. Philipp mußte seinen Sohn Demetrius nach Rom als Geißel stellen, eine große Summe zahlen, Plätze herausgeben, allem Einflusse auf Griechenland entsagen. Flamininus dagegen nahm sein Hauptquartier in Athen, maßregelte ein wenig den übermüthigen Nabis, schränkte ihn auf sein Sparta ein und nahm alle griechischen Staaten und Städte durch besondere Agenten unter das römische Protectorat. Während er überall die Freiheit zu schirmen versprach, ließ er überall die wahren Freunde der Freiheit, unter dem Vorwande, es seyen Römerfeinde, meuchelmorden, verurtheilen oder verbannen.

Im nächsten Jahr 196 verkündete er im Namen Roms während der isthmischen Spiele allen Griechen „Freiheit und Unabhängigkeit und die Befugniß, nach eigenen Gesetzen zu leben.“ Das Volk brach in lauten Jubel aus, man umarmte sich und war außer sich vor Freude. So melden die Geschichtschreiber, die kein Wort niederzuschreiben wagen durften, was dem römischen Staatsinteresse zuwidergelaufen wäre. Wir wissen daher nicht, ob dem Flamininus nur ein bestellter Pöbel zugejauchzt hat, oder ob es wirklich noch Thoren genug in Griechenland gab, die dem Worte des Römers glaubten.

Die Wahrheit ist so sehr entstellt worden, daß man sogar fragen darf, ob wohl Nabis wirklich ein so häßlicher Tyrann gewesen ist, wie er uns geschildert wird? Nachdem sich Flamininus seiner als Bundesgenossen gegen Philipp bedient hatte, fiel er im Jahr 193 plötzlich über ihn her, als ob seine Tyrannei sich mit der neuen griechischen Freiheit nicht vertrage, in Wahrheit aber nur, um seine Macht zu schwächen. Als das geschehen war, erhielt Nabis

wieder Frieden, wie Philipp. Einige Jahre ſpäter aber, als er Umtriebe gegen Rom machte, mußte Philopömen an der Spitze der Achäer und mit Hülfe der Aetoler ihn vernichten. Nabis wurde geſchlagen und nachher durch den treuloſen Aetoler Alexamenos, der in ſeine Dienſte getreten war, hinterliſtig ermordet. Indem aber der Mörder noch in den Schätzen des Todten wühlte, wurde auch er umgebracht, 192. Philopömen nöthigte Sparta, in den achäiſchen Bund zu treten, aber jetzt war es zu ſpät.

Mittlerweile war Antiochus in Syrien auf die ungeheure Gefahr aufmerkſam gemacht worden, welche alle makedoniſchen Reiche von Rom aus bedrohte, er dachte aber nicht an Krieg mit Rom, weil er ſich dazu nicht ſtark genug fühlte. Rom ſelbſt war es, was ihn herausforderte und ihm den Krieg aufzwang. Philipp aber wurde, wenn er ſeine eigene Exiſtenz friſten wollte, von Rom gezwungen, mit gegen Antiochus zu Felde zu ziehen. Dieſer kam im Jahr 191 aus Kleinaſien herüber nach Chalkis auf Euböa und hoffte, eine großartige Erhebung aller Griechen werde ihn unterſtützen, indeß er ſelbſt die koſtbare Zeit mit den Feierlichkeiten und Freuden einer Hochzeit vergeudete. Die Griechen erhoben ſich nicht, nur ein Haufen erbitterter Aetoler ſchloß ſich an Antiochus an, der die Thermopylen beſetzte, ſich aber von den Römern umgangen ſah und eilig wieder nach Aſien hinüber floh. Auch ſeine Flotte ließ ſich von der römiſchen bei Chios ſchlagen und noch einmal bei Myonneſos, und zitternd bat Pauſias, König von Bithynien, und Eumenes, König von Pergamus, um der Römer Freundſchaft, während Antiochus ſich nach Phrygien zurückzog. Hier wagte er endlich die erſte und letzte Schlacht gegen die Römer, verlor ſie und bat um Frieden, 189. Es ſcheint unglaublich, wie tief die makedoniſchen Großmächte herabgeſunken waren, daß Antiochus (den man ſogar den Großen nannte) erſt gar keine Schlacht wagen wollte und am Ende nach dem erſten Schlage alles aufgab. Er mußte 15,400 Talente Kriegsentſchädigung zahlen, alle ſeine Schiffe und Elephanten ausliefern und alles Land weſtlich vom Taurus abtreten.

Rom behielt nichts in Kleinaſien, ſondern ſchenkte das Eroberte

seinen Bundesgenossen, vornehmlich dem Eumenes, der selber nach Rom ging und vor dem stolzen Senate kroch und schweifwedelte. Auch wiederholte Rom hier das trügerische Spiel der Griechenbefreiung und gab allen griechischen Städten Kleinasiens die Autonomie zurück. Durch die scheinbare Großmuth wiegte es seine Bundesgenossen in Sicherheit und übereilte sich durchaus nicht im Erobern, sondern wartete, bis die reife Frucht ihm von selbst in den Schooß fiel. Rom verzehrte die griechisch-makedonischen Staaten nicht auf einmal, sondern, wie es in einem berühmten Gleichnisse heißt, Blatt für Blatt wie eine Artischoke.

Als das römische Heer unter Manlius mit Beute beladen durch Thrakien zurückkehrte, wurde es von den wilden Einwohnern überfallen und erlitt großen Verlust an Menschen und Schätzen. Aber auch dieses Unglück wurde von der römischen Politik schlau benutzt, um den König Philipp zu beschuldigen, er habe die Thraker aufgehetzt. Sogleich wurde den Aetolern Erlaubniß gegeben, über Makedonien herzufallen und sich die Grenzbezirke dieses Landes zuzueignen. Kaum aber hatten sie das auf eigene Rechnung gethan, so nahmen es ihnen die Römer wieder übel und befahlen ihnen, künftig nie ohne Erlaubniß von Rom aus Krieg zu führen, erklärten sie also für Unterthanen.

Philopömen gab sich damals alle erdenkliche Mühe, die Spartaner beim achäischen Bunde festzuhalten, als das einzige Mittel, den Peloponnes gegen die römische Unterjochung zu behaupten, aber Rom hatte schon überall seine Agenten und vereitelte die letzten patriotischen Bemühungen in Griechenland. Sparta rief den Schutz der Römer und ihre römische Gerichtsbarkeit an, ein politischer Selbstmord, wie er am wenigsten dieser uralten Gemeinde von Helden hätte zugetraut werden sollen. Zugleich riß sich Messene vom achäischen Bunde los, getrieben von dem Römling Dinokrates, der den armen Philopömen, als er sich einmal zu weit von seinen Truppen entfernt hatte, abschnitt, gefangen nahm und den Giftbecher leeren ließ, 183. Aber Lykortas, an der Spitze der Achäer, rächte ihn durch einen großen Sieg über die Messenier. Dinokrates tödtete

ſich ſelbſt, um der Gefangenſchaft zu entgehen. In feierlichem Zuge ließ dann Lykortas die Aſche des Philopömen in einem Kruge, welchen der Geſchichtſchreiber Polybius trug, ganz mit Blumen bedeckt nach Megalopolis bringen. Den Zug der ſiegreichen Achäer begleiteten wehklagende Weiber und Kinder und in Feſſeln die gefangenen Meſſenier, die nachher am Grabe des Philopömen ſämmtlich vom Volke geſteinigt wurden.

Das war der letzte moraliſche Sieg der Griechen. Die Furcht vor Rom nahm nach dieſer Herzenserleichterung wieder überhand und der Römling Kallikrates ſchwang ſich zum Strategen des achäiſchen Bundes auf, um ihn unter das Joch Roms zu bringen.

Makedonien wurde immer mehr verkürzt. Trotz der Bitten des Demetrius, der als Geißel in Rom war, wurde ſein Vater, König Philipp, als habe er die Thraker aufgereizt, gezwungen, alle ſeine Beſitzungen am thrakiſchen Meere zu räumen. Dem Philipp wurde unter anderm auch zum ſchweren Vorwurfe gemacht, daß er in der Stadt Maroneia ein großes Morden angeſtiftet habe. Da es indeß in ſeinem Intereſſe nicht liegen konnte, die Römer ohne Noth zu reizen, muß man annehmen, daß er ſich nur in der Nothwehr ſchlimmer Feinde und Verräther zu entledigen geſucht hat. Alle Perfidie war damals auf Seiten Roms. Von dieſer neuen Weltmacht ging nicht nur der Schrecken des Todes, ſondern auch der Peſthauch der Sünde aus. Niemals hat ſich ein Volk ſo ſehr an allem verſündigt, als das römiſche. Wohin es nur ſeine Hände ausſtreckte, vernichtete es oder entſittlichte. Die römiſche Staatskunſt ſchien einen Reiz darin zu finden, Natur in Unnatur zu verwandeln und unter den nächſten Blutsverwandten ſelbſt Vertrauen in tödtlichen Argwohn, angeborene Liebe in wahnſinnigen Haß. Der junge Demetrius, der in Rom ſehr gefiel, wurde doch vom Senate nur benützt, um Zwietracht in das bisher einige Haus des König Philipp zu bringen, denn Rom erklärte, nicht Philipps älterer und legitimer Sohn Perſeus, ſondern der jüngere und illegitime Demetrius ſollte Makedoniens Thron erben. Die römiſchen Geſchichtſchreiber beſchuldigen nun den Perſeus, er ſey damals ein wahn-

ſinniger Wütherich geworden. Aber wenn er es geworden wäre, dürfte man ſich kaum wundern und Rom allein trifft die Schuld. Gewiß iſt, daß Demetrius, als er heimkam, an Gift ſtarb, welches ihm Perſeus miſchen ließ. Ein Seitenverwandter, Antigonus, von den Römern aufgereizt, benützte nun wieder des Vaters Trauer, um ihn gegen Perſeus zu reizen und ſich ſelbſt die Thronfolge zu ſichern. Mitten in dieſen Wirren ſtarb der unglückliche König Philipp, 179. Perſeus aber behauptete den Thron und Antigonus wurde umgebracht.

6.

Perſeus.

Perſeus iſt von den Römern eben ſo arg verleumdet worden, wie Philipp. In der ſchwierigen Lage, in der er war, faſt ſchon wehrlos unter den Krallen des unbarmherzigen römiſchen Raubthiers benahm er ſich dennoch mit eben ſo viel Klugheit als Muth und blieb der Ehre, den Thron Alexanders des Großen inne zu haben, auch noch im letzten Augenblicke würdig. Indem er die Reihe der Demetrier ſchloß, bewährte er den alten Adel des makedoniſchen Blutes ungleich beſſer, als die Ptolemäer und Seleukiden.

Vor ſich hatte er die Römer, um ſich die feigen Griechen, Roms ſervilſte Diener, und hinter ſich den argliſtigen Eumenes, der durch der Römer Gunſt ſein kleines Reich zwiſchen denen der Demetrier, Ptolemäer und Seleukiden zu erweitern trachtete, ungefähr wie ſpäter die Rheinbundſtaaten ſich durch Frankreichs Gunſt auf Koſten Oeſtreichs und Preußens auszubreiten ſuchten. Allein Perſeus verzagte nicht und hatte den genialen Gedanken, Hülfe aus dem Norden zu holen. Die Baſtarner, ein wahrſcheinlich germaniſches Volk jenſeits der Donau, waren ſchon von ſeinem Vater Philipp gegen Rom aufgeboten worden. Wenn ſie, die Deutſchen, und Griechen vereinigt das damals noch nicht allmächtige Rom überwäl-

tigt hätten, wie wunderbar anders würde sich alles im Abendlande gestaltet haben! Allein es war ihre Bestimmung nicht. Die Bastarner wurden, wahrscheinlich nicht ohne Zuthun der schlauen Römer, durch die thrakischen und illyrischen Stämme in den Gebirgen, welche Ungarn von Italien trennen, aufgehalten und gingen über die Donau zurück, 175.

Nun hatte Perseus keine Stütze mehr. Die Seleukiden und Ptolemäer, anstatt mit ihm vereint gegen Rom zu stehen, schlugen sich unter einander herum. Rhodus ließ sich von Rom alles gefallen und wagte nicht zu widerstehen, als ihm Rom den Besitz Lykiens absprach. Der achäische Bund gestattete, Roms Befehlen gehorchend, keinem Makedonier mehr, Griechenland zu betreten. Eumenes aber ging selbst nach Rom, um dort öffentlich vor dem Senate den König Perseus anzuklagen, als habe er eine ungeheure Armee ausgerüstet, um Rom zu verderben, und als gebiete er über unermeßliche Schätze. Der verfolgte Edelhirsch, den man zu Tode hetzen wollte, wurde als ein furchtbares Wesen dargestellt, vor dem das römische Volk Ursache habe zu zittern. Diese Komödie vor dem Senate schien aber den römischen Staatslenkern zu spielen nothwendig, um die Augen der Völker zu verblenden, die römische Eroberungspolitik zu maskiren und was Länderraub und Völkermord war, als Nothwehr zu entschuldigen, 172.

Vergebens bat Perseus um Frieden. Rom schickte den Consul Licinius mit einem starken Heere, Perseus jedoch mit dem Muth, den eine gerechte Sache einflößt, besiegte die Römer in einer blutigen Schlacht am Peneus, 171. Nun aber ließ er sich durch einen gewissen Euander überreden, seinen Sieg nicht zu verfolgen, sondern die Römer zu schonen, um sie zum Frieden geneigter zu machen. Das hatte natürlicherweise nun zur Folge, daß die Römer Zeit gewannen, um sich wieder zu sammeln und zu verstärken. Indeß wurden sie unter dem Consul Hostilius auch im folgenden Jahr 170 zur See und zu Lande abermals geschlagen. Auch der nächste Consul Marcius Philippus drängte zwar die Makedonier zurück und rief das Volk in den von ihm eroberten Bezirken zur Freiheit auf, fand

es aber keineswegs geneigt, eine Republik unter römischem Protectorate gleich dem elenden achäischen Bunde zu bilden, sondern blieb dem Könige treu. Wie mochten auch die Römer glauben, die immer noch auf ihre Tapferkeit stolzen Makedonier würden sich freiwillig zu der Stellung der Achäer erniedrigen lassen, denen der Consul Philippus, als sie ihm Hülfstruppen gegen Perseus anboten, verächtlich antwortete: Ich brauche eure Hülfe nicht!

Während Philippus unthätig in Makedonien stehen blieb, suchte Perseus noch einmal Hülfe im Norden. Ein getisches Heer unter Clondicus (nach andern Cloilus) kam über die Donau, ging jedoch wieder zurück, weil Perseus, wie die Römer sagen, zu geizig war, um ihnen den ausbedungenen Sold zu zahlen. Das ist wieder eine der vielen römischen Verleumdungen. Perseus würde die ihm so nöthige Hülfe gewiß gerne bezahlt haben, wenn sein Schatz nicht schon erschöpft gewesen wäre. Niemand stand ihm bei, als der illyrische König Gentius, dessen Macht aber gering war und den ein römisches Heer unter Anicius im Jahr 168 überwältigte und gefangen fortschleppte.*)

Als nun in demselben Jahr der energische Consul Aemilius Paulus gegen Perseus ausrückte, konnte dieser mit seinen geschwächten Mitteln der Uebermacht nicht länger widerstehen und erlitt bei Kynoskephalä eine schreckliche Niederlage. In dieser blutigen Schlacht sollen 20,000 Makedonier gefallen seyn. Perseus floh in das Heiligthum von Samothrake. Diese Insel wurde aber von der römischen Flotte ganz umringt und der unglückliche Fürst mußte sich mit seinen drei Söhnen und einer Tochter gefangen geben.

Nicht nur die Makedonier hatten ihren muthvollen und treuen Widerstand, sondern auch die feigen und treulosen Nachbarn ihre Neutralität schwer zu büßen. In Epirus ließen die Römer alles vorhandene Silber und Gold in Haufen zusammentragen und wegführen. In Aetolien wurden 550 der vornehmsten und reichsten

*) Gentius war ein eifriger Botaniker. Nach ihm ist der Enzian genannt, Gentiana.

Männer hingerichtet und ihre Güter eingezogen, alle Beamten und Gemeindevorsteher aber mit Weib und Kind nach Rom geschleppt. Dasselbe geschah in Böotien und auch in Rhodus wurden alle, die sich mehr zu Perseus als zu Rom geneigt hatten, jetzt ohne Gnade hingerichtet, aus dem achäischen Bunde aber alle den Römern irgend Verdächtige, tausend an der Zahl, nach Italien abgeführt. Wo aber bisher Könige geherrscht hatten, in Makedonien und Illyrien, wurde jetzt mit großer Ostentation die Republik eingeführt und Rom entblödete sich nicht, durch einen Senatsbeschluß zu verkünden: „Alle Völker werden nun erkennen, daß Rom nur für die Freiheit streitet und auf den Trümmern der Throne die Volksfreiheit gründet."

Diesen Hohn hatten die Griechen wohl verdient, nachdem sie von der Freiheit einen so übeln Gebrauch gemacht hatten.

Aemilius Paulus hielt mit dem ungeheuren Raube, den er aus Makedonien und Griechenland heimführte, erst im folgenden Jahr 167 einen dreitägigen Triumpheinzug in Rom. Voran zogen 250 Wagen voll von herrlichen Statuen, die er aus den Tempeln und Palästen weggenommen hatte, dann folgten die Trophäen, erbeutete Waffen aller Art, ferner goldene und silberne Gefäße von der herrlichsten Arbeit und gefüllt mit geraubtem Gelde, 120 bekränzte Stiere, dann der Wagen des König Perseus und dahinter alle Gefangene, zuletzt der König selbst mit seinen weinenden Kindern, in Ketten unmittelbar vor dem Wagen des Triumphators. Hinter diesem wurden sodann 400 goldene Kronen getragen, die ihm aus den griechischen Städten als Ehrengeschenk überreicht worden waren. Wenn auch edlere Herzen in Kummer gebeugt seyn mochten, die Mehrheit der Griechen trug eine niederträchtige Freude über die Siege Roms zur Schau, und die Seleukiden und Ptolemäer, an die zunächst die Reihe kommen sollte, von Rom unterjocht zu werden, wetteiferten, ebendemselben Rom zum Sieg über Perseus Glück zu wünschen. Perseus selbst und die Seinen wurden zwar am Leben gelassen, starben aber nach und nach im Kerker und das ruhmvolle Geschlecht der Demetrier war von der Erde verschwunden.

Prusias, König von Bithynien, eilte nach Rom, um dem Se-

nate daſelbſt Glück zu wünſchen, ſcher ſich das Haar und ſetzte einen Hut auf, gleich den Freigelaſſenen, indem er ſich einen „Freigelaſſenen des römiſchen Volkes“ nannte, und an der Schwelle vor dem Senat niederkniete und die Senatoren „ſeine rettenden Götter“ nannte. Zu dieſer niedrigen Rolle gab ſich Pruſias her, damit es den Anſchein habe, als ſey er wie Eumenes und alle Griechen in Europa und Aſien durch die Römer vor Perſeus geſchützt und aus einer ungeheuren Gefahr errettet worden. Von dieſen kleinen Königen galt, was ſpäter von den deutſchen Rheinbundkönigen: ſie bettelten um Schande.

Von Rom ausgeplündert, mit Füßen getreten und tief verachtet konnten die Griechen jetzt ihre ſogenannte Freiheit in Zittern und Beben genießen. Makedonien allein ertrug die Schmach nicht. Im Jahr 149 erhob ſich ein gewiſſer Andriscus, angeblich ein Sohn des frühern Königs Philipp, wurde aber von den Römern unter Metellus beſiegt und als unbotmäßig Makedonien ſofort ſeiner Freiheit wieder beraubt und zu einer römiſchen Provinz gemacht. Auch in Sparta regte ſich noch etwas von der alten Größe. Sparta hatte ſich zwar dem achäiſchen Bunde anſchließen müſſen, wollte ſich aber innerhalb deſſelben noch eine gewiſſe Selbſtändigkeit bewahren. Ein ſolcher Unabhängigkeitsſinn konnte nicht mehr geduldet werden. Damokritos, der Stratege des Bundes, griff die Spartaner an und ſchlug ſie, wurde jedoch ſelbſt auf Befehl der Römer verbannt, welche ſeine Handlungsweiſe als Eigenmächtigkeit auffaßten. Er hätte erſt in Rom um Erlaubniß fragen ſollen.

Im Jahr 147 wurde Kritolaos, der lange in der Verbannung gelebt hatte, Stratege des achäiſchen Bundes und fachte noch einmal, viel zu ſpät, den Haß gegen Rom an. Unter dieſen Umſtänden wurden die römiſchen Geſandten Papirius, der jüngere Scipio Africanus, Gabinius und Fannius bei der Bundesverſammlung in Korinth, als ſie reden wollten, vom Volke überſchrieen, angefallen und vertrieben. Die Römer aber rächten dieſe Schmach augenblicklich.

Zwar brachte Kritolaos noch ein achäiſches Heer zuſammen, wurde aber bei Skarpha von einem römiſchen Heere unter Metellus

gänzlich geschlagen und verschwand seit diesem Tage, indem er sich, wie man glaubt, aus Verzweiflung selbst umbrachte. An seine Stelle trat Diäos, welcher den Muth noch nicht verlor und noch einmal ein Heer sammelte, um wenigstens das feste Korinth zu vertheidigen. Es muß ein verzweifelter Haufe gewesen seyn, den er in die Waffen brachte, denn es befanden sich viele Sklaven darunter, denen er die Freiheit gab unter der Bedingung, daß sie das Vaterland vertheidigten. Metellus ließ Korinth einstweilen liegen und unterwarf den übrigen Isthmus. Als ihm aber im folgenden Jahr 146 Mummius nachfolgte, schlug dieser das Heer der Achäer, worauf Diäos zuerst seine Gattin, dann sich selbst umbrachte, um nicht lebendig gefangen zu werden. Der Rest der Achäer und ein großer Theil der Einwohner von Korinth verließ diese Stadt freiwillig, um Leben und Freiheit zu retten. Als nun Mummius vor die Stadt rückte und ihre Thore offen fand, besorgte er anfangs eine Kriegslist; sobald er aber inne wurde, daß die Stadt wirklich nicht vertheidigt werde, beschloß er, sie zu zerstören, nicht sowohl zur Strafe für den Schimpf, den römische Gesandte hier erlitten hatten, als im Interesse der römischen Kaufmannschaft, welche die Concurrenz des korinthischen Handels los seyn wollte. Mummius plünderte die Stadt aus, ließ eine ungeheure Menge der herrlichsten Statuen und Gefäße aus den Tempeln hinwegführen, um Rom damit auszuschmücken, verkaufte sodann alle noch zurückgebliebenen Einwohner als Sklaven und ließ zuletzt die ganze herrliche Stadt, nächst Athen die schönste in Griechenland, aber noch reicher, durch Feuer zerstören. Aus den in der Glut zusammenschmelzenden Metallen verschiedener Art entstand ein neues, welches man nachher aus dem Schutte ausgrub und unter dem Namen des korinthischen Erzes wegen seiner Schwere und Zähigkeit hochschätzte und neu verarbeitete.

Die Zerstörung von Korinth brach den letzten Widerstand der Griechen, welche von nun an auch den letzten Schein von Freiheit verloren. Griechenland wurde unter dem Namen Achaia eine römische Provinz.

Viertes Buch.

Großgriechenland.

1.

Unteritalien.

Unter dem Namen Großgriechenland wurde das ganze Unteritalien (Neapel und Sicilien) begriffen wegen der dort von den Griechen gegründeten Städte, obgleich das Land auch noch neben den Griechen von einheimiſchen italiſchen Stämmen bewohnt blieb.

Italien, welches ſich von den Alpen an in ſüdöſtlicher Richtung als eine lange Halbinſel tief ins Mittelmeer erſtreckt, gleicht bekanntlich einem Stiefel. In dieſen Stiefel hinein drängten ſich zunächſt zu Lande und von Nordoſten her die Ausläufer derjenigen ariſchen Stämme, die zuerſt von Aſien nach Europa kamen. Die älteſten Nachrichten nennen uns in Italien eine Menge beſonderer Völkernamen, von denen jedoch immer eine gewiſſe Anzahl zu einer und derſelben Gruppe gehörten. Die älteſten Bewohner Italiens, oder die zuerſt in das noch menſchenleere Land einzogen, ſind wahrſcheinlich die Sikuler (oder Sikaner) geweſen, die allmählig bis nach Sicilien vorgedrängt wurden, der großen Inſel, welche noch jetzt ihren Namen trägt. Ihre Bedränger auf dem Feſtlande von Italien

waren Stämme des großen sammitischen Volks, an der Südspitze die Bruttier, weiter nördlich bis Päſtum Lucaner, noch weiter nördlich bis Capua Campaner und gegen das adriatiſche Meer hin die eigentlichen Samniter. Vermuthlich ſind dieſe Stämme den Pelasgern verwandt geweſen.

Die Mehrheit der griechiſchen Einwanderer warf ſich auf die große und ſchöne Inſel Sicilien. Nach dem griechiſchen Mythus lebten dort in den älteſten Zeiten nur ungeheuerliche Kyklopen und menſchenfreſſende Läſtrigonen, die aber Heerden weideten, ſo daß man ſich unter ihnen Hirtenſtämme denken muß von urſprünglicher Rohheit und ohne alle Cultur. Nachher kamen griechiſche Coloniſten an die Ufer des unteritaliſchen Feſtlandes und der Inſel Sicilien, deren überlegenen Waffen und Culturmitteln die Unterwerfung der ältern Einwohner nicht ſchwer fallen konnte. Die Colonien kamen aber ſehr zerſtreut aus den verſchiedenſten Gegenden Griechenlands und zu verſchiedenen Zeiten an, ſo daß ſie nie weder vereint waren, noch es ſpäter wurden.

Die älteſte und größte dieſer Colonien war Syrakuſä, gegründet im Jahr 736 durch Archias von Korinth, dann folgte Gela 675 von Rhodus aus, Meſſana (das heutige Meſſina) 668 von Meſſene aus. Später entſtanden Naxos (lat. Taorminium, das heutige Taormina) von Athen aus, und von hier aus wieder Catana (das heutige Catanea), wie auch Leontium; von Gela aus das mächtige Agrigent (jetzt Girgenti), von Megara aus Hyble und Selinus (jetzt die ſchöne Ruine von Selinunt). Dazu Segeſta (Egeſta), Drepanum (Trapani), das überaus fruchtbare Enna, wo Demeter ſoll geboren worden ſeyn, Eryx mit dem großen Tempel der Aphrodite voll von Hierodulen; das kleine ſiciliſche Lokri ꝛc. Das vorher nur von Hirten bewohnte Land wurde erſt durch die griechiſchen Coloniſten angebaut und lieferte einen ungeheuern Kornreichthum, wie auch den trefflichſten Wein am Fuße des feuerſpeienden Berges Aetna, der ihm ſeine innere Gluth mitzutheilen ſchien. Daher begann auf der Inſel bald ein reges Leben zahlreicher und dichtbevölkerter Ortſchaften und Syrakus erwuchs zur größten aller Städte, welche

jemals alte Griechen bewohnten. — Auf dem gegenüberliegenden Feſtlande Italiens entſtanden gleichfalls eine Menge blühender Griechenſtädte: Tarentum, das heute noch ſteht, Sybaris, Kroton, Poſidonium (Päſtum), Neapolis (das heutige Neapel), Heraklea, Elea, das fruchtreiche Megapontum ꝛc.

Die früheſten Erinnerungen Siciliens deuten auf einen Verkehr mit der Inſel Kreta und mit Phönikien, doch ſind nur ſchwache mythiſche Spuren davon übrig. Ein ſikeliſcher König Kokalos ſoll den kretiſchen König Minos, als er den Dädalos ausgeliefert haben wollte, zu ſich gelockt und im Bad erſtickt haben. Vom Tyrannen Phalaris in Agrigent heißt es, er habe am liebſten neugeborene Kinder gegeſſen und habe ſich einen hohlen Ochſen von Erz verfertigen laſſen, um darin Menſchen lebendig zu braten, und der Ochs ſey ſo künſtlich geformt geweſen, daß das aus ihm herauskommende Geſchrei des Verurtheilten dem Gebrüll eines Ochſen ähnlich geweſen ſey, der Tyrann aber habe den Künſtler Perillus ſelbſt zuerſt in den Ochſen ſtecken laſſen. Das ſcheint auf den Molochdienſt der Phöniker hinzuweiſen, der einmal auf der Inſel eingeführt wurde. An den Phalaris knüpft ſich die berühmte Sage von „der Bürgſchaft.“ Damon nämlich (nach andern Chariton) leiſtete für ſeinen Freund Phintias (oder Menalippus), als ihn Phalaris hinrichten laſſen wollte, ſo lange Bürgſchaft, bis derſelbe ſeine Angelegenheiten würde geordnet haben, und ſollte ſtatt ſeiner ſterben, als der Verſpätete eilig zurückkam. Phalaris ſoll endlich ein verdientes Ende gefunden haben, indem er den Philoſophen Zenon foltern ließ, dieſer Greis aber unter der Marter das Volk zur Rache aufrief, worauf die Bürger herbeiliefen und den Tyrannen ſteinigten.

In der Stadt Katanea, welche heute noch ſo heißt und am Fuße des feuerſpeienden Aetna liegt, war der älteſte Geſetzgeber Siciliens geboren, der berühmte Charondas, welcher ſo ſtreng auf die Befolgung ſeiner Geſetze hielt, daß er ſich ſelbſt für ſie opferte; denn als er einſt gegen Räuber ausgezogen war und in der Eile ſein Schwert abzulegen vergeſſend, in die Volksverſammlung trat, erin-

nerte er sich plötzlich, daß er bei Todesstrafe verboten hatte, bei der Versammlung bewaffnet zu erscheinen, und stieß sich sogleich das Schwert ins Herz.

Nicht mindern Ruhm genoß der Gesetzgeber von Lokri, Zaleukos. Die Alten erzählen von ihm, er habe unter andern das Gesetz gegeben, daß Ehebrecher geblendet werden sollten. Nun beging sein eigener Sohn einen Ehebruch, das Volk wollte ihm aus Rücksicht für den Vater die Strafe erlassen, Zaleukos aber ließ seinem Sohne ein Auge blenden und sich selbst das andere, damit sein Sohn die Sehkraft behalte und doch das Gesetz erfüllt werde.

Die Angriffe der Karthager auf Sicilien begannen schon im 6. Jahrhundert. Seitdem dreht sich alles Interesse in Sicilien um den fast ununterbrochenen Krieg, welchen theils Syrakus mit den übrigen griechischen Colonien, theils die sicilischen Griechen insgesammt mit den Karthagern zu führen hatten.

Auf dem Festlande machte sich die Stadt Sybaris durch ihre Ueppigkeit und Verweichlichung bemerklich, Handelsglück und Reichthum hatte die lydische Sitte hierher verpflanzt. Die Männer entnervten zu Weibern! Damit der Teint nicht verderbe, waren über alle Straßen Tücher gespannt; damit keiner im Schlafe gestört werde, durfte in der Stadt kein lautes Handwerk verrichtet werden, ja nicht einmal ein Hahn krähen. Ein Rosenblatt im Bette reichte hin, den reichen Smyndiriden, indem er darauf lag, im Schlafe zu stören. Derselbe Jüngling nahm 1000 Köche zu seiner Hochzeit mit. Die Sybariten wetteiferten, es in allem Luxus und in allen Wollüsten einander zuvorzuthun. Goldene Kronen wurden dem ausgesetzt, der einen neuen Genuß erfand. Die Feinheit der Webereien stieg hier so hoch, daß ein Frauengewand viele Talente kostete. Alkisthenes ließ sich das kostbarste Kleid verfertigen, das man jemals gesehen hatte. Ganz Italien kam herbei, es zu bewundern und später soll es der ältere Dionysius von Syrakus den Karthagern für die ungeheure Summe von 120 Talenten verkauft haben. Wie Suidas berichtet, schickten die Sybariten den Amyris nach Delphi, um das Orakel über ihre Zukunft zu fragen. Der Gott antwortete, die

Sybariten würden untergehen, wenn Menſchen mehr vermöchten als Götter. Bald nach ſeiner Heimkehr ſah er, wie ein Herr ſeinen Sklaven ſtrafte und nicht losließ, obgleich derſelbe zu einem Götteraltare geflüchtet war, ihn aber ſchonte, ſobald er zum Grabe ſeines (des Herrn) Vaters floh. Da packte Amyris zuſammen und verließ ſein Vaterland. Jeder hielt ihn für verrückt, bald aber, als Sybaris zerſtört wurde, erkannte man, wie klug er gehandelt hatte. Nach einer andern Nachricht bei Aelian unterlag Sybaris „des Sängers Fluch.“ Die Einwohner hatten nämlich einen Zitherſpieler erſchlagen und der beleidigte Gott der Sänger rächte ihn durch den Untergang der Stadt. Sybaris ſoll in der glänzendſten Zeit 300,000 Einwohner gehabt haben, aber ſie wurde von der geringer bevölkerten Nachbarſtadt Kroton aus im Jahr 510 überwältigt. Ein gewiſſer Zelys warf ſich zum Tyrannen auf. Viele Sybariten flohen nun nach Kroton und ſuchten dort Hülfe. Die Krotoniaten aber zerſtörten die ganze Stadt und trieben die Einwohner aus, bis ihre Reſte erſt im Jahr 441 neben den Trümmern ihrer alten Stadt das neue Thurii erbauten.

Kroton war eben ſo berühmt durch ſeine kraftvollen Athleten, wie Sybaris durch ſeine Weichlinge. Milon von Kroton erreichte faſt den Ruhm des Herakles als der ſtärkſte Mann ſeiner Zeit, bis er einmal einen dicken Baumſtamm auseinanderreißen wollte, aber mit den Händen ſich einklemmte und von wilden Thieren zerriſſen wurde. Kroton war auch ein Sitz der Wiſſenſchaften, denn hier gründete Pythagoras ſeine Schule und von hier ging der Arzt Dimokedes aus. Einem Pythagoräer, dem Archytas, verdankte auch Tarent ſeine Blüthe, indem er hier als Stratege die Demokratie kraftvoll und würdig organiſirte. Der Name Tarent wurde mythiſch von Taras, einem Sohne des Poſeidon, abgeleitet, weil die Stadt ausgebreiteten Handel trieb und eine mächtige Flotte unterhielt. — Am weiteſten nordwärts lag die Griechenſtadt Neapolis, damals noch unbedeutend. Sie hieß auch Parthenopolis nach der Sirene Parthenope, wie man überhaupt den Sitz der Sirenen an

dieſe Ufer verlegte, die heute noch verführeriſch genug ſind. In der Nähe lag Heraklum, das ſpäter romaniſirte berühmte Herkulanum.

Auch in das Dunkel, welches die älteſte Vorzeit Sardiniens zudeckt, dringen die erſten Strahlen nur aus dem griechiſchen Mythus ein. Phorkus, ein Sohn des Poſeidon, ſoll mit dem Atlas, der von Afrika herüberkam, zur See gekämpft haben. Seine Tochter, die ſchreckliche Meduſa, baute ſich mitten auf der Inſel einen Zauberpalaſt. Nachher kam Jolas von Athen und gründete hier die erſte griechiſche Colonie, die aber gleich den ſicilianiſchen bald den Angriffen Karthagos ausgeſetzt wurde. — Schon im 6. Jahrhundert wollte Malchus, Feldherr der Karthager, die Inſel erobern, wurde aber von den tapfern Einwohnern mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. — Nach der Inſel Corſika ſollen zuerſt Phokäer, dann Tyrrhener gekommen ſeyn, aber die benachbarten Etrusker und die damals ſchon im Mittelmeere vorherrſchenden Phöniker verbanden ſich gegen die griechiſchen Eindringlinge und beſiegten ihre Flotte in der Nähe der Inſel im Jahr 536, die erſte Seeſchlacht, deren in der Geſchichte Erwähnung geſchieht. Die Phokäer verließen nun Corſika und gründeten die berühmte Colonie Maſſilia (Marſeille) auf dem galliſchen Feſtlande. — Malta (Melite) war zuerſt von Phönikern, dann von Griechen coloniſirt, bis auch hier die Karthager die Oberhand behielten.

2.

Syrakus.

Die Geſchichte von Syrakus iſt in ihren Anfängen dunkel. Wir erfahren nur, daß die Ariſtokratie der Gamoroi daſelbſt durch den Demos vertrieben wurde, aber von den Nachbarorten aus Umtriebe machte, in Folge deren ſie durch den Tyrannen Gelon von Gela zurückgeführt und mit dem Demos verſöhnt wurde. Dieſer Gelon wird als ein überaus weiſer Regent geſchildert, dem die Syrakuſaner im Jahr 485 freiwillig das Königthum übertrugen

und der ihre Stadt vergrößerte, indem er 10,000 Familien aus unterworfenen Nachbarstädten dahin verpflanzte. Sein Plan war, Syrakus allmählig zur Hauptstadt der ganzen großen Insel zu machen. Aber er fand nicht nur Widerstand bei den Eingeborenen und bei den griechischen Städten, welche ihre Unabhängigkeit behaupten wollten, sondern auch bei den Karthagern, die von Afrika aus, um den ganzen Westen des Mittelmeers beherrschen zu können, auch in Sicilien festen Fuß zu fassen suchten.

Es ist nicht mehr zu ermitteln, ob die Karthager, indem sie gerade im Jahr 480 einen gewaltigen Kriegszug gegen Sicilien unternahmen, mit Xerres einverstanden waren, der um dieselbe Zeit in das alte Hellas eindrang. Es ist aber wahrscheinlich, daß sie nicht ohne Uebereinstimmung handelten, denn es war schon längst das Interesse der Karthager, wie der Phöniker, sich von der Concurrenz zu befreien, die ihnen die griechischen Seestaaten machten, und Gelon bot damals ausdrücklich den Griechen seine Hülfe an. Er erfocht sodann einen glänzenden Sieg über die von Hamilkar befehligten Karthager bei Himera, indem er seine eigene Reiterei, als ob sie zu den Bundesgenossen der Karthager gehörte, sich mitten unter die Feinde einschleichen und dann über dieselben herfallen ließ. Diesen Sieg in Sicilien erfocht der Großgrieche an demselben Tage, an welchem der Athener bei Salamis siegte.

Nach Gelons Tode im Jahr 477 folgte ihm sein Bruder Hiero, welcher einen Seesieg über die Etrusker erfocht, die Seeherrschaft der Griechen auch gegen Karthago behauptete und an seinem Hofe die größten Geister Griechenlands versammelte, den Aeschylos und Pindar, der ihn besungen hat als den, „der das Scepter der Gerechtigkeit im heerdenreichen Sikelien trägt und die Blumen jeglicher Tugend pflückt." Sein Nachfolger, der dritte der Brüder, Thrasybulos, war weder so weise, noch so glücklich, denn er unterdrückte die Bürger und trotzte ihrem Unwillen mit 15,000 fremden Söldnern, wurde aber dennoch aus der Stadt vertrieben, im Jahr 466.

Die reine Demokratie wurde nun wieder hergestellt, was sich die Aristokratie nicht gefallen lassen wollte, während aber aus diesem

Gründe Zwietracht im Innern der Stadt herrſchte, erſah Ducetius, der letzte König der Sikuler, die Gelegenheit und hoffte, alle Griechen von der Inſel vertreiben zu können, 451. Es glückte ihm, den Feldherrn von Syrakus zu beſtechen, ſo daß ſich derſelbe ſchlagen ließ, allein die übrigen Griechen, insbeſondere die Bürger von Agrigent, wurden der Sikuler Meiſter. Nun brach aber ein neuer Hader zwiſchen dieſen kleineren griechiſchen Städten und Syrakus aus, denn die Bürger der letzten Stadt wollten die Hegemonie über die ganze Inſel behaupten. Die Syrakuſer belagerten Leontium, welches dringend in Athen um Hülfe bat. Als aber Athen ſeine Flotte ſchickte, ſtand das eiferſüchtige Sparta ſeinerſeits wieder den Syrakuſanern bei. Wie traurig es den Athenern unter Alkibiades und Nikias auf Sicilien erging, iſt oben ſchon erzählt worden. Des Nikias Untergang erfolgte im Jahr 413.

Nun begannen aber die Karthager neue Angriffe auf Sicilien. Ihr Feldherr Hannibal eroberte die Städte Selinus und Himera, wo er aufs gräßlichſte unter den Einwohnern wüthete, begnügte ſich indeß, dieſe Städte zu zerſtören, ohne ſich darin feſt zu ſetzen. Doch war die Beſorgniß, die mächtigen Karthager würden als Eroberer zurückkehren, in Syrakus ſo groß, daß man hier dem Diokles eine Reform der Staatsverfaſſung auftrug, um die Einigkeit und alte Macht der Stadt herzuſtellen. Dies führte aber zu einem Aufruhre der Gegenpartei unter Hermokrates, welcher getödtet wurde und deſſen Anhänger aus der Stadt fliehen mußten. Unterdeß kamen die Karthager wirklich zurück und belagerten unter Hannibal Agrigent. Zwar gelang es den Syrakuſanern, die karthagiſche Flotte unter Himilko zu ſchlagen, Agrigent aber konnte ſich nicht halten und die Einwohner verließen die Stadt freiwillig. Ein gewiſſer Gelias, welcher ſelbſt ſehr reich war, wollte dem habgierigen Feinde die im Tempel der Athene ſeit alter Zeit aufgehäuften Schätze nicht laſſen, legte den Tempel in Aſche und verbrannte mit. Die Agrigentiner aber, welche nach Syrakus geflohen waren, klagten die demokratiſchen Heerführer daſelbſt des Verrathes an, weil ſie Agrigent nicht gerettet hatten, und es gelang ihnen, die demokratiſche Partei zu ſtürzen

und die aristokratische Partei des Hermokrates wieder empor zu bringen. Des letztern Eidam Dionysius wurde im Jahr 405 zum Feldherrn gewählt, ergriff die Gunst des Augenblicks mit rascher Entschlossenheit, bildete sich eine ansehnliche Schaar von Leibwächtern, bemächtigte sich der Akropolis und erklärte sich keck zum König. Die Syrakusaner empörten sich zwar gegen ihn, stürmten und plünderten seine Wohnung und mißhandelten seine Gattin so entsetzlich, daß sie vor Scham und Jammer Gift nahm, Dionysius aber, welcher eben gegen die Karthager ausgerückt war, kehrte zurück, überwältigte die Empörer und ließ alle Häupter der Demokratie mit Weibern und Kindern tödten. Unterdeß hatte Himilko die Stadt Gela erobert, durch eine Pest aber waren ihm so viele Leute verloren gegangen, daß er die Insel verließ, 404.

Nunmehr war Dionysios unabläßig bemüht, die Hauptstadt besser als bisher zu befestigen und seine Herrschaft über die Nachbarstädte auszubreiten. Von neuem aber erhob sich Aufruhr gegen ihn und er wurde in der Akropolis belagert und eine zeitlang wirklich hart bedrängt, bis es ihm gelang, das Volk durch die Erklärung, er wolle abdanken und die Stadt verlassen, zu täuschen und durch einen kühnen Ausfall mit seinen Söldnern zu überraschen und zu schlagen. Er blieb Herr der Hauptstadt, unterwarf auch die meisten übrigen Städte in der Runde und fühlte sich stark genug, um den Karthagern von neuem den Krieg zu erklären. Die Karthager hatten sich damals nur der Stadt Motya bemächtigt, die auf einer Insel nahe bei Sicilien lag und auf der sie die Vorräthe für ihre Flotte bargen. Als nun Dionysius diesen Schlupfwinkel ihnen zu entreißen unternahm, kam Himilko mit einer großen Flotte, ihn zu schützen, schlug die Flotte der Syrakusaner, eroberte Messana und rückte vor Syrakus selbst, 396. Hier wollte das Volk lieber den Tyrannen stürzen, als gegen den Feind kämpfen, allein Pharakidas, der an der Spitze einer spartanischen Flotte den sikelischen Griechen zu Hülfe gekommen war, brachte dem Volke wieder Vernunft bei, so daß es dem Dionysius Gehorsam gelobte und sich tapfer gegen die Karthager vertheidigte. Diese aber, vor den Mauern in der glühend-

ſten Sommerhitze und zum Theil auf Sumpfboden gelagert, wurden wieder von der Peſt heimgeſucht und verloren 150,000 Mann. Wenn dieſe Nachricht nicht übertrieben iſt, ſo müſſen ſie mit großer Macht ausgerüſtet geweſen ſeyn und damals eine raſche Eroberung der ganzen großen Inſel Sicilien bezweckt haben. Durch die Peſt aber wurden ſie ſo geſchwächt, daß Dionyſius bei einem Ausfall aus der Stadt ihr Lager und ihre Schiffe in Brand ſtecken konnte. Er würde den Himilko mit dem Reſt ſeiner Truppen gefangen genommen haben, wenn er es nicht vorgezogen hätte, ihn gegen ein ſchweres Löſegeld heimlich fortzulaſſen. Auch durfte derſelbe den Mago mit verſchiedenen karthagiſchen Beſatzungen in den bereits von ihm eroberten Städten zurücklaſſen. Es lag im Intereſſe des Königs Dionyſius, die Karthager nicht ganz aus Sicilien zu vertreiben, denn nur ſo lange er das Volk mit den Karthagern ſchrecken konnte, fand er ſelbſt Gehorſam, im Jahr 392.

Er war ein Tyrann ganz in dem ſchlimmen Sinne, den das Wort bei uns erhalten hat. Er gefiel ſich nämlich in Grauſamkeiten und Treuloſigkeiten, weshalb er von andern immer daſſelbe Böſe fürchtete, was er ſelbſt ausübte. Er war daher über alle Maaßen argwöhniſch, ſchlief nur in einem feſtungsartig verſchanzten Bette, ließ ſich nie von einem Barbier, ſondern nur von ſeinen eigenen Töchtern raſiren und auch nie mit einem Meſſer, ſondern nur mittelſt glühend gemachter Nußſchalen. In Syrakus hatte er eine Höhlung ſo bauen laſſen, daß er, wenn er oben lauſchte, das leiſeſte Wort hören konnte, was unten geſprochen wurde. Das diente ihm zur Erforſchung von Geheimniſſen und die Höhle heißt bis auf den heutigen Tag das Ohr des Dionyſius. Niemand, auch ſein vertrauteſter Freund nicht, war ſeines Lebens bei ihm ſicher, weil er ſelbſt das ſeinige nicht für ſicher hielt. Einer ſeiner Günſtlinge, Damokles, rühmte einſt des Tyrannen Glück, da wollte ihn Dionyſius dieſes Glück ganz kennen lernen laſſen und befahl ihn als König zu bedienen. Als Damokles aber nach einem herrlichen Mahl im königlichen Bett eingeſchlafen war und wieder erwachte, ſah er dicht über ſich einen Degen, die Spitze gegen ſich gekehrt, an einem ein-

zigen Haare hängen und floh erſchrocken aus dem Bette. Das iſt meine Glückſeligkeit, ſagte der Tyrann, ſie hängt an einem Haare.

Auf eine charakteriſtiſche Weiſe tritt bei Dionyſius ſchon in ſo früher Zeit, lange vor dem heiligen Kriege in Altgriechenland, die Verachtung der Götter hervor. Der Tyrann von Syrakus wagte ſchon damals, die Tempel auszuplündern, den goldenen Mantel von der Bildſäule des Zeus, weil er im Sommer dem Gott zu warm ſey, und den goldenen Bart von der des Asklepios, weil dem Sohne eines bartloſen Vaters (des Apollo) ein Bart nicht zieme, unter Hohn und Spott abzureißen.

Im Jahr 390 unternahm Dionyſius einen Feldzug nach Calabrien hinüber, in der Hoffnung, durch Unterwerfung der griechiſchen Colonien daſelbſt ſein ſiciliſches Reich zu erweitern. Man bemerkte, daß er in dieſem ungerechten Kriege ſich ſehr grauſam benahm. Sein Bruder Leptines, der den Feind mild behandelte, fiel deshalb in Ungnade. Die Stadt Rhegium (jetzt Reggio) wehrte ſich verzweifelnd, bis der äußerſte Hunger die griechiſchen Bürger zum Capituliren zwang. Da ließ der Tyrann alle Bürger als Sklaven verkaufen, den tapfern Befehlshaber der Stadt aber, Philo, aufs grauſamſte hinrichten, 387.

Nicht lange darauf wollte Dionyſius Altgriechenland ſelbſt mit Krieg überziehen. Er hatte nämlich die Eitelkeit, ein ſchöner Geiſt ſeyn zu wollen, und machte erbärmliche Verſe. Philorenos, ein guter Verſemacher, tadelte ihn und mußte dafür zur Strafe in den Steingruben arbeiten. Als ihn der Tyrann nachher wieder frei ließ, ihm aber noch einmal ſeine Verſe vorlas in der Meinung, jetzt müßten ſie doch gelobt werden, rief Philorenos aus: Bringt mich nur gleich wieder in die Steingruben! Der Tyrann entblödete ſich nicht, zwei Sänger abzuſchicken, die bei den olympiſchen Spielen ſeine Verſe vortragen und um den erſten Preis der Dichtkunſt werben mußten. Sie wurden nur mit lautem Lachen angehört und fortgejagt. Da fiel Dionyſius in die tiefſte Betrübniß, die in Wuth überging, ſo daß er mehrere ſeiner nächſten Freunde umbrachte und ein Bündniß mit den Illyriern ſchloß, um ſich an den Griechen zu

rächen. Sein Plan aber, den reichen Tempel in Delphi zu plündern, wozu er ſchon eine Flotte bereit hatte, wurde vereitelt, weil die Illyrier wieder von ihm abfielen. Weil er ſich aber nicht umſonſt bemüht haben wollte, fuhr er unter dem Vorwande, die Seeräuber züchtigen zu wollen, nach der etruskiſchen Küſte hinüber und plünderte dort den durch ſeinen Reichthum berühmten Tempel von Agylla, 384. Im folgenden Jahre wurde er von neuem durch die Karthager unter Mago angegriffen, erfocht aber einen glänzenden Sieg bei Kabala. Mago fiel in der Schlacht. Deſſen gleichnamiger Sohn kehrte mit Verſtärkungen zurück und rächte den Vater. Dionyſius wurde geſchlagen, ſein Bruder Leptines kam um. Doch wurde ein Frieden vermittelt und Selinus den Karthagern abgetreten.

In der folgenden Friedenszeit gelang es dem Tyrannen, in Athen ein Trauerſpiel auf die Bühne zu bringen und einen Preis dafür zu erhalten. Ob die Verſe deſſelben beſſer geweſen ſind, als es ſeine frühern waren, oder ob er nur durch Beſtechung ſiegte, ſteht dahin. Dieſer Erfolg machte ihn unendlich glücklich. Er brachte den Göttern die größten Opfer dar und reihete Feſt an Feſt, bis er der Schwelgerei erlag. Man glaubte, die Aerzte hätten ihn durch einen allzu ſtarken Schlaftrunk getödtet, im Jahr 368.

3.

Dion und Timoleon.

Dionyſius hatte an einem Tage zwei Frauen zugleich geheirathet, die Doris und Ariſtomache, und hatte auch von beiden Kinder. Die Ariſtomache beſaß einen ſehr befähigten Bruder, den Dion, welcher ein Schüler und Liebling des großen Philoſophen Platon geworden war, denn Dionyſius hatte dieſen Weiſen von Athen her zu ſich berufen, was mit der Ehre zuſammenhing, die man den Verſen des Tyrannen in Athen erwieſen hatte. Als nun

Dionyſius ſtarb, hätte ein Sohn der Ariſtomache unter der Leitung des Dion ſein Nachfolger zu werden verdient, dieſer letztere beſaß aber nicht Einfluß genug, um eine ſolche Entſcheidung durchzuſetzen, ſein vertrauter Umgang mit Platon hatte den Tyrannen geärgert. Platon wurde heimgeſchickt und unterwegs auf Befehl des Tyrannen auf der Inſel Aegina als Sklave verkauft. Dion ſelbſt war eine zu edle Natur, als daß ſich die Höflinge in Syrakus nicht vor ihm geſcheut hätten. Unter dieſen Umſtänden wurde ein Sohn der Doris, der jüngere Dionyſius zum König ernannt und Dion beſeitigt.

Dieſer jüngere Dionyſius hatte indeß ſoviel vom Ruhme des Platon gehört, daß er ihn kennen lernen wollte und nach Syrakus zurück berief. Auch hing er ſich bald mit einer ſchwärmeriſchen Liebe an ihn, wurde aber eiferſüchtig auf den Dion, welchem der Philoſoph die größte Achtung bewies. Die Höflingspartei, geleitet von einem gewiſſen Philiſtos, verleumdete nun den Dion, um zuerſt dieſen zu ſtürzen, als ſey er heimlich mit den Karthagern einverſtanden. Der junge Tyrann verbannte denſelben und nun mochte auch Platon nicht länger bleiben und kehrte nach Athen zurück, wo auch Dion verweilte. Somit hatte die Höflingspartei in Syrakus triumphirt, aber der junge Tyrann ſehnte ſich nach dem Philoſophen, der ihn wie bezaubert zu haben ſchien, und ertrug es nicht, daß derſelbe ſich wieder ganz allein dem Dion widmete, lud ihn daher zur Rückkehr ein. Platon kam wirklich, aber nur in der Abſicht, auch ſeinem Freunde Dion die Rückkehr zu erbitten. Das aber war es nicht, was der Tyrann ihm gewähren wollte. Sobald er davon anfing, hatte die neue Freundſchaft ſchon wieder ein Ende und der heitere Ariſtipp, welcher damals gleichfalls als Hofphiloſoph in Syrakus gefüttert wurde, ſagte dem Platon lachend einen üblen Ausgang vorher. Weit entfernt, den Dion auf Platons Bitte zurück zu rufen, zog Dionyſius jetzt erſt deſſen ſämmtliche Güter ein und ließ den Platon in der Burg verhaften. Archytas aber, Tyrann der mächtigen Seeſtadt Tarent, reklamirte den gefangenen Philoſophen, welcher ſein Freund war, und Dionyſius wagte nicht, ihm ſeine Auslieferung zu verweigern. Nun werdet ihr wohl recht auf mich

ſchelten, wenn du wieder in deiner Akademie biſt, ſagte Dionyſius zum Abſchied. Platon aber erwiederte: Es wäre ſchlimm, wenn wir in der Akademie von nichts anderm zu reden wüßten, als von dir.

Aus böſem Zorn gegen Dion zwang Dionyſius jetzt deſſen zurückgelaſſene Gattin, die tugendhafte und liebenswürdige Arete, einen ſeiner Günſtlinge, den ihr verhaßten Timokrates, zu heirathen. Da ließ ſich Dion nicht länger halten, den gottloſen Tyrannen zu beſtrafen und ſein Vaterland von ihm zu befreien. Nachdem er auf der Inſel Zakynthos ſeine Freunde und alle aus Sicilien Verbannten und Unzufriedenen geſammelt hatte, zog er im Jahr 356 mit 20,000 Mann wider Syrakus aus und beſiegte den Tyrannen, da dem letzteren, obgleich er die Uebermacht hatte, Truppen und Volk nicht genug anhingen. Dionyſius wich mit Liſt der Gefahr aus, verbannte ſich einſtweilen freiwillig nach Italien, ließ aber die Burg unter der Hut ſeines Sohnes zurück, erweckte dem Dion einen Nebenbuhler in dem Söldnerführer Heraklides und verleumdete ihn, als ſtrebe derſelbe, obgleich er dem Volke Freiheit verkünde, doch ſelbſt nach der Tyrannis. Durch ſolche Mittel bewirkte man in der That des edlen Mannes Entfernung. Als nun aber Nypſius, ein Anhänger des Dionyſius, ſich der Burg in Syrakus mit Liſt bemächtigte und von hier aus mit ſeinen Söldnern ein fürchterliches Blutbad in der Stadt anrichtete, riefen die reuigen Bürger den Dion zurück, der nun erſt die Burg eroberte. In derſelben war auch Arete eingeſchloſſen geweſen, deren zweiter Gatte eiligſt die Flucht ergriff. Sie ſchämte ſich, vor Dion hinzutreten, ſeine Schweſter Ariſtomache aber führte ſie ihm zu und er umarmte die Unſchuldige mit Freuden.

Nunmehr bemühte ſich Dion, ſein Volk durch eine gründliche Verfaſſungsreform glücklich zu machen, als ob es möglich wäre, ein ſchon an Ueppigkeit und Tyrannei gewöhntes Volk zu beſſern. Es war ihm geglückt, den widrigen Demagogen Sofis zu beſeitigen, er ließ nun auch den heimtückiſchen Heraklides umbringen, um endlich freie Hand zu haben. Daß ſich der Demos nicht in atheniſcher Art ſelbſt regieren könne, ohne zu verderben, ſah er ein, er gab alſo

Syrakus eine mehr aristokratische Verfassung. Das scheint man ihm aber in Athen selbst am übelsten genommen zu haben, denn ein Athener, Kallippos, zettelte eine Verschwörung gegen ihn an, ermordete ihn meuchlings, als er kaum sein großes Reformwerk begonnen hatte und ließ seine Gattin und Schwester ersäufen, im Jahr 353. Er selbst aber wurde umgebracht und zwar mit demselben Schwert, welches dem Dion den Tod gegeben hatte.

In der allgemeinen Verwirrung, die nun in Syrakus entstand, kehrte Dionysius zurück und stritt mit Iketas, dem Tyrannen von Leontium, um den Besitz der Stadt, als plötzlich auch die Karthager wieder erschienen, die Händel in Sicilien benutzend, um die Insel zu erobern. Da mischte sich Korinth ein und sandte eine Flotte unter Timoleon, um Sicilien gegen die Karthager zu beschützen, 343. Dieser geniale Feldherr besiegte die Karthager und den Iketas, der sich an sie angeschlossen hatte, bei Adranum, worauf auch Dionysius sich ihm ergab. Timoleon duldete aber die Anwesenheit des Tyrannen in Syrakus nicht länger, sondern schickte ihn nach Korinth, wo er hinfort als Privatmann lebte und sich durch seinen Umgang mit Schauspielerinnen und Sängerinnen vollends verächtlich machte. Er soll auch eine Zeitlang Knaben in einer Schule unterrichtet haben, um sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Timoleon nahm das Reformwerk des Dion wieder auf und handelte rasch und energisch. In Syrakus wurde nicht nur die Akropolis, als eine Zwingburg der Tyrannei, bis auf den Grund geschleift, sondern man wühlte auch sogar die Gräber der früheren Tyrannen aus. Dasselbe geschah in andern sicilischen Städten, denn Timoleon unterwarf den Iketas und die Tyrannen noch mehrerer Städte, die er theils hinrichten ließ, theils nach Korinth in die Verbannung schickte, während er von dorther und aus allen Theilen Griechenlands Verbannte und Colonisten sammelte, um das verödete Syrakus wieder zu bevölkern. Die Karthager schickten im Jahr 340 noch einmal ein großes Heer nach Sicilien, aber auch diesmal unterlagen sie dem Genie des Timoleon und einem schrecklichen Hagelwetter in einer großen Schlacht am Fluß Kremissos und wichen wieder zurück.

Timoleon aber regierte mit Weisheit und Glück in vollem Frieden, bis er erblindete und deshalb in den Ruheſtand überging, aber die Syrakuſaner folgten auch jetzt noch in allen Dingen ſeinem Rath und verſetzten ihn, als er im J. 325 ſtarb, unter die Götter.

Zu derſelben Zeit aber wurde das ſüditaliſche Feſtland durch Bürgerkriege zerrüttet, an denen Syrakus keinen Theil nahm, obgleich alle Griechen gemeinſam hätten zuſammenſtehen ſollen. Das einheimiſche Volk der Samniter und Lucaner hatte ſich nämlich aufgelehnt gegen die griechiſchen Colonien und die kleinern derſelben erobert. In Campanien verſchmolzen die einheimiſchen Barbaren mit den Griechen und Capua wurde der Hauptſitz dieſer gemiſchten Bildung. Wenn die Griechen den Barbaren ihren Geiſt, die Barbaren aber den Griechen ihre naturwüchſige Kraft und Sitte mitgetheilt hätten, und wenn ſie einig zu handeln verſtanden hätten, ſo würde ſich in Unteritalien und Sicilien ein herrliches Reich haben bilden können, welchem Rom ſchwerlich gewachſen geweſen wäre. Statt deſſen verſank Campanien in die griechiſche Ueppigkeit und Verweichlichung, wechſelten die tapfern Samniter im Kampf wider Römer und Griechen ab und ſuchte das lucaniſche Landvolk die griechiſchen Städter zu unterjochen, das mächtige Sicilien aber kehrte ihnen den Rücken zu.

Die griechiſchen Städte, zumal Tarent, ſuchten Hülfe gegen die Lucaner in Altgriechenland. Archidamos, König von Sparta, kam herüber, erlitt aber eine Niederlage im Jahre 338 am nämlichen Tage, an welchem der Makedonier Philipp den großen Sieg bei Chäronea erfocht. Nun ſuchte Tarent Hülfe in dem nahen Epirus und Alexander, Bruder der Olympias, Oheim des großen Alexander, kam mit einem Heere, beſiegte die Lucaner, die kleineren Stämme der Daunier und Meſſapier, die Samniter ſelbſt und war im Begriff, mit den Römern im Bunde das Heldenvolk der Samniter auszurotten, als Tarent plötzlich vor dem Sieger ſelbſt Angſt bekam, von demſelben unterjocht zu werden fürchtete und ſich gegen ihn rüſtete. Alexander, nach und nach von ſeinen Söldnern verlaſſen, konnte nichts mehr ausrichten und wurde ermordet, 422.

4.

Agathokles.

Im nächsten Jahrzehnt nach dem Tode des Timoleon gelangte Sosistratos zur höchsten Würde in der syrakusanischen Republik, fand jedoch bald einen gefährlichen Nebenbuhler an dem jungen Agathokles.

Das war einer der merkwürdigsten Emporkömmlinge des Alterthums, der Sohn eines Verbannten aus Rhegium. Aus Armuth mußte er in seiner Jugend das Töpferhandwerk lernen, zog aber durch seine Schönheit die Augen des syrakusanischen Feldherrn Damas auf sich, wurde dessen Ganymed, diente unter ihm im Kriege, beerbte ihn nachher und heirathete dessen Wittwe. Dadurch reich geworden, schmeichelte er dem Pöbel und genoß wegen seiner Stärke und Schönheit und wegen seines Kriegsglückes großes Ansehen, erregte aber des Sosistratos Neid und wurde verbannt. Von Kroton aus jedoch, in dessen Dienst er sich wieder als Feldherr auszeichnete, überfiel er den Sosistratos, vertrieb ihn und warf sich plötzlich, von der Volksgunst getragen, zum Tyrannen auf, indem er die 600 herrschenden Familien in Syrakus mit ihrem Anhang theils ausrottete, theils vertrieb, im Jahr 317. Um das gemeine Volk zu gewinnen, hob er alle Schulden auf und vertheilte das ganze Gebiet von Syrakus zu gleichen Portionen an die Armen, er selbst aber nahm den Titel König an.

Die dem Blutbad entronnenen Aristokraten waren nach Karthago geflüchtet und diesem Staate schienen die Wirren in Sicilien wieder günstig, um einen neuen Eroberungsversuch zu machen. Hamilkar erschien mit einem großen karthagischen Heere, schlug den Agathokles bei Himera und trieb ihn nach der Hauptstadt zurück. Agathokles war aber so überlegenen Verstandes, daß er aus dem Unglück selbst Vortheil zog. Um der Aristokraten vollends los zu werden, erlaubte er jedem, der die Belagerung der Hauptstadt fürchtete,

ſich aus derſelben zu entfernen. Von dieſer Erlaubniß machten 1600 Perſonen Gebrauch, gerade die reichern und vornehmern, aber der Tyrann ließ ſie unterwegs umbringen und zog alle ihre Güter und Häuſer ein. Sodann ließ er ſeinen Bruder Antandros zurück, um das feſte Syrakus gegen Hamilkar zu vertheidigen, er ſelbſt aber ging mit der Flotte geradewegs nach Afrika, landete am karthagiſchen Ufer und war ſo tollkühn, ſeine Flotte zu verbrennen, damit ſeinem Heere jeder Rückzugsweg abgeſchnitten blieb und ſie zur äußerſten Tapferkeit gezwungen wären, im J. 310. Es gelang ihm daher auch, eine karthagiſche Stadt nach der andern zu unterwerfen, mit den unzufriedenen Unterthanen daſelbſt Verbindungen anzuknüpfen und vor die Hauptſtadt Karthago ſelbſt zu rücken. Die Ueberraſchung dort war groß, der Schrecken allgemein. In dem Augenblick, in welchem man den Fall von Syrakus und die Eroberung Siciliens zu erfahren glaubte, erſchien eine feindliche Armee in Afrika ſelbſt und ſtand ſchon vor den Thoren. Ein Heer zog aus, den Feind zurückzutreiben, erlitt aber eine Niederlage. Nun wurde eiligſt Hamilkar aus Sicilien zurückgerufen. Allein auch er unterlag in einer neuen Schlacht und gerieth ſelber in Gefangenſchaft, 309.

Von nun an trachtete Agathokles, in Afrika zu bleiben und ſich der Herrſchaft in dieſem Welttheil zu bemeiſtern. Bevor er aber das ſehr feſte Karthago angreifen konnte, bedurfte er großer Verſtärkungen und dieſe bot ihm Ophellas, der damalige Beherrſcher von Kyrene. Agathokles ſchickte eine Geſandtſchaft an ihn, und bot ihm argliſtig den Beſitz von Karthago und ganz Afrika an, wenn er ihm ein Heer zu Hülfe ſchicken wolle. Ophellas war ein großer Knabenliebhaber, weshalb Agathokles nicht anſtand, ihm ſeinen eigenen bildſchönen Sohn mitzuſchicken, um ihn zu verführen. Ophellas kam nun wirklich mit 20,000 Mann nach einem mühſamen Marſch durch Wüſten bei dem Sicilianer an, dieſer aber ließ ihn alsbald durch Meuchelmord umbringen und gewann ſein Heer, um das allein es ihm zu thun war, bei ihm zu bleiben. Hierauf nannte er ſich König von Afrika und begann, die große Stadt Karthago mit aller Macht zu belagern, im Jahr 307.

Seine längere Abweſenheit von Sicilien machte aber den Städten daſelbſt, beſonders Agrigent, wieder Muth, ſich dem Joch der Hauptſtadt zu entziehen und Xenodochus an der Spitze der Rebellen bedrängte Syrakus dergeſtalt, daß Agathokles, indem er das afrikaniſche Heer unter dem Befehl ſeines Sohnes Archagathos zurückließ, ſchnell nach Sicilien hinüberſegelte, wo er auch bald ſeine Herrſchaft wiederherſtellte. Als er nun aber wieder nach Afrika ging, fand er dort ſein Heer ſchwürig, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er ſah ſich dadurch zu einem übereilten Angriff auf die Karthager gezwungen, wurde geſchlagen und — ließ das beſiegte Heer und ſeine eigenen Söhne im Stich, um ſchnell wieder nach Sicilien zu entweichen. Die wüthende Soldateska ermordete ſeine Söhne und trat in den Dienſt der Karthager. So kläglich endete ſein großes Unternehmen, im Jahr 306.

Nach Sicilien zurückgekehrt, rächte er ſich am Schickſal nach der Eroberung von Egeſta durch die grauſame Niedermetzelung aller Einwohner mit Weibern und Kindern. Auch den Dinokrates, der ſich an die Spitze ſeiner zahlreichen Gegner geſtellt hatte, beſiegte er in der Schlacht und ließ alle Gefangenen ermorden. Seitdem begünſtigte ihn wieder das Glück und er unterwarf die ganze große Inſel Sicilien mit einziger Ausnahme desjenigen Theiles, an welchem die Karthager noch feſte Plätze hatten. Hierauf gedachte er ſeine Herrſchaft auch noch auf dem Feſtlande auszudehnen, nahm das Gebiet der Bruttier ein und eroberte auch die kleinen liparischen Inſeln. Allein er ſollte ſeine Erwerbungen nicht lange mehr fortſetzen, denn ein gewiſſer Mäno, den er ſeinen zügelloſen Lüſten zu dienen gezwungen hatte, vergiftete ihn mittelſt eines Zahnſtechers, der das Fleiſch in ſeinem Munde und endlich am ganzen Leibe faulen machte, im Jahr 289.

Bei außerordentlicher Schnellkraft des Geiſtes, unerſchütterlichem Muth und genialer Combination behielt er die Sitte des Emporkömmlings aus dem gemeinen Volke bei und wälzte ſich in der ſchmutzigſten Wolluſt. Nichts machte ihm größeres Vergnügen, als bei der Tafel

vornehmen Gästen die irdenen Töpfe zu zeigen, die er ehemals selbst verfertigt hatte, und sie mit den Massen Goldes zu vergleichen, die ihn jetzt umgaben. — Die Ausartung genialer Männer, der wir unter den Hellenen so oft begegnen, wird durch den unsittlichen Grundzug in der Nationalität erklärt und durch das Benehmen des Volkes im Ganzen vielfach entschuldigt. Kein Grieche konnte sich auf den andern verlassen. Wie redlich es Dion meinte und welche großartigen Pläne der kühne Agathokles verfolgte, sie fanden bei ihren eigenen Landsleuten nur Neid und Hindernisse. Die Großgriechen, alle einander feind, nie in Masse gegen Karthago oder Rom vereinigt, mußten zuletzt dem einen oder andern dieser mächtigen Nachbarn unterliegen und dasselbe Schicksal erfahren, wie die Athener und Spartaner im alten Hellas. Wären alle Griechen im 5. und 4. Jahrhundert vor Christo zusammengestanden, die ganze bewohnte Erde hätte ihnen unterworfen werden müssen. Weil sie aber immer unter einander selbst haderten, unterlagen sie den Barbaren.

Ueppigkeit und Sittenverderbniß rissen in Großgriechenland sogar noch früher ein, als im alten Hellas. Aller Geist concentrirte sich in Kunstwollüstelei und aristippischer Philosophie. Der Cultus der kalligyppischen Aphrodite bildete sich zuerst in Syrakus aus. Das Wenige, was uns die alten Schriftsteller vom innern Leben der großgriechischen Hauptstadt berichten, läßt doch keinen Zweifel übrig, daß es dort ungefähr so bestellt war, wie in dem reichen Korinth und in dem gebildeten Athen. Die Demokratie scheint sich in Syrakus nie so entschieden entwickelt und so lange behauptet zu haben, wie in Athen, sondern wich immer sehr bald wieder der Tyrannei. Die Umtriebe gegen den edlen Dion beweisen aber hinlänglich, welchen „süßen Pöbel" Syrakus damals beherbergt haben muß.

5.

Pyrrhus.

Nach dem Tode des Agathokles gerieth Sicilien in entsetzliche Verwirrung. Sein Mörder Mäno wurde von Hiketas vertrieben, suchte Hülfe in Karthago und kam mit einem karthagischen Heere zurück, wurde aber von Hiketas besiegt. Dieser mußte nachher Agrigent bekämpfen und während seiner Abwesenheit stritten sich Sosistratos und Tönon in Syrakus um die Herrschaft. Die Mamertiner aber (von Mars, Mamers, dem Kriegsgott so genannt), ehemalige Söldner des Agathokles, setzten sich in Messana fest, erschlugen dort alle Männer und behielten die Weiber und Töchter. Das nämliche thaten die römischen Soldaten in Rhegium, nachdem diese Stadt sich unvorsichtig aus Rom Hülfe gegen die Karthager erbeten hatte.

Nun war aber Pyrrhus, der König von Epirus, dessen Thaten im alten Griechenland oben schon erzählt sind, mit der Laneia, einer Tochter des Agathokles, vermählt und suchte gerade damals einen neuen Schauplatz seiner Thaten, da ihm der in Griechenland nicht günstig war. Er konnte nicht ruhen und in ihm lebte ein mächtiger Ehrgeiz, denn er rühmte sich, vom göttlichen Achilleus selber abzustammen. Als er noch ein kleines Kind war, verfolgte ihn Kassander, der Epirus seinem makedonischen Reiche einverleiben wollte. Treue Diener retteten das Kind und brachten es zum illyrischen König Glaukias, der sich erst seiner nicht annehmen wollte, bis der kleine Pyrrhus zu ihm hinkroch, ihn beim Kleide faßte und sich stolz an demselben aufrichtete. Das freute den Illyrier und er pflegte und erzog den Knaben, bis sich Demetrius seiner annahm, in dessen Dienst er sich selbst zum großen Feldherrn ausbildete. Er heirathete außer der Tochter des Agathokles von Syrakus und der Tochter des Ptolemäers noch, um Epirus vom Norden her zu sichern, eine illyrische und eine päonische Prinzessin, denn damals war es jedem vornehmen Griechen erlaubt, so viele Frauen zu nehmen, als er

wollte. Nachdem ihm aber, wie früher schon erzählt ist, sein Plan, Herr in Makedonien zu werden, mißlungen war, ließ er sich, um nun wieder neuen Thaten und neuem Ruhm nachzugehen, von den Tarentinern gern überreden, ihnen gegen die Römer zu helfen, welche damals ihre Herrschaft in Unteritalien auf Kosten der Griechen auszubreiten anfingen. Die griechische Colonie Tarent hatte schon früher theils aus Epirus, theils aus Sparta Hülfe geschöpft, um ihre italischen Nachbarn, die Samniter, gegen Rom zu schützen, allein die Römer drangen, wenn auch langsam, doch unwiderstehlich weiter vor.

Tarent unterschied sich in seinen Sitten durchaus nicht von den übrigen griechischen Seestädten. Es hatte sich allein zu großem Reichthum und zu einer Seemacht erhoben, wurde aber von den andern griechischen Colonien in Unteritalien beneidet und vermochte sie nicht unter einen Hut zu bringen. Das Volk in der Stadt aber war üppig geworden und brachte seine Zeit lieber im Theater, als im Feldlager zu. Man war mit Rom im Frieden, duldete aber, daß die Römer sich nach und nach der griechischen Städte Lokri, Kroton und Thurii bemächtigten und in Sena (jetzt Sinigaglia) eine neue Colonie anlegten. Erst als die Römer nach ihrer Gewohnheit das Recht der Schwächern mißachtend und die, welche sie verderben wollten, übermüthig herausfordernd, gegen den Friedensvertrag mit einer Flotte im Hafen von Tarent ankerten, wurden die Tarentiner plötzlich toll, wie von der Tarantel (der berüchtigten giftigen Spinne, welche dort zu Hause ist) gestochen. Das Volk war gerade im großen Theater nahe am Hafen und Philocharis, ein Demagoge, reizte es zur Wuth auf. Alles stürzte aus dem Theater dem Hafen zu, überwältigte die römischen Schiffe und ermordete die Mannschaft, im Jahr 281. Auch von Thurii wurden die Römer vertrieben. Hierauf erschien eine römische Gesandtschaft, deren Sprecher Posthumius war, in Tarent, um Genugthuung zu fordern oder den Krieg zu erklären. Das Volk war schon wieder im Theater versammelt und hier erfrechte sich der Schauspieler Philonides, nachdem die römischen Gesandten wegen ihrer purpurverbrämten Togen und fremder Aussprache schon vom Volke verhöhnt worden waren, dem ehrwürdigen

Posthumius das Gewand vollzuspeien. Ein ungeheures Gelächter brach aus, der römische Gesandte aber hob sein Kleid empor und rief: „Lacht, weil ihr noch lachen könnt, denn nachher werdet ihr lange weinen müssen. Dieses Kleid wird in vielem Blute wieder rein gewaschen werden."

Tarent rief sofort den berühmten Pyrrhus zu Hülfe, ohne auf Meton zu achten, der im Theater sich viel Mühe gab, vor diesem Könige zu warnen. Der eure Freiheit, rief er, schützen soll, wird sie euch rauben. Aber die Furcht vor Rom überwog, Pyrrhus wurde gerufen und seine Ankunft erschien immer dringender, als ein Heer der Tarentiner von dem römischen Consul Aemilius geschlagen war. Man überredete den Pyrrhus, er als Enkel des Achilleus, solle gleichsam den trojanischen Krieg erneuern, sofern die Römer angebliche Nachkommen des troischen Anchises seyen.

Pyrrhus schiffte im Jahr 280 nach Tarent hinüber, aber ein Sturm zerstreute und zerstörte zum Theil seine Flotte und er selbst kam nur mit Noth ans Ufer. In Tarent selbst wurde er zwar gut aufgenommen, niemand aber wollte sich seiner Disciplin unterwerfen. Die Griechen glaubten, er werde alles allein thun und sie brauchten sich gegen Rom nicht mehr anzustrengen. Als er ihnen aber ihre Vergnügungssucht zum Vorwurf machte, ihre Theater, Bäder und Promenaden schloß und die jungen Leute zu den Waffen trieb, schrie alles wehe über ihn. Auf der andern Seite erblickte er zum erstenmal das reinliche, feste und regelrechte Lager der Römer und wurde von Bewunderung für sie erfüllt. Mehrmals hat er nachher seinen Kummer darüber ausgedrückt, daß er für die elenden Griechen gegen ein so achtungswürdiges Volk kämpfen müßte, welches er sich lieber befreunden möchte. Indeß verließ er sich auf die bewährte Tapferkeit seiner Epiroten, auf sein eigenes Kriegsgeschick und auf die Elephanten, die er zum erstenmal nach Italien brachte und vor denen die Römer erschracken. Es gelang ihm in der That, in der ersten Schlacht bei Heraklea die Römer unter dem Consul Lävinus zu überwinden. Nun faßten auch die Samniter Muth und schloßen sich an Pyrrhus an, so wie auch andere italische Völkerschaften, welche

gern das Joch der Römer abwarfen. Schon war Pyrrhus im Begriff, unmittelbar nach Rom selbst vorzurücken, als ihn eine besonnene Ueberlegung zurückhielt. Durch den Sturm auf dem Meere und durch die Schlacht nämlich war der epirotische Kern seines Heeres sehr geschwächt worden und auf die schnell zugelaufenen Bundesgenossen konnte er sich nicht verlassen, da die Römer ungebeugten Muthes ihm ein neues, treffliches Heer entgegen führten. Er versuchte es mit List und schickte seinen Vertrauten, den einsichtsvollen und beredten Kineas nach Rom, um die Senatoren einzeln zu gewinnen. Der blinde Appius Claudius aber durchkreuzte seinen Plan mit einer feurigen Rede im Senate, in welcher er jeden Friedensantrag zurückzuweisen rieth, so lange der Feind auf italischem Boden stehe. Diese Meinung behielt die Oberhand. Rom beharrte beim Kriegszustande, schickte aber eine Gesandtschaft, an deren Spitze Fabricius stand, ins Lager des Pyrrhus, um die römischen Gefangenen von ihm loszukaufen. Die Geschichtschreiber melden, wie damals der König und der römische Botschafter an Großherzigkeit gewetteifert hätten. Pyrrhus bot dem letzteren Gold an, jedoch Fabricius verschmähte es. Er suchte ihn zu erschrecken, indem er einen großen Elephanten plötzlich von hinten den Rüssel über ihn ausstrecken ließ, aber Fabricius erschrack nicht. Da entließ der König, des Römers Tugend bewundernd, alle Gefangenen ohne Lösegeld.

Karthago, welches die Einmischung des gefährlichen Kriegshelden Pyrrhus im griechischen Unteritalien ungern sah, bot Rom seine Hülfe an, die Römer aber antworteten stolz, sie führten keine Kriege außer mit eigner Macht. Als Kineas zum König zurückkehrte, sagte er vom römischen Senat, derselbe gliche einer Versammlung von Königen.

Der Krieg wurde fortgesetzt und Pyrrhus siegte noch einmal über die Römer bei Asculum, im Jahr 279. Allein seine Siege erschöpften ihn. Er glaubte nicht auf die Dauer den zähen Widerstand der Römer brechen zu können, und weil gerade damals nach dem Tode seines Schwiegervaters Agathokles in dem schrecklich ver-

wirrten Sicilien seine Hülfe angerufen wurde, hoffte er dort neue Lorbeern zu erringen und zog sich nicht ungern aus der Nähe der Römer zurück. Wahrscheinlich hat er gehofft, wenn er sich erst in Sicilien würde festgesetzt haben, von dort neue Kräfte zu schöpfen, um den Krieg mit Rom wieder zu beginnen.

Er landete im Jahr 278 auf Sicilien, unterwarf sich die meisten Städte daselbst mit leichter Mühe, vermochte aber die Karthager nicht aus Lilybäum zu vertreiben. Er faßte nun den kecken Entschluß, mit seiner Flotte nach Afrika hinüber zu segeln, wie vor ihm Agathokles gethan hatte, um die Karthager von Sicilien abzuziehen, allein er konnte diesen Vorsatz nicht ausführen, denn auf Sicilien selbst bildete sich unter den wetterwendischen Griechen eine große Partei, die sich lieber den Karthagern hingab, als sich von einem epirotischen Könige wollte regieren lassen. Der König sah sich also, wenn er nach Afrika ging, im Rücken gefährdet. Unterdeß waren auch die Römer wieder in Unteritalien vorgedrungen und Tarent flehte den König abermals dringend um Hülfe an. Das diente ihm nun wieder zum erwünschten Vorwande, um das treulose Sicilien verlassen zu können. Allein eine karthagische Flotte lauerte ihm auf und zerstörte ihm unterwegs 70 Schiffe und als er bei Rhegium landete, fiel er in einen Hinterhalt der Mamertiner und konnte sich nur mit großem Verluste durchschlagen. Hier sah man ihn nach der Erzählung des Plutarch, wie er am Kopfe verwundet, über und über mit Blut bespritzt, mit einem schrecklichen Blicke das Schwerdt erhob und mit einem einzigen Hieb einen Mamertiner in zwei Hälften spaltete. Nun war er aber zu sehr geschwächt, um Tarent noch wirksam gegen die Römer schützen zu können. In der ersten Schlacht, die er ihnen bei Benevent lieferte, verließ ihn das alte Glück, im Jahr 275. Der römische Consul Curius Dentatus scheuchte die Elephanten des Königs durch Feuerbrände zurück, so daß die großen Thiere umkehrten und im Heere der Epiroten selbst wütheten. Pyrrhus mußte fliehen und sich begnügen, eine Besatzung in Tarent zu lassen, indem er selbst nach Griechenland zurückkehrte, wo er bald darauf, wie schon erzählt ist, vor Argos den Tod fand. Tarent hielt sich

noch bis zum Jahr 272, in welchem es durch den von Pyrrhus dort zurückgelaſſenen Commandanten Milon verrathen und vom Conſul Papirius erobert wurde. Zwei Jahre ſpäter unterwarfen die Römer auch die abtrünnige römiſche Legion in Rhegium. Von hier wurden die Gefangenen zum abſchreckenden Beiſpiel nach Rom gebracht und daſelbſt enthauptet. Ganz Unteritalien, mit Ausnahme Siciliens, wurde römiſche Provinz.

Somit hatte denn auch Pyrrhus das ſchöne und reiche Großgriechenland ſo wenig retten können, wie Dion, Timoleon oder Agathokles. Die Griechen waren zu verderbt, um ſich ſelber helfen zu können und ſogar ein großer Mann, der ſich an ihre Spitze ſtellte, konnte nichts mit ihnen ausrichten. Aber auch Karthago war damals verblendet genug, ſich mit Rom gegen die Griechen zu verbinden, anſtatt mit den Griechen gemeinſam den viel gefährlicheren Feind in Rom zu bekämpfen.

6.

Hiero.

Ein Syrakuſaner, Hiero, zwar nur der Sohn einer Sklavin, jedoch Nachkomme des erſten König Gelon und von Geburt an durch Wunderzeichen (Bienenſchwärme ſollen das im Wald ausgeſetzte Kind mit Honig genährt haben) hochgeſtellt, hatte unter Pyrrhus Kriegsruhm erworben und wußte durch ſeine Milde und Klugheit alle Parteien für ſich zu gewinnen, ſo daß er zum Könige von Syrakus erwählt wurde. Einen Haufen unbotmäßiger Söldner ließ er überraſchen und niederhauen. Auch gegen die Mamertiner, die von Meſſana aus ihre Herrſchaft weiter verbreiteten, erfocht er einen glänzenden Sieg und belagerte Meſſana, im Jahr 264.

Dieſer Vorfall hatte die wichtigſten Folgen, denn die Mamertiner riefen Rom zu Hülfe und andererſeits ſtand Karthago jetzt dem Hiero bei. Rom ergriff dieſe Gelegenheit, ſich in die ſiciliſchen

Dinge einzumiſchen, mit Freuden, wenn auch nicht ohne ein Gefühl von Scham, denn ſie verfochten die ungerechteſte Sache, indem ſie treuloſen Söldnern und Räubern beiſtanden. Während nun der römiſche Conſul Appius Claudius Meſſana entſetzte, glaubte ſich Hiero durch ſeinen karthagiſchen Bundesgenoſſen verrathen und ſchloß ſich ſeitdem eng an Rom an, unter der Bedingung, daß er Herr von Sicilien bleiben, aber die Römer in ihrem nunmehr beginnenden großen Kriege wider Karthago mit Lebensmitteln unterſtützen ſolle. Er that noch mehr, indem er ihnen auch gelegentlich ſeine Flotte lieh.

Während dieſes langen Kampfes zwiſchen Rom und Karthago, dem erſten und zweiten ſ. g. puniſchen Kriege, blieb nun Sicilien in einer glücklichen Ruhe und Hiero, der über ein halbes Jahrhundert regierte, brachte den Wohlſtand der Inſel auf eine früher unbekannte Höhe. Insbeſondere verbeſſerte und mehrte er den Ackerbau auf dem fruchtbaren Eilande dermaßen, daß er ſowohl die Römer, als auch die Aegypter, ja ſelbſt einmal die Karthager in höchſter Noth mit ſeinen Kornausfuhren vor Hungersnoth ſchützte. Seine Weisheit und Güte erweckte ihm nicht nur im Ausland die höchſte Achtung, ſondern ſicherte auch den Frieden im Innern. Niemals war Sicilien glücklicher und in ſo tiefem Frieden. Die rings um ihn her kämpfende Welt ſtörte dieſen Frieden nicht, weil er nach allen Seiten nur wohlthätig eingriff. Als die Inſel Rhodus im Jahr 229 durch ein Erdbeben zerſtört wurde, war es Hiero, der das meiſte zum Troſt der Verunglückten und zum Wiederaufbau der Stadt beitrug. Hiero vergrößerte und verſchönerte auch Syrakus ſelbſt und bediente ſich dabei des Archimedes, des größten Phyſikers und Mechanikers im Alterthum. Von dieſem ließ er unter anderm ein Rieſenſchiff bauen, um es dem König Ptolemäus von Aegypten zu ſchenken, einen ſchwimmenden Palaſt mit Gärten.

Erſt im zweiten puniſchen Kriege drangen die Karthager wieder einmal in Sicilien ein und richteten große Verheerungen daſelbſt an, ohne die Inſel behaupten zu können, im Jahr 216. Doch ließ ſich Hieros Sohn, Gelon, dadurch hinreißen, die Partei der Kar-

thager zu ergreifen, und der plötzliche Tod dieses ungerathenen Sohnes wurde durch ein Gerücht dem strengen Vater Schuld gegeben. Hiero selbst aber starb nicht lange darauf im höchsten Alter, im Jahr 215.

Ihm folgte sein Enkel Hieronymus, des Gelon Sohn, als ein Knabe von fünfzehn Jahren, der, wie die römischen Geschichtschreiber erzählen, zum argen Tyrannen heranwuchs, den edeln Thraso, Hieros Eidam, der an dessen römischer Politik festhielt, hinrichten ließ und sich zu seinem eigenen Verderben an Karthago anschloß. Man muß indeß die römischen Quellen mit Vorsicht benutzen. Als Hieronymus die römischen Gesandten mit der Kriegserklärung entließ, machte er ihnen den schweren Vorwurf, Rom habe unmittelbar nach seines Großvaters Tode eine Flotte nach Syrakus in der Absicht geschickt, sich der Herrschaft in dieser Hauptstadt zu bemeistern, wenn die Bürger nicht früh genug über die Nachfolge einig geworden wären. Man darf annehmen, daß er von der römischen Geschichtschreibung verleumdet worden ist, weil ihm Rom die Politik, die er ergriff, nicht verzeihen konnte. Es läßt sich allerdings fragen, welche Politik für Syrakus empfehlenswerther war, die des Hiero oder seines Enkels? Der Erfolg spricht für Hiero, dem sein langes Bündniß mit Rom nur Vortheil brachte. Allein Hiero erfreute sich der Großmuth und Duldung von Seiten Roms nur in dem Maaße, in welchem Rom ihn gegenüber dem damals noch mächtigen Karthago nöthig hatte. Als die Waagschale des Sieges sich immer mehr auf die römische Seite neigte, brauchte Rom auch weniger Rücksicht mehr auf Syrakus zu nehmen und nahm sie nicht mehr. Hieronymus that also nur, was er thun mußte, um sich der römischen Ueberwältigung zu erwehren.

Aber es war schon zu spät, er selbst schon zu schwach und Karthago nicht mehr im Stande, ihm wirksam zu helfen. Nur sein Großvater Hiero hätte im Bunde mit Karthago der Römer noch Meister werden können, allein dann würde Sicilien seine Unabhängigkeit an Karthago verloren haben, wie es dieselbe nachher an Rom verlor. Sicilien hätte nur im Bunde mit allen übrigen

Griechen diesseits und jenseits des adriatischen Meeres sich unabhängig zwischen Rom und Karthago behaupten können, außerdem mußte es von dem einen oder andern Nachbar verschlungen werden.

Die römische Politik wartete nicht einmal, bis Hieronymus seine Rüstungen gegen Rom vervollständigt hatte, sondern sorgte dafür, daß er durch eine Verschwörung aus dem Wege geräumt und daß in Syrakus überhaupt das Königthum abgeschafft wurde, im Jahr 214. Rom mißbrauchte auch hier, wie im alten Griechenland, den Namen der Freiheit, um das Volk zu bethören. Die königliche Partei, an deren Spitze Andronodorus stand, wollte, von Karthago unterstützt, den Thron wieder aufrichten, unterlag aber und alle Glieder des königlichen Geschlechts auch die unschuldigen Frauen und Kinder wurden auf eine jammervolle Weise abgeschlachtet.

Nunmehr gelangten Hippokrates und Epikydes zur höchsten Gewalt in Syrakus und wirkten mit vieler Klugheit den Plänen der Römer entgegen. Es handelte sich um die Stadt Leontium, auf deren Besitz Syrakus Anspruch machte. Die Römer unter Consul Marcellus belagerten und eroberten sie, Hippokrates behauptete sich noch in der Akropolis, mußte aber auch sie aufgeben, um Syrakus, wenn nicht mehr zu retten, doch noch auf das heldenmüthigste zu vertheidigen. Während dieser weltberühmten Belagerung von Syrakus aber leistete der oben genannte Archimedes das Beste, indem er durch seine kunstreichen Maschinen den Belagerern schwere Verluste beibrachte. Eine dieser Maschinen schleuderte Steine von mehr als zwölf Centner Schwere auf die Thürme und Schiffe der Römer und zertrümmerte die s. g. Sambuca, einen hohen von acht Galeeren getragenen Thurm, von wo aus Marcellus die Stadt beschoß. Eine andere Maschine war der s. g. Rabe mit seiner Klaue, einem riesenhaften Enterhaken, welcher wie eine Harpune in die römische Flotte geschleudert, die geenterten Schiffe wegriß, daß sie an den Felsen zerschellen, oder sich gefangen geben mußten. Eine dritte Maschine bestand aus einer großartigen Zusammenstellung von Brennspiegeln, deren gemeinschaftlicher Phocus die römische Flotte traf und in Brand steckte. Marcellus sah sich dadurch zum Rückzug gezwun-

gen, während zugleich Himilko mit einer karthagischen Flotte ankam und den Römern Agrigent entriß. Nun gab sich aber Hippokrates zu voreilig der Siegeshoffnung hin, machte einen Ausfall und wurde von den Römern geschlagen. Ebenso vergeblich waren die Aufstände einzelner Städte in Sicilien, welche sich hauptsächlich deshalb gegen die Römer empörten, weil diese das Nationalheiligthum der Insel, den Mittelpunkt des reichen sicilischen Fruchtlandes, die der Demeter geweihte Stadt Enna erobert und sämmtliche Einwohner im Theater daselbst niedergehauen hatten. Auch die Karthager richteten nichts mehr aus, denn nachdem sie unter Himilko des Marcellus Lager vergeblich gestürmt hatten, mußten sie wieder zurückweichen. In Syrakus selbst fingen die Lebensmittel zu mangeln an und der Hungersnoth folgte eine Pest, von der auch das karthagische Lager angesteckt wurde. In dieser Noth lähmten vollends Feigheit und Verrath den Muth der Vertheidigung. Merikus, ein Führer spanischer Soldtruppen, ließ die Römer bei Nacht heimlich in die Stadt. Diese konnte nun nicht mehr gerettet werden, denn plötzlich waren die römischen Waffen in allen Gassen verbreitet. Die sich wehrten, wurden erschlagen und die Häuser geplündert. Dem übrigen Volk wurde das Leben geschenkt. Von Archimedes wird erzählt, er sey in seine mathematischen Studien so vertieft gewesen, daß er von der Eroberung der Stadt gar nichts gemerkt und dem ersten in sein Zimmer eindringenden römischen Soldaten nur zugerufen habe: Störe meine Zirkel nicht! Der Soldat aber habe ihn umgebracht. Dies geschah im Jahr 212.

Nachdem Syrakus gefallen war, behauptete sich Epikydes nur noch in Agrigent. Die Karthager unter Mutines sollten ihn unterstützen, beide aber unterlagen dem Marcellus in einer letzten Schlacht. Dem Nachfolger des letzteren, dem Consul Lävinus, blieb nur die formelle Besitznahme Siciliens übrig, nachdem Mutines selbst aus Eifersucht auf seinen Collegen Hanno den Römern auch noch Agrigent verrathen hatte, im Jahr 210. Ganz Sicilien wurde nunmehr, wie vorher schon Tarent und das griechische Unteritalien zur römischen Provinz gemacht.

Fünftes Buch.

Karthago.

1.

Allmähliges Wachsthum Karthagos.

An der Nordküste von Afrika in der Nähe des heutigen Tunis gründeten die Phöniker im Jahr 878 vor Christo die nachher weltberühmt gewordene Stadt Karthago (von den Griechen auch Karchedon genannt). Pygmalion, der junge König von Tyrus, hatte, so meldet die Sage, seinen Oheim Acerbas (oder Sichäos), den Gemahl seiner ältern Schwester Dido (oder Elissa) umbringen lassen, um ihn, weil derselbe Oberpriester des Melkarth war, der reichen Tempelschätze zu berauben, Dido aber und viele andere, welche den jungen Tyrannen verabscheuten, entflohen zu Schiffe. Da wo sie landeten und sich niederlassen wollten, mußte Dido den einheimischen Libyern den Grund und Boden abkaufen. Nach der Sage verlangte sie nur so viel, als man mit einer Ochsenhaut umspannen könne, ließ dann aber eine solche Haut in feine Riemen schneiden und damit so viel Land umspannen, um darauf die feste Burg Byrsa zu gründen. Gewiß ist, daß sie in friedlichen Verkehr mit den Libyern trat und denselben einen Tribut bezahlte, d. h. sie erkaufte von den Räuberhorden in der Wüste die Sicherheit ihrer Handelskara-

wanen. Ein libyſcher Nachbarfürſt, Hiarbas, warb um ihre Hand, ſie wollte ſich aber nicht mehr vermählen und endete, um ſeinen ſtürmiſchen Bewerbungen zu entgehen, ihr Leben freiwillig auf dem Scheiterhaufen. Ihre Sage iſt durch die römiſchen Dichter noch weiter ausgeſchmückt worden, indem ſie den Aeneas aus dem Brande Trojas nach Italien fliehen und unterwegs bei der ſchönen Dido landen laſſen, die ſich bis zum Sterben in ihn verliebt und ſich, da er ſie verläßt, den Tod gibt. Ihre unglückliche Geſchichte iſt auch noch von der neueren Poeſie und Kunſt unzähligemal behandelt worden.

Allmählig entſtand um die Burg her eine Stadt. Die Karthager, ſich ſchon ſtark genug fühlend, zahlten den Tribut nicht mehr und begannen die benachbarten libyſchen Stämme ſich zu unterwerfen. Die Verfaſſung ihrer Stadt war, gleich der tyriſchen, eine ariſtokratiſche. Im Beginn des 6. Jahrhunderts trachtete ihr Feldherr Malchus, nachdem er die Libyer beſiegt hatte, auch ſchon nach dem Beſitz Siciliens, wo er einige Fortſchritte machte, und Sardiniens, von wo er zurückgeſchlagen wurde. Wegen dieſer Niederlage verbannten ihn die Karthager, Malchus aber hatte eine anſehnliche Partei für ſich, kehrte mit Heeresmacht zurück und belagerte Karthago. Gerade damals kam ſein Sohn Kortalo mit großer Beute aus Sicilien zurück und trug das Ehrenkleid eines Oberprieſters, hielt ſich daher für mehr als ſein Vater, oder wollte an deſſen Verrath nicht Theil nehmen, kurz er verweigerte dem Vater eine Zuſammenkunft. Da ließ ihn dieſer verhaften und in ſeinem Ornat kreuzigen.

Nachher, gegen das Ende des 6. Jahrh. gelangte Mago, ein überaus weiſer und gerechter Mann, der ein berühmtes Werk über Ackerbau und Obſtzucht hinterließ, zur höchſten Gewalt in Karthago und ſein Geſchlecht behauptete dieſelbe lange Zeit, obgleich immer nur unter republikaniſchen Formen. Sein Sohn Hasdrubal fiel in Sardinien, ſein zweiter Sohn Hamilkar kämpfte in Sicilien. Im J. 509 ſchloß Karthago den erſten Vertrag mit Rom und zwar gegen die Etrusker. Dieſes damals noch mächtige Volk im heutigen Toskana machte den Karthagern die Herrſchaft zur See und den Römern die

zu Lande ſtreitig, das Bündniß gegen den gemeinſamen Feind war alſo natürlich. Karthago behauptete in dieſem Vertrage eine bedeutende Ueberlegenheit, indem es die Römer damals noch nöthigte, den ganzen Weſten des Mittelmeers den Karthagern zu überlaſſen und ſich nie mit einem Schiffe auf dieſem Meertheil erblicken zu laſſen.

Die karthagiſche Politik wird vollkommen klar, wenn man erwägt, daß gerade damals Phönikien und Aegypten den Perſern unterworfen worden waren, und daß durch dieſes Ereigniß die phöniſiſche Seemacht gebrochen war. — Nichts ſcheint natürlicher, als daß die Pflanzſtadt Karthago nunmehr die Hegemonie zur See übernahm, welche vorher der Mutterſtadt Tyrus gehört hatte. Die Phöniker ſelbſt ſcheinen das natürlich und ihrem Intereſſe gemäß gefunden zu haben, denn ihre alten Colonien überwarfen ſich mit Karthago nicht, blieben jedoch immer nur in einer lockern Verbindung wie mit dem Vorort, ſo unter ſich. Insbeſondere behauptete Utika neben Karthago, als die ältere Colonie, ihre Selbſtändigkeit.

Indem Karthago an Tyrus Statt die Seeherrſchaft im Weſten des Mittelmeeres übernahm, dachte es ohne Zweifel auch an weitere Niederlaſſungen im Weſten. Man muß ſich in die damalige Zeit verſetzen, in welcher die Macht der Perſer wie ein Ungewitter von Oſten hereingebrochen war und die älteſten Reiche zertrümmert hatte. Sollte von Aegypten aus auch Karthago angegriffen werden und wie Tyrus fallen, ſo mußte man an ſichere Zufluchtsſtätten und Gründung neuer geſicherter Reiche denken. Hieraus und nicht etwa blos aus einer Handelsſpeculation oder wiſſenſchaftlicher Neugier erklärt ſich die Expedition des Hanno, der auf Befehl und im Intereſſe des Staates Karthago auf 60 Schiffen mit 30,000 Coloniſten (Männern und Weibern) durch die Säulen des Herkules aus dem Mittelmeer ins atlantiſche Meer hinausſchiffen mußte, um Gegenden zu ſuchen, welche für Niederlaſſungen am geeignetſten ſeyn würden. Sein Reiſebericht (der berühmte Periplus) iſt kurz und weniger intereſſant, als man erwarten ſollte, denn er erzählt nur von den verſchiedenen Colonien, welche er gleich anfangs an den nächſten nordweſtlichen Küſten Afrikas angelegt habe, und dann von den

Wüsten, an denen er vorbei und von den Flüssen, in denen er hinaufgefahren, von den wenigen wilden und affenartigen Einwohnern, die er angetroffen, und endlich von seiner Umkehr am Südhorn (wahrscheinlich das grüne Vorgebirge), weil ihm die Lebensmittel ausgingen. — Dieser Expedition entsprach eine zweite des Himilko (Magos Enkel) gleichfalls außerhalb den Säulen des Herkules, aber in nördlicher Richtung zu den Hyperboreern und Albionen (nach Irland und England), worüber die Nachrichten noch dürftiger sind. Die Karthager verschwiegen gleich den Phönikern, aus Handelsinteresse, was sie auf ihren weiten Reisen gesehen hatten oder verbreiteten darüber nur Märchen. So wie sie sich ausdrücklich im Vertrage mit Rom ausbedungen, daß kein Römer jemals über „das schöne Vorgebirge" (Capo Bon oder Capo Blanco bei Tunis) hinaus nach Westen steuern dürfe, so war es auch bei ihnen strenges Gesetz, jeden Fremden, den sie auf dem westlichen Meere antrafen, augenblicklich zu ersäufen.

Die Expeditionen ins atlantische Meer hätten keinen Sinn gehabt, wenn nicht Karthago zugleich die Hegemonie über alle ältern phönikischen Colonien im Westen erstrebt und gewonnen hätte. Mit Gades wurde ihnen das leicht, weil es diese wichtige Pflanzstadt sich zu Dank verpflichtete durch die Hülfe, die es ihr gegen die benachbarten spanischen Stämme leistete. Auch die balearischen Inseln traten in ein, wenn auch nur lockeres Band mit Karthago, Malta kam ganz in Karthagos Besitz, aus Corsika wurden die Phokäer vertrieben, mit Hülfe der Römer die Etrusker bekämpft. Um völlig Herr im westlichen Mittelmeer zu werden, bedurfte Karthago nur noch Siciliens und Sardiniens, deren Eroberung es daher unermüdlich verfolgte. Die Barbaren in Libyen, Spanien und Gallien, wenn auch zahlreich, waren den Karthagern doch bei weitem nicht so gefährlich, als die verhältnißmäßig kleinen Culturstaaten der an den italischen Küsten angesiedelten Griechen. Deshalb wurde auch der Krieg in Sicilien so überaus hartnäckig. Die Karthager hatten hier auf der kleinen Insel Motya einen Halt etwa wie jetzt die Engländer in Gibraltar, und als sie weiter vordrangen, wurde Panor-

mus (das heutige Palermo) ihre Hauptcolonie. Aber ihr Kriegsglück auf Sicilien wechselte beständig, sie gewannen Städte und verloren sie wieder.

2.

Verfassung und Bildung der Karthager.

Wie das Volk der Karthager, so ging auch seine ganze Eigenthümlichkeit, Sprache, Sitte, Religion, Verfassung und Bildung aus dem Phönikischen hervor.

Das karthagische Reich war kein Einheitsstaat, sondern ein Städtebund, eine lockere Conföderation, deren einzelne Bundesglieder nur in Nothzeiten, oder um eines großen Vortheils willen dem Vorort besondern Eifer und Gehorsam zeigten, nicht selten aber ihm trotzten. Besser glückte es den Machthabern in Karthago, die Barbaren Libyens und später Spaniens und Galliens in ihr Interesse zu ziehen, indem sie theils die kriegerischen Völker in ihren Sold nahmen und gut bezahlten, theils den Fürsten gegen ihre Nachbarn Hülfe leisteten und den Getreuen besondere Vortheile gewährten.

Die Hauptstadt Karthago selbst war, wie alle andern phönikischen Städte, eine Republik mit vorwiegend aristokratischem Charakter. Wie die griechischen Republiken nach dem Muster der phönikischen, so war auch die römische nach dem der karthagischen gebildet. Die ältesten Lehrmeister im Verfassungswesen und in der Abwägung der gesetzgebenden und verwaltenden Faktoren waren die Phöniker, und Griechen und Römer nur ihre Schüler. — Das Vollgewicht der Staatsgewalt lag in einem Senate, welcher aus den vornehmsten, reichsten, einflußreichsten und populärsten Männern gewählt wurde. Aus der Mitte dieses Senats ging durch Wahl sodann ein engerer Rath hervor, an dessen Spitze zwei lebenslängliche Suffeten die Verwaltung leiteten. Im Kriege wurden besondere Feldherrn gewählt, unabhängig von den Suffeten. Völlig selbständig

übte endlich ein Tribunat von 100 Richtern die Rechtspflege aus und controlirte die übrigen Behörden in der Einhaltung der Verfassung. Diese Grundzüge genügen, um zu beweisen, wie viel die spartanische und später die römische Staatsverfassung von den Puniern geborgt hat.

Punier (zusammengezogen aus Phönikern) hießen die Karthager bei den Römern, aber mit einer schlimmen Nebenbedeutung. Punische Treue (punica fides) hieß sprüchwörtlich so viel als Treulosigkeit. Schon die künstliche Gegenüberstellung, Abwägung und Controlirung der politischen Gewalten beweist, wie wenig sie einander selber trauten. Sie hatten in der That den kaufmännischen Egoismus, eine aller Moral spottende Gewinnsucht und die Lust, andere zu überlisten, als Erbtheil schon aus Tyrus mitgebracht, scheinen aber in der afrikanischen Umgebung noch verhärteter und grausamer geworden zu seyn, wie noch in neuester Zeit selbst die feinen und humanen Franzosen in Algier mitten unter heimtückischen und blutgierigen Barbaren ein wenig verwildert sind. Bedenkt man ferner, daß die Karthager aus ihrem Mutterlande den greulichen Molochdienst mitbrachten und ihre eigenen Kinder zu opfern gewohnt waren, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir gerade hier die Menschheit verhärteter und grausamer finden als irgend anderswo auf dem weiten Erdenrunde. — Im Uebrigen kann man die karthagische Aristokratie einigermaßen mit der spätern venetianischen, holländischen und englischen vergleichen. Es waren gemüthlose, inhumane, aber im höchsten Grade kluge und welterfahrene Männer, welche das Staatsvermögen hüteten und mehrten, hätte auch die ganze übrige Welt darüber zu Grunde gehen müssen.

Unter den alten reichen und mächtigen Geschlechtern der karthagischen Aristokratie thaten sich hauptsächlich das der Hanno und das der Barkas hervor. Beide beneideten einander ihren Einfluß und suchten einander zu verderben, was oft dem Staate selbst schweren Schaden brachte. Beide trachteten auch einmal nach Alleinherrschaft und Königthum, aber nie erreichten sie ihr Ziel, eben weil sie einander die Waage hielten und die stolze Aristokratie jeden Usur-

pationsversuch zu vereiteln wußte. Nach der schrecklichen Niederlage, welche die Karthager, wie wir im vorigen Buche berichteten, unter Timoleon erlitten, im Jahr 340, hoffte sich Hanno mit Hülfe der ihm ergebenen Söldner auf den Thron zu schwingen. Schon war alles eingeleitet, daß er am Hochzeittage seiner Tochter den ganzen zu dieser Feier eingeladenen karthagischen Senat vergiften lassen wollte, als der Plan verrathen wurde. Zwar behauptete sich Hanno mit seinen Söldnern noch auf der Burg, unterlag aber zuletzt und wurde martervoll gepeitscht, geblendet und ans Kreuz geschlagen. — Dasselbe klägliche Schicksal erlitt im Jahr 308 der karthagische Feldherr Bomilkar, als er, durch die Härte der hundert Richter erzürnt, ebenfalls an der Spitze der Söldner sich den Königstitel anmaßte. — Vorsichtiger handelten die Barkas, welche sich eine Macht außerhalb Karthago zu gründen trachteten, erst in Sicilien und als es nicht gelang, in Spanien.

Die Aristokratie in Karthago brauchte sehr viele dienende Arbeitskräfte, Matrosen für ihre zahlreichen Schiffe, Soldtruppen für ihre Kriege, Karawanenführer und Knechte für die Handelsreisen zu Lande, Handwerker aller Art für ihre industriellen Unternehmungen, Landbauern für die Anpflanzung von Getreide, Wein und Südfrüchten. Um diese Masse von Proletariern nun in Ordnung zu erhalten, war ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, dieselbe zu befriedigen durch hohen Sold oder bequeme Ansiedelungen. Ihr Colonialsystem hing genau damit zusammen und förderte zugleich den Zweck, die barbarischen Nachbarvölker entweder durch die Colonisten zu verdrängen oder sie mit denselben allmählig zu vermischen und in den Kreis der Civilisation hineinzuziehen. Römische Geschichtschreiber haben die Umgegend von Karthago als ein wahres Paradies geschildert, erfüllt von den reichsten Landhäusern und lieblichsten Gärten. — Uebrigens erzählt Diodor, die Karthager hätten sich zuweilen auch überflüssiger Söldner, um keine Verpflichtung mehr für sie übernehmen zu müssen, dadurch entledigt, daß sie dieselben auf einer der liparischen Inseln hätten aussetzen und dort verhungern lassen, von deren bleichenden Gebeinen die Insel den Namen Knocheninsel erhielt.

Ein Prieſterſtand wurde in Karthago nicht geduldet. Die Ariſtokraten beſorgten die Opfer ſelbſt. Daraus erklärt ſich viel im karthagiſchen Sittenzuſtand. Die Menſchenopfer nahmen einen durchaus politiſchen Charakter an. Ein geſonderter Prieſterſtand hätte der ſtolzen Ariſtokratie gewiß nie die blutigen Opfer abgerungen, welche dieſe aus eigenem Antrieb ſich auferlegte, wenn es das Staatsintereſſe verlangte, denn mehr als einmal ließen die Senatoren und Suffeten ihre eigenen Söhne, und zwar in großer Zahl zumal, dem Moloch opfern, um eine große Gefahr vom Staate abzuwenden. Dabei geſchah das Unerhörte, daß ſelbſt die dabeiſtehenden Mütter nicht weinen, noch klagen durften, wenn ihre geliebten Kinder im glühenden Arme des Götzen verbrannten. Das menſchliche Gefühl regte ſich und es war Sitte geworden, fremde Kinder zu ſchlachten. Als aber Karthago durch den Agathokles in ſchwere Bedrängniß kam, brachten die vornehmſten Karthager 200 ihrer eigenen Kinder freiwillig zum Opfer dar und noch 300 andere Familien boten die ihrigen an, um den Zorn der Götter zu beſänftigen und den Staat zu retten. — Dieſelbe Opferfähigkeit aus Patriotismus bewährten zwei edle Jünglinge aus Karthago, als es einmal galt, die Grenze dieſes Reichs nach der Seite von Kyrene hin feſtzuſtellen. Beide Nachbarſtaaten waren übereingekommen, je von den Hauptſtädten zwei Jünglinge ausgehen zu laſſen. Da, wo ſie zuſammentreffen würden, ſollte die Grenze ſeyn. Die beiden karthagiſchen Brüder (Philänen genannt) ſtrengten ſich an und legten eine viel weitere Strecke zurück, als die Kyrenäer. Dieſe letztern wollten nun die Grenze nicht gelten laſſen, es ſey denn, wenn die beiden Philänen ſich ſogleich an Ort und Stelle lebendig begraben ließen. Jene aber thaten es, ließen ſich begraben und erwarben ſomit ihrem Reiche ein großes Stück Land.

Wenn die Religion nicht durchaus von der Politik bedingt und beherrſcht worden wäre, ſo würde ſie auch nicht ſo tief erniedrigt worden ſeyn. Der Cultus nämlich, den die Liebesgöttin in Karthago und allen ſeinen Colonien genoß, war nur durch das Staatsintereſſe hervorgerufen. Um die dem Staate ſo unentbehrlichen Matro-

sen und Söldner stets bei guter Laune zu erhalten, mußte ihrem Vergnügen die Ehre des ganzen weiblichen Geschlechts, so weit punischer Einfluß reichte, Preis gegeben werden. Wie dieser Cultus in den Colonien um sich griff, beweist der Ruhm der Gaditanerinnen, welcher mit dem der Syrerinnen wetteiferte. Die schönen Hierodulen der Aphrodite zu Gades (Cadir) wurden durch ihren reizenden Tanz in den luftigsten Gewanden weltberühmt und so sehr Mode, daß sie auf ihr Gewerbe weit umherzogen und insbesondere die Lieblinge Roms wurden.

Von der Religion der Karthager ist wenig zu bemerken, was nicht schon von der phönikischen berichtet worden wäre. Der phönikische Melkarth oder Herakles scheint, indem die Colonisation immer weiter nach Westen vorrückte und an den Säulen des Herakles vorläufig das Ende der Welt fand, auch immer mehr als ein Sonnenheros aufgefaßt worden zu seyn. Zu Gades, dem letzten bewohnten Punkt der damals bekannten Erde im Westen, wurde am Hauptfest des Melkarth ein großer Scheiterhaufen angezündet, was ohne Zweifel auf den scheinbaren Untergang der Sonne im äußersten Westen Bezug hatte, wie auch nach griechischem Mythus Herakles sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte. Die Mythe vom Vogel Phönix, welcher sich durch Selbstverbrennung im eigenen Nest immer wieder verjüngt, hängt mit dem Cultus des Melkarth wie mit dem Namen der Phöniker genau zusammen.

Von der Literatur der Karthager ist gar nichts übrig. Sie war auch, als die eines praktischen Handelsvolkes, nicht bedeutend. Von ihrer Kunst wissen wir eben so wenig. Doch deutet ihre Liebe zu schönen Gärten darauf hin, daß sie, wie die Juden, ein Gefühl für das Schöne in der Landschaft besaßen, im Gegensatz gegen die Griechen, welchen dieses Gefühl abging. Die Bauten der Karthager in ihrer Glanzzeit müssen kolossal gewesen seyn. In der Burg der Hauptstadt waren Quartiere für 20,000 Mann, unten eine Stallung für 300 Elephanten, oben eine für 4000 Pferde angebracht. Die Elephanten waren den Karthagern ursprünglich nicht bekannt, als aber die Ptolemäer in Aegypten anfingen, südafrikanische

Elephanten zum Kriege abzurichten, gleich den indiſchen, ahmten auch die Karthager dieſe Sitte nach. Im Uebrigen hatten ſie Streitwagen wie die Aegypter und unter den Hülfsvölkern der Karthager zeichneten ſich die numidiſchen Reiter durch ihre wunderbare Schnelligkeit (wie in denſelben Gegenden noch heute die Beduinen) und die baleariſchen Schleuderer aus, die mittelſt eines Riemens Steine ſchleuderten.

3.

Der erſte puniſche Krieg.

Die Barbaren in Afrika, Spanien, Sardinien und Corſika waren von den Karthagern ohne große Anſtrengung unterworfen worden. Mit dem Mutterland Phönikien ſtanden ſie in gutem Einvernehmen. Von Kyrene und Aegypten waren ſie durch Wüſten getrennt. Den italiſchen Etruskern zeigten ſie ſich zur See überlegen. Der erſte gefährlichere Feind, mit dem ſie hartnäckig zu kämpfen bekamen, waren die Griechen in Sicilien. Die Phöniker in Aſien waren ſeit Alexander dem Großen dem Griechenthum unterlegen. Wenn nun aber die Karthager in gleicher Weiſe dem griechiſchen Einfluß von Unteritalien und Kyrene her unterworfen worden wären, ſo würde daraus wenig Gewinn für die Weltgeſchichte erfolgt ſeyn, aber auch nicht, wenn umgekehrt das Griechenthum dem puniſchen oder ſemitiſchen Geiſt erlägen wäre. Denn beide Nationalitäten, die griechiſche wie die puniſche, waren ſchon gleich ſehr demoraliſirt. Sobald eine friſchere, gediegenere und wohldisciplinirte Nationalkraft mit ihnen zuſammenſtieß, mußten ſie beide ihr erliegen, und das war die römiſche.

Wir haben die wechſelvollen Kämpfe der Karthager um und in Sicilien ſchon ausführlich kennen lernen. Rom blieb anfangs beiſeite liegen oder ſchien ſogar der natürliche Verbündete Karthagos gegen die Großgriechen zu ſeyn. Sobald aber Rom nach Ueberwindung des Pyrrhus ſeine Herrſchaft im untern Italien ausdehnte, be-

gann auch sein Interesse dasjenige Karthagos zu durchkreuzen. Schon war es im vollen Besitz Unteritaliens, als ihm die Mamertiner erwünschten Anlaß gaben, sich auch in die Angelegenheiten Siciliens zu mischen. Die große Republik Rom, die so viel mit Tugend prahlte, würdigte sich herab, den bluttriefenden Räubern in Messana die Hand zu reichen, nur um einen Vorwand zu haben, seine unüberwindlichen Legionen auch am Fuße des Aetna lagern zu lassen. Die Karthager, die Tarent nicht gerettet hatten, wollten nun wenigstens Sicilien erhalten und so begann ein Kampf auf Tod und Leben zwischen der Landmacht Rom und der Seemacht Karthago, ein Kampf, welcher länger als ein Jahrhundert währte und in drei großen Akten sich vollzog, die man die punischen Kriege nennt.

Den ersten punischen Krieg eröffnete im Jahr 264 der römische Consul Appius Claudius, indem er den von Hiero und den Karthagern bedrängten Mamertinern in Messana beistand, den Hiero zum Bundesgenossen Roms gewann und die Karthager vertrieb, deren Feldherr Hanno seine Ungeschicklichkeit am Kreuze büßen mußte. Die letztern behaupteten aber noch das feste Agrigent und warben in Spanien und selbst unter den Galliern zahlreiche Söldner wider Rom. Der Krieg wurde nun von beiden Seiten sehr vorsichtig geführt, bis Hannibal in Agrigent sich nicht länger halten konnte und das Entsatzheer unter einem zweiten Hanno durch die Consuln Postumius und Mamilius eine Niederlage erlitt. In Folge derselben entwich Hannibal und überließ Agrigent den Siegern, 262.

Die Römer sahen inzwischen ein, daß ihnen ihre Landsiege nicht viel nützten, so lange sie nicht eine Flotte hätten. Die Karthager waren so übermüthig, ihnen zu sagen: das Meer gehört uns, ein Römer kann sich im Meer nicht einmal die Hände waschen, wenn wir es nicht erlauben. Jeder Küstenplatz war den karthagischen Schiffen zugänglich. Siegten nun die Römer auch hier oder dort, so wurden sie immer wieder durch neue Landungen und Angriffe von der See her überrascht. Sie faßten daher den Entschluß, sich gleichfalls eine Flotte zu rüsten. Ein karthagisches Schiff, welches auf den Strand gelaufen war, diente ihnen zum Modell und in

kurzer Zeit hatten sie schon 120 Schiffe gebaut. Die erste Abtheilung dieser jungen Flotte, 17 Schiffe, wurde zwar von den Karthagern genommen, mit den übrigen aber erfocht der Consul Duillius gegen alle Erwartung einen großen Seesieg über die Karthager, welche dabei 50 Schiffe verloren. Dieses Wunder erklärt sich durch eine neue Erfindung, deren sich Duillius bediente, nämlich der Enterhaken, mit welchen er die karthagischen Schiffe neben den römischen Bord an Bord festhalten ließ, so daß die römischen Krieger hinübersteigen und Mann gegen Mann die ganze Ueberlegenheit ihrer Kriegskunst geltend machen konnten. Das geschah im Jahr 260. Hannibal, der die Flotte der Karthager befehligt hatte, wurde zwar diesmal noch verschont, als er aber noch eine zweite Seeschlacht verlor, nach seiner Rückkehr in Karthago ohne Erbarmen ans Kreuz geschlagen. Der zweite Hanno vertheidigte die Stadt Olbia in Sardinien heldenmüthig, bis er fiel, 258. So verloren die Karthager Flotten, Heere und Feldherrn.

Beide Theile machten aufs neue erstaunliche Rüstungen. Rom baute 330 Kriegsschiffe und schickte 140,000 Mann aus, um nach Afrika überzusetzen. Die Karthager aber kamen ihnen mit 350 Schiffen und 150,000 Mann entgegen, im Jahr 256, und auf der Höhe von Eknomos kam es zu einer großen Seeschlacht, in welcher die römischen Consuls Regulus und Manulius über den karthagischen Feldherrn Hamilkar abermals einen glänzenden Sieg davon trugen und der letztere fast ein Drittel seiner schönen Schiffe verlor. Nunmehr landete Regulus in Afrika, schlug das erste karthagische Heer, welches ihm unter Hasdrubal entgegentrat und rückte vor Karthago selbst, machte aber so ungerechte Friedensbedingungen, daß die Stadt sich lieber aufs äußerste vertheidigen, als sich ergeben wollte. Sie nahm, nachdem alle karthagischen Feldherren geschlagen worden waren, ihre Zuflucht zu dem Spartaner Xanthippus, einem sehr kriegskundigen und berühmten Söldnerführer, der auch in kurzer Zeit die Streitkräfte Karthagos trefflich organisirte und obgleich er nur 18,000 Mann zusammenbrachte, doch mit diesen das noch 30,000 Mann starke Heer des Regulus nicht nur schlug, sondern völlig vernichtete.

Die sieggewohnten Römer waren zu sorglos gewesen und wurden durch den Angriff der Elephanten von vorn und der numidischen Reiterei in den Flanken plötzlich außer Fassung gebracht. Regulus selbst gerieth in Gefangenschaft, 255.

Zwar erfochten die Römer bald darauf unter Aemilius Paulus einen neuen Seesieg, verloren aber den größten Theil ihrer Flotte durch einen Sturm. Die Karthager machten nun neue Anstrengungen und schickten den Hasdrubal im Jahr 254 mit einem großen Heere nach Sicilien, wo sich die Römer zwar der Stadt Panormus bemächtigten, allein abermals durch einen Seesturm 150 Schiffe verloren. Man wurde in Rom so kleinmüthig, daß man der Seeherrschaft zu entsagen und nur noch 60 Schiffe zu halten beschloß. Man ermuthigte sich aber wieder, als der Consul Metellus im Jahr 250 bei Panormus wieder einen großen Landsieg über den Hasdrubal erfocht, welcher zur Strafe dafür von den unerbittlichen Karthagern gekreuzigt wurde.

Man hatte sich im Kriege erschöpft und verblutet. Der Senat von Karthago schickte daher den gefangenen Consul Regulus nach Rom zurück und ließ durch denselben den Frieden anbieten. Regulus selbst jedoch rieth in Rom, den Frieden nicht anzunehmen, weil Karthago nicht Mittel genug besitze, den Krieg so lange als Rom auszuhalten, daher später einen noch viel demüthigenderen Frieden werde eingehen müssen. Hierauf kehrte er, trotz der flehentlichen Bitten seiner Gattin Marcia, um sein Wort zu halten, nach Karthago in die Gefangenschaft zurück. Dieses großherzige Opfer ist mit Recht von aller Welt bewundert und als einer der glänzendsten Beweise von Römertugend gepriesen worden. Ueber das fernere Schicksal des Regulus aber hat man nur zweifelhafte Nachrichten. Einer Sage zu Folge hätten ihn die Karthager in ein von außen nach innen mit Nägeln ausgeschlagenes Faß gesteckt und von einem Berge hinab gerollt, zur Rache aber hätte die Marcia zwei vornehme karthagische Gefangene, welche man ihr zu diesem Zweck überließ, verhungern lassen. Nur einer von ihnen wurde noch gerettet. Einer Nachricht bei Diodor zu Folge ist Regulus natürlichen Todes gestorben, hat

Marcia in falſchem Glauben gehandelt und iſt dafür ſtark getadelt worden.

Der Krieg dauerte fort. Die Römer belagerten Lilybäum auf Sicilien, welches die Karthager feſthielten. Der allzu hitzige Conſul Claudius Pulcher ließ ſich von den letztern ſchlagen und eine neue römiſche Flotte unter Junius Pullus wurde abermals durch einen Sturm gänzlich zerſtört, 249.

Bisher hatten die Karthager nicht viel Glück mit ihren Feldherrn gehabt, ihre eigenen waren meiſt gekreuzigt und der Spartaner Xanthippus nach ſeinen erſten glänzenden Erfolgen als Ausländer ſo beneidet und geärgert worden, daß er ſich flüchtig gemacht hatte. Mit welchen Schwierigkeiten die Kriegführung für Karthago verbunden war, mag man daraus erkennen, daß ſich die Regierung nach des Xanthippus Entfernung gezwungen ſah, 4000 fremde Söldner auf einer wüſten Inſel auszuſetzen und dem Hungertode Preis zu geben, um ihrer Meuterei und ihrem Verrath zu entgehen. Jetzt gelangte endlich ein würdiger Mann zum Oberbefehl, nämlich Hamilkar, dem man den Beinamen Barkas (Blitz) gab, im Jahr 248. Derſelbe hielt die karthagiſche Sache auf der Inſel Sicilien aufrecht und that den Römern großen Abbruch. Aber ſein College Hanno ließ ſich durch die Römer zur See ſchlagen und wurde dafür, der zweite dieſes Namens, gekreuzigt. Die abermalige Niederlage bewog endlich die Karthager, beinahe um jeden Preis Frieden zu ſuchen zu großem Verdruß des kriegsluſtigen Hamilkar. Die Römer forderten als Preis des Friedens: Die völlige Räumung Siciliens, die Entfernung aller karthagiſchen Schiffe von den Küſten Italiens, die Erlegung von 1000 Talenten ſogleich und 2200 Talenten binnen 10 Jahren. Karthago willigte mit ſchwerem Herzen ein und der Frieden wurde geſchloſſen, 241.

4.

Hamilkar Barkas.

Indem Karthago zu seinen eigenen Kriegskosten auch noch die der Römer bezahlen mußte, waren seine Kassen erschöpft und es konnte den aus dem Kriege heimkehrenden Söldnern nicht so viel Lohn auszahlen, als dieselben verlangten. Unvorsichtigerweise hatte sie Hanno alle nach Karthago zurückgeführt, anstatt sie zu vertheilen. Mehr als 20,000 Söldner nun, gemischt aus allen Völkern, Libyer, Griechen, Spanier, Gallier, rückten nun vor die Hauptstadt und brachen, als sie immer noch nicht befriedigt wurden, in offene Empörung aus. An ihre Spitze trat Spendius, ein Campaner von riesenhafter Größe, der Gallier Autarit und der Libyer Mathas. Hanno brachte ihnen zwar eine kleine Niederlage bei, als er aber sorglos in die Stadt zurückkehrte, überfielen sie rasch sein Lager und plünderten es. Zugleich erhoben sich alle den Karthagern bisher unterworfenen Städte Afrikas, weil sie in der letzten Zeit von der Hauptstadt der Kriegsnoth wegen schwer besteuert und hart behandelt worden waren. Nur Utika und Hippo blieben Karthago treu. Schon sammelten sich 70,000 Libyer und vereinigten sich mit den empörten Söldnern. Die Hauptstadt schwebte in der größten Gefahr.

Da wurde Hamilkar Barkas herbeigerufen, der aus dem Römerkriege allein unbesiegt hervorgegangen war und seiner Thatkraft allein gelang es, die zahlreichen Gegner in Einzelgefechten zu schlagen. Einmal im Gebirge von Spendius und Autarit eingeschlossen, wurde Hamilkar durch den jungen Numidier Naravasus gerettet, der plötzlich mit seinen schnellen Reitern zu ihm überging und zum Lohne Hamilkars schöne Tochter zur Gemahlin erhielt. Unterdeß aber waren auch die Söldner auf der Insel Sardinien abgefallen, hatten den dortigen Gouverneur Bastar mit allen seinen Karthagern ermordet und nachher auch den Hanno, der ihn entsetzen sollte, gefangen und gekreuzigt. Durch dieses Beispiel angefeuert,

ließ nun auch Spendius den Gasko und alle Karthager, die in seiner Gefangenschaft waren, 700 an der Zahl, auf eine gräßliche Art umbringen, indem allen die Hände abgehauen und die Beine zerschlagen wurden und sie so lebendig in eine Grube geworfen und verschüttet wurden. Zur Rache ließ nun auch Hamilkar alle gefangenen Empörer von den Elephanten zertreten. Spendius belagerte Karthago, wurde aber durch Hamilkar zum Abzuge genöthigt und in eine Lage gebracht, in welcher ihm alle Zufuhr ausging, so daß die verhungernden Söldner schon Miene machten, ihn und die übrigen Anführer den Karthagern auszuliefern. Da in der Noth unterhandelte er mit Hamilkar. Dieser forderte nur die Auslieferung von zehn Rädelsführern. Als aber Spendius darauf einging, hielt Hamilkar ihn und seine Begleiter fest, erklärte ihnen, sie seyen es gerade, die er meine, umzingelte dann plötzlich das führerlose Heer der Söldner und ließ dasselbe bis auf den letzten Mann niederhauen oder von den Elephanten zertreten. Nur Mathas hielt sich noch in Tunis. Hamilkars Mitfeldherr, Hannibal, ließ den Leichnam des Spendius, ans Kreuz geschlagen, dicht vor die Mauern tragen, Mathas aber machte einen Ausfall, schlug die Karthager, nahm den Hannibal gefangen und ließ ihn, nachdem der Leichnam des Spendius entfernt worden war, statt dessen an dasselbe Kreuz schlagen. Allein Hamilkar rächte ihn, besiegte den Mathas in einer letzten Schlacht, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten, im Jahr 237.

Alle afrikanischen Städte unterwarfen sich wieder, nur Sardinien konnte Karthago nicht wiedererlangen, denn die Römer hatten bereits die Gelegenheit benutzt, sich dort festzusetzen und Karthago wagte nicht, diese Verletzung des Völkerrechts und der Verträge zu rügen, weil es sich noch nicht stark genug fühlte, den Krieg mit Rom zu erneuern. Rom griff hier wieder, wie immer, mit rücksichtsloser Gewalt durch und sein stolzer Senat schämte sich nicht, sich mit den treulosen Söldnern Sardiniens gegen die rechtmäßige Staatsgewalt eben so zu verbinden, wie früher mit den Mamertinern auf Sicilien.

Indeß suchte und fand Karthago für seine Verluste einen merklichen Ersatz in Spanien. Es verstand sich für die karthagische

Politik von selbst, daß sie am besten that, wenn sie sich des europäischen Westens versicherte, während Rom noch mit dem Osten zu thun hatte und durch eine große Erhebung der Kelten in Oberitalien und in den Alpen beschäftigt wurde. Wie es aber scheint, war hauptsächlich Hamilkar Barkas der Urheber des spanischen Plans, wie er denselben auch allein ausführte. Man darf an ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen seiner und der Familie Hannos glauben, in der Art, daß er den Hannos die Leitung der Dinge im Mutterlande überließ, sie ihn dagegen, um ihn los zu seyn, in Spanien machen ließen, was er wollte. Was er für das Mutterland that, beschränkte sich auf Geldspenden, die er jährlich aus Spanien sandte, um sich das Volk in Karthago geneigt zu erhalten. Im Uebrigen richtete er sich in Spanien ein, wie wenn er dort der unumschränkte Herr wäre, und wir dürfen nicht zweifeln, daß er schon frühzeitig von dort aus mit den keltischen Völkerstämmen in geheime Verbindung getreten ist und zum Aufstand derselben in Oberitalien mit angefeuert hat. Als er Karthago verließ, um nach Spanien zu gehen, ließ er seinen damals neunjährigen Sohn Hannibal am Altare den Römern ewigen Haß schwören. Es war also seine Absicht, in Spanien gegen Rom zu rüsten. Sein Zweck war Rom und Spanien nur das Mittel.

Es war natürlich, daß sich die alten phönikischen Colonien an den spanischen Küsten, nachdem Phönikien selbst von den Persern erobert worden war, an Karthago hielten, von wo allein sie Schutz fanden. Im Zustand der Eingeborenen waren seit den ältesten Besuchen und Ansiedelungen der Phöniker wesentliche Veränderungen eingetreten. Zu den ältesten wenig zahlreichen und rohen Bewohnern Spaniens, welche sämmtlich ohne Zweifel dem iberischen Volksstamm angehörten, waren unterdeß noch Kelten über die Pyrenäen gekommen und hatten sich zum Theil mit den Iberern vermischt, so daß ein neues keltiberisches Volk entstanden war. Von dem schwarzen Schleier der iberischen Weiber kommen die noch jetzt in ganz Spanien üblichen Mantillen her. Reste der reinen Iberer sind die noch jetzt existirenden Basken, Reste der reinen Kelten die Galizier, beide in den nördlichen Gebirgen Spaniens, jene östlich, diese

westlich. Die Keltiberer breiteten sich in der Mitte Spaniens aus. An den Küsten waren aber neben den phönikischen Colonien auch einige griechische entstanden, Rhodope oder Roses, von der Insel Rhodos aus gegründet, in Catalane und Zakynthos (römisch Saguntum) von der Insel Zakynthos (Zanthe) aus in Valencia. — Von den Kriegen der ältern Phöniker, wie der spätern Karthager mit den iberischen und keltiberischen kleinen Fürsten und Völkerschaften ist nur sehr wenig auf uns gekommen. Gegen die Phöniker erhoben sich die Fürsten Thero, später Arganthonius und sein Sohn Baucius. Gegen die Karthager der Keltiberer Istolacius, welcher im Kampfe mit Hamilkar Barkas umkam. Ihm folgte Indartes, welcher von den Karthagern gefangen und gekreuzigt wurde. Hierauf soll Hamilkar die nach den Barkas benannte, noch jetzt blühende Stadt Barcellona gegründet haben, als von wo aus künftig das Geschlecht der Barkas über Spanien herrschen sollte. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Hamilkar so hoch im Norden der Ebromündung, wo die Eingeborenen noch nicht unterworfen waren, sich eine Residenz erbaut haben sollte. Er lebte nicht mehr lange, denn er hatte das Unglück, indem er Elice belagerte, durch den keltiberischen Fürsten Orisso verrätherisch überfallen zu werden und auf der Flucht im Flusse Ebro zu ertrinken, im Jahr 227.

Sein Eidam Hasdrubal rächte ihn, indem er die Keltiberer besiegte und ihren König Tagus tödtete. Auch war er energisch genug und in die Pläne seines Schwiegervaters eingeweiht, daß er dessen spanische Politik fortsetzte, die Hauptstadt des barbarischen Reichs aber weiter nach Süden hin verlegen zu müssen glaubte und zu diesem Zweck Neu-Karthago (jetzt Karthagena) gründete und schnell emporbrachte. Hasdrubal verstand es, durch Güte die Häuptlinge der Eingeborenen zu gewinnen und machte sich in der That ganz Spanien bis an den Ebro unterwürfig. Der Ackerbau, die Bergwerke lieferten ihm mehr Geld, als der Handel, aus den tapfern Keltiberern formirte er neue Bundestruppen und flößte den Römern, die damals noch in schweren Kämpfen mit den Kelten lagen, so viel Besorgniß ein, daß sie eine Gesandtschaft an ihn schickten, um den

Frieden mit ihm und Karthago zu befeſtigen. Er aber gewährte ihnen dieſen Frieden, weil die Organiſation Spaniens und die große Rüſtung, welcher es gegen Rom bedurfte, noch nicht vollendet waren. Aber auch er wurde mitten von ſeiner Laufbahn weggeriſſen, denn ein Diener des Tagus ermordete ihn meuchlings, um ſeinen Herrn zu rächen, 220.

Unterdeß war der junge Hannibal, des Hamilkar Barkas Sohn, unter den Waffen herangewachſen und hatte ſich ſo ſehr durch ſein Kriegsgenie ausgezeichnet, daß ihn die Truppen zu ihrem Oberfeldherrn ernannten, ohne einen Befehl von Karthago aus abzuwarten. In Karthago aber fand man es gerathen, die Wahl einfach gut zu heißen. Hannibal nun ſollte und wollte den großen Plan ſeines Vaters ausführen.

5.

Beginn des zweiten puniſchen Krieges.

Hannibal mußte, nachdem er kaum den Feldherrnſtab ergriffen hatte, mit mehreren keltiberiſchen Völkerſchaften kämpfen, den Vaccäern, Olkaden und Karpetanern, die er jedoch alle bald überwältigt hatte. Sodann that er einen verhängnißvollen Schritt und griff Sagunt an. Dieſe Griechenſtadt hatte ſchon längſt ihr Schickſal vorhergeſehen und deshalb Schutz geſucht in Rom. Rom hatte ihr den Schutz auch zugeſagt, und den Hasdrubal vermocht, die Neutralität Sagunts anzuerkennen. Hannibal aber war jetzt hinlänglich gerüſtet, um den längſt erſehnten Krieg mit Rom beginnen zu können, und ſuchte einen Anlaß dazu. Rom hatte eben die keltiſchen Stämme in Oberitalien beſiegt und wollte Makedonien erobern, aber jene Kelten glühten noch von Haß gegen Rom und Makedonien war noch nicht beſiegt. Hannibal mußte daher eilen, Rom anzugreifen, ſo lange er noch hoffen konnte, von den Kelten und von Makedonien her unterſtützt zu werden. Er fertigte daher die römiſchen Ge-

ſandten, die ihm Sagunts Neutralität einſchärfen ſollten, höhniſch ab und begann Sagunt einzuſchließen, ohne von Karthago desfalls einen Befehl erhalten zu haben, 219.

Die Belagerung von Sagunt iſt eine der berühmteſten in der Weltgeſchichte. Die Griechen in dieſer Stadt hofften anfangs immer noch, die Römer würden ihr Hülfe ſenden, was auch über Meer leicht hätte geſchehen können. Aber die Römer hatten keine Ahnung von dem, was Hannibal nach der Eroberung Sagunts gegen ſie zu unternehmen im Sinne hatte und an der Erhaltung einer griechiſchen Stadt lag ihnen wenig. Sie thaten alſo nichts für Sagunt, außer daß ſie Geſandte in Hannibals Lager ſchickten in der Meinung, er werde ſich von ihnen einſchüchtern laſſen. Er ließ ſie aber gar nicht vor. Sie fuhren nun nach Karthago hinüber und forderten dort trotzig die Einſtellung der Feindſeligkeiten und die Auslieferung Hannibals. Hanno, das Haupt aller Gegner der Barkaden, rieth dringend zum Frieden mit Rom und ſagte voraus, der zweite Krieg werde ſo unglücklich ausfallen wie der erſte. Wenn Karthago nicht wolle, daß die Römer nach Afrika kämen, ſollten die Karthager auch Italien unangefochten laſſen. Viele gaben ihm recht, allein der karthagiſche Senat ſchämte ſich doch, den jungen Hannibal auszuliefern und hätte auch nicht einmal die Mittel dazu gehabt, denn Hannibal war von ſeinem Heere vergöttert. Als der Senat nun mit ſeiner Erklärung zauderte, faßte der Führer der römiſchen Geſandtſchaft, der alte Fabius Maximus, ſeine Toga zuſammen und rief: Entſchließt euch ein- für allemal, wollt ihr Krieg oder Frieden haben? Was du willſt! antworteten ihm eben ſo trotzig die Suffeten. Da ſchüttelte der die Toga aus und rief: So habt denn Krieg! Der ganze Senat aber antwortete mit einer Stimme: Wir nehmen ihn an.

Unterdeß vertheidigten ſich die Sagunt[illegible] bis ins dritte Jahr auf [illegible]ehenmüthigſte. Hannibal empfing eine Wunde, ſetzte aber die Belagerung hartnäckig fort. Da nun keine Hülfe von außen nahte und die Lebensmittel ausgingen, entſtand ein furchtbares Elend in der Stadt und doch wehrten ſich die Griechen immer noch und richteten, wenn die Karthager den Tag über eine Mauer eingeriſſen

hatten, des Nachts schon wieder eine andere auf. Der Feind brach sich allmählig Bahn in die Stadt. Die tapfern Einwohner aber machten ihm jedes Haus streitig, bis sie im Innern der Stadt auf einen immer engern Raum zusammengedrängt wurden. Da brachten sie all ihr Silber und Gold und was sie kostbares hatten, auf den Markt und verbrannten es, damit es dem Feinde nicht in die Hände fiele. Nach dem Berichte des Livius stürzte während dieser Handlung ein Thurm ein und die Karthager drangen durch die Breche herein, worauf die Einwohner sich theils ins Feuer auf dem Markte stürzten, theils sich in ihre Häuser einschlossen und dieselben anzündeten, theils mit den Waffen in der Hand starben. Nach dem Bericht des Appian folgte die Verbrennung der Kostbarkeiten auf dem Markte ungestört, die Saguntiner aber beschlossen, sich alle heldenmüthig zu opfern, machten in der Nacht einen Ausfall ins karthagische Lager und mordeten darin so lange, bis sie selbst alle bis auf den letzten Mann umkamen. Als ihre Weiber aber am Morgen von den Mauern herab ihrem rühmlichen Untergange zusahen, wählten auch sie freiwillig den Tod, indem sie sich von den Mauern herabstürzten oder henkten und zuvor ihre Kinder umbrachten. So fiel, unsterblichen Ruhmes würdig, die Stadt Sagunt, im Jahr 218. Noch jetzt sind ihre Ruinen erhalten in Murviedro (**mures veteres**, die alten Mauern).

Nachdem dieses Bollwerk gebrochen war, beschloß Hannibal unverzüglich nach Italien aufzubrechen, um nach dem Plane seines Vaters die Römer in Italien selbst anzugreifen und zwar zu Lande, indem er seinen Weg durch Gallien und über die Alpen nahm. Denn wenn er zur See gekommen wäre, würde er wie Pyrrhus mit seinem Heere ohne eine feste Operationsbasis gleichsam in der Luft gestanden seyn, indem ihm nicht einmal eine feste Stadt offen stand, wie Tarent dem Pyrrhus. Auf dem Wege über die Alpen durfte er dagegen hoffen, die keltischen Völker alle gegen Rom aufzubieten und hatte dann im Norden eine sichere Basis. Alles war von seiner Seite dazu vorbereitet, während die Römer noch keine Ahnung von

seinem Vorhaben hatten. Mit einem Heere von 90,000 Mann zu Fuß und 12,000 zu Roß nebst 37 Elephanten zog er im Jahr 218 über den Ebro, unterwarf hier einige noch widerspenstige keltische Stämme, entließ dann wieder einen großen Theil des Heeres, nahm nur 50,000 zu Fuß und 9000 zu Roß mit und gelangte dann ungehindert über die Pyrenäen nach Gallien, mit dessen südlichen Völkerstämmen er bereits im Einverständniß war und die ihm um so bereitwilliger Söldner lieferten, als er aus den reichen Silbergruben Spaniens vieles Geld mitgebracht hatte. In Spanien ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit höchstens 15,000 Mann zurück, überzeugt, diese würden zur Behauptung des Landes genügen, da die Römer alle ihre Streitkräfte gegen ihn selbst würden richten müssen. Der Consul Scipio, welcher mit einem römischen Heere zur See nach Spanien geschickt wurde, um den Fall Sagunts zu rächen, und unterwegs in Massilia (Marseille) staunend erfuhr, Hannibal sey über die Pyrenäen gegangen, dachte nun nicht mehr an Spanien, sondern ließ alle seine Truppen aussteigen, um die mit Sagunt befreundete Griechenstadt Massilia zu schützen und Hannibal aufzuhalten und zu schlagen, bevor er Italien erreichen könne.

Hannibal war bereits an der Rhone angekommen und suchte in der Gegend des heutigen Avignon einen Uebergang, den ihm ein gallischer Volksstamm am andern Ufer verwehrte, als der Vortrapp römischer Reiter, welche Scipio von Massilia entsendet hatte, auf seinen Nachtrapp stieß. Nach einem kurzen Gefecht eilte Hannibal sogleich weiter nordwärts, um dem Römer auszuweichen, schickte eine kleine Schaar durch den Fluß den feindlichen Galliern in den Rücken, verjagte sie und setzte nun mit seinem ganzen Heere ungehindert über den Fluß und suchte die Alpenpässe zu gewinnen, ehe Scipio von Massilia aus nach Rom berichten konnte. Es lag ihm alles daran, sich mit den keltischen Bojern und Insubrern in Oberitalien zu vereinigen, ehe man in Rom von seiner Nähe etwas wußte und durch Besetzung der Alpenpässe ihm zuvor kommen konnte. Nur aus diesem Grunde wich er dem Scipio aus und wollte sich durch denselben nicht aufhalten lassen. Scipio aber besann sich rasch und eilte

mit wenigen Truppen zur See nach Italien zurück, während er den größern Theil seines Heeres seinem Auftrage gemäß jetzt doch noch nach Spanien schickte.

Man hat gefragt, warum Hannibal die Vereinigung mit den Kelten in Oberitalien nicht lieber zur See versucht habe, da ihm die Uebersteigung der Alpen viel größere Schwierigkeiten darbot? Aber gerade die Anwesenheit des Scipio in Massilia beweist, wie wachsam die Römer waren, und die Ligurer, denen die Küste des heutigen Genua gehörte, waren ein rohes Räubervolk und den karthagischen Anträgen noch nicht zugänglich.

Man hat ferner viel und oft über den Weg gestritten, den Hannibal in die Alpen einschlug. Er rückte an der Rhone aufwärts gerade nach Norden, um dem Heere des Scipio auszuweichen und rastete dann bei dem ihm im Voraus befreundeten an der Isère wohnenden mächtigen Volksstamme der Allobroger, bei denen er einen Bruderstreit ausglich und sich mit allem versorgte, was er zum Uebergang über die Schneeberge bedurfte. Hier kam auch von jenseits der Alpen der Bojerfürst Magilus zu ihm, der ihn der besten Aufnahme von Seiten der jenseits wohnenden Kelten versicherte und ihm das Geleit über das Gebirge gab. Da sich Hannibal nunmehr von den Allobrogern „zur Linken und zum Fluß Druentia" hin wendete, so muß er seinen Marsch nach Norden (vielleicht weil er erfuhr, Scipio habe Massilia wieder verlassen und störe ihn nicht mehr) abgebrochen haben und von einem Punkt an der Rhone, welcher dem heutigen Valence näher als Avignon lag, nunmehr in südöstlicher Richtung und über Eburodunum (jetzt Embrun) an der Druentia (Durence) hinauf über den Mont Genèvre marschirt seyn, und kann nicht im Widerspruch mit der ausdrücklich bezeugten Linkswendung in nordöstlicher Richtung über den Mont Cenis oder gar über den noch weiter nördlich abliegenden kleinen St. Bernhard gegangen seyn, weil er in diesem Fall von den Allobrogern aus nothwendig rechtshin und nicht linkshin hätte vorgehen müssen. Daß er die anfängliche Richtung nach Norden aufgab und plötzlich wieder südwärts marschirte, ist den Geschichtschreibern aufgefallen und deshalb haben sie die Links-

schwenkung markirt. Damit stimmt auch überein, daß Hannibal sobald er die Alpen überstiegen hatte, gleich nach Turin kam, welches in der That nahe am Fuße der Alpen liegt, da wo man vom Mont Genèvre herabsteigt. Derselbe Weg war der nächste, welchen Hannibal wählen konnte, und blieb auch später der gangbarste, so daß der Berg von den Römern den Namen Mons Janus (der mit zwei Köpfen nach zwei Ländern sieht) oder Mons Janua (die Pforte Italiens) erhielt, was später in den Namen Genèvre entstellt wurde. Uebrigens bemerkt Livius, daß schon zu seiner Zeit (um Christi Geburt) über den Weg, den Hannibal gewählt, viel gestritten worden sey, da man ihn nicht mehr genau wußte, er verwirft aber die Voraussetzung eines jeden Weges, welcher nördlicher als der über den Mont Genèvre liegt. In neuerer Zeit sind eine Menge Bücher und Abhandlungen über dieselbe Frage geschrieben worden, ohne daß man sich bis jetzt vereinigt hätte. Nach sorgfältiger Vergleichung muß ich dem Livius zustimmen.

Die Ersteigung der Alpen wurde den Karthagern ungemein erschwert, weil es schon Herbst war, also der Schnee schon tiefer lag und viele einzelne keltische Gebirgsstämme sich weder begütigen, noch schrecken ließen, sondern ihre Thäler gegen die eindringenden Fremdlinge vertheidigten. Die Kelten, wie die Pelasger, waren ein ritterliches, aber in unzählige Stämme getheiltes und ewig uneiniges Volk. Wenn Hannibal die einen Stämme desselben sich befreundet hatte, so wurden die andern um so gewisser seine Feinde. In einem Thal sperrten sie ihm den Weg und brachten große Verwirrung in seinen Zug, bis er wahrnahm, daß sie des Nachts heimgingen, um zu schlafen. Da ließ er im Dunkeln die Höhen besetzen und drang durch. Aber noch einmal wurde sein Zug überfallen und mit Steinen überschüttet, und fast noch größern Verlust erlitt derselbe, als er die Schneeregion betrat und jeder Fußtritt unsicher wurde. Eine Menge Menschen und Thiere stürzten in die Abgründe. Endlich war man oben und Hannibal zeigte seinen tapfern Truppen die fruchtbaren Ebenen des Po tief unten und deutete auf die Gegend hin, wo Rom lag, indem er ihnen zurief: nach zwei Schlachten werden

wir dort einziehen! — Das Heruntersteigen auf der steilen Südseite der Alpen war, obgleich sich hier kein Feind blicken ließ, noch gefährlicher, als das Hinaufsteigen. Hier soll Hannibal einen im Wege liegenden Felsen durch Feuer geglüht und durch aufgegossenen Essig lecker gemacht haben, bis man ihn wegschaffen konnte.

Endlich kam er, nachdem er zum Uebersteigen der Alpen im Ganzen fünfzehn Tage gebraucht hatte, in das Land der Tauriner, eines keltischen Volkes, welches gerade damals mit den benachbarten Insubrern Krieg angefangen hatte. Hannibal, mit den letzteren befreundet, faßte die Tauriner im Rücken und besetzte ihre Hauptstadt (jetzt Turin). Die Römer hatten von seiner Ankunft nichts gewußt, daher auch keine Vorkehrungen gegen ihn getroffen. Wie stark sein eigenes Heer noch war, nachdem es die Alpen mit großem Verluste überschritten hatte, läßt sich nicht mehr berechnen. Schon Livius sagt, die Nachrichten schwanken von 120,000 bis 26,000 Mann. Die letztere Zahl ist offenbar zu gering angesetzt, wenn man erwägt, welch blutige Schlachten nachher das karthagische Heer bestand. Seitdem Hannibal häufig Söldner annahm und wieder in die Heimath entließ, dürfte die Zahl seiner Truppen immer gewechselt haben.

6.

Hannibal.

Die Römer geboten damals im oberen Italien nicht weiter als bis zum Flusse Padus (Po), hatten aber an demselben gegen die stets kriegs- und raublustigen Kelten zwei wohlbefestigte Colonien angelegt, Placentia (jetzt Piacenza) und Cremona. Von hier aus sollten zwei römische Legionen unter den Prätoren Manlius und Atilius die empörten Boier und Insubrer im Zaume halten, waren aber nicht einmal dazu stark genug und konnten noch weit weniger daran denken, die Karthager aufzuhalten. Dennoch eilte der Consul Scipio, nachdem er von Massilia über See nach Pisa gezogen war,

mit seinen wenigen Truppen sogleich nach Placentia, stellte sich an die Spitze der zwei Legionen (nicht mehr als 20,000 Mann) und wollte den Fluß Ticinus (Tessin) vertheidigen, in der Hoffnung, Hannibal werde sehr geschwächt angekommen seyn.

Als der karthagische Feldherr die Römer vor sich sah, zur Schlacht bereit, ließ er vor seinem Heere ein seltsames Schauspiel aufführen. Die Kelten nämlich, die er in den Alpen gefangen genommen hatte, wurden halb verhungert und in schweren Ketten, ihnen gegenüber aber die prächtigsten keltischen Kleider niedergelegt und feurige Rosse herbeigeführt. Um diese mußten nun zwei der Gefangenen kämpfen. Der Besiegte fiel ehrenvoll durch das Schwert, der Sieger empfing den reichen Lohn. „Spiegelt euch an diesen Kämpfern, rief Hannibal seinen Truppen zu. Den Tapfern erwartet Ehre und Reichthum oder ein rühmlicher Tod, den Feigen aber und Trägen erwarten nur Hunger und Ketten, wie ihr an den übrigen Gefangenen sehet." Das gefiel den Truppen und alle jauchzten ihm zu und schwuren, unter ihm zu siegen oder zu fallen. Als nun die Schlacht begann, wurde die Reiterei der Römer nach einem zähen Widerstande geworfen, indem ihr die blitzschnellen numidischen Reiter Hannibals in den Rücken fielen. Der Consul Scipio selbst wurde schwer verwundet und nur durch seinen siebenzehnjährigen Sohn, der ihn nachher weit an Ruhm übertreffen sollte, aus den Händen der Feinde gerettet. Der Consul aber ließ sein Fußvolk gar nicht zum Treffen kommen, brach noch in der Nacht sein Lager ab und zog sich über den Po an die hügeligen Ufer der Trebia zurück, weil er erkannt hatte, er könne der ihm weit überlegenen Reiterei des Feindes in der Ebene nicht widerstehen. Damals gingen 2200 keltische Söldner, die bei den Römern dienten, zu den Karthagern über und der römische Commandant in Clastidium ließ sich von Hannibal bestechen, ihm die dortigen Magazine der Römer zu überliefern.

Hannibal lagerte sich nahe bei Scipio, der aber in einer festen Stellung blieb und sich zu keiner Schlacht herauslocken ließ, bis er Verstärkungen erhielt. Diese führte ihm der zweite Consul Sem-

pronius zu, welcher unterdeß die Karthager aus der Insel Malta vertrieben hatte, nun aber schnell mit seiner Flotte zurückberufen wurde. Sempronius theilte die Vorsicht seines Collegen nicht, sondern glaubte, das römische Heer sey, indem es jetzt wenigstens 40,000 Mann zählte, nunmehr stark genug, es mit Hannibal aufnehmen zu können, und glühte vor Ehrgeiz, diesen in einer großen Schlacht zu besiegen, um so mehr, als sein Consulat bald zu Ende gehen sollte und er dann die Führung des Heeres an einen andern abtreten mußte. Vergebens warnte ihn Scipio, Sempronius verließ das feste Lager und ging über die Trebia zur großen Freude Hannibals, der den Unbesonnenen mit allen seinen Truppen wie mit einem Netze umgarnte und plötzlich von vorn seine Elephanten auf ihn losließ, während seine Reiter ihm in die Seite fielen und noch ein Hinterhalt bereit war, ihm in den Rücken zu kommen. Sempronius hatte in seinem allzu hastigen Eifer seinen Truppen nicht einmal Zeit zu einem Frühstück gelassen. Mit hungernden Magen hatten sie den Fluß durchsetzen müssen und begannen den Kampf ganz durchnäßt und halb erfroren, während die Karthager wohlgenährt, trocken und warm waren. Es gab einen fürchterlichen Zusammenstoß und wie tapfer sich die Römer wehrten, erkennt man daraus, daß 10,000 derselben vom Fußvolk sich in geschlossener Masse ungetrennt durch den Feind durchschlugen, während freilich die Reiterei und das leichte Fußvolk eine schreckliche Niederlage erlitten. Die Consuln zogen sich mit dem Rest ihres Heeres nach den Festungen Placentia und Cremona zurück, bis sie von Rom her neue Verstärkungen erhalten würden.

Trotz seiner Siege konnte Hannibal sein auf der Spitze der Alpen gegebenes Versprechen, nach zwei Schlachten in Rom einzuziehen, nicht erfüllen. Er war noch nicht stark genug, um die große und wohlbefestigte Hauptstadt des Römerreiches angreifen zu können. Das Apenninengebirge lag noch zwischen ihm und Rom, wo man neue Heere gegen ihn rüstete. Der Winter und das Frühjahr 217 brachten vielen Regen und Kälte, so daß alle Elephanten Hannibals zu Grunde gingen bis auf einen. Auch die Pferde verloren ihre

Hufe durch die Klauenseuche und die an die Hitze des Südens gewöhnten Afrikaner erkrankten und starben in Menge dahin. Das Uebel wurde noch ärger, als Hannibal den Apennin überschritt und in dem sumpfigen Flußgebiete des Arno mit seinem Heere beinahe stecken blieb und selbst durch eine Entzündung eins seiner Augen verlor. Dennoch überwand er alle Hindernisse und erheiterte seine Krieger durch die Plünderung des reichen Landes, in welches er nunmehr einzog, des schönen Etrurien. Das neue römische Heer unter dem Consul Flaminius ließ sich aus seiner festen Stellung herauslocken, um das Plündern des Feindes zu verhindern, und wurde von dem schlauen Hannibal während eines Nebels in einem engen Raume zwischen dem Gebirge und dem trasimenischen See unfern von Cortona dergestalt gefaßt, daß es sich fast nicht rühren und nicht wehren konnte, weil es zu sehr zusammengedrängt war. Nur 6000 schwerbewaffnete vom Fußvolk schlugen sich wieder in dichtgeschlossener Masse durch, die übrigen wurden auf eine jämmerliche Weise vom Feinde abgeschlachtet oder in den See getrieben, in welchem tausende ertranken. Mitten im Getümmel bemerkte niemand, daß zu derselben Stunde ein großes Erdbeben Städte und Dörfer in Etrurien erschütterte und in Trümmer legte. Flaminius selbst büßte seine Unklugheit mit dem Leben, denn ein Gallier durchstach ihn mit der Lanze. Die Römer verloren an diesem Tage 15,000 Todte. Auch jene 6000 Mann verirrten und wurden am folgenden Tage abgeschnitten und gefangen, desgleichen 4000 Mann Reiterei, die als Verstärkung zum römischen Heere stoßen sollten.

Hatte die Nachricht, Hannibal sey über die Alpen gekommen, in Rom anfangs nur Staunen, aber noch keine Furcht erregt, so beschlich diese Furcht den stolzen Senat und die Bevölkerung der Hauptstadt doch schon bei der Nachricht der ersten und zweiten Niederlage und wurde jäher Schrecken, als die Nachricht von der dritten anlangte. In größter Eile brach man die Brücken des Tiber ab und setzte die Stadt in Vertheidigungsstand, indem man jeden Augenblick „Hannibal vor den Thoren“ glaubte. Der karthagische Feldherr wußte sich jedoch den Mauern Roms noch nicht gewachsen. Wäre

ihm eine Belagerung Roms mißlungen, so hätte sie ihm ungeheure Verluste gekostet und er hätte sich in Italien nicht mehr behaupten können. Er mußte sich, bevor er Rom angriff, erst mehr verstärken und dagegen die Römer schwächen. Beides aber konnte nur geschehen, wenn er die erst unlängst von Rom gewaltsam unterworfenen, vorher freien Städte und Völkerschaften Italiens vom Joche der Römer befreite und in sein Interesse zog. Zu diesem Zwecke hatte er bereits unter den römischen Gefangenen scharf unterschieden, die eigentlichen Römer hart behandelt und in Ketten gelegt, die Unterthanen und gezwungenen Bundesgenossen derselben aber frei gelassen, in ihre Heimath zurückgeschickt und ihre Landsleute ermahnt, sich an ihn anzuschließen und gegen Rom zu empören. Jetzt sey die Zeit dazu gekommen, ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Allein er mußte erleben, daß sich nicht eine einzige Stadt an ihn anschloß. Die etruskischen Städte waren doch schon zu lange mit Rom vereinigt und noch länger durch Reichthum und griechische Bildung demoralisirt, als daß sie noch eines edeln Aufschwungs zur Freiheit fähig gewesen wären.

Hannibal hoffte besseres Glück bei den Italikern im Osten und Süden zu finden und rechnete besonders auf die Samniter. Er brach daher rasch aus Etrurien auf und zog durch Umbrien bis ans Ufer des adriatischen Meeres, von wo aus er die erste Nachricht von seinen glänzenden Erfolgen nach Karthago schickte. Aber auch in Umbrien gelang es ihm nicht, die Bevölkerung zur Empörung aufzurufen. Die Stadt Spoletum, den Römern treu, schlug seine Stürme ab. Da glaubte er, nur die Furcht vor Rom halte die Unterthanen ab, zu ihm überzugehen und wollte sich an Furchtbarkeit von Rom nicht übertreffen lassen, sondern ließ, indem er nach Apulien vorrückte, alle waffenfähige Mannschaft, die sich nicht an ihn anschloß, ohne Gnade niederhauen. Man darf voraussetzen, die Fremdartigkeit und das Dämonische in der Erscheinung des afrikanischen Heeres auf italischem Boden habe den Bevölkerungen wenig Vertrauen einflößen können, und man habe gefühlt, es handle sich hier nur um ein zwar

schreckliches, aber vorüberfahrendes Meteor, während in der Römermacht ungleich mehr Dauer sey.

Wenn Hannibal durch seine Kreuz- und Querzüge auch nicht den Abfall der italischen Städte von Rom erreichte, so befriedigte er doch seine Truppen durch die reiche Beute, welche sie machten, und führte die Römer irre, welche keinen Kriegsplan entwerfen und einhalten konnten, weil er ihre Berechnungen immer täuschte. Sie hatten aber nach der Schlacht am trasimenischen See, wie sie in Zeiten großer Gefahr pflegten, statt der beiden Consuln einen unumschränkten Dictator gewählt und in dessen feste Hand das Schicksal des Staats gelegt. Dieser Dictator aber war der alte Fabius, derselbe, der Karthago den Krieg aus seiner Toga geschüttelt hatte, ein viel erfahrener, felsenfester und ruhiger Mann, der sich durch die Schlangenwindungen Hannibals nicht irre machen ließ, ihm stets zur Seite blieb, aber niemals eine Schlacht annahm und niemals den Apennin verließ, sondern stets auf dessen Höhen eine unangreifbare Stellung einnahm, indeß Hannibal unter ihm in der Ebene das Land plünderte. Diese eigenthümliche Strategie wurde dem Fabius lediglich durch die geographische Lage des Kriegsschauplatzes ermöglicht. Der Apennin zieht sich durch die ganze Länge Italiens hindurch wie die Gräte durch einen Fisch, wo also auch Hannibal in der Ebene verweilen mochte, das Gebirge und mit ihm Fabius und das römische Lager waren nie weit entfernt davon. Fabius wurde nach seinem Systeme cunctator (Zauderer) genannt und erregte große Erbitterung unter den Römern selbst, weil er den Feind das Land ungestraft verheeren ließ und weil man ihm seine Klugheit als Feigheit auslegte.

Um ihn endlich zu einer Schlacht zu verlocken, warf sich Hannibal in das üppige Land Campanien und drohte, dessen Hauptstadt Capua zu erobern, deren Besitz ihm von besonderer Wichtigkeit seyn mußte, weil hier der Hauptsitz der italischen Opposition gegen die Tyrannei der Hauptstadt Rom war, Fabius ließ sich aber auch diesmal nicht hinreißen, sondern besetzte die Gebirgspässe, durch welche Hannibal seinen Rückweg nahm, als es ihm nicht gelungen war, die

Capuaner auf seine Seite zu bringen und er die Stadt nicht belagern wollte, so lange ihm ein feindliches Heer im Rücken stand. Plötzlich sah er sich in ein Thal der Apenninen vom Feinde eingeschlossen, entzog sich jedoch dieser übeln Lage mit der ihm eigenen Verschlagenheit, indem er gegen die Berge, auf denen die Römer standen, Rinder mit brennenden Reisbündeln am Kopf hinaufjagen ließ und, während die Römer staunend vor den Rindern zurückwichen und Fabius selbst, das Ganze für eine Kriegslist haltend, Vorsicht und Ruhe befahl, unvermerkt im Dunkeln mit seinem ganzen Heere durch das Thal entwischte.

Als Fabius wegen einer heiligen Handlung nach Rom zurückkehren mußte, übernahm Minucius, Führer der Reiterei, für ihn den Oberbefehl, erfocht einen kleinen Vortheil über Hannibal und bildete sich ein, durch kühnes Vorgehen werde er die angeblichen Fehler des Fabius wieder gut machen. In Rom selbst war man über den letztern, weil er gar nichts that, so erbittert, daß man gegen alle Regel den Minucius zu seinem Mitdiktator ernannte. Als nun aber dieser eine Hauptschlacht wagte und in so klägliches Gedränge kam, daß nur Fabius durch rasche Hülfeleistung ihn daraus errettete, sah er seine Thorheit ein, bat den Greisen um Verzeihung und überließ ihm wieder allein das Commando.

Erst im Jahr 216, als der Dictator abgetreten und wieder zwei Consuln, Servilius und Atilius, eingesetzt worden waren, glaubten diese, es sey nunmehr Zeit, den Feind anzugreifen und zu vernichten, weil Hannibals Heer nach und nach sehr geschwächt worden war und von Karthago aus keine Verstärkungen erhielt. Rom brachte sein Heer auf 87,000 Mann und stellte an die Spitze desselben die neuen Consuln Varro und Aemilius Paulus. Der erstere war sehr hitzig und zweifelte nicht, das kaum noch 50,000 Mann zählende Heer der Karthager zu schlagen, als sie bei Cannä zusammentrafen, in Apulien am Flusse Ausidus (jetzt Ofanto) unfern vom adriatischen Meere in der Gegend des heutigen Trani. Den blutigen Entscheidungskampf begann auch hier wieder die Reiterei, und zwar ließ Hannibal die gallischen und spanischen Reiter den ersten Angriff

machen, indem er die numidiſchen noch zurückhielt. Livius bemerkt, die Gallier ſeyen vom Kopf bis zum Nabel nackt, die Spanier in blendend weiße Linnen gekleidet geweſen. Es gelang, die römiſche Reiterei gegen den Fluß zu drängen und auf das Fußvolk zurückzuwerfen, während das römiſche Fußvolk bereits ſiegreich gegen Hannibals galliſches und ſpaniſches Fußvolk vorgedrungen war. In dem Augenblicke aber, in welchem die Flucht der römiſchen Reiterei Verwirrung in das ganze römiſche Heer brachte, fiel Hannibal mit ſeiner Reſerve, dem karthagiſchen Fußvolk, dem ſchwankenden Feind in den Rücken, vollendete deſſen Niederlage und ließ die Fliehenden durch die hurtigen numidiſchen Reiter verfolgen und alles zuſammenhauen oder gefangen nehmen. Aemilius Paulus war ſchwer verwundet worden und hätte ſich noch retten können, wollte aber den Unglückstag nicht überleben, blieb auf dem Schlachtfelde und erlag den feindlichen Geſchoßen. Die Leichen von 50,000 Römern, darunter Servilius, Minucius, 80 Senatoren und viele vornehme Kriegsoberſten, deckten das Schlachtfeld, 3000 geriethen in Gefangenſchaft, der kleine Reſt entkam mit dem Conſul Varro. Hannibal hatte nur 8000 Mann verloren.

Dieſer Tag war der glänzendſte ſeines Lebens.

7.

Die Scipionen.

Rom gerieth in die entſetzlichſte Angſt und Verwirrung, die durch das Weinen und Heulen aller Weiber, die ihre Männer bei Cannä verloren hatten oder verloren zu haben fürchten mußten, und durch die Beſorgniß, Hannibal werde in Eilmärſchen gegen Rom ſelbſt vorrücken, noch vermehrt wurde. Nur der alte Fabius trug den Kopf aufrecht, theilte ſeinen Muth dem Senate mit und traf Vorkehr für alles. Die Stimmung des Volkes benutzend, mahnte er daſſelbe zur Buße und Andacht vor den Altären, weil die Götter

Roms in Zorn seyen, ließ diese durch feierliche Opfer versöhnen, und die Ursache ihres Zorns in Demuth erforschen, ja sandte sogar Boten nach Delphi, um das Orakel dort zu befragen. Dabei versäumte Fabius auch das unmittelbar Nöthige nicht, um den Römern Muth und Selbstgefühl zurückzugeben. Als der geschlagene Varro mit wenigen Geflüchteten nach Rom kam, empfing ihn Fabius aufs feierlichste, und dankte ihm, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe. Diese Großmuth war dem Senate und der römischen Aristokratie dringend geboten durch die Rücksicht auf die Plebejer, aus deren Schooß Varro hervorgegangen war. Nur so konnten die Parteien in Rom zu gemeinsamer Vertheidigung der Republik einig erhalten werden. Die Großmuth aber, die vom politischen Standpunkte geboten war, wurde es nicht durch den militärischen. Ausdrücklich verweigerte unter des Fabius Einfluß das wieder stolz trotzende Rom, die Gefangenen, wie Hannibal anbot, um ein Lösegeld zurückzukaufen, ja es schloß sogar die von Cannä geflohenen Legionen vom fernern Heerdienste aus und schickte sie nach Sicilien in einen ruhigen, aber verachteten Garnisonsdienst. Dagegen wurde viel junges Volk ausgehoben und wurden Sklaven freigelassen, um das römische Kriegsheer zu ergänzen. Hannibal erzürnte sich sehr über den Hochmuth der von ihm besiegten Römer, erkannte aber darin die moralische Macht, die er immer noch nicht überwunden hatte, und rächte sich auf eine schreckliche und charakteristische Art, indem er die römischen Gefangenen zwang, sich vor den Augen seines Heeres als Gladiatoren (öffentliche Fechter) gegenseitig zu ermorden. Diese Rache war sinnreich und gerecht, denn erst vor kurzem hatten die Römer angefangen, sich an dergleichen Gladiatorenkämpfen zu ergötzen, und zu Opfern hatten sie dabei immer gefangene und zu Sklaven gemachte Feinde ausersehen. Hannibal vergalt in diesem Falle nur Gleiches mit Gleichem zur Ehre des Völkerrechts.

Der große Sieg bei Cannä verschaffte ihm plötzlich das Uebergewicht im ganzen Süden Italiens. Jetzt erst faßten die Apulier, Samniter, Campaner, Lucaner und Bruttier Muth ihm beizustehen

oder zitterten wenigstens vor seiner Rache, wenn sie es nicht thäten. Alle ihre Städte erklärten sich für ihn und Capua öffnete ihm die Thore. Auch in Sicilien war unterdeß Hiero gestorben und ein Umschwung zu Gunsten der Karthager erfolgt. Im Norden regten sich die Gallier (Kelten) wieder lebhafter und im Osten drohte Philipp von Makedonien, dem Hannibal ein Hülfsheer zuzuführen.

Die Gallier erfochten einen glänzenden Sieg über den Prätor Postumius. Nachdem sie sich nämlich stark gerüstet hatten und Rom, um sie abzuwehren, ein starkes Heer gegen sie geschickt hatte, fiel dasselbe in den gallischen Hinterhalt im s. g. Litaner Wald, dessen Bäume die Gallier unten abgesägt hatten und nun plötzlich umstürzten, so daß ein Baum den andern niederwarf und 25,000 Römer, mit ihnen der Prätor, erschlagen oder niedergemetzelt wurden, 216. Des verhaßten Postumius Schädel wurde in Gold eingefaßt und von den Galliern als Trinkschale gebraucht. Aber sie verfolgten ihren Sieg nicht, thaten nichts weiter für Hannibal, rückten nicht vor das geängstete Rom, sondern ließen sich durch den Consul Sempronius abhalten. Auch Philipp von Makedonien hielt sich zurück.

Hannibal sah sich also auf sich selbst beschränkt. Man sagt, er habe später bereut, daß er nicht gleich nach dem Siege bei Cannä einen Versuch auf Rom gemacht habe. Eine solche Aeußerung ist aber deshalb nicht wahrscheinlich, weil Hannibal in der That die Mittel nicht besaß, um eine so große und feste Stadt wie Rom mit Erfolg belagern zu können. Er mußte jedenfalls erst Verstärkungen abwarten und es war ihm klar, daß seine italischen Bundesgenossen schwankend und ungenügend seyen, und daß er sein Heer nur aus Karthago und Spanien gehörig würde verstärken können.

Sein Bruder Mago brachte seine Botschaft vor den Senat von Karthago, schüttete Scheffel voll goldener Ringe aus, die man den bei Cannä gefallenen Rittern und Senatoren Roms abgenommen hatte, und forderte Verstärkungen. Früher hatte man ihm solche stets abgeschlagen mit der boshaften Bemerkung: wenn er immerfort siege, brauche er keine Unterstützung. Auch jetzt wollte Hanno an der Spitze der den Barkaden feindlichen Partei nichts von Zuse-

dungen und Verstärkungen, nichts von Fortsetzung des Kriegs wissen, indem er nicht ohne Grund geltend machte, jetzt nach so großen Siegen sey es die rechte Zeit, Frieden zu machen, jetzt werde man einen guten Frieden erhalten; wenn man dagegen den Krieg um jeden Preis fortsetze, werde man sich erschöpfen. Der Besitz Italiens könne Karthago nichts nützen und auch auf die Dauer gar nicht behauptet werden. Man stehe also in Gefahr, weil man zu viel wolle, alles wieder zu verlieren. Die Barkaden dagegen sahen den Untergang Roms und den glänzendsten Triumph voraus, wenn Karthago nur noch eine Anstrengung machen wolle, und dem Stolze des Senats und Volks wurde dadurch auch wirklich so sehr geschmeichelt, daß man dem Mago das Verlangte bewilligte und zuerst dem Hannibal unmittelbar 40 Elephanten und 4000 numidische Reiter schickte, dann noch den Mago in Spanien 24,000 Mann werben lassen wollte.

Diese Hülfe blieb aber höchst ungenügend, denn in Spanien konnten die Karthager nicht für Italien werben, weil sie genug zu thun hatten, sich hier selbst der Römer zu erwehren. Schon im J. 218 hatte der Bruder des Consul Scipio, Cnejus, mit dem Heere, welches er nach Spanien führte, die Karthager unter Hanno daselbst geschlagen. Himilco wurde von Karthago mit einer Flotte geschickt, ihn zu vertreiben, erlitt aber eine Niederlage. Hasdrubal, der den Sieg zu Lande herstellen sollte, war eben so unglücklich, weil die Keltiberer, von den Römern verführt, sich gleichfalls gegen ihn erhoben. Nun kam auch noch der Consul seinem Bruder nach. Die Scipionen waren ein Zweig der großen römischen Familie der Horatier, der Consul aber hieß Publius, der andere Cnejus. Beide Brüder hatten den wichtigen Auftrag, die Macht der Karthager in Spanien zu brechen, dem Hannibal alle Hülfe von dort abzuschneiden und wo möglich von dort aus einen Angriff auf Karthago selbst zu versuchen, als das sicherste Mittel, um Hannibal selbst in Italien abzuschwächen und zuletzt zur Rückkehr nach Afrika zu zwingen. Diese Diversion in Spanien bewies den tiefen politischen Scharfblick Roms. Von hier aus allein war Rom Rettung möglich. Publius brachte 8000 Mann aus Italien mit und so verstärkt rückten beide Scipionen

vor Sagunt, wo die Söhne der vornehmsten Iberer und Keltiberer als Geißeln aufbewahrt wurden. Durch Verrath wurden ihnen diese überliefert und indem sie sie ihren Familien zurücksandten, gewannen sie dadurch sehr im Vertrauen der alten Einwohner Spaniens, welche mit Karthagos Tyrannei noch lange nicht versöhnt waren. So geschah es, daß Hasdrubal in einer Hauptschlacht bei Ibera von den Spaniern verlassen, von den Scipionen total geschlagen wurde. Nun mußte Mago, anstatt für Hannibal werben zu können, in Spanien bleiben und hatte dort alle Hände voll zu thun, um sich der Römer zu erwehren.

Auch in Sicilien gestaltete sich alles wieder günstig für Rom. Der neue Consul Marcellus besiegte jeden Widerstand und eroberte Syrakus, wie oben schon erzählt ist, während die Karthager sich in fruchtlosen Anstrengungen gegen ihn erschöpften. Auf dieselbe Art verloren sie die Insel Sardinien an eine kleine römische Streitmacht unter Manlius. So vergeudete Karthago seine Streitkräfte auf Nebenpunkten und Hannibal erhielt eine nur kärgliche, kaum nennenswerthe Unterstützung. Auch Philipp von Makedonien wagte nicht ihm beizustehen, zurückgeschreckt durch Roms Drohungen und die vielen Hindernisse, die ihm die bösen Nachbarn, besonders die unverständigen Griechen bereiteten.

Hätte Hannibal aus Karthago entsprechende Verstärkungen erhalten, so würde er im Stande gewesen seyn, Rom selbst anzugreifen und dann hätten die Römer auch nicht Spanien, Sicilien und Sardinien wegnehmen können, sondern alle ihre Streitkräfte in Rom selbst concentriren müssen. Da sie aber sahen, Hannibal bleibe mit seinem geschwächten Heere in Unteritalien, brauchten sie sich auch nicht mehr vor ihm zu fürchten und verstärkten um so mehr ihre Streitkräfte in Spanien und Sicilien, um von da nach Afrika selbst überzusetzen. Der ganze große Plan Hannibals scheiterte am Unverstande des karthagischen Senats. Dieser mußte, ehe der römische Senat die Entscheidung in Spanien suchen konnte, dieselbe in Italien durchsetzen. Für Rom lag der Sieg am Ebro, für Karthago nur am Tiber. Hannibals lange Unthätigkeit nach dem Siege bei Cannä war nur

eine erzwungene. Er verlegte sein Hauptquartier nach Capua und ließ seine siegreichen Krieger endlich in den Wollüsten des paradiesischen Campanien den Lohn finden, den er ihnen längst versprochen hatte. Er mußte das thun, um sie bei guter Laune zu erhalten, bis die ersehnten Verstärkungen ankämen. Unterdeß erstarkte Rom und führte ihm neue Heere entgegen, die eine Hauptschlacht vermeidend, ihn nur im Schach hielten. Er neckte sie wieder durch Kreuz- und Querzüge. Als sie aber Capua zu belagern anfingen, zog er plötzlich vor Rom, nicht in der Absicht, Rom zu erobern, sondern nur, um die Römer von Capua abzuziehen. In Rom schrie alles entsetzt „Hannibal vor den Thoren!" aber der Senat blieb gefaßt und man trieb die Ostentation des Muthes so weit, daß man öffentlich in Rom den Acker versteigerte, auf dem gerade Hannibal lagerte. Dieser zog nun wieder ab, weil er seine Absicht nicht erreichte, denn Capua fiel unterdeß in der Römer Hände. Dafür nahm er Tarent. Man hätte glauben sollen, er werde dem Marcellus nach Sicilien folgen und diese Insel retten, was er wohl vermocht hätte. Aber er wollte sich, wie es scheint, vom italischen Festland nicht entfernen, immer noch auf Verstärkungen hoffend.

Mittlerweile hatten die Römer auch in Afrika selbst den libyschen König Syphax von Siga gegen Karthago aufgestachelt, weshalb Hasdrubal Spanien verlassen und gegen Syphax helfen mußte. Gala aber, der numidische König von Cirta, schickte den Karthagern seinen tapfern Sohn Massinissa zu Hülfe, der den Syphax besiegte und dann mit Hasdrubal, dessen schöne und geistvolle Tochter Sophonisbe er liebte, nach Spanien ging, um die Römer zu vertreiben. Die Scipionen hatten eben ihr Heer mit 20,000 Keltiberern verstärkt, begingen aber den Fehler, sich zu theilen und wurden nun einzeln von ihren kriegskundigen und tapfern Gegnern überfallen, gänzlich geschlagen und beide umgebracht, im Jahr 211. Der Rest ihrer Truppen sammelte sich unter Marcius und erhielt alsbald aus Rom Verstärkung unter dem energischen Claudius Nero, endlich unter dem zweiten Publius Scipio, Sohn des gefallenen.

Hannibal ſchlug unterdeß die Römer in Apulien unter Fulvius zweimal, bis Marcellus ihn in einer dritten Schlacht zum Weichen brachte, im Jahr 210. Nun nahmen die Römer auch Tarent wieder, Marcellus aber fiel in einer neuen Schlacht, 208. Hannibal fand ihn todt auf dem Schlachtfelde liegen und betrachtete ſeinen würdigen Gegner lange und ernſt, zog ihm aber dann den Siegelring vom Finger und beſiegelte damit falſche Befehle, die er in ſeinem Namen ausfertigte. Echt puniſch.

Aber dieſer neue Sieg half ihm nichts, weil jeder Sieg ſeine alte einzige Armee ſchwächte und immer noch kein Zuzug aus Karthago kam. Endlich ſollte ſein Bruder Hasdrubal ihm ein Heer aus Spanien über die Pyrenäen und Alpen auf dem nämlichen Wege zuführen, den er ſelbſt gekommen war. Die letzten Siege der Karthager in Spanien ermöglichten es, obgleich der junge Scipio ſchon wieder Erfolge errang, Neukarthago, den Mittelpunkt der puniſchen Macht in Spanien, eroberte und durch ſein liebreiches und gnädiges Weſen ſich großen Anhang bei den Spaniern erwarb. Insbeſondere rühmte man die Großmuth, mit welcher er die ſchönſte Keltibererin, eines Fürſten Braut, die er gefangen genommen hatte, ungekränkt ihrem Bräutigam zurückgab. Unbekümmert aber um das, was in ſeinem Rücken vorging, verfolgte Hasdrubal ſeinen Weg nach Italien, wo allein die Entſcheidung lag. Wenn er hier, mit ſeinem großen Bruder vereinigt, Rom angreifen konnte, ſo war in Spanien nichts verloren.

Die neuen Conſuln Roms hatten ſich getheilt, Livius erwartete den Hasdrubal an den Alpen, Nero bewachte den Hannibal in Unteritalien. Es fällt auf, daß der letztere ſeinem Bruder nicht entgegenkam. Was er verſäumte, that Nero, denn dieſer, nachdem er den Hannibal eine Zeitlang beſchäftigt hatte, brach plötzlich mit dem ſchlagfertigſten Theil ſeines Heeres auf, zog in Eilmärſchen nach dem Norden und vereinigte ſich bei Sena in ſtiller Nacht mit Livius in dem Augenblick, in welchem Hasdrubal eben angekommen war und dem Livius gegenüber lagerte. Als es nun am Morgen zur Schlacht kommen ſollte, bemerkte Hasdrubal die Verdoppelung der feindlichen

Schaaren, glaubte daraus zu erkennen, sein Bruder Hannibal müsse eine Niederlage erlitten haben, und zog sich zurück. Nero aber holte ihn ein und nach kurzem Kampfe wurde das ganze karthagische Heer überwältigt, Hasdrubal selbst erschlagen, im Jahr 207. Unmittelbar darauf eilte Nero wieder nach Unteritalien zurück und kam, nach einer Abwesenheit von nur 14 Tagen, wieder im Lager dem Hannibal gegenüber an und ließ dem ersten karthagischen Vorposten das abgeschlagene Haupt des Hasdrubal zuwerfen, er möge es dem Bruder bringen. Daraus erst erkannte Hannibal, was vorgefallen war, und mag schmerzlich bereut haben, daß er dem Nero nicht zuvorgekommen war und sich zum erstenmal von einem Römer an Schnelligkeit hatte übertreffen lassen.

Auch in Spanien gewannen die Römer immer mehr Vortheil. Scipio eroberte fast das ganze Land, nahm den Hanno gefangen und vertrieb den Mago, der mit wenig Volk sich nach Oberitalien warf, um die Kelten noch einmal wider Rom aufzuwiegeln. Unterdeß aber hatten die Römer schon versuchsweise Schiffe an die afrikanische Küste gesandt und dort plündern lassen. Von Spanien und Sicilien aus wurden ernstliche Anstalten zu einer großen Expedition dahin gemacht und Hannibal konnte unter diesen Umständen nichts anderes mehr thun, als sich in die äußerste Südspitze des italischen Festlandes zurückzuziehen, um bei der Hand zu seyn und nöthigenfalls nach Afrika zurückzukehren.

In Afrika hatte sich unterdeß König Syphax, der alte Feind Karthagos, mit diesem Staate eng verbündet, bezaubert durch die Schönheit und den Geist derselben Sophonisbe, die von ihrem Vater Hasdrubal (des Gesko Sohn, ein anderer, als Hannibals Bruder) dem Massinissa zugesagt worden war. Diese edle Dame glühte von Vaterlandsliebe, erkannte mit Recht in den Römern die gefährlichsten Feinde der Völkerfreiheit und brachte das Opfer, sich mit einem ungeliebten Manne zu vermählen, nur um ihren Gatten der römischen Umstrickung zu entreißen und durch die Macht ihrer Beredsamkeit sein Herz zu wenden. Das gelang ihr auch. Massinissa aber fühlte sich tief gekränkt und ging nun seinerseits zu den Römern

über. Scipio hatte endlich Spanien soweit unterworfen und für die Römer gesichert, daß er im Jahr 204 sein Heer nach Afrika hinüber führen konnte. Er ging jedoch mit Vorsicht zu Werke und suchte sich zuerst der Stadt Utika zu bemächtigen, um einen festen Halt an der Küste zu haben, bevor er die schwierige Belagerung der Hauptstadt begann. Syphax und die Karthager griffen ihn zweimal an und wurden geschlagen. Unterdeß regte sich die Friedenspartei in Karthago und vermittelte einen Waffenstillstand, welchen Hannibal benutzte, um mit dem Rest seines Heeres unangefochten nach Afrika zurückzukehren. Er that es mit Ingrimm und ließ zuvor alle Italiker, die ihm nicht folgen wollten, in einen Tempel versammeln und abschlachten.

Alle seine großen Erwartungen waren betrogen durch den Unverstand seiner Landsleute. Aber er wollte dem Scipio doch noch zu schaffen machen. Man suchte nun auch den Massinissa zu gewinnen und brach den Waffenstillstand, indem römische Schiffe, die der Sturm ans afrikanische Ufer warf, geplündert wurden. Scipio begann daher von neuem den Krieg. Massinissa überwand den Syphax in einer neuen Schlacht und nahm ihn gefangen. Als er denselben gefesselt vor die Thore seiner Hauptstadt Cirta brachte, ergab sich auch diese; in der Burg aber fand er seine geliebte Sophonisbe und heirathete sie auf der Stelle. Den Syphax aber lieferte er an Scipio aus, der ihm die Fesseln abnehmen ließ, ihn gütig behandelte und ihm mit vieler Schonung vorwarf, daß er, früher der beste Freund Roms, sich in der letzten Zeit so feindlich bezeigt habe. Syphax entschuldigte sich, die schöne Sophonisbe habe ihn verführt und werde nun auch wieder den Massinissa verführen, Rom solle sich daher in Acht nehmen. Es bedurfte wohl dieses arglistigen Winkes von Seiten eines beleidigten Ehemannes nicht, weil Scipio ohnehin dem wetterwendischen Massinissa nicht getraut hätte. Er ließ aber diesen zu sich rufen, tadelte seine übereilte Hochzeit mit der Sophonisbe und verlangte die Auslieferung dieser Dame als einer römischen Gefangenen, denn der Krieg werde von Rom geführt und nur Rom entscheide über das Schicksal der Gefangenen. Da blieb dem Massinissa

kein Ausweg und schnell entschlossen schickte er seiner Geliebten Gift zu, welches sie mit heroischem Muthe nahm. Als die römischen Soldaten in das Schloß von Cirta eindrangen, um sie zu verhaften, fanden sie nur noch ihre Leiche.

Hannibal gab noch nicht alle Hoffnung auf und verstärkte sein Heer, so gut er konnte. Vermina, des Syphar Sohn, führte ihm viele Reiterei zu. Das veranlaßte nun aber wieder den Massinissa, bei den Römern auszuhalten, um mit ihrer Hülfe das Reich des Syphar für sich zu erobern. Der allgemeine Aufstand der Afrikaner, dessen Idee mit der schönen Sophonisbe begraben war, unterblieb trotz Hannibals Mahnungen, weil unter den Afrikanern im Süden, wie unter den Griechen und Makedoniern im Osten alter Neid und Haß jede Einigung verhinderten. Zwar schlug Hannibal den Massinissa, ließ sich aber nachher von Scipio durch die verstellte Flucht desselben nach Utika zu einer übereilten Verfolgung hinreißen, worauf Scipio sich rasch umwandte und die karthagische Reiterei, der das Fußvolk noch nicht hatte folgen können, mit schwerem Verlust zurückschlug. Hannibal erkannte, es werde ihm kaum möglich seyn, Karthago zu retten, bat daher den Scipio um eine persönliche Zusammenkunft und stellte ihm eindringlich vor, ein Frieden, der beide Welttheile künftig auseinanderhielte, sey für beide der beste. Er gab somit Spanien, Sicilien und alles, was außerhalb Afrika lag, Preis. Aber Scipio entgegnete ihm, seitdem der Punier den Waffenstillstand gebrochen, sey ihm nicht mehr zu trauen. So mußten noch einmal die Waffen entscheiden und bei Zama wurde die letzte entscheidende Schlacht geschlagen, in welcher Scipio hauptsächlich dadurch den Sieg errang, daß er die 80 Elephanten der Karthager durch wildes Geschrei und Angriffe scheu machen ließ. Diese Thiere wandten sich um und brachten das Heer, dem sie angehörten, selber in Verwirrung, so daß die Römer mit dem Nachdruck ihrer Legionen vollends alles niederwarfen, im Jahr 202.

Nach diesem letzten großen Siege machte Scipio schnell mit Karthago Frieden, weil er dadurch Rom für immer gesichert glaubte und weil er fürchtete, wenn er nicht eile, werde ein anderer von

Rom geschickt werden, um ihm den Lorbeer zu entreißen. Auch Hannibal stimmte jetzt der Friedenspartei in Karthago zu, um Zeit zu gewinnen, und neue Kräfte sammeln zu können. Karthago aber trat im Frieden alle seine Eroberungen auf dem Festlande von Europa und auf den Inseln an die Römer ab, ganz Spanien, Sicilien, Sardinien, die Balearen, Malta. Es lieferte alle seine Kriegsschiffe bis auf 10 aus. Scipio ließ alle diese Schiffe auf der See verbrennen. Daß es ihrer 500 gewesen seyen, ist nicht wahrscheinlich, weil die Karthager mit so vielen Schiffen im Kriege viel mehr würden ausgerichtet haben. Karthago versprach fünfzig Jahre lang, jährlich an Rom 200 Talente zu zahlen. Es überließ Massinissa das ganze numidische Reich und verpflichtete sich, ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg zu führen, so daß es also ganz in Massinissas Hand gegeben war. Es stellte endlich Geißeln. Rom war mit diesem Ausgang zufrieden und gestattete dem Consul Scipio, welcher seitdem den Ehrennamen Africanus erhielt, den glänzendsten Triumphzug, den es noch in seinen Mauern gesehen hatte. Scipio saß in einem mit goldenen Sternen besäten Purpurgewand, in den Händen einen Lorbeerzweig und einen Scepter, auf dem Haupt einen Kranz von Gold und Edelsteinen, auf einem bunten und vergoldeten Wagen. Vor ihm wurden 120,000 Pfund Silber getragen, hinter ihm folgte sein siegreiches Heer, jeder Krieger mit einem Lorbeer geschmückt.

8.

Karthagos Untergang.

Ohne nach so langen und schweren Kämpfen zu ermüden und ohne im Unglück zu verzweifeln fuhr Hannibal rastlos fort, für sein Vaterland zu wirken, indem er sich als Suffet zum eigentlichen Regenten in Karthago aufwarf und mit fester Hand die Ordnung im Staate herstellte. Es gelang ihm, die Oligarchie der Hundertmänner zu stürzen und die zerrütteten Finanzen zu regeln. Der

Frieden ließ den Handel wieder gedeihen und mit ihm kehrte bald auch der Wohlstand zurück. Es war natürlich, daß unter diesen Umständen eine zahlreiche Partei in Karthago, an deren Spitze Hanno, der alte Feind der Barkas stand, keinen Anspruch mehr auf Größe und Macht des Staats machte und nur das kaufmännische Interesse im Auge behielt, ja um dieses zu wahren, sich selbst gänzlich Rom unterworfen haben würde. — Auch in Rom gab es eine Partei, an deren Spitze Scipio Nasika stand, welche dem alten Haß gegen Karthago zu entsagen rieth, welche nicht die mindeste Besorgniß mehr vor diesem Seestaat hegte und demselben den Frieden gönnte, ja es im Interesse Roms selbst für gefährlich hielt, durch Fortsetzung der Eroberungen den römischen Staat immer weiter auszudehnen, weil dadurch das republikanische und nationale Gepräge Roms in den zahlreichen barbarischen Provinzen nothwendig verloren gehn mußte.

Diese Friedensparteien wurden aber in Karthago wie in Rom von einer Kriegspartei überragt. Hannibal selbst hat wohl nicht an eine Wiederaufnahme des Kriegs gedacht, gewiß aber eine solche für kommende Zeiten vorbereiten wollen, oder er kannte die böse Gesinnung in Rom und wollte Karthago wenigstens in den Stand setzen, sich zu vertheidigen, wenn es noch einmal angegriffen werden sollte. In diesem Sinne bemühte er sich heimlich um die Freundschaft des König Antiochus in Asien. Aber auch gegen seinen Willen wurde Karthago zu Kriegsrüstungen gezwungen durch den unersättlichen Massinissa, welcher vom karthagischen Gebiet ein Stück nach dem andern wegriß und mit seinem numidischen Reiche vereinigte. Karthago schickte Boten über Boten nach Rom und bat, entweder möge Rom es gegen den Numidier schützen, oder Karthago erlauben, sich selbst gegen ihn zu vertheidigen. Rom aber that weder das eine noch das andere, sondern nahm die Miene an, als sinne Hannibal auf einen neuen Krieg gegen Rom und forderte dessen Auslieferung, im J. 195. In Karthago konnte und wollte niemand den großen Volkshelden schützen, er selbst aber rettete sich durch die Flucht zum König Antiochus.

Römische Gesandte gingen nach Karthago, um die afrikanischen

Händel nicht zu ſchlichten, nicht Recht zu ſprechen, ſondern die Parteien nur noch mehr an einander zu hetzen. Ganz daſſelbe Verfahren, welches ſie auch in Bezug auf Griechenland und die makedoniſchen Staaten befolgten. An der Spitze einer ſolchen Geſandtſchaft befand ſich auch Marcus Cato, zubenannt Cenſorinus, weil er als Cenſor überaus ſtreng war, ein Mann, welcher ſich zur Aufgabe machte, in einer ſchon zum Verderben neigenden Zeit als ein Muſterbild altrömiſcher Tugend dazuſtehn, der aber mit zunehmendem Alter immer mehr in die Eitelkeit eines orakelnden Großpapa fiel. Dieſe Eitelkeit wurde im Jahre 157 von den Karthagern verletzt, weil man ihm dort nicht gleich aufs Wort gehorchte, und wahrſcheinlich nicht mit Unrecht hat man dieſem Umſtand den tödtlichen Haß zugeſchrieben, den Cato auf Karthago warf, denn für ſo beſchränkten Kopfes darf man ihn nicht halten, daß er wirklich geglaubt haben ſollte, was er im Senate vorbrachte, von Karthago drohe Rom immer noch die höchſte Gefahr. Jede ſeiner Reden im Senat, auch wenn ſie von etwas ganz anderm handelten als von Karthago, ſchloß er doch regelmäßig mit den Worten: Uebrigens meine ich, Karthago müſſe zerſtört werden. (Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam). Vergebens beſtritt ihn Scipio Naſika, nannte die Furcht vor dem ſchwachen Karthago eine Uebertreibung und Thorheit und warnte vor neuen Ungerechtigkeiten und Eroberungen. Die römiſchen Geldmänner, die großen Kaufleute, die allen Handel unmittelbar oder mittelbar an ſich reißen wollten, und alle, die auf die reiche Beute und auf den Grundbeſitz in Afrika ſpeculirten, ſtimmten für Cato, um in Karthago eine mit ihnen rivaliſirende Handelsconcurrenz zu vernichten und ihrer Habgier ein neues weites Feld zu öffnen.

Da die Karthager aus Angſt vor Rom immer noch nicht wagten, ſich gegen Maſſiniſſa zu wehren, wurde des in der Gefangenſchaft in Rom geſtorbenen Syphax Enkel, Ariobarzanes, durch die Römer ſelbſt aufgeſtiftet, ſich in Afrika unter den alten Anhängern ſeines Vaters eine Kriegsſchaar zu ſammeln, den Maſſiniſſa anzugreifen und den Karthagern Muth zu machen. Das wirkte. Die Kriegspartei in Karthago gewann die Oberhand und Hasdrubal trat mit

einem Heere dem Enkel des Syphar zur Seite, die Häupter der Gegenpartei wurden verbannt. Und doch erwartete man immer noch ängstlich eine Entscheidung von Rom, dieses Rom aber hatte selbst die Fäden angesponnen und beobachtete ein arglistiges Schweigen, während sein Abgesandter, Publius Cornelius Aemilius Scipio (Adoptivenkel des Scipio Africanus) schadenfroh von einem Berge herab zusah, wie die feindlichen Armeen gegen einander rückten, im Jahr 151. Massinissa, obgleich schon 92 Jahre alt, siegte in dieser Schlacht. Hasdrubal entkam mit dem Rest seiner Truppen, wurde aber von Massinissa eingeschlossen und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen.

Nun war aber Rom nicht damit gedient, daß Massinissa etwa vollends Karthago selbst unterwarf und zur Hauptstadt seines großen Reiches machte. Deshalb wurde ihm schleunigst vorgegriffen. Jetzt erst hieß es, ihr Karthager habt den Friedensvertrag verletzt, weil ihr ohne Roms Erlaubniß Krieg angefangen habt! und ein zahlreiches römisches Heer schiffte hinüber, um die Friedensbrecher zu strafen, angeführt von dem schrecklichen Cato, im Jahr 149. So begann der dritte und letzte punische Krieg. Vergebens flehten die Karthager Rom um Erbarmen an, stellten 300 Kinder der angesehnsten Familien als Geißeln, die unter Weinen und Jammern für immer Abschied nahmen, und erboten sich, in allem Rom zu gehorchen. Cato aber befahl ihnen, sämmtliche Waffen und alle Schiffe auszuliefern, denn wenn sie, wie sie selbst behaupteten, nur im Frieden leben wollten, so brauchten sie auch keine Waffen mehr. Auch diesem Befehl gehorchte Karthago und lieferte 200,000 eherne Rüstungen, 2000 schwere Wurfgeschütze, alle übrigen Waffen und alle Schiffe aus, nicht zweifelnd, daß Rom jetzt endlich befriedigt seyn werde. Nun aber erklärte Cato im Namen des römischen Senates und Volkes: jetzt wandert aus, 80 Stadien weit vom Meere im Innern des Landes könnt ihr euch wieder ansiedeln, die Stadt Karthago aber soll und wird bis auf den Grund zerstört werden!

Als diese Botschaft nach Karthago gelangte, wurde der zahlreiche Pöbel dieser Stadt wüthend, ermordete die, welche die Bot-

ſchaft brachten, die nur zu lange der römiſchen Großmuth vertraut und zuletzt noch die Waffen und Schiffe ausgeliefert hatten, ſchalt ſie Verräther, welche die Stadt hätten wehrlos machen wollen und ermordete mit grauſamer Wolluſt alle Römer, die ſich zufällig in der Stadt befanden. Der vom Pöbel eingeſchüchterte Senat beſchloß in der Angſt Krieg gegen Rom, die Thore wurden verrammelt und alles ſuchte ſich zu bewaffnen. Tag und Nacht arbeiteten Männer, Weiber und Kinder, die verlornen Waffen zu erſetzen durch neugefertigte. Inzwiſchen mögen auch wohl nicht alle alten ausgeliefert worden ſeyn. Man rühmt, die karthagiſchen Frauen und Mädchen hätten ihr langes Haar abgeſchnitten, um Stricke und Bogenſehnen davon zu drehen. Alle Sklaven wurden für frei erklärt und fochten mit. Am meiſten nimmt Wunder, daß die Römer nicht alſobald die Stadt ſtürmten, ehe ſie ſich in neuen Vertheidigungszuſtand geſetzt hatte. Aber auch das ſcheint Abſicht geweſen zu ſeyn, um dem Vorwurf zu entgehen, man habe einen hülfloſen und demüthigen Feind allzugrauſam behandelt. Je verzweifelter ſich die Karthager wehrten, deſto mehr erſchien die ganze Unternehmung nur als ein ordnungsmäßiger Krieg und die Eroberung gerechtfertigt.

Inzwiſchen war Karthago noch nicht ganz iſolirt. Außerhalb ſeinen Mauern ſammelte Hasdrubal ein neues Kriegsheer, unterhielt die Verbindung mit den libyſchen Städten und Völkerſchaften und ſorgte für die nöthige Zufuhr der Lebensmittel. Maſſiniſſa aber fühlte ſich ſehr dadurch gekränkt, daß die Römer ſich gar nicht um ihm kümmerten und ihm das ſchöne Karthago vorwegnehmen wollten. Doch wagte er nicht, ſich der Karthager anzunehmen und blieb nur unthätig. Unter dieſen Umſtänden zog ſich die Belagerung der Stadt in die Länge. Die Karthager ſchlugen die erſten Stürme ab, welche Cato verſuchte, indem er mit zwei ungeheuer großen Mauerbrechern (jeder einzelne wurde von 6000 Mann gezogen) die Mauern einſtieß. Auch ſeine Schiffe wurden durch die karthagiſchen Brander beſchädigt. Hasdrubal erfocht gleichfalls Vortheile, und nur Scipio war es, welcher die Fehler des nach dem Rücktritt Catos den Oberbefehl führenden Conſul Manlius durch kecke Schläge wieder gut machte. Scipio

wurde daher der populärste Führer in der Armee und sogar der alte Massinissa ließ ihn an sein Sterbebett rufen, vertraute ihm die Theilung seines Reichs unter seine drei Söhne an und empfahl sie dem fernern Schutze Roms. Aber Scipio wurde nach Rom zurückgerufen und die folgenden römischen Feldherrn Manilius und Piso erwiesen sich unfähig. Es kam so weit, daß selbst die Söhne Massinissas sich wieder zu Karthago neigten und einen Aufruf an alle Stämme Afrikas erließen, die Römer gemeinsam anzugreifen, da es sich nicht um Karthago allein handle, sondern um die Unabhängigkeit auch aller Nachbarstaaten.

Jetzt erst wurde Scipio, dem die Armee allein vertraute, zum Feldherrn in Afrika bestellt und kehrte dahin zurück, im Jahr 147. Vor allen Dingen lag ihm ob, die erschlaffte Disciplin herzustellen, denn zuletzt hatten die römischen Krieger weniger an Kampf gedacht, als an Raub und Wollust und das Lager wimmelte von Verkäufern und Dirnen. Hasdrubal ließ im Uebermuth und Trotz die römischen Gefangenen grausam verstümmeln und so von den Mauern herabstürzen. Das trug nicht wenig bei, den Eifer und die Rachelust der Römer zu entflammen. Der Kampf nahm nun wieder einen sehr ernsten Charakter an. Beide Theile bauten, die Römer einen Damm ins Meer und einen großen Graben zu Lande, um die Zufuhr zur Stadt abzuschneiden; die Karthager aber gruben sich unbemerkt einen neuen Canal ins Meer und fuhren auf demselben mit einer Flotte hinaus, die sie unterdeß wieder gezimmert und bemannt hatten. Doch gelang es ihnen nicht, die römische Flotte zu vertreiben und die Römer machten in der Einschließung der Stadt immer bessere Fortschritte. Die große afrikanische Bewegung, welche die Stadt befreien sollte, endete kläglich in Nipheris, wo die vereinigten Truppen Hasdrubals und der Numidier eine schreckliche Niederlage erlitten.

Im Frühjahr 146 schloß Scipio die Stadt Karthago aufs engste ein und brach sich Bahn in die beiden Theile der untern Stadt. Man stritt mit furchtbarer Erbitterung und es flossen Ströme von Blut. Brand verzehrte die Häuser und in ihnen die Menschen. Von den 700,000 Einwohnern Karthagos kamen in diesen Schreckens-

tagen die meisten um. Nur die obere Stadt, Byrsa, die alte Akropolis, hielt sich noch und in den zwei großen Straßen, welche zu ihr hinaufführten, vertheidigten sich die Einwohner sechs Tage lang mit unerhörter Wuth und Ausdauer, so daß die Römer nur langsam Zimmer für Zimmer und Haus für Haus erobern konnten, bis sie endlich hinauf kamen. Da flehten die oben zusammengedrängten Karthager um ihr Leben und Scipio gewährte es ihnen und ließ sie, noch 50,000 an der Zahl, herauskommen. Nur 200 Ueberläufer und Hasdrubal mit seiner Familie blieben von der Begnadigung ausgeschlossen, zogen sich in den Tempel des Aesculap auf den höchsten Gipfel der Akropolis zurück und wehrten sich hier noch lange wie Verzweifelte Tag und Nacht, bis Hunger und Mattigkeit sie erschöpften. Da entwich Hasdrubal heimlich, warf sich dem Scipio zu Füßen und flehte ihn um sein Leben an. Der Consul bewilligte es ihm, zeigte aber im Angesicht des Tempels den letzten Vertheidigern desselben das Schauspiel, wie Hasdrubal demüthig vor ihm kniete. Da brachen die Tapfern im Tempel in gräßliche Verwünschungen gegen den feigen Führer aus und steckten den Tempel in Brand, um sich unter seinen Trümmern zu begraben. Hasdrubals Gattin aber stand mit ihren beiden Kindern auf der Zinne des brennenden Tempels und rief ihrem Gatten zu: „Frevler, treuloser, feiger Mann! Sieh hier die schöne Leichenfackel deines Weibes und deiner Kinder, du aber, Feldherr einst des großen Karthago, gehe hin und ziere den Triumph unsrer Feinde!“ Darauf ermordete sie die Kinder, warf sie in die Flammen und stürzte sich selbst hinein.

Die Ueberlebenden wurden verschont, systematisch aber wurden alle Gebäude der Stadt, welche die Mauerbrecher und das Feuer übrig gelassen, von den Siegern niedergerissen und der Erde gleich gemacht und durch die öde Stätte der Pflug gezogen, wie es Cato immer verlangt und Senat und Volk der Römer beschlossen hatten. Ihrem Befehle gehorchend mußte Scipio den Boden Karthagos feierlich verfluchen, daß er nie wieder angebaut würde und der Götter Zorn jeden träfe, der es versuchen würde. Auch alle Städte, welche sich in dem letzten Kriege für Karthago und gegen Rom erklärt

hatten, wurden bis auf den Grund zerstört. Dagegen wurden die, welche sich Rom unterworfen hatten, belohnt, vor allen Utika. Das ehemalige karthagische Reich wurde römische Provinz, erhielt aber den Namen Afrika zum Schrecken der benachbarten libyschen Völkerschaften und Fürsten, weil sie fürchten mußten, Rom werde seine Herrschaft bald auch auf sie und den ganzen Welttheil Afrika ausdehnen. Und doch blieben sie noch immer uneinig unter sich, wie zuvor.

Als Scipio vor seiner triumphirenden Rückkehr nach Rom die traurige Stätte betrachtete, beschlich ihn die Wehmuth, daß er weinen mußte und die Worte des Homer wiederholte:

Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilium hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Diese Worte waren nicht von Mitleid eingegeben und die haben Unrecht, welche den Scipio darum loben und ihm humane Gefühle und eine schöne Seele andichten. Wäre ihm dergleichen eigen gewesen, so würde er die große Henkerrolle in Karthago gar nicht übernommen haben. Er dachte nur an die Nemesis, denn als der Geschichtschreiber Polybius, der neben ihm stand und jene Worte hörte, ihn deshalb frug, gestand ihm Scipio, er denke an Rom, welchem dereinst ein gleicher Untergang bevorstehe.

Sechstes Buch.

Die Ptolemäer.

1.

Ptolemäus Soter.

Unter den Diadochen, welche sich in das Reich Alexander des Großen getheilt hatten, war dem Ptolemäus Lagi (Sohn des Lagos) Aegypten zugefallen, welches er mit einer ansehnlichen Schaar des großen makedonischen Heeres ohne Schwierigkeit besetzte, sofern der früher von Alexander dort bestellte Satrap ihm freiwillig den Platz räumte und die Aegypter selbst den Makedoniern, durch die sie von dem verhaßten Joch der Perser frei geworden waren, geneigt blieben. Ptolemäus, von sehr geringer Geburt, aber unter den Strategen des großen Alexander einer der tüchtigsten, wählte die neue Stadt Alexandria zu seiner Residenz, umringte sich hier mit seinen Makedoniern fortwährend wie in einem Feldlager, pflegte, liebkoste und bereicherte sie wie seine Kinder, machte sich gewissermaßen von ihrer Meinung wie von der eines Parlamentes abhängig und ließ ihnen einstweilen den guten Glauben, als wolle er, wie sämmtliche Diadochen, das Reich Alexanders im Namen des makedonischen Volkes einig zusammenhalten. Aber er verflocht zugleich ihr Interesse eng mit dem seinigen und machte sich ihnen unent-

behrlich, so daß er, wenn die große Theilung des Reichs erfolgte, auf ihre Treue zählen konnte. Die amtlichen Namen der Offiziere bezeugen das vertraute Verhältniß zum Feldherrn. Die höchststehenden hießen seine Verwandten, die nächsten seine Freunde. Kein Fest in Alexandria ohne militärische Paraden. Der ganze Charakter der Regierung war in der ersten Zeit ein noch ausschließlich kriegerischer und makedonischer.

Allein Ptolemäus verstand es vortrefflich, sich auch die Aegypter zu befreunden, indem er die angesehensten und verständigsten Männer unter ihnen an seinen Hof zog, die Sitten und Gewohnheiten, die alten Vorurtheile, vor allem die Religion der Aegypter schonte, ihren Göttern Ehrfurcht erwies, ihren Tempeldienst glanzvoll herstellte und den Wohlstand des Landes auf alle Art durch eine weise Verwaltung wie durch Pflege des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels sammt allen Friedenskünsten förderte. Dabei begünstigte ihn die abgeschlossene Lage Aegyptens. Zunächst muthmaßlich auf längere Zeit gegen jeden auswärtigen Feind gesichert, konnte dieses Land endlich nach langer Fremdherrschaft, Tyrannei und revolutionärer Zerrüttung wieder seines Naturreichthums und der Frucht seiner Arbeit froh werden. Ptolemäus hat ohne Zweifel von Anfang an den Plan verfolgt, sich und seiner Familie in dem schönen Nilthal ein eigenes Reich zu gründen. Wenigstens war unter den Diadochen er der einzige, der nicht das ganze Reich Alexanders an sich reißen, sondern sich mit einem Theile begnügen wollte. Deßhalb ließ er die andern mit einander Krieg führen und sich gegenseitig aufreiben, ohne sich einzumischen, und nahm eine lediglich defensive Stellung ein, immer nur darauf bedacht, sich in seinem Aegypten zu behaupten. Auch die nächsten Nachbarländer Kyrene, Palästina und Phönikien, sowie die Insel Cypern betrachtete er nur als Außenwerke und Schutzmauern seines ägyptischen Reiches und suchte nur in diesem Sinne die Herrschaft oder wenigstens vorwiegenden Einfluß in denselben zu gewinnen.

In Kyrene hatte der Spartaner Thymbron, der dem reichen Harpalos 6000 Söldner zuführte, diesen auf Kreta erschlagen, sich

ſeiner Schätze bemächtigt und war nach Kyrene übergeſetzt, um ſich dort eine Herrſchaft zu gründen. Ptolemäus aber kam den Kyrenern zu Hülfe, ſiegte und verband Kyrene mit Aegypten, Thymbron aber büßte ſeine Schuld am Kreuze, im Jahr 322. Des Ptolemäus Statthalter in Kyrene wurde jener Ophellas, dem, wie oben erzählt wurde, Agathokles von Syrakus ſo übel mitſpielte.

Die Begünſtigung der griechiſchen Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt hing genau mit des Ptolemäus Politik zuſammen. Es iſt ein glänzender Beweis ſeines Verſtandes, daß er die Macht des griechiſchen Geiſtes zu würdigen wußte und früher als alle andern Diadochen daran dachte, ſich mit dieſer Macht zu alliiren. Bisher war Athen der Hauptſitz derſelben geweſen. Aber Athen war tief geſunken, ein Spielball gemeiner Demagogie geworden und den Makedoniern feindlich geſinnt. Nichts war leichter, als Denker, Dichter und Künſtler aus dieſer Stätte der Noth, des Neides und Haſſes und der beſtändigen Gefahr hinüberzupflanzen nach dem herrlich aufblühenden Alexandria, deſſen weiſer Regent jedes Talent ſchützte und königlich belohnte. Ptolemäus Lagi gründete die weltberühmte Bibliothek zu Alexandria und ſetzte über ſie als erſten Bibliothekar den von Athen vertriebenen Tyrannen Demetrius Phalereus. Ferner das Muſeum, den Vereinigungsort von Gelehrten aller Art. Durch ſolche Schöpfungen und ſolche Hochachtung der Muſen erwarb Ptolemäus ſich bei allen Gebildeten der damaligen Welt den höchſten Ruhm. Die griechiſche Bildung diente ihm aber zunächſt als Vermittlung der makedoniſchen Barbarei mit der uralten ägyptiſchen Cultur. Darauf ſcheint er den größten Werth gelegt zu haben, da es ihm darauf ankam, dem freien Aegypten eben nicht, wie ihre früheren perſiſchen Satrapen, als Barbar zu erſcheinen. Indem er richtig erkannte, daß in der Grundlage der ägyptiſchen und griechiſchen Religion und Cultur doch viel Uebereinſtimmung herrſche, mochte er bald nach dem Antritt ſeiner Herrſchaft einen im Geiſt ſeiner Zeit genialen Verſuch, den ägyptiſchen und griechiſchen Götterdienſt in ihren höchſten Spitzen zu verknüpfen. Ein Verſuch, welcher vollkommen gelang.

Wie es scheint, wurden zuerst durch den Timotheos von Eleusis, der nach Alexandrien beschieden wurde, um dort die eleusinischen Geheimnisse einzuführen, mit dem ägyptischen Priester Manetho Verabredungen im Sinne des Lagiden getroffen und ein Traum des letztern verkündet, in welchem ihm Zeus Hades, der im Tempel zu Sinope am schwarzen Meere hochverehrte Gott, erschienen sey und seine Uebersiedelung nach Aegypten verlangt haben solle. Zeus Hades, der unterweltliche Zeus, war zwar immer noch der griechische Zeus, aber schon stark orientalisch gefärbt durch die chthonische Beziehung, so daß sein Begriff schon in den des Dionysos und noch mehr in den des leidenden ägyptischen Osiris überging und wiederum leicht in den, welcher nach seinem Tode in der Unterwelt den Namen Serapis erhielt, übergeleitet werden konnte. Wenn man die Bedeutung des Osiris und der Isis, so wie die des dionysischen und erotischen Cultus, wie wir dieselben im vorigen Bande dargestellt haben, erwägt, so begreift man, wie überaus wohlberechnet die mit allerlei Wundersagen ausgestattete Ueberfahrt des Zeus Hades von Sinope nach Alexandria und in letzterer Stadt die Erbauung des ungeheuren Serapeums und der dort begründete neue Cultus des Serapis und der mit ihm verbundenen Isis war. Sowohl Aegypter als Griechen betheiligten sich eifrig bei dieser bald überaus populär gewordenen Staatsreligion, welche in der That, wie es die Absicht gewesen war, die beiden gebildetsten Nationen des Alterthums friedlich mit einander verband. — Doch verfehlten die Ptolemäer auch nicht, dem großen Alexander nachahmend, sich selbst als Götter verehren zu lassen und desfalls alle Vorrechte und Ceremonien der alten Pharaonen anzusprechen.

Als vermittelndes Glied zwischen die Aegypter und Griechen schob der erste Ptolemäer geschickt noch die Juden hinein. Als sich ihm im Anfang seiner Regierung dieses Volk widerspenstig zeigte, führte er 100,000 Juden aus Jerusalem hinweg und verpflanzte sie nach Alexandria, theils um diese neue Hauptstadt rascher zu bevölkern, theils um das schon zu mächtig gewordene Jerusalem zu

ſchwächen, theils aber auch, um den Gegenſatz zwiſchen Aegyptern und Griechen in Alexandria beſſer auszugleichen. Auch alle andern Nationen wurden zugelaſſen. Ptolemäus ſorgte zugleich, daß Alexandria bald der erſte Handelsplatz der bekannten Welt wurde, wozu es ſeine Lage am Meere und in der Mitte zwiſchen drei Welttheilen vorzugsweiſe eignete. Er baute den großen Leuchtthurm (Pharos) am Ufer, der zu den Wundern der Welt gezählt wurde, und begann auch ſchon die Seeräuber aus dem rothen Meere zu vertreiben. Um das kaum entſtandene Alexandria raſch zu bevölkern, bewilligte er allen, die ſich dort anſiedelten, große Vortheile und vollkommene Toleranz der Religion, wie der Nationalität.

Der erſte Ptolemäer erhielt den Beinamen Soter (Erhalter) zwar nur von den Rhodiſern, weil er ihrer Inſel gegen den Demetrius zu Hülfe gekommen war, allein er verdiente denſelben auch im Allgemeinen als ein Fürſt, der mitten unter den Zerſtörungen der Diadochenkriege ſtets nur auf die Erhaltung und den blühenden Wohlſtand ſeines Aegypten bedacht war. Den Königstitel nahm er erſt im J. 304 an, nachdem es auch die andern Diadochen gethan hatten, und lebte dann noch ſehr lange bis in ſein 84. Jahr. Er hatte nach der Sitte, welche immer mehr bei den Fürſten der Zeit einriß, vier Frauen, eine Perſerin, ſodann die übelberüchtigte Hetäre Thais, die den Palaſt von Perſepolis in Brand geſteckt hatte, des Antipaters Tochter Euridike und eine Berenike. Den Sohn der letztern, Ptolemäus Philadelphus, machte er ſchon zwei Jahre vor ſeinem, erſt im J. 284 erfolgten, Tode zum Mitregenten, um ihm die Nachfolge zu ſichern, mit Uebergehung des ältern Sohnes Ptolemäus Keraunos, der ſich außerhalb Aegypten, wie früher ſchon erzählt iſt, ein anderes Reich ſuchen mußte.

2.

Philadelphus und Evergetes.

Der junge König regierte ganz im Sinne seines Vaters, pflegte den Wohlstand, den Handel, die Künste und Wissenschaften und erndtete schon die Früchte, die sein weiser Vater angepflanzt hatte, denn Aegypten wurde immer reicher, die Zahl der Städte und Prachtbauten mehrten sich, das Heer und die Flotte erreichten eine Stärke, wie zu den schönsten Zeiten des alten Reiches von Theben. Doch begann auch damals in Aegypten schon ein erstaunlicher Luxus und ein geschmackloser Pomp, der weniger mehr das Schöne, als das Kolossale suchte.

Der arme Demetrius Phalereus mußte jetzt dafür büßen, daß er dem alten König abgerathen hatte, den jüngsten seiner Söhne allein zu begünstigen. Philadelphus ließ ihn einsperren und bald hieß es, eine giftige Otter habe ihn getödtet. Die Mißhandlung dieses Gelehrten aber blieb eine vereinzelte That. Der junge König pflegte die Wissenschaften so eifrig wie sein Vater. Unter ihm geschah auch das Wunder der Septuaginta, indem der König, der die wichtigsten Schriften aller Völker sammelte, damals auch durch 72 Juden die Schriften des alten Testamentes ins Griechische übertragen ließ, welche, jeder vom andern getrennt, dennoch eine vollkommen gleichlautende Uebersetzung geliefert haben sollen. Desgleichen zog der junge König die besten griechischen Dichter der damaligen Zeit an seinen Hof, den berühmten Idyllendichter Theokrit, den Hymnendichter Kallimachos, den astronomischen Dichter Aratos, den Epiker Lykophron ꝛc. Für die Hülfe, die er den Griechen gegen die neuen Herrscher von Makedonien leistete, ließ er sich die schönsten Statuen von Phidias und Gemälde von Apelles geben. Seine Feste waren die prächtigsten, die man je gesehen, verherrlicht durch alle Künste zumal.

Theokrit schildert die Macht und das Glück dieses Friedensfürsten:

So fruchtbar zeigt sich kein Land, als das niedre Aegypten,
Wenn der schwellende Nil das fette Erdreich befeuchtet.
Niemand läßt so viel Städte von seinen Künstlern bewohnet,
Seinem Scepter gehorchen. Denn hundert prächtige Städte,
Sonst noch drei und dreißigtausend und drei und dreißig,
Alle diese beherrscht der großmüthige Ptolemäus.
Auch von Phönikien, und von Arabien dienen Provinzen
Ihm, und von Libyern, Syrern, und schwarz sich brennenden Mohren.
Alle Pamphyler und tapfre Schaaren der starken Cilicier,
Kriegrische Corer, und Lycier knien vor dem göttlichen Throne
Und die cycladischen Inseln. Denn auf dem Meere verbreiten
Sich die streitbarsten Schiffe für ihn, und Land und Gewässer
Und sanftrauschende Flüsse gehorchen dem Throne des Königs.
Und ruhig arbeiten die Völker,
Denn kein räubrischer Feind umzieht den fischreichen Nilstrom,
Keiner störet die Ruh, die fremde Dörfer sich segnen.
Und mit feindlichem Anschlag stieg nie aus elenden Schiffen
An das Ufer Aegyptens ein Streiter, um Rinder zu rauben.
Solches Königes Sorgfalt beherrscht die weiten Gefilde,
Ptolemäus mit gelblichen Haaren, die Lanze zu schwingen
Fürstlich geübt! Er wacht sein väterlich Land zu erhalten,
Wie erhabenen Königen ziemt.
Und die Freunde der Musen singen den Ptolemäus,
Singen die Großmuth des Königs!

Der König war mit Arsinoë, einer Tochter des Lysimachus vermählt worden, verstieß sie aber, weil sie angeblich Verrath gegen ihn angesponnen haben soll, und heirathete eine andere Arsinoë, die seine eigene Schwester war vom gleichen Vater und von der gleichen Mutter, und die er so schwärmerisch liebte, daß er davon den Namen Philadelphus (der seine Schwester liebende) empfing. Es war dieselbe, von der wir schon früher berichtet haben, die den alten Lysimachus in Thrakien heirathete, sich in dessen schönen Sohn Agathokles verliebte, von ihm verschmäht ihn morden ließ, dann ihren geflüchteten Stiefbruder Keraunos heirathete, von dem sie aber entsetzt wieder floh, als er ihre Kinder umbringen ließ. Man hat nicht begreifen wollen, was denn an dieser ränkevollen und überdies nicht mehr jungen Schwester den Bruder so sehr habe bezaubern können, aber man vergißt, daß den Frauen vom Geschlecht der Ptolemäer bis auf

die letzte ein ganz eigener fast dämonischer Zauber inwohnte, dem, wenn er auch mit dem Laster gepaart war, niemand widerstehen konnte. Philadelphus gab der geliebten Schwester phantastische Feste, bei welchen er als Adonis, sie als Aphrodite gefeiert und von Theokrit in den zärtlichsten Tönen, deren die griechische Zunge fähig ist, besungen wurden. Noch nach ihrem Tode liebte sie der Bruder-Gatte und setzte ihr mehr als ein Denkmal, ja der berühmte Baumeister Dinokrates wollte ihr zu Alexandria einen Tempel von Magnetstein wölben, in dessen Mitte ihr eiserner Sarg frei in der Luft schweben sollte, starb aber, ehe er den zweifelhaften Versuch gemacht hatte. Auf Münzen ließ der König Arsinoës Apotheose prägen. Wie Here auf dem Pfau, sitzt hier Arsinoë auf einem Strauß. So wurde sie auch auf dem Helikon als eherne Statue gebildet, nicht, wie Winckelmann glaubte, zum Spott, sondern weil der Strauß ein Sinnbild Afrikas war.

Philadelphus war nach außen mächtig, da er nach dem Beispiel seines Vaters sich auf Aegypten und die Nachbarländer beschränkte und die Kräfte seines Reiches nicht in unnöthigen Kriegen erschöpfte. Von einem Zuge, den er den Nil aufwärts unternahm, um Aethiopien kennen zu lernen, wahrscheinlich mehr im Interesse des Handels, als der Eroberung, sind leider keine näheren Nachrichten erhalten. In Palästina, das ihm treu anhing, baute er die nach ihm benannte Stadt Ptolemais, am rothen Meere die nach seiner Mutter genannte Stadt Berenike. Diese Mutter hatte einen Sohn aus früherer Ehe, Magas, dem Philadelphus die Verwaltung von Kyrene anvertraut hatte. Dieser Undankbare wollte sich unabhängig machen und ließ sich mit den Feinden Aegyptens ein, starb aber, bevor er seinen Zweck erreicht hatte. Im Innern drohte dem König einmal Verrath durch 4000 keltische Söldner, die er aber auf eine Nilinsel locken und sämmtlich niederhauen ließ. Gegen die Seleukiden in Asien und gegen die Demetrier in Europa beobachtete er, gleich seinem Vater, die einfache Politik, sich je mit einem gegen den andern zu verbinden, damit keiner zu mächtig würde, dabei aber weder große Anstrengungen zu machen, noch große Entschädigungen zu ver-

langen, ſondern im Weſentlichen immer nur eine feſte Defenſivſtellung zu behaupten. Er ſtarb 246.

Ihm folgte ſein Sohn Ptolemäus Evergetes (der Wohlthäter), der im Gegenſatz zu der von ſeinen Vorgängern eingehaltenen Politik zum erſtenmal mit großer Heeresmacht offenſiv vorging und tief in Aſien eindrang. Er war aber dazu herausgefordert worden durch eine abſcheuliche Treuloſigkeit im Hauſe der Seleukiden. Der Friede zwiſchen dieſen und den Ptolemäern war unlängſt befeſtigt worden durch eine Heirath des Antiochus Theos mit der Berenike, Tochter des Philadelphus. Laodike aber, die deshalb verſtoßene erſte Gemahlin des Theos rächte ſich, indem ſie zuerſt den Theos vergiften und ihren eigenen Sohn Seleukos zum König ausrufen ließ. Alle Anhänger der Berenike wurden ermordet. Nur einen, den Sophron, wünſchte Danae, die ihn liebte, die Vertraute der Laodike, zu retten, wurde jedoch dabei entdeckt und von einem Felſen hinabgeſtürzt, wobei ſie die Götter anklagte, die ein treues Weib ins Verderben, und eine Untreue, die ihren Gatten vergiftete, auf den Gipfel des Glücks führen. Berenike war nicht in der Nähe, ſondern befand ſich in Antiochia, nicht ahnend, was vorgefallen war. Da wurde plötzlich der junge Knabe, den ſie dem König geboren hatte, von Laodikes Sendlingen ermordet. Als ſie es erfuhr, ſank ſie nicht in Ohnmacht, noch brach ſie in Thränen aus, ſondern waffnete ſich, beſtieg einen Wagen und jagte perſönlich dem entflohenen Mörder nach, bis ſie ihn ereilte. Ihr Speerwurf verfehlte ihn, aber mit einem Stein ſchmetterte ſie ihn zu Boden und überfuhr ihn mit dem Wagen. Dann ſuchte ſie ihr Kind, ohne es zu finden. Freunde warnten ſie und riſſen ſie fort zu einem Heiligthum des Apollo. Das Volk zollte ihr Mitleid. Aber die bewaffneten Schaaren ihrer Todfeindin brachen in ihre Gemächer ein und erſchlugen ſie ſammt allen ihren Frauen, die ſich noch vergeblich für ſie wehrten.

Um dieſen Greuel zu rächen, brach Evergetes von Aegypten auf und drang bis tief in den Oſten des ſeleukidiſchen Reiches ein, ohne daß uns die Alten etwas Genaueres von ſeinem Heerzuge berichten, außer daß er immer ſiegreich war. Des Königs Gemahlin,

Berenike, die ihn aufs zärtlichste liebte, hatte gelobt, wenn er glücklich zurückkehre, ihr schönes Haar den Göttern zu opfern. Als er nun wirklich als Sieger heimkehrte, erfüllte sie ihr Gelübde und das Haar wurde im Tempel aufgehängt, von aller Welt wegen seiner Schönheit und wegen der Treue seiner Besitzerin bewundert. Da verschwand es plötzlich. Evergetes gerieth in heftigen Zorn und ließ nach dem Diebe fahnden, der Astronom Konon aber beruhigte ihn, indem er ihm versicherte, die Götter selbst hätten Berenikes Haar zu sich genommen und es hänge jetzt als das Sternbild am Himmel, welches noch heute ihren Namen trägt.

Evergetes behielt, nachdem er seiner Schwester Mord gerächt hatte, nichts von dem, was er in Asien erobert, sondern kehrte nach Aegypten zurück. Es zeigt von seinem Edelmuthe, daß er den Kleomenes von Sparta auf das ehrenvollste bei sich aufnahm und entschlossen war, ihm beizustehen und die wahre Freiheit der Griechen herzustellen, allein er starb plötzlich, wie man glaubt, von seinem eigenen Sohn ermordet, den man deshalb zum Hohn Philopator (der den Vater liebt) nannte, 221.

3.

Entartung der Ptolemäer.

Von nun an sinkt das Geschlecht der Ptolemäer sittlich tief herab, während es mit dem griechischen Schönheitssinn und der Pflege der Künste und Wissenschaften zugleich den eigenen schönen Racentypus bewahrt, den selbst die wiederholte Geschwisterehe nicht auslöscht, obgleich nach dem gewöhnlichen Naturgesetz Inzucht die Race verdirbt. In diesem merkwürdigen Geschlecht der Ptolemäer wurde vielmehr ein weltgeschichtliches Gesetz offenbar, denn sofern in ihm Häßlichkeit der Seele und Schönheit des Leibes wie in keinem andern Königsgeschlecht auf Erden kulminirten, wiederholte es in dem ersten großen Zeitraum der Geschichte nur wieder, was der Ge-

schichte vorhergegangen war, den Fall Lucifers, des „schönen" Sternes, und bewies in den markirtesten Zügen, daß die ganze Bildung des classischen Alterthums ohne sittliche Tiefe, ohne heiligen Ernst nur eine oberflächliche Schönheit, nur ein übertünchtes Grab war.

Ptolemäus Philopator, des Vatermords verdächtig, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch seinen Bruder Magas umbringen ließ und den unglücklichen Kleomenes ins Verderben stürzte. Man kann sich denken, wie der hochherzige spartanische Reformator und der königliche Bube einander müssen gehaßt haben. Philopator war trotz seiner Laster ein Schöngeist und baute dem Homer einen Tempel, den Dichter selbst unter die Götter versetzend. Aber durch die ästhetische Maske blickt die tiefe innere Verworfenheit hindurch. Der König erhielt einen zweiten Beinamen Tryphon (Schwelger), weil er sich jeder Art von Wollust überließ und dabei ungeheure Verschwendungen machte. Sein Lieblingsgott wurde Dionysos, den er selbst nachahmte, indem er die Dionysien mit allen ihren pöbelhaftesten Ausschweifungen feierte. Unter ihm wurde der Sittenzustand Alexandriens aufs tiefste verdorben. Die Seleukiden wollten von seiner Mißregierung Nutzen ziehen und griffen ihn an, erlitten aber durch den ägyptischen Feldherrn Polykrates bei Rapphia eine Niederlage, 217. Damals zog Philopator triumphirend in Jerusalem ein und bezeigte sich zwar gnädig gegen die Juden, verlangte aber aus Neugier ins Allerheiligste des Tempels einzugehen, dem Niemand als der Hohepriester nahen durfte. Alle Einwendungen und Bitten waren vergebens, der König drang ins Allerheiligste ein, wurde aber vom Herrn geschlagen und besinnungslos zurückgebracht. Seitdem haßte er die Juden und verfolgte sie. Später mehr davon.

Die Seleukiden griffen das verwahrloste Aegypten noch einmal und mit stärkerer Macht als früher an, so daß Philopator zum erstenmal die Hülfe der Römer anrief. Wie thöricht handelten beide, die Seleukiden wie die Ptolemäer, daß sie sich unter einander bekämpften und schwächten und zugleich Makedonien im Stich ließen, während sie alle drei gegen Rom hätten zusammenhalten sollen.

Nachdem Philopator seiner Gemahlin Arsinoë satt geworden, ließ er sie umbringen und heirathete eine gemeine Hetäre, die schöne Agathokleia, deren Frechheit so weit ging, daß sie das königliche Diadem mit Füßen trat. Sie und ihr Bruder Agathokles, der dem König als Werkzeug unnatürlicher Wollust diente, beherrschten ihn fortan ganz und regierten für ihn, bis er, durch seine Völlerei allzufett geworden, im besten Alter starb, 204. Nun fiel das Volk über die nichtswürdige Camarilla her und ließ alle Glieder derselben hinrichten, für den noch unmündigen Sohn der Arsinoë, Ptolemäus Epiphanes, übernahm aber einstweilen Sosibius, Sohn eines unter der frühern schlechten Regierung abgesetzten Ministers, die Regentschaft. Dieser jedoch fühlte sich zu schwach in seiner Stellung und lud Rom ein, die Vormundschaft zu übernehmen. Scipio hatte damals eben bei Zama gesiegt, die römische Macht stand auf dem Höhepunkt, vor ihr zitterte alles. Sich dieselbe zu befreunden und dadurch gegen die Seleukiden zu schützen, wurde fortan stehende Politik in Alexandria.

Als Epiphanes zu seinen Jahren gekommen war und die Regierung selbst übernahm, ließ er seinen treuesten und weisesten Rathgeber, Aristomenes, hinrichten und überließ sich, gleich seinem Vater, den gemeinsten Ausschweifungen und rohesten Gewaltthätigkeiten. Das Volk empörte sich gegen ihn, wurde aber im Zaum gehalten theils durch die List des Polykrates (des Siegers von Rapphia), der die Häupter der Empörung zu einer Vergleichshandlung einladen, nachdem der Vergleich geschlossen war, aber alle hinrichten ließ, theils durch die Furcht vor Rom, dem der König auf alle Art schmeichelte und blind gehorchte, um unter römischem Schutz daheim ungestraft jede Tyrannei üben zu können, 183. Er schickte auch überaus viel Geld nach Rom und diese Spenden, so wie seine Ausschweifungen erschöpften den Staatsschatz. Als er nun, obgleich er mit Antiochus den großen Frieden gemacht und dessen Tochter Kleopatra geheirathet hatte, nochmals einen Krieg wider die Seleukiden anfangen wollte, frug ihn sein Feldherr, wo er die Mittel dazu hernehmen wolle? Da antwortete er unvorsichtig: meine Freunde sind mein Schatz!

Seine Vertrauten, alle, die sich unter ihm bereichert hatten, fürchteten nun, er werde ihnen alles wieder nehmen und sie hinrichten lassen, kamen ihm daher zuvor und brachten ihm Gift bei, 181.

Seine zwei noch unreifen Söhne Ptolemäus Philometor (der Mutter liebende) und Ptolemäus Evergetes II., später Kakergetes (der Uebelthäter) oder Physkon (Dickbauch) genannt, wurde von der seleukidischen Mutter in Obhut genommen. Wenn je, so wäre jetzt noch Gelegenheit gewesen, Aegypten mit dem asiatischen Seleukidenreich zum Widerstand gegen Rom zu vereinigen und das war auch das eifrigste Bestreben der Seleukiden. In Aegypten aber war die Feindschaft gegen Asien eingefleischt. Die Königin Mutter, Kleopatra, starb, vielleicht nicht natürlichen Todes, und sogleich erhob sich in Alexandria eine exclusiv ägyptische Partei unter dem Verschnittenen Eubäus und einem gewissen Lenäus, und verlangte Palästina zurück, welches als Brautschatz für die Kleopatra an die Seleukiden gekommen war. Der Krieg begann und der kleine Philometor gerieth, man weiß nicht wie, in die Hände der Seleukiden, weshalb er vom Thron ausgeschlossen und nur Physkon in Alexandria als König anerkannt wurde. Antiochus aber errang nun Vortheile, führte den Philometor zurück und wollte, daß beide Brüder unter seiner Oberleitung gemeinschaftlich über Aegypten regieren sollten. Damit wäre die Allianz der Ptolemäer und Seleukiden besiegelt gewesen und eben deshalb begannen die Römer, welche der Bruderfehde schadenfroh zugesehen hatten, jetzt furchtbar zu drohen und schreckten den Seleukiden wirklich dermaßen, daß er Aegypten aufgab und auch nichts mehr einwendete, als Rom die scheinbare Aussöhnung der Brüder und die Oberleitung ihrer Angelegenheiten übernahm, 162.

Beide Brüder dauernd einig zu machen, war unmöglich, weil Physkon ein Bösewicht war und allein regieren wollte. Philometor, dessen Charakter edel war, floh nach Cypern und wollte sich wenigstens auf dieser Insel behaupten. Um ihn aber auch von dort zu vertreiben, suchte Physkon römische Hülfe und kam selbst nach Rom. Hier entbrannte er für die schöne Cornelia, Tochter des Scipio

Africanus (später die berühmte Mutter der Grachen), sie schlug ihn aber aus und das nahm niemand Wunder, denn eine römische Senatorentochter nahm in vieler Beziehung einen höhern Rang ein, als ein vor dem Senat bettelnder König aus Afrika. Unterdeß empörte sich auch Kyrene gegen den Physkon und dieser stellte zwar dort die Ruhe her, wurde aber bei einem Angriff auf Cypern von seinem Bruder gefangen, 157. Philometor nahm keine Rache, sondern verzieh dem bösen Bruder und entließ ihn großmüthig. Nun machten aber auch die Seleukiden Anspruch auf Cypern und im Kampf mit ihnen wurde Philometor bei Antiochia schwer verwundet und starb bald darauf, 147.

Er hatte nach Sitte der Ptolemäer seine leibliche Schwester Kleopatra geheirathet und von derselben einen jungen Sohn. Physkon nahm dieselbe Schwester jetzt zur Ehe und sie willigte in die Verbindung ein unter der Bedingung, daß ihr Sohn zum Thronfolger erklärt werde. Am Hochzeittage aber ließ Physkon den unschuldigen Knaben ermorden, und ersetzte ihn durch einen Sohn, den er selbst mit der Kleopatra zeugte und Memphitis (von Memphis) nannte. Der römischen Freundschaft sicher, ließ sich der Dickbauch nun völlig gehen und übertraf alle seine Vorgänger an Abscheulichkeit. Kein Recht und Gesetz wurde mehr von ihm geachtet, seine griechischen und asiatischen Leibwächter wurden förmlich von ihm aufgefordert, die Stadt Alexandria zu plündern und mit den wehrlosen Einwohnern nach Gutdünken zu verfahren. Soldaten also legten sich in die Häuser, machten sichs bequem, raubten, was sie fanden, ermordeten die Männer, mißhandelten die Frauen und zwangen so den größten Theil der Einwohner, ihr Heil in der Flucht zu suchen.

Damals kam Scipio Africanus der Vielgepriesene, nach Aegypten auf einer Rundreise, die er im Interesse Roms unternahm, um zu sondiren, welche Nachbarstaaten Rom gefährlich seyen, welche nicht. Physkon empfing ihn mit dem größten Pompe. Der Römer fuhr den Nil hinauf, erkundigte sich nach allem und drückte sein Vergnügen aus, daß ein so reiches Land, wie Aegypten, welches, gut regiert,

Rom wohl gefährlich werden könne, so schlecht regiert sey. Physkon durfte also fortwüthen.

Er that das auch in solchem Maaß, daß endlich das Volk wüthend wurde. Nachdem er einmal alle jungen Leute Alexandriens, im Gymnasium versammelt, hatte niederhauen lassen, stürmte das empörte Volk seinen Palast, brannte denselben nieder, zwang ihn selbst zur Flucht und setzte die bereits von ihm verstoßene Schwestergattin Kleopatra auf den Thron, 130.

Er hatte diese tugendhafte Gemahlin seines tugendhaften Bruders schon bei der Hochzeit schändlich verrathen und ihren Sohn erster Ehe umgebracht. Jetzt verliebte er sich in die reizende Schwester dieses ermordeten Sohnes, die einzige noch übrige Tochter seines Bruders Philometor, zwang sie zur Heirath, wie er ihre Mutter gezwungen hatte, und verstieß die Mutter. Nach der Revolution in Alexandrien aber wurde sie zurückberufen und er verbannt. Da rächte er sich in seiner teuflischen Art, indem er in Cypern, wohin er geflohen war, den Memphitis, seinen eigenen Sohn von der Kleopatra, abschlachten, in kleine Stücke schneiden ließ und der Mutter in Alexandrien als Geburtstagsgeschenk überschickte. Nachher sammelte Physkon ein Heer, überwand die Truppen der Königin, zwang nun wieder sie zur Flucht und zog als Sieger in Alexandrien ein, 128. Von da an regierte er, wie es scheint, ruhig bis 117, in welchem Jahre der Tod die ägyptische Erde von diesem Ungeheuer befreite.

Man macht sich einen etwas deutlichern Begriff von dem Zeitalter, wenn man erfährt, daß der Dickbauch, der so ungeheure Frevel gegen die Natur beging, stets von Dichtern, Philosophen, Rhetoren und anderem red- und federfertigem Hofgesinde umgeben war, den schönen Geist spielte und selbst die Feder führte, indem er einen Commentar zum göttlichen Homer schrieb. Die sogenannte Bildung, Schöngeisterei und Philosophie schmiegen sich auch heute noch jeder Tyrannei an. Nie aber nahmen die Musen in einem so tiefen Kloak ihre Wohnung als an dem Hofe zu Alexandrien.

4.

Familiengreuel.

Die schauderhaften Scenen in der Familie des Physkon sollten bis zu einer Art von Regelmäßigkeit bei seinen Nachkommen wiederkehren, indem je enger die Familienbande durch die stets wiederholten Geschwisterehen geknüpft wurden, in demselben Maaße die Herzen sich gegen einander entfremdeten, in tiefstem Hasse glühten und Verrath und Mord die Tagesordnung wurden.

Physkon hinterließ drei Söhne, wovon der älteste, Apion, außerehelich geboren war und daher auch nur Kyrene erhielt, womit er sich als ein verständiger Mann begnügte, ohne sich, durch die Wüste vom Nillande getrennt, in die ägyptischen Händel einzumischen. Physkons jüngere Söhne waren Lathurus und Alexander, beide von der Kleopatra, seiner jüngsten und letzten Gemahlin, der Tochter der ältern Kleopatra, seiner ersten Gemahlin. Lathurus hatte das Unglück, obgleich er der bessere Sohn war, von seiner Mutter gehaßt zu werden. Mit ihrem jüngsten Sohn wollte sie allein regieren. Das Volk zwang sie, den Lathurus dennoch zum Mitregenten anzunehmen, allein sie vertrieb ihn mit List, indem sie ihn öffentlich auf das schändlichste verleumdete. Er sammelte Truppen in Palästina, im J. 104 und nun führten Mutter und Sohn förmlich Krieg mit einander. Bei Asophos am Jordan erfocht er einen glänzenden Sieg, unterlag aber wieder in den folgenden Jahren. Die Unnatur der Mutter ging so weit, daß sie dem Hasse gegen den Sohn auch die Töchter aufopferte. Lathurus liebte seine Schwester Kleopatra eben so schwärmerisch, wie einst Philadelphus die seinige. Eben deshalb aber riß die Mutter sie von ihm weg und zwang ihn, die jüngere Schwester Selene zu heirathen, die er nicht liebte und wieder verließ. Dieselbe Selene gab nun ihre Mutter dem Seleukiden Antiochus, um ihn gegen ihren Sohn aufzuhetzen. Mittlerweile konnte aber auch der jüngere Sohn, Alexander, die Tyrannei der Mutter

nicht länger ertragen und entwich heimlich aus Alexandrien. Die Mutter ließ ihn verfolgen und stellte ihm nach dem Leben, er aber kam ihr zuvor und ließ sie selbst umbringen, 89. Der Muttermord machte ihn jedoch bei den Aegyptern verhaßt und Lathurus wurde zum König ausgerufen. Alexander wagte, den Bruder zu bekriegen, kam jedoch im Kampf auf der Insel Cypern um. Aber auch Lathurus regierte nicht lange mehr. Seine Absichten waren die besten. Er wollte die zerrüttete Ordnung im Reiche herstellen und die unter der Weiberregierung eingeschlichenen Mißbräuche abschaffen. Dies führte zu einer Empörung, die er dämpfte, aber er starb schon im Jahr 81.

Ohne daß es von Aegypten aus hätte verhindert werden können, hatte unterdeß Apion, nachdem er ruhig in Kyrene regiert, bei seinem Tode im Jahr 96 zu Erben dieses Reiches Senat und Volk der Römer eingesetzt, welche nach ihrer Gewohnheit auch hier den Griechen zuerst eine republikanische Freiheit gewährten, sie bald aber ihrem eigenen großen Freistaat einverleibten und Kyrene zu einer römischen Provinz machten.

Von dem Geschlecht der Ptolemäer waren nur noch übrig Berenike, des Lathurus Tochter, welche den Thron bestieg, und ein unehelicher Sohn, Ptolemäus Auletes, der keinen Rechtsanspruch hatte, dagegen aber noch ein Sohn des Alexander, Alexander II. Dieser war zum König Mithridates nach Pontus geflüchtet worden, entwich aber zu den Römern und wurde dort benutzt, um der Berenike Concurrenz zu machen, denn es war schon längst die unverbrüchliche Politik Roms geworden, theils die großen Reiche der Diadochen untereinander, theils in jedem einzelnen allein Bruder mit Bruder und eine dynastische Partei mit der andern zu entzweien, bis sie alle dermaßen abgeschwächt seyn würden, daß sie Rom wie von selbst zur Beute werden mußten. Alexander lebte zu Rom im Hause des Sulla und dieser verschaffte ihm die ägyptische Krone, wodurch er ganz von den Römern abhängig werden sollte. Zwar vermochte ihn eine patriotische Partei in Aegypten, welcher er anfangs wenigstens zum Schein nachgeben zu müssen glaubte, sich mit der Berenike auszusöh-

nen und sie zu heirathen. Er sah darin jedoch nur ein Mittel, sich dieser Nebenbuhlerin bequemer zu entledigen und ließ sie nach der Hochzeit umbringen. Allein er blieb verhaßt, wurde von den Aegyptern vertrieben und starb in der Verbannung, indem er des Apion Beispiel nachahmend, in seinem Testamente die Römer zu Erben des ägyptischen Reiches einsetzte, 66.

Nun war nur noch Ptolemäus Auletes (der Flötenspieler) übrig, welcher, obgleich unehelich geboren und von unwürdigen Sitten, dennoch von den Aegyptern zum König angenommen wurde, weil sie die einheimische Tyrannei nicht so sehr fürchteten wie die römische. Der Flötenspieler nannte sich auch Dionysos, weil er, wie einst Philopator, diesen üppigen Gott allein verehrte, bei der Feier der Dionysien ihm nachahmte, gleich dem Gotte selbst doppelten Geschlechts erscheinen wollte, daher öffentlich in Frauenkleidern tanzte und gleich den berüchtigten syrischen Flötenspielerinnen um den ersten Preis im Flötenblasen wetteiferte. Rom störte ihn nicht, denn unter einem solchen Könige war Aegypten nicht gefährlich, er mußte aber den Römern seine Anerkennung abkaufen um 6000 Talente. Um dieses Geld aufzubringen, mußte er das durch seine Verschwendungen ohnehin erschöpfte Land mit neuen Steuern belasten. Nun empörte sich das Volk und er mußte nach Rom flüchten, wo er seine Schätze durch Bestechung der Senatoren vollends vergeudete. Seine in Alexandrien zurückgebliebene Tochter Berenike wurde einem Seleukiden vermählt, wie man denn immer erkennt, daß es trotz aller Unterdrückungen in Aegypten noch eine ehrenhafte Partei gab, die in der Verbindung der Ptolemäer mit den Seleukiden das einzige Mittel sah, um den Nacken Aegyptens noch in der letzten Stunde dem Joche Roms zu entziehen. Aber Seleukus, den Berenike heirathen mußte, war ein elender Mensch, mißgebildet an Leib und Seele, und wurde nur Kybiosaktes (der Küchenjunge) genannt. Seine erste Regierungshandlung war, den schweren goldenen Sarg Alexanders des Großen aus seinem Grabe rauben zu lassen. Da empörte sich aber auch gleich alles gegen ihn, Berenike selbst ließ ihn erwürgen und vermählte sich zum zweitenmal mit Archelaos, angeblich einem Sohne

des großen Römerfeindes Mithridates. Man erkennt daraus sehr deutlich, daß die patriotische Partei in Aegypten um jeden Preis an der asiatischen Opposition gegen Rom Theil nehmen wollte. Nur jetzt leider zu spät. Die Römer trafen auch sogleich Fürsorge, daß Auletes unter ihrem Schutze nach Aegypten zurückkehrte. Sie verfuhren dabei mit der ganzen, ihrer Politik eigenthümlichen Arglist, indem sie dabei den Schein annahmen, durch den sich noch neuere Geschichtschreiber haben täuschen lassen, als sey ihr Verfahren gegen Aegypten nur eine Folge der Bitten und Intriguen des Auletes gewesen, da sie es im Gegentheil waren, von denen die Initiative ausging und die sich des Flötenspielers einzig zu ihren Zwecken bedienten. Ein römisches Heer unter Gabinius, welchem Auletes dafür wieder 5000 Talente zahlen mußte, führte ihn mit Gewalt als rechtmäßigen König nach Aegypten zurück, schlug den Archelaos und nahm ihn gefangen. Gabinius aber spielte mit den ägyptischen Prätendenten wie die Katze mit den Mäusen, denn er ließ den Archelaos wieder frei, sobald ihm derselbe eine große Summe Geldes bot, und erklärte dem Auletes, er könne ihm nicht weiter helfen, wenn er nicht auch von ihm wieder eine große Summe erhielte. Diese wurde auch aufgebracht und nun fiel Gabinius wieder über den Archelaos her, welcher in diesem Kampfe umkam und eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre, weil man viele edle Eigenschaften an ihm rühmte, 55.

Jetzt saß Auletes wieder auf dem Thron Aegyptens und ließ seine lange unterdrückte Wuth an allen aus, die an seiner Vertreibung Theil genommen oder ihn wenigstens nicht unterstützt hatten. Das erste Opfer war seine eigene Tochter Berenike, die er umbringen ließ. Dann alle Reichen in Alexandria, die er ebenfalls hinrichten ließ, um mit ihren Schätzen die Römer zu bezahlen. Aus Furcht vor den Legionen des Gabinius wagten die Aegypter keinen Widerstand und ließen sich den Mord ihrer besten und angesehensten Mitbürger gefallen. Als aber zufällig einmal ein römischer Soldat in Alexandria eine Katze todtschlug, so erregte, weil diese Thiere den Aegyptern heilig waren, dieser Frevel einen allgemeinen Aufruhr und

das Volk begnügte sich nicht eher, bis es den in Sicherheit gebrachten Soldaten, alle Wachen durchbrechend, herausgeholt und in Stücke gerissen hatte. Dies war ein nur vorübergehendes Ereigniß. Unter dem Schutz der Römer regierte der Flötenspieler fort und ließ das Land systematisch aussaugen durch einen gewissen Rabirius, einen der vielen Geldmänner in Rom, welcher ihm aus Spekulation Vorschüsse gemacht hatte und sich jetzt dafür zum Obereinnehmer Aegyptens ernennen ließ, um sich von den Steuern bezahlt zu machen. Nach einiger Zeit aber wurden die beiden Plünderer, Gabinius und Rabirius, nachdem sie dem politischen Zwecke Roms gedient hatten, in Rom selbst angeklagt und bestraft, denn die römische Politik wußte immer den bösen Schein von sich abzuwenden und opferte ihre eigenen Werkzeuge auf, nachdem sie dieselben gebraucht hatte. Doch ließ man dem armen Auletes keine Ruhe.

Damals fiel das zu Aegypten gehörige Cypern in der Römer Gewalt. Die Umstände, unter denen es geschah, sind sehr charakteristisch. Clodius, der frechste Demagoge und Tribun Roms, war von cilicischen Seeräubern gefangen worden und wies sie an den Auletes, der das Lösegeld zahlen würde. Auletes zahlte nur zwei Talente, womit sich auch die Seeräuber begnügten. Clodius aber fühlte sich tödtlich beleidigt, daß man ihm keinen höhern Werth zugeschrieben habe, und beantragte in Rom die sofortige Besitzergreifung der reichen Insel Cypern. Der große Redner Cicero und der rechtschaffene Cato (der jüngere, zubenannt von Utika) widersetzten sich dem schändlichen Raube mitten im Frieden. Clodius aber verhöhnte den Cato und setzte einen Volksbeschluß durch, welcher den Cato zwang, selbst die Execution zu übernehmen. Er führte sie nun mit Widerwillen, aber größter Strenge aus, nahm alles Werthvolle aus der Insel hinweg, schrieb es genau auf und sandte es nach Rom, eine ungeheure Summe, von der er nicht das Kleinste für sich nahm. Seltsame Römertugend, kraft welcher er einzig darauf bedacht schien, seine Uneigennützigkeit zu beweisen, während er das Recht eines ganzen Volkes mit Füßen trat und aus Reichen und Glücklichen Arme und Unglück-

liche machte. Von Rom kam damals der Befehl, Aegypten ſelbſt ſolle eben ſo vollends ausgeplündert werden. Da ließ Auletes alle ſeine Schätze, denn er hatte derſelben aus Fürſorge immer noch genug verhehlt oder zuſammengeſcharrt, auf Schiffe bringen und fuhr von Alexandrien fort, aber wohin? Verzweiflungsvoll ſuchte er den Tod und wollte ſeine Schätze mit ſich im Meere begraben, aber man wußte ihn davon abzuhalten, ſo daß er wieder umkehrte, Gift nahm und die Schätze den Römern zurückließ, 51.

Von einer patriotiſchen Partei in Aegypten konnte damals nicht mehr die Rede ſeyn. Die ſelbſtändige Exiſtenz Aegyptens hing nur noch an einem Faden und dieſen hielt Rom. Auletes durfte zwar wagen, den Thron noch ſeinen Kindern zu hinterlaſſen, aber nur unter der Vormundſchaft Roms.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß Rom die Schwäche, Uneinigkeit und tiefe Corruption der makedoniſch-griechiſchen Reiche für ſeine Herrſchſucht ausbeutete. Doch lud es den Fluch auf ſich ſelbſt, indem es nicht mit der vielgerühmten römiſchen Tugend einſchritt und der Corruption ſteuerte, ſondern die Laſter der Griechen argliſtig pflegte und vermehrte und ſich ſelbſt davon anſtecken ließ.

5.

Kleopatra.

Die Kinder des Auletes waren Kleopatra und Ptolemäus, welche die Krone theilen ſollten und noch zwei Jüngere, ein zweiter Ptolemäus und Arſinoë. Der Eunuch Pothinus aber wollte für den dreizehnjährigen Ptolemäus allein regieren und vertrieb die um einige Jahre ältere Kleopatra. Dieſe aber, damals ſchon feurig und entſchloſſen, ſammelte in Paläſtina und Syrien ein Heer und bekriegte ihren Bruder, im J. 48.

Beide Heere ſtanden ſich eben bei Peluſium gegenüber, als plötzlich Pompejus, im römiſchen Bürgerkriege von ſeinem großen Gegner

Julius Cäsar besiegt und verfolgt, anlandete und Aegyptens Hülfe in Anspruch nahm. Nach kurzem Besinnen, seine Schwäche und Cäsars Furchtbarkeit erwägend, ließ der Eunuch den unglücklichen Pompejus verrätherisch umbringen und hoffte dadurch sich Cäsars Gnade zu versichern. Kleopatra hielt sich während dieser Vorgänge zurückgezogen und wartete, bis es Zeit seyn würde, ihre Ansprüche geltend zu machen. Nun kam Cäsar, aber nur von 4000 Mann begleitet und hätte wegen der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte beinahe das Schicksal des Pompejus gehabt, denn das Volk von Alexandrien stand wider ihn auf und belagerte seinen Palast. Indessen erwehrte er sich des wilden Pöbels, da der König und der Eunuch es doch nicht wagten, selbst gegen ihn aufzutreten. Cäsar spielte ohne alle Furcht den Herrn, benahm sich gegen die Aegypter huldreich, ließ sie aber entsetzlich viel zahlen. Der Eunuch, um ihn aufs neue verhaßt zu machen, raubte alle kostbaren Gefässe aus den Tempeln, als hätte es Cäsar befohlen.

Die Dinge in Aegypten nahmen aber plötzlich eine andere Wendung, als Cäsar sich Willens erklärte, den Kronstreit zu schlichten und Bruder und Schwester vor seinen Richterstuhl forderte, kraft des Testamentes, in welchem ihr Vater die Vormundschaft über sie Rom anvertraut hatte. Kleopatra hoffte bei Cäsar Hülfe zu finden, fürchtete sich aber so sehr vor der Arglist des Eunuchen, daß sie, um nicht unterwegs seinen Mördern in die Hände zu fallen, wenn sie sich öffentlich zeige, sich nur heimlich, in einen Teppich eingewickelt, auf dem Rücken eines treuen Dieners, in Cäsars Gemächer tragen ließ und dann zu dessen Füßen sinkend und ihn um Schutz anflehend, ihm den Zauber ihres ganzen Liebreizes enthüllte. Höchlich überrascht und entzückt ließ er das liebliche Mädchen nicht mehr von sich und war von dieser Stunde an ihr treuester Ritter. Sie wurde von ihm sogleich als berechtigte Miterbin des Thrones anerkannt und dem Bruder befohlen, die Regierung mit ihr zu theilen.

In äußerster Erboßung darüber erregte nun der junge König einen neuen Aufruhr der zahlreichen und stets zur Anarchie geneigten Bevölkerung gegen den großen Cäsar, welcher noch einmal im Palast

belagert wurde. Diesmal dauerte der Kampf lange und war sehr blutig. In der Stadt selbst eingeschlossen wehrte sich Cäsar verzweifelt gegen die Uebermacht, während des Ptolemäus Feldherr, Achilles, mit 20,000 Mann ihn nur scheinbar entsetzen sollte. Auch die römische Flotte sollte verbrannt werden, Cäsar aber verfuhr noch rascher und verbrannte die ägyptische im Hafen. Dadurch geriethen auch die Häuser am Hafen in Brand und zum erstenmal verbrannte auch ein Theil der großen Bibliothek. Ohne Zweifel wäre Cäsar verloren gewesen, wenn die Aegypter nicht aus geheimer Angst gezaudert hätten. Ptolemäus stellte sich immer noch, als wollte er Cäsar vertheidigen, als ginge der ganze Aufruhr nur vom Pöbel aus. Cäsar aber fing einen geheimen Briefwechsel zwischen dem Eunuchen und Achilles auf und ließ augenblicklich den erstern ergreifen und hinrichten. Das Volk, ingrimmig darüber, daß Ptolemäus sich so feig benahm, rief die noch ganz junge Arsinoë auf Antrieb des Eunuchen Ganymed, dem sie anvertraut worden war, zur Königin aus und setzte die Belagerung Cäsars mit der heftigsten Erbitterung fort. Jetzt erst warf der elende Ptolemäus die Maske ab und stellte sich an die Spitze des Volks, nur um der Arsinoë die Krone nicht zu lassen. Mittlerweile hatte Cäsar von allen Seiten Hülfe aufgeboten und rückten Mithridat von Pergamus, Syrer, Juden und Araber zu seinem Entsatze heran. Das ägyptische Heer und Ptolemäus selbst zog ihnen entgegen, aber Cäsar folgte ihm, vereinigte sich mit Mithridat, fiel über den zwischen Canälen eingeengten Feind her und erfocht den entscheidenden Sieg. Der König selbst ertrank auf der Flucht. Von panischem Schreck ergriffen wagte Alexandria, wohin der Sieger im Triumph zurückkehrte, keinen Widerstand mehr.

Cäsar ordnete nun die Verhältnisse Aegyptens in der Art, daß Kleopatra die Krone behielt, aber ihren erst elfjährigen Bruder, den zweiten Ptolemäus, zum Mitregenten annahm. Die arme noch sehr junge Arsinoë, die nur von der Partei mißbraucht worden war, verlor die Insel Cypern, die ihr Cäsar schon zugedacht hatte, und mußte sich gefallen lassen, als Gefangene seinen Triumphwagen zu zieren.

Cäsar lebte, so lange er in Aegypten war, mit Kleopatra un-

zertrennlich, als ob er selbst König von Aegypten und ihr Gemahl gewesen wäre. Kleopatra hat sich abbilden lassen in einem schönen von ihr gebauten Tempel zu Theben. Hier (in den Ruinen von Tentyra) sah das Bild Ritter Prokesch und sagt von ihr: „Sie erscheint in der vollsten Blüthe der Jugend, schön, stolz, edel im Ausdruck, als Priesterin der Isis, in hohem Grade reizend und reich gekleidet, am reichsten sie selbst durch den Zauber des Ebenmaßes, die Fülle, Wärme und Schönheit des Körpers; sie bringt Vasen zum Opfer. Wenn ich diese Kleopatra betrachte, so begreife ich die Schwäche der Cäsare. Ihr Kopfputz ist von großer Zierlichkeit und Feinheit des Geschmackes und wäre unseren Moden ein wünschenswerthes Muster. Die Haare hängen, in nubische Tressen geflochten, über Achsel und Nacken in wohlberechneter Vertheilung hinab, und schlingen sich zum Theil als Netzgeflechte um das Haupt. Flügel schmiegen sich weich an die Seiten des Hauptes, und ein Schlängelchen hebt sich über der Stirne, und über dem edlen, stolzen, feinen Antlitze. Arme und Busen sind bloß, beide mit reichem Geschmeide geziert. Ein prachtvoller Gürtel preßt, nahe unter dem Busen, den Leib, und hält ein anliegendes Gewand, das bis an die Knöchel reicht. Der Stoff ist wie Silberschuppen nach verschiedenen Richtungen geordnet, so daß sie eine wohlgefällige Zeichnung bilden. Auch an den Füßen ist Geschmeide, wie noch heut zu Tage die Araberin dort dessen zu tragen pflegt. Alle Beiwerke sind reich gedacht und zierlich ausgeführt."

Kleopatra gebar dem Cäsar einen Sohn, den sie Cäsarion nannte und an den sie ausschweifende Hoffnungen knüpfte. Noch jetzt sieht man auf den Wandbildern eines von ihr im altägyptischen Style erbauten Tempels die Geburt abgebildet. Sie selbst als Göttin gebiert einen jungen Gott. Sie mochte sich träumen, dieses Kind der Liebe, der Sohn des größten Mannes und des schönsten Weibes in der Welt, werde den Thron Aegyptens, vielleicht sogar den Roms erben. Deshalb ließ sie, als Cäsar, durch dringende Geschäfte endlich abberufen, sie kaum verlassen hatte, ihren unschuldigen kleinen

Bruder Mitregenten umbringen, damit seine Ansprüche ihrem Cäsarion nicht mehr im Wege stünden.

Sie dachte an noch mehr, sie hoffte mit Cäsar sogar den höchsten Thron der Welt, den römischen zu theilen. Sie besuchte ihn in Rom, kam aber nicht zu ihrem Zweck und mußte nach Aegypten zurückkehren. Cäsar fiel durch Mörderhand. Antonius rächte seinen Tod, kam nach Asien, um einen Krieg gegen die Parther zu führen, und beschied die Kleopatra vor seinen Richterstuhl nach Tarsus, wo sie sich wegen ihres bisherigen Verhaltens rechtfertigen sollte. Er wollte sie aber wohl nur als Geißel für die Ruhe Aegyptens behalten, um während des parthischen Krieges den Rücken frei zu haben. Dellius, den er zu ihr schickte, rieth ihr, ihn zu verführen. Kleopatra war damals erst 25 Jahre alt, in der üppigsten Fülle der Frauenschönheit und legte es darauf an, den Antonius nicht weniger zu bezaubern, wie den Cäsar. Denn sie fuhr nach Tarsus auf einem Schiffe, welches über und über vergoldet war, mit Segeln von Purpur und Rudern von Silber. Oben auf dem Schiffe unter einem großen Baldachin von prächtigen Teppichen, ruhte sie selbst im Kostüm der Liebesgöttin, umgeben von reizenden Knaben, welche die Eroten, und von Jungfrauen, welche die Grazien und Nymphen darstellten. Umher spielte eine sanfte Musik zum Takt der Ruder und angezündetes Rauchwerk erfüllte die Luft mit süßen Wohlgerüchen. Als sie in Tarsus landete, ließ sie ihre Zelte aufschlagen und zum Empfange des Antonius bereit halten, indem sie ihm sagen ließ, es würde schicklicher seyn, wenn er zuerst zu ihr käme. Kurz vorher hatte Antonius, als ein gewohnter Schwelger und berauscht durch die Huldigungen der feilen Griechen, in Ephesus seinen Triumphzug als Gott Dionysos gehalten, umschwärmt von verkleideten Panen, Satyrn und Bachanten. Jetzt rief das Volk von Tarsus, die Göttin Aphrodite sey gekommen, um mit dem Dionysos ein Freudenfest zu feiern. Da konnte der eitle Antonius nicht widerstehen und erfüllte den Wunsch der Kleopatra. Er kam zu ihr und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselte ihn für immer, so daß er sich gar nicht mehr von ihr trennte, gleich mit ihr nach Alexandria zurückkehrte und den

ganzen Winter über bei ihr zubrachte, ganz untergesunken in Wollust und Ueppigkeit, indem hier ein Fest ans andere sich reihte und Kleopatras unerschöpflicher Erfindungsgeist und gewählter Geschmack ihm im Taumel des Genusses eine ewige Abwechselung gewährte. Ihre Vergnügungen verschlangen ungeheure Summen und sie prahlte noch mit ihren Verschwendungen. Denn als man einst die zwei größten Perlen der Welt von unschätzbarem Werthe, die sie in den Ohrringen trug, bewunderte, riß sie eine davon ab, ließ sie in Essig auflösen und trank sie hinunter. Doch traute sie ihrem hingebenden Geliebten immer noch nicht ganz und wollte keine Zeit versäumen, durch ihn, so lange er ihr anhing, ihren Lebensplan durchzusetzen. Sie wollte nämlich allein in Aegypten herrschen ohne die lästigen Mitregenten, die man ihr bisher immer aufgedrungen hatte. Sie bewog daher den Antonius, ihre unglückliche Schwester Arsinoë, die man in ein Asyl nach Milet gebracht hatte, ermorden zu lassen, damit niemand vom Ptolemäergeschlecht mehr übrig bliebe, der ihr und ihren Kindern im Wege stände, denn außer dem Cäsarion bekam sie nun bald auch von Antonius Kinder. Er mußte sich zwar aus Staatsklugheit auf eine kurze Zeit von ihr trennen und sogar die Octavia, die Schwester seines Collegen und Nebenbuhlers Octavian heirathen, verließ sie aber schon nach wenig Wochen und kehrte in die Arme der schönen Kleopatra zurück. Nun lebten sie wieder herrlich und in Freuden. Dann durfte sie ihn auf mehreren seiner Feldzüge begleiten, setzte aber auch unterwegs mit ihr das gewohnte üppige Leben wie im Frieden fort und als er triumphirend nach Alexandrien zurückgekehrt war, veranstaltete er im J. 33 ein Fest so prächtig, wie es die Welt noch nie gesehen hatte, wozu er alle Einwohner der unermeßlichen Stadt als Gäste einlud. Dabei erschien er selbst in der Tracht und unter dem Namen des Gottes Osiris und neben ihm Kleopatra als die Göttin Isis und ihren Kindern wurden die Loose geworfen und die Welt unter sie vertheilt. Cäsarion sollte einst von seiner Mutter Aegypten und Cypern erben. Seinen eigenen drei Kindern, die ihm Kleopatra seit sieben Jahren geboren hatte, bestimmte er das übrige Afrika und Asien. Nur über

Europa wagte er nicht zu gebieten, weil dort schon Octavian Herr war. Sein ältestes Söhnchen von der Kleopatra, welchem er den vielversprechenden Namen Alexander gegeben hatte, sollte alles Land östlich vom Euphrat bis nach Indien beherrschen, obgleich es damals von den Römern noch gar nicht erobert war. Dem zweiten, Ptolemäus, sollte ganz Vorderasien vom Euphrat an zufallen, dem Töchterchen Kleopatra aber Libyen und Kyrene. Alle diese vier Kinder sollten künftig den Titel König der Könige führen. Man erkennt daraus, daß Antonius unter den Verführungen der Aegypterin schon so ziemlich den Verstand verloren hatte. Es fiel deshalb auch dem Octavian nicht schwer, ihm das Vertrauen der Römer vollends abzugewinnen, sich gegen ihn zu erklären und ihn in der großen Schlacht bei Actium zu überwinden, 31.

Kleopatra, welche der Schlacht beigewohnt hatte, aber zuerst geflohen war, segelte in aller Eile nach Alexandrien zurück und bekränzte bei der Ankunft ihre Schiffe, als ob sie einen Sieg erfochten hätte. Alles nur, um einstweilen das Volk in Ruhe zu halten. Unterdeß unterhandelte sie mit dem Sieger, ohne deshalb den Antonius aufzugeben. Das letztere wollte sie nicht eher thun, bis sie ganz sicher seyn würde, daß sich Octavian wieder eben so leidenschaftlich in sie verlieben würde, wie Cäsar und Antonius. Sie war dessen nicht gewiß, und auch wieder um zehn Jahre älter geworden. Sollte sie von Octavian verschmäht werden, so wollte sie auch den Antonius nicht verlassen, sondern mit ihm sterben. Dieses letztere schlimmste Auskunftsmittel behielt sie sich vor, während sie heimlich mit Octavian unterhandeln ließ. Dieser stellte sich sehr zuvorkommend und suchte der Königin volles Vertrauen einzuflößen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, sie, wenn er sie nur erst lebendig in seine Gewalt bekommen hätte, in seinem Triumph als dessen schönste Zierde mit aufzuführen. Sie ließ sich nun auch wirklich so weit mit ihm ein, daß sie ihm hinter dem Rücken des Antonius die wichtige Festung Pelusium, den Schlüssel Aegyptens, auf verrätherische Art in die Hände spielte. Als nun Octavian der Stadt Alexandria immer näher rückte und die Versuche, die Stadt zu vertheidigen, wiederholt durch die

heimlichen Gegenbefehle der Königin vereitelt wurden, erfuhr Antonius endlich ihre Treulosigkeit und eilte in das königliche Schloß, um sie zu tödten. Aber sie hatte bereits nach ägyptischer Sitte sich selbst im Voraus ihre Grabstätte bauen lassen und dieselbe in den letzten Tagen mit ihren Schätzen ausgefüllt. Dahinein flüchtete sie jetzt und ließ ausſprengen, sie habe sich selbst umgebracht, um nicht lebendig in die Hände des Feindes zu fallen. Bei dieser Nachricht vergaß Antonius seine Wuth, glaubte wieder an die Treue der Königin und stürzte sich, um mit ihr zu sterben, in sein Schwerdt. Er lebte noch, als man ihm sagte, Kleopatra sey gar nicht todt. Er ließ sich nun zu ihr in das Grabmal tragen und sie, von Wehmuth überwältigt, umarmte ihn, weinte um ihn und pflegte ihn, bis er die Augen für immer schloß.

Unterdeß war Octavian in Alexandrien als Sieger eingezogen und Kleopatra raffte sich vom Sterbelager des Antonius auf, um ihm entgegen zu gehen und noch wo möglich sein Herz zu bewegen. Allein der Kummer der letzten Tage hatte sie entstellt. Ihre Erscheinung vermochte an der kalten Berechnung, mit der er sie empfing, nichts umzuändern. Sie merkte es wohl, verstellte sich aber und täuschte ihn durch das Anerbieten, ihm die verborgenen Schätze der ägyptischen Könige ausliefern zu wollen. Dadurch erhielt sie eine kleine Frist, welche sie benutzte, um sich in ihr Grabmal zu verschließen. Dorthin hatte eine treue Dienerin ihr in einem Körbchen mit Feigen eine giftige Schlange gebracht, welche sie selbst sich an die Brust legte und an deren Biß sie starb.

Octavian war sehr unwillig, als er die Nachricht davon empfing, denn binnen drei Tagen hatte er die Königin mit ihren Kindern nach Rom schicken wollen, um sie für seinen Triumphzug aufzusparen. Indeß fühlte er eine menschliche Regung und ließ die unglückliche Kleopatra an der Seite ihres Antonius mit königlicher Pracht bestatten.

Mit ihr endete das Geschlecht der Ptolemäer. Den armen Cäsarion ließ Octavian, damit er ihm nicht mit seinen Ansprüchen im Wege stehe, hinrichten, den Kindern des Antonius erwies er sich gnädig. Aegypten aber wurde eine römische Provinz.

Siebentes Buch.

Die alexandrinische Bildung.

1.

Alexandria.

In dem ganzen weiten Gebiete der Erde, welches Alexander der Große sich unterworfen hatte, drang mit der makedonischen Waffengewalt zugleich die griechische Bildung und Sprache ein. Die Makedonier selbst waren schon gräcisirt und durch sie wurden es auch die Kleinasiaten, Syrer, Aegypter. Sogar die noch tiefer in Asien wohnenden Babylonier und Perser nahmen etwas davon an und noch lange wurden in Baktrien griechische Münzen geschlagen. Die Griechen verdankten indeß die leichte und schnelle Aufnahme ihrer Bildung in den Morgenländern hauptsächlich der inneren Verwandtschaft, in welcher dieselbe schon von früher her unter Vermittlung der ionischen Griechenstädte mit der gesammten Geistes- und Sinnesrichtung Vorderasiens und des alten Babel stand. War es den Persern auch von Osten her in der ersten Begeisterung für die reine Lehre Zoroasters möglich geworden, jenes tiefverderbte Babel zu unterwerfen, so hatten sie es doch nicht zu bessern vermocht, und weil somit hier der Fortschritt zum Guten stockte, konnte der Rückschlag des Schlechten von Westen her nicht ausbleiben. In

Alexanders siegreichem Zuge nach Indien und in der weiten Ausbreitung des ästhetischen Sinnencultus und der allem sittlichen Ernste abholden Genußsucht der Griechen erkannten wir die große Reaction des Götzenthums und der babylonischen Hure gegen den Engel der Menschheit, welcher im Parsismus seine Schwingen zu entfalten versucht hatte. Die griechische Bildung, welche Alexander siegreich in Asien einführte, verschmolz sich mit allen schlechten Elementen, die am Euphrat und Tigris schon uralt waren, und steigerte die Lasterhaftigkeit nur zu einer noch furchtbareren Höhe, gerade weil sie dieselbe mit allen Mitteln des Geistes zu rechtfertigen suchte und alles, was noch in den alten Völkern von Gewissenhaftigkeit übrig war, durch Schönrednerei und bewußte Verführung übertäubte.

Man darf nicht entschuldigend hervorheben wollen, daß nach Alexander dem Großen die Talente der politischen Freiheit entbehrten und unverschuldet die Fesseln des Despotismus trugen. Man muß vielmehr bekennen, die Freiheit hätte fortbestanden und der Despotismus wäre niemals aufgekommen, wenn die Talente im alten Hellas nicht schon zur Zeit der Freiheit diese Freiheit so arg mißbraucht hätten. Die tiefe Unsittlichkeit, welche das charakteristische Kennzeichen des Griechenthums ist, machte die Dauer der griechischen Freiheit unmöglich.

Die griechische Bildung wurde und blieb in den Diadochenreichen die herrschende und ging auch später auf das römische Reich über einzig deshalb, weil sie den Mächtigen und Reichen der Erde die größten, feinsten und süßesten Genüsse kennen lehrte, und ihnen am meisten schmeichelte. Denn die Großen, welche sich mit griechischen Philosophen, Dichtern, Künstlern, Zahlmeistern, Finanzkünstlern, Kupplern und Hetären, Schauspielern, Köchen umgaben, verschafften sich dadurch nicht nur die schönsten Wohnungen, Einrichtungen und Vergnügungen, sondern auch die Vergötterung. Der griechische Apollo, Weisheits- und Dichtergott, fristete sein Daseyn in der Weltgeschichte nur noch fort als Parasit der sich geistreich gebarenden Schwelger auf den Thronen von Syrakus, Alexandria, Antiochia, Pergamus ꝛc.

Natürlicherweise eignete sich die feine attische Sprache, schon längst zur Lüge und Anschmeichelung alles Argen eingeschult, ungleich besser, die damalige Hof- und Weltsprache zu werden, als die härtere dorische Mundart, in der immer noch etwas von alter Ehre und Freiheit wohnte. Athen blieb auch immer noch, während Sparta ganz dahingesunken war, eine Wiege der Bildung. Immer noch wurden dort Philosophen für die Tischgespräche und Hetären für die Bäder der Despoten herangezogen. Weil Athen selbst aber keine Residenz wurde, trat es auch tief in den Schatten gegen die großen neuen Hauptstädte der Diadochenreiche.

Unter diesen aber ragte Alexandria über alle hervor, zumal in der Zeit nach der Zerstörung von Syrakus und vor dem ungeheuren Anwuchse Roms zur Kaiserzeit. Nur die Seleukiden machten den Ptolemäern eine kurze Zeitlang Concurrenz, weil sie aber immer schwankten, ob sie den Brennpunkt ihres großen Reichs in den Osten oder Westen verlegen sollten, konnte weder Seleukia am Euphrat, noch Antiochia am Mittelmeer die Bedeutung erlangen, wie Alexandria. Das viel kleinere Pergamus hatte den Ehrgeiz, wenigstens in der Pflege der Wissenschaften und Künste mit Alexandria zu wetteifern, bestand aber nicht lange. In einer großen Menge von andern Städten wurde ganz auf gleiche Weise griechisch gebaut, gelehrt, gesungen und gesprochen, wurden Tempel und Paläste, Plätze und Straßen mit griechischen Statuen, die Häuser mit griechischen Geräthen geschmückt und herrschte überall die griechische Mode. Doch an Größe, Einwohnerzahl, Pracht der Gebäude, Reichthum, Kunstschätzen und Ruhm der Gelehrsamkeit wurden alle von Alexandria übertroffen und hier war unter dem gnädigen Schutze der Ptolemäer ein solcher Zusammenfluß von Bildung und Talenten aller Art, daß man diese ganze Periode der späteren griechischen Cultur vorzugsweise das alexandrinische Zeitalter genannt hat.

Von der vortrefflichen Anlage der Stadt im Mittelpunkte zwischen Afrika, Asien und Europa, am Ausflusse des fruchtbarsten Stromes, am Meeresufer mit einem großen Hafen und dem berühmten Leuchtthurme, war oben schon die Rede. Alexandria erbte einen

großen Theil des Handels, den früher Karthago, Syrakus und Korinth, Tyrus und Sidon getrieben hatten. Nur Rhodus concurrirte mit ihm noch eine Zeitlang. Durch welche Gunst der Umstände und natürliche Verwandtschaft der ägyptische Charakter dem griechischen vermittelt und versöhnt wurde, ist gleichfalls oben schon bemerkt. Doch war es ein genialer Gedanke der Ptolemäer, den Gegensatz zwischen Aegyptern und Griechen noch besser auszugleichen durch ein drittes, rein semitisches Element, die Juden, die aus dem benachbarten Palästina bald eingeladen, bald als Flüchtlinge aufgenommen, bald in Folge von Kriegen und Aufständen gewaltsam herbeigeschleppt wurden. Sie kamen in solcher Masse, daß sie einen eigenen Tempel in Alexandria erhielten und an Zahl den Aegyptern und Griechen kaum nachstanden. Zu ihnen gesellten sich noch eine Menge Bruchtheile anderer Nationalitäten, Libyer, Phöniker, Syrer, Araber, die der Handel nach Aegypten führte oder die als Flüchtlinge dahin kamen.

Alexandria wurde daher von Anfang an eine Weltstadt, in welcher sich alle Nationalitäten möglichst ausglichen, und da ihre Größe und Macht von dieser Ausgleichung abhing, pflegten die Ptolemäer die ausgedehnteste Duldung aller Sprachen, Sitten und Religionen. Die Vereinigung aller in einem Höhern fehlte aber. Jede Nation verlor etwas von ihrem Grundcharakter, ohne es durch die Erreichung einer höhern Stufe des Menschlichen überhaupt zu ersetzen. Das Bindeglied war lediglich das Interesse der Ptolemäer, die Zahl ergebener Unterthanen zu vermehren und die Opposition der einseitigen Altägypter zu neutralisiren, und das Interesse der Handeltreibenden und derer, welche Beschäftigung und Lohn am Hofe der Könige suchten. Indem die Könige den Unterschied der Nationen verwischten, fiel ihnen doch noch nicht ein, sich nach einem höheren Menschheitsideal umzusehen. Die Völker brachten ihre alte Eigenheit zum Opfer, empfingen dafür aber kein höheres allgemeines Gut, sondern vielmehr als allgemeines Uebel die Corruption.

2.

Alexandriniſche Kunſtrichtung.

Im Allgemeinen blieb man in den Reichen der Diadochen dem griechiſchen Kunſtſtyle unverbrüchlich treu, der in zahlreichen Schulen gepflegt wurde, an den man gewöhnt war und den man durch keinen ſchöneren hätte erſetzen können. Doch ſchweifte derſelbe unter dem Einfluſſe übermächtiger und reicher Könige und einer immer wachſenden Sittenverderbniß allmählig theils ins Koloſſale, theils ins Prächtige und Gezierte, theils in der grobſinnlichen und obſcönen Richtung aus.

In der Baukunſt wurde Erſtaunliches geleiſtet, weil die Diadochen zur Schöpfung neuer Städte ungeheure Summen ſpendeten und in der Errichtung rieſenhafter Werke ihre Größe zeigen wollten. Doch wurde nicht blos auf die koloſſale Ausdehnung, ſondern auch auf die reichſte Ausſchmückung Bedacht genommen und deshalb die korinthiſche Säulenordnung der älteren vorgezogen. Die Majeſtät der Könige wurde auf mehr orientaliſche, als griechiſche Weiſe zur Schau getragen. Indem der erſte Ptolemäus für das königliche Schloß und ſeine Nebengebäude den vierten Theil des ganzen Raumes, auf welchem Alexandria gebaut wurde, vorbehielt und die Seleukiden neben Antiochia einen ungeheuren Landſitz mit Park, das berühmte Daphne, anlegten, nahmen ſie gewiß die alten Paradieſe der Perſerkönige zum Muſter. Andrerſeits ſcheint der griechiſche Nationalſtolz es geliebt zu haben, in den Ländern der Barbaren bis tief nach Bactra hinein die Pracht und Schönheit des griechiſchen Marmors zu entfalten. Noch jetzt wimmelt Kleinaſien und Syrien von Ruinen griechiſcher Tempel und Paläſte von oft ſtaunenswürdiger Größe und Schönheit.

Zu den großartigſten Bauten gehörten in jener Zeit neben Tempeln und Paläſten hauptſächlich die Amphitheater, innerhalb welcher Wettkämpfe aller Art aufgeführt wurden, und auf deren zahlreichen Reihen von Bänken die ganze Bevölkerung einer großen Stadt Platz

fand. Ferner die Grabdenkmäler oder Mausoleen, so genannt von dem kolossalen Denkmale, welches Artemisia ihrem verstorbenen Gemahl, dem Könige Mausolus von Karien, errichten ließ, von 104 Fuß Höhe, mit Pyramiden, Säulenreihen und Basreliefs überreich verziert. Sodann die Riesenaltäre, unter denen einer von 600 Fuß Länge, den Hiero von Syrakus erbauen ließ, den meisten Ruhm erlangte. Ein Vorbild dazu war schon der ungeheure, mit den Werken alter Künste reich bedeckte Scheiterhaufen, den Alexander der Große seinem Hephästion errichten ließ.

Vom gleichen Geschmacke waren die Riesenschiffe, welche Hiero in Syrakus und Philopator in Alexandria bauen ließ. Das erste war von Archias verfertigt und hatte drei Verdecke mit 20 Ruderreihen. In seinen Salons war die ganze Ilias mit Mosaikbildern illustrirt. Das zweite war noch größer, hieß Thalamachus, wurde von 4000 Sklaven gerudert und enthielt in vielen Stockwerken nicht nur große Säle und Säulengänge, abwechselnd in griechischem und ägyptischem Style, sondern auch Gärten. So fuhr Philopator auf dem Nil, am Ufer aber ließ er ein eben so kolossales Zelt mit gleicher Pracht aufschlagen.

Die Bildhauerkunst hatte zwar ihre schönste Periode schon überlebt, doch wirkte der edlere Geist in ihr noch lange fort und aus den Werkstätten von Athen, Sikyon und Rhodus gingen noch immer unzählige Statuen von hoher Trefflichkeit hervor und wurden in hohen Preisen an die Höfe der Könige verkauft. Aber auch von dieser Kunst verlangte man je mehr und mehr Kolossales. Die Statuen, welche weit über Lebensgröße gingen, waren bisher in Aegypten häufig, aber in Griechenland doch nur selten gewesen. Jetzt wurden auch sie allgemein Mode. Die berühmteste Kolossalstatue von Erz aus jener Zeit war die des Helios zu Rhodus, vorzugsweise der Koloß genannt und zu den Wundern der Welt gezählt, ein Werk des Chares, 105 Fuß hoch. Er stand so auf beiden Seiten des Hafens, daß die Schiffe zwischen seinen Beinen durchfuhren, und hielt ein Gefäß mit Feuer in der Hand, indem er als Leuchtthurm diente. Ein Erdbeben stürzte ihn um, im J. 255 vor Chr.

Ein ähnlicher (vergoldeter) Koloß am Hafen bei Karthago wurde von den Römern erbeutet.

Neben dem Kolossalen machte sich in der Sculptur eine freiere Bewegung in der einzelnen Gestalt und eine kühnere Gruppirung mehrerer derselben zu einem Gesammteffect bemerkbar. Den Künstlern genügte nicht mehr die einfache Schönheit in bescheidener ruhiger Haltung, sie wollten mehr ausdrücken durch eine bewegte und leidenschaftliche Stellung und Miene. Damit überschritten sie die Grenze der bildenden Kunst und schweiften in das Gebiet der Poesie, des Schauspiels und der Musik hinüber, die allein im Stande sind, den Bewegungen der Seele zu folgen, während der Plastik die dankbare Aufgabe bleibt, das unveränderlich Schöne im Antlitz und in der Gestalt zu verewigen. Aus dem alexandrinischen Zeitalter sind mehrere Statuen auf uns gekommen, welche den Uebergang aus der göttlichen Ruhe der Gestalten und Mienen in die menschliche und leidenschaftliche Bewegung von einem geringen zum immer höheren Grade bezeichnen. Unter denen, welche noch am wenigsten in der Bewegung ausschweifen, hat den höchsten Ruhm der belvederische Apollo erlangt, dessen oben schon (Theil I. S. 376) gedacht worden ist. Ferner das kolossale Bruchstück eines Herakles, weltberühmt unter dem Namen des Torso; eine herrliche Ariadne (früher Kleopatra genannt) im Vatican; der nicht minder berühmte berberinische Faun (jetzt in München), der sterbende Fechter ꝛc.

Unter den Gruppen der alexandrinischen Kunstperiode wurde am berühmtesten die des Laokoon im Vatican, über die man viele Bücher geschrieben hat. Sie stellt den alten Priester mit seinen zwei jungen Söhnen dar, wie sie alle drei von ein Paar großen Schlangen umstrickt und tödtlich gebissen werden. Alles im Ausdrucke bewundernswürdig wahr, aber schon zu theatralisch und der schreiende Greis zu unschön. Eine andere kaum minder bewunderte Gruppe ist die des farnesischen Stiers, der die Dirce fortschleift, sehr künstlich gearbeitet, aber schon durch den Gegenstand widrig. — Die Bildsäulen gehörten damals so nothwendig zur Verzierung der Tempel, Paläste und öffentlichen Plätze, daß alle Städte davon wimmelten, daß die Bild-

hauer nicht genug auf Bestellung liefern konnten und daß man anfing, sie im Kriege aus den eroberten Städten zu rauben. Der ärgste Mißbrauch der Kunst war die servile Denkmälerwuth. Wer immer einem Großen schmeicheln oder ihm seine Gnade abkaufen wollte, setzte ihm Statuen. Dem elenden Tyrannen von Phalerä decretirten die Athener so viele Statuen, als Tage im Jahre.

Ein eben so großer Luxus herrschte in der Toreutik oder in der Kunst, Geräthe und Gefäße aller Art geschmackvoll herzustellen. Immer noch behielt der griechische Geschmack seine edeln Formen bei, artete aber auch hier ins Kolossale und Ueberladene aus. Die größte Verschwendung wurde geübt in den edeln Metallen, dem kostbaren Elfenbein ꝛc., aus dem man das Hausgeräth verfertigte. Statt aller andern Beispiele stehe hier das Programm eines alexandrinischen Festes, wie es König Philadelphus veranstaltete, die s. g. große Pompa zur Feier des Dionysos. Voran wurden kolossale Traubenmassen getragen, dann ein Riesenweinschlauch, ungeheure Amphoren, ein Riesenbecher, eine große Kelter mit kelternden Satyrn; kolossale Figuren, welche das Jahr und die Jahreszeiten darstellten; hierauf der Gott selbst auf kolossalem Wagen und hinter ihm die allegorische Nysa, dann Bachus noch einmal auf einem Elephanten reitend, das prachtvolle Bett der Semele, die Nymphen, Sänger und Musiker, indische und äthiopische Gefangene, wilde Thiere aller Art, eine unzählbare Menge von Silenen, Satyrn ꝛc. und eine große Eselcavalcade. Zuletzt kam ein Riesenthyrsus und ein Riesenphallus von 120 Ellen Länge.

Wie in der früheren Periode die Vasenmalerei in der höchsten Blüthe gewesen war, trat dafür jetzt die Steinschneidekunst ein. Die Gemmen der alexandrinischen Zeit sind die schönsten, die man kennt. Man schmückte damit wie mit gewöhnlichen Edelsteinen die goldenen Gefäße. Man trug sie als Siegelringe und als Amulette. Die auf ihnen eingegrabenen Götterbilder und Symbole sollten heilbringend seyn und einen magischen Schutz gewähren. Eben so schön und unübertrefflich geprägt waren die Münzen der alexandrinischen Zeit.

Die Malerei blieb am meisten zurück. Sie diente nur als

Wandverzierung. Mosaikbilder ahmten die Fußteppiche nach, Fresken die Vorhänge. Wenn sich auch überall noch der griechische Farben- und Formensinn und eine classische Schule verrieth, so wurde doch der Decoration aller Geist und Adel der Kunst aufgeopfert und die Gemeinheit der reichen Besteller verrieth sich in den Gegenständen, welche die Künstler für sie malen mußten, und die bald eine Modesache wurden. Das waren die s. g. Rhyparographien (Stillleben), Bilder gleich den Bauern- und Viehstücken der spätern niederländischen Schule, und s. g. Pornographien, welche Scenen der abscheulichsten Unzucht zur Augenweide darstellten. Dergleichen Bilder hat man bei der Ausgrabung der griechischen Stadt Pompeji, am Fuße des Vesuv, noch in großer Menge gefunden, zum Beweise, wie, wo immer Griechen lebten, überall auch dieser schlechte Geschmack verbreitet war. Dazu kamen noch Karikaturen aller Art, skurrile Mißbildungen und Verzerrungen (s. g. Gryllen) und satyrische Bilder, worin nicht selten alles vorher Ehrwürdige persifflirt wurde. Schon ein Schüler des Apelles, Ktesilochus, malte ein berühmt gewordenes Bild, welches den Zeus darstellte, wie er den Bachus gebiert, zu einem Weibe karikirt, von Weibern umringt und mit kläglichen Geberden. Und doch galt Zeus immer noch für den Herrn des Himmels und den höchsten der Götter.

3.

Alexandrinische Gelehrsamkeit.

Schon der erste Ptolemäer gründete die Bibliothek und das Museum und machte die Pflege der Wissenschaften zu einem Mittel seiner Politik, denn während die übrigen Diadochen sich erfolglos um die Obergewalt im Reiche Alexanders des Großen stritten, befand er sich besser dabei, indem er ganz unbemerkt die Hegemonie im Reiche der Geister gewann, so weit die hellenische Bildung sich erstreckte, und sein Alexandrien wurde die Metropole der Intelligenz für mehrere

Jahrhunderte. Die Könige von Pergamus in Kleinasien hatten das nämliche Bestreben, durch die Macht des Geistes zu ersetzen, was ihrem Reiche an Größe fehlte, und wetteiferten mit den Ptolemäern bis zum Lächerlichen.

Die Bücherwuth ging damals so weit, daß sowohl in Alexandrien als in Pergamus Bücher um jeden Preis gesucht wurden. Alle Schiffe erhielten Auftrag, dieselben aus entlegenen Ländern zu bringen, und sie wurden zu den höchsten Preisen bezahlt. Das führte natürlicherweise zu Speculationen, besonders unter den gewandten Griechen. Eine Menge Bücher wurden fabricirt und unter dem Namen eines berühmten alten Autors an den Mann gebracht. Man sah sich deshalb in Alexandrien zu zwei Maaßregeln genöthigt, welche die ganze Sachlage deutlich machen. Einmal wurde eine Commission von Gelehrten ernannt, welche die Echtheit sämmtlicher Bücher erst prüfen mußte. Sodann wurde die Ausführung des Papyrus (eines Schilfrohrs, aus dem man Papier machte) verboten, damit kein Mißbrauch damit getrieben werde und damit insbesondere die Könige von Pergamus keine Abschriften auf Papier sollten machen lassen. In Pergamus half man sich nun damit, daß man auf Eselshäute schrieb, welche davon den Namen Pergament erhielten. Die Bibliothek in Alexandrien soll in ihrer Glanzzeit 700,000 Bücher (Papyrusrollen) enthalten haben; davon sollen zu Cäsars Zeit 400,000 verbrannt seyn, Antonius aber ließ der Kleopatra zu gefallen, nach dem Untergange des pergamenischen Reichs, die ganze große Bibliothek von Pergamus (200,000 Bände), die so lange mit der in Alexandrien rivalisirt hatte, mit der letztern vereinigen, welche dadurch wieder sehr ansehnlich wurde.

Das große Museum in Alexandria hatte ausschließlich die Bestimmung, den dort versammelten Gelehrten für alle ihre Bedürfnisse zu dienen, zu Hörsälen, Disputirsälen, gemeinschaftlichen Spaziergängen und Gastmählern. Sie bildeten Ausschüsse für verschiedene Zwecke, waren als Lehrer angestellt und hielten wissenschaftliche Wettkämpfe. Sie erfreuten sich der Gunst der Könige und waren immer um sie, denn die Ptolemäer waren selbst literarische Dilettanten. Ptolemäus

Lagi ſchrieb ſeine Denkwürdigkeiten nieder, Evergetes eine Naturgeſchichte der Thiere; auch Phyſkon ſchrieb ein Geſchichtsbuch und einen Commentar zum Homer. Doch ließ dieſer Phyſkon einen großen Theil der alexandriniſchen Gelehrten, weil ſie der Partei ſeines Bruders geholfen, hinrichten oder aus der Stadt jagen.

Die alexandriniſche Gelehrſamkeit hatte einen ganz ariſtoteliſchen Charakter, d. h. ſie ging zunächſt nur erfahrungsmäßig auf Sammeln alles Wiſſenswerthen aus, ordnete es dann, verglich es und ſtellte durch Kritik das Ergebniß feſt. Das Neue und Erſprießliche dabei war, daß man, wenn gleich der attiſche Geiſt immer vorwaltend blieb, doch zum erſtenmal auch die Leiſtungen anderer Völker und anderer Sprachen anerkannte. Der enge griechiſche Horizont wurde zerriſſen und zu dem der geſammten Menſchheit erweitert. Das war von unſchätzbarem Werthe zunächſt für die Geſchichtsforſchung, leider aber ſind alle Geſchichtswerke von Alexandrien wieder verloren gegangen und höchſtens Bruchſtücke aus ihnen in ſpäteren Werken bei Plutarch, Diodor ꝛc. erhalten. Unter den verlorenen glänzten Timäus, Ariſtobul, Philochorus, Anaximenes, Chares, Hieronymus von Kardia, Marſyas, Duris ꝛc. Kalliſthenes wird als ein ſehr eitler Geſchichtſchreiber genannt, der ihm zugeſchriebene Roman von Alexander dem Großen iſt ihm jedoch nur untergeſchoben. Eine eigenthümliche Stelle nimmt der berühmte Geſchichtſchreiber Polybius ein, der aus Megalopolis im Peloponnes gebürtig, als Geißel zu den Römern kam und des großen Scipio Freund wurde. Mit ihm begann die Geſchichtſchreibung der Griechen unter den Römern und für die Römer. Der Beſiegte wurde mit Leib und Seele Sklave des Siegers. Wie ſehr auch Polybius Recht hatte, die Römer hoch über ſeine erbärmlichen Griechen zu ſtellen, macht es doch einen peinlichen Eindruck, ihn zu leſen, der es nie wagte, noch wagen durfte, ſich mit einem hochherzigen Gefühle ſeiner Landsleute anzunehmen, ſondern immer die römiſchen Ruthen und Beile hinter ſich wiſſend, die geſchichtliche Wahrheit in römiſchem Intereſſe und Solde entſtellte. Er ſchrieb auch ein berühmtes Buch über das römiſche Kriegsweſen.

Wenn wir nun auch noch alle alexandriniſchen Geſchichtswerke

kennen würden, dürfte doch auch in ihnen der ſervile Zeitgeiſt, die feige Angſt und das Buhlen um Gunſt vorherrſchend gefunden werden. Denn frei war der alexandriniſche Geiſt nirgends und die Gelehrſamkeit nur mehr eine geiſtloſe Vielwiſſerei und eine Art von Scholaſtik. Nicht viel tiefer ſcheint das Studium in Pergamus gegangen zu ſeyn, wie die mythologiſche Compilation beweist, welche Apollodor dort machte.

Um das Sprachſtudium erwarb man ſich in Alexandria gewiß große Verdienſte, aber die Schulen der Grammatiker und Philologen ſcheinen bald excluſiv und ein wenig pedantiſch geworden zu ſeyn, das unvermeidliche Uebel aller Akademien. Ihrer canoniſchen Genauigkeit verdanken wir jedoch die Erhaltung des Homer und vieler anderer Dichter in ihrer Echtheit. Der erſte Grammatiker war Zenodotos, die erſten Vereiniger und Feſtſteller des homeriſchen Textes Ariſtophanes, Ariſtarch, Didymus, Apollodorus ꝛc. Als mythologiſche Sammler glänzten Apollodor und Konon.

Ariſtarch ſtand in ſolchem Anſehen, daß ſein Name ſprüchwörtlich geworden iſt und eine ſtrenge kritiſche Autorität bezeichnet, vor der ſich alles beugen muß. Er wurde aber durch ſeine Schonungsloſigkeit ſo verhaßt, daß er ſich, ſchon 72 Jahre alt, freiwillig dem Hungertode unterzog, um aus der Welt zu kommen. Tief unter ihm ſtand Zoïleus, deſſen Name eben ſo ſprüchwörtlich wurde, jedoch nur einen kleinlichen Tadler bezeichnet.

Auch Aſtronomie, Naturkunde, Mathematik wurden eifrig getrieben. Durch ihre Sternkunde glänzten Eratoſthenes, Konon, Ariſtarch (der erſte, welcher lehrte, die Erde laufe um die Sonne), Aratos, der ein aſtronomiſches Lehrgedicht ſchrieb, Hipparch, der viele Meſſungen an Sonne und Mond vornahm. Der größte Mathematiker war Euklides, der größte Mechaniker Archimedes. Ptolemäus Evergetes war ein großer Zoologe, hielt eine Menagerie und eröffnete zum erſtenmal eine Anatomie, gewiß ein großer Fortſchritt im Lande der Mumien. In den älteſten Zeiten war die Arzneikunſt überall Sache der Prieſter, wie in Aegypten, ſo bei den Magiern in Aſien, und zwar immer mit Aſtrologie verbunden. Auch in

Griechenland wurde die Heilkunde durchgängig von Prieſtergeſchlechtern an heiligen Stätten geübt und beſonderen Ruhm erwarben ſich die von Epidaurus, Kos, Pergamus, Knidos, Aſopus, Nyſſa, Mithorea, Aegium, Titane ꝛc. Hier aber gehörten zu den Tempeln berühmte Heilquellen, zuweilen auch Höhlen, in denen die Kranken die Mittel der Geneſung träumten. Immerhin dachte man ſich keine Heilung möglich, ohne magiſche Mittel oder göttliche Einwirkung. Erſt ſeit Hippokrates dachte man an eine erfahrungsmäßige oder theoretiſche Behandlung der Kranken und beſonders unter den Ptolemäern. Deshalb wurde auch Alexandria eine Pflanzſchule der Aerzte. Es fällt auf und charakteriſirt einigermaßen die Zeit, daß mit beſonderem Fleiße die Gifte und Gegengifte ſtudirt wurden. Darüber ſchrieb Nikander ein Lehrgedicht, und als große Giftkenner ſtanden Zopyrus und Krateyas mit dem pontiſchen Könige Mithridat in Verbindung, der den größten praktiſchen Gebrauch vom Gifte machte. Damit hing nun auch die Magie und die abergläubige Medicin zuſammen, die in Aegypten und Syrien ſchon ausgebildet war und immer neue Nahrung ſog aus dem Orient und aus der Vergleichung des in verſchiedenen Ländern üblichen Zaubers. Man unterſcheidet noch jetzt unter den zahlreichen Skarabäen (Käfern von Stein) und andern gemmenartigen Amuletten, die in Aegypten erhalten ſind, die, welche der altägyptiſchen und die, welche der ptolemäiſchen Zeit angehören. Sie reichen noch weiter bis in die chriſtliche Zeit hinein und beweiſen, welche ausgedehnte Macht der Aberglaube in einer Zeit übte, in welcher die Freiheit der Völker in Deſpotismus, der unſchuldige Frohſinn in verbrecheriſche Unzucht, die Sicherheit des Daſeyns in ewige Angſt vor Verrath und Tod, Gift oder Henkerbeil verwandelt worden war.

4.

Die ſpätgriechiſche Poeſie.

Die griechiſche Dichtung erlangte eine außerordentliche Verbreitung über alle Länder, die irgend mit den makedoniſchen Herrſchern in Berührung kamen und ſo auch im Reiche der Römer, allein ſie verlor die urſprüngliche Kraft, Freiheit, Fortſchrittsfähigkeit, und nahm den Epigonencharakter an als eine Sache der Mode und Schule. Die Poeſie quoll nicht mehr von ſelbſt aus unerſchöpflichem Born des Genius, ſondern wurde gelehrt und gemacht.

Die ſchon erwähnten Gelehrten des alexandriniſchen Muſeums vereinigten commiſſariſch die ältern Texte und ſetzten canoniſch feſt, welche Dichter als claſſiſch gelten ſollten, welche nicht. Die höchſte Ehre aber widerfuhr dem Homer, dem nicht nur in Alexandrien ein Tempel erbaut und göttliche Anbetung erwieſen wurde, ſondern für deſſen Verehrung, Verbreitung und Nachahmung ſich auch in vielen andern Städten poetiſche Geſellſchaften bildeten, namentlich in Cypern, von wo die ſchönſten nachhomeriſchen Epen ausgingen, die oben ſchon unter den kykliſchen Dichtern genannt ſind (Theil I. S. 455). Zu dieſen Epigonen des Homer zählt auch Lykophron mit ſeinem Epos Kaſſandra (oder Alexandra), welches charakteriſtiſcher als jedes andere die alexandriniſche Scholaſtik beurkundet. Es enthält nämlich (in griechiſchen Jamben) lediglich eine lange Weiſſagung der Kaſſandra, welche alles von Anfang bis zu Ende vorherſagt, was ſich in und um Troja bis zu deſſen Untergang zutragen wird. Ein Ueberblick über die ganze Geſchichte des trojaniſchen Krieges, aber ſo dunkel gehalten, daß man ſelbſt die Namen der Helden errathen muß, und daß der Dichter erſt durch gründliche Commentare verſtändlich wird. Die berühmten Scholien des ſpätern Tzetzes zu Lykophron ſind vielleicht nur aus ältern Noten zuſammengetragen. Sie enthalten, wie das Gedicht ſelbſt, die ſchätzbarſten Beiträge zur griechiſchen Mythologie.

Lesbarer und poetischer als Lykophron schilderte der Rhodier Apollonius in einem Epos die Argonautenfahrt, womit noch ein zweites, fälschlich dem Orpheus zugeschriebenes Epos gleichen Inhaltes concurrirt. Beide sind in Hexametern und ganz in homerischen Formen geschrieben. Ihm ahmten wieder Euphorion, Rhianos und viele andere nach, deren Werke verloren sind. Aus den Titeln ergibt sich, daß sie ihre Stoffe aus der griechischen Mythologie und Geschichte wählten.

Als eine neue Dichtungsart erscheint die bukolische oder Hirtenpoesie, und zwar zuerst in Sicilien, von wo ihr Schöpfer Theokrit an den Hof der Ptolemäer kam. Diese Poesie unterscheidet sich himmelweit von der echten Hirtendichtung der alten Hebräer, Araber und Inder. Sie ist nämlich nichts ursprüngliches, was von wirklichen Hirten ausginge, sondern eine Affectation überbildeter und verderbter Städter, die sich nach der Einfachheit des ländlichen Daseyns sehnen oder wenigstens eine Abwechslung darin suchen. Wie die gesammte Schäferpoesie der spätern Zeit hat auch schon Theokrit keineswegs die reine Unschuld auf dem Lande gesucht, sondern nur mit deren Schein kokettirt und auch keinen Anstand genommen, den Hirten schon die Laster der Höfe anzudichten. Der Dichter selbst liebelt und lüstelt im Schäfergewande. Das Ganze ist theatralisch. Doch schrieb Theokrit seine Idyllen so reizend und süß, daß sie wohl verführen mußten. Er kam in der Liebesgluth nicht selten der Sappho gleich. Seine „Schäferscenen" sind das Vollendetste, was die Poesie in dieser Art hervorgebracht hat. Nur eckelt die häufige Wiederkehr der s. g. griechischen Liebe, das widrige Gewimmer des Liebenden vor dem spröden Knaben. Zum Eigenthümlichsten gehört das Idyll von der verschmähten Schönen, die bei Nacht die Mondgöttin anruft, um mit ihrer Hülfe einen Liebeszauber zu bereiten. Daraus erkennt man die Leidenschaft der Frauen und den Aberglauben in jener Zeit und südlichen Zone. — Dem Theokrit folgten Bion von Smyrna und Moschus von Syrakus als Dichter zärtlicher Idyllen. Berühmt ist des ersteren Klage um Adonis. Als elegischer und Hymnendichter ragte Kallimachos von Kyrene hervor, dessen Bad der

Pallas noch dadurch Bedeutung gewinnt, daß es in dorischer Mundart geschrieben ist. Ein angenehmer und zarter Dichter kleiner Lieder war auch Melragros, ein guter Elegiendichter Philetas.

Ganz in derselben Weise, wie die Sculptur und Malerei in grobsinnliche Darstellungen ausschweifte, that es auch die Poesie. Dem verderbten Geschmack der Reichen und am Ende des ganzen Volkes behagte nichts mehr als die Zote und der Spott über alles Ernste und Heilige. Daher die Ueberhandnahme der erotischen und satyrischen Dichtungen, der witzigen Epigramme, der Sillen (Zotteln, Satyrloden), worin sarkastische Bosheiten auf Personen den Hauptreiz bildeten, und der Kinaiden, worunter man die abscheulichste Gattung von Zoten verstand, welche sich auf das griechische Laster bezogen. In dieser Gattung leistete das Populärste Simos, Lysis und Sotades, weshalb man diese Lieder auch Simoden, Lysioden oder Sotadiren nannte.

Mithin hatte sich die Sünde des alten Babel weit über die alten Grenzen hinaus in das Abendland erstreckt. Nicht die edeln Griechen waren es, die mit überlegenem Geist und angeerbten ritterlichen Tugenden den längst im tiefsten Grund verdorbenen Orient reformirten und wieder sittlichten, sondern umgekehrt der Orient war es, der mit seiner Sinnlichkeit über das, was besser war an den Griechen, triumphirte und alles in den Abgrund des Lasters mit sich hinunterzog.

Wie in allen verderbten Zeiten machte sich das steife, pedantische und prude Lehrgedicht in den vornehmen Kreisen neben jener poetischen Unzucht breit. Alle Wissenschaften wurden in langweiligen Versen abgehandelt, die Sternkunde von Aratos, die Medizin von Nicander, die Geographie Griechenlands von Dikäarchos, die Gastrologie (Eßkunst) von Archestratos, als Lehrbuch für die reichen Schwelger.

Der Wundersucht kamen mehrfache Sammelwerke entgegen. Paläphatos schrieb ein Werk von den „unglaublichen Dingen" und Parthenios sammelte unglückliche Liebesgeschichten, die damals ein Interesse gewährten, wie etwa jetzt eine Sammlung von Kriminalgeschichten. Sie sind theils der griechischen Mythologie entlehnt,

theils aus geſchichtlichen Nachrichten und unter dieſen dürften ſich viele der ſ. g. *mileſiſchen Märchen* befinden. So nannte man die Geſchichten, welche ſich die von allen Enden der Welt her in die große Hauptſtadt Milet kommenden Schiffer, wenn ſie dort im Hafen warten mußten, zur Kurzweil erzählten, als Vorbilder der ſpäter berühmt gewordenen gesta Romanorum und der arabiſchen Märchen der 1001 Nacht, welche gleichfalls aus den Erzählungen hervorgingen, welche ſich die Schiffer in den Häfen des mittelländiſchen Meeres oder die Pilger auf ihren Wegen hier nach Jeruſalem, dort nach Mekka mittheilten. Ohne Zweifel waren manche Stoffe, die wir in jenen ſpätern abend- und morgenländiſchen Sammlungen wiederfinden, ſchon in jenen älteſten mileſiſchen Märchen enthalten, wie die unglückliche Liebesgeſchichte des Pyramus und der Thisbe aus Ninive, deren wir bereits gedacht haben. — Auch von Klearchus, einem Schüler des Ariſtoteles, rührte eine nicht mehr vorhandene, aber zu ihrer Zeit ſehr beliebte Liebesgeſchichte her, womit gewiſſermaßen die Gattung des Romans ihren Anfang nahm. Seinem Beiſpiel folgte Antonius Diogenes, indem er „von den unglaublichen Dingen jenſeits Thule“ ſchrieb, gleichfalls einen Liebesroman, der aber jenſeits der damals bekannten Welt im äußerſten Norden ſpielt und beiläufig alles Wunderbare erzählt, was die Alten von den Regionen des ewigen Eiſes glaubten. Dieſe ziemlich geiſtloſe Dichtung iſt nur inſofern intereſſant, als darin (in dem Zauberſtückchen des Paapis) die echt nordiſche Vorſtellung von den Helden der Walhalla vorkommt, die ſich zur Luſt im Kampf umbringen und immer wieder lebendig werden, und ferner, weil eine von Porphyrius mitgetheilte Epiſode dieſes Romans von Thule eine phantaſtiſche Lebensbeſchreibung des Pythagoras enthält, deſſen Verbindung mit den Völkern und der Weisheit des Nordens, zunächſt mit dem Zamolxis der Geten dadurch eine merkwürdige Beſtätigung erhält.

5.

Das spätgriechische Schauspiel.

Athen blieb immer noch die Wiege und Musterschule des Schauspiels, aber mit der Freiheit war auch der Geist des Aeschylos und Aristophanes verschwunden. Dichter und Mimen hatten nur noch die Aufgabe, den Tyrannen oder Statthalter und ein serviles Publikum zu unterhalten, unter Vermeidung jeder politischen Anspielung. Nicht einmal zürnen durfte der Dichter über die eingerissene Entsittlichung, noch große Charaktere zur Beschämung der kleinen aufstellen; es galt vielmehr, wenn man beliebt werden wollte, allem zu schmeicheln, was einmal Mode und den Leuten bequem geworden war, nirgends zu hohe sittliche Ansprüche an die Gesellschaft zu machen, die Gemeinheit aber als das Natürliche zu entschuldigen und nur das lächerlich zu machen, was die großen Herrn nicht übel nahmen. Diese ganze neue Richtung, welche das Drama nahm, fand ihren Anknüpfungspunkt an das ältere Drama in Euripides, welcher bereits angefangen hatte, vom Hohen und Großen zu abstrahiren und Götter und Menschen gemein aufzufassen.

In Athen selbst wandte sich die Bevölkerung, die einmal sich zu interessiren, zu enthusiasmiren und unendlich viel zu schwatzen gewohnt war, sobald sie nicht mehr über Politik reden durfte, der Philosophie zu, die bald nach Alexander dem Großen in vielen Schulen Athens blühte und tausende von schwärmerischen Schülern zählte. Deshalb kamen nun auch alle philosophischen Streitfragen auf die Bühne, die zahlreichen Komödien dieser Gattung aber von den Dichtern Alexis, Antiphones ꝛc. sind verloren. Wir wissen nur, daß die edlen Männer, die noch zuletzt die Unabhängigkeit Athens vertheidigten oder sich sonst durch den Adel ihres Geistes auszeichneten, gerade am meisten auf der attischen Bühne verhöhnt und lächerlich gemacht wurden, Demosthenes durch Timokles, Platon durch Amphis und Anaxilaos. Wie hätte es auch anders seyn

können in einer Stadt, in welcher gerade die Bildung das meiste beigetragen hatte, um die letzte sittliche Kraft im Volke zu erschlaffen.

Für das philosophische Lokalinteresse Athens hatte man nur an den Höfen der Diadochen und selbst in Syrakus weniger Sinn. Deshalb kamen dort andere Gattungen des Dramas auf. Das Trauerspiel wurde mehr vernachläßigt, die Komödie allein blühte und das war natürlich, da es nicht mehr galt, das Publikum zu begeistern für Recht, Ehre und großherziges Thun, sondern nur es lustig zu unterhalten, sanft einzuwiegen und in allen seinen Schwächen zu beschmeicheln.

In Athen hatte zuerst Anaxandridas aus der Komödie die frühere Satyre entfernt und dagegen Liebesgeschichten hingebracht, in denen in der Regel Ehemänner, Väter und Vormünder verspottet wurden. Das durfte, nachdem Euripides aufgetreten war, nicht mehr Wunder nehmen. Mit feinem Geschmack suchte Menander und nach ihm Philemon, beide Athener, diese neue Gattung auszubilden. Leider sind ihre Stücke verloren, wir wissen aber, daß sie unermeßlich populär wurden, sich von Athen aus über die ganze Welt, so weit griechisch gesprochen wurde, verbreiteten und namentlich den größten Einfluß auf die römischen, wie später noch auf die neuern Komödien geübt haben. Der Inhalt ihrer Stücke war Liebesintrigue, nicht selten geradezu auf Kosten der Moral, aber in einer eleganten Sprache und unter Beobachtung jeder conventionellen Schicklichkeit. Menander gilt als der geistreichere, Philemon lebte und wirkte aber viel länger und ihm folgte noch eine große Menge Nachahmer, die alle in der einmal beliebt gewordenen Manier für die Bühne schrieben, — So viel man von Menanders Stücken weiß, so spiegelt sich in ihnen das gesellschaftliche Leben seiner Zeit ab, wie es nicht nur in Athen, sondern in allen größern Städten der antiken Welt beschaffen war. Den Mittelpunkt seiner meisten Stücke bildet eine hübsche und schlaue Hetäre, das Urbild aller Grisetten und Soubretten; um sie bewirbt sich ein junger Mann, das Urbild aller Dandys, gewöhnlich lüderlich. Ein Papa, das Urbild aller Pantalons, thut Einsprache, wird aber ausgelacht und verzeiht zuletzt alles; ein listiger Sklave

hilft den Alten betrügen und spielt den Hauptintriganten, ja tritt gewissermaßen als die personificirte Intelligenz des Dramas auf, wie früher der Chor. Zuweilen tritt als lächerlicher Nebenbuhler ein alter Söldnerführer auf, das Urbild des miles gloriosus oder Bramarbas. Sonst sind es die obligaten Parasiten, die alle Schläge bekommen. Die Lebensweisheit, die in diesen Stücken gelehrt wurde, war genau die nämliche, wie bei dem römischen Dichter Terenz und bei den noch viel spätern abendländischen Dichtern, Beaumarchais, Goldoni, Kotzebue, die alle in Menander ihr Vorbild haben. Die Sinnlichkeit, die Lüderlichkeit, die Impietät wurden als liebenswürdige Natürlichkeit an der Jugend entschuldigt, der Ernst und die Würde des Alters verspottet. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß Menander und Epikur im gleichen Jahre geboren und gute Freunde waren. Die Lebensphilosophie des letztern war dieselbe, welcher Menander anhing: genieße so viel und sorge so wenig als möglich! Darauf mußten die Menschen hinauskommen, wenn sie sich nicht mehr um die ernsten und großen Fragen des Staats bekümmern durften, sondern nur noch schweigend zu gehorchen hatten und ihr ganzes Interesse allein auf das Privatleben beschränkt war.

Hauptsächlich Menander war es, welcher der attischen Komödie den Sieg und das Uebergewicht in der ganzen griechischen Welt verschaffte. Sonst würde sie vielleicht durch die dorische verdrängt worden seyn. In Megara blühte die dorische Komödie, welche sich von der attischen durch größere Derbheit und durch das frühe Aufkommen der stehenden Masken unterschied. Mäson in Megara war es, der einen spaßhaften und gefräßigen Koch (das Urbild des Hanswurst) zuerst als stereotypen Charakter auf die Bühne brachte und dem später erst die andern Charaktere nachfolgten, die noch jetzt in der italienischen Komödie vorherrschen. Von Megara aus gründeten die Dorier die Colonie Selinus auf der Insel Sicilien und so kam dorthin und auch nach andern Städten Siciliens die Komödie und wurde eifrig gepflegt. Unter den komischen Dichtern wird am meisten Epiharnus von Megara gepriesen, der zuletzt in Syrakus lebte und dessen Stücke hohen Ruhm erlangten hauptsächlich durch ihre glück-

liche Charakteristik. Er zuerst soll die stehende Figur der Parasiten aufs Theater gebracht haben. Wie wenig auf der Bühne die Religion respectirt blieb, beweist sein Herakles, der als Fresser und immer betrunken die lächerlichsten Rollen spielen mußte. Der dorische Volksstamm konnte sich selbst nicht tiefer herabwürdigen als in dieser Verhöhnung seines großen Ahnen.

Athenäus erzählt uns von der sicilischen Komödie folgendes: Galatea, eine Flötenspielerin, die Geliebte des Tyrannen Dionysius von Syrakus, liebte den komischen Dichter Philerenes. Der eifersüchtige Tyrann sperrte ihn ein, da dichtete er den „Kyklops“, eine Posse, in welcher Dionysius als Polyphem, er selbst, der Dichter aber, als Odysseus erscheint.

Ein komischer Dichter in Tarent, Rhinthen, erfand die Hilarotragödie, welche nicht mit der spätern comédie larmoyante zu verwechseln ist, sondern nur Travestie, grobes Lächerlichmachen dessen, was man bisher nur tragisch aufgefaßt hatte. Echt tarentinisch! Die verderbten Griechen konnten nirgends mehr den sittlichen Ernst vertragen und wurden davon immer nur genirt und geängstigt. Deshalb sollte sich bei ihnen alles im Gelächter auflösen. — Die s. g. Atellanen, die Wiege der italienischen Komödie, gelten zwar als einheimisch und dem kleinen oscischen Volk entstammt, lassen sich aber auf den dorischen Einfluß aus Megara zurückführen. Ihre stereotypen Masken Pappus, Maccus und Simus kommen vom griechischen Popposilen, von μακκυάω (ich bin dumm) und von Simos, dem Namen eines griechischen Satyr, her.

6.

Epikuräismus und Stoa.

Nach dem Vorgang des Aristoteles und nachdem alles platonische Streben nach der Erreichung höherer Menschheitsideale vereitelt, alle Freiheit unterdrückt und der Despotismus des Eroberers

und allgewaltigen Herrschers auf Erden die Menschen gelehrt hatte, sich nur innerhalb einer eisernen Nothwendigkeit zu bewegen, konnte es auch auf dem philosophischen Gebiete nur noch einfache Schüler und Epigonen des Aristoteles geben, unter denen Theophrast sich den Ruhm der fleißigsten Gelehrsamkeit erworben hat. Im übrigen aber konnte nur noch eine Scheidung eintreten zwischen denjenigen Denkern, welche im Sinn der Kyrenaiker das höchste Gut im Lebensgenuß suchten, und denen, welche nach dem Vorgang der Cyniker, jedoch mit mehr platonischem Seelenadel ausgerüstet, an jeder Besserung der Welt im Großen verzweifelten, doch aber die Tugend auch im Unglück vorzogen. Ein Drittes blieb nicht übrig und beide Parteien stimmten eigentlich darin überein, daß sie nicht frei seyen, sondern sich in einem Nothstande befänden. So lag in der Richtung, welcher die Philosophie zu folgen gezwungen war, die schärfste Kritik der despotischen, die Menschheit tief erniedrigenden Zeiten nach Alexander dem Großen.

Der größte Theil der gebildeten Griechen bekannte sich seitdem zum Epikuräismus, einem philosophischen System, welches nach seinem Gründer Epikur genannt wurde, einem Athener, welcher nicht lange nach Alexander dem Großen lebte. Seine Lehre war ein feiner Materialismus, indem er selbst der Seele sinnliche Eigenschaft zuschrieb und dieselbe für ungetrennlich vom Körper erklärte. Deshalb galt ihm auch als höchstes Gut nur das Vergnügen und zwar vorzugsweise das sinnliche, weil auch die Seele nur sinnlich empfinden könne. Damit war jede Rücksicht auf ein künftiges Leben beseitigt und auch eine sittliche Verpflichtung für das gegenwärtige Leben kaum anerkannt, wenigstens sollte sie niemand im sinnlichen Genießen stören dürfen. Epikur verpflichtete zu keiner andern Tugend, als zu der einer besonnenen Mäßigung, um desto länger und sattsamer genießen zu können, weil man durch Unmäßigkeit sich selbst den Genuß verderbe. Von einer göttlichen Weisheit oder auch nur von einem vernünftigen Schicksal, welches die Dinge lenke, konnte bei Epikur nicht die Rede seyn. Er glaubte, die Welt sey nach mechanischen Gesetzen aus Atomen entstanden und sey blos Materie. —

Diese Art zu philosophiren mußte den Vornehmen seiner Zeit außerordentlich einleuchten, indem sie ihre Genußsucht entschuldigte und ihr Gewissen betäubte. Sie war aber auch verführerisch für das gemeine Volk, welches für sein Elend gern eine Entschädigung suchte in der Theilnahme an allen großstädtischen Lastern und an solchen Vergnügungen, denen der Despotismus absichtlich einen immer mehr öffentlichen Charkter gab. Schon im alten Babel war die Oeffentlichkeit schandbarer Vergnügungen ohne Zweifel darauf berechnet, einen durch seine Zahl furchtbaren Pöbel bei guter Laune zu erhalten. Schon die schlaue Kaufmannspolitik der Phöniker hatte das öffentliche Laster begünstigt, um ihre Miethlinge und Sklaven im Vergnügen zu berauschen und ihnen ihre Abhängigkeit weniger fühlbar zu machen. Dieselbe Politik nahmen nun auch die makedonischen Diadochen, die Tyrannen von Syrakus und allen andern griechischen Colonialstädten und endlich auch der römische Senat an, dessen Tyrannenkünste die aller früheren Zeiten übermeistern sollten.

Es ist charakteristisch, daß Epikur selbst aus dem Proletariate abstammte, weshalb die Genüsse des Lebens, gerade weil er sie anfangs entbehren mußte, einen so unendlichen Reiz für ihn hatten. Die der seinigen gerade entgegengesetzte Philosophie der Stoa ging in eben so bezeichnender Weise von einem Sohne reicher und angesehener Eltern aus. Zenos Vater war ein reicher Kaufmann auf der Insel Cypern.

Zeno war ein vornehmer Mann, sogar ein Freund des Königs Antigonus Gonnatus. Die Philosophie, die er lehrte, erhielt den Namen der stoischen von der s. g. Stoa Poikile (Gemäldehalle), in welcher er lehrte. Im Allgemeinen vertrat er noch das Princip der Cyniker, reinigte dasselbe aber von dem Schmutz, der ihm noch von Diogenes und andern weltverachtenden Narren anklebte und der ihnen den Namen der hündischen Philosophen zugezogen hatte. Im Systeme der Stoa waltete durchaus ein aristokratischer Stolz vor, welcher den Tyrannen der Erde trotzte und die servile Menge verachtete, auch vollkommen an der Zukunft der Menschheit verzweifelte, aber für jeden einzelnen echten Stoiker das uralte Kalokagathon

(s. Theil 1, Seite 139) als Ideal festhielt. Ob auch die ganze Welt umher unterginge, der Stoiker blieb in den Mantel seiner Tugend gehüllt fest und unbeugsam stehen. Für ihn war das höchste Gut nicht der Genuß, nicht das Glück, sondern auch mitten im Schmerz und Unglück die Tugend, das lobwürdige Benehmen. Die Stoa wahrte also in der schrecklichsten Zeit menschlicher Entartung wenigstens das Andenken der höhern sittlichen Bestimmung des Menschen, einigermaßen ähnlich dem jüdischen Prophetenthum, welches mitten unter den Greueln des Heidenthums das Volk doch unaufhörlich an den wahren Gott mahnte.

Daß es in solchen Zeiten auch Denker geben mußte, die alles negirten, war nicht zu verwundern. Pyrrho von Elis gründete die skeptische Schule, die an der Wahrheit selbst verzweifelte und jede Möglichkeit, zur Wahrheit zu gelangen, leugnete. Sein berühmtester Schüler war Arkesilaos, der so weit ging, das Nichtglauben, das absolute Zweifeln für die erste Bedingung eines beruhigten und glücklichen Daseyns, also für das höchste erreichbare Gut zu erklären. Karneades von Kyrene, der die s. g. neue Akademie in Athen gründete, machte davon noch die besondere Nutzanwendung für das praktische Leben, daß bei der Zweifelhaftigkeit alles Rechts jeder für sich nur seinem Vortheil gemäß handeln solle, was einer völligen Umkehr des Sittengesetzes gleichkam. — Zu dieser Gattung von Geistern gehört auch Euhemeros, der am Hofe Kassanders in Makedonien lebte und alle alten Göttermythen als geschichtliche Vorfälle zu deuten suchte, indem er die Götter selbst leugnete und alles, was man bisher für übernatürlich gehalten, natürlich erklären wollte.

Das waren die letzten bittersten und giftigsten Früchte am Baum der hellenischen Erkenntniß. Zu so schaudervollem Ende mußte man aber gelangen, weil man von Anfang an nur einem geistreichen Egoismus gefröhnt hatte.

Wie tief dieses geistreiche Volk heruntersank, hat besonders Bion bewiesen, einer jener nichtswürdigen Parasiten, welche Philosophen hießen, aber eigentlich nur Hofnarren waren. Er lebte am Hofe des Königs Antigonus und war berühmt durch seinen Witz, der dar-

auf hinauslief, in dem gemeinsten menschlichen Thun Widersprüche zu finden, an die sonst niemand denken würde. So wunderte er sich, warum sich die Leute in der Trauer die Haare ausraufsten, da ja der kahle Kopf nicht weniger leide, als der behaarte? warum man die Leichen verbrenne und doch dabei weine, da man, wenn sie keinen Schmerz empfinden, auch nicht zu weinen brauche, wenn sie aber Schmerz empfinden, sie nicht verbrennen solle? Berühmt war sein Trugschluß: alle Diebe sind Tempelräuber und kein Dieb ist ein Tempelräuber, weil alle Dinge Gott gehören, die ganze Welt ein Tempel ist, also zwar jeder Dieb die Gottheit bestiehlt, der alles gehört, aber auch das Gestohlene immer im Tempel Gottes lassen muß, es also eigentlich nicht stiehlt.

Da nun das Griechenthum mit seiner Philosophie eigentlich Bankerot gemacht hatte und der suchenden Seele verzweifelt wenig, was sie noch hätte befriedigen können, zu bieten vermochte, zeigte sich zu Alexandria und überall in den östlichen Theilen der griechischen Welt eine immer stärkere Hinneigung zum Aberglauben, zur Magie und zu den Mysterien des Orients. Die philosophischen Schulen zwar ließen von ihrem attischen Hochmuth und Vorurtheil noch nicht ab; aber die Großen, die herrschenden und reichen Classen gaben sich desto eifriger dem romantischen Zauber der Verführung hin, der im Orientalismus lag. Unbekümmert um die attischen Schulstreitigkeiten ließen sich die Könige lieber praktisch von einem Magier oder ägyptischen Hermespriester das Horoskop stellen, sich durch syrische Zauberinnen Gift oder Liebestränke bereiten, die astralischen Gewalten zu ihrem Dienst bannen und beschwören ꝛc. Wie wahnsinnig und sündhaft auch dieses Treiben war, so bewies es doch klar, daß die Seelen nach einer nahrhafteren Speise hungerten, als die ihnen die philosophische, fort und fort ins attische Nest gelegten Windeier gewährten.

Achtes Buch.

Die Makkabäer.

1.

Große Drangsale der Juden.

Die Juden waren durch den großen Cyrus aus der babylonischen Gefangenschaft entlassen worden, hatten ihren Tempel in Jerusalem wieder gebaut und wurden auch nach der Zerstörung des persischen Reichs von Alexander dem Großen gnädig behandelt, nach seinem Tode aber Unterthanen des Ptolemäus.

Die ersten Ptolemäer, die überhaupt weise regierten, gewannen auch die Liebe der Juden und zogen viele derselben nach Aegypten. Damals wurde nicht nur das alte Testament ins Griechische übersetzt (die oben schon genannte Septuaginta), sondern eine große Rabbinerversammlung in Jerusalem stellte auch den Kanon der h. Schrift fest, in der Weise, wie gleichzeitig die alexandrinischen Gelehrten den Kanon der griechischen Classiker feststellten. Dieser Vorgang führte aber bald nachher zu einer Spaltung unter den Rabbinern, sofern die einen streng und buchstäblich am Kanon festhielten (Pharisäer), die andern dagegen nach dem Vorgange des Zaddok der mündlichen Ueberlieferung und einer freiern Auslegung Raum gaben

(Sadducäer). — Neben den Juden hatten sich auch die Israeliten wieder in Samaria eingefunden und als Seneballat, der persische Statthalter daselbst, seine Tochter mit dem Manasse, Sohn des jüdischen Hohepriesters Joddua vermählte, waren die Juden über diese Mißheirath mit einer Nichtjüdin so erbittert worden, daß Manasse nach Samaria auswandern mußte, sich aber durch Erbauung eines neuen Tempels auf dem Berge Garizim rächte, den er für den allein echten Tempel Jehovahs ausgab. Seitdem halten sich die Samariter bis auf den heutigen Tag für die echten Juden, erkennen aber nur die fünf Bücher Moses an. Ihre Hauptstadt war Sichem, jetzt Naplus (Neapolis, Neustadt) genannt, wo heute noch der Rest ihrer Secte lebt.

Unter Ptolemäus Evergetes drohte den Juden Gefahr, weil ihr Hoheprieſter Onias den Jahrestribut an Aegypten unterschlagen hatte, sein pfiffiger Neffe Joseph aber verstand ihn durch große Bestechungssummen beim König zu entschuldigen und gelangte bei dem letztern zu so hoher Gunst, daß er Generaleinnehmer von ganz Aegypten wurde. Unter Philopator aber kamen aus Aegypten doch noch schwere Leiden über Judäa. Dieser brutale Fürst drang aus Neugier in das Allerheiligste des Tempels zu Jerusalem ein und kam nur halbtodt wieder heraus, weshalb er einen grimmigen Haß auf alle Juden warf und als sie wider ihn aufstanden, deren 40,000 umbringen ließ. Auch befahl er, alle Juden sollten künftig den Dionysos und nicht mehr den Jehovah anbeten, und ließ denen, die sich weigerten, das Zeichen eines Weinblatts auf die Stirne brennen. Nach seinem Tode aber fiel das ganze jüdische Volk ab und begab sich in den Schutz des Seleukus.

Aber unter den Seleukiden sollten die armen Juden noch weit herberes Mißgeschick erfahren als unter den Ptolemäern. Der Tempel zu Jerusalem war reich begabt, nur die Größe der darin aufbewahrten Schätze war übertrieben und verlockte den Seleukus, sich ihrer bemächtigen zu wollen. Sein Beauftragter aber, Heliodor, wurde in dem Augenblick, in welchem er mit Gewalt des Tempels Pforten sprengte, durch die Erscheinung eines schrecklichen Reiters

niedergeworfen, 176. Bald darauf endete auch Seleukus, dem Antiochus Epiphanes nachfolgte. Nun dachte Jason, Bruder des Hohepriesters Onias, der König, dem es an Geld gebrach, werde am Ende doch den Schatz von Jerusalem rauben, und nahm einen Theil davon (360 Talente), um dafür vom König die Hoheprieſterwürde für ſich zu erkaufen. Onias wurde nun fortgejagt und Jason fing an, dem Dienſt Jehovahs offen zu entſagen und den des Herakles dagegen einzuführen. Ihn übertraf aber noch der dritte Bruder, Menelaos, an Gottloſigkeit, der ihm nachahmend, ſich gleichfalls durch Geldſpenden beim König einſchmeichelte und nun ihn verdrängte, wie Jaſon früher den älteren Bruder verdrängt hatte. Antiochus hatte dabei nichts zu thun, als das Geld zu nehmen und über die nichtswürdigen Hoheprieſter zu lachen. Damit Onias ſich nicht etwa an die Spitze der ſtrengen Judenpartei ſtelle, ließ ihn Menelaos ermorden. Jaſon aber, das gleiche Schickſal beſorgend, ſammelte ein Heer und bekriegte ihn, bis plötzlich Antiochus ſelbſt erſchien, Jeruſalem mit großer Heeresmacht einnahm, den ganzen Tempelſchatz und alle heiligen Gefäße raubte und die Abſchaffung der jüdiſchen Religion befahl, 168. Auch die Samariter ſollten ihrem dem jüdiſchen ſo nahe verwandten Glauben entſagen und ſie thaten es mit feiger Seele ſogar zuvorkommend, indem ſie ihren Tempel auf dem Garizim ſofort dem Zeus weihten.

Die Juden war nicht ſo fügſam. Zwar gab ſich der elende Menelaos dazu her, im Allerheiligſten des Tempels zu Jeruſalem, nachdem daſelbſt ein Schwein geſchlachtet und das Blut an den Altar und Vorhang ringsumher geſpritzt worden war, von dem Fleiſch deſſelben zu eſſen, und unnachſichtlich ließ der König alle Juden umbringen, die ſich ſeinen Geboten nicht fügten, aber die Zahl der Martyrer oder derer, welche flohen, war nicht klein. „Allen Muthwillen trieben ſie im Lande und verjagten das Volk Israel, daß es ſich verſtecken und verbergen mußte in den Höhlen, als die flüchtigen. Und König Antiochus ließ den Greuel der Verwüſtung auf Gottes Altar ſetzen und ließ in allen Städten Juda Altäre aufrichten, daß man öffentlich in Gaſſen und ein jeder vor ſeinem Hauſe räucherte

und opferte, und ließ die Bücher des Gesetzes Gottes zerreißen und verbrennen. Und alle, bei denen man die Bücher des Bundes Gottes fand, und alle, so Gottes Gesetz hielten, todtschlagen. Und das thaten sie mit ihrem Kriegsvolk alle Monat, wenn das Volk zusammenkam in die Städte. Am fünf und zwanzigsten Tage des Monats opferten sie auf dem Altar, den sie hatten aufgerichtet gegen den Altar des Herrn. Die Weiber, welche ihre Kinder beschnitten, wurden getödtet, wie Antiochus geboten hatte. Die Eltern wurden in ihren Häusern erwürget, und die Kinder drinnen aufgehenkt. Aber viele vom Volk Israel waren beständig, und wollten nichts Unreines essen, und ließen sich lieber tödten, denn daß sie sich verunreinigten. Und wollten nicht vom heiligen Gesetz Gottes abfallen, darum wurden sie umgebracht. Und es war ein sehr großer Zorn über Israel. Denn die Heiden schwelgten und praßten im Tempel, und trieben allerlei Unzucht mit den Weibern an der heiligen Stätte, und trugen viel hinein, das sich nicht gebührte. Und hielten weder Sabbath noch andere gewöhnliche Feiertage und durfte sich niemand merken lassen, daß er ein Jude wäre. Wenn man aber des Bachus Fest beging, da zwang man die Juden, daß sie in Kränzen von Epheu, dem Bachus zu Ehren, einher gehen mußten. Es war der vornehmsten Schriftgelehrten einer, Eleasar, ein betagter und doch sehr schöner Mann, demselben sperrten sie mit Gewalt den Mund auf, daß er sollte Schweinefleisch essen; aber er wollte lieber ehrlich sterben, denn so schändlich leben und litt es geduldig. Und da er zur Marter ging, strafte er die, so verboten Fleisch aßen aus Liebe des zeitlichen Lebens.

Es wurden auch sieben Brüder sammt ihrer Mutter gefangen, und mit Geißeln und Riemen gestäupet und gedrungen vom Könige, daß sie sollten Schweinefleisch essen, das ihnen im Gesetze verboten war. Da sagte der älteste unter ihnen also: Was willst du viel fragen, und von uns wissen? wir wollen eher sterben, denn etwas wider unser väterlich Gesetz handeln. Da ergrimmte der König und gebot, man sollte eilends Pfannen und Kessel über das Feuer setzen. Da man das gethan hatte, gebot er, man sollte dem ältesten die Zunge ausschneiden und Hände und Füße abhauen, daß die andern

Brüder und die Mutter sollten zusehen. Als er nun so zerstümmelt war, ließ er ihn zum Feuer führen und in der Pfanne braten. Und da die Lohe allenthalben in die Pfanne schlug; ermahnten sie sich unter einander sammt der Mutter, daß sie unverzagt stürben und sprachen: Gott der Herr wird das Recht ansehen und uns gnädig seyn; wie Moses zeuget in seinem Gesange, und er ist seinen Knechten gnädig. Als der erste also verschieden war, führte man den andern auch hin, daß sie ihren Muthwillen mit ihm trieben; und zogen ihm Haut und Haare ab und fragten ihn, ob er Saufleisch essen wollte oder den ganzen Leib mit allen Gliedern martern lassen? Er aber antwortete auf seine Sprache und sagte: Ich wills nicht thun. Da nahmen sie ihn und marterten ihn wie den ersten. Als er nun in den letzten Zügen lag, sprach er: Du verfluchter Mensch, du nimmst mir wohl das zeitliche Leben; aber der Herr aller Welt wird uns, die wir um seines Gesetzes willen sterben, auferwecken zu einem ewigen Leben. Darnach nahmen sie den dritten, und trieben auch ihren Muthwillen mit ihm. Und da sie es von ihm forderten; reckte er die Zunge frei heraus, und streckte die Hände dar, und sprach getrost: Diese Gliedmaßen hat mir Gott vom Himmel gegeben, darum will ich sie gern fahren lassen um seines Gesetzes willen; und ich hoffe, er wird mirs wohl wiedergeben. Der König aber und seine Diener verwunderten sich, daß der Jüngling so freudig war und die Marter so gar nichts achtete. Da dieser auch todt war, peinigten sie den vierten auch, und geißelten ihn. Da er aber jetzt sterben wollte, sprach er: Das ist ein großer Trost, daß wir hoffen, wenn uns die Menschen erwürgen, daß uns Gott wird wieder auferwecken; du aber wirst nicht auferwecket werden zum Leben." Darauf peinigten sie auch den fünften und den sechsten, welche eben so standhaft starben. Da erstaunte der König und wollte den siebenten Sohn gütlich überreden, er solle seinen Glauben abschwören, um die Marter nicht zu leiden. Aber er ließ sich nicht abwendig machen und die Mutter bestärkte ihn in der Kraft seines Glaubens. Da ließ der König ihn im Zorn noch grausamer martern als alle die andern, bis er starb, und noch zuletzt die tapfere Mutter.

2.

Judas Makkabäus.

Unter den Juden lebte damals in der Stadt Modin ein alter ehrwürdiger Priester, Matathias, vom Geschlecht der Hasmonäer, zu dem redete ein Hauptmann des Königs: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt, und hast viele Söhne und eine große Freundschaft. Darum tritt erstlich dahin und thue, was der König geboten hat; wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, so noch zu Jerusalem sind; so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben, und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben. Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam werden, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot; so wollen doch ich, und meine Söhne und Brüder, nicht vom Gesetz unsrer Väter abfallen. Da er nun also ausgeredet hatte, ging ein Jude hin vor ihrer aller Augen und opferte dem Götzen auf dem Altar zu Modin wie der König geboten hatte. Das sahe Matathias und ging ihm durchs Herz, und sein Eifer entbrannte um das Gesetz. Und lief hinzu und tödtete bei dem Altar den Juden und den Hauptmann Antiochi und warf den Altar um. Und eiferte um das Gesetz wie Phineas that dem Zamri, dem Sohn Salomi. Und Matathias schrie laut durch die ganze Stadt: Wer um das Gesetz eifert und den Bund halten will, der ziehe mit mir aus der Stadt. Also flohen er und seine Söhne aufs Gebirge und verließen alles was sie hatten in der Stadt und viel frommer Leute zogen hinaus in die Wüste. Viele verbargen sich in Höhlen, aber die Schergen des Königs überfielen sie am Sabbath, an welchem sie sich aus Gottesfurcht nicht wehrten und wurden umgebracht.

Matathias aber und seine Söhne Simon Thasi, Judas, Eleazar Aaron und Jonathan Aphus sammt ihren Freunden beschlossen bei ihnen: so man uns am Sabbath angreifen wird, wollen wir uns

wehren; daß wir nicht alle umkommen, wie unsre Brüder in den Höhlen ermordet sind. Und es sammelte sich zu Hause eine große Menge der Frommen, die alle beständig blieben im Gesetz. Und kamen zu ihnen alle die, so vor der Tyrannei flohen. Darum rüsteten sie sich auch, und erschlugen viele Gottlose und Abtrünnige in ihrem Eifer und Zorn, die übrigen aber gaben die Flucht, und entronnen zu den Heiden. Darnach zog Matathias und seine Freunde getrost umher im Lande Israel, und riß die Altäre wieder nieder. Und beschnitt die Kinder, so noch unbeschnitten waren. Und griffen die Gottlosen an. Und es ist ihnen gelungen, daß sie das Gesetz erhielten wider alle Macht der Heiden und Könige, daß die Gottlosen nicht über sie Herren wurden.

Als nun Matathias sehr alt geworden war, beschwor er die Seinigen, einig und muthig zu bleiben und rieth ihnen, den Judas zu ihrem Hauptmann zu wählen, weil er der heldenmüthigste sey. Dieser aber entsprach dem Vertrauen des Vaters, denn er verstärkte sein Heer und schlug in offener Feldschlacht im J. 166 den Apollinus, Statthalter von Judäa und Samaria, und noch einmal den Seron, Statthalter von Syrien „und kam eine Furcht in alle Völker umher vor Juda und seinen Brüdern". Vergebens schickte Antiochus neue große Heere gegen ihn aus unter Jorgias, Thimotheus und Bachides, sie wurden alle von Judas geschlagen und gleichsam zerhammert, denn man hieß ihn Makkabäus (von makkab, Hammer). So gelang es ihm, Jerusalem selbst wieder einzunehmen, und hier ließ er den Tempel wieder reinigen und heiligen und mit allem Schmuck versehen, wie ehedem. „Und alles Volk fiel nieder auf das Angesicht, beteten an und lobten den Herrn im Himmel, der ihnen Glück und Sieg gegeben hatte. Und hielten das Fest des neuen Altars acht Tage, und opferten darauf Brandopfer und Dankopfer mit Freuden. Und schmückten den Tempel mit güldenen Kränzen und Schilden, und machten neue Thore und Cellen. Und war sehr große Freude im Volk, daß die Schande von ihnen genommen war, die ihnen die Heiden angeleget hatten." Inzwischen starb Antiochus, 164. Ihm folgte Eupator, unter welchem der blutige und hart-

näckige Krieg fortdauerte. Jetzt zum erstenmal erlitten die Juden wieder einige Niederlagen, weil sie sich über ihr Gebiet hinauswagten. Als ihnen aber Nikanor, des Königs Feldherr, hart zusetzte, wagte Judas, Schutz in Rom zu suchen. Die Römer hatten ihn schon mittelbar unterstützt, indem sie den Antiochus demüthigten und den Kern seiner Streitkräfte vom jüdischen Schauplatz ablenkten. Aber Judas täuschte sich doch sehr, wenn er glaubte, wie es im Buch der Makkabäer heißt, die Römer nähmen gerne fremde Völker in Schutz, die Hülfe bei ihnen suchten, und halten Treu und Glauben, und wem sie hülfen, dem sey geholfen, und sey solche Tugend bei ihnen, daß sich keiner zum Könige machte ꝛc. Rom nahm die Botschaft des Judas huldreich auf, wie sich von selbst verstand, denn es gewann dadurch einen schätzbaren Bundesgenossen, der ihm Syrien und Aegypten zugleich im Schach hielt. Allein es dachte nicht daran, den Juden Schutz für die Zukunft zu gewähren, sondern nur, sie für seine Zwecke auszunützen; sie dann wie alle andern zu unterjochen.

Auch verspätete sich die erste Römerhülfe, so daß, nachdem Judas den Nikanor glücklich besiegt hatte, ein neues syrisches Herr unter Bacchides und Alkimos wieder ihn überwand. Er selbst verlor im ritterlichen Kampf das Leben, 160. Sein Bruder Jonathan hatte indeß nach schweren Kämpfen wieder Glück, indem Demetrius und Alexander sich um das seleukidische Erbe stritten. Des letztern Sohn Antiochus befreundete sich mit Jonathan, welcher in Jerusalem Hoheprieſter wurde, Tryphon aber, des Antiochus Feldherr, maßte sich selbst den Thron an, nahm den Jonathan gefangen und ließ ihn umbringen, 143. Sein Bruder Simon, der letzte noch übrige Makkabäer, denn Eleazar war in einer Schlacht gefallen, erhielt die Hoheprieſterwürde, indem er sich mit Demetrius verband, wurde aber durch Verrath seines Schwiegersohnes Ptolemäus umgebracht, 135. Sein Sohn Hyrkan folgte ihm als Hoheprieſter in Jerusalem, und auch er hatte schwer und viel zu kämpfen, theils wider den Antiochus, der Jerusalem belagerte, theils wider Samaria, theils wider die Phariſäer, die ihn zu sehr hofmeisterten, so daß er sich lieber den Sadducäern zuwandte. Er starb 107 und sein Sohn und Nach-

folger Aristobul verrieth nur zu deutlich, daß aus dem makkabäischen Geschlecht in Folge der vielseitigen Berührungen, in die es zuletzt mit den heidnischen Fürsten gekommen war, der streng jüdische Geist entwichen war. Die spätern Makkabäer gaben den Zeitumständen nach und hatten sich schon sehr hoch über ihre Landsleute als ein neues fürstliches Geschlecht erhoben, daß sie es für bequemer hielten, sich mit den übrigen Fürsten zu befreunden und unter ihnen Platz zu nehmen, als sich für die eigensinnigen Pharisäer aufzuopfern.

Aristobulos ließ sich zum König der Juden ausrufen, im J. 106, und brachte nicht nur seinen Bruder Antigonus ums Leben, sondern ließ auch seine eigene Mutter verhungern, weil er sie im Verdacht hatte, sie wollten ihm die Krone nicht gönnen. Somit hatten die Makkabäer bereits nicht nur griechische Namen, sondern auch die tiefe Immoralität griechischer Fürstensitte angenommen und sich ganz auf gleiche Linie mit der verderbtesten Dynastie ihrer Zeit gestellt und Judäa ging neuem schauervollem Unheil entgegen. Aristobul hatte wenigstens noch Gewissensbisse. Der Schatten seiner verhungerten Mutter verfolgte ihn und ließ ihn nicht ruhen, er starb schon nach einem Jahre in Verzweiflung.

Sein Bruder und Nachfolger Alexander Jannäus mischte sich in die ägyptischen Händel ein und machte sich durch seinen Hellenismus den Pharisäern so verhaßt, daß sie in offenen Aufstand ausbrachen. Dieser innere Krieg währte sechs Jahre und kostete viel Blut. Am Ende kam Demetrius aus Syrien den Pharisäern zu Hülfe, aber in eigennütziger Absicht. Als er nun mit seiner Uebermacht den Alexander aufs Haupt schlug, besannen sich plötzlich die Juden, wie sinnlos sie handelten, sich gegenseitig zu zerfleischen zum Vortheil eines heidnischen Fürsten, sie liefen daher aus des Demetrius Lager schaarenweise hinüber zu dem besiegten Alexander, so daß Demetrius es vorzog, den Rückzug anzutreten, 88. Nun aber wurde Alexander wieder übermüthig und ließ 800 fanatische Pharisäer am gleichen Tage ans Kreuz schlagen, während er, mit seinen Kebsweibern lustig zechend, zusah. So berichtet Josephus, der ihm freilich sehr feindlich gesinnt war und vielleicht übertreibt. Im Allgemeinen je-

doch stimmen alle Quellen darin überein, daß die Menschen in jener Zeit und sonderlich die Fürsten und Emporkömmlinge entsetzlich verwildert und grausam waren. Alexander zog sich durch seine Schwelgereien den Tod zu, 79.

In seiner Wittwe Alexandra erwachte der alte makkabäische Geist wieder. Sie hatte längst ihres Mannes Frevel bedauert und eilte jetzt, sich mit den Pharisäern zu versöhnen, aus ihrer Familie die gräcisirende oder heidnische Tendenz zu verbannen und die alte hebräische Zucht herzustellen. Unter dieser Bedingung wurde ihrem Sohne Hyrkan die Hoheprieſterwürde ertheilt. Die Partei des verstorbenen Vaters fand in dessen jüngerm Sohne Aristobul ein neues Haupt und es kam bald wieder zu Kämpfen. Die Sadducäer, von den Pharisäern unterdrückt und verfolgt, schaarten sich um Aristobul welcher wirklich die Oberhand gewann und den Hyrkan bei Jericho besiegte. Mittlerweile starb die Mutter, wahrscheinlich aus Kummer, Hyrkan aber huldigte seinem Bruder und behielt das Hoheprieſteramt, 72.

3.

Die Idumenäer.

Hyrkan war von schwachem Charakter, sein Vertrauter aber, Antipater, ein gräcisirter Idumenäer, hatte ehrgeizige Gedanken und hoffte, wenn er beide Länder gegenseitig aufreibe, seiner eigenen Familie Platz zu verschaffen. Er nährte also der Brüder Zwist und bewog den Hyrkan, sich mit Aretas, dem kriegerischen Könige der Nabatäer im benachbarten arabischen Petra zu verbinden, um dem Aristobul seine angemaßte Herrschaft wieder zu entreißen. Aretas rückte vor Jerusalem und Aristobul kam so in Noth, daß er die Römer um Hülfe rief. Der große Pompejus war damals in der Nähe, mit der Unterwerfung Asiens beschäftigt, ließ dem Aretas augenblicklich befehlen, er solle abziehen, und gab den beiden Brüdern, da auch Hyrkan ihn um Schutz anflehte, einen zweideutigen

Bescheid. Während nun Pompejus dem Aretas in sein Land nach folgte und ihn dort zur Unterwerfung zwang, merkte Aristobul recht wohl, die Reihe werde nun auch an ihn kommen, und wagte, sich auf alle Fälle zu rüsten. Gute Freunde riethen ihm, doch ja keinen unnützen Widerstand gegen die römische Uebermacht zu wagen, und vielmehr den Pompejus durch Demuth zu versöhnen. Aristobul ging auch zu ihm nach Damaskus, wurde aber dort verhaftet, entfloh indeß und beschloß nun, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Nun schloß sich Hyrkan mit seinem Anhange den Römern an und zog mit ihnen vor Jerusalem. Drei Monate lang wehrte sich die Stadt bis sie an einem Sabbath, an welchem die Juden sich nicht wehrten erstürmt wurde. Die Sieger hausten übel und erschlugen 12,000 Juden in der Stadt, wobei die Pharisäer ärger noch als die Römer selbst gewüthet haben sollen, um sich an den Sadducäern zu rächen, 64. Man bemerkte, daß die Eroberung Jerusalems am gleichen Tag erfolgte, wie einst die unter Nebucadnezar.

Im Tempel selbst übten die Priester während des Sturmes ununterbrochen ihre Gebete, Gesänge und Opfer und hörten auch dann noch nicht auf, als die Feinde eindrangen, so daß sich ihr eigenes Blut mit dem der Opferthiere mischte. Pompejus selbst kam in den Tempel und drang auch in das Allerheiligste ein, befahl aber, alle Schätze desselben unangetastet zu lassen, setzte den Hyrkan wieder zum Hohepriester ein und nahm den Aristobul und dessen Kinder mit, um sie zu Rom in seinem Triumph aufzuführen. Inzwischen war auch Hyrkan nicht frei, sondern Gabinius blieb mit einer römischen Besatzung zurück, hob das Synedrium, die höchste senatorische Behörde des Judenstaates auf und theilte das Land in 5 Gerichtsbezirke.

Mittlerweile war nicht nur Aristobuls Sohn Alexander, sondern nach einiger Zeit auch Aristobul selbst den Römern entwischt und kamen nach Judäa zurück, aber einer nach dem andern unterlag den Römern im offenen Kampfe, Alexander wurde enthauptet und Aristobul abermals in Ketten nach Rom geschickt. Des letztern Frau und Kinder wurden entlassen und fanden eine Freistätte bei dem kleinen Fürsten Ptolemäus von Chalkis. Hier sollte Aristobuls Tod

ter Alexandra des Ptolemäus jungen Sohn Philippion heirathen, als der Vater selbst in ihre unvergleichliche Schönheit entbrannte, den unglücklichen Philippion hinrichten ließ und die arme junge Wittwe gewaltsam sich vermählte.

Damals kam auch einmal der Nebenbuhler des Pompejus, der rohe Crassus, auf seinem Zuge gegen Innerasien nach Jerusalem und verfuhr hier viel unedelmüthiger, als Pompejus, indem er den ganzen Tempelschatz wegnahm, 53.

Crassus aber kam um und Pompejus wurde von Julius Cäsar überwunden. Der gefangene Aristobul war von Cäsar entlassen worden, fing aber kaum an, in Judäa wieder gegen seinen Bruder Hyrkan Umtriebe zu machen, als ihn Antipater auch schon durch Gift aus dem Wege räumen ließ. Den Cäsar selbst aber versöhnte der schlaue Antipater dadurch, daß er, die beiden Nebenbuhler richtig beurtheilend, für ihn Partei ergriff gegen den Pompejus. Das größte Verdienst um Cäsar erwarb er sich aber in der gefahrvollen Zeit, in welcher Cäsar in Alexandrien eingeschlossen und belagert war. Ohne Antipaters rasche und nahe Hülfe wäre er hier vielleicht umgekommen. Dadurch nun gewann Antipater Cäsars Gunst für immer und kam dem lang ersehnten Ziele, die Makkabäer zu verdrängen und sein Geschlecht an die Stelle des übrigen zu bringen, ganz nahe. Antipater wurde unter römischem Schutze der weltliche Regent von Judäa, des Gabinius Fünftheilung wurde aufgehoben und das Synedrium wiederhergestellt. Hyrkan behielt nur das oberste Priesteramt und scheint in seiner Einfalt und Apathie nicht einmal geahnt zu haben, was Antipater im Sinne hatte, denn er schenkte ihm fort und fort sein Vertrauen, betrachtete ihn als seine sicherste Stütze und gab sich sogar alle Mühe, als das Synedrium sich mit Recht über die wilden Uebergriffe eines Sohnes des Antipater, des Herodes, dem man den Oberbefehl in Galiläa anvertraut hatte, beschwerte, den letztern zu schützen. Andere Juden sahen schärfer, merkten die Usurpationsgedanken des Idumenäers, haßten ihn als einen zweideutigen Nichtjuden und beeilten sich, ihr Volk von der Gefahr zu befreien, mit welcher es bedroht war. An der Spitze der Unzufrie-

denen stand Malichus, der den Antipater mit Gift aus der Welt schaffte, selbst aber dafür nach kürzerer Zeit verrätherisch auf Befehl des Herodes umgebracht wurde, 42.

Außer dem schwachen Hyrkan war aus dem großen Geschlecht der Makkabäer nur noch Antigonus, ein Sohn des vergifteten Aristobul, übrig, der Kühnheit genug besaß, das Reich seiner Väter den Söhnen des Antipater entreißen zu wollen. Herodes aber wußte, wie sein Vater, sich immer die Römer zu befreunden und während des Parteikampfes in Rom immer mit sicherem Instinkt sich an die Partei anzuschließen, welcher muthmaßlich der Sieg zufallen sollte. So hielt er sich denn nach dem Tode Cäsars an dessen starke Rächer, Antonius und Octavian, und wurde von ihnen begünstigt. Antigonus sah daher kein anderes Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen, außer in einer nahen Verbindung mit den Parthern, welche damals, im Osten des Seleukidenreichs, der makedonischen Herrschaft ein Ende gemacht und eine gewaltige altpersische Reaction durchgeführt hatten. Da die Parther sich wieder für die alte Lehre des Zoroaster begeistert hatten und bei den Wirren im römischen Reiche eben im siegreichen Vordringen begriffen waren, mußten sie in den Juden natürliche Bundesgenossen gegen das verabscheuungswürdige Heidenthum des Westens sehen. Die Parther unter ihrem Feldherrn Brezones hatten Syrien erobert und rückten mit Aristobul vor das feste Jerusalem, welches sie leichter durch Verrath, als mit Gewalt zu erobern hofften. Indem nun deshalb Unterhandlungen angeknüpft wurden, erkannte Herodes, daß ihn im Innern der Stadt Verrath umgebe, und entwich heimlich nach Rom, indeß sein Bruder Phasael ein Opfer des Verrathes wurde, in den Kerker kam und sich dort aus Verzweiflung an der Wand das Hirn einstieß. Antigonus wurde nun Herr in Jerusalem unter dem Schutze der Parther und mit Zustimmung aller guten Juden, die am Glauben der Väter festhalten wollten. Man freute sich, daß die idumenäischen Eindringlinge, wie man glaubte, nunmehr ein- für allemal vertrieben seyen. Hyrkan, der unwürdige Makkabäer, welcher jener aufdringlichen Familie allezeit gegen das Interesse seines eigenen Hauses zum Werkzeuge ge-

dient hatte, wurde zwar am Leben gelassen, aber durch Abschneiden der Ohren unfähig gemacht, länger das Amt eines Hohenpriesters zu bekleiden, denn ein solcher mußte im Besitze seiner sämmtlichen Glieder seyn.

4.

Herodes.

Herodes besaß eben so viel Thatkraft und Verwegenheit, wie sein Vater Schlauigkeit und Arglist. Schon in seiner Jugend hatte er sich durch Bezwingung einer gefährlichen Räuberbande in den Gebirgen ausgezeichnet. Während des Prozesses, den ihm die Juden machten, hatte er sich mit unerhörtem Uebermuth betragen und seinen Gegnern gedroht. Auch jetzt noch, obgleich mit genauer Noth aus Jerusalem entflohen und von keiner Partei im Lande mehr unterstützt, trotzte er und gab die Hoffnung nicht auf.

Er ging nach Rom und machte dort die Verdienste seines Vaters geltend, und die Nothwendigkeit, daß der von den Parthern eingesetzte Judenkönig vertrieben und ein anderer von den Römern eingesetzt werden müsse, leuchtete ein. Antonius ertheilte für den Orient die entsprechenden militärischen Befehle zur Unterstützung des Herodes und dieser kehrte als von den Römern anerkannter und geschützter König der Juden über das Mittelmeer zurück, 40.

In Jerusalem behauptete Antigonus das Feld und ließ des Herodes Bruder Joseph, der einen voreiligen Angriff wagte, hinrichten. Als aber die Römer selbst kamen, um den Herodes auf den Thron zu setzen, fiel eine jüdische Stadt nach der andern den letzteren in die Hände. Die Parther waren heimgekehrt, nirgends zeigte sich für den letzten Makkabäer eine Hülfe, außer bei den fanatischen Juden. Aber es scheint, er besaß nicht Glauben und Kraft genug, um an ihrer Spitze im Kampf einen gewissen Tod zu suchen, denn er warf sich dem römischen Feldherrn Sosius zu Füßen und bat um Gnade. Der Römer aber spottete seiner Feigheit, ließ ihn in Ketten legen und

wollte ihn für den Triumph in Rom aufsparen, ließ sich aber durch des Herodes Gold bereden, ihm alsbald den Kopf abschlagen zu lassen.

Nunmehr saß Herodes in Jerusalem fest und begann seine Gewaltherrschaft mit der Hinrichtung aller Anhänger des Antigonus. Als Friedensfürst zu regieren war ihm unmöglich, denn er war kein Makkabäer, kein rechtmäßiger König, nicht einmal ein echter Jude. Diese seine falsche Stellung machte jeden Frieden zwischen ihm und dem alten Judenthum unmöglich. Um sich zu legitimiren, heirathete er die durch ihre Schönheit berühmte Mariamne, eine Enkeltochter des Hyrkan, aber niemand fühlte den Unterschied zwischen der Anmaßung und dem Recht und zwischen dem niederen idumenäischen Emporkömmling und dem reinen Blut der Makkabäer tiefer, als gerade diese edle Mariamne, die zu der unnatürlichen Heirath gezwungen, den Tyrannen niemals liebte. Alexandra, der Mariamne Mutter und des Hyrkan Tochter, behielt noch eine leise Hoffnung, den Tyrannen vielleicht verdrängen zu können, denn sie hatte sich genau befreundet mit der schönen Kleopatra in Aegypten, stand mit derselben in nachbarlichem Briefwechsel und wirkte durch sie auf den mächtigen Antonius ein. Diesen selbst aber bestach sie noch besonders, indem sie ihm ihren schönen, damals eben dem Knabenalter entwachsenden Sohn Aristobul schickte, wissend, wie sehr er der Knabenliebe ergeben sey. Unter dem mächtigen Schutze des Antonius durfte sie dem Herodes einigermaßen trotzen. Sie verlangte nun, derselbe Aristobul, ihr Sohn, sollte trotz seiner Jugend Hoheprieſter werden, weil er vom Blut der Makkabäer sey, und Herodes wagte aus Furcht vor dem Antonius nicht, ihr zu widersprechen. Sobald er aber bemerkte, der schöne Hoheprieſter werde beim Volke außerordentlich beliebt, ließ er ihn verhaften und ersäufen. Vergebens jammerte und wüthete die Mutter. Herodes mußte zwar nach Alexandria reisen und sich dem Richterspruche des Antonius unterwerfen, verstand aber denselben zu gewinnen, sey es durch Geld, sey es durch das Versprechen, ihm gegen Octavian zur Seite zu stehen. Kleopatra war zornig darüber, konnte aber die Thatsache nicht ändern.

Unterdeß hatte Herodes seinem Oheim Joseph die schöne Mariamne anvertraut und ihm befohlen, dieselbe zu tödten, wenn er etwa in Aegypten dem Zorne der Kleopatra zum Opfer fallen sollte. Diesen Befehl hatte Joseph der Mariamne verrathen und Herodes bildete sich ein, sie könne das Geheimniß nur um den Preis ihrer Tugend erkauft haben. Seine Schwester Salome schürte den Brand seiner Eifersucht, denn sie war durch den Stolz Mariamnes tödtlich verletzt, weil die edle Makkabäerin immer nur mit Verachtung auf die Idumenäerin herabsah. Indeß war Herodes von der Schönheit seiner Mariamne zu sehr hingerissen und bezaubert, als daß er sie zu verletzen gewagt hätte, mäßigte also die Wuth seiner Eifersucht und überhäufte sie mit Liebkosungen. Als sie selbst aber alle diese Liebkosungen kalt und mit sichtbarem Haß zurückwies und unterdeß auch Antonius unterlegen und mit Kleopatra vom Schauplatze der Welt abgetreten war, und der neue Herr des römischen Reiches, Octavian, sich des Herodes Huldigung gefallen ließ und ihn als König der Juden bestätigte, fühlte sich der Tyrann freier in seinen Bewegungen, konnte das marternde Verhältniß zu seiner Gemahlin nicht länger ertragen und wagte endlich, den Entschluß auszuführen, den seine schwarze Seele längst gehegt hatte, Mariamne und das ganze Geschlecht der Makkabäer zu vertilgen. Der achtzigjährige einfältige Hyrkan, der ein Asyl in Babylon gefunden, ließ sich überreden, heimzukehren und wurde jetzt erst durch den heimtückischen Herodes plötzlich zur Enthauptung verurtheilt, 30. In demselben Jahre zerstörte ein großes Erdbeben eine Menge Ortschaften in Judäa und verschlang die Erde tausende von Menschen. Aber der Tyrann wurde nur noch mehr von innerer Unruhe gequält. Salome log, Mariamne habe ihrem Gemahl Gift bereitet. Das genügte, ihn dahin zu bringen, daß er sie dem Henker überlieferte. Sie starb ihres ganzen Lebens würdig, voll Muth und Heiterkeit, 29. Der Tyrann aber fiel in Verzweiflung und durchjammerte ganze Nächte, bis er sein Gewissen mit Wein und Wollust wieder betäubte. Jetzt ließ er auch die Alexandra umbringen.

Von nun an entsagte er dem jüdischen Glaubenseifer, dem er

bisher geschmeichelt hatte, und wandte sich offen dem heidnischen Treiben zu. Um seinem neuen Gönner, dem Octavian, zu gefallen, ließ er in Jerusalem römische Theater und Amphitheater, Gymnasien ꝛc. bauen und ergötzte sich an Thierhetzen, Gladiatorenkämpfen ꝛc. Eine Verschwörung der deshalb aufgeregten Juden wurde blutig bestraft. Octavian, der sich unter dem Namen Augustus zum Kaiser gemacht hatte, war mit den Dienstleistungen des Herodes so wohl zufrieden, daß er demselben viele syrische Grenzbezirke schenkte und das jüdische Reich sich beträchtlich erweiterte. Vielleicht dachte Herodes daran, in diesem Reiche das altjüdische Element durch das heidnische allmählig zu unterdrücken, und die neue Stadt am Meere, die er mit großer Pracht erbaute, Cäsarea, künftig zur Hauptstadt zu machen. Auch in vielen andern Städten errichtete er im römischen Style eine Menge Neubauten, und insbesondere verjüngte er die alten halbzerstörten Seestädte in Phönikien. Einen allgemeinen Schrecken jagte er den Juden ein, als er ihren alten Tempel zu Jerusalem abzubrechen und einen neuen zu bauen befahl. Sie glaubten, es werde ein heidnischer Bau werden, allein er tröstete sie, indem er den Neubau wieder ganz im jüdischen Style ausführen ließ.

Herodes hatte von der Mariamne zwei Söhne, Alexander und Aristobul, seine legitimen Erben. Er ließ sie aber nicht nach jüdischer, sondern in Rom selbst nach römischer Weise erziehen. Sie kamen, als sie herangereift waren, im Jahr 16 zurück und der Vater war mit ihnen wohl zufrieden. Die böse Tante aber, seine Schwester Salome, haßte in ihnen immer noch ihre Mutter und fürchtete, sie möchten deren Tod einst rächen wollen. Um sie zu beruhigen, befahl Herodes dem Aristobul, die Berenike, der Salome Tochter, zu heirathen, indeß der ältere Sohn Alexander eine kappadocische Prinzessin zur Gemahlin erhielt. Trotzdem hatte Salome keine Ruhe, sondern sann auf das Verderben der beiden königlichen Jünglinge und bewog den Herodes, einen gewissen Antipater, seinen ältesten, aber illegitimen Sohn, aus der Verborgenheit hervorzuziehen und einstweilen den jüngeren Söhnen gleich zu stellen. Hatte sie das erst erreicht, so hoffte sie den älteren bald über die jüngeren

zu stellen und die letzteren zu verdrängen. Nun war dieser Antipater ganz eben so schlau wie sein gleichnamiger Großvater und aller Bosheiten voll. Kaum war er in den königlichen Palast eingetreten, als derselbe auch wie von bösen Dämonen wimmelte. Das Ohr des alten Herodes wurde von Verleumdungen belagert und so von Lügen umstrickt, daß er beinahe den Verstand verlor, niemand mehr traute und in seiner jähzornigen Gewohnheit dem Verdachte in der Regel Kerker und Mord nachfolgen ließ. Der Verdacht gegen Mariamnens Söhne, den Antipater und Salome beständig in ihm anfachten, marterte ihn Tag und Nacht. Namentlich den ältesten, Alexander, glaubte er immer mit gezücktem Dolche vor sich zu sehen, als wolle er den Tod seiner unschuldigen Mutter rächen. Aber wenn der Ingrimm ihn hinriß, die Söhne ermorden zu lassen, um sich dadurch von seiner Furcht zu befreien, bebte er wieder scheu vor dem Mordgedanken zurück und fühlte sich wieder zu den schönen und stattlichen Söhnen in Liebe hingezogen. Schon war es dem Antipater gelungen, den Vater dahin zu bringen, daß er den Alexander in den Kerker werfen und alle Freunde desselben aufs grausamste foltern ließ, doch er ging nicht weiter und ließ sich endlich durch Alexanders Schwiegervater, den König Archelaos von Kappadokien, erbitten, den gefangenen Sohn wieder frei zu geben. Aber nicht für immer. Antipater verdoppelte seine Anstrengungen und Salome unterstützte ihn aufs eifrigste, bis der Tyrann sich selbst für überzeugt hielt, er sey in der Verfolgung von Mariamnens Söhnen schon zu weit gegangen und wenn sie auch früher unschuldig gewesen wären, so müßten sie doch jetzt ihn hassen und seinen Tod wünschen. Als man die Söhne nun wieder fälschlich einer Verschwörung gegen ihn anklagte, siegte sein Grimm über die Vaterliebe. Vergebens stellte ihm Teron, ein alter Krieger, vor: Ein böser Dämon wohnt in dir, daß du den schlechtesten Menschen Glauben schenkst gegen deine liebsten Kinder. Nun kam aber Tryphon, der Barbier des Königs, und machte diesen glauben, Teron habe ihn bestechen wollen, daß er dem Könige unter dem Rasiren den Hals abschneide. Das glaubte der Tyrann und ließ alle Betheiligten foltern. Ein Sohn

des Teron sagte, was man wollte, in der Meinung, er werde seinen Vater dadurch retten, und schob alle Schuld auf den Alexander. Das genügte, den Herodes vollends außer sich zu bringen, und ohne weitere Prüfung gab er den Befehl, beide unschuldige Söhne, Alexander und Aristobul, zu erdrosseln, im J. 9.

Antipater war somit seinem Ziele ganz nahe gekommen. Es blieb noch ein Bruder des Herodes übrig, Pheroras, der ihm bei der Thronfolge hinderlich werden konnte. Indem er nun selbst mit der Zustimmung seines Vaters nach Rom ging, um sich dort als Nachfolger des Herodes bestätigen zu lassen, traf er zugleich Verkehr, daß während seiner Abwesenheit Pheroras vergiftet würde. Dieser Giftmord wurde vollbracht, allein der Urheber verrathen. Als man den König davon überzeugt hatte, gerieth er in die heftigste Unruhe. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Er erkannte jetzt erst, welches schaudervolle Unrecht er begangen hatte, aber der Dämon des Zornes und Hasses ließ ihm nicht einmal Zeit zur Reue, sondern trieb ihn nur zu neuem Erbosen, zu neuen gräßlichen Folterungen und Hinrichtungen an. Gegen den Antipater selbst aber verstellte er sich und schrieb ihm freundliche Briefe nach Rom, um ihn völlig sicher zu machen. Herodes besaß noch zwei jüngere Söhne, Archelaos und Philippus, die er gleichfalls zur Erziehung nach Rom geschickt hatte. Antipater verfehlte nicht, um auch diese Nebenbuhler los zu werden, sie bei dem Vater zu verleumden. Herodes ließ sie hierauf bedeuten, sie sollten nach Hause zurückkehren. Antipater benutzte das und wollte sie unterwegs umbringen lassen. Seine Briefe aber, die den ganzen Anschlag enthüllten, wurden dem Vater gebracht. Ohne von dieser Wendung der Dinge etwas zu ahnen und durch die fortwährend gnädigen Briefe des Vaters getäuscht, kam er nach Cäsarea zurück, wo der Vater Hof hielt, und wollte diesen eben umarmen, als er von ihm plötzlich zurückgestoßen und dem Gerichte überliefert wurde, welches alle seine Frevel enthüllte. Aber auch diesmal zauderte der König wieder lange, ehe er das Bluturtheil gegen den Sohn fällen ließ, in fieberhafter Aufregung, voll Wuth, die ihn hinriß, und Angst, die ihn zurückhielt.

In dieser Zeit und unmittelbar unter der Tyrannei dieses gräßlichen Herodes wurde zu Bethlehem der Heiland geboren, der die Sünden der Welt auf sich nahm. Darum müssen wir hier plötzlich abbrechen, denn ehe wir dem gnadenreichen Morgenlichte nahen, haben wir noch die ganze tiefe alte Nacht zu durchwandern. Wir fügen nur noch hinzu, daß Herodes, durch eine Weissagung vor dem in Bethlehem Geborenen gewarnt, alle männlichen Kinder daselbst umbringen ließ, in der Hoffnung, er werde unter ihnen seyn, und daß bald nach diesem gräßlichen Kindermorde den Tyrannen eine unheilbare und eckelhafte Krankheit befiel, die Läusesucht oder Verwandlung des lebendigen Fleisches in Würmer. Als der Tod ihm nahe kam, ließ er zuvor seinen Sohn Antipater noch im Kerker hinrichten. Wenige Tage später starb er selbst, im Jahr 4 nach Christo. Ihm folgte auf dem Thron Archelaos, sein Sohn, der im Vertrauen auf der Römer Schutz hart regierte, daher von den Juden in Rom verklagt und dort verurtheilt, abgesetzt und nach Gallien verbannt wurde, im J. 6. Hierauf wurde Judäa eine römische Provinz und von dem Procurator Pontius Pilatus verwaltet. Herodes Antipas, der jüngste Sohn des Herodes, raubte seinem Bruder Philipp dessen schöne Gemahlin Herodias und regierte einige Jahre in einem ihm zugewiesenen Theile des Landes, in Tiberias, strebte vergebens, von Rom als König aller Juden anerkannt zu werden und wurde im J. 39 gleichfalls nach Gallien verbannt, während ein Enkel des Herodes, Sohn des Aristobul, Herodes Agrippa, von Rom den Titel König erhielt, aber neben dem römischen Statthalter nur wenig mehr galt.

Neuntes Buch.

Die Seleukiden.

1.

Glanzzeit der Seleukiden.

Unter den drei Diadochenreichen war das asiatische dem Seleukus zugefallen, in dessen Geschlecht es forterbte. Es war das umfangreichste von allen, trotz ihrer Macht aber verfehlten die Seleukiden, das Werk Alexanders des Großen in Asien zu vollenden. Sie schritten nicht vor, sie blieben nicht einmal stehen, sondern gingen, wenn auch langsam, doch immer rückwärts. Die Demetrier in Makedonien behaupteten bis ans Ende die Ehre, die verderbten Ptolemäer beförderten wenigstens Kunst und Wissenschaft, die Seleukiden aber zeichneten sich eigentlich durch nichts aus. Einige von ihnen waren mächtige Eroberer, aber sie verloren immer wieder schnell, was sie gewonnen hatten. Einige bauten große Städte, aber auch diese ohne zähe Lebensdauer, denn ihre Bildung ahmte eben nur die griechische und alexandrinische nach ohne eigene Originalität. Deshalb wurde hier allmählig das Griechenthum durch den mächtig rückwirkenden Geist des Orients zurückgedrängt.

Ein Sieg der griechischen Bildung über ganz Asien wäre überhaupt nur möglich gewesen, wenn im europäischen Mutterlande selbst

Griechen und Makedonier sich verständigt und vereinigt hätten, während diese jene nur tief verachteten, jene sie aber dafür tödtlich haßten. Auch war an eine Einigkeit unter den makedonischen Diadochen selbst nicht zu denken und man darf es als ein gnädiges Vorsehen Gottes ansehen, daß eine mächtige Einheit der hellenisirenden Mächte nicht zu Stande kam, denn jenes hochgebildete Griechenthum glich nur dem gleißenden Apfel, den innerlich der Wurm durchfrißt, und es war eine Wohlthat für die Menschheit, daß seiner weitern Ausbreitung durch Barbaren von viel geringerer Bildung, aber von ungleich höherem sittlichem Adel ein Ziel gesetzt wurde. — Es blieb den Seleukiden noch übrig, die Politik Alexanders des Großen fortzusetzen und eine Verschmelzung des morgenländischen und griechischen Wesens zu versuchen, die dann ihrem ausschließlich asiatischen Reiche wenigstens eine gewisse Originalität verliehen haben würde. Allein eine solche Verschmelzung würde Alexander der Große selbst nicht zu Stande gebracht haben. Sie war unmöglich an sich. Der griechische Geist mußte den orientalischen, oder dieser jenen immer zuletzt überwinden und verschlingen. Die Seleukiden aber hielten sich an das nächste. Sie waren Makedonier, sie standen an der Spitze eines siegreichen fremden Heeres in Asien. Nur auf dieses Heer konnten sie sich verlassen und sie hatten erlebt, wie dasselbe schon zu Alexanders Zeit eifersüchtig darüber gewacht hatte, daß ihm die Asiaten untergeordnet blieben und nicht nebengeordnet wurden. Sie kokettirten daher nicht mit dem Orientalismus, wie Alexander gethan hatte, sondern zogen dem Morgenlande ein entschieden abendländisches Kleid an. Die alten Hauptstädte mußten verlassen und neue gebaut und bevölkert werden. Diese erhielten ausschließlich die Namen der neuen Herrscher oder ihrer Gemahlinnen. Alles darin war auf griechischen Fuß eingerichtet. Griechische Tempel wurden in Menge erbaut. Neue große Tempel des Zeus Belus z. B. zu Elymais in Medien, der nachher wegen seines Reichthums berühmt wurde, deuten an, daß auch die alte Landesreligion gräcisirt werden sollte. Aus Griechenland und seinen zahlreichen Colonien strömten Menschen herbei, um ihr Glück in Asien zu machen. Aber sie brachten keinen freien Geist

mit. Sie dienten nur dem Despotismus und den Wollüſten der Seleukiden. Die Aſiaten ſelbſt, welche die griechiſche Mode und Sprache annahmen, entarteten dadurch nur in ihrem Charakter, anſtatt auf eine höhere Stufe erhoben zu werden.

Seleukus, der ſich den Namen Nikator (der Sieger) beilegte, war anfangs noch, wie bereits erzählt iſt, nach Alexanders des Großen Tode dem Reichsverweſer Perdikkas untergeben, wußte ſich aber von ihm loszumachen, trug zu ſeiner Ermordung bei, empfing von deſſen Nachfolger Antipater die Satrapie von Babylon, mußte nachher wieder vor der Uebermacht des Antigonus nach Aegypten flüchten, beſiegte aber dieſen durch das Bündniß mit Ptolemäus, Kaſſander und Lyſimachus, kehrte nach Babylon zurück, machte ſich dort beliebt, beſiegte den Nikanor, Satrapen von Medien, und eroberte nach und nach nicht blos Medien, ſondern alle Satrapien des Oſtens bis nach Indien und bis zum Lande der Skythen. Zwar fiel ihm Demetrius Polyorketes noch einmal in den Rücken und nahm Babylon ein, aber nur auf kurze Zeit, denn Seleukus kehrte ſiegreich zurück, 312. Mit dieſer Befreiung Babylons beginnt die ſeleukidiſche Zeitrechnung, deren ſich alle Vorderaſiaten bis auf die Zeiten des Chriſtenthums bedienten. — Nachdem die andern Diadochen das Diadem angenommen hatten, ließ ſich auch Seleukus zum König ausrufen. Im Kriege gegen den Antigonus gewann er Syrien und gründete unfern von Iſſus, wo Alexander die Perſer beſiegt hatte, die Stadt Antiochia, indem er eine nahe dabei von Antigonus angelegte Stadt, Antigona, zu Grunde gehen und die Einwohner nach ſeiner neuen Anlage hinüberſchleppen ließ. Antiochia wurde bald ſo bevölkert wie Alexandrien, die größte Griechenſtadt in ganz Aſien, aber mit ausgeprägtem ſyriſchem Charakter, ſinnlich, weich, üppig. Die Stadt lag eine deutſche Meile lang dahingeſtreckt unter zwei hohen Bergen, wovon einer die Akropolis trug. Von den Bergen führte eine große Waſſerleitung her aus der berühmten Quelle der Daphne, an der Stätte, wo die von Apollo verfolgte Daphne in einen Lorbeer ſoll verwandelt worden ſeyn. Hier dehnte ſich ein weiter Lorbeer- und Cypreſſenhain aus, ein irdiſches Para-

dies, wo die lebenslustigen Antiochier in einem ewigen Freudentaumel alle sinnlichen Genüsse erschöpften. Denn sie machten aus dem Fest der spröden Jungfrau ein Fest der Aphrodite, wobei der Mythus den Mädchen nur zur Warnung diente, nicht spröde zu seyn, damit sie nicht auch in Bäume verwandelt würden.

Seleukus wollte sein neues Reich auch nach Osten hin schützen und unternahm einen glücklichen Zug nach Indien. Hier hatte sich ein König Sandrakottus mit großer Macht aufgethan, den zu bekriegen er zwar vermied, dem er indeß doch so viel Achtung einflößte, daß derselbe sich zu einem Grenzvertrage verstand und ihm sogar 500 Elephanten abtrat, 303. Hierauf baute Seleukus in der Nähe von Babylon eine neue große Hauptstadt seines Reiche, nach ihm selbst Seleukia genannt, die ihm den Osten sichern sollte, wie Antiochia den Westen, denn er vermeinte, noch das ganze Reich Alexanders des Großen wieder vereinigen zu können. Babylon selbst, welches doch noch Alexander zur Hauptstadt seines Reichs gemacht hatte, gerieth in einen auffallend raschen Verfall, angeblich durch Ueberschwemmungen des Euphrat. Wenn jedoch Seleukus gewollt hätte, würde er mit den Kräften, die ihm gleich den alten Königen von Babylon zu Gebote standen, den Fluß wohl haben eindämmen und die Canäle reinigen können. Genug, es konnte bald niemand mehr in Babylon wohnen, die Einwohner zogen hinüber nach Seleukia und hundert Jahre später standen nur noch die Stadtmauern, innerhalb derselben war alles wüst und mit Gras bewachsen und der Platz wurde von den Partherkönigen nur noch als ein großer Thiergarten benutzt.

Antiochus, des Seleukus Sohn, verliebte sich in seine schöne Stiefmutter Stratonike und fiel darüber in eine schwere Krankheit. Seleukus bekümmerte sich schwer darüber, konnte aber die Ursache der Krankheit nicht erfahren, bis der kluge Arzt Erasistratos sie entdeckte. Dieser Arzt vermuthete, Antiochus sey von geheimer Liebe verzehrt und um zu erfahren, wen er liebe, ließ er nach einander alle Damen des Hofes an sein Krankenbett rufen. Als Stratonike erschien, glühte der Jüngling und seine Hand, vom Arzt gehalten, pulsirte aufs schnellste. Da war das Geheimniß entdeckt, und Se-

leukus ſtand, um den Sohn zu retten, nicht an, ihm die Stratonike abzutreten. — Dieſelbe Stratonike hatte der König vorher einmal dem Kombabus, einem überaus ſchönen Jüngling an ſeinem Hofe, zum Schutz anvertraut, bis er wiederkäme. Kombabus übernahm die Hut der Königin, bat aber den König, ihm ein Käſtchen aufzuheben. Als nun Seleukus wiederkam und Verleumder ihm berichteten, Kombabus habe den ganzen Tag bei der Königin zugebracht, wollte er ihn umbringen laſſen, Kombabus aber bat ihn, nur das Käſtchen zu öffnen, und zeigte ihm in demſelben die Mannheit, deren er ſich ſelbſt vor des Königs Abreiſe beraubt hatte. Seleukus ehrte und rühmte nun ſeine Treue. Die Geſchichte trägt ein fremdartiges, echt morgenländiſches Gepräge. Es gibt auch eine deutſche Treue, aber der Mannheit entſagt ſie nie.

Wie Seleukus noch in ſeinem Alter den eben ſo hochbetagten Lyſimachus bekämpfte und überwand, iſt ſchon in der makedoniſchen Geſchichte berichtet, eben ſo der Tod, den ihm der meuchleriſche Ptolemäus Keraunos unverſehens bereitete, 281.

Sein Sohn Antiochus bekam viel mit den kleinen Fürſten in Kleinaſien und mit den Galliern, die dort eingebrochen waren, zu kämpfen und vermochte den Gedanken ſeines Vaters, das Reich der Seleukiden auch über den Weſten auszudehnen, nicht durchzuführen. Den Namen Soter empfing er zum Dank für den Sieg, den er (nur mit Hülfe ſeiner Elephanten) über die in Kleinaſien unmenſchlich hauſenden Gallier erfocht. Auch die Aegypter, die ihm Syrien nicht gönnen wollten, ſchlug er bei Kos. Dagegen bereitete ihm Eumenes, Uſurpator von Pergamus, eine Niederlage und empörte ſich in ſeinem Rücken ſogar einer ſeiner eigenen Söhne, den er hinrichten laſſen mußte. Als er bald darauf ſtarb, 262, folgte ihm ſein anderer Sohn Antiochus, der ſich aus Hochmuth Theos (Gott) nennen ließ und deſſen Brutalität den Aufſtand der Parther im Norden ſeines Reichs hervorrief, den er nicht mehr unterdrücken konnte, und der ſich thörichterweiſe ſtatt ſein Augenmerk auf den Oſten zu richten, immer im Weſten beſchäftigte und den Krieg mit Aegypten wegen des Beſitzes von Syrien jetzt erſt recht in Gang brachte. Dieſer unver-

nünftige Krieg entzweite die Seleukiden mit den Ptolemäern aufs tödtlichſte, ſchwächte ihre Kräfte gegenſeitig und machte ſie endlich beide unfähig, den Nachbarn zu widerſtehen, gegen welche ſie von Anfang an hätten einig zuſammenhalten ſollen. Aber die Seleukiden wollten Syrien nicht aufgeben, um von da aus das Mittelmeer, Cypern, Kleinaſien zu beherrſchen und Aegypten ſelbſt zu erobern, die Ptolemäer aber ſuchten Syrien oder wenigſtens Paläſtina als Vormauer Aegyptens zu behaupten. — Von dem kurzen Frieden mit Aegypten, der die Vermählung des Antiochus Theos mit der ägyptiſchen Berenike zur Folge hatte, und von dem tragiſchen Ende beider und ihres Kindes durch die Eiferſucht der Laodike iſt ſchon in der Geſchichte der Ptolemäer berichtet.

2.

Die Parther.

Der Rachezug, den wegen dieſes Frevels der Berenike Bruder, Ptolemäus Evergetes, 245 unternahm, erſchütterte das Seleukidenreich bis in ſeine Wurzeln. Nach der berühmten Inſchrift von Adule eroberte er nicht nur alles, was die Seleukiden dieſſeits des Euphrat beſeſſen hatten, ſondern ging auch über dieſen Strom und nahm Babylon, Medien, Perſien ein bis nach Bactrien. Er wollte aber dieſe Länder nicht behaupten, ſondern begnügte ſich, unermeßliche Beute, insbeſondere auch die koſtbarſten Götterbilder und Gefäſſe aus den Tempeln wegzuführen. Auch der Prophet Daniel hat dieſes großen Raubzuges gedacht, von dem Evergetes 40,000 Talente Silber, ungerechnet 2500 der koſtbarſten Gefäſſe und Statuen mitbrachte. Er fand nicht einmal einen nennenswerthen Widerſtand. Des Antiochus älteſter Sohn, Seleukus, Kallinikos zubenannt, rettete ſich hinter die Mauern des feſten Sardes und flehte, damals noch vergeblich, die Römer um Hülfe an. Evergetes aber berührte weder im Weſten die Grenzen des römiſchen Einfluſſes, noch im

Osten die des parthischen, zog sich mit seiner Beute klug wieder zurück und behielt, dem ptolemäischen System getreu, nur Syrien als Vormauer seines Nilreiche.

Sein kurz vorübergehender Kriegszug brach aber andern Nachbarn und empörten Unterthanen des Seleukidenreichs Bahn, so daß sie dem armen Seleukus nahmen, was ihnen bequem lag. Eumenes, der Usurpator von Pergamus, und sein Nachfolger Attalus, griffen in Kleinasien um sich, die Parther im Osten.

Diese Parther waren ursprünglich nur die Einwohner der verhältnißmäßig kleinen Provinz Parthien zwischen Hyrkanien am kaspischen See und Persien. Sie hatten sich aber die nordische Kraft und gute Sitte bewahrt und Zoroasters Lehre war bei ihnen noch die herrschende geblieben, während sie in den übrigen Theilen des ehemaligen großen Perserreichs dem babylonisch-griechischen Götzendienst längst wieder hatte weichen müssen. Daraus nun erklärt sich, warum gerade die Parther den Kern der altpersischen Reaction gegen die makedonisch-griechische Herrschaft und Civilisation darstellten, warum gerade von hier ein unbesieglicher Widerstand gegen die Seleukiden ausging. Man hat zwei Nachrichten vom Ursprunge des parthischen Reichs. Nach der einen holte ein Parther oder Skythe eine kriegerische Schaar aus dem Norden, welche den makedonischen Satrapen Andragoras erschlug. Nach der anderen geschah die Erhebung ohne äußere Hülfe im Lande selbst. Ein gewisser Agathokles, den Antiochus Theos zum Satrapen eingesetzt, war ein arger Wüstling und schändete mit Gewalt einen schönen parthischen Knaben, Tiridates. Der Bruder des letztern aber, Arsakes, rief das Volk zur Rache auf, erschlug den gottlosen Satrapen und beugte sich mit den Seinigen fortan nie mehr unter das Joch der Seleukiden, sondern gründete sich eine anfangs nur kleine unabhängige Herrschaft im Hekatompylon, 256. Beide Nachrichten schließen einander vielleicht nicht aus. Der einheimische Aufruhr wurde wahrscheinlich von den nordischen Nachbarn unterstützt. Der Name Arsakes deutet auf das Volk der Saken, welches den Persern längst befreundet war. Ritter hält die Parther nicht für Perser, sondern für Türken, d. h.

für turkomannische Nomaden in denselben Gegenden, wo wir sie noch heute finden. Die uralte Verbindung dieser Völker am kaspischen See und Jaxartes mit den Bactriern und Persern erhellt aus dem Schachnameh. — Der ungeheure Stoß, den bald darauf das Reich der Seleukiden durch Evergetes erhielt, machte es Arsakes II. leicht, dieses sein kleines parthisches Reich weiter auszubreiten. Zunächst verband er das Land der wilden Hyrkanier mit dem seinigen, dann auch Bactra, welches sich schon unter Theodotos ebenfalls gegen den Antiochus Theos empört hatte, nach des Theodotos Tode aber sich gleichfalls dem Arsakes unterordnete. Von diesem letztern stammen alle folgenden Partherkönige, die Dynastie der Arsakiden.

Seleukus Kallinikos besaß keine Mittel, sich so vieler Feinde zu erwehren, zumal, da sein eigener jüngerer Bruder, Antiochus Hierax (Habicht), unter Anleitung seiner Mutter Laodike, deren Liebling er war, ihm den Thron zu entreißen suchte. Mochte die Mutter dem jüngeren mehr Entschlossenheit zutrauen, oder hatte ihr lasterhaftes Herz überhaupt keine Liebe zu dem älteren Sohne, genug, der junge Hierax wurde mit einer Tochter des kappadokischen Königs Ariarathes vermählt, mit dessen Hülfe er den Usurpator von Pergamus zurückweisen sollte, und ward ein großes Heer von Kelten. Zwar schlug er nun seinen Bruder in einer heißen Schlacht bei Ankyra, 237 (wobei dessen Gemahlin Prysia unerkannt gefangen, als Sklavin verkauft, in Rhodus aber erkannt und dem Seleukus in Ehren zurückgesandt wurde), unterlag aber dem Attalus von Pergamus. Als er nachher, um die zerrüttete Seleukidenherrschaft im Osten wieder zu befestigen, vor Babylon zog, wurde er auch von dort wieder zurückgeschlagen und mußte zu seinem Schwiegervater nach Kappadokien flüchten, der sich jedoch nicht zum Werkzeug für die Laodike hergeben wollte, den Frieden liebte und daher den Hierax nach Aegypten schickte, wo er auf eine anständige Art unterhalten, aber nicht mehr fortgelassen wurde. Als er dennoch heimlich entfloh, fiel er in die Hände von Räubern, die ihn erschlugen, 226.

Seleukus wurde in Babylon als rechtmäßiger König anerkannt, als er aber unklugerweise einen Versuch machte, die Parther wieder

zu unterwerfen, unterlag er dem Arſakes in einer blutigen Schlacht und wurde ſelbſt gefangen. Arſakes behandelte ihn gut, aber durch einen Sturz vom Pferde verlor er bald nachher das Leben, 236. Von dieſer Zeit an war der Beſtand des parthiſchen Reichs und der neuen arſakidiſchen Dynaſtie geſichert. Leider aber ſind die Nachrichten über ſie ſehr dürftig. Nur aus ſpätern Vorgängen können wir ſchließen, daß der parthiſche Hof nicht blos die griechiſche Sitte und Sprache ausſchloß, ſondern auch dem alten Feuerdienſt huldigte und ſomit förmlich im Namen Aſiens gegen den bisherigen europäiſchen Einfluß proteſtirte. Doch ſcheinen die parthiſchen Könige nach Art kluger Barbaren ihren makedoniſchen Feinden doch viel Praktiſches abgelernt zu haben. Im Uebrigen blieben ſie auch im Kriege ihrer nationalen Kampfart getreu, indem ſie in enganſchließenden Panzern auf blitzſchnellen Roſſen zum Angriff heranſtürmten und entweder alles niederwarfen oder nur ihre Pfeile abſchoſſen, ſich ſchnell zur Flucht wandten und wenn ſie verfolgt wurden, plötzlich wieder umkehrten und die gewöhnlich zerſtreuten Verfolger zuſammenhieben. Die Parther glichen in dieſer Kampfart einigermaßen den numidiſchen Reitern, doch waren die letztern nur leichte Reiterei, während die erſtern mit dem Vortheil der Schnelligkeit auch den einer geharniſchten ſchweren Reiterei zu verbinden wußten.

Die wieder zu Ehren gebrachte Lehre des Zoroaſter trug gewiß das meiſte zur Ausbreitung des parthiſchen Reichs bei, denn ihre Erinnerung mußte noch überall in den Gemüthern fortleben, welche ſich ungern der makedoniſchen Ueberwältigung gefügt hatten. Die politiſche Erhebung wäre an ſich nicht ſtark genug geweſen, wenn ihr die religiöſe nicht zu Hülfe gekommen wäre. Die einzelnen Stämme würden ſich aus alter Nachbareiferſucht den Parthern nicht gefügt haben, wenn nicht die religiöſe Begeiſterung für die reine Lichtlehre ſie verſöhnt und vereinigt hätte. Wahrſcheinlich aber hat zu dieſem neuen Aufkommen des zoroaſtriſchen Feuerdienſtes weſtlich von der ariſchen Heimath die große gleichzeitige Umwälzung, die in der Religion der Inder öſtlich von derſelben Heimath am Hindukuſch erfolgte, weſentlich beigetragen. Dort war es die neue Lehre des

Buddha, welche nach dem Zuge Alexander des Großen neues Leben in die indische Welt brachte, eine wahre Reformation, Reinigung und Verjüngung, wie es die Lehre Zoroasters diesseits war.

Seleukus Kallinikos hinterließ zwei junge Söhne, Seleukus, dem man sehr unpassend den Namen Keraunos (Blitz) beilegte, da er nur ein schwacher und unfähiger Prinz war, und Antiochus. Für beide Unmündige regierte ihr weiser Oheim Achäus. Der arme Seleukus wurde durch zwei seiner Generale vergiftet, Achäus ließ die Mörder bestrafen. Das Volk wollte ihm selbst die Krone aufs Haupt setzen, aber edelmüthig schlug er sie aus und verwaltete sie für den Antiochus, bis dieser herangewachsen war und zum erstenmal wieder einen Versuch wagte, das große Reich seiner Väter herzustellen.

3.

Antiochus der Große.

Der junge Fürst besaß weder das Genie noch erlangte er die Erfolge, die ihn allein hätten berechtigen können, den Namen des Großen anzunehmen, aber er war wenigstens rastlos thätig und muthig.

Im Beginn seiner Regierung gab er sich ganz einem gewissen Hermias hin, dessen Hochmuth und Tyrannei einen Aufruhr veranlaßte. Die Generale Molo und Alexander empörten sich, der junge König aber überwand sie und stellte auch sein Ansehen in Medien wieder her, wo sich nach dem Beispiel der Parther ein Usurpator aufgethan hatte. Hermias, aus Haß gegen den Achäus, wies dem König unterdeß falsche Briefe vor, die ihn glauben machten, Achäus sinne auf Verrath und Achäus, um sich zu retten und zu schützen, mußte nun wirklich Aufruhr erheben. Bevor indeß Antiochus gegen ihn auszog, beschäftigte ihn schon wieder ein Krieg mit Aegypten, denn die erbärmliche Regierung des Philopator daselbst lockte ihn, demselben Syrien, Phönikien und Palästina zu entreißen. Es glückte

ihm anfangs, bis er selbst bei Raphia eine schwere Niederlage erlitt, 217. Nun mußte er dem Ptolemäer freilich seine Bollwerke lassen, wandte sich aber alsbald ungebeugten Muthes nach Kleinasien wider den Achäus, bekam denselben durch Verrath gefangen und ließ ihn hinrichten, 216.

Nachher führte er Krieg mit dem Könige Arsakes II. von Parthien und Euthydemos von Bactria, aber auch hier scheint er mehr mit List als mit Gewalt durchgesetzt zu haben, denn erst bediente er sich der Parther, nachdem er mit ihnen Frieden gemacht hatte, gegen die Bactrer, und nachher machte er wieder mit diesen Frieden und vermählte sogar eine seiner Töchter mit dem Sohne des Euthydemos, um auf dieses Bündniß gestützt einen abenteuerlichen Zug nach Indien unternehmen zu können. Man wird in der That versucht, zu glauben, der unermüdliche Antiochus habe den großen Alexander nachäffen wollen; allein seinem Ehrgeiz und seinen raschen und kühnen Entschließungen kam nicht eine so vorsichtige Berechnung zu Hülfe, wie sie den großen Alexander bei seinen Eroberungen ausgezeichnet hatte. Antiochus fuhr immer nur wie ein Irwisch herum, ohne seine raschen Eroberungen behaupten zu können. In Indien soll er übrigens nichts ausgerichtet, sondern nur mit dem König Sophagasus Freundschaft geschlossen und von demselben Elephanten empfangen haben. Vielleicht war die ganze Expedition nur auf den Erwerb von Kriegselephanten berechnet, denn eine dauernde Herrschaft im Osten herstellen zu können, durfte der Seleukide nicht mehr hoffen.

Nach seiner Rückkehr, 203, verband sich Antiochus mit dem Makedonier Philipp schon wieder gegen Aegypten, und diesmal waren es die Römer, die ihm zum erstenmal Halt geboten und die Ptolemäer in Schutz nahmen. Darauf bedrohte Antiochus die Freiheit der griechischen Seestädte an den Ufern von Kleinasien und auch sie suchten Schutz in jenem stolzen Rom, welches so eben den zweiten punischen Krieg beendigt und Karthago tief gedemüthigt hatte. Wie war es möglich, daß Antiochus sich mit dem unnützen indischen Zuge die Zeit vertreiben konnte, während er nothwendig mit dem Make-

donier Philipp und Hannibal im Bunde die furchtbar anwachsende Macht Roms hätte unterdrücken müssen. Und welchen Unverstand bewies dieses flatterhafte Afterbild des großen Alexander, indem er auch jetzt noch den Römern das Schauspiel gab, sich mit Aegyptern und Griechen herumzuschlagen. Ein großer strategischer Gedanke schien allerdings die Eroberung des thrakischen Chersonneſos zu seyn, die er im J. 196 unternahm. Er öffnete sich damit das Thor nach Europa, erleichterte sich die Verbindung mit Makedonien und kam in Berührung mit den tapfern Völkern des Nordens, den Skythen und Kelten, mit denen sich Makedonier und Griechen längst gegen Rom hätten verbinden sollen, zumal da die Kelten in Oberitalien immer noch der Römer sich in verzweifeltem Kampf erwehrten. Allein Antiochus gab seiner Eroberung keinen Nachdruck und sorgte weder für eine umfassende Coalition mit Makedonien und den nordischen Barbaren, noch auch für eine tüchtige Flotte, mit der er Rom zur See hätte bedrohen können, sondern beschäftigte sich wieder vorzugsweise mit seinen Plänen gegen Aegypten.

Da kam Hannibal als Flüchtling zu ihm, 195. Daß ihm derselbe den Gedanken, mit welchen Gefahren Rom auch den asiatischen Reichen drohe, nahe gelegt hat, versteht sich von selbst. Daß er aber den Charakter des Antiochus bald durchschaut und demnach seine Hoffnungen sehr gemäßigt hat, ist wahrscheinlich. Daß er aber, wie die Römer vorgaben, von Antiochus nur 100 Schiffe und 10,000 Mann verlangt habe, um von Karthago aus noch einmal Italien anzugreifen, ist ohne Zweifel nur eine Erfindung seiner Feinde, um ihn als einen unverständigen Abenteurer lächerlich zu machen. Man darf nie vergessen, daß wir keine andern als römische Geschichtsquellen besitzen und daß die römischen Geschichtschreiber sich nicht unterstehen durften, das Geringste in die Welt hinaus zu schreiben, was dem römischen Interesse nachtheilig, für die römische Ehre demüthigend gewesen wäre. Alle römischen Geschichtschreiber dienten, mit Willen oder nicht, der tiefen Arglist und dem Hochmuth des Senats.

Wir haben die nun folgenden Ereignisse schon in der Geschichte

Makedoniens und Griechenlands erzählt. Antiochus hatte viel zu lange gezaudert, um jetzt noch im Westen etwas ausrichten zu können. Karthago, Makedonien, der achäische und ätolische Bund waren schon von den Römern gedemüthigt und zum Gehorsam gebracht, Aegypten, Bithynien, Pergamus, Rhodus für Rom gewonnen. Antiochus, der noch zehn Jahre früher im Westen mächtige Bundesgenossen gegen Rom gefunden hätte, stand jetzt allein und versäumte auch jetzt noch über seiner Hochzeit in Chalkis alle kriegerischen Vorkehrungen, er, der doch sonst immer so eilig war. So geschah es, daß zuerst seine ungenügende Flotte von der römischen besiegt, sodann er selbst erst aus den Thermopylen verdrängt, zum Rückzug nach Asien gezwungen, endlich bei Magnesia in Phrygien in einer Hauptschlacht vom römischen Landheer unter Scipio Africanus geschlagen wurde, 189, und einen schimpflichen Frieden eingehen mußte, in welchem er das ganze westliche Kleinasien mit allen Griechenstädten aufgeben, ungeheure Kriegskosten zahlen, seine Schiffe und Elephanten hergeben mußte und auch den Hannibal ausliefern sollte, der zum bithynischen König Prusias floh, aber von diesem verrathen der Gefangennehmung und Auslieferung an Rom durch Gift zuvorkam, 183.

Antiochus selbst starb noch vor ihm. Aurelius Victor berichtet, daß er nach seiner schrecklichen Niederlage und Demüthigung den Kopf verloren und sich einer stumpfsinnigen Schwelgerei hingegeben habe, und daß er einmal bei einem Gelage von einem Gast, den er beschimpft hatte, erschlagen worden sey. Das ist höchst wahrscheinlich eine von seinen römischen Feinden verbreitete Verleumdung. Dem Charakter des Antiochus entspricht vielmehr der Bericht des Strabo, Justin und Hieronymus, nach welchem der König, unermüdet wie immer, neue Kräfte zu neuen Kämpfen zu sammeln bemüht gewesen sey, sich dabei aber nur allzusehr übereilt habe. Denn als er in Medien in der Provinz Elymäis den großen Tempel des Zeus-Belus, der ungeheure Schätze barg, geplündert hatte, wurde er von dem darüber empörten Volk erschlagen, 187.

So zerplatzte die letzte Seifenblase, in der sich der längstentschwundene goldene Ruhm des großen Alexander noch einmal phantastisch und traumhaft abgespiegelt hatte. Antiochus hinterließ zwei Söhne, den Seleukus Philopator und den Antiochus Epiphanes. Der letztere war als Geißel bei den Römern, wurde von denselben aber gerne heimgeschickt, um einen Thronstreit mit dem Bruder anzufangen, ein Lieblingsmanöver des römischen Senats, um die Königreiche zu schwächen. Unterdeß hatte aber Heliodor, der Plünderer des Tempels in Jerusalem, schon seinen Herrn Seleukus durch Gift umgebracht, und Epiphanes gelangte nun allein auf den wankenden Thron. Man hat denselben auch Epimanes genannt, weil er sich wie ein Verrückter benahm. Vor dem römischen Gesandten Grachus kroch er wie eine Schlange und lief in den Straßen seiner Hauptstadt Antiochia umher, Stimmen sammelnd wie bei den römischen Bürgern, obgleich hier alle übrigen Bedingungen eines freien Gemeinwesens fehlten. Gleich allen seinen Vorfahren wollte er Aegypten haben. Hier aber gebot Rom ihm Halt. Nun rächte er sich an den Juden und rief die großartige Erhebung der Makkabäer hervor. Auch Armenien machte sich damals unabhängig unter Artarias, einem Feldherrn seines Vaters. Endlich wurde Epimanes auf einem Zuge gegen das empörte Medien besiegt und von einer schmerzhaften Krankheit ergriffen, halbwahnsinnig, sah Gespenster und starb in Verzweiflung, 164.

Für seinen Sohn Antiochus Eupator wollten nun die Römer die Vormundschaft übernehmen. Philipp, ein Großer des Reichs an der Spitze der Nationalpartei, der selbst nach der Krone strebte, unterlag und wurde umgebracht. Aber auch Octavius, der römische Vormund, kam durch Mord um und Demetrius, ein Sohn des letzten Seleukus, der in Rom als Geißel lebte, entfloh von dort, wurde von der Nationalpartei zum König ausgerufen und Soter zubenannt, und nachdem er den Eupator hatte tödten lassen, einstweilen auch von Rom anerkannt, ergab sich aber auf dem Thron dem Trunke, wurde von Alexander Balas, einem nur angeblichen Sohn des Epimanes, wieder verdrängt und kam auf der Flucht in einem Sumpfe

um, 151. Balas selbst aber regierte nicht besser, wurde daher auch umgebracht und Demetrius, ein Sohn des Soter, kam an seine Stelle, regierte eben so schlecht und wurde wieder von dem Usurpator Tryphon verdrängt und gefangen, 141. Sein Bruder Antiochus Sidetes besiegte und tödtete den letztern, wurde aber selbst auf einem Feldzug gegen die Parther von diesen im Lager überfallen und umgebracht, 130. Nun kam der gefangene Demetrius wieder auf den Thron, erlag aber dem Zibina, einem angeblichen Sohn des Balas. Des Demetrius Sohn, Seleukus, wurde sodann von seiner Mutter Kleopatra mit eigener Hand erstochen, worauf sie den Zibina schlug und ihren zweiten Sohn Grypus zum König machte, 122. Dieser führte blutige Kriege mit seinem Halbbruder Kyzikenus. Tryphöna, des Grypus Gattin, ließ die Kleopatra, des Kyzikenus Gattin, umbringen und erlitt dafür später auf des letztern Befehl den gleichen jammervollen Tod, 112. Auch Grypus wurde ermordet, aber durch seinen Sohn Seleukus Nicator gerächt, der wieder durch Aufruhr umkam, indem er in Mopsvesta wegen Steuerdruck von den Einwohnern in seinem Palast verbrannt wurde, 93. Eusebes, des Kyzikenus Sohn, schlug sich nun mit des Seleukus Brüdern herum, bis sie alle durch den Tigranes von Armenien vertrieben wurden, 83.

4.

Die kleinasiatische Welt.

Die römische Eroberung rückte unterdeß langsam aus Europa nach Kleinasien vor.

In Kleinasien hatten sich die reichen und gebildeten Griechenstädte an den Küsten trotz mancherlei schweren Anfechtungen entweder behauptet oder aus dem Schutt bald wieder verjüngt. Sie lieferten den barbarischen Königen alle die Mittel, welche dieselben theils zur Befestigung ihrer Macht, theils zu Luxus und Wollüsten brauch-

ten, Geld, Söldner, Künstler, Sklaven, Waaren aller Art, wurden ihnen daher unentbehrlich. Einige behaupteten sogar noch ihre Unabhängigkeit, geschützt durch die Eifersucht der Nachbarkönige, oder durch die Furcht derselben vor Rom. So Rhodus und Byzanz, die sich nach der Zerstörung Karthagos sogar zu den ersten Seemächten erhoben, aber die Thorheit begingen, sich unter einander selbst aus Handelseifersucht zu bekriegen und gegenseitig zu schwächen. In Rhodus herrschte ein freier Geist und viel Kunstsinn. Byzanz hatte schon ein rauheres Gepräge und war verrufen durch die dort herrschende Völlerei. Besonders dem Weingott wurden hier unmäßige Opfer gebracht. Die Griechenstädte am schwarzen Meere, die nicht unmittelbar im Bereich der makedonischen Könige lagen, behaupteten ihre Freiheit am längsten, indem die um sie her wohnenden Barbaren zu schwach waren, die festen Mauern der Griechen zu erstürmen und meist des Handels wegen friedlich mit ihnen lebten. Unter diesen Städten war Heraklea damals die mächtigste, nach ihr Sinope.

Die kleinasiatischen Königreiche, die zum Theil schon vor Alexander dem Großen als Vasallen des persischen Reichs bestanden hatten, zum Theil erst zur Zeit der Diadochen entstanden waren und bald mehr, bald weniger von den Demetriern, Ptolemäern und Seleukiden abhängig sich zwischen ihnen ihr Daseyn gefristet, nach der Schwächung derselben aber sogar ihre Zahl und Macht vermehrt hatten, waren Bithynien, Paphlagonien, Pontus, Armenien, Cappadocien, Pergamus. Das ältere Karien war eingegangen. Alle diese kleinen Königreiche verloren je mehr und mehr seit Alexander dem Großen den orientalischen Charakter und wurden gräcisirt. Pergamus wetteiferte in der Pflege der Wissenschaften und Künste mit den Ptolemäern. Die meisten Höfe in Kleinasien waren Mittelpunkte griechischer Bildung und Kunst und eines großen Luxus. Etwas Originelles und Großartiges aber kam bei ihnen nicht zum Vorschein, weil sie nicht nur beständig zwischen den drei sie umfassenden Großmächten, wozu später noch Rom kam, lavirten und den Mantel stets nach dem Winde hingen, sondern auch unter sich nie einig wurden, sondern einander gegenseitig bei den Großmächten verdächtigten und

verriethen und einer den andern zu berauben suchte. Ein Verhältniß, wie es in neuerer Zeit leider bei den deutschen Mittel- und Kleinstaaten wiedergekehrt ist.

Die Könige von Bithynien und Pontus rühmten sich persischen Blutes und stammten von alten Vasallen der Perserkönige. Armenien machte sich erst nach Antiochus des Großen Tode unter dem dort zum Statthalter ernannten Artarias unabhängig. Pergamus wurde erst sehr allmählig ein eigenes Reich. Hier hütete Philetäros die Schätze des thrakischen Lysimachos, verrieth ihn aber und behauptete Pergamus als seinen Besitz. Sein Neffe Eumenes und noch mehr dessen Sohn Attalus mehrten das neue Reich und der letztere machte sich zum König. Attalus wird als ein merkwürdiger Tyrann geschildert, der wie Dionysius von Syrakus allerlei Talente und Liebhabereien besaß, aber immer voll Argwohn war. Er brachte alle ihm irgend verdächtige Verwandte und Vertraute um und trauerte dann um sie mit affectirtem Schmerze. Gärtnerei war seine Lieblingsbeschäftigung, aber vorzugsweise cultivirte und studirte er Giftpflanzen. Er liebte auch die Kunst und bildete selber Figuren in Wachs und Erz. Auch war er es, der die große Bibliothek in Pergamus gründete und das Pergament erfand, ja er hätte fast die Buchdruckerkunst selbst erfunden, denn als er einmal die Galater bekriegen wollte, schrieb er mit seiner gewöhnlichen Heuchelei mit verkehrten Buchstaben in die linke Hand „Attalus wird siegen" und drückte die Schrift, indem er mit der Hand in den Leib eines Opferthieres fuhr, in die Eingeweide desselben ab, so daß sie dort gefunden und als Orakelspruch angesehen wurde. Wie nahe lag da die Anwendung auf den Bücherdruck!

Gegen die Galater oder Kelten hatten die kleinen Könige einen schweren Stand, doch überwanden sie zuletzt die wilden Schaaren derselben, weil sie sich zertheilten und selber in Sold nehmen ließen. Außer Attalus hatte mit ihnen besonders auch Prusias von Bithynien zu kämpfen. Das alte Getenreich am Ausfluß der Donau unter König Dromichaites schien während des gallischen Völkersturms völlig verschwunden zu seyn, kam aber nachher doch wieder zum

Vorſchein. Dagegen verſchwand das von den Kelten in Thrakien improviſirte kleine Reich Thyle wieder. Der Reſt der Kelten ſetzte ſich in demjenigen Küſtenſtrich Kleinaſiens feſt, der von ihnen den Namen Galatien empfing, und zwar in drei Stämmen, die Trokmer am Helleſpont, die Toliſtoboier in Aeolien und Jonien, die Tectoſagen weiter öſtlich im Binnenlande. Sie bildeten jedoch eine einzige große Landesgemeinde und hatten einen gemeinſchaftlichen Verſammlungsort, Drinaimet genannt, wo ihre 12 Vorſteher und 300 auserleſene Männer, 100 aus jedem der drei Gaue des Volkes Wohl beriethen. Jeder Reiter unter ihnen hatte zwei Begleiter zu Fuß, was man eine Trimarkeſia nannte (von drei und Mahre, Pferd). Als die Kreuzfahrer ſpäter in dieſe Gegend kamen, und mit den Galatern redeten, glaubten ſie die Mundart von Trier zu hören. Die großen Heerführer der Gallier in Griechenland hießen Belgius, was an das niederrheiniſche Belgien, und Lutarius, was an den fränkiſchen Lothar mahnt. Auch in der Gauverfaſſung der Galater läßt ſich deren Verwandtſchaft mit der deutſchen nicht verkennen. Allein trotz dieſen Uebereinſtimmungen hatten die Gallier doch manches Eigne, namentlich etwas Flüchtiges und Leichtſinniges, was mit dem ſchweren Gewicht im deutſchen Charakter gerade im Widerſpruch ſtand. Wir ſind daher genöthigt, uns die Kelten als einen ariſchen, dem deutſchen am nächſten verbrüderten Volksſtamm zu denken, welcher aber ſchon urſprünglich, ſtatt wie der ſkandinaviſche Volksſtamm, der durch frühe Vermiſchung mit andern nicht deutſchen Stämmen im Charakter wie in der Sprache Aenderungen erlitt. Ueberhaupt müſſen wir uns die ariſchen Urſtämme, die nach Europa kamen, als ſehr vielgliederig denken, bis die vermittelnden Glieder im Sturme der Zeiten verſchwanden und größere Complexe in ſchärfern Gegenſätzen übrig blieben. Die Galater wurden von Antiochus dem Großen geworben und dienten mit gegen die Römer. Dafür ſtrafte ſie der Conſul Manlius, indem er mit Heeresmacht in ihr Land fiel. Die Toliſtoboier verſchanzten ſich auf einem Berge und wehrten ſich ritterlich. Als ihres Königs Ortjagon Gemahlin, Chiomara, gefangen und entehrt wurde, ſchlug ſie ihrem Räuber das Haupt ab und

brachte es ihrem Gemahl. Die Gallier wurden zwar von den Römern damals (im Jahr 188) besiegt, aber geschont und in ihrer Freiheit ungekränkt gelassen, damit sie den kleinen Königen immer neuen Verdruß machen und die Einigung Kleinasiens stören sollten.

Der Staat von Pergamus endete im Jahr 130. König Attalus III. setzte die Römer zu Erben seiner Schätze ein, sie nahmen aber das Land dazu. Einer seiner Vettern, Andronikas, that Einsprache, wurde aber von Crassus überwunden.

5.

Mithridates.

Die Könige von Pontus am schwarzen Meere nannten sich Achämeniden, weil sie sich rühmten, von Artabazes, einem Sohne des letzten Perserkönig Darius abzustammen. Sie hießen fast alle Mithridates. Sie gediehen während der großen Diadochenkriege und breiteten gleich den Königen von Pergamus ihr anfangs kleines Reich wie eine Schmarotzerpflanze auf dem faulenden Stamm der Nachbarreiche immer weiter aus. Es gelang ihnen, einen Theil Cappadociens an sich zu reißen und die griechische Colonie Sinope mit ihrem schönen Hafen einzunehmen und zu ihrer Hauptstadt zu machen. Auch der Gallier wußten sie sich zu erwehren. In der Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christo schloß sich Mithridates VI. zum erstenmal an Rom an, um mit dessen Hülfe seine eigene Macht zu mehren und es gelang ihm auch, sich dadurch eines Theils von Phrygien zu versichern, so daß er schon einer der mächtigsten Herren in Kleinasien war. Allein er wurde umgebracht, 124.

Sein damals erst 13jähriger Sohn, Mithridates VII., der Große, sollte durch eine Kabale seiner eigenen Mutter vom Throne verdrängt werden, entfloh aber und irrte in den Wäldern umher, wodurch er sich ungemein abhärtete und früh zum gewaltigen Jäger heranreifte. Dann bemächtigte er sich des Throns und ließ seine

Mutter einsperren. Wie es scheint, wurde sie im Kerker schlecht gehalten, denn sie starb. Der Sohn wuchs mit dem Bewußtseyn auf, daß ihn überall Verrath umlauere, daß er den Nächsten und Liebsten selbst nicht trauen dürfe; aber er war eine kräftige Natur und sehr lebenslustig, suchte sich daher gegen das Geschick zu waffnen und sicher zu stellen. Vorsichtig soll er alle damals bekannten Arten von Gift versucht und in allmählig immer stärkern Dosen zu sich genommen haben, so daß er daran gewöhnt wurde und später ihm keine Vergiftung mehr schadete. Sodann übte er den Leib in allen Turn- und Ritterkünsten. Um der Menschen Art kennen zu lernen, machte er große Reisen durch Asien, drei Jahre lang, und lernte nicht weniger als 22 verschiedene Sprachen reden. Um vor Verrath möglichst sicher zu seyn, hatte er seine eigene Schwester Laodike zur Gemahlin genommen. Als er jedoch von seinen Reisen heimkam, reichte sie ihm zum Willkomm einen Gifttrunk, denn sie hatte sich unterdeß jeder Untreue gegen ihn schuldig gemacht. Das Gift aber schlug bei ihm nicht an und er ließ die gottlose Schwester hinrichten, wie früher die Mutter. Also waltete auch im Hause dieser späten Achämeniden derselbe Dämon, wie in dem der Ptolemäer, der Bruder und Schwester zu unnatürlicher Ehe und dann zum eben so unnatürlichen Verrath und Morde trieb. In jener entsetzlichen Zeit waren mit allen Banden der Sitte auch die der Natur selbst gelöst und im Schooß der Familie, wo sogar bei Thieren die Liebe vorherrscht, nistete sich unter den Menschen gerade der tödtlichste Haß ein.

Durch frühe Noth gekräftigt, voll Selbstgefühl und an Genialität allen Asiaten weit überlegen, hielt Mithridates sich für befähigt und berufen, das Werk wieder aufzunehmen, was Antiochus der Große begonnen, aber nicht durchgeführt hatte, die neue Begründung eines großen vorderasiatischen Reiches. Ob er schon gleich anfangs dabei an eine systematische Bekämpfung Roms gedacht hat, bleibt zwar ungewiß, es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er Scharfblick genug besaß, um einzusehen, von welcher Seite her ihm die meiste Gefahr drohte. Er hatte überhaupt nur die Wahl, entweder ein kleiner Vasall Roms zu bleiben, bis sein Pontus zur unvermeidlichen

Annexirung an Rom reif wäre, oder ſich trotz Rom eine Macht zu gründen, um deren Beſitz er dann nothwendig mit Rom auf Tod und Leben kämpfen mußte. Daß er ſein Umſichgreifen nicht wie ein roher Barbar anfing, ſondern mit kluger Vorausſicht, beweiſen ſeine Operationen am ſchwarzen Meere. Wie ſchon der zweite Philipp von Makedonien und Hannibal eingeſehen hatten, man könne Rom am beſten nur von Norden her und mittelſt der keltiſchen und ſkythiſchen Barbaren beikommen, ſo ſuchte auch Mithridates vor allem andern eine feſte Stellung an den ſeinem Pontus gegenüberliegenden europäiſchen Ufern des ſchwarzen Meeres zu gewinnen. Zum Vorwand dienten ihm die dort ſchon lange blühenden griechiſchen Handelscolonien, die er gegen die umwohnenden Skythen in Schutz nehmen wollte. Zum erſtenmal überſtieg ein makedoniſch organiſirtes Heer das Gebirge Kaukaſus und gelangte an die nördlichen Ufer des ſchwarzen Meeres. Hier war die griechiſche Stadt Cherſoneſos eben von Skythen belagert, welche Mithridates vertrieb. Indem er ſich aber den Dank der Griechen verdiente, bewarb er ſich zugleich um die Freundſchaft der Skythen, die er anfangs, um ſie zu ſchrecken, bis an den Dniepr verfolgte, die er ſich nachher aber verbündete. Alle Völker der großen Steppe zwiſchen dem Kaukaſus und der Donau wurden ihm lehnspflichtig und in der Krimm und dem Ufer des Meeres entlang bildete er ein neues bosporeniſches Reich, worin er feſte Plätze baute und welches er mit ſeinem väterlichen Reiche vereinigte. Sodann verband er ſich mit dem König Tigranes von Armenien, indem er ihn zum Eidam machte und gegen die Parther ſchützte, und bemächtigte ſich mit dem König Nikomedes von Bithynien des zwiſchen ihnen liegenden Paphlagonien. Auch Cappadocien fiel in ſeine Gewalt, nachdem er deſſen König Ariarates hatte umbringen laſſen. Endlich beſiegte er auch die Galater und machte ſie von ſich abhängig. Die Hülfsquellen, welche er ſich durch dieſe Erwerbungen öffnete, benutzte er, um ein gewaltiges Landheer und zugleich eine große Flotte auszurüſten. In Aſien und Europa wurde für ihn geworben.

Rom blieb nicht blind bei dieſen Vorgängen und war raſch

entſchloſſen, die neue Gefahr, die ihm von Pontus her drohte, im Keime zu erſticken. Skiluros, der ſkythiſche König der Krimm, den Mithridates vertrieben hatte, wurde nun nach Rom gerufen, um dort ſeinen Verdränger wie vor Gericht zu verklagen. Auch maßte ſich der römiſche Senat ohne weiteres die Richterrolle an und ließ dem Mithridates befehlen, nicht nur dem Skythen das Geraubte zurückzugeben, ſondern auch aus Paphlagonien und Cappadocien zu weichen. Damit dieſer Befehl vollzogen werde, kam Sulla mit römiſchen Truppen, denen Mithridates diesmal noch nicht Widerſtand zu leiſten wagte, weil ihn von der andern Seite her die Parther bedrohten. Sulla drang alſo raſch und ungehindert bis an den Euphrat vor, wohin bisher noch niemals ein Römer gekommen war, und verſtändigte ſich hier mit einer Geſandtſchaft, die ihm der König der Parther entgegen ſchickte, 71. Mithridates ſchickte gleichfalls ſeinen Geſandten dahin und beſchwichtigte den Zorn des Römers, indem er alles zu thun verſprach, was der Senat befohlen hatte. Deshalb hinderte auch Sulla nicht, daß der pontiſche Geſandte den Ehrenplatz vor dem parthiſchen einnahm. Daß ſich der letztere dieſe Herabwürdigung gefallen ließ, mußte er nachher auf Befehl ſeines ſtolzen Königs mit ſeinem Kopfe büßen. Die Parther, deren König damals auch zufällig Mithridates hieß, würden beſſer gethan haben, Pontus gegen Rom, als Rom gegen Pontus zu unterſtützen. Allein der ungefährlichere Feind wird immer mehr gehaßt, wenn er der nächſte iſt, als der gefährlichere in der Ferne. Uebrigens wurde Sulla getäuſcht. Die Demuth des pontiſchen Königs war Verſtellung. Er wollte nur Zeit gewinnen und erſt einen ſeiner Gegner loswerden, bis er dem andern Trotz bieten konnte. Das gelang ihm auch nach Wunſch, denn nach dem bald darauf erfolgenden Tode des parthiſchen Königs brachen in deſſen Reiche Unordnungen aus, die er durch ſeinen armeniſchen Freund Tigranes und durch die benachbarten Skythen nähren ließ, ſo daß ihn die Parther nicht mehr beläſtigen konnten. Mit noch leichterer Mühe beſeitigte er den von Sulla eingeſetzten König von Cappadocien, überließ ihm aber den unſichern Thron wieder, als die Römer drohe-

ten. Er hätte gern den Krieg mit Rom noch ein wenig verzögert, wurde aber zum offenen Bruch genöthigt, da Rom den König von Bithynien durch Drohungen zwang, den pontischen Schiffen den Bosphorus zu sperren.

Als er einmal zum Krieg entschlossen war, setzte Mithridates auch alles gegen Rom in Bewegung. Zwar glückte es seinen Gesandtschaften nicht mehr, Aegypten von Rom abwendig zu machen, noch die hart gedrückten Griechen noch einmal in Aufruhr zu bringen, aber er selbst hatte sich mächtig gerüstet und zählte in seinem Heere auch nicht wenige Europäer, welche der Tyrannei Roms auf heimlichen Wegen entwichen waren. Sein Heer soll nahe an 300,000 Mann und seine Flotte 400 Schiffe gezählt haben. Zwei kriegskundige Griechen, die Gebrüder Neoptolemos und Archelaos, führten seine Truppen. Auch waren seine ersten Erfolge glänzend, denn auf der einen Seite warf er die Bithynier zurück, auf der andern schlug er das römische Heer unter Aquilius, welcher kurz vorher noch als römischer Gesandter höchst übermüthig gesprochen hatte, jetzt aber sein Leben durch Schwimmen retten mußte. Hierauf besetzte Mithridat den Bosphorus und nahm fast alle Schiffe der Römer weg. Da erst brach an den griechischen Ufern das Freudengeschrei aus und man glaubte einen Augenblick wieder an die Möglichkeit, vom Joche Roms frei werden zu können. Aber die entnervten Griechen verfuhren nach ihrer Art, indem sie nicht etwa alle wie ein Mann in Waffen aufstanden, sondern sich begnügten, den Befreier anzuposaunen, ihn als Gott, als den neuen aus Indien heimkehrenden Dionysos zu begrüßen und ihm glänzende Feste zu bereiten. Nur einige Inselstädte, welche sich nach der Wegnahme der römischen Flotte sicher genug glaubten, lieferten ihm die wehrlosen Römer aus, welche sich zu ihnen geflüchtet hatten. So schickte die Stadt Mytilene von der Insel Lesbos den einst so stolzen, jetzt so bemitleidswerthen Consul Aquilius, der schon ein alter Mann war, und Mithridates befahl, ihn zum Spott gefesselt und auf einem Esel reitend durch ganz Kleinasien herumzuführen und ihm, nachdem er diese Marter überstanden, geschmolzenes Gold in den Mund zu gießen, woran er sterben mußte.

Dieſe grauſame Behandlung des alten Römers war aber nicht ſowohl Barbarei, als Berechnung, und ſollte den Griechen und Aſiaten nur ein Beiſpiel geben, wie überhaupt römiſcher Stolz gebeugt und Roms alles verſchlingende Habgier beſtraft werden könne, wenn es den Völkern Ernſt ſey, ſich von dieſen Römern nichts mehr gefallen zu laſſen. Um den Fanatismus gegen Rom noch mehr zu ſteigern, ließ er innerhalb Kleinaſiens alle Römer, die ſich daſelbſt aufhielten, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts niedermetzeln, nicht weniger, als 150,000 Menſchen, im J. 88. Darunter befanden ſich viele aus dem untern Italien, welche ſelbſt nur gezwungene Unterthanen der Römer waren. Mithridates machte ſich alſo durch dieſen großen Mord Bevölkerungen zum Feinde, die ſich ſonſt vielleicht gern an ihn angeſchloſſen hätten. Wie es ſcheint, ſah er es dabei nur auf die große Beute ab, denn die Ermordeten gehörten größtentheils dem Handelsſtande an und waren Agenten der römiſchen Börſe, wie der römiſchen Politik. Unter dieſem Geſichtspunkt erſcheint jene Schlächterei wenigſtens nicht als rohe Barbarei, ſondern als wohlberechnet.

Mithridates machte von nun an Pergamus zu ſeiner Hauptſtadt und beſchäftigte ſich zunächſt, Rhodus und einige andere Städte an der Südküſte Kleinaſiens, die noch mit Rom verbündet blieben, zu belagern, während ſein Feldherr Archelaos nach Griechenland überſetzte und Athen einnahm. In Athen warf ſich der tolle Schulmeiſter Ariſtio als Parteigänger des Mithridates zum Tyrannen auf und übte arge Greuel, unter anderem ließ er die ſchöne Inſel Delos ganz ausmorden, weil ſie ſich Athen nicht unterwerfen wollte. Zugleich drangen die von Mithridates aufgereizten Thraker von Norden her gegen Makedonien vor und plünderten den berühmten Tempel zu Dodona. Aber auch die Römer blieben nicht unthätig. Sulla kam mit einem Heere nach Griechenland, ſtürmte Athen unter einem fürchterlichen Blutbade und ſchlug den Archelaos in mehreren Schlachten zurück, insbeſondere bei Chäronea. Man ſtritt mit fürchterlicher Erbitterung und gab von keiner Seite Pardon. Dieſe Siege waren um ſo ehrenvoller für Sulla, als Rom damals von innern Parteien

zerriſſen wurde. Das zweite, gegen die Thraker beſtimmte römiſche Heer war von Flaccus befehligt, einem Todfeinde des Sulla, und es fehlte nicht viel, ſo hätten die beiden römiſchen Heere ſich untereinander eine Schlacht geliefert. Nachdem aber Flaccus die Thraker vertrieben und glücklich den Bosphorus überſchritten hatte, wiegelte Fimbria, ein Unterbefehlshaber, die Truppen gegen ihn auf und ließ ihn umbringen. Fimbria war ein Unmenſch. Einmal ließ er eine Menge Leute kreuzigen und da noch Kreuze übrig waren, ganz unſchuldige Menſchen daran hängen, nur um die Zahl voll zu machen. Auch Ilium ließ er zum zweitenmal in Brand aufgehen. Seine Soldaten ſelbſt eckelten ſich endlich an ihm, ſo daß ſie zu Sulla übergingen. Fimbria entleibte ſich nun, um der Strafe zu entgehen. Sulla hatte alſo beide Heere unter ſich. Mithridates erbot ſich jetzt mit gewohnter Liſt zum Frieden, denn Sulla ſchien ihm zu ſtark zu ſeyn, und er wollte wieder nur Zeit gewinnen. Sulla aber nahm den Frieden gern an, weil ihm alles daran lag, bald nach Rom zurückzukehren, um die oberſte Gewalt daſelbſt an ſich zu reißen. Der Frieden war daher auch möglichſt günſtig für Mithridates, welcher behalten durfte, was er vor dem Kriege gehabt hatte, und nur 3000 Talente Kriegskoſten bezahlen und 80 Schiffe ausliefern mußte, im J. 84.

6.

Die Seeräuber.

Alle ſtädtiſchen Gemeinweſen und Königreiche griechiſchen und makedoniſchen Urſprungs waren Rom erlegen, auch die griechiſche Bildung trat in den Sklavendienſt Roms. Und doch regten ſich homeriſches Heldenthum und althelleniſcher Freiheitsgeiſt immer noch und kehrten gleichſam in die erſten Anfänge der griechiſchen Geſchichte zurück, indem griechiſche Seeräuber in wildeſter Ungebundenheit und mit genialſter Keckheit den Nationalkrieg gegen Rom fortſetzten und

gerade in der Zeit, bei der unſere Betrachtung angelangt iſt, nach dem erſten mithridatiſchen Kriege zu einer furchtbaren Macht anwuchſen.

Sie werden insgemein *ciliciſche Seeräuber* genannt, weil ſie an den Felsufern in den Gebirgen Ciliciens ihre Schlupfwinkel und zahlloſe ſchwerzugängliche Burgen hatten, in denen ſie ihre Schätze und Weiber und Kinder verbargen. Die zahlreichen Wälder lieferten ihnen das Holz zu ihren Schiffen. Indeſſen war ihr vornehmſtes Bollwerk die große Inſel *Kreta*, deren griechiſche Bevölkerung eben ſo zahlreich, als verderbt und übermüthig, wie man heutzutage ſagen würde, den Teufel ſelbſt nicht fürchtete, ſich alſo auch um Rom nicht bekümmerte. Nach Polybius gab es auf der ganzen Erde keine ſchlechteren Menſchen im öffentlichen wie im Privatleben, als die Kreter; dieſem von den Römern bezahlten Geſchichtſchreiber darf man zwar nicht alles glauben, allein den echten Räubercharakter haben die Griechen ja auch ſchon in der Urzeit nicht verleugnet. Als Rom den Griechen auf der Inſel ſämmtlich das römiſche Bürgerrecht ertheilen wollte, ſpottete ein Kreter: „Bürgerrecht gilt bei uns für einen eiteln Flitter, ſolid iſt nur der baare Gewinn. Nur um Geld durchſtreifen wir die Länder und Meere.“ Außer an den Ufern von Cilicien und Kreta hatten die Seeräuber auch noch andere Winkel an allen Ufern des Mittelmeers, wo ſie ſich, wenn ſie verfolgt wurden, verſtecken konnten und wo ſie ihren Raub verbargen. Ueberall ſtanden ſie nicht nur mit den Bevölkerungen, welche die römiſche Gewalt haßten, in friedlichem Verkehr, ſondern auch mit den zahlreichen griechiſchen Seeſtädten, die ihnen ihren Raub abkauften und nicht ſelten die Waaren ſich aneigneten, welche Römern gehörten und von römiſchen Handelsplätzen ausgingen, mit denen ſie concurrirten. Kurz, die Seeräuber hatten überall gute Freunde, ſo weit die griechiſche Zunge reichte und wollten auch nicht als gemeine Räuber angeſehen ſeyn, ſondern als Genoſſenſchaften, welche völlig berechtigt ſeyen, mit Rom Krieg zu führen. Welches Volk, welcher Fürſt noch gegen Rom kämpfte, nahm dieſe kühnen Seeräuber gerne zu Bundesgenoſſen an. So die Inſurgenten in Spanien und ſo auch Mithridates. An ſie ſchloßen ſich Flüchtlinge und Verbannte an, die Ueberreſte der

Bürger aus zerstörten Städten, viele zur Sklaverei Verurtheilte, die sich befreit hatten, selbst Römer, die der politischen Verfolgung entronnen waren.

In einer Zeit, in welcher Rom nicht nur auswärtige Kriege zu führen hatte, sondern auch der Bürgerkrieg in Italien selbst entbrannte, konnte der sonst so umsichtige und strenge Senat die Ordnung in den Provinzen nicht erhalten und hatte insbesondere die Flotte vernachläßigt. Die Seeräuber hatten also möglichst freies Spiel und wurden immer dreister, so daß sie selbst an den italischen Küsten reiche Tempel ausraubten und vornehme Römer und Römerinnen entführten, um sich schweres Lösegeld zahlen zu lassen. Der Menschenraub war überhaupt eine der vorzüglichsten Speculationen, weil die Zahl der freien Eigenthümer damals nicht nur in dem despotisch regierten und durch Kriege zerrütteten Asien, sondern auch in Italien selbst rasch abnahm und dagegen die Zahl der Sklaven, welche zum Feldbau und Dienst der übrig bleibenden Reichen erforderlich wurden, ungeheuer anwuchs.

Das Unwesen der Seeräuber im ganzen Umfange des Mittelmeeres nahm dermaßen überhand, daß der Handel stockte, die Getreideeinfuhr gehemmt wurde und in Rom selbst eine Hungersnoth entstand. Da wurde Antonius (Vater des größeren Sohnes, den wir in Aegypten kennen lernten), endlich im Jahr 77 mit einer Flotte gegen die Seeräuber ausgesendet, erlitt aber vor Kreta eine schmähliche Niederlage. Seine Offiziere und Soldaten wurden in den nämlichen Ketten nach Kreta gebracht, in welchen sie die Einwohner von dort sollten nach Rom führen, und Antonius, der für seine Person glücklich entrann, behielt den Schimpfnamen Creticus.

In Asien hatte sich nach der ersten Demüthigung des Mithridates dessen Eidam **Tigranes**, König von Armenien, der ersten Rolle bemeistert, da ihn die anderwärts beschäftigten Römer nicht hinderten, die Seleukiden aber, wie wir oben sahen, in elenden Bruderkämpfen gänzlich heruntergekommen waren. Tigranes jagte sowohl den Eusebes als dessen Gegner Philipp, den Sohn des Gry-

pus, davon und beide endeten in der Verbannung. Des Eusebes Wittwe Selene lebte in Aegypten mit ihrem Sohn Antiochus Asiaticus, während Tigranes bereits Antiochia zur Hauptstadt seines neuen Reiches gemacht hatte. Außerdem gründete er sich eine neue große Residenz Tigranocerta im Süden von Armenien und brachte auch die syrische Stadt Edessa zu einer höheren Bedeutung, indem er dort viele Araber sich ansiedeln und eine kleine arabische Dynastie daselbst aufkommen ließ. In Bithynien starb der letzte König Nikander III. ohne Kinder und vermachte sein Reich den Römern, Mithridates und Tigranes aber hatten nicht im Sinne, es ihnen zu lassen, 75.

Rom handelte, wie gewöhnlich, eben so schlau, als energisch. Es kündigte nämlich nur dem Mithridates und nicht auch dem Tigranes den Krieg an, überzeugt, daß der letztere unter diesen Umständen neutral bleiben werde, weil er zu den Regenten gehörte, welche lieber mit leichten Erfolgen prahlen, als sich in schweren Kampf einlassen. Der Consul Lucullus, ein stolzer und reicher Aristokrat, ungemein kriegserfahren, hatte bereits die unbändigen Thraker in wiederholten Kämpfen gänzlich niedergeworfen und ihr Land zu einer römischen Provinz gemacht, und andererseits Servilius mit einem andern römischen Heere die Seeräuber in Isaurien und Cilicien gezüchtigt, als Lucullus den Oberbefehl im zweiten mithridatischen Kriege erhielt. Ein erster Angriff, welchen die Römer unter Murena auf Sinope, die Hauptstadt des Mithridates, machten, war von dieser schon zurückgeschlagen, als auch die römische Flotte unter dem Consul Cotta eine furchtbare Niederlage erlitt. Allein Mithridates wurde von seinem Schwiegersohn Tigranes in keiner Weise unterstützt und der große Aufstand in Spanien hatte eben sein Ende erreicht und die Römer waren Sieger geblieben, so daß sie jetzt mit verstärkter Kraft wider Pontus ziehen konnten. Lucullus kam mit einer so überlegenen Macht heran, daß er den Mithridates, während derselbe die feste und hartnäckig vertheidigte Stadt Kyzikus belagerte, ringsum einschließen konnte. So mußte Mithridates endlich, weil Hunger und Krankheiten in seinem Lager einrissen, die Belagerung

aufheben und sich mit ungeheuerm Verluste durch die Römer durchschlagen, 72. Unterdeß hatte Lucullus auch eine römische Flotte ausrüsten lassen, mit der er die pontische schlug. Mithridates vertheidigte sich zu Lande noch eine zeitlang sehr hartnäckig, als er aber immer weiter zurückgehen mußte und seine Schätze, die er mitgenommen, heimlich aus dem Lager bei Kabeira entfernen lassen wollte, argwohnten seine Truppen, er wolle sie in der Noth verlassen, und empörten sich. Während dieses Tumults erschien Lucullus und eroberte nun leicht das ganze Lager. Mithridates floh nach Armenien, nachdem er seinen ganzen Harem, Mutter, Schwestern, Weiber und Kebsweiber, zu Pharnakia hatte umbringen lassen, damit sie nicht den Römern in die Hände fielen, im J. 70. Es war eine gräßliche Haremsscene in Pharnakia. Der Eunuch Bacchides führte die Henker ein, die edeln Frauen aber zogen es vor, sich selbst umzubringen. Die Mutter und die eine Königin Berenike, auch die beiden Schwestern nahmen Gift. Eine dieser vierzigjährigen noch jungfräulichen Schwestern, Roxane, starb unter lauten Verwünschungen ihres Bruders, der ihr das ganze Leben verpfuscht habe. Seine Lieblingsgemahlin Monime, eine griechische Sklavin, die sich ihm nur unter der Bedingung ergeben hatte, daß sie seine rechtmäßige Gemahlin werde, und die dennoch nur im Harem eingesperrt, ein freudeloses und schimpfliches Daseyn zugebracht hatte, erhing sich an ihrem eigenen königlichen Diadem und sagte, als es zerriß: „auch nicht einmal dazu bist du gut genug.“

Der Sieger ließ damals noch das armenische Reich unberührt und beschränkte sich darauf, das pontische vollständig zu erobern. Hauptsächlich kam es ihm auf den Besitz der griechischen Städte am schwarzen Meere an, welche noch sehr am Mithridates hingen, weil er ihr Interesse wie sein eigenes gepflegt hatte. Diese Städte wollten nicht römisch werden, weil ihnen das Schicksal von Syrakus und Korinth und vieler andern einst blühenden Handelsstädten der Griechen längst bewiesen hatte, daß die römische Handelspolitik, mit der Eroberung gleichen Schritt haltend, den Griechen ihren Wohlstand so wenig gönnte, wie ihre Freiheit. Deswegen brauchte

Cotta zwei Jahre, bis er die treffliche Stadt Heraklea, welche sich aufs tapferste vertheidigte, endlich einnahm. Aus Rache ließ er hier aufs gräßlichste plündern und morden. In Sinope half eine Seeräuberflotte den Einwohnern die Stadt vertheidigen und fuhr, als sich die Stadt nicht länger halten konnte, zur See davon, jedoch nicht, ohne selbst vorher die Häuser geplündert zu haben, um den Römern die Beute nicht zu lassen. Auch aus der Stadt Amisus entflohen die Griechen auf ihren Schiffen erst nachdem sie die Stadt in Brand gesteckt hatten.

Als nun hier die Römer Meister geworden waren, gingen sie an Tigranes und verlangten von ihm die Auslieferung des Mithridates. Lucullus hatte den Plan gefaßt, das gesammte bereits seit Alexander dem Großen gräcisirte Asien in seinen Schutz zu nehmen, um das griechische Element rein zu erhalten und den Orientalismus, der mit den Parthern wiedergekehrt war und dem auch Tigranes huldigte, wieder zu beseitigen. In derselben freundlichen Gesinnung wollte Lucullus die armen Griechen auch von den römischen Steuerpächtern und Wucherern befreien, die in den Provinzen den entsetzlichsten Unfug trieben. Wenn die Einwohner kein Geld mehr herzugeben hatten, forderten die Steuerpächter, wie Plutarch erzählt, die Tempelschätze, Bildsäulen, Gemälde, schöne Mädchen und Jünglinge, und verhängten die grausamsten Folterungen über die, welche das Geforderte nicht lieferten. Diese Quäler aber standen, wie Plutarch weiter berichtet, in Rom in hoher Gunst und durften sich alles erlauben, weil sie den vornehmsten Herren Roms Geld vorstreckten. Gegen diese Landplage nun suchte Lucullus die Griechen zu schützen, vertrieb sie, wo er sie fand, und machte sich dadurch im Lande eben so beliebt, als in Rom verhaßt. Lucullus selbst war ein schon völlig gräcisirter Römer und schwärmte für die griechische Bildung, welche ihm bei seinem Reichthum die feinsten Genüsse des Körpers und der Seele gewährte. Er wollte nun zunächst das schnell improvisirte Reich des Tigranes wieder zertrümmern und legte besonderen Werth darauf, den zahlreichen, namentlich griechischen, aber auch jüdischen Gemeinwesen in Kleinasien und Syrien die Freiheit

und Duldung zu verheißen, die ihnen fehlte. In der That war das Reich des Tigranes nur ein lockeres Conglomerat, dessen verschiedenartige Bestandtheile beim ersten Stoße wieder aus einander fallen mußten. Rasch rückte Lucullus im J. 69 auf Tigranocerta los, schlug die Entsatzarmee und gewann die große Hauptstadt mit Gewalt, indem die von Tigranes dort eingebürgerten Griechen ihm die Thore öffneten. Er erbeutete hier ungeheure Schätze. Mithridates hatte aber unterdeß schon wieder ein stattliches Reiterheer gesammelt, nahm den flüchtigen Tigranes auf und machte dem Verzagten wieder Muth. Eifrig rüsteten nun beide und unterhandelten zugleich mit Phraates, dem König der Parther. Dieser aber war verblendet genug, es wieder mit den Römern zu halten und die letzten Kämpfer für die Unabhängigkeit Vorderasiens im Stich zu lassen. Lucullus zog nach Artaxata, der alten Hauptstadt Armeniens, erreichte sie aber nicht, weil es Winter wurde und seine Truppen, von denen ein Theil ausgedient hatte und heimkehren wollte, schwierig wurden. Er entschädigte sich nur durch die Besitznahme der Stadt Nisibis, wo er den Winter über ausruhte. In demselben Winter aber entwickelte Mithridates die größte Thätigkeit, indem er im Rücken des Lucullus alle kleinen Besatzungen der Römer niedermachte oder in den Festungen einschloß. Triarius, welcher einen größern Heertheil der Römer befehligte, wurde bei Zela von Mithridates überfallen und mit allen seinen Leuten vernichtet; Lucullus, den mehrere Legionen ausgedienter Soldaten verließen, mußte nun gleichfalls den Rückzug antreten und gegen alle Erwartung konnte sich Mithridates wieder seines verlorenen Reiches bemächtigen, 67.

Zu derselben Zeit indeß wurden die Seeräuber durch Rom vollends überwältigt. Nachdem sie schon an den kleinasiatischen Küsten hart bedrängt worden waren, kam der unbeugsame Metellus mit einem römischen Heere nach Kreta, um diese Insel als einen Hauptsitz der Piraten zur römischen Provinz zu machen, 69. Die Kreter brachten ein Heer von 24,000 Mann auf und wehrten sich ritterlich, aber ihr Führer Lasthenes erlitt eine Niederlage und obgleich er aus einer festen Stadt in die andere floh und jede aufs tapferste

vertheidigte, nahm doch der zähe Metellus eine nach der andern ein. Doch waren die Kreter so schlau, sich an den großen Pompejus zu wenden, der den Oberbefehl in Asien erhielt und unter den Metellus gesetzt wurde, um ihm ihre Unterwerfung anzubieten. Dadurch bewirkten sie, daß die Römer eine Zeitlang unter einander selbst stritten, denn Metellus wollte dem Pompejus nicht gehorchen. Dieser ließ nun durch Octavius Frieden gebieten, und als Metellus dennoch den Krieg fortsetzte, trat Octavius selbst an die Spitze der Kreter, die aber total geschlagen wurden und sich nun nicht mehr zu helfen wußten, denn Pompejus ließ sie im Stich, um erst in Cilicien die Seeräuber vollends zu unterwerfen und dann einen neuen großen Feldzug gegen den Mithridates zu beginnen, und so konnte Metellus sein Werk krönen und Kreta zur römischen Provinz machen, 67. — Pompejus verfolgte an der lykischen und cilicischen Küste die Seeräuber bis in ihre innersten Schlupfwinkel, nahm und zerstörte systematisch alle ihre Schiffe und Burgen bis tief im Gebirge und endete somit den Seeräuberkrieg.

7.

Vorderasien römisch.

Lucullus hatte mit erstaunlicher Thatkraft und Geschicklichkeit die asiatischen Dinge behandelt und sein großartiger Plan war nur an der Unbotmäßigkeit seiner Truppen gescheitert. Jetzt löste Pompejus ihn ab, um da leicht zu erndten, wo Lucullus mühsam gepflanzt hatte. Wie es scheint, behagte aber überhaupt der griechische Plan des Lucullus dem römischen Stolze nicht.

Pompejus hielt mehr auf friedliche Unterwerfung der Schwächern unter die nun einmal anerkannte Uebermacht, als auf Gewaltmaßregeln. Er bot daher dem Mithridates Frieden an und dieser selbst hätte ihn auch gerne angenommen, wenn nicht die zahlreichen Ueberläufer aus den Reichen der asiatischen, griechischen und selbst

italischen Unterthanen Roms in seinem Heere ihn zur Fortsetzung des Kampfes gezwungen hätten, da sie inne wurden, sie würden der Preis seyn, um den Mithridates den Frieden erkaufen würde. So gleichsam ein Gefangener in seinem eigenen Heere, sah sich Mithridates vergebens nach auswärtiger Hülfe um. Die Parther blieben neutral, als Pompejus ihnen den Besitz Mesopotamiens zusicherte, und Tigranes war tödtlich erbittert auf seinen pontischen Schwiegervater, weil er eben erst gegen seinen eigenen Sohn hatte kämpfen müssen, der, wie er glaubte, von Mithridates aufgehetzt worden war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Mithridates den schwachen und argwöhnischen Tigranes vom Throne zu stoßen und durch einen jüngeren und tüchtigeren König, der sein treuer Bundesgenosse werden sollte, zu ersetzen gewünscht hat. Da nun aber der Anschlag mißlang, der Vater Tigranes auf dem Throne blieb und sein Sohn sich zu den Parthern retten mußte, konnte Mithridates begreiflicherweise bei seinem erbosten Eidam keine Hülfe mehr finden.

Der dritte mithridatische Krieg begann im J. 66 mit langweiligen Manövern. Beide Feldherrn belauerten einander und jeder suchte dem andern die schwache Seite abzugewinnen. Erst folgte Pompejus jeder Bewegung des vorsichtigen Mithridates am Euphrat entlang, verließ ihn dann aber plötzlich, um ihn nach sich zu ziehen und ihn an einer gelegenen Stelle zu einer Schlacht zu zwingen. Mithridates folgte ihm, aber immer mit derselben Vorsicht und hielt erst Stand unter den Mauern der Festung Dasteira, deren Gebirge ihm den Rücken deckten, während das vorliegende Brachfeld seiner überlegenen Reiterei freien Spielraum gönnte. Pompejus wagte nicht ihn anzugreifen, sondern schützte sich selbst vor Angriffen durch die Gebirge und Wälder, bis er seine Verstärkungen an sich gezogen hatte. Dann erst umringte er das viel schwächere Heer des Königs von allen Seiten und schnitt ihm jede Zufuhr ab, bis es durch Hunger gezwungen wurde, bei Nacht schnell durchzubrechen. Dabei beging Mithridates die Grausamkeit, alle seine Kranken umbringen zu lassen, damit sie den Römern nicht in die Hände fielen. Pompejus folgte ihm und schlug sein Lager dicht neben dem seinigen am Flusse

Lykos auf. In der Nacht aber benutzte er des Feindes Sorglosigkeit, umschloß das Lager des Mithridates dicht mit allen seinen Truppen und ließ es plötzlich überfallen. Erst schleuderten die Römer alle ihre Wurfwaffen und Pfeile in den dichten Haufen der aus dem Schlaf auftaumelnden Feinde, dann drangen sie, als gerade der Mond aufging und die finstere Nacht zu erhellen begann, mit bloßem Schwert ein und mordeten alles nieder. Das pontische Heer, von allen Seiten in die Mitte gedrängt, zerdrückte sich gleichsam selbst und wurde von den Pferden und unter den Wagenrädern zerquetscht. Zu Ehren dieses Sieges bauten die Römer auf dem Schlachtfelde die nachher berühmt gewordene Stadt Nikopolis (Siegesstadt).

Mithridates selbst entkam zwar aus dieser letzten und schrecklichsten Niederlage, fand aber in Armenien keinen Zufluchtsort mehr, denn Tigranes, der unterdeß von den Parthern angefallen worden war, hatte dieselben und mit ihnen seinen verrätherischen Sohn besiegt und wollte sich um jeden Preis der Römer Gnade verdienen. Als daher Mithridates ihn um Hülfe bitten ließ, lieferte er dessen Gesandte den Römern aus und setzte selbst einen hohen Preis auf den Kopf seines Schwiegervaters. Sein unwürdiger Sohn kam ihm zuvor und ging ins Lager des Pompejus, der Vater aber eilte ihm sogleich nach und beide bettelten bei den stolzen Römern um die armenische Krone. Pompejus war edel genug, den Sohn zurückzuweisen, den vor ihm knieenden Vater gütig aufzuheben und ihm die Krone zu lassen, freilich nicht umsonst, denn Tigranes mußte Landstriche abtreten, viel Geld zahlen und sich ganz zum Sklaven Roms machen lassen.

Mithridates floh dem Kaukasus zu und suchte dort Schutz bei den freien Iberern und Albanern (Alanen), ohne daß er ihnen trauen durfte. Pompejus selbst verfolgte ihn und hätte ihn gerne, wie einst Alexander den Darius, ereilt, erkannte aber bald, daß er in den weitgedehnten und hohen Schneegebirgen zu vielen Gefahren ausgesetzt seyn würde, und kehrte wieder um. Der trostlose Greis aber, dem er vergebens nachgejagt, ruhte in Dioskurias am schwarzen Meere aus und sammelte mit staunenswürdiger Thatkraft ein neues

Heer, indem er theils die umwohnenden Skythen gegen Rom aufreizte, theils eine Menge Versprengte aus Pontus an sich zog. Sein großer Plan war, mit den Skythen zu den Kelten zu ziehen und mit diesen verbündet über die Alpen zu gehen und das römische Reich von Norden her anzugreifen, wie einst Hannibal. An der Spitze seines Heereszugs kam er auch wirklich bis zur Krimm, als aber hier dem Heere bekannt wurde, welchen weiten Weg es noch zu machen habe und welche Gefahren ihm bevorstünden, wankte es und ohne Zweifel mischte sich Verrath ein. Der König war, wenn auch noch auf wunderbare Weise rüstig, doch sehr alt und wenn er starb, wer hätte es übernommen, den verwegenen Zug zu Ende zu führen? Die Römerfurcht und die Hoffnung, durch Verrath sich Gnade und Lohn bei Pompejus zu erkaufen, wirkten zu mächtig. Des Mithridates jüngerer Sohn Pharnakes stellte sich an die Spitze der Ungehorsamen, welche dem Könige die Heeresfolge verweigerten. Dieser behauptete sich noch in der Burg Phanagoria (jetzt Taman gegenüber von Kertsch auf der Ostseite der Krimm) und flehte von den Mauern herab den treulosen Sohn, der immer sein Liebling gewesen war, jammernd an, ihm wenigstens das Leben zu lassen. Aber der Sohn, dem das ganze Heer zufiel, ließ die Thore öffnen und dem Vater nur noch die Wahl, auf welche Art er sterben wolle, aber sterben müsse er. Da schloß sich Mithridates ein, ließ alle seine Weiber, Kebsweiber und Kinder vergiften und wollte selbst auf dieselbe Art seinem Leben ein Ende machen, aber das Gift that bei ihm keine Wirkung und ein Gallier aus seiner Leibwache that ihm den Gefallen, ihm den Kopf abzuschlagen, 64.

Der Sohn schickte des Vaters Leiche dem Pompejus, der dieselbe aufs ehrenvollste bestatten ließ. Pharnakes behielt das Reich seines Vaters, aber sehr verkleinert. Als nachher Pompejus mit Cäsar im Kampfe lag, der erstere todt, der andere in Aegypten bedrängt war, glaubte Pharnakes freie Hand zu haben, griff um sich, eroberte fast den ganzen Norden Kleinasiens, schlug den römischen Statthalter Domitius Calvinus bei Nikopolis und ließ alle Römer und Römerfreunde umbringen. Als aber Cäsar aus Aegypten plötz-

lich mit einem Heere über ihn kam, unterlag er demſelben bei Zela, verlor ſeine ganze Macht und bald darauf durch Mord ſein Leben. Nach ihm folgten in Pontus noch einige von Rom geduldete Könige, bis ſie im J. 39 nach Chriſto mit Polemon ausſtarben und das Land völlig römiſch wurde.

Pompejus entſchied das Schickſal des gräciſirten Aſien auf andere Art, als es Lucullus thun wollte. Er ließ nicht den Hellenismus vorwalten, merzte die orientaliſchen Einflüſſe nicht aus, ſondern benutzte dieſelben vielmehr im römiſchen Intereſſe gegen die Griechen. Namentlich begünſtigte er die Semiten, Juden und Araber, die er immer mehr nach Syrien herüberzog. Antiochus Aſiaticus, der Seleukide, der allein noch den Hellenismus oder doch Makedonismus hätte zuſammenhalten können, wurde eben deshalb durch einen ausdrücklichen Befehl des Pompejus für immer vom Thron ausgeſchloſſen, weil er ſein angeerbtes Reich ohnehin ſchon verloren habe und in der Fremde lebe. Er ſtarb nicht lange nachher und ſein Bruder Seleukus, der letzte Seleukide, den man mit der ägyptiſchen Berenike vermählte, wurde von dieſer umgebracht. — Ganz Syrien wurde römiſche Provinz und durch Beſatzungen im Zaum gehalten, und damit dies leichter geſchehen könne, erhielten die einzelnen Volksſtämme, Städte und kleine Dynaſten größere Rechte und Freiheiten. Das machte ſie zu Freunden der Römer, während ſie unter einander ſelbſt in nationalen und confeſſionellen Gegenſätzen geſpalten blieben und als Nachbarn mit einander rivaliſirten. Die arabiſchen Nabatäer blieben ſtörrige Feinde Roms und Pompejus ſelbſt machte einen nicht ſehr glücklichen Feldzug gegen ihre Felſenneſter, dagegen hielten andere Araber deſto feſter zu den Römern und beſonders die neuen Emirs oder Könige von Damaskus und Edeſſa. Eben ſo wurde der galatiſche König Dejotar von Pompejus begünſtigt und die kleinen Fürſten von Cappadocien und Paphlagonien. Endlich gründete Pompejus eine Menge neuer Städte und bevölkerte ſie mit Coloniſten von römiſchem Gepräge. Was die Seleukiden ſelbſt verſucht hatten, indem ſie die älteren morgenländiſchen Städte eingehen ließen und neue Griechenſtädte bauten, das thaten jetzt wieder die

Römer, ließen die Griechenstädte eingehen und bauten Römerstädte, aber auf eben so lockerem Boden. Die Römer, welche hinfort Asien überschwemmten, waren außer den Besatzungen hauptsächlich Agenten des römischen Capitols, Steuereinnehmer, Lieferanten, Monopolisten und Handelsvolk aller Art. Jenes abscheuliche Unkraut, von welchem der edle Lucullus sein Lager befreit hatte, überwucherte jetzt wieder die eroberten Provinzen, um sie auszusaugen.

Nach dieser Organisirung Vorderasiens kehrte Pompejus nach Rom zurück und feierte einen ungeheuern Triumph, den gefangene Kinder nicht nur des Mithridates, sondern auch des Tigranes und Pharnakes zierten.

Das galatische Reich währte nicht lange mehr. Dejotar starb ohne Kinder, sein Schreiber Amyntas behauptete die Herrschaft bis in die Zeit des ersten römischen Kaisers, als er aber starb, wurde seinen Kindern das Erbe entzogen und Galatien römische Provinz. In Cappadocien erhielt sich das abhängige Königshaus bis auf Archelaus zur Zeit von Christi Geburt. Weil Archelaus dem unter Kaiser Augustus in Rhodus in einer Art Verbannung weilenden Tiberius nicht unterthänig aufgewartet, ließ dieser, nachdem er selbst Kaiser geworden, ihn nach Rom kommen und ihm dort den Prozeß machen, weil aber der arme König, alt und podagraisch, wie er war, als er vor dem Senat in Rom erschien, nur Lachen erregte, schenkte ihm der Kaiser das Leben, Cappadocien aber wurde römische Provinz. — Armenien erhob sich gegen Rom noch einmal unter König Artavasdes, wurde aber von Antonius besiegt, das Königreich schleppte sich in seiner Ohnmacht noch bis hundert Jahre nach Christi Geburt hin, ehe es auch vollends dem römischen Reiche einverleibt wurde. Dagegen erholte sich Parthien wieder. Das Königsgeschlecht kräftigte sich von neuem und bereitete den Römern noch schwere Kämpfe, weil ihnen hier nicht mehr das innerlich verfaulte Griechenthum, sondern der noch urkräftige Geist Hochasiens gegenübertrat.

Wie sich die letzten makedonischen Dynastien, die anfangs zwischen Parthien und Indien noch eine Zeitlang fortbestanden, verhalten haben, davon ist keine Kunde zu uns gekommen. Wir wissen

nur, daß z. B. Indoskythen, wahrscheinlich Saken, Bactrien einnahmen und noch eine Zeitlang wenigstens einige Spuren der dort durch makedonische Satrapen eingeführten griechischen Gesittung beibehielten, wie aus den dort gefundenen halbgriechischen, halbbarbarischen Münzen hervorgeht.

8.

Befestigung und Mehrung des parthischen Reichs.

Während die westliche Hälfte des Seleukidenreichs den Römern zufiel, behaupteten sich in der andern die Parther. Das makedonisch-griechische Wesen hielt nicht Stand, weil ihm jene Einheit und Festigkeit fehlte, welche Rom besaß, und weil es, überhaupt in Asien fremd, die Asiaten nicht veredelt, sondern nur noch mehr demoralisirt hatte.

Das parthische Wesen ist als asiatische Reaction gegen jeden westlich europäischen Druck und Einfluß aufzufassen, trat daher den Römern eben so feindlich entgegen, wie den Seleuliden. Es war der wiedererwachte Geist des alten Parsismus, aber ziemlich skythisch gefärbt. In die Königsfamilie scheint sogar die Unsitte des seleukidischen und der übrigen asiatischen Höfe eingedrungen zu seyn. Das Wenige, was wir von der parthischen Geschichte wissen, beschränkt sich auf Unruhen, welche durch Skythen erregt und zuletzt entschieden worden, und auf Greuel im Königshause. Im Kampf mit Skythen fiel König Artaban im J. 124. Skythen stürzen den Phraskires und machen den Sinatrokes zum König der Parther. Dessen Sohn Phraates schwankte im Streit Roms mit Armenien, anstatt den Asiaten gegen die Europäer zu helfen, und wurde endlich von seinen eigenen Söhnen umgebracht, 58. Diese aber stritten um den Thron, den Orodes, der jüngere, behauptete. Mithridates, der ältere, floh zu den Arabern, die ihm Babylon einnehmen halfen,

allein er verlor es wieder, wurde gefangen und auf Befehl des Bruders hingerichtet.

Dieser unglückliche Prinz hatte bei den Römern Hülfe gesucht, die ihm auch zugesichert wurde, aber zu spät kam. Rom ergriff gern die Gelegenheit, die Parther zu demüthigen und seine asiatischen Grenzen zu befestigen. Im Jahr 53 erhielt Crassus den Befehl über die römischen Truppen in Asien, ein schon ältlicher und sehr dicker, dabei ungeheuer reicher Herr, der aber noch immer mehr haben wollte und auch diesen Feldzug gehörig auszubeuten unternahm, daher mit dem Marsch gegen die Parther sich nicht übereilte, sondern zuvor die bereits unterworfenen Provinzen aussaugte und hauptsächlich die reichsten Tempel plünderte, gleichviel ob griechische, wie zu Hierapolis, oder andere, wie der jüdische zu Jerusalem. Endlich zog er über den Euphrat und nahm als Wegweiser durch die Wüste den arabischen Fürsten Abgarus von Edessa, der ihn aber verrieth und absichtlich irre führte. Tagelang marschirte das römische Heer in der heißen Sandwüste, ohne den Feind und ohne Quellen aufzufinden. Endlich erblickte man einige parthische Reiter. Abgarus verfolgte sie zum Schein, kam aber selbst nicht wieder. Vergebens harrte Crassus auf eine Nachricht von ihm und war nahe daran, aus Vorsicht lieber umzukehren; da riß ihn sein feuriger Sohn Publius Crassus hin, weiter vorwärts zu dringen und um jeden Preis den Feind zu finden und zu schlagen. Aber nur zu bald sah sich das ermattete Heer der Römer plötzlich umringt von einem unzählbaren Heere der Parther, deren Kesselpauken von allen Seiten lermten. Orodes selbst führte sie an und der treulose Abgarus mit seinen Arabern focht ihm zur Seite. Crassus konnte sich auf seine Legionen verlassen, aber es war ihm nicht möglich, in dem tiefen und leichten Sande der Wüste sein Lager mit Wall und Graben zu versehen. Die parthischen Reiter konnten dicht an ihn herankommen und gegen ihre langen Lanzen und eisernen Panzer richtete das kurze Römerschwert nichts aus. Wie es in dieser Lage unumgänglich war, formirte Crassus dicke Vierecke, um die Angriffe der Reiter abzuhalten, die Parther aber konnten nun jene Vierecke bequem aus der Ferne

mit ihren durchdringenden, von den stärksten Bogensehnen entsendeten Pfeilen beschießen. So erlitten die Römer schreckliche Verluste an Todten und Verwundeten, ohne nur an den Feind kommen zu können. Vergebens harrte Crassus, die Parther würden sich endlich wenigstens verschossen haben, aber immer noch endete die lange Reihe der Kameele nicht, die ihnen schwere Ladungen neuer Pfeile brachten. Da ließ sich Publius nicht länger halten und stürmte an der Spitze einer ihm treu ergebenen und äußerst tapfern Gallierschaar vorwärts, aber sie wurden von der parthischen Reiterei umwickelt und nach verzweifelter Gegenwehr alle erschlagen, Publius mit dem letzten Rest stürzte sich ins eigene Schwert. Nun rückte auch sein Vater vor, aber zu spät. Hohnlachend hielten ihm die Parther des Sohnes Kopf auf hoher Lanze entgegen. Vergebens suchten die Legionen durch die eiserne Mauer der Lanzenreiter zu brechen. Man kämpfte bis in die Nacht in einem gräßlichen Handgemenge. Noch waren die Römer nicht überwunden, aber so geschwächt, daß sie die Nacht benutzten, um zu entkommen und sich in die feste Stadt Karrhä zu werfen. Als aber am andern Morgen die schnellen Reiter in ungeheurer Anzahl die müden Römer bedrängten und arglistig Frieden boten, wurde Crassus von seinen eigenen Soldaten gezwungen, eine Unterhandlung vorzunehmen. Während derselben aber machten die parthischen Offiziere Miene, sich des Crassus zu bemächtigen. Die römischen Offiziere schlugen zu und erlagen bald der Uebermacht, alle wurden erschlagen, Crassus tödtete sich selbst.

Sein Kopf wurde dem Orodes geschickt, als derselbe gerade bei der Tafel saß und die Hochzeit seines Sohnes Pakoros feierte. Bei diesem Feste wurden von griechischen Schauspielern (zum Beweise, wie sehr die griechische Mode die asiatischen Höfe und sogar den des Partherkönigs beherrschte) die Bachantinnen des Euripides aufgeführt, in welchen Mutter Agave in bachischem Wahnsinne das Haupt des Sohnes auf den Thyrsus aufsteckt. Da befahl Orodes der Agave, das Haupt des Crassus aufzustecken und der Chor sang zu unsäglicher Lust der Gäste:

Wir bringen vom Berge
Nach Hause getragen
Die herrliche Beute,
Das blutende Wild.

Nachher soll der König befohlen haben, dem Kopfe des Crassus geschmolzenes Gold in den Mund zu gießen, um seine Gier nach Gold zu sättigen. Orodes verfolgte seinen Sieg, machte Armenien von sich abhängig und schickte seinen Sohn nach Syrien. Die schwache Macht der Römer hielt sich unter Cajus Cassinus nur noch in Antiochien, diese Stadt war aber so fest, daß Pakoros sie nicht einnehmen konnte. Rom war um diese Zeit von Bürgerkriegen zerrissen. Erst im J. 39 schlug wieder ein römisches Heer unter Ventidius die Parther in Syrien und Pakoros selbst fiel. Sein jüngerer Bruder Phraates aber brachte den alten Vater Orodes und seine übrigen Brüder um.

Nun rückte ein neues großes Römerheer unter Marcus Antonius heran, Phraates aber verband sich mit den Königen von Medien und Armenien, überfiel die römische Vorhut unter Statianus auf dem Marsche und vernichtete sie ganz und gar. Anton wollte seinen Unterfeldherrn rächen und rückte vor die Stadt Praaspa. Man unterhandelte nun. Anton begab sich selbst zu König Phraates, der ihn auf einem goldenen Throne sitzend empfing und anfangs drohend die Sehnen seines Bogens anzog und schwirren ließ, dann aber einen Frieden annahm. In Folge dessen hob Anton die Belagerung auf, der Feind aber benutzte das nun, um die Belagerungsmaschinen zu vernichten und treulos über die abziehenden Römer herzufallen. Zwar hielten sich diese wacker und trieben den Feind ab, indem sie sich mit vorgehaltenen Schilden in eine s. g. Schildkröte zusammenschloßen, eine einzig ringsum mit den Schilden zugedeckte Masse, gleichsam ein eherner Berg. Aber der Winter kam und der Rückzug auf schwierigen Wegen, in Schnee und ohne Lebensmittel wurde den Römern so verderblich, daß ihrer 32,000 umkamen. Antonius aber dachte an nichts, als nur wieder warm bei seiner Kleopatra zu sitzen, bei der er, seinem zertrümmerten Heere voraneilend, endlich ankam.

Die Verfolgung ſtockte, denn Phraates ſelbſt, von den Parthern gehaßt, verlor bald darauf den Thron und mußte zu den Skythen fliehen, die ihn aber auf den Thron zurückführten. Als ſpäter die Römer unter Octavian wieder ihre ganze Kraft in Aſien entwickelten, ſchickte ihm Phraates die von Craſſus und Statianus verlorenen Feldzeichen und wurde dafür als König anerkannt, ſtarb aber endlich an Gift, bald nach Chriſti Geburt.

Das parthiſche Reich blieb auch nach ſeinem Tode unabhängig und konnte trotz der im Königshauſe ſich von Zeit zu Zeit erneuernden Greuel und Morde doch niemals von Rom unterjocht werden. Vielmehr bemerkt man ein allmähliges Wachsthum des parthiſchen Reichs wie nach außen, ſo des parthiſchen oder neuperſiſchen Geiſtes im Innern. Die griechiſche Mode ſchwindet mehr und mehr und der parthiſche Hof nimmt einen reinern orientaliſchen Charakter an.

Zehntes Buch.

Indien.

Erste Abtheilung.

1.

Die alte Zeit der Vedas.

Vom Gebirge Hindukuſch, aus demſelben Hochland Aſiens, dem heutigen Afghaniſtan, aus welchem die Perſer nach dem Weſten zogen, kamen auch die Inder, die ſich nach Oſten wandten. Beide waren urſprünglich ein Volk, das ariſche und Aria, Ariana, Eriene zwiſchen Bactrien und dem Induslande, ihre gemeinſchaftliche Heimath. Die aber zum Indus hinzogen, und ſich anfangs noch Arier (d. i. Herrn) nannten, erhielten von dem Fluſſe den Namen Inder. Ihre älteſte Sprache, das Sanſkrit, iſt der älteſten Sprache der Perſer, dem Zend, ſehr nahe verwandt. Auch die Vedas, die älteſten Hymnen und Lieder der Inder, haben viele Aehnlichkeit mit den Gebeten im Zendaveſta und rühren, wie jene, von kriegeriſchen Hirten her, welche einfache Naturgottheiten, den Himmel, Sonne und Mond, Feuer und Waſſer, Winde, Regen, Morgenröthe, Nacht, Erde ꝛc. anrufen, aber auch ſchon, wie die Perſer, dem Gebete, dem Opfer, namentlich dem Somatranke eine magiſche Kraft zuſchreiben. Der indiſche Soma- oder Mondtrank, der wohl mit dem perſiſchen Hom

übereinſtimmt, ſoll der Saft aus Asclepias acida ſeyn. Auch kommen in den Vedas ſchon Andeutungen der ſpäter in der Lehre vom Brahma erſt vollkommen ausgebildeten Speculation vor, und zwar wieder in Uebereinſtimmung mit der perſiſchen. Denn wie Zoroaſter ſeinen Ormuzd aus dem Urbegriff des Lichts abſtrahirt, ſo wurde auch der indiſche Brahma allmählig aus demſelben Urbegriff herausgebildet. Und wie im Zendaveſta, ſo galt auch ſchon in den Vedas das Wort für göttlich und wurde als die Göttin Vach perſonificirt, welche ſchon pantheiſtiſch alle übrigen Götter in ſich vereinigte. Es iſt möglich, daß der ſchöne Hymnus an die Vach unter den Händen der Brahmanen ſpäter erſt ſchärfere pantheiſtiſche Züge erhalten hat, allein ſofern in den alten Veden überall dem Wort, dem Gebet, eine außerordentliche Macht zugeſchrieben wird, konnte deſſen Perſonificirung und pantheiſtiſche Deutung früher oder ſpäter nicht ausbleiben.

Auffallend erſcheint, daß in den Vedas kein Naturgott ſo mächtig hervortritt als Indra, der mit dem Blitz bewaffnete Luft- oder Himmelsgott. Indem ſich die alten Inder dieſes blitzenden und donnernden Gottes, der die böſen Dämonen bekämpft, in ſtolzen und feurigen Hymnen erfreuen, ſollte man von ihnen erwarten, ſie würden ein noch kriegeriſcheres Volk geworden ſeyn als die Perſer. Und doch ſehen wir vielmehr nach der erſten Kampfluſt des Jugendalters das indiſche Volk in eine weiche und fromme Melancholie verſinken.

Geſchichtliche Nachrichten über die älteſten Staaten der Inder fehlen uns ganz, einige trockene Verzeichniſſe von Königsnamen abgerechnet. In den buddhiſtiſchen Klöſtern von Tibet ſollen noch alte Bücher indiſcher Geſchichte aufbewahrt liegen, die mit den Buddhapriеſtern aus Indien dahin kamen, aber man kennt ſie noch nicht. Wir ſind daher auf die Vedas, als die älteſten Denkmale des indiſchen Geiſtes beſchränkt, die uns immerhin das Volk und ſeine früheſten Zuſtände abſpiegeln.

Veda heißt Wiſſen, man nannte die geſammelten alten Lieder indem man ſie zum erſtenmal aufzeichnete, die Wiſſenſchaft oder das

Wissenswerthe überhaupt. Der Namen Vyasa (Sammlung) wurde hinterdrein personificirt, als hätte eine gewisse Vyasa die Lieder gedichtet. Man versteht unter den Vedas vier Bücher, wovon nur das erste, der Rigveda, welches echte alte Lieder enthält, genauer bekannt ist. Das zweite Buch Yagurveda handelt nur in Prosa von Opfern im Sinne des erst später sich ausbildenden Brahmaismus. Die beiden letzten, Samaveda und Atharvaveda, enthalten wieder Gesänge. Den Gebeten oder Anrufungen in den Hymnen, den s. g. Mantras, stehen theologische Commentare, Brahmanas, zur Seite, und besondere Tractate, Upanishadas. An die Vedas aber reihen sich noch an, die brahmanischen Urschriften oder Gesetze, Shastras.

Wir betrachten zunächst nur die alten Lieder, in denen die Arier als ein überaus frommes, mit tiefer Innigkeit, und keineswegs mit Scheu, sondern mit kindlicher Liebe zu seinen Göttern betendes Volk und doch zugleich heiter, fröhlich und kampflustig erscheinen, ein tapferes Hirtenvolk, welches auch schon Ackerbau zu treiben angefangen hat, in Stämme getheilt und oft in Fehden verwickelt, gleich den arabischen Beduinen. Sie bitten die Götter um alles, was sie irgend wünschen, um Gesundheit und Altwerden, Reichthum an Vieh, um Regen, um Verderben der Feinde ꝛc. Lassen, der gelehrteste Kenner indischer Schriften, glaubt die Entstehung der Vedas in die Zeit zwischen dem 15. und 11. Jahrhundert vor Christo verlegen zu müssen, in eine Zeit, in welcher die Arier schon in das Pendschab (Land der fünf Flüsse) übergegangen waren.

Die in den Vedas angerufenen Götter hießen Dewas. An ihrer Spitze steht Indra, d. h. der blaue, der Lufthimmel, der mit den übrigen Göttern seinen paradiesischen Wohnsitz auf einem heiligen Berge hat, wie der persische Ormuzd, der griechische Zeus, der nordische Odin. Dieser Himmel Indras befand sich jedoch in der ältesten Zeit noch nicht auf dem Berge Meru im Himalaya, weil die Inder erst später in diese hohe Gebirgsgegend gelangten, weshalb auch derselbe Berg Meru die neuen höhern Götter, die sich über den Indra erhoben, aufnehmen mußte. Indra ist Herr des Wetters, vertreibt mit seinen Blitzen die Wolken und Nebel, gibt Fruchtbarkeit

und Reichthum, schützt die Heerden, hilft im Kampfe siegen. Was sich jährlich, ja täglich wiederholt, der Sieg des Lichtes und des Sommers über die Nacht und die zerstörenden Elemente, wurde als ein Ursieg des Indra über die bösen Dämonen aufgefaßt, sehr ähnlich dem Siege des Ormuzd über Ahriman. — Indra wird abgebildet, wie alle indischen Götter, mit reichem Perlenschmuck und mit einer Thurmkrone. Seine Farbe ist blau, in der Hand hält er als Pfeil und Bogen den Blitz und Regenbogen. Sein Himmel ist voll von Gandarvas, blumenstreuenden Sängern und Tänzern, und von Apsarasas (den Wasserentsprossenen), reizenden Nymphen, welche Götter und Menschen durch ihre Schönheit und Huld verführen.

Agni (lat. ignis) das Feuer, ist neben Indra der am meisten verehrte Gott. In den ersten Abtheilungen des Rigveda sind die meisten Hymnen an Indra gerichtet, nämlich 73, nächst ihm aber 71 an den Agni. Das Feuer erscheint hier wie bei Zoroaster als der Geist des Gebets und Opfers, als der Vermittler zwischen Menschen und Gott, als der Prototyp des Priesterthums. Gleich in den ersten Hymnen des Rigveda heißt er ein Priester, ein Herold des Opfers. Weil das Feuer durch Reiben zweier Hölzer angefacht wird, hat Agni zwei Mütter. Weil das Feuer überall wieder erneuert wird, heißt er uralt und immer neu und unzähligmal geboren. Man sucht ihn im Aetherfeuer des Himmels, im Licht der Sterne, im Innern der Erde. Er gilt daher als Herr aller Schätze in der Erde, und wird aufs eifrigste angerufen.

Als dritter Hauptgott kommt Rudra (später ein Beiname des Shiwas) öfters in den Vedaliedern vor und zwar zunächst als Vater der Winde (Maruts), welche eine gute Bedeutung haben und dem Indra die Wolken zerstreuen helfen. Aber Rudra hat auch etwas drohendes und schreckliches. In den Vedas heißt es von ihm: Verzehrer der Opfer, befreie uns vom Zorn des Himmels. Schone jung und alt, schlage keinen, die uns lieb sind! Hier wird er auch der röthliche Eber des Himmels genannt, der Starke der Starken, schrecklich zugleich und wohlthätig.

An Agni schließen sich sodann Mitra, der nur in den Vedas

vorkommt und nachher verschwindet, das Sonnenfeuer, und Varunas (Uranus) an, der in den Vedas noch den Aether oder Sternenhimmel über dem Lufthimmel des Indra zu bedeuten scheint, später aber in derselben Bedeutung des Allumfassenden zum Meergott wird.

Im Rigveda spielen die Asvinis eine große Rolle. Außer Indra und Agni werden sie unter allen Göttern am häufigsten angerufen und sind ihnen die meisten und ältesten Hymnen geweiht. Sie gelten als schnellfahrende Boten und Vermittler. Sie werden gebeten: seyd für uns zwei Ohren, alle unsre Bitten zu hören, zwei Lippen, um für uns zu sprechen, zwei Füße, um für uns zu gehen, zwei Arme, um für uns zu handeln. Ihre ursprüngliche Bedeutung ist immer noch nicht ganz klar, denn obgleich man sie durch das Zwillingsgestirn, das elektrische s. g. St. Elmsfeuer, dann durch die Strahlen der Morgenröthe zu erklären gesucht hat, bleibt die Hauptsache, ihre Schnelligkeit, noch unerklärt. In dem schönen Hymnus an die Usha (Morgenröthe) würde wohl, wenn die Asvinis ihre Strahlen wären, auch deren Namen nicht fehlen. Surya (der Sonnenkörper) und Chandras (der Mond) treten nicht bedeutend hervor, weil das Licht in ihnen, also das Hauptsächliche, schon von Mitra und Agni in Anspruch genommen sind. Chandras heißt auch Soma und seiner Wirkung wird die mondweiße Milch der Pflanzen zugeschrieben, aus der man den nach ihm benannten h. Somatrank bereitet.

Noch weniger treten die Planeten hervor, nach denen übrigens die indische Woche wie bei allen andern Völkern eingetheilt wurde, jedoch so, daß den sieben Wochentagen Surya, Chandras als Sonne und Mond, dann die Planeten Mangalas, Buddhas, Vrihaspatis, Sukras und Sanis als Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn entsprechen.

Unter dem Namen der Ritus wurden die sechs Jahreszeiten der Inder angerufen, deren lieblichen Reigen man sich geführt dachte von Pushan, einem Beinamen der Sonne.

Endlich ehren die Vedas noch den gerechten Gott Yamas als den Herrn der Todten, zu dem die Seelen der Verstorbenen kommen

und der am Ende der Welt neben Varunas wohnt. In den Vedas findet sich noch keine Spur von der spätern indischen Seelenwanderungslehre und Yamas erscheint auch nicht als böser Gott einer qualvollen Hölle. Erst in spätern Legenden ordnete man ihn den zerstörenden Gottheiten unter.

Dies wird genügen, um den heitern und unbefangenen Charakter der indischen Arier zur Zeit der Vedas zu kennzeichnen.

Ehe wir der Mehrheit der Arier über den Indus und ins weite Thal des Ganges folgen, verweilen wir noch bei denen, welche in der Heimath zurückblieben. Wie dürftig auch immerhin die geschichtlichen Nachrichten von ihnen sind, so läßt sich doch dreierlei erkennen, einmal, daß die zurückbleibenden indischen Arier in Berührung mit den großen Weltmonarchien des Westens kamen, während die über den Indus ausgewanderten Arier von ihnen unberührt blieben; zweitens, daß eben deshalb hinwiederum die Zurückgebliebenen von dem großen Wechsel der Entwicklung in den Gangesländern weniger berührt wurden und drittens, daß sie niemals verweichlichten, sondern als ein tapferes Volk ihre Freiheit vertheidigten und dieselbe, wenn sie einmal der Uebermacht erlagen, bald wieder errangen.

Damit stimmen schon die ältesten Nachrichten der Griechen über den mißlungenen Versuch der Semiramis, Indien zu erobern, und über die tapfere Vertheidigung des Landes unter König Stabrobates (Sthavarapatis, Herr der Erde) zusammen. Ferner die Unfähigkeit der Perserkönige, sich Indiens auch nur bis zum Indus zu bemächtigen. Nur ein kleines indisches Grenzvolk kommt unter den Heeren des Xerxes vor, war also tributbar oder der Perser Bundesgenosse geworden, ohne daß daraus etwas anderes folgen könnte, als daß die Völker im obern Indien in verschiedene kleine Staaten getheilt blieben. Erst Alexander des Großen weltberühmter Heereszug nach Indien scheint eine größere Vereinigung der Indusvölker veranlaßt zu haben. Ihr König Porus (Paurusha, Held) unterlag dem Makedonier und sein Reich wurde der neuen von Alexander geschaffenen griechisch-baktrischen Satrapie eingereiht. Allein nicht lange nachher

bildete sich das neue mächtige Reich der Prasier (pratscha, östlich) mit der Hauptstadt Palibothra (Pataliputtra) unter König Sandrocottus (chandragupta, der Mondbeschützer), welcher den Makedoniern das Reich des Porus wieder entriß und jeden neuen Angriff vom Norden her abwehrte. Erst im letzten Jahrhundert vor Christo drangen die Saken vom Norden her durch Bactrien bis in das Pendschab ein, wurden aber im J. 56 wieder vertrieben und Indien blieb fortan bis zum Aufbau des Islam von außen ungekränkt.

2.

Die Heldenzeit der Inder.

Um den großartigen Aufschwung zu begreifen, den das indische Wesen nahm, muß man sich die Zeit denken, in welcher die Arier zum erstenmal aus dem Pendschab theils den Indus hinabfuhren und zum Meere gelangten, theils in das Gangesthal hinabstiegen und im Norden dieses prachtvollen Stromes zum erstenmal in das größte Gebirge auf Erden eindrangen. Ihre empfängliche Seele erhielt dadurch die erhabensten Eindrücke und ihre Thatkraft wurde gestählt durch den Kampf mit den älteren Bewohnern des Landes.

Im Namen der Bharata erkennen wir einen fortlaufenden Faden, welcher die Zeiten, in denen die Arier erst noch im Pendschab verweilten, mit den Zeiten, in denen sie schon im Gangesthale festsaßen, einigermaßen verbindet. Das arische Volk der Tritsu war vorangeschritten über den Indus bis zur Dschumne, das hinter ihnen noch diesseits des Indus wohnende Volk der Bharata drückte nun auf dasselbe und verband sich mit mehreren andern kleinen arischen Völkerschaften, es zu bekriegen. Auf beiden Seiten standen Priester, welche durch ihre Gesänge an die Vedagötter den Sieg glaubten erzwingen zu können. Indra entschied sich für die Tritsu, deren König Sudas die verbündeten Könige der ihn angreifenden Stämme besiegte. In der Folge jedoch wurden die Tritsu dennoch von den

Bharatas aus ihren Sitzen gedrängt und weiter nach Osten geschoben, wo der Namen Sudas unter dem Königsnamen von Kocala wiederkehrt. Die Bharatas aber beherrschten fortan das Land der fünf Ströme und der Volksname geht auf den Königsnamen über. Die Dynastie der Bharata erlischt mit Samvarana, um den Kuru Platz zu machen und an diesen Namen knüpft sich nun das große Heldengedicht Mahabharata, welches von einem neuen arischen Bruderkriege, aber in viel weiteren Umrissen handelt. Das Gedicht ist später überarbeitet worden und enthält lange und selbständige Episoden, geht aber in seinem ursprünglichen Kern auf die vorbrahmanische Heldenzeit zurück, in der immer noch Indra der herrschende Gott war, und trägt entschieden den Charakter eines kriegerischen Volkes. In dem seltsamen Umstande, daß die mit den Kurus kämpfenden Pandus, fünf fürstliche Brüder, gemeinschaftlich nur eine Frau haben, die schöne Draupadi, erkennt man, daß es sich von Völkern im indischen Gebirge handelt. In Tibet hat sich die Polyandrie noch bis in unsere Zeit erhalten.

Unter den Episoden des großen Epos ist Nal und Damayanti am berühmtesten geworden, auch öfter schon ins Deutsche übersetzt. Es handelt von der Trennung und dem Wiedersehen zweier Liebenden. Die schöne Damayanti auf der Flucht im Urwald von einer Heerde Elephanten überfallen, gehört zu den eigenthümlichsten Schilderungen dieser Dichtung.

Die zarte Liebe und Treue der Frauen tritt noch glänzender in einer andern Episode des Mahabharata hervor. Welches seelenvolle Volk, in dessen Sprache eine Dichtung vorkommt, wie die von Sawitris Treue. — Sawitri wählt sich einen Bräutigam nach ihrem Herzen und läßt nicht von ihm ab, obgleich sie erfährt, er könne nur ein Jahr leben, und am bestimmten Tage seines Todes läßt sie ihn in ihrem Schooß einschlafen und erwartet den Tod. Er kommt, der schreckliche Fürst der Todten selbst, nicht bloß ein niederer Diener, und zieht, obgleich ihn die Gattin innig um Schonung anfleht, die Seele aus dem Leibe ihres Mannes und geht mit ihr davon. Die treue Gattin aber folgt dem Tode auf dem Fuße

nach und läßt sich durch nichts zur Umkehr bewegen. Sie rührt ihn, daß er ihren blinden Schwiegervater sehend macht. Aber sie fährt fort, ihm die herrlichsten Lehren der Weisheit und Liebe vorzusagen, wodurch er so sehr gerührt wird, daß er ihr eine zweite, eine dritte Gnade bewilligt. Dies benutzend fordert sie, daß ihr Schwiegervater sein verlornes Reich wieder erhalte, daß ihr eigner Vater, der noch keinen Sohn hat, ihr einen Bruder gebe, endlich, daß sie selbst noch mit ihrem Gatten Kinder bekomme. Auch das bewilligt Yama, ohne zu bedenken, daß zu diesem Behuf der Mann wieder aufleben muß, und am Ende gibt er dem Zauber der weiblichen Treue nach und schenkt ihr die Seele des Gatten wieder, und sie kehren aus der Einsamkeit des Waldes zurück zum Glanze des Thrones.

Neben dem Mahabharata ist ein anderes großes Heldengedicht der Inder, Ramajana, weltberühmt. Man hat es sogar für älter gehalten als das Mahabharata. Allein es hat nicht mehr den alten Charakter des Heldengedichts, es ist voll priesterlicher Auffassungen und Fabeln und gehört, indem es von der Eroberung der Insel Ceylon handelt, dem Inhalt wie dem Geiste nach dem später erst ausgebildeten Wischnuismus im Süden Indiens an.

Außer dem Mahabharata haben wir über die Heldenzeit der Inder gar keine Nachrichten, dürftige Namen ausgenommen. Schon am Indus stießen die Arier auf das wahrscheinlich große Volk der Sudras, welches sie sich später als vierte Kaste einverleibt haben. Im Mahabharata heißt es, die Sudras hätten den Ariern tausende von schwarzen langhaarigen in Baumwolle gekleidete Mädchen als Tribut geschickt. Waren sie langhaarig, so konnten es keine Neger seyn. Diese Sudras dehnten sich wahrscheinlich über das obere Gangesthal aus, so wie die Tschendala über das untere. Indem die Arier ihnen nachrückten und sie unterwarfen, gründeten sie dem Lauf des Ganges nach verschiedene Reiche zu Hastinapura, Ajodha (Audh oder Oude zwischen Ganges und dem hohen Gebirge von Himalaya), Varanasi (Benares) und Maghada mit der Hauptstadt Palibothra, der größten Stadt in Indien. Andere arische Stämme,

welche ſich ſüdwärts vom Indus nach Weſten und ins Dekan (die vorderindiſche Halbinſel) wandten, vertrieben dort die Ureinwohner in die Gebirge. Sie ſind es, die man vorzugsweiſe Paria nennt und tief verachtet. Neben ihnen bemerkt man die ſchwarzen Gonda, aber auch das ſehr begabte und ſchön geſchilderte Volk der Tuda. Die ariſchen Reiche, welche hier gegründet wurden, waren hauptſächlich Mathura und Suraſhtra (Guzerate), wo Könige aus dem Geſchlechte der Pandu regierten, von denen einer, Vidſchaja, ſpäter die große Inſel Ceylon eroberte. Potala an der Stelle, wo der Indus ſich in mehrere Arme theilt, war ſchon früher eine bedeutende Handelsſtadt. Am Fuß des hohen Himalaya erhielten ſich viele ariſche Stämme frei ohne Könige.

3.

Das Brahmanenthum.

Ueber die erſtaunliche Veränderung, welche im Charakter der Arier vorging, ehe ſie ſich dem Geſetzbuch des Menu und der Brahmanenkaſte unterwarfen, gibt uns die Geſchichte keinerlei Aufklärung. Wie mit einem Schlage ſtehen die vier Kaſten da und haben unter dieſen nicht mehr die Krieger, ſondern die Prieſter die Oberhand. Wie durch eine völlig fremde Einwirkung erblaſſen die alten Götter der Veda und ſchwinden in den fernen Hintergrund, während ein ganz neues und abſtractes Weſen den ganzen Vordergrund einnimmt. Das iſt Brahma, deſſen in dem Norden noch kaum gedacht war, der aber jetzt als der höchſte, ja alleinige Gott hervortritt. Wo es geſchah, ſchließt man aus dem Namen Brahmavata, dem Lande zwiſchen den Flüſſen Sarasvati und Dſchumna. Deshalb wird auch Sarasvati zur Gemahlin Brahmas. Die Zeit, wann der Brahmadienſt aufkam, geht über tauſend Jahre vor Chriſto zurück.

Man ſetzt voraus, die alten Heldengeſchlechter hätten ſich unter einander ſelbſt aufgerieben oder ſeyen unter der heißen Sonne und

den üppigen Genüssen des Südens verweichlicht, weshalb die Priester allmählig immer einflußreicher hätten werden können. Schon in den Veden wird dem Wort, dem Gebet und Opfer, also den Amtshandlungen des Priesters ein hoher Werth beigelegt und finden sich Spuren einer pantheistischen Weltbetrachtung. Dennoch bleibt die Verwandlung eines feurigen und kriegerischen Volkes in eine völlig passive, demüthige und fromme Heerde Schafe, die sich nur noch von ihren Priestern leiten läßt, auffallend und räthselhaft. Man darf daher wohl die Vermuthung wagen, es sey wirklich ein fremdes Element hinzugetreten, welches jene merkwürdige Zersetzung des arischen befördert, ja erst ermöglich hat. Der Gedanke liegt aber nicht allzufern, daß unter jenem fremden Element die ältern, im Gangeslande und auf der vorderindischen Halbinsel wahrscheinlich sehr zahlreichen und keineswegs durchaus rohen Völkerstämme zu verstehen sind. Sie finden sich noch jetzt in zerstreuten Resten unter den verschiedensten Namen und sind größtentheils noch gar nicht näher erforscht. Doch unterscheidet man von den eigentlich schwarzen und negerartigen, welche den Papuas und Nigritiern der südindischen und australischen Inseln verwandt sind, edlere Stämme mit langen Haaren und von lichterer Farbe, welche den Malaien näher stehen und die wir als Rest der östlichen oder indischen Aethiopen ansehen dürfen. Wie schon Homer Aethiopen auf der afrikanischen und wieder Aethiopen auf der indischen Seite des arabischen Meeres kannte, so kehrt auch der Name Warwaras, mit welchen die Arier die von ihnen unterworfenen oder verdrängten Ureinwohner Indiens belegten, in den Berbern der afrikanischen Küste wieder. Obgleich wir nun weiter gar nichts von jenen Warwaras wissen, so läßt doch ihre Verwandtschaft mit den Aegyptern den Schluß zu, sie seyen nicht mit den schwarzen und verworfensten Menschenklassen zusammenzuwerfen, sondern gehörten zu den langhaarigen Sudras, welche die Arier, wenn auch nur als die vierte und letzte Kaste, doch den drei höhern Kasten, in welche sie sich selbst theilten, anreihten und sogar Ehen mit ihnen eingingen. Alexander der Große fand noch ein selbständiges Volk der Sudrakas, wie auch der Xathras (Ksathriyas, der Krieger Kaste)

in Indien vor. Sollte nun nicht vielleicht der melancholiſche Grundzug, der die Aegypter und ihre Religion auszeichnet, erſt jetzt von den Beſiegten auf die Sieger Indiens übergegangen und in das Volk der Arier eingetreten ſeyn? Wir werden ſehen, wie ſich in nicht allzulanger Zeit die beiden Elemente wieder trennten und die von den Ariern unterworfenen und in das ſklaviſche Kaſtenverhältniß eingezwängten Ureinwohner Indiens mittelſt des Buddhaismus gegen den Brahmaismus reagirten. Es ſcheint daher erlaubt, die Feſtſtellung der Kaſten überhaupt als eine nothwendige Maaßregel der ariſchen Eroberer aufzufaſſen, als ein politiſches Mittel, um eine zahlreiche Bevölkerung verſchiedener Abſtammung im Zaum zu halten. Mit dieſer Maaßregel ſteht nun aber auch die Herrſchaft der Prieſterkaſte oder der Brahmanen, die ganze neue Lehre vom Weltgeiſt Brahma und das brahmaniſche Geſetzbuch Menus in genaueſtem Zuſammenhange. Das ganze neue Syſtem ſcheint für eine paſſive, melancholiſche, den Aegyptern verwandte Bevölkerung berechnet, ja durch ſie hervorgerufen zu ſeyn und die Arier billigten es vielleicht nur wegen ſeiner Zweckmäßigkeit. Die Vorausſetzung dagegen, die Brahmanen hätten, um die Kriegerkaſte zur Annahme des neuen Syſtems zu zwingen, die untern Klaſſen und namentlich die unterworfenen Nicht-Arier gegen ſie empört, widerlegt ſich von ſelbſt, weil die Sudras, einmal Sieger, ſich nicht mehr in die ſchmähliche Unterordnung gefügt haben würden. Es kann ſich alſo nur von einer, an ſich ſehr begreiflichen Oppoſition der Kriegerkaſte handeln. Die Brahmanen mußten jedoch Recht behalten, weil ihr Syſtem, das Volk durch die Furcht Gottes zu regieren, das zweckmäßige war. Es wäre Anmaßung hier im Gebiete der Vermuthungen noch weiter zu gehen, aber es iſt erlaubt, für wichtige Thatſachen der Weltgeſchichte Gründe zu ſuchen, wo ſie bisher noch nicht gefunden wurden, und des Räthſels Löſung in dem Satz zu wagen: Um ein großes unterworfenes Volk im Gehorſam zu erhalten, war der Brahmaismus, um es wieder zu befreien, der Buddhaismus erforderlich.

Und doch ſträubt ſich das Gefühl, in der tiefſinnigen Lehre der

Brahmanen nur eine politische Absichtlichkeit sehen zu wollen. Wenn man auch nicht so weit geht, die brahmanische Mystik und Ascese aus einer Art von Somnambulismus und einer von unsrer europäischen durchaus verschiedenen Naturanlage der Inder erklären zu wollen, wie es geschehen ist, so muß man doch zugeben, die Naturanlage, das Temperament, die Seelenstimmung in jenem Volk und unter jenem Himmel kam denen entgegen, welche das System zweckmäßig auf die dauernde Beherrschung des Volks anwandten. Indem man aber das System näher betrachtet, wird man wiederholt an Aegypten erinnert. Die Wegweisung alles individuellen Interesses von diesem Leben hinweg, um es ausschließlich dem Leben nach dem Tode zu widmen, gleichsam die Selbstvernichtung für dieses Leben, um sich dadurch ein besseres zu erkaufen, war der Grundzug der ägyptischen, wie der Brahmanenlehre. Daher auch die Kastencintheilung und die passive Geduld in der Einzwängung derselben, die doch mit dem Tode aufhören sollte, und wiederum die Moral, durch die man sich das bessere Loos nach dem Tode verdienen sollte, den Aegyptern und Indern gemeinschaftlich war. Nur in der Ascese verräth sich der viel höhere Schwung des arischen Geistes. Der indische Büßer glaubte durch die äußerste Entbehrung und Verleugnung alles Irdischen und durch die tiefste Versenkung in die Betrachtung Gottes selbst Gott zu werden. So hoch erhob sich niemals eines Aegypters Gedanke.

Die neue Lehre der nach ihrem Gott Brahma benannten Priester (Brahmanen, nicht Braminen) entstand, indem das Sonnenlicht immer abstracter als Licht überhaupt, als Licht schlechthin und endlich als geistiges Licht, als Geist und als Urgeist aller Dinge gedacht wurde. Deswegen blieb dem Brahma immer noch vorzugsweise die Sonne heilig und sein Sinnbild. Die Lehre war aber von Anfang an pantheistisch und lange schon in dem oben erwähnten Vedahymnus an die Göttin Vach (das Wort) wie in der Knospe verschlossen. Vach nämlich, das Wort sollte, weil es alles ausspricht, auch alles in sich enthalten, alles seyn.

Brahma, setzt die Lehre der Brahmanen voraus, war als Ur-

geist ganz allein und außer ihm war nichts. Indem er aber dachte, sich selbst dachte, alles das, was in seinem Urwesen noch verschlossen war, herausdachte, stellte sich ihm seine eigene Einbildungskraft als die Göttin Maja gegenüber und spiegelte ihm in ihrem Schleier alle die Bilder ab, die aus ihm hervorgingen. Es gab und gibt noch jetzt Brahmanen, welche behaupten, diese Bilderwelt sey niemals wirklich geworden und alles, was man für Natur, Materie, wirkliche Geschichte hält, sey keineswegs reell vorhanden, sondern immer noch ein bloßer Traum Brahmas. Die herrschende Lehre aber ist, daß Brahma mittelst des Wortes (Aum) die wirkliche Welt geschaffen habe.

Das Wort Aum, der Urhauch, der Urgeist schwebte über den Wassern (ganz so wie im ersten Buch Mosis). Da zeugte das Wort im Wasser den Urmenschen Purusha. Als dieser seinen Mund öffnete, ging daraus als Athem die Luft hervor; als er die Augen öffnete, blitzte die Sonne in die Welt; als er das Ohr öffnete, breitete sich der Raum aus; als ihm Haare wuchsen, entstanden die Pflanzen auf Erden; aus seinem Herzen stieg der Mond empor, aus seinem Nabel der Tod, aus seinem Geschlechtstheile floß der Same der lebendigen Wesen. Sein Gürtel aber war der Thierkreis. Die von ihm gezeugten Wesen fielen ins Wasser und flehten ihn um Gestalt an. Da gab er ihnen zuerst die Gestalt der Kuh, dann die des Pferdes, endlich die des Menschen. Nun traten aber in den Menschen die aus Purusha hervorgegangenen Elemente wieder ein, die Luft in den Athem, die Sonne ins Auge, der Wald ins Haar ꝛc.

Nach Menus Gesetzbuch schuf Brahma zuerst die Gewässer und legte in sie einen fruchtbaren Samen, aus dem ein Goldei wurde, glänzend wie die Sonne, genannt Bramanda. In diesem Ei brachte er selbst zu (Naragana, der sich auf dem Wasser bewegt) bis sein Gedanke das Ei von innen zerbrach. Da wurde aus der obern Hälfte der Himmel, aus der untern die Erde. Nach dem Oupnekhat I. 27. wurde ferner aus dem Eiweiß das Meer, aus den Hautadern die Flüsse, aus der weichen Hülle der Wolkenhimmel, aus dem Keim die Sonne.

Das auf dem Meere schwimmende Ei verwandelt sich in einer andern Mythe in das auf der Sündfluth schwimmende Schiff des Menu, die indische Arche Noä, worin alle Keime der Dinge enthalten sind. Menu erzeugt auf Brahmas Befehl alle Götter, böse Dämonen, Menschen und Thiere. Menu stiftet die vier indischen Kasten. Demnach vertritt er selbst den Purusha, wie sein Schiff das Ei Bramanda.

In der außerordentlich reichen theologischen und mythologischen Literatur der Brahmanen finden sich eine Menge phantastische Vorstellungen von angeblich mißlungenen Schöpfungsversuchen Brahmas, bis er das Rechte gefunden, von bösen Täuschungen, welche ihm Maja bereitet, und von verschiedenen Weltuntergängen und erneuten Schöpfungen. Darauf ist kein Gewicht zu legen, wohl aber auf das seltsame Philosephem, nach welchem Brahma selbst die Sünde der Welt getheilt, ja verursacht habe. Darin sind alle Brahmanen einverstanden, daß Brahma die Welt nicht, wie Jehovah im alten Testament, vollkommen und zur Freude seiner Menschenkinder geschaffen habe. Sie gehen vielmehr, wie Aegypter und Perser, einstimmig von der Voraussetzung aus, der Mensch büße im gegenwärtigen Leben eine Schuld und seine Seele sey zu diesem Zweck in den Leib, wie in einen Kerker gebannt. Ein indischer Mythus stimmt ganz mit dem Zendavesta überein, sofern es auch hier von Gott abgefallene Dämonen, die Rotten des bösen Mahishasura sind, deren Seelen zur Strafe und zur Besserung in irdische Leiber eingehen. Eine andere Auffassung aber macht den Schöpfer Brahma selbst für die Sünde der Welt verantwortlich, sofern ihm das Schaffen überhaupt nur als ein böses Gelüsten ausgelegt wird. Er hätte ewig ruhen, nie mit seinen Gedanken aus sich herausgehen, sich nie etwas vorstellen sollen, was er zu schaffen hätte, denn sobald er sich seiner selbst entäußerte, konnte er nur etwas Geringeres und immer Geringeres schaffen, so daß die Welt, doch zuletzt auf demselben Wege, auf dem sie geschaffen wurde, auf derselben langen Stufenleiter der Kreaturen, zu ihm zurückkehren, wieder in ihm verschwinden muß. Ja gewissermaßen erscheinen die Tugenden der Menschen, durch welche

sie das Zeitliche und Irdische überwinden, als Sühnen der Urſünde Brahmas und der ſündige Brahma wird umgekehrt durch die Menſchen erlöst, wie nach unſern chriſtlichen Begriffen die Menſchheit durch den ſich opfernden Gott.

Das große Mittel der Sündenvertilgung und der Rückkehr alles Geſchaffenen in dem Urgeiſt iſt dem Inder die Seelenwanderung. Folgt er den im Geſetzbuch Menus niedergelegten Vorſchriften, ſo geht ſeine Seele nach dem Tode des Leibes in einen beſſern Leib ein; iſt er dagegen ungehorſam gegen das Geſetz, ſo ſinkt ſeine Seele in einen ſchlechtern Körper hinab. Es hängt alſo lediglich vom Gehorſam, von der Demuth und Tugend eines Jeden ab, ſich ſelbſt im nächſten Leben ein beſſeres Loos zu erkaufen.

Dem Brahmanen ausſchließlich iſt noch das außerordentliche Mittel der Buße und Aſceſe gewährt, um ſich ſelbſt über die lange Stufenleiter der Seelenwanderung raſch zu Brahma emporzuſchwingen. Je vollkommener und gänzlicher er allem Irdiſchen entſagt und kein körperliches Bedürfniß mehr empfindet, um ſo mehr wird er ſelbſt nur Geiſt und ganz Geiſt und ſomit Brahma. Neben einer Lehre, welche unbedingte Ergebung in die Knechtſchaft verlangt, geht mithin die Lehre der überſchwenglichſten Freiheit einher. Der wahre Brahmane kann, wenn er will und Ausdauer genug beſitzt, ſelbſt Gott werden. Aber der Brahmane allein, den niedern Kaſten bleibt nur der Weg der Seelenwanderung offen. Im Geſetz Menus wird ihm vorgeſchrieben, er ſoll jede ſinnliche Empfindung in ſich erſticken, faſten, ſelbſt den Athem an ſich halten und im heißen Sommer unbeweglich nackt zwiſchen vier Feuern ſtehen. Dann wird er ein Sanyaſi, „der ſchon hienieden alle Sünden abſchüttelt und zum Allerhöchſten gelangt.“

Die Brahmanen ſtellten ihre Theologie in den Commentaren und Anhängſeln zu den Vedas feſt und die daraus für das ganze Volk berechnete Geſetzgebung in einem dem Urvater Menu oder Manu zugeſchriebenen Geſetzbuche. In dem letztern iſt der Unterſchied der Kaſten aufs ſchärfſte betont. Der Name Kaſte iſt neu und wurde zuerſt von den Portugieſen gebraucht (casta), indiſch

hießen die Kasten Jatayas, Stände, oder Varnani, Farben. Die drei ersten waren ausschließlich Arier, und zwar Brahmanen oder Priester, Kshatriyas oder Krieger, wozu auch die Könige gehörten, und Vaisyas, welche Hirten, Ackerbauern und Kaufleute in sich begriffen. Die vierte Kaste bildeten die Sudras, ein einheimisches, unterworfenes Volk, an welches sich sodann noch ziemlich viele besondere Stände oder Stämme anschlossen, die entweder aus der Vermischung jener vier Kasten hervorgegangen waren und alsdann gewöhnlich ein besonderes Handwerk ausschließlich trieben, oder die als ganz verabscheute und verworfene, nur gleichsam wie Thiere geduldet wurden. Nach der Lehre der Brahmanen waren diese aus dem Haupt Brahmas, die Krieger aus seinen Armen, die Vaisyas aus seinen Hüften, die Sudras aber erst unter seinen Füßen hervorgegangen. Der Brahmane hatte den höchsten Rang unter allen. Er durfte nichts arbeiten, sondern seine Zeit gänzlich der Betrachtung Gottes widmen, aber es war seine Pflicht, die Könige zu berathen und die Einhaltung des göttlichen Gesetzes zu überwachen. Er war heilig und unverletzlich. Wenn er auch das größte Verbrechen beging, durfte der König ihn nicht strafen. Wer einen Brahmanen tödtete, sollte für jedes vergossene Blutströpfchen tausend Jahre lang in der schrecklichsten Hölle büßen. Der Brahman wahrte seine Vornehmigkeit durch die Einhaltung der allerkünstlichsten und peinlichsten Vorschriften in Bezug auf Nichtberührung unreiner und niederer Wesen und auf immer wiederholte Reinigungen. Diese Vorschriften wurden noch verschärft durch das Verbot, lebende Wesen zu tödten. In jedem Thier konnte eines Menschen Seele verborgen seyn, vielleicht ein naher Verwandter. Deshalb durfte keines umgebracht werden. Dazu mußte der Brahmane den Athem an sich halten, sein Trinkwasser durchsiegen, um kein Mückchen zu verschlucken. Auch nichts Todtes durfte sein heiliger Leib berühren. Er durfte auf kein Haar treten, und selbst den Schatten unreiner Dinge nicht berühren.

Noch ängstlicher waren die Vorschriften für die niedern Kasten abgewogen. Sie mußten beständig zittern, durch irgend eine Unterlassung den schrecklichsten Strafen anheim zu fallen, denn, wie Menus

Gesetzbuch sagt: jede einzelne Sünde, die der Mensch begeht, macht ein Loch, durch welches alles sein schon erworbenes Verdienst wieder ausfließt. Das Gesetzbuch unterschied zeitliche und ewige Strafen. Die erstern folgten dem Grundsatz der Wiedervergeltung. Wer einen andern verstümmelt hatte, dem wurde dasselbe Glied abgehauen. Wer einen Brahmanen verleumdet hatte, dem wurde die Zunge durchschnitten. Die Strafe nach dem Tode hatte denselben Charakter. Der Mehldieb sollte in eine Ratte, der Obstdieb in einen Affen verwandelt werden. Wer von einem Thier aß, sollte in tausend Seelenwanderungen nach dem Tod tausendmal von demselben Thier selbst gefressen werden. Für die ärgsten Sünder aber blieben noch besondere Höllen vorbehalten, ein Schwerterwald, eine Kluft voll glühender Kohlen, eine Stätte der tiefsten Finsterniß, des Zusammenschreiens, der entsetzlichsten Angst. Alle andern Strafen aber übertraf die, welche den Sünder verdammte, in einen scheußlichen Dämon verwandelt zu werden, welcher nur von Ausgespieenem, von Koth, von Läusen ꝛc. lebt. Denkt man sich nun, daß aus allen diesen Qualen den Inder nichts befreien konnte, als demüthige Unterwerfung unter die Gesetze der Brahmanen, damit er allmählig in Seelenwanderungen sein Loos bessern könne, so muß man gestehen, es hat wohl niemals eine Religion auf Erden gegeben, welche besser geeignet gewesen wäre, die Menschen in Furcht zu jagen und dadurch in Knechtschaft zu erhalten.

In Bezug auf die Frauen ist zu bemerken, daß keine Frau einer höhern Kaste in die niedere heirathen durfte und wenn es dennoch geschah, die Kinder der ärgeren Hand folgten, daß dagegen die Männer der höhern Kasten neben ihrer Frau aus der gleichen Kaste auch noch solche aus den niedern Kasten nehmen konnten. Wittwen, welche noch einmal heiratheten, wurden verachtet, daß sie sich aber mit ihren Männern hätten verbrennen müssen (die Leiche in Indien wurde nicht begraben, sondern verbrannt), davon steht nichts in Menus Gesetzbuch. Dieser Gebrauch kam zuerst bei einem einzigen indischen Gebirgsvolk, den Kothäern, vor und wurde erst viel später eine Ehrensache für die Frauen, der Beweis ihrer schwärmerischen Zärtlichkeit und Treue, endlich aber ein hartes Gewohnheitsgesetz.

4.

Philoſophie und Vielgötterei.

In der neuen und wahrlich wunderbaren Theokratie der Brahmanen bildete ſich allmählig ein Gegenſatz aus. Einerſeits ſpannen die denkenden Köpfe an den Urbegriff des Brahma die Fäden philoſophiſcher Syſteme an und entfernten ſich damit, zum Theil ſehr weit vom wahren Geiſt und Zweck der Lehre. Auf der andern Seite blieben dieſe Speculationen den Maſſen entweder unzugänglich oder mußten ihnen langweilig erſcheinen. Das Volk der Vedas und des Mahabharata konnte nicht ohne Poeſie leben. Zudem will der gemeine Mann ſeinen Gott oder ſeine Götter in ſinnlichem Bilde und nicht in Abſtractionen faſſen. Das Sinnenleben der Inder ſcheint im Süden, im üppigen Bengalen und in den reichen Seeſtädten in eine ganz neue Blüthe gekommen zu ſeyn. Das vielbewegte indiſche Leben, welches aus Hirten Helden und aus dieſen wieder vorzugsweiſe Prieſter gemacht hat, trat in eine neue Phaſe. Man ſollte meinen, der dritte Stand, die Kaufleute und Handwerker, die Träger des Luxus, hätten unvermerkt die Oberhand erhalten und an den Höfen der Könige, wie in den Tempeln den ſtrengen brahmaniſchen Geſetzen der Welt-Entſagung die ganze behagliche Wolluſt der Welt gegenüber geſtellt.

Der neue Cultus der Göttin Bhawani und des Gottes Wiſchnu, deſſen Aufkommen die Brahmanen nicht hinderten, entſpricht völlig dem Dienſt der babyloniſchen Mylitta und des Belus. Dieſe neuen Götter wurden zunächſt auf eine ziemlich unſchuldige Weiſe dem Brahmaismus einverleibt, indem man den Begriff des Brahma in das ſchaffende, erhaltende und zerſtörende Princip zerlegte und dieſe drei Principe in Göttergeſtalten perſonificirte als Brahma, Wiſchnu, und Shiwa. Alle drei vereinigt bildeten die heilige Trimurti (Tri, drei und Murti, die Perſon), auch die Einheit in dieſer Dreiheit

wurde personificirt und zwar als ihre gemeinschaftliche Mutter Bhawani. Man begreift, wie sehr durch diese ganz neuen Götter das Ansehen Brahmas sinken und sein Gesetz an Strenge verlieren mußte. Der Dienst der Bhawani, als des allgebärenden Weltprincips, wurde bald mit ebenso unsittlichen Orgien verbunden, wie der Dienst der phrygischen Kybele, und Wischnu, das erhaltende Princip, der Lieblingsgott der Inder erhielt vorzugsweise den Charakter des Alllichenden, des indischen Don Juan und seine zahlreichen Mythen wurden so reich an Liebesgeschichten, wie die des griechischen Zeus. An diesem überraschenden und erstaunlichen Abfall des indischen Geistes vom Gesetze Menus war aber die Philosophie der Brahmanen nicht weniger Schuld, als die Sinnenlust des Volks. Die neuen Götter entsprangen nur aus der regelrechten Begriffsableitung der brahmanischen Philosophen und waren nicht etwas, was man etwa den Brahmanen feindlich in den Weg gestellt hätte, sondern ihre eignen Ausgeburten. Wie sie dazu kamen, erklärt sich am einfachsten aus dem geistigen Hochmuth. Der Brahmane, der über Gott nachdachte und ihn immer wieder in seinen Gedanken anders dachte, stellte sich über ihn, machte, schuf ihn gleichsam. Wie schon alle Könige und Mächtige der Erde vor den Brahmanen ihr Haupt neigten, verlangte er am Ende, auch die Götter selbst sollten sich vor ihm neigen. Daher die erstaunliche Menge von Büßerlegenden, welche damals ausgeheckt wurden, um das Ansehen der Brahmanen immer höher zu schrauben, Legenden, in welchen der Priester mächtiger erscheint als der Gott.

Von besonderer Bedeutung sind „Wiswamitras Büßungen" eine Episode des großen Gedichts Ramayana. Hier wird nämlich das Priesterthum zuerst über das Königthum erhoben und dann in solcher Machtfülle dargestellt, daß sich die Götter selbst vor dem Menschen fürchten und sich einer himmlischen Apsarasa bedienen, um den weisen Büßer und Priester zu verführen, aber vergebens. Man kann sich nicht wohl ein tieferes Herabsinken von der Moral Menus denken.

Die Philosophie der Brahmanen nahm nicht mehr einfach die

alte Offenbarung an, sondern glaubte sie erst durch systematische Erläuterung zur Vernunft bringen zu müssen. Das war die s. g. Vedantaphilosophie, die immerhin noch rechtgläubig blieb. Bald aber verstiegen sich die, welche über den Urbegriff Brahmas nachdachten, theils in die Mimansaphilosophie, welche alles, was ist, für bloßen Schein erklärte; sofern nichts existire als der Urgeist allein, theils in die Sankhyaphilosophie, welche den Urgeist selbst leugnete und eine sich immerfort wie aus sich selbst offenbarende und entwickelnde Natur und Menschheit annahm. Das menschliche Ich, meinte Kahila, der Begründer der letztgenannten Philosophie, habe lediglich seinen eigenen Geist zu erkennen, um sich durch die Erkenntniß allein selbst erlösen zu können, es brauche dazu keine Buße mehr und keine Rücksicht auf irgend welche Götter, die gar nicht existiren. — Kennten nun auch solche gelehrte Spitzfindigkeiten nicht in die Volksclassen dringen, so trugen sie doch das Ihrige bei, um den Ernst des alten Glaubens abzuschwächen.

Es ist ein Gesetz der Weltgeschichte, daß ein guter Glauben, wenn er sich zersetzt, in die beiden Extreme des Unglaubens und des Aberglaubens fällt. Daher traten der atheistischen oder sich selbstvergötternden brahmanischen Gelehrsamkeit ein roher und brutaler Götzendienst gegenüber, der auch seinerseits von Brahmanen eingeführt und ausgebeutet wurde. Neben den h. Büchern lief ganz insgeheim das Zauberbuch Atharvaveda um. Darin wird jede Art von Geisterbeschwörung, Liebeszauber, Waffenzauber, magische Tödtung ꝛc. gelehrt. Nicht nur die bösen Geister, auch die höchsten Götter selbst müssen sich der furchtbaren Beschwörung fügen, und Zwecke wie Mittel der Zauberei sind hier in einem Luxus zusammengetragen, von dem man anderwärts keine Ahnung hat.

5.

Der Wischnuismus.

Der Name Wischnu findet sich in den Veden nur beiläufig als Beiname der Sonne. Vishnus heißt der Durchdringer, sollte also zunächst die Sonne in ihrem Lauf durch die Welt bezeichnen, weshalb man den Zug des griechischen Dionysos nach Indien, von dem die Griechen fabeln, wie auch den angeblichen indischen Herakles auf ihn bezogen hat. Man hat geglaubt, er habe besondere Verehrung bei der Kriegerkaste genossen im Gegensatz gegen den Brahma. Eher scheint es, der dritte Stand habe ihn aus der Unbedeutenheit erhoben. Das berühmte Sinnbild, das zuerst an ihn geknüpft, in die indische Mythologie eintritt, ist die Seerose oder Lotosblume, die aus dem Meer emportauchend nur der Sonne sich öffnet. Sie gehört den Meeresufern und den großen Strömen an. Sie war auch in Aegypten ein heiliges Sinnbild. Wischnu, als das welterhaltende Princip, steht dem Element des Wassers vor, und erschien zuerst, auf der zusammengeringelten Weltschlange Anantanagas ruhig schlummernd, vom Wasser getragen. Man wird unwillkürlich durch seine ganze sanfte Erscheinung an den ägyptischen Osiris erinnert, den indische Kaufleute wohl kennen mochten. Unter der siebenköpfigen Schlange hat man bald sieben Hauptmündungen des Ganges, bald die sieben Planeten verstanden. Weitere Attribute des Wischnu sind das Ammonshorn, welches häufig um die Gangesquellen gefunden wird, ein Rad als Sinnbild des Weltkreises oder Sonnenumlaufes, eine Muschel als Sinnbild des Meeres, eine Keule. Er wird als ein friedlicher Jüngling abgebildet, meist blau oder gänzlich schwarz und dieser letztere Umstand läßt die Vermuthung zu, er sey ganz besonders von den niedern, dunkelfarbigeren Kasten verehrt worden, denen sich auch seine milde Güte weit mehr empfehlen mußte, als die Strenge Brahmas. Neben der Lotosblume war ihm der große s. g. heilige Feigenbaum geweiht, unter den Thieren die Biene, die auf einer

Blume ruhend den die Erde liebend umfassenden Gott selbst bedeutete; sodann der Adler Gharuda, der ihn durch die Lüfte trug. Mit seiner reizenden Gemahlin Lakschmi vereinigt bewohnt Wischnu das Paradies **Vaikuntha**, das schmerzenlose. Sein Lieblingsdiener aber war Kamadeva, der kleine Liebesgott. Wischnu selbst tritt oft als Held auf, öfter aber noch als Liebhaber.

Indem man auf ihn übertrug, was von ganz andern Göttern, Heroen oder Menschen in früherer Zeit erzählt worden war, bildete sich die Dichtung von seinen verschiedenen Verkörperungen (avataras) aus. Eine natürliche Herausbildung aus der Seelenwanderungslehre und ein Seitenstück zu den vielerlei Thaten des Herakles. Da die Menschen in andern Körpern wiedergeboren wurden, lag es nahe, auch denselben gütigen Gott in neuen Verwandlungen auf die Erde kommen zu lassen, um der armen Menschheit zu helfen. Herablassung zu den Menschen, zu den niedern Classen tritt hier immer charakteristischer hervor. Andererseits macht sich in den Kämpfen Wischnus gegen die bösen Dämonen (Rakschasas), welche jetzt erst aus ihrer Verborgenheit hervortreten, eine Erinnerung an ähnliche Kämpfe des Indra und des Ormuzd geltend. Wenn man alle charakteristischen Züge des Wischnuismus vergleicht, wird man zu der Annahme geführt, daß in ihm theils ein fremder Einfluß, theils eine Reaction aus dem dritten Stande dem Brahmaismus entgegentrat. Das erklärt sich aber, wenn man daran denkt, der Wischnuismus herrscht vorzugsweise nur im Süden, nur an den Meeresküsten, wo in den großen Handelsplätzen der dritte Stand und Fremde mehr gelten, als im Innern des Landes, und wo der Reichthum und das Kommen und Gehen vieler Seeleute der Lüderlichkeit Vorschub leistet. Als Eroberer des Südens erscheint Wischnu ausdrücklich unter dem Namen des Rama.

Der erste Avatar des Wischnu, der s. g. Fischavatar, enthält eine Sündfluthsage. Der zweite die Bereitung des Amrita oder Unsterblichkeitstrankes. Derselbe wird von den guten und bösen Göttern (Suras und Asuras) gemeinschaftlich aus dem Milchmeer gebuttert, was auf einen Einfluß von Seiten des persischen Dualis-

mus hindeutet. Im dritten Avatar erscheint Wischnu als Eber, besiegt das böse Princip und rettet den Brahma, der hierauf eine neue Welt schafft. Im vierten wiederholt er als Mannlöwe und im fünften als Zwerg denselben Sieg. Der Riese Bali hatte den Indra verjagt und bereits die ganze Welt eingenommen, als der Zwerg ihn nur um einen kleinen Raum von drei Schritten bat. Als es ihm aber bewilligt worden war, durchmaß er mit drei Schritten Himmel, Erde und Unterwelt und stürzte den Bali in die letztere hinab. Darunter verbirgt sich vielleicht die Erinnerung an den Kampf des Brahmaismus mit dem von Westen her eingedrungenen Baalsdienst.

Im sechsten höchst phantastischen Avatar heißt Wischnu Parasrama und ist der Sohn des Yemadakny und der Renugey. Einst bewirthete sein Vater den König Kartiaweratschumn, als dieser ihm treulos die alles gewährende Wunschkuh entführte. Diese weiße Kuh hieß Camdoya. Der junge Parasrama aber holte sie zurück und erschlug den König, dessen abgeschlagene tausend Arme einen ganzen Knochenberg bildeten. Seine Mutter Renugey war so keusch, daß sie, wenn sie zum Brunnen ging, kein Gefäß mitnahm, sondern das Wasser in eine Kugel zusammengeballt auf dem Kopfe trug. Als sie aber einmal den (schönen Genius) Gandharwa sah, verliebte sie sich in ihn und augenblicklich floß die Wasserkugel hinweg und sie verlor die Gabe der Keuschheit. Da befahl ihr Gatte seinen Söhnen, sie zu tödten. Alle sträubten sich dagegen, nur Parasrama gehorchte und tödtete sowohl seine Mutter, als die ungehorsamen Brüder, erbat sich dann aber von seinem Vater eine Gunst und als er sie erlangt, verlangte er die Wiederbelebung der Mutter und Brüder, die auch erfolgte. Später rächte er den Tod seines Vaters an den Kschatras, deren König ihn ermordet hatte, versetzte Vater und Mutter unter die Gestirne (zu den sieben Rikschis im großen Bären), eroberte die ganze Erde, schenkte sie aber dem Kasyara und ging ins Gebirge, um ein Büßer zu werden.

Der siebente Avatar ist in dem schon genannten Heldengedicht Ramajana sehr ausführlich behandelt. Wischnu erscheint hier unter

dem Namen Rama im Kampfe mit den alten Bewohnern der Insel Ceylon (Lanka), welche hier als Rakschasas gedacht werden. Das Geschichtliche tritt aber ganz zurück und das Gedicht ist mehr ein Liebesroman. Folgendes ist ein kurzer Auszug des Inhalts: Rama wurde als ältester Sohn des Königs Dasaraya geboren. Zum Jüngling gereift erwarb er sich die Hand der schönen Königstochter Sita dadurch, daß er allein einen ungeheuern Bogen spannen konnte, alle ihre übrigen Freier nicht. Allein durch die Eifersucht seiner Stiefmutter, die ihrem jüngern Sohn den Thron gewinnen wollte, wurde Rama mit Sita und seinem Bruder Lakschmana verbannt und lebte einsam im Urwald. Lakschmana pflückte Blumen am Ufer des Ganges, in welchem die Schwester des bösen Dämonenkönigs Ravana badete. Er gefiel ihr und sie wünschte sein Weib zu werden, auf Ramas Geheiß aber schnitt er ihr Nase und Ohren ab. Sie klagte bei ihrem Bruder und pries ihm Sitas Schönheit. Ravana überzog nun mit seinen Rakschasas (bösen Dämonen) die beiden frommen Brüder, um sie zu tödten und ihnen die Sita zu rauben. Rama erschlug zwar das ganze Heer der Rakschasas, allein Ravana verkleidete sich als Bettler, bat Sita um eine Gabe und hob sich plötzlich mit ihr in die Luft so riesengroß, daß er sie auf flacher Hand trug. Ihr Ohrring fiel in den Wald, wo der Affenkönig Hanuman ihn fand. Dadurch kam Rama auf die Spur des Räubers und sämmtliche Affen und Bären zogen mit ihm gegen Ceylon. — Der Kampf mit den Rakschasas war sehr phantastisch. Hanuman schlich sich als Bote auf den Baum, unter dem die gefangene Sita saß und war Zeuge, wie keusch sie Ravanas Bewerbungen abwies. Dann seinen langen Schwanz anzündend, steckte er das ganze Reich der Rakschasas in Brand. Ravana aber fing seinerseits den Rama und sein ganzes Heer in einem Netze, das jedoch Wischnus Adler Gharuda wieder auflöste. Rama ließ durch die Affen große Felsen ins Meer wälzen, um eine Brücke vom Festland zur Insel Ceylon hinüber zu bauen (die s. g. Adamsbrücke). Ravanas Pfeile verwandelten sich in Schlangen und umstrickten die Affen. Ein Bruder Ravanas kämpfte, nachdem ihm schon der Kopf abgeschlagen war, noch lange

fort, bis Rama ihn zu einem Berge versteinerte. Ravana selbst erneute seinen Kopf zehnmal, bis auch er versteinert und Sita befreit wurde. Da Rama an ihrer Treue noch zweifelte, reinigte sie sich durch die Feuerprobe. — Mit Ausnahme der idyllischen Waldscenen verrathen die Schilderungen dieses Gedichtes eine spätere Zeit der Abfassung und einen gesunkenen Geschmack. Die Krieger treten lange nicht mehr so einfach ritterlich, wie im Mahabharata hervor, sondern lassen sich von phantastischen Thieren helfen. Uebrigens hat das Gedicht manche schöne Episoden, deren Inhalt nicht damit zusammenhängt.

Im achten Avatar führt Wischnu den Namen Krischna, welcher schon im Mahabharata vorkommt, aber im Wischnucultus eine so wichtige Rolle spielt, daß wir ihn besonders und ausführlicher behandeln müssen. Der neunte Avatar identificirt den Wischnu mit Buddha, woran wohl nicht eher gedacht worden ist, als nachdem Buddha bereits sein großes Reformationswerk begonnen hatte. Der milde und volksfreundliche Wischnuismus wünschte ohne Zweifel eben so sehr eine Versöhnung mit dem Buddhaismus als der Shiwaismus ihm schroff entgegentrat. Aus demselben Grunde wird im zehnten Avatar, der noch nicht gekommen ist, Wischnu als ein letzter Erlöser der Welt bezeichnet und zwar seltsamerweise in Gestalt eines Pferdes. Das weiße, gleich dem griechischen Pegasus geflügelte Roß Kalki (von Kala, Zeit und Kali der allzerstörenden Todesgöttin) steht auf drei Beinen mit aufgehobenem Vorderfuß. Wenn es diesen senkt, wird es so schwer auf die Erde drücken, daß die Schildkröte sie nicht mehr tragen kann und alles in die Tiefe versinkt. Anders lautet die Sage bei Polier. Die Welt entartet völlig, ein Sudra wird Tyrann der Erde und läßt sich als Gott anbeten. Ein frommer Brahmane soll auf Befehl desselben hingerichtet werden, da öffnet sich die Erde und Wischnu kommt auf einem weißen Pferde reitend hervor, und vernichtet den bösen König (ganz apokalyptisch), worauf er selbst den Thron besteigt und das goldene Zeitalter zurückführt.

Damit hängt eine andere sehr seltsame Legende von Wischnu

zusammen (im Gedicht Haravansa), nach welcher einmal Wischnu selber und nach seinem Beispiel alle Götter Buße thaten und sich freiwillig der Ascese unterzogen. Wischnu verwandelte sich in einen Stier und hielt 9000 Jahre lang unverrückt den rechten Fuß in die Höhe. Da nahte sich ihm die Luft und der Stier athmete sie ganz ein und wieder aus. Die Stärke seines Athems stürzte sie bis tief in Wasser und Erde hinab, Wasser und Erde aber warfen sie wieder an den Himmel hinauf. Das Feuer kniete betend nieder und richtete tausend Jahre lang seine Augen unverrückt gen Himmel und aus seinen Blicken sog die Sonne ihre Strahlen, zum Zeichen, daß wie der Brahmaismus die geistige Welt, so die Sonne die physische erleuchten solle. Auch die Schlangen alle kommen aus der Erde und beten an und büßen in unverrückten Stellungen, desgleichen der Adler Gharuda schwebt mit ausgebreiteten Flügeln immer an derselben Stelle. Gott Indra stellt sich im Winter nackt ins kalte Wasser und läßt die Fische in seinen Locken spielen; Prithivi reckt 1001 Jahr lang ihren rechten Arm in die Höhe. Auch alle untern Gottheiten, endlich die Gewässer und alle Thiere ergeben sich der Buße. Endlich wird Wischnu durch die Buße verklärt, eine reine Flamme, gleichsam die Opferflamme der Welt, aus einer gemeinsamen Opferhandlung aller Wesen erzeugt, und obgleich die bösen Dämonen sich alle Mühe geben, diese Flamme zu löschen, indem sie sich in Regenwolken verwandeln, oder wie Berge und Felsen auf sie stürzen, so werden sie doch sämmtlich von der Flamme verzehrt.

Sehr charakteristisch ist auch die von Roger uns aufbewahrte Legende, nach welcher die Wischnuiten vom Daseyn der Sünde ziemlich tolerant dachten: Gayasora, ein frommer König (Rakschah), betrübte sich sehr, daß es so viele Sünder und Verdammte gebe, und verlangte von Shiwas, daß jeder, der ihn sehen würde, selig werden solle. Damit ihn nun alle Menschen sehen könnten, zog Gayasora durch die ganze Welt und machte alles selig, bis Wischnu, das erhaltende Princip, meinte, die Sünde müsse auch auf Erden erhalten werden und dem Seligmacher den Fuß auf den Kopf setzte. Augenblicklich wurde derselbe zu Stein, und im Stein sieht man noch jetzt

Wischnus Fußtapfe zu Gaya. — Die sehr lax gewordene Moral des allzugütigen Wischnu erhellt auch aus der Legende vom Assamelan, einem Brahmanen, welcher den scheußlichsten Lastern ergeben sein Leben lang nichts Gutes that, außer daß er einen seiner Söhne Narayana (Beiname des Wischnu) nannte. Als er nun starb und die bösen Dämonen seine boshafte Seele in die Hölle führen wollten, rettete ihn Wischnu mit dem Bemerken, die einzige Gutthat, seinem Sohn den göttlichen Namen beigelegt zu haben, wäge die Last aller seiner Sünden auf.

Lakschmi, die Gattin des Wischnu, ist die Göttin der Schönheit und der Liebe. Gleich der Venus entstand sie aus dem Schaume des Meeres in einer Lotosblume. Als das schönste Weib wurde sie auch dem schönsten Gotte, dem Wischnu, gegeben. Ihr ausgezeichnetstes Bild ist eine Statue in der Pagode von Bangalore und sie mag für Indien seyn, was die mediceische Venus für das Abendland. Ihre Haltung, die kokette Biegung in der Taille, so wie das Gewächs ihres schönen Leibes im Ganzen ist voll Reiz, und nur die Ueberfülle der Brüste und Hüften entstellt sie, weil sie die schöne Proportion zerstören. Auf dem Kopf trägt sie eine sehr spitze Thurmkrone hinten mit einem haubenartigen Ansatz. Vom Gürtel herab bedeckt sie ein enges Gewand. Im Uebrigen ist sie nackt und nur mit reichen Hals- und Armbändern geschmückt.

6.

Krischna.

Unter dem Namen des Krischna tritt Wischnu am auffallendsten aus der Rolle des Gottes oder Heroen heraus, um ein verliebter Hirt zu werden. In den zahllosen Dichtungen, die ihm geweiht sind, werden zwar Wunder über Wunder auf ihn gehäuft und wird ihm die ganze pantheistische Symbolik zugeschoben, so daß er z. B. als Kind, indem er zum erstenmal den Mund aufthut, in demselben

das ganze Weltall sehen läßt. Allein aus diesem phantastischen Plunder ausgeschält tritt er uns überall wie ein Prinz entgegen, der in der Verkleidung eines Schäfers in den Dörfern hübschen Dirnen nachstellt. Sein ganzer umfangreicher Mythenkreis ist ein erotischer. Sein Name (der blaue) bezeichnet nur seine dunkle Hautfarbe, er wird häufig schwarz abgebildet, um dem Landvolk noch näher zu kommen. Sein anderer Name Govinda bedeutet geradezu einen Kuhhirten. Sein Attribut ist die Flöte und man hat geglaubt, er spiele damit zum Tanz der Planeten auf; allein Baldäus hörte von ihm an der Küste Malabar, er verlocke wie der berühmte Vogelfänger des deutschen Märchens mit den Tönen seiner Flöte alle Weiber in der Welt, ihm nachzulaufen.

Er liebte die jungen Hirtinnen zu necken. Einst als sie badeten, raubte er ihnen ihre Hemden und versteckte sich damit auf einen Baum. Da umringten sie ihn alle und baten so lange, bis er ihnen die Gewande zurückgab. Oft lauschten sie den Tönen seiner himmlischen Flöte und schmolzen in Wonne hin. Jede liebte ihn, jede glaubte allein wieder von ihm geliebt zu werden. Als Krischna den Riesenkönig Bhoumasser unterwarf, nahm er 16,000 schöne Prinzessinnen gefangen, deren Väter jener entthront hatte. Krischna vermählte sich mit allen zugleich und befand sich bei jeder in einem besondern Palaste, ohne daß eine ahnte, er sey in demselben Augenblick auch bei den andern.

In dem berühmten Gedicht Gita Govinda (das Lied vom Hirten) wird Krischnas (der hier auch Hari heißt) Liebe zu der schönen Hirtin Radha geschildert, eine der reizendsten Dichtungen aller Zeiten. Das arme Mädchen muß hören, wie der Geliebte ihr untreu ist. Ihre Klagen sind eben so gerecht als rührend; aber das seelenvolle Mädchen ist — ein Weib und läßt sich durch des Gottes Zärtlichkeit und unüberwindliche Liebenswürdigkeit wieder versöhnen. Reizende Scenen aus dem Leben Krischnas enthält auch das Gedicht Harivansa. Rukmini, heißt es hier, bekam vom weisen Rushi Narada die Blume Paridjata geschenkt, was die Eifersucht einer andern seiner Gemahlinnen Satyabhama dergestalt erregte, daß sie nicht

ruhte, bis Krischna auch ihr eine solche Blume verschafft hatte. Das ging aber nicht an, ohne daß vorher Krischna mit dem Indra, Besitzer der Blume, kämpfen mußte. Bei diesem Kampf ritt Krischna den Adler Gharuda, Indra seinen Elephanten Yravata. Der Streit wurde durch die andern Götter ausgeglichen und Krischna behielt die Blume, um sie der Satyabhama zu bringen. — Der Rukmini gab Krischna, in Verbindung mit Balarama, ein höchst originelles Liebesfest im Meere. Die warmen weichen Wellen breiteten sich der reizenden Gesellschaft der schönen Frauen gleichsam als Tanzboden unter. Das Meer wurde zum Festsaal, das Bad zum Ball. Nicht nur alle Meergottheiten, auch die Apsarasas und Gandharvas kamen von Indras Himmel herab und sangen und tanzten mit und alles zerschmolz in süßestem Genuß. Die Dionysiaka des Nonnus enthalten eine einigermaßen ähnliche Schilderung vom Bad des Dionysos und seines lachenden Gefolges im Fluß Hydaspes. — Von derselben Art ist auch der Tod der Cicupala, ein indisches Gedicht des Magha. Krischna zieht hier mit einem Gefolge reizender Mädchen in den Krieg aus, ganz wie Dionysos und unterhält sich unterwegs mit eben so üppigen Badescenen.

Diese Dichtungen gewähren ein deutliches Bild von dem, was die Inder sich unter ihrem Krischna dachten. Er diente zum Vorwand und Muster der ärgsten sinnlichen Ausschweifungen noch bis auf die jüngste Zeit. Denn in seinem großen Tempel zu Jagernaut wurde ihm noch unlängst jährlich ein von vielen hunderttausend Menschen besuchtes Fest gefeiert. Dabei wird sein 60 Fuß hoher buntgeschmückter Wagen von Menschen über Menschen hinweggezogen, die sich unter die Räder werfen, um zermalmt zu werden, wodurch sie die Seligkeit zu erlangen hoffen. Ihn begleiten zwei andere Wagen, auf denen der Bruder und die Schwester Krischnas sitzen sollen. Die Wagen sind voll unzüchtiger Bilder, der ganze Cultus ist ein orgiastischer.

Kamadeva, der kleine Liebesgott, wird ein Sohn des Krischna genannt, was völlig seinem Wesen entspricht. Er hat sehr viele Namen, die sein Wesen näher bezeichnen und den Beweis liefern,

Elftes Buch.

Indien.

Zweite Abtheilung.

1.

Buddha.

Aus der Liebestrunkenheit und sittlichen Erschlaffung, in welche die Inder damals versunken waren, riß plötzlich ein edler Jüngling sie heraus und das indische Leben nahm durch seine Reformation wieder einen ganz neuen Charakter an.

In Kapilavastu am Himalayagebirge bekam der kleine König Shuddhodana fünf Jahrhunderte vor Christo einen Sohn, der unter dem Namen Buddha (der Erleuchtete) ganz Asien mit seinem Lichte erfüllen sollte. Nachdem er als Prinz eine weichliche Jugend durchlebt und nach der Sitte des Landes frühzeitig geheirathet hatte, kam auf einmal der Geist über ihn. Auf einer Spazierfahrt nämlich begegnete er einem sehr alten Manne, gebeugt, kahl und zitternd. Auf einer zweiten Spazierfahrt erblickte er einen Kranken, voll Aussatz und vom Fieber geschüttelt. Auf einer dritten kam er an einer von Würmern zerfressenen Leiche vorüber und auf der vierten trat ein heiliger Bettler zu ihm, voll Hoheit und göttlicher Ruhe. Da erwog der junge Prinz der Sterblichen Elend und daß nicht König

liche Ueppigkeit, sondern Weisheit, Weltentsagung und gute Handlungen das Ziel seyen, wonach man streben müsse. Eben war ihm ein Sohn geboren worden, seine Frauen feierten ein grosses Fest, sangen und tanzten, er aber nahm keinen Theil daran und als er des Nachts die schönen Frauen bei einander schlafen sah, rief er aus: Ich bin hier wie auf einem Kirchhof! beschloß, alle Lust der Welt zu meiden, schnitt sich sein Haar ab, kleidete sich in ein gelbes Büßerhemde und begann das herumziehende Leben eines geistlichen Bettlers. Sein Weg führte ihn zu einer berühmten Brahmanenschule, wo er einige Zeit blieb, aber von der Schulgelehrsamkeit unbefriedigt mit fünf Schülern, die sich ihm angeschlossen hatten, den Ort wieder verließ, um in die Einsamkeit zu gehen und sich den grausamsten Büßungen und Kasteiungen zu unterwerfen. Nachdem er das aber sechs Jahre lang gethan hatte, kam er zu der Erkenntniß, daß diese Peinigungen etwas Unnatürliches seyen und daß man zur wahren Weisheit nicht durch solche Aufregungen, sondern nur durch vollkommene Ruhe und innerliche Betrachtung gelangen könne. Unter einem heiligen Baume sitzend sann er nun und sann und erhob sich nicht eher wieder, bis er vollkommener Buddha, d. h. der höchste und freiste Geist geworden war.

Das System, welches er ausfann, damit die Menschen durch dessen Befolgung aus Sünde und Elend gerettet werden möchten, war ganz auf die damaligen Zustände Indiens berechnet. Es ist sehr bezeichnend, daß sich Buddha alles Böse in der Welt personificirte in Mara, dem Gotte der Wollust, der Sünde und des Todes. Darunter ist ohne Zweifel die Corruption zu verstehen, die aus dem weichlichen Wischnuismus hervorgegangen war. Je mehr Wischnu, Krischna und Kamadeva das indische Volk in Sinnentaumel hingerissen hatten, um so strenger forderte Buddha von seinen Schülern ein eheloses Leben, Keuschheit in Worten und Werken, Entsagung, Mäßigkeit, Nüchternheit und Armuth. Seine Lehre schnitt scharf in die Krankheit der Zeit ein. Im Begriff, der babylonischen Sittenverwesung anheim zu fallen, konnte das indische Volk nicht wirk-

samer und erschütternder an das Heilige gemahnt werden, was in der Sittlichkeit liegt.

Mit der brahmanischen Sankhya-Philosophie hing Buddhas Lehre insofern eng zusammen, als er wie Kapila Gott leugnete und nur eine sich aus sich selbst entwickelnde Menschheit gelten ließ, weshalb er auch den Menschen, zum Buddha geworden, als den höchsten Geist schlechthin auffaßte. Allein er stürzte dennoch das ganze Gebäude der brahmanischen Weisheit um, sofern er zur Bedingung des Buddhawerdens nicht blos das Denken und Wissen, sondern auch und hauptsächlich die edeln Gesinnungen und Handlungen, die guten Werke, das Erbarmen gegen andere machte. Das hatte bisher ganz gefehlt, die Brahmanen waren gegen die niedern Klassen hart und mitleidlos gewesen.

Die brahmanische Seelenwanderungslehre wurde von Buddha vorausgesetzt, aber seine Lehre ging darauf aus, sie zu erübrigen. Auch der gläubigste Inder mußte bei dem Gedanken an die Seelenwanderung in Verzweiflung kommen oder stumpfsinnig werden, denn es war ihm nicht möglich, alle die tausend kleinen Vorschriften Menus täglich und stündlich treu zu befolgen, ohne in Sünde zu fallen. Im gegenwärtigen Leben zur Verachtung und zum elenden Daseyn in einer niedern Kaste verdammt, sollte der arme Mensch auch noch unaufhörlich neuen Wiedergeburten in vielleicht noch elendern Körperhüllen entgegensehen, eine endlose Perspective von Schmach und Schmerzen. Jeder geplagte Mensch wünscht endlich Ruhe zu haben, wie viel mehr nicht der arme Inder unter seinem heißen, ermattenden Himmelsstrich. Jeder Inder aber mußte wie der ewige Jude das entsetzliche Gefühl des Nichtsterbenkönnens mit sich herumtragen. Nur dem Brahmanen sollte vergönnt seyn, diese schreckliche Stufenleiter der Wiedergeburten zu überspringen, wenn er sich durch freiwillige Martern lebenslanger Buße dazu befähigt hatte. Nun lehrte plötzlich Buddha, man brauche sich vor der Seelenwanderung nicht mehr zu fürchten, jeder Mensch, wenn er auch der niedrigsten Kaste angehöre, könne sie vermeiden, wenn er den Weg Buddhas wandle. Er bedürfe dann weder der Gunst eines Gottes, noch der Priester.

Alles, das Höchste, könne jeder durch Selbsthülfe erringen. Eine Lehre, wie diese, welche die Inder vom schwersten Alp, der sie bisher gedrückt hatte, so unerwartet befreite, mußte sich, wie sich von selbst versteht, bald zahlreiche Anhänger verschaffen und nicht blos in den niederen Klassen.

Man sollte glauben, es sey aus dem Wischnuismus der milde Zug in den Buddhaismus übergegangen, wenn es sich gleich dort nur von sinnlicher Verweichlichung, hier von Seelengüte handelt. Buddha trat der schrecklichen Ascese der Brahmanen entgegen und wollte nicht mehr, daß sich der Mensch ohne Ursache martere. Nur stille sollte er seyn, sich nur vor jedem begehrlichen Triebe, vor jeder Leidenschaft hüten, immer ruhig und geduldig bleiben, die letzte Spur von Egoismus in sich bezwingen, ja von sich selbst ganz abstrahiren, sich selbst hinwegdenken. Das Schwerste, was Buddha seinen Anhängern zumuthete, war die Aufopferung für andere. Nichts konnte den Sieg über jeden Egoismus klarer beweisen, als wenn der Mensch sich selbst für andere hingab und um andern zu helfen, alle Uebel erduldete. Und doch sollte gerade diese äußerste Verleugnung des Ich dem Ich zum höchsten Range in der Geisterwelt verhelfen.

Daß der Mensch selbst zu Buddha werden und ganz in Gott übergehen könne, genügte dem einmal in Schwung gebrachten Denken der Buddhisten nicht. Einigermaßen im Widerspruch mit der ewigen Ruhe des Gottes sollte nach einer Vorstellungsweise, die sich besonders in Siam ausbildete, das Urwesen selbst perfectibel seyn und die eigentliche Weltgeschichte in einer Seelenwanderung Gottes bestehen, so zwar, daß Buddha immerfort sterbe, um noch vollkommener, als er vorher war, wiedergeboren zu werden. Diese stufenmäßigen Erhebungen des Gottes bilden einen wahrscheinlich absichtlichen Gegensatz gegen die Avatars, die immer nur Erniedrigungen desselben waren.

Buddha wurde, während er lehrte, vielfach angefochten. Die Brahmanen grollten ihm, weil er den Unterschied der Kasten aufhob und sich mit Sudras, den Handwerkern und Bettlern umgab. Zwei seiner ersten Schüler, Upali und Katjayana, waren Sudras, der erstere

ein Bactrier. Die Brahmanen thaten dem neuen Propheten alle Schande an, verleumdeten ihn, ließen ihn durch eine bestellte feile Dirne vor Gericht ziehen ꝛc., allein er fand nicht nur immer größeren Anhang beim Volk, sondern auch mehr als ein mächtiger König nahm sich seiner an. Man kann den rein gewissenhaften Motiven dieser Fürsten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, da die Lehre Buddhas in der That edle Seelen mehr befriedigt, als die der Brahmanen, indeß mochte sich doch auch mancher Fürst jener Zeit darnach sehnen, der geistlichen Bevormundung überhoben zu werden. Wo man an Buddha glaubte, hatte der Brahmane sein Monopol verloren. „Die Brahmanen," sprach Buddha, „erklären ihr Geschlecht für ein reines in dieser und in der künftigen Welt, weil sie aus Brahmas Munde entstanden seyn wollen. Ich meines Theils bin Bettler und habe weder eine Kaste, noch den Stolz und die Eigenliebe der Brahmanen. In dieser Welt ist für alle nur ein Gesetz: strenge Bestrafung des Lasters und Belohnung der Tugend. Wären die Brahmanen über dieses Gesetz erhaben, gäbe es für sie keine unseligen Folgen der Sünde und nur selige Vergeltung, so hätten sie das Recht, auf ihre Kaste stolz zu seyn. Allein das Gesetz der Vergeltung erstreckt sich auf alle Menschen ohne Ausnahme; keiner kann ihm entgehen." Nach einer lieblichen Legende konnte einmal der Topf, den Buddha als Bettler mit sich trug und worin er Almosen sammelte, mit allen Schätzen der höhern Kasten und der Reichen nicht voll gemacht werden, ein armes Weib aber füllte ihn mit einer Hand voll Blumen aus. Eine andere Legende ist nicht minder lieblich, indem ihre Aufzeichnung zugleich beweist, welche Wichtigkeit man d.r Neuerung beilegte. Ananda, des Buddha liebster Schüler, kam einst durstig zu einem Brunnen und bat ein Tschandalamädchen, welches eben dort Wasser holte, um einen Trunk. Demüthig entschuldigt sie sich, sie sey von einer unreinen Kaste und dürfe ihm nicht nahe kommen. Er antwortete: „meine Schwester, ich frage nicht, woher du abstammst, sondern ich bitte dich um Wasser." Sie aber gab es ihm und folgte ihm nach.

Buddha starb nach der wahrscheinlichsten Berechnung um das

Jahr 540 v. Chr. Seine Anhänger blieben ohne Haupt zurück, eine geiſtliche Demokratie. Auch hatten ſie noch kein geſchriebenes Geſetz. Ein ſolches und eine Art von Verfaſſung erhielten ſie erſt im Verlaufe der Zeit durch Generalverſammlungen oder Concilien. Obgleich eigentlich jeder, der Buddha nachfolgte, gleich ihm ein herumziehender Bettler hätte werden müſſen, lief das doch zu ſehr gegen die Natur der Dinge, als daß ſich nicht die heiligen Bettler (Bhiru) von den Laien hätten abſondern ſollen. Sie bildeten jedoch keine geſchloſſene Kaſte, ſondern jeder konnte bei ihnen eintreten und man kann ſie auch nicht Prieſter im Sinne von Weltgeiſtlichen nennen, ſondern ſie waren und blieben heilige Bettler und Einſiedler, die ſich jedoch allmählig in kleine Geneſſenſchaften vereinigten, Klöſter bildeten und Mönche wurden. Auch Frauenzimmer durften dieſe Lebensart ergreifen und hießen Bhiruri (Bettlerinnen, Nonnen). Sie alle legten das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams ab und durften nie heirathen, noch etwas eigen beſitzen. Die Macht, welche ſie über das Volk ausübten, beruhte auf der Heiligkeit ihres Wandels, auf der Weisheit ihrer Lehre, auf der Mildthätigkeit ihrer Handlungen, ferner auf der Beichte, denn bei ihnen beichteten die Laien ihre Sünden und empfingen von ihnen Abſolution, und auch eine Art von Abendmahl, wenn man die Spendung geweihten Waſſers und der auf dem Altartiſch ausgeſetzten Speiſen damit vergleichen kann. Der Gottesdienſt war freudig, ohne blutige Opfer; Gebete wechſelten mit Geſängen, die lichten Räume des Tempels erfüllten ſich mit Blumen und Wohlgerüchen von Räucherwerk, auch mit vielen Lichtern, was ſpäter in einen Luxus von Illuminationen und Feuerwerken ausgeartet iſt. Auch wird die Tempelmuſik als ſehr lärmend geſchildert.

Die Tempel waren keinem Gotte geweiht, denn die Buddhiſten ließen die alten indiſchen Götter nur fortbeſtehen als Diener im Gefolge ihres Buddha, ohne auch nur einem einzigen derſelben noch ferner einen Gottesdienſt zu widmen. In den Bildwerken buddhiſtiſcher Tempel hat Buddha den Brahma und Indra nur als Diener zur Seite, die ihm den Sonnenſchirm halten oder die Fliegen

abwedeln. Nur die Bilder des Buddha ſelbſt und ſpäter auch ſolche der ihm an Tugend am nächſten gekommenen heiligen Menſchen wurden in den Tempeln verehrt. Dieſe Bilder ſind oft von koloſſaler Größe. Nur die älteſten zeigen ihn noch ſtehend und lehrend, die ſpäteren alle nur mit gekreuzten Beinen in behaglicher Ruhe, nicht ſelten von leiblicher Fülle (daher ſolche Bilder von den Fremden Bauchgötzen genannt wurden, wie die ägyptiſchen Kruggötter). Er lächelt in ſeligem Frieden mit jungem, bartloſem, zuweilen faſt weiblichem Geſicht. Die Hände hält er ruhend im Schoos und nur die Daumen aufgerichtet. Außer dem Bilde des Gottes verehrt man ſeine Reliquien. In unzähligen thurmähnlichen Gebäuden, die ſ. g. Dhagops, Stopas oder Topes (Aufhäufungen, Erhöhungen) wurden Ueberbleibſel des Buddhas aufbewahrt, Theilchen von ſeiner Aſche, Haare, Zähne, desgleichen Eindrücke ſeines Fußes. Die Stopas haben Kuppeln in der Form von Waſſerblaſen, mit denen Buddha meiſt wegen ihrer ſchnellen Vergänglichkeit den menſchlichen Leib verglichen hatte.

Unter den Königen waren die erſten Gönner und Bekenner des Buddha die ſeiner Heimath am nächſten wohnenden, Bimbiſara von Maghada und Praſenadſchit von Ajodha (Oude), dann des erſteren Nachfolger Agataſhatru und noch ſpäter deſſen Nachfolger, der ſ. g. ſchwarze Aſhoka. Maghada blieb lange das erſte Bollwerk des Buddhaismus, von hier gingen buddhiſtiſche Miſſionäre nach allen Richtungen aus und bekehrten vorzugsweiſe im Süden. Im Norden Indiens wurde dagegen der oben ſchon genannte Chándragupta, König der Praſier in Patalaputhra, Hauptſtütze des Buddhismus, derſelbe Nationalheld, der die Makedonier nach Baktra zurückwarf und den ganzen Norden Indiens beherrſchte. Der Umſtand, daß er ein Emporkömmling, ein Uſurpator und aus der niedern Klaſſe der Sudras war, ſteht damit, daß er ſich ſo feurig der Ausbreitung der Lehre Buddhas annahm, ohne Zweifel im engſten Zuſammenhange. Seine Thronbeſteigung fällt in die Jahre zwiſchen 317 und 312. Sein zweiter Nachfolger Dharmaſhoka wurde der ſchwärmeriſcheſte Begünſtiger des Buddhismus und erfüllte ſein Land dergeſtalt mit Tem-

peln (Viharas), daß man einen Theil derselben seitdem Behar nennt. Von hier aus nahmen die Könige des paradiesischen Thales von Kaschmir den Buddhaglauben an, so daß er sich allmählig über das Himalayagebirge nach den mongolischen Steppen und China ausbreiten konnte.

Die große Insel Ceylon (Lanka) wurde von Mahendra, dem Sohne von Ashoka, Prinzen von Maghada, in eigener Person bekehrt und hier erhielt der Buddhismus ein neues festes Bollwerk, eine gelehrte Schule und eine umfangreiche Literatur; von hier aus wurde der größte Theil der ostindischen Inseln und das ganze hinterindische Festland bekehrt. Die von Oude und Kaschmir aus nach Norden wandernden Missionäre gründeten, wenn auch einige Jahrhunderte später, ein noch festeres Bollwerk des Buddhismus in Tibet, gleichfalls mit gelehrten Schulen und einer ausgedehnten Literatur. Im Süden nannte man seitdem den Buddha insgemein Gautama, im Norden aber Shakyamuni.

In der Mitte aber, an seiner Quelle erlosch der Buddhismus. Leider sind wir über die großartigen Kämpfe, welche zu seiner endlichen Verstoßung aus dem Herzen Indiens geführt haben, durch keinen Geschichtschreiber unterrichtet. In ihren ersten Zeiten hatte sich die neue Lehre, wie es scheint, dem herrschenden Brahmanenthum noch nicht furchtbar gemacht. Auf einen schwärmerischen Philosophen mehr oder weniger kam es damals nicht an. Auch stürzte Buddha keine Götzenbilder um, sondern machte die Götter nur sich selbst, d. h. einem Priester dienstbar. Den Priester aber über die Götter zu erheben, daran waren die hoffärtigen Brahmanen längst gewöhnt. Auch die Trennung der Staaten und der Mangel eines Centralpunktes, eines Oberpriesters bei den Brahmanen erklärt, daß sich der neue Bettlerorden ausbreiten konnte, ehe man ihm mit entschiedener Gewalt entgegentrat. In sehr vielen halbzerstörten Tempeln finden wir heute noch Bilder des Buddha mit denen der Trimurtigötter vereinigt. Sind diese Tempel in Felsen gehauen und mit vielen Grotten in Verbindung, so sind es Buddhatempel und die Grotten Mönchszellen. So zeigt sich heute noch auf der Insel Salsette bei Bombay

die Grottenstadt Kinnery mit einem kolossalen Buddhabilde, während nicht weit davon auf der Insel Elephantine ein zweiter Felsentempel nur die Bilder des Trimurti aufweist. Noch näher stehen sich die Trimurti- und Buddhatempel in den großen Ruinen von Elora. Aber diese gute Nachbarschaft bestand nicht überall und währte nicht lange. Die Brahmanen begannen, als es beinahe schon zu spät war, nun eben deshalb einen um so furchtbareren und unerbittlicheren Vernichtungskrieg gegen den Buddhismus. Wann und unter welchen Umständen und unter der Führung welcher kühnen Priester und Fürsten, liegt in tiefer Dunkelheit. Wir wissen nur, daß im ganzen echten alten Indien das Brahmanenthum in der neuen Form des Shiwaismus erhalten blieb und daß die Buddhisten nach allen Seiten zurückgedrückt wurden in die Länder, die von nichtarischen Stämmen bewohnt waren, also nach Ceylon, Hinterindien und dem weiten Mongolenlande jenseits des Himalaya. Aus dieser geographischen Thatsache aber können wir den Schluß ziehen, daß die brahmanische Reaction gegen den Buddhismus gleich gewesen ist mit einem Rückschlage der ersten Arier gegen die Sudras und Fremden. Wenn nicht das Eindringen und Emporkommen der bisher tiefverachteten Klassen und Racen den Stolz der Arier beleidigt, die unreine Berührung dem einmal an ihre Ausschließlichkeit gewöhnten durch und durch aristokratischen Volke unerträglich gedrückt hätte, wenn nicht die nationale und Racenantipathie mit ins Spiel gekommen wäre, dürfte es den Brahmanen wohl nicht gelungen seyn, ihrem verwilderten Götzenthum den Vorrang vor dem ungleich reineren Buddhismus zu sichern.

Im Harivansa kommt eine Schilderung der letzten Zeiten vor, in denen die Menschen gänzlich entarten und herunterkommen werden. Viele Züge in diesem Gemälde lassen vermuthen, daß der Dichter dabei seinem Haß gegen die Buddhisten hat Luft machen wollen. Denn er sagt: Die Kasten werden sich vermischen, das Hohe wird erniedrigt, das Niedere erhöht werden. Räuber werden Könige, Sudras werden die Vedas erklären. Die Religion wird vernachlässigt. Kein Diener will mehr gehorchen. Die allgemeine Freiheit duldet keine Controle mehr. Das Geschlecht degenerirt, wird

unſauber, man kämmt ſich nicht mehr. Man altert früh, 15jährige Knaben werden Väter. Niemand will mehr arbeiten, alles wird Räuber. Die Sonne verbrennt die unbebauten Felder. Je näher dem Untergange, deſto frecher werden die Menſchen den Glauben an Unſterblichkeit von ſich ſtoßen, das Heilige verlachen und verhöhnen, an allem zweifeln. Das Alter wird nicht mehr geehrt, noch das Wiſſen; jeder wird klüger ſeyn wollen, als der andere; jeder wird Autor ſeyn wollen. Schüler werden den Lehrer meiſtern. Endlich werden Rakſhaſas (Teufel) Brahmanen werden, um vollends alle Religion auszurotten ꝛc.

2.

Der heroiſche Shiwaismus.

Mit der großen Verfolgung der Buddhiſten in Indien hing eine Reaction des ganzen alten Götzenthums zuſammen. Alle Götter, die neuen der Trimurti, wie die alten der Vedas wurden in den Kampf gerufen und jetzt erſt kam die indiſche Vielgötterei zu ihrer Blüthe. An die Spitze dieſes kämpfenden Götterheeres wurde aber nicht mehr der blos contemplative Brahma, noch der weichliche und verliebte Wiſchnu geſtellt, ſondern Shiwa, der Zerſtörer. Der trat jetzt an die Spitze der Trimurti, wie vor ihm Brahma und Wiſchnu jeder einzeln den höchſten Rang eingenommen hatten. In dieſer pantheiſtiſchen Bedeutung aber als Allgott konnte er nicht der Zerſtörer allein bleiben, ſondern ſchloß auch die ſchaffende Kraft in ſich ein und trat überhaupt als das männliche Princip, dem in der Göttermutter Bhawani vertretenen weiblichen Princip entgegen, beide unter dem Sinnbild der Geſchlechtszeichen, er als Lingam, ſie als Yoni. Somit wurde der reiche Götterhimmel Indiens auf den altbabyloniſchen in der Omorka ausgedrückten Gegenſatz zurückgeführt und in dem Maaß herabgedrückt und erniedrigt, in welchem ſich der Buddhismus bis zur Annäherung an das Chriſtenthum erhoben und

geadelt hatte. Eine nothwendige Folge. Man kann niemals mit Bewußtſeyn ein Beſſeres bekämpfen und unterdrücken, ohne ſelbſt um ſo viel tiefer zu ſinken. Man kann die Gottähnlichkeit des Menſchen nicht beugen, ohne durch die Thierähnlichkeit beſtraft zu werden.

Am Shiwaismus ſpricht uns nur der heroiſche Charakter an. Die gelehrte Grübelei der Brahmanen, die verliebte Tändelei der Wiſchnuiten wich einem kriegeriſchen Geiſte. Dem entſprach der mit Schrecken ausgerüſtete Gott der Trimurti, aber auch die Heldengeiſter derer, die einſt die Vedas geſungen, wurden herbeigerufen. Indra und alle Götter ſeines lange zurückgeſetzten Himmels traten wieder auf den Kampfplatz jedoch wunderlich im Styl der neuen Zeit ausgeſchmückt und mit allen den Reichthümern überladen, welche die Inder im Süden geſammelt hatten, und in neuen Mythen geprieſen, die an Phantaſterei mit den buddhiſtiſchen Legenden wetteifern. Auch Brahma, der ſo einfache Geiſt, mußte ſich jetzt erſt in ungeheuerlichen Geſtalten abbilden und Dinge von ſich erzählen laſſen, die ihn herabwürdigten, um den Shiwa über ihn erheben zu können. Dieſe Zurückſetzung Brahmas hatte vielleicht auch ihren Grund in ſeiner Geiſtigkeit, in etwas Buddhaähnlichem. Die Reaction ging nicht von der ſinnigen und ruhigen Betrachtung aus, ſondern war vielmehr gegen ſie gerichtet und hob im Gegenſatz gegen ſie das derb Materielle und das praktiſche Handeln hervor. Dieſen geheimen Sinn haben viele Mythen, in denen Brahma lächerlich gemacht wird.

Alles, was uns die Brahmanen von der nunmehrigen neuen Ordnung im Himmel, von der männlichen und weiblichen Urkraft der Welt, von der Bhawani und von dem ſchrecklichen Shiwa erzählten, wimmelt ſo ſehr von den gröbſten und unflätigſten Obſcönitäten, daß man es nicht gerne wiederholt. Es beweist nur, wie tief das ſittliche Gefühl und der gute Geſchmack eines ſonſt ſo edeln Volkes, wie das ariſche, geſunken war. Alle Legenden dieſer unzüchtigen, wie auch der fratzenhaft phantaſtiſchen Art ſind niedergelegt in den neuen h. Büchern des Puranas.

Sofern Bhawani die Mutter der Trimurti oder der höchſten Götter Brahma, Wiſchnu und Shiwa iſt, iſt ſie auch die Mutter

von den drei Saktis (weiblichen Eigenschaften) derselben, oder vielmehr, ihr Eines Wesen theilt sich in drei. Als Saraswati wird sie Gattin des Brahma, und bedeutet insbesondere die Zeit, in der alles geschaffen wird, so wie Brahma den Raum, zugleich aber auch das Wissen um alles Geschehene. Als Lakschmi wird sie Gattin des Wischnu und bedeutet insbesondere die Fülle der Schöpfung und Naturschönheit. Als Parwati endlich wird sie Shiwas Gattin und bedeutet insbesondere die zerstörende Naturkraft. Saraswati und Lakschmi erscheinen in den indischen Mythen mehr als besondere Persönlichkeiten, dagegen wird das Wesen der Parwati aufs engste mit dem der Bhawani verbunden unter dem Namen Kali oder Durga. Die Allgebärende ist auch die Allverschlingende. Ihre Verehrer, alle Shiwaiten tragen deshalb das Yonizeichen auf der Stirne gemalt und beten an gewissen Festen dieses Zeichen auch an einem lebenden Mädchen an. Naiv ist der Gebrauch, bei ihrem großen Fest ihr Bild mit dem des Shiwa zusammenzustellen und vor ihnen Gerste zu säen, welche durch künstliche Mittel rasch keimt und emporgrünt. Die übrigen Gebräuche aber erregen Eckel, weil sich das Volk der die ewige Dauer des Menschengeschlechts verbürgenden Göttin zu Ehren den wildesten Ausschweifungen überläßt. Weil aber nach der Lehre der Shiwaiten alle Dinge, wie sie aus Bhawanis Yoni hervorgekommen, am Weltende wieder dahin zurückkehren müssen, um wiedergeboren zu werden, herrscht der Gebrauch bei den Gläubigen, durch das kolossale Bild einer Yoni hindurchzuschreiten, um sich durch diese Ceremonie der Wiedergeburt zu versichern.

Eigentlich ist Bhawani indifferent, gütig, ja verführerisch und reizend als die Allgebärerin, schrecklich als die Allzerstörerin. In ihrem Cultus herrscht aber immer der Schrecken vor. Auch die Wollust wird hier grausam, wie im Cult der phrygischen Göttermutter. In einem langen, schönen und sehr ernsten Gebet von ihr (im Gedicht Devinahatmyam) merkt man überall die tiefe Angst der Beter.

Der Cultus der Kali ist sehr blutig. Man feiert ihr jährlich das berüchtigte Schwingfest. Einer ihrer Anbeter läßt sich einen

Hacken durch den Rücken ſtechen und an einer ſchwebenden Stange hoch in die Luft ziehen und umtreiben. Nur Blut kann ſie verſöhnen, daher ihr Opfer von Thieren und Menſchen gebracht werden. Das Blut von Fiſchen befriedigt ſie nur auf einen Monat, das von Löwen und Tigern auf zwanzig Jahre. Ihre Bilder haben etwas entſetzliches. Sie hat drei Augen, acht bewaffnete Arme, ſteht auf einem Büffel, ihre Farbe iſt ſchwarz, ihr Haar fliegt wild umher, auf ihrer ausgeſtreckten Zunge erblickt man die Bilder von ganzen Städten, die ſie verſchlingen will. Neben ihr ſieht man die Trimurti, welche ſie zuletzt verſchlingen ſoll. Unter dem Namen Pirari wird ſie feuerroth abgebildet mit flammenden Haaren, in der Hand die Hirnſchale des Brahma haltend. — Zu ihrem Gefolge gehören die Yokſchinis, Todesgöttinnen, jede mit einem Todtenſchädel in der Hand, um damit das Blut der Gefallenen zu ſchöpfen und zu trinken, und die Piſachas, geſpenſtiſche Blutſauger als Vampire, die den Menſchen im Schlaf überfallen.

Eine beſondere Secte, die der Thags oder Thugs, widmet ſich dem Dienſt der Kali in der Art, daß ſie die allgemeine Vernichtung beſchleunigt. Als nämlich, ſagt die Legende, Kali mit dem Rieſendämon kämpfte und ihn tödtete, entſprangen aus jedem Blutstropfen deſſelben neue Dämonen. Da ließ ſie aus dem Schweiß ihrer Achſeln zwei Männer hervorgehen und gab jedem ein Tuch, um die Dämonen damit zu erwürgen, ohne Blut zu vergießen, weil aus dem Blut immer wieder neue Dämonen entſtanden ſeyn würden. Das thaten die beiden Männer und von ihnen ſtammen die Thags ab, bei denen ſich das Tuch oder die Schärpe zum Erwürgen fortgeerbt hat, und deren religiöſe Pflicht iſt, unter Anrufung der Göttin Menſchen heimlich zu überfallen und blutlos zu erwürgen. Sie verbinden Raub damit, und jährlich fallen ihnen hunderte von Reiſenden zum Opfer. Aber die Wahl ihrer Opfer, die Schonung derſelben, wenn irgend gewiſſe abmahnende Zeichen eintreten, und die religiöſen Weihen beim Morde, ſo wie ihr Benehmen bei der Entdeckung und Beſtrafung beweist, daß ſie nicht aus Habgier, ſondern aus Fanatismus handeln. Sie erklärten den

Engländern, die Todesgöttin befehle ihnen zu tödten und halten es für verdienstlich. — Noch weiter ging die Verirrung der Secte der Kalla Bantru, welche, wie Dubois berichtet, sich Immoralität ausdrücklich zur Pflicht machen und sich rühmen soll der Lüge, des Meineids, des Betrugs und Raubes, davon sie Profession macht. Dies würde, wenn die Aussage nicht übertrieben ist, mit der Richtung des indischen Glaubens zusammenstimmen, nach welchem das Böse als nothwendig und als integrirender Theil der göttlichen Natur angesehen wird.

Aus Bhawani ging nach der Lehre der Shiwaiten die Trimurti hervor und zwar als ein kolossaler Lingam. Die äußere Rinde desselben nahm Brahma ein, die mittlere Wischnu, die innere Shiwa. Das heißt: Brahma als Schöpfer führte die Gottheit aus ihrer Innerlichkeit heraus nach außen, in die irdische, gemeine, verderbte Natur. Insofern war die Schöpfung eine Sünde und Brahma, sofern er schuf, schon von der Gottheit abgefallen. Deshalb mußte Wischnu, das erhaltende Princip, das in die Außenwelt versunkene Göttliche zu seiner Innerlichkeit zurückführen und darum bildet er die mittlere Rinde des Weltlingam. Aber Wischnu kann nur so lange zurückführen, als Brahma hinausführt; wenn er alles zurückgeführt hat, so hört er so gut wie Brahma selbst auf, die Außenwelt ist vernichtet und es bleibt nur die Innerlichkeit der Gottheit übrig, die unter diesem Sinn zerstörendes Princip ist, und das ist der Kern des Weltlingam, Shiwa. Demgemäß wurde auch von den vier Yugs oder Zeitaltern der Welt das erste dem Brahma, das zweite und dritte dem Wischnu, das letzte aber dem Shiwa zugetheilt. Und doch sind alle drei minder mächtig, als ihre Mutter, denn als der Büffeldämon Mahishasura die ganze Welt erobern wollte, konnte ihn zuletzt nur Bhawani überwältigen und mit allen seinen Schaaren in die Hölle stürzen, aus welcher sie nur wieder herauskommen, um mittelst der Seelenwanderung geläutert zu werden.

Brahma, das schaffende Princip, reitet auf einem Schwan; Wischnu, das erhaltende, auf dem Goldadler, Shiwa, das zerstörende, auf dem Tiger. Zuweilen findet man Brahma und Wischnu zugleich

auf einem Schwanadler reitend, der zweiköpfig halb Schwan, halb Adler ist. Zuweilen reiten auch alle drei Götter auf einem dreiköpfigen Thier, das zugleich Schwan, Adler und Löwe ist. Auch trägt der Adler zuweilen den Wischnu und seine Gemahlin Lakschmi.

Shiwa behält immer das Sinnbild des Lingam, der daher in und vor seinen Tempeln in jeder Größe und oft in den wunderlichsten Formen vorkommt. Sahasralingam heißt davon die Stadt der tausend Lingam. In der längst in Ruinen verfallenen einst sehr großen Stadt Bhawaniswara sieht man noch den Ling Ray, König der Lingam, die hohe thurmartige Hauptpagode und umher 40—50 andere Lingamthürme, deren Zahl sich aber ehemals auf 7000 belaufen haben soll. Also war die Stadt gleichsam eine Yoni mit vielen Lingams oder eine Lotosblume mit vielen Staubfäden. Ein in der shiwaitischen Symbolik sich stets wiederholendes Sinnbild, sogar auf Gräbern, wo es die Wiedergeburt bedeutet.

Shiwa hat auf Bildwerken und in der Dichtung als Herr des Himmels ein zahlreiches Gefolge, unter dem man den Indra mit den alten Vedagöttern, die Trimurtigötter und einige ganz neue Geschöpfe der indischen Einbildungskraft bemerkt. Es ist noch immer Indras Himmel, aber er ist, seitdem die Arier über das Vendschab hinauskamen, auf den Gipfel des Berges Meru verlegt, anfangs dem Brahma und der Trimurti geweiht. Der Berg Meru galt für den höchsten des Himalaya, weil man ihn, von der Ebene aus, am deutlichsten sah. Später erst erkannte man den Dhawalagiri, der weiter hinten liegt, für höher und in jüngster Zeit hat man in dem Kindschinginga, der noch weiter nordwärts liegt, einen noch höheren gefunden. Auf den Meru aber verlegten die Brahmanen jetzt den Thron des triumphirenden Shiwa mit um so größerem Stolze, als sie den Buddhismus aus dem Gebirgslande endlich wieder vertrieben hatten. Auch gehört Shiwa dem Gebirge an, wie Wischnu dem Meere, sein Cultus ist hier vorherrschend, in seinen Cultus sind alle ältesten Götter Vorderindiens wieder aufgenommen, die im Wischnuismus in den Hintergrund traten. — Shiwa thront in der Mitte,

in seiner Hand den Dreizack, in seinem Gesicht drei Augen als der die ganze Trimurti in sich vereint. Er heißt Shivas, der Verehrungswürdige, Iswaras, der Herr, Mahadewa, der große Gott, Hara, der Vernichter. Mit den andern Trimurtigöttern hat er gewöhnlich die Thurmkrone gemein, doch unterscheidet er sich durch flammendes Haar, durch die schrecklichen Mienen bei ityphallischer Bildung, durch die Halskette von Todtenschädeln (die er dem Brahma abgeschlagen, d. h. die wieder vernichteten Schöpfungen) und durch die Waffen: Blitz, Schlinge, Keule, Bogen und Pfeile, Dolch, so wie durch die Kriegsmuschel (Sankha), die er beim Weltende blasen wird. Sein Streitthier ist der Tiger oder der Stier Nandi. Zuweilen trägt er auch eine Schlange in der Hand, oder ist umgürtet mit Schlangen, oder trägt eine Schlange als Turban um den Kopf gewunden. Im Haar oder auf dem Schlangenturban trägt er entweder den Mond oder den wie ein Federbusch springbrunnenartig hervorspringenden Gangesfluß. Davon hat man eine sehr seltsame Mythe in einer berühmten Episode des Ramayana.

Der Ganges (Ganga, der Gang, weil der Fluß durch ganz Indien geht) hat viele Quellen im Gebirge, der vornehmste Arm des Flusses hat bei Gangotri (Gangavatari, Erscheinung der Ganga), ein Heiligthum des Shiwa, wohin die Pilger aus dem Tieflande strömen, um in dem hier schon 40 Fuß breiten Flusse unter überhängenden Wasserfällen zu baden. Diese Stelle ist 9682 Fuß hoch. Die, welche eine schwere Schuld abbüßen wollen, steigen noch weiter hinauf nach Kedar Nath zu der höchsten Quelle, von wo sie sich in einen tiefen schaudervollen Abgrund stürzen, um durch dieses Opfer Shiwas Gnade zu erwerben. Nach einer Pilgerlegende hat die Mühe, die Quelle zu erreichen mit jedem Jahrhundert zugenommen. Anfangs sey der Ganges in der Gegend von Benares entsprungen, je bösartiger aber die Menschen geworden seyen, desto weiter habe sich der h. Strom zurückgezogen.

Shiwas Gattin Parvati erscheint zuweilen auf Bildwerken, insbesondere in den Kolossalstatuen zu Elephante, mit ihm in eine Doppelgestalt verbunden. Man hat von ihr zahlreiche Mythen,

unter welchen die am anſprechendſten iſt, in welcher Kama die Hauptrolle ſpielt. Der ſchreckliche Shiwa hat den kleinen Liebesgott mit einem Blitz vernichtet. Nun gibt es im Himmel und auf Erden keine Liebe mehr. Da fleht ihn die Gattin an, den Knaben wieder zu erwecken. Parvatis Vater iſt Dakſchas, eine calendariſche Perſonification. Ihr und Shiwas Sohn iſt der elephantenköpfige Ganesha, Gott der Ehen. Ein anderer Sohn Shiwas iſt Kartikeya, eine Perſonification der Plejaden. Von dieſen allen hat man eine Menge Mythen, worin der alte Naturcultus und Sabäismus vom Weſten her wieder bemerkbar wird.

Man fühlt, wie die Brahmanen im Kampf mit dem Buddhismus nicht genug Götter aufbringen können. Alle alten Vedagötter erhalten neue überaus berühmte Bildwerke und Mythen, in denen ſich jedoch häufig eine gewiſſe Ironie verräth oder der Gott ins Schmutzige und Lächerliche hinabgezogen wird. Ganz eben ſo Brahma, der alte heilige Geiſt, der einen königlichen Putz und einen Hofſtaat bekommt und möglichſt lächerlich gemacht wird. Noch mehr Wiſchnu, der in vielen Mythen zum Weibe gemacht und dem Shiwa zugeſellt wird, wie die Yoni dem Lingam oder das Waſſer dem Feuer. Man begreift oft nicht, wie es möglich war, daß das Volk, dem man ſo viele unanſtändige Dinge von den Göttern erzählte, dennoch den Glauben nicht verlor. Und Erſtaunen erregt es, daß der energiſche Shiwaismus doch aus dem Wiſchnuismus immer noch ſo viele verliebte Metamorphoſen der Götter beibehalten und neue hinzudichten konnte. Zu Gori Sankar am Fluß Nerbudda ſieht man die Götterbilder Shiwas und ſeiner Gattin Parvati, ferner die Bilder der übrigen Götter und ihrer zahlreichen Frauen. Obgleich es immer nur dieſelbe Frau iſt, ſo erſcheint ſie doch hier vielfach, in ſo vielen Incarnationen ſie mit demſelben Gott als Gattin gelebt hat. Jeder dieſer weiblichen Körper aber trägt einen Thierkopf und das ſind die Thiere, in welchen ſich die Götter, ihre Männer, incarnirt haben.

Unter den im Shiwaismus wieder hervorgetretenen höhern Weſen, die ſchon in den Vedas erwähnt ſind, zeichnen ſich die ſieben

Rischis aus, ursprünglich wohl astronomische Begriffe, die aber jetzt als himmlische Brahmanen aufgefaßt werden, als Büßer, die vom Himmel in ewiger Ruhe auf das wilde Treiben herabsehen, zuweilen aber auch helfen, wie einer von ihnen (Agassien) im Mythus von der Ganga. An die Götter schließen sich überall dienende Geister an, die dem Wesen derselben entsprechen. Ihrer ist eine sehr große Zahl, namentlich auch der bösen Rakschasas. Eigenthümlich erscheinen die Yakschas, Diener des Kuveras, der die Metallschätze hütet und Gott des Reichthums ist. Diese Yakschas stellen als gräßliche Kobolde der schönen Apsarasas nach, was ganz an unsere Zwerge und Elben mahnt. Die Puranas wimmeln noch von phantastischen Genien, die sich theils in die thierische Verwandtschaft, theils in die von den Griechen ans Ende der Erde versetzten Fabelvölker der Einfüßler, der Halbmenschen, der Pferdeköpfigen ꝛc. verlieren.

3.

Volksart und Cultur der Inder.

Im heißen und fruchtbaren Gangesthale unter allen Genüssen des Südens haben die alten Arier freilich verweichlichen müssen und doch entscheidet das Klima nicht, denn man findet heute noch auch im Süden sehr kräftige und wilde Krieger, während sich die Hochländer in Kaschmir durch eine solche Zartheit der Hände und durch ein so feines Gefühl der Finger auszeichnen, und von jeher ausgezeichnet haben, daß die weltberühmten Shawls, aus der feinen Wolle einer Bergziege bereitet, nirgend anders so fein gesponnen und gewoben werden können, als hier. Zarte, wenn auch kräftige Gestalten, kleine Füße und Hände sind allen Indern gemein. Ihre Säbel scheinen den Europäern nur Kindersäbel zu seyn, so kurz und klein sind ihre Griffe. Aber der Inder hat trotz all dieser feinen Organisation eine zähe Nervenkraft, seine Einsiedler und Büßer können

Jahre lang unglaubliche Qualen aushalten, seine Krieger (Maharatten, Sikhs, Gorkhas ꝛc.) stürzen sich heute noch furchtlos in den Tod. Die sittliche Tiefe, den klaren Geist, die reiche Phantasie des indischen Volks beurkunden ihre Religionssysteme, ihre philosophischen und Dichterwerke in überschwenglicher Fülle. Auch in den Gebieten der Seele aber, wie in dem des Körpers, ist ihnen eine Zartheit und Feinheit eigen, die selten bei andern Völkern gefunden wird und eine Zähigkeit im Festhalten, eine Glaubenskraft, die vielleicht einzig in der Welt ist. Bei den Juden wenigstens lag die Glaubensstärke nicht im Volke, sondern immer nur in wenigen Patriarchen und Propheten, die das verstockte und abtrünnige Volk immer von neuem unter den Schrecken der von außen drohenden Vernichtung zum Glauben peitschen mußten, während in Indien es das Volk selbst war, welches beim alten Glauben aushielt, wie hart auch dieser Glauben drückte und wie viele Verlockungen sich darboten, ihn wie ein Joch abzuschütteln.

Man pflegt in neuerer Zeit die Völker einem Schema zu unterwerfen und die Körper-, Seelen- und Geisteskräfte der Menschen unter sie zu vertheilen. Obgleich es nun wahr ist, daß bei dem einen diese, bei dem andern jene Eigenschaft mehr vorherrscht, so darf man doch ein ganzes Volk nicht voreilig und einseitig numeriren und stempeln wollen, am wenigsten das indische, welches so vielerlei Seiten darbietet und eigentlich mehr als ein Volk, nämlich eine ganze kleine Welt ist. Indeß darf man allgemeine Kennzeichen der Unterscheidung hervorheben, welche das Verständniß des indischen Wesens jedenfalls erleichtern. Nichts fällt bei diesem uralten und hochgebildeten Volke so sehr auf, als sein Mangel an irgend einem nüchternen und glaubwürdigen Geschichtswerke oder einer einfachen Naturbeobachtung. Alles, was der Inder denkt und als seine geistige Arbeit in Schriften niederlegt, ist Philosophie oder Dichtung. Er nimmt die Welt nicht, wie sie wirklich ist, sondern wie er sich dieselbe träumt. Er hat kein Interesse weder für die Natur noch für die Geschichte der gegenwärtigen Welt, denn sein Sinnen geht über das gegenwärtige Leben hinaus, wie beim Aegypter, und dieser me-

lancholische Grundzug des indischen Wesens, welcher durch den Buddhismus auf die unermeßliche Race der Mongolen überging, bildet gegenüber der heitern Lebenslust im Westen eigentlich das psychologische Merkmal, welches Asien von Europa unterscheidet.

Man wird versucht, in Indien an eine Art Ueberwältigung des Menschen durch die Natur zu glauben. Je feiner der Inder organisirt war, um so mächtiger mußte die Natur auf ihn einwirken, welche nirgends auf der ganzen Oberfläche der Erde so erhaben ist, als am Ufer des größten aller Ströme und im Angesicht des höchsten aller Gebirge. In siebenfacher, wenn nicht in siebenmalsiebenfacher Abstufung höher und immer höher thürmt im Norden des obern Gangeslaufs der Himalaya sich bis zu 28,000 Fuß Höhe auf, und liegt lange von der Sonne beglänzt noch in ungeheurer Ferne als eine große goldene Mauer am Horizont. Die Abgründe, welche man im Innern dieses Gebirges sieht, die Wasserfälle, das Labyrinth der vorliegenden Gebirge, dann der Zug des lautwogenden Ganges durch die fruchtbaren Ebenen, die mannigfache Gestaltung des übrigen Landes zu beiden Seiten des Flusses bis hinab nach Ceylon und Malabar, die vielerlei Gebirge, Hochebenen, Länderterrassen, dazu die majestätische Pflanzenwelt, die Riesenbäume, die paradiesischen Palmen und Bananen, die Blumenfülle und endlich die wunderbare Thierwelt, vor allen der Elephant, das Riesenthier der Urwelt, die ganze Wälder anfüllenden Pfauen und Papagaien, kurz die ganze Natur wirkt überwältigend auf das Gemüth des Inders. Dies war vielleicht die erste Ursache seiner beinahe sklavischen Hingebung an die Natur, bis erst Buddha das Verhältniß umkehrte und die ganze Natur vor den Menschen vernichtend, das Ich allein zum höchsten Wesen umschuf.

Die zarte Poesie, die uns aus den alten Dichtungen der Inder entgegenhaucht, lebt noch immer in einem Theile des Volkes, obgleich es auch an den schroffsten Gegensätzen nicht fehlt. Immer noch findet man in Indien ruhige, klare, überaus redliche und gütevolle Menschen, die jedes Unrecht und Unglück mit einer edeln Würde ertragen, und die lieblichsten Mädchen und Frauen von zartem, aber classischem

Wuchse, dem schönsten schwarzen Haar, welches sie mit Perlen oder Blumen durchflechten, großen, schwarzen, schmachtenden Augen mit langen Augenwimpern, eben so edeln als sanften Mienen, sittsam und fein in der Kleidung wie im Benehmen, bescheiden, fast furchtsam und um so bezaubernder. Neben ihnen aber auch wieder Männer, aus deren Augen eine Hölle zu glühen scheint und die als Krieger unversöhnlich morden, bis sie selbst gemordet sind. Und mitten unter dem Volk, welches durch seine täglichen Waschungen den Ruhm einer beispiellosen Reinlichkeit erworben hat, plötzlich wieder ekelhafte Büßer, nackt, schmutzig, mit verwildertem Haar, in widernatürlichen Stellungen, sich selbst marternd und verwundend. In gleicher Weise contrastirt mit den sanften Gefühlen des Volks der abergläubische Wahn, der ihm unzählige unschuldige Dinge in der Natur, ja die Nebenmenschen selbst als unrein, verhaßt und unerträglich macht, so daß er lieber Hunger stirbt, als aus der Hand einer verworfenen Kaste Speise anzunehmen, und daß er fühllos täglich die Leiden dieser Kaste sieht und vergrößert. So erscheint in dem wunderbaren Volke die Harmlosigkeit, Unschuld und Passivität von Kindern gepaart mit einem grausenhaften Wahnsinn.

Die Nachrichten, welche die Reisenden von den Büßern (Sannyasis, auch Yogis, Gurus und Fakirs genannt) mittheilen, widersprechen sich häufig. Einige rühmen, unter den Büßern wahrhafte Weise, gleichsam schon Selige und Verklärte, erhaben über alles Gemeine dieser Welt, gefunden zu haben. Andere können sie nicht tief genug als schmutzige Narren herabwürdigen oder werfen ihnen gar Täuschung vor. Es mag wohl an Beispielen der einen, wie der andern Art nicht fehlen.

Welche Ehre den Frauen zu Theil wurde wegen ihrer edeln Hingebung und Treue, haben uns schon die epischen Dichtungen bewiesen. Zwar erlaubte das Gesetz den Indern mehrere Frauen zu nehmen, jedoch blieb die erste Frau immer die einzig bevorzugte Herrin des Hauses. Die Vielweiberei erklärt sich hier aus dem Umstande, daß die Frauen schon im 12. Jahre Mütter werden und dann schnell altern, der Mann aber verhältnißmäßig viel länger seine Ju-

gendkraft bewahrt und wenn die erste Frau alt geworden ist, eine jüngere zum Ersatz nimmt. Nur Reiche nehmen mehrere Frauen zugleich und man hat bemerkt, daß arme oder faule Brahmanen die gesetzliche Erlaubniß, Frauen aus dem zweiten, dritten und vierten Stande zu heirathen, ungebührlich ausbeuten. Weil es nämlich für jede Tochter niedern Standes eine große Ehre ist, einen Brahmanen zum Manne zu bekommen, so sind ihre Eltern gerne bereit, einen solchen zum Tochtermann zu erkaufen. Es wird ein Beispiel erzählt von einem Brahmanen, der sein Leben lang müßig umherzog, in jeder Stadt eine oder mehrere Töchter heirathete, sichs dabei wohlseyn ließ, reiche Geschenke annahm und dann, ohne jemals wiederzukommen, weiter zog, um es anderswo eben so zu machen. Da die Altersentwicklung in Indien sehr früh erfolgt, wenn Bräutigam und Braut noch halbe Kinder sind, ist es überhaupt Sitte geworden, Kinder schon von Geburt an, ja zuweilen schon vor ihrer Geburt für einander zu bestimmen. Reisende schildern den wunderbaren Eindruck, den eine indische Hochzeit macht, wenn das kindische Ehepaar im Triumph herumgefahren wird.

Trotz der Ausschweifungen im Cultus des Wischnu, der Bhawani und des Shiwa ist es doch der Sinnlichkeit in Indien niemals gelungen, das ganze Volk zu überwältigen und in der Woge der Wollust zu verschlingen, wie die Babylonier und alle Völker des Westens, die in ihre Fußtapfen traten. Das geistige Princip behielt in Indien immer die Oberhand. Daher beschränkt sich auch die handwerksmäßige Unkeuschheit auf die Bayaderen. Der Name kommt nicht vom portugiesischen balladeiras, sondern vom indischen bhayatri (keusch, furchtsam) her. Sie heißen auch Dewadasi, Sklavinnen des Gottes, dasselbe was die griechischen Hierodulen. Es sind nämlich Tempeldienerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, theils für besonders besuchte Tempel bestimmt, theils frei herumziehend. Was sie durch ihre Künste und durch ihre Verlockungen verdienen, alles gehört dem Gott, dessen Leibeigene sie sind.

Der Inder lebt sehr mäßig, wie es das heiße Klima erfordert, aber bequem und in vielem Sinn paradiesisch. Schon die Griechen

aus Alexanders des Großen Zeit beſchrieben die indiſchen Städte ungefähr ſo, wie ſie heute noch ſind. Auf eine charakteriſtiſche Weiſe hielten die Arier diesſeits des Indus wie die in Perſien ſehr viel auf großartige Gartenanlagen (Paradieſe) und ſetzten ihre leichtgebauten Häuſer in der Mitte derſelben mit vielerlei zierlichem Gezäune und Gitterwerk für Rankengewächſe und zum Behälter ſchöner Thiere. Die Pflanzenwelt iſt nirgend ſo großartig, ſchön, reich und zierlich, wie in Indien, die herrlichſten Gärten entſtanden mithin beinahe von ſelbſt. Im Hauſe war der Inder von jeher freundlich und behaglich eingerichtet. Als Muſter eines vollkommen bequemen Landſitzes kann derjenige der ſchönen Vaſantaſena gelten, welcher in einem alten Schauſpiele beſchrieben wird. In der Kleidung der Inder und Inderinnen herrſcht eine edle Einfachheit, ein ſehr gewählter Geſchmack, die größte Reinlichkeit und mithin auch die weiße Farbe vor. Man kann ſich kaum etwas Vornehmeres und Adeligeres denken, als einen edeln Inder in ſeinem Hauſe. Zum Luxus gehört ein reicher Perlen- und Juwelenſchmuck, dazu feine Salben, ſonſt nur Blumen und Lampen. Der Wagen bediente man ſich ſchon ſehr frühzeitig, auch der Streitwagen. Sie kommen in Indien ſo frühe vor, wie in Ninive. Eigenthümlich aber iſt den Indern das Reiten auf Elephanten, wie den Arabern das auf Kameelen. Der kluge Elephant wurde ſchon ſehr früh von den Indern zum Tragen abgerichtet, ehe in Aegypten noch entfernt nicht daran gedacht wurde, die afrikaniſchen Elephanten eben ſo zu benützen. Hier muß bemerkt werden, daß die Inder ſich einbilden, in jedem Elephanten wohne die Seele eines früheren Prinzen. Auch die Buddhiſten achten den Elephanten überaus hoch. Die Engländer entdeckten in einem angeblichen Zahn des Buddha, der allerheiligſten Reliquie auf Ceylon, einen großen Elephantenzahn, allein das wird ganz einfach durch eine Legende erklärt, nach welcher Buddha einmal als weißer Elephant in die Welt gekommen ſey. Deßwegen unterhalten auch die Könige von Siam lebendige Elephanten von weißer Farbe als heilige Thiere. — Eigenthümlich iſt den Indern ferner noch das Be-

spannen der Wagen mit den schneeweißen und an einem kleinen Buckel kenntlichen Rindern.

Unter den Spielen, mit denen sich die alten Inder vergnügten, kommt sehr frühe das Würfel- und das Schachspiel vor. Das letztere ist von der indischen Schlachtordnung entlehnt. Die Inder marschirten nämlich in vier Gliedern auf, voran die Kriegselephanten, auf deren Rücken in kleinen Thürmen Streiter saßen, dann die Streitwagen, hierauf die Reiterei und endlich das Fußvolk. Daraus sind im Verlauf der Zeit, indem das Schachspiel nach Europa überging, die Thürme, Laufer, Springer und Bauern geworden. Indisch heißt das Spiel Chaturanga (vierleibig), woraus die Araber Shatreny machten, was wir dann wieder in Schach abkürzten, ohne daß dabei an den Schach (König) von Persien gedacht zu werden braucht.

Ueberall stoßen wir auf Spuren eines sehr alten Seeverkehrs der Inder, nicht nur mit Arabien und Aegypten, sondern auch mit dem viel weiter entfernten China. Dieser Verkehr dürfte schon vor Ankunft der Arier stattgefunden haben, wenn gleich Lassen die Entdeckung gemacht hat, daß die Waaren, welche die Phöniker von Ophir holten (s. Band I. S. 81) schon Sanskritnamen haben, also von Ariern herrühren müssen. Es gab noch andere Handelsplätze in Indien, Patala am Indus, Kalikut an der Küste Malabar. Die Arier brachten sicher keine See- und Schiffahrtskunde aus ihrem Hochgebirge mit, sondern empfingen sie erst von den frühern Anwohnern der See, welche sie unterjochten. Mit Hinterindien bestand wohl eine sehr alte Verbindung. Bis in den Hafen von Kalikut fuhren chinesische Schiffe in solcher Größe, daß ein einziges Schiff 1000 Mann trug. Erst als die Araber in Kalikut übermächtig wurden, zogen sich die Chinesen vor ihnen zurück und brachten ihre Waaren seitdem nur bis Malacca.

In ihren Bauwerken näherten sich die Inder mehr dem ägyptischen als babylonischen Styl. Sie liebten nämlich mehr die Höhlentempel, die niedern und schweren Pfeiler und die Ueberladung mit phantastischen Verzierungen. Die größte Vollendung indischer Kunst findet man in den oben schon erwähnten Grottentem-

peln von Elora. Von ihrem Ursprung weiß man nicht das Mindeste. Und doch sind sie, indem hier Buddhatempel neben Brahmanentempeln stehen, das Vollkommenste, was die indische Kunst in beiden Richtungen hervorgebracht hat. Die Tempelstätte heißt Dewagiri, der Götterberg, und enthält ein Pantheon aller Götter. Shiwa allein hat hier gegen 20 Tempel. Einer derselben ist aus einem einzigen Steine gehauen, der größte Monolithentempel, den man kennt, 103 Fuß lang, 56 breit, aber nur 17 hoch mit Ausnahme einer 90 Fuß hohen Pyramide des Tempeldachs. Seine Ecken werden von Elephanten getragen, wie denn überhaupt die Pfeiler oder Säulen indischer Tempel sehr häufig Elephanten oder menschliche Kolosse darstellen. Auch außerhalb der Tempel findet man Kolossalstatuen von Göttern, von Elephanten, von Shiwas Stier u. s. w. ganz wie in Aegypten. Auch kolossale Lingams, entsprechend den ägyptischen Obelisken. Großen Ruhm genießen die Felsentempel der Inseln Elephante und Salsette unfern von Bombay, ferner die Grotten von Carli, die großen Tempel und Paläste von Mawalipuram an der Küste Coromandel. — Eine zweite Art von indischen Tempeln sind die Pagoden, die am meisten den ägyptischen Pyramiden gleichen, nur daß sie im Innern nicht massiv, sondern terrassenförmig in Säulengallerien zierlich aufgethürmt sind. Sie gehören ursprünglich den weiten Ebenen des Ganges an, wie die Felsentempel dem Gebirge, kommen aber überall zerstreut vor. Die größte unter allen Pagoden ist die von Chalembaram, nicht weit von Pondicheri, nämlich 1332 Fuß lang und 936 breit. Auf jeder der vier Seiten liegt eine besondere 150 Fuß hohe Pyramide. Den Haupttempel tragen tausend Säulen. Pfeiler und Dach sind bedeckt mit Skulpturen. Andere berühmte Pagoden sind die von Tanjore, welche dem Shiwa, und von Ramiseram, welche dem Rama heilig ist, die schwarze Pagode von Jagernaut im Mittelpunkt des Krischnacultus. Auch sie ist mit Skulpturen bedeckt. Unzählig sind die Daghops (Stopas) der Buddhisten, thurmartig mit einer Kuppel, deren Knopf einen Schirm bildet. Die Bildsäulen des Buddha sind häufig kolossal und erinnern auch in ihrer ruhigen Haltung und

sanften Freundlichkeit an die ägyptischen Kolosse. Die größten kommen im äußersten Norden Indiens in Afghanistan unfern von Kabul bei Bamyan vor. Sie sind in Felsen gehauen, die eine 120 Fuß hoch, die andere um die Hälfte kleiner.

Die Skulptur und Malerei der Inder hat einen eigenthümlichen Styl. Das Ideal der menschlichen Gestalt erscheint in den Götterbildern nicht so rein und vollkommen, wie es erst die griechischen Künstler auszufinden und darzustellen wußten. Die Lieblingsstellung der indischen Götter in Statuen und Skulpturen ist nur derjenigen der antiken Antinousstatue einigermaßen ähnlich. Sie hat etwas Nachläßiges oder Geziertes. Oft liegt ein Fuß leicht über dem andern, was Ruhe und Behagen ausdrückt. Der Oberkörper aber beugt sich nach einer Seite hin. Das verleiht nun zwar der ganzen Gestalt eine gefällige Biegsamkeit und stimmt mit dem in der Regel freundlichen Gesicht überein, schlägt aber ins Unnatürliche aus, sofern insbesondere den weiblichen Gestalten die Taille viel zu eng zusammengeschnürt, dagegen Hüften und Brust zu weit ausgedehnt, den meisten Trimurtigöttern aber noch dazu Köpfe und Arme vervielfältigt werden. So kommt Brahma in der Regel mit vier Köpfen vor, was den vier Vedas entsprechen soll. In Bildern, welche den Kampf der Götter mit den Rakschasas darstellen, bekommt oft ein Streiter so viele Arme, die sich wieder am Ellenbogen theilen und alle Waffen führen, daß sie gleichsam ein Rad um den ganzen Körper bilden. Diese Vervielfältigung der Glieder an einem Körper macht einen fast noch widrigeren Eindruck, als die Zusammenfügung menschlicher und thierischer Gliedmaßen in der ägyptischen Kunst. Im übrigen zeigen sich die indischen Götterbilder meist unbekleidet oder nur mit der nöthigsten Verhüllung, aber mit einer Thurmkrone und kostbaren Bändern um den Hals, die Arme und Beine. — In den Tempelgrotten von Ajayanti kommen ausnahmsweise Wandmalereien vor, welche ganz wie in den ägyptischen Gräbern Scenen aus dem häuslichen Leben darstellen. Man hat diese längst verlassenen Ruinen in einem tiefen Walddickicht entdeckt. Es scheint ein Kloster der Buddhisten gewesen zu seyn, denn man sah hier kolossale Buddha-

bilder mit krausem Haar, dicken Lippen und lang heruntergezogenen Ohren. So fand sie der englische Lieutenant Alexander, außer dem noch niemand wieder dorthin gekommen zu seyn scheint.

4.

Poesie der Inder.

Neben den Dichtungen, welche sich auf die Götter bezogen und von denen wir die wichtigsten schon haben kennen lernen, pflegten die Inder auch mit großer Sorgfalt der weltlichen Poesie in den verschiedensten epischen, dramatischen und lyrischen Gattungen. Das Alter der meisten dieser Gedichte ist unbekannt. Die vorzüglichsten werden dem Kalidasa zugeschrieben, welcher am Hofe des Wiederherstellers von Ayodha (Oude), des Königs Vikramaditya, im ersten Jahrhundert vor Christo lebte. Einige Dichtungen sind ohne Zweifel älter und gehören vielleicht einer früheren Blüthenperiode der Poesie am Hofe zu Pataliputtra an. Jedenfalls fand die edlere Dichtkunst und insbesondere die dramatische an den Höfen ein Asyl und wußte sich hier von dem eckelhaften Schmutz der brahmanischen Legendenpoesie rein zu erhalten. In der That gibt es kaum einen stärkeren Contrast innerhalb der Poesie eines und desselben Volks und im gleichen Zeitalter, als der zwischen dem Adel Kalidasas und der Satyriasis der barbarischen Dichter, welche die Legenden des Lingam und der Yoni ersonnen haben. Andere schöne und edle Dichtungen sind erst nach Kalidasa in der glücklichen Friedenszeit entstanden, welcher Indien sich nach der Vertreibung der Buddhisten und vor dem Einfall der Muhamedaner, also bis ins 10. Jahrhundert nach Christo zu erfreuen hatte.

Der Grundzug in der indischen Poesie ist derselbe geblieben, wie wir ihn schon in den großen alten Heldengedichten und insbesondere den darin verwobenen Episoden kennen lernten. Eine süße Zärtlichkeit bei keuscher Zurückhaltung, eine glühende Sehnsucht, sanfte Schwermuth, zitternde Angst und doch wieder der standhafteste Muth der Treue,

mit einem Wort die ganze Seelenschönheit des Weibes ist der Inhalt indischer Dichtung. Der männliche Held tritt überall mehr zurück. Doch gewinnt auch der heitere Humor in einigen vortrefflichen Werken sein Recht. Derselbe macht sich auch, wie bei Shakespeare, im Schauspiel neben dem Ernst geltend. In der Form sind mehrere dieser altindischen Dichterwerke, die lyrischen, epischen und dramatischen so vollendet, so durch und durch geistreich gedacht und in kunstvollen Alliterationen und Reimen der schönsten Sprache abgerundet, daß sie den besten poetischen Schöpfungen anderer Völker an die Seite gestellt werden müssen.

Die Ritusanhara (Jahreszeiten) des Kalidasa sind eine Sammlung von Liebesliedern, welche die Stimmungen der Liebenden zu jeder der sechs indischen Jahreszeiten während des Lenzes, der großen Hitze, der Regenzeit, des wiedererwachenden Lebens ꝛc. reizend schildern. Eines der berühmtesten Gedichte Kalidasas heißt „der zerbrochene Krug", weil er Wasser mit einem zerbrochenen Krug zu schöpfen gelobte, wenn jemand ein besseres Gedicht machen könne. Es schildert die Sehnsucht einer jungen Gattin nach ihrem Manne, der immer noch ausbleibt, obgleich die lange Regenzeit schon angebrochen ist. Das Gedicht enthält viele schöne Züge, ist aber nicht so ausgezeichnet wie Meghaduta, „der Wolkenbote", den man demselben Dichter zuschreibt und dessen Inhalt kurz folgender ist: Ein himmlischer Genius, der den Elephanten Indras hüten sollte, hatte es einst verabsäumt, der Elephant war in streng verschlossene Gärten eingebrochen und zur Strafe wurde der Genius auf die Erde verstoßen. In dieser Trauerzeit folgte sein Blick sehnsüchtig einer Wolke, der er Grüße an seine im Himmel zurückgelassene Geliebte mitgab. Der rührende Gesang aber, in den er den Gruß einkleidete, bewog die Götter zum Mitleid und er durfte zur Geliebten zurückkehren. Das Gedicht gehört zu dem Zartesten und Schönsten, was je die indische Poesie geleistet hat.

Kalidasas berühmtestes Gedicht ist das Schauspiel „Sakuntala". Dieses reizende Mädchen, die Tochter einer himmlischen Asparasa und des Büßers Wiswamitra, wird in einem heiligen Walde

bei dem Einſiedler Kannas erzogen und lebt hier wie in einem Paradieſe unter Blumen und zahmen Thieren auf, denn alle Thiere des Waldes ſind hier geſeyt und unverletzlich. Einſt da ihr Pflegevater abweſend iſt, findet ſie der König Duſhantas, der ſich auf der Jagd verirrt, und ſchenkt ihr ſeinen koſtbaren Siegelring. Indem er ein Geſpräch belauſcht, in welchem Sakuntala einer Freundin in aller Unſchuld das Wohlgefallen ausdrückt, welches ſie an ihm gefunden habe, wird er ſelbſt in ſie immer verliebter und kann ſich nicht mehr von ihr trennen. Sie gibt ſich ihm ganz hin, verſäumt aber über ihrer Liebe, einen Pilger zu ehren, der ſie deshalb verflucht, vom König vergeſſen zu werden, bis er ſeinen Ring wiederſehe. Unglücklicherweiſe aber hat ſie den Ring im Bade verloren und als Duſhantas an ſeinen Hof heimkehrt, um Vorbereitungen zu ihrem Empfange zu treffen, vergißt er ſie plötzlich, fällt aber zugleich in eine tiefe Schwermuth. Unterdeß harrt Sakuntala vergebens auf ſeine Rückkehr und folgt ihm endlich; aber als ſie bei Hof erſcheint, erkennt er ſie nicht wieder. Verzweiflungsvoll irrt ſie im Wald umher, um ſo tiefer gekränkt, als ſie ſich ſchwanger befindet. Ein heiliger Brahmane aber nimmt ſich ihrer an und bringt ſie in den Himmel zu den himmliſchen Jungfrauen (Aſparaſas), wo ſie einen ſchönen und lebhaften Knaben gebiert. Mittlerweile bleibt der König ſchwermüthig, bis ihm ein Fiſcher den Ring wiederbringt, den er im Leibe einer Karpfe gefunden hat. Jetzt kehrt dem König ſogleich das Gedächtniß wieder und er eilt, die verlorene Geliebte zu ſuchen. Gott Indra iſt ſo freundlich, ihm ſeinen Himmelswagen zu ſchicken, auf dem er gen Himmel fährt und hier zuerſt auf ſeinen muntern Sohn trifft, ohne ihn zu kennen. Er fühlt ſich wunderbar von ihm angezogen.

Wie reich die Eltern, wenn die Kleinen zum Buſen aufwärts
Voll Lieb verlangen, der vom Staub der Füßchen unrein!
Wenn dann zu ſprechen ſie verſuchen in holdem Lallen,
Der Zähnchen Blüthen, bei dem Lächeln um Nichts, entfaltend!
Vom Sprößling hier eines mir Unbekannten
Am Leib berührt, wird mir ſo wohl! ach, wie gar
Muß ihm zu Muth werden in ſeinem Innern,
Dem Frommen, von welchem der Knabe herſtammt?

Das Gedicht ist von hoher und unnachahmlicher Schönheit. Kein idyllisches Stillleben läßt sich reizender denken, als dieses kleine Paradies in einem echten indischen Urwald. Das Mädchen selbst ist ganz Unschuld und Natur, ohne eine Spur von Prätension oder Koketterie. Man hat hier die indische Poesie rein und geläutert von allem Fratzenhaften des Mythus und von der Corruption der Welterfahrung. Der einfache Stoff, der liebenswürdige Charakter hat in Kalidasa auch den größten Dichter und Meister der Sprache gefunden.

Sehr berühmt ist auch das Schauspiel „Urwasi und der Held", welches dem Kalidasa zugeschrieben wird, demselben aber nicht angehören dürfte, weil es nicht so rein ist, wie Kalidasas andere Dichtungen. Es handelt von einer üppigen Haremswirthschaft, von den Gelüsten eines unumschränkten Herrschers und mischt Spott über die Brahmanen ein. Urwasi ist, wie Sakuntala, die Tochter eines frommen Büßers. Ein Nachtgeist entführt, König Pururawas rettet sie. Beide verlieben sich in einander, aber Gott Indra läßt die Schöne in seinen Himmel abholen. Wir werden nun an den Hof des Königs versetzt, und stoßen zuerst auf Widushaka, den Brahmanen, der, halb Falstaff, halb Tartuffe, eine launig aufgefaßte Karrikatur ist. Heilig als Priester und überdies Rathgeber des Königs wie der Königin, macht er sich doch durch seine Beschränktheit und noch mehr durch seine ungeheure Gefräßigkeit verächtlich, zieht sich aber aus allen Verlegenheiten durch einen gewissen Mutterwitz, indem er auch Dummheiten mit einer guten Laune zu sagen weiß. Zu diesem Priester nun kommt die Dienerin der Königin (Ausinari), die sich beklagt, daß der König seit einiger Zeit gegen seine Gattin kalt sey, aber unter dem Vorwand, sich Raths zu erholen, dem Priester nun das Geheimniß, das ihm der König unvorsichtig anvertraute, abschwatzt. Der König kommt dazu, ist sehr liebekrank, denkt immer nur an Urwasi und wird durch den Priester, der ihn zu trösten versucht, sehr schlecht unterhalten. Da erscheint Urwasi mit ihrer Vertrauten unsichtbar und läßt ein Blatt mit einer zärtlichen Zuschrift an den König fallen. Das Blatt findet dessen eifersüchtige

Gemahlin und wird sehr böse, gibt aber am Ende zu, die Geliebte des Königs als Mitfrau neben sich zu dulden. Urwasi aber wird von ihrem Lehrer, einem himmlischen Weisen, dem sie in der Zerstreutheit ihrer Liebe nicht aufmerksam genug zuhört, verdammt, eine Schlingpflanze zu werden und ringelt sich nun um eine Blume. Der König indeß, in seiner Liebesraserei im Walde umherirrend, findet die Schlingpflanze, bildet sich ein, sie sey Urwasi, umarmt sie und sie wird entzaubert.

Eben so schön im Verse, aber auch eine eben so lockere und höfische Beschmeichelung der Maitressenwirthschaft ist das dem Kalidasa zugeschriebene Schauspiel Malavikagnimitra. König Agnimitra hat bereits zwei Gemahlinnen, Dharini und Iravati, als er sich in das Bildniß der Malavika verliebt. Nachher hört er sie bei einem Feste reizend singen und wird immer heftiger in sie entbrannt. Auch sie ist ihm geneigt. Dharini, die herrschende Königin, merkt noch nichts. Sie will einen Asokabaum, welcher nur blüht, wenn ihn der Fuß einer schönen Frau berührt, blühen machen, hat sich aber den Fuß verrenkt und schickt arglos die Malavika hin, das Wunder statt ihrer zu verrichten. Malavikas kleiner Fuß berührt den Baum und er blüht. Im Hintergrunde lauscht der König, tritt hervor und begrüßt liebend das herrliche Mädchen. Eine überaus reizende Scene, die aber durch die eifersüchtige Iravati unterbrochen wird. Kaum hat diese entdeckt, daß der König eine neue Geliebte hat, so eilt sie, es der Dharini zu melden, die sogleich die arme Malavika in einen Kerker werfen läßt. Ein schlauer Brahmane gewinnt ihr den Schlüssel zu diesem Kerker ab, indem er sich stellt, als sey er, für die Königin Blumen suchend, von einer giftigen Schlange gebissen worden. Wolle sie nun nicht am Tod eines Brahmanen Schuld seyn, so solle sie ihm ihren Ring schicken, der gegen Schlangengift helfe. Sie schickt den Ring, bei dessen Anblick die Hüterin des Kerkers denselben öffnet. Schließlich entdeckt man, daß Malavika eine Königstochter ist und sie wird dem König als dritte Gemahlin zugetheilt. Ihr Bruder, ein König, wird dadurch ver-

ſöhnt und der Krieg, der während des ganzen Dramas in einem etwas blaß gehaltenen Hintergrunde ſpielt, glücklich beigelegt.

Das dürfen wir nun als das elegante Hofſchauſpiel an den indiſchen Höfen anſehen. Daneben finden ſich hin und wieder Stücke, die einen romantiſchen Schauer einflößen ſollten, z. B. „Malati" von Bhawabhuti. Die Heldin wird hier von einer Hexe geraubt und ſoll eben den böſen Dämonen, die in furchtbaren Beſchwörungen angerufen werden, zum Opfer geſchlachtet werden, als ſie noch glücklich gerettet wird.

Ungleich mehr Charakter zeigt das Schauſpiel Mrichhakati (der Kinderwagen), welches König Sudraka geſchrieben haben ſoll. Seine Heldin iſt zwar nur eine Bayadere, und auch ſie ſchiebt ſich als neue Geliebte neben einer Gattin ein, indeß aus den edelſten Motiven und indem ſie Opfer bringt. Vaſantaſena, die ſich durch ihre Reize ein wunderſchönes Landgut und reiche Schätze erworben hat, lernt den Charudatta, einen verheiratheten unbeſcholtenen Kaufmann kennen, welcher ſeinen redlich erworbenen Reichthum großmüthig in Wohlthaten verſchenkt hat. Indem ſie ſich nun mit ihm vergleicht, fühlt ſie ſich aufs tiefſte beſchämt und zugleich von ſchwärmeriſcher Liebe zu dem biedern Mann ergriffen. Sie vertraut ihm einen Schmuck an, der ihm indeß geſtohlen wird. Seine Gattin gibt ihren letzten Schmuck her, um den verlorenen zu erſetzen. Er ſchickt ihn der Vaſantaſena zu, die aber ſchon den erſten Schmuck, der ihm geſtohlen worden, wiedererhalten hat. Sogleich, noch in der Nacht eilt ſie zu ihm. Ein ſchreckliches Gewitter hält ſie auf.

Gleich einem Fürſten, der erobernd einzieht
In des geſchlag'nen Feind's demüth'ge Stadt,
Um ſtattlich ſeinen Hof darin zu halten,
Eilt jene dichte Wolke, mit dem Winde,
Mit Hagelpfeilen, Donnertrommeln, Feuern
Des hellſten Blitzes wohlgerüſtet, her,
In ſeinem eignen Himmel, den Monarchen
Der Nacht, zu überfallen und zu ſchlagen.
Nein, nicht doch; alſo denk' ich mir es lieber,
Die Wolken, die gleich plumpen Elephanten

Die angeſchwollnen Maſſen vorwärts ſchieben
Vom Wanderzug der Kraniche geweißt,
Erfüllen peinlich und mit Angſt die Luft.
— Gleich einem Elephanten, niederkauernd
Aus Furcht vor den Geſchoßen wilder Schlacht,
Sinkt der Ameiſen Hügel dort zuſammen
Vor all den Regenſchauern, und es leuchten
Die Blitze mit ſo glänzend hellen Strahlen,
Wie ſo viel goldne Lampen in den Tempeln:
Da, gleich dem Weibe des demüth'gen Gatten,
Das Mondlicht ſchüchtern durch die Wolken blickt,
— Gleich einer Reihe Elephanten, ziehn
Die Wolken fort durch blitzend Band verknüpft,
Langſamer jetzt auf ihres Gottes Wink,
Der Himmel läßt zur Erde eine Kette
Von Silber nieder; und die Erde ſelbſt
Mit Blüthen leuchtend, holden Duft verbreitend,
Wird wie von demantſchaft'gen Speeren jetzt
Durchbohrt von Regenſchauern — losgelaſſen
Aus dunkelſten Blaues rollenden Maſſen,
Das vor dem Winde aufſchwillt, Flammen ſchäumt
Wie dunkle Meereswellen, die der Sturm
Vorüber peitſcht, und brandend an das Ufer ſchleudert.
Du ſucheſt mich, o Wolke, zu erſchrecken
Mit deinem Donner, deinen Waſſerpfeilen
Und möchteſt meine Bahn zum Vielgeliebten
Mir ſperrend hemmen; Schande dir darob!
Nicht hab' ich ein Gelübde dir verletzt,
O, Indra, daß du mächtig donnernd wütheſt,
Schlecht ſteht es dir, den Pfad mir zu verſchließen.
O hege Mitleid jetzt mit meiner Liebe,
Wenn jemals ſelber Neigung du genährt,
Und Ahalya's wegen, die Geſtalt
Von ihrem Gatten annahmſt. — Zieh die Wolken
Vom Himmel fort — doch — ſoll es ſeyn, ſo wüthe
Und ſchleudre deinen Keil umſonſt herab.
Du kannſt des treuen Mädchen Fuß nicht hemmen,
Die in die Arme des Geliebten flieht,
Die Angſt an ſeinem Herzen abzuſtreifen.

Vaſantaſena trotzt dem Gewitter und kommt zu Charudatta. Alles klärt ſich auf. Er nimmt ſie als ſeine zweite Gattin an und

die erste wird durch die zarte Aufmerksamkeit versöhnt, mit der Vasantasena ihrem Kinde ein hübsches Wägelchen schenkt. Nun aber drohen ihr neue Gefahren. Samsthanaka, ein Prinz, verfolgt die Schöne und will sie, da sie spröde bleibt, umbringen lassen. Der Sklave aber gehorcht nicht, indem er sagt: ich bin für Sünden meines früheren Lebens genug gestraft, daß ich jetzt Sklave seyn muß. Ich will keine neue so große Sünde begehen, daß ich jenseits noch einmal Sklave werden müßte. Nun legt der Prinz selbst Hand an und erwürgt die arme Vasantasena. Der Prinz versteckt die schöne Leiche und klagt den Charudatta als Mörder an. Dieser muß vor Gericht erscheinen und vertheidigt sich kaum, denn er will nicht mehr leben, da Vasantasena todt ist. Der König, Schwager des Prinzen, befiehlt seine Hinrichtung. In diesen Scenen wird jede Schmach auf das Königthum gehäuft. Charudatta wird zum Tode geführt und soll eben sterben, als Vasantasena herbeieilt und ihn fest mit den Armen umschließt, ihn nicht mehr lassend. Ein frommer Büßer hat die vermeinte Leiche gefunden. Sie war nur betäubt und erholte sich bald. Unterdeß hat aber auch Aryaka, ein ungerecht Verfolgter, welchen Vasantasena einst von seinen Ketten befreit hatte, das Volk aufgeregt und den König gestürzt. Alles endet nun in Lust. Charudattas erste Frau, die schon bereit war, sich mit seiner Leiche zu verbrennen, wird von ihm umarmt:

Mein theures Weib, welch Irren kam dich an,
Dich zu vernichten, da dein Gatte lebt!
So lang die Sonne hell am Himmel strahlt,
Schließt nicht der Lotos die verliebten Blätter.

Das ist das höchst merkwürdige Revolutionsstück der Inder, dessen Inhalt und ganze Fassung auf andere Zustände hinweist, als sie in den Schauspielen Kalidasas gefunden werden.

Unter den indischen Lyrikern erwarb sich den größten Ruhm Amaru, der sich als ein schwärmerischer Anhänger des Krischna und Kama verräth, indem er in einer großen Menge von kleinen Liedern alle die liebeseligen Empfindungen besang, die er während seiner See-

lenwanderung durch hundert weibliche Körper erlebt haben wollte. Etwas ähnliches existirt nicht in der Welt.

Merkwürdig ist ein philosophisches Schauspiel, voll Allegorien, ein Vorbild der spanischen Autos. Es heißt Prabodhat-schandrodaja oder der Erkenntniß Mondaufgang. Die darin auftretenden Personen sind die Religion, die Philosophie, die Sinne, Leidenschaften, Intelligenzen, Tugenden und Laster. Es handelt sich um die Trennung des echten Glaubens von der philosophischen Speculation, die sich aber zuletzt als längst ersehnte Geliebte wiederfinden.

Unter den lehrhaften Dichtungen glänzt „Pantscha tantra" (die fünf Abschnitte oder Sammlungen) als die älteste bekannte Fabelsammlung der Inder, jedoch nicht älter als aus dem 5. Jahrh. nach Christo. Als Verfasser gilt Wischnusarman, allein er war eigentlich nur Sammler, wenigstens zog er ältere Dichter aus. Weil in den darin enthaltenen Fabeln, die unter dem Namen Hitopadesa (freundliche Unterweisung) noch besonders ausgeschieden wurden, so viel Lebensweisheit zu finden ist, nannte man das Buch auch in der Sanskritsprache Vidyapriya, Freund der Arznei oder heilsamen Lehre. Daraus machten die persischen Uebersetzer den Dichternamen Bidpai, so daß das Buch unter dem Titel „Fabeln des Bidpai" bekannt wurde. Indem man es wiederum ins Arabische übertrug, erhielt es den Titel „Kalilah und Dimnah", nach den Namen der beiden Schakale Karalaka und Damanaka, die sich im ersten Buch mit einander unterhalten und in ihre Unterhaltung eine Menge Fabeln einflechten. Doch ist diese Sammlung nicht zu verwechseln mit den arabischen Fabeln des Lokmann, die mit den griechischen des Aesop übereinstimmen, obgleich auch ihre Quelle eine asiatische ist. Die Stimmung im Pantscha tantra ist durchweg antibrahmanisch, ohne buddhistisch zu seyn. Die empfindsame Reise des Brahmanen Paramarta mit seinen fünf Schülern ist das Vorbild aller spätern Schildbürgergeschichten und tragikomischen Abenteuer einfältiger Gesellen, ähnlich dem alten deutschen Schwank von den sieben Schwaben. Die Brahmanen werden darin aufs boshafteste, aber zugleich witzigste verspottet. Sie ist im indischen selbst öfters nachgeahmt worden,

z. B. in dem tamulischen Guru Nudle. Auch waren mehrere sehr derbe Lustspiele ausdrücklich auf Verhöhnung der Brahmanen berechnet. Waren die letztern wirklich so verdorben, oder gab es an den Höfen aufgeklärte und politisch kluge Könige, welche die Brahmanen herabdrückten und über die sie dann spotteten, wie der Hof Ludwigs XV. über den Tartuffe? Im Lustspiel „Turta Nataka" erscheint der Brahmane Mureswara als ein solcher Tartuffe, indem er den Pietisten spielt, aber eine hübsche Tänzerin bei sich versteckt hat, durch deren Auffindung er unendlich beschämt wird. In einem andern Lustspiel „Samagama" zanken sich zwei Brahmanen um ein Freudenmädchen und ein dritter, welcher entscheiden soll, eignet das Mädchen sich selbst zu. Noch toller ist das Lustspiel „Kautuka Serwaswa." Hier sammelt der Prinz Kaliwatsala um sich den Auswurf gottloser Menschen und empfängt von ihnen die lasterhaftesten Lehren, die alle Moral geradezu umkehren. Am Schluß dieser saubern Unterhaltungen läßt er alle Brahmanen einkerkern und unter Trommelschlag das Laster als Tugend ausrufen. Das Lustspiel „Hasyarnava" aber, verfaßt von Jagaddisa, übertrifft alle andern als die derbste Satire auf die Corruption aller Stände.

Vorzügliche Beachtung verdient noch eine der späteren Sammlungen indischer Märchen, erst im 12. Jahrh. nach Christo verfaßt von Somadeva, aber angefüllt mit den geistvollsten Mythen und Legenden älterer Zeit, nur daß sie alle in der gefälligen Märchenform, gleich der arabischen 1001 Nacht, erzählt sind. Die Einkleidung ist noch viel kunstreicher, als die jenes arabischen Werkes. Wenn man eine Erzählung wie die Schale eines Eies öffnet, quillt uns schon wieder die eines andern Eies entgegen. Wir glauben uns in ein Labyrinth von Erzählungen verloren und doch führt uns die geschickte Hand des Dichters wieder sicher hinaus. Höchst eigenthümlich und anziehend sind die Märchen von Shiwa und Parwati, welche als Menschen wiedergeboren nicht wissen, welch göttlichen Ursprungs sie sind, sich als Fremde kennen lernen, aber einander lieben und plötzlich erkennen, sie seyen die höchsten Götter und schon längst einander vermählt.

Viel lockerer zusammengefügt sind die Avadanas, indische Fa
beln und kleine Erzählungen, die man bisher nur in chinesische
Uebersetzung aufgefunden hat, die aber viel Sinnreiches und Schöne
enthalten und durchaus von sittlicher Würde getragen sind.

5.

Buddhistische Dichtungen.

Die Lehre Buddhas eignete sich, in phantastischen Dichtunge
auszuschweifen, doch hielt sie innerhalb der indischen Grenzen imme
noch die Manier der Puranas fest und verlor noch nicht das eigen
lich indische Gepräge, erst indem sie einerseits zu der malayische
Race im Süden, andrerseits zu der mongolischen im Osten und No
den vordrang, verwilderte sie vollends und nahm fremdartige El
mente in sich auf.

In den buddhistischen Legenden und Dichtungen der eigentliche
Inder herrscht zunächst dieselbe theologische Polemik des Buddhismu
gegen die Trimurtilehre, wie unter den besondern Anhängern de
Brahma, Wischnu und Shiwa. Es kommt fast immer nur darau
an, den einen Gott auf Kosten der übrigen zu erheben. Anfang
ist das Band, was alle Inder im Glauben einigt, noch nicht völli
zerrissen. Der Buddhist erkennt die Trimurtigötter noch an, sofer
sie sich zu ihrem Buddha noch verhalten wie Diener zum Herrn
Schüler zum Meister. Zuweilen erscheinen sie als seine Emanatio
nen, so wie auch Maya als Mutter des Buddha aufgefaßt wird
Der Umstand, daß Maya ihn als Jungfrau geboren haben soll, ha
später den Irrthum genährt, als sey der Buddhismus schon ursprüng
lich dem Christenthum verwandt gewesen. Der Legenden und Dich
tungen, in welchen Buddha nun mit den alten indischen Götter
noch verbunden und denselben nur übergeordnet erscheint, gibt es i
großer Zahl und sie sind häufig sehr läppisch. Es genüge, hier nu
ihre Beschaffenheit angedeutet zu haben. — Mit den Puranas habe

die buddhistischen Legenden auch noch die Vergötterung des Priester- und Büßerstandes gemein, ja hier erreicht diese Gattung von Poesie erst ihren Gipfelpunkt, denn der Buddhist ist schon von Anfang an dem höchsten Gotte gleich gestellt und es kommt lediglich auf seinen Willen an, Gott zu werden, wogegen der brahmanische Büßer von Anfang an den Göttern tief untergeordnet ist und seine Bekehrung durch Ascese immer eine Art Rebellion bleibt, daher ewig von den Göttern abgewehrt wird. In einer Menge von brahmanischen Dichtungen wird der übermüthige Büßer in dem Augenblick, in welchem er der Götter Meister geworden zu seyn glaubt, durch dieselben beschämt, bestraft und in seine Unbedeutenheit zurückgestürzt. In den buddhistischen Legenden aber geht der Büßer ohne Schwierigkeit in Gott über und wird mit ihm ein Wesen.

Den reinsten buddhistischen Charakter tragen diejenigen Dichtungen, in welchen Buddha sich in hingebender Liebe nicht nur für die Menschen, sondern für alle Geschöpfe opfert. Die abendländischen Mysterien des Osiris und Dionysos kannten auch einen sterbenden Gott, aber sie legten demselben nicht die Liebe bei, sie machten ihn zu einem gezwungenen, nicht zu einem freiwilligen Opfer. Der schöne Buddhacharakter wurde aber in den Buddhalegenden vielfach karrikirt. Es genügte nicht, den Gott mit dem Sandelholz zu vergleichen, welches unter der Art, die es fällt, den süßesten Wohlgeruch verbreitet. Die Buddhalegenden namentlich auf Ceylon und in Tibet erzählen, wie Buddha sich freiwillig in einen Hasen verwandelt und vom Jäger habe erlegen lassen, um diesem zur Speise zu dienen, wie er einmal in der Wüste sich den ganzen Leib zerschnitten und mit den Stücken die wilden Thiere gefüttert, wie er einmal seine Frau einem Bettler geschenkt habe ꝛc.

Die Siege Buddhas über die bösen Dämonen in den Ländern, in die seine Lehre eindringt, bilden den Inhalt vieler und ausgezeichneter Dichtungen. Darin wiederholt sich ein Sinnbild, welches auch in der h. Schrift vorkommt, der Sieg über die Schlange. Der wandernde Gott tödtet überall, wohin er seinen segensreichen Fuß setzt, die Schlangen, welche dort vorher das Land beherrschten.

Auf der großen Insel Ceylon, welche heute noch ein Hauptsitz des Buddhismus ist, leben merkwürdige Andenken des Gottes fort, vor allen der berühmte Fußtapfe auf dem s. g. Adamspic, eine 11 Fuß lang in Stein gehauene Fußspur (welche später von den Muhamedanern dem Adam zugeschrieben wurde). Hieher soll Buddha zuerst seinen Fuß gesetzt haben. Weit im Osten in Siam zeigt man den Auftritt des zweiten Fußes, denn mit einem Schritt soll der Gott beide Länder für seine Anhänger eingenommen haben. Bemerkenswerth erscheint in dieser Legende, daß er den linken Fuß auf Ceylon, den rechten aber auf das siamesische Gebirge setzte, also das Gesicht der indischen Heimath zugewandt hatte. Eine andere Reliquie von ihm ist auf Ceylon der große Elephantenzahn, sofern er einmal dort als weißer Elephant erschien. Im Uebrigen faßt die Legende den Gott großartig als Wiederhersteller der Welt auf, denn er soll jenen Riesenschritt auf Ceylon und Siam unmittelbar nach der Sündfluth gemacht und mithin diese Länder erst zu Tage gebracht haben. Vielleicht bezieht sich darauf der Umstand, daß bei dem großen Fest des Gautama das ganze Volk nur nackt erscheinen darf, wie unmittelbar nach der Schöpfung. Wieder anders faßt die überaus reiche Legende von Ceylon die Besitzergreifung der Insel durch den Gott ganz so wie die Siege des Zeus über die Titanen auf. Das Land ist voll Riesen, aber der Gott erscheint im Gewitter und zerschmettert die Unholde mit seinen Blitzen. Endlich läßt die Legende den Gott über den Schlangenkönig Oddy siegen, den blauäugigen Teufel, der ganz von giftigen Schlangen umringelt ist. Nicht minder ausschweifend sind auf der Insel Java die buddhistischen Dichtungen Kanda und Manek Maja. Hier führt Buddha den Namen Guru und wird mit den Göttern der Brahmanen verbunden.

Hier auf der Insel stießen die einwandernden Buddhalehrer überall auf die olivenfarbenen Malaien, eine der niedern Menschenracen, jedoch höher stehend als die Neger. In Hinterindien dagegen, dem heutigen Birma, Siam, Ava, Pegu, Cochinchina war die malaische Race schon in unvordenklicher Zeit von Norden her mit der mongolischen vermischt worden und zeigt heute noch die dunkle Hautfarbe

des Südens mit den breiten Backenknochen und schiefen Augen der Mongolen verbunden. Der Buddhismus kam, wie die übereinstimmenden Legenden von Ceylon und Siam beweisen, in das letztere Reich direct aus Indien und nicht über China, wohin der Buddhismus erst über Tibet durch die Hochgebirge Asiens eingedrungen zu seyn scheint.

Auch in Siam und überhaupt dem hinterasiatischen Festlande wurde Buddha als weißer Elephant und in seinen Fußtapfen und Reliquien in Dhagops und weitläufigen und reichgeschmückten Tempeln verehrt, die heute noch durch ihre pyramidalische Form, reiche Ornamentik und Vergoldung auffallen. Buddha heißt hier Gautama, auch Sommonokodam, in Pegu Maha Sundera. Die bedeutendste Legende in Siam ist die von den Kämpfen des Sommonokodam mit dem bösen Dämon Dewahda (Tewelat).

Zwölftes Buch.

China.

1.

Die mongoliſchen Völker.

Unter dieſem Geſammtnamen begreifen wir alle Völker, welche die gelbe Hautfarbe, die kleinen, ſchiefen Augen und breiten Backenknochen von allen andern Menſchenracen unterſcheiden. Sie fanden ihre Heimath im Norden und Oſten Aſiens, wo ſie noch heute wohnen, ſie ſtellen aber dort auf eine merkwürdige Weiſe zwei Extreme dicht neben einander dar, das beſtialiſcher Roheit, Unſauberkeit und Grauſamkeit in den hohen Steppenländern und das der raffinirteſten Verfeinerung und Ueberbildung in den fruchtbaren Niederungen.

Als Hauptäſte des Mongolenſtammes unterſcheiden wir erſtens im ganzen Norden Aſiens den finniſchen Völkerarſt, deſſen edelſte Zweige ſich nach Süden ausbreiteten als Avaren, Chazaren, Petſchenegen, Komanen, die wir alle im Mittelalter werden gegen Europa vordringen ſehen, während die nordiſchen Zweige ſich als Eſthen, Letten, Preußen, Finnen rings um den finniſchen Meerbuſen her ausbreiteten und zuletzt als Lappländer und Samojeden im Eis und Schnee der Polarzone verkümmerten. Zu ihnen gehören ferner die ſämmtlichen ſibiriſchen Völker, Tunguſen, Dauren und die Mandſchu,

die seit zwei Jahrhunderten in China herrschten. Zu ihnen gehörte wahrscheinlich auch das längst untergegangene Volk der Tschuden, deren Gräber am Jenisey, am Irtizsch und Altai und an der Wolga durch den darin verborgenen Goldreichthum berühmt sind. Man bezieht auf sie die Märchen, welche Herodot von den Geistern und goldbewahrenden Arimaspen erzählt hat, und glaubt daß auch der Name der Skythen von dem ihrigen entnommen sey. Sonst wissen wir aber nichts von ihrer Cultur. Im Gegentheil waren und sind noch alle finnischen Stämme einfache Hirten, Fischer, Ackerbauer ohne höhere Cultur.

Der zweite Hauptast begreift die Völker der mittelasiatischen Steppe in sich, südlich von den finnisch-sibirischen Stämmen, von ihnen getrennt durch das Gebirge Altai. Diese sind es, die man vorzugsweise Mongolen und deren Land man die Mongolei nennt. Zu ihnen gehören die alten Hunnen, die zahlreichen Kalmucken, Kirgisen, Buräten ꝛc., sämmtlich Nomaden, die mit ihren Heerden durch die Steppen im Nordwesten Chinas und die ungeheure Steinwüste Gobi ziehen und die von uralter Zeit her gleich den Arabern als die schnellsten Reiter und zugleich auch durch ihre Kameelzucht berühmt sind. Das Leben in der Wüste hat ihnen dieselben Gewohnheiten aufgenöthigt im Norden wie den Arabern im Süden. Im Uebrigen sind sie der Race nach himmelweit von den Arabern verschieden und fehlt ihnen vor allem die Ritterlichkeit und das hohe Bewußtseyn der Ehre. Sie waren von jeher schrecklich schmutzig und sklavisch, und nur dann furchtbar, wenn sie zu hunderttausenden einem beute- und blutgierigen Despoten nachschwärmten. Ueber die Grenze zwischen diesem häßlichen Volk und den edeln Türken am kaspischen See ist überaus viel gestritten worden. Die Türken, Turkomannen, die alten Saken, Parther, Bactrier, Perser, Kurden, Kaukasier gehörten und gehören alle der edlen arischen Race an und stellen heute noch die schönste körperliche Entfaltung derselben dar. Mit diesem schönsten aller dermalen noch die Erde bewohnenden Menschenstämme kann nun unmöglich gerade der häßlichste, nämlich der kalmuckische, verwechselt werden, und doch streiten die Gelehrten immer noch, wo

ihre Grenzen waren, weil man unter dem Namen der Hunnen und Tataren in der That beiderlei Racen begriffen findet, wie denn schon der skythische beide umfaßt hat. Die Hunnen sind uns von römischen Geschichtschreibern so deutlich als Mongolen beschrieben, daß über sie kein Zweifel obwalten kann, und auch von den Tataren haben wir ganz ähnliche Nachrichten. Die Tata oder Tadsche der Chinesen sind reine Mongolen gewesen. Gleichwohl ist der Name der Tataren auch auf offenbar edlere türkische Stämme übertragen worden und öfters haben mehrere solche Völker zugleich unter einem Eroberer dienen müssen. In diesem Grenzstreit der asiatischen Völker ist die unverbrüchliche Regel, daß der chinesische Staat im Osten Asiens es immer nur mit verwandten finnischen und mongolischen Stämmen zu thun gehabt hat, und nicht mit den ihm gänzlich fremden und viel zu weit im Westen von ihm abwohnenden Türken. Erst in sehr später Zeit, als sich das chinesische Reich bis weit in den Westen ausdehnte, kam es mit den Türken und überhaupt mit dem arischen Menschenstamm in Berührung. Die Hiognu, die man für die Hunnen und zugleich für Türken hat ausgeben wollen, sind Mongolen gewesen. Türken sind niemals auch nur bis an den Steinwall der Wüste Gobi, geschweige über sie hinausgekommen. Das eigentliche China ist nie von einem andern Völkerstamm angegriffen oder erobert worden, außer von raceverwandten Steppenmongolen und Sibiriern. Nur deshalb sind alle Eroberer Chinas in kurzer Frist selber Chinesen geworden.

Den dritten Hauptast des mongolischen Völkerstammes bildeten die Chinesen und was sie von den Steppenmongolen unterschied, war eigentlich nur die höhere und ganz eigenthümliche Bildung, welche sie erwarben, denn physisch zeigte sich bei ihnen und den Mongolen kaum ein Unterschied. Zwar gibt es innerhalb Chinas selbst eine Menge verschiedener Stämme, alle haben jedoch einen gemeinschaftlichen Racentypus, überall in den Hauptzügen des Charakters wie des Gesichts unverkennbar.

Den vierten Hauptast umfassen die schon genannten hinter-

indischen Cochinchinesen, Siamesen, Birmanen ꝛc., die sich mit Malaien vermischt haben.

Den fünften sandte der mongolische Stamm nach der Halbinsel Korea und nach den großen japanischen Inseln aus, allein auch bei ihnen herrscht der entschiedene Racentypus über die Besonderheiten vor, welche diese östlichsten Mongolen von den westlichen und südlichen unterscheiden.

In Bezug auf die politische und Culturgeschichte wäre von Bedeutung, zu erfahren, wie sich die goldreichen Tschuden zu dem ältesten Culturstaat in China verhalten haben. Das liegt aber völlig im Dunkel und wie es scheint, waren sie durch die Wüste Gobi beiderseits getrennt ohne von einander zu wissen.

Wir müssen uns die gesammte mongolische Race denken als zerstreut in ursprüngliche nomadisirende Familien, welche sich zu Horden vermehrten. Die Horde oder wandernde Gemeinde (die Familien mit ihren Sklaven) ist heute noch die Grundlage alles mongolischen Staatslebens. Aus vielen von einem kühnen Führer zusammengezwungenen Horden entstanden von Zeit zu Zeit große Kriegsvölker, deren Heerlager am Ende als eine Residenzstadt stehen blieb. In der Regel aber lösten sich solche schnell entstandenen Wüstenreiche auch bald auf und die Horden vereinzelten sich wieder, bis ein neuer Sturm sie wie Sand auf einen Haufen warf, der dann abermals zerrann.

Nur in China und Japan gestaltete sich eine feste und so dauerhafte Lebensform, daß sie unverändert durch Jahrtausende dieselbe geblieben ist. Beides, jenes rasche Aufwallen eines ungeheuren Völkermeers in der Wüste, wie dieses mumienhafte Erstarren eines lebendigen Volkes, hat etwas Gespenstisches an sich. Die Nomaden der Wüste hat die h. Schrift unter Gog und Magog begriffen und läßt sie als furchtbare Drohung für alle übrigen Völker wie eine Wetterwand am nordischen Horizonte stehen, in jahrhundertlanger Ruhe, bis sie plötzlich in Bewegung kommen und als ein furchtbares Ungewitter die Pforten des Kaukasus durchbrechen und als Gottes Strafgericht den zitternden Westen überziehen. Ein Schreck-

gespenst bis zum Weltende. Daneben erscheinen die Culturvölker in China und Japan nun wieder fast lächerlich, als Karikaturen der wahren Cultur, als Automaten, die sich nur maschinenmäßig im ewigen Geleise fortbewegen, oder wie in einem stillen Wahnsinn befangen, also eben so unheimlich. Das am meisten Gespenstische an den Chinesen ist aber ihr Verstand, eine durchaus achtbare Nüchternheit im Denken, die aber jegliche edlere Begeisterung, jegliches Erfassen irgend eines höhern Ideals ausschließt und daher vorzugsweise die Alltäglichkeit und unausstehlich langweilige Unveränderlichkeit im innern und äußern Leben des Chinesen bedingt, das Urphilisterthum, dem alle gebildeten Nationen sich mehr oder weniger nähern, sobald sie über dem irdisch Nützlichen das göttlich Schöne vergessen.

In jenen seltsamen Chinesen enthüllte sich am allerfrühesten jene Seite der Menschheit, die erst in den letzten Zeiten auch im Abendlande zum Vorschein gekommen ist. Ihre Betrachtung muß uns daher in mehr als einer Hinsicht lehrreich werden. Lange vor Christi Geburt, in einer Zeit, in der ganz Europa noch in tiefer Barbarei lag, gab es in China schon ein ganz modernes Staatsbeamtenthum, Schulwesen, Zopf- und Philisterthum, wie es erst im vorigen Jahrhundert bei uns aufkam.

2.

Der gelbe Fluß.

Die weitausgedehnte Hochebene, steinig im Osten, sandig im Westen, die Wüste Gobi oder Kobi genannt, fällt gegen Südosten steil ab und erscheint von hier aus als ein schwer zugängliches Gebirge. „An diese Wüste reihen sich südwestlich die Hochgebirge von Tibet und gehen in das indische Himalayagebirge über. Dieser ganze Kranz von Bergen aber schließt das weite Tiefland von China ein, dessen flache Ufer sich im Osten gegen das stille Weltmeer ausbreiten. Durch die Flüsse, die aus den westlichen Gebirgen mitten

durch das Niederland bis zum Meere laufen, wird das Erdreich hier eben so fruchtbar gemacht, wie Mesopotamien durch den Euphrat und Tigris und Aegypten durch den Nil.

Der größte dieser chinesischen Flüsse heißt Hoang-ho (der gelbe Fluß), von seiner Farbe. Ihm entlang ging die erste Wanderung der Menschen, die aus dem Urſitz im Westen herkamen. An seinen Ufern wurde zuerst der Ackerbau gepflegt und das erste Reich gegründet. Deshalb ist Gelb die Reichs- oder Kaiserfarbe in China geblieben und der Titel des Kaisers ist Hoangti, der gelbe Herr. In dem Worte Ti liegt derselbe Begriff, wie im griechischen Theos (Gott). Zum zweiten der großen Ströme Chinas, Kiang oder Wang, kamen die Chinesen erst tausend Jahre später als zum gelben Fluß. Er läuft mit diesem parallel und zwischen beiden liegt das eigentliche China (Maha-Tschin, das große Tschin), welches nach und nach durch Canalisation noch fruchtbarer gemacht, mit Städten bedeckt und ungeheuer volkreich wurde.

Nach ihrer eigenen ältesten Ueberlieferung kamen die Chinesen aus den westlichen Gebirgen vom Norden Indiens her und hielten sich auch in der ersten Zeit noch im Alpenlande auf, ehe sie in den Tiefen sich ansiedelten. Der schneereiche Kuenlun mit dem Berggipfel Tschungling im äußersten Westen galt den Chinesen als ihr Urberg und Paradies, wie den Indern der Meru. Sie fanden das Land im Osten noch im wilden Naturzustande, hauptsächlich voller Sümpfe, weil die zahlreichen Flüsse leicht über die seichten Ufer traten. Auch waren schon vor ihnen einige völlig rohe Völkerstämme eingewandert, theils nackt und tätowirt, theils in Thierfellen. Wie es scheint, kostete die Urbarmachung des überschwemmten Landes unter feindlichen Nachbarstämmen viele Mühe, und wurde die Ausbildung eines einzigen Großreichs dadurch erschwert, daß auch unter den schon civilisirten Chinesen Zwietracht eintrat und öfters mehrere Reiche neben einander bestanden.

Aus der durchaus fabelhaften Geschichte, welche die Chinesen aufgezeichnet haben, ist nur wenig zu entnehmen, was sich eigentlich nicht von selbst verstände. Nämlich, daß irgend einmal ein

großer Fürſt oder Geſetzgeber und Weiſer das Volk aus dem Rohen herausgearbeitet habe. Die Namen und Daten in den chineſiſchen Annalen ſind indeß mythiſch. Ungefähr 3000 Jahre vor Chriſti Geburt ſoll Fohi der erſte chineſiſche Fürſt oder Kaiſer geweſen ſeyn, der das Fiſchen mit Netzen, die Muſik, die Schrift und das Rechnen erfunden, die Ehen geordnet und die erſte Bureaukratie eingerichtet haben ſoll, nämlich die Hierarchie der Mandarinen (Staatsdiener), die heute noch in China beſteht, als die einzig rechtmäßige Vormünderin des Volks. Sein Nachfolger Shin-nong ſoll zuerſt den Ackerbau, aber auch die Arzneikunde, der nächſte, Hoang-ti, das Maaß, die Münze, die Färberei, die Glocken, die Waffen und die Magnetnadel erfunden haben. Er zuerſt vereinigte die Menſchen in Städte. Seine Gemahlin aber erfand die Seidenzucht. Auf ihre Namen alſo iſt die älteſte Civiliſation der Chineſen in drei Grundzügen, zuerſt als die eines Jäger- und Fiſchervolks, eines ackerbauenden und endlich eines Induſtrievolkes getauft, die folgenden Kaiſer ſind unbedeutend oder entarten ſchon. Von den drei erſten Regenten aber erfahren wir ſonſt nichts, als daß ſie große Erfinder und Gründer des Staats waren. Fohis Geſchichte iſt märchenhaft ausgeſchmückt. Er ſoll von einer Jungfrau geboren worden ſeyn, nachdem ein Regenbogen dieſelbe umſchwebt habe ꝛc. Der ganze Anfang der chineſiſchen Geſchichte wiederholt ſich aber noch einmal, denn im J. 2357 vor Chriſto ſoll eine Art Sündfluth, eine ungeheure Ueberſchwemmung ganz China verſchlungen haben, worauf das neue Land durch einen neuen weiſen König und Geſetzgeber, den Yao, abermals neu civiliſirt und organiſirt wurde. Insbeſondere wird demſelben der erſte großartige und ſyſtematiſche Canalbau zugeſchrieben, durch den allen künftigen Ueberſchwemmungen vorgebaut werden ſollte. Auch ſeine Geburt war von Wundern umgeben, ein rother Drache hatte ſeiner Mutter vorgeſchwebt, daher der Drache das kaiſerliche Wappenthier wurde. Auf dem Rücken einer Schildkröte las er die ganze Geſchichte des Reichs ꝛc. Ein Phönix ließ ſich zu ſeiner Zeit ſehen, wie immer nur unter den beſten Regenten. Ihm ſchreibt man auch die erſte Sternkunde zu. Er ſoll einen Himmelsglobus

beſeſſen haben, auf deſſen blauem Grunde die Sterne durch funkelnde Edelſteine bezeichnet waren.

Mit dieſem Yao nun begann die erſte der 22 chineſiſchen Kaiſerdynaſtien, die in der Geſchichte des Volkes verzeichnet ſtehen, die ſ. g. Hiadynaſtie. In ihr kommen ſchon wieder ſchlechte Regenten vor, gegen welche ſich dann auch Aufruhr erhebt und es zeigt ſich ganz dieſelbe Erſcheinung wie in Babylon. Des fruchtbaren Landes übergroßer Reichthum zieht eine üppige Sinnlichkeit groß. Wie deren erſte Vertreterin im abendländiſchen Meſopotamien die Semiramis war, ſo hier im morgenländiſchen die Meihi. Dieſes ſchöne Mädchen verführte den Kaiſer Kie zu den abſcheulichſten Wollüſten und niedrigſten Vergnügungen unter Sängern, Tänzern und Komödianten. Die obſcönſten Schauſpiele wurden vor ihm aufgeführt. Damit verband ſich ein ungeheurer Luxus. Meihi ließ ihre Gemächer mit einem Moſaik von Edelſteinen pflaſtern. Zur Ergötzung des einfältigen Kaiſers wurden ganze Berge von Speiſen aufgehäuft, die das Volk ſtürmen und ganz aufeſſen mußte. Daneben wurde ein großer See gegraben, mit Branntwein gefüllt und das Volk zugelaſſen, bis die Betrunkenen in Menge erſoffen. Der Harem des Kaiſers zählte 30,000 Frauenzimmer und Kie fühlte ſich ſo glücklich im Beſitz alles deſſen, was die Sinne erfreut, daß er ſich nur beklagte, das Leben ſey ſo kurz und faſt die Hälfte davon gehe durch Schlaf verloren. Da ließ Meihi einen großen Palaſt ohne Fenſter bauen, worin er bei glänzender und immerwährender Beleuchtung nicht merkte, wann Tag oder Nacht ſey, und wo er beſtändig von nackten Perſonen umgeben in paradieſiſcher Wonne lebte. Davon ſoll das berühmte chineſiſche Laternenfeſt ſeinen Urſprung haben. Aber die Koſten für die Verſchwendungen des Hofes waren nicht mehr aufzubringen. Da machte eine Revolution der üblen Wirthſchaft und zugleich der Hiadynaſtie ein Ende, 1765 vor Chriſto.

Ihr folgte die Schang-Dynaſtie, welche die Reſidenz, vom gelben Fluß der großen Ueberſchwemmungen wegen nach Honan verlegte und anfangs gut that, in welcher aber zuletzt die Ueppigkeit abermals überhand nahm. Auch diesmal, in der Mitte des zwölften

Jahrhunderts, war es wieder ein Weib, von welcher der größte Unfug ausging, die Kaiserin Tanki, die ihren Gemahl Tcheou wieder zu fabelhaften Verschwendungen und Unthaten verführte. Ihr schreibt man die erste Erfindung der grausamen Mode zu, derzufolge sich die Chinesinnen die Füße müssen zusammenpressen lassen, damit dieselben so klein wie bei Kindern bleiben. Auch soll sie sich an Martern ergötzt haben, denen ähnlich, welche der Tyrann Phalaris erfand, indem sie Menschen zwang, eine glühende Statue zu umarmen. Aber auch sie wurde durch eine Revolution gestürzt und getödtet und damit endete die zweite Dynastie. Unter der dritten wurde Loyang die Residenz. Eine Rückkehr zur älteren Einfachheit und Tugend bezeichnet der Kaiser Kangvang, welcher nicht in seinem Palaste, sondern unter einem alten Weidenbaume dem Volke Recht sprach. Bald darauf begannen auch schwere Kämpfe mit den Mongolen der Wüste. Das Glück aber, die Macht und der Reichthum verführten die Thronerben immer wieder. Da berichten die chinesischen Annalen vom J. 878 einen schönen Zug von der Treue eines Mandarin. Gegen den tyrannischen Kaiser Li war das Volk aufgestanden und plünderte seinen Palast. Li war entflohen, da suchte die wilde Rotte seinen Sohn, um ihn zu zerreißen. Tschaokong aber, der Mandarin, gab, um den Prinzen zu retten, seinen eigenen Sohn für denselben aus und sah ihn umbringen. Die Geschichte der folgenden Kaiser ist voll von Unruhen, äußern Kriegen und innern Revolutionen und Theilungen. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts aber erfolgte wieder eine Verjüngung und Sammlung des chinesischen Reiches, indem unter der Regierung des Kaiser Kingvang der große Weltweise Kong-fu-tse (Confutius) auftrat und in festen Linien dem Chinesenthum die Bahn und Grenze zog, innerhalb welcher es sich bis auf den heutigen Tag unabänderlich bewegt.

Man faßt diesen großen Lehrer gewöhnlich als einen Neuerer auf, da er doch nur das Alte sammelte, ordnete und bestätigte. So wenig nach ihm eine wesentliche Aenderung im öffentlichen und Privatleben, in der Denkweise und im Geschmack der Chinesen eingetreten

ist, ebenso wenig hat er selbst etwas Neues geschaffen, das Chinesenthum geändert, oder auch nur ändern wollen oder können. Das Chinesenthum stellt sich überall nur als ein zäher, gleichsam versteinerter Familiengeist dar, wie das Judenthum, feindselig allem Fremden, aber auch jeder persönlichen Genialität, welche die Schranken des gewohnten durchbrechen möchte. Daher auch die Chinesen gleich den Juden, alle andern Völker verachtend, unter sich einen Geburtsunterschied nicht kannten, sondern alle, als zu derselben Familie gehörend, sich gleich waren. Die ganze Staatseinrichtung in China war nur ein erweitertes Familienleben, die Bürgerpflicht nur eine kindliche Obliegenheit und die Regentenpflicht eine väterliche. Es bestand eine Ceremonie, der zufolge der Kaiser jährlich einmal wie ein kleines Kind eingewickelt von Hebammen durch die Straßen getragen wurde, oder von seiner Mutter sich sogar eine öffentliche Züchtigung gefallen ließ. Die Eltern und Vorfahren wurden als solche zu Göttern erhoben und blieben dem echten Chinesen sogar die einzigen Götter, denen er Altäre errichtete und zu denen er betete. Alle Ehre, welche der einzelne Chinese sich erwarb, wurde nicht auf die Kinder, sondern auf die Eltern übertragen. Das Kind des angesehensten Mannes, der vielleicht zu einem obersten Mandarinen oder Vasallenfürsten erhoben war, wurde wieder ein gemeiner Chinese und nur die Ahnen wurden gefürstet. So blieb Kong-fu-tse selbst ein Privatmann und Gelehrter, bis ihn der Kaiser zum Mandarinen machte, und seine Nachkommen gingen wieder in die gemeine Masse über. Nach seinem Tode aber wurde ihm der Rang eines Kaisers zuerkannt und somit alle seine Vorfahren zu einer Dynastie gemacht, die niemals regiert hatte. Aus diesen Zügen ist der Familiengeist der Chinesen und ihre instinktartige, keiner Belehrung zugängliche Anhänglichkeit an das Alte und Gewohnte hinlänglich zu erkennen. Derselbe muß sich schon lange vor Kong-fu-tse in den Familien ausgebildet haben, die den Grundstock des chinesischen Volkes bildeten.

Erscheint uns dieser stete Rückblick ins Vergangene, das Erstarren in der gewöhnlichen und immer sich gleichen Weise, die Ab-

sperrung gegen alles Fremde und Neue auch im hohen Grade ei
seitig und bornirt, so erblicken wir doch hierin nur das eine Extrem
welches mit einer gewissen weltgeschichtlichen Nothwendigkeit de
andern im Westen zur Geltung gekommenen Extrem einer ewige
Neuerung und eines unstäten ziellosen Fortschritts gegenüber steh
Es ist wunderlich genug, daß es solche Extreme gibt, aber eins e
klärt und entschuldigt wenigstens das andere und an dem Beispi
eines jeden von beiden erkennt man, was die Menschheit eigentli
zu vermeiden hat, wenn sie den richtigen Weg in der Mit
finden will.

3.

Kong-fu-tse.

Kong-fu-tse, der „Fürst der Weisheit", geb. 550 vor Christe
gab den Chinesen in drei heiligen Büchern (King) die Grundlag
ihrer gesammten Bildung. Diese Bücher aber enthielten nur, wa
vorher schon gedacht und sogar niedergeschrieben war. Das philo
sophische Yking wurde von ihm selbst auf die Urlehre des Fohi zu
rückgeführt; das rein historische Schuking enthielt nur eine Samm
lung der älteren geschichtlichen Aufzeichnungen, und das poetisch
Schiking eine Sammlung der ältesten Volkslieder. An diese dre
King schlossen sich sodann noch Commentare derselben und Lehrbüche
des Ceremoniats.

Die Urlehre des Yking ist ein Dualismus, der aber dem ba
bylonischen viel näher steht als dem persischen. Es handelt sich
nämlich nicht um den Streit des guten und bösen Princips, sonder
ganz so wie im babylonischen Urmythus der Omorka nur um de
Gegensatz von Himmel und Erde, Activität und Passivität, Mann
und Weib. Indessen faßt der nüchterne Chinese den Gegensatz nicht
mit so glühender Sinnlichkeit als eine ewige Hochzeit der Welt auf,
wie der üppige Babylonier und griechische Dionysosverehrer. Viel-
mehr entwickelte Kong-fu-tse aus der uranfänglichen Zweiheit um

eine äußerst langweilige Symmetrie von einander gegenüberstehenden Begriffen in der körperlichen, wie in der moralischen Welt. Das Urmännliche Yang und Urweibliche Yn (Lingan und Yoni der Inder) theilten sich in alles, was da ist, weil in jeglichen Dingen entweder mehr der active oder der passive Pol erkennbar wird.

Das Wichtigste, was aus diesem merkwürdigen Dualismus folgt, war die Vorstellung einer ewigen Correspondenz zwischen der sinnlichen und sittlichen Welt, aber nicht, wie dieselbe von der chaldäischen und ägyptischen Astrologie vorausgesetzt wurde, in der Art, daß die Natur stets die Norm für die Staatsordnung bildet, sondern gerade umgekehrt in der Art, daß die Natur sich nach der letzteren richtet. Herrscht nämlich in der Natur einmal der weibliche Pol vor im Erd- und Wasserleben, Erdbeben, Ueberschwemmungen, nasser und finstrer Zeit, so wurde das nur als das Nachbild eines ähnlichen Zustandes in der sittlichen Welt und als nothwendige Folge und Strafe für eine schlechte Regierung des Staats angesehen. War umgekehrt gute Zeit, so wurde das auf Rechnung einer vortrefflichen Regierung und eines sittlichen Verhaltens unter den Menschen gesetzt. Wenn lange Dürre oder eine Pest herrschte, that der Kaiser Buße, als rühre das Uebel von ihm her. Daraus folgte auch das Recht der Revolution von Seiten des Volkes. In der Regel vertrat der Kaiser allein den Yang und alles übrige Volk die Yn. Von ihm allein sollte alles Thun und Belieben ausgehen, er allein sollte einen Willen haben, das Volk aber sich allezeit passiv verhalten, außer wenn er selbst die Natur dieses Verhältnisses umkehrte. Mißregierung von Seiten des Kaisers erschien eben so frevelhaft, wie Revolution gegen den Kaiser, denn durch beides wurde die Harmonie zwischen den beiden Urprincipien und der Frieden der Welt gestört. Das Ziel aller Bestrebungen in China war nur, den ewig gleichen Frieden zu erhalten und alles beim Alten zu lassen. Dadurch aber erhielt eine gewisse Gattung von Revolutionen, welche nur das Aufhören einer kaiserlichen Mißregierung und Wiederherstellung des Alten ohne irgend eine Neuerung bezweckte, vollkommene Berechtigung in den Augen der Chinesen.

Kong-fu-tse kannte nur ein Zweigetheiltes, aber der Idee nach harmonisches Weltganze, pantheistisch ohne einen Gott, der etwa innerlich die Gegensätze der Welt verbände, noch der außerhalb und über der Natur stünde. Die Chinesen kannten Gott nicht, bauten auch keinen Tempel, hatten keine Gott geweihten Tage. In ewigem Einerlei philisterten sie fort, ohne einen Sonntag zu machen. Eben so wenig, wie an einen Gott, glaubten sie an eine Unsterblichkeit der Seele. Als die vollkommensten Spießbürger auf Erden kannten sie nichts, als die Alltäglichkeit ihres Daseyns, und wollten von nichts anderm wissen. Was man bei ihnen Tempel nennen kann, waren nur Denkmäler berühmter Mandarinen und Gelehrten und Altäre, auf denen man den Ahnen opferte. Die Ahnen galten mithin als Schutzgeister der Familien und im Glauben an ihre Fortdauer lag eine gewisse Anerkennung der Fortdauer der Seele nach dem Tode, allein die Chinesen machten sich niemals eine klare Vorstellung von dem Leben der Ahnen nach dem Tode. Der Cultus der Ahnen ging nur die Glieder der Familie an, von einem besondern Priesterstande wußte Kong-fu-tse noch nichts.

Die Opfer, welche die Chinesen den Geistern der Gestirne, Winde, Berge, Flüsse, und hinwiederum den Geistern der Landschaften, Städte, des Ackerbaues, der Künste ꝛc. darbrachten, sind keine Beweise für einen etwa ältern Naturcultus, der sich noch unter der Herrschaft des nüchternen Systems behauptet hätte, sondern erklären sich wohl am einfachsten aus diesem System selbst, sofern man in jenen Genien gleichsam Bürgen des Friedens und der Erhaltung ansprach.

Alle sittlichen Gebote und die ganze Einrichtung des Staats und des Familienlebens bezweckten ein ewiges Einerlei ohne die geringste Abwechslung. Im Staat blieb alles beim Alten. Das Volk arbeitete und gehorchte, die aus ihnen hervorgehenden bessern Köpfe wurden in den Schulen zu Mandarinen herangebildet und wurden dann die Beamteten und Räthe des Kaisers, welcher seinerseits an das Herkommen gebunden war und dasselbe nicht verletzen konnte, ohne sich einer Revolution auszusetzen. Man ließ in der Regel eine Dynastie bestehen, so lange sie es nicht zu arg machte.

Innerhalb der Dynastie aber erbte nicht der Erstgeborene, sondern der Fähigste, den der vorige Kaiser zum Nachfolger bestimmte, in der Regel mit Zustimmung der Mandarinen. Man betete den Kaiser wie einen Gott an und er war in der That der einzige, den die Chinesen für Gott hielten, allein er mußte sich wie jeder andere Chinese nach dem Herkommen richten und selbst die Zahl der Schuppen des Drachen auf dem Brustschild seiner Amtskleidung durfte niemals verändert werden. Die Mandarinen (ein portugiesisches Wort) hießen auf chinesisch Koang. Sie bildeten eine wohlgegliederte Hierarchie durch alle Provinzen und ihren Rang bezeichnete seit uralter Zeit die Farbe der Knöpfe und die Zahl der Pfauenfedern auf ihrer zugespitzten Pelzmütze. Einige Koangs übten unter dem Namen der Kotao das Amt der Censur aus (wie im alten Rom) und durften ihr Veto einlegen, wenn der Kaiser das Herkommen verließ. Selbst fremde barbarische Eroberer änderten nichts im System, denn sie wurden immer bald selber Chinesen. Um das Herkommen und die Ordnung aufrecht zu erhalten, diente ein schon sehr früh ausgebildetes Polizeisystem. Die Bewohner jeder Straße waren solidarisch verantwortlich für alles, was in ihrem Bereich vorkam. Die niedern und höhern Mandarinen überwachten alles mit Argusaugen. In den Staatsschulen wurde die Jugend im alten System völlig gleichförmig erzogen. Durch ganz China sah ein Haus dem andern gleich, alle von Holz und mit zeltartig vorspringendem Dach, was noch an das frühere Nomadenleben erinnert. Wie in der Baukunst, so blieb in allen Künsten und Gewerben der chinesische Geschmack unverändert bis auf diesen Tag. Eben so die Volkstracht, welche sich durch die Weite und das Weibische der Gewandung auch beim männlichen Geschlecht und durch grelle Buntheit von der Kleidung aller andern Völker der Erde unterscheidet. Auch der berühmte Zopf war nicht erst eine Neuerung mongolischer Eroberer, wie man gemeint hat, sondern ist in China uralt und der merkwürdige Repräsentant eines Systems, welches im vorigen Jahrhundert nicht in Europa eingebürgert werden konnte, ohne auch den Zopf mitzubringen.

Das Achtungswürdigste und Zarteste im Chinesenthum war die Pietät im Familienleben, obgleich sie die Männer verweichlichte und den Servilismus im Frieden, die Feigheit im Kriege begünstigte. Schon im ältesten Liederbuch der Chinesen kommen Klagen der Refractäre vor, welche die Waffen scheuten, Klagen der Soldaten, die im Felde stehen und gern heim möchten. Sehr achtungswürdig erschienen ferner seit uralter Zeit der Fleiß und scharfsinnige Erfindungsgeist der Chinesen. Mit der zähesten Ausdauer arbeiteten sie seit Jahrtausenden, um sich und ihre Familie ehrlich zu ernähren, nicht durch Raub und Eroberung, wie so viele andere Völker des Alterthums.

Die Regierung sollte immer eine väterliche seyn. Daher die uralten Anstalten der Humanität in China, Hospitäler, Findelhäuser, Blindenanstalten, Versorgungshäuser für Greise ꝛc. und die große Sorgfalt für Schulen. Jeder Chinese ohne Unterschied des Standes mußte lesen und schreiben lernen, sich feine und höfliche Manieren angewöhnen und des Kalokagathon, wenn auch in anderer Art, doch eben so pflegen, wie zu Athen. Deswegen betrachteten sich die Chinesen aber auch, gleich den Athenern, als das einzig gebildete Volk auf Erden und alle andern Völker als Barbaren. Ihr Reich galt ihnen daher von jeher als „das Reich der Mitte", und zugleich als das himmlische oder paradiesische, weil seine Cultur allein ein glückliches und schönes Daseyn ermöglichte. Die Erhaltung dieses wohlhäbigen und gleichsam idealen Zustandes galt dem Chinesen alles und wenn er, um ihn zu erhalten, Krieg führen mußte, so beklagte er den Krieg doch nur als Störung und Ausnahmszustand. Die Hauptaufgabe des Volkes war der Ackerbau, weil es nur von den Früchten desselben leben kann, daher der Kaiser selbst jährlich einmal den Pflug führen mußte.

In Bezug auf das Vereinigen vieler ursprünglich unabhängiger aber von der chinesischen Cultur ergriffener Provinzen zu einem Staate und wieder das Zerfallen desselben in unabhängige Provinzen zeigt die alte chinesische Geschichte ein merkwürdiges Pulsiren. Die erste große Vereinigung der früher noch unabhängigen Theilstaaten

mit dem Mittelreich erfolgte erst unter dem Kaiser Thsin Schi-hoang-ti im J. 246 vor Christo. Dennoch kamen später Theilungen vor. Die kaiserliche Regierung machte desfalls eine förmliche Schule durch. Erst duldete sie, daß die Statthalter der einzelnen Provinzen sich allmählig unabhängig machten. Dann setzte sie nur Verwandte des Kaiserhauses als Statthalter ein und als auch diese nach Unabhängigkeit trachteten, wurden nur noch Statthalter mit sehr beschränkter Vollmacht eingesetzt und immerwährend von der Centralregierung controlirt. Experimente, welche wir auch auf deutschem Boden in wechselndem Verhältniß der Kaiser zu den Herzogen werden wiederkehren sehen.

4.

Lao-tse und Fo.

Obgleich Lao-tse ein halbes Jahrhundert früher aufgetreten ist, als Kong-fu-tse, so mußten wir doch den letztern voranstellen, weil sein System das herrschende in China geblieben ist und ohne Zweifel auch dem chinesischen Volkscharakter am meisten entsprach.

Von Lao-tse wird erzählt, er sey früher als Kong-fu-tse und zwar als ein greisenhaftes Kind mit weißen Haaren und reifem Verstande geboren und später im 15. Jahrhundert vor und im 6. nach Christo noch einmal wiedergeboren worden. Diese seltsamen Erzählungen sollen nur andeuten, daß seine Lehre uralt ist und in verschiedenen Perioden, wenn gerade die des Kong-fu-tse gesunken war, sich wieder gehoben hat. Es ist die Lehre des Tao. Lao-tse hielt nämlich an der Vorstellung eines einigen und höchsten Gottes (Tao, Ti, Theos) fest und ließ aus demselben die Zweiheit nur emaniren. Der eine Gott aber galt ihm als unkörperlich, als ein Geist, und Vergeistigung durch Reinigung von aller irdischen Trübung und Schwere auch als das Ziel des Menschen. Daher verlangte er Entsagung der Welt, stete Gemüthsruhe, innern Frieden, Quietismus,

beschauliches Leben. Früher als unter den Buddhisten Indiens entstand das Klosterleben schon in China unter den Anhängern des Lao-tse. Die Erscheinung erklärt sich, wenn man erfährt, zu den Zeiten des Propheten sey China durch Zwietracht, Krieg und Sittenverderbniß entsetzlich zerrüttet gewesen und habe er nicht das ganze Volk bekehren können, so hätte sich doch unter ihm, als dem Hirten, eine kleine treue Heerde aus den Schrecknissen der Zeit in die Einsamkeit gerettet.

Seine Lehre behauptete sich bis auf unsere Tage, aber nur bei einer Minderheit der Chinesen. Kong-fu-tse verstand sich, wie wir nicht zweifeln dürfen, auf die chinesische Gemüths- und Denkart besser, indem er seinen Dualismus der Lehre vom Tao entgegensetzte, oder vielmehr nur die alte Vorstellungsweise des chinesischen Volkes neu und sicher formulirte. Großen Ruhm erlangte nach Kong-fu-tse selbst dessen größter Schüler Meng-tse, der die King commentirte (im 4. Jahrhundert vor Christo).

Es leuchtet ein, gegen das herrschende System konnten sich nur geniale Kaiser auflehnen, denen es den Zwang eines allzu langweiligen Einerlei auflegte, oder das hungernde Proletariat, dessen dringendsten Bedürfnissen es nicht abhalf. In der That charakterisirt sich die Bewegung in der chinesischen Geschichte als ein Kampf des Imperialismus einer- und des Proletariats andrerseits gegen die wohlhabende und constituirte Bourgeoisie.

Die dritte Dynastie endete wie die beiden ersten durch Entartung der Kaiser. Im J. 255 kam die vierte oder Tsin-Dynastie auf, deren zweiter und größter Regent Schi-hoang-ti das Reich nach außen gegen die wiederholten Einfälle der nordwestlichen Nomaden durch den Bau der weltberühmten großen Mauer schützte. Dieselbe erstreckte sich vom Meere bis zum Hochgebirge im Westen des Reichs in einer Länge von 400 deutschen Meilen und lief über Berge von mehr als 5000 Fuß Höhe hinweg. Sie war von nur wenigen Thoren, aber vielen Wachtthürmen unterbrochen, sehr hoch, dick und breit, so daß viele Reiter oben auf ihr herumreiten und schnell von einem Thurm zum andern gelangen konnten, wenn es

Noth that. Im Innern des Reiches aber kam der gewaltige Kaiser in Zerwürfniß mit dem Beamten- und Gelehrtenthum des Kong-fu-tse, so daß er sich gemüßigt sah, 460 Gelehrte zum Tode zu verurtheilen und alle Bücher des Kong-fu-tse im ganzen Reich verbrennen zu lassen. Leider sind wir von seinen Beweggründen nicht gehörig unterrichtet. Der Kaiser, heißt es, habe zu viele willkürliche Neuerungen beliebt und auf den Rath der Mandarinen nicht gehört, er habe die alten Opfer auf den Bergen zu erneuern befohlen, die ihm sehr übel genommen wurden, deren eigentliche Bedeutung wir aber nicht kennen. Jedenfalls war der Kaiser nicht gesonnen, sich dem Zwange des Systems zu unterwerfen und gehörte einer neuen, eben erst emporgekommenen Familie an, welche die Anhänger der frühern Dynastie unterdrücken wollte. Er behauptete sich als Herr bis an seinen Tod im J. 210. Gegen sein Geschlecht aber erhob sich bald die übermächtige Opposition der Mandarinen und setzte eine neue, fünfte, die Han-Dynastie ein, deren erster Kaiser Kao-hoang-ti auf der Stelle die Neuerungen wieder abschaffte und das System des Kong-fu-tse herstellte. Weil er aber das Volk mit Steuern drückte, stand es wider ihn auf und erst nach langen Kämpfen stellte Kaiser Kouang-Wuti die Ruhe her und breitete das Reich wie im Osten bis nach Korea, so nach Süden aus, indem er Cochinchina eroberte.

Es ist demnach nicht zufällig, daß gerade damals, ein halbes Jahrhundert nach Christi Geburt, der Buddhismus aus Indien nach China eingeschleppt wurde. Die südliche Eroberung brachte China mit Indien in Berührung, die Lehre Buddhas aber diente nur der des Lao-tse zur Stärkung und Verjüngung, denn zwischen beiden herrschte eine große Aehnlichkeit. Buddha empfing in China den Namen Fo und seine Lebensgeschichte wurde in phantastische Märchen gehüllt, seine Lehre aber erfreute sich eines großen Beifalls hauptsächlich in den niedern Volksschichten und bei den Unterthanen der Länder, welche China unlängst erst waren unterworfen worden. In Indien selbst waren es die verachteten, niedrigsten Kasten gewesen, in denen die neue Lehre sich am meisten ausgebreitet hatte und aus dem nämlichen Grunde. Die Lehre des Kong-fu-tse war die des

herrschenden, erobernden, tyrannisirenden Volkes, der Vornehmen und Reichen. Die Buddhalehre mußte daher allen denen zusagen, welche unter jenen Herrn zu leiden hatten, mußte ihnen Trost im Leiden gewähren oder sie stolz aufrichten. Aus gemeinen Bettlern wurden geistige Bettler und China wimmelte bald von Buddhadienern, wandernden Priestern und Mönchen, die man später mit dem allgemeinen Namen der Bonzen brandmarkte. Doch wurde nicht sowohl das eigentliche China der Hauptsitz des Buddhismus, als vielmehr die Grenzländer desselben, wie im Süden Cochinchina, so im Westen Tibet, im Osten Japan. In der Mitte behauptete die Lehre des Kong-fu-tse immer noch die Oberhand, wenn auch die Kaiser aus Staatsrücksichten den Buddhismus daneben duldeten.

Die Mongolen in den Wüsten und Gebirgen rings um China her scheinen ursprünglich einen Sonnen- und Sternendienst gekannt zu haben, welcher im Norden bei den tugusischen und finnischen Stämmen mehr in einen Dämonendienst und Geisterbeschwörungen (Schamanismus) überging. Dieser Uebergang scheint natürlich. Nomadisirende Hirten waren die ersten Anhänger des Sonnen- und Sternendienstes, weil sie immer in der freien Natur lebten, in den rauhen Steppen des Nordens aber wurden sie durch unheimliche Naturerscheinungen wie durch Geisterspuck geschreckt und gereizt. Alter Sterndienst verräth sich noch in den Märchen der Kalmucken. Dschangar, der berühmteste ihrer Helden, von zwölf Genossen begleitet, erscheint, als Sonnenheros, wie auch seine Thaten in so vielen Liedern als Tage im Jahre beschrieben sind. Noch charakteristischer ist der mongolische Held Chunong. Derselbe entstand aus einem großen Ei, das die Tochter des Gottes Hohangho geboren hatte, nachdem sie in der Sonne liegend von einem Sonnenstrahl getroffen worden war. Ein böser König, der seine Mutter eingesperrt gehalten hatte, machte ihn zu seinem Pferdehüter. Chunong aber ließ die guten Pferde hungern und fütterte die schlechten. Dadurch getäuscht nahm der König die letzteren und ließ die ersteren jenem. Als Chunong auch als großer Jäger fast alles Wild vertilgte, begann der König ihn zu verfolgen, Chunong floh und

kam an den Fluß Puschwi. Als er diesen anrief und sich als Kind der Sonne zu erkennen gab, bauten ihm die Fische aus ihren Leibern eine Brücke und er kam in ein fremdes Land. Gewiß ein sehr alter Mythus. — Auch die alte Sitte der Vielmännerei wird auf die Sonnen- und Mondkinder zurückgeführt. Zwei Brüder, Sonnen- und Mondschein, wurden, nachdem sie viele Gefahren unter bösen Feinden ausgestanden hatten, mit einer gemeinschaftlichen schönen Frau beschenkt. Auch Apaokhi, der Stammvater der mongolischen Khilans war ein Sonnensohn, geboren von einer Jungfrau, die von der Sonne rings umfaßt wurde.

Ein Theil der Mongolen nahm auch einmal die Lehre Zoroasters an, wovon noch das merkwürdige Märchen von Gesser Chan Beweis liefert, in welchem nicht nur Ormuzd unter dem Namen Chormusda wiederkehrt, sondern auch der Kampf des Guten und Bösen im Sinne der Zendavesta, wenn auch mit viel mongolischer Phantasterei durchgeführt ist.

So nun vorbereitet, an solche Nomadenvorstellungen gewöhnt und mit einem solchen eigenthümlichen Geschmack nahmen die mongolischen Reiter und Hirten den Buddhismus auf und gaben ihm daher eine neue sehr phantastische Färbung. Allein er wurde ihnen zum Segen. Die humane Milde und Güte, die er forderte, war gerade das, wovon sie bisher am wenigsten gehabt hatten, und bis auf den heutigen Tag fließen alle Tugenden der Mongolen aus der Sanftheit des Buddhismus her. Sonst würde überall bei ihnen nur der alte Schmutz und die rohe Grausamkeit zu erblicken seyn, in welcher sie früher alle Völker der Erde übertroffen haben. Im Uebrigen mag der äußere Glanz des buddhistischen Gottesdienstes und mögen seine vielen Bilder dem niedern Volke auch mehr zugesagthaben, als der eigentlich nur innerliche und ganz kirchenlose Glaube der privilegirten Classen.

Einer der nächsten Kaiser, Ming-ti, interessirte sich für Buddha und schickte im J. 65 eine Gesandtschaft nach Indien, um sich näher mit derselben bekannt zu machen. Durch seine Duldung machte die neue Secte Fortschritte in China und gerieth bald in offenen Kampf mit den Anhängern des alten Systems.

5.

Chineſiſche Cultur.

Alles iſt in China anders, als im Abendlande. Die Chineſen ſtehen mit ihrer alten und hohen Cultur uns fremd gegenüber, obgleich wir uns ſelbſt der Cultur befleißigt haben. Der grelle Gegenſatz zwiſchen der gelben und der edlen weißen Race tritt ſchon in der Sprache hervor. In allen ariſchen Sprachen, daher auch in der unſern, herrſchen die organiſchen Wortbildungen vor, d. h. daſſelbe Wurzelwort wird ſubſtantiviſch, adjectiviſch, verbaliſch ꝛc. angewendet, declinirt und conjugirt, indem man es auf eine regelmäßige Weiſe flectirt. In der chineſiſchen Sprache dagegen wird jeder Begriff nur durch ein einſylbiges unveränderliches Wort ausgedrückt und verſchiedene Bedeutungen und Beziehungen deſſelben können nur durch die verſchiedene Betonung dieſer einen Sylbe oder durch Danebenſtellung eines andern einſylbigen Wortes bezeichnet werden. Eben ſo atomiſtiſch und nur eine mechaniſche Zuſammenfügung iſt die chineſiſche Schrift. In den älteſten Zeiten bedienten ſich die Chineſen der Knotenſchrift, die in verſchiedenartigen an einer Schnur angebrachten Knoten beſtand. Nachher ſollen die Zeichnungen auf dem Rücken einer Schildkröte ihnen zum Vorbild der Buchſtabenſchrift gedient haben. Die einzelnen Zeichen waren urſprünglich Hieroglyphen, eine Bilderſchrift, die jedoch eine conventionelle Vereinfachung erlitt. Den Begriff Thräne z. B. drückte man durch das Zeichen des Waſſers in Verbindung mit dem Zeichen des Auges aus. Die aus ſolchen Zeichen zuſammengeſetzten Wörter werden von den Chineſen allezeit unter einander in verticalen Zeilen geſchrieben und die Zeilen folgen ſich von der rechten zur linken Hand. Alle chineſiſchen Blätter und Bücher fangen für uns von hinten an. Auch werden ſie nicht nach unſerer Art geſchrieben, ſondern gemalt, wozu man ſich ſcharzer Tuſche und eines Pinſels bedient. Die große Akademie der Wiſſenſchaften in China heißt deshalb der Pinſelwald.

Auch die Kunst der Chinesen ist sehr eigenthümlich. Ihre Gebäude haben nichts Erhabenes, noch Schweres und Festes. Auch die reichsten Paläste und Tempel sind nur leicht und niedrig gebaut, streben nicht nach der Höhe, sondern dehnen sich mehr in die Länge aus und haben noch die Formen der Zelte und Hütten beibehalten, deren sich die Vorfahren in den Steppen bedienten. Der eigentliche Typus chinesischer Gebäude ist daher der offene oder halboffene Pavillon mit zierlichem Gitterwerk, Altanen und Lauben. Die Dächer gleichen nur Baldachinen oder Zelten. Zur Zierath dienen ihnen an den vier Ecken gewöhnlich Drachenfiguren, welche zugleich als Wasserrinnen gebraucht werden. Wo es irgend seyn kann, werden die Häuser mit Gärten verziert. Die Gartenkunst ist in China sehr alt und eigenthümlich. Mit dem Sinn für landschaftliche Schönheiten verbindet sich hier ein seltsamer Ungeschmack. Der reiche Chinese möchte gern aus seinem Garten einen Auszug der ganzen Natur machen. Er häuft daher alles mögliche in demselben Gartenraume zusammen: Wasserpartien, kleine Seen, Bäche, Wasserfälle, Springbrunnen, phantastische Brücken, künstliche Felsen und Höhlen, kleine Tempel, kleine Wälder, Gebüsche, Laubengänge, Obst und Blumen. Besonders liebt der Chinese, die Laubbäume künstlich zu beschneiden und aus den Laubkronen und Zweigen oder aus den Wurzelstöcken menschliche und thierische Figuren zu schneiden. Endlich werden die Gärten mit vielerlei zahmen oder vergitterten Thieren bevölkert. Auch die Fische spielen in einem so wasserreichen Lande eine bedeutende Rolle. Goldfische im Zimmer zu halten, ist uralte chinesische Sitte.

Die chinesische Malerei ist außerordentlich bunt und darf sich der schönsten Farben, oft auch einer feinen Zeichnung rühmen, weicht aber niemals vom Herkommen ab, welches weder einen Schatten, noch eine Perspective anzubringen erlaubt. Die Bilder sind daher allzu hell und grell. In den religiösen und geschichtlichen Gemälden herrscht eine rein conventionelle Häßlichkeit vor, während man doch in der Wirklichkeit unter beiden Geschlechtern in China ganz intelligente und anmuthige Physiognomien findet. Man sollte glauben, die Maler hätten den heiligen oder patriotischen Gegenstand satyrisch

behandelt und absichtlich karikirt. Dem aber ist nicht so. Der häßliche Typus ist einmal der herkömmliche und geheiligte. Der nordische Nomade, den in der Einsamkeit der Wüste so viel Dämonisches erschreckte, nahm die Vorstellungen davon noch in den Culturzustand hinüber, und in ihren häßlichsten Exemplaren grinzte sich die mongolische Race selbst larvenartig, gespenstisch und dämonisch an.

Aus der unfruchtbaren Steppe brachten die Chinesen auch manche uns ekelhaft erscheinende Gewöhnung mit, z. B. das Essen von unreinen Thieren aller Art, von Ratten, Katzen, Hunden ꝛc. aber auch im Culturlande drängte die Uebervölkerung oft Hungersnoth.

Die Pietät und Innigkeit im chinesischen Familienleben überrascht um so mehr, als sie mit Vielweiberei gepaart ist. Neben dieser letzteren besteht im benachbarten Tibet sogar Vielmännerei. Aber das friedliche Zusammenleben mehrerer Männer mit einer Frau wird hier, wie das mehrerer Weiber mit einem Manne dort gerühmt und soll durchaus gewöhnlich seyn. Darin liegt der stärkste Beweis, daß in der mongolischen Race das Individuum gleichsam in der Familie aufgeht und sein Einzelinteresse dem der Familie unterordnet.

Der Reichthum in China hat den Ackerbau zur Grundlage und zwar wird vorzugsweise Reis angebaut. Die Baumwolle ist erst später cultivirt worden, der Thee nicht vor dem 6. Jahrhundert nach Christo. Auch sind die Chinesen unstreitig die Erfinder des Branntweins (Samtschu), der Seidenzucht aus Seidenraupen und des Porzellans. Als Schutzgeist des letztern gilt Pu. Aus Furcht, eine große Porzellanvase, die er für den Kaiser machen sollte, werde ihm nicht gelingen, sprang dieser edle Künstler in den flammenden Ofen, nachher aber kam die Vase in schönster Vortrefflichkeit aus dem Feuer. Das Papier kannten die Chinesen nicht nur eben so lange wie die Aegypter, sondern sie besaßen auch schon im 6. Jahrh. nach Christo gedruckte Bücher. Sehr alt war bei ihnen die Entdeckung des Magnets. Schon im 12. Jahrhundert vor Christo fuhr ein chinesischer Gesandter durch die Wüste mit einem Wagen, auf welchem vorne eine menschliche Figur angebracht war, die mit der beweglichen Hand stets nach Süden zeigte, also denselben Dienst leistete, wie unsere

heutigen immer nach Norden zeigenden Compaſſe. Eine dem Schießpulver ähnliche Erfindung hatten die Chineſen auch vorlängſt gemacht, aber man hat ſich getäuſcht, wenn man ihnen Kanonen zugeſchrieben hat. Dieſe lernten ſie erſt ſehr ſpät durch die Europäer kennen.

Trotz ihres nüchternen Verſtandes hingen die Chineſen ſehr dem Aberglauben an in Bezug auf Vorbedeutungen, Medizin und Zauberei. Das war aber eine natürliche Folgerung aus ihrer dualiſtiſchen Weltanſchauung. Weil ſie glaubten, das ſittliche und geſchichtliche Leben ſpiegle ſich im Naturleben ab, ſuchten ſie es auch in dieſem Spiegel zu ſtudiren und daraus Mittel zu ſchöpfen, ihre Angelegenheiten zu verbeſſern. Die Medizin war daher bei ihnen ganz ſo aſtrologiſch wie bei den Babyloniern und Aegyptern und iſt es heute noch.

Schiking, das heilige Buch des Kong-fu-tſe, enthält die älteſten Volkslieder der Chineſen. Obgleich ſich darin ſchon der chineſiſche Zopf bedeutend geltend macht (im politiſchen Servilismus, in der Bewunderung der Rangzeichen, der Amtskleider, in der ängſtlichen Umſtändlichkeit des Ceremoniels und Aberglaubens, endlich auch in der echten Philiſterhaftigkeit des Berufs- und Familienlebens), ſo überwiegen doch noch bei weitem die rein menſchlichen Motive und die echt poetiſche Empfindung, ja es fehlt jenem Servilismus nicht der Gegenſatz gerechten Zürnens über ſchlechte Regierungen und der Klage im Namen eines unterdrückten Volkes. Am berühmteſten wurde das Heimwehlied einer unter die Barbaren der Mongolei verheiratheten chineſiſchen Prinzeſſin:

Meine Verwandten haben mich vermählet,
Und zwangen mich in dieſem fernen Lande zu wohnen.
Elende Zelte ſind mein Palaſt,
Deſſen Wände Pfähle bilden.
Rohes Fleiſch iſt meine Nahrung,
Und ſaure Milch mein Getränk.
O Vaterland, mein Sinn ſteht nur nach dir!
Mein Herz iſt tief verwundet;
Wäre ich doch ein Vogel
Um zu dir zu fliegen.

Schauerlich ist das Fluchlied eines Eunuchen und das politische Lied vom mageren Schaf mit dem großen Kopfe:

Unseres Schafes Leib ist mager
Und sein Haupt ist viel zu groß.
Stattlich ist das Heereslager,
Doch betrübt des Landes Loos.

6.

Japan.

Unter diesem Namen versteht man die große Inselgruppe im Osten von China. Die überaus zahlreiche Bevölkerung derselben stammt aus China. Als nämlich dort der große Schi-hoang-ti regierte, wollte sich ein kluger Arzt der Gewalt dieses tyrannischen Fürsten auf eine gute Art entziehen und überredete denselben, in weiter Ferne wachse ein Kraut, dessen Genuß die Unsterblichkeit gewähre. Das wolle er für den Kaiser herholen, damit derselbe sein gegenwärtiges Glück in Ewigkeit fortgenießen könne. Doch müsse er 300 reine Jünglinge und 300 reine Jungfrauen mitnehmen. Der Kaiser bewilligte ihm alles, der Arzt aber fuhr davon, entdeckte Japan, bevölkerte es mit seinen jungen Gesellschaftern und kam nicht wieder.

Daß Japan nur eine Colonie von China ist, geht aus der Uebereinstimmung im Charakter, in den Sitten und Einrichtungen beider Völker hervor. Die Japaner sind häßliche Mongolen, wie die Chinesen, aber längst civilisirt, schulgerecht gebildet, überaus industriell, in volkreichen Städten vereinigt und despotisch regiert. Indeß haben sie sich von China unabhängig zu erhalten gewußt und sind nicht so sehr verweichlicht, wie die Chinesen. Man hält sie durchgängig für mannhafter. Sie selbst wollen nichts davon wissen, daß sie von den Chinesen abstammen, sondern behaupten Ureinwohner ihres Landes zu seyn und datiren ihren Ursprung um hunderte von Jahrtausenden zurück. Der Name Japan soll bedeuten Jih-pun-quo, Königreich des Ursprungs der Sonne.

In den religiösen Vorstellungen des Volkes spielt die Sonne und die Planetenreihe eine so bedeutende Rolle, daß Kämpfer, der sich so lange in Japan aufhielt, auf den Gedanken kommen konnte, die ersten Bewohner Japans möchten zur See verirrte Babylonier (oder Araber, die gleichfalls dem Sternendienst ergeben waren) gewesen und somit die Cultur nicht von China nach Japan, sondern von Japan nach China gekommen seyn. Dies ist nicht wahrscheinlich, weil das mongolische Element in Japan überwiegt, gewiß aber ist dort ein auffallendes Hervortreten des Sternendienstes in älterer Zeit, der sich später noch dem Buddhismus vermittelte, während die Lehre des Kong-fu-tse Japan fehlt.

Der ältesten Götter und Herrscher Japans sollen sieben gewesen seyn, unstreitig die Planeten, die wir uns aber als Emanationen aus einem höchsten Gott denken müssen. Der letzte der sieben, Izanagi Mikotto, stand einmal auf der Himmelsbrücke und sah unter sich nichts als Wasser; da beschloß er die Erde zu schaffen, tauchte seinen mit Edelsteinen besetzten Speer ins Wasser und schuf aus den vom wieder herausgezogenen Speer abfallenden Tropfen die japanischen Inseln. Damals war noch kein Mensch vorhanden und unter den Göttern selbst die Fortpflanzung noch unbekannt. Als aber Izanagi einmal ein Paar Bachstelzen sah, ahmte er mit seiner Gemahlin Izanami deren Liebkosungen nach und zeugte mit ihr die folgenden noch halbgöttlichen Herrscher, die Mikados (verkleinert aus Mikotto). Das Götterpaar aber erhält eine höhere Bedeutung durch die japanischen Urkunden, nach welchen der Stammvater der Mikados der höchste Geist des All, die Stammmutter aber die Sonne, die Seele der Natur war. Das höchste geistige Urwesen der Welt verharrt in ewiger Ruhe unabhängig von den aus ihm heraustretenden Emanationen der Götter. Die Kaiser von Japan, die nur die Götterdynastie fortsetzen und unmittelbar von ihr abstammen, die Mikados sind daher verpflichtet, dem ersten Ahnherrn, dem geistigen Urwesen zu gleichen, müssen sich daher völlig passiv verhalten und dürfen niemals mit der Erde in Berührung kommen. Diese heißen auch Tensin

(Himmelssöhne) und Dairi (was eigentlich nur ihren Hofstaat bedeutet) und existiren bis auf den heutigen Tag. In ihnen soll sich das ewige Urwesen immer neu verjüngen. Sie müssen stets über der Erde schweben, auf Thronen, im Bette oder sich tragen lassen, nie dürfen sie den Fuß auf den Boden setzen. Ihr Leib ist heilig, ihr Haar, ihre Nägel, ihre Excremente sogar gelten als Reliquien ꝛc.

Das weibliche Urwesen, jenem männlichen entsprechend, ist die Sonne, in Japan wie bei uns Deutschen immer weiblich gedacht zum Unterschied von allen andern Völkern, welche sie männlich denken. Für ihre Geburtsstätte hält man Jahai, wo daher ein prachtvoller Sonnentempel steht, zu dem jeder Japaner einmal in seinem Leben wallfahrten muß. Wie die Griechen den Sonnengott Apoll in Verbindung mit der Musik bringen, so auch die Japaner ihre Sonnengöttin. Sie war nämlich einst von ihrem Bruder, dem Gott der Stürme, der ihre Saaten zerstörte, grausam verfolgt, verwundete sich aus Schrecken mit ihrer Weberspuhle und verbarg sich in eine Höhle. Da hatte die Welt kein Licht mehr; vergebens baten sie die übrigen Geister, wieder heraus zu kommen. Erst als sie die Musik erfanden, wurde die schöne Göttin durch die süßen Töne wieder hervorgelockt. — Die Stürme sind den Japanern immer böse Geister, welche zarte Frauen verfolgen. So wurde die Königin Zinga einst auf dem Meere von ihnen überfallen, aber durch treue Fische gerettet, welche ihr Schiff umgaben und mitten im Sturme emporhoben.

Dem alten Sternendienst gehört auch eine merkwürdige japanische Sage von der Milchstraße an. Diese (Amano Gava) fließt zwischen den Wohnungen eines himmlischen Ehepaars, des Inkai und der Tanabatta. Nur in der 7. Nacht des 7. Monats kommen sie zusammen und umarmen sich, falls es nicht regnet. Regnet es, so vermögen sie es nicht. Wenn aber die Umarmung erfolgt, so gibt es ein unfruchtbares und theures Jahr.

Auf den alten Sternendienst hat sich nun in Japan der Buddhismus gepflanzt, und der Sonnengott wurde zum Buddha. Nach einem Mythus, der ohne Zweifel aus Hinterindien stammt, heißt er Xara, dessen Mutter ihn gebar, nachdem sie im Traum einen weißen Ele-

phanten aus ihrem Munde hatte hervorgehen sehen. Gleich nach der Geburt tödtete er seine Mutter und hielt eine Hand gen Himmel, die andere gegen die Erde, ausrufend, daß im Himmel und Erde niemand heiliger als er sey. Er ordnete die Seelenwanderung an, jeder Mensch muß 80,000 Mal wandern bis er als weißer Elephant wiedergeboren wird und dadurch in die Gottheit zurückkehrt. — Nach einer andern Auffassung, die wohl aus China oder Tibet stammt, heißt er Amida (so viel als O-mi-to, so hab ichs gelernt) und war nur ein weiser Lehrer, der sich aber in den Himmel erhoben haben soll, um daselbst die, welche seiner Lehre gemäß leben, zu empfangen und mit ewiger Seligkeit zu beglücken. Selbst auf die Hölle erstreckt sich sein Einfluß dergestalt, daß er den Höllengott bewegt, die Verdammten früher zu entlassen, worauf sie noch einmal ins irdische Leben zurückkommen und neue Gelegenheit haben, Amidas Lehren nachzuleben. Das Vertrauen zu diesem Gott ist daher so groß, daß sehr viele Japaner zu seiner auf einer einsamen Klippe im Meer errichteten Statue hinfahren und sich vor derselben freiwillig ertränken, in der Hoffnung, dann sogleich in seinen Himmel versetzt zu werden. Sein Bild trägt in einer Hand die Sonne, in der andern den Mond. Zu Jeddo sieht man auch sein kolossales Pferd, dessen Hufe mit Diamanten bedeckt sind. Wieder auf einem andern Bilde hat er einen ungeheuern dicken Bauch, der nichts als eine große Sonne ist. Greise und Leichen hüllt man in ein Papierkleid, auf dem seine Thaten geschrieben stehen, dann kommen sie in den Himmel.

Der Thee hat in Japan eine Legende von wahrscheinlich buddhistischem Ursprung. Der daselbst hochverehrte Büßer Darma schnitt, um auch bei Nacht seine Betrachtungen und Gebete fortsetzen zu können und durch Schlaf nicht gestört zu werden, sich die Augenlider ab. Aus Wohlgefallen an dieser Handlung machten die Götter die abgeschnittenen Augenlider zu Thee, welche Pflanze seitdem die Eigenschaft hat, wach zu erhalten.

Diese Züge mögen genügen, um die Eigenthümlichkeit der japanischen Religion in ihrem Unterschiede von der chinesischen zu bezeich-

nen. Sie ist durchaus mehr der Natur zugewendet und nicht, wie in China, der Speculation.

Die Geschichte Japans ist märchenhaft und bietet nur wenig Interesse dar. Erst im Jahr 200 nach Christo bekriegte Japan die ihm benachbarte große Halbinsel Korea, mußte sie aber wieder an China überlassen. Korea gleicht in seiner geographischen Beschaffenheit sehr der italienischen Halbinsel, das Volk aber ist als sinnlich, üppig und unkriegerisch verrufen. Der Buddhismus drang nach Japan erst im 6. Jahrhundert nach Christo und scheint mit dem älteren Sonnencultus dergestalt verschmolzen zu seyn, daß der Mikado selbst als Buddha in seinen stets neuen Verjüngungen anerkannt wurde. Die Herrschaft dieses Kaisers, der zugleich Papst oder Gott selbst war, dauerte ununterbrochen bis ins 12. Jahrhundert nach Christo, wo sich ihm ein weltlicher Kaiser oder Siogun entgegenstellte, ihm die eigentliche Regierung abnahm und ihm nur die geistliche Gewalt überließ.

Die größte Stadt Japans ist Jeddo, dann folgt Miyako, Residenz des Dairi, und die Handelsstadt Ohosaka. Alle diese Städte, wie das ganze Leben in Japan, haben ein dem chinesischen durchaus ähnliches Gepräge.

Register zum zweiten Bande.

Seite

Achäer . 92. 99 f.
Aegypten . 11. 206 f.
Aemilius Paulus 123 187
Aetoler 53. 91. 98 f.
Agathokles . 143 f.
Agis. . . . 18. 101
Agni 323
Agrigent . . . 134
Akrotatos . . . 96
Alexander d. Große 3 f.
— Aegos 57. 70. 73
— Jannäus . 267
Alexandria 13. 206. 236 f.
Allobroger . . 179
Alpen 180
Amida 419
Antigonus . . 52 f.
— Doson 104 f. 118
— Gonnatas . 69 f.
Antiochia . . . 281
Antiochus d. Gr. 288 f.
— Asiaticus . 314
— Epiphanes 292 f.
— Eupator . . 292
— Hierax . . 286
— Soter . . 282

Seite

Antiochus Theos 214. 283
Antipater 18. 42. 53 f.
— jun. . 275. 286
Antonius . . . 230
Apion 245
Apollodor . . . 245
Apollonius . . 248
Appius Claudius 150
Apsarasas . . . 324
Aquilius . . . 301
Aratos . 49 f. 211
Arbela 14
Archäus . . . 288
Archelaos . . . 224
Archimedes . . 153
Argos 99
Arier 321
Aristarch . . . 245
Aristipp . . . 139
Aristobul . . . 267
Armenien . 299. 315
Arrhidäus . . 50
Arsakes . . . 285
Arsinoë . . . 229
Artaxerxes Ochus 2
Artemisia . . . 239
Asvini . . . 325

Seite

Atalanten . . . 254
Athen 43. 53. 60. 76 f. 81. 87. 97. 116. 251 302.
Attalus 113 f. 295

Babylon . . 15. 45
Bajaderen . . 375
Baktra 21
Balearen . . . 166
Barcellona . . 174
Barkas . . . 162
Bastarner . . . 121
Berenike . . . 214
Bessus . . . 19
Bharata . . . 327
Bhawani . . . 362
Bidpai . . . 386
Boier 179
Bomilkar . . . 163
Bonzen . . . 410
Brahma . . . 330
Brahmanen . . 333
Brennus . . . 93
Buddha . . 352 f.
Buddhistische Dichtungen . . . 388

Seite

Bäßer, indiſche . 370
Byzanz . . . 294

Cäſar 227
Cäſarion . 231. 233
Campanien 142. 186
193
Cannä 187
Capua . . 186. 193
Cato der ältere 200 f.
— der jüngere 223
Ceylon . . . 390
Charondas . . 129
China . . 392 f.
Chiomara . . 296
Chremonides . . 97
Chunong . . . 410
Cilicische Seeräuber 304
Clodius . . . 225
Cochinchina . . 409
Confutius . . 400
Cornelia . . . 218
Corſica . 132. 160
Craſſus . . . 317
Cypern 79. 219. 225

Dairi 418
Damascus . . 314
Damokles . . . 136
Darius . . 2 f.
Delphi . . . 95
Demades . . . 53
Demetrius Phal. 19
60. 77. 211.
— Poliork. . 69 f.
Demoſthenes 18. 48. 53
Diadochen . . 49
Didos 126
Dido 157
Dion 138
Dionyſius d. ält. 135 f.
— d. jüngere 139 f.
Dodona . . . 111
Duilius . . . 168

Seite

Ekbatana . . . 17
Elephante . . 29. 374
Epheſus . . . 5
Epicur 255
Epirus . . 103. 147
Eratoſthenes . . 245
Etrusker . . . 158
Euhemeros . . 257
Eumenes 44. 52. 59 f.
Euridike . . 57. 61

Fabeln, indiſche 386
Fabius 176. 186 f.
Fabricius . 150. 392
Flaminius 116. 184
Fo 409
Fohi 398

Gabinius . . . 224
Gades . . 160. 165
Galater 95. 295. 315
Gallier . . . 93
Ganges . . . 367
Garizim . . . 260
Gelon 132
Gentius . . . 123
Geſſer Chan . . 411
Geten 18. 87. 123. 295
Gita Govinda . 348
Gobi 369
Gog und Magog 395
Granikus . . . 4
Griechenland . 71. 75
Großgriechenland 127 f.

Hamilkar . . 170 f.
Hannibal 173 f. 290
Hanno . . 159. 162
Harpalos 17. 38. 43
Hasdrubal 174. 178. 194
Heliodor . . . 260
Hephäſtion . . 44
Heraklea . . . 308

Seite

Herakles . . 50. 57
Herodes . . 270 f.
Hiero . 133. 152 f.
Hieronymus . . 154
Himilko . . . 134
Hippokrates . . 155
Hitopadeſa . . 386
Hoang-ho . . . 397
Hydaspes . . . 30
Hyphaſis . . . 32
Hyrkan . . . 268
Hyrkanien . . 17

Japan 416
Jeddo 420
Jeruſalem 11. 209. 216
261
Illyrien . 103. 123
Inder 27 f. 84. 321 f.
361
Indra 321
Indus 3
Inſubrer . . . 18
Ipſus 8
Iſſus . . .
Italien . . . 12
Juden 11. 209. 23
259
Judas Makkabäus 264

Kali 36
Kalidaſa . . . 37
Kallimachos . . 21
Kalliſthenes . . 2
Kamadeva . . 35
Karthager 138 f. 143
151. 15
Kaſſander 46. 59
Katanea . . . 11
Kelten 178. 190. 2
2
Keltiberer . . . 17
Kleinaſien . 293
Kleomenes . 105

Seite

Kleonymos . . 96
Kleopatra, Alexanders Schwester 54. 59
— von Aegypten 226 f.
Kleophis . . . 28
Klitus 25
Komödie, griechische 252
Kong-fu-tse . 400 f.
Korea 409
Korinth . 125. 141
Krateros 35. 42. 52 f.
Kreta . . 304. 309
Krischna . . . 348
Kroton . . . 131
Kuru und Pandu 328
Kynane . . . 57
Kyrene 144. 164. 207 213. 222

Lakschmi . . . 348
Lamia 80
Lamischer Krieg . 53
Laodike . . . 214
Lao-tse . . . 407
Lathurus . . . 221
Leonnatus . . 52 f.
Libyer 157
Lucaner . . . 142
Lucullus . . . 306
Lutarius . . . 296
Lykophron 211. 247
Lysimachus . 70 f.

Mago . 158. 191
Mahabharata . 328
Makkabäer . 264 f.
Malaien . . . 390
Malchus . . . 158
Mallier . . . 33
Malta 132
Mamertiner 152. 167
Mandarinen 398. 405
Marcellus . . 155
Mariamne . . 273
Massilia . 132. 178
Massinissa . 192 f.
Matathias . . 246
Mauer, chinesische 408
Mausolus . . . 239
Meibi 399
Meleager . . . 57
Melkarth . . . 165
Memnon . . . 3 f.
Menander . . 261
Menelaos . . . 261
Menu 336
Messana 128. 153. 167
Milon 131
Mimansa . . . 341
Minucius . . . 187
Mithridates . 297 f.
Moloch . . . 164
Mongolen 392. 410
Mummius . . 126

Nabatäer . . 314
Nabis . . 114. 117
Neapel 131
Nearch 35
Nero 194
Nikopolis . . . 312
Numidische Reiter 166

Octavian . . . 232
Olympias 42. 53. 60
Onias 260
Ophellas . . . 144
Orodes . . . 316

Pagoden . . . 376
Pakoros . . . 318
Pantscha tantra . 386
Parasiten . . . 77
Paria 330
Parmenio . 7. 8. 25
Parther 271. 285 f. 316 f.
Parvati . . . 367
Patala 35
Perdikkas . . 30 f.
Pergamus . . 295
Persepolis . . 16
Perseus . . 121 f.
Persien . . . 1 f.
Peukestes . . . 64
Phalaris . . . 129
Pharisäer . . . 259
Pharnakes . . 313
Philemon . . . 98
Philipp II. . 110 f.
Philopömen 108. 114 f.
Philosophie, griech. 76
— indische . . 339
Philotas . . . 25
Phöniker . . . 9
Phokäer . . . 132
Phokion . . 54. 60
Phraates . . . 319
Plato 138
Polybius . . . 244
Polysperchon 60. 63 70. 78
Pompejus 226. 269. 310
Pontus . . . 297
Porus . . . 27. 29
Posthumius . . 148
Prusias . . . 125
Ptolemäer . 206 f.
Ptolemäus Lagi oder Soter 32. 39 45. 52. 55 f. 70 f. 200 f.
— Auletes . 232 f.
— Epiphanes . 217
— Evergetes 214. 217 218
— Keraunos 90. 210
— Philadelphus 210 f. 241
— Philopator 215 f. 239
— Physkon 218 f.
Ptolemais . . 213

Seite

Pyrrho . . . 257
Pyrrhus 87 f. 145 f.

Rama . . . 345
Ramayana 329. 344
Regulus . . 168 f.
Rhodus 80. 115. 153 239. 294
Römer 104. 148 f. 167 f. 216 f.
Roxane 22. 50. 57. 70 73
Rudra 324

Sadducäer . . 260
Sagunt . . . 175
Sakuntala . . 379
Salome . . . 274
Samaria . . . 260
Samniter . 142. 149
Sardes . . . 5
Sardinien . . 132
Satiren, indische 387
Savitri . . . 328
Schachspiel . . 375
Schi-hoang-ti . 408
Schifffahrt . . 415
Scipio Africanus 178 f. 191 f. 201 f. 219 f.
Seelenwanderung 336
Seleukiden . 279 f.

Seite

Seleukus Nikator 59 64. 66. 70 f. 281
— Kallinikos 284
— Keraunos . 288
— Philopator . 292
Septuaginta . . 309
Serapis . . . 309
Shiwa . 330 361 f.
Siam 391
Sicilien . 151. 308
Sisygambis 7. 20. 48
Skeptiker . . . 257
Skythen . . . 22
Somadeva . . 387
Sophonisbe 193. 195
Sosthenes . . 94
Spanien . . . 172
Sparta 18. 76. 96. 101 f. 114. 119
Spendius . . . 171
Statira . . . 57
Stasikrates . . 45
Stratonike . . 282
Subras . . . 329
Sulla 302
Susa . . . 39. 64
Sybaris . . . 120
Syphax . 193. 195
Syrakus 128. 132 f.
Syrien . . . 314

Tarent . 131. 148
Tauriner . . . 181

Seite

Taxiles . . . 27
Tenta 104
Thags 364
Theokrit . 211. 248
Theophrast . 76. 255
Thrakien 70. 95. 306
Tieinus . . . 182
Tigranes 299. 305 f.
Timoleon . . . 141
Trasimenischer See 184
Trebia 183
Trimurti . 330. 365
Tschuden . . . 303
Türken . . . 393
Tyrus . . . 9. 71

Urwasi . . . 381
Utika 159

Vasantasena . . 383
Vedanta . . . 341
Vedas 321

Wischnu . . 342 f.

Yama 325

Zama 197

Allgemeine Weltgeschichte.

Dritter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Institut

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

53-8-5533
D 8. M. 85
M I 16.12.85
Ra 95

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Erstes Buch. Roms Anfänge 1

Roms parasitischer Ursprung S. 1. Romulus S. 5. Die Etrusker S. 10. Numa S. 15. Tullus Hostilius, Ancus Marcius, Tarquinius Priscus S. 20. Servius Tullius S. 24. Tarquinius Superbus S. 28.

Zweites Buch. Die Zeiten der Römertugend 34

Gründung der Republik S. 34. Emporringen der Plebejer S. 38. Die Fabier S. 44. Die Decemvirn S. 48. Camillus S. 55. Die Gallier in Rom S. 59. Manlius S. 64.

Drittes Buch. Ausbreitung des Römerreichs am Mittelmeer 68

Die Samniterkriege S. 68. Gewaltiges Niederwerfen aller Nachbarn Roms S. 73. Punische und gallische Kriege S. 78. Griechische und spanische Kriege S. 83. Die neue römische Sklavenwirthschaft S. 89. Die Grachen S. 93.

Viertes Buch. Beginn der Soldatenherrschaft 98

Jugurtha S. 98. Kimbern und Teutonen S. 102. Die ersten Deutschen in Italien S. 107. Der Bundesgenossenkrieg S. 112. Marius S. 117. Sulla S. 121. Pompejus S. 126. Cicero S. 131.

Fünftes Buch. Cäsar 136

Cäsars Charakter und Plan S. 136. Abnutzung der Parteien S. 141. Gallier und Germanen S. 147. Glauben und Sitten der Gallier S. 152. Cäsar am Rhein S. 156. Ambiorix, Vercingetorix, Vorebistas S. 162. Klägliches Ende des Pompejus S. 167. Cato von Utica S. 173. Cäsars Tod S. 178.

Seite

Sechstes Buch. Das römische Imperium 185

Antonius S. 185. Octavianus S. 189. Das blutige Triumvirat von Bologna S. 195. Sturz des Antonius S. 199. Augustus S. 206. Auguste Ende S. 212.

Siebentes Buch. Glauben, Sitten und Bildung der Römer 218

Charakter der altrömischen Religion S. 218. Ausartung des römischen Cultus S. 226. Priesterthum und Aberglauben S. 231. Römische Staatseinrichtungen S. 234. Römische Sitten S. 240. Römische Kunst S. 247. Römische Schauspiele S. 251. Römische Poesie S. 257. Römische Prosa S. 261.

Achtes Buch. Die Julier 266

Arminius S. 266. Germanicus S. 273. Tiberius S. 279. Caligula S. 287. Claudius S. 292. Nero S. 297.

Neuntes Buch. Die Soldatenkaiser 308

Die Flavier S. 308. Civilis S. 313. Trajan S. 317. Hadrian S. 322. Die Antonine S. 327. Severus S. 333. Die Neuperser S. 340. Maximin S. 346. Anstürmen der Deutschen und Perser S. 351. Rückschlag altrömischer Kraft durch starke Kaiser S. 357. Diocletian S. 363.

Zehntes Buch. Beginn des Christenthums 368

Propheten und Sibyllen S. 368. Der Heiland S. 372. Das Kreuz S. 378. Die apostolische Zeit S. 383. Empörung der Juden S. 388. Tempelbrand und Zerstreuung der Juden. S. 394. Hinwelken des Heidenthums S. 400.

Eilftes Buch. Kampf und Sieg der christlichen Kirche . . . 409

Die Christenverfolgungen S. 409. Die ersten Heiligen S. 414. Die christlichen Parteien S. 421. Der Demiurg S. 426. Constantin der Große S. 431. Athanasius S. 438. Julianus Apostata S. 447.

Zwölftes Buch. Die Völkerwanderung 456

Die Gothen S. 456. Theodosius S. 463. Das Mönchthum und der Papst S. 470. Alarich S. 477. Das westgothische Reich S. 487. Die kaiserliche Nonne S. 494. Attila S. 500. Geiserich und Ricimer S. 509.

Berichtigungen.

Zu Band I. Seite 422 Zeile 9 von unten l. Leukippe. Daſ. Z. 13 v. u. l. Hauptgöttin ſt. Halbgöttin. S. 464 Z. 8 v. u. l. Erziehung. S. 466 Z. 15 v. oben l. des Centraliſationsſyſtems. S. 469 Z. 11 v. o. l. Leukippos. S. 470 Z. 4 v. o. l. unkörperlich ſt. urkörperlich.

Zu Band II. S. 40 Z. 8 v. o. l. ergötzten. Daſ. Z. 12 v. o. l. erſetzten. Daſ. Z. 13 v. o. l. bildeten. S. 44 Z. 6 v. o. l. Harpalos ſt. er. S. 62 Z. 2 v. u. l. ihm ſt. ihr. S. 99 Z. 3 v. o. l. Kleinias. S. 116 Z. 10 v. u. und S. 116 Z. 5 v. o. l. den Reichen. S. 132 Z. 2 v. o. l. Herakleum S. 224 Z. 7 v. o. del. dabei. S. 249 Z. 3 v. o. l. Meleagros. S. 268 f. l. Idumäer ſt. Idumenäer. S. 290 Z. 12 v. u. del. aber. S. 296 Z. 12 v. u. del. die Worte: ſtatt wie der ſkandinaviſche Volksſtamm, der. S. 299 Z. 13 v. u. l. bosporaniſches. S. 330 Z. 5 v. u. l. dem ſt. den. S. 341 Z. 10 v. u. l. trat ſt. traten. S. 356 Z. 5 v. u. l. entſchuldigten. S. 358 Z. 16 v. o. l. einſt ſt. meiſt. S. 360 Z. 13 v. u. l. gedünkt ſt. gedrückt. S. 362 Z. 2 v. u. l. der Puranas. S. 369 Z. 1 v. o. l. Rishis. Daſ. Z. 10 v. o. l. den ſchönen. S. 370 Z. 4 v. o. l. der Inder ſt. des indiſchen Volks. S. 371 Z. 16 v. o. l. breitwogenden. S. 393 Z. 5 v. o. l. Greifen ſt. Geiſtern. S. 402 Z. 10 v. u. l. Ceremonials. S. 403 Z. 3 v. o. l. Lingam. S. 404 Z. 6 v. u. l. ihm ſt. ihnen. S. 410 Z. 15 v. o. l. tunguſiſche. S. 417 Z. 11 v. u. l. verderbt ſt. verkleinert.

Zu Band III. S. 7 Z. 12 v. o. l. ein ſt. nur. S. 8 Z. 8 v. o. l. ihm ſt. ihnen. S. 9 Z. 12 v. o. l. Ramnenſes. S. 16 Z. 17 v. o. l. ſabiniſche. Daſ. Z. 11 v. u. l. Luceres. S. 17 Z. 5 v. u. del. auch. S. 35 Z. 7 v. u. del. nun. S. 91 Z. 4 v. u. l. große Grundſtücken. S. 103 Z. 10 v. o. l. Vaucluſe. S. 130 Z. 13 v. o. l. ziehn ſt. entkommen. S. 151 Z. 15 v. u. l. Soiſſons. S. 176 Z. 12 v. u. del. das zweite Komma. S. 194 Z. 6 v. u. l. Senat ſt. Staat. S. 221 Z. 14 v. u. l. Latium. S. 224 Z. 5 v. o. l. noch ſt. oft. S. 225 Z. 4 v. o. l. favore. S. 229 Z. 9 v. o. l. fratres. S. 259 Z. 18 v. o. l. Ravius. S. 282 Z. 3 v. o. l. Vivilla. Daſ. Z. 9 v. o. l. dann nur ſt. nur dann. S. 290 Z. 12 v. o. l. als ſt. er war. S. 295 Z. 9 v. u. l. troſtlos ſt. raſtlos. Daſ. Z. 4 v. u. del. aber. S. 304 Z. 4 v. o. l. Pharſalia. S. 308 Z. 8 v. o. l. auch die Locuſta. S. 394 Z. 8 v. o. l. hat ſt. hatte. S. 425 Z. 10 v. o. l. Nach ſt. Trotz. S. 433 Z. 12 v. o. l. unfähiger. S. 457 Z. 3 v. o. l. beim Baden. S. 465 Z. 16 v. o. l. Beziehung ſt. Begeiſterung.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21464 / 083

Erſtes Buch.

Roms Anfänge.

1.

Roms paraſitiſcher Urſprung.

Wie eine große Welle die andere auf wildbewegtem Meere, ſo hatte an den Grenzen Aſiens und Europas ein großes Weltreich das andere verſchlungen. Immer aber waren dieſe Umwälzungen nach einem unabänderlichen welthiſtoriſchen Geſetz erfolgt, nämlich die größere Macht unterlag und wurde zertrümmert, weil ſie ſittlich erſchlaffte, und die kleinere Macht ſiegte durch die ſittliche Kraft, die in ihr lebte. Die Ueppigkeit der Beſiegten aber ſteckte allmählig die Sieger an und wenn auch ſie erſchlafft waren, unterlagen auch ſie wieder einem phyſiſch ſchwächern, aber moraliſch ſtärkern Ueberwinder, bis auch dieſer wieder entnervte. Somit erſchöpften ſich die ſittlichen Mächte in vergeblichen Anſtrengungen, denn der Sieg fruchtete ihnen nicht. Die alte laſterhafte Babel, wie oft auch beſiegt, geknechtet, geſchwächt und verachtet, blieb immer die Königin und vergnügt lächelnde Mutter der Völker. Vergebens hatte der ritterliche Perſer eine ſittliche Reform verſucht, in der wollüſtigen Umarmung Babels war er untergegangen. Vergebens hatte Sparta

die ritterliche Art der Hellenen in keuſcher nordiſcher Zucht zu erhalten verſucht, und Athen ein Ideal von Schönheit aufgeſtellt, von dem ein Abfall in die Beſtialität nicht möglich ſchien, und doch ſanken auch ſie taumelnd in die Arme der aſiatiſchen Buhlerin. Vergebens hatte der ſtolze Makedonier das verweichlichte Volk dieſer Aſiaten unter die ehernen Füße getreten; wenn auch ſchon ganz zu Boden liegend zog doch auch ihn die Buhlerin zu ſich hinunter; alle, alle umſtrickte die Verführerin und immer beſiegt, ſiegte ſie immer.

Nur Rom ſchien ihr gewachſen. In der That, in den Römern war noch mehr Eiſen, als in den Makedoniern. Die nordiſche Mannheit war hier nicht blos naturwüchſig, ſondern ſie wurde auch mit Bewußtſeyn und durch Geſetz und Sitte naturgemäßer feſtgehalten, als zu Sparta, in deſſen Einrichtungen doch Manches der Natur Gewalt angethan hatte. Nach Jahrtauſenden immer neuer Entnervung und Abſchwächung der Völker thut es überaus wohl, wieder ein ſtarkes und unbeugſames, durchaus mannhaftes Volk auftreten zu ſehen. Die Erſcheinung der Römer iſt eine herzſtärkende. Man begreift, wie Pyrrhus von ihnen entzückt werden konnte, ja man kann es, wenn auch nicht entſchuldigen, ſich doch erklären, warum griechiſche Geſchichtſchreiber und Dichter, wie ſchöne Sklavinnen, für ihre römiſchen Henker zu ſchwärmen vermochten. Dem Männlichen unterwarf ſich alles, was weibiſch war.

Die ungeheure Macht der Römer, welche heute noch ein ſchweres Gewicht in die Waagſchale der Völkergeſchicke legt, weil ſie in den romaniſchen Sprachen und in der Claſſicität fortwirkt — dieſe ungeheure Macht war von kleinem und ſelbſt zweifelhaftem, wenigſtens gemiſchtem Urſprung. Das aber iſt für ſie vorzugsweiſe charakteriſtiſch. Mit Rom trat nicht ſowohl eine neue Nationalität, als eine neue Disciplin in die Weltgeſchichte ein. In Rom überwand von Anbeginn an der bewußte Wille mehrerer von verſchiedenen Völkern abſtammender, aber zu einem gemeinſamen Zweck ſich vereinigender Männer das blos inſtinktartige Nationalgefühl. Obgleich die Römer nirgends die nordiſche und ritterliche Nationalität verleugnen, die uns ſchon bei den Epiroten, Theſſaliern, Dorern

und Makedoniern begegnete, trägt ihr Gemeinwesen doch vom Ursprung an nicht mehr das Gepräge eines durch Blutverwandtschaft und altes Herkommen vereinigten Clans, sondern einer freiwilligen und vertragsmäßigen Vereinbarung solcher Männer oder Genossenschaften, welche vorher einander nichts angingen und die schon als Fremde, Räuber und ehemalige Feinde alle Ursache hatten, gegen einander selbst auf der Hut zu seyn. Aus diesem Ursprung des römischen Gemeinwesens erklärt sich aber erstens das stete Vorwalten des Rechts- und Staatsbegriffs und die erstaunliche Ausbildung, welche derselbe in Rom erhielt, und zweitens die Ausdehnbarkeit des Staats. Die Blutsverwandtschaft bildete schon von Anfang an nicht mehr die Grenzen des Gemeindewesens, es konnten also auch immer neue Fremde in dasselbe aufgenommen werden. Rom wurde ein Asyl aller Fremden, anderwärts Verstoßener und aller freiwilligen Ausreißer. In den großen asiatischen Monarchien waren zwar auch schon die verschiedensten Völker mit Gewalt zusammengezwängt worden; noch nie aber war die Neutralität der Nationalitäten zum Princip eines neuen Staatswesens gemacht worden. Mit diesem Princip war in Rom, mochte diese Stadt anfangs auch noch so klein seyn, ein Same gelegt, aus welchem ein Riesenbaum erwachsen und die Welttheile überschatten konnte.

Das buntschekige Feld, in welches dieses Samenkorn im 8. Jahrhundert vor Christo fiel, war Italien. Das heutige Italien wurde von den Griechen nur Abendland (Hesperien, das Land des Abendsterns) oder Saturnia genannt, gemäß der Vorstellung, nach welcher der alte Gott der ersten goldenen Zeit fern im Westen schlummern und von dort einst wiederkehren soll. Italien hieß anfangs nur der südlichste Theil der Halbinsel von seinen Rinderheerden (ἰταλός, vitulus, Kalb).

Die Völkerstämme Italiens hatten viele Namen, lassen sich aber auf wenige Hauptstämme zurückführen und waren auch unter einander und mit den Griechen verwandt. Sie waren ursprünglich, wie alle nach Westen gewanderten Arier, nomadisirende Hirten, Jäger und Räuber in einzelnen, allmählig sich vermehrenden Familien oder

Horden. Sie drängten einander von Norden nach Süden in der italieniſchen Halbinſel vorwärts. Einige von ihnen bauten, gleich den Pelasgern in Griechenland, kyklopiſche Mauern. Die Sikuler, wahrſcheinlich die früheſten Bewohner Italiens, mußten ſich nach Sicilien zurückziehen, verfolgt von den Samnitern (zu denen die einzelnen Stämme der Bruttier, Lucaner, Meſſapier ꝛc. gehörten) und durchſetzt mit griechiſchen Colonien. In Mittelitalien war auf der Seite des adriatiſchen Meeres das ältere Volk der Umbrer, auf der Seite des mittelländiſchen Meeres das ältere Volk der Oscer, wie das ſikuliſche in Unteritalien, theils von den Sabellern oder Sabinern (demſelben Volk angehörig, wie die Samniter), theils von den Tyrrhenern bedrängt und beraubt worden. Die Tyrrhener aber, daſſelbe Culturvolk aus Kleinaſien, das wir ſchon in der griechiſchen Geſchichte kennen lernten, vermiſchte ſich mit den wahrſcheinlich pelasgiſchen Raſenern und bildete das Volk der Etrusker im heutigen Toskana. Zwiſchen dieſen Etruskern und den Sabinern, durch das Gebirge von Umbrien getrennt, lag das alte osciſche Latium in den hügeligen Niederungen zwiſchen dem Apennin (Sabiner- und Albanergebirge) und dem Mittelmeere, da wo jetzt Rom liegt, Latium genannt von latum, breit. Dieſer kleine Fleck Erde ſollte den größten irdiſchen Ruhm auf ſich häufen. Südlich von den Latinern wohnten ihnen verwandte kleine Stämme der Rutuler und Volsker, nördlich von ihnen die ihnen ebenfalls verwandten Stämme der Aequer und Herniker. In Oberitalien grenzten an die Umbrer Veneter, an die Etrusker das wilde Volk der Ligurer, beide von ungewiſſer Herkunft. Adria, eine Stadt, von welcher das öſtliche Meer den Namen des adriatiſchen empfing, war von den Tyrrhenern geſtiftet.

Die Latiner, deren jetzt noch ſo einflußreiche und weltbeherrſchende Sprache der osciſchen entſtammte, würden ſich gegenüber den weit gebildeteren, reicheren und mächtigeren Etruskern und gegenüber den wenn auch nur locker verbundenen, doch ihnen an Zahl weit überlegenen ſabiniſchen Völkerſtämmen nicht haben geltend machen können, wenn nicht ein fremdes Element hinzugetreten und eine Miſchung entſtanden wäre, welche als Keim eines neuen politiſchen Organismus

auf die lockere Völker- und Städteverbindung der Nachbarschaft mit der Anziehungskraft eines Parasiten wirkte, der in die Ritzen und das faule Holz eines alten Baumes unaufhaltsam einwurzelte.

2.

Romulus.

Als das fremde Element, welches in Latium eindrang, und mit wunderbarer Kraft gegen alle bisherige Ordnung und unter unzähligen Gefahren productiv und siegreich fortarbeitete, wird von den römischen Geschichtschreibern die Einwanderung des aus dem Brande Trojas entflohenen Helden Aeneas bezeichnet. Aeneas war im wahrsten Sinn des Worts ein Kind der Liebe, nämlich ein Sohn der Aphrodite, in verstohlener Buhlerei erzeugt, aber der Göttin Liebling, verfolgt und auf der Flucht und dennoch immer glücklich. Derselbe landete unfern der Gegend, wo später Rom lag, mit seinen Gefährten und half dem König von Latium, Latinus, die benachbarten Rutuler besiegen, deren König Turnus (ein Tyrrhener oder Etrusker) des Latinus Tochter Lavinia hatte gewinnen wollen. Jetzt bekam sie vielmehr der Sieger Aeneas und erbte das kleine latinische Reich. Sein Sohn Ascanius oder Julus (nach welchem sich nachher das iulische Geschlecht nannte) baute die Stadt Alba Longa (jetzt Albano). Man hat die Abstammung aus Troja für eine Erfindung gehalten, erst später ersonnen von der römischen Politik, um das Unrecht, welches Rom den Griechen anthat, als Rache für den Brand von Troja zu entschuldigen, oder ersonnen von der iulischen Familienpolitik, welche sich einen göttlichen Ursprung andichten wollte. Indeß ist der Cultus des Aeneas und der von ihm mitgebrachten Penaten durch uralte örtliche Heiligthümer in Rom beurkundet. Alle Stätten, wo er landete, wo er opferte ꝛc., blieben geheiligt. Der alte Altar von Bovillä beurkundet die alte Priesterwürde der Julier in Alba. Hier handelt es sich nirgends von einer späteren Er-

findung, ſondern von uralten Erinnerungen. Der wandernde Aeneas kommt mit fremden Göttern an, das iſt und bleibt der Grundgedanke. Mit der Herdgöttin ſeiner Heimath Heſtia oder Veſta bringt er auch das h. Feuer mit und zündet es auf dem Herde der neuen Heimath wieder an, jenes ewige Feuer, welches nie erlöſchen ſollte und woran die ewige Fortdauer Roms gebunden war.

Des Aſcanius Sohn hieß Silvius, weil er zufällig im Walde (silvâ) geboren war und darnach nennt man das Geſchlecht des Aeneas auch die Silvier. Der ſechste Nachkomme Tiberius gab dem Fluß Tiber den Namen, indem er zufällig in demſelben ertrank. Dem alten König von Alba, Procas, ſollte deſſen älteſter Sohn Numitor folgen, derſelbe wurde aber von ſeinem jüngeren Bruder Amulius vertrieben, indem dieſer den Thron für ſich und ſeine Nachkommen raubte. Numitor ſelbſt entkam, ſeine Söhne wurden umgebracht und nur eine Tochter blieb übrig, Rhea Silvia, welche Amulius Veſtalin zu werden nöthigte, damit ſie keine Kinder bekomme. Die Prieſterinnen der Herdgöttin Veſta mußten nämlich ſtets Jungfrauen bleiben und das h. Feuer auf ihrem Altare hüten. Die Rhea bekam aber doch, wie der Mythus ſagt, vom Kriegsgott Mars Zwillinge, welche ins Waſſer geworfen, wunderbar gerettet, von einer Wölfin unter einem Feigenbaum geſäugt und dann von Hirten aufgezogen wurden, Romulus und Remus. Dieſe beiden wurden aus Hirten Räuber und gewaltige Recken, erſchlugen den Amulius, ſetzten ihren Großvater Numitor wieder auf den Thron und befreiten ihre Mutter.

Die Brüder wollten aber ihre bisherigen Raubgeſellen weder entlaſſen, noch taugten dieſelben nach Alba, ſie zogen daher mit Einwilligung des Großvaters nach dem Feigenbaum, wo ſie von der Wölfin geſäugt worden waren, und bauten dort die Stadt Rom (ſo genannt von ruma, Zitze der Wölfin, oder vom griechiſchen ῥώμη, Kraft, oder ῥύμη, vicus, Ortſchaft), wie insgemein angenommen wird, im J. 753 vor Chriſti Geburt, und zwar am Tage der Palilien, eines großen Feſtes zu Ehren der einheimiſchen Hirtengöttin Pales. Die Gegend von Rom iſt hügelig, weshalb die Stadt ſpäter die Siebenhügelſtadt genannt wurde. Die Hügel hießen der

palatiniſche, aventiniſche, capitoliniſche, quirinaliſche, cöliſche, esquiliniſche und viminaliſche. Romulus wollte ſie auf dem palatiniſchen Hügel erbauen und ein Orakel von rechtsher fliegenden Geyern bekräftigte ſeinen Entſchluß. Remus hatte auf dem aventiniſchen Berg bauen wollen, ärgerte ſich über das Fehlſchlagen ſeiner Abſicht und verſpottete den Bruder, indem er über die erſte Maueranlage der Stadt hinüberſprang. Romulus aber ahndete dieſe Entweihung der durch Götterſpruch und feierliche Opfer geheiligten Grenze, erſchlug den frevelnden Bruder und ſchrieb auf das erſte Blatt der römiſchen Geſchichte den blutigen Satz: dem Staatswohl müſſen alle Familienrückſichten geopfert werden.

In dieſer ſagenhaften und nur wenig dichteriſch ausgeſchmückten Erzählung iſt doch die alte Wahrheit enthalten, daß die kleine und von mächtigen Nachbarn bedrängte Völkerſchaft der Latiner durch kühne und intelligente Abenteurer plötzlich geſtärkt wurde, daß der unternehmende Geiſt der Fremden auch in der neuen Heimath nicht geruht hat und daß die Aufnahme von fremden Elementen in das neue Gemeinweſen, als die Bedingung, unter der allein ſich daſſelbe fortwährend gegen die Nachbarn ſtärken konnte, zugleich die Grundlage aller künftigen Macht und Größe wurde. Die Wölfin iſt nur ſinnbildlich zu verſtehen, drückt aber trefflich aus, was geſagt werden wollte: wir ſind Fremde, ſind Verſtoßene, ſind Räuber im wilden Walde, aber wir haben zähe Lebenskraft, wir wollen leben und die Götter ſind mit uns, ſie haben uns geſchützt und erhalten, weil wir zu hohen Dingen beſtimmt ſind.

Bei allen Völkern kleidet die poetiſche Sage die Anfänge der Geſchichte in ſinnbildliche Vorſtellungen ein, aus denen ſtets der Kern der Wahrheit deutlich hervorſchimmert. Alle ſolche Sagen ſind erſt mit dem Volke ſelbſt gewachſen. Die Vorausſetzung moderner Kritiker, ſie ſeyen erſt in viel ſpäteren Tagen von Prieſtern und Ariſtokraten in deren Sonderintereſſe erfunden und dem Volk als abſichtliche Lüge aufgenöthigt worden, iſt nirgends ſtichhaltig, am wenigſten in Bezug auf die römiſche Geſchichte.

Romulus nahm in ſeine neue Stadt alle Flüchtlinge, Verbannte,

Vagabunden auf, woher ſie immer kommen mochten, um die Bevölkerung zu vermehren und Streitkräfte genug zu gewinnen, die ihm die Landſchaften umher allmählig ſollten erobern helfen. Die, wenn auch ſagenhafte oder poetiſch umſchriebene, dennoch einſtimmig von den Römern ſelbſt anerkannte und in uralten Denkmälern und örtlichen Namen beurkundete Ueberlieferung berichtet uns weiter, wie der loſe junge Räuberſtaat zu Weibern gekommen ſey, an denen es ihnen bisher fehlte. Romulus ließ dem Meergott ein großes Feſt geben und lud die Bewohner der benachbarten Sabinerſtädte dazu ein. Dieſe kamen mit Weibern und Kindern, beſahen die neue Stadt mit vieler Neugier und wurden freundlich darin bewirthet. Plötzlich aber fielen die jungen Römer über die ſabiniſchen Jungfrauen her und entführten ſie mit Gewalt ihren Familien, um ſie als Frauen zu behalten. Die Sabiner, wehrlos, wie ſie in die Stadt gekommen waren, konnten es nicht hindern und kehrten voll Zorn und Trauer heim. Bald erſchienen ſie wieder in bewaffneten Schaaren, aber vereinzelt, ſo daß die Bewohner von drei kleinen Städten von den Römern theils ausgerottet, theils nach Rom geſchleppt wurden, um die Einwohnerzahl daſelbſt zu vermehren, denn das war der unverrückte Gedanke des Romulus. Nachher ſammelte ſich eine größere Schaar Sabiner und erſchien unter ihrem König Tatius vor den Mauern Roms. In der Burg der Stadt befehligte damals Tarpejus, deſſen vielleicht unſchöne und deshalb ſitzen gebliebene Tochter Tarpeja aus Aerger über die jungen Römer den jungen Sabinern zunickte und ihnen die Burg heimlich zu öffnen verſprach, wenn jeder ihr gäbe, was er am linken Arme trage. Sie meinte die goldenen Armringe derſelben; als die Sabiner aber in der Burg waren, warfen ſie alle ihre Schilde, denn auch dieſe trugen ſie am linken Arm, auf die arme Tarpeja, welche darunter erdrückt wurde. Der Nachricht des Piſo, daß Tarpeja die Sabiner nur habe täuſchen und ihrer Schilde berauben wollen, entſpricht, wie unwahrſcheinlich ſie auch lautet, doch der Umſtand, daß Tarpeja ſpäter noch in Rom verehrt wurde. Nach ihr wurde der tarpejiſche Felſen benannt, auf dem die Burg ſtand und wo nachher das Capitol gebaut wurde. Von

der Burg aus machten nun die Sabiner den Römern viel zu schaffen und zwischen dem capitolinischen und palatinischen Hügel wurde lange blutig gekämpft, bis die geraubten Sabinerinnen, ihre jungen Kinder in den Armen, sich zwischen ihre römischen Männer und ihre sabinischen Väter und Brüder warfen, ihnen in die Arme fielen, den Streich der Schwerter und den Wurf der Lanzen hemmten und beide Theile zur Versöhnung mahnten. Diese kam nun auch zu Stande. Die sabinischen Alten umarmten ihre neuen römischen Enkel und verziehen ihren Schwiegersöhnen. Romulus brachte es sogar dahin, daß die Sabiner nach Rom zogen und Mitbürger der Römer wurden, ihr Tatius aber Mitkönig neben Romulus. Seitdem theilten sich die Römer in Ramenses, die alten Einwohner unter Romulus, und in Titienser, die neuen unter Tatius.

Die Vermehrung und Erstarkung der Stadt an den Grenzen der sabinischen Volksstämme scheint die Etrusker bedenklich gemacht zu haben, weshalb die etruskische Stadt Fidenä Krieg mit Rom begann. Indeß so wenig alle sabinischen Stämme, von denen die unter Tatius mit Rom vereinigten nur ein kleiner Theil waren, Rom unterstützten, so wenig wurde Fidenä von den übrigen Etruskern unterstützt. Nur die Stadt Veji half den Fidenaten, beide aber wurden von Romulus besiegt. Inzwischen scheint eine heimliche Reaktion gegen den kriegerischen Romulus begonnen zu haben. Er soll übermüthig geworden seyn und mit seiner Leibwache, den 300 Celeres (die Schnellen), die Freiheit bedroht haben. Es wird erzählt, daß er bei einer Musterung des römischen Heeres während eines am Himmel ausbrechenden Ungewitters von einer Wolke umhüllt worden und plötzlich spurlos verschwunden sey, im J. 715 vor Christo. Man meinte nachher, er sey unmittelbar zu den Göttern erhöht worden und erwies ihm göttliche Ehre. Es wäre nicht unmöglich, daß die friedliche und gleichsam priesterliche Partei, welche nach ihm die Regierung übernahm, seinen Tod beschleunigt hätte. Ohne Zweifel mußte die Art, wie er sein ursprüngliches Raubsystem unter den beunruhigten Nachbarn fortsetzte, ihm in Rom selbst unter den Titienſern Feinde erwecken und es lag nahe, daß diese sich mit gleich-

geſinnten Etruskern verſtändigten. Aber gleichſam zur Genugthuung für den verſchwundenen König und der Friedenspartei zum Trotze verkündete damals Proculus Julius im Namen des Romulus, der ihm im Traum erſchienen war: Keine menſchliche Macht wird Rom widerſtehen und Rom wird das Haupt des Erdkreiſes werden!

Was nun auch verſucht wurde, um Rom als eine wohlgezogene, friedlich geſinnte Stadt in die Reihe der übrigen zu ſtellen, der Segen oder Fluch des Romulus blieb dennoch auf ihr haften, ſie ertrug es niemals lange, andern Städten gleich zu ſtehen, ſie ruhte nicht, bis ſie ſich über die eine, über die andere, endlich über alle ſtellte.

Zum Gott erhoben, hieß Romulus fortan Quirinus (der Speermann, von quiris, Lanze) und das Feſt ſeiner Apotheoſe die Quirinalien. Zur Erinnerung an den Tod des Remus wurde das Lemurien, zum Andenken des Raubes der Sabinerinnen die Caſualia gefeiert, uralte römiſche Feſte, welche beweiſen, daß Romulus auf dem Boden der Geſchichte ſteht und nicht, wie die Hyperkritik meint, im Nebel des Mythus ſchwebt.

3.

Die Etrusker.

Um die ganze politiſche und religiöſe Organiſation des römiſchen Weſens, wie ſie unter dem zweiten überaus friedlichen Könige Roms feſtgeſtellt wurde, recht zu verſtehen, muß man das etruskiſche Weſen kennen, von dem faſt alles, was nicht mit dem kriegeriſchen und räuberiſchen Grundzug im römiſchen Charakter zuſammenhing, auf Rom überging, und übergehen mußte, weil die etruskiſche Cultur viel weiter vorgeſchritten war, als die lateiniſche oder ſabiniſche. Allein im Princip machte Rom dem Etruskerthum keine Conceſſion; ſeinen eigenen Zweck verfolgend borgte es von ihm nur Formen.

Im Etruskiſchen erkennt man ein pelasgiſches ſchwerbewegliches Element, in welches ein tyrrheniſches mit auswärtiger und zwar

althelleniſcher Bildung einwirkte. Der Name Tyrrhener ändert ſich in Tyrſener, Turſker, Tusker, woraus am Ende Toskana wurde. Die einheimiſchen Pelasger hießen urſprünglich Paſener und ſofern man eine frühere Ausdehnung derſelben über ganz Oberitalien annahm, hat man die Rhätier in den Alpen für Ueberbleibſel derſelben gehalten, die nur durch die galliſche Einwanderung von Toskana abgetrennt worden ſeyen. Eine lediglich unausgemachte, aber auch für die Weltgeſchichte nicht ſehr wichtige Streitfrage. Am wahrſcheinlichſten iſt, daß ſich die Etrusker allmählig vor den Galliern in ſüdlicher Richtung zurückziehen und die Niederlaſſungen in Adria ꝛc. aufgeben mußten, dagegen ſich aber auch weiter ſüdwärts ausbreiteten. Denn zu dem großen Zwölfſtädtebunde ihrer Hauptſtadt Tarquinii mit eilf andern Städten in Toskana geſellte ſich ein jüngerer etruskiſcher Zwölfſtädtebund um die Stadt Capua her in Campanien.

Die Stadt Tarquinii ſoll 300 Jahre vor Rom durch den Heros Tarhun, Bruder des Tyrrhenos, gegründet worden ſeyn. Jeder der zwölf Städte ſtand ein ſ. g. Lucumo vor, eine Art von Prieſterkönig, die ſämmtlich Belehrung und Geſetz von einem aus der Erde emporgeſtiegenen Dämon Tages empfingen. Die bedeutendſten Städte der Etrusker waren nach Piſa, ihr Bollwerk gegen die wilden Ligurer, und Cortona mit kyklopiſchen Mauern, ihr Bollwerk gegen die Umbrer und ſpäter gegen die Gallier. Wie dieſe, ſo blieben auch andere tuskiſche Städte heute noch, Perusia (Perugia), Aretium (Arezzo), Volaterrä (Volterra), Fäſulä (Fieſole) ꝛc. Zum ſüdlichen Städtebund gehörten neben Capua die berühmten Städte Herkulanum und Pompeji, Nuciria (Nocera), Nola, Sorrentum, Salernum ꝛc.

Von großen Männern und Thaten der Etrusker wiſſen wir nichts. Ihre Geſchichte liegt im Dunkel. Ihre Städte waren reich ausgeſchmückt mit Luxusgegenſtänden, aber entlehnt aus Griechenland, was auf einen ſtarken Handelsverkehr ſchließen läßt. Und doch haben ſich die Etrusker meiſt nur als Seeräuber bemerklich gemacht und weder Griechen noch Karthagern zur See das Gleichgewicht zu halten vermocht.

Viel mehr wiſſen wir von ihren innern Zuſtänden. Ihre Staatsverfaſſung bietet inſofern nichts Eigenthümliches dar, als ſie dieſelbe war, die bei allen aus Aſien nach Europa eingewanderten Ariern vorkommt. Kleine Gemeindeweſen, an deren Spitze ein heroiſches oder prieſterliches Geſchlecht ſteht, vereinigen ſich zu lockern Bündniſſen mit einem Vorort, wie auf der thrakiſch-griechiſchen, ſo auch auf der italieniſchen Halbinſel. Die Verbindung iſt immer nur loſe, die einzelnen Städte bleiben ſouverain und bekriegen ſich oft unter einander ſelbſt. Sehr viel Eigenthümliches aber zeigt das etruskiſche Gemeinweſen in ſeinen Beziehungen auf die Religion. Das Staatsweſen war ganz eingetaucht in den religiöſen Cultus, tief durchdrungen vom ängſtlichſten Aberglauben und daher auch überreich an Feierlichkeiten und Cäremonien. Das Wort Cäremonien ſelbſt ſtammt von der tuskiſchen Stadt Cäre ab, von wo viele heilige Gebräuche nach Rom gebracht wurden. Die Ariſtokratie der Lucumonen und die Ergebenheit ihrer Clienten war feſt begründet in dem Glauben an die höhere Weihe und Heiligkeit der erſtern; die Eintheilung des Volkes in Tribus, Centurien und Curien hatte ebenfalls eine religiöſe Grundlage, wie die der Nomen in Aegypten. Der Staat wurde gleichſam im Namen der Götter prieſterlich regiert, daher auch die prieſterliche Erſcheinung des Lucumo, ſeine purpurne Toga, ſein Diadem, ſein Scepter, ſein Stuhl von Elfenbein, die Pompa ſeines Aufzugs und die Abhängigkeit aller Staatshandlungen von Vorzeichen und Opfern.

Die guten und böſen Vorzeichen wurden auf das ſorgfältigſte und ängſtlichſte erforſcht, um darnach zu bemeſſen, was man thun ſollte, um eine Handlung als bedenklich zu vermeiden, oder als des glücklichen Erfolges ſicher zu vollbringen. Die Vorzeichen ſuchte der prieſterliche haruspex in der Beſchauung der Eingeweide eines Opferthiers, der augur im Fluge der Vögel, ob ſie von rechts oder links flogen und was für Vögel? Am meiſten war bei den Etruskern die Beobachtung der Blitze ausgebildet und in eigenen Fulguralbüchern die ganze Lehre von den Blitzen niedergelegt. Die Richtung, Form und Farbe jedes Blitzes war vorbedeutend und wurde hochwichtig.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

genommen als unmittelbare Sprache des höchſten Gottes Tina (des Donnerers), der gleichſam ſeinen Willen mit der Feuerſchrift des Blitzes an den Himmel ſchrieb. Außerdem wurde auf alle unvorhergeſehenen Vorkommniſſe in der Natur geachtet, auf außergewöhnliche Meteore, Mißgeburten ꝛc. was man prodigia hieß. Auch ſie waren in Lehrbüchern (fatales libri) verzeichnet. Ueber das Vielerlei, was der Lucumo zu thun hatte, gaben insbeſondere die Belehrungen des Tages (libri tagetici) Auskunft. Von dieſem etruskiſchen Aberglauben nun ging viel auf Rom über.

Nicht minder aus der Religion der Etrusker. Tina war der römiſche Jupiter, daſſelbe was der griechiſche Zeus, ſeine Gemahlin hieß Kupra, die römiſche Juno, vielleicht urſprünglich die kypriſche Aphrodite. Die etruskiſche Menerſa wurde zur römiſchen Minerva und mit der griechiſchen Athene identificirt. Auch Neptun, Mars, Saturn, Pluto, Vulcan, Ceres, Fortuna (Vortia) kommen ſchon bei den Etruskern vor, wie nachher bei den Römern. Die ſämmtlichen etruskiſchen Götter hießen Aeſar, was ziemlich auffallend an die nordiſchen Aſen mahnt, und wurden in zwei Reihen gedacht, ungefähr wie die ägyptiſchen Götterreihen, nämlich in verhüllte und offenbare. Zum Beweis, daß die Etrusker Forſten, Obſtzucht und Gärtnerei pflegten, nahmen bei ihnen der Waldgott Silvanus, der Fruchtgott Vertumnus (vielgeſtaltig wie die Erde im Pflanzenſchmuck) und die Gartengöttin Horta eine vorragende Stelle ein.

Das Eigenthümlichſte in der Religion der Etrusker war eine ſehr ausgebildete Dämonenlehre, aber ausſchließlich zum Hausgebrauch. In den Penaten verehrte man diejenigen aus den großen Göttern ausgewählten und insgemein in kleinen Figuren dargeſtellten Mächte, die man als Schutzgeiſter des Hauſes anſah; in den Laren Schutzgeiſter der Felder und beſtimmter Oertlichkeiten, Landſchaften, Wege ꝛc.; in den Genien Schutzgeiſter der lebenden Perſonen und endlich in den Manen die Seelen der Todten. Die letztern zu ſühnen, war eine Hauptaufgabe der Ueberlebenden und der Todtencultus daher noch ernſter und ſchauerlicher als bei den Aegyptern. Mania, die Mutter der Manen, wurde mit Menſchenopfern bedacht, und war

wie der Todtenführer Mantus eine Schreckgeſtalt. Aus dem Mantus wurde ſpäter bei den römiſchen Schauſpielen der maulaufreißende Poſſenreißer Manducus.

Die Etrusker waren gute Baumeiſter. Ihre kyklopiſchen Mauern z. B. zu Cortona ſind nicht mehr rohe Steinmaſſen, ſondern zeigen dieſelben ſchon behauen, wenn auch immer noch in koloſſaler Größe. Auch die erſte Conſtruction des Bogens und der Gewölbbau muß ihnen zugeſchrieben werden, wenigſtens war das erſte bekannte Werk dieſer Art, die große Kloake Roms unter dem Etrusker Tarquinius auch ohne Zweifel etruskiſche Arbeit. Auch andere Künſte haben die Etrusker gepflegt. Noch findet man in großer Menge in ihren ſorgfältig verwahrten Gräbern künſtliche Gefäße, Waffen, Schmuckſachen, Bernſtein, Gold und beſonders viele Ciſten, Spiegel und Vaſen mit getriebener Arbeit oder Malerei, die von großem Reichthum des Volkes zeugen. Es ſind aber größtentheils griechiſche Modewaaren. Die Bilder ſtellen, wie die in Großgriechenland gefundenen Vaſen, Scenen aus der griechiſchen Mythologie dar. Sollten ſie fabrikmäßig im Lande ſelbſt verfertigt worden ſeyn, ſo würde das nur beweiſen, wie ſehr die Etrusker dem griechiſchen Geſchmack verfallen waren und keinen eigenen nationalen Geſchmack beſaßen, der ſich des fremden hätte erwehren können. Die Spuren eines einheimiſchen Geſchmacks will man in den Figuren erkennen, welche ſehr enge Taillen bei ſtarker Ausladung der Hüften und Waden zeigen, ziemlich wie auf indiſchen Bildern. Doch iſt das vielleicht nur eine barbariſche Entſtellung griechiſcher Originale. In den Gräbern der reichen Etrusker finden ſich auch viele Spielereien, die nur aus Aegypten oder Karthago kommen konnten, namentlich künſtlich bearbeitete und bemalte Straußeneier, Flaſchen mit Hieroglyphen, Sphinxen ꝛc.

Die Etrusker pflegten auch öffentliche Spiele und Wettkämpfe, wie die alten Griechen und wie es ſcheint, mit dem ihnen eigenen Pomp und Cäremonial, wovon denn auch manches auf Rom überging. Im Uebrigen wirft man ihnen Kleiderpracht vor, welche die Tyrrhener aus dem üppigen Lydien ſollen mitgebracht haben, und

jene „nobeln Paſſionen“ ariſtokratiſcher Barbarei, welche ſich gleichfalls auf die Römer forterbten, die Luſt an den blutigen Kämpfen der Gladiatoren und an den Narrenspoſſen der Hiſtrionen.

4.

Numa.

Die Friedenspartei brachte nach dem Tode des Romulus den Eidam des Tatius, aus der ſabiniſchen Stadt Cures, Numa Pompilius, auf den Thron, alſo unter vorwiegend ſabiniſchem Einfluß. Numa ſelbſt aber machte ſich zur Hauptaufgabe ſeiner Regierung, nach innen und außen den Frieden zu erhalten unter der Obhut der Götter. Seine Regierung erhielt einen entſchieden prieſterlichen Charakter dadurch, daß er ſich in allen wichtigen Dingen bei der Nymphe Egeria, die unfern von Rom in einer Brunnengrotte wohnte, Raths erholte.

Unter ſeinen neuen Einrichtungen ſteht oben an die Erbauung des Janustempels, als eines Sinnbilds und Pfandes der Eintracht zwiſchen Römern und Sabinern. Der Gott Janus, urſprünglich Dianus, der ſabiniſche Sonnengott, wie Diana, die ſabiniſche Mondgöttin, wurde mit zweifachem Geſicht vorn und hinten abgebildet, um die unzertrennliche Einheit der beiden Hauptſtämme, aus denen die römiſche Bevölkerung beſtand, zu perſonificiren. Demſelben Zweck diente der pontifex maximus, dem die Hut der, beide Theile der Bevölkerung verbindenden Tiberbrücke anvertraut und die höchſte prieſterliche Würde in Rom ertheilt wurde. Uebereinſtimmend damit wurde der Fides (Treu und Glauben) und dem Terminus (dem Gotte der Grenzen) Tempel errichtet, um den römiſchen Staat nach innen und außen feſtzuſtellen und zu ſichern, das Volk an den Rechtsbeſtand zu gewöhnen und denſelben durch die Religion zu heiligen. Dem ſchon ältern Dienſt der Veſta trat der neue der Salier zur Seite, beides religiöſe Einrichtungen ausſchließlich zum Staatszweck.

Die veſtaliſchen Jungfrauen mußten das h. Feuer hüten, an dem die Exiſtenz des Staats hing. Sie ſelbſt galten als geheiligt, alles gehorchte ihnen und jeder Verbrecher, wie nur ihr Blick auf ihn fiel, war frei. Die Töchter der Vornehmſten ſchätzten es ſich zur Ehre, in dieſe geheiligte Schaar einzutreten, übernahmen aber damit eine ſchwere Pflicht. Welche Veſtalin das h. Feuer ausgehen ließ, wurde ohne Gnade lebendig begraben. Die Prieſterſchaft der Salier wurde erſt von Numa eingerichtet zur Hut eines Schildes, der nach einer großen Peſt angeblich vom Himmel herabgefallen war und als Zeichen und Pfand göttlicher Huld angeſehen wurde. Damit er nie geraubt werden könne, ließ Numa noch elf ganz ähnliche Schilde machen, und alle jährlich einmal von zwölf jungen Prieſtern, die dabei ſprangen, tanzten und Schwerter ſchwangen, durch die Straßen tragen. In dieſer Schilderhebung lag eigentlich dieſelbe Verheißung, wie in den Worten des Proculus und beide ſcheinen von der Kriegspartei durchgeſetzt worden zu ſeyn, wenigſtens drängen ſie ſich als Vorzeichen der römiſchen Welteroberung neckiſch und ſpöttiſch in das ſaliniſche Friedenswerk ein.

In ihrer neuen Organiſation hießen die Römer **Romani** nach außen, um ſie von andern Völkern zu unterſcheiden, im Innern unter ſich aber **Quirites** (Speermänner, wahrſcheinlicher von quiris Speer, als von der Stadt Cures). Sie theilten ſich aber nunmehr in drei Tribus oder Stämme, indem zu den Ramnenſern und Titienſern noch die Lucers kamen, ohne Zweifel Etrusker, welche gezwungen oder freiwillig eingewandert waren, und deren Namen man bald von den Lucumonen, bald von dem Haine (lucus) auf dem capitoliniſchen Hügel ableitet, welcher den Flüchtlingen als Aſyl vorbehalten war. Jedem Tribus ſtand ein Tribunus als Führer ihrer kriegeriſchen Mannſchaft vor, und jeder theilte ſich in zehn Curien (curia, Verſammlungsort der Quiriten), jede Curie in zehn Decurien, jede Decurie in zehn Decaden, jede Decade in zehn Geſchlechter (gentes), jedes Geſchlecht in eine unbeſtimmte Zahl von Familien. An der Spitze jeder Familie ſtand der Vater (pater familias), welcher zugleich Patron (patronus) aller der Perſonen oder Familien war,

die ihm in irgend einer Weiſe dienſtpflichtig und ſeine Schutzhörigen (clientes) waren. Ihm zur Seite genoß ſeine Frau als matrona große Ehre. Jeder durfte nur ein Weib haben, die Ehe war ſehr heilig und durch ſtrenge Geſetze geſchützt. Die ſämmtlichen Väter als ſolche (patricii) bildeten die Vollbürger, das in den Curien berathende Volk (populus Romanus) und den von den Tribunen befehligten Heerbann. Aus jedem Tribus aber wurden hundert Patricier vom Könige auserwählt, um den Senat zu bilden, den hohen Rath des Volkes neben dem König. Eine Ausnahmsſtellung erhielten die Ritter (equites, celeres), deren urſprünglich nur 300 waren, je 10 aus einer Curie entnommen, unter einem beſondern Tribun. Die Senatoren trugen breite Purpurſtreifen an ihrer Toga (Umwurfmantel), die Ritter ſchmale. Der König hatte die Toga noch köſtlicher verbrämt, ſaß nach etruskiſcher Sitte auf dem elfenbeinernen Thron (sella curulis), trug auf dem Haupt das Diadem, in der Hand den Scepter mit dem Adler. Der Adler war auch ſchon bei den Perſern das königliche Zeichen geweſen und Attribut des höchſten Gottes Jupiter, auch der glückverkündende Vogel der Augurien. Hinter dem König ſchritten zwölf Lictoren mit einem Bündel Ruthen, aus denen ein Beil hervorragte, die Zeichen der königlichen Gewalt über Leben und Tod.

Der König hörte zwar den Rath des Senates an, war aber an deſſen Beſchlüſſe nicht gebunden, ſondern hatte die volle Gewalt des Herrſchers im Frieden und im Kriege. In wichtigen Dingen aber wandte er ſich unmittelbar an das Volk und die Patricier verſammelten ſich nach ihren Curien in ſ. g. Comitien (comitia), worin ſie nicht debattirten, ſondern nur mit Ja und Nein über das abſtimmten, was ihnen der König vorſchlug. In den Comitien wurde auch unter freiem Himmel Gericht gehalten. Die Comitien traten auch nach dem Tode des Königs zuſammen und wählten den neuen König. Das alles aber geſchah unter vielen religiöſen Cäremonien, Augurien und Opfern, denn man ſtellte jede Staatshandlung unter die Obhut der Götter.

Der hieratiſche Charakter der altrömiſchen Verfaſſung fällt um ſo mehr auf, als es ſich um einen ſchnell improviſirten Räuberſtaat von paraſitiſchem Urſprung handelte. Allein Flüchtlinge, Verbannte, Räuber, Glücksritter ſind gerne abergläubig und als erſt einmal das römiſche Gemeinweſen gegründet war, lag es im Intereſſe deſſelben, wie die Rechte jedes neuen Mitbürgers, ſo auch deſſen Götter heilig zu halten. Die Götter einzelner Völker wurden im römiſchen Pantheon offenbar vermiſcht, latiniſch, ſabiniſch, etruskiſch, griechiſch und mehrere in einen, z. B. in den Jupiter, die Juno, Diana ꝛc. zuſammengezogen, aber die Vermiſchung ſchwächte ihre Heiligkeit nicht ab, vielmehr empfingen ſie eine neue Heiligung durch die Bedeutung, welche ſie für den jungen Staat erhielten, als deſſen höchſte Schutzpatrone, welche alle Handlungen und Vorgänge im Gemeinweſen überwachten.

Das Syſtem, Rom um jeden Preis immer mehr zu bevölkern, ſey es durch das Aſylrecht, welches allen von außen kommenden gewährt wurde, ſey es durch Herbeiſchleppung von Einwohnern beſiegter Städte und Landſchaften, mußte bald einen neuen natürlichen Unterſchied in der römiſchen Einwohnerſchaft herbeiführen. Von den neuen Bürgern taugten nur die angeſehenſten und reichſten, ins Patriciat aufgenommen zu werden, die bloßen armen Landläufer ſuchten ſich als Clienten einen Patron; aber die Maſſen von Bürgern aus beſiegten Städten konnten weder Patricier noch Clienten werden und bildeten einen Mittelſtand (plebs, Menge, Fülle, zuſammenhängend mit plenus, voll), welcher perſönliche Freiheit genoß und irgend ein Handwerk trieb, aber in den Comitien nicht mitſtimmen und auch mit Patricierfamilien keine Ehe eingehen durfte. Je mehr nun aber Rom ſeinem Princip der unbeſchränkten Einwanderung und Vermehrung der Stadt um jeden Preis treu blieb, um ſo mehr mußte auch nach und nach die Zahl der Plebejer wachſen, ſo daß dieſe endlich ſtark genug wurden, um nach gleichen Rechten mit den Patriciern zu ſtreben. Das Fortkommen mit ihren Familien lag ihnen indeß noch näher am Herzen, als die Erlangung politiſcher Rechte. In der Stadt oft der reichen Patriciern und Rittern

verſchuldet, trachteten ſie unaufhörlich nach Landbeſitz, nach Looſen des von Römern neu eroberten Landes, um wenigſtens ihre ökonomiſche Selbſtändigkeit zu erhalten. Gerade deshalb aber gingen ſie gern mit in den Krieg und halfen erobern. Somit waren ſie es, die anfangs Beſiegten, Gezwungenen und Unterdrückten, welche dem Raub- und Eroberungsſyſtem des Romulus eifriger dienten, als die Nachkommen ſeiner alten Raubgenoſſen, die Patricier, denen es mehr um die Erhaltung ihres Familienbeſitzes, als um die Erweiterung des Staates zu thun war.

Sklaven hatte man in Rom in jenen frühen Zeiten nur wenige, dieſer Stand mehrte ſich erſt mit dem Reichthum der Familien. Die Freilaſſung talentvoller und verdienter Sklaven war aber ſchon frühzeitig Regel und paßte zum Syſtem.

Der Wohlſtand der Patricier beruhte damals, abgeſehen von dem, was ſie auf ihren Kriegszügen raubten, noch lediglich im Ackerbau, den ſie in eigener Perſon trieben. Noch nach mehreren Jahrhunderten war es für den erſten Staatsmann Roms keine Schande, hinter dem Pflug herzugehen oder ſeine Felder ſelber zu bauen. Ohne ſeine Aecker hätte Rom nicht exiſtiren können, die Felder ſelbſt aber wurden durch die kriegeriſche Bevölkerung beſchützt, durch Eroberung vermehrt. Zu Waſſer unternahmen die Römer nichts, obgleich ſie nicht weit vom Meere wohnten.

Numa wurde über achtzig Jahre alt und zu ſeiner Zeit blieb der von ihm errichtete Janustempel geſchloſſen, das heißt, es blieb Frieden, denn die Thore dieſes Tempels ſollten ſtets nur dann geöffnet werden, wenn ſich Rom im Kriege befand. Da aber das Syſtem Krieg verlangte, wurde er nachher nur ſelten mehr geſchloſſen.

5.

Tullus Hoſtilius, Ancus Marcius, Tarquinius Priscus.

Numa ſtarb im J. 672 vor Chriſto und hinterließ nur eine Tochter. Da wählte das römiſche Volk den Tullus Hoſtilius zum König, aus dem Tribus der Ramnenſer, mit welchem der kriegeriſche Geiſt des Romulus wieder zur Geltung kam und dem langen Frieden ein Ende machte. Dieſe Wahl iſt ein ſicherer Beweis einmal von der Parteiung im Innern der Stadt, d. h. von dem Gegenüberſtehen einer rein römiſchen Kriegspartei und einer mehr ſabiniſch-etruskiſchen Friedenspartei, und zweitens von der dem Volk innewohnenden Unruhe, die des Friedens Langeweile nicht ertragen konnte. Tullus Hoſtilius aber faßte gleich nach ſeinem Regierungsantritt die den Römern ſtammverwandten Latiner ins Auge und ging darauf aus, ſeine Partei mit denſelben zu verſtärken gegen die ſabiniſch-etruskiſche Partei.

Das Verhältniß Roms zu Alba war von Anfang an ſehr locker geweſen. Wir dürfen vorausſetzen, daß Alba die Räuber des Romulus in ſeine Mauern aufzunehmen verſchmähte, daher deren Anſiedlung an den ſumpfigen Ufern des Tiber guthieß. Im Uebrigen beſtand zwiſchen Rom und Alba ein leidliches Freundſchaftsverhältniß, bis der neue König Anſpruch auf latiniſche Beſitzungen machte und offenbar abſichtlich den Krieg bei den Haaren herbeizog, und zwar nicht etwa, wie man geglaubt hat, damit die Römer nicht im Frieden verweichlichen ſollten, ſondern um die Stadt und ihren Umkreis (urbem et orbem) zu mehren.

In Alba wurde die Gefahr erkannt und ein Dictator mit unumſchränkter Macht gewählt, Mettus Fuſſetius. Dieſem aber erſchien ein wechſelſeitiges Morden ſo nahe verwandter Völker mit Recht unvernünftig und er machte ihnen daher den Vorſchlag eines Gottesgerichts. Von beiden Völkern ſollten nur je drei Kämpfer ausgewählt werden und das Volk, deſſen Kämpfer unterliegen wür-

den, ſollte dann dem andern lehenspflichtig werden. Man wählte aber auf jeder Seite Drillinge aus, unter den Römern die Brüder Horatier, unter den Albaneſen die Brüder Curiatier, welche vorher einander befreundet und dergeſtalt verwandt waren, daß einer der Curiatier die Schweſter der Horatier geheirathet hatte. Im Kampfe nun fielen zwei Horatier, aber der dritte, obgleich verwundet, errang den Sieg, indem er die Flucht ergriff, ſich dann raſch umkehrte und die Curiatier, die ihn einzeln in verſchiedenen Abſtänden verfolgten, einen nach dem andern tödtete. Alba longa mußte ſich nun unterwerfen, zunächſt aber nur ſich verpflichten, in allen Kriegen Rom die Heeresfolge zu leiſten. Als Horatius triumphirend heimkehrte und unter den Trophäen auch das blutige Kleid des Curiatius mitbrachte, welches ſeine Schweſter dieſem ihrem Gatten ſelbſt geſchickt hatte, brach das unglückliche junge Weib in Thränen und Jammer aus, Horatius aber ſtieß ſie nieder, denn eine Römerin dürfe über den Tod eines Feindes nicht klagen. Die Friedenspartei verlangte Beſtrafung des Schweſtermords, aber auf den Rath des Königs appellirte Horatius an das Volk und wurde freigeſprochen.

Mettus Fuffetius grollte dem Geſchick, wagte ſich aber nicht allein an das mächtige Rom, ſondern reizte nun die ſchon einmal gedemüthigten Städte Fidenä und Veji gegen Rom auf und blieb, da er doch den Römern hätte helfen ſollen, während der Schlacht unthätig. Die Römer aber ſiegten und benutzten nachher eine Verſammlung, bei welcher die Albaner ohne Waffen erſchienen, umzingelten dieſelben und ließen ihnen keine Wahl mehr, als alle mit Weibern und Kindern nach Rom überzuſiedeln. Die alte Stadt Alba wurde zerſtört, Mettus Fuffetius als Verräther zwiſchen zwei Wagen zerriſſen. — Die Latiner erhielten in Rom den cöliſchen Hügel, um daſelbſt ihre Häuſer aufzuſchlagen, und alle ihre vornehmen Familien wurden ins Patriciat aufgenommen, die Maſſe aber diente, die Plebs zu verſtärken. Wie es ſcheint, war eine anſehnliche Partei unter den Latinern von Rom gewonnen und beſtochen worden. Die übrigen latiniſchen Städte, deren Verort bisher Alba

geweſen war, wollten ſich nicht darein fügen, jetzt Rom als Vorort anzunehmen, und erwehrten ſich der Römer noch einige Zeit.

Da wurde Rom unerwartet von einer Peſt heimgeſucht und die Friedenspartei ſcheint das als eine Strafe der Götter für die ungerechten Kriege ausgebeutet zu haben. Der König, welcher ſich bisher mehr um den Krieg, als um die religiöſen Cäremonien daheim bekümmert hatte, ſuchte jetzt demüthig an den Altären Zuflucht, allein am Altar des Jupiter traf ihn und ſeine ganze Familie ein vernichtender Blitzſtrahl, im J. 640. In ähnlicher Weiſe war auch Romulus umgekommen.

Mit einem Wort, die Kriegspartei war durch die Langwierigkeit und Unentſchiedenheit des Kriegs mit den latiniſchen Städten und durch die Peſt ermüdet und entmuthigt, die ſabiniſch-etruskiſche Friedenspartei gewann dadurch auf einige Zeit wieder die Oberhand und gab dem Staat einen neuen König in dem Sabiner Ancus Marcius, Enkel des Numa, welcher endlich die latiniſchen Städte bezwang und 3000 Menſchen von da auf den aventiniſchen Hügel in Rom verpflanzte, dann aber wieder Frieden hielt und der Friedenspolitik durch die Eröffnung des Hafens bei Oſtia dienen wollte. Aber es ſtand geſchrieben, daß Rom alles nicht durch Handel, ſondern durch die Waffen gewinnen ſollte.

Unter der Regierung des Ancus fand ſich in Rom ein intereſſanter Fremdling ein, der Etrusker Tarquinius, zubenannt Priscus (der alte). Derſelbe war der Sohn des Demaratos, eines reichen Ariſtokraten aus Korinth, der ſich unlängſt in Tarquinii niedergelaſſen hatte, aber als Fremder unter den ſehr ausſchließlichen Etruskern kein Recht erlangen konnte. Der Sohn nun wandte ſich nach Rom, in die einzige Stadt der Welt, die dem Fremden Aufnahme und Rechte, die ſeinem Verdienſt entſprachen, gewährte. In der That gewann Tarquinius auch bald ſo großes Anſehen in Rom, daß er nach dem Tode des Ancus im J. 616 ſogar zum König gewählt wurde. In ſeiner Perſon lag eine gewiſſe Verſöhnung der beiden bisher in Rom ſtreitenden Parteien, denn er war ein fremder Abenteurer wie Romulus und doch ein Ariſtokrat und Prie-

sterfreund wie Numa. Wahrscheinlich gewann er sich auch durch seinen Reichthum eine mächtige Clientel. In seinem Verhältniß zu den Etruskern bleibt vieles dunkel. Er soll sie unterworfen und genöthigt haben, Rom als ihren Vorort anzuerkennen. Andere meinen, er möchte wohl kein Grieche, sondern ein echter Lucumo gewesen und die Geschichte seiner Auswanderung nur erfunden seyn, so daß er eigentlich als ein etruskischer Eroberer und Herr von Rom erscheinen würde. Damit streitet aber die Abwesenheit aller Merkmale einer etruskischen Besitznahme, wie auch einer Wiederbefreiung von der angeblich etruskischen Herrschaft. Die großen Bauten, welche Tarquinius im etruskischen Styl unternahm, das Forum für die Bürgerversammlungen, der Circus Maximus für die Wettrennen und Kampfspiele, vor allen aber die Kloaken, mächtige unterirdische Gewölbe, durch welche das Wasser und aller Unrath abgeführt und Roms Boden endlich entsumpft wurde, beweisen nur, daß Tarquinius von den Etruskern gelernt hatte, nicht daß er zu ihnen gehörte. Der schlagendste Beweis dafür, daß er sich nicht auf die große Macht der Etrusker stützen konnte, liegt in dem siegreichen Widerstande, den ihm die verfassungsmäßigen Gewalten in Rom leisteten, als er es wagen wollte, der alten Aristokratie des Senats und der Ritter eine neue an die Seite zu setzen, eine Art von Pairsschub, um dadurch die alte rein aristokratische Partei zu neutralisiren und die königliche Partei zu verstärken. Es gelang ihm nicht ganz. Der Augur Attus Navius widersprach im Namen der Götter, deren Augurium erst eingeholt werden müsse. Spöttisch frug ihn der König, ob die Götter ihm auch zu wissen thun würden, ob das möglich sey, was er eben denke? Ja, antwortete der unerschrockene Augur. Wohlan, sprach der König, ich dachte eben, ob du wohl diesen Schleifstein mit einem Scheermesser würdest zerschneiden können? Der Augur aber nahm das Messer und schnitt den Stein mitten durch. Nun stand der König von seinem Vorhaben in der Art ab, daß er keine neue Tribus oder Curie schuf, sondern sich begnügte, die Zahl der Reiter innerhalb der herkömmlichen Abtheilungen nur zu vermehren, und dem Patriciat hundert neue Familien (minorum

gentium) einzuverleiben. Dieſe Maßnahme deutet darauf hin, daß er das königliche Anſehen mit Hülfe des ariſtokratiſchen gegen die wachſende Menge der Plebejer in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen verſucht hat, während er zugleich anfing, das gemeine Volk durch öffentliche Schauſpiele im Circus zu beluſtigen und bei guter Laune zu erhalten.

6.

Servius Tullius.

Die wundervolle Sagengeſchichte der alten Römer drückt die wahrſten Gedanken, welche ſich aus der Betrachtung der Thatſachen in der Erinnerung des Volks feſtgeſtellt haben, immer in den glücklichſten Bildern aus und enthält keine Fabeln, ſondern wirkliche Geſchichte nur in poetiſchem Gewande. Sie berichtet uns, im königlichen Hauſe des Tarquinius ſey ein junger Knabe aufgezogen worden, Servius Tullius, der Sohn einer vornehmen Frau aus der ſabiniſchen Stadt Corniculum, die nach der Zerſtörung dieſer Stadt durch des Königs edle Gemahlin Tanaquil eine ſchonungsvolle Behandlung erfahren hatte, in den Augen der Römer aber doch nur eine Kriegsgefangene, mithin Sklavin war. Einſt aber habe Tanaquil geſehen, wie um des ſchlummernden Knaben Haupt ein Glanz ſchimmerte, wie ein Heiligenſchein und von dem Augenblick an habe ſie geglaubt, aus ihm werde ein großer Mann und ein Beſchützer ihres Hauſes werden. Sie ſcheint in die Zukunft ihres Gatten, der ſelbſt als Fremder mitten unter den Römern ſtand, kein Vertrauen geſetzt zu haben und erzog ſich an dem jungen Servius einen wackern Schwiegerſohn. Die Söhne des Ancus, die durch Tarquin vom Throne waren ausgeſchloſſen worden, gewannen erſt jetzt wieder einen großen Anhang unter der alten Friedenspartei, welcher die Erhebung des Sklavenſohnes zum königlichen Eidam und vielleicht gar zum Nachfolger ein Greuel war. Aber der Neubürger in Rom waren

ſchon zu viele, als daß nicht auch der König und ſein Eidam ihren großen, ja einen überwiegenden Anhang gehabt hätten. Deshalb gingen die Verſchworenen mit Hinterliſt zu Werke, überfielen den König unverſehens und erſchlugen ihn, waren aber nicht im Stande, das königliche Schloß zu erobern, weil es Tanaquil vertheidigte und mit großer Klugheit dem Volke den Tod des Königs anfangs verhehlte. Derſelbe, hieß es, lebe noch und habe den Servius beauftragt, einſtweilen die Regierung zu führen und die Mörder zu verfolgen. Da nun die Verſchworenen keinen offenen Aufſtand wagten, bemeiſterte ſich Servius der Gewalt und wurde vom Volke, deſſen Sache er gegen die Ariſtokratie durchzufechten gelobte, zum König ausgerufen, 578.

Mit ihm beginnt für Rom eine ganz neue Periode, nämlich die eines Bundes der Krone mit dem dritten Stande oder dem eigentlichen Volke gegen die Ariſtokratie. Die Sage hat das ſinnreich aufgefaßt in einem Mythus. Im königlichen Hauſe, heißt es, wurde auf dem Herde der Gott deſſelben (Vulcan, das heilige Feuer) ſichtbar in einem Phallus und die Königin Tanaquil erkannte, der Gott verlange, einen Götterſohn zu zeugen, der dem königlichen Hauſe und ganz Rom zum Heil gereichen ſolle. Die Königin aber begriff auch, daß die Mutter deſſelben von niederem Stande ſeyn müſſe, denn es galt, der Ariſtokratie entgegenzuwirken. Von ihr aufgefordert, ſetzte ſich nun eine ihrer Dienerinnen, Ocryſia, in bräutlichem Schmuck auf den Herd und ward Mutter des Servius. Dieſer bisher übel verſtandene Mythus will nichts geringeres bezeugen, als daß die Schutzgottheit Roms ſich von dem Patriciat, den Abkömmlingen der fremden Troer, ab- und zu den Plebejern, den Einheimiſchen, zugewendet habe. Der heilige Herd iſt von Troja gekommen und um ihn her hat ſich das römiſche Gemeinweſen gruppirt, nun aber erſt und aus ihm ſelbſt auf römiſcher Erde ſoll ihm der neue Volksheros geboren werden, gleichſam ein neuer Aeneas der Plebejer.

Die populären Maßregeln, welche Servius traf, um dem gemeinen Volke gerecht zu werden und ſeinen von den Patriciern bedrohten Thron auf die neuerſtarkte Macht der Plebejer zu ſtützen,

waren 1) die Heimzahlung vieler Schulden, welche bisher den ärmeren Plebejer gedrückt hatten, 2) die Austheilung von Staatsgütern, Grund und Boden eroberten Landes an dieſelben, 3) die Eintheilung der allmählig überaus zahlreich gewordenen Plebejer in neue Tribus und zwar in 4 ſtädtiſche und 26 ländliche, 4) die Eintheilung aller römiſchen Bürger in fünf neue Centurien nach dem Cenſus oder Vermögen, und die Abſtimmungen nicht mehr ausſchließlich in Curien, ſondern auch in Centurien, 5) die Wahl von Volkstribunen (tribuni plebis) d. h. von Vorſtehern der plebejiſchen Tribus mit dem Recht, die Sache der Plebejer vor dem Senate zu vertreten, 6) die Einführung von Verſammlungen der plebejiſchen Tribus (comitia tributa), worin ſie über ihr Intereſſe berathen konnten.

Die ökonomiſche Reform war die wichtigſte, denn die armen Plebejer hatten, um ihre Familien in theuren Zeiten und während ſie draußen Kriegsdienſte verrichteten zu ernähren, bei den reichen Patriciern borgen müſſen und waren dadurch von ihnen abhängig geworden. Das Trachten der Patricier ging ferner dahin, den eroberten Grund und Boden nur ſich und ihren Clienten vorzubehalten, das ganze römiſche Gebiet mithin in wenige große Erblehen zu theilen und alles Volk zu Hörigen der Ariſtokratie zu machen. Die bisher frei geweſenen Latiner, Sabiner und Etrusker aber, aus denen die große Maſſe der Plebejer beſtand, wollten ſich ein wenn auch beſcheidenes, doch freies Grundeigenthum erhalten und ſo kämpfte das Patriciat für das Feudal-, die Plebs für das Allodialſyſtem, ein Kampf, der viel ſpäter eben ſo tief in die Geſchicke des deutſchen Volkes eingreifen ſollte. Auf dem Umſtande, daß ſich unter Servius der kleine freie Eigenthümer neben dem großen und deſſen Clienten behauptete, beruhte die ganze Römergröße und Römertugend. Nur unter einer Mehrzahl kleiner Eigenthümer war es möglich, gute alte und fromme Sitte, Tugend, Ehre und Freiheitsſinn zu wahren. Hätten die Plebejer der Ariſtokratie nicht die Waage gehalten, ſo würde die letztere mit ihrer Clientel ſchon weit früher dem Reichthum, der Ueppigkeit und Corruption anheim gefallen ſeyn.

Servius gab den Plebejern in der Stadt Rom einen mächtigen Hinterhalt durch die 26 Tribus auf dem Lande. Durch die beſſere politiſche Stellung, die er den letztern gewährte, machte er nun dem alten Haß der Landſtädte gegen die Hauptſtadt ein Ende und heiligte den ewigen Bund der latiniſchen Städte mit Rom durch die Erbauung eines gemeinſchaftlichen Tempels der Göttin Diana (Jana), die Wiederholung deſſen für das Land, was früher die Erbauung des Janustempels für die Stadt allein geweſen war.

Ein Verſuch, Rom in daſſelbe Verhältniß auch zu den etruskiſchen Städten zu bringen, mißlang. Servius mußte mit dieſen Städten Krieg führen und obgleich er ſie unterwarf, ſo konnte er ſie doch nicht verſöhnen. Vielmehr beſtand zwiſchen ihnen und der patriciſchen Partei in Rom ſelbſt geheimes Einverſtändniß. Man ſuchte ſeine Schwiegerſöhne, die Enkel des Tarquinius, gegen ihn aufzureizen, als die, welchen die Krone legitim zukomme und durch welche der plebejiſche Uſurpator geſtürzt werden ſolle. Dieſe beiden Tarquinier waren Lucius und Aruns. Servius hatte dem erſteren, welcher ſo hochmüthig und gewaltthätig war, daß er ſpäter den Zunamen Superbus (der Stolze) erhielt, ſeine ſanftere Tochter zur Frau gegeben, um ſeine Hitze zu mäßigen, dem Aruns dagegen, welcher von Natur gütig und mild war, ſeine zweite Tochter Tullia, die ein heftiges Temperament beſaß, um ihm etwas mehr Leben beizubringen. Seine Berechnung aber war falſch, denn die entgegengeſetzten Charaktere vertrugen ſich nicht, Lucius verſtändigte ſich mit Tullia und ſie ſchafften, er ſein Weib, ſie ihren Mann durch Mord aus der Welt. Tullia ſoll den Lucius ſelber aufgefordert haben, nun auch ihren Vater zu ermorden, damit ſie als Gattin des Mörders den königlichen Purpur tragen könne. Alles wurde mit dem Patriciat verabredet und vorbereitet. Zur Zeit der Erndte, als die Plebejer auf dem Lande beſchäftigt waren, legte Lucius Tarquinius den königlichen Purpur an, erſchien ſo mit einer bewaffneten Schaar im Senate, warf den alten König Servius, als derſelbe herbeieilte, die ſteinerne Treppe hinunter und ließ ihn unten vollends niederſtoßen. Tullia aber fuhr auf einem Wagen in den Senat, um dem

neuen König Glück zu wünſchen. Da lag auf ihrem Wege vor ihr des Vaters blutige Leiche. Die Pferde ſtutzten und hielten an, aber die unnatürliche Tochter befahl, über ihn hinüberzufahren, 554.

7.

Tarquinius Superbus.

Die römiſchen Geſchichtſchreiber melden nichts von einem irgend kräftigen Verſuche der Plebejer, die Miſſethat zu beſtrafen und den Mörder vom Throne zu ſtoßen. Dieſer erſcheint vielmehr ſo mächtig, daß er alle volksthümlichen Geſetze des Servius wieder aufheben konnte und nicht einmal von der Partei der Patricier abhängig wurde, ſondern beide Parteien gleich ſtreng unter ſein tyranniſches Joch beugte. Das vermochte er nur mit auswärtiger Hülfe. Er ſtützte ſich hauptſächlich auf die früheren Landsleute ſeiner Familie, die Etrusker, auf die ſabiniſche Ariſtokratie, an deren Spitze Mamilius ſtand, der kleine Tyrann von Tuskulum, dem er ſeine Tochter zur Ehe gab. Er ſchloß zum erſtenmal Bündniſſe mit den mächtigen Nachbarn im Süden, den reichen Städten in Großgriechenland und Karthago. Er ſuchte zugleich das Intereſſe von den innern Verfaſſungsangelegenheiten auf auswärtige Kriege abzulenken und dem römiſchen Stolze durch neue Siege und Eroberungen, durch Heimführung vieler Beute, Verſchönerung der Stadt und neue große Prachtbauten zu ſchmeicheln. Endlich mußte ihm auch der Aberglaube dienſtbar werden, indem er den Römern eine neue Quelle deſſelben eröffnete. Die Sage berichtet, eine Seherin aus der Stadt Cumä, die berühmte cumäiſche Sibylle, ſey zu ihm gekommen und habe ihm neun Bücher zum Kauf angeboten. Er fand den Preis zu hoch, ſie aber warf drei von den Büchern ins Feuer und verlangte für die ſechs übrigen noch eben ſo viel, wie ſie für alle neun verlangt hatte. Der König wieß ſie noch einmal ab. Als ſie nun aber wieder drei Bücher verbrannte und für die drei letz-

ten immer noch denſelben hohen Preis forderte wie für alle, beſann ſich der König, die Bücher müßten doch wohl der Nachfrage werth ſeyn, und ließ ſie von den Auguren prüfen. Als dieſe aber in den Büchern lauter, wenn auch nur dunkle Weiſſagungen der Zukunft fanden, kaufte Tarquinius der Sibylle dieſelben ab und ſie verſchwand, ohne ſich je wieder blicken zu laſſen. Die Bücher aber blieben ein Heiligthum des Staates und man befrug ſie ſeitdem in allen wichtigen Dingen. Ihre Orakelſprüche mußten ohne Zweifel der tarquiniſchen Politik zu Hülfe kommen. Wir dürfen kaum zweifeln, daß die ganze Erſcheinung der Sibylle und die große Wichtigkeit, die man ihren Büchern beilegte, künſtlich gemacht und auf den Aberglauben des Volkes berechnet war. Tarquinius gab den Römern auch einen neuen Mittelpunkt des religiöſen Cultus, indem er auf dem ſüdweſtlichen Ende des Hügels, deſſen nordöſtliches Ende bereits die Burg oder Citadelle der Stadt trug, das weltberühmte Capitolium, von welchem der Hügel den Namen erhielt, den Haupttempel Roms erbaute, welcher zugleich dem Jupiter, der Juno und der Minerva errichtet wurde. Es wäre möglich, daß die Dreiheit der Götter der Dreiheit der in Rom verbundenen Völker, Latiner, Sabiner und Etrusker habe entſprechen ſollen. Als man dieſen neuen großen Tempel baute, befand ſich auf dem Bauplatz bereits ein kleiner Tempel der Juventas (Jugend) und des Terminus (Grenzgottes), die man nicht wegräumte, ſondern in den großen neuen Tempel einſchloß, damit Rom ſeine Jugend nie verliere und ſeine Grenze nie zurückweiche. Beim Graben des neuen Tempels fand man ein noch blutendes Menſchenhaupt (caput). Davon empfing das Capitol ſeinen Namen und Rom die Beſtimmung, das Haupt der ganzen Welt zu werden. Man erkennt daraus, wie gut es Tarquinius verſtand, den Grundgedanken des Romulus fortzuſpinnen und das römiſche Volk über ſeine Gegenwart durch die Verheißung einer großen Zukunft zu täuſchen.

Mit einem Theile ſeiner Kriegsbeute verſchönerte Tarquinius die Stadt, mit dem andern befriedigte er ſeine Krieger, wie er denn überhaupt das Heerweſen ſehr pflegte. Man darf annehmen, daß

er die unter ſeinen Fahnen kämpfenden Plebejer hauptſächlich durch die große Beute verſöhnte, die er ihnen in den eroberten Städten überließ. Der Plebejer nahm keinen Anſtand, ſeinesgleichen auszuplündern, anſtatt daß beide gegen den Tyrannen hätten zuſammenſtehen ſollen. Die Eroberungen und Plünderungen des Königs betrafen die widerſpenſtigen Städte der Latiner, Volsker und Sabiner. Nichts charakteriſirt ihn beſſer, als ſein ganz verſchiedenes Verhalten gegen die Städte Tusculum und Gabii. Dort hatte er ſich die Ariſtokratie eng verbündet, um die Plebejer niederzuhalten, hier unterdrückte er die Ariſtokratie, weil ſie ſich ihm widerſetzte. Nach Gabii waren viele römiſche Patricier geflüchtet, die er verfolgt und geächtet hatte. Hier verſuchten ſie einen Widerſtand gegen den Tyrannen zu organiſiren. Deshalb ſchickte Tarquinius ſeinen Sohn Sextus hin, um die Stadt mit Liſt zu gewinnen. Sextus mußte ſich nämlich auch für einen Flüchtling ausgeben, den des Vaters Haß verfolge, und wurde wirklich gut in Gabii aufgenommen. Als er aber den Vater durch einen geheimen Boten fragen ließ, was er weiter thun ſolle, ſchlug Tarquinius im Garten, in dem ſie ſich befanden, die höchſten Mohnköpfe ab und ſagte, ſo ſolle es Sextus auch machen. Der Sohn verſtand den Witz, ſchaffte die angeſehenſten Männer in Gabii durch Intriguen auf die Seite und öffnete die führerloſe Stadt den Truppen ſeines Vaters.

Inzwiſchen kam eine große Peſt über Rom und mahnte das Volk, die Götter zürnten. Da ſchickte Tarquinius ſeine Söhne Titus und Aruns nach Griechenland, um das Orakel zu Delphi zu fragen, was zu thun ſey? Man muß daraus ſchließen, daß Delphi entweder ſchon den Römern hinlänglich bekannt war und als Autorität bei ihnen galt, oder daß der König auch diesmal, wie bei der Auffindung der ſibylliniſchen Bücher, gerade durch die Neuheit und Fremdheit des Orakels überraſchen und den abergläubigen Römern einen heiligen Schauer vor bisher unbekannten Mächten einflößen wollte. Die römiſche Religion war von Anfang an, wie das ganze Gemeinweſen, eine Miſchung aus verſchiedenen Urſprüngen und behielt bis in die ſpäteſten Zeiten die Neigung, Fremdes ſich zu aſſimiliren und

insbeſondere liebte das römiſche Volk die alte Superſtition durch neue auffriſchen und ſich durch neue Myſterien anſchauern zu laſſen. Zugleich bedingte die ſchon urſprüngliche Aufnahme dreier Gottheiten als einer Art von Pantheon auf dem Capitol und die Verheißung einer grenzenloſen Ausdehnung des Römerreichs ein politiſches Princip der Toleranz und ein Syſtem der Annexirung fremder Culte wie fremder Länder.

Mit den Söhnen des Königs reiste auch deſſen Neffe Lucius Julius, zubenannt Brutus (brutus, dumm), weil er für verrückt galt. Seine Verrücktheit war aber nur Verſtellung, denn er hatte bemerkt, daß ſein Oheim alle Verwandte, die irgend Charakter und Verſtand beſaßen, durch Mord wegräumte, um ſeinen Söhnen allein die Thronfolge zu ſichern. Als dieſe letztern nun dem Gott in Delphi reiche Geſchenke darbrachten, überreichte ihm Brutus nur einen hölzernen Stab, worüber alle lachten. Der Stab aber war inwendig hohl und ganz angefüllt mit Gold. Das Orakel gab den Söhnen des Königs Beſcheid in Bezug auf die Sühnopfer für die zürnenden Götter und die Abwendung der Peſt, aber auch auf die Frage, wer von ihnen einſt in Rom herrſchen werde? Der, lautete die Antwort, welcher zuerſt nach ſeiner Heimkehr ſeine Mutter küſſen werde. — Sie kehrten heim, als ſie aber in Italien landeten, warf ſich Brutus, als ob er zufällig gefallen ſey, auf die Erde und küßte ſie, als die Mutter aller Sterblichen.

Die Peſt ward geſühnt, aber die Auflehnung des Landes gegen die Tyrannei des Tarquinius begann von neuem. Diesmal waren es die latiniſchen Rutuler, die in ihrer Stadt Ardea dem König einen hartnäckigen Widerſtand entgegenſetzten. Während der langwierigen Belagerung nun geſchah es einmal, daß die Führer des Heeres bei einem Gelage über den Vorzug ihrer Frauen ſtritten und ein Verwandter des königlichen Hauſes, Tarquinius, zubenannt Collatinus, weil er Statthalter in der Stadt Collatia war, ſeine Frau Lucretia als die ſchönſte und tugendreichſte von allen pries. Da ihm die andern nicht glauben wollten, lud er ſie ein, ſelbſt zu ſehen, und ritt mit ihnen zuerſt nach Rom, wo ſie die Frauen der übrigen

Führer bei üppigen Gelagen antrafen, und dann nach Collatia, wo Lucretia ſittſam unter ihren Mägden ſaß und Wolle webte. Collatius gewann die Wette, Sextus aber entbrannte in ſträflicher Liebe, lauerte eine günſtige Zeit ab, um ins Haus der ſchönen Lucretia zu kommen, wurde dort arglos aufgenommen, mißbrauchte aber die Gaſtfreundſchaft, überfiel die fromme Hausfrau im Schlaf und entehrte ſie. Kaum war er ins Lager zurückgeritten, als auch Lucretia eilig ihren Gatten und ihren Vater Spurius Lucretius herbeirufen ließ. Mit ihnen kam Brutus und Publius Valerius, keiner ahnend, was vorgegangen ſey. Da eröffnete es ihnen Lucretia, beſchwor ſie, den Frevel zu rächen, den ſie ſelbſt nicht überleben wolle, zog einen Dolch hervor und durchbohrte ſich damit das Herz.

Brutus warf ſich über die ſchöne Leiche, zog den Dolch aus der blutenden Bruſt, hob ihn hoch empor und ſchwur ihr Rache, Vertilgung des Königshauſes und Abſchaffung des Königthums. Nach ihm ergriff Collatius und dann die beiden andern den Dolch und alle ſchwuren auf ihn denſelben Eid wie Brutus. Dieſer eilte nach Rom, rief die Curien zuſammen, redete zum Volk und gewann es ohne Mühe, denn das Regiment des Tyrannen war längſt verhaßt und die Volksherrſchaft, welche Brutus nach Abſchaffung des Königs verhieß, hatte wohl für viele einen zauberiſchen Reiz. Der König eilte, ſobald ihm die erſte Nachricht von dem, was geſchehen war, zukam, aus dem Lager vor Ardea nach Rom, aber ſchon war es zu ſpät. Das empörte Volk ließ ihn nicht mehr ein. Er eilte nun nach dem Lager zurück, aber auch hier war ihm Brutus auf einem andern Wege ſchon wieder zuvorgekommen und hatte das Heer gewonnen, die Söhne des Königs zur Flucht gezwungen. Da blieb auch dem König ſelbſt nichts übrig, als ſich durch ſchnelle Flucht zu retten, im J. 509.

Die That der Lucretia hat eine welthiſtoriſche Bedeutung, aus dem Blut einer keuſchen Frau ſollte der junge Baum der Freiheit emporgrünen. Darin lag ein tiefer Sinn. Die Sache des Volks und ſeine Freiheit ſollte zugleich die der Tugend und der Ehre ſeyn. So wurde die That von den Römern ſelbſt aufgefaßt und ſo hat

man ſie immer verſtanden. Was auch ſeit dem trefflichen Kirchenvater Lactantius gegen den Selbſtmord eingewendet worden iſt, in jenen dunkeln Jahrhunderten vor Chriſti Geburt, war doch gegenüber der tiefen Corruption des Heidenthums und des allwärts vorwaltenden theils verfeinerten, theils rohen Egoismus eine ſo feierliche und heroiſche Apotheoſe weiblicher Ehre ein ſchöner Lichtblick. Es war jene Tugend, welche viel ſpäter durch die Stoa als ſittliches Grundgeſetz verkündigt wurde, eine freilich nur heidniſche Tugend, aber doch Tugend. Man achte die ſittlichen Erhebungen in der heidniſchen Vorwelt ja nicht gering. Blicken wir tiefer in dieſe Vorwelt zurück und erinnern wir uns an jene babyloniſche Hure, die ſeit dem Beginn der königlichen Gewalt auf Erden, die Völker mit ſchnöder Wolluſt bezauberte und verderbte, dann erſt wird uns die Bedeutung der Collatinerin klar. Im Namen Lucretia proteſtirte das Abendland gegen die mit Semiramis begonnene Entwürdigung des Weibes im Morgenlande. Die Männerwelt Europas ſtieg auf eine höhere ſittliche Stufe, indem ſie für das keuſche Weib ſich begeiſterte. Die Weltgeſchichte trat in eine neue Phaſe.

Zweites Buch.

Die Zeiten der Römertugend.

1.

Gründung der Republik.

Rom wurde ſeit der Vertreibung der Tarquinier, wie es Brutus auf den blutigen Dolch geſchworen hatte, eine Republik. Das Wort res publica bedeutet das gemeine Weſen und war, wie die Sache ſelbſt, eigentlich nichts Neues, denn von Anfang an waltete in der römiſchen Stadtgemeinde ein klares Bewußtſeyn ihrer ſelbſt. Die Factoren der Staatsgewalt lagen ſeit Erbauung der Stadt gleichſam im Prozeß mit einander und der Begriff ihrer Berechtigung und Zweckmäßigkeit wurde aufs ſchärfſte ausgebildet. Die Könige ſelbſt vermochten das Gemeinweſen nie in ihrer Eigenmacht zu verſchlingen, ſondern erſchienen mehr nur als Diener und Förderer, oder als Störer deſſelben. Die verſchiedenen Völkerbeſtandtheile, aus denen ſich die römiſche Gemeinde conſtituirte, ordneten ſich mit dieſem erſten Act ſchon dem Staat unter, forderten eben daſſelbe aber auch von ihrem Könige. Der Verſuch des Superbus, den Staat der Perſönlichkeit des Königs unterzuordnen, mußte mißlingen, weil er dem Princip der jungen lebenskräftigen Gemeinde geradezu widerſprach.

Das römiſche Gemeindeweſen erlitt alſo in Wahrheit durch die

Vertreibung der Könige keine wesentliche Aenderung, es trieb nur den Störer aus und behauptete sich in seinem Bestande. Die Republik war nicht das Werk einer Revolution, sondern vielmehr einer Restauration. Die Verfassung, die Theilung der Gewalten blieb die alte. Nur der König fiel weg und an seine Stelle traten zwei Consuln, welche je auf ein Jahr gewählt monatlich mit der Regierung abwechseln und für ihre Handlungen verantwortlich seyn sollten. Neben ihnen wurden besondere Quästoren zur Verwaltung der Finanzen gewählt, denn man wollte dem regierenden Consul nicht unmittelbar auch die Staatscasse anvertrauen. Im Uebrigen blieb der Senat, blieben die Tribunen, die Curien, Centurien, Comitien beim Alten und die Gründung der Republik behauptete so sehr den conservativen Charakter der Restauration, daß an den Vorrechten der Aristokratie nicht gerüttelt wurde. Die Aristokratie selbst war es gewesen, durch welche der König vertrieben wurde. Brutus und Collatinus wurden die ersten Consuln. Die plebejischen Tribus wurden noch nicht selbständig. Ihre Beschlüsse galten nichts, wenn der Senat sie nicht bestätigte. Auch konnten sie zu Consuln nur solche Männer wählen, die ihnen der Senat vorschlug.

Brutus ließ das Volk schwören, niemals mehr einen König zu wählen oder zu dulden. Collatinus aber kam in den Verdacht, als könne er, welcher den Tarquiniern am nächsten verwandt war, doch wohl ein geheimes Gelüsten nach der Krone in sich verbergen. Man nöthigte ihn also, das Consulat wieder niederzulegen und sich mit seiner Familie aus der Stadt zu entfernen. Statt seiner trat nun Publius Valerius als Consul dem Brutus zur Seite. Dieser Mann nahm seine Stellung etwas weiter links und strebte nach Popularität. Das schien nun dem jüngeren Theile der Aristokratie bedenklich. Sie fürchtete, durch einen liberalen Umschwung ihre Vorrechte zu verlieren, und die Junker, welche vorher unter dem Könige in Gesellschaft seiner lüderlichen Prinzen ein sehr lockeres Leben geführt hatten, sehnten sich nach der lustigen Zeit zurück und ärgerten sich über die Sittenstrenge, welcher sie sich jetzt auf einmal unterwerfen sollten. Diese junge Partei also verschwor sich gegen den neuen Bestand der

Dinge und knüpfte heimliches Verständniß mit dem vertriebenen König an. Die Consuln und der Senat waren großmüthig genug, dem Könige alles, was er als Privateigenthum in Rom beseſſen hatte, auszuhändigen und die Uebernahme deſſelben diente ſeinen Agenten zum Vorwand, länger in Rom zu bleiben und Umtriebe zu machen. Die Consuln aber kamen dahinter, ließen die Verſchworenen verhaften und gaben die ganze Fahrhabe des Königs, die demſelben in den nächſten Tagen unverſehrt zugeſchickt worden wäre, den Bürgern preis. Aus dem liegenden Beſitzthum des Königs aber wurde ein großer freier Platz gemacht, welcher zu den Kriegsübungen der Bürger beſtimmt, dem Kriegsgotte geweiht und das Marsfeld genannt wurde. Unter den Verhafteten befanden ſich auch zwei Söhne des Brutus, welche ſich hatten verführen laſſen, an der Verſchwörung Theil zu nehmen. Sie wurden allgemein bedauert, aber der Vater ließ ſie vor ſeinen eigenen Augen wie die andern Jünglinge ohne Gnade entkleiden, ſtäuben und enthaupten.

Tarquinius hatte ſich ins etruskiſche Gebiet geflüchtet und wollte den Erfolg der Verſchwörung in Rom abwarten, fiel aber, als dieſelbe mißlang, von Veji aus ins römiſche Gebiet. Die Consuln zogen ihm entgegen und im Walde Arſia trafen die Heere zuſammen. Der König führte das etruskiſche, Valerius das römiſche Fußvolk, des Königs Sohn Aruns die etruskiſche, Brutus die römiſche Reiterei. Die beiden letztern begegneten ſich und ſtürzten mit den Lanzen wüthend gegen einander, ſo daß Brutus, vom Speere des Aruns durchbohrt, ihn ſelbſt mit dem ſeinigen durchbohrte. Valerius behauptete den Sieg und verjagte den König. Alsbald aber wurde der Sieger ſelbſt dem Verdacht ausgeſetzt, als ſtrebe er, der jetzt allein noch übrige Conſul, auf ſein Heer geſtützt nach der Krone. Valerius befahl daher den zwölf Lictoren, welche vor den Conſuln wie früher vor den Königen einhergingen, ihre Faſces (Ruthenbündel) vor dem verſammelten Volke zu ſenken, zum Zeichen, daß er dem Volke huldige, welchem allein die Majeſtät und Souveränetät inwohne. Zugleich beantragte er ein Geſetz, welches den Plebejern geſtattete, ſich gegen jeden etwaigen Mißbrauch der conſulariſchen

Gewalt durch Appellation an das Volk zu schützen. Dadurch befreite sich der Consul von jedem Verdacht und wurde so beliebt, daß man ihm den Namen Publicola (Volksfreund) gab.

Tarquinius warb den Römern neue Feinde. Bisher hatten ihn nur die nächsten etruskischen Städte unterstützt. Jetzt aber rüstete der mächtige Etruskerkönig Porsena von Clusium ein großes Heer, um die Römer dafür zu bestrafen, daß sie das Königthum abgeschafft hatten. Es war ihm nicht um die Tarquinier, sondern nur um das monarchische Princip zu thun. Er verkündete selbst, daß er ein Exempel statuiren wolle, damit es nicht etwa andern Völkern auch einfiele, ihre Könige zu verjagen. Die Römer wagten diesmal nicht, ins Feld zu rücken, sondern suchten Schutz hinter ihren Mauern. Alles Volk vom Lande wurde in die Stadt gezogen. Inzwischen war nur ein Theil der Stadt durch Mauern, den andern glaubte man damals noch durch den Fluß geschützt. Ehe aber die hölzerne Tiberbrücke abgedeckt werden konnte, rückte schon der Feind heran. Alles floh vor ihm. Da opferte sich Horatius Cocles und stellte sich in voller Rüstung am Eingang der Brücke allein dem Feind entgegen. Nun wandten sich zwei andere Römer Spurius Lartius und Titus Herminius, die schon auf der Flucht waren, wieder um und halfen ihm treulich, die Etrusker aufzuhalten, während die Brücke hinter ihnen abgebrochen werden konnte. Erst als dies gelungen war und die beiden Waffengefährten an seiner Seite gefallen waren, stürzte sich Horatius in den Tiber und schwamm trotz seiner schweren Rüstung und trotz der feindlichen Pfeile, die ihn umschwirrten, glücklich zu den Seinigen zurück. Als Porsena die Stadt hart und lange belagerte, ging Mutius, ein junger Patricier, ins Lager des Königs hinaus, um ihn zu erdolchen, weil er anders Rom von diesem gefährlichen Feinde nicht zu retten hoffte. Er fehlte ihn aber und wurde ergriffen. Da hielt er seine rechte Hand ins Feuer und verbrannte sie ohne zu zucken zur Strafe dafür, daß er sie nicht recht gebraucht habe, sagte aber dabei dem Könige, es gäbe noch hundert junge Römer, die ihn zu tödten geschworen hätten, und bewog ihn dadurch, nicht nur ihm zu verzeihen, sondern auch

Rom zu ſchonen. Es wurde ein Vertrag geſchloſſen. Das ausgehungerte Rom unterwarf ſich, trat wahrſcheinlich viel Gebiet ab und mußte Geißeln ſtellen, wurde aber zu keiner Verfaſſungsänderung und namentlich nicht zur Wiederherſtellung des Königthums gezwungen. Mutius erhielt von ſeiner verbrannten Hand den Namen Scävola (Linkhand). Bald darauf wurde des Porſena Großmuth noch einmal erprobt, denn Clelia, die mit zehn andern edeln römiſchen Jungfrauen dem König als Geißeln gegeben worden war, benützte die Gelegenheit, als ſie einmal zuſammen badeten, über den Fluß zu ſchwimmen und mit allen ihren Mitgefangenen zu entkommen. Die Römer waren ehrlich und ſchickten ſie wieder an Porſena zurück; dieſer aber wollte ſich an Großmuth nicht übertreffen laſſen, ließ ſie frei und ſchenkte der Clelia wegen ihres Muthes ein prächtiges Pferd.

2.

Emporringen der Plebejer.

Die Römer hatten immer das Glück, daß ihre vielen Nachbarn und Feinde unter einander ſelbſt nicht einig waren und wenn wir erwägen, mit welcher Kunſt in ſpätern Zeiten der römiſche Senat die Uneinigkeit unter ſeinen Nachbarn (der griechiſchen und makedoniſchen Staaten, Karthago, Aegypten, Syrien) zu nähren wußte, ſo dürfen wir vorausſetzen, er habe dieſe Politik auch ſchon früher gegenüber ſeinen damals noch ſchwächeren Nachbarn, den latiniſchen, etruskiſchen und ſabiniſchen Stämmen geübt. Während Rom ſich vor Porſena beugen mußte, hatte es Ruhe vor den Sabinern. Als die Sabiner von neuem mit Rom Krieg anfingen, hatte dieſes von den Etruskern nichts mehr zu beſorgen. Ja es gewann eine Partei unter den Sabinern ſelbſt, deren Haupt Appius Claudius mit 5000 bewaffneten Clienten nach Rom überſiedelte und ſich daſelbſt bald ein Anſehen zu erwerben wußte, ähnlich dem, wie es einſt der erſte Tarquinius beſaß. So oft Rom einen ausgezeichneten und

mächtigen Mann zum Bürger annahm, war es auch geneigt, demselben einen ungewöhnlichen Einfluß auf das gemeine Wesen zu gestatten. Das Volk war ohne Zweifel für neue Eindrücke empfänglich, allein die Neulinge hätten schwerlich so bald eine so große Rolle spielen können, wenn sie nicht schon vorher mit dem römischen Senat in der engsten Verbindung gestanden wären.

Die Sabiner bildeten einen Bund von dreißig Städten wider Rom und nahmen den alten Tarquinius und seine Familie, nachdem ihn die Etrusker aus unbekannten Gründen aufgegeben hatten, bei sich auf. Rom wählte damals zum erstenmal einen Dictator mit unumschränkter Gewalt für die Dauer des Kriegs, den Lartius Flavus, der die Latiner im Zaume hielt. Als sie aber noch größere Anstrengungen machten, trat als neuer Dictator Posthumius an die Spitze der römischen Heeresmacht und erfocht am rigillischen See den entscheidenden Sieg über die Latiner. Obgleich sich diese aufs tapferste wehrten und das römische Fußvolk schon überwältigten, wurde das letztere doch durch die römische Reiterei, indem dieselbe absaß und zu Fuß focht, aus der Gefahr errettet und das Sabinerheer geschlagen, im J. 469. Nun hatte Rom endlich einige Ruhe. Bald darauf starb auch der alte müde Tarquinius Superbus und sein Geschlecht verlor sich ohne je wieder Ansprüche auf die römische Krone zu erheben.

Nun begannen aber schwere innere Kämpfe in Rom. Obgleich Publicola den Plebejern ihre Ehrenrechte gewahrt hatte, so konnten sie doch davon allein nicht leben. Ihr ökonomischer Zustand war furchtbar zerrüttet. Sie mußten drückende Steuern zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben, besonders im Kriege bezahlen, sie mußten fast immerwährend selber Kriegsdienste thun und konnten daheim nichts verdienen. In der Noth waren sie gezwungen, bei den reichen Patriciern zu borgen und diese ließen sie als Schuldner, die nicht zahlen konnten, hart behandeln. Indem sich ihre Zahl stark vermehrte, blieb es doch bei den ersten sparsamen Ackervertheilungen und wurden keine neue zu ihren Gunsten vorgenommen. Das Patriciat, dessen Interesse allein im Senat und von den Consuln ver-

treten war, machte alles eroberte Land zu Staatsgut und wußte es unter der Hand in patriciſchen Privatbeſitz zu bringen, jede Forderung der Plebejer aber, daß auch ihnen Land ausgetheilt werde, unter hundert Vorwänden zurückzuweiſen oder wenigſtens zu vertagen. Die Hauptklage der Plebejer ging dahin, daß, ſo oft ihre Forderungen dringend wurden, der Senat irgend einen äußern Krieg anfange, um den innern Streit abzubrechen. Dann müßten ſie ſich den Legionen einreihen und ins Feld führen laſſen, anſtatt in der Stadt bleiben und ihre Rechte verfechten zu können. Wollten ſie aber vom Conſul an das Volk appelliren, wie ihnen zuſtand, dann ſchiebe das Patriciat geſchwind einen Dictator vor, von deſſen außerordentlicher und allumfaſſender Gewalt es keine Appellation an das Volk gab.

Als nun der Senat wieder einmal, um den Plebejern das Wort abzuſchneiden, geſchwind einen Krieg mit den Volskern anfing, weigerten ſich die Plebejer, in dieſem Krieg eher zu dienen, bis ihnen ihr Recht werde. Ein alter Mann, ſchmutzig und zerlumpt, mager und verhungert, ſtürzte auf das Forum, zeigte dem Volk die Narben, die ſeine Bruſt bedeckten, erzählte, wie viele Feldzüge er mitgemacht habe und wie er nun zum Dank dafür in der bitterſten Armuth habe leben, ohne ſeine Schuld habe borgen müſſen und wie ihn ſein unbarmherziger Gläubiger habe feſſeln und foltern laſſen. Andere, denen es eben ſo ſchlimm ergangen war, ſchaarten ſich zu ihm und es gab einen großen Tumult. Zugleich erfuhr man, die Volsker rücken an und auch andere böſe Nachbarn wollten die Zwietracht in Rom benutzen, um über die Stadt herzufallen. Unter den zwei Conſuln blieb Appius Claudius unerbittlich, der andere aber, Servilius, redete gütig mit den Plebejern und verſprach ihnen Abhülfe ihrer Noth, wenn ſie zu den Waffen griffen und die äußern Feinde verjagen würden. Sie thaten es. Die Volsker und Sabiner wurden zurückgeſchlagen, von der Erfüllung des gegebenen Verſprechens war aber nicht mehr die Rede. Claudius ließ ſogar mit offenbarem Hohn die Plebejer, die ihm eben hatten ſiegen helfen, aus den Reihen der Truppen herausgreifen und in Ketten wieder ins Schuldgefängniß werfen. Alle Vorwürfe beantwortete er mit dem Gegenvorwurf, das

Elend der Plebejer sey nicht so groß, wie sie vorgeben, sie wollen nur immer mehr Recht, um das Patriciat zu stürzen. Der Streit wurde immer erbitterter und aufs neue sammelten sich Sabiner, Aequer, Volsker in der Hoffnung, die Plebejer würden sich zu keinem Heerdienst gegen sie mehr zwingen lassen. Der Senat aber nahm seine Zuflucht schnell wieder zu einem Dictator, welcher zu der gemäßigten und deshalb populären Partei des Patriciats gehörte, Valerius, dem nun auch die grollenden Plebejer wieder getreulich Heerfolge leisteten, so daß er die äußern Feinde abermals schlagen konnte. Als er aber siegreich nach Rom zurückkehrte, mahnte er den Senat, den gerechten Beschwerden des Volkes abzuhelfen, und legte sein Amt nieder, weil die Hartnäckigkeit des Patriciats ihn hindere, den innern Frieden eben so herzustellen, wie den äußern. Als er aus dem Senat in seine Wohnung zurückkehrte, begleitete ihn das ganze Volk in dankbarer Liebe.

Der Senat fürchtete sich in diesem Augenblick vor der Menge und die Consuln befahlen eine neue Rüstung gegen die Aequer, blos um einen Vorwand zu haben, die Plebejer aus der Stadt zu entfernen. Die letztern gehorchten und rückten aus, aber nicht gegen die Aequer, vielmehr folgten sie dem Sicinius, einem selbstgewählten Anführer, auf den heiligen Berg, eine Milie von Rom abgelegen und verschanzten sich hier, 493. Man muß wohl annehmen, daß sie die stärkeren waren und daß, wenn sie gewollt hätten, in einem blutigen Kampf beider Parteien sie gesiegt haben würden. Allein sie waren von echt römischem Rechtssinn durchdrungen, sie verlangten nur ihr Recht und gönnten andern das ihre. Trotz aller Mißhandlungen sahen sie doch in den Patriciern ihre Mitbürger und wollten sich nicht für immer von ihnen scheiden oder sie unterdrücken, sondern sich nur in ein erträglicheres Verhältniß zu ihnen setzen. Man kann sie wegen dieser patriotischen Mäßigung nicht genug bewundern. Ein kluger alter Patricier, Menenius Agrippa, soll sie durch die Erzählung einer sinnreichen Fabel versöhnt haben. Die Glieder des menschlichen Körpers, sagte er, empörten sich einmal gegen den Magen und warfen ihm vor, er allein ruhe und genieße,

während ſie alle arbeiten müßten. Indem ſie nun aber auch ruheten und nicht mehr arbeiteten, erhielt der Magen keine Nahrung mehr, aber auch aus dem Magen kamen in die Glieder keine Säfte mehr, ſo daß ſie erſchlafften und abzuſterben anfingen. Da entſchloßen ſie ſich wieder zu arbeiten, verſchafften dem Magen wieder Speiſe und ſtärkten dadurch ſich ſelbſt. So ſollten ſich nun auch die Plebejer zum Senate verhalten. Indeſſen gaben die Plebejer nicht eher nach, als bis ihnen folgende Rechte bewilligt wurden: 1. Die Erwählung von fünf Volkstribunen, welche Plebejer ſeyn mußten und nur von Plebejern gewählt werden konnten, die den Sitzungen des Senats anwohnen und jeden Beſchluß deſſelben durch ihr Veto (veto, ich verbiete) verhindern konnten, welche unverletzlich und die auch wegen ihrer Amtshandlungen niemals verantwortlich ſeyn oder angeklagt werden ſollten. 2. Die Wahl von plebejiſchen Aedilen, welche die Gemeindekaſſe der Plebejer verwalten und die Lebensmittel in Rom wohlfeil erhalten ſollten, gleichſam ein Finanzminiſterium der Plebs neben der patriciſchen Quäſtur. 3. Die Befreiung aller damals wegen Schulden verhafteter Plebejer. 4. Die Ermäßigung des Zinsfußes.

Bald darauf trat eine Hungersnoth ein. Der Senat kaufte in Sicilien Getreide auf. Ein junger Patricier aber, Cajus Marcius, der ſich im Kriege bei Eroberung der volskiſchen Stadt Corioli den Ehrennamen Coriolanus verdient hatte, machte den Antrag, das Korn den Plebejern nicht eher zu geben, bis ſie auf die neuerworbenen Rechte wieder verzichtet haben würden. Sogleich klagten ihn die Volkstribunen an und wie viele Mühe ſich auch Claudius gab, ihn zu vertheidigen, ſo wollte doch der Senat ſeinetwegen den Frieden mit den Plebejern nicht brechen und duldete, daß Coriolan aus Rom verbannt wurde. Zornig ging er nun zu denſelben Feinden über, die er früher beſiegt hatte, zu den Volskern, und rückte an ihrer Spitze vor die Stadt Rom, indem er rings umher die Aecker der Plebejer verwüſtete, die der Patricier aber verſchonte. Die Plebejer argwohnten eine Verabredung und verweigerten den Conſuln den Heeresdienſt. Der Senat ſchickte nun Geſandte hinaus, um der

Coriolan zu beſchwichtigen. Sie wurden aber ſchnöde zurückgewieſen und das zweitemal gar nicht mehr angenommen. Eben ſo wenig richteten die Prieſter aus, die im vollen Ornate kamen, ihn um Schonung anzuflehen. Endlich verſammelten ſich die römiſchen Frauen und auf ihre Bitten ging — Veturia, die alte Mutter des Coriolan, und Volumnia, die Gattin deſſelben, mit ſeinen zwei kleinen Knaben zu ihm ins Lager hinaus und beſchworen ihn, ſein eigenes Vaterland nicht zu verderben. Da überwältigte ihn die Scham, er brach das Lager ab und führte das Heer ins Land der Volsker zurück. Dieſe ſollen ihn zur Rache umgebracht haben. Nach einer andern Nachricht aber ſoll er noch lange in der Verbannung gelebt haben. Die Römer errichteten zum Andenken einen Tempel der Fortuna Muliebris (des weiblichen Glücks).

Bald darauf wurde umgekehrt wieder ein Volksfreund das Opfer römiſcher Politik, wie es Coriolan als Volksfeind geworden war. Der Conſul Spurius Caſſius nämlich, der die Volsker und Herniker beſiegte, machte den Antrag, die eroberten Ländereien nicht nur an die Plebejer, ſondern auch an ſabiniſche Bundesgenoſſen, welche gar nicht römiſche Bürger waren, zu vertheilen. Er meinte es dabei gut wie mit dem armen Volke, ſo auch mit dem römiſchen Staatsintereſſe, denn ſein Scharfblick ſah voraus, daß Rom, indem es ſeine Grenzen immer mehr erweiterte, auch das römiſche Bürgerrecht auf weitere Kreiſe werde ausdehnen müſſen, weil die Bürger einer einzigen, wenn auch großen Stadtgemeinde doch auf die Dauer ein immer mehr ſich erweiterndes Land nicht würden beherrſchen können. Seine Einſicht und ſein guter Wille aber wurden ihm ſchwer verdacht. Die Patricier beſchuldigten ihn, er bewerbe ſich um die Gunſt des gemeinen Volks in Stadt und Land nur, um ſich zum König aufzuwerfen. Sein unerbittlichſter Feind war Käſo Fabius, das damalige Haupt der Ariſtokratie, der ihn vor Gericht zog und ſeine Hinrichtung durchſetzte. Er wurde vom tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt und ſein Haus der Erde gleich gemacht, 486.

3.

Die Fabier.

„Wind war das Geſetz, Wind alles, was für das Geſetz und für ein Geſchenk geſprochen wurde, welches das Volk doch nie bekam," ſagt Livius. In der geſchickten und energiſchen Führung der Ariſtokratie wurde das neue Geſchlecht der Claudier von dem alten und überaus zahlreichen der Fabier abgelöst. Ein Hauptgrund aber warum den Forderungen der Plebejer ſo wenig und ſo langſam entſprochen wurde, lag in dem Abfall reich gewordener Plebejer, welche mit der Ariſtokratie gingen, um ſich durch die Gunſt derſelben ökonomiſche Vortheile zu ſichern. Sogar die neuen Tribunen waren nicht feſt. Das Volk wurde dadurch ſo erbittert, daß es in einem Krieg gegen Veji dem Conſul Marcus Fabius den Gehorſam verſagte. Er hatte ſchon mit der Reiterei geſiegt, als das Fußvolk vorzugehen ſich weigerte und ohne Befehl umkehrte. Nun brachte zwar der Tribun Tiberius Pontificius abermals das ſ. g. agrariſche Geſetz vor, d. h. er beantragte eine weitere neue Vertheilung von Grund und Boden des Staats an die ärmeren Bürger. Aber die andern Tribunen hielten es mit den Conſuln und vereitelten ſein Bemühen. Die latiniſchen, ſabiniſchen und etruskiſchen Nachbarn benützten ihrerſeits die innere Zerwürfniß in Rom ſtets von neuem, um räuberiſche Einfälle ins römiſche Gebiet zu machen und die Plebejer wurden dadurch gegen ihren Willen immer wieder zur Kriegführung gezwungen. Weil ſie ſich aber daheim von ihren Tribunen nicht hinreichend unterſtützt ſahen, halfen ſie ſich ſelbſt und wollten während des neuen Feldzugs wieder keine Dienſte thun. Der Conſul Marcus Fabius ließ ſich das aber nicht anfechten, ſondern verhielt ſich ganz ruhig in ſeinem Zelt. Nun kamen die Feinde von allen Seiten herbei und forderten die Römer, die wie gewöhnlich ihr Lager verſchanzt hatten, auf, herauszukommen und eine Schlacht zu liefern, und ſingen, da ſich die Römer ruhig verhielten, über ihre

Feigheit zu spotten an. Das ließen sich die Römer eine Zeitlang gefallen, dann wurden sie doch ärgerlich und wünschten, Fabius möge endlich den Befehl zum Angriff ertheilen. Fabius aber rührte sich nicht, bis die Soldaten selber kamen und ihn baten, er möge doch losschlagen. Er wies sie barsch ab, als sie aber immer und immer wiederkamen und dringender flehten, führte er sie hinaus und sie stürzten sich diesmal aufs grimmigste in die Feinde, Fabius selbst aber und sein Bruder Cäso verrichteten persönlich Wunder der Tapferkeit und tröfteten und pflegten nachher eben so großherzig und unermüdlich die Verwundeten, also daß sich der Haß der Plebejer gegen sie in Liebe verwandelte.

Staunen ergriff die Patricier, als sie hören mußten, wie der sieggekrönte Feldherr, nachdem er heimgekehrt war, nun selber im Senat verlangte, die tapfern Plebejer sollten durch Gewährung des Ackergesetzes belohnt werden, der Boden, den sie mit ihrem Blut gedüngt und erobert, müsse ihnen von Rechtswegen gehören. Der Senat wollte sich aber nicht überrumpeln lassen, der Abfall der stolzen Fabier ärgerte ihn aufs tiefste und hartnäckiger als je weigerte er die Gewährung der gerechten Bitte. Ja es scheint, daß, was bald darauf zum Verderben des ganzen fabischen Geschlechts geschah, nicht blos der eigenen Schuld des letztern, sondern auch dem Verhalten des übrigen Patriciats zugeschrieben werden muß. Wenn nämlich das letztere dem Geschlecht der Fabier nicht so schwere Vorwürfe gemacht hätte, würden die Fabier wohl schwerlich den seltsamen Entschluß gefaßt haben, auf ihre Hand allein den Krieg gegen die Feinde Roms zu führen. Sie wurden dazu offenbar nur durch die bösen Reden und Anklagen ihrer patricischen Collegen gedrängt. Sie wollten sich gegen den Verdacht rechtfertigen, als seyen sie an den stets wiederholten Angriffen von Veji her Schuld, weil sie durch ihre Begünstigung der Plebejer die Zwietracht in Rom nährten. Vielleicht hatte man sie sogar eines heimlichen Verständnisses mit Veji bezüchtigt. Genug sie erklärten, sie allein, die sämmtlichen Fabier, wollten Veji bezwingen. Besser konnten sie sich nicht rechtfertigen, es lag aber auch in ihrem Vermessen ein stolzes Selbst-

gefühl. „Gegen Veji bedarf es nur einer feſten, keiner großen Schaar," ſagte Cäſo. Allein er hatte ſich geirrt. Als das ganze Geſchlecht der Fabier, 306 Männer, gegen Veji auszogen, wurden ſie von den übermächtigen Etruskern umringt und obgleich ſie immerfort im Keil vordrangen, auf einem Hügel feſten Fuß faßten und furchtbar um ſich ſchlugen, doch zuletzt alle erſchlagen. Von dem ganzen großen Geſchlecht ſoll nur ein Knabe daheim übrig geblieben ſeyn, was freilich wie eine Fabel klingt, ſich aber durch die Vorausſetzung erklären läßt, von der wir ausgingen, nämlich daß die Ausrottung der Fabier eine Angelegenheit der übrigen Patricier geweſen iſt. Der tragiſche Kampf fällt ins Jahr 477.

Zur Beſtätigung dieſer Vermuthung dient die Thatſache, daß ſich die Plebejer energiſch der fabiſchen Sache annahmen und den Untergang des ihnen ſo befreundeten Geſchlechts als einen patriciſchen Verrath auffaßten. Die Tribunen klagten den Conſul Menenius, Sohn des Agrippa, deshalb an. Zwar gelang es ihnen nur durchzuſetzen, daß derſelbe zu einer geringen Geldbuße verurtheilt wurde, allein auch dieſe kleine Beſchimpfung kränkte ihn ſo, daß er ſich ſelbſt das Leben nahm. Hierauf ging der Tribun Genucius noch weiter, forderte die Durchführung deſſen, was Cäſo vom Senat verlangt hatte, des Ackergeſetzes, und lud die Conſuln vor das Volksgericht. Am Morgen des Gerichtstags aber war er nicht mehr, man fand ihn in ſeinem Hauſe ermordet, 472.

An ſeine Stelle trat Volero, ein ehemaliger Hauptmann, den die Conſuln als gemeinen Soldaten wieder einreihen wollten, der ſich aber wehrte, den das Volk beſchützte und zum Tribunen wählte. Das Patriciat wählte dagegen den Appius Claudius, Sohn des ältern Plebejerfeindes, zum Conſul und die Parteien ſtanden ſich aufs ſchroffeſte gegenüber. Aber die Patricier wurden doch genöthigt, dem plebejiſchen Andrange nachzugeben. Es gab eine furchtbare Scene auf dem Forum. Der Tribun Lätorius klagte den Appius an und wollte ihn greifen laſſen. Der Conſul wollte dagegen wieder ihn durch einen Lictor greifen laſſen. Die Plebejer waren wüthend und es wäre Blut gefloſſen, wenn nicht die Achtung vor dem

Geſetz und das Zureden des andern Conſul Quinctius endlich zur Ruhe zurückgeführt hätte. Die Plebejer rächten ſich doch, indem ſie im nächſten Kriege mit den Volskern dem Conſul Appius, der ſie anführte, nicht folgten, ſondern unmittelbar vor der Schlacht ihm davonliefen, aber ſie hatten dabei ein böſes Gewiſſen und empörten ſich nicht, als der Conſul, auf das Geſetz geſtützt, ſie dem Kriegsrecht unterwarf und den zehnten Mann hinrichten ließ. Der Haß der Parteien wurde dadurch natürlicherweiſe noch mehr genährt und der Conſul, als er ſich dem wieder vorgebrachten Ackergeſetz mit aller Macht widerſetzte, wieder angeklagt. Er ſtarb indeß vor dem Gerichtstage, wahrſcheinlich aus Verdruß und Ermüdung, 469. Die Plebejer aber ſetzten durch, daß nach der glücklichen Eroberung von Antium wenigſtens das Gebiet dieſer Stadt unter ſie vertheilt wurde, ein kleines Gebiet, deſſen Aecker bei weitem nicht für die große Zahl der Plebejer ausreichten, 464. Bald aber wurde dieſe Zahl wie auch die der Patricier gar ſehr gelichtet durch eine furchtbare Peſt, 460.

Trotzdem dauerte der Haß und Kampf der beiden Parteien fort. Terentillus forderte vergebens „geſchriebene“ Geſetze, durch welche die Rechte des Volkes gewährleiſtet würden. Cäſo Quinctius, ein junger Patricier, machte ſich mit andern Junkern ein Vergnügen daraus, die Plebejer auf den Straßen zu mißhandeln. Als ein Plebejer aus dieſem Anlaſſe umkam, verurtheilten die Tribunen den Quinctius zu einer ſo hohen Geldſtrafe, daß deſſen wackerer Vater Lucius Quinctius mit dem Zunamen Cincinnatus, aus einem reichen Mann ein armer wurde und ſein kleines Feld ſelbſt bauen mußte. Die Plebejer hatten nun die Oberhand in der Stadt und weigerten ſich fortwährend, Kriegsdienſt zu thun, immer argwöhnend, der kleine Krieg mit den Nachbarn werde von den Patriciern ſelber nur angezettelt, um ſie zu beſchäftigen und die weitere Erledigung der plebejiſchen Forderungen zu verzögern. Da kam der äußere Feind, den die Plebejer nicht mehr draußen ſuchen wollten, in die Stadt ſelber hinein. Der freche Herdonius überfiel plötzlich mit 4—5000 Sklaven und Vagabunden das Capitolium und hielt es beſetzt. Man

weiß nicht, ob er einer patriciſchen Intrigue den Einlaß verdankte oder ganz für ſich handelte. Die Plebejer verhielten ſich verſtockt und thaten nichts, das Capitol wieder zu erobern. Erſt als die Bürger von Tusculum ſich zum Zuzug entſchloſſen, ließen auch die Plebejer in Rom ſich zum Angriff auf das Capitol bewegen, aber der Conſul Valerius mußte ihnen vorher die Bewilligung des terentilliſchen Antrags zuſagen. Nun eroberten ſie die Burg. Herdonius und die meiſten ſeiner Leute fielen, die übrigen wurden hingerichtet, 458.

Valerius konnte ſein Verſprechen nicht halten, weil der andere Conſul Appius Claudius und die Patricier es verhinderten. Nun griffen die Plebejer wieder zu ihrem gewohnten Mittel und verweigerten die Kriegsdienſte oder hielten ſich ſchlecht. So geſchah es, daß der neue Conſul Minucius von den Aequern eingeſchloſſen wurde und ſich hätte ergeben müſſen, wenn der Senat nicht ſchnell wieder einmal zu dem außerordentlichen Mittel der Dictatur gegriffen hätte. Der alte Quinctius Cincinnatus wurde zum Dictator gewählt, die Boten fanden ihn auf ſeinem Landgut, wie er gerade pflügte. Schnell ſich waffnend und mit der Alleingewalt ausgerüſtet, trieb er die Römer hinaus, befreite den Conſul und zwang die Aequer, unter dem Joch (unter einem auf zwei ſenkrechte Speere wagrecht gelegten Speer) durchzukriechen, worauf er ihnen die Freiheit ſchenkte. Er ſelbſt aber legte ſeine Dictatur ſogleich wieder nieder und kehrte nach ſechszehn Tagen auf ſein Landgütchen zurück, 456.

4.

Die Decemvirn.

Der politiſche Kampf im Innern und der kleine Krieg nach außen dauerte immer fort, weil beide ſich bedingten. Die Aequer wurden bald wieder übermüthig, weil ſie ſich darauf verließen, daß die Plebejer den Patriciern zu Liebe keinen Krieg führen wollten.

Ein alter Plebejer, Sicinius Dentatus, erzählte, er habe 40 Jahre lang alle Feldzüge und 120 Schlachten und Gefechte mitgemacht, dreimal feindliche Mauern zuerſt erſtürmt, habe 14 Bürgerkronen und 45 Wunden davon getragen und dennoch nicht einen Fuß breit von der eroberten Erde zum Erbe bekommen, während müßige Patricierſöhnchen im Beſitz der größten Ländereien ſeyen und in bequemer Ruhe das genößen, was die Plebejer mit ihrem Schweiß und Blut hätten erkämpfen müſſen.

Die allgemeine Meinung war, ſo lange das Ackergeſetz und die terentilliſche Forderung nicht durchgegangen ſeyen, ſollten die Tribunen bei jedem Aufgebot der Conſuln zum Kriege ihr Veto einlegen. Das geſchah nun auch. Als aber die Aequer gar zu unverſchämt wurden, beſchloſſen die Conſuln Romilius und Veturius, mit den Patriciern und ihren Clienten allein ins Feld zu rücken, und ſtellten es den Plebejern frei, wer von ihnen mitziehen wollte. Dieſem Rufe folgte Sicinius und mit ihm 800 der älteſten Bürger, die es nicht ertragen konnten, den Feind vor den Thoren zu ſehen, ohne auf ihn zu ſchlagen. Als ſie hinausgezogen waren, befahl Romilius gerade jenen 800 Greiſen, das auf einem Berge aufgeſchlagene feſte Lager der Aequer bei Antium zu ſtürmen. Sicinius verlangte vom Conſul eine Verſtärkung, weil ihrer zu wenige ſeyen. Aber Romilius meinte, da Sicinius ſich immer ſo ſehr ſeiner Thaten gerühmt habe, ſo ſolle er auch jetzt ſeinen Ruhm bewähren. Sicinius nun und mit ihm die tapfern Alten zogen ab, kamen auf einem Umwege dem feinlichen Lager in den Rücken, überfielen und eroberten es und entſchieden durch ihre Dazwiſchenkunft auch noch die Schlacht, die eben zwiſchen den Aequern und den Conſuln entbrannt war. Nach dem Siege ruhten die Römer und ſchliefen. Da weckte Sicinius die Plebejer und frug ſie, ob der Conſul, der ſie dem Untergange habe überliefern wollen und doch jetzt durch ſie allein den Sieg errungen habe, die Trophäen nach Rom zu bringen nicht unwürdig ſey? Sie ſtimmten ihm bei und nun ſchlachteten ſie alle Gefangenen der Aequer, alle Pferde, alles

Vieh, vernichteten alle Waffen und Zelte und alle Vorräthe, zogen dann ab und kamen nach Rom, wo ihre gerechten Klagen ſelbſt den Senat einſchüchterten, ſo daß er das Benehmen der beſchämt heimkehrenden Conſuln tadelte. Sicinius wurde zum Tribunen erwählt und zog die Conſuln vor Gericht. Beide wurden zu einer Geldſtrafe verurtheilt.

Romilius machte jedoch die Gehäſſigkeit, mit der er gegen die plebejiſchen Veteranen verfahren war, dadurch wieder gut, daß er das Beiſpiel der Fabier nachahmte und ſelber jetzt die Forderungen der Plebejer billig fand und unterſtützte. Die Mehrheit der Patricier verſtand ſich nun endlich dazu, wenigſtens den terentilliſchen Antrag anzunehmen und zwar mit der Beſtimmung, daß drei Geſandte nach Griechenland und insbeſondere nach Athen gehen ſollten, um dort die geſchriebenen Geſetze zu ſammeln und mitzubringen, damit man ſie vergleichen und ſich daran ein Muſter nehmen könne für Rom. Die drei Geſandten waren Poſthumius, Manlius und Sulpicius und ſie entledigten ſich ihres Auftrags binnen zwei Jahren. Als ſie aber zurückkamen, entſtand wieder ein großer Streit, ob die Plebejer bei der Berathung der neuen, nach dem griechiſchen Muſter abzufaſſenden Geſetze zugezogen werden ſollten. Endlich ließen ſich die Plebejer gefallen, daß in die Geſetzgebungscommiſſion ausſchließlich Patricier gewählt wurden, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die neuen Geſetze für alle bisherigen Rechte der Plebejer Gewähr leiſten ſollten. In die Commiſſion wurden zehn Männer (decem viri) gewählt, welche, ſo lange ſie an den neuen Geſetzen arbeiteten, zugleich die volle dictatoriſche Gewalt in ſich vereinigen ſollten, ſo daß in dieſer Zeit weder Conſuln, noch Tribunen ihres Amtes walten durften, 451.

Die Geſetze, welche die zehn Männer vereinbarten, wurden auf zehn Tafeln niedergeſchrieben und in den Comitien aufgehangen, damit jeder Bürger ſie einſehen und ſeine Meinung darüber abgeben konnte. Die Decemvirn nahmen auf dieſe verſchiedenen Meinungen Rückſicht, amendirten danach das Geſetz und ließen zuletzt in den Centurien darüber abſtimmen. Auf dieſe ehrliche und loyale Art

kam das neue Gesetz mit voller Zustimmung der Plebejer zu Stande. Nun blieben aber noch manche Punkte übrig, die man gern auch in gesetzliche Formen gebracht hätte. Man beschloß daher, für das nächste Jahr noch einmal Decemvirn zu wählen, welche die fehlenden Gesetze nachträglich noch auf zwei Tafeln bringen sollten. Das benutzten die enragirten Patricier zu ihren Parteizwecken. Appius Claudius, gleich seinem Vater Todfeind der Plebejer, heuchelte damals die wärmste Volksfreundschaft und erlangte dadurch seine neue Erwählung zum Decemvir. Durch ähnliche Mittel gelangten seine vertrautesten Freunde zu demselben Amte, und kaum waren sie im sichern Besitze desselben, als sie auch schon die dictatorische Gewalt in die tyrannische verwandelten. Mit Schrecken und Unwillen sah das Volk, wie gleich am ersten Tage jeder der Decemvirn zwölf Lictoren mit Ruthen und Beilen vor sich hergehen ließ. Noch mehr aber erschrak es, als die Ruthen nun wirklich seinen Rücken schlugen und das Beil von ihm blutige Opfer forderte. Denn die Anklage jedes patricischen Stutzers und Müssiggängers reichte hin, dem achtbarsten Plebejer Gut, Freiheit und Leben zu nehmen. Der Decemvir richtete und der Spruch wurde sogleich vollstreckt. Er hatte die gesetzliche Macht dazu, niemand durfte ihm widersprechen. Der Gesetzessinn des gemeinen Römers ging bis zur Pedanterie. Er blutete lieber, ehe er das Gesetz verletzte. Er wollte niemals eine Revolution, immer nur eine gesetzliche Reform. Jetzt aber war ihm durch die letzte, von ihm selbst bestätigte Reform das Joch über den Nacken geworfen. Er duldete stumm. Viele plebejische Familien konnten sich nur durch Auswanderung retten.

Das Jahr ging zu Ende. Der Senat hatte das nur abwarten wollen, um der auch ihn verletzenden Willkür der Decemvirn ein Ende zu machen. Aber die Decemvirn waren weit entfernt, am Schluß des Jahres ihr Amt niederzulegen und neue Consuln wählen, Senat und Tribunat wieder in Wirksamkeit treten zu lassen, obgleich das Geschäft, weshalb sie überhaupt gewählt worden waren, die Ausfertigung der zwei letzten Tafeln, lange beendigt war. Sie schrieben keine Wahlen aus, sie blieben einfach auch im dritten Jahr

im Amt. Erſt ein räuberiſcher Einfall der Sabiner und Aequer zwang die Decemvirn, die Plebejer wehrhaft zu machen, um mit ihnen ins Feld zu rücken, aber ſie kannten die böſe Stimmung in der Plebs und verſammelten zum erſtenmal wieder den Senat, um ſich an demſelben eine Stütze gegen die Plebejer zu verſchaffen. Im Senat erhuben ſich aber Valerius Politus und Horatius Barbatus gegen Appius Claudius und ſagten ihm frei heraus, die Decemvirn hätten ihre Gewalt mißbraucht und verdienten geſtürzt zu werden, wie einſt die Tarquinier. Weil ſie ſich aber auf die Plebs ſtützten und mit der Rache derſelben drohten, nahm ſich der patriciſche Senat der Decemvirn an und wollte nur die Conſuln, nicht das Tribunat wiederherſtellen. Die Plebejer aber wollten dieſe einſeitige und nur dem Patriciat günſtige Reſtauration verhindern und ließen ſich lieber noch eine kurze Fortdauer des Decemvirats bis zur Beendigung des äußern Krieges gefallen, um nachher das Tribunat mit dem Conſulat zugleich wiederherſtellen zu laſſen.

Gegen die Sabiner befehligte der Decemvir Quintus Fabius, gegen die Aequer Marcus Cornelius, in Rom ſelbſt hielt unterdeß Appius Claudius mit Spurius Oppius ſtrenge Zucht. Aber die Plebejer gönnten ihren tyranniſchen Feldherrn keine Erfolge und ließen ſich ſchlagen; am übelſten erging es dem Cornelius, der ſogar ſein ganzes Lager verlor, weil ihm ſeine Truppen davonliefen. Den herkuliſchen Plebejer, Siccius, der die Legionen zu dieſem Verfahren beredet hatte, wagten die Decemvirn nicht vor Gericht zu ziehen und ließen ihn meuchelmorden. Bevor er aber fiel, ſchlug er noch mehrere ſeiner Mörder nieder.

Die Spannung zwiſchen den Plebejern und Decemvirn war aufs höchſte geſtiegen, weshalb die letzteren ſorgten, daß die erſteren nicht mehr in Maſſe zuſammenkamen, ſondern zum Theil in der Stadt blieben, zum Theil draußen im Felde ſtanden. Appius Claudius aber hatte damals ſeine ſündigen Augen auf ein ſchönes Mädchen aus dem Plebejerſtande geworfen, Virginia, Tochter des Virginius, der als Hauptmann beim Heere abweſend war, und Braut des Icilius, welcher ſchon Tribun geweſen war. Dieſer Anhang

des Mädchens ſchien dem Decemvir nicht der Mühe werth, um deshalb ſeinen Begierden einen Zwang anzuthun. Er wußte ſich im Vollbeſitz der Macht und kannte weder Furcht noch Scham, ſein Werkzeug aber war Marcus Claudius, der es übernahm, die ſchöne Virginia als ſeine angebliche Sklavin zu reclamiren. Er gab nämlich vor, Virginia ſey von einer ſeiner Sklavinnen geboren, aber geraubt und vom Virginius, als ſey es ſeine eigene Tochter, untergeſchoben worden. Während das ehrbare Mädchen mit ihrer Amme ruhig und nichts ahnend über den Markt ging, trat ihr plötzlich Claudius entgegen, ſchalt ſie ſeine entlaufene Sklavin und packte ſie an, um ſie mit ſich fortzuſchleppen. Virginia blieb vor Schrecken ſtarr, die Amme aber ſchrie laut auf und rief das Volk zu Hülfe. Es gab gleich einen großen Tumult. Man entriß dem Marcus ſeine Beute. Als derſelbe aber vor Gericht ging und ſeine Klage förmlich anbrachte, weigerte ſich Virginia nicht, ſich dem Richter zu ſtellen, da ſie von ihrem Recht überzeugt war und eine Menge Volk ſie begleitete und ſchützte. Auch hatte man eilig ins Lager nach ihrem Vater und nach ihrem Bräutigam geſchickt. Der Richter aber war Appius Claudius ſelbſt, welcher ſtolz auf ſeinem Stuhle ſitzend die Parteien abhörte. Marcus wiederholte ſeine lügenhafte Erzählung, Appius fand ſie vollkommen glaubhaft, erklärte das edle Mädchen für das Eigenthum des Klägers und wollte ſie demſelben eben überliefern, als Icilius eilig herbeikam, dem Richter ſeine ſchändliche Abſicht vorwarf und ſich der Wegführung ſeiner Braut, welche der kuppleriſche Kläger unmittelbar darauf den Lüſten des Appius würde Preis gegeben haben, widerſetzte. Appius ſtellte ſich ganz unſchuldig, nahm ſogar die Miene an, als glaube er, es ſey auch dem Icilius nicht um das Mädchen zu thun, ſondern er ſuche nur einen Vorwand zum Aufruhr und erklärte ſich, als ob er ganz unparteiiſch wäre, bereit, die Vollſtreckung des Urtheils noch um einen Tag zu verſchieben, damit auch des Mädchens Vater gehört werden könne. Nur wenn Virginius bis Morgen nicht erſchiene, bleibe es bei ſeinem Spruch und das Mädchen gehöre dem Marcus zu. Er hatte heimlich ins Lager geſchickt und Befehl ertheilt, den Virginius dort feſt

zu halten. Sein Befehl kam jedoch zu ſpät. Virginius war ſchon in die Stadt gekommen und trat am andern Morgen vor den Richter. „Nicht dir, Appius“ ſprach er, „ſondern dem Icilius verlobte ich meine Tochter und zur ehrbaren Hausfrau, nicht zur Buhlerin erzog ich ſie. Du folgſt wie eine wilde Beſtie deiner Gier. Wenn es das Volk duldet, was hier wehrlos ſteht, ſo doch nicht das, was draußen im Lager die Waffen trägt.“ Appius ließ die bewaffnete Schaar vorrücken, die er mitgebracht hatte, und ſagte: „Ich wußte wohl, ihr wollt Aufruhr erregen, deswegen habe ich mich vorgeſehen. Ich rathe jedem, ſich ruhig zu verhalten!“ Darauf ließ er das Volk auseinander treiben und das Mädchen greifen. Virginius aber, als er ſah, daß er ſeine Tochter nicht würde retten können, ergriff ein Meſſer und ſtieß es ihr in die Bruſt, indem er dem Appius zurief: „Auf dich falle der Fluch dieſer That!“ Alle, die es ſahen, erhoben ein Angſtgeſchrei. Appius befahl, den Mörder zu ergreifen. Virginius aber, das blutige Meſſer ſchwingend, brach ſich durch die Bewaffneten Bahn, die entſetzt zurückwichen, als das Volk den Appius verfluchte und in immer größerer Menge auf ihn eindrang. Seine Befehle wurden nicht mehr befolgt und doch behauptete er noch lange trotzig ſeinen Platz auf dem Richterſtuhl. Icilius und Virginias Oheim Numitorius erhoben die blutige Leiche des ſchönen Mädchens und zeigten ſie dem immer neu hinzuſtrömenden Volke. Endlich fuhr Appius zornig empor und wollte mit einer Schaar ihm ergebener junger Patricier in die Menge eindringen, um ſelbſt, da es die Lictoren nicht wagten, den Icilius zu verhaften. Nun traten ihm aber Lucius Valerius und Marcus Horatius entgegen, bewährte Volksfreunde, welche, vom Volk unterſtützt, den Decemvir zurückwarfen, ſeinen Lictoren die Ruthenbündel zerbrachen und zum Volke redeten. Valerius wagte eigenmächtig, im Namen des Volks den Decemvir ſeines Amtes zu entſetzen, und Appius, jetzt für ſein Leben bangend, floh mit verhülltem Haupte. Zu ſpät erſchien Spurius Oppius, um ihm Hülfe zu leiſten, und in der Angſt, weil er den Appius nicht mehr fand und das Volk in ſo ſchrecklicher Aufregung ſah, trug er darauf an, den Senat einzuberufen. Indem

er dieſen Staatskörper zwiſchen das Volk und die Decemvirn ſchob, hoffte er noch die letzteren und ſich ſelbſt zu retten.

Aber es war zu ſpät, Virginius war ſchon ins Lager zurückgekehrt, wo er das ganze Heer in Aufruhr brachte. Eben ſo war auch das andere Heer in Aufruhr, weil es den Mord des Siccius rächen wollte, und ohne Verabredung verließen beide Heere ihre Lager und zogen nach Rom. Als ſich aber beide vereinigt hatten, bezogen ſie auf den Rath des Duilius, wie ſchon früher einmal die Plebejer gethan hatten, wieder den heiligen Berg und alle Plebejer in Rom verließen mit Weibern und Kindern ihre Wohnungen und zogen gleichfalls auf den Berg. In der leeren Stadt blieben nur die geängſtigten Decemvirn und die Patricier zurück, deren Mehrheit ſelber den Sturz der Decemvirn längſt herbeigewünſcht hatte, ſich jetzt wieder im Senate verſammelte und mit Valerius und Horatius unterhandelte. Da man von beiden Seiten guten Willen hatte, war der Vertrag bald geſchloſſen: Die Decemvirn wurden abgeſetzt, Conſulat und Tribunat hergeſtellt, zu Conſuln Valerius und Horatius, zu Tribunen Icilius und der Sohn des Siccius gewählt. Den Decemvirn geſchah kein Leid, bis Virginius den Appius Claudius wegen ſeines Frevels vor Gericht zog. Stolz, wie immer, wartete Appius den Spruch nicht ab, ſondern entleibte ſich. Daſſelbe that Oppius, als auch über ihn das Gericht heranbrach. Marcus kam mit ewiger Verbannung davon.

5.

Camillus.

Rom ging aus dem überſtandenen Sturm in einer vielverſprechenden Verjüngung hervor. Obgleich die innern Gegenſätze in der Gemeinde noch lange nicht ausgeglichen waren, ſo hatte doch endlich die vereinigende Tendenz die zerſtreuende überwunden. Patriciat und Plebs bildeten jetzt ſchon gemeinſam das römiſche Volk (populus)

und in die Plebs ging die patriciſche Clientel, gingen ſogar viele Freigelaſſenen über. Die ſtimmberechtigte Bürgerſchaft bildete alſo eine innerlich viel homogenere und äußerlich viel größere Maſſe als zuvor. Der übrige Theil der Bevölkerung Roms beſtand aus ſ. g. Aerariern oder ſteuerpflichtigen Hinterſaßen ohne Bürgerrecht, und aus Sklaven.

Nach außen hatte Rom während des langen Parteikampfs ſehr an Anſehen eingebüßt. Die kleinen Nachbarvölker, die es früher ſchon ſo oft gedemüthigt und unterwürfig gemacht hatte, waren alle wieder von Rom emancipirt und hätten, wenn ſie ſich jemals geeinigt haben würden, Rom wohl leicht erobern können. Sie begnügten ſich indeß, immer nur einzeln Raubanfälle zu machen. Als die Reſtauration in Rom erfolgte, war der Krieg mit den Volskern und Aequern noch nicht zu Ende. Die Conſuln Quinctius und Agrippa Furius entſchieden ihn jetzt erſt durch einen glänzenden Sieg. Appius warf das römiſche Feldzeichen mitten unter die Feinde, ein nie fehlſchlagendes Mittel, um die Römer anzufeuern, den Feind zu ſchlagen, die verlorene Fahne zurückzuerobern.

Das wieder ſteigende Anſehen Roms bei den Nachbarn bewährte ſich auch in einem Rechtshandel zwiſchen den Städten Arricia und Ardea, den auf ihre Bitte Rom entſcheiden ſollte. Es handelte ſich um ein Stück Landes. Die Plebejer aber ſetzten durch, daß Rom jenen Landſtrich für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm. Bald darauf indeß wurde das Unrecht wieder gut gemacht und der Landſtrich ardeatiſchen Coloniſten übergeben.

Im Jahr 442 trug der Tribune Canulejus zum erſtenmal auf das Connubium, d. h. auf ein Geſetz an, nach welchem hinfort Plebejer und Patricier unter einander ſollten heirathen dürfen, und auf die Wahlfähigkeit der Plebejer zum Conſulat, alſo auf völlige Gleichſtellung der Bürger mit dem bisherigen Adel. „Niemand, ſprach der Tribun, kann zum Eingehen einer Ehe gezwungen werden, daß ſie aber einem ehrenwerthen Stande verboten bleiben ſolle, iſt eine Schmach. Wir ſind euch gleich. Die Souverainetät liegt nicht in euch, ſondern in uns beiden, Patriciern und Plebejern, im Volke.

Darum müßt ihr auch Conſuln aus uns Plebejern wählen laſſen, wie ihr ſchon längſt hättet thun ſollen, denn echte Römer alten Geſchlechts, die ſeit Jahrhunderten dem Wohle des Staats dienten, ſind dazu mehr berechtigt, als Fremde, denen ihr bereitwillig das Patriciat geſchenkt habt und die nur Rom an den Rand des Verderbens führten, die Tarquinier, die Claudier.“ Der Tribune konnte jedoch nur das Connubium durchſetzen, die Wahl der Plebejer zu Conſuln umging man, indem das Patriciat ſich nur herbeiließ, ſtatt der Conſuln abwechſelnd Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt, welche Plebejer ſeyn konnten, ernennen zu laſſen.

Wenige Jahre ſpäter entſtanden noch einige neue Aemter, in Folge einer nothwendig gewordenen Theilung der Regierungsarbeit, zunächſt die Cenſur. Der Cenſor ſollte den Cenſus (die Schatzung) überwachen, woran ſich aber nach einiger Zeit auch noch die Ueberwachung der öffentlichen Sitte und der Nationalehre knüpfte, eine moraliſche Staatspolizei. Der Cenſor durfte jeden, auch den vornehmſten Bürger, wenn er eine an ſich dem Criminalgeſetz nicht unterworfene, aber der römiſchen Ehre und Würde zuwiderlaufende Handlung beging, auf der Stelle, ſo hart er wollte, beſtrafen. Durch dieſes Amt charakteriſirt ſich das Römerthum auf ſeiner ſittlichen Höhe. Es lag darin trotz des einſeitig ausgebildeten Rechtsmechanismus die tiefe Erkenntniß, daß Geſetz und Recht todt bleiben, wenn es am Adel der Race, am Ehrgefühl und an der ſittlichen Würde fehlt. — Das zweite neue Amt war die Prätur, eine ausſchließliche Juſtizbehörde.

Aus Anlaß einer Hungersnoth im Jahr 439 wurde ein beſonderer Beamter für Herbeiſchaffung von Lebensmitteln ernannt (praefectus annonae), der Patricier Minucius. Als aber dieſer dem Bedürfniß nicht genügte, ſchaffte der reiche Plebejer Spurius Mälius aus eigenen Mitteln Getreide in großer Menge zur Stelle. Zu ſeinem Unglück aber bewarb er ſich zugleich um das Conſulat und hoffte, der öffentliche Dank werde ihn zu dieſer, dem Plebejer geſetzlich noch nicht geſtatteten Würde erheben. Das Patriciat verlegte ihm ſchnell den Weg, indem es ihn anklagte, er ſtrebe nach der

Krone. Ohne Zweifel war er unſchuldig und hatte auch großen Anhang im Volke, weshalb dem Patriciat, um ihn zu beſeitigen, die gemeinen Gewalten nicht genügten. Der ſchon achtzigjährige Quinctius Cincinnatus wurde noch einmal zum Dictator ernannt und ließ durch ſeinen Reiterbefehlshaber Arhala den unglücklichen Mälius greifen und tödten, Arhala aber wurde nachher vom Volk angeklagt und mußte flüchten.

Veji, die etruskiſche Nachbarſtadt, die in den Zeiten des römiſchen Parteikampfs ſich ſo übermüthig betragen, war immer noch nicht beſiegt. Rom legte es darauf an, dieſe Stadt um jeden Preis von der Erde zu vertilgen und ließ ſich deshalb keine Anſtrengung reuen. Zehn Jahre lang lag ein römiſches Heer vor den Mauern Vejis, ohne zu weichen und zu wanken. Den plebejiſchen Kriegern aber mußte, weil es ſo lange dauerte, zum erſtenmale Sold ausgezahlt werden. Bisher hatte jeder Bürger umſonſt als Landwehrmann gedient. Der Vejenterkönig fiel im Zweikampf mit einem römiſchen Führer. Endlich gelang es dem Dictator Camillus, Veji zu erobern, nachdem er zuvor feierlich gelobt hatte, die Schutzgöttin der Stadt, eine Kupra (Juno) feierlich nach Rom zu bringen, dem delphiſchen Apollo aber den Zehnten der Beute zu widmen. Dieſe abermalige Rückſicht auf den griechiſchen Orakelgott deutet an, daß derſelbe auch in Mittelitalien und insbeſondere unter den Etruskern zahlreiche Verehrer hatte. Nach dieſen Gelöbniſſen, die ihn des göttlichen Schutzes verſichern und ſeinen Angriff auf Veji heiligen ſollten, ließ er einen Gang unter der Erde graben und ſeine Römer durch denſelben in die Stadt eindringen, die nun verloren war. Alle Einwohner wurden umgebracht oder als Sklaven verkauft, die Stadt niedergebrannt und der Erde gleich gemacht, 396. — Sein erſtes Gelübde erfüllte Camillus, das zweite aber nur mit Einſchränkungen, denn die Plebejer wollten ſich den zehnten Theil der Kriegsbeute nicht wegnehmen laſſen. Es blieb nichts übrig, als jedem freizuſtellen, was er davon zurückgeben wollte, um den Gott in Delphi nicht ganz leer ausgehen zu laſſen. Die Plebejer waren auch mit der Zerſtörung Vejis unzufrieden, ſie hätten ſich viel lieber

ſelbſt in die ſchönen Häuſer und Gärten daſelbſt hineingeſetzt und verlangten noch nach der Zerſtörung der Stadt eine Colonie daſelbſt gründen zu dürfen. Allein ſie wurden abgewieſen, denn das römiſche Staatsintereſſe duldete nicht, daß eine Stadt in ſolcher Nähe wiedererſtand, von der Rom ſo viel auszuſtehen gehabt hatte.

Camillus erfocht weitere Siege über die Aequer und Faliscer. Die letztern fügten ſich ihm aus Bewunderung ſeiner Großmuth, denn als der Schulmeiſter der Stadt Valerii die Knaben der edelſten Faliscer unter dem Vorwand eines Spazierganges ins römiſche Lager führte, um ſich einen Lohn zu verdienen, entrüſtete ſich Camillus über den elenden Verräther, ließ ihm den Oberleib entblößen, die Hände auf den Rücken binden und den Knaben Ruthen geben, mit denen ſie ihn heimpeitſchen mußten. In der Freude, ihre Kinder wieder zu haben und aus Dankbarkeit gegen den edeln Römerfeldherrn baten die Faliscer nun um Frieden und erhielten ihn. Die Legionen des Camillus waren aber unzufrieden damit, weil ſie das reiche Falerii zu plündern gehofft hatten. Die plebejiſchen Feinde des patriciſchen Feldherrn brachten nun die Coloniſirung Vejis wieder vor und ſetzten ſie diesmal durch. Der Tribune Appulejus ging im Parteihaß ſogar ſo weit, den rechtſchaffenen Camillus anzuklagen, er habe einen Theil der Beute von Veji unterſchlagen. Camillus ging tiefgekränkt in freiwillige Verbannung. 390.

6.

Die Gallier in Rom.

Veji hatte, während es belagert wurde, Hülfe bei dem mächtigen und ihm ſtammverwandten Volke der Etrusker geſucht, ſie aber hatten ſich entſchuldigt, ſie hätten vollauf zu thun, ihre Grenzen im Norden gegen die Gallier zu vertheidigen, und an dem nämlichen Tage, an welchem Veji fiel, wurde auch die große Stadt Melpun in Oberitalien eine Beute jener Gallier.

Kelten oder Gallier hatten ſich im Norden der getiſch-thrakiſchen Völker und der Alpen immer weiter ausgebreitet und das ſüdliche Deutſchland, ſo wie das nach ihnen Gallien benannte große Land zwiſchen dem Rhein und den Pyrenäen beſetzt, ja ein Theil von ihnen war über die Pyrenäen gegangen und hatte ſich in Spanien den Iberern zugeſellt, wo wir ſie bereits gefunden haben. Ein großes zahlreiches Volk, waren die Kelten doch niemals einig und hatten auch nirgends Ruhe. Sie liebten den Ackerbau nicht, die Luſt am Nomadenleben ſteckte ihnen noch im Blut. Deshalb hatten ſie auch kein tüchtiges Fußvolk, ſondern nur treffliche Reiter, Ritter im wahren Sinne des Worts, mit einem Gefolge von Hörigen, zogen gerne auf Abenteuer und wechſelten gerne ihre Sitze. Nie bildeten ſie ein großes Staatsweſen, ſelbſt das Königthum konnte nicht feſten Fuß bei ihnen faſſen. Der berittene Adel allein, nach Geſchlechtern und Gefolgſchaften getrennt, ging lockere Verbände ein, die im Frieden einen Vorort, im Kriege einen Feldherrn oder König wählten. Aber auch das geſchah nur je innerhalb eines Hauptſtammes, nie einte ſich die ganze Nation. Immer hatten ſie Fehden unter ſich und dienten auch für Sold fremden Herrn gegen ihre eigenen Stammgenoſſen. Kein Volk auf Erden war jemals leichtſinniger und vergeudete ſeine unleugbare Heldenkraft ſo ganz unnütz.

Livius erzählt, zur Zeit des Tarquinius Priscus habe in Gallien der Stamm der Bituriger (zwiſchen Bordeaux und Bourges) vorgewaltet unter dem König Ambigatus, es ſey aber des Volkes zu viel geworden, deshalb habe er ſeine beiden Neffen Bellovesus und Sigovesus mit der jungen Mannſchaft fortgeſchickt, ſich neue Wohnplätze zu ſuchen. Einem Götterſpruch zufolge habe der erſtere ſeine Richtung nach dem Süden, der andere nach dem Norden der Alpen genommen. Vom Zuge des Sigovesus weiß man wenig, er ſoll über den Rhein in den herkyniſchen Wald gekommen ſeyn. Viel mehr iſt von Bellovesus bekannt, welcher zuerſt die griechiſche Pflanzſtadt Maſſilia gegen die Angriffe der Ligurer ſchützte, dann über die Alpen ging (durch das Land der Turiner alſo über Turin und daher ohne Zweifel, weil auch er von Süden herkam, auf demſelben

Wege wie Hannibal), die Etrusker zum erstenmal am Fluß Ticinus (Tessin) schlug, hierauf das Land unter dem Namen Insubrien in Besitz nahm und eine neue Stadt Mediolanum (Mailand) gründete. Die mit ihm gekommenen gallischen Stämme werden Bituriger, Arverner, Aeduer, Ambarrer, Cornuten, Aulerker genannt. Ihnen folgten erst später Cenomanen, Boier und Lingonen. Livius setzt aber ihre Ankunft wohl zu früh an, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß sie so lange schon sollten Oberitalien behauptet haben, ohne gegen Rom vorzugehen. Die Boier und Cenomanen kamen wahrscheinlich nicht aus Gallien, sondern aus dem südlichen Deutschland. Die ganze Keltenbewegung nach Süden hatte vielleicht ihren Grund in einem Stoß deutscher Stämme von Norden her, erklärt sich aber auch aus dem abenteuerlichen Geiste des Volks. Die Schönheit des Südens hat von jeher die starken Söhne des Nordens gelockt.

Die römische Ueberlieferung bezeugt das in zwei hübschen Sagen. Nach der einen (bei Dionysus und Plutarch) wurde Arums, ein vornehmer Etrusker in Clusium, daselbst zum Hahnreih gemacht und ärgerte sich darüber so, daß er über die Alpen nach Gallien wanderte und die tapfern Völker daselbst durch den Genuß des Weins und der Feigen, die er mitgebracht hatte, zum kriegerischen Auszug nach dem Süden verlockte. Nach der andern Sage (beim ältern Plinius) brachte Heliko, ein gallischer Helvetier, nachdem er eine Zeit lang in Rom als Handwerker gelebt hatte, von dort Wein, Oel und Trauben mit nach seiner Heimath jenseits der Alpen (die heutige Schweiz) und seine Landsleute wollten nun hin nach dem schönen Süden in das Land, wo so herrliche Dinge wachsen.

Genug, die Gallier saßen schon in Oberitalien fest, die Insubrer in Mediolanum, die Bojer in Felsina (Bologna). Die Semnonen aber belagerten das tuskische Clusium, dessen Einwohner in so große Noth kamen, daß sie Rom um Hülfe baten, obgleich die Etrusker eben erst den schrecklichen Verlust von Veji durch Rom erlitten hatten. Rom schickte drei Fabier als Gesandte ab, die dem Semnonenkönig Brennus ziemlich hoffärtig mit Drohungen entgegentraten, aber von ihm erinnert wurden, die Römer selbst ließen

ja kein anderes Völkerrecht gelten, als das des Stärkeren. Als einer der drei Gesandten, Quintus Fabius, sich nun vollends unter die Etrusker mischte und einen Gallier im Zweikampf tödtete, nahm Brennus dieses beleidigende Vorgehen eines Gesandten zum Anlaß, Rom selbst den Krieg anzukündigen.

Die Römer brachten nun zwar ein ansehnliches Heer auf, welches aber etwas zu übermüthig vorging und vom Kriegstribunen Sulpicius nicht geschickt genug befehligt wurde, so daß es am Flüßchen Allia, unfern von Rom, eine ungeheure Niederlage erlitt und beinahe ganz vernichtet wurde, 389. Der Schrecken in Rom war so groß, daß man verzweifelte, die Stadt halten zu können, weshalb alle Tempelschätze und der größte Theil der Einwohner nach dem Rath und unter Leitung des Marcus Manlius auf das Capitol und die feste Burg geschafft wurden, die allein vertheidigt werden sollte. Nur 80 alte Senatoren wollten die Stadt nicht verlassen. Brennus rückte mit seinem gewaltigen und siegestrunkenen Heer vor die Mauern Roms, fand sie unvertheidigt, die Thore offen und zog nicht ohne Erstaunen ein. Die ganze Stadt war leer. Endlich fanden die fremden Krieger den feierlich versammelten Senat in seinem Sitzungssaal in vollem Amtsschmucke sitzen, aber regungslos. Livius erzählt: Als die Gallier nun in ihren Anblick, als wären es Götterbilder, versunken dastanden, soll einer der Senatoren, Marcus Papirius, einem Gallier, der ihm seinen nach damaliger Sitte langen Bart streichelte, mit seinem elfenbeinernen Stabe auf den Kopf geschlagen haben, worauf der Gallier im Zorn ihn tödtete und die übrigen Greise alle auf ihren Stühlen sitzend den gleichen Tod fanden. Rom selbst aber wurde von den Galliern angezündet, der Brand währte mehrere Tage und die Römer sahen von der Höhe des Capitols rings um sich ihr Besitzthum in Rauch aufgehen.

Damals kehrte Camillus aus seiner Verbannung zurück, sammelte viele aus Rom Geflüchteten und anderes Volk vom Lande und rüstete ein Heer, um Rom zu entsetzen. Ein Bote gelangte von ihm mit List nächtlicherweile auf das Capitol und sprach den Römern Muth zu. Hocherfreut aber antworteten ihm diese mit seiner

Ernennung zum Dictator. Die Gallier entdeckten indeß die Spuren des Boten und klommen auf demſelben ſchmalen Pfade, den er gewählt hatte, in dunkler Nacht zum Capitol hinauf, um es heimlich zu überrumpeln, und es wäre ihnen gelungen, wenn nicht das Geſchnatter der wachſamen Gänſe ihre Ankunft dem Manlius verrathen hätte. Alle Wachen, ſelbſt die Hunde, ſchliefen, nur jene guten Gänſe des Junotempels, die man aus religiöſer Achtung trotz des Mangels an Lebensmitteln nicht hatte ſchlachten wollen, retteten das Capitol. Manlius kam noch zur rechten Zeit, um den erſten Gallier, der ſich eben auf die Brüſtung emporſchwingen wollte, hinabzuſtürzen; Hülfe kam raſch herbei, die Stürmenden mußten umkehren.

Camillus konnte die Eingeſchloſſenen nicht entſetzen, weil er noch viel zu ſchwach war. Aber die große Zahl der Feinde nahm durch Hunger und Krankheiten in der Hitze des Sommers ab. Da ließ es ſich Brennus gefallen, Frieden zu machen und von Rom abzuziehen, aber nicht eher, bis ihm die Römer 1500 Pfund Gold gegeben hatten. Als das Gold gewogen wurde, warf er ſein Schwert in die Waagſchale und ſchreckte die römiſchen Bevollmächtigten, die ſich darüber beſchweren wollten, mit den Worten ab: Wehe den Beſiegten! Dieſes berühmte Wort (vae victis) war nur die Wiederholung deſſen, was Brennus ſchon den Fabiern vor Cluſium geſagt hatte. Rom ſollte ſich erinnern, wie es ſelbſt mit den Beſiegten zu verfahren pflege.

Erſt nach dem Abzug des Brennus ſoll Camillus den Galliern noch eine Niederlage beigebracht haben, was freilich der Capitulation widerſpricht und auch nicht von allen Geſchichtſchreibern bezeugt, aber doch nicht ganz unwahrſcheinlich iſt, weil die Gallier auf dem Rückzug begriffen waren und Camillus doch irgend etwas thun mußte, um ſeiner Dictatur Ehre zu machen. Wie vermöchte man ſich ſonſt das große Anſehen zu erklären, welches er unmittelbar nachher während des Wiederaufbaus der verbrannten Stadt genoß, und auf welches Manlius eiferſüchtig wurde!

7.

Manlius.

Während Camillus immer noch draußen im Felde lag gegen Volsker, Aequer und auch noch einige andere Etrusker, um ihnen fühlbar zu machen, daß trotz des großen Brandes Rom noch stehe, wurde fleißig am Wiederaufbau der Stadt gearbeitet, aber durch den Kriegsdienst draußen und durch den theuern Häuserbau innen kamen die armen Plebejer aufs neue in große Schulden und wurden von den reichen Patriciern und Rittern nicht blos aus wucherischen, sondern auch aus politischen Motiven hart gedrückt, denn der Adel benutzte jede Gelegenheit, den Bürger zu demüthigen und ihm weiteres Aufstreben zu verleiden.

Manlius aber nahm sich der Plebejer an. Die patricische Geschichtschreibung hat diesen Ehrenmann wiederholt und auf alle Art verleumdet. Nur gekränkte Eitelkeit, hieß es, habe ihn zu der plebejischen Partei hinübergezogen, weil die Rettung des Capitols ihm nicht genug Ehren und Lohn eingetragen habe. In verbissenem Grimm gegen die Patricier habe er nun das Volk aufwiegeln und sich durch dasselbe zum König erheben lassen wollen. Verleumdungen solcher Art waren vom Adel gegen wackere Volksmänner nicht zum erstenmal ausgestreut worden und wurden es später wieder. Es war ein plumpes Parteimanöver, die gemeinen Bürger gegen ihren besten Freund aufzuhetzen, indem man vorgab, er wolle das verhaßte Königthum wieder herstellen. Manlius war unschuldig. Er konnte einfach das Unrecht nicht mit ansehen, was an den Plebejern begangen wurde, und wahrlich, dieses Unrecht mußte jedes patriotische Herz kränken. Als Manlius einmal einen Plebejer, der als Hauptmann im Kriege rühmliche Thaten verrichtet hatte, wegen Schulden in Ketten fortführen sah, eilte er herbei, befreite ihn vor allem Volk und zahlte für ihn die Summe, die derselbe schuldig war. Das Volk jubelte ihm zu. Die Patricier aber ersannen eine neue Ver-

leumdung, Manlius habe hohe Summen aus den Tempelſchätzen auf dem Capitol unterſchlagen. Es war jedoch nicht möglich, ihn deshalb einem Richterſpruch zu unterwerfen, denn das Volk ſtand zu ihm. Er opferte ſein ganzes Vermögen, um die Schulden der Plebejer zu bezahlen und bewies dadurch, daß er den geſetzlichen Weg nicht verlaſſen wollte, denn wenn er wirklich nach der Tyrannis geſtrebt hätte, würde die Ermordung oder Vertreibung der Gläubiger der kürzeſte Weg geweſen ſeyn, um das Volk von Schulden zu befreien. Aber ſeine Feinde ruhten nicht, bis ſie den Verdacht im Volke verbreitet hatten, Manlius ſey nur zum Schein deſſen Beſchützer und ſtrebe nach Alleingewalt. Da wankte die Plebs. Die Anklage wurde wiederholt, das Volk auf dem Marsfelde verſammelt und nach Centurien gefragt. Manlius hob ſeine Arme zum Capitol empor und bat die Götter in den Tempeln dort oben, ſie möchten, wie er einſt für ſie und das römiſche Volk zur rechten Zeit gewacht habe, nun auch ihm einen Retter erwecken. Aber die Götter gaben kein Zeichen von ſich. Die Volksverſammlung wurde auf einen andern Platz verlegt, von wo aus man das Capitol nicht ſehen konnte und das Urtheil wurde geſprochen, der edle Manlius gefeſſelt und, um ihn noch bitterer zu verhöhnen, auf das Capitol hinaufgeführt und vom tarpejiſchen Felſen hinabgeſtürzt, 381.

Die Patricier mußten indeß ihren neuen Triumph nachträglich mit ſchweren Opfern bezahlen. Sie hatten das Volk belogen, ſeine Rechte ſeyen durch Manlius bedroht geweſen, ſie hatten alſo dieſe Rechte anerkannt und die Miene angenommen, als wollten ſie für das Volk mehr thun als Manlius. Dabei packte ſie nun der Tribun Licinius, welcher in einem langen Kampfe auf dem Wege der Debatte und Unterhandlung drei wichtige Geſetze durchbrachte. Das erſte ſtellte feſt, daß die Conſulartribunen abbeſtellt und von nun an jährlich wieder nur zwei Conſuln regieren ſollten, der eine aber müſſe ein Plebejer ſeyn. Das zweite befahl, daß kein römiſcher Bürger vom Staatseigenthum mehr als 500 Morgen an Grund und Boden beſitzen dürfe; was einer mehr habe, ſolle in Portionen von ſieben Morgen an arme Plebejer als Eigenthum fallen. Auch

ſollte jeder von ſeinem Antheil am Grund und Boden des Staates den Zehnten in Getreide, den Fünften in Wein und Obſt an den Staat bezahlen. Das dritte Geſetz ſchrieb die Ablöſung aller Schulden vor, ſo zwar, daß die bereits bezahlten Zinſen vom Capital abgerechnet und der Reſt des Capitals binnen drei Jahren in drei Friſten abgetragen werden ſollte. Dadurch allein konnte der Noth der Plebejer abgeholfen und die einſeitige Anhäufung des Reichthums im Patriciat eingeſchränkt werden. Durch dieſe weiſe Geſetzgebung allein wurde es möglich, einen zahlreichen Stand kleiner freier Ackerbauer zu erhalten, welcher überall die Grundlage eines geſunden Staatslebens bildet. Die Größe Roms beginnt mit der ökonomiſchen Emancipation der Plebejer, indem ſeit dieſer Zeit immer mehr Myriaden kräftiger römiſcher Bauern ihr eigenes Feld bebauten, ſich eines mäßigen Wohlſtands erfreuten und im Kriege jene tapfern Legionen bildeten, denen nichts widerſtehen konnte. Der Verfall des römiſchen Reichs aber begann in der Zeit, in welcher die Zahl dieſer kleinen freien Bauern wieder verringert, die kleinen Güter wieder in große des Adels und der Reichen zuſammengeſchlagen und nur noch von Sklaven bebaut wurden.

Die patriciſche Geſchichtſchreibung hat nicht unterlaſſen, auch den edlen Licinius zu verleumden, als ſey auch bei ihm, wie bei Manlius, nur gekränkte Eitelkeit der Beweggrund ſeiner Handlungsweiſe geweſen. Seine Frau, hieß es, war von patriciſcher Geburt und machte einmal einen Beſuch bei ihrer Schweſter, die mit einem Kriegstribunen verheirathet war. Da ſchlug der Lictor an das Thor und die Beſuchende erſchrack, die Schweſter aber lachte ſie aus, daß ihr ein To.. neu ſey, den ſie ſelbſt alle Tage höre. Aergerlich darüber ließ die beſchämte Frau ihrem Manne keine Ruhe, bis auch er das höchſte Staatsamt erlangte und auch bei ihm der Lictor anklopfte.

Mit ſolchen albernen Erzählungen ſcheint ſich das Patriciat einigermaßen haben tröſten zu wollen, als es endlich und zwar noch auf Anrathen des hochbetagten Camillus im J. 366 die drei liciniſchen Geſetze annahm und als Entſchädigung dafür nichts erhielt, als die Errichtung von curuliſchen Aedilen, welche, den ältern plebejiſchen

nachgebildet, die höchſte Polizei im Staate üben und immer Patricier ſeyn ſollten. Jemehr die Stadt Rom anwuchs, die Bauten, die öffentlichen Vergnügungen, die bürgerlichen Bedürfniſſe aller Art zunahmen, um ſo wichtiger wurde auch das Amt der Aedilen und hatte, wer dieſes Amt bekleidete, reichlich Gelegenheit, ſich beim Volke beliebt zu machen und ſeine Stimme bei den Wahlen zu gewinnen. Darauf legte das Patriciat jetzt großen Werth.

Kaum waren die neuen Geſetze gegeben, als ſie auch in Vollzug geſetzt wurden, und Licinius hatte die Ehre, als der erſte Plebejer, neben einem Sohne des Camillus, das conſulariſche Amt anzutreten. Die neuen der Plebs zuerkannten Ehren mußten übrigens dahin führen, daß aus der Plebs alle die Familien, deren Mitglieder zu den höchſten Staatsämtern gelangten, nunmehr ſelber zur Ariſtokratie gehörten und ſich über die gemeinen Plebejer ſtellten. Das ariſtokratiſche Element in der Republik wurde dadurch nicht geſchwächt, ſondern vielmehr geſtärkt, vermehrt, verjüngt. Dem Adel wuchſen neue Kräfte zu.

Nicht lange darauf wurde Rom wieder von einer Peſt heimgeſucht, die auch den alten Camillus hinraffte. Dann folgte ein großes Erdbeben und mitten auf dem Forum blieb davon ein großer Riß zurück, welchen zu ſchließen ſeiner Breite und Tiefe wegen unmöglich war, wenn man auch noch ſo viel Erde hinein warf. Man frug ängſtlich die Götter und die Seher verkündeten, der Schlund werde ſich nicht eher wieder ſchließen, als bis das römiſche Volk das hinein geworfen habe, was das größte an ihm ſey. Da erkannte Marcus Curtius, einer der edelſten und im Kriege tapferſten Jünglinge Roms vom Ritterſtande, Roms Größe beruhe in den Waffen und im Heldenmuthe. Darum weihte er ſich ſelbſt zum Opfer, beſtieg in voller Rüſtung ſein Roß und ſtürzte ſich vor allem Volk in den Abgrund hinein, welcher ſich plötzlich hinter ihm ſchloß, 359.

Drittes Buch.

Ausbreitung des Römerreichs am Mittelmeer.

1.

Die Samniterkriege.

Bisher hatte ſich zwar die Stadt Rom ſelbſt immer vergrößert, aber nicht ihr Gebiet, vielmehr waren die kleinen Nachbarn deſſelben, wenn ſie auch früher ſchon Rom gehuldigt hatten, immer wieder abgefallen und hatten die innere Parteiung in Rom benützt, um die Stadt zu ſchädigen. Aber ſie hatten ſich nie vereinigt und blieben in ihrer Vereinzelung gegenüber Rom immer zuletzt die Schwächern. Die Etrusker waren die mächtigſten und gefährlichſten Feinde für Rom, aber ihr Städtebund doch nur locker geweſen und jetzt war derſelbe tief erſchüttert durch die Gallier, die den Norden Etruriens an ſich geriſſen hatten. Die Gallier ſelbſt aber, wie zahlreich und furchtbar ſie auch zu Zeiten waren, fielen doch nach einer großen Unternehmung bald wieder in Trägheit, hatten immer Händel unter ſich, und ſchwelgten damals in den Genüſſen, die ihnen die Beſitznahme der fruchtbaren Ebene Oberitaliens darbot, des ſchönen Landes der Trauben, des Oels und der Feigen. Rom wurde mithin nicht gehindert, nachdem es ſich im Innern beruhigt, ſeine Kräfte

nunmehr nach außen zu werfen, die Bande, durch die es die Nachbarstädte an sich fesselte, zu erneuern und strammer anzuziehen, und insbesondere in Etrurien Erwerbungen zu machen, weil die vor den Galliern zitternde Partei hier des römischen Schutzes bedurfte.

Die Gallier waren weder so wachsam, um die rasche Wiedergeburt des von ihnen verbrannten Rom zu beachten, noch so einig und voraussichtig, um dasselbe zu hindern. Erst im Jahr 361 fingen sie wieder Kriege mit Rom an und setzten dieselben zwanzig Jahre lang fort; allein es handelte sich dabei nicht um einen systematisch politischen Krieg. Die Gallier stritten mit den Römern nicht um den Besitz oder nur um die Hegemonie in Italien, sondern sie machten von Zeit zu Zeit Raubzüge oder abenteuerliche Fahrten in die südlichen Nachbarländer. Diesen Charakter trägt der gallische Krieg durchgängig bei den römischen Geschichtschreibern, welche deshalb allerlei Sagen von wunderbaren Zweikämpfen zwischen einzelnen Galliern und Römern berichten, die uns eigentlich aus der römischen Geschichte heraus in den Vorstellungskreis der spätern französischen Ritterromane versetzen. Ich erwähne nur des Valerius, dem, indem er mit einem starken Gallier kämpfte, ein Rabe auf den Helm gesessen seyn und im Kampfe geholfen haben soll. Genug, der gallische Krieg hinderte die Römer nicht, anderwärts erobernd vorzugehen. Als sie den großen Krieg mit den Samnitern im Süden begannen, wußten sie sich von den Galliern einen guten Frieden zu erkaufen, 336. Es fiel den übermüthigen und auf sich selbst vertrauenden Galliern gar nicht ein, nur zu erwägen, wie klug sie handeln würden, wenn sie mit den Samnitern gemeine Sache machten. Auch die Ankunft neuer keltischer Schaaren, die über die Alpen kamen, änderte nichts, denn diese Schaaren sollen, wie die Römer erzählen, sich in der Trunkenheit wegen der Beute entzweit und so lange unter einander selbst gewüthet haben, bis sie fast alle aufgerieben waren.

Die Samniter, der große südliche Zweig des sabinischen Völkerstammes, war wieder unter sich getheilt. Die eigentlichen Samniter im Osten Süditaliens, Apulien und den Abruzzen, hatten ihre guten alten Sitten bewahrt und standen etwa auf der Stufe

der Epiroten, die ihnen gegenüber wohnten. Die ihnen stammverwandten westlichen Campaner und südlichen Lucaner waren in verschiedenem Sinne gräcisirt. Die campanischen Städte hatten längst unter etruskischem Einfluß einen zweiten etruskischen Städtebund südwärts von Rom gebildet, die etruskische Bildung aber ging ganz in die griechische über. Die Lucaner blieben roher, dienten aber den großgriechischen Städten um Sold. Das eben so verweichlichte als fruchtbare und reiche Campanien fand keine Stütze mehr an Etrurien, seitdem dieses selbst durch die Gallier zerrüttet war. Die Samniter im Gebirge fingen um diese Zeit an, sich enger an einander zu schließen und auszubreiten. Vielleicht daß ihnen einfiel, was den Galliern nicht eingefallen war und daß sie sich zu stärken suchten gegen die anmaßliche Stadt am Tiber. Indem sie im J. 342 die Stadt Trauum, den Hauptort des kleinen stammverwandten Völkchens der Sidiciner unterjochen wollten, riefen diese die benachbarten Campaner zu Hülfe, die Campaner aber erlitten eine Niederlage und suchten nun Schutz bei Rom. Ihre Gesandten warfen sich vor dem Senat auf die Kniee und übergaben Capua und ganz Campanien der römischen Republik zum ewigen Eigenthum.

Rom stand in einem Freundschaftsvertrage mit Samnium und würde den Campanern nicht geholfen haben, wenn sie nicht das stärkste Bestechungsmittel von der Welt angewendet hätten. Einen Augenblick schwankte der Senat, dann folgte er instinktartig dem Verhängniß, denn längst ja stand geschrieben, Rom solle sich ausbreiten, ewig, grenzenlos. Alle seine bisherigen Erwerbungen bildeten mit der Hauptstadt zusammen immer nur ein abgerundetes größeres Stadtgebiet. Sobald es aber die schöne Provinz Campanien erwarb, war kein Grund mehr vorhanden, warum es nicht auch alle andern Provinzen Mittelitaliens dazu erwerben solle. Das Stadtgebiet am Tiber begann sich zum italienischen Großstaat zu erweitern.

Beide Consuln wurden, jeder mit einem besondern Heere, von Rom ausgesendet, Valerius nach Campanien, wo er die Samniter schlug, Cornelius in die Abruzzen, wo er von den Samnitern in ein Thal eng eingeschlossen und nur durch den jungen Decius Mus

gerettet wurde, der eine hohe Bergſpitze erklimmend den Feind von dort aus beſchäftigte, bis der Conſul gerettet war. Der Kampf endete damit, daß die Samniter zwar in ihrem Lande nicht weiter beunruhigt, aber aus Campanien hinausgeworfen wurden und daß dieſes Paradies Italiens nun wirklich Roms Eigenthum wurde. Die römiſchen Krieger gefielen ſich aber ſo ſehr darin, daß ſie die üppigen Fluren nicht mehr verlaſſen wollten. Man erkennt darin wieder einen Ausbruch plebejiſcher Gefühle. Die Krieger waren Plebejer und machten immer wieder den alten Grundſatz geltend: das Land, welches ich mit meinem Blute erkauft habe, ſoll auch mir gehören. Die Legionen brachen in offene Empörung aus, als der Senat ihnen ihre Forderung nicht bewilligen wollte. Ein Dictator mußte ernannt werden. Es war der alte Gönner der Plebejer, Valerius, der an ihrer Spitze Campanien erobert hatte und ſo viel Liebe bei ihnen genoß, daß ſein Zureden ſie wirklich beruhigte.

Das Beiſpiel aber war gegeben und eine große Bewegung ging durch alle zu Rom gehörigen Landgebiete. Sobald Rom ſeine Grenzen tief in Italien hinein ausdehnte, mußte es vernünftigerweiſe den Charakter einer Stadt aufgeben und den eines Staates annehmen. Dann erhielten aber die Bürger aller zum Staate gehörigen Städte und die freien Bauern auf dem Lande auch gleichen Anſpruch auf das römiſche Bürgerrecht, wie die Bürger in Rom ſelbſt. Von dieſem richtigen Gedanken geleitet, forderten auf einmal alle Latiner auf dem Lande und in den kleinen Städten, die bisher nur Roms Untergebene geweſen waren, Gleichberechtigung mit den Römern. Ihr Sprecher Annius trat vor den römiſchen Senat und trotzte um ſo mehr, als er wußte, daß die kaum unterworfenen Volsker mit den Latinern übereinſtimmten und auch die Campaner ſelbſt ihre freiwillige Unterwerfung unter Rom nur ſo verſtanden wiſſen wollten, daß ſie das volle römiſche Bürgerrecht erhielten. Wie gerecht nun auch ihre Forderung war, ſo ließ ſich auf der andern Seite nicht leugnen, daß die ſtraffeſte Concentration der Kraft die erſte Bedingung des römiſchen Staatsweſens war und daß dieſelbe nur durch die Monopoli-

ſtrung der Hauptſtadt gewahrt werden konnte; abgeſehen davon, welchen Vortheil es den römiſchen Stadtbürgern einzeln brachte, die Zahl ihrer Hörigen auf dem Lande zu vermehren. Aus dieſen Gründen wurde dem Annius, was er forderte, rund abgeſchlagen und Manlius (Torquatus zubenannt von dem gewundenen Goldſchmuck, den er einem Gallier im Zweikampf abgewonnen), der damals Conſul war, drehte ihm mit dem Zorn des Jupiter, des Stadtgottes. Annius rief verächtlich, er bekümmere ſich nicht um Jupiter. Als er aber den Senat verließ, fiel er auf der Treppe und zerſchlug ſich den Kopf an einem Stein.

Es kam ſo weit, daß ſich die Römer mit den Samnitern ſchnell wieder verſöhnten und gemeinſchaftlich gegen die Latiner und Campaner kämpften. In dieſem Kriege ließ Manlius ſeinen eignen Sohn, weil derſelbe gegen das Verbot einen, wenn auch ſiegreichen Kampf unternommen hatte, das Haupt abſchlagen, und weihte ſich in einer großen Schlacht Decius Mus freiwillig den unterirdiſchen Göttern, um dadurch Rom den Sieg zu erkaufen, ſtürzte ſich mitten unter die Feinde und erkämpfte wirklich ſterbend den Sieg. Nun mußten ſich Latium und Campanien den Römern wieder unterwerfen, 336. Die Städte, welche ſich ruhig verhalten, oder den Römern treu geblieben, empfingen das römiſche Bürgerrecht, Tusculum, Veliträ (jetzt Velletri), Aricia ꝛc. Andere wurden hart beſtraft. Antium, der Seehafen der Volsker, wurde durch römiſche Coloniſten geſichert und welchen Werth Rom darauf legte, feſten Fuß am Meere gefaßt zu haben, erhellt daraus, daß die Rednerbühne auf dem Forum ringsum mit den Schnäbeln (rostra) der volskiſchen Schiffe ausgeziert wurde, daher man dieſe Bühne ſelbſt ſpäter nur Roſtra zu nennen pflegte.

2.

Gewaltiges Niederwerfen aller Nachbarn Roms.

Ueberzeugt, daß die Beſiegten immer von neuem ſich, wie bisher, erheben und daß Verträge mit ſelbſtändigen Gemeinweſen immer wieder gebrochen werden würden, begann Rom die ihm unterworfenen Provinzen zu coloniſiren, d. h. entweder in die wichtigſten eroberten Plätze außer der Kriegsbeſatzung noch römiſche Bürger als Coloniſten anſiedeln zu laſſen, oder ganz neue feſte Plätze mit ſolchen Coloniſten zu gründen. Wenn auch nur in einer feindlichen Bevölkerung zerſtreut, waren dieſe Plätze doch unter einander zu einem militäriſchen Netze verbunden und dienten in friedlichen Zeiten die Ureinwohner ans römiſche Intereſſe zu binden und zu romaniſiren. Zwiſchen den unterworfenen Gemeinweſen blieb ein Unterſchied. Rom geſtattete ihnen nicht mehr, Städtebünde unter ſich zu bilden, die einzelnen Städte aber wurden, jenachdem ſie ſich treu verhielten, als Bundesgenoſſen begünſtigt und nicht als Unterthanen geknechtet.

Auf der andern Seite war die große griechiſche Handelsſtadt Tarent, ſeitdem die Römer zum erſtenmal in den Abruzzen erſchienen waren, aufmerkſam geworden und fürchtete mit Recht von dorther große Gefahr. Deshalb hetzten ihre geheimen Zwiſchenhändler unabläſſig nicht nur die Samniter, ſondern auch die ſchon von Rom beſiegten Völkerſchaften zu immer neuen Erhebungen gegen die Rivalin am Tiber auf, ohne daß Tarent ſelbſt die Empörer unterſtützt oder nur die Miene angenommen hätte, als kümmere es ſich um Rom.

Im Jahr 222 begann der zweite große ſamnitiſche Krieg. Rom wählte der Gefahr wegen wieder einen Dictator, den Papirius Curſor, welcher das Uebel mit der Wurzel ausheben wollte und daher ins Herz Samniums eindrang. Eingedenk aber der Hinterhalte, welche die Samniter den Römern früher gelegt hatten, gebot er, ohne ſeinen Befehl dürfe niemand den Feind angreifen. Der Führer der Reiterei aber, Fabius Maximus, griff bei einer günſtigen Ge-

legenheit dennoch an und erfocht einen großen Sieg, machte davon aber nicht dem Dictator, ſondern dem Senate Meldung und ließ die geſammte Beute, angeblich 20,000 feindliche Waffenrüſtungen, verbrennen, damit der Dictator nicht darüber verfügen könne. Papirius verurtheilte ihn zum Tode, Fabius aber floh nach Rom und wurde dort geſchützt. Senat und Tribunen baten vor, Fabius ſelbſt und ſein ſtolzer Vater flehten den heimgekehrten Dictator um Gnade an und er gewährte ſie. So wurde die Form gewahrt. Wenn man aber dieſen Vorgang mit der unerbittlichen Strenge vergleicht, womit in einem ganz ähnlichen Falle früher Manlius ſeinen eigenen Sohn ſtrafte, ſo erkennt man, daß in Bezug auf die Geſetzestreue mit der größeren Ausdehnung der römiſchen Macht ſchon eine Aenderung eingetreten war.

Der Dictator erfocht noch einen großen Sieg über die Samniter und nachdem er ſeine Stelle niedergelegt hatte, ſetzten die neuen Conſuln Veturius und Poſtumius die Unterjochung Samniums fort. Die Samniter aber, überzeugt, daß es diesmal ihre politiſche Exiſtenz gelte, rafften alle ihre Kräfte zuſammen und fanden an Pontius einen trefflichen Feldherrn. Dieſer täuſchte die Conſuln durch die falſche Nachricht, er belagere die Stadt Luceria. Indem ſie nun über das Gebirge bei Caudium nach Luceria gehen wollten, um dieſe Stadt zu entſetzen, wurden ſie in den Engpäſſen daſelbſt von den Samnitern ſo gänzlich eingeſchloſſen, daß ſie verhungern oder ſich ergeben mußten. Sie täuſchten nun aber auch ihrerſeits den Pontius durch einen Friedensvertrag, den er annahm, weil er ihn für gültig hielt, ohne zu ahnen, daß Senat und Volk in Rom ihn für ungültig erklären würden, ſobald das gefangene Heer nur wieder frei wäre. Vergebens warnte den Pontius ſein alter Vater Herennius, indem er ihm rieth, das gefangene Heer niederzuhauen, oder großmüthig in allen Ehren zu entlaſſen, d. h. er ſolle die Römer entweder unſchädlich oder zu Freunden machen. Statt deſſen ließ Pontius die Römer frei und erbitterte ſie zugleich tödtlich durch den Schimpf, den er ihnen anthat, denn er ließ über zwei aufgerichtete Lanzen eine dritte legen und unter derſelben mußten alle Römer,

einer nach dem andern ohne Waffen und jeder nur mit einem Kleidungsſtück gebückt durchgehen (das caudiniſche Joch). Als ſie aber heim kamen, erklärte der Conſul Poſtumius dem Senate, er habe den Frieden nur geſchloſſen, um ſo vielen Römern das Leben zu retten und in der Vorausſetzung, der Vertrag ſey ohnehin ungültig, weil die Zuſtimmung des römiſchen Volkes fehle. Als nun Senat und Volk damit einverſtanden waren, der Vertrag gelte nicht und Rom dürfe den Krieg fortſetzen, affectirte Poſtumius, den Hochherzigen ſpielen und als Gefangener ins Lager der Samniter zurückgehen zu wollen, als der, der den Vertrag mit Pontius unterzeichnet habe und demſelben auch dafür einſtehen müſſe. Wie er aber abging, gab er einem römiſchen Prieſter einen derben Schlag und ſagte, dieſen Schlag gebe er ihm als ſamnitiſcher Sklave und weil ſomit ein Samniter einen Römer geſchlagen habe, ſey Rom gerechtfertigt, wenn es den Krieg wieder beginne. Man erkennt aus dieſem unlöblichen Staatsſtreiche, wie ſehr das römiſche Tugendgefühl ſchon abgeſchwächt war. Pontius beſchämte das treuloſe Römervolk durch ſeine Großmuth, denn als er hörte, wie ihm der Conſul mitgeſpielt hatte, wollte er es wenigſtens die unſchuldigen römiſchen Geißeln, die er noch in ſeiner Gewalt hatte, nicht entgelten laſſen, ſondern ſchenkte ihnen die Freiheit.

Der Krieg wurde mit großer Rührigkeit fortgeſetzt. Obgleich aber auch die Etruſker ſich wieder erhoben und einen Theil der römiſchen Kriegsmacht im Norden beſchäftigten, wurden doch beide, die Etruſker und Samniter, überwunden, die erſteren durch Fabius Maximus bei Suterium und noch einmal tief im Innern ihres Landes im Gebirge bei Peruſia (jetzt Perugia); die letztern aber von Papirius bei Longula. Die römiſchen Geſchichtſchreiber haben aufgezeichnet, wie prächtig die ſamnitiſchen Krieger ausgerüſtet geweſen ſeyen, mit von Gold und Silber funkelnden Schilden, prächtigen Helmen und Waffenröcken, 310. Trotz dieſer Niederlagen gaben die Italiker die Hoffnung immer noch nicht auf, ſich Roms noch erwehren zu können. Durch die Schlacht bei Peruſia waren alle Apeninnenvölker Mittelitaliens aufgeſchreckt worden und ſelbſt die

Umbrer jenſeits des Gebirges erhoben ſich jetzt wider Rom, aber ſie wurden alle nach einander beſiegt. Warum hatten ſie auch nicht früher, alle vereint, Rom widerſtanden!

Nicht einmal die Samniter unter ſich waren einig, denn die Lucaner hielten es mit Rom und veranlaßten den dritten Samniterkrieg, indem ſie Rom gegen die auf ſie andringenden Samniter zu Hülfe riefen, 298. Neben Pontius befehligte damals die Samniter noch der thätige Egnatius Gallius, der noch einmal die Etrusker und Umbrer und auch einen Theil der Gallier in die Waffen brachte, damit ſie gemeinſchaftlich Rom trotzten. Der Krieg wurde ſehr erbittert geführt, Feindesland ſchrecklich verheert. Erſt im J. 285 wurde der Kampf durch den großen Sieg des Fabius Maximus über die Samniter bei Sentinum entſchieden, und zwar trug das meiſte zum Siege die heldenmüthige Aufopferung des jüngern Decius Mus bei, der hier, dem großen Beiſpiel ſeines Vaters folgend, in der äußerſten Gefahr ſich den unterirdiſchen Göttern weihte und den Seinen voran, in die Feinde einbrach. In dieſer Schlacht fiel Egnatius, dafür ſetzte aber Pontius den Nationalkampf unermüdet fort und ſchlug den Fabius Gurges, Sohn des Maximus. Der alte Maximus wollte aber die Ehre ſeines Hauſes um jeden Preis herſtellen, zog mit dem Sohne noch einmal aus, erfocht einen glänzenden Sieg und nahm den Pontius ſelbſt gefangen, übte aber keine Großmuth an ihm, ſondern ließ ihn enthaupten. Noch immer wehrten ſich die Samniter, erlagen aber den letzten furchtbaren Schlägen des plebejiſchen Conſul Curius Dentatus, der damals zum erſtenmal bis ans adriatiſche Meer kam, und mußten ſich Rom unterwerfen, 290. Auch ihre Bundesgenoſſen kämpften vergebens, weil ihnen die Gallier nicht in Maſſe, ſondern nur in einzelnen Schaaren gelegentlich zu Hülfe kamen. Erſt im J. 295 waren ſtärkere galliſche Heere aufgetreten und hatten ein römiſches Heer unter Cäcilius faſt vernichtet, aber der Conſul Dolabella fiel in das Land der galliſchen Senonen ein und verheerte es, wodurch er die gegen Rom ausgezogenen Gallier zur Umkehr zwang. Nun erhoben ſich zwar wieder die Bojer beſonders, aber Conſul Aemilius Papus ſchlug ſie nieder.

Ganz Mittelitalien gehorchte nunmehr den Römern und die römiſche Macht war der Stadt Tarent furchtbar nahe gekommen. Wie tief auch dieſe Griechenſtadt ſittlich geſunken war, ſo ging ihren Lenkern doch politiſche Einſicht nicht ab und da ihnen der kräftige ſamnitiſche Volksſtamm und das Gebirge der Abruzzen keinen Schutz mehr gegen Rom darbot, holten ſie den großen Pyrrhus, König von Epirus, herüber, um mit ſeiner makedoniſchen Phalanx und ſeinen Elephanten die römiſchen Legionen zurückzuwerfen. Dieſe Kämpfe ſind ſchon im vorigen Bande geſchildert worden. Ich wiederhole hier nur das Ergebniß. Pyrrhus ſchlug die Römer und fühlte ſich ihnen auf die Dauer doch nicht gewachſen. Er glaubte, indem er ihnen auswich, einen beſonderen Gewinn in Sicilien zu finden, fand ihn aber auch dort nicht und mußte unverrichteter Dinge nach Epirus heimkehren, 274. Zwei Jahre ſpäter fiel auch Tarent in der Römer Gewalt.

In reißender Schnelligkeit breiteten ſich die römiſchen Waffen nun auch bald vom italiſchen Südlande aus über die Inſel Sicilien aus. Von den räuberiſchen Mamertinern gegen Syrakus und Karthago zu Hülfe gerufen, betraten die Römer den Boden Siciliens und ruhten nicht, bis ſie Herren deſſelben blieben, denn von nun an galt das Sprüchwort: wohin der Römer kommt, dort bleibt er wohnen, dort wird er Herr!

Der Abfall der römiſchen Soldaten in Rhegium bewies übrigens, wie groß die Neigung der gemeinen Römer blieb, ſich eine behagliche Exiſtenz in den fruchtbaren Provinzen zu gründen und nicht immer blos Sklaven der Hauptſtadt zu bleiben. Deshalb wurden jene Rebellen auch unbarmherzig geſtraft.

3.

Punische und gallische Kriege.

Da Rom auf der Insel Sicilien in die erste feindliche Berührung mit Karthago gekommen war, wurden seine Blicke zum erstenmal über den Horizont von Italien hinausgezogen. Zwar auch Pyrrhus war von außen her nach Italien gekommen, hatte aber nur in Italien selbst mit den Römern gekämpft und nachher von Epirus aus keinen Angriff mehr gemacht, so daß es auch ihnen nicht einfiel, sich gegen Epirus zu waffnen. Sobald sie dagegen einmal mit Karthago so recht verbissen waren, und das Meer zwischen beiden Reichen der Schauplatz des Kriegs wurde, mußten früher oder später die Römer eben so gewiß karthagisches Gebiet jenseits des mittelländischen Meeres betreten, wie die Karthager römisches betraten, und der furchtbare Kampf beider Reiche um die Existenz konnte nur durch die völlige Unterwerfung des einen unter das andere enden. Dazu aber war die Eroberung nothwendig. Rom mußte Karthago erobern, wenn Hannibal nicht Rom erobern sollte.

Es fehlte in Rom nicht an Männern, welche ernstlich vor allen Eroberungen außerhalb Italiens warnten und das römische Reich gern auf Italien allein beschränkt hätten, weil sie voraussahen, ein allzu großes und aus allzu verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes Reich werde wieder auseinanderfallen, wie das Reich des großen Alexander. Allein die strategische Nothwendigkeit, Spanien und Afrika zu besetzen, um der Karthager Herr zu werden, überwog jene Bedenken. Dazu kam eine durch die reiche Beute nicht nur bei den gemeinen Kriegern, sondern auch bei den senatorischen Familien, aus denen die Feldherrn gewählt wurden, allmählig immer mehr sich steigernde Habgier und Raublust. Der ursprüngliche Charakter der Römer als eines Räubervolks trat wieder deutlich hervor und die bürgerliche Tugend dagegen in den Hintergrund.

Die punischen Kriege sind alle schon im zweiten Bande geschildert.

Ich habe hier nur noch hinzuzufügen, wie ſie auf Roms Neugeſtaltung einwirkten und welche Kämpfe Rom gleichzeitig auch nach andern Seiten hin zu beſtehen hatte.

Rom war von Anfang an auf Krieg und Eroberung geſtellt, durch und durch martialiſch, eiſern von außen und innen, mit der Schärfe des Schwertes durchſchneidend aller Völker Recht, an Tapferkeit, an Kriegskunſt allen überlegen. Dieſe erſte aller Eigenſchaften Roms hat ſich nie glänzender bewährt, nie ſo hoch geſteigert, als während der puniſchen Kriege. Seine Feldherrn, ſeine Legionen ſind über alles Lob erhaben, welches Kriegern geziemt. In dieſer Beziehung hatte die römiſche virtus (Mannheit, Tugend) noch keinen Eintrag erlitten. Aber das Intereſſe begann mit der Tugend ein wenig Comödie zu ſpielen, wie ſchon das Beiſpiel von Poſtumius bewies. Die Söhne des Mars huldigten überdies der Venus. Die ſiegesſtolze Ariſtokratie hatte ſo gut, wie vormals die tarquiniſchen Prinzen, noble Paſſionen, was Appius Claudius in ſeinem Verfahren gegen die tugendhafte Virginia bewies. Je mehr die herrſchenden Familien ſich im Kriege und in der Verwaltung eroberter Provinzen bereicherten, deſto mehr ſtieg auch der Luxus und mit ihm die Ueppigkeit und Sittenloſigkeit. Livius zählt ſchon gegen das Jahr 300 vor Chriſto einige bedenkliche Prozeßfälle auf, von vornehmen römiſchen Damen, die der Giftmiſcherei angeklagt waren, und ſogar von Veſtalinnen, welche aus patriciſchen Geſchlechtern geboren mit ihren adeligen Vettern heimlich ſchnöde Buhlerei getrieben und die Hut des h. Feuers unter nächtlichen Orgien verſäumt hatten. Auch das griechiſche Laſter hatte ſich bereits in Rom eingeſchlichen und der Verſuch des Lucius Papirius, ſeinen Schuldner Publilius als Luſtknaben zu brauchen, erregte Aufruhr und führte zu dem Geſetz, daß kein Schuldner mehr vom Gläubiger in Privathaft gebracht werden dürfe.

Nach dem erſten puniſchen Kriege hatten die Römer wieder mit den Galliern in Oberitalien zu kämpfen, nachdem dieſelben es wie gewöhnlich verſäumt hatten, zu rechter Zeit Rom anzugreifen, während es von andern Feinden bedrängt war. Die Römer hatten die ſeeräuberiſchen Ligurer an den nordöſtlichen Ufern der italieniſchen Halb-

insel (um Genua) gezüchtigt und ſich in gutes Vernehmen mit der griechiſchen Stadt Maſſilia (Marſeille) geſetzt. Dieſe Stadt hatte allerdings mit Rom das gleiche Intereſſe, ſich der umwohnenden liguriſchen und galliſchen Barbaren zu erwehren. Ihre Kaufleute waren im galliſchen Lande wohlbewandert und dienten den Römern als Kundſchafter. Rom hatte hier wieder das Glück, daß ihm eine griechiſche Stadt in Liebe zugethan blieb, während es die andern in Unteritalien knechtete. Die Griechen hielten nie und nirgends zuſammen. Die Niederlage der Ligurer und die Verbindung der Römer mit Maſſilia ſcheint den galliſchen Stämmen nicht blos in Oberitalien bedenklich vorgekommen zu ſeyn, die letztern aber waren um ſo erbitterter, als in Rom das Geſetz durchging, wonach das in den langen Kriegen verheerte und verödete Land der beſiegten Senonen (ager gallicus) an römiſche Plebejer vertheilt werden ſollte. Damit verloren die Gallier alle Ausſicht, ihren Grund und Boden wieder mit dem eigenen Nachwuchs zu bevölkern, ihr Volk wurde nordwärts zurückgedrückt, das römiſche vorgeſchoben. Die Gallier konnten daraus ermeſſen, daß auch dieſe letzte Grenze Rom nicht genügen würde.

Es kam daher im J. 225 eine neue große Erhebung der oberitalieniſchen oder cisalpiniſchen (noch dieſſeits der Alpen wohnenden) Gallier, der Bojer und Inſubrer, zu Stande, denen andere transalpiniſche zuzogen, die ſ. g. Gäſaten, die man bald für länderloſe Söldnerſchaaren, bald für die Bewohner einer Landſchaft jenſeits der Alpen gehalten hat und die ſich durch Leibesgröße und Tapferkeit beſonders auszeichneten. Man leitet ihren Namen nur von ihrer Waffe (gaesum, Lanze) her. Die galliſche Art verleugnete ſich aber auch wieder in dieſem neuen Kriege nicht, denn die Cenomanen hielten es mit Rom. Indeſſen herrſchte doch in Rom große Furcht vor den Galliern und weil in den ſibylliniſchen Büchern ſtand, die Stadt werde noch zweimal von Galliern eingenommen werden, hoffte die römiſche Politik die Götter ſelbſt durch ein eben ſo pfiffiges Mittel betrügen zu können, durch welches ſie den Pontius betrogen hatte. Die römiſche Prieſterſchaft ließ nämlich mitten in der Stadt

ein armes gallisches Pärchen lebendig begraben, so daß sich Gallier gleichsam in den Besitz Roms setzten. Diese heuchlerische Arglist gegenüber den Göttern selbst ist ungemein charakteristisch, aber nur eine Selbstironisirung, wie sie unter andern Formen bei Mächtigen, wenn sie Unrecht thun wollten, vorzukommen pflegt.

Der gallische Krieg begann mit einer blutigen Niederlage der Römer, die sich unter dem Prätor Aemilius Papus in einen Hinterhalt locken ließen. Derselbe Prätor verstärkte sich aber und folgte dem mit unermeßlicher Beute am Meeresufer abziehenden Heere der Gallier. Zufällig landete der Consul Atilius Regulus an der italienischen Küste nördlich von dem gallischen Zuge bei Telamon (am Ausfluß des Flüßchens Ombrone) und nun fielen beide römische Heere über den schwerfälligen Zug zugleich her und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Galliern an, von denen 40,000 gefallen, der König Concolitanus mit 10,000 Mann gefangen worden seyn sollen, 225. Nachher setzte Consul Flaminius Nepos die Unterwerfung fort, erlitt eine Niederlage und gelobte das Land der Insubrer nicht mehr anzufechten, verband sich aber gleich darauf wieder zu einem Einfall ins Land der Insubrer mit den Cenomanen. So wenig glaubte der Römer, dem Barbaren Treue halten zu müssen. Flaminius erfocht neue Siege und zwang die Gallier, um Frieden zu bitten. Sein Nachfolger Marcellus aber wollte durchaus neue Lorbeern auch in einem gallischen Kriege pflücken und wurde unterstützt durch die geheime Neigung der römischen Gewalthaber, überhaupt mit den cisalpinischen Galliern ein Ende zu machen und das römische Reich bis an die Alpen auszudehnen. Daher die Wuth, mit welcher Marcellus über den gallischen König Viridomar in der Schlacht bei Castidium herfiel. Zwar fochten unter den Galliern auch diesmal wieder tapfere Gäsaten mit und der Kampf war sehr hartnäckig. Endlich aber soll Marcellus selbst den Viridomar im Zweikampf getödtet und darauf das ganze Heer der Gallier die Flucht ergriffen haben. Plutarch erzählt, Viridomar habe hoch zu Rosse gekämpft und in einer prächtigen von Gold, Silber und Purpur

blitzenden Rüſtung. Propertius aber läßt ihn auf einem Streitwagen fahren, wie es in der That galliſche Sitte war. Im Schutte von Pompeji hat man ein großes und herrlich ausgeführtes Moſaikbild gefunden, welches eine Schlacht und als Sieger einen römiſchen Feldherrn darſtellt, zu ſeinen Füßen einen von der Lanze durchbohrten Fürſten, welchen ſein Halsring als Gallier kenntlich macht. Hinter ihm flieht der erſchrockene Wagenlenker mit dem Streitwagen. In dieſem Bilde erkennen wir die Marcellusſchlacht wieder.*) Die entflohenen Gallier retteten ſich nach ihrer Hauptſtadt Mediolanum (Mailand), mußten ſich aber an Rom ergeben.

In dieſem Kriege geſchieht zum erſtenmal und zwar in einer amtlichen Urkunde der Römer, in den ſ. g. capitoliniſchen Faſten der Germanen Erwähnung, indem es darin heißt, Marcellus habe über die Gallier, Inſubrer und Germanen geſiegt. Man hat unter den letzteren die Gäſaten verſtehen wollen. Wahrſcheinlich iſt, daß deutſche Schaaren mit Galliern gemeinſam fochten oder auch wohl ſchon länger ſich unter ihnen niedergelaſſen hatten.

Die Gallier in Oberitalien waren indeß immer noch nicht gänzlich genug unterworfen, und erhielten eine neue Hoffnung durch Hannibals Zug über die Alpen. Wie ſie demſelben beiſtanden, welchen ſchrecklichen Verluſt ſie den Römern noch im litaner Walde beibrachten, iſt oben ſchon in der Geſchichte Hannibals erzählt worden. Auch nach der traurigen Kataſtrophe von Zama nährte der Karthager Hamilkar immer noch den Haß und Kriegsmuth der cisalpiniſchen Gallier und eroberte an ihrer Spitze die große als Bollwerk gegen Gallien erbaute Feſtung Placentia (jetzt Piacenza), wurde aber bald darauf vom Prätor Furius Purpureo aufs Haupt geſchlagen und kam um. Immer noch hielten ſich indeß Inſubrer und Boier, bis ſie von den Cenomanen verrathen wurden und die erſteren ihre Feſte Comon (jetzt Como am Alpenſee) die letztern ihre Hauptſtadt

*) Und nicht die Alexanderſchlacht, wie das Bild gewöhnlich und in Pompeji ſelbſt getauft iſt. Das Coſtum der Sieger iſt nicht griechiſch, ſondern römiſch, das der Beſiegten nicht perſiſch, ſondern galliſch.

Felſina (jetzt Bologna) verloren. Indeſſen gab das tapfere und zur Verzweiflung gebrachte Volk immer noch nicht nach, griff immer wieder zu den Waffen, war aber von einem Kriege zum andern immer ſchwächer geworden und zehrte ſich ſo in fruchtloſen Kämpfen vollends ſelbſt auf. Das gerade hatten die Römer gewollt, die Ausrottung des unbändigen Volkes, um das eroberte Land zu romaniſiren. Die letzten Siege über die Gallier erfochten die Conſuln Valerius Flaccus, der den Boierfürſten Dorulacus, und der Conſul Sempronius, der den Boierfürſten Bojorix überwältigte, Conſul Merula der im J. 193 noch einmal einen großen Sieg bei Mutina erfocht, und Flaminius, der das letzte Henkeramt übernahm. So wurde endlich der letzte Widerſtand im ciſalpiniſchen Gallien gebrochen und das Land eine römiſche Provinz, überſäet mit neuen römiſchen Colonien, durch welche das galliſche Weſen verdrängt, und das römiſche mit der lateiniſchen Sprache eingeführt wurde.

Wie rückſichtslos und grauſam die Römer gegen die Gallier verfuhren, zeigt das Beiſpiel des Conſul Flaminius. Als deſſen griechiſcher Luſtknabe Philippus ſich frech beſchwerte, daß er ihn nicht mit nach Rom genommen habe, um den blutigen Fechterſpielen zuzuſehen, machte ſich der Conſul den Spaß, ſeinem Liebling ein ähnliches blutiges Schauſpiel zu geben, indem er zu Placentia an der Tafel mit eigener Hand einen vornehmen Boier niederſtieß, der arglos zu ihm gekommen war und ihn um ſeinen Schutz gebeten hatte.

4.

Griechiſche und ſpaniſche Kriege.

Ganz Italien gehorchte jetzt den Römern. In Folge des Kampfes mit den Karthagern fielen außerhalb des Feſtlandes von Italien im Jahr 234 zuerſt die großen Inſeln Sardinien und Corſika in ihre Gewalt, das noch größere Sicilien im J. 212. Desgleichen ein

Theil von Spanien, von wo die Karthager nach der Niederlage bei Zama, 202, gänzlich ausgeschlossen wurden.

Nach Osten kehrten sich außerhalb Italiens die römischen Waffen zuerst im Jahr 228, um die Ermordung römischer Kaufleute durch illyrische Seeräuber zu bestrafen. Die illyrische Königin Teuta wurde damals gezwungen, den Römern Tribut zu zahlen, das adriatische Meer wurde von den Seeräubern gereinigt und Rom setzte sich in Besitz der griechischen Insel Korkyra, um von hier aus die Küsten zu bewachen. Seitdem nun mischte sich Rom in die Angelegenheiten der verschiedenen griechischen Städte und Staaten, des ätolischen und achäischen Bundes und Makedoniens ein, wovon bereits ausführlich im vorigen Bande gehandelt ist. Wenn Rom gegenüber von Karthago eine eiserne Kraft und Ausdauer bewährte, so gegenüber von Griechenland mehr nur diplomatische Perfidie. Es bedurfte hier keiner gewaltigen Kraftanstrengung, bloße Arglist genügte. Es war kein Kampf mit Löwen, sondern ein Vogelfang. Die Griechen selbst forderten durch ihre Erbärmlichkeit und gegenseitige Verrätherei die verächtliche Behandlung heraus, die ihnen von Seiten der Römer so reichlich widerfuhr.

Und doch wurde Rom nicht weniger von den Griechen, als Griechenland von den Römern erobert. Die griechische Bildung theilte sich den Römern mit und verdrängte die altrömische Einfachheit, wie einst die altmakedonische. Das römische Eisen war nicht so dauerhaft, daß es nicht der griechische Rost angefressen hätte. Das edlere Element jener hohen philosophischen und ästhetischen Bildung hatte unter den Griechen selbst nicht obzusiegen vermocht, es war der Gemeinheit und Rohheit erlegen. Um wie viel weniger konnte es unter Barbaren obsiegen. Zwar schien die römische Virtus, wo sie noch vorhanden war, ganz geeignet, sich mit dem griechischen Kalokagathon zu verschmelzen, die römische Härte zu mildern, ohne sie abzuschwächen, und den griechischen Charakter zu stärken, ohne ihn zu vergröbern. Allein nur eine geringe Minderheit von edleren Naturen ging diese Verschmelzung des griechischen und römischen Wesens ein und zwar in zwei Richtungen. Die eine ist vertreten

durch den großen Scipio Africanus, der römiſche Kraft durch attiſche Grazien zu veredeln und griechiſche Literatur und Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt in Rom einzubürgern eifrig bemüht war. Die andere durch den jüngern Freund des Scipio, Porcius Cato, der die altrömiſche Tugend, bisher ein angebornes Geſchenk der Natur, griechiſch auffaßte und zu einer ſtoiſchen Doctrin machte. Die große Maſſe der gemeinen Seelen, beſonders in der römiſchen Ariſtokratie, folgte dem Scipio und nahm den griechiſchen Geſchmack an, aber nur als neue Mode und als Mittel, die ſinnlichen Genüſſe zu verfeinern und zu vervielfältigen. Abgeſehen von den wenigen Stoikern, welche finſter und mürriſch in die überhand nehmende Ueppigkeit hineinſahen, nahmen die reichen und vornehmen Römer die griechiſche Bildung nur in der verderbten halborientaliſchen Form an, welche ſie unter den Diadochen erhalten hatte, als eine mit dem feinſten Schönheitsſinn durchgeführte Befriedigung der Wolluſt, Eitelkeit und Herrſchſucht. Die rauhen Feldherrn, die in Rom ſelbſt noch an einfaches Leben und im Kriege an Entbehrungen aller Art gewöhnt geweſen waren, ſahen ſich plötzlich als Sieger und Herren in den griechiſchen Städten von Reichthum, jeder Ueppigkeit und Bequemlichkeit, von Genußkünſtlern aller Art, Feinköchen und Hetären, Tänzerinnen, Schauſpielern, feinſchmeichelnden Paraſiten umgeben und fanden Gelegenheit, durch Plünderung der Beſiegten und der Tempel ſich alle Mittel zu verſchaffen, um ihr eigenes Haus in Rom griechiſch einzurichten und das eroberte Paradies an den Tiber ſelbſt zu verpflanzen.

So wurde nun Rom, obgleich Sieger, von den Laſtern der Beſiegten angeſteckt und verpeſtet. Die alte babyloniſche Hure, der man Babylon zerſtört und Ninive, ließ ſich nun behaglich auf Roms ſieben Hügeln nieder. Von allen aufſtrebenden Völkern des Alterthums verachtet, angefeindet, beſiegt und unterworfen, war ſie doch nicht umzubringen und ſollte alle überleben. Nachdem ſich die uralte Sünde der perſiſchen Reform erwehrt und die friſche Naturkraft der Makedonier entnervt, das griechiſche Schönheitsideal zur Buhlerin aller herabgewürdigt hatte, umſtrickte ſie nun auch das bis dahin unnahbare und unzerſtörlich ſcheinende Rom. Sie allein erſchrack nicht

vor dem schrecklichen Rom, denn sie verführte es und machte seine großen Bürger zu Wollüstlingen und Schwächlingen, wie alle andern.

Im Westen Europas war im zweiten punischen Kriege durch Scipio das bisher karthagische Spanien eine römische Provinz geworden und Scipio hatte sich dort edel benommen und die Eingebornen versöhnt. Als er die Provinz verließ, dauerte das gute Einvernehmen nicht lange fort. Wie es scheint, liegt in Spanien der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn in der Luft, denn er ist bei den verschiedensten Völkern, welche nach und nach das Land bewohnten, jederzeit wiedergekehrt. Die Iberer und Keltiberer hatten sich viel leichter dem Einfluß der Karthager gefügt, weil diese anfangs nicht als Herrn, sondern nur als Colonisten und Kaufleute gekommen waren. Erst als die Barkaden zu erobern anfingen, wehrten sich die alten Einwohner aufs tapferste. Die römische Organisation und Disciplin verbunden mit dem römischen Steuerdruck konnte ihnen noch weniger gefallen. Ueberdies war nur der Süden und Osten Spaniens dem Karthager und Römer zugänglich geworden, der Westen und Norden noch unberührt. Im Westen wohnten die Lusitaner, in den vielverschlungenen Gebirgen des Nordens die Galläker, Asturier und Cantabrer, alle frei, aber unter sich nicht einig.

Die bereits unterworfenen Keltiberer empörten sich schon im J. 195 gegen den Prätor Minucius, wurden aber von Consul Cato geschlagen. Nun erhoben sich aber die Lusitaner unter einem gewissen Punicus, erschlugen ein römisches Heer, 191, und wurden selbst wieder besiegt durch Aemilius Paulus, 189. Sie hielten nun lange Ruhe, standen aber im J. 152 nochmals unter einem gewissen Käsarus auf, schlugen den Prätor Mumerius und schickten die erbeuteten Feldzeichen den Keltiberern, um sie zur Empörung gegen Rom aufzureizen. Diese erhoben sich wirklich unter Karus, der den Consul Nobilior in einer großen Schlacht überwand, selbst aber dabei umkam. Erst der berühmte Held, Consul Marcellus, unterwarf die Keltiberer wieder. Als aber sein Nachfolger Lucullus die Lusitaner ohne Ursache angriff, und dessen Nachfolger Galba 7000 Lusitaner, eben als sie einen Vertrag mit ihm abschlossen, treulos niederhauen ließ, im

J. 149, wurde das gequälte Volk wüthend und fand in Viriathus einen echt volksthümlichen Führer. Derſelbe war ein gemeiner Hirt, aber von Jugend auf abgehärtet und verwegen, der erſte große Guerillero, wie ſie Spanien eigen geblieben ſind. Diodor berichtet von ihm, er habe auch als Feldherr den Hirtencharakter nie verleugnet und ſey immer einfach geblieben, ſo daß er unter keinem und keiner unter ihm zu ſtehen ſchien. Einſt kam er vom Gebirge herunter, um eine reiche und vornehme Jungfrau zu heirathen. Als man die koſtbare Ausſteuer derſelben vor ihm ausbreitete, hob er nur verächtlich einiges davon mit der Spitze ſeiner Lanze in die Höhe und warf es wieder hin. Auch ließ er ſich nicht bereden, zu dem Hochzeitsſchmauſe, zu dem alles bereit war, hinzuſitzen, ſondern als ihm die Braut im vollen Putze gebracht wurde, hob er ſie zu ſich aufs Pferd und ritt mit ihr auf und davon in ſeine Berge.

Viriathus begann ſeine Heldenlaufbahn indem er den römiſchen Statthalter Vetilius in einen Hinterhalt lockte und mit ſeiner halben Armee vernichtete. Daſſelbe Schickſal bereitete er auch dem herbeieilenden römiſchen Hülfsheer, und mit gleichem Geſchick und Glück ſchlug er alle folgenden Römerheere des Plautius, Claudius Unimanus und Urgidius. Erſt Fabius Maximus verſtand ihm zu widerſtehen, deſſen Nachfolger Quinctius erlitt aber ſchon wieder eine Niederlage. Viriathus hätte ganz Spanien befreien können, wenn die ſchon unterworfenen Keltiberer mehr Muth bezeugt hätten und wenn ihm ſeine Luſitanier nicht immer nach jeder gewonnenen Schlacht mit der Beute heimgelaufen wären, nach der Guerillaſitte. Die freien Hirten und Bauern liefen eben zuſammen, wieder heim und wieder zuſammen, ihr Leben theilend zwiſchen Krieg und Häuslichkeit. Ein neues großes römiſches Heer unter Servilianus gedachte ſyſtematiſch zu Werke zu gehen, um die ſtets wiederkehrenden Aufſtände zu dämpfen und zog colonnenweiſe durch das Land, indem es alle Inſurgenten theils köpfte, theils ihnen die Hände abſchnitt, theils ſie in die Sklaverei verkaufte. Plötzlich aber wurde Servilianus von Viriathus im Gebirge überfallen, eingeſchloſſen und zu einem Vertrage gezwungen, in welchem Rom die Unabhängigkeit Luſitaniens und den Viriathus

als König anerkannte, 140. Rom war schon zu geübt in Argliſt, als daß es dem großmüthigen Feind dieſen Frieden gegönnt hätte. Senat und Volk desavouirten den Servilianus und ließen durch deſſen Bruder Cäpio den Krieg wieder aufnehmen. Dieſer machte ſich durch ſeine Härte bei ſeinen eigenen Soldaten ſo verhaßt, daß ſie, als er ſie einmal zwang in einem Walde Holz zu fällen, in welchem ſie von Viriathus überfallen und vernichtet zu werden fürchten mußten, zwar das Holz fällten, ihn ſelbſt aber darauf verbrennen wollten und ihn zur Flucht zwangen. Viriathus ſelbſt aber wollte um jeden Preis jetzt Ruhe haben, zeigte ſich ſchwach und erkaufte den gebrochenen Frieden noch einmal durch ſchwere Opfer. Da verſchworen ſich einige Luſitaner gegen ihn, brachten ihn im Schlaf ums Leben und machten den Tautamus zu ihrem Führer, 138. Die Römer kamen wieder in Nachtheil durch die Unfähigkeit ihres Feldherrn Quintus Pompejus und ihr Heer war ſchon gänzlich demoraliſirt, als Lucullus und nachher Scipio Aemilianus den Sieg und die Herrſchaft Roms wiederherſtellten. Numantia, als das letzte Bollwerk der Inſurgenten, wurde damals zum zweitenmal hart belagert und erobert, 132.

Dieſe langen Kämpfe fallen in die Zeit des dritten puniſchen Krieges und wohl hofften Spanier und Karthager einander gegen Rom zu helfen, aber ſie waren beide zu ſchwach. Das karthagiſche Gebiet, mit Ausnahme deſſen, was dem numidiſchen König abgetreten war, erhielt als römiſche Provinz den Namen Afrika, 146.

Somit hatte ſich die römiſche Herrſchaft über die Weſtſeite des Mittelmeers ausgebreitet und nahm bald darauf die ganze Oſtſeite dazu. Das römiſche Reich bildete ſich auf eine charakteriſtiſche Weiſe nur als ein Küſtenreich aus, welches ein großes und doch friedliches Meer mit weiten, größtentheils fruchtbaren und ſchönen Ufern umfaßte, nach dem tiefern Binnenlande der drei Weltheile aber, die das Mittelmeer trennt, nur wie ins Dunkel hinein taſtete. In Europa ſetzten ihm noch die Alpen und die tapfern Kelten und Germanen, in Aſien das neue parthiſche Reich, in Afrika die Wüſte eine Grenze.

Das römiſche Reich aber nahm als ſelbſtverſtändlich an, daß

es die geſammte Bildung Griechenlands in ſich verſchlungen und mit ſich vereinigt habe und nunmehr die lichte Mitte der bewohnten Erde darſtelle, während die umherliegenden Länder in der Finſterniß der Barbarei verharrten. Die Welt der Gräkoromanen verhielt ſich zum Barbarenthum, wie einſt Iran zu Turan, nur daß unter dem Licht nicht mehr die innere Reinheit und Heiligkeit, ſondern nur der gebildetere Geiſt verſtanden wurde.

5.

Die neue römiſche Sklavenwirthſchaft.

Je größer das römiſche Reich wurde, um ſo nöthiger ſchien es, die Zahl ſeiner eigentlichen Bürger zu vermehren.

Daß von der Mitte aus alles beherrſcht werden müſſe, darüber war man einig geworden. Alle Verſuche der Latiner, Sabiner, Etrusker, Samniter und ſelbſt der Gallier, als ſelbſtändige Gemeinweſen ſich Rom nur zu föderiren, waren mißlungen. Sie ſollten lediglich träges Fleiſch und Knochen ſeyn, die von der Stadt Rom aus nach allen Richtungen hin ausgeſchickten und coloniſirten römiſchen Bürger aber das vom Hirn auslaufende, den Staatskörper allein in Bewegung ſetzende Nervenſyſtem. Die Coloniſation aber und die mit ihr unzertrennlich verbundene Bürgerrechtsertheilung ſtockte, weil es die Conſuln und Prätoren in den eroberten oder wenigſtens tributpflichtig gewordenen Provinzen bequemer fanden, mit bloßen Unterthanen zu thun zu haben, ſich von denſelben beſchmeicheln und beſtechen zu laſſen, großen Raub zuſammenzuhäufen und die unumſchränkten Herren zu ſpielen, als von gleichberechtigten römiſchen Bürgern beobachtet, bekrittelt und bei jedem kühnen Griff an das Geſetz erinnert zu werden. Die römiſchen Heere wurden immer zahlreicher, mit je mehr Feinden ſie an den verſchiedenſten Grenzen zu kämpfen bekamen. Sie leiſteten viel, ſie wußten es und wollten belohnt ſeyn, und zwar nach dem Grundſatz ubi Romanus vicit, ibi

habitat (wo der Römer ſiegt, da bleibt er wohnen), belohnt ſeyn durch Grundbeſitz im eroberten Lande. Befriedigte Rom dieſen ewig wiederkehrenden Wunſch ſeiner plebejiſchen Krieger, coloniſirte es ſie in den Provinzen und mehrte die Zahl der römiſchen Bürger durch Ertheilung von Bürgerrechten auch an zuverläßige Unterworfene, ſo vervollſtändigte ſich damit auch jenes wie ein Netz das ganze Reich durchziehende Nervenſyſtem, ſo daß, was die einzelnen Bürger wollten, auch dem Staatsintereſſe im Großen entſprach. Es wurde darauf aufmerkſam gemacht, es wurden dringende Forderungen erhoben, aber die römiſche Ariſtokratie, welche die Aemter inne hatte, zog es in ihrem Privatintereſſe vor, die altperſiſche und makedoniſche Satrapenwirthſchaft nachzuahmen.

Mit den conſulariſchen und ſenatoriſchen Familien ging auch die Ritterſchaft Hand in Hand, weil dieſelbe die römiſche Geſchäftswelt, die Geldſpeculation, die Börſe darſtellte und bei der Plünderung der eroberten Provinzen, bei der Armeeverwaltung und bei der Reorganiſation der Verkehrsverhältniſſe reichlich ihren Vortheil fand. Damit der Gewinn, welchen bisher karthagiſche, phönikiſche, griechiſche Kaufleute aus dem Handel im Mittelmeer gezogen hatten, auf römiſche übergehe, mußten Karthago, Syrakus, Korinth, Rhodus ꝛc. zerſtört oder wenigſtens tief herabgedrückt werden, und durften nicht einmal römiſche Coloniſten an Ort und Stelle das Erbe übernehmen, ſondern behielten ſich die Oligarchen der Börſe in Rom die Oberleitung aller Handelsgeſchäfte vor, die aus den Händen der Beſiegten in die der Sieger übergegangen waren.

Der alte Unterſchied zwiſchen Patriciern und Plebejern war verſchwunden, die reichen und angeſehenen Plebejerfamilien waren längſt mit der alten Ariſtokratie verſchmolzen. Es blieb nur noch der Gegenſatz zwiſchen Reichthum und Armuth übrig. Die Männer aber, welche ſich der letztern gegen den erſtern annahmen, verfochten zugleich eine große, mehr oder weniger klar erkannte Idee und ſuchten dem Verderben des Reichs vorzubeugen. Ein ſo ungeheures Reich, wie es das römiſche bereits geworden war und dem ſeine Grenzen noch lange nicht geſteckt waren, ließ ſich auf die Dauer doch nicht

von einer einzigen Stadtgemeinde und zum ausſchließlichen Vortheil ihrer Oligarchen regieren. Sollte die Republik fortbeſtehen, ſo mußte auch folgerecht die ganze Bevölkerung frei und mit dem römiſchen Bürgerrecht beſchenkt werden, oder der Centralismus mußte ſich wieder wie in den erſten Zeiten der Könige monarchiſch zuſpitzen und dann wurde die ganze Bevölkerung wieder den Römern gleich im Verhältniß von Unterthanen. Mit einem Wort, eine Nivellirung mußte ſo oder ſo erfolgen.

Der republikaniſchen Nivellirung ſtand aber in der Abneigung der geſchloſſenen Ariſtokratie der zäheſte Widerſtand entgegen. Trotz der liciniſchen Geſetze nahmen die kleinen Grundeigenthümer nicht zu und der große Güterbeſitz nicht ab. Die kleinen Beſitzer wurden immer wieder durch die Kriegsdienſte, welche ſie leiſten mußten, decimirt oder ſtarben als alte Soldaten kinderlos hinweg, oder waren, ſeitdem ſie ſich in den ſchönen Griechenſtädten und in Aſien bereichert hatten, ſchon zu faul, bequem und üppig geworden, um hinter dem Pflug gehen zu wollen. Das herrenloſe Land in den eroberten Provinzen fiel nun als Staatseigenthum, damit es wenigſtens bebaut werde, immer wieder der Pachtung durch die Ariſtokratie anheim, und dieſe ließ es ausſchließlich durch Sklaven bebauen. Der erſtaunliche Aufſchwung des Sklavenhandels in jener Zeit ſteht im genaueſten Zuſammenhange mit der Parteipolitik der römiſchen Ariſtokratie und mit der ſyſtematiſchen Unterdrückung des kleinen freien Eigenthums. Italien ſelbſt litt darunter nicht am wenigſten. Gerade hier in der Nähe wollte die Ariſtokratie den kleinen freien Grundbeſitz möglichſt einſchränken und es gelang ihr nur zu gut. Mußte man die alten Krieger belohnen, ſo nahm man ſie in die Städte auf oder ſchickte ſie außerhalb Italiens in neue Colonien. Den italieniſchen Grund und Boden aber ſuchte ſich die Ariſtokratie auf alle Art, wenn nicht als Erb-, doch als Pachtgut zu bewahren, und führte überall den großen Grundfläche in Anſpruch nehmenden Wein- und Oelbau nebſt der Viehzucht ein, die heute noch in Italien vorherrſchen, mit Hintanſetzung des Ackerbaus, den die frühere Bevölkerung auf kleineren Gütern betrieben hatte. Zu Arbeitern aber nahm die Ariſtokratie

nur Sklaven, als eine neue Art von Clienten, deren Zahl eben ſo raſch anwuchs, als die Zahl der kleinen freien Bürger abnahm. In allen Häfen des Mittelmeers befanden ſich Sklavenhändler, die auf Rechnung der römiſchen Ariſtokratie Sklaven aus allen Ländern aufkauften und zwar inſonderheit von den Seeräubern. Dieſe letztern wurden unter der Hand immer aufs neue geduldet und geſchont, wegen des Menſchenfleiſches, welches ſie um billigen Preis an die deſſen bedürftige Ariſtokratie in Rom ablieferten. Die griechiſche Inſel Delos war ein Hauptſklavenmarkt und wurden dort in der beſten Zeit an einem Tage 10,000 Sklaven verkauft. Die reichen Römer mehrten aber nicht nur die Zahl ihrer Feld-, ſondern auch die ihrer Hausſklaven, indem ſie in dieſer Beziehung immer mehr die morgenländiſchen Sitten nachahmten. Es gehörte bald zum nothwendigen Luxus römiſcher Damen, ſich von ſchönen Griechinnen bei der Toilette, zum Luxus der Herrn, ſich von griechiſchen Paraſiten und Luſtknaben bedienen zu laſſen. Rom wimmelte bald von Sklaven.

Da wo die Fruchtbarkeit des Landes Gewinn verſprach, wurde auch der Getreidebau im Großen von Sklaven betrieben für ihre reichen Herren. So in Sicilien. Weil nun hier ſo viele Feldſklaven beiſammen waren, darunter meiſt ſtarke Leute, Kriegsgefangene, ehemalige Soldaten, konnte es nicht fehlen, daß Härte der Behandlung ſie zum Aufruhr reizte. Ein ſyriſcher Sklave bot unter dem Namen Antiochus, König der Syrier, die zahlreichen Sklaven in Sicilien auf, unterſtützt von Achäos, einem griechiſchen, und Kleon, einem kilikiſchen Sklaven, und die ganze Inſel war eine Zeit lang in ihrer Gewalt, bis die römiſchen Truppen im J. 131 ihrer Meiſter wurden. Faſt gleichzeitig erhoben ſich die Sklaven in Kleinaſien in einen großen Bund vereinigt als ſ. g. Bürger der Sonnenſtadt, unter einem gewiſſen Ariſtonikos, aber auch ſie unterlagen. Unter den Sklaven, die den Aufruhr überlebten, wurde gräßlich gewüthet. In Sicilien allein ſchlug man 20,000 gefangene Sklaven ans Kreuz, in Sinueſſa wurden derer 4000 hingerichtet.

In der griechiſchen, für römiſche Leſer zugerichteten Unterhaltungsliteratur bildeten die abenteuerlichen Romane von Söhnen und

Töchtern edler Herkunft, die (meiſt durch Seeräuber) in die Sklaverei verkauft, nach den wunderbarſten Schickſalen und Leiden ſich endlich wiederfinden, eine ſtehende Rubrik und mehrere ſolcher Romane ſind uns noch erhalten.

6.

Die Grachen.

In Rom lebten damals zwei junge Patricier, Tiberius und Cajus Grachus, Söhne eines wackern Mannes, der zweimal Conſul geweſen war, und der Cornelia, einer Tochter des Scipio Africanus, um deren Hand ſich ſogar einmal ein König, freilich nur der elende Ptolemäus von Aegypten, vergebens beworben hatte. Dieſer „Mutter der Grachen“ ſagte man nach, ſie ſey vom Geiſt ihres Vaters erfüllt, aber noch ſtolzer auf ihre kraftvollen Söhne, trotz ihrer edeln Geburt und ihres Reichthums immer einfach und bürgerlich gekleidet, wie Lucretia, und ihr einziger Schmuck ſeyen ihre Kinder geweſen. In Scipios Hauſe war die römiſche Tugend längſt verfeinert und vergeiſtigt durch griechiſche Bildung, durch das ſtoiſche Selbſtbewußtſeyn, welches nun auch in eminentem Grade ſeine Großneffen, die Grachen, auszeichnete. Andererſeits übte der alte Cato Cenſorinus nicht geringen Einfluß auf ſie. Wir ſind dieſem merkwürdigen Mann ſchon in der Geſchichte von Karthago begegnet. Es war etwas Bizarres an ihm, ſein excluſives Römerthum war jeder Humanität fremd und durch und durch barbariſch. In der kalten Miene, mit welcher er das Henkeramt an Karthago vollzog, lag etwas von Wahnſinn. Und doch konnte ſein Patriotismus und Römerſtolz, zumal auf eine kräftige Jugend anſteckend wirken. Tiberius Grachus hatte den letzten Sturm auf Karthago mitgemacht.

Nachdem aber Rom nach außen überallhin geſiegt und erobert hatte, erkannte Tiberius früher als jeder andere die große Gefahr, die das echte Römerthum lief, wenn es nicht zur rechten Zeit und

vollſtändig die in Verweſung begriffenen Bevölkerungen, die Rom unterworfen worden waren, mit ſeinem friſchen Lebensodem durchdrang. Das Gebahren der Ariſtokratie, zu der er ſelbſt gehörte, erſchreckte ihn. Darin, daß man alle Genoſſen des römiſchen Reiches zu Sklaven machen wollte, ſah er kein Heil, ſondern eine große Gefahr. Es kam ihm nun einzig darauf an, die Zahl der echten römiſchen Bürger und kleinen Grundbeſitzer wieder zu vermehren, damit in der römiſchen Republik ein großes freies Volk wohne. An den altrömiſchen Kern dieſes Volks wollte er zunächſt die ſtammverwandten Italiker anſchließen und allmählig allen italieniſchen Bundesgenoſſen und Unterthanen das römiſche Bürgerrecht ertheilen. Wie in Italien die Römer, ſo ſollten in den übrigen Provinzen des Reichs die Italiker vorherrſchen und durch ſie ſollten jene Provinzen allmählig romaniſirt werden. Es handelte ſich hier nicht nur wie früher während des Kampfes der Patricier und Plebejer, um eine innere ſtändiſche Angelegenheit, ſondern auch um eine äußere nationale, denn ſchon ſtrömten nichtrömiſche, griechiſche, orientaliſche, ſpaniſche und galliſche Elemente maſſenweiſe in Rom ein. Tauſende von ſchutzflehenden, prozeßführenden oder neugierigen Fremden, Glücksritter und Spekulanten aus allen Provinzen und hunderttauſende von ausländiſchen Sklaven brachten ihre Götter, ihre Sitten und ihren Geſchmack mit nach Rom und verdarben dort die Ariſtokratie. Grachus fühlte tief, daß der römiſche Charakter dieſem fremden Unweſen gegenüber ſeine alte Stahlfeſtigkeit nur bewahren könne, ſo lange es noch ein römiſches Volk gäbe, d. h. eine Mehrheit freier Bürger mit kleinem Eigenthum. Dieſe ſollte zwiſchen die Ariſtokratie und die großen Sklavenmaſſen eintreten.

Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Tiberius Grachus ſeine edlen Abſichten dem Patriciate zum Trotz nur durch die, in Rom noch beſtehenden, volksthümlichen Aemter durchſetzen konnte. Er ließ ſich alſo, damals 33 Jahr alt, i. J. 135 zum Volkstribunen wählen und ſchlug ein Geſetz vor, wonach der dem Staat gehörige Grund und Boden in Italien nicht nur an ärmere Bürger Roms, ſondern auch an italiſche Bundesgenoſſen vertheilt werden ſollte. In Bezug

auf die ſchon verpachteten Staatsländereien, ſollte das von den Patriciern ſchnöde umgangene und gröblich verletzte Geſetz des Licinius wieder in Kraft treten und jedem ſo viel weggenommen werden, als er über 500 Morgen beſitze. Alles übrige aber ſollte in Portionen zu 30 Morgen vertheilt werden. Die Reichen, die aus den Staatspachtungen bisher ein Monopol gemacht hatten, erboßten ſich ſehr über den neuen Tribun, fürchteten ihn aber nicht und brachten ihn auch ſogleich zum Schweigen, indem der andere Volkstribun, Octavius, wie das Geſetz ihm erlaubte, die Abſtimmung über den Antrag verweigerte. Das galt aber nur für ein Jahr. Im nächſten Jahr brachte Grachus ſeinen Antrag wieder vor, damit aber Octavius die Abſtimmung nicht wieder verwehre, ließ ihn Grachus, den das verſammelte Volk dabei unterſtützte, mit Gewalt von ſeinem Stuhl entfernen. Nun wurde abgeſtimmt und das Geſetz ging durch. Weil damals gerade der König von Pergamus ſeine Schätze Rom vermachte, wollte Grachus auch dieſe unter die armen Bürger vertheilen, denen er zwar Grund und Boden geſchenkt hatte, aber noch keine Mittel, denſelben zu bebauen. Man ſchreibt ihm noch andere Pläne zu, die er zu Gunſten des gemeinen Volks habe ausführen wollen. Es war ihm indeß nicht vergönnt, auch nur einen einzigen durchzuſetzen, denn die Ariſtokratie war feſt entſchloſſen, ihm nicht nachzugeben. Nur in ſeiner tribuniciſchen Gewalt war es ihm möglich, auf geſetzlichem Wege der Ariſtokratie zu trotzen, dieſe ſuchte daher ſeine Wiedererwählung zum Tribunat, ſelbſt mit Gewalt zu verhindern. Es gab bei der Wahlverſammlung einen fürchterlichen Tumult. Indem Grachus, zum Volke gewendet, mit der Hand an die Stirne griff, um ihm anzudeuten, ſein Kopf ſey in Gefahr, beſchuldigten ihn die Patricier, er habe damit das Volk aufgefordert, ihn mit dem königlichen Diadem zu ſchmücken und zum Alleinherrn auszurufen. Angeblich um die Uſurpation zu verhüten, bewaffneten ſich nun die Ariſtokraten unter Anführung des Scipio Naſica, verfolgten den Grachus und erſchlugen ihn und 300 ſeiner Anhänger. Sein Leichnam wurde in den Tiber geworfen und jede Reclamation zurückgewieſen unter dem Vorwand, der Tribun habe König werden wollen.

Inzwiſchen ließ ſich das Ackertheilungsgeſetz, weil es auf einem förmlichen Volksbeſchluß beruhte, nicht mehr rückgängig machen. Eine Theilungscommiſſion trat in Thätigkeit und der neue Volkstribun Papirius Carbo förderte ſie, jedoch mehr im Intereſſe der Römer als der Italiker. Für die letzten war Scipio Aemilianus, welcher dafür plötzlich todt in ſeinem Bette gefunden wurde, 128. Da die Latiner bei der Vertheilung zu kurz kamen, erhoben ſie in der Stadt Fregellä einen Aufruhr, der aber unterdrückt wurde. Im Ganzen zählte man doch an 80,000 kleine freie Bürger, die zufolge des grachiſchen Geſetzes ein kleines Eigenthum erhielten.

Im Jahr 122 wurde Cajus Grachus, der jüngere Bruder des Tiberius, Volkstribun und nahm die große Reformfrage wieder auf. Zuerſt bewirkte er eine monatliche Kornvertheilung an alle armen Bürger der Hauptſtadt. Sodann beantragte er die Verpflanzung armer Römer und Italiker nach Karthago, wo ſie Eigenthum erhalten ſollten, trotz des Fluches, mit dem die Stätte belegt war. Drittens verlangte er eine humanere Behandlung der gemeinen Bürger im Kriegsdienſte. Endlich glaubte er gegen die Ariſtokratie einen Hauptſtreich zu führen, indem er dieſelbe trennte. Er erwirkte nämlich ein Geſetz, das den Senatoren jedes kaufmänniſche Geſchäft verbot. Die großen Vortheile der Handelsſpeculation blieben dadurch dem Ritterſtande geſichert und dieſen Stand gewann Grachus noch ferner, indem er ihm ausſchließlich die Steuerpacht in den reichen Provinzen Aſiens und die ausſchließliche Beſetzung der Geſchwornengerichte zuwandte. Die abſcheulichen Unterſchleiſe, welche ſich die Senatoren, namentlich Manius Aquillius hatten zu Schulden kommen laſſen, deckte Grachus ſchonungslos auf und er fand die Demoraliſation des Senates ſo groß, daß er im Sinn hatte, denſelben gänzlich zu reformiren. Da beſchloß man den kühnen Volksfreund mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen und beſtellte ſeinen Nebentribun Livius Druſus, ihn in populären Anträgen noch zu überbieten. So beantragte Druſus, die Portionen der Staatsländereien den armen Bürgern nicht blos in Erbpacht, ſondern als freies Eigenthum zu geben. Sodann verlangte er die nach Karthago beſtimmten Coloniſten

ſollten Landbeſitz in Italien ſelbſt behalten. Es war ihm damit nicht ernſt. Er wollte nur für den Augenblick das Volk bethören, den Grachus ausſtechen und es dahin bringen, daß derſelbe das nächſtemal nicht wieder zum Tribunen gewählt wurde. Grachus fiel nun auch wirklich bei der neuen Wahl durch. Dagegen wurde Opimius, einer der fanatiſcheſten Ariſtokraten, zum Conſul gewählt und machte ſchnell ein Ende. Er beleidigte abſichtlich das gemeine Volk, indem ſeine Lictoren daſſelbe zurücktrieben und einer davon ausrief: Platz da, ihr ſchlechten Bürger! Das nahm Fulvius Flaccus, ein hitziger Kopf, auf und bewaffnete das Volk. Der Lictor wurde ermordet, der Conſul aber forderte die Entwaffnung des Volks, dann ſollte der Senat entſcheiden. Grachus ſelbſt war ſehr unzufrieden mit dieſem Zwiſchenfall, denn er wollte auf dem Wege des Geſetzes bleiben und veranlaßte daher den Flaccus, der den Aventin beſetzt hatte, die Unterhandlung fortzuſetzen. Opimius aber wollte nicht mehr unterhandeln, ſondern ſtürmte den Aventin und ließ den ganzen grachiſchen Anhang niedermetzeln, 3000 an der Zahl. Flaccus wurde auf der Flucht in einem Badehauſe getödtet, Grachus ließ ſich freiwillig durch einen treuen Sklaven umbringen. Als er ermordet war, machte einer ſeiner falſchen Freunde, Lucius Vitellius (nach andern Septimulejus) noch von ſeiner Leiche Profit. Denn weil der Conſul gelobt hatte, den Kopf des Grachus mit Gold aufwiegen zu wollen, wenn man ihn ihm bringe, ſchnitt ihm Vitellius den Kopf ab, goß Blei hinein, damit er recht ſchwer werde, und trug ihn zum Conſul, der ihm 17 Pfund Gold dafür gab.

Viertes Buch.

Beginn der Soldatenherrſchaft.

1.

Jugurtha.

Die römiſche Ariſtokratie hatte über beide Grachen geſiegt und jeden Verſuch, ein wahrhaft römiſches Volk durch Ausdehnung des Bürgerrechts wenigſtens auf alle Italiker herzuſtellen, vereitelt. Statt eines Volks ſollte die römiſche Republik nur eine unermeßlich reiche und alleinherrſchende Ariſtokratie und daneben eine unzählbare Maſſe von Sklaven haben. Zwiſchen beide ſollte nicht ein freier und achtbarer Bürgerſtand, ſondern nur ein ſtets abfließender und ſich wieder erneuernder Haufe von Proletariern, heruntergekommenen Patriciern und Plebejern, Pflaſtertretern, Induſtrierittern, ſtädtiſchem Pöbel und in Geldforderungen und Genußſucht unerſättlichen Söldnern treten. Die im Senat und in den Staatsämtern herrſchende Ariſtokratie berauſchte ſich in der Freude ihres letzten Sieges über die Volkspartei, fühlte ſich jetzt völlig ſicher und warf, indem ſie alle Aemter nun zu ihrem Privatvortheil ausbeutete, jede Scham ab. Ein neuer Krieg in Afrika gab davon erſchreckende Beweiſe.

In Numidien hatte Maſſiniſſas Sohn, Micipha, zwei rechtmäßige Söhne, Hiempſal und Adherbal und einen illegitimen, Jugurtha, hinterlaſſen. Der letztere übertraf die beiden andern weit an Geiſt, entledigte ſich zuerſt des Hiempſal durch Mord und vertrieb den Adherbal. Dieſer ſuchte nun Schutz in Rom. Jugurtha jedoch beſtach den Senat und die Unterſuchungscommiſſion, welche derſelbe nach Afrika ſchickte, entging ſomit jeder Strafe und behauptete ſich in ſeinem Beſitz. Er ſollte zwar den Adherbal neben ſich dulden, griff ihn aber gleich wieder an und ließ ihn mit Hülfe römiſcher Zuträger überreden, ihm die Thore von Cirta zu öffnen. Kaum aber war Jugurtha in die feſte Stadt eingedrungen, als er den Vertrag brach und den armen Bruder martervoll hinrichten ließ. Auch das duldete man in Rom, weil dort alles von ihm beſtochen war. Endlich trat der Tribun Mummius gegen ihn auf und zerriß den Schleier, der dieſe numidiſche Angelegenheit bisher dem Volke verhüllt hatte. Nun mußte der Senat wenigſtens den Schein annehmen, als wolle er die Ehre Roms dem frechen Emporkömmling in Afrika gegenüber wahren und entſandte den Conſul Calpurnius Beſtia mit einem Heere, um ihn zu ſtrafen. Allein Jugurtha beſtach auch dieſen und bekam einen guten Frieden. Voll edlen Zornes nahm nun Mummius die Sache von neuem auf und erlangte einen Volksbeſchluß, wonach Jugurtha nach Rom kommen und ſich perſönlich verantworten ſollte. Er kam wirklich, ganz ohne Furcht und mit ſo vollen Händen, daß die von ihm beſtochenen, einflußreichen Männer ihm jede Entſchuldigung erſparten. Als er vor dem römiſchen Volk erſchien, um die Anklage des Mummius zu widerlegen, verſagte ihm der andere Tribun das Wort, denn es gehörte zu den Rechten der Tribunen, jedem das Wort zu entziehen. Damit war die Sache zu Ende und Jugurtha brauchte ſich gar nicht zu vertheidigen. Der ehrliche Conſul Albinus trat nun für einen gewiſſen Maſſiva auf, welcher gleichfalls ein Enkel Maſſiniſſas war und ein beſſeres Recht auf den numidiſchen Thron hatte, als der Brudermörder Jugurtha. Der Conſul aber wurde nicht unterſtützt, vielmehr der bedauernswerthe Maſſiva gemeuchelmordet. Ganz Rom

wußte, wer es gethan habe, allein man hatte dem Jugurtha freies Geleit zugesichert und seine vielen Freunde in Rom schützten ihn. Um ihn vor dem Zorn des Volkes zu bewahren, hieß man ihn heimkehren und er reiste hohnlachend ab, indem er ausrief: Rom ist verloren, wenn es einmal den rechten Käufer findet.

Abermals nahm man den Schein an, als wolle man die Ehre wahren, und Albinus selbst, der in Rom so energisch gegen ihn aufgetreten war, wurde mit einem Heere abgeschickt, Jugurthas Frechheit zu bestrafen. Der schlaue Numidier aber, der ihn selbst nicht bestechen konnte, bestach seine Untergebenen. Kein Befehl des Consuls wurde vollzogen und als er durchaus des vom Feinde verführten Heeres nicht Meister werden konnte, übergab er es seinem Bruder Aulus und kehrte heim. Nun liefen vollends ganze Schaaren aus dem römischen Lager zu Jugurtha über und Aulus mußte sich mit dem Reste des Heeres gefangen geben und unter dem Joche durchgehen. Das war doch zu arg und der römische Senat sah sich genöthigt, die Schmach zu rächen. Consul Cäcilius Metellus wurde mit einem neuen Heere nach Afrika geschickt, um endlich Ernst zu machen. Da wurde der Krieg wieder nach alter Römerart geführt und Jugurtha auf allen Punkten geschlagen, ja der Römer bestach jetzt seinerseits den vertrautesten Rathgeber des Numidiers, Bomilkar, seinen Herrn auszuliefern. Jugurtha ließ sich wirklich von Bomilkar überreden, um einem schlimmern Schicksal zu entgehen, sich dem Metellus freiwillig zu ergeben. Plötzlich aber faßte er Argwohn und nachdem er schon seine Elephanten und Waffen und eine große Geldsumme ins römische Lager geschickt hatte, kehrte er selbst mit seinen Leuten plötzlich wieder um, ließ den Bomilkar den Tod des Verräthers sterben und fuhr fort, mit seiner blitzschnellen Reiterei von seinen Schlupfwinkeln in der Wüste aus die Römer auf alle Art zu necken und zu beunruhigen.

Weil sich auf diese Weise der Krieg in die Länge zog, meldete sich im römischen Lager der Legat Cajus Marius und bat den Consul um Urlaub, weil er nach Rom zurückgehen und sich um das nächste Consulat bewerben wolle. Marius war ein Plebejer, der

Sohn eines armen Bauern aus der Nähe von Arpinum (jetzt Arpino) im Volskerlande, hatte ſich aber frühe als Soldat ausgezeichnet, im Heer und beim gemeinen Volke, dem er angehörte, beliebt gemacht, war daher ſchon zum Volkstribunen, dann zum Aedilen, Prätor und Statthalter in Spanien ernannt worden und hatte eine reiche Dame aus der römiſchen Ariſtokratie geheirathet, ſah aber ſeinen Ehrgeiz immer noch nicht genug befriedigt, glaubte ſich als rauhen Krieger von der feinen Geſellſchaft immer noch zu ſehr zurückgeſetzt, haßte daher den Adel and griff ihn an der Spitze der Volkspartei an, beneidete ihn aber doch dann wieder und drängte ſich zu ſeinen Ehren. Dieſer halbe Barbar nun wollte jetzt Conſul werden und deshalb nach Rom gehen. Metellus aber, ſein Feldherr, ein geborener Ariſtokrat, der den Plebejer tief verachtete, ſchlug ihm den Urlaub ab und verhöhnte ihn noch dazu, indem er ſagte, es habe keine Eile, er könne noch warten, bis ſich ſein, des Metellus 20jähriger Sohn, ebenfalls um das Conſulat bewerben werde, d. h. in 23 Jahren, denn vor dem 43. Jahre konnte man nicht Conſul werden. Marius aber war damals ſchon 48 Jahre alt. Er war tief erbittert, als ihm aber Metellus am Ende doch noch, aber nur 12 Tage vor der Conſulwahl den Urlaub ertheilte, kam Marius noch zeitig genug in Rom an, um nicht nur ſeine Wahl zum Conſul, ſondern auch ſeine Ernennung zum Feldherrn in Afrika durchzuſetzen, und kehrte dahin zurück, um den beſchämten Metellus im Commando abzulöſen.

Jugurtha hatte den König Bochus von Mauritanien (jetzt Marokko) bewogen, ihm zu helfen und beide waren mit großer Macht gegen Cirta gezogen, den Stützpunkt des Metellus, als Marius erſchien, die Feinde aus dem Felde ſchlug und einen ſeiner befähigteren Officiere, den Quäſtor Lucius Cornelius Sulla an Bochus abſchickte, um denſelben zu gewinnen und von Jugurtha abzuziehen. Sulla richtete ſeinen Auftrag ſo gut aus, daß Bochus ihm ſogar ſeinen Schwiegervater auslieferte. Jugurtha wurde trüglich zu einer Berathung eingeladen, ſein Gefolge ermordet, er ſelbſt in Ketten dem Sulla ausgehändigt. Damit war der hartnäckige Krieg zu

Ende, 106. Marius trat einen Theil Numidiens an Bochus ab, den andern erhielten zwei Urenkel Maſſiniſſas als Vaſallen Roms. Darauf kehrte er nach Rom zurück und hielt daſelbſt ſeinen Triumpheinzug. Vor ihm her ging Jugurtha mit ſeinen beiden Söhnen in Feſſeln, diesmal aber nicht hohnlachend und voll Spott, ſondern verzweifelnd und mit wahnſinnigen Geberden, denn er wußte, er müſſe ſterben. Und wirklich war kaum das Schauſpiel des Triumphs zu Ende, als Lictoren ihn ergriffen, ihm allen Schmuck, und mit den Ohrringen die Ohrläppchen ſelbſt herunterriſſen, ihn roh mißhandelten und nackt ausgezogen mit beiden Söhnen in einen tiefen Keller hinabſtießen. „Herkules, wie kalt iſt mein Bad!“ rief der König und man hörte nichts mehr von ihm. Sechs Tage lang ſollen die Unglücklichen noch gelebt haben, bis Hunger und Kälte ihren Leiden ein Ende machten.

Sulla aber rühmte ſich, er ſey es eigentlich geweſen, der den Jugurtha beſiegt habe, und nicht Marius. Daraus entſtand eine tödtliche Feindſchaft zwiſchen dem Conſul und Quäſtor.

2.

Kimbern und Teutonen.

Mittlerweile wurde Rom von Norden her durch eine neue ungeheure Gefahr bedroht. Sie zeigte ſich ſchon im J. 113 von ferne, ſchien aber glücklich vorübergegangen zu ſeyn, als ſie plötzlich wiederkehrte und immer näher kam.

Durch Ueberwältigung der cisalpiniſchen Gallier und Ligurer hatte Rom ſeine Grenzen bis an die Alpen ausgedehnt, kam aber immer in neue Händel mit den kleinen Gebirgsvölkern und befeſtigte Aquileja (in der Nähe des ſpätern Venedig) am adriatiſchen Meere als Bollwerk gegen die Alpenvölker im Oſten, während ihnen das befreundete Maſſilia im Weſten als Station zwiſchen Italien und Spanien und als Wachpoſten gegen Gallien diente. Die hohen

Schneegebirge galten noch als Grenze. Rom wagte noch nicht, an eine Eroberung der unermeßlichen und größtentheils noch unbekannten Alpenwelt zu denken. Aber die Möglichkeit bot sich ihm dar, von Westen her in den Rücken der Alpen zu kommen. Zunächst wurden vollends die Ligurer in wiederholten kleinen Feldzügen überwunden und um einen sichern Landweg aus Italien nach Massilia herzustellen, drang der Consul Fulvius Flaccus im J. 124 in die Seealpen ein und unterwarf die kleinen gallischen Stämme, welche hier hinter den Ligurern wohnten, die Salyer im Thale der Durance, und die Vocontier in der Nähe von Vaucluse. Die mächtigen Arverner im Thale der Isère kamen ihren Stammgenossen nicht zu Hülfe, weil sie mit den Aeduern zu thun hatten. Als nun aber die Römer unter den Consuln Fabius Maximus und Ahenobarbus sich mit den Aeduern gegen den Arvernerkönig Betuitus verbanden, unterlag dieser in einer großen Schlacht, 120. Die widersinnige Uneinigkeit der Gallier erleichterte also den Römern ihren Sieg jenseits der Alpen noch mehr als diesseits und sie konnten das ganze südöstliche Gallien zur römischen Provinz machen. Davon ist dieser Landschaft der Name Provence geblieben bis auf den heutigen Tag.

Im Osten fand Rom kräftigeren Widerstand. Es hatte von Aquileja aus noch immer keinen sichern Landweg nach dem bereits unterworfenen Illyrien, weil die Dalmater, ein äußerst tapferes Volk, dessen Vorort die Stadt Delmion war, das Land, welches heute noch nach ihnen genannt wird, dazwischen bewohnten. Der erste römische Feldherr, Figulus, der sie schon im J. 155 bekämpfte, unterlag, aber sein Nachfolger, Scipio Nasica, eroberte Delmion, und Consul Metellus besiegte sie noch einmal und befestigte Salonä (jetzt Spalatro) als ein neues römisches Bollwerk am adriatischen Meere. Darauf begannen Kämpfe mit den tiefer im Gebirgslande wohnenden Kelten. Im J. 114 überstieg zum erstenmal ein römisches Heer unter Aemelius Scaurus den Karst und schloß in der Gegend von Laibach einen Vertrag mit dem Volk der Taurisker. Im folgenden

Jahre wurde ein römiſches Heer unter Porcius Cato von den galliſchen Skordiskern an der Save vernichtet, der Feldherr entkam nur mit genauer Noth. Erſt Minucius rächte es durch neue Siege.

Es ſchien nun, als werde die römiſche Eroberung wie bisher, langſam immer fortſchreiten, denn im ganzen großen Kranze der Alpen ſtieß die innerlich einheitliche und trefflich disciplinirte Kriegsmacht der Römer überall nur auf, wenn auch tapfere und durch die Berge verhältnißmäßig geſchützte, doch aber nur kleine und immer uneinige Völkerſchaften. Da kam auf einmal die erſchreckende Nachricht, ein ungeheures Heer neuer, fremder, unzweifelhaft deutſcher Völker, wälze ſich aus unbekannter Ferne von Nordoſten her gegen die Alpen heran. Sie kamen mit Weibern und Kindern und ihrem Vieh, ſuchten Land, wo ſie ſich niederlaſſen konnten, und befreundeten ſich mit den galliſchen Völkern in den Alpen dergeſtalt, daß mehrere derſelben mit ihnen zogen. Nichts deutet darauf hin, daß ſie von den Galliern etwa zum Schutz gegen die Römer ſeyen herbeigerufen worden. In ihrem und der galliſchen Völker Benehmen gibt ſich vielmehr eine große Naivetät, Unbefangenheit und Unüberlegtheit zu erkennen. Nichtsdeſtoweniger war ihre Zahl, ihre Tapferkeit und die Richtung, die ſie nach Italien nahmen, eine furchtbare Drohung für Rom.

Die fremden Völkern nannten ſich Kimbern und Teutonen, deutſche Namen, die ſpäter wiederkehren. Jütland hieß bei den Römern die kimbriſche Halbinſel, Teutonen ſaßen nahe dabei an der Oſtſee. Durch Ueberſchwemmungen, hieß es, ſeyen ſie genöthigt worden, auszuwandern. Solche Ueberſchwemmungen mit Wegreißung großer bewohnter Uferſtrecken haben ſich auch ſpäter an der Nordſee oft wiederholt. Unterwegs hatten die Wanderer noch zwei Völkerſchaften, die Ambronen und die Boier, mit ſich fortgeriſſen. So waren ſie über die Donau gekommen und in die krainiſchen Alpen eingebrochen. Da gebot ihnen der römiſche Conſul, Papirius Carbo, der mit einem Heere auf den Höhen von Aquileja Wacht hielt, umzukehren. Sie gehorchten, gaben den Weg nach Süden auf und nahmen von ihm Wegweiſer an, um nach dem Weſten zu gelangen,

denn ihre Absicht war friedlich, sie wollten nicht Krieg führen, sondern sich in Ruhe niederlassen, wo es noch Platz gab, 113.

Diese Ehrlichkeit wollte der durchtriebene Römer nun mißbrauchen und ließ die lange Karawane der Völkerwanderung durch seine Wegweiser in einen Hinterhalt bei Noreja in den steyrischen Alpen locken, wo er sie zu vernichten hoffte. Allein sein tückischer Anschlag schlug fehl. Er wurde von den tapfern Deutschen bald überwältigt und entkam mit dem Rest seines Heeres nur unter dem Schutz eines Ungewitter, was die Gebirge in tiefe Nacht einhüllte. Als die Nachricht davon nach Rom gelangte, gerieth dort alles in Schrecken und Entsetzen. Unter dem wandernden Volke rechnete man nicht weniger als 30,000 bewaffnete Männer, dazu prangten 15,000 Kimbern auf stattlichen Rossen in Stahlharnischen mit breiten Schwertern, langen Lanzen, prächtigen, mit Stierhörnern, Flügeln und Federbüschen geschmückten Helmen, alles riesenhafte Gestalten mit blondem Haar und blauen schrecklich umblickenden Augen. Wären sie damals dem flüchtigen Carbo nachgezogen und in Italien eingefallen, wo man auf sie nicht vorbereitet war, so würden sie ganz Italien niedergeworfen haben.

Es waren indeß gutmüthige und harmlose Leute, die Rom nicht beunruhigen wollten, wenn sie anderswo unterkommen konnten. Sie zogen daher langsam dem Nordrande der Alpen entlang, stets im friedlichen Verkehre mit den dort wohnenden Galliern, von denen sich viele an sie anschloßen, um den großen Auszug nach Westen mitzumachen, vor allen die Helvetier unter ihrem jungen Fürsten Divico. Zu ihnen gehörten Tiguriner und Toygener, deren Namen man in Zürich und Toggenburg oder Zug wieder erkennen mag. Die Völkerwanderung ergoß sich nun langsam durch Gallien, jenseit des Rheins und der Rhone, fand aber nirgends Ruhe. Wir finden die Teutonen im Kampfe mit den Belgen im Nordwesten und die Kimbern nach einigen Jahren im Südosten vor Massilia. Hier sollte ein römisches Heer unter Silanus die Grenze hüten, wurde aber überwältigt, eben so ein anderes, welches unter Longinus am Genfersee stand. Hier ließ Divico die gefangenen Römer durch das

Joch kriechen. Ein drittes Heer unter Scaurus erlitt daſſelbe Loos. Scaurus ſelbſt wurde gefangen und als er trotz ſo vieler Niederlagen dennoch behauptete, in Italien ſelbſt würden die Römer unüberwindlich bleiben, ſchlug ihn der junge Bojorix, wahrſcheinlich Fürſt der mitziehenden Boier, im Zorne todt. Inzwiſchen brachten die Römer mit großer Anſtrengung ein neues Heer von ungewöhnlicher Stärke zuſammen und führten es in die Provence, während die Kimbern, noch auf die Teutonen wartend, ſich ruhig verhielten. Die Römer unter Cäpio und Mallius ſchlugen ihren Weg nach den Pyrenäen ein, offenbar, um die Kimbern von den Grenzen Italiens wegzulocken. Zugleich ſtrafte Cäpio die Gallier im Süden dafür, daß ſie den Kimbern Vorſchub geleiſtet hatten, plünderte Toloſa (Toulouſe), die Hauptſtadt der galliſchen Tectoſagen, und raubte die ungeheuern Schätze, die in dem Nationalheiligthum aufgehäuft lagen und an denen ſich die Kimbern nicht vergriffen hatten. Mallius mißbilligte das Verfahren ſeines Collegen und trennte ſich von ihm. Nun wurde aber Cäpio an den Ufern der Rhone bei Arauſio (Orange) von den Kimbern aufs Haupt geſchlagen. Mallius, der ihm zu Hülfe ziehen wollte, kam zu ſpät und unterlag ebenfalls der Uebermacht. Beide Armeen wurden vernichtet, 80,000 Mann mit 40,000 Knechten; nur 10 Mann ſollen dem Blutbad entronnen ſeyn. Die Kimbern ſchenkten diesmal keinem Römer das Leben, ſondern ließen nachträglich die Gefangenen den Göttern zum Opfer ſchlachten. Ihre Prieſterinnen, ſchreckliche alte Weiber mit grauen Haaren, in weißen Linnenhemden, die ein eherner Gurt zuſammenhielt, und barfuß, durchſtachen die bekränzten Opfer und ließen das Blut in einen großen Keſſel laufen. Auch alle Beute, alle Waffen der Römer und ſogar ihre Pferde wurden den Göttern geopfert und in die Rhone geworfen, 105. Aber das ſiegreiche Volk verſäumte zum zweitenmal in das ihm nun offenſtehende und diesmal ganz hülfloſe Italien einzufallen. Es ging vielmehr über die Pyrenäen, wahrſcheinlich immer noch in der Vorausſetzung, tiefer im Süden ein Land zu finden, in welchem es ſich friedlich niederlaſſen könnte. Es täuſchte ſich aber auch in Spanien, wo ihm die tapfern Keltiberer drei Jahre lang

ſo hartnäckig widerſtanden, daß die deutſchen Wanderer wieder umkehrten und endlich doch noch den Entſchluß faßten, nach Italien zu ziehen.

3.

Die erſten Deutſchen in Italien.

In Rom und Italien hatte ſich nach der Schlacht bei Arauſio der ganzen Bevölkerung ein paniſcher Schrecken bemächtigt. Man war keinen Augenblick ſicher, daß die ſiegestrunkenen Deutſchen nicht mit hellen Haufen hereinbrechen würden. Mitten in der Angſt aber fiel die Volkspartei mit den ſchwerſten Vorwürfen über die Ariſtokratie her. Die ausſchließliche Anſtellung ihrer Günſtlinge beim Heere und deren Unfähigkeit war an dem ganzen Unglück ſchuld. Dazu hatte Cäpios ſchändlicher Tempelraub die Götter beleidigt, welche Rom nun zürnten. Das Heiligthum in Toloſa war dem keltiſchen Sonnengott (Belenus, Abelio) geweiht geweſen, demſelben Gotte, den die geſammte alte Welt als Belus, Oſiris, Helios und Apollo verehrte und deſſen delphiſches Orakel in Rom ſo hohe Achtung genoß. Dieſer Frevel an den Göttern entſetzte das Volk jetzt um ſo mehr, als äußere Gefahr und Angſt immer den Aberglauben fördern. Der Tempelraub war aber um ſo abſcheulicher, da man den Cäpio beſchuldigte, die Beute nicht einmal zum Beſten des Staats verwendet, ſondern einen großen Theil davon unterſchlagen zu haben. Die Ariſtokratie ſuchte ihn zu halten, aber er rettete nur ſein Leben, ſeine Güter wurden durch Volksbeſchluß eingezogen. Da indeß die gefürchteten Feinde ausblieben, beruhigte man ſich in Rom einigermaßen wieder und wenn auch die Sorge noch fortbeſtand, ſie könnten wieder kommen, ſo hatte man doch Zeit gewonnen und die Volkspartei, vor der jetzt die gedemüthigten Patricier zittern mußten, rief den Marius aus Afrika herbei, machte ihn wieder zum Conſul und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, welches er nun ausrüſten und mit dem er die nördlichen Grenzen des Reichs vertheidigen ſollte.

Marius erfüllte den ihm gewordenen Auftrag mit all der Energie, die man von ihm erwartete. Patricier, Ritter und Plebejer reichten nach so vielen und großen Niederlagen nicht mehr aus, um aus ihnen allein noch ein streitbares Heer zu recrutiren. Marius nahm daher ohne Umstände in die Legionen wehrhafte Männer auf, wo er sie fand, Nichtbürger, Vagabunden, Sklaven und trachtete nur, sie alle dienstüchtig zu machen, sie an Disciplin, schwere Arbeit und Strapazen zu gewöhnen und ihnen wieder den kriegerischen Geist einzupflanzen, der einst den eben so zusammengesetzten primitiven Römerschaaren des Romulus inne gewohnt hatte.

Als nun im Jahr 102 die Kimbern und Teutonen aus Spanien zurückkehrten, erwartete sie Marius mit seinem auserlesenen Heere in einer festen Stellung, da, wo die Isère in die Rhone fließt. Die Kimbern nahmen ihren Weg in den Norden der Alpen, von wo aus sie erst im folgenden Jahre Italien beunruhigten. Nur die Teutonen blieben zurück, näherten sich dem Marius und suchten ihn aus seinem vortrefflich befestigten Lager herauszulocken. Er hielt aber an sich. Nun zogen sie mit großem Lärm an seinem Lager vorüber, verkündeten laut, sie zögen nach Italien und frugen die Römer, ob sie nichts an ihre Weiber zu bestellen hätten. Ihr Zug dauerte sechs Tage lang. Marius aber ging ihnen nach und kam ihnen sogar auf einem kürzeren Wege zuvor, in der Gegend von Aquä Sertiä (Aix), welches damals schon durch seine warmen Quellen berühmt war. Die Teutonen füllten das ganze Thal aus und ließen sich es wohl seyn, badeten, schmausten, tranken und sangen. Marius hatte sein Lager auf den Hügeln aufgeschlagen, aber seine müden Soldaten hatten kein Wasser und einige von ihnen schlichen sich trotz seines Verbotes gegen Abend zum Flusse hinab, um Wasser zu holen. Dabei kamen sie in Händel mit Ambronen, die im Flusse badeten, und um ihnen zu helfen, liefen noch mehr Römer hinzu. Auf der andern Seite aber auch Ambronen und so entspann sich eine förmliche Schlacht, in welcher die Römer siegten, sich aber auf Befehl des Feldherrn zurückziehen mußten. Erst am dritten Tage nachher stellte Marius seine Truppen in die Schlachtlinie. Da jubelten die

Teutonen, die ſeine Schanzen nicht hatten angreifen wollen, jetzt aber über die bloßgeſtellten Legionen leicht ſiegen zu können glaubten. Sie ſtürmten alſo in wilder Luſt den Berg hinauf, fanden aber einen feſten Widerſtand und hatten zugleich die Sonne im Geſicht. Es war ein heißer Sommertag. Die Teutonen ermüdeten endlich und ließen ſich durch den entſetzlichen Lärmen, den die von Marius in ihren Rücken entſendeten Troßknechte von einem Walde heraus machten, ſo verblüffen, daß ſie die Flucht ſuchten. Die in ihrer Wagenburg zurückbleibenden Weiber wehrten ſich verzweifelt. Es heißt, ſie hätten von den Römern verlangt, als Veſtalinnen behandelt zu werden, und es mag wohl ſeyn, daß ſie etwas von dieſem merkwürdigen Inſtitut gehört hatten. Auch bei den Galliern gab es ſolche Nonnen. Die Römer aber wollten die Ehre der teutoniſchen Frauen nicht ſchonen und deshalb tödteten dieſe ſich ſelbſt und zugleich alle ihre Kinder. Marius hatte in der Furcht vor den Teutonen ſeine Tochter den römiſchen Göttern zum Opfer gelobt, wenn ſie ihm den Sieg verliehen. Jetzt, nach dem Siege, glaubte er den Göttern das Opfer abkaufen zu müſſen, indem er ihnen dafür alle Beute gab und dieſelbe, ſammt allen eroberten Waffen, in einen ungeheuern Haufen aufthürmen und verbrennen ließ. Daſſelbe hatten die Teutonen nach dem Siege bei Arauſio gethan und in barbariſcher Götterfurcht ließ ſich Marius von den Feinden nicht übertreffen. Die Leichen der Teutonen düngten den Boden der ganzen Gegend, daß die Reben im folgenden Jahre den vorzüglichſten Wein brachten; mit den großen Knochen der Teutonen aber ſollen die Weinberge umzäunt worden ſeyn. Ihr König Teutobach von rieſenhafter Geſtalt und ein ſo gewaltiger Turner, daß er mit einem Satz über ſechs Pferde ſprang, wurde auf der Flucht gefangen und mußte den Triumphzug des Marius zieren, 102.

Noch war aber erſt die Hälfte gethan, denn noch waren die Kimbern übrig, die im nächſten Sommer durch das heutige Tirol in Italien einbrachen. Die Römer erzählen, ſie hätten ſich ſehr gefreut, den Schnee ihrer nordiſchen Heimath auf den Höhen der Alpen wieder zu finden und ſie ſeyen auf ihren Schilden die Schneefelder

hinabgerutſcht, um wieder einmal Schlitten zu fahren. An der Etſch ſtand der Conſul Catulus und hatte beide Ufer verſchanzt. Die Kimbern aber zerſtörten die Brücke durch große mit Steinen beladene Flöße und machten ein ſo gräßliches Geheul, daß die römiſche Beſatzung auf dem rechten Ufer des Fluſſes dem muthigen Conſul nicht mehr gehorchte, ſondern davonlief. Die kleine Beſatzung auf dem linken Ufer, die nicht mehr fliehen konnte, wehrte ſich tapfer, worüber die Kimbern ſich freuten, ſo daß ſie ihnen Leben und Freiheit ſchenkten. Hierauf ergoßen ſich die nordiſchen Schaaren in die weiten, fruchtbaren Ebenen, welche der Po durchſtrömt, und glaubten hier endlich das Ziel ihrer langen Wanderung gefunden zu haben. Allein ſie täuſchten ſich. Erſt nach Jahrhunderten erreichten andere norddeutſche Heldenſchaaren wirklich das, was die Kimbern gewollt hatten. Schwelgend in den Genüſſen des ſchönen Südlandes warteten dieſe getroſt auf die Teutonen, von deren Schickſal ſie auffallender Weiſe noch nichts wußten. Vielleicht haben ihnen die römiſchen Geſchichtſchreiber dieſe Unwiſſenheit auch nur angedichtet, um den Effekt ihrer Schilderungen zu erhöhen. Sie erzählen, die Kimbern hätten von den Römern Land gefordert für ſich und ihre Brüder, die Teutonen. Marius aber, der die Truppen des Catulus an ſich gezogen hatte, ſey ihnen an der Spitze ſeines Heeres entgegen getreten und habe ihnen erklärt, was ihre Brüder betreffe, ſo hätten dieſe das verlangte Land ſchon in Beſitz, denn ſie lägen darunter begraben. Zum Beweiſe ließ er ihnen einige gefangene Teutonen in Feſſeln vorführen, durch welche ſie das Schickſal der übrigen erfuhren. Da entfernten ſich die kimbriſchen Geſandten ſtillſchweigend und am andern Tage erſchien der junge Bojorix als Herold ſtolz zu Roſſe, vor dem Lager des Marius und forderte ihn nach deutſcher Kampfſitte auf, Zeit und Ort der Schlacht zu beſtimmen. Marius begriff kaum dieſe ehrenhafte Treuherzigkeit des Volkes, dachte ſie aber gut zu benutzen und beſtimmte den dritten Morgen und die ſtaubigen Gefilde von Vercelli zur Schlacht.

Dieſe wurde nun regelrecht geſchlagen, am 30. Juli 101. Die Gegend war mit Nebel bedeckt. Die Kimbern ſtellten ſich in einem

einzigen großen Viereck auf, wovon jede Seite 7500 Schritte lang war. Die vorderſten Glieder hatten ſich mit Ketten (wahrſcheinlich den Gewehrgehängen) feſt mit einander verbunden, um nicht ſo leicht durchbrochen zu werden. Jeder trug vor ſich einen mannshohen Schild, wodurch das ganze Viereck einer hölzernen Mauer glich. Das war ſonſt nicht die deutſche Fechtart und es mag wohl ſeyn, daß die Kimbern, denen die feſte und geſchloſſene Haltung der römiſchen Legionen imponirte, für diesmal etwas ähnliches ausſannen. Ihre Vorſicht half ihnen aber nicht, denn Marius hatte ſeinen Soldaten lange Spieße mit Widerhaken gegeben, mit denen ſie die hölzerne Mauer einſtießen und den Kimbern ihre Schilde wegriſſen. Dann griffen ſie die bloßgeſtellten großen Leiber der Kimbern in dichter Nähe mit dem kurzen Schwerte an, womit ſie im Gedränge viel mehr ausrichteten, als die Kimbern mit ihren langen Schwertern. Zwar errang die kimbriſche Reiterei einen großen Vortheil, indem ſie die römiſche durch verſtellte Flucht im Nebel zwiſchen ſich und das kimbriſche Fußvolk lockte, und Marius ſtieß ſchon ein Angſtgebet aus. Indem aber nun die Sonne den Nebel plötzlich zertheilte, erkannte die römiſche Reiterei die Gefahr und konnte ſich noch retten. Das römiſche Fußvolk aber drang unaufhaltſam vor und zerſprengte das große Viereck des Feindes. Je weniger die Kimbern weichen wollten, je enger verbunden ſie blieben, je dichter ſie ſich drängten, um ſo gewiſſer waren ſie verloren, weil ſie mit ihren langen Waffen zu Hieb und Stich nicht ausholen konnten, die Römer ihnen aber mit ihren kurzen Waffen immer dicht auf dem Leibe waren. Auch hatten ſie die heiße Sonne im Geſicht und litten durch den Staub. Ihre ſchweren und überſättigten Leiber ertrugen die Hitze des Klimas nicht. Und weil ſie nicht fliehen wollten, kamen ſie um, der Reſt wurde gefangen. Viele, um der Gefangenſchaft zu entgehen, tödteten ſich ſelbſt. Zuletzt wurde noch ihre Wagenburg von den tapfern Weibern vertheidigt, die in ſchwarzen Kleidern und fliegenden Haaren unter ihren eigenen flüchtigen Männern, wie unter den Römern würgten und dann ſich ſelbſt und alle ihre Kinder umbrachten. Endlich mußten die Römer noch mit den Hunden der Kimbern kämpfen, welche

wüthend das Gepäck vertheidigten. Die Römer zählten 90,000 kimbriſche Leichen und 60,000 Gefangene, wohl übertrieben. Unter den Todten befand ſich Bojorix, unter den Gefangenen zwei kimbriſche Fürſten, Claodicus und Reſorix, und ein Fürſt der galliſchen Tectoſagen, Copillus. In der Beute fand ſich nichts von Bedeutung als ein ehernes Stierbild und 33 andere Feldzeichen.

So endete die erſte uns bekannte deutſche Völkerwanderung, ein unbeſonnenes Umherrennen nach einem Lande der Verheißung in unbekannter Ferne. Man vermißt dabei jeden feſten Plan. Die Menge gehorchte keinem einigen Willen, ſondern trennte und vereinigte ſich wieder, wie es die Laune einzelner Führer oder die Umſtände veranlaßten. Einzelne kimbriſche Haufen blieben unter den Galliern zurück, ſo die Aduatiker in Belgien. Die Helvetier, die den Kimbern gefolgt waren, kehrten bei der Nachricht ihrer Niederlage in die alte Heimath in den Alpen zurück. Im Uebrigen verleugneten dieſe Deutſchen bis zum letzten Schlachttage nirgends ihren Nationalcharakter, eigene Ehrlichkeit, naives Vertrauen zu anderen, rohe Trinkluſt und ritterliche Kampfſitte, die keinen Flecken der Ehre litt. Zum erſtenmal trat ein Volk in der Weltgeſchichte mit dem Grundſatz auf, man ſey dem Feinde gleiches Recht ſchuldig, wie ſich ſelbſt.

4.

Der Bundesgenoſſenkrieg.

Marius hatte Rom gerettet. Er, ein Mann des Volkes, hatte gethan, was der bisher herrſchenden Ariſtokratie unmöglich geweſen. Er hatte die Gewalt in der Hand, alſo wäre es ſein Recht und ſeine Pflicht geweſen, auch für die Zukunft der Republik zu ſorgen, das unnatürliche und immer tiefer ins Verderben führende Syſtem der Herrſchaft einiger hundert Familien über Millionen Sklaven auszutilgen und die großen Plane der Grachen durch Herſtellung eines freien und gleichen Römervolkes, wenn nicht ſchon in allen Provinzen,

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

doch wenigstens in ganz Italien zu verwirklichen. Allein er hatte keinen Sinn für politische Organisationen, keine höhere Bildung und Einsicht, noch weniger Mitgefühl für die Menschen. Er war nur Soldat, als solcher groß und genial, aber brutal, von wüsten Sitten und ein Feind aller langweiligen Rechtsformen, wo er mit Gewalt durchdringen konnte. Zudem war er ehrgeizig und kannte keine andere Ehre, als die, um welche er die Aristokratie beneidete. Daher nach so großen Siegen und rettenden Thaten nach außen keine Rückwirkung auf das Innere des römischen Gemeinwesens, nicht einmal ein Usurpationsversuch, ein kühner Griff nach der Alleinherrschaft.

Als wenn gar nichts vorgefallen wäre, hielt sich Marius nach dem Kimbernkriege wie in ganz gewöhnlichen Zeiten zu der schlechtesten Gesellschaft in Rom, zu gemeinen Charakteren, die durch ihn emporkommen wollten, und dachte an keinerlei Reform oder nur irgend eine großartige Maaßregel, durch die er das römische Volk hätte elektrisiren und noch mehr für sich gewinnen können. Sein ganzes Augenmerk war nur darauf gerichtet, erstens wieder Consul zu werden und deshalb schmeichelte er dem Wahlpöbel, dem Tribunen Saturninus und dem Prätor Glaucia, wegen ihren Sitten verrufenen Menschen; und sodann, den ihm verhaßten Metellus zu verderben. Indem er darauf antrug, jedem Soldaten seiner tapfern Legionen 100 Morgen Landes zum Lohne zu geben, verband er damit nicht die staatsmännische Absicht der Grachen, sondern wollte sich nur die Ergebenheit des Heeres sichern und bei diesem Anlaß den Metellus stürzen. Denn Saturninus verlangte, als das Volk diese Belohnung der Marianer bewilligt hatte, der Senat solle binnen fünf Tagen zustimmen. Metellus erklärte sich im Senat gegen diese Uebereilung; Marius aber drohte mit der Rache des Volks und der Senat war feig oder vorsichtig genug, selber den Metellus zu verbannen. Nach diesem Siege wurde Saturninus vollends frech, verlangte für Glaucia das zweite Consulat und ließ den Gegencandidaten, Memmius, ohne weiteres umbringen. Das war zu viel. Selbst das Volk empörte sich und half der Aristokratie und Ritter-

ſchaft, die ſich voll Entrüſtung bewaffnete. Marius wagte nicht, ihnen als Soldat entgegenzutreten und ließ es geſchehen, daß Saturninus und Glaucia mit ihrem Anhang ermordet wurden. Nun triumphirten wieder die Ariſtokraten und riefen den Metellus zurück, Marius aber entwich aus Rom, 99.

Sein ſchwaches und zweideutiges Benehmen erklärt ſich nur, wenn man annimmt, er habe ſich der ſchlechten Geſellen, nachdem er ſie gebraucht hatte, ernſtlich geſchämt. Uebrigens zeigen ſich die tüchtigſten Soldaten oft als ſehr ſtümperhafte Staatsmänner, und die tapferſten und beſonnenſten in der Schlacht als die furchtſamſten und kopfloſeſten auf dem Forum. Marius ging ſo weit, ſich mit Mithridates gegen Rom verbinden zu wollen, fürchtete ſich jedoch vor der Wachſamkeit des in Aſien commandirenden Sulla und kehrte um.

Die herrſchende Ariſtokratie trieb nun aufs neue ihr Unweſen, aber es fehlte auch nicht an Rückwirkungen. In Sicilien entbrannte der Sklavenkrieg aufs neue und die Italiker erhoben wieder ſchwere Klagen, daß man ihnen das Bürgerrecht verweigere. Die reiche Ariſtokratie rottete den kleinen freien Beſitz ſyſtematiſch aus, kaufte kleine Güter zuſammen, entriß andere als Gläubiger ihren armen Schuldnern und that alles, um die Wirkungen der liciniſchen und grachiſchen Geſetze zu nichte zu machen. Waren nun auch arme Veteranen auf kleinen Gütern angeſiedelt worden, ſo verloren ſie doch dieſelben immer wieder durch Proceſſe, die ihnen die Ariſtokratie anhing, und durch Wegkauf. Inmitten großer Adelsbeſitzungen konnte ſich auch der kleine freie Eigenthümer nicht halten. Nur wo viele Freie beiſammen wohnten, konnten ſie Widerſtand leiſten.

Zu den ärgſten Uebeln gehörte der Mißbrauch, den die Ritter von dem durch Grachus ihnen zuerkannten Vorzug als Richter machten. Da ſie nämlich zugleich die Steuerpächter und Zöllner waren, und ungeheure Betrügereien am Staate begingen, ſchlugen ſie als Richter in eigener Sache jede Anklage nieder und wälzten die Strafe, welche ſie ſelbſt verdienten, auf den Ankläger. Als nun einmal ein Fall dieſer Art, die Verurtheilung des geweſenen Conſul Rutilius,

ungewöhnliches Aufſehen erregte, wagte es wieder ein Volkstribun und zwar Livius Druſus, Sohn des gleichnamigen Gegners der Grachen, jetzt wie die Grachen ſelbſt aufzutreten und Reformen zu verlangen, nämlich erſtens die Austheilung von Grund und Boden an die ausgedienten Soldaten, zweitens die Ertheilung des Bürgerrechts an alle Italiker, drittens die Theilung der Richterſtellen zwiſchen Rittern und Senatoren.

Nur das erſte wurde bewilligt. Um keinen Preis aber wollte der Senat und ſelbſt das Volk in Rom den Italikern das Bürgerrecht gewähren. Das gemeine Volk begriff nicht, wie thöricht es handelte, indem es den eiteln und nichtsſagenden Vorzug der Hauptſtädter vor den Provinzialſtädtern behalten wollte, während es dadurch die Gründung und Befeſtigung eines allgemeinen italiſchen Bürgerſtandes verhinderte und ſich ſomit ſelbſt wehrlos der Ariſtokratie, oder der Pöbel- und Soldatenherrſchaft auslieferte. Alle Parteien der Hauptſtadt vereinigten ſich, ihr Privilegium den Provinzen gegenüber feſtzuhalten und den armen Druſus ſchaffte man ſich durch Meuchelmord vom Halſe, 91.

Nun aber erhoben ſich die italiſchen Bundesgenoſſen, die von der Hauptſtadt Rom aus fort und fort nur als Unterthanen behandelt wurden und die bei dem römiſchen Regierungsſyſtem ihren alten Bürgerſtand mehr und mehr zerrinnen ſahen in Proletarier und Sklaven. Da ihnen keine Fürſprache in Rom half, wollten ſie ſich die Rechte, die ihnen gebührten, ſelbſt erkämpfen und ein neues Rom außerhalb Rom gründen, bis das alte Rom ihre Rechte anerkennen und beide zuſammenſchmelzen würde. Ihre Abſicht war nicht, Rom zu vernichten oder einen neuen, nichtrömiſchen Staat zu gründen. Sie wollten die Fortdauer der römiſchen Republik, aber nach der Idee der Grachen mit einem freien über das ganze Land ausgebreiteten Volke, nicht blos mit einer in der Hauptſtadt concentrirten Ariſtokratie. Der Plan ſcheint lange vorher ſchon vorbereitet geweſen zu ſeyn, denn die ſämmtlichen italiſchen Stämme in Mittel- und Unteritalien mit einziger Ausnahme der oberitaliſchen Gallier, der Rom zunächſt wohnenden Latiner und der noch ſchwankenden Umbrer

und Etrusker machten Corfinium (nicht weit vom heutigen Aquila im Neapolitaniſchen) zur Hauptſtadt ihres neuen Reichs Italica, ſetzten darin einen Senat von 500 Mitgliedern nieder, wählten zwei Conſuln, Pompädius Silo und Papius Mutilus und verſammelten ein Heer von 100,000 Mann ganz auf römiſche Art eingerichtet.

Da Rom in ſeinem Stolz verharrte und die neuen Mitbürger verſchmähte, begann der Krieg im J. 91 und währte bis ins vierte Jahr. Er war ſehr blutig, aber auch ſehr verzettelt. Anfangs wurde der römiſche Prätor Servilius mit allen ſeinen Leuten in Asculum erſchlagen, nachher die römiſchen Heere unter Vettius Cato, Pullius Craſſus und Cäpio in Schlachten überwunden, bis der römiſche Senat den grollenden Marius zurückrief. Ihm gelang es, die Italiker wieder zurückzutreiben. Doch die Gefahr blieb groß und drohte Rom mit Vernichtung, wenn auch die oberitaliſchen Stämme ſich an die untern anſchloſſen. Um dies nun zu verhüten, entſchloß ſich der Senat auf den Antrag des Conſul Lucius Cäſar, allen denjenigen Italikern, die bisher neutral geblieben waren und ſich dem Bunde von Corfinium nicht angeſchloſſen hatten, das Bürgerrecht zu gewähren, 90. Dieſe Maaßregel war am meiſten geeignet, den Bund der Italiker zu ſchwächen. Weil aber Marius den Krieg zu langſam fortſetzte (vielleicht that er es mit Abſicht, um die römiſche Ariſtokratie zu ärgern), nahm man ihm wieder das Commando und übertrug es dem Strabo, Sulla und Porcius Cato, welche glänzende Siege über die Italiker unter Judalicius, Egnatius und Cluentius erfochten. Nun regte ſich Mithridates in Aſien und drohte Rom anzugreifen. Die Gelegenheit war günſtig, da Rom in Italien ſo viel zu thun hatte. Doch wagte Mithridates nicht, den Italikern unmittelbare Hülfe zu ſchicken, was er wohl vermocht und was dem Kriege eine ganz andere Wendung gegeben hätte. Sulla wurde beſtimmt, wider Mithridates zu ſtreiten, die bereits beſiegten Italiker aber wurden beruhigt, indem man ihnen allen ohne Ausnahme das römiſche Bürgerrecht endlich bewilligte, 88.

Hätte die Ariſtokratie das gleich gethan, ſo würde der blutige Kampf erſpart worden ſeyn. Aber ſie wollte ſich nicht zwingen

laſſen und hatte den Vortheil, daß die Verödung Italiens durch dieſen ſchrecklichen Krieg zahlloſe kleine Güter herrenlos machte, wodurch das ariſtokratiſche Syſtem des Güterankaufs und der Sklavenwirthſchaft gewann.

5.

Marius.

Die Ariſtokratie hatte einen nur zweifelhaften Sieg erfochten und nichts war natürlicher, als daß ihre Feinde die Neubürger gegen ſie aufreizen würden. Marius ſtand noch im Hintergrunde, hatte aber einen großen Anhang im Pöbel und unter den Sklaven, von denen er ſo viele in ſeine Legionen aufgenommen hatte. In den Vordergrund aber ſtellte ſich der Volkstribun Sulpicius Rufus, welcher, obgleich Patricier von Geburt, doch zur Volkspartei hielt, ſey es aus wirklicher Sorge für das Wohl des Staats, ſey es im Bewußtſeyn ſeiner überlegenen Rednergabe und von der Eiferſucht getrieben, welche die politiſchen Redner ſtets zu Feinden der Generale macht. Er haßte den Sulla, er verabſcheute den adeligen Leichtſinn und Hochmuth, der damals mit dem Staatswohl ſpielte, und ſchlug vor, erſtens, den Senat von allen Mitgliedern zu reinigen, die ihre Schulden nicht bezahlen konnten (mehr um den Schaden aufzudecken, als um ihn zu heilen), zweitens, Neubürger und Freigelaſſene in die alten Tribus zu vertheilen (um die dem Adel zugeneigten Altbürger zu überſtimmen), drittens, den Oberbefehl gegen Mithridates dem Sulla abzunehmen und dem Marius zu geben.

Sulla betrieb zu Nola die Rüſtungen und hatte ſchon ſeine Legionen um ſich verſammelt. Es koſtete ihn nur wenig Worte, um die letztern zu überzeugen, ſie würden von Marius zurückgeſetzt, die reiche Beute verlieren, die er ihnen in Aſien zeigte. Wüthend fielen ſeine Soldaten nun über die beiden Kriegstribunen her, die in ſein Lager gekommen waren, ihn abzuſetzen, und riſſen ſie in Stücke. Unmittelbar darauf aber zog Sulla an der Spitze ſeiner

Legionen ſelbſt nach Rom, um ſeine Gegner mit einem Schlage niederzuwerfen, 88. Marius war nicht vorbereitet, hatte keine Legionen um ſich und fand keine Zeit, die Sklaven, denen er die Freiheit verkündete, zum Kriegsdienſte einzuüben. Er konnte nur gegen die Anhänger des Sulla in Rom wüthen und eine große Flucht des hohen Adels bewirken. Er war auch noch ſtark genug, mit ſeinen bewaffneten Banden den erſten Angriff auf die Thore Roms abzuſchlagen. Als aber Sullas zahlreiche Legionen auf andern Punkten in die Stadt drangen, mußte er mit ſeinem Anhang flüchten. Sulpicius wurde auf der Flucht ergriffen und ſein Kopf auf derſelben Rednerbühne aufgeſteckt, die er kaum verlaſſen hatte.

Marius floh zu Schiffe von Oſtia aus und wollte nach Afrika, um bei Hiempſal Schutz zu ſuchen. Aber ein Sturm warf ihn an die Küſte. Von allen verlaſſen und hungernd irrte er umher. Gutmüthige Schiffer nahmen ihn auf und retteten ihn vor ſeinen Verfolgern, ſetzten ihn aber aus Angſt an einer andern Stelle wieder ans Ufer. Ein alter Fiſcher verſteckte ihn im Schilf des Fluſſes Liris; obgleich er ſich tief in den Sumpfboden verſenkte und vor Schmutz kaum mehr kenntlich war, ſtörten ihn doch Leute auf, die den auf ſeinen Kopf geſetzten hohen Preis verdienen wollten, riſſen ihn hervor und ſchleppten ihn mit einem Strick am Halſe nach dem Städtchen Minturnä. Hier ſaß er gefangen, als ein Kimber zu ihm geſchickt wurde, um ihn umzubringen. Marius aber donnerte ihn an: „Du wagſt es, den Marius zu tödten?“ und der Kimber ließ ſein Schwert fallen und entfloh. Die Bürger von Minturnä aber traten zuſammen und beſchloſſen, was auch über ſie kommen möchte, ihrer Stadt die Schande nicht zu machen, daß der Retter Italiens in ihr ermordet würde. Sie erklärten ihn für frei, tröſteten ihn, begleiteten ihn ans Meer und gaben ihm ein Schiff, auf dem er nach Karthago hinüberfuhr. Kaum war er hier gelandet, als ein Bote des römiſchen Statthalters in Afrika, Sextilius, ihm ſagte, er ſolle ſogleich wieder umkehren. Marius hatte ſich auf die Steintrümmer geſetzt, die vom alten Karthago übrig waren und antwortete nichts. Als der Bote ihn um einen Beſcheid bat, ſagte

endlich der alte Held: „ſage deinem Herrn, du habeſt den Marius auf den Trümmern von Karthago ſitzen ſehen.“ Er wollte nun zu Hiempſal gehen, aber ſein Sohn kam ihm von dort entgegen, kaum ſelbſt dem verrätheriſchen Könige von Numidien entronnen. Glücklich entkamen beide, Vater und Sohn, auf einem Schiffe.

Unterdeß hatte Sulla das ariſtokratiſche Regiment in Rom vollſtändig wiederhergeſtellt und ernannte, ehe er den Feldzug gegen Mithridates antrat, zwei ihm ergebene Conſuln, den Cnejus Octavius vom Patriciat, den Cinna von der Plebs, auch hatte der letztere ihm eidlich geloben müſſen, nichts gegen ihn und ſeine Politik unternehmen zu wollen. Kaum aber war Sulla fort, ſo brach Cinna ſein Wort, ſammelte in Campanien ein Heer von Marianern, Sklaven und Zuläufern aller Art und rief den alten Marius ſelber zurück. Dieſer kam und an der Spitze eines großen Volksheeres zog Marius mit dem rebelliſchen Conſul gegen Rom. In ſeinem Gefolge machte ſich auch Sertorius bemerklich, einer der tüchtigſten Krieger jener Zeit. Octavius, der in Rom zurückgeblieben war, und die zitternde Ariſtokratie trafen keine ausreichenden Gegenanſtalten, verließen ſich zu viel auf Sulla, der weit entfernt war, und glaubten ſich zuletzt durch Unterhandlungen retten zu können. Cinna verſprach, Rom zu ſchonen, wenn die Stadt ſich ihm ohne Widerſtand ergebe und Octavius entfernt werde. Beides wurde bewilligt, kaum aber war Cinna in der Stadt, als er ſein Wort ſchon wieder brach und alle ſeine Feinde von der Ariſtokratie ohne Urtheil und Recht auf der Straße oder in ihren Häuſern ermorden ließ. Dasſelbe that Marius, der ſich jetzt wegen ſeiner Verbannung grimmig rächte. Conſul Octavius hatte nicht fliehen wollen und fand den Tod. Mit ihm fielen die vornehmſten und reichſten Männer in großer Zahl, der berühmte Redner Antonius, ein Craſſus, zwei Cäſaren, Väter oder nächſte Verwandte der nachherigen Triumvirn. Der alte Conſul Catulus, zum Tode verurtheilt, gab ſich ihn ſelbſt. Vergebens mahnte der edle Sertorius von den Greueln ab, Marius folgte dem finſtern Geiſt, der ihn zur Rache trieb. Sullas Haus wurde zerſtört, ſeine Frau und Kinder entkamen mit genauer Noth.

Er ſelbſt wurde geächtet und Flaccus ſollte an ſeiner Statt den Krieg gegen Mithridates führen. Es war ein arges wüſtes Treiben in Rom, ein fortdauerndes blutiges Gemetzel aus Rache, unterbrochen von Bachanalen der bezahlten Mörderbanden. Von einer irgend tiefern Auffaſſung der politiſchen Frage, von zeitgemäßen Reformen zu Gunſten des Volks im grachiſchen Sinne war nicht die Rede. In der Volkspartei herrſchte durch Marius ſchon ganz eben ſo der Soldatengeiſt über den Bürgergeiſt, wie in der Adelspartei durch Sulla.

Marius wurde zum ſiebentenmal Conſul, wie ihm ſchon in der Jugend geweiſſagt worden war, that aber nichts mehr, um dieſes Amtes werth zu ſeyn, dem römiſchen Volke irgend eine erträgliche Zukunft der Freiheit, die er zu vertheidigen ſchien, eine Bürgſchaft zu gewähren, oder auch nur ein Heer zu rüſten, ſtark genug, dem Sulla zu widerſtehen, der zwar fern von Italien war, aber durch ſeine Siege in Griechenland und Kleinaſien ſich einen immer größern Ruhm und immer größern Anhang unter den Soldaten erwarb. Anſtatt zu regieren oder zu commandiren, brachte Marius ſeine Zeit bei wilden Gelagen zu und ergab ſich ſo ſehr dem Trunke, daß er an einem hitzigen Fieber ſtarb, ehe noch Sulla zurückkam, 86.

Nach ſeinem Tode ſuchte Sertorius wieder Ordnung und Sicherheit in Rom herzuſtellen und ließ des Marius Mörderbanden einfangen und hinrichten. Aber Cinna, der als Conſul die oberſte Leitung hatte, war nicht mehr im Stande, eine Kriegsmacht aufzubringen, welche dem Sulla gewachſen geweſen wäre. Wie übel es ihm mit dem Flaccus erging, der den Sulla in Aſien erſetzen ſollte, iſt ſchon in der Geſchichte des Mithridates erzählt. Fimbria entführte dem Flaccus ſeine Legionen und Sulla reihte ſie den ſeinigen ein. Carbo, den Cinna zum Mitconſul gemacht, rüſtete in Unteritalien ein neues Heer, um dem Sulla die Rückkehr zu verwehren, aber die Soldaten hatten mehr Vertrauen zu Sulla, waren ſchon verführt und ſtachen den Cinna nieder. Zwar brachten die Marianer, des Marius Sohn, Sertorius und Scipio Aſiaticus noch einige Legionen zum Kampf, ſie wurden aber alle nach einander von dem im J. 83 ſiegreich heimkehrenden Sulla beſiegt. Scipios Truppen

gingen zu Sulla über, Sertorius entfloh nach Spanien, was ihm als Provinz zugewiesen war und wo er erst neue Kräfte sammeln wollte. Der junge Marius vertheidigte sich am längsten in der festen Stadt Präneste. Unterdeß erhoben sich die Samniter noch einmal unter Pontius Telesinus, denn die Italiker fürchteten, wenn Sulla herrsche, würden sie alle ihre neuen Freiheiten wieder verlieren. Pontius war kühn genug, während Sulla vor Präneste lag, gegen Rom selbst zu ziehen, hoffte es mit einem Handstreich zu nehmen und wollte es von Grund aus zerstören. Die Stadt aber hielt sich, Sulla eilte herzu und schlug die Samniter in einer äußerst blutigen Schlacht, in der er selbst beinahe umgekommen wäre und nur Crassus den Sieg erfocht. Ohne Gnade ließ er nachher 8000 Gefangene hinrichten. Dann zog er wieder vor Präneste und nahm die Stadt endlich ein. Der junge Marius entleibte sich. Alle Städte, die es mit Marius oder den Samnitern gehalten, wurden zerstört und der Erde gleich gemacht, die Menschen hingerichtet. Einige tausend Gefangene aber schleppte Sulla mit nach Rom, um durch das Schauspiel ihrer Hinrichtung dort den Schrecken zu vermehren, denn mit dem Schrecken allein wollte er regieren.

6.

Sulla.

Was Sulla that, nachdem er allen Widerstand niedergeschlagen, und sich in den Besitz der Hauptstadt gesetzt hatte, war nicht mehr eine aristokratische Restauration, sondern der Beginn eines neuen Systems, die Herrschaft eines Generals durch die Schreckmittel der bewaffneten Macht, der erste Ansatz zur Wiederherstellung der Monarchie.

Die Vernichtung der Feinde, die er im untern Italien angefangen hatte, setzte er in Rom selbst fort. Niemand sollte übrig bleiben, der ihm die Gewalt noch ferner hätte streitig machen können.

Und das ſollte jeder wiſſen, er überraſchte ſeine Feinde nicht heimtückiſch, ſondern ließ den Schrecken vor ſich her gehen. Die Proſcriptionsliſten, die man ihm ſo ſehr zum Vorwurf gemacht hat, dienten nur dieſem Zweck. Er ließ die Namen aller derer, die er ächtete und zu deren Ermordung jedermann aufgefordert wurde, in langen Liſten öffentlich anſchlagen. Ihre Zahl wuchs bis auf 4700. Die meiſten wurden, wo man ſie fand, von den Mordgeſellen erſchlagen, die ſich den von Sulla für jeden Kopf ausgeſetzten Lohn verdienen wollten. Viele entleibten ſich ſelbſt. Es waren alle Anhänger des Marius und Cinna, beſonders viele Ritter, welche Sulla am härteſten ſtrafte, weil ſie als Richter die Patricier nicht geſchont und bei den von Marius anbefohlenen Gütereinziehungen glänzende Privatgeſchäfte gemacht hatten, und die dem Sulla nun, indem er ihr Vermögen einzog, die ungeheuern Summen liefern mußten, die er brauchte, um ſeine Soldaten zu belohnen und deren ſteigende Habgier zu befriedigen. Unter den Mördern, die am eifrigſten die Geächteten aufſuchten und dieſelben am grauſamſten hinſchlachteten, ragte Sergius Catilina hervor, welcher unter andern einem Verwandten des Marius erſt die Augen ausſtach, dann alle Glieder, eins nach dem andern, abſchnitt. Dagegen erzählt man von Porcius Cato, dieſer habe als Knabe die vielen abgeſchlagenen Köpfe geſehen und ein Schwert gefordert, um den Urheber ſo blutiger Verbrechen umzubringen. Mancher Unſchuldige wurde geächtet, blos weil er reich war und Sulla Geld brauchte. Als der reiche Sextus Aurelius, der nie Partei ergriffen hatte, ſeinen Namen auf der Proſcriptionsliſte las, rief er aus: o ich armer Mann, mich verdirbt mein Landgut im Albanergebirge! Auf dieſe Art nun raffte Sulla Millionen zuſammen und entſchädigte damit die ihm treuen Truppen, für deren Veteranen er auch neue Colonialſtädte gründete.

Eine ſeiner merkwürdigſten Verfügungen war die Freierklärung und Coloniſirung von 100,000 Sklaven der Geächteten. Er gewann dadurch eine Claſſe für ſich, welche bisher nur in Marius ihren Beſchützer erkannt hatte. Ueberhaupt ging er darauf aus, ſich beide bisherigen Parteien, die volksthümliche und die ariſtokratiſche,

gleich dienſtbar zu machen, indem er keineswegs die letztere allein begünſtigte. Er gab zwar dem Senat das ausſchließliche Recht der Geſetzesvorſchläge und das den Rittern abgenommene Richteramt zurück, ſchränkte das Tribunat ein und ſchaffte die Appellation ans Volk ab, ließ aber die Gleichberechtigung der Italiker mit den Römern, der Neu- und Altbürger beſtehen und entzog das Stimmrecht nur den Freigelaſſenen. In den durch ſo viele Morde decimirten Senat nahm er 300 neue Mitglieder auf, aber nicht blos Patricier, ſondern auch eine Menge Emporkömmlinge aus dem niederſten Stande, und in Zukunft ſollte niemand in den Senat kommen, der nicht zuvor ein Amt bekleidet hatte, deſſen Beſetzung von Volkswahlen abhing. Sich ſelbſt ließ er zum Dictator auf unbeſtimmte Zeit mit unumſchränkter Vollmacht ernennen.

Als er dem Senat zum erſtenmal nach ſeiner Rückkehr in die Stadt ſeinen Befehl verkündete, hörte man draußen ein jämmerliches Geheul. Es waren tauſende von gefangenen Samnitern, welche Sulla mit nach Rom gebracht hatte und die er gerade in dieſem Augenblick abſchlachten ließ. Die Senatoren geriethen in große Aufregung, Sulla aber befahl, die Vorleſung ruhig fortzuſetzen. Durch ſolche Schreckmittel errang er den nöthigen Gehorſam. Alles zitterte vor ihm.

Bei alledem war er ein feiner Ariſtokrat und nie aus Rohheit oder Leidenſchaft, ſondern immer nur aus Politik grauſam. Er beſaß die feinſte Haut, die beim geringſten Anlaß ſich röthete, wie die eines Mädchens, dazu blaue Augen und blondes Haar. Er liebte die Künſte und Wiſſenſchaften, kannte die Griechen, kleidete ſich oft ſelber griechiſch, ohne ſich um den Unwillen der Römer deshalb zu kümmern, ging gern mit Schauſpielern um, insbeſondere mit dem berühmten Roscius, ſah gern Poſſen und dichtete ſelbſt welche, beſchrieb auch ſein Leben und ſpielte den Philoſophen, wenigſtens den blaſirten Weltmann, der ſich über alles hinwegſetzt. Die Religion war ihm völlig gleichgültig, ja ein Gegenſtand des Spottes. Als er die reichen Tempel in Griechenland plünderte, ſagte er ſpöttiſch: „wem die Götter ſelbſt die Kaſſe füllen, dem kann es nicht fehlen.“ Eben

ſo gering dachte er von der Ehe. Als er einſt ein üppiges Gaſtmahl gab, ſagte man ihm, ſeine Gattin Metella ſey plötzlich tödtlich krank geworden. Da ſchickte er ihr augenblicklich einen Scheidebrief und ließ ſie aus dem Hauſe ſchaffen, damit ſein Feſt nicht geſtört werde, weil nach dem Begriffe der Zeit jedes Haus durch einen darin vorkommenden Todesfall auf einige Zeit verunreinigt wurde. Die Frau ſtarb wirklich und nach wenig Tagen nahm Sulla eine andere.

Die ſouveraine Verachtung der Menſchen, welche Sulla mit ſeinem ariſtokratiſchen Leichtſinn verband, trat am offenſten zu Tage, als er plötzlich aus bloßer Laune ſeine Dictatur niederlegte, den Conſuln und dem Senat die Geſchäfte wieder überließ und ſich ins Privatleben zurückzog, ohne die mindeſte Furcht vor denen, die Urſache hatten, den Mord ſo vieler Verwandten an ihm zu rächen, 79. Er lebte dann noch ein Jahr in angenehmer Zurückgezogenheit, ſtarb an einem Blutſturz und wurde wie ein König aufs feierlichſte begraben.

Unter ſeinen Anhängern ragte Cnejus Pompejus hervor, dem er ſeine Tochter zur Ehe gegeben hatte. Pompejus war es, der für Sulla die letzte Anſammlung der Marianer in Afrika zerſprengte. Dort hatte nämlich Carbo und Ahenobarbus den Hiarbas, den Numidier, gewonnen, gegen Sulla Partei zu ergreifen, während der rechtmäßige numidiſche König, Hiempſal II., ſo wie auch Bogud, Sohn des Bochus von Mauritanien, für Sulla kämpften. Als Pompejus die beiden letztern unterſtützte, unterlagen die Marianer, Ahenobarbus fiel im Kampfe, Carbo und Hiempſal wurden hingerichtet, 83.

Ein anderer Anhänger des Sulla, Quintus Metellus Pius, aus dem hochadeligen Geſchlecht, welches Rom ſchon ſo viele Helden und Staatsmänner gegeben hatte, wurde nach Spanien geſchickt, um den Sertorius zu unterwerfen. Das war aber nicht ſo leicht. Sertorius überragte die Generale ſeiner Zeit wie an Kriegsgeſchick, ſo an bürgerlicher Tugend und Humanität. Es gelang ihm daher, die Liebe der Keltiberer und ſogar der freien Luſitaner zu gewinnen,

die ihn zu ihrem Feldherrn wählten, damit er ſie gegen die unerträgliche Tyrannei der bisherigen römiſchen Statthalter ſchütze. Man macht ſich ein deutlicheres Bild von dem Treiben dieſer Statthalter, wenn man hört, wie Metellus ſich in jeder ſpaniſchen Stadt vergöttern, anbeten, mit Opfern und Weihrauch empfangen ließ. Eine ſolche Abgötterei mit den Unterdrückern der Nation zu treiben, waren freilich die Griechen ſchon lange gewohnt, aber noch nicht die edeln Bevölkerungen Spaniens. Trotz ihres Haſſes gegen die Römer ſahen die Luſitaner doch ein, daß ihre bisherige Kriegsart der römiſchen nicht gewachſen ſey und ließen ſich willig von Sertorius auf römiſche Art bewaffnen und organiſiren. Auch errichtete er zu Osca (Huesca) eine hohe Schule für die vornehme ſpaniſche Jugend, und verſammelte ſogar förmlich einen Senat, den er dem in Rom keck entgegenſetzte und in den er alle angeſehenen Römer, die Sullas Tyrannei entkommen waren, aufnahm. Die Spanier ſahen in ihm das wirklich, wovon Metellus nur den Schein annahm, nämlich, wenn nicht ein göttliches Weſen, doch einen von den Göttern Begünſtigten und Begeiſterten. Er ſelbſt nährte dieſen Volksglauben, indem er überall eine niedliche weiße Hirſchkuh mit ſich führte, von der er Weiſſagungen empfing. In den keltiſchen Dichtungen kommen oft Feen vor, die ſich in Schwäne, Hirſche ꝛc. verwandeln und Schutzgeiſter der Helden werden. Eine ſolche Vorſtellung mögen die Spanier damals von der Hinde des Sertorius gehabt haben. — Metellus zog überall im Kriege mit Sertorius den kürzern. Man fand in Rom, dieſer Krieg freſſe zu viele Menſchen weg und ſparte die Verſtärkungen. Ueberdies war nach Sullas Tod neue Zwietracht ausgebrochen.

Die durch den Dictator unterdrückten beiden Parteien, die ariſtokratiſche und die Volkspartei, wollte jede jetzt ihre alten Vorrechte zurückerobern. An der Spitze der erſtern ſtand Catulus, der Sohn des hingerichteten Conſuls, an der Spitze der andern Lepidus, ein Ariſtokrat, der ſich unter Sulla ſehr bereichert hatte, und von ihm abfiel, aber weder der eine noch der andere war ein Mann, der die

Geſchicke Roms hätte lenken können. Lepidus unterlag in der erſten Schlacht in der Nähe von Rom. Aber des Catulus Anſehen wurde bald hoch überragt von dem des Pompejus.

7.

Pompejus.

Der Schwiegerſohn des Sulla ſtammte aus einem Geſchlecht, deſſen Adel noch von ziemlich jungem Datum war. Noch ſein Vater hatte der alten Ariſtokratie und dem Senat opponirt, er ſelbſt ſich anfangs an Cinna gehalten. Aber Sulla zog ihn vor, als einen reichen, ſchönen, vielverſprechenden, jungen Mann, der zwiſchen Volk und Adel in der Mitte ſtand. Er hätte ſeine Tochter kaum einem ſchönern Bräutigam geben können, aber die Hauptſache war ihm die politiſche Stellung. Pompejus ſelbſt fand ſich in die erſte Rolle, zu der ihn Sulla berief, mit vollem Selbſtvertrauen und Behagen. Es mangelten ihm weder geiſtige Fähigkeiten noch guter Wille, aber weil er zu früh überſchätzt wurde, überſchätzte er ſich ſelbſt. Von großer und ſchöner Geſtalt, einem ſchon in der Jugend geſetzten, amtlichen, faſt königlichen Weſen, von Kindheit auf reich, geliebt und geſchmeichelt, hielt er ſein Glück für ſeine Tugend und gewöhnte ſich an eine gewiſſe bequeme Sorgloſigkeit. Weil er auf ſeine Höhe getragen wurde und ſie nicht mühſam erklimmen mußte, hat man ſpäter ſeines jähen Sturzes gelacht und ihm viel weniger Fähigkeiten zugeſtehen wollen, als er wirklich beſaß.

Er wurde auserſehen, dem Aufruhr in Spanien ein Ende zu machen, und übernahm dieſen Auftrag gern, um dort ſein Anſehen als Feldherr wiederherzuſtellen und ſich die Liebe des Heeres zu erwerben, denn nur wer die Legionen hinter ſich hatte, durfte hoffen, auch in Rom ſelbſt ein entſcheidendes Wort mitſprechen zu können. Ohne dieſe Hülfe von außen konnte in Rom kein Parteimann mehr

zur Gewalt gelangen. Pompejus ging übrigens noch nicht sogleich nach Spanien, sondern ließ erst eine bequeme Straße über den Mont Genèvre bauen, um die Verbindung Italiens mit Gallien zu erleichtern. Das war der Weg, dessen man sich bisher am häufigsten zum Uebergang über die Alpen bedient hatte, allein er wurde jetzt erst nach Art der römischen Heerstraßen regelmäßig gewölbt und gepflastert.

Als Pompejus im J. 75 über die Pyrenäen ging, stand Sertorius noch immer gegen Metellus im Felde und schickte nur zwei Heerhaufen ab, um den Pompejus aufzuhalten, unter Perpenna und Herennius. Es konnte nur seine Absicht seyn, den kleinen, den Feind ermüdenden Guerillakrieg zu führen. Aber Perpenna ließ den Pompejus über den Ebro und Herennius unterlag bei Valencia in offener Feldschlacht. Da eilte Sertorius selbst herbei und ließ gegen den Metellus nur den Hirtulejus stehen. Es gelang ihm, den Pompejus, der dabei schwer verwundet wurde, am Flusse Sucro (Xucar) total zu schlagen, aber Metellus hatte unterdeß auch den Hirtulejus geschlagen und vereinigte sich mit Pompejus. Gegen die Uebermacht konnte nun Sertorius nur wieder den Guerillakrieg führen, der dem Feinde überaus lästig wurde und viele Menschen kostete. Deshalb setzte Pompejus einen hohen Preis auf den Kopf des Sertorius und Perpenna, schon längst auf den Ruhm des letztern eifersüchtig, wollte den Preis verdienen. Mit ihm verschworen sich mehrere andere Offiziere, welche sich nach Rom zurücksehnten. Bei einem Gastmahl zu Osca sollte der edle Sertorius ermordet werden. Perpenna gab das Zeichen, indem er eine Trinkschale zu Boden warf. Da versetzte Antonius, der ein starker Mann war, dem neben ihm sitzenden Sertorius den ersten Schlag, warf sich dann über ihn und hielt ihn fest, bis die andern ihn vollends erstochen hatten, 72.

Während diese Dinge in Spanien vorgingen, war ein neuer furchtbarer Sklavenkrieg in Italien selbst ausgebrochen. Die Fechterspiele waren damals bei den Römern so sehr in die Mode gekommen, daß nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in den größern Provinzialstädten eigene Fechterschulen errichtet waren, in welchen die Gladia-

toren (von gladius, Schwerdt) in den verſchiedenen Kampfarten kunſtgerecht eingeübt wurden. Dieſe Gladiatoren waren Sklaven, Kriegsgefangene, Barbaren, nicht ſelten von vornehmer Herkunft, die kräftigſten und ſchönſten Männer, die aber unmenſchlich behandelt wurden und die ſich dazu hergeben mußten, bloß zum Vergnügen römiſcher Zuſchauer ſich gegenſeitig abzuſchlachten. Denn theils in den Amphitheatern, theils bei Feſten und insbeſondere bei Leichenfeiern, endlich auch nur bei Gaſtmählern vornehmer Römer mußten ſie völlig nackt mit den ſcharfen Schwerdtern je zwei ſo lange gegen einander kämpfen, bis einer getödtet war. Oft kämpften viele Paare zugleich oder gegenüberſtehende Reihen. In dieſe blutigen Schauſpiele waren damals die Römer wie vernarrt und man kann ſich denken, mit welchem Ingrimm die edlen fremden Fechter ihr Leben Preis gegeben ſahen, um ein verweichlichtes Geſchlecht römiſcher Ariſtokraten oder den nichtswürdigſten Pöbel großer Städte zu ergötzen. Zuerſt in der Fechterſchule zu Capua empörten ſich 78 thrakiſche und galliſche Sklaven, geführt von dem Thraker Spartacus. Seinem Beiſpiel folgten andere unter Krixus und Oenomaus und ein großer bewaffneter Haufe plünderte das ſchöne Campanien und zog ſich, als Truppen nahten, auf den Veſuv zurück. Dieſer feuerſpeiende Berg hatte ſeit Jahrhunderten ſein Feuer ruhen laſſen und man konnte ohne Gefahr in den finſtern Krater hinunterſteigen. Die in Eile zuſammengebrachten Truppen umzingelten zwar den Berg, aber Spartacus ſchlug ſich durch. Immer mehr Sklaven zogen ihm zu, plünderten das Land und rächten ſich an ihren ehemaligen Herren. Endlich waren ihrer 70,000 beiſammen und alle römiſchen Truppen, zuerſt unter Glaber, dann unter Varinius, endlich unter den Conſuln Lentulus, Gellius und Caſſius, den Prätoren Arius und Manlius wurden von Spartacus in wiederholten Schlachten überwunden. Wenn die Sklaven ferner zuſammen gehalten hätten, ſo würden ſie ſich in Maſſe haben durchſchlagen und über die Alpen in ihre nordiſche Heimath ziehen können. Aber es waren nicht lauter edle fremde Krieger, es befand ſich darunter auch viel ſchlechtes Geſindel, welches nur rauben wollte, und mancher kühne Krieger einer andern

Nation, der ſich dem Thraker nicht fügte. So der Gallier Krixus, der ſich von ihm trennte. Dieſen galliſchen, 30,000 Mann ſtarken Haufen, faßte Gellius in Apulien ab und vernichtete denſelben. Oenomaus war ſchon früher gefallen. Spartacus blieb aber immer noch ſehr furchtbar und ſein Heer wuchs ſogar auf 120,000 Mann an. Sein Zweck war Italien zu verlaſſen und die glücklich befreiten Sklaven in ihre Heimath zurückzuführen, aber die ſchon übermüthig gewordenen Schaaren wollten nicht abziehen, ohne Rom vorher geplündert zu haben. Durch die Ausſicht auf eine ungeheure Beute verlockt, verſäumten ſie die Zeit, in der ſie frei hätten abziehen können.

In der Noth, in welcher ſich Rom befand, wurde Marcus Craſſus zum Heerführer gewählt, um die Stadt gegen die Sklaven zu vertheidigen. Dieſer Mann, der nicht zu den größten ſeines Jahrhunderts gehörte, hatte ſich doch ſchon im Samniterkriege rühmlich ausgezeichnet, ſeitdem aber die ſullaniſche Zeit benutzt, um eingezogene Güter wohlfeil aufzukaufen und koloſſale Geldgeſchäfte zu machen. Als er ſich jetzt an der Spitze der römiſchen Legionen ſah, ſtellte er vor allem die Disciplin her und ließ jeden zehnten Mann von zwei Legionen hinrichten, welche feig vor den Sklaven geflohen waren. Doch hatte er einen harten Stand, weil die Furcht vor den Sklaven noch immer ſehr groß war und weil die letztern ſich ſogar jetzt mit den zahlreichen Seeräubern des Mittelmeeres in Verbindung ſetzten. Allein gerade dieſe Verbindung ſcheint den Sklaven ihren urſprünglichen Plan verrückt zu haben. Man gehorchte dem Spartacus nicht mehr. Die verſchiedenen nationalen Beſtandtheile des Sklavenheeres fielen auseinander. Gallier und Deutſche ſchlugen unter Gannicus und Caſtus eigene Wege ein und wurden am lucaniſchen See von Craſſus überwunden und, da keiner wich, alle erſchlagen. Man zählte ihre 12,300 Leichen, deren Wunden ſich alle vorn befanden. Spartacus, mit ſchon geſchwächter Macht, zog ſich tief in den Süden zurück und hoffte ſich in Sicilien mit Hülfe der Seeräuber zu behaupten. Aber nachdem er das Geld für die Ueber-

fahrt den Seeräubern bezahlt hatte, fuhren dieſe davon und ließen ihn im Stich, ſo daß er von der überlegenen Macht des Craſſus im bruttiſchen Gebirge in der ſüdlichſten Ecke des italiſchen Feſtlandes eingeſchloſſen und in einer letzten blutigen Schlacht am Fluß Silarus überwunden wurde. Schwer verwundet und in die Kniee gefallen, ſchlug er noch immer alle Feinde um ſich nieder und konnte endlich nur durch Wurflanzen vollends ums Leben gebracht werden. 6000 Sklaven wurden gefangen und zum warnenden Beiſpiel in langer Reihe auf der Heerſtraße zwiſchen Capua und Rom gekreuzigt, 71.

Von dem Heere des Spartacus waren nur 5000 Mann glücklich entkommen, welche nun dem urſprünglichen Plan zufolge über die Alpen zu entkommen ſuchten und ſich auch glücklich durch Oberitalien durchſchlugen, unerwartet aber auf den aus Spanien ſiegreich heimkehrenden Pompejus ſtießen und von demſelben aufgerieben wurden.

Es verſtand ſich nun von ſelbſt, daß die beiden Feldherrn an der Spitze ſiegreicher Heere ſofort die Gewalt theilten. Pompejus und Craſſus wurden beide Conſuln und wetteiferten, ſich bei den Volksmaſſen beliebt zu machen. Craſſus hatte bei ſeinem großen Reichthum Mittel genug in den Händen, um das Volk zu beſtechen, welches nur noch panem et Circenses (Brod und Schauſpiele) haben wollte. Wenn das römiſche Volk nur zu eſſen hatte und alle Tage etwas neues zu ſehen bekam, war es zufrieden. Den Craſſus vergötterte es, als derſelbe ihm ein Gaſtmahl an 10,000 vollen Tiſchen gab und eine reiche Kornſpende für drei Monate hinzufügte. Nun hätte ſich Pompejus, wie es auch ſeiner vornehmen Perſönlichkeit entſprach, an die ariſtokratiſche Partei halten ſollen, weil er nicht reich genug war, durch ähnliche Spenden ſeinen Nebenbuhler in der Volksgunſt auszuſtechen. Aber die Ariſtokratie, der Senat und die ſämmtlichen alten verfaſſungsmäßigen Gewalten bildeten ſchon keine Macht mehr, der man geſchmeichelt oder die man gefürchtet hätte. Auch Pompejus ſuchte ſeine Stütze nur in den ihm ergebenen Legionen und in der Volkspartei. Was er nicht durch Geldſchenkun-

gen erreichte, das gelang ihm auf dem Wege politiſcher Reformen, indem er in Verbindung mit dem damals noch jungen Demagogen Julius Cäſar die ſullaniſche Verfaſſung umſtieß und die tribuniciſche Gewalt wieder herſtellte, und in Verbindung mit dem Prätor Aurelius Cotta das richterliche Amt der Ritterſchaft in ſoweit zurückgab, als es der Senat jetzt mit ihr theilen mußte, 70.

Das Unweſen der Seeräuber und das kühne Vorgehen des Mithridates in Kleinaſien machten neue kriegeriſche Anſtrengungen nothwendig; wie dieſe Kämpfe glücklich für Rom endeten, iſt ſchon früher in der griechiſchen Geſchichte erzählt. Außer Pompejus errang Lucullus die ſchönſten Lorbeern in Aſien. Der letztere war ein feiner Ariſtokrat, ein Kenner und warmer Freund griechiſcher Bildung wie der große Scipio und hätte wohl verdient, in einem humaneren und ſittlicheren Zeitalter zu leben. Dem ſchlechten Geiſt ſeiner Zeit unterwarf er ſich übrigens nur im Luxus. In ſeinen Paläſten, ſeinen Landhäuſern, beſonders aber an ſeinen Mahlzeiten, herrſchte die ungeheuerſte Verſchwendung, welche die der üppigſten Könige hinter ſich ließ und daher ſprüchwörtlich wurde. Luculliſch heißt noch jetzt jedes Uebermaß in Luxus und Schwelgerei.

8.

Cicero.

Während Pompejus fern in Aſien kämpfte, hatte es in Rom den Anſchein, als ſey der Herr nicht zu Hauſe und die Parteien wagten ſich mit allerlei hervor, aber immer noch ſcheu und als ob ſie gefürchtet hätten, er wird wiederkommen und euch zur Rechenſchaft ziehen.

Laut und unbefangen ſprach nur Marcus Cicero, welcher aus dem Ritterſtande abſtammend und gleich dem Marius in Arpinum geboren, ſich als Sachwalter vor Gericht durch ſeine ausgezeichneten Reden ſchon einen außerordentlichen Ruhm erworben hatte.

Ihm ſchien es noch möglich zu ſeyn, den römiſchen Staat verfaſſungsmäßig zu regieren und ſogar vermittelſt der Tugend von allen ſeinen Corruptionen zu reinigen, wie einſt Herakles den Stall des Augias ausgefegt hatte. Er fing auf eine friſche und erfreuliche Weiſe damit an, indem er zum erſtenmal den ganzen Jammer der Provinzen aufdeckte und im Namen der Menſchheit und der ewigen Gerechtigkeit die Strafe wenigſtens eines Frevlers verlangte. Cicero war als Quäſtor nach Sicilien gekommen und hatte dort hören und ſehen müſſen, wie entſetzlich ſein Vorgänger Verres in dieſer ſchönen Provinz gehaust habe. Nun trat er gegen ihn auf, ein blitzſchleudernder Jupiter auf der Rednerbühne und enthüllte dem römiſchen Volk das ſchaudervolle Gemälde, wie Verres die Tempel ausgeraubt, ganze Städte geplündert, ganze Erndten den Eigenthümern vorweggenommen, die Steuerpflichtigen mit den grauſamſten Martern belegt, ſo daß die Menſchen entflohen und ganze Dörfer leer ſtehen geblieben ſeyen, wie er alles Geraubte für ſich behalten und den Staat auch noch um die Steuern und Zölle betrogen, wie er das Recht an den Meiſtbietenden verkauft, die Unſchuld gemordet, das ſchwelgeriſcheſte und ſchändlichſte Leben geführt und die armen Einwohner Siciliens noch dazu gezwungen habe, ihm wie einem Halbgott Statuen zu errichten. Alle dieſe himmelſchreienden Anklagen trug Cicero vor und bewies ſie. Aber ein anderer, ebenfalls ſehr berühmter und feingebildeter Redner, Hortenſius, vertheidigte den Verres und Cicero erreichte nicht mehr, als daß Verres in eine freiwillige Verbannung ging. Dieſe Wendung des merkwürdigen Prozeſſes wurde durch die Ariſtokratie herbeigeführt, die ihren geſammten Stand in der Perſon des Verres blosgeſtellt ſah. Indem Cicero dieſem Stande eine ſo ſchwere Wunde beibrachte, diente er, ohne es zu wollen, der Partei, welche die verfaſſungsmäßigen Gewalten umzuſtürzen und den Militairdeſpotismus einzuführen trachtete.

Eben ſo redlich meinte es und eben ſo ſehr täuſchte ſich Porcius Cato, Urenkel des Cenſorinus. Ihm ſchwebte noch immer das Ideal römiſcher Tugend, altväteriſcher Biederkeit und ſtrenger Zucht vor und er hatte ſich daſſelbe durch die Forderungen der

ſtoiſchen Philoſophie noch ſchärfer beſtimmt. Als Quäſtor erwarb er ſich das größte Verdienſt um die Ordnung der zerrütteten Finanzen, aber er eiferte vergebens gegen die Verſchwendung der Staatsgelder und gegen den öffentlichen Raub, denn während er die kleinen Diebe auf die Finger ſchlug, wurde hinter ſeinem Rücken der ganze Staat geſtohlen. Er machte den Schergen des Sulla den Prozeß und zwang ſie, das Blutgeld, das ſie empfangen, wieder herauszugeben. Aber der Same der Mörderbanden wurde dadurch nicht ausgetilgt, ſie wuchſen nur zu wuchernd nach.

Der Muſtermörder jener Zeit war Catilina, ein Hauptwerkzeug Sullas. Dieſer geniale Böſewicht war zu allem fähig und hatte nie Ruhe. Er hatte in vielen Kriegen mitgefochten und ſeinen Leib zierten 23 Wunden. Er hatte die rechte Hand verloren, ſich aber eine eiſerne dafür machen laſſen, mit der er fortkämpfte. Er war Prätor und Statthalter in Afrika geworden, hatte aber ſein Amt nur ausgebeutet, um ſeine Schulden loszuwerden und Geld, immer wieder Geld zuſammenzuraffen. Auch gefiel er ſich nur in der ſchlechteſten Geſellſchaft. Jetzt aber war er kühn genug, ſich um das Conſulat zu bewerben, während Cicero daſſelbe that.

Alle, die als glückliche Soldaten auf der zu Boden geworfenen Toga der römiſchen Republik um die künftige Krone würfeln wollten, ſahen in Cicero, dem Rechtsfreunde und Tugendprediger, ihren natürlichen Feind und arbeiteten bei den Wahlen gegen ihn. Aber ſie wagten es noch nicht offen zu thun. Craſſus und Julius Cäſar, beide auf das größere Anſehen des Pompejus eiferſüchtig, und doch durch die Rückſicht auf ihn zu einer gewiſſen Zurückhaltung gezwungen, verſtändigten ſich dahin, einſtweilen das Waſſer zu trüben, um ſpäter darin fiſchen zu können, und unterſtützten insgeheim die Bewerbung nicht nur des Catilina, ſondern auch des gleichfalls ziemlich verrufenen Marcus Antonius um das Conſulat. Ihr Einfluß war groß und das Volk ſchon arg demoraliſirt, und doch war es nicht möglich, die Wähler zu überzeugen, daß ſo freche Geſellen, wie dieſe beiden Candidaten, würdig wären, die Stühle zu beſteigen, die einſt Brutus und Collatinus einnahmen. Trotz aller Gegenum-

triebe wurde Cicero gewählt und nur den Antonius konnte die Wählerpartei durchſetzen. Antonius fand ſich aber friedlich mit Cicero ab, ließ dieſen in Rom Reden halten und übernahm die Verwaltung, d. h. die legale Ausplünderung der Provinz Makedonien.

Catilina war mit dieſem Ergebniß am wenigſten zufrieden. Es hieß, Craſſus habe ſich ſeiner bedienen wollen, um Dictator zu werden, alle Streitkräfte des Abendlandes unter ſich zu vereinigen und dann dem Pompejus den Rückweg zu verlegen, und Cäſar habe dieſen Plan unterſtützt, um immer dicht an der Seite des Craſſus zu bleiben und dieſen ſelbſt dann zu ſtürzen. Man mag an ſo etwas gedacht haben, gewiß aber iſt, daß Craſſus und Cäſar nach den Wahlen den Catilina ſich ſelbſt überließen. Dieſer ließ in der etruskiſchen Stadt Fäſulä, wo viele alte Soldaten des Sulla angeſiedelt waren, eine bewaffnete Schaar ſammeln, um Rom zu erobern und ſich ſelbſt zum Dictator aufzuwerfen. Zuvor ſollte noch Cicero durch Verſchworene umgebracht werden. Cicero aber kam dahinter und vereitelte den Plan, unterſtützt von allen Friedliebenden und Beſitzenden, während Catilina von ſeinen hohen Gönnern verleugnet wurde. Zwar hatte Catilina die Keckheit, im Senat zu erſcheinen und die erſte der vier berühmten Reden, die Cicero gegen ihn gehalten hat, ſelbſt anzuhören, aber der Senat ſtand zu Cicero und brach in ſo tobendes Geſchrei gegen Catilina aus, daß dieſer das Feld räumte, nach Etrurien ging, ſich an die Spitze ſeiner Bande ſtellte und Rom in Brand zu ſtecken drohte.

Es gab nicht wenige in Rom, die ſich fürchteten. Es war ein Augenblick der höchſten Aufregung. Cicero glaubte daher, eine dringende Pflicht gegen den Staat zu erfüllen und dabei der Zuſtimmung aller guten Bürger gewiß zu ſeyn, indem er die Mitverſchworenen Catilinas, Lentulus, Cetſegus, Gabinius und Statilius in formloſer Eile bei Nacht hinrichten ließ. Er ſelbſt hatte noch einen Augenblick geſchwankt, ob er ſo weit gehen dürfe, aber Cato hatte ihn ermuthigt. Auch gegen die Bande des Catilina wurden Truppen geſandt und Antonius ſelbſt übernahm es, ſich durch Vernichtung ſeines armen Kameraden rein zu waſchen. Catilina wehrte ſich wie

ein Verzweifelter, unterlag aber der Uebermacht und kam mit 3000 ſeiner Leute ums Leben, 62.

In demſelben Jahre noch bekam Cicero mit einem andern Feinde zu thun. Clodius, der Schwager des üppigen Lucullus, der lüderlichſte Junker in Rom, der alle Weiber verführte, buhlte auch mit der Pompeja, der Gemahlin des Julius Cäſar, und wurde durch ſie in weiblicher Verkleidung zu einer religiöſen Verſammlung zugelaſſen, welche die römiſchen Frauen unter dem Vorſitz der Veſtalinnen führten und der bei Todesſtrafe kein männliches Weſen anwohnen durfte. Cäſars argwöhniſche Mutter entdeckte den Frevel und er ließ ſich von der Treuloſen ſcheiden. Ein Volkstribun lud den Clodius vor Gericht und Cicero ergriff dieſen Anlaß wieder gern, um den verderbten Römern Tugend zu predigen. Cäſar aber bewies, daß ihm an der perſönlichen Ehre viel weniger lag, als an großen politiſchen Erfolgen. Clodius und ſein Anhang ſchien ihm noch nützlich werden zu können gegenüber von Pompejus. Er arbeitete alſo dahin und erreichte wirklich, daß Clodius freigeſprochen und der ſchönredende Sittenprediger ausgelacht wurde.

Fünftes Buch.

Cäſar.

1.

Cäſars Charakter und Plan.

Cajus Julius Cäſar von uraltpatriciſchem Geſchlecht, aus der juliſchen Familie, die unmittelbar von Julus, dem Sohne des Aeneas und der Venus abſtammte, ſich alſo göttlichen Urſprungs rühmte, war gleichwohl durch die Umſtände zum Demokraten geworden. Seines Vaters Schweſter nämlich hatte den Marius, er ſelbſt die Tochter des Cinna geheirathet und er war deshalb von Sulla geächtet worden. Indem er ſich, noch nicht zwanzig Jahre alt, aus Italien entfernte und auf der See umhertrieb, gerieth er in die Gewalt kiliki-ſcher Seeräuber, zeigte aber keine Furcht und ſcherzte ſogar mit ihnen, er werde ſie alle hinrichten laſſen. Als er ſich aber von ihnen losgekauft hatte, rüſtete er ſogleich ein Schiff gegen ſie aus, überwältigte ſie und ließ ſie wirklich hinrichten. Von Jugend auf an Gewaltthaten und Mord in ſeiner Umgebung gewohnt und in die allgemeine Sittenloſigkeit hineinblickend, erkannte er wohl, daß mit Verfaſſungen, Doctrinen und ſchönen Grundſätzen in dieſer böſen Welt nichts könne ausgerichtet werden. Anfangs lag ihm nur ob,

der Rache Sullas zu entfliehen und ſich mit Liſt und Gewandtheit durchzuhelfen. Dann ſchloß er ſich der Partei an, der er durch ſeine Familienverbindungen ohnehin angehörte und die nach Sullas Tode ohne Zweifel wieder die ſtärkere war. Zum nicht geringen Schrecken der Ariſtokratie ließ er die Statue des Marius wieder aufrichten und das Volk ſtimmte ihm zu. Innerlich mochte es ihm freilich wohl widerſtreben, den Demokraten zu ſpielen, da ihn nicht nur der Mythus ſeiner göttlichen Abſtammung, ſondern auch ſein unvergleichliches Genie über die Maſſen erhob. Er überſah auch die Parteimänner ſeiner Zeit, ſeine damals noch an äußerem Anſehen ihm überlegenen Nebenbuhler und man kann ſich kaum eine meiſterlichere Politik denken, als die war, die er gegen ſie einhielt, um einen durch den andern und nach dem andern zu beſeitigen. Abſichtlich hielt er ſich lange Zeit im Hintergrunde und intriguirte zwar viel durch die zweite Hand, trat aber nicht perſönlich hervor und zeigte keinerlei Ehrgeiz, ſondern ſchien nur ein Stutzer und einzig mit Liebeshändeln beſchäftigt zu ſeyn. Suetonius macht fünf vornehme römiſche Damen namhaft, die er verführt habe. Auch Luſtknaben hielt er nach griechiſcher Sitte und Curio nannte ihn einmal geradezu den Mann aller Weiber und das Weib aller Männer. An ſolchen eckelhaften Ausſchweifungen nahm die römiſche Welt ſchon keinen Anſtoß mehr. Cäſar aber war doch kein gemeiner Sklave ſeiner Sinne, ſondern legte es darauf an, es zu ſcheinen, um unter dieſer Maske ſeine politiſchen Abſichten zu verbergen.

Im Jahr 61 kam Pompejus aus Aſien zurück. Er hatte alle Erwartungen erfüllt und übertroffen, den Mithridates vernichtet, Aſien neu organiſirt und ſich überall nicht nur als großen Feldherrn, ſondern auch als großen Staatsmann gezeigt und zugleich durch eine an Römern ungewöhnliche Milde und Humanität allgemeine Liebe erworben. Aber ſein Selbſtvertrauen war übertrieben und unklug. Er kam nach Rom und feierte dort einen zweitägigen Triumph mit einem nie zuvor geſehenen Pompe und zeigte ſich dem Volke in der vollen Majeſtät eines großen Bürgers, deſſen Verdienſte um den Staat unübertrefflich ſind. Aber er dankte ſeine Truppen ab und

beraubte ſich damit des einzigen Mittels, wodurch er in Rom hätte etwas ausrichten können. Nur an der Spitze ſeines ihm treu ergebenen Heeres hätte er Gutes erreichen oder Schlimmes verhindern, überhaupt die Angelegenheiten des Staats in die Hand nehmen und entſcheiden können. Ohne ſein Heer vermochte er nichts. Alle ſeine offnen und heimlichen Feinde und ſeine Freunde ſelbſt ſtaunten und wollten kaum glauben, daß er ſo einfältig handeln könne. Die Angſt, die man vor ihm gehabt hatte, wich plötzlich der Gleichgültigkeit und Geringſchätzung. Er bewarb ſich um das Conſulat, welches ihm kein Menſch verweigert haben würde, wenn er noch ſeine Legionen um ſich gehabt hätte. Jetzt aber fiel er durch. Er verlangte Ländereien für ſeine tapfern Soldaten, weil ſie aber längſt abgedankt und zerſtreut waren, ſchlug man ihm auch dieſe Forderung ab.

Dennoch war Pompejus immer noch eine Macht, wenn er nur wollte. Sein Ruhm war unermeßlich und die Soldaten, auch die öſtlichen Provinzen hingen ſehr an ihm. Das entging dem Scharfblicke Cäſars nicht, der die damalige Sachlage aufs ſchlaueſte benutzte, um den ein wenig gedemüthigten Triumphator ſich dienſtbar zu machen, indem er nur ihm zu dienen ſchien. Cäſar war anfangs dem heimkehrenden Pompejus ausgewichen und auf kurze Zeit als Statthalter nach Spanien gegangen. Craſſus war ſo gefällig, ihm dieſen Ausweg zu ermöglichen, indem er ihm ſeine bedeutenden Schulden (mehr als 10 Millionen Gulden) bezahlte. Cäſar war ein Lebemann, doch ſchwelgte er keineswegs wie Lucullus, ſondern verbrauchte ſein Geld vielmehr zu politiſchen Zwecken. Als er auf der Reiſe nach Spanien in einem elenden galliſchen Neſt übernachtete, warf einer ſeiner Begleiter die Frage auf, ob man ſich auch hier wohl ſo um die Aemter reiße, wie in Rom? Da bemerkte Cäſar, er wolle doch lieber hier der erſte, als in Rom der zweite ſeyn. In Spanien erkannte er, daß es, um dieſes Land ganz zu überwinden, darauf ankomme, vor allem die in dem verwickelten nordweſtlichen Gebirgsſyſtem wohnenden tapfern Völker zu unterwerfen und deshalb unternahm er zum erſtenmal einen Zug an der Weſtküſte Luſitaniens (Portugals) hinauf bis zu den Galäkern (Galiciern) und nahm, von

einer Flotte unterſtützt, die Stadt Brigantium (jetzt Corunna) ein, allein das war keine dauerhafte Eroberung. Er ſelbſt eilte, heimzukommen. Sobald er wahrnahm, daß Pompejus die Stelle des Erſten in Rom nicht auszufüllen wiſſe, kam er aus Spanien zurück und ſchloß ſich auf die freundſchaftlichſte Weiſe an Pompejus an, ſo daß auch für Craſſus, der ſich darüber ſehr gewundert haben mag, nichts übrig blieb, als ihrem Bunde beizutreten, 60.

Cäſar entfaltete dabei die ganze Ueberlegenheit ſeiner Menſchenkenntniß und Praxis. Erſt demüthigte er ſich ſcheinbar vor dem Pompejus und gewann ihn für ſeine Zwecke, indem er ihm, als einem Höhern ſchmeichelte. Dann veranlaßte er den Pompejus, vor dem Senat mit ſeiner Macht zu prahlen und ſich offen für Cäſars Freund zu erklären, worauf auch Craſſus, um nicht vergeſſen zu bleiben, ſich anſchließen mußte. In den geheimen Verabredungen, welche ſie trafen, theilten ſie die Herrſchaft unter ſich als Triumvirn (Dreimänner). Cäſar verlangte nun Conſul zu werden und die Statthalterſchaft in Gallien, wofür er dem Pompejus für deſſen 20,000 Veteranen die Ländereien verſprach, die ihm früher waren verweigert worden. Auch heirathete Pompejus Julie, die ſchöne und geiſtvolle Tochter Cäſars, die mit ihm ſehr glücklich lebte, obgleich ſie ſehr viel jünger war. Craſſus begnügte ſich mit der Ehre, daß die beiden andern Triumvirn nie ohne ſeine Zuſtimmung handelten.

Behielt man nun auch die republikaniſchen Formen bei, ſo doch nur zum Schein und wer noch einfältig, leichtgläubig oder eigenſinnig genug war, die republikaniſche Verfaſſung für eine Wahrheit zu halten und ſich auf Grund der Geſetze gegen die Triumvirn zu ſperren, der wurde bald inne, daß nicht mehr die Geſetze, ſondern nur die Gewalt regierte. Indeſſen fanden die Triumvirn nicht viel Mühe, die Verfaſſungsfreunde auf die Seite zu ſchaffen. Cäſar übertölpelte zuerſt das Volk, um durch Volksbeſchlüſſe dem Senat abtrotzen zu können, was die Triumvirn wollten. Der Volkstribun Bibulus ſtand ihm als warmer Verfaſſungsfreund entgegen. Cäſar aber legte dem Volk ſeine nach ihm benannten juliſchen Geſetze vor, worin er die bisher verweigerten Ländereien für die Veteranen des

Pompejus forderte und den ſehr populären Grundſatz voranſtellte: „Die reiche aſiatiſche Beute, welche Pompejus dem Staat überlieferte, ſey mit Bürgerblut erkauft worden, folglich müſſe das Geld auch zum Kauf der Landgüter für die ausgedienten Bürger verwendet werden.“ Das gefiel dem Volk und als Bibulus proteſtirte, wurde er einfach vom Forum weggeſtoßen und rettete kaum ſein Leben. Nun beſchloß das Volk, was immer Cäſar wollte, und ſo konnte der Angriff auf die verfaſſungstreue Partei im Senat beginnen. Dazu bediente ſich Cäſar des verrufenen Clodius, den er zum Volkstribun hatte wählen laſſen und der zuerſt den biedern Cato nicht nur von Rom entfernte, ſondern auch lächerlich machte. Clodius verlangte nämlich, die Inſel Cypern müſſe dem römiſchen Reich einverleibt werden; Cato erklärte das für ein grauſames Unrecht an den völlig ſchuldloſen Bewohnern der Inſel, trotz ſeiner Proteſtation aber wurde er ſelbſt als Vollſtrecker des römiſchen Volksbeſchluſſes auf die Inſel geſchickt und mußte dieſelbe zum Vortheil des römiſchen Aerars ſyſtematiſch ausplündern. Weil er aber beſorgte, Clodius werde ihn wohl gar noch des Unterſchleifs beſchuldigen, unterzog er ſich ſeinem Auftrag mit der peinlichſten Strenge und Pedanterie. Genug er war aus Rom fort und man konnte dort über ihn lachen, 58.

Nun kam auch an den armen Cicero die Reihe, deſſen wohlgeſetzte, hochherzige und conſtitutionelle Reden den Triumvirn zwar nicht mehr gefährlich, aber als eitles Geſchwätz ſehr zum Eckel waren. In ihrem Auftrage brachte Clodius ein Geſetz in Antrag, wonach jeder verbannt werden ſollte, der einen römiſchen Bürger ohne Urtheil und Recht habe hinrichten laſſen. Das bezog ſich auf Cicero und die übereilte und ungeſetzliche Weiſe, mit der er den Lentulus und Conſorten hatte hinrichten laſſen. Cicero hatte dieſe ſeine Handlungsweiſe immer für die ſchönſte ſeines Lebens gehalten und war auch oft genug deshalb gelobt worden. Nun war er wie vom Donner gerührt, als der ſchreckliche Tribun ihm mit Verbannung drohte, mit Verbannung aus Rom, aus allen ihm unentbehrlich gewordenen Freundeskreiſen und Gewohnheiten. In der Angſt verlor er alle Beſinnung und Haltung, that einen ganz unnützen Fußfall vor Pom-

pejus, damit der ihm helfe, und wurde dennoch verbannt. Cäsar hatte ihm helfen wollen, aber der verblendete Redner hatte nicht gemerkt, wie gut es Cäsar mit ihm meine. In der That wollte dieser ihn zwar von Rom entfernen und ihm sein ewiges Redenhalten abschneiden, aber ihn nicht unglücklich machen, sondern ihn schonen und an sich ziehen. Deshalb bot er ihm, ehe Clodius ihn öffentlich angriff, eine Stelle in seinem Heere oder einen Gesandtschaftsposten an. Cicero aber wies ihn mit unverständigem Trotze ab. Dafür mußte er nun in der Verbannung zu Thessalonich büßen, während seine schönen Häuser und Landhäuser, besonders sein Lieblingshaus in Tusculum, niedergerissen und sein Vermögen eingezogen wurde, 58.

In demselben Jahre ging Cäsar nach dem cisalpinischen Gallien, um von da in das transalpinische vorzudringen und durch die Eroberung desselben sich eine Stellung zu erringen, die er durch politische Umtriebe in Rom allein nie hätte erringen können. Nur kriegerischer Ruhm, nur die Liebe und Treue tapferer Legionen konnten damals die wahre Macht begründen. An dem was Pompejus versäumt hatte, erkannte Cäsar, was er thun müsse.

2.

Abnutzung der Parteien.

Die Parteien und vorragenden Persönlichkeiten in Rom hielten sich gegenseitig im Schach und konnten und wollten sich nicht vereinigen. Sie merkten immer noch nicht, was eigentlich hinter Julius Cäsar stecke, weil er, jetzt schon über vierzig Jahre alt, doch noch nie recht mit seiner Person hervorgetreten war; es fiel ihnen daher nicht ein, sich vor ihm in Acht zu nehmen oder gemeinschaftliche Vorkehr gegen ihn zu treffen. Unterdeß hatte er immer reichlich bezahlte gute Freunde in Rom, die ihn von allem, was dort vorging, unterrichteten, schmeichelte er dem Volk durch große Geldsendungen und neue Prachtbauten und beschwichtigte er die etwa aufkeimende

Eiferſucht der beiden andern Triumvirn immer durch die ſcheinbare Uneigennützigkeit, mit der er ihren Wünſchen zuvorkam und durch die Miene, die er annahm, als ſey er vollauf mit dem galliſchen Kriege beſchäftigt und habe keine Zeit, ſich um die Dinge in Rom zu bekümmern.

Unterdeß hielt er den Pompejus, ſeinen bedeutendſten Rivalen, beſtändig im Schach durch den frechen Clodius, der ihn auf alle erdenkliche Art ärgerte und beleidigte, ihn ſogar einmal vom Forum fortjagte, bis Pompejus die Thorheit beging, ſich gegen die unverſchämte Demokratie wieder im Senat eine Stütze zu ſuchen und die Zurückberufung des Cicero durchzuſetzen. Noch weniger als Pompejus verſtand es Craſſus, ſich eine wahre Macht zu gründen. Im Reichthum erſtickend vergaß er unter dem Genuſſe des Augenblicks die Zukunft. Was war das für ein elendes Treiben der Machthaber in Rom! Des Craſſus Gemahlin, Cäcilia Metella, war ſo lüderlich, daß er ſich von ihr ſcheiden ließ. Ihr Buhler, Clodius, Sohn des Schauſpieler Aſopus, riß ihr einmal eine koſtbare Perle vom Ohr und trank ſie im Wein. Mit ſolchen Pikanterien der Skandalchronik beſchäftigte ſich die römiſche Ariſtokratie jetzt lieber, als mit Staatsgeſchäften. Wie wenig das offenſte Laſter die römiſchen Damen brandmarkte, ſehen wir noch vor Augen in dem noch erhaltenen großartigen Grabmal, deſſen jene Cäcilia Metella gewürdigt wurde.

Craſſus erwachte erſt zu einiger Thatkraft, als er ſah wie Pompejus ſich zur ariſtokratiſchen Seite neigte, und berief den Cäſar ſchleunigſt aus Gallien zurück, um Maaßregeln dagegen zu ergreifen. Cäſar kam, fand es aber im eigenen Intereſſe räthlich, den Craſſus mit Pompejus einſtweilen wieder auszuſöhnen und dem Clodius zu befehlen, er ſolle den Pompejus von nun an nicht mehr ärgern. Sich ſelbſt aber ließ Cäſar das Commando in Gallien verlängern und mehr Legionen bewilligen. Je mehr die Parteien und Perſonen in Rom in ihrem alten Beſtand und Hader verblieben, deſto beſſer für Cäſar, der unterdeß ſeine Kriegsmacht und ſeinen Kriegsruhm ungeheuer vermehrte. Die Ausſöhnung des Craſſus und Pompejus

und die neuen Verabredungen mit Cäſar erfolgten in der Zuſammenkunft zu Luca (jetzt Lucca), 56.

Craſſus allein mochte die tiefe Argliſt des Cäſar gemerkt haben, denn er ließ ſich mit dem Krieg in Aſien gegen die Parther beauftragen, um eine große Kriegsmacht und Lorbeern zu erringen, wie Cäſar. Wie wenig es ihm glückte, iſt ſchon in der Geſchichte Aſiens erzählt. Damals übergaben die Triumvirn auch noch dem Gabinius die Sorge, die Ruhe in Aegypten, und dem Piſo, die in Thrakien herzuſtellen.

Was Cicero betrifft, ſo wurde dieſer von Cäſar wieder geſchont, unter der Bedingung, daß er ſich folgſam und artig aufführe. Das verſprach denn auch der tief gedemüthigte Redner, dem alles daran lag, nur wieder nach Rom zu kommen. Indem er eingeſtand, ein Eſel geweſen zu ſeyn (me asinum germanum fuisse), ſtellte er ſich in einer Rede über die Vertheilung der Provinzen an die Conſuln als reuiger Sünder und gehorſamer Diener des Triumvirates dar. So war denn der große Held des Wortes, Cicero, ein Sklave derer geworden, die ſich auf Thaten verſtanden. Indeß täuſchte ihn ſeine Eitelkeit noch einmal über ſeine Kräfte. Die Triumvirn erwieſen ihm Schonung, gaben ihm ſein Vermögen zurück, ließen ſeine Badhäuſer herſtellen. Der Senat empfing ihn wie einen Retter in der Noth. Das Volk ehrte ihn und machte ſeine Rückkehr zu einer Art Triumph, mehr weil es immer neue Schauſpiele liebte, als aus wahrer Ueberzeugung von ſeiner Größe. Nun verwandelte ſich ſeine Demuth bald wieder in Hochmuth, denn des Menſchen Herz iſt trutzig und verzagt. Er überſchätzte ſich ſchon wieder. Seine Hauptſchwäche war, daß er die Beredtſamkeit noch für eine Macht hielt in einer Zeit, in der nur die Schwerter noch etwas entſchieden. Sodann daß er ſich ſelbſt für den größten Geiſt hielt und überaus eitel war. Dio Caſſius berichtet, ſeine Anmaßung, ſeine Affectation ſey unerträglich geweſen. Der ältere Plinius ſpottet ſeiner in demſelben Sinne, indem er erzählt, Cicero habe ſich in den berühmten Bädern von Bajä aufgehalten und dort den Badekönig geſpielt, er ſey namentlich von Damen umringt geweſen und dieſe hätten wohl auch die

Badecur nöthig gehabt, um ſich die Augen zu heilen, die ſie durch zu vieles Leſen der zahlloſen Schriften Ciceros verdorben hätten. Er ſchrieb wirklich entſetzlich viel, alle ſeine Reden liefen in Abſchriften um, und viele derſelben, die heute noch berühmt ſind, hat er gar nicht gehalten, ſondern nur niedergeſchrieben und als Flugſchriften ausgegeben.

Auch Cato kam nach Rom zurück. Da er nichts verbrochen hatte, konnte man es nicht wohl hindern, und er ſchien jetzt auch nicht mehr gefährlich. Zwar ließ er ſich in keiner Weiſe einſchüchtern, wie Cicero, aber ſeine Angriffe auf die Triumvirn bewegten ſich in der geſetzlichen Form und betrafen Kleinigkeiten, ſo daß er ſich eigentlich damit nur lächerlich machte. Den Cäſar z. B. griff er einzig wegen der Härte an, mit welcher derſelbe den kleinen deutſchen Volksſtamm der Uſipeter behandelt hatte. Von der Hauptſache, dem längſt beſtehenden Triumvirat, der längſt abgekarteten großen Verſchwörung der Feldherrn gegen die Freiheit und Verfaſſung der Republik ſagte er nichts.

Clodius konnte ſich nicht recht darein finden, entbehrlich geworden zu ſeyn, während Cato verſtändig genug war, ſich nach einer bewaffneten Macht umzuſehen, welche dem bisherigen Straßenterrorismus des Clodius für immer ein Ende machen und den verfaſſungsmäßigen Behörden zur Stütze dienen ſollte. Schade nur, daß dieſe neue bewaffnete Macht ſehr klein war und ſich nur auf das Stadtgebiet von Rom beſchränkte. Um die Republik zu retten, hätte Cato große Heere müſſen aufbringen können. Ein gewiſſer Milo von der ariſtokratiſchen Partei vermittelte das Bündniß derſelben mit der rein republikaniſchen Partei des Cato, bewarb ſich, auf beide geſtützt, um das Conſulat und umgab ſich mit einer zahlreichen bewaffneten Schaar, wozu er insbeſondere die geübteſten Gladiatoren genommen hatte, um den wilden Banden des Clodius bei den Wahlen den nöthigen Widerſtand leiſten zu können. Es konnte nun nicht fehlen, daß die Banden bald an einander geriethen. Das geſchah in der Nähe der Stadt auf der von Appius Claudius gebauten ſ. g. appiſchen Heerſtraße. Clodius wurde von den Leuten

des Milo verwundet, ohne daß es Milo gewollt hatte. Als es aber einmal geschehen und ein Prozeß deshalb nicht mehr zu vermeiden war, ließ Milo den verhaßten Gegner vollends umbringen. Dieser Zwischenfall brachte den Verfassungsfreunden großen Schaden. Umsonst verschwendete Cicero seine schönen Reden für Milo. Pompejus trat dazwischen, um die aristokratische und catonische Partei zu belehren, daß sie in ihrer ohnmächtigen Hand die Waffen doch nicht zu führen wüßten. Milo verlor alle Aussicht auf das Consulat und wurde verbannt, seine bewaffnete Schaar aufgelöst. Pompejus allein ergriff die Zügel der Gewalt in Rom, unter dem Titel eines Consul ohne Collegen, 52.

Unterdeß war Crassus im Kriege gegen die Parther umgekommen und Pompejus stand nun dem Cäsar allein gegenüber. Cato, dem endlich über Cäsars Politik die Augen aufgegangen waren, beschwor den Pompejus, sich an die Spitze der verfassungstreuen Partei zu stellen; jedoch umsonst. Pompejus hatte, unter dem Vorwande, das Vaterland sey in Gefahr, während der milonischen Krisis ganz Italien allarmirt und eine Armee aufgeboten, an deren Spitze er sich stark genug glaubte, sich gegen alle Nebenbuhler und Parteien zu behaupten. Den Cäsar scheint er gar nicht für so gefährlich gehalten zu haben, als er wirklich war. Er hätte demselben große Schwierigkeiten in den Weg legen können, wenn er früher gegen die Verlängerung seines Commandos in Gallien gestimmt, oder noch jetzt, da Cäsar sich eines allgemeinen Aufstandes der Gallier nur mit Noth erwehrte, dessen Verlegenheit benutzt hätte. Aber er that es nicht, in allzu großer Sicherheit. Als die liebenswürdige Julia gerade damals starb, suchte Cäsar ein neues Band der Verwandtschaft mit Pompejus anzuknüpfen, damit derselbe ihn ferner unterstütze, was er jetzt noch sehr nöthig hatte. Er warb also selbst um die Tochter des Pompejus, um nun sein Eidam zu werden, nachdem Pompejus zuvor der seinige gewesen war. Aber Pompejus lehnte es ab und beleidigte dadurch den Cäsar, ohne irgend etwas zu thun, was denselben weniger gefährlich hätte machen können. Pompejus

hätte müſſen raſch zufahren und den Cäſar faſſen, als er noch in Gallien von Feinden umringt, dem doppelten Angriff hätte erliegen müſſen. Aber Pompejus blieb in Rom, ließ ſeinem Gegner Zeit, ſich in Gallien wieder zu erholen und zu rüſten, und gefiel ſich nur in einer kleinlichen und verſteckten Verfolgung der Cäſarianer in Rom. Er gab ſich nicht einmal die Mühe, ſich die Freundſchaft Catos zu erhalten und würdigte ſich zu einem ſchlechten Witz herab, indem er, als Cato zum Prätor gewählt wurde, ſpöttiſch ausrief: er habe donnern gehört. Dadurch wurde die ſchon getroffene Wahl vernichtet, weil, wenn es donnerte oder Gott ſprach, die Menſchen ſchweigen mußten. Es hatte gar nicht gedonnert, aber Pompejus ſagte es; man mußte es glauben und Cato fiel durch. Nur den gemeinen Pöbel ſuchte Pompejus für ſich zu ſtimmen, indem er ihm mit vielem Geldaufwand Schauſpiele geben ließ. So hatte er aus Afrika 500 Löwen kommen laſſen, welche fünf Tage lang hintereinander im Amphitheater erlegt wurden. Pferderennen, Wagenrennen und andere friedliche Wettkämpfe genügten ſchon nicht mehr, das Volk wollte Blut ſehen und da es auch ſchon der gegenſeitigen Metzeleien unter den Gladiatoren gewohnt war, mußten ſeine unerſättlichen Augen durch den Anblick fremder großer und ſchrecklicher Thiere immer neu gereizt werden, aber auch dieſe Thiere wurden dem Volk nur gezeigt, um zu bluten und durch ihren Tod noch mehr, als durch ihr Leben zu ergötzen. Und doch war das römiſche Volk damals noch nicht abgehärtet genug, denn als Pompejus einmal im Amphitheater 18 Elephanten tödten ließ und dieſe großen Thiere, von denen man glaubte, ſie beſäßen menſchlichen Verſtand, ſchon in ihrem Blute hingeſunken, mit kläglichem Geſtöhne, Blicke und Rüſſel zum Volk empor richteten, als wollten ſie daſſelbe um Schutz anflehen, brach plötzlich das ganze Volk in lautes Weinen des Mitleids aus und dann in Verwünſchungen des Pompejus und ſeiner erbarmungsloſen Grauſamkeit. — Die Theater waren damals in Rom noch von Holz. Pompejus baute das erſte von Stein nach dem Muſter der Griechen. Es konnte 40,000 Zuſchauer faſſen.

3.

Gallier und Germanen.

Cäſar hatte ſich das cisalpiniſche Gallien als Provinz vorbehalten, weil er von Oberitalien aus Rom immer nahe blieb, weil er ſein Heer aus den tapfern Söhnen jener nördlichen Gegenden lieber ergänzte, als aus den verweichlichten Südländern, und weil er auf eine Eroberung von ganz Gallien bedacht war. Er machte ſich zunächſt bei den cisalpiniſchen Galliern beliebt, indem er ihnen eigenmächtig das römiſche Bürgerrecht verlieh, und er benutzte ſodann die innere Zwietracht der transalpiniſchen Gallier, um von der Provence aus immer mehr galliſches Gebiet zu erobern. Es galt dabei erſtens, die Landverbindung zwiſchen Italien und Spanien zu ſichern, zweitens den Norden des römiſchen Reichs beſſer gegen die Barbaren zu ſchützen, ſonderlich gegen die Deutſchen, die am beſten vom Rhein aus flankirt wurden. Gelang dem Cäſar dieſe großartige Maaßregel, ſo war ſein Verdienſt um den römiſchen Staat größer noch als das des Pompejus. Wenn man ihm nun auch großen Egoismus zutrauen darf, ſo muß man doch anerkennen, daß die Mittel, die er zu ſeiner perſönlichen Erhebung gebraucht, zugleich einen patriotiſchen Zweck hatten.

Andrerſeits war es ein Frevel, die edlen galliſchen Völker anzugreifen, zu unterjochen, zu mißhandeln, zu entnationaliſiren und mit der ganzen Corruption anzuſtecken, von der das römiſche Reich ſchon voll war. Rom maßte ſich ein Recht über andere Völker an, zu dem es nicht mehr befugt war, ſeitdem es ſelbſt der alten Freiheit und Bürgertugend entſagte und dem Abgrund orientaliſcher Corruption und Deſpotie zurannte. Es konnte andern Völkern kein Heil mehr bringen, ſondern nur Verderben.

Bisher hatten die Skythen in Aſien, die thrakiſchen Völker im öſtlichen Europa eine feſte Mauer gebildet, die noch kein, wenn auch an Bildung noch ſo überlegenes Volk vom Süden her zu durchbrechen

vermocht hatte. Weder Darius, noch Alexander konnten die Linie der Donau, des Kaukasus und Orus irgend dauernd überschreiten. Alle Weltreiche des Südens hielten diese Schranken ein. Erst jetzt sollte von Rom aus der große Cäsar tief in den Nordwesten Europas eindringen.

Die Möglichkeit dieses kühnen und weltgeschichtlich hochwichtigen Ereignisses hing erstens davon ab, daß Gallien auf der Landkarte gleichsam die enge Taille der Jungfrau Europa darstellt, die Römer hier auf dem kürzesten Wege vom Mittelmeer zur Nordsee gelangen konnten, zweitens davon, daß die Gallier nicht nur immer uneinig unter sich, sondern auch ungleich leichtsinniger waren, als alle andern nordischen Völker.

Man hat in neuerer, wie schon in früherer Zeit, außerordentlich viel über das Verhältniß der Kelten oder Gallier zu den ihnen benachbarten Völkern gestritten und bei der Dürftigkeit und Zweideutigkeit der römisch-griechischen Berichte konnte die Forschung auf ganz entgegengesetzte Abwege gerathen. Die Einen haben alle Kelten von den spanischen Keltiberern an bis zu den Galatern in Kleinasien mit den Briten identificirt, die Andern mit den Germanen oder Deutschen. Was nun die erstere Ansicht betrifft, so halte ich sie für durchaus irrig, weil das kleine Völkchen der Briten niemals eine größere Ausdehnung gewonnen hat als bis nach der Bretagne, und weil es sich durch seine dunkle Hautfarbe und schwarze wollige Haare aufs bestimmteste von den weißen, blauaugigen und blonden Galliern unterschied. Was aber die zweite Ansicht betrifft, so darf man die Gallier auch nicht durchaus den Deutschen gleichstellen. Die große arische Völkerströmung, die sich in zahllosen kleinen Rinnsalen und vielverzweigten Bächen über den Norden Europas ergoß, bildete überall nur erweiterte Familien, Clans, kleine Gemeindewesen, die sich nur in Nothfällen föderirten, etwa unter einen Vorort oder gemeinsamen Anführer stellten, übrigens sich wie durch ihre Blutsverwandtschaft, so in den Mundarten scharf von einander unterschieden und erst im Verlauf der Zeit zu größern Völkerschaften zusammenschmolzen. Diesen Gang der Dinge haben wir schon bei den Pelasgern

auf der griechiſchen, wie italieniſchen Halbinſel verfolgen können. In der Sprache und Lebensweiſe waren ſich Griechen und Römer urſprünglich verwandt, bildeten aber ſehr mannigfache Mundarten aus, theilten ſich in die verſchiedenſten Stämme und ſchmolzen ſpäter erſt wieder in zwei Einheiten zuſammen, die griechiſche und römiſche Welt. In ähnlicher Weiſe waren ohne Zweifel Kelten und Germanen urſprünglich verwandt und vielgetheilt, bis ſie ſich in zwei Völkercharakteren dieſſeits und jenſeits des Rheins deutlicher unterſcheiden ließen. Wir ſind berechtigt, den großen thrakiſchen Volksſtamm im Norden Griechenlands, zu dem auch die Geten und vielleicht die Lithauer zählten, als ein natürliches Mittelglied zwiſchen dem griechiſchen einerſeits, dem germaniſch-keltiſchen andrerſeits und dem ſkythiſchen drittens zu betrachten. Jedenfalls finden wir nur drei große, unter einander urſprünglich verwandte, wenn auch wieder verſchieden charakteriſirte ariſche Stämme durch die ganze Mitte Europas verbreitet, Kelten im Weſten, Germanen in der Mitte, thrakiſch-getiſche Völker im Oſten an den Grenzen der Skythen.

Hätten dieſe durchaus kräftigen und tapfern Völker zuſammengehalten, ſo würde das Reich des Südens längſt von ihnen erdrückt worden ſeyn. Aber ſie machten nur in langen Zwiſchenräumen einmal eine Art von Razzia in den reichen Süden. So die Kimmerier und Skythen in Kleinaſien, ſo die Gallier in Italien und Griechenland, zuletzt die Kimbern und Teutonen.

Von den Galliern und Germanen ſagen uns die Alten einſtimmig, ſie ſeyen ſich ſehr ähnlich geweſen in der Größe und Stärke der Körper, weißen Haut, blauen Augen und blondem Haar. Auch in der Kleidung, denn während die Aſiaten in weiten, die Griechen und Römer in kurzen Gewanden ohne Hoſen gingen, trugen Gallier und Germanen alle Hoſen und dazu kurze Mäntel. Die große Aehnlichkeit der galliſchen und deutſchen Sprache verräth ſich in den vielen galliſchen Namen, die wir ſchon erwähnt haben, Lutarius, Claodicus (Chlodwig), Dejotar (Thiuthari) ꝛc. In den ciſalpiniſchen Ortsnamen Felſina (im Fels), Turinum (im Taur, Gebirge), Bergamum (am Berge, Amberg) klingt das Deutſche aufs beſtimmteſte

vor. Ein Beiname des galliſchen Mars war Albiorix, das iſt der deutſche Elbenkönig Alberich. Die Endungen galliſcher Städte klingen alle deutſch z. B. dunum (in Lugdunum, Lion) iſt town, Zaun; durum (in Vitodurum, Bojodurum) iſt Thor; magus (in Noviomagus, Neumagen) iſt das deutſche Mag, Gemach mit Bezug auf die Magen oder ſämmtliche Angehörige einer Familie. Die vielen galliſchen Perſonennamen auf mar[illegible], mara z. B. Inducioma[illegible] entſprechen ganz dem deutſchen Dietmar, Otmar; die auf rix z. B. Ambiorix, Adiatorix dem deutſchen Ermerich, Dietrich; die auf gnatus z. B. Camulognata dem deutſchen Sigenot, Gernot ꝛc.; die auf lanus und linus z. B. Bodelanus, Adelinus ꝛc. klingen ganz deutſch. Der h. Hieronymus ſagt, die Galater in Kleinaſien hätten wie die Trierer geſprochen. Nur in der Ausbildung waren beide Brüdervölker verſchieden. Cäſar ſagt: „Den Galliern verſchafft die Verbindung mit der See und die Nähe der Römer mehr Genüſſe und Bequemlichkeiten. Allmählig gewohnt, beſiegt zu werden, vergleichen ſie ſich ſelbſt mit ihren tapfern Brüdern in Germanien nicht mehr.“ Wir finden daher die Gallier in der Zeit, in welcher Cäſar zu ihnen kam, ſehr aufgelockert und zum Theil ſchon corrumpirt. Von Maſſilia her waren Elemente der griechiſchen Bildung und Schrift in ſie eingedrungen und bei Fürſten und Adel herrſchte ſchon viel Luxus, während vom Rhein her germaniſcher Einfluß Welle auf Welle eindrang. Im ganzen Oſten Galliens finden wir die einheimiſchen Stämme entweder mit eindringenden Germanen im Kampf, oder ſchon mit Germanen gemiſcht, oder ſie rühmen ſich ſchon früherer germaniſcher Abſtammung. Nichts beweist deutlicher, daß Gallier und Germanen zweierlei Volk waren, wenn auch noch ſo viel ſonſt bei ihnen übereinſtimmte. Beide Völker waren ehrlich und ritterlich, aber der Gallier leichtblütig, leichtſinnig, prahleriſch, geſchwätzig, ſinnlich, prachtliebend, der Germane ſchwerblütig, langſam und phlegmatiſch, ernſt, keuſch, einfach. Daß der Gallier ſelbſt den Germanen das ſittliche Uebergewicht zugeſtanden habe, erhellt aus allen römiſchen Berichten. Nichts galt unter den Galliern für eine größere Ehre, als das Bewußtſeyn, von Germanen abzuſtammen. Wenn

nun die Römer wiederholt aussagen, beide Völker seyen Brüder (germanus ist der römische Name für Bruder), die Gallier aber seyen die schwächern, jüngern, mehr aus der Art geschlagenen, die Germanen dagegen die stärkern, ältern, der alten Art getreuen gewesen, so haben sie damit gewiß nur die einfache und jedermann augenfällige Wahrheit gesagt.

Zu Cäsars Zeit vertheilten sich die Gallier folgendermaßen. Der Südosten Galliens um Massilia her war schon römisch, der Südwesten zwischen Pyrenäen und Garonne, das s. g. Aquitanien war gar nicht von Galliern, sondern von Iberern (jetzt Basken) bewohnt. Erst in der Mitte des Landes wohnten gallische Völkerschaften, unter denen die Bituriger, Arverner, Aeduer, Allobroger, Tectosagen, Lingonen, Senonen, Carnuten, Cenomanen vorragten. Die ganze Nordwestküste des Landes hieß Armoricum und hier zeichnete sich das Volk der Veneter (in der Vendee) am meisten aus. Im Nordosten bestand der große und feste Völkerbund der Belgen, der viele rein deutsche Elemente in sich schloß. Vor allen ragten im Hennegau die stolzen Nervier als echte Deutsche hervor, die Menapier in Flandern und Brabant, die Moriner in Artois, die Viromanduer um Vermandois, die Suessionen um Soisons, die Bellovaker um Beauvais, die Ambianer um Amiens, die Trevirer um Trier, die sich gleich den Nerviern deutscher Abkunft rühmten, die Eburonen um Lüttich und Aachen ꝛc. Südlich von der belgischen Föderation, östlich von den Aeduern und nördlich von den Allobrogern im nachherigen Burgund saßen die Sequaner an der Saonne, durch das Juragebirge getrennt von den Helvetiern, denen weiter nach Osten zwischen Donau und Alpen die Vindelicier, Bojer, Noriker, Taurisker folgten, alle gallische Völkerschaften, den cisalpinischen verwandt.

Die germanischen Stämme scheinen am frühesten über den Niederrhein vorgegangen zu seyn, denn mehrere derselben saßen schon in Belgien fest. Auch an dem linken Rheinufer bei Köln waren schon die germanischen Ubier angesiedelt. Außerdem hielten sich noch alle Deutschen diesseits des Rheins, waren aber zu Cäsars Zeit eben im Begriff, auch über den Oberrhein vorzudringen.

4.

Glauben und Sitte der Gallier.

Die uralte Naturreligion, die im weſtlichen Aſien und im Oſten Europas überall ziemlich gleichmäßig wiederkehrt, herrſchte auch bei den Galliern. In Aſien galt der Sonnengott, in Europa der Donnergott höher. Bei den Galliern finden wir beide hochgeehrt wieder, den erſten als Belenus oder Abelio, ſo viel wie Baal und Apollo, den andern als Taranis oder Taranuctus, ſo viel als Zeus, Jupiter. An den Belenus mahnen noch deutſche Berge, die Belchen im Breisgau und Elſaß. Dieſer Gott hieß auch Grannus als der ſtrahlende (von Granne, Strahl) und Tuitiorir, was ganz unſer Dietrich iſt. Auch den Taranis erkennen wir im deutſchen Thunar oder Thor wieder. Doch ſagen die Römer, die Gallier hätten weder den Belenus, noch Taranis, ſondern den Teutates für den höchſten geachtet und dieſen verglichen ſie mit ihrem Mercurius, dem griechiſchen Hermes. Das iſt etwas Neues und Unterſcheidendes. Auch bei den Germanen war, wie die Römer einſtimmig berichten, Mercurius der höchſte Gott und es iſt kein Zweifel, daß darunter derſelbe Gott gemeint war, welcher ſpäter dieſſeits der Oſtſee unter dem Namen Wodan, jenſeits unter dem Namen Odin vorkommt und der nicht blos, wie der römiſche Mercur, als ein Gott der Schrift, Rede, Liſt und Kaufmannſchaft, ſondern als der das Weltall durchdringende Geiſt, als der alles hervorbringende und wieder vernichtende Urzauberer galt. Es läßt ſich nicht mehr ermitteln, ob dieſe ſpäter erſt dem deutſchen Gott zugeſchriebene Bedeutung auch auf den galliſchen und in ſo früher Zeit gepaßt hat, es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ſich die Odinslehre in der Schärfe, in welcher ſie erſt lange nach Chriſti Geburt uns überliefert worden iſt, erſt zur Zeit der Völkerwanderung ausgebildet hat. Indeß bleibt es gewiß, daß ſowohl Gallier, als Germanen einen höchſten Gott anbeteten, dem mehr ein geiſtiges Weſen als eine Naturkraft zugeſchrieben wurde,

ſonſt würden ihn die Römer nicht mit dem Hermes-Mercur verglichen haben. Auch ſchon der griechiſche Hermes hat etwas dem nordiſchen Dämonismus und Zauberweſen verwandtes. Er fliegt blitzſchnell durch die Luft, er führt den Zauberſtab, er verbindet das Reich des Lebens und des Todes. Dieſer Charakter des Gottes erſcheint aber noch viel vergeiſtigter im Wodan, und Teutates bildete wohl ſchon den Uebergang zu dieſem. Unter den übrigen galliſchen Göttern macht ſich Eſus oder Heſus noch als Kriegsgott und Nehalennia als die ſpinnende und mütterliche Göttin bemerklich, wie ſolche der Männer- und Frauenwelt vorſtehende Gottheiten auch bei Griechen und Römern vorkamen und auch wieder bei den Deutſchen.

Etwas ſehr Eigenthümliches waren im galliſchen Glauben die Feen (fadae, fatae, von fatum, Schickſal), denn obgleich den griechiſchen Nymphen ähnlich, haben ſie doch etwas viel Geiſterhafteres und Zarteres. Ihre Erinnerung hat ſich in unzähligen Volksmärchen und örtlichen Sagen bis auf unſere Zeit erhalten. Im Allgemeinen galten ſie als Schutzgeiſter der Menſchen oder als Genien des Orts, der Wälder, Felſen, Quellen, und wurden bald als gute Mütter, bald als reizende Jungfrauen gedacht, die den Menſchen unwiderſtehlich bezaubern. Dunkle Haine, geheimnißvolle Quellen waren ihre Wohnſitze. Spitze Felſen hießen Spindel oder Rocken der Feen. Felſenthore, ſeltſam gebildetes Geſtein, Höhlen, Steinplatten ꝛc. dachte ſich das Volk als Paläſte, Verſammlungsorte oder Tanzplätze der Feen. Solche Felſen dienten auch als Orakel und Opferſtätten. Die ſ. g. Waagſteine waren vor allen heilig. Es gibt deren noch. Ein ungeheuer ſchwerer Stein ruht auf einem andern, ſo daß er ihn nur mit ſeiner untern Spitze eben berührt und ſich daher leicht von Menſchenhand bewegen läßt, ohne je aus dem Gleichgewicht zu fallen. Man hat ſich oft eingebildet, ſolche Steine ſeyen künſtlich auf einander geſetzt worden. Es ſind aber nur Naturſpiele, ſ. g. erratiſche Blöcke, Felſen, von fernen Gebirgen abgeriſſen und auf dem Eiſe weit in die Ebenen des nördlichen Europa zerſtreut. Wenn das Eis ſchmolz, blieben ſie auf einander liegen, wie der Zufall ſie

zuſammengebracht hatte und ſo konnten in ſolchen Fällen auch Zuſammenfügungen, wie die der Waagſteine, ſich erhalten.

In Aſien übte die Natur den mächtigſten Einfluß auf die Religion, aber in anderer Weiſe als in Europa. Man betete dort die Elemente und Geſtirne als Naturkräfte ganz im Allgemeinen und daher überall ohne Rückſicht auf den Ort in Tempeln an. In Europa wirkten dagegen einzelne Gegenden durch die geheimnißvollen Schauer dunkler Wälder oder Felſen, oder durch den Liebreiz von Quellen, Seen, Waſſerfällen ꝛc. ſo tief auf das Gemüth der Menſchen, daß ſie vorzugsweiſe ſolche Gegenden heiligten. Das war das romantiſche Urgefühl der nordiſchen Völker für die Natur.

Die Gallier hatten, wie Cäſar berichtet, eine ausgebildete Hierarchie. Ihre Prieſter hießen Druiden (worin man das deutſche Trauter, die Betrauten oder Vertrauten wiedererkennen mag) und hatten einen Oberprieſter. Jährlich verſammelten ſie ſich im Lande der Carnuter, gerade in der Mitte Galliens. Sie ſtanden hoch im Anſehen, beſorgten die öffentlichen Opfer und hielten Schulen, pflanzten aber ihre Lehre nur mündlich in Liedern fort ohne Schrift. Ihre Hauptlehre war, daß die Seele des Menſchen unſterblich ſey, weshalb er den Tod nicht fürchten ſoll. Das war auch die Hauptlehre bei den Germanen, obgleich Cäſar ausdrücklich ſagt, die Germanen, die er am Rhein kennen lernte, hätten keine Prieſter gehabt und die Hierarchie der Druiden habe ſich zuerſt in Britannien ausgebildet und ſey von da nach Gallien gekommen. Da die echten und eigentlichen Briten aber damals noch halbnackte und menſchenfreſſende Wilde waren, ſo kann das Druidenthum nur bei den Kelten entſtanden ſeyn, die ſich damals bereits zahlreich an den Küſten Englands niedergelaſſen hatten und die hauptſächlich aus Belgien herübergekommen waren. Dieſe galliſch-belgiſchen Menſchen, welche beide Ufer des Canals beherrſchten, waren zugleich tüchtige Seefahrer und ihre Marine ſogar ſchon ausgebildeter als die der Römer, Griechen und Phöniker. Während nämlich alle dieſe Völker im Mittelmeer nur die Ruderſchiffahrt an den Küſten hin gepflegt hatten, legten ſich die Gallier im atlantiſchen Meere auf die Segelſchiffahrt

und vermittelten den Handel mit dem britiſchen Zinn und vielleicht auch ſchon mit dem ſchwediſchen Kupfer. Es iſt daher nicht unmöglich, daß dieſe Seefahrer auch die Verpflanzung des Druidenthums auf beide Ufer des Canals vermittelten und daß daſſelbe vielleicht mit dem Prieſterthum der alten thrakiſch-getiſchen Völker über Lithauen und die preußiſche Oſtſeeküſte herüber in einem Zuſammenhange ſtand. Wenigſtens muß es auffallen, daß geheimnißvolle Götterdienſte und weiſe Oberprieſter, denen der Druiden ähnlich, vorzugsweiſe bei den Geten und ſpäter bei den Preußen an der Oſtſee vorkommen.

Die galliſchen Druiden waren Opferer, Wahrſager, Sterndeuter, Aerzte und genoßen das größte Anſehen, weil das Volk überaus abergläubiſch oder vielmehr weil es vermöge ſeiner romantiſchen Anlagen überaus empfindlich gegen alle Natureindrücke und äußere Zeichen war. Beim höchſten Sonnenſtande im Mitſommer ſuchten die Druiden das h. Schlangenei, von dem man glaubte, es habe die höchſte Zaubergewalt in ſich. Eine Menge Schlangen im Kreis, ſo ſagt man, hauchten auf einen Punkt hin und da bildete ſich das Ei, was nur ein ſchneller Reiter in der Luft wegfangen könne. Beim tiefſten Sonnenſtande im Mitwinter ſchnitt der Oberdruide mit goldener Sichel feierlich die h. Miſtel von einem Eichenbaum. Die Miſtel, die als Paraſit auf den Baumgipfeln wächst und immer grün bleibt, war ein Sinnbild des ewigen Sieges der obern Welt über die untere, des Lebens über den Tod. — Es gab auch Druidinnen, gottgeweihte Frauen auf einer Inſel der Loire, die nur zu gewiſſen Zeiten und nur bei Nacht auf einem Kahn Beſuche von ihren Männern annehmen durften, ehe die Sonne wieder aufging. Dieſe h. Frauen waren Prophetinnen und Zauberinnen. Unter den Opfern fielen dem Cäſar ſeltſame und grauſame Menſchenopfer auf. Die Gallier flochten koloſſale Götzenbilder aus Weiden, inwendig hohl wie Körbe, ſtopften die zum Opfer beſtimmten Menſchen hinein und verbrannten ſie mit dem Bilde.

Neben dem Prieſterſtande beſaß der Adel allein alle Gewalt. Derſelbe theilte ſich in ritterliche Geſchlechter mit zahlreichen Clienten

und bildete in größern Gemeinwesen eine Art Senat, einte sich aber nur selten und auf nicht lange unter einen König und lag beständig unter sich in Fehde. Er nährte seinen ritterlichen Stolz durch die Lieder der Barden (Sänger) und die Römer verwunderten sich über die prahlerische, schwülstige und bilderreiche Sprache der Gallier. Der Adel focht nur zur Roß oder auf Streitwagen, gewöhnlich reich geschmückt und mit dem vollen Bewußtseyn der Ritterlichkeit. Das Fußvolk leistete viel weniger und vermochte trotz Körperkraft und wilder Tapferkeit den geschlossenen Legionen der Römer nicht zu widerstehen. Man rühmte an allen Galliern die Kühnheit des Angriffs, tadelte aber, daß sie bald ermüdeten und wenn ihnen der erste Schlag nicht gelang, leicht verzagten.

Der Hauptvorzug des Volkes bestand in seiner Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit, worüber die herzlosen Römer sich nicht genug verwundern, nicht genug spotten konnten. Gallier liehen einander Geld unter der Bedingung, es solle erst im andern Leben zurückbezahlt werden. Das sahen die Römer nur für Dummheit an und begriffen gar nicht die schöne Treue, die darin lag.

5.

Cäsar am Rhein.

Wegen der Zölle auf der Saonne und mehr noch wegen der Hegemonie waren die Aeduer auf dem rechten und die Sequaner auf dem linken Ufer des Flusses in heftigen Streit gerathen. Die Aeduer hatten die Oberhand behalten, die Sequaner aber bei den Sueven, deutsche Völkerschaften am Oberrhein, Hülfe gesucht. Nun kamen deutsche Freischaaren herüber, angeführt von einem gewissen Ariovistus, den wir uns nicht als König eines bestimmten Volkes, sondern als Feldherrn eines auf Beute und Eroberung ausgehenden, aus vielen unabhängigen kleinen Stämmen zusammengeworbenen Heeres denken müssen. Eporedorix, Heerführer der Aeduer, zog ihm

entgegen und glühte, ihn zu bekämpfen. Arioviſt aber wich mit großer Kaltblütigkeit jeder Schlacht aus, bis er die Gallier lange genug geärgert und ermüdet hatte und ſie ſich zerſtreuten, um heimzukehren. Da erſt, im J. 70, fiel er über ſie her und erſchlug faſt ihren ganzen Adel auf dem Schlachtfelde bei Admagetobriga. Sie mußten nun erſtens den Sequanern ſich unterwerfen und zweitens auch dem Arioviſt Tribut zahlen und ihn in ihrem Lande walten laſſen, denn er blieb mit ſeinen Leuten darin und zog ſogar noch mehr nach. Offenbar mußten die Sequaner, nachdem ſie ihn einmal über den Rhein gerufen hatten, jetzt eben ſo vor ihm zittern, wie die Aeduer. Einer der letztern, Divitiacus, begab ſich nach Rom, um dort Hülfe zu ſuchen. Allein man war dort zu ſehr mit andern Dingen beſchäftigt. Erſt Cäſar erkannte, wie ſehr es in Roms Intereſſe liege, das uneinige Gallien für ſich ſelbſt zu erobern und nicht den Germanen Preis zu geben. Als er im J. 58 nach Gallien kam, hatte ſich eben eine neue Völkerwelle von Oſten nach Weſten hin in Bewegung geſetzt. Es war zwar nur das galliſche Volk der Helvetier, welches ſeine alten Sitze in der heutigen Schweiz verließ, um ſich andere in Gallien zu ſuchen, allein hinter ihnen mußten unfehlbar deutſche Völker nachrücken und den römiſchen Grenzen näher kommen. Deshalb war es Cäſars erſte Sorge, dieſe Bewegung aufzuhalten.

Die Helvetier machten ſich mit Weibern und Kindern, wie früher ſchon zur Zeit des Kimbernzuges, jetzt zum zweitenmal unter ihrem Fürſten Orgetorix auf, um neue Wohnſitze zu ſuchen, verbrannten hinter ſich alle ihre Wohnungen und wollten vom Genferſee aus der Rhone nachgehen. Hier aber trat ihnen Cäſar entgegen und ſie bequemten ſich, einen andern Weg, weiter nördlich zu ſuchen und über die Saonne zu gehen. Sie wurden dabei von dem Aeduer Dumnorix unterſtützt, welcher zwar ein Bruder des Divitiacus, aber den Römern Feind war. Cäſar indeß rückte ſchnell heran, vertrieb die Helvetier auch von der Saonne, verfolgte ſie, ſchlug ſie in der Gegend von Autun, und zwang ſie, in die verlaſſene Heimath umzukehren und die Oberhoheit Roms anzuerkennen, 58.

Noch in demſelben Jahre veranlaßte er die Aeduer, dem Arioviſt keinen Tribut mehr zu zahlen und ſicherte ihnen Schutz zu. Arioviſt hatte ſich der Helvetier nicht angenommen und glaubte ſchon allein mit den Römern fertig zu werden. Im römiſchen Lager herrſchte ſolche Angſt vor den Deutſchen, daß viele ihr Teſtament machten. Nur Cäſar kannte die ſchwache Seite ſeiner nordiſchen Gegner, Indolenz und Uneinigkeit. Als nach einer vergeblichen Unterredung Cäſar ihn angriff, warf er ſich behende in deſſen Rücken und brachte ihn dadurch in eine bedenkliche Lage. Vergebens ſuchte ihn Cäſar zu einer Schlacht zu locken, Arioviſt verließ ſeine ſichere Stellung nicht. Und doch ließ er ſich zuletzt von Cäſar überliſten, indem dieſer ſeine Streitkräfte theilte. Arioviſt fiel über den kleineren Theil her, um ihn einzeln zu vernichten, wurde nun aber ſelbſt von dem größeren Theil angegriffen und nach wüthender Gegenwehr überwältigt, in der Gegend des heutigen Mömpelgard. Bis an den Rhein verfolgt entkam er nur mit wenigen Getreuen. Eine ſeiner Töchter wurde gefangen, die andere mit ſeinen zwei Weibern kam auf der Flucht um. So groß aber war damals ſchon die Uneinigkeit unter den Deutſchen, daß ſchon ein Theil derſelben gemeine Sache mit Cäſar gegen den Arioviſt machte und ſich dazu hergab, am Rhein für ihn Wache zu halten und ihm für ſeine anderweitigen Kriege Söldner zu liefern. Das waren zunächſt kleine Völkerſchaften am Oberrhein, die unter Arioviſts Heerzügen gelitten haben mochten, Tribocker bei Straßburg, Nemeter bei Speier, Vangionen bei Worms. Ein großer Haufe Sueven, welcher dem Arioviſt hatte nachziehen wollen, kehrte wieder um.

Jetzt erſt ſchritt Cäſar zur gänzlichen Unterwerfung Galliens und richtete gleich den erſten Stoß gegen den belgiſchen Bund, den einzigen, den er wegen ſeiner Stärke zu fürchten hatte. Gelang es ihm, dieſen aufzulockern, ſo vermochten die übrigen galliſchen Völkerſchaften in ihrer Getheiltheit und Schwäche lediglich nicht mehr den römiſchen Waffen zu widerſtehen. Die Belgen ſcheinen ſehr aufgeregt geweſen zu ſeyn, denn ſie brachten 300,000 Mann auf unter einem Oberfeldherrn, Galba, dem König der Sueſſionen. Aber

auch ihre Rüſtung kam zu ſpät, nachdem ſie vorher ruhig zugeſehen hatten, daß Cäſar Sieg über Sieg an ihren Grenzen erfocht. Und auch ſie ſelbſt wurden diesmal wieder von den andern Galliern nicht unterſtützt. Die Römer ſollten daher im Nordweſten ihres Reiches daſſelbe Glück haben wie im Südoſten, indem ſie alle ihre Feinde nach einander einzeln ſchlagen konnten, ohne daß ſich dieſelben jemals zur rechten Zeit gegen Rom vereinigt hätten. Cäſar fürchtete die große Uebermacht der Belgen durchaus nicht, denn er verſchanzte ſein Lager ſo gut, daß ſie es nicht anzugreifen wagten und wartete ganz ruhig ab, bis der zahlreiche belgiſche Landſturm aus Mangel an Lebensmitteln, Ungeduld und Langweile auseinander lief. Nun erſt verließ Cäſar ſein Lager, verfolgte die letzten Schaaren der Belgen und unterwarf einen Gau derſelben nach dem andern. Der Bund war thatſächlich aufgelöst, Galba wurde mit Vorwürfen überhäuft und jetzt noch eine Einheit in die Vertheidigung zu bringen, war nicht mehr möglich. Die einzelnen Beſtandtheile der Föderation, welche Cäſar angriff, ſuchten ſich mit ihm abzufinden und unterwarfen ſich. So die Sueſſionen, Bellovaker und Ambianer. Da rafften ſich die übrigen, vorzugsweiſe deutſchen Genoſſen des belgiſchen Bundes, die Nervier, Aduatiker, Viromanduer und Atrebaten noch einmal auf und überfielen zwei römiſche Legionen unter Labienus an der Sambre. Obgleich Cäſar ſeinem Unterfeldherrn zu Hülfe kam, konnte er den Sieg doch nur nach langem Kampfe und mit äußerſter Anſtrengung erringen. Die Nervier fochten ſo verzweifelt, daß von ihren 600 ſ. g. Senatoren, ihrem vornehmſten Adel, nur drei die Schlacht überlebten, 57. Auch ſie mußten ſich nun Rom unterwerfen und der ganze belgiſche Bund wurde unter die Oberleitung der Remer (bei Rheims) geſtellt, eines kleinen Volkes, welches gleich anfangs zu Rom gehalten hatte. In gleicher Weiſe ſetzte er auch in jeden Gau oder unter jedes kleine Völkchen einen Römerfreund und vertrieb die Patrioten.

Nur die kleinen Völkerſchaften am Meere blieben noch unabhängig. Cäſar wollte ſich zunächſt die im Weſten Galliens unterwerfen. Dieſe aber zeigten ſich ſehr rührig zur Vertheidigung, vor

allen die Veneter. Cäsar rüstete daher auf der Loire eine Flotte unter Decimus Brutus aus und schickte sie ins Meer, um die Veneter zu Lande und zur See zugleich angreifen zu können. Zwar zeigten sich die gallischen Segelschiffe den römischen Ruderschiffen an Größe und rascher Bewegung überlegen, aber die Römer benutzten eine Windstille, um mit langen Sicheln die feindlichen Schiffstaue zu zerschneiden und die bewegungslos gewordenen Segelschiffe zu entern und zu überwältigen. Diese merkwürdige Seeschlacht ereignete sich an der Küste der Bretagne. Die Veneter hatten die von Cäsar an sie geschickten Gesandten hingerichtet, da sie nun jetzt verzagten und nach dem großen Verlust zur See der Landmacht Cäsars nicht mehr widerstanden, ließ er ihren gesammten Senat, d. h. die Versammlung des herrschenden Adels, hinrichten und das gemeine Volk in die Sklaverei verkaufen. Dann unterwarf er auch die kleinen Völker am Canal. Nur die Moriner und Menapier im großen Walde der Ardennen blieben frei. Cäsar ließ zwar eine Straße durch den Wald schlagen, gab aber bald das Unternehmen wieder auf.

Mittlerweile kamen wieder zwei deutsche Völkerschaften mit Weibern und Kindern über den Rhein herüber, die Usipeter und Tenchterer, welche Land suchten. In der Gegend von Cleve unterhandelten sie mit Cäsar und wollten sich der römischen Hoheit friedlich unterwerfen, wenn sie nur Land zum wohnen bekämen. Der große Menschenhaufen ließ sich aber nicht gut in Ordnung halten und als einige Deutsche trotz der angesagten Waffenruhe die Römer angriffen, nahm Cäsar die sämmtlichen Führer der Deutschen, als sie zu ihm kamen und sich wegen jener Unordnungen entschuldigten, gefangen, fiel über das führerlose Volk unerwartet her und richtete ein gräßliches Blutbad an. Nur ein kleiner Theil der Deutschen entkam über den Rhein und wurde von den nahe wohnenden Sigambern gastlich aufgenommen. Cäsar beabsichtigte mit seiner Grausamkeit ohne Zweifel, die Deutschen von fernern Wanderungen über den Rhein abzuschrecken. Nachdem er kaum den Oberrhein gesichert hatte, mußte es ihm sehr ärgerlich seyn, schon wieder Deutsche über den Niederrhein kommen zu sehen. Er ging ihnen auch diesmal

nach, um die ihm befreundeten Ubier aus der Gewalt der Sueven zu erlöſen, die ihnen eben Tribut aufgelegt hatten. Oberhalb Andernach ging er über den Rhein, da ſich aber die Sigambrer und Sueven in ihre Wälder zurückzogen, blieb er nur 18 Tage auf dem rechten Rheinufer und kehrte wieder um, 55.

Noch in demſelben Jahr ſchiffte ſich Cäſar nach Britannien ein, vorerſt nur, um dieſes ſo nahe große Inſelland kennen zu lernen und zu erſpähen, ob es leicht zu erobern ſeyn würde, denn nachdem einmal die galliſchen Ufer römiſch geworden waren, mußte Rom auch die britiſchen beſitzen, wenn es von dort aus nicht immer beunruhigt ſeyn wollte. Cäſars Flotte landete bei dem heutigen Dover, litt aber ſehr durch Stürme. Auch ſeine Landungstruppen wurden von den keltiſchen (aus Belgien eingewanderten) Einwohnern angegriffen und er hatte Noth, die Schiffe auszubeſſern und umzukehren. Er kam aber ſchon im folgenden Jahr mit Verſtärkungen wieder und drang nun tiefer ins Land. Er fand die tapfern Küſtenbewohner unter ihrem Fürſten Caſſivellaunus zu ſeinem Empfange bereit und landete nur mit Mühe, weil zugleich wieder die heftigen Canalſtürme ſeine Flotte beſchädigten. Als er aber am Lande war und ſeine große Streitmacht entfaltete, wich der Feind zurück. Caſſivellaunus entließ den Landſturm und behielt nur 4000 Streitwagen mit flüchtigen Roſſen, mit denen er die Römer auf dem Marſch unaufhörlich neckte. Cäſar kam bis über die Themſe und ſchloß einen Bund mit mehreren kleinen britiſchen Stämmen, welche bisher von dem galliſch-belgiſchen Caſſivellaunus unterdrückt worden waren und denen er einen König Namens Imanuentius erſchlagen hatte. Dieſe echten Briten des Binnenlandes fand Cäſar durchaus verſchieden von den blonden Galliern der Küſte, nämlich ſchwarz von Haar, am nackten Leibe tätowirt und nur mit Fellen bedeckt, ohne Ackerbau, ſogar ohne Ehe, alſo echte Wilde. Alle Weiber waren ihnen gemein, auch waren ſie Menſchenfreſſer. Cäſar erkannte wohl, daß ihm dieſe Bundesgenoſſen wenig nützten, und kehrte um. In den Denkwürdigkeiten, die er niedergeſchrieben hat, ſagt er zwar, er habe Britannien nicht ver-

laſſen, ohne dem Caſſivellaunus einen Tribut auferlegt zu haben, er vergißt aber zu erwähnen, daß der Tribut je bezahlt worden wäre. Britannien blieb unabhängig.

6.

Ambiorix. Vercingetorix. Boirebiſtas.

Die Gallier hatten ſich allzu übereilt unterworfen. Ein ſo überaus zahlreiches, ſtolzes und tapferes Volk ſollte jetzt einer Hand voll Römer unterthan ſeyn, ſich vor ihnen bücken und ihnen zahlen müſſen, und nichtswürdige Landsleute, früher tief verachtet, ſollten jetzt unter römiſchem Schutz ihre Herren ſpielen dürfen? Das war nicht auszuhalten. Induciomar, Fürſt der Trevirer, den Cäſar als Geißel hatte mit nach Britannien nehmen wollen, verſchwand und reizte, während jener jenſeits des Canals zubrachte, insgeheim die Gallier auf. Ein gewiſſer Tasgetius, eine Creatur Cäſars und von dieſem zum Fürſten über die Carnuten geſetzt, wurde erſchlagen, ein anderer, Namens Cavarinus, von den Senonen vertrieben. Sonſt aber fiel noch nichts vor, woraus Cäſar eine allgemeine Erhebung hätte argwöhnen können. Die Gallier hielten an ſich und beſchloſſen erſt mitten im Winter über die in vier großen Lagern vertheilten und weit von einander zerſtreuten römiſchen Legionen herzufallen.

Im Lande der Atuatiker, in der Gegend von Tongern, lagen zwei Legionen unter Sabinus, welche plötzlich von den Eburonen unter Ambiorix und Cativolcus überfallen wurden. Ambiorix erklärte dem Sabinus, an demſelben Tage würden auch die übrigen römiſchen Lagerplätze überfallen, alſo auf Hülfe könne er nicht rechnen, wohl aber ſolle ihm freier Abzug nach Italien gewährt werden. Sabinus ließ ſich wirklich einſchüchtern und zog ab, draußen aber wurden ſeine beiden Legionen von den racheglühenden Galliern angegriffen und niedergemetzelt, ein kleiner Reſt konnte ins verlaſſene Lager zurück-

fliehen, gab sich aber aus Verzweiflung selbst den Tod. — Das zweite römische Lager unter Quintus Cicero, dem jüngern Bruder des großen Redners, befand sich im Lande der Nervier, als es ebenfalls durch Induciomar heftig angegriffen wurde. Cicero aber verlor den Kopf nicht wie Sabinus, sondern wehrte sich aufs zäheste und ließ durch einen vertrauten Gallier dem Cäsar Nachricht geben, der sich im Lande der Bellovaker befand. Dieser kam nun in Eilmärschen herbei und jagte den Galliern solchen Schrecken ein, daß sie nicht nur von Ciceros Lager zurückwichen, sondern nun auch die übrigen Lager nicht mehr zu bestürmen wagten. Nun zog Cäsar durch das Land und hielt schreckliche Strafgerichte. Induciomar mußte fliehen und wurde erschlagen, sein Eidam, Cingetorix, ein Römerfreund, beerbte ihn.

Cäsar nahm nun sein Hauptquartier in der Stadt Lutetia an der Seine, im Lande des kleinen Völkchens der Parisier (weshalb die Stadt später Paris genannt worden ist), von wo aus er am schnellsten die besonders unruhigen Gegenden an den Küsten und an den nordöstlichen Grenzen Galliens erreichen und doch auch das Innere des Landes im Auge behalten konnte. Am hartnäckigsten widerstand ihm Ambiorix, weil er in Wäldern und Sümpfen versteckt und von Eburonen, Menapiren und Trevirern unterstützt, allen Verfolgungen entging und zugleich Verbindungen mit den benachbarten Deutschen anknüpfte. Um die letztern abzuhalten, ihm zu helfen, ging Cäsar noch einmal über den Rhein, etwas oberhalb der Stelle, wo er früher übergegangen war. Als er aber hörte, die Sueven hätten sich vor ihm tief in das waldige Binnenland zurückgezogen, genügte ihm das für seinen Zweck, sie abzuschrecken, und er kehrte wieder nach wenigen Tagen um. Jetzt aber befahl er, alles daran zu setzen, um den Ambiorix zu fangen. Es gelang, ihn in seinem Hause zu überraschen, aber er entschlüpfte im nahen Walde. Cativolcus, der schon alt war und keinen Ausweg mehr sah, tödtete sich mit dem Saft des Eibenbaums, 53.

Durch die strengen Strafgerichte, fliegenden Colonnen und an allen wichtigen Punkten zurückgelassenen Besatzungen, glaubte Cäsar

das galliſche Volk hinlänglich im Zaum zu halten und ging für ſeine Perſon im Winter von 53 auf 52 nach Italien, um dort ſein Intereſſe zu fördern. Die Gallier aber waren noch nicht entmuthigt, ſie ſannen vielmehr auf eine neue allgemeine Erhebung unter dem hochherzigen Vercingetorix, der ſich zum König der Arverner aufgeworfen hatte und ſo großes Vertrauen genoß, daß auch alle andern Gallier ihm den Oberbefehl zuerkannten. Wie es ſcheint, war dieſe große Bewegung nicht blos gegen die römiſche Herrſchaft, ſondern auch gegen denjenigen zahlreichen Theil des Adels gerichtet, welcher ſich ſeine Familienvortheile durch Anhänglichkeit an Rom geſichert hatte unter Verleugnung jeder Vaterlandsliebe und auf Koſten des galliſchen Volkes. Der rein galliſche Charakter dieſer neuen Erhebung verräth ſich in dem auffallenden Umſtande, daß nur die galliſchen, nicht auch die deutſchen Stämme Belgiens ihr beitraten.

Die Erhebung begann im Lande der Carnuten zu Genabum (jetzt Orleans). Hier war Acco, ein edler Carnute, von den Römern hingerichtet worden und ihn zu rächen, ſtand das Volk auf und erſchlug die ganze römiſche Beſatzung der Stadt. Hierauf pflanzten auch die Arverner die Fahne der Empörung auf und Vercingetorix rief auch alle anderen Stämme in die Waffen. Cäſar aber kehrte blitzſchnell aus Italien zurück, noch mitten im Winter, zerſtörte Genabum und belagerte Avaricum (Bourges), welches ſich tapfer wehrte, während Vercingetorix das Heer Cäſars von außen einſchloß. Obgleich der kleine loriſche Stamm, der mit den Helvetiern in Gallien eingewandert war und den Cäſar geduldet hatte, ihm beiſtand, wagten doch die ſchwankenden Aeduer nicht, ihm Lebensmittel zuzuführen. Vergebens ſuchte er den Vercingetorix zu einer Schlacht zu bringen, dieſer wich ihm aus. Endlich aber gelang es ihm mit ungeheurer Anſtrengung, die Stadt zu erobern, in der er alles niedermachen ließ. Vercingetorix zog nun nach Gergovia, um dort zwei vereinzelte römiſche Legionen abzufangen, Cäſar aber eilte ihm nach. Die Römer erſtürmten die Stadt, die Gallier aber verſtärkten ſich von der andern Seite und nach einem furchtbaren Blutbad wurden die Römer aus der Stadt wieder hinausgeworfen. Das war die

erste und letzte Schlacht, welche Cäsar verloren hat. In Folge derselben fielen die reichen Magazine der Römer im Lande der Aeduer den Galliern in die Hände.

Gleichzeitig kämpfte Labienus mit einem kleinen römischen Heer an der Seine gegen den gallischen Fürsten Camulogenus, verbrannte bei diesem Anlaß die Stadt Lutetia, schlug seinen Gegner und konnte sich glücklich mit Cäsar vereinigen. Vercingetorix suchte nun zunächst in der festen Stadt Alesia (bei Semur zwischen Dijon und Aurerre) einen Stützpunkt, Cäsar aber folgte ihm und schloß ihn in der Stadt ein. Vercingetorix hatte 80,000 Mann bei sich, denen die Lebensmittel bald ausgehen mußten. Ein gallischer Landsturm aber von mehr als 200,000 Mann kam herbei, um Cäsars Heer von außen eben so einzuschließen, wie er selbst Alesia einschloß. Zwei Tage lang stürmten die Kelten die Verschanzungen Cäsars, immer vergeblich, und als Labienus mit einigen Legionen ausfiel, ließen sie sich, schon ermattet, gänzlich in die Flucht schlagen. Nun hatten die in der Stadt eingeschlossenen Gallier keinen Entsatz mehr zu hoffen, die Lebensmittel waren ausgegangen und sie ließen sich mit Cäsar in Unterhandlungen ein. Die erste Bedingung war, Auslieferung des Vercingetorix. Dieser aber ritt freiwillig in vollem Schmucke ins römische Lager, umkreiste mit seinem Pferde das Tribunal, legte dann seine Waffen ab und ließ sich zu Cäsars Füßen nieder. Dieser aber ehrte den ritterlichen Feind nicht, sondern behielt ihn in Gewahrsam, bis er ihn später in Rom im Triumph aufführen konnte, worauf er ihm am Fuß des Capitols zu Ehren der römischen Götter als einem der furchtbarsten Feinde Roms den Kopf abschlagen ließ.

Zwar dauerte die Empörung noch fort unter dem Atrebater Commius und dem Bellovaker Corrius in Belgien, unter Dumnacus, Drappes und Lucterius im westlichen Gallien, aber nur schwach und wurde bald durch Gewalt oder Versöhnung unterdrückt, Corrius fiel, Dumnacus starb im Elend, Drappes hungerte sich todt, Lucterius wurde dem Cäsar ausgeliefert, Commius erhielt freien Abzug, 51. Seitdem blieb Ruhe. Die Gallier unterwarfen sich stumm dem römischen Gesetz. Eine große Anzahl adeliger Gallier wurde

mit dem römiſchen Bürgerrecht beſchenkt. In den Ortſchaften, deren Einwohner ausgerottet, deren Güter eingezogen waren, ſetzten ſich römiſche Coloniſten feſt. Die Romaniſirung Galliens erfolgte in erſtaunlich kurzer Zeit.

Damals ereigneten ſich ſeltſame Dinge an der untern Donau und vielleicht in Folge deſſen, was im römiſchen Reich vorging. Die Geten, durch die Berührung mit den Griechen verführt und durch den galliſchen Sturm eine Zeit lang zerrüttet, unterwarfen ſich jetzt plötzlich einer ſittlichen Reform und trachteten nach Erweiterung ihres Reichs, vielleicht nur, um ſich gegen Rom zu ſtärken, von wo ihnen früher oder ſpäter Angriffe drohten. Leider iſt die Geſchichte dieſer ältern Donauvölker dunkel. Die Geten wohnten in der heutigen Moldau und Wallachei, ihre Stammverwandten, die Daken, weſtlich von ihnen in Siebenbürgen. Unter den Geten hatte von Alters her ein gewiſſer Zomolxis als Prophet in einer Höhle geweiſſagt, angeblich ein Schüler des Pythagoras, und dem Volke weiſe Geſetze gegeben, aber nur durch den Mund des Königs, der allein zu ihm durfte. Seitdem hatte jeder Getenkönig einen ſolchen orakelnden Prieſter neben ſich gehabt. Jetzt aber, zur Zeit des Cäſar, regierte König Boirebiſtas mit dem Propheten Dicäneus, und von dieſem ging eine allgemeine Sittenverbeſſerung aus, ein merkwürdiges Vorbild des Islam. Die Geten gelobten, keinen Wein mehr zu trinken, ſich jeder Tugend zu befleißigen und als Helden zu leben und zu ſterben. Die neue Lehre wurde ſodann auch mit Feuer und Schwert ausgebreitet, Boirebiſtas wurde ein großer Eroberer, unterwarf ſich die Daker, Boier und Tauriſker im Weſten und machte auch im Süden Streifzüge über den Hämus nach Thrakien, Makedonien und Illyrien, wo er alle Weinberge zerſtören ließ. Bevor aber noch die Römer ein Heer gegen ihn ausſandten, wurde er, wie Strabo erzählt, Opfer einer Verſchwörung und nach ſeinem Tode zerfiel ſein neues Reich wieder.

7.

Klägliches Ende des Pompejus.

Pompejus hatte ſich eingebildet, weil er in Rom, Cäſar aber abweſend ſey, behaupte er das Feld und ſey gleichſam der Hahn im Korbe. Allein er wiegte ſich in zu große Sicherheit ein und traf keine genügende Vorkehr gegen Cäſar. Um zu verhindern, daß Cäſar Conſul werde, ließ Pompejus ein neues Geſetz beantragen, wonach man ſich nur perſönlich in Rom ums Conſulat bewerben dürfe. Eben ſo ſuchte er ihm die Fortdauer ſeiner Statthalterſchaft in Gallien durch neue Geſetze zu erſchweren, unterſtützte einen Antrag, der den Beamten des Staats Rechenſchaft abzulegen vorſchrieb und ſah gern, daß Cato den Cäſar wegen ſeines unmenſchlichen Betragens gegen die Uſipeten anklagte. Aber das alles waren Lufthiebe, denn nicht mit Worten, ſondern mit Legionen mußte man den Cäſar bekämpfen.

Ernſtlicher wurde die Sache, als Cäſar von Rom aus den Beſcheid erhielt, er ſolle die Statthalterſchaft in Gallien ſofort niederlegen und einen Theil ſeiner Legionen abgeben. Man maskirte dieſen Beſchluß damit, daß Pompejus die Weiſung erhielt, ſeine Statthalterſchaft in Spanien gleichfalls niederzulegen. Cäſar, der ſchon in Ravenna war, aber nur einige ſchlagfertige Legionen bei ſich hatte, wollte ſeine Gegner ſicher machen, damit ſie nicht gegen ihn rüſteten, und bot ſeine Unterwerfung an unter der einzigen Bedingung, daß auch Pompejus dem Senatsbeſchluß Folge leiſte. Pompejus jedoch trotzte, wollte ſeiner Statthalterſchaft nicht entſagen und ſeine Legionen nicht entlaſſen. Nun hatte er aber nur ſehr wenig Truppen in Rom und mußte die übrigen erſt ſammeln. In vierzehn Tagen hätte er eine Uebermacht gegen Cäſar beiſammen haben können, aber er hatte die Zeit ſchon verſäumt. Was half es ihm, daß er dem Senat drohte und einen Beſchluß deſſelben durchſetzte, der alle Friedensanerbietungen Cäſars abwies. Er gab dadurch ſeinem

Gegner nur den erwünſchten Vorwand, mit dem Schein von Recht dem Parteiunfug entgegenzutreten.

Die Freunde Cäſars im Senat, Curio und M. Antonius, eilten zu ihm nach Ravenna und des Augenblicks Gunſt raſch ergreifend, rief er: alea jacta est (der Würfel iſt geworfen) und rückte mit ſeinen Truppen über das Flüßchen Rubico, 49. Seitdem ſagt man von jemand, der ſich raſch und kühn entſchloſſen, er iſt über den Rubico gegangen.

Als man in Rom erfuhr, Cäſar komme, gerieth alles in Todesangſt. So mächtig wirkte ſein Name, daß man ganz vergaß, mit wie wenig Truppen er komme, denn er hatte in der That nur eine Legion bei ſich. Aber die Legionen, die ihm Pompejus und der Senat zunächſt hätten entgegenſtellen können, waren im Lande zerſtreut und alte Legionen Cäſars, ihm weit mehr anhängig, als dem Pompejus. Eben ſo waren die neu ausgehobenen Rekruten noch nicht geſammelt. Indem nun Cäſar raſch vordrang, fand er nirgends Widerſtand und vereinigten ſich alle Truppentheile, die er antraf, ſogleich mit den ſeinigen. Pompejus verließ Rom, um in Apulien ſeine Streitkräfte zu ſammeln, aber Cäſar ließ Rom bei Seite liegen und eilte ihm nach, um ſeine Rüſtungen nicht zu Stande kommen zu laſſen. Domitius Ahenobarbus, den der Senat zum Nachfolger Cäſars in Gallien ernannt hatte, vertheidigte Corfinium. Pompejus bat ihn dringend, mit allen ſeinen Truppen und Rekruten eilig zu ihm zu ſtoßen, aber Domitius verlangte umgekehrt, Pompejus ſolle kommen, um ihn zu entſetzen. So blieben ſie vereinzelt, und als Cäſar, deſſen kleines Heer in wenigen Tagen auf 40,000 Mann angeſchwollen war, vor Corfinium erſchien, wurde Domitius von ſeinen eigenen Leuten an Cäſar ausgeliefert, von dieſem aber frei entlaſſen. Nun konnte ſich auch Pompejus in Apulien nicht halten und ſchiffte ſich zu Brundſium nach Griechenland ein.

Die Angſt vor Cäſar war ungeheuer, denn der Senat und die Pompejaner fürchteten ſeine Rache und viele flohen daher aus Rom, aber auch viele Beſitzenden zitterten vor der Anarchie, die nun hereinbrechen werde, da Cäſar beuteluſtige Soldaten zu befriedigen hatte

und überdem bisher immer Demokrat gewesen war und dem Proletariat das Wort geredet, die Catilina und Clodius unterstützt hatte. Cäsar indeß dachte auf eine dauernde Herrschaft und auf Beruhigung des Staats, schonte daher die Geängstigten, zog ihre Güter nicht ein und strafte nur die ihm wirklich Gefährlichen, während er die Mehrheit des Senats und der Aristokratie als Gemäßigte und solche behandelte, die bisher nur von einer Partei unterdrückt gewesen seyen und die er nur befreit habe. Er kam erst, nachdem er seine Gewalt über ganz Italien gesichert hatte, nach Rom, zeigte sich dort sehr gnädig und ließ, um noch friedliebender zu erscheinen, sogar dem Pompejus Aussöhnungsvorschläge machen, doch setzte er den Lepidus eigenmächtig als Präfecten über Rom und nahm, aller Protestation des Tribunen Metellus ungeachtet, indem er denselben durch seine Soldaten von der Thüre wegschieben ließ, den ganzen Staatsschatz weg.

Pompejus sammelte ein großes Heer in Makedonien, wozu ihm das ganze römische Asien Hülfe leisten mußte, und die aus Rom geflüchteten Senatoren seiner Partei bildeten in Thessalonike einen Sondersenat von 200 Mitgliedern, welcher der allein legitime zu seyn behauptete und den in Rom zurückgebliebenen Senat der Cäsarianer nicht anerkannte. Domitius aber hatte sich, durch Cäsars Milde nicht versöhnt, nach Massilia begeben und bedrohte ihn von dort aus im Rücken, was um so gefährlicher schien, als auch die römischen Legionen unter Varro in Spanien es mit Pompejus hielten und möglicherweise auch die kaum unterworfenen Gallier gegen ihn aufgeboten werden konnten. Mit richtigem Blick erkannte Cäsar auch jetzt wieder, daß er den weichlichen Südosten des Reichs nicht zu fürchten habe, wenn er nur Herr in dem starken Nordosten bleibe. Er ging also nicht auf Pompejus los, sondern eilte sich erst Galliens und Spaniens zu versichern. Pompejus aber, in vornehmer Sicherheit, wie immer, benutzte seine Abwesenheit nicht, nach Italien überzusetzen, sondern blieb in Makedonien und lebte dort auf großem Fuß als „König der Könige", weil verschiedene kleine Könige Asiens huldigend zu ihm kamen.

Cäsar gewann den ganzen Westen des Reichs in eben so wun-

hervoller Schnelligkeit, wie Italien. Maſſilia wurde blokirt, er ſelbſt aber eilte nach Spanien, kam den pompejaniſchen Generalen Afranius und Petrejus beim Uebergang über die Pyrenäen zuvor und wurde zwar zwiſchen der feſten Stadt Ilerda, dem Fluß Sicoris und dem Lager der Pompejaner auf eine gefahrvolle Weiſe eingeſchloſſen, rettete aber ſein Heer durch eine geniale Ueberfahrt deſſelben über den Fluß auf ſchnell improviſirten korbartig geflochtenen Kähnen, wie er ſolche bei den Briten gefunden hatte. Dann manöverirte er ſo geſchickt, daß er den Pompejanern ihren Rückweg nach dem Ebro verlegte, und ließ ſie mit Zureden und Verſprechungen bearbeiten, bis ſie capitulirten. Varro blieb nun allein zu ſchwach, um Spanien zu vertheidigen und zog ſich nach Gades (Cadix) zurück, weil aber alle ſpaniſchen Städte dem Cäſar mehr als Pompejus ergeben waren und ihm die Thore öffneten, unterwarf ſich ihm auch Varro. Nun eilte Cäſar wieder heim und fand unterwegs auch Maſſilia ſchon unter ſeiner Botmäßigkeit. Die Stadt hatte ſich ergeben. Domitius war entflohen.

Pompejus hatte kundgegeben, er wolle den Cäſar in Italien aushungern und hielt deshalb außer Aſien und Aegypten auch Afrika, Sicilien und Sardinien beſetzt. Nun ließ Cäſar durch Valerius Sardinien, durch Curio Sicilien wegnehmen, als Curio aber nach Afrika überſetzte, erlitt er eine furchtbare Niederlage durch Cato, der gegen Cäſars Anmaßungen nicht die des Pompejus, aber den Senat und die Verfaſſung vertheidigte und dem der Numiderkönig Juba half. Curio ſelbſt kam im Kampf um. Auch in Illyrien, wo Marcus Antonius mit zwei cäſarianiſchen Legionen die Nordoſtgrenze Italiens gegen die Pompejaner ſchützen ſollte, ſiegte die Partei des Pompejus, ihre Flotte vernichtete die Schiffe des Dolabella, der für Cäſar die Verbindung mit Antonius unterhalten ſollte.

Obgleich nun Cäſar auf dem adriatiſchen Meere keine Flotte mehr hatte, die der großen pompejaniſchen unter Bibulus gewachſen geweſen wäre, ſetzte er doch auf dem Reſt ſeiner Schiffe mit nur ſechs Legionen mitten im Winter auf das Jahr 48 keck nach Makedonien über, um durch einen Handſtreich die Stadt Dyrrhachium

(jetzt Durazzo) zu nehmen, wo Pompejus sein Hauptarsenal und seine reichen Magazine hatte. Aber der Angriff schlug fehl und Cäsar kam aus Mangel an Lebensmitteln in große Noth. Er selbst wollte auf einem Bote nach Italien hinüberfahren, um Proviant zu holen, und rief dem im Sturme verzagenden Schiffer zu: „fürchte dich nicht, du führst den Cäsar und sein Glück!“ Doch zwang ihn der Sturm zur Umkehr. Da rettete ihn Antonius, der eine kleine Flotte mit Proviant abgehen ließ. Diese mußte bei Dyrrhachium vorüberfahren und wurde von dort aus verfolgt, kam aber glücklich nach Lissos zu Cäsar, der Wind schlug plötzlich um und die pompejanischen Schiffe wurden zurückgeworfen und zum Theil an der Felsenküste zerschellt. Indessen blieb Cäsar zu schwach, um den Pompejus anzugreifen und dieser hielt sich in einer sehr festen Stellung bei Dyrrhachium ruhig, seiner überlegenen Stärke sich bewußt, und wollte den Gegner nun noch mehr schwächen und aushungern, indem er ihm seine Schiffe doch noch zerstörte und ihn selbst vom Meer abdrängte. Cäsar griff in der Noth endlich an, wurde aber zurückgeschlagen, erlitt empfindliche Verluste und sah sich verloren, wenn er hier länger verweile. Er suchte aber keinen Rückweg, sondern nur eine Veränderung des Kriegsschauplatzes, um den Gegner auf einem günstigeren Terrain fassen zu können, und wandte sich deshalb von der Küste hinweg tief nach Thessalien hinein. Pompejus aber in der Besorgniß, Cäsar werde ihn von seinen griechischen und asiatischen Hülfsquellen abschneiden wollen, verließ seine unangreifbare Stellung bei Dyrrhachium und zog dem Cäsar nach. Er würde besser gethan haben, nach Italien zu gehen und sich dort der Herrschaft zu bemeistern. Indeß er folgte seinem Verhängniß und lieferte bei Pharsalus dem hier auf ihn wartenden Cäsar die blutige Entscheidungsschlacht, worin er, obgleich ihm 45,000, dem Cäsar nur 22,000 Legionäre folgten, doch schmählich unterlag. Cäsars Reiterei wurde zwar anfangs geschlagen, allein er hatte das schon vorhergesehen und sein bestes Fußvolk hinter die Reiter gestellt, an deren Mauern nun sich des Pompejus Reiterei brach. Da verlor Pompejus den Muth und ritt zurück, sein Heer im Stich lassend, ehe noch der Kampf ent-

ſchieden war. Jetzt erſt begann in ſeinen Legionen, da ſie keinen Befehl mehr vernahmen, Unordnung einzureißen und nun, da er ſich nicht mehr blicken ließ, war vollends alles verloren. Das war der unglückliche 6. Auguſt 48.

Cäſar verfolgte den Feind und ruhte nicht, bis er faſt das ganze Heer des Pompejus vernichtet, und den Reſt gezwungen hatte, zu ihm überzutreten. Dann ließ er alles hinter ſich, um mit wenigen Truppen den Pompejus perſönlich zu verfolgen, damit derſelbe nicht etwa in Aſien oder Afrika neue Heere aufbringen könne. Pompejus hätte ſich nach Afrika zurückziehen können, aber dort herrſchte die Partei Catos und des Senats, vor der er ſich nicht demüthigen wollte. Er zog es daher vor, ſeine alten Verbindungen in Aſien zu benutzen, wo er die ſchönſten Triumphe ſeines Lebens gefeiert hatte. Er dachte daran, Aſien mit dem Partherkönig zu theilen und um dieſen Preis die Hülfe der tapfern Parther gegen Cäſar zu erkaufen. Als er aber unterwegs zu lange auf der Inſel Cypern verweilte, um dort erſt Geld aufzutreiben, deſſen er in Aſien bedurfte, erfuhr er, Antiochia ſey bereits cäſariſch, der nächſte Weg nach Parthien ihm alſo abgeſchnitten. Da beſchloß er, den Umweg über Aegypten zu machen. Als er aber vor Alexandria ankam, ließ ihn der junge König Ptolemäus zu ſich einladen. Pompejus konnte nicht umhin, der Einladung zu folgen, denn es blieb ihm nichts anderes übrig. Seine Gattin Cornelia und ſein Sohn Sextus blieben auf dem Schiffe zurück und hatten die größte Sorge um ihn. Er ſelbſt rief ihnen noch zu: „Wer zu einem Deſpoten geht, iſt ſchon ſein Sklave, wenn er gleich als Freier geht.“ Kaum ſaß er im Kahne, der ihn ans Ufer bringen ſollte, als er auch ſchon von dazu beſtellten Mördern niedergeſtoßen wurde, denn die Eunuchen des Palaſtes wollten ſich dadurch Cäſars Gunſt erkaufen. Cornelia und Sextus ſahen das gräßliche Schauſpiel von fern und hatten noch Zeit zu entkommen, ehe die ägyptiſchen Schiffe, von denen ſie verfolgt wurden, ſie erreichen konnten.

Cäſar war gleichfalls zu Schiffe gegangen, um dem Pompejus zu folgen und traf unterwegs auf eine viel größere pompejaniſche

Flotille unter Caſſius, ſchreckte dieſen aber ſo durch den kühnen Befehl, er ſolle ſich ergeben, daß er ſich trotz ſeiner Uebermacht wirklich ergab. Dann eilte Cäſar weiter und kam ſchon drei Tage nach dem Tode des Pompejus nach Alexandrien. Man zeigte ihm den Kopf ſeines Feindes, aber er wandte ſich mit Abſcheu davon ab.

8.

Cato von Utica.

Cäſar wurde in Aegypten länger aufgehalten, als er wünſchte. Denn abgeſehen von den Reizen der ſchönen Königin Kleopatra, feſſelte ihn dort die Nothwendigkeit, den Aufruhr des Volkes zu bekämpfen. Sodann durfte er den Oſten des Reichs nicht verlaſſen, ohne dort die Ordnung hergeſtellt zu haben. Pharnakes von Pontus hatte die Rolle ſeines Vaters Mithridates wieder aufgenommen und ſich zum Meiſter in Kleinaſien gemacht. Kaum alſo war Aegypten gebändigt, ſo mußte Cäſar nach Kleinaſien eilen. Unterwegs ordnete er die Dinge in Paläſtina und Syrien. In Kleinaſien aber vernichtete er des Pharnakes Macht mit einem Schlage in der Schlacht bei Zela, wovon er nachher ſelbſt ſagte: veni, vidi, vici! (Ich kam, ſah und ſiegte), 47.

Jetzt erſt kehrte Cäſar nach Rom zurück. Dort hatte unterdeß der Senat in Todesängſten ihm Ehren über Ehren decretirt, um ſeine Gnade zu erkaufen, und ſich von des Cäſars alten Creaturen Antonius und Dolabella alles gefallen laſſen müſſen. Antonius riß die meiſten Güter des Pompejus an ſich und führte das ſchwelgeriſcheſte Leben, Dolabella, Ciceros Eidam, aber, trug als Tribun auf Tilgung aller Schulden an und ſchien die Zeiten des Cinna erneuern zu wollen. Da er zugleich des Antonius Weib verführte, wurde dieſer ihm böſe und es gab ſchon Straßenſchlachten zwiſchen beiden. Endlich kam Cäſar ſelbſt an, gebot allen Ruhe und Gehorſam und traf Anſtalt, den Reſt der pompejaniſchen Partei in

Afrika zu unterwerfen. Aber die Legionen, die in dem üppigen Campanien lagen, hatten keine Luſt, ihre heitern Garniſonen mit dem Sande Afrikas und neuen Gefahren und Mühſalen zu vertauſchen und empörten ſich. Cäſar ſchickte den Salluſtius (der als Geſchichtſchreiber berühmt wurde) an ſie ab, um ſie zu beruhigen. Die Soldaten aber, die ſchon ein Paar Senatoren, die zu gleichen Zwecken gekommen waren, erſchlagen hatten, drohten auch dem Salluſt den Tod und mit Mühe konnte er ſie dahin bringen, dem Cäſar ſelbſt ihre Wünſche vorzutragen. Sie brachen nun nach Rom auf, aber nicht als Bittende, ſondern trotzig und drohend. Cäſar ging ihnen entgegen und erklärte ihnen, die Ländereien, die er ihnen verſprochen habe, ſollten ſie erhalten, aber erſt wenn der Krieg zu Ende ſey und er ſeinen Triumph feiern würde. Dann ſollten ſie ſich wieder melden und er würde ſein Wort halten und ſie eben ſo bedenken, als die Soldaten, welche den Triumph mit ihm feiern würden. Dabei redete er ſie nicht mehr „Soldaten", ſondern „Bürger" an. Da erröthetten ſie und ſchämten ſich, den Triumph nicht mit feiern zu ſollen. Ihr ganzes ſoldatiſches Ehrgefühl kehrte zurück und ſie ſelbſt waren es, die den Cäſar flehentlich baten, ihn in den Krieg begleiten zu dürfen.

Mit derſelben Geiſtesüberlegenheit, mit welcher der große Cäſar den gemeinen Mann nach ſeinem Willen zu lenken wußte, machte er ſich auch die Gebildeten unterwürfig. Cicero war, nachdem er ſeine Zurückberufung nach Rom mit ſervilen Dienſten hatte erkaufen müſſen, bald überzeugt worden, die Säbelherren würden ihm doch keinen politiſchen Einfluß mehr geſtatten, und hatte ſich aus Scham ins Privatleben zurückgezogen und ſich einzig literariſchen Arbeiten, insbeſondere einer Vergleichung der verſchiedenen griechiſchen Philoſophien unterzogen. Als Cäſar gegen den Pompejus zu Felde zog, beſuchte er den Cicero auf ſeinem Landgut und redete ihm zu, ſich wieder in den Senat zu begeben. Cicero aber traute ihm nicht mehr und ließ ſich von der Gegenpartei bewegen, nach Theſſalonike zum Senat des Pompejus zu gehen. Als nun dort die Sachen ſchlimm gingen und Cicero die ganze Rache Cäſars zu fürchten hatte, erfuhr er von

ihm die zarteſte Schonung und Cäſar ließ ihm ſagen, wie ſehr er wünſche, daß ſein ſchönes Talent dem Staate erhalten werde. So ging er denn wieder nach Rom.

Was die pompejaniſche Partei betrifft, ſo hatten ſich nach der Schlacht bei Pharſalus alle ſeine vornehmen Anhänger, ſein Senat und der Reſt ſeiner Truppen nach der feſten Stadt Dyrrhachium geflüchtet, wo Cato den Befehl führte. Domitius Ahenobarbus war auf der Flucht umgekommen. Da ſich die Partei zu ſchwach fühlte, um ſich in Makedonien halten zu können, ſiedelte ſie nach Afrika hinüber, wo Cato kurz vorher den Sieg über Curio erfochten hatte. Allein Cato ſelbſt beging den großen Mißgriff, den Oberbefehl an Metellus Scipio abzutreten, weil dieſer einer der vornehmſten Senatorenfamilien Roms angehörte und Schwiegervater des Pompejus war, und weil der Aberglaube herrſchte, in Afrika könne immer nur ein Scipio ſiegen. Dieſer Metellus Scipio aber war ganz unfähig und hätten an ſeiner Stelle Cato oder Labienus, welcher Cäſars Partei verlaſſen hatte, viel beſſer commandirt. Ueberdieß geberdete ſich Juba nicht als gehorſamer Bundesgenoſſe, ſondern als Herr. Alſo war im Lager der Pompejaner keine Einheit, wovon Cäſar den beſten Nutzen zog. Vor allem hetzte dieſer die beiden mauritaniſchen Könige Bogud und Bochus gegen Juba auf und geſellte ihnen den Sittius, einen alten Klopffechter Catilinas, als Freiſchaarenführer zu. Sodann fuhr Cäſar ſelbſt nach Afrika über, ſeine Truppen litten aber ſehr durch die berittenen Bogenſchützen, mit denen ſie Labienus von allen Seiten necken ließ. Cäſar hatte überhaupt keine Reiterei mitgebracht und wäre in Verlegenheit gekommen, wenn ſie ihre große Ueberlegenheit an Reiterei gehörig benutzt und irgendwo eine Hauptſchlacht angenommen hätten, die vom Fußvolk geſucht wurde, um raſch ein Ende zu machen. Dieſe wollten nun ſeine Gegner vermeiden, um ihm durch ihre überlegene Reiterei alle Zufuhren abzuſchneiden und ſeine Truppen zu ermüden und allmählig aufzureiben. Cäſar aber verlockte ſie doch zu einer Hauptſchlacht, indem er die Stadt Thapſus, auf welche Scipio Werth legte, die er auch ſtark hatte befeſtigen laſſen, angriff. Scipio kam nun wirklich zum Entſatz heran. Er hatte

eine Anzahl afrikaniſche Elephanten, von denen er ſich viel verſprach, Cäſar aber ſcheuchte ſie durch Schleuderer und Bogenſchützen zurück, ſo daß ſie das Heer des Scipio ſelbſt in Unordnung brachten. Es gab ein entſetzliches Blutbad und endlich ſiegte Cäſar vollſtändig und duldete, daß ſeine Soldaten die Feinde ſchonungslos niedermetzelten, denn er wollte den Bürgerkrieg endigen und durch ein ſchreckliches Beiſpiel die römiſchen Soldaten abhalten, noch fernerhin einer andern Fahne zu folgen, als der ſeinigen. Scipio fiel dem Sittius in die Hände und tödtete ſich ſelbſt. Juba, den ſeine eigenen Leute verließen, betäubte ſich zum letztenmal durch ein üppiges Gelage und ließ ſich dann von einem Sklaven tödten. Einen Theil Numidiens machte Cäſar unter dem Namen Neuafrika zur römiſchen Provinz, den Reſt vertheilte er zum Lohn an die mauritaniſchen Könige. Beſonders gnädig war er gegen Bogud, deſſen ſchöne Gemahlin Eunoë ihn für Kleopatras Entbehrung entſchädigte.

Der Sohn des Pompejus, Sextus, und Labienus flohen nach Spanien, wo des Sextus älterer Bruder, Cnejus, eine Partei ſammelte. Auch Cato, welcher die Reſte des bei Thapſus geſchlagenen Heeres in Utica ſammelte, hätte ſich retten können, aber er begriff endlich, daß die Erhaltung der republikaniſchen Verfaſſung unmöglich geworden und daß die Freiheit römiſcher Bürger für immer verloren ſey. Er hatte nur die Wahl, ſich vollends wie ein Wild zu Tode hetzen zu laſſen, oder, ſich vor dem Tyrannen zu beugen, der das Vaterland in Ketten ſchlug. Cäſars Bruder, Lucius, bot ſich ihm zum Vermittler an und Cato ſchickte wirklich ſeinen Sohn Marcus und 300 Flüchtlinge vom Senat und von der beſiegten Partei zu Cäſar, um die Gnade deſſelben anzuflehen. Mein Sohn iſt jung, ſagte Cato, er kann ſich noch an die Unterthänigkeit gewöhnen, aber ich nicht. Als der letzte freie Römer wollte Cato ſterben und die Republik nicht überleben, wie der Dichter ſagt: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni. (Den Göttern hat gefallen, was ſiegte, dem Cato, was beſiegt wurde.) Er ſchloß ſich ein, las Platos Buch Phädon von der Unſterblichkeit der Seele und durchbohrte ſich mit ſeinem Schwerdte.

Cäſar bedauerte ihn und ließ ihn aufs ehrenvollſte begraben. Auch den dreihundert verzieh er und bewies ſich der beſiegten Partei des Senats und des Pompejus überaus gnädig. Als unterdeß der aus der Verbannung heimgekehrte Milo und ein gewiſſer Rufus, nachher ſogar Dolabella in Italien den Verſuch einer demokratiſchen Erhebung machten und die Sklaven befreien wollten, und Antonius dieſe Bewegungen niedergeſchlagen hatte, ſchonte Cäſar, als er nach Rom zurückkam, auch dieſe Partei und zog den Dolabella nicht zur Verantwortung. Man ſah, er wollte, nachdem die vornehmſten Häupter aller Parteien gefallen waren, die Parteien ſelbſt ausgleichen, die Maſſen verſöhnen, um ihnen das Joch, das er ihnen auflegte, zu erleichtern. Deshalb ſah er überall durch die Finger oder wollte nicht ſehen, wo er noch Schuldige genug fand, die er hätte beſtrafen können. In dem Briefwechſel des Pompejus und Cato, der in ſeine Hände fiel, waren noch eine Menge angeſehener Römer bloßgeſtellt, die damals nicht wenig zitterten, aber Cäſar ließ alle dieſe Briefſchaften ungeleſen verbrennen. Auch feierte er, als er nach Rom zurückkam, ſeinen Triumph nicht über Pompejus, Scipio oder Cato, nicht über Mitbürger, ſondern allein über Gallier und Aegypter, über Pharnakes und Juba. Seine treuen Legionen ſtellte er durch reiche Geſchenke zufrieden und ſie waren beim Triumphzug ſo gut aufgelegt, daß ſie nach der alten Sitte, die ihnen ein ſolches Vorrecht geſtattete, während des Zuges Spottlieder auf ihn ſangen, z. B.: „Thu nicht Recht, ſonſt wirſt du geſtraft; thu Unrecht, ſo gelangſt du auf den Thron," oder: „Bürger, ſperrt eure Weiber ein, der verbuhlte Kahlkopf kommt!" oder: „Cäſar beſiegte die Gallier und Nikomedes (ein griechiſcher Luſtknabe, ſein Mundſchenk oder des neuen Jupiters Ganymed) beſiegte den Cäſar." Kahl geworden zu ſeyn, machte dem Cäſar viel Verdruß, aber er deckte die Schande mit dem Lorbeerkranze. Das große Triumphfeſt endete mit einem ungeheuern Gaſtmahle der ſiegreichen Legionen und des ganzen Volkes an 22,000 Tiſchen. Dann folgten noch Spiele zur Ergötzung des Volkes, beſonders Thierhetzen.

Diesmal wurden 400 Löwen im Amphitheater erlegt und zum erstenmal die Arena mit Waſſer gefüllt und ein Seetreffen aufgeführt.

9.

Cäſars Tod.

Obgleich der Sache nach ſchon wirklicher Monarch ließ Cäſar doch die republikaniſchen Formen und Namen noch beſtehen. Er machte ſich nicht zum König, ſondern nur zum lebenslänglichen Dictator und gefiel ſich beſonders, um immer an die bewaffnete Macht, die hinter ihm ſtand, zu erinnern, in dem bisher neuen militairiſchen Titel Imperator. Zum Ueberfluß ließ er die wichtigſten Staatsämter, als das Conſulat, Cenſorat, Tribunat, Pontificat theils lebenslänglich, theils auf zehn Jahre auf ſich übertragen, ſo daß er zwar alle Gewalt allein beſaß, es jedoch immer noch dem Senat und Volk freiſtand, nach ſeinem Tode die Aemter, die ſeine Perſon vereinigt hatte, wieder zu trennen und an verſchiedene Perſonen zu übertragen. Das war eine Halbheit, ſollte aber nur ein Uebergangszuſtand ſeyn. Cäſar wagte noch nicht, die von ihm begründete Monarchie mit dem rechten Namen zu nennen, weil er den todtverachtenden Ingrimm der wenn auch nur kleinen Partei der wahren Republikaner, wie Cato es geweſen war, fürchten mußte. Es ſchien klüger, die Menſchen erſt an die thatſächliche Neuerung zu gewöhnen, den altersſchwachen Republikanismus ruhig vollends abſterben zu laſſen, ehe die Monarchie förmlich ausgerufen würde.

Der dynaſtiſche Gedanke blickt deutlich genug in ſeiner Handlungsweiſe durch. Er baute ein neues Forum, größer und ſchöner als das bisherige, und auf demſelben einen Tempel der Venus, um Rom unter den beſondern Schutz dieſer ſeiner angemaßten Ahnfrau zu ſtellen, denn ſein Geſchlecht, das der Julier, ſtammte von Julus, dem Sohne des Aeneas, und dieſer war nach dem alten Mythus der Sohn der Liebesgöttin ſelbſt, den ſie ihrem Liebling Anchiſes

geboren haben ſollte. Darum führte Cäſar auch in ſeinem Siegelringe das Bild einer bewaffneten Venus. Der iuliſche Name fing an, eine große Rolle zu ſpielen. Der Monat, in dem Julius Cäſar geboren war, wurde von nun an ſelbſt Julius benannt und hat dieſen Namen bis auf unſere Zeit bewahrt. Durch den berühmten iuliſchen Kalender wurde die zuletzt ſehr in Unordnung gerathene Zeitrechnung geregelt. Zwei Gelehrte, welche Cäſar dazu beſtellt hatte, Soſimenes und Flavius, beſtimmten die Periode von drei Jahren von je 365 Tagen, auf die immer ein Jahr von 366 Tagen folgen ſollte, das noch jetzt übliche Schaltjahr.

Die Königin Kleopatra kam aus Aegypten nach Rom, um dem großen Cäſar zu ſeinen Erfolgen Glück zu wünſchen und vielleicht in der Hoffnung ſeine Ehren und ſeinen Thron zu theilen. Er erlaubte ihr dieſe Reiſe, er nahm ſie in ſeinen Palaſt auf und gab dadurch den Römern vielen Anſtoß. Man weiß nicht, was er mit ihr im Sinne hatte, aber er würde, auch wenn er in den Freuden des Wiederſehens nicht geſtört worden wäre, doch die Aegypterin ſchwerlich zur Gemahlin genommen, noch ihrem Sohn Cäſarion das Reich vermacht haben, denn der römiſche Stolz vertrug damals noch keine ausländiſche und barbariſche Dynaſtie. Er wurde auf eine gute Art die ſchöne Dame los, indem ihn die Ereigniſſe von Rom abriefen und er einen Vorwand hatte, ſie heimzuſchicken.

In Spanien nämlich hatte Cnejus Pompejus einen bedeutenden Anhang gefunden, weil Caſſius, der frühere Vertheidiger von Antiochia, ſich als Statthalter hier durch ſeine Habgier und Härte verhaßt gemacht hatte. Cäſar ſelbſt mußte ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtellen, um Spanien den Pompejanern zu entreißen und zwang ſie bei Munda (unfern vom heutigen Malaga) zur Schlacht. Man kämpfte lange unter ſchrecklichem Gemetzel. Cäſar, im Begriff, zu unterliegen, ſprang vom Pferde und führte zu Fuß und ohne Helm die Seinen wieder ins Schlachtgewühl, indem er ihnen zurief: „wollt ihr nach ſo vielen Siegen mich dieſen Knaben Preis geben?“ Die Schlacht ſtellte ſich her und endete mit einem vollſtändigen Siege

Cäſars. Labienus fiel, Cnejus kam auf der Flucht um, doch rettete ſich ſein Bruder Sextus, 45.

Nach Cäſars ruhmreicher Rückkehr mehrten ſich in Rom die monarchiſchen Vorbereitungen. Den zwei beſtehenden Prieſterſchaften wurde eine dritte, die iuliſche, zugefügt. Man errichtete dem Cäſar einen Tempel und Altar, eben ſo „der iuliſchen Großmuth“ und man ſchwur „bei Cäſars Glück“. Man begann ihn Jupiter Julius zu nennen. Er ſelbſt nahm eine Miene an, als ob er ſeine Beſtimmung noch lange nicht erfüllt, ſein letztes Ziel noch nicht erreicht habe. Man ſchrieb ihm noch große Pläne zu, einen Krieg gegen die Parther, nach deren Ueberwindung er nordwärts durch die Länder der Skythen und Germanen ziehen, ſie alle unterwerfen und über Gallien zurückkehren wollte. Man dachte ſich dieſe nordiſchen Länder bei weitem nicht ſo ausgedehnt, als ſie wirklich ſind, und glaubte ſie in nicht zu weiter Ferne vom Meer begrenzt, bis wohin das römiſche Reich ausgedehnt und nordwärts abgeſchloſſen werden ſollte.

Dieſer Plan iſt ſehr merkwürdig und wie es ſcheint, ſtand damit die Werbung im Zuſammenhange, welche Cäſar unter den Deutſchen am Rhein veranſtaltete. Bisher beſtand das römiſche Heer nur aus den Legionen römiſcher Bürger und aus leichten Truppen der Bundesgenoſſen, Cäſar zuerſt führte das Werbeſyſtem ein und liebte beſonders deutſche Söldner, als die tapferſten und treuſten. Er mag nun wohl daran gedacht haben, deutſche Söldner würden ihm auf ſeinem beabſichtigten Zug durch den Norden die beſten Dienſte leiſten. Er ahnte nicht, wie das Verhängniß mit ihm ſpielte, denn die deutſchen Söldner im römiſchen Heere ſollten nicht die Unterwerfung Deutſchlands unter Rom, ſondern Roms unter die Deutſchen vorbereiten.

Wenn Cäſar ſeinen Plan ausführte und von Parthien aus den Norden unterwarf, dann war für Rom kein äußerer Feind mehr zu fürchten und das goldene Zeitalter konnte unter einem weiſen und gütigen Monarchen zurückkehren. Bis dahin mochte Cäſar die Verkündigung der neuen Weltmonarchie aufſparen und deshalb wies er

die voreiligen Verlockungen zu einer Krönung ab. Zwar ſtrafte er zwei Tribunen, Marullus und Flavus, weil ſie nicht hatten leiden wollen, daß bei ſeinem Einzug in Rom einige Stimmen ihn als König begrüßten, zwar demüthigte er den Senat, indem er einmal vor demſelben ſitzen blieb und nicht aufſtand. Als ihm aber der zum Conſul ernannte Antonius am Feſt der Lupercalien an der Spitze der neuen iuliſchen Brüderſchaft feierlich ein mit Lorbeern umwundenes Diadem mit den Worten überreichte: „das bietet dir das Volk an," lehnte er es ab.

Das ſchien aber denen, welche tiefer in die Zukunft ſahen, nur eine Koketterie zu ſeyn. Schon der Umſtand, daß Cäſar das Diadem nur hätte anzunehmen brauchen, um es auch zu behalten, der Umſtand, daß nun doch von dem Willen eines Einzigen abhing, was aus Rom werden ſollte, mußte bei den Verfaſſungsfreunden die äußerſte Beſorgniß wecken und tiefen Unmuth erzeugen. Der parthiſche Krieg wurde ſchon vorbereitet und ein Spruch der ſibylliniſchen Bücher verkündet, wonach die Parther nur durch einen „König" ſollten beſiegt werden können. Um dies zu ermöglichen, ſollte nun am 15. März 44 im Senat über den Antrag, dem Cäſar den Königstitel nur für die nichtitaliſchen Provinzen Roms zu ertheilen, abgeſtimmt werden. Die Unzufriedenen in Rom mußten ſich alſo beeilen, wenn ſie etwas gegen ihn unternehmen wollten, ehe er die Stadt verließ, um zu Felde zu ziehen.

Cajus Caſſius, der tapfere Heerführer, der den Reſt der unter Craſſus von den Parthern beſiegten Römer gerettet hatte, war von des Pompejus Partei zu der des Cäſar übergegangen, aber von dem letztern nicht genug berückſichtigt und befördert worden, denn Cäſar traute ihm nicht und ſagte einmal, von dicken und luſtigen Leuten beſorge er nichts, aber vor den bleichen, hagern und ernſten, wie es Caſſius war, müſſe man ſich in Acht nehmen. Man darf bei Caſſius keineswegs wie bei Cato eine edle Schwärmerei für die bürgerliche Freiheit vorausſetzen. Er war gegen Cäſar nur erbittert aus Neid, gekränktem Ehrgeiz und wegen einer Zurückſetzung, die ſein Stolz nicht ertrug. Da er ſelbſt aber nicht Anhang genug

hatte, ſuchte er ſich einen einflußreichen Bundesgenoſſen und das war Marcus Brutus, ein Liebling Cäſars und doch zugleich ein fanatiſcher Republikaner. Brutus ſtammte von dem ältern Brutus ab, dem Vertreiber der Könige. Welche Mahnung lag darin für ihn, die Monarchie zu haſſen und ihre Wiederkehr um jeden Preis zu verhindern! Zudem war er mit der geiſtvollen und edeln Portia, Tochter des unglücklichen Cato, vermählt und hatte den ganzen ſtoiſchen und patriotiſchen Stolz, den treuen Bürgerſinn, den unentweihten Republikanismus des Cato geerbt. Und trotzdem liebte ihn Cäſar wie einen Sohn, weil er, was man ſich ins Ohr raunte, wirklich ſein Sohn war. Cäſar nämlich hatte mit der Servilia, der Mutter des Brutus, im vertrauteſten Umgange gelebt. Caſſius nun fand bei ſo vielen, die er ins Vertrauen zog, das Bedenken, ohne den Brutus könne man nichts thun und dürfe man nichts wagen, daß er endlich auch dieſen zu gewinnen ſuchte, aber mit großer Vorſicht, denn er traute nicht. Brutus hatte ihm zwar ſchon große Gefälligkeiten erwieſen, aber nur, ſofern er ihn dem Cäſar empfehlen und für ihn deſſen Huld zu gewinnen geſucht hatte. Die Erinnerung an die Güte des Cäſar war nun am wenigſten geeignet, den Brutus zu einer Verſchwörung gegen denſelben Cäſar zu verlocken. Aber Caſſius half ſich mit künſtlichen Mitteln. Brutus fand auf ſeinem Sitze einen Zettel, auf welchem ſtand: „Brutus, du ſchläfſt“, an der Statue des älteren Brutus eine Inſchrift: „daß du doch noch lebteſt“, und an der Statue Cäſars: „Brutus war der erſte Conſul, weil er die Könige verjagte, Cäſar wird der erſte König, weil er die Conſuln verjagt“. Da wurde Brutus aufmerkſam und trübſinnig. Seine Gattin Portia frug ihn und als er ihr die Urſache ſeiner Schwermuth verſchwieg, brachte ſie ſich heimlich eine Wunde bei, zeigte ſie ihm und bewies ihm dadurch, daß ſie Schmerzen ertragen könne und daß die Folter kein Geheimniß ihr abpreſſen werde, was er ihr mittheilen würde. Gerührt ſagte er ihr nun, daß es ſich um eine Wiederholung der That des erſten Brutus handle, und als Tochter Catos und ſtolze Republikanerin feuerte ſie ihn an, die Pflicht gegen das Vaterland höher zu achten, als die Rückſicht auf Cäſars

perſönliche Gunſt. So kam die Verſchwörung des Brutus mit Caſſius zu Stande. Cäſar ſollte ermordet werden. Unter den Verſchwornen befand ſich außer Brutus kein eigentlicher Republikaner, vielmehr nur racheglühende Anhänger des Pompejus und Männer, die bisher von Cäſar mit Ehren und Vertrauen beſchenkt worden waren, wie Decimus Brutus (ein Vetter des Marcus), die beiden Caſca, Cimber, Trebonius, Galba, die aber ehrgeizig und auf Cäſar neidig waren und bei einer großen Umwälzung mehr Vortheil ſahen, als im Dienſt Cäſars. Nicht geringen Einfluß auf die Entſchließung der Verſchwornen übte, wie es ſcheint, die Verfügung Cäſars, wonach während ſeiner nahe bevorſtehenden Abweſenheit der brutale Antonius und der freche Dolabella die Gewalt in Rom ausüben ſollten.

Cäſar erhielt Warnungen, beachtete ſie aber nicht, indem er allzuſehr ſeinem alten Glück vertraute. Seine Gemahlin Calpurnia erblickte ihn im Traume als blutige Leiche. Spurinna, ein Seher, hatte ihm geweiſſagt, die Iden (Monatsmitte, der 15.) des Märzes würden ihm verderblich werden. Artemidoros, einer der vielen ſ. g. Philoſophen aus Griechenland, die in Rom Mode wurden, war hinter das Geheimniß der Verſchwörung gekommen und verrieth es dem Cäſar, als derſelbe nun am 15. März in den Senat ging, durch einen Zettel, aber Cäſar las den Zettel nicht. Am Eingang der Curie, in welcher der Senat ſeine Sitzung hielt, ſtand Spurinna und Cäſar rief ihm lächelnd zu: Nun, die Iden des Märzes ſind da. „Aber noch nicht vorüber“, antwortete der Seher.

Die Verſchworenen warteten im Senat auf ihr Opfer. Jeder hatte einen Dolch in ſeiner Toga verborgen. Trebonius fing mit Antonius ein Geſpräch an und hielt ihn dadurch auf, damit er dem Cäſar nicht folge, denn Antonius beſaß eine außerordentliche Körperſtärke und würde den Cäſar vertheidigt haben. Cimber aber, deſſen Bruder noch in der Verbannung lebte, wandte ſich bittend an Cäſar, als ſich dieſer eben niedergeſetzt hatte, küßte ihn auf Stirn und Bruſt und bat ihn um Gnade für ſeinen Bruder. Mehrere andere Verſchworene traten hinzu, ſtimmten in die Bitte ein und küßten ihn ebenfalls, wobei ihre Abſicht nur war, ſich zu vergewiſſern, ob

er keinen Panzer auf der Bruſt trüge. Cäſar antwortete, er habe jetzt keine Zeit, die Sache zu unterſuchen, wurde ein wenig ärgerlich über die Zudringlichkeit ſo vieler bittenden Perſonen und wollte von ſeinem goldenen Stuhle aufſtehen. In dieſem Augenblicke aber riß ihm Cimber die Toga von der Schulter. Das iſt Gewalt! ſchrie Cäſar. Caſca, der hinter ihm ſtand, ſtieß ihm den Dolch in den Nacken. Cäſar drehte ſich raſch nach ihm um, rief: Verruchter, was thuſt du? und ſtieß ihm den ſilbernen Schreibgriffel, den er in der Hand trug, durch den Arm, Caſſius aber trieb die andern Verſchworenen an, zu eilen, und alle drängten ſich, den wehrloſen Cäſar mit ihren Dolchen zu durchbohren. Als auch Brutus den ſeinigen zückte, rief Cäſar ſtaunend: Auch du, Brutus? verhüllte ſein Haupt mit der Toga und ſtürzte, aus 23 Wunden blutend, todt nieder, zufällig gerade vor der Statue des Pompejus.

Obgleich der Mörder nur wenige waren, wußte man doch nicht, wie weit die Verſchwörung ausgedehnt ſey. Antonius, um nicht das Schickſal des Ermordeten zu theilen, verſchwand augenblicklich und der ganze Senat zerſtreute ſich vor Furcht und Entſetzen.

Sechstes Buch.

Das römiſche Imperium.

1.

Antonius.

Die Verſchworenen blieben allein und verlaſſen im Senat zurück, eilten aber, Brutus voran, ihre blutigen Dolche in der Rechten, auf die Straße hinaus, ließen einen Hut, als Zeichen der Freiheit, auf einer Stange vor ſich hertragen und redeten zum Volk, ihm verkündigend, daß der Tag der Freiheit wieder angebrochen ſey. Aber das Volk wich ihnen aus und hörte nicht. Da zogen ſie ſich auf das Capitol zurück, um hier unter dem Schutz einer gedungenen Fechterbande wenigſtens ihre Perſon in Sicherheit zu bringen. Antonius aber, der zunächſt nur ſein Haus in Vertheidigungsſtand geſetzt hatte, faßte wieder Muth und bemächtigte ſich des Staatsſchatzes, während Lepidus, dem Cäſar die Statthalterſchaft in Gallien übergeben hatte, ſich an die Spitze der Legion ſtellte, das Volk zuſammenrief und die Strafe der Mörder forderte. Dieſe wären nun ohne Zweifel auf ihrem Capitol eingeſchloſſen und vernichtet oder gefangen worden, wenn nicht Dolabella in dieſem entſcheidenden Augenblick, ohne dazu berechtigt zu ſeyn, im Ornat eines Conſuls aufgetreten und an der Spitze eines großen Pöbelhaufens auf dem

Forum erſchienen wäre, um dem Lepidus die Waage zu halten. Und wirklich gelang es ihm, indem er das Volk anredete, daſſelbe dahin zu bringen, daß es die Verſchworenen vom Capitol herbeirief, damit auch ſie reden könnten. Brutus ſprach mit republikaniſcher Würde, mahnte das Volk, der ehrenvollen Tage eingedenk zu ſeyn, in denen Tarquinius vertrieben und die Republik gegründet wurde, und erlangte die Zurückberufung des Sextus Pompejus und der von Cäſar verbannten Tribunen. Das Volk hörte ihn mit einer gewiſſen ſtaunenden Achtung an, ohne ihm irgend Beifall zu ſchenken, ein Mitverſchworener, Cinna, aber verdarb alles, indem er es wagte, gegen den todten Cäſar Schmähungen auszuſtoßen. Da ergrimmte das Volk und die Mörder hatten nur noch Zeit, ſich auf das Capitol zurückzuziehen.

Hierauf kümmerten ſie ſich nicht mehr um das Volk, ſondern unterhandelten nur noch mit den Machthabern, Antonius und Lepidus. Sie beriefen ſich dabei auf die Bürgerpflicht, wenn es möglich wäre, Ruhe und Frieden im Innern zu erhalten, und auf den Rückhalt, den ihnen Decimus Brutus an der Spitze eines ſchlagfertigen und nahe ſtehenden Heeres in Oberitalien darbot. Antonius und Lepidus erwogen hauptſächlich das letztere und gaben nach. Der Senat verſäumte nicht, ſich jetzt einzumiſchen und Cicero, der auf einmal wieder die politiſche Bühne betrat, redete zum Frieden. Antonius brachte die Mörder Cäſars ſehr ins Gedränge, indem er ihnen ſagte: entweder war Cäſar ein Tyrann, in welchem Falle ſein Leichnam in den Tiber geſchleift werden ſoll, aber auch alle ſeine Amtshandlungen für nichtig erklärt und alle, die unter ihm Aemter erhalten haben, dieſelben niederlegen müſſen, oder war Cäſar ein um die Republik verdienter Mann und in dieſem Falle müßt ihr es euch gefallen laſſen, daß das Volk ihn in Ehren halte. Für die Mörder war es eben ſo ſchlimm, ihre Aemter zu verlieren, als den Huldigungen zuzuſehen, die man dem Cäſar auch noch nach ſeinem Tode darbrachte. Indeß ſie waren zu ſchwach, um einen andern Senatsbeſchluß durchzuſetzen, als den, in welchem der Senat

erklärte, daß alle Amtshandlungen Cäſars in Kraft bleiben, über ſeinen Tod indeß keine Unterſuchung angeſtellt werden ſollte.

Man verſöhnte ſich öffentlich, indem Antonius und Lepidus dem Brutus und Caſſius vor allem Volk die Hand reichten und ſogar Caſſius bei Antonius, Lepidus bei Brutus ſpeiste. Aber Antonius hatte bereits die moraliſche Schwäche der Verſchworenen durchſchaut, er war Zeuge geweſen, welche Zurückhaltung das Volk gegen die Mörder Cäſars beobachtet und wie wenig es ſich für den Hut auf der Stange begeiſtert habe. Er ſah, das Volk ſey eigentlich nicht mehr republikaniſch geſtimmt, weil es ſeine alte republikaniſche Tugend längſt vergeſſen hatte, ſondern ungleich mehr monarchiſch, weil es ſchon gewohnt war, vor den Mächtigen entweder zu zittern, oder ſich von ihnen „Brod und Schauſpiele“ ſchenken zu laſſen. Antonius ſann alſo darauf, dieſe Volksſtimmung auf eine glänzende Art zu erproben bei der Leichenfeier des großen Cäſar. Vergebens warnte Atticus, des Cicero Freund, wenn eine öffentliche Leichenfeier Statt finde, ſey für die Freiheit alles verloren. Sie war nicht mehr zu verhindern. Piſo, der trauernden Calpurnia Vater, Cäſars Schwiegervater, verlangte und leitete ſie.

Am dazu beſtimmten Tage eröffnete Antonius als Conſul Cäſars Teſtament. Cäſar hatte, weil er keine ehelichen Kinder hinterließ, den jungen Octavianus, Sohn eines gleichnamigen Ritters und der Attia, einer Nichte des Cäſar, zu ſeinem Erben eingeſetzt, außerdem aber eine große Geldſumme zur Vertheilung an die Bürger angewieſen und ſeine Gärten dem Volke zum Geſchenk gemacht. Das erregte große Freude im Volke. Antonius mußte auf das Forum kommen und dem Volke Cäſars Huld laut verkünden. In dieſem Augenblick erſchien Piſo mit dem Leichenzuge. Nach altrömiſcher (und noch jetzt italieniſcher) Sitte lag Cäſar unbedeckt im Sarge und das ganze Volk konnte ihn ſehen. Vor der Rednerbühne aber ſtellte man den Sarg nieder und hing über ihn das blutige Kleid des Ermordeten. Todesſtille herrſchte, da begann Antonius zu reden und klagte um den großen Cäſar, ſchilderte deſſen unſterblichen Heldenruhm, deſſen unſchätzbare Verdienſte um die Größe,

Wohlfahrt und Ehre Roms, endlich die Güte, mit der er ſtets dem gemeinen Volke zugeneigt geweſen ſey. Dann erinnerte er daran, wie alle Senatoren dem großen Todten feierlich gelobt hätten, ihn zu ſchützen und wie er dennoch im Senat ermordet worden ſey, und hob das blutige Gewand hoch empor, daß eine tiefe Bewegung durch das Volk ging und alles weinte und den Mördern fluchte. Die Verſchwornen mußten ſich verbergen, das Volk mordete den Cinna, weil es ihn für ſeinen Bruder, den Mitverſchworenen hielt. Die Leiche Cäſars aber wurde ſogleich und auf dem Forum ſelbſt verbrannt, indem alle Zuſchauer, was jeder gerade bei ſich trug, Waffen, Kleider, Schmuck in den Scheiterhaufen hinwarf, woraus ein ſo großes Feuer entſtand, daß ein danebenſtehendes Haus mitverbrannte.

Die Mörder Cäſars verließen Rom, hielten ſich aber noch in der Nähe, um zu beobachten, geſchützt durch das Heer des Decimus Brutus. Im ſchlimmſten Falle, wenn ſie ihre Stellung in der Hauptſtadt verloren, blieben ihnen noch die Provinzen, denn Cäſar ſelbſt hatte noch kurz vor ſeinem Tode dem Marcus Brutus Makedonien, dem Caſſius Syrien, dem Cimber Bithynien, dem Trebonius Aſien als Statthalterſchaften verliehen.

So behauptete mithin Antonius in Rom das Feld. Der wüſte Aufſtand eines Menſchen, der ſich für einen Enkel des Marius ausgab, wurde leicht unterdrückt und verſchaffte dem Antonius den Vortheil, ſich eine Leibwache von der Stärke einer Legion zulegen zu können. Der einzige, der ihm offen widerſtand, war Cicero. Dieſer zurückgeſetzte, gekränkte, von Cäſar zwar geſchonte, aber immer in tödtlicher Furcht vor ihm zitternde Schönredner war nach des Imperators Tode plötzlich wieder wie verjüngt. Es fiel wie ein Stein von ſeiner Bruſt. Er konnte wieder frei athmen, ja er träumte ſich ſchon wieder in die Seligkeit des allgemein bewunderten und vom Senat als Orakel anerkannten Redners hinein. Seine Eitelkeit ſpielte ihm den ſchlimmen Streich, daß er an das, was er nur wünſchte, auch glaubte. Mit einer faſt kindiſchen Freude pries er die Ermordung Cäſars als eine rettende That, ja

als die größte in der Weltgeſchichte, ſo daß ihn Antonius beſchuldigen konnte, er ſey mitverſchworen geweſen. „Wir alle," antwortete Cicero, „wir Wohlgeſinnten alle haben den Cäſar umgebracht." Nun wagte Cicero zwar nicht in Rom zu bleiben, als er ſah, wie die Verſchwornen alle aus Furcht vor Antonius davongingen, und reiste ſelbſt wieder auf ſein Landgut, blieb aber äußerſt rührig, und ſchrieb nach allen Seiten hin Briefe, um der guten Sache zu dienen und ihre Freunde zu ermuthigen. Er hielt wirklich die Herſtellung der republikaniſchen Verfaſſung und die Beſeitigung des Militärdeſpotismus, als eines vorübergehenden Ausnahmezuſtandes, für möglich. Antonius aber kümmerte ſich um dieſe ſchwächlichen Umtriebe nicht, ſondern geberdete ſich in Rom als Alleinherr und ſuchte vor allen Dingen Geld zu ſammeln, welches damals ſchon der nervus rerum und das wichtigſte Regierungsmittel war, weil man Soldaten brauchte und dieſe nur mit hohem Solde erkaufte. Er nahm Geld, wo er es fand, und ließ ſich dabei von Dolabella, den er zum Conſul erhoben hatte, helfen. Er verſchleuderte um Geld das Bürgerrecht an ganze Provinzen, ließ ſich von den tributbaren Königen beſtechen, verſteigerte die Staatsämter ꝛc. und bekam wirklich ſolche Maſſen Silber zuſammen, daß er es nicht mehr zählte, ſondern nur noch wog, wobei ſeine habgierige Gemahlin Fulvia beſondern Eifer zeigte.

2.

Octavianus.

Cäſars Erbe, der junge Cäſar Octavianus, war erſt achtzehn Jahre alt und lebte auf dem Landgut ſeiner Mutter bei Puteoli unter der Aufſicht des Marcius Philippus, den ſeine Mutter in zweiter Ehe geheirathet hatte. Das Teſtament gab ihm Rechte, aber ihm fehlte die Macht, ſie geltend zu machen. Er, oder vielmehr die Familie, ſetzte großes, gewiß zu viel Vertrauen in Cicero

und ließ ſich durch denſelben berathen. Es war indeß unumgänglich, ſich mit dem mächtigen Antonius zu benehmen. Der junge Octavianus begab ſich zu ihm nach Rom und wünſchte ihn zu ſprechen. Antonius ließ ihn lange im Vorſaal warten und fertigte ihn dann ſchnöde ab. Der Jüngling ging wohl ein wenig zu weit, indem er nicht nur verlangte, daß ihm die von Cäſar zurückgelaſſenen Summen als dem rechtmäßigen Erben eingehändigt würden, ſondern auch daß mit den Mördern Cäſars nicht mehr kokettirt und freundſchaftlich unterhandelt werde, daß man ſie vielmehr verurtheile und zur Strafe ziehe und daß ihm, dem Octavianus, freie Hand bleiben ſolle, als Cäſars Erbe und Rächer aufzutreten. Antonius ſchlug ihm das alles rund ab, Cäſar habe wenig Geld hinterlaſſen und das wenige ſey verbraucht worden, um die Anerkennung der Amtshandlungen Cäſars nach ſeinem Tode durchzuſetzen; um ſeine, des Antonius, Amtshandlungen aber habe ſich der junge Herr nicht zu bekümmern und endlich ſolle er nicht vergeſſen, daß Cäſars Teſtament nicht einmal hätte bekannt gemacht, geſchweige vollzogen werden können, wenn nicht er, Antonius, ſich deſſelben angenommen hätte, Octavianus habe daher nichts von ihm zu fordern, ſondern ſey ihm lediglich Dank ſchuldig.

Der Jüngling verſuchte vergebens, wenigſtens die von Cäſar ausgeſetzten Legate denen zuzuwenden, für welche ſie im Teſtamente beſtimmt waren, denn er wollte ſich dadurch Freunde und eine Partei in Rom erkaufen. Antonius und Dolabella jedoch vereitelten es mit Chikanen und angezettelten Proceſſen, wodurch die Erben ihr Recht verloren. Octavianus aber gab dennoch nicht nach und wich nicht mehr aus Rom. Seine Mutter, ſein Stiefvater opferten alles, was ſie beſaßen, auf, um ihm das vorenthaltene Erbe zu erſetzen und ihm baare Mittel in die Hand zu geben, die es ihm möglich machten, das Volk in Rom durch Freigebigkeit zu gewinnen. Es bedurfte deſſen kaum. Das Volk wandte ihm von freien Stücken ſeine Neigung zu, als einem liebenswürdigen Jüngling, dem Unrecht geſchah, als dem legitimen Erben Cäſars, als dem letzten Sprößling der Julier. In einem hellen Cometen, der ſich am Himmel

sogar bei Tage zeigte, glaubte man Cäsars Geist zu sehen, der wie einst Romulus zum Himmel entschwebt sey. Unter solchen Einflüssen nun wählte das Volk seinen jungen Liebling an des ermordeten Cinna Stelle zum Tribunen und nun war es den Consuln Antonius und Dolabella nicht mehr möglich, Volksbeschlüsse in ihrem Sinne durchzusetzen.

Octavianus verdankte sein Glück offenbar nicht dem guten Willen und Eifer seines Stiefvaters, auch nicht dem zweideutigen Rath des Cicero, sondern seinem eigenen Verstande. Obgleich noch sehr jung, ließ er doch eine Schlauheit und Kühnheit zugleich blicken, die dem Volke gefiel und den Gegnern selbst imponirte. Er wußte sich trotz dem Antonius ein Ansehen zu verschaffen, welches diesen nöthigte, ihn als ebenbürtig neben sich zu erkennen, und er benahm sich andererseits wieder so versöhnlich, daß Antonius es vorzog, ihn neben sich, als sich gegenüber zu haben.

Die erste Folge seines Auftretens als Tribun war, daß Antonius ihm bereits in einem Punkte nachgab und den Mördern Cäsars ihre Provinzen entzog, indem er sich selbst Makedonien, dem Dolabella aber Syrien zuerkannte. Darauf hin versöhnte sich Octavianus wirklich mit ihm und es wurde weiter ausgemacht, Antonius solle den nächsten und gefährlichsten Gegner, Decimus Brutus, in Oberitalien angreifen, weshalb diese Provinz dem letztern ab- und dem Antonius zugeschrieben, Makedonien aber dem Cajus, Bruder des Antonius, überwiesen wurde. Octavianus aber erkannte in der Nachgiebigkeit des Antonius nur Schwäche, und hatte Recht. Einige Legionen des Antonius erklärten sich geradezu für Octavian und unter dem Schutz des letztern trat Cicero auf einmal mit unerhörter Kühnheit gegen Antonius auf, als dieser selbst ihn durch eine ungenügende und fruchtlos gebliebene Anklage unklug herausgefordert hatte. Dem soldatischen Antonius war das Advokatengeschwätz Ciceros unausstehlich und verächtlich zugleich, Cicero aber hegte denselben instinktartigen Haß gegen ihn und überdies hatte Antonius des Clodius Wittwe Fulvia geheirathet und somit die Familienfeindschaft geerbt.

Antonius entzog sich dem Parteigezänk in Rom und rückte mit

den ihm ergeben gebliebenen Legionen vor Mutina (Modena), wohin Decimus Brutus sich geworfen hatte, um seine Provinz zu vertheidigen. Kaum aber war Antonius von Rom abgezogen, so sammelte auch Octavian, ohne alle Befugniß, noch irgend einen Volksbeschluß oder Senatsauftrag, ebenfalls ein Heer und fand unter den alten Soldaten Cäsars mehr Anhang als Antonius. Da beschloß Cicero mit der ihm zustimmenden Senatspartei, die immer noch von der Herstellung der republikanischen Verfassung träumte, und die insgeheim mit Decimus Brutus einverstanden war, diesem Luft zu machen und setzte einen Senatsbeschluß durch, nach welchem der gewaltthätige Antonius für einen Feind des Vaterlandes erklärt und die beiden damaligen Consuln Pansa und Hirtius beauftragt wurden, ihn aus Italien zu verjagen. Die Truppen zu diesem Zweck lieferte Octavian und zog selber mit. Da unterlag Antonius in der Schlacht vor Mutina und mußte flüchtig werden, obgleich die beiden Consuln umkamen. Man hat den Octavian beschuldigt, er habe den Hirtius in der Schlacht selbst durch Meuchelmörder, den Pansa aber, welcher verwundet die Schlacht verließ, durch Gift weggerafft, um allein das Heft in die Hand zu bekommen. Er hatte Grund dazu, denn wenn die Consuln länger gelebt hätten, würden sie nicht geduldet haben, was er that. Er erklärte nämlich, mit Decimus Brutus, den der Senat retten wollte, nichts zu thun haben zu wollen, denn er sey ein Mörder Cäsars.

Cicero hielt in Rom eine Philippica nach der andern gegen den Antonius und merkte nicht, daß Octavian der Freiheit ungleich gefährlicher sey, als jener. Das Gerücht, Cicero habe sich wollen zum Dictator ernennen lassen, ist wahrscheinlich nur von Octavian ausgesprengt worden. Der Advocat als Dictator konnte den Legionen gegenüber nur eine lächerliche Rolle spielen. Nur die Briefe waren practisch, welche Cicero nach Gallien schrieb, um die dort befehligenden römischen Heerführer gegen Antonius, der zu ihnen geflüchtet war, einzunehmen, aber Cicero richtete damit nichts aus. Das Unbesonnenste, was Cicero und die Senatspartei thaten, war die Zurücknahme der früheren Beschlüsse in Betreff der Mörder Cäsars. Brutus

und Caſſius ſollten ihre Provinzen behalten. Zwar hatten dieſe beiden Männer bereits jeder ein ſchlagfertiges Heer zuſammengebracht, allein nichts war zweifelhafter, als daß ſie, die noch dazu entfernt von Rom ſtanden, den Senat und die Republik würden ſchützen können gegen die Uſurpatoren, die mit ihren Legionen in der Nähe waren. Und nichts erſcheint natürlicher, als daß die bisher einander feindlich gegenüberſtehenden Uſurpatoren ſich in dieſem Augenblick verſtändigten, um den Plan des Senats zu vereiteln.

Antonius fand in Gallien bei den Führern der Legionen nur eine kühle Aufnahme. Plancus war entſchieden gegen ihn, aber die gemeinen Soldaten hatten den Antonius lieb, weil er ſie immer gut angeführt, ſie bereichert und zutraulich mit ihnen verkehrt und geſcherzt hatte. Sie liefen alſo auch jetzt zu ihm. Lepidus, an der Spitze eines größeren Heeres, beſann ſich kurz, was er thun ſolle, entſchloß ſich aber, mit dem Antonius Hand in Hand zu gehen, ſey es, daß er Beſorgniß vor Octavian hegte und ſich mit Anton gegen denſelben verbunden, ſey es, daß Octavianus ſich ſchon ſelbſt mit Antonius verſtändigt hatte, und Lepidus, gegen beide zu ſchwach, lieber mit beiden gehen wollte. Gewiß iſt, daß von dem Augenblick an, in welchem Cicero und der Senat ſich mit Brutus und Caſſius verſtändigten, Octavian ſich mit Antonius verſtändigte und auch den Lepidus zu ſich herüberzog. Daß dieſe drei, wenn auch auf einander eiferſüchtig, doch einſtweilen einen engen Bund ſchloßen, um die verfaſſungstreue Partei nicht mehr aufkommen zu laſſen, war ſehr natürlich und einfach.

Während Antonius und Lepidus langſam mit ihren Legionen aus Gallien über die Alpen zogen, um ſich mit dem Heere des Octavian in der Nähe von Rom zu vereinigen, mißbrauchte der letztere die Charakterſchwäche Ciceros und machte ihn im Senat zu ſeinem Werkzeug. Er wollte ſich nämlich das Conſulat verſchaffen, um ein legitimeres Anſehen zu erlangen, als Antonius und Lepidus; ja er hielt den Senat ſelbſt für nicht ſo unbedeutend, daß er ſich deſſelben nicht gegen ſeine Nebenbuhler hätte bedienen wollen.

Kurz er ſuchte durch Cicero den Senat für ſich zu gewinnen und der alte Cicero mochte wohl bedenken, daß er auf alle Fälle an Octavian einen perſönlichen Beſchützer ſich erhalten könne. Genug, er arbeitete für denſelben, worüber ſich Brutus heftig entrüſtete, und ſetzte doch die Conſulwahl für ihn im Senate nicht durch, ſo daß ſein Dienſt auch für Octavian keinen Werth mehr hatte. Octavian hatte ſeinen Zweck mit dem Senat zu erreichen geſucht, war aber keinen Augenblick in Zweifel, daß er ihn auch ohne den Senat erreichen würde, und brach mit acht Legionen aus ſeinem Lager auf, um in Rom fertig zu machen, ehe Antonius und Lepidus nachkämen.

Zwei Legionen, die gerade aus Afrika in Rom ankamen und unter den Befehl des Plancus geſtellt wurden, vermochten freilich nicht, die Stadt zu retten und für den Senat zu fechten, den man in dem Lager zu verachten ſchon lange gewohnt war. Kaum erſchien Octavian vor den Thoren, ſo gingen ſie zu ihm über. Der Senat fiel aus einer moraliſchen Ohnmacht in die andere, hoffte anfangs durch Geldſendungen an die Soldaten etwas auszurichten, fügte ſich aber bald in alles und decretirte, was immer der junge Cäſar von ihm verlangte. Das war: feierliche Anerkennung, daß er Cäſars Adoptivſohn und rechtmäßiger Erbe ſey, zweitens Aechtung der Mörder Cäſars und Kriegserklärung gegen dieſelben, drittens auch Aechtung des Dolabella. Endlich ließ er ſich vom Senat zum Feldherrn gegen Antonius und Lepidus ernennen, um den Staat gegen deren Uſurpation zu ſchützen und rückte ihnen wirklich aus Rom entgegen. Eine Handlung, welche ſeine ganze tiefe Verſchlagenheit beweist, denn er ſicherte ſich dadurch, daß Rom in ſeinem Rücken im Vertrauen auf ihn ruhig blieb und der Senat nicht etwa ins Lager des Brutus flüchtete, wie er einſt in das des Pompejus geflohen war, und das erhöhte durch den Verrath, den er am Staat beging, in den Augen des Antonius und Lepidus den Werth ſeines Bündniſſes. Decimus Brutus, der ſich immer noch in Oberitalien gehalten hatte, konnte nun dem Stoß übermächtiger Heere nicht mehr widerſtehen und ſuchte nach Makedonien zu entkommen, aber der Seeweg war ihm ſchon verlegt, mehrere Legionen fielen von ihm

ab und trennte sich alles von ihm auf dem weiten Wege der Flucht um das adriatische Meer herum. Da fiel er endlich, von allen verlassen, dem Feinde in die Hände und gab sich selbst den Tod. Plancus, der ihm vom Senat zu Hülfe geschickt wurde, sah schon alles verloren und trat auf die Seite der Uebermacht.

3.

Das blutige Triumvirat von Bologna.

Octavian ging dem Antonius und Lepidus an der Spitze seiner Legionen entgegen und traf mit ihnen bei Bononia (jetzt Bologna) zusammen. Noch beargwohnte jeder den andern und fürchtete einen Hinterhalt, so daß sie auch nur mit der äußersten Vorsicht auf einer Insel nahe bei der Stadt zu einer Unterredung zusammentraten, nachdem sie sich versichert hatten, daß keiner verborgene Waffen bei sich trage, ihre Heere aber an beiden Ufern lagerten. Bald aber hatte das gleiche Interesse sie geeinigt. Sie beschlossen, Rom gemeinschaftlich zu regieren als Triumvirn, wie einst Cäsar, Pompejus und Crassus, und die Provinzen unter sich zu theilen, so daß Octavianus den Süden (Afrika, Sicilien, Sardinien), Antonius den Norden (Oberitalien und Gallien), Lepidus den Westen (Spanien), aber auch Mittelitalien erhalten sollte. Der Osten war noch in den Händen des Brutus und Cassius. Gegen diese sollten Octavian und Antonius gemeinsam ausrücken, Lepidus aber unterdessen in Rom bleiben. Um jedoch in Rom Ruhe zu haben, vereinigten sich die Triumvirn dahin, alle ihre politischen und persönlichen Gegner hinrichten zu lassen. Besonders Antonius drang darauf, denn er hatte die meisten Feinde in Rom. Er wollte um jeden Preis im Rücken gedeckt seyn, bevor er nach Asien ging, und hauptsächlich die Männer hinwegräumen, von denen er fürchtete, sie würden sich, wie schon früher, mit Octavian verständigen. Octavian hätte diese Männer freilich schützen sollen, aber er legte keinen Werth auf ohnmächtige politische

Schwäher im Senat, von denen er ohnehin wußte, ſie würden lieber zu Brutus halten, als zu ihm. Er opferte ſie daher unbedenklich auf. Jeder der drei Triumvirn ſtimmte für den Tod deſſen, den der zweite oder dritte vorſchlug, wenn jener nur auch für den Tod deſſen ſtimmte, den er vorſchlug. „Nach meinem Dafürhalten," ſagt Plutarch, „iſt niemals ein ſo grauſamer und unmenſchlicher Tauſch vollzogen worden, wie dieſer."

Um den neuen Bund noch feſter zu knüpfen, heirathete Octavian des Antonius Stieftochter Clodia, Tochter des verrufenen Clodius und der Fulvia. Unmittelbar nach der Hochzeit aber wurden die Proſcriptionen in Rom bekannt gemacht und erfolgten die Hinrichtungen, anfangs nur von wenigen, dann von immer mehr Männern, die zu den angeſehenſten Familien gehörten, von 300 Senatoren und 2000 Rittern. Roms Thore wurden verſchloſſen, damit keiner entkomme. Wer einen verſteckt hielt, mußte gleichfalls ſterben; Angeber wurden reich belohnt, eben ſo, wer einen Geächteten tödtete und nur den Kopf deſſelben brachte. Die Triumvirn ſchonten ihrer nächſten Verwandten nicht. Antonius opferte ſeinen Oheim Lucius Cäſar, Lepidus ſeinen eigenen Bruder auf, doch wurden dieſe beiden durch die Frauen gerettet. Der Prätor Minucius wurde auf dem Forum, indem er eben dort ſein Amt verwaltete, ermordet; der Tribun Salvius, als er gerade bei der Tafel ſaß. Die tiefe Entſittlichung der vornehmen Römer verrieth ſich darin, daß oft ein Bruder den andern, ein Sohn den Vater angab und den Henkern überlieferte. Doch kamen auch Scenen der edelſten Großmuth vor, beſonders von Sklaven, die ſich für ihre Herren opferten. Auch Cicero fand damals ſein trauriges Ende. Er entfloh auf ſein Landgut bei Formiä unfern von Cajeta (jetzt Gaeta). Von hier ging er zur See, um zu Brutus zu entkommen, aber der Sturm warf ſein Schiff immer wieder ans Ufer zurück und ſo kehrte er nach Formiä um und wollte hier ausharren und ſterben. Als aber die Mörder ſchon nahe waren, packten ihn ſeine treuen Diener in eine Sänfte und trugen ihn gegen ſeinen Willen durch einen Wald zum Meere hin, um ihn womöglich noch zu retten. Sie wurden von

den Mördern eingeholt und wollten ihren Herrn vertheidigen, aber Cicero befahl, die Sänfte niederzulaſſen, zog den Vorhang zurück und ſah hinaus. In dieſem Augenblick ſchlug ihm auch ſchon einer der Mörder, der Kriegstribun Popillius Länas, mit einem Hiebe den Kopf ab und nachher auch noch die rechte Hand und brachte ſie dem Antonius nach Rom. Da nahm Fulvia den Kopf des großen Redners in den Schooß und durchſtach ihm noch die Zunge mit ihrer Haarnadel, Antonius aber ließ den Kopf auf der Rednerbühne aufpflanzen, auf welcher Cicero ſeinen höchſten Ruhm erlangt hatte. Ciceros Bruder Quintus und ſein Sohn, welche ſich einer für den andern hatten opfern wollen, wurden beide ſchnöde hingemordet. Nur wenige Geächtete entkamen den Mördern und retteten ſich nach Makedonien zu Brutus, oder nach Sicilien zu Sextus Pompejus, der aus Spanien wiedergekommen war und eine zahlreiche Flotte hatte.

Alle Güter der Geächteten wurden eingezogen, ihre Weiber und Kinder ins Elend hinausgeſtoßen. Die Triumvirn brauchten aber noch mehr Geld und ließen 1400 der vornehmſten römiſchen Frauen eine genaue Angabe ihres Vermögens anbefehlen, um ſie darnach zu beſteuern. Die Frauen verſammelten ſich auf dem Forum und in ihrem Namen hielt Hortenſia, die Tochter des berühmten Redners, vor dem Volke eine kühne Rede, worin ſie erklärte: gälte es einen Krieg gegen äußere Feinde, ſo wollten die Frauen ihr ganzes Vermögen hergeben, aber nichts für einen Bürgerkrieg, in welchem Römer gegen Römer föchten. Die Triumvirn befahlen, die Weiber hinauszutreiben, aber das Volk murrte und nahm ſich ihrer an, ſo daß die Entſcheidung für heute ausgeſetzt wurde. Am nächſten Tage erfolgte zwar die Beſteurung, wurde aber nur 400 der reichſten Frauen zugemuthet.

Unterdeß hatte ſich Brutus in Makedonien und Caſſius in Kleinaſien auf den bevorſtehenden Kampf gerüſtet. Die Verſuche, ſie daran zu hindern, ſcheiterten. Des Antonius Bruder Cajus wurde von Brutus gefangen genommen und, als er zu entfliehen verſuchte, umgebracht. Dolabella mit einer Flotte wurde von Caſ-

ſius beſiegt und brachte ſich ſelbſt ums Leben. Sextus Pompejus, der mit ſeinen Schiffen den Weſten des Mittelmeers beherrſchte, ſchloß ſich den Mördern Cäſars im Kampfe gegen die Triumvirn an. Nur blieben ſie zu weit von einander getrennt, während Antonius und Octavian vereint mit großer Macht heranrückten. Jetzt kamen zwar auch Brutus und Caſſius in Sardes zuſammen, aber ſie waren faſt immer uneins, denn Brutus wollte überall wie Cato die römiſche Tugend und Zucht herſtellen und beſtrafte darnach die Soldaten, die ſich nicht fügen wollten. Caſſius fand das ſehr unpraktiſch, wie er denn überhaupt die Menſchen und ſeine Zeit richtiger würdigte, als der allzu ſtoiſche Brutus. Indeß wollten ſie doch ehrlich zuſammen kämpfen und zogen durch Kleinaſien, um über den Helleſpont zu gehen und ihren Feinden auf europäiſchem Boden zu begegnen. In der Nacht, bevor ſie bei Abydos Aſien verließen, erſchien dem Brutus, während er in ſeinem Zelte ſaß, eine geſpenſtiſche Geſtalt, die ihn ſchaudern machte. Er frug ſie endlich, wer ſie ſey? Und ſie antwortete: Ich bin dein böſer Genius, bei Philippi werden wir uns wiederſehen! Nun geſchah es, daß die Heere des Brutus und Caſſius mit denen des Antonius und Octavianus wirklich bei der Stadt Philippi in Makedonien zuſammentrafen. Die beiden erſtern ſchlugen ihr Lager jeder auf einem Berge auf und verhielten ſich ruhig, die beiden andern hatten nur die ſumpfige Ebene und konnten hier nicht lange aushalten. Antonius aber lockte den Caſſius vom Berge herab, indem er ihm die Verbindung mit dem Meere abzuſchneiden drohte, und ſchlug ihn dann in heißer Schlacht. Gleichzeitig griff Octavian den Brutus an, wurde aber von ihm geſchlagen. Das wußte Caſſius nicht, weil er ſchon zu weit vom Schlachtfeld entfernt war, hielt die Siegesboten, die ihm Brutus nachſchickte, ſogar für Feinde, die ihn verfolgten, und ließ ſich von einem ſeiner Diener umbringen. Brutus beweinte ſeinen Tod, hoffte aber in ſeiner feſten Stellung auf dem Berge ſich halten und ſeine Gegner durch Mangel an Lebensmitteln zum Abzug zwingen zu können. Seine Legionen aber murrten, denn ſie wollten nicht immer warten, ſondern ſiegen, Beute machen und nach Ita-

lien zurückkehren und zürnten dem Brutus, weil er ihren Ausschweifungen steuerte. Jetzt in der Noth versprach er ihnen die Plünderung griechischer Städte, aber auch das genügte ihnen nicht, sie zwangen ihn zur Schlacht, zwanzig Tage nach der ersten. In der Nacht vorher soll ihm das Gespenst wieder erschienen seyn. Anfangs siegte Brutus wieder über den Octavian, unterlag aber nach einem fürchterlichen Blutbade dem Antonius und stürzte sich, da er alles verloren sah, in sein eigenes Schwert, 42. Seine Legionen unterwarfen sich dem Sieger. Seine Gattin Portia tödtete sich, indem sie glühende Kohlen verschluckte.

Octavian war während dieses Krieges erkrankt, was sehr dazu beitrug, daß er darin den kürzern zog. Auch ließ er sich gleich nach der zweiten Schlacht bei Philippi nach Italien übersetzen, um sich zu heilen, und wohl auch, um sich der Herrschaft dort zu versichern, wenn etwa Antonius von seinem Erfolge einen zu übermüthigen Gebrauch machen würde.

4.

Sturz des Antonius.

Antonius blieb im Osten, um sich der Herrschaft daselbst zu versichern und die Parther, welche die Grenzen gefährdeten, zu Paaren zu treiben. Sein Uebergewicht über Octavian bei Philippi ließ sich nicht verkennen und machte ihn sehr stolz, verleitete ihn aber auch zu allzu großer Sicherheit. Sein Benehmen in Asien ist oben schon erzählt. In Ephesus zog er als Bacchus ein, umtanzt von verkleideten Satyrn und Bachanten. In Tarsus vergaß er über der schönen Aphrodite, die aus Aegypten zu ihm kam, den parthischen Feldzug und führte ein schwelgerisches Leben in Alexandria wie ein gänzlich Verrückter, so daß man allgemein glaubte, Kleopatra habe ihn durch einen Liebestrank um den Verstand gebracht. Er vergaß alles, was hinter ihm lag, sein Weib Fulvia, seinen Nebenbuhler

Octavian, die Würde des Römers, die Achtung vor sich selbst, die Achtung seiner Soldaten und der Welt.

Unterdeß hielt Fulvia mit Hülfe seines zum Consul ernannten Bruders Lucius in Rom dem zurückgekehrten Octavian das Gegengewicht und machte sogar den Versuch, ihn als ihren Schwiegersohn zu hofmeistern. Wenn man einer Andeutung bei Martial trauen darf, hatte sie es darauf abgesehen, ihn noch mit ihren alternden Reizen zu verführen, und erst, daß er sie verschmähte, versetzte sie in unversöhnliche Wuth gegen ihn. Er gab keinen Anlaß zum Streit, als sie ihm aber bei der neuen Vertheilung von Ländern an die ausgedienten Soldaten in den Weg trat und selbst die Austheilung vornehmen wollte im Namen des Antonius, wollte er diesem ein so vortreffliches Mittel, sich bei den Soldaten beliebt zu machen, nicht allein überlassen und brach mit dem bösen Weibe, indem er ihr die Clodia angeblich noch unberührt heimschickte. Dadurch aufs äußerste beleidigt, beschuldigte ihn Fulvia, nach Alleingewalt zu trachten und erklärte ihm den Krieg. Domitius Ahenobarbus, welcher im Osten, Sextus Pompejus, welcher im Westen Italiens das ganze Mittelmeer beherrschte, traten auf ihre Seite, Lepidus, den man gewissermaßen schon beseitigt hatte, indem man ihm die Provinz Afrika überließ, war dem Octavian gleichfalls abgeneigt und im Hintergrunde stand noch die ganze große Macht des Ostens unter Antonius. Fulvia wagte mithin nicht zu viel. Allein auf dem italischen Festland selbst waren ihr doch des schlimmen Eidams Legionen überlegen, zumal da sie von Agrippa, einem sehr geschickten und dem Octavian treu ergebenen Unterfeldherrn geführt wurden. Lucius Antonius sah sich bald in Perusia (jetzt Perugia) eingeschlossen und mußte capituliren. Unter den Anhängern des Antonius, welche damals der Rache des Octavian entflohen, befand sich auch Livia Drusilla mit ihrem Gatten Claudius Tiberius Nero und ihrem Sohne, dem noch jungen Tiberius, Personen, welche später die wichtigste Rolle in der Familie dessen spielen sollten, vor dem sie damals so angstvoll entflohen. Auch Fulvia mußte flüchten und kam in Athen mit ihrem Gatten zusammen. Ihr Wiedersehen war

aber kein liebliches, denn Antonius warf ihr vor, den Krieg unüberlegt angefangen zu haben, und ſie ihm, er ſey nur deshalb darüber ungehalten, weil es ihn in ſeinem Schlaraffenleben mit der Kleopatra geſtört habe. Die leidenſchaftliche Fulvia erhitzte ſich bei dieſem Anlaſſe dermaßen, daß ſie den Tod davon hatte.

Antonius wollte wirklich lieber wieder in Alexandria ſchwelgen, als Krieg führen, und Octavian glaubte am ſicherſten ſeine Herrſchaft befeſtigen zu können, wenn er ruhig abwartete, bis Antonius ſich vollends moraliſch ruinirt haben würde, und wenn er zugleich durch Verſöhnlichkeit und Milde ſich die Volksgunſt erwarb, welche Antonius verlor. Da ſie nun beide zum Frieden geneigt waren, ſo erfolgte derſelbe zu Brunduſium. Antonius behielt den ganzen Oſten, Octavian den ganzen Weſten des Reichs. Antonius, durch der Fulvia Tod verwittwet, heirathete die Octavia, des Octavianus Schweſter, die Wittwe eines Marcellus und damals gerade noch von demſelben in guter Hoffnung, eine Dame, welche an Adel der Seele alle ihre Verwandte hoch überragte. Octavian, durch der Clodia Verſtoßung wieder frei, heirathete die Scribonia, eine Verwandte des Sextus Pompejus, mit dem er ſich gleichfalls ausſöhnte und welcher Sicilien behalten durfte. Auch Ahenobarbus wurde in den Frieden eingeſchloſſen und erhielt Verzeihung. Im ganzen Reich war ſomit die Ruhe hergeſtellt. Lepidus blieb in Afrika.

Der Friede dauerte aber nicht lange, weil er auf keiner ſichern Grundlage ruhte. Zuerſt brachen Reibereien zwiſchen Octavian und Sextus aus, weil jener keine Seemacht hatte und daher oft vom guten Willen des Sextus abhing. Agrippa ſchuf ihm jedoch eine Flotte und beſiegte damit den Sextus, der nach dem Oſten fliehend, als er dort eine von Antonius unabhängige Macht gründen wollte, zu Milet ermordet wurde. Während dieſer Kämpfe verſtieß Octavian die Scribonia, die ihm ſein einziges Kind, die nachher berüchtigte Julia, geboren hatte, und nahm die ſchöne und geiſtvolle Wittwe Livia zur Gemahlin, die ihn durch ihre Geſchmeidigkeit und Treue bis an ſeinen Tod feſſelte. Nach der Beſiegung des Sextus beſiegte er zufällig auch den Lepidus. Die Truppen des Sextus hatten ſich

eilig an dieſen und nicht an Octavian ergeben. Octavian aber ging allein mitten unter die Truppen und brachte ſie zum Abfall, denn ihm vertrauten die Soldaten mehr, als dem trägen Lepidus. Doch geſchah dem letztern kein Leid, er verlor zwar Afrika, bekam aber einen ehrenvollen Ruheposten in Rom als Pontifex Maximus. Ueberall bemühte ſich Octavian zu verſöhnen und ſich durch ſeine Huld beliebt zu machen.

Beſonders edel erſchien ſeine wohlberechnete Huld gegen Antonius, als dieſer ſchmählich beſiegt vom parthiſchen Feldzug zurückkam. Octavian ſchickte ihm ſeine Schweſter Octavia bis Athen entgegen und trat ihm Truppen und Geld ab, um die Parther aufs neue und erfolgreicher bekämpfen zu können. Antonius aber war ſchon ſo tief geſunken, daß er der treuen Octavia befahl, in Athen zu bleiben, weil er in den Krieg fortmüſſe, dann aber doch nur wieder nach Alexandria ging, um in Kleopatras Armen zu ſchwelgen, nachdem er nichts gethan hatte, als den König von Armenien zu demüthigen. Anſtatt die Schmach des Craſſus und die eigene an den ſiegreichen Parthern zu rächen, gab er ſeiner Kleopatra Feſte, ließ ſich als Gott, ſie als Göttin anbeten, ſchenkte ihr und ihren Kindern römiſche Provinzen zu bleibendem Eigenthum, hielt den armeniſchen Triumph nicht in Rom, ſondern in Alexandria, führte die römiſchen Legionen vor ihrem Thron vorüber und ſchien Alexandria zur Hauptſtadt eines großen orientaliſchen Reichs machen zu wollen. Unter anderm raubte er die große Bibliothek aus Pergamus und vereinigte ſie mit der in Alexandria.

Octavian ſtörte ihn nicht, ſondern beſchäftigte ſich mit der Bekämpfung der ſehr unbotmäßigen und kriegeriſchen Völker am Ausgang des adriatiſchen Meeres, in Dalmatien, Illyrien und Pannonien. Der letztere Name kommt her entweder von den alten Päoniern, die an der untern Donau ſchon zu des Darius Zeiten wohnten, oder von pannus (Lappen, weil die Pannonier Kleider aus vielerlei Tuchflecken trugen). Zu Pannonien gehörte der weſtliche Theil des heutigen Ungarn und der öſtliche von Oeſtreich und Steiermark im Norden von Illyrien. Octavian unterwarf im Gebirge das kleine

Volk der Japyden, die sich in ihrer Stadt Metulum aufs tapferste wehrten und sich zuletzt alle mit Weibern und Kindern umbrachten und die Stadt in Brand steckten. Auch andere kleine Völker wurden hart mitgenommen, aber eine völlige Unterwerfung wurde doch nicht erzielt.

Antonius selbst war es, welcher den Frieden mit Octavian plötzlich brach, indem er ihm vorwarf, Afrika und Sicilien, die vormaligen Provinzen des Lepidus und Sextus, für sich behalten zu haben. Antonius besaß in der That eine große Streitmacht. Zum Glück für ihn war Phraates, der Partherkönig, der über ihn gesiegt hatte, von seinem eigenen Volke angefeindet und vertrieben, und so mit von dieser Seite her zunächst nichts mehr zu befürchten. Dagegen hatte Antonius den König von Medien, indem er ihn mit dem Hause der Kleopatra durch eine Heirath ihrer Kinder verschwägerte, ganz in sein Interesse gezogen und die noch übrigen kleinen Könige von Cilicien, Kappadocien, Paphlagonien, Galatien, Pontus, Thrakien, Judäa, Arabien mit sich verbündet. Sie alle kamen ihm zu huldigen und mochten hoffen, wenn er über Octavian Meister werde, als Bundesfürsten unter ihm einen asiatischen Föderativstaat bilden zu können. Kleopatra aber träumte sich wieder an des Antonius Seite in Rom als Beherrscherin des Erdkreises zu thronen, wie sie dasselbe früher vergebens an Cäsars Seite zu erleben gehofft hatte. Als Herr des Ostens und wohlgerüstet würde Antonius vielleicht, wenn er schnell in Italien eingefallen wäre, den Octavian, welcher noch nicht vorbereitet war, überwältigt haben. Aber er verweilte mit seiner Kleopatra auf der schönen Insel Samos im Taumel ewiger Feste und Gelage und ließ seinem gefährlichen Gegner Zeit. Von hier aus schrieb er der Octavia seinen Scheidebrief. Das edle Weib war, trotz aller Abmahnungen ihres Bruders, in des Antonius Hause zu Rom geblieben, um ihre untrügliche Treue zu bewahren. Jetzt erst mußte sie es verlassen.

Damals schon murrten viele Freunde des Antonius über sein schlechtes Betragen und konnten es nicht aushalten, sich gleichsam zu Sklaven der ägyptischen Königin herabgewürdigt zu sehen. Na-

mentlich Plancus, einer ſeiner bedeutendſten Unterfeldherrn, floh ihn und ging nach Rom, wo er ihm unermeßlich ſchadete, indem er ſein Teſtament im Senat veröffentlichte. Antonius hatte nämlich ſeinen letzten Willen niederſchreiben laſſen und darin den Cäſarion, Kleopatras Sohn, zum Erben eingeſetzt und verordnet, daß wenn er ſelbſt, Antonius, in Rom geſtorben ſeyn würde, ſein Leichnam feierlich nach Alexandria gebracht werden ſolle. Von der verbuhlten Aegypterin abhängig werden zu ſollen, ertrug kein echter Römer. Der Abſcheu war daher allgemein und der Senat erklärte nicht dem Antonius, aber zu deſſen größerer Beſchämung der Kleopatra den Krieg.

Antonius concentrirte ſeine Land- und Seemacht am Vorgebirge Actium, im Süden von Epirus. Auch Octavian führte die ſeinige dahin, war aber anfangs noch zu ſchwach und wartete noch auf eine große Verſtärkung unter Agrippa. Auch jetzt noch ließ ihm Antonius zu viel Zeit, indem er, der in ſo vielen Landſchlachten geſiegt hatte, auf den wunderlichen Einfall kam, oder von der Kleopatra, die ſich mit ihrer Seemacht bei ihm befand, überredet worden war, nur zur See fechten zu wollen. Umſonſt ſtellte ihm Canidius, der ſeine Landmacht befehligte, die Unklugheit ſeines Entſchluſſes vor, da er nur zu Lande dem Octavian überlegen ſey, und verlangte die Entfernung der Kleopatra, deren Anweſenheit die römiſchen Legionen ſich ſchämten. Antonius aber gab nicht nach. Die erſten kleinen Kämpfe fielen zu Gunſten des Octavian aus, denn ſeine Reiterei ſiegte in einem Vorpoſtengefecht und auch ſeine Flotte, obgleich bereits geſchlagen, wurde durch die glückliche Ankunft des Agrippa gerettet und die feindliche geſchlagen. Damals ging Domitius Ahenobarbus, weil er es nicht länger bei dem zaudernden Antonius aushalten konnte, zu Octavian über. Antonius hoffte alles von der Größe ſeiner Schiffe, denn er hatte alle ſeine kleinen Schiffe verbrannt und ließ nur große bauen von 3 bis 10 Ruderreihen und ſteckte in dieſe ſchwimmenden Koloſſe 22,000 Mann von ſeinem Landheere. Im Uebergehen auf das Schiff rief ihm ein alter Officier zu: Warum willſt du dich ſchlechtem Holze vertrauen

und nicht lieber unſerm Schwerte? Laß Aegypter und Phöniker zur See kämpfen, wir Römer müſſen feſten Boden unter den Füßen haben, ſey es um zu ſiegen, oder um zu ſterben. Aber Antonius gab nicht nach. Als nun Octavians Flotte die ſeinige angriff, zeigte ſich bald, daß ſeine Anordnungen übel berechnet waren, denn ſeine ſchweren Schiffe konnten ſich nur langſam bewegen, während die des Gegners ihnen beikamen, wo ſie wollten. So klammerten ſich die kleinen Schiffe an die großen und ſtürmten ſie, wie hölzerne Burgen. Der Kampf war aber noch lange nicht entſchieden, als plötzlich Kleopatra mit allen ihren ägyptiſchen Schiffen davon floh. Es iſt möglich, daß eine raſche Bewegung der octavianiſchen Flotte, wodurch die antoniniſche überflügelt wurde, die zarte Dame, die nie eine Schlacht geſehen hatte, ſo ſehr erſchreckt hat, daß ſie die Beſinnung verlor. Jene Flottenbewegung war aber durchaus noch nicht entſcheidend und Antonius hätte vielleicht noch um ſo eher ſiegen können, als ſeine Truppen ſich über die Entfernung des verhaßten Weibes freuten. Allein Antonius dachte gar nicht mehr an die Schlacht und eilte, ohne einen Befehl zu hinterlaſſen, augenblicklich ſeiner ſchönen Dame nach, denn, wie Plutarch ſagt, ſie hatte ihm die Seele aus dem Leibe gezaubert, und weil ſeine Seele bei ihr war, zog ſie ihn nach ſich, als wenn er an ſie geleimt geweſen wäre. Der Kampf dauerte fort, bis ein Wind ſich erhob und die großen Schiffe zurücktrieb. Aber die Schlacht war noch lange nicht verloren. Es waren erſt 5000 Mann gefallen und auf dem Lande ſtanden noch 19 Legionen Fußvolk und 12,000 Reiter ſchlagfertig da, um für Antonius zu fechten. Sie warteten aber vergebens auf ein Commandowort, denn Antonius war nicht mehr da; ſie wollten anfangs gar nicht daran glauben, daß er geflohen ſey, ohne geſchlagen zu ſeyn. Auch hütete ſich Octavian wohl, ſie anzugreifen, denn er konnte ruhig die weitere Entwicklung abwarten. So blieben die Legionen des Antonius ſieben Tage lang rathlos ſtehen, immer noch wartend, ob Antonius nicht wiederkehre. Da gab zuerſt Canidius die Hoffnung auf und entwich heimlich aus dem Lager. Octavian aber machte den verlaſſenen Legionen ihre Lage klar, verſprach ihnen,

was sie wollten, und bewirkte so, daß sie, von Antonius nichts mehr erwartend und mit Recht über ihn erzürnt, dem Octavian huldigten, 31.

Der Sieger folgte dem Besiegten nach Aegypten und machte auch dort rasch ein Ende, indem Kleopatra selbst in der vergeblichen Hoffnung, den jungen Cäsar zu bezaubern, wie den alten, den letzten Widerstand der Waffen lähmte. Wie tragisch Antonius und Kleopatra durch Selbstmord, der unschuldige Cäsarion durch Mord endete, ist in der Geschichte Aegyptens schon erzählt worden.

Die republikanische und senatorische Partei war in Cicero, Brutus und Cassius, die Nebenbuhler, waren in Antonius und Sextus Pompejus vernichtet, Lepidus unschädlich gemacht. Niemand widerstand mehr dem staatsklugen Jüngling, der im 18. Lebensjahr seine Laufbahn begonnen und dieselbe schon im 32. vollendet hatte, denn von nun an war er Alleinherr in aller Ruhe. Als er nach Rom zurückkehrte, schloß er mit größter Feierlichkeit den Friedenstempel und Millionen Römer empfanden dankbar die Wohlthat, die er ihnen damit erzeigte. Vor diesem Tage war jener verhängnißvolle Tempel seit Erbauung der Stadt Rom nur zweimal geschlossen worden, denn es war immer Krieg gewesen.

5.

Augustus.

Octavian ließ zwar die alten republikanischen Formen noch bestehen, aber nur insoweit, als sie seine Alleinherrschaft nicht hinderten. Wie Cäsar vereinigte er in seiner Person alle höchsten Staatsämter, und die Consuln, Prätoren, Quästoren ꝛc. wurden seine Beamten. Den Senat, der nach und nach bis auf 1000 Mitglieder gestiegen war, setzte er auf 600 herab und jagte auch von diesen noch alle fort, die ihm mißfielen. Der Senat durfte sich nur noch zweimal im Monat versammeln und hatte nur dem, was der Herr gebot, zuzustimmen. Außerdem lag es ihm ob, den Herrn

grenzenlos zu loben und zu preisen und ihn um das zu bitten, was der Herr nicht ohne Erröthen als von sich ausgehend hätte befehlen können, z. B. daß er sich Vater des Vaterlandes, den Erhabenen, den Ersten nennen, daß er sich Tempel bauen, Altäre errichten und anbeten lassen solle. Dem Senat wurde die Verwaltung einiger Provinzen überlassen, die meisten und wichtigsten behielt sich der Herr vor. Immerhin wurde dadurch im Volke der Glaube genährt, der Senat habe noch etwas zu sagen und das republikanische Gefühl wurde noch einigermaßen geschont. Dagegen hörte das einst so schreckliche Volkstribunat auf und dem Volke blieben nur noch einige ganz untergeordnete Rechte. Um jene republikanischen Gefühle zu schonen, ließ sich Octavian anfangs auch nur auf zehn Jahre vom Senat zum Imperator ernennen, später aber wieder und bis an sein Ende. Es war eine leere Förmlichkeit, welche bei den späteren Imperatoren ganz wegfiel.

Zum erstenmal nahm die Regierung eine bureaukratische Form an. Früher hatten alle wichtigen Staatsangelegenheiten öffentlich vor dem Senat oder vor dem Volk verhandelt werden müssen, jetzt hüllten sie sich in das Geheimniß der Cabinetspolitik und wurden nur unter dem Vorsitz des Herrschers vor einem geheimen Rathe (consistorium, consilium) verhandelt. An diesem nahmen die obersten Verwalter des Heeres, der Finanzen, der Gerichte ꝛc. Theil, mit einem Wort die Minister. Unter diesen erlangten bald hohen Rang die praefecti praetorio und die praefecti urbi. Die erstern, deren anfangs zwei waren, bald aber sich auf einen beschränkten, befehligten die Leibwache, die nachher so berühmt gewordenen Prätorianer. Den andern lag die wichtige Sorge für die Hauptstadt ob, das Spenden der Lebensmittel und die Schauspiele, um die ungeheure Pöbelmasse der Hauptstadt immer bei guter Laune zu erhalten.

Der eigentliche neue Titel des Herrn war Imperator, worunter schon Cäsar nicht mehr die höchste militärische, sondern auch die Civilgewalt verstanden hatte. Darnach hieß das römische Reich fortan imperium romanum und nicht mehr respublica romana. Es ist derselbe Titel, den später der deutsche Kaiser in der lateinischen Kanzlei-

ſprache führte und den heute noch der franzöſiſche Kaiſer führt (empereur). Octavian nannte ſich nach ſeinem Großoheim auch Cäſar und dieſer Name wurde gleichfalls ein Titel, welcher zunächſt dem Thronfolger des Imperators zuerkannt wurde, ſpäter aber in den deutſchen Kaiſer und ruſſiſchen Czaaren (beides iſt urſprünglich Caesar) überging. Octavian erhielt ferner den Ehrentitel princeps (der Erſte), welcher ſpäter vorzugsweiſe auf die Söhne oder Neffen des Herrn überging, die Erſten unter der Jugend (principes juventutis), woher alle unſere Prinzen kommen. Endlich nahm Octavian auf Bitte des Senats den Namen Augustus (der Erhabene) an, den nachher jeder Imperator beibehielt und auf ſeine Gemahlin dergeſtalt übertrug, daß ſie Augusta hieß. Davon erhielt auch der Monat Auguſt ſeinen Namen, wie der Monat Julius von Julius Cäſar.

Zwei Jahre nach dem großen Siege bei Actium machte Octavian eine merkwürdige und gewiß ſehr geniale Probe, ob ſein neuer monarchiſcher Bau feſt ſey oder nicht, indem er ganz unerwartet dem Senat erklärte, er lege alle ſeine Aemter nieder und entſage vollſtändig ſeiner bisherigen Allgewalt. Nur ſehr wenige Senatoren waren einfältig genug, ſeine Worte ernſt zu nehmen und einen Augenblick an die Wiederkehr der Freiheit zu glauben. Die große Mehrheit in und außer dem Senat flehte ihn an und beſtürmte ihn mit heißen Bitten, er möge fortregieren. Und das thaten ſie nicht aus Serviliſmus, ſondern in der feſten Ueberzeugung, daß, wenn er wirklich die Regierung niederlege, die furchtbarſte Anarchie und Parteiwuth hereinbrechen werde. Die ungeheure Mehrheit des Volkes dankte aufrichtig den Göttern, daß endlich nach ſo vielen Stürmen Ruhe und Frieden zurückgekehrt waren, daß man wieder athmen, daß man im Kreiſe der Seinigen wieder ſicher leben konnte.

Auguſtus erleichterte ſich die Regierung ſehr, indem er ſie auf die Schultern zweier eben ſo fähiger als getreuer Diener legte, des Vipſanius Agrippa, der ihm als Feldherr ſchon ſo große Dienſte geleiſtet hatte, und des Cilnius Mäcenas, eines überaus ſtaatsklugen, beſonnenen und humanen Mannes, der ganz auf ſein mildes Friedensſyſtem einging und von dem er ſich gern hofmeiſtern ließ,

wenn er ſelbſt etwa einmal in der Leidenſchaftlichkeit die Klugheit vergeſſen ſollte. Agrippa beſorgte für ihn hauptſächlich die auswärtigen Angelegenheiten und die Organiſation der Provinzen, Mäcenas das Innere und die Pflege der Friedenskünſte. Im Vertrauen auf dieſe tüchtigen Miniſter und durch ſie verſichert, daß die Staatsmaſchine nie ins Stocken gerathe und daß der Ruhm ſeiner Regierung keinen Flecken dulde, erlaubte ſich Auguſtus, es ſich im Privatleben bequem zu machen. Obgleich er von Jugend auf die Staatsraiſon über die noblen Paſſionen geſetzt hatte, ſo war er doch zu ſehr ein Prinz, um nicht mit den letztern behaftet zu ſeyn. So ſehen wir ihn am Tiſch ſeines treuen Mäcenas deſſen ſchöne Frau Terentia verführen, während der politiſche Ehemann und Hausherr mit dem Kopfe nickte, als ſchliefe er. Auguſtus verführte auch andere ſchöne Frauen ſeiner Großen. Einmal, als er eine ſolche Dame gegen ihren Willen in einer Sänfte wollte zu ſich bringen laſſen, ſetzte ſich der griechiſche Philoſoph Athenodoros in die Sänfte und trat mit einem Dolch heraus, den Auguſt warnend, wie unvorſichtig er gehandelt habe, da ſich leicht ein wirklicher Mörder in der Sänfte hätte befinden können. Auguſtus liebte auch „feine Parthien“ und feierte mit ſeinen Vertrauten geheime Orgien, was man die Göttertafel nannte. Er ſetzte ſich nämlich an der Tafel mit ſeinen Lieblingen und Maitreſſen zuſammen, welche als die zwölf höchſten Götter gekleidet waren, er als Apollo, und ahmte dabei die üppigſten Scenen der Mythologie nach. Dabei wurde der armen Götter geſpottet. Als Auguſtus einſt bei einem ſeiner Veteranen ſpeiste, fiel die Rede auf eine goldene Statue der Venus, welche jener einmal erbeutet hatte. Du ſpeiſeſt jetzt von ihrem Beine, ſagte der Veteran, und Auguſtus lachte. Nichtsdeſtoweniger duldete oder befahl ſogar Auguſtus, daß er ſelbſt vom Volk als Gott verehrt wurde, daß eine neue Prieſterſchaft, die Auguſtalen, den Tempeldienſt des neuen noch lebendigen Gottes übernehmen und daß in allen Provinzen der Genius des Auguſtus als heiliger Geiſt oder wenigſtens Weltgeiſt angebetet werde.

In Rom und in ſeinem ganzen Reich ließ er das Privatleben gewähren, wie es einmal war, zufrieden, wenn ſich die Bevölkerungen nur ruhig verhielten und ihm gehorchten. Der dämoniſche Trieb, der bisher in großen furchtbaren Exploſionen die Bürgerkriege entzündet, die Menſchen in Maſſe hingemordet, die Provinzen grauſam ausgeplündert und entvölkert hatte, zertheilte ſich jetzt wie ein giftiger Dunſt und impfte die tiefſte Unſittlichkeit ins geheimſte Innere der Familien. Ovid entſetzt ſich über die zahlloſen Proceſſe, mit welchen in jener Zeit des Friedens die Privaten ſich unter einander bekriegt hätten, und über die geheimen Verbrechen, welche Kinder an Eltern und Brüder an Brüdern begangen hätten, um ein Erbe, um einen Raub, kurz überall um Geld, weil nur Geld zu Genuß verhilft und die Genußſucht alles Pflichtgefühl in den Menſchen ertödtet habe. Damit verband ſich dann auch eine allgemein verbreitete Unzucht nicht nur natürlicher, ſondern auch unnatürlicher Art, indem Rom bald in allen Laſtern mit Griechenland wetteiferte. Rom wimmelte von Luſtdirnen und Luſtknaben und das Familienleben ſelbſt blieb ſo wenig frei von Sünde, daß die Ehen immer ſeltener wurden. Als Auguſtus das denn doch bedenklich fand, erließ er ſtrenge Geſetze dagegen, aber ſie wurden umgangen. Man ſagte ihm laut: wie können die jungen Männer heirathen, da es keine tugendhaften Frauen mehr gibt und jeder darauf gefaßt ſeyn muß, das Haus voll Buhler zu bekommen. Und man ſagte nicht, aber dachte: geh du ſelbſt mit beſſerm Beiſpiel voran.

Ohne die innern Schäden heilen zu können oder nur ernſtlich zu wollen, that Auguſtus alles für den äußern Glanz, die äußere Ordnung und das Wohlbehagen. Um das Centrum des Reichs mit den Provinzen leichter zu verbinden, wurden Straßen verbeſſert und angelegt; um die Städte, beſonders die römiſchen Colonialſtädte zu heben, eine Menge Bauten unternommen von Staatsgebäuden, Tempeln, Bädern, Theatern, Waſſerleitungen, Brücken ꝛc. Für Rom ſelbſt geſchah das Meiſte, ſo daß Auguſtus von ſich ſagen konnte: ich fand Rom von Lehm und verlaſſe es von Marmor. Auch die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte wurden in Rom mit Vorliebe gepflegt,

weil Auguſt darin ein Mittel ſah, die Menſchen angenehm zu beſchäftigen, von politiſchen Leidenſchaften abzubringen und ſeinen eigenen Ruhm zu verherrlichen. Natürlicherweiſe wurden die Gelehrten und Dichter ſeine Schmeichler und durften nichts niederſchreiben, was dem Intereſſe des Herrſchers oder dem Ruhm des römiſchen Namens zu nahe trat. Obgleich nun damals bedeutende Schriftſteller lebten, deren Werke bis auf uns gekommen und als Grundlage der claſſiſchen Bildung anerkannt ſind, die Dichter Virgil, Horaz, Ovid, Tibullus, Propertius, die Geſchichtſchreiber Livius, Diodor von Sicilien, Dionyſius von Halicarnaß ꝛc., ſo verräth ſich bei ihnen in der claſſiſchen Form doch nur ein vielfach von politiſcher Furcht befangener Geiſt und das ſ. g. goldene Zeitalter der Literatur unter Auguſt ſtählte nicht den ſittlichen Nerv des Volks, ſondern half ihn vollends erſchlaffen. Virgil durfte nur die göttliche Abkunft des iuliſchen Geſchlechts und das ſorgenfreie Landleben, Horaz nur die perſönliche Gnade des Auguſt und Mäcen und die Lebensklugheit preiſen, die ſich ins Unvermeidliche ergibt, alle Sorgen um Gott und die Welt an den Nagel hängt und ſich bei Wein, Mädchen und guten Freunden vergnügt. Ovid durfte ſeine verbuhlten Metamorphoſen zur Unterhaltung und zu nachahmungswerthen Vorbildern für die auguſteiſche geheime Göttertafel ſchreiben, eben ſo Tibull und Properz nur poetiſche Handbücher römiſcher Buhlerei. Dem Livius war geſtattet, in erhabener Sprache die Größe Roms von der Erbauung der Stadt an zu preiſen, aber er konnte ſein Werk nicht bis auf die neuern Zeiten fortführen, weil er dann allzu gröblich hätte lügen müſſen, und ſelbſt in der Behandlung der ältern Geſchichte Roms mußte er jede Unbill, welche Rom an andern Nationen begangen hatte, bemänteln und rechtfertigen.

Mäcenas war es, der die Gelehrten und ſchönen Geiſter der Gnade des Herrſchers empfahl und die großmüthig belohnte, die ihn und ſeinen Herrn unaufhörlich beweihrauchten. Daher nennt man heute noch jeden vornehmen Gönner der Wiſſenſchaften und Künſte einen Mäcen.

6.

Auguſts Ende.

Die Ruhe des Reichs wurde unter der Herrſchaft des Auguſtus nur wenig an den Grenzen geſtört. Zuerſt durch die Baſtarner an der untern Donau, die unter ihrem König Deldo ins Gebirge Hämus vorgedrungen waren, aber von den Römern unter Craſſus beſiegt wurden. Deldo ſelbſt fiel im Kampf von der Hand des Craſſus. Dieſer beſiegte nachher auch die Geten, welche damals unter verſchiedene kleine Könige getheilt, die einen römiſch, die andern feindlich geſinnt waren. Dann erhoben ſich die Cantabrer und Aſturier in den ſpaniſchen Gebirgen und einige deutſche Raubſchaaren drangen über den Rhein nach Gallien vor. Aber ſie alle wurden durch die römiſchen Beſatzungen der betreffenden Provinzen beſiegt, in den Jahren 32—29.

Von Aegypten aus unternahm Aelius Gallus im J. 28 eine recognoscirende Heerfahrt den Nil aufwärts, begleitet von dem berühmten griechiſchen Geographen Strabo. Ein Römer aber, Namens Sylläus, der bei dem arabiſchen König der Nabatäer viel galt, drängte ſich dem Gallus als Rathgeber auf und verlockte ihn, das glückliche Arabien im Süden aufzuſuchen, führte ihn und ſein Heer aber in den Felſenwüſten am arabiſchen Meerbuſen irre, ſo daß es größtentheils umkam und Gallus mit dem Reſt unverrichteter Dinge heimkehren mußte. Sylläus wurde deshalb ſpäter hingerichtet. Doch iſt die Frage, ob der arme Sylläus nicht blos zum Opfer auserſehen worden iſt, um die auf Befehl des Auguſtus unternommene und mißlungene Heerfahrt zu entſchuldigen. Dieſe Fahrt ſcheint ganz Aethiopien aufgeregt zu haben, denn im J. 37 kam die äthiopiſche Königin Kandace von Meroë her und drang bis zur Inſel Elephantine vor, um die Römer zu vertreiben, unterlag aber deren Streitkräften unter Petronius.

Im Jahr 22 begab ſich Auguſtus ſelbſt nach Aſien, um dort

die Herzen zu gewinnen und die Grenzen zu ſichern. Als er in Armenien den Tigranes zum König einſetzte, kamen die Parther in Bewegung, doch wurde der Friede nicht geſtört. Vier Jahre ſpäter mußte Auguſtus nach Gallien, wo ſchon wieder deutſche Raubſchaaren eingefallen waren, die ſich jetzt aber ſchnell zurückzogen. Wie die römiſchen Statthalter die Provinzen zu plagen und auszuſaugen verſtanden, ohne ſich durch des Kaiſers ſtrenges Verbot irre machen zu laſſen, beweist Licinius, welcher angeklagt war, die Gallier bis aufs Blut ausgeſogen zu haben. Als Auguſtus zu ihm kam, zeigte ihm Licinius alle Schätze, die er zuſammengeraubt hatte, und ſagte: „ich raubte ſie den Galliern, um ihnen die Mittel zu rebelliſcher Bewaffnung zu nehmen; ich raubte ſie im Intereſſe Roms und in dem deinigen, ſie ſind dein!“ Das gefiel dem Herrſcher und Licinius blieb ungeſtraft.

Im Uebrigen begnügte ſich Auguſtus damit, die Ruhe im Innern ſeines großen Reichs zu erhalten und die Grenzen zu ſchützen, ohne an neue Eroberungen zu denken. Vermöge dieſer conſervativen Politik hätte er nun auch für die Zukunft des Reichs durch die Wahl eines würdigen Nachfolgers ſorgen ſollen, allein er hatte damit kein Glück. Das unerbittliche Fatum ſchien ihm ſagen zu wollen, die Weltordnung, wie er ſie gegründet habe, ſey der Erhaltung nicht werth.

In froher Hoffnung vermählte er ſeine einzige Tochter Julia mit dem edelſten Jüngling ſeiner Zeit, ſeinem Neffen Marcellus, welchen ſeine Schweſter Octavia in erſter Ehe geboren hatte. Ihm war die Thronfolge zugedacht, aber er ſtarb ſchon im J. 25 zum unendlichen Jammer ſeiner Mutter, deren einziger Troſt er in ſo vielen Leiden geweſen war. Sie verbarg ſich in der tiefſten Einſamkeit und wollte ihren eigenen Bruder nicht mehr ſehen. Man verſteht ihren Schmerz noch beſſer, wenn man erwägt, daß des Auguſtus Gemahlin Livia gegen ſie in tiefer geheimer Eiferſucht entbrannt war, weil ſie ihrem eigenen älteſten Sohn erſter Ehe Tiberius den Thron ſichern wollte. Doch war Livia ihrer Sache noch nicht gewiß, weil Auguſtus die Julia aufs neue an ſeinen

bewährten Freund Agrippa vermählte, dem ſie zwei Söhne, Cajus und Lucius, und zwei Töchter, Julia und Agrippina, gebar, und ſofort Cajus zum Thronfolger beſtimmt wurde. Agrippa ſtarb im J. 15 und Julia gebar noch nach ſeinem Tode den Agrippa Poſthumus. Ihr Vater ſuchte ihr nun zum drittenmal einen Gatten aus und Livia wußte ihn dahin zu lenken, daß er ihren ältern Sohn Tiberius dazu erkor. Dann konnte demſelben nach ihrer Meinung die Thronfolge nicht mehr entgehen und die mehrberechtigten Kinder aus Julias erſter Ehe ließen ſich wohl beſeitigen. Auguſtus that ihr den Willen und Julia mußte den Tiber heirathen, aber ſie mochte ihn nicht, ſie haßte und verachtete den heimtückiſchen Schleicher, der er war, und ergab ſich von dieſer Zeit an den gröbſten Ausſchweifungen. Tiberius fühlte ſich dadurch ſo ſehr gekränkt, daß er, unter dem Vorwand, in Griechenland Studien obliegen zu wollen, nach der Inſel Rhodus ging und dort ſehr zurückgehalten lebte. Auch das dürfte nicht ohne geheimes Einverſtändniß mit ſeiner Mutter geſchehen ſeyn, denn ſchon war die Eiferſucht zwiſchen den beiden jungen Söhnen Agrippas und ihm ausgebrochen und hatte es Händel zwiſchen ihnen gegeben. Auguſt war zu ſehr für jene beiden eingenommen und konnte den Tiber nicht leiden. Mithin konnte Tiber nichts klügeres thun, als ſich jeder Klage und Gefahr in Rom zu entziehen und in ſicherer Ferne zu lauern, bis ſich die Verhältniſſe beſſer für ihn geſtalten würden. Dort auf Rhodus aber unterhielt er ſich mit magiſchen Künſten und frug die Wahrſager, ob er Kaiſer werden würde? ließ ſie aber, wenn ſie von ihm gingen, unterwegs durch vertraute Diener in einen Abgrund ſtürzen, damit ſie ihn nicht verrathen könnten. Einem aber, dem Aſtrologen Thraſyllus, ſchenkte er ſein ganzes Vertrauen, als derſelbe ihm verkündete, er werde Kaiſer werden. Tiber befahl ihm, ſein eigenes Loos in den Sternen zu erforſchen. Da frug Thraſyllus ſeinen Stern, begann zu zittern und rief: ihm ſey das Verderben nahe. Lächelnd aber umarmte ihn Tiber und behielt ihn von nun an immer bei ſich, denn er hatte die Wahrhaftigkeit ſeiner Verkündigungen jetzt erprobt. Er mußte ſich von Rhodus einmal nach Chios begeben,

um ſeinem bevorzugten Vetter Cajus, als derſelbe von Auguſtus mit einem Heere nach Aſien entſendet wurde, die Aufwartung zu machen, und wurde von demſelben übermüthig behandelt. Aber ſchon hatte ihm ſein Thraſyll vorhergeſagt, ſeine verhaßten Nebenbuhler Cajus und Lucius würden bald ſterben und der junge unerfahrene Cajus ging, ohne es zu ahnen, dem ſchwarzen Verhängniß entgegen. Auguſt hatte ihn beauftragt, die Unruhen an den Grenzen im Oſten zu ſchlichten. König Artabazes von Armenien war geſtorben, der Partherkönig Phraates machte Anſpruch auf das Land deſſelben, Auguſtus aber ſetzte den Tigranes über Armenien. Als nun Cajus mit einer bedeutenden Streitmacht ankam, gab der Parther nach und der Friede wurde erhalten, der arme Cajus aber kam nicht mehr heim, denn ſchnelles Gift raffte ihn unterwegs dahin. Kurz vor ihm war der zurückgebliebene Lucius eben ſo plötzlich geſtorben und ſchwerer Verdacht fiel auf Livia.

Unterdeß hatte Julia auch ihre gleichnamige Tochter mit ihrer Lüderlichkeit angeſteckt und beide trieben es ſo arg, daß man es endlich dem Auguſtus ſagte, dem es bisher immer ſorgfältig verhehlt worden war. Als er erfuhr, ſeine Tochter treibe ſich nächtlich in den gemeinſten Häuſern der Stadt unter dem Pöbel herum, gerieth ſeine vornehme Natur durch die Schande in ſolche Erſchütterung, daß er die Beſinnung verlor und in der erſten Entrüſtung den ganzen Scandal vor den Senat brächte. Auch in dieſem Falle ſcheint Livia die Hand im Spiel gehabt und ihn gereizt zu haben, denn es lag in ihrem Intereſſe, Julien zu ſtürzen und die Thronfolge ihrer befleckten Nachkommenſchaft zu einer moraliſchen Unmöglichkeit zu machen. Später bereute Auguſtus ſeinen Jähzorn. Julia aber wurde ſammt ihrer entarteten Tochter auf die Inſel Pandataria verwieſen und dort ſtreng gehalten. Dieſe Wendung der Dinge mußte begreiflicherweiſe dem Tiberius zu Gute kommen. Auguſtus glaubte dem Tiefgekränkten eine Genugthuung ſchuldig zu ſeyn, rief ihn zurück, gab ihm Ehrenſtellen und adoptirte ihn, jedoch nur in zweiter Linie, denn in erſter Linie blieb dem jungen Agrippa Poſthumus immer noch die Thronfolge geſichert. Dieſer Knabe aber war ein ſo böſer Bube, daß der

Großvater ſelbſt vor ihm graute und ihn verbannen mußte. So wird wenigſtens erzählt, es wäre jedoch möglich, daß ſeine Jugend nur künſtlich vergiftet wurde, damit Livia auch ihn los würde. Mit dieſer Hofintrigue hing, wie es ſcheint, die plötzliche Verbannung des Dichters Ovid zuſammen.

Tiberius hatte noch einen andern Nebenbuhler an ſeinem eigenen Bruder Druſus. Obgleich dieſer der jüngere war, hatte ihn Auguſtus doch lieber, und würde ihm, wenn Livia nicht geweſen wäre, ohne Zweifel die Thronfolge geſichert haben. In merkwürdiger Halbheit, die ſein Altwerden charakteriſirt, ließ er zwar in Hinſicht auf die nächſte Thronfolge dem Tiber den Vorrang, befahl ihm aber, den älteſten Sohn ſeines Bruders Druſus zu adoptiren, damit dieſem nach Tibers Tode die Nachfolge verbleibe. Druſus zeichnete ſich ſehr als Feldherr aus in den Kriegen, die er, zum Theil in Verbindung mit Tiberius, an den nördlichen Grenzen, in den Alpen, am Rhein und in Pannonien führen mußte. Da dieſe denkwürdigen Kriege den Auguſtus überlebten, wollen wir ſie erſt ſpäter in ihrem vollen Zuſammenhange beſchreiben.

Als Auguſtus im J. 14 nach Chriſti Geburt ſtarb, war Livias Plan vollſtändig gelungen, Tiberius erbte den Thron und hatte die volle Macht, ſich jedes ihm etwa noch läſtigen Verwandten zu entledigen.

Indem Auguſtus der erſte Herr des damaligen Weltreichs war, ahnte er nicht, daß zu ſeiner Zeit ein noch Gewaltigerer geboren wurde, obgleich im Orient ſchon lange die Sage ging, der Herr der Welt werde zu jener Zeit aus Judäa kommen. Die römiſchen Geſchichtſchreiber Tacitus und Sueton haben beide dieſe Meinung in Aſien ſo weitverbreitet gefunden, daß ſie es der Mühe werth hielten, ſie aufzuzeichnen. Sollte auch dem liebenswürdigen Dichter Virgil eine Kunde davon geworden ſeyn, da er ſang: „Die Sibylla hat ihr weiſſagendes Lied vollendet, und eine neue Reihe der Jahrhunderte beginnt jetzt. Die Jungfrau (Aſträa, die Gerechtigkeit, die einſt aus Rom vor den ſündigen Menſchen entfloh) kehrt wieder und die ſaturniſchen Zeiten (das verlorene Paradies) und ein neues Geſchlecht ſteigt herab von der Höhe des Himmels.“ In der Kirchen-

geſchichte des Nicephorus findet ſich die Sage, Auguſtus habe in der Sorge um die Thronfolge, welche, wie wir geſehen haben, immer ſchwankte, das Orakel in Delphi fragen laſſen, wer nach ihm die Welt beherrſchen werde? Der Gott aber habe ihm geantwortet: „Ein hebräiſcher Knabe treibt mich aus dem Hauſe und ich muß für immer in die Unterwelt hinabſinken. Wende dich ſchweigend hinweg von meinem Altare!“ Nach einer noch ſpäteren Legende ließ Auguſtus die Sibylle von Tibur kommen, um ſie in gleicher Abſicht zu befragen. Sie aber ſprach: Vom Himmel wird der König kommen, der es in Ewigkeit ſeyn wird. Und der Himmel habe ſich aufgethan und eine wunderſchöne Jungfrau mit einem Kinde auf dem Arm ſey, auf einem Altare ſtehend, ſichtbar geworden, Auguſtus aber habe die Erſcheinung angebetet und an derſelben Stätte einen Altar errichtet, da wo jetzt die Kirche ara coeli ſteht.

Siebentes Buch.

Glauben, Sitten und Bildung der Römer.

1.

Charakter der altrömiſchen Religion.

Das römiſche Weſen hatte von Anfang an viel dem griechiſchen Verwandtes. Das lag in der ariſchen Abſtammung, in der Uebereinſtimmung der Sprache, des älteſten Naturdienſtes, des patriarchaliſchen Familienlebens und der Ritterlichkeit. Deshalb konnte Rom auch ohne Zwang nach und nach von der älteren und reiferen Cultur Griechenlands erobert, im Glauben, Sitten, Wiſſen und Kunſt gräciſirt werden. Indeß gab es einen römiſchen Charakter, der den Griechen lange Stand hielt und den griechiſchen überwog. Die Römer blieben nämlich der patriarchaliſchen und ritterlichen Sitte der Vorzeit viel länger treu als die Griechen, viel länger ſogar als die Makedonier, weshalb ſie beiden überlegen waren und beide unterjochten. Außerdem aber charakteriſirt ſich das römiſche Weſen durch die Disciplin, welche von Anfang an die Gemeinde wie mit ehernen Klammern zuſammenhielt und durch die eigenthümliche Entſtehungsart des Staats, wonach an die Stelle der natürlichen Familien- und Stammverbindung eine künſtliche, der contrat social, die Uebereinkunft freier und gleicher Männer aus verſchiedenen Stämmen geſetzt

wurde. Aus dieſem Urverhältniß entwickelte ſich ein inneres politiſches Leben und Regen von wunderbarem Reichthum und jene berühmte Römertugend, die dem Einzelnen die Aufopferung für das Gemeinweſen zur Pflicht, zur Ehre und Freude machte. Erſt die zu große Ausdehnung des Gemeinweſens, die zu große Bereicherung der Bürger durch die Kriegsbeute, und die Anſteckung mit allen Wollüſten Griechenlands und Aſiens verdarb den echten Römercharakter und machte das römiſche Volk derſelben Sünde und Strafe theilhaftig, welche vor ihm die ältern Völker betroffen hatte.

Was die Religion betrifft, ſo zeigt ſchon dieſes römiſche Wort ſelbſt, religio, die Verbindung mit Gott oder der Zurückgang zu Gott, daß die alten Römer die Beziehung zum Ewigen tiefer und inniger auffaßten, ſich abhängiger von den Göttern wußten, mehr Furcht vor den Göttern hatten, als die Griechen. Deshalb war ihr Opferdienſt außerordentlich ſtreng und feierlich, begannen und vollendeten ſie nichts ohne Anrufung der Götter und erforſchten ſie überaus ängſtlich und auf die mannigfaltigſte Art den Willen der Götter. Sie fanden dieſen ſtaunenswürdigen Aberglauben freilich ſchon bei den Etruskern vor, aber ſie würden ihn nicht angenommen und ſo lange bewahrt haben, wenn er nicht ihrem Weſen entſprochen hätte. Auch zeigt ſich in der römiſchen Religion urſprünglich das Bedürfniß nach plaſtiſcher und ſchöner Darſtellung der Gottheiten keineswegs wie bei den Griechen, vielmehr glaubten ſie die ſichtbare Welt von unſichtbaren dämoniſchen Kräften bewegt, den ſ. g. Genien. Sie geben den Schlüſſel ab zu der geſammten altrömiſchen Religionsgeſchichte.

Die höchſten Götter der Römer ſelbſt wurden als die in der Natur und im Völkerleben wirkſamſten Kräfte nur wie Genien aufgefaßt. Nur unter dieſer Bedingung war es möglich, die einzelnen Hauptgötter der latiniſchen, ſabiniſchen und etruskiſchen Stämme und die Natur-, Volks- und Hausgötter zu identificiren. Jupiter, daſſelbe was der griechiſche Zeus, der Donnerer, galt als der höchſte und mächtigſte aller Götter, weil den Völkern in ihrer Kindheit nichts ſo ſchrecklich vorkommt, als Donner und Blitz, er wurde aber

von den Römern zugleich als der Schutzgott und Genius ihres Gemeindeweſens aufgefaßt. Die latiniſche Veſta (das Feuer) wurde zugleich Heerdgöttin und Genius des Hauſes, die ſabiniſche Ops (Erdmutter, Geberin alles Reichthums) Genius des Landes, Mars, urſprünglich ein Frühlingsgott (Genius des Märzes) wegen des ſiegreichen Hervorſprießens der Saaten, wodurch der Winter beſiegt wird, auch Genius des Kriegs ꝛc. Neben den höhern Göttern ſahen die Römer noch unzählige Genien in allen einzelnen Erſcheinungen der Natur und des Völkerlebens, denn jeder Ort, jeder Baum, jede Zeit, jedes kleine Ereigniß hatte ſeinen beſondern Genius. Daher geſchah es ohne Zwang, wenn ſich auch die Genien der Herrſcher an die Götter anreihten. Wie der Genius der Sonne die ſichtbare Natur, ſo beherrſchte der Genius des Cäſar oder Auguſtus die bürgerliche Welt. Die Vergötterung mächtiger Menſchen war mithin in den Augen der Römer keine Herabſetzung der alten Naturgötter, ſondern folgte auf natürliche Weiſe aus der Vorausſetzung, daß es überall unſichtbare Dämonen oder Genien ſeyen, welche in der ſichtbaren Welt wirkten und regierten.

Die älteſten Götter der Latiner, Sabiner, Etrusker wurden auf eine Zwölfzahl höherer Götter (dii majorum gentium) zurückgebracht, um ſie ganz mit den griechiſchen zu identificiren, was nicht ſchwer war, weil ſie im Grundweſen übereinſtimmten. Sie hießen aesar (gleich den nordiſchen Aſen) und ſollen auch ihren Sitz im Norden gehabt haben. Die übrigen galten als dii minorum gentium, als niedere und Halbgötter.

Die zwölf waren 1. Jupiter, Dispiter, Diovis pater, Vater des dies bei den Etruskern Tina genannt (des Tages, Himmels), Tonans, Tonitrualis (der Donnerer), Lucitius, Lucilius (der Leuchtende), Fulgulator, Fulminator (der Blitzende), Pluvius (der Regen), Serenator (der den Himmel wieder klärt), Summanus (der aus der höchſten Höhe wirkt), Optimus Maximus (der beſte und größte), Victor (der Sieger), Stator (der die Flucht oder des Feindes Vorhaben hemmt), Feretrius (der den Feind ſchlägt), Fidius und Sancus (der Gott der Treue und des heiligen Eidſchwurs) ꝛc. Er wurde

wie Zeus als Naturgott und zugleich als Vorkämpfer des Volkes gedacht, aber die Römer wußten nichts von den schmutzigen Mythen, die ihm die Griechen zuschrieben, und faßten ihn nicht als einen übermüthigen König, sondern als den Genius des römischen Gemeinwesens auf, welches auf Tapferkeit der Bürger nach außen, und heilige Treue im Innern gebaut war. Später erst bezogen die römischen Dichter alle schmutzigen Liebschaften des griechischen Zeus auch auf ihren Jupiter.

2. Juno, die Gemahlin des Jupiter, dasselbe, was die griechische Here, aber reiner, heiliger angesehen, das Urbild der tugendhaften römischen Hausfrau und Familienmutter (matrona), weshalb sie auch als Genius guter Frauen angesehen wurde und man jeder derselben eine eigene Juno beilegte. Bei den Etruskern hieß sie Kupra. Juno hieß als Schutzgöttin der Ehen Juga (das Ehejoch), der Geburten Lucina (die Leuchtende, worunter man den Mond verstand) oder Matuta (matruta, mater) Genius der Mutter.

3. Vesta, eine bei den Latinern uralte Göttin des Feuers in der Natur, überhaupt des ewig Lebendigen, und des Heerdfeuers insbesondere, stand in naher Beziehung zu dem Mythus von Aeneas. Dieser sollte nämlich das Palladium aus Troja mitgenommen und nach Latinum gebracht haben, ein kleines Holzbild der Athene mit Schild und Lanze, an welches einst das Glück von Troja geknüpft war und jetzt das von Rom. Es wurde im Tempel der Vesta als größtes Heiligthum der Römer aufbewahrt und von den Vestalinnen bewacht, Jungfrauen aus den ersten Ständen Roms, die zugleich auf Vestas Altar ewig brennendes Feuer hüteten und große Vorrechte und im Volk ein heiliges Ansehen genoßen. Wenn aber eine das Feuer ausgehen ließ oder ihre Unschuld verlor, wurde sie lebendig begraben. Ihr weißes Gewand war mit einem Purpurbande verbrämt.

4. Minerva, tuskisch Menerfa, zusammenhängend mit mens, Verstand, Kunde, galt als Heilgöttin in Krankheiten, daher medica benannt, und als Göttin der Musik, ehe sie mit der griechischen Athene zusammengefaßt wurde.

5. Ceres, eine tuskische Göttin der Saaten, vorzüglich in

der Stadt Cäre verehrt, von deren feierlichem agrariſchem Cultus der Name Cäremonie abſtammt, ging in die griechiſche Demeter über.

6. Diana, die Jagdgöttin, gleich der griechiſchen Artemis, hatte noch andere Bedeutungen. Sie hieß eigentlich Jana und war die weibliche Ergänzung des Janus und dieſer Gott der Thore, der Eröffner des Jahrs (von dem auch der Monat Januar ſeinen Namen empfing) war urſprünglich der Sonnengott, der in der Winterſonnenwende das Thor des alten Jahres ſchließt und das des neuen eröffnet. Jana galt als ſeine Schweſter und war urſprünglich die Mondgöttin und als ſolche auch Luna genannt. Weil man aber der Mondgöttin die Geburten zuſchrieb, fiel Diana-Luna als Lucina mit der Juno zuſammen, wie in ähnlicher Art auch ſchon bei den Griechen die jungfräuliche Artemis in Epheſus zur Naturmutter wurde.

7. Venus, die Göttin der Liebe, welche bei den älteſten Römern und Italern wenig hervortritt und erſt dadurch die große Bedeutung erhielt, daß von Unteritalien her der ganze Cultus der griechiſchen Aphrodite auf ſie übertragen wurde. Mit ihr zog dann auch das ſchrecklichſte ſittliche Verderben in Rom ein. Doch machte ſich der altrömiſche Charakter auch noch in dieſem üppigen Cultus geltend, indem man vorzugsweiſe die Venus genitrix, als die das Volk mehrt, die victrix, die ihm zum Siege hilft, die militaris, die den Krieg liebt ꝛc., verehrte. Auch die Venus calva, obgleich ſich dieſer Beiname wohl auf das Kahlſcheren der Bräute bezog, wurde auf die patriotiſchen Frauen bezogen, die ihre Haare abſchnitten und zu Bogenſehnen verwandten, als die Gallier das Capitol belagerten. Eben ſo galt Venus cloacina als die Schutzgöttin der großen unterirdiſchen Gewölbe, in denen aller Schmutz der Stadt abgeführt wurde, alſo als die Reinigerin. Indeſſen wurde ſie vorherrſchend Libitina und vulgivaga, die große Verführerin des geſammten Römervolks. Auch ihr kleiner Begleiter Amor (der griechiſche Eros) wurde vorzugsweiſe als Cupido (Genius der Begierde) aufgefaßt.

8. Mars, Mamers, Mavors, ein altlatiniſcher Gott des Frühlings, der Saaten und Wälder, deſſen aufſchießende Halme, Zweige und Knospen als Waffen galten, womit er den Winter beſiegte, war

zugleich Kriegsgott und ging in den griechiſchen Ares über. Als Naturgott bewährt ihn die Mythe, nach welcher ihn ſeine Mutter Juno in einer Blume empfangen haben ſoll, und der Name des Märzes, als des Frühlingsmonats. Sein Attribut und Beiname iſt Picus, der großſchnablige Specht, ein Sinnbild der männlichen Zeugungskraft. Als Kriegsgott kam ihm, wie ſich von ſelbſt verſteht, bei den Römern die größte Verehrung zu und der Mythus macht ihn ſogar zum Vater des römiſchen Volks, wenigſtens des Romulus und Remus. Man hatte anfangs kein Bild von ihm, aber ſein angeblich vom Himmel gefallener Schild gehörte nebſt dem Palladium zu den Heiligthümern des Staats.

9. Mercurius, auf den das ganze Weſen des griechiſchen Hermes übertragen wurde, hatte urſprünglich wohl eine andere Bedeutung, wie er denn auch bei den Galliern und Deutſchen als Hauptgott hervortritt, höher ſtehend als der Donnerer. Seine Mutter hieß Maja, welche gleichfalls in früheſter Zeit eine größere Bedeutung gehabt zu haben ſcheint, da man den Mai nach ihr nannte und auch das Wort Majeſtät von ihr abſtammt.

10. Neptunus fällt ganz mit dem griechiſchen Poſeidon, 11. Vulcanus ganz mit dem Hephäſtos, 12. Apollo ganz mit dem griechiſchen Gott gleichen Namens zuſammen.

So die Zwölfgötter, nach denen auch die Monate genannt waren, deren urſprüngliche Reihe freilich in der ſpätern, bis auf heute fortdauernden Anordnung zerriſſen erſcheint. Der Januar von dem Janus, dem älteſten italiſchen Sonnengott heilig, Februar der Februa, d. h. der Juno und ihrer Eigenſchaft als Reinigerin der Erde durch die Frühjahrsregen, März dem Mars, April der Venus, als der Eröffnerin der Knospen (von aperire, öffnen), Mai der Maja (wegen der Blüthenpracht vorzugsweiſe der majeſtätiſche Monat genannt), Juni der Juno, Juli dem Julius Cäſar, Auguſt dem Auguſtus. Die übrigen September, October, November und December wurden ſchon vor den Römern ſelbſt blos gezählt.

Den Zwölfen waren mehrere Götter untergeordnet und nur gleichſam hinter ſie zurückgetreten, welche früher ſicher eine große Be-

deutung gehabt hatten, vor allen Saturnus, der nicht sowohl ein Nachbild des griechischen Chronos war, sondern vielmehr diesem selbst zum Vorbild gedient hat, denn die Vorstellungen der Griechen von ihrem Chronos wiesen auf den Westen hin. Saturnus trat aber im Volksglauben der Römer oft bis auf die späteste Zeit sehr lebendig hervor als Gott des ersten goldenen Zeitalters, der ersten Unschuld der Menschen. Auf einer fernen Insel im Westen hieß es, schlafe er, um einst wiederzukehren. Jährlich in der Wintersonnenwende (zu Weihnachten) feierte man im ganzen römischen Reiche sein Fest, die Saturnalien mit der ausgelassensten Freude, denn während des Festes sollte die goldene Zeit zurückkehren und hatten Weiber gleiches Recht mit Männern, Kinder mit Eltern und die Herrn warteten ihren Sklaven bei der Tafel auf. Im Namen des Saturnus, Sator, liegt der Begriff des Säemanns, der eine künftige Wiedergeburt vorbereitet.

Zu den ältesten Göttern des Landes gehört der tuscische Vertumnus, ein Inbegriff aller Jahreszeiten, daher Gestalt und Geschlecht wechselnd, Ops, die Göttin der Fruchtbarkeit und des Reichthums, die man dem Saturn zur Gemahlin gab; Pomona, die Göttin des Obstsegens; Silvanus, der Waldgott (auch mit Mars verbunden); Flora, die Blumengöttin; Pales, ein sehr angesehener Hirtengott, dessen Fest (die Palilien) uraltes Ansehen genoß; Lupercus (Pan), die latinisch-sabinische Bundesgöttin Feronia; Anna Perenna, die ununterbrochene Fortdauer des Lebens; Talassius, der Genius der Hochzeiten; Bellona, die amazonenhafte Kriegsgöttin.

Ganz präcisirt erscheinen Pluto, Gott der Unterwelt, die Parzen (Nornen), Furien (Erynnien), Grazien (Charitinnen), Aurora (Eos), die Horen, Iris, vor allen aber Herkules (Herakles), dem der Mythus auch Abenteuer im alten Italien andichtete.

Als das Eigenthümlichste in der römischen Religion tritt der Glauben an die feenartigen Wesen hervor, welche wir schon bei den Galliern kennen lernten. In dieser Beziehung standen die Römer den Galliern und Deutschen näher als den Griechen. Alles Geheimnißvolle in der Natur, jenen romantischen Zauber, der die Ge-

meinheit des Alltäglichen durchbricht und den Menschen süßen Schauer der Lust oder unheimliche Angst einjagt und ihnen als Vorbedeutung gilt, faßten die alten Römer unter dem Namen Faunus, Fatuus, Fauna, Fatua zusammen, deren Erklärung bald in farere (hold seyn), bald in fari (herausſagen, verkünden) und fatum (das Schicksal) gesucht werden muß. Diese dämonischen Wesen, deren Erinnerung sich in den Feen des romanischen und in den Holden und Unholden des deutschen Volksglaubens erhalten hat, standen in einer seltsamen Wahlverwandtschaft mit den Frauen der Menschen, theils indem sie dieselben liebten und heimlich Umgang mit ihnen pflogen (incubi), theils indem sie ihnen die Gabe der Weissagung und Zauberei verliehen. Das ist die Quelle alles spätern Hexenglaubens. In der ältesten Zeit fließen die menschlichen Zauberinnen mit jenen dämonischen Wesen nahe zusammen, so daß nicht immer zu erkennen ist, ob die weise Frau, Sibylle und Seherin den Menschen oder einer fremden Welt entstammt ist. Faunus soll nach römischer Sage ein Sohn des Picus gewesen seyn, und charakterisirt sich als der neckende Dämon des Waldes, der Waldschrecken, daher er mit seinem Gefolge von Faunen in die griechischen Pane und Satyrn überging. Seine Tochter Fauna oder Fatua ist viel zarter gedacht, als keusche Jungfrau, Seherin und die da weissagt, daher sie auch als bona dea (die gute Göttin) ganz mit der segenbringenden weisen Frau der Gallier und Deutschen zusammenfällt. Sie erscheint als die Verkünderin des Schicksals (fatum), als Warnerin und Schutzgeist. Wahrscheinlich ist Canens (die Sängerin) dasselbe Wesen und die altrömischen Camenae nicht blos Nachbilder der griechischen Musen, sondern altitalische Schicksalsverkünderinnen, Casmenae oder Carmenae von carmen, Gesang.

Die räthselhaften Sibyllen stehen jedoch in einem unverkennbaren Zusammenhange mit Griechenland. Schon in sehr früher Zeit frugen die Römer die delphische Pythia, die als Urbild aller Sibyllen gelten kann. Auch die von Tarquinius Superbus der Sibylle von Cumä abgekauften Bücher waren griechisch geschrieben. Eben so alt ist die Uebertragung des troischen Palladiums und wahrscheinlich auch

der Cultus der Penaten, kleiner bewaffneter Figuren, die als Schutzgeister des Staats galten, wie die Laren als Schutzgeister des Hauses, Wesen, die den Kabiren und Dioskuren ähnlich waren.

2.

Ausartung des römischen Cultus.

Die Keime der Entartung lagen zum Theil in dem altrömischen Glauben selbst, abgesehen von der Verderbniß, die mit den griechischen und asiatischen Culten und Mythen ins römische Reich einströmte.

Aus der Lehre von den Genien folgte zunächst eine Begriffsspalterei, welche sich von dem Einheitsbegriff Gottes weiter als der Glaube jedes andern Volkes entfernte. Die Römer verehrten nicht nur allgemeine Gottheiten der Erde (Tellus) und Erdfruchtbarkeit (Ops), der Saat und Erndte (Ceres), sondern auch besondere Götter oder Genien der einzelnen Momente im Feldbau, des Säens (Sator, Seja), des Eggens (Occator), des Düngens (Stercutius), der Aehren (Hostilina), der Knotenbildung am Halme (Nodotus), der Hülsenbildung (Volutina), des Hervortretens der Aehre aus der Hülle (Patella), des Milchens der Körner (Lacturcia), des Unkrautausrupfens (Runcina), des Schutzes überhaupt (Tutelina), gegen den Brand insbesondere (Robigus), des Schneidens (Messia), des Heimführens (Conditor), des Dreschens (Terensis) ꝛc.

Zu den schönsten alten Sitten der Römer gehörte die Verehrung des Lar, worunter man den Genius des Hauses verstand, oder der Laren, wenn es mehrere waren. Man dachte sich darunter auf die natürlichste Weise die Gründer des Hauses oder Stammeltern, doch immer nur als das lebendige Familienprincip, die in der Familie und im Hause fortwirkenden Genien zum Unterschiede von den Manen, die immer nur als Geister der Verstorbenen aufgefaßt wurden und denen man Dankopfer, Sühn- und Rachegelübde widmete. Eine

Mania galt als Mutter der Manen und Todtenführerin, eine finstere Göttin gleich der griechischen Hekate, mit einem großmauligen Begleiter, dem Manducus, mit dem man Kinder schreckte. Der häusliche Cultus war voll zarter Pietät. Die Laren, kleine männliche Figuren, wurden auf dem Heerde aufgestellt, und bei jedem Familienereigniß, bei der Rückkehr ins Haus ꝛc. feierlich bekränzt und ihnen Opfer dargebracht. Aber die Begriffsspalterei drängte sich auch in die Hausgötter ein. Man verehrte besondere Genien der Thüre, Schwelle, Thürangel (Forculus, Limentinus, Cardea), ferner eine Unzahl von Genien, die sich auf das häusliche Leben, die häusliche Arbeit, Ehe und Geburten bezogen. Jeder Moment der Hochzeit hatte seinen eigenen Genius. Der Genius der Ehe überhaupt hieß Hymenäus, der Genius der Elterneinwilligung Volumnus, der Heimführung Domiducus, denen sich dann noch Subigus, Prema, Pertunda ꝛc. anreihten. Dieselbe Menge von Genien wurden von den Momenten der Geburt und der Kindespflege abstrahirt, des Gebärens Parunda, die Anerkennung des Kindes von Seite des Vaters Levana, des Wiegens Cunina, der Amme Rumma, des kindlichen Trinkens Potina, Essens Edusa, Schlafens Cuba, des ersten Stehens Statanus, des Festwerdens der Knochen Ossipago, des ersten Sprechens Fasulina, der Erziehung Educa ꝛc. Eben so vielerlei Genien regierten die körperliche Gesundheit, die Krankheiten, die Lebensalter, die Seelenzustände, die Gedanken, Leidenschaften, Tugenden und Laster der einzelnen Personen, desgleichen die verschiedenen Stände, die Stadt, den Staat, seine Erfolge, seinen Ruhm, hauptsächlich die öffentlichen Tugenden und das öffentliche Glück.

Daher die hohe Bedeutung der Genien des Staats, welche den höchsten Göttern an die Seite treten: des Sieges Victoria, des Glücks Fortuna, der Tugend Virtus, der Ehre Honor, des guten Erfolges Bonus eventus, des Heils Salus, der Treue Fides, der Freiheit Libertas, der Einheit Concordia, der Gerechtigkeit Justitia, der Sicherheit (Securitas), der Frömmigkeit Pietas, der Scham Pudicitia, der Hoffnung Spes, des Friedens Pax, der Großmuth Clementia ꝛc. Der Cultus dieser Staatsgenien gipfelte in der Vergötterung

der Roma und wurde ſomit zu einer eigentlichen Selbſtvergötterung der Römer. Man errichtete der Roma eine Menge Tempel, als dem Inbegriff aller andern Staatsgenien, brachte ſie aber beſonders gern in Verbindung mit der Victoria und Fortuna, ſpäter mit der Venus Victrix oder dem Genius des iuliſchen Geſchlechts. Zu des Auguſtus Zeit wurden ihm und der Roma zugleich Tempel errichtet, um den Staat und die Perſon des Herrſchers zu identificiren (l'état, c'est moi). Daran knüpfte ſich dann bald die Uebertragung aller einzelnen Staatsgenien auf die kaiſerliche Familie, ſo daß man nicht mehr beim Genius oder bei der Fortuna Roms, ſondern bei der des Auguſtus, nicht mehr bei der Pudicitia Roms, ſondern der Auguſta ſchwur.

Die Religion der Römer wurde gleichſam ans Schlepptau des Staates genommen. Woraus anders erklärt ſich die erſtaunliche Begriffsſpalterei, die unendliche Zertheilung der Götter- und Genienwelt, als aus den Gewohnheiten des Forums, aus dem Spalten und Abwägen der Rechtsbegriffe? Und wie wäre es möglich geweſen, die Vergötterung der Herrſcher zur Staatsreligion zu machen, wenn die Römer nicht längſt gewohnt geweſen wären, alle Einrichtungen ihres Staats als göttliche zu betrachten. Die Divination oder göttliche Weihung, die alle Acte der Republik geheiligt hatte, ging einfach auf die Monarchie über und heiligte alle Acte des Herrſchers. Weil aber die Römer von Anfang an ihr ganzes Daſeyn unter dem Geſichtspunkt der Staatsidee aufgefaßt hatten, ſo mußte bei ihnen auch der Serviliſmus der kaiſerlichen Vergötterungen viel tiefer ins Leben eingreifen, als in den makedoniſchen Reichen. Die makedoniſchen Könige, welche ſich hatten vergöttern laſſen, galten nur als Ausnahmen und machten ihren Cultus nicht zur allgemeinen Landesreligion. Im römiſchen Reich aber war die Anbetung des Herrſchers identiſch mit der bürgerlichen Pflicht. Wer die Altäre deſſelben mied, war Gottesleugner und Rebell zugleich. Nie iſt einem Volk eine tiefere Erniedrigung zugemuthet worden, als die, einen verhaßten Tyrannen als Gott anbeten zu müſſen. Alle wahren religiöſen Gefühle erſtickten in der

Todesangst vor dem Kaiser, und der Genius der großen römischen Republik war zur Angeronia (Göttin der Angst) geworden.

Der Staatsgottesdienst im alten Rom stand unter der Oberleitung des Pontifex Maximus und der Pontifices. Der Name bedeutet Brückenmacher oder Aufseher der ersten Tiberbrücke, welche die beiden ältesten Theilgemeinden der Stadt Rom verband. Neben ihnen standen im höchsten Ansehen die schon genannten Vestalinnen, welche die Heiligthümer des Staats im Tempel der Vesta bewahrten; die übrigen Priester waren fratri collegii, die Hüter der sibyllinischen Bücher, die feciales, die man zu andern Völkern schickte, um im Namen des Staats zu unterhandeln, die curiones, welche die Volksversammlungen einweihten, der rex Sacrorum und die sodales Titii, welche die Opfer besorgten, die epulones, denen die Göttermahlzeiten zu besorgen oblag, die fratres Arvales, welche den Gottesdienst auf freiem Felde hielten, die Salii, Priester des Mars, die ihm zu Ehren kriegerische Tänze aufführten, die flamines, Vorsteher der besondern Tempel der verschiedensten Götter, luperci, Priester des alten Hirtengottes ꝛc. — Daneben spielten eine große Rolle die Seher und weissagenden Priester, die Rom hauptsächlich von den Etruskern übernommen hatte, die berühmten augures und haruspices. Der Augur hielt einen Krummstab (lituus) gegen den Himmel und beobachtete, was für und wie viele Vögel durch den kleinen vom Stab umschriebenen Raum und von welcher Seite sie flogen? Darin sah man die wichtigsten aller Vorbedeutungen, weil die Vögel als Boten der Götter aus der Höhe angesehen wurden. Dieses Vogelorakel nun hieß augurium oder auspicium. Der Haruspex las dagegen Vorzeichen (omina) aus den Eingeweiden der geschlachteten Opferthiere, aus der Art, wie heilige Hühner fraßen, aus Blitzen und sonstigen außergewöhnlichen Naturerscheinungen (prodigia), Mißgeburten ꝛc.

Als nun zu den alten Priestergesellschaften noch die Augustalen, als Priester der schon bei Lebzeiten vergötterten Kaiser traten, und die Furcht vor dem Kaiser die vor den alten Göttern abschwächte, und als unter den Gebildeten in Rom die griechische Philosophie bekannt und beliebt wurde, dauerte zwar das ganze alte Ceremonial

der Divination, Augurien und Opfer fort, aber der Glaube entwich. Schon zur Zeit des zweiten punischen Krieges wagte Claudius Pulcher die weissagenden Hühner, als sie nicht fressen wollten, ins Meer werfen zu lassen, damit sie wenigstens trinken müßten. Von den Auguren sagte Cicero, sie könnten einander nicht auf der Straße begegnen ohne zu lachen, weil sie an die Gaukeleien, die sie dem Volke vormachten, selbst nicht mehr glaubten. Cäsar beschrieb seine eigenen Kriege, sagt aber nie ein Wort mehr von Divination und Augurien.

Jedoch darf andererseits nicht verkannt werden, daß es auch eine wahre Begeisterung für die römische Staatsidee und für die Kaiser, wenigstens für die bessern, gab, nur daß diese Begeisterung sich in der spätern Zeit mehr bei den Neurömern und Halbbarbaren, als bei den alten Römern selbst zeigte. Eine große Menge feuriger, thatenburstiger, ehrgeiziger Jünglinge traten in die Legionen mit Lust ein und folgten den goldenen Adlern, um Glück, Besitz und Ruhm zu erkämpfen. Viele Barbaren, welche die Ueberlegenheit des römischen Geistes, der römischen Bildung, der römischen Gesetze erkannten, begeisterten sich dafür und gaben sich Mühe, ihre Landsleute zu romanisiren. Wenn in Rom selbst der 21. April das Fest der Palilien, als der Geburtstag der Stadt vom gemeinen Volk mit unendlichem Jubel, lauten lärmenden Prozessionen und öffentlichen Spielen gefeiert wurde, so war das mehr eine Neujahrslust, viel ernster aber erschien die Huldigung, welche sechzig gallische und germanische Völkerschaften nach des Strabo Bericht zu Lugdunum (Lion) dem Römerthum bei der feierlichen Einweihung eines Altars der Roma und des Augustus darbrachten. Nach allem, was Strabo über die große Begierde, mit welcher die Gallier sich in das römische Wesen warfen, berichtet, erfolgte diese Altarweihe nicht blos auf römisches Commando, sondern war eine freiwillige Anerkennung. Sollte sie auch zunächst vom gallischen Adel ausgegangen seyn, der schon zu Cäsars Zeit mit den Römern kokettirte, so können wir doch nicht zweifeln, daß unter den germanischen Theilnehmern sich viele befunden haben, denen die Hingebung an Rom und seine höhere Cultur Ernst war. Den Beweis liefert Tacitus in seiner lebendigen

Schilderung der für Rom schwärmenden Cheruskerprinzen. Die ara Ubiorum, das römische Heiligthum im Lande der längst den Römern befreundeten Ubier bei Köln, war nur ein Vorposten jenes Lioner Altars an den deutschen Grenzen und von hier aus sollte Germanien nicht minder romanisirt werden, wie Gallien. Wie dies mißlang, werden wir bald erzählen.

3.

Priesterthum und Aberglauben.

Dennoch hing nicht nur das Landvolk noch lange mit großer Zähigkeit an seinem alten Aberglauben, sondern auch in der Hauptstadt Rom machte sich trotz aller religiösen Gleichgültigkeit derer, die nur auf weltlichen Vortheil und Gunst dachten, und trotz aller Philosophie der Gebildeten ein tiefes Bedürfniß nach religiösen Erregungen und Tröstungen geltend. Das alte Gewohnte reichte dafür nicht mehr aus, weil der Sinn dafür abgestumpft und der Unglaube schon zu weit verbreitet war. Auch trug der geheime Eckel vor den Anbetungen der Kaiser, ihrer Weiber und Günstlinge sicher viel dazu bei, daß mancher sich nach andern bessern Gottheiten sehnte. Als nun Rom seine Macht nach allen Seiten der Welt hin erweiterte und die Staatsklugheit gebot, den besiegten Völkern ihre Götter zu lassen und dieselben möglichst mit den römischen zu verschmelzen, und nicht nur die Kunde fremder Götterverehrung nach Rom kam, sondern auch die massenweise der Hauptstadt zuströmenden neuen Unterthanen oder Bürger ihre Culte mitbrachten, wurden manche derselben von den einheimischen Römern selbst mit Vorliebe aufgenommen. Freilich trug dazu die Neugierde, an die das römische Volk durch so viele Schauspiele gewöhnt worden war, nicht wenig bei, und eben so die äußere Pracht oder die verführerische Ueppigkeit des fremden Cultus und manche religiöse Neuerung wurde Mode, die nur die allgemeine Sittenverderbniß in Rom vermehren half. Aber man

konnte doch auch bemerken, daß es viele Römer aus der Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit ihres der bürgerlichen Freiheit beraubten öffentlichen Lebens, ihrer ewigen Circenſes und ſinnlichen Genüſſe hinaustrieb, daß die Sehnſucht nach tieferer Innerlichkeit erwacht war und in den, dem praktiſchen Rom bisher fremd gebliebenen griechiſchen Myſterienlehren und in der orientaliſchen Prieſterweisheit, eine Befriedigung zu finden glaubte. Freilich drängte ſich auch hier ſogleich wieder die ſündige Luſt des verderbten Römervolks ein, durch magiſche Mittel und Zauberei aller Art weltliche Vortheile und Genüſſe zu erjagen, oder Schaden zu ſtiften.

Unter den fremden Gottesdienſten, die nach Rom kamen, erlangte der des Bachus den übelſten Ruf. Es war die vollkommene Uebertragung des ſinnlichen Orgiasmus aus Griechenland und Aſien in das einſt ſo männlich ſpröde und keuſche Römerthum, die Proſtitution in ihrer wüſteſten Gemeinheit. Livius erzählt: Es waren Myſterien, unter Weibern und Männern verbreitet. Mit dem Gottesdienſt wurden die Genüſſe des Weins und der Mahlzeit verbunden, um recht viele zu verlocken. Im Wein ging die Beſinnung unter, im Dunkel der Nacht die Scham und die Geſchlechter, Alter und Stände vermiſchten ſich. Aber keine Sünde kommt allein. Die in Unzucht Verſunkenen machten in ihren kleinen Schlupfwinkeln falſche Zeugniſſe, Siegel, Teſtamente ꝛc., um Geld zu ihren Wollüſten zu angeln, miſchten reichen Leuten Gift, fertigten falſche Anklagen ꝛc. Endlich kam die Sache an den Tag durch den Aebutius, einen Jüngling, der ſeinem Stiefvater im Wege ſtand und den dieſer im Einverſtändniß mit der entarteten Mutter in die Bachanalien einweihen laſſen wollte, um ihn dort ſicher zu verderben. Der Jüngling wurde aber durch eine treue Sklavin gewarnt und ſo das ſchwarze Geheimniß enthüllt, im J. 186 vor Chriſto. Der Schuldigen waren 7000, eine große Menge davon wurde ohne Gnade hingerichtet, ſehr viele flohen. Damals ſiegte noch die alte Staatstugend, aber auf nicht lange mehr.

Die Lupercalien und andere ländliche Hirten- und Erndtefeſte wurden zum Theil mit derber Luſtigkeit gefeiert, enthielten aber

nichts Unſittliches. Nur das Maifeſt (die Floralien) zu Ehren der Blumengöttin Flora ſcheint allmählig entartet zu ſeyn, wenigſtens berichtet Lactantius, eine berühmte römiſche Luſtdirne dieſes Namens habe ihr unermeßliches Vermögen zur jährlichen Feier beſtimmt, welches das Hauptfeſt der Hetären geweſen ſey, wobei dieſelben mit Blumen bekränzt des Nachts nackte Tänze ausgeführt hätten. Cato, der jüngere, wohnte einſt den Floralien bei, als er bemerkte, das Volk glühe nach dem Anblick der Tänzerinnen, genire ſich aber vor ihm, da ging er weg, damit dem Volk ſein Wille geſchehe. Cato galt, weil er noch feſt an der väterlichen Sitte hielt, ſchon als ein altmodiſcher Pedant. Am eifrigſten ſuchte Varro in ſeinen Schriften gegen die Verwilderung der Sitten und alles Fremde und Neue zu kämpfen und die alte Frömmigkeit und Tugend zu preiſen, aber vergebens. Er ſchrieb zu des Cicero's Zeiten über Sprache, Religion und Alterthümer Roms.

Unter den fremden Culten gelangte derjenige der Iſis zu großem Anſehen, weil ſich wunderbare Vorſtellungen von einer geheimnißvollen Weisheit der ägyptiſchen Prieſter daran knüpften. Dieſer Aberglaube wurde gründlich ausgebeutet und die Iſistempel dienten bald zu Werkſtätten der Intriguen und zu Aſylen verbotener Luſt. Auch der lermende und blutige Cult der phrygiſchen Kybele fand Eingang in Rom und ſagte den durch die blutigen Schauſpiele im Circus verwilderten Gemüthern beſonders zu. Außer den ſchlauen Iſisprieſtern ſpielten die Chaldäer oder Magier, die nach Rom kamen, daſelbſt die größte Rolle zum Aerger der alten Auguren und Haruſpices, die nicht mehr ſo viel galten und denen man für ihre Vorherſagungen nicht mehr ſo viel bezahlte, als den fremden Aſtrologen, Sehern, Zauberern, Geiſterbeſchwörern ꝛc. Dazu gehörten auch die fremden Aerzte mit Wundercuren aller Art und mit der in Rom ſehr geſuchten Kunde, alle Arten von Gift zu bereiten, um ſich reicher Eltern und Verwandten, zum Behuf baldiger Erbſchaft, verhaßter Nebenbuhler ꝛc. zu entledigen. Die ſchwarze Magie, das verbrecheriſche Anrufen der Geſpenſter und Dämonen, die Bereitung von Gift- und Zaubertränken, das Forſchen in den Sternen nach

dem Horoskop und der Todesstunde Anderer ꝛc. nahm in Rom in gleichem Maaß überhand, wie die allgemeine Entsittlichung und borgte die Mittel überallher. Der Aberglaube an die astralischen Kräfte, der in Babylon und Aegypten einst dem Streben nach staatlicher Ordnung und nach allgemeiner Harmonie der Stände und Individuen gedient hatte, diente jetzt in Rom dem Laster, um vollends die letzten Bande der Gesellschaft zu lösen.

Menschenopfer hatten die Römer nie geduldet mit Ausnahme der freiwilligen, durchgängig patriotischen Opfer eines Curtius, Decius ꝛc. Sie duldeten auch in den eroberten Ländern keine Menschenopfer mehr und eiferten in dieser Beziehung besonders streng gegen den Molochdienst in Karthago und gegen die Menschenopfer der gallischen Druiden. Nun schlichen aber diese blutigen Opfer dennoch in Rom selbst ein, im Gefolge ausländischen Aberglaubens, indem das Blut frischgeschlachteter Kinder oder Jungfrauen zu gewissen Zaubermitteln gebraucht wurde. Im Jahr 53 und 50 vor Christo wurden solche Mordhöhlen in Rom entdeckt und die Verbrecher streng bestraft.

4.

Römische Staatseinrichtungen.

Die Römer wurden von Anfang an von der Staatsidee beherrscht, deshalb erhielt auch ihr Staat die vollkommenste Ausbildung. Freilich war es nur ein großartiger Mechanismus, in welchem zuerst die Parteien ihre Macht aufs künstlichste gegen einander abwogen, bis das Gleichgewicht gefunden war, der einheitliche Wille aber immer mehr die innern Parteiungen überwog, weil der Staat nach außen eroberte, die annectirten Länder im Zaum halten mußte und somit das Commandowort des Imperators mit Nothwendigkeit an die Stelle der strittigen Senats- und Tribunatsdebatten treten mußte. Auch in den Zeiten der Republik ließ der Staatsmechanismus

keine wahre Freiheit nach den Natur- und Völkerrechten aufkommen und blieb die im Staat eingeſchloſſene Menſchenmaſſe immer mehr oder weniger unnatürlichem Zwange unterworfen. Einmal war die verhältnißmäßige Freiheit der römiſchen Bürger durch die Sklaverei bedingt und ihr Beſitz auf die Arbeit der Sklaven baſirt. Sodann waren auch Patricier und Plebejer durch altes Herkommen und neue Geſetze in Lebensformen eingeſchränkt, die keine Abweichungen geſtatteten. Noch heute bewundern wir die uns in den Pandecten erhaltenen Rechtsausſprüche der römiſchen Juriſten aus der claſſiſchen Zeit als Muſter der Logik und Ergebniſſe der reifſten Erfahrung und Lebenskenntniß, aber nur die herrſchende Claſſe wog ſich die Gerechtigkeit gegenſeitig ſo genau, gewiſſenhaft und getreu ab, während die gehorchende Claſſe, die ungeheure Mehrheit in ihrem Recht verkürzt oder ganz rechtlos blieb.

Aus der einheimiſchen altrömiſchen Ariſtokratie heraus, deren Mitglieder ſich gegenſeitig Recht und Pflicht ſtreng abmaßen, bildete ſich durch die Eroberung fremder Länder allmählig die Soldatenherrſchaft und die kaiſerliche Alleinherrſchaft aus, unter welcher die Privatrechte litten, aber der Staatsmechanismus im Ganzen noch feſter wurde. Die Einrichtung dieſer Staatsmaſchine war bewundernswürdig und einzig in ihrer Art, wenigſtens ungleich complicirter, zweckmäßiger und dauerhafter als die Regierungsweiſe in den aſiatiſchen und makedoniſchen Weltreichen es früher geweſen war. Man mußte ſelbſt die Freiheit gekannt haben, um zu wiſſen, wie man ſie bei den beſiegten Völkern unterdrücken ſolle. Die Römer regierten daher ſchon zur Zeit ihrer Republik über andere ſtrenger und conſequenter, als jemals Deſpoten. Bei der ſteten Spannung der Parteien in Rom und in den nie endenden Kriegen nach außen wurden die Regierungsmänner geſchult und eigneten ſich jenen politiſchen und militäriſchen Tact an, deſſen unbedingte und ſchreckliche Ueberlegenheit alle Völker in der Runde fühlen mußten. Neben allen innern Erſchütterungen aber ſchritt die Befeſtigung der Regierungsgewalt in den Provinzen, die Romaniſirung der unterworfenen Länder, die Ueberziehung des ganzen Reichs mit einem wunderbar kunſtreichen Netz von Straßen,

Festungen und Colonien ungestört und immer nach demselben Plane fort, so daß es schien, als regiere in Rom neben den Consuln, Dictatoren und Imperatoren noch ein unsichtbarer Generalstab mit mehr Sicherheit und größerem Erfolge, als jene alle. Das eiserne Netz allein hielt auch das Reich noch lange zusammen, als die Imperatoren immer rascher wechselten und Rom in die tiefste Erschlaffung fiel. Trotz schlechter Herrscher und tiefer Versunkenheit des Volks dauerte das römische Reich noch lange fort durch seine unvergleichliche Disciplin.

Vor allem wichtig waren die militärischen Einrichtungen. Den Kern des römischen Heeres bildeten die Legionen, welche ursprünglich nur eine Landwehr oder ein Heerbann waren, indem die Bürger, wenn Krieg war, Haus und Aecker verließen, um im Heere zu dienen. Später nahm man auch Nichtbürger, ja sogar Sklaven dazu, wodurch zwar der Bürgersinn in den Legionen litt, nicht aber die Tactik, denn je mehr Rom verweichlichte, um so weniger taugten auch seine Bürger noch zu guten Soldaten und waren die kräftigen Söhne des Landvolks, Sklaven und Fremde ein viel tüchtigeres Material. Die Stärke der Legionen blieb sich nicht immer gleich und stieg von 3000 bis über 6000 Mann Fußvolk, wozu 300—700 Ritter kamen. Außerdem gehörten zu einer Legion noch eine unbestimmte Zahl leichte Truppen von Bundesgenossen, seit Cäsar auch von Söldnern, und eine nach und nach sich mehrende Artillerie, die Ferentarier, welche aus Ballisten schwere Steinmassen warf, aus Katapulten große Pfeile schoß, nach Art der Griechen. Jede Legion hatte ihr besonderes Zeichen, welches ihr auf einer Stange vorgetragen wurde, einen Wolf, ein Pferd, ein Schwein ꝛc., unter Marius zum erstenmal den goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, welcher seitdem das Sinnbild des Reichs wurde. In der Kaiserzeit kamen auch die Drachen auf, um damit Feinde zu schrecken, und der Träger der Drachenfahne hieß draconarius, welcher Name sich im Dragoner erhalten hat. Oberfeldherr eines Heeres war der Consul, Prätor oder Dictator, seine Adjutanten die Legaten; die einzelne Legion befehligte ein Kriegstribun. Jede Legion war eingetheilt in Cohorten,

dieſe in Manipeln unter einem Centurio, die Manipeln wieder in Rotten von zehn Mann. Das Fußvolk der Legion ſtand in drei Reihen, vorn die Manipeln der ſ. g. Haſtaten mit langen Lanzen, in der Mitte die der Principen mit Schwertern, zuletzt die der Triarier, der Schwerbewaffneten mit Lanze und Schwert, die Kerntruppen, die immer den Ausſchlag gaben. Unter den leichten Truppen unterſchied man Jaculatoren mit Wurfſpeeren, Sagittarier mit Pfeil und Bogen, Funditoren mit Steinſchleudern.

Die Soldaten wurden ungemein abgehärtet und mußten außer ihren Waffen und ihrem Mundvorrath auch noch Zelte, Schanzpfähle und Geräth aller Art auf dem Rücken und Kopf mit ſich ſchleppen, denn es war unerläßliches Gebot für römiſche Truppen, wo ſie auch vom Marſche des Nachts ausruhen mochten, zuvor ein kunſtgerechtes Lager mit Wall und Graben aufzuſchlagen, um niemals überfallen werden zu können. Disciplin, Ordnung, Gehorſam, Abhärtung war das erſte, Tapferkeit erſt das zweite, was man vom Römer forderte. Deshalb erhielt auch das Kriegsheer ſeinen Namen (exercitus) ausſchließlich von der „Uebung“. Trotz der ſchweren Bepackung war der römiſche Soldat leicht gekleidet und beweglich. Oft rühmen die römiſchen Geſchichtſchreiber, wie behend ſie geweſen ſeyen gegenüber den mit großen Schilden und langen Lanzen kämpfenden Galliern und Germanen, und wie leicht ihre Panzer geweſen im Vergleich mit dem ſchweren Harniſch der Sarmaten. Trefflich wußten ſie ſich insbeſondere ihrer kurzen, aber ſchweren Schwerter im Handgemenge zu bedienen. Ihren Kopf ſchirmte ein Helm, die Beine bis zum Knie derbe Stiefeln. Ihr Rock reichte nur bis zum Knie. Hoſen hatten ſie nicht, dieſe waren nur den Galliern und Deutſchen im Norden eigen, ſüdliche Völker trugen ſie nicht.

Bemerkenswerth iſt, daß die Römer die makedoniſche Phalanx verſchmähten, und nicht in ſchweren Maſſen, ſondern in der Schnelligkeit und geſchickten Combination mehrerer leicht beweglicher Corps den Vortheil ſuchten. Ihre Schlachtſtellung war der ſ. g. Quincunx, gleich der Zahl Fünf auf den Würfeln, ſo daß ſie ſich bequem zu-

ſammenziehen oder ausdehnen, rechts oder links vorſchieben oder ausweichen konnten.

Disciplin und Tactik der Legionen waren ſo unübertrefflich, daß ſie auch von den Feinden Roms, zum Beiſpiel von Mithridates, nachgeahmt wurden und noch lange ihren Ruhm behaupteten, als alles andere im römiſchen Reich ſchon verfault war. Cäſar und Auguſtus brachten zuerſt fremdartige Elemente in ſie hinein, durch welche ſie allmählig ſollten aufgerieben werden, Cäſar die deutſchen Söldner und Auguſtus die Prätorianer, eine bevorzugte Garde von 9000 Mann.

Die Legionen waren in der Hauptſtadt, in den Provinzen und an den Grenzen aufs zweckmäßigſte vertheilt, um die Ruhe im Innern zu erhalten und äußere Feinde abzuwehren. Wo römiſche Truppen in Garniſon lagen oder ihre ſtehenden Lager (castra stativa) aufgeſchlagen hatten, ſiedelten ſich bald ihre Weiber und Kinder, Marketender und anderes Volk an und bildeten Colonialſtädte. Dadurch verbreitete ſich Sprache, Sitte, Religion der Römer überallhin und wurde das einheimiſche Weſen allmählig unterdrückt. Die gänzliche Romaniſirung erfolgte, indem unter den Kaiſern alle Provinzen das römiſche Bürgerrecht erhielten.

Des Reiches Grenzen wurden hauptſächlich durch Flüſſe, durch den Rhein, die Donau und den Euphrat geſchützt. Wiederholt ſchwankten die Kaiſer, ob ſie ihre Eroberungen jenſeits dieſer Flüſſe ausdehnen ſollten und ſcheuten immer wieder davor zurück in dem ſichern Gefühl, eine allzugroße Ausdehnung des Reichs und unbeſtimmte Grenzen ſeyen der Ruhe und dem Fortbeſtand des Reichs gefährlich. Wo große Flüſſe die Grenze nicht ſchützten, mußte es eine Kette von Befeſtigungen thun, die man endlich an den gefährdetſten Grenzen in Deutſchland, Britannien, Thrakien durch lange Mauern verband. Gebirge ſahen die Römer niemals für ſichere Grenzen an, denn gerade von den Gebirgen aus machten barbariſche Nachbarn in der Regel die gefährlichſten und zäheſten Angriffe.

Die Auswahl der Punkte, welche die Römer befeſtigten, ſo wie der Verbindungsſtraßen, wie ſie ſich noch heute wiedererkennen laſſen,

hat oft die Bewunderung der Sachkundigen erregt. Das ganze Reich war wie ein Spinngewebe conſtruirt, welches vom Mittelpunkt aus regiert wird und in dem ſich jede Bewegung ſchnell fortpflanzt. Durch das ganze Reich nach allen Grenzen hin liefen Telegraphenlinien, d. h. Leuchtthürme auf Höhen, durch deren Feuerzeichen ein Befehl von Rom aus an die entfernteſten Grenzen, oder die Nachricht eines feindlichen Einfalls von dort nach Rom mit größter Schnelligkeit vermittelt wurde. Eben ſo liefen feſtgemauerte, ſanftgewölbte und gepflaſterte Straßen von Rom aus durch alle Provinzen und waren an denſelben Poſtſtationen eingerichtet, wo Pferde und Wagen auf die Couriere, Briefe und Pakete warteten, welche beſtändig durch das Reich flogen. Mit auf jeder Station raſch wechſelnden Pferden konnte ein Römer, der mit wichtigen Aufträgen in die Provinzen ging, an einem Tage mehr als 20 deutſche Meilen zurücklegen.

In welcher knechtiſchen Furcht die Provinzen erhalten wurden, davon erlebte Cato der jüngere ein merkwürdiges Beiſpiel. Als er einmal als Privatmann mit wenigen philoſophiſchen Begleitern durch die Provinzen reiste, um dieſelben genauer kennen zu lernen, kam er auch nach Antiochia und fand vor der Stadt eine große Volksmenge in feſtlichem Aufzuge, die Stadtbehörden, die Prieſterſchaft, alles wie zum feierlichen Empfange eines Großen und Mächtigen bereit. Anfangs ärgerte ihn das, weil er ſich einbildete, es gelte ihm. Es galt aber nicht ihm, ſondern dem Demetrius, dem Lieblingsſklaven des Pompejus, und Cato wurde ängſtlich gefragt, ob er nicht wiſſe, wo Demetrius ſey und ob er wohl bald kommen werde?

Man kann ſich vorſtellen, wie unter dieſen Umſtänden der Stolz des Römers ſchwoll, vor dem die gebildeten Griechen ſo tief krochen. Allein die Selbſtüberhebung und Seelenhärte war dem Römer längſt eigen. Wie genau und überfein er alle Rechte derer abwog, die in ſeinen Augen ein Recht hatten, ſo findet ſich doch in ſeiner reichen Geſetzgebung, wie in ſeinem praktiſchen Handeln, niemals eine Spur von Anerkennung allgemeiner Menſchenrechte. Rechtlos war ihm der beſiegte Feind, rechtlos der Sklave, und daß der Sklave keine Per-

ſon, ſondern nur eine Sache ſey, wie ein Stück Vieh, verſtand ſich in Rom von ſelbſt. Der Herr durfte mit ſeinen Sklaven machen, was er wollte, und die gemeinſte Todesart der Sklaven, oft aus dem geringſten Anlaß ihnen zuerkannt, war die Kreuzigung. Erſt Juvenal wagte von einem Menſchenrecht der Sklaven zu reden:

„Schlage den Knecht mir ans Kreuz!“ was that er denn, würdig des Todes?
Gilt es ein Menſchenleben, muß man ſich doch erſt beſinnen.
„Alſo der Knecht wär' ein Menſch? du biſt toll. Der Knecht, er beging nichts,
Aber ich will und gebiete, ſtatt Gründen hab ich den Willen.“

5.

Römiſche Sitten.

Die Römertugend, von der wir ſo viele Beiſpiele kennen lernten, wurzelte in der guten und ſtrengen alten Volksſitte. Männer, wie Cincinnatus, der vom Pflug weg Dictator wurde und wieder zum Pfluge zurückkehrte, Frauen, wie Lucretia, die unter ihren Mägden ſaß und ſpann, charakteriſiren dieſe alte Sitte am beſten. Sie erhielt ſich lange und ohne Zwang, weil das Volk ſelbſt tüchtig war. Erſt die Eroberungen, die Beute, der Reichthum verdarben die Sitten. Da wirkte aber der alte Geiſt immer noch nach und man ſuchte mit Gewalt und Geſetzen nachzuhelfen, zum Beweiſe, daß der freie Wille zur Tugend ſchon fehlte. Man ſchuf das Amt des Cenſors, des Sittenrichters, dem es oblag, die alte Treue und Ehrenhaftigkeit zu wahren, und von deſſen Urtheil keine Appellation Statt fand. Der ſtrengſte und berühmteſte Cenſor war der ältere Cato, der einmal den geweſenen Conſul Flaminius aus dem Senate ſtieß, weil er einen Sklaven nach dem Wunſch und vor den Augen einer Buhlerin hatte hinrichten laſſen, und den Manilius, weil er ſeine Frau in Gegenwart ſeiner Tochter geküßt hatte. Wie für die ſittliche, ſo ſorgte er auch für die phyſiſche Reinheit der Stadt, ſo daß die Bürger ſeine Statue dankbar im Tempel der Geſundheit

aufſtellten. Aber der den Männern Achtung und Furcht einflößte, konnte die Weiber nicht bändigen. Sie erhuben Aufruhr, drohten die Stadt zu verlaſſen und ſetzten die Zurücknahme eines Geſetzes durch, welches ihren Putz einſchränken ſollte. Cato ſah das ſittliche Verderben hereinbrechen und ſagte: die griechiſchen Buchſtaben werden uns um die Herrſchaft der Welt bringen! Allerdings kam alles Verderben aus Griechenland. Juvenal ſagt, die Sklavenhändler, welche nach Rom kamen, und den Reichen daſelbſt die durch Krieg oder Seeraub zu Sklaven gemachten Griechen und Griechinnen verkauften, hätten die ſittliche Peſt nach Rom gebracht: „zumeiſt willkommen ſind unſern Reichen, welches Geſchlecht mich zumeiſt anwidert, die Griechen, die man auch auf dem Markte verkauft, feine, hochgebildete, gelehrte Sklaven, Rhetoren, Grammatiker, Mathematiker, Künſtler, Gaukler, alles verſtehen ſie, und ſo ein hungernder Grieche fliegt auch in die Luft, wenn ihrs verlangt. Alle ſind kriechende Schmeichler, loben euch, wenn ihr was Dummes ſagt, bewundern eure Schönheit, wenn ihr noch ſo häßlich ſeyd, und nennen jeden Weichling Herakles. Alle ſind Komödianten. Lachſt du, ſo lachen ſie alle laut auf, biſt du traurig, ſo weinen ſie. Ziehſt du den Pelz an, ſo ſchwitzen ſie und ſtünden ſie nackt da. Stets Handküßchen werfen ſie und entfährt dir ein Wind, ſo entzückt ſie Muſik. Nichts iſt ihnen heilig und nach allem gelüſten ſie und können ſie das unreife Kind nicht verführen, ſo verſuchen ſie es mit der Großmutter. Gierig erſpähen ſie des Hauſes Geheimniſſe und machen, die am ſchwächſten und frechſten ſind, ſich dennoch furchtbar.“ Alle Reichen wollten griechiſche Diener und Zofen, Paraſiten aller Art, philoſophiſche Schwätzer und Mimen, Maler und Tonkünſtler, Luſtknaben und Luſtdirnen haben und da man nicht genug echte Griechen auftreiben konnte, wurden auch andere genommen und griechiſch zugeſtutzt. „Aus der Tuskerin wird ein griechiſches Mädchen gefertigt, alles iſt griechiſch, alles ſpricht, denkt und empfindet griechiſch.“

Die nächſte Folge war die Verwandlung altrömiſcher Ehezucht in die wildeſte Unzucht. Reiche Männer hielten ſich einen ganzen Harem von Hetären und griechiſchen Luſtknaben. Die einſt ſo hoch-

geachteten, ſtrengen und keuſchen Matronen aber trieben es beinahe noch ärger, und ſtiegen mit ihren Buhlereien zu den Gladiatoren und Sklaven hinunter. Selbſt unter den Veſtalinnen häuften ſich die Fälle gebrochener Gelübde und die Tempel der Götter wurden nicht ſelten Schauplatz eines ſchändlichen geheimen Cultus, „wenn Maura am alten Tempel der Keuſchheit vorbeigeht, wo der Sänften nächtliche Verſammlung iſt und durch vielartige Greuel das Bildniß der Göttin und der Altar geſchändet wird.“ Das Familienleben war zu des Auguſtus Zeit ſo zerrüttet, daß die Mehrheit der Senatoren und Ritter ehelos blieb. Wer mag auch heirathen, heißt es bei Juvenal, wenn man weiß, daß man bald das Kind eines Flötenſpielers oder eines Gladiators ſein nennen muß?

Um ſich die Genüſſe des Reichthums zu verſchaffen, ſuchte der Sohn den Vater ſchneller zu beerben und mithin durch Mord oder falſche Anklage aus dem Wege zu ſchaffen. Um ein ungebundeneres Leben führen zu können, miſchten Frauen den Männern, Mütter den Kindern Gift. Wie daheim durch Giftmiſcherei, Meuchelmord und Prozeſſe, ſo ſuchte man ſich in den Provinzen durch Ausſaugen der Unterthanen und Tempelraub zu bereichern, wovon der Prozeß des Verres das ſchaudervollſte Beiſpiel war. Der Ritterſtand trieb ſchamloſen Wucher und mißbrauchte ſein Recht über die Schuldner zu den fabelhafteſten Erpreſſungen und Schändungen. Die ſchlauen Sklaven und Buhldirnen aber wußten ſich im Dienſte ihrer reichen und vornehmen Herren als Freigelaſſene emporzubringen und oft koloſſale Vermögen zu erſchwingen. Eben ſo die beliebteſten Mimen und Hiſtrionen der öffentlichen Schauſpiele.

Wie leicht man es am Ende mit der Ehe nahm, beweiſen Männer wie Cato der jüngere und Cicero, die doch ſonſt Spiegel altrömiſcher Tugend zu bleiben ſich angelegen ſeyn ließen. Cato trat ſeine Frau an den berühmten Redner Hortenſius ab, damit derſelbe Kinder bekomme, und nahm ſie nachher wieder zu ſich. Cicero heirathete zweimal unglücklich, ſeine Tochter Tullia hatte drei Männer hintereinander.

Die natürliche Liebe der beiden Geſchlechter verlor alles Poe-

tiſche. Die Reichen ſuchten nur Abwechslung des Genuſſes und die Pikanterie unnatürlicher Wolluſt und theurer Preiſe, denn man prahlte mit den Summen, die man dafür ausgab. Die Armen verkauften alle Scham um Geld. Sogar die Dichter kannten die Liebe nur in der Form leichtfertiger und tändelnder Verbindung der Männer mit Hetären oder jener ovidiſchen Metamorphoſen, in denen die Liebſchaften vornehmer Damen mit Männern geringſten Standes parodirt waren. Zu der ſeltſamſten Ausnahme der Zeit gehörte daher die tragiſche Liebesgeſchichte des Ritter Titus Minutius, welche Diodor erzählt. Dieſer Ritter verliebte ſich auf dem Lande in Campanien dergeſtalt in die ſchöne Sklavin eines andern Herrn, daß er ſie ihm um einen fabelhaft hohen Preis abkaufte, ihm nachher aber das Geld nicht bezahlte, ſondern die Sklaven unter die Waffen rief, ſich ſelbſt zum König der Sklaven erklärte, Krone, Scepter und Königsmantel trug und für ſeine Schöne ritterlich kämpfte, bis er von Lucullus und den gegen ihn ausgeſandten Truppen beſiegt wurde und ſich heroiſch ſelbſt das Leben nahm.

Die ganze Kunſt und Erfahrung der griechiſchen Luſtdirnen wurde erſchöpft, um die Wolluſte der reichen Römer zu vermehren und mannigfacher zu machen. Eine vornehme Dame beſaß hunderte von Zofen, von denen jede einzelne ihren beſondern Dienſt im Bade und bei der Toilette hatte, die hunderterlei Salben und kosmetiſche Mittel zutragen und ſich dabei oft bis auf den Tod quälen und mißhandeln laſſen mußten. Unglaubliche Dinge wurden erfunden, um die Reinheit des Teints zu erhalten, Milchbäder, Teigmasken ꝛc. Auch die unglücklichen Luſtknaben, von denen ſich die Vornehmen Roms ganze Harems hielten, mußten nicht nur durchſichtige Franzenkleider tragen, wie Mädchen, ſondern ſich auch die Nacht über teiges Brod aufs Geſicht legen, um die feinſte Mädchenfarbe zu erhalten.

Eine große Zahl, wenn auch noch ſo unnützer Sklaven, gehörte zur Ehre des Hauſes. Ammianus Marcellinus berichtet: „Und wie geübte Feldherren die Kerntruppen ins Vordertreffen, dann die Leichtbewaffneten, hierauf die Pfeilſchützen und zuletzt die Reſerve ſtellen, um im Nothfalle vorzurücken: eben ſo ordnen die Haushofmeiſter,

welche an den Ruthen in der rechten Hand kenntlich ſind, die ſtädtiſche, jetzt arbeitsfreie Dienerſchaft mit pünktlicher Sorgfalt, und ſo zieht denn, als ſey das Zeichen zum Aufbruche eines Heeres gegeben, die ganze Weberſtube beim Wagen vorauf; an ſie ſchließt ſich die ſchwarze Bedienung der Küche, dann die übrigen Sklaven ohne Unterſchied, denen ſich der müßige Pöbel der Nachbarſchaft zugeſellt hat; zuletzt eine Menge Verſchnittener, vom Knaben- bis zum Greiſenalter hinauf, von ſiechhaftem Ausſehen mit ſchrecklich verzerrten Geſichtszügen. Wohin auch einer gehen mag, da wird er Haufen ſolcher verſtümmelter Menſchen ſehen, und das Andenken jener Königin der Vorwelt, Semiramis, verfluchen, die zu allererſt zarte Knaben entmannte."

Gleich den Boudoirs und Bädern erforderten die Tafeln der reichen Römer ein tiefes Studium der damit beauftragten vorzugsweiſe griechiſchen Diener. Köche wurden zu fabelhaften Preiſen gekauft oder gemiethet. Lucullus iſt berüchtigt als Erfinder der theuerſten und ſeltſamſten Schwelgerei in Eſſen und Trinken. Nach ihm Apicius, der größte Feinſchmecker unter Auguſtus. Noch etwas zu eſſen, was die Jahreszeit mitbrachte, wäre eine Schande geweſen. Man mußte das ſeltenſte und theuerſte eſſen, was in einer ganz andern Jahreszeit oder in den entfernteſten Ländern oder Meeren wuchs. Das Fleiſch der feinſten Vögel genügte nicht mehr, man aß blos das Hirn oder blos die Zungen der ſeltenſten Singvögel, der ſeltenſten und theuerſten Vögel aus der Ferne, der Pfauen, Strauße, Flamingos. Das Raffinement ging ſo weit, daß man die armen Thiere unerhörten Martern unterwarf, weil man ſich einbildete, ſie gäben dann ſchmackhaftere Biſſen. So erſtickte man die Hühner im Wein, caſtrirte nicht nur Säugethiere und Vögel, ſondern ſogar Fiſche, ſtieß lebendigen Schweinen glühende Bratſpieße durch den Leib, damit das Blut durch die innere Hitze in alle Theile des Fleiſches dringe, ſchnitt der Sau unmittelbar, wenn ſie Junge geworfen, die milchſtrotzende Euter aus dem lebendigen Leibe, weil es ſo am beſten ſchmecken ſollte, oder trat das trächtige Schwein, bis das Ferkel in die milchvolle Euter hineingedrückt wurde und ſchnell ge-

braten noch nach Milch ſchmeckte. Man brachte Barben in gläſernen Gefäßen lebendig auf den Tiſch und ließ ſie, um ſich an dem ſchönen Farbenſpiel während ihrer Todesqualen zu ergötzen, in ihrer eigenen Brühe ſterben. Mit Fiſchen wurde ſolcher Luxus getrieben, daß man ſie mit Menſchenfleiſch fütterte, mit goldenem Schmuck behing ꝛc. Dergleichen koſtbare Fiſchbehälter waren beſonders in Bajä zu ſehen. Cicero ſpottete über die Fiſchnarren (piscinarii).

Damit hing nun ein ungeheurer Luxus der Schüſſeln, Becher und des ganzen Hausgeräthes zuſammen. Alles mußte ſchwer von Gold und Silber ſeyn und von Juwelen und Perlen funkeln. In den Zimmern mußten Elfenbein, die edelſten Holz- und Marmorarten, die kunſtreichſten Moſaiken verſchwendet ſeyn. Nicht nur bei Reichen, auch Aermere verpraßten was ſie hatten:

Denn von den Schüſſeln in Menge ſo bunt, ſo ſtattlich und uralt,
Wird an einem Mahle verſchmauſt ein väterlich Erbgut.

Der Raub aller Länder, Kleinode, Gefäße, Statuen, Kunſtwerke aller Art füllten die Paläſte und Landhäuſer der Großen. Koſtbare Stoffe aus allen Ländern, edle Metalle, Elfenbein, feine Holzarten, Seide, die zarteſten aſiatiſchen Stickereien und Gewebe wurden zum Schmuck der Wohnungen und Menſchen vergeudet. Allen Römern ging in der Entfaltung ſolchen Reichthums der berühmte Lucullus voran, der in ſeinen Paläſten, Villen und Gärten die erſtaunlichſte Pracht mit dem gewählteſten Geſchmack verband und zugleich Kunſtwerke und Bücher ſammelte und immer Künſtler und Gelehrte um ſich hatte und gaſtfrei bewirthete. Nächſt ihnen machte ſich der reiche Redner Hortenſius durch die Größe und Schönheit ſeiner Gärten bemerklich und durch die theatraliſchen Zugaben zu ſeinen Gaſtmählern. Wenn die reichen Römer bei Tiſche lagen (denn ſie ſaßen nicht, ſondern lagen auf Kiſſen), wurden ſie unter der Mahlzeit nicht nur mit Tafelmuſik erfreut, ſondern auch Tänzerinnen entzückten ſie durch ihre reizenden Bewegungen und Mimen durch ihre Schauſtücke. An der Tafel des Hortenſius im Garten trat einmal Orpheus auf und die Töne ſeiner Lyra lockten aus allen Gebüſchen zahmes, dazu abgerichtetes Wild hervor. Die Geſchmackloſigkeit der Reichen wird trefflich von

Petronius im Gaſtmahl des Trimalcion charakteriſirt. Da wird eine Henne aufgetragen, welche Eier legt, ein geflügelter Haſe, ein Schwein mit einem Hut auf dem Kopfe und gebackenen Ferkeln an den Eutern. Als das Schwein aufgehauen wird, fliegen lebendige Droſſeln heraus, die zur Luſt gefangen werden. Endlich wird ein ſilbernes Gerippe gebracht und muß convulſiviſche Bewegungen machen, wobei der reiche Wirth die Gäſte ermahnt, ſie ſollen tüchtig eſſen und trinken, denn das Leben währe kurz.

Um ſich von dem Lärm in der Hauptſtadt, welche unter den Kaiſern über zwei Millionen Seelen zählte, zu erholen, zuweilen auch um den Machthabern in Rom auf eine gute Art aus dem Wege zu gehen, brachten die reichen Römer häufig auf ihren Landhäuſern zu, eine Sitte, die ſo ſehr in die Mode kam, daß jeder, der das Geld dazu nur irgend aufbringen konnte, ſeine Villa auf dem Lande haben mußte. Um aber das Landleben mit größerer Geſelligkeit zu verbinden, ging man in die berühmten Bäder im Golf von Neapel, Puteoli und Bajä, wo ſich die feinſten Damenzirkel verſammelten, wie jetzt in unſern Bädern. Weil ſich reiche Verſchwender aber überall gleich bleiben, ſo fehlte es auch damals nicht an Spielhöllen, nicht an Pferde- und Hundeliebhabern, die ungeheure Summen für Modethiere verſchwendeten, und wenn es irgendwo ſpäter in Frankreich, England, Deutſchland das Junkerthum weit getrieben hat, ſo wurde doch das römiſche von keinem übertroffen.

Den ärgſten Mißbrauch trieben die reichen Römer mit den Philoſophen, welches durchgängig Griechen und nichtswürdige Paraſiten waren. Man affectirte, die Mode der Stoa mitzumachen und hielt ſich ſ. g. Tugendſchwätzer (Aretalogi), die mit Philoſophenbärten daherkamen und tiefen Ernſt zur Schau trugen, aber ungeheuer freſſen konnten und ſich zu allen Niederträchtigkeiten hergaben. Andere Paraſiten prahlten mit Heldenthaten, die ſie nicht verrichtet hatten (di Urbilder des Bramarbas), wieder andere mit ihren Laſtern und ihren Raffinement in allen Wollüſten. Zur niedrigſten Claſſe der römiſchen Schmarotzer gehörte der bolatro, ſo genannt vom Straßenkoth, der an den Schuhen hängen bleibt.

6.

Römiſche Kunſt.

Die Römer hatten von Natur wenig Sinn für Schönheit und Kunſt, nur für Kraft, Macht, Herrſchaft. Sogar der feingebildete Cicero ſagt in ſeiner Rede gegen Verres, die Liebe zur Kunſt ſey etwas Unmännliches und eines echten Römers nicht würdig. Aus dieſem Geſichtspunkt verachtete der Römer den Griechen und ſah auch ſpäter noch, als er ſich mit griechiſchen Kunſtwerken und griechiſchen Künſtlern, Dichtern, Sophiſten und Philoſophen umgab, in jenen nur Luxus und Pracht, in dieſen nur Sklaven.

Nur in der Baukunſt leiſteten die Römer Großes und Eigenthümliches, weil ſie ihnen nützlich und unentbehrlich war zu ihren Befeſtigungen, Waſſerleitungen, Katakomben und Staatsgebäuden aller Art. Sie ſahen dabei nicht ſowohl auf Schönheit, als auf Solidität, Einfachheit, Ordnung, Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit. Im Allgemeinen glich die römiſche Baukunſt der griechiſchen, aber ſie ließ die Mauer mehr hervor- und die Säule zurücktreten, und bildete die Wölbung und den Rundbogen ungleich mehr aus. Daher charakteriſiren ſich altrömiſche Bauten durchgängig durch große, feſte, gewaltige Mauern, durch eine anſpruchsloſe und doch imponirende Einfachheit, durch koloſſale Wölbungen, halbrunde Fenſter und Thüren und öfter vorkommende Niſchen und Rotunden. Erſt in der Kaiſerzeit und hauptſächlich ſeit der Vermiſchung des orientaliſchen Styls mit dem römiſchen wurden die Gebäude mit Säulen und ſchweren Ornamenten überladen.

Das Großartigſte, was von römiſchen Bauten heute noch übrig iſt, ſind die unterirdiſchen Gewölbe unter der Stadt Rom, in die man ſchon zur Zeit der Könige das Waſſer des ſumpfigen Bodens ableitete, die ſ. g. Kloaken; ferner die großen Waſſerleitungen, welche das Waſſer meilenweit ihnen von den Gebirgen in die Städte

brachten. Von der Gesammtwirkung, welche einst die großen Tempel und Paläste in Rom hervorbringen mußten, indem sie durch Plätze und Säulenhallen verbunden waren und vom Forum aus weite freie Aussichten und Perspectiven darboten, kann man sich freilich heute keinen Begriff mehr machen. Das Auge schwelgte in Architektur, die sich endlos durch die ungeheure Stadt forterstreckte und sich am Capitol hoch über den Betrachtenden aufthürmte.

Der römische Tempel war gleich dem griechischen ein längliches Viereck, hatte aber nur vorne Säulen, die drei andern Seiten waren kahle Mauern. Etwas später kamen die Rotunden auf, kreisrunde Tempel, über denen sich eine Kuppel wölbte. Die schönste von allen, das Pantheon in Rom, wurde zur Zeit des Augustus erbaut und steht noch wohlerhalten da. Die Basiliken, längliche Vierecke, dienten als Gerichtssäle, Börsen, Versammlungsörter, wenn es draußen auf dem offenen Forum regnete. Die Theater zeigten der Bühne gegenüber einen Halbkreis von aufsteigenden Sitzreihen, die Amphitheater eine länglichrunde Arena (freier Platz mit Sand bestreut) und rundum ebenfalls erhöhte Sitzreihen. In vielen alten Römerstädten haben sich solche Amphitheater bis heute erhalten, zu Nismes, Verona ꝛc., eines der schönsten und größten aber ist das Colosseum in Rom, zu des Titus Zeit erbaut, in dem 80—90,000 Menschen sitzen konnten. Die öffentlichen Bäder waren zum Theil ungeheure Gewölbe, in denen es auch im Sommer kühl blieb, dagegen nur leichte Säulenhallen die Gymnasien oder Ring- und Turnplätze. Zwischen allen diesen öffentlichen Gebäuden lagen die freien Plätze, häufig durch Säulengänge verbunden und durch Triumphbogen, Ehrensäulen und Statuen geschmückt. Hier tummelte sich das Volk, hier war der zu Hause, der vielleicht nicht einmal eine Privatwohnung besaß. Noch jetzt lebt der Südländer lieber im Freien auf öffentlichen Plätzen oder in Kirchen und Theatern, als im eigenen Hause. In Rom erforderte die ungeheure Menschenmenge offene Räume in erstaunlichem Umfange, daher schon vor den Kaisern die großen Feldherrn und Triumvirn oder auch reiche Männer, die sich beim Volke beliebt machen wollten, neue freie Plätze, Märkte, Tempel,

Baſiliken, Bäder und Theater bauten, die ſich zur Kaiſerzeit noch immer vermehrten und vergrößerten.

Hinter allen dieſen öffentlichen Bauten kamen dann erſt die Paläſte der Großen und die Häuſermaſſen der Armen. Die erſteren waren oft von großem Umfang und mit Gärten umgeben, aber viele große Gärten in der Stadt wurden dem Volke geſchenkt. Eben ſo viele großangelegte Privatbäder. In der Nähe der Stadt wimmelte es ſodann noch von Grabdenkmälern, die große Via Appia führt heute noch ſtundenweit durch eine Allee von mit Epheu überwachſenen zum Theil aber noch gut zuſammenhaltenden Römergräbern. Dieſe ſind in der Regel hochgethürmt. Ein großer Rundbau, der im Mittelalter als Burg diente, iſt das Grabmal der Cäcilia Metella, ein anderer noch größerer, jetzt die Citadelle von Rom, die ſ. g. Engelsburg, iſt das noch wohlerhaltene Rieſengrabmal des Kaiſer Hadrian.

Daß die verſtändigen und gern reflectirenden Römer aus der Baukunſt auch eine Wiſſenſchaft machten, war natürlich. Ihr berühmter Lehrer der Baukunſt, Vitruvius, lebte zur Zeit des Auguſtus.

Für die bildenden Künſte hatte der Römer kein angeborenes Geſchick. Er begnügte ſich, aus den griechiſchen und aſiatiſchen Städten die ſchönſten und koſtbarſten Bildwerke zu rauben und ſeine Tempel und Paläſte damit auszuſchmücken. Da dieſe Art von Häuſerſchmuck aber einmal Mode geworden war, ſammelten ſich auch griechiſche Künſtler genug in Rom, um auf Beſtellung Copien der ſchönſten griechiſchen Statuen, oder neue Statuen zu verfertigen. Copien, weil, wenn eine Statue berühmt wurde, ſie viele haben wollten, neue Statuen aber zu politiſchen Zwecken und um dem Familienſtolze zu genügen. Der Senat decretirte Ehrenſäulen und Triumphbögen mit Statuen oder Basreliefs, oder ließ bedeutſame Statuen auf öffentlichen Plätzen ausſtellen, Portraitſtatuen großer Männer oder ſymboliſche Bezeichnungen erfochtener Siege, der Macht Roms ꝛc. Eine große Menge von Statuen der jeweiligen Machthaber wurden auch von den Provinzialſtädten und Privatperſonen beſtellt, um ihre Ergebenheit darzulegen. Alle alten patriciſchen Geſchlechter aber

hielten auf Ahnenbilder und bewahrten in Portraitſtatuen und Büſten das Andenken der Ihrigen auf. Deshalb ſind uns aus der römiſchen Zeit trotz aller Zerſtörungen noch eine überaus große Zahl hauptſächlich von Portraitſtatuen und Büſten erhalten, in denen die römiſche Kunſt vorzugsweiſe bewundert wird. Sie ſind theils reine Portraits, ganz menſchlich gehalten und naturtreu, oder idealiſirt, d. h. es wird mehr der Genius der betreffenden Perſon als dieſe ſelbſt dargeſtellt und der Genius wird irgend einer bekannten Gottheit angenähert. So bekamen die Bildniſſe einen apolliniſchen, herkuliſchen, joviſchen, bachiſchen, einen junoniſchen, minerviſchen, dianenhaften ꝛc. Charakter.

Unter den griechiſchen Bildhauern der ſpäteren Zeit, die in Rom arbeiteten, glänzte vor allen Zenodorus. Zu den ſchönſten Kunſtwerken der römiſchen Zeit gehören die Marmorſarkophage, die in Griechenland viel ſeltener ſind, weil die Römer gleich den noch ältern Etruskern viel auf Schmuck der Gräber hielten. Die Sarkophage ſind ringsum mit den ſchönſten Basreliefs verziert, die jedoch durchgängig nur bekannte Scenen aus der griechiſchen Mythologie darſtellen.

Die Malerei in Rom war auch nur eine Nachahmung der griechiſchen und iſt uns davon nur weniges in Wandmalereien erhalten, unter denen die ſ. g. aldobrandiniſche Hochzeit einen kaum verdienten Ruhm genießt. Viel bedeutender ſind die großen Moſaikbilder altrömiſcher Fußböden und unter ihnen die ſchönſte die in Pompeji aufgefundene Marcellusſchlacht, von der oben ſchon die Rede war. Zur Zeit des Auguſtus war in Rom ein gewiſſer Lucius der beliebteſte Modemaler.

Die bildenden Künſte arteten in Rom in derſelben Weiſe aus, wie ſchon unter den Ptolemäern, indem ſie nur Pracht und Reichthum zur Schau tragen ſollten. Daher beſonders ſeit der Kaiſerzeit das Wohlgefallen an Koloſſalſtatuen, an Statuen aus edeln Metallen, farbigen Porphyr- und Marmorarten. Schon Pompejus führte in ſeinem Triumphzug eine große ganz von Perlen zuſammengeſetzte Statue des Mithridates auf. Statuen von maſſivem Golde wurden

ſehr Mode. Demſelben Geſchmack diente die Ueberladung der Gebäude mit Ornamenten, namentlich auch mit über einander gethürmten Reihen von Säulen und Statuen, die Ueberladung einzelner Statuen mit Attributen. Endlich häuften ſich in Rom die plaſtiſchen und bildlichen Darſtellungen roheſter Sinnlichkeit, die ſchon in der griechiſchen Welt weitum verbreitet geweſen waren und von denen man eine Menge im Schutt von Pompeji gefunden hat. Wie konnte ſich ſtrenge und keuſche Sitte in einem Volke erhalten, denen ſich nicht nur ſo viele nackte Schauſpiele und nackte Statuen auf allen Straßen darboten, ſondern welches auch ſeine Wohnungen mit den ſchamloſeſten Bildwerken angefüllt hatte. Auch die von griechiſchen Künſtlern immer noch in Menge verfertigten Gemmen oder geſchnittenen Steine enthielten großentheils üppige Bilder im kleinſten Maaßſtab. Auch von dieſen ſind viele noch in Sammlungen zu finden. Die ganze Gattung nannte man in Rom Spintria.

7.

Römiſche Schauſpiele.

Im öffentlichen Leben hatte ſich der Römer immer mehr gefallen als im häuslichen. Die politiſchen Schlachten auf dem Forum oder im Senat waren ihm wie die offenen Feldſchlachten im Kriege zur Gewohnheit geworden. Er wollte immer geſpannt und erregt ſeyn, immer etwas Neues und Großartiges ſehen und erleben. Deshalb unterbrach er auch ſeine häusliche und Feldarbeit gern durch lärmende Feſte, Verkleidungen, Prozeſſionen und öffentliche Wettſpiele. Alle ſeine gymnaſtiſchen und Waffenübungen waren öffentlich, eben ſo die Bäder. Das Volk ſah ſich ſelbſt immer ins Auge und in den abwechſelndſten Scenerien. Das großartigſte Schauſpiel der Römer war aber ſtets der Triumpheinzug ſiegreicher Feldherrn mit der Beute fremder Länder, mit gefangenen Königen in ſeltſamer Tracht, ungeheurem Goldreichthum, nie geſehenen Thieren ꝛc. Gegen

dieſe großen Schauſtücke kamen die wirklichen kleinen Theater gar nicht in Betracht.

Der Römer hatte wenig Sinn für Poeſie und auch nicht für die dramatiſche. Seine Mimen gefielen mehr durch ihre Geberden, als durch ihre Worte. Am liebſten aber ſah er Wettkämpfe und je großartiger und blutiger, deſto beſſer. Deshalb legte er auf keine Art öffentlicher Kämpfe größern Werth als auf den der Gladiatorenſchlächtereien und der Thierhetzen. Wie ein Volk ſich in ſolche Blutgier hineingewöhnen kann, ſehen wir noch gegenwärtig an den Spaniern, denen ihre Stiergefechte unentbehrlich ſind und die dabei in eine wahre Wuth gerathen, obgleich es ihnen ſonſt an Großmuth und Zartſinn nicht fehlt. In Rom aber gehörte dieſe grauſame Gewöhnung zu den Abhärtungsmitteln für den Krieg und zur Stählung des eiſernen Römercharakters.

Der älteſte und berühmteſte Schauplatz der Wettkämpfe in Rom war der Circus maximus und die Wettſpiele in demſelben hießen Circenses. Er war länglichrund und diente zunächſt als Rennbahn für die Wagenlenker. Nach und nach wurde er ſo ſehr vergrößert, daß der Zuſchauerraum 3—400,000 Menſchen faſſen konnte. Dennoch genügte er nicht, ſondern es wurden noch andere nach ſeinem Muſter erbaut und Amphitheater, eines immer größer wie das andere, in deren Mitte auf der Arena alle Arten von Wettkämpfen von Menſchen und Thieren aufgeführt wurden, einige unter dem Namen der Naumachien unter Waſſer geſetzt und für Seegefechte und Tödtung großer Waſſerthiere, Krokodile und Nilpferde eingerichtet. Als noch die Triumvirn um die Gunſt des Volkes buhlen mußten, wetteiferten ſie, demſelben neue und niegeſehene Schauſpiele vorzuführen, beſonders große und wilde Thiere aus Aſien und Afrika. Da ſah man hunderte von Löwen und Löwinnen auf einmal in der Arena, die zur Luſt mit Pfeilen und Wurfſpießen getödtet wurden, oder hunderte von Bären zugleich, rieſenhafte Elephanten, die man mit Tigern kämpfen ließ, Rhinozeroſſe, langhalſige Giraffen, Strauße zu hunderten aus den afrikaniſchen Wüſten. Deshalb hieß es im Sprüchwort: aus Afrika kommt immer etwas Neues. Die Kaiſer vergaßen nicht, die Neu-

gier, der unermeßlichen Bevölkerung Roms zu berückſichtigen und zu befriedigen und ahmten die Triumvirn nach, ja übertrafen ſie noch in der Größe der Circusſpiele, welche ſie mit verſchwenderiſcher Pracht ausſtatteten. Das gefiel dem Volk, davon ſprach es, daran dachte es allein noch und vergaß die verlorene Freiheit. Daß es auch zu eſſen habe, dafür ſorgten die Kaiſer durch Getraideſpenden. Es hielt ſich alſo wirklich im Ganzen ruhig und ließ die Kaiſer machen, was ſie wollten, ohne zu rebelliren. Wiederholten ſich auch in der römiſchen Geſchichte fort und fort blutige Empörungen, ſo waren es doch nur Palaſtrevolutionen oder Soldatenaufſtände. Das Volk erhob ſich nie mehr, es war ſchon zu tief geſunken und ſittlich entnervt. Das berühmte Wort des Juvenal: das Volk hat panem (Brod) und Circenses (Schauſpiele) und das iſt ihm genug, enthält die ſchrecklichſte, aber auch wahrſte Kritik des Römervolkes, wie es geworden war:

Seit es die Freiheit verlor, entſchlug es ſich aller Sorgen.
Einſt war bei ihm die Macht, es vertheilte die Legionen
Und die Aemter des Staats, jetzt wünſcht es nur noch zwei Dinge,
Brod und Circusſpiele.

Wie man Abwechslung in die Schauſpiele zu bringen wußte, davon erzählt Strabo ein merkwürdiges Beiſpiel aus den Zeiten des Auguſt. Silurus, ein Hirt in Sicilien, hatte ſich an die Spitze einer großen Räuberbande geſtellt und ſich den Sohn des Aetna genannt. Er wurde jedoch gefangen und nach Rom gebracht, wo man ihn auf dem Forum dem Volk zur Schau ſtellte. Man hatte einen künſtlichen Berg Aetna verfertigt, auf deſſen Gipfel er ſtehen mußte. Dann aber fiel der Berg plötzlich zuſammen und er ſank in das Innere deſſelben hinab, welches ſich als ein Gehege wilder Thiere offenbarte, die ihn zerriſſen. Daß man Verbrecher den wilden Thieren vorwarf, um dem Volk ein Schauſpiel zu geben, wurde immer mehr Sitte und insbeſondere mußten ſich die unglücklichen Chriſten, wenn ſie den heidniſchen Göttern nicht opfern wollten, unter dem lauten Rufe des Volkes ad leones! (zu den Löwen) dieſer grauſamen Todesart unterwerfen.

Eben ſo allgemein wurden die blutigen Kämpfe der Fechter oder Gladiatoren. Sie waren ſchon eine alte Sitte und insbeſondere Schwertkämpfe vor dem Scheiterhaufen, auf dem angeſehene Todte nach römiſcher Weiſe verbrannt wurden, gewöhnlich geweſen. Der Grund dieſer alten Sitte iſt unbekannt geblieben, ſtammt aber wohl aus ſehr früher Zeit und läßt ſich nur aus dem religiöſen Glauben erklären. Das Intereſſe eines kriegsluſtigen Volkes an ſolchen Kämpfen war ein ſehr natürliches. Man gründete daher eigene Fechterſchulen in immer größerem Umfange, in welchen die ſtärkſten und gewandteſten Kriegsgefangenen und Sklaven die Kunſt auf mannigfache Art, insbeſondere aber mit dem kurzen Römerſchwert zu kämpfen, bis zur äußerſten Vollendung erlernten. Einmal wurden auch die Weiber von der Fechtluſt ergriffen und Dio erzählt, ſie hätten wie Furien gegen einander gerast. Man verbot es ihnen aber als etwas lächerliches. Der blutige Ernſt allein ſagte den Römern zu. Deshalb mußten es ſich die armen Fechter gefallen laſſen, vor den Augen des ſchauluſtigen Römervolkes auf Leben und Tod mit einander zu kämpfen. Unter ihnen befanden ſich gewiß immer viele tapfere deutſche, galliſche, thrakiſche Kriegsgefangene, welche gegen ihren Willen durch die härteſte Behandlung und grauſame Folterungen gezwungen wurden, Leib und Leben der Schauluſt des feindſeligen Volkes aufzuopfern. Diodor erzählt, daß einmal eine große Zahl im ſicilianiſchen Sklavenkrieg gefangener Sklaven in Rom gezwungen wurden, auf der Arena mit wilden Thieren zu kämpfen. Weil man aber einem jeden ein kurzes Schwert gegeben hatte, damit ſie den Beſtien beſſer Widerſtand leiſten und das Schauſpiel verlängern ſollten, ſtießen ſie ſich alle zugleich, noch vor dem Kampf, die Schwerter in die Bruſt, um ſich dem entehrenden Dienſte zu entziehen. Noch iſt uns aus den Alterthümern Roms eine weltberühmte Statue erhalten, die einen ſterbenden Fechter darſtellt, der Miene nach ein Barbar aus dem Norden, vielleicht ein Deutſcher, von dem Weſſenberg ſo ſchön geſungen hat:

O Schmach der Knechtſchaft, zu der Menſchheit Hohn!
Barbaren, auf! eilt mit des Sturmes Flügel!

Nicht ungerächt ſterb' eurer Wälder Sohn
Zum Zeitvertreib des Volks der ſieben Hügel!

Und ſie haben ihn gerächt, als Alarich den zitternden Pöbel Roms zu ſeinen Füßen liegen ſah.

Sogar bei den Tafeln wollten die reichen Römer Menſchen ſterben ſehen und ließen Gladiatoren blutige Kämpfe aufführen. Zum Ergötzen diente bei den Gaſtmählern und Gelagen auch die Verhöhnung der Philoſophen. So mußte einſt der Tugendſchwätzer Alcidamas mit einem Hiſtrionen (Hanswurſt) vor den Gäſten einen Zweikampf beſtehen. Wenn der Gaſtgeber nicht blos gemeine, ſatyreske und unflätige Spaßmacher, halbnackte Tänzerinnen ꝛc. auftreten ließ, ſondern einen gewähltern Geſchmack zu erkennen geben wollte, nahm er Mimen in mythologiſchen Masken. Wir haben ſchon an dem, welcher den Orpheus im Garten des Hortenſius darſtellte, ein merkwürdiges Beiſpiel kennen gelernt. Ein anderes liefert der Mime, der nach Petronius beim Gaſtmahl des Trimalcion als Ajax auftrat und indem er mit vollem tragiſchem Pathos declamirte, zugleich mit blankem Schwert den Braten auf dem Tiſch tranchirte. Man erkennt daraus, wie tief der Mimen Kunſt herabgewürdigt wurde. In der Regel ſpielte der Mime allein ohne Nebenperſonen und die ganze Aufmerkſamkeit der Zuſchauer concentrirte ſich auf ihn. Die, welche Lieblinge des Publikums wurden, genoſſen ein erſtaunliches Anſehen und erwarben fürſtlichen Reichthum.

Zur Zeit des Auguſtus wurde vor allen Bathyllus als Mime bewundert, ein Freigelaſſener des Mäcen und ein wichtiger Mann in Rom, weil er der Reformator der Pantomimen auf dem römiſchen Theater wurde und dem Kaiſer als politiſches Mittel diente, die Großen Roms und das Volk angenehm zu unterhalten und mit dem Verluſt der alten Freiheit zu verſöhnen. Die Theaterwuth und der Deſpotismus gingen Hand in Hand und ſteigerten ſich folgerecht. Wer den Bathyll bewunderte, vergaß den Brutus. Er hatte einen großen Nebenbuhler auf der Bühne an dem Mimen Pylades. Ganz Rom nahm für den einen oder andern Partei und die Erbitterung beider Theaterparteien ſtieg in dem Grade, daß Pylades, um

Unruhen vorzubeugen, verbannt werden mußte. Als er zurückkehrte und ihn Auguſt wegen ſeiner Feindſchaft gegen Bathyllus ausſchalt, ſagte Pylades: wem frommt es denn mehr als dir, o Kaiſer, wenn das römiſche Volk keine Zeit hat, an etwas anderes zu denken, als an unſere Theaterhändel?

Die italieniſche Volkskomödie hat heute noch ſtehende Masken, welche zum Theil aus den altrömiſchen Mimen herübergenommen ſind, dieſe ſelbſt aber ſcheinen uralte Figuren aus den vielleicht ſchon vorrömiſchen Volksluſtbarkeiten zu ſeyn. Zu ihnen gehörte Manducus, der großmaulige Kinderfreſſer, der aus der religiöſen Vorſtellung von den Manen und aus dem Todtencultus abſtammt und den wir noch in dem franzöſiſchen Oger wiedererkennen, und Mancus, den buckeligen, großnaſigen in ein weißes Gewand gehüllten Spaßmacher, das Urbild des ſpätern Policinello. Aehnliche Figuren hatten die atellaniſchen Spiele in Süditalien, von denen früher ſchon die Rede war. Aus dieſen atellaniſchen Spielen ſcheint ſich in Rom das Einzelſpiel der Mimen mit Improviſation und grober Karrikirung und die mehr der griechiſchen nachgebildete eigentliche Komödie ausgeſchieden zu haben. — Die verächtlichſten Poſſenreißer waren die Hiſtrionen, den griechiſchen Satyrmasken nachgebildet mit dickem Bauch und ungeheuren Phallen, die heute noch unter dem Namen Karagös die Araber und Türken ergötzen und ſo ſchmutzig waren, daß man den deutſchen Hanswurſt als eine Veredlung derſelben anſehen muß.

Eine der eigenthümlichſten, bei jedem vornehmen Leichenzug wiederkehrende Maskerade war folgende. Vor der Bahre, auf welcher der Todte, ehe man ihn auf dem Scheiterhaufen verbrannte, zur Schau getragen wurde, ging ein Schauſpieler in der Maske und Kleidung des Todten und ahmte ihn in allen Geberden nach. Ihm folgten andere Schauſpieler in den Masken und Amtstrachten aller Vorfahren des Todten, ſo daß die ganze Familie ſeit vielen Generationen anweſend zu ſeyn ſchien. Der Zug ging über das Forum und hier ſetzten ſich die falſchen Ahnen auf den curuliſchen Stühlen im Kreiſe nieder und wurden ihnen die Tugenden und Thaten des eben Verſtorbenen vorerzählt.

8.

Römiſche Poeſie.

Das praktiſche und jeglicher Empfindſamkeit abgeneigte Römervolk achtete das Poetiſche nur von der komiſchen Seite, nicht einmal von der heroiſchen. Ein Heldenvolk muß ſchon etwas von ſeiner Kraft eingebüßt haben, wenn ſeine Sänger zu prahlen anfangen. Der Starke denkt nicht daran.

Die alten Römer lernten, daß man Verſe machen und ſich darin ſelber rühmen könne, erſt von den Griechen. Die erſten römiſchen Dichter, welche der Römer Thaten prieſen, traten nicht früher als im zweiten puniſchen Kriege auf, Näviuſ und Ennius, und ahmten ganz nur die Form des griechiſchen Epos nach. Natürlicherweiſe ordnete ſich dadurch der lateiniſche Vers dem griechiſchen unter und nur in der Proſa konnte ſich ſpäter noch die Majeſtät des altrömiſchen Charakters entfalten. Auf Ennius folgten noch einige epiſche Dichter, deren Werke verloren gegangen ſind. Wahren und den größten Ruhm erlangte nur Virgilius Maro aus Mantua, den man auch, mit dem Namen ſpielend, virginius, den Jungfräulichen, nannte, weil er in Zartheit und Adel der Empfindung alle Römer übertroffen hat. Mit ſeiner Aeneis, welche die Schickſale des troiſchen Aeneas und deſſen Ankunft in Latium ſchildert, ſchmeichelt er zunächſt ſeinem hohen Gönner, dem Kaiſer Auguſtus, und wetteifert mit Homer, deſſen Ilias ſeine Aeneis gewiſſermaßen nur fortſetzt. Allein dieſe Umſtände und Nebenabſichten haben ſeinem Gedicht nicht ſo viel geſchadet, daß man es nicht dennoch heute noch bewundern müßte. Die ſpäteren römiſchen Epiker ſind wieder viel ſchwächer und treten unter ihnen nur Lucanus mit einer ſchwülſtigen Schilderung der Schlacht bei Pharſalus, Silius Italicus mit einem puniſchen Kriege, Valerius Flaccus mit einer Bearbeitung der Argonautenfahrt und Statius mit einer Thebais hervor.

Die poetiſche Erzählung der Römer beſchäftigt ſich meiſt mit erotiſchen Stoffen. Ihr größter Meiſter war Ovidius Naſo, ein Günſtling des Auguſtus, für deſſen berüchtigte Göttertafel er die Metamorphoſen und Heroiden dichtete, höchſt üppige Schilderungen aller Liebſchaften der griechiſchen Götter, Heroen und Nymphen. Als er von Rom an die thrakiſche Grenze verbannt wurde, ſchrieb er Trauerbücher. Am nächſten kam ihm Propertius in verliebten Elegien. Von zarterem Reize dagegen ſind die mythiſchen Erzählungen des Catullus.

Die ſchon von den Griechen begonnene bukoliſche oder Schäferpoeſie fand auch Eingang in Rom, zumal ſeit den ſchrecklichen Bürgerkriegen, die eine Sehnſucht nach Frieden und ländlicher Ruhe hervorriefen. In dieſer Gattung leiſtete Virgil das Schönſte in ſeinen Idyllen und in ſeinem Lehrgedicht vom Landbau. Ihm reiht ſich der liebenswürdige Tibullus im Preiſe des ländlichen Glückes an.

Unter den eigentlich lyriſchen Dichtern ſteht neben dem zärtlichen Catullus nur der weltberühmte Horatius Flaccus, deſſen Lieder aber nicht blos zärtlich, ſondern und zwar hauptſächlich didactiſch ſind. Er ſpricht unwillkürlich die Ermattung der römiſchen Welt aus, die zur Freiheit nicht mehr fähig, ſich in die Knechtſchaft ſchicken muß und es ſich in derſelben ſo bequem und behaglich als möglich zu machen ſucht. Der Sinn iſt: was geht mich das römiſche Reich, was geht mich die Freiheit, was gehen mich die Vorfahren, was geht mich Krieg und Noth der Gegenwart an, wenn ich nur bei Wein und hübſchen Mädchen ſitzen kann und meine gnädigſten und allergnädigſten Gönner, Mäcenas und Auguſtus, mich zur Tafel ziehen und gegen alle Noth ſicher ſtellen. Der Grundgedanke der horaziſchen Poeſie iſt ſchlechtweg der epikuriſche, aber er wußte ihn auf die geiſtvollſte Art zu beſchönigen in einer Art von Selbſtironiſirung und indem er zugleich Satiren ſchrieb, in denen er beweist, daß er die ganze Erbärmlichkeit der Zeit recht wohl zu würdigen wußte, wenn er gleich nicht Charakter genug beſaß, um ſich ſelbſt ſittlich über ſie zu erheben.

Ernſter gemeint waren die Satiren des patriotiſchen Varro,

der erſte Satirendichter Roms war Lucilius zur Zeit des dritten puniſchen Krieges. Unter dem Kaiſer Tiberius aber wurde Perſius durch die wachſende Tyrannei tief erbittert und goß in ſeinen Satiren die ſchwärzeſte Galle aus. Eben ſo, nur wenige Jahre ſpäter, der noch genialere Juvenalis, deſſen ſittliche Entrüſtung dem Zorn beleidigter Manen des römiſchen Volkes gleicht. In ihren Jamben ſpiegelt ſich alles Laſter der Zeit ab. Zugleich mit ihnen unter dem Kaiſer Nero lebte Petronius Arbiter, deſſen „ſatiriſches Buch" uns in den tiefſten Abgrund der damals in Rom herrſchenden Entſittlichung blicken läßt, um ſo mehr, als der Verfaſſer ſelbſt ein Liebling des Nero war und alle Schwelgereien deſſelben anordnen half. Martialis, erſt im 2. Jahrhundert nach Chriſto, ſchrieb zum Theil ſcharfe und witzige Epigramme. Phädrus trug die äſopiſchen Fabeln ins lateiniſche über.

Die dramatiſche Poeſie, die wir von der oben ſchon charakteriſirten bei den Römern ſo beliebten Mimik unterſcheiden müſſen, kam erſt durch den Griechen Andronikos nach Rom, wo derſelbe Komödien in lateiniſcher Sprache zu ſchreiben anfing. Auch Navius ſchrieb Luſtſpiele. Aber erſt Plautus, des Ennius Zeitgenoſſe, leiſtete Größeres im komiſchen Fach. Obgleich er nur die griechiſche Manier des Menander beibehielt, ſo verräth ihn der derbe Witz doch als Italiker und die Sprache verſteht er mit Meiſterſchaft zu behandeln. In derſelben Manier, jedoch etwas eleganter, ſchrieb Terentius noch um dieſelbe Zeit ſeine ſehr berühmt gewordenen Luſtſpiele, die jedoch lediglich nichts anderes enthalten, als gemeine Liebesintriguen, Verſpottung der Väter und Vormünder durch einen lüderlichen Sohn, Hetärengeſchichten und Genrebilder aus dem Leben mit karrikirten Figuren, ganz wie in der griechiſchen Komödie. Die vornehme Welt Roms machte eben die griechiſche Mode mit und hatte ſogar eigene Bühnen, auf welchen die griechiſchen oder die denſelben nachgeahmten römiſchen Komödien auch in griechiſchen Nationalcoſtumen aufgeführt wurden, die comoedia palliata (vom griechiſchen pallium, Mantel), zum Unterſchied von den Stücken im römiſchen Coſtum, der comoedia togata (von der römiſchen Toga).

Noch viel weniger leiſteten die Römer im Trauerſpiel, indem ſie auch hier nur die Griechen nachahmten. Nur ein einziger namhafter Tragiker des alten Rom iſt uns erhalten in Seneca, der aber tief unter den Griechen ſteht, indem ſeine Sprache viel hochtrabender iſt und der Dichter ſein hartherziges Publikum nicht erſchüttern zu können vermeint, wenn er nicht die gräßlichſten Dinge auf der Bühne geſchehen ließe. Um die rohen Römer zu rühren, muß Medea ihre Kinder dem Jaſon ins Geſicht werfen, Thyeſtes das Blut ſeiner Kinder trinken, Hippolyt in Stücken zerriſſen auf die Bühne geſchleudert werden. Im Allgemeinen herrſcht bei ihm das Sententiöſe und das Haſchen nach Effect, die Uebertreibung auf der Laſter- und Tugendſeite und das allzu kleinliche Ausmalen in den Beſchreibungen vor, was noch immer an Euripides mahnt. Am meiſten fällt auf, daß die Tragödie, wie Komödie in Rom, die gröbſten Poſſen ausgenommen, ſich ganz an griechiſche Muſter und ſelbſt an griechiſche Stoffe hielt. Bei Seneca kommt nur ein einziges Trauerſpiel vor, welches einen Gegenſtand aus der römiſchen Geſchichte darſtellt. Alle andern beſchäftigen ſich mit denſelben Geſtalten der griechiſchen Mythologie, wie die griechiſchen Tragödien. Jenes einzige Stück, Octavia, iſt nicht einmal ſicher echt. Als Näpius einmal wagte, Laſter vornehmer Römer auf die Bühne zu bringen, wurde er verbannt. Einer Ariſtokratie, einer Parteiengewalt und Soldatenherrſchaft, wie ſie in Rom gewechſelt haben, gegenüber, konnte die Poeſie ihre Freiheit nicht behaupten, die armen Dichter wurden zermalmt unter dem Drucke der politiſchen Gewalten.

Wie es ſcheint, waren die Schauſpieler beſſer als die Schauſpiele, wenigſtens erlangten Roscius und Aeſopus als vergötterte Bühnenhelden in Rom unermeßlichen Ruhm und ungeheure Reichthümer.

9.

Römiſche Proſa.

Die Macht der lateiniſchen Sprache hat ſich nur in der Proſa ganz entfaltet und zwar als der Ausdruck des Männlichſten, deſſen die menſchliche Sprache fähig iſt. Das bleibt des Lateiniſchen ewiger Vorzug, weshalb es trotzdem, daß die altrömiſche Welt längſt begraben liegt, doch immer die Weltſprache bleiben muß.

Wenn man erwägt, daß dieſer Sprache vollendetſter Meiſter, Cicero, nicht gerade der männlichſte Charakter war, ſo kann man gleichwohl erkennen, wie die männliche Sprache ihn wider Willen dahinriß. Er war zaghaft, er wollte immer gern ſich den Rücken decken, aber das gewaltige Wort riß ihn dahin in den Tod. Die Reden Ciceros ſind das Großartigſte, was es in dieſer Gattung in irgend einer Sprache der Welt gibt und das Hinreißende liegt hier ſo vorzugsweiſe in der Sprache, daß dieſelben Gedanken, anders oder nur in einer andern Sprache ausgedrückt, nicht dieſelbe Wirkung hervorbringen würden. Auch die Briefe Ciceros ſind ſchön geſchrieben und intereſſant für die Zeitgeſchichte, wenn auch allzugeſchwätzig und eitel. Den geringſten Werth haben ſeine philoſophiſchen Arbeiten, indem ſie eigentlich nur Compilationen und Geſchwätz enthalten. Doch kommt vieles in ihnen vor, was man eben anderwärts nicht findet und deshalb bilden ſie immerhin einen integrirenden Theil des claſſiſchen Geſammtſchatzes. Wie ſehr die Redner auf dem römiſchen Forum oft von der Würde der ciceronianiſchen Sprache abwichen, davon gibt Dio Caſſius ein Beiſpiel, indem er die Rede mittheilt, welche Calenus dem Cicero entgegenhielt, nachdem derſelbe gegen Antonius das ſtolze Gewitter ſeiner Philippika hatte toben laſſen. Calenus hielt ihm vor, wie groß Cäſar geweſen, den Antonius rächen wollte, und wie klein er, Cicero, ſey, und keift ihn an: „Alles dies, mein Cicero, oder Ciceröncheu, Ciceräzchen, oder

Ciceronchen, oder Griechling, oder wie du dich am liebſten nennen hörſt, alles das that Cäſar und du thateſt nichts, du großer Redner und Weiſer, der du deine Toga lang nachſchleppen läſſeſt, um — nicht wie ein Schauſpieler — nein, blos um deine häßlichen Beine zu verbergen. Wer kennt nicht deinen weibiſchen Rock? wem duftet nicht der gekräuſelte Graukopf entgegen? wer weiß nicht, daß du dich zweimal von deinen Frauen geſchieden und noch in hohen Jahren um ein junges aber reiches Ding gefreit haſt, um deine Schulden zu bezahlen. Dem Antonius haſt du ein Gaſtmahl vorgeworfen, aber dein eigener Sohn iſt ſinnlos von Schwelgen und du ſelbſt machſt bei deinem Weibe den Kuppler und bei deiner Tochter den Buhler.“ Das war die Redefreiheit im alten Rom und ſolche Dornen wuchſen unter dem Lorbeer der Beredſamkeit. — Es gab noch manche namhafte Redner neben Cicero, unter denen Hortenſius vorragt. Als Polyhiſtor, der ungeheuer viel ſchrieb, iſt der patriotiſche Varro neben Cicero zu ſtellen, ſeine Werke aber ſind verloren. Ueber die Beredſamkeit ſchrieb Quinctilianus.

Unter den römiſchen Geſchichtſchreibern ſtehen drei gleich hoch, nämlich Julius Cäſar durch die einfache, anſpruchsloſe Sprache und Klarheit der Memoiren, in denen er ſeine verſchiedenen Kriege, zumal den galliſchen beſchrieben hat, ſodann Livius, deſſen in der auguſteiſchen Zeit niedergeſchriebene römiſche Geſchichte in ihrer pragmatiſchen Entwicklung, reichen Darſtellung und eingeflochtenen Reden dem unſterblichen Werke des Thukydides zur Seite ſteht, und endlich Tacitus, der ein Jahrhundert ſpäter die ſchlimmſten Zeiten erlebte, in ſeinen Annalen und Hiſtorien aber, in denen er die Geſchichte ſeiner Zeit niederſchrieb, den Livius wie in der Kürze und Schärfe des Styls, ſo in Wahrheitsſinn und männlichem Freimuth übertraf. Er muß uns Deutſchen um ſo wichtiger ſeyn, als er zuerſt auf die ſittliche Ueberlegenheit des deutſchen Volkes über das römiſche aufmerkſam machte und den Untergang Roms durch die Deutſchen ahnte. Er zuerſt trat aus der römiſchen Nationalbeſchränktheit heraus und achtete ein anderes Volk einfach wegen deſſen Tugend. Er zuerſt fühlte, daß es neben der Willensſtärke und dem Verſtande

auch noch ein drittes im Menſchen gäbe, was man zu lange vergeſſen, das Gemüth.

Dieſen drei ſtehen die andern römiſchen Geſchichtſchreiber nach, die man nur des Materials wegen ſchätzt, welches ſie mittheilen. So im erſten Jahrhundert vor Chriſto Cornelius Nepos, der das Leben berühmter Feldherren erzählte, und Salluſtius, der den jugurthiſchen Krieg und die Verſchwörung Catilinas ſehr ausführlich beſchrieb. Ein bedeutender Hiſtoriker, Aſinius Pollio, iſt uns verloren. Eben ſo Trogus Pompejus aus der auguſteiſchen Zeit, von deſſen makedoniſcher Geſchichte indeß Juſtinus einen Auszug erhalten hat. Vellejus Paterculus beſchrieb die Geſchichte der römiſchen Republik, Florus eine declamatoriſche Ueberſicht der römiſchen Geſchichte. Suetonius ſchrieb die Geſchichte der erſten Kaiſer. Auch viele Griechen ſchrieben römiſche Geſchichten, alle werthvoll wegen des mitgetheilten Stoffes, aber ohne beſondere Vorzüge, wenn man den Plutarch ausnimmt, dem edle Geſinnungen und ein ſchönes Streben, durch Beiſpiele das Gute zu fördern, nicht abzuſprechen ſind. Er wurde erſt 50 Jahre nach Chriſto geboren, pries aber zur Zeit der Kaiſer die Tugenden der Vorzeit und ſtellte die edelſten Griechen und Römer in Parallelen zuſammen. Seine philoſophiſchen Schriften ſind weniger bedeutend. Ein großes, ſehr brauchbares Werk über römiſche Geſchichte ſchrieb der Grieche Dio Caſſius, andere Appian, Dionyſius von Halikarnaß, Herodian. Eine allgemeine Geſchichte ohne Kritik, aber ſtoffreich, ſchrieb Diodor von Sicilien (in der auguſteiſchen Zeit). — Dagegen waren es auch wieder Römer, welche die griechiſche Geſchichte bearbeiteten. So ſchrieb Curtius ein Leben des großen Alexander. Der Römer Aelian ſchrieb griechiſch eine Sammlung geſchichtlicher Anecdoten, eine ähnliche lateiniſch Valerius Maximus. Frontinus ſchrieb ein lehrreiches Werk über die römiſche Kriegskunſt. Polyän ſammelte Kriegsliſten.

Eine für die damalige Zeit ſehr intereſſante Naturgeſchichte ſchrieb der ältere Plinius, der beim erſten großen Ausbruch des Veſuv unter Kaiſer Titus, indem er aus Wißbegierde mit ſeinem Schiffe dem Berge zu nahe fuhr, ſein Leben verlor. Sein Neffe,

der jüngere Plinius, ein Freund des Kaiſer Trajan, ſchrieb ein Lob deſſelben und für die Zeitgeſchichte lehrreiche Briefe. Manilius ſchrieb ein Gedicht über Aſtronomie. Der Grieche Pauſanias machte im 2. Jahrhundert nach Chriſto eine merkwürdige Reiſe durch Griechenland und beſchrieb noch dort erhaltene Tempel, Götterbilder und ſonſtige Alterthümer. Für eigentliche Geographie leiſteten am meiſten die Griechen, Strabo in der auguſteiſchen Zeit, der alle damals bekannten Länder beſchrieb, und Ptolemäus unter Kaiſer Antonin, wie auch der Römer Pomponius Mela unter Kaiſer Claudius. Als weltberühmter Arzt glänzte erſt im 2. Jahrh. nach Chriſto Galenus, für Rom ſo groß wie Hippokrates für Griechenland. Ueber Landwirthſchaft ſchrieben Varro und Columella.

Zum philoſophiſchen Grübeln neigten die praktiſchen Römer ſo wenig wie zur Poeſie. Erſt nach dem Verluſt der Freiheit hatten ſie Muße zum Nachdenken und litten Noth genug, um in der Philoſophie einen Troſt zu ſuchen. Sie gingen dabei aber nicht über die Troſtmittel der ſpätern griechiſchen Philoſophie hinaus. Die einen nämlich wurden Epikuräer und tröſteten ſich mit einer luſtigen Lebensweisheit, die andern wurden Stoiker und hüllten ſich in die Toga ihres perſönlichen Werthes und Stolzes, mochte die Welt um ſie her noch ſo ſchlimm werden. Jene fügten und ſchmiegten ſich, wie der Dichter Horaz, dieſe trotzten wie Cato bis zum Tode, oder ſpiegelten ſich wenigſtens noch in ſchönen Gedanken und Reden die Tugenden des alten Roms vor. Lucretius, der in den Zeiten des Sulla und des erſten Triumvirates lebte, gab ſich die Mühe, ein Werk über die Natur in Verſen zu ſchreiben, worin er wie Epikur und ſpäter Horaz die Hingebung an die Natur und die Freuden, welche ſie vorzugsweiſe in der Zurückgezogenheit von den Händeln der Welt bietet, als die beſte Lebensweisheit empfahl, dabei aber ſkeptiſch gegen alle Religion verfuhr, eine göttliche Weltregierung geradezu leugnete, die Furcht vor den Göttern und vor einer Strafe nach dem Tode verlachte, und behauptete, die Seele ſtürbe mit dem Leibe. Noch weiter ging zwei Jahrhunderte ſpäter Sextus, zubenannt Empiricus, ein griechiſcher Arzt, welcher von ſeiner ärztlichen

Erfahrung (Empirie) ausgehend nicht nur die religiöſen, ſondern auch alle philoſophiſchen Theorien als leeren Wahn verwarf und nichts gelten ließ, als die greifbare Wirklichkeit.

Der ſtoiſchen Philoſophie huldigen alle edleren Römer der ſpäteren Zeit und alle die vielen Opfer der kaiſerlichen Tyrannei, welche wir in den folgenden Büchern noch kennen lernen werden, ſchöpften ihren Muth, der Tyrannei durch Selbſtmord zu entgehen, aus der Stoa. Inſofern war dieſe Philoſophie mehr praktiſch, als ſie wiſſenſchaftlich ausgebildet wurde. Cicero neigte zu ihr, brachte es aber zu keinem eigentlichen Syſtem. Epictet, in der zweiten Hälfte des erſten Jahrhunderts nach Chriſto, war ein beſſerer Theoretiker, indem er im directen Widerſpruch gegen Lucretius die Freiheit zum Princip erhob und daraus die Stoa als die natürlichſte und würdigſte Philoſophie ableitete. Annäus Seneca, nicht zu verwechſeln mit dem gleichnamigen Tragiker, theilte mit demſelben doch das Sententiöſe und Declamatoriſche der Sprache, diente aber inſofern der praktiſchen Stoa, indem er ſchlagende, epigrammatiſche Sätze, welche das Gemüth ergreifen und im Gedächtniß haften, für wirkſamer hielt als lange Reden und Erörterungen.

Achtes Buch.

Die Julier.

1.

Arminius.

Ehe wir die innere Geſchichte des römiſchen Reiches und der kaiſerlichen Familie ſeit dem Tode des Auguſtus und dem Regierungsantritte des Tiberius fortſetzen, liegt es uns ob, der großen deutſchen Kriege zu gedenken, die noch in der Zeit des Auguſtus begannen und an denen Tiberius und ſein Bruder Druſus den größten Antheil nahmen.

Der Krieg fing ziemlich unſcheinbar an und dehnte ſich erſt mehr und mehr über die verſchiedenartigen Völker an der ganzen Nordgrenze des Reiches aus. Die Rhätier und Vindelicier, die nächſten öſtlichen Nachbarn der ſchon unter Rom gebeugten Helvetier, gefielen ſich in Raubanfällen, die endlich zurückgewieſen werden ſollten. Tiberius ging, im Jahr 16 vor Chriſto, wie es ſcheint, über den Splügen, denn er zog das Rheinthal hinab an den Bodenſee, in dem ſich damals zum erſtenmal römiſche Adler ſpiegelten. Hier erwarteten ihn die Vindelicier mit großer Macht, aber er ſetzte ſich auf einer Inſel (wahrſcheinlich Lindau) feſt, ſchlug die Feinde zurück und machte dann noch eine Recognoscirung, um die Quellen der

Donau zu ſuchen. Unterdeß war ſein Bruder Druſus der Etſch entlang ins Tirol eingedrungen und hatte die Rhätier überall zurückgetrieben, war über den Brenner gegangen und verwüſtete das ſchöne Innthal. Wie es ſcheint, waren dieſe Länder damals nicht ſtark bewohnt, oder fand ein allgemeines Zurückziehen der Bevölkerungen Statt, denn Auguſtus konnte ſchon nach dieſem erſten Feldzuge bequeme Straßen über die Alpen ziehen und nordwärts von dieſem Gebirge, tief unten in der Ebene, eine römiſche Colonie und Feſtung anlegen, aus der eine große Stadt erwuchs, welche noch heute ſeinen Namen trägt, Augsburg (Augusta Vindelicorum).

Im Jahr 13 mußte Tiberius wieder gegen die empörten Dalmater und Pannonier kämpfen, während Druſus den Niederrhein überſchritt und den erſten Verſuch machte, zur Abwehr künftiger Raubeinfälle der Deutſchen auf deutſchem Boden ſelbſt eine römiſche Militairſtation zu gründen. Er zog verheerend durch die Gaue der Sigambrer, Uſipeten, Cherusker (an der Weſer) und Katten (Heſſen), ohne großen Widerſtand zu finden, denn die Deutſchen zogen ſich in ihre Wälder zurück und überfielen ihn erſt im Herbſt, als ihm die Lebensmittel ausgingen, in tiefen Waldthälern, ſo daß er mit Noth davonkam. Doch hatte er an der Lippe eine römiſche Feſtung, Aliſo (Liesborn), mit Beſatzung zurückgelaſſen. Im J. 11 kam er mit Heeresmacht wieder und recognoscirte das Innere Deutſchlands vom Main bis zur Saale und ging über die Werra und Weſer zurück. Nachdem er die Cherusker und Sigambrer, die ſich ihm in den Rücken geworfen hatten, in einer Schlacht beſiegt, kehrte er wieder um und durchzog das ihm unbekannte Land bis zur Elbe. Hier aber ſoll ihm ein rieſenhaftes Weib erſchienen ſeyn und zugerufen haben: „wohin, unerſättlicher Druſus? es iſt dir nicht beſchieden, alle dieſe Länder zu ſehen. Kehre um, denn bald naht dein Ende.“ Er kehrte um und ſtarb bald darauf in der römiſchen Rheinfeſtung Moguntiacum (Mainz). Doch hinterließ er einen Canal (fossa Drusi) zwiſchen Rhein und Yſſel, durch den er eine Flotte ins Meer entſendet hatte, um die frieſiſche Küſte zu unterſuchen.

Tiberius übernahm den Befehl am Rhein und züchtigte die

Sigambrer. Tausende dieses Volkes schleppte er nach Gallien, viele tödteten sich selbst. Das mächtige Volk der Sueven aber rührte sich in dieser ganzen Zeit nicht, weder um den deutschen Brüdern am Rhein, noch um den Vindeliciern und Rhätiern zu helfen. Zwischen diesen Völkern bestand uralte Feindschaft. Jetzt aber, als die römischen Heere schon bis an die Donau und im nördlichen Deutschland bis an die Elbe gekommen waren, sahen sich die Sueven selbst bedroht und eingedenk der Niederlage des Ariovist wollten sie nicht gern mit den Legionen zu thun haben. Unter ihrem Fürsten Marobodnus unternahmen sie eine große Völkerwanderung, diesmal rückwärts und zogen nach Böhmen (Bojohemium), von wo sie die Reste der Boier, die Boirebistas dort übrig gelassen hatte, vertrieben. Tiberius erhielt sofort den Befehl, eine neue große Recognoscirung an der Elbe vorzunehmen, zu welchem Behuf er eine römische Flotte aus der Nordsee den Fluß hinaufrudern ließ. Die deutschen Völker an der Nordsee Caninefaten, Bructerer, Friesen fand er friedlich ab, wie er denn auch theils die Gutmüthigkeit, theils die gegenseitige Eifersucht der Volksstämme benutzte, um sie zu kirren und für die Zwecke Roms zu gewinnen. So fehlte es denn auch hier, so wenig wie in Gallien, an vornehmen Geschlechtern, die es aus Neid gegen ihre Nachbarn mit dem Feinde hielten und durch dessen Gunst die Herrschaft über ihre eigenen Landsleute zu erlangen hofften. Vor allen ragte Segestes, ein cheruskischer Fürst, als Römerfreund hervor, der seinen einzigen Sohn, Sigismund, sogar zum römischen Priester einkleiden ließ, und ein anderer cheruskischer Fürst, Segimer, dessen Söhne Arminius (den man gewöhnlich, obgleich ohne sprachliche Befugniß, Herrmann nennt) und Flavius (der Blonde) in römische Kriegsdienste traten. Indeß fand Tiberius auf dem andern Elbeufer ein großes Heer von Hermunduren (Thüringern) und Semnonen (die man zu den Sueven zählt), wagte nicht den Fluß zu überschreiten und kehrte um, weil er es für räthlicher hielt, den Marobodnus von der Donau her anzugreifen, als von der fernen Elbe, die ihm keine hinreichende Operationsbasis gewährte.

Allein die bedrohten Völker faßten auch ihrerseits einen Plan

der Vertheidigung. In dem Augenblick, in welchem Tiberius gegen Böhmen zog, erhob sich ganz Illyrien, Pannonien und Thrakien gegen ihn und er mußte von Marbod ablassen und alle seine Streitkräfte auf die Unterdrückung dieser großen Rebellion verwenden. Allein Marbod selber that nichts, die zu unterstützen und zu retten, die wahrscheinlich auf seinen Antrieb die Fahne der Empörung erhoben hatten. Während Tiber sein Hauptquartier an der Save in Siscia (jetzt Sissek) aufschlug, kämpfte sein Unterfeldherr einen langen blutigen Kampf hauptsächlich in den Gebirgen gegen zwei Führer der Dalmater und der Pannonier, welche beide Bato hießen. Der Krieg war sehr blutig und dauerte vier Jahre. Einmal wurde das römische Lager unter Cäcina und Silvanius von den Pannoniern überfallen und konnte mit genauer Noth gerettet werden. Die verbündeten Völker dachten schon auf einen großen Heereszug nach Italien, weshalb Rom nicht weniger als 14 Legionen brauchte, um sie aufzuhalten. Endlich siegte die römische Uebermacht, weil die Deutschen den Pannoniern nicht halfen. Leider fehlen alle nähern Nachrichten über diesen wichtigen Krieg. Der dalmatische Bato lebte später in Frieden zu Ravenna, der Kampf endete also doch wohl zum Theil mit einer ehrenvollen Capitulation.

Inzwischen hatte Rom kaum den Sieg im Osten errungen, als plötzlich die Deutschen im Westen losschlugen. Warum sie es nicht früher thaten, läßt sich nur aus der zweideutigen Haltung des Marbod erklären.

Am Niederrhein war damals Quinctilius Varus römischer Statthalter und wandelte ganz behaglich in den Fußtapfen des Drusus. Die kleinen deutschen Völkerschaften in diesen Gegenden waren von den Römern theils überwunden oder angeschreckt, ein Theil der Sigambrer nach Gallien verpflanzt, theils mit den Römern befreundet, wie die Bataver und Ubier und auch schon ein Theil der Cherusker, deren Fürsten viel mit Varus zusammen kamen. Arminius hatte die Feldzüge der Römer, vielleicht auch in Pannonien mitgemacht, war zum römischen Ritter ernannt worden, sprach fertig lateinisch und scheint ein Liebling des Varus und eine Zierde seiner

Tafel geweſen zu ſeyn, als er von jenen Feldzügen heimkehrte. Druſus hatte 50 römiſche Caſtelle am linken Rheinufer erbaut und auch mehrere auf dem rechten Ufer bis ins Innere des Landes hinein, unter denen Aliſo das wichtigſte blieb. Im Vertrauen auf dieſe feſten Plätze und auf ſeine Freunde unter den Cheruskern kam nun Varus über den Rhein herüber und ſchlug unbeſorgt mit drei Legionen ſein Lager innerhalb der deutſchen Wälder auf. Niemand wehrte ihm. Die umwohnenden Deutſchen ſtrömten nach Aliſo und nach den andern römiſchen Caſtellen, um im friedlichen Verkehr zu kaufen und zu verkaufen. Varus ſelbſt gab in ſeinem Hauptquartier dem befreundeten deutſchen Adel Gaſtmähler und fand überall im Volke ſo viele Gelehrigkeit und Anerkennung der Vorzüge römiſcher Bildung, daß er anmaßend und einfältig genug war, das freie Land als ein ſchon erobertes anzuſehen, die einheimiſchen Volksgerichte als nicht mehr vorhanden zu überſehen und ſelbſt Gericht zu halten. Die römiſchen Advokaten aber, welche ſich den Deutſchen, die natürlich vom römiſchen Recht nichts verſtanden, bei dieſer Gelegenheit aufdrängten, gefielen ihnen nicht. Man war freiwillig in römiſche Kriegsdienſte gegangen nach deutſcher Söldnerart. Man hatte den Römern wohl viel Nützliches und Angenehmes abgelernt und ihnen dafür gedankt und Achtung erwieſen, aber es war niemand eingefallen, den Römern unterthan werden zu wollen.

Jetzt erſt beſann ſich das niederdeutſche Volk, aber es war nicht leicht, drei wohldisciplinirten Legionen und römiſchen Befeſtigungen Widerſtand zu leiſten, zumal da man auf Marbod wenig rechnen konnte. Es entſpann ſich eine große geheime Verſchwörung unter den kleinen niederdeutſchen Völkern und die Seele derſelben war Arminius, welcher am Tage mit tiefer Verſtellungskunſt im Hauptquartier des Varus deſſen vertrauteſten Freund und wärmſten Anhänger ſpielte, des Nachts aber in einem heiligen Haine in feuriger Rede ſeine Landsleute zum Morde aller Römer aufforderte. Nach ſeinem Plane mußte ein deutſcher Volksſtamm nicht weit von der Nordſee ſich gegen die Römer empören, wodurch Varus veranlaßt wurde, ſein feſtes Lager zu verlaſſen und mit ſeinen Legionen auf

einem schwierigen Wege durch sumpfige Thäler und Waldgebirge zwischen dem heutigen Paderborn und der Weser, dem s. g. Teutoburger Walde, gegen die Ems hin zu marschiren. Hier wollte ihn Arminius überfallen und von allen Seiten war zu diesem Zweck schon der cheruskische Landsturm aufgeboten. Kein Römer ahnte, was bevorstand, so treu wurde das Geheimniß bewahrt. Nur Segestes hatte Verdacht und rieth dem Varus dringend, bevor er abmarschirte, den Arminius zu verhaften. Varus aber lachte ihn aus und war seines Lieblings ganz sicher.

Als er nun aber auf dem Unglückswege, den zu wählen Arminius ihn verführt hatte, nur langsam vorrückte, weil er sich erst eine für sein Gepäck fahrbare Straße durch den Wald hauen und über den sumpfigen Thalgrund Knüppeldämme legen und Brücken schlagen mußte, hatten die Cherusker Zeit, ihm in den dichten Wäldern einen Hinterhalt zu legen. Zufällig brach auch noch ein schweres Gewitter aus, der Regen überschwemmte die Thäler, der Sturm durchbrauste den Wald und warf dessen Aeste abgerissen unter die mühsam sich in zerstreuter Ordnung fortschleppenden Legionen. Da plötzlich stürzten die Cherusker von den Bergen herab und aus dem Walde heraus unter sie und stachen mit ihren langen und schweren Lanzen alles vor sich nieder. Dennoch schlugen sich die Legionen, wenn auch mit großem Verlust, noch bis zum Ausgange der Wälder durch und konnten an einer freien Stelle ihr Lager für die nächste Nacht aufschlagen. Auch noch am andern Tage zogen sie in geschlossenen Colonnen, wenig gefährdet durchs offene Land und erst, als sich wieder lange Wälder vor ihnen ausdehnten, fielen sie aufs neue in den Hinterhalt der Cherusker, die ihnen schon voraus geeilt waren, wurden von allen Seiten hart angegriffen und zugleich wieder von Sturm und Ungewitter überfallen, daß sie auf dem nassen Boden keinen festen Tritt mehr hatten und ihre Schrecken sich noch vergrößerten, indem sie glauben mußten, nicht nur die Männer, sondern auch die Götter des Landes stritten in gerechtem Zorne wider sie. Nach ungeheuern Verlusten ruhten sie noch einmal in der zweiten Nacht aus, aber schon ohne Hoffnung, denn je weniger

Römer übrig waren, deſto mehr war das Heer der angreifenden Deutſchen durch immer größern Zulauf angeſchwollen. Als nun Varus am dritten Tage den traurigen Marſch fortſetzte, um womöglich noch nach Aliſo zurück oder an den Rhein zu gelangen, ſah er ſich bald mit dem Ueberreſt ſeines Heeres von allen Seiten umringt und übermannt und ſtürzte ſich, um nicht die Schmach der Gefangenſchaft zu erleben, nachdem er ſchon verwundet war, in ſein eigenes Schwerdt. Mehrere Führer folgten ſeinem Beiſpiel. Alle übrigen Römer wurden niedergemacht oder gefangen. Dieſe denkwürdige Niederlage erfolgte im Sommer des Jahres 9 nach Chriſto.

Nach der Schlacht hielt Arminius noch ein ſchreckliches Gericht, denn kein lebendiges Weſen, was mit Varus über den Rhein gekommen war, ſollte übrig bleiben. Indem er von einem Gerüſt herab zum Volke redete, befahl er, alle Gefangenen hinzurichten durch Schwerdt und Strang. Auch ſogar alle römiſchen Pferde wurden getödtet. Den Advokaten aber ſtach man die unberufenen Augen aus, ſchlug man die geldgierigen Hände ab, oder riß man die Zunge aus mit dem Hohnruf: Nun ziſche noch, Natter! Doch ſollen von dieſer Niederlage noch viele römiſche Gefangene am Leben erhalten worden ſeyn, zum Theil vornehme Leute, welche den Deutſchen als Sklaven dienen und das Vieh hüten mußten und von denen einige erſt nach vierzig Jahren zurückkehrten. Das werden ſolche geweſen ſeyn, die nicht im Teutoburger Walde, ſondern im Lande zerſtreut gefangen wurden, denn unmittelbar nach der Schlacht hat der unbarmherzige Strafrichter gewiß keine Ausnahme gemacht. Die zwei eroberten goldenen Adler ſtiftete Arminius in die Länder der mit den Cheruskern verbundenen Marſen und Bructerer. Den Kopf des Varus ſandte er als patriotiſche Mahnung dem König Marbod. Dieſer aber ſchickte ihn dem Kaiſer Auguſtus zu, um ihn in ſeinem Familiengrabe zu beſtatten.

2.

Germanicus.

Die Nachricht von der Vernichtung dreier Legionen in den deutſchen Wäldern verſetzte Rom in paniſchen Schrecken. Die Furcht vor den Deutſchen ging bis ins Lächerliche. Kaiſer Auguſtus ſchickte augenblicklich alle ſeine deutſchen und galliſchen Söldner aus Rom fort, indem er kaum faſſen konnte, wie er ſolchen gefährlichen Leuten bisher habe ſein Leben anvertrauen können. Man erzählt ſich, er ſey wie irrſinnig mit dem Kopf gegen die Thüre geſtoßen und habe ausgerufen: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder! Das iſt wohl eine arge Uebertreibung, denn, wenn auch ſchon alt, kann ſich der kluge Auguſtus wohl nicht ſo albern benommen haben. Im Uebrigen erwartete man nichts Geringeres, als eine allgemeine Erhebung Deutſchlands und einen gewaltigen Angriff auf Gallien, weshalb Auguſtus eine Menge Legionen raſch nach Gallien warf, um den Rhein zu ſchützen. Erwägt man, welchen ſchweren Kampf die Römer noch kurz vorher in Pannonien beſtanden hatten, ſo war die große Furcht vor den Völkern des Nordens in der That nicht unbegründet. Nur durften ſie der deutſchen Langſamkeit nicht zutrauen, daß die große einige und allgemeine Erhebung ſo bald erfolgen würde. Sie kam, aber ſie kam erſt viel ſpäter.

Die Norddeutſchen begnügten ſich, die Caſtelle der Römer wegzunehmen und zu zerſtören, waren aber allein zu ſchwach, um das Römerreich angreifen zu können, da Marbod ſie nicht unterſtützte. Da beruhigte man ſich in Rom wieder und der alte Auguſtus ſtarb, 14. Sein Nachfolger Tiberius wurde aber, ehe er weitere Maaßregeln gegen die Deutſchen verfügen konnte, durch zwei große Soldatenempörungen aufgehalten. Zuerſt empörten ſich die Legionen in Pannonien aus keinem andern Grunde, als weil ſie vor dem neuen Kaiſer keine Achtung hatten und bei der Thronveränderung höhern Sold und Geſchenke erzwingen wollten. Die Legionen ſahen ſich

als die an, die eigentlich die Imperatoren gemacht hatten und denen die Imperatoren immer ſchmeicheln mußten, wenn ſie ſich bei der Gewalt erhalten wollten. Sie wurden jedoch diesmal durch eine Mondfinſterniß dermaßen erſchreckt, daß ſie darin den Zorn der Götter erkannten, plötzlich bereuten und dem Sohn des Tiber, Druſus, geſtatteten, die Rädelsführer zu beſtrafen. Den zweiten, noch viel gefährlicheren Aufſtand, machten die Legionen am Niederrhein, welche Germanicus, Tibers Neffe, Sohn des ältern Druſus, befehligte. Vergebens redete ihnen dieſer zu und beſchwor ſie beim Andenken ſeines Vaters, zu gehorchen. Sie mutheten ihm zu, er ſelber ſolle ſich zum Kaiſer aufwerfen, aber er rief: lieber ſterben, als die Treue brechen! In der Noth mußte er ihnen Geld verſprechen, als er aber ſeine Gattin Agrippina, Tochter des tapfern Agrippa, und ſeinen kleinen Sohn Cajus, den die Soldaten nach ſeinen Halbſtiefelchen Caligula nannten, aus dem Lager fortſchicken wollte nach Trier, wo noch treue Legionen ſtanden, ſchämten ſich die Empörer und überlegten, welche Schande es für ſie wäre, wenn der Enkel des Druſus und des Agrippa, ihrer beſten Feldherrn, vor ihnen fliehen müßte. Germanicus redete ihnen noch einmal zu und ſie fügten ſich nun und lieferten ihm ſelbſt die Rädelsführer aus.

Aber er mußte ſie nun raſch beſchäftigen und ihre Hitze gegen einen äußern Feind ablenken. Deshalb ging er plötzlich über den Rhein und überfiel die zunächſt wohnenden Marſen, als dieſelben gerade ein großes Feſt beim Tempel Tanfanä (eine Göttin oder ein heiliger Tannenwald) gefeiert hatten und vom Mahle trunken oder ſchlafend an keine Gefahr denkend umherlagen. Nachdem er unter ihnen ein großes Blutbad angerichtet hatte, zog er ſich wieder zurück, da die deutſchen Nachbarvölker ſich gegen ihn waffneten. Erſt im nächſten Jahre kam er wieder und fiel diesmal über die Katten her. Nun lag aber im Cheruskerlande Segeſtes in Fehde mit Arminius. Der letztere liebte die Tochter des erſtern, die ſchöne Thusnelda, und wurde von ihr geliebt. Als der Vater ſie ihm verweigerte, entführte er ſie und nahm ſie zur Gattin. Da gelang es dem erzürnten Vater, ſie wieder in ſeine Gewalt und auf ein feſtes

Schloß zu bringen, wo ihn Arminius einschloß und belagerte. Auf heimlichen Wegen entrann Segests Sohn und Gesinnungsgenosse Siegmund ins Lager des Germanicus und flehte ihn an, seinen Vater zu entsetzen. Germanicus willfahrte ihm und rückte mit so großer Macht heran, daß Arminius weichen mußte. Nun wurde Segest wieder frei, beschloß aber, sein norddeutsches Vaterland zu verlassen und nach Rom auszuwandern, und nahm die unglückliche Thusnelda, welche in guter Hoffnung war, als Gefangene mit. Sie glich in ihrer Gesinnung mehr dem Manne als dem Vater, sagt Tacitus, vergoß keine Thräne und ließ sich zu keiner Bitte herab, sondern blickte nur in ihren Schooß, über dem sie die Hände faltete. Arminius, der sie nicht hatte retten können, flog (volitabat) durch das Land und rief alles Volk zur Rache auf. Er fand ungeheuern Zulauf, denn der Frauenraub empörte seine Landsleute. Auch sein Oheim, Inguiomar, der es bisher mit den Römern gehalten, stand ihm diesmal bei. Germanicus aber suchte den Landsturm der Deutschen, der ihn vom Rhein her erwartete, zu täuschen, indem er einen Theil seines Heeres unter Cäcinna ins Land der Bructerer, die Reiterei unter Pedo in das der Friesen schickte, während er selbst mit einer Flotte den Rhein hinabfuhr in die Nordsee und an deren Ufern sich erst wieder mit den andern Heertheilen vereinigte. Da man ihn von dieser Seite her nicht vermuthet hatte, konnte er das Land der Bructerer leicht ausplündern und erbeutete hier auch einen der früher verlorenen goldenen Adler. Auch kam er jetzt auf dem gerade entgegengesetzten Wege, als den Varus eingeschlagen hatte, in den Teutoburger Wald, der noch voll römischer Gebeine lag und ließ diese unter Thränen bestatten. Unterdeß aber hatte sich der norddeutsche Landsturm unter Arminius gesammelt und fiel in derselben Gegend über den Germanicus her, wie früher über den Varus. Germanicus aber war vorsichtiger, hielt sein Heer in Ordnung, zog es nach einem blutigen Kampfe zurück und kam glücklich wieder auf seine Schiffe. An der friesischen Küste aber wurde ein Theil seines Landheeres von der Fluth überschwemmt und Cäcinna, welcher mitten durchs Land dem Rheine zu floh, wurde in einer Sumpfgegend,

deren Knüppeldämme halb zerstört waren, aufgehalten und von Arminius eingeholt. Eine Ueberschwemmung durch Regen kam dazu und er erlitt schreckliche Verluste, schlug sich aber doch mit dem Reste seiner Truppen nach dem Rheine durch, im J. 16.

Im nächsten Jahre ließ Germanicus einen Heertheil unter Silius ins Land der Katten einfallen, wobei des Kattenkönig Arpus Gattin und Tochter gefangen wurden. Dann erneuerte Germanicus selbst den Angriff von der See aus mit tausend Schiffen, fuhr in die Ems ein und rückte dann zu Lande an die Weser vor. Dort am Ufer jenseits stand Arminius und diesseits Flavius, sein Bruder, der ein Römerfreund geblieben war, und beide zankten herüber und hinüber, bis Germanicus den Angriff befahl. Arminius zog sich diesmal zurück, legte der batavischen Reiterei unter Cariovalda, welche der Römer Vortrab bildete, einen Hinterhalt und vernichtete sie gänzlich. Diese tapfern Bataver wohnten im heutigen Holland und waren Deutsche, dienten aber den Römern gegen ihre Stammgenossen ohne das mindeste Mitgefühl für die edeln Bestrebungen des Arminius. Germanicus selbst hütete sich wohl, auf gleiche Art in den Hinterhalt zu fallen und schickte einen Heertheil auf weitem Umweg den Deutschen in den Rücken. Diese stürzten mit Ungestüm auf den Feind, sahen sich aber bald selbst von hinten angegriffen und verloren diesmal den Sieg. Germanicus aber hatte denselben mit so schweren Verlusten erkaufen müssen, daß er wieder nach der Ems umkehrte, um auf seine Schiffe zu kommen. Da eilte ihm Arminius, obgleich er in der Schlacht verwundet worden war, nach und beide Heere kämpften noch einmal einen ganzen Tag lang bis in die Nacht in: blutigsten Gemetzel ohne Entscheidung und am andern Morgen floh Germanicus mit dem Rest der Seinen auf die Schiffe, aber diese wurden fast gänzlich durch einen Nordseesturm zertrümmert, im J. 17.

Tiberius rief den Germanicus zurück aus persönlicher Eifersucht gegen dessen Kriegsruhm und Gunst bei den Legionen, erklärte aber nicht ohne einigen Grund, es geschehe nur zum Besten Roms, denn durch Vernichtungskriege erbittere man nur die Barbaren und mache

ſie zu unverſöhnlichen Feinden, während man ſie mit Güte, ein wenig Liſt und den Verführungen der Civiliſation leicht auf friedlichem Wege unterjochen könne.

Deutſchland hatte nun wirklich eine Weile Ruhe vor den Römern, fiel aber gleich wieder in innere Zerwürfniſſe. Marbod hatte ſich durch ſein Kokettiren mit Rom allzu verdächtig gemacht, als daß ſich die große patriotiſche Aufregung nicht auch gegen ihn hätte richten ſollen. Mehrere Völkerſtämme, die zu dem alten Suevenbunde gehört hatten, und ſeinem großen markomaniſchen Reiche einverleibt waren, riſſen ſich von ihm los und hielten zu Arminius. So die Longobarden und Senonen an der untern und mittlern Elbe. Als Marbod ſie wieder unterjochen wollte, trat ihm Arminius an der Spitze des norddeutſchen Landſturms entgegen und es kam zu einer großen Schlacht, in welcher faſt alle damals bekannten deutſchen Völkerſchaften wider einander ſtritten. Marbod unterlag und floh nach Böhmen zurück. Allein Catualda, ein vornehmer Gothone, den er früher vertrieben hatte, benutzte die Verachtung, in die Marbod gefallen war, empörte ſich gegen ihn und raubte ihm die Krone. Marbod floh zu den Römern und erhielt von Tiberius die Erlaubniß, ſeine Tage in Ravenna zuzubringen, wo er noch achtzehn Jahre lebte. Eben dahin wurde Segeſt und die ganze cheruskiſche Fürſtenfamilie verſetzt, auch die edle Thusnelda, nachdem dieſelbe nach der Römer barbariſcher Sitte den Triumphzug des Germanicus hatte zieren müſſen. Sie gebar den Tumelicus, von dem die dunkle Sage ging, er ſey unter den Römern entartet und da ihm große Körperkraft inwohnte, ein gemeiner Fechter geworden.

Germanicus freute ſich ſeines traurigen Triumphes nicht lange. Tiber ſchickte ihn nach Aſien, wo das ungeſchickte und trotzige Benehmen des Piſo den Partherkönig Artaban gereizt hatte. Venones, Sohn des Phraates, war von den Parthern vertrieben und Artaban, der König von Medien, ſeiner Trefflichkeit wegen von den Parthern zum Könige gewählt worden. Venones aber war nach Armenien geflüchtet und dort König geworden, das Volk vertrieb ihn auch hier, Piſo wollte ihn wieder einſetzen, weil ihn derſelbe beſtochen hatte.

Germanicus aber tadelte deshalb den Piso und ſetzte den vom armeniſchen Volk geliebten Zeno zum König ein. Artaban ſelbſt bot Rom Frieden und Freundſchaft an und die Euphratgrenze mit dem ausdrücklichen Bemerken, er thue es nur dem Germanicus zu Ehren. Dadurch wurde Piſo tief erbittert, beſaß aber heimlich das Vertrauen Tibers, der nur darauf ſann, ſich ſeines berühmten und überall beliebten Neffen zu entledigen. Die Treue, die ihm Germanicus beim Aufſtand der Legionen am Niederrhein bewieſen, fand bei dem finſtern Oheim keinen Dank. Germanicus war, wie die Alten melden, der ſchönſte und heldenmäßigſte Mann ſeiner Zeit, zugleich voll Seelenadel und feinen Geiſtes. Er bereiste Griechenland und bewunderte deſſen Alterthümer und Kunſtſchätze. Er machte auch eine Reiſe den Nil hinauf, um die Wunder des alten Aegypten kennen zu lernen. Tiberius aber argwöhnte, er bereiſe die Provinzen nur, um ſich überall beliebt zu machen, gab dem böſen Piſo einen Wink und — Germanicus ſtarb zu Antiochia raſch an einem äußerſt heftigen Gift in der Blüthe ſeiner Jahre, 16.

Kein beſſeres Schickſal erwartete ſeinen großen Feind Arminius. Aus den kurzen Berichten der Römer geht nur hervor, daß er durch Verrath ſeiner nächſten Verwandten umgekommen ſey, nachdem man ihn verleumdet habe, als trachte er nach Alleinherrſchaft. Er mag wohl als Liebling des Volkes dem übrigen Adel, den ſein Ruhm und Einfluß verdunkelte, ſehr verhaßt geweſen ſeyn. Tacitus ſagt von ihm: „er war Deutſchlands Befreier ohne allen Zweifel, kühner als andere Feldherren, indem er Rom nicht im Beginn, ſondern auf der Höhe ſeiner Macht angriff, in Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbeſiegt. Er lebte 37 Jahre, 12 in der Fülle ſeiner Macht. Noch beſingen ihn die Barbaren.“

3.

Tiberius.

Tiberius ſtammte von väterlicher Seite aus der altberühmten Familie der Claudier ab, unter welchen der um der Virginia willen geſtürzte Decemvir und zuletzt noch Clodius einen ſchlimmen Ruf hinterlaſſen hatten. Tiberius ſollte den ſchlimmſten davontragen, denn er war der erſte Tyrann in der neuen Bedeutung dieſes Wortes, ein ſeine Gewalt über die Völker grauſam und boshaft mißbrauchender Egoiſt. Indeß gereicht ihm manches zur Entſchuldigung. In früher Jugend ſchon mit ſeiner Mutter Livia auf der Flucht, hatte er auch ſpäter in beſtändiger Gefahr geſchwebt. Auguſtus konnte ihn nicht leiden, verbannte ihn, ließ ihn auf alle Art demüthigen und lud ihm endlich gar noch die lüderliche Julia als Gattin auf. Wie hätte er da nicht ängſtlich, argwöhniſch, verbiſſen und heimtückiſch werden müſſen! Zudem ging er bei ſeiner Mutter in die Schule der Argliſt und derjenigen Klugheit, welche rückſichtslos den Vortheil verfolgt. Sie war es, die ihn zum Nachfolger des Auguſt auserſehen und trotz aller Hinderniſſe ihren Plan durchſetzte, er ſelbſt wäre nicht ſo kühn geweſen, es zu verſuchen.

Erſt nachdem er wirklich Erbe und Kaiſer geworden war, hielt er das Gewonnene mit derſelben Unbarmherzigkeit feſt, wie ſeine Mutter es ihm zugewendet hatte. Mit Blitzesſchnelle, noch ehe des Auguſtus Tod öffentlich verkündet war, wurde Poſthumus Agrippa durch Meuchelmord aus dem Wege geſchafft. Dann trat Tiberius mit einer ruhigen, ungemein beſcheidenen Miene vor den Senat, wies alle üblichen Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen von ſich und ſprach nur vom Wohl des Staats und daß er der erſte Diener deſſelben ſeyn wolle. Aber es glückte ihm nicht, weder die Liebe, noch die Achtung zu erlangen, welche man dem Cäſar und Auguſtus gewidmet hatte. Nur Furcht flößte er ein und nährte ſie mit einer ſchauderhaften Luſt, indem er nicht geradeaus ſagte, was er meinte,

ſondern dunkel redete und jedem Angſt machte, der ihn nicht verſtand und noch mehr denen, die ihn zu verſtehen glaubten. Wie gern er die Menſchen ängſtigte, bewies er, als er einen zum Tode verurtheilt hatte und doch nicht hinrichten ließ. Man erinnerte ihn, er möge ihn hinrichten laſſen, aber er ſagte: ſo gute Freunde ſind wir noch nicht. Er wußte wohl, eine lange Angſt ſey ſchlimmer als ein kurzer Tod. Wenn er die grauſamſten Hinrichtungen im Sinne hatte, überfloß ſeine Rede vor dem Senat von Mitleid. Wenn er einen einflußreichen Mann, der ihm verdächtig war, umbringen laſſen wollte, behandelte er ihn vorher mit der wärmſten Zärtlichkeit. Wenn er etwas ſuchte, ſchien er es zu verachten; wenn er etwas weghaben wollte, nahm er die Miene an, als intereſſire es ihn ſehr. Kurz er ſpielte mit den Menſchen, aber nicht blos mit der Sicherheit eines in Druck und Zurückſetzung Vielerfahrenen und mit der Ueberlegenheit eines Herrſchers, ſondern immer zugleich mit einer gewiſſen Furcht, man möchte ihn durchſchauen, wie Katzen zugleich übermüthig und doch furchtſam ſpielen. Nach Dio war ihm auch das mit den Katzen gemein, daß er bei Nacht beſſer ſah als bei Tage.

Alle, die den Tiber früher einmal beleidigt hatten, wurden jetzt unter eitlen Vorwänden zum Tode verurtheilt oder ſo geängſtigt, daß ſie ſich ſelbſt entleibten. Den alten blödſinnigen König Archelaos von Kappadocien, der ihn in Rhodus nicht genug geehrt hatte, ließ er nach Rom kommen und zu Tode ängſtigen. Seine Stieftochter, Julia, die mit ihrer gleichnamigen Mutter verbannt worden war, ließ er jetzt umbringen und eben ſo ihren frühern Buhler Sempronius Gracchus. Auch alle, die ihm verdächtig waren, ſtarben auf ähnliche Weiſe, einer, dem man vorwarf, er habe eine Statue des vergötterten Auguſt verkaufen wollen, zwei, die man beſchuldigte hinter die Namen der Cäſaren geheimnißvolle und höchſt verdächtige Zeichen niedergeſchrieben zu haben. Auch ſeine Vertrauten waren nicht ſicher. Piſo z. B., deſſen er ſich zum Morde des Germanicus bediente, wurde von ihm verfolgt und tödtete ſich ſelbſt. Die An-

geberei nahm in Rom wieder reißend überhand und viele Unſchuldige traf des Tyrannen Zorn auf falſche Anklage hin.

Trotz aller ſeiner Schlauigkeit aber ſah er ſich doch betrogen. Nicht mehr jung und aus läſtiger Abhängigkeit frei geworden, wollte er das Leben noch recht ſatt genießen und überließ die wichtigſten Regierungsangelegenheiten dem Aelius Sejanus, dem er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Seine Mutter Livia lebte noch eine Zeit lang und hätte gar zu gern das erſte Wort geführt, aber der undankbare Sohn duldete von ihr keine Einmiſchung mehr in die Geſchäfte und behandelte ſie ſogar noch nach dem Tode geringſchätzig. Sejanus allein ſchien ihm ein brauchbares Werkzeug ſeines Willens. Indem ſich aber Tiberius für ſeine Perſon zurückzog und ſelten mehr mit dem Senat verkehrte, bekam Sejan einen freiern Spielraum. Tiber hatte ihn zum Präfectus Prätorio gemacht, zum Haupt der 10,000 Prätorianer. Dieſe ließ er in ein großes Quartier zuſammenziehen, von wo aus er nun wie aus einer Citadelle die Hauptſtadt beherrſchte. Ueberhaupt war Sejanus außerordentlich kühn und energiſch und das gefiel dem zaudernden und immer zurückhaltenden Tiber. Beide ſchienen einander zu ergänzen. Sejan aber vergaß die Vorſicht, indem er anfing, Ehren anzuſprechen, die nur dem Kaiſer gebührten, öffentliche Feier ſeines Geburtstages, Statuen ꝛc. Er hatte ſeine eigene Statue in ſeinem Palaſt aufgeſtellt und brachte ſelbſt täglich vor ihr Opfer.

Das Verhältniß dieſes Miniſters zu Druſus, dem Sohn ſeines Herrn, wurde ein ſehr unfreundliches. Druſus ärgerte ſich über die unverſchämte Anmaßung des Dieners und ſchlug ihn einmal ins Geſicht. Es läßt ſich nicht mehr ermitteln, ob Sejanus jetzt erſt nach Rache dürſtete, oder ob er den Plan, den Druſus aus der Welt zu ſchaffen, um ſich ſelbſt ſpäterhin auf den Thron zu ſchwingen, früher ſchon gefaßt hat. Genug, er verführte des Druſus Gattin, Livilla, eine Schweſter des Germanicus, eine als nicht beſonders ſchön bezeichnete Dame, und brachte ſie, indem er ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, dahin, ihren unglücklichen Gatten zu vergiften. Eine Sage ging, Sejanus habe dem Tiberius vorgeſpiegelt, Druſus

wolle ihn bei einem Gaſtmahle vergiften, Tiber habe nun die Becher vertauſcht und Druſus aus dem Giftbecher getrunken, den Sejan und Livia gemiſcht hatten.

Der Sohn des Tiberius war beſeitigt, aber den Hoffnungen des Sejan ſtanden noch die Kinder des Germanicus, Nero, Druſus und Cajus (Caligula) als rechtmäßige Thronfolger im Wege. Sie alle zu beſeitigen, ſchien ein ſchwieriges Werk. Wenn Sejanus aber die Livilla heirathete, ſo konnte er Gründer einer neuen kaiſerlichen Nachkommenſchaft werden, und Tiberius brauchte ihn nur dann zu adoptiren, um jene Nebenbuhler zu verdrängen. Livilla klopfte bei Tiberius an, wurde jedoch abſchlägig beſchieden, ſie ſey von zu vornehmer Geburt, um einen Sejan zu heirathen, und ihre Heirath könne ſpäter zu Thronſtreitigkeiten führen. Sejan nahm das geduldig hin und ſtellte fort und fort ſeine Netze. Erſt ließ er die nächſten Freunde des Germanicus, ſeiner Wittwe und Kinder, durch falſche Ankläger vor Gericht ziehen und verderben, den tapfern Silius und den armen Dichter Cordus, der den Brutus und Caſſius gelobt hatte. Beide wurden gezwungen, ſich ſelbſt zu entleiben. Dann kam eine nahe Verwandte und Freundin der Mutter Agrippina an die Reihe, die Claudia Pulchra. Domitius Afer, die Creatur des Sejan, der berüchtigtſte Angeber und Ankläger im damaligen Rom, beſchuldigte ſie ohne allen Grund des Ehebruchs, der Giftmiſcherei, der Verſchwörung und ſie mußte ſterben. Agrippina beklagte ſich aufs bitterſte bei Tiberius, dieſer aber antwortete ihr mit Hohn, es ſey kein Unrecht, daß ſie nicht regiere. Sie wurde krank vor Kummer, der Kaiſer beſuchte ſie und ſie bat ihn unter heißen Thränen, ihr einen Mann zu geben, der ſie ſchütze, denn ihre Knaben, Nero, Druſus und der kleine Cajus waren noch zu jung. Aber Tiberius ging fort, ohne ihr zu antworten. Nachher ließ ihr Sejanus zuflüſtern, Tiberius wolle ſie vergiften, ſie ſolle ſich alſo an deſſen Tafel in Acht nehmen. Als ſie das nun that und nicht eſſen wollte, fuhr Tiberius ſie an: Kein Wunder, wenn ich hart gegen die würde, die mich für einen Giftmiſcher halten! Damals hatte Sejan das Glück, auf einer Landpartie dem Kaiſer das Leben zu

retten. Sie ſpeiſten in einer Grotte, die Decke fiel ein, mehrere Diener wurden erſchlagen, Sejanus aber deckte den Kaiſer mit ſeinem Körper und ſtieg dadurch höher als je in ſeiner Gunſt. Nun zauderte er auch nicht länger, des Kaiſers Haß gegen Agrippinas älteſten Sohn, Nero, zu entzünden. Dieſer gerade zum Jüngling heranreifende Knabe war unerfahren und unvorſichtig und wurde wohl durch bezahlte Creaturen des Sejanus ſelbſt zu übermüthigen Aeußerungen verleitet. Tiberius wurde davon unterrichtet und ließ den armen Jungen bei Tag und Nacht belauern und behorchen. Dieſe Ungnade aber verſcheuchte plötzlich alle ſeine Freunde und Schmeichler von ihm und Tiberius vermehrte die Angſt des Verlaſſenen, indem er ihn beſtändig tadelte, er mochte reden oder ſchweigen. Sejan aber zog den jüngern Bruder, Druſus, zu ſich, verhetzte ihn gegen den älteren Bruder und rieth ihm, recht viel Haß gegen ihn zur Schau zu tragen, um ſich dadurch des Kaiſers Gnade und die Thronfolge zu ſichern. Wirklich folgte ihm Druſus, weil er auf ſeinen Bruder neidig war, den die Mutter mehr liebte. Das Haus des Germanicus beſaß noch einen Freund in dem edlen Ritter Titius Sabinus. Auch er mußte jetzt ſterben, falſch angeklagt, als habe er dem Kaiſer nach dem Leben getrachtet.

Dennoch wäre die Familie des Germanicus dem Verderben vielleicht noch entgangen, wenn Tiberius in Rom geblieben wäre, aber je älter er wurde, deſto mehr beläſtigte ihn das kaiſerliche Ceremoniel und der perſönliche Verkehr mit dem Senat und den Staatsbehörden. Er wollte in voller Bequemlichkeit ſeine heimlichen Liebhabereien treiben und Sejanus redete ihm zu, das lärmende Rom zu verlaſſen, um ſich zu ſchonen, indeß er, in Rom zurückbleibend, alle ſeine Befehle getreulich vollziehen wolle. Tiberius begab ſich nun aufs Land, zuerſt nach dem ſchönen Campanien und von da nach der Inſel Capreä (jetzt Capri), auf deren ſteil aus dem Meer vorragenden Felſenzacken er ſich in unzugänglicher Einſamkeit Paläſte und Luſtgärten einrichtete, in welchen der alte Sünder ſich auf die geſchmackloſe, beſtialiſche und unnatürliche Art ergötzte, welche dem in aller Wolluſt Erſchöpften und Abgeſtumpften allein noch übrig

blieb. Insbeſondere mißbrauchte er zu dieſem Zwecke unſchuldige Kinder.

Von ſeiner Inſel aus regierte nun Tiberius das römiſche Reich durch den Sejan, der in Rom ſeine Stelle vertrat. Wie bald konnte der alte Kaiſer in der Ferne ſterben! Wenn er aber ſtarb und dann Agrippina noch in Rom war und ihre Söhne noch lebten, konnte Sejan nicht hoffen, ihnen den Thron zu entreißen. Sie mußten alſo vorher auf die Seite geſchafft werden. Sejan berichtete dem Kaiſer Lügen über Lügen von der Gefährlichkeit des jungen Nero und ſeiner Mutter und veranlaßte ihn zu einem Schreiben an den Senat, worin er den Nero von der Thronfolge ausſchloß und auch die Mutter ſchmähte. Der Brief warf ihnen nicht Verrath, aber ſo ſchändliche Laſter vor, daß ſie der öffentlichen Verachtung Preis gegeben wurden. Im Senat tobte beſonders Cotta Meſſalinus gegen die Unſchuldigen. Das Volk, das den Germanicus liebte und nie vergeſſen hatte, machte damals eine thörichte Demonſtration zu Gunſten der Angeklagten, indem es die Bilder der Agrippina und des Nero durch die Straßen trug und ihnen zujauchzte. Es wurde dazu vielleicht durch Agenten des Sejanus verleitet, denn nichts konnte dieſem mehr zu Statten kommen, als der Straßenlärm für Nero, weil er nun den Beweis in der Hand hatte, das Volk wolle den jungen Nero lieber zum Kaiſer haben, als den alten Tiberius. Der lauernde Tyrann auf Capri wurde wirklich aufs tiefſte erbittert und gab Befehl, die Agrippina nach der Inſel Pandataria, den Nero nach der Inſel Pontia zu bringen, wo ſie bald zu Tode gequält wurden. Die bejammernswürdige Wittwe des Germanicus wurde gleich einer Sklavin mißhandelt, der wachthabende Centurio ſchlug ihr ein Auge aus. Als ſie ſich zu Tode hungern wollte, brach man ihr mit Gewalt den Mund auf, um ihr Speiſe beizubringen, dennoch erreichte ſie ihren Zweck und ſtarb. Nero tödtete ſich ſelbſt in dem Augenblick, in welchem der Henker zu ihm hereintrat. Auch ſein Bruder Druſus wurde in einen unterirdiſchen Kerker geworfen und mußte verhungern, 26. Nur der kleine Cajus Caligula blieb wegen ſeiner Jugend noch verſchont.

Sejanus ſtand nun auf der Höhe ſeines Anſehens und verfuhr immer brutaler gegen den Senat und alle Römer, wenn ſie ſich nicht unbedingt ſeinem Willen fügten. Mitten im Frieden kam der Schrecken über Rom, wie einſt zur Zeit der Bürgerkriege während der Proſcriptionen. Keine angeſehene Familie war mehr ihrer Exiſtenz ſicher. An einem Tage ließ Sejan zwanzig Perſonen hinrichten, darunter Weiber und Knaben. Edle Jungfrauen wurden öffentlich erſt vom Henker entehrt, bevor man ſie erdroſſelte. Viele ermordeten ſich ſelbſt, um den grauſamen Gerichten zu entgehen. Mehrere Senatoren nahmen Gift mitten im Senat. Als aber die Noth am größten war, wußten ſich die Gequälten endlich einen geheimen Zugang zu Tiberius zu verſchaffen und demſelben den erſten Verdacht gegen ſeinen geliebten und unentbehrlichen Sejanus beizubringen. Sie überzeugten ihn, daß es Sejan geweſen ſey, der durch *Verführung der Livilla ſeinem einzigen Sohne* das Gift gemiſcht habe und daß er auf nichts anderes ausgehe, als nach Vernichtung des ganzen juliſchen Geſchlechtes, ſich ſelbſt auf den Thron zu erheben. Tiberius wurde durch dieſe Enthüllungen erſchreckt und furchtbar erzürnt. Er unterbrach ſeine gewöhnlichen Vergnügungen und ſann nur noch auf Rache. Aber er verſtellte ſich noch. In einem langen Briefe an den Senat lobte er noch den Sejan, der von allem nichts ahnte, ließ aber dann Tadel einfließen, lobte ihn wieder und tadelte dann noch ſtärker, bis er ihn endlich anklagte. Dio Caſſius gibt eine ergreifende Schilderung von dieſer verhängnißvollen Senatsſitzung. Sejanus, anfangs ganz trotzig und ſtolz, begann zu erblaſſen, faßte ſich wieder und erbleichte immer mehr. Der Senat, anfangs in gewohnter Kriecherei dem Sejanus zulächelnd, ſtutzte, wurde unruhig, fing an, dem nicht mehr Gefürchteten drohende Blicke zuzuwerfen, kuſchte dann plötzlich wieder, wenn der Brief eine andere Wendung nahm, faßte aber bald wieder Muth und brach, als er den Sinn des ganzen Briefes begriffen hatte, in einen Sturm von Schmähungen gegen Sejanus aus. Dieſer wurde ergriffen und in den Kerker abgeführt. Unterwegs überfiel ihn das Volk, ſchlug ihn mit Fäuſten und ſchleifte ihn auf dem Boden, ſo daß er ſchon halb

todt in den Kerker kam. Nun wurde er vollends hingerichtet, ſein todter Leib aber vom Volk in Stücke zerriſſen und in den Tiber geworfen. Auch ſeine ganze Familie wurde ermordet, ſeine Tochter, welche obgleich noch ſehr jung, ſchon an einen Prinzen des kaiſerlichen Hauſes, den Druſus, Sohn des Claudius, eines Bruders des Germanicus und der Livilla, verlobt war, begriff nicht, warum man ſie in den Kerker ſchleppe und bat, wenn ſie etwas Unrechtes gethan habe, möge man ihr die Ruthe geben. Aber das arme Kind wurde vom Henker entehrt und erwürgt. Alle Handlanger und Zuträger des Sejan wurden nach Capri geſchleppt und dort vor den Augen des Kaiſers aufs ſchrecklichſte gefoltert, um Bekenntniſſe abzulegen, in deren Folge er dann auch die Livilla zum Hungertode verdammte.

Während dieſer Palaſtrevolutionen genoß das Reich von außen Ruhe, denn die Empörungen und kleinen Kämpfe an den Grenzen hatten nicht viel zu bedeuten. In Numidien erhob ſich Tacfarinas, in Mauritanien Mazippa, um noch einmal die alte Rolle des Jugurtha zu ſpielen, doch unterlagen ſie nach einem hartnäckigen Kampfe. In Gallien ſtanden die Aeduer auf unter dem tapfern Sacrovir, der aber gleichfalls beſiegt durch Selbſtmord endete. Die Thraker wollten keine Soldaten ſtellen und empörten ſich, unterlagen aber ebenfalls. Die Frieſen, welche nie unterworfen worden waren, ſondern nur im Verhältniß von Bundesgenoſſen ſtanden und ſich zu einem jährlichen Tribut von Ochſenhäuten verpflichtet hatten, denn damals ſchon blühte bei ihnen die Viehzucht, wurden von den bei ihnen ſtationirten Römern unter Olennius aufgefordert, die Felle von wilden Auerochſen ſtatt ſolcher von ihrem zahmen Rindvieh zu liefern, geriethen darüber in Zorn und erſchlugen 900 Römer im Hain Baduhenna, 28. Tiber aber nahm das hin, weil er, wie Tacitus ſagt, keinem ſeiner Feldherrn den Ruhm des Germanicus gönnte. Wahrſcheinlicher iſt, daß er einfach dem Syſtem treu blieb, welches er ſeit der Zurückberufung des Germanicus aus Deutſchland einhalten zu wollen erklärt hatte. Noch unbedeutender war ein kleiner Aufſtand im Gebirge Taurus, den die Parther nicht benutzen konnten, weil bei ihnen ſelbſt mehrere Thronbewerber mit einander ſtritten.

Die Prozeſſe und Hinrichtungen in Rom dauerten inzwiſchen fort und Tiberius verließ Capri, um ſelbſt nach der Hauptſtadt zu kommen, kränkelte aber ſchon und ſtarb unterwegs in einer Villa des Lucullus. Als er beſinnungslos dalag, rief Macro, der Oberſt der Prätorianer, den jungen Caligula zum Imperator aus, da man aber wahrnahm, Tiberius lebe noch, ließ dieſen Macro raſch mit den Bettkiſſen erſticken, 37.

4.

Caligula.

Tiberius hatte den letzten unter des Germanicus Söhnen, als der ihm wegen ſeiner Jugend noch nicht gefährlich war, leben laſſen. „Zum Verderben aller," ſagte Tiberius ſelbſt, „ich erziehe auch in ihm eine Natter." Und in der That wurde das geliebte „Stiefelchen" der Legionen, als er heranwuchs, ein Ungeheuer. Alle echten Männer wurden ausgerottet, nur eckelhafte Greiſe oder gottloſe Buben blieben für den Thron übrig.

Er hatte für nichts Sinn als für Schauſpiele, Wettrennen, Fechterſpiele und Maitreſſen, verwandelte den Hof in einen Jokeyklub, gab ungeheure Summen für Theater, Pferde, Gladiatoren aus und trieb den ſchändlichſten Unfug mit Weibern, raubte Bräute von der Hochzeit weg, ſchöne Weiber aus den Häuſern ihrer Männer, wurde ihrer aber immer ſchnell wieder ſatt. Was Mäcen für Auguſtus und Sejan für Tiberius geweſen, das wurde ein Hiſtrione, der berühmte Schauſpieler Aeſopus, für Caligula. Dieſer hätte am liebſten die ganze Wirklichkeit der Dinge in ein bloßes Schauſpiel verwandelt. Der ganze Senat, das ganze Volk mußte tagelang oft bei unausſtehlicher Hitze in den Theatern und Amphitheatern ſitzen und wehe dem, der nicht kam oder nicht ſitzen blieb. Seine eigene Schauluſt war unerſättlich. Als er einmal Miſſethäter von wilden Thieren hatte zerreißen laſſen und keiner mehr da war, ließ er aus

der Maſſe der Zuſchauer eine Menge Unſchuldige herausgreifen und den Thieren vorwerfen. Für die Wettfahrten auf dem Circus hielt er ſich die koſtbarſten Pferde und begünſtigte die grüne Bande oder Partei. Die Wettfahrer hatten ſich nämlich in förmliche Parteien mit beſondern Farben getheilt und die unermeßliche Menge der Zuſchauer theilte ſelbſt wieder ihre Gunſt zwiſchen dieſen Parteien, ſo daß man den Sieg der einen oder andern mit einer Spannung erwartete, als hätte es ſich um Wohl und Wehe des ganzen Reichs gehandelt. Wenn ſeine Partei unterlegen war und der Sieg der Gegner vom Publikum ſtark beklatſcht worden war, ließ Caligula nach Beendigung der Schauſpiele Soldaten unter die heimkehrenden Zuſchauer einhauen.

In den Bädern von Bajä hatte ihm der berühmte Thraſyllus, Wahrſager des Tiber, einmal geſagt, er werde ſo wenig Kaiſer werden, als von Bajä nach Puteoli über das Meer reiten. Jetzt als Kaiſer erinnerte er ſich deſſen, ließ mit ungeheuern Koſten jene beiden Orte wirklich durch einen Damm verbinden und zog im Triumph darüber, wie Xerres über den Helleſpont, machte ſich aber den Spaß, eine Menge Menſchen eigenhändig von der Brücke hinunter ins Meer zu ſtoßen. — Sein Palaſt war der Tummelplatz jeder Unzucht. Seine Schweſter Druſilla war mit einem gewiſſen Lepidus verwandt. Dieſer war ſein Luſtknabe, die Schweſter aber nahm er ihm weg und machte ſie zu ſeiner Buhldirne. Als ſie aber ſtarb, ließ er ſie nicht nur für eine Göttin, ſondern für eine Panthea (Allgöttin, den Inbegriff aller Göttinnen) erklären, ihr Tempel, Altäre und Statuen errichten. Im Senat ſchwur einer, er habe ſie lebendig gen Himmel fahren und unter den Göttern wandeln ſehen. Noch nach ihrem Tode feierte Caligula ihren Geburtstag, ließ ihr Bild von Elephanten umherführen und im Circus 500 Bären hetzen. Die Liebe zu ihr hinderte ihn aber nicht, ſchon wenig Tage nach ihrem Tode wieder eine andere zu heirathen, die er bald wieder verſtieß, denn niemand konnte hündiſcher lieben wie er, in Bezug auf Wechſel und Oeffentlichkeit. Sueton erzählt davon Unglaubliches. Schon als Knabe buhlte er blutſchänderiſch mit allen ſeinen Schweſtern. Oft

ſchmeichelte er ſeinen Damen, ihr ſchöner Nacken ſey ein Freſſen für ein Henkerbeil. Die Cäſonia wollte er foltern laſſen, um zu erfahren, warum er ſie ſo gern habe. Die arme alte Antonia, Tochter des Antonius und der Octavia, Mutter des Germanicus und daher ſeine eigene Großmutter, die ihm wahrſcheinlich wegen ihrer Tugend läſtig wurde, ließ er vergiften.

Weil ſeine Schauſpiele und andere unſinnige Verſchwendungen den Staatsſchatz erſchöpften, ließ er reiche Leute falſch anklagen, hinrichten und deren Güter einziehen. Bei einem gewiſſen Junius Priscus fand man weniger, als Caligula erwartet hatte. Da rief er: der Mann hat mich betrogen. In der Todesangſt ſuchten ſich viele Reiche dadurch zu retten, daß ſie den Kaiſer in ihr Teſtament ſetzten, in der Hoffnung, er werde nun artig genug ſeyn, zu warten, bis er das Erbe bekomme. Aber die nannte er „Spötter" und ſchickte ihnen vergiftete Speiſen zu, die ſie genießen mußten. Als er einmal recht viel Geld beiſammen hatte, wälzte er ſich auf demſelben nackt herum in voller Luſt. Das Volk begann aber zu murren, erbittert durch allzu viele und ungerechte Hinrichtungen, und fiel über die verrufenſten Angeber her. Caligula wagte nicht, zu ſtrafen, ſoll aber dem Volk einen wüthenden Blick zugeworfen haben mit den Worten: o ſäßen doch all eure Köpfe auf einem Halſe! Er wurde nun ſparſamer mit Hinrichtungen, half ſich aber, indem er den reichen Römern Weiber, Töchter und Knaben wegnahm, um ſie zu verführen, oder ſie zwang, ihm ſeine Sklaven zu den höchſten Preiſen abzukaufen.

Einmal fiel ihm ein, ein großer Held zu werden, und er zog an der Spitze eines beträchtlichen Heeres aus, um Britannien zu erobern. Unterwegs in Gallien ſaß er im Lager und würfelte unglücklich mit ſeinen Luſtgeſellen. Da ging er einen Augenblick hinaus und befahl, alle vornehmen Gallier, die ihm zu huldigen gekommen waren, auf der Stelle hinzurichten und alle ihre Güter einzuziehen, kam dann zum Spiele zurück und ſagte: ihr Narren, nun hab ich mehr gewonnen als ihr. Was Britannien betrifft, ſo

kam er gar nicht dahin, ſondern rückte nur bis an die Nordſee vor, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, ließ die Trompeter zum Angriff blaſen und befahl den Soldaten, am Ufer Muſcheln einzuſammeln, die er als Beute heimbrachte.

Niemand konnte länger zweifeln, daß er, wenn nicht von Haus aus verrückt, es doch durch ſeine Ausſchweifungen geworden war. Dieſe hatten auch ſeinen Körper frühe zerrüttet. Er war bleich, hohläugig, dickbauchig, dünnbeinig und kahl geworden und ärgerte ſich darüber ſo, daß er jedem voll- und ſchönhaarigen Mann, dem er begegnete, ſogleich den Hinterkopf kahl abſcheeren ließ. Gleichwohl wollte er der erſte nicht nur unter den Menſchen, ſondern auch unter den Göttern ſeyn und ließ ſich als Allgott verehren, er war ein lebendiges Pantheon aller Götter und Göttinnen. Denn er begnügte ſich nicht blos damit, der berühmteſten Statue des Jupiter und anderer Götter die Köpfe abnehmen und den ſeinigen aufſetzen zu laſſen, und nicht damit, in Verkleidung als Jupiter, Neptun, Apollo, Bacchus, Herkules einherzugehen, ſondern er verkleidete ſich auch in die Göttinnen Juno, Diana, Venus und Bellona und machte darauf Anſpruch, als Göttin wie als Gott angebetet zu werden. Auch ließ er ſich Tempel und eine eigene Prieſterſchaft errichten. Dazu hofmeiſterte er die übrigen Götter, als ſtünden ſie unter ihm, und ließ ſich eine eigene Maſchine anfertigen, welche einigermaßen den Blitz und Donner nachahmte. Wenn nun am Himmel ein Gewitter aufzog, ließ er unten ein künſtliches los und rief dem Jupiter einen homeriſchen Vers zu: donnere du mich nieder, oder ich dich! Auch genügten ihm die Opfer nicht, welche man gewöhnlich den Göttern brachte. Sie waren ihm viel zu gemein, ihm durften nur die koſtbarſten Vögel geopfert werden, Flamingos, Pfauen, numidiſche Hühner, Faſanen ꝛc. Als ſein Liebling Aeſopus einmal auf ſeine Frage: ob er oder Jupiter mächtiger ſey? nicht zu antworten wagte, ließ ihn Caligula elend durchpeitſchen und lobte, je mehr der Arme ſchrie, deſſen ſchöne Stimme.

Man würde kaum begreifen, wie es möglich war, daß das einſt ſo große Volk der Römer ſich dieſes Bubenregiment ſo lange gefallen

ließ, wenn man nicht erwöge, daß im Volk eben gar keine sittliche Kraft mehr vorhanden war, daß die meisten selbst dem Sinnengenuß und gemeinen Lastern ergeben waren, daß die wenigen Edeln dagegen nicht aufkommen konnten und den Kaiser stets eine furchtbare bewaffnete Macht umgab, die ihm anhing, weil er sie reich bezahlte und ihren Lüsten gleich den seinigen fröhnte. So hätte er noch lange fortregieren können, wenn nicht gerade unter der Garde, den Prätorianern, zuletzt der Soldatenstolz sich an seinen Nichtswürdigkeiten geekelt hätte. Zwei Kriegstribunen der Garde, Cassius Chärea und Cornelius Sabinus, verschworen sich, die Welt von dem kaiserlichen Ungeheuer zu befreien, als sie einmal zusehen mußten, wie der Consul Pomponius Secundus bei einem Gastmahl übermäßig aß und immer dazwischen sich umwandte, um devot dem Kaiser die Füße zu küssen. Noch zauderten die Verschwornen. Dem Kaiser kam etwas zu Ohren, ein Cassius bedrohe ihn, wie einst den Cäsar. Da ließ er den schuldlosen Cajus Cassius, damals Statthalter in Asien, in Fesseln nach Rom bringen, um ihn hinrichten zu lassen. Aber am Tage seiner Ankunft, ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, fiel Caligula selbst unter den Streichen, die ihm die Verschwornen in einem dunkeln Gange seines Palastes beibrachten. Mit ihm wurde auch seine letzte Gemahlin Cäsonia und sein einziges Kind, eine Tochter, umgebracht. Seine Tempel wurden zertrümmert und eine kurze Zeitlang war die Aufregung in Rom so freudig, daß man daran dachte, auch die Tempel der übrigen Cäsaren niederzureißen und das ganze Andenken der Julier für immer zu vertilgen. Aber die Soldaten litten es nicht. Sie fanden das Kaiserthum für sich selbst vortheilhaft und hielten es aufrecht, wenn auch die Kaiser wechselten. Zur Herstellung der alten Freiheit war im Volke kein Sinn und keine Kraft mehr da.

5.

Claudius.

Noch war ein Bruder des edeln Germanicus am Leben, Claudius, der nur wegen ſeines Blödſinns und weil er gänzlich ungefährlich ſchien, von dem Morde, der faſt das ganze Haus des Germanicus verödete, verſchont geblieben war. Er glich ſeinem großen Bruder weder an Leib noch an Seele und hatte eher viel mit ſeiner Schweſter Livilla gemein, die ſich in ihrer Geiſtesbeſchränktheit und Herzensverhärtung zum Werkzeug des Sejanus hergegeben hatte. Vor dem Claudius empfand ſeine eigene Mutter einen Abſcheu. Sie nannte ihn eine Mißgeburt und pflegte zu ſagen, wenn ſie etwas ganz dummes hörte: „der iſt noch dümmer, als Claudius.“ Er aß ungeheuer viel und wenn er dann an der Tafel einſchlief, warf man ihn mit Obſtkernen, denn niemand achtete ihn. Später ergab er ſich dem Trunk und Spiel und brachte damit ſeine Zeit auf einem einſamen Landgute zu, bis er fünfzig Jahre alt wurde. Während der Ermordung des Caligula war er zufällig in Rom, verſteckte ſich aber aus Angſt vor den Soldaten, bis ihn einer fand und mit Gewalt hervorzog, um ihn zum Nachfolger Caligulas zu erklären. Einſtimmig riefen ihn die Soldaten zum Imperator aus, während er vor Schreck und Erſtaunen nicht wußte, was er thun ſollte. Allein er hatte eine ihm an Verſtand weit überlegene und ſehr unternehmende Gemahlin, Meſſalina, und mehrere Freigelaſſene, die Genoſſen und Kuppler ſeiner bisherigen Privatpaſſionen, und unter ihrer Führung fand er ſich dann leidlich in die Kaiſerrolle.

Anſtandshalber mußten die beiden Mörder des vorigen Kaiſers zum Tode verurtheilt werden. Im Uebrigen wurde den Prätorianern und dem Volk durch Beibehaltung der bisherigen Geſchenke und Schauſpiele geſchmeichelt und der neue Hof konnte auf die Zuſtimmung aller derer rechnen, welche die bisherige ſchlechte Wirthſchaft zum eigenen Vortheil unterſtützt hatten. An die genußreiche Cor-

ruption war man gewöhnt, eine ſtrenge Reform würde mißfallen haben und ſie fiel auch niemand ein. Claudius behielt ſeine alten Liebhabereien bei, ergab ſich aber vorzugsweiſe der Schauluſt, die er auf dem Lande früher nicht hatte befriedigen können, und man warf ihm vor, er habe am Anblick der Menſchenkämpfe und des vergoſſenen Menſchenblutes nicht ſatt werden können und es ſeyen weit mehr Gladiatoren und Kämpfer mit wilden Thieren (Bestiarii) aufgetreten, als früher. Auch fingen unter ihm die falſchen Anklagen und die Hinrichtungen Unſchuldiger wieder an, nicht als ob er ſelbſt ſie gewollt hätte, ſondern weil er alles that, was Meſſalina und ſeine Günſtlinge von ihm verlangten. Wen dieſe aus irgend einem Grunde nicht leiden konnten, der mußte ſterben. Eines der erſten Opfer war Poppäa Sabina, das ſchönſte Weib ihrer Zeit, auf welche Meſſalina eiferſüchtig war und die durch die Schrecken des Kerkers zum Selbſtmord getrieben wurde. Meſſalina feierte im kaiſerlichen Palaſt wüſte Orgien und nöthigte die vornehmſten Römer und Römerinnen, daran Theil zu nehmen. Welche ſich nun aus Scham weigerten, die wurden der abſcheulichſten Dinge angeklagt und hingerichtet oder zum Selbſtmord getrieben. Ein rührendes Beiſpiel der Treue gab damals Arria, des Pätus Gattin. Als er zu ſterben zauderte, ſtieß ſie ſich den Dolch in die Bruſt, reichte ihn dann dem Gatten und rief: er ſchmerzt nicht. Meſſalinas Mutter hatte in zweiter Ehe den Appius Silanus geheirathet, aber die Tochter ſelbſt verliebte ſich in ihn und als er ſie verſchmähte, reizte ſie den Claudius, ihn hinrichten zu laſſen.

Um den Soldaten ihr Recht widerfahren zu laſſen, unterbrach Claudius ſeinen Müßiggang und wiederholte das Unternehmen ſeines Vorgängers gegen Britannien, machte aber etwas mehr Ernſt, betrat wirklich den britiſchen Boden, den ſeit Cäſar kein Römer mehr betreten hatte, und unterwarf einen Küſtenſtrich. Nach einem halben Jahre war er ſchon wieder in Rom und hielt dort ſeinen Triumpheinzug, in welchem auch Meſſalina ſich in einem Prachtwagen ſehen ließ. Damals ſiegte auch der römiſche Feldherr Galba über die Katten, Gabinius über die Chauken in Deutſchland, und Geta

über die Mauritanier in Afrika, deren Anführer Salabus unterlag, worauf Mauritanien, in zwei Provinzen getheilt, dem Reich einverleibt wurde, im J. 38. Einige Jahre ſpäter verlor die Inſel Rhodus ihre Freiheit, weil ſie ſich an einigen Römern vergangen hatte. So lange hatte man jhr den Schein der Selbſtändigkeit gelaſſen, weil ſie Rom immer die größten Dienſte gegen ihre eigenen griechiſchen Landsleute geleiſtet hatte.

Meſſalina wurde inzwiſchen durch ihr Glück immer übermüthiger und fing an, in dem Reſte der kaiſerlichen Familie ſelbſt aufzuräumen. So wurde Julia, des zweiten Druſus Tochter und Enkelin Tibers, das Opfer ihrer Eiferſucht. Catonius Juſtus, General der Prätorianer, wollte dem Kaiſer einmal über Meſſalina die Wahrheit ſagen, wurde aber zuvor heimlich umgebracht. Das tolle Weib verliebte ſich damals in Cajus Silius, den bildſchönen Sohn des früher hingerichteten Feldherrn gleiches Namens, und der Jüngling, obgleich er die kaiſerliche Megäre verabſcheute, wagte nicht, ihr zu widerſtreben, weil er dann dem Tode nicht hätte entrinnen können. Sie aber, wie früher Caligula „machtbeſoffen," wagte alles und ſcheute nichts mehr. Juvenal ſchildert, wie ſie des Nachts vom Lager des Kaiſers ſich heimlich weggeſchlichen habe:

Und verließ das Gemach, nur eine der Mägd' im Geleite
Hüllend in nächtliches Mützchen den Kopf, die fürſtliche Buhlin,
Und ſchwarzwallende Locken mit Kunſt durch blonde verbergend,
Trat ſodann mit geflicktem Gewand in das laue Gewölb ein,
Schmeichelnd empfing ſie darauf die Kommenden, forderte Zahlung
Und [illegible] entehrender Luſt verſchlang ſie Vieler Umarmung.

Einem gewiſſen Meneſter, der ihre Liebe verſchmähte, ließ ſie durch den Kaiſer ſelbſt befehlen, er ſolle thun, was ſie würde haben wollen. Zuletzt verlor ſie jede Scham und Scheu vor dem einfältigen Kaiſergemahl. Während Claudius einmal nach Oſtia gereist war, feierte ſie mit jenem Silius unter großem Gepränge förmlich Hochzeit, indem ſie überzeugt war, Claudius, den ſie mit ihren Creaturen umgeben hatte, werde nichts merken. Auch hatte ſie im Nothfall die Entſchuldigung bereit, die Scheinhochzeit mit Silius

habe zu ſeinem eigenen Beſten gedient, um die Folgen einer böſen Verheißung von ihm abzuwenden. Genug, mitten im kaiſerlichen Palaſt und am hellen Tage ließ ſie ſich bräutlich geſchmückt durch den Prieſter mit Silius einſegnen und beging dann im Garten ein bachantiſches Hochzeitsfeſt, ſie ſelbſt als Mänade voran mit wildfliegendem Haar den Thyrſus ſchwingend und Silius epheubekränzt, als Bachus, raſende Bachanten und Bachantinnen umher. Einer, der auf einen Baum geklettert war, um zuzuſehen, wurde gefragt, was er auf jener Höhe ſähe? Ein ſchreckliches Gewitter, antwortete er, von Oſtia herüber. Und wirklich kamen bald Boten mit der Nachricht, Claudius habe alles erfahren und ſey in großem Zorn. Da liefen die luſtigen Hochzeitsgäſte plötzlich angſtvoll auseinander und ließen das ehebrecheriſche Paar allein. Meſſalina ſelbſt, vorher ſo trotzig, verlor die Beſinnung und lief davon, ſie wußte nicht wohin. Endlich erinnerte ſie ſich, ſie ſey verloren, wenn ſie den Kaiſer nicht perſönlich beſchwichtige, ſie, die immer alles über ihn vermocht hatte. Alſo wollte ſie eilends hinaus nach Oſtia. Aber kein Wagen, kein Roß war mehr für ſie da. Jedermann floh ſie. Endlich fand ſie einen Karren, auf dem man den Unrath aus dem Garten zu ſchaffen pflegte, und fuhr nach Oſtia. Hier drang ſie zum Kaiſer vor und ſchon hörte er ihre Stimme, als Narciſſus, ein Liebling des Kaiſers, ſie zurücktrieb und alle ihre Bemühungen vereitelte. Denn ſeitdem ſie ihre Macht mißbraucht, hatte er ſchon vorausgeſehen, ſie werde ſie nicht lange mehr behaupten und ſich gegen ſie gewendet. Verſtoßen und allein floh ſie zurück und irrte in den luculliſchen Gärten raſtlos umher. Ihre Mutter Lepida, eine edle Frau, welche nichts von ihr hatte wiſſen wollen, ſo lange ſie die Macht beſaß, ſuchte ſie jetzt auf und tröſtete ſie. Gänzlich verzagend und in Thränen aufgelöst lag ſie am Boden zu der treuen Mutter Füßen, als des Narciſſus Banditen kamen. Sie verſuchte ihnen durch Selbſtmord zuvorzukommen, aber ihre Hand zitterte, ſie ritzte ſich nur, aber die Mörder machten bald mit ihr ein Ende. Narciſſus handelte in dieſer ganzen Angelegenheit auf eigene Rechnung. Claudius, ſeine Zeit zwiſchen Tiſch und Bett theilend, war

ſo abgeſtumpft, daß er, obgleich er ihren Tod ſchon wußte, noch bei der nächſten Mahlzeit frug: wo die Meſſalina bleibe? Silius und mehrere Anhänger Meſſalinens wurden hingerichtet.

Claudius hatte vor Meſſalinen ſchon vier andere Frauen gehabt. Jetzt handelte es ſich darum, ihm die ſechste zu geben. Allen Bewerberinnen aber kam ſeine Nichte Agrippina zuvor, die Tochter ſeines Bruders Germanicus, Wittwe des Domitius Ahenobarbus, von dem ſie einen Sohn, Namens Nero, hatte. Dieſe Dame war intriguant und ehrgeizig und hoffte, wenn ſie den blödſinnigen Kaiſer heirathe, werde es ihr leicht werden, die Krone auf ihren Nero zu bringen, ſofern kein anderer Erbe, als des Claudius Sohn von der Meſſalina, der junge Britannicus, zu beſeitigen war. Sein anderer Sohn Druſus, mit der Tochter Sejans verlobt, war geſtorben. Agrippina kannte nun alle Schwächen ihres Oheims und wußte ihm ſo ſüß zu ſchmeicheln, daß er ſie, wozu der Freigelaſſene Pallas nicht wenig half, wirklich heirathete, ſich ihr ganz hingab. Sie hatte von Ahenobarbus noch einen jüngern Sohn Domitius, den ſie mit des Claudius Tochter Octavia vermählen wollte, und da dieſe ſchon dem Silanus zugeſagt worden war, welcher durch die jüngere Julia ein Enkel des Auguſtus war und für den am meiſten berechtigten und fähigſten zum Thron gehalten wurde, bediente ſie ſich eines nichtswürdigen Ränkemachers, des Vitellius, um den Silanus falſch anklagen und zum Selbſtmord treiben zu laſſen. Aehnliche Proceſſe wurden reichen Römern angehängt, deren ſchöne Gärten Agrippina gerne für ſich haben wollte. Nachdem ſie dem Kaiſer endlich ein Teſtament abgelockt hatte, in welchem er ihren Nero adoptirte, ließ ſie ihn durch die Locuſta, die weltberühmte Giftmiſcherin, bei der ſich die ganze Corruption des vornehmen Rom damals Raths erholte, in einem Gericht Pilze vergiften, ſchien bei dieſem Todesfall untröſtlich, hielt den Britannicus und die beiden Töchter des Kaiſers, Octavia und Antonia, in ihren Armen zurück, als ob es vor Liebe geſchähe, ließ die Thüre bewachen und unterdeß ihren Nero draußen zum Imperator ausrufen, 54.

Während des Claudius Regierung erbaten ſich die Cheruſker

den Italicus, einen in Rom erzogenen Sohn des Flavius (Bruder des Arminius) zum König. Dagegen empörten sich die Chauken gegen Rom, angeführt von dem Caninefaten Gannascus, und machten die Katten einige Einfälle, aber ohne Erfolg. Agrippina gründete im Land der Ubier die nach ihr benannte Stadt Colonia Agrippina, das weltberühmte Cöln am Rhein. Auch in Britannien wurde eine größere Colonie als Hauptsitz der römischen Macht gegründet, Camelodunum (jetzt Colchester). Der römische Feldherr Ostrius hatte noch schwere Kämpfe zu bestehen mit dem britischen König Cataractus, welcher endlich gefangen wurde. — Im Osten Deutschlands war Marbod, wie schon erzählt ist, durch Catualda vertrieben worden. Diesen vertrieb Vibilius und es scheint große Verwirrung geherrscht zu haben, in deren Folge der Quade Vannius als römischer Bundesgenosse ein besonderes quadisches Reich zwischen der römisch-pannonischen Grenze des Reichs und dem Markomannenreich gründen konnte, welches Rom dort zur Verstärkung der Grenze diente. Aber Vannius wurde von den benachbarten Hermunduren (Thüringern) geschlagen und vertrieben, sein Reich zwischen Vangio und Sibo getheilt, welche den Römern treu blieben.

In Asien war das parthische Reich arg zerrüttet. Der wackere Artaban wurde durch seinen Bruder Gotarzes gestürzt und mit den Seinigen umgebracht, auch der zweite Bruder Bardanes und der von Rom aus begünstigte Thronbewerber Meherdates von Gotarzes besiegt. Armenien lag im Kampf mit dem kaukasischen Iberien (Georgien). Diese Unruhen bei den Nachbarn schützten die römische Grenze.

6.

Nero.

Nero war noch jung und stand unter der Leitung des Burrus, eines strengen Kriegers, und des Seneca, eines ganz braven stoischen,

aber etwas langweiligen Philoſophen. Man begreift nicht recht, warum die abgeſeimte Mutter dem Sohn gerade dieſe Lehrer gab, die ihn entweder zur Tugend erziehen und dann von ſeiner laſterhaften Mutter abwendig machen, oder deren Ermahnungen ſeine lebensluſtige Natur anwidern mußten, ſo daß er alle Bande zerreißend auch der Mutter nicht mehr würde gehorchen wollen. Inzwiſchen etablirte ſich Agrippina als „die beſte Mutter" auf dem Thron und regierte mit ihrem Buhlen, dem Pallas, der ſeinen früheren Nebenbuhler Narciſſus einkerkern ließ und zum Selbſtmorde trieb. Octavia, Tochter des Claudius, mußte nun den Nero heirathen.

Unterdeß wuchs Nero mehr heran und fand an Otho einen Verführer, an der ſchönen Acta, einer Freigelaſſenen, eine Verführerin. Er ſey Kaiſer, ſchmeichelte man ihm, was brauche er ſich um mürriſche Hofmeiſter und um eine eitle Mutter zu bekümmern. Nun machte er wirklich Anſtalt, die Octavia verſtoßen und die Acta heirathen zu wollen. Die Mutter kam außer ſich und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die er ſich aber nicht gefallen ließ, denn er ſey Kaiſer. Da wurde ſie plötzlich ſanft und liebreich und es lag ihr ſo ſehr daran, ihn zu verſöhnen und dadurch die Herrſchaft zu behaupten, daß Tacitus berichtet, ſie habe der Acta Rolle nachgeahmt, die Mutter ſelbſt habe den Sohn verführt und in ihr Bett eingeladen. Nero aber ließ ſich der Mutter Liebkoſungen gefallen, ohne ſeinen eigenen Willen zu beugen. Er wollte allein regieren. Seine böſen Augen rollten umher, den zu ſuchen, der ihn noch hindern oder ihm gefährlich werden könne, und ſie fielen auf den armen Britannicus, der damals vierzehn Jahre alt wurde. Welche Verderbniß mußte am Hofe der Julier eingeriſſen ſeyn, daß Nero, ſelbſt noch ein Jüngling und Schüler des ſanften und menſchenfreundlichen Seneca, nach der alten Locuſta ſchicken konnte, um von ihr das Gift zu kaufen, welches nach wenigen Tagen den Britannicus hinraffte. Hierauf ließ Nero auch den Pallas vergiften zum bitterſten Herzeleid ſeiner Mutter, und entledigte ſich auch ſeiner unglücklichen Gattin Octavia. Hiezu verleitete ihn eine neue Buhlerin, die ihn ganz zu bezaubern gewußt hatte, Sabina Poppäa, bisher Gattin

des Otho, der ſie ihm abtrat und dafür als Statthalter nach Luſitanien verſetzt wurde. Octavia war nun überflüſſig und mußte ſterben. Man öffnete ihr die Adern, und als ihr Blut zu langſam floß, erſtickte man ſie vollends in einem heißen Bade. Ihr Kopf wurde der Poppäa gebracht, die ihn mit Vergnügen betrachtete. Um den Mord zu beſchönigen, beſchuldigte man Octavien, ſie habe die Ehe gebrochen. Ihre Sklavinnen ſollten das vor Gericht bezeugen, aber eine derſelben, die treue Pythias, rief mitten unter den Folterqualen dem Inquiſitor zu: wäre dein Geſicht nur ſo rein, als es ein gewiſſes Glied meiner Gebieterin geweſen iſt!

Nero nahm nun die Poppäa zur Gemahlin, welche gegen die Mutter Agrippina um ſo feindlicher geſinnt wurde, als dieſe letztere immer noch ihre Anſprüche auf Beherrſchung des Sohnes und ihre gottloſen und zugleich albernen Verführungsverſuche bei ihm erneuerte. Poppäa aber vermochte alles über Nero und dieſer beſchloß, die eigene Mutter umbringen zu laſſen. Er ließ ein Schiff verfertigen, welches auf künſtliche Art auseinander fallen konnte und beredete die Mutter auf einer Landparthie, dieſes Schiff zu beſteigen. Die Zärtlichkeit, die er ihr dabei zeigte, erfreute ſie und friſchte alle ihre verblühten Hoffnungen wieder auf. Als nun das Schiff im Dunkeln auseinander gelegt wurde und ſie ins Meer fiel, hielt ſie es für ein zufälliges Unglück und ahnte noch nichts von der Tücke des Sohns. Ihre Dienerin aber, Acerronia, ahnte ſie wohl und ſchrie, ſie ſey Agrippina. Da wurde ſie von der Schiffsmannſchaft mit Stangen geſchlagen und abgehalten, das Schiff wieder zu erklimmen, zum ſichern Beweiſe, daß alles verabredet war. Agrippina ſelbſt erhielt eine Wunde an der Schulter, rettete ſich aber durch Schwimmen ans Ufer. Nicht mehr auf lange, denn Neros Mörder überfielen ſie in dem Landhauſe, in welchem ſie ihre Wunde verband. Sie entblößte den Leib und rief: ſo durchbohrt denn dieſen Leib, der einen Nero gebären konnte! Als ſie todt war, kam Nero ſelbſt, ſie zu ſehen, ließ ihre Leiche ganz entblößen, machte ſchlechte Witze über ihre Schönheit und trank Wein dazu.

Eine Zeitlang ergötzte ſich Nero mit nächtlichen Bubereien, in-

dem er verkleidet auf den Straßen Unfug trieb, oft auch in die Häuser einbrach, Laden ausplünderte oder Weiber entehrte, wobei er einmal arge Prügel heimtrug. Unter dem Vorwand von Verschwörungen ließ Nero noch viel vornehme Römer umbringen, jeden, der ihm nicht gefiel oder in dessen Augen er einen sittlichen Vorwurf las. Seine Poppäa gebar ein Töchterchen, welches gleich göttlich verehrt werden mußte, aber bald starb. Als Poppäa wieder schwanger war, stieß ihr Nero einmal mit dem Fuß auf den Leib, daß sie daran sterben mußte. Was half es ihr nun, daß sie sich täglich in der Milch von 500 Eselinnen gebadet hatte, um ihren Leib fein und glatt zu erhalten? Ihr Tod erschütterte den Tyrannen. Er kam außer sich und in seinem Wahnsinn ließ er den Freigelassenen Sporus, welcher der Verstorbenen sehr ähnlich war, entmannen und vermählte sich mit ihm, als ob er ein Weib wäre. Die Unnatur dieser Hochzeit ergötzte ihn aber und kitzelte seine Phantasie dergestalt, daß er zur Abwechslung eine zweite Hochzeit mit einem andern Freigelassenen, dem Pythagoras, feierte, wobei er selbst die Braut vorstellte.

Die Phantasie riß ihn überhaupt aus der Wirklichkeit und Natur immerwährend hinaus und von dem, was ist, zu dem hin, was nicht ist. Geboren in Ehren und getragen vom Glück suchte er Ehre und Glück anderswo, da, wo sie nimmer für ihn zu finden waren. Er wurde nämlich plötzlich ein Sänger, Dichter, Schauspieler. Man hat das Wahnsinn genannt und es war nichts anderes, man darf aber nichts Zufälliges darin sehen, sondern muß diesen imperialistischen Wahnsinn als eine gewisse Nothwendigkeit erkennen, wie die ungeheure, alles Interesse verschlingende Theatersucht der imperialistischen Zeit überhoupt. Jeder Abweg von der Natur und von der sittlichen Pflicht führt zuletzt zu dem Extrem, welches die Natur allein noch in der Unnatur und die Ehre in der Schande sucht.

Nero begann damit, öffentlich als Histrio aufzutreten und zur Lyra zu singen. Das hätten die alten Könige und Helden (Achilles) auch gethan. Es versteht sich von selbst, daß man ihm maaßlos Beifall klatschte, doch fand er für nöthig, die s. g. Augustaner, ein Corps von 5000 kräftigen Jünglingen zu organisiren, welche den

Beifall articuliren mußten im bombus (Bienenſummen), imbrex (Klatſchen), in der tolta (Klappern, Klirren). Wie Caligula zwang er den geſammten Senat, die Ritterſchaft und halb Rom, ihm zuzuhören, konnte aber des Gekreiſches gar nicht ſatt werden und niemand durfte hinaus, bis er fertig war, ſo daß Frauen im Theater gebaren und viele Perſonen krank wurden. Einmal wurde das Theater durch ein Erdbeben erſchüttert, aber er ſang fort und niemand durfte ſich ein Entſetzen merken laſſen. Die moraliſche Peinigung der vornehmen Römerwelt ſcheint ihm eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens geworden zu ſeyn, und er merkte nicht, daß ihn das Verhängniß auserſehen hatte, der Henker römiſcher Ehre zu werden. Jener einſt ſo erhabene Senat, jene ruhmreiche Ritterſchaft, jene ehrwürdigen Matronen Roms, ſie alle wurden jetzt ſyſtematiſch herabgewürdigt. Damit nichts Heiliges ungeſchändet bleibe, entehrte er eine Veſtalin. Dann zwang er die Senatoren, die Ritter, die vornehmſten Damen Roms, ſelbſt eine Matrone von 80 Jahren, Schauſpiele einzuſtudiren und ſelbſt öffentlich vor dem Pöbel Roms in lächerlicher Rolle aufzutreten, und wenn ein hochgeachteter Mann, eine würdige Matrone ſich wenigſtens noch durch die Maske ſchützen zu können glaubten, riß er ihnen dieſelbe hinweg und gab ſie dem Gelächter Preis. Senatoren und Ritter mußten auch als Gladiatoren mit einander oder als Beſtiarier mit wilden Thieren kämpfen. Das genügte ihm aber noch nicht. Er verſammelte die ganze ariſtokratiſche Damenwelt Roms in den Bädern und gab ſie hier Tage- und Nächtelang als in einem großen Bordell, deſſen Wirth er war, dem gemeinſten Pöbel, Fechtern und Sklaven Preis.

Seine theatraliſche Phantaſie ſchweifte ins Ungeheure aus. Alle Mythen der Griechen mußten aufgeführt werden. Einen Ikarus ließ er wirklich aus der Luft herunterſtürzen und zu Tode fallen. Der beſtialiſche Mythus von der Paſiphae, zu ſchlecht, um von einem Dichter erdacht zu werden, wurde in Rom vor unzähligen Zuſchauern dargeſtellt. Er ſelbſt begann in allen Rollen zu ſpielen, und zeigte ſich ſeinem Volk auf der Bühne als wüthenden Herkules, als kinderfreſſenden Thyeſtes, als blinden Oedipus, als Muttermörder Oreſtes,

ſogar als ein gebärendes Weib. Aber der Beifall der Römer genügte ihm nicht. Nur die Griechen erklärte er für fähig, echte Kunſt zu verſtehen. Deshalb unternahm er eine Rundreiſe erſt nach Neapel und Großgriechenland, dann nach Athen, nicht als Kaiſer, ſondern als Virtuoſe. Nicht Lictoren und Legionen, ſondern die Auguſtaner begleiteten ihn und ein endloſes Geſchlepp von Inſtrumenten, Theatergarderobe und Masken. In jeder Stadt trat er als beſcheidener Sänger, Lyraſpieler und Schauſpieler auf, verneigte ſich vor dem Publikum, affectirte Schüchternheit und Beſorgniß, ob er auch den erſten Preis erhalten werde, und dankte dann unterthänigſt, wie ein gemeiner Hiſtrione. Im alten Olympia trat er auch als Mitſtreiter im Wettrennen auf, und zwar ganz nackt als Apollo mit der Lyra und mit der langen blonden Perücke. Natürlicherweiſe empfing er überall den erſten Preis. Er kam auch nach Delphi; wie aber Caligula als Jupiter dieſem Gotte getrotzt hatte, ſo jetzt Nero als Apollo dem Apollo, denn er plünderte Delphi aus, vertheilte ſogar die dem Gott geheiligten Aecker und ließ den Krater, aus welchem die prophetiſchen Dämpfe emporſtiegen und über dem einſt der Dreifuß der Pythia errichtet war, mit Menſchenleichen anfüllen, um ihn für immer zu entweihen. Und als ob böſe Dämonen ſich ſeiner bemächtigt hätten, fing er auf einmal an, daſſelbe Griechenland, vor dem er ſich als reiſender Virtuoſe eben erſt tief gebückt hatte, zu haſſen und ließ es durch ſeinen Sporus auf die unvernünftigſte Art ausplündern. Um ganze Vermögen einziehen zu können, ließ er einfach die Beſitzer hinrichten, und damit die Kinder ihr Erbrecht verlören, wurden ſie in Maſſe aus dem Lande gejagt, viele auch hingerichtet. Nero muß von einer wahren Wuth gegen die zarte Jugend der Hellenen ergriffen worden ſeyn, denn Dio erzählt, indem er jene Vorgänge in Griechenland berichtet, der Kaiſer habe junge Knaben und Mädchen nackt an Pfähle binden laſſen, ſich ſelbſt aber in das Fell eines wilden Thiers geſteckt, die Kinder geängſtigt, als wolle er ſie freſſen, und ſie zuletzt geſchändet. Bei ſeiner Rückkehr nach Rom aber hielt er einen glänzenden Triumphzug mit tauſend als Virtuoſe erworbenen Siegeskronen und Kränzen und wurde vom

Senat und Volk als Herkules und Apollo mit ungeheurem Jubel empfangen. Während seiner Abwesenheit hatte der Freigelassene Helius, einer seiner Günstlinge, in Rom eben so frech gestohlen und geraubt, wie Sporus in Griechenland.

Der Zerstörungstrieb, der über den wahnsinnigen Kaiser im Heiligthum zu Delphi gekommen war, sollte sich auf die großartigste Weise erst in Rom offenbaren. Denn es fiel dem gekrönten Sänger ein, die herrliche und fast unermeßliche Stadt Rom in Brand zu stecken, um den Brand wie Homer besingen zu können. Wirklich entsandte er die Banden, die wohlbezahlt und immer im Genusse schwimmend alle seine Befehle mit Lust vollzogen, mit Fackeln durch die Straßen, ließ die Stadt anzünden und jeden, der sich darüber wunderte oder löschen wollte, niederschlagen. Er aber in königlichem Schmuck und die Lyra im Arm stand auf einem Thurm, erfreute sich des schönen großen Brandes und sang dazu. Sechs Tage lang wüthete das Feuer und alle alten Tempel, Curien, Paläste, die ruhmwürdigen Erinnerungen der alten Zeit, sanken in Trümmer und Asche. Nachher beschuldigte Nero die Christen, deren es damals schon in Rom gab, den Brand angestiftet zu haben und ließ sie auf die grauenvollste Art hinrichten, sie nämlich in harzige und fette Stoffe eintauchen, reihenweise aufstellen und dann oben wie Kerzen anzünden. In dieser durch keine äußere Veranlassung irgend motivirten Grausamkeit gegen die damals noch kaum bekannten Christen verrieth sich auf sehr charakteristische Weise der böse Dämon. Die Bosheit des Kaisers hatte einen tiefen, ihm selbst unbewußten Grund und war ein welthistorisches Symbol.

Auf den Trümmern Roms erbaute Nero sein „golden Haus," das größte, was die Welt je gesehen hatte. Er füllte es mit den herrlichsten Kunstwerken, die er aus Griechenland rauben ließ. Es sollte alle Herrlichkeit der Erde enthalten und ein neues goldenes Zeitalter für ihn allein begründen, als eine gottlose Verhöhnung der saturnischen Zeiten. Da der Bau viel Geld kostete, wurden die Provinzen geplündert und wieder eine Menge Hinrichtungen verfügt. Diese häuften sich auch in Rom selbst, es war eine allgemeine Jagd

auf alle Männer und Frauen, die entweder noch Reichthümer beſaßen oder deren ſittlicher Wandel den Machthabern ein ſtillſchweigender Vorwurf war. Damals wurde auch Lucanus hingerichtet, der Dichter der Pharſalier, der ſterbend die Verſe herſagte, in denen er ſelbſt den Tod eines Verwundeten beſchrieben hatte. Auch der alte Philoſoph Seneca, Neros Lehrer, durfte jetzt nicht länger leben. Burrus war ſchon früher durch Gift weggerafft worden, obgleich er es an Devotion nicht hatte fehlen laſſen. Man ſah ihn und Seneca oft, wie ſie im Theater ihrem Zögling Beifall zuklatſchten. Senecas Leben war auch weit nicht ſo rein, als es ſeine Schriften ſind. Dio wirft ihm grobe Ausſchweifungen vor. Im hohen Alter heirathete er noch ein junges Mädchen, die Paulina. Als er ſich die Adern öffnen laſſen mußte, zwang er ſie, es gleichfalls zu thun. Sie war aber ſo vorſichtig, ſich nicht zu übereilen, und ließ ſich, ſobald er die Augen zugedrückt hatte, die geöffnete Ader ſchnell wieder verbinden.

Nero hätte vielleicht noch längere Zeit fortwüthen können, weil es in Rom niemand wagte, den Prätorianern, Auguſtanern, Fechtern, Hiſtrionen, Kupplern und Pöbelbanden, die er fütterte, zu widerſtehen. Nun kamen aber Mißjahre und eine Hungersnoth. Rom, damals wenigſtens ſo menſchenreich, als jetzt London, und die übrigen volkreichen Städte Italiens bedurften Zufuhren von außen, weil der italieniſche Boden ſelbſt nur noch in geringem Maaße mit Getreide bebaut und größtentheils mit Landhäuſern, Gärten, Parks, Jagd- und Weidegebieten, großen Oel- und Weinpflanzungen der Reichen bedeckt war. Nun hatte Nero keine Kornvorräthe mehr, um das faule Geſindel in Rom zu ſättigen, und als man auf einem ſchwer belaſteten Schiffe, welches aus Afrika kam, Korn zu finden hoffte, und nur feinen Sand fand, welchen Nero hatte kommen laſſen, um die Arena damit zu beſtreuen, begann das Volk zum erſtenmal zu grollen. Auch in den Provinzen kam die geheime Unzufriedenheit endlich zu Tage. Die Gallier erhoben ſich unter Julius Vinder und unmittelbar darauf auch die Spanier unter Galba. Beide waren römiſche Statthalter in dieſen Provinzen und die Legionen ſowohl als das Volk ſtimmten ihnen zu. Vinder aber konnte ſich

gegen den weit geachteteren Galba nicht halten, wurde von ihm geſchlagen und tödtete ſich ſelbſt. In den übrigen Provinzen zeigte ſich der nämliche Geiſt des Aufruhrs und da das hungernde Rom ſelbſt die Geduld verlor, ging es mit Nero zu Ende. Er fühlte es, verlor allen Muth und that nichts zu ſeiner Vertheidigung. In einem Schreckenstraum ſah er ſich von der gemordeten Octavia bei der Hand ergriffen und in undurchdringliche Finſterniß fortgeriſſen. Bald wollte er zu den Parthern flüchten, bald ſich Galba zu Füßen werfen. Da er ſich nun gar ſo unmännlich benahm, verließen ihn auch die Prätorianer und ſein Palaſt wurde plötzlich leer. Alles floh ihn, ehe noch ein Feind da war. Nur die vertrauteſten Freigelaſſenen blieben mit Sporus bei ihm. Einer derſelben, Phaon, hatte vor der Stadt ein Landhaus. Dahin flüchtete Nero nun bei Nacht, geſchreckt durch das Geſchrei aus dem Lager der Prätorianer, wo man den Galba leben ließ. Indem er weiter eilte, ſchlug ein Blitz vor ihm nieder. In Todesangſt vor den Prätorianern, von denen er fürchtete, ſie würden ihn aufſuchen und umbringen, um ſich bei Galba verdient zu machen, und die ihn wirklich bereits aufſuchen ließen, wagte er ſich nicht mehr in Phaons Landhaus, ſondern verſteckte ſich in einer Sandgrube und löſchte den Durſt aus einer Pfütze. Die Schauer dieſer Nacht wurden noch vermehrt durch ein Erdbeben. Nero glaubte, die Erde öffne ſich und die Geiſter aller derer, die er hatte umbringen laſſen, ſtiegen aus der Unterwelt hinauf. Man brachte ihn endlich noch heimlich in das Landhaus und verbarg ihn hier in einem Winkel. Da kam die Nachricht, der Senat habe ſeine Abſetzung und Hinrichtung beſchloſſen und ſchnelle Reiter ſuchten ihn überall. Noch wehklagte er und ſprach allerlei Verſe aus der Erinnerung durcheinander und erſt, als er die Hufe der Roſſe draußen hörte, ſtach er ſich mit zitternder Hand den Dolch in die Kehle und ſtarb mit den Worten: „Was für einen Künſtler verliert die Welt in mir!“ Die Reiter traten ein und wollten ihm den Kopf abhauen, um ihn dem Galba zu bringen. Allein die Augen traten ihm aus dem Kopfe und er ſah ſie, obgleich todt, mit einem ſo

fürchterlichen Blicke an, daß ſie ihn nicht berührten und es vorzogen, den ganzen Leichnam zu verbrennen, i. J. 68. Nero war nur 32 Jahre alt geworden und mit ihm ſtarb das juliſche Geſchlecht aus.

Der alte lauernde Tiberius, der junge Bube Caligula, der blödſinnige Claudius und der wahnſinnige Nero bilden zuſammen eine Tyrannengruppe, wie die Weltgeſchichte keine zweite aufweiſen kann. In jedem tritt eine der vier Grundanlagen der Seele hervor, die ſchwarzgalligte, ſanguiniſche, phlegmatiſche und choleriſche. Was der egoiſtiſche Wille, den kein göttliches und menſchliches Geſetz mehr zügelt, vermag, haben ſie geleiſtet, aber ſie haben es im wohlorganiſirteſten und gebildetſten Reiche des heidniſchen Alterthums geleiſtet und dadurch bewieſen, daß die griechiſch-römiſche Civiliſation, die in ſolchen Erſcheinungen gipfelte, die Menſchheit nicht ihrem wahren Ziele zuführen konnte. Wenn die weiten Länder von Cadix bis zum Euphrat und von York bis Oberägypten von der Römer Waffen und der Griechen Bildung nur erobert wurden, um Weltgebieter hervorzubringen, wie die letzten vier Julier, ſo glich der Baum der Weltgeſchichte nur jenem, der Sodomsäpfel trug, und die Erde bedurfte eines neuen geſunderen Keimes.

Trotz der langen und entſetzlichen Mißregierung hielt das römiſche Reich zuſammen durch ſeine innere Disciplin. Auch unter Nero wurde es nur wenig von außen beunruhigt. Zu welchem Wohlſtande hätte es gedeihen können, wenn es im Frieden beſſer regiert worden wäre, wenn die Sitten nicht immer tiefer geſunken wären!

Nur in Britannien entbrannte ein Verzweiflungskampf, durch die Grauſamkeit des römiſchen Statthalters Suetonius Paulinus hervorgerufen. Derſelbe zerſtörte den Hauptſitz der Druiden auf der Inſel Mona (jetzt Angleſea). Es war eine ſchauerliche Scene. Die Druidinnen in Trauergewändern und mit fliegendem Haar ſchwangen Fackeln, während die Druiden, wehrlos wie ſie waren, nur inbrünſtig die Götter um Schutz anflehten. Da die Götter aber nicht halfen, ſteckten die Weiber das Heiligthum in Brand und alle, Männer und Weiber, ſtürzten ſich ins Feuer. Auf der Brandſtätte er-

richteten die Römer ein Caſtell. Derſelbe Suetonius ließ die britiſche Königin Boadicea gefangen nehmen und vor ihren Augen ihre Töchter ſchänden. In äußerſter Wuth erhob ſie nun Aufruhr und brachte ein großes Heer zuſammen, aber die Römer ſiegten. In dieſem fürchterlichen Kampfe ſollen 80,000 Briten und 5000 Römer gefallen ſeyn. Boadicea tödtete ſich ſelbſt. Sie ſoll die blonden Haare ſtets langwallend, eine ſchwere goldene Kette um den Hals, ein vielfarbiges Kleid (wie noch heute die Schotten) und in der Hand ſtets eine Lanze getragen haben.

Die Deutſchen zankten unter ſich. Ampſibaren (an der Ems) wurden von Chauken vertrieben und da man ſie im römiſchen Reich nicht aufnahm, unter andere deutſche Völker zerſtreut. Katten und Hermunduren führten einen blutigen Krieg wegen des Beſitzes von Salzquellen. Aus Friesland kamen zwei Abgeſandte nach Rom, Veritus und Calorix, welche ſich alle Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt anſahen, aber ſehr ſtolz blieben, denn unter anderm ſetzten ſie ſich zum Senat hin, weil die Frieſen das tapferſte Volk ſeyen, das keinem weiche.

In Parthien regierte damals Velogeſes, deſſen Bruder Tigranes ſich zum König in Armenien aufwarf und endlich auch als ſolcher von Nero beſtätigt wurde, nachdem er ſelbſt nach Rom gekommen war, um ſeine Ergebenheit zu beweiſen. In den Kämpfen, welche dieſer Verſöhnung vorausgingen, zeichnete ſich der Römer Corbulo beſonders aus, den aber Nero aus Eiferſucht auf ſeinen Ruhm zum Tode verurtheilte.

Neuntes Buch.

Die Soldatenkaiſer.

1.

Die Flavier.

Galba war ein alter rechtſchaffener Soldat, der, als er vom Senat, Heer und Volk anerkannt, nach Rom kam, daſelbſt die gottloſeſten Buben aus Neros Camarilla (Helios, Narciſſus, Locuſta) hinrichten ließ und eine gute Zucht und Ordnung herſtellen wollte, damit aber arg anſtieß bei der großen Mehrheit der Römer, welche die Corruption längſt ſchon nicht mehr entbehren konnten. Als er den üppigen Prätorianern den übertriebenen Sündenſold nicht mehr zahlen wollte, den ſie zum Aerger der auswärts dienenden Legionen, im Müßiggang der Hauptſtadt verzehrten, empörten ſie ſich und er mußte ſie mit ſeinen treuen Truppen umringen und ihrer 7000 niederhauen laſſen. Aber das half ihm nichts, ſeine Sparſamkeit wurde ihm als Geiz ausgelegt und der ſchändliche Vitellius, früher ein Luſtknabe des Nero, veranlaßt, ſich am Niederrhein, wo er Statthalter war, als Gegenkaiſer aufzuwerfen. Mit ihm aber concurrirte der eben ſo nichtswürdige Otho, früher Neros Kuppler, der, wie es ſcheint, dem Galba unter der Bedingung, daß er ihn adoptire, die Herzen der Römer gewinnen wollte. Als aber Galba einen

beſſern Mann, den Lucius Piſo, adoptirte und zum Nachfolger im Reich erklärte, ſtellte ſich Otho an die Spitze der tief erbitterten Prätorianer. Galba eilte ihnen entgegen, in der Meinung, der graue Feldherr werde ihnen imponiren, aber ſie ſchlugen ihn einfach todt, 69. Auch Piſo mußte ſterben und Otho allein maßte ſich die Gewalt in Rom an, behauptete ſie aber nicht lange, denn Vitellius kam mit ſeinen Legionen aus dem Norden und ſchlug die Truppen, die ihm Otho entgegenſchickte, bei Cremona aufs Haupt. In dieſem unnützen Kampf ſollen 40,000 Mann gefallen ſeyn. Otho, der gar nicht mit in den Kampf gezogen war, gab alle Hoffnung auf und erdolchte ſich, 69.

Aber auch Vitellius behauptete ſich nicht lange, denn indem er das eroberte Reich nur als eine gute Beute betrachtete, unſinnig ſchwelgte und verſchwendete*) und den Soldaten, die er mitgebracht hatte, alles gewährte und erlaubte, flößte er den in den Provinzen zerſtreuten Legionen denſelben Neid ein, welcher ſeine eigenen nach Rom geführt hatte. Die Legionen in Möſien zwangen ihrem Feldherrn Veſpaſianus den kaiſerlichen Purpur auf, angeblich um einen Würdigeren als den Vitellius auf den Thron zu ſetzen, in Wahrheit aber, um nun auch ihrerſeits ſich einen reichen Lohn in Rom zu holen. Veſpaſian ſchickte einen Theil ſeines Heeres unter Primus voraus nach Italien. Vitellius konnte ſich von ſeiner üppigen Tafel in Rom nicht trennen und ſchickte dem Primus nur ein Heer entgegen, welches ſich, gleich dem frühern des Otho, vor Cremona ſchlagen ließ und in dieſe große und reiche Stadt zurückfliehend dieſelbe um die Wette mit den nachdringenden Veſpaſianern plünderte. Von hier zog der Sieger unangefochten nach Rom, wo ſich Vitellius dem Sabinus, Veſpaſians Bruder, friedlich ergeben wollte. Aber ſeine Partei litt es nicht, ſtürmte das Capitol, wohin Sabinus ſich zurückgezogen hatte und tödtete ihn. Bei dieſem Anlaß verbrannte

*) Berüchtigt war insbeſondere ſein „Schild der Minerva", eine koſtbare Schüſſel mit eben ſo koſtbaren Leckerbiſſen beſetzt, die ungeheure Summen verſchlang. Nach Sueton.

das prächtige Capitol. Da rückte Primus ein und ließ alle Vitellianer ohne Gnade niedermetzeln und plündern. Vitellius verkroch ſich in einen Hundeſtall, wurde aus demſelben voll Schmutz hervorgezogen, gebunden, geohrfeigt, bei den Haaren herum geriſſen, auf dem Boden geſchleift und endlich enthauptet, 69.

Mit Flavius Veſpaſianus begann die Dynaſtie der Flavier (der Blonden). Er ſelbſt war nicht gleich mit nach Italien gekommen, ohne Zweifel, um wenigſtens nicht perſönlich zugegen zu ſeyn, wie ſeine Truppen die Stadt plünderten, was er ihnen zu verwehren nicht wagen konnte. Erſt nachdem ſie ihre Raubluſt geſättigt hatten, kam er nach und konnte nun mit mehr Zuverſicht die Ordnung herſtellen. Zufällig war er ein beſſerer Mann als ſeine nächſten Vorgänger, ein echter Soldat, wie Galba, nur jünger und vorſichtiger. Es ſpricht ſehr für ihn, daß er ſämmtliche Philoſophen aus Rom hinausjagte, ſey es daß er hoffte, die römiſche Welt von dieſer Schwätzer- und Paraſitenpeſt wirklich reinigen zu können, oder ſey es nur, um ſie verdientermaßen zu verhöhnen. Ein alter Krieger aus den Provinzen mußte das gebildete Geſindel in Rom, unter dem ſelbſt die Truppen verweichlichten und entnervten, unſäglich verachten. Auch dem äußerſten Uebermaß der Unzucht ſuchte er zu ſteuern und hielt gute Ordnung im Staate, wie im Heere, baute auch viel wieder auf, was während der Plünderung zerſtört worden war und wurde doch von denen für geizig verſchrieen, die einmal ohne öffentliche Verſchwendungen nicht mehr leben konnten. Auswärts nahmen ſeine Aufmerkſamkeit zwei blutige Kriege in Anſpruch, der jüdiſche, den ſein Sohn Titus, der niederdeutſche, den ſein Feldherr Cerealis ausfocht. Wir erzählen ſie nachher beſonders. Veſpaſian kränkelte und ſtarb im Bade, ſeit lange wieder der erſte Kaiſer, der nicht ermordet wurde, 79.

Ihm folgte ſein Sohn Titus, welcher zum Ideal eines guten Fürſten gemacht worden iſt, weil er nach einer ziemlich lüderlichen Jugend als Regent auf einmal über die Maaßen ſanft regierte. Seine zarte Rückſichtlichkeit überraſchte am meiſten, als er die ſchöne Berenike, die er aufs zärtlichſte liebte, nicht heirathete und aus Rom entfernte, weil ſie aus dem jüdiſchen Königshauſe ſtammte und er

eben erſt, als ſein Vater noch lebte, auf deſſen Befehl das ſchrecklichſte Strafgericht über das halsſtarrige Judenvolk hatte ergehen laſſen. Bei dem Zorn des römiſchen Volks gegen die damals völlig toll gewordenen Juden war des Titus Rückſicht wohl am Platze, allein wie wunderbar ſtach ſie ab gegen die frühere Rückſichtsloſigkeit, gegen die Hochzeiten der Meſſalina und des Nero! Titus richtete endlich auch dem Senat in Rom wieder etwas den Kopf auf, indem er ihm feierlich verſprach, es ſollte keiner aus ſeiner Mitte mehr hingerichtet werden. Indeſſen lebte Titus nicht lange genug, um dem römiſchen Volke viel Heil zu bringen, und in den wenigen Jahren ſeines Wirkens folgten ſich unvorhergeſehene Unglücksfälle. Aus dem Berge Veſuv bei Neapel, welcher, ſeit die römiſche Geſchichte aufgezeichnet war, noch niemals Feuer ausgeworfen hatte, brach plötzlich eine ſo ungeheure Menge Lava und Aſche aus, daß von der erſtern die Stadt Herculanum, von der andern die Städte Pompeji und Stabiä gänzlich verſchüttet wurden, 79. Zu dieſem Schrecken geſellte ſich bald darauf ein neuer großer Brand in der Stadt Rom und eine verheerende Peſt. Bei allen dieſen Unglücksfällen bewies Titus die edelſte Wohlthätigkeit. Er hielt jeden Tag für verloren, an dem er nicht einen Menſchen glücklich gemacht hätte, und ſagte, von einem Fürſten dürfe niemand betrübt weggehen. Man nannte ihn daher **amor et deliciae generis humani.** Von ſeinen Bauten ſind noch erhalten große Bäder mit ſchönen Gemälden und ein Triumphbogen. Aber er kränkelte und ſtarb 81. Man erzählte ſich, ſein böſer Bruder Domitian habe ihn, ehe er noch geſtorben war, in einen Kaſten voll Schnee legen laſſen, um ſeinen Tod zu beſchleunigen.

Domitian ſchlug wieder ganz aus der Art und mehrte die Zahl der böſen Kaiſer. Seine Liebe zum Müßiggange war ſprichwörtlich. Er pflegte tagelang nur die Fliegen in ſeinem Zimmer todt zu ſchlagen, weshalb die Römer zum Scherz auf die Frage, ob er allein ſey? antworteten: nicht eine Fliege iſt bei ihm. Dabei war er grauſam und ahmte Nero in manchen Dingen nach. Doch trieb er auch mit dem Schrecken oft nur ſeinen Spaß.

So ließ er die vornehmſten Römer zu einem Gaſtmahl einladen, es war aber ein Todtenmahl, ſchwarze Genien umtanzten ſie und ihre Namen ſtanden auf Grabdenkmälern, von Grablampen erleuchtet, vor ihnen. Wenn ſie aber nun den Tod wirklich in höchſten Aengſten erwarteten, entließ ſie der Kaiſer wieder, vor dem Palaſt aber fanden ſie ihre eigenen Diener nicht mehr, ſondern wurden von Unbekannten in fremden Wagen fortgefahren, und fürchteten abermals, es gehe in den Tod. Wie ſie aber daheim waren, brachten ihnen Boten des Kaiſers prächtige Geſchenke. Ueberhaupt ergötzte er ſich gern an der Furcht anderer, belehrte daher die Ankläger und Richter, wie ſie die, welche er hatte verhaften laſſen, mit falſchen Anklagen quälen ſollten, und brachte ſtundenlang ſelbſt in den Kerkern zu, um die Gefangenen, indem er ihre Kette in der Hand hielt, mit ſeinen Fragen zu martern. Eine völlig unſchuldige Veſtalin, Maximilla Cornelia, ließ er falſch anklagen und lebendig begraben, um ſich an ihrer Furcht zu weiden. Da ſie aber keine Furcht blicken ließ, ſondern ruhig in die Gruft ſtieg und dabei nur ſorgte, daß ihr Gewand nicht in Unordnung kam, hieß es, Domitian habe nur etwas thun wollen, worüber ſich Mit- und Nachwelt recht wundern ſollten. Das Volk in Rom begütigte er durch die Schauſpiele, für die er alles verſchwendete. Mit den Jahren wurde er immer heimtückiſcher und ließ viele Leute, die ihm mißfielen, hinrichten. Als aber ſeine eigene Gemahlin Domitia zufällig auf einer Tafel, mit der ein Knabe im Palaſt ſpielte, eine Proſcriptionsliſte und oben an ihren eigenen Namen fand, kam ſie dem grauſamen Gatten zuvor und ließ ihn, nachdem ſie ſich darüber mit dem Senator Nerva, einem der tüchtigſten Männer der Zeit, verſtändigt hatte, durch ein Paar Freigelaſſene umbringen, 96.

2.

Civilis.

Die Bataver, urſprünglich Katten (Heſſen), die aber vertrieben worden waren und ſich im heutigen Holland niedergelaſſen hatten, waren mit den Ubiern bei Cöln die erſten, welche ſich aus Groll gegen ihre deutſchen Stammgenoſſen den Römern angeſchloſſen hatten, denen ſie eine vortreffliche Reiterei lieferten. Man rühmte, daß dieſelbe in ſchwerer Rüſtung über den Rhein ſchwimme. Wie aber die römiſchen Statthalter überall nicht nur die Unterthanen, ſondern auch die Bundesgenoſſen auszuſaugen ſuchten, ſo wiederholte ſich das auch hier, wie früher in Friesland. Man muthete den Batavern Abgaben zu, wozu ſie gar nicht verpflichtet waren. Man begnügte ſich nicht mehr mit ihrer freiwillig geſtellten Reiterei, ſondern hob ſie aus und entführte die ſchönſten Knaben, um ſie zu mißbrauchen. Ihre tüchtigſten Reiteroffiziere, welche lange unter Rom gedient hatten, waren Paulus und Civilis. Um das unzufriedene Volk dieſer Führer zu berauben, wurde Paulus falſch angeklagt und hingerichtet, Civilis lange in den Kerkern Roms herumgeſchleppt und nur mit Noth wieder frei. Dieſe Behandlung erfüllte ihn mit tödtlichem Haß gegen die Römer, für die er ſo lange ritterlich geſtritten und in deren Dienſt er ein Auge verloren hatte. Er ſchwur nach deutſcher Sitte Bart und Haupthaar nicht zu ſcheeren, bis er Rache genommen habe, verſammelte daher die angeſehenſten Bataver in einem heiligen Haine und forderte ſie auf, die zerſtreuten Winterlager der Römer zu überfallen, ſie würden nicht allein ſtehen, denn auch die übrigen Deutſchen und die Gallier würden ſich erheben. Vorerſt rieth er einen reichen und angeſehenen Caninefaten, der aber ziemlich einfältig war, voran zu ſchieben, den Brinno, hinter dem er ſein eigenes Spiel verſteckte. Außer den Caninefaten ſchloßen ſich auch die Frieſen an und nun wurde das erſte Lager der Römer am Meere überfallen und erobert, zwei Cohorten und was ſonſt noch von

Römern dort war, erſchlagen, 69. Auch mehrere Caſtelle der Römer wurden weggenommen, andere von den fliehenden Beſatzungen verbrannt. Wie ein Lauffeuer pflanzte ſich die Bewegung zum Rheine fort. Hier lieferte Civilis den Römern unter Aquillius eine Schlacht, in welcher eine unter den Römern dienende deutſche Cohorte (Tongrer) zu den Deutſchen überging, während zugleich die bataviſchen Matroſen auf der römiſchen Flotte im Rhein über die auf den Schiffen befindlichen Römer herfielen und alle umbrachten. Lange hatten die Römer keine ſo große Niederlage erlebt. Auch die bataviſchen und caninefatiſchen Cohorten, die bereits vor der Empörung im römiſchen Dienſte ſtanden und auf dem Wege nach Rom waren, kehrten um und ſchlugen ſich zu ihren Landsleuten mitten durch ein römiſches Heer durch, welches ihnen bei Bonna (jetzt Bonn) den Weg verlegte. Den Trevirern und Ubiern ſchickte Civilis die Gefangenen zurück, die im römiſchen Heere mitgefochten hatten und forderte ſie zum Anſchluß auf. Dieſe Völker traten nun wirklich bei, die Trevirer unter Claſſicus, denen ſich auch die galliſchen Lingonen unter Tutor und Julius Sabinus anreihten, dieſe in der Hoffnung, wirklich das römiſche Joch zu zerbrechen, die Ubier aber nur aus Liſt, damit Civilis ſie für den Augenblick verſchone. Dieſer umringte nun das Hauptlager der Römer unter Hordeonius. Man nannte es das alte Lager (castra vetera) und es lag, wo jetzt Xanten liegt. Zwar konnte er dieſen feſten Platz nicht einnehmen, zerſtörte dagegen alle andern Lager und Burgen der Römer am Rhein und im Niederlande.

Das geſchah gerade zu der Zeit, in welcher im Süden noch die Soldatenkaiſer mit einander um den Thron ſtritten und es überhaupt nach dem Ausſterben der Julier den Anſchein hatte, als müſſe das römiſche Reich in Stücke brechen. Die Gallier dachten daher, zumal nach der großen Plünderung Roms, als gar kein Kaiſer dort war, das Imperium an ſich zu bringen und Claſſicus brachte es wirklich dahin, daß ſich zwei römiſche Legionen unter Herennius und Rufus bewegen ließen, einem künftigen galliſchen Kaiſer den Eid zu leiſten. Dieſer Kaiſer aber wollte Sabinus werden. Tutor eilte zu Civilis,

um ſowohl dieſen, als auch die Römer in Caſtra Vetera zu gleicher Eidesleiſtung zu bewegen und dadurch mit einander auszuſöhnen. Die zwei Legionen in dieſem alten Lager waren bereits ſchwierig geworden, hatten Geld verlangt, das ihnen Vitellius angeblich zugeſchickt, Hordeonius aber verheimlicht habe. Sie ermordeten daher ihren Feldherrn und ließen ſich, eingeſchloſſen und ausgehungert, wie ſie waren, von Tutor leicht bewegen, ebenfalls zum galliſchen Reiche zu ſchwören. Nun erhielten ſie freien Abzug, wurden aber unterwegs gegen den Willen des Civilis von den ergrimmten Deutſchen überfallen und niedergemacht. Vergebens waren ſeitdem alle Entſchuldigungen und Bemühungen des Civilis, den Bund der Deutſchen und Gallier zuſammen zu halten. Die Gallier ſchrieen über Verrath und die Deutſchen wollten von einem galliſchen Reich nichts wiſſen.

Civilis ſah ſich nun gezwungen, nur noch auf Deutſchland allein zu vertrauen. Im Lande der Bructerer aber, im heutigen Münſterlande, lebte damals die Jungfrau Velleda, als eine Seherin im höchſten Anſehen bei allen Völkern rings umher. Sie hatte den Untergang der Legionen geweiſſagt. Ihr ſandte Civilis koſtbare Geſchenke und die vornehmſten römiſchen Gefangenen zu und durch ſie hoffte er, würden alle Deutſchen ſich begeiſtern laſſen, ihm beizuſtehen. Allein es gelang ihm nicht, denn ſchon wieder erhob ſich Streit unter den Deutſchen ſelbſt, weil die Tenchterer Cöln plündern wollten, und der Zuzug aus Deutſchland blieb ungenügend. Unterdeß war Veſpaſian in Rom Herr geworden und ſchickte neue Truppen nach Gallien unter Sertilius, bei dem ſich auch Briganticus, ein Neffe des Civilis befand, welcher dieſen aus unbekannten Gründen aufs äußerſte haßte. Während Civilis in Belgien noch die letzten römiſchen Truppen unter Labeo verfolgte, ſchlug bereits Sertilius den Tutor bei Bingium (jetzt Bingen) aufs Haupt und bald folgte ihm Cerealis, welchen Veſpaſian zum Oberfeldherrn gegen die Gallier und Deutſchen ernannte. Dieſer ſtellte zuerſt die Ordnung in Gallien wieder her, was ihm nicht ſchwer wurde, weil die Gallier nach der Niederlage bei Bingen nichts mehr wagten, oder ſogar

den Aufſtand ſelbſt unterdrücken halfen, denn Sabinus wurde, als er kaum den Kaiſertitel angenommen hatte, von den Sequanern geſchlagen und nur durch ſeine großherzige Gattin Eponina gerettet. Dieſe nämlich verbarg ihn in einem unterirdiſchen Raum unter einer Villa, nachdem er dieſe hatte anzünden und ausſprengen laſſen, er ſey verbrannt. Sie beweinte ihn äußerlich in tiefer Trauer als Wittwe, kam aber allnächtlich mit ihm unter der Erde zuſammen und wurde ſogar von ihm mit Zwillingen geſegnet, was ſie mit großer Kunſt verbarg, indem die Kinder unten beim Vater blieben. Nach neun Jahren erſt wurden ſie entdeckt und die unglücklichen Eltern auf Veſpaſians Befehl hingerichtet, nur die Kinder geſchont.

Damals ernannte Veſpaſian den Schwiegervater des Geſchichtſchreiber Tacitus, Agricola, zum Feldherrn in Britannien, um auch dieſes Land, wo die Empörung der alten Einwohner gegen die römiſche Herrſchaft nicht aufhörte, zur Ruhe zu bringen, wie Cerealis Gallien zur Ruhe gebracht hatte. Agricola verfuhr mit großer Energie und obgleich er weder Schottland erobern konnte, noch Irland nur betrat, machte er doch England unterwürfig und überſäete es mit römiſchen Straßen, Befeſtigungen und Städten. Unter den letzteren machte ſich bemerklich Londinium Augusta (London), Glevum Claudia (Glouceſter), Lindum (Lincoln), Lugubalia (Carliſle), Deva colonia (Cheſter) ꝛc. Die wilden Picten, Scoten und Caledonier im Norden wehrten Agricola durch eine befeſtigte Grenzlinie mit zuſammenhängenden Caſtellen im ſüdlichen Schottland ab.

Nachdem Cerealis noch eine letzte Erhebung der Trevirer und anderer Belgen bei Rigola an der Moſel niedergeſchlagen hatte, fielen auch die Ubier und Cölner von Civilis ab. Die treuloſen Cölner, denen Civilis Gattin und Schweſter, Claſſicus ſeine Tochter anvertraut hatte, nahmen dieſe gefangen, erſchlugen alle Anhänger des Civilis in ihrer Stadt und handelten eben ſo ſchändlich an einer Schaar von Chauken und Frieſen, die als die tapferſte unter allen Truppen des Civilis galt und damals in Tolbiacum (Zülpich) lag, indem ſie dieſelben trunken machten und dann im Schlaf überfielen und niedermetzelten. Civilis ſelbſt wurde von Cerealis bei Caſtra

Vetera geſchlagen und nahm ſeine Zuflucht in die Niederungen am Meere. Auf dem Waſſer war er, im Beſitz einer Flotte, den Römern unerreichbar und um ſich ſeinen Neckereien oder neuen Aufwiegelungen zu entziehen, bot ihm Cerealis Frieden an. Civilis aber, wohl begreifend, daß ihn jetzt doch weder Deutſche noch Gallier länger unterſtützen würden, nahm den Frieden an.

Es war dem Civilis eben ſo wenig möglich, wie dem Arminius, den gegenſeitigen Haß der deutſchen Stämme unter einander zu verſöhnen und in ihnen allen das Selbſtbewußtſeyn einer großen Nation zu wecken. Sie begriffen ſich lediglich als Sippſchaften und erkannten keinerlei Verpflichtung gegen einander, ſondern verfolgten ſich mit Neid und unverſöhnlichem Haſſe der Blutrache. Damals wurde Chariomer, König der Cherusker, durch die Katten vertrieben und aus dem Lande gejagt. Auch unter den Sueven gab es Fehde, in deren Folge König Maſyus mit der Seherin Ganna nach Rom flüchtete. Eine kurze Notiz des Statius meldet, Velleda habe zuletzt in römiſcher Gefangenſchaft gelebt. Damit hängt wahrſcheinlich die Nachricht des Tacitus zuſammen, wornach 60,000 Bructerer, unter denen Velleda lebte, durch ihre deutſchen Nachbarn ausgerottet wurden. Tacitus ruft bei dieſem Anlaß aus: „o möchte doch die Zwietracht unter den Deutſchen immer dauern, damit die Gefahr, die ſie dem römiſchen Reiche drohen, fern bleibe!“

3.

Trajan.

Nach Domitians Tode wurde Nerva Kaiſer und regierte mit großer Umſicht, Gerechtigkeit und Friedensliebe, als der erſte, der nicht aus dem Feldlager, ſondern aus dem Senat zum Thron gelangt war. Allein er ſelber fühlte, das Kaiſerthum erfordere einen Soldaten, deshalb adoptirte er den Ulpius Trajanus, der ſich in den

Feldzügen in Judäa und am Niederrhein hervorgethan hatte, und übrigens ein Mann von seltener Tugend war.

Als Nerva im J. 98 starb, übernahm der in Spanien geborne Trajan ohne Widerstand die Regierung, denn das Heer vertraute auf ihn, und dem Senat sicherte er wieder ältere Rechte zu, stellte sogar die Comitienwahlen des Volks wieder her und suchte die öffentliche Meinung zurückzuführen zum Verständniß altrömischen Bürgersinns und zu einer neuen Begeisterung für das Vaterland. Als er dem Obersten der Prätorianer das Schwert als Zeichen seiner Amtsgewalt überreichte, soll er zu ihm gesagt haben: gebrauche es für mich, so lange ich gerecht regiere, aber wenn ich es nicht thue, gegen mich! Er baute kein neues Theater, wie die Kaiser vor ihm, sondern ein neues Forum. Er ließ verwahrloste Kinder sammeln und erziehen, um sie vom Verderben zu retten und den römischen Pöbel zu vermindern. Er errichtete in Rom eine große Bibliothek, nach ihm die ulpische genannt, um den Geist der Römer durch etwas Solideres auszubilden, als durch das Geplauder sophistischer Parasiten.

Wie er das Reich im Innern gesetzlich und sittlich regeneriren wollte, so suchte er es nach außen hin zu schützen und ihm feste Grenzen zu geben. Domitian hatte, um in Rom ungestörter schwelgen zu können, den Krieg gescheut und der römischen Ehre an der untern Donau allzuviel vergeben. Hier war das kleine den Geten benachbarte und stammverwandte Volk der Daker auf einmal zu einer großen Bedeutung und Macht gelangt durch einen gewissen Decebalus, der ein so überlegenes Genie besessen haben soll, daß ihm der bisherige König Duras den Thron freiwillig abtrat. Decebals Reich war die heutige Moldau und Wallachei nebst Siebenbürgen. Er ging nun über die Donau und fiel in die römische Provinz Mösien (zwischen Thrakien und der Donau) ein, wo er nach einander zwei römische Heere fast vernichtete. Domitian hätte sich nun mit aller Macht auf ihn werfen sollen, griff aber nur die Markomannen und Quaden, nachdem er ihre Gesandten treulos hatte umbringen lassen, unter dem Vorwand an, sie hätten ihm gegen die Daker nicht geholfen. Sie schlugen ihn zurück. Gegen die Daker

wurde ein neues römiſches Heer unter Julian entſendet, welches auch einen Vortheil erfocht; die Daker waren eingeſchloſſen, entkamen aber, indem ſie abgehauene Baumſtämme mit Kleidern und Waffen behangen ſtehen ließen, als ſeyen ſie noch da, bei Tapä. Am Ende mußte ſich Domitian bequemen, dem zudringlichen Decebal jährlich einen Tribut zu zahlen, damit er ihn in Ruhe laſſe. Dieſen Tribut wollte nun Trajan nicht mehr zahlen und rüſtete gewaltig gegen die Daker. Suscia (jetzt Suſſek) an der Save war ſein Waffenplatz. Nachdem er zwei Schiffbrücken über die Donau geſchlagen hatte, erfocht er bei Tapä einen großen, aber ſchwer erkämpften Sieg, drang dann nach einer eben ſo blutigen Doppelſchlacht durch den Paß des eiſernen Thors, machte ſich dadurch Meiſter des Gebirges (Siebenbürgens) und lieferte vor der dakiſchen Hauptſtadt Zarmizegethuſa die letzte Entſcheidungsſchlacht. Decebal wurde beſiegt, kam zu Trajan, unterwarf ſich ihm und erhielt Gnade. Zarmizegethuſa aber wurde ſeitdem durch ein feſtes römiſches Lager beherrſcht, 103.

Decebal hielt indeß die Bedingungen des Friedens nicht ein und ſo begann der Krieg im J. 104 von neuem. Diesmal baute Trajan bei dem heutigen Gieli eine ſteinerne Brücke über die Donau, in der beſtimmten Abſicht, Dakien als Provinz dem römiſchen Reich einzuverleiben. Dieſer Brückenbau hätte alle nordiſchen Völker in Bewegung bringen ſollen, aber Markomannen und Quaden blieben neutral, Jazygen und Roxolanen, welche hinter den Daken wohnten, halfen ſogar den Römern gegen Dakien, weil Decebal ſie zu unterjochen verſucht hatte, und auch die Parther, obgleich ihr König Pakorus Verbindungen mit Decebal unterhielt, halfen ihm nicht. Trajan, der das Terrain ſchon kannte, traf alle Anſtalten ſo, daß Decebal mit ſeiner geſchwächten Streitmacht weder ſiegen, noch entrinnen konnte. Nachdem er die Hauptſtadt wieder verloren, tödtete er ſich mit ſeinen treuen Waffengefährten. Man begrub ihn mit vielen Schätzen im Bett eines Fluſſes, das Grab wurde aber verrathen und beraubt. Ganz Dakien unterwarf ſich und wurde eine römiſche Provinz. Trajan erkannte, daß nicht die breitwogende Donau, ſondern nur das Gebirgsbollwerk Siebenbürgens das Reich auf dieſer

Seite ſchützen könne. — Auf der großen, noch jetzt wohlerhaltenen Trajansſäule in Rom ſind in einem langen Relief, welches ſich um die Säule hinaufwindet, alle Thaten des dakiſchen Krieges bis auf den heroiſchen Tod Decebals und der Seinen abgebildet.

Der Parther ſollte zu ſpät bereuen, daß er dem Daker nicht geholfen hatte, denn Trajan zog nun über ihn. Zuvor aber ließ Trajan die arabiſchen Nabatäer durch Palma züchtigen, ohne Zweifel, um ſich in dem bevorſtehenden Kampf im Oſten die rechte Flanke zu ſichern. Dem Vologeſes war im Partherreich ſein Sohn Pakorus II. gefolgt, dieſem ſein Sohn Osroes (Chosroes Chosru), welcher ſeinen Neffen Exedares zum König in Armenien einſetzte. Dieſes Land war, wie ſchon berichtet iſt, mehrmals der Zankapfel zwiſchen Parthern und Römern geweſen, die erſtern hatten ſich aber zuletzt gefallen laſſen, daß der König in Armenien von Rom aus ernannt werde. Trajan hatte alſo einen guten Grund, das Uebergreifen des Osroes nicht zu dulden. Er machte diesmal Antiochia zu ſeinem Waffenplatz und befand ſich eben dort, im J. 115, als ein furchtbares Erdbeben dieſe üppige Stadt beinahe verſchlungen hätte. Er ſelbſt rettete ſich aus dem einſtürzenden Hauſe durchs Fenſter. Der Feldzug gegen Parthien, den er noch in demſelben Jahre begann, war von ſonderbarer Art. Er fand nämlich faſt gar keinen Widerſtand. Die kleinen Könige, die als römiſche Vaſallen an den parthiſchen Grenzen daheim waren, kamen gutmeinend oder hinterhaltig, um dem Kaiſer zu huldigen. Armenien machte er ohne Umſtände, mit Beſeitigung des Königs, zu einer römiſchen Provinz, dann nahm er Babylon, ſogar Kteſiphon, die partiſche Hauptſtadt, Seleucia, Suſa und vereinigte ganz Meſopotamien mit dem römiſchen Reiche, ohne von den unter ſich uneinigen und von der römiſchen Macht zurückziehenden Parthern gehindert zu werden. Er war ſo ſicher, daß er ſogar eine Fahrt auf dem vereinigten Euphrat und Tigris in den perſiſchen Golf unternahm und in demſelben eine Flotte bauen ließ, um nach Indien zu ſchiffen. Alexander der Große lag ihm Tag und Nacht in Gedanken. In Babylon beſuchte er das Haus, in welchem der große Makedonier verſchieden war und brachte ihm ein

Todtenopfer. Er durfte ſich jedoch nicht zu weit und auf zu lange von Rom entfernen, begnügte ſich daher, den Parthern in der Perſon des Parthamaspates einen neuen König zu geben, dem freilich nicht alle und nicht auf immer ſchienen gehorchen zu wollen, und kehrte dann wieder nach Europa um, führte aber unterwegs noch einen Schlag gegen die arabiſchen Atrener aus. Die flüchtigen Araber wußten ihre Freiheit von jeher gegen jeden Nachbar zu behaupten und blieben daher immer Feinde Roms. Als aber Trajan ihre Stadt Atra (in der Mitte zwiſchen Meſopotamien und dem eigentlichen Arabien) angreifen wollte, wurde er durch plötzlich ausbrechende Stürme, Hagel und Gewitter, begleitet von ſeltſamen Regenbogen und Wetterleuchten, zurückgeſchreckt, und ſo unermeßliche Schwärme von Fliegen fielen über das Heer, daß ſie alles Eſſen und Getränk verdarben. Der Kaiſer erkrankte und mußte umkehren. Plötzliche Gewitter und meteorologiſche Phänomene von wunderbarer Art haben noch ſpäter die erſchreckt, die in jene Gegenden kamen. Trajan ſetzte nun die Heimreiſe fort, wurde aber immer kränker und ſtarb zu Selinus in Cilicien, 117. Seine Gemahlin Plotina ſoll, da er ſelbſt keine Kinder hatte, dafür geſorgt haben, daß ein Teſtament zum Vorſchein kam, in welchem Aelius Hadrianus vom römiſchen Senatorengeſchlecht, Enkel einer Tante des Trajan, adoptirt und zum Nachfolger ernannt war, dem er die Statthalterſchaft Syriens anvertraut hatte, die Thronfolge aber keineswegs bewilligt haben würde, weil Hadrian in der Jugend ausſchweifte und ſich mit zu vielerlei gelehrten und künſtleriſchen Liebhabereien abgab, um dem Trajan praktiſch genug zu erſcheinen.

Unter Trajan erreichte das römiſche Reich ſeine weiteſte Ausdehnung. Größer iſt es nie wieder geworden. Mit dieſem Kaiſer ſchien der Geiſt der alten Republik mit dem der Monarchie verſöhnt, die Kraft beider vereinigt zu ſeyn, aber die Tugend und der Bürgerſinn des Kaiſers durchdrang nicht das ganze Volk, welches vielmehr in den Banden der Corruption blieb.

4.

Hadrian.

Der neue Kaiser benahm sich viel besser, als man erwartet hatte, denn er ließ sich die Sorge um das Reich sehr angelegen seyn und wollte hinter den Tugenden des Trajan und Nerva nicht zurückbleiben. Er hatte den richtigen Gedanken, daß es vor allem darauf ankomme, das Reich im Innern zu stärken, den Wohlstand zu heben, dem Volk das Glück seiner Größe, Macht, Einheit, weisen Gesetzgebung und Bildung recht fühlbar zu machen. Durch den berühmten Juristen Salvius Julianus ließ er für das ganze Reich eine gleichförmige Justizgesetzgebung (edictum perpetuum) ausarbeiten. Ueberall herrschte Frieden, diese gute Zeit glaubte er benützen zu sollen, um persönlich im ganzen Reich umherreisend überall selbst zum Rechten zu sehen, die Beamten zu überwachen, die Klagen des Volkes zu hören und ihnen abzuhelfen, Altes zu verbessern, Neues zu gründen. Damit verband er den eben so richtigen Gedanken, das Reich bedürfe keiner weitern Ausdehnung nach außen mehr. Er war überzeugt, Trajan sey schon zu weit gegangen und gab Mesopotamien freiwillig wieder auf, weil ihm der Euphrat als Grenze genügte und er die Parther nur unter der Bedingung dieser Abtretung zufriedenstellen und fern halten konnte. Er wollte sogar Dakien wieder aufgeben und ließ wenigstens die steinerne Donaubrücke abbrechen in der Besorgniß, sie könne wohl eher den Barbaren zum Herüber-, als den Römern zum Hinüberkommen nützen.

Bei allem Wohlwollen und praktischen Blick charakterisirt diesen Kaiser doch immer etwas Kleinliches. Der berühmte Baumeister Trajans, Apollodor, hatte ihn einmal in seiner Jugend, als er sich aufdrängte, aus dem Zimmer gewiesen mit den Worten: „geh und male deine Gurken, denn von dem, was wir reden, verstehst du nichts.“ Hadrian dillettirte in allerlei Künsten und so auch im Malen. Jenes Wort aber kränkte ihn so tief, daß er, sobald er

Kaiſer war, den Apollodor unter einem nichtigen Vorwande hinrichten ließ. Auch in ſeiner Eitelkeit war Hadrian ein wenig kleinlich. Sie tritt deutlich in dem Styl ſeiner Bauten hervor, den man als eine „koloſſale Zierlichkeit“ bezeichnen kann, nur durch Maſſe, Zahl und Schmuck imponirend, ohne Originalität. Alle früheren Kaiſer, Feldherrn, Conſuln Roms von alten Zeiten her hatten den Bart geſchoren, Hadrian zuerſt trug einen ſchöngekräuſelten Bart nach Barbarenart und wollte doch während ſeiner Regierung die ganze Herrlichkeit des alten Rom zurückführen. Ohne es zu wollen und nur zu ahnen bildete er den Uebergang vom noch reinen oder nur gräciſirenden Rom in das barbariſirende.

Die erſte große Rundreiſe durch das Reich machte Hadrian in den Jahren 120 — 125 und zwar immer zu Fuß und mit bloßem Kopfe. Von Italien ging er durch Gallien den deutſchen Grenzen entlang und ſorgte hier hauptſächlich für die Befeſtigungen und für die gute Pflege der Soldaten. Rhein und Donau mit Feſtungen beſpickt, waren gute Grenzen. Um aber ſeine rhätiſch-vindeliciſche Grenzprovinz (das heutige Schwaben) gegen die Einfälle der Deutſchen zu ſchützen, ließ er die Donau und den Main durch eine feſte Grenzmauer verbinden von Pförring bis Miltenberg (der Pfahlgraben oder die Teufelsmauer). Eben ſo in Britannien, wo er an der ſchottiſchen Grenze von einem Meere zum andern, zwiſchen Carliſle und Newcaſtle, eine große Mauer aufführen ließ, um die Angriffe der Picten abzuhalten, den ſ. g. Pictenwall oder die hadrianiſche Mauer. Auf dem Rückweg durch Gallien baute er zu Nismes der Plotina eine prachtvolle Baſilika, wie er denn überhaupt in allen Provinzen die Erinnerung ſeiner Anweſenheit durch nützliche oder ſchöne Bauten verewigte. Ueber die Pyrenäen ging er nach Spanien, wo er jedoch ſeine Vaterſtadt Italica zu ſehen vermied. Nach Afrika überſetzend ſtillte er zuerſt einen Aufruhr in Mauritanien, bereiste dann in langem Aufenthalt alle Provinzen in Aſien und kehrte über Griechenland zurück. Hier ließ er ſich in die eleuſiniſchen Myſterien einweihen. Im alten Thrakien gründete er die noch jetzt blühende Stadt Hadrianopel. Auf der Inſel Sicilien beſtieg er den Aetna

und bewunderte vom Krater dieſes hohen Berges aus den Aufgang der Sonne. Von hier aus kehrte er auf einige Jahre nach Rom zurück, begann aber ſchon im J. 127 die zweite Rundreiſe, welche bis 130 dauerte. Sie brachte ihn wieder an die Grenzen des Reichs im Oſten. Hier lud er den parthiſchen König Oſroes zu ſich ein und gab ihm ſeine einſt von Trajan gefangene Tochter zurück. In Judäa befahl er das zerſtörte Jeruſalem wieder herzuſtellen, jedoch nur als römiſche Colonie. Sehr aufmerkſam bereiſte er ſodann Aegypten, unterſuchte den Nil aufwärts deſſen Alterthümer, hörte unter anderm auch den magiſchen Klang der Memnonsſäule in der Morgenröthe und wurde zufällig ſogar der Gründer eines neuen Göttercultus. Denn ſein griechiſcher Luſtknabe, der ſchöne Antinous, ertrank im Nil. Man glaubt, er habe freiwillig den Tod geſucht, um ſich für den Kaiſer, ſeinen geliebten Herrn, zu opfern, als demſelben Unheil verkündet worden war. Hadrian war in der That ſehr abergläubig, ehrte in jedem Lande, wohin er kam, die einheimiſchen Götter durch Opfer und Tempelbauten und ließ ſich in die Geheimculte und Geheimlehren einweihen. Jene uralte Schwermuth nun, die über Aegypten lagert, ſpiegelte ſich in dem Tode des Antinous und in dem wehmüthigen Lächeln ſeines ſchönen Antlitzes, das uns noch in vielen Statuen und Büſten erhalten iſt. Hadrian gründete ihm zu Ehren in Aegypten eine neue Stadt, Antinopolis und ließ ſeinem vergötterten Liebling unzählige Ehrendenkmäler, Altäre und Tempel errichten als einem zweiten Adonis oder Oſiris. Nachher hielt ſich Hadrian noch längere Zeit in Athen auf, wo noch immer griechiſche Wiſſenſchaft und Kunſt blühten und erzeigte dem Volk daſelbſt viele Wohlthaten. Eine merkwürdige Seereiſe machte damals auf ſeinen Befehl der Grieche Arrian rund um alle Küſten des ſchwarzen Meeres, um dieſelben genau zu erforſchen und dem Kaiſer darüber Bericht zu erſtatten.

Nach Rom zurückgekehrt, ſammelte Hadrian die Reiſeerinnerungen in ein großes Ganze und ſchmückte damit die jetzt erſt von ihm erbaute ungeheure hadrianiſche Villa unterhalb Tibur. Noch heute beweiſt der Umfang ihrer Ruinen, daß hier eine kleine Welt zu-

ſammengedrängt war. Spartian ſagt: „Wunderbar war ſein Bau der Villa von Tibur. Er verzeichnete darauf die berühmteſten Namen aus den Provinzen und Städten; ſo das Lyceum, die Akademie, das Prytaneum, den Canopus, die Poekile, das Tempe, wie er ſeine Gebäude benannte. Um auch nichts zu übergehen, ließ er ſelbſt die Unterwelt darſtellen.“

So war im Ganzen die Regierung des Hadrian eine friedliche und glückliche und ihm ſelbſt kann man den guten Willen nicht abſprechen. Allein er verlieh dem Reiche nur einen äußern Glanz, keine innere Heilung und Wiedergeburt. Er erkaufte den Gehorſam der Soldaten nur mit doppelten Löhnungen und die Zufriedenheit des Volkes durch Schauſpiele. An eine durchgreifende ſittliche Reform nur zu denken war er ſo weit entfernt, daß er ſein perſönliches tief unſittliches Verhältniß zu Antinous mit dem Nimbus der Göttlichkeit umkleidete. Das Chriſtenthum hatte ſich damals ſchon ausgebreitet und er kannte es, aber nur oberflächlich und ohne deſſen welthiſtoriſche Bedeutung zu ahnen. Er hielt am Heidenthum feſt, fühlte aber wohl das Ungenügende deſſelben und ſuchte es durch Philoſophie zu retten.

Die Philoſophie ſpielte überhaupt in dieſer Zeit eine bedeutende Rolle. Der Glaube an die alten Götter war tief geſunken, wozu wohl auch die Vermiſchung ſo vieler Nationalitäten im römiſchen Weltreich beitragen mußte. Je mehr Götter der eroberten Länder man wie in einer Menagerie zuſammenſtellte, deſto mehr mußte auch das örtliche Anſehen ſchwinden, das ſie urſprünglich einzeln umkleidet hatte. Nun verſuchten es zwar wohlgeſinnte Denker, den Polytheismus der alten Nationalgötter in einen Pantheismus für alle Völker zu concentriren, und ſomit den alten Glauben, ohne ihm ſeine ehrwürdige Autorität zu rauben, nur aufs neue zu befeſtigen und ihm eine höhere Weihe zu geben. Allein dieſe künſtlichen Abſtractionen vermochten das Volk nicht zu begeiſtern, das entweder im bodenloſen Leichtſinn dahinſchwärmte, oder in dumme Angſt vor den Dämonen gerieth und ſich dagegen durch magiſche Mittel zu ſchützen ſuchte. Dem frechſten Unglauben trat der finſterſte Aberglaube zur Seite.

Der Unglaube äußerte ſich im Spott, den Skeptiker und Satiriker über die alten Götter ausgoſſen, und in dem Egoismus der Epicuräer, die allein an den unmittelbaren Genuß glaubten. Ihnen ſtellten ſich die Stoiker gegenüber, die für ſich ſelbſt die Tugend als höchſtes Gut anerkennend, ſich doch mit Reſignation in ihre Toga hüllten und mit einem gewiſſen ariſtokratiſchen Zorn auf die Unfähigkeit der Maſſen, ſich auf gleiche Höhe zu erheben, herabblickten.

Unter Hadrians berühmten Zeitgenoſſen war es Plutarch vornehmlich, der auf des Kaiſers Ideen einging und durch den Platonismus die Ideale des altheidniſchen Glaubens zu retten ſuchte, während Lucian mit einem nie übertroffenen Spottgeiſt eben dieſes geſammte alte Heidenthum vor dem geſunden Verſtande vernichtete. Es iſt merkwürdig, wie wenig die damalige Welt dem Lucian entgegenzuſetzen wußte, und Kaiſer Hadrian ſelbſt am wenigſten, da er die Zahl der alten verlachten Götter mit einem vermehrte, über den man nur erröthen konnte. Allein auch Lucian täuſchte ſich. Er wie Hadrian und alle Heiden jener Zeit arbeiteten, ohne es zu wiſſen, von ihren verſchiedenen Standpunkten aus nur dem Chriſtenthum in die Hände. Wer Myſterien ſuchte, wo konnte er heiligere finden, als bei den Chriſten? Wer die alten Heidengötter verachtete, dem ſtand nichts mehr im Wege, wenn er ſich zu Chriſto bekennen wollte. Den Stoiker mußte ſchon ſeine ernſte Richtung denſelben Weg führen und den Epicuräer wenigſtens die ſpäte Reue. Jedermann fühlte zur Zeit Hadrians die innere Zerriſſenheit des Heidenthums, ohne zu ahnen, wie nahe die Hülfe lag.

Hadrian adoptirte den Antoninus Pius, der ihn beerbte, als er 138 ſtarb. Hadrians rieſenhaftes Grabmal ſteht heute noch da unter dem Namen der Engelsburg.

5.

Die Antonine.

Trajan und Hadrian waren Spanier gewesen, der Vater des Antoninus Pius war ein Gallier aus Nismes. In ihren Tugenden zeigt sich etwas von dem bessern Geiste der Provinzen, der dem bösen Geist der Hauptstadt entgegenwirkte.

Antoninus Pius war so sanft wie Titus und ließ nicht nur im Innern die größte Milde walten, sondern hielt auch den Frieden nach außen aufrecht. Er hoffte, eine dauerhafte Ordnung im Staatswesen herstellen zu können, indem er vor allem dem Senat ein constitutionelles Berathungsrecht verlieh und mit demselben jedes neue Gesetz verabschiedete. Eine seiner wichtigsten Neuerungen war die Einführung lebenslänglicher Richter und eine kaiserliche Leihanstalt, bei welcher man gegen geringen Zins borgen konnte, zur Steurung des Privatwuchers. Endlich ein Erziehungshaus für verwahrloste Mädchen. Ueberall blickt bei ihm eine richtige Einsicht in die Hauptschäden des Staats hindurch und ein Bestreben nach soliden Grundlagen des öffentlichen Lebens. Doch war nirgend eine Bürgschaft, daß seine Anordnungen nicht wieder von seinem Nachfolger würden umgestoßen werden. Der Senat nahm das Gute, wie das Böse nur aus Servilismus an, nicht aus Ueberzeugung, und das hier allein Erforderliche, eine Volksvertretung, eine Versammlung von Abgeordneten aus allen Provinzen mit verfassungsmäßigen Rechten gegenüber der Krone, fiel dem trefflichen Kaiser nicht ein. Davon hatte die römische Welt keine Idee. Antoninus starb 161 und hinterließ ein gesegnetes Andenken.

Der mit seiner einzigen Tochter Faustina vermählte und von ihm adoptirte Marcus Aurelius, zubenannt Antoninus und Philosophus, stammte aus Spanien. Schon Hadrian hatte ihn und einen Lucius Verus zu Nachfolgern des Antonin vorausbestimmt. Verus verdiente diese Auszeichnung nicht, denn er war ein ganz ge-

meiner lüderlicher Prinz, ſtörte aber auch den wackern Marc Aurel nicht, ſondern war zufrieden, wenn er ſeinen Lüſten leben konnte und ſtarb vor ihm. Marc Aurel war ein denkender Kopf und der Stoa ſehr ergeben, daher er uns auch ein philoſophiſches Werk hinterlaſſen hat. Er widmete ſich, wie Antonin, ganz dem Wohle des Staates und legte den größten Werth theils auf weiſe Haushaltung, theils auf Verbeſſerung der Sitten, obgleich ihm die Ironie des Schickſals eine Gattin gegeben hatte, deren Wandel ſeine Moral verhöhnte. Aus Pietät gegen ihren Vater wagte er nicht, ſie zu verſtoßen und ſuchte nur, ihre Laſter vor der Welt zu verſchleiern.

Während ſeiner Regierung ſtieg ein ſchweres Gewitter am mitternächtigen Horizont auf, welches die Römer erinnerte, die Zeiten des Brennus und der Kimbern und Teutonen ſeyen keineswegs für immer vorüber, wenn ſie gleich des Arminius, Civilis und Decebal hatten Meiſter werden können. Es gährte auf einmal unter den deutſchen Völkerſtämmen längs der ganzen Donau und in hellen Haufen durchbrachen ſie die lange heilig geachtete Grenze. Was ihnen den Antrieb gab, iſt nie bekannt geworden. Auch nicht einmal von einem großen Manne, der ſie begeiſtert und gelenkt hätte, weiß die Geſchichte. Ihr Einverſtändiß mit den Parthern iſt indeß unverkennbar, denn der Partherkönig, Velogeſus III., überfiel 161 eine in Armenien liegende römiſche Legion und vernichtete ſie, unmittelbar vor der Erhebung in Deutſchland. Wenn er ferner geſiegt hätte, würden die Deutſchen an ihm eine mächtige Stütze gefunden haben. Er ließ ſich aber von einem römiſchen Heere, welches Verus befehligen ſollte, aber Dio Caſſius wirklich befehligte, zurückſchlagen.

Im Jahr 162 brachen die Katten durch die hadrianiſche Mauer und verheerten die rhätiſche Provinz bis in die Alpen. Ein römiſches Heer unter Pertinax hatte Mühe ſie zurückzutreiben. Gleichzeitig machten ſich die Chauken an der Nordſee durch Seeräubereien und Plünderung den galliſchen Küſten furchtbar. Vier Jahre ſpäter aber drangen ungeheure Streitmaſſen der Markomannen unter ihrem König Markomir aus Böhmen, der Quaden aus Mähren, der Nariſker aus der Oberpfalz, der Hermunduren aus Thüringen, und

weiter öſtlich jenſeits der Donau wohnende Gothen, Aſtinger, Burier, Alanen, Jazygen und Roxolanen durch die iuliſchen Alpen vor. Den nun beginnenden großen Kampf nannten die Römer den markomanniſchen Krieg, die Markomannen erſcheinen alſo als die wichtigſten unter den Feinden. Es iſt möglich, daß dieſe Völker einen Stoß von Norden her empfingen durch Ausbreitung niederdeutſcher Stämme, wie wir denn die Semnonen, welche diesmal zum letztenmal genannt werden, von der mittleren Elbe in die markomanniſche Bewegung fortgeriſſen ſehen und bald darauf auch die Longobarden ihnen nach Süden folgen müſſen. Jedenfalls war das Bedürfniß, die Uebervölkerung los zu werden, die kräftige Jugend ausziehen zu laſſen, um ſich neue Wohnſitze zu erobern und die Luſt zu Krieg und Abenteuern allen deutſchen Stämmen gemein und die vordern Bienenſtöcke ſchwärmten wie die hintern. Die deutſche Nation war in einem beſtändigen Ausſtrömen begriffen, nur machte ſie Pauſen und der Strom der Völkerwanderung änderte ſeine Richtung. Wenn die Deutſchen nicht über den Rhein und die Donau gingen, ſo ſchlugen ſie ohne Zweifel nach Oſten aus.

Diesmal galt es dem römiſchen Reich und die wilden Horden drangen in Pannonien ein, 166. Marc Aurel berief den Verus zurück und ſchlug den erſten ſtürmiſchen Angriff ab. Kaum aber war er wieder in Rom und hatte einen voreiligen Triumph gefeiert und den Verus, der an ſeinen Ausſchweifungen geſtorben war, begraben, als der Völkerſturm von neuem daherbrauste. Die nordiſchen Barbaren drangen diesmal durch die iuliſchen Alpen bis ans adriatiſche Meer vor und belagerten Aquileja. Marc Aurel mußte, wie einſt Marius, die äußerſten Anſtrengungen machen und die Sklaven bewaffnen, um ſich der Uebermacht der Feinde zu erwehren und ſie endlich zurückzutreiben. Sie ſchleppten aber unermeßliche Beute und hunderttauſende von Gefangenen mit ſich fort, und was das Schlimmſte war, ſie kamen immer wieder. Indeß gelang es dem Kaiſer, indem er ihnen entgegenzog und ſie in ihrem eigenen Lande anzugreifen verſuchte, ſie mehr von einander zu trennen und einzeln zu ſchlagen oder zum Frieden zu bewegen, indem ihm wieder

zu Statten kam, daß die Deutſchen nicht einig waren und ein Stamm ſich gegen den andern gebrauchen ließ. Doch erkaufte er den Frieden nur mit großen Opfern. Aegyptiſche Wahrſager hatten ihm verkündigt, wenn er Löwen über die Donau ſchickte, würden die Deutſchen vor dem fremden und dämoniſchen Anblick fliehen. Obgleich nun der Kaiſer ein Philoſoph war, gab er doch in der Noth dem Wahne nach und ſchickte zwei große Löwen hinüber, die jedoch von den Deutſchen nur für Hunde angeſehen und mit Prügeln todtgeſchlagen wurden. Ueber die Jazygen erfocht er in Pannonien mitten im Winter auf der gefrorenen Donau einen Sieg, wobei ſeine Soldaten ihre Schilde hinwarfen und mit einem Fuße darauf traten, um auf dem glatten Eiſe weniger zu fallen. Die Jazygen machten Frieden und gaben ihm 100,000 römiſche Gefangene zurück. Nicht minder glücklich bekämpfte er nachher die Quaden, diesmal aber litt er Noth im heißen Sommer in einer waſſerloſen Gegend Ungarns und ſchon war ſein Heer am verſchmachten und konnte dem Andrang der Feinde nicht mehr widerſtehen, als plötzlich am heitern Himmel ein ſtarkes Gewitter ausbrach, die Römer mit reichlichem Regen erquickte, die Quaden aber mit Hagel und Blitzen überſchüttete, ſo daß der hoffnungsloſe Kaiſer doch noch ſiegte. Dio Caſſius erzählt nach Xiphilin, das Wunder ſey erfolgt auf das Gebet der Chriſten in der ſ. g. thebaiſchen Legion, die früher zu Theben in Aegypten in Garniſon lag und dort zum Chriſtenthum bekehrt worden war. Der Kaiſer habe nach dem Siege über die Quaden dieſer chriſtlichen Legion große Huld bezeigt und ihr den Ehrennamen der blitzenden (legio fulminatrix) gegeben. Alte und moderne Heiden haben indeß den Chriſten die Ehre nicht gönnen wollen. Arnuphis, der ägyptiſche Zauberer, der den Kaiſer immer begleitete, wollte das Gewitter herbei gezaubert haben. Die Quaden bequemten ſich nun zum Frieden. An dieſen Frieden ſchloſſen ſich mehrere andere deutſche Völker im Oſten an und um ſich ihrer gegen die immer noch trotzenden Markomannen bedienen zu können, räumte ihnen der Kaiſer große Landſtriche in Dakien und Pannonien ein. Der Römer Berichte vertuſchen aus Stolz den wahren Sachverhalt, den man aber

leicht erkennt, ſofern Dio erzählt, ein ungenannter deutſcher Völkerſtamm unter Batarius, einem nur zwölfjährigen Prinzen, und ein anderer unter einem gewiſſen Tarbus, die ſchon in Dakien eingefallen ſeyen, hätten ſtürmiſch Geld, d. h. Tribut und Land vom Kaiſer verlangt und auch wirklich erhalten unter der einzigen Bedingung, den Römern künftig als Bundesgenoſſen gegen die übrigen Deutſchen beizuſtehen. Dieſem kamen wieder andere Schaaren vandaliſcher Aſtinger nach unter Rhaus und Rhaptus, denen der Kaiſer gleiche Vortheile gewährte. Endlich mußte Marc Aurel auch den Markomannen „die Hälfte des an ihr Land grenzenden Gebietes“ abtreten, weil die Quaden und die anderen von den Römern erkauften Völker der angeblich übernommenen Verpflichtung gegen die Markomannen zu Felde zu ziehen, nicht nachkamen.

Mittlerweile empörte ſich Caſſius in Syrien, der einſt die Parther geſchlagen hatte und der ſich wahrſcheinlich für würdiger hielt, die Krone zu erben, als des alternden und kränkelnden Kaiſers unfähiges und durch ſeine ſchlechte Mutter verdorbenes Söhnchen Commodus. Marc Aurel mußte gegen ihn ausziehen, Caſſius wurde jedoch durch ſeine eigenen Leute umgebracht. Hinter des Kaiſers Rücken waren Markomannen und Quaden ſchon wieder ins Reich eingefallen. Er mußte nun wieder über die Alpen ziehen, befand ſich aber noch mitten im Kriege als ihn der Tod ereilte, zu Vindobona (Wien), 180. Man beſchuldigt die Aerzte, durch Gefälligkeit gegen ſeinen Sohn Commodus ſeinen Tod beſchleunigt zu haben. Commodus machte augenblicklich mit den Deutſchen Frieden, gab ihnen Geld, räumte ihnen alles Land jenſeits der Donau ein und ließ ſogar alle römiſchen Befeſtigungen auf dem linken Donauufer ſchleifen, nur um ſich von dieſer Seite her Ruhe zu erkaufen und nach Rom zurückkehrend ſich dort in den Strudel der Luſt zu ſtürzen. Man glaubt, Commodus ſey nicht des Kaiſers echter Sohn, ſondern der Sohn eines Fechters, denn er ſelbſt wollte nichts anderes als ein Fechter ſeyn und ſeine Mutter hatte mit Fechtern, Schiffern und dem gemeinſten Pöbel gebuhlt.

Perennis, ein tüchtiger Soldat, übernahm für ihn die Regie-

rung und ſah es gern, wenn der junge Kaiſer ſeine Zeit Wettrennen und Fechterſpielen widmete. Lucia, ſeine Schweſter, übernahm für ihn die Repräſentation, aber beide zu ihrem Unheil. Denn Perennis wurde von den Buben, die des Commodus Camarilla bildeten, verleumdet und hingerichtet, die Schweſter aber, ſobald Commodus die Criſpina zu ſeiner Gemahlin erhoben hatte, hintangeſetzt. Sie ließ ſich nun in eine Verſchwörung gegen ihn ein und einer der Verſchworenen wollte ihn eben mit den Worten „dies ſchickt dir der Senat“ erdolchen, als er zurückgehalten wurde. Jene Worte aber flößten dem Kaiſer einen tiefen Haß gegen den Senat ein, den er fortan auf alle Art überwachte, verdächtigte und tyranniſirte. Zum Beweiſe ſeiner Geſinnung ließ er ſeine eigene Statue mit geſpanntem Bogen der Senatsthüre gegenüber aufſtellen. Sein Günſtling Kleander durfte ſich alles erlauben, als er aber durch Kornwucher eine Hungersnoth in Rom veranlaßte, ſtand das Volk auf und der Kaiſer beeilte ſich, den Liebling der Volksrache zu opfern. Sein Trotz war immer mit Angſt gepaart. Er prahlte zwar, ein großer Gladiator zu ſeyn, würdigte ſich herab, unter den gemeinen Fechtern mitzukämpfen und kleidete ſich mit einem Löwenfell als Herkules, aber er ſchwebte in beſtändiger Furcht vor geheimen Verſchwörungen und Dolchen, und nur dieſe Furcht war es, die ihn zu ſo vielen Verfolgungen und Hinrichtungen trieb. Zuletzt fiel er auf Raſereien wie Nero und ließ Lahme und Gebrechliche, die ihre Füße nicht brauchen konnten, aus ganz Rom zuſammenſchleppen, ihnen künſtliche Schlangenfüße anſetzen und erſchlug ſie dann mit ſeiner Keule, wie Herakles die Giganten. Er ließ ſich vergöttern, alle zwölf Monate nach ſich benennen, das römiſche Volk ſelbſt ſollte nur noch das commodianiſche Rom colonia Commodiana heißen ꝛc. Da aber mit ſeinem Wahnſinn ſeine Angſt vor dem Tode immer mehr wuchs und er anfing, auch in ſeinen Vertrauteſten nur lauernde Mörder zu ſehen, die er müſſe hinrichten laſſen, war niemand mehr vor ihm ſicher und ſeine nächſte Umgebung mußte, wahrſcheinlich ungern, denn ſie hätte wohl noch lieber unter ihm fortgewirthſchaftet, ſeinen Tod

beſchließen. Seine Buhlerin Marcia war gewarnt*) und gab ihm Gift und da es nicht wirkte, forderte ihn ſein Liebling Narciſſus zum Ringen auf und erſtickte ihn, 192.

6.

Severus.

Die Prätorianer riefen den Pertinax zum Kaiſer aus, der ſich kurz vorher durch ſeine Siege über die ſchottiſchen Barbaren, welche die hadrianiſche Mauer durchbrochen, ausgezeichnet hatte. Allein es ging ihm, wie dem Galba, denn als er nicht allen Anmaßungen der Soldaten nachgab und ſtrenge Kriegszucht einhalten wollte, ſchlugen ſie ihn todt. Nun waren ſie Herrn und Meiſter in der Stadt und alles zitterte vor ihnen. Sie aber beſchloſſen, die Gelegenheit zu benutzen und boten die römiſche Kaiſerkrone an den feil, der ihnen das Meiſte dafür bieten würde. Zwei ſehr reiche Römer, Sulpicianus und Didius Julianus, ſteigerten ſich nun hinauf, bis der letztere jedem einzelnen Soldaten 1250 Denare bot. Da mußte der Nebenbuhler zurücktreten und Julian wurde Kaiſer. Aber er hatte nur vorgeſpiegelt, ſo reich zu ſeyn, in der Hoffnung, er werde, was ihm fehle, um die Soldaten zu befriedigen, nun aus dem kaiſerlichen Schatze nehmen können. Dieſen fand er aber durch des Commodus Verſchwendungen geleert, er hatte daher Mühe, die Soldaten zu beſchwichtigen und zu vertröſten. Unterdeß war ganz Rom und mehr noch waren die Provinzen erſtaunt, daß die Krone des großen Weltreichs zu Kauf ausgeboten worden ſey und daß ein ſo nichtswürdiger Schwelger, wie Julianus, ſie habe erwerben können. Wie gewöhnlich gaben auch jetzt wieder die Legionen in den

*) Das Geſchichtchen von der Proſcriptionsliſte, mit der ein Kind ſpielt, was Dio von der Gemahlin des Domitian erzählt hat, erzählt Herodian von der Marcia.

Provinzen den Ausſchlag, weil ſie den Prätorianern in Rom das viele Geld und üppige Leben beneideten.

So erhoben die in Syrien den Niger, die in Britannien den Albinus, die in Pannonien den Septimius Severus zu Imperatoren, aber nur der letztere war der Glückliche. Er als der nächſte kam mit ſeinen Legionen zuerſt nach Rom, die Prätorianer verließen ihren Mann, der Senat ebenfalls und Julianus, der in der Todesangſt ſeinen Nebenbuhler noch durch Zaubereien ſchlagen zu können vermeinte, wurde in ſeinem Verſteck ergriffen und umgebracht. Severus erſchien hierauf in voller Rüſtung und von ſeinen Offizieren begleitet im Senat, um denſelben aller ſeiner bisherigen Macht zu berauben, die Regierung rein militäriſch zu organiſiren und ſeine Adjutanten zu Miniſtern zu machen. Anders ſchien ihm die Staatsmaſchine nicht gehandhabt werden zu können. Jeder Zoll an ihm war Soldat. Zwei berühmte Juriſten aber, Papinian und Ulpian, formulirten dieſes neue und vollkommen abſolutiſtiſche Syſtem, wie früher Salvius Julianus das liberale des Hadrian formulirt hatte. Severus war in Afrika geboren und ging mit den Römern ein wenig hart um, als ob er Hannibal ſelbſt geweſen wäre. Aber ſein ganzes Verfahren athmete nur Gerechtigkeit und Zucht. Die Kaiſermörder mußten ſterben, Marcia wurde hingerichtet, Narciſſus wilden Thieren vorgeworfen. Die Prätorianer, als die dem Kriegerſtande die ärgſte Schande gemacht durch Feldherrn- und Kaiſermord, durch Verkauf der Krone und nachher durch feiges Verlaſſen ihres Erwählten, ließ er umringen, entwaffnen, nackt ausziehen und ſchimpflich davonjagen, ihr ganzes Corps auflöſen und jeden einzelnen für immer aus Rom verbannen. Dem Pertinax hielt er ein feierliches Todtenopfer. Sein Bild, als ob er noch lebte, in Wachs geformt, lag auf dem Paradebette und ein Page wedelte mit Pfauenfedern die Fliegen von ihm ab, als ob er nur ſchliefe. Zu dieſem Bilde hin nun bewegte ſich in feierlichem Zuge der Kaiſer, der Senat, die Frauen, endlich das ganze Heer und das Volk nach allen ſeinen Claſſen. Und es genügte nicht an den Lebenden, auch die Bilder aller berühmten Römer aller Zeiten wurden unter Lobgeſängen zu

dem Bilde des ſchlafenden Pertinax hingetragen, die ſchönſte Huldigung, die je einem Römer zu Theil geworden iſt. Nachdem Severus ſeine Herrſchaft in Rom befeſtigt hatte, erkannte er einſtweilen den fernen Albinus in Britannien als Mitkaiſer an und zog nur wider den Niger aus, der ſich im üppigen Antiochien gütlich that und alle Vorkehr verſäumte, daher bei Iſſus geſchlagen und auf der Flucht ergriffen und umgebracht wurde, 196. Dann belagerte Severus die durch den Baumeiſter Priscus trefflich befeſtigte Stadt Byzanz, die es mit Niger gehalten hatte, ſich tapfer wehrte und erſt nach langem Kampfe fiel. Priscus aber fand bei dem kriegeriſchen Kaiſer Gnade. Während dieſer Belagerung unternahm Severus einen Feldzug gegen die Araber, die gleichfalls zu Niger hielten und immer ſehr frech geweſen waren. Aber die große Hitze erſchöpfte das Heer und nachdem er Niſibis eingenommen, kehrte er wieder um. Er konnte nicht ertragen, daß Albinus noch immer ſelbſtändig in Britannien regierte, und ſchickte Mörder gegen ihn aus, die ihres Zweckes verfehlten. Albinus hatte ſich im Gegenſatz gegen den Militairdeſpotismus ſeines Nebenbuhlers für republikaniſche Formen, Wiederherſtellung der alten Freiheit, Stärkung des Senats ꝛc. erklärt. Daher des Severus tiefe Erbitterung. Er führte ſein Heer nach Gallien, wohin ihm Albinus entgegenrückte, und bei Lugdunum (Lion) kam es zu einer äußerſt blutigen Schlacht, in deren Folge die Stadt geplündert und verbrannt, Albinus geſchlagen und auf der Flucht enthauptet wurde, 197. Nach Rom zurückgekehrt, verhängte Severus ein ſchreckliches Strafgericht über die Anhänger ſeines Gegners und ließ 42 Senatoren hinrichten. Dio erzählt, kurz vorher ſey einmal plötzlich, wie durch göttliche Eingebung, das Volk im Circus zu Rom mitten unter den Spielen in Wehklagen ausgebrochen und habe gerufen: „o Roma, wie lange werden wir noch leiden? wie lange wird man noch Krieg um dich führen?“ Ein klägliches Geſtändniß der Ohnmacht von Seiten des einſt die Welt beherrſchenden Volkes und die Ahnung des Unterganges. Aber das echte Volk der Römer konnte nicht anders empfinden, wenn es ſah, wie Severus nach Vertreibung der meiſt aus Italikern und römiſchen

Stadtkindern zuſammengeſetzten Prätorianer ſich eine viermal ſo zahlreiche neue Garde von härtigen Barbaren bildete, auf deren Treue er ſich verlaſſen konnte, die aber in Rom nur den Eindruck fremder Eroberer machten.

Nachdem Severus mit allen Nebenkaiſern fertig geworden war, glaubte er die Schrecken ſeiner Waffen noch einmal nach Aſien tragen zu müſſen. Er drang in Parthien vor, eroberte und plünderte Kteſiphon, begnügte ſich aber, den Parthern dieſen Schrecken eingejagt zu haben, und zog wider Atra, um an den verhaßten Arabern die Niederlage Trajans zu rächen; aber auch er wurde nach einem zweimaligen Belagerungsverſuch zum Rückzug genöthigt. Bei dieſem Anlaß bereiste er auch Aegypten und Paläſtina und traf hier, wie überall in Aſien, gute Anordnungen, um die Ruhe im Orient zu ſichern, 199.

Nach ſeiner Heimkehr plagten ihn in Rom Familienſorgen. Sein älteſter Sohn, Antoninus Baſſianus, ſpäter Caracalla genannt, war mit der Tochter ſeines treueſten Freundes und Dieners, der während ſeiner Abweſenheit in Rom die Regierung leitete, des Plautianus vermählt. Der junge Böſewicht aber haßte ſie und drohte ihr oft, ſie und ihren Vater umbringen zu laſſen, wenn er regieren würde. Plautianus ſoll nun zu ſeiner eigenen Sicherheit und weil Severus ſo lange ausblieb, Vorbereitungen getroffen haben, um ſich ſelbſt den Thron zu ſichern. Aber Severus kam zurück, und Plautianus wurde geſtürzt und hingerichtet. Als aber Severus ſchwer am Podagra erkrankte, ließ der verwegene Sohn ſich zum Kaiſer ausrufen. Der Vater hörte es, raffte ſich zuſammen, ließ die Anhänger des ruchloſen Sohnes vor ſich bringen und alle hinrichten, indem er ſagte: ihr ſeht nun, daß nicht die Füße regieren, ſondern der Kopf. Für den Sohn aber hatte er eine ſo thörichte Liebe, daß er ihm alles verzieh.

Zuletzt unternahm er noch einen Feldzug nach Britannien, wo die alten Einwohner ſeit des Albinus Untergang das Joch der Römer zu brechen hofften. Severus kam und übte ſchreckliche Rache und ſoll bis ans äußerſte Nordende Schottlands gekommen ſeyn.

Doch ſtarb er auf dieſem Feldzuge in Eboracum (jetzt York), 211. Caracalla ſoll ſeinen Tod beſchleunigt, der Vater dem Sohne noch ſterbend zugeflüſtert haben, „tödte mich wenigſtens nicht ſo, daß es alle ſehen.“

Caracalla hätte nach des Vaters Verordnung mit ſeinem Bruder Geta gemeinſchaftlich regieren ſollen, erſtach denſelben aber in den Armen ſeiner Mutter Julia Domna, ließ auch ſeine Gemahlin und den gelehrten Papianus, ſeinen Lehrer, und binnen kurzem 20,000 Menſchen hinrichten, die er für Anhänger ſeines Bruders oder überhaupt Unzufriedene hielt. Das alles aber vermochte er, weil er durch große Geſchenke die neuen Prätorianer, die ſein Vater aus allen Legionen zuſammengeſetzt hatte, auf ſeine Seite brachte. Viele mußten ſterben, blos weil ſie reich waren, denn er ſagte: Niemand ſoll Geld haben, als ich, damit ich es meinen Soldaten geben kann! Damals war ſchon eine große Umwandlung in dem römiſchen Heere vorgegangen. Das zwar ungeheuer bevölkerte, aber ganz verweichlichte Rom und Italien, deſſen Landbevölkerung faſt nur noch aus Sklaven beſtand, konnten ſo viele tapfere Bürger nicht mehr ſtellen, wie ſie einſt ausſchließlich die Legionen gebildet hatten. Nur Gallien, Spanien, zum Theil Afrika und vor allen der ganze weite Norden lieferten noch tapfere Soldaten. Obgleich nun dieſe ganz nach altrömiſcher Art eingetheilt und bewaffnet wurden, ſo machte ſich doch das nationale Gepräge geltend, zumal die deutſchen Söldner, die ſeit Cäſars Zeiten in Rom nie mehr fehlten, imponirten durch ihre herrliche Geſtalt und Schönheit. Schon Hadrian hatte angefangen ſich den Bart der nordiſchen Krieger zuzulegen. Caracalla ging noch weiter und kleidete ſich immer fremd. Es war, als wolle er aus der römiſchen Haut herausfahren in eine fremde. Schon in ſeiner Jugend erhielt er den Namen Caracalla von dem kurzen Mantel, den er ſtatt der Toga trug. Als er Kaiſer wurde, errichtete er eine Garde in altmakedoniſcher Tracht und Rüſtung, und äffte, indem er ſie commandirte, den großen Alexander nach. Dann unternahm er einen Feldzug gegen die Alemannen, ein deutſches Volk,

welches diesmal zuerst genannt wird und an die Stelle der Sueven trat im heutigen Schwaben. Caracalla gab vor, unter der jungen Mannschaft leben zu wollen, lud dieselbe an die Grenze freundlich zu sich ein, ließ sie aber nachher niederhauen. Trotzdem legte er alemannische Tracht an und setzte sich eine blonde Perücke auf, um selbst den Alemannen zu spielen. Damit hing auch wohl die große Eberjagd (ein vorzugsweise deutsches Vergnügen) zusammen, die er im römischen Theater abhielt, indem er allein hundert Eber erlegte. Man glaubte damals, alemannische Zauberlieder hätten ihn berückt. — Um seinen Wahnsinn zu erklären, bedarf es solcher Voraussetzungen nicht. Ohne Zauberlieder und ohne Gift wurden die Unberufenen, welche zur Allgewalt über alle andern Menschen gelangten, durch diese selbst verrückt gemacht, nämlich machttrunken, machtbesoffen. Julia Domna, nur des Geta rechte Mutter, des Caracalla Stiefmutter, vergaß, daß dieser ihren leiblichen Sohn und Liebling in ihren Armen ermordet, ihren mütterlichen Schooß mit seinem Blute überströmt hatte und verführte ihn, mit ihr zu buhlen, damit sie vor ihm sicher sey und seine Macht theile. Bei ihrem ersten Antrag bebte er zurück, denn noch so viel Scham war in ihm. Sie aber überredete ihn wie uns Spartian erzählt, mit unwiderstehlichen Gründen: „Der Kaiser ist keiner Regel unterworfen, sondern bestimmt sie. Was du willst, darfst du.“ Aus dieser Auffassung der Majestät erklärt sich auch, warum Caracalla allen bisherigen Unterthanen des gesammten Römerreichs das Bürgerrecht ertheilte. Er sah sie alle gleich an als seine Sklaven.

Caracalla wollte durch Thaten berühmt werden und begab sich nach Asien, um wie es scheint, dem großen Alexander nachzuahmen und dessen altes Reich wiederzuerobern, machte sich aber überall nur lächerlich. Er besuchte Ilium und das Grab des Achilleus. Gerade damals starb sein Liebling Festus und nun ließ er demselben, wie einst Achill dem Patroklos, ein großes Todtenopfer bringen und wollte ihm auch, wie Achill, eine Locke opfern, sein Kopf aber war von Ausschweifungen schon kahl und er brachte nur mühsam ein Büschelchen Haare zusammen. In Alexandrien besuchte er das Grab

des großen Alexander und legte auf dasselbe allen seinen Schmuck und seinen Purpurmantel. Auch das wird lächerlich genug ausgesehen haben. Die spottsüchtigen Alexandriner wagten es, über ihn zu witzeln, wurden aber gräßlich bestraft, denn er luo sämmtliche junge Mannschaft der volkreichen Stadt auf einen freien Platz ein, um, wie er sie schmeichelnd versicherte, eine makedonische Phalanx aus ihnen herzustellen, ließ sie aber plötzlich von seinen Legionen umringen und alle niederhauen. Jetzt erst zog er gegen die Parther und forderte vom Partherkönig Artaban dessen schöne Tochter, wie einst Alexander die Tochter des Darius zur Frau genommen und durch diese Ehe Orient und Occident hatte verbinden wollen. Die Völker Asiens bemühten sich zu vermitteln und hofften von der Heirath einen dauerhaften Frieden. Artaban selbst willigte endlich ein und vor Ktesiphon begegneten sich die beiden Herrscher. Auf einer großen Ebene wurde unter unendlichem Jubel des blumengeschmückten Volkes die Hochzeit gefeiert, da plötzlich gab der wahnsinnige Bräutigam den Seinen Befehl, über die wehrlosen Parther herzufallen und alle zu ermorden. Artaban rettete kaum sein Leben. Ehe er sich aber noch rüsten konnte, um die Schmach zu rächen, wich Caracalla freiwillig zurück. Auf dem Wege zwischen Korrhä und Edessa aber wurde Caracalla, als er eben seine Nothdurft verrichtete, von seinem eigenen Gefolge ermordet. Die Verschwörung ging von Macrinus, einem Mauritanier und angesehenen Offizier aus, den der Kaiser aus Argwohn hinrichten lassen wollte, der ihm aber zuvorkam, 217. Macrinus wurde im Lager zum Kaiser ausgerufen, Artaban rückte ihm nach und griff ihn an, so wie er aber erfuhr, Caracalla sey todt, stand er von der Rache ab und Macrinus zog nach Antiochia, wo er zunächst blieb, um die Verhältnisse des Orients wieder in Ordnung zu bringen.

7.

Die Neuperſer.

Macrinus wurde aber bald von denſelben Truppen, die ihn erhoben hatten, wieder verlaſſen und nach einem unglücklichen Kampfe umgebracht, weil Mäſa, eine ſehr reiche Tante des Caracalla, welche mit ihren zwei Töchtern in der ſyriſchen Stadt Emeſa, wohin ſie von Macrin verwieſen worden war, die Soldaten mit großen Summen beſtach, ihren Enkelſohn, den Sohn ihrer Tochter Somäis, zum Kaiſer zu wählen.

Dieſer erſt vierzehnjährige Knabe hieß Baſianus, war von wunderbarer Schönheit und trotz ſeiner Jugend ſchon zum Baalprieſter ernannt worden, d. h. zum Oberprieſter des ſyriſchen Sonnengottes, welcher gräciſirt Heliogabalos hieß. Der junge Prieſter aber gab ſich den Namen des Gottes ſelbſt und hielt ſich auch für nichts Geringeres, als für deſſen Stellvertreter auf Erden, da er ſo plötzlich durch ſeine kluge Großmutter auf den Thron der Welt geſetzt worden war. Dieſe Frau gab vor, er ſey eigentlich ein natürlicher Sohn des Caracalla, damit es den Anſchein habe, als beſitze er ein näheres Erbrecht und damit ſeine fremdartige orientaliſche Erſcheinung den Römern weniger auffalle. Man erkennt aus dieſem Falle, wie allmählig das aſiatiſche Weſen über das griechiſche und römiſche die Oberhand gewonnen hatte, ſonſt wäre es räthſelhaft, wie ein Verwandter des römiſchen Kaiſerhauſes ſo ganz zum Baalspriester hätte werden können.

In Rom wurde Heliogabal als Kaiſer anerkannt nicht nur, weil man dort ſchon gewohnt war, der Stimme des Heeres zu gehorchen, ſondern auch, weil ſich der müßige Pöbel der Stadt neue Schauſpiele von ihm verſprechen durfte. Der Jüngling wurde offenbar durch die römiſche Partei der Corruption unterſtützt, ſo daß er es wagen durfte, ſich von ſeiner Großmutter zu emancipiren und tolle Streiche anzufangen, die ſie gern verhindert haben würde. Rom

war trotz der guten Kaiſer, die es wieder gehabt hatte, ſo charakterlos geworden, daß es ſich von dem fremden Buben alles gefallen und das äußerſte bieten ließ. Immer in der Rolle eines Stellvertreters ſeines Gottes vernichtete Heliogabal den uralten Cultus des Römervolks mit einem Schlage, indem er den Baal zum höchſten Gott erklärte, ihm einen ungeheuren Tempel mitten in Rom erbaute, alle Kleinode des Reichs, das Palladium, den h. Schild ꝛc. dahin bringen und auch die Statuen aller römiſchen Götter darin verſammeln ließ, damit ſie dem neuen Gott gleichſam als ſein Hofgeſinde dienen ſollten. Auch behielt Heliogabal ſeine orientaliſche Prieſtertracht bei, die ihn wohl kleidete, und nöthigte Senat, Ritterſchaft und Offiziere, gleichfalls in aſiatiſcher Tracht im Kreiſe umherzuſtehen, während er mit ſyriſchen Weibern um den Altar ſeines Gottes tanzte. Sein religiöſer Eifer aber ging ganz in Eitelkeit und dieſe, unter den Schmeicheleien und Verführungen der abgefeimten Höflinge, in die rückſichtsloſeſte Befriedigung ſubjectiver Gelüſte über. Faſt mehr noch als bei Nero wiederholte ſich bei ihm die aus der Abweichung vom Sittengeſetz ſtets mit Nothwendigkeit folgende Verkehrung der Natur. Die Stufenfolge in ſeinem wahnſinnigen Beginnen iſt merkwürdig. Zuerſt vermählte er ſich feierlich mit der Veſtalin Cornelia Paula, was eine Verbindung des in ihm ſelbſt perſonificirten reinſten Morgenlichts mit dem reinen Herdfeuer des Abendlandes bedeuten ſollte. Dann erſchien ihm die Veſtalin wieder zu gering und er vermählte ſich ſymboliſch mit der Venus Urania, der himmliſchen Liebesgöttin. Aber es war ein leerer Wahn, der ihn bald langweilte. Er blieb als Mann allein, die Göttin war nicht da. Nun glaubte er in ſich ſelbſt das weibliche Princip erzeugen zu können, als Inbegriff aller männlichen und weiblichen Götterreihen, und ſpielte förmlich die Rolle eines Hermaphroditen, Gemeinſchaft ſuchend mit beiden Geſchlechtern. Da er aber doch des eigentlich Weiblichen immer noch entbehrte, culminirte ſein Irrſinn endlich in der Einbildung, er ſey ein Weib und nichts mehr als ein Weib. Die alten Geſchichtſchreiber melden uns, er habe in dieſem Paroxismus ſich unter die Hetären gemiſcht, mit denſelben in ihrer elenden

Kunſt gewetteifert, mit ihnen, wie im Senat, förmlich über alle Gattungen ſündiger Luſt diſputirt und endlich, um auch die Rolle einer Hausfrau zu ſpielen, einen ſchönen kariſchen Sklaven, den Hierokles, geheirathet und ſich als deſſen Weib an den Spinnrocken geſetzt. Den Aerzten ſoll er ſein halbes Reich verſprochen haben, wenn ſie durch eine Cur an ihm wirklich machen könnten, was zu ſeyn er ſich nur träumte. Der Wahnſinn des Heliogabal iſt immer nur von der lächerlichen Seite aufgefaßt worden. Aber es lag darin ein tiefer Ernſt, eine ſchreckliche Lehre. War das römiſche Weſen einſt durch und durch Mannheit geweſen, ſo mußte es, weil es dieſelbe mißbraucht hatte, jetzt in die tiefſte Schmach des Weibiſchen herabſinken. Gab die alte claſſiſche Bildung ſich unter Verleugnung der ſittlichen Pflichten ganz der Natur hin, ſo mußte ſie der unſittlichen Macht erliegend die Natur ſelbſt in ihr Gegentheil, die abſcheulichſte Unnatur verkehren. Inſofern iſt Heliogabal eine der intereſſanten Hieroglyphen der Geſchichte.

Zu den Tollheiten dieſes Kaiſers gehörte, daß er ſeinem Gotte auf unerhörte Art mitten in Rom feierliche Menſchenopfer darbrachte, und zwar die ſchönſten Knaben und Mädchen, die noch beide Eltern haben mußten, damit der Schmerz der Eltern den Werth des Opfers erhöhe, ſodann die Errichtung eines weiblichen Senates unter dem Vorſitz ſeiner Mutter, die Ernennung von Sklaven und ganz unwürdigen Perſonen zu den höchſten Ehrenſtellen des Reichs.

Oeffentlich trat er im Schauſpiel, wo Paris Urtheil aufgeführt wurde, als Venus auf, und gab ſich in dieſer Rolle dem Paris Preis. Oeffentlich fuhr er nackt auf einem Wagen, den nackte Weiber zogen. Oder von Löwen, Tigern, Hunden, Hirſchen gezogen. Einmal machte er ſich den Spaß, eine große Menge giftige Schlangen unter das verſammelte Volk zu werfen. Zuweilen ſetzte er Hungrigen die köſtlichſten Schaugerichte vor. Unter das Volk ließ er lebendige Thiere werfen und ergötzte ſich, wie ſich das Volk darum ſtritt. Seine eigenen Speiſen waren die theuerſten Leckerbiſſen, ſeine Kleider die theuerſten Stoffe. Seine Nothdurft verrichtete er nur in Gold. Von der Schwelle bis zum Wagen, den er beſtieg, mußte echter

Goldſtaub geſtreut werden. Er heizte nur mit Zimmet ein. Endlich ließ er ſich Stricke von bunter Seide, Dolche von Gold, Giftfläſchchen von den theuerſten Edelſteinen machen und Goldplatten unter einen Thurm legen, um, wenn er etwa genöthigt wäre, feindlichen Nachſtellungen durch Stranguliren, Erſtechen, Vergiften oder durch einen kühnen Sprung zu entgehen, auch noch im Tode die höchſte Pracht zu üben.

Er trieb ſein Weſen indeß nur vier Jahre lang. Seiner Mutter Schweſter Mammäa hatte einen Sohn Alexander, den ſie fern vom Hofe ſehr verſtändig erziehen ließ und der bald beim Volke beliebt wurde. Das verdroß den Heliogabal. Er wollte den Vetter umbringen laſſen, man kam ihm aber zuvor und tödtete ihn auf dem Abtritt als einen erſt achtzehnjährigen Jüngling, 222. Sein Leichnam wurde durch die Straßen geſchleift.

Ihm folgte der verſtändige Vetter Alexander Severus unter der Leitung ſeiner Mutter und des Ulpianus, eines ausgezeichneten Juriſten. Es iſt merkwürdig, wie nach und nach unter den deſpotiſchen Kaiſern neben den Generalen die Juriſten emporkamen, meiſt handwerksmäßige Theoretiker des Abſolutismus, deren zahlreiche Geſetzesparagraphen die Bauſteine zum Grabmal der ſtolzen frühern altrömiſchen Freiheit lieferten. Zur Sühne des altrömiſchen Geiſtes und ſeiner eigenen ſtoiſchen Tugend ließ Alexander das ganze lüderliche Hofgeſchmeiß des Heliogabal hinrichten, die Hetären und Luſtknaben aus Rom verbannen, viele der letzteren auf Schiffe packen und ins Meer verſenken. Er war ohne Zweifel einer der edelſten Fürſten und ſuchte überall nur Gutes zu thun. Doch war er nicht ganz ſelbſtändig, bemeiſterte den Geiſt der Zeit nicht und verſtand ihn auch wohl nicht. Wie es ſcheint, murrten die nie zu befriedigenden Truppen über das Friedensſyſtem ſeines Ulpian, denn dieſer kam in einem Soldatenauflauf um. Daß nun Alexander die Zahl der Prätorianer auf 30,000 Mann erhöhte und dazu noch eine beſondere Garde mit goldenen und ſilbernen Schilden, wie ſie ehemals die makedoniſchen Kerntruppen trugen, errichtete, beweist ſeine Nachgiebigkeit gegen den Soldatengeiſt. Man hat auch

geglaubt, er habe mit dieſem neuen militäriſchen Glanze den Orientalen imponiren wollen, oder es habe ſogar eine Nachahmung orientaliſcher Prachtliebe darin gelegen.

Ein großer Rückſchlag des morgenländiſchen Weſens gegen das römiſche läßt ſich nirgends verkennen. Die parthiſche Zeit war nur eine des Ueberganges geweſen und das Reich der Arſaciden hatte ſich überlebt. Wenn auch die alte Religion Zoroaſters zu der parthiſchen Bewegung beigetragen hatte, ſo erhielt ſie doch den alten Einfluß noch nicht wieder. Das im Partherreiche herrſchende Element war von Anfang an kein perſiſches, ſondern ein ſkythiſches. Die Parther blieben Nomaden. In das barbariſche Volk ſcheint zu ſeinem Glücke nichts von griechiſch-römiſcher Bildung eingedrungen zu ſeyn, am Hofe der Könige aber hatte ſich dieſe Bildung eingeniſtet, wie die Vorgänge dort nach dem Tode des Craſſus beweiſen, und damit war auch in die Königsfamilie die Entſittlichung gekommen, welche in ihr die Vergiftungen, Bruder- und Vatermorde ebenſo häufte, wie bei den Ptolemäern und Seleukiden. Das war auch der Grund, warum ſich das parthiſche Reich nicht weiter nach Weſten ausdehnen konnte und innerlich abſchwächte. Aber der ſittliche Ernſt der Orientalen hatte ſtille Eroberungen gemacht. Das reine Feuer, welches Zoroaſter zuerſt verehrt hatte, fand neue und unzählige Altäre in den Herzen der beſſern Aſiaten und loderte in einer großen Flamme auf, vor deren Schein die römiſche Welt erzitterte. In demſelben altperſiſchen Mutterlande, Parſis oder Farſiſtan, wo Cyrus zuerſt gegen die aſſyriſche Macht ſich erhoben, erhob ſich im J. 226 Ardiſchir, Sohn des Babek, von den Römern Artaxerres genannt, gegen die parthiſche und überwand den letzten parthiſchen König aus dem Hauſe der Arſaciden (Artaban) in einer großen Schlacht bei Ormus. Artaban kam im Kampfe um, aller Widerſtand hörte auf. Wie es ſcheint, zog ſich der ſkythiſche Theil der Parther an den Oxus zurück und der altperſiſche Theil nahm die Reform an, auf die er ſchon vorbereitet war. Die politiſche Reform war zugleich eine religiöſe und ſittliche. Im ganzen Umfang ſeines neuen Reichs führte Ardiſchir den Feuerdienſt des Zoroaſter ein und duldete die

Götzen der Griechen und Römer nicht mehr. Indem er aber ſein Reich nach allen Seiten auszubreiten ſuchte, machte er zugleich religiöſe Propaganda. Er leitete ſein Geſchlecht von Saſſan ab, welcher angeblich von den mythiſchen Königen des Schahnameh abſtammte, wovon ſein Geſchlecht das der Saſſaniden genannt wurde. Das Reich aber hieß fortan das neuperſiſche.

Da Ardiſchir die Euphratgrenze überſchritt, um alles wieder zu erobern, was einſt Cyrus und Darius beſeſſen hatten, wurde Alexander Severus aus tiefem Frieden aufgeſchreckt und mußte ihm zum erſtenmal ſein gold- und ſilberſchimmerndes Heer entgegenführen. Er theilte es in drei große Colonnen, wovon die erſte das Unglück hatte, in den Gebirgen Armeniens in einen Hinterhalt der Perſer zu fallen, ſo daß ſie bis auf den letzten Mann niedergehauen wurden. Die beiden andern wurden zwar nicht angegriffen, litten aber unter ſchrecklicher Hitze. Seuchen riſſen unter ihnen ein und tiefe Mißſtimmung bei der Nachricht vom Untergange der erſten Colonne. Man klagte über ſchlechte Führung, mißtraute dem unerfahrenen Kaiſer und wollte nicht weiter marſchiren. Nun mußte Alexander nachgeben und umkehren. Er ſelber war krank. Unterdeß war es Winter geworden und im Schnee der armeniſchen Gebirge erlag ein großer Theil ſeines Heeres dem Froſt. Als er aber endlich in Antiochia ausruhte, erfuhr er, daß ſich ſeine Truppen ohne Noth geängſtigt hätten, denn das ganze große Perſerheer hatte ſich im Herbſt freiwillig aufgelöst und jeder Krieger war in ſeine Heimath gezogen, wie es bei großen Volksaufgeboten zu geſchehen pflegt.

Zufrieden damit, daß er wenigſtens nicht verfolgt wurde, hatte Alexander nicht die mindeſte Luſt mehr, den Feind durch einen neuen Angriff zu reizen, verließ alſo Aſien und führte ſein Heer an den Rhein, wo ſich die Deutſchen wieder regten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß zwiſchen ihnen und den Perſern ein Verſtändniß gepflogen wurde. Die Nachrichten der Römer aus dieſer Zeit ſind nur kurz und dunkel. Wir erfahren, die Deutſchen ſeyen i. J. 234 über den Rhein gegangen und in Gallien eingefallen, Alexander ſey ihnen mit einem großen Heere, worunter ſich auch viele von den

Perſern vertriebene Parther befanden, entgegengezogen, ſie ſeyen vor ihm zurückgewichen und er habe ſie über den Rhein verfolgt, ſey aber, angeblich wegen allzu großer Strenge, von ſeinen eigenen Soldaten ermordet worden, 235. Sein Mörder aber war der Thraker Mariminus, der ſich im Lager zum Kaiſer ausrufen ließ und ſo große und blutige Kriege mit den Deutſchen führte, daß es ſcheint, er habe eine Bewegung unter den deutſchen Völkern unterdrücken müſſen, die eine Folge der perſiſchen Bewegung geweſen war.

8.

Maximin.

Noch war die Stunde nicht gekommen, in welcher der deutſche Norden den römiſchen Süden erdrücken ſollte, vielmehr wurden die Deutſchen wegen ihrer bisherigen Unvernunft, ihrer ewigen innern Zwietracht noch einmal aufs empfindlichſte geſtraft und zwar durch jenen Thraker, der nach ſeiner Abſtammung, Art und Sitte viel mehr mit ihnen ſelbſt, als mit den Römern verwandt war. Maximinus Thrax iſt einer der merkwürdigſten, wenn auch abſcheulichſten Kaiſer. Durch eine Unnatur der Verhältniſſe, wie ſie nur in jener Zeit möglich war, kam er, der an der Spitze des ganzen barbariſchen Nordens Rom zu zerſtören berufen und auch geneigt war, auf den römiſchen Thron und mußte nun das ihm ſelbſt tödtlich verhaßte Rom gegen den nordiſchen Völkerſturm hüten und ſchützen. Dennoch war die Wendung der Dinge erſtaunlich und verhängnißvoll, indem zum erſtenmal ein echter und voller Barbar den Thron der Cäſaren beſtieg.

Mariminus war in Thrakien geboren, aber ſein Vater ein Gothe, ſeine Mutter eine Alanin, alſo aus dem Norden eingewandert. Er wuchs auf einem Dorfe als Hirte auf, war aber wie von außerordentlicher Schönheit, ſo von herkuliſcher Stärke, ſo daß er ſchon in jungen Jahren die Räuber erſchlug, die ſein Dorf beunruhigten.

Als einmal Kaiſer Septimius Severus am Geburtstage ſeines Sohnes Geta Spiele veranſtaltete, kam Maximin dazu, bat den Kaiſer, mit ringen zu dürfen und warf „in einem Schweiße“ ſechzehn der ſtärkſten Männer zu Boden, wofür er beſchenkt wurde. Das ermuthigte ihn, ſich noch ein andermal an den Kaiſer zu drängen, wie er gerade zu Pferde ſaß. Severus wollte nun prüfen, ob der ſchöne Barbar auch im Laufen ſo ſtark ſey, wie im Ringen, hieß ihn neben ſich laufen und ritt im geſtreckten Galopp, bis er ſelbſt müde war. Maximin aber blieb ihm immer zur Seite und war ſo wenig erſchöpft, daß er jetzt noch auf des erſtaunten Kaiſers Befehl mit ſieben Männern rang und alle niederwarf. Nun nahm ihn Severus unter ſeine Reiterei auf, gewann ihn immer lieber und erhob ihn, obgleich er noch ſehr jung war, zu immer höheren Ehrenſtellen im Heere. „Seine rieſenmäßige Größe, ſagt Capitolinus, ſeine Schönheit, ſeine großen Augen und ſeine blendend weiße Haut zeichneten ihn vor allen aus.“ Auch das Heer liebte und ehrte ihn wegen ſeiner heldenmäßigen Tapferkeit. Aus Dankbarkeit gegen Severus diente er auch noch deſſen Sohn Caracalla. Nach deſſen Tode aber dankte er ab und zog ſich auf die Güter zurück, die er in ſeiner thrakiſchen Heimath angekauft hatte. Ein echt deutſcher Sittenzug, denn der deutſche Waffengenoß blieb ſeinem Herrn treu bis in den Tod. Er ſoll den Macrinus als den Mörder des Sohnes ſeines Kaiſers aufs äußerſte gehaßt haben. Als ein damals ſchon berühmter Krieger aber nährte er Verbindungen mit den jenſeits der Donau in Dakien angeſiedelten Gothen und Alanen, ſeinen Stammgenoſſen. Nach des Macrinus Tode trat er wieder in das römiſche Heer ein, weil er den Heliogabal für einen Enkel ſeines alten Kaiſers hielt, aber die ſchamloſen Späſſe des jungen Kaiſers eckelten ihn ſo, daß er umkehren wollte. Nur die Bitten der Freunde hielten ihn zurück und er blieb als Kriegstribun oder General einer Legion, hielt ſich aber vom Kaiſer fern, bis Alexander Severus auf den Thron kam. Dieſer empfing ihn aufs ehrenvollſte, ernannte ihn zum Senator und übergab ihm den Oberbefehl über die neu geworbenen Truppen, um ſie tüchtig heranzubilden. Als ihm das aufs beſte gelungen war,

machte ihn Alexander zum Befehlshaber über das ganze römische Heer, welches ihm zujubelte, denn neidlos ließen ihn alle Kriegstribunen als den ersten gelten. Jetzt erst kam der böse Dämon über ihn und der Stolz auf sein eigenes Ansehen ließ ihn die Treue gegen seinen alten Kaiser und dessen Geschlecht vergessen. Obgleich er selbst es war, der die unter Heliogabal tiefgesunkene Mannszucht wiederherstellte, geschah es doch, daß diese Strenge dem Kaiser allein zur Last gelegt wurde. Nach einem andern Bericht murrte das Heer, weil die Mutter des Kaisers ihrem Sohn rieth, den Krieg mit den Deutschen aufzugeben. Genug, Maximinus wehrte den Soldaten nicht, als sie ihn zum Kaiser ausriefen und auch nicht die Ermordung Alexanders und seiner Mutter, die erst nachher erfolgte.

Diese Vorgänge in Gallien setzten Rom in großen Schrecken. Der Senat, die Ritterschaft, alles, was noch von altrömischem Blut und vornehm war, entsetzte sich, daß ein Barbar Imperator geworden war. Aber man hatte nicht Muth genug, sich seiner Wahl zu widersetzen. Man begnügte sich, in den Tempeln zu beten, daß ihn der Krieg im Norden verschlingen, daß er nie nach Rom zurückkehren möchte. Er war von dieser bösen Stimmung in Rom wohl unterrichtet, haßte den Senat und jene vornehme und gebildete Welt, zu der er nicht gehörte, war aber einstweilen zufrieden, daß man ihm gehorchte, und schreckte die Unzufriedenen durch blutige Hinrichtungen. Eine Meuterei, die in seinem eigenen Heere von Rom aus durch einen angesehenen Römer, Magnus, angezettelt wurde, unterdrückte er rasch durch die Hinrichtung von 4000 Menschen.

Hierauf ging er mit seinem ganzen Heere über den Rhein und führte einen langen und entsetzlichen Krieg mit den Deutschen, das heißt mit den Westdeutschen, die er nicht wie seine Stammgenossen, die Gothen, liebte, sondern gegen die er vielleicht einen alten Stammeshaß hegte (der Haß zwischen Marbod und Arminius, der später zwischen Gothen und Franken so auffallend wiederkehrt). Nach der Angabe des Herodian war seine Absicht, den ganzen Norden bis ans Meer zu unterwerfen. Wahrscheinlich theilte er dabei noch immer den Irrthum, demzufolge sich Griechen und Römer das nördliche

Europa viel weniger weit ausgedehnt dachten, als es wirklich iſt. Man kann nicht leugnen, daß Sinn in ſeinem Plane war, denn wenn er als Herr des Nordens, als Kaiſer der Barbaren dereinſt nach Rom zurückkehrte, konnte er mit dem etwa noch widerſpenſtigen römiſch-griechiſchen Süden anfangen, was er wollte, und endlich auch die Perſer ſchlagen, dann wäre das römiſche Kaiſerthum einfach um einige Jahrhunderte früher an die Deutſchen gekommen, als es ſpäter unter Karl dem Großen geſchehen iſt. Leider haben wir von dem großen Kriege des Maximin in Deutſchland nur die ſpärlichſten Nachrichten. Capitolinus erzählt, er habe Deutſchland in einem Umfange von 3—400 (römiſchen, nur kleinen) Meilen verheert, alle Ortſchaften verbrannt und ungeheuer viele Menſchen getödtet. In einer Schlacht ſey er einmal mit ſeinem Pferde in einen Sumpf gerathen und beinahe erſchlagen worden, aber die Römer hätten ihn gerettet und der Kampf im Sumpfe habe beinahe einer Seeſchlacht geglichen. Weiter heißt es, er habe noch ſehr viele andere Schlachten geliefert, mehr als je ein Feldherr des Alterthums, ſey immer Sieger geblieben und habe ſo viele Gefangene in die Grenzen des römiſchen Reichs gebracht, daß der Boden des Reichs ſie kaum faſſen könne. Wenn nun auch dieſe Nachrichten, den prahleriſchen Briefen des Kaiſers entnommen, abſichtliche Uebertreibungen enthalten, ſo dürfen wir doch nicht zu gering von dieſem germaniſchen Kriege denken und die Ueberſiedlung ſo vieler Gefangenen auf das römiſche Grenzgebiet muß zur Erklärung der Thatſache dienen, daß in der Folgezeit dieſes Grenzgebiet von Deutſchen wimmelt, die ſich an Alemanen und Gothen anſchließen. Der Kaiſer kam aber nicht an die Nord- oder Oſtſee, ſondern wurde, wie der Bericht ſagt, im innern Deutſchland durch undurchdringliche Wälder und Sümpfe zurückgehalten, hinter denen die Deutſchen ſich verſteckten. Dagegen zog er im Norden der Donau nach Pannonien, von wo aus er die Sarmaten unterwerfen wollte, in denen man die erſten ſlaviſchen Völker hat erkennen wollen, die von Nordoſten her in Europa vordrangen.

Man kann, wenn man will, dieſe Bewegung Maximins nach Pannonien auch als einen Rückzug betrachten. Er hatte offenbar,

trotz aller Siegesberichte, in Deutschland nicht ausgerichtet, was er gewollt, und sein Heer sehr geschwächt. Das mußte man im Süden erfahren und deßhalb glaubte man alles wagen zu dürfen. Zuerst im fernen Afrika erhob sich das durch den kaiserlichen Steuerbeamten schwer gedrückte Volk, ermordete ihn und zwang den greisen Proconsul Gordianus, den kaiserlichen Purpur anzunehmen. Dann folgte Rom selber nach. Hier wurde der ganze Anhang des Maximin ermordet und erklärte sich der Senat selbst für Gordian. Dieser gute Alte aber wurde durch Capellianus, Statthalter des benachbarten Mauritanien, einen entschlossenen Anhänger des Maximin, und die demselben treue Mehrheit der Soldaten geschlagen und zum Selbstmord gezwungen. Nun hörte man in Rom, Maximinus selbst habe den sarmatischen Krieg aufgegeben und rücke aus Pannonien zur Rache heran. Was jetzt thun, da auch Afrika wieder in des Kaisers Gewalt war? Die Römer befanden sich zwischen zwei Feuern, der Senat wählte in der Angst zwei neue Kaiser, Maximus und Balbinus, die Soldaten verlangten aber noch einen dritten dazu, den jungen Gordian, Enkel des Africaners. Maximus rüstete in aller Eile ein Heer und zog nach Oberitalien dem Maximin entgegen. Dieser verweilte zu lange. Würde er rasch nach Italien gekommen seyn, so hätte er vielleicht das Heer des Maximus noch zu schwach gefunden und überwältigt. Aber er ließ ihm Zeit und wie ganz Italien, so erklärten sich auch die übrigen Provinzen des Südens für die römischen Gegenkaiser gegen den Barbarenkaiser, der sie während seiner Abwesenheit durch seine Statthalter und Generale auf unerhörte Weise hatte aussaugen und mißhandeln lassen.

Maximin bewegte sich endlich vorwärts, aber so großer Schrecken ging vor ihm her, daß er den ganzen Weg von Pannonien durch Noricum (Steiermark und Krain), sogar die große Stadt Hermone (jetzt Laibach) menschenleer fand. Jedermann wußte, welcher Ingrimm in seiner Seele kochte und wie gräßlich der Barbar unter den Römern wüthen würde. Sein Ingrimm erklärt sich aber nicht blos aus dem Abfall der Römer, sondern auch aus dem Mißlingen seiner deutschen Eroberung, aus der Schwächung seines Heeres durch

den langen Krieg und aus der Wahrnehmung, daß auch die ihm bisher treuſten Truppen anfingen, unzufrieden zu werden. Als er endlich über die Berge gekommen war und das reiche Italien vor ihm lag, ſperrte ihm die große und feſte Stadt Aquileja den Weg. Aus dem ringsum abſichtlich verheerten Lande hatte man alle Lebensmittel in die Stadt gebracht. Das Heer des Maximin litt an Krankheiten und Hunger und konnte die feſten Mauern nicht erſtürmen, während ein großes Heer unter Maximus bereit ſtand, die Reſte des maximiniſchen Heeres zu vernichten, wenn es ſich vollends vor Aquileja erſchöpft haben würde. Unter dieſen Umſtänden gaben die Führer im letztgenannten Heere den Anträgen und Befehlen des Senats Gehör und ermordeten den Barbarenkaiſer in ſeinem Zelt, während er ſchlief, 238.

Maximin war der deutſche Urturner, 8 Fuß hoch, noch als Fünfziger in allen Leibesübungen jeden übertreffend, ſo ſtark, daß er ins Rad greifend einen Wagen im vollen Fahren aufhielt, harte Töpfe zwiſchen den Fingern in Staub zerrieb. Sein Daumenring war ſo weit, daß ihn ſeine Gemahlin als Armring tragen konnte. Mit ihm wurde ſein gleichnamiger Sohn im Schlaf ermordet. Dieſer jüngere Maximin war ſo ſchön, daß alle Weiber ſich in ihn verliebten und die vornehmſten Römerinnen ſich bemühten, Mutter von ihm zu werden. Er trug einen goldenen Panzer, den goldenen Schild und Helm mit Juwelen bedeckt. Als ſein abgeſchlagener Kopf in Rom auf einer Lanze umhergetragen wurde, glich er „einem ſchönen Geſpenſte“ und niemand konnte dieſes bleiche Antlitz ohne Schmerz anſehen, während der Kopf des Vaters nur einen mit Freude gemiſchten Abſcheu einflößte.

9.

Anſtürmen der Deutſchen und Perſer.

Die beiden Senatskaiſer, Balbinus und Maximus, wurden bald von den Soldaten ermordet, die nur einen Soldatenkaiſer haben

wollten und als ſolchem dem jungen Gordian allein gehorchten. Sie duldeten ſogar, daß ſich derſelbe durch den gelehrten Miſitheus berathen ließ, der aber frühe ſtarb. Nachher machten die Perſer wieder einen Angriff auf den Oſten des Reichs, der Kaiſer zog an der Spitze des Heeres ihnen entgegen und ſchlug ihren König Sapor, Sohn des Ardaſchir, glücklich zurück. Aber der Araber Philipp, ein hoher Offizier, hielt künſtlich den Proviant zurück, ſo daß die Legionen murrten, dem Kaiſer die Schuld gaben und denſelben im Lager erſchlugen, worauf Philippus Arabs ſelbſt den Purpur anlegte, 244. Dieſer bekam alsbald an der untern Donau zu thun, denn der Skythenkönig Arguntis (Gothe oder Sarmate) und das Volk des Carper waren ins Reich eingebrochen. Philipp ſoll ſie zurückgetrieben haben und konnte in Rom im J. 248 die tauſendjährige Jubelfeier der Erbauung Roms begehen, aber ein Aufruhr in Möſien rief ihn wieder an die Donau. Er ſchickte den Decius dahin, den die Legionen zum Kaiſer ausriefen, rückte ihm zwar nach, um ihn zu beſtrafen, unterlag aber und fiel in einer Schlacht bei Verona, 249.

Die nach den römiſchen Berichten ſo oft geſchlagenen deutſchen Völker, die ſich in Dacien und längs dem linken Ufer der Donau feſtgeſetzt hatten, waren entweder nie ernſtlich beſiegt worden oder verſtärkten ſich durch Zudrang vom Norden und Oſten her, denn ſie ſtürmten immer maſſenhafter und gewaltiger heran. Leider haben wir gar keine Nachricht über das, was im Innern Deutſchlands damals vorging. Wir erfahren nur, die Gothen unter ihrem König Criva, dazu Vandalen, Baſtarner, Sarmaten ſeyen im J. 250 über die Donau gekommen, hätten das kaiſerliche Heer geſchlagen, Philippopolis erobert und dort hunderttauſend Menſchen niedergehauen und den Priscus, einen Bruder des ermordeten Philipp, zum Kaiſer eingeſetzt. Darin liegt eine dunkle Spur, daß auch ſchon Philipp vielleicht nur mit Hülfe der Barbaren im römiſchen Heere zur Krone gelangt war. Es handelte ſich vielleicht um einen Rückſchlag des maximiniſchen Princips gegen das gordianiſche oder des neurömiſch-halbbarbariſchen gegen das altrömiſche. Das letztere unterlag. Decius

wurde in einer neuen großen Schlacht von den Gothen beſiegt und mit ſeinem Sohn erſchlagen. Man fand ihn wenigſtens nicht mehr, weder lebend noch todt, ſeine Leiche ſcheint in einem Sumpfe verſunken zu ſeyn, 251.

Sein Nachfolger Gallus konnte den Frieden von den Gothen nur durch einen großen Tribut erkaufen, aber ſie kamen immer wieder, raubten die Provinzen aus und drangen diesmal ſchon bis ans adriatiſche Meer. Da erfocht endlich Aemilianus einen Vortheil über ſie und wurde deshalb zum Kaiſer ausgerufen, Gallus ermordet. Aber Valerianus, der dem Gallus ein Hülfsheer aus Gallien hatte zuführen wollen, erkannte den Aemilian nicht an, wurde ſelbſt von ſeinen Legionen zum Kaiſer ausgerufen und fand auch Anhang bei den Truppen des Aemilian, ſo daß auch dieſer mit Mord endete, 253. Nun regierte Valerian zwar allein, aber er war dem ungeheuren Andrange der Feinde von außen nicht mehr gewachſen, denn zu gleicher Zeit ſtürmten jetzt Alemannen und Franken über den Rhein, Gothen über die Donau und Perſer in Syrien ein.

Obgleich es uns an allen Nachrichten über die inneren Vorgänge in Deutſchland aus jener Zeit fehlt, dürfen wir doch nicht zweifeln, daß damals die Auflöſung der kleinen Völkerſchaften in größere Völkerbündniſſe, die ſchon früher hin und wieder begonnen hatte, vollendet worden iſt, wozu wahrſcheinlich der ſchreckliche Krieg mit Maximin das meiſte mag beigetragen haben. Die Alemannen, in welchen alle kleineren Völker im Südweſten Deutſchlands aufgingen, wurden ſchon früher genannt, aber jetzt erſt die Franken, unter denen die Sigambern, Chauken, Attuarier, Catten und die meiſten Belgier verſchwanden. Die Gothen, obgleich früher ſchon genannt, vielleicht eins mit den alten Geten, ſcheinen jetzt erſt, indem ſich Vandalen, Baſtarner, Alanen ꝛc. an ſie anſchloßen, zu größerer Macht gelangt zu ſeyn. Eigentliche Reiche bildeten die vorherrſchenden Alemannen, Franken und Gothen nicht. Ueberall ſehen wir ſie unter viele Führer vertheilt, behalten die einzelnen Beſtandtheile noch ihre beſondern Völkernamen, tritt nur zeitweiſe, wie auch früher, ein Oberfeldherr unter ihnen auf, aber ihre anfangs nur auf Zeit ge-

ſchloſſene Bundesgenoſſenſchaften unter einem neuen Namen bildeten ſich doch nach und nach zu geſchloſſenen Staaten aus, in denen eine Dynaſtie über die andere die Oberhand gewann. Dieſe innere Reform hielt gleichen Schritt mit dem Vorrücken ins römiſche Reich. Durch Wanderung, Krieg, Beſitznahme neuer Wohnſitze wurde die Nothwendigkeit des kriegeriſchen Zuſammenhaltens und der Concentration der Gewalt in der Perſon und Familie eines Königs immer fühlbarer.

Der Angriff ſo zahlreicher Feinde machte dagegen im römiſchen Reiche eine Theilung der Gewalt nöthig. Valerian konnte nicht zugleich die Franken und Alemannen am Rhein, die Gothen an der Donau und die Perſer am Euphrat bekämpfen, er ſchickte daher ſeinen Sohn Gallienus gegen die erſteren, ſeinen Feldherrn Aurelianus gegen die zweiten und er ſelbſt zog gegen die dritten aus. Während alle drei an die Grenzen gezogen waren, brachen die Alemannen mitten durch, überſtiegen die Alpen und zogen plündernd, ſengend und brennend durch die reiche Ebene bis vor Ravenna, wichen jedoch vor einem Heere zurück, welches die Römer in aller Angſt raſch zuſammenzogen, und fielen hierauf in Gallien ein. Die Nachrichten darüber ſind ſehr dunkel. Krokus, ein junger alemanniſcher Held, wollte große Dinge thun und frug ſeine Mutter, wie er das anzufangen habe? Du mußt Großes gründen oder zerſtören. Das letztere ſchien ihm leichter, er ging daher über den Rhein und ſoll über 60 der ſchönen großen Römerſtädte in Gallien zerſtört haben, bis er bei Arles dem Poſthumus unterlag, der hier für Gallienus befehligte. Man ſoll nachher den Krokus in einem eiſernen Käfig zur Schau herumgeführt haben. Die Thatſache, daß Gallienus die ſchöne Pipara, eine markomanniſche Königstochter, heirathete, beweist, daß man ſich in Rom Mühe gab, die Deutſchen auf friedlichem Wege zu verſöhnen. Die Franken, völlig unabhängig von Alemannen und Gothen, wurden im J. 256 von Gallienus beſiegt, vielleicht in Folge einer Verſöhnung mit den Alemannen. Gegen die Gothen ſchützte das Reich Aurelianus, wie es ſcheint, nur mit äußerſter Noth. Sie eroberten das boſporaniſche Reich im Norden des

ſchwarzen Meeres (die Krimm), bauten ſich dort eine Flotte und fuhren zum erſtenmal im J. 253 durch das ſchwarze Meer und die Dardanellen, plünderten die griechiſchen Ufer aus und belagerten Theſſalonich. Vom Jahr 258 an unternahmen ſie drei Jahre lang eine ſyſtematiſche Plünderung der kleinaſiatiſchen Ufer, eroberten Trapezunt, verbrannten Nicäa und Nicomedia und ſchleppten eine unermeßliche Beute mit heim. Kaiſer Valerianus ſelbſt vertrieb ſie zwar immer wieder, wo er ſie zu Lande erreichen konnte, aber das mächtige Rom hatte ſeltſamerweiſe keine Flotte mehr, um ſie zur See anzugreifen. Unterdeß waren die Perſer in Syrien vorgedrungen und hatten ſich in Edeſſa feſtgeſetzt. Valerian wandte ſich gegen ſie, wurde aber von ihrem Könige Sapor in der erſten großen Schlacht überwunden, nicht ohne Schuld des Macrian, der die Prätorianer befehligte und im Einverſtändniß mit dem Feinde Verrath übte. Der Kaiſer und das ganze römiſche Heer wurden eingeſchloſſen und mußten ſich gefangen geben, 260. Der unglückliche Valerian wurde, wie es heißt, geblendet und von Sapor als Fußſchemel gebraucht, indem derſelbe jedesmal, wenn er zu Pferde ſtieg, den Fuß auf den Rücken des gefangenen Kaiſers ſetzte. Zuletzt ſoll er ihm lebendig die Haut haben abziehn laſſen. In den Saſſanidengräbern zu Nakſchi Ruſtan ſieht man noch in Sculpturen den Kaiſer in Feſſeln kniend vor dem zu Roß ſitzenden Sapor. Gallienus that nicht das mindeſte, um ſich ſeinen Vater zurück zu erobern oder wenigſtens Rache an den Perſern zu nehmen. Sapor ſetzte daher ſeine Eroberung fort, nahm Antiochia weg, wo er große Verwüſtungen in den Götzentempeln anrichten ließ, und drang in Kleinaſien bis nach Cäſarea, der Hauptſtadt von Cappadocien, vor. Erſt Odenatus, welcher in Palmyra an den Grenzen zwiſchen Syrien und Arabien alle noch übrigen Kräfte des griechiſch-römiſchen Vorderaſiens ſammelte, leiſtete ihm zähen Widerſtand und ſtiftete für ſich ein faſt ganz unabhängiges Reich.

Gallienus war unfähig, das römiſche Reich noch zuſammen zu halten. Der Senat galt nichts mehr und die Legionen waren überall zerſtreut. In der Noth aber wollten die am meiſten vom Feinde

bedrohten Provinzen einen tüchtigen Imperator haben, wie es Odenatus war, und in den minder bedrohten Provinzen dachte jeder General, der einiges Anſehen genoß, er tauge beſſer zum Kaiſer, als Gallien. In dieſer Unglückszeit tauchten daher 30 Kaiſer zugleich auf, welche man, nicht ganz paſſend, die 30 Tyrannen genannt hat. Aber auch ihnen wurde nicht überall gehorcht. In Sicilien gab es einen neuen Sklavenkrieg, in Alexandria ſchlugen ſich die Parteien jahrelang in blutigen Straßengefechten herum. Hier warfen ſich Aemilianus, in Illyrien Macrianus und dann Ingenuus und Regilianus, in Thrakien Clodius, in Theſſalien Piſo, in Gallien Poſthumus, dann Lollianus, Victorinus und Marius zu Kaiſern auf. Die übrigen ſind kaum der Rede werth. Sie verdrängten einander ſelbſt und gingen alle bald unter. Wie tief herabgeſunken das Kaiſerthum war, erkennt man aus dem Umſtande, daß es ſogar die ciliciſchen Räuber im Gebirge Taurus wagten, ſich in der Perſon des Trebellianus ſelbſt einen Kaiſer zu ſetzen. Dieſe Räuber nannte man jetzt Iſaurier, es war daſſelbe Völkchen, welches früher vorzugsweiſe Seeraub getrieben hatte, allmählig aber von der ciliciſchen Küſte vertrieben worden war und ſich in die unzugänglichen Schluchten der nahen Gebirge zurückgezogen hatte. Es behauptete noch geraume Zeit uralte Tapferkeit, aber auch rückſichtsloſe Unmenſchlichkeit und ſtieg zu immer höherem Ruhm empor, je mehr das übrige Vorderaſien erſchlaffte.

Um alle dieſe Nebenkaiſer bekümmerte ſich Gallienus eben ſo wenig, als um ſeinen eigenen Vater, ſondern ließ ſich es wohl ſeyn in Rom und lebte nur der Ueppigkeit und Dichtkunſt, die er durch glänzendes Ausmalen der ſinnlichen Luſt entweihte. Auch ihn ergriff der Kaiſerwahnſinn. Er bildete ſich ein, der Sonnengott ſelbſt zu ſeyn, was ſich daraus erklärt, daß ſich damals die Heiden im römiſchen Reiche mehr und mehr zu einer vorzugsweiſen Verehrung der Sonne hinneigten, in deren reinem Lichte ſie zugleich das heilige Feuer der Perſer und das geiſtige Princip der Chriſten vereinigen zu können wähnten. Gallienus aber identificirte ſich als ſichtbarer Herr der Welt mit dem Sonnengotte, puderte ſein Haar mit Gold-

ſtand, trug öffentlich eine Strahlenkrone und nur Gewande von Gold, ja wuſch ſich ſelbſt die Hände nur in Goldſtoffen und aß und trank nur aus goldenen Gefäſſen. Seine Portraitſtatue, die ihn als Sonnengott darſtellte, ſollte alle Koloſſe der Welt an Größe übertreffen, wurde aber zertrümmert, bevor ſie fertig war. Erſt neue Einfälle der Gothen riſſen den eitlen Kaiſer aus ſeiner Ruhe. Eine große Schaar Gothen plünderte i. J. 262 wieder Kleinaſien aus, erlitt aber auf dem Rückwege zur See eine Niederlage, da die Städte endlich eine römiſche Flotte aufgebracht hatten. Aber im folgenden Jahre kamen die Gothen ſchon wieder, fielen diesmal über das europäiſche Griechenland her, plünderten deſſen alte Städte unbarmherzig aus und kamen unter andern auch nach Athen. Hier ſcheinen ſie ſich über die vielen Bücher verwundert zu haben, denn Athen glänzte neben Alexandria noch immer durch ſeine gelehrten Schulen. Die Gothen hatten Luſt, alle dieſe Bücher zu verbrennen, aber ein alter Mann brachte ſie davon ab, indem er ihnen ſagte, ſo lange die Griechen die Feder führten, würden ſie das Schwert nicht führen lernen. Die Zerſtörung des ſchönen Hellas brachte die ganze gebildete Römerwelt in Aufruhr und Gallienus rührte ſich nicht. Da riefen Legionen in Italien den Aureolus zum Kaiſer aus und jetzt erſt fuhr Gallienus wüthend auf, ſammelte die ihm noch treuen Legionen, belagerte ſeinen Nebenbuhler in Mailand, fiel aber bei Nacht durch einen Pfeil, 268.

10.

Rückſchlag altrömiſcher Kraft durch ſtarke Kaiſer.

Gallienus empfahl ſterbend den tapfern Claudius II. zum Nachfolger im Reich, ein nutzloſes Leben endend mit einem nützlichen Rathe. Claudius, zubenannt Gothicus, begann eine neue Reihe ſiegreicher Kaiſer von eiſerner Kraft und Ausdauer, zum Beweiſe,

welche Macht der altrömiſchen Disciplin noch innewohnte, wenn man ſie zu handhaben verſtand. Kaum hatte Claudius den Thron beſtiegen und den Aureolus beſiegt, als er ſich gegen die Alemannen kehren mußte, die durch die Alpen hervorbrachen. Er ſoll ſie in einer großen Schlacht am Gardaſee überwunden haben, 269. Nun begannen aber die Gothen einen neuen noch viel großartigeren Angriff, indem ſie auf 6000 Schiffen wieder vom Norden des ſchwarzen Meeres aus zuerſt die Donau hinauffuhren. Hier am Ufer zurückgeſchlagen, theilten ſie ſich in zwei Maſſen. Die eine fuhr nach Kleinaſien, plünderte dort die Küſten, verbrannte den prachtvollen Tempel der Diana zu Epheſus, ein Wunder der Welt, und kam bis zur Inſel Cypern. Die andere raubte die Küſten Griechenlands aus und wollte zu Lande nach der Donau zurückziehen, wurde aber bei Naiſſus (Niſſa) von Claudius aufgehalten und nach einem ſchweren Kampfe überwunden. Auch die aus Cypern umkehrenden Gothen wurden nun von ihm aufgefangen und ſollen faſt alle zu Grunde gegangen ſeyn. Claudius rühmte ſich 320,000 Gothen vertilgt zu haben, die Donau ſey mit gothiſchen Schilden ganz bedeckt geweſen, 2000 gothiſche Schiffe ſeyen von ihm verſenkt worden. Nachdem er ſich im Norden Ruhe geſchafft hatte, wollte er die Wittwe des Odenatus, die ſchöne Königin Zenobia, die in Palmyra ihre Unabhängigkeit behauptete, dem Reich unterwerfen, ſtarb aber unterwegs an der Peſt, 270. Sterbend ernannte er noch den Pannonier Aurelian zu ſeinem Nachfolger.

Aurelianus mußte ſich wieder gegen die Gothen wenden, die in ungeheuren Schaaren und wieder in zwei großen Maſſen diesmal zu Lande ins römiſche Reich einbrachen. Wenn ſie dazu Muth und Leute genug hatten, ſo konnten die Niederlagen, die ihnen Claudius beigebracht hatte, doch nicht ſo gar bedeutend geweſen ſeyn, als ſie uns von den Panegyrikern geſchildert werden. Die eine Gothenſchaar wurde von Aurelian in einer großen Schlacht in Ungarn beſiegt, ihr König Cannabaudes erſchlagen. Die andere, aus Juthungen, Vandalen und Markomannen zuſammengeſetzt, war unterdeß ſchon bis nach Mailand vorgedrungen, Aurelianus eilte herbei, wurde aber bei

Placentia (Piacenza) geſchlagen. In dieſer Noth bewies er, was er vermochte, raffte alles zuſammen, was Waffen tragen konnte, um den italieniſchen Boden zu vertheidigen, und ſchlug die Feinde in zwei neuen Schlachten bei Fano und Pavia glücklich zurück. Doch erkaufte er die Ruhe nur dadurch, daß er jetzt den Gothen alles Land nordwärts der Donau, oder Dakien, förmlich abtrat. Wären die Nachrichten aus jener Zeit nicht ſo kurz, dunkel oder einſeitig abgefaßt, ſo würden wir vielleicht beſſer wiſſen, was dem Aurelian zu ſeinem Siege über die Gothen verhalf. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Franken, welche ſchaarenweiſe den Römern zuzogen, dabei eine wichtige Rolle ſpielten, weil ſie uralte Feinde der Gothen waren. Im Heere des Aurelian werden Hartmund, Haldegaſt, Hildomann, Clarioviſt als Generale genannt, ohne Zweifel Franken. Als er nach Zurücktreibung der Gothen nach Helvetien ging, um Vindoniſſa aus der Gewalt der Alemannen zu befreien, ſtanden ihm Franken vom Norden her bei. Damals unterwarf er auch den Nebenkaiſer Tetricus, welcher ſich noch von der gallieniſchen Zeit her in Gallien gehalten hatte.

Jetzt erſt vermochte er, die widerſpenſtige Zenobia zu demüthigen. Nachdem er ihre Heere in mehreren Schlachten beſiegt, nahm er ſie gefangen und hielt, nachdem er auch noch eine Empörung des Firmus in Aegypten niedergeſchlagen hatte, einen glänzenden Triumpheinzug in Rom, 274. Denſelben eröffneten 20 Elephanten, 200 Löwen, Panther und Leoparden, ferner große Giraffen und Elennthiere. Auf dieſe folgten die gefangenen Krieger der verſchiedenſten Völker, darunter zehn gothiſche Amazonen, der Wagen eines Gothenkönigs von Hirſchen gezogen, dann der gefeſſelte Tetricus in goldenem Kleide und Purpurmantel, endlich Zenobia, an Händen und Füßen und am Halſe goldene Feſſeln tragend und ſo ſchwer mit Edelſteinen bedeckt, daß ſie kaum darunter gehen konnte. Dieſen lebenden Trophäen wurden ſodann die erbeuteten Schätze nachgeführt ꝛc. Als man dem Kaiſer vorwarf, daß er über ein Weib triumphire, rief er: aber was für ein Weib! Er behandelte ſie übrigens nachher aufs gütigſte und wies ihr eine ſchöne Villa in

dem reizenden Thale von Tivoli an, deren Ruine man heute noch ſieht.

Ihre Perſon wurde von Trebellinus Pollio alſo geſchildert: „In den öffentlichen Verſammlungen erſchien ſie mit dem Helm auf dem Haupte, in einem Purpurmantel, deſſen Saum unten herum mit Juwelen beſetzt, vornen herunter aber mit einer Frauenzimmeragraffe von Perlenmutter befeſtiget war. Oefters zeigte ſie ſich auch mit entblößten Armen. Sie hatte eine etwas dunkle bräunliche Geſichtsfarbe, ihre Augen blitzten von ungemeinem gleichſam göttlichen Feuer, gemäßigt durch die reizendſte Anmuth. Ihre Zähne waren ſo weiß, daß man ſie für Perlen und nicht für Zähne hätte halten ſollen. Sie hatte eine helle männliche Stimme. Erforderte es die Noth, ſo verfuhr ſie mit tyranniſcher Strenge; aber auch mit der Milde der beſten Fürſten, wenn Menſchenliebe ſolches erheiſchte. Als ſie nach ihrer Gefangennehmung vor den Aurelian gebracht wurde, antwortete ſie auf deſſen Frage: „warum ſie ſich erdreiſtet hätte, den römiſchen Kaiſern ſo übermüthig zu begegnen.“ „Dich, meinen Ueberwinder, erkenne ich für einen Kaiſer. Den Aureolus, Gallien und andere Fürſten aber habe ich für keine Kaiſer gehalten.“

Aurelian umgab Rom zum erſtenmal mit einer Mauer. Die ältere Ummauerung war längſt durch Erweiterung der Stadt nutzlos geworden. Seit Jahrhunderten hatte niemand eine neue Mauer für nöthig gehalten. Seit aber Gothen und Alemannen bis Mailand und Ravenna gekommen waren, wurde ſie es. Aurelian huldigte dem Sonnengott, als dem höchſten, wie es damals Mode geworden war. Nachdem er das Reich nach allen Seiten hin beruhigt hatte, wollte er noch einen Zug gegen die Perſer unternehmen, wurde aber unterwegs in der Nähe von Byzanz auf Anſtiften von Schreibern umgebracht, die wegen Erpreſſungen von ihm beſtraft zu werden fürchteten, und die den Vorwand brauchten, er ſey den Soldaten zu ſtreng geweſen, 275.

Der römiſche Senat wählte den alten Tacitus, einen Nachkommen des Geſchichtſchreibers, zum Kaiſer, den aber die Soldaten

umbrachten. Daſſelbe Schickſal erlitt ſein Bruder Florianus und niemand konnte ſich auf dem Thron behaupten als Probus, ein tapferer Waffengenoſſe des Aurelian, den die Legionen im Orient zum Kaiſer ausriefen. Dieſer ruhmwürdige Fürſt machte ſichs zur Lebensaufgabe, die Rhein- und Donaugrenze des Reichs aufs kunſtvollſte zu befeſtigen durch Anlagen zahlreicher neuer Caſtelle und Verbindungsſtraßen, unter andern durch eine Erneuerung der hadrianiſchen Mauer zwiſchen Rhein und Donau. Die Deutſchen ſelbſt aber ſuchte er ſich zu befreunden und aus ihnen römiſche Unterthanen zu machen. Gleich zu Anfang ſeiner Regierung hatte ſich zu Köln ein gewiſſer Bonoſus zum Kaiſer ausgerufen, der mit der ſchönen Hunila, einer von Aurelian gefangen genommenen vornehmen Gothin vermählt war. Probus beſiegte ihn mit Hülfe der Franken. Viele tauſende der letztern ließen ſich von ihm überreden, in das ſchöne Aſien überzuſiedeln, wo er ſie am ſchwarzen Meere gegen die dort ſo gefährlich gewordenen Gothen brauchen wollte. Aber es gefiel ihnen dort nicht, ſie bemächtigten ſich der Schiffe im ſchwarzen Meere, fuhren durch die Dardanellen zurück, plünderten unterwegs die reichen Städte, namentlich Syrakus aus, erlitten eine Niederlage bei Karthago, kamen aber doch glücklich durch die Meerenge von Gibraltar und die Nordſee wieder heim. Gothiſche Arier und Lygier beſiegte Probus und nahm ihren Fürſten Semno gefangen. Baſtarner verſetzte er nach Thrakien, alſo dieſſeits der Donau, wo ſchon lange Deutſche wohnten; Vandalen nach Britannien (Vandelsbury). Seine Politik ging dahin, die durch natürliche Verwandtſchaft verbundenen deutſchen Stämme zu trennen, um einen gegen den andern brauchen und ſie alleſammt beſſer zügeln zu können. Sie aber rückten unmerklich immer weiter im römiſchen Reiche vor. Erſt verſchwanden die Römer vom linken Donauufer; bald ſollten ſie auch auf dem rechten bis an den Hämus und die Alpen hin verſchwinden. Wenn nun die dort neu angeſiedelten Deutſchen auch als römiſche Bundesgenoſſen oder Hinterſaſſen galten, ſo war das ein leerer Name, die große Völkerbewegung ſchritt unaufhaltſam vom Norden nach Süden

fort, die deutſche Nationalität überwog immer mehr die römiſche und die Deutſchen lernten immer beſſer, wenn auch in Verbindung mit Rom oder gar im römiſchen Dienſt, doch die Politik auf eigene Rechnung treiben.

So nützte den Probus die neue Mauer zwiſchen Rhein und Donau gar nichts, denn wenn er ſich auch die ſchon innerhalb dieſer Linie feſtſitzenden Alemannen befreundete, konnte er nicht verhindern, daß ſie nach ſeinem Tode wieder in hellen Haufen mit andern deutſchen Stämmen verbunden, über die Alpen gingen. Bleibend war ſeine ſchönſte Schöpfung am Rhein, die Anlage von Weinbergen. Bisher hatte der trinkluſtige Deutſche den Wein jenſeits der Alpen und vom mittelländiſchen Meere her holen müſſen. Jetzt brachte ihn Probus ganz in die Nähe. Die ſonnigen Hügel am Rhein, an der Moſel, bald auch am Main und Neckar überſpannen ſich zum erſtenmal mit dem lieblichen Grün der Rebe. Auch nach Pannonien (Ungarn) verpflanzte Probus den Weinbau. Als er aber hier die gefährlichen Sümpfe austrocknen ließ, ſchämten ſich die Soldaten dieſer Friedensarbeit und erſchlugen ihren wackern Kaiſer, 282.

Die Legionen machten nun den tapfern Carus zum Kaiſer, der die Perſer zu züchtigen unternahm. Einſt zeigte er dem perſiſchen Geſandten ſein kahles Haupt: „ſeht, ſo kahl will ich euer Perſien machen.“ Wirklich verheerte er Meſopotamien und eroberte Seleukia und Kteſiphon, wurde aber während eines nächtlichen Ungewitters in ſeinem Zelte vom Blitz erſchlagen, 283. Sein Sohn Carius, ein elender Menſch, konnte ſich gegen den edeln Diocletian, den die Legionen zum Kaiſer erhoben, nicht behaupten und wurde getödtet, 284.

11.

Diocletian.

Der neue Soldatenkaiſer war in Dalmatien geboren und der Sohn eines Sklaven, aber eine galliſche Druidin hatte ihm geweiſſagt, er werde Kaiſer werden, wenn er einen Eber (aper) tödte. Als nun Carus angeblich durch den Blitz, wahrſcheinlicher durch die Ränke eines gewiſſen Aper umkam, ſtach Diocletian dieſen auf der Stelle nieder und das Omen war erfüllt.

Diocletian faßte den großen Gedanken, dem ewigen Wechſel von Soldatenkaiſern ein Ziel zu ſetzen, nicht mehr einen Imperator, ſondern einen prieſterlichen Friedensfürſten ſollte das Volk im Kaiſer ſehen. Der brutalen Säbelherrſchaft gegenüber, das ſah er ein, konnte jetzt die Zurückführung auf den alten Rechtsſtaat, auf die Autorität des Senats ꝛc. nichts mehr helfen. Aber die Formen der orientaliſchen Deſpotie ſchienen geeignet dem römiſchen Kaiſer jene heilige Majeſtät zu verleihen, in welcher etwas Prieſterliches, mithin Dauerhafteres liegt, was dem Volk mehr Ehrfurcht und Zutrauen einflößte, als der ſoldatiſche Aufzug, der Beiſchmack von Lagern und Märſchen, womit immer etwas Uſurpatoriſches, Flüchtiges und Vergängliches bezeichnet wurde. Diocletian nahm alſo den Titel sacra Majestas und ſtatt der einfachen altrömiſchen Tunica und Toga eine prachtvoll orientaliſche Königstracht, bedeckt mit Gold und Juwelen, dazu einen zahlreichen vielgegliederten Hofſtaat an und führte die Adoration ein, d. h. wer ihm nahte, mußte auf die Kniee fallen. Der Kaiſer hatte aber die Welt und ihren Gang genug kennen gelernt und aus dem Beiſpiel der Julier und Flavier, wie der parthiſchen Könige und früher ſchon der Diadochen erſehen, daß die Monarchie durch nichtswürdige Söhne großer Väter eben ſo leicht zu Grunde gerichtet werde, wie durch ewige Soldatenaufſtände und Uſurpatoren. Sein erfinderiſcher Geiſt ſann daher ein künſtliches Syſtem aus, wodurch er die eine wie die andere Gefahr vermeiden

wollte, nämlich das Syſtem der Adoption und der getheilten Verwaltung.

Der jeweilige Monarch ſollte einen würdigen Mann nicht nur zum Nachfolger, ſondern auch ſchon, während er ſelbſt noch lebte, zum Mitkaiſer ernennen, mit Uebergehung der eigenen Kinder, lediglich zum Beſten des Staats mit Aufopferung des eigenen Familienvortheils. Jeder von beiden ſollte eine Hälfte des Reichs regieren, eine Theilung, die immer dringender durch die Umſtände erfordert wurde, da ein Kaiſer allein nicht zugleich gegen die Deutſchen und gegen die Perſer fechten konnte. Diocletian hatte noch nicht lange regiert, als er ſogar nöthig fand, die Regierung zu vervierfachen, damit ſie von vier Mittelpunkten aus mit gehöriger Kraft gehandhabt werden könne. Nachdem er zuerſt ſeinen Waffengenoſſen, den Pannonier Maximian zum Mitkaiſer und Auguſtus ernannt hatte, ſchuf er noch zwei Unterkaiſer unter dem Titel Cäſaren, den Galerius, den Sohn eines armen daciſchen Hirten, und den Dardaner Conſtantius, zubenannt Chlorus (der Blaſſe), deſſen Mutter die Nichte des Kaiſers Claudius Gothicus geweſen war. Dieſe hielt er für die tüchtigſten zum Amt und überging dabei einen Sohn des Maximian. Er berechnete auch voraus, daß in zu hohem Alter der Menſch nicht mehr gut zum regieren taugt und ſetzte ſich und den Maximian nur eine zwanzigjährige Regierungszeit, nach welcher beide abtreten ſollten. In dieſer ganzen Zeit hat er nun vortrefflich regiert und niemand hat gewagt, in ſein Syſtem ſtörend einzugreifen. Es ließ ſich aber doch nicht lange aufrecht erhalten, weil es der natürlichen Neigung des jeweiligen Herrſchers, den Thron auf die eigenen Kinder zu vererben, allzuviel Gewalt anthat.

Das Syſtem, wenn auch ohne Dauer, iſt doch ſchon deshalb ſehr merkwürdig, weil in ihm die erſte Ahnung jenes Gottesſtaates lag, der im chriſtlichen Mittelalter verwirklicht wurde. Diocletian war ein überaus frommer Heide und ſuchte ſeine Frömmigkeit auch ſeinem ganzen Reiche mitzutheilen. Er betrachtete den Jupiter als den eigentlichen Herrn des Reichs, ſich ſelbſt und ſeine Mitregenten nur als die Lehnsträger des Gottes, wie ſpäter die deutſchen Kaiſer

das Reich auch nur zu Lehen empfingen vom Herrn aller Herren. Man kennt noch die Formel, mit welcher Maximian nach zwanzig Jahren seine Krone niederlegte. „Nimm zurück, o Jupiter, was du verliehen hast!"

Rom lag viel zu weit von den Grenzen entfernt, an denen der immerwährende Krieg entbrannt war. Auch hatte die durch so viele schlechte Kaiser tiefverdorbene Bevölkerung der Hauptstadt wohl am wenigsten Sinn für die „heilige Majestät". Es gehörte daher zum Systeme Diocletians, Rom zu meiden. Er selbst residirte zu Nikomedia im kleinasiatischen Bithynien, Maximian in Mailand, Constantius in Trier, und alle diese neuen Residenzen erhielten prachtvolle Neubauten.

Einen schweren Kampf hatte zuerst Maximian zu bestehen gegen die Bagauden, die empörten Bauern in Gallien. Diese armen Leute wurden von alten Zeiten her von ihrem Adel, später von den römischen Wucherern und Gläubigern gedrückt und sollten nur noch immer höher gesteigerte Staatssteuern zahlen. Sie waffneten sich daher, angeführt von Aelian und Amandus, und schlugen Adel, Steuerbeamte und Soldaten todt, wo sie sie fanden, im J. 287. Maximian überwältigte sie durch die Uebermacht seiner Legionen. Nachher erst kam Constantius zur Regierung in Gallien und suchte die Wunden des Volkes zu heilen. Während Diocletian selbst, um Theurung zu verhüten, ein Maximum des Preises vorschrieb, über welches hinaus keine Lebensmittel verkauft werden durften, befolgte Constantius ein ungleich zweckmäßigeres System und machte den volkswirthschaftlichen Grundsatz „des Volkes Reichthum ist des Staates Reichthum", und damit zugleich zum erstenmal auch das Creditsystem geltend. Denn als ihm Diocletian vorwarf, warum er keinen Staatsschatz gesammelt habe? bat Constantius schnell die reichsten Gallier, ihm große Summen vorzuschießen. Sie thaten es gern, er zeigte sie dem Diocletian, der sich nun beruhigte, und gab sie sogleich wieder den Gläubigern zurück, den productiven Händen, „in denen der Staatsschatz am besten aufgehoben sey."

Auch am Rhein mußte zuerst Maximian, dann Constantius mit

den Alemannen kämpfen, die in großen Schaaren in Gallien einbrachen, 287 und 298. Sie wurden gedrängt von den Burgundern, diese von den Gothen und Vandalen. Es gab blutige innere Kriege in Deutschland, in Folge deren die Alemannen zweimal über den Rhein kamen, um sich andere Wohnsitze zu suchen. Das zweitemal erlitten sie eine furchtbare Niederlage bei Angers, wo angeblich 60,000 Alemannen geblieben sind. Die Franken verhielten sich ruhig. Sie hatten in den Niederlanden ihre Grenzen weiter ausgedehnt, trieben aber friedlich Ackerbau und waren der Römer Bundesgenossen. Dagegen machten sich zum erstenmal die Sachsen furchtbar, die aus den kleinen Stämmen an den Mündungen der Weser und der Elbe zusammenflossen, wie die Franken aus den Stämmen zwischen Weser, Rhein und Main. Ein Menapier, Carausius, wurde als kühner Seeräuber so berühmt und gefürchtet, daß ihn schon Kaiser Probus zu gewinnen suchte und zum Befehlshaber der römischen Flotte in der Nordsee machte. Als aber Maximian ihn wollte aus dem Wege räumen lassen, fuhr er nach Britannien hinüber und warf sich dort zum Imperator auf. Diocletian fand für nöthig, ihn einstweilen anzuerkennen, indeß wurde Carausius im J. 296 durch Verräther an seinem eigenen Hofe umgebracht und Britannien durch Constantius wieder unterworfen.

Diocletian selbst schlug zwei Usurpationsversuche in Afrika nieder, indem sich Achilleus zu Alexandria, Julian zu Karthago hatten zu Kaisern ausrufen lassen. Galerius kämpfte gegen die Perser, wieder um den Besitz Armeniens, wie immer. Anfangs wurde er vom Perserkönig Narses geschlagen und mußte, zu seiner Demüthigung, eine Stunde lang hinter dem Wagen Diocletians zu Fuß hergehen. Im folgenden Jahr 297 aber machte er seine Fehler wieder gut, erfocht glänzende Siege, nahm sogar die Familie des Narses gefangen und zwang ihn im Frieden zur Abtretung mehrerer Provinzen noch jenseits des Tigris.

Diocletian befleckte seinen Namen durch eine grausame Christenverfolgung. Eine solche lag aber in seinem System. Indem er das römische Reich als unveräußerliches Eigenthum des Jupiter, sich selbst

nur als deſſen Lehnsträger anſah und die römiſche Welt gleichſam wieder in die altheidniſche Pietät eintauchen wollte, wie zu den Zeiten des Numa, mußte er, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Chriſten als Feinde und Störer ſeines Syſtems anſehen. Seine Verfolgung der Chriſten war ein Tendenzprozeß, daher viel durchgreifender als alle früheren Verfolgungen, die eher nur als zufällige Strafen für Majeſtätsbeleidigung oder öffentliches Aergerniß galten, ſofern die Chriſten ſich weigerten, an heidniſchen Ceremonien und insbeſondere an der Vergötterung der Kaiſer Theil zu nehmen.

Von nun an greift das Chriſtenthum ſo tief in den Gang der römiſchen Geſchichte ein, daß wir es von ſeinem Urſprung an in Betrachtung ziehen müſſen.

Zehntes Buch.

Beginn des Chriſtenthums.

1.

Propheten und Sibyllen.

Durch die Sünde war Gottes Ebenbild in den Menſchen, ſeinen Kindern, ausgetauſcht und verfälſcht und keine Verſuche der Menſchen, es aus eigener Kraft herzuſtellen, konnten gelingen. Vergebens erhoben jüdiſche Propheten in lebendiger Erinnerung an den Gott, der einſt den Vätern ſich perſönlich offenbart hatte, ihre Mahnungsſtimmen. Es blieben Stimmen in der Wüſte, denn die Völker waren taub, wie Sand der Wüſte. Vergebens ſtrengten wohlwollende Kaiſer ſich an, die in die Sünde des alten Babel tief verſunkene Menſchheit nur ein wenig wieder ſittlich zu heben. Es war nicht mehr möglich, die eingewohnten Laſter widerſtanden mit der Schwere der Trägheit und die claſſiſche Welt erwachte nicht aus dem Sündenſchlaf, in welchem die Lüge der Poeſie und Kunſt ſie im ſüßeſten Traum umſchmeichelte. Vergebens rühmten ſich die Stoiker ihrer Tugend. Ihr Stolz beruhte eben nur in dem Bewußtſeyn, ſie ſeyen eine Ausnahme von der Regel. So weit Rom herrſchte, laſtete ein ungeheurer Druck auf den Menſchen, mit allem Unglück der Sklaverei, der grauſamſten Geſetze, der perſönlichen Tyrannei von Kaiſern und Beamten, einer

zuletzt kaum mehr unterbrochenen Plünderung, Soldatenherrſchaft oder Anarchie, und dafür fanden die Römer den einzigen Troſt in Sinnesgenüſſen und Schauſpielen, ſo lange noch die äußern Mittel dazu ausreichten. In der ganzen antik-claſſiſchen oder griechiſch-römiſchen Bildung lag nicht die leiſeſte Möglichkeit mehr einer Beſſerung, einer ſittlichen Wiedergeburt der Menſchen.

Mehr Vertrauen konnte man in die noch ungeſchwächte Kraft und in den ritterlichen Charakter der Rom feindlichen Barbaren ſetzen. Allein die Gallier waren von allen Laſtern der römiſchen Welt ſchnell angeſteckt worden, unter den deutſchen Stämmen war es mehreren nicht beſſer ergangen und namentlich unter den Franken läßt ſich die tiefſte Corruption noch lange verfolgen. Wie wenig die altperſiſche Religion im Stande geweſen war, den babyloniſchen Götzencultus zu bewältigen, hat uns der Verlauf der Geſchichte bewieſen; die neuperſiſche Reſtauration erfolgte aber erſt zu einer Zeit, in welcher in Vorderaſien auch das Chriſtenthum ſchon große Fortſchritte gemacht hatte. Wenn wir die ganze Reihe barbariſcher Nationen betrachten, die um das römiſche Reich her lagerten, ſo war vor Chriſti Geburt auch bei ihnen keine Hoffnung für die Menſchheit zu holen. Sie glichen mehr nur den Wölfen und Raben, die ſich ſammeln, wo ein Aas liegt. Die Verweſung im römiſchen Reich zog ſie herbei und in ihrem Erſcheinen offenbarte ſich nichts, als wilde Gier des Raubes und der Zerſtörung. Im Wodanscultus der Deutſchen aber fand dieſe Gier ihren vollendeten Ausdruck.

Im Zuſammenſtoß dieſer nordiſchen Wuthinſtincte mit der Sündengewohnheit des Südens konnte die Menſchheit nur ihr Grab finden. Das ahnten und fürchteten auch die damaligen Geſchlechter. Stumme Reſignation, dumpfe Verzweiflung oder der lachende Wahnſinn gänzlich in Sinnenluſt Trunkener und Beſinnungsloſer empfingen in den römiſch-griechiſchen Städten die Plünderer und Mörder, ſey es im Bürgerkriege, ſey es im Andrange der Barbaren. Die Angſt wurde nur durch Gewohnheit abgeſtumpft, aber ſie blieb permanent, wie Perſius ſie ſchildert: „Ewig hängt ihnen das Schwert an einem

Haar über dem Kopfe; der Unglückſelige erbleicht heimlich, wohin er ſieht, er iſt verloren, rettungslos.“ Deshalb war auch nur der Selbſtmord die letzte Zuflucht der Stoiker, wie der tapfern Barbaren, wenn ſie, gefangen, die Schmach der Sklaverei nicht ertrugen.

So gähnte der tiefſte Abgrund zwiſchen der in claſſiſcher Unzucht und barbariſcher Raub- und Mordgier auseinanderklaffenden Menſchheit und er hätte ſich nie wieder geſchloſſen und alle Geſchlechter der Menſchen lediglich verſchlungen, wenn nicht Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hätte, um ihn zu ſchließen, um das Chaos verwilderter Seelen zu lichten, die neue Feſte im Geiſte zu gründen.

Wenn wir vor den Pforten ſeiner heiligen Kirche rechts die jüdiſchen Propheten, links die heidniſchen Sibyllen erblicken, ſo wird damit nur die Weiſſagung bezeichnet, die auf ihn hinwies, ehe denn er kam. Aber dieſe Weiſſagung, beſtimmter gefaßt bei den Propheten, wurde von den Juden mißverſtanden als Verkündigung eines Königs, welcher ausſchließlich ihr Nationalkönig ſeyn und ein irdiſches Reich über alle Reiche der Heiden gründen ſollte, um darin die Träume jüdiſcher Eitelkeit und Hoffahrt zu verwirklichen. Dieſelbe Weiſſagung war bei den Heiden unbeſtimmter gefaßt, nur ein Traum von Somnambulen, hatte aber mehr den Ausdruck vom Gefühl des Ferneſtehens, von Demuth und inniger Sehnſucht. Die Geburt des Heilandes durch eine Jungfrau aus dem Stamme Davids und in der kleinen Stadt Bethlehem war durch die Propheten Jeſaias 7, 14 und Micha 5, 1 verkündet, und außerdem wieſen noch viele Stellen der Propheten und ſelbſt der Bücher Moſis auf den künftigen Meſſias und auf Nebenumſtände ſeiner Geburt und ſeines Lebens hin. Auch die Zeit ſeiner Erſcheinung war vorher verkündet und er wurde erwartet, aber die Juden dachten dabei nur an einen Judas Makkabäus in höherer Potenz, der ſie an allen andern Völkern rächen, ſie über alle andern erheben ſollte. Den Heiden war die Geburt des Heilandes durch die Sibylle von Tibur und das Orakel von Delphi verkündet, wie wir im Leben des Auguſtus ſchon erwähnt haben. Sueton berichtet, daß zur Zeit des Auguſtus, alſo zur Zeit

der Geburt Christi, in Rom ganz das nämliche Gerücht gegangen sey, wie in Judäa, „die Natur werde einen großen König gebären," aber nicht des jüdischen, sondern „des römischen Volkes". Der servile Senat habe hierauf, damit der neue König den bereits auf dem Thron sitzenden Augustus nicht etwa verdränge, den Beschluß gefaßt, alle in diesem Jahr geborenen Knaben zu tödten, wie dasselbe König Herodes in Bethlehem that, aber die Weiber der Senatoren, die gerade damals Kinder bekommen sollten, hätten es hintertrieben. So irdisch wie der neue König hier vom römischen Senat und in Judäa aufgefaßt wurde, nahm man ihn keineswegs überall. Die schönen Verse des Virgil, die wir im Leben des August angeführt haben, vergleichen die heilige Jungfrau, die den Messias gebären soll, mit der Asträa, der ewigen Gerechtigkeit, welche einst wegen der Sünde der Menschen von der Erde floh, nun aber wiederkehren wird. Im Allgemeinen drücken auch die Sibyllen nur die träumerische Sehnsucht nach dieser Rückkehr des ewigen Rechts und der Unschuld aus. Abgesehen von den sibyllinischen Büchern, die zu den Heiligthümern des altrömischen Staates gehörten, und von denen, die uns heute noch unter diesem Namen erhalten sind, schwanken die Nachrichten über die Sibyllen selbst und sind sicher mit Fabeln gemischt, was aber an der geschichtlichen Thatsache der wirklichen Existenz und den Verkündigungen heidnischer Seherinnen nichts ändert.

Nur die Propheten und Sibyllen stehen in einer großartigen welthistorischen Beziehung zu dem Heiland, den sie verkündet haben. Eine kleinliche und alberne Auffassung aber ist die, welche die Erscheinung des Heilandes mit den jüdischen Sekten der Essener und Therapeuten und mit der Philosophie des Juden Philo in Verbindung bringt und halb und halb sogar aus ihnen erklären möchte.

2.

Der Heiland.

Zu Nazareth in Judäa lebte Maria vom königlichen Geschlechte Davids, rein vor allen Jungfrauen, wie Eva, ehe sie sündigte, und der Engel verkündete ihr, daß sie den Sohn Gottes gebären solle. Ihr Verlobter, der Zimmermann Joseph, durch den Engel belehrt, heirathete sie, um irdischer Pfleger des himmlischen Kindes zu werden. Beide mußten nach Bethlehem hingehen und der römischen Behörde Schatzung bringen, daselbst aber in der mit Menschen überfüllten Stadt wurde Maria von den Wehen befallen und konnte nirgends unterkommen, als in einem Stall, und in diesem gebar sie den Heiland der Welt und eine Krippe wurde seine Wiege. Es war in der Weihnacht, der längsten des Jahres, nach welcher die Sonne sich von ihrem niedrigsten Stande wieder erhebt. In dieser heiligen Nacht verkündeten Engel des Kindes Geburt den Hirten umher und ein Stern, der über dem Stall stehen blieb, den Weisen aus Morgenland, und Engel, Hirten, Weise kamen in den dunkeln Stall, um dem hellleuchtenden Kinde zu huldigen und den Fuß zu küssen, der die Erde zu betreten sich herabgelassen hatte. — Als Geburtsjahr des Heilandes ist durch Dionysius Exiguus erst im 6. Jahrh. das 754. Jahr nach Erbauung Roms festgestellt worden, gegen welche Berechnung sich jedoch viele Zweifel erhoben haben. Alle neuern Untersuchungen setzen das Geburtsjahr um einige Jahre zurück, zwischen 751 und 747 nach Roms Erbauung. König Herodes, von Weissagungen geängstigt, befahl aller Knäblein Tod in Bethlehem, aber der Engel hatte den Joseph schon gewarnt, also daß er mit Marien und dem Kinde, welches Jesus genannt wurde, Zeit gewann, nach Aegypten zu entfliehen. Von dort kam er erst nach dem Tode des Tyrannen zurück. Jesus war noch ein Knabe, als er einst im Tempel der Pharisäer und Schriftgelehrten Bewunderung erregte durch seine geistvollen und heiligen Reden. Als er aber herangewachsen

war, kam er zu Johannes dem Täufer, der ihn im Jordan taufte und in die irdiſche Miſſion einweihte.

Johannes war der letzte jüdiſche Prophet und als ſolcher der Verkünder des unmittelbar nahenden Heiles. Ein Einſiedler der Wüſte, in rauhe Felle gekleidet, predigte er dem Volk: „thut Buße, denn das Himmelreich iſt nahe," und taufte das Volk im Jordan, das Sinnbild einer Abwaſchung der bisherigen Sünden, eine Reinigung der Seelen zum Empfangen des neuen Heiles, welches unmittelbar vom Himmel kam. Ueberall wies er das Volk auf Jeſum als auf Chriſtum (den Geſalbten, Geweihten, von Gott geſandten), den Sohn Gottes hin, der ſchon mitten unter ihnen ſey. Indem er nun in dieſem perſönlichen Verhältniß zum Heiland ſtand und im Uebrigen ganz das Weſen des alten Propheten Elias an ſich hatte, darf man ihn in keiner Weiſe verwechſeln mit den damaligen beſſern Judenſekten. Dieſe ſtanden in keiner Beziehung zum Heiland, ſondern nur auf gleicher Linie mit der Stoa, als Verſuche, durch Philoſophie und ſittenreines Leben aus menſchlicher Kraft allein ſich zu helfen, ohne eine göttliche Offenbarung zu ſuchen.

Der Jude Philo in Alexandrien ſchuf kurz vor dem Auftreten des Heilandes ein neues philoſophiſches Syſtem, in welchem er die altägyptiſchen Sterngötter vergeiſtigte, mit den Ideen Platos verſchmolz und als harmoniſch gruppirte Dämonen dem Urdämon, dem Logos (Wort und Geiſt zugleich) unterſtellte, wobei er denn auch die Bücher Moſis in ſeinem Sinne allegoriſch umdeutete. Mehr praktiſch war das Beſtreben der jüdiſchen Therapeuten in Aegypten und der Eſſener in Judäa, durch Losſagung von allen Sinnengenüſſen der Heiden den Leib und dadurch auch wieder die Seele zu läutern. Sie feierten in ihren Myſterien einen ſinnbildlichen Genuß von Brod und Wein, wie auch ſchon von den altjüdiſchen Hoheprieſtern ungeſäuertes Brod im Tempel gebraucht worden war. Aber auch die Stoiker entſagten den Wollüſten und auch unter den Heiden feierte man Myſterien, deren Sinn war, im Leiblichen das Seeliſche zu ſuchen. Alle ſolche wohlmeinenden Beſtrebungen in der jüdiſchen wie heidniſchen Welt ſind nur als Ausdruck der

Sehnsucht nach dem, was man nicht hatte, anzusehen, nicht aber als Vorbereitung und Mittel für den Heiland, der nicht aus einer Schule, sondern vom Himmel kam.

Johannes der Täufer schalt einst die Herodias, weil sie ihren rechtmäßigen Gemahl verlassend, dessen Bruder, dem Herodes Antipas, der selbst schon vermählt war und seine Gattin um ihretwillen verstieß, gefolgt war. Als nun einmal dieser Herodes die Salome, Tochter der Herodias aus erster Ehe, aufs reizendste tanzen sah, versprach er, ihr zu gewähren, was sie würde haben wollen. Sie aber forderte, auf Antrieb ihrer Mutter, den Kopf des Johannes, und brachte denselben wirklich, denn der Täufer wurde augenblicklich hingerichtet, auf einer Schüssel zum königlichen Gastmahl.

Der Heiland aber, dem er vorangegangen war wie der Morgenstern der Sonne, erprobte in seinem dreißigsten Jahre in der Einsamkeit der Wüste an sich selbst als sterblicher Mensch Fasten, Ascese und Buße und widerstand als ewiger Geist der Versuchung, welcher Lucifer einst unterlag, sich von Gott, seinem Vater, zu trennen. Vorgänge von der tiefsten Bedeutung für den Mensch gewordenen Gott nach seiner menschlichen, wie göttlichen Natur. Dann erst trat er unter das Volk der Juden, welches wie ein verwildertes Brachfeld vor ihm lag und säete zunächst in die Furchen, die der starke Johannes, indem er den göttlichen Sämann erst verhieß, darin gezogen hatte.

Mit der Bergpredigt begann Christus die Lehre, die wie nie geahntes Licht in die umnachtete Welt fiel und selbst Blinde sehend machte, die das geschändete Ebenbild Gottes wieder enthüllte und reinigte, die Kinder zum ewigen Vater zurückführte, in der himmlischen Liebe Offenbarung die Menschen wieder anwies, sich als Brüder, alle Völker des weiten Erdenrunds als Kinder desselben Vaters anzusehen, dem alten Hasse, dem alten Wahn und Vorurtheil der Nationalitäten zu entsagen und einen Vorzug allein noch in dem Wetteifer kindlichen Gehorsams gegen Gott und in Gesinnungen und Werken brüderlicher Liebe gegen die Menschen zu suchen. Neben dieser neuen Lehre konnte keine der alten mehr bestehen. Das jüdische

Geſetz ſorgte nur für die Juden, ſchloß die Juden ſchroff von allen andern Völkern ab, machte den Juden nur Haß, Verachtung und Verfolgung derſelben zur Pflicht. Indem nun Chriſtus die heilige Tradition des alten Teſtamentes und die reine Sittenlehre der Zehngebote beibehielt, verwarf er doch jene liebloſe Geſetzlichkeit. Verſchließt nicht ferner eure Arme und Herzen den Brüdern, war ſein Gebot, ſondern öffnet ſie ihnen. Wollt ihr beſſer ſeyn, ſo ſondert euch nicht ab, ſondern geht hin in alle Welt und predigt den Heiden. Wagt nicht, die Kindſchaft Gottes für euer Privilegium zu halten, ſondern ſeyd ſelber erſt würdig, Gottes Kinder zu heißen, und erkennt die Heiden als eure Brüder! Noch weniger aber, wie das alte Judenthum, konnte das Heidenthum mit ſeinen zahlloſen Vergötterungen ungöttlicher Weſenheiten neben der neuen Lehre ſich noch behaupten. Vor dem wahren Gotte mußten alle falſchen Götzen fallen. Vor dem ſo natürlichen und vernünftigen Gebot der Liebe konnte der Wahn und Aberglauben unmenſchlicher Opfer und Sühnungen; vor der Achtung des Menſchen, welche aus der brüderlichen Liebe folgte, konnte die Mißhandlung, die Schändung, welcher das Ebenbild Gottes unter den Heiden ſo lange Preis gegeben war, nicht mehr beſtehen. Damit fiel auch jede Entſchuldigung und Beſchönigung der groben Sinnenluſt hinweg, durch welche die Heiden ſich ſo lange ſchon zum Thier herabgewürdigt hatten. Das göttliche Ebenbild im Menſchen duldete jene uralte Verunreinigung des Leibes nicht mehr, durch welche nothwendig auch die Seele befleckt wird. Wer die Lehre des Heilandes begriffen hatte, den mußten die blutigen und unzüchtigen Culte des Heidenthums mit tiefſter Entrüſtung erfüllen.

Die Reinigung des heidniſchen Augiasſtalls, welcher den ganzen Erdboden mit ſeinem Schmutz erfüllte, war indeß nicht die einzige Aufgabe des chriſtlichen Herkules. Der Schwerpunkt der neuen Lehre lag in der Beziehung des Zeitlichen zum Ewigen, in der Verheißung der Unſterblichkeit der Seele unter den Bedingungen des Weltgerichts. Der Glaube an Unſterblichkeit war ſchon vorhanden bei den Juden, bei den Perſern und Indern und bei den nordiſchen Barbaren, allein er war mannigfach entſtellt durch die falſchen Vorausſetzungen, theils

der Bevorzugung eines Volksstammes, theils der Seelenwanderung, theils der förmlichen Vergötterung, theils der sinnlichen Vergnügungen im Himmel ꝛc. Auf eine merkwürdige Weise, welche das Ungenügende der classischen Bildung recht deutlich bezeichnet, hatten gerade die civilisirtesten Völker des Alterthums, Griechen und Römer, entweder gar keinen Glauben an Unsterblichkeit oder doch nur eine äußerst ärmliche Vorstellung vom Jenseits, und waren die Mysterienlehren, in denen die Unsterblichkeit verheißen wurde, nur Ausnahmen von der Regel und bildeten sich in größerem Umfange erst später neben dem Christenthum aus. Aber nur in diesem letztern erhielt der Glauben an Unsterblichkeit seine wahre Bedeutung, indem er nicht blos dem einzelnen Menschen seine Fortexistenz gewährleistete, sondern alle Kinder Gottes überhaupt als von Anfang an für ein höheres Leben bestimmt erklärte. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagte der Heiland. Das Volk Gottes, die Gemeinde der Heiligen wird erst im himmlischen Jerusalem versammelt werden.

Aus dieser Verheißung folgte, daß der Mensch um das Irdische und Vergängliche nicht so ausschließlich besorgt seyn solle, wie er es bisher gewesen war, wobei Christus scharf unterschied, welche Pflichten uns gegenüber dem Zeitlichen und welche gegenüber dem Ewigen zukommen. Gebet dem Kaiser, sprach er, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!

Aus der Verheißung des ewigen Lebens folgte zweitens, daß der Mensch sein irdisches Leben als Stand der Prüfung und Vorbereitung ansehen solle, um eines seligen Lebens in der Ewigkeit würdig zu werden. Dazu bedurfte es aber steter Uebung im guten Willen und guten Werken, in der Gottesfurcht und im Gebet, in dem Thun nach Gottes Geboten, in der Vermeidung der Sünde und wenn man gesündigt hatte, in der Reue, Beichte und Buße.

Die Christianisirung war somit gleich einer Gesammterhebung der Menschheit aus ihrer bisherigen Versunkenheit. Die sich wie wilde Thiere gegenseitig mit Bosheit und Haß verfolgt und gemordet, sollten Brüder werden. Die schlimmer noch als Thiere in unnatürlicher Unzucht den edlen Menschenleib, „den Tempel Gottes,"

geſchändet, ſollten wie der verlorene Sohn von den Schweinen heimkehren zum Vaterhauſe. So Juden, Römer, Griechen, Barbaren, alle ohne Ausnahme.

Das gemeine Volk in Judäa und Samaria begriff die Worte des Heilandes, erkannte darin eine unermeßliche Wohlthat und bekehrte ſich. Viele Juden faßten ſeine königliche Erſcheinung freilich nur als die eines großen Befreiers der jüdiſchen Nation auf. Der vornehmen Judenwelt aber war er ein Aerger. Die Phariſäer wurden ſeine bitterſten Feinde, weil er ihrer todten Werkheiligkeit die lebendigen Werke der Liebe, ihrer mitleidloſen Hoffahrt den barmherzigen Samariter, ihrem Miethlingsdienſt den wahren guten Hirten entgegenſetzte, ihre Krämer und Wechsler aus dem Tempel hinausgeißelte und dafür das Wort Gottes im Tempel einführte. Die Sadducäer haßten ihn weniger, als ſie ihn verachteten, weil er ſich ſeine zwölf Gefährten oder Apoſtel unter armen und ungebildeten Fiſchern und Handwerkern wählte und mit Zöllnern und Sündern verkehrte. Sie hielten ihn für einen Schwärmer und Pöbelverführer. Nicodemus, ein vornehmer Jude, ſchämte ſich ſo ſehr vor ſeinen Standesgenoſſen, daß er nur bei Nacht mit dem Heiland zu reden wagte. Auch die römiſchen Beamten und Soldaten verachteten ihn und wollten nicht einmal recht daran glauben, als die Phariſäer Chriſtum bei ihnen verdächtigten und anklagten, er ſey ein politiſcher Verführer und wolle „König der Juden“ werden. Sie hielten ihn gar nicht für ſo gefährlich, wie die Juden ihn machten.

Drei Jahre lang zog er im Lande umher, verkündete ſeine Lehre in Sätzen von wunderbarer Einfachheit und Klarheit und in Parabeln, die in einem einzigen leicht verſtändlichen Bilde den Inhalt ganzer Lehrbücher aufwogen, endlich durch ſein Beiſpiel, denn wohin ſein Fuß trat, ſpendete er Segen, half den Armen, Mühſeligen und Beladenen, den Kranken und Elenden, erwies den Verachteten Achtung, den Schwachen den Troſt der Liebe. Seine Wunder ſind durchgängig nur große Vorbilder der chriſtlichen Liebe, die in ſeiner Kirche fortwirken ſollten. Die wunderbaren Heilungen aber betrafen die Seelen wie die Körper. Die Macht des Böſen, ſo

lange eingeniſtet in den Seelen, ſträubte ſich gegen den himmliſchen Arzt. Daher die vielen Beſeſſenen zur Zeit des Heilandes und ſeiner Jünger, eine Erſcheinung, die in den ſpätern Jahrhunderten immer wiedergekehrt iſt. Wo chriſtlicher Geiſt beſonders wirkſam wurde, fletſchte der Dämon immer ſeine Zähne.

3.

Das Kreuz.

Als der Heiland zum großen Oſterfeſt nach Jeruſalem kam, ging ihm das gemeine Volk in hellem Freudentaumel entgegen und begleitete ihn, mit Palmen geſchmückt, und indem es der Eſelin, auf der er demüthig einherritt, koſtbare Tücher und Teppiche unterlegte, ſang es dem Sohne Davids Hoſianna zu. Von dieſer Zeit an verfolgten ihn die Phariſäer mit noch boshafterem Grimm und verdächtigten ihn bei Herodes Antipas und Pilatus als einen Volksaufwiegler und Uſurpator, der nach der Krone Davids trachte. Wenn er auch ſagte, „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," ſo verſtanden ſie ihn nicht. Er aber verkündete ihnen, das Königreich der Juden, von dem damals ſo viele träumten, daß es über alle Völker der Erde obſiegen werde, ſey ein leerer Wahn, die Juden ſeyen es nicht, denen die Zukunft gehöre. Im Gegentheil ſey ihre Verſtocktheit und Selbſtgerechtigkeit weniger befähigt, Träger des neuen von ihm verkündeten Heiles zu werden, als das zwar tief in Sünde verſtrickte, aber für Reue und Buße empfängliche Heidenthum. „Darum, ſo verkündete er, wird das Reich Gottes von euch Juden genommen und den Heiden gegeben werden, die ihm Früchte bringen."

Den Juden blieb nur noch die weltgeſchichtliche Rolle, den Menſch gewordenen Gott grauſam und ſchimpflich zu tödten und den Fluch davon in alle Weiten der bewohnten Welt und bis ans Ende der Tage zu tragen, als eine vom Winde zerſtreute leere Spreu, aus der das fruchtbare Korn genommen iſt.

Der Heiland wußte, daß man ihn fahen würde. Da feierte er das letzte Abendmahl mit seinen Jüngern und sagte ihnen, daß einer unter ihnen sey, der ihn verrathen würde. Das war Judas Ischarioth, der ihn um dreißig Silberlinge den Pharisäern verrieth. Als sie aber aßen, nahm Jesus das Brod, dankte und brachs und gabs den Jüngern und sprach: nehmet hin und esset, das ist mein Leib. Und er nahm den Kelch und dankte und gab ihnen den und sprach: trinket alle daraus, das ist mein Blut des neuen Testamentes für euch vergossen zur Vergebung der Sünde! Darauf ging er mit dreien seiner liebsten Jünger auf den Oelberg und bereitete sich in heißem Gebet auf das heiligste und größte aller Opfer vor, indeß die Jünger sich dem Schlaf überließen. Zu dem Petrus, dem getreuesten von allen, hatte Jesus unmittelbar vorher gesagt: du wirst mich verleugnen. Als nun des Nachts im Garten die Schergen mit Lichtern kamen, ihn zu suchen, und Judas mit ihnen und dieser den Heiland küßte, was das verabredete Zeichen war, und die Schergen über den Sohn Gottes herfielen, war es Petrus, der zornig das Schwert zog und einem der feindlichen Knechte das Ohr abhieb. Als aber sein Herr und Meister dennoch gefangen blieb und nicht mehr zu retten war, verzagte des Petrus trutziges Herz wieder und er verleugnete ihn, als man ihn für einen seiner Anhänger hielt, dreimal aus Furcht vor den Menschen. In dieser Schwachheit der menschlichen Natur hielt dennoch Petrus den Glauben fest mit der Treue der altjüdischen Patriarchen. Und dieser Glauben galt dem Heiland für einen festeren Grund als stoischer Heroismus. Petrus war es zuerst, der ihm mit dem Sehnsuchtsblick, mit dem Blick ewiger Liebe und Treue im Namen der ganzen Menschheit ins Angesicht gesehen und gesagt hatte: du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Christus aber antwortete ihm: „du bist Petrus und auf diesen Felsen (petra) will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmels Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn.“ Und ein ander-

mal ſprach Chriſtus zu ihm: „ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre; ſtärke deine Brüder!“ Dieſe Stellung des Heilandes zu Petrus iſt von großer weltgeſchichtlicher Bedeutung, weil ſie zeigt, daß Chriſtus die Menſchen nur ſo auffaßte, wie ſie wirklich ſind, und vom kindlichen Glauben und Gehorſam, der immer vorhanden ſeyn kann, mehr erwartete, als von einer ſittlichen Begeiſterung und Ueberſpannung, die immer nur außerordentlicherweiſe eintritt. Für die Erziehung der Menſchheit durch die chriſtliche Kirche iſt dieſer Vorgang durchaus maßgebend und unermeßlich wichtig.

Die Schergen führten den Heiland vor den Hannas, Schwiegervater des Hoheprieſter Kaiphas, wo man ihm ins Geſicht ſchlug, dann zu dem Hoheprieſter ſelbſt. Biſt du Gottes Sohn? frug man ihn. „Sage ichs euch, erwiderte er, ſo glaubt ihrs nicht. Ja, ich bins.“ Man verhüllte ſein Geſicht und ſchlug ihn und ſpottete ſeiner: „weiſſage, wer iſts, der dich ſchlug?“ aber er duldete gelaſſen. Sie führten ihn vor Pilatus, die höchſte Gewalt im Lande, die man nicht umgehen konnte, und hofften, wenn ſie ihn als angemaßten König der Juden anklagten, würde der Römer ihn als gefährlichen Aufwiegler hinrichten laſſen. Pilatus indeß legte gar keinen Werth auf die Sache und ſchickte den Gefangenen zum König Herodes, gleichſam ſpöttiſch, als ſollten die beiden Judenkönige, einer ſo unbedeutend wie der andere, ihre Sache unter ſich abmachen. Herodes begaffte den Heiland, von dem er ſchon viel gehört hatte, mit großer Neugier und fragte ihn viel, Chriſtus aber antwortete ihm nicht ein Wort. Da ließ ihn Herodes verſpotten und ſchickte ihn an den Pilatus zurück, der allein zu entſcheiden habe. Der von den Phariſäern verhetzte Pöbel aber ſchrie laut und forderte den Tod Jeſu. Pilatus weigerte ſich lange. Er verhörte den Gefangenen noch einmal und erklärte offen, er finde keine Schuld an ihm. So biſt du dennoch ein König? frug ihn Pilatus verwundert und vielleicht ſpöttiſch. Der Herr aber antwortete: „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Ich bin in die Welt gekommen, um die Wahrheit zu zeugen.“ Da ſeufzte Pilatus oder ſchüttelte den Kopf und ſagte: „was iſt Wahrheit?“ Die Juden aber gaben nicht nach. Das

Geſchrei kreuzige! kreuzige! umtobte den Palaſt. Da es nun Sitte war, am Oſterfeſte einen todeswürdigen Verbrecher, wenn das Volk ihn losbat, frei zu geben, ließ Pilatus einen ſolchen, den Barnabas, aus dem Kerker holen und neben Chriſtum ſtellen, indem er dem Volke die Wahl überließ, ſich ſelbſt aber zum Zeichen, daß er weiter keinen Antheil an der Sache nehme und an dem weitern Verlauf unſchuldig ſey, ſich die Hände wuſch.

Das Volk aber bat den Barnabas frei und verlangte des Heilands Tod, den gewöhnlichen Tod der Sklaven und der Schlechteſten im Volke, die Annagelung mit Füßen und Händen an ein hohes hölzernes Kreuz, an welchem der Verurtheilte langſam verbluten und verſchmachten mußte. Die Henkersknechte faßten und geißelten ihn. Um ihn als angemaßten Judenkönig zu verhöhnen, zogen ſie ihm ein Purpurkleid an, gaben ihm ein Rohr als Scepter in die Hand, ſetzten ihm einen aus Dornen geflochtenen Kranz als Krone auf und ſtellten ihn ſo dem Volke vor: „ſeht, welch ein Menſch! (ecce homo!).“ An das Kreuz aber hefteten ſie eine Ueberſchrift I. N. R. I. (Jesus Nazarenus rex Judaeorum). Das ſchwere Kreuz nun mußte der Heiland ſelber aus der Stadt hinaus auf den Hügel Golgatha (die Schädelſtätte) ſchleppen, bis man ihn an daſſelbe mit Nägeln befeſtigte und hoch erhob zwiſchen zwei andere Kreuze, an denen gemeine Straßenräuber hingen. Zu ſeinen Füßen ſtand ſeine Mutter Maria und ſein liebſter Jünger, Johannes der Evangeliſt, und das Kreuz umfaßte Maria Magdalena, die ſchöne Sünderin, die allen ihren reichen Gold- und Perlenſchmuck von ſich geworfen, Buße gethan und nun in Thränen am Kreuzesſtamme zerfloß. Eine andere Gruppe bildeten die römiſchen Kriegsknechte, die um den ungenähten Rock des Heilandes würfelten, die wüthenden Juden, die ſich immer tiefer in den Haß des Heiligen hineingeſchrieen hatten, die boshaft und ſchadenfroh lächelnden Phariſäer und Sadducäer, endlich die ſtolzen Römer, die in dem ganzen Vorgange nur eine gemeine Hinrichtung ſahen, bis auf einen, der ſich hier bekehrte, gleich dem einen Schächer, der neben dem Heiland hängend ihn innig um Gnade anflehte.

Chriſtus empfahl ſeine ſchmerzreiche Mutter (mater dolorosa)

der Pflege des treuen Johannes, bat für ſeine Feinde und ſprach: „Herr, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun," fühlte dann den Schmerz der Wunden und den Stachel des Todes im innerſten Herzen und rief: „mein Gott, mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen?" forderte Waſſer, empfing aber dafür nur einen Schwamm voll Eſſig, den man ihm auf einer Stange gereicht, rief endlich: „es iſt vollbracht! Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände!" ſenkte ſein Haupt und ſtarb. Da verfinſterte ſich der Himmel und aus Tag wurde Nacht; Gräber öffneten ſich und Todte wurden in den Straßen der Stadt wiedergeſehen; ein Schauer ging durch die ganze Natur, die Erde bebte, der Vorhang vor dem Allerheiligſten im Tempel zerriß von oben bis unten. Das Volk auf Golgatha gerieth in Schrecken, ſchlug an die Bruſt und entfloh. Aber die Getreuen des Herrn nahmen in ſtiller Nacht ſeinen Leichnam vom Kreuze, nachdem ein römiſcher Soldat mit ſeiner Lanze ihn in die Seite geſtochen und ſich überzeugt hatte, daß er todt ſey. Joſeph von Arimathia brachte ihn in ſeine Familiengruft.

Wie er aber verkündet hatte, erhob er ſich nach drei Tagen wieder lebendig aus dem mit einem ſchweren Stein beladenen Grabe in verklärter Geſtalt, während die römiſchen Wächter ſchliefen, und ein Engel, der ſich auf den Grabſtein geſetzt, verkündete den Frauen, die, um den Leichnam zu ſalben, mit Oel kamen, ſeine Auferſtehung. Bald darauf erſchien er Magdalena ſelbſt in dem Kleid eines Gärtners und zwei Jüngern auf ihrem Gang nach Emaus und endlich den elf Apoſteln, wie ſie in Jeruſalem verſammelt waren. Thomas wollte nicht glauben, daß er es ſey, da hieß ihn der Herr die Hand in ſeine Seitenwunde legen und ſagte ihn ſtrafend: „ſelig ſind, die nicht ſehen und doch glauben!" Zu Petrus aber ſprach er: „haſt du mich lieber, denn mich dieſe haben?" Petrus antwortete: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Da ſprach der Herr: „weide meine Schafe." Nachdem er aber mit ihnen gegeſſen hatte, ging er mit ihnen hinaus nach Bethania, ſegnete ſie, ſchied von ihnen und fuhr gen Himmel auf.

Die chriſtliche Tradition läßt den Heiland inner der drei Tage

und Nächte, die er im Grabe lag, die Pforten der Hölle ſprengen und dem Tod ſeinen Stachel, dem Satan ſeinen Sieg entreißen; denn er war geſendet nicht blos für die kommenden Geſchlechter, die noch nicht geboren waren, ſondern auch für die, welche nicht mehr ſind.

Der Tod Jeſu und das damit eng zuſammenhängende Sakrament des Abendmahls erſchließt uns das tiefſte Geheimniß der Weltgeſchichte. Die im Kerker ihrer Sündhaftigkeit gefangene Menſchheit konnte nicht durch bloße Belehrung, ſondern nur durch eine That erlöst werden. Dieſe war die Uebernahme der Sündenſchuld und Buße durch Gottes eingebornen Sohn zur Sühne der ewigen Gerechtigkeit. Sie war der Tod Jeſu. Denn ſeit Adam konnte durch keinen, der ſelbſt in die Sünde fiel, die Macht des Böſen überwältigt werden. Nur die freiwillige Hingabe des Sündenloſen in die Buße und des unſterblichen Gottes in den Tod konnte die Macht der Hölle beſiegen. Am Opfertode Jeſu aber nimmt Theil, wer im h. Abendmahl den Leib genießt, für uns gebrochen, und das Blut trinkt, für uns vergoſſen zur Vergebung der Sünde.

4.

Die apoſtoliſche Zeit.

Bevor die Apoſtel ſich von einander trennten, um hinauszugehen in alle Lande und den Heiden die frohe Botſchaft (das Evangelium) von Gottes Sohn zu verkündigen, empfingen ſie am Pfingſttage die Weihe des h. Geiſtes. Da geſchah ein Brauſen vom Himmel und eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, darin ſie ſaßen. Und man ſah an ihnen die Zungen getheilt, als wären ſie feurig, und wurden alle voll des heiligen Geiſtes und fingen an zu predigen mit andern Zungen und wurden verſtanden von Parthern, Medern, Cappadociern, Phrygiern, Aegyptern, Libyern, Arabern und Römern und die es hörten, ließen ſich alle taufen, 3000 an der Zahl. Und vom gleichen Tage an thaten die Apoſtel Wunder und

heilten Kranke und weckten Todte, wie der Heiland selbst gethan hatte. Da aber so viele Heiden sich bekehrten, jammerte es den Petrus, daß die Juden so sehr verstockt blieben und er strafte sie in einer herrlichen Predigt, deren Text war: „den Fürsten des Lebens habt ihr getödtet."

Die ersten Christen zu Jerusalem bildeten unter der Leitung der Apostel eine einzige große Familie, brüderlich verbunden mit Gemeinschaft der Güter. Als Ananias, der Jude, in den Bund eintrat, aber einen Theil seines reichen Privatguts auf die Seite brachte, mahnte ihn Petrus und der Sünder stürzte hin und war todt. Da die bekehrten Griechen sich durch die bekehrten Juden verkürzt glaubten in Hinsicht auf die Pflege der Armen und Wittwen, wählte die christliche Gemeinde zu Jerusalem sieben Diakone, um diese Pflege zu leiten, aus den Griechen selbst und der erste Diakon, der Grieche Stephanus, wurde der erste Märtyrer der Christenheit, denn die Juden beschuldigten ihn, er lästere ihren Moses, und steinigten ihn. Zu Petrus, der als eigentliches Haupt der Christen galt, wenn auch sein äußerlicher Rang sich nicht über den der andern Apostel erhob, kam damals Simon Magus, der Zauberkünste trieb, und wollte ihm um Geld die Gabe des h. Geistes abkaufen. Petrus aber verdammte ihn: „glaubst du, Gott werde durch Geld erlangt?"

Die Verfolgung der Christen durch die Juden nahm zu und vor allen zeichnete sich der Jude Saul, der zugleich römischer Bürger war, durch die Wuth aus, mit der er auf die armen Christen Jagd machte. Einst aber auf dem Wege nach Damaskus ward er bei Nacht durch einen großen Glanz vom Himmel so erschreckt, daß er vom Pferde fiel, und hörte eine Stimme: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Ich bin Christus." Von Stund an war Saul blind und sah erst wieder, als er Christ wurde, den Namen Paulus annahm und der Ehre gewürdigt ward, in die Reihe der Apostel als ihr letzter und vornehmster einzutreten. Petrus suchte die Vermittlung zwischen Judenthum und Christenthum noch immer in einem starken Uebergewicht des erstern. Die Heiden sollten nicht Christen seyn, ohne zugleich Juden werden zu müssen, die Beschneidung sollte

neben der Taufe fortbeſtehen ꝛc. Gott ſelbſt warnte ihn in einem Geſicht. Petrus ſah eine Menge unreine Thiere, die ihm Gott befahl zu ſchlachten. Ich habe nie Unreines berührt, entſchuldigte ſich Petrus. Der Herr aber ſprach: „mache du nicht unrein durch deine Einbildung, was Gott rein gemacht hat.“ Eben ſo wurden die Begleiter des Petrus beſchämt, als ſie ſich entſetzten, weil die apoſtoliſche Gabe auch auf Heiden übergegangen war und nicht blos Beſchnittene, ſondern auch ehemalige Heiden Wunder thaten. Nach ſolchen Prüfungen aber erkannte Petrus ſeinen Irrthum und ging mit Paulus Hand in Hand, mit dem, zu welchem der Herr ſagte: „ich habe dich den Heiden zum Licht geſetzt, daß du das Heil ſeyeſt bis ans Ende der Erde.“ Paulus war vermöge ſeiner höhern Bildung und Lebensſtellung geeigneter, den Griechen und Römern zu predigen, als Petrus, der hinwiederum an ſich ſelbſt erfahren hatte, was der Chriſt vom Juden behalten darf, was nicht, alſo zum bekehren der Juden vor allem berufen war. Mit Recht feiert die Chriſtenheit beider Namen, Peter und Paul, an einem Tage, denn beide waren einig, und ſtanden wie zwei brüderliche Säulen am Eingang der jungen Kirche.

Paulus ging durch Griechenland nach Rom und predigte überall das Evangelium. Am denkwürdigſten aber iſt die Predigt, die er in Athen vor den auserleſenſten Philoſophen der dortigen Schulen, Epikuräern und Stoikern, hielt. „Ich ging, ſprach er, durch eure Stadt und fand einen Altar, dem unbekannten Gotte geweiht. Den nun will ich euch verkünden.“ Und er verkündete ihn und enthüllte ihnen die ganze Nichtigkeit ihrer bisherigen Weisheit. Aber die meiſten von ihnen verſtockten ſich in Bosheit, wie die Juden gegen den Petrus. Nachdem beide Apoſtel viel umhergewandert, geprediget, getauft und Wunder gethan hatten, aus Kerkern erlöst worden waren, um wieder in Kerker geworfen zu werden, erlitten ſie als angebliche Ruheſtörer und Verächter der Staatsreligion in der Hauptſtadt Rom das Martyrium, Paulus durch Enthauptung, Petrus, indem er nach der Tradition verkehrt ans Kreuz genagelt wurde.

Unter den andern Apoſteln (für den Verräther Judas, der ſich aus Reue und Verzweiflung erhenkte, trat Mathias ein) heben ſich beſonders charakteriſtiſch hervor der ſanfte Liebling des Herrn, der an ſeinem Buſen lag, Johannes der Evangeliſt, welcher uralt auf der Inſel Patmos ſtarb, wo er noch die Offenbarung des Weltgerichts (Apokalypſe) ſchrieb; ſodann die andern drei Evangeliſten, Mathäus, Marcus und Lucas. Evangeliſten nannte man die vier, weil jeder von ihnen ein Evangelium, d. h. eine gute Botſchaft vom Herrn, eine kurze Geſchichte vom Leben und Wandel Jeſu ſchrieb. Lucas war ein Maler und die Tradition ſchrieb ihm beſonders viele alte Marienbilder zu. Die übrigen Apoſtel erfüllten ihren hohen Beruf alle getreu als Miſſionäre und endeten unter den Heiden als Märtyrer ihres Glaubens. Andreas wurde an ein ſchräg geſtelltes Kreuz geſchlagen, Bartholomäus lebendig geſchunden, Jakobus der jüngere und Thaddäus mit Keulen erſchlagen, Simon zerſägt, Barnabas geſteinigt, Mathias mit dem Beil enthauptet. Jakobus der ältere ſoll zuerſt die Spanier bekehrt haben, daher ſein weltberühmtes Grab zu Compoſtella. Philipp bekehrte und taufte die äthiopiſche Königin Candace, wodurch das Chriſtenthum nach Abyſſinien eindrang. Thomas ſoll ſogar Gemeinden in Indien gegründet haben.

Die Gemeinde von Jeruſalem blieb die Hauptgemeinde der Chriſten bis zu dem großen jüdiſchen Aufruhr, in dem die Stadt gänzlich zerſtört wurde. Außerdem waren die älteſten von den Apoſteln gegründeten Gemeinden die von Epheſus, Korinth, Galatien, Theſſalonich, Koloſſä in Phrygien, Philippi und Rom, an welche Paulus die noch erhaltenen Briefe ſchrieb. Die von den Apoſteln durch Handauflegung geweihten Jünger pflegten das apoſtoliſche Amt fort als die vom Herrn ſelbſt erkorenen Prieſter (πρεσβύτερος), wenn ſie auch von der Gemeinde gewählt wurden. Nur die Weihe, nicht die Wahl befähigte. Die chriſtliche Hierarchie ging von Chriſtus aus und gliederte ſich von oben herab durch die von den Apoſteln geweihten Prieſter in der Art, daß, als die Zahl der Chriſten größer wurde, den Prieſtern wieder ein Biſchof (ἐπίσκοπος) vorſtand. Sie ging nicht von unten aus Volkswahlen hervor, wenn auch in den

älteſten Zeiten die brüderlich einige Gemeinde den beſten unter den Geweihten zum Prieſter oder Biſchof wählte. Dieſe Weihe unterſchied von Anfang an die Prieſterſchaft oder Geiſtlichkeit, den Klerus (von κλῆρος Loos, Antheil) von dem übrigen Volk oder den Laien. Biſchöfe und Prieſter allein waren Verwalter der Sacramente, Prediger und Seelſorger, neben ihnen verwalteten Helfer (Diakone) das Zeitliche, ſonderlich die Armenpflege. Die Sacramente unterhielten die innige Verbindung der Chriſten mit Gott von der Taufe an hauptſächlich durch das Abendmahl und die Abſonderung von den Heiden hauptſächlich durch die Ehe und Buße, denn das Sacrament der Ehe wurde von den Chriſten der unter den Heiden vorherrſchenden leichtſinnigen Auffaſſung der Geſchlechtsverbindung und das Sacrament der Buße der epikuriſchen Sündenbeſchönigung und ſtoiſchen Hoffahrt entgegengeſetzt. Im Uebrigen beſchränkte ſich der erſte chriſtliche Gottesdienſt auf Beten und Singen (in Nachahmung der Pſalmen) und auf Verkündigung der Lehre (Predigt) durch den Prieſter. Am Schluß folgte immer das Abend- oder Liebesmahl (Agape) und der Kuß, als Zeichen der brüderlichen Liebe aller untereinander.

Vom Judenthum fiel die Beſchneidung und der Sabbath weg. Wie an die Stelle der erſtern die Taufe, ſo trat an die Stelle des letztern der Sonntag. Bei den Heiden verdrängte die Anbetung der Sonne immer mehr den Cultus des Donnerers, indem die orientaliſchen Lichtdienſte, der des Baal und der perſiſche und der ägyptiſche des Oſiris und der Iſis immer mehr in Rom die Oberhand gewannen und in den Myſterien an den Nieder- und Wiederaufgang der Sonne Ahnungen der Unſterblichkeit der Seele knüpften. Es war nun durchaus keine Conceſſion, welche das Chriſtenthum dem Heidenthum machte, ſondern vielmehr eine rechtmäßige Uſurpation und Rectificirung der heidniſchen Vorſtellungsweiſe, wenn die Chriſten die Sonne zum Sinnbild des Heilandes nahmen, und den Heiden jetzt erſt zeigten, wer die wahre Sonne der Geiſter, wer jener deus invictus ſey, deſſen Reich nie endet. Hatte nicht Chriſtus der tiefumnachteten Welt ein neues Licht gebracht? Offenbarte ſeine

Auferſtehung nicht erſt die wahre Bedeutung des Sinnbildes, welches die Heiden in der wiederaufgehenden Sonne nur ahnten? Die chriſtlichen Hauptfeſte knüpften ſich an die Weihnacht, in welcher Chriſtus geboren war, an die Oſterzeit, in der er gelitten hatte und auferſtanden war, an Pfingſten, an welchem Tage der h. Geiſt ſich offenbarte.

5.

Empörung der Juden.

Der Heiland weinte über Jeruſalem, indem er deſſen Untergang vorherſah. Die Juden hatten ihn in ihrer Verſtocktheit gehaßt, geſchmäht, mißhandelt, bis auf den Tod verfolgt, ihn, den Erlöſer der Welt, der in ihrer Mitte geboren einen unvergleichlichen Glanz über ſie ausgegoſſen hatte. Der ungeheuerſte Frevel, deſſen die Menſchheit jemals fähig war, wurde von ihnen begangen, die bis dahin immer noch Gottes bevorzugte Kinder geweſen waren. Darum traf ſie aber auch der Fluch entſetzlicher, als er je ein Volk getroffen.

Die Römer waren bisher immer noch ziemlich glimpflich mit den Juden umgegangen und hatten ihre religiöſen Eigenthümlichkeiten geſchont. Einige Aufſtände unter ihren Königen Archelaos und Antipas waren nur gegen die römiſchen Gelderpreſſungen gerichtet geweſen. Als Judäa eine römiſche Provinz geworden war und von dem Procurator Pontius Pilatus regiert wurde, ließ derſelbe zum erſtenmal Standbilder des Landesherrn, des Kaiſers Tiberius, in der Stadt aufrichten. Als aber die Juden ihn baten, es nicht zu thun, weil ihre heilige Stadt dadurch entweiht werde und ſie in Maſſe vor ſeinem Palaſt verſammelt fünf Tage und Nächte auf den Knieen lagen und nicht wichen und wankten, gab er ſo großer Standhaftigkeit ſtaunend nach und ließ die Bilder wieder entfernen. Ungleich ſchlimmer erging es den Juden in Alexandria, als Caligula Kaiſer wurde und man ſeine Standbilder in der ägyptiſchen Haupt-

ſtadt aufrichtete. Die Heiden machten ſich dieſen Anlaß zu Nutzen, um die Juden zu verhöhnen und zur Wuth zu reizen und als ihnen das gelungen war, fielen ſie über die Juden, als über Empörer her und mordeten ſie in Maſſe, ohne daß es Flaccus, der römiſche Statthalter in Aegypten, verhindert hätte. Als Claudius Kaiſer wurde und die Juden ein großes Feſt im Tempel zu Jeruſalem feierten, entblößte ſich dort ein römiſcher Soldat auf ſchamloſe Art, um die Juden und ihren Gott zu verſpotten. Einige Eiferer fielen über ihn her, das übrige Judenvolk floh erſchrocken davon und drängte und drückte ſich in ſolcher Verwirrung durch die Thore des Tempels, daß ihrer zehntauſend dabei ſollen umgekommen ſeyn.

Die Mehrheit der Juden war phariſäiſch geſinnt, d. h. ſie eiferten für das alte Geſetz und das ausſchließliche Judenthum gegen Heiden und Chriſten, aber die Phariſäer diplomatiſirten mit den Römern, weil ſie zu gewaltſamer Abwehr derſelben zu ſchwach, ſich nur mit Klugheit durchhelfen konnten. Deshalb nun ſonderten ſich die eigentlichen Hartköpfe von ihnen ab und ſchon unter Kaiſer Auguſtus hatte ein gewiſſer Judas die engere Geſellſchaft der Zeloten (Eiferer) geſtiftet. Seine Söhne wurden gekreuzigt, aber die Sekte erhielt ſich. Neben ihr traten, ſeitdem Nero regierte, Räuberbanden auf, in Jeruſalem ſelbſt die Sicarier, ſo genannt von sica, einem Dolche, den ſie trugen, und auf dem Lande Eleazar, der endlich mit den meiſten ſeiner Leute gefangen und gekreuzigt wurde. Als der neue römiſche Statthalter Florus das Land aufs härteſte mit Auflagen bedrückte, ſtieg die Unzufriedenheit des jüdiſchen Volks bis zur Fieberhitze. In Cäſarea hatten Heiden aus Muthwillen die Synagoge geſchändet, es war dort zum Handgemenge gekommen, aber Florus gab den Juden Unrecht. Dann plünderte er den Tempelſchatz in Jeruſalem ſelbſt. Der letzte Judenkönig Agrippa war verreist, da er doch die Greuel nicht hindern konnte. Seine bildſchöne Schweſter Berenike ſtellte ſich dem Florus im Bußgewande mit abgeſcherenem Haar und baarfuß entgegen und flehte ihn um Gnade für ihr Volk, aber kaum blieb ſie ſelbſt vor Mißhandlungen geſchützt, vor ihren Augen ſchlachteten römiſche Soldaten die Juden ab und

ſie mußte in ihren Palaſt zurückfliehen. Am andern Tage waffnete ſich das Volk, Prieſter und Leviten mit Aſche beſtreut flehten es an, keinen Aufruhr zu beginnen, weil ſonſt alles verloren ſey. Das Volk ließ ſich wirklich diesmal beruhigen, wurde nun aber erſt auf des Florus Befehl von den Soldaten angegriffen und grauſam zuſammengehauen, im J. 65.

Das war die Loſung zum Kriege. Das Volk beſetzte die Burg Zion und den Tempel, die von ihrer Höhe herab die Stadt beherrſchen, und verſagte, trotz allen neuen Vermittlungsverſuchen dem Florus jeden Gehorſam. Eleazar, Sohn des Hohepriesters Ananias, zog mit andern verwegenen Jünglingen aus der Stadt und bemächtigte ſich der feſten Stadt Manaba. Aber ſchon brach die Anarchie unter den Empörern ſelbſt aus. Manaim, ein wahnſinniger Wütherich, ließ den Ananias ermorden, und wollte Alleinherr der Juden werden, unterlag aber ſelbſt und wurde grauſam zu Tode gemartert. Eleazar blieb die Seele der Eiferer, vertrieb die letzten Römer aus Jeruſalem, tyranniſirte aber die Gemäßigten und Friedlichen, von denen nun viele aus der Stadt flohen, draußen aber von Florus nicht minder übel behandelt, ausgeplündert und verfolgt wurden. Damals haben auch alle Chriſten die Stadt verlaſſen. Wie ein Lauffeuer ging der Mord durch ganz Judäa. Ueberall wurden hier die Römer und Gemäßigten durch die Eiferer, dort alle Juden ohne Unterſchied von den auch ihrerſeits wüthend gewordenen Heiden erſchlagen. Auch außerhalb Judäa floß das Blut der Juden in Strömen, in Alexandria, wo noch der alte Haß zwiſchen Heiden und Juden fortglühte, wurden die letzteren von den erſteren bei einer großen Volksverſammlung verhöhnt, bewaffneten ſich aber mit Steinen und Fackeln und wollten das große Amphitheater und alle Heiden, die darin waren, verbrennen, was der römiſche Statthalter Alexander nur mit Mühe verhinderte. In der Ueberzeugung aber, man könne ſie nur mit Gewalt bändigen, befahl er zwei römiſchen Legionen ohne Erbarmen über die Juden herzufallen, die nun in ihrem Delta, dem von Juden allein bewohnten Theile der großen Stadt, in Maſſe abgeſchlachtet wurden. Alle ihre Wohnungen wurden ausgeplündert und dann verbrannt.

Cestius, der neue syrische Statthalter, der jetzt mit Heeresmacht heran zog, verfuhr eben so grausam mit den Juden in Ptolemais, Joppe und Cäsarea. Andere Städte fand er bereits verlassen. Als er aber vor Jerusalem ankam, wurde er durch die wüthenden Juden zurückgeschlagen. König Agrippa suchte vergebens noch zu vermitteln. Um die gemäßigte Partei zu unterstützen und die Eiferer zu schrecken, ließ Cestius seine Legionen die Stadt fünf Tage lang stürmen, vermochte sie aber nicht einzunehmen und zog sich plötzlich zurück. Die Juden folgten ihm nach und hätten ihn mit seinem ganzen Heere beinahe aufgerieben, wenn nicht die Nacht seine Flucht gedeckt hätte. Die Juden fochten hier wie Rasende und erschlugen nahe an 6000 Römer. Dagegen erlitten die Juden eine Niederlage vor der festen Stadt Ascalon.

Mittlerweile wurde Vespasianus Statthalter in Syrien und kam mit einem Heere von 60,000 Mann, um die römische Obergewalt in Judäa wieder herzustellen. Das Heer rückte langsam vor und unterwarf die einzelnen Städte und Bezirke zunächst in Galiläa. In der Stadt Japha wurden, weil sie sich gewehrt hatte, 15,000 Juden erschlagen; in Jotapata 40,000; der jüdische Commandant der letzteren Stadt aber, der berühmte Geschichtschreiber Josephus, wurde begnadigt und mußte den Römern dienen, um die Wuth seiner Landsleute durch Unterhandlungen und Versprechungen zu mäßigen. Die Wuth der Juden ließ indeß nicht nach. Noch viele ihrer Städte wurden zerstört, die Einwohner ermordet. So Tarichäa, wo die meisten Juden im Wasser, Gamala, wo sie im Feuer untergingen, und Giscala.

In Jerusalem selbst behauptete Eleazar mit den Zeloten die Obergewalt, beherrschte die Stadt vom hohen Tempel aus, hielt alle Vornehme und Reiche als Gemäßigte für verdächtig, ließ sie verhaften und in den Gefängnissen ermorden. Der Hohepriester Ananos hatte zwar noch Anhang im Volke, konnte aber gegen die Eiferer nichts ausrichten, bis Johannes, ein Flüchtling aus Giscala, sich seiner annahm und mit einer großen bewaffneten Schaar anderer galiläischer Flüchtlinge vom Lande den Zeloten die Spitze bot. Diese

riefen nun aus der vom Feinde noch nicht eroberten Provinz Idumäa das Landvolk herbei, erſchlugen den Ananos, konnten aber mit Johannes nicht fertig werden. Jeruſalem war nun ganz in der Hand dieſer Bandenführer, zu denen bald noch ein dritter kam, nämlich Simon Joras, den man noch gegen den Johannes herbeirief. Alle drei befehdeten einander, indem jeder von ihnen ſich mit ſeinem bewaffneten Anhang eines der höchſten Stadttheile bemächtigt hatte. Eleazar behauptete die große Umzirkung des Tempels, Johannes den Tempel und die Burg Antonia, Simon Joras die Burg Zion. Alle dieſe hoch auf Felſen erbaute Burgen und Tempelumgebungen boten ſtarke Feſtungen dar, aber auch die übrige Stadt war durch ihre Lage auf der Höhe und durch große Mauern trefflich geſchützt.

Eleazar hatte eine Regierungsbehörde einzuſetzen verſucht, einen Sanhedrin von 70 gemeinen Leuten, aber er konnte ſich nicht behaupten. Nur die Kriegsführer hatten zu befehlen und nur über ihre Leute. Alle aber waren Demokraten und übten die gleiche Schreckensherrſchaft über die durch Reichthum oder Bildung höher Stehenden, denn ſie ſahen in jedem derſelben einen Verräther, der ſich den Römern ergeben wollte, um ſein Gut zu retten. So hörten innerhalb der Stadt die Hinrichtungen nicht auf. Der Pöbel aber mißbrauchte ſeine ungewohnte Gewalt, um in den Häuſern der Reichen zu ſchwelgen. Joſephus, der freilich ein perſönlicher Feind des Johannes war, beſchuldigte die unter demſelben dienenden Galiläer, ſie hätten ſich den ſcheußlichſten und unnatürlichſten Wollüſten ergeben, als hätte jeder von ihnen in der Geſchwindigkeit, bevor die Stadt unterginge, noch wie Tiberius und Nero leben wollen. Sie verkleideten ſich als Weiber und trieben das Unſinnigſte.

Es war im Frühling des Jahres 69. Das römiſche Heer war noch nicht bis nach Jeruſalem vorgedrungen, als es in Folge des Thronwechſels in Rom den Veſpaſian zum Kaiſer ausrief. Titus aber ſetzte ungeſtört den jüdiſchen Feldzug fort und kam endlich vor der Hauptſtadt an, die er um ſo leichter zu überwältigen hoffte, als er ihr die Zufuhr aus dem vorher ringsumher unterworfenen Lande

abſchnitt und die Parteien im Innern der Stadt gegen einander ſelbſt wütheten. Unterwegs ſtießen ſeine Truppen auf die Einwohner von Jericho, die aus Angſt ihre Stadt verlaſſen hatten, und hieben ſie nieder. Es war wieder ein greuliches Blutbad. Als aber die Legionen vor Jeruſalem ankamen, machten die fanatiſchen Juden ſogleich einen Ausfall und ſchlugen ſie zurück, daß Titus Mühe hatte, die Flüchtigen wieder zum ſtehen zu bringen. Die Parteien in der Stadt verſöhnten ſich auf ſo lange, als ſie gemeinſam gegen den äußern Feind kämpfen mußten. Und innerhalb der Mauern von Jeruſalem befanden ſich damals, wie Tacitus berichtet, noch 600,000 Menſchen von jedem Alter und Geſchlecht. Joſephus nimmt eine weit größere Zahl an und läßt während der Belagerung in Jeruſalem nicht weniger als 1,100,000 Menſchen ſterben. Die Erbitterung und Kampfbegierde der Juden ſchien ein Wahnſinn zu ſeyn, der das ganze Volk ergriffen hatte, gleichſam ein unbewußter Drang zum Selbſtmorde, denn vernünftigerweiſe konnten ſie nicht hoffen, der ungeheuern Uebermacht Roms auf die Dauer zu widerſtehen. Auch die Römer zeigten in dieſem Kampfe große Erbitterung und Hartnäckigkeit, weil es ihnen ſehr ſchimpflich dünkte, daß ſie ſich von Juden hatten ſchlagen laſſen. Die feſten Mauern der Stadt erforderten einen ungewöhnlichen Belagerungspark. Titus führte eine Menge ſchwere Batterien auf, theils um mit Sturmböcken die Mauern zu erſchüttern, theils um gewaltige Steine in großer Menge und ununterbrochen auf die Juden zu ſchleudern, welche die Mauern vertheidigten. Die Juden machten daher ihrerſeits unaufhörlich Ausfälle, um die Belagerungsmaſchinen der Römer in Brand zu ſtecken, was ihnen auch mehrmals gelang, da ſie ohne Todesfurcht ſich immer gerade auf den Feind ſtürzten. Um den Juden ihr künftiges Schickſal vor Augen zu ſtellen, ließ Titus alle Gefangenen kreuzigen und die Kreuze den Mauern gegenüber aufſtellen.

6.

Tempelbrand und Zerstreuung der Juden.

Nach großen Anstrengungen gelang es den Römern, die erste Ummauerung Jerusalems zu überwältigen und endlich auch die zweite. Auch begannen schon die Lebensmittel zu fehlen und Josephus gab sich alle Mühe, den Juden zuzureden und ihnen im Namen des Titus zum letztenmal Verzeihung zu versprechen, wenn sie sich ergeben würden. Aber sie trotzten immer noch, zusammengedrängt auf den geräumigen Höhen des ungeheuren Tempels und der beiden Burgen. Josephus hatte den Tempel, wie er damals war, ausführlich beschrieben. Er lag hoch und frei. Eine dreifache Terrasse führte zu ihm empor. Sein ganzer Bezirk war mit einer Ringmauer umgeben. In seinem Unterbau, so weit derselbe nicht natürlicher Fels war, sah man Quadersteine von 40 Ellen Breite und Höhe. Doppelte Hallen von außerordentlicher Weite umgaben den eigentlichen Tempel. Die Hallen ruhten auf Säulen von 25 Ellen Höhe, jede aus einem einzigen weißen Marmorblock gehauen. Das Getäfel der Decke über den Säulen war von Cedernholz. Der Fußboden unten lauter Mosaik. Die großen Vorhallen waren durch eine Mauer in einen äußeren und inneren Raum getrennt. Prachtvolle Thore führten aus dem ersten in den zweiten. Das größte Thor, welches zum Vorhof der Weiber führte, war 50 Ellen hoch und 40 breit und beide Thorflügel von massivem Gold und Silber. Die andern Thore waren nur wenig kleiner und schimmerten gleichfalls alle von Gold und Silber. Alle diese prächtigen Räumlichkeiten aber überragte der Tempel in der Mitte, zu welchem aus dem innern Raume Treppen empor führten. Das vordere Thor desselben war 70 Ellen hoch und strahlte von Gold. Der innere Tempelraum war nur 20 Ellen breit und 50 lang, aber 90 hoch. Er war getheilt und an dem goldenen Thore, welches zur zweiten Abtheilung führte, erblickte man goldene Reben mit mannsgroßen Trauben. Im Innern hing vor

dem Allerheiligſten der berühmte Vorhang von babyloniſcher Arbeit in den bunteſten Farben geſtickt und den geſtirnten Himmel darſtellend, während in den Farben die Elemente verſinnbildlicht ſeyn ſollten. Hier im Innern des Tempels befanden ſich auch die andern alten Heiligthümer der Stiftshütte, der ſiebenarmige Leuchter ꝛc. Der äußere Anblick des Tempels bot alles dar, was Auge und Seele entzücken konnte. Auf allen Seiten mit goldenen Platten bekleidet ſchimmerte er in der Morgenſonne wie blendendes Feuer und wurde ſchon aus weiter Ferne geſehen. Sein Gipfel aber ſtarrte von ſcharfen goldenen Spießen, damit ſich keine Vögel darauf ſetzen und den Tempel verunreinigen konnten.

In dieſe heiligen Räume nun waren die Juden zuſammengepreßt und wehrten ſich noch immer wie Verzweifelte. Viele zwar verſteckten ſich in der Stadt und ergaben ſich den in dieſelbe eindringenden Römern. Als aber das Gerede entſtand, ſie hätten Gold verſchluckt, ließen die habgierigen Soldaten keinen mehr durch, ſondern ſchnitten ihnen den Bauch auf und gruben in ihren Eingeweiden nach Gold. Die Belagerung des Tempels verzögerte ſich unterdeß, weil ſeine Höhe und Feſtigkeit ſie ſo ſehr erſchwerte. Hatten die Römer eine Mauer endlich geſtürzt, ſo hatten die Juden hinter derſelben ſchon wieder eine neue aufgeführt und durch immer wiederholte Ausfälle wurden die Maſchinen zerſtört. Die ſtreitenden Juden hatten noch einige Lebensmittel, theilten ſie aber den nicht Streitenden, Greiſen, Weibern und Kindern, nicht mehr mit, die nun in grenzenloſem Elend dahinſtarben. Der Stärkere marterte den Schwächeren, um von ihm heraus zu preſſen, wo er etwa noch Lebensmittel verborgen habe. Eine Mutter geſtand, wovon ſie ſich nähre, indem ſie den Quälern die Reſte ihres Kindes zeigte, welches ſie ſelbſt geſchlachtet hatte. Joſephus ſagt: „Keine Stadt hat je ähnliches erlebt und kein Volk, ſo lange die Welt ſteht, war erfinderiſcher an Bosheit. Haſt du das, unſeligſte der Städte, von den Römern erfahren? Nein, ſie kamen nur, um die Greuel deiner eigenen Kinder zu ſühnen. Denn Gottes Stadt warſt du nicht mehr und konnteſt es nicht bleiben.“

Es glückte den Römern endlich, die dem Tempel nahe Burg Antonia zu erstürmen, von wo aus sie mit den fliehenden Juden zugleich in die Vorhallen des Tempels eindrangen, aber wieder zurückgeschlagen wurden. Titus mußte mit unsäglicher Mühe die Burg schleifen und selbst ihre Grundmauern zerstören lassen, um einen offeneren Zugang zum Tempel zu gewinnen. Die Volksmenge im Tempel kam in immer größere Noth durch Hunger, denn nun hatten auch die streitenden Juden nichts mehr zu essen übrig und ihre bleichen hohläugigen Köpfe bissen in das Leder ihrer Schilde und Schuhe, um daraus noch einen Nahrungsstoff zu saugen. Dennoch wehrten sie sich immer noch. Die Römer stürmten mehrmals den Tempel und wurden immer wieder zurückgeschlagen, bis sie Feuer in das Zimmerwerk und Getäfel warfen und die Hallen im Brande einzustürzen anfingen. Unaufhaltsam drangen die Römer durch das Feuer vor, wüthend vertheidigten sich noch die Zeloten, indeß die Wehrlosen schaarenweise, wenn sie fliehen wollten, dem Schwert der Feinde erlagen oder verbrannten. Noch war der Tempel selbst unberührt von Feuer und Feindeshand und stand noch in seiner ganzen goldenen Herrlichkeit da. Titus wünschte ihn zu retten, aber seine Befehle wurden von den wüthenden Soldaten nicht geachtet. Eine Fackel, ins Innere des Tempels geschleudert, entzündete auch diesen, vergebens eilte Titus selbst herbei und arbeitete sich durch das schreckliche Gedränge. Ein fürchterliches Geschrei der wuthentbrannten Soldaten, der fliehenden und gemordeten Juden und der 6000 Wehrlosen, größtentheils Weiber und Kinder, über denen die brennenden Hallen des Weiberhofs zusammenstürzten, betäubte sein Ohr, er wollte und mußte aber wenigstens noch das Innere des berühmten Tempels sehen. Schon floß das geschmolzene Silber von den Thoren herunter, doch gelangte Titus noch in das Innere und betrachtete noch dessen Heiligthümer, wenige Augenblicke vorher, ehe die Flammen sie verzehrten. Dann zog er sich zurück und ließ das Feuer austoben. Viele Soldaten verbrannten mit, anderen glückte es Gold und Silber in Menge davon zu tragen. Dieser Schreckenstag war der 5. August des Jahres 70.

Alle Prieſter, welche dem Tode entgangen waren und jetzt um Gnade baten, wurden auf Befehl des Titus hingerichtet, dem gemeinen Volk ſchenkte er das Leben, ſchleppte es aber in die Sklaverei fort. An dem berühmten Coloſſeum in Rom ſollen viele damals fortgeſchleppte Juden haben bauen müſſen. Die ganze Stadt Jeruſalem wurde, nachdem die Soldaten ſie ausgeplündert hatten, zerſtört und dem Erdboden gleich gemacht. Von den Führern in der Stadt waren nur noch Johannes und Simon übrig, die ſich in unterirdiſche Gänge geflüchtet hatten, aber durch Hunger gezwungen waren, hervor zu kommen. Sie wurden gefangen, eben ſo wurde der letzte Widerſtand der Juden auf dem Lande beſiegt. In der feſten Stadt Maſada ermordeten ſich, als ſie nicht mehr zu halten war, alle Juden ſelbſt mit Weibern und Kindern.

Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man lieſt, daß der ſanfte Titus auf dem Rückwege in Berytus und Cäſarea zu Ehren ſeines Vaters und Bruders Schauſpiele aufführen ließ, in denen der Brand Jeruſalems dargeſtellt und noch mehrere tauſend gefangene Juden nachträglich zum Spaß verbrannt wurden und nachher noch andere 3000 Juden ſich als Gladiatoren gegenſeitig umbringen mußten, um den Zuſchauern den Augenſchein jüdiſcher Mordluſt zu gewähren. Nach Rom zurückgekehrt führte Titus im Triumph noch eine große Judenbeute und insbeſondere die heiligen Gefäſſe des Tempels auf, die in mehreren Exemplaren vorhanden geweſen waren, und unter den Gefangenen die beiden Schreckensmänner. Von dieſen aber wurde nur Simon Joras hingerichtet, Johannes von Giscala kam mit ewiger Gefangenſchaft davon.

Die Zerſtörung Jeruſalems machte der wahnſinnigen Wuth der Juden doch noch kein Ende. Sie erhoben ſich noch einmal zu Alexandria, wo aber ihrer 600 unter gräßlichen Martern ſterben mußten und der große Tempel, den ſie dort beſaßen, niedergeriſſen wurde. Auch in dem benachbarten Kyrene ſtanden ſie gegen die Römer auf unter einem gewiſſen Jonathan, unterlagen aber auch hier und der römiſche Statthalter Catullus benutzte den Anlaß, 3000 reiche Juden, welche völlig unſchuldig waren, an einem Tage hinrichten zu

laſſen, um ſie ihrer Güter zu berauben. — Unter dem Eindruck aller dieſer Greuel war im ganzen römiſchen Reiche ein ſo großer Abſcheu vor den Juden entſtanden, daß ſich daraus hinreichend erklärt, warum es Titus nicht wagen durfte, ſich mit der Jüdin, die er zärtlich liebte, öffentlich zu verbinden. Dies war die Schweſter des letzten Judenkönigs, die wir ſchon einmal als ſchöne Büßerin kennen lernten, Berenike, die er zuerſt beim Beginn des jüdiſchen Feldzugs in Ptolemais ſah, um derentwillen er der Venus zu Paphos Opfer brachte und die er ſogar heimlich geheirathet haben ſoll. Sie folgte ihm mit nach Rom, aber die öffentliche Meinung geſtattete ihm nicht, ſie zu behalten. Er mußte ſie verſtoßen, trotz ſeiner und ihrer Liebe (invitus invitam).

Unter dem Kaiſer Trajan kam auf einmal über die immer noch zahlreichen Juden im Orient eine neue Wuth. Waren ſie aufgeſtachelt durch Spott und Mißhandlung oder wirkte der Dämon in ihnen fort, der ſie zur dummen und blinden Selbſtvernichtung trieb? Denn der Umſtand, daß Trajan vor den Parthern hatte zurückweichen müſſen, konnte ſie doch nicht zu der Hoffnung berechtigen, ſie würden Roms Meiſter werden. Mit einmal ſtanden ſie rings um das menſchenleere Judäa in den Nachbarländern auf, in welche ſie vorzugsweiſe geflüchtet waren, in Meſopotamien, Aegypten, Kyrene und Cypern, 115. Sie wurden aber überall beſiegt, in Meſopotamien viele tauſende, in Alexandrien alle getödtet. In Kyrene hatte ihr Anführer (nach Dio Andreas, nach Euſebius Lucas) an den griechiſchen und römiſchen Einwohnern eine wahre Raſerei ausgeübt. Indem die Juden hier plötzlich über die andern friedlichen Einwohner herfielen, marterten ſie dieſelben mit der raffinirteſten Grauſamkeit zu Tode, zerſägten ſie lebendig, oder ſchunden ſie, behingen ſich mit ihren Häuten und aßen in der Wuth ſogar ihr Fleiſch. Sie wurden durch ein römiſches Heer unter Turbo überwältigt und ausgerottet. Dieſe afrikaniſche Provinz hatte ſich in dem entſetzlichen Kriege ſo von Menſchen entleert, daß Hadrian ſie durch neue Colonien bevölkern mußte. Auf der Inſel Cypern leitete Artemion die

Juden, die auch hier gräßlich wütheten, bis ſie, 240,000 an der Zahl, alle todt geſchlagen wurden.

In Judäa ſelbſt blieb einzig die Stadt Tiberias noch ein Haltpunkt für die Juden. Der jüdiſchen Tradition zufolge wurde ſie durch 24,000 Schüler des Rabbi Akiba wiederbevölkert. Akiba hütete als junger Hirt die Heerde des reichen Schebua, deſſen ſchöne Tochter ihn heirathete, ihm aber zur Pflicht machte, fortzuziehen, um in den Schulen etwas zu lernen. Er zog nun fort und kam erſt nach zwölf Jahren, aber mit tauſenden von Schülern wieder und fand ſein Weib, durch den Krieg verarmt, allein und in elenden Lumpen wieder. Als nun Kaiſer Hadrian, um den jüdiſchen Aufſtänden ein- für allemal ein Ende zu machen, das zerſtörte Jeruſalem als eine rein römiſche Colonialſtadt unter dem Namen Aelia Capitolina wiederherſtellte und mit Nichtjuden bevölkerte, befahl er zugleich, daß ſich niemand mehr beſchneiden laſſen dürfe. Da beſchloß die Schule zu Tiberias, lieber im Kampf vollends unterzugehen, als das Geſetz Abrahams zu brechen und Akiba weihte den Bar-Cobac oder Barcochebas zum Streiter für den Herrn ein. Derſelbe nannte ſich „Sohn des Sterns“ nach einer moſaiſchen Weiſſagung, wonach ein Stern aus Jakob aufgehen ſollte. Aber dieſer letzte Stern des freien Judenthums leuchtete nicht lange. Ein römiſches Heer unter Julius Severus ſchloß die Aufrührer in der Stadt Bitter ein und erſtürmte ſie. Barcochebas fiel ritterlich mit dem Schwert in der Hand, Akiba wurde mit eiſernen Hecheln zerriſſen, 132.

Hadrian verbot den Juden bei Todesſtrafe, jemals wieder den Boden von Jeruſalem und Umgegend zu betreten, und ließ auf Golgatha einen Tempel des Zeus, daneben einen der Venus errichten, am Thor aber das Bild eines Schweins einhauen. Von dieſer Zeit an zogen ſich die Reſte des jüdiſchen Volkes, um ſicherer leben zu können, immer weiter von der Heimath hinweg und zerſtreuten ſich unter den Völkern in immer kleinere Gruppen und einzelne Familien, die nicht mehr gefährlich ſchienen und kaum mehr bemerkt wurden.

7.

Hinwelken des Heidenthums.

Die Heiden nährten viel weniger Haß gegen das Chriſtenthum, als die Juden. Die gemeine, nur der gewohnten Sinnenluſt fröhnende Menge verlachte die Chriſten ungefähr, wie ſie in unſern Tagen die Pietiſten verlacht. Die vornehmen Stoiker ſahen auf ſie wie auf Schwärmer herab und gaben ſich gar nicht einmal die Mühe, ihren vermeinten Aberglauben näher in Betrachtung zu ziehen. So hat ſie ſelbſt der edle Plinius verdammt, ohne ſie nur zu kennen. Insgemein verwechſelte man in Rom die erſten Chriſten noch mit den Juden. Als die chriſtlichen Gemeinden ſich aber ausbreiteten, einen löblichen Wandel führten und von Chriſto beſſere Meinungen in Umlauf kamen, wurde derſelbe in Rom einfach ſo behandelt, wie man dort die ſyriſchen und ägyptiſchen Götter zu behandeln pflegte. Man ſtellte, ohne ſich lange zu beſinnen, ſeine Statuen neben denen der andern Götter auf. Dies that namentlich Alexander Severus, der in ſeinem Haustempel die Bilder von Orpheus, Chriſtus, Abraham und Apollonius von Tyanna zuſammenſtellte. An Verfolgungen der Chriſten dachte der Heide nicht eher, als bis ihm die Verachtung empfindlich wurde, die das Heidenthum von Seiten der Chriſten erfuhr. Die erſte Verfolgung unter Nero war ein Bubenſtreich, der dem Kaiſer allein zur Laſt fiel. Die Geſinnung des heidniſchen Volks hatte daran nicht den mindeſten Antheil.

Das Heidenthum ſelbſt aber ſchritt in ſeinem Verweſungsproceſſe immer weiter vor. Die gemeſſenen Formen des altrömiſchen Cultus wurden ein todtes Ceremoniel. Die Menge lief fremden Culten nach, insbeſondere denen, die der Sinnenluſt und dem Aberglauben Vorſchub leiſteten. Die Vornehmen theilten ſich in drei Claſſen, in Stoiker, die ſich noch immer in ihren Tugendmantel hüllten und mit ſtolzer Verachtung die übrige Welt dem Verderben entgegenrennen ſahen; in Epikuräer, welche ſichs in der Gegenwart

wohl seyn ließen und immer mehr Skeptiker wurden, d. h. an gar nichts mehr glaubten, was über die gemeine Wirklichkeit hinaus lag; endlich in Mystiker, welche in den verschiedenartigsten Mysterien das suchten, was ihnen der öffentliche Cultus der Götter nicht mehr darbot.

Auch aus dem Staatsleben war aller Geist entwichen. Unter dem kaiserlichen Despotismus gab es keine Freiheit und auch kein Recht mehr, obgleich gerade unter ihm erst die römische Rechtswissenschaft sich vollendete. Ich kann hier nur die Worte Montalemberts wiederholen: „Welche Verhöhnung und welch wesenloses Trugbild waren Lehrinstitute und Praxis des Civilrechts in einem Staate, wo Person und Eigenthum eines jeden Bürgers ohne Verhandlung und ohne Recurs der Willkür der nichtswürdigsten Menschen preisgegeben waren, und des Criminalrechts, welches, wie Baco sagt, nicht nur die Menschen, sondern die Gesetze selbst auf die Folter spannte. In der Geschichte gibt es nichts so Widerliches und Unnatürliches, als jene römische Jurisprudenz, die mit haarspaltender Subtilität alle Fragen über Nutznießung, Verjährung, Vormundschaft erörterte, ohne in einem halben Jahrtausend einen Bürger gegen die Brutalität von Prätorianerhorden oder gegen die Ungeheuerlichkeiten eines Heliogabal schützen zu können." — Und die Sklaven, welche die Mehrheit der Bevölkerung bildeten, welches Recht fanden sie? In allen größeren Städten des Reichs gab es Sklavenmärkte, worin freigeborene weiße Menschen, im Kriege oder Aufruhr gefangen oder von Seeräubern geraubt, wie das Vieh besichtigt und verkauft wurden. Rom wimmelte von Sklaven. Ein einziger reicher Römer hatte deren oft 10—20,000. In noch größern Schaaren, wie die Leibeigenen in Mockau, füllten sie theils die Paläste der römischen Großen, theils mußten sie unter der Peitsche des Aufsehers, wie heute noch die Negersklaven, im Felde arbeiten. Wie in Italien, so kam auch in Gallien, Spanien, in allen Provinzen der Landbesitz in immer wenigere Hände und an die Stelle der kleinen freien Bauern oder Pächter traten Sklaven. Daraus erklärt sich, warum die Grundbesitzer reich blieben, wenn auch ihre Pa-

läſte in den Städten einmal geplündert und verbrannt wurden. Trotz des römiſchen Rechts, dem die unglücklichen Deutſchen ſpäter eine eben ſo wenig paſſende Andacht gewidmet haben, war das römiſche Volk in ein ſtädtiſches Proletariat voll Elend und Laſter und in eine ländliche Sklavenbevölkerung aufgelöst, zwiſchen denen nur wenige Reiche und Vornehme mit den deutſchen Söldnern noch um Beſitz und Ehre ſtritten.

In der Literatur ging man noch ſo ziemlich die alten Wege, aber der Geiſt war erlahmt. Die kritiſchen und philoſophiſchen Schulen zu Athen und Alexandria wurden zwar von Hadrian gepflegt und eine dritte mit dem ſ. g. Athenäum in Rom ſelbſt eingerichtet, und die Profeſſorenwelt in Athen ſpreizte ſich höchlich gegen den Apoſtel Paulus, allein die aus jener Periode uns erhaltenen Geiſteswerke zeigen nur den welkenden Herbſt des claſſiſchen Heidenthums. Ihre Rhetoren und Sophiſten hatten alle welthiſtoriſche Bedeutung verloren, wenn ſie auch als Virtuoſen in ihrer Art noch Ruhm erlangten. Einige Gramatiker erwarben ſich bleibendes Verdienſt um die griechiſche und lateiniſche Sprache. Einigen Sammlern verdankt man ſchätzbare Nachrichten, ſo dem Aulus Gellius (attiſche Nächte), dem naturkundigen Solinus. Bis tief in die chriſtliche Zeit hinein pflegten die Griechen noch ihre alten heidniſchen Erinnerungen und die Sammlungen des Suidas, die mancherlei Scholien zu den alten Claſſikern, bewahrten noch Schätze von Wiſſen auf, waren aber immer nur Aehrenleſen und keine ſelbſtändige Production mehr. Auch die Geſchichtſchreibung war tief geſunken. Man durfte ja kaum mehr die Wahrheit ſagen. Die ſechs Autoren der Kaiſergeſchichte (Aurelius Victor, Capitolinus, Vopiscus, Spartianus, Trebellinus, Lampridus) und Eutropius, der einen Abriß der römiſchen Geſchichte ſchrieb, ſind ſchwach im Vergleich mit den früheren claſſiſchen Geſchichtſchreibern; auch Ammianus Marcellinus und Zoſimus, welche die Geſchichte der ſpätern Kaiſer ſchrieben, haben bei allem Beſtreben, livianiſch zu ſeyn, doch ſchon einen barbariſchen Beigeſchmack. Avienus ſchrieb eine Weltbeſchreibung, Aethicus eine dürftige Kosmographie, weit wichtiger aber iſt die Straßenkarte des

römiſchen Reichs aus dem 3. oder 4. Jahrh. (die ſ. g. Peutinger'ſche Tafel).

Auf den römiſchen Theatern herrſchten noch immer Stoffe aus der griechiſchen Mythologie und vorzugsweiſe die üppigſten und ſittenloſeſten, die Liebſchaften des Jupiter, der Venus ꝛc., die ſchamlos durch Mimen dargeſtellt wurden und denen die Dichter viele Sorgfalt widmeten. Apulejus beſchreibt ein glänzendes Tanzſpiel, welches die drei Göttinnen vor dem Paris ihre Reize entfalten ließ. Repudianus ſchrieb eine Hochzeit des Mars und der Venus voll verführeriſcher Malerei, Calpurnius ein eben ſo graziöſes und verlockendes Bachanal. Als reinerer Geiſt zeichnete ſich im 4. Jahrhundert noch der Gallier Auſonius aus, der außer mehreren mythologiſchen Dichtungen, die eigenthümlichen Reiz haben (z. B. Amor in der Unterwelt), ein reizendes Gemälde der Moſelgegend in einer poetiſchen Reiſebeſchreibung (Mosella) lieferte. Claudian ſchrieb einen Raub der Proſerpina und eine Gigantomachie. In griechiſcher Sprache dichtete Koluthos einen Raub der Helena, Nonnos noch im 5. Jahrhundert eine Heerfahrt des Bachus nach Indien (Dionyſiaca), unter allen ſpätern Blüthen der homeriſchen Dichtung die vollſte und ſchönſte, überaus reich an maleriſchen Scenen, z. B. wie Iris, die zarte Göttin des Regenbogens, in der Höhle der Kyklopen von den ruſſigen Schmiedeknechten gezwungen wird, aus einem Glaſe Wein zu nippen, oder wie das Waſſer des indiſchen Fluſſes Hydaſpes bei einem nächtlichen Ueberfall durch Bachus in Feuer verwandelt wird ꝛc., und eben ſo reich an den originellſten Liebesgeſchichten, z. B. die Liebe des Gottes zu der Nymphe Nikäa. Die reizendſte Idylle aber ſchrieb Longos, einen kleinen Hirtenroman voll Naturwahrheit und feiner Grazie, aber auch von raffinirter Lüſternheit. Der Geſchmack der vornehmen Römer hatte zwiſchen dieſem feinſten Gift der Verführung und der groben Unfläterei eines Petronius eine reiche Auswahl.

Die hier Genannten lebten alle noch im heidniſchen Bewußtſeyn fort. Aus dieſem alten Geleiſe aber traten die heraus, die keinen Glauben und kein Vertrauen mehr zu dem Beſtehenden hat-

ten, die, welche darüber nur noch ſpotteten, und die, welche etwas Beſſeres ſuchten.

Unter den Spöttern ſtand der Grieche Lukianos aus Samoſata in Syrien eben an, zur Zeit des Hadrian. Er wagte zuerſt, ganz offen die bisher verehrten Götter zu verſpotten und in ſeinen ſatiriſchen Göttergeſprächen zu zeigen, mit welchen menſchlichen Schwachheiten alle jene olympiſchen Götter behaftet ſeyen und welche ſchändlichen Beiſpiele ſie gäben, Zeus mit ſeinen Liebſchaften ꝛc. Er trat auch den Philoſophen entgegen und ſpottete ihrer Widerſprüche und eiteln Anmaßung. Aber er ſpottete eben ſo ſehr der Chriſten, glaubte für ſeine Perſon gar nichts und huldigte ſelbſt keiner guten Moral, ſondern ſchrieb abſichtlich unzüchtig, um dadurch mehr Leſer anzulocken. Es war keinerlei Ernſt in ihm, alles Hohe und Heilige war ihm gleichgültig. Er wollte nur die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſeine Eitelkeit befriedigen und den Beutel füllen. Kaiſer Hadrian hatte zwar verſucht, durch eine Summirung aller Culte im Reich, den jüdiſchen ausgenommen, zu einem befriedigenderen Ergebniß zu gelangen, als ihm jeder einzelne Cult darbot. Aber er blieb unbefriedigt, denn noch auf dem Sterbebette dichtete er die Verſe:

Unſtätes, liebliches Seelchen,
Des Leibes Gaſt und Gefährtin,
In welche Orte wirſt nun wandern?
In blaſſe, kalte, nackte,
Bar der gewohnten Scherze.

Von den fremden Götterdienſten, die ins römiſche Reich eindrangen, war ſchon die Rede. Das große Uebergewicht, welches der Sonnencultus gewann, erklärt ſich aus den Einwirkungen der neuperſiſchen und ſelbſt der chriſtlichen Lehre. Im Sonnengott wurde die ganze heidniſche Vielgötterei verſchlungen und vergeiſtigt und gleichſam eine Wiedergeburt des Heidenthums erzielt, womit man dem Parſismus und dem Chriſtenthum die Waage halten zu können vermeinte. Wie ſehr die Kaiſer zu dem Sonnendienſt hinneigten, haben wir in ihrer Geſchichte erzählt. Die beliebteſte Form dieſes Cultus wurden die Myſterien des Mithras. Das iſt eine alt-

perſiſche Perſonification der Sonne, Ormuzd, die aber nicht in Perſien ſelbſt, ſondern erſt in Syrien unter dem Einfluß des Baalsdienſtes und des ägyptiſchen Oſiris-Horuscultus die Bedeutung des deus invictus, des die Winternacht und den Wintertod überdauernden, ewig neues Leben ſchaffenden Lichtes annahm. Die berühmten Mithrasbilder, welche durch die römiſchen Legionen in halb Europa und auch in Süddeutſchland verbreitet wurden, ſtellen den Gott als Jüngling dar, wie er den Stier opfert. Darunter ſcheint das jährliche Abſterben des Naturlebens verſtanden zu ſeyn, was ſich doch immer wieder erneuert. Die Einweihungen in den ſ. g. Mithrashöhlen aber bezogen ſich ohne Zweifel auf die Unſterblichkeit, welche unter dem Beiſtand des unſterblichen Gottes auch dem mit dem Gotte innig verbundenen Menſchen zu Theil werden ſollte. Denſelben Zweck hatten ſchon die demetriſchen und dionyſiſchen Myſterien verfolgt, ſo wie die, welche den Tod des Attis und Adonis im Kybele- und Venuscult, und den des Oſiris im Iſiscult betrafen. Der Einzuweihende mußte ſich einem ſtrengen Ceremoniel unterwerfen. Wir kennen dieſe geheimen Dinge nicht genau genug. Nach Apulejus verſpricht Iſis dem Eingeweihten ihren Schutz in den elyſiſchen Gefilden. Das Merkwürdigſte, was uns erhalten iſt, ſind die Taurobolien oder ſtellvertretenden Stieropfer im Culte der großen Göttermutter Kybele, die um den verlorenen Sabazios-Attis trauert. Der chriſtliche Dichter Prudentius erzählt, die Einzuweihenden hätten in einer Grube geſteckt, auf die man durchlöcherte Bretter gelegt habe. Indem nun der Opferſtier oben auf den Brettern geſchlachtet worden ſey, hätten die Einzuweihenden unten das Blut mit dem Munde aufgefangen und ſeyen durch dieſe Bluttaufe von Sünden rein und der Wiedergeburt für fähig erklärt worden. Offenbar wollten die Heiden mit dieſem Stieropfer den Chriſten eine Concurrenz machen.

Die Göttermutter und weibliche Perſonification der geſammten Natur ſollte alle Göttinnen eben ſo concentriren, wie der Sonnengott die männlichen Gottheiten. Daher die phantaſtiſchen Anhäufungen von Attributen aller Art auf das Bild der epheſiſchen Diana

und Hekate. Man faßte dieſe All-Göttin eben ſo gern von der Nachtſeite auf, wie den All-Gott von der Lichtſeite. Daher die mit Magie und Zauberweſen, Geiſterbeſchwören und Todtenerweckung verbundenen Myſterien der Hekate, die jener ſpätern Kaiſerzeit angehören und denen die eben ſo überladenen Amulette, Zauberhände, Zauberringe ꝛc. entſprachen.

Eine Art Rückfall in den alten Dienſt des Donnerers ſtellte die hauptſächlich in den Lagern populär gewordene Imperatorenvergötterung unter dem Namen Dolichenus dar. Sie begann in der ſyriſchen Stadt Dolichene, daher der Name. Der Gott iſt Jupiter, durch Blitz und Adler und wallendes Haupthaar kenntlich, trägt aber zugleich die ſpitzige Haube des Mithras, und hat unter ſich den Stier wie Mithras, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht auf dem Stiere kniet, ſondern ſteht. Dieſe Stellung iſt eben ſo bedeutſam, wie das Imperatorenkleid des Gottes. Es wird dadurch die ſiegreiche und überwiegende Macht des römiſchen Kaiſers ausgedrückt, in welcher ſich alle ältere Macht der Götter des Abend- und Morgenlandes vereinigt. Es iſt ein Cult der Legionen. Dieſer Lagercult breitete ſich über das ganze römiſche Reich aus, daher wir Dolichenusbilder und Inſchriften in Menge finden, unter anderem auch im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland, wo Römer hinkamen.

Auf wiſſenſchaftlichem Wege in den Philoſophenſchulen ſuchten die Heiden daſſelbe, wie in den Myſterien, die Einheit zu finden aus dem Labyrinth der Vielgötterei, die Unſterblichkeit der Seele zu retten aus der Laſter- und Mördergrube der Welt. Dieſe Aufgabe ſtellte ſich die neuplatoniſche Schule, [illegible] wie der Jude Philo die platoniſchen Ideen zu Grunde legte, ſie [illegible] mit dem noch ältern Syſtem des Pythagoras zu einem neuen Ganzen verband. Sie begann mit Plotinus im 3. Jahrh., dann folgten Porphyrius, Jamblichus, Proclus, Macrobius als die wichtigſten ihrer Lehrer und Schriftſteller. Die Schule ſchrieb der menſchlichen Seele Ewigkeit und weſentliche Unveränderlichkeit zu, die Leiden derſelben aber nur ihrer Verbindung mit dem Körper. Dieſe Verbindung ſey Folge

einer Schuld und die Erlöſung müſſe geſucht werden durch Tugend, die Seele ſey jedoch dabei göttlicher Hülfe bedürftig. Das alles näherte ſich ſehr dem Chriſtenthum. Alte aſtronomiſche Vorſtellungen begleiteten die Reiſe der Seele ins Leben und zurück. Durch die Pforte des Mondes im Zeichen des rückwärtslaufenden Krebſes (in der Sommerſonnenwende) gingen die gefallenen Geiſter aus dem Himmel auf der Milchſtraße ein in den Planetenkreis und kamen zur Erde hinab, um dort als Seelen ſterbliche Leiber zu erhalten. Nach dem Tode aber kehrten ſie durch die Pforte des Saturn im Zeichen des aufſteigenden Steinbockes wieder in den Himmel zurück.

Eine überaus geiſtvolle Dichtung erläutert dieſe Vorſtellung, das berühmte Märchen von Amor und Pſyche in den Metamorphoſen des Römer Apulejus zur Zeit der Antonine. Darin wird die menſchliche Seele als Pſyche, der Wandel im irdiſchen Leben und deſſen Leiden als Strafe des erzürnten Amor und ſchwere Prüfungen der Pſyche, die endliche Erlöſung als die Hochzeit der Pſyche mit dem befriedigten Gott der Liebe aufgefaßt. Es iſt übrigens ein im Norden weit verbreiteter Märchenſtoff, ohne Zweifel älter als der Neuplatonismus ſelbſt, das in den deutſchen Volksſagen hundertfach variirte Thema von der ſchwergeprüften und glücklich erlösten Königstochter.

Aus der Richtung der neuplatoniſchen Schule gingen auch Wanderprediger hervor, heidniſche Propheten, die das Volk zu begeiſtern ſuchten. Unter dieſen machte Alexander von Abonotrichos, der mit einer lebendigen Schlange umherziehend als Heilgott auftrat, großes Aufſehen, noch mehr aber Apollonius von Tyana, in dem die Neuplatoniker vielleicht dem Heiland der Chriſten einen Rivalen gegenüber ſtellen wollten. In dem Roman ſeines Lebens, den Porphyrius ſchrieb, heißt es, er habe faſt alle Länder durchreist, Wunder gethan, geweiſſagt, Todte geweckt ꝛc., ſich mit gegen den Tyrannen Nero verſchworen, nur dem Guten gedient, gute Sitten gelehrt und ſelbſt rein gelebt, bis er gen Himmel gefahren ſey. Indeß macht er immer nur den Eindruck eines ſalbungsvollen und etwas eitlen Schwärmers. Peregrinus Proteus trieb die Schwär-

merei noch weiter, indem er sich öffentlich selbst verbrannte, weil ihm das Leben nicht mehr genügte, er hinter den Vorhang schauen und zugleich seine Schüler sterben lehren wollte, im J. 168.

Das Unstete, Wechsel- und Gefahrvolle, der Sturmcharakter jener Jahrhunderte spiegelt sich ferner ab in den romantischen Erzählungen, die damals sehr beliebt wurden. Im Vordergrunde dieser bunten Gemälde steht immer ein liebendes Paar, welches aber durch blutige Kriege, durch Leiden und Noth aller Art getrennt und endlich wieder zusammengeführt wird, im Ganzen nach dem Muster des Romans von Amor und Psyche, im Einzelnen reich an Genrebildern aus der griechischen, römischen und barbarischen Welt. Die Heldin des Romans wird von Seeräubern entführt, muß als Sklavin dienen ꝛc. Der Held erlebt im Krieg und Kampf die wildesten Abenteuer, wird in Mysterien eingeweiht, lernt vielerlei Länder und Menschen kennen ꝛc. So die Babylonica des Jamblichus, die Aethiopica des Heliodor, die Erotica des Achilles Tatius, die Ephesiaca des Xenophon. Diese Dichtungen fallen ins 2. bis 5. Jahrhundert.

Elftes Buch.

Kampf und Sieg der chriſtlichen Kirche.

1.

Die Chriſtenverfolgungen.

Die erſte Verfolgung erduldeten die Chriſten in Rom unter Nero, wie ſchon erzählt iſt, durch deſſen Bosheit, ohne daß ſie ſelbſt eine Veranlaſſung gegeben hätten. Die ſpätern gingen dagegen vorzugsweiſe von den beſſeren Kaiſern aus, welche die altheidniſche Staatsreligion aus ihrer Verſunkenheit wieder zu heben und durch dieſelbe den Staat zu ſtärken ſuchten. Die Chriſten wurden ihnen als halbverrückte Schwärmer, als Verächter der alten Götter und der Kaiſer ſelbſt, als böſe Unterthanen verdächtigt und gaben ſelbſt durch die Standhaftigkeit, mit der ſie die üblichen Opfer vor den Statuen der Götter und Kaiſer zu bringen ſich weigerten, jenem Verdachte Nahrung. So geſchah es, daß nicht nur Domitian, ſondern auch der treffliche Trajan eine Verfolgung der Chriſten zuließ, dann Hadrian, der milde Antoninus Pius, der ſo humane und ſittliche Marc Aurel, da doch der widrige Tyrann Commodus der Chriſten wieder ſchonte, weil ſeine Marcia ihnen zugeneigt war. Septimius Severus verfolgte ſie aufs neue, der elende Caracalla ſchonte ſie. Unter

Macrinus wurden sie abermals verfolgt, noch weit mehr unter dem Wütherich Maximin. Dann war eine Zeit lang Ruhe, bis Kaiser Decius in dem immer mehr erstarkenden Christenthum einen unversöhnlichen Feind des ganzen bisherigen Staats- und Volkslebens erkannte und deshalb seine systematische Ausrottung beschloß, alle Bischöfe im Reich festnehmen und alle Christen entweder zur Abschwörung zwingen, oder hinrichten ließ. Dieselben gräßlichen Scenen wiederholten sich unter Valerian und Aurelian, im größten Maaßstabe aber erst unter Diocletian, der wie Decius das Bestehen der neuen Secte für absolut unvereinbar hielt mit dem römischen Staatsideal, welches er zum Heile der Welt für das allein Zuträgliche hielt. Der zufällige Brand seines Palastes in Nicomedia, der den Christen zugeschrieben wurde, hat ihn sicher nicht bestimmt, sondern nur, was er für Staatsklugheit hielt.

Alle diese Verfolgungen verfehlten ihren Zweck und dienten nur dazu, das Christenthum zu stärken, das Band unter den Christen noch inniger zu machen und ihre Zahl zu vermehren, denn die Hochherzigkeit und Todesverachtung der Blutzeugen oder Märtyrer, die für ihren Glauben Marter und Tod duldeten, erregten Bewunderung und weckten gleichsam den längst entschlafenen Heldengeist im römischen Volke wieder auf. Nicht selten waren es die Verfolger, die Richter, die Henker selbst, welche tief ergriffen von der Seelengröße, mit welcher die Märtyrer starben, sich bekehrten und ihnen nachahmten. Andererseits wurden auch nicht alle christenfeindlichen Befehle der Kaiser streng durchgeführt. Während z. B. unter Diocletian die Verfolgung im Osten und Süden arg wüthete, wußte Constantinus Chlorus im Westen des Reichs dieselbe sehr zu mildern, und sich dadurch die große Partei der Christen warm zu befreunden. In ähnlicher Art waren auch schon früher die Statthalter einzelner Provinzen schonend verfahren. Wenn die Christen nur auf irgend eine Weise ihre Unterthanentreue bewiesen, so erließ man ihnen gern die Opferprobe. Dem Heiden als solchem war es gleichgültig, ob neben dem Jupiter, Serapis, Solinvictus, Mithras ꝛc. auch noch ein Christus verehrt wurde, er verfolgte das Christenthum

aus keinem religiösen Fanatismus und theilte selten den Staatsfanatismus, der eigentlich nur am kaiserlichen Hofe zu Hause war.

Diesem Verhältniß entspricht auf christlicher Seite die moralische Schwachheit, die sich als Klugheit geltend zu machen wußte, wenn sie bei den Verfolgungen sich wie Schilf bückte und nicht gleich den Märtyrern als trotzende Eiche gebrochen werden wollte. Die Zahl der laxen Christen, die in der Noth den Götzen opferten und dem Christenthum abschwuren, wuchs mit der Zahl der Bekehrten überhaupt. In der apostolischen Zeit wurde jeder nur aus tiefer Ueberzeugung Christ und nur solche konnten Märtyrer werden. Später wurden viele schwache Söhne starker Väter schon als Christen geboren und zeigten weniger Eifer; andere traten um eines Vortheils, um der Gesellschaft und Mode willen über und waren noch weniger opferfähig. Daher die niederschlagende Erscheinung, über welche die Kirchenväter oft so bitter klagen, daß namentlich zur Zeit der spätern massenhaften Verfolgungen auch der Abfall massenhaft gewesen sey. Aber die Bekehrung war immer freier Wille, aus welcherlei Motiven es auch seyn mochte, während der Abfall nur Sache des Zwanges, der Noth und Furcht war. Deshalb strömte die ganze Schaar der Abgefallenen, wenn die Verfolgung zu Ende war, immer reuig wieder den Kirchen zu. Unter Diocletian kam sogar vor, daß der römische Bischof Marcellinus aus Menschenfurcht den Götzen opferte. Allein ein solcher Fall vermochte nicht mehr die Achtung der Heiden vor den Christen zu zerstören, denn Schändlichkeiten dieser Art wusch das Blut der Märtyrer ab und am meisten in Rom selbst.

Die noch jetzt unter der Erde erhaltenen Katakomben in der nächsten Umgebung Roms geben Zeugniß von dem, wie die verfolgte Christengemeinde in der Hauptstadt der Welt gelebt, geliebt und gelitten hat. Diese engen und doch weitläuftigen Höhlen gruben die Christen allmählig aus, um darin ihren geheimen Gottesdienst zu halten, die Kinder zu taufen und ihre Todten zu begraben. Noch unterscheidet man darin die Gräbergallerien von mehreren Stockwerken mit zahlreichen Inschriften, und die Capellen für den Gottes-

dienſt mit den merkwürdigſten Bildern. Die Grabinſchriften geben das ſchönſte Zeugniß von der chriſtlichen Liebe in jenen Zeiten der Verfolgung:

„Sabbatius, ſüße Seele, bitte und vermittle für deine Brüder und Genoſſen.“

„Atticus, deine Seele iſt im Glücke: bitte für deine Eltern.“

„Lea, ſüße Seele, mögeſt du leben!“

An die Leiden der Verfolgung mahnen viele Inſchriften, z. B.:

„Alexander iſt nicht todt, ſondern lebt über den Geſtirnen; ſein Leib ruht im Grabe. Er endigte ſein Leben unter dem Kaiſer Antonin, welcher die Wohlthaten, die er empfangen konnte, mit Haß vergalt. Knieend, um dem wahren Gott zu opfern, wurde er zum Tode geführt. O Jammerzeiten! wo wir nicht einmal die heiligen Geheimniſſe und unſere Gebete mit Sicherheit in den Höhlen darbringen können. Was iſt armſeliger als das Leben, aber was iſt noch armſeliger, als der Tod, wo man nicht einmal von Freunden und Eltern beerdigt werden kann? Endlich leuchtet er im Himmel, da er nur gelebt 15 Jahre.“

„Zur Zeit Hadrians des Kaiſers iſt Marius der junge Führer der Soldaten geſtorben, der lang genug gelebt, da er für Chriſtus vollendet hat. Er gab ſein Blut und Leben, und ruht endlich in Frieden. — Mit Thränen und Furcht ſetzten ihm Dieſes ..... Am ſechsten der Iden.“

„Ruta, dienſtfertig und leutſelig gegen alle, ſoll leben im Namen des Petrus im Frieden Chriſti.“

„Mögeſt du leben im Namen des Laurentius.“

„Möge der h. Hippolytus dir zur Erquickung ſeyn.“

„Wir, Crescentinus und Micina, empfehlen dir, o h. Baſilla, unſere Tochter Crescentina, welche zehn Monate und .... Tage lebte.“

„Im ewigen Schlafe, Aurelius Gemellus, welcher ... Jahre, acht Monate und achtzehn Tage lebte. Seine Mutter errichtete dies ihrem theuerſten wohlverdienten Sohne. (Er ruht) in Frieden. Ich empfehle dir, o Baſilla, die Unſchuld des Gemellus.“

„Anatolius machte dies für ſeinen wohlverdienten Sohn, wel-

cher ſieben Jahre, ſieben Monate und zwanzig Tage lebte. Möge dein Geiſt ſelig ruhen in Gott. Bete für deine Schweſter.“

„Gentianus, einer der Gläubigen in Frieden, welcher einundzwanzig Jahre, acht Monate und ſechszehn Tage lebte. Und in deinen Gebeten bitte für uns, weil wir wiſſen, daß du in Chriſtus biſt.“

Wenn man ſich lebhaft in die Zeit der erſten Chriſtenverfolgungen und dieſes geheimen Katakombencultus verſetzt, ſo wird man ſich nicht mehr wundern, warum ſchon ſo frühzeitig gewiſſe Gefühlsweiſen ihren dogmatiſchen Ausdruck fanden. Es war ein dreihundertjähriges unterirdiſches Reich der Liebe, gleich dem dreitägigen Weilen des Heilands im Grabe, und erſt nach der Auferſtehung im Reich des chriſtlichen Mittelalters entfaltete ſich zu prachtvollen Blüthen und reichen Früchten, was dort unten im erſten Keim ſich gebildet hatte.

Die Wandbilder in den römiſchen Katakomben enthalten die Prototypen der chriſtlichen Kunſt. Das Allegoriſche und Symboliſche herrſcht darin über das Hiſtoriſche vor, oder Scenen aus der bibliſchen Geſchichte werden nur benützt, um chriſtliche Grundlehren und Ideen darzuſtellen, und zwar in Parallelen aus dem alten und neuen Teſtament. Chriſtus erſcheint vorzugsweiſe oft als guter Hirte, das Lamm auf dem Rücken tragend oder die Schafe hütend, aber auch geradezu als Orpheus. Aus demſelben erſten Jahrhundert nach Chriſti Geburt ſtammen eine Menge noch erhaltener heidniſcher Moſaikbilder, worin Orpheus ganz eben ſo unter den gehorſam horchenden Thieren ſitzt. Es wäre nicht unmöglich, daß in dieſen Orpheusbildern eine verſteckte Beziehung auf den guten Hirten läge. Das Symboliſche der Katakombenbilder wird klar, wenn man ſieht, wie der Wiedererweckung des todten Lazarus durch Chriſtus das Herausſchlagen der Quelle aus dem Felſen durch Moſes gegenüberſteht. Sehr häufig findet ſich der Sündenfall Adams und Evas, und die Sünde und Noth des Jonas dargeſtellt, gegenüber aber das Gottvertrauen Daniels in der Löwengrube und der Drei im feurigen Ofen. Das h. Abendmahl wird ſymboliſirt durch die Speiſung der 5000 und durch die Weinverwandlung in Cana. Chriſtus hat ſchon den Typus aller ſpätern Chriſtusbilder, das edle Oval, den kurzen

Bart, das geſcheitelte Haar. Eben ſo die Jungfrau Maria, in betender Stellung mit erhobenen Armen in langem und weitem Gewande, edel und nonnenhaft. Auf einem Bilde ſitzt ſie jedoch auf einem ähnlichen Stuhl, wie Gott Vater, indem die drei Weiſen ihr Opfer bringen. Gott Vater iſt als Greis gemalt, der h. Geiſt als Taube.

Uebrigens ſind die römiſchen Katakomben nicht die einzigen. In den Aliscamps oder elyſäiſchen Feldern bei Arles öffnen ſich unter der dort einſam daſtehenden Kloſterkirche der Minoriten ausgedehnte Katakomben mit chriſtlichen Sarkophagen und Bildwerken von der nämlichen Symbolik, wie in den römiſchen.

2.

Die erſten Heiligen.

Wie ſchon die Juden ihren Jehovah nicht als einſam und allein ſtehenden Gott angebetet, ſondern neben ihm die Engel und die Patriarchen und Propheten als ſeine Diener und Getreuen verehrt hatten, ſo ordneten auch die Chriſten, indem ſie den einigen Gott nach Chriſti Vorſchrift in drei Perſonen, Vater, Sohn und h. Geiſt anbeteten, demſelben auch wieder die Engel zu und zwar vorzugsweiſe die Erzengel: Michael, den kriegeriſchen, geharniſchten und mit dem Speer bewaffneten Engel, der den Lucifer überwand und eigentlich die Stärke und Gewalt Gottes bedeutet, weshalb ihm die tapfern Völker, zumal die Deutſchen, eine ganz beſondere Vorliebe zuwendeten und zu ihrem Schutz- und Kriegspatron erkoren. Neben ihm vorzugsweiſe Gabriel, den Engel der Verkündigung, und Raphael, den Begleiter des Tobias, Schutzengel der Unſchuld. An die Engel ſchloßen ſich als heilige Menſchen Maria, die Patriarchen und Propheten des alten Bundes, dann die Heiligen des neuen Bundes. Die h. Jungfrau erhielt ihre Stellung ſehr frühzeitig über alle heiligen Menſchen und war ſchon vor dem 4. Jahrhundert freiwillig

hochverehrt, ehe ihr Cultus durch Concilien feſtgeſtellt wurde. Unter den Heiligen des neuen Bundes unterſchied man die Apoſtel als die unmittelbar vom Heiland Geweihten, dann die Bekenner, die Gott mehr fürchtend als die Menſchen, Chriſtum auch in Gefahr nicht verleugneten, und Märtyrer (Zeugen), die mit ihrem Blut und Leben für Chriſtum gezeugt, die großen Lehrer und Väter der Kirche und die jungfräulichen und reinen Seelen. Je nachdem die eine oder andere chriſtliche Tugend in einem Heiligen beſonders hervorgetreten war, erſchien dieſelbe gleichſam in ihm perſonificirt. Das Land, wo er lebte, oder den Märtyrertod erlitt, hatte eine beſondere Urſache ihn zu verehren und nahm ihn gerne zum Patron an. Auch ſein Lebenslauf entſchied dafür. Wie der Engel Michael, ſo wurde der h. Georg als tapferer Ritter Patron der Helden. Weil der Evangeliſt Lucas zugleich ein Maler war, wurde er Patron der Maler. Das alles war ſo völlig natürlich, daß man dabei an einen Rückfall aus dem Chriſtenthum ins Heidenthum nicht zu denken braucht. Man widmete einzelnen Heiligen eine abſonderliche Andacht, nicht deshalb, weil man früher auch einzelnen Göttern und Heroen eine dergleichen gewidmet hatte, ſondern man hatte zur Heidenzeit ſolche Unterſchiede gemacht, weil ſie natürlich waren, und man machte ſie im Chriſtenthum wieder, weil der Menſch ſeine Natur behielt und nicht ändern konnte. Das Bedürfniß der Menſchen, ſich wie das Ganze der Schöpfung unter Eines Gottes Leitung, ſo Einzelner wieder unter der Pflege eines von ſeiner einigen Weſenheit nur ausgeſtrahlten Willens oder Engels zu denken, läßt ſich nicht unterdrücken, noch verleugnen und iſt nichts gottwidriges. Eben ſo wenig aber auch die Verwechslung eines heiligen Menſchen, den es zu Gott emporzieht, mit dem Engel, der von ihm herabſteigt. Die Patronate der Engel und Heiligen ſind nur dann als unberechtigt und mißbräuchlich zu tadeln, wenn über dem Diener und Organ Gottes Gott ſelbſt vergeſſen wird.

Man errichtete den Heiligen ſchon ſehr frühzeitig beſondere Altäre und Kirchen, die nach ihnen genannt wurden. So in Rom die Peters-, Pauls- und Laurentiuskirche als die älteſten. Die Ge-

beine der Heiligen wurden in diesen Kirchen beigesetzt. Später pflegte man in jeden Altar irgend eine Reliquie des Heiligen zu legen, dem derselbe geheiligt war. In den christlichen Reliquien, schlichten und ernsten Todtengebeinen, lag der stärkste Gegensatz gegen die Götterbilder, welche durchgängig die Fülle des sinnlichen Lebens und der verführerischen Schönheit beiden Geschlechtern vor Augen gestellt hatten.

Die Geschichte der Heiligen ist in den Legenden mit Poesie umkleidet worden. Oft fehlen die Urkunden. Aber die Beurkundung liegt im Glauben des Volkes und in den Wirkungen, welche dieser Glaube geübt hat. Die Namen und Lebensumstände der spätern griechischen Sophisten sind oft viel besser beurkundet, aber es ist nicht der Mühe werth, sie zu kennen, weil sie auf die Völker und den Gang der Weltgeschichte nicht den mindesten Einfluß gehabt haben. Christliche Heilige dagegen, die seit sechszehn Jahrhunderten den Völkern als Schutzpatrone gegolten haben und noch gelten und in unzähligen Kirchen, an großen Volksfesten verehrt wurden und werden, sind weltgeschichtlich wichtig, wenn wir ihre Geschichten auch nur aus Traditionen und Legenden, nicht aus Urkunden kennen. Deshalb nun müssen wir die ältesten und vornehmsten Heiligen der Christenheit, die leuchtenden Vorbilder christlicher Tugend, näher ins Auge fassen.

Voran steht der große Pförtner der christlichen Kirche, der h. **Christoph**. Christophoros heißt wörtlich der Christträger. Nach der Legende ist der Heilige ein heidnischer Riese gewesen, der durch die Welt zog, Einen zu suchen, welcher stärker sey als er. Nachdem er lange vergeblich gesucht, ergab er sich dem Teufel; als er aber einmal sah, wie dieser einem Kreuz auswich, merkte er, der Mann des Kreuzes müsse noch stärker seyn, als der Teufel, hörte von Christus und suchte ihn auf, erfuhr aber von einem Einsiedler, das beste Mittel, denselben zu finden, sey: gute Werke zu thun. Nun entschloß sich Christoph, an einem breiten und tiefen Flusse sich niederzulassen, um arme Wanderer hinüber zu tragen, weil er so groß war, daß er über das Wasser hervorragte. Da rief ihn auch ein-

mal ein Kind, er ſolle es hinübertragen. Aber das Kind war ſo ſchwer, daß Chriſtoph ſagte: „Mir iſt, als läge die Welt auf mir!“ „Mehr als die Welt,“ ſprach das Kind, „denn du trägſt den, der Himmel und Erde geſchaffen hat.“ Es war das Chriſtkind, welches den von der Schwere niedergedrückten Kopf des Rieſen im Waſſer taufte. Im „großen Chriſtoph“, wie das Volk ihn nennt, iſt das Volk ſelbſt perſonificirt, die rohe, aber gutartige Maſſe, die für Bekehrung empfänglich iſt, und der dann auch eine große Gewalt inwohnt zum Schutz der einmal von ihr anerkannten Kirche. Deshalb pflegte man vormals das Bild des großen Chriſtoph vor die Thüren der Kirchen zu ſtellen.

Der h. Georg iſt als das irdiſche Nachbild des himmliſchen Michael der beliebteſte Heilige aller kriegeriſchen Nationen geweſen und heute noch Patron Englands und Rußlands. Michael beſiegte den hölliſchen Drachen. Auch von St. Georg ſagt die Legende, er habe als Prinz von Cappadocien einen Drachen erlegt und die Prinzeſſin Aja befreit, die von jenem verſchlungen werden ſollte, ſey jedoch ſpäter als Chriſt von den Heiden grauſam zu Tode gemartert worden. Dieſe Jungfrau bedeutet die Kirche, ſo wie der Drache die der Kirche feindliche Macht. Der Heilige aber bedeutet die chriſtliche Ritterſchaft, die da berufen iſt, die Kirche zu beſchirmen.

In naher Beziehung zu ihr ſteht die h. Margaretha, wie die von ihm befreite Aja in einigen Legenden genannt wird. In den Legenden, in welchen ſie ohne den h. Georg vorkommt, wird ſie von dem Drachen verſchlungen, bewirkt aber durch das h. Kreuz, daß er berſtet und ſie tritt lebendig wieder heraus. Sie wurde deshalb zur Patronin der Geburten gemacht. In Verbindung mit dem h. Georg (dem Ackermann von γῆ, Erde, und ἔργον, Werk) hat man ſie für eine chriſtliche Demeter oder Kora genommen.

Der h. Sebaſtian, ein ſchöner Jüngling am Hofe Diocletians, wurde an einen Baum gebunden und mit Pfeilen getödtet. Sein rührendes Bild iſt in unzähligen Kirchen hochverehrt worden. Der h. Laurentius, in Spanien, wurde unter Decius lebendig

auf glühendem Roſt gebraten und blieb ſtandhaft bis zum Tode. Ihm iſt neben den Kirchen vom h. Peter und Paulus die älteſte in Rom gewidmet. Unter den faſt zahlloſen Märtyrern, welche ſtandhaft den Tod litten, heben wir nur einige hervor, den Biſchof Polykarpos, der in Smyrna verbrannt wurde, weil er dem Kaiſer nicht opfern wollte, die h. Agnes, eine vornehme Römerin, die unter Diocletian gemartert wurde, weil ſie der Veſta nicht opfern wollte und als Braut Chriſti den irdiſchen Bräutigam verſchmähte, und deren Blöße erſt durch die Fülle ihrer Haare, dann durch einen unausſprechlichen Glanz bedeckt wurde. In ihr erſcheint die veſtaliſche Jungfräulichkeit durch das Chriſtenthum verklärt. Auch ihr wurde in Rom eine der älteſten Kirchen gewidmet, und noch jetzt wird das Pallium des Papſtes ausſchließlich von der Wolle gewebt, die von zwei der h. Agnes geweihten Lämmern kommt. Eine andere edle Römerin, die h. Cäcilie, Patronin der Muſik, die entzückt dem Geſang der Engel zuhörte, wies gleichfalls den irdiſchen Liebhaber Valerian von ſich, weil ein Engel immer um ſie ſey. Valerian wollte ihn ſehen, ſah ihn, wurde nun ſelber Chriſt und litt das Martyrium mit Cäcilien gemeinſchaftlich. Die h. Lucia, eine edle Jungfrau aus Sicilien, ſollte einen reichen Jüngling heirathen, vertheilte aber ihren Brautſchatz an die Armen, riß ſich die ſchönen Augen aus und ſchickte ſie dem Bräutigam, „die ſeyen es, die ihn verführt hätten, da ſolle er ſie haben.“ Aehnlich die h. Dorothea, welche ihren irdiſchen Bräutigam verſchmähte, ihm, als ſie den Märtyrertod litt, Blumen aus dem Garten ihres himmliſchen Bräutigams verſprach und ihm wirklich ein Körbchen voll Roſen aus dem Himmel ſchickte. Die h. Katharina von Alexandrien, eine eben ſo geiſtreiche als ſchöne Dame, beſiegte mit ihrer chriſtlichen Beredſamkeit fünfzig heidniſche Philoſophen, wurde aber unter Maxentius mit einem Rade gemartert und da das Rad zerbrach, enthauptet. Auch die h. Thekla wirkte als Lehrerin und bekehrte viele Griechen in Kleinaſien, nachdem die wilden Thiere, denen ſie im Amphitheater zu Ikonium vorgeworfen wurde, ſie nicht berührt hatten.

Oft liegt in den Legenden eine tiefe Bedeutung für das ſittliche

Leben der Völker, z. B. in der Legende der h. Barbara, einem vornehmen Fräulein in Nikomedia. Einſt betrachtete ſie die Sterne und wurde von tiefer Sehnſucht ergriffen, zu wiſſen, was ſie ſeyen, und wer ſie gemacht habe? Was man ihr vom heidniſchen Standpunkte aus über ihre Bedeutung ſagte, genügte ihr nicht. Sie betete nun demüthig für ſich zum unbekannten Urheber der Geſtirne, als der heilige Origines in ihre Nähe kam und ſie im Chriſtenthum unterrichtete. Ihr Vater Dioskoros aber ſperrte ſie, um ſie vor Verführung zu ſchützen, in einen Thurm ein. In dieſen ließ ſie drei Fenſter brechen zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit und drückte mit dem bloßen Finger vier Kreuze in den harten Stein. Auch zerſchlug ſie alle Götzen ihres Vaters. Da erzürnte dieſer und verfolgte ſie mit dem Schwerte. Sie floh. Ein Felſen nahm ſie auf. Doch fand er ſie wieder und ſchleppte ſie bei den Haaren zum Richter, ſelber ſie als Chriſtin anklagend. Darauf wurde ſie aufs gräßlichſte gepeinigt, um ihrem Glauben zu entſagen. Man zerſchlug ſie an allen Gliedern, brannte ſie, zerriß ihr Fleiſch, ſchnitt ihr die Brüſte ab ꝛc. Zuletzt enthauptete ſie ihr wüthender Vater mit eigener Hand. Aber ein Blitz aus heiterem Himmel erſchlug ihn. Die Heilige wird nun in der ganzen griechiſchen und römiſchen Welt hochverehrt und gerade wegen ihrer Taubenſanftheit hat man ſie zur Schutzpatronin gegen die Gewitter erkoren. Im Toben der Gewitter erſchöpft gleichſam der Böſe ſeine Wuth, muß aber dem ſanften Glauben weichen. Daher ruft man die Heilige in ſchweren Ungewittern an, und ſind viele Glocken, die man gegen die Gewitter läutet, auf ihren Namen getauft. Als das Schießpulver erfunden war, wählte man auf ſinnige Weiſe gerade wieder dieſe milde Heilige zur Schutzpatronin der Artillerie, nicht etwa, damit ſie die Feigheit vor der Wirkung des feindlichen Geſchützes bewahre, ſondern damit ſie wache, daß der Glaube ſiege. Indem man die ſchrecklichſte der Waffen ihr weihte, gelobte man ſich auch, nur einen heiligen Gebrauch davon zu machen zur Ehre Gottes. Darum war ihr Bild ehemals auf allen katholiſchen Arſenalen aufgerichtet und heißt noch jetzt auf franzöſiſchen Schiffen die Pulverkammer St. Barbe.

Eben ſo ſiegreich erſcheint die Macht der Unſchuld in der ſchönen Legende vom h. Cyprianus. Das war im 3. Jahrhundert ein Zauberer in Antiochia, der mit Hülfe der böſen Dämonen die chriſtliche Jungfrau Juſtina zu verführen trachtete, aber vergebens. „Was nützt mich nun meine Kunſt," rief er, „und wie gering iſt des Teufels Macht gegen den Gekreuzigten, zu dem jene Jungfrau betet!" Und von Stund an verbrannte er alle ſeine Zauberbücher und ging zum nächſten chriſtlichen Biſchof, nicht von ihm weichend, bis er alle Geheimniſſe des Chriſtenthums erfahren hatte, getauft und ſogar zum Diakon geweiht worden war. Staunend ſah das Volk den berühmten heidniſchen Zauberer auf einmal als chriſtlichen Prieſter wieder. Die Sache erregte großes Aufſehen und ſowohl Juſtina als Cyprianus wurden vor Gericht gezogen. Beide litten aufs ſtandhafteſte unter Kaiſer Diocletian die Martern, und Cyprianus ſprach der Jungfrau beſtändig Muth zu, bis beide enthauptet wurden. In dieſer Legende wird ſehr ſchön die Unterordnung des Wiſſens unter den Glauben dargethan. Ein dem Heiligen zugeſchriebenes Bekenntniß in griechiſcher Sprache ſchildert auf erſchütternde Weiſe die Qual der Verzweiflung, in die er gefallen, als er erkannt, daß er in der Gewalt der Teufel ſey, und als er ſich ſo ohnmächtig fühlte gegenüber der Mädchenunſchuld.

Oft wiederholt ſich in den Legenden der erſten Jahrhunderte auch jene Liebe, deren Innigkeit uns ſchon aus den Inſchriften der Katakombengräber ſo rührend anſpricht. Hier ein Beiſpiel. Unter dem Kaiſer Maximian wurde ein vornehmes römiſches Ehepaar, Adrianus und Natalie, des Chriſtenthums wegen verfolgt. Natalie küßte die Bande ihres Gatten als den koſtbarſten Schmuck, weil er ſie um Chriſti willen trug. Bald aber trug ſie ſelbſt gleiche Bande und unter den furchtbarſten Martern ſprachen ſich beide wechſelſeitig Muth zu. Er wurde endlich durch Abhauen der Hände und Füße auf einem Ambos (der deshalb auch ſein Attribut iſt) hingerichtet, ſie aber kam mit dem Leben davon. Sein Körper war heimlich von den Chriſten als eine heilige Reliquie nach Conſtantinopel geführt worden, mit Ausnahme der einen abgehauenen Hand; aber Natalie

nahm die Hand mit sich zu Schiffe und fuhr ebenfalls nach Constantinopel. Unterwegs erschien ihr Adrians Geist und rettete das Schiff vom Untergange. Als sie gelandet, legte sie die Hand auf die Leiche ihres heiligen Gemahls. Da erschien er ihr abermals und verkündete ihr, nach so vielen Stürmen solle sie nun die Ruhe bei ihm wiederfinden. Und in der nächsten Nacht entschlief sie sanft, um nicht wieder zu erwachen.

3.

Die christlichen Parteien.

Indem das reine Licht durch trübe Medien hindurchgeht, nimmt es verschiedene Färbungen an. Nicht nur die christliche Glaubenslehre (das Dogma), sondern auch die geschichtliche Thatsache der Erlösung und die Person des Heilands wurden schon bald nach seinem Tode verschieden und im entgegengesetzten Sinne aufgefaßt. Viele Juden sahen sie durch die Brille ihres alten Judenthums, viele Griechen durch die ihrer Philosophen, viele morgenländische Heiden durch die ihrer älteren Religionssysteme. Viele versuchten das Neue mit dem Alten zu vermitteln und wer das auf jüdische Weise that, ärgerte damit den, der es auf griechische that und umgekehrt. So entstanden entgegengesetzte Secten unter den gläubigen Christen selbst und entarteten zu Häresien (Ketzereien) in dem Maaße, in welchem sie vom rein Christlichen sich mehr entfernten zu irgend einer unchristlichen alten Lehre oder eigenen neuen Meinung.

Den ältesten Gegensatz bildeten die Judenchristen unter dem Apostel Petrus gegen die Heidenchristen unter dem Apostel Paulus, beide aber glichen sich aus und wirkten einig, ein schönes Vorbild, welches später nur zu selten mehr nachgeahmt wurde. Viele Judenchristen sonderten sich bald wieder von den Heidenchristen ab in besondere Secten, unter denen die Nazaräer den Heiland als Gott verehrten, aber von ihm eine baldige Wiederkehr und die Her-

ſtellung des tauſendjährigen Reichs als eines ausſchließlichen Judenreichs erwarteten, auch die Beſchneidung und das ganze alte Judengeſetz für verbindlich erklärten, die Ebioniten aber in Chriſto nur einen Menſchen und neuen Propheten ſahen, der das verbindlich bleibende alte Judengeſetz nur verbeſſert habe. Wie dieſe Secten das alte Judenthum erweiterten, ließen es die Samariter vielmehr zuſammenſchrumpfen, indem ſie vom alten Teſtament nur die fünf Bücher Moſe anerkannten. Uebrigens waren ſie ſo ſehr in Judenhaß verſunken, daß ſie den künftigen Himmel in ihrem Heiligthum zu Garizim erwarteten, die ewige Hölle aber nach Jeruſalem verlegten, eine Vorſtellungsweiſe, die ſich aus der Erinnerung der Zerſtörung Jeruſalems erklärt.

Unter den Heidenchriſten entfaltete ſich der Fächer der Secten in ſeiner ganzen Breite erſt im zweiten Jahrhundert. Zuerſt fingen die Montaniſten an, ein excluſives Chriſtenthum mit beſondern Gaben des h. Geiſtes, Extaſen und Viſionen anzuſprechen, indem ſie eine nahe Wiederkunft des Meſſias und die Herſtellung des tauſendjährigen Reichs erwarteten. Montanus, der Stifter dieſer Secte, war ein Phrygier und er übertrug ein wenig den altphrygiſchen Orgiasmus des Kybeledienſtes auf das Chriſtenthum. Zwei ſchwärmeriſche Weiber, Maximilla und Priscilla, ſtanden ihm zur Seite. Die Kirche verwarf ſeine Lehre. Im 3. Jahrhundert entſtanden Monarchianer oder Antitrinitarier, welche die Dreieinigkeit leugneten, und unter denen Paul von Samoſata vorragte, ſodann Patripaſſianer, welche Vater und Sohn ſo völlig identificirten, daß der erſtere auch am Kreuze gelitten haben ſollte. Ihr Haupt war Sabellius. Secten dieſer Art, die es ſich zur Aufgabe machten, in das tiefſte göttliche Geheimniß mit Schulbegriffen der kniffligen griechiſchen Dialectik und Sophiſtik einzudringen, haben ſich leider immer wiederholt und der Chriſtenheit mehr geſchadet als alles andere.

Ungleich natürlicher war der Streit, welcher ſich aus Anlaß der ſchweren Verfolgungen zwiſchen den ſtarken und ſchwachen Chriſten erhob über die Grenzen der Gerechtigkeit und Gnade. Zuerſt

nach der Verfolgung unter Decius wollten die treu gebliebenen Chriſten den abgefallenen die Wiederaufnahme in den chriſtlichen Bund nicht mehr geſtatten, die abgefallenen aber verlangten die Wiederaufnahme unter den mildeſten Bußbedingungen. Die Frage war ſehr wichtig. War man zu gerecht, ſo litt die Gnade, war man zu gnädig, ſo litt die Gerechtigkeit Noth. Felicisſimus, ein reicher und üppiger Diacon in Afrika, ſtellte ſich an die Spitze der laxen Partei, Biſchof Cyprian von Karthago aber verhinderte mit weiſer Mäßigung das Schisma. In Rom wollte Biſchof Novatianus die äußerſte Strenge durchführen und ſeine Anhänger nannten ſich Katharer (Reine), aber auch hier ſiegte die milde Praxis.

Die praktiſchen Fragen beſchäftigten mehr den Weſten des römiſchen Reichs oder das Abendland, während ſich die orientaliſche Kirche damals ganz in die ſ. g. Gnoſis oder in philoſophiſche und phantaſtiſche Lehrmeinungen vertiefte. Jenes entſprach mehr dem altrömiſchen, aber auch dem jüdiſchen Charakter, weshalb die von Juden in Rom gegründete Gemeinde den ihr eingepflanzten patriciſchen Geiſt mit dem ſtaatsmänniſchen Geiſt des alten Rom verbindend, vorzugsweiſe dem Staat und Haushalt der Kirche, ihrer innern Organiſation und Hierarchie, Aufmerkſamkeit ſchenkte und hauptſächlich die Rechtgläubigkeit und Einheit in der Kirche zu wahren ſuchte, indeß die Griechen im Orient ſich mehr mit theologiſchen Speculationen abgaben und die Kirche dadurch in immer mehr Häreſien zerſplitterten. Das gab ſchon in den Zeiten der Verfolgung der Gemeinde dem Biſchof von Rom ein großes moraliſches Uebergewicht. In den praktiſchen Fragen concurrirte damals nur Karthago mit Rom, mußte ſich aber gewöhnlich dem höheren Anſehen Roms fügen. Eine wichtige Frage war aufgeworfen worden: ſoll die Taufe der Ketzer gelten oder nicht? Eine karthagiſche Synode unter dem Vorſitz des Biſchof Cyprian entſchied dagegen, Stephanus aber, der Biſchof von Rom, erklärte ſich dafür und ſtieß den Cyprian eigenmächtig aus der Kirche aus. So ſtark fühlte ſich damals der römiſche Biſchof, gleich einem künftigen Papſte, im J. 255. Aber in demſelben Jahr wurde Valerian Kaiſer und ließ die Chri-

ſten bald ſeine eiſerne Hand fühlen, ſo daß die ſtrittigen Biſchöfe, Stephanus und Cyprian, beide den Märtyrertod leiden mußten.

Je mehr das Chriſtenthum ſich ausbreitete, deſto mehr wurden auch die Heiden aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit geweckt. Hochnaſige Philoſophen konnten gar nicht begreifen, wie der Pöbelwahn habe ſo weit um ſich greifen können. Zur Zeit Marc Aurels ſchrieb Celſus ein Buch gegen die Chriſten, worin dieſes Erſtaunen ausgedrückt iſt, zugleich aber noch die Hoffahrt des Plinius vorwaltet, welche urtheilt, ohne gründlich unterſucht zu haben. Hauptſächlich aber wirft Celſus den Chriſten ihren blinden Glauben und ihre doch damit im Widerſpruch ſtehenden vielen Secten vor. Ungleich gründlicher ging der oben ſchon genannte Neuplatoniker Porphyrius zu Werke, indem er die chriſtliche Lehre zu widerlegen verſuchte, allein auch er konnte ſich aus ſeinem Philoſophenmantel nicht herauswickeln. Das ſchlechteſte Buch gegen die Chriſten ſchrieb Hierokles, Statthalter in Alexandrien, der ſie wüthend haßte, verleumdete und verfolgte. Als Apologeten oder Vertheidiger der chriſtlichen Lehre traten dagegen auf zuerſt Quadratus und Minutius Felix unter Marc Aurel, dann Juſtinus der Märtyrer aus Samaria, der früher ein ausgezeichneter Philoſoph geweſen war und zuletzt um Chriſti willen den Tod litt. Dann deſſen Schüler, der Aſſyrer Talion, der Grieche Athenagoras, Hermias, der eine Spottſchrift auf die griechiſchen Götter ſchrieb, Theophilus von Antiochia, der berühmte Clemens von Alexandrien und Arnobius und Lactantius in Afrika (deren Werke ſehr reichhaltige Nachrichten über die heidniſche Corruption enthalten), endlich die großen Kirchenlehrer Cyprian von Karthago, Origenes, Tertullian. Dieſe Bücher, faſt alle im heißen Feuer des Kampfs und im Angeſicht des Todes geſchrieben, ſind von höchſtem Intereſſe.

Die chriſtliche Auffaſſung des Heidenthums war verſchieden, jenachdem der Chriſt in Zeiten der Verfolgung oder der ſichern Ruhe ſchrieb. Juſtinus ſah im Heidenthum das Dämoniſche, Clemens den Wahnſinn und die Unvernunft, Arnobius die Unſittlichkeit vorherrſchen. Anknüpfend an die Heilungen, welche Chriſtus und die

Apoſtel an dämoniſchen Menſchen bewirkt hatten, ſahen viele im Heidenthum überhaupt das Reich des Satans dem Reich Chriſti eben ſo abſolut gegenübergeſtellt, wie das Reich Ahrimans dem des Ormuzd. Eine Vorſtellungsweiſe, welche ſich bis tief ins Mittelalter erhielt. Insbeſondere blieb Frau Venus, wenn auch in die Unterwelt, in das Innere eines Berges verſetzt, doch immer noch auch als Teufelin die ſchöne, mächtige, allverführende und bezaubernde Göttin.

Unter den apologetiſchen Streitſchriften treten die über den römiſchen Primat hervor. Trotz der Zerſtörung Jeruſalems zogen ſehr viele Judenchriſten nach Rom und ſuchten hier, in der Hauptſtadt der Welt, am Grabe Petri einen Erſatz für das verlorne Grab Chriſti. Von ihnen gingen die Schriften aus, welche den Stuhl Petri in Rom über alle Biſchofſtühle der Chriſtenheit ſtellten. So im Beginn des 2. Jahrhunderts die dem Hermas zugeſchriebene Schrift „vom Hirten," die zwar noch ebionitiſch den Heiland ſelbſt nur für einen Menſchen anſieht, aber ſchon der Gemeinde in Rom den Vorrang zuerkennt; und die ſ. g. Clementinen und Recognitionen, Bücher, die erſt im 2. Jahrhundert entſtanden, aber dem Clemens zugeſchrieben wurden. Dem h. Apoſtel Petrus war im römiſchen Bisthum Linus gefolgt, dieſem Clemens, der im J. 81 als Märtyrer an einem ſchweren Anker ins Meer verſenkt wurde. Unter ſeinem Namen nun verkünden jene Bücher den Primat Roms und verherrlichen den Petrus auf Koſten des Paulus. Die Clementinen ſind ein Roman, worin der falſche Glaube Vater, Mutter und Brüder des jungen Clemens alle in weite Fernen von einander trennt, der wahre Glaube aber, in welchem Clemens unmittelbar von Petrus belehrt wird, ihn mit all den Seinen wieder vereinigt. Doch iſt dieſer angeblich wahre Glaube allzu jüdiſch gefärbt.

Unter den älteſten großen Lehrern der Kirche glänzten in Aſien Biſchof Ignatius von Antiochien und die gelehrten Irenäus und Hippolyt. In Alexandrien die ſchon genannten Apologeten, nach ihnen Dionyſius der Große und Gregorius der Wunderthäter. Von der größten Bedeutung für die Entwicklung des chriſtlichen Lehr-

begriffs waren die Afrikaner. Zuerſt Origenes im 3. Jahrhundert zu Alexandria, durch Armuth, Verfolgungen und innere Zweifel und Kämpfe eben ſo angefochten, als unermüdlich ausdauernd und ein überaus fruchtbarer Schriftſteller. Wie weit ſeine Schwärmerei ging, beweist ſeine Selbſtentmannung. Er ſchwärmte auch in der Lehre, ſuchte einen geheimen Sinn in der h. Schrift und viele ſeiner Häreſien wurden, als zumal die Arianer und Monophyſiten ſie ausbeuteten, von der ſpätern Kirche verdammt, der er anderſeits wieder zur großen Zierde gereichte. Eben ſo bedeutend wirkte Tertullian in Karthago, der erſte Kirchenvater, welcher lateiniſch ſchrieb, und in dem ſich die altrömiſche Härte und befehlshaberiſche Heftigkeit mit montaniſtiſchen Anſchauungen paarte. Nichts war ihm ſo zuwider als das Griechenthum in ſeinen Einflüſſen auf die Sitten. Ein chriſtlicher Cato verwarf er die Schauſpiele, die verführeriſche Poeſie und Kunſt, aber auch die Philoſophie, die ewig nur Täuſchung und Lüge ausbrütende Dialectik.

4.

Der Demiurg.

Gnoſis heißt ſo viel als Erkenntniß. Mit dieſem Namen belegte man die Hirngeſpinnſte der Griechen, die im 2. Jahrhundert den ganzen Oſten der Chriſtenheit umſchleierten. Ihre wunderbare Erſcheinung erklärt ſich nur zum Theil aus der Geiſteshoffahrt, die ſich zum Chriſtenthum nicht bequemen mochte, ohne es willkürlich umzuwandeln, d. h. aus dem alexandriniſchen und athenienſiſchen Profeſſorenthum, welches in der griechiſchen Welt daſſelbe war, was in der jüdiſchen das Phariſäerthum. Der Hauptzug in der Gnoſis war vielmehr ein Ueberwältigen des griechiſchen Geiſtes durch den orientaliſchen, doch ſcheint es, die in die Enge getriebenen Philoſophen Griechenlands riefen den Orientalismus zu Hülfe, um die

Blöße ihrer eigenen Geistesarmuth zu decken. Daher auch das auffallend Phantastische der Gnosis.

Man hat dem Simon Magus; dem von Petrus beschämten Zauberer, als angeblichem Vater der Gnosis erst später vieles angedichtet, was jedoch ganz im Geist der Zeit lag, wie die vielen, unter Juden und Heiden aufgestandenen Propheten und angeblichen Messiasse beweisen. Simon soll sich für Gott Vater und seine Concubine Helena für das weibliche Princip der Gottheit ausgegeben haben. Hier ist die Kabalah zu berücksichtigen, die jüdische Geheimlehre, die nach der Zerstörung von Jerusalem aufkam, aber gleich der Philosophie des Philo nur ein ins Judenthum übertragener Orientalismus war. Aus der altägyptischen Götteraristokratie wurden die Aeonen, aus der uralten babylonischen Omorka das mannweibliche Urprincip, oder die Urgöttin neben dem Urgott entlehnt. In die Gnosis ging ferner auch noch der altpersische Dualismus von Gut und Böse über. Wie diese alten Vorstellungen nun alle mit den christlichen gemischt und getauscht wurden, hätte sich eigentlich nichts Originelles ergeben, wenn nicht ein ganz neuer Begriff in die Gnosis eingetreten wäre, der sie von allen bisherigen Religionslehren wesentlich unterscheidet.

Schon der erste bekannte Gnostiker, der Judenchrist Corinthus von Ephesus lehrte, die Welt sey nicht von Gott geschaffen worden, sondern nur von Engeln, welche tief unter Gott standen und ihn nicht begriffen, um aber die verwahrlosten Menschen zu erlösen, habe sich Gott dem Menschen Jesus mitgetheilt, der dadurch wie über alle Menschen, so auch über alle Engel erhoben worden sey. Nachher lehrte Basilides in Alexandrien, ein gutes Urwesen habe die Welt mit einem bösen theilen müssen (persisch), die von ihm emanirten Lichtwesen (Seelen) aber seyen die Verbindung mit dem Bösen (dem Leibe) nur zu ihrer eigenen Läuterung und Vervollkommnung eingegangen und somit der Seelenwanderung unterworfen worden. Im Reich dieser leiblichen Welt herrsche das böse Princip, Archon genannt. Das gute Princip aber habe sich in seiner vollen Reinheit dem Jesus mitgetheilt, ohne daß es der Archon begriffen, der in Jesus nur einen gemeinen Menschen gesehen habe.

Der dritte Gnoſtiker, Valentinus in Alexandria, lehrte nicht wie ſeine Vorgänger den perſiſchen, ſondern den babyloniſchen Dualismus und nahm neben dem Urgott eine Urgöttin an, beide in verſchiedenen Abſtufungen ihres Weſens, jenachdem ſie ſich der Hyle, d. h. der todten Materie, nähern und mittheilen. Das weibliche Urprincip Sophia-Achamoth ſinkt am tiefſten in die Hyle hinab und daraus entſteht die ſichtbare Welt, deren Beherrſcher, der Demiurg, ſich allein für Gott hält und von dem höheren Gotte nichts weiß, der ſich mithin eben ſo verhält, wie der obige Archon. Aehnliches lehrten auch die Gnoſtiker Herakleon, Ptolemäus, Marcus, Theodot, Bardeſanes.

Dieſen judaiſirenden Gnoſtikern geſellten ſich andere zu, welche von heidniſchem Haß gegen die Juden ausgehend den Demiurg als den niedern, unvollkommenen, wo nicht böſen Gott geradezu mit dem altjüdiſchen Jehovah identificiren und dem höchſten verborgenen Gott, der ſich nur in Chriſto offenbart, gegenüberſtellen. So die Ophiten (Schlangenbrüder), deren Lehre folgende iſt: Das Urweſen verliebt ſich in die Schönheit des Geiſtigen und zeugt mit ihr den reinſten Ausdruck deſſelben, Chriſtus, und den trüben, unvollkommenen, die Sophia-Achamoth. Dieſe ſinkt aus Neugier und Unverſtand in die Materie hinab und gebiert den Jaldabaoth, der die nunmehr aus der Vermiſchung des Geiſtigen und Materiellen entſtandene neue Welt beherrſcht und wieder vom höchſten Gott nichts wiſſend, der Demiurg iſt und nun als der unverſtändige Judengott den Erlöſer Chriſtus, den der höchſte Gott zur Befreiung der Achamoth ſchickt, mit Wuth und Zorn bekämpft. Das Verhältniß des alten zum neuen Teſtament wurde von den Ophiten ſo gänzlich verfälſcht, daß ſie in Jehovah, welcher den erſten Menſchen den Baum der Erkenntniß verbietet, den böſen Demiurg, in der Schlange aber, welche die Eva reizt, von der Frucht des Baumes zu eſſen, das gute Princip ſahen, weshalb ſie die Schlange verehrten und ſich nach ihr nannten. — In ähnlicher Weiſe ſetzte auch der Gnoſtiker Marcion von Sinope dem jüdiſchen und altteſtamentlichen Demiurg den Heiland entgegen. Karpokrates von Alexandria betonte die Aſceſe als

Bedingung, durch die allein der Chriſt von der altjüdiſchen Fleiſchlichkeit frei werden könne. Probicus dagegen und die ſ. g. Nicolaiten glaubten ſich, wenn ſie nur einmal das himmliſche Licht in ſich trügen, alle ſinnlichen Ausſchweifungen als etwas Unſchädliches und Gleichgültiges erlauben zu dürfen.

Es iſt klar, daß in allen dieſen Syſtemen nur der Demiurg als etwas Neues, vorher in keiner Religion Dageweſenes hervortritt. Daß aber eine ſolche Vorſtellung ſich der Menſchen bemeiſtern konnte, erklärt ſich einzig und allein aus dem Verzweifeln der damals lebenden Geſchlechter. Alles ging zu Grunde, die griechiſche, die makedoniſche, die römiſche, die jüdiſche Welt. Alles war niedergebrochen und was noch ſtand, verfault und halbverweſt. Eine ſo elende Welt konnte, ſo fing man zu glauben an, nicht das Werk des wahren Gottes, ſondern nur das eines Pfuſchers, eines unwiſſenden oder böſen Dämon ſeyn.

Neben den Gnoſtikern trat die mächtige Secte der Manichäer zunächſt in Aſien auf, gleichzeitig mit der Gründung des neuperſiſchen Reichs, als ein genialer Verſuch, Parſismus und Chriſtenthum, Zendaveſta und Evangelium zu verſchmelzen. Der Stifter dieſer Secte, Mani, war ein Perſer und außerordentlich phantaſiereich, wie ſeine Lehre beweist, die voll von Poeſie iſt. Auch rühmt man ihn als einen Maler von hohem Schönheitsſinne. Er ging von dem Dualismus Zoroaſters aus. Es gibt ein gutes und böſes Urweſen, die ſich um den Menſchen, an dem beide gleichmäßig Antheil haben, ſtreiten. Die Aufgabe iſt, die Lichtnatur des Menſchen zu befreien von der Finſterniß. Die böſen Mächte der Finſterniß aber wollen das ſchöne Licht bei ſich gefangen halten, weil ſie für ſeine Schönheit in Liebe entbrannt ſind. Als ihnen zum erſtenmal die volle Schönheit des Urmenſchen (Chriſtus) aus dem Angeſicht der Sonne entgegenleuchtete, glühten ſie in wüthender Begierde, denn die männlichen Dämonen ſahen in der Sonne die lieblichſte Jungfrau, die weiblichen den herrlichſten Jüngling. Aber das hohe Sinnbild blieb ihnen unerreichbar, und von ihrem Toben, Schnauben und Schwitzen entſtand der erſte Donner, Blitz und Regen. Ihr Fürſt aber, der

Archon oder Demiurg, verſchlang alle Kinder, die ſie unter einander erzeugt hatten, um alles Licht, was jeder und jede von oben durch die Sonne empfangen hatte, in ſich zu vereinigen und zeugte mit der Nebrod den Adam, in welchem nun zum erſtenmal Licht und Finſterniß gemiſcht erſcheinen und das Urbild Chriſti aus der Sonne ſich in der Finſterniß abgeſpiegelt hatte. Das Licht in Adam hätte ſich nun wieder losreißen und zum Himmel zurückkehren können mit Hinterlaſſung der Finſterniß, aber der Demiurg ſorgte dafür, daß das Licht zurückblieb und ſich vertheilte und vervielfältigte. Er ſchuf nämlich die Eva und verführte durch ſie den Adam, das Menſchengeſchlecht auf Erden zu vervielfältigen, die Lichtſeelen im dunkeln Leibe fort und fort eingekerkert zu halten. Darum iſt es die erſte Pflicht der Schüler Manis, keuſch zu leben und dadurch das Menſchengeſchlecht ſo bald als möglich ausſterben zu machen. Die in den Leib gebannten Seelen ſündigen, weil ſie die Natur der Finſterniß annehmen, und werden dann der Seelenwanderung unterworfen. Die endlich geläuterte Seele aber (die gefangene Sophia-Achamoth) wird vom Monde aufgenommen und zur Sonne, dem Quell des Lichts, gebracht, um als Braut dem Seelenbräutigam Chriſtus vermählt zu werden. Die Phaſen des Mondes bedeuten die Ausleerung und Wiederanfüllung der Schiffe mit Seelen. Wenn endlich alle Seelen frei geworden ſind, werden ſie ſich auf dem Monde verſammeln und dem dann erfolgenden Weltbrande zuſehen, in welchem die finſtere Materie vertilgt wird. Doch lehrte Mani, die Welt gehe nicht unter, ſondern werde nach jedem Weltbrande wieder erneuert und ein Aeon der Zeit lege jedesmal, wenn ſeine Zeit vorüber ſey, einen Blumenkranz auf das Haupt des allein ewigen Gottes.

Neben der Eheloſigkeit und Enthaltung von allen die Begierde reizenden Genüſſen, namentlich von jeder Thierkoſt, ſchrieb Mani ſeinen Schülern den Genuß von Pflanzenſpeiſe und den häufigen Gebrauch des Oels vor, weil im Oel das Weſen der Pflanze am meiſten concentrirt und, ſofern es leuchtet, mit dem Licht identiſch iſt. Aber auch jede Pflanze ſtellt die Lichttheile dar, welche aus der Finſterniß der Erde ſich befreien. Daran knüpft der perſiſche

Prophet die wunderbare Dichtung vom Jesus patibilis oder von der Verwandlung des Heilands in die geſammte Pflanzenwelt, um in der Erde wurzelnd, in der Finſterniß leidend gleichwohl das himmliſche Licht zu bewahren, fortzupflanzen und der Sonne entgegenzuführen. Wer nur Pflanzenſpeiſe und ſonderlich Oel genießt, der genießt vom Leibe und Blut des Heilands, der nimmt damit ſelbſt deſſen göttliche Lichtnatur an. Deshalb wurde von den Manichäern auch die Taufe nicht mit Waſſer, ſondern mit Oel vollzogen.

Die Lehre Manis war eine höchſt phantaſtiſche Vermiſchung des Chriſtenthums mit dem Dualismus Zoroaſters und mit dem Sonnen- oder Baalsdienſt Vorderaſiens, fand daher viele Verbreitung in der Chriſtenheit wie unter den Perſern, wurde aber hier wie dort als Ketzerei verdammt. Diocletian ließ alle Manichäer hinrichten. Mani ſelbſt wurde in Perſien verfolgt und lebte lange in einer Höhle verborgen, einzig mit Malerei beſchäftigt. Endlich kam er wieder hervor und brachte eine Tafel mit, auf welcher Bilder von der wunderbarſten Schönheit gemalt waren, vom Himmel gefallen und zur Beſtätigung ſeiner Lehre, wie er ſagte, alſo wohl Schönheiten aus der Sonne. Er wurde endlich ergriffen und auf Befehl Sapors II. geſchunden, ſein Leib den Vögeln Preis gegeben, die Haut ausgeſtopft.

5.

Conſtantin der Große.

Diocletian bildete ſich ein, durch ſeine ſyſtematiſche Verfolgung des Chriſtenthums und der daran hängenden Secten das alte Heidenthum, die römiſche Staatsreligion, wiederhergeſtellt und für alle Zukunft geſichert zu haben. Seine Zuverſicht ging ſo weit, daß er wirklich, wie er früher ſchon beſchloſſen hatte, nach zwanzigjähriger Regierung im J. 305 den Purpur niederlegte und auch ſeinen Collegen Maximian daſſelbe zu thun nöthigte. Dieſe freiwillige Entſagung beweiſt, wie ernſtlich er es meinte, wie uneigennützig er ſeine

Perſon dem Syſtem, welches er für die Erhaltung und das Wohl des Reichs als das nach ſeiner Meinung beſte ausgeſonnen hatte, zum Opfer brachte und wie feſt er an die Untrüglichkeit dieſes Syſtems glaubte. Er zog ſich nach ſeiner dalmatiſchen Heimath in den großen Palaſt zurück, den er ſich in Salona hatte bauen laſſen und deſſen Ruinen heute noch bewundert werden, und beſchäftigte ſich noch acht Jahre lang bis an ſeinen Tod mit der Pflege ſeines ſchönen Gartens.

Die beiden bisherigen Cäſaren Galerius und Conſtantius Chlorus wurden Auguſte, als aber der letztere im J. 306 ſtarb, ernannte der erſtere zwei neue Cäſaren, Severus, dem er Italien und Afrika, und Mariminus Daza, dem er Syrien und Aegypten zu regieren gab. Ganz nach dem Syſtem des Diocletian, welcher die Vererbung der Macht auf die Söhne vermied und immer nur neue und friſche Kräfte zur Regierung berief. Der Grundgedanke ſeiner neuen Kaiſerverfaſſung war, gerade die Erblichkeit und das Familienintereſſe zu verbannen und das Wohl des Staates zum alleinigen Zweck, zur alleinigen Richtſchnur der Regenten zu machen, welche jederzeit nur durch Adoption aus den Tüchtigſten und ohne alle Familienrückſicht ausgewählt werden und immer nur zwanzig Jahre lang regieren ſollten. Aber wie war es möglich, daß der ſonſt ſo verſtändige Diocletian glauben konnte, jeder der einmal zur Macht gelangten Kaiſer werde, ſo uneigennützig wie er, freiwillig wieder abtreten? Es liegt zu ſehr in der menſchlichen Natur, daß der Vater, was er erworben hat, gerne auf den Sohn vererbt, oder daß der Sohn die Stellung des Vaters zu behaupten ſucht, wie er es vermag. Davon nun gab Conſtantinus, der Sohn des verſtorbenen Conſtantius Chlorus, ſogleich den Beweis, denn er maßte ſich den Purpur ſeines Vaters an, ohne die legitim adoptirten Mitkaiſer zu fragen. Als mächtiger Gebieter im Weſten und auf die ſeinem tapfern Vater ſehr ergebenen Legionen vertrauend durfte er es wagen, und Galerius hielt es für das beſte, ihn als Cäſar anzuerkennen, worauf Conſtantin ihn auch als Auguſtus anerkannte.

Das Beiſpiel dieſes Conſtantin verlockte den Maxentius,

Sohn des abgedankten Maximian, ſich nun auch ſeinerſeits von den Legionen in Rom zum Kaiſer ausrufen zu laſſen, als Heer und Volk über die Bedrückungen des Severus in Zorn gerathen waren. Was mag der arme Greis in Salona bei dieſen Vorgängen gedacht haben! Nicht einmal Maximian blieb der diocletianiſchen Verfaſſung treu, ſondern ließ, da ſein Sohn nur Cäſar ſeyn ſollte, ſich ſelbſt wieder zum Auguſtus ausrufen und übernahm es, den Severus in Ravenna einzuſchließen, zu einer Capitulation zu zwingen und ſchließlich hinrichten zu laſſen. Nachher ging der alte Maximian nach Gallien und verband ſich mit Conſtantin, dem er ſeine Tochter Fauſta vermählte, gegen jeden etwaigen Angriff des Galerius, während ſein Sohn Maxentius, ein gänzlich unflätiger Schwelger, in Rom ſitzen blieb und nur ſeine Legionen in Afrika glücklich kämpften. Hier hatte ſich nämlich nach dem Sturz des Severus ein gewiſſer Alexander zum Kaiſer aufgeworfen, der nun aber beſiegt wurde, ſo daß Maxentius die früher dem Severus untergebenen Provinzen Italien und Afrika wieder vereinigte. Galerius blieb inzwiſchen ſeinem Friedensſyſtem treu und brauchte nur die Vorſicht, ſich einen zweiten Auguſtus in dem tapfern alten Waffengenoſſen Licinius beizugeſellen, der ſich mit Conſtantin verſtändigte. Dem Maximian gab man zu verſtehen, er tauge nicht mehr zum Regiment und ſolle lieber wieder abdanken. Das that er auch, ließ ſich aber noch einmal verlocken, den geliebten Purpur umzuhängen und wurde jetzt von Conſtantin gefangen geſetzt und wegen einer angeblichen Verſchwörung erdroſſelt, 310. Dabei erſcheint bemerkenswerth, daß ſeine Tochter Fauſta ſich die volle Gunſt des Conſtantin erhielt, ja großen Einfluß auf ihn übte. Sie war, wie ihre Mutter Eutropia und Conſtantins Mutter Helena eine Chriſtin, und dieſer Umſtand erklärt, daß Fauſta die Thorheit ihres heidniſchen Vaters nicht zu entgelten hatte. Schon Conſtantins Vater hatte die Chriſten in Gallien geſchont, während Diocletian ſie in allen andern Theilen des Reichs verfolgen ließ. Conſtantin ſelbſt blieb bei dieſer väterlichen Politik, fand daher die wärmſte Anhänglichkeit bei allen Chriſten. Galerius hielt für nöthig,

auch ſeinerſeits die harten Edicte Diocletians gegen die Chriſten zurückzunehmen, allein er konnte unmöglich deren Sympathie in demſelben Grade gewinnen, wie Conſtantin. Marentius in Rom war zu tief in die heidniſche Sinnenluſt verſunken, und zu beſchränkt, um auf die chriſtliche Bewegung zu achten. So wurde denn auch er von der Schweſter aufgegeben.

Marentius ſelbſt wagte ſeinen Schwager Conſtantin zuerſt anzugreifen, aus einem dummen Uebermuth, weil andere für ihn in Afrika geſiegt hatten, vielleicht aber auch verführt durch Leute, die ihn im Intereſſe Conſtantins zu einem Kampf anreizten, in dem er nothwendig untergehen mußte. Denn er war verachtet und Conſtantin geliebt, und auch die militäriſche Uebermacht war auf Conſtantins Seite. Dieſer kam und ſiegte (wie anderthalbtauſend Jahre ſpäter Napoleon in denſelben Gegenden) bei Turin, Breſcia, Verona, ſtürmte Modena und endete den glänzenden Feldzug mit einer Schlacht vor Rom, nach welcher Marentius auf der Flucht das Leben verlor, 312. Dieſe Schlacht hat eine welthiſtoriſche Bedeutung und Berühmtheit erlangt, wie wenige andere, weil ſie nicht blos der Sieg eines Kaiſers über den andern, ſondern der des Chriſtenthums über das Heidenthum war. Conſtantins Legionen beſtanden größtentheils aus Chriſten und theilten die Sympathie des chriſtlichen Volks. Die Frauen an ſeinem Hofe ſchwärmten längſt für das Chriſtenthum und die Geiſtlichkeit that gewiß alles Mögliche, um Conſtantin vollends zu gewinnen. Man muß ſich lebhaft in die Zeit verſetzen. Seit der großen Verfolgung war kaum ein Jahrzehent vergangen. Die Chriſten waren vor neuen Unterdrückungen noch keineswegs geſichert, dieſe hatten ſich vielmehr immer nur geſteigert und waren minder ſchrecklich unter Trajan als unter Decius, minder ſchrecklich unter Decius als unter Diocletian geweſen. Den Chriſten mußte alles daran liegen, endlich einmal einen Kaiſer ganz auf ihre Seite herüberzuziehen. Conſtantin aber hatte, indem er in die Fußſtapfen ſeines Vaters trat, ohne Zweifel ſchon lange erwogen, welche Stärke und welche Zukunft im Chriſtenthume lag. Sein Herz war nicht bekehrt, er dachte nur an die Erhaltung und Mehrung ſeiner Macht

und an die Gründung einer dauerhaften Dynaſtie. Auch gab er ſich den Chriſten nicht hin, ſondern brauchte ſie nur zu ſeinen Zwecken. Daher die verwegene Probe, auf die er den Gott der Chriſten ſtellte, indem er vor jener entſcheidenden Schlacht gegen Maxentius verſuchsweiſe das Kreuz zum Feldzeichen nahm. Hätte er nicht geſiegt, ſo würde er auch das Kreuz wieder beſeitigt haben. Durch das Kreuz aber begeiſterte er ſeine chriſtlichen Legionen zum Siege. Nachher hieß es, er habe vor der Schlacht ein glänzendes Kreuz in den Wolken erblickt mit der Inſchrift: „mit dieſem wirſt du ſiegen," und die Chriſten erwieſen ſich für die große Gunſt, die er ihnen ſeitdem zuwandte, durch eine Art von Vergötterung ſeiner Perſon nur allzu, ja auf eine faſt heidniſche Weiſe dankbar; allein er war weit entfernt, ihren frommen Eifer zu theilen. Er unterdrückte das Heidenthum nicht, er brachte unmittelbar nach dem ſiegreichen Gebrauch des Kreuzes in der Schlacht, indem er in Rom einrückte, als heidniſcher Pontifex Maximus den Göttern öffentlich Opfer und hat ſich, obgleich er den Concilien präſidirte, doch nicht eher taufen laſſen, als kurz vor ſeinem Tode.

Unterdeß war Galerius geſtorben, Conſtantin aber verſicherte ſich des Licinius, indem er ihn nach Mailand einlud und ihm ſeine Schweſter Conſtantia vermählte. Auch den alten Diocletian ließ er zur Hochzeit einladen, dieſer aber, der längſt das falſche Spiel des Conſtantin durchſchaut hatte, ließ ſich nicht fangen und wählte freiwilligen Tod durch Gift, 313. Licinius ließ ſich gegen Maximinus Daza ſchicken und überwand ihn, worauf der Beſiegte im Taurusgebirge ſtarb, wahrſcheinlich durch Mord. Licinius ließ auch den hoffnungsvollen Candidianus, Sohn des Galerius, umbringen, und Gemahlin und Tochter des Diocletian, Priſca und Valeria, einkerkern. Die beiden letzten entkamen unerkannt in ärmlichen Kleidern und mußten fünfzehn Monate lang zu Fuß umherirren. Aber Licinius ſelbſt hatte nicht geahnt, daß er ſeinem Schwager nur zum Werkzeug dienen ſollte, um bald wie die andern von ihm beſeitigt zu werden. Als er es merkte, begann er Krieg, der das erſtemal noch mit einem trüglichen Frieden endete. Aber es war eine Gal-

genfriſt für den armen Licinius, der in der Angſt, weil alle Chriſten für Conſtantin waren, die Heiden zu gewinnen ſuchte, dadurch aber ſeine Sache nur verſchlimmerte. Denn jetzt erſt griff ihn Conſtantin im Namen Gottes an und ſchlug ihn bei Chalcedon, 323. Conſtantia, ſeine Schweſter, erbat ihm das Leben und Conſtantin ſicherte es dem Schwager zu, ließ ihn aber hinterdrein doch noch hinrichten.

Jetzt war Conſtantin aller ſeiner Mitkaiſer los geworden und das Syſtem des Diocletian über den Haufen geworfen. Aber in ſeiner eigenen Familie, die fortan allein die Welt beherrſchen ſollte, brachen blutige Greuel aus. Er ſelbſt ließ ſeinen wohlgerathenen und älteſten Sohn Criſpus plötzlich hinrichten. Man glaubt, Fauſta habe den Mord des Stiefſohns durch ihre Ränke veranlaßt, weil er ihre Liebe verſchmäht hatte. Fauſta ſelbſt aber wurde bald nachher auf des Kaiſers Befehl im Bade erſtickt. Alſo wollte Conſtantin entweder einen ungerechten Mord an der Urheberin, oder einen Ehebruch rächen. Jedenfalls erweckt der Blick ins Innere ſeines Familienlebens nur Schauder.

In den Zwiſchenzeiten, in denen Conſtantin in Gallien verweilte, bekam er mit den Franken zu thun, die immer wieder räuberiſche Einfälle ins Reich machten. Er glaubte ihnen gegenüber keine Rückſicht auf Ehre nehmen zu müſſen, ließ zwei gefangene Fürſten derſelben, Aſcar und Ragais, mit ihrem Gefolge im Amphitheater zu Trier den wilden Thieren vorwerfen (denen ſie ſich muthig entgegenſtürzten) und täuſchte ſie ein andermal durch Friedensverſicherungen, indem er plötzlich über ſie herfiel. Solche Schläge trafen aber immer nur einzelne Schaaren der Völkerſchaften der Franken, während andere nach wie vor gern in ſeine Dienſte traten.

Conſtantin änderte die ganze Kaiſerverfaſſung Diocletians, indem er die zwanzigjährige Mitherrſchaft auf die lebenslängliche Alleingewalt eines Kaiſers zurückführte und an die Stelle der Adoption das Erbrecht ſetzte. Aber er legte noch wie Diocletian die Reſidenz von Rom hinweg, und wählte zum neuen Mittelpunkt des Reichs die wohlgelegene alte Stadt Byzanz, die er ſelbſt Neu-Rom nannte, die aber ſpäter ihm zu Ehren Conſtantinopel genannt

wurde. Um sie schnell groß zu machen, gewährte er den neuen Ansiedlern Vortheile, baute außerordentlich viel, ließ aus Rom eine ungeheure Menge Kunstwerke dahin verpflanzen und konnte schon im J. 330 die neue Stadt einweihen. Sie wurde im Allgemeinen ein Nachbild Roms mit Palästen, Basiliken, christlichen Kirchen und heidnischen Tempeln, Amphitheatern, Bädern, Säulenhallen ꝛc. Am berühmtesten wurde der große Hippodrom (die Rennbahn), umringt mit dem ganzen antiken Götterhimmel und den schönsten aus Rom entführten Statuen, das große Forum Constantins, das Augusteum der Palast Constantins, der aus vielen Palästen bestand, und die Sophienkirche, die seine Mutter Helena bauen ließ, die aber erst nach seinem Tode vollendet wurde, damals die größte christliche Kirche auf Erden. In diesen Neubauten wurde die im alten Rom erst nur schwach vertreten gewesene Kuppelform vorherrschend.

Von hier aus nun organisirte er auch das Reich in neuer Weise, zum erstenmal bureaukratisch durch eine geschlossene Beamtenclasse, die aus gelehrten Rechtskundigen gewählt wurde, unabhängig von der Militärverwaltung, und wieder getheilt in Justiz- und Steuerbeamte. Das ganze Reich wurde catastrirt und mit einem regelmäßigen Netz von finanziellen Saugadern überzogen. Die Beamtenhierarchie gipfelte in dem Ministerium der Hauptstadt, die Verwalter der Provinzen hießen jetzt Präfecten und waren vom Ministerium abhängig. Auch die Militärgewalt wurde mehr getheilt und dadurch das Empören in den Provinzen erschwert. An die Stelle der Kriegstribunen traten jetzt duces, offenbar eine von den Deutschen angenommene Form, denn die Deutschen ständen im Kriege stets unter einem Herzog und sofern sie schaarenweise in römischen Kriegsdienst traten, ja bereits den Kern der römischen Heere bildeten, bequemte man sich nach ihrer Gewohnheit. — Die Hofhaltung blieb wie unter Diocletian, ja sie wurde immer asiatischer. Die Majestät verbreitete gleichsam ihre Strahlen vom höchsten Herrn auf seine nächsten Diener, deren Titel immer höher geschraubt wurden (nobilissimi, clarissimi, illustres, spectabiles, bei der Anrede amplitudo, magnitudo, celsitudo tua etc.) Constantin selbst prahlte daher wie jetzt noch die

indiſchen Rajah, vom Kopf bis zu den Füßen mit Edelſteinen und Perlen bedeckt, die in Blumendeſſins dem koſtbaren Gewande eingeſtickt waren. Als etwas beſonderes aber bemerkte man an Conſtantin eine Perücke mit überaus kunſtreich gekräuſelten Haaren von verſchiedenen Farben.

Gegen das Ende ſeiner Regierung mußte Conſtantin noch mit den Gothen kämpfen, behandelte ſie aber wie die Franken und wie alle ſeine Feinde mit überlegener Argliſt, indem er zuerſt die Sarmaten, dann die Vandalen gegen ihren ſiegreichen König Alarich hetzte. Die Sarmaten richteten nichts aus, weil ihre Sklaven ſich gegen die Herrn empörten und es mit den Gothen hielten. Auch die Vandalen wurden unter ihrem König Viſumar von Alarichs Sohn Geberich geſchlagen, allein die Gothen ſahen ſich doch in ihrem weitern Vordringen gegen Rom gehemmt. Wie dieſe neuen Kämpfe mit den vorhergegangenen innern Kriegen der Deutſchen zuſammenhingen, können wir nicht mehr ermitteln. Ohne Zweifel übte die Verlegung der kaiſerlichen Reſidenz nach Conſtantinopel in die Nähe der untern Donauländer Einfluß auf die dortigen Ereigniſſe und machte es dem Kaiſer bequemer, hier den einen Theil der deutſchen Völker abzuſchrecken, den andern zu verführen, wie er es früher am Rhein gemacht hatte.

6.

Athanaſius.

Conſtantin bediente ſich der Chriſten, als der mächtigſten Partei im Reiche, ohne die Heiden zu drücken, ſo daß ihm beide aus Dankbarkeit gehorchten, die einen, weil er ſie nicht mehr, die andern, weil er ſie noch nicht verfolgte. Es fiel ihm auch nicht ein, den Staat zu chriſtianiſiren, dem er vielmehr ſein ganzes äußeres heidniſches Gepräge ließ. Er hat keine chriſtliche, nur heidniſche Münzen geſchlagen, die ſeinen Namen in Verbindung bringen mit dem sol

invictus, dem Genius Roms, der Victoria, dem Jupiter ꝛc. Er blieb fortwährend heidnischer Pontifex Maximus, er ließ auch in seiner neuen Hauptstadt noch heidnische Tempel der Tyche, den Dioskuren und der Göttermutter bauen. Indem er die Heiligung des Sonntags befahl, galt dieselbe den sonnenanbetenden Heiden und Christen zugleich. Er sah sich also nicht für einen Christen an, sondern nur für einen Kaiser, der über Heiden und Christen zugleich gebot, in dessen Interesse es also lag, beide möglichst zufrieden zu stellen, um beide immer gehorsam zu finden. Getreu seinem System, die Gewalt zu theilen, damit keine in die andere übergreife und die Zügel, die er allein in der Hand halten wollte, nicht unter einander in Verwirrung geriethen, verlieh er dem christlichen Klerus eine besondere Gerichtsbarkeit, unabhängig von den weltlichen Gerichten. Das geschah einfach aus Politik und nicht aus kirchlichem Eifer. Die Schenkung, die er dem römischen Bischof gemacht haben soll, ist eine spätere Erdichtung. Es lag nicht in seinem System, einen Bischof über die andern zu erheben, sondern er allein versammelte sie und präsidirte ihnen als das sichtbare Oberhaupt der Kirche. Auch sah er sich selbst gar nicht als einen Laien an, sondern setzte seinen Thron in dem Chor neben den des Bischofs, nicht außerhalb der Schranken, wie die andern Laien. Wenn er auch dem Bischof in Rom die besondere Vollmacht ertheilte, den donatistischen Streit in Afrika zu schlichten, so ertheilte er ähnliche Vollmachten in besondern Angelegenheiten auch andern Bischöfen des Reichs. Der Primat Roms wurde nicht durch die Kaiser in Constantinopel, sondern trotz ihnen durchgesetzt.

Indem die christliche Kirche aus einer unterdrückten rasch eine geduldete und vorherrschende wurde, kam ein anderer Geist über die Bischöfe und zwar nicht der heilige. Viele derselben wurden Höflinge, um in des Kaisers Gnade sich zu sonnen. Viele Gemeinden selbst glaubten sicherer ihrem Gottesdienste leben zu können, wenn ihre Priester und Bischöfe klug diplomatisirten und der weltlichen Gewalt das schreckliche Schwert entwandten, unter dem so viele Märtyrer geblutet hatten. Der Kaiser selbst suchte die Werkzeuge

ſeiner Politik in die höhern geiſtlichen Aemter zu bringen. Aber das Ergebniß war, daß an die Stelle der guten Hirten und treuen Blutzeugen auf einmal eine Menge von Rhetoren, Dialectikern, Sophiſten, Rabuliſten, zänkiſchen Advocaten und ſchlauen Diplomaten, Paraſiten, Hofſchmeichlern, kurz das ganze alte gebildete Geſindel aus den Hörſälen Alexandriens, aus den Vorzimmern der Diadochen und Römerkaiſer auf chriſtlichen Biſchofsſtühlen Platz nahm.

In Afrika entſtand im J. 311 ein großer Streit über die Biſchofswahl in Karthago. Biſchof Cäcilianus war zwar gewählt, aber von einem ſ. g. Traditor, einem Abgefallenen in der diocletianiſchen Verfolgung, geweiht worden, weshalb die Bekenner und Treuen, die in der Zeit der Noth nicht von Chriſto abgefallen waren, ihn nicht anerkannten und den Donatus wählten. Vergebens befahl Conſtantin dem Biſchof von Rom, den Streit zu ſchlichten. Auch eine biſchöfliche Synode zu Arles richtete nichts aus. Die Mehrheit erklärte ſich gegen die Donatiſten, dieſe aber trotzten und wurden von dem fanatiſchen Landvolk unterſtützt, welches unter dem Namen der Circumcellionen (um die Hütten ſchweifende) raubte und die gröbſten Exceſſe beging. Auch konnte dieſe Partei trotz der gegen ſie geſandten Truppen nicht völlig unterdrückt werden.

Noch ungleich wichtiger wurde der große Streit über die Dreieinigkeit und die gegen letztere ankämpfende Secte der Arianer. Auch dieſer Streit entzündete ſich im heißen Afrika. Arius, ein Presbyter in Alexandrien, gerieth im J. 318 in Streit mit ſeinem Biſchof Alexander, indem er behauptete, Chriſtus ſey Gott dem Vater nicht gleich, ſondern nur ähnlich, denn wenn er ein göttliches Urweſen ſey, wie der Vater, ſo ſeyen es zwei Götter. Das war nun eine arge Ketzerei, da der Heiland ſelbſt drei Perſonen in der einen Gottheit als Vater, Sohn und heiliger Geiſt bezeichnet hatte. Der Streit wurde ſehr hartnäckig, beſonders ſeitdem Athanaſius dem Alexander als Biſchof von Alexandrien gefolgt war. Dieſer feſte Charakter duldete nicht, daß ein Haarbreit vom wahren Glauben abgewichen werde. Arius aber fand viele Anhänger und gab nicht nach. Dem Kaiſer Conſtantin war der Gegenſtand völlig gleich-

gültig, der Streit aber ärgerlich, denn er wollte, die Geistlichen sollten ruhig und gehorsam seyn. Er erklärte, das sey alles elendes Gezänk, wodurch das Volk nur verwirrt werde; man solle Fragen, die niemand beantworten könne, gar nicht aufwerfen. Es sey genug, daß man an den allmächtigen Gott und seine Vorsehung glaube. Man vermuthet, Bischof Eusebius von Cäsarea, des Kaisers Günstling und berühmter Kirchengeschichtschreiber, und Bischof Eusebius von Nikomedien, der auch bei Hofe in Gunst und Prinzenerzieher war, hätten auf den Kaiser Einfluß geübt, dessen Erklärung offenbar dem Arius zu Gute kam. Constantin hat aber nie andere auf sich einwirken lassen. Erst als er inne wurde, Arius habe doch nicht die Mehrheit, neigte er sich zur Ansicht des Athanasius. Nachdem er den spanischen Bischof Hosius beauftragt hatte, den Streit zu schlichten, dieser aber so wenig ausgerichtet hatte, wie früher der römische Bischof in der Streitsache der Donatisten, berief Constantin alle Bischöfe des Reichs zu einer ersten ökumenischen oder allgemeinen Kirchenversammlung (Concilium) nach der nicht weit von Constantinopel entlegenen Stadt Nicäa in Bithynien i. J. 325. Auf derselben erschienen nach Eusebius 250 Bischöfe, nach Eustathius noch 20 mehr. Auf dieser Versammlung wurde die Osterzeit der Christen festgesetzt und das athanasianische Glaubensbekenntniß von der h. Dreieinigkeit zum Kirchengesetz erhoben, die Lehre des Arius als ketzerisch verdammt, er selbst abgesetzt. Indessen bequemte sich Arius zu einer Annäherung und erhielt sogar eine Audienz beim Kaiser, der nun wieder milder gegen ihn gestimmt wurde, weil es ihm nur auf Vereinigung und Frieden in der Kirche ankam. Die Hofpartei der Eusebier gab sich nun viele Mühe, die entschiedensten Gegner des Arius zu beseitigen. Man schämte sich dabei der abgefeimtesten Ränke nicht. Zuerst griff man den Bischof Eustathius an, indem man ihn fälschlich der Buhlerei mit einer öffentlichen Dirne beschuldigte. Dann den Athanasius selbst, den man fälschlich der Gelderpressung anklagte. Als nun der Kaiser ein neues Concil nach Cäsarea berief, sah Athanasius voraus, daß Eusebius alles vorbereitet hatte, um ihn zu verderben, erschien also nicht. Der Kaiser aber wollte ihn gewiß nicht

verderben, ſondern ihn nur zu einer Verſöhnung bewegen, denn ihm galten die Dogmen gleich, er wollte nur Ruhe haben. Deshalb kam er dem unbeugſamen Biſchof von Alexandrien entgegen und verlegte das Concil nach Tyrus, wohin Athanaſius keinen weiten Weg mehr hatte. Allein er ſcheute das kaiſerliche Vermittlungs- und Planirungsſyſtem mehr, als das kühnſte Auftreten ſeiner Feinde. Er wollte daher abermals nicht kommen und folgte erſt dem gemeſſenſten Befehle des Kaiſers. Da fielen die arianiſchen Biſchöfe augenblicklich ſchadenfroh über ihn her und klagten auch ihn des Verbrechens an, ein Weib geſchändet zu haben. Man muß ſchaudern über eine Zeit, in welcher die wichtigſten Angelegenheiten der Chriſtenheit griechiſchen Sophiſten und Paraſiten, Hofſchmeichlern und Ränkeſchmiedern in die Hände gelegt waren. Ein großer Theil der damaligen Biſchöfe ſetzten nur in einer neuen Verkleidung den alten Unfug fort, der die gebildeten Griechen zur Heidenzeit charakteriſirt hatte. Um ſo erhabener ragt über ſie jener herrliche Athanaſius hervor, welcher Gott mehr fürchtete als die Menſchen, und unverzagt die Wahrheit verkündete. Zum Entſetzen ſeiner Ankläger bekannte das Weib, welches man ihm, als die von ihm entehrte, gegenüber ſtellte, vor der geſammten Kirchenverſammlung, ſie kenne ihn gar nicht, und ſeine Unſchuld war glänzend gerechtfertigt. Ueber dieſen Nebendingen verging in Tyrus die Zeit und der Kaiſer berief eine neue Kirchenverſammlung nach Jeruſalem, um die Hauptſache, die Glaubenseinheit ins Reine zu bringen, weil aber Athanaſius keine Vermittlung wollte, wurde er entſetzt und nach Trier verwieſen. Arius aber ſtarb plötzlich und zwar wie die Tradition lautet, auf dem Abtritt. Der Streit war nicht geſchlichtet, aber die Parteien fanden für gut, um des Kaiſers willen ſich zu mäßigen.

Conſtantin wollte noch einen Feldzug gegen die Perſer unternehmen, aber er erkrankte und ſtarb, nachdem er ſich noch kurz vorher hatte taufen laſſen i. J. 336. Er hinterließ drei Söhne von der Fauſta, Conſtantius, Conſtantinus und Conſtans, unter die er das Reich vertheilte. Der erſte bekam die Hauptſtadt Conſtantinopel und den ganzen Oſten, der zweite den nordweſtlichen,

der dritte den ſüdweſtlichen Theil des Reichs. Conſtantius war ein Wütherich und ließ die Brüder ſeines Vaters und deren Söhne (mit einziger Ausnahme der noch ſehr jungen Gallus und Julianus), und die beſten Freunde ſeines Vaters umbringen und hätte wohl auch die eigenen Brüder umgebracht, wenn ſie von den Legionen nicht geſchützt geweſen wären. Nach dieſen greulichen Familienmorden mußte er gegen die Perſer zu Felde liegen. Unterdeß aber fingen ſeine Brüder unter einander Krieg an, weil keiner dem andern ſeinen Beſitz gönnte. Conſtantin fiel in einen Hinterhalt und kam ums Leben, 340. Conſtans aber ergab ſich der gemeinſten Schwelgerei und ließ ſeine Günſtlinge regieren.

Damals war in Afrika der donatiſtiſche Streit wieder entflammt. Die Circumcellionen zogen in großen Schaaren umher, nur mit Prügeln und Brandfackeln bewaffnet (weil der Herr dem Petrus geſagt hatte: ſtecke das Schwert ein), und mißhandelten nicht nur die Rechtgläubigen, ſondern auch die Reichen und verbrannten ihre Häuſer, denn ſie haßten die Traditoren (die während der Verfolgungen Chriſtum verleugnet hatten und doch jetzt als Rechtgläubige gelten ſollten) zugleich als die Reichen, als wucheriſche Gläubiger und unbarmherzige Grundherrn und predigten brüderliche Gleichheit aller Menſchen und Gemeinſchaft der Güter, wie ſpäter die Huſſiten und in unſern Tagen die Communiſten. Der ſocialiſtiſche Gedanke war aber religiös gefaßt und der religiöſe Fanatismus ging ſo weit, daß ſie jede Kirche der Traditoren, die ſie zu der ihrigen machen wollten, zuvor erſt vom Gipfel bis zum Keller abwuſchen. Ihre Anführer Faſir (arabiſch Fazir) und Axido hießen Herzoge der Heiligen (duces sanctorum). Als Conſtantius Herr des ganzen Reiches geworden war, ſchritt er gegen ſie ein und man ſah nun die der Uebermacht erliegenden Circumcellionen mit heroiſchem Muthe ſterben, indem ſie freiwillig den Tod ſuchten und ſich zu hunderten in Abgründe ſtürzten.

Wichtiger noch wurde der fortgeſetzte Kampf um die Dreieinigkeit. Conſtantius nämlich miſchte ſich in denſelben. Dieſer Kaiſer war einer der abſcheulichſten, die über Rom geherrſcht haben, und übte unter chriſtlichem Namen alle Frevel der alten Heidenkaiſer. Im

Argwohn glich er dem Tiberius. Seine Vertrauteſten waren ein gewiſſer Paulus, den man catena (Kette) nannte, weil er ſich auf die unauflösliche Verkettung von Ränken und Intriguen meiſterlich verſtand, und ein gewiſſer Mercurius, der comes somniorum (Traumgraf) hieß, weil er nur dem Kaiſer verzureden brauchte, jemand habe dieſen oder jenen gefährlichen Traum gehabt, um ihn zu Verfolgungen aufzureizen. Deshalb wagte niemand mehr einen Traum zu erzählen und jemand bedauerte, nicht im Lande der Atlanten geboren zu ſeyn, wo man gar keine Träume habe. Dieſer Kaiſer Conſtantius nun wurde durch die Weiber, Eunuchen und Biſchöfe des Hofes arianiſch geſtimmt und wüthete, ſeiner rohen Natur gemäß, gegen die Rechtgläubigen. Alle Biſchöfe und Prieſter, die nicht Arianer wurden, verloren ihre Aemter und wurden verfolgt, die Laien mißhandelt und gemartert, ſelbſt Weiber und Kinder, wenn ſie ſich dem arianiſchen Gottesdienſt nicht fügten. Arianiſche Prieſter ſperrten den Rechtgläubigen den Mund mit einem Holze auf und ſtopften ihnen das Abendmahl nach arianiſchem Ritus mit Gewalt ein. Das ganze römiſche Volk diſputirte damals über die theologiſche Streitfrage des Tages, von den Eunuchen und Kammerzofen des Kaiſerhofes an bis hinab in die niedrigſte Hütte, und die chriſtliche Liebe wurde über dem Zanken ganz und gar vergeſſen. Inzwiſchen war Conſtans im Weſten durch die dort vorherrſchende rechtgläubige Partei beſtimmt worden, ſich für Athanaſius zu entſcheiden, und dieſer nach Trier verbannte Biſchof trat mit dem römiſchen Biſchof Julius I. in Verbindung, um dem in Conſtantinopel und dem Orient vorherrſchenden Arianismus entgegenzuwirken. Julius berief eine Synode in Rom zuſammen, die ſich für Athanaſius erklärte, 341. Nun hielten aber die Arianer eine Gegenſynode zu Antiochia, verdammten ihn wieder und ſchickten den ſtatt ſeiner für Alexandrien ernannten Biſchof Gregor in dieſe Stadt, um ihn auszutreiben. Athanaſius war nämlich von Rom nach Alexandria zurückgekehrt und dort beim Volke ſehr beliebt. Gregor aber wurde durch den kaiſerlichen Präfecten Philagrius mit Gewalt eingeführt und die Kirchen Alexandrias durch die Juden und Heiden, die in Gregors Gefolge gekommen waren,

geplündert und geſchändet. Athanaſius entfloh nach Rom. Auf dem Concil zu Sardica im J. 347 waren die abendländiſchen oder römiſchen Biſchöfe für ihn, die morgenländiſchen oder griechiſchen gegen ihn. Die letztern ſahen ſich in der Minderheit und entwichen nach Philippopolis und die Erbitterung der Parteien ſtieg aufs höchſte. Da Conſtantius damals in ſchwerſtem Kampfe mit den Perſern lag, gab er einſtweilen ſeinem Bruder Conſtans nach und willigte in die Rückkehr des Athanaſius nach Alexandrien ein, wo Gregor unterdeß ſtarb.

Nun erhob ſich aber der Franke Magnentius gegen die Bedrückungen der laſterhaften Beamten, wurde von den Legionen zum Kaiſer ausgerufen und Conſtans, in einer Schlacht in Gallien beſiegt, fand auf der Flucht den Tod, 350. Conſtantius hatte noch immer mit den Perſern zu kämpfen, bis es ihm endlich möglich war, nach dem Weſten umzukehren. Magnentius zog ihm, an der Spitze eines großen, meiſt fränkiſchen und heidniſchen Heeres entgegen, opferte vor der Schlacht den Göttern eine Jungfrau und würde, wenn er geſiegt hätte, das ganze alte Heidenthum herzuſtellen verſucht haben. Aber ein Theil ſeiner Franken unter Silvanus ging zu Conſtantius über und Magnentius erlitt bei Murſa (jetzt Eſſek), wo die Save in die Donau fällt, eine ſchwere Niederlage und tödtete ſich ſelbſt, 352. Nun fiel Silvanus, als er nach Gallien zurückgekehrt war, wieder von Conſtantius ab und ließ ſich ſelbſt zum Kaiſer ausrufen, aber auch er fiel durch den Verrath eines gewiſſen Urſicinus. — Während Conſtantius im Weſten beſchäftigt war, hatte er ſeinen Vetter, den jungen Gallus, mit ſeiner Schweſter Conſtantia vermählt und ihm die Ueberwachung des Oſtens anvertraut, da Gallus aber die ihm beigegebenen Räthe ermorden ließ, erkannte Conſtantius, er trachte nach dem Thron, und ließ ihn hinrichten. Auch deſſen jüngern Bruder Julian bedrohte das Mordſchwert, aber die Kaiſerin rettete ihn.

Nachdem er den Magnentius und Silvanus beſiegt hatte, ſchritt Conſtantius alsbald gegen die Athanaſianer ein, ſetzte eigenmächtig den römiſchen Biſchof Liberius, den Nachfolger des Julius, ab und ließ

den Athanasius durch Waffengewalt aus seiner Kirche in Alexandria vertreiben. Er rettete sich in die Wüste zu den Anachoreten (Einsiedlern), seine Anhänger aber in der Stadt wurden grausam mißhandelt, zu Tode gepeitscht, auch Jungfrauen entblößt und durchgepeitscht, die ihnen zugethanen Priester in die Bergwerke verurtheilt. Constantius sagte das berühmte Wort: „was ich will, das ist Gesetz der Kirche.“ Damals war Liberius so schwach, abtrünnig zu werden, um dadurch seine Rückkehr nach Rom zu erkaufen, es reute ihn aber bald wieder. Mittlerweile trat in der siegreichen arianischen Partei selbst eine Spaltung zwischen den streng- und den mildergesinnten ein, worüber wieder auf mehreren Concilien gestritten wurde, bis die strengen Arianer siegten und die Halbarianer verfolgten, wie die Nichtarianer. Man eckelt vor diesen Verhandlungen, wenn man sie lesen muß. Die Hirten der Kirche bissen sich unter einander wie reißende Wölfe und duckten sich doch wieder wie Hunde vor dem Kaiser. So wurde bei den Arianern die Kirche Staatskirche (Cäsaropapismus). Selbst der römische Bischof hatte gewankt. Nur Athanasius stand aufrecht, wankte nicht und steuerte das Schifflein Petri sicher durch die rings um ihn tobenden Wellen der bischöflichen Sündfluth.

Man sollte nie vergessen, daß mit Athanasius die Wahrheit war. Sein Charakterbild würde unendlich verlieren, wenn man der frivolen Auffassung in der Kirchengeschichte folgen wollte, wonach der Streit um die äußere Macht die Hauptsache, der Streit um das Dogma nur Nebensache, Vorwand und Mittel zum Zwecke waren, so daß, wäre der Hof von Constantinopel athanasisch gewesen, der Bischof in Rom arianisch geworden wäre. Dem ist nicht so. Die Rechtgläubigkeit der Kirche hing nicht von solchen Zufällen ab, sondern wurde von einer höhern Hand durch die politischen Intriguen, wie durch die Häresien hindurchgeführt. Die in ihrer Entwicklung liegende Folgerichtigkeit allein würde es beweisen.

7.

Julianus Apoſtata.

Als Conſtantius abermals gegen die Perſer kämpfen mußte und die Deutſchen wieder über den Rhein gingen, ſah er ſich genöthigt, den Julianus, des ermordeten Gallus Bruder, den einzigen noch übrigen Sprößling des conſtantiniſchen Hauſes, da weder er noch ſeine Brüder (zur Strafe für den Mord der Oheime und Vettern) männliche Nachkommen hinterließen, als ſeinen Statthalter nach Trier zu ſchicken und mit der Abwehr der Deutſchen zu beauftragen. Dieſer Julian war in ſteter Furcht vor dem mordgierigen Vetter aufgewachſen, hatte ſich möglichſt zurückgezogen gehalten und den Studien obgelegen. In Athen, wo er mehrere Jahre zubringen durfte, hatte er ſich der heidniſchen Philoſophie gewidmet und ſie hatte ihn viel mehr angezogen, als das zänkiſche und blutdürſtige, argliſtige und heuchleriſche Treiben, welches man am Hofe zu Conſtantinopel Chriſtenthum nannte. Die tiefe Unſittlichkeit dieſes Treibens erfüllte ihn mit Haß und Verachtung, er legte irrthümlich der Kirche ſelbſt zur Laſt, was nur ihre gottloſen Hirten verſchuldeten, und ſuchte Rettung und Troſt in der Erinnerung an die Tugend der heidniſchen Väter und in einer idealen Auffaſſung der bisherigen heidniſchen Religion. Ganz im Geiſt der beſſern Heiden jener Zeit und nach dem Vorgang mehrerer früheren Kaiſer erkannte er in dem sol invictus das höchſte Weſen, indem er das Licht zugleich als die höchſte geiſtige Macht und das reinſte Prinzip der Sittlichkeit auffaßte, aber auch wohl erwogen haben mag, daß die Sonne, die der Römer und Grieche, Aegypter und Syrer und ſelbſt der Perſer jeder auf ſeine Art anbetete, am geeignetſten erſchien, alle bisherigen Culte zu vereinigen. Allein er vergaß, daß es einer neuen geiſtigen und ſittlichen Auffaſſung des Lichts ſeit Chriſtus gar nicht mehr bedurfte, und daß ſein combinatoriſcher Sonnencultus doch nur ein grober Rückfall ins Heidenthum blieb. Deshalb ſpottete auch der Chriſt Firmicus in

einer guten Satire über die arme Sonne, die ſich unter den mannigfaltigſten Namen alles Mögliche gefallen laſſen müſſe, als Attys entmannt, als Dionyſos geſchändet, als Herakles verbrannt, als Oſiris erſäuft, als Zagreus zerriſſen ꝛc. zu werden.

Julian war 25 Jahre alt, als er nach Trier kam, man erwartete nicht viel von ihm, da er bisher nur als ein Schulfuchs galt, der in Bücher begraben nichts von der Welt verſtehe. Allein er entwickelte raſch ein praktiſches Talent und große Thatkraft. Die Franken waren ſeit der mißlungenen Erhebung ihres Magnentius und Silvanus immer noch in großer Aufregung. Ihre gute Bekanntſchaft mit den römiſchen Zuſtänden, da immer viele Franken im römiſchen Heere dienten und viele auf römiſchem Boden friedlich angeſiedelt waren, hatte ſie belehrt, daß das Römerreich überhaupt im Sinken und für tapfere Barbaren die Zeit gekommen ſey, nicht mehr die Diener, ſondern die Herren der Römer zu werden. Zudem wurden die Franken damals von den hinter ihnen wohnenden Sachſen gedrängt, namentlich das fränkiſche Volk der Chamaver aus ſeinen bisherigen Sitzen vorwärts geſchoben. Julian benutzte nun mit großer Klugheit den Hader der fränkiſchen Stämme unter einander. Die Sikambern wohnten ihm am nächſten, dieſen half er nun gegen die vorwärts drängenden Chamaver. An der Maas ſoll er einen Theil der letztern, lauter Rieſen an Körperlänge, dadurch gefangen bekommen haben, daß er ihnen durch tägliches Aufhauen des Eiſes den Rückweg über den Fluß verſperrte. Den Fürſten der Chamaver, Nebiogaſt, gewann er aber, indem er ihm deſſen todt geglaubten Sohn zurückgab. Den Sikambern, deren Fürſt Charietto treu zu ihm hielt, gab er einen großen Grenzbezirk, das heutige Flandern. Dafür ſtanden ihm dieſe tapfern Franken auch gegen die Alemannen bei.

Mit den Alemannen hatte Julian ſchwere Kämpfe, denn ſie brachen immer von neuem durch die Grenzfeſtungen am Rhein hindurch. Einen ihrer Stämme, die Lentienſer, beſiegte der römiſche Feldherr Arbetio in Helvetien. Als nun Julian mit einem Heere links, ſein Unterfeldherr Barbatio rechts über den Rhein ging, um

die Alemannen in ihrem eigenen Lande zu züchtigen, gingen diese zwischen beiden mitten hindurch und plünderten in ihrem Rücken Gallien bis nach Lyon hin aus. Barbatio wurde von ihnen bei Basel geschlagen, Julian verscheuchte inzwischen die Plünderer und baute eine neue große Festung, um die Angriffe der Alemannen künftig besser abzuwehren, bei tres tabernae (Elsaß Zabern). Nun vereinigten sich aber auch alle Alemannen. Einer ihrer Fürsten, Gundomad, der nicht mithalten wollte, wurde erschlagen. Ammianus Marcellinus nennt die übrigen Fürsten Westralp, Urius, Ursicinus, Serapion, Suomar und Hortar. Sie wählten aber für den Krieg ein gemeinsames Oberhaupt oder einen Herzog, den Chnodomar, einen Mann von ungeheurer Körpergröße und von großem Kriegsruhm, da er schon dem Kaiser Constantius mit alemannischen Hülfstruppen aus Haß gegen die Franken gedient und in der Schlacht bei Mursa sich ausgezeichnet hatte. Er wird geschildert, wie er, auf einem wilden Hengste reitend, einen feuerrothen Haarbusch auf dem Helme, eine ungeheure Lanze schwingend, den Seinen voran über den Rhein gekommen sey und feierlich von Julian die Abtretung des Elsaßes gefordert habe. Julian führte ihm aber in der Nähe von Argentoratum (Straßburg) seine Legionen entgegen und brachte den barbarischen Feind durch seine überlegene Taktik zum Weichen. Wie es scheint, wollte der berittene Adel der Alemannen die Flucht ergreifen, denn das alemannische Fußvolk, unter welchem wir die freien nicht adeligen Bauern verstehen müssen, zwang die Reiter, von den Pferden abzusteigen. Nun kämpften alle fort, so lange sie konnten, unterlagen aber zuletzt. Chnodomar selbst versank in einem Sumpf und wurde gefangen. Sein Gefolge, welches ihn nach deutscher Sitte in Leben und Tod nicht verlassen durfte, gab sich, da es ihn nicht mehr retten konnte, freiwillig gefangen, um sein Loos zu theilen, 357. Er starb bald nachher am Heimweh. Julian aber rüstete eine Flotte und fuhr von Moguntiacum (Mainz) aus auf dem Maine tief ins Land der Alemannen hinein. Die nächsten Stämme suchten Frieden bei ihm und lieferten ihm aus ihren hohen Wäldern Bauholz

nach Gallien. Als Hortar die andern alemanniſchen Fürſten in feindlicher Abſicht gegen die Römer zuſammenberief und mit ihnen an den Ufern des Main ein nächtliches Gaſtmahl feierte, ließ Julian ihn durch Soldaten, die leiſe den Fluß hinabfuhren, überfallen, doch fanden die Fürſten Zeit zu entkommen. Julian jagte ihnen nach und kam durch ihr Land bis an die Grenze der Burgunder, vielleicht bei ſchwäbiſch Hall, um deſſen Salzquellen ſich Alemannen und Burgunder ſtritten. Hier kamen die alemanniſchen Fürſten zu ihm und ſchloßen Frieden mit ihm, wobei ſie ihm alle gefangenen Römer auslieferten. Er erfuhr, daß einer der Fürſten, Wadomar, vom Kaiſer Conſtantius, der auf Julians Ruhm eiferſüchtig wurde, gegen ihn aufgehetzt ſey, und entledigte ſich ſeiner, indem er ihn zu einem Gaſtmahl einladen und ermorden ließ, 359.

Kaiſer Conſtantius hatte damals an der untern Donau mit Quaden und Sarmaten zu kämpfen, von denen er ſich wieder gegen die Perſer wenden mußte. Er verlangte nun Hülfe von Julian, zugleich in der Abſicht, demſelben ſeine beſten Truppen zu nehmen. Die Legionen in Gallien aber wollten ihren Julian nicht verlaſſen und riefen ihn zum Kaiſer aus. Conſtantius wollte ſich das nicht gefallen laſſen und Julian zog gegen ihn zu Felde. Er konnte von Trier aus ſchon nicht mehr an das noch römiſche rechte Donauufer gelangen außer auf einem weiten Umwege im Süden von Baſel und dem Bodenſee. So feſt ſaßen die Alemannen ſchon im ganzen Schwarzwald, im Neckarthal und auf der rauhen Alb. Julian wollte der Donau entlang gegen Conſtantius ziehen, durfte aber Aquileja, welches ſich gegen ihn erklärte, nicht im Rücken liegen laſſen und hielt ſich noch mit der Belagerung dieſer Stadt auf, als die Nachricht kam, Conſtantius ſey unterwegs auf dem Hermakſch geſtorben, 361. Da nun kein anderer Thronbewerber übrig war, ergab ſich alles dem beim Heere ſo ſehr beliebten Julian und er konnte ohne Widerſtand als Alleinherr der römiſchen Welt in Conſtantinopel einziehen. Hier machte er ſogleich der üblen Wirthſchaft ein Ende, die unter ſeinem Vorgänger eingeriſſen war, jagte die Eunuchen, Köche und das ganze habgierige und tiefverdorbene Hofgeſinde auf und davon und führte

für seine Person das mäßige und einfache Leben eines Philosophen. Ammianus erzählt, wie der Hofbarbier zum erstenmal gekommen sey, um ihn zu rasiren, habe ihn der Kaiser für einen hohen Würdenträger gehalten und ihn dann gefragt, wie viel er Gehalt beziehe? Da habe der Barbier eingestanden, daß er täglich die Rationen für 20 Pferde erhalte.

Der neue Kaiser, obgleich Apostata (der Abtrünnige) genannt, war viel zu klug, um als Heide die Christen zu verfolgen, denn er wußte, wie mächtig die letzteren seyen, und wollte das ohnehin von außen schwer bedrohte Reich nicht auch noch durch einen Religionskrieg zerrütten. Aber er stellte wenigstens die Heiden den Christen wieder völlig gleich und suchte das Heidenthum zu heben, indem er dessen eingeschüchterten Priestern wieder Muth machte, viele Tempel herstellte, den Götterdienst mit außerordentlicher Pracht erneuerte und seinen idealisirten Sonnencultus, als eine der Lehre des „Galiläers", wie er Christum zu nennen pflegte, ebenbürtige Religion verkündete. Aber sein Beginnen war forcirt. Man staunte mehr über ihn, als man ihm zustimmte. Die Heiden selbst wunderten sich, daß er den Eifer so sehr übertrieb. Oft ließ er seinem Sonnengott Rinderhekatomben, d. h. 100 Stiere auf einmal täglich schlachten, so daß seine Soldaten sich täglich an Fleisch überaßen und man spottete, er führe Krieg mit den Rindern und wolle diese nützlichen Thiere gänzlich ausrotten. Als er in Aegypten einen neuen Apis haben wollte, hatte der Präfect daselbst große Mühe, einen dergleichen aufzutreiben, da in diesem längst christianisirten Lande die Apisse fast vergessen waren. Wenn der Kaiser, wie er täglich bei Sonnenauf- und Untergang that, große Opfer brachte, jauchzte ihm das servile Volk zu, und da er wahrnahm, die Ehre gelte nur ihm und nicht den Göttern, gerieth er in Zorn und befahl, nicht ihm, sondern den Göttern zu huldigen. Aber der Glaube fehlte. Da bei den Christen offenbar mehr Glauben zu finden war, suchte er seinen Sonnencultus möglichst nach dem Christenthum zu modeln. Er gründete Armenhäuser, empfahl die Werke der Liebe und den Priestern einen reinen Wandel. Er lehrte sogar eine Art von Dreieinigkeit:

„Es gibt nur ein höchſtes Urweſen, der ewige Geiſt, das ewige Gute, in ſich tragend die Uribeen des Zeitlichen und Geſchaffenen, aber vor deſſen Exiſtenz und immer über ihnen ſtehend. Aus ihm geht als Sohn Helios hervor, das Licht aller Geiſter oder untergeordneten Götter, ſelbſt noch Geiſt, aber die Einheit nur noch in der Beherrſchung einer Vielheit darſtellend. Dieſer geiſtige Helios aber wird, und das iſt der dritte Akt in der Selbſtoffenbarung des höchſten Weſens, verkörpert in der ſichtbaren Sonne, welche wieder die Einheit und Harmonie der Sterne darſtellt. Die Sterne aber ſind die Körper der Götter. So war es von Ewigkeit her und wird es bleiben. Die Lehren der Galiläer (Chriſten) von einer zeitlichen Welterſchaffung und vom Weltende ſind Irrthümer.“ Julian ahmte auch die chriſtliche Aſceſe der Einſiedler und des beginnenden Mönchthums nach, kaſteite ſich und lebte wie ein Büßer, in der brennenden Begierde, dadurch des Umgangs mit Geiſtern würdig zu werden und höhere Stufen der Erkenntniß zu erlangen.

Wenn er länger gelebt hätte, würde ihn die Eiferſucht auf die Chriſten wohl zu noch ſtrengeren Maaßregeln gegen dieſelben fortgeriſſen haben. Er fing ſchon an, ihnen die Rückerſtattung der dem heidniſchen Cultus entriſſenen Güter anzuſinnen und ihre Schulen zu ſchließen. Dabei ſuchte er ihre innern Zwiſtigkeiten zu nähren und ſie gegen einander zu hetzen. Zu dieſem Zweck berief er unter dem ſchönen Namen der Duldſamkeit alle entſetzten und verbannten Biſchöfe zurück, Athanaſianer, Donatiſten ꝛc., ließ ihnen volle Freiheit der Lehre und hörte mit der größten Schadenfreude ihren Zänkereien zu, indem er die Häupter der verſchiedenen Parteien in den Palaſt berief und unter ſeinen Augen diſputiren ließ. Aus demſelben Grunde zeigte er auch den Juden die größte Toleranz und wollte ſogar ihren Tempel in Jeruſalem wiederherſtellen, nur um die Chriſten damit zu ärgern. Der Heide Ammianus Marcellinus, der ſein Leben beſchrieben hat und ihn ſehr verehrte, kann ſich bei dieſem Anlaß doch nicht enthalten, einen verachtenden Blick auf die Juden zu werfen, die immer „ſtänken und immer tumultuirten“ (foetantes et tumultuantes). Nach Jeruſalem waren übrigens damals nur wenige

Juden zurückgekehrt, die heilige Stadt hatte vielmehr durch Helena, die fromme Mutter Conſtantins, ein völlig chriſtliches Anſehen gewonnen, weil ſie nicht nur Kirchen und Capellen an den h. Orten daſelbſt errichtet, ſondern insbeſondere dem Biſchof von Jeruſalem die Aufſicht über das als Reliquie heilig bewahrte Kreuz Chriſti aufgetragen hatte.

Während Julian allen bisher Verfolgten Gnade erwies, hegte er einen inſtinctartigen Haß gegen Athanaſius. Zwar kehrte dieſer dem kaiſerlichen Toleranzedict zufolge nach Alexandria zurück, wo der unterdeß dem Gregor nachgefolgte Biſchof Georg ſeiner Ruchloſigkeit wegen vom Volke ermordet worden war, Julian aber ſah die Huldigungen, die das Volk dem heimgekehrten Gottesmanne darbrachte, mit Mißtrauen an und faßte Anſchläge gegen ihn, die ihn bewogen, heimlich die Stadt wieder zu verlaſſen und noch einmal in die Wüſte zu fliehen.

Bevor Julian den perſiſchen Krieg wieder aufnahm, verweilte er zu Antiochia und wollte daſelbſt das große Feſt des Apollo und der Daphne begehen, welches die ganz chriſtianiſirte Stadt längſt nicht mehr feierte. Man ſpottete ihn daher aus und nannte ihn wegen ſeines Philoſophenbartes „Bocksbart", bei dem Feſt kam niemand, der ein Opfer gebracht oder Weihrauch gebrannt hätte. Endlich hinkte ein alter Heidenprieſter mit einer Gans herbei, um das octroyirte Feſt vollends lächerlich zu machen. Julian machte ſeinem Aerger gegen die Antiochier in einer Spottſchrift Luft, die er Myſopogon (Barthaſſer) nannte. Intereſſanter iſt eine andere Spottſchrift Julians auf „die Cäſaren". Er läßt ſie im Olymp auftreten, von Auguſtus an, und tadelt ſie faſt alle. Endlich auch den großen Julius Cäſar ſelbſt, den der große Alexander förmlich hofmeiſtert. Julian war ſo ganz Grieche geworden, daß er die Römer heimlich zu haſſen ſchien. Durch die Rede aber, die er dem Alexander in den Mund legte, wollte er ſeinen eigenen Triumph über die Perſer vorbereiten. Alexander ſpottet nämlich über die Römer, die nie im Stande geweſen ſeyen, die Parther und Perſer aus Meſopotamien

zu vertreiben, während er alle jene fernen Reiche bis tief in Indien hinein erobert habe.

Julian täuſchte ſich aber, indem er mit allzugroßem Siegesvertrauen ſein Heer i. J. 363 nach Perſien führte. Der perſiſche Krieg war überhaupt für beide kämpfenden Theile nur nachtheilig und überflüſſig. Rom hatte ſo viel mit den Deutſchen zu thun, daß es die fernen Grenzländer in Aſien, wo das römiſche Weſen doch nie recht heimiſch werden konnte, lieber hätte aufgeben ſollen. Die Perſer aber, die ihrerſeits viel mit den Skythen im Norden, d. h. den Turaniern, Türken und Tatarn, zu kämpfen hatten, und ihren Zendaveſta unter den entſittlichten Syrern und Griechen auszubreiten doch nicht hoffen konnten, hätten ebenfalls lieber mit dem römiſchen Nachbar Frieden halten ſollen. Auch ſahen das die verſtändigern Saſſaniden ein und boten oft genug die Hand zum Frieden. Der Krieg entbrannte aber immer von neuem, wenn hier oder dort ein kühnerer Herrſcher die Schwäche des Nachbars benutzen wollte, oder wenn eine ſchwere Niederlage Rache forderte. Julian unternahm ſeinen Feldzug offenbar muthwillig und beleidigte von vorn herein den armeniſchen König Arſaces durch ſeinen drohenden Befehl. Armenien war ſeit lange zwiſchen Rom und Perſien getheilt. Das Chriſtenthum war ſchon im 2. Jahrhundert eingedrungen und durch den armeniſchen Apoſtel, Gregor den Erleuchter, ſogar der König Viridates bekehrt worden, zur Zeit des Kaiſers Conſtantin und des Perſerkönigs Sapor II., der im Frieden mit Rom damals den Chriſten Duldung ſicherte. Die Duldung hörte natürlicherweiſe beim Ausbruch des Krieges wieder auf und Arſaces hatte Grund, ſich vor der Rache der Perſer zu fürchten, wenn ſie ſiegten. Er befolgte alſo die Politik des Schwächern, der es mit keinem ſeiner ſtärkern Nachbarn verderben will und dem einen verſpricht, was nicht gehalten zu haben, ihm dann beim andern zum Vortheil gereicht.

Julian ſchlug die Perſer ſiegreich zurück, wo er ſie traf, nahm unterwegs einige Städte und Feſten weg, litt aber ſchon Noth auf dem Marſch durch die ſyriſche Wüſte und beging die Unklugheit, die Flotte, die er auf dem Euphrat errichtet hatte und die er auch in

den Tigris hatte überführen laſſen, hinter ſich zu verbrennen, in der Beſorgniß, ſie könnte, wenn er ſich erſt weit von ihr entfernt habe, dem Feinde in die Hände gerathen. Nun hatte er ſich ſelbſt den bequemen Rückweg abgeſchnitten und mußte, als ihm die Lebensmittel ausgingen, den unbequemen durch die armeniſchen Gebirge einſchlagen. Jetzt erſt begannen die Perſer den Krieg und verfolgten das abziehende und ſehr ermattete Römerheer unabläſſig, wobei ihnen Araber auf ihren blitzſchnellen Roſſen beiſtanden. Vergebens hoffte Julian auf die Hülfe des Armeniers, der nicht erſchien. Faſt täglich kämpfend, unter den äußerſten Beſchwerden des Rückzugs, verlor jedoch der Kaiſer den Muth keinen Augenblick und wehrte ſich ritterlich, bis ein perſiſcher Pfeil ihn zu Boden warf. Da ſpritzte er eine Handvoll des eigenen Blutes in die Luft und rief: „ſo haſt du dennoch geſiegt, Galiläer!“

Zwölftes Buch.

Die Völkerwanderung.

1.

Die Gothen.

Nach dem Tode des Julianus befand ſich das römiſche Heer in der jammervollſten Lage. Es war nahe daran, am Tigris gefangen zu werden. Aber kühne Deutſche im römiſchen Kriegsdienſt ſchwammen über den breiten Strom und machten den Römern möglich, eine leichte Schiffbrücke zu ſchlagen. Jovianus, den die Soldaten zum Kaiſer ausriefen, konnte nun wenigſtens doch mit Ehren capituliren und da er fünf Provinzen im Oſten abtrat, wurde ſein Rückzug nicht mehr geſtört. Er ſtarb aber unterwegs, bevor er noch Rom erreicht hatte.

Die Legionen erhoben den Valentinian, der ſeinen Bruder Valens zum Mitkaiſer machte, weil unterdeß die Deutſchen im Weſten wieder losgebrochen waren und er allein nicht allen Feinden zugleich die Stirne bieten konnte. Das Unglück des Julian im Oſten wurde raſch bekannt und Quaden und Sarmaten, Alemannen und Franken ſtürmten über Donau und Rhein, Sachſen und Frieſen, Picten und Scoten bedrängten die ſchwache römiſche Macht in

Britannien. Valentinian überließ nun ſeinem Bruder den Oſten und kämpfte im Weſten zuerſt gegen die Alemannen. Er ſchlug ſie aus Gallien zurück, indem er ſie an der Moſel bei Baden überfiel. Doch wurde Mainz in ſeinem Rücken von dem Alemannen Rhando geplündert. Er drang in den Schwarzwald ein und verlor im Kampf mit den bei Solicinium auf einem Berge ſich tapfer wehrenden Alemannen in einem Sumpfe ſeinen mit Juwelen beſetzten goldenen Helm. Da er allein das tapfere Volk nicht beſiegen konnte, rief er die Franken herbei, deren Führer Charietto aber im J. 366 von den Alemannen erſchlagen wurde. Dazu die Burgunder, denen aber die Alemannen abſichtlich auswichen, und die, als ihnen die Römer ihre Verſprechungen nicht hielten, deren Geſandten erſchlugen und in ihr Land zurückkehrten. Die Alemannen hatten an dem Fürſten Makrian einen ſehr klugen Anführer. Valentinian wollte ihn einmal in aquis mattiacis (Wiesbaden), wo er krank im Bade ſaß, abfangen, aber er entwiſchte. Nun machte der Kaiſer Frieden mit ihm. Damals verliebte ſich der römiſche Dichter Auſonius in eine junge alemanniſche Gefangene, die reizende Biſſula, der er die zärtlichſten Lieder widmete. — Auch die Quaden ſuchte Valentinian mehr mit Liſt als mit Gewalt loszuwerden, indem er ihren König Gabinius bei einem Gaſtmahl verrätheriſch morden ließ. Sie rächten ſich aber und der Römer Noth erhellt aus der Nachricht, daß die Braut des kaiſerlichen Prinzen Gratianus 26 Meilen in Todesangſt vor ihnen habe fliehen müſſen. In ſeinem Zorne befahl nun Valentinian, alles lebendige im Quadenlande zu vertilgen, und als quadiſche Geſandte zu ihm kamen, ſchrie er ſie ſo wüthend an, daß er einen Blutſturz bekam und plötzlich ſtarb, 374.

Unterdeß hatte in Britannien der tapfere Theodoſius (Vater des gleichnamigen Kaiſers) die römiſche Herrſchaft gegen die Feinde zu Lande und zur See hergeſtellt, auch einen Aufruhr der Mauritanier gegen den grauſamen Statthalter Romanus in Afrika geſtillt.

Valens im Oſten war ein fanatiſcher Arianer und verfolgte den greiſen Athanaſius, der nochmals fliehen mußte. Als aber das Volk in Alexandrien einen Aufruhr erhob und ihn zurückverlangte,

gab der Kaiſer nach und Athanaſius konnte in Frieden an ſeinem Biſchofsſitze ſterben; 372.

Das große und unternehmende Volk der Gothen, welches hundert Jahre früher ſo verheerende Raubzüge nach Griechenland und Kleinaſien gemacht hatte, ſchien eine geraume Zeit wie vom Schauplatz verſchwunden. Indem es aber die Donau und das römiſche Gebiet nicht mehr beunruhigte, führte es um ſo gewaltigere Eroberungskriege im Innern Deutſchlands und ſobald das Dunkel, welches dieſe Vorgänge zudeckt, ſich lüftet, erblicken wir ein ungeheures von der Oſtſee bis zum ſchwarzen Meere und von der Wolga bis zur Donau ausgedehntes Gothenreich, dem eine Menge deutſcher Stämme, Alanen, Vandalen, Gepiden, Heruler, wahrſcheinlich auch Burgunder, Senonen, Longobarden, die finniſchen Aeſtyer (Eſthen) an der Oſtſee und ohne Zweifel ſchon eine Menge ſaviſcher Stämme, die wir ſpäter im Oſten der Deutſchen wiederfinden unterworfen oder wenigſtens verbündet und heerpflichtig waren. Zu den ſlaviſchen Stämmen zählt man gewöhnlich die Sarmaten, Jazygen (jezyk, der da ſpricht, im Gegenſatz gegen njemez, der Stumme oder Fremde, den der Slave nicht verſteht) und Rorolanen, obgleich ein beſtimmter Beweis, wie weit die ſlaviſche Zunge in jenen frühen Jahrhunderten ſchon gegen Weſten vorgedrungen war, nicht vorliegt. Das große Gothenreich war eine neue Schöpfung des König Hermanarich, deſſen Vater Geberich und Großvater Ararich erſt durch Unterwerfung der deutſchen Nachbarſtämme den Grund der Macht gelegt zu haben ſcheinen, die er ſelbſt durch ſeine Eroberungen im Oſten und Norden ſo außerordentlich erweiterte.

Die Gothen waren ſchon lange getheilt in Oſtgothen oder Gruthunger und Weſtgothen oder Therwinger. Hermanarich ſtammte aus dem oſtgothiſchen Königsgeſchlecht der Amaler. Die Weſtgothen unter ihrem Fürſten Athanarich, aus dem königlichen Geſchlecht der Balten, ſtanden, wie es ſcheint, in einem nur lockern Verbande zu ihm, wohnten der römiſchen Grenze am nächſten und unterſtützten einen Aufruhr, den Procopius, der römiſche Statthalter in Thrakien, gegen Valens erhob, ließen ihn aber aus unbekannten Gründen wie-

der im Stich und machten mit Valens Frieden. Athanarich, welcher gelobt hatte, das römiſche Gebiet niemals zu betreten, ſchloß den Frieden auf einer Donauinſel ab.

Hermanarich war ſchon über hundert Jahre alt geworden, als das Volk der Hunnen aus den Steppen im tiefen Innern Aſiens aufbrach und in unermeßlichen zahlreichen Reiterſchaaren das gothiſche Reich überſchwemmten. Aus der Schilderung, welche römiſche Geſchichtſchreiber von den Hunnen machen, geht ohne allen Zweifel hervor, daß es nicht edle Turanier (türkiſche Stämme oder Tatarn), ſondern häßliche Mongolen waren, mit breiten Backenknochen, kleinen Naſen, ſchiefen Augen, gelber Haut, dickem Halſe, breiten Schultern, kurzem Leibe und krummen Beinen, nie zu Fuß gehend, von Jugend auf aus Roß wie angewachſen, nomadiſirende Hirten. Dieſes über die Steppen Mittelaſiens weit zerſtreute und daheim friedliche Volk wird zuweilen wie Sand und Staub von einem gewaltigen Winde zu einer Wolke zuſammengeweht, welche verheerend ferne Länder überzieht und dann wieder verſchwindet und kaum Spuren zurückläßt. Man kennt die Urſache ſolcher plötzlichen und ſeltenen Phänomene nicht, in denen eine dämoniſche Gewalt, ein Zauber oder ein thieriſcher Magnetismus wie in dem Schwärmen der Bienen und in dem paniſchen Schrecken in Viehheerden zu walten ſcheint. Eine uralte Sage bezeichnet dieſes hinter Aſiens Gebirgen verſchloſſene Völkergewitter mit Gog und Magog, welche von Alexander dem Großen hinter den Kaukaſus gebannt, einſt hervorbrechen ſollen, um die ſündige Welt zu ſtrafen.

Es wäre möglich, daß die Eroberungen der Gothen im Oſten den Aufbruch der Hunnen veranlaßt hätten, deren Hülfe die von den Gothen beſiegten Völker vielleicht anriefen. Gewiß iſt wenigſtens, daß ein den Gothen unterworfener Fürſt der Roxolanen zu den Hunnen überging. Samielh, deſſen zurückgebliebene Gemahlin, wurde auf Hermanarichs Befehl von Pferden zerriſſen, ihre Brüder aber rächten ſie und verwundeten den alten König. Wie er nun kraftlos dalag, brachen die Hunnen herein. Ueberall umgab ihn Verrath und Schrecken und er gab ſich ſelbſt den Tod als ein Greis von 110

Jahren. In der deutſchen Sage iſt dieſes gothiſche Trauerſpiel ſehr ſchön ausgeführt. Die Rerolanen erſcheinen darin keineswegs als Slaven, ſondern als Dänen (wie auch die ſpätern Ruſſen nur rothhaarige oder blonde Normannen waren, deren Namen erſt auf die ihnen unterworfenen Slaven überging). In der deutſchen Sage hat Hermanarich das Weib ſeines Dieners Sibich entehrt und dieſer rächt ſich, indem er den König mit Liſt dahin bringt, ſein eigenes Geſchlecht auszurotten. Des Königs Sohn ſoll für den Vater um die ſchöne Swanhilde in Dänemark werben. Sibich überredet ihn, ſie ſelbſt zu heirathen. Da läßt der König den Sohn henken und die Swanhilde wilden Pferden vorwerfen, die aber vom Blick ihrer ſchönen Augen geblendet, ſie nicht berühren, bis Sibich ſie umwenden läßt. Auch ſeine Neffen, die Harlungen (Heruler), läßt der König auf Sibichs treuloſen Rath umbringen, die der Hut des treuen Eckhart anvertraut waren. Endlich rächen Swanhilds Brüder ihren Mord. So hat die Sage jene Gothenzeit aufgefaßt, wovon uns die Geſchichte nur wenige Züge mittheilt.

Hermanarichs großes Reich zerfiel. Die Oſtgothen ſelbſt theilten ſich. Nur ein Theil hielt zu ſeinem Sohne Hunimund. Ein anderer wählte den Winithar zum König. Hunimund unterwarf ſich den Hunnen, deren König Balamir genannt wird. Winithar lieferte den Hunnen drei große Schlachten und wurde erſt in der dritten überwunden und getödtet. Da wandte ſich ſein Sohn Widerich mit dem Reſt der Oſtgothen zur Flucht. Andere Schaaren unter Alatheus und Saphrax desgleichen. Auch die Weſtgothen wurden in dieſe Flucht fortgeriſſen. Wie es ſcheint, unterwarfen ſich den Hunnen am leichteſten die Völker, welche bisher von den Gothen gedrückt worden waren, und nur die Gothen ſelbſt trotzten der Uebermacht der Hunnen ſo lange ſie konnten, und warfen ſich dann auf das römiſche Reich, um hinter der Donau und in den Gebirgen Thrakiens und Illyriens Schutz vor den Hunnen zu finden, und in der Vorausſetzung, die ſelbſt durch die Hunnen bedrohten Römer würden ſich gerne an ſie anſchließen. Die Weſtgothen waren die natürlichen Vermittler. Unter ihnen hing zwar König Athanarich eifrig dem

Heidenthum an, aber neben ihm hatte ſich ſchon eine ſtarke chriſtliche Partei unter Fridigern und Alavivus (Olaf) gebildet und von ihm unabhängig gemacht. Das Chriſtenthum war unter den Gothen durch römiſche Gefangene verbreitet worden, die dem Arius anhingen. Es gab ſchon gothiſche Biſchöfe, unter denen Ulfilas (Wölflein) den größten Ruhm erwarb durch ſeine noch erhaltene Ueberſetzung der Bibel in die gothiſche Sprache.

Ulfilas begab ſich zu Valens und trug ihm die Wünſche der Gothen vor. Der Kaiſer wagte nicht, eine abſchlägige Antwort zu geben, fürchtete ſich aber vor den Gothen und machte ihnen die Bedingung, ehe ſie die römiſche Grenze überſchritten, ihre Waffen abzulegen und alles, was ſie bedürfen würden, zu bezahlen. Daß dieſe Bedingungen erfüllt würden, ſollten römiſche Commiſſäre überwachen. Dieſe aber, wie die ganze römiſche Beamtenwelt, längſt an Unterſchleiſe und Betrug gewöhnt, forderten den ehrlichen Gothen viel zu viel Geld ab und nahmen ihnen, als es nicht mehr reichte, die ſchönen Weiber und die Kinder weg, ohne ihnen auch nur die nöthigen Lebensmittel dafür anzuſchaffen. Darüber entſtand nun Streit und während die zuerſt über die Donau herübergekommenen Gothen mit den römiſchen Beamten haderten, wurden die andern, die noch am jenſeitigen Ufer ſtanden, dadurch aufgehalten, geriethen in Ungeduld und ſetzten über, ohne ihre Waffen abzulegen. Da erſchraken die Römer und zogen ſich zurück, um ihre Streitkräfte zu ſammeln. Nun aber kamen alle Weſtgothen ungehindert über die Donau und die Oſtgothen folgten ihnen nach. Noch immer dachten ihre Führer, Valens werde ſich vernünftig finden laſſen, da ein gleiches Intereſſe diesmal Gothen und Römer verband. Sie begaben ſich nach Martianopel und unterhandelten mit dem dortigen Präfekten Lupicinus. Weil ſie aber beim Gaſtmahl dort zu lange verweilten, fürchteten die Gothen draußen Verrath und ſtürmten gegen die Stadtthore. Nun wollte der Römer ſeine gefährlichen Gäſte wirklich umbringen laſſen, aber Fridigern rettete ſie, indem er dem Lupicin vorſtellte, wenn ihnen das geringſte geſchehe, würden die Gothen eine ſchreckliche Rache nehmen. So wurden ſie denn frei

entlaſſen, weil aber der Kaiſer für ihren Lebensunterhalt nicht geſorgt hatte, nahmen die Gothen weg, was ſie fanden. Lupicinus wollte das nicht leiden und ſammelte eine römiſche Kriegsmacht, wurde aber von ihnen zurückgeſchlagen. Nun gingen auch die gothiſchen Söldner, die im Heere der Römer gedient hatten, unter Sueridus und Kolias zu ihren Landsleuten über und auch die armen Bergleute im Hämus und andere von Laſten ſchwer gedrückte Einwohner des Landes ſchloſſen ſich ihnen an, wurden ihre Wegweiſer und machten ihnen alle ſchwachen Seiten des damaligen Römerthums bekannt.

Valens, welcher thörichter Weiſe nichts that, um die Gothen, welche wohlwollend gekommen waren, nur einigermaßen zu befriedigen, rüſtete nun aus allen Kräften. Er hatte ſehr viele Deutſche und insbeſondere Franken als Söldner in ſeinem Heere. Die den Gothen zuerſt entgegengeſchickten Truppen, welche Barcimer befehligte, wurden aufgerieben, dagegen gewann ein zweites Heer unter dem Franken Frigerid einen Sieg. Andere fränkiſche Schaaren unter Richomer und Melobaudes zogen mit Gratianus, dem Sohn und Nachfolger des Valentinian, aus Gallien herbei, nachdem ſie zuvor noch einen Anfall der Alemannen zurückgeſchlagen hatten, wobei der König der letztern, Priarius, umkam. Valens aber, eiferſüchtig auf Gratian, war ſo unklug, deſſen Ankunft nicht abzuwarten, und zog den Gothen entgegen. Der römiſche Vortrab erfocht einen kleinen Vortheil, worauf Fridigern noch einmal Frieden bot und den Kaiſer daran mahnte, daß ein Bund mit den Gothen Rom nützlich und nothwendig ſey. Aber Valens gab nicht nach und nun erfolgte die entſcheidende Schlacht bei Adrianopel. Ammianus erzählt, das römiſche Heer ſey auf ſteinigem Boden vorgerückt, bis es die Wagenburg der Gothen ſah, die in ſchönſter Ordnung, wie gedrechſelt, daſtand. Die Heere ſtießen zuſammen wie zwei Schiffe mit eiſernen Seiten, der linke Flügel der Römer wurde zuerſt überwältigt, bald ſah man nichts mehr vor Staub und hörte nur entſetzliches Geſchrei umher. Die Römer, „deren Becher ſchwerer wogen, als ihre Schwerter und die an weiche Betten mehr gewohnt waren, als an das

rauhe Feld," wurden von den starken Gothen zu tausenden niedergehauen und kein Leben geschont. Valens wurde verwundet in eine elende Hütte geschleppt, mit der er verbrannte. Der Tag dieser blutigen Schlacht, einer der größten des Alterthums, war der 9. August 378.

Die siegreichen Gothen wurden aber durch die große und feste Stadt Adrianopel aufgehalten, die sie mit großem Ungestüm, aber vergeblich belagerten. Unterdeß wurden die jungen Gothen, die dem Valens beim ersten Vertrage als Geißeln waren übergeben worden, von den Römern in allen Städten, wohin man sie gebracht hatte, getödtet.

2.

Theodosius.

Gratian, zu dem Richomer aus der Schlacht entflohen war, wagte nicht, den furchtbaren Gothen entgegenzugehen und hielt in seinem Marsch inne. Obgleich er nun den tapfern Spanier Theodosius, der die Briten und Mauritanier bezwungen, kurz vorher aus Neid hatte umbringen lassen, nahm er doch jetzt in der Angst dessen gleichnamigen Sohn wegen seiner großen Fähigkeiten zum Mitregenten an und überließ ihm die schwere Last des Gothenkriegs und die Ostseite des Reichs, indem er selbst sich in die Westseite zurückzog.

Theodosius nahm sein Hauptquartier in Thessalonich, beschränkte sich auf die Defensive, ließ die erste Wuth der Gothen verrauchen, hielt sie in unangreifbaren Stellungen auf und unterhandelte mit ihren einzelnen Führern, um sie uneinig zu machen und einen Theil von ihnen zu gewinnen. Es glückte ihm auch. Fridigern starb, die Ostgothen zogen sich über die Donau zurück, Athanarich aber schloß Frieden mit Rom und kam selbst, trotz seines frühern Gelübdes, nach Constantinopel, wo er starb und mit königlichen Ehren begraben wurde. Die Westgothen, und einige Jahre nachher auch die wieder zurückgekehrten Ostgothen erhielten ganz

Thrakien zum bleibenden Wohnſitz und wurden zum Theil auch nach Kleinaſien übergeſetzt. Sie wurden Roms Bundesgenoſſen und verpflichteten ſich zur Heerfolge, behielten aber ihre Freiheit und volksthümlichen Führer und Geſetze und durften auch keine Auflage bezahlen. Einmal geriethen an der kaiſerlichen Tafel zwei Gothen, Fauſtius und Friulf, in Händel, und jener erſtach dieſen. So wild geberdeten ſich dieſe Recken.

Gratian beſchäftigte ſich indeß in Gallien mit der Jagd und mit ſeiner alaniſchen Leibwache, die er allen andern Truppen vorzog und deren Tracht er ſogar annahm. Das empörte die Legionen, in Britannien wurde der Spanier Maximus zum Kaiſer ausgerufen, kam nach Gallien herüber, überwältigte den unthätig ihn erwartenden Gratian ohne Mühe und ließ ihn hinrichten, 383. Theodoſius wollte keinen Bürgerkrieg, erkannte daher den Maximus an, jedoch unter der vom berühmten Biſchof Ambroſius von Mailand vermittelten Bedingung, daß Italien, Spanien und Afrika dem noch unmündigen Valentinian II., dem Stiefbruder Gratians, bleiben ſollten. Vier Jahre ſpäter aber brach Maximus den Vertrag und fiel in Italien ein. Der junge Valentinian floh mit ſeiner Mutter Juſtina zu Theodoſius. Dieſer heirathete ſeine ſchöne Schweſter Galba und zog gegen Maximus zu Felde. Bei Pettau an der Save kam es zu einer mörderiſchen Schlacht, Maximus unterlag und wurde, indem er zu den Füßen des Siegers lag, von den erbitterten Soldaten enthauptet, auch ſein Sohn Victor niedergemacht, 387. Valentinian II. bekam nun den ganzen Weſten des Reichs zu regieren, aber die Franken unter Genobald, Markomir und Sunno waren unterdeß über den Rhein gegangen und hatten ein römiſches Heer unter Quintinus vernichtet. Arbogaſt, ein den Römern dienender Franke, der unter Theodoſius tapfer gegen die Gothen gekämpft, war allein im Stande, ſie wieder zurückzutreiben, genoß daher das höchſte Anſehen. Er war es, der von nun an in Valentinians Namen regierte, aber auf eigene Rechnung. Er gab die höchſten Aemter nur Franken und ſchien es darauf anzulegen, den rechtmäßigen Kaiſer ganz zu erübrigen. Valentinian, eben 20 Jahre alt ge-

worden, raffte ſich zuſammen und ſetzte den übermüthigen Miniſter ab, Arbogaſt aber ſpottete ſeiner und ließ ihn in der nächſten Nacht erdroſſeln. Nun war es nahe daran, daß der Weſten der römiſchen Welt ſich in ein Frankenreich, wie der Oſten in ein Gothenreich verwandelte. Arbogaſt aber wagte noch nicht im eigenen Namen aufzutreten, ſondern ſchob einen unbedeutenden Römer, Eugenius, als Kaiſer vor, um die römiſche Bevölkerung auf ſeine Seite zu bringen. Da aber ſeine Römer wie die des Theodoſius nur noch ſchlechte Soldaten waren und der Kern beider Heere nur aus Barbaren beſtand, ſo war der Krieg, der jetzt zwiſchen Eugenius und Theodoſius entbrannte, weſentlich ein Krieg zwiſchen Franken und Gothen. Mit Eugenius zogen die Frankenfürſten Markomir und Sunno, mit Theodoſius die Gothenführer Stilicho, Alarich, Gainas und Saul. Bei Aquileja entbrannte die heiße zweitägige Schlacht. Am erſten Tage hüllte eine Sonnenfinſterniß das mörderiſche Getümmel in Nacht ein, 10,000 Gothenleichen bedeckten das Feld, die übrigen wichen. Als aber in der Nacht die Franken ſich voreiligem Jubel überließen und bei Gelagen trunken wurden, überfiel ſie Theodoſius und die neue Morgenröthe ſah die blutige Niederlage der Franken, die vergebens Stand zu halten ſuchten, während ein plötzlicher Schneeſturm aus dem nahen Gebirge ihnen ins Geſicht ſchlug. Sie unterlagen gänzlich, Eugenius wurde gefangen und hingerichtet. Arbogaſt verirrte auf der Flucht in den Alpen und ſtürzte ſich ins eigene Schwert. Markomir ſtarb als Gefangener, den Sunno tödteten ſeine eigenen Leute, 394.

So gelang es dem ſtaatsklugen und kriegskundigen Theodoſius, das römiſche Reich noch äußerlich zuſammenzuhalten, aber nur durch tapfere Barbaren, denen es jeden Augenblick einfallen konnte, nicht mehr die Söldner, ſondern die Beherrſcher Roms ſeyn zu wollen. Indeß war es eine gnädige Lenkung Gottes, daß Rom unter Theodoſius eine Friſt, eine Zeit der innern Ruhe und Ordnung gewann, in welcher die Kirche aus der heilloſeſten Verwirrung herausgeriſſen wurde. Der Kaiſer war ein eifriger Anhänger des nicäiſchen Be-

kenntniſſes, und trat aufs entſchiedenſte den Arianern entgegen. Die wenigen treuen Athanaſianer im Oſten würden die arianiſche Strömung nicht haben aufhalten können, wenn nicht der Kaiſer ein Machtwort geſprochen hätte. Nun aber ſchmiegte und beugte ſich alles. Dieſelben Biſchöfe, die kurz vorher wüthende Verfolger der Athanaſianer geweſen waren, drängten ſich jetzt in ihre Reihen. Auf dem in Conſtantinopel 381 eröffneten zweiten ökumeniſchen Concil anerkannten die griechiſchen Biſchöfe nicht blos das niciniſche Bekenntniß und verdammten das arianiſche, ſondern unterwarfen ſich auch dem Primat des römiſchen Biſchofes oder Papſtes (papa), als dem Vater der geſammten Chriſtenheit. Theodoſius forderte das, weil er durch den Papſt den Weſten des Reiches leichter für ſich zu gewinnen hoffte. Der Kaiſer mochte ſeine Leute kennen, ſie aber auch ihn. Sobald wieder ein römiſcher Mann unter ſie trat, zitterten die griechiſchen Buben und ließen ſich alles von ihm gefallen. Ein Aufruhr des Volkes in Antiochia aus Anlaß der Schließung arianiſcher Kirchen ſollte hart beſtraft werden, auf Fürbitte der Rechtgläubigen aber ließ der Kaiſer Milde eintreten. Nur in Aegypten trotzte ein Reſt von Arianern und viele derſelben haben ſich ohne Zweifel zu den Gothen geflüchtet und dieſelben abgehalten, dem römiſchen oder allgemeinen (katholiſchen) Glauben beizutreten.

Auch gegen die Heiden erließ Theodoſius ſtrenge Edicte, ſeit 381. Ihre Tempel wurden geſchloſſen, das Opfern verboten. Der Widerſtand der Heiden war kaum nennenswerth, zum Beweiſe, wie ſehr ſie an Zahl und an Vertrauen zu ſich ſelbſt abgenommen hatten. In Rom proteſtirte zwar der geiſtvolle Heide Symmachus und wurde für ſeine Perſon geſchont, aber das Heidenthum blieb ohne Gnade verboten. Nur in Alexandrien waffneten ſich die Heiden, beſetzten den großen Serapistempel und wütheten unter den Chriſten, ihr Aufruhr wurde aber mit Waffengewalt gedämpft und der Koloß des Gottes zum Entſetzen der Anweſenden, die immer noch gefürchtet hatten, eine dämoniſche Gewalt werde aus demſelben hervorbrechen, in Stücke geſchlagen. In entfernten Provinzen und auf dem Lande nahm man es nicht ſo genau. Dort konnte ſich das Heidenthum

noch lange erhalten, weil es dem Blicke sich mehr entzog.* Daher auch die letzten Heiden ein römischer Name bezeichnet, welcher gleichbedeutend ist mit Dorfbewohnern (pagani).

Zur Zeit des Theodosius kamen auf der griechischen Seite des Reichs wieder mehr wackere Bischöfe und große Lehrer auf, Gregor von Nissa, Gregor von Nazianz, Cyrillus von Jerusalem, Ephraem, der Syrer, Diodor von Tharsus. Aus der Schule des letztern gingen Theodor von Mopsuhestia und Johannes Chrysostomus (Goldmund) hervor. Aber das sittliche und practische Uebergewicht fiel doch auf die römische Seite. Der größte Bischof jener Zeit war der h. Ambrosius von Mailand, der nach allen Seiten die Macht des apostolischen Geistes ausübte, auch nach der heidnischen hin. Als Symmachus mit feuriger Beredsamkeit das Recht der freien Forschung vertheidigte, wonach auch den Heiden frei stehen müsse, am Ergebniß der ihrigen festzuhalten, hielt ihm Ambrosius entgegen, es gebe nur eine geoffenbarte Wahrheit, was der Mensch allein aus sich schöpfe, seyen immer nur irrige und strittige Vermuthungen. Nach der Seite der Häresien hin bestand Ambrosius viel schwerere Kämpfe. Valentinians II. Mutter, Justina, war arianisch gesinnt und forderte von ihm die Abtretung einer Kirche in Mailand für die Arianer. Ambrosius weigerte sich. Justina schickte Soldaten, diese aber gingen zum Bischof über und beteten in seiner Kirche. Ihr Eunuch drohte ihm mit dem Tode. Ambrosius antwortete: wohlan, so weist du zu handeln wie ein Hämling, ich aber werde sterben, wie es einem Bischof ziemt. Er wich nicht und blieb Tage und Nächte lang in der Kirche, um sie den Arianern nicht Preis zu geben. Dabei stimmte er die schönen, noch jetzt mit ihren heiligen Klängen die Welt begeisternden Gesänge an, die nach ihm die ambrosianischen heißen, und hielt dadurch das Volk wach und in frommer Stimmung. Seine Standhaftigkeit siegte, die Kirche blieb ihm. — In Spanien zur Zeit des Maximus verbreitete Priscillianus eine halbmanichäische Lehre, wonach das Böse mit dem Körperlichen eins seyn sollte, weshalb auch Christus nur einen Scheinleib gehabt haben sollte ꝛc. Bischof Ithacius, der des Maximus Gunst erworben, ver-

folgte den Irrlehrer und ließ ihn und seine vornehmsten Anhänger grausam foltern und hinrichten, obgleich der h. Bischof Martin von Tours ihn zu retten gesucht hatte und auch der Papst Siricius das Verfahren des Ithacius verdammte. Der h. Ambrosius, der damals nach Trier kam, um mit Maximus zu unterhandeln, versagte dem Ithacius die Kirchengemeinschaft.

Als Theodosius Herr im Westen geworden war, kam Ambrosius in Fälle, die Kirche auch dem Oberhaupt des Staats gegenüber vertreten zu müssen. Jeder einzelne dieser Fälle ist in hohem Grade charakteristisch und maaßgebend, so daß man aus dem Leben des Heiligen von Mailand über das richtige Verhältniß zwischen Kirche und Staat noch mehr lernen kann, als aus dem Leben des großen Athanasius. Man hat behauptet, in der Kraft des Ambrosius habe sich etwas von der alten Römertugend bewährt, sofern er aus einem altrömischen Patriciergeschlecht abstammte. Allein es bedarf dieser Begeisterung nicht, um die Kraft, Würde und Tugend eines christlichen Bischofs zu charakterisiren, diese erklären sich vielmehr aus dem tiefen Grunde des Religiösen. Doch war die römische Seele an sich stärker als die griechische. In den ersten Streit mit dem Kaiser gerieth der Bischof wegen der Juden. In der asiatischen Stadt Kallinike war das christliche Volk gegen die Juden erbittert worden und hatte deren Synagoge (Bethaus) verbrannt. Der Kaiser befahl den Wiederaufbau auf Kosten der Christen. Ambrosius aber brachte ihn davon ab, weil die Christen sich über ganz andere Beleidigungen von Seiten der Juden zu beschweren hätten, als die Juden von Kallinike über die Christen, und weil Christen denen, die den Heiland gekreuzigt hätten, keinen Tempel bauen dürften. — Zu Thessalonich hatte Botherich, wahrscheinlich ein deutscher Commandant der Truppen, einen bildschönen Mundschenken, den der berühmteste Wagenlenker der Stadt schänden wollte. In allen größern römischen Städten gab es damals noch Rennbahnen und beschäftigte sich das Volk mit nichts so lebhaft, als mit dem Zuschauen und Wetten auf den Sieg der in Parteien getheilten Wagenlenker. Als nun Botherich jenen Bösewicht in den Kerker werfen ließ, vermißte ihn das Volk in der

Rennbahn, wollte ihn um jeden Preis heraushaben und erregte einen Tumult, in welchem Botherich umkam. Der Kaiser beschloß mit Recht eine strenge Bestrafung des frevelhaften Pöbels, ging aber in seinem Zorne zu weit und täuschte auf eine unehrenhafte Art die Bischöfe, die ihm Mäßigung empfahlen, indem er ihnen versprach, was er nachher doch nicht hielt. Er ließ das Volk von Thessalonich erst sicher machen und als die ganze Bevölkerung im Circus daselbst versammelt war und eben das Zeichen zum Wettrennen gegeben werden sollte, das Zeichen zum Morde geben und durch barbarische Soldaten, die dazu befehligt waren, alle Zuschauer des Circus und überhaupt alle Einwohner der Stadt von jedem Alter und Geschlecht niederhauen. Man beschuldigte den Rufinus, den Minister des Kaisers, diesen zu der Unthat verlockt zu haben, doch war es des Kaisers Sache, des Rufinus Rath zu folgen oder nicht. So faßte der h. Ambrosius die Sache auf, indem er dem Kaiser die Kirche verschloß, bis er Buße gethan haben würde, weil er mit wenigen Schuldigen so viele unschuldige Menschen hingeopfert habe. Theodosius ging in sich und unterwarf sich einer achtmonatlichen Buße, worauf er am Weihnachtsfest 390 in der Kirche von Mailand vom Bischof die Absolution empfing und in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen wurde. Eine großherzige That von beiden Seiten, wie die Welt sie auch immer aufgefaßt hat.

Ambrosius erwarb sich auch großes Verdienst durch seine Menschlichkeit in Bezug auf die Sklaven, denn er machte alle Kostbarkeiten und Geschenke seiner Kirche zu Gelde, um damit Kriegsgefangene loszukaufen. Sein Ruhm breitete sich aber auch weit in alle Lande aus. So daß Fritigil, eine markomannische Fürstin, Gesandte mit reichen Geschenken an ihn schickte und ihn bitten ließ, sie zu belehren und in den Schooß der christlichen Kirche aufzunehmen. Allein die Boten kamen zu spät, der heilige Bischof war eben gestorben.

3.

Das Mönchthum und der Papſt.

In der Zeit, in welcher die griechiſche Kirche durch das Dogmengezänk und die gegenſeitige Wuth der Verfolgung unter den Biſchöfen zerrüttet, oft das Leben der Gläubigen gefährdet, der chriſtliche Wandel, die Liebe vernachläßigt war, ſuchten viele bekümmerte und angefochtene Seelen die Einſamkeit, um fern von der verderbten Welt in Armuth, Keuſchheit, Buße und Gebet nur für Gott allein zu leben.

Die Geiſtlichkeit gewährte dafür keinen Zufluchtsort, denn die Prieſter waren immer mehr von den Befehlen des Biſchofs abhängig geworden und die Biſchöfe vom kaiſerlichen Hofe. Das Jagen nach höhern Stellen und nach der Gunſt des Hofes ſchien einigermaßen entſchuldigt durch das Intereſſe, die Kirche überhaupt zu ſtärken und gegen die Heiden und Häreſien zu ſchützen. Allein ſobald die Biſchöfe Höflinge wurden, nahmen ſie auch die Kriecherei, Heuchelei, Ränkemacherei und die Hoffahrt und Ueppigkeit der Höflinge an. Vertrauend auf die Gunſt des Kaiſers thaten viele ſich nach unten gar keinen Zwang mehr an, ſondern trugen Macht und Reichthum recht zur Schau und lebten in Schwelgerei. Der Biſchof von Conſtantinopel hatte einen geiſtlichen Hof um ſich, gab glänzende Gaſtmahle und wohnte und kleidete ſich wie ein Fürſt, worüber Gregor von Nazianz bitter klagte. In Rom waltete viel mehr der apoſtoliſche Geiſt vor, allein auch hier nahm der Biſchof zuweilen eine ungebührliche weltliche Pracht an. So Damaſus, von dem Ammianus ſagt, ſeine Tafel habe die von Königen übertroffen, er habe ſich vor dem Volk immer nur im Wagen ſehen laſſen ꝛc. Auch wirft er ihm vor, auf unredlichem Wege Schätze geſammelt zu haben, hauptſächlich durch Erbſchleicherei. Dieſe war beim Klerus ſo gemein geworden, daß Valentinien I. ein eigenes Edict dagegen erlaſſen mußte. Wo irgend eine reiche Wittwe war, antichambrirten

gewiß Pfaffen bei ihr. Der h. Hieronymus beschreibt einen von Salben duftenden, schön frisirten und elegant gekleideten Priester, das Urbild aller spätern Abbates, der als geistlicher Stutzer den ganzen Tag zu Wagen durch die Straßen gerasselt sey, um bei reichen Damen vorzusprechen.

Von solchem äußerlichen Christenthum nun wandte sich der innerliche Christ mit tiefem Eckel ab und erst im Gegensatz gegen die Ueppigkeit der Weltgeistlichen entstand die strenge Ascese und ein neues Priesterthum in den Einsiedlern und Klostergeistlichen. Ihre Wiege war Aegypten, weil dort der Gegensatz der üppigen Staatskirche und der einfachen apostolischen Heiligkeit in den langen Kämpfen des Athanasius am schroffsten hervortrat und die Getreuen der Kirche wiederholt gemordet oder aus der Stadt vertrieben wurden, die zahlreichen altägyptischen Grabgewölbe in der Wüste aber den Flüchtlingen und denen, die überhaupt Ruhe suchten, sichere Zufluchtsörter darboten. Als der erste Einsiedler gilt der h. Paulus von Theben, welcher der Verfolgung unter Kaiser Decius entfliehend in der Wüste beinahe ein Jahrhundert lang unter einem Palmbaum, von dessen Blättern er sich einen rauhen Rock machte und von dessen Früchten er lebte, einsam zubrachte, bis der h. Antonius zu ihm kam, seinem Sterben anwohnte und den 113jährigen Greis begrub. Antonius war der zweite Einsiedler, welcher wie Paulus lange Zeit ganz allein in der Wüste lebte und hier mit boshaften, schadenfrohen und neckischen Dämonen kämpfte, bis er den h. Paulus fand, worauf er noch andere Einsiedler um sich sammelte und den ersten Grund zum gemeinschaftlichen Leben der Mönche in Klöstern legte. Als man ihn frug, ob er denn nicht in der langen Einsamkeit seines Wüstenlebens Bücher entbehrt habe? antwortete er: mein Buch war Gott und die Natur. Er selbst aber fand, daß Einsamkeit dem Christen nicht so zuträglich sey als gemeinsame Uebung, gegenseitige Belehrung und Wetteifer. Er fand großen Zulauf und hatte eine Menge Schüler, die er auf die einsiedlerische Ascese, Enthaltung von aller weltlichen Lust, auf das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams verpflichtete, die er aber auch zu körper-

licher Arbeit anhielt, damit ſie, wenn auch abgewandt von der Welt und nur Gott zugewandt, doch niemand zur Laſt fielen, ſondern ihr Brod ſelbſt verdienen. Eine Clauſur führte er noch nicht ein. Als ſeine Heiligkeit durch ganz Aegypten bekannt wurde, kam er noch einmal als 100jähriger Greis nach Alexandrien, um das zagende Volk zu ermuthigen und für den h. Athanaſius und deſſen wahren Glauben zu begeiſtern, im J. 355. Nach ihm gründete Pachomius das erſte eigentliche Kloſter (claustrum, ein verſchloſſener Raum) am Ufer des Nil zu Tabenna. Indeſſen vereinigten ſich keineswegs alle Einſiedler in Klöſtern, ſondern viele zogen es vor, allein und originell zu bleiben und ſich zuweilen die abſonderlichſten Bußen aufzulegen, gleich den indiſchen Büßern. Darin verrieth ſich ein Reſt der uralten Verwandtſchaft zwiſchen Aegyptern und Indern. Hatten die Quälereien der ägyptiſchen Anachoreten nun wirklich mehr mit der indiſchen als mit der chriſtlichen Lehre und Sitte gemein und überſchritten ſie das Maaß der chriſtlichen Pflicht und der Vernunft, ſo erklären ſie ſich doch auch natürlicher als das andere Extrem jener Hinneigung chriſtlicher Geiſtlichen zur Ueppigkeit, die beſonders unter den Griechen hervortrat. — Unter den berühmteſten Selbſtpeinigern kommt ein Theonas vor, welcher 30 Jahre lang kein Wort redete, ein Celles, der feurige Kohlen im Buſen trug, ein Euſebius, der ſich ſchwer mit Eiſen belud. Dann die merkwürdigen Säulenheiligen (Styliten) Simeon, Daniel ꝛc., die lange Jahre unbeweglich auf einer hohen Säule ſtanden ꝛc. Die Euchiten verirrten ſich am weiteſten, indem ſie durch ihre Aſceſe den h. Geiſt empfangen zu haben wähnten, darum keiner prieſterlichen Belehrung und Vermittlung, noch der Sacramente mehr zu bedürfen glaubten, auch nicht arbeiteten, ſondern als Götter im Fleiſch ſich von gläubigen oder mitleidigen Menſchen nähren ließen.

Allen Einſiedlerinnen voran ſteht die h. Magdalena, die ſchöne Sünderin, die ſich zum Heiland wandte und, wie die Legende ſagt, nach deſſen Tode in einer Höhle einſam Buße that. Dieſe Höhle, La Baume in der Provence, wird noch heute hochverehrt. Dieſe, „die viel geliebt hatte“ und ihren Schmuck von ſich werfend in tief-

ſter Reue ihre Sünden bekannte, gleicht dem geſammten antiken Heidenthum, welches um der Schönheit und des Schmuckes willen ſo tief gefallen war. Das weibliche Gegenbild zum h. Paulus war die ſ. g. ägyptiſche Maria, eine Sünderin wie Magdalena, deren Haut in der Wüſte ganz ſchwarz, ihr Haar aber weiß wurde. In Antiochia bekehrte ſich plötzlich die reiche und unter dem Namen der Perle allgeliebte Tänzerin Pelagia und ging im härenen Bußgewand, um einſam auf dem Oelberg in Jeruſalem um Jeſu Tod zu trauern. Am bedeutſamſten aber erſcheint Alexandra, die „aus Furcht vor ihrer eigenen Schönheit" zehn Jahre lang in einem Grabe verſteckt blieb und niemand ihr Geſicht ſehen ließ. Das zarteſte Gegenbild gegen die antike Proſtitution. — Als die Anachoretinnen ſich mehrten, traten auch ſie in Gemeinſchaften zuſammen. Das erſte Nonnenkloſter wurde von der h. Syncletica zur Zeit des Conſtantin in Alexandria geſtiftet. Dieſe Klöſter nahmen die Bräute Chriſti auf, die der eckelhaften Gemeinſchaft mit der in Eheloſigkeit und grobe Sinnlichkeit ſo tief verſunkenen Männerwelt entflohen und wurden Aſyle der Unſchuld, kleine Paradieſe mitten in der Hölle der Zeit.

Die erſte umfaſſende Organiſation erhielt das Kloſterweſen im 4. Jahrhundert durch Baſilius den Großen, welcher in den Zeiten Julians ſein ganzes Vermögen den Armen gab, Mönch wurde und alle Klöſter dahin brachte, ſich derſelben Regel zu unterwerfen in Bezug auf die Gelübde, die Wohnung, Kleidung, Hausordnung und Arbeit. Seitdem erhielten alle Mönche im Orient den Namen der Baſilianer. Die Zahl der Mönche nahm außerordentlich zu, wobei auch unlautere Abſichten mitwirkten. Einmal genoßen ſie das größte Anſehen beim Volk und wurden wie Heilige verehrt. Sodann waren ſie frei vom Soldatendienſt und hatten auch wenig zu arbeiten, da ſie mit Liebesgaben überhäuft wurden. Endlich waren ſie auch von der Clauſur nicht ſehr beſchwert, denn ſie ſammelten ſich oft in Schaaren, zerſtörten die Heidentempel, lieferten für oder wider die Biſchöfe in ihren ſtrittigen Dogmen Straßenſchlachten und ſchwärmten im ganzen Orient wie die Bienen umher. Durchgängig ſchloßen ſie ſich dem nicäiſchen Bekenntniß an und wurden eine ſtarke Stütze

desselben im Volk. Aber auch auf die Weltgeistlichkeit übten die Klöster einen wohlthätigen Einfluß, indem die besten Bischöfe, die größten Lehrer und Regenten der Kirche der Folgezeit ursprünglich Mönche waren und in den stillen Klostermauern der christliche Sinn sich frei erhielt von weltlichen Verführungen.

Der römische Bischof war anfangs vorsichtig gegenüber dem Mönchthum, in welchem in der That eine Opposition gegen den Episcopat hervortrat. Daher die verhältnißmäßig späte Erscheinung der Klöster im Abendlande. Aber der römische Bischof selbst vertrat in seiner rein kirchlichen und von der weltlichen Gewalt möglichst unabhängigen Stellung jene sittliche Macht, die das Mönchthum im Orient sich aus der Verderbniß der Staatskirche zu retten suchte. Der Stuhl Petri war nicht umsonst nach Rom gestellt worden. In dem Augenblick, in welchem die weltliche Gewalt von Rom hinweg nach Mailand, Trier, Nicomedien und Constantinopel zog, hatte sie schon durch Gottes wunderbaren Rathschluß ihren Ersatz gefunden in der geistigen Macht des christlichen Bischofs. Rom war und blieb immer noch die Hauptstadt der Welt. Wenn auch das Morgenland mehr auf Constantinopel zu sehen anfing, so sah doch das Abendland immer noch weit mehr nach Rom, als nach Trier oder Mailand hin. Die Kaiser selbst anerkannten wiederholt den Primat des römischen Bischofs, sofern es in ihrem Interesse lag, die von Constantinopel so weit entlegenen Abendlande von ihm abhängig zu machen, um sie durch seinen Einfluß leichter zu regieren, und sofern sie manchmal in den Fall kamen, sich der Autorität des römischen Bischofs gegen ihre widerspenstigen griechischen Bischöfe bedienen zu müssen. Endlich war kein Christenthum auf Erden denkbar, ohne daß der wahre Christ nicht hätte die Sache Gottes von der des jeweiligen weltlichen Herrschers, oder die Sache der Kirche von der des Staats unterscheiden müssen. Daraus folgte das ewige und unumgängliche Bedürfniß einer vom Staat unabhängigen Kirche und mithin auch einer Stätte auf Erden, wo der Herr der Kirche allein waltete und der Staat mit seiner Gewalt nicht hineinreichte. Auf

Erden aber gab es keinen Punkt, der dazu geeigneter war, als der, wo der Stuhl Petri stand.

Während der Bischof in Rom allmählig als Papst oder Vater der Väter der Kirche anerkannt wurde, nahm zuerst der Bischof von Constantinopel den alttestamentlichen Titel Patriarch an, dem auch die Bischöfe von Alexandrie, Antiochia und Jerusalem folgten. Daß diese vier einander den Vorrang nicht gönnten, verstärkte das Ansehen des Papstes. Den Titel Patriarch nahmen übrigens auch die Häupter der meisten Secten an, die sich an den Grenzen des Reichs behaupteten.

Die ältesten Kirchen Roms liegen unter der Erde in den schon geschilderten Katakomben. Die erste über der Erde war ein Landhaus, worin die Jungfrau Praxedis im J. 143 einen Altar errichtete. Erst zur Zeit Constantins konnten eigentliche Kirchen frei erbaut werden. Der Lateran, ein weitläufiger Palast der Familie Lateranus, der damals der Kaiserin Fausta, der Gemahlin Constantins, gehörte, wurde dem römischen Bischof zur Wohnung eingeräumt und daselbst die Basilika erbaut, die Christo geweiht und als die Mutterkirche der christlichen Welt (omnium Urbis et Orbis Ecclesiarum mater et caput) angesehen wurde. Erst später wurde sie Johannes dem Täufer geweiht, seit es Sitte wurde, da alle Kirchen dem Heiland geweiht waren, jede insbesondere auch einem Heiligen zu weihen (im 6. Jahrhundert). Deshalb heißt die große Kirche heute noch St. Johann im Lateran. Die Peterskirche wurde wahrscheinlich auch schon zu Constantins Zeiten gebaut, ist aber später öfter umgebaut und vergrößert worden, ehe sie den Vorrang vor allen andern Kirchen der Welt erhielt. Die unter Theodosius erbaute Paulskirche übertraf jene älteste Peterskirche weit an Pracht. Man bewunderte in ihr die großartigsten Marmorsäulen und überaus reiche Mosaiken, unter denen ein großes Christusbild auf dem Triumphbogen im Mittelschiffe durch den schrecklichen Blick seiner Augen alle Eintretenden mit Furcht und Schauer des Heiligen erfüllte. Die vierte Kirche Roms war dem in dieser Stadt gemarterten h. Laurentius, die fünfte gleichfalls einer römischen Märtyrerin, der keuschen

h. Agnes, die ſechste dem h. Kreuze (Santa Croce), die ſiebente der h. Jungfrau geweiht. Ein reicher Römer, Johannes, ſah im Traum die h. Jungfrau, die eine Kirche da verlangte, wo friſcher Schnee liegen würde. Am andern Morgen lag Schnee auf dem Raum, auf dem noch jetzt die große ſchöne Kirche S. Maria Maggiore ſteht, deren erſter Bau in die Mitte des 4. Jahrhunderts zur Zeit des Papſtes Liberius fällt.

Die abendländiſche Kirche fand ihre Stütze in den kraft- und geiſtvollſten Biſchöfen. Neben dem h. Ambroſius in Mailand glänzte vor allen der h. Auguſtinus, Biſchof in der afrikaniſchen Stadt Hippo. Auguſtinus war in Numidien geboren und anfangs ein Manichäer, wurde aber vom h. Ambroſius bekehrt, nachdem ſchon ſeine fromme Mutter Monica ſchwere Sorge um ihn gehabt hatte. Als Biſchof in Afrika bekämpfte er die Donatiſten nicht mit Gewalt oder Ränken, ſondern mit der Lehre. Den Hauptkampf aber beſtand er mit Pelagius, der den freien Willen des Menſchen für genügend zur vollkommenen Beſſerung hielt, ohne daß es dabei der übernatürlichen Gnade bedürfe, und der eben deshalb auch die Erbſünde leugnete und jeden Menſchen für unſchuldig geboren erklärte. Ihm entgegen entwickelte nun Auguſtin aufs ſchärfſte die kirchliche Lehre von der Sündhaftigkeit und von dem Gnadenbedürfniß des Menſchen. Die Lehre des Pelagius wurde auf mehreren Concilien nach einander verdammt. Auguſtinus war der feurigſte und klarſte unter den lateiniſchen Kirchenvätern, ſeine Schriften haben mächtig fortgewirkt bis auf unſre Tage, unter ihnen aber leuchten beſonders ſeine „Bekenntniſſe“ und ſein „Gottesſtaat“ hervor.

Als eine weichere Natur ſteht neben ihm der h. Hieronymus, aus Dalmatien gebürtig, der eine Zeitlang als Einſiedler zubrachte, ſich dann aber ins Leben und in die vornehme Welt begab, in Rom mit der Paula viele vornehme Frauen bekehrte und mit ihnen nach Bethlehem zog, ein Redner und Schriftſteller von großer Gelehrſamkeit, Beredſamkeit und claſſiſcher Form, ein chriſtlicher Cicero, der mit dem Evangelium mehr in den römiſchen Salons erreichte, als jener mit der Stoa. Seine Philippiken waren vornehm-

lich gegen die abweichenden Lehren des Origenes gerichtet. Seine Briefe ſind vorzüglich lehrreich für die Zeitgeſchichte.

4.

Alarich.

Kaiſer Theodoſius verordnete noch vor ſeinem Tode, der im J. 395 erfolgte, daß ſeine beiden Söhne Arcadius und Honorius das römiſche Reich theilen, jener den Oſten, dieſer den Weſten regieren ſolle. Weil aber Arcadius erſt 18 Jahre zählte, gab ihm der ſorgſame Kaiſer den Rufinus zum Miniſter, den er ſchon lange als einen klugen Mann ſchätzte und gebraucht hatte. Rufinus, ein Gallier von Geburt, verdiente das Vertrauen des Theodoſius nicht, weil er bei großer Liſt doch keine Thatkraft beſaß. Seine Regierung machte ſich nur durch die Bosheit und Rachluſt bemerklich, mit der er Unſchuldige verfolgte. Als Lucian, Präfect in Antiochia, ſich zu einer ungerechten Handlung, die er ihm befahl, nicht hergeben wollte, reiste Rufin ſelbſt nach Antiochien und ließ den wackern Präfecten mit Riemen, an denen eiſerne Kugeln hingen, an den Hals ſchlagen, bis er ſtarb. Bei ſeiner Rückkunft nach Rom aber erwartete den Rufinus eine ſchreckliche Demüthigung. Er hatte nämlich ſeine bevorzugte Stellung benützt, um ſeine Tochter mit dem jungen Kaiſer zu vermählen. Die Hochzeit ſollte gleich nach ſeiner Rückkehr gefeiert werden. Unterdeß aber hatten ſeine heimlichen Feinde dem Arcadius eine heiße Liebe zu der wunderſchönen Eudoxia eingeflößt, einer Tochter des Franken Bauto, der einen hohen Rang in der römiſchen Armee einnahm, und Arcadius hatte ſich ſchnell überreden laſſen, ſie zu heirathen. Da mußte nun Rufinus mit verbiſſener Wuth zuſehen, wie eine andere Braut ſtatt ſeiner Tochter ihren Triumphzug durch die Straßen von Conſtantinopel hielt. Aber der beſchämte Miniſter rächte ſich, indem er ſich heimlich mit den Weſtgothen verſtändigte, daß ſie verheerend ins Reich einfielen. Dieſe

ſ. g. römiſchen Bundesgenoſſen ſtanden damals unter einem eben ſo klugen als verwegenen Führer, Alarich, aus dem königlichen Geſchlecht der Balten, der ſich ſchon in den Feldzügen des Theodoſius mit Ruhm bedeckt hatte. Das Königthum war unter den Gothen erloſchen, weil ſie ſich in zu viele Parteien zerſplittert hatten und von Theodoſius in ihrem Ueberſiedlungsvertrage ausdrücklich verpflichtet worden waren, ſich mit der herzoglichen Würde als Ducos des römiſchen Reichs zu begnügen und nach Athanarichs Tode keinen König mehr zu wählen. Alarich aber glühte, die königliche Krone der Balten wieder auf ſein Haupt zu ſetzen, was er erſt vermochte, wenn er ſich durch große Thaten das Vertrauen aller Gothen erworben und ein großes Reich erobert haben würde. Er ging alſo auf die heimlichen Anträge des Rufinus ein, der als Regent des oſtrömiſchen Reiches ſolche Anſtalten traf, daß Alarich ſicher war, von Conſtantinopel aus wenig oder gar keinen Widerſtand zu finden. Zuerſt wurde den Weſtgothen, um ſie aufzureizen, der Tribut, der ihnen als ſtehender Sold von der Regierung ausbezahlt wurde, plötzlich verweigert und als ſie ſich im Zorn darüber um Alarich ſchaarten, ließ Rufinus die Päſſe des Hämus eſſen und der Strom der Gothen ergoß ſich, alles vor ſich niederwerfend, über die unvertheidigten Länder Makedonien, Theſſalien und Griechenland. Die Gothen machten ſich durch eine unermeßliche Beute bezahlt. Um ſie bei guter Laune zu erhalten, erlaubte ihnen Alarich, unter den feigen Griechen jeglichem Uebermuthe zu fröhnen; Widerſtand fand er nirgends, außer in den feſten Städten, bei denen er vorbeiging. Nicht einmal die berühmten Thermopylen fand er von römiſchen Truppen beſetzt und plünderte nun auch das ſeit Jahrhunderten von äußern Feinden verſchont gebliebene ſchöne Hellas aus. Arianiſche Mönche halfen ihm die Tempel der griechiſchen Götter zerſtören. Nur Athen blieb von ihm verſchont, wahrſcheinlich weil er es zu beſchwerlich fand, die Stadt zu belagern und weil ſie ſich durch eine große Summe von ihm loskaufte. Die Fabel, daß ihn die Göttin Athene abgeſchreckt habe, war eine alberne Erfindung der Heiden, da er als geborner Chriſt die Götzen längſt nicht mehr fürchtete und überhaupt

ein Mann voll Verstand war. Eher könnte man glauben, er habe als künftiger Herr des Landes sich die große und schöne Stadt erhalten wollen. Den berühmten Tempel zu Eleusis aber schonte er nicht und ließ im Peloponnes seine Gothen treiben, was sie wollten. In der Regel wurde von ihnen alles, was männlich war, erbarmungslos todtgeschlagen. Die durch ihre Schönheit und feine Bildung berühmten Griechinnen aber wurden die Beute der Sieger nach dem Rechte des Stärkeren und mußten denselben die Becher voll feurigen Griechenweins credenzen. Auch das altberühmte Sparta ließ Alarich der Erde gleich machen, die Männer tödten, die Weiber gefangen fortführen, 396.

In Rom lenkte das weström. Reich im Namen des elfjährigen Knaben Honorius der Vandale Stilicho, den Theodosius für diesen Posten bestimmt hatte, ein Mann von großem Kriegsruhm und eben so großer Rechtschaffenheit. Gegen ihn empörte sich Gildo, Präfect in Afrika, ein Wütherich, der das Volk gräßlich tyrannisirte, ungeheure Schätze zusammenraubte, die grausamsten Hinrichtungen vollzog und die edelsten Frauen und Jungfrauen entehrte. Stilicho ließ ihn durch den Afrikaner Mascezel bekämpfen, der im Vertrauen auf die allgemeine Unzufriedenheit, welche Gildo sich zugezogen, vor dessen Heer hintrat, als ob er Friedensvorschläge machen wollte, dem ersten Fahnenträger aber den Arm abhieb. Als nun dessen Fahne sank, senkten auch alle andern Fahnenträger die ihrigen in der Meinung, es sey ein Vertrag abgeschlossen worden, oder auf Verabredung. Gildo sah sich verlassen und tödtete sich im Kerker. Stilicho befestigte sein Ansehen, indem er seine Tochter Maria dem Honorius vermählte, obgleich derselbe noch zu jung zur Ehe war. Seine Absicht schlug fehl, denn Maria starb. Als Rufinus sein verrätherisches Spiel entwickelte, hielt es Stilicho für seine Pflicht, für das oström. Reich zu sorgen, wie für das westliche. Er beschloß also, ein Heer gegen Alarich zu führen, Rufinus aber verbat es und verlangte, Stilicho solle ihm einen Theil seiner Legionen abtreten. Das that nun Stilicho, gab aber dem Gothen Gainas den Befehl über jene Legionen, um den Rufinus zu stürzen. Eutropius, ein Eunuch am Hofe des

Arcadius, welcher ſchon die Heirath deſſelben mit der Eudoria vermittelt hatte, war im Einverſtändniß und kaum langte Gainas mit den Truppen vor Conſtantinopel an, als Rufinus, indem er ſie muſtern wollte, von ihnen umringt und ermordet wurde. Jetzt erſt bekam Stilicho freie Hand, um gegen Alarich aufzutreten, der unterdeß ſchon bis in den Peloponnes vorgedrungen war. Stilicho hoffte, wenn er das oſtrömiſche Reich rette, von Arcadius wie von Honorius als Reichsverweſer anerkannt zu werden und die Geſchicke beider Reichstheile wieder in einer ſtarken Hand zu vereinigen, wie einſt Theodoſius. Er rüſtete nun ein Heer aus und ſchiffte es nach dem Peloponnes hinüber, um den Alarich zu vertreiben. Er durfte ſogar hoffen, ihn zu vernichten, indem er ihn in den engen Gebirgsthälern einſchloß, als er aber, ſchon zu ſicher auf den Erfolg zählend, bei Feſten verweilte, die ihm die befreiten Griechen in Elis gaben, brach Alarich plötzlich durch die ihn einſchließenden Verſchanzungen der Römer hindurch und entkam über die Landenge von Korinth. Stilicho wagte nicht mehr, ihn in die Gebirge von Epirus zu verfolgen. Beide waren Deutſche, beide kannten ſich von früher her, verſtändigten ſich alſo. Man machte Frieden und Alarich wurde einſtweilen in den rechtmäßigen Beſitz von Illyrien geſetzt. Hier befand er ſich gerade in der Mitte zwiſchen Oſt- und Weſtrom und behielt ſich vor, ſeinen Eroberungsplan nach rechts oder links hin wieder aufzunehmen, indem er vor allen Dingen ein neues furchtbares Heer ausrüſtete und ſein ganzes Land in eine große Waffenſchmiede verwandelte. Jetzt ließ er ſich auch von den Weſtgothen als König auf den Schild erheben.

Eutropius gab ſich alle Mühe, ihn gegen Stilicho aufzuſtacheln und zur Eroberung Italiens und Roms zu verlocken, nur um ihn los zu werden. Aber die Gothen ſahen ſich ſchon als die Herren des oſtrömiſchen Reiches an. Es gährte gewaltig unter ihnen, nur konnten ſie nicht einig werden. Alarich, dem ſich alle hätten fügen ſollen, um eine unwiderſtehliche Macht zu gründen, wurde von den andern Gothenführern beneidet. Alle aber wollten ihm nachahmen und wie es ſcheint, wurden ſie von den gemeinen Gothen getrieben,

die ſich eben ſo bereichern wollten, wie die Truppen Alarichs. In Kleinaſien ſtellte ſich Trebigild an die Spitze der früher ſchon dorthin überſiedelten Gothen und Alanen und begann das reiche Land ſyſtematiſch auszuplündern. Gainas, der in Conſtantinopel befehligte, ſollte helfen, wollte aber nicht. Eutropius brachte ein römiſches Heer zuſammen, welches aber von Trebigild geſchlagen wurde. Da wurde das Volk in der Hauptſtadt unruhig, Eudoxia ſelbſt gab den unglücklichen Eunuchen auf, Gainas lachte zu ſeinem Sturze. Eutropius floh in die Kirche des h. Biſchof Chryſoſtomus, der ihn vergebens zu ſchützen ſuchte. Er wurde gefangen und hingerichtet. Gainas aber machte jetzt ſeinen gothiſchen Soldaten daſſelbe Vergnügen wie Trebigild und ließ das Land rings um die Hauptſtadt ausplündern. Da ermannte ſich das gequälte Volk, tödtete 6000 Gothen und vertrieb den Gainas. Auch Trebigild war umgekommen und ſein Nachfolger Frawillas ließ ſich bewegen, für den Kaiſer gegen Gainas zu Felde zu ziehen. Gainas wurde von ihm beſiegt, floh über die Donau und wurde von den Hunnen erſchlagen.

Alarich gab die Hoffnung auf, ſich des oſtrömiſchen Reichs bemächtigen zu können, da die andern gothiſchen Führer ihm abgeneigt waren. Auch ſeine Weſtgothen gelüſtete nicht mehr nach dem ausgeplünderten Oſten, deſto mehr aber nach dem reichen Italien und nach der Plünderung Roms. Dieſe prächtige Hauptſtadt der alten Welt befand ſich damals in einer ungewöhnlichen Gährung. Ein kaiſerliches Edict des Honorius erneuerte das ſtrenge Verbot des heidniſchen Götzendienſtes, woraus man ſchließen muß, daß die Befehle des Theodoſius nicht genügend vollzogen worden ſind. Jetzt erſt wurden die Tempel der alten Götter von Prieſtern, Opfern und Andächtigen gewaltſam und gänzlich geleert. Frommer Eifer half dabei. Als die Römer einſt wie gewöhnlich im Amphitheater dem Kampf der Gladiatoren zuſahen, ſtürzte der Mönch Telemachus in die Arena, riß die Fechter aus einander und forderte, daß das chriſtliche Rom der heidniſchen Blutgier entſage. Das Volk, über dieſe Störung ſeiner Luſt wüthend, ſteinigte den Mönch, Honorius aber

erhob ihn zum Heiligen. Dieſer Kaiſer kam nämlich bald darauf ſelbſt nach Rom, um nach langer Zeit wieder einmal den unermeßlich ausgedehnten, aber leeren Kaiſerpalaſt zu bewohnen. Vom Tone, der in der Hauptſtadt herrſchte, hat uns Ammianus ein ſehr lebendiges Gemälde entworfen. Das Chriſtenthum hatte in den Sitten und Neigungen der Römer wenig umgeändert. Immer noch ſchwelgten die Reichen in ihren Paläſten, von Augendienern und Sklavenſchaaren umgeben, in geſchmackloſem Prunk mit nichtigen Dingen beſchäftigt. Immer noch ließ das gemeine Volk ſich vom Staate füttern und lag den ganzen Tag im Circus und in den Theatern. Immer noch ertönte unendliches Geſchwätz der Advocaten, Sophiſten, Hausphiloſophen, Spaßmacher und Wundermänner. Die Giftmiſcherei- und Zaubereiprozeſſe, die ein gewiſſer Maximin unter Valentinian I. als fanatiſcher Richter betrieb und in deren Folge hunderte der vornehmſten Römer und Römerinnen gefoltert und hingerichtet wurden, enthüllen ſchaudervolle innere Zuſtände. Da die Prozeſſe faſt immer nur von falſchen Anklagen Unſchuldiger ausgingen und zum Zweck hatten, das Vermögen der Angeklagten zu rauben, ſo waren die Verbrechen des Ehebruchs, der Gattenvergiftung, der ſchwarzen Magie ꝛc. doch in Rom verbreitet genug, daß man Anklagen darauf in Maſſe erheben konnte, ohne Verwunderung zu erregen. Der grauſame Richter wurde endlich ſelbſt hingerichtet. Ammian erzählt weiter von der grenzenloſen Eitelkeit der Emporkömmlinge, von den neuen volltönenden und gleichſam daherraſſelnden Namen, die ſie ſich wählten, Reburrus, Fabunius, Terracius, Perraſſius ꝛc., und die gegen die frühern kürzern Römernamen grell und geſchmacklos abſtachen. Alles was vornehm und reich in Rom war, bildete damals einen einzigen großen Jokeyclub. Der Werth eines Rennpferdes im Circus war die wichtigſte Tagesfrage, hohes Spiel die zweite Art der Unterhaltung. Viele Reiche, die durch Verſchwendung ſchon verarmt waren, ſpielten ihre Rolle doch noch fort mit Hülfe ungeheurer Schuldenmacherei. Oft wurde der Gläubiger, damit man ihn los werde, durch bezahlte Verleumder der ſchwerſten Verbrechen angeklagt. Die geiſtige Bildung nahm zugleich ab. Sogar in den Theatern erfreute

man ſich nicht mehr an der Güte eines Stückes, ſondern die Schauſpieler wetteiferten nur, ſich durch bezahlten Pöbel Beifall klatſchen zu laſſen. Wie tief aber auch das edle Volk der Römer herabgeſunken war, die Stadt war immer die größte und ſchönſte der Welt und immer noch floßen ungeheure Reichthümer dort zuſammen, weil ſie alle Talente des Reichs an ſich zog und die vermöglichen Provinzialen gern nach Rom überſiedelten, um die Freuden der Hauptſtadt zu genießen.

So ſtand es in Rom, als Alarich ſeine furchtbare Armee in dem nicht weit entfernten Illyrien in Bewegung ſetzte, im J. 402. Stilicho hatte inzwiſchen den Rhein gegen die Franken und Alemannen befeſtigt, mußte nun aber ſeine Truppen raſch zuſammenziehen, um den Weſtgothen in den Weg zu treten. In Rom zitterte man bereits ſo, daß Honorius mit dem ganzen Hofe nach Ravenna, einer am Meer und zwiſchen Sümpfen gelegenen uneinnehmbaren Feſte, floh. Im März 403 maßen ſich Stilicho und Alarich bei Pollentia in einer mörderiſchen Schlacht, in welcher der letztere beſiegt und ſogar ſeine Gemahlin gefangen wurde. Er war aber ſo wenig geſchwächt, daß er, anſtatt umzukehren, vielmehr ſeinem Gegner in einem genialen Marſch zuvorkommend, in Toscana einbrach und dieſes ſchöne Land plünderte. So erſchien er nicht mehr als der Beſiegte und Stilicho ging gern mit ihm einen Vertrag ein, nach welchem die Weſtgothen für diesmal heimkehrten.

Im Oſten Deutſchlands müſſen damals wieder wichtige Dinge geſchehen ſeyn, von denen uns aber die Geſchichtſchreiber keine Nachricht hinterlaſſen haben. Wahrſcheinlich drängten die Hunnen allmählig vorwärts und die deutſchen Völkerſchaften, welche früher zum Reich Hermanarichs gehört und ſich noch nicht den Hunnen unterworfen hatten, wurden dadurch weiter gegen Weſten und Süden geſchoben. Als zuſammenhängende Maſſe hatten ſich von ihnen bisher nur die Weſtgothen ausgeſchieden, und etwas ſpäter traten auch die Oſtgothen wieder als ein ganzes und großes Volk auf. Die übrigen aber, Alanen, Vandalen, Gepiden, Heruler, dazu die Reſte der Quaden, Markomannen, Sueven, ſofern ſie nicht in die Alemannen übergegangen waren, bildeten ein lockeres Conglomerat, als im J. 406

plötzlich ein ungeheurer Schwarm derſelben wieder unter einem gemeinſamen Herzog, Radagais, über die Alpen in Italien einbrach. Sie hätten Alarichs Macht verſtärken können, wollten es aber eben ſo wenig, wie früher Gainas. Dieſe Uneinigkeit unter den Deutſchen friſtete dem römiſchen Reich fortwährend das Leben. Radagais ſcheint ſeine Horden ſchlecht geführt zu haben, denn Stilicho, der Hunnen unter Uldes und Gothen unter Sarus in Sold genommen hatte, konnte ſie in den Apenninen bei Fieſole einſchließen, ſo daß ſie durch Hunger aufgerieben wurden. Die römiſche Angabe, ſie ſeyen gänzlich vernichtet worden, iſt wohl übertrieben. Da große Kriegsſchaaren ganz mit denſelben Namen unmittelbar darauf in Gallien einbrachen, iſt wohl das wahrſcheinlichſte, daß nicht alle in den Apenninen begraben wurden.

Nichts iſt begreiflicher, als daß während dieſer Stürme Stilicho und Alarich ſich wieder verſtändigten. Niemand ſchien zum Bundesgenoſſen des ſinkenden römiſchen Reichs geeigneter, als Alarich, der ſich gegen die Völkerwanderung, die von Oſten nach Weſten über den Rhein fluthete, wenigſtens neutral verhielt. In Ravenna aber fürchtete man, Stilicho bezwecke, die ſchwachen Kaiſer zu ſtürzen und ſich mit Alarichs Hülfe an ihre Stelle zu ſetzen. Ohne Zweifel mit Unrecht. Nur Stilichos Brüder nährten dieſe Furcht. Er ſelbſt war ſo unſchuldig, daß er arglos nach Pavia kam, wo Honorius ſeine ſchwache Begleitung niederhauen, ihn ſelbſt, ſeinen Sohn und alle ſeine Anhänger hinrichten ließ, 408.

Der armſelige Kaiſer mußte ſich aber raſch wieder hinter die Mauern Ravennas flüchten, denn Alarich zog mit Macht heran, um Stilichos Tod zu rächen. Ohne ſich unterwegs aufzuhalten, rückte derſelbe grabaus vor Rom, umringte die Stadt von allen Seiten, ſchnitt ihr die Zufuhr ab und hungerte ſie aus. Die Angſt der Römer grenzte an Wahnſinn. Serena, die unglückliche Wittwe Stilichos, die ſich als Gefangene in der Stadt befand, wurde beſchuldigt, ſie ſey mit Alarich einverſtanden und wolle ihm heimlich die Thore öffnen. Die vielen Neubekehrten in Rom hielten den nahen Untergang für eine Strafe, weil man vom heidniſchen Glauben der

Väter abgefallen ſey. Serena hatte einſt im Uebermuth des Glücks von der Statue der Göttermutter Rhea einen koſtbaren Halsſchmuck weggenommen und ſich ſelbſt umgelegt. Zur Rache für dieſen Frevel, hieß es, wolle die erzürnte Göttin Rom verderben. Serena wurde hingerichtet. Die Heiden wollten aber mehr, ſie verlangten feierliche Opfer, die dem Jupiter, als dem alten Landesgotte, gebracht werden ſollten, damit er ſeine Blitze auf die Gothen ſchleudere. Es wurde mit Mühe durch die Chriſten und kaiſerlichen Beamten verhindert. Man unterhandelte mit Alarich und drohte ihm mit der unermeßlichen Bevölkerung Roms, welche die Verzweiflung zur äußerſten Tapferkeit erhitzen würde. Er erwiderte ſpöttiſch: Je dichter das Heu, deſto leichter wird es gemäht. Endlich ließ er ſich den Abzug mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 3000 in Purpur getränkten Fellen, 4000 ſeidenen Gewändern und 3000 Pfund Pfeffer abkaufen. Seide und Pfeffer gehörten damals im Abendlande noch zu den größten Seltenheiten. Um das edle Metall zuſammenzubringen, ſchmolz man koſtbare Götterſtatuen ein, unter andern eine goldene Virtus. Denn was nützte noch das Bild der altrömiſchen Tugend, da ſie ſelbſt nicht mehr vorhanden war? Alarich ſchlug ſein Lager in Toscana auf, nachdem er ſein Heer mit 40,000 aus Rom befreiten Sklaven verſtärkt hatte, und forderte von Honorius den Titel eines Herzogs des römiſchen Reichs. Der Kaiſer in Ravenna ſchlug es ihm ab. Da ſetzte Alarich einen gewiſſen Attalus als Kaiſer ein, eine bloße Puppe, die er aber noch brauchte, um die Römer an ſich zu ziehen, die ſich ſonſt alle an Honorius angehängt haben würden.

Während er dieſen in Ravenna vergeblich belagerte, erhielt Honorius unerwartete Hülfe theils aus Afrika, von wo aus Ravenna mit Lebensmitteln verſorgt wurde, theils aus dem Oſten, von wo ihm Gennerid 10,000 Hunnen zum Schutze zuführte. Doch war faſt immer Anarchie an ſeinem Hofe. Sein Günſtling Olympius, ein Eunuch, der vorzüglich zum Sturze des Stilicho mitgewirkt hatte, wurde nun wieder von Gennerid geſtürzt und zu Tode gepeitſcht. Dann bemächtigte ſich Jovius an der Spitze der Leibwache der Ge-

walt und ließ die Führer der barbariſchen Hülfstruppen hinrichten. In der Noth unterhandelte Honorius mit Attalus, während Jovius, der ſich in Ravenna gegen die neu ankommenden barbariſchen Hülfstruppen nicht halten konnte, zu Alarich überging. Dieſer gab damals ſeine Puppe Attalus auf. Welche Abſicht er mit Honorius hatte, iſt nicht zu ermitteln; wie es ſcheint, war er nahe daran, Ravenna durch Verrath zu gewinnen. Alle ſeine Pläne aber wurden durch Sarus vereitelt. Dieſer Weſtgothe, wahrſcheinlich aus einem alten edlen Geſchlecht, war ein Todfeind der Balten und bezweckte im römiſchen Dienſte nichts, als ſeinem Haſſe gegen den neuen, aber von ihm nicht anerkannten König ſeines Volkes zu genügen. Nachdem er mit friſchen Truppen zur See nach Ravenna gekommen war, überfiel er plötzlich Alarichs Lager, metzelte eine Menge Gothen nieder und kam glücklich in die Stadt zurück. Alarich gerieth darüber in große Wuth und fand, da ihm Ravenna zu feſt war, kein beſſeres Mittel, ſich zu rächen, als die Eroberung Roms. Diesmal war der zitternden Stadt nicht mehr zu helfen. Doch wollte Alarich in dieſer Hauptſtadt nur ein Unterpfand für Ravenna beſitzen. Er wollte Rom nicht zerſtören, nur zur Befriedigung ſeiner Gothen ein wenig ausplündern und befahl ausdrücklich, die Stadt nicht in Brand zu ſtecken und die chriſtlichen Kirchen auch mit der Plünderung zu verſchonen. Die Stadt wurde nicht vertheidigt. Es gab gar keinen Kampf. Verrath oder Angſt öffnete die Thore in der Nacht auf den 14. Auguſt des Jahres 409 und alle Straßen waren plötzlich mit Gothen überſchwemmt, die in alle Häuſer einbrachen und nach Herzensluſt plünderten. Alle noch in der Stadt befindlichen barbariſchen Sklaven, die des Ortes Gelegenheit kannten, geſellten ſich ihnen zu. Anfangs entſtand eine Feuersbrunſt, die ſich jedoch nicht weit verbreitete. Viele Wehrloſe wurden ermordet, im Ganzen aber geſchah, was Alarich gewollt hat. Die Stadt mit ihren prächtigen Gebäuden blieb ſtehen. Die Kirchen wurden geſchont. Als ein Gothe bei einer frommen Jungfrau koſtbare Kirchengefäße fand, die nach St. Peter gehörten, wurden dieſelben von den Soldaten in feierlicher Proceſſion und unter geiſtlichen Geſängen nach der Kirche

getragen. Auch dauerte die Plünderung nur 3 Tage, nach welchen Alarich allen Gothen befahl, die Stadt wieder zu räumen. Sie ſchleppten einen ungeheuren Troß von Beutewagen mit heraus, auch viele tauſend Gefangene, für die ſie noch hohes Löſegeld zu bekommen hofften, und unter ihnen Placidia, des Honorius ſchöne Schweſter, welche von Alarich mit aller Achtung behandelt wurde. So war denn endlich die Schmach, welche Rom ſo vielen Städten der Welt angethan hatte, über Rom ſelbſt gekommen. Die große Erobererin war erobert, die alle Völker beraubt hatte, nun ſelbſt beraubt. Die Plünderung ſcheint ziemlich gründlich geweſen zu ſeyn. Die reichſten Römer, wenn ſie auch mit dem Leben und der Freiheit davon gekommen waren, ſahen nur noch leere Wände vor ſich. Von Honorius erzählt man, als die Nachricht vom Falle Roms nach Ravenna kam, ſey er erſchrocken, weil er gemeint habe, es handle ſich von ſeiner Lieblingshenne, welche Roma hieß.

Alarich wandte ſich nach Unteritalien, um Sicilien und nachher Afrika zu erobern, weil von dort aus Ravenna fortwährend ſeine Bedürfniſſe zog und er ſeine Herrſchaft in Italien nicht befeſtigen konnte, wenn er nicht vorher Meiſter in Afrika war. Allein die Flotte, die er ausrüſtete, wurde von einem Sturme zerſtört und er ſelbſt ſtarb plötzlich, erſt 34 Jahre alt. Römiſche Gefangene mußten den Fluß Buſentum (jetzt Buſenzo) ableiten, im Bette deſſelben den Sarg des Weſtgothenkönigs mit vielen Schätzen begraben und den Fluß wieder über ihn herleiten, worauf alle umgebracht wurden, damit niemand den Ort wiſſe, wo das Grab verborgen war, 411.

5.

Das weſtgothiſche Reich.

Während ſich dieſe Dinge in Italien zutrugen, waren im Jahr 407 ungeheure Schwärme von deutſchen Vandalen, Alanen, Quaden, Herulern, Sueven, Burgundern über den Rhein gezogen,

die einen vorwärts getrieben durch die Hunnen, die andern mehr nur des Raubes und Abenteuers wegen zur Theilnahme veranlaßt. Die Luſt, die reichen Römerländer auszuplündern, hatte ſich aller Deutſchen wie eine anſteckende Seuche bemächtigt. Nie iſt das Recht des Stärkern mit wilderem Uebermuth ausgeübt worden. Von einem Sinn und Plan war dabei keine Rede. Es iſt ſehr intereſſant, dieſe rohe Ueberwältigung der alten Welt durch unter ſich immer uneinige Barbaren mit der beſonnenen und ſyſtematiſchen Eroberung zu vergleichen, die früher vom Mittelpunkt Rom ausgegangen war.

Gallien war wehrlos, denn Stilicho hatte alle Truppen von dort wegziehen müſſen, um Italien zu ſchützen. Wenn wir leſen, wie viele große galliſche Städte damals von den Deutſchen zerſtört wurden, ſo können ihnen dieſelben nur durch Verrath übergeben worden ſeyn, denn feſte Städte zu belagern, dazu taugten die Deutſchen noch nicht. Ueberall aber fanden ſie Landsleute, die längſt als Söldner unter den Römern zu Hauſe waren und nun mit ihnen gemeine Sache machten. Die Sittenverderbniß in den Städten war aufs äußerſte gediehen, ſo daß ſelbſt die ſchreckliche Strafe jene elenden Gallo-Romanen nicht beſſerte. Biſchof Salvianus ſah die Zerſtörung von Köln, Mainz und Trier und ſagt: „Die Sitten in Trier waren mehr verderbt als die Stadt. Wem die Barbaren nur das geringſte von ſeiner Habe ließen, beſaß mehr Vermögen, als Zucht. In Unzucht wälzte ſich ſchon das Kind und noch der Greis. Kaum vermag die Eroberung und Plünderung die viehiſche Luſt zu unterbrechen. Als Trier eingenommen, faſt in einen Schutthaufen verwandelt war, Verwundete auf den Leichen verbluteten, hier Menſchen verhungerten, dort erfroren und Hunde die Glieder von Menſchenleichen durch die Straßen ſchleiften, da verlangten doch noch die Ueberlebenden nach nichts als nach den Spielen des Circus.“ Salvian ſagt, die beſſern in Gallien hätten Gott angefleht, die Barbaren möchten kommen, nur um dem nicht mehr erträglichen Römerthum ein Ende zu machen.

Straßburg, Speier, Worms, Mainz ꝛc. wurden zerſtört und Burgunder ließen ſich am linken Rheinufer nieder. Die Franken im

ſchlug ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn zu Tode martern. Auch den Jovinus beſiegte er und ließ ihn ſterben. Jetzt endlich ſöhnte ſich Honorius mit ihm aus und übergab ihm das ſüdliche Gallien. Ataulph feierte zu Narbonne mit Placidia ſeine prachtvolle Hochzeit, wozu Attalus die Lieder dichtete und hundert edle Jünglinge der Braut goldene Schüſſeln überreichten, von denen die Hälfte mit Goldſtücken, die andern mit Perlen und den koſtbarſten Juwelen gefüllt waren. Als er aber bald nachher mit ſeinem Heere über die Pyrenäen zog, um die Barbaren, die in Spanien hausten, zu unterwerfen oder zu vertreiben, fiel er in Barcelona durch Meuchelmord und Singerich (oder Sigerich), ein Bruder des Sarus, ſchwang ſich auf den Thron, 414. Es iſt demnach höchſt wahrſcheinlich, daß die Verwandten des Sarus an den Balten die nationale Blutrache geübt haben. Singerich ließ die Söhne Alarichs ermorden und zwang die ſchöne Placidia als Gefangene vor ſeinem Pferde herzugehen. Allein er ſelbſt wurde nach wenigen Tagen von den Getreuen der Balten umgebracht.

In Ravenna war unterdeß Conſtantius, dem Honorius früher zum Lohn für ſeine guten Dienſte die Hand der Placidia verſprochen hatte, eifrig bemüht geweſen, die freundſchaftliche Verbindung Roms mit den Weſtgothen wieder zu zerreißen. Der arme Attalus wurde das erſte Opfer, indem ihn Honorius öffentlich vor ſeinem Pferde hergehen ließ und dann mit verſtümmelter Hand in die Verbannung ſchickte. Indeß wurde das gute Einvernehmen mit den Weſtgothen wiederhergeſtellt, als der neue König der letztern, Wallia, die Placidia in allen Ehren heimſchickte und ſie, die ſelbſt nicht wollte und dem ſchönen Ataulph ein treues Andenken bewahrte, den ihr verhaßten Conſtantius heirathen mußte. Wallia ſetzte den Krieg in Spanien fort, angeblich im Namen des Kaiſers. Nichts wäre natürlicher geweſen, als daß ſich ſämmtliche deutſche Stämme, die den Weſten des römiſchen Reichs überfluthet hatten, unter einander verſtändigt und in die Länder getheilt hätten, alle vereint gegen die Römer. Allein der Krieg unter Bruderſtämmen war die uralte Unvernunft der Deutſchen.

Die deutſche Völkerwanderung, welche durch die Pyrenäen gebrochen war, ergoß ſich wie ein freſſendes Feuer durch ganz Spanien. Die alten Einwohner des Landes waren von den Römern ſo hart gedrückt worden, daß ſie einen Wechſel der Herrſchaft in ſtumpfer Gleichgültigkeit hinnahmen, zum Theil nicht ungern ſahen. Aber die deutſchen Eroberer machten es gar zu arg mit Rauben, Morden und Brennen. Die römiſchen Berichte ſchildern die Verheerung Spaniens als die entſetzlichſte, die in jenen wilden Zeiten vorgekommen iſt. Der allgemeinen Verheerung folgte eine Hungersnoth und Peſt, die noch viel mehr Menſchen hinraffte. Große Strecken Landes verödeten. Endlich ruhten die Eroberer aus und theilten das Land unter ſich, um ſich darin als Herren niederzulaſſen. Den Vandalen fiel der Süden, den Alanen der Norden, den Sueven der Weſten zu. Aber Wallia ſtörte dieſe neue Ordnung plötzlich wieder, indem er mit einem weſtgothiſchen Heere zur Luſt der Römer die deutſchen Könige in Spanien zu Paaren trieb. Atax, König der Alanen, fiel in einer großen Schlacht. Die Vandalen unter ihrem König Gunderich wurden auf die Sueven zurückgeworfen, hielten ſich aber mit denſelben vereint in den ſchwer zugänglichen Gebirgen von Aſturien und Gallizien. Wallia drang bis in den tiefſten Süden Spaniens vor, ſah das gegenüber liegende Afrika und wollte auch dort hinüber, aber ein Sturm zerſchlug ſeine Flotte. Somit hatten die Weſtgothen, nachdem Alarich bis in den Peloponnes und ſpäter bis nach Calabrien, Wallia aber jetzt bis nach Andaluſien vorgedrungen war, alle drei Spitzen Europas, wie ſie ſich in das Mittelmeer hinein ſtrecken, erreicht, das kühnſte was einem deutſchen Volke im fortgeſetzten Siege über die Römer gelungen iſt. Aber die ſchreckliche Wetterwolke, welche dieſes weſtgothiſche Volk darſtellte, indem es von Oſten nach Weſten zog, erſchöpfte ihre Blitze. Welche große Zukunft hätte ſich dieſes tapfere Volk erringen können, wenn es früher Ruhe gefunden, und wenn andere deutſche Stämme ſich mit ihm vereinigt hätten! Nachdem Wallia vom Meere umgekehrt war, übergab er Spanien wieder dem römiſchen Kaiſer und wurde dafür von demſelben als Herr im ſüdlichen Frankreich (Aqui-

tanien) anerkannt. Seine Hauptstadt wurde Toulouse, 419. Er starb aber noch in demselben Jahre und hinterließ nur eine Tochter. Die Westgothen erhoben nun den Theoderich auf den Thron, von dem man nicht weiß, wer sein Vater war, da man ihn bald für einen Enkel Alarichs, bald für einen Sohn Wallias ausgab. Er gehörte wohl dem Geschlechte der Balten an. Unter ihm befestigte sich das Reich der Westgothen. Als aber Honorius den Castinus mit einem großen römischen Heere nach Spanien schickte, um dieses Land wieder in Anspruch zu nehmen, erhoben sich gegen ihn die Vandalen und schlugen ihn in einer großen Schlacht, in welcher 20,000 Römer gefallen seyn sollen, 422. Seitdem breiteten sich die Vandalen wieder im ganzen Süden Spaniens aus, errichteten eine Flotte und eroberten auch die balearischen Inseln.

Mittlerweile war auch in die Völkerströmung, die sich über Gallien ergossen hatte, ein Stillstand gekommen. Die Burgunder hatten sich friedlich am Mittelrhein niedergelassen, die Franken sich ebenfalls weiter vorgeschoben und saßen schon fest in Köln und zwischen Maaß und Mosel. Die alten Einwohner in Armoricum (der Bretagne) hatten sich frei gemacht. An den Küsten, welche sich von dort nach Osten hin erstrecken, ließen sich sächsische Seeräuber nieder, wovon sie den Namen litus saxonicum empfingen. Also war nur noch das mittlere Gallien und die Provence römisch. Die einzige edle Gestalt, die aus dem Jammer Galliens hervorleuchtete, war der h. Martin, Bischof von Tours, welcher damals unermüdlich die christliche Heerde um sich sammelte und gegen die Wölfe vertheidigte. Aus Pannonien gebürtig und als ein römischer Soldat im Felde ausgezeichnet, hatte er einst noch als Heide seinen Mantel zertheilt, um die Hälfte einem Armen zu schenken. Da erschien ihm Christus und er bekehrte sich und wurde Mönch, wegen seiner Tugenden aber zum Bischof gewählt. Nun gründete er das erste Kloster in Gallien zu Lirieur und zog mit seinen Mönchen umher, um überall die alten Heidentempel zu zerstören und die heiligen Eichen der Druiden zu fällen, oft kämpfend mit den verstockten Heiden und mit den Dämonen, unter denen er deutlich die Stimmen der Venus, des

Merkur und Jupiter unterſchied. Sein kriegeriſches Weſen gefiel den Deutſchen, daher er bald der Lieblingsheilige der Franken wurde. — Die Alemannen hatten ganz Helvetien, Elſaß, den Norden von Rhaetien und Vindelicien eingenommen und zwiſchen dem Lech, den Vogeſen und Alpen alle vormals römiſchen Städte und Veſeſtigungen der Erde gleich gemacht, ja wahrſcheinlich auch alles römiſche Leben ausgerottet, denn in ihrem Gebiete erhielt ſich keine Spur der römiſchen Sprache und kein Städteleben. Alle Alemannen wohnten als freie Bauern zerſtreut auf ihren Höfen.

Der unwürdige Kaiſer Honorius, der das merkwürdige Glück hatte, trotz der ungeheuern Stürme, die über das Reich herein gebrochen waren, doch auf ſeinem Throne zu bleiben, ärgerte durch ſeine Unfähigkeit den armen Conſtantius zu Tode. Placidia, die ihn durch ihre Liebe auch nicht beglückt hatte, konnte eben ſo wenig mit ihrem Bruder auskommen. Sie hatte von Ataulph einen hoffnungsvollen Sohn, der aber ſchon frühe ſtarb und von Conſtantius zwei Kinder, Valentinian und Honoria. Mit dieſen entfloh ſie nach Conſtantinopel. Bald darauf aber ſtarb Honorius ohne Kinder, 423. In Conſtantinopel war der unfähige Arcadius ſchon i. J. 408 geſtorben. Seine ränkevolle Gemahlin Eudoxia hatte den ehrwürdigen Biſchof Chryſoſtomus verfolgt und durch eine ſervile Synode, wie ſie nur damals möglich war, verdammen, verbannen und durch Mißhandlungen umkommen laſſen. Sie war verdächtig, heimlich zu buhlen, daher auch die Echtheit ihres Sohnes bezweifelt wurde. Arcadius ſelbſt ſoll an die Echtheit deſſelben geglaubt, ihn aber in tiefer Sorge lieber dem Perſerkönig Jesdiſchird als einem Römer haben anvertrauen wollen. Indeſſen wurde dieſes Kind, Theodoſius II., nach ſeinem Tode Kaiſer unter der Vormundſchaft des Anthemius. Dieſer nahm die edle Placidia gütig auf und leiſtete ihr Beiſtand, als nach des Honorius Tode ein Hofbeamter deſſelben, Johannes, ſich den Purpur angemaßt hatte, denſelben zu entthronen und ihren jungen Sohn Valentinian III. als Kaiſer des weſtrömiſchen Reichs nach Ravenna zurückzuführen. Aëtius, der Sohn eines angeſehenen Gothen und einer Römerin, hatte mit einer Schaar Hunnen

den Johannes unterſtützen wollen, wechſelte aber ſchnell die Farbe und wußte ſich der Placidia ſo zu empfehlen, daß ſie ihn zu ihrem erſten Feldherrn machte, 425.

6.

Die kaiſerliche Nonne.

Im Anfang ſeiner Regierung ſtand Theodoſius II. unter der Leitung des Anthemius, der mit genauer Noth ein ſchweres Ungewitter zertheilte, ehe es ausbrach. Hunnen nämlich wollten unter Ulbes ins Reich einbrechen, wurden aber durch den Abfall ihrer, ohne Zweifel deutſchen Verbündeten für diesmal noch zurückgehalten. Als die ältere Schweſter des Kaiſers, Pulcheria, ſechszehn Jahre alt geworden war, im J. 414, wurde ſie wegen ihres vorragenden Geiſtes neben ihrem ſchwachſinnigen Bruder zur Auguſta erklärt, um für ihn die Regierung zu übernehmen, aber mit dem Martianus vermählt, weil die Herrſchaft eines Weibes ohne Mann den Römern zu ungewohnt geweſen wäre. Gleichwohl war die Vermählung nur Schein, denn die Pulcheria legte mit ihren beiden Schweſtern Arcadia und Marina öffentlich vor dem Klerus und Volk von Conſtantinopel das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit ab. Ehen unter Beibehaltung der Jungfräulichkeit waren damals nichts ſeltenes und Martian durfte ſich darüber nicht beklagen. Pulcheria mit ihren Schweſtern und einer Auswahl frommer Dienerinnen lebte hinfort, indem ſie allem Glanz und Putz und ſelbſt den Freuden der Tafel entſagte, in nonnenhafter Tracht und Diät in ihrem Palaſt wie in einem Kloſter und widmete ſich neben den Regierungsgeſchäften nur dem Faſten, Beten und Singen. Niemals durfte ein männliches Weſen die Schwelle des Palaſtes betreten, der ganz allein von Weibern bewohnt war. Nur ihren Beichtvätern war der Zutritt geſtattet. So regierte ſie das Reich, ohne je ihre Lebensweiſe zu verändern, 40 Jahre lang. Ihr kaiſerlicher Bruder war zwar auch

ſehr fromm, faſtete, betete und ſang, beſchäftigte ſich aber außerdem mit der Jagd und mit Schönſchreiben, weßhalb er der Kalligraph hieß. In Athen, wo ſich noch immer viel Heidenthum erhielt, ſtarb damals der Philoſoph Leontius und hinterließ eine Tochter von ſeltener Schönheit und vielem Geiſt, Namens Athenais. Als dieſe von ihren Brüdern um das Erbe betrogen und ſchlecht behandelt wurde, ſuchte ſie Schutz in Conſtantinopel und warf ſich der Auguſta zu Füßen. Dieſe half ihr und intereſſirte ſich ſo ſehr für die ſchöne Heidin, daß ſie dieſelbe, nachdem ſie mit dem neuen Namen Eudoxia getauft war, ihrem Bruder vermählte. Theodoſius hing mit der größten Zärtlichkeit an ihr. Sie aber ließ ihre Brüder kommen, verzieh ihnen und gab ihnen hohe Ehrenſtellen. Sie ſelbſt beſchäftigte ſich mit Poeſie und ſchrieb unter anderem ein Leben Jeſu in griechiſchen Hexametern, welches ausſchließlich aus homeriſchen Verſen zuſammengeleſen war und worin kein Wort ſtand, welches nicht von Homer herrührte. Solche charakteriſtiſche Vermiſchungen des antiken und chriſtlichen Geſchmacks gehörten zur Mode der Zeit. Später machte Eudoxia eine Pilgerreiſe zum Grabe nach Jeruſalem, geberdete ſich dabei aber ein wenig übermüthig als regierende Kaiſerin, verfügte allerlei, ohne Pulcherien zu fragen und verſchwendete ungeheure Summen. Von dieſer Zeit an war ihre Stellung am Hofe unhaltbar. Der Staatskanzler Paulinus, ein ſchöner Mann, wurde eines unerlaubten Umgangs mit ihr verdächtigt und hingerichtet. Nach einer Volksſage hat ihr der Kaiſer einen ſchönen Apfel geſchenkt und fand ihn nachher in der Hand ihres Liebhabers. Ihre Schuld iſt nicht erwieſen. Jedenfalls verfehlte ſie ſich darin, daß ſie den Gehorſam gegen ihre Wohlthäterin Pulcheria vergaß. Da ſie nicht mehr in Conſtantinopel bleiben konnte, verbannte ſie ſich freiwillig nach Jeruſalem. Aber auch hier fand ſie keine Ruhe. Ihre Vertrauten, zwei Geiſtliche, wurden auf Befehl der Pulcheria hingerichtet, worüber Eudoxia in ſolche Wuth gerieth, daß ſie den Officier, der den Befehl vollzog, umbringen ließ. Hierauf wurde ſie ihres kaiſerlichen Ranges beraubt und als eine gemeine Gefangene

nach Karthago abgeführt, wo sie noch lange lebte und auf dem Todtenbette noch ihre Unschuld betheuerte.

Im Jahr 422 brach wieder ein Krieg zwischen dem oströmischen und dem persischen Reiche aus, veranlaßt durch einen christlichen Bischof, der in Susa einen persischen Feuertempel zerstört hatte. Der Friede wurde jedoch bald wieder hergestellt. Der westliche Theil Armeniens unter dem König Arsaces fiel dem Theodosius zu und nach des Arsaces Tode wurde kein König mehr gewählt, sondern das Land eine römische Provinz. Der östliche Theil unter dem König Chosroës fiel Persien zu, da sich dieser König aber verhaßt machte, baten die Unterthanen selbst den Perserkönig Waranes (Bahram) ihr Land zu einer persischen Provinz zu machen. Dies geschah und die besondern Könige von Armenien hörten auf. Bischof Acacius von Amida zeichnete sich damals durch ein Werk der Liebe aus, indem er alle Schätze seiner Kirche verkaufte und um das Geld 7000 von den Römern gefangene Perser erlöste, die er dem Perserkönig zurückschickte, damit er ein Beispiel habe, wie Christus die Seinen lehre, ihre Feinde zu lieben.

So einfach und practisch waren aber nicht alle griechischen Bischöfe, vielmehr erneuerten sich unter ihnen die wüthendsten Zänkereien über Dogmen, in die sie sich mit einer Spitzfindigkeit vertieften, welche die ganze alte attische Sophistik wieder ins Leben rief. Nestorius, ein Priester in Antiochien, unterschied in Christo eine göttliche und eine menschliche Natur in der schärfsten Trennung ohne irgend eine Vermittlung. Gleich wurde nun dieses Mysterium ein Gegenstand des begriffsspaltenden und gleichsam vivisecirenden Verstandes und der Katheberklopffechterei und es gab wieder ein Hin- und Hergezerre der heiligsten Namen und ein um so größeres Aergerniß vor allem Volk, als die Streitenden einander mit Ränken und bitterem Hasse bis auf den Tod verfolgten. Auf dem dritten großen ökumenischen Concile, welches Theodosius II. zugleich für Valentinian III. zu Ephesus im J. 431 berief, wurde die nestorianische Lehre verdammt, allein sie behauptete sich im Orient hauptsächlich unter dem Schutz der Perser, welche die Trennungen unter

den Chriſten gerne ſahen, und es gibt heute noch eine neſtorianiſche Kirche unter dem Schutz des Islam. — In das entgegengeſetzte Extrem fiel Eutyches, indem er behauptete, die menſchliche Natur Chriſti ſey ganz von der göttlichen verſchlungen. Seine Lehre wurde von Dioskorus, Patriarchen von Alexandria, gegen Flavian, den Patriarchen von Conſtantinopel, mit ſo viel Geſchick und Glück verfochten, daß die beiden Kaiſer ihn auf der Synode zu Epheſus im J. 449 gewähren ließen. Hier erreichte der Unfug griechiſcher Biſchöfe ſeine äußerſte Höhe. Man muß ſich ihre Verhandlungen denken, wie die Sitzungen des Convents während der franzöſiſchen Revolution. Die Zuhörer klatſchten, das war bei den Griechen gewöhnlich, in der Kirche wie im Theater (worüber Chryſoſtomus ſich tief entrüſtete). Die Parteihäupter brachten auch Bewaffnete mit in die Kirche, beſonders fanatiſche Mönche. Durch ſolche Banden ließ Dioskorus in der Kirche zu Epheſus ſeinen Gegner Flavian während der Verhandlungen des Concils vom Stuhle reißen und ſo arg mißhandeln, daß er bald darauf ſtarb. Die eingeſchreckten Biſchöfe genehmigten die Lehre des Eutyches. Aber dieſe berüchtigte ſ. g. Räuberſynode wurde vom großen Papſt Leo in Rom nicht anerkannt, auch Pulcheria trat jetzt entſchieden dagegen auf und auf dem vierten ökumeniſchen Concil zu Chalcedon im J. 451 wurde des Eutyches Lehre wieder feierlich verdammt und blieb es.

Wie lange das Heidenthum ſich trotz der Verbote noch erhielt, davon gab außer der Athenais noch eine andere ſchöne und berühmte Heidin Zeugniß, Hypatia, die in Alexandrien öffentlich Philoſophie lehrte, dadurch aber den Haß des chriſtlichen Volkes und beſonders der Mönche auf ſich zog und in einem Aufſtande ergriffen, entkleidet und mit ſcharfen Auſterſchalen zerfleiſcht wurde, 416.

Im weſtrömiſchen Reiche ſtand unterdeß die unglückliche Placidia mit ihrem unfähigen Sohn Valentinian III. rathlos in der Mitte zwiſchen ihrem Feldherrn Aëtius und ihrem Statthalter in Afrika Bonifacius, welcher früher die Stadt Marſeille tapfer gegen Ataulph vertheidigt hatte und in ſeiner Verwaltung jenſeits des Mittelmeers

unabhängig blieb. Beide Männer haßten einander tödtlich. Placidia hätte ſich wohl lieber der Treue des Bonifacius vertraut, aber Aëtius hielt die Alemannen und Franken im Zaum, ſchlug einen Angriff des Weſtgothen Theoderich zurück und ſtand in gutem Vernehmen mit den Hunnen, weshalb ſich Placidia vor ihm fürchten und ihm alles gewähren mußte. Er verlangte nun von ihr die Zurückberufung des Bonifacius und man beſchuldigte ihn, daß er zu gleicher Zeit dem Bonifacius gerathen habe, ſich dem Befehle zu widerſetzen. Bonifacius glaubte ſich mit Recht verrathen, mußte, wenn er zurückkehrte, den Tod fürchten, konnte ſich aber mit ſeinen geringen Streitkräften, wenn er etwa als Rebell von Italien aus angegriffen wurde, nicht ausreichend vertheidigen, da er zugleich die noch immer in Afrika feindſelig tobenden Donatiſten zu bekämpfen hatte. Weil nun Aëtius ſich einen ſo guten Rückhalt in den Hunnen verſchafft hatte, glaubte ſich Bonifacius einen ähnlichen in den Vandalen verſchaffen zu ſollen und lud dieſelben ein, aus Spanien nach Afrika herüber zu kommen. Damals war auf dem Throne der Vandalen dem König Gunderich ſein Bruder Geiſerich (oder Gänſerich) gefolgt, der jene Einladung annahm, zuvor aber noch ſeinen ſueviſchen Nachbarn eine Schlacht lieferte, nach welcher der Suevenkönig Hermigar auf der Flucht ertrank. Hierauf ſetzte im J. 429 Geiſerich mit ſeinem ganzen Volke, 80,000 Mann, ungerechnet die Weiber und Kinder nach Afrika hinüber, benahm ſich aber ſo, daß es Bonifacius bald gereute, ihn gerufen zu haben, denn er verband ſich nicht nur mit den ſchwarzen Völkerſchaften, die ſich den Römern niemals völlig unterworfen hatten, ſondern auch mit den Donatiſten und begann eine furchtbare Plünderung und Verheerung aller römiſchen Ortſchaften und ſonderlich der rechtgläubigen Kirchen. Die Greuel, welche damals begangen wurden, ſind vielleicht übertrieben worden. Unter andern erzählen die Römer, wenn die Vandalen eine Stadt belagerten, ſo hätten ſie tauſende von Gefangenen abgeſchlachtet und ihre Leichen gegen die Mauern aufgethürmt, um die Luft in der Stadt durch den Geſtank zu verpeſten. Damals verbrannten ſie auch die Stadt Hippo, in welcher der heilige Auguſtinus noch die

Schrecken der Belagerung erlebte, aber vor der Eroberung und Einäſcherung ſtarb. Bonifacius mußte gegen die Freunde, die er gerufen hatte, ſelbſt die Waffen ergreifen, war aber nicht ſtark genug und verlor zwei Schlachten. So blieb ihm nichts übrig, als Afrika zu verlaſſen. Er war der Gunſt Placidia's ſicher, die immer nur ihm und nicht dem Aëtius getraut hatte. Er durfte es daher wagen, zu ihr nach Ravenna zu gehen. Auch waren ſie bald einverſtanden. Er ſammelte alle Gegner des Aëtius und zog gegen dieſen zu Felde, um die Kaiſerin von ſeiner Tyrannei zu befreien. Sie lieferten einander eine Schlacht, in welcher Bonifacius ſiegte, aber von einer feindlichen Lanze tödtlich verwundet wurde. Da er nun wußte, daß außer ihm niemand im Stande war, dem Aëtius zu widerſtehen, gab er ſterbend ſeiner eigenen Gattin den Rath, ſich mit ihm zu verſöhnen. Aber Placidia, ſeines Sieges froh, ſetzte den Kampf fort und Aëtius mußte wieder zu den Hunnen flüchten. Als er mit einem hunniſchen Heere zurückkam, bot Sebaſtian, welcher an des Bonifacius Stelle trat, die Gothen gegen ſie auf, unterlag aber in der erſten Schlacht und Placidia mußte ſich gefallen laſſen, daß Aëtius ſeine alte Stelle bei ihr als der weſtrömiſche Feldherr wieder einnahm, 432.

Als ſolcher ſuchte er vor allem in Gallien zu behaupten, was dort noch römiſch war, ſchlug zweimal die Burgunder, einmal die Franken zurück, daß ſie ſich nicht noch weiter ausbreiteten, zwang einen immer noch raubend umherziehenden Alemannenſchwarm unter Sangipan, bei Valence an der Rhone feſte Sitze anzunehmen, und bekämpfte die im römiſchen Gallien wegen hartem Steuerdruck und feindlicher Plünderungen endlich zur Verzweiflung gebrachten Bauern, die man Bagauden hieß, und die Briten, die von Britannien herüber immer häufiger in Armoricum ſich niederließen. Da er hier genug zu thun fand, konnte er Afrika nicht retten und überließ es dem Geiſerich.

7.

Attila.

Die Hunnen hatten lange geruht und waren nicht weiter nach Westen vorgedrungen, aber auch nicht zurückgegangen. Das Verhältniß der ihnen tributbar gewordenen tatarischen, slavischen und deutschen Stämme scheint kein drückendes gewesen zu seyn, denn diese Stämme blieben bewaffnet und ihre Fürsten leisteten im Kriege dem Hunnenkönig Heeresfolge und weilten im Frieden oft an seinem Hofe. Die Erinnerung an dieses Verhältniß ist in unserem alten deutschen Nibelungenliede noch treu bewahrt. Warum die Hunnen damals noch nicht weiter in Europa vordrangen, erklärt sich am besten aus dieser Stellung so vieler Kriegsfürsten zu ihrem Oberkönige. Ein schlauer Zug geht durch das ganze mongolische Wesen hindurch. Ehe der Hunne das große römische Reich angriff, mußte er erst die Schwächen desselben auskundschaften und sich zugleich der deutschen Fürsten und Völker versichern, von denen er nie wissen konnte, ob sie sich nicht mit den Römern verbündet gegen ihn wenden würden. Diese Politik erhellt aus dem langen Aufenthalt des Orestes, eines angesehenen Oströmers am hunnischen Hofe und aus dem Verkehr dieses Hofes mit dem Weströmer Aëtius. Bis zum Jahr 433 herrschte Rugilas über die Hunnen, worauf ihm seine beiden Neffen, die Brüder Bleda und Attila, folgten, die im Nibelungenliede Bloedel und Etzel heißen. Es gab damals Unruhen unter den Hunnen und die Empörer suchten Schutz im oströmischen Reiche, auch vertrugen sich die Brüder nicht und hielt Attila, welcher mit großer Thatkraft und Schlauheit begabt war, für nothwendig, alle Zügel in eine feste Hand zu nehmen, damit das Reich nicht auseinander falle. Er schaffte daher im J. 444 seinen ältern Bruder durch Mord auf die Seite, überschritt mit seinen Horden die Donau und verheerte die Länder jenseits und diesseits des Hämus, ja er näherte sich schon Constantinopel. Da beschwichtigte ihn Pulcheria durch einen großen,

fortan jährlich zu leiſtenden Tribut von 2000 Pfund Gold und lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf das weſtrömiſche Reich hin, ſey es in der Noth, um ihn loszuwerden, ſey es, um ſich an Aëtius zu rächen, welcher ſeinerſeits den raub- und eroberungsluſtigen Hunnenkönig gern auf einen Weg leitete, der ihn von Italien und Gallien ablenkte, 447.

Attila entſchied ſich noch nicht. Wie ſein überlegener Geiſt mit der oſtrömiſchen Politik ſpielte, geht aus den Nachrichten hervor, die uns von den Geſandtſchaften erhalten ſind, welche zwiſchen ſeinem Hoflager und Conſtantinopel hin und her gingen. Er hatte damals auch mit den Perſern zu kämpfen, gab aber den römiſchen Geſandten zu verſtehen, daß er ſich vor den Pfeilen der Perſer lediglich nicht fürchte und auch ein perſiſch-römiſches Bündniß, womit ſie ihn einzuſchüchtern ſuchten, nur für eine lächerliche Drohung halte. Sie hatten einen ſeiner Hofleute mit einer großen Geldſumme beſtochen, ihn zu ermorden, aber der ganze Plan war ihm ſchon verrathen worden, ehe noch die Geſandten von Conſtantinopel abgereist waren. So genau kannte er ſeine Leute. Er ſchickte die Schuldigen nach Conſtantinopel zurück und ſein Geſandter mußte dem armen Kaiſer Theodoſius vor ſeinem ganzen Hofe derb den Text leſen. Er ſchickte noch oft Geſandte an den Kaiſer, ohne Noth, nur um ihnen ein Vergnügen zu machen; denn ſie preßten dem ängſtlichen Theodoſius immer reiche Geſchenke ab. Den römiſchen Geſandten an ſeinem Hofe, an deren Spitze Maximin ſtand und unter denen Priscus die Hin- und Herreiſe beſchrieben hat, that er aber nichts zu Leide und begnügte ſich, ihnen fühlbar zu machen, wie ſehr er im Beſitz der wahren Macht die römiſchen Prahlereien und Argliſten verachte. Priscus ſchildert ihn als einen echten Hunnen von ſtarkem Körperbau, ſtolzer Geberde, häßlichem, aber geiſtvollem Geſicht. Sein Hoflager lag tief in den Steppen des heutigen Ungarn und war in einer weiten Ausdehnung vollkommen ſymmetriſch von Holz aufgebaut. Dieſe ganze große Holzſtadt überragte ſein ebenfalls nur von Holz gebauter Palaſt, umgeben von den Häuſern ſeiner Frauen und Diener. Die Römer bemerkten in dem Gebälk und Schnitzwerk,

wie fremdartig es ihnen auch erſchien, doch Formenſinn und Zierlichkeit. Der ganze Hof ſpeiſte nur von hölzernen Tellern und trank aus hölzernen Schalen. Die Geſandten durften auch einen Beſuch bei der Königin Cerka machen, die den Vorrang unter den übrigen Frauen hatte. Sie wurden freundlich von ihr empfangen, ringsumher ſaßen ihre Dienerinnen, mit Stickereien beſchäftigt. Wenn der König von einem Ausritt ins Lager zurückkehrte, empfing ihn eine große Zahl von Jungfrauen unter einem Baldachin von Schleiern und ſangen ihm Lieder. Bei der Tafel erſchienen zwei Sänger, welche durch ihre Heldenlieder die hunniſchen Tiſchgenoſſen begeiſterten, unmittelbar darauf aber der Mohr Cerkon, ein abſcheulicher ſchwarzer Zwerg, bucklig und als Poſſenreißer in der ganzen Welt berühmt, denn er war ſchon ſeit 20 Jahren in allen Hauptſtädten umhergezogen und die Römer kannten ihn wohl. Unterwegs auf der Reiſe wurden die Geſandten gut verpflegt, jedoch nur auf hunniſche Art und es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß ſie ſtatt des Weines nur Meth und Bier (Camus, ein aus Gerſte gebrautes Getränk), und ſtatt des Brodes nur Hirſe bekamen. Einmal wurden ſie von einem ſchrecklichen Gewitter überraſcht und irrten ganz durchnäßt in der Nacht umher, als ſie zu einem großen Hofe kamen, worin die Wittwe Bledas wohnte. Dieſe Dame verpflegte ſie aufs beſte und gab ihnen ſogar ſchöne Mädchen zur Geſellſchaft. Sonſt fanden die Römer im Hunnenlande keine Städte, keine Gewerbe, wenig Ackerbau. Die Nomaden Aſiens hatten alles überritten und ſich noch keine bleibende Stätte gegründet. Denn auch ihre Holzlager und Holzhöfe hatten noch den Charakter von Zelten. Auch von der Religion der Hunnen wurde nichts bekannt, als daß ſie ein Schwert als ihren Gott verehrten. Daſſelbe war auf einem Altare aufgerichtet und jährlich wurde ihm das Blut von Schafen, Pferden und Gefangenen geopfert. Am Beſitz dieſes Schwertes, ſagten ſie, hinge die Herrſchaft über die ganze Erde.

Im Jahr 450 entſchloß ſich Attila, ſeine Herrſchaft über die Erde nach Weſten hin zu erweitern. Er war im Rücken gedeckt. Die Perſer ſo wenig als die Oſtrömer hatten Luſt oder waren fähig,

ihn anzugreifen. Was ihn nach dem Westen trieb, war wohl nur die Ueberzeugung, daß er erst, wenn er mit Aëtius und den Westgothen fertig geworden sey, mit leichter Mühe auch Italien und Griechenland unterwerfen könne. Zum Kriege boten sich ihm noch besondere Anlässe dar. Honoria nämlich, Valentinians III. Schwester, hatte sich am Hofe zu Ravenna mit einem schönen Kämmerer vergangen und wurde zur Strafe in das kaiserliche Kloster zu Constantinopel geschickt, wo sie unter der strengen Aufsicht ihrer frommen Muhme Pulcheria fasten, beten und singen mußte. Das war nun ihrer ganz heidnischen Natur unleidlich und sie kam auf den tollen Gedanken, durch einen vertrauten Diener ihren Ring und einen Brief an Attila zu senden, ihn beschwörend, er möge sie zu seiner Braut annehmen und aus ihrem Gefängniß erlösen. — Geiserich hatte sich damals Afrikas versichert und seinen Thron in Karthago aufgeschlagen. Da er immerhin einen combinirten Angriff von Ost- und Westrom zu befürchten hatte, verständigte er sich mit dem Westgothen Theodorich und vermählte seinen Sohn Hunerich mit dessen Tochter. Eine andere Tochter hatte Theodorich mit dem noch heidnischen Suevenkönig Rechiar in Spanien vermählt, welcher seine Herrschaft nach dem Abzug der Vandalen wieder ausbreitete und im Jahr 448 Christ wurde. Diese spanische Heirath und andererseits die Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Toulouse und Ravenna scheinen den alten bösen Geiserich gärgert zu haben, denn unter dem Vorwand, sie habe ihn vergiften wollen, ließ er seiner westgothischen Schwiegertochter Haare und Nase abschneiden und schickte sie so ihrem Vater zurück. Zugleich aber bot er dem mächtigen Attila seine Bundesgenossenschaft gegen die Römer und Westgothen an und bat ihn, über den Rhein zu gehen. Attila benutzte diese Aufforderung, verlangte von Valentinian III. die Auslieferung Honorias und sagte dem Geiserich zu, er werde kommen. Indeß lag in dem Ritterdienst, den er der römischen Prinzessin zu leisten versprach, viel Ironie, denn er machte nie Ernst aus der Sache, obwohl er es vermocht hätte. Und auch von den Vandalen versprach er sich nicht viel Hülfe. Er zog also gegen das west-

römiſche Reich nur aus Gründen aus, die nicht andere, ſondern die er allein ſelbſt beſtimmte.

Attila riß, indem er im J. 450 durch Deutſchland zog, alle deutſchen Stämme mit ſich fort, auf die er zuerſt ſtieß und die zu ſchwach waren, ſeiner Uebermacht zu widerſtehen; die Burgunder, Franken und Sachſen hatten ſich aber bereits mit Aëtius und den Weſtgothen verbündet. Die Burgunder unter ihrem König Gunthachar bildeten die Vorhut und wagten es allein, dem ſchrecklichen Attila zu trotzen. Der furchtbare Kampf, in dem ſie ruhmvoll alle umkamen, iſt im Nibelungenliede verherrlicht. Die Alemannen ſcheinen es mit den Hunnen gehalten zu haben. Bei **Augusta Rauracorum** (Baſel) überſchritt Attila den Rhein und theilte ſein Heer abermals. Der Theil, welcher zur rechten zog, übte die ärgſten Greuel. In Metz wurden die Prieſter am Altare abgeſchlachtet, alle Einwohner ermordet oder in den Flammen der Stadt verbrannt. Aus Rheims waren alle Einwohner entflohen, nur Biſchof Nikaſius mit ſeinen Prieſtern blieb zurück und wurde, Pſalmen ſingend, enthauptet. Auch aus **Lutetia Parisiorum** (Paris), welches damals ſchon eine anſehnliche Stadt war, wollten die Einwohner entfliehen, aber ein junges Hirtenmädchen, die h. Genovefa, hielt ſie zurück, indem ſie ihnen Gottvertrauen empfahl und weiſſagte, die Hunnen würden nicht nach Paris kommen. Das Hauptheer des Attila auf der linken Seite warf ebenfalls alles vor ſich nieder und rückte an der Loire vor die Stadt **Genabum** (Orléans). Die Römer vertheidigten ſich hier, obgleich der Alane Sangipan, der ſie hätte unterſtützen ſollen, eben zu Attila übergegangen war, unter dem Biſchof Anianus aufs heldenmüthigſte, doch kam die Stadt in die äußerſte Bedrängniß. Der Biſchof und das Volk beteten in der Kirche um Hülfe, während man vom Thurme aus in die Ferne ſpähte, ob noch keine käme. Da nun nirgends ein Retter erſchien, wurde Orléans den Hunnen übergeben. Kaum aber war ein Theil derſelben in die Stadt eingedrungen, als man am Horizont die goldenen Adler des Aëtius und die wallenden Fahnen der Weſtgothen erblickte. Da ſich nun Attila mit der vereinigten Macht der Feinde nicht meſſen wollte, ehe er den

andern Theil seines Heeres wieder an sich gezogen hatte, und er auch keine Schlacht annehmen wollte, außer in einer offenen Gegend, in welcher er seine Reiterei, die Hauptstärke seines Heeres, frei entfalten konnte, zog er sich zurück und mußten auch die Truppen, die schon in der Stadt waren, schleunig wieder entweichen.

Auf dem Rückzug stießen die Gepiden unter Ardarich in der Nacht mit den Franken unter Merowich zusammen und lieferten einander eine blutige Schlacht, in der 15,000 Deutsche auf beiden Seiten umkamen. Damals soll ein Einsiedler zu Attila gekommen seyn und ihm gesagt haben: „Du bist die Geißel Gottes, aber die Werkzeuge der göttlichen Rache gehen aus einer Hand in die andere, du wirst besiegt werden.“ Attila aber nahm seine Stellung auf den catalauniſchen Feldern, bei Chalons an der Marne, wo er sein ganzes Heer vereinigte und die weite Fläche seinen Reiterschaaren freien Spielraum gewährte. Im Centrum stand er selbst mit seinen Hunnen, auf dem rechten Flügel Ardarich mit den Gepiden, auf dem linken Walamir und die Ostgothen. Diese merkwürdige Anordnung beweist, welche bedeutende Stellung die deutschen Heerfürsten einnahmen. Ardarich und Walamir standen hier aber nicht blos an der Spitze je ihres Stammvolkes, sondern als Attilas Marschälle an der Spitze auch der übrigen Bundestruppen, Heruler, Rugier, Quaden, Markomannen, Skirren, Turcilinger, Thüringer. Im Heere der verbündeten Abendländer war eine andere Anordnung getroffen worden. Im Centrum standen die Franken, der Rest der Burgunder, die Armoriker, also verschiedenartige und verhältnißmäßig schwache Schaaren, so daß die Hauptstärke hier nicht im Centrum lag. Die Franken waren zwar überaus tapfere Kämpfer, aber damals getheilt, denn während Merowich sich mit den Westgothen verbunden hatte, führte sein Bruder Claudobald einen großen Theil der Franken zu den Hunnen über. Nun lag aber die Stärke der verbündeten Armee in den Flügeln, von denen Aëtius den linken und Theoborich den rechten befehligte. Attila durchbrach mit dem Kerne seines Heeres die Franken, nun aber fielen ihm die Westgothen, nachdem sie ihre ostgothiſchen Brüder zurückgeworfen hatten, in die Flanke.

Theodorich wurde zwar von einem oſtgothiſchen Speere durchbohrt, allein ſeine Krieger, von ſeinem tapfern Sohne Thorismund angeführt, fochten nur um ſo wüthender und Attila verlor den Sieg. Es war ein furchtbares Gemetzel. Das Schlachtfeld ſoll mit 160,000 Todten bedeckt worden ſeyn. Attila mußte ſich in ſeine Wagenburg zurückziehen und auch ſie wäre noch vor Nacht erſtürmt worden, wenn nicht die hunniſchen Pfeile hageldicht den Angriff abgeſchlagen hätten. Thorismund ſelbſt ſtürzte verwundet vom Pferde. Die Nacht brach herein. Aëtius verirrte, indem er Thorismund ſuchte, und gerieth unter die Hunnen, entkam aber glücklich unter dem Schutz der Finſterniß, 451.

Attila brachte die Nacht in großer Sorge zu, indem er am nächſten Morgen einen neuen Angriff erwartete. Er ließ alle Sättel zuſammenhäufen, um ſich darauf zu verbrennen, wenn die Wagenburg durchbrochen würde. Allein der Angriff erfolgte nicht, denn auch die Sieger waren durch große Verluſte erſchöpft und der verwundete Thorismund eilte in ſein Reich zurück, damit ihm ſein Bruder Theodorich nicht etwa die Krone und den Schatz des gefallenen Vaters entreiße. Man ſagt, Aëtius habe ihm nur einen falſchen Argwohn gegen den Bruder beigebracht, damit er mit ſeinem Heere abzöge, weil er eine Vereinigung der ſiegreichen deutſchen Heerfürſten zum Nachtheil Roms gefürchtet habe. Doch hatte Thorismund ſeinen guten Rath nicht nöthig, denn er wußte ſelbſt, was er von ſeinem Bruder zu halten habe, durch den er wirklich bald nachher umkam. Als nun Attila wahrnahm, daß die Feinde abgezogen waren, brach auch er auf, ging aber über den Rhein zurück, weil er ſich zu ſchwach fühlte, die weſtliche Eroberung fortzuſetzen. Die deutſchen Stämme kehrten heim. Die Thüringer, als Nachbarn der Franken (wie deutſche Nachbarn immer), deren Todfeinde, ermordeten auf dem Heimwege die gefangenen Franken und zermalmten die Leiber von 200 fränkiſchen Jungfrauen, indem ſie mit Pferden und Wagen über ſie hinfuhren.

Um nicht die Miene eines Geſchlagenen zu zeigen, unternahm Attila einen Zug nach Italien. Die feſte Stadt Aquileja hielt ihn

lange auf. Es iſt dort eine ungeſunde Gegend und ſeine ſchon durch den galliſchen Feldzug ziemlich heruntergekommenen Truppen litten Noth und murrten. Da ſah er wie ein Storch, der auf einem Thurme in der Stadt niſtete, mit ſeinen Jungen davonzog und ſchloß daraus, der Inſtinkt ſage dieſen Thieren, daß die Stadt bald zu Grunde gehen werde. Er ließ ſie daher mit neuer Wuth angreifen und es fehlte ihm nicht an Kriegsmaſchinen, die ihm griechiſche und römiſche Mechaniker bauen mußten. So überwältigte er die Stadt und zerſtörte ſie gänzlich. Wer aber von den Einwohnern entkam, flüchtete ſich in die benachbarten Lagunen, Sümpfe und Seewieſen des adriatiſchen Meeres, an deren Rändern ſich nach und nach der angeſchwemmte Schlamm und Sand etwas erhöht haben, ſo daß ſie ſchmale Inſeln bilden, auf denen die Flüchtigen damals ihre Hütten bauten und ſich von Fiſchen nährten. Das war der geringe Anfang der nachher ſo berühmt gewordenen Republik Venedig.

Als die Hunnen in das fruchtbare Thal des Po eindrangen, überließen ſie ſich der Völlerei, und ſchwächten dadurch ihre Kräfte um ſo mehr, als ſie ſich mit Beute überluden und die Hitze des Klimas nicht gewohnt waren. Man hält dies für den Hauptgrund, warum Attila vor Rom ſtehen blieb und dieſe Weltſtadt nicht eroberte, obgleich ſie ſich damals nicht hätte vertheidigen können. Papſt Leo der Große verließ die Stadt in ſeinem vollen biſchöflichen Ornate, von ſeiner ganzen Geiſtlichkeit begleitet, zog mit Geſang in Attilas Lager ein und drohte demſelben mit dem Zorne Gottes, wenn er die heilige Stadt ſchädige; auch Alarich ſey durch einen plötzlichen Tod beſtraft worden, als er Rom erobert habe. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes Beiſpiel auf Attilas Seele Eindruck gemacht hat. Die Legende fügt hinzu, die rieſenhaften Geſtalten der Apoſtel Petrus und Paulus hätten über dem Haupte Leos drohend in der Luft geſchwebt und durch ſie geſchreckt habe die Geiſel Gottes dem ehrwürdigen Prieſter nachgegeben und ſeinem Heere den Rückzugsbefehl ertheilt. Valentinian III. mußte ihm einen jährlichen Tribut verſprechen. Die Braut Honoria, die man unterdeß geſchwind an einen angeſehenen Römer verheirathet hatte, wurde

ihm nicht ausgeliefert und er gab auch seiner Forderung keinen Nachdruck, 452.

Von Constantinopel aus war ihm Martian nach Illyrien entgegengezogen. Dieser Umstand hat wahrscheinlich dazu beigetragen, daß er aus Italien zurückging. Inzwischen kam es zu keinem Kampfe in Illyrien, denn beide Theile hielten an. Kaum aber war Attila nach Pannonien in seine Holzstadt zurückgekehrt, als er plötzlich starb, 453. Er hatte sich eine neue Gemahlin, Namens Ildico, zugesellt, wahrscheinlich die Hildegund der deutschen Sage. In der Hochzeitnacht soll Atilla an einem Blutsturz verschieden seyn und man die Braut am andern Morgen weinend bei seiner Leiche gefunden haben. Die Umstände sind jedoch so verdächtig, daß man an einen Mord glauben kann. Attila wurde mit Waffen, kostbaren Geräthen, mit Köchern voll Juwelen in einem goldenen Sarge begraben, der in einem silbernen und dieser wieder in einem eisernen eingeschlossen war, sein Grab aber blieb unbekannt, weil man wie beim Tode Alarichs, die, welche ihn begraben hatten, erschlug.

Sein großes Reich zerfiel. Seine Söhne stritten um das Erbe. Die deutschen Heerkönige fielen ab, zuerst Ardarich der Gepide, dann die ostgothischen Brüder Walamir, Theodomir und Widomir und wahrscheinlich noch andere, die vereint den Hunnen bei Urtad in Pannonien eine große Schlacht lieferten, in welcher Ellak, Attilas Lieblingssohn und 30,000 Hunnen umkamen. Seitdem verschwanden die Mongolen ganz aus Europa. Nur die Avaren, wahrscheinlich ein tatarischer Stamm, und die Slaven blieben zurück. In Pannonien setzten sich die Gepiden, westlich von ihnen in Noricum die Ostgothen, noch weiter westlich im heutigen Bayern und Tirol die Skirren, Turcilinger, Heruler, Rugier als Nachbarn der Alemannen. Quaden und Markomannen verschwinden jetzt.

8.

Geiſerich und Ricimer.

In dem verhängnißvollen Jahre, in welchem Attila über den Rhein ging, war Placidia geſtorben. Ihr Sohn, Valentinian III., hatte ſich ihr gefügt und träge hingelebt, nach ihrem Tode aber verleitete ihn der Eunuch Heraclius zu Ausſchweifungen und reizte ihn gegen Aëtius auf. Dieſer verlangte für ſeinen Sohn Gaudentius die Tochter des Kaiſers, Eudoxia, zur Frau und da der Kaiſer keinen Sohn hatte, kann es nicht auffallen, daß Aëtius ſein Geſchlecht der ausſterbenden Dynaſtie des Theodoſius wollte nachfolgen laſſen. Als der Kaiſer ſich dagegen ſpreizte, ließ ihn Aëtius fühlen, wie überlegen er ihm durch ſein Anſehen bei den Truppen ſey, und zwang ihm einen Eid ab, daß er die Heirath wolle zu Stande kommen laſſen. Wie er aber einmal im Zimmer des Kaiſers war und ſich ein Wortwechſel zwiſchen ihnen erhob, zog der ſonſt ganz unkriegeriſche Valentinian das Schwert und ſtieß es ihm in den Leib, worauf ſogleich die Eunuchen und Diener herbei ſprangen und ihm vollends den Reſt gaben. Unmittelbar darauf wurde auch der Befehlshaber der Garden ermordet und lockte man die vornehmſten Anhänger des Aëtius einzeln ins Schloß, wo ſie daſſelbe Schickſal erlitten. Die blutige That war alſo verabredet, 454. Der Kaiſer hatte nun niemand mehr, der ſeinen Launen und Lüſten irgend Einhalt gethan hätte, allein er zog ſich dadurch allgemeinen Haß zu. Als er einmal die ſittſame Gemahlin eines vornehmen Römers, des Maximus, auf eine bübiſche Art in ſeine Gewalt brachte und entehrte, ſtellte ſich Maximus an die Spitze der Soldaten, die noch über den Tod des Aëtius grollten, und überfiel den Kaiſer, welcher ſammt ſeinem elenden Heraclius niedergeſtoßen wurde, 455.

Maximus, von den Truppen zum Kaiſer ausgerufen, ſchien in Folge des raſchen Glückswechſels den Verſtand verloren zu haben, denn er begnügte ſich nicht, ſeinen Sohn mit der Tochter des er-

mordeten Kaisers zu vermählen, sondern er zwang auch deren Mutter ihm selbst ihre Hand zu reichen. Das war Eudoria, die unschuldige Tochter der Athenais-Eudoria. Schon die Ehe, die sie mit dem unwürdigen Valentinian III. hatte eingehen müssen, war ein schweres Opfer gewesen. Nun sollte sie sich noch dem Mörder ihres Gatten unmittelbar nach dem Morde überlassen. Der Umstand, daß die entehrte Frau desselben plötzlich gestorben war, ließ sich zwar aus deren Kummer erklären, weckte aber doch einen bösen Verdacht gegen den Wittwer, der so gierig nach der zweiten Heirath war. Eudoria sträubte sich heftig und war in Verzweiflung. Da in der äußersten Noth ahmte sie das Beispiel ihrer Schwägerin Honoria nach und wie diese sich an Attila gewendet hatte, so sandte sie Briefe an den Vandalenkönig Geiserich und flehte ihn um Schutz an. Dem aber war die Gelegenheit erwünscht, unter dem Vorwand, als wolle er die rechtmäßige Erbin des römischen Kaiserhauses gegen den Thronräuber schützen, einen Raubzug nach Rom zu unternehmen. Die Weltstadt lockte immer noch die Beutegier der Barbaren, wie denn auch immer noch viel alter Reichthum in ihr verborgen und neuer durch die Familien, welche große Ländereien besaßen, hinein gekommen war. Geiserich rüstete eine Flotte und segelte nach Rom. Als er landete, stand ihm kein Heer entgegen. Maximus hatte für nichts gesorgt, weil er den Feind, wenn er auch von dessen Anschlägen etwas wußte, nicht so bald erwartete. Das römische Volk aber, in Todesangst vor den Vandalen, gab dem neuen Kaiser die Schuld des ganzen Unglücks und erschlug ihn, nachdem er nur drei Monate regiert hatte, 455.

Die Kürze dieses Zeitraumes beweist, wie schnell Geiserich seinen Plan faßte und ausführte. Bei der allgemeinen Rathlosigkeit in Rom erhob sich der ehrwürdige Papst Leo und ging wieder an der Spitze seiner Geistlichkeit, wie früher dem Attila, so jetzt dem Geiserich an den Hafen von Ostia entgegen. Der Vandale ließ sich nun zwar nicht abhalten nach Rom zu kommen, beruhigte aber den alten Papst insoweit, als er ihm zusicherte, er wolle das Leben der Einwohner schonen und auch die Stadt nicht in Brand stecken,

ſondern nur Beute machen. Und ſo geſchah es auch. Seine Soldaten leerten Rom mit aller Bequemlichkeit vierzehn Tage lang von allem aus, was irgend werthvoll und mitzunehmen war. Geiſerich legte beſonderen Werth auf die ſchönen Statuen von Marmor und Bronce, von denen Rom immer noch wimmelte, und gedachte damit ſein Karthago auszuſchmücken. Auch die vergoldeten Platten vom Dach des Jupitertempels und alle Tempelſchätze von Jeruſalem, welche Titus nach Rom gebracht hatte, nahm er mit. Desgleichen ſchleppte er tauſende von reichen Römern mit Weibern und Kindern fort in die Sklaverei, um ſie, nachdem er ihnen alle ihre Fahrhabe in Rom weggenommen hatte, zu zwingen, ſich vom Ertrage ihrer Ländereien noch nachträglich um große Summen loszukaufen. Die Straßen zum Hafen waren bedeckt mit Beutewagen und Menſchen. Es ſchien, als wolle Geiſerich ganz Rom nach Karthago hinüberführen und nach ſechs Jahrhunderten den Römern vergelten, was ſie an Karthago gethan hatten. Auch einige andere Städte in der Nachbarſchaft wurden von den Vandalen ausgeplündert, unter andern Nola, wo der edle Biſchof Paulinus, um einen gefangenen Jüngling zu retten, ſich ſelbſt für ihn als Sklaven hingab. Auf der Heimfahrt gingen mehrere der vollgepackten Schiffe zu Grunde und man bedauerte beſonders das eine, welches die koſtbarſten Statuen trug. Eudoxia und ihre Tochter befanden ſich gleichfalls auf der Flotte. Geiſerich nahm ſie mit, aber nur als Gefangene und ließ der Kaiſerin ſogar ihren Schmuck vom Halſe reißen. Als die Gefangenen in Karthago ankamen, wurde ihr Elend einigermaßen durch den Biſchof Deogratias gemildert. Eudoxia, die Tochter, mußte Geiſerichs Sohn, Hunerich, heirathen. Die Mutter Eudoxia wurde nach einiger Zeit nach Rom zurückgeſchickt.

In Gallien lebte damals der reiche Römer Avitus auf ſeinem Landgute, allgemein beliebt bei Römern und Barbaren, weshalb ihn Valentinian zum Feldherrn in Gallien ernannt hatte. Er war auch befreundet mit dem Weſtgothenkönig Theoborich II. Ein ſolcher Mann des Vertrauens ſchien am beſten geeignet, das zerrüttete römiſche Reich wieder in Ordnung zu bringen, alſo wählten ihn Heer

und Volk zum Kaiser. Er ging nach Rom, Theoderich aber übernahm es, über die Pyrenäen zu gehen, dem Suevenkönig Rechiar Spanien zu entreißen und es Rom zu unterwerfen. Rechiar wurde besiegt, gefangen und hingerichtet. Unterdeß war Avitus, für den Theoderich den Krieg unternommen hatte, schon nicht mehr Kaiser. Ricimer, ein Sueve und Verwandter Rechiars, zugleich aber auch der Sohn einer Tochter des Gothenkönigs Wallia, diente damals Rom und hatte aus altem Stammeshaß gegen die Vandalen dieselben zur See bekriegt und ihnen 60 Schiffe bei Corsica vernichtet. Das römische Volk empfing ihn mit Jubel, er aber weigerte sich, den Avitus als Kaiser anzuerkennen, weil derselbe dem Unterdrücker der Sueven in Spanien verbündet war. Avitus fand es gerathen, ihm nachzugeben, und dankte ab, um auf sein geliebtes Landgut in der Auvergne zurückzukehren, wo er mit seinem Schwiegersohne, dem Dichter Sidonius Appollinaris, goldene Tage gelebt hatte. Aber er kam nicht mehr dort an, denn unterwegs raffte ihn eine Krankheit dahin, wenn es nicht die Hand eines Mörders war, 456.

Ricimer hatte nicht Lust, den undankbaren Purpur anzunehmen, behielt sich unter dem Namen eines Patricius von Rom, wie früher Aëtius, nur die wirkliche Gewalt bevor und setzte einen andern als Schattenkaiser ein, den Majorianus, einen ganz rechtschaffenen Mann, der jedoch nicht mehr im Stande war, das kranke Reich zu heilen. Er wäre besserer Tage werth gewesen. Er versöhnte die Bagauden in Gallien durch Milde, sammelte mit Hülfe des Ricimer ein gewaltiges Söldnerheer aus allen benachbarten deutschen Stämmen und demüthigte damit den Westgothen Theoderich, indem er ihn in einer Schlacht besiegte. Theoderich hatte dem Avitus zum Thron geholfen, erkannte daher seinen Nachfolger nicht an und suchte seine eigene Herrschaft in Gallien wie in Spanien zu erweitern. Majorian überzeugte ihn nun, daß Rom noch nicht so schwach sey, wie er gemeint habe, wenigstens so lange es noch tapfere deutsche Söldner bezahlen könne. Nun fügte sich der Westgothe. Majorian rüstete aber zu Karthagena in Spanien möglichst heimlich eine große Flotte, um auch den Vandalen in Afrika zu demüthigen. Man er-

zählte ſich, er ſey verkleidet und unerkannt in Karthago geweſen, um ſelbſt die Gelegenheit auszuſpähen. Allein Geiſerich überfiel mit gewohnter Blitzesſchnelle die noch nicht fertig gerüſtete Flotte in Karthagena und zerſtörte ſie gänzlich. Als die Nachricht dieſes Unglücks in Rom ankam, tumultuirte wieder das Volk, vielleicht angeregt von Ricimer, dem Majorian ſchon zu mächtig geworden war, und dieſer mußte dem Sturme nachgeben und dankte ab, aber nach wenigen Tagen hieß es, er ſey geſtorben, 461.

Ricimer machte einen neuen Schattenkaiſer, den Severus, behielt aber mit dem Oberbefehl über die deutſchen Soldtruppen allein die Macht in den Händen. Nach dem Tode des Severus im J. 465 machte der Schatten eines Senats, der neben dem Schatten eines Kaiſers noch umging, einen letzten Verſuch, ſich aus der Verſtrickung der Barbaren loszuwickeln, und ließ durch den Papſt Leo in Conſtantinopel um einen neuen Kaiſer bitten. Im oſtrömiſchen Reiche war Pulcherias Gemahl Macrian im J. 457 geſtorben und der Thraker Leo zum Kaiſer gemacht worden. Dieſer ergriff nun die Gelegenheit gern, wieder Einfluß in Italien zu gewinnen, allein es gab noch große Schwierigkeiten und die Unterhandlungen dauerten faſt zwei Jahre lang. In Dalmatien durfte Marcellinus noch einmal als Heide wagen, ein unabhängiges Reich zu gründen und mit ſeinen Schiffen das adriatiſche Meer zu beherrſchen. Dieſer mußte erſt durch den klugen und mächtigen Ricimer beſeitigt und mit letzterem mußte erſt unterhandelt werden, ehe Leo in der Perſon des Anthemius einen neuen Kaiſer nach Rom ſchicken konnte. Ricimer erkannte denſelben an, wogegen ihm Anthemius ſeine Tochter zur Ehe geben mußte, 457. Aber ſie vertrugen ſich nicht lange. Anthemius hing zu ſehr an Leo und unternahm in Verbindung mit demſelben die Ausrüſtung einer großen Flotte, um Afrika den Vandalen zu entreißen. Durch die Ungeſchicklichkeit des Admiral Baſiliscus ging dieſe ſchöne Flotte vor Karthago verloren. Geiſerich täuſchte ihn mit trüglichen Unterhandlungen und ließ ihm über Nacht alle ſeine Schiffe verbrennen. Darauf erklärte ſich Ricimer gegen Anthe-

mius und rückte mit einem deutſchen Heere vor Rom. Die arme Stadt litt nun wieder ſchrecklich an Hunger, dem die Peſt folgte. Endlich ſtürmten die Truppen und erſchlugen den Anthemius, an deſſen Stelle Ricimer den Olybrius ſetzte, aber beide raffte die Peſt hin, 472.

Ricimers Neffe, Gundobold, König der Burgunder, befand ſich bei dem Heere, welches Rom erobert hatte, und ernannte den Glycerius zum Kaiſer und ging in ſein Land zurück. Glycerius wurde aber ſchon 474 von dem Dalmatier Nepos und dieſer noch in demſelben Jahr von dem Pannonier Oreſtes geſtürzt. Oreſtes hatte den Oberbefehl in Gallien gehabt, während Eurich, Bruder und Nachfolger Theodorichs II., in der allgemeinen Verwirrung ſein weſtgothiſches Reich ausdehnte. Oreſtes überließ ihm die Auvergne und eilte nach Rom, wo er nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeinen noch jungen Sohn Romulus Auguſtulus zum Kaiſer ausrufen ließ, 475. Aber der Befehlshaber der deutſchen Soldtruppen Odoachar, aus dem fürſtlichen Geſchlecht der Skirren, machte dem Schattenkaiſerthum ein Ende, indem er im J. 476 ſich ſelbſt zum König von Italien ausrufen ließ und den letzten römiſchen Imperator, Auguſtus, ſchonungsvoll nur abſetzte und in ehrenvoller Verbannung in der ſchönen Villa des Lucullus leben ließ. Deutſche Fürſtenſöhne waren längſt die Herren im römiſchen Reiche geweſen; es ſchien lächerlich, daß dieſe jugendfriſchen Helden ſich länger dazu hergeben ſollten, das abgelebte, markloſe, beſtändig einknickende Kaiſerthum noch in ihren ſtarken Armen aufrecht zu halten.

So endete das weltbeherrſchende Reich nach zwölf Jahrhunderten ſeiner Dauer. Dieſe waren dem Romulus bei Erbauung Roms durch den Vorüberflug von zwölf Geyern verkündet worden.

Damit ſchließt die Geſchichte der alten Welt und beginnt das Mittelalter, in welchem wir Deutſche die herrſchende Nation wurden.

Regiſter zum dritten Bande.

Seite

Actium . . . 204
Adria 4
Adrianopel 324. 462
Aedilen 67
Aeduer 156
Aegypten 212. 324. 471
Aemilian . . . 353
Aeneas 5
Aequer 48
Aeſopus . . . 287
Aethiopien . . . 212
Aëtius 497
Afrika . . 479. 498
Agnes, S. . . . 418
Agricola . . . 316
Agrippa . . 200 f.
Agrippina 274. 282. 296 f.
Aix 108
Akiba 399
Alanen 458. 464. 487 489. 491
Alarich . . . 478 f.
Alba . . . 5. 20
Albinus . 334. 335
Alemannen 337. 353 f. 448. 457. 493
Aleſia 165

Seite

Alexander Severus 343 f.
Alexandria 173. 202. 388 390. 444. 466. 479
Aliſo 267
Allia 62
Amaler . . . 458
Ambroſius 464. 467 f.
Ampſibaren . . 307
Amulius . . . 6
Ancus Martius . 22
Antinous . . . 323
Antiochia 239. 320. 453
Antoninus Pius . 327
Antonius 133 f. 173. 183 f.
—, der Einſieder 471
Apicius . . . 244
Appius Claudius, sen. 38 f.
—, jun. . 46. 51 f.
Appollonius v. Tyana 407
Apoſtel . . . 383
Apulejus . . . 407
Aquileja 102. 329. 351 465. 507
Araber 212. 320. 336
Arbogaſt . . 464 f.
Arcadius . 477. 493

Seite

Ardiſchir . . . 344
Arianer . . . 465
Arioviſt . . 156 f.
Arius . . . 440 f.
Armenien 213. 215. 277 297. 307. 320. 345 454. 496
Arminius . . 268 f.
Arnobius . . . 424
Arria 293
Arrian . . . 324
Arſaces . . . 454
Artaban 277. 297. 339 344
Aſcanius . . . 5
Atanulph . . 489 f.
Athanarich 458. 460. 463
Athanaſius 440 f. 453 457
Athen 357. 365. 478
Athenäum . . . 402
Athenais . . . 495
Atra 321
Attalus . . . 485
Attila . . . 500 f.
Augsburg . . . 269
Augur . . 12. 229

Seite

Augustinus . . 476
Augustus . . 206 f.
Aurelian 354. 358 f.
Ausonius . 403. 457
Avitus 512

Baal 341
Bachanalien . . 232
Bagauden . 365. 499
Bajä . . 288. 351
Balten 458
Barcochebas . . 399
Barden . . . 156
Basel 503
Basilides . . . 427
Basilius . . . 473
Bastarner . . . 212
Bataver . 275. 313
Belgen . 151. 158
Bellovesus . . 60
Berenike 310. 389. 398
Berg, der heilige 45
Boadicea . . . 307
Böhmen . . . 268
Bojer . 61. 80. 82
Bojorix . 106. 110
Boirebistas . . 166
Bologna . 61. 195
Bonifacius . . 497
Brennus . . . 61
Britannicus 296. 298
Britannien 161. 293. 297
306. 316. 323. 336
366. 457. 464
Bructerer . . . 275
Brutus, sen. 31 f.
—, jun. 182 f. 192
Burgunder 488. 492. 499
504
Byzanz . . . 335

Cäcina . . . 275
Cäre 12
Cäsar . . 131 f. 262

Seite

Caligula 274. 284. 287 f.
Camillus . . 58 f.
Campanien . 11. 70
Canidius . . . 204
Caninefaten . . 312
Capitol 62. 283. 310
Capua . . 11. 29. 70
Carbo . . . 96. 104
Caracalla . . 336 f.
Carausius . . . 366
Carus 362
Cassius . 43. 181 f.
Catilina . 122. 133
Cato, sen. 93. 240
—, jun. 85. 122. 132 f.
170. 175. 233 f.
Catullus . . . 258
Catulus . . . 125
Caudinische Joch 74
Celsus 424
Censor . 57. 240
Cerealis . 310. 315
Chalons . . . 505
Chamaver . . 448
Chauken . 307. 328
Cheruster 267 f. 296
Chnodomar . . 449
Christoph . . . 416
Christus . . 372 f.
Cicero 131 f. 174. 186
188 f. 242. 261
Cincinnatus . . 47
Cinna . . . 119 f.
Circumcellionen 440. 443
Circus Maximus 252
Civilis . . . 313
Claudius . . 292 f.
— II. . . . 357
Clelia 38
Clemens von Alexandrien . . 424
— von Rom . 425
Clodius 135. 140. 144
Cöln . . 297. 316
Collatinus . . 31
Commodus . 331 f.

Seite

Concilien . . 441
Constans . 442. 444
Constantin d. Gr. 432 f.
Constantinopel . 436
Constantius 443 f. 450
490. 493
—Chlorus 364. 410. 432
Consuln . . . 35
Coriolan . . . 42
Cornelia . . . 93
Corsika . . . 88
Crassus . . 129 f.
Curius Dentatus 76
Curtius . . . 67
Cypern . . . 398
Cyprian . . . 420
— von Karthago 423

Daker 318. 322. 359
Dalmater . 103. 269
Decebal . . . 318
Decemvirn . . 50
Decius . . . 352
— Mus . 70. 72
Demiurg . . . 428
Dicäneus . . . 166
Didius Julianus 333
Diocletian 362 f. 410. 431
Dioscorus . . 497
Divico 105
Divitiacus . . 157
Dolabella . 173. 197
Dolichenus . . 406
Domitian . . 311
Domitius Ahenobarbus 168 f. 200. 204
Donatisten 440. 498
Druiden . 154. 306
Drusilla . . . 288
Drusus, sen. 216. 267
—, jun. . . . 281
Dyrrhachium . . 170

Ebioniten . . 422
Egnatius . . . 76

Seite

Einſiedler . . . 471
Eleazar . . 390 f.
Ennius . . . 257
Epheſus . . . 358
Eponina . . . 316
Eſſener . . . 373
Etrusker 4. 9. 10 f. 37
Euchiten . . . 472
Eudoxia . . . 477
— II. . . . 495
— III. . . . 510
Eugenius . . . 465
Euſebius . . . 441
Eutropius . . 479
Eutyches . . . 497
Evangeliſten . . 386

Fabier . . 43 f.
Fabius . 44. 74 f.
Folliſcer . . . 59
Fauſta . . . 433
Fauſtina . . . 327
Faunus . . . 225
Feen 153
Flaminius . . 81
Flavier . . . 310
Flora 233
Florus . . . 389
Franken 353 f. 448. 464 f. 492
Fridigern . . 461 f.
Frieſen . 286. 307
Fulvia . . 196. 197

Gäſaten . . . 80
Gainas . 479. 481
Galba . 293. 305 f.
Galerius . 364. 432
Gallienus . . 354 f.
Gallien 68 f. 147 f. 213 286. 314. 354. 365 488.
Gallus . . . 353
Geiſerich 498. 503. 510 f.

Seite

Genien 13. 219. 226
Georg 417
Gepiden . 505. 508
Germanen 82. 149 f. 328
Germanicus . 274 f.
Geſetz, agrariſches 44
Geta 337
Geten 166. 212. 318
Gildo 479
Gladiatoren 127. 254
Gnoſis . 423. 426
Götter, römiſche . 220
Gordian . 350. 352
Gothen 352 f. 438. 458 f.
Grachus, Tiberius 93 f.
—, Cajus . 96 f.
Gratian 457. 462 f.
Gregorius . . 425
Griechen 241. 302. 357 478

Hadrian 321 f. 399. 404
Häreſien . . . 421
Heilige . . 415 f.
Helena 433. 437. 453
Lelico 61
Heliogabal . . 340
Helvetier . 105. 157
Herculanum . . 311
Hermanarich . . 458
Hermas . . . 425
Hermunduren 268. 307
Herodes Agrippa 389
— Antipas 374. 380
Herodias . . . 374
Hieronymus . . 476
Hiſtrionen . . . 256
Honoria . . . 503
Honorius . 477. 479
Horatier . . . 21
Horatius . 211. 258
— Cocles . . 37
Hortenſia . . . 197
Hortenſius . . 245
Hunerich . . . 512

Seite

Hunnen 459 f. 498 f.
Hypatia . . . 497

Janus . . 15. 19
Japyden . . . 203
Jazygen . 319. 330
Jeruſalem 324. 378. 389 f. 453
Jeſus 233
Illyrien . . . 34
Imperator . . 207
Induciomar . . 162
Inſubrer . . 61. 80
Johannd. Evangeliſt 386
— der Täufer . 373
Jovianus . . . 456
Jovinus . . . 489
Iſaurier . . . 356
Italer 3
Juba 175
Judas 379
Juden 377. 383 f. 452 468
Jugurtha . . 99 f.
Julia 201. 213 f. 280
Julianus Apoſtata 447 f.
Julus 5
Jungfrau, die heilige 414
Juno 220
Jupiter . . . 220
Juriſten 322. 334. 343
Juvenal . 241. 259

Kandace . . . 212
Karthago 423. 503. 511
Katakomben . . 411
Katharina H. . 418
Katten 267. 274. 276 307. 328
Kelten 143
Kimbern . . 104 f.
Kirche, älteſte . 337
Kleopatra 173. 199. 202 f.
Kloaken . . . 247

	Seite
Klöſter . . .	471 f.
Kriegsweſen d. Römer	236
Krokus . . .	354
Kyrene . . .	398
Labienus	165. 175
Lactantius . .	424
Laren	226
Lateran . . .	475
Latium . . .	4
Laurentius . .	417
Legion, thebaiſche	330
Legionen . . .	236
Leo der Große	507. 511
Lepidus	169. 185. 193
Liberius . . .	445
Licinius	65. 213. 433 f.
Ligurer .	79. 103
Lion . .	230. 335
Livia	200. 201. 213 f. 281
Livilla . .	281. 286
Livius . .	211. 262
Longobarden . .	277
Lucanus .	257. 304
Lucas	386
Lucia	418
Lucian .	326. 404
Lucretia . . .	81
Lucretius . . .	264
Lucullus .	131. 245
Lucumo . .	11. 12
Lupercalien . .	232
Lutetia	163
Macrinus . .	339
Mäcenas . . .	208
Magnentius . .	445
Mailand .	61. 467
Mainz	267. 449. 457
Majorian . . .	513
Mauen .	13. 226
Manichäer . .	429
Manlius .	62 f. 72
Marbod	268 f. 277
Marc Aurel .	327 f.
Marcellus . . .	81
Marcellinus . .	411
Marius	100. 107 f.
Markomannen	297. 319 328 f.
Markomir . . .	465
Mars	222
Marſen . . .	274
Marſeid . . .	36
Maſſilia	80. 103. 169
Martial . . .	259
Martin . . .	492
Mauritanien . .	294
Magentius . .	432 f.
Maximian	364. 431 f.
Maximin . .	346 f.
Maximus	350. 464. 510
Menenius Agrippa	41
Mercurius	152. 223
Merovich . . .	505
Meſſalina . .	292 f.
Metellus	100. 113. 124
Mettus Fuffetius	20
Millo	144
Mimen . . .	255
Minerva . . .	221
Minutius . .	243
Mithras . . .	404
Mithridates . .	116
Mona	306
Monate . . .	223
Montaniſten . .	422
Munda . . .	179
Mutina . . .	192
Mutius Scävola	37
Myſterien . . .	405
Nabatäer . . .	320
Narciſſus . . .	295
Nazaräer . . .	431
Nero . . .	296 f.
Nerva . .	312. 317
Nervier .	151. 159
Neſtorius . . .	496
Neuplatoniker .	406
Nicäa	441
Niger	334
Numa	15
Numantia . . .	88
Numidien	99. 175. 286
Numitor . . .	6
Octavia .	200. 298
Octavianus .	189 f.
Octavius . . .	119
Odenatus . . .	355
Odin	152
Odoacar . . .	514
Oktyſia . . .	25
Ophiten . . .	428
Oreſtes . . .	500
Origenes .	424. 426
Orleans . . .	504
Oskar	4
Oſtgothen	458. 463. 483 505. 508
Otho . .	298. 308
Ovid	211. 216. 243. 258
Pachomius . .	472
Palladium . .	221
Pallas . . .	298
Palmyra . . .	355
Pannonien	202. 269
Papirius . . .	73
Papſt . .	466. 474
Paris	163
Parther	199. 208. 215 277. 297. 307. 320 322. 324. 328. 336 339. 344
Patriarchen . .	474
Patricier . . .	17
Paulus, der Apoſtel	384
—, der Einſiedler	471
Pauſanias . .	264
Pelagius . . .	476

Seite

Pelasger 11
Penaten . 18. 226
Pergamus . . 202
Perser 355. 454. 496
Perfius . . . 259
Pertinax . 333. 334
Peterskirche . . 475
Petronius . 246. 259
Petrus . . 379. 384
Phädrus . . . 259
Pharisäer . . . 377
Pharnakes . . 173
Pharsalus . . 171
Philippi . . . 198
Philippus Arabs 352
Philo 373
Philosophen 246. 321
Picten 316
Pilatus . . . 380
Pisa 11
Piso . . 277. 280
Placidia 487. 489. 493 497
Plancus . 193. 204
Plautus . . . 259
Plebejer . . . 18
Plinius sen. . 263
— jun. . . . 264
Plotinus . . . 406
Plutarch . 263. 326
Polycarp . . . 418
Pompeji . . . 311
Pompejus 124 f. 167 f.
Pontifex . . . 229
Pontius . . . 74
Poppäa . . . 298
Porsena . . . 37
Portia . 182. 199
Postumius . . 74
Prätorianer 207. 333. 334
Priscillian . . 468
Probus . . . 361
Propertius . . 258
Propheten . . . 370
Proscriptionen . 196
Provence . . . 103
Publicola . . . 37
Pulcheria . . . 494

Quaden 297. 319. 330 457
Quiriten . . . 16

Radagais . . 484
Räuberſynode . 497
Ravenna . . . 484
Remus 6
Rhätien . 11. 266
Rhea Silvia . . 6
Rhodus . 214. 294
Ricimer . . . 512
Ritter, römiſche 114
Rom 1. 6. 425. 481. 485 487
Roma 228
Romulus . . . 6 f.
— Auguſtulus . 514
Roscius . . . 260
Rostra 72
Rorolanen 319. 459
Rubico . . . 168
Rufinus . 469. 477

Sabiner . 4. 8. 38
Sabinus . . . 314
Sachſen . . . 366
Sadducäer . . 377
Säulenheilige . 472
Salier 16
Samariter . . 422
Samniter 4. 69 f.
Saper . . . 355
Sardinien . . 83
Sarus 484. 486. 489. 490
Saſſaniden . . 345
Saturn . . . 224
Saturninus . . 113
Schauſpiele 251. 259
Schottland . . 316
Scipio, Afr. . 85. 93
Scipio, Naſica . 95
Sclavenkrieg . 127 f.
Sclaverei . . . 92
Sejanus . . 281 f.
Senat 17
Seneca 260. 297. 304
Septim. Severus 334 f.
Sequaner . 151. 156
Serena . . . 484
Sertorius 119 f. 124 f.
Servius Tullius 24
Sextus Empir. . 264
— Pompejus 172. 176 197 f.
— Tarquinius . 30
Sibylle 28. 216. 225. 370
Sicilien . 92. 132
Sidonius . . . 512
Sigambern 160. 267. 448
Sigoveſus . . 60
Sikuler . . . 4
Silius . 257. 294
Silurus . . . 253
Silvanus . . . 445
Silvier . . . 6
Simon Magus . 427
Spanien 86. 124 f. 176 386. 489. 491
Sparta . . . 479
Spartacus . . 128
Sporus . . . 300
Statius . . . 257
Stephanus, Märtyrer 384
— Biſchof . . 423
Stilicho 465. 479 f.
Strabo . 212. 264
Straßburg . . 449
Sueven 156. 268. 489 491
Sulla . 101. 116 f.
Sulpicius . . 117
Symmachus 466. 467

Tacitus . . . 262
Tafeln, zwölf . 50

Provinz. Universitäts-Bibliothek Linz

	Seite
Tanaquil . . .	24
Tarent . . 73.	77
Tarpeja	8
Tarquinius Priscus	22
— Superbus	27 f.
Tatius	8
Tempel, jüdiſcher	394
Teuchterer . .	160
Terentillus . .	48
Terentius . . .	259
Tertullian 424.	426
Teufelsmauer .	323
Tenia	84
Teutoburger Wald	271
	275
Teutonen . .	104 f.
Theodoſius .	463 f.
— II. . .	493 f.
Therapeuten . .	373
Theſſalonich . .	468
Thomas . . .	386
Thusnelda . .	274
Tiberius 200. 213 f. 266 f.	
	273 f.
Tibullus . . .	258
Tibur	325
Tigranes . . .	307
Titus . 310 f.	392
Toloſa	492
Trajan . . 317 f.	
Trevirer . . .	314
Triarier . . .	237

	Seite
Tribus . . .	16
Tribunus . . 16.	26
Triumvirat, erſtes	139
— zweites . .	195
Tullia	27
Tullus Hoſtilius	20
Tyrrhener . . .	4
Ubier . . 151.	231
Ulphilas . . .	461
Ulpian	343
Umbrer	4
Uſipeter . . .	160
Utica	176
Valens . . 456 f.	
Valentinian . .	456
— II. . . .	464
— III. . .	493 f.
Valentinus . .	428
Valerianus . .	353
Valerii . . .	59
Valerius . 55.	69 f.
— Flaccus . .	257
Vandalen 438. 458. 487	
489. 491.	498
Varro . . 233.	258
Varus	269
Veji	58
Velleda . . .	315

	Seite
Venedig . . .	507
Veneter . . .	160
Vercingetorix .	164 f.
Verres	132
Verus	327
Veſpaſian 309 f.	391.
Veſta	221
Veſtalinnen . 6.	16.
Veſuv . . 128.	311
Via Appia . .	249
Victoria . . .	227
Vindelicien . .	266
Virgil . . 211.	257
Virginia . . .	52
Viriathus . . .	87
Viridomar . .	81
Vitellius . . 308 f.	
Vitruvius . . .	249
Völker . . 40.	42
Wallis	490
Weſtgothen 458. 460 f.	
477 f.	503
Wien	331
Winithar . . .	460
Zamolxis . . .	166
Zauberei . . .	233
Zeloten 389. 391 f.	
Zenobia . . 358 f.	

Allgemeine Weltgeſchichte.

Vierter Band.

Allgemeine
Weltgeſchichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Institut
für Kultur- und
Universalgeschichte

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

53-8-5533

D 9.2.87

NT 12.6.87

Ra 95

IV

Schnellpressendruck der J. B. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Die alten Deutſchen 1

Die deutſchen Volksſtämme. S. 1. Landsgemeinden und Gefolgſchaften. S. 6. Altdeutſches Heidenthum. S. 12. Gemüthliche Naturanſicht der alten Deutſchen. S. 17. Der Odinismus. S. 22. Der ſittliche Kampf gegen den Odinismus. S. 28. Altdeutſche Heldenlieder. S. 34. Die Bekehrung der Deutſchen. S. 39.

Zweites Buch. Untergang der Gothen 46

Die Franken. S. 46. Chlodwig. S. 51. Theodorich der Große. S. 59. Juſtinian. S. 68. Untergang des Vandalenreichs. S. 72. Beliſar. S. 76. Totilas. S. 82. Die ſpaniſchen Gothen. S. 88.

Drittes Buch. Die Merowinger 95

Chlodwigs Söhne. S. 95. Brunehild und Fredegunde. S. 101. Die Hausmeier. S. 111. Heidenbekehrungen in Deutſchland. S. 117. Karl Martell. S. 122. Der h. Bonifacius. S. 127.

Viertes Buch. Longobarden und Byzantiner 135

Die Longobarden. S. 135. Gregor der Große. S. 142. Die Avaren. S. 146. Heraclius. S. 150. Die Saſſaniden. S. 156. Der Talmud. S. 160.

Fünftes Buch. Der Islam 166

Muhamed. S. 166. Der Koran. S. 173. Die erſten Chalifen. S. 179. Die Ommaijaden. S. 185. Die Araber in Spanien. S. 192. Die ſpaniſchen Ommaijaden. S. 199. Pelayo und St. Jago. S. 203.

Seite

Sechstes Buch. Die Chalifen von Bagdad 209

Harun al Raſchid. S. 209. Die Abaſſiden. S. 215. Zerrüttung und Theilung des Chalifenreichs. S. 219. Mahmud der Ghaznewide. S. 225. Muhamedaniſche Gelehrſamkeit. S. 232. Poeſie der Beduinen. S. 236. Poeſie der Hareme. S. 240. Die Märchenwelt des Islam. S. 248.

Siebentes Buch. Der Bilderſtreit 255

Byzantiniſche Verderbniß. S. 255. Der Iſaurier Leo. S. 262. Irene. S. 268. Byzantiniſcher Geiſt und Geſchmack. S. 273. Trennung der griechiſchen und römiſchen Kirche. S. 279.

Achtes Buch. Karl der Große 287

Untergang des Longobardenreichs. S. 287. Die Sachſenkriege. S. 294. Der Urſprung Oeſterreichs. S. 300. Das römiſch-deutſche Kaiſerthum. S. 305. Karl der Große. S. 312. Beginn der Romantik. S. 317.

Neuntes Buch. Die Trennung Deutſchlands von Frankreich 320

Ludwig der Fromme. S. 320. Der Vertrag von Verdun. S. 328. Häßlichſter Bruderhaß. S. 333. Papſt Nicolaus I. S. 339. Gegenſeitiges Aufreiben der Karolinger. S. 345. Karl der Dicke. S. 355. Arnulf. S. 361. Ludwig das Kind. S. 366.

Zehntes Buch. Briten und Angelſachſen 373

Die alten Briten. S. 373. Altbritiſches Heidenthum. S. 377. Die frühe britiſche Bekehrung. S. 383. Hengiſt und Horſa. S. 387. Die mühſame engliſche Bekehrung. S. 391. Alfred. S. 396. Dunſtan. S. 402.

Eilftes Buch. Die Normannen 408

Skandinavien. S. 408. Die Dänen. S. 414. Die Norweger. S. 421. Island, Grönland, Winland. S. 425. Isländiſche Dichtkunſt. S. 429. Die Schweden. S. 434. Die Wikingszüge. S. 438. Die Finnen. S. 445.

Zwölftes Buch. Die Slaven 452

Slaviſche Völkerſtämme. S. 452. Slaviſches Heidenthum. S. 458. Wenden und Polen. S. 464. Böhmen. S. 469. Bulgaren und Südſlaven. S. 475. Ruſſen. S. 482.

Berichtigungen.

Zu Band IV. Seite 8 Zeile 9 von unten lies Bonden statt Barden. S. 38 Z. 6 v. oben l. Frühlingsgotte. Daselbst Z. 13 v. o. l. den st. dem. S. 58 Z. 2 v. o. l. Ragnachar. S. 65 Z. 14 v. u. l. Mundo. S. 78 Z. 10 v. o. l. Bolsenersee. S. 84 Z. 8 v. o. l. Jornandes. S. 114 Z. 4 v. o. l. Agilolfinger. S. 133 Z. 1 v. u. l. Bobbio. S. 143 Z. 8 v. o. l. bereichert st. bezahlt. S. 176 Z. 13 v. o. l. Hurls. S. 180 Z. 5 (des Textes) v. u. l. überrannt st. übermannt. S. 182 Z. 2 v. o. l. Isdegertes. S. 183 Z. 5 v. o. l. schon st. sehr. S. 184 Z. 7 v. u. hinter Muhamed l. welcher Aischas Bruder war. S. 197 Z. 8 v. o. l. Zama. S. 202 Z. 5 v. u. l. Eulogius. S. 203 Z. 14 v. o. l. Edrisiden. S. 226 Z. 7 v. o. l. Fachrechdewlet. S. 311 Z. 3 v. o. l. dem in Mainz. S. 346 Z. 8 v. o. l. Ludwig st. Ludwigs. S. 351 Z. 8 v. o. l. aus Cobbos Geschlecht. S. 366 Z. 8 v. u. l. Ota. S. 367 Z. 2 v. u. l. Moimar. S. 372 Z. 3 v. u. l. Weißenburg st. Straßburg. S. 379 Z. 2 v. o. l. Sommerlebens. S. 385 Z. 17 v. o. l. Brandanus. S. 438 Z. 5 v. o. l. Ostseeprovinzen. S. 455 Z. 17 v. o. l. Anton. S. 469 Z. 14 v. o. l. Slaven st. Avaren.

Erſtes Buch.

Die alten Deutſchen.

1.

Die deutſchen Volksſtämme.

Man kennt vom deutſchen Volke weder Wurzel noch Hauptſtamm, ſondern nur weit verbreitete Aeſte und Zweige, von denen jeder als ſelbſtändiger Stamm gelten wollte. Nicht einmal einen gemeinſamen Namen hatten ſie. Unter den Skythen im Oſten haben die Griechen und Römer ohne Zweifel auch deutſche Stämme mitbegriffen, wie denn ſchon aus den Heldenliedern der ſkythiſchen Saken die deutſche Verwandtſchaft hervorleuchtet; andere Skythen aber waren offenbar Tatarn, Slaven und ſelbſt Mongolen. Den Deutſchen verwandt erſcheinen auch die Thraker, Daker und Geten. Die Kelten, über die man ſo viel geſtritten hat und noch ſtreitet, waren nach Weſten vorgeſchobene Stämme, den Iberern in Spanien und den Briten in England fremd, aber den hinter ihnen folgenden Deutſchen ſo verwandt, daß die Römer dieſe ihre Brüder (Germani) nennen konnten. Hohe und gewaltige Geſtalten, eine ſehr weiße Haut, blondes Haar und blaue Augen wurden an beiden gerühmt. Indeſſen unterſcheiden ſich die Kelten auch wieder von den Germa-

nen, ohne daß darum ihr Zuſammengehören geleugnet werden darf. Man kann ſich eine richtige Vorſtellung von den Völkerſchaften, über deren Deutſchheit ſo viel Streit herrſcht, nur dann machen, wenn man ſie mit neueren Völkern vergleicht, welche theils auf romaniſchem Boden ihre deutſche Mutterſprache verlernten, wie Gothen, Burgunder, Longobarden, Franken, theils auf ſlaviſchem Boden und unter dichten Slavenmaſſen die deutſche Sprache einführten, wie in Oeſtreich, Schleſien, den Marken. In ganz ähnlicher Art haben ſicher ſchon vor mehr als zwei Jahrtauſenden Miſchungen deutſcher Stämme mit fremden Statt gefunden, ſo daß bald mehr deutſches Weſen mit fremder Sprache, bald mehr fremdes Weſen mit deutſcher Sprache vorkamen, wie noch jetzt.

Der Geſammtname „Deutſche" iſt erſt im Mittelalter gebraucht worden. Thiuda heißt überhaupt das Volk, jedes Volk (gens, natio). Davon kommt der Name Theodorich oder Dieterich (der Volkreiche oder der Reiche [rex], der das Volk richtet oder regiert).

Tacitus theilt mit, die Germanen hätten als gemeinſamen Stammvater den Thuisco erkannt, deſſen Sohn Mannus habe drei Söhne gehabt, von denen die drei Hauptſtämme Ingävonen, Iſtävonen und Hermionen abſtammten. Man könnte verſucht ſeyn, darin die drei ſpäter durch ihre Mundart ſich weſentlich unterſcheidenden Hauptſtämme, nämlich die Skandinavier (Dänen, Schweden, Norweger), die Niederdeutſchen (Sachſen, Franken, Engländer) und die Oberdeutſchen (Gothen, Schwaben, Bayern ꝛc.) wiederzuerkennen. Indeß iſt es nicht möglich, jetzt noch die Grenzen zu finden, die vor der Völkerwanderung zwiſchen den deutſchen Stämmen gelaufen ſind. Zu viele ältere germaniſche Völkernamen ſind ſeitdem untergegangen. Die Dreitheilung nach den Hauptmundarten kehrt übrigens auch in den Geſetzen wieder. Die älteſten, wenn auch ſchon lateiniſch geſchriebenen Geſetze der Franken, Thüringer, Longobarden, Frieſen, Sachſen ſind unter einander verwandt, aber verſchieden von den ſkandinaviſchen und auch von den ſüddeutſchen, d. h. gothiſchen, burgundiſchen, alemanniſchen und bayriſchen.

Es fällt auf, daß die Germanen, wie ſie Cäſar und Tacitus

in Belgien und am Rhein kennen lernten, in ſo gar kleine Völkerſchaften zerſplittert waren. Entweder waren es Sippſchaften, Clane, Horden, Tribus, die aus einer einzigen Familie ſich allmählig zu einem Völkchen vermehrt hatten, oder urſprünglich nur Gefolgſchaften und Ausgewanderte, die ſich von ihrer Heimath abgezweigt und neuen Boden geſucht hatten. Jedenfalls hatte der in der deutſchen Art liegende Sonderungstrieb große Schuld, daß auch die ſchon lange in einem Lande feſtſitzenden Stämme immer noch in politiſch völlig von einander unabhängige Gaue und Gemeinheiten getrennt blieben, wie noch die Alemannen bis zur Bekehrung und die Schweizer bis auf die neueſte Zeit. Wie unbrüderlich ein Stamm oder auch nur ein Gauvolk den deutſchen Nachbar unterdrückte, davon gab die Verfolgung der Uſipeten ein ſchlagendes Beiſpiel. Wie ſich auch innerhalb deſſelben Stammes die einander nahe verwandten Familien haßten und befehdeten, hat uns das Beiſpiel von Segeſtes und Arminius gezeigt. Nur gegen einen gemeinſamen Feind zur Abwehr oder zum Angriff verbanden ſich zuweilen auf kurze Zeit mehrere Stämme, ſo unter Arioviſt, Arminius, Marbod. Als einer Ausnahme erwähnt Tacitus des Suevenbundes, der von hundert Gauen auf längere Dauer geſchloſſen war, nachher aber doch wieder zerfiel. Mit dem Namen Gau wurde der Landſtrich bezeichnet, in welchem ſich ein Stamm bleibend niedergelaſſen hatte. Alle ſind von Oſten her eingewandert, alle behielten noch lange die Neigung weiter zu wandern. Die Jagdluſt, Wanderluſt, Kriegsluſt, Abenteuerſucht war ihnen angeboren. Sie hatten, wie Cäſar und Tacitus ausdrücklich melden, keinen Privatgrundbeſitz, ſondern beſaßen das Land gemeinſam und vertheilten es jährlich zum Anbau. Die junge Mannſchaft, die bei Vermehrung der Bevölkerung im Heimathsgau nicht mehr Platz hatte, ſuchte ſich mit dem Schwert eine neue Heimath zu erobern.

In den ebenen Steppen am Tanais (Don), von wo nach den älteſten Nachrichten die Deutſchen herkamen, verſtand ſich das Nomadiſiren von ſelbſt. Indeſſen dürfen wir uns die alten Deutſchen nicht alle als wandernde Hirten- und Räuberſtämme denken. Ein

großer Theil derſelben hat ſicher ſchon in ſehr früher Zeit feſte Sitze gehabt, Thraker, Daker, Geten. Der Zuſammenhang dieſer alten Völkerſchaften mit den Gothen, der Unſterblichkeitslehre des Zamolxis mit der nordiſchen Walhalla läßt ſich nicht verkennen. Bemerkenswerth iſt, daß die Gothen vornehmlich als Reiter, die Franken als Fußvolk fochten. Jene ſcheinen länger nomadiſirt, dieſe früher den Acker gebaut zu haben.

Im Allgemeinen kehrt bei den alten Deutſchen derſelbe Grundzug der Ritterlichkeit und des Familienſinnes wieder, der die älteſten Pelasger, Illyrer, Makedonier, Griechen und Römer in ihrer noch unverdorbenen Zeit charakteriſirte, und heute noch bei den kaukaſiſchen und tatariſchen Völkern gefunden wird. Das ritterliche Weſen, die Kampfbegierde und Luſt der Waffen, ſo wie die Achtung des Weibes und Heilighaltung der Familienbande war den alten Deutſchen mit den andern nordiſchen Ariern gemein. Das Eigenthümliche aber, was ſie von allen andern unterſchied, war von jeher etwas Grobes und Ungeſchlachtes bei einer größern Tiefe und Kraft des Gemüths. Der Deutſche iſt heute noch ungeſchliffener als der Romane und namentlich unmäßiger im Eſſen und Trinken. Die Gabe der Deutſchen, ungeheuer viel geiſtiges Getränk zu vertragen, und ihre Luſt, ſich darin zu berauſchen, hat von jeher die andern Völker in Erſtaunen geſetzt. Daneben bemerkt man an den Deutſchen häufig Trägheit des Geiſtes, Phlegma oder blödes Weſen, Unbeholfenheit und dumme Gutmüthigkeit, die ſich leicht übertölpeln läßt. Um ſolcher Eigenſchaften willen pflegten ſich die deutſchen Stämme ſchon in uralter Zeit gegenſeitig zu verſpotten und ſchon von den Herulern wurden Geſchichten erzählt, wie wir ſie ſpäter in den Schwänken von den blinden Heſſen oder von den ſieben Schwaben finden. Allein alle jene Mängel wurden aufgewogen, wenn es darauf ankam oder das deutſche Volk gereizt war, durch einen Sturm und Drang, wie er keinem andern Volke eigen war und weshalb er als furor teutonicus ſprichwörtlich wurde, durch eine eben ſo ſprichwörtlich gewordene Güte, Treue, Biederkeit, Ehrlichkeit, durch die Keuſchheit und Häuslichkeit der Frauen, durch die

hohe Achtung des weiblichen Geſchlechts und durch einen zarten Sinn für die Natur. Andere alte Völker hatten eine Scheu vor der Natur, in der ſie nur den Kerker der Seele erblickten, wie die Inder, oder in der ihnen vieles nur dämoniſch erſchien, wie den Perſern und Juden; oder ſie brauchten die Natur gleichgültig nur zu ihren Zwecken, wie Griechen und Römer. Die Deutſchen allein ſahen in der ſie umgebenden Natur ein ſchönes Wunder, hatten ein tiefes Gefühl für die Landſchaft, für den Wald, die Gebirge, die Heimath und ſtanden mit den Geiſtern der Natur in einem bald hochromantiſchen, bald ironiſchen Verkehr, wovon noch die Volksſagen voll ſind.

Den Wald müſſen wir uns vorzugsweiſe als den Hintergrund des alten deutſchen Lebens denken. Wenn auch ein großer Theil deutſcher Stämme eine Zeitlang in den oſteuropäiſchen Steppen nomadiſirt haben mag, ſo drangen ſie doch nachher alle in die Tiefen der ungeheuren Wälder ein, welche ganz Deutſchland bedeckten und großentheils noch immer bedecken, denn kein Land in der civiliſirten Welt iſt ſo waldreich, wie das unſre. Die Römer bebten vor den Schreckniſſen des Urwalds zurück. Die Deutſchen aber wurden darin heimiſch. Waren ſie je ein Hirtenvolk geweſen, ſo wurden ſie gewiß zu einem Jägervolke und Ackerbau lichtete den Tannenwald erſt ſehr allmählig. In der Einſamkeit der Wälder erhielt ſich die keuſche Sitte der Frauen, der Freiheitsſinn der Männer am ſicherſten. Die Jagd aber bot ihnen nicht genug Nahrung und machte ſie keck zu Abenteuern; die Waldeinſamkeit weckte in ihnen den romantiſchen Sinn zur Ferne. Andere Völker hat die fruchtbare Ebene oder das Meer erzogen, wir Deutſche waren Kinder des Waldes.

Tacitus, der größte unter den römiſchen Geſchichtſchreibern, hat uns die Ehre angethan, in einem eigenen Buch (Germania) das deutſche Volk zu ſchildern und ſeine Tugend dem verderbten Römervolk der Kaiſerzeiten als beſchämenden Spiegel vorzuhalten. Was er von den Germanen am Rhein und an der Donau erzählt, wird überall beſtätigt durch andere uns noch aus der Heidenzeit erhaltene Nachrichten, insbeſondere durch die nordiſchen Sagas, und am Ende iſt ſich der Grundzug im Charakter des Volks bis heute treu geblie-

ben. Was Tacitus an den Germanen am meiſten tadelt, iſt ihre Uneinigkeit, die nie endende Fehde unter ihren Stämmen, ihr ewiges Sichſelbſtzerfleiſchen. Die Deutſchen ſelbſt nannten das Neid und tadelten es immer einer am andern, nur keiner an ſich ſelbſt. Der Neid gehört leider mit in den Grundzug des deutſchen Volkscharakters. Wie wir ihn bei Segeſtes, Marbod, Sarus, Gainas ꝛc. hervortreten ſahen, ſo kehrt er in der Geſchichte der deutſchen Stämme beſtändig wieder und ſpiegelt ſich im Nibelungenliede am ſchrecklichſten in der unheimlichen Geſtalt des grimmen Hagen ab.

2.

Landsgemeinden und Gefolgſchaften.

Tacitus fand die Germanen im Uebergange aus der patriarchaliſchen Familien- und Stammverfaſſung zu der vertragsmäßigen Gemeindeverfaſſung. Es gab nämlich noch Stammfürſten uralten Geſchlechts, die man auch noch hochehrte, die aber die väterliche Gewalt über den ganzen Stamm bereits an die Volksverſammlung, an die Geſammtheit freier Männer verloren hatten. Dieſe kam an jedem Neumond zuſammen, entſchied über alle gemeinſamen Angelegenheiten und hielt Gericht, wobei, wenn nicht beſtimmtes altes Herkommen und Geſetz entſchied, die mehrere Hand den Ausſchlag gab. Zu des Tacitus Zeit ſchon ganz eben ſo, wie noch viele Jahrhunderte ſpäter in Schweden, Norwegen, Friesland und wie noch ir der jüngſten Zeit in den Schweizer Landsgemeinden. Die Verſammlung hatte eine religiöſe Weihe, indem Opferthiere geſchlachtet und nachher bei fröhlichem Mahle verzehrt wurden, vor allem Pferde, deren Fleiſch die alten Deutſchen vorzüglich gern aßen. Dazu wurde tüchtig Meth oder Bier getrunken. Wein war in den älteren Zeiten vor dem Einbruch der Deutſchen in das römiſche Reich ſo ſelten und koſtbar, daß die nordiſche Edda (in deren Liedern die altnordiſche Götterlehre erhalten iſt), indem ſie von der

himmliſchen Walhalla, in welcher der höchſte Gott Odin (Wodan) alle rühmlich gefallenen Helden an ſeine Tafel rufen wird, erzählt, den Odin allein Wein trinken läßt, während die andern ſich mit geringerem Stoff begnügen müſſen. Tacitus ſagt übrigens ausdrücklich, die Germanen hätten beim Gelage nur verhandelt, und immer erſt am nüchternen Morgen abgeſtimmt und Beſchlüſſe gefaßt (deliberant, dum fingere nesciunt, constituunt, dum errare non possunt).

Neben dieſen offenen und geregelten Parlamenten konnte die Herrſchaft eines Einzelnen nicht aufkommen. Jeder Befehlende oder Verwaltende wurde erſt von der Gemeinde gewählt. Zum Vorſitzenden der Landsgemeinde und des Gerichts, der zugleich den Opfern vorſtand, wählte man einen aus dem Geſchlecht der alten Stammfürſten, d. h. aus dem Blutadel, der in der Regel ſeine Abſtammung von den heidniſchen Göttern herleitete. Ein ſolcher hieß Richter, gothiſch Reiks (lateiniſch rex), bei den Burgundern Sinniſt (der älteſte), angelſächſiſch Wald (der waltende). Zum Anführer im Kriege aber wählte und zwar nur für die Dauer deſſelben die Landsgemeinde einen Herzog (dux), nicht nach vornehmer Geburt, ſondern nach der Fähigkeit. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, nec regibus infinita et libera potestas, ſind die Worte des Tacitus, wie auch die folgenden: den Deutſchen befiehlt man nicht, ſie regiert man nicht, ſie thun alles, was ſie haben wollen, Germanos non juberi, non regi, sed cuncta ex libidine agere. Darum nennt auch Lucanus die Freiheit ein deutſches Gut, libertas germanicum bonum. Tacitus dachte ſchmerzlich an die Sklaverei der Römer, indem ſich ſein Auge an dem herzerfreuenden Schauſpiel weidete, welches ihm die Deutſchen in ihrer Freiheit gaben. Florus beklagte in demſelben Sinn die Griechen: die Deutſchen haben von Natur, was die Griechen mit aller Kunſt nicht zu Stande bringen.

Aus den unſcheinbaren Landsgemeinden der alten Deutſchen bildete ſich das ganze europäiſche Verfaſſungsweſen heraus nach dem Grundſatz, daß der Einzelne ſich nicht etwa einem allgemeinen Staatswohl zu opfern, ſondern im Gegentheil der Staat lediglich das Recht des Einzelnen zu ſchützen habe. Eine Staatsgewalt gab es für die

alten Deutſchen nur durch Uebertragung der im freien Willen Aller ruhenden Souveränetät auf Einen, den man dazu bedingungsweiſe und nur auf beſtimmte Zeit gewählt hatte. Dadurch blieb dem Einzelnen ſeine perſönliche Ehre als freier Mann geſichert und ohne dieſes Verhältniß wäre es nicht möglich geweſen, der ganzen Nation ihren ritterlichen Charakter zu bewahren. Das Vorhandenſeyn ſo vieler freier und ehrenhafter Männer machte allein möglich, daß die neueuropäiſche Geſellſchaft eine ganz neue Entwicklung im Mittelalter erleben konnte, die unter Griechen und Römern auch trotz des Chriſtenthums nicht mehr möglich geweſen wäre. Mit Recht ſagte daher der berühmte engliſche Geſchichtſchreiber Hume: Alles, was noch in der Welt iſt von Freiheit, Ehre, Edelmuth und Würde, verdanken wir dieſen großmüthigen Barbaren. Und der Franzoſe Montesquieu: Die Freiheit, dieſe ſchöne Sache, iſt in den deutſchen Wäldern erfunden worden.

Die Bedingung der perſönlichen Freiheit bei den alten Deutſchen war ſeine Bewaffnung, ſein Antheil an der Volksſouveränetät in den monatlichen Volksverſammlungen und ſein freier Wohnſitz. Die Germanen wohnten niemals beiſammen, ſondern in getrennten Höfen, jeder für ſich. Von Städten wußten ſie nichts. Sie haßten alle Mauern, als Gefängniſſe. Durch dieſes zerſtreute Wohnen auf Einzelhöfen ging ihnen wohl viele Bildung ab, allein ſie erhielten ſich in der alten Freiheit und Mannhaftigkeit und entarteten nicht zu einem Stadtpöbel, wie Griechen und Römer.

Den Kern des Volks bildeten die freien Familienväter, in Skandinavien Barden (Wohnende), im Süden Herimannen, Arimannen (von Heer oder von Ehre), wovon noch der Name Herr kommt, auch freie Bauern (liberi baronos) genannt. Höhern Adel ſprachen nur wenige altberühmte Geſchlechter an. Ein zahlreicherer Adel entſtand erſt ſpäter nach den großen Eroberungen in der Völkerwanderung, indem die Waffengenoſſen des Eroberers als höherer Stand den Unterworfenen übergeordnet wurden. Als Grundbeſitzer dürfen wir uns aber jene alten Freien nicht denken, weil ſie das Land gemeinſam beſaßen und jährlich neu theilten. Cäſar und Tacitus,

welche sie am besten kannten und am ausführlichsten von ihren Einrichtungen geschrieben haben, sprechen nie von einem forterbenden Grund und Boden, sondern nach ihnen bestand aller Reichthum der Germanen nur aus Vieh, Waffen ꝛc. Das Haus selbst, weil es von Holz war und leicht abgebrochen werden konnte, gehörte zur Fahrhabe.

Von den Knechten der freien Deutschen wird man sich eine richtige Vorstellung machen, wenn man die Strenge, aber auch Gutmüthigkeit reicher Bauern auf ihren Höfen heute noch beobachtet. Zu dienen, war auch dem freien Deutschen keine Schande. Die jüngeren Brüder dienten dem älteren. Knaben wurden häufig in andere verwandte oder gastfreie Familien geschickt und dienten dort. Das Urbild aller deutschen Helden, Sifrit, war ein Dienstmann. Die höchsten deutschen Amtstitel kommen von Knechten her. Der Mareschalk war ursprünglich Pferdeknecht, der Seneschal Viehhirt, Hüter der Sennen, wie sie heute noch in den Alpen heißen. Eigentliche Sklaven waren gewiß nicht zahlreich und nur Gefangene oder gekaufte Knechte von einem fremden Volke. Der allgemeine Gebrauch des Wortes Sklave bei den Deutschen wie des Wortes servus (s. v. a. Serbier, Sorbe) bei den Römern deutet darauf hin, daß schon längst die Mehrheit der Sklaven aus den Slavenländern kam.

Die Gesetze der alten Deutschen bezogen sich nur auf das Privatrecht, waren aber sehr genau abgezirkelt, um die Eigenthumsrechte jedes Einzelnen zu wahren. Im Naturstande rächte jeder die ihm widerfahrene Beleidigung selbst und die Ehre der Familien gebot die Blutrache. Die erste gesetzliche Regelung derselben war der Zweikampf vor Gericht und das Gottesurtheil in einer Feuer- oder Wasserprobe. Der Zweikampf blieb auch noch später bestehen, besteht heute noch und wird bei allen Völkern germanischen Blutes niemals aufhören. Neben ihm kam aber schon frühzeitig das s. g. Wergeld auf, welches der Mörder oder Beleidiger der Familie des Ermordeten oder dem Beleidigten auszahlen mußte und wodurch er sich von jeder weiteren Rache und Strafe loskaufte. Wahrscheinlich kam man überein, ein solches milderes Auskunftsmittel zu wählen, weil sonst das wechselseitige Morden unter den Genossen desselben Stammes

gar nicht aufgehört hätte und der Stamm um zu viele tapfere Männer geſchwächt worden wäre. Das Wergeld wurde verſchieden bemeſſen, nach der Größe des Schadens nicht allein, ſondern auch mit Rückſicht auf den Stand des Thäters. Wer einen freien Mann erſchlug, zahlte ein höheres Wergeld, als wer einen Knecht erſchlug, je höher aber der Rang des Thäters war, um ſo höher wurde ihm auch das Wergeld angeſetzt. Am höchſten wurden Beleidigungen der Frauen beſtraft, zwei- bis dreimal ſo hoch als die der Männer, denn die Ehre gebot, des wehrloſen Geſchlechtes zu ſchonen.

Die Frauen ſtanden überhaupt in hohem Anſehen. Die Deutſchen glauben, ſagt Tacitus, es ſey etwas heiliges und prophetiſches in ihnen (inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant). Sie übten die Heilkunde, waren Seherinnen, verkündeten die Zukunft und ſtanden hoch im Rathe der Männer. Die Ehe wurde heilig gehalten. Nichts rühmten die Römer ſo ſehr, als der deutſchen Frauen Sittſamkeit (nec ullam morum partem magis laudaveris). Verbrechen gegen die weibliche Ehre wurden unnachſichtlich mit dem Tode beſtraft. Für befleckte Keuſchheit, ſagt Tacitus, iſt dort keine Verzeihung, denn niemand lacht dort über Laſter, und Verführen und Verführtwerden heißt dort noch nicht der Zeitgeiſt. Die alten Deutſchen hielten die Schonung der Herzensſchwächen nicht für ſo dringend, um darüber die öffentlichen Sitten erſchlaffen und das ganze Volk lüderlich werden zu laſſen. Neben der unbefleckten Ehre und Reinheit forderte der Germane auch volle Geſundheit und Kraft des Körpers. Krankhafte Kinder wurden gleich nach der Geburt getödtet. Noch bis tief ins Mittelalter hinein durfte keiner König ſeyn, der nicht vollkommen geſunde Glieder hatte. Im Kriege unterſchied man die Landwehr oder das Volksaufgebot in Maſſe, den Heerbann zur Vertheidigung des Landes, von den freiwilligen Gefolgen und Waffenbrüderſchaften. Jeder freie Mann war wehrhaft und ſeine Waffen waren zugleich ſein Wappen, denn beides iſt ein Wort. Die Sitte, nach welcher jeder Stamm ſich durch Schildwappen und Helmzier unterſchied, ſcheint uralt und herrſchte auch ſchon bei den Galliern. Die Schilde unterſchieden ſich durch verſchiedene Farben und Figuren,

die Helmzier entſtand aus den Stier-, Eber-, Bären- und Wolfsköpfen, welche ſich die alten Deutſchen über den Kopf zogen, indem ſie das Fell als Mantel gebrauchten. Wenn ein kühner und berühmter Held auf Abenteuer ziehen wollte, ſo ſchloßen ſich ihm die Kriegsluſtigen beſonders aus der Jugend an und dieſe bildeten dann ſein Gefolge, oder die junge Mannſchaft, welcher die Heimath zu enge wurde, wählte ſich einen tüchtigen Führer. Dieſe ſtanden dann als Waffenbrüder in einer engeren Verbindung mit einander und waren ihrem Führer freiwillig ſo ſehr verpflichtet, daß ſie ſich nie von ihm trennen durften. Wenn die Menge einen ſolchen Führer wählte, hob ſie ihn auf einem Schild empor. Ihren Blutbund ſchloßen die Waffenbrüder, indem ſie ſich verwundeten, ihr Blut in die Erde zuſammenlaufen ließen und mit Raſen zudeckten. Im Kampfe ſelbſt ſchrieben ſich die Deutſchen lange Zeit dieſelben Ehrengeſetze vor, die ſie bei den Zweikämpfen beobachteten. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art gaben die Kimbern bei Vercelli. Sie verachteten alle Kriegsliſten, verſchmähten es, ſich hinter Mauern zu ſchützen und traten dem Feind immer offen und ehrlich entgegen, bis ſie erſt im Kampf mit Rom lernen mußten, wie gefährlich im Kriege die allzugroße Ehrlichkeit ſey.

Die Treue der Gefolgſchaften und Waffenbrüder blieb aber bis tief ins Mittelalter der Grundzug deutſcher Krieger. Sofern dieſe „Mannen“ zum Lohn ihrer Tapferkeit Lehengüter von ihren Kriegsherrn empfingen, dauerte die perſönliche Verbindlichkeit derſelben auch im Frieden fort. Ihre Treue ſelbſt gegen undankbare und ungerechte Herrn wird in altdeutſchen Heldenliedern geprieſen, wie hinwiederum die Treue der Führer gegen ihr Gefolge. Die heldenmüthige Aufopferung erſcheint hier aber immer als Sache des Gemüths, als Handlungsweiſe eines ehrlichen Mannes, der untreu zu ſeyn nicht über ſein Gewiſſen bringen konnte. Das Opfer iſt das gleiche, aber der Beweggrund ein anderer wie in der ſtoiſchen und Römertugend.

Die Könige der Deutſchen ſtammten wohl aus ſehr alten Geſchlechtern, gelangten zu ihrer Macht aber nur als Heerführer. König kommt her von chun, Geſchlecht, ſo daß ſich auch der kleinſte

Häuptling in Norwegen König nannte. Der Name wurde jedoch im Süden auf die mächtigeren Heerführer, welche größere Reiche gründeten, beſchränkt.

3.

Altdeutſches Heidenthum.

Die älteſten Nachrichten über Glauben und Gottesdienſt der Germanen ſind von Römern niedergeſchrieben und ziemlich dürftig. Doch erkennen wir daraus, daß die göttlichen Weſen nicht in Tempeln verehrt wurden, ſondern nur in der freien Natur, im geheimnißvollen Waldesrauſchen, im Dunkel heiliger Haine, unter einem uralten Rieſenbaum, auf dem Gipfel der Berge, an heiligen Quellen und Waſſerfällen, an heiligen Seen. Oft wird einer magiſchen Nachtfeier gedacht unter Bäumen, auf denen Lichter brannten (wie noch jetzt auf den Weihnachtsbäumen), und bei Gelagen. In den nordiſchen Sagen leſen wir noch, wie die Bonden (freie Bauern) die Opferpferde ſchlachteten und dann bei nächtlichem Schmauſe verzehrten. Bei einem ſolchen Schmauſe wurden die Katten überraſcht und die Göttin Tanfana, der zu Ehren man ſchmauste, läßt ſich vielleicht aus mit Lichtern und Fahnen behangenen Tannen erklären. Als eine beſonders heilige Stätte für alle umwohnenden Volksſtämme bezeichnet Tacitus den See und Hain der Göttin Nerthus (gewöhnlich Hertha genannt) auf einer Inſel der Oſtſee. Die Göttin wird als „Mutter Erde“ bezeichnet und hielt jährlich, aus dem See kommend und wieder in denſelben zurückkehrend, verhüllt auf einem Wagen, den zwei Kühe zogen, eine Umfahrt, und während dieſer Zeit mußten alle Waffen ruhen und heilige Stille im Lande herrſchen. Andrerſeits erfahren wir wieder von blutigen Menſchenopfern, welche die alten Deutſchen ihrem Siegesgotte nach gewonnener Schlacht darbrachten.

Die Todten wurden von den alten Deutſchen wie von den

Griechen und Römern verbrannt und die Aſche mit Waffen und Geräth unter Erdhügeln geborgen, erſt ſpäter, nicht lange vor der Bekehrung zum Chriſtenthum, wurden ſie begraben. Man unterſchied deshalb im Norden das Brandalter vom Grabalter. Aus dem Umſtande, daß man den Todten Waffen, Schuhe, ſogar Speiſen und Getränke mitgab, erhellt der Glaube an Unſterblichkeit, denn die Geſtorbenen ſollten ſich der mitbegrabenen Gegenſtände in der andern Welt bedienen. Der kleine Serpentinſtein, in Form eines Hammers, den man gewöhnlich in altdeutſchen Gräbern findet, bedeutet den Hammer des Donnergottes, den Blitz, der im erſten Frühling die unter der Erde begrabene Pflanzenwelt wieder aufweckt. Denſelben Hammerſtein warf man bei Hochzeiten der Braut in den Schooß gleichfalls als Sinnbild des neuen Lebens.

Von einer geſchloſſenen Prieſterſchaft oder von Druiden kommt bei den Germanen nichts vor. Das prieſterliche Amt, Opferung, Weihung, Fürbitte und Dank, verrichtete für die Familie der Hausvater, für das Volk der Häuptling oder König. Begeiſterte Frauen, Seherinnen, die im Namen der Götter redeten, waren immer nur Ausnahmen, wie die Sibyllen der Römer. Die religiöſe Ueberlieferung wurde nicht in einer Prieſterkaſte, ſondern nur in den Familien fortgepflanzt, welche ſelbſt von den alten Göttern und mythiſchen Heroen abzuſtammen ſich rühmten, und nahm daher, wie bei den Griechen, mehr den Styl von Heldenliedern als den eines Lehrbuchs an. In den Liedern der alten Edda enthüllt ſich uns indeß dennoch ein Syſtem, denn auch die freie Dichtung durfte von dem ernſten Grundgedanken, der das ganze religiöſe Gebäude trug, nicht abweichen.

Bei den Germanen fanden die Römer, wie bei den Galliern, als höchſten Gott den Mercurius, dann Gottheiten der Sonne, des Mondes und des Feuers (Blitzes), der Mutter Erde, des Krieges ꝛc., alſo im Allgemeinen dieſelben Stern- und Elementargötter, die ſchon in Indien, Babylon, Aſſyrien, Aegypten und von Griechen und Römern verehrt worden waren. Damit ſtimmen nun auch alle ſpätern Nachrichten überein. Die Götter der Edda ſind dieſelben

wie bei Tacitus. Odin oder Wodan iſt Mercurius, Thor oder Dunar der Feuergott, Bertha oder Holle die Sonnengöttin, Tyr der Kriegsgott ꝛc.

Was dabei zuerſt auffällt, iſt, daß den höchſten Rang unter den Göttern hier weder wie in Vorderaſien der Sonnengott, noch wie bei den Indern, Griechen und Römern der Donnergott, ſondern wie bei den Galliern Mercur einnimmt, ein Gott, dem die Griechen und Römer arge Liſten, aber auch die Erfindung der Schrift und überhaupt anſtatt der phyſiſchen Macht und ſittlichen Größe nur Geiſt zuſchrieben. Ein ſolcher Gott ſcheint für die groben und ehrlichen Deutſchen nicht zu paſſen, und um ſo mehr muß man erſtaunen, wenn man in der Edda den Odin geradezu als einen böſen Gott charakteriſirt findet, obgleich ihm der höchſte Rang verbleibt. Wie es nun ſcheint, iſt die böſe Seite an Odin erſt nach und nach mehr hervorgetreten. Aus dem unermeßlichen Schatze deutſcher Volksſagen, deutſchen Volksaberglaubens ꝛc., worin ſich die heidniſchen Erinnerungen noch lebendig erhalten haben, läßt ſich unwiderſprechlich eine ältere Periode des deutſchen Heidenthums nachweiſen, in welcher der Donnerer, wie ein ſtrenger, aber guter Vater, die Frau Holle oder Bertha, wie eine ſtrenge aber gute Hausmutter die Natur und Menſchenwelt regierten. In ältern Nachrichten vom Gottesdienſte in Norwegen findet man in der That nicht Odin, ſondern Thor noch als Hauptgott, eben ſo in der ſächſiſchen Abſchwörungsformel zu Karls des Großen Zeit, und ſelbſt in der Edda macht Thor als Gott des gemeinen Volkes dem Odin als Gott des Adels derbe Oppoſition. Das hat ganz den Anſchein, als vertrete Thor ein älteres beſiegtes Volk und Odin ein neues, welches Herr wurde.

Inzwiſchen ſind die ältern Naturgötter mit dem ſpätern Odin in die höchſte Götterreihe der Aſen vereinigt worden.

Eine ſehr eigenthümliche Ausnahme macht in der Edda die Götterreihe der Vanen, die ausdrücklich von den Aſen unterſchieden werden und etwas niedriger als dieſe ſtehen, auch nur Naturgötter ſind, aber nicht den ganzen Kreis der alten Naturgötter umfaſſen. Ich halte ſie für ſolche Götter, die aus dem dionyſiſchen Kreiſe vom

Süden her zu irgend einer Zeit in den Glauben der alten Deutſchen eingedrungen ſind. In Freyr, dem weichen, waffenloſen, dem Hand und Schwert entriſſen worden und den man ityphalliſch darſtellte, iſt ein Dionyſos, Attis, Adonis, der ſterbende Gott, der die im Winter hinwelkende Vegetation oder den gleichſam dahinſterbende Sommer bedeutet, nicht zu verkennen. Eben ſo iſt ſeine Schweſter Freyja nichts anderes als die uralte Liebesgöttin, Libera neben Liber, Aphrodite neben Dionyſos.

Unter den Aſen ſteht Odin (Woban) oben an, den die Römer Mercurius nennen. Der Name ſchon bedeutet etwas Geiſtiges, denn er hängt mit Athem und Wehen zuſammen. Auch bezeichnet ihn die Edda als den Urzauberer, der ſeine Geſtalt oft wechſelt, ſich in ſeinen Wunſchmantel verhüllt und durch ſeinen Wunſchhut unſichtbar macht. Zwei Raben, die nach zwei Seiten hin durch die ganze Welt fliegen und wieder zurückkommen, ſagen ihm ins Ohr alles, was geſchieht. In ihm allein beruht alle Macht, er allein verleiht Sieg, Glück, Reichthum. Bei einem ſo kriegeriſchen Volke, wie das Deutſche, war er vorzugsweiſe Siegesgott. Wenn er ſeinen Todesſpeer Gungnir über die Schlacht warf, mußten alle Krieger, die deſſen Schatten berührte, fallen. Die todten Helden aber nahm er zu ſeinen Tiſchgenoſſen auf in Walhalla (Todtenhalle), einen ungeheuer großen und prachtvoll mit Schilden geſchmückten Saal im Himmel, wo ſie mit ihm aßen und tranken, von reizenden Valkyrien bedient. — Der eigentliche Kriegsgott Tyr oder Dis verſchwindet faſt hinter dem Siegesgott Odin.

Neben Odin ſteht in der Edda ſeine Gemahlin Frigg, ohne Zweifel daſſelbe Weſen, was in Norddeutſchland Frau Holle, in Süddeutſchland Frau Bertha hieß, und vielleicht auch die Nerthus des Tacitus, jedenfalls die höchſte weibliche und mütterliche Gottheit, Vorſteherin des Hauſes und der weiblichen Arbeit, daher das Sternbild des Orion ihr Spinnrocken hieß.

Thor, in Deutſchland Donar genannt, der Donner, heißt zwar Odins Sohn, tritt ihm aber ſchroff genug entgegen und ſteht ihm oft auch voran, ſo daß er unverkennbar ein älterer, nur von

Odin zurückgedrängter Gott war. Er bekämpft hauptſächlich die böſen Rieſen des Winters und ſchützt die Saaten. Seine Gattin Sif, welcher die ſchönen blonden Haare abgeſchnitten werden, bedeutet das Kornfeld. Er galt als Schutzherr wie des Ackerbaus, ſo der Bauern überhaupt und man dachte ſich ihn fahrend auf einem Wagen, den Odin als Schutzherrn des Adels immer reitend. In Thor wurde auch die deutſche Grobheit und Ehrlichkeit, in Odin dagegen die adelige Feinheit und vornehme Argliſt perſonificirt.

Ein anderer Sohn Odins war Baldur, der weiße, reine, der Inbegriff aller Güte und Gerechtigkeit, der aber eben deshalb in dieſer ſchlechten Welt untergehen mußte. Von ſeinem blinden Bruder Hödur mit einem Miſpelzweig getödtet, verſank er in die Unterwelt und ſoll erſt am Ende der Zeiten wieder auferſtehen, um die künftige beſſere Welt zu regieren. Man darf ihn für den alten Baal, Helios, Apollo halten und zwar urſprünglich in der Bedeutung des jährlich ſterbenden Sonnengottes. Allein er iſt in eine viel höhere Sphäre der Speculation erhoben. Er bedeutet nicht mehr das Sonnenlicht, ſondern das Licht und die Reinheit der Seele, das Wahre, Gute, Rechte im ſittlichen Leben der Menſchheit.

Als jüngſter Sohn Odins galt Vali, der Frühling, welcher den Tod Baldurs rächte. In dieſem ſinnigen Mythus liegt kein anderer Sinn als der: ſeitdem durch die Sündhaftigkeit der Menſchen das urſprüngliche Paradies oder der Frieden, den gute Menſchen ewig hätten halten ſollen, verloren ging, blieb wenigſtens noch der jährlich wieder ſich verjüngende Frühling als Troſt der Menſchen und als immerwährende Mahnung, daß auch der ewige Frühling einſt mit Baldur wiederkehren werde. Ganz dieſelbe Idee liegt in der Mythe von der Iduna-Nana-Menglöd, die als Wittwe des Baldur in der ewig ſich verjüngenden irdiſchen Natur die Idee der Unſterblichkeit bewahrt und hütet, bis ihr Geliebter ſie einſt aus der irdiſchen Gefangenſchaft erlöſen und in ſeinen Himmel abholen wird.

Die übrigen Aſen haben eine minder wichtige Stellung, wie z. B. Uller, Gott des Winters, Bragi Gott der Dichtkunſt, Forſete (Baldurs Sohn), Gott des Rechts, oder ihr Weſen iſt nicht mehr

ganz klar zu erkennen, wie bei Njördr, Heimdallr, bei Odins Brüdern Vile und Ve.

Unter den halbgöttlichen Weſen treten am bedeutendſten die drei Nornen hervor, die gleich den römiſchen Parzen und griechiſchen Mören jedes Menſchen Schickſal weben. Der Meergott Aegir gehört mehr zu den Rieſen als zu den Göttern. Ebenſo Loki, der böſe Feuergott, deſſen Tochter Hel, auf einem dreibeinigen Pferde reitend, die Todes- und Höllengöttin iſt.

Die Namen der alten Hauptgötter haben ſich noch in denen unſerer Wochentage erhalten, im Dienſtag Dis oder Tyr, im Wodanstag (Mittwoch) Odin, im Donnerſtag Thor, im Freitag Freyja.

4.

Gemüthliche Naturanſicht der alten Deutſchen.

Die höchſt eigenthümliche und uns heute noch anmuthende Anſicht unſerer heidniſchen Vorfahren von der Natur, worin ſich unverkennbar ſchon in den älteſten Zeiten das echte deutſche Gemüth ausſprach, iſt folgende:

Nach der Edda war im Anfang Ymir, der Urrieſe, der Inbegriff der geſammten Materie. Ihn tödtete Odin, der Geiſt, und ſofort zerfiel er in die Elemente. Alſo war eine Tödtung und nicht eine Zeugung Urſache der Schöpfung. Ymirs Fleiſch wurde zur Erde, ſeine Knochen zu Bergen, das Blut zum Meere, das Hirn zu Wolken. Nach einer andern nordiſchen Sage zeugt der Urrieſe der Erde, Fornjotr, drei Söhne, Meer, Feuer und Wind. Unter den Rieſen ſind alſo die erſten Elemente und ihre rohen Producte verſtanden und auch ihre Namen bedeuten Berge, Steine, Eis, Schnee ꝛc. Nach der nordiſchen Hervararſage lebten die Rieſen anfangs ganz allein und friedlich beiſammen unter dem König Godmund. Da entſtunden die Zwerge und Elben gleichſam als Würmer im

Leichnam des Ymir, als die Genien der Pflanzen- und Thierwelt. Dieſe neue, im Vergleich mit der Rieſenwelt nur zwerghafte Welt hieß Alfheim, die Heimath der Elben. Deren König hatte eine ſo ſchöne Tochter, daß der Rieſe Starkather ſie entführte. Aber ſie wurde ihm durch den Donnergott wieder entriſſen, d. h. der Winter entführt, indem er die Wälder entblättert und die Wieſen unter Schnee begräbt, gleichſam die ganze Pflanzenwelt, die aber beim erſten Frühlingsgewitter wiederkehrt. Seitdem nun iſt der Frieden auf Erden geſtört. Die Rieſen ſind erbost über die Zwerge und noch mehr über die Menſchen, als dieſe ſich ebenfalls einfinden und ihnen die Herrſchaft über die Erde ſtreitig machen. Daher glaubt das Volk in Norddeutſchland, die in den Ebenen zerſtreut liegenden ſ. g. erratiſchen Felsblöcke ſeyen von Rieſen geſchleudert worden, um menſchliche Wohnungen, beſonders Kirchen zu zerſtören. Seltſam gebildete Felſen und Berge in Schweden und Norwegen, wie in den deutſchen Alpen, gelten als Rieſen, die durch einen Zauber, den man in heidniſcher Zeit der Sonne, in chriſtlicher der Maria oder einem Heiligen zuſchrieb, verſteinert wurden. Bergquellen hält man für das aus der Wunde des Rieſen fließende Blut. Die dummen Rieſen müſſen den klugen Zwergen und den mit heiligen Kräften ausgerüſteten Menſchen überall weichen. Nur wenn der Menſch ſeine Herrſchaft über die Erde mißbraucht, das Brod, das ihm wächst, entweiht, von ſeinem Reichthum den Armen nichts mittheilt und namentlich gegen ſeine Eltern undankbar iſt, von denen er ſein liegendes Gut geerbt hat, dann gewinnt der Rieſe oder das rauhe Element ſein Recht wieder und er darf das Eigenthum des frevelnden Menſchen zerſtören. Der Meerrieſe verſchlingt es oder bedeckt es mit Sand, der Bergrieſe mit Felsblöcken oder Gletſchereis. Aehnliche Zerſtörungen ſtrafen den Menſchen, wenn er den Segen des Bergbaues, des Fiſchfangs, der Viehzucht mißbraucht. Der Waſſermann gefährdet die Mühle, wenn der Müller frevelt. Rieſenweiber verhageln das Feld, wenn der Beſitzer Unrecht thut. Der alte Volksglaube, daß wer gelogen hat und an demſelben Tage über eine Brücke geht, auf derſelben verunglücken muß, hat denſelben Grund,

denn der Waſſergeiſt hat Macht über alle Menſchen, welche ſündigen. Nur gegen die frommen und gerechten iſt er machtlos und muß ſich Brücken, Mühlen, Fiſcherei ꝛc. von ihnen gefallen laſſen.

Die Zwerge (Werker, Wirker) bedeuten die geheimen Triebkräfte unter der Erde, welche die Metalle erzeugen und die Pflanzen hervorwachſen laſſen. Zwerge heißen vorzugsweiſe die Genien der Metalle, Elben die der Pflanzen und Thiere. Man nennt ſie das ſtille Volk oder die guten Nachbarn, weil ſie mit den Menſchen gemeinſchaftlich das Reich der organiſchen Natur bilden im Gegenſatz gegen die Rieſen. Auch ſie beherrſchten einſt, wie die Rieſen, ein friedliches Reich, ehe es durch die Menſchen geſtört wurde. Im tiefſten Innern der Wälder, wo nie ein Menſch hinkam, oder in unzugänglichen Alpenthälern ſoll es noch immer ſolche Paradieſe der Elben und ihrer Lieblingsthiere geben. Auch die Zwerge und Elben mußten der menſchlichen Cultur weichen oder dienſtbar werden, daher die vielen Sagen von hülfreichen Feldelben und dienſtbaren Hausgeiſtern. Aber an die Herrſchaft des Menſchen iſt auch hier eine ſittliche Bedingung geknüpft. Frevelt er, ſo fliehen oder verderben ihn jene ſonſt gutartigen Geſellſchafter. In den Geſchenken, welche hülfreiche und dankbare Zwerge den Menſchen geben, liegt gewöhnlich ein ſchöner Sinn. Sie ſchenken ſchlechte Späne, Auskehricht, Stroh, aufgeſammeltes Laub, Obſt, Getreide, ſogar Miſt vom Vieh, was dann alles zu Gold wird. Alle jene Dinge aber erinnern an die menſchliche Arbeit und ſind nur Sinnbilder derſelben und die Vergoldung bedeutet nur den Lohn der Arbeit. Der Sinn aller dieſer Vorſtellungen iſt: ſey nur ſelber thätig, Menſch, und arbeite fleißig, ſo werden die Geiſter der Natur dir helfen.

Oft erſcheinen die Elben als Genien einer ganzen Gegend, eines Berges, Waldes, einer Quelle ꝛc. und wird in ihnen der Zauber, den die Oertlichkeit auf den Menſchen übt, in einer reizenden Waldminne, Meerminne, Nixe ꝛc. perſonificirt. Das ſind dieſelben Weſen, wie die galliſchen Feen und die griechiſchen Nymphen, Najaden, Oreaden ꝛc. Zwiſchen ihnen und den Menſchen beſteht ein geheimnißvolles Band. Schöne Jünglinge werden von ihnen verlockt, aber

meiſt zu ihrem Verderben. In den griechiſchen und römiſchen Mythen werden ſolche Liebesgeſchichten nur zu derb ſinnlich aufgefaßt. Die Feen und Elben ſind viel geiſterhafter und zarter.

In der altdeutſchen Auffaſſung der Thiere als elbiſcher Weſen liegt viel Humor und oft eine zarte Poeſie. Wie die Landſchaft und die Pflanzenwelt, ſo ſind auch die Thiere von keinem Volk, ſelbſt von den Indern und Aegyptern nicht, ſo geiſtvoll aufgefaßt worden, als von den alten Deutſchen. Welche intereſſante Rolle ſpielt in unſern Thierſagen der Bär, Wolf, Fuchs, der Kater, der Haſe, der Kuckuk, Storch ꝛc. Am merkwürdigſten erſcheint die Abneigung unſerer heidniſchen Vorfahren gegen die Inſectenwelt, die auch von den alten Perſern als durchaus dämoniſch gehaßt wurde, und dagegen das zarte Mitleid, welches ſie den Amphibien widmeten. Die Kröte z. B., vor welcher alle andern Völker einen Abſcheu haben, wurde von den alten Deutſchen immer geſchont, weil ſie vorausſetzten, es ſey ein unſchuldiges Weſen, welches unverdient in eine ſo häßliche Geſtalt verzaubert worden ſey. In vielen deutſchen Märchen iſt in der Kröte eine liebenswürdige Königstochter verborgen, welche endlich entzaubert wird, oder werden die Mitleidigen, die ſich einer Kröte, Eidechſe oder Schlange erbarmt haben, ſpäter reichlich dafür belohnt. Alle dieſe Sagen ſcheinen in einem verlorenen Mythus zu wurzeln, nach welchem die gute Göttin, von der alle Naturfruchtbarkeit kommt, die Göttin der Sonne oder der Saaten, zugleich als Königin der Elben und während der rauhen Winterzeit in eine Kröte verzaubert gedacht wurde, deren häßliches Aeußere der von der Pflanzenwelt entblößten Wintererde gleicht. Damit hängt auch der Glaube zuſammen, daß ſich im Kopf der Kröte ein ſtrahlendes Juwel verbergen ſoll, worunter nur die den Winter über in der Erde verborgene Saat oder die in der Winternacht verſteckte Sonne gemeint iſt.

Das ſind die ſittlichen Grundgedanken im älteſten deutſchen Volksglauben von der Natur, wie er ſich noch immer in der Erinnerung des Volkes erhalten hat.

Demſelben Kreiſe gehören die älteſten heidniſchen Feſte in

Deutſchland an. Das Hauptfeſt war die Weihnachts- oder Juulzeit, der Cyclus der zwölf Rauhnächte in der Wintermitte, der mit der Weihnacht begann und mit dem Berchtentage endete. Der letztere hieß der „oberſte“ Tag, und war der heiligſte im ganzen Jahre, weil an ihm die gute Frau Bertha oder Perchta mit den Heimchen, d. h. mit den Keimen aller Pflanzen, Thiere und Menſchen, die im nächſten Jahre geboren werden ſollten, ihren geiſterhaften Einzug hielt, das ſ. g. Muotisheer (Mutterheer). Dieſem Freudentage ſtand der Johannistag in der Sommermitte als Trauertag entgegen, an welchem der böſe Gott mit allen im Jahre Verſtorbenen auszog (das wilde Heer). Die Feſte der Tag- und Nachtgleichen entſprechen der Feier des Sommer- und Winteranfangs. Oſtern, nach der Göttin Oſtara genannt, war ein Freudenfeſt, dem im Herbſt ein Trauerfeſt, ein Abſchiedsfeſt der ſchönen Jahreszeit entſprach. Demnach ſind viele Faſtnachts- und Oſtergebräuche uralt; ſo auch der Einritt des Maikönigs, der ſinnbildliche Kampf zwiſchen Sommer und Winter ꝛc. Ebenſo viele Gebräuche im Herbſt, die Lichterfeier auf den Kirchhöfen, die Gänſe- und Schweinopfer ꝛc.

Ueber tauſend Jahre lang haben ſich in unſerem Volke immer noch lebendige Erinnerungen an die alte Heidenzeit erhalten, ohne dem Chriſtenthum hinderlich zu werden, weil es Gebräuche und Vorſtellungen waren, die ihrer Natur nach ganz unſchuldig, oft ſinnreich und nützlich ſind. Eine Menge guter Haus- und Erziehungsregeln knüpften ſich daran. Wer an einem gewiſſen Feſttage mit der Arbeit, die in dieſer Jahreszeit fertig ſeyn ſollte, nicht fertig geworden war, den ſtrafte der umziehende Gott. Wer im Haus und Stall nicht Ordnung und Reinlichkeit beobachtete, über den beklagten ſich die unter dem Hauſe wohnenden Zwerge. Durch den Aberglauben, der ſich an Wettererſcheinungen, Steine, Pflanzen und Thiere knüpfte, wurde die Beobachtung geſchärft, prägte ſich dem Kinde alles Einzelne in der Natur tiefer ein, und lernte es allen Creaturen eine geiſtige, ſittliche oder wenigſtens poetiſche Bedeutung abgewinnen. Wenn die Aſiaten und Aegypter ſich mehr auf die Sterne, Etruſker

und Römer mehr auf die Luftmeteore verſtanden, ſo kennzeichnet die Deutſchen eine deſto umfaſſendere Kräuter- und Thierkunde. Es gab in ihrem Lande keine Pflanze, kein lebendes Weſen, dem ſie nicht die charakteriſtiſche Seite abgewannen und woran ſie nicht eine hübſche Sage, einen nützlichen Aberglauben oder eine ſittliche Lehre geknüpft hätten.

5.

Der Odinismus.

Zum Verſtändniß der Völkerwanderung und des blutigen altdeutſchen Königthums, welches ihr nachfolgte, iſt ein tieferes Eindringen in die Lehre von Odin unerläßlich, denn die Königsgeſchlechter in Schweden, Dänemark, Norwegen, England leiteten ihre Abſtammung urkundlich von Odin ſelbſt her, und auch von den fränkiſchen Königen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß unter dem Meerungeheuer, welches ihr Stammvater ſeyn ſollte, nur Odin als Beherrſcher des Meeres muß verſtanden werden. Odin, als Sigge vorzugsweiſe der Siegesgott, begabte ſeine Söhne und Lieblinge mit abſoluter Macht, um ohne alle Rückſicht auf Recht und Sitte ihrer Willkür zu fröhnen, ihre Kraft in vollem Maaße auszutoben und die Luſt zu ſuchen, wo ſie ſie fanden. Wenn man die Mythen von Odin mit denen von Zeus und Jupiter vergleicht, ſo findet man viel Verwandtes. Auch Odin hat „noble Paſſionen", überfällt die Gunnlöd wie Zeus die Danaë, Rams Töchter wie Poſeydon die Amymone, und thut mehr dergleichen, was man ihm vorwirft. Er übt arge Liſten aus und achtet weder Unſchuld, Keuſchheit, Treue des Weibes, noch Recht, Ehre und Hochherzigkeit des Mannes. Inſofern gleicht er völlig einem wollüſtigen, hoffärtigen, übermüthigen und menſchenverachtenden König. Allein er unterſcheidet ſich doch auch wieder von Zeus durch etwas Geiſterhaftes und durch eine über allem ſtehende, weltverſpottende Ironie. Dies iſt am beſten ausgedrückt in den Mythen vom Dichtermeth, den Odin aus tiefem Berge raubt, nachdem er die Hüterin

deſſelben in Schlangengeſtalt berückt hat. Jener Meth iſt aber nicht blos der Trank, der zum dichten begeiſtert, ſondern die Allmacht des Zaubers, die Schöpferkraft ſchlechthin, wovon die Dichtkunſt nur ein Abfall iſt. Daher die Mythe alſo fortfährt: Odin verſchluckte den köſtlichen Meth und floh als Adler davon. Hart verfolgt kam er eben in ſeiner Götterburg an, aber in der Angſt, ließ er etwas von dem verzehrten Meth hinterwärts entgleiten, was außerhalb der Götterburg fiel und nun den Menſchen zu Theil wurde. Davon ſtammen die ſchlechten Dichter her.

Odin wird nie ſo ganz zum Menſchen wie Zeus, das Dämoniſche herrſcht immer bei ihm vor. Als Siegesgott fliegt er in ſtolzeſter Pracht eines Kriegsfürſten auf ſeinem Roſſe daher. Als Wirth der Walhalla gleicht er ganz einem nordiſchen Könige, in ſeinen Liebesabenteuern iſt er Don Juan, allein als der „einäugige alte Schelm“ tief in Hut und Mantel verſteckt, tritt er wieder ganz geſpenſtiſch auf und an der Spitze des Todtenheeres in der ſchrecklichen Majeſtät eines Pluto. Der allgewaltige Geiſt, der in ihm lebt, reißt ihn immer wieder aus der Behaglichkeit und Wolluſt eines gemeinen Königs hinaus.

Denn er iſt der Weltgeiſt ſchlechthin, der treibende Geiſt der Zeit, der raſtlos von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende fortſtürmt und nicht ruhen noch raſten kann. Mit dieſem Begriff tritt der deutſche Heidenglauben über jeden andern des Alterthums hinaus. Alle andern Völker kannten nur Götter, die im Raume walten, den immer gleichen Kreislauf der Natur und die immer gleichen Lebensſchickſale der Menſchen lenken, ihre Tugenden belohnen, ihre Laſter beſtrafen. Nur die alten Deutſchen erhoben den in der Zeitfolge, im Wechſel und Neugeſtalten des Völkerlebens, in der Weltgeſchichte waltenden Geiſt zum höchſten Gott. Deshalb wurde Odin auch nicht blos als der Geiſt und das Princip des deutſchen Königthums, der deutſchen Kriegsfürſten und Welteroberer aufgefaßt, ſondern als Geiſt des deutſchen Volkes überhaupt. Der Gottesbegriff entſprang von ſelbſt aus dem Uebermuth der Kraft im deutſchen Volksthum. Der

ungeheure Sturm und Drang, der die Vandalen, Gothen, Normanen über Länder und Meere jagte, war Odinismus.

Jener treibende Geiſt, den die alten Deutſchen zum Weltprincip erhoben, lag in ihnen ſelbſt. Sie liebten nicht die Welt bloß zu betrachten, oder ſich blos in die Welt zu ſchicken, ſondern ſie wollten handeln in der Welt, die Welt beherrſchen, Weltgeſchichte machen. Der Freiheit und dem kühnen Drange des Geiſtes ſtand aber viel im Wege. Man mußte daher rechten und derſelbe praktiſche Scharfſinn, der die älteſten Volksrechte durchdringt, ſchuf auch die Götterlehre. Alle deutſchen Stämme haben ſchon zur Heidenzeit ein außerordentlich klar und fein ausgebildetes Recht unter ſich gepflogen. Dieſer Rechtsſinn bewährt ſich nun auch in den genau abgewogenen Stellungen, in welchen ſich ihrem Religionsſyſteme zufolge Aſen, Vanen, Menſchen, Elben und Rieſen gegenſeitig befinden. In keinem Götterſyſtem des Alterthums wird ſo viel gerechtet, vertragen und mit Eiden bekräftigt, wie im deutſchen. Allein die Welt iſt nicht gemacht, um im ewigen Einerlei derſelben Ordnung zu verharren. Am allerwenigſten konnten deutſche Völker, in denen es gährte und glühte und die eine unzähmbare Kraft zu Thaten drängte, an Ruhe ſich gewöhnen. Der kühne Drang nach Freiheit, ein kaum je in einem andern Volke ſo energiſch erwachtes Bewußtſeyn der Freiheit, und das Gedränge, die Noth des Kampfes, der Uebermuth im Siege, die Luſt Unrecht zu thun, traten hier in ſchneidenden Gegenſatz gegen das ſittliche Gefühl. Dieſen Gegenſatz nun, nicht zu verſöhnen, aber zu erklären, war ein Hauptthema der altdeutſchen Theologie.

Dieſe Theologie weicht höchſt auffallend von der ſittlichen Grundlage der altindiſchen und altperſiſchen ab. Von einer Hingebung des Individuums an das Allgemeine, wie bei den Indern, oder von einem begeiſterten Kampf für das Gute gegen das Böſe, wie bei den Perſern, war bei unſern Vorfahren niemals die Rede. Sie würden das für unpraktiſch gehalten haben. Dazu war ihre Individualität viel zu trotzig und herriſch. Sich die Arme möglichſt frei zu halten, darauf kam es ihnen vor allem an und dieſer Freiheitsdrang war ſtärker in ihnen, als der ſittliche Skrupel.

Man hat den Odin, weil er der höchste Gott war, auch für einen guten halten zu müssen geglaubt, wofür ihn aber die alten Deutschen selbst niemals gehalten haben. In Odin wurde nichts anderes verehrt, als was man jetzt die „Praxis" nennt. Die alten Deutschen und Normannen hatten als Odinsdiener nichts anderes im Sinn, als eine erfolgreiche, absolut wirksame Praxis. Sie waren ehrlich genug, um einzugestehen und zu behaupten, was sich nicht leugnen ließ, daß die s. g. sittliche Welt nicht durch Sittlichkeit, sondern lediglich durch Praxis gelenkt wird, und sie waren als Heiden noch unfähig, den tiefen Widerspruch zwischen dem, was geschieht, und dem, was seyn soll, im Sinn der christlichen Lehre ausgleichen zu können. Sie verurtheilten die gesammte Sittlichkeit und Tugend von vorn herein in die Minorität. Aber nicht, um einseitig dem Bösen die Weltherrschaft zu vindiciren, was unnatürlich und unwahr gewesen wäre, sondern nur, um eine zur Sittlichkeit sich indifferent verhaltende Praxis als den wahren Ausdruck dessen, was in der Welt regiert, zu bezeichnen.

Es ist ein für allemal unmöglich, die falschen Vorstellungen, die man sich von den alten Deutschen als unschuldigen Naturkindern gemacht hat, mit der wahren, echten, hinlänglich in den Edden beurkundeten Odinslehre zu vereinigen. Man muß auch das Vorurtheil aufgeben, als ob vom heidnischen Odin zum christlichen Gott der Uebergang leicht gewesen wäre; man muß vielmehr erkennen, daß die christliche Bekehrung bei den Odinsdienern eine weit härtere Schale aufzubrechen hatte, als bei den Verehrern des Zeus-Jupiter.

Die alten Deutschen waren Eroberer, vom Kriegsdämon besessen und gleichsam trunken im Thaten- und Siegesdrange, darum auch unbarmherzig und allen Völkern umher ein Schrecken. Unter sich aber hatten sie, soweit die Geschichte ihr Andenken bewahrt hat, stets erbitterte Feindschaft, die sich nicht blos offen mit Gewalt, sondern auch durch List, Heimtücke und Verrath Luft machte. Die Geschichte bestätigt auf jeder Seite den odinischen Geist der altdeutschen Könige, Häuptlinge und Krieger. Man muß an die blutigen Heroen der Völkerwanderung, an die normännischen Seeräuber, an die wüthen-

den Kämpfe der deutſchen Stämme unter einander, an die Greuel in den Königsgeſchlechtern der Skandinavier, Franken, Burgunder, Gothen ꝛc. denken. An Geſtalten, wie ſie in der Nibelungennoth hervortreten, beſonders an dem grimmen Hagen, an Charakteren, wie ſie noch Shakeſpeare in ihrer ganzen Herzenshärte, Trotzigkeit und Heimtücke ſo meiſterhaft ausgemalt hat. In der deutſchen Männerwelt iſt auch heute noch viel von jener altheidniſchen, echt odiniſchen Härte, gepaart mit Verſchlagenheit. Im anglo-normanniſchen Charakter hat ſich dieſer Zug am ungeſchwächteſten erhalten, im praktiſchen England und Nordamerika, aber auch unter uns wird er noch vielfach gefunden in den höchſten Ständen, bei Kriegern und Kaufleuten und bei echten Bauern, die überhaupt in ihrer zähen Nervenkraft und Ausdauer, in ihrer Grobheit zugleich und Schlauigkeit, in ihrer rein praktiſchen, von jeder Sentimentalität himmelweit entfernten Auffaſſung der Dinge dem älteſten Volkscharakter noch viel treuer geblieben ſind, als die mittleren durch die claſſiſche Schulbildung verweichlichten und in vieler Beziehung verdummten Claſſen. Alte ungelehrte Praktiker, die nichts von Odin wiſſen, ſtehen ihm gleichwohl viel näher, als mancher ſchwachſinnige Stubengelehrte, der von ihm weiß, ohne ihn zu kennen.

In der Härte Odins liegt etwas Stolzes und furchtbar Schönes. Wenn auch die Welt unter ſeiner Gewalt in Verderben ſinkt, ſo iſt es doch keine Verweichlichung und Entnervung. In Sünde und Tod, in der Luſt, Unrecht zu thun, und in dem Trotz, der dem verdienten Tod entgegengeht, ſtählen ſich alle Nerven, wird die durch die Welt ſtürmende Kraft ſich erſt recht voll und ganz ihrer ſelbſt bewußt, lacht das unbändige Herz in übermenſchlicher Luſt. Ein ſchöner, ruhmvoller Tod im Kampfe muß, wenn er nichts verſöhnt, noch wieder gut macht, doch das Daſeyn würdig abſchließen. So ſetzten die alten deutſchen Heldengeſchlechter und Heldenvölker ihr Leben ein. So riſſen ſich, die auf dem Bette in Frieden ſtarben, noch mit einer Eiſenwaffe blutige Wunden, um den Schlachtentod nachzuahmen. Von Odin ſelbſt, dem himmliſchen Vertreter dieſer ganzen kriegeriſchen Race, glaubte man, er könne nicht

ewig leben, ſondern müſſe im letzten ungeheuerlichen Weltkampf zu Grunde gehen, in dem Kampf, den ſeine Verſchuldung herbeigeführt, in dem die ganze Welt aus den Fugen gehen, alle Materie wider den Geiſt, alle Todten wider die Lebendigen, Erde und Hölle wider den Himmel ſich empören würden. Das nannte man Ragnarok (Götterrauch), in dem alles eingeäſchert wird, nachdem der furchtbare Wolf Fenrir den Odin, d. h. der Tod die Zeit verſchlungen hat.

Nachher wird ſeyn, was vorher war, Allvater. Odin iſt nur Gott des Zeitlichen, die Ewigkeit ruht in Allvater. Nach dem großen Weltbrande wird er den weißen Baldur wecken und ihm einen neuen Himmel und eine neue Erde ſchenken. Der in der Zeitlichkeit gleichſam ſchlafende Allvater oder der ſeine Auferſtehung erwartende Baldur gleicht dem Chronos und Saturn der Griechen und Römer, iſt aber urſprünglich keine ſüdliche, ſondern eine nordiſche Vorſtellung. Seine Erinnerung lebt fort in den zahlreichen Volksſagen vom im Berge ſchlafenden Kaiſer, der einſt das deutſche Volk erlöſen ſoll.

In ſehr auffallender Weiſe erinnert Odin an den Demiurg der Gnoſtiker und Manichäer, deren Lehre im zweiten Jahrhundert nach Chriſto, alſo gerade im Beginn der großen deutſchen Völkerwanderung aufkam. In dieſen wilden Kriegszeiten mußte nothwendig der Schrecken herrſchen und darum hieß Odin Yggr, d. i. Schrecken. Das Kriegsglück, die Siegestrunkenheit, die Erbeutung unermeßlicher Schätze in fremden Landen, der Uebermuth der Herrſchaft mußte ſich in der Eigenſchaft ſpiegeln, die man dem höchſten Nationalgott zuſchrieb. Es mußte ein Gott allmächtiger Willkür werden. Nichts aber war natürlicher, als daß auf der andern Seite bei den niedergeſchmetterten oder mit dem Untergang nahe bedrohten Römern und Griechen ein Glaube aufkam, in dem die paſſive Angſt eben ſo überwog, wie bei den Deutſchen der active Schrecken. Daraus und daraus allein erklären ſich jene im ſinkenden Römerreich weit verbreiteten, gnoſtiſchen und manichäiſchen Sekten, wovon jene an Gott verzweifelnd die Welt von dem ſ. g. Demiurg (dem Teufel) geſchaffen und regiert glaubten, dieſe an der Welt verzweifelnd einen allgemeinen Selbſtmord des unglückſeligen Menſchengeſchlechts als letztes Ziel anſtrebten.

Dieſen Gegenſatz in der Weltſtellung der ſiegenden Deutſchen zu den beſiegten Römern müſſen wir im Auge behalten, wenn wir Odins Charakter richtig auffaſſen wollen.

6.

Der ſittliche Kampf gegen den Odinismus.

In zahlreichen Mythen der Edda ſpiegelt ſich das Widerſtreben des beſſern deutſchen Sinnes und Gemüthes gegen die odiniſche Praxis der übermüthigen Königsgeſchlechter und ihrer wilden Geſellen ab.

Odin freut ſich des Unrechts und ſtiftet Unheil unter den Guten, liebt die Böſen und reizt ſie zu Unthaten an, die er belohnt. Mit bewußter Ironie ſieht er allen Uebeln in der Welt zu und hilft ihnen noch. Daraus folgt, daß man ihm in ſchlechter, namentlich rein egoiſtiſcher Abſicht Opfer bringen durfte und eines guten Erfolges davon verſichert war. So erzählt die Ynglingaſaga, der ſchwediſche König Ani habe dem Odin alle zehn Jahre einen ſeiner Söhne geopfert, wofür ihm Odin jedesmal zehn weitere Jahre zu leben bewilligt habe. So ſeyen nach und nach neun Söhne Anis geſchlachtet worden, bis endlich das Volk ſich darein legte und ihm keine Opfer mehr geſtattete. Da ſtarb er. Die Sage berichtet aber ausdrücklich, Odin ſey mit Ani einverſtanden geweſen, das erſtemal habe Ani ſeinen Sohn nur verſuchsweiſe geopfert. Beim zweitenmal aber habe Odin das Verfahren des Rabenvaters gut geheißen und ihm von ſich aus den angenehmen Vorſchlag gemacht, fortan alle zehn Jahre einen Sohn zu ſchlachten. — Bemerkenswerth erſcheint in dieſer Sage, daß das Volk ſich dem königlichen Odinsdiener widerſetzt. Eine ſolche Oppoſition kehrt öfter wieder. Nach derſelben Ynglingaſaga brachten einmal die Schweden ihren König Olaf Tretelgia ſelbſt dem Odin zum Opfer.

Thor, als Vertreter des Volks, ſeiner Rechte und ſeiner Sittlichkeit ſteht oft dem Odin trotzig gegenüber, ſo im nordiſchen Harbardsliede, wo ihn aber Odin ſeiner Armuth und Tugend wegen junkerhaft verſpottet.

Auch Freyja ſteht als Beſchützerin treuer Liebe dem Odinismus gegenüber, der dieſe Treue verachtet. In der Halfsſaga erſcheint ein König Alfrek bereits mit Signe vermählt, als er ſich in die Geirhild, die er Bier brauen ſieht, verliebt und ſie als zweite Frau annimmt. Signe iſt begreiflicherweiſe höchſt betrübt darüber und fleht die Liebesgöttin Freyja um Schutz an. Alfrek beliebt, diejenige von beiden Frauen allein zu behalten, die ihm das beſte Bier brauen würde. Nun reicht Freyjas Beiſtand für die arme Signe nicht aus, denn nachdem Geirhild dem Odin ihr erſtes Kind geopfert und an einem hohen Kreuze aufgehängt hat, berührt Odin ihre Bierhefe mit ſeinem Speichel (worin noch die Kraft des Odhrörir wirkt) und verleiht dadurch ihrem Bier eine unübertreffliche Güte. Die tugendhafte und unſchuldige Signe wird nun verſtoßen, die Eingedrungene herrſcht allein und das verlorene Kind wird ihr alsbald durch ein zweites erſetzt. — Die Göttin vertritt hier das ſittliche Princip der rechtmäßigen Ehe, der Gott die Ueppigkeit und Ausſchweifung. Wolluſt und Grauſamkeit erſcheinen hier in dem Kindesopfer der eingedrungenen Buhlerin auf ſchauerliche Weiſe gepaart. Aber gerade daran findet der Gott ſein Wohlgefallen.

Frigg, Odins Gemahlin, vertritt ihm gegenüber ebenfalls die Tugend und das Recht. Davon ſind uns ſehr ſinnige Sagen erhalten. Im Grimnismal, einem der tiefſinnigſten Lieder der alten Edda heißt es: Agnar, der ältere Sohn des König Hraudung, kam mit ſeinem jüngeren Bruder Geirröd einmal beim Fiſchangeln auf dem Meere verirrt in dunkler Nacht zu einem unbekannten Strande, wo ſich Odin und Frigg in Geſtalt armer Hüttenbewohner ihrer erbarmten. Odin aber begünſtigte den jüngeren und lehrte ihn ſeine eigenen Liſten, während der ältere von der guten Frigg gepflegt wurde. Im Frühjahr ſetzten ſie ſich wieder in ihren Kahn und kehrten glücklich heim, Geirröd aber, ſchon voll der Liſt Odins, ſtieß

am Ufer den Kahn hinter ſich ſo weit weg, daß der noch darauf ſitzende Agnar abermals verirrte. Geirröd wurde nun König, weil ſein Vater geſtorben war, und herrſchte mit großer Macht. Da ſaß einmal Odin mit Frigg auf dem Hlidſkialf, dem Hochſitz im Himmel, von dem aus ſie alles ſehen konnten, und Odin wies auf eine Höhle, in der Agnar als Verbannter mit einer Rieſin Kinder zeugte, während Geirröd in königlicher Herrlichkeit lebte, und ſpottete Frigg aus, daß ſie den armen Schlucker zu ihrem Liebling erkoren habe. Frigg aber erwiderte, Geirröd ſey ein Geizhals und ungaſtlich. Odin wollte es nicht glauben und beſchloß ihn zu prüfen. Frigg aber ſandte ihre Dienerin Fulla ab, den Geirröd vor Odin als vor einem böſen Zauberer zu warnen. Als nun Odin an ſeinen Hof kam, in einen blauen Mantel gehüllt und ſich Grimnir nannte, erkannte der König, es müſſe wirklich ein Zauberer ſeyn, weil ihn die Hunde nicht packen wollten, und ließ ihn acht Nächte lang zwiſchen zwei Feuern peinigen. Aber Geirröds junger Sohn, Agnar, labte ihn mildthätig mit einem Trank. Im Wechſelgeſpräch mit dem Leidenden erfuhr endlich Geirröd, es ſey der höchſte der Götter und war ſo eilig, ihn aus dem Feuer zu erlöſen, daß er ſich in ſein eigenes ausgleitendes Schwert ſtürzte und ſtarb. Odin verſchwand, ſegnete aber des jungen Agnars Regierung.

In dieſer ſchönen Sage wird das Gaſtrecht als um ſo heiliger anerkannt, je weniger ſelbſt der ſonſt ſo willkürliche und eigenmächtige Odin ſich der ſittlichen Indignation über des Königs Ungaſtlichkeit erwehren kann. Ein Gott, von deſſen Genialität jede ſittliche Rückſicht fern liegt, wird nur in Bezug auf Gaſtfreundſchaft ein ſtrenger Richter. Nichts beweist mehr, wie hoch dieſe Tugend den alten Deutſchen ſtand.

Eine zweite Beſchämung erfährt Odin durch ſeine Gemahlin Frigg in der ſchönen Sage bei Paul Warnefried. Die Vandalen, im Kampfe mit den Winilern, bitten Wodan um Sieg. Dieſer aber, ohne ſich darum zu kümmern, wer die beſſere Sache verficht und demnach den Sieg verdient, ſagt in vornehmer Laune, die ſollten ſiegen, die er bei Sonnenaufgang zuerſt ſehen werde. Nun bittet

die kluge Gambara, Mutter der jungen Winilerfürſten, die Frea, Wodans Gemahlin, um Sieg und Frea räth den Weibern, ihre langen Haare wie Bärte vorzunehmen und ſich ſo bei Sonnenaufgang vor Wodans Fenſter zu ſtellen. Als Wodan erwacht und jene ſieht, fragt er: wer ſind jene Langbärte? muß nun aber den Winilern Sieg verleihen, die davon den Namen Longobarden annehmen.

Auch hier läßt ſich die Güte und ſittliche Ueberlegenheit Freas über ihren rückſichtsloſen Gemahl nicht verkennen. Die Beſchämung Wodans iſt um ſo markirter, als es gerade ſchwache Weiber ſind, denen er als Siegvater den Sieg gewähren muß, da es ihm doch geziemt hätte, ihn nur den tapferſten Männern zu gewähren, und als er Zufall und Weiberliſt entſcheiden läßt, wo nur die gerechte Sache hätte entſcheiden ſollen.

Am ſchärfſten tritt in der alten Edda der ſittliche Adel Brynhildurs (Brunhild) der gemeinen Praxis des Odinismus entgegen. Sie iſt eine Valkyrie, d. h. eine von den himmliſchen Amazonen, die als Dienerinnen und Botinnen Odins ſich hauptſächlich mit irdiſchen Helden und Kriegern zu thun machen, ſich einen Lieblingshelden wählen und denſelben nach dem Tode in Odins herrlicher Walhalla bedienen, die man aber auch höher auffaſſen muß, nämlich als ein weibliches Ideal, für welches der junge Held ſchwärmt, dem er ritterlich dient, um deſſentwillen er die ſchwerſten Unternehmungen wagt und an dem er ſich ſittlich veredelt. Ein Verhältniß, wie es auch ſchon die Griechen in dem Schutz, den Pallas-Athene dem Herakles gewährte, und in deren myſtiſcher Vermählung anerkannt und vielleicht ſogar nordiſchen Vorſtellungsweiſen urſprünglich entlehnt haben. Brynhildur nun hatte ſich den jungen Agnar zum Lieblingshelden erwählt. Er iſt ihrer würdig, aber gerade deshalb wird ſie durch Odins ſchadenfrohe Bosheit von ihm getrennt und in tiefen Todesſchlaf verſenkt, und als der heldenherrliche Sigurd ſie befreit und weckt, er, der ihrer würdiger, wie jeder andere in der Welt iſt, trennt Odin ſie auch wieder von ihm und überliefert ſie dem Gunnar, der die Gemeinheit der Geldgier vertritt. In merkwürdiger Weiſe gibt die Edda eine förmliche Doctrin

des Odin und ſtellt ihr die entgegengeſetzte der Brynhildur gegenüber. Im Havamal ſingt Odin Zauberrunen, wodurch er, wie er ſelber ſagt, Folgendes erlangen will: 1) Hülfe in allem Streit, 2) Arznei in jeder Krankheit, 3) Abſtumpfen der feindlichen Waffen und eigene Unverletzlichkeit, 4) Befreiung aus jeder Haft, 5) Bannung feindlicher Pfeile, 6) Rückprall jedes feindlichen Zaubers auf den Feind ſelbſt, 7) Löſchung jedes Feuers, 8) Schlichtung jedes Streites, 9) Stillung des Meerſturmes, 10) Verjagung von Dämonenheeren, 11) Sieg über alle Feinde durch einen Geſang in den Schild, 12) Wiederbelebung von Todten, 13) Unverletzlichkeit der Günſtlinge, 14) Allwiſſenheit, 15) Macht der Aſen, 16) einen Liebeszauber, alle Mädchen gefällig zu machen, 17) einen andern, um ſie treu zu erhalten, 18) einen Zauber, den er niemand mittheilt, als der die ihn liebt oder ſeiner Schweſter. — Man erſieht hieraus, daß es Odin um nichts Sittliches, um kein Recht, ſondern lediglich um den Erfolg zu thun iſt. Dagegen mahnt Brynhildur ihren geliebten Sigurd im Liede Sigurdrifa, er ſolle den Adel der Seele wahren als das mächtigſte aller Schutzmittel:

Das rath ich zum erſten,
Daß du gegen Freunde
Ledig bleibſt aller Schuld.
Sey zur Rache nicht raſch,
Wenn ſie dir Unrecht thun.

Das rath ich zum zweiten,
Keinen Eid zu ſchwören,
Der ſich als wahr nicht bewährt.
Grimme Feſſeln
Folgen dem Meineid.

Das rath ich zum dritten,
Daß du beim Dingwahl
Mit läppiſchen Leuten nicht rechteſt.

Dann folgen Mahnungen, der Verführung durch Weiber, durch Trunk zu widerſtehen. Ferner Mahnungen zur Todesverachtung im

kühnſten Männerſtreite, zur Treue und Achtung der Unſchuld, zur weiſen Vorſicht und endlich zur Heilighaltung der Todten, die er fromm beerdigen und unter den Hügel legen ſoll, wo er ſie finde. — Nirgends iſt die Güte des weiblichen Weltprincips ſo ſcharf der Rückſichtsloſigkeit des männlichen gegenübergeſtellt, wie hier.

Die ſo hochgeſtellte Valkyrie fällt im Grundbegriff mit der in die Zeit gebannten Göttin der Unſterblichkeit, Iduna, ſo wie auch mit der über das Leben hinausreichenden ewigen Liebe, Freyja als Valfreyja, zuſammen. Sie bewahrt die heilige Erinnerung, die den in der Zeitlichkeit durch Odin verwirrten, bethörten und entſittlichten Menſchen verloren ging. Sie weckt der Wahrheit, dem Recht, der Tugend immer neue Kämpfer. Sie iſt die himmliſche Huld, die dem treuen Helden entgegenkommt, ihn dieſſeits tröſtet und jenſeits mit überſchwänglicher Freude lohnen wird.

Der Grundgedanke dieſer ſittlichen Erhebung eines irdiſchen Helden unter dem Beiſtand der allliebenden Göttin gegen den allmächtigen Odin kehrt ſehr oft nicht nur in den Liedern der Edda, ſondern auch in viel ſpätern Heldengedichten des deutſchen Südens wieder. Ein entzückender Ton aus alter Zeit klingt er noch tief in die chriſtlichen Jahrhunderte hinein. Sigurd iſt als Sifrit in Dichtungen verherrlicht worden, die noch ſpät im Mittelalter immer wieder überarbeitet wurden. Aber dieſelbe Heldengeſtalt finden wir unter anderem Namen auch noch in den Heldenliedern von Karl dem Großen und ſeinen Helden, indem der Grundgedanke der heidniſchen Poeſie in die chriſtliche überging. Immer ſteht hier ein junger Held (Waltharius, Reinald, Huon), wenn auch unterliegend, mit hohem Seelenadel einem übermächtigen, aber böſen König gegenüber, oder ſiegt der junge Held (Ogier, Thomas von Erceldoune) unter dem Schutz einer mächtigen Fee und theilt mit ihr zuletzt das Himmelreich.

Die Erinnerung an den verlorenen Baldur unter der langen Tyrannei des Odin, die Erinnerung an die Ewigkeit mitten in der Zeitlichkeit wurde auch dem Volke ſtets lebendig erhalten durch die großen Sunwendfeſte zu Weihnachten und Johanni. Denn es war

allgemeiner Volksglaube, der ſich als Aberglauben lange noch erhielt, daß in der Mitternachtſtunde der längſten Nacht und in der Mittagſtunde des längſten Tages die Sonne ſtille ſtehe, die Zeit wieder zur Ewigkeit werde, mithin nicht nur alle Todten wieder aufſtünden und alle noch Ungeborenen ſichtbar würden, ſondern auch das ſonſt unſichtbare Thor zum Berge ſich öffne und man den Baldur, aus dem man ſpäter den Kaiſer machte, darin ſchlafen ſehe.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß die ſittlichen Ideen, die ſich neben der odiniſchen Praxis und im Gegenſatz gegen dieſelbe geltend machten, gerade wegen ihrer Unterordnung und Unterdrückung um ſo ſtärker müſſen reagirt haben. Es lag eine eigene geheimnißvolle Macht innerlichſter Rührung und Sehnſucht in der Auffaſſung alles Edlen, Schönen, Unſchuldigen als eines unterdrückten und leidenden Opfers. Daher ohne Zweifel auch die Empfänglichkeit ſo vieler im Volk für die Bekehrung zum Chriſtenthum. Ehe ſie zur tieferen Einſicht der chriſtlichen Wahrheit gelangten, mochten ſie im „weißen Chriſt“ wohl zunächſt den von den Todten auferſtandenen Baldur ahnen, und in „Unſrer lieben Frau“ die ihnen längſt vertraute Mutter aller Huld. Indem das alte Odinsreich unterging, ſtellte die chriſtliche Kirche Gimil dar, den neuen Himmel und die neue Erde, deren Nähe die fremden wunderbaren Glockentöne zum erſtenmal dem heidniſchen Urwald verkündeten.

7.

Altdeutſche Heldenlieder.

Der Inhalt vieler uralter und heidniſcher Heldenlieder iſt uns noch, wenn auch nur in ſpätern Bearbeitungen, erhalten. Darin erkennen wir zum Theil die älteſten Erinnerungen des deutſchen Volkes aus ſeiner aſiatiſchen Heimath.

Nur das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand ſtammt auch in ſeiner Form noch wirklich aus unſerer heidniſchen

Vorzeit, ſtimmt aber in ſeinem Inhalt genau mit einer Epiſode des perſiſchen Schachnameh überein, in welchem die älteſten Heldenlieder der turaniſchen Saken und ihrer Kämpfe mit den iraniſchen Perſern niedergelegt ſind. Hier kämpft der Sake Ruſthm unerkannt mit ſeinem Sohne Sohrab und beide überbieten ſich in Tapferkeit und jenem Racenſtolze, der dem Gegner niemals weicht, bis der Vater zuletzt den Sohn tödtet und zu ſpät erfährt, daß es ſein verlorener, geliebter Sohn war. Ganz eben ſo kämpft im deutſchen Liede der alte Hildebrand mit ſeinem Sohne Hadubraud.

Im altdeutſchen Heldenbuch, deſſen Inhalt tief ins älteſte Heidenthum zurück greift, beſteht Wolfdietrich ähnliche Abenteuer wie der homeriſche Achilleus, von ſeinem jugendlichen Aufenthalt unter den Mädchen bis zu ſeinem Kampf mit den Todten. Achilleus kämpft im Fluſſe mit den Leichen derer, die er ſchon einmal erſchlagen hat, Wolfdietrich mit den Geiſtern aller derer, die er getödtet hatte.

In dieſen Fällen darf man an uralte ariſche Lieder denken, die unter den Heldenvölkern Aſiens verbreitet waren und ſich Perſern, Griechen und Deutſchen mitgetheilt haben. In ihren Kreis dürften dann auch die merkwürdigen Lieder gehören, deren Spuren ſich einerſeits bis nach Indien, andererſeits bis in den Weſten Europas verbreitet haben. Eine indiſche Dichtung preist den unverwundbaren, in ſeiner Jugend ausgeſetzten Karna, der zu einem großen Helden erwachſend zuletzt durch Untreue aus der Welt geſchafft wurde, indem man ihn, indem er ſich bückte, von hinten mit einem Pfeil erſchoß. Unſer deutſches Heldenlied preist ebenſo den hörnernen (durch eine Hornhaut unverwundbaren), in ſeiner Jugend ausgeſetzten Sifrit, der zum gewaltigen Helden erwachſen, indem er ſich zum Trunke bückt, verrätheriſch von hinten durch einen Lanzenwurf getödtet wird. Eine andere indiſche Dichtung läßt den König Kantanu ein ſchönes dämoniſches Weib lieben, nach deſſen Herkunft er nie fragen darf. Als ſie aber ſieben Kinder, die ſie geboren, ins Waſſer geworfen hat und auch das achte hineinwerfen will, ruft er entſetzt: wer biſt du, daß du das thun willſt? Sie aber entdeckt ſich

ihm als die h. Ganga, Göttin des großen Stroms, und entflieht für immer. Dieſe Sage nun ſtimmt ganz mit unſrer deutſchen Sage von der Meluſine überein.

Es iſt von einigem welthiſtoriſchen Intereſſe, die in einander greifenden Spuren uralter Dichtung in ſo weit entlegenen Ländern zu verfolgen. Jedenfalls brachten die Deutſchen aus der aſiatiſchen Heimath ſchon einen Schatz alter Ueberlieferungen mit.

In ihrer neuen europäiſchen Heimath aber wurde mit beſonderer Liebe das Urbild des deutſchen Jünglings, Sifrit oder Sigfrid, nordiſch Sigurdur, von den Sängern in den mannigfachſen Dichtungen ausgebildet. Es iſt kein Sohn des ſkandinaviſchen Nordens und obgleich er in den Dichtungen, die uns erhalten ſind, vorzugsweiſe als Franke erſcheint und zwiſchen Burgundern und Sachſen ſteht, ſo dürfte er doch einen noch älteren Urſprung haben, wie ſeine Verwandtſchaft mit Karna und Achilleus ahnen läßt. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo ſteht ſeine große Bedeutung in der Geſchichte der Poeſie feſt. Er iſt der Inbegriff aller Heldentugend, deren die deutſche Race ſich von der älteſten Zeit her erfreute, und bildet in den Liedern der alten Edda einen höchſt merkwürdigen Gegenſatz gegen Odin, dem er gegenüberſteht, wie die unbefangene, ehrliche, grundgute, aber in ihrer Unſchuld und in ihrem Kraft- und Racewußtſeyn unvorſichtige Jugend dem böſen, abgefeimten Alter. In Sigurd wiederholt die Heldendichtung das Ideal, was die Mythendichtung in Baldur aufgeſtellt hatte, die dem Laſter immer unterliegende und doch immer hoch darüber erhabene Tugend, das Schöne, unter dem Huftritt wilder Roſſe zertreten, und doch das allein Wahre und Ewige.

Als ein Knabe von edelſter Geburt, aber ſchadenfroh und heimtückiſch von Odin verfolgt, mußte Sigurd in rußiger Schmiede arbeiten, bis er erſtarkend ſich ſelbſt die unbeſiegliche Waffe ſchmiedete. Da tödtete er den über dem Nibelungenhort (einem ungeheuern Schatze) lagernden Drachen und nahm den Schatz vom Blut des Drachen aber wurde ſeine Haut wie Horn und unverwundbar. Durch Odins Tücke war die ſchöne Walkyrie Brynhildur in tiefen Schlaf

verſenkt und in die Waberlohe (ein Kreis von Flammen) eingeſchloſſen. Als Sigurd dieſe ſah, ritt er durch die Flammen, weckte ſie und gewann ihre Liebe. Sie aber gab dem noch ungeſchlachten Jüngling Belehrung über alles, was einem ritterlichen Helden gezieme an Seelenadel und Treue. Als ſie ſich aber trennen mußten, gab die Königin Grimhild ihm einen Zaubertrank, daß er alles vergaß, was er bisher erlebt hatte, und ihre Tochter Gudrun heirathete. Die unglückliche Brynhildur aber wurde jetzt von Sigurd ſelbſt, ohne daß er ſie wieder erkannte, dazu gezwungen, den ihr verhaßten König Gunnar, Gudruns Bruder, zum Manne zu nehmen, indem er bei Nacht deſſen Stelle vertrat. Als nun nachher beide junge Frauen einmal zuſammen badeten, rühmte ſich Gudrun ihres viel ſchöneren und ſtärkeren Gemahls und die gedemüthigte Brynhildur erfuhr jetzt erſt, daß ſie nicht durch Gunnar, ſondern durch Sigurd überwältigt worden war. Sie hatte früher geſchworen, nie einen Mann zu nehmen, der Furcht habe. Nun aber erkannte ſie, Gunnar habe ſich aus Furcht hinter Sigurd verſteckt und mit dieſem feigen Manne wollte ſie nicht länger leben. Gunnar ſelbſt, als er ſeine Schande entdeckt ſah, duldete, daß der grimmige und einäugige Högni (in dem Odin ſelbſt verſteckt war) den Sigurd hinterrücks ermordete und ihm den Schatz raubte. Brynhildur aber verbrannte ſich freiwillig mit ſeiner Leiche. — So die altheidniſche Dichtung der Edda. In der chriſtlichen Zeit wurde die alte Sage in die wirkliche Geſchichte verwebt. Aus Sigurd wurde Sigfried, ein fränkiſcher Lehensmann des Burgunderkönigs Gunthachar (Günther). Aus Gudrun wurde Chriemhild, welche ihres geliebten Sigfrieds Tod rächte. Dem Hunnenkönig Attila vermählt, lud ſie ihren Bruder Günther, zwei andere Brüder und den Mörder Hagen zu einem Beſuch nach Ungarn ein und ließ dort alle umbringen, nachdem ſie ſich aufs heldenmüthigſte gewehrt hatten. Hagen ſtarb, ohne zu verrathen, wo er den Schatz verborgen habe, der noch im Rheine liegen ſoll.

In dieſen geſchichtlichen Sagenkreis gehört auch das alte Lied von **Waltharius**, welches uns in einer lateiniſchen Uebertragung des St. Galler Mönchs Eckhard († 937) erhalten iſt. Walther

von Aquitanien und Hildgund von Burgund leben als Geiſeln am Hofe Attilas, lieben einander und entfliehen in ihre Heimath. Sie werden verfolgt, Walther aber ſchlägt ſich glücklich durch mit Verluſt einer Hand. Obgleich ganz ins hiſtoriſche Gebiet verſetzt, iſt dies Lied wohl nur ein alter heidniſcher Mythus von Vali dem Friedensgotte, der die verjüngte Natur aus den Banden des Winters rettet.

Sehr alt ſind im altdeutſchen Heldenbuche die Lieder, welche Dietrich von Bern betreffen. Man bezieht ſie gewöhnlich auf den Oſtgothen, Theoborich den Großen, und die Sage bringt dieſen in Verbindung mit Attila, indem ſie ihn deſſen Vaſall ſeyn läßt. Allein bei näherer Betrachtung erkennt man in den Kämpfen dieſes Dietrich von Bern mit dem Rieſen Ecke und Sigenot, mit dem Zwergkönig Laurin ꝛc. viel ältere Mythen des Donnergottes, von deſſen Kämpfen mit den Rieſen auch die nordiſche Edda viel erzählt. Daraus erklärt ſich auch, warum Dietrich einen feurigen Athem hat und mit demſelben die Harniſche ſeiner Feinde zerſchmilzt.

Sehr alt iſt auch das Lied von Wieland, dem klugen Schmiede, der in der nordiſchen Dichtung Völundur heißt, deſſen Name und Sage aber viel mehr im deutſchen Süden verbreitet iſt. Völundur war ein ſo kunſtreicher Schmied, daß König Niduth ihn mit Liſt fing und, nachdem er ihm die Fußſehnen hatte durchſchneiden laſſen, auf einer Inſel einſperrte, wo derſelbe für ihn arbeiten mußte. Die Kinder des Königs fuhren aber aus Neugier zu der Inſel hinüber, obgleich es ihnen verboten war, und hatten ihre Luſt, dem Künſtler zuzuſehen. Da packte er heimlich die jungen Knaben, tödtete ſie und machte aus ihren Gebeinen kunſtreiches Geſchmeide, aus ihren Zähnen ein Halsband, aus ihren Augen Juwelen. Als auch der Knaben ältere Schweſter, Baudvilde, heimlich zu ihm kam, um ſich einen zerbrochenen Ring zuſammenlöthen zu laſſen, entehrte er ſie, machte ſich künſtliche Flügel und flog hohnlachend auf und davon. Man erkennt hier auf das deutlichſte die altgriechiſche Sage vom Dädalus wieder. Gewiß aber hat ſie der heidniſche Norden nicht von den Griechen entlehnt, ſondern beide ſchöpften ſie aus einer ältern Quelle.

Nach der nordiſchen Wilkinaſaga kam dem Völundur, als er gefangen ſaß, ſein Bruder Eigill zu Hülfe und ſchmeichelte ſich beim König Niduth als geſchickter Jäger ein, daß er ihn in ſeine Dienſte nahm. Der König wollte deſſen Kunſt prüfen und verlangte von ihm, er ſolle einen Apfel vom Kopf ſeines eigenen Sohnes ſchießen. Eigill that es. Warum haſt du noch einen zweiten Pfeil zu dir geſteckt? frug der König. Um dich zu erſchießen, antwortete Eigill, wenn ich den Apfel gefehlt hätte. Darauf entfloh er mit Völundur. Das iſt der Zug einer uralten Sage, welche man in viel ſpäterer Zeit in Schweden dem Tocki und noch einige Jahrhunderte ſpäter in der Schweiz dem Wilhelm Tell angedichtet hat.

Die Dichtung von Wieland iſt hauptſächlich deshalb merkwürdig, weil in ihr eine große weltgeſchichtliche Thatſache abgeſpiegelt iſt, nämlich die Liſt und Rache gebildeter Völker, welche von roheren Barbaren unterdrückt und mißhandelt werden. Begebenheiten dieſer Art ſind uralt. Warum ſollte es nicht auch die Dichtung ſeyn?

8.

Die Bekehrung der Deutſchen.

Das Chriſtenthum verbreitete ſich ſchon in den erſten Jahrhunderten über das ganze römiſche Abendland, wenn auch noch unter Verfolgungen. Da nun ſo viele Deutſche in den römiſchen Heeren dienten, lernten ſie das Chriſtenthum kennen und ließen ſich viele von ihnen bekehren. Andererſeits bekamen die Rom feindlichen deutſchen Stämme oft römiſche Gefangene, die ſchon Chriſten waren und unter den Deutſchen wohnend, ihnen das Evangelium verkündeten. Die ſchnelle und völlig freiwillige Bekehrung der Gothen beweiſt, wie empfänglich ſie für die chriſtliche Lehre waren. Eben ſo ſchnell bekehrten ſich die Vandalen, Burgunder, ſpäter Franken, Longobarden und Angelſachſen. Ein hartnäckiger Widerſtand gegen das Chriſtenthum begann erſt, als die Franken von Gallien aus im Innern

Deutſchlands die dort noch heidniſchen Stämme mit Gewalt bekehren wollten und die Kirche zu einem Mittel politiſcher Unterdrückung machten.

Ueber die erſten Apoſtel und Heiligen an den deutſchen Grenzen, ſo wie über die Gründung der erſten Bisthümer iſt viel geſtritten worden. In ſpätern Jahrhunderten waltete ein frommer Wetteifer, die Stiftungen in eine ältere Zeit zurückzudatiren und wo möglich mit der apoſtoliſchen Zeit noch in eine unmittelbare Verbindung zu bringen, und die fromme Dichtung ſchmückte die Legenden der Heiligen mit mancher Zuthat aus. Die neuere Zeit ging nun aber wieder in ihrer Kritik zu weit und wollte auch das wegleugnen, was ohne Zweifel einen geſchichtlichen Grund hat. Wenn wir uns erinnern, mit welcher Strenge Diocletian alle Chriſten in ſeinem weiten Reiche aus Staatsgründen verfolgte und wie ſein Mitkaiſer Maximian noch perſönlichen Haß und Eifer hinzufügte, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der letztere auch die chriſtlichen Soldaten innerhalb ſeines Heeres ausmerzte und entweder wieder zu Heiden machte, oder hinrichten ließ, und es verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, daß es damals und zumal unter tapfern Soldaten viele treue Chriſten und Märtyrer geben mußte. Die grauſame Vernichtung der thebäiſchen (in Aegypten für das Chriſtenthum ganz beſonders begeiſterten) Legion im heutigen Wallis bei Martinach unter Maximian im J. 287 hat alſo allen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit und ebenſo die dunkle Hautfarbe ihres afrikaniſchen Anführers, der wegen mauritaniſcher Abkunft wahrſcheinlich Mauritius getauft worden war. Daß ein ſo großer Mord von den Chriſten nicht vergeſſen wurde, daß dem frommen Märtyrer an der Stätte ſeines Todes die Kirche St. Moritz errichtet wurde, iſt etwas ganz Natürliches, und eben ſo ſind es die Stiftungen, die von Flüchtigen jener Chriſtenſchaar ſelbſt oder nur auf ihren Gebeinen noch anderwärts gegründet wurden.

Von den Hunnen erzählen uns die chineſiſchen Annalen, ſie hätten ſehr oft die Einwohner großer Städte, ja ganzer Landſchaften in Maſſe niedergemetzelt, ja ihre flüchtigen Reiterſchaaren hätten ſogar die eigenen Weiber in Maſſe abgeſchlachtet, um ſich des

überflüſſigen Troſſes zu entledigen und raſcher weiter zu kommen. Niemand zweifelt daran. Warum will ſich nun die moderne Kritik dagegen ſträuben, daß zur Zeit Attilas einmal bei Köln eine große Schaar Jungfrauen in Maſſe ſollen ermordet worden ſeyn? Das waren die berühmten 11,000 Jungfrauen, welche nach der Legende die h. Urſula aus England begleitet hatten, die von den Hunnen mit Pfeilen getödtet wurden und deren Gebeine noch heute in Köln verehrt werden.

Die verſchiedenen Stiftungen, die auf dergleichen Märtyrer zurückgeführt werden, haben eine geſchichtliche Grundlage. Eben ſo natürlich iſt, daß einzelne Miſſionäre ſchon frühe von Italien aus am Rhein thätig waren. Daher die uralte Verehrung des h. Lucius in Graubündten, des h. Fridolin in Seckingen zwiſchen dem Bodenſee und Baſel, des h. Maternus in Trier und Köln. Den letztern bezeichnet die Legende ſogar als den Jüngling von Nain, den der Heiland einſt vom Tode weckte. Unter den älteſten Heiligen Deutſchlands glänzt die h. Afra, eine Buhlerin aus Augsburg, die ſich bekehrte, ihr lüderliches Haus in eine Kirche verwandelte und unter Diocletian den Märtyrertod litt.

Derjenige Heilige, der am meiſten auf die deutſchen Heiden in Gallien einwirkte, daher auch noch bei den Franken wie der eigentliche Nationalheilige verehrt wurde, war der früher ſchon genannte h. Martin von Tours. Auf ihn iſt im Volksglauben merkwürdig viel von einem alten Gott übertragen worden, der Kampf mit Rieſen, das große Trinkhorn, die Martinsgans ꝛc. Solche Uebertragungen altheidniſcher Vorſtellungen und Gebräuche wurden von der Kirche nicht nur geduldet, ſondern mehrmals vom Papſt ſogar empfohlen. Nur mußten ſie von unſchuldiger Art ſeyn. Auf denſelben Bergen, in denſelben h. Hainen, an derſelben h. Quelle, wo der deutſche Heide zu ſeinen unvollkommenen Göttern gebetet hatte, ſollte er jetzt zu dem wahren Gotte beten. Mit denſelben Blumen, die zuvor der guten Naturmutter dargebracht worden waren, ſollte jetzt Mariens Altar geſchmückt werden. In derſelben h. Stunde, in der man früher dem Stillſtand der Sonne und der Zeit überhaupt

ahnungsvoll gelauſcht hatte, ſollte man jetzt die ſichtbare Herabkunft des Gottesſohnes feiern.

Von Anfang an war die heilige Geſchichte in der Jahresfeier der Geburt und des Todes Jeſu, in den Feſten der h. Jungfrau, der Apoſtel und Märtyrer an bedeutungsvolle Tage im Jahr geknüpft geweſen. Leiden und Sterben des Herrn fiel in die jüdiſche Oſterzeit, die Ausgießung des h. Geiſtes in die Pfingſtzeit.

Je mehr die Judenchriſten an ihren alten Satzungen feſthielten, um ſo nothwendiger wurde es für die Kirche, den entſchieden chriſtlichen Charakter auch in den Feſtzeiten auszuprägen und ſich vom jüdiſchen Gebrauch loszureißen. Deshalb trat der Sonntag an die Stelle des Sabbath (Samſtag) und wurden Oſtern und Pfingſten zu beweglichen Feſten, ſo daß ihre Tage nicht mehr mit denen der jüdiſchen Feſte zuſammenfielen. Dennoch behielt die griechiſche Kirche des Morgenlandes mehr vom Judenjahr bei, indeß die römiſche des Abendlandes ſich näher an die großen Jahresfeſte der Heiden anſchloß. Man hat daraus den Chriſten den Vorwurf gemacht, als hätten ſie aus Politik, um den Heiden den Uebertritt zum Chriſtenthum bequemer zu machen, denſelben zu viel nachgegeben. Allein das Motiv und der Zweck waren von ganz anderer Art. Es handelte ſich darum, der Arbeit des Menſchen im Verlauf der Jahreszeiten eine höhere Weihe zu geben, den auf die Natur angewieſenen Menſchen in der Natur immer ihren Schöpfer und Wohlthäter vorzuhalten, die ſtaunenswürdigen, ſchrecklichen und lieblichen Wechſel der Natur als Sinnbilder für das höhere und ſittliche Leben aufzufaſſen und endlich die Gabe der Natur in jeder Jahreszeit zu benutzen, um die chriſtlichen Feſte, die in dieſe Zeit fielen, auf ſinnige Weiſe zu verſchönern. Man wollte nirgends die heidniſche Naturvergötterung fortſetzen, aber man wollte auch die chriſtliche Feier nicht in der Abſtraction von aller Natur vertrocknen laſſen. Die heidniſchen Jahresfeſte hatten eine natürliche Berechtigung. Wenn auch die Vorſtellungen von der Gottheit dabei ſehr unvollkommen geblieben waren, ſo war doch der Gebrauch, beim Austreiben der Heerden zum himmliſchen Beſchützer derſelben zu beten, bei der Rück-

kehr ihm zu danken, desgleichen bei Saat und Ernte, in der Weinleſe dieſelben religiöſen Pflichten zu erfüllen, in tiefem Sonnenſtande den Untergang des Lichts zu fürchten, in der tiefen Novembernacht der Todten zu gedenken und dann bei der Wiedererhebung der Sonne nach Weihnachten und zu Oſtern freudig den Lichtgöttern Dank darzubringen, und überall bei jedem Feſt den Schmuck, den die Jahreszeit gerade in Blumen, Zweigen, Früchten darbot, zur Verſchönerung anzuwenden, ein allweg natürlicher und der chriſtlichen Feier eben ſo angemeſſen, wie der heidniſchen.

Man behielt, ohne dem Chriſtenthum Abbruch zu thun, ſogar die meiſten alten Namen der Wochentage bei, obgleich ſie heidniſchen Göttern geweiht waren, der Dienſtag oder Erchtag dem Kriegsgott Zio oder Erich, Ir, Tyr, der Mittwoch oder Wodanstag dem Wodan, der Donnerſtag dem Donnergott, Freitag der Liebesgöttin Freyja. Auch der Name Oſtern wurde noch entlehnt von der Oſtara, der im Oſten aufgehenden Sonne.

Daß Namensähnlichkeiten zuweilen einem chriſtlichen Heiligen die beſondere Verehrung der Heiden zuwendeten, erſcheint nun natürlich. So hat man die große Bedeutung, welche der h. Nicolaus, obgleich er nie im Norden war, doch gerade bei den Deutſchen im Norden, zumal an den Küſten und bei den Seefahrern erlangte, aus der Aehnlichkeit ſeines Namens mit dem des Nix, nordiſch Nikr, dem Waſſergeiſt, erklärt. In Sicilien wurde die Demeter als bona dea, griechiſch ἀγαθὴ (die Gute) verehrt und man feierte ihr dort ein großes Feſt mit rieſenhaften Fackeln (weil ſie mit Fackeln in der Hand ihre verlorene Tochter Perſephone geſucht hatte) und trug eine rieſenhafte weibliche Bruſt in Prozeſſion umher (weil ſie als Amme der ganzen Natur angeſehen wurde). Ihr Bild wurde auf einem hohen Triumphwagen umhergeführt und trug den Schleier der mütterlichen Göttinnen, den Wagen zogen Rinder als dem Ackerbau dienende Thiere. In der chriſtlichen Zeit wurde nun in demſelben Sicilien die h. Agathe verehrt und ihr Feſt auf ganz ähnliche Art mit Fackeln gefeiert, ihr Bild auf einem Wagen geführt und ihr eine ungeheure Bruſt vorangetragen, weil ihr nach der Legende die

Brüſte abgeſchnitten wurden. Ihr Schleier aber galt als Schutzwehr gegen die Feuerausbrüche des Aetna. Hier ſcheint in der That ein heidniſches Volksfeſt in ein chriſtliches umgewandelt worden zu ſeyn, indem man auf eine wirkliche Märtyrerin bei zufälliger Namensähnlichkeit die Attribute einer alten Göttin übertrug.

Daß man das Leben der Heiligen auf das Naturleben bezog, wo ſich eine Aehnlichkeit darbot, war überall natürlich und darf nicht als Entweihung des Heiligen angeſehen werden. Johannes der Täufer erinnerte ſelbſt daran, er gleiche der niederſteigenden, Chriſtus der aufſteigenden Sonne, weshalb ſein Feſt in die Sommerſonnenwende, das Chriſtfeſt in die Winterſonnenwende fällt. Den Sonnabend weihte man der h. Jungfrau als Mutter des Heilandes, weil dieſer Tag dem Sonntag vorhergeht. Ein Beiſpiel, wie die Legende in Bezug gebracht wurde zum Naturleben, haben wir in den vierzig Rittern. Dieſe tapfern römiſchen Soldaten weigerten ſich einmal als Chriſten den Götzen zu opfern. Sie erklärten, ſie wollten für ihren himmliſchen Herrn eben ſo tapfer ſtreiten, wie für den irdiſchen. Man ſtieß ſie nackt in einen gefrorenen See. Nur einer ſprang aus Angſt wieder heraus und ſtarb ſogleich. Die andern hielten aus. Die Wächter ſchliefen ein, bis auf einen, der ſie bewundernd, ſelber Chriſt wurde, ſich auszog und ſtatt des Abgefallenen zu ihnen geſellte und die Zahl vierzig wieder voll machte. Nun iſt es eine Erfahrung, daß am Tage dieſer Heiligen (9. März) häufig neue Kälte eintritt, und Volksglaube, daß das Wetter vierzig Tage lang ſo bleibt, wie es dieſen Tag war.

Solche Beziehungen auf die Natur ſind in der Legende durchgängig nur ſinnige und anmuthige Anknüpfungspunkte, um die Feier der Heiligen zu erhöhen. In der Reihenfolge der Heiligenfeſte im Kirchenjahr kehren ſie oft wieder und dienen dazu, erſtens den Menſchen bei der Jahresarbeit, beim Wechſel der Jahreszeiten, bei Saat und Ernte ꝛc. immer an die höhere Welt zu mahnen, zweitens dem Feſte ſelbſt einen Schmuck zu verleihen, den die Natur gerade zu der beſtimmten Zeit des Feſtes darbietet, Blumen, Aehren, Früchte ꝛc.

Hier iſt überall nichts Heidniſches mehr, ſondern eine höhere Weihe des Zeitlichen durch die Erinnerung an das Ewige.

In den erſten Jahrhunderten der deutſchen Bekehrung tritt eine eigenthümliche Verdunkelung ein, welche nicht in jenen eben geſchilderten von den Heiden zum Chriſtenthum mitgebrachten Gebräuchen lag, ſondern im Gegentheil in einer falſchen Auffaſſung deſſen, was ſie von den römiſchen Chriſten annahm. Das war vor allem der arianiſche Irrthum und zweitens die Corruption der römiſchen Großen. In den erſtern fielen hauptſächlich die gothiſchen Stämme, in den letztern der fränkiſche. Es bedurfte daher noch geraumer Zeit, bis die Häreſie und zugleich die ſittliche Fäulniß im Süden, der odiniſche Trotz im Norden überwunden wurden.

Mit den Deutſchen aber trat ein friſches und freudiges Element in die chriſtliche Kirche ein. Ohne die Heldenarme der Deutſchen hätte ſich dieſe Kirche des bald darauf furchtbar hereinbrechenden Islam nicht erwehrt, ohne das tiefe Gemüth, den ſittlichen Ernſt und Rechtsſinn der Deutſchen hätte ſie im Innern nicht die bewundernswürdige Organiſation gefunden, die ſie im Mittelalter annahm, und nicht die wundervolle Blüthe chriſtlicher Kunſt entfaltet. Es bedurfte dazu einer Auffriſchung des römiſchen Blutes mit dem deutſchen, einer Durchdringung des römiſchen Geiſtes mit dem deutſchen Gemüth.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21465 / 084

Zweites Buch.

Untergang der Gothen.

1.

Die Franken.

Frank iſt ſo viel als frei. Im älteſten fränkiſchen Geſetz heißt es: **Ingenuus sive Francus** und in der Vorrede dazu: **gens Francorum, firma pacis foedere, quae Romanorum jugum durissimum de suis cervicibus excessit pugnando**, d. h. das Frankenvolk, ein Bund, welcher der Römer hartes Joch kämpfend zerbrach. Ebenſo ſagt Nazarius, Lobredner des Kaiſer Conſtantin, alle niederrheiniſchen Völkerſchaften hätten ſich zu einem großen Bunde verſchworen. Da nun der Name der Franken von den Römern das erſtemal im J. 240 erwähnt wird, iſt es am wahrſcheinlichſten, daß der Bund während der ſchrecklichen Kriege unter dem wilden Maximinus Thrax zu deſſen Abwehr geſchloſſen wurde. Ein Bund etwa wie der, welcher früher ſchon unter Arminius zuſammengetreten war, und kaum auf längere Dauer, denn wenn auch der gemeinſame Name blieb, ſo doch nicht die enge Verbindung, wie die häufigen Kämpfe unter den Franken ſelbſt beweiſen. Allmählig werden ſaliſche und ripuariſche Franken unterſchieden, die erſteren, wahrſcheinlich nach der Saale (Yſſel) benannt, in den Niederlanden, die andern, von **ripa**, dem

Ufer (des Rhein) zubenannt, weiter östlich. Jene waren den Römern mehr oder weniger heerpflichtig geworden, aus ihrer Mitte waren aber schon Usurpatoren hervorgegangen, die sich keck zu Kaisern aufgeworfen hatten, sie waren gewitzigter, aber auch verdorbener, als alle andern deutschen Stämme. Die Ripuarier hatten die alte deutsche Treuherzigkeit besser bewahrt. Beide aber waren noch Heiden.

Die Fabel, daß die Franken von Troja hergekommen seyen, ist ersonnen worden zu dem Zweck, den Franken einen gleichen Ursprung wie den Römern anzudichten, damit sich die letzteren williger den ersteren anschlößen. Wahrscheinlich wurde eine alte Sage von der Herkunft aller Deutschen aus Asien in diesem Falle mißbraucht.

Die salische Fürstendynastie läßt sich nur bis auf den Markomir zurückführen, der mit zwei andern fränkischen Stammfürsten, Genobald und Sunno, gegen den Kaiser Theodosius unglücklich focht und in der Gefangenschaft starb. Sein Sohn Faramund soll zum ersten König gewählt worden seyn „nach dem Beispiel anderer Völker," wie Siegebert von Gemblours erzählt. Das deutet wohl auf die Gothen und Burgunder hin, welche durch ihren König einiger gemacht wurden, als sie vorher waren. Das Volk aber verpflichtete den neuen König, die alten Volksrechte zu achten, welche aus diesem Anlaß zum erstenmal, nachdem sie von vier aus drei Gauen gewählten Männern berathen worden waren, niedergeschrieben wurden, das berühmte salische Gesetz. Weil das Saalland nur drei Gaue hatte, muß es noch klein gewesen seyn. Auch hatten die Ripuarier nicht das salische, sondern ein besonderes Gesetz. Aus beiden aber erkennen wir, daß bei den Franken nicht mehr der Grund und Boden Gemeingut aller (Allmand, wie noch bei den Alemannen), sondern schon in Erbgüter an die einzelnen freien Männer (Alemannen) vertheilt war.

Auf den Faramund folgte Chlodio, der zuerst die Sitte eingeführt haben soll, nach welcher alle Frankenkönige ihr Haar so lang tragen mußten, als es gewachsen war. Sie wurden aber auch durch die Schönheit ihrer blonden Haare berühmt. Dem Chlodio folgte Merowig, von dem das ganze Königsgeschlecht den Namen der Merowinger erhielt. Man hat denselben von der Meeruwe, einer Ge-

gend an der Mündung der Maas ableiten wollen, die alte Stammsage der Frankenkönige leitet ihn von einem Meerungeheuer ab, welches die Königin am Strande überraschte und von dem sie Mutter des Merowig geworden seyn soll. Das entspricht ganz dem Charakter des Odin, der unter dem Namen Hnikar auch Herr des Meeres war, und dem Charakter des heidnischen Königthums, welches seinen Ursprung gern auf Odin zurückführte.

Merowigs Sohn und Nachfolger war Childerich, der sich eines odinischen Sprößlings ganz würdig zeigte, indem er seinen Franken die Weiber untreu machte. Aber sie ließen sich das nicht gefallen und jagten ihn fort. Damals war Aegidius noch römischer Statthalter in dem mittleren Theile Galliens, der den Römern noch zwischen Franken und Westgothen übrig geblieben war, und genoß als guter Nachbar das Vertrauen der Franken in solchem Maaße, daß sie ihn zu ihrem Haupt erkoren. Das konnte nur von Saliern geschehen, die schon längst mit Römern in enger Verbindung gestanden hatten. Die sonderbare Wahl erklärt sich aber auch, wenn man erwägt, daß sich damals das westgothische und selbst das burgundische Reich ausdehnte und daß die Salier einen engen Bund mit den Römern zu ihrem Schutz für nöthig halten mochten. Childerich entfloh über den Rhein an den Hof des thüringischen Königs Bisinus, mit dem er verwandt war. Die Thüringer saßen in dem Lande an der Saale, welches heute noch ihren Namen führt. Mit ihrem älteren Namen hießen sie Hermunduren. Sie hatten sich damals durch Oberfranken bis an die Donau hin ausgebreitet, waren aber den Franken näher verwandt, als den Gothen und Sachsen. Bisinus hatte eine lebenslustige Frau, die Königin Basina, die den jungen König der Franken viel liebenswürdiger fand, als ihren Gemahl. Unterdeß bildete sich eine antirömische Partei unter den Saliern, oder traten vielleicht auch ripuarische Franken ins Mittel, weil es doch den Stolz der Deutschen kränken mußte, daß ein Römer unter ihnen herrschte. Die römische Besteuerungsart, die Aegidius im Saallande einführte, wurde nun zum Anlaß genommen, daß man auch wieder den Aegidius fortjagte. Daß alles Sache einer merowingischen Ver-

ſchwörung war, beweist Viomadus, ein treuer Anhänger Childerichs, welcher unter den Saliern zurückgeblieben war, um für ihn zu wühlen. Sie hatten vor der Flucht des Königs ein Goldſtück zerbrochen, wovon der König die eine Hälfte mit nach Thüringen genommen hatte, und die Verabredung war, daß, wenn Viomad ihm die andere Hälfte zuſenden würde, die Angelegenheiten gut für ihn ſtünden und daß er dann zurückkehren ſolle. Childerich erhielt das Goldſtück, brach augenblicklich auf und wurde von den Saliern wieder als König angenommen. Nun kam ihm aber Baſina heimlich nach und er heirathete ſie, obgleich Biſinus noch lebte. In der Hochzeitnacht ſah ſie im Traum zuerſt einen Löwen, ein Einhorn und einen Leoparden, dann Bären und Wölfe, endlich Hunde, was auf die Kinder und Kindeskinder aus dieſer Ehe gedeutet wurde. Ihr erſtgeborner Sohn aber war der große Chlodwig.

Childerich hatte übrigens einen ſchweren Stand, denn er mußte ſich bald mit Aegidius, bald mit den Weſtgothen, bald mit Burgundern, bald mit Alemannen herumſchlagen, wobei ihm zu gute kam, daß ſie unter einander ſelbſt nicht einig waren. Auch ſächſiſche Seeräuber plagten ihn an den Meeresküſten. Er wurde zu Doornik (Tourney) begraben, 482. Sein merkwürdiges Grab wurde erſt im 17. Jahrhundert wieder aufgefunden und enthielt Reſte eines golddurchwirkten Kleides über dem ſechs einen halben Fuß langen Gerippe, ein ſehr langes Schwert, einen goldenen Stierkopf, mehr als 300 goldene Bienen und eine Kriſtallkugel.

Chlodwig war erſt 15 Jahre alt, als ſein Vater ſtarb. Unterdeß war auch im römiſchen Gallien dem Aegidius ſein Sohn Siagrius nachgefolgt. Es ſchien alſo, als ob dieſe römiſche Familie eine unabhängige Dynaſtie gründen wollte. Allein ſie beſaß nicht mehr die Macht dazu. Kurz vorher hatte Odoachar in Rom dem alten Kaiſerthum ein Ende gemacht. Von dort konnte der Römer in Gallien keine Hülfe mehr erhalten und noch viel weniger von Conſtantinopel. Nichts war alſo natürlicher, als daß ein kühner deutſcher Fürſt in Gallien daſſelbe that, was Odoachar in Italien, und den letzten Reſt der Römerherrſchaft vollends hinwegfegte. Daß

der feurige Chlodwig, sobald er 17 Jahre alt geworden war, dazu Lust bekam, darf niemand wundern. Er fiel also im J. 486 über den armen Siagrius her und schlug ihn in einer Schlacht bei Soissons. Siagrius floh zu den Westgothen, deren König Alarich ihn aber an Chlodwig auslieferte. Dieser ließ ihn hinrichten, mußte sich noch einige Zeit mit der Eroberung der festen Römerstädte plagen, eroberte aber endlich das ganze Gebiet, welches Siagrius besessen hatte. Warum die Westgothen den Franken so viel Raum ließen, erklärt sich aus ihren innern Zuständen.

König Theodorich, der Bruder und Mörder des Thorismund, war im J. 466 selbst wieder vom dritten Bruder Eurich ermordet worden. Dieser thatkräftige und kluge König mußte sehen, wie sich Ricimer in Rom mit dem Hofe von Constantinopel verband, um die Vandalen in Afrika anzugreifen, und wurde zugleich von Aegidius angegriffen. Er erkannte daraus, daß die verbundenen Ost- und Weströmer, wenn sie erst mit den Vandalen fertig würden, auch die Westgothen würden unterdrücken wollen. Er verband sich daher mit dem Ostgothenkönig Widimir, der ihm mit einem Heere beistand, und eroberte mit seiner Hülfe ganz Spanien. Nur in den nordwestlichen Gebirgen ließ er den Suevenkönig Remismund walten, die Römer aber vertrieb er aus allen Küstenstädten, wo sie wieder festen Fuß zu fassen versucht hatten. Von hier aus konnte er den Vandalen die Hand reichen und beide brauchten den Bund von Ost- und Westrom nicht mehr zu fürchten, der sich übrigens, wie wir gesehen haben, von selbst auflöste. Wahrscheinlich hatte Eurich im Sinn, auch in Gallien die Grenzen seines Reiches auszudehnen, vielleicht das ganze Gallien zu erobern, und die enge Verbindung, in der er mit den Ostgothen stand, läßt vermuthen, daß zwischen ihm und Widimir damals schon der Plan verabredet worden ist, nach welchem die Ostgothen sich Italiens bemächtigen sollten. Eurich eroberte das südliche Gallien bis an die Alpen und schlug den Odoachar zurück, 478. Er bekriegte auch die Burgunder und Franken und schlug sie einigemal. Er scheint aber viel mit ihnen diplomatisirt zu haben und mochte hoffen, indem er

ihre Spaltungen benutzte, mehr zu gewinnen, als in einem blutigen Kriege. Wenigstens wollte er sie zunächst nur im Schach halten, da sein Hauptaugenmerk immer auf Italien gerichtet blieb. Der Schlüssel dieser Politik lag in seinem Bunde mit dem ostgothischen Brudervolke und in dem Plan der italienischen Eroberung. Am Hofe zu Toulouse war große Bewegung, Gesandtschaften gingen ab und zu. König Eurich hatte unbestritten den ersten Rang unter allen damaligen deutschen Fürsten. Aber dieser unternehmende Mann starb in der Mitte seiner Laufbahn, 484, und hinterließ nur einen jungen und schwachen Sohn, Alarich, dem alle Talente fehlten, um die großen Plane seines Vaters durchzuführen. Daraus nun erklärt sich, warum es Chlodwig wagen konnte, das Land des Siagrius zu erobern, was er nimmermehr gewagt haben würde, wenn Eurich noch gelebt hätte. Alarichs Rathgeber waren durch das Vorgehen der Franken überrascht, vielleicht auch bestochen, sie mochten hoffen, den Franken zum Freunde zu gewinnen. Den Siagrius zu unterstützen, entsprach der bisherigen Politik Eurichs nicht. Indem sie aber den unglücklichen Römer dem Franken auslieferten, verriethen sie eine Schwäche, die dem kühnen Chlodwig nur Muth machen konnte, noch mehr zu wagen.

2.

Chlodwig.

Unter den Franken war kein Adel, das merowingische Königsgeschlecht ausgenommen. Alle Franken waren sich gleich und ein Adel, ein übergeordneter Rang entstand erst in Folge der fortgesetzten Kriege und Eroberungen, aus den vertrautesten Offizieren des Königs, denen er Hof- und Staatsämter übergab. Das waren die antrustiones oder ingenui in truste. Es war also kein Geburts-, sondern ein Verdienstadel, der auch erst später größere Güter zu Lehen erhielt. Nach der Eroberung wurden die Landgüter nicht vom

König nach Gunst zu ungleichen Theilen als Lohn für die Kriegsdienste vergeben, sondern vom gesammten Volke unter alle Freien gleich vertheilt. Wie streng diese Gleichheit eingehalten wurde, davon erzählt Gregor von Tours ein Beispiel. Nach der Plünderung von Rheims erbat sich Bischof Remigius daselbst von Chlodwig ein kostbares Kirchengefäß zurück. Der König drückte den versammelten Kriegern den Wunsch aus, sie möchten ihm zu dem ihm gebührenden Beutetheil noch dieses Gefäß überlassen. Ein Franke aber legte seine Streitart an das Gefäß und rief: „Du sollst nichts haben, als dein Loos.“ Chlodwig aber, dem sich alle heerpflichtigen Franken im Frühlingsanfang zur Heerschau (auf dem s. g. Märzfelde) stellen mußten, brauchte im nächsten März die Gewalt, die ihm als Kriegsherrn über die Soldaten in Reih und Glied zustand und schlug jenen Franken mit seiner Streitart todt. Nach und nach bildete sich im fränkischen Heere ganz von selbst eine Aristokratie aus, indem die Getreuen des Königs in ihrem eigenen Interesse fest zusammenhielten und es jedes gemeinen Kriegers Ehrgeiz wurde, unter die Getreuen aufgenommen zu werden. Damit hing die allmählige Ausbildung des Lehenwesens zusammen. Neben dem gleichen Theil, den jeder Franke früher von der Kriegsbeute erhalten, bekam der Getreue des Königs von demselben noch größere Güter zum Lohn, aber nur auf Lebenszeit, daher nur gelehnt, als Lehen. Die neue Aristokratie vereinigte also mit dem höhern Amtsrang auch größern Besitz.

Die Franken werden von den römischen Zeitgenossen als ein im Kriege schreckliches und unüberwindliches, dabei aber durch und durch treuloses Volk geschildert. Man ist immer geneigt gewesen, ihre Treulosigkeit aus der römischen Ansteckung herzuleiten, als seyen sie unter den verdorbenen Römern mitverdorben worden. Allein ihre Arglist hat überall mehr ein barbarisches, als römisches Gepräge und beweist, wie mächtig gerade ihr Stamm und Königsgeschlecht vom odinischen Dämon besessen war. Als Bischof Remigius den König Chlodwig bekehren wollte, suchte er ihm die Nichtigkeit seiner

Heidengötter zu beweiſen, die er in Saturn, Jupiter, Merkur und Mars latiniſirt. Damit ſind Allvater, Thor, Odin und Tyr gemeint.

Die Franken bedienten ſich als ihrer Lieblingswaffe der Streitart oder kurzen Hellebarde (securis, framea, franciſca) und zeichneten ſich durch enganliegende, den athletiſchen Wuchs genau ausdrückende Unterkleider, eine Art Tricot aus, über denen ſie einen kurzen, gleichfalls eng anſchließenden Rock ohne Aermel trugen, während die übrigen deutſchen Stämme weitere Hoſen, Röcke mit Aermeln und Mäntel trugen.

Chlodwig konnte nicht ruhen noch raſten, ſo ſehr glühte er von Jugendfeuer und Thatendrang. Da ſich die Weſtgothen ſo zag benommen hatten, verſuchte er es auch mit den Burgundern. Den Vorwand lieh ihm ein Brudermord in ihrem Königshauſe. Aehnliche Brudermorde hatten ſich im Hauſe der Weſtgothen gehäuft, wir werden ſie ſpäter eben ſo außerordentlich oft, ja als etwas gewöhnliches in den engliſchen und nordiſchen Königshäuſern wiederkehren ſehen. Da es aber immer kühne Helden ſind, die einander verdrängen, ſo war die Corruption dieſer deutſchen Dynaſtien wenigſtens der ptolemäiſchen und ſeleukidiſchen unähnlich, ein Zeichen der übermüthigſten Kraft und nicht der Erſchlaffung, alſo auch noch in der chriſtlichen Zeit odiniſch! — Die Burgunder hatten ihr früheres Beſitzthum am Mittelrhein, deſſen Mittelpunkt Worms geweſen war, längſt den Alemannen überlaſſen und waren an die Rhone und in die ſüdlichen Alpen gezogen, wo ſie in Bormio ein neues Worms gründeten. Ihrem gegen die Hunnen gefallenen König Gunthachar folgte Gunthioch, deſſen vier Söhne das Land theilten. Hilperich ſaß zu Gent, Godegiſel zu Beſançon, Gundebald in Lion, Godemar in Vienne. Der unternehmendſte unter ihnen war Gundebald, welcher ſeinen Bruder ermorden ließ, deſſen ſchöne Tochter Chlotilde aber in ein Kloſter zu Genf einſperrte. Chlodwig, der wohl von ihrer Schönheit gehört hatte, intereſſirte ſich für ſie zugleich aus politiſchen Gründen, um ſich in die Angelegenheiten Burgunds einmiſchen zu können. Er ſchickte daher den treuen Aurelian als Bettler verkleidet nach Genf und in das Kloſter. Als nun hier die königs-

liche Nonne nach der Sitte dem fremden Pilger demüthig die Füße wusch, ließ dieser den Ring Chlodwigs in das Wasser gleiten, gab sich ihr zu erkennen und warb um ihre Hand für seinen König. Sie aber willigte mit Freuden ein. Der Bettler wurde nicht mehr gesehen. Bald aber ritten fränkische Gesandte mit stolzem Gefolge vor Gundebalds Burg und forderten von ihm die Braut Chlodwigs. Gundebald grollte, wagte jedoch nicht den mächtigen Franken zu trotzen und ließ die Nichte frei. Nach damaliger Sitte der Frauen fuhr sie auf einem mit Ochsen bespannten Wagen der Grenze zu und ließ unterwegs alle burgundischen Wohnungen in Asche legen, damit ihr Oheim erführe, wie tief sie ihn haßte und welche Rachegedanken sie hegte. Chlodwig nahm sie zur Gattin. Der erste Sohn, den sie ihm gebar, starb. Darin glaubte sie eine göttliche Strafe zu erkennen, weil der Knabe als Sohn eines heidnischen Vaters nicht getauft worden war. Sie aber war eine Christin und flehte den Gatten an, ihren zweiten Sohn taufen zu dürfen. Er gestattete es und dieses Kind blieb leben.

Seine burgundischen Pläne mußte Chlodwig verschieben, weil ihn die Alemannen, vielleicht nicht ohne geheime Anreizung Gundebalds, angriffen. Dieses Volk war sehr zahlreich, weit ausgebreitet, unvermischt mit Römern und von so zäher Kraft, daß es der Franken wohl Meister geworden wäre, wenn ihm nicht die Einheit des Königthums gefehlt hätte. Nur in der Volkssage leben dunkle Erinnerungen an einen verwandtschaftlichen und religiösen Zusammenhang der ältesten Adelsgeschlechter unter den heidnischen Alemannen, immer aber, und auch diesmal gegen Chlodwig kämpfte das Volk unter verschiedenen Führern, jeder Gau unter dem seinigen. Indem sie sich nach Norden weiter auszubreiten suchten, stießen sie auf die Katten (Hessen), die zu den östlichen Franken gehörten und wahrscheinlich unter den Ripuariern mitbegriffen waren, deren zu Köln residirender König Sigebert schwere Kämpfe mit den Alemannen zu bestehen hatte, bis Chlodwig ihm zu Hülfe kam. Im Jahr 496 maßen sich die vereinigten salischen und ripuarischen Franken unter Chlodwigs Führung mit dem großen Volksheere der Alemannen in

einer ſchrecklichen Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich) im Elſaß. Es wurde ungeheuer viel Blut vergoſſen und der Sieg ſchwankte lange. Da rief Chlodwig den Gott der Chriſten an, wenn er der ſtärkere Gott ſey, damit er ihm die Alemannen überwältigen helfe, denen Odin, der heidniſche Siegesgott, diesmal gewogener ſchien, als den Franken. Nun ſiegte Chlodwig wirklich und die Niederlage der Alemannen war ſo entſetzlich, daß ſie nicht mehr gegen die Franken aufkamen. Darauf gelobte Chlodwig, ein Chriſt zu werden, und ſeine Anthruſtionen thaten das gleiche. Obgleich dieſer Fall einer Bekehrung während der Schlacht dem des großen Conſtantin ſehr ähnlich, darf man ihn doch nicht als eine verabredete Nachahmung deſſelben anſehen. Vielmehr war nichts natürlicher als daß, wenn zwei heidniſche Heere mit einander kämpften, jedes den Siegesgott anrief, und daß Chlodwig, indem er am Siege zweifelte, ſich an den Gott wandte, von dem ihm Chlotilde und Remigius ſo oft geſagt hatten, er ſey ſtärker als alle Heidengötter. Als ſich Chlodwig von Remigius im Chriſtenthum förmlich unterrichten ließ und ihm das Leiden Chriſti ausführlich erzählt wurde, ſoll er ans Schwert gegriffen und zornig ausgerufen haben: „wäre ich mit meinen Franken dabei geweſen, wie würde ich ihn gerächt haben!“ Auch dieſe Aeußerung beweist, daß dem Könige ſein Heidenthum früher eben ſo ernſt geweſen iſt, als es jetzt ſeine Bekehrung war. Am folgenden Oſtertage wurde Chlodwig zu Rheims vom h. Remigius feierlich getauft und aus einem Oelfläſchchen geſalbt, welches eine Taube ſelbſt vom Himmel ſoll gebracht haben. Mit ihm empfingen 3000 edle Franken die Taufe und zwar als katholiſche, römiſch rechtgläubige Chriſten und nicht als Arianer, wie die übrigen deutſchen Stämme.

Von Alemannien riß Chlodwig den nordweſtlichen Theil hinweg in einer Grenzlinie, welche noch ſpäter das ſchwäbiſche Oberland vom Unterlande trennte. Er hätte vielleicht noch mehr genommen, wenn es die Oſtgothen nicht verhindert hätten, deren mächtiger König Theodorich, Widimirs Neffe, Alemannien ſchützte, ohne deshalb einen Krieg mit den Franken anzufangen.

Jetzt erſt nahm Chlodwig den burgundiſchen Plan wieder auf.

Er hatte sich mit Godegisel verständigt und als er den Gundobald angriff, besiegte er denselben gleich in der ersten Schlacht bei Dijon im Jahr 500, weil Godegisel zu ihm überging. Gundobald mußte sich nun dem Frankenkönig unterwerfen und Burgund von ihm zu Lehen nehmen, fiel aber nachher über den untreuen Bruder her und ließ denselben umbringen. Das burgundische Volk scheint unruhig geworden zu seyn und große Lust gehabt zu haben, den Schutz der Ostgothen anzurufen. Die Großen des Reichs zwangen den König Gundobald auf einem Tage zu Genf, das Gesetzbuch, welches er ihnen gegeben hatte, zurückzuziehen, und verabschiedeten ein neues, die s. g. lex gundabada. Der König aber suchte jetzt seine Stütze bei den Franken, verließ deshalb den arianischen Glauben, um, wie Chlodwig, katholisch zu werden, und schloß ein enges Bündniß mit diesem gegen die Westgothen.

Dieses unglückliche Volk, welches noch kurz vorher unter König Eurich eine so große Rolle gespielt hatte, war durch die Schwäche Alarichs, wenn nicht durch innern Verrath, gelähmt. Als Arianer wurden sie von den katholischen Romanen gehaßt, welche letztere dagegen dem Frankenkönige, weil er, wie sie, katholisch geworden war, zujauchzten. Seitdem die katholische Welt des Abendlandes keinen Kaiser mehr hatte, erblickte sie in Chlodwig ihren einzigen Schirmer, denn alle andern deutschen Könige waren entweder Arianer oder noch Heiden. Chlodwig erwog nun, welcher Vortheil seiner Krone aus dem Bündniß mit der hochgebildeten und einflußreichen römischen Geistlichkeit und aus dem Vertrauen aller Romanen erwachsen mußte. Er ergriff daher, indem er dem Westgothenkönige den Krieg ankündigte, zum erstenmal die Waffen im Namen der rechtgläubigen Kirche gegen Ketzer und verkündigte laut durch ganz Gallien, er wolle die Ketzer nicht mehr dulden. Mithin standen alle römischen Unterthanen der Westgothen auf seiner Seite. Der Erfolg war nicht zweifelhaft. Der überall von Verrath umgebene Alarich mußte in Spanien einen Aufstand des katholischen Volks unter Burdimelus unterdrücken und wie gefährlich derselbe gewesen, erhellt daraus, daß Burdimelus sich schon hatte zum König ausrufen lassen. Als nun Chlodwig heran-

zog, unterlag ihm Alarich schon in der ersten Schlacht bei Poitiers, stürzte auf der Flucht vom Pferde und wurde getödtet, 507. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Amalarich, für den der mächtige Ostgothe Theodorich die Vormundschaft übernahm, ohne ihm aber zunächst eine wesentliche Hülfe leisten zu können. Es war auch zu spät, denn er hätte den fränkischen Eroberer nur früher bewältigen können, wenn er mit Westgothen, Alemannen und Burgundern gemeinsam angegriffen hätte, ehe sie einzeln unterlagen. Theodorich aber hoffte immer noch den Chlodwig, dessen Schwester Albofleda er geheirathet hatte, in Güte und durch Unterhandlungen zu beschwichtigen. Zudem waren die Westgothen unter sich uneins. Eine Partei wählte den Gesalich zum König, einen Bastard Alarichs, der sich mit Chlodwig verständigte und ihm das südliche Gallien preisgab, um dafür als König in Spanien anerkannt zu werden. Erst nach zwei Jahren gelang es dem Ostgothenkönig, durch seinen tapfern Feldherrn Ibbas den Gesalich aus Spanien zu vertreiben. Dieser Usurpator suchte sich nun doch wieder im südlichen Gallien zu halten, wurde aber gefangen und erschlagen. Bei Chlodwig setzte Ibbas so viel durch, daß derselbe nur Aquitanien behielt, Septimanien aber, mit der Hauptstadt Narbonne dem jungen Amalarich blieb. — Außer diesem Landstrich im Süden blieb von Gallien auch noch Armoricum von dem Joch der Franken frei und trat nach einem hartnäckigen Grenzkriege mit Chlodwig in ein Freundschaftsbündniß.

Erst nachdem er den höchsten Kriegsruhm erlangt, der Schrecken aller Nachbarn geworden, andere Völker unterjocht und eine große christliche Partei auf seine Seite gebracht hatte, durfte Chlodwig wagen, unter seinen Franken selbst aufzuräumen. Noch hatten die Ripuarier ihren eigenen König Sigebert in Köln und andere kleine Könige merowingischen Geschlechts besaßen selbst noch unter den Saliern kleine Herrschaften. Sigebert war in der Schlacht bei Zülpich verwundet worden und hinkte. Sein ruchloser Sohn Chloderich ließ sich durch Chlodwigs Versprechungen bewegen, seinen Vater umzubringen, wurde aber hernach, als er sich in einen mit den Schätzen seines Vaters angefüllten Kasten hinunter bog, hinterrücks erschlagen.

So war Chlodwig beide los und erbte das ripuariſche Land. Den Rangnachar, einen kleinen König in Cambray, ließ er in Ketten vor ſich bringen, rief ihn an: Schämſt du dich nicht, daß du dich haſt feſſeln laſſen? und erſchlug ihn mit ſeiner Streitart. Dem Bruder deſſelben aber rief er zu: Warum haſt du deinem Bruder nicht geholfen? und ſchlug auch ihn nieder. Ebenſo einen dritten Bruder. Den Charakk, einen kleinen König an der Seeküſte von Flandern, ließ er nebſt deſſen Sohne zu Mönchen ſcheeren, denn kein Merowinger war mehr regierungsfähig, wenn er ſein langes Haar nicht mehr trug. Als aber der Knabe trotzig ſagte, die Haare werden uns ſchon wieder wachſen, ließ Chlodwig Vater und Sohn umbringen. Die übrigen Merowinger ließ er hinrichten, weil ſie hartnäckige Heiden ſeyen, und das ſind ſie auch wohl geweſen. Ein Theil der Ripuarier empörte ſich, aber der König wurde ihrer Meiſter. Unter dem Einfluß der Geiſtlichkeit, die er ſo ſehr begünſtigte, und der Anthruſtionen, ſeines neuen kriegeriſchen Adels, konnte weder das alte Heidenthum, noch die alte Volksfreiheit unter den Franken mehr emporkommen.

Der Hof in Conſtantinopel ſuchte die Freundſchaft des Frankenkönigs, um ihn nöthigenfalls gegen die Gothen zu benutzen, und ſchickte ihm ein Purpurkleid, nebſt dem Titel eines römiſchen Conſuls. Chlodwig aber nahm dieſes Geſchenk mit Artigkeit an und zeigte ſich ſeinen römiſchen Unterthanen in dem neuen Purpur, nicht als ob er damit hätte prahlen wollen, ſondern nur, um die römiſche Bevölkerung noch enger an ſein Intereſſe zu feſſeln und weil er die Freundſchaft des Kaiſers, der gleich ihm ein natürlicher Feind der Gothen war, nicht zurückweiſen konnte. Im Vollbeſitze ſeiner Macht ſtarb Chlodwig zu Paris, erſt 45 Jahre alt, i. J. 511.

Seitdem hieß Gallien das Reich der Franken oder Frankreich und Paris blieb ſeine Hauptſtadt.

3.

Theoderich der Große.

Der junge deutſche Held, der im J. 476 dem römiſchen Kaiſerthum ein Ende machte und ſich zum König von Italien ausrufen ließ, Odoachar, war geborner Fürſt der Skirren, eines kleinen, aber äußerſt tapfern Volkes, welches in Geſellſchaft der Turcilinger und Heruler bis ins heutige Bayern gekommen war und ſich im römiſchen Solde großen Ruhm erworben hatte. Sein Vater Edeko (Eticho), ein Name, der ſpäter im Geſchlecht der Welfen wiederkehrt, war dem Hunnen Elhak treu geblieben und im Kampf mit den Oſtgothen gefallen. Daher der Haß des mit dem Reſt ſeines Volkes entflohenen Skirrenfürſten gegen die Oſtgothen. Der junge Odoachar diente in den Kriegen mächtigerer Fürſten, ſo auch dem Childerich gegen die Alemannen. Da die letzteren nach allen Seiten um ſich griffen, traten die genannten Völkerſchaften in Bayern zu ihrer eignen Sicherheit mit den Franken gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde in Verbindung. Nachher diente Odoachar den Römern. Damals lebte in Bayern der h. Severinus, durch ſeine Tugenden auch bei den Heiden geehrt. Odoachar beſuchte ihn einmal, mußte ſich aber bücken, als er in die niedere Hütte eintrat. Da freute ſich der Heilige der hohen und herrlichen Geſtalt des Jünglings, der nur einen einfachen Pelz trug, und verkündete ihm den römiſchen Purpur. Als er aber nach Italien gekommen war, ſchwang ſich Odoachar bald zum Feldherrn aller deutſchen Soldtruppen und Bundesgenoſſen Roms auf und ſetzte als ſolcher, wie oben ſchon erzählt iſt, den letzten römiſchen Kaiſer ab, 476. Der römiſchen Unterthanen wegen behielt er den Titel eines Patricius bei und ließ auch die Römer nach ihren alten Geſetzen leben, vertheilte aber ein Dritttheil aller Ländereien in Italien unter ſeine deutſchen Krieger und nahm ſeinen Sitz in der feſten Stadt Ravenna. Indem er ſich nur auf ſeine Deutſchen verlaſſen konnte, legte er den größten Werth auf den Beſitz des

Alpenlandes, als eines Bollwerks, von wo aus er nicht nur mit den ihm ergebenen deutſchen Stämmen das Flachland Italiens am ſicherſten beherrſchen, ſondern auch die Alemannen und Gothen abwehren konnte. Das heutige Tirol und Oberbayern war bereits mit ſeinen Skirren, Turcilingern und Herulern erfüllt, welche Odoachars Bruder Arnulf befehligte. Dieſer mußte den letzten Reſt römiſcher Bevölkerung, der noch in Regensburg und in andern Orten zwiſchen den Alpen und der Donau die Stürme der deutſchen Völkerwanderung überdauert hatte, unter Mitwirkung des h. Severin über den Brenner nach Italien ſchicken, um ſie vor fernerer Unterdrückung zu ſchützen, und damit das römiſche Weſen jenſeits der Alpen ein für allemal aufhöre. Von Bayern aus unterwarf Odoachar auch noch die Rugier, welche damals in Oeſtreich ſaßen, ein Theil derſelben aber unter ihrem letzten König Friedrich rettete ſich unter den Schutz der Oſtgothen.

Das große Volk der Oſtgothen wohnte damals hinter den Rugiern zwiſchen Wien und Belgrad, unter dem alten Königsgeſchlechte der Amaler. Nachdem ſie ſich von den Hunnen losgeriſſen hatten, waren ſie unter Widimir in enge Verbindung mit den Weſtgothen getreten und auf den großen Plan des König Eurich eingegangen, die ganze römiſche Welt ausſchließlich unter die gothiſche Herrſchaft zu bringen. Durch Eurichs frühen Tod war dieſer Plan zwar noch nicht vereitelt, aber die Ausführung weit hinaus geſchoben worden und unterdeß hatte ſich der Franke Galliens bemeiſtert. Dem Widimir war Theodemir und dieſem ſein Sohn Theodorich gefolgt. Dieſer letztere hatte in ſeiner Jugend mehrere Jahre als Geißel in Conſtantinopel zugebracht und dort die Fäulniß des römiſchen Weſens gründlich kennen gelernt. Als er König wurde, nahm er Eurichs Plan wieder auf. Zwar ließ er ſich vom Hofe in Conſtantinopel beauftragen, im Namen des römiſchen Reiches Italien dem Odoachar wieder zu entreißen, und dachte der Kaiſer dabei an nichts, als die Oſtgothen aus der gefährlichen Nähe an der untern Donau zu entfernen und ſie los zu werden. Allein Theodorich nahm dieſen Auftrag nur zum Vorwande, ſo wie auch die Klagen und

Bitten der Rugier, ihnen gegen Odoachar beizustehen. Er würde sich weder von Constantinopel noch von Friedrich haben bestimmen lassen, gegen Odoachar aufzutreten, wenn seine Seele nicht von dem großen Plane Eurichs erfüllt gewesen wäre. Er handelte ganz selbständig und wollte Italien nur erobern, um wieder in enger Verbindung mit den Westgothen das Abendland zu beherrschen. Deshalb brach er mit seinem ganzen Volke i. J. 487 auf nach Italien. Die Gepiden, welche nachher die von ihm verlassenen Wohnsitze einnahmen, griffen ihn an, wurden aber von ihm zurückgeschlagen. Dagegen schlossen sich nicht nur die Rugier an ihn an, sondern auch viele Alemannen und Thüringer und allerlei streitbares Volk, welches sich im schönen Italien Sieg und Beute versprach. Odoachar verlegte diesem großen Heereszuge zwar die Gebirgspässe, zog sich aber an den Fuß der Gebirge bei Aquileja zurück, wo er seine ganze Macht zusammenzog und ungeschwächt den von den Bergen herab kommenden langen und ermüdeten Zug der Feinde erwartete. Allein er unterlag in der ersten großen Schlacht und noch einmal bei Verona. Hier ging sein Unterfeldherr Tufa zu den Gothen über, fand aber bei Theodorich nicht, was er suchte, und kehrte zu Odoachar zurück, indem er sich dessen Gnade durch verrätherische Auslieferung edler Gothen erkaufte. Theodorich wagte noch nicht, Ravenna anzugreifen, wo Odoachar sich aufs beste verschanzt hatte, sondern verweilte beinahe ein Jahr in Mailand und diplomatisirte hier. Vor allem kam es ihm darauf an, den Westgothen Muth zu machen, die leider keinen Eurich mehr hatten. Sie besannen sich sehr lange, bis sie ihm endlich eine Verstärkung zuschickten. Dann erst griff er Ravenna an. Odoachar zog ihm entgegen bis an die Adda, erlitt aber nach einem langen blutigen Kampfe die dritte Niederlage. Wie viel besser hätte er gethan, wenn er sich als treuer Vasall Theodorichs dessen großem gothischen Plane angeschlossen hätte. Wie mußten die Römer sich freuen, zuzusehen, wie auf ihrem Boden die kräftigsten Heere Deutschlands sich zerfleischten. Es war i. J. 490, also zwei Jahre vor dem großen Kriege zwischen Alemannen und Franken. Der uralte Haß der deutschen Stämme unter einander spielte auch hier

wieder die größte Rolle. Odoachar und seine Bayern opferten sich für die Franken, nachher die Alemannen für die Gothen auf. Es kam zwar zu einem Vertrage, in Folge dessen Odoachar mit Theodorich Frieden machte und ihm Ravenna übergab, nachher aber wurde er auf verrätherische Weise niedergehauen, 493. Da seine Krieger sofort zu dem Sieger übergingen, scheinen unter der Hand die meisten Führer für den gothischen Plan gewonnen worden zu seyn und Odoachar mußte als ein unleidliches Hinderniß desselben beseitigt werden. Von einem römischen Widerstande konnte nicht mehr die Rede seyn. Ganz Italien unterwarf sich dem Ostgothen.

Da sich Theodorich gleichzeitig der Alemannen gegen Chlodwig annahm, liegt die Vermuthung nahe, daß dieses Volk zum Kriege gegen die Franken von Theodorich aufgereizt worden ist. Da es unterlag, zog Theodorich den Weg der Unterhandlungen einem Kriege gegen die Franken vor, suchte deren Freundschaft und heirathete Chlodwigs Schwester, versäumte aber auch nicht, sich durch andere Familienverbindungen die übrigen deutschen Könige zu befreunden, um sie gegen Frankreich benutzen zu können. Als aber Chlodwig, unbekümmert um die diplomatischen Heirathen, seinen Vortheil verfolgte und den Streich, den ihm die Alemannen hatten spielen sollen, durch den rücksichtslosen Angriff auf die Westgothen bestrafte, mußte Theodorich gegen seinen Willen das Kriegsglück wagen und die Westgothen schützen. Wir haben gesehen, was sein Feldherr Ibbas desfalls geleistet hat. Es war ehrenvoll, aber es genügte nicht. Der von Theodorich wieder aufgenommene Plan Eurichs konnte nicht zur Ausführung kommen, wenn Theodorich es nicht wagte oder aus Staatsklugheit und im Hinblick auf seine zu schwachen Mittel es nicht wagen konnte, persönlich dem verwegenen Franken gegenüber zu treten und auf Leben und Tod mit ihm zu kämpfen. Es ist möglich, daß er sich eingebildet hat, den gothischen Plan, den er nicht ausführen konnte, zu verbessern, indem er ihn ausdehnte und alle deutschen Stämme durch eine enge Familienverbindung ihrer Könige zu versöhnen und zu vereinigen suchte. Seine Tochter Theodikusa gab er dem Westgothenkönig Alarich, die andere, Ostrogotha, dem

burgundiſchen Königsſohne Sigismund, ſeine Schweſter Amalfreda dem Vandalenkönig Thraſimund und deren Tochter erſter Ehe Amalberga dem Thüringer König Hermanfried. Wenn er aber die Deutſchen und ihre Fürſten kannte, ſo hätte er ſich nie träumen laſſen ſollen, daß ſie einig bleiben würden, trotz ihrer Schwägerſchaften.

Was ſein italieniſches Reich betrifft, ſo ſchützte er daſſelbe vor allem durch die Alpenkette, indem er im Weſten den Burgundern eine Grenze ſetzte, die Alemannen als Schützlinge ſich befreundete, Tirol und Oberbayern wenigſtens im Zaum hielt, den Gepiden wehrte und durch ſeinen Feldherrn Pitia die ſlaviſchen Bulgaren, ſo genannt von der Wolga, von welcher ſie her kamen, an der untern Donau zurückſchlug. Das waren die Vorläufer der zahlloſen Slaven, welche, gleichfalls von den Hunnen frei geworden, allmählig in die Länder einſtrömten, welche von den nach Weſten abziehenden Deutſchen verlaſſen waren.

Seine römiſchen Unterthanen behandelte Theodorich mit außerordentlicher Güte und ſuchte darin noch den Chlodwig zu übertreffen. Er hätte ſie jedoch nur dann verſöhnen können, wenn er dem Arianismus entſagt hätte und wie Chlodwig katholiſch geworden wäre. Die damalige römiſche Welt war in den Dogmenſtreit vertieft und intereſſirte ſich für theologiſche Dinge mehr als für politiſche oder nationale. Man dankte dem Gothen nicht, wenn er noch ſo gütig war, denn man haßte ihn als Arianer. Dem Barbaren, ſelbſt dem Tyrannen würde man alles verziehen haben, nur nicht dem Häretiker. Aber das ſtandhafte Verharren bei der rechtgläubigen Kirche war die letzte Tugend des Römervolks, und ein Beweis, daß ihm wie von Anfang an, ſo auch noch jetzt, mehr Mannhaftigkeit innewohnte, als den Griechen. denn ohne Rom durch Griechen allein wäre das nicäiſche Bekenntniß nicht aufrecht erhalten worden. Die geſchwächten, tiefgebeugten und entehrten Römer bezeugten doch noch in der Sterbeſtunde ihrer politiſchen Unabhängigkeit etwas von der catoniſchen Unbeugſamkeit.

Theodorich gab ſeinen Gothen das Drittel aller Ländereien, was ſchon ſein Vorgänger den deutſchen Kriegern vorbehalten hatte. Das

war aber kein fühlbarer Raub am römiſchen Eigenthum, denn den kleineren Beſitzern wurde nichts genommen, es gab der herrenlos gewordenen und wüſt liegenden großen Güter genug. Nur die Deutſchen durften Waffen tragen, die Römer nicht. Im Kriegsfall wurden die deutſchen Männer von ihren Landgütern abgerufen und traten für den König unter die Waffen, die Römer nicht. Ihnen blieb nur Handel, Gewerbe, Landbau und der gewohnte Müßiggang, Theater und Circus. Theodorich ließ ihnen ihre alten Geſetze, Obrigkeiten und Gewohnheiten, der Senat durfte wieder Sitzungen halten, die Senatorenfamilien verjüngten ſich im alten Stolze, der verſtändige Caſſiodorus leitete alle römiſchen Dinge als Miniſter Theodorichs. Der König ſelbſt thronte in Ravenna, wo er durch römiſche Baumeiſter Kirchen und Paläſte errichten ließ. Nur kurze Zeit weilte er in Rom, bezeugte ſich aber den Römern ſehr gnädig. Italien hatte unter ſeiner langen Regierung Frieden und erfreute ſich bald wieder eines blühenden Wohlſtandes.

In Conſtantinopel aber glaubte man ſich berechtigt, Italien als römiſche Provinz anſprechen zu dürfen, da nach dem Ausſterben der weſtrömiſchen Kaiſer dem oſtrömiſchen das Erbe zuſtand. War man auch zu ohnmächtig, das Recht geltend zu machen, ſo verwahrte man es doch. Daher die ängſtliche Sorge, mit welcher der oſtrömiſche Hof den barbariſchen Uſurpatoren immer römiſche Patricier- oder Conſultitel aufbürdete. Seit 457 herrſchte der Thraker Leo in Conſtantinopel, der den Verluſt des abendländiſchen Reichs nicht hindern konnte. Ihm folgte 474 ein unmündiger Enkel, Leo, Sohn ſeiner mit Zeno vermählten Tochter Ariadne. Zeno war ein gemeiner Bauernſohn aus den Gebirgen Iſauriens, aber durch ſeine Größe ausgezeichnet in der Garde ſchnell emporgeſtiegen und hatte das räuberiſche Weſen ſeiner Landsleute bewahrt. Als nun ſein Schwiegervater ſtarb und der Legitimität wegen nicht er, ſondern ſein kleiner Sohn Kaiſer werden ſollte, ließ er dieſen umbringen und beſtieg ſelbſt den Thron. Verina, Leo's Wittwe, ſeine Schwiegermutter, ein Weib voll Energie, widerſetzte ſich, rief Heer und Volk auf, vertrieb den Räuber und erhob ihren Bruder

Basiliscus zum Kaiser. Dieser aber, schon durch die Niederlage der Flotte vor Karthago verächtlich geworden, machte sich bei der Geistlichkeit als Anhänger des Eutyches verhaßt und mußte sich von dem Säulenheiligen Daniel, der zu diesem Behuf in die Hauptstadt gekommen war, wie Saul vom Propheten Samuel, maßregeln lassen. Er muß ein Schwächling gewesen seyn, weil selbst seine nächsten Verwandten gegen ihn Partei ergriffen, die Liebhaber seiner Schwester und seine Gattin. Ein großer Brand in Constantinopel, bei dem die Bibliothek mit 120,000 Büchern zu Grunde ging, vermehrte die Verwirrung. Eine Verschwörung rief den Zeno zurück, Basiliscus wurde gebunden und mit Weib und Kindern zum Hungertode verdammt, 477. Zeno hatte mit Empörungen und Barbaren zu kämpfen und war froh, daß wenigstens die Gothen nach Italien abzogen. Nach seinem Tode 491 heirathete seine Wittwe Ariadne den Anastasius, welcher ihr gefiel, obgleich er bisher nur Silentiarius gewesen war, (d. h. ein Bedienter, der für die Stille in den kaiserlichen Gemächern zu sorgen hatte), die empörten Isaurier besiegte, Streit mit den Persern bekam, sie aber bald wieder befriedigte und nun den ersten Versuch machte, die Ostgothen anzugreifen. Allein obgleich sein Feldherr Sabinian eine Menge Bulgaren geworben hatte, wurde er doch von Theodorichs Feldherrn Mundo an der Donau geschlagen. Ein zweiter Versuch zur See mißlang ebenfalls. Die kaiserlichen Schiffe plünderten einige italienische Küstenstädte, wurden aber bald durch die leichten Schiffe, welche Theodorich zur Deckung der Küsten errichtete, zurückgetrieben, 509. Zur Sicherung der Stadt Constantinopel gegen Einfälle der Barbaren baute Anastasius die sog. lange Mauer, zwischen dem Marmormeer (Propontis), an dem die Stadt liegt, und dem schwarzen Meere.

Das wirksamste Mittel, den Glaubenseifer der katholischen Italiener gegen die arianischen Gothen aufzureizen, entging dem Anastasius, weil er selbst der monophysitischen Häresie ergeben war und die allzeit servilen Bischöfe Griechenlands unter seine Meinung beugte. Er kam deßhalb in heftigen Streit mit dem Papst Symmachus, der unter dem Schutze der Ostgothen ihm trotzen durfte.

Der kaiserliche Traumdeuter verkündete ihm baldigen Tod durch Feuer. Da ließ er eine Menge Wasserröhren in seinen Palast leiten, um jedes Feuer schnell löschen zu können, aber er wurde vom Blitz erschlagen, 518. Er hinterließ keine Kinder. Justinus, Oberst der Leibwache, ein Thraker, welcher eine große Geldsumme empfangen hatte, um einem Dritten zum Thron zu verhelfen, nahm das Geld und bestach die Soldaten, daß sie ihn selbst zum Kaiser wählten. Dann ließ er den Gothen Vitalian, den Liebling des Heeres, meucheln, weil er sich vor ihm fürchtete. Das Volk aber gab sich zufrieden, weil des Justinus Neffe Justinianus entschieden katholisch war und die Monophysiten wieder unterdrückte. Dieser alles klug berechnende Prinz unterwarf sich den größten Demüthigungen gegenüber dem römischen Papst Hormisda, damit er ihn für seine Absicht, die Gothen aus Italien zu vertreiben, gewinne und sich der römischen Bevölkerung Italiens als ihr natürlicher Erbherr empfehle. Vom Jahre 519 an schwebten die wichtigsten Unterhandlungen zwischen dem Papst in Rom und dem Kaiser in Constantinopel und wurde die große Verschwörung eingeleitet, die den Sturz des Gothenthums herbeiführen sollte. Hormisdas Nachfolger Johannes und die höchsten römischen Beamten, der römische Senat, das Volk waren einverstanden, die Gothen selbst aber ahnten noch nichts. Da fiel der katholische Pöbel plötzlich über die Juden in Rom, Ravenna, Neapel, Mailand, Genua her, verbrannte ihre Synagogen, plünderte ihre Häuser und erschlug viele Juden. Dieses politisch todte Volk hatte sich wie ein Ungeziefer bei allen noch lebenden Völkern eingenistet und seitdem es den Gottessohn gemordet, vom Dämon des Judas Ischariot besessen, den Geldbeutel des letzteren zum Panier erkoren, trieb mit einer merkwürdigen Scheu vor jeder Handarbeit nur Geldgeschäfte, Geldwechsel, Geldverfälschung, Geldbeschneidung, Geldausleihung auf Wucherzinse ꝛc. und war dadurch bald sehr reich geworden. Das christliche und heidnische Volk, welches arbeiten mußte, wollte sich nun nicht gern um den Lohn seiner Arbeit von den pfiffigen Juden betrügen lassen und haßte sie mit gutem Grunde. Mehrere Dichter jener alten Zeit sprechen mit der tiefsten sittlichen In-

dignation von den Juden. Rutilius nennt ſie „eine Peſt“. Das Volk ließ ſich alſo leicht gegen ſie aufreizen. Damals aber ſollte die Aufreizung dem oſtrömiſchen Kaiſer zu Gute kommen. Theodorich, wie vorauszuſehen war, ſtrafte den an den Juden begangenen Frevel nach den Geſetzen, erregte aber dadurch ein allgemeines Murren unter den Römern, als opfere er viele Chriſten auf, um das chriſtusmörderiſche Judenvolk zu beſchützen. Alle Kanzeln widerhallten von Klagen über Verfolgung der Chriſten. Der König war ſichtbar überraſcht und innerlich empört, als er dieſen Undank erlebte und ſichere Kunde von einer Verſchwörung erhielt. Darum ließ er den Senator Boethius, einen halb ſtoiſchen, halb platoniſchen Philoſophen, ins Gefängniß werfen, in welchem derſelbe ein berühmtes Buch „vom Troſte der Philoſophie“ ſchrieb, und endlich hinrichten, 524. Der milde König würde das nicht gethan haben, wenn Boethius unſchuldig geweſen wäre. Das Verfahren des Königs erſcheint völlig gerechtfertigt durch ſeine Lage, die ein wenig der des Ragnar Landbrock im Schlangenthurm glich, mit ſo vielen Schlangen hatte ihn der ſchlaue Juſtinian umzingelt. Auch des Boethius Schwiegervater Symmachus mußte ſterben. Juſtinian erließ um dieſelbe Zeit die härteſten Edikte gegen die Arianer. Theodorich und die Gothen waren Arianer, jene Edikte ſchienen alſo gegen ihn gerichtet zu ſeyn. Immer noch auf ſein langes gutes Einvernehmen mit den Häuptern der katholiſchen Kirche in Italien vertrauend, ſchickte er den Papſt Johannes nach Conſtantinopel, um den Frieden herzuſtellen. Johannes wurde aber von Juſtinian überzeugt, nur der Bruch mit den Gothen könne den Römern und der katholiſchen Kirche dauernd zu ihrem Rechte verhelfen. Nach ſeiner Rückkehr vermochte der Papſt ſich vor Theodorich nicht zu rechtfertigen und wurde auf Befehl des erzürnten Königs in den Kerker geworfen, in dem er ſtarb. Theodorich ernannte den Felix zum Papſt, den die Römer verſchmähten. Da ſtarb der geplagte König, 526. Man ſagte, der Anblick eines Fiſches bei der Mahlzeit habe ihn tief erſchüttert, weil der Kopf des Fiſches dem des alten Symmachus geglichen habe, und er ſey in Kummer geſtorben. Seine Tochter Amalaſwintha er-

richtete ihm in Ravenna ein prächtiges Grabmal, eine Rotunde, welche noch erhalten iſt.

4.

Juſtinian.

Ein Jahr nach dem Hingang des Theodorich folgte Juſtinian ſeinem Oheim in der Regierung nach. Dieſer merkwürdige Kaiſer beſaß keine heroiſche Natur, war vielmehr in vielen Dingen kleinlich und pedantiſch, aber von einer erſtaunlichen Ausdauer und Zähigkeit. Da er, ſelbſt von barbariſchem Geblüte, die ſchwächere Seite der Barbaren genau kannte, durfte er hoffen, derſelben Meiſter zu werden durch kluge Benützung ihrer Uneinigkeit. Um aber das römiſche Reich wieder herzuſtellen, mußte er die Römer in dem Maaß einig zu machen ſuchen, als die Barbaren immer uneinig waren. Die Vereinigung der Römer aber konnte ihm nicht beſſer gelingen, als durch die Mittel, die er wirklich anwandte. Das römiſche Recht hatte einen neuen und hohen Werth erlangt, indem es von den deutſchen Königen geſchont und ihren römiſchen Unterthanen als Schutzmittel, als letztes Palladium gelaſſen wurde. Die Rückſicht auf dieſes Rechtsbedürfniß in allen römiſchen Ländern, in welchen Barbaren herrſchten, gibt uns den Schlüſſel zu der außerordentlichen Pflege, welche der Kaiſer der römiſchen Jurisprudenz hat angedeihen laſſen, indem er durch Tribonianus die älteren Geſetze ſammeln, ordnen, vermehren und in das allbekannte Syſtem ſeines Codex Juſtinianus, der Pandecten und Inſtitutionen oder des corpus juris bringen ließ. Was darin zu Gunſten der abſoluten Gewalt vorkommt, lag dem Kaiſer zwar auch ſehr am Herzen, doch war ſein Hauptaugenmerk auf eine Vereinigung aller, auch der ihm noch nicht unmittelbar unterworfenen Römer, durch ihr gemeinſames Recht gerichtet.

Als zweites Mittel diente ihm die Rechtgläubigkeit. Indem

er erkannte, daß dieſelbe unzweifelhaft die Mehrheit der Römer im Abendlande für ſich hatte, gab er das verkehrte Syſtem auf, nach welchem die früheren Kaiſer ſich entweder aus Charakterſchwäche den griechiſchen Häreſien hingegeben, oder aus mißverſtandener Politik dem römiſchen Biſchof getrotzt hatten. Juſtinian konnte die Herzen der katholiſchen Römer in Italien, Afrika und Spanien nicht ſicherer gewinnen, als wenn er ſelbſt der eifrigſte Katholik wurde und dem Haupt der katholiſchen Kirche in Rom demüthig huldigte. So that er auch und verſetzte dadurch, ehe noch ein Schwert gezogen wurde, dem Gothenreiche einen tödtlichen Stoß. Die Vertheidiger der einen Natur Chriſti (Monophyſiten) ſtritten immer noch fort und Kaiſer Zeno hatte eine Vermittlungsformel, das ſogenannte Henotikon, vorgeſchlagen. Ja Juſtinian ſelbſt hatte ſich unvorſichtig zu einem kirchlichen Edikt, die 3 Capitel genannt, verleiten laſſen, worin noch Häreſie verſteckt war. Auf dem fünften ökumeniſchen Concil zu Conſtantinopel im Jahre 553 wurde aber das alles wieder gut gemacht und im Einverſtändniß mit Rom die Rechtgläubigkeit hergeſtellt. — Die Monophyſiten behielten jedoch ſelbſtändige Kirchen in Aegypten (die koptiſche), in Abyſſinien, Armenien, Syrien (die ſogenannten Jakobiten, von ihrem Stifter Jakob Baradai genannt). Das wichtigſte Buch der Monophyſiten, welches noch in der Folgezeit großen Ruhm genoß, war das, welches dem Dionyſius Areopagita, der im 4. Jahrhundert lebte, untergeſchoben wurde, eine Vermiſchung neuplatoniſcher und chriſtlicher Ideen, mit myſtiſcher Paralleliſirung der himmliſchen und irdiſchen Hierarchie.

Im Privatleben zeigte der ſyſtematiſche Kaiſer eine auffallende Verachtung der öffentlichen Meinung. Da er es aber nur mit zum Servilismus geborenen Griechen zu thun hatte, riskirte er nichts. In Conſtantinopel lebte damals ein gewiſſer Acacius aus Cypern, welcher die Aufſicht über die für den kaiſerlichen Circus beſtimmten Bären führte und deſſen Tochter Theodora, ſo ſchön wie die cypriſche Göttin ſelbſt, durch ihre Pantomimen im Theater das Publikum bis zur Tollheit entzückte. Ein vornehmer Herr nahm ſie mit nach Afrika, jagte ſie aber bald wieder fort und ſie zog in vielen

Städten des Orients umher, um ſich mit ihrer Kunſt und Buhlerei Geld zu verdienen. Endlich kam ſie, etwas bleich, aber noch immer ſehr ſchön, nach Conſtantinopel zurück und fuhr dort fort, wie ſie es angefangen hatte. Man bewunderte an ihr beſonders die tragi-komiſche Pantomime der Angſt und des Schmerzes, wenn ſie Schläge bekommen hatte, ſie producirte ſich aber auch öffentlich in nackten Attituden der ſchamloſeſten Art, wie ſie damals Mode waren. Der Geſchichtſchreiber Procopius erzählt in ſeinen Anekdoten das Unerhörteſte von Theodoras Proſtitutionen. Und doch — wie öffentlich und allbekannt ihre Schande war, verliebte ſich der Kaiſer in ſie und erhob ſie zu ſeiner Gemahlin, worüber ſeine Mutter aus Kummer ſtarb. Die neue Kaiſerin empfing die Huldigung der Beamten und ihre Vorzimmer füllten ſich mit Schmeichlern und Bettlern aus den höchſten Ständen. Wehe dem, der ihr auch nur die leiſeſte Mißachtung verrathen hätte. An allen, von denen ſie früher verachtet worden war, oder deren Ehrenhaftigkeit ſie ärgerte, nahm ſie blutige Rache. Mit Umgehung der Gerichte ließ ſie die Kerker füllen, und viele Menſchen hinrichten. Das Wagenrennen im großen Circus war noch immer das beliebteſte Schauſpiel in Conſtantinopel, wie in Rom und allen andern noch erhaltenen Römerſtädten. Unter den Rennern beſtanden Parteien und die Zuſchauer ſelbſt ſchloſſen ſich an die eine oder andere an. Nun war einmal Theodora von der grünen Partei in Conſtantinopel, als ſie noch gemeine Schauſpielerin war, beleidigt worden, und rächte ſich jetzt, indem ſie die grüne Partei verdächtigen ließ, als ſey ſie dem regierenden Hauſe feindlich geſinnt. Der blauen, oder kaiſerlichen Partei, wurde jeder Uebermuth gegen die grüne geſtattet, jede Klage der grünen abgewieſen und verhöhnt. Mord erfüllte die Straßen, es kam zu einer förmlichen Schlacht im Circus. Als aber der Kaiſer Ruhe befahl, und auch die wüthendſten Ruheſtörer unter den Blauen verhaften ließ, empörten ſich die ſchon an jede Zügelloſigkeit gewöhnten Blauen und brachten den Kaiſer ſelbſt in Gefahr. Ein großer Brand, der auch die Sophienkirche ergriff, vermehrte noch den Schrecken. Juſtinian wollte fliehen, aber Theodora hielt ihn zurück und ließ ſich

um ihres großen Muthes willen preiſen, obgleich es wahrſcheinlich iſt, daß ſie als Patronin der Blauen die Zügel der Bewegung in den Händen hatte. Der Aufruhr wurde durch Beliſarius unterdrückt. Der ſchon zum Gegenkaiſer ausgerufene Hypatius wurde hingerichtet. Beliſar hatte kurz vorher ſiegreich gegen die Perſer gekämpft, welche von Zeit zu Zeit den Grenzkrieg erneuerten, aber nie mehr recht Ernſt machten, ſondern immer bald wieder Frieden ſchloßen.

Mittlerweile hatten ſich die Dinge in Italien nach Theodorichs Tode ſo geſtaltet, daß Juſtinian es wagen durfte, angriffsweiſe gegen die Barbaren vorzugehen, welche das römiſche Abendland, auf welches er Anſpruch machte, noch inne hatten. Er richtete ſeine Blicke zuerſt nach Afrika, wo die Vandalen nicht mehr ſehr zahlreich und unter einer ihnen feindlichen Bevölkerung lebend am leichteſten beſiegt werden konnten. An die Oſtgothen, die ſchon nicht mehr geneigt oder fähig waren, den Vandalen beizuſtehen, ſollte ſpäter die Reihe kommen.

Trotz dieſes Unternehmungsgeiſtes, der den fernen Weſten wiedererobern wollte, ließ Juſtinian ganz in der Nähe das alte Illyrien, Makedonien und Griechenland von den damals noch heidniſchen Slaven beſetzen. Gerade unter ſeiner langen Regierung kamen die dichteſten Strömungen dieſer Völker bis an die dalmatiſche Küſte und bis in den Peloponnes. Warum wehrte er ihnen nicht? Wahrſcheinlich, weil er ſie nicht für ſeine gefährlichſten Feinde hielt, da die viel gefährlicheren tatariſchen Bulgaren und Avaren hinter ihnen kamen, von denen ſie vorwärts gedrängt wurden. Auch die folgenden Kaiſer ſuchten ſich entweder der Slaven gegen jene noch ſchlimmeren Feinde zu bedienen, oder betrachteten ſie wenigſtens als ein elaſtiſches Polſter, welches die Schläge jener Feinde für ſie aufnahm.

5.

Untergang des Vandalenreichs.

Die Vandalen hatten unter Geiſerich die ganze weſtliche Hälfte des nördlichen Afrika, Mauritanien und Numidien mit Karthago, erobert. Der König, der einmal vom Pferde geſtürzt war und darum lebenslänglich hinkte, muß ein höchſt origineller Mann geweſen ſeyn. Im Kriege unbeſiegt und blitzſchnell in ſeinen Handlungen, war er ein Abgott ſeiner Krieger. Als Herr einer langen Meeresküſte ließ er ſich Land- und Seekönig nennen, nannte das mittelländiſche Meer den See der Vandalen (Vendil-See) und beherrſchte es wirklich mit ſeinen Flotten, mit denen er nicht nur, wie bereits erzählt iſt, die römiſchen Flotten beſiegte und nicht nur Rom vorübergehend eroberte, ſondern auch an allen feindlichen Küſten bis über die Meerenge von Gibraltar hinaus Seeraub treiben ließ, und ſomit ein welthiſtoriſches Mittelglied zwiſchen den alten Phönikern und den ſpäteren Barbaresken wurde. Im Gegenſatz gegen die andern deutſchen Stämme, die ſich in römiſchen Landen niedergelaſſen hatten, vertheilte er den Grund und Boden nicht unter ſeine Krieger, ſondern hielt die letztern in der Nähe von Karthago in einer Maſſe beiſammen, um ſie immer bei der Hand zu haben, und hielt die entfernteren Provinzen dennoch in Schranken. Als Arianer duldete er zwar, daß ſeine Vandalen katholiſche Kirchen plünderten, und ließ ſich ſelbſt einmal aus einem Altartuch, das ihm gefiel, einen Rock machen; aber er theilte den kirchlichen Fanatismus der Zeitgenoſſen nicht, ließ die Katholiken gewähren und machte unter ihnen keinen neuen Märtyrer. Nicht auf die Religion, nur auf die Sitten kam es ihm an. Seine Vandalen hatten ſich trotz der langen Wanderungen die keuſche deutſche Urſitte bewahrt und Geiſerich that das Unerhörte, indem er auch den Römern alle öffentliche Unſittlichkeit verbot. Alle Buhlerinnen mußten augenblicklich in den Eheſtand treten. Selbſt katholiſche Schriftſteller

rühmten damals an den Vandalen ihre reinen Sitten und Salvianus ſagt ausdrücklich, im Gothenreiche ſeyen wenigſtens die Gothen keuſch geweſen, im Vandalenreiche aber ſogar die Römer.

Geiſerich ſtarb 478. Sein Sohn und Nachfolger Hunerich, zuerſt mit einer weſtgothiſchen Prinzeſſin, Theodorichs Tochter, welche Geiſerich, weil ſie ihn angeblich hatte vergiften wollen, mit abgeſchnittener Naſe wieder heimſchickte, dann mit der römiſchen Eudoxia vermählt, beſaß nicht das Genie ſeines Vaters, ließ den kriegeriſchen Sinn der Vandalen erſchlaffen, mußte ſchon erleben, daß ſich die Mauritanier wieder von ihm losriſſen, und beging Unthaten in ſeiner eigenen Familie, indem er ſeinen Bruder Theodorich ins Elend ſchickte und deſſen ſo wie auch eines jüngeren Bruders Weib und Kinder grauſam hinrichten ließ. Nachher begann er eine unbarmherzige Verfolgung der Katholiken, ſchloß alle ihre Kirchen zu, ſchickte gegen 8000 ihrer Biſchöfe und Prieſter hülflos in die Wüſte und behandelte die Widerſpenſtigen auf die roheſte Art. Seinen beſonderen Haß warf er auf die Nonnen und ließ ſie auf die abſcheulichſte und ſchamloſeſte Weiſe martern, um ihnen das Geſtändniß abzupreſſen, ihre geprieſene Keuſchheit ſey nur erheuchelt geweſen. Er ſtarb 486 und hatte ſich ſo verhaßt gemacht, daß ſein Sohn Hilderich der Krone entſagen mußte. Auffallenderweiſe begab ſich dieſer Hilderich nach Conſtantinopel, wo ſeine Anweſenheit nicht wenig beigetragen haben mag, die kaiſerliche Politik über das Vandalenreich gründlich aufzuklären. An ſeiner Statt wurde Gundamund, Sohn des Genzo, der Hunerichs jüngſter Bruder geweſen war, König der Vandalen. Von dieſem iſt wenig bekannt, außer daß er die unſinnige Verfolgung der Katholiken fortſetzte und ſich dadurch immer mehr mit ſeinen römiſchen Unterthanen verfeindete, während die Vandalen in der Hitze des Südens und unter den Wollüſten, denen ſie ſich allmählig ergaben, zu erſchlaffen anfingen. Des Krieges entwöhnt theilten ſie ihr Leben zwiſchen Bädern und ſchwelgeriſchen Mahlzeiten, kleideten ſich prächtig in ſeidene Gewande, trugen viel goldenen Schmuck an ſich und fingen im Wahnſinn der Theater und Pferderennen mit den Römern zu wetteifern an, wie Procopius er-

zählt. Im Jahr 497 folgte dem Gundamund sein Bruder Thrasamund, welcher aber schon nicht mehr im Stande war, die Mauritanier zu überwältigen. Die Vandalen waren alle zu Pferde, ein Heer, welches gänzlich aus Rittern bestand. Aber sie hatten ihr altes Feuer schon verloren, ihre Pferde scheuten vor den Kameelen der Mauritanier und sie erlitten eine schimpfliche Niederlage. Nach dem Tode des Thrasamund 523 gelang es einer Partei, welche den kläglichen Verfall des Vandalenreichs noch aufhalten wollte, nach 38jähriger Verbannung den unterdeß alt gewordenen Hilderich aus Constantinopel zurückzurufen und auf den Thron zu setzen. Dieser machte nun wieder gut, was sein Vater Hunerich gesündigt hatte, stellte die bisherigen Verfolgungen ein und öffnete den Katholiken alle ihre Kirchen wieder. Allein es war zu spät. Er wurde jetzt, ob mit Recht oder Unrecht, nur noch als ein Werkzeug der kaiserlichen Politik in Constantinopel angesehen. Gelimer, ein Enkel Genzos, hatte sich durch einen Sieg über die Mauritanier Ruhm und Vertrauen bei den Vandalen erworben, machte an ihrer Spitze einen Aufruhr, setzte den König und seine ganze Familie gefangen und ließ sich selbst zum König ausrufen, 531.

Dieß nun gab dem Kaiser Justinian erwünschten Anlaß, sich einzumischen. Er schrieb an Gelimer, tadelte dessen Usurpation und verlangte die Wiederherstellung des rechtmäßigen Königs, während die römische Bevölkerung von Tripolis den Kaiser offen um Hülfe rief gegen die Vandalen und Godas, ein Gothe, welcher vandalischer Statthalter in Sardinien geworden war, von Gelimer abfiel und auf die Seite des Kaisers trat. Nach diesen Vorbereitungen rüstete Justinian ein Heer aus und schickte es unter dem Feldherrn Belisar nach Afrika, 533. In diesem Heere befanden sich sog. Hunnen, irgend ein Rest der früher dem Attila unterworfenen, vielleicht tatarischen Völker. Gelimer hatte unnützerweise seine Kräfte getheilt, indem sein Bruder Tzazo mit einem Theile der Vandalen Sardinien wiedereroberte. Gelimer selbst, der in der letzten Stunde noch den armen Hilderich hinrichten ließ, war nun zu schwach, dem Angriff Belisars zu widerstehen. Als in der ersten Schlacht sein Bruder

Ammatas fiel, den er sehr liebte, verweilte er im Schmerz zu lange bei der Leiche und verlor den Sieg. Endlich kam sein anderer Bruder Tzazo aus Sardinien, das er wiedererobert hatte, zurück, Gelimer fiel ihm weinend um den Hals und hielt ihn lange umarmt. Sie wagten noch eine Schlacht, die aber wieder verloren ging. Tzazo fiel, Gelimer floh in die Gebirge. Den alten römischen Einwohnern und den Völkern der Wüste gleich sehr verhaßt, waren die Vandalen bei ihrer geringen Zahl verloren. Belisar aber gewann überall die Herzen durch seine Güte gegen die Einwohner und durch die strenge Mannszucht, die er halten ließ. Afrika kehrte unter die römische Herrschaft zurück. Gelimer hielt sich mit seiner Familie noch eine Zeit lang im Gebirge versteckt. Der Heruler Pharos suchte ihn in den Dienst des Kaisers zu ziehen. Gelimer aber bat ihn nur um ein Brod, um seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, um sich die erhitzten Augen zu kühlen, und um eine Zitter, um sich durch Lieder zu trösten. Man schickte ihm, was er verlangte. Aber alle Lebensmittel gingen ihm aus. Als er seinen Neffen mit einem andern Knaben um ein elendes Stück Teig, ihre letzte Nahrung, auf Leben und Tod ringen sah, übermannte ihn der Jammer und er gab sich an Belisar gefangen. Vor den Sieger tretend lachte er. Man erwies ihm Mitleid und Achtung und obgleich er den Triumphzug des Belisar in Constantinopel zieren mußte, ließ ihm doch Justinian Gnade widerfahren und wies ihm und den Seinigen reiche Güter im Lande der Galater in Kleinasien an. Die meisten Vandalen traten in kaiserliche Dienste und halfen die Grenzen gegen die Perser vertheidigen. Ein in Afrika zurückgebliebener Haufen unter Stotzas vereinigte sich mit den Mauritaniern und kämpfte gegen die Römer, bis Stotzas fiel. Der Rest der Vandalen unter Gontarius kämpfte fort und bemächtigte sich sogar noch einmal Karthages, aber bei einem großen Gastmahl wurden die Vandalen trunken gemacht, von den Römern überfallen und alle erschlagen. Man hat lange geglaubt, unter den Gebirgsstämmen Afrikas noch Vandalen wiederfinden zu können, aber die Spuren sind ungewiß geblieben.

6.

Beliſar.

Während die Vandalen untergingen, waren die Gothen neutral geblieben. Weder von Spanien, noch von Italien aus wurde den Vandalen Hülfe geleiſtet. Der Weſtgothenkönig Amalarich war im Jahre 531 von Childebert, Chlodwigs Sohn, geſchlagen, Narbonne und Septimanien ihm entriſſen worden. Er ſelbſt fiel auf der Flucht. Ihm folgte als König der Oſtgothe Theudes, der ſchon während ſeiner Minderjährigkeit Spanien verwaltet hatte, ein alter Diener des großen Oſtgothen Theodorich. Aus ſeiner Wahl erkennt man, daß die Weſtgothen die Nothwendigkeit, mit den Oſtgothen gemeinſchaftlich zu handeln, wohl fühlten, und daß ſie begriffen, ſie müßten die Vandalen unterſtützen. Deßhalb unternahm auch Theudes einen Zug nach Afrika, aber ſchon zu ſpät. Er konnte nur noch das der Südſpitze Spaniens auf der mauritaniſchen Küſte gegenüberliegende Ceuta wegnehmen, als einen Brückenkopf, der dem Beliſar das Ueberſetzen nach Spanien, wenn er dazu Luſt hätte, wenigſtens erſchweren ſollte. Mehr konnte er der Franken wegen nicht thun, die Weſtgothen waren in eine traurige Defenſive verſetzt.

Da Beliſar das ſehr gut wußte, begnügte er ſich, einige Küſtenſtädte Spaniens von Römern beſetzen zu laſſen, welche noch lange den Weſtgothen wie Dornen im Fleiſche ſaßen. Er ſelbſt aber wandte ſich mit ſeiner großen Kriegsmacht gegen die Oſtgothen. Daß dieſe keinen Verſuch gemacht hatten, den Vandalen zu helfen, wurde jetzt ſchwer beſtraft. Die Schuld lag an dem ganz veränderten Syſtem, welches der oſtgothiſche Hof nach dem Tode Theodorichs angenommen hatte. Er hinterließ nämlich das Reich ſeinem Enkel Athalarich, der noch ein Kind und deſſen Vater Eudarich ſchon geſtorben war. Des Kindes Mutter, des großen Königs Tochter Amalaſwintha (auch Amalaſuntha genannt) übernahm die Vormundſchaft,

war aber von ihrem Vater mehr römisch als gothisch erzogen worden, erzog auch ihren Sohn in dieser Weise und bildete sich ein, die barbarischen Gothen würden allmählig ganz von selbst mit den gebildeten Römern zu einem Volke verschmelzen. Sie selbst war eine sehr gebildete und gelehrte Dame und wurde begreiflicher Weise von Constantinopel aus geliebkost und beschmeichelt, um sie noch mehr mit der gothischen Nationalpartei zu entzweien. Ihr Athalarich verlor bei seiner verkehrten Erziehung die Tugenden des Gothen und nahm frühzeitig die Laster der Römer an. Seine Mutter muß viel Noth mit ihm gehabt haben. Als er schon mehr herangereift war, und sie ihn im Zorn noch einmal schlug, verklagte er sie bei den gothischen Großen, welche diese Gelegenheit sogleich benützten, ihn der Mutter zu entreißen. Nun überließ er sich aber zügellos den tollsten Ausschweifungen. Amalaswintha unterhandelte heimlich mit Justinian, der ihr ein Asyl anbot und sie mit Geld unterstützte. Mittlerweile starb der königliche Jüngling in Folge seines lüderlichen Lebens, als er erst sechszehn Jahre alt war. Aber sie heirathete den Theodat, den Sohn ihrer Tante Amalfreda aus einer ersten Ehe derselben. In zweiter Ehe hatte Amalfreda im Interesse ihres Bruders, des großen Theodorich, den Vandalenkönig Thrasamund geheirathet, war aber nach dessen Tode von König Hilderich in den Kerker geworfen worden, obgleich sich Amalaswintha alle Mühe gegeben hatte, ihre Tante zu retten. Die unglückliche Königin starb im Kerker, ihren Sohn erster Ehe aber nahm nun Amalaswintha zum Gemahl. Unter diesen Umständen war es nicht möglich, daß die Ostgothen den Vandalen Hülfe leisten konnten, als diese von Belisar angegriffen wurden. Der Haß Amalaswinthas gegen die Vandalen ging so weit, daß sie, nachdem sie erst drei der vornehmsten Gothen, die es hätten verhindern können, durch Sendungen hatte entfernen und umbringen lassen, der Flotte des Belisar auf ihrem Zuge nach Afrika die Häfen und Vorrathskammern Siciliens öffnete. Man kann sich denken, wie dadurch die gothischen Herzen erbittert wurden, wenn es auch vielleicht nur wenige gab, die Einsicht genug hatten, um ein enges Zusammenhalten aller go-

thiſchen Stämme gegen die Römer und Franken als das einzige Rettungsmittel zu erkennen. Die Erbitterung der Gothen brach aber zu ſpät aus, als die Vandalen ſchon unterworfen waren und man ihnen nicht mehr helfen konnte. Theodat, der zwiſchen den Neigungen Amalaſwinthas und den Anträgen Juſtinians auf der einen, dem gothiſchen Ehrgefühl und der Furcht vor dem Volke auf der andern Seite hin und her ſchwankte, wurde endlich durch eine große Verſchwörung der Gothen des Thrones und Lebens beraubt und auch die unglückliche Amalaſwintha, nachdem man ſie auf einer kleinen Inſel im Buſenerſee eingekerkert hatte, im Bade erſtickt, 535. Sie wurde das Opfer ihrer Verblendung, weil ſie ſich eingebildet hatte, die edlen Gothen würden ſich mit den Römern verſchmelzen laſſen, oder ſich einem römiſchen Uebergewicht fügen, ohne zum Schwerte zu greifen.

Die Gothen wählten den tapfern Vitigis zum König, welcher der erſtickten Königin Tochter Mathaswintha, die letzte Amalerin, gegen ihren Willen heirathete, um ſeiner Uſurpation einen legitimen Schein zu geben. Als ein Mann voll Energie und der die ganze Gefahr erkannte, in welcher die gothiſche Welt ſchwebte, ſuchte er raſch alles bisher Verſäumte nachzuholen, und da ihm die Vandalen nicht mehr beiſtehen konnten und er ſich von den Weſtgothen wenig verſprechen durfte, ſo erkaufte er die Freundſchaft der Franken, indem er ihnen den nordweſtlichen Theil ſeines Reiches, die Provence und das daran grenzende Alpenland abtrat, allarmirte die Alemannen als alte Bundesgenoſſen und trat in Verkehr mit dem perſiſchen Hofe, damit die Perſer dem kriegsluſtigen Kaiſer Juſtinian in den Rücken fallen ſollten. Unterdeß hatte Beliſar bereits Sicilien, dann auch Neapel beſetzt und drang gegen Rom vor, vom Volk auch hier wie in Afrika als Befreier empfangen. Sogar gothiſche Führer ließen ſich beſtechen und Rom ſelbſt ergab ſich ihm, da ſich die gothiſche Beſatzung zu ſchwach fühlte und davonzog, 536. Vitigis hatte vergebens auf die fränkiſche Hülfe gewartet und zog jetzt eilends ſeine Gothen zuſammen. Beliſar wagte ihm nicht im offenen Felde zu trotzen, und blieb in Rom, welches er ſchnell noch

mehr befestigte. Vitigis umringte nun mit seinem Heere die große Stadt und belagerte sie ein Jahr lang. Man hat ihm das sehr zum Vorwurf gemacht, weil die ungesunde Luft (Malaria) um Rom im Sommer tödtliche Krankheiten unter den Gothen erzeugte und seine Belagerungskunst nicht ausreichte, um die Stadt zu nehmen. Er rechnete indeß von Monat zu Monat auf Hülfe vom Norden her, welche die Franken boshafter Weise zurückhielten. Vitigis befahl endlich einen großen Sturm auf Rom, um mit einemmal ein Ende zu machen. Wie wüthend aber auch die Gothen das damals schon in ein Castell verwandelte große Grabmal Hadrians stürmten, sie wurden zurückgeschlagen. Als den Römern die Wurfgeschoße ausgingen, schleuderten sie die Mormorstatuen, die ringsum das Grabmal umgaben und die, um weit gesehen zu werden, von kolossaler Größe waren, auf die Gothen hinunter. Doch gingen in Rom die Lebensmittel aus und die Einwohner geriethen schon in Verzweiflung, als Belisar zur See Verstärkungen erhielt. Wie Justinian auf alles bedacht war, erhellt daraus, daß er damals den Papst Silverius eine unfreiwillige Seereise aus Rom nach Constantinopel machen ließ und dort absetzte, weil er an dem neu von ihm ernannten Papst Vigilius ein geschmeidigeres Werkzeug zu finden hoffte, denn der vorsichtige Kaiser wollte, wenn er erst mit den Gothen fertig seyn würde, im Papst keinen neuen Hormisda finden, sondern ein blindes Werkzeug, gleich dem Patriarchen von Constantinopel. Belisar gab sich ungern zu dieser Intrigue her. Inzwischen dauerte die Belagerung fort und Belisar ersann ein kluges Mittel, die Gothen zum Abzug zu bewegen. Er schickte nämlich ein Streitcorps unter Johannes nach Oberitalien und ließ überall auf den Höfen die dort zurückgebliebenen Weiber und Kinder der edlen Gothen wegführen und in die Städte bringen, die sich nach Abzug der gothischen Besatzungen für den Kaiser erklärt hatten. Johannes ging noch weiter und knüpfte mit der Königin Mataswintha in Ravenna selbst geheime Unterhandlungen an, die den Sturz ihres ungeliebten Gemahls bezweckten. Jetzt konnte Vitigis nicht länger vor Rom bleiben und zog mit allen seinen Truppen ab; 538 im

Frühjahr. Belisar folgte ihm nach, doch kam es zu keiner Schlacht, weil Vitigis erst die fränkische Hülfe, um die er wiederholt dringend bat, erwarten wollte, Belisar aber mit dem Eunuchen Narses, einem Armenier und bisher Schatzmeister in Constantinopel, den ihm der Kaiser aus Argwohn zur Ueberwachung geschickt hatte, in Hader lebte. Endlich im Herbst des Jahres kamen 10,000 Burgunder an, als die Gothen gerade die abgefallene große Stadt Mailand belagerten. Jetzt capitulirte die römische Besatzung um freien Abzug und überließ die Stadt ihrem Schicksal, deren Plünderung den Burgundern überlassen wurde, um diese noch mehr für die gothische Sache zu gewinnen. Die wilden Burgunder raubten alles aus und erschlugen alle Einwohner, deren Zahl übertrieben auf 300,000 angegeben wird. Die Stadt selbst soll zerstört worden seyn. Den Winter über geschah nichts Wichtiges mehr, außer daß Narses abgerufen wurde. Im nächsten Frühjahr aber kam der Frankenkönig Theudebert mit 100,000 Mann über die westlichen Alpen herüber und fand am Tessin ein Lager der Gothen, die ihn als Bundesgenossen freudig begrüßten, aber im größten Schrecken flohen, als er die Franken mit ihren Streitärten unter sie einhauen ließ. Darüber freuten sich die Römer, deren Lager nicht weit davon entfernt war, aber auch unter sie ließ der Franke einhauen und verjagte sie. Er wollte also im Vertrauen darauf, daß Gothen und Römer sich schon gegenseitig genug geschwächt hätten, Italien für sich selbst erobern, oder wenigstens ausplündern. Er kam aber nicht weit, denn eine Seuche richtete so große Verheerungen unter seinen Truppen an, daß er bald wieder umkehrte. Er mag dazu auch durch den Umstand bewogen worden seyn, daß der panische Schrecken, den er Gothen und Römern zugleich eingejagt hatte, die geheimen Unterhandlungen in Ravenna beschleunigte. Vitigis hatte durch sein Mißgeschick vor Rom sein Ansehen unter den Gothen verloren. Auf der andern Seite war Belisar durch Narses und die ränkevolle Kaiserin Theodora gekränkt und mußte fürchten, mit Undank belohnt und abgesetzt zu werden. Mataswinthas Partei fiel daher in der Noth des Augenblicks auf den Gedanken, dem Belisar selbst die Krone von Italien

anzutragen und mit Beseitigung des Vitigis eine Vereinigung zwischen den Gothen und italienischen Römern unter Belisars Oberleitung zu Stande zu bringen, wodurch man stark genug werden würde, Italien sowohl gegen die Intriguen in Constantinopel, als gegen die Franken zu schützen. Belisar ging vorsichtig auf den Plan ein. Ravenna, die gothische Residenz, öffnete ihm ihre Thore, Vitigis wurde abgesetzt und gefangen, der alte Schatz der Gothenkönige dem Belisar ausgeliefert. Dieser aber täuschte die Erwartung der Gothen, denn er blieb seinem Kaiser treu.

Die Pflichttreue des berühmten Feldherrn erscheint in jener treulosen Zeit um so edler, als die abscheulichsten Ränke gegen ihn von seiner eigenen Gattin Antonia angesponnen wurden. Als ob er es nicht weit genug in der Loyalität treiben könne, hatte er das Beispiel seines Kaisers nachgeahmt und jene Antonia als eine verrufene Buhldirne geheirathet. Sie aber wurde eben deßhalb die Vertraute und der Liebling der Kaiserin Theodora. Als sie einmal mit einem Liebhaber überrascht wurde und ihr eigener Sohn aus früherer Ehe, Photius, ihr deßhalb Vorwürfe machte, ließ sie denselben einkerkern und suchte ihren Gatten selbst zu stürzen. Als Belisar nun mit dem gefangenen Vitigis und den Schätzen der ostgothischen Königsburg in Constantinopel, wohin er zurückgerufen war, ankam, wurde er der Hälfte seines Vermögens beraubt und auf Befehl Theodoras gezwungen, seiner treulosen Gattin dafür zu danken, daß er nicht auch das Leben verlor.

Doch wurde Belisar dem Kaiser wieder nothwendig. Die Perser hatten an Chosru oder Nuschirvan einen genialen Herrscher erhalten, welcher sein Reich größer machte, als es je vorher gewesen war, und zugleich Wissenschaften und Künste pflegte. Dieser Mächtige Asiens fiel im J. 540 ins oströmische Reich ein, eroberte Syrien und nahm Antiochia weg. Belisar wurde nun wieder Feldherr und bekam, obgleich ihn die Hofintriguen auch wieder ins Lager verfolgten, Syrien zurück. Die Perser drangen damals auch gegen Arabien vor. Dieß veranlaßte Justinian, eine Gesandtschaft nach Abyssinien zu schicken,

533. In Abyſſinien (Habeſch) nämlich war ſeit dem 4. Jahrhundert von Alexandria aus das Chriſtenthum eingedrungen und der Negus (Kaiſer), der ſich rühmte, von Salomo und der Königin von Saba abzuſtammen, war Chriſt geworden. Die Himjariden in Arabien verfolgten die Chriſten. Gegen ſie nun ſchickte der Negus ein Heer und ſiegte, aber die Perſer jagten die Abyſſinier wieder über das rothe Meer zurück und behaupteten ſich lange in Yemen. Es war ohne Zweifel von unberechenbarer Wichtigkeit, daß ſie die Chriſtianiſirung Arabiens verhinderten, hundert Jahre bevor Muhamed daſelbſt ſeine neue, dem Chriſtenthum ſo feindſelige Religion ſtiftete.

Juſtinian ſchöpfte aus ſeinem Verkehr mit Aſien auch Nutzen für den Handel und die Induſtrie. Die Seide wurde damals nur in China erzeugt und war überaus theuer, während doch nicht nur an den morgenländiſchen und dem oſtrömiſchen Hofe, ſondern auch an den deutſchen Höfen die Kleiderpracht immer mehr zunahm und die Söldner, damals ſchon wie ſpäter, nicht reich genug daherprunken konnten. Juſtinian verſchaffte ſich nun durch zwei perſiſche Mönche, die als Miſſionäre nach China gekommen waren, die erſten Eier der Seidenraupe und führte den Seidenbau auch in Europa ein.

7.

Totilas.

In Italien waren zwar die Oſtgothen überwunden und Ravenna eine kaiſerliche Feſtung, mit Beliſar aber war die Kraft und Einſicht der römiſchen Verwaltung entwichen. Alexander, zugenannt die Scheere, weil er die Goldmünzen zu beſchneiden pflegte, drückte als kaiſerlicher Statthalter die Römer ſo arg, daß ſie lieber wieder gothiſch geworden wären. Da rafften ſich die Gothen zuſammen und wählten den Ildibald zu ihrem König. Dieſer aber beſaß nicht nur eine geringe Macht, ſondern wurde auch bald wieder durch [illegible]tswürdige Weiberhändel geſtürzt. Rugiſche Krieger erhoben nun

ihren Landsmann Erarich zum König, aber er wurde wieder von Totilas, dem Bruder des Ildibald, gestürzt im J. 542 und erst dieser brachte wieder Einigkeit unter die noch übrigen Ostgothen, und flößte ihnen eine neue Begeisterung ein, so daß sie noch unsterbliche Thaten verübten. Obgleich er anfangs nur 5000 Mann zusammenbrachte, so erfocht er mit denselben doch einen kleinen Sieg nach dem andern, gewann immer mehr Zulauf tapferer Krieger, durchstreifte ganz Italien, eroberte Neapel und nahm eine römische Flotte weg, als sie gerade landete. Dann griff er Rom an und eroberte auch diese Stadt, nachdem sie Narses vergebens zu entsetzen versucht hatte. Gegen die römischen Einwohner benahm er sich überall menschlich und suchte sie mit der gothischen Herrschaft zu versöhnen. Im ausgehungerten Neapel war es seine erste Sorge, nicht die Einwohner niederzumachen, sondern ihnen Lebensmittel zu reichen. In Rom ließ er einen Gothen, der sich an einer römischen Jungfrau vergangen hatte, hinrichten. Die Italiener hatten bisher von Constantinopel aus nichts Gutes erfahren. Auch die Selbständigkeit des Papstes war von dort aus gefährdet. Totilas konnte sich mit dem damaligen Papst Vigilius nicht einlassen, weil dieser Justinians Creatur war. Dagegen zeugt es von dem politischen Scharfblick des Gothenkönigs, daß er den heiligen Benedict aufsuchte.

Durch den h. Benedict von Nursia war eben damals das Mönchthum und Klosterwesen im Abendlande, zwar nicht erst gegründet, aber doch zuerst geregelt und weiter ausgebreitet worden. Seine Regel unterschied sich von derjenigen der Basilianer im Orient und nach ihr erhielten alle Mönche des Abendlandes den Namen der Benedictiner. Das Mutterkloster dieses neuen abendländischen Mönchthums war auf dem Monte Cassino errichtet und von dem engen gesellschaftlichen Vereine der dort versammelten Mönche schreibt sich der noch jetzt allgemein übliche Name geselliger Vereinslokale (Cassino) her. Auf diesen Berg nun stieg König Totilas, um den heiligen Benedict zu besuchen, wobei er keinen andern Zweck haben konnte, als den Mann der Kirche, welcher damals in Italien mehr Einfluß als der Papst übte, mit der gothischen Regierung auszusöhnen

und das Bündniß zwiſchen Römern und Gothen gegen Conſtantinopel wieder anzuknüpfen, wie ein ſolches früher in Ravenna verſucht worden war. Leider aber iſt keine Nachricht von den gewiß intereſſanten Verhandlungen, welche damals auf Monte Caſſino gepflogen wurden, auf uns gekommen. Wir erfahren nur, daß der Heilige dem Könige ſeinen Untergang geweiſſagt habe. — Der gelehrte Miniſter des großen Theodorich, Caſſiodorus, der unter Amalaſwintha und ſelbſt noch unter Vitigis dem Staate diente und eine durch Jornades nur im Auszug erhaltene Geſchichte der Gothen, eine Welt- und Kirchengeſchichte ſchrieb, war gleichfalls Mönch geworden und ſtarb erſt über 100 Jahre alt.

In Conſtantinopel herrſchte Beſtürzung und der alte Beliſar wurde wieder herbeigerufen, um noch einmal die Gothen zu bezwingen. Der Kampf blieb aber lange unentſchieden. Als Totilas Rom unvorſichtig verließ, ſchlich ſich Beliſar wieder ein und vertheidigte die Stadt zum zweitenmal gegen die zurückgekehrten Gothen, welche drei Tage lang vergeblich ſtürmten. Die Belagerung zog ſich in die Länge. Weil die Einwohner von Tibur (Tivoli) geheimen Verkehr mit Rom unterhielten, ließ der erzürnte Gothe ſie alle umbringen. Auch verſetzte er dem zum Entſatz heranrückenden Johannes derbe Schläge durch nächtlichen Ueberfall. Als Beliſar abermals zurückgerufen wurde, fiel Rom alsbald wieder in die Gewalt der Gothen. Verus, der dem Beliſar im Commando folgte, erlitt eine große Niederlage bei Ravenna und bald war Totilas Herr von ganz Italien. Da die Zahl ſeiner Gothen nicht mehr ſehr groß ſeyn konnte, verdankte er ſeine Erfolge ohne Zweifel auch dem Umſtande, daß die Generale und Beamten Juſtinians ſich in Italien verhaßt gemacht hatten und bei den Einwohnern keine Unterſtützung fanden. Totilas hatte ſogar Zeit, ſich eine Flotte zu rüſten und nicht nur die Inſeln Sicilien, Sardinien und Corſika zu erobern, ſondern auch mit 300 Schiffen die griechiſchen Küſten zu plündern.

Juſtinian ließ ihn indeß nicht lange gewähren, ſondern durch Narſes ein ungeheures Heer von Barbaren rüſten. Deutſche Heruler, Gepiden, Longobarden, welche nach dem Abzuge der Oſt-

gothen die breite Mitte zwiſchen dem oſtrömiſchen Reich und Italien an der mittleren Donau eingenommen hatten, gaben ſich aus altem Stammeshaß gegen die Oſtgothen und aus Raubluſt dazu her, mit ſlaviſchen und ſelbſt perſiſchen Soldtruppen verbunden, der Herrſchaft eines deutſchen Volkes in Italien ein Ende zu machen. Immer waren es Deutſche, die im Dienſte Fremder ihre Brüder hinmordeten. Durch römiſche oder griechiſche Waffen allein wären die Gothen nie überwunden worden. Dabei iſt beſonders charakteriſtiſch, daß ſich die Deutſchen, die an den Gothen zu Henkern wurden, von einem Eunuchen führen ließen. Aber auch die Franken waren bei der Hand, um den Gothen den Reſt zu geben. Theudebert ſchloß damals mit Juſtinian einen Vertrag über ihre beiderſeitigen Grenzen in Oberitalien ab, unter der Vorausſetzung, daß die Gothen nicht länger in Italien geduldet werden ſollten. Narſes landete ſein großes Heer in Ravenna, Totilas rückte ihm von Rom aus entgegen und bei Taginä, einem nicht mehr bekannten Orte, kam es zu einer äußerſt blutigen Schlacht, in welcher Totilas nach verzweifelter Gegenwehr doch der Uebermacht erlag und von einem Gepiden getödtet wurde. Sein blutiges Kleid und ſein mit Edelſteinen geſchmückter Hut wurden dem Juſtinian gebracht, 552.

Der kleine Reſt der Gothen hatte nur die Wahl, ſich gefangen zu geben, oder bis auf den Tod zu kämpfen, denn Hülfe war ihm nirgends mehr geboten. Er wählte rühmlichen Tod mit dem Schwert in der Hand. Die aus der Schlacht Entkommenen ſammelten ſich am Po und wählten zu ihrem letzten König den Tejas. Da von dieſem berichtet wird, daß er 300 Söhne reicher Römer, die den Gothen früher als Geißeln geſtellt worden waren, habe tödten laſſen, ſo ſcheint das eine Handlung der Rache geweſen zu ſeyn, die auf einen vorausgegangenen Verrath der Römer ſchließen läßt. Vielleicht hatten ſie dem Totilas Verſprechungen gemacht, und ihn dann im Stich gelaſſen. Aus bloßem Muthwillen hat Tejas gewiß keine Grauſamkeit geübt. Während Narſes ſich Roms bemächtigt hatte, wandte ſich Tejas noch einmal an die Franken, aber vergebens, und eilte dann raſch an Rom vorüber nach Unteritalien, vielleicht

um nach Spanien zu entkommen, von wo den Oſtgothen ihre weſtgothiſchen Brüder nicht die geringſte Hülfe leiſteten. Es gelang dem Narſes, ſich aller Schiffe zu bemächtigen und die Gothen bei Nuceria (jetzt Nocera) einzuſchließen und auszuhungern. Da in der letzten Noth ſchloßen ſich die Gothen aneinander und ſtürmten auf die Uebermacht der Feinde ſo lange ein, bis die Nacht dem Kampf ein Ende machte. Tejas, deſſen Schild von feindlichen Speeren ſtarrte, wollte denſelben wechſeln, wurde aber in dieſem Augenblick tödtlich getroffen. Gleichwohl erneuerten die Gothen, ſowie es Tag wurde, den Kampf. Da trat Johannes dazwiſchen und bewog den Narſes, den Männern, die ſo tapfer fochten und doch an Zahl zu gering ſeyen, um noch gefährlich zu bleiben, freien Abzug zu geſtatten. Das that Narſes und die letzten 1000 Oſtgothen zogen frei nach dem Norden.

Der Franke Theudebert war damals geſtorben, und ſein Sohn Theudebald noch ein Kind. Aber die Alemannen, ſey es, daß ihnen ein Raubzug nach Italien ſchon verſprochen worden war, oder daß ſie ſich um fränkiſche Befehle jetzt nicht mehr bekümmerten, ſetzten ſich in großen Maſſen in Bewegung, um Oberitalien auszuplündern, ja vielleicht gegen Narſes zu behaupten. Sie waren damals noch Heiden und werden als grimmige Barbaren beſchrieben. Alle gingen zu Fuß und trugen lange Beinkleider, aber den Oberleib nackt, jeder mit Streitart und Schwert bewaffnet und mit einem Schilde. Ihre Anführer hießen Leutharis und Butilin. Narſes ſchickte ihnen ſeine tapfern heruliſchen Soldtruppen entgegen, die von Butilin geſchlagen wurden. Da es aber heißer Sommer war und die Alemannen allzu unvorſichtig dem deutſchen Laſter der Völlerei und des Trunkes fröhnten, wurden auch ſie wieder, wie früher das Heer Theudeberts, von Krankheiten hingerafft. Nur Butilin drang bis Unteritalien vor, wurde aber hier von den Truppen des Narſes eingeſchloſſen und mit ſeinem ganzen Volk, 5 Mann ausgenommen, niedergehauen, 554. Von den Oſtgothen blieben immerhin noch manche in Italien zurück, indem ſie römiſche Dienſte angenommen hatten. Es gab nachher noch einige kleine Aufſtände nicht nur von gothiſchen, ſondern auch

von heruliſchen Soldtruppen, jedoch ohne Folgen. Viele Gothen zogen ſich ohne Zweifel in die Alpen zurück und wir finden ihre Nachkommen hauptſächlich in Tirol und in der Schweiz. Die Meraner hießen noch im Mittelalter Amalungen (Amaler). Nach Frankes Chronik ſtammte ſogar Wilhelm Tell von den Oſtgothen ab, denn es heißt darin, flüchtige Gothen waren damals über das Gotthardsgebirge gekommen und ließen ſich nieder in der „Wüſte da yetzt Uri liegt.“

Der greiſe Beliſar mußte noch einmal ſeines Kaiſers Heere gegen einen gefährlichen Feind führen. Zabergan, der kriegeriſche Fürſt der Bulgaren, kam über die Donau, verheerte Thrakien und Makedonien und erſchien mit ſeinen flüchtigen Reitern ſchon vor Conſtantinopel. Da erſchrack alles und die allgemeine Stimme verlangte, daß der alte Held die Stadt rette. Obgleich ſchon 77 Jahr alt übernahm er auf des Kaiſers Bitte noch einmal den Befehl und ſchlug die Bulgaren glücklich zurück, aber nur, um abermals Undank zu ernten, denn der Kaiſer verzieh ihm nicht, daß er ſo berühmt, ſo allgemein beliebt und ſo unentbehrlich war. Aus Anlaß einer gegen den Kaiſer gerichteten Verſchwörung, die aber vereitelt wurde, erpreßte man untergeordneten Theilnehmern derſelben durch die Folter falſche Ausſagen gegen Beliſar, der nun ſeines ganzen Vermögens beraubt und gefangen geſetzt wurde. Die Sage, daß er als blinder Greis habe betteln müſſen, iſt unbegründet, und erſt ſpäter aufgekommen, beweiſt aber, mit welchem tiefen Mitgefühl ihn auch noch die kommenden Generationen im Andenken behalten haben. Er wurde ſchon im nächſten Jahre nach ſeiner Verhaftung für unſchuldig erkannt, lebte aber nur noch acht Monate und ſtarb in Ehren. Noch in demſelben Jahre ſtarb auch der gleichfalls alt gewordene Kaiſer Juſtinian, 565.

8.

Die ſpaniſchen Gothen.

Die Weſtgothen hatten unter ihrem König Theudes, welcher die Stadt Toledo zu ſeiner Reſidenz wählte, wiederholt mit den Frankenkönigen zu kämpfen, die es nach Eroberung jenſeits der Pyrenäen gelüſtete. Chlodwigs Söhne Childebert und Chlotar machten i. J. 543 einen großen Raubzug bis an den Ebro und wurden zwar durch ein Heer, welches ihnen der Weſtgothenkönig Theudes unter Theudisclus in den Rücken geſchickt hatte, von den Pyrenäenpäſſen abgeſchnitten. Dieſer Feldherr aber, von ihnen beſtochen, ließ ſie durch, bis auf einen Reſt, den man niederhieb. Theudes verlor auch Ceuta wieder und als er es noch einmal belagern ließ, wurde ſein Heer beim Gottesdienſt überfallen und von Juſtinians afrikaniſchen Truppen niedergemacht. Als geborner Oſtgothe mußte Theudes mit Intriguen der weſtgothiſchen Großen ringen und fiel durch Meuchelmord, 548. Nun ließ ſich Theudisclus zum König wählen, machte ſich aber durch Habgier und Weiberverführung verhaßt und als er einmal bei einem nächtlichen Gelage in voller Luſt zubrachte, löſchte man plötzlich alle Lichter aus und ſtieß ihn nieder, 549. Nun wurde Agila zum König gewählt, gegen ihn aber erhob ſich Athanagild, rief römiſche Hülfe aus Afrika herüber, beſiegte den Agila, welcher ermordet wurde, und riß die Krone an ſich, mußte aber den Römern die beſten Hafenſtädte an der Küſte einräumen, 554. In dieſen unruhigen Zeiten erhoben ſich auch die Sueven wieder unter einem neuen König Cararich, ſeit 550. Dieſer folgte dem Beiſpiel der Frankenkönige und nahm den katholiſchen Glauben an, um ſich die römiſche Bevölkerung zu befreunden. Dadurch behauptete er ſich wirklich, ohne daß es die arianiſchen Weſtgothen zu hindern wagten. Athanagild ſtarb 567.

Die Großen des Reichs wählten den Liuba, dem ſein kraftvoller Bruder Leovigild folgte. Dieſer brachte wieder Schwung

in die Weſtgothen, ſchlug die Römer an den Küſten, brachte mehrere Städte derſelben in ſeine Gewalt, unterwarf auch die empörten Großen und die Basken in den Gebirgen, ja er entriß dem damals von inneren Fehden zerrütteten Frankenreich auch Septimanien wieder. Er ſtellte die Geſetze Eurichs her und fügte neue hinzu. Er hatte, um die Partei des Athanagild zu verſöhnen, deſſen Wittwe Goswintha geheirathet, deren Tochter, die berühmte Brunehild, nach Frankreich verheirathet worden war, und vermählte nachher ſeinen Sohn aus erſter Ehe, Hermenegild, mit der fränkiſchen Jugundis, der Tochter jener Brunehild. Man ſchreibt es dem katholiſchen Eifer dieſer jungen Dame zu, daß ſie den Prinzen, ihren Gemahl, vom Arianismus abwendig gemacht habe. Indeſſen konnte der Erbe des weſtgothiſchen Thrones wohl auch aus andern Gründen den katholiſchen Glauben vorziehen. Denn das Unglück der arianiſchen Oſtgothen, Burgunder und Vandalen, und das Glück des katholiſchen Kaiſers und der katholiſchen Franken- und Suevenkönige mußte ihm Nachdenken erwecken. Die Königin Goswintha war aber eine eifrige Arianerin, ärgerte ſich höchlich über den Einfluß der Jugundis, verlangte nun gebieteriſch, ſie ſolle zur arianiſchen Kirche übertreten, und mißhandelte ſie, da ſie ſich weigerte, riß ſie bei den Haaren, ſchlug ſie blutig und ließ ſie in eine Waſſertonne werfen, um ſie arianiſch zu taufen. Empört über dieſes Betragen der Stiefmutter, wurde Hermenegild nun wirklich katholiſch und trat in Verbindung mit den Basken, Sueven, Franken und Römern. Durch dieſe unkluge Voreiligkeit erbitterte er ſeinen Vater, um deſſen Krone es ſich handelte, da alle Katholiken jubelten und dem Hermenegild von allen Seiten Bewaffnete zuſtrömten, beſonders Römer aus Afrika, welche hoffen mochten, bei dieſer Gelegenheit Spanien, wie früher Italien, dem Kaiſer wieder zu unterwerfen. So wurde denn Leovigild gezwungen, gegen den eigenen Sohn zu Felde zu ziehen. Zuerſt warf er ſich auf die Basken, ſchlug ſie und gründete zum Andenken ſeines Sieges die Stadt Victoria (jetzt Vittoria). Damit ſchreckte er zugleich die Franken zurück, die auch die Grenze nicht überſchritten. Dann warf er ſich auf den Suevenkönig Mir, als derſelbe eben dem Hermenegild nach

Sevilla zu Hülfe ziehen wollte, schloß sein Heer eng ein und gestattete ihm die Rückkehr nur unter der Bedingung, daß Mir ihn als Oberherrn anerkannte. Endlich belagerte er seinen Sohn und die Römer, die ihm zugezogen waren, in Sevilla und nahm die Stadt mit Sturm. Hermenegild entkam nach Corbova, aber diese Stadt fiel durch Verrath und er rettete sich in eine Kirche. Reccared, sein jüngerer Bruder, ging zu ihm und redete ihm zu, des Vaters Gnade anzuflehen. Da kam er heraus und warf sich dem Vater zu Füßen. Leovigild ließ ihn aber in Fesseln legen, 584. Unterdeß war Mir gestorben und sein Sohn Eurich wollte den Vertrag mit Leovigild halten, die Sueven erhoben aber den Andeca auf den Thron, der den Eurich ins Kloster schickte und abermals gegen die Westgothen die Waffen ergriff, aber von Leovigild geschlagen und gleichfalls ins Kloster geschickt wurde. Damit nahm das Suevenreich ein Ende, denn der Sieger vereinigte es mit dem seinigen. So lange Hermenegild lebte, drohten immer neue Empörungen, weßhalb der strenge Vater ihn hinrichten ließ. Jugundis wollte nach Frankreich entfliehen, da sie sich aber einem römischen Schiffe anvertraute, wurde sie auf des Kaisers Befehl als Geißel zurückgehalten und der Kummer endete bald ihr junges Leben. Jetzt erst rührten sich die Franken und wollten Septimanien wieder erobern, aber Reccared schlug sie siegreich zurück. So stand das Westgothenreich wieder so mächtig als jemals da.

Leovigild starb 586 und sein Nachfolger Reccared traf sogleich Anstalt, den schrecklichen Mißgriff des Vaters gut zu machen. Seiner Einsicht war nicht entgangen, wie viel weiser Leovigild würde gehandelt haben, wenn er rechtzeitig das Beispiel des Suevenkönigs nachgeahmt hätte. Dann wäre Hermenegilds Empörung und das lange Blutvergießen vermieden worden. Trotz der glänzenden Siege des Vaters blieb die arianische Kirche doch in der Minderheit und hatte sich in Spanien, wie überall überlebt. Die arianischen Bischöfe waren nicht mehr fanatisch, wünschten vielmehr selbst eine Vereinigung mit den Katholiken, um sich auf den Reichstagen zu stärken und den weltlichen Großen und dem trotzigen Adel des Reichs gegenüber größeren

Einfluß zu gewinnen. Reccared wußte, was er that, als er ſämmtliche arianiſche und katholiſche Biſchöfe zu einem gemeinſamen Concil in Toledo verſammelte und es dadurch der arianiſchen Minderheit leicht machte, ſich der katholiſchen Mehrheit freiwillig anzuſchließen. Das Concil verlief friedlich und am Schluſſe deſſelben nahm der König, nahmen die Biſchöfe und der größte Theil der Weſtgothen den katholiſchen Glauben an, als eine Nothwendigkeit, die ſich nicht mehr umgehen ließ, wenn endlich das Reich Frieden haben ſollte. Obgleich die Franken nun keinen religiöſen Vorwand mehr hatten, um die Weſtgothen anzugreifen, thaten ſie es doch, weil ihren König Guntram die frühere Niederlage allzuſehr erbittert hatte, allein ſie wurden noch einmal derb zurückgeſchlagen, und zum drittenmal 588. Nur einige wenige arianiſche Biſchöfe empörten ſich mit Hülfe weſtgothiſcher Großen, wurden aber leicht überwunden. Die alte Königin Goswintha wollte neue Verſchwörungen anzetteln, ſah ſich aber bald verrathen und brachte ſich in wüthender Verzweiflung ſelbſt ums Leben. Hierauf ordnete Reccared das Reich und gab ihm neue Geſetze. Er nahm den Namen des Katholiſchen an und ließ ſich krönen und ſalben. Um die hartnäckige und immer rebelliſche Ariſtokratie der Weſtgothen zu brechen, hob er das Geſetz auf, welches ihnen bisher jede eheliche Verbindung mit Römern unterſagt hatte: Er wollte gothiſches und römiſches Blut vermiſchen, um die bisher feindlich getrennten Bevölkerungen Spaniens zu verſöhnen in einer einzigen möglichſt gleichförmigen ſpaniſchen Nation. Die dankbaren Römer gaben ihm und ſeiner Dynaſtie den Namen der Flavier wegen ihres blonden Haares und um damit an das alte Kaiſerhaus der Flavier zu erinnern. Das war keine leere Schmeichelei, ſondern es bedeutete, daß die katholiſchen Spanier ihren gothiſchen König für ihren Kaiſer anſahen und des Kaiſers in Conſtantinopel nicht mehr bedurften. Der Papſt in Rom gewann dadurch einen mächtigen Rückhalt gegen die Anſprüche des öſtlichen Kaiſerhauſes. Man darf annehmen, daß die Gothen in Spanien damals neben ihrer Mutterſprache auch alle ſchon lateiniſch ſprachen, denn ſie lebten ſchon Jahrhunderte unter den Römern. Sonſt müßte man ſich wundern,

warum die Verdrängung der gothiſchen Sprache, wie ſie bisher im arianiſchen Gottesdienſt üblich geweſen war, durch die lateiniſche Kirchenſprache nicht mehr Widerſtand erfahren hat. In der Volksſprache durchdrangen ſich das lateiniſche und deutſche Element, mit einem Uebergewicht des erſteren.

Reccared hinterließ i. J. 601 das Reich in Wohlſtand und Frieden. Erſt nach ſeinem Tode ſcheint ein Theil der weſtgothiſchen Großen und der Reſt der Arianer gegenüber der Erbfolge im Königshauſe wieder das alte Wahlrecht betont zu haben. Sein Sohn Liuva war überdieß nicht ehelich geboren. Ohne dieſen Umſtand würde ſich der hoffnungsvolle Jüngling wahrſcheinlich auf dem Thron behauptet haben, aber Witterich, ein Uſurpator, dem nicht nur die Arianer, ſondern auch die Franken Vorſchub leiſteten, entthronte ihn und ließ ihn hinrichten, 603. Der Uſurpator aber kam in Zerwürfniß mit ſeinen fränkiſchen Gönnern, indem ihm ſeine Tochter, die er mit reichen Schätzen als Braut eines fränkiſchen Prinzen über die Pyrenäen geſchickt hatte, ſchimpflich und ohne ihre Schätze zurück geſchickt wurde. Im Lande ſelbſt machte ihn ſein Arianismus verhaßt und er wurde bei einem Gaſtmahl erſchlagen, 610. Ihm folgte der katholiſche Gundemar, zwei Jahre ſpäter Siſebut, welcher die letzten Oſtrömer endlich aus den Seeſtädten vertrieb und dann ein friedliches und geſegnetes Regiment führte, ſich aber veranlaßt fand, einen Befehl an alle Juden in Spanien zu erlaſſen, daß ſie Chriſten werden müßten. Sie hatten ſich auf der pyrenäiſchen Halbinſel in großer Zahl eingeniſtet zur Plage der Chriſten, wie überall. Wollte man ſich von dieſer Plage befreien, ſo blieb nichts übrig, als ſie entweder aus dem Lande zu vertreiben, oder ihrer feindlichen Sonderſtellung mitten unter den Chriſten durch die Bekehrung ein Ende zu machen, damit ſie im Glauben, in den Sitten und hauptſächlich auch in der Arbeit den Chriſten gleich kämen. Man hat das eine himmelſchreiende Verfolgung genannt, was es aber nicht war, denn die Juden waren nicht gehindert, auszuwandern. Die Mehrheit ließ ſich nur zum Scheine taufen, die Zwangstaufe wurde von der Geiſtlichkeit ſelbſt mißbilligt.

Siſebut ſtarb 626. Ihm folgte ſein Sohn Reccared II., dann Swintila, der die empörten Basken beſiegte, gegen den ſich aber Siſenand mit fränkiſcher Hülfe empörte und i. J. 636 Chinthila, unter deſſen Regierung wieder ſo viele Juden zum Vorſchein gekommen waren, daß er ſie alle aus dem Lande trieb. Sein Sohn Tulga wurde abgeſetzt.

Bisher hatten die beſſeren und tüchtigeren Könige immer nur mittelſt der Geiſtlichkeit Ruhe und Ordnung erhalten können, während alle Unruhen vom gothiſchen Adel ausgingen, unter denen es immer Ehrgeizige gab, die ſich durch Aufruhr den Thron erkämpfen wollten. Gegen dieſe nun ſchritt ſeit 641 König Chindaswinth ein, obgleich er ſelbſt den Tulga vom Throne geſtoßen hatte. Er ließ nicht weniger als 200 Gothen vom höchſten Range und 500 von geringerem Range hinrichten und ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei verkaufen, um dieſe unbändigen Familien gänzlich auszurotten. Und doch empörten ſich, als er 652 ſtarb, gegen ſeinen Sohn und Nachfolger Receswinth wieder andere Familien, die er in blutiger Fehde niederkämpfen mußte. Dann regierte er lange glücklich, unterſtützt von den Biſchöfen, die auf den gothiſchen Reichstagen neben dem Adel immer mehr das Uebergewicht erlangten. Nach ſeinem Tode 672 wurde Wamba zum König gewählt, welcher, als er dieſer allzu großen Macht der Biſchöfe Schranken ſetzen wollte, dem Verrath zum Opfer fiel. Zwar beſiegte er einen Aufſtand der Römer unter Paulus, aber Erwig, ein Jüngling, dem er ſich durch Wohlthaten verpflichtet hatte, machte ihn durch einen Gifttrank beſinnungslos und ließ ihn in dieſem Zuſtande zum Mönche ſcheeren. Als Wamba wieder zur Beſinnung kam, erkannte er in ſeinem Schickſal Gottes Willen und blieb im Kloſter, Erwig aber fühlte tiefe Reue und wurde ſelber Mönch. In Wambas Tagen zeigten ſich die erſten Saracenen, oder muhamedaniſchen Araber an Spaniens Küſten. Der 687 neugewählte König Egiza erhielt bald Kunde von den Umtrieben der Juden, welche ſich bemühten, die Araber ins Land herüberzuziehen, um ſich an den Chriſten zu rächen. Trotz der früheren Befehle, nach welchen alle Juden Chriſten werden oder das

Land verlaſſen ſollten, hatten ſie durch Beſtechung der Beamten ſich in großen Maſſen im Lande zu behaupten gewußt. Als ſie jetzt mit dem Feinde Verrath anſpannen, erneuerte Egiza die alten ſtrengen Befehle, aber die Grafen nahmen Geld von den Juden und ließen ſie gewähren nach wie vor. Egizas Sohn Witiza, der ſeit 701 regierte, machte ſich durch Wollüſte verhaßt und beleidigte die Biſchöfe, indem er deren Macht einſchränken wollte. Eine Empörung, die ihn ſtürzte, erhob den Roderich zum König und dieſer war der letzte Weſtgothenkönig, denn die Araber überflutheten, eroberten und behaupteten die pyrenäiſche Halbinſel, 711.

Drittes Buch.

Die Merowinger.

1.

Chlodwigs Söhne.

Bei den Franken war das Erstgeburtsrecht noch nicht eingeführt, aber der Familiengeist so mächtig, daß der große Chlodwig die Einheit seines großen Reiches nicht für gefährdet erachtete, wenn er es auch unter seine Söhne theilte. Man unterschied damals schon das östliche, nur von Deutschen bewohnte Frankreich, die Niederlande, Rheinlande und Alemannien unter dem Namen Auster, Austrien oder Austrasien von dem westlichen, mehr von Römern bewohnten Frankreich, welches man Neuster oder Neustrien hieß. Chlodwig wußte wohl, daß Auster überwog, deßwegen gab er es seinem ersten Sohne Theuderich, der zu Metz Hof hielt. Neuster theilte er unter die drei jüngeren Söhne, Childebert, welcher zu Paris, Chlodomir, der zu Orleans, und Chlotar, der zu Soissons Hof hielt. Jeder war König, die Nation aber blieb einig und war auch nur auf einem Reichstage durch die Großen des Reichs und durch die Bischöfe vertreten.

Theuderich in Austrasien hatte die östliche Grenze des Reichs zu hüten gegen deutsche Stämme, welche noch Heiden und alte Feinde der Franken waren. Zum erstenmal kam er mit den Normannen,

wie man die hinter den Sachsen wohnenden Dänen, Norweger und Schweden nannte, zum Kampfe, indem sie als Seeräuber mit ihren Schiffen in die Maas einliefen und das Land plünderten. Ihr Anführer hieß Cochiliach und wurde 521 zurückgeschlagen. Dann ergriff Theuderich die Gelegenheit, Thüringen zu erobern. Die Söhne des Bisinus hatten dieses Land getheilt. Der ältere, Hermannfried, heirathete die ostgothische Amalberga, Schwester des großen Theodorich. Diese stolze Dame deckte ihm einmal den Tisch nur halb, weil auch er das thüringische Erbe nur halb besäße. Beschämt darüber, entledigte er sich durch Mord des einen Bruders, Berthar, und verband sich mit den Franken, um auch seinen dritten Bruder Balderich, der ihm Widerstand leistete, zu bezwingen. Nun unterlag Balderich und fand den Tod. Als aber Hermannfried den Theil von Thüringen, den sich Theuderich vorher als Lohn für seine Hülfe ausbedungen, nicht hergeben wollte, lockte Theuderich die Sachsen herbei, als alte Feinde der Thüringer, und besiegte mit ihrem Beistand den Hermannfried in einer großen Schlacht bei Scheidingen, 529. Der Haß der Thüringer gegen die Sachsen war größer als der gegen die Franken, weil diese letzteren ein ihnen näher verwandter Stamm waren. Der Thüringer Iring verabredete nun heimlich mit den Franken, die Sachsen um den ausbedungenen Lohn zu betrügen, aber ein anderer Thüringer, dessen Jagdfalke sich zufällig zu den Sachsen verirrt hatte, verrieth diesen das Geheimniß, um den Falken wieder zu bekommen. Da hielt der alte Sachsenherzog Habegast eine zornige Rede und zog ab, indem er ringsum das Thüringerland verwüsten ließ. Hermannfried sah sich nun ganz in die Hände Theuderichs gegeb.n und mußte zu ihm nach Zülpich kommen, um zu unterhandeln. Dort aber ließ ihn Theuderich, wie aus Zufall, von der Mauer herabstürzen, auf der er eben spazieren ging. Damit nahm das thüringische Königreich ein Ende. Das Land nordwärts von der Unstrut rissen sich die Sachsen weg, das übrige Land wurde den Franken lehenspflichtig, blieb aber noch heidnisch und behielt noch einen eigenen Herzog, 530.

Berthar hatte eine außerordentlich schöne Tochter hinterlassen,

die noch sehr junge Radegunde, die der junge Chlotar von Soissons für sich begehrte; Theuderich aber selbst behalten wollte. Das Loos entschied für Chlotar. Aber sie haßte die Mörder ihrer Eltern und Verwandten und lebte nur im Andenken ihrer geliebten Todten. Venantius Fortunatus läßt sie klagen: „Ich sah die Frauen in die Knechtschaft schleppen, die Hände gebunden, mit fliegenden Haaren, den nackten Fuß im Blut ihres Gatten oder tretend auf des Bruders Leiche. Alle weinten, ich weinte für alle. Ich weinte um die ermordeten Eltern und nicht minder um die noch lebenden. Wenn der Wind rauscht, lausche ich, ob nicht der Schatten eines der Meinigen mir erscheine. Eine Welt trennt mich von denen, die ich liebte. Wo sind sie? Ich frage den Wind, die ziehenden Wolken frage ich; ein Vogel, wollt ich, brächte mir Kunde.“ Chlotar entließ die Trauernde in ein Kloster, wo sie als eine Heilige lebte.

Chlodomir von Orleans machte einen Angriff auf Burgund. Hier war dem Gundebald sein Sohn Sigmund gefolgt, dem seine ostgothische Gemahlin, als sie starb, den Knaben Sigerich hinterließ. Als Sigmund nun eine schöne Magd zur Frau nahm und dieselbe in den Kleidern der verstorbenen Königin, seiner Mutter, ungeschickt einherstolzirte, lachte der kleine Sigerich sie aus, mußte es aber mit dem Leben büßen. Die Burgunder entsetzten sich über diesen Mord, erhoben Aufruhr und wurden von Chlodomir unterstützt. Sigmund, von den Seinen verlassen, floh nach dem Kloster St. Moritz in Wallis, wurde aber entdeckt und ermordet, sein Weib und ihr Kind in einen Brunnen gestürzt. Chlodomir betrachtete das Land schon als seine Beute, aber Sigmunds Oheim Godemar stellte sich an die Spitze der Burgunder und schlug den Chlodomir, der selbst im Kampfe fiel, 524. — Childebert von Paris griff die Westgothen an, weil seine Schwester Chlotilde mit dem Westgothenkönig Amalarich vermählt ihm zum Zeichen, wie sie von demselben mißhandelt werde, ein blutiges Tuch schickte. In der Geschichte der Westgothen ist schon erzählt, daß Amalarich unterlag und ums Leben kam, 531.

Bald bekamen die fränkischen Brüder auch untereinander Hän-

del. Childebert und Chlotar hielten zusammen gegen Theuderich, dem sie Auvergne entrissen, bemächtigten sich Orleans und ließen Chlodomirs Kinder umbringen. Die alte Chlotilde, des großen Chlodwigs Wittwe, lebte noch und hätte ihre Enkel retten können, wenn sie ihnen das lange Haar hätte abschneiden lassen, aber sie rief: Lieber todt, als geschoren! Da stach Chlotar den einen seiner Neffen mit dem Dolche nieder, der andere floh zu Childebert, der ihn auch mitleidig in die Arme nahm, aber Chlotar entriß ihm das Kind und durchbohrte es, 533. Der dritte Knabe, Chlodoald, wurde gerettet und ging ins Kloster. Er liegt zu St. Cloud begraben, das von ihm den Namen hat.

Theuderich hatte sein Auvergne wieder erobert, ging aber mit Tod ab. Sein Sohn Theudebert war der erste Merowinger, der öffentlich Bigamie trieb und nachdem er eine longobardische Prinzessin geheirathet hatte, auch noch eine gefangene Ostgothin, die schöne Deuterie, zur Frau nahm. Man erkennt daraus, wie trotz des Christenthums der alte odinische Geist im Geschlechte der Frankenkönige fortlebte. Nachher verliebte sich Theudebert in Deuteriens Tochter und als sie aus Eifersucht von ihrer Mutter umgebracht wurde, ließ er die Mutter, indem sie über die Brücke von Verdun fuhr, durch eine geschickte Wendung des Kutschers umwerfen und in die Maas stürzen. Dann verband er sich mit seinen treulosen Oheimen Childebert und Chlotar und fiel mit ihnen über Burgund her. Godemar wurde gefangen und starb im Kerker. Mit ihm endete das alte burgundische Königshaus, 534. Das Land fiel größtentheils an Theudebert, der von hier aus weiter ging und dem Ostgothen Vitigis die Abtretung der Provence und des westlichen Alpenlandes abnöthigte. Die alten Burgunder nahmen gleich den Franken in Neustrien die romanische Mundart an, welche dagegen die Alemannen überall verschmähten. Nur in den höchsten Alpen und unmittelbar an den Grenzen der Alemannen erhielten sich noch deutsch redende Burgunder bis auf diesen Tag in den Dörfern am Monterosa in Wallis und im Walserlande in Vorarlberg.

Die unnatürlichen Brüder entzweiten sich aufs neue und dies-

mal verbanden ſich Theudebert und Childerich gegen den jüngſten Bruder Chlotar, um ihm ſein Erbe zu entreißen. Chlotar verſchanzte ſich in einem Walde, als aber die Brüder ihr Lager vor ihm aufſchlugen, wurden alle ihre Zelte durch ein furchtbares Ungewitter umgeriſſen. Da erbebten ſie, erkannten ihre Sünde, fürchteten den Zorn Gottes und verſöhnten ſich mit dem Bruder, deſſen Lager im Walde unverſehrt geblieben war, 539. In den folgenden Jahren machten Childebert und Chlotar wieder Angriffe auf die Weſtgothen. Theudebert ſtarb 547 und unter ſeinem noch unmündigen Sohne Theudebald machten die Alemannen unter Leutaris und Utilinus den oben beſchriebenen Raubzug nach Italien. Theudebald ſtarb jung und als nun auch Childebert kinderlos verſchied, blieb der böſe Chlotar Alleinherr von ganz Frankreich.

Chlotar bekam mit den Sachſen und Thüringern zu kämpfen, welche ſich endlich einmal gegen die Franken vereinigten. Sie unterlagen und erboten ſich zu einem Tribute. Der König machte Frieden mit ihnen, aber die Franken wollten durchaus ihren Haß und ihre Raubgier noch länger ſättigen, tumultuirten, zerriſſen des Königs Zelt und zwangen ihn, den Krieg fortzuſetzen, wurden aber von den über dieſe Treuloſigkeit tief empörten Sachſen überwunden und zurückgeſchlagen, 556. Chlotar ahmte die Vielweiberei des Theudebert nach, heirathete, nachdem er die h. Radegunde verſtoßen hatte, die Ingunde und als dieſe für ihre Schweſter Aregunde gern auch einen Mann gehabt hätte, nahm er ſie ſelbſt und behielt beide, heirathete aber neben ihnen auch noch die Hunſena, die ihm den Chramnus gebar. Dieſer kämpfte ſpäter mit den Weſtgothen, verband ſich mit den Armorikern und empörte ſich gegen den Vater, unterlag aber und wurde auf Chlotars Befehl mit Weib und Kindern in einer Hütte eingeſperrt und verbrannt, 558.

Als Chlotar 561 ſtarb, hinterließ er noch 4 Söhne, unter die er nach dem Beiſpiel Chlodwigs Frankreich theilte. Charibert ſaß zu Paris, Guntram zu Orleans, Sigebert zu Metz, Chilperich zu Soiſſons. Unter ihnen wiederholten ſich die Bruderkriege und wurden noch viel greuelhafter als vorher. Der alte böſe Dämon im

merowingiſchen Hauſe trug indeß nicht allein die Schuld. Die Theilungen und Fehden der Brüder wurden durch die Großen des Reichs, durch den Adel der verſchiedenen zum Reiche gehörenden Stämme und durch das Lehensſyſtem begünſtigt. Die Auſtraſier hielten ſich an Sigebert, die Burgunder an Guntram, die Neuſtrier an die beiden andern Brüder. Jeder Volksſtamm wollte ſeinen eigenen König haben. Für den Ehrgeiz und die Habgier des Adels hätten die Hof- und Kriegsämter eines Königreichs nicht ausgereicht. Alle Beamten gingen aus dem Gefolge (comitatus) der Könige hervor und hießen deßhalb comites, auf deutſch Grafen. Vermöge der fränkiſchen Heer- und Landes-Verfaſſung ſtand jeder Gau unter einem Grafen. Dieſer war Richter des Königs über die freien Gaugenoſſen, aber zugleich Lehensträger oder Mann des Königs, lat. vassus oder Vaſall, und das natürliche Haupt aller niederen Vaſallen. Dieſe Grafen waren im Kriege die Oberſten der Freien und der Vaſallen zugleich. Der herzogliche Titel (dux, duc) kam nur den Feldherren über größere Heere und den Stammfürſten der unterworfenen Völker, als nunmehrigen Vaſallen Frankreichs zu. Durch die Eroberungen waren eine Menge reicher Landgüter fränkiſchen Vaſallen zugefallen und wurden den Beſiegten fränkiſche Grafen vorgeſetzt. Es gab alſo ein gewaltiges Drängen nach Lehen und Grafenſtellen und nach der allen deutſchen Stämmen eingebornen Unart kam es dem Dränger nicht darauf an, ob er einen Genoſſen des eigenen Stammes, oder einen Fremden verdrängte. Bekriegte ein Frankenkönig den andern und nahm ihm ſein Land, ſo wurden auch die Waffengenoſſen des Siegers in die Lehen und Grafenſtellen eingeſetzt, welche die Waffengenoſſen des Beſiegten verloren. Daher wurde die Verwilderung im Königshauſe durch die des Adels genährt und die Kirche hatte hier noch viel mehr Mühe, Frieden und Einheit herzuſtellen, als unter den Weſtgothen in Spanien, denn nachdem ſich die Franken in Gallien erſt recht eingelebt hatten, drängte ſich ihr Adel auch in die geiſtlichen Aemter und beutete dieſelben im Familienintereſſe aus, anſtatt Gott zu dienen und ſich der chriſtlichen Miſſion zu widmen. Von der Rohheit des fränkiſchen Adels erzählt

Gregor von Tours ein merkwürdiges Beispiel. Ein Edelmann Namens Rauching hatte auf seinem Hofe zwei Leibeigene, einen Jüngling und ein Mädchen, die sich gegen seinen Willen liebten und zu einem Altare flohen, von wo er sie nicht wegreißen lassen konnte, weil die Kirchen als heilige Asyle galten. Nun gelobte er dem Priester, ihnen verzeihen zu wollen. Kaum aber waren sie herausgekommen, so ließ er sie in einen hohlen Baum einsperren und mit Erde verschütten.

2.

Brunehild und Fredegunde.

Chariberts Gemahlin Ingeborg hatte zwei Dienerinnen, die Töchter eines Knechts, den man zum Wolleweben brauchte. Beide waren sehr schön. Die eine, Markovefa, wurde Nonne, in die andere, Merofleda, verliebte sich der König. Da ließ Ingeborg des Mädchens Vater kommen und seine Wollenarbeit verrichten, um den König, der dazu kam, zu beschämen. Charibert aber verstieß die Königin aus dem Palast und heirathete nicht nur die Merofleda, sondern auch ihre Schwester, die er aus dem Kloster raubte, und dazu noch die Theudegild, eine Schäferstochter. Der edle Bischof Germanus (St. Germain) von Paris wagte es, ihn wegen dieses heidnischen Greuels in den Bann zu thun, und der König starb bald darauf, wie man glaubte, durch Gottes Zorn bestraft. Aber auch König Guntram nahm drei Weiber zugleich. Da entrüstete sich der sittenreinere Sigebert, wie denn alle Austrasier die neustrische Unzucht verachteten, und um die Ehre des königlichen Bettes wieder herzustellen, freite er um die westgothische Königstochter **Brunehild**. Sie kam im Jahre 565 nach Frankreich in blühender Jugend, strahlend von Schönheit und mit reichen Schätzen. Venantius Fortunatus hat ihr Hochzeitsfest in der ihm eigenen glühenden Sprache besungen. Ihre Pracht aber machte den Chilperich von Soissons neidig. Er hatte

die Audobeva geheirathet, hatte ſich aber in deren ſchöne Magd Fredegunde verliebt und dieſe ſchlaue Buhlerin überredete ihre Herrin, als dieſelbe in Abweſenheit des Königs ein Kind geboren hatte, es ſelbſt über die Taufe zu halten. Dadurch wurde die Königin Pathin ihres eigenen Kindes und weil die Ehen unter Pathen von der Kirche unterſagt waren, mußte ihre Ehe getrennt werden und die betrogene Gattin wurde verſtoßen. Fredegunde lebte nun als Chilperichs Kebsweib am Hofe. Der König bekam aber Luſt, auch eine ſo vornehme Frau mit ſo reichen Schätzen zu haben, wie ſein Bruder Sigebert, und bewarb ſich um Brunehilds Schweſter Galaswintha. Ihr Vater Athanagild weigerte ſich lange, gab aber endlich um des Friedens mit den Franken willen nach unter der Bedingung, daß Chilperich ſeinem lüderlichen Leben entſage, das Kebsweib aus dem Palaſte fortſchicke und ſeiner Tochter fünf Grenzſtädte (Limoges, Cahors, Bordeaux, Bearn und Ligorre) zur Morgengabe gäbe. Die ſanfte und von Natur traurige Galaswintha ahnte das Leid, das auf ſie wartete, und reiſte im tiefſten Kummer ab, wieder mit reichen Schätzen. Kaum aber war die Hochzeit und Chilperichs erſte Freude über die reiche Mitgift vorüber, ſo langweilte ihn die traurige Gattin und Fredegunde reizte ihn an, ſie des Nachts im Bette erwürgen zu laſſen. Wenige Tage nachher feierte er öffentlich ſeine Hochzeit mit Fredegunde.

Mittlerweile war Charibert geſtorben und ſeine vierte Gemahlin Theudegild packte geſchwind alle ſeine Schätze auf Wagen und bot ſie dem König Guntram an, wenn er ſie heirathen wolle. Er verſprach es ihr, als ſie aber kam, nahm er ihr die Schätze weg und ſchickte ſie in ein Kloſter. Sigebert und Chilperich verſtändigten ſich mit ihm über die Theilung des nach Chariberts Tode herrenloſen Landes und dieſelbe wurde ſo genau gemacht, daß ſelbſt die Stadt Paris in drei Regionen geſchieden wurde, wovon jedem Bruder eine zufiel, doch gelobten ſie ſich, um Streit zu vermeiden, daß keiner je Paris betreten ſollte. Ihr Frieden aber dauerte nicht lange. Als Galaswinthas Mord bekannt wurde, verlangte Brunehild Rache für ihre Schweſter. Sigebert aber ließ ſich von Chilperich beſchwichtigen, indem dieſer ihm Galaswinthas Morgengabe, die fünf Grenz-

ſtädte, zu Handen der Brunehild abtrat. Kaum war dieß ausgemacht, ſo behielt Chilperich dennoch die Städte zurück und da er ſich unterdeß hinlänglich gerüſtet hatte, ließ er ſeinen Sohn Chlodwig gegen Sigebert zu Felde ziehen. Da miſchte ſich Guntram ein, befahl ihm Frieden und ließ ihn durch ſeinen geſchickten Feldherrn Mumulus dazu zwingen. Chlodwig wurde ſchmählig geſchlagen, nahm zwar auf der Flucht mit wenig Leuten Bordeaux ein, mußte aber auch von dort weichen und kam ohne Armee zu ſeinem Vater zurück. Dieſer rüſtete ein neues Heer und griff ſelbſt Guntram an. Nun bot aber Sigebert ſeine Deutſchen auf, die in ungeheuern Maſſen kamen. Da fürchtete Guntram, auch er könnte von Sigebert überwältigt werden, und die Vaſallen Neuſtriens drangen aus Angſt vor den Auſtraſiern in Chilperich, ſich mit Guntram zu verſöhnen. Die beiden Könige kamen zuſammen und Guntram verſprach, nicht dulden zu wollen, daß Chilperich ſein Land verliere. Als nun aber die Auſtraſier anrückten, erſchrack er ſo vor ihrer Menge, daß er ſein Wort wieder brach und zu Sigebert überging. Allein er wandte ſich an Sigeberts Großmuth und dieſer wollte wirklich Frieden geben, aber die Auſtraſier trotzten und wollten nicht umkehren ohne Beute. So konnte Sigebert nicht hindern, daß ſie das Land rings um Paris plünderten und beſonders auch die Kirchen, weil viele von ihnen noch Heiden waren. Da ſich nun Chilperich mit ſeinen Söhnen eifrig rüſtete, mußte Sigebert Paris zum Stützpunkt haben und hielt trotz ſeines Gelübdes dort ſeinen Einzug. Brunehild aber, welche von ſeinen Verhandlungen mit Guntram gehört hatte und von ſeiner Gutherzigkeit beſorgte, daß er wieder nachgeben werde, reiſte von Metz mit ihren Kindern zu ihm nach Paris und nahm viele Koſtbarkeiten mit, wohl nicht blos, um vor den Pariſern zu glänzen, ſondern um ſich Freunde zu erkaufen.

Zu derſelben Zeit zitterte Chilperich in Tournay, wo er von den Auſtraſiern belagert wurde. Denn obgleich ſeine Söhne noch im Felde ſtanden, ſo glaubte er doch, Sigeberts Uebermacht nicht lange widerſtehen zu können. Zudem lag Fredegunde in Kindesnöthen und bei ihrem Temperament verwandelte ſich die Angſt in Wuth, ſo

daß ſie in der Geburt wie ein wildes Thier gerast haben ſoll. Nachher aber faßte ſie ſich wieder, gab zwei jungen Franken, die ihr beſonders zugethan waren, erſt einen ſinnebethörenden Zaubertrank ein und dann zwei lange Meſſer, womit ſie ihren Todfeind umbringen ſollten. Und dieſe, heimlich aus der Stadt entweichend, gingen nach Vitry, meldeten ſich bei König Sigebert, wurden freundlich von ihm empfangen und ſtießen ihn nieder, 576.

Dieſer Mord änderte die Lage der Dinge gänzlich. Das große Heer der Auſtraſier eilte heim, die Neuſtrier ſammelten ſich wieder um Chilperich und ehe ſie ſichs verſah, war Brunehild, die im königlichen Palaſt zu Paris zurückgeblieben war, darin eingeſperrt. Sie hätte ſich retten können, wollte ſich aber nicht von ihren Schätzen trennen und blieb. Nur ihren 5jährigen Sohn Childebert, den einzigen rechtmäßigen Erben von Auſtraſien, wollte ſie auf jeden Fall in ſeine Heimath bringen laſſen und ein treuer Auſtraſier brachte ihn in einer Jagdtaſche davon. Dieſes Kind wurde dann zu Metz unter großem Jubel als König anerkannt. Chilperich zog dagegen in Paris ein, war ſehr erzürnt, daß ihm das Kind entgangen war, deſſen Daſeyn ihn hinderte, ſelbſt Auſtraſien zu beanſpruchen, raubte der Brunehild ihre Schätze, hielt es aber der Auſtraſier wegen nicht für klug, ſie tödten zu laſſen, und verbannte ſie nach Rouen, wo man ſie bewachte. Sie ließ aber in Paris einen ſchwärmeriſchen Liebhaber zurück, denn ihre Schönheit und ihr Unglück hatte auf Merowig, einen Sohn Chilperichs aus früherer Ehe, einen tiefen Eindruck gemacht. Dieſer ſollte nun auf Befehl ſeines Vaters die der Brunehild zugeſprochenen fünf Städte an der ſpaniſchen Grenze einnehmen, allein er kehrte von Tours aus um, eilte nach Rouen — und ſchon in wenigen Tagen wurde ihm Brunehild durch den Biſchof Prätertatus als Gattin angetraut. Sein Vater gerieth außer ſich, als er es hörte, eilte nach Rouen, lockte das zärtliche Paar, welches ſich in die Kirche geflüchtet hatte, durch trügeriſche Verſprechungen, ließ die Brunehild enge einſperren und nahm den Sohn mit. Allein aus Furcht vor den Auſtraſiern beſann er ſich bald wieder und lieferte dieſen die Brunehild mit ihren zwei kleinen

Töchtern aus. Nachdem er ſich dadurch den Rücken gedeckt zu haben glaubte, fiel er plötzlich über ſeinen Bruder Guntram her, um Burgund mit Neuſtrien zu vereinigen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage durch Mumulus. In der Erbitterung darüber, daß ihm ſeine Anſchläge auf Erwerbung fremden Beſitzes überall mißlangen, und aufgehetzt durch Fredegunden, ließ er jetzt dem armen Merowig die Haare abſchneiden und machte ihn zum Mönche. Indeſſen gelang es dem jungen Prinzen zu entkommen, nur auf nicht lange, denn als er Schutz bei ſeinem Oheim Guntram ſuchte, wies ihn dieſer ab, um nicht neue Händel mit dem Vater zu bekommen, und Merowig ſollte eben durch Verrath in Fredegundens Hände fallen, als er ihr zuvorkam und ſich durch ſeinen letzten Gefährten tödten ließ, 577. Mit dieſem Opfer noch nicht zufrieden, ließ Fredegunde auch Merowigs Bruder Chlodwig und beider Mutter Audodeva umbringen. Biſchof Prätertatus büßte die Gunſt, die er Merowig erwieſen, im Kerker, und wurde erſt etwas ſpäter umgebracht.

Als ſich nun Fredegunde der Söhne Chilperichs aus früherer Ehe entledigt hatte und ſicher war, daß nun ihr eigener Sohn Chlotar allein das Reich erben werde, nahm ſie auf den alternden Chilperich wenig Rückſicht mehr und buhlte mit Landerich, den ſie zum Hausmeier (major domus) erhoben hatte. Das war der oberſte Hof- und Staatsbeamte, das Haupt aller Grafen und der Führer des Heeres. Als ſie ſich einmal in ihrer Kammer wuſch, ſchlich ſich der alte König hinter ſie und klopfte ſie ein wenig. Sie glaubte, es ſey ihr Buhle, und rief muthwillig: was thuſt du, Landerich? Dadurch verrieth ſie ſich, kam aber dem ſtaunenden Gemahl zuvor und ehe er ſich beſonnen hatte, was er thun ſolle, hatte ſie ihn ſchon umbringen laſſen, 584. Die Ehebrecherin und Mörderin wurde aber nicht beſtraft, obgleich das Volk murrte. Jedermann war überzeugt, daß der junge König Chlotar II., der jetzt den Thron beſtieg, nicht Chilperichs, ſondern Landerichs Sohn ſey. Allein es war dem Adel von Vortheil, die Königin und ihr Kind von ſich abhängig zu machen, deßhalb trotzte er dem Volke und 300 Edelleute nebſt drei Biſchöfen ſchwuren öffentlich und feierlich, der junge König ſey Chilperichs

rechter Sohn. Kurz vor Chilperichs Tode hatte Fredegunde ihre Tochter Rigunde nach Spanien verlobt, wahrscheinlich um die Westgothen zu gewinnen, da Fredegunde immer noch ihre habgierigen Augen nach Guntrams Besitz hinüberwarf, der an das westgothische Reich grenzte. Die Braut kam nicht über die Grenze, denn sie war noch unterwegs, als sich die Nachricht vom Tode ihres Vaters verbreitete, und sogleich wurde sie angehalten und ihr Gepäck durch einen gewissen Herzog Desiderius geplündert, der sich mit dem alten Herzog Mummulus und Boso verband und in Gundobald, einem Bastard Chlotars I. einen Gegenkönig aufstellte, der Fredegunden bedrohte. Auch Brunehild war mit im Bunde, aber die Austrasier weigerten sich ihr Heerfolge zu leisten, weil ihnen die ewigen Händel in Neustrien zum Eckel waren. Nun war die Sache Gundobalds verloren, da Guntram selbst sich mit Fredegunde gegen ihn verband. Gundobald wurde von denen, die ihn erhoben hatten, niedergemacht, weil sie sich dadurch Guntrams Gnade zu erkaufen hofften. Guntram sagte auch seinem alten Feldherrn Mummulus Gnade zu, ließ ihn aber doch nachher niederstechen, 585. Desiderius flüchtete nach Spanien, führte ein Räuberleben und wurde erschlagen. Boso wurde eingeschlossen und als er aus seinem brennenden Hause heraus lief, erstochen.

Brunehild war durch die Treue der Austrasier geschützt worden, konnte sich aber nicht beruhigen, so lange sie nicht an Fredegunden gerächt war, an jener ruchlosen Magd und Buhlerin, die ihr zwei Gatten gemordet hatte. Weil nun der austrasische Adel Frieden haben und sich nicht zum Werkzeug ihrer Rache hergeben wollte, bemühte sie sich um den alten schwachen Guntram. Sie hielt eine Zusammenkunft mit ihm auf einer Brücke und bewog ihn, ihrem Sohne Childebert II. sein burgundisches Erbe zuzusichern. Dadurch wurde Chlotar II. ausgeschlossen. Seine Mutter Fredegunde zettelte aus Grimm darüber eine Verschwörung in Austrasien an, deren Häupter Rauching, Ursio und Bertefried aber unterlagen und umgebracht wurden, 586. Nun konnte Fredegunde nichts mehr gegen ihre Feindin unternehmen, denn sie wurde in Neustrien selbst des eigenmäch-

tigen Adels nicht Meister. Ein Ehebrecher war zu Tournay vom Bruder seiner vernachläßigten Gattin zur Rede gestellt worden und beide hatten sich im Kampfe getödtet. Ihre Familien suchten die Blutrache und um den wechselseitigen Morden endlich ein Ziel zu setzen, ließ Fredegunde die Häupter beider Familien arglistig einladen und hinrichten. Das empörte den Adel,, Fredegunde selbst wurde nun in einem Tumulte gefangen und mit Mühe von ihren Freunden gerettet, als sie schon nahe daran war, der Brunehild ausgeliefert zu werden. Welche Verwilderung damals auch schon unter den adeligen Bischöfen eingerissen war, bezeugt Gregor von Tours, der um diese Zeit starb. Er macht eine Menge Bischöfe namhaft, die öffentlich den gröbsten Lastern fröhnten. Bischof Fonius las einmal in Paris die Messe und war dabei so besoffen, daß er mitten in der heiligen Handlung mit thierischem Gebrüll zu Boden stürzte und den Blutsturz bekam. Bischof Badegisil von Mons war verheirathet und er und sein Weib wetteiferten, ihre Untergebenen zu prügeln und mit Verläugnung aller Scham grausam zu martern. Mehrere Bischöfe zogen ritterlich zu Felde und hatten das Fechten lieber als das Beten. Zwei Bischöfe zankten sich an König Guntrams Tafel und warfen einander die abscheulichsten Laster vor. Hier wurde ein unschuldiges Nonnenkloster überfallen, dort trieben die Nonnen selbst den ärgsten Unfug. Abt Dagulph war ein berüchtigter Don Juan und wurde von einem beleidigten Ehemanne erschlagen.

Als Guntram 593 starb, wollte Fredegunde um keinen Preis dessen Erbe dem Austrasier gönnen. Childebert II., der unterdeß in Metz herangewachsen war, hatte die ersten Kämpfe mit den Longobarden bestanden, die sich damals Italiens bemächtigten und um die Grenze gegen Frankreich stritten. Auch hatte er das kleine Völkchen der Variner in Deutschland besiegt. Radigis, ihr König, hatte um eine angelsächsische Königstochter geworben, sie nachher aber verschmäht und eine Frankin geheirathet. Die Angelsachsin kam aber doch, nahm ihn in einem Walde gefangen, und zwang ihn, sein Versprechen zu halten. Nun mußte er die Frankin verstoßen. Diese

aber fand in ihren Landsleuten Rächer und das ganze Varinerland wurde unterworfen und mit Thüringen vereinigt. Nach Guntrams Tode zog Childebert gegen Fredegunde zu Felde, allein die Großen seines Reichs sahen voraus, daß er nach Besiegung Chlotars II. Alleinherr in Frankreich würde werden wollen. Das war aber nicht in ihrem Sinn. Sie unterstützten ihn daher nicht gehörig und als er in der Nähe von Soissons lagerte, ließ Fredegunde, die mit Landerich befehligte, das neustrische Heer dergestalt in Baumzweige versteckt vorrücken, daß die Austrasier nur einen Wald vor sich zu haben glaubten, plötzlich aber überfallen und geschlagen wurden. Bald darauf starb Childebert II. und man beschuldigte die Brunehild, sie habe ihm Gift beigebracht, um für seine noch unmündigen Söhne ungenirter mit ihren Buhlern herrschen zu können. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß Fredegunde ihre Hand im Spiel hatte und Brunehild absichtlich nur verleumdet wurde. Der Krieg dauerte fort, aber Brunehild wurde zum zweitenmal an der Seine geschlagen. Sogar die Sachsen und die tatarischen Avaren, welche damals die Donau aufwärts gekommen waren, hetzte Fredegunde gegen Brunehild auf, so daß sie in Thüringen einfielen. Das Glück aber schien sich dennoch für Brunehild entscheiden zu wollen, denn Fredegunde starb, 598. Allein Landerich, welcher für ihren Sohn Chlotar II. fortregierte und schon lange mit einem Theil der austrasischen Großen in Verbindung stand, vereitelte jede Hoffnung der Brunehild, von dem Tode ihrer Feindin Vortheil zu ziehen. Ihr ältester Enkel Theudebert sollte des Vaters, der zweite Theuderich Guntrams Reich erben. Sie selbst wollte im Namen beider regieren. Andererseits wollte Chlotar II. sich Burgund aneignen. Der Vasallenadel entschied sich gegen beide Anmaßungen. Brunehild wurde von Theudebert getrennt und durfte nichts mehr befehlen, aber auch Chlotar sollte Burgund nicht haben. Als der letztere nicht nachgeben wollte, zogen die Austrasier und Burgunder vereinigt über ihn und besiegten ihn in der Schlacht bei Dormeille, in der, wie es heißt, 30,000 Franken fielen. Berthoald, Hausmeier von Burgund, war der Sieger für seinen jungen König Theuderich. An

den Hof des Letzteren wandte ſich nun die von Auſtraſien vertriebene Brunehild und ſuchte ihren Günſtling Protadius an die Spitze der Verwaltung zu bringen. Berthoald ſiegte in einer zweiten Schlacht über die Neuſtrier bei Etampes, kam aber darin um, 604.

In ihrem Ingrimm gegen die Auſtraſier überwand ſich die alte Königin, ſich an den Sohn Fredegundens zu wenden und ein Bündniß zwiſchen Theuderich und Chlotar II. zu vermitteln. Wenn die ihr feindſeligen Geſchichtſchreiber nicht übertrieben haben, ſo ging der Wahnſinn ihres Haſſes ſo weit, daß ſie den Theudebert für einen Baſtard ausgab, der nicht thronfähig ſey. Schon ſtanden ſich die Heere beider Brüder feindlich gegenüber, als Uncelin, Herzog in Alemannien, zum Frieden redete, die Heere aufforderte, wegen des alten böſen Weibes kein Blut mehr zu vergießen und den Protadius mitten im Lager erſchlug. Brunehild, die es nicht verhindern konnte, wurde ſeitdem immer raſender und wußte nicht mehr was ſie that, indem ſie nur noch ihren Rachegedanken nachhing. Jeden, der ihr nahte und zureden wollte, ſtieß ſie mit Hohn von ſich. Als Biſchof Deſiderius ſie zur Buße mahnte, ließ ſie ihn ſteinigen. Der h. Columban, der große Heidenbekehrer, hatte das Kloſter Luxeuil in Frankreich bauen dürfen und galt viel bei Theuderich, aber auch ihn vertrieb Brunehild, weil er ihren Lebenswandel tadelte. Endlich gelang es ihr, Uncelins Frieden zu brechen und die beiden königlichen Brüder, ihre Enkel, tödtlich zu verfeinden, indem ſie den Theuderich verlockte, ſeinem auſtraſiſchen Bruder das Elſaß ſtreitig zu machen. Man weiß nicht, warum dießmal die Vermittlung ausblieb. Die Brüder mußten einander blutige Schlachten erſt bei Toul, dann bei Zülpich liefern, bis Theudebert geſchlagen und gefangen wurde. Brunehild ließ ihn in ein Kloſter ſtecken und bald darauf umbringen, auch ſeinen kleinen Sohn Merowich, ihrem Urenkel, das Hirn an einem Felſen zerſchmettern, 612. Theudebert hinterließ aber auch eine Tochter, Theudelena, die ſo ſchön war, daß Theuderich ſie heirathen wollte. Da die alte Brunehild aber fürchtete, das ſchöne Kind werde ihn gegen ſie einnehmen,

widerrief sie jetzt ihre frühere Behauptung und erklärte, Theudebert sey kein Baſtard, ſondern Theuderichs rechtmäßiger Bruder geweſen, ſeine Tochter könne daher nach den Kirchengeſetzen den letzteren nicht heirathen. Da ergriff den Theuderich tiefe Reue wegen des Brudermords und er zuckte das Schwert gegen die unmenſchliche Brunehild. Sie aber ließ ihn vergiften.

Er hinterließ vier Söhne und Brunehild ſetzte den älteſten derſelben, Sigebert, ſogleich als König ein, um in ſeinem Namen zu regieren. Da wurde es nun, daß dieſe alte Urgroßmutter immer noch nicht aufhören wollte zu regieren und Unheil zu ſtiften, den Auſtraſiern doch zu viel und zu toll und wie früher Uncelin von Schwaben, ſo erhob ſich jetzt der Niederländer Pipin von Landen an der Spitze der Vaſallen, um eine Verſammlung aller fränkiſchen Großen von Auſtrien und Neuſtrien zu verlangen, vor welcher der Könige Zwiſt endlich beigelegt werden ſollte. Chlotar II. ſtimmte zu. Da nun Brunehild für ſich das Schlimmſte befürchtete, floh ſie über den Rhein und ſuchte ſich hier eine deutſche Partie zu werben. Ihre wahnſinnigen Augen ſahen überall nur noch Verrath und als ſie auch gegen ihren ſchuldloſen Hausmeier Varnachar Verdacht ſchöpfte und ihn umbringen laſſen wollte, entſchloß ſich dieſer, mit ihr ein Ende zu machen. Ein deutſches Heer folgte ihr zwar über den Rhein, als ſich daſſelbe aber bei Chalons an der Marne dem Heere Chlotars gegenüber befand, wurde ſie plötzlich von allen ihren Leuten verlaſſen. Man ließ ſie zwar in die Alpen entfliehen, auf Befehl Chlotars aber wurde ſie zu Orbe im Jura gefangen und ins Lager des neuſtriſchen Königs ausgeliefert. Dieſer ließ ſie drei Tage lang martern, dann auf einem Kameele durchs ganze Lager führen und endlich mit den Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines Pferdes binden und zu Tode ſchleifen, 613.

3.

Die Hausmeier.

Die unglücklichen Kinder Theuderichs wurden, obgleich völlig unſchuldig, ihrer ſchrecklichen Urgroßmutter in den Tod nachgeſchickt, denn von ihrem Geſchlecht ſollte niemand mehr das Frankenreich verwirren, das ſchien des Adels und der Biſchöfe feſter Entſchluß zu ſeyn. Dem jungen König Sigebert II. war Friedeburge, Tochter des alemanniſchen Herzogs Gunzo, zur Braut beſtimmt geweſen. Als ſie nun erfuhr, daß man den zarten Jüngling gemordet hatte, wurde ſie wahnſinnig und erſt dem h. Gallus gelang es, ſie zu heilen, wofür ihm zum Danke geſtattet wurde, daß er ſich niederlaſſen konnte, um die Heiden zu bekehren an dem Orte, der nach ihm St. Gallen genannt iſt. Kurz vor ihm war der h. Columbanus noch von den Heiden vertrieben worden, als er ſie am Bodenſee bekehren wollte und drei Götzenbilder, die man bei Bregenz in einer noch von den Römern her ſtehen gebliebenen, aber verlaſſenen chriſtlichen Kapelle aufgeſtellt hatte, in den See ſtürzte. Von Sigeberts drei Brüdern wurde nur noch einer ermordet, der dritte wurde Mönch, der vierte verſchwand, ohne daß man je erfuhr, wo er hingekommen ſey. Mit ihnen iſt das echte Geſchlecht der Merowinger ausgeſtorben und wenn es auch nicht allbekannt geweſen wäre, daß der nunmehrige Alleinherr Frankreichs, Chlotar II., gar kein Merowinger, ſondern ein Baſtard, der Sohn Landerichs ſey, ſo würden es ſeine und ſeiner Nachkommen Phyſiognomie und Gemüthsart bezeugt haben. Denn von der Schnellkraft, unbändigen Wildheit, Leidenſchaft, Gier und Unſtätigkeit, von dem obiniſchen Dämon der früheren Merowinger war bei den Königen, die fortan noch dieſen Namen mit Unrecht trugen, nichts mehr wahrzunehmen. Alle waren weichlich, träge und mattherzig.

Der fränkiſche Adel hatte Blut genug für die Könige in deren Bruderfehden vergoſſen und machte ſich jetzt dafür bezahlt, indem er

einſtimmig auf einer großen Reichsverſammlung zu Paris dem König Chlotar neue Geſetze vorſchrieb. Vor allem ließ er ſich den lebenslänglichen Beſitz der Lehen ſichern. Noch war es nicht Zeit, die Erblichkeit derſelben fordern zu können, doch war, was man dem König vorſchrieb, der erſte Schritt dazu. Auch die Hausmeier, durch deren Zuſammenwirken den Thronkriegen ein Ende gemacht worden war, ließen ſich die Fortdauer ihres Amtes verbürgen. Da ſie nun auch nachher zuſammenhielten, ſo blieb Frieden im Reiche. Die Auſtraſier behaupteten ein natürliches Uebergewicht über die Neuſtrier. Da nun Chlotar unter den letztern in Paris ſaß, bat ſich der auſtraſiſche Hausmeier, derſelbe Pipin von Landen, der durch ſein Auftreten Brunehilds Geſchlecht oder den alten Merowingern den eigentlichen Todesſtoß gegeben hatte, noch bei des Königs Lebzeiten deſſen Thronfolger aus und der Kronprinz Dagobert mußte ſich zu ihm nach Metz begeben, 622. Die immerwährenden Reibereien mit den heidniſchen Sachſen gaben ihm Gelegenheit ein Held zu werden. Er hatte jedoch nicht das Zeug dazu. Der Sachſenherzog Bertheald verſetzte ihm einen Hieb in den Kopf. Dagobert ſchickte ſeinem Vater einen Büſchel ſeines blutigen Haares und dieſer eilte mit einem großen Heere herbei und ruhte nicht, bis Bertheald gefallen war und die Sachſen ſich zu einem Tribut von 300 Hengſten bequemt hatten. Die Sachſen wurden damals auch von den Normannen geplagt. Einer ihrer Herzöge, Sifrit, feierte eben ſeine Hochzeit mit der ſchönen Dänin Geritta, als ihn Haldan, ein räuberiſcher Seekönig aus Schweden überfiel und erſchlug und die Braut davon führte.

Dagobert folgte ſeinem Vater i. J. 628 in der Regierung nach und war ein ſehr friedliebender Fürſt. Nur einmal ſah er ſich zu einem Kriege gezwungen. Die ſlaviſchen Wenden, die hinter den Thüringern und Sachſen ſaßen, wurden von den tatariſchen Avaren von Ungarn her bedrängt. Damals lebte unter ihnen ein gewiſſer Samo, der für einen fränkiſchen Kaufmann ausgegeben wurde, vielleicht aber ein angeſehener wendiſcher Kaufmann war, der mit Franken in Verbindung ſtand und ſich fränkiſchen [illegible]ien

erfreute, denn die Slaven trieben vielen Handel und hatten ſchon bedeutende Handelsſtädte an der Oſtſee, als die ſtolzen Deutſchen ſich noch nicht zur Krämerei hergaben. Dieſer Samo brachte eine große Einigung der Slaven zu Stande und ſchlug zum erſtenmal die Avaren zurück. Er wurde nun von den Wenden zum Könige gewählt, weil aber fränkiſche Handelsreiſende in ſeinem Gebiete erſchlagen wurden, forderten die Franken Genugthuung und es kam zum Kriege. Bei der erſtaunlichen Dürftigkeit der Quellen läßt ſich der ganze Vorgang nicht mehr recht erklären. Samo ſchlug die Franken in einer großen Schlacht bei Wogaſtisburg, 630, worauf ſich auch die ſlaviſchen Sorben, welche ſüdlich von den Wenden wohnten, dem Samo unterwarfen. Pipin hatte an dieſen Kämpfen nicht Theil genommen. Jetzt erſt verband er ſich mit den Sachſen, denen er den Tribut erließ, und ſchmeichelte den Thüringern, indem er ihnen erlaubte, ſich aus ihrer Mitte einen heidniſchen Herzog zu wählen, den Radulph. Nur durch dieſe Verbindung der chriſtlichen mit den heidniſchen Deutſchen erlangte Pipin von Landen das Uebergewicht über die Slaven, die damals einig und Deutſchland ſehr gefährlich waren. Er überwand den Samo, deſſen Reich ſo ſchnell zerfiel, wie es entſtanden war, und die beſiegten Slaven mußten fortan froh ſeyn, wenn ihnen die Deutſchen gegen die Avaren beiſtanden.

Damals ſchloſſen ſich auch die **Bayern** an die Franken an, um ſich der Avaren und Slaven an ihren Grenzen erwehren zu können. Die Bayern floſſen aus den Skirren, Turcilingern, Herulern, Rugiern zuſammen, welche bisher zwiſchen der Donau und Tirol durch Odoachar vereint worden waren, und denen ſich nach Zertrümmerung des oſtgothiſchen Reichs auch viele Gothen angeſchloſſen hatten. Den Namen Bayern, Bajoarier, Bajuwarier erhielten ſie nur von dem alten Namen des Landes, das einſt den Bojern gehört hatte, wie aus gleichem Grunde Böhmen (Bojenheim), welches damals ſchon von Slaven (Czechen) bewohnt war. Im altbayeriſchen Geſetz, das gerade damals zu Dagoberts Zeit ſcheint abgefaßt worden

zu ſeyn, werden nur fünf adeliche Geſchlechter genannt, die Huoſi, Throzza, Bagana, Haſilinga, Aennion, deren Mitgliedern doppeltes Wergeld gezahlt wird, und ein erſtes oder Fürſtengeſchlecht, das der Azilolfinger. Aus dieſem ſtammen die Herzoge, welche wir bald darauf als Lehensträger des Frankenreichs in demſelben Verhältniß auftreten ſehen, wie die thüringiſchen und alemanniſchen Herzoge. Sie alle waren noch Heiden.

Die beiden wichtigſten Ereigniſſe der Zeit, der Sturz der alten Merowinger und der erſte große Sieg über den Panſlavismus durch eine Verſöhnung der heidniſchen und chriſtlichen Deutſchen, beide waren das Werk des Pipin von Landen, welcher mithin als der größte Staatsmann der Franken würdevoll an der Spitze eines Geſchlechtes ſteht, welches den Deutſchen ihren erſten Kaiſer geben ſollte.

Dagobert theilte zwar noch mit ſeinen Vorgängern die Vielweiberei, denn er hatte an ſeinem Hofe zu Paris drei Königinnen zugleich und dabei viele Kebsweiber, allein er war dabei ein Frömmler, berief ſich auf das Beiſpiel des Königs Salomo, der auch viele Weiber gehabt hatte, und ſuchte die Kirche durch reiche Stiftungen zu verſöhnen. Unter dieſen ſteht die Kirche des h. Dyoniſius oben an. Dieſer Heilige ſoll ſchon im erſten Jahrhundert der Chriſtenheit als Miſſionär nach Paris gekommen und dort von den Heiden enthauptet worden ſeyn, aber das abgeſchlagene Haupt noch ſelber in den Händen fortgetragen haben. Ihn nun wählte Dagobert zum Schutzpatron von Frankreich, um ſeine Kirche zu St. Denis, wo hinfort alle Könige von Frankreich beerdigt und wohin ſehr viele Wallfahrten gemacht wurden, bildete ſich aber ein großer Markt, wohin die Waaren aus allen Ländern floſſen, indem dem Pilger hier wie überall der Kaufmann nachfolgte.

Nach Dagoberts Tode 638 begann ſchon wieder die leidige Theilung des Reichs unter die Söhne. Sigebert II. bekam Auſtraſien, Chlodwig II. Neuſtrien. Da Pipin im folgenden Jahre ſtarb, erhob ſich eine ſtarke neuſtriſche Partei gegen ſeinen Sohn Grimoald und Otto wurde Hausmeier. Die Auſtraſier ließen ſich das aber nicht gefallen. Die Herzoge Fara von Bayern und Ra-

dulph von Thüringen erhoben ſich zuerſt. Otto zog gegen ſie aus und beſiegte den Fara, unterlag aber dem Radulph und der zehnjährige Knabe Sigebert, den Otto mit ins Feld genommen hatte, ſah weinend der Flucht ſeines Heeres zu. Otto wurde abgeſetzt und Grimoald übernahm wieder die Leitung Auſtraſiens gleich ſeinem Vater Pipin. Nun war einige Zeit Ruhe, bis Sigebert II. ſtarb, 654. Da ließ Grimoald deſſen Sohn Dagobert II. nach Irland bringen und wagte es, ſeinen eigenen Sohn Childebert zum Könige zu machen. Allein es war noch zu frühe. Das legitime Königthum hatte noch zu viel Anhang. Pipins Geſchlecht ſtand noch nicht hoch genug über den andern Adelsgeſchlechtern. Alles vereinigte ſich gegen den Uſurpator und Grimoald und ſein armer Sohn fielen durch Meuchelmord, 656. Nunmehr herrſchte die neuſtriſche Partei allein. Chlodwig II. war ein elender Schwächling und weil er einmal eine Reliquie des h. Denis zerbrochen hatte, aus religiöſer Angſt wahnſinnig geworden. Für ihn aber regierte ſeine Mutter Nanthilde und der Hausmeier Floachad. Nach Chlodwigs Tode wurde abermals getheilt. Von ſeinen Söhnen bekam Chlotar III. Neuſtrien, ſtarb aber frühe. Childerich bekam Auſtraſien, trieb aber Unfug und wurde, als er einmal den Badillo, einen freien Mann, hatte peitſchen laſſen, von demſelben auf einer Jagd im Walde überfallen und ſammt ſeiner ſchwangeren Gemahlin umgebracht. Nun ſollte der dritte Bruder Theuderich III. im J. 673 das ganze Reich erben und der Neuſtrier Ebroin ſein Hausmeier ſeyn. Die Auſtraſier aber wollten keinen Herrn aus Neuſtrien und holten ſich Dagobert III. aus Irland zurück, wo er als Mönch gelebt hatte. Alſo ſtritten ſich zwei Mönche um das fränkiſche Reich. Nach einem wechſelnden Kampfe gelang es dem Ebroin ſich des Dagobert zu bemächtigen und er ließ ihn umbringen. Dann aber ſiegten wieder die Auſtraſier unter Pipin von Heriſtal, Enkel einer Tochter des Pipin von Landen. Ebroin wurde beſiegt und getödtet, ſein Nachfolger Berchar hielt aber noch das Feld und führte den königlichen Mönch Theuderich in ſeinem Lager mit ſich. Er verfocht die legitime Sache, aber die Auſtraſier waren der ewigen neuſtriſchen

Händel und Ränke ſatt und ihr deutſcher Stolz nahm von den bereits romaniſch gewordenen Neuſtriern keine Befehle mehr an. Deßhalb entſchied ſich der Sieg zuletzt für Pipin. Die große Entſcheidungsſchlacht wurde bei Teſtri, nahe bei St. Quentin geſchlagen im J. 687. Pipin zündete ſein eigenes Lager an, damit die Neuſtrier glauben ſollten, er ziehe ſich in Eile zurück. Als ſie ihm nun nachfolgten, fielen ſie in ſeinen Hinterhalt und erlitten eine furchtbare Niederlage.

Der gefangene Mönchkönig wurde nun zwar vom Sieger als Alleinherr Frankreichs anerkannt, mußte aber auch ſeinerſeits den Pipin als alleinigen Hausmeier von ganz Frankreich anerkennen. In ſeiner Pfalz (wie der Deutſche den Königspalaſt nannte), ſo gut wie eingeſperrt, hatte der König nichts anderes mehr zu thun, als ſein Haar, welches ihm als Mönch abgeſchoren worden war, nach merowingiſcher Sitte wieder lang wachſen zu laſſen und ſich mit Weibern und kindiſchem Spiele zu ergötzen. Auch gebrach ihm und ſeinen Kindern und Kindeskindern jede Fähigkeit, ſich emporzuraffen. Unter ſo vielen, die nach ihm noch Könige genannt wurden, gab es nicht einen Einzigen, der Talent und Ehrgeiz genug beſeſſen hätte, ſich aus ſeiner ſchmählichen Gefangenſchaft zu befreien und ſich wieder einmal heldenmäßig an die Spitze des Volks zu ſtellen. Man ſah ſie nur bei feierlichen Gelegenheiten im königlichen Wagen wie Automaten ſitzen, um zur Kirche oder zum Reichstage zu fahren. Pipin von Heriſtal, in deſſen Händen die wirkliche Regierung lag, wollte ſich nur als den Gewählten und Vertreter des Volkes angeſehen wiſſen und umgab ſich mit einem Parlamente, welches regelmäßig in jedem Frühjahr auf dem ſ. g. Märzfelde zuſammentrat. Es war eine bewaffnete Volksverſammlung aller Freien, aber dieſe bildeten nur die Schale, die Herzoge und Grafen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe in der Mitte den Kern des Parlaments, der ariſtokratiſche Ausſchuß des Heerbanns und der Klerus die beiden Hände des weltlichen und geiſtlichen Armes. Pipin aber führte den Vorſitz und war nicht mehr blos dem legitimen Königthum gegenüber der

major domus, ſondern auch dem Volk gegenüber der Herzog und Fürſt aller Franken (dux et principes Francorum).

4.

Heidenbekehrungen in Deutſchland.

Die Eroberungsluſt der Franken war den Bekehrungen in Deutſchland ſehr hinderlich, denn die Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachſen und Frieſen ſahen in den fränkiſchen Miſſionären nur Helfershelfer der fränkiſchen Tyrannei. Wohin die Franken kamen, wurde der alte heidniſche Adel wo möglich ausgerottet und fielen ſeine Güter den fränkiſchen Grafen zu, die mit ihrem bewaffneten Gefolge im Lande ſitzen blieben, um die Frankenherrſchaft aufrecht zu erhalten und die alte Volksfreiheit zu unterdrücken. Auf alle Weiſe arbeitete die fränkiſche Politik dahin, unter den zwar beſiegten, doch nur tributbar gewordenen Stämmen einen Theil des Adels und der angeſehenſten Freien zu gewinnen, daß ſie ihr Allod dem König dahin gaben und es als Feod (feudum oblatum) von ihm zurücknahmen, wodurch ſie allen Vortheil des fränkiſchen Lehensadels erlangten. Solche wurden aber von ihren Stammgenoſſen als Abtrünnige und Verräther angeſehen. Die Entſchuldigung, man habe ſich nur um der Religion willen von den heidniſchen Stammgenoſſen abgeſondert, konnte nicht helfen. Denn wenn man durch Annahme des Kreuzes zugleich des feindlichen Königs Gunſt gewann, wurden die edlen Motive der Bekehrung in Zweifel gezogen. Daraus allein erklärt ſich die auffallende Thatſache, daß die Bekehrung derjenigen Deutſchen, denen man das Chriſtenthum mit Gewalt und Argliſt unter Verſprechungen weltlicher Vortheile aufbringen wollte, mehrerer Jahrhunderte bedurfte, da doch die freiwillige Bekehrung aller andern Stämme ſehr raſch vor ſich gegangen war.

Unter den Franken ſelbſt war die Bekehrung lange nur oberflächlich geblieben, denn ſie war vom König ausgegangen und ge-

währte zunächst nur seinen Vasallen irdische Vortheile. In den Niederlanden hielt sich das Heidenthum noch lange, da wo die Deutschen noch dicht beisammen saßen. Nur in Neustrien, wo die Mehrheit des Volks romanisch war, wurde die Bekehrung erleichtert. Doch schlachteten die Franken, die im Jahre 539 unter Theudebert in Italien einfielen, am Po noch Menschenopfer nach heidnischer Sitte, und ungefähr um dieselbe Zeit gab es bei Köln noch einen heiligen Hain, in welchem die Heiden Opferschmäuse hielten und einem heiligen Baum Abbilder von den Gliedmaßen, an denen sie krank waren, anhingen, um dadurch geheilt zu werden.

Bei den Alemannen hielt das Heidenthum noch lange zäh und fest, obgleich sie als die am weitesten vorgeschobenen Heiden schon seit dem dritten und vierten Jahrhundert im Süden und Westen von Christen umgeben waren. Da wenigstens die oberen Alemannen, die nicht mehr dem Chlodwig unterworfen waren und erst später nach Zertrümmerung des Gothenreichs zu Frankreich kamen, ihre alten Volksrechte, ihre Allode und ihren einheimischen Adel bewahrten und das Lehenwesen verschmähten, wollten sie auch von den fränkischen Bischöfen so wenig etwas wissen, als von den fränkischen Grafen. Daher konnten auch nur Mönche, und nur solche, die keine Franken waren, beim alemannischen Volk allmählig Anklang finden und als Missionäre Erfolg haben. Ein solcher war der heilige Columban, ein irischer Mönch, den wir schon in der Geschichte Brunchildens als ihren strengen Sittenrichter kennen gelernt haben. Derselbe erwarb sich besonderes Verdienst um die letzte Bekehrung der Burgunder, konnte aber noch nicht die der Alemannen beginnen, denn obgleich er in die weiten Waldgebiete des Oberrheins und der Schweiz vordrang, am Zürchersee einen Opferschmaus der Alemannen störte und ihre große Bierkufe umstieß und am Bodensee bei Bregenz die alemannischen Götzenbilder, die in einer verlassenen christlichen Capelle aufgestellt waren, in den See werfen ließ, wurde er doch wieder vertrieben und erst seinem Schüler, dem heiligen Gallus, gelang es, durch Bekehrung der alemannischen Herzogstochter, wie schon berichtet ist, dem Christenthum Eingang zu verschaffen

und das nach ihm benannte große Mutterkloſter der alemanniſchen Welt zu gründen. Ein anderer Schüler Columbans, der heilige Magnus oder Magnoald, wirkte als Bekehrer zu Füßen in Tirol.

In Bayern hatte ſchon zu Odoachars Zeit der heilige Severin gewirkt und die politiſche Nothwendigkeit für die Agilolfinger, ſich an die Merowinger anzuſchließen, um ſich der Longobarden zu erwehren, hatte wenigſtens die herzogliche Familie dem Chriſtenthum geneigt gemacht, während Adel und Volk noch zähe am Heidenthum hingen. Im Jahre 652 befand ſich ein fränkiſcher Biſchof, Emmeran, am Hofe des bayeriſchen Herzogs Theoda und wurde angeblich wegen Verführung einer jungen Tochter des Herzogs in Stücke geſchnitten. Die Legende ſagt, er habe ſich nur für den wahren Verführer geopfert, indem er freiwillig eine Schuld, die er nicht begangen, auf ſich genommen habe. Deshalb wurde er heilig geſprochen und ſein Grab ein großes Heiligthum in Regensburg. Daß ein Prieſter ſich freiwillig zu einer Schändlichkeit, gleich der bezeichneten, bekennen ſollte, iſt im höchſten Grade unwahrſcheinlich. Die Bayern waren auch ſo empört gegen Emmeran, daß die Bekehrung unmittelbar nach ſeinem Auftreten arg ins Stocken gerieth. Erſt unter Pipin konnte der heilige Rupert das Miſſionswerk wieder aufnehmen und das Bisthum Salzburg gründen. Natürlicherweiſe mußte die Ehre der früheren Miſſionärs um jeden Preis hergeſtellt werden, und zwar mußte des Heiligen Ruhm um ſo mehr durch fränkiſchen Einfluß geſteigert werden, je mehr die Bayern, nachdem einmal die Longobarden bekehrt waren, geneigt wurden, ſich an dieſe, anſtatt an die Franken zu halten. Vorerſt trat eine engere Verbindung der bayeriſchen Herzogsfamilie mit der Familie Pipins ein. Die Bayern waren durch die Niederlage, die ihnen der Neuſtrier Otto beigebracht, gedemüthigt und der Schutz des Auſtraſiers kam ihnen ſehr gelegen. Pipin aber ſuchte ſeine Stütze bei den echten deutſchen Stämmen. Daher ſeine Vermählung mit der bayeriſchen Plectrudis.

Pipin bediente ſich zur Bekehrung der deutſchen Heiden gerne

iriſcher und britiſcher Mönche, weil dieſe viel beſſer geeignet waren, die Herzen zu gewinnen, als geborene Franken.

Auch im benachbarten Thüringen wurde die Bekehrung getrieben. Schon Radulphs Sohn Hathan hatte eine fromme Chriſtin, die heilige Bilihilde geheirathet. Sein Sohn und Nachfolger Gotzbert war zwar, aus einer früheren Ehe ſtammend, noch ein Heide, ließ ſich aber durch den heiligen Kilian aus Irland bekehren. Weil er aber vorher ſeines Bruders Wittwe Geilana geheirathet hatte und ſich nun nach den Kirchengeſetzen von dieſer allzunahen Verwandten ſollte ſcheiden laſſen, ließ dieſes erzürnte Weib den Heiligen martervoll hinrichten. Das koſtete aber dem Gotzbert Amt und Leben, denn die Thüringer ſelbſt erhoben ſich gegen ihn auf Pipins Antrieb.

Auch die Frieſen bemühte ſich Pipin bekehren zu laſſen. Dieſes Volk war immer noch heidniſch, hatte aber, unabhängig von den Sachſen, einen eigenen König Ratbod, ohne daß man weiß, wie die freien Frieſen, die nie einen König hatten, dazu kamen, ſich jetzt erſt einen gefallen zu laſſen. Nachdem ihm Pipin Utrecht abgenommen und daſelbſt ein Bisthum unter dem engliſchen Miſſionär Willibrord errichtet hatte, zog er ſich nach der Inſel Helgoland zurück, welche damals noch ſehr ausgedehnt war und erſt ſpäter von den Meereswellen bis auf einen geringen Hügel zerſtört worden iſt. Auf ſeinen Inſeln und auf dem Meere war Ratbod unüberwindlich, bequemte ſich aber endlich, Frieden zu machen und gab ſeine Tochter Pipins Sohn Grimoald zur Ehe, bekehrte ſich aber noch nicht.

Trotz ſeines Eifers für die Kirche kam Pipin am Ende doch noch mit ihr in Conflict, denn als ihm die alt gewordene Plectrudis nicht mehr gefiel und er ſich an die jüngere Alpais (Alpiz, Schwan) hing, machte ihm Biſchof Lambert von Tongern ſchwere Vorwürfe, Alpais aber ließ den Biſchof umbringen. Das mußte dem ſonſt ſo hoch verdienten Pipin in der öffentlichen Meinung außerordentlich ſchaden. Er ſuchte ſie zwar zu verſöhnen, indem Lambert zum Heiligen erhoben wurde, als er aber im Jahre 714

ſtarb, und auch ſein Sohn Grimoald auf Antrieb des böſen Ratbod, der ſich nun wieder aller Verpflichtungen entledigen wollte, in der Kirche zu Lüttich (wohin das Bisthum von Tongern verlegt worden war), ermordet wurde, ſchien das ganze politiſche Gebäude, welches die Pipine auf den Trümmern der merowingiſchen Monarchie errichtet hatten, wieder zuſammen zu ſtürzen. Zwar behauptete ſich die fromme Plectrudis in Auſtraſien, aber die Neuſtrier wählten ſich einen eigenen Hausmeier in Raganfried und verbanden ſich mit dem heidniſchen Ratbod gegen die Plectrudis in der Hoffnung, daß Raganfried im Namen des merowingiſchen Schattenkönigs, der damals Chilperich II. hieß, nachdem ihm ſeit Theuderich III. ſchon drei andere vorangegangen waren, ganz Frankreich in ſeine Hand bekommen würde. Plectrudis ſuchte Grimoalds jungem Sohne Theudoald das Hausmeieramt in Auſtraſien zu erhalten, der aber zu jung war, um Vertrauen zu erwecken. Er wurde geſchlagen und ſtarb bald nachher.

Nun hatte Plectrudis noch einen unehelichen Sohn Pipins von der Alpais, Karl, den ſie von ſeiner Geburt an haßte, nach des Vaters Tode einkerkern laſſen, damit er ihrem Enkel Theudoald nicht im Wege ſtehe. Jetzt aber brachen die unwilligen Auſtraſier ſein Gefängniß auf und riefen ihn zu ihrem Hausmeier aus, 716. Er hatte des Vaters Geiſt und Kraft, wenn auch etwas wilderes Blut. Indem er zuerſt und zu raſch über die Frieſen herfiel, erlitt er eine Niederlage. Weil es aber Winter wurde, in dem gewöhnlich die Waffen ruhten, gewann er Zeit, ein großes Heer zu rüſten und griff im nächſten Frühjahr die Neuſtrier bei Cambrai an. Ein Auſtraſier war ſo keck, allein mitten durchs Lager der Feinde zu rennen mit lautem Geſchrei: zu den Waffen! Die Neuſtrier erſchracken, gafften ihn verwundert an und liefen ihm nach. In dieſem Augenblick aber benutzte Karl ihre Verwirrung, griff ſie an und ſchlug ſie gänzlich. Zwar floh der Schattenkönig nach dem Süden und Herzog Eudo von Aquitanien nahm ſich ſeiner an, aber Karl ſchlug auch dieſen und ſetzte ſelbſt einen andern Schattenkönig ein. Plectrudis, welcher Karl den in Köln aufbewahrten Schatz des Va-

ters abgenommen hatte, floh nach Bayern. Hier gab es großen Aufruhr. Herzog Grimoald hatte die Wittwe seines Bruders geheirathet und der heilige Corbinian, der als Missionär im Lande lebte, hatte das nicht zugeben wollen und die Longobarden aufgereizt, die sich gern Bayerns bemächtigt hätten, um es den Franken zu entreißen, und Grimoald kam im Kampfe mit ihnen um. Karl aber eilte herbei, behauptete Bayern für die Franken, setzte Grimoalds Bruder Hugibert dort als Herzog ein und führte dessen Schwester, die schöne Sunichild, als Gattin heim.

5.

Karl Martell.

Während dieser Wirren im mittleren Europa erscholl die Schreckensnachricht, die Muhamedaner seyen in unermeßlichen Schaaren durch Spanien über die Pyrenäen eingebrochen. Noch waren kaum hundert Jahre vergangen, seit Muhamed in Arabien als Prophet aufgestanden war und eine neue Religion eingeführt hatte, die er mit Feuer und Schwert zu verbreiten befahl, und schon hatten seine Nachfolger, die Chalifen, Persien, den größten Theil des oströmischen Reichs, Syrien, Palästina, Aegypten, die ganze Nordküste Afrikas und Spanien erobert und sich auch schon in Unteritalien festgesetzt und ihre Schiffe beherrschten das ganze Mittelmeer. Kein Reich der damaligen Zeit war größer, als das ihrige, und kein Volk tapferer, stürmischer und unwiderstehlicher. Die Christen aber waren getheilt, der Kaiser in Constantinopel, der Papst in Rom, die Longobarden und Franken einander feind, Zwietracht und Empörung an der Tagesordnung. Eudo, der aquitanische Herzog, der das Frankenreich gegen die Araber zuerst hätte schützen sollen, gab einem ihrer Emire, Munnuza, seine Tochter, um sich mit arabischer Hülfe gegen seinen Lehensherrn Karl aufzulehnen. Als aber Abderrhaman, Statthalter der Chalifen in Syrien, die schöne Aquitanerin

erblickte, frug er den Munnuza, wie er ſich habe unterſtehen können, einen ſolchen Schatz für ſich zu behalten, ließ ihm die Hand abhauen, die es gewagt, dieſen Schatz zu berühren, und ſchickte die Dame ſelbſt in den Harem des Chalifen. Eudo wollte ſich für dieſe Willkür an ihm rächen, wurde aber an den Ufern der Garonne geſchlagen und mußte zu Karl flüchten und demüthig deſſen Gnade und Hülfe anflehen. Abderrhaman aber wollte ganz Frankreich jetzt, wie vorher Spanien, erobern.

Karl erkannte die ungeheure Gefahr, welche damals die ganze Chriſtenheit bedrohte. Drangen die Araber mit ihrer gewaltigen Uebermacht, nach beſtimmten Angaben 400,000 Mann, noch durch Frankreich über den Rhein, ſo war Europa an ſie verloren und die deutſche wie die romaniſche und griechiſche Welt wurde von ihnen verſchlungen, die Chriſten als ſolche ausgerottet oder zu Sklaven erniedrigt. Von den Romanen und Griechen ließ ſich kein nachhaltiger Widerſtand gegen den Islam mehr hoffen. Nur die Deutſchen allein konnten noch das Kreuz Chriſti auf Erden ſchirmen. Wenn aber auch nicht, am wenigſten bei Karl ſelbſt, reiner Glaubenseifer den Deutſchen die Waffen ſtählte, ſo doch der Racenſtolz. Man kann ſich denken, wie die gewaltigen, ſchwertgewohnten Männer von den Mündungen des Rheins bis in die alemanniſchen Alpen und tief bis an den Thüringer- und Böhmerwald hin, wo die deutſchen Grenzen aufhörten, über das ſchwarze Mohrengeſindel ergrimmten, welches von Afrika herkommend ſeine Roſſe in deutſchen Flüſſen trinken zu laſſen ſich erfrechte. Alles ſtand auf, auch die bisher unbotmäßigen Bayern, Alemannen, Thüringer ſchwellten den auſtraſiſchen Heerbann an, und hinter den Burgundern zogen dießmal auch die Longobarden mit ihrem König Liutprand herbei, die geſammte Chriſtenheit zu ſchirmen, 732. Zwiſchen Tours und Poitiers ſtieß Karl an der Spitze ſeines eiſernen Heeres auf Abderrhamans unüberſehliche Schaaren, die gegen daſſelbe wie Wellen des Meeres anwogten, aber immer zurückgeworfen wurden. Wie eine Mauer von Eiſen, ſagt der ſpaniſche Biſchof Iſidorus, hätten die Deutſchen unbeweglich geſtanden; durch die Größe des Leibes und des

Wuchſes den Mohren weit überlegen, ſagt Roderich von Toledo, hätten die Auſtraſier (gens Austriae, gens Germana) die Araber niedergehauen. Nachdem die faſt zahlloſe Reiterei letzterer ſich in vergeblichem Anſtürmen erſchöpft hatte, machten die Franken eine Schwenkung. Da glaubten die Araber ihr beutevolles Lager in Gefahr und wendeten ſich dorthin, geriethen aber dabei in Unordnung, während die Franken in voller Ordnung vordrangen. Die Araber, immer noch auf ihre Ueberzahl vertrauend, wollten aus Fanatismus und um nicht die Schande einer Niederlage zu leiden, nicht weichen, weßhalb ihr Verluſt um ſo größer war. Abderrhaman ſelbſt fiel im Kampfe und mit ihm ſollen mehr als dreimalhunderttauſend ſchwarze Leichen das Schlachtfeld bedeckt haben, was man nicht nothwendig für eine Uebertreibung zu halten verpflichtet iſt, da die Muhamedaner unzweifelhaft mit einer ungeheuren Heeresmaſſe die Pyrenäen überſchritten und in dieſer Schlacht mit verzweiflungsvoller Wuth für ihre Ehre fochten. Von dieſem entſetzlichen Schlage, den Karl den Arabern verſetzt hatte, empfing er den Ehrennamen des Hammers (Martellus). Die Araber wagten zwar ſechs Jahre ſpäter noch einmal zurückzukommen, da Mauronius, ein alter Septimanier, aus Haß gegen die Franken ein Verſtändniß mit den bereits dem Islam unterworfenen weſtgothiſchen Spaniern eingeleitet hatte und den Arabern Narbonne öffnete, Karl aber ſchlug ſie zum zweitenmal darnieder und tödtete eigenhändig ihren Feldherrn Amoroz. Seitdem wagte kein Muhamedaner mehr über die Pyrenäen zu kommen.

Während Karl im Süden zu thun hatte, war ihm der alte böſe Ratbod wieder ins Reich eingefallen, und hatte den heiligen Wigbert, der ſeine Frieſen zum Chriſtenthum bekehrte, umbringen laſſen. Karl überwältigte ihn und er ſollte ſich nun endlich bequemen, ſelber ein Chriſt zu werden. Als ihn aber der heilige Wolfram taufen wollte und er ſchon mit einem Fuße im Waſſer ſtand, war er boshaft genug, den Miſſionär zu fragen, ob ſeine, des Königs, Vorfahren im Himmel wären? und als der Heilige erwiederte, nein, denn als Heiden müßten ſie in der Hölle ſeyn,

zog der König den Fuß wieder zurück und ſagte, da wolle er doch lieber bei ſeinen Vätern bleiben. So blieb er denn ein Heide und auch ſein Nachfolger Poppo fiel noch im Kampfe gegen die Chriſten.

Karl Martell, der die Chriſtenheit gerettet hatte, war doch ſelbſt kein beſonders guter Chriſt. Der Haß gegen die fromme Plectrudis ging ihm nach. Er plagte die Geiſtlichen gerade nicht, aber er mißbrauchte und entwürdigte ſie. Als er gegen die Araber zu Felde zog, mußten alle Geiſtlichen perſönlich mit die Waffen ergreifen, oder er nahm ihnen die Kirchengüter weg. Um aber gute Soldaten an ihnen zu haben, machte er die luſtigen Geſellen ſeines Kriegsgefolges zu Biſchöfen und Aebten. Dieſe zogen nun mit ihm im Kriege und auf der Jagd umher. Sie durften damals noch heirathen und trachteten zuweilen dahin, ihre reichen Bisthümer erblich zu machen. Milo, Sohn des Biſchof Liutwin von Trier, behauptete ſich gewaltſam in dieſem Bisthum, zog mit Karl in den Krieg und zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit ſo aus, daß ihm Karl auch noch das Bisthum Rheims ſchenkte. Schon während der Verwirrung nach Pipin's Tode hatte Biſchof Savarich von Aurerre Söldner geworben und die umliegenden Grafſchaften erobert, um ſich ein erbliches Fürſtenthum zu gründen. Die Verwilderung unter der Geiſtlichkeit war nie ärger geweſen. Das biſchöfliche Kleid war nur noch eine Maske, hinter der in Griechenland feile Höflinge, Sophiſten und Rabuliſten, in Frankreich aber wilde Ritter und Jäger ſteckten. Karl Martell brachte aber in den weltlichen Adel nicht weniger Verwirrung wie in die Geiſtlichkeit, denn weil man ihn in ſeiner Jugend allzubitter hatte fühlen laſſen, daß er nur ein Baſtard ſey, rächte er ſich jetzt am Vollblut, und gab die erſten Stellen im Reiche und Heere vorzugsweiſe gern Baſtarden und Emporkömmlingen, die er durch große Lehen bereicherte.

Karl hatte noch einen Krieg mit den Sachſen zu beſtehen, die er zu einem Tribute zwang. Nach ſeinem Tode 741 ſollten ſeine drei Söhne das Reich theilen, aber Karlmann und Pipin, die Söhne erſter Ehe, gönnten ihrem jüngſten Bruder Grippo ſein Erbe nicht, ſperrten ihn ein und ſchickten ſeine edle Mutter Sunichild in ein

Kloſter. Dieſe bayriſche Dame hatte immer ſo liebreich an ihren Stiefkindern gehandelt, daß ſie dieſen Undank nicht verdiente, daher auch Chiltrud, Karlmanns und Pipins Schweſter, aus edlem Unwillen dieſen ihren Brüdern entfloh und zu den Verwandten Sunichilds nach Bayern ging, deſſen Herzog Odilo ſie zur Gattin nahm. Dieſer Fürſt verband ſich ſodann mit dem Alemannenherzog Theudewald, mit Hunoald, Eudos Sohn in Aquitanien, um ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Da nun Frankreich überhaupt wieder unter Karls Söhne willkürlich getheilt werden ſollte, ſo ſchien eine Theilung nach den Volksſtämmen viel natürlicher. Auch die Sachſen durften hoffen, ihre Unabhängigkeit beſſer zu behaupten, wenn das mächtige Frankenreich getheilt würde. Sie ſchloſſen ſich alſo dem Bunde an. Karlmann und Pipin aber, unterſtützt von dem angelſächſiſchen Miſſionär Winfried oder Bonifacius hielten feſt zuſammen und behaupteten die Einheit des Frankenreichs. Ihre Gegner hielten nicht ſo feſt zuſammen und ließen ſich einzeln durch die Geſammtkraft der fränkiſchen Brüder ſchlagen, Hunoald 742, Odilo am Lech durch einen nächtlichen Flußübergang der Franken 743, die Sachſen unter Theodorich 745 und die Alemannen 746. Ueber die gefangenen Führer der letzteren hielt Karlmann bei Cannſtadt am Neckar Gericht und ließ den Herzog Theudewald und die vornehmſten Alemannen enthaupten. Aber er ſoll ſich dieſen blutigen politiſchen Mord zu Gemüthe gezogen haben, da ſeine eigene Berechtigung zu herrſchen, ſo lange noch Könige des merowingiſchen Geſchlechts vorhanden waren, dem einmal erwachten Gewiſſen zweifelhaft erſcheinen mußte. Plötzlich und ganz freiwillig faßte er noch in demſelben Jahre den Entſchluß, der Welt zu entſagen und wurde Mönch auf dem Berge Soracte in der Nähe von Rom.

Pipin der Kleine blieb nunmehr allein Herr des Frankenreichs. Er war kurz von Geſtalt, aber breitſchulterig und ſo ſtark, daß er einmal einem Löwen mit einem Hiebe den Kopf abſchlug. Er ließ den Grippo frei, der aber zu den Sachſen und Frieſen floh und alles gegen ſeinen Bruder in Bewegung ſetzte. Auch Thaſſilo, Odilos Sohn, und der neue Alemannenherzog Lanfried ließen ſich

von ihm gegen Pipin aufreizen, dieser aber schlug sie alle aus dem Felde und verzieh noch einmal seinem allzu heißblütigen Bruder. Grippo ließ sich aber weder versöhnen, noch zur Vernunft bringen, sondern floh nach Aquitanien und da ihn Waifar, Hunoalds Sohn, abwies, wollte er die Longobarden zum Kriege gegen die Franken aufreizen. Unterwegs aber in den Alpen hielt ihn ein fränkischer Graf auf, er ergab sich nicht und fiel mit den Waffen in der Hand in verzweifeltem Kampfe, 750. Damals stellte sich Borut, ein Slavenfürst in Kärnthen, unter fränkischen Schutz gegen die Avaren. So weit nach Osten über Bayern hinaus hatte sich das Reich der Franken noch niemals ausgedehnt.

6.

Der h. Bonifacius.

Winfried, mit seinem Mönchsnamen Bonifacius genannt, ein sächsischer Heidenbote, der aus England gekommen war, faßte zuerst den großen Gedanken, den deutschen Stämmen, denen von jeher die politische Einheit gefehlt hatte, eine kirchliche zu geben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn die große Araberschlacht bei Poitiers auf diesen Gedanken gebracht hat. Damals wenigstens machte sich das Bedürfniß der Einheit unter den deutschen Stämmen am meisten fühlbar. Als Mittel zum Zweck erkannte er mit Recht die Bekehrung der noch heidnisch gebliebenen Deutschen, die Sittenverbesserung im fränkischen Klerus, die innige Verbindung desselben mit Rom und die Auflösung der Partei, welche in dem unbekehrten Deutschland eine Sonderstellung gegenüber dem Frankenreich nehmen wollte.

Vor allem beglaubigte er seinen hohen Beruf durch unermüdlichen und opferfreudigen Missionseifer, wovon ihm der Ehrenname Apostel der Deutschen geblieben ist. Im Jahr 716 kam er zum erstenmal aus England, um in Friesland zu bekehren, wurde aber von dort vertrieben und pilgerte zum erstenmal nach Rom, wo

Papst Gregor II. ihm den Segen gab. Dann begann er den deutschen Heiden in Hessen zu predigen und gründete das Kloster Amöneburg, 723. Im folgenden Jahr schlug er die große Donnereiche bei Geismar mit der Art nieder, das größte Heiligthum der Heiden im Hessenlande, und baute vom Holz derselben eine christliche Kapelle. Dann bekehrte er in Thüringen und gründete die Kirche zu Ohrdruf, und wieder in Hessen, wo er die Kirche von Fritzlar baute. Mit welchen ungeheuern Schwierigkeiten Bonifacius zu kämpfen hatte, erhellt aus seinen Briefen. „Ich muß nicht nur mit Heiden kämpfen, schreibt er, und mit dem großen Haufen; meine schlimmsten Feinde sind die christlichen Priester selbst, die von der Wahrheit abfallen und mit den Heiden wetteifern, mich zu lästern. Ohne den Schutz Karl Martells könnte ich gar nichts ausrichten. Komme ich aber an seinen Hof, so drängen sich mir die schlechtesten Menschen auf. Das belastet mein Gewissen schwer, denn vor meiner Seele steht der Eid, den ich am Grabe des h. Apostel Petrus geschworen habe, mich nie mit den Schlechten einzulassen." Das gefährlichste für ihn war, daß unter den angelsächsischen Missionären, welche schon vor ihm und gleichzeitig mit ihm in Deutschland predigten und bekehrten, sich viele dem römischen System abgeneigt zeigten. Torchtwine, Berchthere, Eanbrecht und Hunred werden uns als Ketzer benannt. Zwar wissen wir nicht, worin eigentlich ihre Ketzerei bestand, doch läßt sich errathen, daß sie die lateinische Kirchensprache durch die deutsche verdrängen wollten, und daß sie die Ehen der Geistlichen für erlaubt und für ein gutes Recht hielten. In der letzteren Beziehung wurden sie vom fränkischen Klerus unterstützt. Man kann sich also denken, welche Mühe und Sorgen Bonifacius hatte, so lange Karl Martell noch lebte. In seiner Noth wandte er sich an Odilo von Bayern und an den Papst. Von seiner dritten Reise nach Rom zur Zeit Gregors III. brachte er im J. 739 die päpstliche Bewilligung mit, in den bekehrten deutschen Landen Bisthümer zu errichten, zunächst in Bayern: Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, in Thüringen: Würzburg, Eichstädt und Erfurt. Weiter nordwärts reichte sein Einfluß nicht, da der Bischof von Köln sein

Feind war und nichts für die Mission thun wollte. Durch päpstlichen Einfluß aber erhielt Bonifacius Hülfe aus England, indem von dort fromme und ausgezeichnete Mönche herüberkamen, um ihn in der Mission zu unterstützen, Burchard, Lullus, Willibald, Wunibald, Wita. Auch Nonnen kamen, welche Klöster bauten, Thekla in Kizingen, Lioba in Bischofsheim, Walpurgis in Heidenheim.

Mit dem Herzog Odilo hatte Bonifacius einen schweren Stand. Der Bayer hoffte, sich mit seiner Hülfe, wenn nur erst der schreckliche Karl Martell gestorben wäre, vom Frankenreiche loszureißen und ein selbständiges deutsches Reich zu gründen, dessen Metropolit Bonifacius werden sollte. Dieser hatte nun große Mühe, es auszuschlagen, ohne es mit dem Bayern zu verderben.

Erst Karl Martells Tod im J. 741 machte ihm Luft. Jetzt erst konnte Bonifacius an das Werk gehen, welches ihm vor allen das wichtigste seyn mußte, die Reform des tief entsittlichten Episcopats in Frankreich. Gerade in jene Zeit fällt die Empörung Odilos. Bonifacius konnte nicht wünschen, daß der letztere siege, weil alsdann die deutsche Kirche von der fränkischen würde getrennt geblieben seyn. Der Sieg der Franken konnte nur die Einheit der Kirche fördern. Deshalb hielt sich Bonifacius an Pipin und Karlmann, die Söhne Karl Martells. Karlmann, dem der östliche Theil des Reichs zufiel, erkannte am besten, welchen Machtzuwachs ihm die Bekehrungen im Osten gewährten, und unter seinem Schutz konnte Bonifacius im Jahr 742 eine erste deutsche Synode und 743 noch eine wichtigere zu Leftines im Hennegau abhalten. Hier wurden zunächst Gesetze gegeben, durch welche vollends alles deutsche Heidenthum unterdrückt werden sollte, unter andern die berühmte Abschwörungsformel vorgeschrieben, kraft welcher jeder Bekehrte dem Wodan, Thunaer und Saxnote (Schwertgenoß? der Kriegsgott Tyr oder Freyr, Fro) entsagen mußte. Unterdeß war mit Pipin unterhandelt worden, dem der westliche Theil des Reichs zugefallen war, und man traf eine geniale Uebereinkunft. Die beiden Majordome, Karlmann und Pipin, nahmen mit Zustimmung des Bonifacius und

mithin auch des Papstes den unwürdigen Bischöfen, die unter der vorigen Regierung freies Spiel gehabt hatten, einen großen Theil, beinahe die Hälfte ihrer Kirchengüter weg, behielten sie als Krongut und machten weltliche Lehen daraus zur Verstärkung ihrer eignen Macht. Um diesen Preis aber ließen sie sich auch gefallen, daß die Bischöfe gemaßregelt wurden. Dem Papst selbst konnte eine Reinigung und sittliche Reform des verdorbenen Klerus nur erwünscht seyn, als das einzige Mittel, die fränkische Kirche wieder eng an Rom zu binden. Die Seele dieser ganzen Verhandlung scheint Bonifacius gewesen zu seyn. Was schon durch Karlmann für Austrasien durchgesetzt war, setzte nun auch Pipin in einer Synode zu Soissons i. J. 744 für Neustrien durch.

Hier trat Bonifacius auch siegreich gegen die beiden Ketzer Adelbert und Clemens auf. Der erstere war ein Volksverführer, der sich auf ein vom Himmel gefallenes Schreiben berief, den geweihten Priestern ihr Vorrecht absprach und viel Zulauf hatte. Es war ein Franke und der Unsinn, den er vortrug, war vielleicht erkünstelt. Der andere, ein geborener Schotte, meinte es ernster, indem er Deutschland die Normen der altbritischen Kirche aufdringen wollte, welche der griechischen näher stand als der römischen. Beide wurden zwar verdammt, aber weder bestraft, noch an der Fortsetzung ihrer Wühlereien gehindert. Auch die Decrete gegen einige strafsfällige Bischöfe wurden nicht vollzogen. Pipin scheint hier ein Auge zugedrückt zu haben, um es mit den Bischöfen, die er ohnehin schon beraubt hatte, nicht ganz zu verderben. Bonifacius sah sich also in Neustrien ziemlich betrogen, doch glückte es ihm kraft des päpstlichen Ansehens, den Adelbert in das Kloster Fulda zu sperren, aus dem er entsprang, aber in einem Walde von Räubern erschlagen wurde. Von Clemens erfuhr man nichts mehr. Fulda wurde ein hauptsächlich durch seine gute Schule berühmtes Kloster und der erste Abt desselben, Sturm, von Bonifacius eingesetzt. Dieser letztere weilte selbst am liebsten in Fulda und bestimmte es zu seiner Grabstätte, wurde aber im Jahr 745 vom Papst Zacharias zum ersten Erzbischof von Mainz und Metropoliten für Deutschland er-

nannt, da Mainz vorher nur ein einfaches Bisthum gewesen war. Zwei Jahre später gelang es dem neuen Erzbischof, einen Theil der fränkischen Bischöfe auf seine Seite zu bringen, die es sich angelegen seyn ließen, die Reform durchzuführen.

Als Apostel der Deutschen und um das Wohl des Frankenreichs und seiner Majordome hoch verdient, vermittelte der große Bonifacius noch in seinem Alter ein weltgeschichtliches Ereigniß von der größten Wichtigkeit für alle Folgezeit. Seine Betheiligung dabei ist zwar nicht beurkundet, da er aber seinen Schüler Lullus „mit gewissen Geheimnissen, die er nur dem Papste unmittelbar mittheilen sollte", an Zacharias schickte und längst im engsten Vertrauen des römischen Stuhles wie der Majordome stand, kann nicht im geringsten bezweifelt werden, daß er zu Rathe gezogen wurde, und um alles wußte, ja vielleicht selbst den Plan dazu entworfen hat. Karlmann war ins Kloster gegangen, das fränkische Reich trat unter einen Herrn. Jetzt oder nie war es Zeit, die Idee, welche den heiligen Bonifacius von Anfang an beherrscht hatte und der er unter allen Mühen und Arbeiten treu geblieben war, zu verwirklichen, das innigste Bündniß des fränkischen Königthums mit Rom. Zu diesem Zweck aber war die endliche Beseitigung der merowingischen Schattenkönige unumgänglich. Pipin mußte, um seiner weltlichen Gewalt die letzte Weihe zu geben, nothwendig König werden und sich mit der Majestät umkleiden, deren sein Geschlecht schon seit vielen Menschenaltern würdiger war, als das Geschlecht der Merowinger.

Aistulf, König der Longobarden, strebte damals nach der Alleinherrschaft in Italien, wodurch Papst Zacharias die Unabhängigkeit des römischen Stuhles gefährdet sah. Ebenso feindlich stand das Kaiserthum in Constantinopel dem Papst entgegen. Dieser mußte also Pipin um Hülfe bitten und erkaufte sie mit der Bewilligung dessen, was ihm Bonifacius schon unterbreitet hatte. Pipin stellte ihm die Frage: Wer der wahrhafte König sey, ob der, welcher sorgenlos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Last der Regierung trage? Der Papst gab die gewünschte Antwort, worauf

Pipin eine große Reichsverſammlung nach Soiſſons berief und auf derſelben von den geiſtlichen und weltlichen Großen des Reichs und vom geſammten Volke der Franken zum Könige ausgerufen und vom heiligen Bonifacius gekrönt wurde, am 3. Mai 752. Den letzten Merowinger Childerich machte man einfach zum Mönch und ließ ihn in einem Kloſter ſein Leben beſchließen. Weder er ſelbſt beſaß die geringſte Fähigkeit, die Krone zu behaupten, noch hob jemand die Hand für ihn auf. Um die letzte Erinnerung an das geſchiedene Königsgeſchlecht zu verwiſchen und eine neue Aera zu beginnen, verlegte Pipin die jährliche große Reichsverſammlung vom März auf den Mai und ſie hieß hinfort das Maifeld.

Nachdem Bonifacius das große politiſche Werk eingeſegnet hatte, widmete er ſeine letzten Jahre noch mit raſtloſem Eifer der Bekehrung deutſcher Heiden und weil ihm jetzt erſt der Norden geöffnet war, ging er noch einmal dahin, wo er ſeine Miſſion begonnen hatte, nach Friesland. Aber auf dem Wege nach Dockum, als er mit ſeinen wenigen Gefährten friedlich unter einem Zelte lagerte, überfielen ihn heidniſche Frieſen aus altem Haß gegen die von Frankreich ausgehenden Miſſionen, und erſchlugen ihn am 5. Juni 755. Seine Gebeine wurden nach dem Kloſter Fulda gebracht, wo ſie noch ruhen. Die Kirche hat ihn heilig geſprochen und das Gedächtnißfeſt ſeines Todes wird noch nach elf Jahrhunderten gefeiert.

Schon drei Jahre vor ihm war Zacharias geſtorben, deſſen Nachfolger Papſt Stephan II. aufs neue von Aiſtulf bedrängt wurde. Dieſer König eroberte Ravenna, die Stadt, deren Gebiet bis dahin noch das einzig übrige Beſitzthum des oſtrömiſchen Kaiſers in Conſtantinopel geblieben war, und drohte, auch Rom einzunehmen. Der Kaiſer war zu ſchwach, um helfen zu können. Pipin ſchickte Geſandte nach Pavia, der Hauptſtadt Aiſtulfs, wohin auch der Papſt kam. Der Longobarde wollte nicht nachgeben, wagte aber auch nicht, die Abreiſe des Papſtes nach Paris zu verhindern. Hier ſalbte Stephan II. den König, ſeine Gemahlin und Söhne und gebot dem fränkiſchen Volk, nie mehr einem andern Könige zu huldigen, als aus Pipins Geſchlecht. Der Papſt und König verpflichteten ſich

gegenseitig, jener des Frankenreiches, dieser der römischen Kirche Heil zu fördern. Ohne sich länger um die Rechte zu bekümmern, welche bisher immer noch der römische Kaiser in Bezug auf Rom in Anspruch genommen hatte, ernannte der Papst den Frankenkönig eigenmächtig zum römischen Patricius, was so viel bedeutete, als suche die Kirche ihren weltlichen Schutzherrn jetzt nicht mehr in Constantinopel, sondern in Paris. Der Papst beseitigte den ohnmächtigen Kaiser, wie Pipin die ohnmächtigen Merowinger. Die abendländische Kirche und das abendländische Reich einigten sich zum erstenmal als zusammenhängende Mächte und schlossen den Kaiser im Osten aus. Aistulf war so thöricht, auch jetzt noch immer an die Alleinherrschaft in Italien zu denken und nachdem Stephan dahin zurückgekehrt war, Rom aufs neue zu bedrängen und dem Papst die Landschaften vorzuenthalten, deren Besitz ihm Pipin versprochen hatte. Pipin kam nun selbst nach Italien und schreckte den Longobarden so, daß er nachgab und das Gebiet von Rom und Ravenna dem Papst zu überlassen versprach, 754. Kaum aber war Pipin wieder fort, so bereute Aistulf seine Schwäche, behielt Ravenna und belagerte Rom. Die Stadt schlug aber seine Stürme ab. Eine Gesandtschaft aus Constantinopel wollte vermitteln, wurde aber nur bespöttelt, da sie kein Heer mitbrachte. Pipin dagegen eilte mit einem Heere herbei und Aistulf, zitternd vor seiner Uebermacht, bat wieder um Frieden und gab in allem nach, 755. Damals ertheilte der Frankenkönig dem Papste die berühmte pipin'sche Schenkung, deren Urkunde nicht mehr vorhanden ist, über deren Inhalt man daher viel gestritten hat. Doch kann kein Zweifel seyn, daß Pipin damals dem Papst schon den größten Theil des heute noch sogenannten Kirchenstaats*) einräumte, weil es in seinem Interesse lag, die Stellung des Papstes gegenüber den Longobarden zu verstärken. Insbesondere gab er das feste Ravenna lieber dem Papst, als daß er es dem Longobarden gelassen, oder dem Kaiser zurückgegeben hätte.

*) Nach Anastasius: Ravenna, Rimini, Pesaro, Fano, Cesena, Sinigaglia, Forli, San Marino, Bobbio, Narni ꝛc.

Aiſtulf ſtürzte auf der Jagd mit dem Pferde und ſtarb ohne Erben. Einer ſeiner Hofbeamten, Deſiderius, wurde König und ſuchte ſich den Frankenkönig geneigt zu machen. Pipin aber fand es zuträglich, die neue lombardiſche Dynaſtie an ſein Haus zu binden und dadurch von einem Bündniß mit dem Kaiſer abzuhalten. Deshalb nun ſollte Pipins jüngerer Sohn Karl des Deſiderius Tochter Deſiderata heirathen, wie auch geſchah, trotz der ſehr lebhaften und ärgerlichen Gegenvorſtellungen Stephans.

Die Ruhe des Frankenreichs blieb unter Pipin ungefährdet. Im Jahr 758 mußte er zwar gegen die Sachſen, die den Tribut verweigerten, zu Felde ziehen, ſiegte aber und zwang ihnen den Tribut wieder auf. Auch Waifar, Herzog von Aquitanien, lehnte ſich auf, wurde aber ebenfalls beſiegt und in den Pyrenäen ſo lange herum gejagt, bis ihn ſeine Basken ſelbſt erſchlugen. Dann ſtarb Pipin im Frieden, 768.

Viertes Buch.

Longobarden und Byzantiner.

1.

Die Longobarden.

Ein altes deutſches Volk, welches ſchon Tacitus an der Elbe kannte und deſſen Name vielleicht noch in der langen Börde bei Magdeburg erhalten iſt, war langſam den gothiſchen Stämmen gegen Süden hin nachgerückt. Der mythiſchen Ableitung ihres Namens von langen Bärten iſt oben ſchon gedacht. Noch mehr mythiſche Züge aus ihrer Vorzeit berichtet Paul Warnefried, der im 8. Jahrhundert ihre Geſchichte niederſchrieb. Von geſchichtlicher Bedeutung ſind erſt ihre Kämpfe mit den Gepiden, aus denen der ritterliche Charakter beider Völker noch im 6. Jahrhundert auf eine merkwürdige Weiſe hervorleuchtet. Der Longobardenkönig Tato war erſchlagen worden. Sein Sohn Ildechis floh zu den Gepiden. Dieſe ſollten ihn ausliefern. Ihr König Turiſend trug die Sache in der Volksverſammlung der Gepiden vor. Dieſe aber erklärten, ſie wollten lieber untergehen, als die h. Gaſtfreundſchaft verletzen. Von Wacho, Tato's Mörder, der ſich zum König der Longobarden aufwarf und auch den geretteten Ildechis meuchelmorden ließ, erfahren wir durch Warnefried, er habe drei Frauen zugleich gehabt und ſeine Töchter

an die Enkel der fränkiſchen Brunehild vermählt. Alſo war auch in ſeinem Geſchlecht, wie in dem der Merowinger, der böſe Dämon zu Hauſe und er verhielt ſich zu dem viel ehrlicheren Königsgeſchlecht der Gepiden ziemlich ſo, wie Odin zum Thor, deſſen Verehrung auch die Namen der Gepidenkönige bezeugen. Dem Wacho folgte Audoin. Deſſen Sohn Alboin erſchlug den Thurismund, Thuriſends Sohn, ohne ihm ſeine Waffenrüſtung abzunehmen. Als er nun heim kam, ließ ihn ſein Vater nicht an ſeinen Tiſch ſitzen, weil er noch nicht die Rüſtung eines überwundenen Feindes aufzuweiſen habe. Da ritt Alboin allein zum König Thuriſend hin und bat ihn um die Rüſtung ſeines erſchlagenen Sohnes. Thuriſend erwies ihm Gaſtfreundſchaft, ließ ihn zu ſich an die Tafel ſitzen und ſchützte ihn ſogar, als er ſich frechen Spott gegen die Gepiden erlaubte, gegen den Zorn derſelben. Endlich übergab er ihm auch noch die Rüſtung ſeines Sohnes, die er ihm nach den Geſetzen der Ehre nicht verweigern konnte, weil Alboin den Thurismund im ehrlichen Kampf erſchlagen hatte. König Audoin ließ nun den heimgekehrten Sohn neben ſich ſitzen. Nachdem Alboin ſeinem Vater als König nachgefolgt war, fiel er wieder über die Gepiden her und verband ſich ſogar gegen ſie mit den Avaren. Die Gepiden wehrten ſich in einer großen Schlacht verzweifelt, unterlagen aber, 567. Alboin ſelbſt tödtete den Kunimund und ließ ſich aus ſeinem Hirnſchädel eine Trinkſchale machen. Deſſen ſchöne Tochter Roſamunde aber nahm er zur Frau.

Damals hatte Narſes die Oſtgothen überwunden und verwaltete Italien im Namen des Kaiſers. Als aber dem Juſtinian Juſtinus in der Regierung nachfolgte, wußten die Italiener deſſen Gemahlin Sophia gegen den Narſes einzunehmen und dieſe befahl ihm, heimzukommen und mit ihren Mägden in der Weiberſtube Wolle zu ſpinnen. Der Eunuch aber ließ ihr antworten, er wolle ihr etwas anſpinnen, was ſie ihr Leben lang nicht mehr würde entwirren können. Vermöge ſeiner alten Verbindung mit den deutſchen Völkern, die ihm Soldtruppen gegen die Oſtgothen geliefert hatten, war es ihm nun leicht, ſich mit Alboin zu verſtändigen und denſelben zur Er-

oberung Italiens anzulocken. Alboin ging gern auf dieſen Gedanken ein, da ihm die Nachbarſchaft der Avaren gefährlich erſcheinen mußte und es jedenfalls ſicherer für ihn und ſein Volk war, wenn er durch die Alpen von ihnen getrennt wurde. Jenſeits der Alpen aber hatte er, wie Narſes ihn belehrte, leichtes Spiel. Es waren keine Gothen mehr da, ihm zu wehren, und auch der Kaiſer hatte keine Truppen für Italien übrig. Narſes ſelbſt war der Gothen nur vermittelſt anderer Barbaren Meiſter geworden. Wenn nun dieſe Barbaren, anſtatt dem Kaiſer ferner um Lohn zu dienen, das Beiſpiel Odoachars oder des großen Theodorichs wiederholten und für eigene Rechnung nach Italien kamen, ſo vermochten die verweichlichten Romanen nichts mehr gegen ſie. Nun brachen die Longobarden alleſammt mit Weibern und Kindern aus dem heutigen Ungarn auf, um nach Italien überzuſiedeln, wieder ein ganzes wanderndes Volk und zwar diesmal das letzte, wie die Kimbern und Teutonen, welche aus denſelben Gegenden kamen, die erſten geweſen waren. An die Longobarden ſchloſſen ſich die Reſte der Gepiden, Rugier, Heruler an. Die Letztgenannten bildeten niemals eine große Maſſe, ſondern erſcheinen immer in zerſtreuten Haufen als Soldtruppen bald des Kaiſers gegen die Perſer, bald der Frankenkönige im Weſten. Sie werden als ganz beſonders roh und unbändig geſchildert. Ein Theil von ihnen ging in die Bayern über. Am merkwürdigſten iſt wohl, daß ſich auch 20,000 Sachſen an Alboin anſchloſſen. Doch erklärt es ſich, wenn man erwägt, daß die Longobarden in ihren früheren Sitzen an der Elbe Nachbarn der Sachſen und ihnen wahrſcheinlich auch ſtammverwandt waren. Der Abzug der Longobarden gereichte Deutſchland zum Nachtheil, denn ſie wurden mit der Zeit romaniſirt und gingen der deutſchen Geſammtnation verloren, während dieſe an ihren öſtlichen Grenzen durch die Entfernung eines ſo tapfern Volkes zunächſt der Wuth der Avaren, ſodann dem langſamen aber nachhaltigen Druck der Slaven bloßgeſtellt wurden.

Das wandernde Volk zog langſam durch die Alpen. Von einem hohen Berge herab erblickte Alboin zum erſtenmal die unüberſehbare Ebene, die von ſeinem Volke den Namen der **Lombardei** erhalten

hat. Er fand nirgends Widerſtand, außer daß er einige feſte Städte erſt belagern mußte, ehe ſie ſich ergaben. Doch waren es nur wenige. Er eroberte ganz Oberitalien, ohne auch nur eine einzige Schlacht liefern zu müſſen. Am längſten hielten ihn die Mauern der Stadt Pavia auf, weßhalb er alle Einwohner wollte umbringen laſſen. Als er aber in die Stadt einzog, ſtrauchelte ſein Pferd und durch dieſes Wahrzeichen geſchreckt, ließ er den Einwohnern Gnade widerfahren. Er wählte Pavia zu ſeiner Hauptſtadt, weil er von hier aus am ſchnellſten zur Hand ſeyn konnte, wenn ihn etwa die Franken angreifen wollten. Er war ohne Zweifel gewarnt durch das Beiſpiel der Oſtgothen, deren Hauptſtadt Ravenna zu ſehr dem Angriff römiſcher Flotten ausgeſetzt geweſen war. Auch um Rom bekümmerte er ſich nicht, weil dort die Gothen ihre beſte Kraft erſchöpft hatten. Er hielt vielmehr ſeine Truppen in Oberitalien zuſammen. Endlich vermied er auch in Bezug auf die unterworfenen Römer den von den Gothen begangenen Fehler allzu großer Milde. Denn er ließ den Römern nicht, gleich jenen, zwei Drittel des Grund und Bodens übrig, ſondern nahm ihnen alles weg. So mußten die, welche die Brüder der Gothen zu ſeyn verſchmäht hatten, der Longobarden Knechte werden. Alboin und ſein Volk hatten früher die römiſche und griechiſche Welt, wenige Söldner ausgenommen, noch nicht berührt, befanden ſich noch in der Vollkraft ihres Stamms-Charakters und ihres Heidenthums, gingen daher gar unbarmherzig mit den Römern um. Der damalige Papſt, Gregor der Große, klagte bitter, wie arg ſie es gemacht hätten und wie ſie die Römer, die ſie nicht ſelber zu Knechten behalten wollten, maſſenhaft und wie Hunde zuſammengekuppelt, an die Franken verkauft hätten. Mummulus, Guntrams Feldherr, ſchützte die fränkiſche Grenze und hätte am liebſten die Longobarden gar nicht nach Italien hinein gelaſſen. Frankreich hatte aber damals keine auswärtige Politik, weil es von innern Parteien zerriſſen war.

Alboin richtete ſich durch ſeine Rohheit ſelbſt zu Grunde, denn als er einſt bei einem wilden Gelage ſeine Gemahlin Roſamunde zwang, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, ſchwur ſie ihm

den Tod. Peredeo, ein starker Mann, hatte ein Verhältniß mit einer ihrer Mägde. Ihn sah sie zum Werkzeug ihrer Rache aus, empfing ihn bei Nacht statt ihrer Magd und ließ ihm nur die Wahl, als sie sich ihm entdeckt hatte, selber zu sterben, oder den König zu tödten. In der nächsten Nacht band sie das Schwert, welches Alboin immer über sein Bett hing, so fest an die Wand, daß er es nicht brauchen konnte und ließ ihn durch Peredeo umbringen. Helmigis, Schildträger des Königs, welchen Rosamunde gleichfalls vorher in ihr Vertrauen gezogen hatte, wollte sich mit ihr vermählen und selbst den Thron besteigen. Die Longobarden aber mochten ihn nicht und grollten der Mörderin. Da flüchteten beide nach Ravenna unter den Schutz des Kaisers. Denn Ravenna war zu fest, als daß es Alboin nur hätte angreifen mögen, während Longinus, der römische Statthalter daselbst, viel zu wenig Truppen hatte, um seinerseits die Longobarden im offenen Felde anzugreifen. Kaum hatte Longinus die schöne Rosamunde erblickt, so trug er ihr selbst seine Hand an. Schon gewohnt, die Männer zu wechseln und jeden nur als Werkzeug zu gebrauchen, mischte sie dem Helmigis, um ihn los zu werden, Gift. Er trank, spürte aber das Gift, zog den Dolch und zwang Rosamunden, den Rest des Giftes selbst zu trinken. So konnte Longinus die unglückliche Königstochter der Gepiden nur als der einzig Trauernde begraben, 573.

Die Sachsen, die mit nach Italien gezogen waren, fanden sich betrogen, da ihnen die Longobarden nicht bewilligten, was ihnen zugesagt worden war. Zu schwach, sich mit Gewalt Recht zu schaffen, zogen sie unmuthig wieder heim. Unterwegs aber brachte ihnen Mumulus Verluste bei und ihre Heimath an der Bode fanden sie von Alemannen besetzt, welche durch die Franken dahin übersiedelt waren (der s. g. Schwabengau). Vergebens suchten sie diese zu vertreiben, sie kamen fast alle im Kampfe um.

Die Longobarden erhoben nach Alboins Tode den Kleph zum König, den sie aber schon nach zwei Jahren wieder todtschlugen. Dann blieben sie getheilt unter 35 Herzogen. Die an den Alpengrenzen schlugen sich fast beständig mit den Franken herum, raubten

auf deren Gebiete, wurden geſchlagen und ſchlugen ſelbſt wieder fränkiſche Raubzüge zurück. Erſt 577 wagte, von Conſtantinopel geſchickt, ein kaiſerliches Heer unter Baduarius die damals ungeeinigten Longobarden anzugreifen, wurde aber zurückgeſchlagen. Indeſſen ſahen die Longobarden ein, daß ſie beſſer zuſammenhalten müßten als bisher, und wählten im J. 584 wieder einen König, den Sohn Klephs, Authari, welcher mit Conſtantinopel Frieden ſchloß, die Franken zurückſchlug und den erſten Verſuch machte, Bayern von den Franken abzuziehen. Damals war Garibald Herzog von Bayern ein Chriſt und mit einer Merowingerin vermählt und hatte eine ebenſo ſchöne als geiſtvolle Tochter, Theodelinde. Obgleich ein Heide und Feind der Franken, wagte Authari, um die Hand dieſer Dame zu werben, und er ſelbſt befand ſich verkleidet bei der Geſandtſchaft, die deshalb nach Bayern ging. Nachdem der Herzog eine günſtige Antwort gegeben hatte, erbat ſich die longobardiſche Geſandtſchaft die Ehre, daß Theodelinde ihr den Becher credenze. Die Jungfrau trank ihn zuerſt einem älteren Herrn zu, den ſie für den vornehmſten der Geſandten hielt. Nach dieſem trank Authari und erlaubte ſich dabei, des Mädchens Wange zu ſtreicheln. Ganz ſchamroth erzählte ſie das ihrer Amme und dieſe erkannte ſogleich, daß niemand als der König ſelbſt ſo dreiſt hätte ſeyn können, rieth ihr aber, ſich nichts merken zu laſſen. Als hierauf die Geſandtſchaft wieder heimzog, bis an die Grenze ehrenvoll begleitet, ſagte Authari beim Abſchied zu den Bayern: „So haut der König der Longobarden!“ und ſchlug ſeine Streitart ſo gewaltig in den nächſten Baum, daß ſie tief darin ſtecken blieb. In Frankreich war man über die Heirath, weil eine engere Verbindung mit den Longobarden den Bayern möglich machte, ſich der fränkiſchen Herrſchaft früher oder ſpäter zu entziehen, höchſt ungehalten und Garibald ſollte die Heirath rückgängig machen. Theodelinde aber, die den Fremdling „von edler Geſtalt, hellgelocktem Haar und ſchönem Antlitz“ ſehr lieb gewonnen hatte, entfloh heimlich, wohl mit Zuſtimmung ihres Vaters durch Tirol und wurde bei Verona von ihrem entzückten Bräutigam empfangen.

Der Frankenkönig Childebert nahm dieſes fait accompli keineswegs geduldig hin, ſondern ſchloß ein Bündniß mit dem Kaiſer in Conſtantinopel und ſchickte drei große Heere nach Italien, während ein römiſches Heer in Ravenna landen ſollte, um den Longobarden in den Rücken zu fallen. Authari aber zog alle ſeine Streiter in die feſten Städte zurück, weil er ſich nicht ſtark genug wußte, um der fränkiſchen Uebermacht im offenen Felde Stand halten zu können. Doch blieb das römiſche Heer aus und das fränkiſche erlag der Völlerei und Seuchen, ſo daß es umkehren mußte. Jetzt erſt zog Authari an der Spitze ſeiner Longobarden zum erſtenmale Rom vorüber nach Unteritalien und ſetzte ſich bei Reggio eine Denkſäule.

Nun ſtarb aber der ſchöne Authari in der Blüthe ſeiner Jahre 591. Warnefried vermuthet, durch Gift, und in den Volksſagen lebt noch der Vorwurf fort, der auf Theodelinden fällt. Man vermuthet, ſie habe ihre Liebe dem Intereſſe der Kirche geopfert. Als eifrige Chriſtin war ſie in enge Verbindung mit dem Papſt getreten, dem an der Bekehrung der Longobarden alles gelegen ſeyn mußte. Dieſe war auch ſchon vorbereitet. Der trotzige Authari, ſo ſcheint es, war das hauptſächlichſte Hinderniß. Wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß nach dem Tode des Königs Theodelinde der gefeierte Liebling des Volkes blieb. Es müſſen insgeheim mit dem Papſt, mit Frankreich und Conſtantinopel die wichtigſten Verhandlungen gepflogen worden ſeyn. Die longobardiſchen Herzöge müſſen mit Theodelinde einverſtanden geweſen ſeyn, ſonſt würde, was nun geſchah, zu allgemeinem Aufruhr haben führen müſſen, während alles ruhig ablief. Die Wahl eines neuen Königs wurde Theodelinden überlaſſen. Sie ließ den ſchönen Agilulf, Herzog von Turin, zu ſich rufen, ging ihm entgegen und credenzte ihm den Becher, er küßte ihr die Hand, ſie aber ſagte zu ihm: „Küſſe mich auf den Mund, denn du biſt mein König und Gemahl.“ Sie ſchmückte ihn mit der eiſernen Krone, welche damals zum erſtenmal zum Vorſchein kam. Unter dem Eiſen dieſer Krone lag ein goldener Reif. Sie iſt hinfort das Kennzeichen aller lombardiſchen Könige geblieben. Theodelinde hatte ſie verfertigen laſſen für einen chriſtlichen König.

Indem Agilulf ſie auf ſein Haupt ſetzte, nahm er, nahmen die Herzöge, nahm das ganze longobardiſche Volk den römiſch-katholiſchen Glauben an, der zugleich der fränkiſche war.

So lange Agilulf lebte, hatte Italien Frieden. Das lombardiſche Reich erſtreckte ſich jetzt bis nach Unteritalien, wo es durch das Grenzherzogthum Benevent gegen das noch zum oſtrömiſchen Reich gehörige Calabrien und Sicilien gedeckt wurde. Der oſtrömiſche Statthalter (Exarch) ſaß noch immer zu Ravenna, und in den Lagunen von Venedig bildete ſich ein kleiner römiſcher Freiſtaat aus. Der Kaiſer konnte aber an der Herrſchaft der Longobarden in Italien, obgleich ſie jetzt bekehrt waren, ſo wenig Freude haben, wie früher an der gothiſchen, ſuchte ſie alſo zu untergraben. Nach des Agilulfs Tode im J. 613 ſoll ſein junger Sohn Adelwald durch griechiſches Gift wahnſinnig gemacht worden ſeyn, ſo daß man ihn abſetzen mußte. Theodelinde ſtarb aus Gram. Doch wurde ihrer Tochter Gundeberg Gemahl, Ariowald, König, 625.

2.

Gregor der Große.

Indem die Longobarden ſich zwiſchen Ravenna und Rom warfen, wurde das Land, das bisher noch Conſtantinopel und Rom zuſammengehalten hatte, zerriſſen, Italien überhaupt dem oſtrömiſchen Kaiſerthume immer mehr entfremdet, das letztere verlor immer mehr den ihm ſeit dem großen Conſtantin aufgeprägten römiſchen Charakter und wurde wieder vorzugsweiſe griechiſch. Auch hinter dem römiſchen Namen der öſtlichen Hauptſtadt trat wieder der alte Name Byzanz hervor und man redete weniger mehr von einem oſtrömiſchen, als von einem griechiſchen oder byzantiniſchen Kaiſerthum.

Die griechiſchen Kaiſer hatten vollauf zu thun mit den Avaren und noch mehr mit den Perſern, konnten deßhalb keine Mittel aufbringen, den Longobarden zu wehren, und mußten ſich mit der Be-

hauptung Ravennas und des südlichsten Theils von Italien begnügen. Stadt und Gebiet von Rom war zwar auch noch kaiserlich und der Exarch von Ravenna sollte daselbst die weltliche Gewalt ausüben, aber die Verbindung war durch die Longobarden abgebrochen und der Papst allein blieb als natürlicher Vorsteher auch der weltlichen, wie der geistlichen Gemeinde übrig. Er besaß eine große Menge liegender Güter und die Kirche wurde fortwährend durch fromme Seelen bezahlt. Die Stadt füllte sich mit Menschen, die vor den Longobarden flohen und mit solchen, die zum Grabe des h. Petrus wallfahrteten. Wo so viele Menschen sind, ist auch ein großer Markt. Rom hielt die Verbindung mit den Romanen offen und die Bischöfe des ganzen katholischen Abendlandes oder ihre Boten und Mönche, besonders Missionäre, die vom Papst Rath oder Autorisation holten, gingen in Rom ab und zu.

Die neue Stellung des Papstes als des Hauptes der allgemeinen Kirche nicht nur, sondern auch als des weltlichen Herrn der Stadt Rom, erhielt ihre Festigkeit erst unter dem Pontificat Gregors I., den die Nachwelt mit Recht den Großen genannt hat. Einer vornehmen altrömischen Familie entsprossen, war er schon unter dem Papst Pelagius II. (seit 578) ungemein thätig für die Kirche und wurde deßhalb nach dessen Hintritt im J. 590 selbst zum Papst gewählt. Ehe er noch Papst war, kam er einmal an dem großen Sklavenmarkt vorüber und erblickte auf demselben drei Knaben, die ihm durch ihre außerordentliche Schönheit auffielen. Wer seyd ihr? frug er sie. Wir sind Angeln, sagten sie. Da rief Gregor aus: Angli quasi angeli (Angeln wie Engel). Er kaufte sie aus der Sklaverei los, ließ sie im Christenthum unterrichten und nahm sich vor, selbst mit ihnen nach England zu gehen, um das so schöne Volk zu bekehren. Andere wichtige Geschäfte hielten ihn ab, als Papst aber sandte er i. J. 596 den Augustinus mit einer Schaar von Mönchen zu den Angeln und Sachsen, welche damals Britannien inne hatten und von denen es den Namen England empfing. Die Mission hatte, wie wir später sehen werden, einen glänzenden Er-

folg. Sie hing aber mit anderen Maßnahmen dieſes Papſtes zuſammen.

Der leitende Gedanke ſeines großartigen und weitumfaſſenden Wirkens für die Kirche iſt leicht zu erkennen, wenn man erwägt, daß er es war, der die Katholiſirung Spaniens unter König Reccared, die Katholiſirung der Lombardei unter Theodelinde und Agilulf weſentlich einleiten half, und Bayern mit dem Lombardenreich in eine gegen Frankreich unabhängige Stellung zu bringen bemüht war, endlich daß er mit größter Thatkraft die Bekehrung Englands betrieb. Er ſuchte ſich demnach nicht blos durch die mächtige Erweiterung der zu Rom allein gehörigen abendländiſchen Kirche von der byzantiniſchen Kaiſerpolitik, ſondern auch durch eine große Coalition gothiſcher, lombardiſcher, bayeriſcher und ſächſiſcher Fürſten und Völker von der fränkiſchen Politik unabhängig zu machen. Frankreich war durch innere Parteiung, wie das byzantiniſche Kaiſerthum durch äußere Feinde, damals ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß es auf Rom wenig achten konnte. Nur die Longobarden, obgleich eben erſt mit Rom aufs innigſte befreundet, wurden dem Papſt gefährlich, weil der Hof von Pavia, ſeit er katholiſch geworden war, die weltliche Herrſchaft über ganz Italien anſprach und der Meinung war, der Biſchof von Rom müſſe ſofort lombardiſcher Unterthan werden, wie der Patriarch von Byzanz Unterthan des Kaiſers war. Daraus erklärt ſich, warum Agilulf im J. 593 vor Rom zog und die Stadt, die er durchaus in Beſitz nehmen wollte, hart bedrängte. Doch fand er es für gut, wieder abzuziehen und ſich mit dem Papſte zu verſtändigen, den zum Freunde zu behalten ihm vortheilhafter ſeyn mußte, als wenn er ihn aufs äußerſte gebracht und am Ende genöthigt hätte, die Hülfe des Kaiſers und der Franken anzurufen.

Seitdem Gregor allein an der Spitze des ihm ergebenen Volkes die Stadt Rom vertheidigt hatte, nannte man ihn consul dei und dux plebis und betonte, daß er ſein Amt im Namen Gottes und für das Volk, gleichſam als vom Volk auf den Schild erhobener Herzog verwalte, nicht mehr abhängig vom Kaiſer. Er ſelbſt

aber nannte ſich servus servorum dei, Knecht der Knechte Gottes, nicht aus erheuchelter Beſcheidenheit, ſondern mit ſeiner Bezeichnung ſeiner Stellung gegenüber den Völkern. Der Sinn war: ich übe keine Rechte, ſondern nur Pflichten aus und die ſchwerſte von allen. Dem weltlichen Herrſcherrecht ſtellte er ſchlechthin des Seelenhirten Pflicht entgegen. Er ſelbſt erklärte den Ausdruck in einem Briefe dahin, daß er der Diener aller Frommen ſey, ſich aber vor dem Schwerte auch des Mächtigſten nicht beuge. Mit dem ſtrengſten Ernſt verwies er wiederholt dem Patriarchen in Byzanz, ſich „allgemeiner Biſchof“ zu nennen, weil nur der Stuhl Petri zu dieſem Vorzug berechtige.

Gregor hielt es für eine ſeiner heiligſten Pflichten, gerade in Rom, im Mittelpunkt der antiken Welt, die ſchroffſte Scheidewand zu ſetzen zwiſchen dem claſſiſchen Heidenthum und dem Chriſtenthum. Der frühere Papſt Vigilius, die Kreatur Juſtinians, hatte mit Wohlgefallen ein Gedicht entgegen genommen, welches ihm der Diakon Arator überreichte und worin die Apoſtelgeſchichte in lateiniſchen Hexametern ſo ſehr im claſſiſchen Styl Virgils behandelt war, daß der chriſtliche Himmel Olymp, Gott Vater Jupiter Tonans hieß. Auch noch unter Gregor lehrte ein galliſcher Biſchof Deſiderius die Grammatik und ſchöpfte dabei aus den heidniſchen Claſſikern. Dieſem ſchrieb Gregor einen zornigen Brief, worin er ihm vorwarf, man könne nicht Chriſtum und Jupiter in einem Athem preiſen. Auch ließ er in Rom viele noch übrige Statuen der alten Heidengötter zerſchlagen oder in den Tiber werfen und weihte das Pantheon, welches früher von Agrippa allen Heidengöttern errichtet worden war, den chriſtlichen Heiligen. Das hat man ihm nun in der Neuzeit als eine arge Barbarei vorgeworfen, allein er handelte nur folgerecht und ſeiner Pflicht gemäß, indem er jene äſthetiſchen Reizmittel vernichtete, welche Griechen und Römer in langen Jahrhunderten zur gröbſten Sinnlichkeit verführt und in die Laſter geſtürzt hatten, in denen ſie ſchmählich verkommen ſind. Wir werden uns an dieſe Handlungsweiſe des großen Gregor wieder zu erinnern

haben, wenn unſere Betrachtung der Weltgeſchichte uns zu einem Zeitraume führen wird, in welchem, nachdem Gregors Geſetz 800 Jahre lang gegolten hatte, ein moderner Papſt die Statuen der alten Heidengötter wieder aus dem Schutt ausgraben und aus dem Tiber fiſchen ließ.

Sinnig ſagt die Legende von ihm, der h. Geiſt ſey als weiße Taube auf ſeiner Schulter ſitzend geſehen worden, wie ſie ihm ins Ohr geflüſtert habe. Wie für den reinen Glauben und für das Anſehen der Kirche ſorgte er für die Sitten durch Beiſpiel, Lehre und ſtrenge Aufſicht über die Prieſter. Gleich dem h. Ambroſius aber ließ er ſein religiöſes Gefühl in heiligen Tönen überſtrömen und wurde nicht nur der berühmteſte Verbeſſerer des Kirchengeſangs, durch Einführung des cantus firmus oder Chorals, ſondern dichtete auch ſelbſt herrliche Hymnen, welche noch geſungen werden.

3.

Die Avaren.

Die Avaren, die man zuweilen auch Hunnen genannt hat, wie ſpäter die Ungarn, ſind wahrſcheinlich zur Zeit des Attila den Hunnen unterworfen worden. Doch waren es keine Mongolen, ſondern ein edleres tatariſches Volk ariſcher Race, wie die Türken, die hinter ihnen kamen und von denen ſie vorwärts geſchoben wurden. Als die deutſchen Gepiden und Rugier von den Longobarden aufgerieben und dieſe nach Italien abgezogen waren, konnten die Avaren unbehindert Ungarn überziehen. Zwiſchen Ungarn und Bayern hatten ſich damals ſchon Slaven eingeſchoben, die aber jetzt den Avaren unterworfen wurden. Die Franken, Thüringer und Bayern hatten Mühe, ſich der wildanſtürmenden Reiterbanden der Avaren zu erwehren. Ihr Kakan (Großchan, Fürſt) Namens Bajan machte den erſten Einfall in Thüringen, als Sigebert, Brunehilds Gemahl, über Auſtraſien regierte. Gregor von Tours erzählt, die Franken

ſeyen von den Avaren durch magiſche Erſcheinungen bezaubert worden und hätten deßhalb lieber einen Tribut bezahlt. Im Jahr 584 wälzte ſich ein großes Heer Avaren unter demſelben Bajan in das oſtrömiſche Reich und verheerte es greulich, bis er drei Jahre ſpäter bei Adrianopel eine Niederlage erlitt. Sein Ende war traurig, zehn Söhne ſah er an der Peſt hinſterben, neun andere verſanken auf der Flucht in einen Sumpf an der Donau, als die Oſtrömer unter Priscus nochmals ſiegten. Die Südſlaven wurden damals von den Avaren frei und bildeten die bulgariſchen, ſerbiſchen und croatiſchen Staaten als Schutzwehr für das oſtrömiſche Kaiſerthum. Die Bulgaren waren ein tatariſcher Stamm aus dem Innern Aſiens, wie die Avaren, unterwarfen ſich die ihnen zunächſt vorliegenden Slaven zwiſchen der Donau und dem Hämus und bildeten zuletzt nur noch den Adel eines ſlaviſchen Volkes. Die kaiſerliche Politik aber brauchte jetzt die Slaven ganz ſo, wie ſie früher die Deutſchen gebraucht hatte, als Söldner und Bundesgenoſſen zum Schutze der Nordgrenzen. Das untere Donauland auf beiden Seiten, das alte Dakien, Möſien, Thrakien, Makedonien, Illyrien und Pannonien wurden in der Völkerwanderung gänzlich überſchwemmt, zuerſt von Deutſchen und Hunnen, dann von Slaven und Avaren. Eine römiſche Bevölkerung mit römiſcher Sprache erhielt ſich nur auf dem rechten Ufer der Donau nahe bei ihren Mündungen in der heutigen Wallachei, Moldau, Beſſarabien und einem Theil von Siebenbürgen, wo die lateiniſche Mundart heute noch herrſcht und das Volk ſich noch Rumänen nennt. Auch im eigentlichen Griechenland wurde alles ſlaviſirt, mit Ausnahme von Epirus, wo die Albaneſen oder Arnauten von entweder altillyriſcher oder tatariſcher Abſtammung mit eigener Sprache und Tracht iſolirt blieben.

Unter einem neuen Kakan drangen die Avaren im J. 610 zum erſtenmal durch die Alpen in Italien ein, wo der Herzog Giſulph von Friaul die Grenzen des Longobardenreichs hütete. Giſulph fiel in der Schlacht, ſeine Wittwe Romilda vertheidigte die Stadt Friaul, als ſie aber einmal den Kakan vor den Mauern ſah, verliebte ſie ſich in ihn und lieferte ihm die Stadt aus unter der Bedingung,

daß er ſie heirathe. Er that es, ließ ſie aber am andern Tage auf einen Pfahl ſpießen, das ſey der Mann, der einem ſo treuloſen Weibe gebühre. Ihre Töchter hatten ſich mit faulem Hühnerfleiſch verunreinigt, um dadurch ihre Keuſchheit zu retten. Ihr kleiner Sohn Grimoald, von einem Avaren gefangen und auf ſeinem Pferde mit fortgeſchleppt, ſtach dieſen mit einem Dolche nieder, entkam und wurde ſpäter Herzog von Benevent. Es gelang den Longobarden, die Avaren aus Italien zu vertreiben.

Bald darauf wurden die Avaren durch die große Erhebung der mißhandelten Slaven unter König Samo auch von Nordweſten her bedrängt, die Franken ſelbſt aber waren es, die ihnen wieder Luft machten, indem ſie, wie eben ſchon erzählt iſt, Samos Reich zerſtörten. Der Kampf der Avaren erneuerte ſich nachher immer wieder nach allen Seiten hin, ohne daß er zu neuen Veränderungen der Grenzen führte. In Italien konnten ſie nicht feſten Fuß faſſen, auch von Conſtantinopel wurden ſie immer wieder zurückgeſchlagen. Dagegen unterwarfen ſie ſich die ſlaviſchen Bevölkerungen an der Donau bis an die bayeriſche Grenze.

In der Lombardei folgte dem König Ariowald der von ſeiner Wittwe Gundeberg zum Gatten gewählte Rotharis, welcher trefflich regierte und ein berühmtes Geſetzbuch niederſchreiben ließ. Ihm folgte ſein Sohn Rodoald, der aber als Ehebrecher ermordet wurde. Wie ſtark der bayeriſch-päpſtliche Einfluß, den Theodelinde begründet hatte, noch fortwirkte, erhellt daraus, daß nach des Rotharis Tode noch ein Neffe Theodelindens, der Bayer Aribert, König der Longobarden werden konnte, 654. Als aber nach ſeinem Tode 661 ſeine beiden Söhne, Bertarit und Godebert, ſich um die Krone ſtritten, entriß ſie ihnen Grimoald von Benevent. Godebert fiel durch Verrath, Bertarit mußte flüchten. Dieſe Unruhen in Italien veranlaßten den damaligen Kaiſer Conſtans, einen Angriff auf Benevent zu machen. Grimoalds Sohn Romoald vertheidigte die Stadt. Deſſen Bruder Seſoald ſollte ihn entſetzen, wurde aber gefangen und mit dem Tode bedroht, wenn er dem Bruder nicht die falſche Nachricht bringe, ihr Vater ſey geſchlagen. Seſoald aber rief ihm

auf die Mauer hinauf: „Halte dich, der Vater iſt ganz nahe!“ Da ließ ihm der Kaiſer den Kopf abſchlagen und denſelben in die Stadt ſchleudern. Der Bruder küßte ihn weinend, Conſtans zog davon aus Furcht vor Grimoald, wurde jedoch von ihm erreicht und ein Longobarde, Amalong, von rieſiger Größe durchſtach einen Römer, hob ihn aus dem Sattel und hielt ihn auf der Lanze hoch empor. Da wollte kein Römer mehr kämpfen und alle flohen nach Sicilien. Bertarit verließ ſich nur allein noch auf die Hülfe der Franken. Daß er nun den Reichsfeind ins Land rief, ergrimmte den Grimoald und er ſchickte Meuchelmörder, um ihn im Bette zu tödten. Ein treuer Diener half aber dem Bertarit zur Flucht und legte ſich ſtatt ſeiner ins Bett. Als Grimoald den Irrthum erkannte, wünſchte er den treuen Diener bei ſich zu behalten, entließ ihn aber großmüthig, als derſelbe ſeinem Herrn nachfolgen wollte. Ein fränkiſches Heer kam bis Aſti, fiel aber hier über das Lager der Longobarden, welches Grimoald voller Speiſen und Getränke abſichtlich hatte ſtehen laſſen, ſo gierig her, daß er es in voller Unordnung überrumpeln und in die Flucht ſchlagen konnte, 665. Durch eine andere Liſt ſchlug er im folgenden Jahr einen neuen Einfall der Avaren zurück, indem er nämlich ſein wenig zahlreiches Heer mehrmals die Kleider wechſeln und wiederholt aufmarſchiren ließ, ſo daß die Avaren es für viel größer hielten, als es war.

Bertarit war unterdeß nach England gegangen, die alte bayeriſch-päpſtliche Partei aber arbeitete für ihn; i. J. 671 ſtarb Grimoald angeblich, weil ihm eine Ader geſprungen war, doch wahrſcheinlicher an Gift. Sein Sohn Romoald wurde von der Krone ausgeſchloſſen und durfte nur Benevent behalten. Bertarit aber kehrte als König zurück. Ihm folgte ſein Sohn Kunibert nach, der mit der longobardiſchen Gegenpartei unter Alachis ſchwere Kämpfe zu beſtehen hatte. Sein Sohn Liutbrand wurde umgebracht und ein Nachkomme Godeberts, Reginhard, beſtieg den Thron. Deſſen Sohn Aribert II. ſoll ein grauſamer Tyrann geweſen ſeyn und wurde wieder durch die bayeriſche Partei unter Anſprand geſtürzt. Auf der Flucht belud er ſich ſo ſchwer mit Gold, daß er beim Durchreiten durch die

Etſch ertrank, 711. Anſprand wurde König, dann ſein Sohn Liutbrand, welcher neue Geſetze gab und die bisher den longobardiſchen Herren gehörigen Römer wieder frei zu erklären eifrig bemüht war. Sein Plan ging dahin, durch Verſchmelzung der Longobarden mit den Römern aus allen Italienern eine einzige Nation zu machen, wie nicht lange vorher Reccared durch Verſchmelzung der Gothen und Römer ein ſpaniſches Volk gemacht hatte. Sogar der Exarch von Ravenna ging in dieſen Plan ein, denn auch die von den Longobarden bisher unabhängigen Römer in Italien ſehnten ſich nach einem dauernden Frieden. Aber der Papſt in Rom widerſprach, weil er fürchten mußte, Liutbrands Unterthan werden zu müſſen, wenn dieſem ſein Plan gelänge. Die Unabhängigkeit der Kirche war aufs äußerſte gefährdet, wenn ganz Italien unter einer weltlichen Herrſchaft vereinigt war. Der damalige Papſt Gregor II. widerſtand ihm alſo, gewann den Herzog Thraſamund von Spoleto, ſich gegen Liutbrand zu erklären, und nachher den Gottſchalk von Benevent. Dieſe Empörer wurden zwar geſchlagen, aber die Einheit Italiens kam nicht zu Stande. In den Lagunen von Venedig hatte ſich nach und nach ein rühriges Seevolk herangebildet, welches von Conſtantinopel her angeregt, mit einer Flotte den Longobarden widerſtand, Ravenna wieder nahm und den Exarchen Eutyſius dahin zurückführte. Liutbrand ließ ſich nun zu einem Frieden mit dem Papſt bewegen. Sein Sohn und Nachfolger Rachis wurde König. Deſſen Bruder Aiſtulf begann von neuem i. J. 749 Rom zu bedrängen. Der damalige Papſt Zacharias ſuchte aber Schutz bei den Franken, von denen die letzte Entſcheidung kommen ſollte.

4.

Heraclius.

Kaiſer Juſtinian hatte das oſtrömiſche Reich wieder zu großem Anſehen gebracht, als er aber im Jahre 565 ſtarb, erlitt es unter

seinem Neffen und Nachfolger Justinus schon wieder große Verluste, weil ihm die Longobarden Italien nahmen und die Avaren Tribut abzwangen, auch die Perser in Syrien einfielen. Johann von Ephesus erzählt, der Perserkönig habe damals 2000 der schönsten christlichen Jungfrauen wie Bräute reich geschmückt den Türken zum Geschenk machen wollen, sie hätten sich aber alle in einem Flusse, in dem sie baden zu wollen vorgaben, ertränkt. Diese Nachricht ist doppelt interessant, weil sie zeigt, wie wichtig damals schon die türkischen Hülfstruppen waren. Justinus nahm sich das Unglück so zu Herzen, daß er schwermüthig wurde und seine Gemahlin Sophia ernannte einen gewissen Tiberius zum Cäsar, der nach Justins Tode Kaiser wurde, 578. Ihm gelang es, die Perser zurückzutreiben. Sophia wollte ihn noch hofmeistern, aber er setzte sie zur Ruhe. Auch sorgte er für einen tüchtigen Nachfolger, als er 582 starb. Das war Mauritius, welcher abwechselnd schwere Kriege in Europa mit den Avaren, in Asien mit den Persern führte und sich ihrer mit Geschick und Ausdauer zu erwehren wußte. Anfangs fertigte er die Avaren mit Gold ab. Da kamen zahllose Horden von Slaven bis vor Constantinopel, von wo er sie zurückschlug. Dann kamen wieder die Avaren und wiederholten ihre Raubzüge mehrmals, während er gegen die Perser zu Felde lag. Zum Glück für ihn wurde Persien von Parteien zerrissen, der tyrannische König Hormus durch seinen eigenen Sohn Chosru II. entthront und umgebracht, dieser Prinz aber wieder durch Bahram, einen Anhänger seines Vaters, vertrieben. Chosru floh nach Byzanz und Mauritius gab ihm den tapfern Feldherrn Narses mit, um ihn in Persien wieder einzusetzen, während er selbst die Avaren zurückschlug. Narses siegte in einer großen Schlacht, in welcher Bahram ihm vergebens wieder einmal Kriegselephanten entgegen führte. Chosru bestieg den Thron wieder und rächte sich durch furchtbare Hinrichtungen. Im Avarenkriege blieb Mauritius zwar Sieger, sparte aber zuviel am Solde, weil er Geld brauchte. Nun empörten sich seine Soldaten und einer ihrer Hauptleute, Phokas, wiegelte in der Hauptstadt auch die grüne Partei der Rennbahn und den Pöbel

auf, während Mauritius an der Gicht darniederlag. Man flüchtete den unglücklichen Kaiser bis nach Chalcedon, aber Phokas, der unterdeß selbst den Purpur angenommen hatte, ließ ihn verfolgen und mit allen seinen Kindern hinrichten, 602.

Phokas wurde einer der abscheulichsten Tyrannen. Den Avaren kaufte er den Frieden ab. Ein Heer, das er gegen die Perser schickte, wurde geschlagen. Er selbst aber blieb in Byzanz und wälzte sich in Wollüsten, ohne sich um den Krieg zu bekümmern. Narses war aus gerechtem Argwohn zu den Persern geflohen, weil der elende Centurio, der jetzt die Krone trug, den großen Feldherrn beneiden und hassen mußte. Und doch ließ er sich bereden, als ihm Phokas Versprechungen machte, wieder umzukehren, um sein Vaterland gegen die Perser zu vertheidigen. Kaum aber war er in des Phokas Gewalt, als dieser ihn lebendig verbrennen ließ. Alles was noch vornehm und edel in Byzanz war, haßte seine gemeine Seele und er ermüdete den Henker mit Hinrichtungen. Dem allem sah das Volk ruhig zu. Als er aber einmal einen Wagenlenker des Hypodrom greifen ließ, beleidigte er dadurch die grüne Partei, die ihm zuschrie: ob er schon wieder zuviel getrunken habe? Wüthend ließ er eine Menge Menschen niederhauen und ihre Glieder in der Rennbahn aufhängen. Da sammelte der junge Heraclius im nahen Abydus alle Flüchtigen und Mißvergnügten, und selbst die Anhänger und nächsten Verwandten des Tyrannen unterhandelten heimlich mit ihm und überlieferten ihm die Stadt und endlich die Person des Phokas selbst. In Fesseln vor den Heraclius geschleppt, wurde er von diesem mit Worten der Verachtung wieder weggewiesen und der Rache des Volks übergeben, welches ihm alle Glieder einzeln vom Leibe schnitt, 610.

Während dieser traurigen Bürgerkriege hatte Chosru wieder den ganzen Süden des byzantinischen Reichs mit seinen Persern überschwemmt und erobert, so daß es schien, als wollten sich die Zeiten des Cyrus und Kambyses wiederholen und als sollte ganz Vorderasien und Aegypten wieder persisch werden. Es waren noch dieselben Feueranbeter und Jünger des Zoroaster, gleich denen, die

einſt der große Alexander überwunden hatte und die jetzt das Verlorene zurückforderten. Chosrus Feldherr hieß Rumiſan, genannt Schahabar, der königliche Eber. Dieſer zog mit ſeinem fanatiſchen Heere im Jahre 615, nachdem er Damascus erobert hatte und auf dem Wege nach Aegypten war, vor die Mauern von Jeruſalem. Dahinein waren eine Menge Chriſten aus Syrien geflüchtet, denn die Perſer trugen einen großen Haß gegen die Chriſten, nannten ſie „Anbeter des Holzes", weil ſie das Kreuz verehrten, und zerſtörten alle chriſtlichen Kirchen und Bilder. Wegen dieſes Haſſes duldeten ſie, daß ſich eine Menge aſiatiſcher Juden ihrem Heereszuge anſchloſſen. Dieſe hatten ſchon lange vorher unter ſich reiche Beiträge geſammelt und führten Beutel voll Gold mit ſich, womit ſie ſich das Recht erkaufen wollten, Rache an den Chriſten zu nehmen. Sie wußten wohl, daß wenn Jeruſalem erſt erobert wäre, die Perſer ihnen keine Beute übrig laſſen würden, aber ſie wollten ihnen die chriſtlichen Gefangenen abkaufen, wie Shylok das Fleiſch des Antonio. Die Chriſten in Jeruſalem wehrten ſich nach Kräften, allein die Stadt wurde erſtürmt und gänzlich ausgeplündert, die Heilige-Grabkirche verbrannt, alle Kirchen ausgeraubt und entweiht, die Einwohner erſchlagen oder zu Sklaven gemacht. Es waren ihrer eine große Menge, weil ſo viele Chriſten von außen ſich in die Stadt geflüchtet hatten. Die Juden aber eröffneten ſogleich einen Sklavenmarkt, kauften den perſiſchen Soldaten die gefangenen Chriſten ab und marterten ſie mit aller nur erdenklichen Grauſamkeit zu Tode. Auf dieſe Weiſe ſollen nicht weniger als 90,000 Chriſten unter den Schlachtmeſſern der Juden umgekommen ſeyn. Das Kreuz, an welchem Chriſtus ſtarb, war durch die Kaiſerin Helene als heilige Reliquie ſorgfältig aufbewahrt worden. Es befand ſich in einer ſilbernen Kapſel verſchloſſen und verſiegelt. Der perſiſche Feldherr hielt es für eine zu werthvolle Beute, als daß er es nicht ſeinem Könige hätte zuſenden ſollen, und es blieb ſeitdem im Innern Perſiens verwahrt.

Die Nachricht von dieſem Verluſte verſetzte die ganze Chriſtenheit in Beſtürzung und brachte ſelbſt unter die elenden Griechen

einen vorübergehenden Aufschwung kriegerischer Begeisterung. Heraclius hat später bewiesen, wie sehr er sich den Raub des heiligen Kreuzes zu Gemüthe zog. Aber seine Mittel reichten damals noch nicht aus, um die Perser anzugreifen. Die Avaren hielten ihn auf. Ihr Kakan überschwemmte wieder den Westen des Reichs. Als Heraclius ihm entgegen zog und eine Recognoscirung vornahm, wurde er von Avaren überrascht und konnte sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes retten mit Zurücklassung seines Purpurmantels, allein er behauptete die Stadt, welche regelmäßig zu belagern den avarischen Reitern unmöglich war. Der Kakan zog nun wieder ab und machte Frieden. Erst nach diesem Zwischenfall konnte Heraclius an den Rachezug gegen die Perser denken.

Derselbe sollte im Frühjahr 622 beginnen. Der Kaiser lebte den ganzen Winter über wie ein Mönch, betete und fastete, um des göttlichen Schutzes würdig zu werden. Auch nahm er zu Ostern, bevor er zu Felde zog, mit seinem ganzen Heere das heilige Abendmahl. Er setzte nach Kleinasien über und nahm seinen Weg nordwärts durch Armenien, wo die den Persern bisher unterworfenen Christen ihn als Befreier begrüßten. Auch die christlichen Völkerschaften im südlichen Kaukasus, heute noch berühmt durch die Schönheit ihres tatarischen Blutes, ließen ihre tapfern Krieger zu den seinigen stoßen, wie das ohne Zweifel vorher schon verabredet war. Heraclius forderte von Chosru die Zurückgabe des heiligen Kreuzes und der von ihm eroberten christlichen Provinzen, Chosru aber ließ seinen Gesandten umbringen. Da fiel Heraclius ins Gebiet der Perser ein und ließ alle Feuertempel und Heiligthümer derselben zerstören. Chosru rückte ihm entgegen, wurde aber von ihm in drei großen Schlachten besiegt, 623. In den folgenden Jahren wurde weniger gefochten, als unterhandelt. Chosru machte den Avaren große Versprechungen, wenn sie Byzanz abermals angreifen würden. Heraclius warb am Kaukasus eine große Horde noch heidnischer und tatarischer Chazaren durch reiche Geschenke, ja er sagte ihrem Chan Zibebil sogar seine schöne Tochter Eudoxia zur

Gemahlin zu, brauchte jedoch die Zusage nicht zu halten, weil der Chan bald darauf starb.

Die Avaren kamen wirklich und setzte sich der königliche Eber gleichfalls gegen Byzanz in Bewegung, um den Heraclius, welcher fest am Euphrat stand, durch diese Diversion im Rücken zur Umkehr zu zwingen. Der Kaiser aber verließ sich auf die Festigkeit seiner Hauptstadt und kehrte nicht um. Ein ungeheurer Schwarm von Avaren und von Slaven, welche diesen tributpflichtig waren, rückte wieder vor Constantinopel und war diesmal sogar mit Belagerungsmaschinen und Schiffen versehen, weil sie von den Persern unterstützt wurden. Allein sie vermochten die festen Mauern nicht einzunehmen. Die Griechen warfen Feuer auf ihre Maschinen und zerstörten auch ihre Schiffe, so daß sie wieder abziehen mußten, und auch der Eber seinen Zuzug aufgab. Heraclius aber, sobald er die erfreuliche Nachricht davon erhalten hatte, griff die Perser wieder an. Es war, als ob alte Zeiten sich verjüngten und die längst begrabenen Helden des alten Rom wieder auferstanden wären. Heraclius überschritt den Euphrat und Tigris und drang in Gegenden vor, welche noch niemals den römischen Adler gesehen hatten. Jenseits des Tigris, nahe bei den Ruinen von Ninive, schlug Heraclius den Sarbar, Chosrus Feldherrn, eroberte darauf in Assyrien viele Städte, vor allem Chosrus Residenz Dastadscherd und fand dort 300 römische Fahnen wieder, welche die Perser früher erobert hatten, 626. Chosru entfloh, suchte aber endlich Schutz in der großen und festen Stadt Ktesiphon, der alten parthischen Hauptstadt, die er aus Aberglauben, weil sie ihm verderblich werden sollte, nie zu betreten gelobt hatte. Hier ereilte ihn das Unglück wirklich, denn sein Sohn Siroes empörte sich gegen ihn, ließ achtzehn andere Söhne desselben vor seinen Augen hinmorden und den Vater selbst im Kerker erhängen, 628. Dieser Siroes aber erkaufte von Heraclius den Frieden durch Zurückgabe aller früher eroberten Provinzen, Aegypten und Syrien und des heiligen Kreuzes von Jerusalem.

Der siegreiche Kaiser hielt seinen Triumpheinzug in Constan-

tinopel an der Spitze ſeines Heeres auf einem großen, von vier Elephanten gezogenen Wagen und das Volk kam ihm entgegen mit unendlichem Jubel und alle trugen Oelzweige und brennende Lampen. Beglückt umarmte er ſeine Gattin und ſeinen Sohn, die er ſeit vier Jahren nicht mehr geſehen hatte. Sein Gebet war erhört worden und durch einen Feldzug voll Ruhm ſein Gelübde erfüllt. Weil aber Jeruſalem ihm erſt wieder übergeben und die heiligen Orte daſelbſt erſt wieder gereinigt, hergeſtellt und neu geweiht werden mußten, konnte er erſt im folgenden Jahre 627 das heilige Kreuz wieder dahin zurückbringen. Er ſelbſt führte den feierlichen Zug an und legte, bevor er die heilige Stadt betrat, Krone und Purpur ab. Eine ungeheuere Menge Chriſten war herbeigeſtrömt. Der Kaiſer ſelbſt aber nahm das Kreuz auf ſeine Schulter und trug es auf demſelben Wege, wie einſt der Heiland, zum Calvarienberge. Man fand Schloß und Siegel daran noch unverſehrt. Der Patriarch von Jeruſalem, bei dem der Schlüſſel verwahrt war, öffnete die ſilberne Umfaſſung und überzeugte ſich, den Kaiſer und alles Volk, daß die unſchätzbare Reliquie vollkommen unverletzt geblieben war. Sie wurde in der Kirche der Auferſtehung zu Jeruſalem niedergelegt.

Aber nur auf kurze Zeit. Denn in demſelben Jahre 622, in welchem Heraclius ſo inbrünſtig für die Wiedererlangung des Kreuzes gebetet und ſeinen glänzenden Feldzug gegen die Perſer unternommen hatte, begann in Mekka die neue Aera des Islam und der fromme Kaiſer mußte noch erleben, daß Muhameds fanatiſche Heere ſich über Syrien und das heilige Land ergoſſen.

5.

Die Saſſaniden.

Die Geſchichte des neuperſiſchen Reichs iſt uns faſt ſo wenig bekannt, wie die des parthiſchen. Griechen und Römer berichten

uns nur aus Anlaß der Kriege, welche die Kaiſer mit den Perſern führten, von tyranniſchen Königen, Schlachten und Belagerungen. Die innere Geſchichte kennen wir nur aus ſpätern muhamedaniſchen Berichten, welche märchenhaft gefärbt ſind. Indeß blickt aus dieſen Erzählungen immer etwas Naives heraus, eine Art Treuherzigkeit, die dem neuperſiſchen Volksſtamm zur Ehre gereicht.

Der erſte Saſſanide war Ardiſchir (Artaxerres) im 3. Jahrhundert. Seine Erhebung war mit einer religiöſen Reform der alten Religion Zoroaſters verbunden. Dieſe hatte ſich unter den Parthern in Secten geſpalten und mit fremden Vorſtellungen vermiſcht. Nach der Sage verſammelte Ardiſchir alle Magier (Prieſter) des Landes und gab ihnen einen Traumtrank, welcher bewirkte, daß ſie alleſammt das träumten, was künftig als die wahre Lehre Zoroaſters im ganzen Reiche gelten ſollte. Von Ardiſchir meldet die Sage ferner, er ließ einmal den Mahrek, einen kleinen Fürſten, hinrichten und deſſen Familie verfolgen, weil die Sterndeuter ausgeſagt hatten, Mahreks Kinder würden auf dem perſiſchen Throne ſitzen. Eine Tochter Mahreks floh und lebte verborgen als Hirtin. Ardiſchirs Sohn Schahpur fand ſie einmal auf der Jagd und heirathete ſie heimlich. Sie gebar den Hormus (Ormuzd), einen ſchönen Knaben, den zufällig einmal der Großvater Ardiſchir fand und der ihm ſo wohl gefiel, daß er Gott pries, ihm einen ſolchen Enkel beſcheert zu haben. Als nachher Schahpur zur Regierung kam, wurde ihm Hormus verdächtigt, der Sohn aber hieb ſich die Hand ab und ſchickte ſie dem Vater zum Unterpfand der Treue. Erſt des Hormus Sohn Bahram I. ſchlug aus der Art, denn als er im J. 276 zur Regierung kam, begann er mit einer Menge Hinrichtungen und Abſetzungen. Da verabredete ſein Hof, ihn zu beſſern, und als er eines Morgens aufwachte, kümmerte ſich kein Menſch um ihn, war kein Diener auf ſeinem Poſten, gab niemand ihm Antwort, bis der Oberſte der Magier ihm die Sache erklärte, ihn warnte und, ſobald der König ernſte Reue zeigte, ein Zeichen gab, worauf alle Diener wieder an ihrem Platze waren und des Königs Befehle einholten, der ſeitdem ſich wohl hütete, in ſeinen Uebermuth zurückzufallen.

Unter den folgenden Königen ſind einige durch ſonderbare Begebenheiten ausgezeichnet. Als Hormus II. ſtarb hinterließ er keine Nachkommen, aber ſeine Gemahlin in guter Hoffnung. Da verſammelten ſich die edlen Perſer und krönten das Kind im Mutterleibe und gaben ihm den Namen Schahpur, unter welchem Kaiſer Julian ſeinen unglücklichen Feldzug unternahm. Sein Sohn Ardiſchir II. wurde im Schlaf durch die Stangen ſeines Zeltes, das ein Wirbelwind umriß, erſchlagen. — Von Bahram V. im 5. Jahrhundert werden die ſeltſamſten Märchen, auch Abenteuer in Indien, erzählt. Von Feroſe (Peroſes) werden große Kriege mit den Türken berichtet. Unter König Kabad kam am Ende des 5. Jahrhunderts die Secte des Masdok auf, der Weiber- und Gütergemeinſchaft einführte und eine Zeitlang den König ſelbſt für ſich einnahm. Erſt ſein Sohn und Nachfolger Nuſchirwan, der große Eroberer in Arabien, konnte der Secte Meiſter werden durch maſſenhafte Hinrichtungen. Dieſer Fürſt galt als höchſt gerecht. Die Ausſicht von ſeinem Heldenpalaſt von Kteſiphon aus war durch die häßliche Hütte einer alten Frau geſtört, welche eigenſinnig ihr Eigenthum behauptete und allen Bitten des Königs zum Trotz ihre Hütte nicht wollte niederreißen laſſen. Da ließ er die Hütte ſtehen und ehrte das Recht. Von Hormus III. im 6. Jahrhundert wird gerühmt, er habe das Schachſpiel erfunden. Daſſelbe aber iſt ſchon eine ältere, indiſche Erfindung. Unter dieſem König war Bahram Tſchubin, von den Griechen Varanes genannt, der beſte Feldherr, äußerſt tapfer und faſt immer ſiegreich, wurde aber einmal von den Griechen geſchlagen. Da ſchickte ihm ſein längſt auf ſeinen Ruhm neidiſcher König einen Weiberanzug mit Rocken und Spindel. Bahram verkleidete ſich damit wirklich und trat in dieſem lächerlichen Aufzuge vor ſein Heer. „Das, ſprach er, iſt der Lohn, mit dem der König lohnt.“ Da ergrimmten alle und ſchwuren ihn zu rächen, entſetzten den König, tödteten ihn und erhuben Bahrom ſelbſt auf den Thron, im J. 591. Des Hormus Sohn Chosru II. floh zu den Römern und wurde durch den Kaiſer Mauritius wieder eingeſetzt, Bahram vergiftet.

Dieſer Chosru-Parvis, den die Griechen Chosroes nannten, iſt

außerordentlich berühmt in der perſiſchen Sagengeſchichte, indem man auf ihn alles häuft, was jemals groß und kräftig war im neuperſiſchen Reiche. Man legt ihm einen Harem von 12,000 ſchönen Frauen, einen Stall von 50,000 Roſſen und einen andern von 1200 Elephanten bei. Am berühmteſten aber iſt die Geſchichte ſeiner Liebe zu Schirin der ſchönen Prinzeſſin von Armenien. Er hörte von der außerordentlichen Schönheit dieſer Dame und ſuchte ſie auf. Zufällig traf er mit ihr zuſammen, als ſie ſich eben in der Nähe eines Landhauſes badete und gewann ihre Liebe, allein er mußte auf Befehl ſeines Vaters die Tochter des Kaiſer Mauritius heirathen. Unterdeß lebte Schirin verborgen auf dem Lande und bei ihr der junge Künſtler Ferhad, der auf Befehl Chosrus ihr Landhaus ſchmücken ſollte. Von Zeit zu Zeit beſuchte ſie der König. Sie aber ſtellte Vergleichungen zwiſchen ihm und Ferhad an, und liebte dieſen mehr, obgleich ſie dem Könige nie die Treue verletzte. In dem perſiſchen Gedichte Schirin iſt der Gegenſatz zwiſchen dem ſtolzen König und dem armen Künſtler durchgeführt, und Schirin, die ſich für den letztern entſcheidet, thut es nicht, als ob Chosru nicht liebenswürdig wäre, ſondern erſt nachdem ſie Chosru glühend geliebt hat, und jetzt erſt durch Ferhad eine noch höhere Liebenswürdigkeit, nämlich die des Geiſtes kennen lernt. Der junge Künſtler wurde indeß bald von der ſchönen Königin getrennt und ſollte, auf Befehl des Königs, den Berg Biſuntum mit Sculpturen bedecken. Er ging nun emſig ans Werk und ſchuf Wunder von Bildwerken. Da vernahm er die falſche Kunde von Schirins Tod und ſpaltete ſich ſogleich die Bruſt mit ſeinem Beile. Aus dem Stiel des Beils aber, von ſeinem Blute getränkt, wuchs ein Granatenbaum, deſſen Früchte noch immer die geſpaltene Bruſt und das Blut Ferhads zeigen. Nach einer andern perſiſchen Sage arbeitete er ſiebzig Jahre lang unermüdet, bis er vernahm, ſeine Geliebte ſey ſchon lange todt. Dieſe ſeltſame Künſtlerſage knüpft ſich an die merkwürdigen Felshallen von Tak in Boſtan, die heute noch mit Sculpturen, aber von griechiſcher Hand, bedeckt ſind, in denen ohne Zweifel das Hoflager Chosrus und Scenen aus ſeinen Jagden dargeſtellt ſind.

So viel aus der märchenhaften Geſchichte der Saſſaniden, wie ſie von den ſpätern perſiſchen Dichtern in der muhamedaniſchen Zeit aufgefaßt wurde. In der Geſchichte des Chosru-Parvis iſt über die letzte Zeit der berühmten neuperſiſchen Dynaſtie ein goldener Schimmer von Poeſie ausgebreitet.

6.

Der Talmud.

Die Saſſaniden gönnten den Juden mehr Freiheit, als dieſelben im chriſtlichen Morgen- und Abendlande genoßen, weshalb ſie ſich auch in großer Menge in den perſiſchen Grenzprovinzen anſiedelten, wo ſie gewiſſermaßen ſchon zu Hauſe waren, im alten Babylon. Hier hatten ſie ihre Vorſteher, welche ſie „Fürſten der Gefangenſchaft“ nannten, und blühende Schulen. Von hier aus hetzten ſie aber auch gegen die Chriſten, ſo viel ſie konnten. Indeſſen machten ſie ſich am Ende auch hier unbequem und erlitten unter König Sapor die erſte Verfolgung, der noch mehrere folgten, ohne daß ihre Zahl und ihre Anmaßungen ſich vermindert hätten, denn wir finden ſie immer wieder thätig, den Perſern bei ihren Angriffen gegen die Chriſten beizuſtehen.

Zur Zeit Conſtantins des Großen hatten die Juden das Unglück, von den perſiſchen und chriſtlichen Prieſtern gleich übel angeſehen und bedrängt zu werden. Dieſe Bedrängniß dauerte noch lange fort. Oft riß man den Juden ihre Synagogen ein und machte ſie zu Kirchen. Zu Chalcis im J. 411 wurde ein chriſtliches Kind durch die beim Purimsfeſt betrunkenen Juden gehenkt, das erſte Beiſpiel dieſer Art von Kindermorden, die ſich im Mittelalter ſo oft wiederholt haben. Daß die Juden ſich unter den Chriſten damals nicht ganz wohl befanden, geht aus dem ſonderbaren Wahnſinn ihres neuen Moſes, eines Propheten auf der Inſel Cypern hervor, der alle dort wohnenden Juden überredete, er werde ſie wie der erſte

Moſes ſicher durchs Meer und ins gelobte Land führen. Tauſende folgten ihm und alle ertranken, 432.

In der Schule zu Tiberias war durch den Rabbiner Judas, zubenannt der Heilige, im J. 180 die Miſchnah (Wiederholung) zuſammengetragen worden, eine Sammlung aller jüdiſchen Geſetze aus dem alten Geſetz Moſis hergeleitet und weiter ausgeführt. Dazu hatte zehn Jahre ſpäter Rabbi Jochanan die Gemara (Vollendung) niedergeſchrieben, eine Sammlung von noch weiteren Commentaren zur Miſchnah, in welchen eine große Menge Rabbinergeſchichten, lächerliche Märchen und wahre Ungeheuerlichkeiten, aber auch ſehr poetiſche Züge und weiſe Reden eingeflochten ſind. Dieſelbe Miſchnah wurde auch von den Juden in Babylon angenommen, dort aber eine andere Gemara durch den Rabbi Asee hinzugefügt, der im J. 425 ſtarb. Die ganze Sammlung wurde jedoch erſt im 6. Jahrhundert vollendet und gilt heute noch, mit dem alten Teſtament verbunden, unter dem Namen Talmud (Lehre) als die Bibel der Juden. Ihm folgten dann noch viele Commentare und Bücher der Rabbinen nach, alle in demſelben eigenthümlichen Geiſte verfaßt, die Toſafta (Zuſätze), die Midraſchim (Commentare), die Targumim ꝛc.

Der Grundgedanke dieſer rabbiniſchen Literatur war, die frühere Ausſchließlichkeit des Judenthums feſtzuhalten und daſſelbe gegen außen mit feſteren Mauern der Geſinnung und Denkweiſe zu ſichern, als einſt die Mauern von Jeruſalem es vermocht hatten. Das Achtungswürdige und Rührende darin war die Treue, die am Alten hing trotz Noth und Tod, inmitten unſäglicher Verfolgung. Indeß war der Talmud doch eine Karrikirung der Bücher Moſis. Das levitiſche Element ſchweifte bis zu einem Pfaffenſtolze aus, wie er nur in den indiſchen Puranas wiederkehrt. Die Rabbinen überhoben ſich über die Engel. Im Himmel ſelbſt weiß man ſich zuweilen nicht Rath, da muß ein Rabbi gerufen werden. Jehovah läßt ſich zuweilen durch den Engel Mi von ſeinem Eid entbinden. Er ſelbſt muß gleichſam einen Hof- und Leibpfaffen um ſich haben. Da man das alte Teſtament nicht ſchöner machen konnte, als es iſt, und

doch daran putzen und beſſern wollte, fiel man auf Vergrößerungen und maß z. B. die Größe Gottes nach Meilen aus. Beſonders gefiel ſich die jüdiſche Pietät im Ausmalen der Größe Abrahams. Mit kindiſcher Liebe und Eitelkeit zugleich maß man ſeine Fußtapfen, ſeine Haare, ſeine Naſe, und wog ſogar jeden Tropfen, der von ſeinem Leibe abfiel, auf der Goldwage. Unter dieſem Vergrößerungsglaſe betrachteten die Rabbinen auch den Himmel, die Engelwelt, das Paradies und die Hölle, wobei wieder die Pietät und Eitelkeit der Race die Hauptrolle ſpielte, die Einbildungskraft ſich aber ſehr ins Grobſinnige verlor. Daß ſich die Juden, indem ſie im irdiſchen Leben ſo viel leiden mußten, ihren künftigen Himmel recht verführeriſch ausmalten, wer mag es ihnen verdenken? Wenn einſt, ſo fabeln ſie, der jüdiſche Meſſias kommt, werden alle Menſchen auf Erden ausgerottet werden und die Juden allein übrig bleiben. Dieſen werden ſich alle Schätze, die im Meere verſunken, und die in der Erde begraben waren, öffnen, denn ohne Geld könnten Juden auch im Himmel nicht leben. Die Juden werden fliegen können, ſie werden alle ſchön und rieſenhaft ſeyn, wie Adam vor dem Falle. Die Erde wird wieder zum Paradieſe werden, nicht nur die köſtlichſten Früchte, ſondern auch Kuchen und Kleider hervorbringen. Das Getreide ſoll wieder zu rieſenhafter Größe wachſen, eben ſo die Weintrauben, ſo daß eine einzige Beere ſo groß werden ſoll, wie ein Faß. Die Juden werden an Gottes Tafeln herrliche Gerichte ſpeiſen und aus Davids großem Becher trinken ꝛc. Dieſe Wollüſte, beſonders die ehelichen Freuden, die ihrer warteten, und die Luſt der Jüdinnen, die alle Tage Kinder gebären ſollten, dienten nur dem Propheten Muhamed zum Vorbilde, ſeinen Anhängern ähnliche Herrlichkeiten zu verſprechen. Indeß iſt Muhameds Koran ſehr keuſch und reinlich im Vergleich mit den ſchmutzigen Hirngeburten der Rabbinen.

Dieſer Schmutz liegt in dicken Schichten auf allem, was die Rabbinen von Chriſtus fabeln. Sie wollen eigentlich fein und boshaft ſeyn, aber die ohnmächtige Wuth kommt unwillkürlich zum Durchbruch und das Gift erſtickt im Kothe. Mamſer (Hurenſohn) nennen ſie den Heiland der Chriſten und in der Weihnacht freuen

ſie ſich, weil er dann von den Teufeln durch alle Kloaken durchgezogen werde. In dem verruchten Buch Toledoth Jeſſu belügen ſie einander: Maria war Braut des Joſeph und brach ihm die Treue, indem ſie ſich mit einem gemeinen römiſchen Soldaten einließ, der ein Heide, und noch dazu in einer Zeit, in der ſie ſelbſt unrein war. Unter dem Fluch dreifacher Sünde nun gebar ſie den Mamſer, der eben deshalb ein Liebling und Werkzeug der Teufel und mit ihrer Hülfe ein großer Zauberer wurde und nichts als Böſes that, bis Jehovah in Judas Iſcharioth einen Heiligen, Helden und Sieger erweckte, der ihn in einem märchenhaften Luftkampfe überwältigte. — In dieſes ſehr ausgiebige Rabbinencapitel gehört auch die Auslegung von Jeſaias 5, 18: „wehe denen, welche ſich mit Seilen zuſammen koppeln, um Unrecht zu thun.“ Unter dem Seile nämlich verſtehen ſie das, womit die Glocke geläutet wird, welche die Chriſten zur Kirche ruft. Und ſo oft das geſchieht, ſoll der fromme Jude ſagen, „der das Seil zieht, ſoll in den Koth fallen.“

Nicht gleichen Haß trugen die Juden wider die Heiden, theils weil das Heidenthum im Abendlande zu der Zeit des Talmud ſchon untergegangen war, theils weil der Talmud unter perſiſcher Hoheit niedergeſchrieben wurde und die Rabbinen ſich wohl in Acht nahmen, die Feueranbeter zu ärgern. Eine allegoriſche Auffaſſung des antiken griechiſch-römiſchen Heidenthums und der altclaſſiſchen Schönheit gereicht der jüdiſchen Phantaſie zur Ehre. Am Ende der Zeiten, heißt es, wird zu Rom eine weibliche Statue von weißem Marmor ſtehen von ſo unübertrefflicher Schönheit, daß alle Böſen ſich in ſie verlieben und Buhlerei an ihr verſuchen werden. Daraus wird ſie den Armillus gebären, ein entſetzliches Ungeheuer, das alle Welt verführen und verlocken und eine abſcheuliche Herrſchaft des Böſen auf Erden begründen und den von den Juden erwarteten Meſſias aufs äußerſte bekämpfen wird, bis Jehovah Schwefel vom Himmel regnen laſſen und alle vertilgen wird. Man kann nicht umhin, ſich unter der weißen Marmorſtatue die Aphrodite zu denken, die griechiſche, die äſthetiſch vollendete Form deſſelben Urböſen, welches in der älteren

Zeit Aſiens von den jüdiſchen Propheten die babyloniſche Hure genannt worden iſt.

Im Uebrigen blieb das Judenthum ſelber nicht frei von heidniſchen Anſchauungen und man erkennt namentlich eine ſtarke Einwirkung des Parſenthums in Lehren, die eben deshalb auch denen der Manichäer verwandt waren. Die Rabbinen fabeln von einer Wanderung der Seelen. Jeden Sabbath kommt eine engliſche Seele in den Juden, deshalb muß er an dieſem Tage etwas beſonders Gutes eſſen und trinken, um den himmliſchen Gaſt in ſich ſelbſt ſtandesgemäß zu bewirthen. Oft ſtecken männliche Seelen in weiblichen Leibern und umgekehrt, das gibt dann ſchlechte Ehen. Ibbur heißt der Zuſtand der Seele, während ſie durch fremde Leiber wandert und der ſchon darin wohnenden Seele Geſellſchaft leiſtet. Das geſchieht zu ihrer Strafe und Buße, zuweilen aber auch, um einer bedrängten Seele zu helfen. Im Buch Emek Hammelech wird die ſeltſame Legende von einer Frau erzählt, deren Seele in eine trächtige Hündin fuhr und vor Hunden und Jägern fliehen mußte in dreifacher Seelenangſt, weil drei Seelen in demſelben Leibe beiſammen waren. Genug, um zu beweiſen, was für Träumereien in den rabbiniſchen Sagen vorkommen und wie nahe verwandt ſie den perſiſchen Vorſtellungen ſind. In dem, was der Talmud von unſern erſten Eltern, Adam und Eva, berichtet, wie ſie all die himmliſche Schönheit an ſich trugen, von den neidiſchen Teufeln eben ſo geliebt als gehaßt und daher zur Unzucht verführt wurden, wiederholt ſich genau die manichäiſche Lehre von der wahnſinnigen Liebe der Teufel zum göttlichen Ebenbild in der Sonne. Ferner geſtaltet ſich die jüdiſche Ausſchließlichkeit völlig perſiſch als Gegenſatz des göttlichen Volkes gegen das teufliſche, ſofern die Rabbinen lehrten, wenn auch alle menſchlichen Leiber von Adam und Eva abſtammen, ſo doch nicht die Seelen, denn alle Judenſeelen kommen von Gott, alle Gojimſeelen aber von den Teufeln. Daher entſtehen auch wieder durch die Menſchen Teufel mittelſt Zeugungen, die wiederzuerzählen einem Chriſtenmenſchen doch zu eckelhaft iſt.

Was bei den Chriſten die Gnoſis, das war bei den Juden die

Kabbalah, die ſchon vor dem Talmud exiſtirte und ſich am natürlichſten auf die Philoſophie des Philo zurückführen läßt, der ſelbſt aus altägyptiſchen Ideen von der Harmonie der aſtraliſchen Urkräfte ſchöpfte. Das kabbaliſtiſche Buch Jezirah wird dem Rabbi Akibah zugeſchrieben, das Buch Sohar dem Ben Jochai (121 nach Chriſto). Sie berufen ſich zwar auf die h. Schrift, d. h. Moſes und die Propheten, legen derſelben aber einen geheimen Sinn unter, der eben die Lehre von harmoniſchen Urkräften iſt. Man hat hinter den Dunkelheiten dieſer Bücher tiefe Geheimniſſe geſucht, wo doch nichts zu finden iſt, als eine altägyptiſche Schablone.

Viel eigenthümlicher iſt die Maſora, ein mit unendlicher Mühe von den Rabbinen zuſammengearbeitetes Buch, worin alle Buchſtaben des alten Teſtaments abgezählt ſind, ſo daß darnach jede Abſchrift der h. Schrift abgemeſſen und die Echtheit der Lesart unzweifelhaft beſtimmt werden kann.

Wie der Talmud durch ſeinen Inhalt vielfach perſiſchen Einfluß verräth, ſo übten hingegen die in großer Zahl nach Arabien geflüchteten Juden dort einen bedeutenden Einfluß auf die Entſtehung und Ausbildung des Islam.

Fünftes Buch.

Der Islam.

1.

Muhamed.

Die arabiſchen Stämme hatten ſeit länger als einem Jahrtauſend ihre alte Freiheit und Sitte bewahrt. Sie hatten ſich der Perſer, der Makedonier, der Römer immer glücklich erwehrt, wenn gleich einzelne ihrer Emire an den ſyriſchen und babyloniſchen Grenzen bald von den Makedoniern und Römern, bald Neuperſern begünſtigt und hochgeſtellt, deren Vaſallen geworden waren. Im Innern Arabiens wurde dadurch nichts geſtört. Auch der Einfall der chriſtlichen Abyſſinier und ihre Beſiegung durch die Neuperſer unter Ruſchirwan hatte keine dauernden Folgen und erſcheint nur wichtig, ſofern er weſentlich dazu beitrug, das Chriſtenthum den Arabern fern zu halten. Die Kaaba in Mekka, das gemeinſame große Heiligthum aller noch heidniſchen arabiſchen Stämme, genoß bis ins 7. Jahrhundert nach Chriſto ihr altherkömmliches Anſehen, wurde vom Stamme der Koreiſchiten gehütet und ſah alle Jahre zahlreiche Pilgerſchaaren um ſich verſammelt. Allein das alte Heidenthum war auch hier ſchon ein wenig gelockert, ſofern wenigſtens die Unkenntniß jedes andern Glaubens bei den Arabern aufgehört hatte. Der

Handel, den ſie trieben, und die Nachbarſchaft brachten ſie viel mit Chriſten und Juden zuſammen. Nach der Zerſtörung Jeruſalems flohen viele Juden, ſpäter auch viele Monophyſiten zu den Arabern und brachten Ideen unter ihnen in Umlauf, die am Ende in der Tiefe der arabiſchen Nationalität ſelber Wurzel ſchlugen.

Die Juden und Monophyſiten legten ſich wie ein breiter Wall zwiſchen die rechtgläubige chriſtliche Kirche und die Araber. Hinter dieſem Wall arbeiteten nun jüdiſche und monophyſitiſche Vorſtellungen und Vorurtheile unter den arabiſchen Heiden, um ſie mit fanatiſchem Haß gegen die rechtgläubige Kirche der Chriſten anzuſtecken, und dazu bedurfte es keines Sporns, denn die Araber waren uralte Feinde des oſtrömiſchen Staats, alſo auch der oſtrömiſchen Staatskirche.

Im Jahre 571 wurde zu Mekka Muhamed, der Haſchimite (aus einem geringeren und vernachläßigten Zweige der Koreiſchiten) geboren und nach ſeines Vaters frühzeitigem Tode bei ſeinem Oheim Abu Talib erzogen, der ihn auf Handelsreiſen mitnahm. Dies gab ihm Gelegenheit, Juden und Chriſten kennen zu lernen und ſich von ihren verſchiedenen Religionen Kenntniß zu verſchaffen. Insbeſondere ſoll er mit einem neſtorianiſchen Mönche vertraut worden ſeyn. Wenn die Legende ſagt, daß dieſer zuerſt in ihm den Prophetenberuf erkannt habe, ſo beweist das nur, daß Muhamed aus den Unterhaltungen mit dieſem Mönche die erſte Idee einer Religionsverbeſſerung ſchöpfte. Wieder nach Mekka zurückgekehrt, mußte er eine Zeit lang Heerden hüten und hatte in der Einſamkeit dieſes Hirtenlebens gute Muße, ſeinem religiöſen Vorhaben weiter nachzudenken. Nachher trat er in die Dienſte der Chadidſcha, einer reichen Wittwe, für die er wieder Handelsreiſen machte und die ihn heirathete, obgleich ſie ſchon vierzig und er erſt fünfundzwanzig Jahre alt war. Sie hatte einen Vetter, Werka, der ein Chriſt und ſogar ein Prieſter geworden war und von dem Muhamed ohne Zweifel viel gelernt hat. Nach einiger Zeit ging dieſer in die Einſamkeit, um ſich ganz ſeinen frommen Gedanken hinzugeben und zu ſeinem großen Werke vorzubereiten. Die Legende macht aus einem

Muttermal, das er auf dem Rücken hatte, ein von Gott ihm aufgedrücktes Siegel des Prophetenthums und sagt zugleich, ein Engel habe ihm einmal in der Nacht, während er schlief, die Brust aufgeschnitten, das schwarze Korn der Begierde herausgenommen und dann die Brust wieder verschlossen. Endlich, als er vierzig Jahre alt war, soll ihm der Engel Gabriel die erste Offenbarung vom Himmel gebracht haben und jetzt kündigte er sich zunächst seinen Hausgenossen als den von Gott gesendeten Propheten an, und stiftete eine neue Religion, die sich über die ganze Erde ausbreiten sollte. Der altheidnische Sternendienst der Araber erscheint darin völlig verschwunden und wenn er auch die heilige Kaaba als den Ausgangspunkt auch seines neuen Evangeliums erklärte, so wurde doch damit die alte heidnische Bedeutung derselben verlöscht. In seine neue Lehre nahm Muhamed ausschließlich jüdische und monophysitische Sätze auf und bildete dieselbe im bewußten Gegensatz gegen die rechtgläubige christliche Kirche aus. Ihr Hauptsatz war, es gibt nur eine Person der Gottheit, die christliche Dreieinigkeit ist Vielgötterei. Christus war nicht Gottes Sohn, aber ein achtbarer Prophet, wie vor ihm Moses. Den Gebrauch und die Verehrung der Bilder in den Kirchen stellte Muhamed völlig dem heidnischen Götzendienste gleich und verwarf beides. Dagegen behielt er sehr vieles vom Judenthume bei. Die Araber galten ihm als Ismaeliten für Blutsverwandte der Juden. Deshalb behielt er nicht nur die große Verehrung der altjüdischen Patriarchen, sondern auch die Beschneidung, das Verbot des Schweinefleisches ꝛc. bei. Neu war sein Verbot des Weines und Glückspiels. Seine Lehre, welche gewiß auf seine Nation und auf die damaligen Zeitumstände vortrefflich berechnet und deshalb eines großen Erfolges gewiß war, stach doch zu sehr gegen die alltäglichen Gewohnheiten und Meinungen seiner Verwandten und Nachbarn ab, als daß sie sogleich hätte Eingang finden können. Auch gilt bekanntlich ein Prophet nichts in seiner Vaterstadt. Die vornehmen Koreischiten wunderten sich, daß er sich über sie erheben wolle, und verachteten ihn als einen Narren. Außer seinen Hausgenossen fand er anfangs nur drei An-

hänger ſeiner Lehre, den Ali, den er mit ſeiner Tochter Fatime vermählte, den Abu Bekr und Othman. Sein Oheim Abu Talib ſchützte ihn anfangs durch ſein Anſehen, ſtarb aber und nun ſah ſich Muhamed mit den Seinen ſchwerer Verfolgung ausgeſetzt, weil er den Heiden predigte und ſie von ihrem Götzendienſt abzubringen ſuchte. Man warf ihn und die Seinigen mit Steinen und trachtete ihm nach dem Leben. Aber ſein Geiſt erhob ſich in nur um ſo größerem Stolze, denn es träumte ihm, er ſchlafe in der Kaaba und der Engel Gabriel wecke ihn und heiße ihn den Borrak beſteigen, das Wunderpferd mit dem Geſicht eines Menſchen, den Ohren eines Elephanten, dem Hals eines Kameeles und den Hufen eines Stieres. Er beſtieg das Thier und mit Blitzesſchnelle trug es ihn nach Jeruſalem. Hier im Tempel, erzählt er ſelbſt, begrüßten mich die Engel und Propheten der Juden als den letzten der Propheten und riefen mir zu: Heil dir, o erſter und letzter! Dann führte mich Gabriel zu dem Felſen, auf dem Abraham opferte, und von hier nahm mich Gabriel auf ſeine Flügel und flog mit mir zum Thor des Paradieſes. Da im erſten Himmel begrüßte mich Adam: Sey willkommen, Muhamed! im zweiten Himmel begrüßte mich Jeſus: Sey willkommen, Muhamed! und im dritten Himmel begrüßte mich Juſſuf (Joſeph), das Ideal der Schönheit, und rief: Sey willkommen, Muhamed! Dann führte mich Gabriel zur himmliſchen Kaaba, welche ſenkrecht auf der irdiſchen ſteht, wo 70,000 Engel täglich aus- und eingehen, um Gott zu dienen. Ich ſprach zu Gabriel: Gehe voraus! Er aber ſagte: Geh du voraus, denn du giltſt bei Gott mehr als ich. Da ertönte die Stimme Gottes ſelbſt und rief: Ich bin Gott und keiner als ich! Die Engel aber antworteten im Chor: Und Muhamed iſt ſein Prophet! Da hoben mich Engel empor und immer höher durch 70,000 Schleier des Lichts und der Finſterniß, jeder Schleier ein Jahrtauſend dicht, von einem Schleier zum andern tauſend Jahre. Endlich war ich am Throne Gottes, ging nahe zu ihm hin und betete ihn an. Da ſahe ich ihn in der ſchönſten Geſtalt. Gott aber ſprach: „Ich und du, und das Uebrige habe ich nur deinethalben erſchaffen und wäre es nicht dei-

netwegen, ſo wären die Himmel nicht erſchaffen!" Und ich antwortete: „Herr, du und ich, und allen andern entſage ich!" Ein Tropfen fiel vom Thron Gottes in meinen Mund und theilte mir alle Wiſſenſchaft der Vor- und Nachwelt mit. Die Engel aber ſangen wieder im Chor: „Es iſt kein Gott, als Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet!"

Als aber der Prophet aus dem Himmel auf die arabiſche Erde zurückkam, wurde er von ſeinen Feinden ſo bedroht, daß er heimlich aus Mekka entfloh, um ſein Leben zu retten. Das geſchah im Jahre 622 und von dieſer Flucht (Hedſchra) an zählen die Muhamedaner die Jahre ihrer Zeitrechnung. Von den Feinden verfolgt, mußten ſich der Prophet und Abu Bekr in einer Höhle verbergen, wo ſie entdeckt worden wären, wenn nicht eine Spinne den engen Eingang derſelben mit ihrem Netz überwebt und eine Taube vor derſelben geniſtet hätte. Muhamed entkam glücklich nach Medina, wo er ſchon viele Anhänger hatte und ſo viele Begeiſterung weckte, daß er ſich bald als Herrn der Stadt betrachten konnte und eine bewaffnete Macht um ſich bildete. Dennoch hoffte er damals noch nicht, den Trotz der zahlreichen arabiſchen Stämme überwinden zu können, ſuchte ſich daher einen größern Anhang unter den Juden zu verſchaffen und verlangte bereits von ſeinen Anhängern, ſie ſollten nicht die Kaaba in Mekka, von wo er hatte flüchten müſſen, ſondern Jeruſalem, als das Centrum der Welt anſehen und ſich beim Gebete dorthin wenden. Doch reute ihn dieſer Mißgriff ſeiner Politik bald wieder und er beeilte ſich, ſeinen Gläubigen zu befehlen, daß ſie beim Gebet ihre Angeſichter wieder nach der h. Kaaba wenden ſollten. Denn er wurde inne, daß mit den ſich kleinlich gegen die ganze Welt abſchließenden Juden doch nicht viel anzufangen ſey und daß er ſeine Weltreligion entweder gar nicht, oder nur mit der Kraft und dem Feuer der arabiſchen Nationalität durchſetzen könne. Es glückte ihm nun von Medina aus, indem er kleine Streifzüge gegen ſeine Feinde unternahm, kleine Siege über ſie zu erfechten und den Koreiſchiten Karawanen wegzufangen. Auch errichtete er zu Medina die erſte Kirche (Moſchee) ſeiner neuen Religion. Dabei

vermied er die jüdiſche Poſaune und Harfe und die chriſtliche Glocke und ließ ſeine Gläubigen nur von einem hohen und ſchmalen Thurm (Minaret) herab mit lauter Stimme zuſammenrufen. Nachdem er die Koreiſchiten bei Bedr beſiegt und zu einem Frieden gezwungen hatte, breitete er ſeine Herrſchaft immer weiter unter den arabiſchen Stämmen aus, griff auch Judenſtämme an und eroberte deren Hauptfeſte Chaibar. Im Jahre 629 wagte er ſchon an alle großen und kleinen Herrſcher Schreiben zu richten, worin er ſie aufforderte, ſich zu bekehren. Der Perſerkönig Chosru Parwis zerriß das Schreiben voll Verachtung. Bevor Muhamed aber ſeine Waffen über die Grenze trug, wollte er erſt Herr über ganz Arabien ſeyn und eroberte im folgenden Jahre Mekka. Sein Anhang war ſo ſehr gewachſen, daß er es wagen durfte, die h. Kaaba daſelbſt vom bisherigen Götzendienſt zu reinigen und eine Moſchee daraus zu machen. Er ritt auf einem Kameel ſiebenmal um die Kaaba, berührte den ſchwarzen Stein mit ſeinem Stabe, um ihn im Sinne ſeiner neuen Religion zu weihen, und ließ dann die 360 Götzenbilder, die nach der Zahl der Tage das alte heidniſche Heiligthum im Kreiſe umgaben, zerſtören. Der ſchwarze Stein, den heute noch die nach Mekka pilgernden zu küſſen pflegen, ſoll vom Engel Gabriel aus dem Himmel gebracht worden ſeyn zum Bau der Kaaba und die Legende ſagt, er ſey anfangs ſchneeweiß geweſen und habe hell geleuchtet, erſt die Sünden der Menſchen hätten ihn verfinſtert. Muhamed gab das Geſetz, die Kaaba (Cubus, ein viereckiges Gebäude) ſollte für alle ſeine Anhänger der heiligſte Ort bleiben und jeder ſollte in ſeinem Leben wenigſtens einmal dahin pilgern, auch bei ſeinen täglichen Gebeten immer das Geſicht nach der Gegend hinrichten, wo die Kaaba lag.

Seit er Mekka inne hatte, fielen ihm immer mehr arabiſche Stämme zu und nur wenige ſträubten ſich noch. Er übte eine Art Bezauberung über die Menſchen aus und bewirkte das hauptſächlich durch die richtige Würdigung des arabiſchen Nationalcharakters. Die Araber waren raubluſtig und Muhamed zeigte ihnen den Weg, die reichſten Völker in der Runde in Maſſe zu berauben. Sie liebten

märchenhafte Abenteuer und er öffnete ihnen eine Wunderwelt voll von ritterlichen Thaten und Siegen. Sie liebten die Weiber, und er ſicherte ihnen als Lohn für ihren Heldenmuth nicht nur in dieſem, ſondern auch in jenem Leben die überſchwenglichſten Wonnen im Umgang mit den reizendſten Weibern zu. Sie waren ſtolz und längſt gewohnt, andere Völker zu verachten. Dieſen Stolz ſteigerte er aufs höchſte, indem er ihnen das Bewußtſeyn beibrachte, daß ſie nicht nur viel natürlicher und verſtändiger dächten, ſondern auch viel tugendhafter, reiner und heiliger ſeyen, als andere Völker und als die Bekenner aller andern Religionen. Durch dieſe Erwägung gelangt man wohl am beſten zu einer richtigen Beantwortung der Frage: ob Muhamed ein edler Schwärmer oder nur ein Betrüger war? Ohne Zweifel beſeelte ihn ein edler Stolz und hoher Wille, das Beſte der Menſchheit zu fördern, aber er war zu ſehr Semite, als daß er nicht auch hätte verſchmitzt und in der Wahl der Mittel für einen guten Zweck unbedenklich ſeyn ſollen.

Er wollte einen Kriegszug ins byzantiniſche Reich unternehmen, als ihn ein Siechthum überfiel, welches er ſelbſt dem Gifte zuſchrieb, womit ſich ein Judenweib in Chaibar an ihm gerächt habe. Er ſtarb zu Medina im Jahre 632 und hinterließ von der Chadidſcha die Fatime, die dem Ali vermählt war und noch einige Töchter von andern Frauen und keinen Sohn. Er hatte nämlich nach dem Tode der Chadidſcha mehrere Weiber genommen, die treue Maimuna, die ſich nach ihrem Tode unter dem Baum begraben ließ, unter dem er ſie zum erſtenmal umarmt hatte, die große und junoniſche Hafza, die kluge und geiſtvolle Barea und noch mehrere, man ſagt, es ſeyen ihrer vierzehn geweſen, alle auserleſene Schönheiten. Die letzte und jüngſte aber, des Abu Bekr Tochter Aiſcha, war ihm die liebſte geworden, obgleich ſie ihn oft kindiſch neckte. Er ſtand nicht an, den großen ſchwarzen Vorhang ihres Bettes, deſſen Farbe ihre Reize erhöhen ſollte, zu ſeiner Hauptfahne zu machen, und ſeinem fanatiſchen Heere vorantragen zu laſſen. Nach Muhameds Tode blieb Aiſcha noch immer höchſt einflußreich, ſo daß ihr Vater Abu Bekr deſſen erſter Nachfolger, und Ali übergangen

wurden. Diesem ihrem Vater soll sie einen großen Theil des Koran nach Erinnerungen an Muhameds Gespräche dictirt haben.

2.

Der Koran.

Die neue Lehre Muhameds heißt der Islam (die Hingebung), ihre Bekenner Moslemin (die Ergebenen), woraus man Muselmänner gemacht hat. Die Nachfolger des Propheten heißen Imane (Vorangehende) oder Chalifen (Vicare) und üben unumschränkte Gewalt über alle Gläubigen, jedoch in den Schranken des Religionsgesetzes. Der Eroberungskrieg war ein religiöses Gebot, denn alle Menschen sollten bekehrt werden. Mit dem Koran und dem Schwert in der Hand sollte der Islam die Reise durch die Welt machen. Nur Juden und Christen sollten, als dem Islam wenigstens verwandt, geduldet werden, jedoch nur als Unterworfene und unter harten Beschränkungen als s. g. Giaur oder Kafir, d. h. Undankbare. Jedem Muselmann waren gesetzlich vier Weiber gestattet, doch konnte er daneben Kebsweiber halten, so viel er wollte. Wer im Kampf für den Glauben fiel, den erwarteten die höchsten Himmelsfreuden. Diese Aussicht war der vorzüglichste Sporn der Tapferkeit. Zudem lehrte Muhamed die Seinen, alle irdische Noth zu verachten und sich auch gegen ein herbes Schicksal nicht zu sträuben, weil alles, was geschieht, Gottes Wille sey. Sie litten daher stumm und stolz und sagten zu allem Uebel nur: „Gott ist groß", indem sie überzeugt waren, daß ihr stoischer Muth den reichsten Lohn im Jenseits finden werde. Ihrem Stolze wurde noch mehr Nahrung gegeben dadurch, daß der Prophet ihnen treues Festhalten an den alten Nationaltugenden, Mäßigkeit, Gastfreundschaft, Großmuth, vorschrieb. Sie wurden durch den Islam nicht sich selbst entfremdet, sondern glaubten, jetzt erst sey ihre Nationalität zur vollen Blüthe gekommen.

Dieſe praktiſchen Grundlehren des Islam waren im Koran enthalten, einer Sammlung von einzelnen Offenbarungen, die der Prophet angeblich vom Engel Gabriel empfing und auf Palmblätter, Pergament, ſelbſt Steinen niederſchrieb. Sie wurden erſt nach ſeinem Tode von Abu Bekr geſammelt. Ordnung und Gleichmaaß wird darin vermißt. Sie ſind zuweilen von bibliſcher Erhabenheit, meiſt aber ſchwülſtig, breit und voll Wiederholungen. Das eigentliche muhamedaniſche Dogma wird darin in den engſten Zuſammenhang mit dem jüdiſchen und chriſtlichen gebracht. Der alleinige Gott heißt Allah (daſſelbe was bei den Juden Elohim). In der muhamedaniſchen Legende wiederholt ſich der ganze Inhalt des alten Teſtamentes, nur wird die Geſchichte der Schöpfung, des Paradieſes und Sündenfalles, der Sündfluth, des Abraham, Moſes u. ſ. w. im arabiſchen Märchenſtyl wunderbar phantaſtiſch ausgemalt, jedoch mit feinerem Geſchmack als im jüdiſchen Talmud. Das Ergebniß iſt, daß Moſes und die Propheten beim beſten Willen nichts genützt haben, weil die Juden gar zu verſtockte Sünder blieben, deshalb mußte ein neuer Prophet kommen und das war Jeſus. Wie hoch ihn Muhamed ſtellt, ſo gibt er doch nicht zu, daß derſelbe Gottes Sohn geweſen ſey, ſondern erklärt ihn, gleich dem Moſes und gleich ſich ſelbſt für einen Menſchen. In der neunzehnten Sure des Koran, welche Maria überſchrieben iſt und von der Mutter Jeſu handelt, verſetzt ſich Muhamed in heftigen Zorn gegen die Chriſten. „Ihr ſagt, ruft er aus, Gott habe einen Sohn gezeugt. Euer Vorgeben iſt ungeheuer. Kein Wunder wäre es, wenn die Himmel zerriſſen und die Erde ſich öffnete und die Berge einſtürzten, wenn behauptet wird, daß Gott einen Sohn gezeugt haben ſoll. Es iſt eine Unanſtändigkeit, von Gott zu lehren, daß er einen Sohn zeuge. Niemand iſt weder im Himmel noch auf Erden, der anders zum Allerbarmer hintreten könnte, als in der Demuth eines Knechts. Gott ſteht über allen. Es war ſeiner nicht würdig, ſich mit einem Erzeugten zu vereinigen.“ Dieſe merkwürdige Stelle des Koran erklärt zugleich den Deſpotismus als Grundform des muhamedaniſchen Staates. Wie gegenüber Gott in der Ewigkeit, ſo

ſollen auch gegenüber dem Chalifen in der Zeit, alle Menſchen nur Knechte ſeyn. Muhamed nimmt im übrigen an, daß nur die ſophiſtiſche und zänkiſche Theologie der Griechen die wahre Lehre und Geſchichte Jeſu verfälſcht habe, und läßt ihm ſelbſt hohe Ehre wiederfahren. Allein das Ergebniß iſt auch hier wieder, daß Jeſus beim beſten Willen nichts habe ausrichten können, weil die Chriſten wie die Juden allzutief in Sünde und Lüge verſtrickt ſeyen. Darum habe Allah ihn als den dritten und letzten großen Propheten erwecken müſſen, um den Koran zu verkünden, der da vom Himmel geſendet iſt mit der Wahrheit. Wer an ihn glaubt und ſeine Gebote hält, wird ſelig, wer nicht, verdammt werden.

Die Beſchreibung, welche Muhamed vom Himmel macht, kennen wir ſchon in Bezug auf Gottes Thron und die Hierarchien der Engel. Wir müſſen nun auch das himmliſche Paradies kennen lernen, welches alle Seligen des Islam aufnehmen ſoll. Ohne die Viſionen deſſelben würden ſich Millionen von Muhamedanern nicht ſo muthig in den Tod geſtürzt haben, wie ſie thaten. Die Vorſtellung von den Freuden des Paradieſes iſt von weltgeſchichtlicher Bedeutung, weil ſie ein großes Volk durch lange Jahrhunderte hin begeiſtert hat. Das muhamedaniſche Paradies iſt eigentlich nur ein Zelt unter einem Baum neben einem Quell, wo der müde Araber nach langem Ritt durch die Sandwüſte oder nach heißem Kampf endlich ausruht; alſo eine ganz einfache und volksthümliche Vorſtellung. Aber die Einbildungskraft hat dieſelbe wunderbar ausgeſchmückt. So wird das Paradies zu einem ungeheuer großen Garten, voller Blumen und herrlicher Bäume. In der Mitte ragt der Baum Tuba hervor, um deſſen Stamm herum der Palaſt des Propheten erbaut iſt, urſprünglich nur ein Zelt, aber glänzender an Herrlichkeit, als alle Königsburgen auf Erden. Der Baum ragt hoch über ihn hinaus, ſchattet allen Gläubigen und langt mit ſeinen früchtenreichen Aeſten bis in die himmliſche Wohnung jedes Gläubigen. Es iſt aber ein Wunſchbaum, von deſſen Zweigen ſich jeder pflücken kann, was ſein Herz begehrt, nicht nur die köſtlichſten Früchte und Speiſen aller Art, ſondern auch die ſchönſten Kleider, Pferde, Kameele und

was immer einem Araber Freude macht. Zu dem großen Himmelsbaum gehört eine eben so große Himmelsquelle, die nicht weniger als 30 Tagereisen im Durchmesser hat und aus der man ein Wasser trinkt, welches an Reinheit, Frische, Wohlgeschmack und Duft jeden Trank auf Erden übertrifft. Bei dieser Vorstellung ist auf die Beduinen Rücksicht genommen, die Tage und Wochen lang durch wasserlose Wüsten streifen und unter allen Sterblichen am besten einen frischen Trunk zu schätzen wissen. Die Seligen ruhen unter den Blumen und Bäumen, erfreuen sich an ihrer Schönheit und horchen auf die liebliche Musik, die über ihnen tönt, wenn der Odem Gottes das Laub der Bäume bewegt. Jeder Gläubige besitzt einen besonderen Kiosk, d. h. ein goldenes Lusthaus, in welchem er sich mit den Houris erfreut. Das sind himmlische Mädchen vom höchsten Liebreiz. Sie heißen eigentlich Huriain. Huri bedeutet Viele, Ain aber ein Mädchen mit großen Augen. Sie bleiben ewig jung, sowie auch jeder Selige einem 30jährigen Manne gleich bleibt. Jedoch versinken die Seligen nicht einzig in dieser Sinnenlust, sondern sie wenden sich auch abwechselnd zu Gott, lobsingen ihm und staunen im Anblick seiner Schönheit, welches die höchste Seligkeit ist.

Die Hölle wird, das kann man sich leicht denken, ebenso reich an Qualen geschildert, wie der Himmel freudenvoll. Auch die Hölle überragt ein ungeheurer Baum, genannt Zakum, dessen unzählige Früchte lauter Teufelsköpfe sind. Charakteristisch ist, daß die Hölle zweimal siebenmal getheilt wird, nämlich einmal nach den sieben Gliedmaßen und Sinneswerkzeugen, womit der Mensch sündigt, und noch einmal nach den verschiedenen Religionen, welche der Islam für falsch erklärt, so daß Juden, Christen, Perser, Sabäer (die noch dem alten Heidenthum anhängenden Araber) ꝛc. alle besondere Höllen zum künftigen Aufenthalt bekommen.

Für die Entwicklung des muhamedanischen Staatslebens sind zwei Lieblingsgestalten in der Legende von wesentlicher Bedeutung. Einmal der König Salomo, von dem die wunderbarsten Dinge erzählt werden, der aber immer als das Ideal eines Chalifen aufgefaßt wird, als ein Inbegriff aller Weisheit und Gerechtigkeit und

überhaupt aller Herrſchertugenden. Sodann der Prophet Chiſr, den die arabiſche Legende in die Erzählungen des alten Teſtaments ſo unbefangen einmiſcht, als wenn er urſprünglich dazu gehörte, ohne daß man wüßte, welchem älteren Sagenkreiſe er eigentlich entnommen iſt. Weil er vorzugsweiſe arzneikundig und ein Lehrer der Fürſten iſt, ſollte man glauben, man könne in ihm den weiſen Chiron der altgriechiſchen Mythologie wiedererkennen. Die Muhamedaner aber faſſen ihn als das Urbild eines Vezier oder Miniſters auf.

Das Hauptſinnbild oder Wappen der Moslemin wurde der halbe Mond, in Folge einer vielleicht mißverſtandenen Legende, nach der Muhamed einmal den Mond am Himmel geſpalten haben ſoll. Sonſt leidet der Islam keine Bilder. Die Moſcheen durften nur mit ſ. g. Arabesken, künſtlichen Lineamenten und Verſchlingungen und mit Inſchriften verziert werden, niemals mit Abbildungen Gottes, der Engel, der Propheten und Heiligen. Denn Heilige hat der Islam nach und nach bekommen, nämlich Märtyrer des Glaubens und große Lehrer, deren Gräber hoch geehrt geblieben ſind. Aber Prieſter kennt der Islam nicht. Es gibt nur Ulemmas, welche das Geſetz auslegen. Scherifs heißen alle Nachkommen Muhameds von weiblicher wie von männlicher Seite. Man ehrt ſie und ſie allein dürfen einen grünen Turban tragen, ſonſt haben ſie keine weltlichen Rechte noch auch Pflichten. Der Islam behielt die gemeine Woche bei, vermied aber jede Uebereinſtimmung mit Chriſten und Juden und ſetzte ſeinen Feſttag, den Freitag, dem Sonnabend der Juden und dem Sonntag der Chriſten voran. Aus dem alten Teſtament entlehnte er die 40tägige Faſtenzeit, genannt Ramadan, weil ſie in den Monat dieſes Namens fällt, die mit dem großen Feſt Aid Saghir (das große Bairam der Türken) genau ſo ſchließt, wie die chriſtliche Faſtenzeit mit dem großen Oſterfeſte. Das zweite Hauptfeſt des Islam heißt Aid Kabir (das große Feſt) oder Aid al Karban (das Feſt des Opfers) und iſt daſſelbe, welches die Türken als das kleine Bairam feiern, und zwar zum Andenken an das Opfer Abrahams. An dieſem Feſt werden ausnahmsweiſe von den Moslemin

Opfer dargebracht und beſonders viele Schafe geſchlachtet. Sodann feiern die Muhamedaner noch viele Leilet oder h. Nächte, Muhameds Geburt und Himmelfahrt, die Nacht der Herabſendung des Koran, der Märtyrer u. ſ. w. Der Gottesdienſt, der jedem Gläubigen täglich vorgeſchrieben iſt und den er überall, ſey er zu Hauſe oder auf Reiſen, verrichten muß, beſteht in häufigen Gebeten und Waſchungen, wodurch ſich das Volk immer reinlich erhalten hat. In den Moſcheen wird nur gebetet, vorgeleſen, das Geſetz ausgelegt und geprediget, ohne eine ſacramentale Handlung. Es gibt dort keinen Altar, nur einen heiligen Schrein, in welchem der Koran aufbewahrt wird. Eine ſeltſame Erſcheinung in der Nähe der Moſcheen und überhaupt in allen muhamedaniſchen Städten ſind die zahlreichen Tauben, die man mit Liebe hegt und gleichſam für heilig hält, zur Erinnerung an die Taube, die einſt den Propheten in der Höhle rettete. Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß nur die Gewohnheit, in den ſyriſchen Tempeln der Liebesgöttin Tauben zu hegen, unvermerkt auf die Moſcheen übergegangen iſt.

Ueberhaupt hat ſich in die muhamedaniſche Sitte etwas von dem alten Cult der Aphrodite eingeſchlichen. Muhamed war den Weibern ſehr ergeben und erhob deshalb auch die Vielweiberei zum Geſetz. Dabei iſt jedoch zu beachten, daß in den heißen Ländern des Südens die Frauen ſchnell altern und oft ſchon nach dem dreißigſten Jahre keine Kinder mehr bekommen, während die Männer bis ins Alter kräftig bleiben und deshalb, wenn ihre erſten Frauen welken, jüngere nehmen, um noch mehr Kinder zu bekommen, welche die Muhamedaner gleich den Juden als den größten Segen anſehen. Wie liebreich Muhamed von den Weibern dachte, erhellt aus ſeinem ſchönen Spruche: „Behandelt die Frauen mit Nachſicht, denn ſie ſind aus der krummen Rippe Adams geſchaffen. Wollt ihr das krumme Bein mit Gewalt gerade machen, ſo werdet ihr es brechen. Behandelt die Frauen mit Nachſicht!“

3.

Die erſten Chalifen.

Abu Bekr wurde der erſte Nachfolger Muhameds, weil er der erſte geweſen war, der ihm Glauben geſchenkt und ihn als den großen Propheten anerkannt hatte, weil er ferner durch Alter und Erfahrung über alle andern hervorragte und weil ſeine Tochter Aiſcha des Propheten Liebling war und in der letzten Zeit alles bei ihm galt. Ali, des Propheten Eidam, hatte wohl ein näheres Erbrecht, allein weniger Thatkraft und ein Erbrecht war überhaupt nicht feſtgeſtellt. Nur der Würdigſte wurde durch Wahl der Gläubigen berufen. Der neue Chalif ſorgte vor allem für die Sammlung der zerſtreuten Blätter des Koran und die Geſchichtſchreiber bemerken, daß er noch als Kaufmann Privatgeſchäfte getrieben und ſeine Heerden zuweilen ſelbſt gewaidet habe, zum Beweiſe, wie einfach noch die Sitten waren. Abu Bekr ſelbſt zog wegen hohen Alters nicht mehr zu Felde, aber Chalid, „das Schwert Gottes," führte die begeiſterten Schaaren nach Perſien und ins griechiſche Reich.

In Perſien regierte noch Chosru Parwis, der gar nicht an die Möglichkeit einer Gefahr von Süden her dachte, als er ſchon von „den nackten Eidechſenfreſſern der Wüſte" überfallen und für ſeine frühere Verhöhnung des Propheten ſchrecklich beſtraft wurde, denn Chalid ſchlug alle ſeine Heere und eroberte außer Hira, dem arabiſchen Grenzkönigreich, welches den Perſern tributbar war, einen Theil von Perſien ſelbſt. Unterdeß wurde ein arabiſches Heer, das in Syrien eingefallen war, von den Griechen unter Sergius geſchlagen. Die arabiſchen Weiber wehrten ſich aber in ihrem Lager mit den Zeltſtangen tapfer, bis Hülfe herbeikam. Auch hier ſiegte Chalid und eroberte Damaskus, welches ſeitdem ein Lieblingsſitz des Islam wurde.*) Der alte Kaiſer Heraclius vermochte es nicht wiederzuerobern.

*) An die Eroberung von Damaskus knüpft ſich eine tragiſche Liebesge-

Abu Bekr ſtarb ſchon 633 und ihm folgte im Chalifat der ſtahlfeſte Omar. Auch er lebte noch ganz einfach wie ein gemeiner Araber und trug hinter ſich auf ſeinem Kameele einen Sack mit Korn und Datteln, die ihm zur Nahrung dienten. Aber er entfaltete ein gewaltiges Herrſchertalent. Indem er zum Volke ſprach, rief er aus: „keiner von euch iſt ſtärker vor mir als der Schwache, bis ich ihm ſein Recht verſchafft, und keiner ſchwächer vor mir, als der Starke, bis ich mein Recht von ihm erhalten haben werde.“ Omar ſelbſt zog nach Syrien und eroberte Jeruſalem, i. J. 636, bewilligte der h. Stadt jedoch eine Capitulation, ſchonte die Chriſten und ließ ſie im Beſitz der Heiligengrabkirche und aller h. Orte. Er ſelbſt betete am Grabe, damit es jeder Muſelmann nach ihm auch thun könne, und die Grabkirche mußte den Moslemin zum Gebet offen bleiben wie den Chriſten. Als er den Stein, auf welchem Abraham den Iſaak hatte opfern wollen, ganz vernachläßigt und beſchmutzt fand, reinigte er ihn mit ſeinem eigenen Gewande. An die Stelle des Salomoniſchen Tempels ließ Omar eine prächtige Moſchee bauen. Durch ſeinen Feldherrn Amru ließ der Chalif auch Aegypten erobern. Dieſes alte Land war immer noch im Beſitze der griechiſchen Kaiſer geblieben und nur auf kurze Zeit unter Nuſchirwan von den Perſern übermannt worden. Im Verlauf der Zeit und hauptſächlich in Folge der kirchlichen Wirren hatten ſich hier zwei Parteien gebildet, die Melkiten (Royaliſten), an deren Spitze der griechiſche Statthalter und die Beamten, der griechiſche Patriarch und der rechtgläubige Klerus ſtanden, und die Kopten, d. h. die

---

ſchichte. Jonas, ein junger Chriſt in dieſer Stadt, war mit einem ſchönen und vornehmen Mädchen, Eudoxia, die ihn liebte, verlobt, als ihre Verwandten ſie plötzlich einem andern gaben. Sie blieb ihm treu und wollte mit ihm fliehen, als er den Arabern in die Hände fiel, die ihm nur die Wahl zwiſchen Tod und Glaubensänderung ließen. Er wählte das letztere und wurde ein Renegat, und da die Araber Damaskus belagerten, half er eifrig mit, um ſich ſeine Geliebte wieder zu erobern. Die Stadt fiel, er fand ſeine Geliebte wieder, als dieſelbe aber erkannte, daß er ein Muſelmann geworden war, verwandelte ſich ihre Liebe ſogleich in tiefe Verachtung und als er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollte, ſtieß ſie ſich ein Meſſer ins Herz.

altägyptiſchen Einwohner, an die ſich auch Berbern, Neger und Juden anſchloſſen, und die Monophyſiten. Es war alſo eine zugleich nationale und kirchliche Parteiung zwiſchen rechtgläubigen Griechen und monophyſitiſchen Aegyptern. Die letzteren hegten einen tödtlichen Haß gegen die erſteren, ſahen daher die Muhamedaner nicht ungern kommen. Amru hatte nur 4000 Mann und konnte ſich doch im Lande behaupten. Als ihm noch Zobeir mit 12,000 Mann nachkam, ſchloſſen ſich die Kopten ſchon an ihn an, erhielten Sicherheit für ihre Kirche und durften ſich nur zu einer Kopfſteuer verpflichten. So vom Volke verlaſſen, konnten ſich die griechiſchen Beamten und Truppen nur noch in Alexandria halten. Weil aber der Kaiſer Heraclius 641 ſtarb und große Verwirrung in Byzanz entſtand, konnte von dort keine Hülfe nach Alexandria geſchickt werden und dieſe Stadt mußte ſich noch in demſelben Jahr ergeben. Nach einer bekannten Sage ſoll Omar befohlen haben, die unermeßliche Bibliothek in Alexandria zu verbrennen, und man ſoll Monate lang mit den Papyrusrollen und Pergamenten die Bäder geheizt haben. „Wenn, bemerkte Omar, in dieſen Büchern etwas anderes ſteht, als im Koran, ſo müſſen ſie vertilgt werden; wenn aber daſſelbe, ſo brauchen wir ſie nicht, denn wir haben den Koran ſchon.“ Es iſt jedoch nicht wahrſcheinlich, daß noch ſehr viele Bücher übrig geweſen ſind, denn die Bibliothek war ſchon zu Cäſars Zeit und ſpäter noch einmal verbrannt. Daß es aber dem Chaliſen Omar ganz Ernſt geweſen iſt, Bücher zu verbrennen, durch deren Leſung ſeine Gläubigen hätten im Glauben irre und im Herzen verderbt werden können, daran dürfen wir nicht im geringſten zweifeln, denn als bald darauf ſeine ſiegreichen Schaaren Antiochia, die durch ihre Ueppigkeit weltberühmte Hauptſtadt Syriens, eingenommen hatten, befahl er, dieſelbe plötzlich wieder zu verlaſſen, damit ſein nüchternes Heldenvolk nicht in den griechiſchen Wollüſten erſchlaffe.

Auch Perſien ſollte vollends dem Islam unterworfen werden. Omar ſchickte dahin ſeinen Feldherrn Saad. Chosru Parwis war unterdeß von ſeinem Sohn Siroes ermordet worden. Dieſer hatte auch alle ſeine Brüder umgebracht, fiel aber in Schwermuth und

ſtarb. Dann regierten ſeine Schweſtern das Reich in großer Verwirrung, bis Yesdedſcherd (bei den Griechen Iſtegertes) König wurde. Unter dieſem rückte ein großes perſiſches Heer, von Ruſtem angeführt, dem Saad entgegen und bei Kadeſia wurde drei Tage lang ununterbrochen gefochten. Endlich ſiegten die Araber, gingen über den Tigris und eroberten die perſiſche Reſidenz Medain. Hier machten ſie eine unermeßliche Beute, ſo daß der Antheil davon für jeden einzelnen Araber den Werth von 12,000 Drachmen abwarf. Der fünfte Theil der Beute wurde wie immer nach Medina zum Schatze des Propheten gebracht und man brauchte dazu 800 ſchwertragende Kameele. Die perſiſchen Könige hatten eine ungeheure Menge Gold und Juwelen aufgehäuft, in Rüſtungen, Möbeln und Geräthen aller Art, dazu nicht minder koſtbare Werke von Elfenbein und Ebenholz. Das reichſte Beuteſtück war ein Teppich, 30 Ellen breit und 300 Ellen lang, auf welchem Flüſſe und Seen, Gärten und Städte abgebildet waren. Alle Farben beſtanden ausſchließlich aus Edelſteinen und Perlen, das Grün der Blätter aus Smaragden, das Waſſer aus Diamanten. Dieſes Wunderwerk perſiſcher Stickerei wurde in Stücke geſchnitten und unter die Soldaten vertheilt. Das zweite Beuteſtück von höchſtem Werthe war der goldene Thron Chosrus, über dem eine in goldenen Ketten aufgehangene, mit den koſtbarſten Juwelen bedeckte Krone ſchwebte, 638. Der unglückliche König Yesdedſcherd ſammelte zwar noch einmal ein Heer von 150,000 Mann, allein es unterlag in der Schlacht bei Nehavend dem unbezwinglichen Saad, 641. Der König floh zu den Türken, die ihm zwar Hülfe leiſteten, aber ebenfalls geſchlagen wurden. Als Flüchtling umherirrend und von allem verlaſſen ruhte der letzte Perſerkönig in einer Mühle aus, als der Müller ihn erkannte und im Schlaf ermordete, um für ſein abgeſchlagenes Haupt einen Lohn zu holen. Perſien blieb in der Gewalt der Muhamedaner. Omar indeß erlaubte ihnen nicht, in den großen Städten der beſiegten Völker zu wohnen und ließ ſie vielmehr eine neue Stadt bauen, zuerſt Baſſora, nachher Kufa. Er ſelbſt aber mußte mit ſeinem Leben das Unglück Perſiens ſühnen, denn ein perſiſcher Gefangener, Firuz, der ein geſchickter

Werkmeiſter war und ihm eine Windmühle bauen ſollte, verſchmähte, ihm zu dienen, und ſtieß ihn, um ſein Volk zu rächen, mit Dolchſtichen nieder, 643.

Bei der neuen Chalifenwahl wurde Ali wieder argliſtig übergangen und Othman gewählt, ein ſehr bejahrter Mann, der zwei Töchter des großen Propheten zu Weibern genommen hatte, aber das große Reich ſchlecht verwaltete, denn er war geizig und gab alle einträglichen Stellen an ſeine Verwandten und Creaturen mit Zurückſetzung der würdigeren Männer. Doch geſchahen unter ſeiner Regierung noch ruhmvolle Thaten. Aegypten war wieder verloren gegangen. Sein Vorfahr Omar hatte den Amru von dort abberufen*) und ſeinen eigenen Milchbruder Abdallah hingeſchickt, der Alexandria an eine griechiſche Flotte, die von Byzanz ankam, verlor. Nun ſollte Amru den Schaden wieder gut machen und belagerte, abermals mit Zobeir verbunden, Alexandria. Der griechiſche Statthalter Gregorius vertheidigte die Stadt mit großem Ruhm. Er hatte eine Tochter von ausnehmender Schönheit und ſo kriegeriſch, daß ſie bewaffnet und zu Roß mitfocht. Da wurde im arabiſchen Lager dem, der ſie gefangen nehmen würde, ihre Hand und 100,000 Goldſtücke zum Preiſe geſetzt. Dies feuerte die moslemitiſche Jugend zur größten Tapferkeit an. Zobeir aber war es, der den Gregorius im Kampfe tödtete und ſeine Tochter gefangen nahm. Aber er erklärte großmüthig, er führe die Waffen nicht um irdiſcher Schönheit und um des Goldes willen, ſondern um das Reich Gottes auszubreiten, und ließ die Gefangene frei. Alexandria wurde zum zweitenmal erobert und der Bund mit den Kopten befeſtigt. Aber dem Grundſatz getreu, nach welchem die arabiſchen Sieger nirgends in den großen und verderbten Städten ihrer Feinde wohnen ſollten, baute Amru an der Stelle am Nil, wo ſich eine glückverkündende Taube

*) Omar wollte einmal Amrus Schwert ſehen und dieſer ſchickte es ihm. Es war ein ganz gewöhnliches Schwert und der Chalif bemerkte das. Amru aber ließ ihm ſagen: ich hätte dir meinen Arm dazu ſchicken ſollen.

auf ſein Zelt niedergelaſſen hatte, die neue Stadt Kairo, welche nach und nach vergrößert wurde, während Alexandria verödete.

Othman machte ſich unterdeß immer verhaßter und als er auch den Muhamed, Abu Bekrs Sohn und Aïſchas Bruder, obgleich er niemals auf das Chalifat Anſpruch gemacht hatte, beargwohnte und heimtückiſch umbringen laſſen wollte, gerieth dieſer in Zorn, erhob Aufruhr und überfiel den Chalifen, welcher, als er gerade in der Moſchee betete, erſchlagen wurde, 655. Jetzt endlich konnte Ali zu dem Rechte gelangen, das ihm bisher war vorenthalten worden. Seine Entſagung, ſeine Sanftmuth, ſeine Tugenden hatten ihm einen großen Anhang erworben, ſo daß er zum Chalifen erwählt wurde. Niemand war ihm entgegen als Aïſcha, die aus Eiferſucht gegen ihre Stieftochter Fatime ſchon gleich nach des Propheten Tode deren Gatten Ali und ihre Nachkommen vom Chalifat auszuſchließen geſchworen hatte. Als „Mutter der Gläubigen" beſtieg ſie ein Kameel, ſammelte aus ihrem bisherigen Anhang ein Heer und zog gegen Ali zu Felde. Obgleich aber Zobeir auf ihrer Seite ſtand, verlor ſie dennoch die erſte Schlacht unfern von Baſſora, die ſ. g. Kameelſchlacht, weil ſie auf ihrem Kameele ſitzend im wildeſten Gedränge des Kampfes aushielt, bis ihre Sänfte ganz mit feindlichen Pfeilen beſpickt war. Zobeir fiel, ſie ſelbſt wurde gefangen, aber von Ali auf das großmüthigſte behandelt und frei gelaſſen. Zu ſeinem Unglücke. Denn das undankbare Weib verband ſich jetzt mit Moawia, dem kühnſten und ſtolzeſten Mann unter den Arabern, in deſſen Familie alter Haß gegen die Familie Muhameds fortlebte und der, weil ihm Ali in ſeiner Schwäche und Gutmüthigkeit kein unüberwindlicher Nebenbuhler zu ſeyn ſchien, das Chalifat für ſich ſelbſt zu erobern hoffte. Eines andern Mitbewerbers, des Muhamed, hatte er ſich bereits durch Mord entledigt. Aïſcha war darüber anfangs untröſtlich und überhäufte den Moawia mit Vorwürfen. Er wußte ſie aber zu überreden, daß er an Muhameds Tode nicht Schuld ſey und ihr ſchweſterlicher Schmerz wich der Begierde, ſich an Ali zu rächen. Sie ſchloß ſich alſo an Moawia an. Dieſer ſetzte nun den Krieg gegen Ali mit größter Energie fort, aber der

Sieg blieb unentſchieden. Lange kämpften ſie miteinander am Euphrat und ſchon war Moawia geſchlagen, als er ſich durch eine Liſt rettete. Er befahl nämlich ſeinen Soldaten, den Koran, den jeder bei ſich trug, auf die Spitze ihrer Waffen zu ſtecken. Da wagten es Alis Truppen aus frommer Scheu nicht mehr, auf ſie einzuhauen und konnten ſomit ihren Sieg auch nicht verfolgen. Mittlerweile hatte ſich eine dritte Partei gebildet, die aus den fanatiſcheſten Freunden des neuen Glaubens beſtand und die nicht begreifen konnte, wie ſich Gläubige unter einander ſelbſt um der irdiſchen Herrſchaft willen zerfleiſchen und das Reich Gottes auf Erden dadurch ſchwächen mochten, da es doch die Pflicht aller Gläubigen ſey, einig zu bleiben, um fernerhin über die Ungläubigen zu ſiegen. Weil aber dieſe Partei nicht ſtark genug war, mit Heeresmacht im offenen Felde aufzutreten, ſandte ſie Mörder aus, um ſowohl den Ali als den Moawia wegzuräumen. Moawia entging ihnen glücklich, der vom Schickſal zum Unglück auserkorene fromme Ali aber wurde, als er eben in der Moſchee zu Kufa betete, überfallen und umgebracht, 661.

4.

Die Ommaijaden.

Mit Moawia, deſſen Stammvater Omije hieß, kam das Geſchlecht der Omijeden, oder, wie man gewöhnlich ſchreibt, der Ommaijaden ins Chalifat. Sein Vater hatte den Propheten tödtlich gehaßt und war lange ſein erbittertſter Feind geweſen, bis er ſich der Uebermacht deſſelben nicht länger erwehren konnte und mit ſeinem ganzen Stamme zum Islam überging. Der Prophet hatte das Talent des jungen Moawia erkannt und ihn zu ſeinem Geheimſchreiber gemacht. Obgleich nun dieſer Ommaijade mit zu den Hauptſtützen des Islam zählte, hatte ſich doch bei ihm und ſeinem Geſchlecht nicht nur der Haß und Neid gegen die Familie des Pro-

pheten, ſondern ſogar eine heimliche Geringſchätzung des neuen Glaubens fortgepflanzt, die jedoch erſt ſpäter, als ſein Geſchlecht in der Herrſchaft feſt ſaß, zu Tage trat. Jedenfalls nahm von nun an das Chalifat einen ganz andern Charakter an. Der reformatoriſche Feuereifer im Haupt der Gläubigen erloſch, die nüchterne Einfachheit des Beduinenlebens, die Verachtung der in Reichthum und Sinnenluſt verdorbenen Griechen und Perſer hörte auf und die Chalifen fingen an, auf ihren Lorbeern ruhen zu wollen, die erbeuteten Reichthümer ſelber zu genießen, ſich ſelber Paläſte zu bauen und alle die irdiſche Pracht und Luſt, die ſie bisher in den Hauptſtädten ihrer Feinde zerſtört hatten, bei ſich ſelbſt einzuführen. Es liegt zwar in der Natur der Dinge und hat ſich durch die ganze Weltgeſchichte hindurch bewährt, daß reichgewordene Söhne den Tugenden ihrer armen Väter nicht treu bleiben und daß heldenmüthige Barbaren, nachdem ſie weichlichere Völker beſiegt haben, von den Laſtern derſelben angeſteckt werden. In der Geſchichte der Ommaiaden aber verräth ſich auch ein geheimer Zug von Rache, die nach uralt arabiſcher Sitte ein Stamm am andern nahm, und den Gegenſatz der neuen Dynaſtie gegen die alten vorzugsweiſe charakteriſirt.

Moawia legte zum erſtenmal die alte einfache Tracht ab, kleidete ſich mit großer Pracht und nahm ſeine Reſidenz in der lachenden und fruchtbaren Landſchaft unter dem Libanon, in der üppigen und freudenreichen Stadt Damaskus, wo eine prachtvolle Moſchee die Kaaba zu Mekka verdunkeln zu ſollen ſchien. Er wollte noch mehr. Er trachtete darnach, ſeinen Thron in Byzanz aufzuſchlagen. Schon früher war er mit einem arabiſchen Heere durch Kleinaſien geſtreift und hatte die Schwäche des griechiſchen Reiches kennen lernen. Wie ſehr es ihn nach Byzanz gelüſtete, erhellt daraus, daß er dieſe Stadt durch ſeinen Sohn Jezid vom Jahr 669 an ſieben Jahre lang immer wiederholt in jedem Sommer angreifen ließ, ihre feſten Mauern aber niemals überwältigen konnte, ſo daß er endlich Frieden gab. — Alis älteſter Sohn Haſſan hatte nicht gewagt, ſeines Vaters Anſprüche zu erneuern, und freiwillig dem ſchrecklichen Moawia gehuldigt, der ihn aber dennoch nicht ſchonte, ſondern durch ſein eige-

nes Weib vergiften ließ. Da im Innern des Reichs alles gehorchte, konnte Moawia ſeine Waffen nach außen tragen. Im Nordweſten gelang ihm der Angriff auf Europa nicht, dagegen überwältigten ſeine Heere unter dem Feldherrn Okba im Nordoſten Perſiens alle Länder bis zum Orus, zum Gebirge Hindukuſch und zum Fluſſe Indus, alles was ehemals zum altperſiſchen Reiche gehört hatte, und breiteten den Islam bis an die Grenzen Chinas aus. Es erſcheint charakteriſtiſch, daß Moawia die Kraft des Islam vom Süden hinweg nach dem Norden verlegte, indem er auch die afrikaniſche Eroberung nicht fortſetzte.

Nach ſeinem Tode 680 folgte ihm ſein Sohn Jezid I. Dieſer hatte vor Byzanz nicht viel Ruhm erworben und bewährte die ſeinem Geſchlechte eigene Geringſchätzung des Propheten zuerſt dadurch, daß er deſſen ſtrenges Weinverbot übertrat und ſich dem Laſter des Trunks ergab. Deshalb hofften alle, die unter ſeinem Vater hart gedrückt worden waren, aber aus Furcht vor demſelben ſich bisher ruhig verhalten hatten, es werde ihnen jetzt gelingen, das Joch der Ommaijaden abzuwerfen, und ſie riefen in Kufa Haſſans Bruder Huſſein zum Chalifen aus. Allein Jezid ſchickte ſchnell ein Heer nach Kufa. Huſſein war noch gar nicht dort angekommen, aber auf dem Wege dahin, um dem Rufe, der an ihn ergangen war, zu folgen. Er hatte nur wenige Gefährten bei ſich und wurde bei Korbela durch die ihm entgegenziehenden Feinde überraſcht. Er vertheidigte ſich mit Heldenmuth gegen die Uebermacht einen ganzen Tag. Am Abend in der Stunde des Gebetes endete der Kampf und Huſſein ging zurück, um, verwundet und zum Tode ermattet, wie er war, ſeinen brennenden Durſt an einer Quelle zu löſchen. Als er aber eben trank, flog ihm ein feindlicher Pfeil in den Kopf. Er ſank um und umfaßte noch mit den Armen ſeinen Sohn und ſeinen Neffen. Da kamen die Feinde, und tödteten ſie alle. Sein Sohn Kaſim, der mit ihm ſtarb, hinterließ eine Braut. Der tragiſche Tod aller Kinder Alis, der allein rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, verfehlte nicht, einen tiefen Unwillen bei den reinen Arabern im Süden zu erwecken. In der Kaaba zu Mekka erhob ſich Abdallah und rief

die Gläubigen zur Rache auf. Allein Jezid ließ durch die ihm ergebenen Truppen auch dieſe Bewegung niederſchlagen und Mekka belagern. Noch aber war die Stadt nicht erobert, als die Nachricht eintraf, Jezid ſey geſtorben, 683. Da kehrten die Belagerer zurück und Abdallah blieb im Süden als Chalif anerkannt. Im Norden aber folgte auf Jezid deſſen Sohn Moawia II. und als auch dieſer bald darauf ſtarb, ein Vetter des Hauſes, Merwan. Aber auch dieſer wurde ſchon 685 durch ſein eigenes Weib umgebracht, worauf ihm ſein Sohn Abdalmelik folgte. Dieſer las gerade im Koran, als man ihm die Nachricht brachte, er ſey Chalif geworden. Da warf er den Koran hin und ſagte als ein echter Ommaijade: „Jetzt will ich nichts mehr mit dir zu ſchaffen haben.“ Nun erhob ſich aber in Kufa der Uſurpator Muchtar als dritter Chalif, unterlag jedoch durch Verrath ſeiner eigenen Anhänger dem Abdallah. Dieſer hätte die allgemeine Anerkennung gefunden, wenn nicht der leichtſinnige Abdalmelik in Damaskus an dem Haddſchadſch einen gewaltigen Feldherrn gefunden hätte, dem es gelang, den edlen Abdallah in Mekka einzuſchließen. Hier vertheidigte ſich derſelbe tapfer, kam aber bei einem Ausfall heldenmüthig kämpfend ums Leben, 690.

Der Ommaijade hielt es nunmehr für klug, ſich wieder mehr des Südens anzunehmen, um die Oppoſition deſſelben zu erdrücken. Die weitere Eroberung Afrikas wurde beſchloſſen und ausgeführt. Vergebens ſuchte Johannes mit einem griechiſchen Heere noch eine Zeit lang Karthago zu behaupten, es fiel 698. Die alten Numidier und Mauritanier aber, d. h. die uralt einheimiſchen Berberſtämme, die ſich früher weder den Karthagern, noch den Römern völlig unterworfen, ſondern dieſelben immer als Feinde behandelt hatten, ahmten die Kopten am Nil nach und ſchloßen ſich unter guten Bedingungen den Arabern an. Ihre damalige Königin Kaſina bewog ſie, alle Städte in Nordafrika zu ſchleifen und der Erde gleich zu machen, weil ihnen alle Uebel, Knechtſchaft und Laſter nur aus den Städten zugekommen ſeyen. Sie hoffte, es werde ſich nun kein fremdes Volk mehr an der verwüſteten Küſte anſiedeln. Aber die Araber kamen und ſie fiel im Kampfe. Nach ihrem Tode indeß

verſöhnten ſich die Berbern bald mit den Arabern. Man bemerkte, daß viele Mauritanier zum Islam übergingen, ſo daß ſelbſt ihr Name auf die Araber übertragen wurde und Europa die von Afrika nach Spanien herüberdringenden Araber nur unter dem Namen der Moriscos oder Mohren kennen lernte. In der That ſtehen ſich jene Berbern und die Araber einander nach dem Stammcharakter und nach den climatiſchen Gewohnheiten viel näher, als ſie je mit Griechen oder Römern ſtehen konnten und ſelbſt das Chriſtenthum, wie heiß es auch von den griechiſchen und romaniſchen Bewohnern der Städte bis zur äußerſten Leidenſchaft erfaßt worden war, hatte doch bei den halb oder ganz freien Stämmen in den Gebirgen und in der Wüſte keine tiefen Wurzeln geſchlagen, oder wie dereinſt bei den Circumcellionen nur den Vorwand zu einer Empörung geliehen, die gegen den Druck der Beamten und Reichen gerichtet war. Daraus erklärt ſich die auffallend ſchnelle und umfangreiche Bekehrung der nordafrikaniſchen Chriſten zum Islam. Es dauerte nicht lange, ſo gab es dort nur noch ganz wenige und vereinſamte Kirchen.

Indeß war vielleicht auch Syſtem in dieſem Verſchwinden des Chriſtenthums, wie in dem des Feuerdienſtes in Perſien, wovon uns ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel in der Geſchichte von Herat erhalten iſt. Die Unterjochung Perſiens und der dahinter liegenden Länder wurde dem Islam dadurch ſehr erleichtert, daß man, das Geſetz des Propheten etwas weiter ausdehnend, nicht nur Juden und Chriſten, ſondern auch den Feueranbetern ihre Religionsausübung frei ließ, wenn ſie anders als gute Unterthanen Tribut bezahlten und gehorſam blieben. Nun ließ aber ein fanatiſcher Iman in Herat den großen Feuertempel daſelbſt zerſtören und baute eine Moſchee darauf. Die Feuerdiener beriefen ſich auf das Geſetz und klagten über Verletzung ihrer Rechte, aber 4000 Einwohner von Herat ſchworen, daß auf jenem Platz niemals ein „Feuertempel geſtanden habe.“ Damit wurde die Unterſuchung niedergeſchlagen und die armen Perſer konnten ſehen, wo ſie Recht bekamen.

Dem Abdalmelik folgte 705 ſein Sohn Walid, deſſen Feldherr Muſa Spanien eroberte. Er reſidirte zu Damaskus in der

ganzen Ueppigkeit eines Despoten, weshalb ihn die einfacheren und freisinnigen Araber haßten, aber seine Macht und der Schrecken, den noch immer Haddschadsch um sich verbreitete, war zu groß, als daß man es gewagt hätte, ihm zu widerstehen. Der letztere wurde berüchtigt durch furchtbare Grausamkeiten und doch zugleich populär durch seine Leutseligkeit. Walid regierte nur bis 716, dann sein Bruder Soliman, der vergebens Byzanz belagerte, dagegen das christliche Reich Georgien im Kaukasus eroberte. Er war ein ungeheurer Fresser und Verächter des Koran, den er für ein bloßes Gedicht hielt. Sein Nachfolger Omar II. seit 718 zeichnete sich als der erste Ommaijade durch Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit aus. Das an Ali begangene Unrecht lag ihm schwer auf dem Herzen und er verbot, ferner Ali zu fluchen, wie seine Vorfahren es allen Gläubigen befohlen hatten. Auch gab er Alis Nachkommen ihre verlorenen Güter zurück. Allein durch diese Gerechtigkeit gab er nur den Hoffnungen der Gegner seines Hauses Nahrung. Ihm folgte 721 Jezid II., ein alberner Fürst, der bei Tische Weinbeerkörner auswarf, die seine Lieblingsfrau Hababah mit dem Munde auffing. Als sie aber an einem solchen Körnchen erstickte, konnte er sich von ihrer Leiche nicht trennen, obgleich sie schon verfault war. Endlich begrub man sie, aber er ließ sie wieder ausgraben und in sein Zimmer bringen. Dadurch zog er sich selber den Tod zu, 723. Kein Wunder, daß sich gegen seinen Bruder Hescham bereits eine starke Partei erhob, zwar nicht von Aliden, aber von Verwandten derselben. Von Abbas, einem Oheim des Propheten, stammte das Geschlecht der Abbassiden, welches damals die Partei der Nachkommen Alis ergriff, um sich selbst die Herrschaft zu erobern, deren die Ommaijaden unwürdig geworden, vielleicht immer gewesen waren. Hescham hatte den Prunk seiner Vorfahren bereits so arg übertrieben, daß zur Fortschaffung seiner Kleider 600 Kameele nöthig waren. In seine elende Regierung fällt die große Niederlage der Araber durch die Franken unter Karl Martell. Sein Nachfolger Walid II. war ein Gotteslästerer, trat den Koran mit Füßen und wälzte sich in den gemeinsten Schwelgereien. Gegen des Propheten Verbot trank er

Wein, hielt ſich Jagdhunde und ließ ſeine Weiber in das Innere der Moſchee zu. Da empörte ſich das Volk und erſchlug ihn, 743. Nachdem noch ein Paar ganz unbedeutende Chalifen gefolgt waren, beſtieg endlich Merwan den Thron von Damaskus, der letzte Ommaijade, welcher tüchtiger war als alle ſeine Vorfahren, aber den Fluch nicht mehr von ſeinem Geſchlechte nehmen konnte. Obgleich es ihm gelang, den Ibrahim, das damalige Haupt der Abaſſiden, gefangen zu nehmen, ſo behauptete doch deſſen Bruder Abul Abbas das Feld und ſchlug ihn in einer großen Schlacht. Zugleich hatte ein gewiſſer Zulzimin eine Secte der abſoluten Freiheit geſtiftet, das Recht der perſönlichen Freiheit für alle Menſchen in Anſpruch genommen und ein großes Heer emancipirter Sklaven zuſammengebracht, wodurch des Chalifen Macht noch mehr geſchwächt war. Er verlor Damaskus und floh nach Aegypten. Als er aber dort kaum wieder ein Heer geſammelt hatte, fiel er durch Mörder, 750.

Abul Abbas ließ ſich zum Chalifen ausrufen und kein Ommaijade wagte ihm mehr den Thron ſtreitig zu machen. Aber er nahm den Schein der Verſöhnung und Gnade an, verkündete eine allgemeine Amneſtie und ließ durch ſeinen Oheim Abdallah alle noch übrigen Ommaijaden nach Damaskus einladen. Sie kamen alle, einer ausgenommen, neunzig an der Zahl, während ſie aber fröhlich beim Gaſtmahl ſaßen, befahl Abdallah, ſie alle niederzuhauen, ließ ihre Leichname und die noch Lebenden mit Tapeten zudecken, und ſchmauste und trank fort, ſo daß die letzten Seufzer der Ommaijaden ſich in den Siegesjubel der Abaſſiden miſchten, 750.

Aus den Worten des Sängers, der beim Mahle die Abaſſiden zum Morde der Ommaijaden aufrief, geht hervor, daß Abbas den Tod Huſſeins rächen und im Sinne der großen Partei Alis handeln wollte. Damit ſtimmt überein, daß Abu Moslim, der geniale Statthalter von Choraſan, hauptſächlich ſeine Erhebung unterſtützte, weil in Perſien und im ganzen Oſten des Reichs Ali gefeiert wurde. Abbas aber bediente ſich nur der Aliden und handelte nur für ſich und ſein Geſchlecht.

5.

Die Araber in Spanien.

In dem Zeitpunct, in welchem die Araber die ganze Nordküste Afrikas eroberten und ihre gierigen Blicke nach Spanien hinüberwarfen, befand ſich das letztere Land in trauriger Zerrüttung. König Roderich ſaß nicht feſt auf dem Thron, denn die Söhne des früheren Königs Witiza, Eva und Siſebut, bildeten unter dem gothiſchen Adel eine mächtige Partei gegen ihn und ebenſo ihr Oheim Biſchof Oppas unter dem Klerus. Ein Graf Julian, Statthalter in Ceuta, der afrikaniſchen Feſtung, welche der Südſpitze Spaniens gegenüber liegend längſt im Beſitz der Weſtgothen war, verſtand ſich mit Witizas Söhnen, die Araber herbeizurufen und mit ihrer Hülfe Roderich zu ſtürzen. Einer Sage nach war Julian perſönlich vom König gekränkt, weil ſeine Tochter Cava von demſelben verführt worden ſeyn ſoll. Der arabiſche Feldherr Muſa, welcher damals unter dem Chalifen Walid den Befehl in Afrika hatte, wollte ſich nicht leichtſinnig in den ihm noch unbekannten Welttheil Europa hinüberwagen, als ihm aber Ceuta durch Verrath geöffnet wurde, ließ er verſuchsweiſe 500 Araber am ſpaniſchen Ufer landen, die es unbeſetzt fanden und mit vielem Raube zurückkehrten. Hierauf ſchickte er im Frühjahr 711 ſeinen Unterfeldherrn Tarik mit 12,000 Mann von Ceuta über die Meerenge zu dem damals noch unbefeſtigten Vorgebirge hinüber, das ihm als Stützpunct für ſeine weiteren Operationen diente und von ihm den Namen Berg oder Gipfel des Tarik (Gibraltar) empfing. Man war in Spanien auf dieſen Angriff nicht vorbereitet, Roderich lag im Norden im Kampfe mit den Basken. Tarik hatte alſo Zeit, ſich im Süden Spaniens in der noch immer nach den Vandalen benannten ſchönen Provinz Andaluſien auszubreiten und die Streitkräfte an ſich zu ziehen, die ihm des Königs Feinde zuführten. Wie rührig dieſe Partei war, erhellt aus dem Umſtande, daß Tarik ſein Heer in kurzem bis auf

25,000 Mann verstärkt hatte. Die zahlreichen Juden waren besonders eifrig, den Arabern Vorschub zu leisten und ihnen die Mittel und Wege zu zeigen, wie sie der wankenden Gothenherrschaft am leichtesten ein Ende machen konnten. Zwar eilte der König herbei, rief alles in Waffen und das Heer, welches er in den Süden führte, soll 70,000 Mann gezählt haben. Allein es war nicht zuverläßig, zu viele Verräther waren in seinen Reihen. Witizas Söhne selbst und Julian hatten sich zum Schein mit dem König versöhnt und er hatte wahrscheinlich wegen ihres großen Anhangs nicht gewagt, sich ihrer Personen zu versichern. Als beide Heere bei Xeres de la Frontera auf einander trafen, wurde zwei Tage lang blutig gekämpft, als sich aber der Sieg auf die Seite des Königs neigte, gingen am dritten Tage die Verräther zum Feinde über. Roderich kämpfte noch mehrere Tage bis zur äußersten Erschöpfung fort, als er plötzlich verschwand und nie mehr wieder gefunden wurde. Nach einer dunklen Sage soll er von Julians Hand gefallen seyn. Sein Verschwinden hatte zur Folge, daß der Rest der Seinen entfloh. Das ist alles, was sich aus den verworrenen und widersprechenden Berichten über diese verhängnißvolle Schlacht ermitteln läßt. Jedenfalls erkennt man daraus, daß die Araber trotz ihrer gewohnten Tapferkeit unmöglich hätten siegen können, wenn nicht Verrath die heldenmüthigen Anstrengungen des Königs und seiner Getreuen vereitelt hätte. Die Verräther aber sahen sich betrogen, kein Sohn Witizas bestieg Spaniens leeren Thron. Die Araber behielten das Land für sich.

Sobald die Nachricht von Tariks Siege nach Afrika gelangte, konnte man dort nicht Schiffe genug auftreiben, um Araber, Mauritanier und Juden nach Spanien überzusetzen, denn zahlloses Gesindel hoffte jetzt bequem in Spanien rauben zu können. Die Gothen dagegen waren wie von panischem Schrecken gelähmt. Die Blüthe ihres Adels war im Kampfe gefallen. Der Rest war ohne Führer und hatte keine Zeit, einen neuen König zu wählen. Seit dem großen Verrathe traute keiner dem andern. Nur wo noch eine

muthige Schaar in einer Stadt beiſammen war, wehrte ſie ſich ritterlich, immer aber nur vereinzelt. Nirgend gab es mehr einen Zuſammenhang und Plan im Widerſtande. Am meiſten fällt auf, daß die Biſchöfe ſich ſo theilnahmlos verhielten, daß niemand auftrat, um die ſpaniſchen Chriſten zum Kampf für ihren Glauben zu begeiſtern. Die Araber ließen aber auch ihrerſeits keinen religiöſen Fanatismus blicken, ſondern duldeten den chriſtlichen Gottesdienſt nach wie vor und erleichterten den Beſiegten die Unterwerfung durch große Zugeſtändniſſe. Die Stadt Sidonia mußte Tarik mit Sturm nehmen und vor der Stadt Eciga hatte er noch einen Kampf mit den Gothen zu beſtehen, als ſich ihm aber dieſe Stadt ergab, bewilligte er derſelben Schonung des Eigenthums und der beſtehenden Geſetze, ein Beiſpiel der Milde, welches andere Städte bewog, ſich ihm freiwillig zu unterwerfen. Man bemerkte, daß die Juden, die ſchon lange zum Schein Chriſten geworden waren, jetzt plötzlich wieder zu ihrem alten Glauben zurückkehrten, und auch die römiſche Bevölkerung fügte ſich, da ſie geſchont wurde, den neuen arabiſchen Herren, ſo daß die Gothen überall in der Minderheit blieben. Damit ſie keine Zeit behielten, ſich etwa noch in der Hauptſtadt Toledo zu ſammeln und einen Widerſtand im Norden zu organiſiren, rieth Julian dem Tarik, ſo ſchnell als möglich nach Toledo zu ziehen. Sein ganzes Heer wurde beritten gemacht, eilte durch die Sierra Morena und kam vor der Hauptſtadt an, ehe man dort auf einen ſo raſchen Angriff vorbereitet war. Die Stadt ergab ſich und alle ihre Schätze fielen dem Feind in die Hände. Eine andere arabiſche Schaar hatte ſich unterdeß nach Cordova gewendet und nahm auch dieſe Stadt durch Verrath ein. Nur 400 tapfere Gothen vertheidigten ſich noch drei Monate lang in einer Kirche und kamen endlich im Brande derſelben um.

Als Muſa von dieſen großen Erfolgen hörte, wurde er von Neid gegen Tarik erfüllt, rüſtete ein großes Heer und kam ſelbſt nach Spanien herüber, wählte aber eine Straße, welche Tarik noch nicht betreten hatte. Der Verrath des Biſchof Oppas öffnete ihm die große Stadt Sevilla. Erſt die Stadt Merida leiſtete ihm

Widerstand, wurde aber durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Hier fiel König Roderichs Wittwe, die schöne Egilona, in seine Gewalt. Unterdeß war Tarik weiter nordwärts gezogen und hatte in einer kleinen Stadt den sogenannten Tisch Salomonis erbeutet, mit einem unschätzbaren Smaragd und 365 goldenen Füßen, ein Geschenk, welches einst Aetius dem König Thorismund gemacht haben soll, und welches ursprünglich wahrscheinlich einem astronomischen Zwecke diente. Als Tarik hörte, Musa komme, ging er nach Toledo zurück, und bezeugte ihm dort seine Unterwürfigkeit, indem er ihm alle erbeuteten Schätze überlieferte. Musa ließ ihn aber in den Kerker werfen, weil er, ohne seine Befehle abzuwarten, eigenmächtig vorgegangen sey. Unterdeß empörte sich im Rücken der Araber die volkreiche Stadt Sevilla, weil man sich dort zu schämen anfing, daß man sich das erstemal so leicht ergeben hatte. Musa ließ aber diesen Aufstand mit schrecklichem Ernst unterdrücken und erlaubte seinen Truppen dort jeden Greuel gegen die Christen, um zu zeigen, was allen widerfahren würde, die nicht gehorchen wollten. Dagegen vergönnte er dem gothischen Grafen Theodemir in Murcia eine Capitulation, die demselben ein völlig unabhängiges Gebiet mit sieben Städten zusicherte. Auch Witizas Söhne behaupteten ihre Güter und ihre Nachkommen vermischten sich ganz mit den arabischen Großen. Weil die Truppen den Tarik ungern vermißten, ließ ihn Musa wieder frei und beide zogen in verschiedenen Richtungen aus, um vollends ganz Spanien zu unterwerfen. Den hartnäckigsten Widerstand leistete im Norden die Stadt Saragossa und erst als Musa dem Tarik zu Hülfe kam, waren beide stark genug, sich der Stadt endlich zu bemeistern. So fiel in kurzer Zeit die ganze pyrenäische Halbinsel in die Gewalt der Muhamedaner mit einziger Ausnahme der nordwestlichen Gebirge von Asturien und Galicien, in deren schwer zugänglichen Thälern alle edlen Gothen, die sich dem Islam nicht unterwerfen wollten, eine sichere Zuflucht fanden. In den eroberten Städten siedelte sich eine große Menge von Muhamedanern und Juden an, die nicht nur aus Afrika, sondern sogar aus Syrien herbeikamen. Denselben wurden auch die Landgüter der

getödteten, gefangenen oder entflohenen Gothen preisgegeben. Natürlicherweise begünstigte der Chalif diese Einwanderungen und Ansiedelungen, um durch die neue, ihm völlig ergebene und größtentheils muhamedanische Bevölkerung die alte christliche in Spanien im Schach zu halten.

Tariks zahlreiche Freunde hatten sich beim Chalifen über Musas Verfahren beschwert. Deshalb wurden beide nach Damaskus beschieden. Musa glaubte sich ziemlich sicher, weil er es war, der dem Chalifen die unermeßliche Beute aus Spanien überbrachte. Er wollte im Triumph in Damaskus einziehen und nahm zu diesem Zweck 30,000 gefangene Gothen mit. Darunter 400 Vornehme und Edle in ihrem prächtigsten Schmuck. Seinen Neffen Ayub ließ er als Statthalter in Spanien zurück. Als er im Winter 714 in Syrien ankam, war der Chalif schwer erkrankt und sein Bruder Soliman, der ihm auf dem Throne nachfolgen sollte, verlangte von Musa, er solle mit seinem Triumphzug warten, bis der Chalif gestorben wäre. Da sich nun aber dessen Tod verzögerte, hielt Musa seinen Einzug. Seine Erwartung aber wurde getäuscht, denn als er dem kranken Walid die mitgebrachten Schätze zeigte und unter andern auch den Salomonstisch, den er selbst erbeutet zu haben versicherte, strafte ihn Tarik Lügen und bewies durch einen goldenen Fuß, den er von dem Tische abgebrochen hatte, daß er zuerst den Tisch erbeutet hatte. Bald darauf starb Walid und Soliman, dem Musa früher nicht zu Willen gewesen war, rächte sich jetzt auf die grausamste Art. Musa wurde seines ganzen Vermögens beraubt, nachdem er die Bastonade (Hiebe auf die Fußsohlen) bekommen hatte. Alle seine Söhne wurden umgebracht. Der Eine, Abdulaziz, Statthalter in Afrika, hatte der Lust nicht widerstehen können, Spanien zu sehen, und sich in Sevilla mit der schönen Egilona vermählt, in der Hoffnung, sich durch diese Heirath bei den christlichen Spaniern beliebt zu machen. Allein Soliman ließ ihn plötzlich überfallen und enthaupten und seinen Kopf dem alten Vater überschicken. Auch dem Ayub half es nicht, daß er Spanien trefflich

verwaltete. Er wurde abgesetzt und an seine Stelle kam Alhaur, ein harter und grausamer Mann.

Um die Araber in Spanien, wenn je dort Aufruhr ausbrechen sollte, rasch unterstützen zu können, ließ der Chalif eine stehende Flotte im Mittelmeer errichten, deren Befehlshaber Amir al ma, der Emir des Meeres hieß. Nach ihm heißen noch jetzt alle Flottenführer Admirale. Diese Flotte vertrieb sich die Zeit mit Plünderung der fränkischen Ufer und eroberte Narbonne, 720. Als aber Zäma, der nach Alhaur Spanien verwaltete, von hier mit einem Heere gegen Toulouse zog, erlitt er durch Eudo von Aquitanien, dem von allen Seiten tapfre Franken zuzogen, eine große Niederlage. Nicht besser erging es dem Ampesa, der im Jahre 726 den Angriff erneuerte. Als aber Munuza arabischer Statthalter in Narbonne geworden war, gestalteten sich die Verhältnisse friedlich. Munuza hatte Eudos schöne Tochter Lampegia gefangen genommen und aus großer Liebe zu ihr mit ihrem Vater eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft. Er trachtete nach einem unabhängigen Reiche an der Grenze, wie vor ihm Abdulaziz. Nun aber setzte der Chalif den Abderrhaman als Statthalter über Spanien und dieser ließ den armen Munuza enthaupten und schickte seine schöne Wittwe nach Damaskus.

Abderrhaman erhielt den Auftrag, eine ungeheure Streitmacht zu sammeln, um die kleine Niederlage in Septimanien zu rächen und das ganze Frankenreich zu erobern. Die Zwietracht im Frankenreich schien ihm den Sieg erleichtern zu müssen, wie früher die Zwietracht im Westgothenreich dem Tarik Spanien überliefert hatte. Eudo verhielt sich bereits zu Karl, wie sich Julian zu Roderich verhalten hatte. Mit 400,000 Arabern schien das Unternehmen leicht ausführbar. Wie sehr aber diesmal der arabische Stolz sich täuschte und beschämt wurde, ist oben schon in der Geschichte der Franken erzählt worden. Bei Poitiers wurde das große Heer Abderrhaman's von Karl dem Hammer zermalmt, 732. Ein neues arabisches Heer unter Amoroz erlitt gleiches Loos, 738, und seitdem wagte der Islam nicht mehr, die Pyrenäen zu überschreiten.

Die große Niederlage der arabischen Waffen hatte zunächst

die Folge, daß ſich die Mauren von ihren arabiſchen Herrn unabhängig zu machen ſuchten. Die Mauren bildeten in Nordafrika die natürliche Mehrheit und hatten ſich auch ſchon zahlreich in Spanien niedergelaſſen. Bewältigten ſie die Minderheit der aus dem Oſten herübergekommenen Araber, ſo konnten ſie ein großes ſelbſtändiges Reich gründen. Sie erhoben ſich zuerſt in Afrika und erlangten durch die Ueberlegenheit ihrer Reiter einen glänzenden Sieg über die Araber. Es war eine Schlacht im Sand der Wüſte „wie zwiſchen Tiger und Schlange", 742. Der arabiſche Feldherr Balik mußte nach Spanien flüchten. Auch hier erhoben ſich die Mauren gegen den Statthalter Abdelmelik, wurden aber von dem erbitterten Balik geſchlagen und darauf auch Afrika wieder unterworfen.

Nach dieſem Bruderkampf unter den Muhamedanern ſelbſt nahm der vom Chalifen neu ernannte Statthalter Abulchatar eine merkwürdige Theilung Spaniens vor, indem er die verſchiedenen muhamedaniſchen Völkerſtämme räumlich von einander trennte. Die Araber bekamen das Gebiet von Granada, die Syrer das von Sevilla, die Aegypter das von Murcia (nachdem Theodemirs kleines Reich von ſelbſt eingegangen war), die aus Paläſtina das von Xeres, die Afrikaner am Ebro, die Perſer am Duero. Viele Städte, Flüſſe, Berge erhielten nun auch arabiſche Namen. Zwar blieb ein Reſt loſen Geſindels übrig, welches unter einer rothen Fahne überall herum plünderte und ſogar den Statthalter gefangen nahm, der letztere wurde aber wieder befreit und die Ruhe hergeſtellt. Da um dieſe Zeit die Herrſchaft der Ommaijaden immer mehr wankte, hatten die ſpaniſchen Muhamedaner den vernünftigen Gedanken, aus ihren verſchiedenen Landſchaften Abgeordnete zuſammentreten zu laſſen zu einem unabhängigen Parlament, von welchem der allgemein verehrte Juſſuff zum Emir von Spanien gewählt wurde, 746.

6.

Die ſpaniſchen Ommaijaden.

Nur vier Jahre ſpäter endete das Reich der Ommaijaden in Damaskus und begann die neue Dynaſtie der Abaſſiden ihre welthiſtoriſche Miſſion. Dieſe große Aenderung der Dinge erſchütterte auch das ferne Spanien. Die Mauren und Afrikaner erhoben ſich hier auf's neue gegen die aſiatiſchen Mosleminen und Juſſuff, der es mit allen wohl meinte, bekam einen ſchweren Stand.

Alle Ommaijaden waren umgekommen, nur einer nicht, der Knabe Abderrhaman, dem es gelang, mit Hülfe gaſtfreier Beduinen erſt durch die ſyriſche Wüſte nach Aegypten, dann durch die afrikaniſche Wüſte bis Spanien zu entkommen, überall von den einfachen Söhnen der Wüſte liebreich aufgenommen, wie ein Kleinod gehütet und weiter befördert. Da nun die afrikaniſche Partei in Spanien um jeden Preis unabhängig werden wollte, bot ihr der Thronwechſel in Aſien eine erwünſchte Gelegenheit dar, ſich unter dem Vorwand dynaſtiſcher Treue für den letzten Sprößling aus dem Hauſe Omijeh gegen die Uſurpation des Abbas zu erklären, und am Ende konnte ſich auch die aſiatiſche Partei in Spanien dieſen Sprößling als Herrn gefallen laſſen, weil er wenigſtens ein echter Araber war. Dieſe Erwägungen bereiteten dem jungen Abderrhaman, als er im Jahre 755 mit tauſend treuen Beduinen in Andaluſien landete, eine freundliche Aufnahme. Juſſuff war das einzige Hinderniß, aber er wurde durch die ſchnell anwachſende Partei des Fremdlings in der erſten Schlacht überwunden. Er empörte ſich noch einmal, kam aber dabei um's Leben. Die Abaſſiden ſchickten ein Heer, um Spanien unter ihre Herrſchaft zurückzubringen, es unterlag aber den ſiegreichen Truppen Abderrhaman's in einer Schlacht an der Guadiana, 762. Huſſein, Haupt der unzufriedenen Partei, ſuchte Hülfe bei Karl dem Großen, der auch wirklich kam und das Land zwiſchen Pyrenäen und Ebro eroberte, deſſen Feldherr Graf Roland aber beim Rückmarſch im Py-

renäenthale Roncesvalles in einen Hinterhalt der Basken fiel und mit allen ſeinen Leuten umkam, 780. Dieſer an ſich nichts entſcheidende Vorfall iſt durch Rolands Heldentod gleichwohl ein Hauptgegenſtand der ritterlichen Poeſie des Mittelalters geworden. Was die Basken betrifft, ſo waren ſie von Alters her den Franken feind und wurden von den Arabern geſchont. — Warum der große Karl Rolands Tod nicht rächte, erklärt ſich aus ſeiner Politik, die Kraft des deutſchen Nordens zuſammenzuhalten und nicht zu ſehr zu zerſplittern. Obgleich er ſtark genug geweſen wäre, die Ommaijaden aus Spanien zu vertreiben, ſo ſchonte er doch dieſes ihm nicht mehr gefährliche mauriſche Reich, wie er andrerſeits auch trotz aller Aufforderung nicht Luſt hatte, von Italien aus nach Konſtantinopel zu gehen. Es genügte ihm, Frankreich, Deutſchland und Italien feſtzuhalten. In ſtarker Mitte war er unangreifbar, jede weitere Eroberung hätte nur ſeine Kräfte getheilt und geſchwächt.

Dieſem Umſtande hauptſächlich hatte es Abderrhaman zu danken, daß er fortan ungeſtört ſeine Herrſchaft in Spanien befeſtigen konnte. Er nahm ſeine Reſidenz in Cordova und regierte friedlich und eingedenk der Gnade Gottes, die ihn allein von allen Genoſſen ſeines Geſchlechts gerettet und ihm die Herrſchaft in dem ſchönen Spanien, einen neuen Thron, ein neues Volk geſchenkt hatte. Nach den Aufzeichnungen von ihm war er ein Menſch von tiefem Gemüth. Obgleich ihm die heiterſte Sonne des Glücks lachte, blieb doch ſeine Seele vom Kummer um die Seinen überflort. Spanien beſaß damals noch keine Palmen. Er ließ die erſte vor ſeinem Palaſte anpflanzen und von ihr ſtammen alle andern ab, die man jetzt in Spanien findet. Sie ſollte ihn an ſeine verlorene Heimath, an Damaskus erinnern und er ſelbſt beſang ſie in einem zarten Liede:

Auch du biſt Fremdling hier im Lande,
Du ſchöner ſchlanker Palmenbaum!
Algarbes ſüße Schmeichellüfte,
Sie wehen koſend um dich her;
Fruchtbarer Boden nährt die Wurzel,
Die Krone ſtreckſt du himmelan;

Doch, Palme, wenn du fühlen könnteſt,
Auch du vergößeſt Thränen dann.
Allein für dich gibts keinen Wechſel
Des Schickſals, das nur Menſchen plagt; —
Dir, Palme, blieb vom Vaterlande
Wohl dir! Erinn'rung nicht zurück;
Ich aber, wenn daran ich denke,
Ich löſe mich in Thränen auf!

Er ſchmückte ſeine Reſidenz mit dem prachtvollen Palaſt Alkazar und mit einer großen Moſchee. Ihm folgte 788 ſein Sohn Hedſcham, der eben ſo fromm regierte. Spanien kam in blühenden Wohlſtand. Die Chriſten wurden Mozaraber genannt, was ſo viel als Halbaraber oder den Arabern Vermiſchte bedeutet. Sie behielten ihre Kirchen, aber ihre Biſchöfe verloren den ſtrengen apoſtoliſchen Charakter, weil ſie ſich hier, wie im ganzen Orient, ja im chriſtlichen Byzanz ſelbſt an den weltlichen Machthaber anſchmiegten und in deſſen Gunſt immer wohl daran zu ſeyn ſuchten. Viele laxe Chriſten gingen daher auch zum Islam über, um die Vortheile der herrſchenden Claſſe zu genießen. Als überdies in den Gebirgen die unabhängig gebliebenen ſtolzen Gothen den Mozarabern ihre ganze Verachtung blicken ließen, hielten ſich dieſe letzteren ſchon aus Trotz zu ihren arabiſchen Herren, wobei noch alter Haß der unterworfenen Römer gegen die gothiſchen Eroberer mit unterlaufen mochte. Man ſah damals in der bunteſten Vermiſchung Chriſten mit Muhamedanern und mit Juden ſich verheirathen. Auch die chriſtliche Geiſtlichkeit nahm Weiber und die Geſchichtſchreiber verfehlen nicht hinzuzufügen, daß es zuweilen Ehefrauen geweſen ſeyen, welche die mozarabiſchen Pfaffen ihren rechtmäßigen Männern entführten. Oft ging es auch mit der Biſchofsweihe nicht in Ordnung her, denn Abderrhaman I. wollte ſie eine Zeit lang gar nicht mehr erlauben und gab ſie nur gegen eine große Geldleiſtung zu. Biſchof Egila von Granada wandte ſich angſtvoll an den Papſt, aber die Antwort langte nicht an, denn zwei Geiſtliche, welche ſie bringen ſollten, kamen unterwegs um. Der Chalif duldete keine Verbindung der mozarabiſchen Biſchöfe weder mit dem Papſte noch mit Frankreich. Wie

es ſcheint, begünſtigte er unter der Hand eine Häreſie, um die Trennung der ſpaniſchen Kirche von Rom zu erleichtern. Am Ende des 8. Jahrhunderts begann in dem ſpaniſchen Grenzbisthum Urgel in den Pyrenäen, welches damals ſchon von den Franken beſetzt war, Biſchof Felix zu lehren, Chriſtus ſey nicht der wahre, ſondern nur ein Adoptivſohn Gottes. Dieſer ſ. g. Adoptianismus war der neſtorianiſchen Ketzerei verwandt und ſie wurde wie billig von der abendländiſchen Kirche verdammt. Sowohl der Papſt, als Karl der Große, der damals das Frankenreich beherrſchte, bemühten ſich um ſo mehr, die Neuerung des Felix zu unterdrücken, als die mozarabiſchen Biſchöfe, voran Elipandus, Erzbiſchof von Toledo, dem Felix zuſtimmten. Als dieſer ſchon einmal widerrufen hatte i. J. 792, ließ er ſich durch Elipandus verleiten, noch einmal ſeinen Irrthum zu erneuern, weshalb er nochmals von Rom und Frankreich aus gezwungen wurde, abzuſchwören. Es blieb bei dem Verſuche, das den Arabern unterworfene Spanien von der römiſchen Kirche zu trennen. Die folgenden Chalifen legten keinen Werth mehr auf einen ſolchen Verſuch und die lare Obſervanz unter den Chriſten reichte hin, auch ohne Häreſie gehorſame Unterthanen eines andersgläubigen Fürſten aus ihnen zu machen.

Auch die nachfolgenden Ommaijaden in Spanien mehrten des Landes Wohlſtand und begünſtigten alle Künſte des Friedens und in hohem Grade die Wiſſenſchaften. Spanien füllte ſich mit arabiſchen Schulen und Akademien, in die alle Weltweisheit überging, welche die griechiſchen Schulen verloren hatten. Der Ackerbau im fruchtbaren Süden des Landes wurde ſehr geprieſen. Von der Induſtrie zeugt noch heute der Name des Corduanleders, welches in Cordova bereitet wurde. In den Städten herrſchte eine muſterhafte Ordnung. Es fehlte nicht an wohlthätigen Anſtalten, Spitälern ꝛc.

Unter Abderrhaman II. wollte Erzbiſchof Eutopius von Cordova, tiefbekümmert über den ſchlechten Zuſtand der ſpaniſchen Kirche, Verbindungen mit Frankreich anknüpfen, wurde aber bald gemaßregelt und als er einen neuen Feuereifer für den Glauben entzündete nnd viele eifrige Anhänger fand, erfolgten blutige Hinrichtungen und

Martyrien in Menge, 850. Den Chriſten wurden hinfort die Glocken verboten, die ſie ausnahmsweiſe in Spanien bisher immer hatten läuten dürfen. Biſchof Reccafrid beeilte ſich zu erklären, wer wegen Läſterung Muhameds hingerichtet werde, ſey für keinen Märtyrer zu achten. Biſchof Hoſtigeſius und Servandus, Graf der Chriſten in Malaga, benutzten die Verfolgung, um den armen Chriſten Geld abzupreſſen.

Ihren Glanzpunkt erreichte die Ommaijadenherrſchaft unter Abderrhaman III. ſeit 912. Dieſer eben ſo thatkräftige als wohlwollende und geiſtvolle Chalif kämpfte viel mit den Gothen in den Gebirgen, die ihn doch nicht ſo ganz in Anſpruch nahmen, daß er nicht noch das ganze Mauritanien hätte unterwerfen und ſeinem ſpaniſchen Reiche verbinden können, indem er die Herrſcherfamilie der Ederiſiden von dort vertrieb. Er hatte eine Geliebte, Namens Azzähra (Blume der Schönheit), der zu Ehren er ein Luſtſchloß gleichen Namens mit zauberiſchen Gärten baute, unfern von Cordova. Hier war in der reizendſten Gegend alles zuſammengehäuft, was einen Aufenthalt paradieſiſch machen kann, Prachtgebäude und Pavillons im leichten und luftigen Styl der Araber, Drahthäuſer mit den ſchönſten Vögeln des Südens, ein Springbrunnen mit vielen goldenen Figuren, Bäder inmitten von wundervollen Blumengärten, Bosquets, Bogengänge und Parkanlagen. Der Chalif ſah auch gerne Dichter und Gelehrte um ſich und hatte denſelben einen prächtigen Verſammlungsſaal geöffnet, in welchem man mit Vorleſungen und gelehrten Unterhaltungen wetteiferte.

7.

Pelayo und St. Jago.

Unter den edlen Gothen, welche ſich in die Gebirge von Aſturien geflüchtet hatten, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, befand ſich auch Pelayo (Pelagius), der Roderichs Schwertträger

geweſen war. Munuza, der auf ſchöne Frauen Jagd gemacht zu haben ſcheint, hatte des Pelayo reizende Schweſter entführt, dieſer ſie ihm aber glücklich wieder entriſſen und, um ſeinen Verfolgungen zu entgehen, ſich in das Thal der Diva geflüchtet. Dem Flüßchen aufwärts führt dieſes enge Thal zwiſchen ſteilen Felſen zu einem Berge hin, in welchem ſich eine geräumige Höhle befindet. In dieſe nun floh Pelayo; es hatten ſich aber ſchon viele Gothen zu ihm geſellt, die theils mit ihm die Höhle beſetzten, theils die Felſen, die das Thal von beiden Seiten einengten. Als nun Munuza eine von dem treuloſen Biſchof Oppas geführte große Kriegsſchaar in das Thal ſchickte, wurde dieſelbe von vorn und von den Seiten angegriffen und mit Pfeilen und Steinen überſchüttet und erſchlagen, Oppas aber gefangen und hingerichtet. Munuza ſelbſt war zu Gijon zurückgeblieben, wurde aber hier von den Gothen angegriffen und vertrieben. Seitdem behauptete ſich Pelayo im Gebirge in dem kleinen Orte Cangas und wurde von den Gothen der Umgegend zum König ausgerufen. Viele, von ſeinen Erfolgen und von altgothiſchem Ehrgefühl bewogen, ſchlugen ſich zu ihm und verſtärkten ſeine Kriegsmacht. Hinter ihm an der Seeküſte hatte ein anderer edler Gothe aus Reccareds Geſchlecht Pedro (Petrus) gleichfalls die Unabhängigkeit bewahrt und als Pelayos Sohn Fawila auf der Jagd von einem Bären zerriſſen wurde und kinderlos ſtarb, erbte das kleine freie Gothenreich Pedros Sohn Alonſo, indem er ſich mit Pelayos Tochter Ermeſinde vermählte.

Alonſos Sohn Fruela verlegte ſeine Reſidenz nach Orviedo, 762. Unter ſeinen nächſten Nachfolgern aber brach Zwietracht aus. Ein Bruder beargwohnte den andern, die Mächtigeren unter den Adeligen erhoben Aufruhr. König Aurelio und ſein Nachfolger Silo ſuchten ſich daher beide mit den Arabern auszuſöhnen, was wieder das freie chriſtliche Volk nicht dulden wollte. Auch Karl der Große, der damals über die Pyrenäen kam, half der chriſtlichen Sache nicht viel auf, da Rolands Untergang alle Erfolge wieder vereitelte. Doch ſchoben ſich die Franken allmählig mit zäher Ausdauer auf der Oſtſeite der Pyrenäen langſam hindurch und behaupteten ſich in Urgel

und Huesca, welches der Anfang der ſ. g. ſpaniſchen Mark unter fränkiſcher Hoheit war. Als nun in Aſturien Alonſo der Keuſche König wurde und den Glaubenskrieg wieder mit aller Thatkraft aufnahm, konnte gleichzeitig auch ein fränkiſches Heer unter dem Grafen Wilhelm von Toulouſe Barcelona erobern und dieſe Stadt zur Hauptſtadt der ſpaniſchen Mark machen, welche hinfort auch die Grafſchaft Barcelona oder Catalonien hieß, 801.

Alonſo der Keuſche erfocht glänzende Siege über die Araber und erweiterte ſein Reich im Weſten. Da geſchah im Jahr 829 ein großes Wunder. In Galicien unfern vom Meer bemerkte man in einem Dorngebüſch bei Nacht wunderbare Lichter und ſchwebende Engel und entdeckte alsbald daſelbſt den Leichnam Jakobus des älteren, des Apoſtels. Nach der Legende war er von ſeinen Schülern in Joppe eingeſchifft und hieher gebracht, aber vergeſſen worden. An Ort und Stelle ſelbſt gilt eine andere Legende, wonach der Apoſtel noch lebend nach Spanien kam. Als Pilger wandernd bis zum äußerſten Weſten der damals bekannten Erde erblickte er einen Stern (stella) über einem Felde (campo), wo ihm geweisſagt war, hier werde einſt ſein Grab ſtehen. Die heidniſche Königin des Landes ließ ihn, weil er das Chriſtenthum predigte, von wilden Thieren zerreißen. Dieſe Legende erklärt den Namen Campoſtella, den die über dem Grab des Heiligen erbaute Kirche erhielt. Bald erhob man ſeine Kirche zu einem Biſchofſitz und erklärte St. Jago für den Schutzpatron Spaniens. Die Wallfahrten zu ſeinem Grabe dienten hinfort allen chriſtlichen Spaniern zum Mittel der Vereinigung, und die Fahne San Jagos wurde die nationale Sturmfahne. Campoſtella wurde bald weltberühmt und nicht nur aus Spanien, ſondern aus dem ganzen chriſtlichen Europa geſchahen Wallfahrten dahin, eben ſo häufig wie nach Rom, ſeitdem die Wallfahrten nach Jeruſalem wegen des daſelbſt herrſchenden Halbmonds eingeſchränkt worden waren. Unter Alonſos Schlachten war die berühmteſte die der dreizehn Tage 816 gegen Hakem. Sein Nachfolger Ramiro erfocht einen glänzenden Sieg bei Clavigio über Abderrhaman II. Mitten

in der Schlacht ſoll der h. Jago auf weißem Roß mit einer weißen Fahne, auf der ein rothes Kreuz ſichtbar war, erſchienen ſeyn.

Im Jahr 866 beſtieg Alonſo der Große den aſturiſchen Thron, ſetzte den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen fort und ſiegte in der großen Schlacht bei Zamora, 901. Das von ihm den Arabern entriſſene Land in Spaniens Mitte erhielt von den vielen Caſtellen, die er darin zur Sicherheit anlegte, den Namen Caſtilien. Sein Sohn Garcias verlegte die Reſidenz nach Leon, daher man das Königreich Aſturien fortan auch das von Leon nannte. Im Beginn des 10. Jahrhunderts entſtand ein neues kleines Königreich in Navarra, deſſen erſter König Sancho war. Die Basken behaupteten zwar, dieſes Reich ſey ſo alt wie das aſturiſche und ſchon in der erſten Hälfte des 8. Jahrhunderts durch ihren Helden Innigo Ariſta gegründet worden und habe damals das Königreich Sobraſte geheißen. Der Einſiedler in der Höhle von Galeon habe zuerſt zum Widerſtand gegen den Islam aufgefordert und Ariſta ſich an die Spitze der Basken geſtellt. Indeß iſt dieſe Sage durch nichts beurkundet und wahrſcheinlich erſt ſpäter ausgebildet worden. Jedenfalls erklärt ſich die Abzweigung Navarras von Aſturien aus der alten Abneigung der Basken, ſich mit den Gothen zu vermiſchen. Etwas ſpäter zweigte ſich auch Caſtilien als ſelbſtändige Grafſchaft ab, indem ſich Graf Fernando Gonzalez hier unabhängig machte, 964.

Der Kampf zwiſchen den Gothen im Norden und den Arabern im Süden Spaniens iſt äußerſt merkwürdig wegen ſeiner langen Dauer und wegen der eigenthümlichen Erſcheinungen, die ſich daraus entwickelten. Es iſt kein Zweifel, daß die außerordentliche Tapferkeit und opferfreudige Todesverachtung im Kampf um den Glauben allmählig eine gegenſeitige Achtung der beiden feindlichen Völker erzeugte und daß ſich daraus ein edles und ritterliches Benehmen bildete, wodurch die frühere Wildheit und Argliſt der Kriegsführung gemildert wurde. Der angeborene Adel des Gothen wurde vom Sohne der Wüſte, der angeborene Adel des Beduinen vom Gothen anerkannt. Man bewunderte den ritterlichen Gegner und Herausforderungen zum Zweikampf, die immer mehr überhand nahmen, bewieſen,

daß man ſich für ebenbürtig erachtete. Auch kam man in freundſchaftliche Berührung miteinander. Unter ſo vielen Thronſtreitigkeiten und Empörungen flohen bald Araber zu den Gothen, bald dieſe zu jenen. Welches Wohlgefallen die arabiſchen Helden am ſchönen Geſchlecht der Gothen fanden, hat uns ſchon Munuzas Beiſpiel gezeigt und die altſpaniſchen Romanzen bewahren die Erinnerung an manche zärtliche Verbindung auch ſpaniſcher Helden mit mauriſchen Schönen. Zu den älteſten Romanzen dieſer Art gehört die von den ſieben Infanten von Lara. Gonzalo Buſtos de Lara hatte ſieben Söhne, die Infanten (Kinder) von Lara genannt. Dieſe wurden auf Veranſtaltung der Donna Lambra, der böſen Schwägerin ihrer Mutter, auf verrätheriſche Weiſe ermordet. Allein Gonzalo war früher einmal von den Mauren gefangen worden, deren König ihn in Cordova gut behandelte. Dort hatte ſich des Königs Schweſter ſterblich in ihn verliebt und einen Sohn bekommen, welcher Mudarra hieß und nie erfahren ſollte, wer ſein Vater ſey. Als er es aber durch Zufall erfuhr, wallte das gothiſche Blut in ihm auf und vergeſſend, daß er als Muhamedaner geboren und erzogen war, glaubte er vor allem der Ritterpflicht genügen und ſeine ſieben ermordeten Brüder rächen zu müſſen. Er ſuchte daher den Mörder, der Donna Lambra Gemahl, Don Rodrigo auf, und fand ihn, wie er eben von der Jagd ausruhte. Nun erzählt die alte Romanze:

Als der Ritter alſo ruhte,
Trat an ihn heran Mudarra,
„Grüß' euch Gott, mein edler Ritter,
Dort am grünen Buchenabhang."

„„Gleichfalls ſegn' euch Gott, mein Junker,
Und die Stunde, da ihr ankommt.""

„Sagt mir an mein edler Ritter,
Sagt mir, wie man euch benannt hat."

„„Don Rodrigo nennt man mich,
Der ſich heißet auch von Lara;
Bin Gonzalo Buſtos Schwager,
Bin der Bruder Donna Sancha's;

Und von Lara die Infanten
Waren nah mir durch Verwandtſchaft;
Jetzo barr' ich auf Mudarra,
Auf der Renegatin Baſtard;
Wenn ich ihm begegnen ſollte,
Muß er ſterben ſonder Anſtand.""

„Wenn dein Nam' iſt Don Rodrigo,
Der ſich heißet auch von Lara,
Bin Mudarra ich, Gonzalez,
Bin der Renegatin Baſtard,
Bin der Sohn Gonzalo Buſtos
Und der Stiefſohn Donna Sancha's;
Waren meine ſieben Brüder
Die Infanten auch von Lara.
Du verkaufteſt ſie, Verräther,
In dem Thal von Arabiana:
Drum, wenn Gott im Kampf mir beiſteht,
Kommſt du nicht von dieſem Kampfplatz."

„„Gönnt mir ſoviel Zeit, Gonzalo,
Bis ich meine Waffen anthat.""

„Haſt du doch nicht Zeit gegönnet
Den Infanten einſt von Lara;
Mußt nun ſterben hier, Verräther,
Du der Todfeind Donna Sancha's."

Sechstes Buch.

Die Chalifen von Bagdad.

1.

Harun al Raſchid.

Abul Abbas, zubenannt „der Blutvergießer“, der erſte Chalif aus dem Hauſe der Abaſſiden, war hauptſächlich durch den Eifer ſeines Oheims Abdallah und des Abu Moslim, Statthalters in Chorafan, auf den Thron gelangt, auf dem er ſich, nachdem er einige Empörer niedergeworfen hatte, befeſtigte. Er führte zwei ſchwarze Fahnen, „die Wolke“ und „der Schatten“ benannt, was Abhalten der brennenden Sonne, eine wohlthätige und milde Beſchattung der Völker bedeuten ſollte. Schwarz aber war die Hausfarbe der Abaſſiden, wie grün die des Propheten und der Nachkommen Ali's oder Aliden, weiß die der Ommaijaden. Abbas haßte Damaskus, vielleicht daß ihn die Erinnerung an das ausgemordete Geſchlecht ſeiner früheren Herrſcher von dort vertrieb. Er reſidirte zuerſt in Hira, dann zu Anbar am Euphrat. Die Verwaltung des Reichs vertraute er zum erſtenmal einem Vezier an und zwar dem Khaleb, Barmeks Sohn, deſſen Nachkommen, die Barmekiden, ſich durch ihre Weisheit und Gerechtigkeit in der erſten Miniſterſtelle behaupteten.

Obgleich die Abaſſiden die Miene angenommen hatten, als ob ſie den Mord Alis und Huſſeins an den Ommaijaden rächen und die verhaßte Tyrannei derſelben durch ein neues und beſſeres Regierungsſyſtem erſetzen wollten, änderten ſie doch nichts Weſentliches. Nur der Name der Dynaſtie war ein anderer geworden. Das Syſtem blieb und wurde nur mit einer neuen Energie fortgeſetzt. Hatten die Ommaijaden die alten einfachen Sitten Arabiens verlaſſen und waren in Syrien in die ganze Ueppigkeit der Griechen verſunken, ſo ahmten ihnen die Abaſſiden darin einfach nach, ja ſie ſollten ſie bald an verſchwenderiſcher Pracht noch übertreffen. Sie blieben zwar nicht in Damaskus, aber ſie kehrten auch nicht in die ſterile arabiſche Heimath zurück, ſondern ſchlugen ihr Hoflager unter dem verführeriſchen Himmel des alten Babylon auf, dort, wo die uralte Sünde thronte. Sie wußten ſich ihr Element zu wählen. Im ſteinigten Arabien weht ein anderer Geiſt, dorthin paßten ihre Zauberpaläſte und wolluſtvollen Kioske nicht. Nur in Syrien und Meſopotamien war die Bevölkerung längſt an nichts anderes mehr gewöhnt, als den Lüſten ihrer Deſpoten zu dienen. Man muß indeſſen zugeben, daß im Muhamedanismus ſchon urſprünglich die Tendenz zu einem epikureiſchen Deſpotismus lag, dem außer den Ommaijaden und Abaſſiden auch alle andern muhamedaniſchen Dynaſtien ſich hingegeben haben und noch hingeben.

Bei den Abaſſiden tritt zum erſtenmal das Beſtreben hervor, das Chalifat ausſchließlich auf das Heer und ſeine Disciplin und nicht mehr auf den Religionseifer aller Gläubigen zu ſtützen. Daher zwei gleichzeitige und ſich ergänzende Erſcheinungen, einmal am Hofe des Chalifen zahlreiche Leibwachen, nicht mehr rein arabiſchen, ſondern mehr perſiſchen und türkiſchen Geblütes und in den Provinzen die eiſerne Gewalt militäriſcher Statthalter, die Gründung eines ſtehenden Heeres und großer Privilegien einer übermüthigen Soldateska, und auf der andern Seite dagegen in den entfernten Provinzen ein neues und verſchiedenartiges Aufflammen religiöſer Schwärmerei in Secten, deren bloße Entſtehung ſchon anzeigt, daß das Reich Gottes auf Erden, wie es Muhamed hatte gründen wollen,

nicht recht zu Stande gekommen oder ſchon wieder zerrüttet ſey. In dieſen Secten reagirte auf mannigfache Weiſe theils der gute Glaube, theils der Unabhängigkeitsſinn unterworfener Völker gegen die ſchreckliche Soldatenherrſchaft.

Der erſte Abaſſide regierte nur vier Jahr lang, von 750—754. Ihm folgte ſein Bruder Manßur oder Almanzor, gegen den ſich ſein Oheim, der blutige Abdallah, der Vertilger der Ommaijaden, erhob, den er aber gefangen nahm und in ein Haus einſperrte, welches ſo eingerichtet war, daß es über ihm einſtürzen mußte. Auch des Abu Moslim, der in Choraſan ziemlich unabhängig herrſchte, ſuchte er ſich zu entledigen. Dieſer räthſelhafte, noch junge Mann ſollte von den altperſiſchen Königen abſtammen. Deshalb wollte ihn die Secte der Ravendi zum Chalifen haben. Das waren heimliche Anhänger der alten Feuerlehre Zoroaſters und weil zu dieſer Lehre der Glaube an die Seelenwanderung gehört, nahmen ſie an, des Propheten Muhamed Seele ſey in Abu Moslim übergegangen. Weil ſie ihn aber hofmeiſtern wollten, ließ er ſie zu hunderten niederhauen. Manßur beargwohnte ihn dennoch, weil er zu mächtig geworden war, lockte ihn zu ſich und ließ ihn, der ſich in ſeine Arme geworfen hatte, umbringen. Nun erhob ſich aber Abu Moslims Freund Sindbad und behauptete, der Geiſt deſſelben in Geſtalt eines weißen Vogels weiſſage ihm, die Chalifen würden untergehen, und die Saſſaniden wieder Perſiens Thron beſteigen. Er unterlag aber in der erſten Schlacht und wurde mit den Seinen auf der Flucht getödtet. Noch größern Ruhm erlangte Hakam, der Schreiber Abu Moslims, der nach deſſen Tode unter dem Namen „Mokanna“, d. h. der Verſchleierte, einen großen Anhang fand und durch den Reiz des Geheimniſſes, indem er ſein Geſicht ſtets mit einem goldenen Schleier verhüllte, die Menſchen bethörte. Er gab ſich für Gott ſelbſt aus, der vorher in Abu Moslim incorporirt geweſen ſey und jetzt in ihm, und man erzählt ſeltſame Wunder von ihm. Es iſt wahrſcheinlich, daß hinter dieſen Gaukeleien nur eine politiſche Partei ſich verbarg. Man erkennt aus den ſeltſamen Secten im Oſten des Chalifats, d. h. in Perſien, eine große Bewegung der

Geiſter, aber auch viele Zurückhaltung, weil die Furcht vor den Chalifen noch zu groß war. In dieſem Sinne iſt es auch zu verſtehen, daß die Ravendi nach Abu Moslims Tode die Incarnation des Propheten in Manßur ſelbſt anerkannten.

Im äußerſten Weſten des Chalifats kam damals eine Secte anderer Art auf, die der Ibadhijen oder „Gleichgiltigen", weil ſie lehrten, es ſey alles einerlei, Gutes und Böſes, das Extrem des Fatalismus. Dieſe Secte entſtand in Mauritanien zu der Zeit, als der letzte Ommaijade ein Aſyl in Spanien fand und der Arm der Abaſſiden nicht ſo weit reichte, ihn von dort zu vertreiben. Alle dieſe Secten, über die wir leider nicht genug genauere Auskunft beſitzen, waren gewiß ſehr merkwürdig und überall nur der Ausdruck einer unter der Schreckensherrſchaft der Chalifen gedrückten Stimmung unzufriedener Völker.

Manßur baute Bagdad am Ufer des Tigris, unweit von den verlaſſenen Seleucia und Medrain, den Reſidenzen der früheren Diadochen und Perſerkönige, und hier blieben fortan die Abaſſiden. Von der Macht des Chalifen zeugt, daß noch unter ſeiner Regierung die neue Stadt ſchon die größte im ganzen Reiche war, 10,000 Moſcheen und eben ſo viele Bäder, 600 Canäle mit 105 Brücken und 400 Waſſermühlen und 100,000 Gärten zählte. Im Palaſt des Chalifen waren viele Höfe, in denen die griechiſchen Geſandten 100 Löwen, 100 Giraffen, 100 Elephanten ſahen. Den Dienſt im Palaſt hatten 7000 Eunuchen. Der Teppiche gab es 38,000, darunter 12,500 von goldgeſtickter Seide. Auf dem Fluſſe wimmelte es von prächtig verzierten Gondeln; die Fahrt auf demſelben, ſonderlich in einer warmen Nacht, wenn alle Gärten beleuchtet waren, wird in den Märchen der 1001 Nacht wie eine Feerei beſchrieben.

Der Chalif ſtarb 775. Sein Sohn Mahadi beſiegte den Aufruhr des Mokanna. Der verhüllte Prophet wurde in der Stadt Nekhſcheb eingeſchloſſen, konnte ſich nicht mehr halten, vergiftete alle ſeine Anhänger, verbrannte ihre Leichen und zuletzt ſich ſelbſt. Sein Andenken iſt heute noch bei den Druſen im Libanon heilig, deren Secte bis auf ihn zurückführt. Nun erhoben ſich auch zum

erſtenmal wieder die Aliden und zwar in Mekka ſelbſt, aber es war noch zu frühe, ſie wurden beſiegt und ihr Anführer, Huſſein, enthauptet. Des Chalifen jüngerer Sohn, der feurige Harun al Raſchid, zog zu Felde gegen Byzanz zur Zeit der Kaiſerin Irene, mußte ſich aber auf Verheerungen beſchränken, da ihm die Stadt zu feſt war.

Dem Mahadi folgten 785 ſeine beiden Söhne, Muſa al Hadi und Harun al Raſchid gemeinſchaftlich, der erſtere ſtarb aber bald. Damals entfloh der Alide Edris, der dem letzten Gemetzel in Arabien entronnen war, nach Mauritanien und gründete dort die unabhängige Dynaſtie der Edriſiden, ohne daß es Harun hindern konnte. Aglab, den er als Statthalter nach Afrika geſchickt hatte, machte ſich im Jahre 799 ebenfalls unabhängig und gründete die Dynaſtie der Aglabiden in Tunis. Alſo erſtreckte ſich der Abfall, der in Spanien begonnen hatte, immer weiter nach Oſten hin und nachdem einmal einzelne Völker ſich von dem Chalifen unabhängig gemacht hatten, ließ ſich vorausſehen, daß bald auch andere dieſem Beiſpiele folgen würden. Insbeſondere unter den echten Arabern und Perſern gährte es ſchon längſt, aber gerade hier waren die letzten Empörungen blutig niedergeſchlagen worden und von Bagdad aus beherrſchte ſie der Chalif aus der Nähe zur Rechten und zur Linken.

Harun al Raſchid genießt einen ungeheuren Ruhm als Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften und der Dichtkunſt. Die arabiſchen Märchen ſind daher voll ſeines Lobes. Auch wird ihm der glückliche Friede des Reichs unter ſeiner Regierung zu Gute geſchrieben. Er correſpondirte mit Karl dem Großen und machte ihm ſchöne Geſchenke. Doch hat er eigentlich nichts Großes geleiſtet. Während er Chalif war, ging ihm der größte Theil Afrikas verloren. Ein Krieg, den er gegen Byzanz führte zur Zeit des Kaiſers Nicephorus, hatte kein Ergebniß, ja während deſſelben raubten die Chazaren die Grenzländer des Chalifates aus. Es iſt daher eine leere Renommiſterei, wenn arabiſche Dichter ſagen, Nicephorus habe dem Harun eine Anzahl Schwerter

als Kriegsdrohung geſchickt, dieſer aber mit ſeinem Säbel alle zugleich mit einem Hiebe durchhauen. Harun machte eine Wallfahrt nach Mekka, vielleicht um ſeine Frömmigkeit vor allen Gläubigen darzulegen, vielleicht auch, um ſich einmal den Arabern zu zeigen, was die in Syriens Wollüſten verſunkenen Chalifen ſo ſelten thaten. Auch dieſer Reiſe iſt von den Dichtern ein zartes und rührendes Motiv unterlegt worden. Haruns Bruder El Hadi hatte eine Geliebte, die ſchöne Gadir. Dieſer horchte einſt auf ihren lieblichen Geſang, änderte aber plötzlich die Farbe und ſagte: „ich dachte an meinen Tod und daß mein Bruder Harun mir folgen und dich beſitzen wird.“ In dieſem Augenblicke trat Harun ein, dem er unter den heiligſten Eidſchwüren, wie zum Beiſpiel, daß er eher die Pilgerſchaft nach der Kaaba zu Fuß verrichten wolle, die Verſicherung abdrang, daß er nie Gadirs Liebe anſprechen werde. El Hadi ſtarb wenige Monate hernach, und Harun, noch mehr als ſein Bruder in die ſchöne Gadir verliebt, ſprach ihren Beſitz an, ſie erinnerte ihn ſeines Eidſchwures, er verſprach ihr die Sühne deſſelben. Eines Tages, als ſie auf ſeinen Knieen ſchlief, fuhr ſie plötzlich aus dem Schlafe auf, ſagte ſchluchzend, daß ihr El Hadi erſchienen und ſie ihres gebrochenen Wortes erinnert habe, ſie weinte dann bis ſie den Geiſt aufgab! Die Sühne des obigen Eides war die Urſache der Pilgerſchaft, welche Raſchid zu Fuß verrichtete.

Man pflegt Haruns große Gerechtigkeit zu preiſen, aber gegen die Barmekiden war er ungerecht. Khaleds Sohn Joſia und deſſen Sohn Fadl hatten ſeinem Hauſe treu gedient. Fadl's Sohn Giafar that es ebenfalls, aber dieſe Barmekiden waren als Veziere allmählig ſo reich und mächtig geworden, daß es Harun für nöthig erachtete, ſie auf die Seite zu ſchaffen. Nach der Sage hatte ſich Giafar hinter dem Rücken des Chalifen mit deſſen Schweſter Abaſſa vermählt und ſie hatte zwei Kinder bekommen. Als Harun dahinter kam, ließ er den Giafar umbringen und die zwei Hälften ſeines Kopfes an zwei entfernten Plätzen der Hauptſtadt aufhängen. Als er auch die verſteckten Kinder auffand, ließ er dieſelben vor ſeinen Augen ins Feuer werfen und auch alle übrigen Barmekiden umbringen.

2.

Die Abaſſiden.

Harun's Nachfolger auf dem Throne ſollte Amin ſeyn, der Sohn ſeiner Lieblingsgemahlin Zobeide, deren reizendes Bild ſo oft in den Märchen der 1001 Nacht wiederkehrt. Dieſe Dame hatte aber einmal dem Chalifen eine Partie Schach abgewonnen und dadurch das Recht erworben, ihm irgend etwas zu befehlen, was er thun müſſe. Aus Uebermuth befahl ſie ihm, mit einer häßlichen Mohrin zu Bette zu gehen. Die Mohrin aber bekam einen Sohn, Mamun, der viel tüchtiger und verſtändiger war, als Amin, weshalb Harun vor ſeinem Tode verordnete, beide Brüder ſollten das Reich theilen, 809. Amin blieb in Bagdad, gab ſich aber nur läppiſchen Vergnügungen und dem Trunke hin und ließ ſich einfallen, den Namen ſeines Bruders aus den öffentlichen Gebeten der Gläubigen wegzuſtreichen, und ſeinen jungen Sohn zum alleinigen Thronfolger zu ernennen. Mamun ließ ſich das nicht gefallen, und ſchickte ſeinen Feldherrn Taher mit einem Heere nach Bagdad. Amin blieb ſo ſorglos, daß er, als man ihm meldete, ſein Heer ſey von Taher geſchlagen worden, gar nicht darauf achtete, ſondern, weil er gerade mit ſeinem Vertrauten Kouter fiſchte, nur ausrief: „Laßt mich doch in Ruhe, Kouter hat ſchon zwei Fiſche gefangen und ich noch keinen.“ Taher nahm Bagdad ein und Amin wurde todtgeſchlagen, 813. Seine Mutter Zobeide dachte ſchmerzlich an den Zank, den ſie mit Harun gehabt, als ſie ihn zwang, bei der Mohrin zu liegen, und rief aus: „Gottes Fluch über den Zank!“

Mamun beſtieg den Thron, ein ſchon durch ſeine Geburt merkwürdiger Fürſt, noch mehr durch ſeine Geſinnung. Er begriff vollkommen, das Haus der Abaſſiden beſitze das Chalifat mit Unrecht und nur die Nachkommen Ali's ſeyen deſſelben würdig. Mit dieſer Ueberzeugung ſaß er, obgleich ein trefflicher Regent, doch auf dem ſchönſten Throne der damaligen Welt nur unruhig und voll Ge-

wiſſensſcrupel. Man ſagt, daß Fadal, ſein Vertrauter, dieſe Stimmung bei ihm genährt habe. Er wollte nun wirklich das Schickſal verſöhnen, legte öffentlich die ſchwarze Farbe der Abaſſiden ab und die grüne der Aliden an, und damit das Chaliſat dieſen zurückgegeben werde, ernannte er einen Nachkommen Ali's, den jungen Ritza, den er äußerſt lieb gewonnen hatte, zu ſeinem Nachfolger und vermählte ihn mit ſeiner Tochter Abiba. Unglücklicherweiſe ſtarb aber dieſer Ritza, 818. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er durch Gift endete, denn bald darauf erhob ſich eine den Aliden feindliche Partei auch gegen Fadal und ließ ihn ermorden. Ohne Zweifel war es die Soldatenpartei, die das bisherige Syſtem aufrecht erhalten wollte, weil ſie fürchtete, die Nachkommen Ali's würden ein anderes, der Soldatenherrſchaft minder günſtiges Syſtem befolgen. Um die Aliden ſchwebte nämlich ein Nimbus von Heiligkeit und die Hoffnung der Völker auf ein frommes Friedensſyſtem, was gerade den Soldaten am meiſten zuwider war. Taher ſcheint die Hauptrolle dabei geſpielt zu haben, denn Mamun ſah ſich genöthigt, ſich ſeiner Führung zu überlaſſen. Man hatte in Bagdad bereits den Ibrahim, einen Bruder Haruns, zum Chalifen ausgerufen. Wollte Mamun ſich deſſen erwehren, mußte er ſich ganz ſeinem Feldherrn Taher hingeben. Ibrahim wurde beſeitigt und Mamun konnte in Bagdad einziehen, mußte aber vorher die grüne Farbe der Aliden ablegen und die ſchwarze der Abaſſiden wieder annehmen. Dieſer Zwang bewirkte, daß er mit Taher auf die Dauer nicht gut ſtehen konnte. Der letztere machte ſich nun in Choraſan unabhängig, ohne daß es Mamun hindern konnte.

Der Chalif beſchäftigte ſich ſeitdem mit Sternkunde und mit theologiſchen Grübeleien. Damals entſpann ſich unter den Gelehrten des Islam ein heftiger Streit über die ewige oder zeitliche Natur des Koran. Die Secte der Motazeliten behauptete, der Koran ſey nicht von Ewigkeit, ſondern nur erſchaffen, alſo nicht Gottes, ſondern ein Menſchenwerk, und überhaupt miſche ſich Gott niemals unmittelbar in die Angelegenheiten der Menſchen. Dieſem Rationalismus nun huldigte der Chalif in ſeinen ſpäten Jahren und vielleicht fand

er in der Indifferenz einen Troſt, da ihm die Erinnerung an ſeine früheren religiöſen Scrupel ſeit der unglücklichen Kataſtrophe wohl verleidet ſeyn mochten. Er ſuchte unter andern auch Troſt bei der griechiſchen Philoſophie, von der man ihm Wunderdinge geſagt zu haben ſcheint. Daher die artige Erzählung, die uns aufbewahrt iſt, von einem Traume, in welchem ihm die griechiſche Philoſophie als das reizendſte Weib der Erde in vorher noch nie geſehener Schönheit erſchien. Als er nun eifrig alle möglichen Werke griechiſcher Philoſophen beſtellen, abſchreiben und überſetzen ließ, ſoll er ſich oft beim Leſen derſelben gelangweilt und geſeufzt haben, daß er die Schönheit ſeines Traumbildes nicht darin finden könnte. Unterdeß hatte ſich wieder eine neue Secte im Norden des Reichs am kaſpiſchen Meere ausgebildet. Ihr Stifter Babek hieß Churrami, der Fröhliche, weil er den bequemſten Epikureismus lehrte. Gleich einem neuen Dionyſos, welcher trunken mit ſeinen Bachanten durch die Welt zieht und alles todtſchlägt, was ſeine Luſt nicht mitmacht, tobte Babek mit ſeinen tollen Schaaren umher und ſoll 300,000 Menſchen haben tödten laſſen, bis er unterlag. Uebrigens vereinigte Mamun, wenigſtens in ſeinen ſpätern Jahren, mit ſeinen aſtronomiſchen und theologiſchen Liebhabereien ziemlich viele Prachtliebe, denn als er ſich i. J. 822 mit der ſchönen Buran, Tochter ſeines Beziers, vermählte, wurden der Braut, die auf einem goldnen Teppich ſtand, tauſend der größten und ſchönſten Perlen über den Kopf gegoſſen.

Nach ſeinem Tode, 833, folgte ihm ſein Bruder Motaſſem, nicht ſein Sohn Abas, der vielmehr, als er ſich gegen den Oheim empörte, umgebracht wurde. Damals verband ſich Babek mit dem griechiſchen Kaiſer Theophilus, um vom Norden her noch einmal das Reich der Chalifen zu erſchüttern, aber er wurde beſiegt und nachdem man ihm Arme und Beine abgehauen, in Ketten aufgehangen. Das war das Ende des Fröhlichen. Auch ſein griechiſcher Bundesgenoſſe richtete nichts gegen den Chalifen aus. Die Türken jenſeit des kaſpiſchen Meeres ſcheinen dem Fröhlichen als ihrem Nachbar nicht ſehr geneigt geweſen zu ſeyn, denn wir erblicken ſie von dieſer Zeit an

zum erstenmal in großen Massen in der Garde des Chalifen. Sie betrugen sich damals schon so übermüthig gegen die Araber und Syrer, daß diese bitter klagten und sich endlich in Masse erheben wollten. Da führte Motassem die Türken von Bagdad hinweg und baute für sie eine eigene Soldatenstadt mit sehr weitläufigen Stallungen. Er starb schon 842. Sein Sohn Watek war kränklich, verfiel in des Vaters frühere Melancholie, glaubte, der Thron gebühre den Aliden und fing wieder an, diese zu bevorzugen. Da machte aber Wassif, der Oberste der türkischen Leibwache, kurzen Prozeß mit ihm, er starb und i. J. 847 wurde sein Bruder Motawakel Billah Chalif.

Dieser Unhold war der unwürdigste unter allen Nachfolgern des Propheten, ein böser Bube wie Caligula, Caracalla ꝛc., aber so klug, daß er sich ganz nach den Türken richtete und die armen Aliden auf's neue verfolgte. In Gesellschaft seiner türkischen Prätorianer hatte er die beste Gelegenheit, seinen angeborenen Hang zur Grausamkeit auszubilden. Als ein Aufruhr im Süden des Kaukasus ausbrach, ließ er denselben durch die Türken niederschlagen. 50,000 Aufrührer hielten sich in der Stadt Tiflis und wurden hier zur größeren Ergötzung der Türken aus Thürmen, welche man rings um die Stadt aufrichtete, so lange mit Feuer beworfen, bis sie alle und die ganze Stadt verbrannt waren. Zu Bagdad in seinem Palaste hielt der Chalif Berathschlagungen, wie man einen Menschen am empfindlichsten und längsten martern könne. Sein Vezier Abu Giafar, ein gelehrter Mann, erzählte ihm von dem berüchtigten ehernen Stiere, in welchem der Tyrann Phalaris Menschen bei langsamem Feue. habe braten lassen. Der Chalif scheint aber erfahren zu haben, daß Phalaris den Verfertiger jenes Stiers selbst darin habe braten lassen, und machte sich nun den Spaß, einen gleichen Stier verfertigen und seinen gelehrten Vezier hineinstecken zu lassen. Wie der Ofen heiß wurde, flehte ihn Abu Giafar um Mitleid an, der Chalif aber belehrte ihn, daß Mitleid Charakterschwäche sey, und sah seinem langsamen Tode behaglich zu. Bei der Tafel war es seine größte Lust, seine Gäste zu erschrecken, indem er plötzlich einen

großen Löwen hereinkommen, oder Schlangen unter sie werfen ließ. Häufig stellte er Töpfe voll Scorpionen unter den Tisch und ließ sie während des Essens unvermerkt zerschlagen. Wenn nun ein Gast den giftigen Stich empfing und wehklagte, machte der Chalif den Arzt und heilte den Stich mit einer unfehlbaren Salbe. Doch war er nicht immer so guter Laune. Es konnte ihm auch einfallen, schnell einen scharfen Säbel hervorzuziehen und seinen Gästen einem nach dem andern die Köpfe abzuschlagen. Immer nur unter seinen Türken lebend, verachtete er die Araber und den Propheten selbst, erlaubte sich sogar, die Pilgerfahrten nach Mekka zu verbieten, verachtete aber noch mehr die Christen und Juden, welche von jedem öffentlichen Dienst im Staate ausgeschlossen wurden, auch niemals mehr ein Pferd, sondern nur Esel reiten durften. Ganz abscheulich ging er mit seinem eigenen Sohn Montasser um, den er an der Tafel viehisch betrunken machte und dann mißhandelte. Als er aber auch anfing, hie und da einen Türken ebenso wenig zu schonen, wie seinen eigenen Sohn, beschloß Bagher, ein Türke von außerordentlicher Größe, den er zu seinem Liebling ausersehen hatte, ein Ende mit ihm zu machen, überfiel ihn bei der Tafel und hieb ihn nieder, 861.

Montasser Billah hatte darum gewußt, daß die Türken seinen Vater umbringen wollten. Daraus machte er sich nachher schwere Vorwürfe. Als er einst auf einer altpersischen Tapete bei einer auf derselben dargestellten Figur die Inschrift las: „Ich bin Siroes, der seinen Vater Chosru umbringen ließ, aber nur sechs Monate regiert hat," erschrak Montasser dermaßen, daß er in ein Fieber fiel und starb, 862.

3.

Zerrüttung und Theilung des Chalifenreichs.

Es ist von nun an nicht mehr der Mühe werth, wenigstens nicht mehr von weltgeschichtlichem Interesse, die Namen aller jener

unglücklichen Abaſſiden zu nennen, welche von ihrer türkiſchen Leibwache eingeſetzt und wieder abgeſetzt, denen die Augen ausgeſtochen, die zu Tode geprügelt, zum Hungertode verdammt, oder ſonſt umgebracht wurden. Ebenſo werthlos ſind die Namen ihrer Henker, der türkiſchen Anführer. Dieſe Palaſtrevolutionen währten in Bagdad fort und fort, je nach dem ein Abaſſide den Türken nicht mehr gefiel, oder nicht genug Sold zahlte. Einmal griff ganz Bagdad zu den Waffen, um das ſchändliche Joch der Türken abzuwerfen. Aber die Einwohner der Hauptſtadt, wenn auch zahlreich, waren ſchon zu verweichlicht, um den tapfern Türken widerſtehen zu können, die eine entſetzliche Rache nahmen, die ganze Stadt ausplünderten und ihren Poſten behaupteten. Der Chalif blieb ihr Sklave, wurde nur von ihnen gewählt und konnte nichts mehr gegen ihren Willen unternehmen. Das alles aber trug ſich nur in Bagdad zu. In den weiten Provinzen des Reichs kümmerte man ſich kaum mehr um die Hauptſtadt und erhoben ſich neue Dynaſtien an allen Enden, bald dauerhaft, bald ſchnell wieder verſchwindend und durch andere verdrängt. Das Chalifat zerbröckelte, als ob der Chalif vor dem Spiegel geſtanden und plötzlich, indem der Spiegel in viele Stücke ſprang, ſein Bild vervielfältigt geſehen hätte. Ein genaues Verzeichniß aller dieſer paraſitiſchen Dynaſtien zu geben und alle hieher gehörigen Namen zu nennen, würde ebenfalls die Klarheit unſerer welthiſtoriſchen Betrachtung verwirren. Wir faſſen nur die Grundzüge auf, in denen ſich die Welt des Islam fortbewegte.

In der damaligen Zerſplitterung mosleminiſcher Dynaſtien, Parteien und Secten tritt nur ein großer Gegenſatz charakteriſtiſch hervor. Es iſt derſelbe, der ſich ſchon nach dem Tode des Propheten bemerklich machte, ſeine bleibende Färbung jedoch erſt ſpäter erhielt, als unter den Abaſſiden die türkiſche Soldatenpartei den Haß gegen die Aliden zu dem ihrigen machte und in brutale Verachtung der Araber und Perſer überſetzte. Jetzt erſt wurde jener alte Gegenſatz zwiſchen der Familie des Abu Bekr und der Aïſcha auf der einen, und der Familie der Fatime und des Ali auf der andern Seite zu einem nationalen und zugleich zu einem kirchlichen.

Die Perſer, uralte Feinde der Türken, hielten um ſo eifriger zu den Alіden, wie jene zu deren Gegnern. In ſeiner kirchlichen Ausprägung wurde das der Gegenſatz zwiſchen Schiiten und Sunniten. Die Sunna war eine Sammlung muhamedaniſcher Vorſchriften für das tägliche Leben, Kleidung, Eſſen und Trinken, Manieren in der Geſellſchaft u. ſ. w.; gleich dem Koran ſelbſt verbindlich für den ganzen Anhang der Ommaijaden und Abaſſiden, aber nicht für den Anhang der Alіden. Jene wurden daher Sunniten genannt, die Anhänger Alis aber Schiiten, ſoviel als Ketzer. Der Schmerz, der einſt durch die Herzen aller unbefangenen Gläubigen ging, als Ali und Huſſein, die nächſten Erben des Propheten und Männer von reinem Wandel, durch ſchändliche Ränke Unberechtigter aus ihrem Erbe geſtoßen und grauſam ermordet wurden, war nicht aus den Seelen gewichen und hatte ſich trotz der ſchrecklichen Unterdrückung insgeheim fortgepflanzt. Insbeſondere wurde der unſchuldige Huſſein das Symbol alles gekränkten Rechtes der Gläubigen. Am feurigſten aber prägten ſich die Perſer ſein Bild ein, mehr noch als das des Ali, welchen ſie mehr der Trauer des rein arabiſchen Stammes überließen. Alles muhamedaniſche Gefühl der Perſer einte ſich in dem Haß gegen die Mörder Huſſeins und gegen alle Sunniten, weil dieſe jenen Mord gut hießen. Daher die wunderbare Thatſache einer in Perſien durch alle Jahrhunderte fortklingenden Klage um Huſſein und das jährliche Trauerfeſt um ihn, einzig in der Weltgeſchichte. Im ganzen muhamedaniſchen Oſten von Perſien hinüber nach der Tatarei und Indien wird am Tage Aſchura und von da zehn Tage lang in allen Städten jenes große Trauerfeſt begangen. Tag und Nacht wechſeln in den Moſcheen Trauergeſänge mit Vorleſungen aus dem Koran. Das Grab Huſſeins wird gleich unſern Weihnachtsbäumen mit allem erdenklichem Schmuck, mit Fahnen, Spiegeln und unzähligen Lampen behängt. Eine große Feuergrube wird geöffnet, aus der die Flammen herausſchlagen, eine ſeltſame Verbindung des altperſiſchen Feuercultus mit dem des Islam. Die Krone des Feſtes aber iſt eine große Proceſſion, in welcher der prächtig geſchmückte Sarg Huſſeins herumgetragen wird,

vom ganzen Volke begleitet unter lautem Wehklagen: „o Ali! o Ali! o Huſſein, o Huſſein, o Huſſein! o Bräutigam! o Bräutigam!“ Die letzten Worte beziehen ſich auf den jungen Sohn Huſſeins, der in ſeinen Armen erſchlagen wurde, als er ſich kaum mit einer geliebten Braut verlobt hatte. Mit dieſer Trauerproceſſion contraſtirt eine andere, die an die altperſiſche Verehrung des Pferdes mahnt. Man trägt nämlich ein rieſenhaftes Hufeiſen herum und alles rennt demſelben mit furchtbarer Schnelligkeit nach. Zuletzt bricht das Volk in ein ungeheures und unabläßiges Rufen des einen Wortes Din aus, welches Glauben oder Religion bedeutet.

Der Nationalhaß der Perſer und der Religionseifer der Schiiten erklären hinlänglich den Abfall des Oſtens vom Chalifat, die Erhebung der Taheriden ſeit 820 in Perſien, der Saffariden ſeit 870 in Afghaniſtan, der Samaniden ſeit 892 im äußerſten Norden des Reichs vom kaſpiſchen Meer bis nach Bochara. Dieſe neuen Dynaſtien bekämpften ſich aber wieder unter einander. Es kam zu keiner Beſonnenheit und Einheit in den Bevölkerungen. Die Emporkömmlinge übten auch hier eine drückende Soldatenherrſchaft aus. Kühne Krieger drängten ſich daher an der Spitze ſiegreicher Schaaren durch Empörung zwiſchen die ſchon beſtehenden Dynaſtien hinein, gründeten neue und verdrängten die alten. So wurden die Saffariden durch die Samaniden verdrängt. Unter den letzteren war Naſr der größte Herrſcher ſeit 914. Bald aber erhoben ſich neben den Samaniden die Dilemiten in Ghilan, wurden die Samaniden gänzlich verdrängt durch die Buiden, bildete ſich die Dynaſtie der Barriden in Chuſiſtan, der Hamaniden in Moſul. Dieſe Theilungen und ewigen Fehden kamen den Perſern nicht zu Gute, denn ſie ſchwächten ſich nur ſelbſt dadurch und erleichterten es den Türken, ſich auch hier, wie in Bagdad, einzuniſten und am Ende zur Alleinherrſchaft zu gelangen. Alle genannten Dynaſtien im perſiſchen Oſten verſchwanden am Ende des 10. Jahrhunderts und machten zwei mächtigen Türkendynaſtien Platz, den Ghaznewiden, die

den ganzen Osten und Indien erobern sollten, und den Seldschuken, denen Bagdad und Syrien zufielen.

Zu derselben Zeit im 9. Jahrhundert, in welchem Persien und der Osten zum erstenmal von den Abassiden abfielen, trennte sich auch Aegypten unter der neuen Dynastie der Tuluniden, seit 877. Ihr Stifter Achmed, Tuluns Sohn, gab sich für einen Aliden aus. Wirkliche Aliden waren die Edrisiden, die zur Zeit Haruns sich in Marokko ein unabhängiges Reich gründeten und die Stadt Fez bauten, und die schon genannten Aglabiten in Tunis. Alle diese Dynastien mußten ihr Erbe seit 909 dem ersten Fatimiten Obeidallah überlassen, der das ägyptische Alidenreich gründete, worauf Kairo zu einer eben so glänzenden Residenz sich erhob wie Damaskus, Bagdad und Sevilla.

In Arabien stiftete im Jahr 890 Achmed, zubenannt Karmath (klein und häßlich), die neue Secte der Karamathier, welche auf eine sehr charakteristische und man kann auch nicht anders sagen, als zeitgemäße Weise einen Versuch machte, im Namen des verschwundenen Propheten den unter einander streitenden Dynastien des Islam zugleich den Krieg zu erklären. Sie sprachen im Namen des Volkes und frugen: was habt ihr aus dem Reich Gottes gemacht, welches der Prophet auf Erden gründen wollte? Sie verwarfen alle Monarchen und huldigten, auch nicht einmal mehr dem Propheten, der so schlechte Nachfolger gehabt hatte, sondern nur dem einen unsichtbaren Imam. Sie fanden den größten Anhang beim geringen Volk und bei den Sklaven, weil sie Freiheit und Gleichheit predigten. Karmath unterlag und wurde, nachdem man ihm Arme und Beine abgeschnitten, in Ketten aufgehangen. Aber die Secte starb deshalb nicht aus und erst nach dreißig Jahren begann sie unter ihrem Anführer Abu Thaser recht furchtbar zu werden. Dieser eroberte Mekka und ritt in die Kaaba, um daselbst sein Pferd stallen zu lassen und dieses Heiligthum für immer zu entweihen. Auch nahm er den berühmten schwarzen Stein mit und ließ einen Abtritt damit zudecken. Er eroberte auch Bassora und zog gegen Bag-

dad, konnte aber dieſe Stadt nicht einnehmen. Die Secte behauptete ſich noch bis gegen das Ende des Jahrhunderts.

In Bagdad regierte die türkiſche Leibwache fort. Ein abaſſidiſcher Chalif, Kaſer, den ſie abgeſetzt und mit ausgeſtochenen Augen hatten laufen laſſen, bettelte noch im Jahr 950 in den Straßen um ein Almoſen, nachdem der Chalif Rhadi bereits 945 den Türken Rapik zum Emir al Omra (Fürſt der Fürſten) ernannt und ihm die ganze weltliche Regierung förmlich in die Hände gelegt, ſich ſelbſt aber nur noch die höchſte geiſtliche Würde vorbehalten hatte. Bald darauf gelang es den mächtigen Buiden, die Türken zu vertreiben und das Emirat an ſich zu bringen. Der Buide Adhad el Daula herrſchte ſeit 976 gewaltig über ein weitausgedehntes Reich, aber ſeine Nachfolger geriethen ſchon wieder in Streit, ſo daß der abaſſidiſche Chalif Kadr ſich eine kurze Zeit wieder von dem läſtigen Emirat frei machen konnte.

Die Schwäche, in welche das Chalifat in Bagdad geſunken war, geſtattete den griechiſchen Kaiſern, nachdem ſie ſchon Jahrhunderte lang Syrien verloren hatten und oft in Conſtantinopel ſelbſt durch Belagerungen geängſtigt worden waren, wieder vorzugehen und wenigſtens einiges Verlorene zurückzuerobern. So die Inſel Creta. Dieſe war 823 von Abu Kaab erobert worden, einem aus Spanien mit ſeinen Anhängern geflüchteten Sectirer. Als er auf der großen Inſel gelandet war, verbrannte er ſeine Schiffe, bante ſich die Feſte Kandor, nach welcher die Inſel ſeitdem Kandia genannt wurde und eroberte ſie allmählig ganz. Erſt 961 wurde ſie von dem Kaiſer Nicephorus Phokas zurückerobert, deſſen Nachfolger Tzinikes auch Antiochia wieder einnahm. Weiter jedoch gelang es den Griechen nichts zurückzunehmen. Im Weſten hatten ſie außer allen afrikaniſchen Beſitzungen auch die Inſel Sicilien, Sardinien, Corſika und einen Theil des Feſtlands von Unteritalien an die Araber verloren, die von Afrika herüberkamen. In Sicilien hatte ein gewiſſer Euchemius eine Nonne entführt und man wollte ihm deshalb die Zunge ausſchneiden. Er floh zu den Arabern und kehrte mit ihnen im Jahr 827 zurück, unterlag aber unter den Mauern von Syrakus

und wurde hingerichtet. Dieſe Araber bekamen Hülfe aus Spanien, ſetzten ſich auf der Inſel feſt, eroberten ſie nach und nach ganz und blieben unter einem eigenen Emir unabhängig. Auch ein Theil Calabriens kam in ihre Gewalt, insbeſondere die griechiſchen Städte Tarent und Bari und ſie raubten an der Küſte, ja überfielen ſogar einmal Rom, ohne darin zu verweilen. Von Sicilien und Spanien aus plünderten ſie häufig die fränkiſchen und italieniſchen Ufer, legten auch auf ſichern Felſen Caſtelle an, deren Ruinen man heute noch ſieht, drangen aber nur ſelten und vereinzelt tiefer ins Innere der Länder ein. Die Eroberung von ganz Italien würde ihnen ſo leicht geworden ſeyn, wie die Spaniens, wenn das Chaliſat noch einig und im Beſitz ſeiner vollen Macht geweſen wäre.

4.

Mahmud der Ghaznewide.

Gegen die Samaniden in Choraſan hatte ſich Alptigin empört und eine ſelbſtändige Herrſchaft in Ghazna, im heutigen Afghaniſtan unfern von den indiſchen Grenzen, gewonnen. Aber ſchon ſein Nachfolger Biri wurde durch den türkiſchen Sklaven Sebuktigin geſtürzt, der ſich durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Deſſen Sohn war Mahmud, einer der größten muhamedaniſchen Herrſcher, welcher im Jahre 997 den Thron beſtieg und zuerſt die arabiſchen Titel Chalif, Imam, Emir verwarf und ſich einen Sultan nannte, welchen Namen ſpäter alle türkiſchen Herrſcher annahmen.

Mahmud räumte unter ſeinen Nachbarn auf und machte zuerſt dem Reich der Samaniden ein Ende, indem er ſich mit Ilek, dem Chan der Turkomannen am kaſpiſchen Meere verband und deſſen Tochter heirathete. Montaſſir, der letzte Samanide, vertheidigte ſich aufs trefflichſte, trotzte der Uebermacht noch lange im kleinen Kriege und führte die kühnſten und abenteuerlichſten Thaten aus, wurde aber

zuletzt auf der Flucht von dem arabiſchen Emir Mahrui, deſſen Gaſtfreundſchaft er angeſprochen hatte, ermordet, um dem Sultan Mahmud gefällig zu ſeyn. Mahmud aber ließ den Mörder ſelbſt, der ſo unedel das Gaſtrecht verletzt hatte, hinrichten. Auch den letzten Saffariden beraubte Mahmud 1002 ſeines Reichs und etwas ſpäter riß er auch das der Buiden an ſich, obgleich er der Wittwe des Buiden Fachreddewart Gnade widerfahren ließ, als ſie an ſeine Großherzigkeit appellirte. Ich glaubte wohl, ſchrieb ſie ihm, daß du uns angreifen würdeſt, ſo lange mein Gatte lebte, aber ich halte dich für zu ritterlich, als daß du ein Weib bekriegen könnteſt. Indem er immer mächtiger wurde, bewarben ſich ſowohl die Abaſſiden in Bagdad, als die Fatimiten in Kairo um ſeine Freundſchaft, was er jedoch nur benutzte, um ſich vom Chalifat in Bagdad aus ſeine Sultanswürde beſtätigen zu laſſen.

Den größten Werth legte er auf ein gutes Einvernehmen mit ſeinen nordiſchen Nachbarn, den tapfern Turkemannen, um im Rücken gedeckt zu ſeyn, wenn er Indien angriffe, denn die Eroberung dieſes reichen Landes lag ihm ſehr am Herzen. Kaum aber war er zum erſtenmal in Indien eingefallen, als ſein Schwiegervater Ilek verrätheriſch in ſein Reich einbrach, angeblich weil er ihm die große indiſche Beute nicht gönnte, wahrſcheinlich aber, weil er fürchtete, der ehrgeizige und eroberungsſüchtige Mahmud könne zu mächtig und ihm ſelbſt gefährlich werden. Mahmud ſah ſich daher gezwungen, ſogleich umzukehren und ſeine Waffen gegen die Turkomannen zu wenden. Er ſchlug ſie aber, verfolgte ſie in den Norden und wich nur der Härte des Winters. Nun konnte er zwar ungeſtört wieder nach Indien ziehen, aber immer nur auf kurze Zeit große Raubzüge dahin unternehmen und kehrte alle Jahre regelmäßig wieder nach Ghazna zurück, weil er die Turkomannen nie aus den Augen verlieren durfte. Erſt nach Ileks Tode fiel dieſe Sorge weg, weil deſſen Bruder Toghan mit Mahmud gute Freundſchaft hielt.

Mahmud ging nach Indien nicht bloß um zu rauben, ſondern auch aus abenteuerlicher Luſt, weil das fremde wunderreiche Land

im Süden ihn unwiderſtehlich anzog. Er ſelbſt war eine poetiſche Natur und der gnädigſte Beſchützer der Dichtkunſt, die an ſeinem Hofe blühte. Erſt ſeit ſeinem Auftreten in der Weltgeſchichte flog der Name Iskender durch das ganze weite Gebiet des Islam und viele Dichter wetteiferten, die Thaten Iskenders, d. h. Alexanders des Großen, zu beſingen. Man darf alſo nicht zweifeln, daß Mahmud ſelbſt von dem großen Makedonier gehört hatte und daß er Luſt bekam, demſelben nachzuahmen. Dies gelang ihm auch und wenn er freilich nur wie ein grauſamer Räuber unter den friedlichern Indern wüthete, ſo kann man doch kaum ſagen, daß er ſich ſchlimmer aufführte, als der große Alexander, denn auch dieſer war ja nur gekommen, um unter einem friedlichen Volke zu rauben und zu zerſtören, ohne dazu das geringſte Recht zu haben. Erſt in der ſpäteren Periode, als er ſich durch Toghans Freundſchaft im Rücken gedeckt ſah, nahmen Mahmuds Raubzüge (Razzias) mehr den Charakter eines Glaubenskrieges an und beſchönigte er die entſetzlichen Unthaten ſeiner Heere und die unbarmherzige Mißhandlung des unſchuldigen indiſchen Volkes durch die angebliche Pflicht, den Götzendienſt auszurotten und die Heiden zum Islam zu bekehren. Einmal dachte er ſogar daran, in Indien zu bleiben und ſeine Reſidenz im Süden aufzuſchlagen. Da er aber ſeine wahre Kraft nur aus dem Norden ſchöpfte, mußte er immer wieder dahin zurückkehren und trotz Toghans Freundſchaft immer noch Beſorgniſſe vor den Türken hegen. Er ſelbſt war ein Türke und kannte die erſtaunliche Ueberlegenheit ſeiner abgehärteten Stammgenoſſen über die ſchwächeren und verweichlichten Kinder des Südens.

Das nördliche Indien befand ſich noch in demſelben Zuſtand, in welchem es vor mehr als 1300 Jahren Alexander der Große gefunden hatte, nämlich getheilt in kleine Staaten unter unabhängigen Rajahs. In den Ebenen und an den Flüſſen gab es große Städte mit einer von alten Zeiten her fein gebildeten Bevölkerung und großem Reichthum. Rohere Stämme wohnten in den Gebirgen, ſehr tapfer und räuberiſch, überall aber durch Stammeshaß oder ein anderes Glaubensbekenntniß den Nachbarn verfeindet. Hätte die

unermeßliche Bevölkerung Indiens zuſammenhalten wollen oder können, ſo würde der Ghaznewide den Indus niemals überſchritten haben. Im übrigen war damals Indien im Innern befriedigt, der Kampf zwiſchen den Brahmanen und Buddhiſten zur Ruhe gebracht, das Land voll Wohlſtand, und Kunſt und Poeſie in der höchſten Blüthe, wie wir dieſelbe im zweiten Bande dieſes Werkes beſchrieben haben.

Mahmud begann ſeine oft wiederholten Feldzüge in Indien im Jahr 1001 und kam das erſtemal nur bis Lahore. Jnipal, der brahmaniſche Rajah dieſes Reiches, zog ihm mit 300 Elephanten entgegen, wurde aber zweimal geſchlagen. Nun war es Sitte, daß ein zweimal beſiegter Fürſt abdanken mußte. Jnipal trat daher freiwillig ſeinem Sohne die Regierung ab, ließ einen Scheiterhaufen errichten und ſich auf demſelben verbrennen. Sein Sohn Anendpal wurde dem Mahmud dienſtbar. Dieſer beſiegte ſodann den Rajah von Bhatia, der ſich verzweifelnd in ſein Schwert ſtürzte. Desgleichen unterwarf er den Rajah von Nardin. In den Zwiſchenzeiten des indiſchen Krieges ſchlug er den kriegeriſchen Stamm der Gebern in den Gebirgen und hierauf wieder ſechs verbündete indiſche Rajahs, zu denen auch Anendpals Nachfolger gehörte und die auf den Schutz der Gebern gezählt hatten. Ebenſo unterwarf er die gefährlichen Stämme im Gebirgslande Ghur. Dem folgte die Eroberung der reichen Städte Tenaßir und Nagarkote, wo er die prachtvollſten Tempel zerſtörte und die reichſte Beute machte. Hier gebot ſchon der Rajah von Delhi und Mahmud hatte große Luſt, Delhi ſelbſt anzugreifen. Jnipal II. aber, der Enkel des erſten, Rajah von Lahore, bedrohte ihn aus den Gebirgen von Kaſchmir, ſo daß ſich Mahmud dorthin wenden mußte. Da wurde der Frieden des paradieſiſchen Thales von Kaſchmir zum erſtenmal durch die raub- und blutgierigen Horden entweiht, deren Allahruf der ärgſte Mißbrauch des göttlichen Namens geworden iſt.

Jetzt erſt ſetzte Mahmud die Plünderung Indiens im großen Style eines Glaubenskrieges fort, an der Spitze von 100,000 Reitern, denen er noch 20,000 turkomanniſche Reiter zugeſellt hatte,

um ſich dieſelben zu befreunden. Dieſe Unmenſchen hausten nunmehr im reichbevölkerten Flußgebiete des Ganges wie Wölfe unter den Schaafen. Vergebens flehten die Rajahs um Frieden und boten ungeheure Löſungsſummen. Mahmud hielt nicht inne, ſondern rückte vor, raubte alles und zerſtörte die Tempel der Heiden. Der Rajah Kwor-Rai ſtürzte ſich in ſein Schwert. Die Rajputten in der Stadt Mandſch verbrannten ſich mit Weib und Kind ſelbſt, um nicht den grimmigen Feinden in die Hände zu fallen. Zu Matra beraubte Mahmud den großen Tempel des Kriſchna mit Götzenbildern ſchwer von Gold, deren Wangen aus Rubinen, deren Augen aus Smaragden von unſchätzbarem Werthe beſtanden. Außerdem ließ er noch hundert ſilberne Götzen aus dieſer einzigen Stadt auf Kameelen nach Ghazna entführen. Von dieſem Zuge brachte der Sultan außer goldenen Geräthen, Juwelen und Perlen nur an gemünztem Gelde 20 Millionen Gulden mit und 350 Elephanten. Auf dieſe Thiere legte er großen Werth. Sie hatten ihm ſchon früher gegen die Turkomannen gute Dienſte geleiſtet und wie ſeine Macht ſich immer mehr vergrößerte, brachte er die Zahl ſeiner Kriegselephanten bis auf 1300. Das nächſtemal zog Mahmud gegen den Rajah von Kalendſcher aus, der ſich ihm unterwarf und mit 300 Elephanten und einer ungeheuern Menge von Edelſteinen ſeine Gnade erkaufte. Das war binnen 24 Jahren ſein dreizehnter indiſcher Feldzug. Da wußte er ſich ſtark genug, um ſich mitten durch Vorderindien bis an die Küſte des Meeres zu wagen, und gelangte nach Sumnat, von deſſen großem Reichthum er gehört hatte. Hier ſtand das größte und koſtbarſte Standbild des Kriſchna, wie in ganz Indien kein zweites war. Hier nämlich war die Stelle, an welcher der Gott Kriſchna durch einen Pfeil getödtet wurde und die mithin als ſein Grab einer der berühmteſten Wallfahrtsorte geworden war. Mahmud wollte das rieſenhafte Götzenbild zerſchlagen laſſen, als die Brahmanen ihm eine Summe von mehreren Millionen boten, wenn er ihr Heiligthum ſchonen wollte. Mahmud erklärte jedoch, er ſey kein Götzenverkäufer und ließ das Bild zerſchlagen. Da zeigte ſich ſein Bauch ganz angefüllt mit Diamanten, Rubinen und Perlen von un-

schätzbarem Werthe. Der Tempel dieser Götzen war ungeheuer reich; zu ihm gehörten 2000 Dörfer, 2000 Brahmanen bedienten ihn, nebst 500 Bajaderen, 300 Musikanten, 300 Barbieren, welche die Pilger, ehe sie den Tempel betraten, rasiren mußten. Eine schwere Kette von Gold hing vom Tempel herab und trug eine Glocke. Der ganze Tempel wurde von einer Lampe erleuchtet, deren Licht in tausend Juwelen sich spiegelte. — Als ihn Mahmud gänzlich ausgeplündert hatte und mit seinem Raube heimkehrte, wurde er absichtlich von einem Wegweiser, der ein Priester jenes Götzen in Sumnat gewesen war, irre geführt. Sein Heer verschmachtete vor Durst und verlor eine Menge Todter. Da ließ Mahmud den Wegweiser hinrichten und betete inbrünstig zu Allah, der sich seiner erbarmte. Denn am östlichen Horizont zeigte sich ein Luftzeichen. Dahin richtete nun das Heer seinen Marsch und gelangte zu einem Flusse.

Damals hatte Mahmud auch den Rajah von Guzerate gefangen genommen und seinen Günstling, den Dabissalima, an dessen Stelle gesetzt. Der neue Rajah glaubte sich nicht vollkommen sicher, wenn er den alten nicht selber in Verwahrung habe, bat um dessen Ablieferung und ließ unterdessen unterhalb seines Thrones eine enge Höhle machen, in die er ihn einsperren wollte. Als er aber in der Mittagshitze im Garten schlief, und das Gesicht mit einem rothen Tuch zugedeckt hatte, kam ein Geyer, der das Tuch für Fleisch hielt und hackte ihm unversehens die Augen aus. Als Mahmud das erfuhr, meinte er, einen blinden König könne er nicht brauchen und da ihm der alte König von Guzerate gefallen hatte, so setzte er ohne Weiteres diesen wieder auf den Thron. Der arme Dabissalima aber fiel in dessen Gewalt und mußte nun selbst die Höhle bewohnen, die er unter seinem Thron hatte einrichten lassen.

Ungern verließ Mahmud die reizenden Ufer des indischen Meeres, die er nie wieder sah, denn er starb nach wenigen Jahren, 1031. Obgleich er zu den größten Räubern und Schlächtern auf dem Erdboden gehört hat, hinterließ er doch den Ruhm strenger und sogar uneigennütziger Gerechtigkeit. Dies galt aber nicht von seiner Be-

handlung anderer Völker, ſondern nur von der ſeines eigenen Volkes und Heeres. Nie hat ein Fürſt die Disciplin beſſer gehandhabt. Man erzählt, daß einer ſeiner Krieger einen Ehemann aus dem Hauſe gejagt habe, um bei deſſen Weibe zu bleiben. Der Ehemann klagte bei Mahmud. Dieſer ging in das Haus, ließ aber alle Lichter auslöſchen, den Frevler verhaften und hinrichten, dann erſt wieder Licht bringen, betrachtete den Hingerichteten, warf ſich auf die Erde und dankte Gott. Warum thuſt du das? frug der Hausherr. „Ich habe, antwortete der Sultan, meine Krieger ſo gut gezogen, daß ich nicht glaubte, es könne jemand anders an dir gefrevelt haben, als einer meiner Söhne, weil er vielleicht geglaubt hätte, meine väterliche Güte würde ihm die Strafe erſparen. Aber ich ſtrafe ohne Unterſchied. Und darum danke ich Gott, daß es nicht mein Sohn war!“ Nach einer ſchönen Sage erſchien einmal einem angeſehenen Araber Mahmud nach ſeinem Tode als Geſpenſt, eine Geſtalt wie eine vermodernde Leiche, die in Staub zerfallen will. Nur ſeine Augen braunten mitten heraus in ihrem alten lebendigen Feuer und er ſagte, das geſchähe deshalb, weil er ſein Lebenlang mit dieſen Augen über das Recht ſeiner Unterthanen gewacht habe.

Mahmuds Hof war der glänzendſte der Erde geweſen. Nie wohl fand ſich wieder ſoviel Pracht beiſammen, weshalb er ſich auch vom Anblick ſeines unermeßlichen Juwelenſchatzes auf dem Sterbebette kaum trennen konnte. Er liebte es, die Pracht aller andern Höfe in Ghazna zu vereinen. Seine Garde war perſiſch, türkiſch, arabiſch und indiſch gekleidet, ſeine 500 Pagen byzantiniſch. Ein Theil ſeiner Reiterei trug fränkiſche Helme. Er erbaute zu Ghazna eine prachtvolle Moſchee von Marmor, eine Akademie und Bibliothek.

5.

Muhamedaniſche Gelehrſamkeit.

Was die Araber als Herren der halben Welt, als Stifter einer neuen Religion, als Pfleger der Wiſſenſchaften und Künſte, als Handelsvolk ꝛc. Großes gethan, das iſt nur aus jener alten nationalen und ſittlichen Grundlage, ohne dieſelbe zu verändern, hervorgeblüht, wie die prachtvolle Blume der Agave ſich zum Himmel erhebt und wieder welkt, die ſie tragende unſcheinbare Pflanze aber mit ihren harten ſtachlichen Blättern immer dieſelbe bleibt. Was die Araber auch in den von ihnen eroberten Reichen gethan haben, in ihrer Heimath blieben ſie der alten Sitte treu bis auf den heutigen Tag.

Man kann nicht leugnen, daß ſie auch als Welteroberer immer nur Räuber im Großen waren; deshalb haben ſie die Länder nicht beglückt, ſondern nur ausgeſogen, die Völker nicht befreit, ſondern zu Sklaven gemacht. Die fabelhafte Pracht der von ihnen gegründeten weltgebietenden Throne war aber nichts anderes als die Verwirklichung ihrer phantaſtiſchen Träume. Man denke ſich den armen, aber von Habgier unſtät umhergetriebenen und mit glühender Einbildungskraft begabten Räuber, wie er in der endloſen Sandwüſte ſich jene wunderbare Fata Morgana vorſpiegelt, die ihm alle Herrlichkeit der Erde und des Himmels zeigt, die er entbehrt, und wovon er dann unter dem Zelt als beredter Märchenerzähler wetteifernd mit ſeinen Raubgenoſſen ſchwärmt. Plötzlich als ein Heldenvolk geſchaart, als Sieger in allen Schlachten, als Eroberer der reicheren, aber durch Ueppigkeit verweichlichten Länder, wie hätte der ſonnenverbrannte Wüſtenſohn nicht auch ſeine Träume verwirklichen ſollen. Was er in Bagdad und Kairo, in Sevilla und Granada, in Delhi und Agra ſich erbaut, waren die Feenpaläſte ſeiner Märchenträume und die Kioske des Freudenhimmels, den ihm Muhamed nach dem Tode verhieß. Und darüber ging ſeine Denkkraft nie hinaus. Was die Ommaijaden in Spanien, die Abaſſiden in Bagdad auch ver-

ſuchen mochten, eine dauerhafte Ordnung und Civiliſation im Sinn der europäiſchen Staaten ließ ſich bei dieſem excentriſchen Räubervolk niemals durchführen. Mitten in der Ruhe des Friedens wollte jeder einflußreiche Beamte des Staats immer wieder nur der glückliche Räuber ſeyn, zuſammenſcharren und ſich ſeinen feenhaften Harem bauen. Die ſanftere Geſittung in den Städten führte nur zu Verweichlichung und zur Unterjochung der Araber unter die roheren Türken. Und ſo iſt auch die arabiſche Kunſt und Wiſſenſchaft, wie in ihren Tendenzen weſentlich phantaſtiſch, ſo nur von kurzer Blüthe geblieben.

Auch alle andern Völker, welche dem Islam unterworfen wurden, nahmen dieſe phantaſtiſche Richtung an. Man kann ſich dieſe Bezauberung der Völker kaum erklären, wenn man ſie nicht als eine Magie der Furcht auffaßt. Die Araber ſchreckten alle Völker in den Islam hinein und der Deſpotismus der Chalifen, Emire und Sultane bannte ſie darin feſt.

Außer einiger altſabäiſcher Sternkunde, einer alten Erfahrung in der Behandlung von Wunden und Krankheiten und einer ausgezeichneten Helden- und Liebesdichtung, wie ſie kriegeriſchen Hirten angemeſſen war, brachten die Araber nichts mit, was einer Wiſſenſchaft und Literatur ähnlich geſehen hätte. Das auf den Koran gegründete Wiſſen war aber theils Raub, herausgeriſſen aus der Bibel und dem Talmud, theils in einen eigenthümlich feierlichen Schwulſt und poetiſchen Nebel eingehüllt, der ſich von vorn herein jede Kritik verbittet. Die geſammte muhamedaniſche Literatur hat überraſchenderweiſe dieſen urſprünglichen Charakter ihres Stifters und ihres erſten Productes, des Koran, durch alle Jahrhunderte und bei den verſchiedenſten Nationen, die in den Islam eingetaucht wurden, beibehalten.

Was zuerſt die muhamedaniſche Theologie betrifft, ſo haben wir bereits die wichtigſten Secten kennen gelernt, die ſich als große politiſche Parteien aufthaten, zunächſt die Sunniten und Schiiten, deren gelehrte Theologen ſich heftig bekämpften, ſodann die Secten, welche die perſiſche Seelenwanderungslehre angenommen hatten, und

die extremen Parteien der Fröhlichen und der Freien, die das vom Propheten verkündete Reich Gottes auf Erden epikureiſch und communiſtiſch verſtanden. Man weiß nicht, inwiefern hier die Schwärmerei von religiöſer Grübelei, oder nicht vielmehr von dem Gefühl ausging, man müſſe ſich des harten Druckes der Chalifen und ihrer grauſamen Statthalter und Soldaten erwehren. Mehr ſchulmäßig wurde der Streit über die Natur des Koran durchgefochten und man darf wohl annehmen, daß es eine lächerliche Nachäffung des byzantiniſchen Streites über die beiden Naturen Chriſti war. Ueberhaupt ging die ganze altgriechiſche Sophiſtik durch die moderne byzantiniſche Scholaſtik und Rhetorik auf die gelehrten Schulen des Islam über, und wie hätte ſich der alte Dämon der Schule nicht bequem auf den muhamedaniſchen Diwanen polſtern ſollen, da die nebuloſe Sprache des Koran ganz für ihn geſchaffen ſchien. Dennoch haben die Theologen des Islam in der Sophiſtik bei weitem nicht ſo viel geleiſtet, als die Griechen, und ſich mehr in der langweiligſten Breite moraliſirender Salbaderei und im Schwulſt hochtrabender und blumenreicher Rede gefallen.

Unter den Ommaijaden, welche, wie oben gezeigt wurde, im Grunde den Propheten verachteten, entſtand alsbald eine Schule der Skeptiker und Religionsſpötter, deren Begründer Waſel ebn Alla ſchon im J. 746 war und die ſich in Damaskus unter dem beſonderen Schutz der Chalifen ausbildete. Eine zweite zu Baſſora bildete einen lüderlichen Klub, in welchem Wein getrunken und die Gebote des Propheten verhöhnt und verlacht wurden. Die Genoſſen deſſelben nannten ſich Sendik, an ihrer Spitze ſtand Moſenna, die vornehmſten Mitglieder waren Seid Mohamed el Homeiri (der Dichter der Ketzer), Beſchar Bord (der unverſchämte), Hamad (der glatte), und damit dem ganz modernen Charakter dieſer Freigeiſtergeſellſchaft auch der Hautgout nicht fehlen ſollte, hatten ſie auch einen geiſtreichen Juden unter ſich, den Ibn Rab, der ſich aus Beſcheidenheit Goliath nannte. Man hatte alſo hier ſchon dieſelben zerſetzenden Elemente der Geſellſchaft, wie ein Jahrtauſend ſpäter in Paris. Indeſſen blieben es vornehme Ausnahmen. Die Maſſe der Gelehrten

durfte ſich doch mit dem Koran nicht überwerfen. Sie legten ſich aber gern auf Wiſſenſchaften, die nichts mit ihm zu thun hatten. Daher finden wir, daß ſie etwas ſpäter vorzugsweiſe der ariſtoteliſchen Philoſophie huldigten, die ſich am beſten mit den Naturwiſſenſchaften und Arzneikunde vertrug, weil dieß das einzige neutrale Gebiet war, in welches die Rechtgläubigkeit mit ihren ſchrecklichen Anſprüchen nicht eingriff, und in dem Gedanken und Erfahrungen freien Spielraum hatten.

Eine innigere Vertiefung in das Religiöſe zeigt ſich vorzugsweiſe nur bei den Perſern, wie ihre tragiſche Auffaſſung des Huſſeincultus und mehrere ihrer Secten bewieſen haben. Dort bildete ſich ſpäter auch die Myſtik des großen Dſchelaleddin aus. Von dort kam auch die Aſceſe der erſten muhamedaniſchen Mönche, und die den indiſchen Büßern ähnlicher als den chriſtlichen Mönchen waren. Der Prophet Muhamed hatte zwar geſagt „es iſt kein Mönchthum im Islam," allein es kam nun doch auf in zwei Orden, der Fakire (Armen) und der Derwiſche (Thürſchwellen), beſchränkte ſich jedoch auf das männliche Geſchlecht. Es gab niemals Nonnen im Islam. Ganz gegen die Meinung des Propheten kam auch der Heiligen- und Reliquiencultus im Islam auf, wie bei den Chriſten und Buddhiſten, und zwar wurde nicht nur zu den Gräbern der muhamedaniſchen Märtyrer und großen Lehrer gewallfahrtet, ſondern der Islam nahm auch das Patronat der chriſtlichen Heiligen an. So iſt z. B. der h. Baba Reten Patron der Gärtner, der h. Ebu Haäſan Schaſeli, der den Gebrauch des Kaffees erfand, Patron aller Kaffeeſieder im Orient, der h. Uwris Patron aller Wundärzte ꝛc.

Wir übergehen hier ſämmtliche Rhetoriker, Grammatiker, Rechtslehrer und Moraliſten des Islam und heben nur die berühmteſten Aerzte, Aſtronomen und Phyſiker hervor, weil dieſe allein eines unſterblichen Ruhmes ſich zu erfreuen haben und mannigfachen Einfluß auch auf das Abendland übten, denn die erſten Univerſitäten im chriſtlichen Europa waren den muhamedaniſchen zunächſt in Spanien und Italien nachgebildet. In der erſten großen Arzneiſchule der Chriſtenheit zu Salerno ſtudirte man die arabiſchen Schriftſteller, den

weltberühmten Arzt Avicenna (geb. 980 in Persien), den Averroes von Cordova, den ersten großen Chemiker Gebr (im 8. Jahrh.). Die Astronomie war ein altes Erbe des Sabäismus und wurde theils strenger wissenschaftlich und rein empirisch, theils zum Behuf der Astrologie und der Weissagung aus den Sternen eifrig getrieben. Die Chalifen errichteten Sternwarten fast in allen größeren Städten von Spanien bis zum fernen Ghazna. Eine Menge Sterne tragen heute noch arabische Namen. An die Sternkunde knüpft sich Zeitrechnung und Mathematik. Namen und Sache der Almanache und der Algebra kommen von den arabischen Gelehrten.

Für wahre, treue, vorurtheilslose Geschichte hatten die Moslemin keinen Sinn oder durften ihn nicht äußern. Ihre Geschichtswerke sind voll schwülstigen Lobes der Fürsten, voll von märchenhaften Zügen und nicht selten auch voller Verse.

Wer die vielen tausende von berühmten arabischen und muhamedanisch-persischen Gelehrten einigermaßen näher kennen lernen will, den müssen wir zunächst auf die Werke des großen Wiener Orientalisten v. Hammer verweisen, der unzählige Proben aus ihren Schriften übersetzt hat.

6.

Poesie der Beduinen.

Innerhalb der muhamedanischen Poesie behaupteten, wenn ihr gleich einerseits der Koran und andererseits der üppige Despotismus der Höfe das eigentliche Gepräge gaben, doch auch die Nationalitäten noch immer ihr Recht. In Arabien lebten die alten einfachen Sitten fort und mit ihnen auch die altherkömmliche Hirten- und Heldenpoesie. In Persien vergaß man die alten ruhmvollen Erinnerungen nicht und flocht sie in den Teppich der Moscheen.

Die Lieder der Beduinen, der Wüstensöhne Arabiens, die niemals entarteten, sind von Abu Temman in dem von Rückert ins Deutsche übertragenen Buche Hamasa gesammelt worden. Sie

gleichen denen der vor Muhamed gedichteten Moallakat, die wir ſchon in der Schilderung der älteſten Bewohner Arabiens im erſten Bande dieſes Werkes kennen gelernt haben. Die Wildheit und Raubluſt des Volkes erſcheint hier überall gemildert durch das heilige Gaſtrecht, durch zärtliche und treue Liebe und durch eine Ehrenhaftigkeit, die allein zu erklären vermag, warum Araber und Gothen in Spanien ſich in ebenbürtiger Ritterlichkeit begegnen konnten.

Man wird am beſten mitten in das Heldenthum der Beduinenſtämme hineingeführt, wenn man in der Sammlung des Abu Temman lieſt, wie der Araber ſchon lange vorher, ehe das chriſtliche Ritterthum aufkam, es für die erſte Pflicht hielt, die Frauen zu beſchützen. Robia deckt die Flucht der Frauen, indem er die Verfolger mit ungeheurer Tapferkeit aufhält, bis er den ſchweren Wunden erliegt. Man grub ihm, wo er gefallen war, ein Grab und ehrte daſſelbe ſo hoch, daß kein Araber vorüberzog, er hätte denn ihm zu Ehren ein Kameel geſchlachtet. Der erſte, der es nicht that, war ein Greis, welcher ſagte, ich werde ihm mein Kameel nicht ſchlachten, aber ich werde ihn beſingen.

In einem kräftigen Liede trotzt der Beduine Ibrahim Ibra Komif:

Geduld! Ausdauer in Geduld ziemt Freigebornen daß;
und auf den Unbeſtand der Zeit iſt für ihn kein Verlaß.
Ja, hülf' es auch, daß feig ein Mann ſich ließe zitternd ſehn
vor einem Unfall, hülf' es auch, gebückt und knechtiſch gehn;
So doch wär ein getroſter Muth in jedem Wechſelfall
des Unglücks einem freien Mann viel beſſer überall.
Wie denn vielmehr, da dem Geſchick kein Fliehender entrann,
und ſich vor dem, was Gott verhängt, der Menſch nicht bergen kann!
Drum, wie der Tage Wechſellauf ob uns mag kreiſen auch
mit Wohl und Weh, und wie das Glück mag üben ſeinen Brauch;
Geſchmeidigt hat es nicht an uns den ſtarren Lanzenſchaft,
noch uns zu dem hinabgebeugt, was iſt unehrenhaft.
Vielmehr als Saumroß boten wir ihm dar den edlen Muth,
auf den man legt Untragbares, und er trägt alles gut;
Und ſchirmten uns durch ſchöne Kraft des Duldens auf der Fahrt,
daß ſtark uns blieb die Ehre, die den andern ſchmächtig ward.

Unter den Dichtungen, welche die Liebe zum Gegenstand haben, ist die berühmteste der Roman von Medschnun und Leila, echt arabisch, durch und durch Hauch der Wüste, aber so anziehend und rührend, daß sie nach und nach von fünf persischen und acht türkischen Dichtern behandelt worden ist.

Der älteste persische Dichter Nisami erzählt, Kéis, ein edler arabischer Jüngling, habe die schöne Leila, Tochter eines stolzen, ihm feindlichen Mannes geliebt und ihre Hand nicht erlangen können, worüber er wahnsinnig (Medschnun) geworden und in die Wüste gezogen sey. Hier traf ihn ein arabischer Emir, Nawfel oder Naufel, der sich seiner erbarmte, Leilas hartherzigen Vater besiegte und ihn zwang, Medschnuns Bitte zu gewähren. Nun wollte aber Leila selbst, obgleich sie Medschnun liebte, nicht die Seine werden aus Ehrgefühl, weil es nur auf Kosten der Waffenehre ihres Stammes geschehen konnte. Er floh wieder in die Wüste, wo ihn unaufhörlich ihr Bild umgab. Einst befreite er eine Gazelle aus dem Netze der Jäger, weil ihre Augen Leilas Augen glichen; einst flehte er einen Holzhacker an, eine Cypresse nicht zu fällen, weil ihr Wuchs Leilas Wuchse glich. Einst führte ihn ein altes Weib vor Leilas Zelt. Diese mußte nun einen andern heirathen. Da starb Medschnuns Vater vor Herzeleid. Der Sohn betete auf seinem Grabe und floh wieder. Seine Mutter folgte ihm und starb aus Kummer. Leilas Gatte starb, sie eilte wieder zu ihm in die Wüste. Beide fielen in Ohnmacht, als sie sich sahen, dann überließen sie sich dem Entzücken der Liebe, aber das zarte Weib starb und er folgte ihr bald nach. — Dschami, ein späterer persischer Dichter, schildert Kéis als einen unendlich weich und zart gestimmten Jüngling, bei dem der Sinn für Schönheit alles andere überwog. Er hing daher dem Schönen auch schon nach, ehe er Leila kennen lernte, obgleich das unkeusche Wesen einer Buhlerin, die ihn zu verlocken suchte, sein sittliches Gefühl empörte. Als er nun in Leila das Ideal der Schönheit erblickte, überströmte sein Herz und sein Verstand begann zu entweichen. Das lange Unglück, das seine Liebe verfolgte, reifte seinen Wahnsinn, aber ursprünglich begann derselbe schon bei der ersten

Bekanntſchaft mit Leila. Der Eindruck des Schönen war zu mächtig für ihn. Im Anfang ſeiner Liebe konnte er noch heimlich mit Leila zuſammenkommen, weil noch niemand aufmerkſam auf ihn war. Einſt trieb er ſeine weiße Kameelſtute an, um ſchneller zu Leila zu kommen, aber das Thier ſehnte ſich nach ſeinem Jungen zurück und widerſtrebte ſo lange, bis Kéis erkannte, daß hier die eine Liebe vorwärts, die andere rückwärts wolle. Da ſtieg er ſogleich ab, ließ die Stute laufen und ging zu Fuß vorwärts. Einer der zarteſten Züge dieſer Dichtung. Kéis Vater wollte ihn verheirathen, Leila erfuhr es und hielt ihn für untreu. Er beruhigte ſie, er warb bei ihrem Vater um ihre Hand, aber ſie wurde ihm abgeſchlagen. Da ging er in die Wüſte. Wie er nun einſt daſaß, Leilas Namen in den Sand kritzelnd, kam Naufel, der ſich vergebens bei Leilas Vater um ihn bemühte. Einmal begegnete dem Kéis in der Wüſte ein Sandhaſe, vor dem ſonſt jeder ſich flüchtet, mit dem Kéis aber ein wahnſinnig zärtliches Geſpräch begann, ähnlich dem indiſchen Gedicht Meghaduta (Wolkenbote). Einſt traf ihn der Dichter Kotzeir und erzählte dem Chalifen von ihm. Dieſer ließ Kéis kommen, überhäufte ihn mit Geſchenken und verſprach ihm, Leilas Vater zu ſeinen Gunſten zu bewegen. Doch Kéis war ſchon zu tief im Wahnſinn befangen, warf alle Geſchenke von ſich und floh in die Wüſte zurück. Hier betrachtete er ein zärtliches Turteltaubenpaar auf einer Palme, während Leila einen andern heirathen mußte. Dieſer andere ſtarb aber aus Gram, weil er Leila liebte, ohne von ihr wieder geliebt zu ſeyn. Nun war Leila frei und eilte zu Kéis in die Wüſte, aber er erkannte ſie nicht wieder und floh vor ihr. Ganz an ihr Bild hingegeben, glaubte er an ihre Wirklichkeit nicht mehr und ſtarb, Leila ihm nach.

Eine der ſchönſten arabiſchen Erinnerungen zum Preiſe der Liebe und der Dichtkunſt iſt die vom Sänger Tewbet. Einem ungeliebten Manne vermählt, rettete ihn ſeine Geliebte Leila mit eigener Lebensgefahr vor der Rache ihres Gatten. Er ſang die berühmten Verſe:

Wenn Leila, die achjelische, einst grüßte
Den Hügel meines Grabes in der Wüste,
Ich würde freudig ihr den Gruß erwiedern,
Aufflatternd aus dem Grab mit Todesliedern.

Leila ſchrieb ſich dieſe Worte ins Herz und als Tewbet längſt geſtorben war und ſie einmal auf einer Reiſe in die Nähe ſeines Grabes kam, bat ſie ihren Mann, daſſelbe beſuchen zu dürfen. Als ſie aber dem Grabe genaht war, flog aus demſelben ein Vogel auf. Da ſank Leila um und war todt und wurde neben Tewbet begraben.

7.

Poeſie der Hareme.

Von ganz anderer Art iſt die arabiſche und perſiſche Hofpoeſie, welche die Schönheiten des Harems, die Trefflichkeiten der Herrſcher und die Sinnengenüſſe eines glänzenden Hofes preist. Darunter finden ſich auch viele Trinklieder, denn der vom Propheten verbotene Wein ſpielt bald eine Hauptrolle an der üppigen Tafel der Großen und ihrer Paraſiten. In dieſer geſammten Hofpoeſie waltet die poetiſche Rhetorik mit einem beinahe unerträglichen Schwulſt und ſelbſt die beſſern Dichter halten ſich nicht ganz frei von der allgemeinen Mode der überſchwänglichen Redensarten, ſpitzfindigen Vergleichungen und Bilder, ſ. g. Blumen der Rede, die nicht ſparſam am rechten Orte angebracht werden, um poetiſch zu wirken, ſondern die wie mit Kübeln über den kleinſten Gegenſtand ausgeſchüttet werden, als ſollte man von der Blumen Pracht geblendet und von ihrem Duft erſtickt werden.

In dieſer Manier iſt weder eine Charakteriſtik des Herrſchers und hohen Gönners, den man preiſen will, noch eine Darſtellung der Schönen, der man huldigt, möglich. Denn auf jeden Herrſcher werden die geſteigertſten Ausdrucksweiſen und die Vergleichungen mit allem Größten, Prächtigſten, Edelſten und Beſten

in der Natur angewendet, und das poetiſche Bildniß einer Schönen beſteht immer nur aus dem ſeltſamſten Moſaik von Ambralocken, Vollmondſtirn, Ohrmuſcheln, Lippenrubinen ꝛc. Der größte Meiſter in dieſer Manier war der arabiſche Dichter Montenebbi im 10. Jahrhundert, welchen die arabiſchen Literaturhiſtoriker mit Recht dem Abu Temman gegenüberſtellen, ohne ihn demſelben vorzuziehen. Obgleich Abu Temman nur Sammler war, ſo ſteht doch ſeine Sammlung, die Hamaſa, als die reinſte Blüthe der Beduinenpoeſie im ſchroffſten Gegenſatz zum Diwan Montenebbi's, als der vollendetſten Blüthe der Haremspoeſie und ihre Zuſammenſtellung iſt um ſo paſſender, als Montenebbi, von der Wüſte abtrünnig, ſich in die Wollüſte des ſyriſchen und ägyptiſchen Hoflebens ſtürzte, um zuletzt wieder in die Wüſte zurückzukehren. Man kann dieſen berühmten Montenebbi, den man ſeiner gewandten Form wegen ſogar für den größten arabiſchen Dichter zu erklären einfältig genug geweſen iſt, nur mit andern Hofſchmeichlern und Sängern der Buhlerei, des Weins und des Deſpotismus, zunächſt mit Horaz und Boileau, vergleichen. Schöne Verſe und knechtiſche, unwürdige, kleinliche Geſinnungen. Hier ein Deſpotenlob von ihm, unter hunderten nur eins herausgegriffen:

Du willſt uns verlaſſen, Held!
Wir ſind Pflanzen, Du die Wolke;
Uns bedräuget nur die Welt,
Da ſie Dich von uns entfernet.
Hohes Ziel iſt Dir beſtellt,
Sey's in Ruhe, ſey's im Treiben,
Nimm uns, wenn Du ruhſt, zum Zelt,
Und zum Pferde, wenn Du wanderſt.
Leben ohne Dich iſt Tod,
Ohne Dich die Sonne finſter,
Mach uns kirr' durch Gnadenbrot.

Montenebbi war im Herrendienſt gewitzigt und ſchlau geworden. Daher Lehrſprüche von ihm, wie der folgende:

Verſtand geht vor der Tapferkeit,
Er iſt der Erſte, ſie die Zweite.

Dennoch hatte er an den Höfen, an denen er sich umtrieb, mancherlei Ungemach zu erleiden, wurde von den Höflingen verleumdet, fiel in Ungnade, wurde sogar eingesperrt, kurz, er kam endlich auf den Gedanken, der Wolf im freien Felde führe doch ein besseres Leben, als der im Hofe angekettete Hund. Er ging also in die Wüste zurück. Allein er war schon zu verwöhnt, man hatte schon zu viel seiner Eitelkeit geschmeichelt, als daß er sich einfach wieder unter den Beduinen als ihres Gleichen hätte benehmen können. Er that also sehr wichtig und gab sich für einen Propheten aus, wofür er aber nicht anerkannt wurde. Er hieß eigentlich Achmed und empfing jetzt erst den Spottnamen Montenebbi, d. h. einer der ein Prophet seyn will. Er wurde einmal von Räubern angefallen und wollte schnell entfliehen, als ihm aber sein Sklave einen Vers zurief, in welchem der Dichter früher einmal mit seinem Muthe geprahlt hatte, schämte sich Montenebbi, hielt den Räubern Stand und endete ein Höflingsleben noch rühmlich mit dem Heldentod eines echten Beduinen, 965.

Wie es die Hofdichter verstanden, ihren Herrn zu schmeicheln, und wie sie alles, was früher den Orientalen heilig gewesen war, blos noch als Schmuck und Decoration verwendeten, zeigt am besten Nisami, der für seinen hohen Gönner und Herrn, den persischen Prinzen Beheram, die sieben heiligen Mauern von Ecbatana, Sinnbilder der himmlischen Planetensphären, zum Harem macht. „Beheram schickte Werbebotschafter an die Kaiser und Könige, Väter der sieben Prinzessinnen, und erhielt sie alle sieben mit vielen Geschenken. An einem sehr prächtig beschriebenen Winterfeste trug sich ein berühmter Baumeister, Namens Schida an, einen Palast für die sieben Prinzessinnen zu bauen mit sieben Domen, eingerichtet nach Erforderniß der sieben Himmelsstriche, woraus die Prinzessinnen gebürtig, nach dem Einfluß der sieben Planeten, für die sieben Tage der Woche, mit siebenerlei Farben drapirt und siebenerlei Edelsteinen ausgeschmückt. Das Anerbieten war angenommen und Schida baute diesen Palast der sette camerelle. Als er fertig war, ging Beheram Sonnabends Abends in den schwarzen, dem Saturnus geweihten, von der indischen

Prinzeſſin bewohnten Palaſt; Sonntags in den gelben, der Sonne gewidmeten, wo die griechiſche Prinzeſſin ſich aufhielt. Montags in den grünen, des Mondes, für die tatariſche Prinzeſſin beſtimmt; Dienstags in den rothen, des Mars, welcher der Sklavin gehörte. Mittwochs in den blauen des Merkur, dem Aufenthalte der Prinzeſſin aus Chorafan; Donnerstags in den ſandelfärbigen Jupiters, der für die ſineſiſche Prinzeſſin eingerichtet war; Freitags in den weißen der Venus, dem Wohnſitze der Griechin. Beheram hatte die Aufmerkſamkeit, ſich jeden Tag in die angezeigte Lieblingsfarbe der genannten Schönheiten zu kleiden, deren jede, um ihn zu unterhalten, ihn mit einer Erzählung bewirthete, und zu Ende derſelben mit dem Lobe ihrer Farbe ſchloß; ſo z. B.: Schwarz ſind Haare und Bart der Schönen, der Moſchus, der Kopf der Fiſche; wäre die Nacht nicht ſchwarz, wäre ſie nicht die Wiege des jungen Tages, u. ſ. w. Gelb das Gold, der Safran, der Morgen, das Zuckerwerk, die Kuh des Moſes. Grün die Fittige der Engel, die Gürtel der Huri, das Kleid Chiſer's, des Hüters des Lebensquells, die Propheten und die Fluren. Roth das Blut, das Prachtkleid der Herrſcher, die Roſe, die Wangen der Schönheit. Blau der Himmel, das Kleid der Sofi's, der Indigo, die ſchönſte Farbe für Meubeln, Inder ſind blaue Blumen, welche die Sonne anbeten, u. ſ. w. Sandelfärbig iſt das Sandelholz und die Erde. Weiß der Tag, das Waſſer, der Jasmin, die Huri's und das Papier."

Die Lyrik der Hofdichter war durchaus erotiſch und bachiſch. Einer ſingt:

> Das nenn' ich erſt wonniges Leben,
> daß du unter Jünglingen dich beluſtigſt,
> und von Bechern und der Mädchen großen Augen
> hingeſtreckt zu Boden ſinkeſt.

Dieſes Thema wird tauſendfach variirt in den trunkenen Schilderungen der Orgien an deſpotiſchen Höfen, woran die Dichter theilnehmen durften, wie einſt die Paraſiten an den Höfen der Diadochen und an den Tafeln reicher Römer. Dieſe erotiſche und bachiſche Trunkenheit muhamedaniſcher Hofdichter dauerte Jahrhunderte hindurch fort

und erreichte ihre ganze Höhe erſt ſpäter in Hafis und Bakis, einem ſchiitiſchen Perſer und einem ſunnitiſchen Türken, zum Beweiſe, daß der alte heidniſche Weingott über beide große Glaubensparteien des Islam triumphirte.

Die Liebe wird in der höfiſchen Dichtung gern und häufig ſymboliſirt und in eine Fabel von der hundertblättrigen Roſe, um welche die Nachtigall buhlt, eingekleidet. Dieſes hübſche Bild trägt der üppigen Mailuſt und zugleich der nächtlichen Sehnſuchtsklage Rechnung. Das Bild von der Roſe und Nachtigall kehrt unzähligemal bei den Dichtern wieder.

Trotz der Hareme, trotz jener Ställe voll Odalisken, worin das Weib zum Thier erniedrigt wurde, konnte der ritterliche Sinn der Araber, Perſer und Türken doch nie ſo ganz entweiht werden, daß nicht auch in der höfiſchen Dichtung zarte Liebe und Treue ihr Recht behauptet hätten. Das Bedürfniß darnach verknüpfte ſich mit dem Bedürfniß und der Gewohnheit königlicher Pracht, woraus die wundervolle Dichtung von Juſſuff und Suleicha entſtand. Der keuſche Joſeph aus der jüdiſchen Tradition und Potiphars Weib wurden die höchſten Ideale der muhamedaniſchen Hofdichtung und eine Menge der beſten arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Dichter wetteiferten, ſie in immer ſchönerem Lichte erſcheinen zu laſſen. Den feineren Seelenadel malten vorzugsweiſe Perſer, das Sinnlich-Ueppige und Reizende Türken aus.

Muhamed ſelbſt machte in der 12. Sure des Koran bereits ein Gedicht aus Juſſuff's Geſchichte. Hier heißt es, Potiphar habe den wahren Sachverhalt wohl gekannt und in der ganzen Stadt habe man gewußt, daß Suleicha, ſeine Frau, in Juſſuff verliebt ſey. Als viele Damen darüber ſpotteten, lud Suleicha dieſelben zu Gaſte und ließ den Juſſuff hereinkommen. Da waren alle Damen ſo überraſcht von ſeiner Schönheit, daß ſie ſich ſämmtlich mit dem Meſſer, das ſie gerade in der Hand hatten, in die Finger ſchnitten. Juſſuff kam nachher doch noch in's Gefängniß, aber nur auf Suleicha's Anſtiften, um ihn zu ſtrafen, weil er ihr immer noch widerſtand. Nun folgt der Koran wieder der Bibel. Als Pharao den

Juſſuff erhebt, bekennt Suleicha reuig ihre Schuld und bezeugt Juſſuff's Redlichkeit, dann kommen die Brüder, und der Koran enthält nur noch den fabelhaften Umſtand, daß Juſſuff ſeinem blinden Vater, ehe derſelbe nach Aegypten kommt, ſein Hemd zuſchickte, um ſich damit die Augen zu bedecken, worauf er ſehend wird. Das iſt nun der Keim zu allen in üppiger Blumenpracht ausbrechenden Dichtungen der Muhamedaner. In den arabiſchen Dichtungen wird weiter ausgeführt, die ägyptiſchen Damen hätten eben Orangen geſchält und ſich mit den Meſſern geſchnitten, als Juſſuff eintrat. Weiter wird erzählt, der Küchenmeiſter und Mundſchenk ſeyen in den Kerker geworfen worden, weil ſie auf Anſtiften des Königs von Griechenland den König von Aegypten hätten vergiften wollen. Im Kerker wollen ſie ſich einen Spaß mit Juſſuff machen und erzählen ihm Träume, die ſie gar nicht gehabt haben; allein Juſſuff legt ſie ihnen auf eine Weiſe aus, wie ſie wirklich in Erfüllung gehen, zum Beweiſe, daß man mit einem Propheten Gottes nicht ſpotten dürfe. Eine geiſtreiche Wendung des Gedichts. Nun träumt der König und Juſſuff kommt in ſeine Gnade und erhält alle Güter des abgeſetzten Potiphar. Suleicha aber naht ihm als Bettlerin und demüthigt ſich vor ihm, da erbarmt er ſich ihrer und nimmt die Reuige zum Weibe. Nun aber benimmt ſie ſich aus Scham auf eine völlig umgekehrte Weiſe, wie ehemals, indem ſie ſich ſeiner Zärtlichkeit verweigert und nur ſeiner Gewalt nachgibt.

Unter den perſiſchen Dichtern haben nicht weniger als ſechs dieſelbe Geſchichte behandelt. Hier ein kurzer Auszug aus Dſchamis Dichtung. Als Gott den Adam geſchaffen, ließ er ihn in einer Viſion alle ſeine Nachkommen ſehen, aber keiner derſelben feſſelte des Urvaters Auge ſo ſehr, als Juſſuff durch ſeine unvergleichliche Schönheit. Suleicha, die Tochter des mauritaniſchen Königs Taimus, erblickt ebenfalls den Juſſuff zuerſt in einem Traum und wird von unendlicher Sehnſucht zu ihm erfüllt. Alle möglichen Prinzen und Veziere bewerben ſich um ihre Hand. Endlich ſoll ſie den Aſis (Potiphar), Vezier von Aegypten, heirathen. Sie muß ihm ent-

gegenreiſen und in der Hoffnung, es könne ihr im Traume geſehener Geliebter ſeyn, blickt ſie durch einen Ritz des Zeltes:

Suleicha blickt durch dieſe Ritze nun,
„Ah! ruft ſie, welch' ein ſonderbar Geſchick!
Nicht der iſt's, den im Traume ich geſehn,
Nicht der, ſo des Verſtandes mich beraubt,
Nicht der, der ſein Geheimniß mir vertraut,
Ach, hart behandelte das Schickſal mich!
Ich pflanzte Palmen, Dornen ſproſſen auf,
Ich litt des Schatzes willen herbe Qual,
Ich wollte duft'ge Roſen pflücken gehn,
Der Durſt'ge bin ich in der Wüſte Sand,
Schon klebt am Gaum die trock'ne Zunge mir,
Da ſeh' ich plötzlich fern ein Waſſer,
Doch ſtatt des Waſſers fand ich dürren Sand,
Das irrende Kameel auf Bergeshöh'n,
Von Felſenſteinen iſt mein Fuß zerfleiſcht.
Wer in der Welt iſt Herz beraubt wie ich;
Mein Herz entfloh."

So hat denn der edle Perſer die Liebe Suleicha's durchaus als Liebe der Seele, als zarte, ewige Sehnſucht aufgefaßt und alles Gemeinſinnliche dabei vermieden. Auch nimmt die Dichtung eine ganz andere Wendung, als bei dem Araber. Juſſuff wird Vezier, Aſis ſtirbt, Suleicha lebt troſtlos, altert und wird häßlich. Da bekehrt ſie ſich vom Götzendienſt zu Juſſuff's Glauben und wird dadurch auf einmal wieder ſchön und jung. Juſſuff heirathet ſie und findet ſie noch als Jungfrau.

Ungleich gröber und üppiger iſt das Gedicht des Türken Hambi, in welchem unter anderm Suleicha ein Gemach mit lauter erotiſchen Bildern ausſchmückt, in denen ſie und er in zärtlichen Attituden dargeſtellt ſind, und führt ihn dann ſelbſt in dieſes Gemach.

Auch die oben ſchon in der Geſchichte der Saſſaniden erwähnte Liebesgeſchichte der Schirin iſt öfter von muhamedaniſchen Hofdichtern behandelt worden, wobei ſie in Chosru das Ideal eines Chalifen oder Sultan ſahen, wie in Joſeph das Ideal aller Jünglinge überhaupt.

Im Allgemeinen wühlen die Hofdichter nur im Genuſſe des Glücks herum, wie Käfer in der Roſe. Nur zuweilen wagen ſie es, auch das Tragiſche aufzufaſſen, welches ſo oft die golddurchwirkten Diwane im Harem mit Blut und Thränen benetzte. Rührend iſt folgende Haremsgeſchichte: An einem Tage, wo Bittſchriften um Abhülfe von Unterdrückung eingegeben wurden, fand Jeſid eine, welche begehrte, daß der Chalif eine bezeichnete Sklavin aus ſeinem Harem bringen und vor dem Bittſteller ſingen laſſen möge. Jeſid, über ſolche Unverſchämtheit aufgebracht, ließ den Bittſteller und auch die Sklavin holen. Der junge Mann bat, ſie möge den Vers aus dem Gedichte des Imrialkais ſingen:

O Fatima, gemach, wenn du ungnädig biſt,
Und trennſt du dich von mir, ſo gib mir milde Friſt.

Sie ſang und Jeſid befahl dem Jüngling weiter zu ſprechen; er bat, ſie möge das folgende Diſtichon ſingen:

Es leuchtete von Nedſchd der Blitz, ich ſprach:
O Blitz — du hältſt mich in den Nächten wach.

Der junge Mann begehrte nun einen Trunk Weines, und nachdem er den Becher in Haſt geleert, eilte er auf die Spitze der Kuppel und ſtürzte ſich von derſelben todt nieder. Wir ſind Gottes und wir kehren zu ihm zurück, ſagte Jeſid, von der ſchrecklichen Scene ergriffen, und ſagte: der Thor, glaubte er denn, daß, wenn ich eine Sklavin aus dem Frauengemach führen ließ, ich ſie wieder in daſſelbe zurückſenden würde. Er befahl, ſie ihrer Familie zurückzuſtellen, oder ſie zu verkaufen und den Preis für die Seele des unglücklichen Liebenden in Almoſen zu vertheilen. Sie wurde augenblicklich abgeführt; als ſie aber durch den Hof kam, entwand ſie ſich den Händen der Führer und ſagte den Vers:

Wer aus Liebe ſtirbt, der ſterbe ſo,
Nur im Tode wird die Liebe froh,

und ſtürzte ſich in einen Brunnen, wo ſie todt blieb.

Noch eine traurige Geſchichte aus dem arabiſchen Harem.

Dikoldſchinn hatte eine ſchöne Sklavin aus Eiferſucht ermordet. Seitdem verfolgte ihn ihr reizendes Bild und er dichtete:

Nach ihrem Tod ſtand ſie an meines Bettes Fuß,
Ich gab dem ſchönen Halſe einen langen Kuß,
Ich ſprach: o Augenluſt! gekommen endlich biſt,
Wie iſt dies möglich, da das Grab verſchloſſen iſt?
Sie ſprach: ſie haben in das Grab den Leib getragen,
Woran die Würmer und der Erde Töchter nagen;
Allein der Geiſt, der kam zu dir nur auf Beſuch,
Beſuch von denen, die verhüllt das Leichentuch.

8.

Die Märchenwelt des Islam.

Die arabiſchen und perſiſchen Märchen haben die ganze Welt erobert, denn ſie ſind ſchon ſeit den Kreuzzügen überall auch in der Chriſtenheit verbreitet worden, und ſie haben großen Einfluß auf die moderne Literatur geübt. Wegen dieſer ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung verdienen ſie eine nähere Betrachtung.

Zunächſt ſpiegelt ſich in ihnen die alte Heidenreligion, der arabiſche Sabäismus und der perſiſche Feuerdienſt ab. Altheilige Vorſtellungen, die durch den neuen Glauben aus den Tempeln verdrängt wurden, flüchteten ſich in die Poeſie, ja ſie nahmen von dort aus unter der Maske eines unſchuldigen Märchens zuweilen Rache am Islam. Ein neckender Genius des Heidenthums zupft in dieſen Märchen gern den ehrwürdigen Propheten am Barte.

So in dem berühmten und weitverbreiteten Märchen von Harut und Marut. Dieſe beiden Weſen waren Engel im muhamedaniſchen Himmel, wurden aber von Neugier und ſogar ein wenig Neid ergriffen, ſo oft ſie Zeuge waren von der Wonne der Menſchen, die als Selige in den Himmel gelangten. Sie wünſchten nun auch einmal Menſchen werden zu können und Allah erlaubte ihnen auf die Erde hinabzuſteigen, gab ihnen aber ein Zauberwort mit, welches

ſie nur ausſprechen durften, um ſich ſogleich wieder in den Himmel zurück zu verſetzen, wenn es ihnen etwa auf der Erde nicht gefiele. Sie ſtiegen nun auf unſern Planeten herab, fanden da eine ſehr ſchöne Frau, die Anahid, und verliebten ſich in ſie. Sie wollte ihnen aber keine Gegenliebe gewähren, außer wenn ſie ihr das Zauberwort ſagten, durch welches ſie ſich augenblicklich in den Himmel verſetzen könnten. Sie waren ſo einfältig, es ihr Preis zu geben, und mittelſt dieſes Zauberwortes ſchwang ſie ſich ſogleich ſelbſt zum Himmel auf, wo ſie noch jetzt als Morgenſtern glänzt und mit ihrer Leier den Ton angibt zur Harmonie der Sphären. Harut und Marut aber hatten von Stund an, nachdem ſie es einmal ausgeplaudert hatten, das Zauberwort vergeſſen und mußten auf der Erde zurückbleiben. Anahid iſt die altſyriſche Liebesgöttin aus der Hierarchie der älteſten Sternengötter. In der ganzen Sage ſpielt daher eine geiſtvolle Ironie durch, welche gegen den Islam gerichtet iſt.

Eine Erinnerung an den alten Sterndienſt enthält auch das merkwürdige Gedicht Wamik und Asra des perſiſchen Dichters Anſwari, welches jedoch auch noch von mehreren andern Dichtern bearbeitet worden iſt. Asra, die Blühende, die Geliebte Wamiks des Glühenden, wurde in den eiſigen Norden verſetzt, während er den flammenden Süden bewohnen mußte. Zwar thaute unter ihren Schritten der Schnee und verwandelte ſich in Blüthen, aber der Froſt durchſchauerte ſie dennoch immerwährend, und ihm, obgleich er der Gluth des Südens trotzte, wollte dennoch das Herz verbrennen. Da ſehnten ſich beide nach dem Tode und wurden an den Himmel verſetzt, ſie als das Sternbild der Jungfrau, er als Arctur. Die Sternſchnuppen aber ſind die Feuerfunken, die er von ſeinem Speere ſchüttelt, um die Jungfrau zu begrüßen.

Indem ſich die Muhamedaner in Perſien ausbreiteten, nahmen ſie auch viele Vorſtellungen aus dem perſiſchen Volksglauben in ihre Märchendichtungen auf. So die von mehreren hinter einander folgenden Weltaltern und von dem Vogel Simurgh, der alle überlebt haben und alles wiſſen ſoll. Die muhamedaniſchen Dichter nehmen 72 ſolche Weltalter an und laſſen jedes von einem weiſen Salomo

beherrſcht ſeyn, ſo daß ſie 72 Salomonen zählen. Damit verbinden wieder andere ihrer Dichter die altperſiſche Vorſtellung von dem ewigen Kampf zwiſchen Ormuzd und Ahriman, dem Licht- und Nachtreich. Sie glauben nämlich, vor der Erſchaffung der Menſchen ſey die Welt nur von Dſchinnen (Genien) bewohnt geweſen, welche theils böſe Dews, theils gute Peris geweſen ſeyen und ſich beſtändig bekämpft hätten. Sie bringen dieſe Vorſtellung ſogar in Verbindung mit dem alten Teſtament. Als Allah den Adam ſchuf, befahl er allen Dſchinnen, dieſem ſeinem neuen Geſchöpfe zu huldigen. Ein Theil der Dſchinnen that es und das ſind die guten Geiſter, deren Fürſt Sürkhrabſch heißt; ein anderer Theil aber weigerte ſich und das ſind die böſen Geiſter, deren Fürſt Eblis ſogleich den Adam zu verderben verſuchte und die Eva verführte und der ſeitdem alle Menſchen haßt und verfolgt.

Die merkwürdigſte Dichtung der Muhamedaner, worin dieſe perſiſchen Vorſtellungen alle verſchmolzen werden, iſt die vom König Thahamurath, der ein geſchichtlicher König Perſiens geweſen ſeyn ſoll, aber ſeine größten Heldenthaten in Dſchinniſtan, dem Geiſterreiche, vollbringt. In dieſes ferne Reich trug ihn der uralte Vogel Simurgh auf ſeinen Flügeln, damit er dort den zarten Peris gegen die häßlichen Dews hülfe. Die ſchönſte der Peris, Merdſchane, war von dem Dew Demruſch geraubt und in ſeine Höhle verborgen worden. Thahamurath aber beſiegte ihn, befreite die Königin von Dſchinniſtan und beherrſchte als ihr Gemahl ſelbſt dieſes Reich, dem er eine ſo vollkommene Einrichtung gab, daß es ein Ideal aller Staaten wurde. Dieſe ſeltſame Sage iſt vielleicht älter als der Islam, deſſen Dichter ſie nur adoptirt haben. Es iſt dieſelbe Sage, die wir an der Nordſee wiederfinden, die ſchöne Sage von der Fee Morgane.

Durch den berühmten perſiſchen Dichter Firduſi wurde nicht nur die ganze altperſiſche Geſchichte, ſondern auch die noch ältere des mediſchen und aſſyriſchen Reichs und die Heldenſagen der ſkytiſchen Saken in einem großen Epos der muhamedaniſchen Märchenwelt vermittelt. Wir haben ihrer deshalb ſchon im erſten Bande gedenken

müssen. Firdusi war zu Thus in Chorasan geboren, der größte Dichter der muhamedanischen Welt und so vom Geist der Vorzeit erfüllt, daß er auf die Gegenwart mit Verachtung herabblickte. Durch Answari, welcher bei Mahmud dem Ghaznewiden im höchsten Ansehen stand, kam auch er in dieses Fürsten Huld, als er einmal über Unrecht klagend in seiner Vaterstadt kein Recht hatte finden können und deshalb Hülfe suchend nach der Hauptstadt gereist war. Sultan Mahmud nahm sein großes geschichtliches Gedicht Schahnameh (das Buch der Könige) und schenkte ihm dafür 60,000 Silberstücke, für jeden Doppelvers eins. Der stolze Dichter aber nahm ein Bad und verschenkte die ganze Summe, die ihm der Sultan geschickt hatte zu drei Theilen an den, der sie ihm brachte, an den Baber und an den Diener, der ihm eine Erfrischung gereicht hatte. Aus der Hauptstadt entflohen verbarg er sich lange in seiner Vaterstadt, während Sultan Mahmud in Indien beschäftigt war. Als dort der Sultan einmal vor Delhi, welches er nicht anzugreifen wagte in Verlegenheit war, ermuthigte ihn sein Vezier durch einen Vers des Firdusi. Da gedachte der Sultan des lange Vergessenen, hörte von der Armuth seines Alters und befahl ihm zwölf Kameele mit reicher Ladung nach Thus zu schicken. Als aber die Kameele in das eine Thor zu Thus einzogen, zog durch das andere ein bescheidener Leichenzug hinaus, denn eben wurde Firdusi begraben. Die Geschichtschreiber bemerken, zu der frühern Ungnade des Sultans habe beigetragen, daß er den Dichter für einen Ketzer gehalten habe. Die Ketzerei dürfte aber mehr von politischer Natur gewesen seyn, sofern der Dichter seinen persischen Landsleuten die großen Thaten und den Ruhm ihrer Vorzeit in einem herrlichen Gemälde entfaltet hatte. Uebrigens hat auch Firdusi den geschichtlichen Stoff seiner großen Dichtung in der phantastischen Manier der muhamedanischen Dichter behandelt und darin blumenreiche Beschreibungen und Wunder gehäuft.

Ganz auf dieselbe Weise wurde das Leben Alexander des Großen von den Dichtern in ein weitläufiges und wundervolles Märchen verwandelt und viele Dichter überboten sich in ihren Iskandernamehs im Phantastischen. Den meisten Ruhm unter diesen Dich-

tungen erlangte die perſiſche des Niſami. Sie wurde ſeit den Kreuzzügen auch in Europa bekannt und gingen in die großen Alexanderlieder der deutſchen und romaniſchen Dichter des Mittelalters über.

In die Märchenform flüchtete ſich auch die heitere Auffaſſung des gemeinen Lebens, ſeiner Genrebilder, ſeiner Naivetäten, ſeiner kleinen Schwächen, Dummheiten und Argliſten, ſeiner komiſchen und tragiſchen Zufälle. Darin macht ſich eine gewiſſe Reaction des Natürlichen gegen den Glaubenszwang des Islam und gegen den Terrorismus der Deſpoten bemerklich, und wir glauben den altarabiſchen Freimuth, wie er ſchon in dem Moallakat vorherrſchte, auch noch in den arabiſchen Märchen der 1001 Nacht wieder zu erkennen. Dem freien Araber der Wüſte blieb wie die Luſt, ſich die Langeweile durch Märchenerzählen zu vertreiben, ſo auch die liebenswürdige Natürlichkeit und Ungenirtheit des Erzählungstons. In den großen Städten kam nur eine reichere Lebenserfahrung, eine größere Sittenloſigkeit und die Skandalchronik hinzu, ſo wie man auch an den luſtigen Höfen der Ommaijaden, Abaſſiden, Ghaznewiden ꝛc. die erſten Sammlungen und Uebertragungen der Märchen von einem Volk aufs andere ſuchen muß. Man hatte zuerſt eine arabiſche Sammlung, die Geſchichte der vierzig Veziere, und eine perſiſche Geſchichte der zehn Veziere, worin die verſchiedenſten kleinen Märchen, Novellen und Schwänke von Vezieren erzählt werden. Dieſe gingen dann in die Geſchichten der ſieben Meiſter über, die in mannigfacher Geſtaltung im Abendlande ſich erweiterten, wurden aber auch in die größere, urſprünglich davon unabhängige Sammlung der 1001 Nacht aufgenommen, die ſich überhaupt durch Aufnahme allerlei fremden Stoffs allmählig immer mehr erweiterte, wie die verſchiedenen Ausgaben beweiſen. Daneben kam eine andere Sammlung in Perſien unter dem Namen 1001 Tag auf, beide einander ſehr ähnlich und beide aus demſelben Bedürfniß hervorgegangen, für die Langeweile theils der Hareme, theils der Reiſen durch die Wüſte immer einen reichen Stoff zur Unterhaltung zu haben.

Sieht man von dem ab, was die Märchen an älterem mythi-

ſchen Stoff aus dem Sabäismus, Parſismus, namentlich aus Dſchinniſtan enthalten, alſo vom rein Märchenhaften und Phantaſtiſchen und andererſeits von dem, was vorzugsweiſe darauf berechnet iſt, den Chalifen und Sultanen und ihren Damen zu gefallen, alſo vom Hofpoeten-, wir möchten ſagen vom Eunuchenſtyl, ſo bleibt als das eigentlich Originelle und Werthvolle in den arabiſchen und perſiſchen Märchen dasjenige übrig, was mit ſo vielem Glück ſpäter von Boccaccio in Italien und von Cervantes in Spanien nachgeahmt wurde, nämlich das Novellenartige, die pſychologiſch feine, geiſtvolle und ein wenig ironiſche Auffaſſung des gemeinen Lebens mit ſeinen unendlich verſchiedenen Charakteren und Situationen, die Poeſie des Natürlichen mit dem Werthe der tiefſten Menſchenkenntniß und dem Reize der anſpruchsloſeſten Unterhaltung. Dieſes Natürliche und Menſchliche in den Märchen gleicht auf überraſchende Weiſe die Unnatur der muhamedaniſchen Zuſtände aus. Die Weiber z. B., welche der Islam verhüllt und einſchließt, und zu ewiger Sklaverei verurtheilt, gewinnen alle ihre Menſchenrechte wieder in den Märchen und gehen faſt ſchlimmer mit den Männern um, als im Abendlande, wo ſie frei ſind. Eben ſo ſteht der geiſtesüberlegene Sklave mit genialer Freiheit dem dummen Herrn gegenüber. Ueberall bricht die Natur muthwillig durch den Zwang des Geſetzes und ein übermüthiger Frühling zerſprengt die alten Mauern mit der elaſtiſchen Gewalt ſeiner Wurzeln, Knoſpen und Ranken.

Aber es liegt auch ein ſündiger Trieb in dieſer Luſt, eine lachende Oppoſition gegen das ewig Sittliche. Die Märchen ſtellen alle Schwächen, Gelüſten und kleine Bosheiten der Menſchennatur nur ergötzlich dar und der Spott des Erzählers trifft faſt immer den Unſchuldigen und Einfältigen, der übertölpelt wird. Und gerade dieſe Tendenz gefiel an den Märchen am meiſten und wurde auch bald in den Novellen, Fabliaux und Schwänken des Abendlandes nachgeahmt.

Mutterwitz und natürliche Lebensweisheit machen ſich bei den Arabern und Perſern auch in Fabeln und humoriſtiſchen Lehrgedichten geltend. Ihr Fabeldichter Lokman ſcheint jedoch nur eine mythiſche

Perſon und der von ihnen adoptirte Aeſop zu ſeyn, da auch er ein ſchwarzer Sklave geweſen ſeyn ſoll, deſſen körperliche Häßlichkeit mit der Grazie der Seele contraſtirt. Man hat ihn bis zur Zeit Davids zurückdatirt. Ein ſehr berühmtes halbkomiſches Lehrgedicht waren ferner die Makamen des Hariri, eines Dichters in Bagdad, der ins 11. Jahrhundert fällt. Sie handelten von den Verkleidungen des Abu Seid, der die Menſchen in den verſchiedenſten Ständen und Lagen beobachtet und ſich über ihre Thorheit luſtig macht. Sie ſind in einer kunſtreich gereimten Proſa geſchrieben, die zu leſen faſt unerträglich wird.

Die gemeine Lebensweisheit ſteigerte ſich bei edlern Geiſtern zu einer über den Islam erhabenen Myſtik des ſ. g. Soſismus, der aber erſt nach den Kreuzzügen und mit der abendländiſchen Myſtik zugleich in volle Blüthe kam.

Siebentes Buch.

Der Bilderſtreit.

1.

Byzantiniſche Verderbniß.

Als die Muhamedaner zuerſt Damaskus und im J. 638 auch Jeruſalem eroberten, war Heraclius ſchon zu alt und durch innere Parteiungen im Reiche zu ſehr geſchwächt, um ſich noch einmal an die Spitze eines Heeres ſtellen zu können. Jene Eroberungen blieben dem Islam, doch rückte derſelbe noch nicht weiter nach Kleinaſien und gegen die Hauptſtadt Byzanz vor.

Weder die griechiſche Nationalität, in welcher die Oſtrömer nach und nach aufgegangen waren, noch die griechiſche Kirche eigneten ſich, die Herrſchaft über die Morgenländer zu behaupten, daher der furchtbare Rückſchlag des Orientalismus gegen die europäiſche Bildung und gegen das Chriſtenthum im Islam, von dem wir ſchon ſo viel gehandelt haben. Die Weltgeſchichte hätte dieſe Wendung nicht genommen, wenn nicht bei den Griechen, welche zunächſt das europäiſche und chriſtliche Intereſſe gegen den Orient vertraten, alles faul und abgeſtorben, oder vergiftet geweſen wäre.

Nach dem kurzen Aufſchwung unter Heraclius ſank das griechiſche Volk wieder in die alte Sünde zurück. Der Kaiſer dachte über eine

dauerhafte Vereinigung der orientaliſchen Chriſten, die er vom perſiſchen Joche befreit hatte, mit ſeinen griechiſchen Chriſten nach und da die erſteren, wie oben berichtet wurde, faſt alle Monophyſiten waren, ſo gefiel er ſich in der Vermittlung derſelben mit den Rechtgläubigen. Eine ſolche Vermittlung war ihm dargeboten durch den arabiſchen Biſchof Theodor, welcher zwar die eine Natur in Chriſto verwarf, aber in beiden, der göttlichen und menſchlichen Natur Chriſti nur einen Willen und eine Wirkungsweiſe annahm. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Araber dabei Rückſicht nahm auf den Islam, in welchem die Einheit Gottes aufs ſtärkſte betont wurde. Sergius, Patriarch von Conſtantinopel, billigte Theodors Anſicht und bewog auch den Kaiſer, ſich dafür zu erklären, indem ſie, weil ſie die zweifache Natur beibehielt, die Rechtgläubigkeit nicht antaſte. Da nun ſogar der damalige Papſt Honorius (vielleicht dadurch gewonnen, daß der Patriarch von Aquileja, der ſich ſchon von Rom getrennt, ſich wieder Rom unterwerfen mußte) nichts Arges darin fand, gab Heraclius im J. 638 ein Edict (Ekthesis), worin er die Lehre von einem Willen in Chriſto (Monotheletismus) begünſtigte. Er erlebte indeß die übeln Folgen dieſes Edicts nicht, denn er ſtarb an der Waſſerſucht, 641.

Seine erſte Gemahlin, Eudoxia, war ſchon längſt geſtorben und die zweite, Martina, hatte ihn bewogen, nicht nur ſeinen ältern Sohn erſter Ehe, Conſtantin III., ſondern auch den jüngern zweiter Ehe, Heracleonas, zu Kaiſern zu ernennen. Der erſtere regierte aber kaum über ein Vierteljahr, dann ſtarb er, wie man vermuthet, an Gift. Martina hoffte nun allein zu regieren, aber man verabſcheute ihre Ränke und weil ſie eine eifrige Monotheletin war, erhob ſich das rechtgläubige Volk plötzlich, ſchickte ſie mit ausgeſchnittener Zunge, den Heracleonas mit abgeſchnittener Naſe ins Elend und machte einen Neffen des Heraclius, Sohn ſeines verſtorbenen Bruders, den damals erſt zwölfjährigen Conſtans II. zum Kaiſer. Pyrrhus, den Martina zum Patriarchen gemacht hatte, entging der Verfolgung, indem er nach Rom floh und ſich zur Rechtgläubigkeit bekehrte. Conſtans erließ unter dem Einfluß des neuen byzantiniſchen Patriarchen

Paulus ein neues Edict, 648, worin befohlen wurde, es ſolle niemand mehr über den einen oder die beiden Willen in Chriſto ſtreiten. Das hieß ſoviel, als, es ſey gleichgiltig wie man darüber denke. Dagegen nun erklärte ſich Papſt Martin in Rom und hielt in der erſten Synode des Lateran 649 die rechtgläubige Anſicht feſt, wonach der Monotheletismus nicht als gleichgiltig angeſehen, ſondern ausdrücklich verdammt wurde. Paulus, dem das kaiſerliche Edict neue Hoffnungen erweckt hatte, war damals ſchon wieder vom Papſt abgefallen, welcher ihn daher mit verdammte. Conſtans wurde darüber ſo erzürnt, daß er die erſte Gelegenheit erſah, ſich am Papſte zu rächen, wobei man vorausſetzen muß, daß es ihm ſehr wehe that, durch ſein in der Form wohlausgeklügeltes, im Weſen aber nur allzu indifferentes Edict der Kirche nicht diejenige Einheit zurückgegeben zu haben, die ihm dem Anſtürmen des Islam gegenüber als ein dringendes Bedürfniß erſcheinen mußte. Auf ſeinen Befehl zog 652 ſein Exarch Theodor von Ravenna nach Rom, wo er den Papſt gefangen nahm. Martin lag krank im Bette, wurde aber auf ein Schiff gebracht und in Byzanz einen ganzen Tag lang dem Hohn des monotheletiſchen Pöbels ausgeſetzt, dann nach Cherſon am ſchwarzen Meere verbannt, wo er im Kerker Hunger leiden mußte und nach wenigen Jahren ſtarb. Noch ſchlimmer wurde der Abt Maximus behandelt, der in ſeinen Schriften die Monotheleten am ſchärfſten angegriffen hatte. Man geißelte ihn, riß ihm die Zunge aus, hieb ihm die Hand ab und warf ihn in den Kerker, in welchem er als 80jähriger Greis verſchied.

Conſtans war eiferſüchtig auf ſeinen Bruder Theodoſius, indem er immer fürchtete, eine Partei könnte denſelben auf den Thron erheben. Deswegen zwang er ihn, erſt Prieſter zu werden, dann ließ er ihn umbringen, zog ſich aber dieſen Mord zu Gemüthe und wurde bis zum Wahnſinn geängſtigt, weil er überall den Geiſt des Bruders ſah, der ihn mit einem Kelche verfolgte und ihm immer zurief: „Trink, Bruder, trink!“ Das kam daher, weil der Kaiſer ſich einmal von ſeinem Bruder, als derſelbe hatte Prieſter werden müſſen,

wie zum Hohn den Abendmahlskelch hatte reichen lassen. Nun konnte es der gequälte Monarch in seinem Palast und in seiner Hauptstadt nicht mehr aushalten, rüstete eine Flotte und segelte nach Unteritalien, um den Longobarden Benevent zu entreißen. Die Belagerung und ruhmvolle Vertheidigung dieser Stadt durch Romoald, den Sohn Grimoalds, haben wir oben schon in der Geschichte der Longobarden erzählt. Grimoald entsetzte den Sohn und jagte den Kaiser nach Neapel. Von da ging Constans nach Rom, wo Vitalianus, ein Papst nach seinem Willen gewählt worden war, welcher den Brudermörder und Bedränger der Kirche aus Menschenfurcht auf niedrige Weise beschmeichelte. Aber der alte Kaiserpalast war verödet und halb schon Ruine und der römische Kaiser ging darin nur noch wie ein Gespenst umher. Es ward ihm auch hier nicht wohl und er konnte keine Ruhe mehr finden. Um wenigstens nicht von Geldmitteln entblößt zu seyn, raubte er, wie einst Geiserich, in Rom noch alles Werthvolle zusammen und plünderte sogar die Kirchen aus. Dann fuhr er nach Sicilien hinüber und richtete sich in Syrakus ein, als ob er dort bleiben wollte, wurde aber, während er im Bade saß, von dem ihm aufwartenden Diener mit dem ehernen Waschkruge erschlagen, 668.

Die Truppen in Sicilien wählten den Mecicius zum Kaiser, ihren Liebling, der sich durch wunderbare Schönheit auszeichnete. In Byzanz aber bestieg des Constans ältester Sohn Constantin IV. den Thron, segelte sogleich nach Sicilien und ließ seinen Nebenbuhler enthaupten, den schönen Kopf aber im Hippodrom zu Byzanz aufstellen. Bei seiner Rückkehr bemerkte das Volk, daß dem jungen Kaiser der Bart gewachsen sey, und nannte ihn davon Pogonatos. Seine beiden jüngern Brüder, Heraclius und Tiberius, die er aus Eifersucht eingesperrt hielt, reizten eine Partei unter den Soldaten an, zu verlangen, daß sie Mitkaiser würden, da der Dreieinigkeit im Himmel ein Dreikaiserthum auf Erden entsprechen müsse. Diese Frivolität aber kostete den Brüdern die Nasen, die ihnen Constantin abschneiden ließ. Mittlerweile waren die Muhamedaner unter ihrem Chalifen Moawia im Osten des verwahrlosten Reiches weiter vorge-

drungen, und kamen 672 bis vor Byzanz, wurden aber zurückgeſchlagen. In jedem folgenden Sommer kamen ſie wieder, aber Byzanz war durch ſeine Lage und durch ſeine Mauern ſo feſt, daß es ſich jedesmal behauptete und die Muhamedaner außerordentlich viele Menſchen verloren. Conſtantin durfte daher wagen, i. J. 678 ſelber wieder angreifend vorzugehen, und als ſeine Truppen ſiegreich bis nach Syrien vorgedrungen waren, bequemte ſich Moawia zum Frieden. Damals bildete ſich im Gebirge Libanon die merkwürdige Republik der Maroniten aus. Dies waren Monotheleten, urſprünglich Mönche vom Kloſter des h. Maro, aber von den Arabern Mardaiten genannt (von maradda, der Empörer). Als das kaiſerliche Heer in Syrien eindrang, verjagten ſie alle Araber aus dem Libanon und wählten ſich ein eignes Oberhaupt. Seitdem haben ſie ſich dort behauptet, traten aber im 12. Jahrhundert zur römiſchen Kirche über. Im J. 679 mußte Conſtantin gegen die Bulgaren kämpfen, fand ſie aber mit Geld ab.

In Rom war wieder ein unabhängiger Papſt gewählt worden, Agathon, der ſich dem Kaiſer widerſetzte, als derſelbe ein allgemeines Concil nach Byzanz ausſchrieb, und ſelbſt ein ſolches nach Rom berief, 680. Das war das ſechſte ökumöniſche Concil, dem ſich Georg, Patriarch von Byzanz, unterwerfen mußte, da es der Kaiſer ſelbſt für gerathen hielt, nachzugeben, um durch den Papſt eine Einheit in die Kirche zu bringen, die er ohne ihn nicht mehr hätte erreichen können. Die große Mehrheit der Chriſten war rechtgläubig geblieben. Die Monotheleten konnten dem Schickſal der Monophyſiten auf die Dauer nicht entgehen. Der Kaiſer ſelbſt war für kein Dogma eingenommen, ſondern folgte nur Staatsrückſichten. Er wollte die Kirche nur einig haben, gleichviel in welcher Form, und die Mehrheit der griechiſchen Biſchöfe folgte, wie immer, dem kaiſerlichen Befehle. So wurde denn auf dem römiſchen Concil die Rechtgläubigkeit vollkommen wieder hergeſtellt.

Conſtantin ſtarb 685. Sein Sohn und Nachfolger Juſtinian II. war ſchon in früher Jugend laſterhaft, ließ einen elenden Eunuchen regieren, erlitt eine empfindliche Niederlage durch die

Bulgaren, vertrieb ſich die Zeit mit Schauſpielen und ließ eine Kirche niederreißen, um Platz für ſeine Spiele zu gewinnen. Als er nun auch gegen die Murrenden mit grauſamen Hinrichtungen vorging, wurde Leontius, ein tapferer Feldherr ſeines Vaters, aus dem Kerker befreit und zum Kaiſer ausgerufen. Das Volk verlangte, er ſolle den Juſtinian köpfen laſſen, Leontius ließ ihm aber nur die Naſe abſchneiden und verbannte ihn nach Cherſon 695. Nach drei Jahren wurde Leontius durch einen ſeiner Offiziere, Apſimar, entthront und gleichfalls der Naſe beraubt. Da machte Juſtinian von Cherſon aus große Umtriebe, um ſich ſeinen Thron wieder zu erobern. Zuerſt heirathete er eine Tochter des Chans der Chazaren, um mit dieſen Tataren nach Byzanz zurückzukehren, ſchickte ihm jedoch bald, da er dem Chan nicht traute, die Tochter zurück und ging zum Fürſten der Bulgaren, Terbeles, der ihn wirklich an der Spitze eines wilden Heeres in ſein Reich und auf den Thron zurückführte, 705. Der Bulgar empfing dafür einen Haufen Gold, den er mit ſeiner Peitſche abmaß, und kehrte heim. Apſimar wurde gefangen und auch Leontius aus dem Kloſter, ihn das man in geſteckt hatte, herbeigeſchleppt und beide brauchte Juſtinian, während er den Spielen des Cirkus zuſah, als Fußſchemel und trat behaglich auf ihnen herum. Nachher ließ er ſie köpfen. Ueberhaupt fing er ſeine vorige Lebensweiſe wieder an, wurde aber noch viel grauſamer und ließ alle, die ihn früher hatten vertreiben helfen, unter Martern hinrichten. Dieſe Morde waren maſſenhaft und weil er auch in Cherſon manchen Spott hatte erdulden müſſen, ließ er auch dort die vornehmſten Einwohner lebendig verbrennen oder erſäufen. Sein Statthalter Barbanes hatte aber noch viel zuviel Milde geübt. Deswegen befahl ihm der Kaiſer, im October mit der ganzen Flotte zurückzukehren. Man traute ihm die Bosheit zu, daß er ſie abſichtlich habe verderben wollen, weil die Wildheit des ſchwarzen Meeres in dieſer Jahreszeit keine Schiffahrt geſtattet. Wirklich ging die ganze Flotte mit 70,000 Menſchen zu Grunde. Im nächſten Frühjahr aber ſchickte der Kaiſer eine neue Flotte mit dem Befehl, alles Lebendige in Cherſon auszurotten. Dieſer Befehl wurde vollzogen, aber viele Einwohner von Cherſon

retteten ſich zu den Chazaren und ſchlugen mit deren Hülfe die kaiſerlichen Truppen. Dieſe mußten, wenn ſie heimkehrten, des Kaiſers Rache fürchten, ſchloßen ſich daher den Aufrührern an und riefen des Bardanes Sohn Philippicus zum Kaiſer aus. Juſtinian eilte ihm mit einem Heere entgegen und verband ſich wieder mit den Bulgaren, allein er wurde von ſeinen Soldaten ermordet und ſein junger Sohn Tiberius, der ſich mit Reliquien behangen zu einem Altar geflüchtet hatte, weggeriſſen und umgebracht, 711.

Das unvernünftige Gebahren des Juſtinian war Rom zu Gute gekommen. Hier machte ſich Papſt Sergius völlig von dem nichtswürdigen Byzantiner unabhängig. Als Juſtinian einen ſeiner erſten Beamten, Zacharias, nach Rom ſchickte, um den Papſt verhaften und nach Byzanz bringen zu laſſen, erhob ſich das Volk, der Beamte wurde ſchimpflich fortgejagt, Ravenna ſelbſt empörte ſich gegen den unwürdigen Kaiſer. Die letztere Stadt ſtrafte er zwar im J. 709 durch einen Rachezug, gegen Rom aber vermochte er nichts, und Ravenna ſelbſt empörte ſich von neuem und erkannte auch den Philippicus nicht an, in der Hoffnung, daß Italien ſich ganz von Byzanz ablöſen werde. Zu dieſem Behuf trat Ravenna bereits mit andern römiſchen Städten Italiens in einen Bund zuſammen. Dieſe Umſtände trugen weſentlich bei, daß Philippicus aus Zorn gegen Rom wieder die Partei der Monotheleten ergriff und als er auf einem Concil in Byzanz die Lehre der letztern wieder für die allein gültige erklärte, ſtimmten ihm die griechiſchen Biſchöfe, die kaum das Gegentheil beſchworen hatten, geſchmeidig wieder zu, 712. Allein er wurde bald darauf durch eine Soldatenrevolution geſtürzt und geblendet und ſtatt ſeiner Anaſtaſius II. auf den Thron erhoben, 713, der aber auch nicht lange aushielt und von Revolutionen umringt und von den Muhamedanern bedroht, freiwillig wieder vom Thron herunterſtieg. Eben ſo wenig konnte ſich ſein Nachfolger Theodoſius halten, ſondern, weil ſein kecker General Leo der Iſaurier mit den Muhamedanern ſich verſtändigte, um ihn zu ſtürzen, dankte auch er ab, 717. Leo nahm nun die Krone, hielt den Muhamedanern nicht Wort und vertheidigte Byzanz ritterlich gegen ihr Anſtürmen.

2.

Der Isaurier Leo.

Das byzantinische Reich erhielt sich mit wunderbarer Zähigkeit, obgleich der kaiserliche Hof, die Kirche und das Volk schon seit Jahrhunderten tief verderben waren. Aus den weichlichen Griechen konnten keine siegreichen Heere mehr geworben werden, doch fand Byzanz immer noch tapfere Barbaren, die ihm um Sold dienten und seine schlaue Diplomatie wußte seine übermächtigen Feinde unter einander selbst zu entzweien. Die Hauptstadt war durch ihre Lage zwischen Meer und Bergen und mit bewundernswürdiger Kunst dergestalt befestigt, daß sie bei damaligem Stande der Belagerungskunst schlechterdings als uneinnehmbar gelten konnte, und in Friedenszeiten war sie zwischen Europa und Asien der wichtigste Handelsplatz, wodurch ihr Reichthum unerschöpflich blieb.

Leo, ein tüchtiger Soldat, Sohn eines Viehhändlers aus den wilden Gebirgen Isauriens, der uralten Heimath des Land- und Seeraubs, brachte die Nervenkraft seiner Race unter das schlaffe Griechenvolk und fing, wie oben schon erzählt ist, damit an, daß er sich mit List auf den Thron schwang und denselben dann mit Gewalt gegen die betrogenen Muhamedaner vertheidigte, 717. Ein ungeheures Heer der letzteren unter Moslemah belagerte Byzanz den ganzen Sommer hindurch, erlitt aber die größten Verluste durch das berühmte griechische Feuer, welches auch unter Wasser nicht erlosch und womit ihm die Griechen seine Flotte zerstörten und, wenn das Landheer stürmte, tausende seiner Leute verbrannten. Im Winter trat solche Kälte ein, daß die an Hitze gewöhnten Araber wieder eine Menge Menschen verloren. Im folgenden Frühjahr kam die neue Flotte mit Verstärkung, aber die christlichen Matrosen empörten sich und halfen die Flotte zerstören. Das Landheer hatte keine Lebensmittel mehr, streifte deshalb bis in die Bulgarei, wurde aber

von den Bulgaren zurückgeschlagen und endlich durch die Pest so an Zahl verringert, daß es abziehen mußte.

Hierauf wandte Leo seine ganze Aufmerksamkeit einer kirchlichen Angelegenheit zu, nämlich den h. Bildern. Nichts war natürlicher, als daß man das Heilige, welches man verehrte, wie man es in Worten darstellte, so auch in Bildern sehen wollte. Daher schon frühe Bilder von Christus, Maria und den Heiligen existirten, deren unter andern eine Menge mit zartem Schönheitssinn in den römischen Katakomben gemalt wurden. Zwar eiferten schon früher mehrere Kirchenväter (Justinus, Tertullian, Basilius, Clemens von Alexandrien, Cyrillus) gegen die schönen Darstellungen des Heilands und Mariens, indem sie sich dabei auf die Stelle bei Jesaias 52, 14 beriefen, wonach Christus sogar häßlich gewesen seyn soll. Allein sie bezweckten damit nur, der Gnosis entgegenzutreten, welche das Menschliche in Christo allzusehr verflüchtigte, und dem Manichäismus, der sogar die Teufel durch Christi ideale Schönheit verführen ließ. Andere Kirchenväter dagegen (Origenes, Hieronymus, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus) stützten sich auf Psalm 45, 3, worin der Heiland das schönste unter den Menschenkindern genannt wird, und vertheidigten mit Recht die Ansicht, daß Gottes Sohn nicht unschön gewesen seyn könne. Die frommen Maler, besonders Mönche, folgten dem natürlichen Zug des Herzens und des Schönheitssinnes, indem sie das Heilige so schön malten, als sie es irgend vermochten. Auch das fromme Volk wollte sehen, was es glaubte, und das war ein so natürliches Verlangen, daß man es nicht erst aus der altheidnischen Gewohnheit der Griechen, schöne Götterbilder vor sich zu sehen, zu erklären braucht. Nur insofern wirkte die heidnische Gewohnheit nach, als man bald anfing, das Bild für das Wesen zu nehmen, im Bilde die göttliche oder heilige Person selbst zu sehen und in einen vertraulichen Verkehr mit ihr zu treten, als ob sie wirklich im Bilde steckte. Es kam in der griechischen Kirche so weit, daß man Heiligenbilder zu Gevatter bat. Am häufigsten wurden die Wunderkuren der Bilder. Bilder von Holz oder Stein verrichteten, bildete man sich ein, Wunder, als wenn es die Heiligen selbst wären,

die ſie vorſtellten. Von einem Marienbilde in Sozopolis ſtrömte ein heilkräftiger Balſam ꝛc.

Die Muhamedaner, die nur einen Gott erkannten, pflegten daher die Chriſten zu verachten, als welche drei Götter und dazu noch in der Jungfrau Maria und den Heiligen eine Menge Halbgötter hätten. Auch nannten ſie die Chriſten Götzendiener, weil dieſelben Bilder in Kirchen und Capellen aufſtellten und davor niederknieten und beteten. Der Islam duldete keine Bilder. Der Chalif Jezid II. verbot ſie im Jahr 723 innerhalb ſeines Reichs auch den Chriſten. Alle wurden aus den Kirchen weggenommen. Das erweckte nun das Nachdenken des Iſauriers und es ſchien demſelben räthlich, auch in ſeinem Reiche den Bilderdienſt einzuſchränken, den er ſelbſt für eine Uebertreibung hielt und der den Muhamedanern nicht länger zum Vorwande dienen ſollte, das Chriſtenthum zu verachten. Er machte damit dem Islam eine Conceſſion, wie es vorher ſchon die Monophyſiten und Monotheleten gethan hatten, daß ihn doch gerade dieſe durch ihr Beiſpiel hätten belehren ſollen, daß ſolche Conceſſionen immer den Zweck verfehlen. Er hatte aber Größeres im Sinne und wollte nicht vertheidigungs-, ſondern angriffsweiſe gegen den Islam verfahren. Er hoffte nämlich, wenn er nur erſt den Bilderdienſt abgeſchafft habe, werde es ihm leicht werden, nicht nur die Juden, ſondern auch die Muhamedaner zu bekehren. Theophilus, ein phrygiſcher Biſchof, reizte ihn hauptſächlich dazu an und ſtellte ihm die Sache als unſchwer vor. Ein Aufſtand aſiatiſcher Juden, unter denen wieder einmal ein falſcher Meſſias aufgeſtanden war, veranlaßte den Kaiſer im Jahr 724 zu befehlen, daß alle Juden Chriſten werden ſollten, und wirklich mußten ſie ſich zu tauſenden taufen laſſen. Hierauf begann Leo auch den Krieg gegen die Bilder. Erſt verbot er nur, daß man ſich vor denſelben niederwerfe. Aber das reizte die Mönche ſchon dermaßen, daß ſie auf den cykladiſchen Inſeln einen gewiſſen Kosmas zum Gegenkaiſer erhuben, deſſen Aufruhr jedoch bald unterdrückt wurde. Sofort ging Leo einen Schritt weiter und erließ im Jahr 726 das entſcheidende Edict, welches überhaupt alle Bilder in den Kirchen verbot, und die geſchmeidigen

Biſchöfe ſtimmten ihm wie gewöhnlich zu. Allein er wurde in der Hauptſache arg getäuſcht, denn der Chalif merkte bald ſeine Abſicht, erlaubte jetzt die Bilder wieder und ließ durch den geiſtvollen Johannes von Damascus ein Buch ſchreiben, welches den Gebrauch der Bilder auf das glänzendſte rechtfertigte. „Nur im alten Teſtament, ſpricht Damascenus, waren die Bilder verboten, nicht im neuen. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Und waren nicht die Cherubim der Bundeslade ebenfalls Bilder? Wenn ihr den Ausdruck des Unſichtbaren im Sichtbaren verbieten wollt, ſo müßt ihr auch das h. Buch, den Tiſch des Herrn, das Grab Chriſti, das h. Kreuz, den Berg, auf dem er ſtand, ja ſelbſt ſeinen Leib und ſein Blut im h. Abendmahl verbieten und vernichten, denn auch ſie ſind ſichtbar.“ Damals ſaß auf St. Peters Stuhle zu Rom Gregor II., welcher ſich ſogleich entſchieden für die Bilder erklärte und ſich dabei der Zuſtimmung faſt des ganzen Abendlandes und auch des größten Theiles der Griechen erfreute. Nun benutzte aber Liutbrand, König der Longobarden, die Verlegenheiten des Kaiſers, um deſſen Beſitzungen in Italien anzugreifen, und ging darauf aus, ſich zum Herrn von ganz Italien zu machen und alſo zuletzt auch Roms. Der Papſt war daher gezwungen, wieder eine Verſtändigung mit dem Kaiſer zu ſuchen, weil er damals bei dem Frankenfürſten Karl Martell, der die Pfaffen nicht leiden konnte, keine Hülfe fand. Gregor rieth dem Kaiſer, ſich in die kirchlichen Dinge lieber gar nicht zu miſchen. Leo aber wurde durch den Widerſtand, den man ihm leiſtete, nur erbittert. In Byzanz ſelbſt erhoben die Weiber einen Aufruhr und ermordeten einen Beamten, der die Bilder in einer Kirche hinwegriß. Da ließ Leo die Soldaten einhauen und viele Weiber und Mönche kamen ums Leben. Im J. 733 zog Leo mit einer Flotte gegen Italien aus, aber der Sturm zerſtörte ſeine Schiffe, worüber die Bilderfreunde frohlockten. Unterdeß war dem zweiten der dritte Gregor gefolgt, den wieder Liutbrand bedrängte, während Leo einen Angriff der Muhamedaner glücklich zurückſchlug. Da wandte ſich Gregor III. dringend an Karl Martell und bat ihn, den Schutz des römiſchen Stuhles zu übernehmen, welches bisher das Vorrecht

des Kaisers gewesen war. Doch Karl entschied sich nicht und alle Betheiligten starben, Leo, Karl, Gregor III., alle im J. 741.

Leos Sohn, Constantin, lag noch gegen die Muhamedaner zu Felde, als sein Schwager Artabasdus an der Spitze der bilderfreundlichen Partei sich der Hauptstadt bemächtigte und die Bilder wieder in die Kirchen bringen ließ. Allein er wurde nach einem blutigen Kriege besiegt und mit seinen Kindern geblendet, 743. Der damalige Patriarch von Byzanz, Anastasius, hatte dem Usurpator gedient und öffentlich den Constantin gelästert, deshalb ließ ihn dieser geißeln und rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Straßen führen, behielt ihn aber bei, weil Anastasius sich aus Angst zu seinem Werkzeug hergab. Erst später schämte sich Constantin des Nichtswürdigen und ließ ihn hinrichten. Der Kaiser benutzte die Bedrängniß des Papstes durch die Longobarden, um im Jahr 754 eine große Kirchenversammlung in Byzanz zu halten, durch die er den Bilderdienst aufs neue verdammen und die zuwider handelnden Bischöfe und Mönche mit den härtesten Strafen bedrohen ließ. Sein Haß gegen die Mönche, die an den Bildern hingen, war so fanatisch, daß er sie zwang, jeder mit einer Nonne an der Hand in Prozession durch den Hippodrom zu ziehen zum Gelächter des Publikums. Einige Jahre später ließ er die meisten Klöster aufheben und allen Mönchen, welche nicht heirathen wollten, die Augen ausstechen. Das Concil von 338 Bischöfen beantwortete die Vorwürfe des Papstes und des Damascenus mit folgendem: „Ihr anerkennt als Rechtgläubige, daß in Christo zwei Naturen und zwei Willen unvermischt sind. Wer nun ein Bild von Christus malt und es anbeten läßt, der leugnet die göttliche Natur des Heilands, welche nicht mit Farben gemalt werden kann, und trennt entweder das göttliche vom menschlichen, oder vermischt beides, ist also nothwendig ein Arianer, Nestorianer, Monophysit und Monothelet. Die Malerei ist eine heidnische Kunst, eine Erfindung des Teufels. Wir wollen aber von heidnischer Kunst keine Beweise unsers Glaubens. Als die Teufel Christum versuchten und ihn als Herrn anbeten wollten, litt er es nicht und wollte kein Zeugniß von ihnen annehmen.“ Die versam-

melten Bischöfe legten schließlich einen fürchterlichen Fluch auf den Damascener, woraus erhellt, wie gefährlich ihnen derselbe erschien. Er handelte aber auch ganz im Einverständniß mit dem Chalifen, welcher, um den Plan des Kaisers zu durchkreuzen, den Bilderdienst unter den Christen jetzt ebenso eifrig unterstützte, als er ihn früher verdammt und unterdrückt hatte. Die drei Patriarchate, welche den Chalifen als weltlichen Oberherrn erkannten, von Jerusalem, Alexandria und Antiochia, wurden mit lauter Bilderfreunden besetzt. Damals wurden aber auch viele Bilder aus Griechenland nach Italien geflüchtet und man glaubt, daß sich das Vorkommen so vieler Marienbilder mit dunklem Teint im Abendlande davon herschreibt.

Constantin war ein glücklicher Krieger. Er schlug die immer lästiger gewordenen Bulgaren und züchtigte sie in ihrem eigenen Lande, indem er mit einer Flotte durch das schwarze Meer die Donau hinauffuhr, 763. Sie erholten sich zwar wieder, allein er schlug sie noch einmal, und als er nochmals mit einer Flotte gegen sie auszog, starb er unterwegs auf dem Schiffe, 775. Die rechtgläubigen Geschichtschreiber haben sein verhaßtes Bild ziemlich stark karrikirt. Man gab ihm den Beinamen Kopronymus, weil er als ein böses und dämonisirtes Kind sich schon gegen die Taufe gesträubt und den Taufstein verunreinigt haben sollte. Sodann erzählte man von seiner Grausamkeit die abscheulichsten Dinge. Man sagte, nichts sey ihm lieber gewesen, als wenn man ihm eine Schüssel voll abgeschnittener Nasen gebracht habe, u. dgl. m.

Ihm folgte sein Sohn Leo, zubenannt der Chazar, weil seine Mutter eine Tochter des Chazarenchans gewesen war. Er nahm die Griechin Irene zur Gemahlin. Während seiner kurzen Regierung führte er einen glücklichen Krieg in Syrien gegen die Muhamedaner. Er verfolgte, gleich seinem Vater, den Bilderdienst aufs strengste. Irene aber hing demselben an und hatte selbst Heiligenbilder in ihrem Bette versteckt. Als der Kaiser dahinter kam, gerieth er in großen Zorn und trennte sich von ihr, starb aber schon 780.

3.

Irene.

Der Sohn des Kaiſers, Conſtantin, zubenannt Porphyrogenetos, der im Purpur geborene, war erſt zehn Jahre alt, Irene übernahm daher für ihn die Regierung und traf ſogleich Anſtalt, den Bilderdienſt wieder einzuführen. Doch mußte ſie vorſichtig ſeyn, weil die Bilderfeinde noch zu mächtig waren. Zuerſt verlangte ſie nur, daß jedermann ſeine Meinung von den Bildern frei äußern dürfe. Dann ging ſie einen Schritt weiter und ließ die Gebeine der h. Euphemia mit großer Feierlichkeit nach Byzanz bringen, eine Handlung, die im größten Widerſpruche mit dem Verfahren des verſtorbenen Kaiſers ſtand. Denn dieſer hatte nicht nur die Bilder, ſondern auch die Reliquien verdammt, dieſelben aus allen Kirchen wegnehmen und zerſtören, den Sarg der h. Euphemia unter andern ins Meer werfen laſſen. Der Sarg war aber bei der Inſel Lemnos wieder zum Vorſchein gekommen und mit ſeiner Zurückführung war auch die Verehrung der Reliquien wieder frei gegeben. Um einen Halt von außen zu gewinnen, knüpfte Irene Verbindungen mit Frankreich an und Karl der Große, welcher damals ſein abendländiſches Reich erweiterte, ergriff dieſe Gelegenheit gern, um ſeinen Einfluß auch auf das Morgenland zu erſtrecken und bot der Kaiſerin Irene die Hand ſeiner Tochter Rothrudis für ihren Sohn an. Doch wurde dieſe Verbindung bald wieder abgebrochen, weil der große Karl die griechiſche Dame nicht zuverläſſig fand. Beide Theile ſchloſſen ſich jeder dem Feinde des andern an. Irene unterſtützte, wiewohl ohne Erfolg, den letzten Longobardenprinzen Adelgis, dem Karl die Lombardei entriſſen hatte, und Karl ſchloß Freundſchaft mit dem Chaliſen Harun al Raſchid, der das griechiſche Kaiſerthum hart bedrängte. Irene ſuchte den letztern durch eine Geſandtſchaft zu begütigen. Er nahm aber ihren Geſandten und Liebling Stauracius

gefangen und gab ihr nicht Frieden, bis sie ihn mit einem schweren Tribut erkaufte.

Glücklicher war Stauracius in der Unterwerfung der Südslaven, die schon seit Justinians Zeiten sich des ganzen Hellas und Peloponneses bemächtigt hatten. Ohne Geschick für die Schiffahrt hatten sie nur den Acker gebaut und waren durch das Meer von ihren Stammesgenossen abgeschnitten geblieben und allmählig zum Christenthum bekehrt worden. Es kostete daher nicht viel Mühe, sie als Unterthanen dem griechischen Reiche förmlich einzuverleiben. Sie vergaßen nach und nach ihre slavische Muttersprache, redeten aber die griechische Kirchen- und Conversationssprache mit slavischem Munde, was heute noch das sogenannte Neugriechische kennzeichnet.

Nachdem Stauracius dieses nützliche Werk verrichtet hatte, nahm Irene die Bildersache ernstlich vor. Als sie aber im Jahr 786 ein Concil nach Byzanz berief, um mit Hülfe des schon von ihr gewonnenen Patriarchen Tarasius den Bilderdienst wieder herzustellen, empörten sich Soldaten und Volk und jagten das Concil auseinander. Sie wußte sich jedoch zu helfen. Unter dem Vorwande, die Muhamedaner hätten den Krieg wieder angefangen, schickte sie die Soldaten nach Asien und ließ dieselben, als sie weit genug weg waren, auflösen und gehen, wohin sie wollten. Ein neues Concil aber berief sie nach Nicäa, wo Tarasius die Bilderfeinde dadurch auf seine Seite zog, daß er ihnen zusicherte, jeder werde seinen Bischoffitz behalten, wenn er nur seine Meinung von den Bildern ändere. Auch wurde die Anbetung der Bilder und das Niederknien vor denselben nicht gefordert, sondern nur ihre Wiedereinführung und Verehrung. Kaum aber war der Kaiserin dieser Staatsstreich gelungen, als ihr ein neuer Feind in ihrem eigenen Sohne heranwuchs. Er hätte gern die Frankin geheirathet, sie aber zwang ihm die armenische Maria auf. Als er zwanzig Jahre alt war, wollte er sich von der Mutter nicht mehr wie ein Kind behandeln lassen und fand Freunde und Rathgeber, die ihm sagten, er solle den Stauracius verdrängen und selber regieren. Stauracius erfuhr es und warnte Irene, die den Sohn mit eigener Hand züchtigte und einsperrte. Als sie aber

den Soldaten einen Eid abforderte, daß sie, so lange sie lebe, nur von ihr allein Befehle annehmen wollten, brach Murren unter ihnen aus und, anstatt ihr zu willfahren, verlangten sie den Constantin zum Kaiser. Dieser wurde nun herausgeholt und übernahm die Regierung, Stauracius und sein Anhang wurden gegeißelt und verbannt, 790. Allein der junge Kaiser verstand nicht zu regieren. Er sollte gegen die Bulgaren kämpfen und lief davon. Nachher hegte er gegen den tapfern Feldherrn Nicephorus und die armenischen Legionen Verdacht und ließ jenen blenden. Da empörten sich die Armenier, so daß er gegen sie förmlich zu Felde ziehen mußte. Bei diesem Anlaß verstieß er auch seine armenische Gemahlin und heirathete eine schöne Zofe seiner Mutter, wodurch die Mutter selbst sich wieder bei ihm einschmeichelte. Sie nahm nun wieder Theil an der Regierung und sorgte dafür, daß Constantin sich durch seine Unfähigkeit immer mehr verhaßt machte, während sie selbst sich durch Versprechungen wieder eine große Partei gewann. Auch Stauracius durfte an den Hof zurückkehren und der einfältige Kaiser fiel in das ihm gestellte Netz. Denn als er einmal von Constantinopel aus an das andere Ufer fahren wollte, sagte man ihm, es führen ihm Offiziere entgegen, die sich seiner bemächtigen wollten. Er rettete sich nun eilig auf einem Boote nach Triton, wo sich Anhänger um ihn sammelten, aber auch solche, die im Solde seiner Mutter standen. Diesen letzteren ließ Irene sagen, wenn sie jetzt nicht rasch handelten, werde sie sich mit ihrem Sohne wieder versöhnen und sie würden dann das Opfer seyn. Sie ergriffen daher den Kaiser, banden ihn und brachten ihn zur See so schnell als möglich in den Palast der Kaiserin und hier ließ ihm Irene in demselben Purpursaale, in welchem sie ihn geboren hatte, die Augen ausstechen. Die Sonne selbst, sagen die Geschichtschreiber Zonaras und Cedrenus, wendete sich von dem Greuel der Mutter ab und hüllte sich siebzehn Tage lang in Wolken, 797.

Irene regierte nun allein mit Stauracius, dem sie aber bald in Aetius einen jüngeren und begünstigteren Nebenbuhler gab, welcher sich unter andern das Verdienst um sie erwarb, die noch leben-

den, aber eingesperrten Söhne des Kopronymus umbringen zu lassen, damit ihr auch von dieser Seite niemand mehr im Wege stehe. Beide auf einander eifersüchtige Günstlinge waren übrigens Eunuchen und wetteiferten im Prunke, mit dem sie durch die Straßen zogen. Stauracius hatte die Leibwache für sich und behauptete sich, bis ein Blutsturz seinem Leben ein Ende machte, 799. Bald darauf erfuhr Irene, daß sich Karl der Große zum römischen Kaiser im Abendlande habe ausrufen lassen und das brachte sie auf den Gedanken, ihm ihre Hand anzutragen. Sie fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken, daher dieser letzte Versuch, sich einen Halt von außen zu verschaffen, oder wenigstens einen sichern Rückzug zu bahnen. Sie war allgemein verabscheut. Schon Stauracius hatte ihr getrotzt. Aetius betrog sie und wollte seinen Bruder auf den Thron bringen. Nicetas aber, der Oberste der Leibwache, der ihm dabei helfen sollte, betrog auch ihn, indem er sich von Nicephorus, seinem Freunde, welcher den Finanzen vorstand, aus der Staatskasse Geld geben ließ, um die Soldaten zu bestechen und dann den Nicephorus selbst zum Kaiser ausrief. Irene lag krank und erfuhr von allem nichts, während Nicephorus schon von der Hand des schmiegsamen und verrätherischen Tarasius die Krone empfing, 802.

Nicephorus war ein echter Geldmann. Da er wußte, daß Irene beträchtliche Schätze verborgen habe, ging er zu ihr ohne kaiserlichen Schmuck, als ein ergebener Diener wie ehedem, und versprach ihr alles, was sie verlangen würde, so daß sie ganz ohne Sorge seyn dürfe. Nur bäte er sie, ihm die verborgenen Schätze zu entdecken. Sie that es, weil sie froh war, mit ihrem Leben und mit der Freiheit davon zu kommen, da sie auf etwas viel schlimmeres gefaßt gewesen war. Sobald aber Nicephorus die Schätze weg hatte, brach er das ihr gegebene Wort, steckte Irenen zuerst in ein Kloster und ließ sie nachher in rauhester Jahreszeit auf die Insel Lesbos bringen, wo sie, an allem Mangel leidend, sich mit Spinnen ernähren mußte und im tiefsten Elende starb. — Nicephorus machte sich durch seinen Geiz verhaßt, doch wurde eine Empörung der Truppen unter Bardanes unterdrückt. Als aber der Kaiser

gegen die Muhamedaner zu Felde ziehen mußte, die unter Harun al Raschid schon über das Gebirge Taurus gekommen waren, wurde er in einer Schlacht, in der 40,000 Griechen sollen erschlagen worden seyn, verwundet, 803. Der Chalif zog nicht eher ab, als bis ihm vom byzantinischen Reiche alles, was jenseits des Taurus lag, abgetreten wurde. Auch Cypern und Rhodus wurden von den Muhamedanern verheert. Mitten unter diesen Drangsalen stritt sich Nicephorus mit Theodor Studita, dem Haupte der Mönche, um die Grenzen der kaiserlichen Gewalt in Kirchensachen und ließ ihn einsperren, weil er diese Gewalt eingeschränkt wissen wollte. Auch die Bulgaren griffen wieder an unter ihrem Chan Krumus. Nicephorus unterlag und fiel in der Schlacht, 811. Aus seinem Schädel ließ Krumus sich eine Trinkschale machen. Der Sohn des Kaisers, Stauracius, wurde verwundet aus der Schlacht gerettet, aber von seinem Schwager Michael Rhangabe entthront und in ein Kloster gesteckt. Michael selbst aber unterlag in einem neuen Bulgarenkriege und wurde durch seine eigenen Soldaten abgesetzt und gleichfalls ins Kloster geschickt, 813. Ein tüchtiger Feldherr, Leo der Armenier, ersetzte ihn.

Krumus war nach seinem Siege vor Byzanz gerückt und jagte vor den Mauern den Einwohnern tödtlichen Schrecken ein, konnte aber die festen Mauern nicht bewältigen. Leo, der ihn nicht anzugreifen wagte, schickte Meuchelmörder gegen ihn aus, die aber ihres Zwecks verfehlten. Krumus entging der Gefahr und rächte sich durch furchtbare Verheerung des Landes. Erst im folgenden Jahre 814 war Leo wieder stark genug, ins offene Feld zu rücken, überfiel die Bulgaren und richtete eine furchtbare Niederlage unter ihnen an. Auch Krumus verlor hier das Leben. Nachdem er sich nun von außen Ruhe verschafft hatte, widmete sich Leo den Kirchenangelegenheiten. Er war ein Feind der Bilder und verlangte vom damaligen Patriarchen Nicephorus, er solle sie wieder abschaffen. Nun gab es wieder einen heftigen Streit, der dem Kaiser das Leben verbitterte. Da trugen sich seine Feinde mit einer Weissagung, Michael der Stammler, bisher sein vertrautester Freund, werde den Thron

beſteigen, und weckten des Kaiſers Verdacht. Da ließ er den Michael in Ketten legen und im kaiſerlichen Palaſt bewachen. Als er aber einmal tief in der Nacht ein Licht ergriff und nach ihm ſah, fand er ihn ohne Feſſeln auf dem Ruhebett ſchlafen, den gleichfalls eingeſchlafenen Wächter daneben. Daraus erkannte er, daß die Wächter den Gefangenen aus Liebe ſchonten, und mußte ihn für um ſo gefährlicher halten. Er beſchloß, ihn hinrichten zu laſſen, allein Michaels Freunde kamen ihm zuvor, verkleideten ſich als Prieſter, verbargen ihre Schwerter unter dem weiten Gewande und überfielen den Kaiſer, als er eben in der Kirche dem Prieſter adminiſtrirte. Es war der heilige Weihnachtsmorgen, aber die Mörder ſcheuten weder die heilige Zeit noch den Altar, ſondern ſtießen den Kaiſer, obgleich er ſich tapfer mit dem Kruzifix wehrte, nieder, 820. Dann liefen ſie in das Gefängniß, holten den Michael heraus und riefen ihn zum Kaiſer aus, ehe man noch Zeit hatte, ihm die Feſſeln abzunehmen.

Michael der Stammler hatte einen unbegrenzten Ekel vor dem theologiſchen Gezänke und verlangte daher Frieden unter den Parteien und allgemeine Toleranz. Das wollten aber die Parteien nicht, und insbeſondere die Bilderfreunde erklärten ſich ſcharf gegen die religiöſe Gleichgültigkeit. Thomas, ein Feldherr, der ſchon von früher her ſein Gegner war, empörte ſich gegen ihn, unterlag aber. Dagegen nahmen die Muhamedaner Sicilien ein und das Reich war in trauriger Verwirrung. Michael ſtarb 829.

4.

Byzantiniſcher Geiſt und Geſchmack.

Michaels Sohn Theophilus war noch jung, aber ſeine Mutter ſtellte ihm eine Menge ſchöner und vornehmer Mädchen vor und gab ihm einen goldenen Apfel, welchen er derjenigen reichen ſollte,

die ihm am besten gefallen würde. Die schöne Icasia gefiel ihm, als er aber zu ihr sagte: „Durch ein Weib (Eva) ist das Uebel in die Welt gekommen", und sie ihm rasch antwortete: „aber durch ein Weib (Maria) wird sie täglich gerettet", meinte er, sie sey ihm zu gescheidt, und wählte die bescheiden schweigende Theodora. Aber auch diese hatte ihren eigenen Kopf und trieb hinter dem Rücken des Kaisers einträgliche Handelsgeschäfte. Als er dahinter kam, ließ er ein Schiff voller Waaren, welches für sie bestimmt war, da es eben im Hafen ankam, vor ihren Augen verbrennen. Er fiel auf den seltsamen Gedanken, die Legitimität an dem Mörder Leos rächen zu wollen, obgleich er selbst nur durch die Usurpation seines Vaters und durch die Ermordung jenes Leo auf den Thron gelangt war. Um aber die Mörder gewiß alle bestrafen zu können, ließ er ausrufen, sein Vater habe sie noch nicht genug belohnt, er wolle besser belohnen. Als sie sich aber meldeten, ließ er sie alle hinrichten. Am extremsten äußerte sich seine Gerechtigkeitsliebe, als ein armes Weib, der sein Schwager eine hohe Mauer vor ihr Häuschen gesetzt hatte, sich deshalb bei ihm beschwerte und er sofort die Mauer und den ganzen Palast seines Schwagers niederreißen ließ. Die Muhamedaner bedrängten ihn fortwährend, die Bulgaren jedoch bewog er zu einem 30jährigen Frieden. Endlich gelang es ihm, durch den gelehrten Johannes Grammaticus den Chalifen Mamum, welcher ein Freund der Gelehrsamkeit war, zu begütigen und dessen Nachfolger Motassem war durch innere Kämpfe unter den Muhamedanern abgehalten, das griechische Reich zu bedrängen. Im Gegentheil hatte Theophilus den Vortheil, daß sich nicht nur viele tapfere Perser, die den Islam nicht annehmen wollten, sondern auch verfolgte muhamedanische Sectirer zu ihm flüchteten und seine Streitkräfte vermehrten.

Theophilus hatte in einem gewissen Theophobos, der unter den Griechen ein kümmerliches Leben führte, einen persischen Prinzen erkannt und bediente sich desselben, um die Perser gegen die Muhamedaner aufzuregen. Die letztern aber unter dem Chalifen Motassem bedienten sich wieder der Türken, als der alten Perserfeinde,

und nahmen 10,000 Reiter derselben in Sold. Es handelte sich besonders um den Besitz der Stadt Amorium in Phrygien, wovon der Krieg der amorische hieß. In einer großen Schlacht bei Dasmenda in Cilicien, welche die Griechen gegen den Rath der Perser unvorsichtig begonnen hatten, kamen die Türken in einem blitzschnellen Umritt den Griechen in den Rücken und richteten ein schreckliches Gemetzel unter ihnen an, ja der Kaiser selbst wäre verloren gewesen, wenn ihn Theophobos nicht gerettet hätte, 838. Der Chalif wurde durch innere Unruhen in seinem Reiche abgerufen.

Theodora, des Kaisers Gemahlin, verehrte heimlich die Bilder und hatte dergleichen bei sich versteckt, wie einst Irene. Theophilus, welcher gleich seinen Vorgängern den Bilderdienst verdammt hatte, war sehr zornig und verfolgte die Bilderfreunde aufs neue mit so großer Härte, daß er einem berühmten Maler, dem Mönch Lazarus, die Hände mit glühendem Eisen abbrennen ließ. Da sein ältester Sohn Constantin gestorben war und er nicht wünschte, daß für seinen jüngsten Michael dessen bilderfreundliche Mutter einst regieren möchte, ernannte er seine Tochter Thekla zur Mitregentin und schenkte sein ganzes Vertrauen dem Alexius, den er von niederer Geburt seiner Vorzüge wegen erhoben und seiner Tochter zum Gemahl gegeben hatte. Als dieser aber auf einem Zuge nach Sicilien nicht im Stande war, diese Insel wieder zu gewinnen und durch Versuche, zwischen Muhamedanern und Longobarden zu laviren, verdächtigt wurde, als strebe er nach einer unabhängigen Herrschaft im südlichen Italien, rief ihn der Kaiser zurück. Unglücklicherweise starb Thekla und der unversöhnliche Kaiser ließ den unschuldigen Alexius geißeln, worauf derselbe in ein Kloster ging. Mit dem Alter nahm auch der Argwohn des Kaisers zu. Der einzige dankbare Freund, dem er die Regentschaft für seinen Sohn hätte überlassen können, Theophobos, war ihm eben deshalb, weil das Volk soviel auf ihn hielt, verdächtig und als er schwer erkrankte, ließ er den edlen Perser enthaupten und sich seinen Kopf noch aufs Sterbebett bringen, 842.

Obgleich dieser sehr eigenthümliche Kaiser zu den Verfolgern

des Bilderdienſtes gehörte, war er doch, was ganz damit im Widerſpruch ſtand, im übrigen der größte Beförderer der Künſte, wie der Wiſſenſchaften. Unter der Mitwirkung des Johannes Grammaticus errichtete er Schulen, ſammelte die lange vergeſſenen Werke der Alten und ließ ſie durch Abſchriften vervielfältigen. Durch den großen Mathematiker Leo, den ihm der Chalif gern abſpenſtig gemacht hätte, ließ er eine Menge Meiſterwerke verfertigen, aber leider in Golde, ſo daß ſie nicht lange nachher als ein Opfer der Raubluſt und Geldgier eingeſchmolzen wurden. Als das merkwürdigſte unter dieſen Meiſterſtücken wird ein Pyrotelegraph gerühmt, der durch eine Uhr im kaiſerlichen Palaſt geleitet wurde und Feuerſignale bis zur Grenze des Reichs trug, und von dort zurück. Sodann zwei große Orgeln, deren Pfeifen von Gold und mit Edelſteinen beſetzt waren. Ein goldener Löwe, welcher brüllen konnte; Geyer, die ſich von ſelbſt auf ihren Flügeln hoben. Eine Platane, auf deren Aeſten künſtliche Vögel harmoniſch ſangen. Durch den Antonius von Sykeum, der ein großer Meiſter in der Muſik war und von dem noch griechiſche Kirchengeſänge erhalten ſind, ließ der Kaiſer eine Capelle und einen Sängerchor dirigiren. Auch verſchönerte er ſeine Hauptſtadt durch eine Menge von Neubauten, Kirchen, Paläſte, das erſte große Hoſpital ꝛc. Einen der Paläſte nannte man von ſeiner Schönheit die Perle. Doch fiel der byzantiniſche Geſchmack ſchon etwas ins Gekünſtelte und Bizarre. Ein neuer Palaſt, der Triconchus, beſtand aus drei halbzirkelförmigen Gebäuden mit goldenem Dach und ſchrägen Galerien. Ein anderer hatte fünf Thürme. Ein großer Saal war ſo gebaut, daß man an dem einen Ende das leiſeſte Wort hörte, was am andern geſprochen wurde. Auf einem freien Platze ließ der Kaiſer einen Springbrunnen errichten, welcher ſtatt des Waſſers Nüſſe, Mandeln ꝛc. auswarf, zwiſchen ehernen Löwen, welche Wein ausſpieen.

Hier iſt der ſchickliche Ort, überhaupt von der byzantiniſchen Kunſt zu reden. Die Baukunſt entwickelte ſich aus dem älteren, rein römiſchen Style, dem ſie das längliche Viereck der Baſilika, die Säulen und den Rundbogen entlehnte; ſie bildete aber nach und

nach vorzugsweiſe den Bogen aus in den zahlreich ſich mehrenden halbkugelförmigen Dächern oder Kuppeln und in den halbrunden Säulengalerien und Niſchen (Conchen). Die byzantiniſche Malerei, die wir hauptſächlich nur als Kirchenmalerei kennen, verließ den römiſchen Katakombenſtyl, der noch etwas von der heitern Anmuth antiker Symbolik beibehalten hatte, und führte ſtrenge, ja harte Typen der Chriſtus- und Heiligenbilder ein. Das Allegoriſiren wurde, weil es zu leicht auf den Abweg der Gnoſis führte, nicht mehr geduldet und der hiſtoriſche Chriſtus feſtgehalten, deſſen treues Portrait man in einem Bilde, welches der König Abgarus hatte fertigen laſſen, und in dem Abbild, welches der Heiland auf ſeinem letzten Gange in dem Schweißtuch der heiligen Veronika abgedruckt hatte, zu beſitzen glaubte. Dieſer ſeitdem allgemein beibehaltene Typus des Chriſtuskopfes mit geſcheiteltem Haar und mäßigem Bart ſollte aber nicht etwa durch gleichſam überirdiſche Schönheit die Seele entzücken, ſondern vielmehr durch etwas Schreckliches (als Richter der Lebendigen und der Todten), oder durch den Ausdruck tiefſten Leidens (am Kreuze) die Seele erſchüttern. Die ſchrecklichen Zeiten und namentlich auch die Verfolgung der Bilder und Maler ſelbſt haben ohne Zweifel auf den tiefen Ernſt dieſer Darſtellungen eingewirkt. Dagegen ſuchte man ſichtbar Troſt bei der heiligen Jungfrau. Marienbilder ohne das Kind finden ſich häufig ſchon in den römiſchen Katakomben. Mit dem Kinde kommen ſie erſt im fünften Jahrhundert vor, dann aber bezeichnen ſie ausdrücklich die Gottesmutter, die Königin des Himmels in der Glorie, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Maler nach Kräften bemüht waren, ihr eine ideale Schönheit zu geben. Man glaubt, der Evangeliſt Lucas, der ein Maler war und deshalb Patron der Maler wurde, habe die h. Jungfrau noch, als ſie lebte, gemalt. Die Bilder wurden gerade, weil man ſie ausrotten wollte, von den Gläubigen mit ſo inniger Liebe umfaßt und heilig gehalten, daß ſich ſogar der Wahn erzeugte, einige beſonders alterthümliche Chriſtusbilder ſeyen acheiropoetiſch, d. h. nicht mit Händen gemacht, ſondern vom Himmel gekommen. Was die Heiligen betrifft, ſo duldete die griechiſche Kirche nach Be-

endigung des Bilderſtreites keine Statuen mehr, ſondern nur gemalte Bilder, gab aber allen heiligen Geſtalten auf denſelben etwas Statuariſches, nicht als ob die Maler aus Unbehülflichkeit und Unreife in der Kunſt keine lebendigeren Gruppen hätten zu Stande bringen können, ſondern aus Grundſatz, um dem Feierlichen und Ernſten, was in dem Heiligen ausgedrückt werden ſoll, keinen Eintrag zu thun. Uebrigens wurden die Kirchenwände, Decken und ſelbſt Fußböden der Kirchen vorzugsweiſe mit Moſaikbildern belegt und das ſpröde Material verlangte Einfachheit und Größe der Figuren und eignete ſich nicht für beengte Gruppen und kleines Detail. Neben dieſen großen Kirchenbildern ſuchte die bunte Miniaturmalerei in den Pergamenthandſchriften auch den Sinn für das Weltliche und Zierliche zu befriedigen.

Die Poeſie lag ſehr darnieder. Was hätte auch die durch grobe Sinnenluſt verdorbene Phantaſie, oder der durch theologiſche Spitzfindigkeiten ausgetrocknete Verſtand der Griechen noch der Poeſie bedürfen können? Im 6. Jahrhundert kamen nur geſchraubte Epigramme und Beſchreibungen von Bauwerken vor, im 7. Satiren des Chriſtopherus auf den Reliquiencultus; im 8. ſoviel wie nichts, im 9. wieder einige Beſchreibungen. Erſt zur Zeit der Kreuzzüge ſollte noch eine ſpäte Blüthe byzantiniſcher Poeſie, obwohl auch nur kümmerlich, ausſchlagen.

Die Philoſophie ſtarb mit den letzten Schulen in Athen und Alexandrien aus, der große Ariſtoteles wurde dem Abendlande nicht durch Griechen, ſondern durch Araber erſt ſpäter wieder in Erinnerung gebracht. Indeß niſtete ſich die alte griechiſche Sophiſtik in die Theologie ein und machte ſichs darin, wie die unendlichen Zänkereien der Gnoſtiker, Arianer, Monophyſiten, Monotheleten ꝛc. bewieſen haben, im Hauſe des Herrn ganz bequem.

Die Geſchichte jener trüben Jahrhunderte wurde indeß von vielen byzantiniſchen Geſchichtſchreibern, wenn auch oft nur parteiiſch, flüchtig oder auch wieder zu weitläufig, überhaupt nicht mehr claſſiſch genug, aufgezeichnet, von Prokopius (die Kriege Beliſars) und deſſen Fortſetzer Agathias, von Synkellos und ſeinem Fortſetzer,

Theophilaktos Simokatta (Geſchichte des Kaiſers Mauritius). Die angeſehenſten, wenn ſie auch auf die früheren Jahrhunderte zurückgehen, gehören erſt dem 10. und folgenden Jahrhundert an, Zonaras, Cedrenus, Conſtantin Porphyrogenitus ꝛc. Als Geograph machte ſich im 6. Jahrhundert Kosmas Indikopleuſtes, als Archäolog Heſychius und Joh. Lydus bemerklich.

Im allgemeinen macht das Byzantinerthum den unheimlichen Eindruck des Greiſenhaften, Verwilderten und Verfaulten, von dem ein giftiges Miasma ausgeht, und das doch noch immer zähe in der Weltgeſchichte fortleben will, da es längſt hätte hinausgefegt ſeyn ſollen.

5.

Trennung der griechiſchen und römiſchen Kirche.

Dem Theophilus folgte ſein dreijähriger Sohn Michael III. unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Theodora, welche nicht verfehlte, ihre bilderfreundliche Geſinnung zur Geltung zu bringen. Da viele dieſe Geſinnung theilten, die Biſchöfe aber wie gewöhnlich dem jeweiligen Inhaber der Staatsgewalt blind gehorchten, gelang es ihr, in Folge geheimer Verabredungen gegen den Willen des Patriarchen Johannes geſchwind ein Concilium zuſammen zu bringen, den Johannes abzuſetzen und an ſeine Stelle den Methodius zu ernennen, der die Bilder wieder einführte. In feierlicher Prozeſſion zog die ganze Geiſtlichkeit unter lautem Geſange mit den ſchon bereit gehaltenen Bildern in die große Sophienkirche, wo Theodora mit dem jungen Kaiſer ſie empfing und die Bilder wieder aufgeſtellt wurden. Das Volk blieb ruhig, weil es ſchon lange durch die zahlreichen Mönche für die Wiederkehr der Bilder geſtimmt worden war.

Man hat der Kaiſerin Mutter vorgeworfen, daß ſie abſichtlich die Erziehung ihres Sohnes vernachläßigt habe, damit ſein Verſtand nicht zur Reife kommen ſolle und ſie allein regieren könne. Auch

in dieſer Beziehung habe ſie ſich die Kaiſerin Irene zum Muſter genommen. Wenn dem ſo iſt, ſo hatte ſie vergeſſen, welche traurigen Folgen Irenens Verhalten nach ſich zog. Michael III. gab ſich frühzeitig den gemeinſten Ausſchweifungen hin und war kaum 18 Jahre alt geworden, als ihn Bardas, ſeiner Mutter Bruder, verführte, ſich gegen eben dieſe Mutter aufzulehnen. Während Theodora mit fanatiſcher Grauſamkeit die Secte der Paulicianer, welche altmanichäiſche Lehren erneuerte, aber, ſofern ſie bilderfeindlich war, großen Anhang fand, durch maſſenhafte Hinrichtungen unterdrückte, ließ ſie geſchehen, daß Muhamedaner und Bulgaren das Reich verwüſteten. Dies mag dazu beigetragen haben, daß man eine Regierungsveränderung wünſchte. Nun bewog Bardas den jungen Kaiſer, zuerſt ſeiner Mutter vornehmſten Rathgeber und Miniſter Theoctiſtos ermorden zu laſſen und dann die Mutter ſelbſt von der Regierung zu vertreiben. Doch durfte ſie noch im Palaſte bleiben. Von dieſer Zeit an trieb Michael nichts als den bubenhafteſten Unfug, wählte ſich die ſchlechteſten Geſellſchafter aus, verſchwendete an ſie die Einkünfte des Staates und beſchäftigte ſich mit nichts, als mit Schwelgen, Circusſpielen und Theater. Als er im Cirkus ſitzend, von einem feindlichen Angriff Nachricht erhielt, verbot er, ihn mit ſolchen Nachrichten in ſeinem Vergnügen zu ſtören, und hemmte die Thätigkeit des Pyrotelegraphen, um gar keine Nachrichten mehr von der Grenze her zu empfangen. Seine größte Luſt war, die Religion zu verſpotten. Ein Marienbild ließ er in den Cirkus bringen und nachdem er ſelbſt als Wagenrenner unter den andern mitgerannt und natürlicherweiſe der erſte geblieben war, nahm er den üblichen Preis aus der Hand dieſes h. Bildes. Ein andermal verkleidete er ſich als Patriarchen und ſein ganzes lüderliches Gefolge in Biſchöfe und Prieſter und ſtattete ſo ſeiner Mutter einen Beſuch ab. Die fromme Kaiſerin glaubte wirklich, es ſey der Patriarch, und empfing ihn knieend, als eine ungezogene Geberde des Sohnes und das laute Gelächter ſeines Gefolges ſie enttäuſchte und in den tiefſten Kummer verſetzte. Um den damaligen Patriarchen Ignatius ſeine Verachtung noch mehr fühlen zu laſſen,

wartete er eine Prozeſſion deſſelben ab und ließ dann ſeinen Poſſenreißer Gryllus mit ſeinem wilden Gefolge, alle wieder in geiſtlicher Tracht, in einer zweiten Prozeſſion der ſeinigen begegnen, die frommen Geſänge derſelben nachäffen und mit lautem Geſchrei und ſchamloſen Poſſen ihre Andacht ſtören.

Bardas ſcheint eingeſehen zu haben, daß er unter dieſem Kaiſer nicht lange würde fortregieren können, wenn er nicht etwas mehr Ordnung einführe. Um aber die alte Partei der Kaiſerin unſchädlich zu machen, ſorgte er für deren Entfernung und ließ auch ihren Freund Ignatius abſetzen, an deſſen Stelle er den gelehrten Photius berief, von dem wir noch eine reiche und unſchätzbare Sammlung von Auszügen von verlorenen Schriften älterer Griechen beſitzen, der aber ein gemeiner Höfling und ohne alle geiſtliche Würde war. Der Papſt in Rom, Nicolaus I., verwarf ihn, aber er behauptete ſich durch die Hofgunſt und rächte ſich an dem unglücklichen Ignatius und deſſen Anhängern durch grauſame Quälereien im Kerker. Bardas bewog hierauf den Kaiſer, ſich aufzuraffen und ſelbſt einmal zu Felde zu ziehen, da die Paulicianer mit Arabern verbunden ins Reich gefallen waren. Michael ging, aber nur um ſich ſchlagen zu laſſen. Aehnliches Unglück hatte er anfangs auch gegen die Bulgaren, bis Bogoris, der König dieſes kriegeriſchen Volkes, ſich plötzlich zum Chriſtenthum bekehren ließ. Fromme Mönche hatten denſelben ſchon günſtig geſtimmt, doch würde er die Bekehrung wohl noch hinausgeſchoben haben, hätte ihn nicht eine Hungersnoth veranlaßt, ſich Lebensmittel im Gebiet des Kaiſers zu rauben, ſein von Hunger erſchöpftes Heer aber eine Niederlage erlitten. Jetzt erſt machte er Frieden und nahm die Taufe an, 863. Bald darauf erſchien vor Byzanz ein neuer niegeſehener Feind, nämlich eine Flotte mit Normannen. Dieſe tapfern Söhne Schwedens waren zu Lande durch Rußland bis zum ſchwarzen Meere vorgedrungen, von dem ſie herkamen. Sie legten ſich vor Byzanz, plünderten die bevölkerten Ufer ringsumher, beſonders die Kirchen, und konnten nicht vertrieben werden, nicht einmal durch das griechiſche Feuer, bis ein Sturm ihre Schiffe zertrümmerte und der Reſt erſchrocken davonfloh, 866.

Inzwiſchen fuhr Michael in ſeinen tollen Beluſtigungen fort und zwang den Patriarchen Photius, an ſeinen wilden Gelagen theilzunehmen. Bardas, der ihn zuweilen ermahnte, wurde eben deshalb überflüſſig und Michael hing ſich an den Makedonier Baſilius, der als Knabe von den Bulgaren gefangen worden war und damals ſchon durch ſeine Schönheit allgemeines Aufſehen erregt hatte. Dem Kaiſer empfahl er ſich durch ſeine Stärke und Gewandtheit im Reiten und Ringen, wurde erſt ſein Stalldiener und bald ſein Liebling. Er gab ihm ſeine bisherige Maitreſſe zur Frau und nahm dafür deſſen Schweſter. So waren ſie ein Herz und eine Seele. Bardas nahm ſich in Acht und ſchützte ſich durch einen großen Anhang. Erſt als Photius ihm unter dem Siegel des h. Abendmahles verſichert hatte, der Kaiſer habe nichts böſes gegen ihn im Sinne, ging er in die Falle und wurde umgebracht. Der Kaiſer aber ſetzte ſein unvernünftiges Leben fort und ließ, um Geld zu bekommen, die Meiſterwerke des Kaiſer Theophilus des Goldes wegen zerſtören und einſchmelzen. Als er nun auch den Baſilius bald ſatt hatte und einen neuen Günſtling, den Baſilicinus, bereits zum Cäſar und Nachfolger ernannte, wollte Baſilius das Schickſal des Bardas nicht theilen, ſondern ließ ſeinen Nebenbuhler und den Kaiſer ſelbſt, als ſie nach einem Gelage betrunken balagen, niedermachen, und beſtieg ſelbſt den Thron, 867.

Dieſe wilde und verworrene Zeit iſt merkwürdig, weil in ihr der Bilderſtreit ein Ende nahm. Im Sinne der bilderſtürmenden Kaiſer kämpften nur noch die Paulicianer, weil aber ihre Lehre allzu manichäiſch war und ſie in Verbindung mit den Muhamedanern als Reichsfeinde auftraten, konnten ſie die Mehrheit der griechiſchen Chriſten nicht mehr auf ihre Seite bringen. Ihr Stifter war Conſtantin von Mananalis, den Namen aber erhielten ſie vom Apoſtel Paulus, weil ſie dieſen allein anerkannten. Zu ihrem eigenen Schaden blieben ſie nicht einig, ſondern trennten ſich in zwei feindliche Secten des Baanes und Sergius. Es glückte daher dem thatkräftigen Kaiſer Baſilius ſie zu überwinden und für immer unſchädlich zu machen.

Baſilius ſetzte den Photius ab und den Ignatius wieder ein und verſtändigte ſich auch mit dem Papſte. Als aber der Papſt die Bulgaren, die von Byzanz aus bekehrt worden waren, vom öſtlichen Kirchenverbande losriß und zum weſtlichen ſchlug und ſeine geiſtliche Gewalt auch über Byzanz allzu energiſch ausdehnte, änderte Baſilius ſeine Politik und erhob nach des Ignatius Tode den Photius abermals zum Patriarchen von Byzanz. Dieſer aber rächte ſich jetzt am Papſt, indem er eine große Vereinigung aller orientaliſchen Biſchöfe, auch derer im muhamedaniſchen Gebiet, einleitete und den Papſt der Ketzerei beſchuldigte, weil er den h. Geiſt nicht vom Vater allein, ſondern auch vom Sohne ausgehen laſſe. Nicolaus I. war geſtorben, Hadrian ihm gefolgt und dieſer Papſt von Sicilien her durch die Araber bedroht, konnte alſo der Griechen Anmaßung nicht zurückweiſen. Inzwiſchen ſtarb Baſilius, 886. Sein Sohn Leo, der Philoſoph, deſſen Kriege mit den Ruſſen wir ſpäter betrachten wollen, ſetzte den Photius wieder ab, der bald darauf ebenfalls ſtarb. Photius war in der That ein Hoheprieſter, deſſen ſich der Kaiſer, wenn er ihn auch brauchte, ſchämen mußte. Nie hat die abendländiſche Kirche einen zäheren und bösartigeren Feind gehabt.

Wie viel in dieſen kirchlichen Kämpfen vom Zufall abhing, zeigte wieder Leo, der nach einander drei Frauen geheirathet hatte und noch die vierte nehmen wollte, das war die ſchöne Zoë, die ihm bereits einen Sohn geboren hatte. Da der byzantiniſche Patriarch Nicolaus nach dem Kirchengeſetz die Trauung verweigerte, wandte ſich Leo nach Rom, wo Papſt Sergius III. ſeinen Wunſch erfüllte, in der Hoffnung, die ſchon ſo gut wie abgefallene morgenländiſche Kirche mit der abendländiſchen wieder vereinigen zu können. Nicolaus that den Kaiſer in den Bann, wurde aber ab- und Euthymius an ſeine Stelle geſetzt. Von außen ſtürmten wieder Muhamedaner und Bulgaren auf das arme Reich ein und den kummervollen Kaiſer quälten Gewiſſensbiſſe und Angſt vor Empörungen, denn die Mehrzahl der Griechen wollte ſich Rom nicht mehr unterwerfen, ſo daß er in ſeiner letzten Krankheit den Nicolaus zurückrief und ſtatt des jungen Sohnes Conſtantin aus einer von der Kirche mißbilligten

Ehe seinen Bruder Alexander zum Nachfolger ernannte, 911. Euthymius wurde von den fanatischen Bischöfen persönlich mißhandelt und ihm der Bart ausgerauft. Bald darauf starb er im Kloster. Aber auch Alexander, der sich rohen Lastern hingab, starb schon im folgenden Jahre als er einmal an der Tafel zu viel gegessen hatte.

Constantin Porphyrogenitos wurde anfangs von seiner Mutter Zoë geleitet, nach deren Verstoßung aber von Romanus, dessen Tochter er heirathete, der ihn einsperrte, sich selbst zum Kaiser machte und große Kriege mit dem Bulgarenkönig Simeon bestand, dessen Sohn Peter endlich seine Enkeltochter Maria heirathete und den Frieden auf dieser Seite herstellte. Auch eine russische Flotte wurde damals vor Byzanz zurückgeschlagen. Als Romanus alt geworden war, nahm ihn sein eigener Sohn Stephan gefangen und steckte ihn in ein Kloster, 944, wurde aber von dem bisher gefangen gehaltenen Constantin überlistet und selbst ins Kloster gesteckt. Nun erst konnte Constantin frei regieren und hinterließ das Reich seinem Sohne Romanus, 959. Dieser entriß den Arabern die Insel Creta wieder, starb aber schon 963 an dem Gift, das ihm sein eigenes Weib gemischt hatte. Statt seiner jungen Söhne bemächtigte sich der Feldherr Nicephorus Phokas, ihr Buhler, des Throns, entriß den Muhamedanern auch noch Antiochia, wurde aber 969 ermordet und Johann Tzimisces auf den Thron erhoben, der als großer Kriegsheld glücklich mit den Russen kämpfte, aber 975 vergiftet wurde. Nun erst kam des Romanus rechtmäßiger Erbe Basilius II. auf den Thron, ein gewaltiger Krieger, zubenannt der Bulgarentödter, weil er im J. 1019 die Bulgarei gänzlich unterwarf, und seinem Reiche einverleibte. Derselbe wollte auch Sicilien wiedererobern und knüpfte deshalb Unterhandlungen mit dem damaligen Papst Johann XIX. an, bestach ihn durch große Geschenke und sollte eben von ihm das gewünschte Zugeständniß, nämlich die Gleichstellung des byzantinischen Patriarchen mit dem römischen Papst erlangen, als sich Rom, Italien, Frankreich wie ein Mann dagegen erhoben. Basilius II. starb 1025. Sein Bruder Constantin nach drei Jahren ebenfalls, worauf dessen Eidam Romanus folgte, aber 1034 durch

seine Gemahlin Zoë vergiftet wurde, die ihren Buhler, Michael den Paphlagonier, zum Kaiser erhob, nach dessen Tode 1041 ein wüthender Thronstreit ausbrach, in welchem Zoë die Oberhand behielt und den Constantin Monomachus heirathete, der schwere Kämpfe mit den Russen bestand.

Unter diesem Kaiser erhob sich ein neuer Kirchenstreit. Der byzantinische Patriarch Michael Cerularius verhöhnte die abendländische Kirche, weil sie sich des ungesäuerten Brodes, statt des gesäuerten, beim h. Abendmahl bediene und wegen anderer Nebendinge; darauf antwortete Abt Humbert für den Papst Leo IX. Der Kaiser selbst mißbilligte das Verfahren des Patriarchen und war in seiner Bedrängniß durch auswärtige Feinde sehr geneigt, im Abendlande Schutz zu suchen und die östliche Kirche Rom zu unterwerfen. Humbert, als Gesandter des Papstes, durfte in der Sophienkirche im J. 1054 die Bannbulle des Papstes gegen den Patriarchen auf den Altar legen und die unbedingte Unterwürfigkeit der griechischen Kirche unter die römische verkünden. Nun aber empörte sich das Volk, der Kaiser verlor alles Ansehen, Humbert entkam zwar unverletzt, aber Michael Cerularius hielt sogleich eine Synode, in der er alle Ansprüche Roms für immer zurückwies und sich für das von Rom gänzlich unabhängige Haupt der griechischen Kirche erklärte. Der arme Kaiser starb noch in demselben Jahr, vielleicht aus Verdruß über die Schmach, die ihm der Patriarch zufügte, 1054.

Seitdem nun ist die griechische Kirche von der römischen getrennt geblieben. Einigemal haben noch byzantinische Kaiser in der Noth sich an Rom gewandt, aber nie haben sich die griechischen Bischöfe mehr unter Rom fügen wollen und der Gegensatz beider Kirchen hat sich nach und nach auch in den inneren Einrichtungen schärfer ausgeprägt.

Hier ist noch der Leiden zu gedenken, denen die griechischen Christen im Orient unter der muhamedanischen Herrschaft unterworfen waren. Zwar duldete der Islam neben sich alle die Religionen, deren der Koran gedenkt (andere nicht), aber die Bekenner derselben wurden hart gedrückt. Die griechischen Christen durften keine Glocken

mehr läuten, mußten ihre Prieſterkleider, Geräthe und h. Bücher ſorgfältig verbergen, durften auf keinem Pferde reiten ꝛc. Endlich wurde ihnen der Gebrauch ihrer Sprache bei Verluſt der Zunge verboten. Sie ſollten auf einmal alle arabiſch ſprechen. Die Juden ſpielten dabei die Spione und Verräther und 70,000 Chriſten ſollen, weil Juden angaben, ſie hätten griechiſch geſprochen, durch Ausſchneiden der Zunge beſtraft worden ſeyn, bis der Diaconus Abdullah in Antiochia, welcher 1052 ſtarb, die h. Schriften ins Arabiſche überſetzte und den armen Chriſten dadurch den Unterricht in ihrem Glauben wieder ermöglichte.

Achtes Buch.

Karl der Große.

1.

Untergang des Longobardenreichs.

Der Gedanke, das Frankenreich als das größte unter den abendländiſchen Reichen in eine innige Verbindung mit der abendländiſchen Kirche zu bringen und beide in einem großen Organismus zu verſchmelzen, war vom h. Bonifacius ausgegangen. Der erſte König der neuen fränkiſchen Dynaſtie, Pipin, hatte mit dem Papſt Stephan einen engen Bund zur gegenſeitigen Unterſtützung und Mehrung des Reichs, wie der Kirche geſchloſſen. Die Anſprüche des byzantiniſchen Kaiſerthums, als des nominell noch fortbeſtehenden altrömiſchen, waren auf die Seite geſchoben worden. Das Reich der Longobarden aber empfand den doppelten Druck Frankreichs und Roms und konnte ſeine Unabhängigkeit zwiſchen beiden kaum mehr behaupten.

Seitdem Pipin den Kirchenſtaat gewährleiſtet hatte, war derſelbe erweitert und geſichert, daher begann die römiſchen Familien, die durch Landbeſitz und große Clientel vorragten, nach dem Beſitz des heiligen Stuhls zu gelüſten. Wer ein Glied ſeiner Familie auf dieſen Stuhl bringen konnte, war im Stande, dieſe Familie durch Beneficien und Lehen der Kirche anſehnlich zu bereichern. Dieſes

System des s. g. Nepotismus ging nicht sowohl von den Päpsten aus, als von den Laienfamilien, welche die Papstwahlen lenkten, damit die Päpste Nepotismus treiben könnten. Auf Stephan II. folgte der fromme Papst Paul I., nach dessen Tode 767 aber der Dux Toto, der im Tuskischen reich begütert, und seinem Namen nach wahrscheinlich ein Longobarde war, das ihm untergebene Landvolk bewaffnete, in die Stadt kam und auf gewaltthätige Art seinen Bruder Constantin zum Papst einsetzte. Christopherus, der erste Notar des heiligen Stuhls und andere ehrliche Männer, welche diese Mißwahl nicht anerkannten, flohen zu Theodicius, dem lombardischen Herzog von Spoleto, der ihnen Waffen lieh, kehrten mit Heeresmacht nach Rom zurück, vertrieben Toto's Anhang und ließen ordnungsmäßig einen neuen Papst wählen, Stephan III. Toto wurde erschlagen, Constantin auf einem Esel durch Rom geführt, verhöhnt und geblendet, 769. Christophorus und sein Sohn Sergius behandelten nun aber auch wieder ihren Papst wie ihre Puppe. Das benutzte der Lombardenkönig Desiderius, um dem Papste gegen sie beizustehen und sich dadurch ein Verdienst um den heiligen Stuhl und dessen Gunst zu erwerben. Unter dem Vorwand, am Grabe des h. Petrus beten zu wollen, kam er nach Rom, entfaltete dort seine Waffen und befreite den Papst von seinen Vormündern, welche beide geblendet wurden und in Klöstern starben.

Mittlerweile war König Pipin 768 gestorben und hatte das Reich unter seine Söhne vertheilt. Der ältere, Karlmann, bekam Austrasien, der jüngere Karl Neustrien; gegen den letztern erhob sich Hunold, der schon seit 745 im Kloster lebte, aber über seines Sohnes Waifar Tod sich erbittert hatte. Karl besiegte ihn, nachdem er von seinem Bruder Karlmann vergeblich Hülfe verlangt hatte. Hunold gelobte nach Rom zu pilgern, ließ sich aber mit den Longobarden in Umtriebe ein und kam in einem Volkstumulte um. Seitdem waren nun die fränkischen Königsbrüder gespannt, Karlmann starb aber schon 771 und obgleich er zwei Knaben hinterließ, duldete doch Karl nicht, daß diese erbten, sondern riß das ganze Reich an sich. Karlmann's Wittwe Gilberga beging die Unvorsichtigkeit,

mit ihren Kindern zu Desiderius nach Pavia zu entfliehen und bei ihm Schutz zu suchen, der ihn nicht gewähren konnte. Unmittelbar vorher hatte Karl seine lombardische Gemahlin Desiderata verstoßen und die schwäbische Hildegard geheirathet. Dies mußte allerdings ihren Vater erzürnen, allein was vermochte er gegen die Uebermacht? Desiderata wird als eine liebenswürdige Dame geschildert, die sich hohe Achtung in Frankreich erworben hatte und um die Karls Mutter Bertha noch oft geweint haben soll. Karl aber schätzte das weibliche Geschlecht, wie die Bande des Blutes gering und folgte nur dem Zuge seines Genies, indem er schonungslos niedertretend, was ihm im Wege lag, welthistorischer Größe, gewaltigen Thaten und Werken und einem unsterblichen Ruhme nachtrachtete.

Desiderius, wohl fühlend, daß alles für ihn auf dem Spiele stand, beschwor den Papst Hadrian I., der auf den dritten Stephan gefolgt war, den Sohn Karlmann's zum Könige zu krönen, und wahrscheinlich war er es auch, der gerade jetzt die Sachsen zu einer Erhebung gegen Karl aufreizte. Hadrian aber fürchtete den schwachen Lombarden viel weniger als den starken Franken und hielt zu Karl, während dieser seinen ersten harten, aber siegreichen Feldzug gegen die Sachsen bestand, 772. Im folgenden Jahre konnte nun Karl über die Alpen gehen, um dem Papst zu helfen. Er nahm seinen Weg über den großen St. Bernhardsberg und umging dadurch die lombardische Aufstellung. Sobald er sich nun in der Ebene zeigte, ergriff die Lombarden großer Schrecken und sie liefen auseinander, wohl viele in der Ueberzeugung, daß sie gegen die Uebermacht der Franken doch nichts ausrichten würden. Der Verrath spielte hier eine große Rolle, denn es kam gar zu keiner Schlacht. Desiderius warf sich nach Pavia, sein Sohn Adelgis nach Verona, wo sie sich noch eine Zeit lang vertheidigten. Allein Karl war seiner Sache so gewiß, daß er, als sich Pavia im Winter noch nicht ergab, diese Stadt nur einschließen ließ und nach Rom ging, um dort die Ostern zu feiern, 774. Papst Hadrian I. empfing ihn vor Sanct Peters Dom unter einem ungeheueren Zulauf des Volks und erneuerte mit ihm

den Bund, den Stephan mit ſeinem Vater geſchloſſen hatte. Karl ließ ſich die Urkunde der pipiniſchen Schenkung vorleſen und fügte eine neue Urkunde hinzu, die dem römiſchen Stuhle noch mehr ſchenkte. Auch dieſe Urkunde exiſtirt nicht mehr und man hat viel über ſie geſtritten. Wir dürfen aber unbedenklich dem Bericht des Anaſtaſius folgen, nach welchem die carolingiſche Schenkung noch weiter ging als die pipiniſche und noch die Herzogthümer Spoleto und Benevent, Capua, Venetien, Iſtrien und Corſica umfaßte. Dagegen mußte ſich der Papſt verpflichten, dieſen ganzen Kirchenſtaat vom Kaiſer zu Lehen zu nehmen, ihm Treue zu ſchwören und einzuwilligen, daß der Frankenkönig das Recht habe, künftig die Päpſte nach ſeiner Vorſchrift creiren zu laſſen. Zugleich behielt ſich Karl das Recht vor, Synoden ſeiner fränkiſchen Biſchöfe zu präſidiren, die ſich wenig um den Papſt bekümmerten. Der Vortheil bei dieſem neuen Uebereinkommen war alſo entſchieden auf der Seite des Königs, wie das in der Natur der Dinge lag, denn der Papſt war der Schutzloſe und Bittende, der König aber der Mächtige und Gewährende. Zudem lag es nicht im Charakter Karl's, irgend eine Gewalt aus der Hand zu geben. Er faßte das Verhältniß des Staates zur Kirche nicht als ein freies Einverſtändniß Gleichberechtigter auf, wie der h. Bonifacius, ſondern er machte die Kirche von der Staatsgewalt abhängig und es bedurfte erſt ganz neuer Zuſtände und Perſonen, um das Uebergewicht des Staates zur carolingiſchen Zeit wieder auf ein Gleichgewicht zwiſchen Staat und Kirche zurückzuführen.

Von Rom ging Karl wieder vor Pavia und die Stadt fiel endlich durch Hunger. Deſiderius wurde genöthigt, ein Mönch zu werden. Als ſich auch Verona nicht mehr halten konnte, floh Adelgis nach Byzanz und verſuchte von dort aus noch einmal ſein lombardiſches Erbe wieder zu erobern, allein vergebens. Er wurde gefangen und endete im Kerker. Von dem berühmten Geſchichtſchreiber der Longobarden, Paul Warnefried, wird erzählt, er ſey als Verſchwörer gegen die Franken verurtheilt worden, Augen und Hände zu verlieren, Karl aber habe ihn geſchont und geſagt: Wo ſollten

wir wieder Hände finden, die so schöne Geschichten schreiben? Die Wahrheit dieser Anekdote ist indeß in Zweifel gezogen worden. Karl setzte sich die eiserne Krone der Lombarden auf und regierte das Land hinfort als sein eigenes, jedoch mit Beibehaltung der lombardischen Herzöge, die sich ihm unterworfen hatten. Als er aber wieder mit den Sachsen kämpfen mußte, empörte sich Rotgaud, Herzog von Friaul, und Karl mußte noch einmal kommen, um ihn zu überwältigen. Er ließ ihn enthaupten, 776. Zehn Jahre später empörte sich Aregis, Herzog von Benevent, Eidam des gefangenen Desiderius. Wahrscheinlich war es ihm unerträglich, Vasall des Papstes zu seyn, dessen Verhalten den Untergang der longobardischen Unabhängigkeit herbeigeführt hatte. Da er aber seine Ohnmacht erkannte, unterwarf er sich und bat sich von Karl die einzige Gnade aus, ihn nicht sehen zu dürfen. Sein Sohn Grimoald durfte Benevent behalten und hütete das Reich gegen die Griechen und Saracenen in Unteritalien. Die Venetianer in den Lagunen blieben nach wie vor unabhängig und als Karls Sohn Pipin sie unterwerfen wollte, vermochte er ihnen nicht beizukommen, da ihre Fahrzeuge den seinigen überlegen waren. Dagegen wurde die Insel Sardinien durch den fränkischen Grafen Burchard erobert.

Indem Karl im Innern seines großen Reichs die strengste Ordnung einführte, war er bemüht, die Herzöge, die einem größeren Volksstamm und Ländergebiet vorstanden, auszutilgen und nur Grafen in kleineren Gebieten bestehen zu lassen, denen, wenn sie sich etwa empören wollten, weniger Mittel zu Gebote standen, als den Herzögen. Auf dem kirchlichen Gebiete dagegen führte Karl überall große erzbischöfliche Sprengel ein, denen sich die Bischöfe unterordnen mußten. Wie die herzogliche Gewalt ihm gefährlich schien, so die erzbischöfliche brauchbar und nützlich, denn durch wenige ihm ergebene Erzbischöfe konnte er das ganze Kirchengebiet regieren und durch ihre eng zusammenhaltende Aristokratie zugleich die monarchischen Ansprüche des Papstes einschränken. Deswegen zwang er dem Papst die Bestätigung der erzbischöflichen Vorrechte ab und bediente sich gelegentlich der Erzbischöfe gegen den Papst. In Italien selbst

trachteten die Erzbiſchöfe von Ravenna und Mailand ihre Kirchengüter zu vermehren und ihre Sprengel auszudehnen, um dem römiſchen Biſchof ſo viel als möglich die Waage zu halten. Trotz alle dem behielt Rom ſein unermeßliches moraliſches Uebergewicht.

Nichts macht die unwiderſtehliche Gewalt des römiſchen Biſchofs, des römiſchen Geiſtes und der römiſchen Traditionen anſchaulicher, als der Triumph derſelben in der endlichen Löſung des großen Bilderſtreites. Schon i. J. 767 hatte König Pipin auf einer Synode fränkiſcher Biſchöfe zu Gentilly die Bilderfrage vorgenommen und obgleich die Beſchlüſſe derſelben nicht mehr bekannt ſind, ſo weiß man doch, daß der Papſt ſich vorher die größte Mühe gab, den Einfluß einer griechiſchen, bilderfeindlichen Geſandtſchaft bei Pipin zu ſchwächen und daß er nachher dennoch mit dem Ergebniß der Synode nicht zufrieden war. Auf dem Concil von Nicäa, 787, wurde der Bilderdienſt im griechiſchen Reiche unter lebhafter Zuſtimmung des Papſtes hergeſtellt. Plötzlich aber im Jahre 744 verſammelte König Karl zu Frankfurt am Main eine Synode, und ließ hier nicht nur die Ketzerei des ſpaniſchen Biſchof Felix verdammen, ſondern entſchied auch im Bilderſtreite, daß zwar die Bilder bleiben, aber keine religiöſe Verehrung genießen ſollten. Er ſtand damals in Verbindung mit dem Chalifen Harun al Raſchid gegen die Ommaijaden in Spanien, welche den Felix begünſtigt hatten, und gegen die Kaiſerin Irene. Er wollte vielleicht aber auch die Gelegenheit ergreifen, in Kirchenangelegenheiten etwas auch ohne den Papſt und ſeiner Anſicht entgegen zu beſchließen. Seine Motive können aber nur untergeordneter und vorübergehender Natur geweſen ſeyn, denn er ließ ſich vom Papſt Hadrian I. in einer ſanften Schrift belehren und die Frankfurter Beſchlüſſe hatten lediglich keine Folge. Die Bilder genoſſen fort und fort nicht nur Duldung, nicht nur Verehrung (Proskyneſis), ſondern bei allen wunderthätigen Bildern auch Anbetung (Latria).

Noch mächtiger als die Bilder wirkten die Reliquien. In ihnen beſaß Rom eine unerſchöpfliche Macht über die Seelen. Im 8. Jahrhundert entſtand eine ſolche Nachfrage nach heiligen Reliquien

in der ganzen Chriſtenheit, daß man deren kaum genug aufzutreiben wußte und die römiſchen Katakomben mit ihren zahlreichen Märtyrergräbern förmlich geplündert wurden. Während die Longobarden im Jahre 755 Rom belagerten, zerſtörten ſie die ſchönen ſ. g. Domusculte oder Landwirthſchaften, welche die Päpſte in der Campagna errichtet hatten, um deren verödete Felder wieder zu bebauen. In dieſen ländlichen Gebäuden ſuchten und fanden ſie aber nicht ſo viel Beute als unter der Erde, denn ſie gruben überall Gebeine aus, um ſie als Reliquien theuer zu verkaufen. Unter dem Papſt Paulus erreichte die Leidenſchaft für das Sammeln der Reliquien in Rom den höchſten Grad. Wochenlang zogen Wagen voll heiliger Gebeine in die Stadt ein, begleitet von Prozeſſionen mit frommen Geſängen. Es bedurfte aber auch einer ungeheuren Menge derſelben, denn in ganz Europa gab es keine Kirche, die nicht für ihren Altar irgend eine Reliquie, das Gebein, wenn auch nur das kleinſte Knöchelchen eines Märtyrers zu erhalten wünſchte.

Man hat die Reliquienſucht jener Zeit, die brennende und zitternde Begierde, ſich dem Heiligen perſönlich zu nähern, es reell zu beſitzen, anzutaſten und zu küſſen, für einen endemiſchen Wahnſinn gehalten, dieſes Sichverlieben und Vergaffen in Knochen für durchaus unſchön erklärt und vollends an dem frommen Betrug ſich geärgert, der unſtreitig bei der Erwerbung von Reliquien vielfach mit unterlief. Indeß muß dieſe merkwürdige Erſcheinung aus einem höhern weltgeſchichtlichen Geſichtspunkt angeſehen werden. Die große Waage der Weltgeſchichte gleicht vieles aus. Die inbrünſtige Liebe und Andacht zu Knochen und Gerippen war gewiß eben ſo ſittlich-ſchön und nicht häßlich, als früher die inbrünſtige Liebe und Andacht zum Fleiſch, zur Aphrodite Pandemos, Lais und Phryne etwas ſittlich Häßliches und nicht Schönes an ſich gehabt hatte.

2.

Die Sachſenkriege.

Die Sachſen, welche ſich ſchon lange zur See und zu Lande furchtbar gemacht hatten, ſcheinen ein ſehr hartes Volk geweſen zu ſeyn. Lange, bevor noch von Normannen die Rede war, beherrſchten Sachſen die Nordſee mit ihren Schiffen, als überall gefürchtete Seeräuber. Oben ſchon wurde des litus saxonicum erwähnt, welches von Holland bis zur Bretagne reichte und der vornehmſte Schauplatz ſächſiſcher Räubereien und Niederlaſſungen war. Auch nach Britanien kamen die Sachſen ſchon früh, wie uns die Geſchichte des Carauſius dargethan hat. Sogar das ferne Aquitanien bekam mit ſächſiſchen Seeräubern zu kämpfen. Sidonius Apollinaris erzählt, dieſe Sachſen ſeyen durch keinen Meerſturm zu erſchrecken geweſen, ja ſie hätten während eines ſolchen am liebſten angegriffen, weil man ſie dann am wenigſten erwartet habe. Sie ſeyen immer blitzesſchnell gekommen und ebenſo ſchnell wieder verſchwunden, hätten die größten Grauſamkeiten ausgeübt und allemal den zehnten Gefangenen ihren Göttern geopfert. Ihr Hauptgott aber war Wodan und alle kleinen ſächſiſchen Königsgeſchlechter, die wir kennen, rühmten ſich von Wodan abzuſtammen, ſie waren alſo ganz vom odiniſchen Geiſte durchdrungen. Daß ſie nun als uralte Feinde der Franken das Chriſtenthum vorzüglich deshalb haßten, weil ſie es zuerſt bei den Franken fanden, war begreiflich. Mochten die Miſſionäre noch ſo eindringlich reden, vom Franken wollte der Sachſe nicht belehrt, noch bekehrt ſeyn. Daß aber die Franken unter der Bekehrung immer zugleich politiſche Unterwerfung verſtanden, war nur zu gewiß. Alſo verſtockte den Sachſen ihr alter Freiheitsſinn das Herz gegen das Chriſtenthum und ſie waren noch nicht fähig, zu begreifen, daß ſie, als Deutſche nichts beſſeres thun konnten, als mit den übrigen Deutſchen in einem Reich und einer Kirche zuſammenzuſtehen. Erſt viel ſpäter haben ſie das begriffen und dem Reich und der Kirche un-

ſchätzbare Dienſte geleiſtet. Damals aber erfüllte ſie noch der tiefſte Ingrimm gegen den weißen Chriſt und den Frankenkönig. Sie vereinigten ſich damals gegen Karl und ſtanden wahrſcheinlich in einer geheimen Verbindung mit den Longobarden. Ein gemeinſames Haupt hatten ſie nicht. Sie unterſchieden ſich nach Stämmen in einer merkwürdigen Dreitheilung. Die größere Maſſe der Sachſen wohnte auf dem linken Ufer der Elbe und theilte ſich in Oſtphalen, Engern und Weſtphalen: die kleinere Maſſe wohnte auf dem rechten Ufer bis über die Mündung der Elbe hinaus (Nordalbingien) und theilte ſich in Thiedmarſen (Dietmarſchen), Holſaten (Holſteiner) und Stormaren. Nach dem Stande theilten ſich die alten Sachſen wieder dreifach, in Aethelinge (Adel), Frilinge (Freie) und in Laten oder Laſſen, worunter wohl unterworfene, frühere Einwohner oder angeſiedelte Knechte zu verſtehen ſind. Alle drei Stände wählten ſich Vertreter, jeder zwölf, welche jährlich einmal in Marclo zuſammentraten und gemeinſam des Volkes Wohl beriethen. Auch wurden alle Jahre die überzähligen jungen Männer, jüngere Söhne, denen der ältere das Erbe vorweg genommen hatte, geſetzlich aus dem Lande gewieſen, um ſich mit dem Schwerte anderswo Land und Beſitz zu erobern. Dieſe waren es, die unter verſuchten Führern auf Seeraub ausgingen und ſich an fremden Küſten niederließen.

Die Grenzkriege zwiſchen Franken und Sachſen dauerten ſchon ſeit Jahrhunderten fort. Indem das Frankenreich immer mehr anwuchs, neigte ſich der Sieg auch in den Sachſenkriegen auf ſeine Seite und wenigſtens die nächſten Sachſenſtämme mußten den Frieden von den Franken mit einem jährlichen Tribut erkaufen. Karl aber wollte ſich damit nicht mehr begnügen. Nach ſeinem Syſtem mußten die Sachſen, wie alle übrigen Deutſchen, ſeinem großen Reiche einverleibt werden und Heiden zu bekehren galt nicht bloß als ein Recht, ſondern als eine Pflicht chriſtlicher Fürſten, zumal des Schirmherrn der Kirche. In dieſem Sinne nun berief Karl im Jahre 772 eine große Reichsverſammlung nach Worms und verſtändigte ſich hier mit dem geſammten Volke der Franken und aller bereits mit ihnen vereinigten chriſtlichen deutſchen Stämme über die

ſächſiſche Frage. Nachdem er den h. Libuin mit abſichtlicher Oſtentation zu den Sachſen geſchickt hatte, um denſelben während ihrer großen Volksverſammlung zu Marclo das Evangelium zu verkünden, die Sachſen ihn aber, wie Karl ſelbſt nicht anders erwartete, fortgewieſen hatten, ſtimmte die Reichsverſammlung in Worms mit König Karl darin überein, daß nunmehr den Sachſen der Krieg erklärt werden müſſe, um ſie, die ſich nicht gutwillig hätten bekehren laſſen, mit Gewalt zu Chriſten zu machen. Hierauf ſammelte Karl den großen fränkiſchen Heerbann, ging über den Rhein und warf alles vor ſich nieder. Einen ernſten Widerſtand fand er diesmal nicht, obgleich die Sachſen Zeit gehabt hätten, ſich darauf vorzubereiten. Da ſie ihn ſpäter mit der größten Energie leiſteten, ſcheinen ſie abſichtlich zurückgehalten zu haben, wahrſcheinlich mit Rückſicht auf ihren Verbündeten in Italien, der damals losſchlug und dadurch die Franken zur ſchnellen Rückkehr aus Sachſen nöthigte. Auf dieſem erſten nur kurzen ſächſiſchen Feldzuge kam Karl bis an die Weſer, eroberte einen befeſtigten Ort Namens Eresburg, und zerſtörte ein großes Heiligthum der Sachſen, Irmenſul genannt, eine hölzerne Säule oder einen Baumſtamm, von dem man glaubte, er ſtütze die Welt. Etwas Beſtimmteres wird davon nicht gemeldet.

Während Karl die Longobarden in Italien niederwarf, rüſteten ſich die Sachſen und fanden an Wittekind, dem Herzog der Weſtphalen, einen zweiten Arminius, der ſie zu begeiſtern und zuſammen zu halten wußte. Neben ihm wird Alfwin oder Alboin, Herzog der Oſtphalen, genannt. Sie drangen ſiegreich bis an den Rhein vor und rächten ſich an den Franken durch Mord und Raub. Karl aber kam i. J. 775 mit einer ſo anſehnlichen Heeresmacht wieder, daß er die Oſt- und Weſtphalen ſammt den Engern auseinander warf. Er ſelbſt eroberte Siegburg, baute die zerſtörte Eresburg wieder auf und machte eine fränkiſche Veſte daraus, erzwang trotz des heftigen Widerſtandes der Sachſen den Uebergang über die Weſer und erſchütterte den Muth der Oſtphalen dergeſtalt, daß einer ihrer Edelſten, Heſſo, Chriſt wurde und Treue gelobte. Daſſelbe that auch Bruno, Führer der Engern, der mit einer Tochter

Wittekinds vermählt war. Die neubekehrten Sachſen zogen ſich aber in den großen Buchenwald (Buchonia) gegen Fulda hin zurück unter den nähern Schutz der Franken. Ein zweites fränkiſches Heer ſchlug unterdeß auch die Weſtphalen bei Lütbeke. Weil Karl aber bald noch einmal nach Italien umkehren mußte, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, mußte er Sachſen wieder verlaſſen, nachdem er zahlreiche Geißeln mitgenommen hatte. Man würde nicht begreifen, warum er perſönlich nach Friaul zog, um einen kleinen longobardiſchen Herzog zu bekämpfen, wenn ihn die Lage der Dinge nicht ſehr dazu genöthigt hätte. Der damalige Herzog Thaſſilo von Bayern grollte dem Franken und hatte nur nicht Muth genug, ſich offen an die Longobarden und Sachſen anzuſchließen. Die Erhebung Rotgauds in Friaul hatte wahrſcheinlich den Zweck, ihm Muth zu machen und wenn Karl nicht raſch zugegriffen hätte, ſo würden ſich wahrſcheinlich Lombarden und Bayern und vielleicht auch die immer noch unzufriedenen Alemannen gegen ihn erhoben und mit den Sachſen eine furchtbare Coalition gebildet haben.

Die Sachſen hatten ſich ſchon wieder empört, als Karl ihnen kaum den Rücken gekehrt hatte. Von Wittekind angeführt, nahmen ſie Eresburg wieder ein, konnten aber Siegburg nicht wiedergewinnen. Nun erſchien Karl und verbreitete einen ſolchen Schrecken, daß ſich ihm wieder alles in Sachſen, wenn auch nur zum Scheine, unterwarf und Wittekind ſelbſt nach dem Norden zu dem Dänenkönig Siegfried floh, deſſen Schweſter Gewa er geheirathet hatte. Karl blieb diesmal länger in Sachſen und ſchlug ſein Hoflager in Paderborn auf, theils um den Sachſen ſeine ganze Macht und Pracht vor Augen zu führen, theils um ſie durch Güte zu gewinnen. Hier erſchienen vor ihm fremde Geſandte und unter andern auch die arabiſchen Fürſten, die ſeinen Beiſtand gegen die Ommaijaden in Spanien anſprachen. Auch viele Sachſen fanden ſich ein, verſöhnten ſich mit Karl und ließen ſich taufen, 777. Als er bald darauf den Zug nach Spanien unternahm, der die Gründung der fränkiſchen Mark jenſeit der Pyrenäen zum Ergebniß hatte, brach die Empörung im Rücken abermals aus und Karl mußte immer wieder nach Sachſen

umkehren. Am meiſten ärgerte die neu bekehrten Sachſen der Zehnte, den ſie der Kirche geben ſollten. Man kam daher zu keinem Frieden. Karl mußte faſt jährlich neue Empörungen des hartnäckigen Volkes dämpfen. Im Jahre 778 erfocht er einen Sieg bei Leiſa; in den folgenden Jahren baute er feſte Burgen an der Elbe und kam dadurch zum erſtenmal mit ſlaviſchen Wenden in Berührung, die jenſeit dieſes Fluſſes wohnten. Da dieſelben als Nachbarn natürliche Feinde der Sachſen waren, ſcheint ihnen Karl ſehr geſchmeichelt zu haben, wenigſtens kamen, als er i. J. 780 in Lippſpring Hof hielt, viele von ihnen zu ihm und ließen ſich taufen. Er glaubte nun das Sachſenland endlich beruhigt zu haben und begab ſich abermals nach Italien, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Aber die letzte Ruhe in Sachſen war nur trügeriſch geweſen. Wittekind kam zurück und ſetzte alles wieder in Flammen. Man hat bemerkt, daß die Deutſchen, wenn ſie angegriffen werden, im Widerſtande träge, unbeſonnen und uneinig ſind, daß erſt ſchwere Niederlagen ſie zur Beſinnung und in Hitze bringen, daß ſie, wenn ſie völlig beſiegt ſcheinen, erſt am furchtbarſten werden und daß ſie den Krieg, wenn der Feind ihn beendigt glaubt, jetzt erſt anfangen. Der Aufſtand verbreitete ſich plötzlich über ganz Sachſen, die neuen Kirchen wurden zerſtört, die Prieſter erſchlagen. Willehad und Liutgerd, die vornehmſten Miſſionäre, welche Karl unter den Sachſen arbeiten ließ, entkamen nur mit Noth. Karl war abweſend, ein fränkiſches Heer unter den Grafen Adelgis, Geilo und Worad ſollte eben gegen die ſlaviſchen Sorben ausrücken, die ſich der fränkiſchen Nachbarſchaft nicht ſo ſehr erfreut zu haben ſcheinen, wie die etwas nördlicher wohnenden Wenden. Dieſes fränkiſche Heer hielt nun inne, um ſich der Sachſen zu erwehren und wurde von Köln aus ſchnell verſtärkt durch den Grafen Theoderich. Der letztere rieth dringend von einem Angriff ab, man ſolle warten, bis der König komme, der wirklich ſchon im Anzug war. Die andern aber trachteten nach dem Ruhme, den Aufruhr niedergeſchlagen zu haben, ehe der König kam. Da trennte ſich Theoderich von ihnen, ſie griffen Wittekind beim Berge Suntel an der Weſer an, erlitten eine furchtbare Niederlage und

kamen selbst darin um, 782. Nur wenige Franken konnten sich noch zu Theoderich retten. Bald aber erschien Karl mit seinem Heerbann und übte schreckliche Rache. Jeden Sachsen, der sich nicht augenblicklich taufen ließ, befahl er zu tödten. Tausende wurden in die Flüsse gejagt und getauft oder ertränkt, die Wohnungen zerstört. Bei Verden ließ Karl 4500 Sachsen, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, an einem Tage enthaupten. Diese Grausamkeit aber reizte die Sachsen nur zu noch größerer Wuth auf und im folgenden Jahre führte Wittekind dem Frankenkönig ein so gewaltiges Heer entgegen, daß die Schlacht bei Detmold, in welcher das fränkische Heer lange blutig mit ihm rang, unentschieden blieb. Allein Karl hatte größere Hülfsmittel und konnte sein Heer so ansehnlich verstärken, daß es in einer zweiten Schlacht an der Hase den Sieg errang. Doch war derselbe so schwer erkauft, daß Karl zum Andenken der Schlacht auf dem Berge Osnegge St. Hülpen, d. h. der Hülfe Gottes, eine Capelle baute, 783. Der Kampf dauerte dennoch fort. Im folgenden Jahr schlug Karls ältester Sohn gleiches Namens die Sachsen noch einmal bei Steinfurt und der König selbst noch einmal bei Schöningen. Da mußte sich Wittekind auf die See retten und beunruhigte die fränkischen Küsten.

König Karl schlug 785 abermals zu Paderborn sein Hoflager auf und blieb im Lande, um überall die zerstörten Kirchen wieder herstellen zu lassen. Auch gab er damals den Sachsen ein neues Gesetz von furchtbarer Strenge. Wer als Heide sich nicht taufen lassen wollte oder wer als Christ noch einen heidnischen Gebrauch mitmachte oder einen christlichen versäumte, die Fasten nicht einhielt ꝛc. sollte sterben. Gleichwohl scheint auch viel in Güte verkehrt worden zu seyn. Karl ließ durch Amalwin mit Wittekind und Alswin eifrig unterhandeln und diese, die Unmöglichkeit, länger widerstehen zu können, begreifend, ließen sich endlich billig finden. Nach der Volkssage kam Wittekind verkleidet an Karls Hoflager und wohnte unerkannt der heiligen Messe bei. Da während der Wandlung erblickte er in der Hostie ein glänzend weißes Kind und überzeugte sich dadurch von der Wahrheit dessen, was die Christen glaubten.

Gewiß iſt, daß Wittekind und Alfwin mit Karl Frieden ſchloſſen. Wittekind begab ſich mit ſeiner Gemahlin Gewa und einer großen Menge ihm getreuer Sachſen nach Attigny in Frankreich, wo ſie alle in Gegenwart Karls die Taufe empfingen. Wittekind blieb Herzog in Weſtphalen und wurde ein ſo eifriger Chriſt, daß er viele Kirchen baute.

Die Nordalbingier blieben aber immer noch unabhängig und heidniſch, weshalb Karl einen ſyſtematiſchen Krieg mit ihnen führen ließ, in Folge deſſen er viele tauſend Nordſachſen nach den Niederlanden und an den Rhein verſetzte. Davon hat Sachſenhauſen bei Frankfurt noch den Namen. Um Holſtein beſſer überwachen zu können, befreundete ſich Karl mit den ſlaviſchen Obotriten im heutigen Mecklenburg und ſuchte ihren Fürſten Wiltzan zu ſtärken. Die Obotriten waren von den Welatonen oder Wilzen, ihren ſlaviſchen Nachbarn, bedrängt. Karl half ihnen und ſchlug die Wilzen, 989. Wiltzan fiel vier Jahre ſpäter in einem Kampf mit den Nordalbingiern, ſein Nachfolger Thraſiko brachte aber den letztern eine ſchwere Niederlage bei, 798.

Um die Sachſen immer im Auge zu behalten, ſchlug Karl i. J. 794 ſeine Reſidenz in Aachen auf, und machte wiederholte Beſuche bei ihnen, wobei er die Politik befolgte, durch große Gunſtbezeugungen den Adel zu beſtechen. Die Theilnahme der Frilingen und Laten an den ſächſiſchen Landtagen gefiel ihm nicht. Er wollte alles auch hier auf fränkiſchen Fuß ſetzen und die alten Freien unter den Lehnsadel beugen.

3.

Der Urſprung Oeſterreichs.

Der Kampf mit den Longobarden und Sachſen wäre dem großen Könige ſehr erſchwert worden, wenn der Agilolfinger Thaſſilo, Herzog von Bayern, nicht ſo feiger Natur geweſen wäre. Seine

Gemahlin Liutberga war des Deſiderius Tochter und die Stimmung der Bayern einem Bündniß mit den Longobarden und der Unabhängigkeit günſtiger als den Franken. So lange Deſiderius noch nicht beſiegt und die Sachſen noch ungeſchwächt waren, hätte Thaſſilo mit denſelben vereinigt dem Frankenreiche trotzen können. Aber er wagte nichts und erſt, als es ſchon viel zu ſpät war, im letzten Sachſenkriege verweigerte er dem König die Heeresfolge. Karl ſchickte den Grafen Chrodbert nach Bayern, um in ſeinem Namen zu handeln, dieſer ſein Sendbote aber wurde umgebracht. Dennoch half Thaſſilo den Sachſen nicht und mußte ſich daher gefallen laſſen, daß Karl, nachdem er mit Sachſen fertig war, ſeinen Heerbann nach Bayern führte und den unbotmäßigen Herzog auf dem Lechfelde bei Augsburg einſchloß. Da unterwarf ſich Thaſſilo und erhielt Verzeihung, 787. Man ſagt ihm nach, er habe den Eid der Treue abſichtlich falſch geſchworen und ſogar ſeinen Bayern zugemuthet, daſſelbe zu thun. Das iſt wohl nur eine Verleumdung, weil wirklich ſo zu handeln doch allzu unklug geweſen wäre. Indeſſen hielt Thaſſilo den Eid wirklich nicht, indem er ſchon im nächſten Jahr die Avaren gegen Frankreich aufzureizen ſuchte. Er glaubte, das ſey tiefes Geheimniß, und begab ſich an den Hof Karls zu Ingelheim am Rhein. Hier aber kam ſein Verrath an den Tag und er wurde von den Großen des Reichs zum Tode verurtheilt. Karl ließ ihm abermals Gnade widerfahren, ſchickte ihn aber nebſt ſeinem Sohne ins Kloſter, hob die herzogliche Würde in Bayern auf und ließ das Land durch fränkiſche Grafen regieren. Die Bayern ſelbſt leiſteten keinen Widerſtand, auch hatte ihnen das Benehmen ihres Herzogs nie Achtung oder Zuverſicht einflößen können.

Die Avaren folgten inzwiſchen dem Rufe Thaſſilos und kamen durch Bayern bis Franken vorgeſtürmt, aber ihre wilden Reiterſchaaren erlagen bei Ips der beſſeren Disciplin der Franken unter dem Grafen Garamund und Odaker; es ſollen 10,000 von ihnen im Kampf geblieben und viele in die Donau geſprengt worden ſeyn, 788. Drei Jahre ſpäter unternahm Karl von Regensburg aus einen großen Heereszug gegen die Avaren. Zu gleicher Zeit

brach auch ſein Sohn Pipin von Italien her gegen ſie auf und erfocht den erſten Sieg über ſie noch vor dem Vater. Dieſer ſelbſt verfolgte die Avaren bis an die Raab, verbrannte ihre Ortſchaften und führte eine große Menge Gefangene mit ſich fort. In ſeinem Heere diente ein Alemanne aus dem Thurgau von ſolcher Größe und Stärke, daß er mit ſeiner langen Lanze die Avaren wie Frösche aufſpießte und in die Höhe hob. Doch konnte Karl das Land nicht behaupten, weil die Avaren in Wälder und Gebirge flüchteten und wegen einer Viehſeuche die Lebensmittel ausgingen. Da aber die Avaren unter ſich ſelbſt uneinig wurden und einer ihrer Chane, Tudun, ſich zu Karl flüchtete und Chriſt wurde und auch ein Theil der Slaven, die immer von den Avaren bedrängt worden waren, ſich unter Winimir an die Franken anſchloß, konnte Karl im Jahr 796 durch ſeinen Sohn Pipin die Eroberung des Avarenreichs vollenden laſſen. Pipin zog von Italien aus, ein fränkiſches Heer unter dem Grafen Gerold der Donau entlang und Winimir von Norden her. Es gab einen letzten furchtbaren Kampf. Die Avaren wehrten ſich verzweifelt und ſogar Tudun trat wieder auf ihre Seite über. Aber alle ihre ſ. g. Ringe, große Lagerplätze, die durch Verhaue von allen Seiten geſchützt waren, wurden erſtürmt und unermeßliche Schätze darin erbeutet, welche Karl nach Aachen bringen ließ und wovon er die Hälfte dem Papſte ſchenkte. Tudun wurde gefangen, und hingerichtet. Weil Gerold an der Spitze der Alemannen oder Schwaben in dieſem Kriege das Beſte gethan hatte, verlieh Karl den Schwaben das Recht, künftig bei jedem Kriege im Heerbann den erſten Schlachthaufen zu bilden und die Reichsfahne voranzutragen.

Das Reich der Avaren nahm damit ein Ende und der nördliche Theil deſſelben wurde mit dem Frankenreiche vereinigt. Der Reſt blieb den Slaven. Auf das den Avaren abgenommene Land im Oſten von Bayern ging nunmehr der Name Auſtriens über. Neuſtrien und Auſtrien waren unter Karl vereinigt und dieſe Namen erloſchen, ſobald der mehr nationale Unterſchied zwiſchen den romaniſirten Franzoſen und den vereinigten Deutſchen hervortrat. Der Name Austria oder Oeſterreich blieb ausſchließlich dem eroberten

Avarenlande, als dem jetzt öſtlichſten Theile des Frankenreichs und wurde von fränkiſchen Grafen verwaltet, welche man, weil es Grenzland war, Grafen der Grenze (Mark) oder Markgrafen nannte. Innerhalb dieſes Landes lebten Slaven, die bisher den Avaren unterworfen geweſen waren. Man muß ſich dieſe letzteren überhaupt als ein tapferes Reitervolk denken, welches ſich unter den ackerbauenden Slaven als Eroberer zum Adel aufgeworfen hatte, ſich von den Slaven ſteuern und bedienen ließ, ſelbſt nur dem Kriege lebte und in den Ringen ſeine ſicheren Verſammlungsorte und Feſten hatte. War dieſer wenn auch noch ſo tapfere und turbulente, doch gewiß nicht zahlreiche Adel überwältigt, ſo war auch das eigentliche avariſche Volk verſchwunden oder ſeine Reſte verloren ſich in der Zerſtreuung, während nur die Slaven übrig blieben. Man findet in der Geſchichte keine Spur mehr eines noch zuſammenhängenden echt avariſchen Volksreſtes, eben weil es ſich hier nur von einem aufgeriebenen und zerſprengten Adel handelt. Bei Neſtor, dem älteſten Chroniſten Rußlands finden wir, die Obre, d. h. die Avaren hätten die Slaven ſo geknechtet und geplagt, daß ſie die Weiber derſelben vor den Pflug geſpannt hätten, aber Gott habe ſie um ihres Stolzes willen vernichtet, daß man ſprichwörtlich ſage: „ſie ſind untergegangen wie die Obre, kein Vetter, kein Erbe iſt mehr von ihnen vorhanden.“

Durch die Franken wurden die Slaven frei, hielten ſich daher gern an dieſe. Nach einer alten Ueberlieferung waren die Slaven in Kärnthen ſchon Chriſten geworden und rotteten ſelbſt ihren heidniſchen Adel aus, vielleicht ihre avariſchen Herren. Deshalb wurden ihnen von Graf Gerold große Freiheiten gewährt. Nach der leobner Chronik lud ein Herzog Ingo von Kärnthen das Volk zur Tafel und ließ die Bauern von Gold und Silber herrliche Gerichte ſchmauſen, die Edelleute aber vor der Thür auf dem Boden ſitzen, weil jene Chriſten, dieſe Heiden waren. Aus den verſchiedenen und dunklen Nachrichten geht wenigſtens ſoviel hervor, daß ſich auch dieſe ſüdlichen Slaven beim Sturze des Avarenreichs betheiligt haben, und daß ihnen dafür Ehrenrechte bewilligt wurden. Der Beweis

dafür liegt auch in dem noch auf spätere Zeit forterbenden Bauernrecht in Kärnthen. Wenn nämlich daselbst ein neuer Herzog gewählt wurde, setzte sich ein Bauer auf den Fürstenstein bei Kärnburg unfern von Klagenfurt und der neue Herzog mußte vor ihn hintreten und ihm geloben, gerecht zu regieren, und damit er dessen immer eingedenk bleibe, durfte ihm der Bauer eine Ohrfeige geben. An Kärnthen schlossen sich im Süden Krain (von kraiwa, Grenze), die Grafschaft Görz (von gora Berg) oder die windische Mark, östlich die Steiermark und nördlich bis zur Donau das Oesterreich im engeren Sinn, ob und unter der Ens.

Weiter nordwärts zwischen der Donau, Saale und Elbe hatten sich andere, bisher noch ungbhängige slavische Stämme festgesetzt, die Maharanen an der March im heutigen Mähren, die Czechen oder Bojohemen im heutigen Böhmen. Dieser Name, Bojenheim, war gleich dem bayrischen dem Lande geblieben, weil ehemals die längst verschollenen Bojen dort gewohnt hatten. Zwischen Böhmen und der Saale wohnten Sorben, nordwärts von diesen Wenden und über diesen an der Ostsee Obotriten in Meklenburg, Wilzen in Pommern. Alle diese unabhängigen Slaven waren unter sich uneinig, das Reich des Samo, in welchem sich einst mehrere Stämme gegen die Avaren vereinigt hatten, längst wieder zerfallen. In der Regel war jeder Stamm des Nachbars alter Feind, die Obotriten Feinde der Wilzen, die Wenden Feinde der Sorben, so daß sich der Frankenkönig immer der einen gegen die andern bedienen konnte. Die Obotriten hat er am meisten begünstigt, weil sie ihm gegen die Sachsen halfen und zugleich die Wilzen abhielten. Auch mit den Wenden hatte er sich frühe befreundet.

Nach der glücklichen Beendigung der Avaren- wie der Sachsenkriege hielt König Karl im Jahr 799 wieder Hof zu Paderborn, umringt von seinen siegreichen Helden und von den bekehrten Heidenfürsten und zu Gnaden angenommenen Feinden, als plötzlich der in Rom neugewählte, aber von einer Gegenpartei schrecklich mißhandelte Papst Leo III. von dorther auf der Flucht ankam, ehrenvoll geleitet von des Königs Sohn Pipin. Karl ließ das ganze Heer, welches

er um ſich hatte, aufſtellen und bei des h. Vaters Ankunft dreimal die Knie beugen. Dann umarmte er den unglücklichen Hirten der Seelen und verſprach ihm Hülfe.

4.

Das römiſch-deutſche Kaiſerthum.

Nach dem Tode des Papſt Hadrian im J. 794 war Leo III. von den Römern zum Papſt gewählt worden und hatte derſelbe ſeine Beſtätigung beim König nachgeſucht und erhalten. Zwar wird ihm vorgeworfen, er habe ſeine Wahl durch Beſtechung durchgeſetzt, allein um ſo mehr bedurfte er der königlichen Huld, wenn er ſich halten wollte. Er unterwarf ſich alſo dem König auf das demüthigſte und überſandte ihm die Schlüſſel des Grabes Petri und die Fahne von Rom zum Zeichen, daß die oberſte Schutzherrlichkeit über Rom ihm zuſtehe. Faſt zur nämlichen Zeit empfing Karl auch die Schlüſſel des h. Grabes in Jeruſalem und die Fahne dieſer Stadt, ihm zugeſandt vom Patriarchen daſelbſt mit Bewilligung Harun al Raſchids, d. h. dieſer Chalif ließ dem ihm befreundeten König des Abendlandes eine Artigkeit erweiſen, indem er die abendländiſchen Pilger am h. Grabe als unter fränkiſchem Schutz ſtehend betrachtet wiſſen wollte. Die chriſtlichen Wallfahrer waren überhaupt unter dem Chalifen nie gehindert geweſen, ihre Andacht am h. Grabe zu verrichten, ſo wie auch der chriſtliche Patriarch in Jeruſalem nie von ihm geplagt wurde. Beiläufig ſey bemerkt, daß, wenn alle Abendländer im Orient heute noch Franken heißen, dieß aus jener Zeit, aus der Zeit Karls und ſeines großen Frankenreichs herſtammt.

Karl antwortete dem Papſt Leo ſehr gnädig: „ich freue mich über deine Wahl und über deinen demüthigen Gehorſam und die Verſicherung deiner Lehenstreue.“ Aber eine Gegenpartei in Rom, die ſeiner Wahl die Rechtmäßigkeit abſprach, gerieth in Wuth, überfiel den Papſt auf offener Straße und wollte ihm Augen und

Zunge ausreißen. Es glückte ihm jedoch mit einem blauen Auge davonzukommen, sich heimlich aus Rom und zu Pipin zu flüchten, der ihn nach Paderborn brachte. Karl würde sich des einmal von ihm anerkannten Papstes unter allen Umständen angenommen und den Unfug der Römer nicht geduldet haben. Leo aber wollte seinem Pontificat einen Glanz geben, hinter dem alles Kleinliche und Trübe, was etwa seiner Wahl anklebte, verschwinden sollte. Nach einer Notiz in der Chronik des Diaconus Johannes soll er damals in Paderborn dem König die römische Kaiserkrone angetragen haben. Und in der That konnte er sich aus der schlimmen Lage, in die er gerathen war, nicht höher erheben, als wenn er den mächtigsten Herrscher der Erde in die Lage brachte, aus seiner Hand und gleichsam durch seine Autorität die Krone zu empfangen. Indessen kann der Gedanke auch wohl von Karl selbst ausgegangen und die Ausführung dem bedrängten Papste vorgeschrieben worden seyn.

Die ungeheure Tragweite des Gedankens, die hohe, weltgeschichtliche Bedeutung desselben hat vielleicht keinem der beiden Contrahenten vorgeschwebt, oder haben sie wenigstens das moralische Gewicht desselben nicht erwogen. Karl dürfte die Erneuerung des römischen Kaiserthums noch sehr im antiken Sinne gemeint haben und noch nicht in dem christlichen Sinne des spätern Mittelalters, wonach das Kaiserthum nur ein Lehen Gottes und das Regieren nach Gottes Geboten minder ein bequemes Recht als eine schwer auszuübende Pflicht seyn sollten. Dem Papst dagegen mußte alles daran liegen, sich neben dem damals allvermögenden Kaiser geltend zu machen und aus dem Recht der Kirche eine Pflicht für das Kaiserthum herzuleiten und festzustellen. Man darf ja nicht glauben, daß die große Idee des Gottesstaates im Mittelalter damals schon völlig gereift war.

Karl bewegte sich im J. 800 nach Italien, nachdem er den Papst schon vorausgeschickt und dort in sein Recht wieder hatte einsetzen lassen. Auf einem Concil in Rom wurde schon im Winter des J. 799 die Kaiserfrage erörtert und beschlossen, es stehe einer römischen Kaisercreirung im Abendlande nichts im Wege, weil es

keinen römiſchen Kaiſer im Morgenlande mehr gäbe. Damals regierte nämlich in Byzanz die Kaiſerin Irene, Weiber aber waren ſelbſtverſtändlich von der Uebung kaiſerlicher Gewalt ausgeſchloſſen. Dieſes formellen Rechtstitels bedurfte man noch, weil bisher der oſtrömiſche Kaiſer immer noch wenigſtens dem Namen nach in Rom als Kaiſer, der Frankenkönig aber nur als Patricius gegolten hatte. Nachdem alles vorbereitet war, kam Karl nach Rom, am 23. Nov. 800, und ſieben Tage ſpäter eröffnete er eine große Verſammlung aller damals in Rom anweſenden Großen, ſowie des Volks. Er ſaß neben dem Papſte und rings um ſie her ſaßen die hohen Geiſtlichen, die weltlichen Großen aber, der Adel, der niedere Klerus und das Volk mußten ſtehen. Der König präſidirte, wandte ſich mit ſeiner mächtigen Stimme zuerſt an die Römer und forderte, daß die Beſchuldigungen gegen den Papſt hier vor ſeinem Forum unterſucht werden ſollten. Da erhoben ſich ſämmtliche Biſchöfe und erklärten, ſie beſäßen keine Vollmacht und kein Recht, den Statthalter Chriſti zu richten. Hierauf erhob ſich der Papſt freiwillig und reinigte ſich durch einen Eid von aller Schuld. Das alles war ohne Zweifel vorher verabredet, weil der Papſt von jedem Makel rein ſeyn mußte, bevor der König aus ſeiner Hand die Krone annehmen konnte. Jetzt erſt holte Leo III. die zu dieſem Zwecke ſchon lange verfertigte kaiſerliche Krone und nachdem er am h. Weihnachtsfeſte in der Peterskirche die Meſſe geleſen hatte, ſetzte er vor allem Volk dieſe Krone dem König Karl aufs Haupt und erklärte ihn damit zum römiſchen Kaiſer und das Volk rief: Heil Karl, dem von Gott gekrönten Auguſtus, dem großen und friedebringenden Kaiſer Leben und Sieg!*)

So war denn das römiſche Kaiſerthum wieder hergeſtellt. Seltſamerweiſe wurde die byzantiniſche Kaiſerin Irene, nachdem man

*) Die Krone Karls des Großen, welche, zu unſern alten Reichskleinodien gehörig, noch jetzt im Schatze der Wiener Burg gezeigt wird, iſt nicht diejenige, welche Karl damals aufſetzte, ſondern eine Paradekrone, die auf ſammtenen Kiſſen vorgetragen wurde, und viel zu weit, als daß ſie je auf eines Menſchen Haupt gepaßt hätte.

ſie ſchon einmal benutzt hatte, um die Errichtung eines neuen abendländiſchen Kaiſerthums mit ihrer weiblichen Incompetenz zu entſchuldigen, jetzt noch einmal perſönlich von Karl benutzt, um auch noch das oſtrömiſche Reich für ſich in Anſpruch zu nehmen. Denn da ſie in großer Bedrängniß war, wie wir oben geſehen haben, ſuchte ſie ſeine Hülfe nach und bot ihm ihre Hand an und er griff begierig zu, weil er damit ein Recht auf die Beſitznahme von Byzanz gewann und dem alten Dualismus des oſt- und weſtrömiſchen Reichs ſchnell ein Ende machen konnte. Allein die Verhältniſſe in Byzanz geſtatteten die Ausführung nicht, Irene wurde geſtürzt, die fränkiſchen Geſandten, die nach Byzanz kamen, verhöhnt.

Obgleich das neue Kaiſerthum ausdrücklich den Namen des römiſchen trug, ſo blieb es doch niemand verborgen, daß es ein deutſches Kaiſerthum war. Die romaniſchen Beſtandtheile dieſes Reiches waren die untergeordneten. Sowohl die romaniſirten Franken in Neuſtrien, als die romaniſirten Longobarden in Italien ſtanden weit zurück hinter den deutſch gebliebenen Franken und hinter den übrigen echt deutſchen Stämmen, die erſt durch den Zutritt der Sachſen vollwichtig geworden waren. Lange konnte man Alemannen, Bayern, Thüringer und Frieſen nur als Anhängſel der Franken betrachten. Sobald aber Sachſen hinzu getreten war, erhielten die Deutſchen des rechten Rheinufers dermaßen das Uebergewicht, daß nunmehr die überrheiniſchen Franken nur noch als Anhang von ihnen gelten konnten. Darum mußte auch des neuen Reiches Name bald den Zuſatz erhalten: das heilige römiſche Reich deutſcher Nation. Sofern es aber demnach das alte römiſche Imperium nicht mehr ſeyn konnte, geſetzt auch, Karl hätte es dazu machen wollen, erhielt die Kaiſerwürde auch den Völkern gegenüber eine gänzlich neue Bedeutung. Der deutſche Volksgeiſt und das alte deutſche Herkommen ſchränkte die kaiſerliche Gewalt durch die Reichstage ein. Wenn auch ſeit dem Aufkommen des Lehenweſens von einer Vertretung des gemeinen Volkes nicht mehr die Rede ſeyn konnte, ſo zog doch der Comitat und der Episcopat, die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie der Biſchöfe und Grafen, dem Kaiſer ſolche Schranken, wie ſie die

früheren altrömischen Kaiser niemals beengt hatten. Die Bischöfe vertraten jedenfalls auf den Reichstagen in einer ganz verfassungsmäßigen Weise die vom Kaiser unabhängige Macht der Kirche und auch die weltliche Aristokratie vertrat durchaus nicht blos ihr Standesinteresse, sondern auch das der Volksstämme, zu denen sie gehörten. In dem neuen deutschen Reiche war also die Vertretung der Stände und Stämme dasjenige, was es vom altrömischen Kaiserthum wesentlich unterschied und dem neuen von vorn herein eine ganz andere Grundlage gab.

Es war am Papste, als dem Oberhaupt der Kirche, sein Verhältniß zum neuen Kaiser, als dem Oberhaupt des Staates oder weltlichen Reiches endlich festzustellen, nachdem dasselbe gegenüber dem oströmischen Kaiser stets geschwankt hatte. Obgleich nun Karl nicht gemeint war, sich eine Ueberordnung des Papstes oder auch nur eine völlige Gleichstellung desselben in Bezug auf die wirkliche Machtübung gefallen zu lassen, so mußte er doch Anstands halber die Neben- und nicht bloß Unterordnung des Papstes nach göttlicher Anordnung zugeben, d. h. er mußte dem Papst das geistliche Regiment anheimstellen und sofern der Papst Stellvertreter Christi auf Erden war, sich auch vor ihm beugen, um aus seiner Hand allein die Krone, sowie überhaupt jeden Segen von oben zu empfangen; wogegen er streng darauf hielt, daß der Papst in allen weltlichen Beziehungen sein Vasall und Getreuer blieb. Die Gleichstellung der geistlichen und weltlichen Macht wurde aber vom Papst Leo III. der Mit- und Nachwelt augenscheinlich gemacht in berühmten Mosaikbildern. Ein solches Bild in der Kirche der h. Susanne zu Rom zeigte Papst und Kaiser neben einander, jeden auf einem Berge stehend, jeden mit dem viereckigen Nimbus, den Papst als Mönch mit einer Kirche in der Hand, den Kaiser als Ritter mit dem Schwerte. Das Bild ist seit fast 300 Jahren zerstört, aber in Abbildern erhalten. Sodann war auf dem Triclinium Leos in andern Mosaikbildern der Heiland dargestellt, welcher zugleich dem Papst Sylvester die Schlüssel und dem Kaiser Constantin dem Großen die Fahne übergibt, und gegenüber in gleicher Weise der Apostel Petrus, der dem Papst Leo die

Stola, dem Kaiser Karl die Fahne reicht. Auch diese Gemälde sind nur in Abbildungen erhalten. In ihnen war nun schon die Solidarität des Papst- und Kaiserthums ausgesprochen, obgleich damals noch die gegenseitige Berechtigung mehr ins Auge gefaßt worden zu seyn scheint, als die gegenseitige Verpflichtung, an die erst später mit tieferem Ernste gedacht wurde.

Nach seiner Rückkehr von Rom widmete Karl noch einmal seine ganze Sorgfalt dem Sachsenlande. Er sah mit Recht in der Verschmelzung des Sachsenstammes mit den andern Deutschen den Schlußstein seines großen staatlichen Gebäudes. Da er es aber lediglich auf das Lehenwesen und die Kirche stützte, sah er in der alterthümlichen Volksfreiheit der Sachsen ein seinem Staate feindliches und zerstörendes Element und suchte sich davon durch eine systematische Gewaltthätigkeit zu befreien, indem er in Sachsen das Erbrecht aufhob und des Vaters Erbe keinem Sohne eher überließ, als bis derselbe bei ihm darum gebeten und persönliche Bürgschaften geleistet hatte. Mitten in das segensreiche Werk der sächsischen Bekehrung mischte sich politische Corruption. Wer sich nicht bei Karl einschmeichelte und Lehen von ihm nahm, wurde erb- und heimathlos. Die Güter der Widerspenstigen fielen den Geschmeidigen zu und so bildete sich auf Kosten der alten Volksfreiheit ein neuer Lehensadel in Sachsen, sich bereichernd mit den Alloden, welche den Freien entrissen wurden. Daher sagt ein Chronist: „Nachdem Karl den Adel an sich gelockt hatte, zertrat er das gemeine Volk mit den Waffen.“ Man kann sich daher denken, daß der s. g. Frieden von Selz, in welchem Karl im J. 803 das letzte Abkommen mit den Sachsen traf, dem armen Volke aufgezwungen wurde. Wie unzufrieden die Gemüther waren, so daß Wittekind selbst das Verfahren des Königs mißbilligt zu haben scheint, erhellt ziemlich deutlich daraus, daß Wittekind angeblich wegen Grenzstreitigkeiten vom fränkischen Grafen Gerold erschlagen wurde, 807. Wenn in dem so arg verstörten Lande auch nicht plötzlich vollständig organisirte Bisthümer entstehen konnten, so ist doch gewiß, daß Karl den Grund dazu legte und zwar in Minden, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Bremen, Osna-

brück, Münster und Paderborn. Sie wurden sämmtlich Köln untergeordnet, dessen Bischof die höhere Würde des Erzbischofs erhielt und dem Mainz ein wenig die Waage halten sollte, damit keiner von ihnen dem Kaiser oder Papst gegenüber zu mächtig würde.

Aus unbekannten Ursachen begann der alternde Kaiser i. J. 805 einen großen Heereszug nach Böhmen. Man darf voraussetzen, daß die Böhmen als das mächtigste unter den slavischen Völkern, die jetzt an das Reich der Franken grenzten, gerechte Besorgniß vor der Eroberungslust der Deutschen hegten und sich mit den benachbarten noch freien Slavenstämmen zu verbinden suchten. Der Kaiser konnte aber den Panslavismus nicht aufkommen lassen, um nicht Oesterreich zu verlieren, falls dort seine slavischen Unterthanen etwa Lust bekamen, sich an die Böhmen anzuschließen. Karl bezweckte wahrscheinlich nur, die Böhmen ein für allemal zu schrecken. Sie waren so klug, ihm gar nicht Stand zu halten, als er drei fränkische Heere von verschiedenen Seiten in ihr Land einrücken ließ. Sie zogen sich nur in ihre Wälder und Gebirge zurück. Er aber, nachdem er große Verheerungen im Lande angerichtet hatte, kehrte wieder um. Böhmische Geschichtschreiber vermuthen, er müsse durch die Böhmen doch bedeutende Verluste erlitten haben, weil im nächsten Jahre die Sorben aufstanden, deren Fürst Miliduch so viel nicht gewagt haben würde, wenn er nicht mehr auf die Stärke Böhmens vertraut hätte. Allein dieser Fürst unterlag und fand den Tod, 806. Damals wurden Halle und Magdeburg von den Franken erobert und nach der Sage soll der letztgenannte Ort seinen Namen dem Umstande verdanken, daß die Franken dort Bilder der slavischen Liebesgöttin und ihres weiblichen Gefolges fanden und zerstörten.

Die Dänen, mit denen Wittekind früher verbündet gewesen war, sahen das Hinaufrücken der fränkischen Grenze zur Eider und Schley sehr ungern und bedienten sich ihrer Ueberlegenheit zur See, um an den fränkischen Küsten zu plündern, besonders in Friesland, wo sie eine Schatzung erzwangen. Sie bedrohten einmal sogar Aachen. Da sie aber auf dieser Seite nicht weit vorzudringen vermochten, suchten sie wenigstens den Franken die Ostsee zu verschließen

und ihr König Gottfried wollte sich des Obotritenlandes bemächtigen. Als er auch hier zurückgewiesen wurde, legte er im heutigen Schleswig einen großen Wall und Graben an, wodurch er den Deutschen jedes weitere Vordringen in der dänischen Halbinsel abschneiden wollte. Der Wall lief durch das ganze, hier jedoch nur schmale Land von der Nord- zur Ostsee und hieß das Danewirk (Werk der Dänen). Als Kaiser Karl i. J. 810 gegen Gottfried zu Felde ziehen wollte, erfuhr er, daß derselbe von seinen eigenen Leuten erschlagen worden sey. Sein Neffe und Nachfolger Hemming hielt es für besser, mit Karl Frieden zu halten, und man kam überein, daß die Eider des Reiches Grenze seyn sollte. Auch die Wilzen, welche, auf die Dänen vertrauend, wieder aufgestanden waren, wurden aufs Neue unterworfen.

Unter dem Namen der Normannen (Männer des Nordens) aber trieben damals Seeräuber ihr Wesen, die aus Dänemark, Schweden und Norwegen kamen und, wie lange vor ihnen die Sachsen, alle Sommer Raubzüge an ferne Küsten unternahmen. Kaiser Karl selbst erblickte einmal ihre Schiffe auf der See und soll geweint haben, weil er sich außer Stande sah, sie zu vertreiben.

5.

Karl der Große.

Karl starb im Frieden zu Aachen, wo er begraben ist, 814. Als sein Grab später von Otto III. geöffnet wurde, fand man ihn aufrecht sitzend im kaiserlichen Schmucke wie auf dem Throne. Der große Stein von weißem Marmor, der das Grab deckte und vom Grabe Cäsars in Rom soll weggenommen worden seyn, zeigt in antikem Relief den Raub der Proserpina und ist in der Revolutionszeit von den Franzosen geraubt worden, aber jetzt noch zu sehen in der Bernhardinerkirche zu Marseille.

Der erste deutsche Kaiser war von außerordentlicher Körper-

größe und verrieth im Blick und in der Stimme einen gewaltigen Helden und Herrscher. Bezeichnend ist, daß er sein Insiegel auf dem Schwertknopfe trug. Er konnte weder schreiben noch lesen, war aber doch der begabteste und durchdringendste Geist seiner Zeit. Einstimmig hat man ihn den Großen genannt. Die Kirche, der er so wichtige Dienste leistete, hat ihn zum Heiligen erhoben, was er freilich durch manche Handlung nicht verdient hat. Sein häusliches Leben war wenigstens nicht heilig, denn er heirathete nacheinander fünf Frauen und hatte daneben noch fünf Kebsweiber. Er wollte, nachdem er die Desiderata verstoßen hatte, absichtlich keine Frau mehr von vornehmer Abstammung, damit die Verwandten keine Ansprüche an ihn machen konnten und wählte sich nur Frauen, die ihr Glück einzig ihm verdankten. Seine Frauen waren die Schwäbin Hildegard, Luitgard, Fastrade und eine fünfte. Die Fastrade soll er so sehr geliebt haben, daß er sich noch von ihrer Leiche nicht trennen wollte, aber als er einen Ring unter ihrer Zunge wegnahm, war der Zauber gelöst. Der Name seiner fünften Frau Karls ist nicht bekannt. Nach dem Tode der letzten nahm er keine mehr, wohl aber noch fünf Kebsweiber nach einander, die Mathalgard, Gerswinde, Regina, Adelheid und eine Ungenannte. — Um sich die Last vornehmer Verwandten und künftiger Thronstreitigkeiten zu ersparen, vermählte Karl auch seine Töchter nicht, damit sie ihm nicht ehrgeizige Schwiegersöhne ins Haus brächten. Dagegen gestattete er ihnen Liebhaber, die seine Diener waren. Die berühmteste unter diesen Töchtern war Emma, welche nach einer weltbekannten Volkssage ihres Vaters jungen Schreiber Eginhard liebte. Da er einmal heimlich bei ihr gewesen, aber frischer Schnee gefallen war, worin sich, wenn er hinausging, seine Spuren verrathen haben würden, nahm ihn Emma auf den Rücken und trug ihn selbst hinaus. Aber im Mondschein wurde sie von ihrem Vater, der eine schlaflose Nacht hatte, erkannt. Indeß kam sie bei der Entdeckung mit dem Schrecken davon, denn sie durfte ihren jungen Freund heirathen. Als Emma starb, wurde Eginhard Abt in Seligenstadt. Er hat das Leben des großen Karl beschrieben. Bertha, eine andere Tochter des Kaisers,

hatte mit des Vaters Erlaubniß einen gewiſſen Engelbert zum Liebhaber und bekam einen Sohn, Nidhart, der ein namhafter Geſchichtsſchreiber wurde. Als Liebhaber der dritten Tochter wird der tapfere Odoin genannt. Auf Reiſen ließ ſich Karl gern von ſeinen Töchtern, wie von ſeinen Frauen begleiten. Als er aber geſtorben war, machte ſein Sohn und Nachfolger Ludwig der luſtigen Wirthſchaft ein Ende. Die galanten Schweſtern wurden hinter Kloſtermauern eingeſperrt und ihre Liebhaber verfolgt. Nur Odoin war zu ſtolz, um zu fliehen, zog das Schwert und ſchlug die Bewaffneten, die ihn verhaften ſollten, ſo lange nieder, bis er ſelbſt erſchlagen war.

Auch mit ſeinen Söhnen hatte der große Karl wenig Glück. Der hoffnungsvolle Karl ſtarb jung. Der zweite, Pipin, hatte ſich in Kriegen hervorgethan und Italien verwaltet, ſoll ſich aber aus unbekannten Gründen gegen den Vater empört haben und im Kerker geſtorben ſeyn. Nur der dritte Sohn, Ludwig, blieb übrig und erbte den Thron, der unfähigſte von allen.

In ſeiner Regierungsweiſe blieb Karl dem Syſtem ſeiner Vorfahren treu, indem er mittelſt der Kirche und des Lehenadels die Unbotmäßigkeit der einzelnen Volksſtämme bändigte und alle zu einem großen Ganzen vereinigte. Die Hof- und Reichsbeamten, Herzöge, Grafen waren zugleich Lehensträger, mit reichen Gütern belehnt, vassi, und hatten wieder einen niederen Adel von Lehensträgern unter ſich, vassi minores oder vasalli. Das waren theils Krieger, die man mit Lehen belohnte, theils Freie, die ihr Allod in ein Feod oder Lehngut hatten verwandeln laſſen. Um die Stärke der einzelnen ihm unterworfenen Volksſtämme zu brechen, ſchaffte Karl die herzogliche Gewalt faſt überall ab und ließ nur die Grafſchaften beſtehen und dieſelben durch ſogenannte Sendgrafen (missi dominici) häufig beſuchen und überwachen. Das waren ſeine Adjutanten in Krieg und Frieden. Die Maifelder oder großen fränkiſchen Volksverſammlungen wurden zu einer bloßen Form und Schauſtellung, indem der Kaiſer die wichtigſten Geſchäfte, wenn ſie weltlicher Art waren, mit den großen Vaſallen und Grafen allein auf Hoftagen (placita), und wenn ſie geiſtliche Angelegenheiten betrafen, mit Bi-

schöfen allein auf Synoden abmachte. Er ertheilte einzelnen deutschen Volksstämmen neue Gesetze, wie den Sachsen, oder machte Zusätze zu den alten und erließ allgemeine Gesetze (capitularia) zu verschiedenen Zwecken. Alle mußten dazu dienen, die Einheit des Reichs gegenüber der alten Eifersucht der Stämme, die Macht des Kaisers, der Aristokratie und der Kirche gegenüber der alten Volksfreiheit und eine bessere neue Gesittung gegenüber der alten Rohheit zu stärken. Auch die Geistlichkeit bedurfte damals noch strenger Mahnungen zur bessern Zucht ihrer Glieder.

Der kaiserliche Scharfblick erkannte, daß seinem Reiche, wie mächtig es auch war, doch noch wesentliche Elemente des Wohlstands und der Bildung fehlten. Er suchte daher vor allem den Ackerbau, Obst- und Weinbau und die Viehzucht zu fördern, schuf auf seinen eigenen Landgütern Musterwirthschaften und gab in einem capitulare de villis Anweisungen zu allem, was in die ländliche Oekonomie einschlug. Die Verbindung, in welcher die Mönche der verschiedensten Länder standen und die ruhige Muße derselben in den Klöstern hatten zur natürlichen Folge, daß Sämereien von fernher am leichtesten in den Klostergärten angebaut und von dort verbreitet wurden. So begannen nützliche Culturpflanzen und Obstarten in die deutschen Wälder einzuwandern. Man muß sich wundern, daß Karl bei seinen großen Mitteln doch nicht an den Bau einer Handels- und Kriegsflotte dachte und sich nicht einmal der Neckereien der Venetianer und Normannen zur See erwehren konnte. Dagegen machte er den Anfang, den Main und die Donau durch einen Kanal zu verbinden, was für den Handel sehr wichtig hätte werden können. Für die Kunst geschah wenig. Karl baute zwar in Aachen einen merkwürdigen Palast, einen andern in Ingelheim und noch viele kleinere Pfalzen. Pfalz nämlich (palatium) hieß man jedes Haus des Königs. Karl legte die seinigen so an, daß er sie auf Reisen als Stationen gebrauchen konnte, während sie zugleich der Umgegend als ökonomische Muster dienten. Indem sich viele Menschen in der Nähe solcher Pfalzen ansiedelten, sind nicht wenige derselben allmählig große Städte geworden, z. B. Aachen, Nimwegen, Coblenz, Frank-

furt, Worms, Speyer, Straßburg, Zürich, Ulm, Heilbronn, Rottweil, Constanz, Augsburg, Salzburg, Ingolstadt ꝛc.

Karl liebte sich zu unterrichten. Oft brachten ihm Mönche aus dem Morgenlande nicht bloß Reliquien, sondern auch andere Merkwürdigkeiten mit. Von Harun al Raschid empfing er außer einem prachtvollen Zelte und andern Kostbarkeiten ein nie gesehenes Uhrwerk und Proben der schönsten südlichen Fabrikate, Gewürze ꝛc. Er dagegen schickte ihm wieder Producte des Nordens, worunter man besonders nordische Pferde, große fränkische Hunde, welche Löwen anpackten, und friesische Röcke bemerkt hat. Der wohlwollende Empfang der muhamedanischen Gesandten stach auffallend ab gegen den der griechischen. Denn als Kaiser Nicephorus sich doch gemüßigt sah, den großen Karl begrüßen zu lassen, sollen seine Gesandten am fränkischen Hofe arg geneckt worden seyn, zur Strafe für sein früheres Benehmen gegen Karls Gesandte. Karl faßte noch in späten Jahren eine große Liebe zu den Wissenschaften, lernte noch schreiben und sogar griechisch. Am liebsten ging er mit dem Engländer Alkuin um, den er gleichsam zum Minister des Unterrichts gemacht hatte, denn er ließ denselben Schulen errichten und wohnte selbst zuweilen dem Unterrichte bei. Man erzählt, wie er einst die unadeligen Schüler wegen ihres Fleißes gelobt, die adeligen aber wegen ihrer vornehmen Unwissenheit und Faulheit getadelt habe. Außer Alkuin waren noch mehrere gelehrte und geistreiche Männer häufig in der Gesellschaft des Kaisers, und bildeten eine Art von Akademie. Zu ihnen gehörten außer den schon genannten Engelbert und Eginhard noch Paul Warnefried, Peter von Pisa, der Bischof Turpin, Paulinus, Theodulf, Wala, Adelhard, Riculf, Rigbod und noch mehrere andere. Sie gaben sich unter einander classische Namen. Nur Karl selbst hieß König David, Alkuin aber Horatius, Engelbert Homer, Theodulf Pindar, Riculf Flavius, Adelhard Antonius, Rigbod Macarius u. s. w. Dieses Kokettiren mit den heidnischen Classikern war übrigens nur eine Spielerei, wenigstens blieb es unfruchtbar für die deutsche Literatur. Karl vergaß darüber keineswegs die deutsche Sprache und Dichtung. Er selbst soll eine fränkische Grammatik

entworfen haben. Auch ſammelte er deutſche Heldenlieder, von denen wir leider nicht wiſſen, ob es dieſelben waren, die ſeit dem 12. Jahrhundert neu bearbeitet wurden und in große Aufnahme kamen, die Nibelungen, das Heldenbuch ꝛc.

Wie die Literatur jener erſten Jahrhunderte nach der Völkerwanderung überhaupt, ſo war auch die Geſchichtſchreibung nur dürftig. An die ſpaniſchen Chroniken des Prosper Aquitanus und Idacius im 5. Jahrhundert reihten ſich Gregor von Thours mit ſeiner intereſſanten fränkiſchen Chronik und der oſtgothiſche Geſchichtſchreiber Jornandes, der übrigens nur das verlorene Werk des Caſſiodorus auszog, im 6., der Spanier Iſidor von Sevilla und die Franken Fredegar und Aimoin im 7., Paul Warnefried im 8. Jahrhundert. Ueber Karl den Großen ſchrieben außer Eginhard der poeta Saxo, der Mönch von St. Gallen, Biſchof Turpin, die letztern romanhaft.

6.

Beginn der Romantik.

Die kleinen claſſiſchen Beſtrebungen im Hofkreiſe und in ein paar Schulen blieben vereinzelt und gingen in der großen romantiſchen Strömung der Zeit wieder unter.

Die großartigſte Erſcheinung jener Zeit war die Erwärmung des deutſchen Gemüths für das Chriſtenthum, die tiefpoetiſche Gluth, mit welcher das Volk alles Heilige aufzufaſſen anfing, die innige Verſchmelzung der nationalen und chriſtlichen Sympathien. Man hat das Romantik genannt, obgleich es ſich dabei, gerade mit Ausſchließung des eigentlich Römiſchen, nur um etwas Germaniſches und Chriſtliches handelt. Ohne die tiefe Erwärmung des deutſchen Volks für das Heilige würde man in Europa mittelſt der Politik und den claſſiſchen Erinnerungen nicht weiter gekommen ſeyn, als in Byzanz. Die wahre innere freiwillige Ueberwindung des heidniſchen

Trotzes, des odinischen Geistes im deutschen Volk und zugleich der wunderbare Sieg der theokratischen Idee über jede dynastische Praktik, der christlich-deutschen Kunst und Poesie sowohl über die alte Barbarei als über die antiken Reminiscenzen, kam aus den deutschen Wäldern, aus den niedern Hütten des Volks, unscheinbar, anspruchslos, allmählig, aber allüberwältigend. Es war nichts anderes, als Erwärmung eines großen und ehrlichen Volks für die beste Sache, die es jemals gab, und für das Schönste, was jemals Seelen entzückte. Das fromme Volk machte unendlich viel wieder gut, was die egoistische Politik der Großen verdarb, und wenn je die große Idee des Gottesstaats im Mittelalter verwirklicht werden konnte, so war es das Werk des Volks, der unwiderstehlichen Gewalt der Volksstimmung.

Es ist sehr interessant, den frühesten Spuren der erst im 12. Jahrhundert zur vollen Blüthe aufbrechenden Romantik nachzugehen. Sie bildete sich hauptsächlich mit der Legende aus, denn die vom Volk verehrten Heiligen erscheinen überall als die Lichtpunkte in dem geschichtlichen Dunkel, welches damals überall auf den Ländern lag, sofern nicht Hof- und Kirchenstreitigkeiten zufällig eine trübe Beleuchtung auf die Provinzen warfen. Nun sind freilich viele Legenden, die man bis in die ersten Jahrhunderte nach Christo zurückdatirt hat, erst später entstanden, aber seit Bonifacius und Karl dem Großen beginnt sicher das, was wir oben die Erwärmung für das Heilige genannt haben, und daher hat diese Zeit nicht nur so viele Legenden an die Gründung der neuen Kirchen angeknüpft, sondern auch wieder selbst den Stoff zu Legenden geschaffen, die erst später poetisch ausgebildet wurden. Die Untersuchung, wie viel Thatsächliches jeder solchen Legende zu Grunde liegt, ist insofern unerheblich, als es nur auf die weite Verbreitung und Wirkung des Erzählten, auf den Glauben daran und auf den sittlichen Einfluß desselben ankommt. Die allgemein im Volk verbreiteten Legenden haben unendlich mehr auf den Charakter des Volks eingewirkt, als alle Schulgelehrsamkeit. Das Volk aber war insofern einigermaßen selbstthätig dabei, als es nur solche Erzählungen sich zu Herzen nahm und im

Gedächtniß behielt, die am meiſten ſeinem ſittlichen Bedürfniß entſprachen und ihm zum Spiegel dienten.

Deshalb tritt in den deutſchen Legenden jetzt nicht mehr das Martyrium von Heiligen, welche noch römiſche Namen tragen, ſondern die durch das Chriſtenthum verklärte echt deutſche Tugend von Männern und Frauen hervor, die von nun an auch vorzugsweiſe deutſche Namen tragen. Wenn ſich dabei auch zuweilen Erinnerungen an die guten Gottheiten der Heidenzeit einmiſchen oder die Liebe des Volks, ohne die kirchliche Autoriſation abzuwarten oder nur die Wahrheit der Thatſachen zu unterſuchen, auf geſchichtliche Perſonen Legendenartiges überträgt, um ſie heilig zu ſprechen, ſo wäre es doch verkehrt, dergleichen nur als Lügenwerk ſcharf kritiſiren zu wollen. Man muß es vielmehr als einen gutmüthigen, inſtinktartig im Volk ſich ausbildenden Glauben und als Befriedigung eines ſittlichen Bedürfniſſes achten.

So knüpft die fränkiſche Legende an Karls des Großen Mutter Bertha eine Fülle von Poeſie an, worunter vieles den alten Mythen von der heidniſchen Mutter Perchta entnommen iſt, wodurch aber das chriſtliche Gefühl nirgends beleidigt wird. Bertha erſcheint hier vielmehr als die verfolgte Königstochter, die unerkannt als Magd dient und durch ihre demüthige Schönheit eines Königs Herz rührt, dann aber als Königin aus der Fülle ihres Reichthums den Armen im ganzen Lande unendlichen Segen ſpendet. In ähnlicher Weiſe knüpft die ſchwäbiſche Legende an Karls des Großen Gemahlin Hildegard, die Schweſter des kühnen Grafen Gerold, ähnliche volksthümliche Poeſie an. Hier iſt es ſchnöde Verleumdung, in Folge deren die edle Königin verſtoßen wird. Sie pilgert nach Rom, ſie pflegt dort im Hoſpital Kranke mit unendlicher Geduld und ſeiner Heilkunſt. Da wird ihr Verleumder, Bruder ihres Gemahls, todtkrank zu ihr gebracht und auch ihn heilt ſie unerkannt. So wird ihre Unſchuld offenbar, aber ſie verzeiht dem Sünder.

Legenden von dieſer das Volk anmuthenden Art, ſo zum Herzen ſprechend und ſittlich anwendbar, und ſo überall verbreitet, daß ſie

ein Jahrtauſend hindurch faſt in jedes Bauern Hütte bekannt waren, ſind für die Weltgeſchichte ausgiebiger geweſen, als die ganze Wirkſamkeit Alkuins und ſeiner gelehrten Schule.

Hieher gehört noch die ſchöne Legende von der heiligen Genoſeva. Dieſe vielgetreue Frau war dem Pfalzgrafen Siegfried von Simmern vermählt und als derſelbe unter Karl Martell gegen die Araber zu Felde zog, dem Hofmeiſter Golo zur Hut anvertraut worden. Der aber, ſträflich ihrer begehrend und von ihr zurückgeſtoßen, verleumdete ſie, als ſey ſie dem Grafen untreu geweſen, und ſo wurde ſie ſammt ihrem neugeborenen Kinde verſtoßen und lebte Jahrelang im tiefen Walde, bis der Graf ſie einſt wiederfand und ihre Unſchuld erkannte. So bildet in noch gar vielen Legenden der altheidniſche deutſche Urwald den dunklen Hintergrund für die Lichtgeſtalten der chriſtlichen Legende. Die h. Ida von Toggenburg, wie Genoveſa verleumdet und in einen Abgrund geſtürzt, ward gerettet und lebte verborgen im Walde als Einſiedlerin, bis auch ihr Gemahl ſie wiederfand. Der h. Meinhard, Graf im Saulgau, vom Geſchlecht der Zollern, brachte als Einſiedler im finſtern Walde zu. Räuber erſchlugen ihn und ſterbend rief er vorüberfliegende Raben zu Zeugen an. Durch dieſe Raben aber wurde der Mord entdeckt und ſein Leichnam aufgefunden, über welchem man das weltberühmte Kloſter Einſiedeln erbaute. Vom h. Hubertus, einem vornehmen Franken, erzählt die Legende, er ſey noch ein wilder Heide geweſen, als ihm einmal auf der Jagd ein Hirſch entgegen getreten ſey, der zwiſchen ſeinen Geweihen ein Crucifix trug. Da ließ er von Stund an von der Jagd ab, wurde vom h. Lambert bekehrt und deſſen Nachfolger im Biſthum Lüttich. Alle Jäger in der abendländiſchen Chriſtenheit aber wählten ihn zu ihrem Schutzpatron. Man erkennt hieraus, wie tief die Legende in Leben und Sitte des Volks eingriff.

Außer der zarten Rückſicht auf die Frauen und dem eigenthümlichen Hintergrunde des Walddunkels zeichnet die deutſche Legende im Beginn des Mittelalters eine tiefpoetiſche Heiligung der Unſchuld und Jungfräulichkeit aus. In der ſüdlichen, römiſchen und

griechiſchen Legende tritt dieſer Zug viel weniger hervor. Wir dürfen ihn daher recht eigentlich als national deutſch anſehen, und aus ihm erklärt ſich, warum die Deutſchen vorzugsweiſe geneigt waren, die h. Jungfrau Maria anzubeten. Der Legende liegt der deutſche Volksglaube zu Grunde, daß der böſe Dämon mit aller ſeiner Macht ohnmächtig ſey gegenüber einer unſchuldigen Jungfrau, und daß ſelbſt die Kräfte und Geſetze der Natur ihr weichen müſſen. Die heilige Notburga, das Urbild einer demuthsvollen und getreuen Magd in der deutſchen Legende, konnte ihre Sichel an einem Sonnenſtrahl aufhängen. Die h. Ritza, eine fromme Jungfrau zu Coblenz, pflegte, wenn ſie die Glocke der St. Caſtorskirche läuten hörte, trockenen Fußes über den Rhein zu gehen, um daſelbſt zu beten. Einmal nahm ſie aus Vorſicht einen Stab mit, da fing ſie aber mitten im Fluſſe zu ſinken an. Schnell ſich beſinnend warf ſie den Stab weg und ſchritt nun in demſelben Vertrauen wie früher ſicher über das Waſſer hin. Deſſelben Zaubers der Unſchuld gedenkt die Volksſage des Elſaßes, die eine der berühmteſten geworden iſt. Der fromme Jüngling Fridolin, Diener des Grafen von Zabern, wurde von einem neidiſchen Knechte verleumdet, als buhle er mit der Gräfin. Der Graf ging in den Wald und befahl den Knechten ſeines Eiſenhammers den in den glühenden Ofen zu werfen, der ſie fragen würde, ob ſie ſeinen Befehl vollzogen hätten. Nachher hieß er den Fridolin hinausgehen und im Eiſenhammer fragen. Fridolin gehorchte, konnte aber an der Kirche nicht vorbeigehen, ohne vorher noch einmal darin zu beten. Unterdeß ging der neidiſche Knecht in den Wald, weil er gern wiſſen wollte, ob Fridolin ſchon verbrannt wäre? Als er aber kam und frug, wurde er ſelbſt in den Ofen geworfen und der Unſchuldige war gerettet.

Neuntes Buch.

Die Trennung Deutschlands von Frankreich.

1.

Ludwig der Fromme.

Als Ludwig, zubenannt der Fromme, das Reich seines Vaters, des großen Karl, im J. 814, erbte, waren noch drei Söhne Bernhards, der ein Bruder Pipins des Kleinen und Oheim Karls gewesen war, Adalard, Wala und Bernar, ferner ein unehelicher Sohn Pipins, des ältern, bereits verstorbenen Bruders Ludwigs, Bernhard, am Leben. Der letztere war ein so fähiger Kopf, daß ihm sein Großvater Karl die Verwaltung Italiens anvertraut hatte, und es war, ehe Karl seinen letzten Willen aussprach, lange zweifelhaft gewesen, ob er nicht diesen Bernhard anstatt des weit unfähigeren Ludwig zum Thronfolger ernennen würde. Der gleichfalls sehr begabte Wala und seine Brüder arbeiteten für die Wahl Bernhards, aber vergeblich. Nachdem sich Karl der Große für Ludwig entschieden hatte, hegte dieser letztere immer noch einen geheimen Groll gegen Bernhard und nicht weniger gegen Wala und dessen Brüder. Als er nun zum Thron gelangte, fielen die letztern sogleich in Ungnade und Wala zog sich in das Kloster Corvey in Westphalen zurück.

Ludwig räumte am Hofe zu Aachen so ziemlich auf. Seine

Schwestern mußten fort, das leichtsinnige Leben nahm ein Ende. Er selbst führte mit seiner Gemahlin Irmengart ein ehrbares Leben und sein vornehmster Vertrauter, der Abt Benedict von Aniane, hielt streng auf Zucht. Unter dem Einfluß dieses Mannes hielt Ludwig eine große Reichsversammlung in Aachen, 817, auf welcher zuerst wichtige Kirchengesetze verabschiedet wurden. Die Canoniker oder Domherrn, Mitglieder des Domcapitels an jedem Bischofssitz, sollten allein den Bischof wählen dürfen, sich aber der strengen mönchischen Regel Chrodegangs unterwerfen. Die Kirche sollte keine Schenkungen mehr annehmen auf Kosten armer Verwandten der Verleiher. Kein Patron oder weltlicher Herr sollte mehr Priester dotiren ohne Einwilligung des Bischofs. Auch die Mönche sollten überall der Regel S. Benedicts nachleben. Alles sehr heilsame Maaßregeln, um dem Klerus seine Würde zu erhalten. Sodann wurde die Erbfolge im Reiche festgesetzt. Das Reich sollte ein ungetheiltes Ganze bleiben und das Erbrecht in der Erstgeburt beruhen. Allein die weltlichen Großen waren damit nicht zufrieden. Wie früher unter den Merowingern versprachen sie sich mehr Gewinn von der Theilung. Je mehr Könige, desto mehr gab es einträgliche Hof- und Staatsämter und desto mehr kam das Sonderinteresse der einzelnen Volksstämme zur Geltung. Diese Partei der großen Reichsvasallen wußte nun die Charakterschwäche Ludwigs zu benutzen, um ihn zu bewegen, daß er keinen seiner Söhne ganz vom Erbe ausschloß. Der Grundsatz der Reichseinheit wurde zwar nicht aufgegeben, aber die Ausführung blieb eine halbe Maaßregel, sofern Ludwigs erstgeborner Sohn Lothar zwar die Kaiserkrone und die Oberhoheit über das ganze Reich erben, aber nur die Mitte des Reichs zu beiden Seiten des Rheins und in Italien selbst verwalten, dagegen seinen beiden jüngeren Brüdern Pipin und Ludwig unter den Namen von Königen die Verwaltung Neustriens auf der einen und Austriens auf der andern Seite jenes Mitteltheils überlassen sollte.

Von Bernhard war bei dieser Theilung nicht die Rede, was ihn veranlaßte, sich auf alle Gefahr hin zu rüsten. Eine Partei, welche die Unabhängigkeit Italiens wollte und an deren Spitze Erz-

biſchof Anſelm von Mailand ſtand, ſcheint ihn noch mehr aufgereizt zu haben. Doch beging er keine offene Untreue und da ihn der Kaiſer freundlich zu ſich einlud und die Kaiſerin ihm noch beſondere Verſicherungen gab, kam er zu Hofe und wurde hier treulos ergriffen und ſo grauſam geblendet, daß er an der Wunde ſtarb, 818. Die Kaiſerin Irmengart ſtarb bald nachher und Ludwig fiel in tiefe Reue, ja er wollte die Krone niederlegen und in ein Kloſter gehen. Der Abt von Aniane würde dann aber allen Einfluß verloren haben, ſtimmte daher den Kaiſer um und ließ ihm die ſchönſten Töchter der vornehmſten Reichsvaſallen vorführen, damit er eine davon zur Gemahlin wähle und ſich des Lebens und Regierens wieder erfreue. Das Mittel ſchlug an, Ludwig wählte die ſchöne Judith, Tochter des bayriſchen Welfen, und dachte nicht mehr an das Kloſter, 819. Dadurch ſollte das Reich in große Unruhe und Noth kommen. Der ehrgeizige Abt Benedict aber erlebte die Folgen nicht, ſondern ſtarb ſchon 821.

Nun kam auf einmal Wala wieder zu Gnaden, deſſen es auch ſehr bedurfte, um die Ordnung in Italien aufrecht zu erhalten. Dort folgten mehrere ſchwache Päpſte auf einander, welche ſich wählen ließen, ohne des Kaiſers Erlaubniß abzuwarten und ſich gern von der kaiſerlichen Gewalt unabhängig gemacht hätten, immer aber durch Gegenparteien in Rom gezwungen wurden, wieder zu derſelben ihre Zuflucht zu nehmen. Papſt Stephan IV. machte ſelbſt eine Reiſe zu Ludwig und entſchuldigte ſich bei ihm. Sein Nachfolger Paſchalis ließ ſich wieder ohne Zuſtimmung des Kaiſers wählen und ſogar zwei angeſehene Männer der kaiſerlichen Partei umbringen, reinigte ſich aber nachher durch einen Eid und krönte Ludwigs älteſten Sohn und Thronfolger Lothar, der deshalb nach Rom kam, noch bei des Vaters Lebzeiten zum Kaiſer, 422. Dann kam Wala nach Rom und übte in des Kaiſers Namen ſo großen Einfluß, daß nach des Paſchalis Tode der kaiſerliche Candidat Eugenius zum Papſt gewählt wurde und alle Römer dem Kaiſer huldigen ließ, 824. Als Eugenius drei Jahre nachher ſtarb, durfte ſein Nach-

folger Gregor IV. nicht eher die Weihe empfangen, als bis er dem Kaiſer den Eid der Treue geſchworen hatte.

Mittlerweile hatte Judith im J. 823 einen Sohn, Namens Karl, geboren und drang in den Kaiſer, demſelben eben ſo gut ein Königreich zu ſichern, wie ſeinen älteren Brüdern. Vergebens redete Wala dagegen und warnte vor den üblen Folgen einer neuen Theilung. Ein Graf Bernhard von Toulouſe, ein ſchöner Mann, dem der Kaiſer die ſpaniſche Mark zu verwalten gab und der ſich deshalb Graf von Barcelona nannte, gewann die Gunſt Judiths und wurde der vornehmſte Rathgeber des Hofes, Wala zurückgeſetzt. Was für eine Wirthſchaft damals am kaiſerlichen Hofe herrſchte, erkennt man am beſten aus einer noch vorhandenen Klageſchrift des Biſchof Agobard in Lyon vom Jahr 826. Die Juden in Lyon trieben einen ſchändlichen Handel, indem ſie Sklaven aus Frankreich und Deutſchland auf Schiffen die Rhone hinunterführten und den Muhamedanern verkauften. Darunter waren viele Chriſten. Als der Biſchof den Juden dieſen Handel verbot, logen ſie, es ſeyen nur Heiden. Der Biſchof wollte dieſe Heiden taufen, die Juden aber ſperrten ſich dagegen und prahlten mit ihrem Einfluß bei Hofe. Agobard wendete ſich an den Kaiſer, welcher die Sache auch unterſuchen ließ, aber die kaiſerlichen Sendboten ſtanden unter dem Einfluß des Bernhard und der Judith, die von den Juden Geld nahmen, vertuſchten alſo das empörende Unrecht der Juden und duldeten, daß dieſelben dem Biſchof zum Hohn ihren verabſcheuungswürdigen Menſchenhandel fortſetzten. Beamte des Kaiſers, ſchrieb Agobard, ſollten helfen, waren aber, als ſie nach Lyon kamen, ein Jubel für die Juden und ein Schrecken für die Chriſten. Agobard mußte noch in einer andern Schrift die Hofpartei bekämpfen, weil Judith und Bernhard damals gewaltthätig mit den Kirchengütern verfuhren und viele Lehen der Kirche an Laien vergaben. Dieſe Thatſachen können zugleich zum Maaßſtabe dienen, mit welchem Recht der ſchwache Kaiſer den Namen des Frommen verdient hat und wie unwiſſend die Geſchichtſchreiber waren, die in der Periode unſerer Aufklärung gerade dieſem Kaiſer den Vorwurf machten, er ſey ein blindes Werkzeug bigotter Biſchöfe geweſen.

Kaum hatte Ludwig unter dem Einfluß der Kaiserin Judith und ihres allvermögenden Bernhard eine neue Theilung des Reichs verfügt und die älteren Söhne dabei verkürzt, um seinem Liebling Karl Schwaben und Burgund zu geben, als auch der Brüder Groll ausbrach, genährt durch Wala und die Mehrheit des Klerus, der um jeden Preis die Einheit des Reichs erhalten wollte. Da beschuldigte man Judith der Buhlerei mit dem Grafen Bernhard und der Zauberei, womit sie den Kaiser berückt habe, und Pipin nahm sie und den Vater unversehens gefangen, 830. Ludwig aber war gut berathen und wußte sowohl den Pipin als den dritten Sohn Ludwig auszusöhnen, indem er sie überzeugte, die klerikale Partei arbeite nur für Lothar und wenn ihr Einheitsplan durchgehe, so werde für Pipin und Ludwig vom Reiche so wenig etwas übrig bleiben, als für den kleinen Karl. Das war nun auch so einleuchtend, daß sich die beiden Brüder auf des Vaters Seite schlugen und denselben frei gaben, um so lieber, als er ihnen versprach, sie mit Provinzen zu entschädigen, die er dem Lothar abnehmen wollte. Die Häupter der klerikalen Partei wurden nun festgenommen, vor allen Wala, und dem Lothar wurde, weil er sich mit jener Partei gegen seinen Vater verschworen habe, die Kaiserkrone abgesprochen und nur noch Italien belassen. Die deutschen Länder aber, deren er verlustig erklärt wurde, bekamen nicht Pipin und Ludwig, wie ihnen versprochen war, sondern Karl, und es schien sogar, als wolle die intrigante Judith diesem ihrem Söhnchen auch noch die Kaiserkrone zuwenden. Das war zu viel. Die drei älteren Brüder vereinigten sich wieder, die klerikale Partei, Bischof Agobard von Lyon an der Spitze, trat zu ihnen und Wala wurde befreit, um die Seele des Bundes zu werden.

Da erlebte die Welt das nie gesehene Schauspiel, daß drei Söhne mit großen Heeren gegen ihren Vater ausrückten. Kaiser Ludwig hoffte den Streit noch friedlich schlichten zu können und berief eine große Reichsversammlung nach Worms. Nun kamen aber die Söhne mit ihren Truppen und bezogen ein Lager bei Colmar. Auch Papst Gregor IV. fand sich ein, um als oberster Schiedsrichter zwischen die Parteien zu treten. Er hatte aber die Lage der Dinge

nicht richtig beurtheilt und mußte ſich, als er zuerſt des Kaiſers Partei nahm, von den deutſchen Biſchöfen harte Dinge ſagen laſſen, bis er auf ihre Seite übertrat. Dieſer Parteiwechſel aber ſchwächte ſein Anſehen nicht wenig. Er begab ſich in das Lager des Kaiſers, damit es wenigſtens den Schein habe, als ſey er es, der den Kaiſer zur Nachgiebigkeit ſtimme. Ludwig aber ſchickte ihn fort, ohne ſeine Vermittlung anzunehmen. Inzwiſchen waren ſich die beiderſeitigen Lager ſo nahe gekommen, daß Verſtändigungen unter den Vaſallen ſtatt fanden, in deren Folge der Kaiſer beinahe von allen ſeinen Leuten verlaſſen wurde und ſich an ſeinen Sohn Lothar ergeben mußte, 833. Das Feld bei Colmar, wo dieſe Scene ſich ereignete, wurde das Lügenfeld genannt, und in dieſem Namen lag eine ſcharfe Kritik des Volks, dem die Untreue in der kaiſerlichen Familie ein Greuel war und welches damals wenigſtens noch die Genugthuung hatte, daß kein Blut vergoſſen worden war. Ludwig wurde von ſeinen Söhnen gezwungen, öffentlich ein ſchmachvolles Bekenntniß ſeiner Sünden abzuleſen, ſeine Waffen abzulegen und ein Bußgewand anzuziehen. Dadurch erklärte er ſich ſelbſt zwar für unfähig, länger zu regieren, ließ ſich aber doch nicht dahin bringen, das Mönchsgelübde abzulegen, weil er immer noch hoffte, den Thron wieder zu erlangen.

Dieſe Hoffnung täuſchte ihn auch nicht, denn kaum hatte ſich Lothar die Kaiſerkrone angeeignet, ſo trauten ihm die jüngern Brüder ſchon nicht mehr, oder wurden von ihren Vaſallen angetrieben, die Einheitspartei, die unter Ludwig beſeitigt war, nicht wieder unter Lothar aufkommen zu laſſen. In der That war es den Nebenkönigen, wie den nach Volksſtämmen natürliche Corporationen bildenden Vaſallen gleichgültig, wer Kaiſer war, wenn das Kaiſerthum nur geſchwächt wurde und die Nebenkönige möglichſt viel Unabhängigkeit erlangten. Deshalb nun traten Pipin und Ludwig plötzlich wieder gegen Lothar auf, ſo daß derſelbe ſich gezwungen ſah, den Vater frei zu geben. Dieſer theilte das Reich jetzt zwiſchen den jüngeren Söhnen und ſchloß nur den älteren aus. Lothar gerieth darüber in ſolchen Zorn, daß er die Normannen zu einem Einfall ins Reich

verlockte. Sie verwüſteten Friesland, während zugleich eine arabiſche Flotte in der Provence landete und Marſeille plünderte. Lothar konnte ſich aber im Norden nicht halten und zog ſich wieder nach Italien zurück. Darauf hatte das Reich eine kurze Zeit Ruhe und der alte Ludwig ſuchte ſich bei den Deutſchen beliebt zu machen, indem er dem Kloſter Corvey die Reliquien des h. Vitus ſchenkte. Dieſelben wurden von Paris in feierlicher Proceſſion bis Corvey gebracht. Ganz Paris weinte um ihren Verluſt, unzähliges Volk ſtrömte unterwegs herbei, ſie zu ſehen und in Weſtphalen empfing ſie allgemeiner Jubel. Das war der Geiſt der Zeit, 836. Mit ähnlichem Prunk wurden damals auch die Leiber des h. Venantius nach Fulda, des h. Liborius nach Paderborn, des h. Epiphanius nach Hildesheim gebracht.

Der Friede dauerte nicht lange, denn das gegenſeitige Mißtrauen der Parteien führte zu einem neuen Bündniß Lothars mit dem jungen Ludwig und Pipins mit Karl. Pipin ließ ſich durch Judiths Ränke berücken, die ihm die Hälfte des Reichs verſprach, wenn er ihr die älteren beiden Brüder verdrängen hülfe. Schon ſtand der Bruderkrieg bevor, als Pipin ſtarb, 838. Er hinterließ einen gleichnamigen Sohn. Judith aber verſtändigte ſich jetzt ſchnell mit Lothar, um ſowohl dieſen jüngeren Pipin, als auch ſeinen Bruder Ludwig vom Erbe auszuſchließen, und Lothar war treulos genug, darauf einzugehen. Während dieſer elenden Umtriebe ſtarb der alte Kaiſer Ludwig auf einer Rheininſel bei Ingelheim, nachdem er noch in den letzten Augenblicken wie die Jäger Hutz! Hutz! gerufen hatte, um die Teufel, die ſchon auf ihn warteten, zu verſcheuchen, 840.

2.

Der Vertrag von Verdun.

Nach des Vaters Tode erkannte Karl, der jüngſte Sohn, der den Beinamen des Kahlen erhalten hat, daß Lothar als nunmehriger

Kaiſer ihn nicht mehr neben ſich, ſondern nur unter ſich dulden würde, und trat demnach zu Ludwig über, welcher den Beinamen des Deutſchen erhalten hat, nicht nur weil ihm die öſtliche Seite des Reiches zugetheilt worden war, ſondern auch, weil er darauf ausging, alle deutſchredenden Stämme unter ſich zu vereinigen und dadurch das Uebergewicht über ſeine Brüder zu erlangen, da Lothar nur die romaniſirten Lombarden und Karl die Neuſtrier für ſich hatten. Lothar ſah aber über die Nationalitäten hinweg und ſuchte ſeine Stärke in der Kaiſerkrone und in der klerikalen Partei, welche die Einheit des Reiches erhalten wollte. Da er aber wohl wußte, die weltlichen Vaſallen ſeyen mehr für die nationale Theilung geſtimmt, ſuchte er die Vaſallen ſeiner beiden Brüder theils durch Verſprechungen an ſich zu locken, theils mit dem Kaiſernamen zu ſchrecken. Ganz mit ihm einverſtanden war Otgar, der damalige Erzbiſchof von Mainz, der die Fußtapfen des großen Bonifacius nicht verlaſſen wollte und für die Einheit des Reichs und der Kirche alles opferte. Adelbert, Graf von Metz, wurde Lothars eifrigſter Agent, um ihm die Vaſallen zu gewinnen, und ſollte dafür durch ein Herzogthum belohnt werden. Als er aber dem König Ludwig mit einem Heere entgegenzog, erlitt er im Ries bei Nördlingen eine Niederlage und wurde auf der Flucht erſchlagen, weil ſeine eigenen Leute ihn im Stiche ließen, 841. Die natürliche Erklärung dieſes Vorgangs liegt in der Abneigung des rein deutſchen Adels gegen ein Kaiſerthum, welches ſie nöthigen wollte, länger mit den Romanen verbunden zu bleiben. Hier wirkte auch noch der alte Haß der Alemannen, Bayern, Thüringer und Sachſen gegen die Franken nach. Man fühlte ſich endlich ſtark genug, um das Joch der Franken ganz abzuwerfen.

Nach ſeinem Siege ging Ludwig über den Rhein und vereinigte ſich mit Karl. Lothar war ebenfalls in Frankreich eingerückt, um ſich mit dem jungen Pipin zu vereinigen und dann über Karl herzufallen. So lange er den Pipin noch nicht an ſich gezogen hatte, unterhandelte er; ſobald dieſer aber angekommen war, glaubte er ſich ſtark genug, um mit einem Schlage die Brüder zu vernichten,

und am 25. Juni 841 ſtießen ihre Heere unfern von Auxerre bei Fontanet (Fontenay) auf einander. In dieſem fürchterlichen Kampfe ſtand ſich beinahe der ganze Adel des Reichs feindlich gegenüber und zerfleiſchte ſich für ſeine unwürdigen Könige, ohne irgend einen vernünftigen Grund. Auf Lothars Seite allein ſollen 40,000 Mann gefallen ſeyn. Wenn das nun auch übertrieben iſt, ſo raffte doch gewiß dieſe Schlacht die Blüthe des fränkiſchen Adels hin. Man bemerkte insbeſondere, daß der burgundiſche Adel in dieſer Schlacht beinahe zu Grunde ging und daß die Wittwen und Töchter auf den herrenloſen Gütern Knechte heirathen mußten, um den Verluſt zu erſetzen. Daher das Sprüchwort entſtand: In Burgund adelt der Bauch. Man würde nicht begreifen, warum der Lehensadel ſich zu dem Selbſtmorde in dieſer Schlacht hergab, wenn es nicht der kaiſerliche Name und die Macht des Klerus erklärten. Der weltliche Adel hatte ſich noch nicht gefaßt und genugſam unter ſich ſelbſt verſtändigt, um dem Kaiſer ſchon vor dem Kampfe zu trotzen und die Schlacht zu vermeiden. Aber ſein Intereſſe überwog, wenigſtens ſchon ſo weit, daß der Kaiſer die Schlacht verlieren mußte.

Die Sieger veranſtalteten ſogleich eine Synode der ihnen ergebenen Biſchöfe, welche den Sieg für ein Gottesurtheil erklären mußten, und ſetzten die kaiſerlich geſinnten Biſchöfe ab. Dieſe Maaßregel ſchien ihnen durchaus nothwendig, um das Anſehen der klerikalen Partei zu brechen. Lothar aber, der ſich vom Vaſallenadel verlaſſen ſah, zog ſich nach Aachen zurück, gab dem normanniſchen Seeräuber Harald die Inſel Walchern zu Lehen, nahm ihn in Sold gegen ſeine Brüder und ließ durch die Schiffe deſſelben die neuſtriſchen Küſten ängſtigen, während er ſelbſt nach Sachſen ging, den dort bisher unterdrückten Frilingen und Laten die Freiheit wiedergab und ein großes Volksheer aus ihnen bildete, um ſeinen Brüdern damit zu trotzen. Das nannte man in Sachſen die Stellinga (Wiederherſtellung des Alten?) und das Volk träumte ſchon, ſeine uralte Freiheit wieder errungen zu haben, vergeſſend, daß man einem treuloſen Fürſten niemals die Freiheit verdanken kann. In der That machte Lothar, als er ſich wieder ſtark genug fühlte, um mit einigem

Erfolg unterhandeln zu können, den verhaßten Brüdern Vorschläge zur Einigung und opferte ihnen zunächst seinen Neffen Pipin auf. Dieser Jüngling aber merkte es frühe genug und ging gleich selbst zu Karl über. Ludwig und Karl ließen sich durch Lothars Anträge nicht mehr täuschen und kamen im Winter in Straßburg zusammen, wo sie sich am 14. Februar 842 einen gegenseitigen Eid der Treue leisteten, den alle ihre Vasallen mitschwuren, die Ludwigs in deutscher, die Karls in romanischer Sprache. Der Eid forderte, daß keiner der beiden Brüder jemals mehr gegen den andern kämpfen sollte unter Verbürgung des gesammten Lehensadels. Man darf annehmen, daß die Könige zu diesem Eide von den Vasallen selbst gezwungen wurden. Später wenigstens haben beide Könige immer noch Gelüste gehegt, nach Lothars Beseitigung selbst Kaiser zu werden und das gesammte Reich zu erben. Daß der eine sich auf das romanisirte Neustrien, der andere auf Deutschland beschränken sollte, lag nicht in ihrem Sinn, entsprach aber den Neigungen und Interessen der Nationalitäten, deren Vertreter die Vasallen waren. Also konnte die Beschränkung den Königen nur aufgenöthigt werden. Hätten sie den Eid freiwillig geleistet, so hätten sie allein geschworen. In dem auffallenden Umstande, daß beide Nationen mitschworen, liegt der Beweis, daß die Könige dem Willen der Nationen folgen mußten und von denselben controlirt waren. Deshalb datirt sich von diesem Straßburger Tage an die für die Weltgeschichte so wichtig gewordene Trennung Frankreichs von Deutschland.

Bei der Zusammenkunft in Straßburg führten die Heere der beiden Brüder merkwürdige Waffenspiele aus. Die am meisten von einander verschiedenen Stämme stellten sich einander gegenüber, Sachsen und Basken, Bayern und Aquitanier, und führten kunstreiche Manöver aus, geriethen aber am Ende so hart an einander, daß die Könige sich dazwischen werfen mußten.

Die großen Vasallen schienen damals unter sich die einflußreichsten Verabredungen getroffen zu haben, um dem abscheulichen Bruderkriege ein Ende zu machen und auch den Lothar dahin zu bringen, daß er sowohl den Einheitsgedanken, als die dem Adel so

tief verhaßte und gefährliche Demagogie in Sachſen aufgab. Hiefür nun dienten Cobbo, ein ausgezeichneter ſächſiſcher Etheling und Konrad, der Welfe, der Kaiſerin Judith Bruder, zu Vermittlern. Der Vereinigung der Vaſallen konnte weder der Kaiſer noch das gemeine Volk widerſtehen. Lothar gab die Sachſen auf und Ludwig der Deutſche durfte ihr Land mit einem Heere überziehen und an den bisherigen Volkshäuptern im Bunde der Stellinga blutige Rache nehmen. Cobbo, deſſen Mutter, eine Schweſter Wala's, alſo dem königlichen Hauſe der Karolinger entſtammt war, benutzte ſeine Doppelſtellung zwiſchen dem ſächſiſchen und fränkiſchen Stamme, um ſeine Familie zur erſten im Sachſenlande zu erheben, und verſchaffte wenige Jahre ſpäter ſeinem Bruder Liudolf die herzogliche Würde. Noch im Herbſt 842 fanden bei Koblenz Berathungen von 120 Männern ſtatt, von denen jeder der drei ſtreitenden Brüder vierzig abgeſchickt hatte. Weil ſie aber allein über die Zukunft des Reichs beriethen, ohne die drei Brüder ſelbſt daran Theil nehmen zu laſſen, ſcheint es, der Adel habe hier mit großer Selbſtändigkeit gehandelt und ſey feſt entſchloſſen geweſen, den elenden Händeln der Brüder ein Ende zu machen, aber auch das Programm von Straßburg, d. h. die Theilung des Reichs, durchzuſetzen. Nach Beendigung dieſer großen Vorberathung zu Koblenz mußten ſich die Könige entſcheiden und ihre Boten traten nochmals im Sommer 843 zu Verdun zuſammen und brachten den nach dieſer Stadt benannten weltberühmten Vertrag zu Stande, wonach Lothar die Kaiſerkrone, einen ziemlich ſchmalen Landſtrich von Friesland dem Rheine entlang bis in die Alpen und ſüdwärts ganz Italien, Ludwig aber Deutſchland im Oſten und Karl Frankreich im Weſten erblich behalten ſollten. Die Hauptſache in dieſem Vertrage blieb die Trennung Deutſchlands von Frankreich und die Italiens von beiden. Die Nationalitäten hatten über die Einheit, über die große Idee des Bonifacius, über Kaiſer und Papſt zugleich geſiegt. Warum ſich Lothar mit dem ſchmalen und unhaltbaren Landſtrich, der zwiſchen den ſoliden Reichen ſeiner Brüder hindurchlief und nach ihm Lotharingen genannt wurde, einſtweilen begnügte, erklärt ſich aus ſeinem Hintergedanken, daß es ihm dennoch ſpäter noch

möglich werden könne, wieder das ganze Reich in ſeine Hand zu bekommen. Er ſah den ihm zugefallenen Theil des Reichs als Rippe des ganzen Blattes an.

Damit endete nun wirklich der lange Bruderkrieg und auf der neuen Grundlage des Vertrages von Verdun konnten die innern Zuſtände der drei Reiche ſich in freierer Individualität entwickeln. Allein es dauerte noch lange, bis das Nationalitätsprinzip den Sieg errang. Die Idee einer allgemeinen Kirche, oder eines Reichs Gottes, welches nach Ueberwindung aller Feinde und Bekehrung aller Heiden die ganze Erde umfaſſen ſollte, hatte ſich dem Gemüth der Gläubigen tief eingeprägt und aus ihr folgte von ſelbſt die Uebertragung der kirchlichen Einheit auch auf die Einheit eines allgemeinen weltlichen Reichs unter Einem Kaiſer. Abgeſehen von dieſem Ideale lag es im dringendſten Intereſſe aller abendländiſchen Chriſten, gegen die Heiden im Oſten und Norden und gegen die Muhamedaner im Süden feſt zuſammenzuhalten und auch zu dieſem Zweck bedurfte es Eines Oberhauptes, Eines Kaiſers. Wie mächtig nun auch die nationale Adelspartei war und nicht nur die Trennung der Königreiche, ſondern auch wieder innerhalb der Königreiche die Trennung der Herzogthümer anſtrebte, ſo kam ſie doch nicht leichten Kaufes über die kaiſerliche Idee hinweg, welche tief im Klerus und im gemeinen, vom Adel mißhandelten Volke wurzelte.

3.

Häßlichſter Bruderhaß.

Durch das Zuſammenhalten des Vaſallenadels im geſammten Frankenreiche waren die drei feindlichen Brüder gezwungen, einander in Ruhe zu laſſen, wenigſtens durften ſie den Heerbann und die Lehnsmannen nicht mehr gegen einander aufbieten. Dieſer Zwang aber mehrte nur ihre geheime Erbitterung und ſie befriedigten ihren Haß ſeitdem durch andre Mittel. Das große mächtige Reich Karls des

Großen wurde von seinen Enkeln verrathen. Jeder äußere Feind war jedem der drei Brüder willkommen, wenn er ihn nur gegen den andern hetzen konnte. Daraus allein erklärt sich, warum die verhältnißmäßig schwachen Normannen so lange ungestraft im Reiche der Franken sengen und brennen konnten. Die Könige der Franken selbst waren ihre Aufhetzer und Bundesgenossen.

Es ist unmöglich, auch nur einen der drei Brüder zu entschuldigen oder für weniger infam zu halten, als den andern, denn sie wetteiferten alle in der Treulosigkeit.

Die Kaiserin Judith starb 843 und ihr Sohn, Karl der Kahle, ließ jetzt erst den alten Liebhaber derselben, den Grafen Bernhard von Barcelona, obgleich er denselben vorher noch zum Herzog in Septimanien erhoben hatte, plötzlich festnehmen und umbringen. Einer Nachricht zufolge soll er ihn selbst niedergestoßen und noch seine Leiche mit Füßen getreten haben, obgleich man bemerkte, daß beide sich auffallend ähnlich sahen und ein gemeines Gerücht den alten Buhler der Kaiserin für Karls Vater ausgab. Es wäre denkbar, daß Karl durch den Mord das Gerücht habe niederschlagen wollen.

Lothar versuchte es zuerst, vermittelst der Kircheneinheit die des Reichs zu retten und das war auch die Aufgabe dessen, der auf dem Throne Karls des Großen saß. Drogo, Bischof von Metz, ein Bastard des großen Karl, unterstützte ihn dabei, zog mit einem Heere nach Italien, um Lothars Sohn Ludwig II. daselbst als künftigen König einzuführen und den Papst von Lothars Politik abhängig zu machen. Gregor IV. war 844 gestorben und Sergius II. ihm gefolgt, welcher den jungen Ludwig krönte. Drogo kehrte nun zurück und wurde von Lothar auserkoren, in einer allgemeinen fränkischen Reichsversammlung in Judiz bei Diedenhofen den Vorsitz zu führen und solche Vorschläge zu machen, durch welche Deutschland und Frankreich unmerklich dem Willen des Kaisers unterworfen werden sollten. Aber die Nationalen paßten auf und der Plan wurde vereitelt. Der Papst selbst warnte heimlich vor Drogo, denn er fürchtete sich vor der Herstellung eines einigen und

Kaiſerthums. Wie benahm ſich nun Lothar? Ohne alle Würde, ohne den Stolz und Seelenadel, der dem Kaiſer ziemte, ließ er ſich nur vom Haß gegen die Brüder zum Verrath gegen das Reich ſelbſt hinreißen, indem er ſich der Normannen bediente, welche ſowohl ſeinen Bruder Karl durch einen Raubzug an der Seine, als Ludwig den Deutſchen durch einen andern an der Elbe ängſtigen mußten. Die Normannen kamen damals bis Paris, fanden aber die Stadt von allen Einwohnern verlaſſen. Zugleich empörten ſich gegen Karl die Bretagner und erhob ſich abermals der junge Pipin, welchem Karl in der Noth Aquitanien überließ, 845. Im folgenden Jahre entführte Graf Giſelbert, ein Vaſall Karls, eine Tochter Lothars und Karl ließ ihn gewähren, ja hatte ihn vielleicht angereizt, denn jeder Bruder ſuchte den andern ſo viel als möglich zu ärgern. Im nächſten Jahre mußte Ludwig mit den Slaven in Mähren Krieg führen, die ohne Zweifel Lothar gegen ihn gehetzt hatte.

Während dies im Norden geſchah, konnten die Muhamedaner ungeſtört im ſüdlichen Italien weiter um ſich greifen und die Küſtenſtädte plündern. Im Auguſt 846 landeten ſie bei Oſtia und überfielen von dort aus Rom, welches darauf nicht vorbereitet war. Nur die Deutſchen, die in der Stadt ihre Herbergen und Genoſſenſchaften hatten, weil immer viele Pilger aus Deutſchland nach Rom kamen, griffen damals zu den Waffen und vertheidigten die h. Stadt, nicht nur Longobarden und Franken, ſondern namentlich auch Sächſen und Frieſen. Aber ſie retteten nur die innere Stadt, nicht die wichtigen Kirchen, die draußen lagen, von Mauern unbeſchützt. Die alte Peterskirche war voll von Schätzen, von Gaben der Gläubigen ſeit Jahrhunderten und aus allen Ländern. Das alles ſchleppten die Räuber nun fort, tanzten um den Altar und ſchleuderten eine Lanze in das Geſicht des Heilands, der aus einem Moſaikbild auf den Greuel herabſah. Gleiche Verwüſtung erlitt die Paulskirche, während das herbeigeſtrömte Landvolk die ſchwarzen Teufel vergebens an der Aufwühlung des Apoſtelgrabes zu hindern ſuchten. Doch konnten die Räuber bei der Plünderung nicht lange verweilen, denn der longobardiſche Landgraf Guido von Spoleto eilte mit dem Auf-

gebot des Landvolks herbei, verfolgte die Räuber bis nach Civita Vecchia, wo sie sich einschifften, dann zerstörte ein Sturm noch viele ihrer Schiffe. Ein anderer Theil der Räuber hatte den Landweg nach Süden eingeschlagen, wurde aber bei Gaëta von Guido erreicht, wehrte sich verzweifelt und würde sogar gesiegt haben, wenn nicht ein anderer Landsturm unter Cäsarius herbeigekommen wäre. Der Schrecken in Mittelitalien war groß, denn man konnte nie wissen, ob die Räuber nicht wiederkommen würden. Sergius starb 847 und sein Nachfolger Leo IV. ließ den nach ihm genannten leoninischen Stadttheil in Rom bauen zum Schutz der vorher bloßgestellten Kirchen. Damals schlossen auch die Städte Neapel, Gaëta und Amalfi einen Bund zur Vertheidigung der Küsten und ihre Schiffe fuhren denen der Araber entgegen, als diese sich noch einmal vor Ostia blicken ließen. Kaum aber hatte die Seeschlacht begonnen, so wurde die arabische Flotte durch einen Sturm entführt und vernichtet, 849.

Während der Papst so beinahe schutzlos in jedem Jahre vor der Eroberung und Zerstörung Roms durch die Saracenen zittern mußte, erschienen in Frankreich die s. g. Decretalen des Isidor, eine angebliche Sammlung von Kirchengesetzen, welche der spanische Bischof Isidorus gesammelt haben sollte und in denen dem Papste die höchste Oberherrlichkeit auf Erden zuerkannt wurde, sowohl gegenüber dem Kaiser, als auch gegenüber den Bischöfen. Das Buch enthielt einige wahre Urkunden und Auszüge aus Kirchenvätern, war aber in der Hauptsache gefälscht und ging von der klerikalen Partei aus, welche durch den Sieg des Vasallenadels und der nationalen Parteiung in Straßburg und Verdun ihr Ansehen ganz verloren hatte. Auf den Kaiser war kein Verlaß mehr, es blieb daher den Klerikalen nichts übrig, als sich an den Papst zu halten und, wenn dieser selbst damals ohnmächtig war, ihn zu stärken. Die genauesten Untersuchungen haben dahin geführt, daß der vertriebene und später wieder eingesetzte Erzbischof Otgar von Mainz den Gedanken der falschen Decretalen gefaßt und der ihm untergebene Benedictus Levita die Ausführung übernommen hat. Sofern

aber Karl der Kahle es gerathen fand, ſich lieber treue Freunde unter den Biſchöfen zu erwerben, als ſich dem Adel hinzugeben, der ihm mehr vorſchreiben als gehorchen wollte, und die falſchen Decretalen zuerſt in Neuſtrien verbreitet wurden, hat wahrſcheinlich auch der Erzbiſchof Venilo von Sens ſeine Hand mit im Spiel gehabt. Das Buch konnte damals noch nicht gründlich wirken, es enthielt aber einen Samen, welcher ſpäter aufging.

Im Jahr 848 hatte Ludwig der Deutſche wieder einen ſchweren Kampf mit Böhmen zu beſtehen, wobei ihm Tachulf, der Graf im Nordgau, der auch Herzog der Sorbenmark genannt wird, die beſten Dienſte leiſtete. Dagegen gelang es Ludwig, den Normannenfürſten Rorich, der bisher in Lothars Solde geſtanden, jetzt zu beſtechen, daß er auch in Lothars Gebiet Raubzüge that.

Auf einer neuen allgemeinen fränkiſchen Reichsverſammlung zu Merſen an der Maas i. J. 851 ſetzte der Lehnsadel durch, daß die kleinen Vaſallen das Recht haben ſollten, ſich nach eignem Ermeſſen einen andern Lehnsherrn, als den Kaiſer oder König zu wählen. Das war der glänzendſte Sieg der Nationalparteien und die erſte Bedingung, unter welcher die nationalen Herzoge an der Spitze der nur ihnen lehenspflichtigen Vaſallen nach Unabhängigkeit trachten konnten. Ludwig der Deutſche unterſtützte den Adel aufs lebhafteſte, um ihn für ſich zu gewinnen, wodurch Lothar ſich veranlaßt ſah, ſich mit Karl gegen ihn zu verbinden. Allein die Brüder konnten nicht leicht mehr Krieg mit einander führen, ſeitdem ſie den Vaſallen Frieden gelobt hatten. Es blieb alſo bei Intriguen, in dieſen aber war niemand glücklicher, als der Sachſe Liudolf, der ſich von Ludwig zum Herzog ernennen ließ und, indem er ſelbſt nach Rom reiſte und das Kloſter Gandersheim ſtiftete und ſeine Tochter zur Aebtiſſin machte, ſogar den Papſt verſöhnte, der ſich gefallen ließ, daß Liudolf eine Maſſe Lehngüter der Kirche, die er an ſich geriſſen hatte, behalten durfte. Um dieſe Zeit entledigte ſich der kahle Karl des jungen Pipin und eines jüngern Bruders deſſelben, indem ſie in ſeine Gewalt fielen und Mönche werden mußten. Karl gewann

auch in Dänemark eine Partei und hetzte sie gegen die Länder seiner Brüder. Da schloß nun Lothar wieder einen Bund mit Ludwig gegen ihn, starb aber 855. Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt Italien und die Kaiserkrone, der zweite, Lothar II., ganz Lotharingien. Der Haß der Brüder aber erbte sich auf die Neffen fort, die selbst einander haßten, weil Ludwig II. sich verkürzt glaubte.

Ludwig der Deutsche hatte von diesen beiden strittigen Neffen nichts zu fürchten, oder konnte sie einen gegen den andern hetzen. Da nun auch Karl der Kahle jedenfalls keine so große Macht besaß, wie er, hoffte Ludwig nach Lothars Tode sich noch zum Alleinherrn des Reichs machen zu können. Nur die Slaven, die ihn immerfort wieder angriffen, hielten ihn zurück. Endlich aber kam er so weit, i. J. 858 über den Rhein gehen zu können, um wo möglich den tödtlich verhaßten Stiefbruder zu vernichten. Er hatte vorher tüchtig in Neustrien wühlen lassen und den Adel größtentheils auf seine Seite gebracht, so daß derselbe den Normannen keinen Widerstand leistete, die Normannen selbst aber waren angewiesen worden, die Güter des Adels zu schonen und nur die des Königs und der Geistlichkeit zu plündern. So war denn Karl und die klerikale Partei in Neustrien aufs äußerste gebracht, als Ludwig endlich selber kam, um vollends ein Ende zu machen. Allein er hatte sein Heer nur aufbringen können unter dem Vorwand, er wolle es gegen die Slaven führen. Als er es nun über den Rhein führte und das in Straßburg verpfändete Wort brach, gehorchten ihm seine deutschen Krieger nicht mehr und verließen ihn schaarenweise, um heimzukehren. Der neue Erzbischof Hincmar von Rheims aber hielt ihm eine donnernde Strafpredigt, worin er ihm ungescheut sagte, er sey es, der die Räuber ins Reich gerufen und den Adel verführt habe. Sein System, die Kirche zu zerstören, sey grundverkehrt und verleugne den Ursprung, den das Reich der Karolinger gehabt habe.

Als Ludwig kleinlaut über den Rhein zurückgekehrt war, faßten die neustrischen Bauern unter dem Einfluß des Klerus Muth und bewaffneten sich, um allein ohne den Adel die normännischen Räuber

aus dem Lande zu jagen. Auch erfochten ſie über dieſelben einen Sieg, wurden aber plötzlich vom Adel überfallen und beſtraft, 859.

4.

Papſt Nicolaus I.

Auf Papſt Leo IV. war im J. 855 Benedict III. gefolgt. Eine im Mittelalter weit verbreitete Sage wollte wiſſen, nach Leos Tode ſey unter dem Namen Johannes ein verkleidetes Weib auf den h. Stuhl gelangt, ein liſtiges Mädchen aus Mainz, in deutſchen Schulen und ſpäter noch insbeſondere in Athen gelehrt gebildet. Dieſe ſ. g. Päpſtin Johanna habe ihre Rolle zwei Jahre lang gut geſpielt, bis ſie bei einer großen Proceſſion in den Straßen Roms öffentlich eines Kindleins geneſen und dadurch der ganze Betrug entdeckt worden ſey. Die Sage iſt wahrſcheinlich aus einer Satire auf die falſchen Decretalen Iſidors entſtanden, Johanna ſoll das in dieſen Decretalen empfohlene Papſtthum als ein falſches bezeichnen. Dadurch wird auch die Herkunft der Päpſtin aus Mainz erklärt. Die Beziehung auf Athen aber ſcheint nach dem Kirchengeſchichtſchreiber Gfrörer, dem wir hier folgen, in den Verhandlungen geſucht werden zu müſſen, welche Leo IV. und Benedict III. mit den griechiſchen Kaiſern anknüpften. Da die Päpſte ſich von den Frankenkönigen verlaſſen, ja ſogar bedrängt ſahen, war es natürlich, daß ſie ihre Zuflucht wieder nach Byzanz nahmen, von wo ſie wenigſtens Hülfe gegen die Sarazenen hofften. Unter dieſen Umſtänden aber konnte es einem ſchadenfrohen Geiſtlichen im Frankenreiche, der die Kirche nationaliſiren und den nationalen Erzbiſchöfen mehr Macht zuerkennen wollte, als dem Biſchof in Rom, wohl leicht einfallen, über Päpſte zu ſpotten, denen die falſchen Decretalen eine überſchwengliche Machtvollkommenheit decretirten und die in der Wirklichkeit doch ganz ohnmächtig waren; und ſo konnte jene Satire von der Päpſtin entſtehen, die erſt einige

Jahrhunderte ſpäter von der kirchenfeindlichen Partei überhaupt benutzt und in weiteren Umlauf gebracht worden iſt.

Benedict III. regierte nur kurz. Ihm folgte 858 Nicolaus I., der nach langer Zeit der päpſtlichen Gewalt wieder Anſehen erwarb durch ſeine Charakterſtärke. Einen beſonders edlen Contraſt bildet er gegen ſeinen Zeitgenoſſen Photius in Byzanz. Wenn die Trennung der griechiſchen von der römiſchen Kirche, welche damals unvermeidlich wurde, im allgemeinen Intereſſe der Chriſtenheit zu beklagen iſt, ſo war es doch allein Nicolaus, der die Freiheit, Unabhängigkeit, Ehre und Würde der Kirche gerettet hat, während Photius ſie verrieth, wie in der byzantiniſchen Geſchichte ſchon erzählt iſt.

Ludwig II., König von Italien und nach ſeines Vaters Lothar Tode auch Kaiſer, machte einen Verſuch, den Papſt zu beherrſchen, indem er den Erzbiſchof Johann von Ravenna, der des Papſtes Befehlen zuwiderhandelte, unterſtützte. Da aber Nicolaus feſt blieb, gab der Kaiſer nach. Sein Bruder Lothar II. mußte des neuen Papſtes Gewalt noch empfindlicher fühlen. Er verſtieß nämlich ſeine treue Gemahlin Thiutberga unter den unwürdigſten Verleumdungen und legte ſich die üppige Walrade bei. Die Verſtoßene floh zu Karl dem Kahlen und rief den Schutz des Papſtes an. Nun war auch Ludwig der Deutſche in ziemlicher Angſt vor dem Papſt, weil man ihm wegen ſeines treuloſen Verfahrens gegen die neuſtriſche Kirche mit dem Bann gedroht hatte, entſchuldigte ſich bei Nicolaus und ſelbſt bei Hincmar von Rheims und ſchien ſehr froh, mit den bußfertigen Mienen ohne eine Kirchenſtrafe davongekommen zu ſeyn. Lothar II. aber ſuchte Hülfe bei ihm gegen etwaige Maaßregeln des Papſtes und trat ihm das Elſaß ab, einzig um ſeiner Walrade willen. Zugleich begünſtigte er eine Handlung, durch welche auch ins neuſtriſche Königshaus der Skandal geworfen werden ſollte. Judith, Karls des Kahlen Tochter, wurde, nicht ohne Zuthun Lothars, vom Grafen Balduin von Flandern entführt. Eine neuſtriſche Synode that den Grafen in den Bann. Die Liebenden aber wandten ſich an den Papſt. Hier nun machte Nicolaus einen feinen und billigen Unter-

ſchied. Dem wollüſtigen und treuloſen König Lothar II. verbot er die Buhlerin bei Strafe des Bannes, die Liebenden aber tröſtete er und verſöhnte ſie mit dem Vater.

In der entarteten Familie der Karolinger war alles möglich geworden. Die Bande des Blutes, die ſonſt Bruder und Bruder und Sohn und Vater in Liebe verbinden, waren zu den giftigſten Quellen des Haſſes geworden. Die Brüder mußten ſich haſſen, weil es Brüder waren, Söhne gegen den Vater ſich empören, weil es der Vater war. Dieſe furchtbare Conſequenz der Unnatur kehrt leider in der Weltgeſchichte nur zu oft, auch in andern Gebieten wieder. Ludwig der Deutſche verführte Karl des Kahlen Sohn Ludwig, und Karl der Kahle hinwiederum Ludwigs des Deutſchen Sohn Karlmann zur Empörung gegen den Vater. Der junge Ludwig wurde aber, als er ſich erhoben hatte, vom Grafen Robert, Karls treuem Vaſallen geſchlagen und mußte zu den Bretagnern flüchten, wo es ihm nicht ſo gut erging, daß er nicht vorgezogen hätte, reuig des Vaters Verzeihung zu ſuchen. Der junge Karlmann ſchloß einen Bund mit Raſtiz, dem Fürſten der Mähren, und wollte ſich ein ſelbſtändiges Oeſterreich gründen, unterlag aber dem Vater und erhielt deſſen Gnade, worauf Markgraf Gunthachar Oeſterreich gegen die Slaven hütete, 862. Beide Prinzen, Ludwig und Karlmann, hatten gegen der Väter Willen die Töchter abtrünniger Vaſallen geheirathet, zum Beweis, wie allmählig die ehrgeizigen und habgierigen Grafen, Markgrafen und Herzoge ſich in die karolingiſche Familie einzudrängen ſuchten, nur um das Königthum plündern zu können. Wie tief die Karolinger herabgeſunken waren, bewies der junge Pipin, der, dem Kloſter entflohen, nachdem er weder bei dem neuſtriſchen Adel noch in der Bretagne hinlänglichen Anhang gefunden hatte, zu den Normannen floh und ſogar dem Chriſtenthum abſchwur, aber gefangen und zum Tode verurtheilt wurde, 864. Indeß rettete Hincmar von Rheims ihm das Leben und ſperrte ihn wieder in ein Kloſter.

Um den Papſt zu täuſchen, ließen ſich die Erzbiſchöfe Gunther von Köln und Trutgaud von Trier in eine Intrigue mit Lothar II. zu Gunſten Walradens ein, wurden aber vom Papſt abgeſetzt. Nun

ließ ſich Ludwig II. durch Abtretungen im Alpenlande von ſeinem Bruder bewegen, mit Heeresmacht nach Rom zu ziehen, um den Papſt gefangen zu nehmen. Nicolaus I. aber entkam ihm durch die Flucht, 864. Der Angriff war verfehlt, der Papſt zog den Bannſtrahl nicht zurück. Ludwig gab am Ende nach, wie jene ſpäteren Karolinger immer, wenn ihnen irgendwo Ernſt entgegentrat, und nun bekam auch Lothar II. ſo große Angſt, daß er dem Papſt Gehorſam wenigſtens heuchelte, die Buhlerin Walrade fortſchickte und die arme Thiutberga wieder zu ſich nahm, 865. Aber auf nicht lange, denn bald ſtieß er die letztere unter Mißhandlungen wieder von ſich und rief Walraden zurück. Des Papſtes Spruch blieb jedoch in Anſehen, die Buhlerin konnte nie die Rechte einer Königin erlangen und Nicolaus drohte den lothringiſchen Biſchöfen mit dem Banne, wenn ſie den Unfug duldeten. Lothar II. ſuchte ſich nun Luft zu machen, um womöglich ſeine beiden Oheime zu beſeitigen und mit ſeinem Bruder, dem Kaiſer, im Bunde die höchſte weltliche Gewalt an ſich zu reißen, wie ſie ſein Vater angeſprochen hatte. Ludwigs des Deutſchen Sohn, Ludwig der jüngere, ließ ſich verleiten, mit treuloſen Grafen und mit dem Mähren Raſtiz im Bunde ſich gegen ſeinen Vater aufzulehnen, wie früher Karlmann; aber Karlmann blieb dießmal dem Vater treu und bändigte die Mähren, während der Vater ſelbſt raſch den abtrünnigen Sohn bei Frankfurt überfiel und wieder zum Gehorſam zwang. Auf der andern Seite im Weſten hetzte Lothar II. den Herzog Salomon von der Bretagne und die Normannen, die fort und fort an den Mündungen der Loire feſtſaßen, gegen Karl den Kahlen. In einer großen Schlacht fiel Karls tapferer Feldherr Graf Robert der Starke, aber die Normannen erlitten ſo großen Verluſt, daß ſie ſich wieder zurückzogen. Auf dieſe Weiſe wurden die Anſchläge Lothars II. gegen ſeine Oheime vereitelt, 866. Aber er wußte ſich zu helfen, indem er Ludwig den Deutſchen durch trügliche Verſprechungen auf ſeine Seite brachte. Unter der Bedingung nämlich, daß ſein unehelicher Sohn Hugo von der Walrade Herzog des Elſaßes unter Ludwigs des Deutſchen Oberhoheit werden ſollte, vertraute er dem letzteren

die Verwaltung ganz Lothringens an und machte ihm Anwartſchaft auf das Erbe dieſes Reichs, wenn er ſtürbe. Er ſelbſt wollte einſtweilen die Regierung niederlegen, um nach Rom zu gehen und dort den Papſt zu verſöhnen. Nach allem, was er bisher gethan hatte, muß man dieſe Zuſagen für trüglich halten, zumal, da nichts wahrſcheinlicher war, als daß Lothar den alten Ludwig überleben und er dann wieder freie Hand bekommen würde. Nicolaus I. ſtarb 867. Sein Nachfolger Hadrian II. ſchien nachgiebiger gegen Lothar II. werden zu müſſen, da Ludwig der Deutſche jetzt ſein gewichtiges Wort für den Neffen einlegte. Lothar II. war daher auch ſo voll Zuverſicht, daß er Wallrade nach Italien mitnahm.

Ehe wir von ſeinem ferneren Schickſal Kunde geben, halten wir noch das Bild des großen Papſtes Nicolaus feſt. Mitten in der Verwirrung jener Zeit gab es theologiſche Streitigkeiten nicht nur zwiſchen Rom und Byzanz, wovon früher ſchon die Rede war, ſondern auch im Abendlande. Kaum waren auf deutſchem Boden Kloſterſchulen gegründet, als auch ſchon der ſcholaſtiſche Dämon ſich darin einniſtete. Der Mönch Gottſchalk in Fulda vertheidigte ſeit 829 die Prädeſtinationslehre, d. h. die göttliche Vorherbeſtimmung unter gänzlicher Verleugnung des freien Willens und ſogar der Möglichkeit, ſelig zu werden, wenn man einmal von Gott zur Verdammniß prädeſtinirt ſey. Rabanus Maurus, damals Abt von Fulda, duldete dieſe Lehre nicht und eine Mainzer Synode verdammte ihn. Eine zweite Synode in Neuſtrien, wohin er ſich zurückgezogen hatte, verurtheilte ihn unter Hincmars Einfluß zur Geißelung und Einſperrung, 849. Nun erhoben ſich Biſchof Prudentius von Troyes, die gelehrten Mönche Ratcamnus und Lupus für Gottſchalk, während der berühmte Scotus Erigena für Hincmar ſchrieb. In dieſes gelehrte Gezänk miſchten ſich aber politiſche Intereſſen, um es vollends zu vergiften. Hincmar war Metropolit in Neuſtrien, litt alſo mit unter allen Schlägen, die damals auf Neuſtrien und Karl den Kahlen fielen. Dazu kam eine revolutionäre Bewegung von unten. Die Suffraganbiſchöfe und die nur titulirten Chorbiſchöfe (von einem ſolchen war Gottſchalk geweiht

worden und Hincmar ließ dieſe Weihe nicht gelten) ſtrebten nach Unabhängigkeit vom Erzbiſchof. Die Erzbiſchöfe aber verkannten unter dem Einfluß der ſtrittigen Könige und Volksſtämme die Solidarität ihrer Intereſſen und ſchützten ſich nicht in ihrem Anſehen, ſondern untergruben es gegenſeitig. Vor allem wirkte der lothringiſche Metropolit, Remigius von Lion dem Hincmar entgegen.

Natürlicherweiſe konnte nun die Appellation an den Papſt nicht ausbleiben. Die von Hincmar abgeſetzten Geiſtlichen riefen Leo IV. an, der ſich in formeller Beziehung gegen Hincmar erklärte und eine Unterſuchung vor dem päpſtlichen Stuhl einzuleiten befahl. Auf demſelben Standpunkt blieb Benedict III., aber erſt Nicolaus I. nahm dieſe Angelegenheit kräftig in die Hand und benutzte ſie, um die bisher angemaßte Macht der Erzbiſchöfe zu brechen. Jetzt erſt ſollte die Sache Gottſchalks in letzter Inſtanz entſchieden werden, allein der unglückliche Mönch ſtarb noch vor der Entſcheidung, 868. Dagegen ſchritt der Papſt nun zu Gunſten des Biſchof Rothad zu Soiſſons ein, welchen Hincmar als ſeinen Untergebenen abgeſetzt hatte. Die Entſcheidung dieſer Frage war von der größten Wichtigkeit für die Kirchenverfaſſung. Wenn der Erzbiſchof keinen Biſchof ſeines Sprengels mehr maßregeln konnte, ſo ſtand der Biſchof ihm gleich und alle waren gleich ſehr abhängig von Rom, der Metropolitanverband ein leerer Name. Wenn aber der Erzbiſchof in ſeinem Sprengel unumſchränkt, als wäre er ſelbſt ein Papſt, gebieten konnte, ſo wurde die große abendländiſche Kirche in von einander unabhängige Erzbisthümer zerriſſen und die kirchliche Einheit war ein leerer Name. Wenn nun dieſes letztere geſchah, ſo lag nichts näher, als die Verwandlung der erzbiſchöflichen Kirchen in Staatskirchen, weil der Erzbiſchof allein nicht Macht genug hatte, dem König ſeines Landes Widerſtand zu leiſten, und früher oder ſpäter ein Werkzeug der weltlichen Staatsgewalt werden mußte, wie der Patriarch in Conſtantinopel. Hier ſtand alſo die ganze Unabhängigkeit der abendländiſchen Kirche auf dem Spiele und Nicolaus I. erwarb ſich ein unſterbliches Verdienſt, indem er ſie rettete. Hincmar ſelbſt ſcheint das wohl begriffen zu haben und während es ihn bitter

kränkte, das gute Recht, was in materieller Beziehung auf seiner Seite war, gegen seine Feinde nicht durchsetzen zu können, unterwarf er sich doch freiwillig dem Papste, als dem einzigen Träger der kirchlichen Einheit. In einem sehr beweglichen Briefe bat er den Papst, den Werth des erzbischöflichen Amtes nicht zu unterschätzen, schloß aber mit den Worten, sein eifrigstes Bemühen werde bleiben, wenn ihm, der schon ein Greis sey, die Todesstunde nahe, sich nicht außerhalb der Gemeinschaft mit dem h. Stuhle zu befinden.

Dies war der letzte Sieg des Papstes Nicolaus, durch den im Gebiete der Kirche die Einheit erhalten wurde, die im Gebiete des weltlichen Reichs durch nichtswürdige Könige so elend unterging.

5.

Gegenseitiges Aufreiben der Karolinger.

Der neue Papst Hadrian II. wurde unter dem Einfluß Kaiser Ludwigs II. oder vielmehr der Gemahlin desselben, Engilberga, gewählt, 867. Wenn Ludwig II. unter so vielen Karolingern wenigstens als der minder schlechte erscheint, verdankt er diesen Vorzug nur seiner Geistesschwäche. Er stand ganz unter dem Pantoffel seines Weibes. Diese aber war von ihrem Schwager Lothar II. mit großen Geschenken und Versprechungen bestochen worden, sich seiner und Walradens anzunehmen. Solche Rücksichten nun entschieden die Papstwahl. Hadrian war vorher verheirathet gewesen, Grund genug, ihn bei der Wahl einem andern vorzuziehen, denn von ihm durfte man nicht die fürchterliche Strenge in Weiberfragen besorgen, wie von seinem Vorgänger. Und in der That sprach er Walraden vom Banne los, nachdem Lothar und mit ihm sein Gefolge den notorisch falschen Eid geschworen hatten, er habe Walraden, seit sie im Bann war, nicht berührt. Die Scheidung von Thiutberga auszusprechen, wagte jedoch der Papst noch nicht. Dieses falsche Spiel wurde schrecklich bestraft. Ein gewisser Eleutherius, Sohn eines verheirathe-

ten Biſchofs, entführte die Tochter des Papſtes und als ſie ihm entriſſen werden ſollte, brachte er in der Verzweiflung die Geliebte ſammt ihrer Mutter um. Lothar II. aber ſtarb plötzlich auf der Rückreiſe von Rom, wie damals jedermann glaubte, durch Gottes Zorn wegen ſeines falſchen Eides, 869.

Karl der Kahle fiel nun augenblicklich wie ein Raubthier über Lothringen her, um es an ſich zu reißen. Der rechtmäßige Erbe Ludwigs II. in Italien ſchien ihm nicht ſehr gefährlich, Ludwig der Deutſche lag ſchwer krank in Regensburg und ſeine Söhne waren nicht einig. Karl durfte alſo etwas wagen und rief zum Ueberfluß wieder die Slaven ins Feld, um die Deutſchen im Oſten zu beſchäftigen. Unterdeß heirathete er, da ſeine Gemahlin Irmentrud eben zu rechter Zeit geſtorben war, in aller Schnelligkeit die Richildis, eine Nichte Thiutbergas, um dadurch ein näheres Erbrecht auf Lothringen zu erlangen, und um die große Partei zu gewinnen, welche der Richildis Bruder Boſo unter dem Lothringiſchen Adel für ſich hatte. Unterdeſſen aber blieben die Söhne Ludwigs des Deutſchen dem kranken Vater treu und Karlmann erfocht glänzende Siege wie über den abgefallenen Grafen Gunthachar, ſo über den Mährenfürſten Raſtiz. Der Letztere wurde ihm durch deſſen treuloſen Neffen Swatopluk ausgeliefert und geblendet. Nun war Ludwig der Deutſche ſtark genug, ſich gegen ſeinen Bruder Karl wenden zu können und dieſer, immer feig in der Gefahr, gab nach und ließ ſich gefallen, mit Ludwig Lothringen zu theilen, 870.

Damit war nun aber der Papſt nicht zufrieden, zumal, da ſich Karl der Kahle ohne ſeine Zuſtimmung bereits den Kaiſertitel beigelegt hatte. Der alte Hincmar von Rheims erhielt daher von Hadrian Befehl, dem König Karl mit dem Banne zu drohen. Hincmar aber wies dieſe Zumuthung von ſich in einem feinen Schreiben, durch welches ein doppelter Seufzer durchklingt, nämlich die Erinnerung an den Papſt, daß Rom es ſelbſt geweſen ſey, welches die Macht der Erzbiſchöfe geſchwächt habe, und die Klage, daß der Wehrloſe gegen die weltliche Tyrannei nichts vermöge. Doch verfehlt der Erzbiſchof auch nicht, den Papſt zu mahnen, er ſolle ſich von den

weltlichen Händeln lieber fern halten. Der alte Erzbiſchof meinte es gut, denn welchen König auch damals der Papſt begünſtigen mochte, er hatte keine Wahl, einen guten auszufinden, ſie waren alle ſchlecht.

Ludwig der Deutſche hatte die im karolingiſchen Hauſe bereits zur andern Natur gewordene Thorheit begangen, ſchon während er noch lebte, die künftige Theilung ſeines Reiches unter ſeine Söhne feſtzuſetzen. Im Alter aber wandelte ihn die Sorge an, was aus dem Reich, ja was aus ſeiner eigenen Familie am Ende werden ſolle, wenn immerfort getheilt und wegen der Theilung ewig neuer Streit entzündet würde. Er dachte alſo daran, in ſeinem Hauſe das Erſtgeburtsrecht einzuführen. Kaum aber war das ruchbar geworden, ſo empörten ſich ſchon wieder ſeine jüngeren Söhne, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke. Der ältere Karlmann ſah ſich gezwungen, um freie Hand gegen die Brüder zu bekommen, den Frieden mit den Mähren durch Conceſſionen zu erkaufen. Swatopluk aber, den er bisher als Geißel behalten und jetzt frei ließ, rächte ſich durch Treubruch, überfiel ein kleines bayeriſches Heer unverſehns und hieb es zur Hälfte nieder, 871. Nun erhoben ſich auch die Böhmen, aber Ludwig der Jüngere half dem Karlmann, ſie zurückzuſchlagen. Damals überfielen die Deutſchen einen vornehmen böhmiſchen Hochzeitszug und raubten die Braut, woher das Sprüchwort entſtanden ſeyn ſoll, niemand weiß, wer die Braut heimführt.

Karl der Kahle ſollte keinen Vortheil von den Verlegenheiten ſeines deutſchen Bruders haben, denn ſein eigener Sohn Karlmann empörte ſich gegen ihn, indem er ſich von den immer unbotmäßiger werdenden und immer mehr Recht verlangenden Vaſallen verführen und gegen den Vater benutzen ließ, und ſich dabei auch der Unterſtützung des Papſtes erfreute. Derſelbe Papſt Hadrian wandte aber plötzlich wieder das Blatt und ſchloß ein enges Bündniß mit Karl, bei dem er Verzeihung für den Sohn auswirkte.

Das hatte ſeinen Grund in einer Gefahr, die dem Papſtthum unvorhergeſehen von Byzanz aus drohte. Da die heilloſen Zerwürf-

niſſe unter den Karolingern einer Handvoll Normannen möglich machten, faſt alljährlich das Reich zu plündern und ganze Küſtenſtriche deſſelben einzunehmen, deßgleichen den Slaven, ſich der ihnen ſo ſehr überlegenen Deutſchen doch immer wieder mit Glück zu erwehren, dachte der byzantiniſche Kaiſer Baſilius daran, wieder Einfluß in Italien zu gewinnen und dadurch den Papſt von ſich abhängig zu machen. Der ſchwache Kaiſer Ludwig II. ließ ſich wirklich bereden, dem Griechen ſeine Tochter zu verloben, wodurch derſelbe, da Ludwig keinen Sohn hatte, ein Erbrecht auf Italien gewann. Aber dieſe Verabredung wurde wieder rückgängig gemacht, da ſich nicht nur der Papſt, ſondern auch die Italiener dagegen ſträubten. Aus Rache zog Baſilius die große Flotte, die er zum Schutz gegen die Araber geſchickt hatte, wieder zurück, und nun kamen die Araber in großen Schaaren, von den Griechen ſelbſt herbeigelockt, und brachten dem armen Kaiſer Ludwig eine ſchreckliche Niederlage bei unſern von Bari, 867. Bald darauf ſchloß der damalige lombardiſche Herzog von Benevent, Adalgis, heimlich mit Baſilius einverſtanden, den Kaiſer treulos in Benevent ein. Unterdeß einte ſich der Papſt mit Karl dem Kahlen und verſprach ihm das Erbe Italiens und die Kaiſerkrone, wenn Ludwig II. gefallen ſeyn würde.

Ludwig II. aber kaufte ſich durch große Bewilligungen von Adalgis los und ſeine Gemahlin Engilberga kam in Trient mit Ludwig dem Deutſchen zuſammen, um dieſem die Erbfolge in Italien zu verſprechen, wenn er Karl den Kahlen beſeitige. Ludwig der Deutſche hatte eben ſeine Söhne durch eine neue Theilung beruhigt und einen großen Heereszug nach Böhmen ſiegreich beendigt, ſo daß er nun von dieſer Seite her Ruhe hatte und an die Behauptung Italiens denken konnte, 872. In demſelben Jahr ſtarb Hadrian, nachdem er die Kaiſerkrone und Italien wiederholt Karl dem Kahlen zugeſprochen hatte. Dieſer letztere aber hatte ſeinen böſen Sohn Karlmann bisher nur aus Rückſicht gegen den Papſt geſchont, jetzt ließ er ihn blenden und lebenslänglich einkerkern, weil er ſich ſonſt nie vor ihm ſicher geglaubt hätte. Mit Salomon, dem Herzog der Bretagne ver-

einigt, vertrieb er die Normannen aus Angers, bald darauf aber wurde Salomon ermordet. Ludwig der Deutsche mußte sich erst seiner immer noch zweifelhaften Söhne versichern, bevor er in Italien einschritt. Als er aber zu Frankfurt mit ihnen zusammenkam, fiel, wie es heißt, Karl der Dicke, in den plötzlich der Teufel gefahren war, vor seinen Augen in Zuckungen, Ludwig der Jüngere aber warf sich dem Vater zu Füßen und gestand, daß sie böses gegen ihn im Schilde geführt hätten, 873. Der Vater verzieh ihnen, denn wenn die Söhne auch einen Vatermord beabsichtigt haben mochten, mußte er auf die Vasallen Rücksicht nehmen, die hinter den Söhnen standen, Sachsen hinter Ludwig, Alemannen hinter Karl, Völkerstämme, die unter den Theilkönigen nach Unabhängigkeit trachteten.

Der neue Papst Johann VIII. wirkte für Karl den Kahlen fort und gegen die Deutschen, die ihm zu mächtig zu werden drohten. Karlmann in Bayern und Oesterreich wollte die von Griechenland aus durch Methodius allmählig bekehrten Mähren zu seinem Salzburger Sprengel ziehen, Byzanz verlangte ihre Unterwerfung unter den Patriarchen von Constantinopel, der Papst aber nahm sie in Anspruch, weil die pannonischen Bisthümer früher unmittelbar von Rom aus bestellt worden seyen. Methodius aber wirkte für den päpstlichen Anspruch im Interesse der slavischen Nationalität, die er gegen die Deutschen schützen und sichern wollte, 874.

Zum Elend jener Zeit kam eine Hungersnoth und Pest, die ungeheuer viele Menschen hinraffte. Damals starb auch Kaiser Ludwig II., 875.

Karl der Kahle machte sich sogleich auf den Weg, um Italien für sich in Anspruch zu nehmen, aber auch Ludwig der Deutsche schickte seinen Sohn Karlmann mit einem Heere eben dahin. Es kam jedoch zwischen Oheim und Neffen zu keinem Kampfe, denn der letztere wurde von dem ersteren durch reiche Geschenke bestochen und arglistig betrogen, indem er die Entscheidung verschieben zu wollen versprach, nach Karlmanns Abzuge aber gleich nach Rom eilte und sich daselbst zum Kaiser krönen ließ. Ludwig der Deutsche

rächte sich durch einen Einfall in Frankreich, wo ihm viele zufielen, denen Karls Regierung endlich unerträglich geworden war. Allein der Papst schreckte sie durch Drohungen zurück. Der alte Hincmar sagte auch damals wieder die Wahrheit. Was der Papst zum Lobe Karls sage, werde durch die Klagen des Landes widerlegt, doch gibt er stillschweigend zu, daß die andern Könige nicht besser seyen. Der Papst benutzte die Lage und ließ sich von Karl dem Kahlen um den Preis der Kaiserkrone förmlich alle die Rechte zuerkennen, welche zuerst die falschen Decretalen für den h. Stuhl in Anspruch genommen hatten, erstens überhaupt die Anerkennung dieser Decretalen als zu Recht bestehender Gesetze, sodann die künftige Unabhängigkeit der Papstwahlen ohne kaiserliche Einmischung, die Entfernung der kaiserlichen Beamten aus Rom, die Uebertragung der weltlichen Gewalt in Rom an den Papst und die Verwandlung des Königreichs Italien in ein Wahlreich. Der letztere Punkt war dem Papste besonders wichtig, weil er sich darin vorbehielt, Italien einen König nach seiner eigenen Wahl zu geben, wenn es mit den Karolingern immer weiter bergab gehen würde. Damit hängt auf das genaueste zusammen, daß Karl der Kahle, als er nach Frankreich zurückkehrte seinen neuen Schwager Boso als Statthalter in Italien zurückließ. Dieser bot sich dem Papste zum Werkzeug dar und ging mit ihm Hand in Hand, um die Macht des karolingischen Hauses fortwährend zu schwächen und Italien sich selbst anzueignen. Ein neuer König von Italien, der nicht Frankreich und Deutschland zum Rückhalt hatte, sondern einzig durch des Papstes Gunst und Gnade zum Thron gelangen konnte, also ein Vasall des Papstes und dessen Schutzmauer gegen Norden werden mußte, war natürlicherweise der römischen Politik das wünschenswertheste. Um dem Boso aber auch eine Art Erbrecht auf Italien zu erwerben, wurde Irmengard, Ludwig II. einzige Tochter, gezwungen, denselben zu heirathen. Um diese Ehe schließen zu können, ließ Boso seine erste Gemahlin Ingeltrud, die übrigens schon mit einem Bedienten davongelaufen und durch ihre Lüderlichkeit der ganzen Welt ein Aergerniß geworden war, vergiften.

In ganz ähnlicher Weiſe ſchloß heimlich ein anderer Großer des Reichs ſeinen Bund mit dem Papſte zum Sturze des karolingiſchen Hauſes, nachdem er ſelbſt ſich durch eine Verſchwägerung mit dieſem Hauſe groß und mächtig gemacht hatte. Das war der Sachſe Liudulf, deſſen Tochter Liutgarde Ludwig den Jüngeren heirathete und der dadurch als Herzog von Sachſen bald über alle andern deutſchen Vaſallen hervorragte, wie Boſo über die romaniſchen. Er war aus einem alten edlen Geſchlecht.

Damals ſtarb Ludwig der Deutſche zu Frankfurt 876 und der neue Streit über ſein Erbe geſellte ſich zum alten Streit über das Erbe der Lothringer.

Karl der Kahle ſchien in ſeinen alten Tagen kindiſch geworden zu ſeyn, denn ſeitdem ihn der Papſt zum römiſchen Kaiſer gekrönt hatte, legte er die fränkiſche Tracht ab und zeigte ſich dem Volke nur noch in der demſelben ganz fremden griechiſchen Tracht, ſo daß man ihn für einen Narren hielt. Als ihn nun vollends das Glück ſo ſehr begünſtigte, daß ſein letzter Bruder ſtarb und er als der einzige Enkel Karls des Großen übrig blieb, ſah er alle Hoffnungsträume ſeiner verſtorbenen Mutter Judith jetzt endlich erfüllt. Er war der einzige Kaiſer, vom Papſt getragen und geſtützt, und es kam nur noch darauf an, ihm allein das ganze Reich zu unterwerfen und die Neffen hinauszutreiben. Der Befehl, welchen er den Söhnen Ludwig des Deutſchen zugehen ließ, ſich ihm, als dem Kaiſer aller Könige zu unterwerfen, athmete Siegesgewißheit.

Die Deutſchen hatten aber keine Luſt, ſich dem kahlen Karl zu unterwerfen, es koſtete daher Ludwig dem jüngeren, der ſeinen Vater noch im Sterben zu Frankfurt gepflegt hatte, wenig Mühe, ſchnell ein großes und tapferes Heer zuſammen zu bringen, welches mit Freuden bereit war, das große neuſtriſche Heer, welches Karl der Kahle an den Rhein führte, mit blutigen Köpfen heimzuſchicken. Am 7. October 876 trafen ſich die Heere bei Andernach am Rhein und Karl der Kahle erlitt eine ſchreckliche Niederlage, verlor viele tauſend Todte, ſein ganzes Lager und ſeine Schätze und floh in Eile. Ludwig der jüngere erfocht dieſen Sieg allein. Karlmann

war in Mähren beschäftigt und Karl der Dicke hatte keine Lust zu dem Bruder. Auf der Flucht gebar Karl des Kahlen junge Gemahlin Richildis einen Sohn, den aber ihr Bruder Boso bald aus der Welt zu befördern wußte. Karl hoffte aber auf noch weitere Nachkommenschaft und ließ sich durch die Liebe zu Richildis gegen seinen zweiten Sohn erster Ehe, Ludwig den Stammler, zu eben solchem Haß, wie gegen den ersten, den er hatte blenden lassen, fortreißen, so daß er denselben von der Nachfolge ausschließen wollte, um dieselbe den Kindern, die ihm Richildis bringen würde, zuzuwenden. So täuschte ihn Boso mit der Freude an Nachkommen, die noch nicht da waren, indem er ihm die vorhandenen nahm.

Sollten Richildens Nachkommen legitim seyn, so mußte diese Dame vom Papst als Kaiserin gekrönt werden. Zu diesem Zweck wollte nun Karl der Kahle nochmals einen Römerzug unternehmen. Die neustrischen Vasallen hatten aber an den Zügen nach Italien so wenig Freude, als die deutschen und benutzten die Gelegenheit, dem altersschwachen und lächerlich in seine Richildis verliebten Kaiser die Heeresfolge nach Italien nicht eher zu leisten, bis er ihnen die Erblichkeit ihrer Lehen zugesichert hatte. So verkaufte Karl die von seinen Vorfahren errungenen Hoheitsrechte bald an den Papst, bald an den Adel und das Königthum der Franken wurde ein Spielball beider. Kaum aber war er in Italien angekommen, als er erfuhr, der deutsche Karlmann sey mit einem großen Heere von der andern Seite eben dahin gekommen. Da ihnen Papst Johann VIII. entgegengereist war, konnte derselbe die Richildis noch geschwind in Tortona krönen, worauf diese Dame über die Alpen zurückfloh. Karl selbst wartete noch auf den Zuzug der Neustrier, aber sie kamen nicht und nun mußte auch er sich flüchten. Unterwegs, als er schon über den Mont Cenis herabgekommen war, erkrankte er plötzlich und starb, 877. Er kann wohl im Gebirge sich erkältet haben und war alt genug zum sterben. Gleichwohl hat man geglaubt, er sey vergiftet worden, 877.

Boso konnte den Stammler nicht verdrängen, da der alte Hincmar und die neustrischen Vasallen denselben stützten, jedoch blieb

ihm die Provence. Er mußte sich sehr gekränkt fühlen, durch Karlmann aus Italien und durch Hincmar aus Neustrien verdrängt worden zu seyn; er hielt sich also an seinen Gönner, den Papst, welcher 878 nach Frankreich reiste, um dem neuen König, Ludwig dem Stammler, die Kaiserkrone zu versprechen, wenn er Karlmann und seine Deutschen aus Oberitalien vertriebe und ihm gegen die Araber beistände, die von Unteritalien her Rom fortwährend bedrohten und denen er, um sie abzuhalten, einen schmählichen Tribut zahlen mußte. Ludwig sollte übrigens nur die Hindernisse wegräumen, welche dem Boso im Wege standen, und der alte Plan zwischen dem Papst und Boso in Bezug auf die Befreiung Italiens von jedem ferneren neustrischen und deutschen Einfluß bestand immer noch. Aber die Partei Hincmars und des neustrischen Adels wollte dieser italienischen Politik nicht zu Willen seyn und der Papst konnte nichts weiter durchsetzen, als daß der Stammler seinen zweiten Sohn Karlmann mit Bosos Tochter Adelheid vermählte, und mit Ludwig dem Jüngern einen verrätherischen Bund gegen dessen Bruder Karlmann einging. Ludwig der Jüngere wurde damit geködert, daß man ihm die Länder seines ältern Bruders Karlmann versprach. Karl der Dicke besorgte nun, es könne auch auf seine Länder abgesehen seyn, verband sich mit Karlmann und übernahm die Huth Italiens, während dieser nach Deutschland zurückkehrte. Aber er kam krank zurück, und man glaubte auch diesmal an Vergiftung. Während er mit dem Tode rang, kam Ludwig der Jüngere schnell herbei und verführte seine Vasallen zum Abfall, 879.

In demselben Jahre starb Ludwig der Stammler und hinterließ zwei Söhne, Ludwig III. und Karlmann. Diese raschen Todesfälle wurden alle als Vergiftungen bezeichnet, denn das unglückliche Haus der Karolinger eilte zu Ende und immer rascher folgten die wechselseitigen Morde. Ludwig der Jüngere fiel sogleich in Neustrien ein, und seine ehrgeizige Gemahlin Liutgarde war sehr ungehalten, als er sich mit einem Stück von Lothringen absinden und Neustrien wieder in Ruhe ließ. Er wagte es aber nicht, mehr zu

verlangen, denn die Neuſtrier waren einig gegen ihn und wollten einen deutſchen König ſo wenig, wie die Deutſchen einen franzöſiſchen. Auch nahm ſich Karl der Dicke gegen ſeinen Bruder der Neuſtrier an. Des Stammlers beide Söhne theilten nach alter Gewohnheit und weil Boſo den jüngern Karlmann, ſeinen Eidam, nicht leer ausgehen laſſen wollte. Durch dieſe Theilung aber wurde Neuſtrien geſchwächt und Boſo durfte es jetzt wagen, unter dem Vorſchub des Papſtes ſich zu Lyon zum König der Provence, deren Grenzen aber weit ausgedehnt wurden, mit einem Wort, des ganzen ſüdöſtlichen Frankreich krönen zu laſſen, noch im J. 879. Nicht ſo glücklich war Hugo, der Walrade Sohn, deſſen Baſtardrechte nicht anerkannt waren, der ſich aber jetzt in Lothringen ein Reich erkämpfen wollte. Durch Zuſammenwirken der beiden neuſtriſchen Könige und Karls des Dicken wurde er überwunden.

Ludwig der Jüngere war über dieſe Vorgänge ſehr erbost und reizte nochmals die Normannen auf, in Neuſtrien einzufallen, allein die Normannen, ſchon gewohnt, ſich von allen gegen alle hetzen zu laſſen, kehrten bald wieder, von den Neuſtriern beſtochen, ihre Waffen gegen ihn ſelbſt. Vielleicht hatte auch Boſo ſeine Hand mit im Spiel, denn als Karlmann damals nach langem Siechthum endlich ſtarb, wollte Karl der Dicke deſſen Erbe Ludwig dem Jüngern freiwillig überlaſſen, wenn derſelbe ſich im allgemeinen der karolingiſchen Coalition gegen den frechen Eindringling Boſo anſchließe. Karl konnte nämlich Italien nicht behaupten, ſo lange ihm Boſo ſtets in gefährlicher Nähe blieb, und hatte im übrigen ſchon Recht, die ſämmtlichen Karolinger zu mahnen, daß ſie alle ihre Kronen verlieren würden, wenn ſie duldeten, daß ein Fremder ſich zwiſchen ſie dränge. Als nun Ludwig der Jüngere ſeinem Bruder Karl alles verſprochen hatte, was derſelbe wollte, ſiehe da fielen die Normannen ſogleich in großen Schaaren über Sachſen her und ſchlugen den ſächſiſchen Heerbann in einer großen Schlacht bei Hamburg, 880. In derſelben kamen Bruno, Herzog von Sachſen, Schwager Ludwigs des Jüngern, viele Grafen und Biſchöfe um. Ludwig der Jüngere ſelbſt ſiegte aber bald darauf in einer andern Schlacht bei Thuin, in der

5000 Normannen erſchlagen wurden. Einen ebenſo glänzenden Sieg erfocht um dieſelbe Zeit Tachulfs Nachfolger in der Sorbenmark, Poppo, über die gleichfalls ins Reich eingefallenen Slaven. Aber noch in demſelben Jahr 880 erlebte Ludwig der Jüngere den Tod ſeines einzigen rechtmäßigen Sohnes und Erben, eines damals noch kleinen Knaben, der zu Regensburg aus dem Fenſter ſtürzte, wie es hieß, aber ohne Zweifel geſtürzt wurde. Im folgenden Jahr 881 kamen die Normannen in großen Schaaren herbei, um die Niederlage von Thuin zu rächen, und Ludwig der Jüngere kam in ſo große Noth, ſich ihrer zu erwehren, daß er den Baſtard Hugo mit Lothringen belehnte, nur um ihn von den Normannen zu trennen. Die letztern verheerten die Niederlande und das Rheinland bis Köln und Bonn hinauf. Ein fränkiſches Bauernheer, welches dem Kloſter Prüm zu Hülfe gezogen war, wurde von ihnen vernichtet, und noch ſah man kein Ende der Verwüſtungen ab, als Ludwig der Jüngere zu Anfang des Jahres 882 ſtarb.

6.

Karl der Dicke.

Mittlerweile hatte Karl der Dicke mit den beiden jungen Königen von Neuſtrien den Zug gegen Boſo unternommen und dieſen in Vienne belagert, brach aber plötzlich nach Italien auf und ließ die Neuſtrier im Stich, weil er jetzt dem geängſtigten Papſt am leichteſten die Kaiſerkrone abzwingen konnte, die Johann VIII. auch wirklich auf ſein Haupt ſetzen mußte. Die beiden neuſtriſchen Könige konnten aber ihrerſeits die Bezwingung Boſos nicht vollenden, weil die unbändigen Normannen den Norden ihres Reichs verheerten. Da zog Ludwig III. wider ſie aus und erfocht bei Saulcourt in der Picardie einen glänzenden Sieg, in welchem 8000

normanniſche Reiter umkamen, 881.*) Es fällt auf, hier die Normannen beritten zu finden. Sie waren aber nicht erſt auf Schiffen gekommen, ſondern hatten ſich längſt an den Küſten niedergelaſſen und die ſtarken Pferde des Marſchlandes ſich angeeignet. Nun kam auch Karl der Dicke aus Italien zurück und gebot als Kaiſer eine allgemeine Erhebung des Reichs, um die unleidlichen Räuber endlich von den Nordſeeküſten zu vertreiben und in ihr Meer zurückzuwerfen. Dieſes Reichsheer wurde angeführt von Arnulf, dem Baſtard des verſtorbenen Karlmann, den dieſer zum Herzog in Kärnthen ernannt hatte und der es auch blieb, obgleich ſein Oheim, der dicke Karl, ihm feindlich geſinnt war, weil man ihn, der eine ſo wichtige Mark des Landes hütete, nicht entbehren konnte. Neben Arnulf befehligte das Reichsheer Heinrich, Herzog von Franken, der ſich ſchon im provençaliſchen Kriege hervorgethan hatte. Die Normannen wehrten ſich in einem großen befeſtigten Lager zu Aſchloh unter ihren Königen Gottfried und Siegfried während des Sommers 882. Aber ſie ſtarben faſt vor Hitze und ein furchtbares Ge-

*) Davon iſt ein Siegeslied erhalten:

Tho nam her godes urlub	Da nahm er Gottes Urlaub,
Huob her Gundfanon uf	Hob er die Volksfahne auf,
Reit her thara in Vrankon	Ritt er her in Franken
Ingagan Nortmannon.	Gegen die Normannen.
Tho nam her skild indi sper	Da nahm er Schild und Speer,
Ellianlicho reit her	Kräftiglich ritt er,
Uuold her uuar errahchon	Wollt' er ſich wahrlich rächen
Sina uuidarsahchon.	An ſeinen Widerſachern.
Ther kuning reit kuono,	Der König ritt kühne
Sang lioth frono,	Sang ein Lied heilig,
Jo alle saman sungun:	Ja alle zuſammen ſangen:
Kyrieleyson.	Kyrieleyſon!
Sang uuas gisungan,	Sang ward geſungen
Unig uuas bigunnan,	Streit ward begonnen
Bluot skein in uuangon	Blut ſchien in den Wangen,
Spilodun ther Vrankon.	Sich rührten da die Franken.

witter erſchreckte ſie ſo, daß ſie ſich zu einem Vertrage bereit erklärten. Es gereicht dem Kaiſer zum ſchweren Vorwurf, daß er ſie mit allem ihrem Raube frei abziehen ließ; allein er hatte dabei ſeine Hintergedanken, denn er ſchickte dieſelben Normannen nach Neuſtrien, um die beiden Könige dieſes Landes, mit denen er eben erſt verbunden geweſen war, in Noth und Angſt zu bringen. Er traute ſich nämlich zu, das ganze Reich Karls des Großen wieder in ſeiner Hand vereinigen zu können, wenn er es nur geſchickt anfange. Ludwig III. ſuchte ſich dadurch zu ſchützen, daß er den Haſting, welcher damals der keckſte unter den normanniſchen Seekönigen und von den übrigen ganz unabhängig war, gegen Gottfried und Siegfried gewann, aber noch in demſelben Jahre ereilte ihn der Tod, 882. Man ſagte, ein ſchönes Mädchen ſey vor ihm geflohen und er ihr bis in die Thür eines Hauſes nachgeritten, wobei er ſich zu Tode geſtoßen habe. Dieſes Märchen iſt aber wahrſcheinlich nur erſonnen worden, um den Meuchelmord zu verſchleiern.

Nun war in Frankreich nur noch ein echter Karolinger übrig, der junge Karlmann, wie in Deutſchland nur noch Karl der Dicke. Sie hielten aber nicht zuſammen, wenigſtens ſuchte der letztere den erſteren zu verderben. In der ganzen Race erſcheinen Ludwig III. und Karlmann als die einzigen Unſchuldigen, wofür ſchon der Umſtand ſpricht, daß ſie als Brüder immer einig Hand in Hand gingen. Aber in ſo laſterhafter Zeit konnten Recht und Unſchuld nicht mehr aufkommen und das Todesnetz war ſchon über alle Nachkommen Karls des Großen geworfen. Karlmann erfocht, wie ſein Bruder, einen Sieg über die Normannen bei Avaux, aber ohne erhebliche Folgen, vielmehr verband ſich jetzt der lothringiſche Baſtard Hugo mit dem Normannenkönig Gottfried und gab ihm ſeine Schweſter Giſela zur Gattin. Im J. 883 floh das neuſtriſche Heer vor der Uebermacht der Normannen bei Caviers und im folgenden Jahr konnte Karlmann ihren Abzug nur mit 12,000 Pfund Silber erkaufen, als er ſelbſt plötzlich auf der Jagd von einem Diener, der angeblich einen Eber niederſtechen wollte und fehl ſtieß, ermordet wurde, 884.

In Italien griffen die Muhamedaner immer weiter um ſich. Biſchof Athanaſius von Neapel warf ſich zum Tyrannen auf, ſchloß ein Bündniß mit den Arabern, und erlaubte ihnen ſich bei Päſtum anzuſiedeln und von hier aus weit und breit zu plündern, ſo daß ſie unter andern auch das ſchöne Kloſter Monte Caſſino zerſtörten. Papſt Johann VIII. wurde 882 durch einen Verwandten, Namens Marius, mit einem Hammer todt geſchlagen und der Mörder ſelbſt auf den päpſtlichen Stuhl erhoben, nicht ohne Zuthun Karls des Dicken, der alle ſeine Plane durch Meuchelmord durchzuſetzen hoffte. Marius blieb ihm ergeben, ebenſo der folgende Papſt Hadrian III. Unter den großen Vaſallen Italiens hielten ſich damals Guido von Spoleto und Berengar von Friaul die Waage. Karl begünſtigte den letztern, damit er den andern überwache und das Einigwerden der Italiener verhindere.

Um ſeinen Neffen Arnulf in Kärnthen im Zaum zu halten, hetzte Karl den Mährenfürſten Swatopluk gegen ihn und kam mit dem letztern ſogar freundſchaftlich zuſammen.

Gegen die Normannen ſollte ihm endlich auch ein Mittel helfen, was er ſchon ſo oft mit Glück angewandt hatte. Bei einer Zuſammenkunft auf der Inſel Betuwe, zu der ſich Gottfried verlocken ließ, wurde derſelbe von Karls Leuten verrätheriſch zum Zorn gereizt und todtgeſchlagen, 885. Eben ſo wurde Hugo, der lothringiſche Baſtard, vor ihn gelockt, plötzlich gepackt und geblendet.

Karl hatte von ſeiner Gemahlin Richarda kein Kind, aber einen Baſtard, Bernhard. Dieſem wollte er die Nachfolge im Reiche ſichern und ſcheute zu dieſem Zwecke vor keinem Verbrechen zurück. Anfangs ſchien die Legitimirung ſeines Lieblings weniger ſchwierig, weil der unter ſeinem Einfluß gewählte Papſt Hadrian III., mit dem er ſich deshalb verabreden wollte, ihm gefügig war und ſogar entgegen reiste. Aber dieſer Papſt ſtarb unterwegs und die Römer wählten Stephan V., der ihm trotzte, 885. Karl konnte hier nun nichts mehr für ſeinen Zweck ausrichten und wurde wieder nach dem Norden gerufen, indem die Normannen zahlreicher als je in Neuſtrien eingefallen waren und das herrenloſe Land ihm gänzlich

entreißen zu wollen schienen. Es existirte zwar noch ein jüngster Sohn des Stammlers, Karl der Einfältige, aber niemand dachte daran, diesem Kinde den Thron zu sichern, da jeder um die eigene Existenz zu kämpfen hatte, und man vergaß, wie es scheint, absichtlich die Rechte des Kindes, damit wenigstens der Kaiser, der selbst Anspruch auf Neustrien machte, geneigter würde, diesem unglücklichen Lande zu Hülfe zu kommen. Die Normannen setzten sich zu Rouen fest und umdrängten von hier aus Paris. Diese Stadt beschränkte sich damals noch auf die Seineinseln, obgleich sich auf beiden entgegengesetzten Ufern schon Vorstädte befanden. Die insularische Lage und mehr noch die Tapferkeit des Grafen Odo von Paris, welcher ein würdiger Sohn Robert des Starken war, und der fromme Muth des Bischof Gozzelin schützten die Stadt, welche trotz einer langen und scharfen Belagerung doch von den Normannen nicht eingenommen werden konnte. Vergebens riefen die Bedrängten den Kaiser an, welcher absichtlich zögerte und sich zureden ließ, damit es nicht scheine, als strebe er nach dem Besitz Neustriens und vielleicht auch, weil er sich vor den Normannen fürchtete. Erst im Frühjahr 886 führte der Franke Heinrich ein deutsches Heer in die Nähe von Paris, fiel aber in einen Graben und wurde von den Normannen erschlagen. Erst im Herbst kam der Kaiser selbst, aber nur, um einen Vertrag mit den Normannen zu schließen, in welchem er ihnen das ganze Land jenseits der Seine abtrat und ihnen noch dazu einen Tribut zahlte.

Karl ging nach dem Elsaß zurück, wo ihn eine schwere Krankheit befiel, vielleicht in Folge einer Vergiftung, denn er wurde fast irrsinnig und ließ sich die Kopfhaut aufschneiden, um von dem schrecklichen Uebel frei zu werden, welches ihn dennoch nicht mehr verließ. Um so eifriger trachtete er, für seinen Bastard zu sorgen, und wie er nie vor einem Mittel scheute, wenn es nur zum Zweck führte, erklärte er nicht nur, seine Gemahlin Richarda nie berührt zu haben, sondern klagte die tugendhafte und durchaus unschuldige Dame auch öffentlich vor allen Großen des Reichs des Ehebruchs an, damit seine Ehe mit ihr für nichtig erklärt und dagegen die

Mutter seines Bastard legitimirt werden könne. Die Kaiserin vertheidigte sich auf die würdigste Weise und zog sich in ein Kloster zurück. Auf einem Reichstage in Tribur wollte Karl die Nachfolge regeln, aber ohne es zu wissen, befand er sich schon in den Schlingen des Netzes, welches die Großen des Reichs in stillschweigendem Einverständniß mit der öffentlichen Meinung und mit dem Papst um ihn gezogen hatten. Am meisten war Arnulf von Kärnthen durch Karl bedroht gewesen und ihm, als dem einzigen tüchtigen Manne, den das karolingische Geschlecht noch aufzuweisen hatte, kam es, obgleich auch er nur ein Bastard war, zunächst zu, sich des karolingischen Erbes anzunehmen, welches er jedenfalls besser verwalten konnte, als der gänzlich bedeutungslose Bastard des dicken Kaisers und als das einfältige Kind in Neustrien, obgleich dies allein legitim war.

Alles war vorbereitet. Arnulf hatte sich mit den Erzbischöfen und Herzogen des Reichs und selbst mit Swatopluk verständigt. Den letztern hatte er dadurch gewonnen, daß er ihm den vorher strittigen Besitz Böhmens überließ. So konnte er mit einem Heere, welches zu einem großen Theile aus Slaven bestand, gen Tribur ziehen. Kaum aber entfalteten sich seine Fahnen im Angesicht der stolzen Kaiserburg, so gingen alle Vasallen des Kaisers zu ihm über und nicht der Kaiser, sondern er war es, der den Vorsitz der Reichsversammlung in Tribur führte. Arnulf wurde 887 zum König der Deutschen erwählt, Karl der Dicke förmlich und feierlich abgesetzt und nach Neidingen an der Donau verwiesen, wo er zwei Monate später gestorben oder wie man glaubt, erdrosselt worden ist.

Die geheimen Verhandlungen, welche diesem merkwürdigen Acte vorhergingen, sind nicht bekannt worden. Jedenfalls verdankte aber Arnulf seine Erhebung vorzugsweise den deutschen Erzbischöfen, denen es darum zu thun war, durch einen deutschen König immer noch das Aufstreben großer weltlicher Vasallen und den Zerfall Deutschlands in unabhängige Fürstenthümer zu verhüten. Die Seele des Bundes aber war Erzbischof Liutbert von Mainz, den Karl der Dicke kurz vorher abgesetzt hatte. Wie es scheint wurden auch, wenn nicht die Italiener, doch wenigstens die Neustrier und der Papst ge-

fragt und wurde von deutſcher Seite ſtillſchweigend die Emancipation der romaniſchen Länder zugeſtanden. Die Abſetzung des Kaiſers in Tribur kam alſo einer gänzlichen Auflöſung des von Karl dem Großen gegründeten Kaiſerthums gleich und das Nationalitätenprincip trug einen glänzenden Sieg davon.

Wie die Deutſchen den Baſtard Arnulf zu ihrem König wählten, ſo im folgenden Jahre 888 die Franzoſen (Neuſtrier) den Grafen Odo von Paris, die Lombarden den Herzog Berengar von Friaul, die Burgunder in den weſtlichen Alpen zu St. Moriz in Wallis den Grafen Rudolf, aus welfiſchem Geſchlecht, Sohn des Konrad, der ein Bruder der Kaiſerin Judith geweſen war, die Weſtgothen in der Provence Boſos Sohn Ludwig, endlich die Basken in Aquitanien den Ramnolf zu ihren Königen. In Italien ſah ſich Herzog Guido von Spoleto zurückgeſetzt und machte den tollen Verſuch, als geborener Franke mit Hülfe des Erzbiſchof Fulko von Rheims (Hincmars Nachfolger) dem Odo den Rang abzugewinnen, richtete aber nichts aus und ging nach Italien zurück, um dem Berengar die Krone ſtreitig zu machen.

Somit hatten nun alle deutſchen Stämme, die über den Rhein und die Alpen gezogen waren, wieder ihre beſonderen Stammkönige, nur in Deutſchland blieben die Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachſen und Frieſen noch zu einem Reiche verbunden, Dank dem Klerus. Doch achteten es auch Odo und Rudolf noch für nöthig, ſich von Arnulf in ihren neuen Würden beſtätigen zu laſſen, um die zu befriedigen, die ihnen offen Abfall vorwarfen, und um künftigen Reclamationen vorzubeugen.

7.

Arnulf.

Man darf vorausſetzen, daß der Baſtard Arnulf mit ſeinem Antheil zufrieden war und daß er damals nicht daran dachte, noch

mehr werden und haben zu wollen, denn geſetzt, er hätte kaiſerliche Gedanken gehegt und gerne das ganze Reich Karls des Großen zurückerobern wollen, ſo mußte er wiſſen, daß ſeine Kraft dazu nicht ausreiche und daß er vielmehr wieder verlieren würde, was die verbündete Ariſtokratie ihm gewährt hatte. Er hatte ſogar Mühe, ſich als Baſtard bei dem ſtolzen hohen Adel des Reichs Anerkennung zu verſchaffen. Um das in Bayern und Schwaben mächtige Geſchlecht der Welfen zu gewinnen, gab er dem Heinrich Welf 160,000 Morgen Landes zu Lehen. Heinrichs Vater aber, der alte Eticho, ärgerte ſich dermaßen darüber, daß er ſich ins Gebirge der Scharnitz zurückzog und von der böſen Welt nichts mehr wiſſen wollte. Als ein Dynaſt aus altem Allode verachtete er den Lehendienſt an ſich und als echter Sohn eines uralten Geſchlechtes den Baſtard.

Nun kam aber Guido von Spoleto aus Frankreich zurück nach Italien, wo er die reichſten Beſitzungen hatte, und Berengar unterlag ihm in mehreren Schlachten, worauf ſich Guido nicht nur in Pavia die eiſerne Krone der Lombarden aufſetzte, ſondern auch den Papſt Stephan V. zwang, ihn zum Kaiſer zu krönen, 891. Wie wenig auch dieſer neue Kaiſer jenſeits der Alpen zu ſagen hatte, ſo lag doch in dem Titel ein großer Anſpruch, den die neuen Könige nicht dulden durften. Odo lag immer noch im Kampf mit den Normannen, Arnulf aber hatte nicht nur mit dieſen in den Niederlanden, ſondern auch mit Swatopluk von Mähren zu kämpfen, der ſich aufs neue gegen ihn erhoben hatte, während Bernhard, Karls des Dicken Baſtard, Aufruhr in Schwaben erhob. Indeß erfocht Arnulf 891 einen glänzenden Sieg bei Löwen über die Normannen und wurde auch Bernhards durch die Güte Rudolfs los, der ihn in den Alpen ergreifen und umbringen ließ. Swatopluk machte ihm mehr zu ſchaffen. Zwar halfen ihm die Böhmen, die das mähriſche Joch abwarfen, aber an dieſen ſlaviſchen Grenzen gab es aufs neue Verrath. Die Markgrafen trachteten mit Hülfe ihrer ſlaviſchen Nachbarn nach Unabhängigkeit. So ließ Poppo, Graf in der Sorbenmark, den Erzbiſchof Arno von Würzburg, der mit zu Felde gezogen war, im Stich, ſo daß derſelbe mit allen ſeinen Geiſtlichen, als er eben Meſſe las,

von den Slaven erſchlagen wurde. Poppo wurde zwar deshalb von Arnulf abgeſetzt, aber Arnulfs eigener Eidam, Engelſchalk, der ihm früher die Tochter entführt und dem er verziehen, den er zum Markgraf in Oeſterreich gemacht hatte, verrieth ihn und hielt zu Mähren, wurde aber ergriffen und geblendet.

Ramnolf von Aquitanien hatte ſich den jungen Karl den Einfältigen wie ein Pfand angeeignet, um ihn gegen Odo zu brauchen, weil dieſer Anſpruch auf Aquitanien machte. Während nun Odo ſiegreich gegen den Aquitanier vordrang, krönte Erzbiſchof Fulko, unterſtützt von dem nach Unabhängigkeit trachtenden Grafen Balduin von Flandern, hinter ſeinem Rücken den einfältigen Karl als einzig rechtmäßigen Erben des Karolingerreichs zum König, 893. Alſo war außer Guido ſchon wieder einer da, der Anſpruch auf die verſchollene Kaiſerwürde wenn nicht machte, doch zu machen mehr als jeder andere berechtigt war. Dies mußte nothwendig den deutſchen König Arnulf auf den Gedanken bringen, da er jedenfalls unter den Fürſten, die ſich in's Reich Karls des Großen getheilt hatten, der mächtigſte war, ſich ſelbſt die Kaiſerkrone zu ſichern, und die ſchönſte Gelegenheit dazu, dieſen Gedanken auszuführen, bot ihm der Papſt dar, welcher ihn gegen den übermüthigen Spoletaner zu Hülfe rief. Stephan war ſchon 891 geſtorben, ſein Nachfolger Formoſus fand keinen Schutz ſeiner Rechte, außer beim deutſchen König, wenn er nicht das blinde Werkzeug Guidos werden wollte. In der That ſah ſich Formoſus gezwungen, als Guido plötzlich ſtarb, deſſen Sohn Lambert zum Kaiſer zu krönen, ſchrieb aber nur um deſto dringender nach Deutſchland um Hülfe.

Im Jahr 894 konnte Arnulf endlich ſeinen Römerzug unternehmen, allein er ſtieß auf große Schwierigkeiten. Die Italiener hatten gehofft, die Deutſchen würden ihnen nun kein Joch mehr auflegen, ſahen ſie daher nur mit tiefem Verdruß wieder über die Alpen herüberkommen. Der lombardiſche Graf Ambroſius wagte ihnen die Thore von Bergamo zu ſperren, wurde aber, als die Stadt erſtürmt war, vor dem Thore aufgeknüpft. Arnulf konnte die Romfahrt dennoch nicht fortſetzen, weil Odo und Rudolf gegen ihn

rüſteten. Dieſe Fürſten hatten ſich auf die Verträge von 888 verlaſſen und ſahen ihre Throne wieder gefährdet, ſobald Arnulf das Nationalitätenprincip aufgab. Unterjochte er die Lombarden, ſo waren auch die Burgunder und Franzoſen bedroht. Doch würde er ſich kaum um ſie bekümmert haben, wenn nicht ſein eigenes Heer große Abneigung gegen den italieniſchen Krieg bezeugt hätte. Das war es, was ihn zur Umkehr zwang. Aergerlich ſuchte er ſich an Rudolf zu rächen. Er hatte einen Baſtard, den er zur Zeit ihrer Befreundung nach dem Namen des Mährenfürſten Swatopluk (oder Zwentibold) hatte taufen laſſen. Dieſen Baſtard ſchickte er jetzt mit einem ſchwäbiſchen Heere nach Burgund, wo er aber nur unnütze Verheerungen anrichtete. Gegen Odo benutzte Arnulf den einfältigen Karl und den Aquitanier, um beide zu ſchwächen, während er ſelbſt Lothringen für ſeinen Baſtard zu gewinnen trachtete. Dies glückte ihm aber erſt, nachdem er den Kölner Erzbiſchof, als den lothringiſchen Metropoliten, und überhaupt den ganzen Episcopat gewonnen hatte. Er übertrug nämlich das bisher nur weltliche Grafenamt auch auf geiſtliche Herren, mehrte daher die weltliche Macht der Biſchöfe, ſo daß ſich dieſe in demſelben Maaß ausdehnte, wie die der Herzöge. Durch ſolche Bewilligungen gewann Arnulf die Gunſt der deutſchen Geiſtlichkeit, und es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß er dabei den Rathſchlägen des Erzbiſchof Hatto von Mainz gefolgt iſt. Dieſer einſichtsvolle Kirchenfürſt ſah kein Heil weder für die Kirche, noch für das deutſche Königthum, wenn nicht die Macht der Erzbiſchöfe und Biſchöfe durch Mehrung ihres weltlichen Beſitzes, ihre Gerichtsbarkeit und Kriegsmacht derjenigen der Laienfürſten möglichſt gleich käme. Alſo nur um den Preis der genannten Bewilligung an die Biſchöfe errang Arnulfs Baſtard das lothringiſche Reich. Odo aber machte jetzt Frieden mit Arnulf und kam mit demſelben zuſammen. Der einfältige Karl aber, oder die, welche für ihn handelten, riefen nochmals die Normannen in's Land.

Jetzt erſt war Arnulf ſicher, von Frankreich her nicht mehr beunruhigt zu werden, und jetzt erſt machte er, im Einverſtändniß mit Hatto, einen neuen Römerzug, 896. Der Papſt verlangte denſelben.

Die Kaiſerkrone auf dem Haupt des Spoletaners war ein Scandal. Arnulf mußte ſie ihm entreißen. Eine andere Frage war, ob er ſie auf ſein eigenes Haupt ſetzen ſollte. Daß er dadurch wieder alle Anhänger des Nationalitätenprincips gegen ſich aufbringen würde, lag am Tage. Berengar von Friaul huldigte ihm nur ungern, ebenſo Adalbert, Markgraf in Toscana, der mächtigſte Vaſall in Mittelitalien. Sie wollten ſich von ihm nur Rechte ertheilen laſſen, da er ſich aber als Herr geberdete, der die Herrſchaft in Italien behaupten wollte, wurden ſie ſeine heimlichen Feinde. Nun zog er zwar nach Rom und ſeine tapfern Deutſchen ſtürmten ihm dieſe von den Spoletanern vertheidigte Stadt*) und Papſt Formoſus krönte ihn zum Kaiſer, aber die Krone koſtete ihm das Leben. Man ſagt, Guido's Wittwe und Lambert's Mutter Angiltrud, die ſich hinter den feſten Mauern von Spoleto ſchützte, habe den deutſchen Kaiſer vergiften laſſen. Wenigſtens wurde er von Stund an krank, und konnte nie mehr geneſen, obgleich er noch einige Jahre ſein Leben hinſchleppte. Er kehrte nach Deutſchland zurück, ſein Baſtard Rathold, dem er die Lombardei zu hinterlaſſen dachte, wie deſſen Bruder Lothringen, blieb in Italien, um das Land zu hüten. Kaum aber war Arnulf nicht mehr da, ſo verlor die kaiſerliche Partei alles Anſehen. Lambert kam wieder oben auf, ließ, da Formoſus ſtarb, nur noch antikaiſerliche Päpſte wählen, die ſich raſch auf einander folgten, und ſchloß ſogar mit Berengar einen Bund, worauf Rathold ſchimpflich die Flucht ergreifen mußte. Papſt Stephan VI., Lambert's Kreatur, ging ſoweit im Haß gegen die Deutſchen, daß er die Leiche des Formoſus aus dem Grabe holen, mit dem geiſtlichen Ornat bekleiden und auf einen Stuhl ſetzen ließ, um feierlich Gericht über ihn zu halten. Nachdem das Urtheil gefällt war, ließ er den Leichnam wieder entkleiden, ihm die drei Finger, womit er den Segen ertheilt hatte, abſchneiden und den Körper in den Tiber

*) Zufällig ſprang ein Haſe vor ihnen auf, der ſich nach der Stadt zu rettete. Da rannte das ganze deutſche Heer in wilder Luſt ihm nach und erſtürmte die Mauern.

werfen, 897. Man ſah es indeß als ein ſchreckliches Verbrechen an, daß ein Papſt am andern ſo ſchnöde handeln konnte. Die alte Kirche des Lateran ſtürzte damals zuſammen, worin man ein Zeichen des göttlichen Zornes erblickte. Das Volk empörte ſich und der elende Stephan VI. wurde ergriffen und erwürgt. Sein Nachfolger Johann IX. mußte die Ehre des Formoſus wieder herſtellen. Auch Lambert endete damals in blühender Jugend durch einen Sturz vom Pferde, wie es hieß, vielleicht durch die Rache Hugo's, des Grafen von Mailand von der deutſchen Partei, deſſen Vater auf Lambert's Befehl hingerichtet worden war.

Arnulf gab ſeinem lothringiſchen Sohne mehr Halt, indem er ihn mit Oda, der Tochter des Sachſenherzogs Otto vermählte, welcher ein Sohn Liudolfs war. Nun ſtarb 898 der franzöſiſche König Odo und der Lothringer Zwentibold trachtete ihn zu beerben. Arnulf ſelbſt aber kam dem Tode immer näher und berief eine Reichsverſammlung nach St. Goar am Rhein, wo er ſich alle Mühe gab, ſeinem Liebling Zwentibold auch die deutſche Krone zu ſichern. Leider verrieth ſich auch bei ihm noch in der letzten Stunde der böſe Dämon, von dem alle Kinder und Enkel Ludwig des Frommen beſeſſen waren. Um ſeinen jungen Sohn Ludwig aus rechtmäßiger Ehe enterben und das Reich dem Baſtard zuwenden zu können, klagte er ſeine Gemahlin Oda, Ludwigs Mutter, ganz ſo, wie einſt der dicke Karl gethan hatte, vor allen Großen des Reichs fälſchlich des Ehebruchs an. Sie reinigte ſich durch einen Eid, den mit ihr 72 Eidhelfer ſchwuren. Den Kaiſer aber rührte der Schlag, 899.

8.

Ludwig das Kind.

Durch Hatto's Einfluß wurde nicht der Baſtard, ſondern Ludwig das Kind, Arnulfs rechtmäßiger Sohn, deſſen Nachfolger im Reiche. Zwentibold war ein roher Menſch, welcher ſich Liebe und

Vertrauen nicht zu erwerben wußte und deſſen ſchrankenloſen Ehrgeiz man fürchtete. Sobald ihn die Biſchöfe aufgegeben hatten, war er verloren. Die Lothringer huldigten dem Kinde, empörten ſich gegen Zwentibold und erſchlugen ihn in einer Schlacht an der Maas. Seine Wittwe Oda vermählte ſich mit dem lothringiſchen Grafen Gerhard ohne Zweifel mit Einſtimmung ihres ſächſiſchen Vaters, 900.

Arnulf hinterließ dem Reich, ohne es freilich gewollt zu haben, einen neuen und furchtbaren Feind, die Ungarn. Dieſes zum großen finniſchen Stamme gehörende Volk war aus ſeinen alten Sitzen ſüdwärts geſchoben und zuletzt von den tatariſchen Petſchenegern auf die Bulgaren gedrängt worden. Der griechiſche Kaiſer Leo verbündete ſich mit ihnen gegen die Bulgaren und ſie ſiegten anfangs, bis die Petſcheneger mit den Bulgaren vereinigt ſie wieder vertrieben. Sie wandten ſich nun weſtwärts und unterwarfen ohne Mühe die Slaven im heutigen Siebenbürgen und Ungarn, weil dieſelben, ſeit ſie den Avaren nicht mehr unterworfen waren, ſich durch Theilungen geſchwächt hatten. Die Ungarn, welche ſich ſelbſt Magyaren nennen, hatten den Arpad zum König gewählt, um einig zu bleiben. Von den Burgen, die jeder ihrer kleinen Fürſten baute, ſoll Siebenbürgen den Namen erhalten haben. Muncacz aber, die berühmte Feſtung, erhielt den Namen von munca, Ruhe, weil hier die Ungarn auf ihrer Herfahrt zuerſt ausruhten. Sie waren ein Nomadenvolk, alle beritten und machten nach der Art der Steppenvölker blitzſchnelle Angriffe, flohen ſcheinbar und wandten ſich, wenn die Nachſetzenden ſich auflockerten, wieder um, ſo daß ihnen die ſchweren Reiter und das Fußvolk nicht gut beikamen. Man nannte ſie Hunnen, weil dieſe einſt ebenſo gefochten hatten, aber die Ungarn gehören einer viel edleren Race an, als die alten Hunnen und ſind viel ſchönere Leute. Mit den Magyaren vereinigte ſich auch eine Schaar Kumanen, wahrſcheinlich von tatariſcher Race.

Arnulf verſtändigte ſich mit den Ungarn, als ſie über Mähren herfielen, weil er ſelbſt ein Feind der Mähren war. Nach Swatopluks Tode bekämpften ſich deſſen Söhne, Swatopluk II. und Stoimar. Da hatten die Ungarn leichtes Spiel und verheerten Mähren bar-

bariſch. Kaum aber waren ſie abgezogen, ſo folgten ihnen die Böhmen nach und rächten ſich an dem geſchwächten Mähren, dem ſie lange unterworfen geweſen waren. Arnulf aber verſtändigte ſich noch weiter mit den Ungarn und reizte ſie an, nach Italien zu gehen, wo er ſelbſt nichts mehr galt noch ausrichten konnte. Das war eine boshafte Rache und um ſo verwerflicher, als die Ungarn, wenn ſie einmal das ſchöne Italien ausgeraubt hatten, nothwendig auch Luſt bekommen mußten, in Deutſchland zu rauben. Nach Lamberts Tode hatte Berengar die Oberhand in Italien. Da kurz nach Arnulfs Tode i. J. 900 kamen die unüberſehlichen Reiterſchaaren der Ungarn, plünderten alles aus, zerſtörten die Kirchen und mordeten die Prieſter. Berengar ſammelte ein großes Heer, vor dem ſie zurückwichen. Beim raſchen Uebergang über die Adda ertranken ihrer eine Menge. An der Brenta wurden ſie noch einmal aufgehalten und waren ſchon bereit, um freien Abzug alle Beute herauszugeben. Berengar willigte nicht ein, weil er ſie alle vertilgen wollte, und verließ ſich auf ſeine große Uebermacht. Als er aber in der Siegesfreude mit den Seinen beim nächtlichen Gelage ſaß, brachen die verzweifelten Ungarn plötzlich in ſein Lager ein und ſollen an 20,000 Lombarden niedergehauen haben. Darauf kehrten ſie triumphirend mit aller ihrer Beute nach Ungarn zurück, fielen aber ſchon im nächſten Jahre in Kärnthen ein und drangen bis nach Laibach vor.

Die Niederlage Berengars machte dem König Ludwig, Odo's Sohn, in der Provence oder Niederburgund Muth genug, in Italien einzufallen, und Papſt Benedict IV., ein Feind Berengars, krönte ihn in Rom zum Kaiſer, 901, aber er wurde ſchon im folgenden Jahre von Berengar, der neue Streitkräfte geſammelt hatte, zur Flucht in die Provence gezwungen und als er 905 noch einmal wiederkam, liſtig gefangen und geblendet. Benedict IV. ſtarb 903, ihm folgte Leo V., dann Chriſtophorus, dieſem Sergius III., der den Chriſtophorus umbringen ließ. Sergius war das Werkzeug des Markgrafen Adalbert von Tuscien und der reichen Römerin Theodora, die ſich in Italien ſo unabhängig als möglich machen wollte und jede Einmiſchung von Deutſchland wie von Frankreich her zu ver-

hüten ſuchte. Deshalb mußte Sergius einen drohenden Befehl gegen Hatto von Mainz ſchleudern, um ihn zu zwingen, die alte Unabhängigkeit des erzbiſchöflichen Stuhls von Hamburg anzuerkennen. Hatto wollte die kirchliche Einheit Deutſchlands unter ſeinem Primat, um das Kaiſerthum und die Nationaleinheit zu ſtärken. Wenn aber Deutſchland wieder erſtarkte, ſo konnte es auch wieder auf Italien drücken. Daher die Schritte, welche der Papſt gegen ihn that. Es geſchah noch mehr. Um Hatto's Macht zu ſchwächen, wurden die Babenberger zum Werkzeug gebraucht.

In Deutſchland regierte Erzbiſchof Hatto für Ludwig das Kind und erhielt die Einheit des Reiches mittelſt der Kirche. Einigermaßen halfen ihm die Ungarn, denn wenn dieſe nicht wiederholt ins Reich eingefallen wären und die Herzöge in große Noth gebracht hätten, würden die weltlichen Dynaſten dem Erzbiſchof Reichsverweſer wahrſcheinlich mehr Widerſtand geleiſtet haben. Sein bitterſter Feind war Adalbert von Babenberg, ein Neffe des abgeſetzten Markgrafen Poppo von Thüringen, angeſehen durch die Tapferkeit mit der er die Normannen bekämpft hatte und durch großen Güterbeſitz. Derſelbe konnte nicht verſchmerzen, daß die ſeinem Oheim entriſſene Markgrafſchaft an einen Verwandten Hattos, an den fränkiſchen Konrad gekommen war. Nun wollte Hatto auch noch dem Bruder dieſes Konrad, dem Biſchof Rudolf von Würzburg, ein großes Lehengebiet zuwenden. Die weltliche Macht der Biſchöfe diente dem Kaiſer um das Reich zu halten gegen die Trennungsgelüſte der Herzöge und Grafen. Es war ein Principienkampf der Reichseinheit gegen die Souveränetätsgelüſte der weltlichen Großen. Papſt Sergius begünſtigte heimlich die letztern. Da griff Adalbert zu den Waffen und kämpfte mit Hattos Verwandten die blutige ſ. g. Babenberger Fehde. Er unterlag jedoch und wurde, einer Sage zufolge, von Hatto argliſtiger Weiſe verrathen. Adalbert hielt ſich nämlich noch auf der Veſte Babenberg, der Biſchof lud ihn zu einer Unterhandlung ein und gelobte ihm freie Rückkehr, kam ihm aber ſchon unter der Burg entgegen und veranlaßte ſo den Grafen, ihn aus Artigkeit zu

ſich auf die Burg einzuladen, um ein Frühſtück zu nehmen, ehe ſie weiter ritten. Als ſie aber nachher mit einander fortgeritten waren, nahm der Biſchof den Grafen gefangen und ließ ihn enthaupten und gab vor, ſeine Zuſage nicht gebrochen zu haben, weil Adalbert frei auf ſeine Burg zum Frühſtück zurückgekehrt ſey, von einer zweimaligen freien Rückkehr aber nicht die Rede geweſen ſey. So die Sage, der man nicht trauen darf, da noch manche andere Sage zur Verunglimpfung des Biſchofs offenbar lügenhaft ausgeſtreut worden iſt. Hatto beutete aber ſeinen Sieg aus. Nachdem er den Adalbert als Empörer in des Reiches Acht gethan und zum Tode verurtheilt hatte, ernannte er den jungen Konrad von Rottenburg, den Neffen des Biſchof Rudolf von Würzburg, zum Herzog in Franken. Der gleichnamige Vater dieſes Konrad war in der babenbergiſchen Fehde gefallen.

Wie die Babenberger in Franken dem Biſchof Hatto, ſo ſtanden in Schwaben die ſ. g. Kammerboten Erchanger und Berthold dem Biſchof Salomon von Conſtanz feindlich gegenüber. Unter Kammerboten verſtand man Sendgrafen, denen die Civilverwaltung einer ganzen Provinz anvertraut war, die aber nicht zugleich als Herzöge das Heer befehligen konnten. Gleichwohl trachteten die beiden Schwaben nach Unabhängigkeit und ſtützten ſich dabei auf die alte Abneigung der Alemannen gegen die Franken. Sie wagten keine offne Empörung, aber Salomon klagte bitterlich über ihre Willkür.

Den übrigen Herzögen und Markgrafen machten die Ungarn zu ſchaffen, bei einem furchtbaren Einfall derſelben unter Zoldan, dem Sohne Arpads, wollte der zum Herzog von Bayern ernannte Liutpold aus dem alten Geſchlechte der Grafen von Scheyern, in denen der noch ältere Name der Skirren erhalten iſt, in Verbindung mit dem Metropoliten des Oſtens, dem Erzbiſchof Ditmar von Salzburg, und mit Moimar, dem Sohn des mähriſchen Swatopluk, dem Sturme Trotz bieten, aber ihre vereinigten Heere erlitten bei Preßburg eine entſetzliche Niederlage, ſo daß Liutpold mit 19 Grafen, Moimar, Ditmar mit zwei Biſchöfen und unzähliges Volk erſchlagen wurden, 907. Doch drangen die Ungarn damals noch nicht bis

nach Bayern ſelbſt vor, ſondern verheerten erſt das ganze Land der Mähren, die nun die große Rolle, welche ſie in der Weltgeſchichte zu ſpielen angefangen, für immer ausgeſpielt hatten. Im J. 909 fielen die Ungarn zum erſtenmal in Thüringen ein, deſſen neuer Markgraf Burkhard im Kampfe mit ihnen umkam. Ein gleiches Loos erlitten im folgenden Jahre die Franken unter dem Grafen Gebhard und die Bayern und Schwaben am Lech. Ludwig das Kind mußte ihnen Tribut zahlen. Sie behaupteten ihre Herrſchaft wie in Mähren, ſo auch in Oeſterreich, und Zoltan baute ſeine ſtolze Königsburg auf dem ſchönen Berge über der Donau, von welchem jetzt das große Kloſter Mölk herableuchtet, in ſchrecklicher Nähe an der bayriſchen Grenze. Wie verderblich indeß und zugleich ſchimpflich dieſe Erfolge der Ungarn für Deutſchland waren, ſo gereichten ſie doch dem deutſchen Nationalintereſſe inſofern wieder zum Vortheil, als durch ſie das große Mährenreich im Oſten zerſtört, der Panſlavismus wieder auf lange Zeit beſeitigt und den zum Abfall geneigten Herzögen in der Noth des Ungarnkrieges keine Zeit dazu gelaſſen wurde. Freilich wäre es beſſer geweſen, wenn die Deutſchen alle einig gegen die Ungarn zuſammengehalten hätten. Sie würden dann leicht mit ihnen fertig geworden ſeyn. Aber ſie ſammelten ſich gegen die Ungarn ſo wenig, als ſie ſich früher gegen die Normannen geſammelt hatten. Jeder deutſche Volksſtamm focht für ſich, wie er gerade angeriſſen wurde, und mußte in dieſer Vereinzelung nur zu oft erliegen. Die am weiteſten von der ungariſchen Grenze entfernt waren, thaten nichts. Otto, Liudolfs Sohn, in Sachſen, rundete ſich in dieſer Zeit ganz bequem ſein Herzogthum Sachſen ab, als ob er ſelbſtändiger König geweſen wäre. In Lothringen erhob ſich Regingar als neuer Herzog und hoffte ſich eben ſo ſelbſtändig zu machen, wie Rudolf von Hochburgund. Es war dem trefflichen Erzbiſchof Hatto beim beſten Willen nicht möglich, die Macht der Herzöge unter den alleinigen Befehl ſeines jungen Königs zu vereinigen, weil jeder nur an ſich dachte. Sogar Arnulf, der Sohn und Erbe des bei Preßburg gefallenen Liutpold von Bayern, der von den Ungarn am nächſten bedroht war, dachte lieber daran, ſich im

Bunde mit den Ungarn vom deutschen Reich unabhängig zu machen, als dem Reiche Gehorsam zu leisten und hegte einen tödtlichen Haß gegen die Bischöfe. Mitten in diesen Wirren starb Ludwig das Kind als der letzte Karolinger in Deutschland und niemand wußte, was aus dem von äußern Feinden bedrängten und von theilungslustigen Fürsten im Innern aufgelockerten Reiche werden würde, 911.

Eine merkwürdige Erscheinung in jenen wildbewegten Zeiten war das Klosterschulwesen. Zuerst in Fulda, Mainz, St. Gallen, Weißenburg, Reichenau, Corvey, Prüm wurde die Schreib-, Rechen- und Singkunst, das Studium der lateinischen Kirchensprache getrieben und thaten sich hin und wieder Gelehrte auf. Rhabanus Maurus, Erzbischof in Mainz, beförderte auch die deutsche Schriftsprache nebst allerlei Wissen, ebenso Walafrid Strabo, Abt von Reichenau. Rheginо, Abt von Prüm, schrieb eine Weltchronik, Theganus, Bischof von Trier, das Leben Ludwigs des Frommen; Nithart, ein Enkel Karls des Großen, den Zwist der karolingischen Brüder. Eine der bedeutendsten Geschichtsquellen jener Zeit sind auch die Annalen von Fulda. Unter den Theologen ragte Paschasius Radbert, Mönch von Corvey, durch das christlich-germanische Feuer hervor, womit er die Transsubstantiation und die Verehrung der h. Jungfrau Maria verfocht. Dieselbe Gluth durchdringt das schöne altsächsische Gedicht von Heliand, eine noch in den alterthümlich-heidnischen Alliterationen verfaßte Evangelienharmonie, in altsächsischer Mundart im 9. Jahrhundert unter Ludwig dem Frommen niedergeschrieben. Darin wird auf überraschend schöne Weise die alte deutsche Treue durch das Christenthum verklärt und erscheint Christus in dem heimathlichen Charakter eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen, ihm bis in den Tod treuen Mannen. — Minder anziehend, wenn auch in sprachlicher Beziehung sehr werthvoll, ist die nur wenig später, aber schon in Reimen geschriebene Evangelienharmonie des Otfried von Straßburg, der wahrscheinlich ein Schwabe war, und eine Umschreibung der Psalmen von Willeram im 11. Jahrhundert.

Zehntes Buch.

Briten und Angelſachſen.

1.

Die alten Briten.

Wir haben die Briten in der Zeit kennen lernen, in welcher der große Julius Cäſar zum erſtenmal auf ihre Inſel hinüberfuhr. Sie waren damals ſchon keine einfache und reine Race mehr, ſondern gemiſcht mit germaniſchen Belgen, die vom Feſtland aus ihre Südküſten einnahmen.

Die britiſche Race, der Urbeſtandtheil des Volkes, iſt klein, gelblich von Haut, ſchwarz von Haaren und unheimlichen Blickes, unſtät und doch träge, hat daher ſchon ſeit Jahrtauſenden die Ueberlegenheit der germaniſchen Race empfinden müſſen. Alle großen, blonden oder rothhaarigen Menſchen auf den britiſchen Inſeln ſind galliſchen, keltiſchen, belgiſchen oder ſächſiſchen und romaniſchen Blutes. Die Einwanderung dieſer edleren Race ſchreibt ſich aus Zeiten her, von denen man keine geſchichtliche Erinnerung mehr hat. Die belgiſche Einwanderung, die dem Cäſar bekannt wurde, war ſchwerlich die erſte. Die Briten, obgleich Inſulaner, haben niemals Schifffahrt zu treiben verſtanden, und bis auf den heutigen Tag ſind ihre echten Nachkommen, die Walliſer, Iren und ſchottiſchen Hochländer

keine Seeleute. Sie waren daher den Anfällen der kräftigern Deutschen ausgesetzt, die von den verschiedensten Küsten des nördlichen Festlandes aus schon vor zweitausend Jahren Seeraub trieben. Die Namen haben gewechselt, die Sache ist geblieben. Was vor Cäsar die Belgen thaten, das geschah etwas später durch die Sachsen und Angeln und noch etwas später durch die Normannen, alle aber waren Deutsche.

Die britische Sprache hat sich niemals weiter erstreckt, als über die britischen Inseln, obgleich sie hier viel fremdes deutsches Element in sich aufgenommen hat, und hinüber nach Armoricum oder die Bretagne. Eine weitere Ausbreitung über die Länder und Völker, die man gallisch oder keltisch nennt, anzunehmen, ist ein seltsamer Irrthum moderner Gelehrten und hat nur Sinn in der Feder von Franzosen, welche im Interesse der späteren französischen Politik das alte Anrecht der Deutschen auf Mitteleuropa zu leugnen und den Franzosen zuzusprechen versuchten, indem sie die Gallier und Kelten nicht mehr als Brüder der Deutschen gelten ließen, sondern sie für dieselbe Race wie die Briten zu halten affectirten.

Cäsar selbst unterschied die schon viel mehr civilisirten und ritterlicheren Briten auf der Südküste des heutigen England als blonde und schöne Belgen ganz genau von der dunkeln Race im Innern des Landes und schildert die letztern als entsetzlich roh. Eben so werden insbesondere die Irländer, die am längsten von Fremdherrschaft und mithin auch von Civilisation frei blieben, später immer geschildert. So bezeichnen sie Diodor und Strabo als wilde Menschenfresser, Pomponius Mela spricht ihnen alle Tugend ab, eben so Solinus. Gildas sagt, ihre Gesichter bedeckten sich eher mit dem Bart, als ihre Leiber mit Kleidern. Bei Mathäus Paris und dem h. Bernhard heißen sie noch bestialisch, bei Giral von Wales ungastlich und unflätig. Daß sie lange nur nackt gingen, erhellt aus ihrer Tätowirung, die abgesehen vom Namen der Picten bei ihnen nachgewiesen ist. Sie bemalten sich den nackten Leib mit blauen Zeichnungen und zwar, wie Herodian beschreibt, mit Thierfiguren. Und doch zeigten diese Wilden nicht blos eine zähe Tapferkeit, son-

dern auch, wie die Irländer bei allem Schmutze noch heute, viel gemüthliche Anlage, einen großen Hang zur Muſik, wie denn die Harfe bei ihnen in uraltem Anſehen ſtand, zur märchenhaften Poeſie, zum Aberglauben und zu religiöſer Andacht.

Der alte Name des großen Inſellands war Albion oder auch Bryt, Prydain. Neu und nur durch die Einwanderungen vom Feſtland her bedingt ſind die Namen der Galen in Wales, der Caledonier in Hochſchottland, der Kymern und Cambrier, vielleicht auch der Scoten. Picten hießen die Bewohner des ſüdlichen Schottland, vielleicht von der Tätowirung (picti, die Gemalten). Hibernier hießen die Iren, die nach einer alten Ueberlieferung aus Spanien (Iberien) gekommen ſeyn ſollen, im Uebrigen aber der allgemeinen britiſchen Urrace nach Sprache und Körperbildung angehören.

Das Druidenthum muß man als eine britiſche Anſtalt anerkennen, denn es kam zu den Galliern aufs Feſtland erſt aus Britannien und breitete ſich auch nicht über Gallien aus, nicht nach Spanien, nicht nach Deutſchland. Es liegt daher nahe, jenes denkwürdige Prieſterthum oder, wenn auch ſeine Ausbildung national britiſch war, doch den erſten Anſtoß dazu aus einer fremden, vielleicht phönikiſchen Einwirkung herzuleiten, den die Südküſte Britanniens und bald auch die gegenüberliegende der Bretagne durch Schiffer und Kaufleute aus civiliſirten Ländern erfahren haben. Denn wie der Kaufmann den frommen Pilgerzügen folgt, ſo folgte von jeher auch der Miſſionär dem Kaufmann und pflanzte heimiſche Culte und Myſterien an weitentlegene Küſten.

Das Vorkommen der druidiſchen Hierarchie und Lehre bei rohen Briten darf nicht mehr Wunder nehmen, als die frühzeitige Bekehrung derſelben Briten und Iren zum Chriſtenthum und ihr feuriger Eifer für daſſelbe. In beiden Erſcheinungen beurkundet ſie ſich die religiöſe Anlage im Gemüthe eines ſonſt äußerlich rohen und borſtigen Volkes.

Die Iren wollen in unvordenklicher Zeit von Spanien aus nach Irland (Eirin, Erin) gekommen ſeyn unter einem Königsgeſchlecht, welches ſie Mileſier nennen. Sie rühmen ſich eines alten

Reichstags zu Tara und nennen viele Könige, doch zerfiel das Land in eine Menge unabhängiger kleiner Reiche. Schottland hieß früher Albany und empfing den neuen Namen erst von den Scoten, der Name Scotland wurde aber auch auf Irland übertragen, zum Beweise, daß es sich nur um deutsche Seeräuber handelt, welche sich auf den Inseln zwischen Schottland und Irland ansiedelten und nach beiden Seiten hin ausbreiteten. Ihr mythischer Nationalheld war Finn oder Fingal, um den sich heute noch die Ir- und Schottländer streiten, dessen Name aber einen „weißen Fremdling" bedeutet und der ursprünglich Friesland angehört. Im alten Buch Howth, einem der ältesten in Irland, heißt es, die Fyn-Erin seyen Soldaten gewesen, welche die Küsten Irlands gegen fremde Seeräuber hüteten. Nun hätten sie sich aber aus Uebermuth empört und alle Könige von Irland hätten sich vereinigt, um die fremden Söldner auszutreiben. Da in der großen Schlacht seyen die Fynnier alle umgekommen bis auf Finns Sohn Oßein. In den irischen Märchendichtungen erscheint derselbe Finn auch halbgöttlich oder riesenhaft. In den angelsächsischen Chroniken kommt er als Urenkel Wodans, in dem angelsächsischen Liede vom Wanderer als Friesenkönig vor. Also ist Finn kein britischer, sondern ein deutscher Held und gehört der Race der Caledonier an, welche schon Tacitus im Leben des Agricola ausdrücklich als Deutsche bezeichnet. Es waren friesische Seeräuber, die sich zwischen Irland und Schottland geworfen hatten. Von Finns Sohn Oßein oder Ossian sind alte Lieder erhalten, um die sich Iren und Schotten jetzt noch streiten und die in einer gänzlich modernen, in Mondscheinempfindsamkeit eingetauchten Umarbeitung von Macpherson im vorigen Jahrhundert ungeheures Aufsehen erregten.

So fanden die Römer die britischen Inseln. Sie eroberten nur England, nicht Schottland noch Irland. Ein Grenzwall trennte ihr Gebiet von Schottland. Innerhalb dieses Gebiets aber richteten sie sich ein, wie in allen andern eroberten Provinzen, und bauten Straßen, Festungen, Städte. Unter den letzteren bemerkt man schon London (Londinium Augusta), York (Eboracum), Lincoln (Lin-

dum), Glouceſter (Glevum Claudia), Cheſter (Diva Colonia), Carliſle (Lugubalia) etc. Der Kampf der Picten und Scoten gegen die Römer währte immer fort, bis die letztern allmählig gezwungen wurden, die entfernte Provinz aufzugeben, wie in der römiſchen Geſchichte ſchon erzählt iſt. Als ein neuer und zwar fremder Uſurpator tritt Carauſius auf, mit dem die Herrſchaft ſächſiſcher Seeräuber in der Nordſee beginnt oder wenigſtens zum erſtenmal ſcharf hervortritt. Kaum ging es mit den Römern abwärts, ſo ſtiegen ſchon die Sachſen empor, um den Briten noch viel gefährlicher zu werden.

2.

Altbritiſches Heidenthum.

Wir kennen zwar, was uns von dem Glauben der alten Briten überliefert iſt, nur aus den Dichtungen einer ſpätern Zeit, in welcher der Bardenorden mit zunftmäßiger Künſtelei und patriotiſcher Abſichtlichkeit das alte Material der Volkserinnerungen verarbeitet hat, indeß treten darin Gebilde hervor, die unmöglich erſt ſpäter erfunden ſeyn können, und verräth ſich überall eine echte mythiſche Grundlage.

Alt, national, einfach und naiv iſt die altbritiſche Schöpfungsſage, auffallend ähnlich den Sagen nordamerikaniſcher Wilden. In den Triaden, der wichtigſten Mythendichtung der Barden, leſen wir: Die Erde war mit Waſſer überſchwemmt und das kam vom Biber (Avanc). Da erſchien Hu mit drei Ochſen und zog mittelſt derſelben den Biber heraus. Da hörte die Ueberſchwemmung auf und die Erde wurde fruchtbar. Reivion aber, der höchſte Gott, hatte auf einem Schiff den Dwyvan und die Dwyvach, das letzte übrige Menſchenpaar aus der früheren im Waſſer verſunkenen Welt gerettet und von dieſen ſtammt das neue Menſchengeſchlecht. — Die Fruchtbarkeit der britiſchen Erde erklären die Triaden gleichfalls aus einem höchſt einfachen Mythus: Die große Mutterſau Henwen hatte Ferkel,

die der ganzen britiſchen Inſel zum Verderben gereichen ſollten, wahrſcheinlich wegen ihrer Menge. Da zog Arthur, das gute Princip, als Gott und König zugleich aufgefaßt, gegen ſie aus, um ſie zu vertreiben und trieb ſie auch wirklich ins Meer, aber einer ſeiner Gefährten, Cell, hielt ſie unterwegs, wenn ſie nicht die rechte Richtung nahmen, bei den Berſten zurück und da ließ die Sau das erſtemal in Gwent drei Waizenkörner und drei Bienen zurück, daher wächst in dieſer Gegend ſeitdem der beſte Waizen und bringen die Bienen den meiſten Honig. Das zweitemal in Tywed ließ die Sau ein Gerſtenkern und ein kleines Ferkel zurück, daher gibt es dort noch viel Gerſte und viel Schweine. Zum drittenmal in Arvon ließ ſie ein Roggenkorn zurück und ſeitdem gedeiht dort der Roggen ꝛc. Dieſe Henwen (die weiße Sau) war die höchſte Göttin, die Mutter Natur ſelbſt, Ceridwen genannt, ein Name, der einigermaßen an die Kore und Ceres mahnt. Die Sau erſcheint vielfach auf britiſchen Münzen. Daß von der Naturgöttin dieſes Sinnbild galt, kam wohl daher, weil das Volk ſich hauptſächlich, wie in Irland noch heute, von der Schweinzucht nährte. Deswegen heißen auch mehrere mythiſche Helden „Schweinhirten“ und gilt das als Ehrenname.

Hier haben wir ohne Zweifel die älteſte rohe Grundlage der altbritiſchen Religion. Etwas feiner ausgebildet erſcheint ſodann der Mythus von Hu. Das iſt der Sonnengott, der überall Licht und Fruchtbarkeit verbreitet und ſich zur Ceridwen ziemlich ſo verhält, wie in der altbabyloniſchen Religion Baal zur Mylitta, in der ägyptiſchen Oſiris zur Iſis, bei den Griechen Dionyſos zur Kore. Der Sonnengott und die Erdmutter erſcheinen auch hier als das göttliche Urpaar. Hu iſt Herr der ſichtbaren Welt, Herr alles Lebens, aber auch des Todes, denn er ſelbſt muß abwechſelnd leben und ſterben, weil die Sonne und die von ihr geweckte Pflanzenwelt in jedem Jahre ſcheinbar ſtirbt und wieder auferſteht. Der todte Hu heißt Aedon, was ſehr auffallend an den Adonis erinnert, daher dieſer ganze britiſche Sonnencultus nicht unwahrſcheinlich durch phönikiſche Kaufleute eingeführt wurde. Aedon ſoll auf der heiligen Inſel Mona begraben worden ſeyn. Man hatte aber auch noch

eine andere Vorſtellung vom Verſchwinden des Sonnengottes und des Sonnenlebens während des Winters. Man glaubte nämlich in Irland an ein Land ewiger Jugend unter einem See, aus welchem je in der Nacht des 1. Mai der ewig junge Held O'Donoghou, der einſt die erſte goldene Zeit beherrſchte, wieder hervorkommen ſoll mit zahlreichem Elfengefolge. Beide Vorſtellungen ſtimmen überein, denn auch Hu wurde, als er ſtarb, nach der Inſel Mona auf einem Schiff hinübergeführt und kehrt auf demſelben zurück. Die Ueberfahrt über Waſſer war auch die Bedingung eines ſeligen Lebens nach dem Tode. Alle Leichen der Briten wurden auf Kähnen fortgeführt.

Mit dieſen Vorſtellungen hing die Feier des Naturtodes im Herbſt am Allerſeelentage und die Feier der Wiederauferſtehung der Natur am 1. Mai zuſammen. Im Namen des großen Maifeſtes la bealtine erkennt man noch den alten Namen des Sonnengottes Baal, Apollo, Belenus wieder, wie im deutſchen Baldur. Nach einer ſchönen britiſchen Sage ſammeln ſich in der erſten Mainacht die Adler aus allen Gegenden der Welt auf einem hohen Felſen am See Lumonoy (Loch Lomond) und weiſſagen die Zukunft.

Die Auferſtehungslehre der alten Briten bildete ſich noch feiner aus, indem ſie an die Wahrnehmung der jährlichen Erlöſung der Natur vom Bann des Winters nicht nur den Glauben an die Wiederauferſtehung des Menſchen nach dem Tode, ſondern auch eine ſinnreiche Lehre von der Befreiung des Geiſtes überhaupt von allen Banden der Natur knüpfte. In dem wunderbaren Märchen von Gwion liegt mehr als eine Verheißung der Unſterblichkeit, nämlich auch die Lehre vom nothwendigen Sieg des Geiſtigen über die Materie, des abſolut Höheren über alle Verlockungen und Verfolgungen des Niedern. Darunter wurde aber nur ein Sieg der Genialität, nicht der eines ſittlichen Prinzips verſtanden.

Der Barde Talieſin erkennt in ſich ſelbſt den concentrirteſten Geiſt und theilt die Geſchichte ſeines Werdens in einem Märchen mit, welches, wenn auch nicht mehr in der älteſten Form, doch in ſeinen phantaſtiſchen Grundzügen gewiß uralt iſt. Ceridwen, heißt es darin, hatte eine Tochter von höchſter Schönheit, aber einen

deſto häßlichern Sohn, den Avagddu. Um dieſen nun ſchön zu machen, that ſie ihn in einen Keſſel und kochte ihn mit Kräutern, welche ſie ſorgfältig nach dem Stande der Sonne und der Planeten zuſammen geſucht hatte und in denen die Kräfte der Geſtirne wirkten. Während ſie nun fort und fort Kräuter ſuchte, ließ ſie den Keſſel durch den kleinen Gwion hüten. Da geſchah es, daß einmal drei Tropfen aus dem Keſſel heraus auf Gwions Finger ſpritzten und ihn brannten, weßhalb er den Finger in den Mund ſteckte. Kaum aber berührten die zauberkräftigen Tropfen ſeine Lippen, ſo war er allwiſſend und alle Zukunft ihm aufgehellt, ſo daß er erkannte, Ceridwen werde ihm den Dienſt am Keſſel nicht lohnen, ſondern habe Böſes gegen ihn im Sinn. Er floh alſo eilig davon. Wie der Keſſel aber nicht mehr gehütet wurde, zerſprang er, und der Inhalt lief aus. Wie nun Ceridwen heimkam und ihre mühevolle Arbeit verloren ſah, verfolgte ſie den kleinen Gwion in voller Wuth. Dieſer aber, als er ſie hinter ſich kommen ſah, verwandelte ſich in einen Haſen, um noch ſchneller fortzukommen. Sie, die es merkte, verwandelte ſich in eine Jagdhündin und hatte ihn ſchon faſt eingeholt, als er ein Waſſer vor ſich ſah, ſich hineinſtürzte und ein Fiſch wurde. Die Hündin wurde ein Otterweibchen und jagte ihn im Waſſer. Er flog als Vogel auf, ſie als ein Falke folgte ihm. Schon war er nahe daran, von des Falken Klauen ergriffen zu werden, als er in einer Scheuer einen Waizenhaufen liegen ſah. Dahinein ließ er ſich ſchnell fallen und wurde ſelbſt ein Waizenkorn. Ceridwen nahm die Geſtalt einer ſchwarzen Henne mit hohem rothem Kamme an, ſcharrte den Waizen auseinander, fand das rechte Körnchen und verſchlang es. Sie hatte aber damit den Gwion keineswegs vernichtet, ſondern er lebte in ihrem Leibe fort, ohne daß ſie es merkte, als ihr Kind, und als ſie es merkte und ihn gebar, war ihr ganzer Sinn wie umgewandelt, denn ſie liebte ihn von da an außerordentlich. Wegen ihres Mannes Tegid Voel ſetzte ſie ihn aber aus in einem Kahne und mit einem Felle zugedeckt. So ſchwamm er dahin, bis er in eine Fiſchreuſe fiel. Dort fand ihn ein Fiſcher und zeigte ihn dem König Elphin. Als

er das Fell aufhob und das ſchöne Geſicht des Kindes erblickte, ſagte er: „Siehe die ſtrahlende Stirn!“ So ſoll er denn, ſagte der König, Strahlenſtirn (Talieſin) heißen. Unter dieſem Namen nun wurde der Knabe Barde des Königs und der größte und berühmteſte Dichter unter den Briten. — Der Sinn dieſes Mythus iſt: die Materie will auf ihre eigene Weiſe das Häßliche ſchön, das Unvollkommene vollkommen machen. Sie vermag es nicht, ohne das höhere, ihr urſprünglich fremde Licht aus den Sternen herab zu zaubern in die Pflanzen. Kaum aber hat ſie ſich ſeiner bemächtigt, ſo entflieht es ihr, weil es von höherer Art iſt, und der Geiſt ſchwingt ſich frei über die Materie, wie das Leben den Tod überwindet. Man bemerkt in dieſem Mythus etwas dem Manichäismus Verwandtes, namentlich das Feſthalten des Lichtes in den Pflanzen.

Ceridwen hat als Naturgöttin eine lichte und finſtere Seite. Ihre lichte, der Sonne zugekehrte Seite zeigt ſie als die ſchöne Olwen, unter deren Tritten Blumen ſproſſen und die im Frühling durch einen edlen Helden aus dem Kerker des Winters befreit wird. Uebrigens kennt die britiſche Mythologie kein männliches Weſen, welches ſo grimmig oder boshaft ſeyn könnte. wie Ceridwen als Sau oder ſchwarze Henne und es iſt ſehr merkwürdig, daß die Briten das böſe Weltprinzip nur weiblich auffaſſen, die Deutſchen aber männlich.

Die hervorragendſte Geſtalt der britiſchen Sagenwelt iſt **Arthur**, ſofern in ihm ein alter Gott und ein geſchichtlicher König vermengt ſind. Als Gott iſt er, wie ſein Name beſagt, der Bär (arth) und zwar der im Sternbild des großen Bären oder am Nordpol thronende Gott der ewigen Dauer, der ſelbſt ruhend um ſich den ganzen Himmel bewegt in zwölf Thierzeichen oder Monden. Das iſt Arthurs berühmte Tafelrunde. Seine Harfe iſt das Sternbild der Lyra. Es iſt mithin wahrſcheinlich, daß er als Gott neben Hu und Ceridwen ſchon lange verehrt war, ehe es noch einen König gab, auf den man ſeinen Namen übertrug. Er hat die Bedeutung des Chronos-Saturn und des deutſchen Allvater, der ewig ruht,

während die Zeit sich bewegt, und an den sich die Vorstellung eines ersten goldnen Lebens knüpft, welches in der wilden Strömung der Zeit unterging und dessen Wiederkehr man ersehnt. Wie Aeddon in jedem Frühling wieder erwacht, so dachte man sich, Arthur werde erst nach dem ganzen Zeitverlauf der gegenwärtigen Weltperiode wieder erwachen, wie Baldur erst nach dem Weltuntergang.

Als geschichtliche Person war Arthur, nach der Ueberlieferung der Briten, der tapfere König, der sein Volk gegen die Sachsen vertheidigte. Die älteren englischen Geschichtschreiber des 6. und 7. Jahrhunderts (Gildas und Beda) kennen ihn zwar nicht, später aber bildete sich seine Sage nicht nur bei Dichtern, sondern auch bei Geschichtschreibern in solchem Umfang aus, daß er als Nationalheld, als der Inbegriff des britischen Wesens und Geistes aufgefaßt wurde. Nennius rühmt von ihm, er habe in zwölf Feldzügen die Sachsen überwunden und im letzten mit eigener Hand 840 Feinde getödtet. Dieß genügt, um das Fabelhafte seines Ruhmes zu bezeichnen. Endlich soll er in der großen Schlacht bei Cattraeth gänzlich besiegt und nur mit Wenigen übrig geblieben seyn, noch dazu verwundet. Um seine Wunden zu heilen, brachte man ihn nach der Insel Avalon, wo er angeblich im J. 542 gestorben seyn soll. Die Sage läßt ihn aber nicht sterben, sondern, indem sie alten Göttermythus auf ihn überträgt, nur schlafen unter der Hut der Fee Morgane oder Viviane. Avalon, jetzt Glastonbury, heißt die Apfelinsel, weil in ihrem paradiesischen Garten Aepfel der Unsterblichkeit wachsen sollten, wie im Garten der Hesperiden. Auch die Sachsen verlegten dorthin ihr seliges Elfenreich und machten den Elfenkönig Alberich und die Elfenkönigin Morgane zu Besitzern der Insel. Die Vorstellung ist aber älter und britisch. Arthur sollte auf dieser Insel schlafen bis zum Ende der Welt, und zwar in einer Burg von Glas, die unerreichbar in der Luft schwebt.

Wie dem guten Hu die böse Ceridwen, so tritt nun in der britischen Sagenwelt dem guten Arthur die böse Ganhumara oder Ginevra an die Seite. Sie wird seine Gattin, aber untreu genannt und erscheint in den britischen Sagen, die später im nörd-

lichen Frankreich noch weiter ausgebildet worden ſind, als das Urbild einer galanten Dame, die ihren Mann betrügt. Morgane deckt ihre Schmach auf, indem ſie an Arthurs Hof ein Mäntelchen ſchickt, das nur einer keuſchen Frau paßt, und einen Becher, aus dem nur eine keuſche Frau trinken kann, ohne den Wein zu verſchütten und ſich zu beflecken. Beide Proben beſteht Ginevra nicht. Auch Triſtan, der altbritiſche Schweinehirt und Diener Arthurs, bricht die Ehe mit Eſſylt, die eines andern Weib iſt.

3.

Die frühe britiſche Bekehrung.

Das Chriſtenthum war bei den Römern in Britannien hauptſächlich ſeit Conſtantin dem Großen verbreitet. Vor dieſer Zeit war während der Diocletianiſchen Verfolgung der h. Alban von Verulam der berühmteſte britiſche Märtyrer und Nationalheilige, und Bangor wurde das erſte britiſche Kloſter. Weil aber die Picten, Scoten und Iren Todfeinde der Römer waren, ließ ſich nicht erwarten, daß auch ſie leicht bekehrt werden würden. Dennoch gelang es ſchon im J. 412 dem Biſchof Ninian, viele Picten für das Evangelium zu gewinnen, und als Biſchof Palladius im J. 431 nach Irland ging, fand er dort ſchon eine chriſtliche Gemeinde. Irland war weniger mit den Römern in feindliche Berührung gekommen. Die neue Lehre wurde hier wahrſcheinlich durch Gefangene, die als Sklaven dahin gekommen waren, ausgebreitet.

Der große Apoſtel der Iren, der h. Patrik oder Patricius, der vom J. 432 an wirkte und ganz Irland dem Chriſtenthum eroberte, war ein ſolcher Gefangener, der aus Britannien nach Irland verkauft wurde und zwar wieder loskam, aber freiwillig nach Irland zurückkehrte, um das Volk chriſtlich zu machen. Ganz allein, wehrlos und nur mit der Kraft, die Wahrheit zu verkünden, ausgerüſtet, erfocht er den vollſtändigſten Sieg über die Heidenprieſter und ihre

Götzen. Seine Legende ist voll phantastischer Wunder, der lebhaften Einbildungskraft der Irländer angemessen. Der Christ wettzaubert gleichsam mit den heidnischen Zauberern, wie Gwion mit Ceridwen, denn wir erkennen in seiner Lebensgeschichte dieselben märchenhaften Farben wieder, wie in jenem Mythus. Hier nur einige Züge der überaus reichen Legende: Noch als Knabe mußte Patrik in der Gefangenschaft die Schafe hüten. Einmal nahm ihm der Wolf eins, mußte es ihm aber frisch und gesund wieder bringen und demüthig zu seinen Füßen niederlegen. Einst war ein sehr kalter Winter und die Knaben, die mit ihm spielten, froren. Da legte er Eisstücke wie Holz zusammen und zündete sie an. Einem Dieb, der ihm eine Gais gestohlen, wuchs ein Gaisbart. Als ihm einmal Licht fehlte, strahlten seine Finger Licht. Ein andermal zündete er die Lampe durch sein Gebet an. Einst sah er die beiden irischen Prinzessinnen Ethnea und Fethlimia in einem Flusse baden, gesellte sich zu ihnen, predigte ihnen, bis sie sich taufen ließen, und verwandelte so das indische Bad in ein himmlisches. Er war sehr mächtig und zornig gegen die Boshaften. Er verfluchte einmal Steine, daß man nie mehr damit bauen konnte. Er verfluchte alles Ungeziefer in Irland, daß es sich auf das Vorgebirge Cruarhanaigle begeben und von da ins Meer stürzen mußte. Er ließ das Land der Heiden, als sie sich nicht bekehren wollten, vom Meer überschwemmen. Er jagte ein Heer, das gegen ihn zog, durch einen Sturmwind nach allen Weltgegenden aus einander. Er starb in Frieden und hohem Alter im J. 460 und wurde Irlands Patron. Auch das Kleeblatt, Irlands Nationalzeichen, rührt von ihm her, indem er es zum Sinnbild der Dreieinigkeit nahm. Den größten Ruhm genoß nach seinem Tode die nach ihm benannte Patriciushöhle auf einer Insel des Sees Derg in der Grafschaft Fermanagh. Der Heilige hatte in derselben einmal die Seelen Verstorbener seufzen und klagen hören und man hielt sie seitdem für den Eingang zum Fegfeuer und glaubte, wer eine zeitlang in dieser Höhle faste und sich kasteie, könne schon diesseits abbüßen, was er sonst jenseits im Fegfeuer büßen müsse.

Die Sünder drängten sich daher in Masse nach der Höhle, woraus endlich so viel Unfug entstand, daß man die Höhle schließen mußte.

St. Patrik stiftete das Bisthum Armagk, das erste und vornehmste in Irland, und viele Klöster, auch weibliche. Daher trat ihm bald als die größte Heilige Irlands, die h. Birgit oder Brigida zur Seite. Sie stiftete im J. 490 das Kloster zu Kildare, wahrscheinlich an der Stelle, wo sich früher ein Heiligthum der Druidinnen befunden hatte, denn nach der Sage wurde ihr selbst in jenem Kloster noch ein h. Feuer von neun Jungfrauen unterhalten, was nur eine heidnische Erinnerung seyn kann. Auch sind viele Züge, die nur einer heidnischen Naturgöttin zukommen, auf sie übertragen. Sie machte dürre Bäume fruchtbar, füllte leere Scheunen mit Korn, ließ eine unendliche Menge Bier aus einem Kruge fließen, besaß eine Kuh, die überschwenglich viel Milch gab und ein ganzes Haus mit Butter anfüllte, sodann eine Schafheerde immer von der gleichen Zahl, wenn sie auch noch so viele Stücke davon weggab ꝛc.

Bedeutend tritt in der irischen Legende ferner noch der h. Brandarus hervor, ein Abt, der sich mit seinen Mönchen auf ein Schiff begab, um das Paradies auf Erden aufzusuchen, und dessen Legende durch die Schilderung der weiten Meerfahrt wie ein poetisches, so auch ein geographisches Interesse hat. Auch in dieser Legende, wie in der der h. Brigida verbergen sich heidnische Erinnerungen. Als die Insel Avalon ihr Ansehen verlor, glaubten die Christen, das Paradies liege doch immer noch auf einer Insel, und suchten sie im fernen Westen. Die Luftspiegelung, die solche Inseln im Meere zeigt, da wo nie eine war, führt von der Herrin zu Avalon den Namen Fata Morgana. Die Iren hießen die Insel, auch Hy Bresail und sie wurde nach tausend Jahren wirklich in Brasilien gefunden. Die schönste uns noch erhaltene Dichtung der alten Briten, in welcher der Sieg des Christenthums über das Heidenthum gefeiert wird, ist das Gespräch zwischen Arthur und Elivlod. Jener ist gestorben, doch brennt ihn noch die Wunde und sein Geist schwebt unruhig über Avalon. Da erblickt er einen Adler hoch auf einer Eiche

ſitzen. Es iſt Elivlod, der Chriſt. Arthur kämpft zwiſchen Stolz und Zweifel und frägt ihn, ob es denn wirklich einen Mächtigern gebe, da doch er, Arthur, dafür gelte? Der Adler antwortet:

Schlachtenführer von Kornwall, Arthur,
Einzig erhaben, Degen von ſchärfſter Spur,
Gott allein iſt mächtig nur.

Arthur erſchrickt und frägt noch mehr und unterwirft ſich, indem er immer demüthiger und immer mehr von Sehnſucht nach Ruhe der Seele hingeriſſen wird, dem Glauben an den Heiland.

Adler, dieß Wort mir weckt Vertrauen,
Ich frag unter Schmerzensruf und Grauen:
Wo iſt der Weg, um Gott zu ſchauen?

Der Adler antwortet:

Ueber Vergehen innige Reue,
Auf Gnade hoffen in Treue,
Das ſchafft, daß Frieden die Seel' erfreue.

Die Iren, Briten und Schotten empfingen das Chriſtenthum zu einer Zeit, in welcher Rom noch nicht das anerkannte Haupt der geſammten abendländiſchen Kirche war, ja noch nicht einmal in der byzantiniſchen Kirche alles feſt geregelt war. Daher blieben in der britiſchen Kirche alte Formen, oder bildeten ſich eigenthümliche aus, verſchieden von der römiſchen. So war z. B. die Tonſur eine andere. Es bleibt wohl immer auffallend, daß überhaupt dieſe häßlichen Tonſuren eingeführt wurden und daß man jemals glauben konnte, durch Entſtellung deſſen, was Gott der Vater natürlich ſchön geſchaffen hatte, Gott dem Sohn gefällig zu werden. Indeß erklärt es ſich als anderes Extrem gegenüber dem Mißbrauch, den die Heiden von der Naturſchönheit gemacht hatten. — Die Briten in ihrer nordiſchen Abgeſchiedenheit von der übrigen chriſtlichen Welt legten ſich viel auf Studien. Ihre Schulen blühten früher als alle andern im Abendlande. Deshalb nun eigneten ſie ſich auch vorzüglich zu Lehrern und Miſſionären. Es iſt gewiß ſeltſam, daß unter ſo rohen Völkern plötzlich ſich der Dämon blicken ließ, der in der Atmoſphäre der Schulen wohnt, denſelben niemals fehlt und

nirgends anderswo zu hauſen vermag. Der Häretiker Pelagius war ein britiſcher Mönch. Der Vater der Scholaſtik Scotus Erigena, erhielt ſeinen Namen deshalb, weil er ein in Irland geborener Schotte war. Einen ſchönern und edlern Beruf als dieſe Dialectiker erfüllten die zahlreichen iriſchen und britiſchen Miſſionäre, welche zumal in unſerem Deutſchland ſegensreich wirkten, weil der trotzige deutſche Heide nur ihnen, die wehrlos und nur mit dem Worte Gottes bewaffnet, nicht aber den fränkiſchen Prieſtern glaubte, die mit der brutalen Soldateska des Eroberers kamen.

4.

Hengiſt und Horſa.

Die Sachſen hatten ſich zu Lande gegen Thüringen hin ausgedehnt und kämpften auch oft und viel mit den Franken, doch entfaltete ſich ihre Macht hauptſächlich zur See. Ihre Schiffe beherrſchten die ganze Nordſee und ihre Seeräubereien erſtreckten ſich über alle Küſten derſelben. An der nordfranzöſiſchen Küſte hatten ſie ſchon ſo viele Niederlaſſungen, daß der ganze Landſtrich litus saxonicum hieß. Ihre Schiffe fuhren ſogar einmal tief im Süden die Garonne hinauf und plünderten das Land aus. Auch Carauſius, der am Ende des 3. Jahrhunderts auf kurze Zeit Herr des römiſchen Britannien wurde, kam mit Sachſen dorthin.

Nach Abzug der letzten römiſchen Legionen aus Britannien in der Schreckenszeit, in welcher Rom ſelbſt von der deutſchen Völkerwanderung überſchwemmt wurde, blieben die romaniſirten britiſchen Einwohner ſich ſelbſt überlaſſen und konnten zuſehen, wie ſie ſich ihrer alten Feinde, der Picten und Scoten, ohne römiſche Hülfe erwehrten. Sie kamen in großes Gedränge und viele tauſende von Briten wanderten damals nach dem nahen Armoricum hinüber, welches ſeitdem Bretagne heißt. Die Verbindung beider Ufer war wohl viel älter, und die neue Einwanderung fand alte Stammverwandte.

Der größte Theil dieſer Briten des Feſtlandes oder Bretonen waren aber noch heidniſch, daher noch ein bretagniſches Volkslied erhalten iſt, in welchem Gwenc' hlans, ein heidniſcher Barde, der von den Chriſten gefangen und geblendet wurde, über den Tod des chriſtlichen Fürſten, der ihm die Marter anthun ließ, in grimmiger Freude lacht. Er ſieht, wie Adler des Chriſten Leiche freſſen, Raben ihr die Augen aushacken, ein Fuchs mit ſeinem Herzen, das eben ſo falſch war, wie das des Fuchſes ſelber, ſpielt, und zuletzt heißt es:

Und du, ſag' an, o Kröte, mir,
In ſeinem Mund, was machſt du hier?
Ich weile hier und warte ſein,
Bis ihm entfährt die Seele ſein.
So lang ich leb', in mir ſie weilt,
Daß ihn des Böſen Straf' ereilt,
Das er dem Barden that vordem
Zwiſchen Roch-allaz und Porz-gwen.

Für die Bekehrung der Bretonen that Biſchof Germanus von Aurerre das meiſte. Das Volk wurde zwar den Franken tributbar, riß ſich aber oft wieder los und behauptete ſich unter eigenen Herzogen, deren lange Reihe aufgezeichnet iſt, deren Geſchichte aber nicht viel Intereſſantes darbietet. Auch hier, wie überall in jenen Zeiten, ſtritten ſich Brüder und Uſurpatoren oft um die Herrſchaft. In den alten Liedern und Sagen des Volkes wird vorzugsweiſe Lez Breiz als Held gegen die Franken geprieſen.

Auf der britiſchen Inſel ſelbſt hatte nach dem Abzug aller römiſchen Truppen der chriſtliche Brite Vortigern die königliche Würde erlangt, aber ſo ſchwere Kämpfe mit den Picten und Scoten zu beſtehen, daß er eine Schaar Sachſen zu Hülfe rief, die ihm auch unter zwei Brüdern Hengiſt und Horſa (Hengſt und Pferd) den Sieg erfechten halfen, aber nachher im Lande blieben und ihn ſelbſt verdrängten. Ihre Geſchichte iſt ſagenhaft. Sie waren von Odins Geſchlecht, wie alle ihre Nachkommen noch rühmten. Nach der einen Ueberlieferung waren es ausgewanderte Frieſen. Friesland

war nämlich übervölkert und man zog das Loos, wer auswandern müſſe. Sie kamen zur See nach Britannien und halfen dem König Vortigern. Zum Lohn verlangten ſie nur ſo viel Land, als ſie mit einer Ochſenhaut umlegen könnten, dann aber ſchnitten ſie die Haut in dünne Riemen und umſpannten damit ein weites Feld, auf dem ſie die Stadt Oxford anlegten. — Bei einem Gaſtmahl reichte Hengiſts ſchöne Tochter Ronira dem König Vortigern den Becher und küßte ihn nach Landesart, was ihn ſo entzückte, daß er ſie heirathete. Nachher aber vertrieb er ihren Vater. Der jedoch kam wieder mit Verſtärkungen, Vortigern wurde vergiftet und bei einer Beſprechung der Briten mit den Sachſen rief Hengiſt den Seinen zu: „nimet oure ſaras," worauf ſie die unter ihren Röcken verborgenen Meſſer zogen und alle Briten erſchlugen, 450. Nach einem alten Bardenliede hatten Briten und Sachſen ſich verſöhnt und feierten gemeinſchaftlich das große Todtenfeſt am 1. November auf der Kymry-Ebene bei Salesbury, als Hengiſt die Gaſtfreundſchaft mit blutigem Morde vergalt.

Der Zorn des Wolfes (Hengiſt) glüht; das Recht des Stahles iſt ſeine Natur, und danach zu richten ſeine Art.
Die Wuth des Piratenführers, gegen die Briten gerichtet, erſann ein verrätheriſches Unternehmen.
Der Brauch der tückiſch angewandt ward, war der ſchöne und entſprechende Brauch einer feierlichen Zuſammenkunft bei einem Methfeſte.
Meth und Wein wurden gereicht den Männern in der Umzirkung am bezeichneten Orte.
Der Barden berühmtes Haupt ſtimmt erhabenen Sang an, ein Lied des Preiſes.
Aber Tod iſt der ſchnöde Lohn des weiſen, hehren Hauptes der Barden.
Die Metzelei verwirrt das ſüße Spiel der Barden, und die Mordwuth ihr würdig artig Betragen.
Der Athem mit Gewalt zurückgehalten, bricht hervor mit Gebrüll, wie die Meerfluth in der Brandung ſich brechend.
Es erſtickt den Wohlklang der Lieder, zu ſingen beſtimmt in der Umzirkung, der ſchönen Umzirkung Annoeth's.

Die erſte Ankunft der Brüder in Britannien fällt ins Jahr 449. Ihr Glück lockte viele Landsleute, ihnen nachzukommen und ſich ebenfalls in dem eroberten Lande anzuſiedeln. Anfangs mögen

ſie ſich auch, indem ſie zu ſehr von den Briten, Picten und Scoten bedrängt wurden, nach Hülfe umgeſehen und Landsleute herbeigerufen haben. Noch gibt es ein altes Lied, worin eines Sieges des mythiſchen Finn (wohl der Picten oder Scoten) über Hengiſt gedacht wird, was um ſo merkwürdiger iſt, als Finn ſelbſt, wie Hengiſt, auf Friesland zurückweiſt. Die frieſiſche Abſtammung Hengiſts läßt ſich ſehr wohl mit dem Nachrücken verwandter, wenn auch nicht frieſiſcher Sachſen und Angeln vereinigen. Die letztern folgten in gleichem Intereſſe den erſtern nach, kamen aber in viel größerer Zahl und verdrängten den frieſiſchen Namen durch den ſächſiſchen und angliſchen oder, wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt, den angelſächſiſchen. Hengiſt gründete ein kleines Reich in Kent (Englands Weſtkante), 455; Ella, der ihm nachkam, ein zweites in Suſſex (Südſachſen), 487; Cerdic ein drittes in Weſſex (Weſtſachſen), 494; Erkenwin ein viertes in Eſſex (Oſtſachſen), 525. Die Sachſen fanden heftigen Widerſtand, weil alle alten Bewohner Britanniens gegen ſie zuſammenhielten, und zwar zunächſt unter dem Römer Ambroſius, nachher unter dem mythiſchen Arthur. Man darf ſich nicht wundern, daß die Poeſie dieſen Arthur mit Glanz umkleidet hat, da er die Rechte einer unterdrückten Nation und zugleich des Chriſtenthums gegen die roheſten Räuber vertheidigte, deren Barbarei und Heidenthum durch nichts als ungeheure Tapferkeit und Todesverachtung geadelt war. König Arthur ſoll im J. 516 gekrönt worden und nach einem langen heldenmüthigen Kampfe mit den Sachſen im J. 542 in einer Schlacht gefallen ſeyn. Dennoch behaupteten ſich die Briten in den Gebirgen von Wales, weil die Sachſen immer nur vereinzelt und nie in Maſſe angriffen. Eine Menge Schlachten wurden gewonnen und verloren, bis endlich die Angeln (aus dem heutigen Schleswig) in großen Maſſen auswanderten und, mit den Sachſen verbündet, den endlichen Sieg der deutſchen Einwanderung über die britiſch-romaniſche Bevölkerung entſchieden, daher auch dem Lande den Namen England gaben. Die Sachſen hatten vier kleine Königreiche gegründet, die Angeln gründeten deren drei, Uffa Oſtangeln, Ida Northumberland 547, Crida

Mercia (von Marke, Grenzland), 584. Sie wählten gemeinschaftlich einen Oberkönig Bretwalda (der über Britannien waltet) bald aus diesem, bald aus jenem Königsgeschlecht, der aber nur im Kriege gegen den gemeinsamen Feind einiges Ansehen genoß, sonst der Eigenmächtigkeit der einzelnen kleinen Könige nicht zu wehren vermochte. Beide Völker brachten uralte Freiheit aus Deutschland mit und namentlich die Gewohnheit der Volksversammlungen, durch welche die Könige eingeschränkt wurden, der erste Ursprung des englischen Parlamentes. Alle Sachsen und Angeln waren damals noch Heiden und dem Christenthum um so mehr abgeneigt, als ihre britischen Feinde schon Christen waren. Die Briten behaupteten sich im Westen Englands, Wales genannt, weil die Deutschen alle Romanen Welsche (Walliser, Wallachen ꝛc.) zu nennen pflegten. Picten und Scoten flossen allmählig in dem Namen Schotten zusammen und behaupteten sich gegen die Angelsachsen. Die Iren blieben unangefochten.

5.

Die mühsame englische Bekehrung.

Die Sachsen in Deutschland haßten das Christenthum, weil sie es bei ihren alten Feinden, den Franken, kennen lernten. Die Sachsen in England scheinen es verachtet zu haben, weil sie es bei den Briten fanden, gegen die sie offenbar als gegen ein unebenbürtiges Volk Geringschätzung hegten. Alle Königsgeschlechter in England führten ihr Geschlechtsregister bis auf Wodan zurück und benahmen sich danach. Diese unbändige Race wäre gar nicht auszutilgen gewesen, wenn sie sich nicht unter einander selbst befehdet hätte und es nach und nach einem der kleinen Könige vortheilhaft erschienen wäre, sich mit der christlichen Partei gegen seine heidnischen Nachbarn und Nebenbuhler zu stärken.

Unter den sieben kleinen Königreichen (die Heptarchie genannt) hatte das von Kent die Ehre, die erste christliche Kirche zu gründen.

Aethelbert, König von Kent, heirathete die Bertha, Tochter des Frankenkönigs Charibert, die als Christin am Hofe ihres Gatten fortlebte, wie früher an dem ihres Vaters. Ohne diesen Umstand würde es den Missionären, welche damals Papst Gregor I. absandte, kaum gelungen seyn, in England festen Boden zu gewinnen. Oben schon ist erzählt, wie jener große Papst vom Anblick junger Angeln entzückt, die Bekehrung dieses schönen Volkes beschloß. An der Spitze der Missionäre, die er nach England schickte, stand der Abt Augustinus, dessen sich Bertha annahm, so daß er am Hof Aethelberts zu Canterbury bleiben und predigen durfte, 597. Aber sein Versuch, sich mit den britischen Christen zu einigen, mißlang. Die Bildung der gelehrten Mönche von Bangor hatte einen griechischen, keinen römischen Ursprung, weshalb sie sich Rom nicht unterwerfen wollten und auch in vielen Punkten des Cultus und der Disciplin abwichen, Ostern zu anderer Zeit feierten ꝛc. Dagegen gelang es dem Augustinus noch den jungen König Sarbryt von Esser zu bekehren, dessen Mutter Nicola Aethelberts Schwester war, und in London die Paulskirche zu gründen. Des Augustinus Nachfolger Laurentius wurde zwar durch den Abfall des Eadbald betrübt, der seinem Vater Aethelbert 606 gefolgt, doch besserte sich dieser König und wurde wieder Christ, und auch König Aedwin von Northumberland, der eine Tochter Berthas heirathete, bekehrte sich, 625.

Dagegen erhob sich König Penda von Mercien an der Spitze der Heiden und erschlug den Aedwin. Den Rest der Christen sammelte Oswald, ein Prinz aus königlichem Geblüt, und stellte aufs eifrigste den Glauben wieder her, bis auch er in einer Schlacht gegen Penda das Leben verlor, 642. Er wurde zum Heiligen erhoben und die Sage hat ihn mit Poesie umkleidet. Auch König Sigbert von Ostangeln, der sich bekehrt hatte, wurde von Penda erschlagen. Endlich fiel auch Penda selbst im Kampfe und sein Sohn Peada machte alles wieder gut, indem er selber Christ wurde. So erkannten nach langem und heftigem Widerstande doch nach und nach alle sieben Reiche das Christenthum an, zuletzt Sussex, und nicht ohne seltsame Concessionen und Uebergangsstufen. Man sah z. B. Tempel,

in denen sowohl die Christen, als die Heiden, abwechselnd ihren Gottesdienst hielten. Mittlerweile hatte auch der h. Columban die Picten bekehrt.

Canterbury blieb Sitz des Erzbisthums, die mächtigste Kirche außer dieser war sodann die von York im Norden Englands. Der englische Klerus trennte sich zwar nicht von Rom, wie der britische, behielt aber doch in vielen Beziehungen eine Ausnahmsstellung. Die Bischofswahl hing von den Königen ab, die Heirathen der Priester waren und blieben hier ganz volksthümlich und der Freiheitsstolz des Volks duldete keine Einmischung Roms, wie sie in andern Ländern gewöhnlich war. Dieser Umstand muß festgehalten und darf nicht vergessen werden, weil er erklärt, warum die Päpste später so feindselig gegen das angelsächsische Königthum auftraten und es durch das normännische, welches ihnen viel ergebener war, gewaltsam verdrängen ließen. Wilfried, Bischof von York, gab sich die meiste Mühe, England an Rom zu binden und es wurde auch ein sächsisches Quartier in Rom gegründet für Pilger von dort, so wie auch eine Menge Missionäre von England kamen, um in Deutschland zu bekehren. Aber diese Bekehrer eigneten sich eben nur deshalb so gut bei den deutschen Heiden Eingang zu finden, weil sie nicht von Rom abhingen, weil die Sprache ihres Gottesdienstes nicht die lateinische, sondern die deutsche war.

Unter den geistigen Größen Englands ragte Beda der Ehrwürdige hervor, der im J. 735 starb und obgleich er nur Priester und weder Abt noch Bischof war, doch großen Einfluß übte. Er schrieb erbauliche und philosophische Werke, am berühmtesten ist aber seine Kirchengeschichte der Angelsachsen. Nicht wenige Geistliche faßten die ihnen so neue christliche Lehre poetisch auf und sangen von dem neuen Heile in ihrer heimischen Mundart. Der größte unter diesen geistlichen Dichtern der Angelsachsen war Kaedmon († 680). Seine Dichtung umfaßt den ganzen Inhalt der h. Schrift und ist ungemein warm und lebendig. Neben ihm genossen Aldhelm und Cynewulf großen Ruhm. Mehrere Gedichte des letzteren, z. B. Legenden der h. Juliana und Helena sind erhalten. Von einigen unge-

nannten Dichtern hat man noch merkwürdige Lieder, ein Klagelied aus dem Fegefeuer mit Verwünschung der irdiſchen Luſt, die Rede einer verdammten Seele an den zurückgebliebenen Leichnam ꝛc.

Der fortwährende Kampf der Angelſachſen mit den Briten und Schotten und die ſchon im 8. Jahrhundert beginnenden Einfälle der normänniſchen Seeräuber machten eine Vereinigung der kleinen Königreiche ſehr wünſchenswerth, aber das Amt des Bretwalda wechſelte und gewährte keine Macht. Das Volk ſelbſt drängte nicht zur Einheit und ſo dauerte die leidige Heptarchie Jahrhunderte lang fort, bis es einmal einem gewaltthätigen König gelingen ſollte, unter den andern aufzuräumen. Das Chriſtenthum änderte und milderte lediglich nichts in der Raub-, Streit- und Mordluſt jener Königsgeſchlechter, die einen ſo hohen Ruhm darein ſetzten, von Wodan abzuſtammen. Sie hörten nicht auf, einander zu befehden und mit höchſter Luſt in der Schlacht, Brüder gegen Brüder, zu kämpfen, wie die Helden in Walhalla. Die Körperkraft galt ihnen immer noch als das höchſte und mit der Schärfe des Schwertes oder dem furchtbaren Schlage der ſächſiſchen Art den feindlichen Harniſch oder einen Felſen zu ſpalten, hatte viel mehr Werth in ihren Augen, als die Sorge für die Wohlfahrt des Landes. Die Geſchichte der Heptarchie iſt auch noch in der chriſtlichen Zeit ein Labyrinth von blutigen Fehden der nächſt verwandten Völker und Königsgeſchlechter. Unaufhörlich kehrt darin die odiniſche Praxis wieder, doch ſteht das kühne Wagniß und der Heldenſtolz immer in erſter Linie voran, der Verrath ſchleicht erſt hinterdrein.

Zuweilen aber wenden ſich edle Könige ſchaudernd von dem ewigen Morde ab, gehen ins Kloſter und pilgern nach Rom, um ſich am Grabe des h. Petrus rein zu waſchen vom Blute. In der Mitte des 8. Jahrhunderts verſuchte König Aethelbald von Mercien zum erſtenmal, ganz England zu unterwerfen. Nur Weſſex und Northumberland widerſtanden ihm und in der großen Schlacht bei Burford 752 ward er ſieglos und bald darauf ermordet. Sein Nachfolger Offa war noch ſehr mächtig und baute den nach ihm genannten großen Wall, der das britiſche Wallis von England trennte.

Auch stand er in Verbindung mit Karl dem Großen und warb um dessen Tochter Bertha; doch konnten sie sich nicht einigen. Offa soll durch sein böses Weib Cynedhride gereizt worden seyn, den jungen König von Ostangeln, Aethelred, zu sich zu locken, indem er ihm seine Tochter zur Ehe versprach, aber ermorden zu lassen, um sich seines Reiches zu bemächtigen. Diese Handlung wurde vom Volk für so schändlich gehalten, daß, als er bald darauf starb, die böse Königin ermordet und in einen Brunnen geworfen wurde. Sein Geschlecht starb mit ihm aus.

Da nun auf solche Weise die einzelnen Königsgeschlechter nach und nach zu Grunde gingen, konnte im J. 800 König Eckbert von Kent, nachdem er die meisten Länder unter seine Herrschaft vereinigt hatte, sich zum alleinigen König von England ausrufen lassen und den Titel Bretwalda abschaffen. Er selbst vertrieb noch den letzten König von Esser, der von Northumberland verhielt sich friedlich und wurde belassen. Die Briten geriethen in Unruhe und vereinigten sich ebenfalls, weil sie sonst der sächsischen Uebermacht zu erliegen fürchteten. Beide Völker bekämpften sich mit neuer Wuth, kaum beachtend, welch weit gefährlicherer Feind beide bedrohte. Die Normannen nämlich zeigten sich immer öfter und raubten an den Küsten.

Die Verfassung des englischen Volkes ruhte auf altsächsischer Grundlage. Die Könige durften das alte Recht des freien Volks nicht antasten. Das Volk ließ sich durch gewählte Abgeordnete auf der sg. Witenagemots oder Versammlungen der Weisen (was zugleich weißhaarige Alte und Weise bedeutet) vertreten, wie einst in der sächsischen Heimath zu Marklo. Unter dem König standen die Aldermänner, welche gleich den fränkischen Grafen den Befehl des Heerbanns und das Richteramt vereinigten. Die Thane kamen als persönliche Ministerialen und Lehensmänner der Könige zu größerem Ansehen und zu den Aemtern in dem Maaß, in welchem das königliche Ansehen selber wuchs. Nach Grundsatz und Form wurde die Freiheit und das Recht des Volks nirgends so zähe festgehalten, wie hier, in der Wirklichkeit aber durch den ewigen Krieg beständig unterbrochen und unterdrückt.

6.

Alfred.

Erſt am Ende des 8. Jahrhunderts mehrten ſich die Räubereien der Normannen an den engliſchen Ufern. Auf eine höchſt merkwürdige Weiſe löste hier ein germaniſches Volk das andere in der Herrſchaft des Meeres ab. Die Sachſen, welche einige Jahrhunderte früher mit ihren Schiffen die nördlichen Küſten Europas ausſchließlich beherrſcht und als Seeräuber tyranniſirt hatten, trieben, ſeitdem ſie in England feſtſaßen, gar keine Schiffahrt mehr. Nur ein paarmal verſuchten einzelne Aldermänner, den normänniſchen Seeräubern zur See entgegenzuziehen, aber dieſe Verſuche wurden nicht fortgeſetzt. Man überließ den Normannen das weite Element des Waſſers, und ſuchte ſie nur allemal da, wo ſie gerade landeten, abzuwehren. Bevor ſich aber an der bedrohten Küſte bewaffnete Mannſchaft genug verſammelt hatte, waren die ſchnellen Normannen gewöhnlich ſchon mit ihrem Raube verſchwunden.

Allmählig aber faßten die Normannen feſten Fuß in England und wagten tief ins Land größere Raubzüge. So drangen ſie im J. 839 bereits bis London vor, und noch einmal mit 350 Schiffen im J. 851, erlitten aber bei Ockley eine ſchwere Niederlage. Die meiſten Erfolge und die reichſte Beute erlangten die Räuber immer nur bei raſchen Ueberfällen. Wagten ſie ſich zu weit ins Innere des Landes, um die reichen Städte zu plündern, ſo ließen ſie damit den Angelſachſen Zeit, ſich zu ſammeln und wurden dann, mit Raub beſchleppt, wie ſie waren, ſehr häufig zuſammengehauen. Die Tapferkeit auf beiden Seiten war über alles Lob erhaben. Härteres Volk gab es in der Welt nicht, als hier die Sachſen, dort die Dänen. Größeres Recht, mithin auch ein adeligeres Gebaren war auf Seite der chriſtlichen Angelſachſen, die für ihren Herd und Glauben fochten. Abſolutes Unrecht, mithin auch echt odiniſche Schadenfreude und nach Niederlagen tiefſter Ingrimm und erboste Rachſucht war

auf Seite der heidnischen Räuber. Ohne religiösen Fanatismus aber in dämonischem Haß des Heiligen schlugen die normännischen Unholde am liebsten Mönche und Priester todt und gefielen sich in den ausgesuchtesten Grausamkeiten. Weiber banden sie mit den Haaren zusammen und schleppten sie auf ihre Schiffe. Den Tapfersten ihrer Feinde schnitten sie, wenn sie einen gefangen bekamen, den sogenannten Adler auf den Rücken, d. h. sie schnitten ihn von hinten auf und drehten ihm die Rippen wie Flügel heraus.

Man kann dieses fürchterliche Seeräubervolk selbst mit nichts anderm vergleichen, als mit Seeadlern, die in tiefen Felsenverstecken nistend, täglich ausflogen, um sich frei und lustig auf dem stürmischen Meere zu tummeln, mit Blitzesschnelle den Raub zu erspähen und mit scharfen Krallen zu ergreifen.

Ich kann die einzelnen Einfälle der Normannen in England, Schottland, Irland hier nicht aufzählen, da sie sich jährlich und auf den verschiedensten Punkten wiederholten und immer auf dasselbe hinausliefen. Nur Sage und Poesie haben einzelne Ereignisse besonders betont, so den Heereszug des Dänenhelden Regnar Lodbrock, der von Aella, dem König von Northumberland, gefangen wurde und in einem Thurm voll Schlangen fröhlich von seinen Thaten singend gestorben seyn soll. Seine Söhne kamen, ihn zu rächen und Aella fiel in der großen Schlacht bei York am Palmsonntag 867 und hinfort unterlagen die Angelsachsen den immer zahlreicher anstürmenden Normannen. König Edmund von Ostangeln fiel 870 in ihre Hände und wurde martervoll umgebracht. Von nun an ließen sie sich bleibend in Northumberland und Ostangeln nieder, indem sie die Angelsachsen theils zu ihren Knechten machten, theils friedlich mit ihnen theilten. Ein Graf Algar verrichtete noch Heldenthaten gegen sie, fiel aber ebenfalls. Die heidnischen Normannen zerstörten damals alle Klöster, erschlugen die Mönche, schändeten die Nonnen. Da schnitt sich die Aebtissin Ebba, ehe der Feind herankam, die Nase ab und alle ihre Nonnen thaten das Gleiche und schreckten die Räuber durch ihr blutiges Antlitz zurück.

Auf Eckbert von Kent war Aethelwulf gefolgt, der zwar mit

ſeinem jüngſten Sohn Alfred eine Reiſe nach Rom machte, und unterwegs mit Karl dem Kahlen verkehrte, aber bei der Zerrüttung, in welcher ſich damals das fränkiſche Reich befand, von dort keine Hülfe für England erlangen konnte und ſelber zu ſchwach war, den Normannen zu widerſtehen. Die Schuld lag darin, daß die Sachſen keine Flotte mehr hatten, und ſich wegen uralter Feindſchaft nicht mit Briten und Schotten zu gemeinſamer Abwehr des Feindes verſtändigten. Aethelwulfs Söhne kämpften fort, aber unglücklich. Als im Jahr 871 der jüngſte, Alfred, zur Regierung gelangte, fand er das ſächſiſche Reich ſchon viel zu ſehr geſchwächt, die Normannen ſchon zu feſt in England eingeniſtet. Er machte zwar ungeheure Anſtrengungen und lieferte den Normannen viele Schlachten, allein er unterlag ihrer Uebermacht. Von ganz England blieb ihm nur noch das kleine Weſſex. Aber auch hier wurde im J. 875 ſeine letzte Streitmacht aufgerieben und zerſtreut und ganz England war in die Gewalt der Normannen gerathen. Dieſe letzteren gehorchten aber weder einem Willen, noch dachten ſie daran zu organiſiren. Hie und da hausten die Häuptlinge, unabhängig von einander auf feſten Burgen und raubten von da aus oder ließen ſich Tribut zahlen. Viele Strecken des Landes waren verödet. In Northumberland und Oſtangeln ſiedelten ſich viele normanniſche Familien friedlich an und bauten das Land. Auf König Alfred aber wurde ſcharf gefahndet, weil die Normannen von ihm allein zu befürchten hatten, daß er das mißhandelte Sachſenvolk wieder einmal um ſich ſammeln könne.

Er mußte ſich, um ſein Leben zu retten, verkleiden und bei einem Rinderhirten als Knecht dienen. Die Frau des Hirten buk einmal Kuchen, und befahl ihm, darauf Acht zu geben. In Gedanken an die verlorene Krone vertieft, vergaß er die Kuchen. Da ſchalt ihn das Weib im größten Zorne aus als einen faulen Knecht. Endlich hörte Alfred in ſeinem Verſteck, daß es immer noch edle Sachſen gebe, welche das Schwert nicht niederlegten. Der Däne Hubba war mit vielen Schiffen in Devonſhire gelandet, aber Odbune hatte das Schloß von Kimwith aufs tapferſte gegen ihn ver-

theidigt, ihn bei einem Ausfall in die Flucht geſchlagen und die berühmte Rabenfahne erbeutet, von deren Beſitz der Dänen Kriegsglück abhing. Drei Schweſtern hatten ſie gewirkt und einen Zauber hinein gewebt. Das Bild des Raben auf der Fahne breitete die Flügel aus vor einem Siege und ließ ſie ſinken vor einer Niederlage. Da dieſer böſe Zauber durch Wegnahme der Fahne gelöst war, ſchöpfte König Alfred neue Hoffnung, verließ ſeinen Zufluchtsort und ſpähete im Lande umher, wie er die Dänen verderben und unter den Sachſen neue Streitkräfte ſammeln könne. Mit einer Harfe ging er ins Lager Guthorms, des Dänen, mußte vor demſelben ſpielen und konnte die ganze Gelegenheit des Lagers ausforſchen. Dann ſammelte er heimlich eine Schaar von Sachſen, überfiel das Dänenlager und zwang den Guthorm, nachdem ſich derſelbe auf ein Schloß geflüchtet hatte, zu einem Vertrage und zur Unterwerfung. Guthorm wurde Chriſt und blieb als Alfreds Vaſall in Oſtangeln. Von allen Seiten ſchaarten ſich nun die Sachſen um den Sieger und Alfred konnte, indem er überall die Dänen, welche ſich ſchon feſt niedergelaſſen hatten, ſchonte, den Frieden herſtellen. Dabei kam ihm natürlich ſehr zu ſtatten, daß diejenigen Normannen, die auf engliſchem Boden wohnten, ihr Feld bauten, indem ſie ſich ſelbſt der Ruhe erfreuten, der Freibeuterei ihrer ehemaligen Landsleute nicht hold waren und ſelber mitwirkten, dieſelben künftig fern zu halten. Es gab auch bald Vermiſchungen zwiſchen Sachſen und Normannen, wozu die Bekehrung und die Weiber das ihrige beitrugen. Nur ſo erklärt es ſich, wie Alfred, nachdem er in tiefe Ohnmacht hinabgeſunken war, auf einmal wieder großes Anſehen gewinnen konnte. Er kam dem Bedürfniß aller entgegen, welche nach ſo blutigen Zeiten endlich Ruhe haben und ſich ihres Beſitzes erfreuen wollten. Er ſicherte den Frieden im Lande, erwarb ſich allgemeines Vertrauen durch ſeine Gerechtigkeit und Milde, traf zweckmäßige Anordnungen, um den geſunkenen Wohlſtand des Landes wieder zu heben und die zerſtörten Feſten zur Vertheidigung herzuſtellen. Namentlich baute er das mehrmals verbrannte und verödete London wieder auf, 880. Zwar noch einmal

drohte seinem Friedenswerk der Untergang durch den Normannen Hastings, den gefürchtetsten Seekönig jener Zeit, der mit 330 Schiffen in Kent landete, allein Alfred war so gut gerüstet, daß er ihn in die Flucht schlug und ihm großen Raub abnahm, 893. Seitdem hatte England wieder Ruhe und erhielt durch Alfred eine neue Organisation, die Eintheilung in Grafschaften, deren Bevölkerung sich wieder nach der Hundert- und nach der Zehnzahl abtheilten. Auch alle alten und neuen Gesetze, welche Beibehaltung verdienten, sammelte er im common law und starb in hohen Ehren, 901.

Alfred war auch ein großer Freund der Wissenschaften, pflegte die hohe Schule zu Oxford, begünstigte die Gelehrten und war selbst Schriftsteller, indem er die philosophische Trostschrift des Boethius, die Weltchronik des Orosius und einiges aus den Schriften des h. Gregorius, wie auch Bedas lateinische Kirchengeschichte in die englische Sprache übersetzte, auch zwei merkwürdige Berichte von Seereisen tief in die Ostsee und gegen das Eismeer hin niederschreiben ließ. Sein gelehrter Freund Asser, Bischof von Sherburne, schrieb Annalen, deren Inhalt mit der später gesammelten Sachsenchronik sehr übereinstimmt.

Sehr verschieden von dieser halbclassischen und halbkirchlichen Literatur der Klöster und des Hofes bildete sich im Volk die nationale Poesie aus und spiegelte die Lust und die Schrecken derer, welche die blutige Art schwangen. Das war recht eigentlich die Poesie der Nordsee, ihrer wüthenden Stürme und hochgethürmten Wellen, ihres düstern Himmels, ihrer ungastlichen Ufer. Von den höchst eigenthümlichen Liedern dieses Kreises sind uns wenigstens einige erhalten. Am berühmtesten ist das Beowulfslied aus dem 8. Jahrhundert. Hier der merkwürdige Inhalt. Scild Scefing, ein armer Gothe (aus Gothland in Schweden), wurde durch Seeraub reich und ließ, als er starb, seine Leiche mit allen seinen Schätzen auf ein unbemanntes Schiff legen und dem Spiel der Wellen Preis geben. Sein Sohn Beowulf schwamm mit Brecca fünf Tage und fünf Nächte lang im Meer um die Wette. Da kam er nach Dänemark und hörte, König Hrodhgar leide sehr, indem alle

Nacht ein furchtbares Geſpenſt, der Rieſe Grendel, aus einem Sumpf auftauche, in die Königshalle eintrete und Diener des Königs daraus hinwegraube. Da ging Beowulf in die Halle, erwartete das Geſpenſt, kämpfte mit ihm und riß ihm einen Arm aus. Es entfloh, aber in der andern Nacht kam ſeine Mutter, eine fürchterliche Rieſin, um ihn zu rächen, und raubte einen Mann aus der Halle. Da gerieth alles in neue Angſt, Beowulf aber ſtürzte ſich in den tiefen Sumpf hinab, bekämpfte dort die Rieſin, erſchlug ſie und brachte Grendels abgehauenes Haupt als Siegeszeichen mit herauf. Da wurde Freundſchaft zwiſchen Dänen und Gothen geſchloſſen. Später kam der junge Held im Kampfe mit einem Drachen um. Das Lied iſt unvollſtändig, drückt aber vollkommen die Kühnheit jener germaniſchen Race aus, welche zuerſt Schiffe baute, um den Stürmen des nordiſchen Meeres zu trotzen und Niederlaſſungen im treuloſen, ewig beweglichen Sande der Dünen oder auf den unfruchtbaren Steinfeldern Skandinaviens zu gründen. Der Schwimmer im wogenden Meere, der Taucher in die ſumpfige Tiefe bedeutet jenes kühne Geſchlecht von Männern, welche das Meer und ſeine rauhen Ufer ihrer Herrſchaft unterwarfen. In einem andern bewunderungswürdig ſchönen Liede, welches von der Königstochter Gudrun handelt und zwar erſt im 13. Jahrhundert niedergeſchrieben iſt, ſeinen Stoff aber aus älteren heidniſchen Erinnerungen entlehnt hat, wird uns die ganze Härte und Wildheit des nordiſchen Seekönigthums vor Augen geſtellt. König Hetel von Dänemark hat zwei Kinder, den jungen Ortwin und Gudrun, die ſchönſte aber auch ſtolzeſte aller Jungfrauen. Alle Freier werden ſchnöde vom Vater abgewieſen, bis Herwig von Seeland, während er mit ihrem Vater kämpft, ihr Herz gewinnt. Sie wirft ſich zwiſchen beide, verſöhnt den Vater und wird mit Herwig verlobt. In ſeiner Abweſenheit aber wird ihm die Braut durch den Normannen Hartmuth entführt und muß in deſſen Heimath als Magd dienen. Als ſie nun einmal dort am Meere wäſcht, landen Fremde und ſie erkennt ihren Geliebten Herwig und ihren Bruder Ortwin. Da jubelt ihr Herz

und alles Leid hört auf. Hartmuth wird überwunden und die befreite Gudrun kehrt froh in die Heimath zurück. Der Hauptreiz dieſer Dichtung liegt in der ſtolzen Ruhe der nordiſchen Jungfrau, die ſich durch kein Unglück erniedrigen läßt.

Minder bedeutend ſind das angelſächſiſche Lied des Sänger Winfried, der von ſeinen vielen Meerfahrten erzählt, Bruchſtücke aus einem Liede, welches den Kampf zwiſchen dem Dänen Hengiſt und dem Frieſen Finn beſchreibt, und aus einem andern vom Kampf und Tod Byrthnoths gegen die Dänen.

7.

Dunſtan.

König Alfreds Sohn Eduard und deſſen drei Söhne, die hinter einander die Krone erlangten, behaupteten das Reich und hatten nur bald mit den Briten in Wales, bald mit den Dänen in Northumberland und Oſtangeln zu kämpfen. Unter dem dritten Bruder Edred kam ſeit 947 eine neue Bewegung unter die Angelſachſen.

Die engliſche Kirche war durch den langen Krieg arg zerrüttet worden. Eine Menge Kirchen und Klöſter waren zerſtört. Die Biſchöfe erhoben ſich nur wieder durch die Gunſt der Könige und noch abhängiger waren die Pfarrer dadurch, daß ſie in der Regel Frauen und Kinder hatten. Eine ziemlich verweltlichte Staatskirche ſtand alſo für England in Ausſicht. Da erhob ſich ein Mönch, aus edlem ſächſiſchem Geſchlecht gebürtig, in dem die ganze Racenkraft und Heftigkeit des Charakters mit einer tiefen Frömmigkeit gepaart war, Dunſtan, mit gewaltiger Kraft, um die Heiligkeit in der engliſchen Kirche herzuſtellen. Und wie einſt der h. Bonifacius, ſo hielt auch er den feſten Anſchluß an Rom, als den Mittelpunkt der Kirche, für das einzige Mittel, der Verweltlichung und Demoraliſirung im kirchlichen Gebiete vorzubeugen. Er begann damit, als Abt des Kloſters Glaſtanbury, die ſtrenge Regel des h. Benedict an-

zunehmen und in allen Klöstern des Landes einzuführen. Sodann eiferte er gegen das Heirathen der Weltgeistlichkeit. Das Volk stimmte ihm zu, denn es wollte seine Seelen nur würdigen Geistlichen anvertrauen und verlangte von denselben einen heiligen Wandel. Die Greuel eines blutigen Heidenthums waren noch nicht vergessen. Man sehnte sich aus der Verfinsterung heraus zum Lichte und wenn der christliche Klerus den Beruf hatte, diese Sehnsucht zu befriedigen, konnte er nicht rein genug seyn. Das h. Sakrament des Altars, wodurch das Volk in die lebendigste Verbindung mit dem Herrn der Kirche kam, wurde damals mit einer neuen Liebe und Begeisterung aufgefaßt. Je bestimmter der Begriff der Transsubstantiation sich feststellte, um so weniger ertrug das gläubige Volk, daß die heilige Wandlung von Priestern vorgenommen werde, denen das Prädicat der Jungfräulichkeit fehlte. Dunstan hatte in dieser Beziehung die Volksstimme oder öffentliche Meinung ganz auf seiner Seite, und auch den König, daher seine Reform rasche Fortschritte machte. Aber der Adel, der gern üppig lebte, viele Bischöfe und die verheiratheten Pfarrer waren gegen ihn und als Edred starb und sein Neffe Edwin König wurde, änderte sich die Scene, 955.

Edwin war jung und leichtfertig, hörte auf üblen Rath und fing gleich keck damit an, alle Klöster einzuziehen. Bereits aber war Erzbischof Odo von Canterbury dem Mönche befreundet und wollte mit ihm das Ansehen der Kirche erhalten. Auch der Adel wurde von dem übermüthigen König beleidigt und das Volk nahm so eifrig Partei für Dunstan, daß es denselben bereits zum Heiligen machte und Wunder von ihm erzählte. Das eine Wunder ist besonders charakteristisch. Als ihn nämlich einst der Teufel plagte, soll Dunstan eine glühende Zange aus dem Kamin genommen und den Teufel damit bei der Nase festgehalten haben, daß derselbe ein entsetzliches Gebrüll ausstieß, welches man weit und breit hörte. Man erkennt aus dieser groben Legende wenigstens, welches Vertrauen das Volk zu ihm hatte. Edwin lebte mit einer gewissen Elgiva in einer von der Kirche nicht anerkannten Ehe; um nun dieser Dame eine recht auffallende Genugthuung zu geben, verließ er an seinem Krö-

nungstage, während alle Großen des Reichs bei ihm saßen, die Tafel, um sich mit seiner geliebten Königin zu vergnügen. Die Gäste fühlten sich durch diese Rücksichtslosigkeit schwer beleidigt, der heftige Dunstan aber eilte dem König nach, riß ihn aus der Buhlerin Armen und schleppte ihn zur Tafel zurück. Nun war keine Versöhnung mehr möglich. Dunstan wurde vom König, fälschlich der Veruntreuung von Schätzen angeklagt und mußte nach Flandern hinüber flüchten, aber das Volk stand auf und schützte den Erzbischof Odo. Dieser ließ die Elgiva gefangen nehmen und ihr schönes Gesicht mit glühendem Eisen brandmarken. Der elende König Edwin aber bequemte sich jetzt erst, da sie nicht mehr schön war, sich von ihr zu scheiden und dadurch dem Gebot der Kirche Genüge zu leisten. Allein er machte sich dadurch nur verächtlicher. Elgiva wagte noch einmal, sich blicken zu lassen und die antikirchliche Partei zu befeuern, wurde aber dem Odo ausgeliefert und auf dessen Befehl so gräßlich verstümmelt, daß sie nach wenigen Tagen starb. Der König hatte sie aufgegeben, konnte sich aber selbst nicht mehr retten, denn das Volk und die geistliche Partei riefen seinen jungen Bruder Edgar zum König aus und jetzt erst konnte auch Dunstan zurückkehren. Bald darauf starb Edwin und Edgar erbte das ganze Reich 959.

Da um diese Zeit auch Odo starb, folgte ihm Dunstan in Canterbury als Metropolit von England und setzte alle seine kirchlichen Reformen unter dem Beifall des Volkes durch. Der Knabe Edgar aber entzog sich, so wie er heranreifte, der geistlichen Vormundschaft und gab sich allen prinzlichen Gelüsten hin, so daß Dunstan viele Noth mit ihm bekam. Er hatte mehrere Maitressen. Recht um den h. Dunstan zu ärgern, raubte er einmal eine schöne Nonne aus dem Kloster. Seine Lustgenossen gingen aber ebenso frivol mit ihm um. Graf Athelwold, den er abgeschickt hatte, um nachzusehen, ob eine gewisse Elfride wirklich so schön sey, als man sage, heirathete diese Dame selbst und log dem König vor, sie sey häßlich. Erst nachher merkte es der König, ließ den Grafen umbringen und heirathete die Schöne selbst. Doch fehlte es Edgar

auch nicht an Heldenluſt. Er unterwarf ſich die auf iriſchem Boden in und um Dublin angeſiedelten Dänen und legte den Briten in Wallis eine Schatzung auf.

Nach ſeinem Tode 975 folgte ihm ſein älterer Sohn Eduard aus erſter Ehe zur großen Unzufriedenheit der Elfride, die gern ihren Sohn Aethelred auf den Thron gebracht hätte. Das ließ aber Dunſtan nicht zu, weil der jüngere Sohn kein Recht dazu hatte und weil Elfride ſich an ſeine Gegner anſchloß. Die verheiratheten Geiſtlichen, die er ſammt und ſonders fortgetrieben hatte, ſo wie überhaupt alle ſeine Widerſacher im Klerus waren nach Schottland geflüchtet, wo die chriſtliche Kirche von Rom unabhängig geblieben war und man große Abneigung gegen Dunſtans Reformen hegte. Dieſer Partei nahm ſich Alfhere, Alderman von Mercia, der großen Anhang unter dem Adel hatte, eigenmächtig an, rief ſie zurück und jagte dagegen die von Dunſtan eingeſetzten Mönche fort. Unter den Zurückgekehrten befand ſich der Biſchof Beornhelm, der durch ſeine außerordentliche Beredſamkeit berühmt worden war und mit ſeinen geiſtigen Waffen den alten Dunſtan todtſchlagen ſollte. Man berief eine Synode nach Calde, wo Dunſtans Gegner glänzende Reden hielten, worauf er ſelbſt nur erwiderte, er ſey ein alter Mann, der nicht mehr kämpfen könne, aber Chriſtus, der Herr, werde ſie beſiegen. In dieſem Augenblicke ſtürzte der große Saal zuſammen und nur die Seite deſſelben blieb erhalten, auf welcher Dunſtan ſaß. Daß er dieſes Wunder künſtlich und verrätheriſch vorbereitet habe, ſetzten erſt proteſtantiſche Geſchichtskritiker voraus. Dagegen ſpricht, daß das Geheimniß eines ſo umſtändlichen Mordanſchlags ſchwerlich hätte bewahrt werden können, daß auch nicht Dunſtans geiſtliche Gegner mit hinab geſtürzt ſind, ſondern vorzugsweiſe der verſammelte Adel, und daß ein mit Menſchen überfüllter Saal leicht einbrechen kann. Das Wunderbare iſt in dieſe einfache Begebenheit ohne Zweifel erſt dadurch hineingelegt worden, daß man die von Dunſtan geſprochenen Worte, welche anders gemeint waren, unmittelbar auf den Vorgang bezog.

Der junge Eduard ließ sich sehr gut an und man rühmte seine Liebenswürdigkeit. Jemehr er aber dem Volke gefiel, um so grimmiger beneidete ihn seine Stiefmutter Elfride, und als er einst einen Besuch bei ihr machte, ließ sie ihn, während er trank, durch einen Diener hinterrücks ermorden, 978. Man ehrte ihn noch im Tode, indem man ihm den Beinamen „der Märtyrer" gab. Der Schmerz um ihn war so groß, daß Elfride Klöster baute und sich in Werken der Liebe überbot, um sich von dem Verdacht zu reinigen, als habe sie den Mord veranlaßt. Indessen war kein anderer Sprößling des königlichen Geschlechts mehr vorhanden und ihr Sohn empfing die Krone.

Die Missethat der Königin zerstörte das Glück und den Frieden, dessen sich England seit der Regierung des großen Alfred erfreut hatte. Die Dänen in Northumberland und Ostangeln fingen an sich zu schämen, sich von einem unmündigen Knaben und einem gottlosen Weibe regieren zu lassen. Das königliche Haus flößte ihnen keine Furcht und keine Liebe mehr ein und sie dachten daran, einen Mann aus ihrer eigenen kräftigen Race auf den englischen Thron zu bringen. Sie fingen daher Aufruhr an und sogar einige sächsische Große, besonders Elfrik, der Graf von Mercia, standen ihnen bei. Der junge König, oder vielmehr die alte Königin mußte den Frieden von ihnen mit großen Geldopfern erkaufen, offenbarte dadurch aber nur umsomehr die Schwäche des Reichs. Der greise Dunstan allein hielt noch das sächsische Volk zusammen. Es war also kein Zufall, daß sich die aufrührerischen Dänen seiner Person bemächtigten. Sie hofften ihn durch Drohungen dahin zu bringen, daß er ihnen zum Werkzeuge diene. Aber er blieb standhaft. Sie wollten ihn nun wieder losgeben gegen ein großes Lösegeld. Aber er erklärte ihnen, sie sollten keinen Heller bekommen und möchten mit ihm machen, was sie wollten. Doch erst, als sie bei einem Gastmahle im trunkenen Zustand waren, kam ihre thierische Wuth zum Durchbruch. Sie umringten ihn, brüllten ihm zu: „Geld, Bischof Geld!" rafften alle von ihrem Gastmahl übrigen

Knochen zusammen und warfen sie auf den alten Mann, bis einer, den er selbst getauft hatte, ihm den Todesstoß gab, 988.

Wie seine Seele dem Körper, so entfloh der gute Geist dem Königreiche der Angelsachsen und der Fluch wurde erfüllt, den die mörderische Königin über das Land gebracht hatte. Aller Jammer, den die Normannen früher England zugefügt, war nur ein Vorspiel gewesen, das mit Alfred endete. Jetzt kamen sie wieder, um das tragische Geschick des angelsächsischen Volksstammes zu vollenden.

Elftes Buch.

Die Normannen.

1.

Skandinavien.

Der große Zweig des deutſchen Volksſtammes, der ſich am weiteſten nordwärts über das heutige Dänemark, Norwegen und Schweden verbreitete, hieß im Mittelalter überhaupt der nordiſche, das Volk der Nordmänner oder Normannen. Der Name der Skandinavier, deſſen man ſich in neuerer Zeit zu bedienen pflegt, um Dänen, Norweger und Schweden mit einem Geſammtnamen zu bezeichnen, kommt her von Skandia oder Skaane, dem heutigen Schonen, welches die Südſpitze Schwedens iſt.

Man unterſcheidet in dieſen nordiſchen Landen vier deutſche Völkerſchaften, zunächſt Gothen im Südweſten Schwedens und in Jütland, ſodann Dänen, die urſprünglich nur in Schonen und auf der Inſel Seeland wohnten, die Suionen oder Schweden und die Noreger oder Norweger in ihren heutigen Sitzen. Vor der großen Auswanderung nach England dehnten ſich die Angeln im Norden Holſteins tief im heutigen Jütland aus, worauf erſt die Jüten ſich in ihren zurückgelaſſenen Wohnſitzen anſiedelten. Wie dieſe Jüten mit den Dänen, ſo miſchten ſich die Gothen in Schweden mit den

Schweden, obgleich ihr Nationalheld Beowulf dem Volksſtamm im Norden eine größere Zukunft zu verſprechen ſchien.

Es bleiben alſo nur drei Hauptvölker übrig, in denen ſich von den älteſten Zeiten an eine große Uebereinſtimmung der Herkunft, Religion, Sprache und Sitte kundgibt. Alle ihre Königsgeſchlechter rühmten ſich, von Odin abzuſtammen, in Dänemark die Skioldinger, in Norwegen die Säminger, in Schweden die Ynglinger. Jeder Volksſtamm beſaß ein großes Heiligthum als gemeinſamen Mittelpunkt des Gottesdienſtes, wo das Volk jährlich zu den großen Opferfeſten zuſammenkam, wo die Könige gewählt wurden und ihren Hochſitz hatten, die Dänen zu Lethra auf der großen Inſel Seeland, die Norweger in Drontheim, die Schweden in Sigtuna, ſpäter Upſala.

Im Allgemeinen zeigen dieſe nordiſchen Völker in allen Beziehungen ganz den nämlichen Racenzug, wie die übrigen Deutſchen. Nur etwas mehr Härte tritt bei ihnen hervor, vielleicht aber nur ſcheinbar. Sie waren nämlich unter allen deutſchen Stämmen die letzten, welche ſich zum Chriſtenthum bekehrten. Sie trugen daher noch die ganze Barbarei, welche bei den Deutſchen im Süden längſt verſchwunden war, und dieſe Barbarei fiel darum mehr auf, da es doch auch den ſüdlichen Deutſchen, als ſie noch Heiden waren, an ähnlicher Härte nicht gefehlt hat. Ebenſo tritt der Odinismus bei allen Normannen auffallend in den Vordergrund, ſo daß es ſcheint, er habe ſich nur im Norden ſo ſtark ausprägen können. Allein er hat ſich in den Königsgeſchlechtern und im kriegeriſchen Adel der Deutſchen im Süden nicht weniger ausgeprägt, nur daß die Erinnerung daran früher verſchwunden iſt. Was ſich vom alten Heidenthum im Volkslied, in der Sage und im Aberglauben im deutſchen Volke erhalten hat, zeigt ein etwas milderes Gepräge, weil es ſich hauptſächlich durch die Frauen und in den niederen Ständen fortpflanzte, die ſich mehr mit der guten Naturmutter, mit dem ehrlichen Donnerer, mit dem Frühlingsgotte und mit den Elben und Zwergen beſchäftigten, als mit Odin, dem Gott der höheren Stände, des ewigen Kriegs und der Eroberung. Die eigentlichen Träger des

Odinismus, die alten heidniſchen Königsgeſchlechter und ihr adliges Gefolge, wurden im Süden ausgerottet oder bekehrten ſich zum Chriſtenthum und unterdrückten ihre heidniſchen Erinnerungen. Mithin konnte ſich im deutſchen Süden der Odinismus nicht ſo lange in lebhaftem Andenken erhalten, wie im Norden. Aber auch im Norden ſelbſt beſeelte der Odinismus nur das Herrengeſchlecht, während die freien Bauern und die Knechte vorzugsweiſe den ehrlichen Thor und den ſanften Freyr, ſowie die ſegensreichen Göttinnen verehrten. Die Sagen und Märchen, die ſich beim gemeinen Volk in Dänemark Norwegen und Schweden bis auf den heutigen Tag erhalten haben, tragen daher ganz den milden Charakter, wie die, welche ſich beim gemeinen Volk im Süden finden.

Das erklärt ſich aus dem Gegenſatz der Stände im Norden. Es gab deren drei, den Adel, was man die Jarle oder Eorle nannte, die freien Bauern, die man Karle oder Bonden (Boende, Wohnende) nannte, und unfreie Knechte, die man Träll hieß. Nach dem Rigsmal, einem Liede in der alten Edda, ſtammten ſie vom Gotte Rigr ab. Als derſelbe zur Erde herabkam, zeugte er zuerſt mit der Edda (Ahnfrau, Urältermutter) den Träl.

Edda genas,
Genetzt ward das Kind,
weil ſchwarz von Haut
geheißen „Träl".
Es begann zu wachſen
und wohl zu gedeihen.
Rauh war das Fell
an den Händen dem Rangen,
die Gelenke knotig (v. Knorpelgeſchwulſt,)
die Finger feiſt,
das Antlitz fratzig,
der Rücken krumm,
vorragend die Hacken.
In Kurzem lernt' er
die Kräfte brauchen,
mit Baſt binden
und Bürden ſchnüren.
Heim ſchleppt er Reiſer
den heilen Tag.
Da kam in den Bau
Gengilbeina,
Schwären am Hohlfuß,
die Arme ſonnverbrannt,
gedrückt die Naſe,
Ty die Dirne.
Breit auf die Bretterbank
ſaß ſie alsbald,
ihr zur Seite
des Hauſes Sohn.
Sie legten Hecken an,
miſteten Aecker,
mäſteten Schweine,
hüteten Geiſen
und gruben Torf,
von ihnen ſtammen
der Knechte Geſchlecht.

Weiter zeugte Gott Rigr mit der Amma (Großmutter) den Karl.

Anna genas,
genetzt ward das Kind
und Karl geheißen;
das hüllte das Weib (in Windeln),
roth war's und friſch
mit funkelnden Augen.
Er begann zu wachſen
und wohl zu gedeihen;
da zähmt er Stiere,
zimmerte Pflug (Ard),
ſchlug Häuſer auf,
erhöhte Scheuern,
fertigte Wagen,
beſtellte das Feld.
Da fuhr in den Hof
Hanginlukla
im Ziegenkleid
die Verlobte Karl's.
(Die Schwiegertochter) Snör geheißen
ſaß in Linnen.
Sie wohnten beiſammen (als Eheleute)
und wechſelten Ringe (Bauge)
Spreiteten Betten
und bauten ein Haus,
von ihnen entſprang
der Bauern (Karle) Geſchlecht.

Endlich zeugte Rigr mit der „Mutter" den Jarl.

Die Mutter gebar
und barg in Seide,
ein Kind das genetzt ward,
und Jarl genannt.
Licht war die Locke
und leuchtend die Wange,
die Augen ſcharf,
als lauerten Schlangen.
Daheim erwuchs
der Jarl in der Halle
mit Linden ſchälen, (den Schild zu ſchwingen)
Sehnen winden,
Bogen ſpannen,
und Pfeile ſchäften,
Spieße werfen,
Lanzen (Frakker) ſchwingen,
Hengſte reiten,
Hunde hetzen,
Schwerter ziehen,
den Sund durchſchwimmen.
Da kam von dem Walde (Runen)
Rig daher,
Rig lehrt' ihn
Runen kennen,
nannte mit eignem
Namen den Sohn,
Hieß ihn zu Erb'
und Eigen beſitzen
Erb und Eigen
und Ahnenſchlöſſer
(die Odelfelder
und uralten Bauten).
Da ritt er von dannen
auf dunklem Pfade
durch feuchtes (ſteiles) Gebirg
bis vor eine Halle.
Da ſchwang er die Lanze,
den Lindenſchaft,
ſpornte das Roß
und zog das Schwert.
(Vig) Kampf ward erweckt,
die Wieſe geröthet,
der Feind gefällt,
erfochten das Land.

Man kann die drei Stände nicht schärfer und lebendiger schildern. Rigr ist, wie der Name sagt, nur eine Allegorie des ältesten Völkerrechts. Die drei Stände haben wir auch bei den Sachsen genau unterschieden und sie kehren bei allen deutschen Stämmen als Adel, Freie und Knechte wieder. Unter den Knechten ist immer ein nichtdeutsches, erst den Deutschen unterworfenes fremdes Volk gemeint. Dieser nationale Unterschied ist im Rigsmal deutlich durch die dunkle Hautfarbe und Häßlichkeit der Tralle bezeichnet, im deutschen Süden aber durch den Namen der Sklaven, der nichts anderes ist, als der Volksname der Slaven. Unter den Trällen kann man sich die finnische Race denken, die sich nur in Finnland und im äußersten Norden Schwedens und Norwegens unter dem Namen der Lappen unabhängig erhielt. Die Knechte galten als die ältesten, von Rigr zuerst erzeugten, weil sie von den einwandernden deutschen Stämmen schon vorgefunden wurden.

Die freien Bauern erscheinen wieder älter als der kriegerische Adel, weil sie als Besitzer des Grund und Bodens, als Ackerbauer entweder von einem einwandernden Kriegerstamm bedingungsweise unterworfen wurden, oder weil sich aus ihnen erst, indem sie auf Raub und Abenteuer auszogen, ein neuer kriegerischer Adel bildete. Im Norden war das letztere der Fall. Aus einfachen Bauern, deren zahlreiche Söhne nicht alle daheim unterhalten werden konnten, wurden, indem sie zur See gingen, kühne Seeräuber, welche, mit großem Raube heimkehrend, sich in den Scheeren (Uferfelsen) versteckte Burgen bauten und bald als Seekönige oder Näskonger (Könige der Felsennasen) Ruhm erlangten und ferne Eroberungen machten. Von diesen Seekönigen unterschied man die Fylkekonger als Landkönige. Das waren die Häupter edler alter Geschlechter, die bei den großen Opfern den Vorsitz führten, aber auch sie besaßen ursprünglich nur eine geringe Macht. Es gab ihrer gar viele, in so viele große Sippschaften der ganze Volksstamm zerfiel, und erst ziemlich spät entstanden größere Reiche.

In Norwegen behaupteten sich die freien Bauern am längsten in ihrer uralten Sonderung nach Sippschaften, die in besonderen

Thälern wohnend, durch Gebirge von einander getrennt waren und von denen jede ihr eigenes Haupt hatte. Diesen alten Bonden aber galt kein Gott höher als Thor, während den Jarlen in Dänemark und Schweden Odin viel höher stand. Man darf aus dieser Thatsache schließen, daß der Cultus des Odin gewissermaßen das Monopol des kriegerischen und ewig umherschweifenden Adels wurde, während die seßhaften ihren Grundbesitz nie verlassenden Bauern dem Thor treu blieben. Die rücksichtslose Willkür Odins und die biedere Ehrlichkeit und Grobheit Thors entsprechen diesem Verhältniß in jeder Weise.

Die Normannen, welche im Sommer ihre Ufer verließen, um unter den Seekönigen auf Seeraub, Abenteuer oder Eroberung auszugehen, hießen Wikinger von Wik, Bucht, weil die skandinavischen Küsten von Buchten wimmeln. Es waren ursprünglich nur jüngere Söhne ohne Erbe, die sich ein Besitzthum auswärts suchten. Die reiche Beute lockte aber auch seßhafte und ältere Männer hinaus auf's Meer und Tapferkeit, Glück und Siegesruhm erhoben auch geringe Leute zu höheren Würden.

Die Wikingsfahrten scheinen sich früher innerhalb der Ostsee bewegt zu haben, ehe sie von der Nordsee aus den ganzen Westen Europa's umwickelten. Wie alt die Verbindung der Normannen mit Gardarik (Rußland) ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Man hat sogar vermuthen wollen, die Schweden seyen von dorther eingewandert, allein die bestimmtesten Zeugnisse der ältesten nordischen Quellen lassen die Einwanderung von Sachsen aus erfolgen. Nur von den Gothen in Schweden dürfen wir annehmen, daß sie zu den Gothen gehörten, die unter Hermanarich Gardarik inne hatten und von da an die untere Donau kamen.

Die ältesten Erinnerungen der Normannen wurden in Liedern aufbewahrt, welche die Skalden, Sänger an den Höfen der Könige, sangen; aber auch die Könige und Helden selbst übten die Kunst des Gesangs. Auch hatten sie die sog. Runenschrift, die sie in Holz zu schneiden oder in Stein zu hauen pflegten. Solche Runenstäbe und Runensteine sind noch zahlreich erhalten.

Man bemerkt in den Aufzeichnungen der Skandinavier, ſey es in Proſa, ſey es in Verſen, den Odinismus in einer ganz ungewöhnlichen Verſtandesſchärfe, die gern mit Räthſeln und dunklen Bildern ſpielt, in einer eben ſo auffallenden Gleichgültigkeit gegen das Rechtsgefühl, und einem eiſernen Starrſinn in der Abweſenheit jedes Mitleids und in einem Hange zum Dämoniſchen und Geſpenſtiſchen, deſſen phantaſtiſche Schrecken den ſonſt ſo ſichern Verſtand verwirren. Im Geiſt der Menſchen ſpiegelt ſich hier die Starrheit des Pols und ſein Magnetismus. Die Poeſie wird zum Nordlicht, welches die warme Sonne des Südens nicht erſetzt.

2.

Die Dänen.

Dan und Angul ſollen Brüder geweſen ſeyn, d. h. Dänen und Angeln waren nahe verwandte Stämme. Die älteſte Geſchichte dieſer Dänen iſt äußerſt verworren, weil es viele, wenigſtens drei deutlich unterſcheidbare däniſche Königreiche gab, in Jütland, auf Seeland und in Schonen, und weil man die Geſchichte aus Skaldenliedern ſchöpfte, die viel Mythe und dichteriſche Uebertreibung enthalten. Doch erkennt man, daß die Dänen die erſten waren, deren kleine Häuptlinge einem mächtigeren König unterworfen wurden, und daß wieder Dänenkönige von Seeland die erſten waren, die ihre Herrſchaft, wenn auch nur auf einige Zeit, ſogar über Norwegen und Schweden ausdehnten. Das erklärt ſich aus der Lage der Inſel Seeland zwiſchen Jütland, Schweden und Norwegen und aus der Zugänglichkeit und Ebenheit der däniſchen Inſeln und Jütlands, die von einem Heere leichter zu erobern und unterwürfig zu erhalten ſind, als die iſolirten Thäler Norwegens und Schwedens. Daher ſchreibt ſich auch das hohe Alter und die Heiligkeit des däniſchen Königſitzes zu Lethra (auch Leire genannt) auf Seeland in der Nähe des heiligen Rothſchild und die Ableitung der dort herrſchenden Skioldunger von Odin.

Die Geſchichte der Skioldunger in Lethra iſt von Saxo Grammaticus im 12. Jahrhundert in claſſiſchem Latein aufgezeichnet worden und enthält eine Menge, zum Theil wahrſcheinlich wörtlicher Ueberſetzungen von Skaldenliedern. Man erkennt daraus ein Vorſchieben der Dänen nach Jütland und der Schweden nach Schonen. Als Eroberer erſcheint zuerſt Rolf Krake, nach deſſen Tode die Einheit zerfällt und deſto mehr kleine Reiche ſich bilden. Zwar Widſamne (der weitumfaſſende) vereinigt wieder ganz Dänemark. Noch größern Ruhm erlangt Harald Hildetand (Kriegszahn) im 7. Jahrhundert. Er gilt in der däniſchen Sagengeſchichte als der erſte Meiſter in der Kriegskunſt, deſſen Krieger unüberwindlich waren. Als er jedoch 150 Jahre alt und blind geworden war, gehorchten ihm die Menſchen nicht mehr, ſein undankbarer Neffe, Sigurd Ring, dem er Schweden gegeben, empörte ſich gegen ihn und ſein Reich ſchien zerfallen zu müſſen, wie das Rolf Krake's. Nun wollten ihn, wie die Sage lautet, einige wohlmeinende Männer, wie er im Bade ſaß, umbringen, um einen kräftigeren Mann endlich an ſeine Stelle zu bringen; aber ſeine ehrwürdige Geſtalt ſcheuchte ſie zurück. Da ſprach er: ich bin freilich zu alt, aber laßt mich eines ehrlichen Todes ſterben, würdig eines Königs. Darauf forderte er ſeinen Neffen mit großer Feierlichkeit zum Kriege heraus. Zu Brawik (Norrköping) ſollten die Flotten zuſammenkommen. Harald wurde begleitet von den Dänen und Oſtgothländern, dazu von vielen Engländern, Frieſen, Sachſen und Wenden. In ſeinem Heere waren eine Menge Skalden, auch Schildjungfrauen (Amazonen). Eine der letzteren, Urſina, führte die Wenden an. Der Schiffe waren ſo viele, daß man, als ſie neben einander lagen, darüber von Seeland bis Skanör wie über eine Brücke gehen konnte. Ein ſiebentägiger Sturm brachte der Flotte große Gefahr, doch kam ſie glücklich vor Brawik an. Da war Sigurd Ring ſchon angelangt, dem alle Schweden, Norweger und Weſtgothländer gefolgt waren mit 2500 Schiffen. Man focht nicht zur See, ſondern ſtieg aus, um zu Lande auf der Brawallahaide (in Schweden) zu kämpfen, der greiſe Harald ſaß auf einem Streitwagen. Man ſtritt von beiden Seiten mit der

ſtaunenswürdigſten Tapferkeit, denn es war ein Wettkampf der Ehre für alle nordiſchen Völkerſchaften. Das Motiv dieſer Schlacht war kein politiſches, ſondern ein rein poetiſches. Webiorg, eine der tapfern däniſchen Schildjungfrauen, verwundete den beſten Helden der Schweden, den ſagenberühmten (rein mythiſchen) Starkader ins Kinn; er aber ſchlug der andern, der Wendenführerin Urſina die ſchöne Hand mit der Fahne ab. Endlich drang Starkaders unbezwingliche (weil dämoniſche) Kraft durch und entriß den Dänen den Sieg. Da ließ ſich der alte blinde König Harald zwei Schwerter geben, ſtürzte ſich in's dichteſte Getümmel und ſchlug ſo lange mit beiden Armen, in jedem ein Schwert ſchwingend, um ſich, bis er fiel. Wer ihn aber erſchlug war kein anderer als Odin ſelbſt in einer Verkleidung. Am folgenden Tage ließ Sigurd Ring den alten König mit größter Pracht beerdigen und eine Menge Gold und Juwelen in das Grab werfen. So die Sage von der berühmteſten aller Schlachten des Nordens auf der Brawallahaide. Iſt ein wirkliches Ereigniß darin auch von der Dichtung weit übertrieben, ſo charakteriſirt ſie doch vortrefflich den Heldengeiſt der alten Dänen.

Sigurd Ring erbte das Reich, deſſen Sohn und Nachfolger Regnar Lodbrok nicht weniger ſagenberühmt iſt. Wie in der Sage von Hildetand die innern Gegenſätze Skandinaviens großartig aufgefaßt ſind, ſo in der Regnar-Lodbrok-Saga das Hinausſtreben der Normannen in's Weite, ihre Wikingszüge rings um Europa. Hier liegen wieder in der Sagenwelt weltgeſchichtliche Hieroglyphen, die wir nicht unbeſehen liegen laſſen dürfen. Regnar erhielt den Namen Lodbrok von ſeinen Lodenhoſen, die er ſich machen ließ, um ſich dadurch gegen den Biß eines Drachen zu ſchützen, aus deſſen Gewalt er die ſchöne Thora in Gothland befreite. Dieſe Thora wurde ſeine Gattin, gebar ihm zwei Söhne und ſtarb. Auf einer Heerfahrt in Norwegen erblickte Regnar eines alten Weibes Magd, die häßliche und ſchmutzige Kraka, als ſie ſich wuſch und ſich dadurch plötzlich in die ſchönſte Jungfrau verwandelte. Um zu prüfen, ob ſie auch Verſtand beſitze, verlangte er von ihr, ſie ſolle zu ihm kommen, weder bekleidet noch unbekleidet, weder geſpeiſet noch nüch-

tern, weder allein noch in irgend eines Menſchen Begleitung. Sie aber hüllte ſich in ein Fiſchnetz, das war kein Kleid; koſtete ein wenig Lauch, das war keine Speiſe, und nahm einen Hund mit, das war kein Menſch. Da freute ſich ſein Herz und er erfuhr ihre edle Herkunft. Sie war Aslauga, des edlen Sigurd und der Valkyrie Brynhildur Tochter, die nach dem tragiſchen Untergang ihrer Eltern von einem Skalden in ſeiner Harfe verborgen und gerettet worden war und dann als arme Magd unter dem Namen Kraka (Krähe) hatte dienen müſſen. Regnar nahm ſie zur Ehe und ſie gebar ihm drei Söhne. Nachher zogen Thoras Söhne, Agnar und Erik nach Schweden gegen den König Eiſtein und ſeine furchtbare Zauberkuh Sibylja, die alle Menſchen umbrachte. Agnar fiel, Erik wurde gefangen und wählte freiwillig den Tod, indem er ſich auf Lanzenſpitzen in die Höhe heben ließ und bis zum letzten Athemzuge ein Lied ſang. Seinen Ring aber ſchickte er ſeiner Stiefmutter Aslauga, damit ſie ihn räche. Regnar war auf ferner Fahrt, Aslauga aber ſchickte ihre eigenen Söhne, um die Söhne Thora's zu rächen. Dieſe waren Hvitſerk, Iwar und Sigurd Schlangenauge, in deſſen Augenſtern man eine Schlange ſah. Iwar, der gewaltigſte Schütz, erſchoß die Zauberkuh. Auch König Eiſtein fiel und die Brüder waren gerächt. Die drei Siegreichen waren aber noch nicht zufrieden mit den hier beſtandenen Gefahren. Iwar ſagte: Wir wollen dahin ziehen, wo uns mehr Uebermacht entgegen ſteht. Darum zogen ſie in das Südreich und eroberten viele Burgen und Städte. Unterdeß heerte Regnar ſelbſt in England, wurde aber vom König Aella gefangen und in den Schlangenthurm geworfen, in welchem er, ſtolz von ſeinen Thaten ſingend, ſtarb. Das iſt das berühmte Lied Krakumal, welches irgend ein Skalde dem Heldenkönig nachgeſungen, das ſtolzeſte Lied des Nordens. Jede Strophe beginnt mit den Worten: „Wir heerten mit dem Schwert.“ In langen Strophen werden alle Schlachten genannt, die Regnar ſchlug, und alle Könige und Helden, die er tödtete. Wonne des Kampfes, Wolluſt des Blutvergießens lacht aus jeder Strophe. Der Schluß lautet:

Wir heerten mit dem Schwert!
Geſchaart zu ein und funfzig
Schlachten hab' ich das Heer
Auf des Pfeiles Entbietung.
Nimmer mochte ich glauben,
Nimmer, größer als ich,
Der ich jung ſchon die Spitzen geröthet,
Je einen König zu finden.
Jetzt laden die Aſen uns ein;
Beklagt muß der Tod nicht werden.

Ha! es drängt mich zu enden!
Heim bitten die Diſen mich:
Aus der Einherien Hallen
Sandte ſie Odin mir zu —
Froh ſoll ich Bier mit den Aſen
Am Götterhochſitz trinken — —
Verlöſcht iſt meines Lebens Licht,
Und Lächeln beut der Tod!
Verlöſcht iſt meines Lebens Licht
Und Lächeln beut der Tod!!!

Die drei Söhne Aslauga's kamen, den Vater zu rächen, fingen den König Aella und ſchnitten ihm den Adler auf den Rücken. Iwar blieb in England. Hvitſerk heerte weiter, wurde gefangen und ließ ſich auf einem Scheiterhaufen von Männerköpfen verbrennen. Von Sigurd Schlangenauge ſtammte ſpäter die Mutter Harald Schönhaars ab. Nach langen Jahren gingen einmal Männer auf der Inſel Samsö in einem Walde. Dort fanden ſie einen alten Holzmann, 40 Ellen hoch und ganz mit Moos bewachſen und redeten unter einander, wer wohl einſt dieſem Götzen geopfert haben möge? Da hub auf einmal der Holzmann zu ſingen an:

„Hier ſetzten
An den Strand mich
Die ſeemächt'gen
Söhne Lodbroks,
Und Blutopfer
Mir gebracht ward
Um Mord, ſüdwärts
Hier auf Samsey.
Soll hier ſtehn, ſo
Lang' der Strand trägt
Mich, mit Dornen,
Moos bewachſen:
Auf mich trieſen
Der Wolken Thränen,
Nirgend ſchützt' mich
Fleiſch noch Kleider."

Das ganze altdäniſche Heiden- und Heldenthum ging dem Dichter wie im Traume vorüber von der höchſten Blüthezeit, welche Sigurds und Brynhilburs hohe Geſtalten bezeichnen, bis zum letzten Verkommen des Heidenthums zur Zeit, da chriſtliche Bekehrer die alten Götzen ſtürzten, oder dieſe im tiefen Walde verſteckt unbeachtet verfaulten.

Wenden wir uns von jenen Sagen, welche den Ruhm des uralten Lethra verkünden, zu den beglaubigten Nachrichten, welche uns deutſche Geſchichtſchreiber zuerſt von den Dänen geben, ſo finden wir nur, was oben ſchon von der Flucht Wittekinds zu ſeinem däniſchen Schwager Siegfried und vom Kampf Karls des Großen gegen Siegfrieds Bruder Gottfried und ſpäter von den Angriffen der Normannen mitgetheilt wird. Die dort genannten Könige Gottfried, Siegfried, Hemming gehörten nur Jütland an. Ihre Nachfolger Erich (Horich) und Harald betheiligten ſich hauptſächlich bei den normänniſchen Angriffen auf Friesland. Harald, welcher, vor Erich fliehend, zu Ludwig dem Frommen kam, ſich taufen ließ und mit der frieſiſchen Grafſchaft Rüſtringen belehnt wurde, öffnete den erſten chriſtlichen Miſſionären den Weg nach Dänemark. Unter ſeinem Schutze begann 827 Anscar, ein Mönch aus Corvey, das Werk der Bekehrung zuerſt in Schleswig. Es glückte ihm ſogar, einen Ruf nach Schweden zu erhalten, wo er jedoch nur kurze Zeit bleiben konnte. Als Ausgangspunkt für die nordiſche Bekehrung gründete Ludwig der Fromme 834 das Erzbisthum Hamburg, aber ſchon drei Jahre ſpäter wurde daſſelbe von heidniſchen Wikingern zerſtört, Harald vertrieben. Anscar rettete ſich durch die Flucht und konnte erſt 847 ſein Werk wieder von Bremen aus beginnen, indem das Erzſtift Hamburg der größeren Sicherheit wegen dorthin, nämlich weiter rückwärts verlegt wurde. Ein kleiner jütiſcher König, Erich, nahm ſich ſeiner an und erlaubte ihm, die erſte Kirche in Schleswig zu bauen. Auch ging er von hier aus noch einmal nach Schweden, jedoch noch ohne Erfolg. Endlich ſtarb er 865 zu Bremen. Man hat ihn den Apoſtel des Nordens genannt, weil er in die Urnacht des nordiſchen Heidenthums wenigſtens den erſten Schimmer des

christlichen Lichtes brachte. Bald nach seinem Tode aber erneuerten sich die großen Raubzüge der Normannen und am Ende des Jahrhunderts brachte Gorm der Alte das ganze dänische Reich unter sich, ein finsterer Heide. Der deutsche König Heinrich bändigte ihn und zwang ihn, die Taufe anzunehmen. Sein Sohn Harald Blaatand (Blauzahn) aber heerte wieder als furchtbarer Wikinger, ließ seinen unschuldigen Neffen Goldharald henken, behauptete mit Hülfe des Hakon Jarl Norwegen gegen den christlichen Olaf Tryggwason, wurde aber wieder vom deutschen Kaiser Otto dem Großen gebändigt, der bei diesem Anlaß bis zur Nordspitze Jütlands (dem Ottensund) vordrang, 948. Dieser wilde Harald hatte einen Sohn Swein, den ihm eine Sklavin, in Palnatokes Hause dienend, geboren hatte. Palnatoke aber war unzufrieden mit dem tyrannischen Könige. Harald wußte, welch ein guter Schütz derselbe sey und befahl ihm, einen Apfel von seines eignen Sohnes Kopf zu schießen. Palnatoke that es, erschoß aber nachher den König selbst, als derselbe auf einer Reise eben abgestiegen war, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Der Mörder aber floh und baute an der Küste Pommerns die berühmte Jomsburg, ein Asyl für eine Wikingergesellschaft, die ohne Weiber nach dem strengsten Kriegsgesetze lebte und großen Ruhm erlangte. Haralds Tod ist, wie es scheint, von Saxo Grammatikus, dem wir die Erzählung entnommen haben, sagenhaft ausgeschmückt worden. Adam von Bremen berichtet dagegen, Harald habe seinem bösen Sohn Swein zu lange gelebt, dieser habe Krieg gegen ihn erhoben und Harald sey in der Schlacht tödtlich verwundet worden, 986.

In allen echt geschichtlichen Erinnerungen, wie in den Sagen der alten Dänen, prägt sich vorzugsweise der Jarl aus, der adelige Held, der rücksichtslose und unbezwingliche Sohn Odins. Bei keinem andern der nordischen Volksstämme ist dieses Element so stark vertreten wie bei den Dänen.

3.

Die Norweger.

Norwegen war anfangs nur ſchwach bevölkert und jede zuſammengehörende Sippſchaft wohnte unabhängig von der andern in einem der vielen Thalgelände, die durch Berge und dunkle Tannenwälder von einander getrennt ſind, jede unter ihrem eigenen kleinen Könige. Als das vornehmſte Königsgeſchlecht erſcheinen die Säminger in Drontheim, abſtammend von Säming, dem Sohne Odins. Daneben gab es aber noch eine andere, wahrſcheinlich ältere Genealogie, wonach andere Könige von Toray und deſſen beiden Söhnen Nor und Gor abſtammen ſollten. Das deutet auf den Gott Thor hin, welcher in der That von den freien norwegiſchen Bonden am meiſten verehrt wurde. Was die Sage von den ältern kleinen Königen überliefert hat, können wir füglich übergehen. Die eigentliche Geſchichte Norwegens fängt erſt ziemlich ſpät in der Mitte des 9. Jahrhunderts an, in der Zeit, in welcher es einem der kleinen Könige gelang, alle übrigen zu unterjochen und ſich zum Alleinherrn von ganz Norwegen zu machen. Dieſer kleine König aber ſtammte aus dem Geſchlechte der Ynglinger, welches mit Olaf Trételgja aus Schweden nach Wermeland gekommen war, und hieß Harald, ſpäter „Schönhaar“ zubenannt.

Seine Geſchichte iſt von Snorre in der Heimskringla mitgetheilt. Als der junge Harald um die ſchöne Gyda, Tochter eines kleinen Königs in Hardeland warb, antwortete ſie, ſie möge ihr Magdthum nicht verderben um eines ſo kleinen Königs willen; wenn er Alleinherr von ganz Norwegen ſey, könne er wiederkommen. Da ſchwur er, ſein ſchönes Haar nicht zu kämmen, noch zu ſcheeren, bis er Norwegens Herr ſey. Die Saga berichtet nun weitläuftig, wie er nach und nach alle Häuptlinge Norwegens in Schlachten beſiegte oder in ihren Häuſern verbrennen ließ, wie ſein Heer ſich ſtets vermehrte und wie er über die beſiegten Thäler Jarle einſetzte.

Endlich war ganz Norwegen ſein, was alle freiſinnigen Männer zur Auswanderung veranlaßte. Er aber kämmte ſich jetzt ſein ſchönes Haar und ließ ſich die ſtolze Gyda bringen; außer ihr nahm er aber noch viele andere Weiber, mit denen er eine Menge Kinder zeugte. Er ſtarb hochbejahrt, 930. Mit ihm begann die Einheit des norwegiſchen Reichs, aber auch die große Auswanderung nach der Normandie und nach Island. Das halbe Volk floh den Tyrannen und ſiedelte ſich in andern Zonen an.

Sein Sohn und Nachfolger Erich Blutart kämpfte viel mit ſeinen Brüdern um des Reichs Erbe und machte ſich durch ſeine Grauſamkeit ſo verhaßt, daß er vertrieben und im Ausland erſchlagen wurde, ſein ſanfter Bruder Hakon der Gute aber, der in England erzogen und dort auch Chriſt geworden war, ihm auf dem Throne nachfolgte, 939. Wie ſehnlich dieſer wünſchte, das Volk zu ſeinem Glauben zu bekehren, konnte er die trotzigen Bonden doch nicht dazu bewegen. Es gab äußerſt heftige Scenen, die Snorre umſtändlich erzählt. Hakon ſollte bei dem großen heidniſchen Opferfeſt nach alter Sitte den Vorſitz führen und wollte nicht. Sie aber zwangen ihn über dem Opferkeſſel mit Pferdefleiſch wenigſtens den Mund aufzuthun, daß es ausſähe, als hätte er das heidniſche Opfermahl mitgenoſſen. Unter ſeinen Bruderſöhnen (Tryggwi war der eine) waren es beſonders Eirik, ſowie der harte Sigurd, die ihm an der Spitze der heidniſchen Partei widerſtanden. Nach Eiriks Tode übernahm deſſen Sohn Harald Grafeld den Kampf und Hakon der Gute fiel in der Schlacht, zufällig auf demſelben Felſen, auf dem er geboren worden war, 962. Nachher wurde der mächtige Sigurd dem Harald läſtig und einmal bei Nacht von ihm überfallen und in ſeinem Hauſe verbrannt. Sein Sohn, der junge Hakon Jarl, behielt indeſſen die große Partei des Vaters. Harald Grafeld fiel im Kampf. Hakon Jarl wurde durch eine Heirath mit der reichen Thora noch mächtiger. Nun kam aber der deutſche Kaiſer Otto, beſiegte die Dänen und zwang auch den Hakon Jarl, das Chriſtenthum anzunehmen. Deſſen entledigte ſich Hakon indeß gleich wieder, ſobald der Kaiſer fort war. Noch grö-

ßeres Anſehn gewann er durch ſeinen Sieg über die Jomswikinger. Aber ſein Uebermuth war allzugroß. Ungeſcheut ließ er die ſchönſten Töchter des Landes greifen und entehrte ſie. Das größte Aufſehen erregte der Raub Gudron's, der Tochter Bergthor's, welche die Sonne des Landes genannt wurde. Da kamen Boten der Norweger zu Olaf Tryggwi's Sohn, dem rechtmäßigen Erben der Krone, ihn in's Land zu rufen. Aber ehe er noch kam, war Hakon Jarl ſchon von ſeinem Volke verlaſſen und mußte mit ſeinem Weibe Thora und ſeinem Knecht Krakar unter einem Miſthaufen ſich verſtecken. Als er im Schlafe laut aufſchrie, erſchrak Krakar ſo ſehr, daß er, da ſie doch verrathen waren, lieber gleich den Jarl erdroſſelte und ſein abgeſchnittenes Haupt dem Olaf brachte. Dieſer aber ließ ihm das Haupt gleichfalls abſchlagen und das Volk ſteinigte beide Köpfe.

Olaf Tryggwaſon war noch nicht geboren, als Tryggwi, ſein Vater, erſchlagen wurde. Deſſen ſchwangere Frau Aſtrid floh auf eine kleine Inſel, wo ſie den Olaf gebar. Auf ihrer weiteren Flucht wurde ſein Erzieher Thorolf von den Eſthen erſchlagen und Mutter und Kind zu Sklaven gemacht. Als aber Sigurd Eirikſon nach Eſthland kam, fiel ihm der ſchöne Knabe Olaf auf, er erkannte in ihm ſeinen Neffen und brachte ihn zu König Waldemar, der ihn ritterlich erziehen ließ. Da ſah einmal der Knabe den Mörder Thorolf's wieder und erſchlug ihn augenblicklich mit ſeiner kleinen Art. Alle bewunderten dieſe That und Olaf wurde der Männer ſchönſter und tapferſter. Er führte mancherlei Thaten für den König aus und heirathete die reiche Geira, die Tochter des König Burisleif. Als dieſer dem Kaiſer Otto gegen die Dänen zuzog, machte auch Olaf den Feldzug mit. Die reiche Geira ſtarb, Olaf heerte in England, wo er die heilige Taufe empfing, und wo die Königin Gyda ihn unter vielen Männern ſich ſelbſt ausſuchte, weil er der ſchönſte war. Auf Irland gewann er den beſten der Hunde, Namens Wigi, von einem Rinderhirten. Nachher riefen ihn die Norweger, das Land ſeiner Väter einzunehmen und den böſen Hakon Jarl zu vertreiben. Nachdem dies geſchehen, ward Olaf unter dem Jubel des Volks zum König über ganz Norwegen ausgerufen. Seine

Mutter Aſtrid aber wurde endlich als arme Sklavin wiedergefunden und von einem reichen Manne geheirathet. Olaf trachtete nun vor allem, das Chriſtenthum einzuführen und ließ alle Seidmänner (Zauberer) in einen Saal zuſammenbringen und verbrennen, auch alle Götzenbilder in Drontheim niederreißen und alles Volk taufen. Wer ſich widerſetzte, wurde erſchlagen. Wieder Wittwer geworden, heirathete er die Gudruna, als ſie ihn aber in der Brautnacht umbringen wollte, indem ſie glaubte, er ſchliefe ſchon, entriß er ihr den Dolch und floh, ſie raffte raſch ihre Kleider zuſammen und floh auf die andere Seite. Beide ſahen ſich nie wieder. Sie gehörte alſo wohl zur heidniſchen Partei. Olaf baute ſich ein rieſenhaftes Schiff, die lange Schlange genannt, Eirik aber, der Sohn von Hakon Jarl, verband ſich mit den Königen von Schweden und Dänemark und mit den Jomswikingern gegen ihn. In einer großen Seeſchlacht unterlag Olaf der Uebermacht und als alles verloren war, ſprang er von ſeinem großen Schiff mit geſchwungenem Schwert ins Meer und der Reſt ſeiner Getreuen ſtürzte ſich ihm nach, i. J. 1000.

Nach ſeinem Tode behaupteten ſich Hakon Jarls Söhne eine zeitlang in Norwegen und pflegten wieder das Heidenthum, bis Olaf der Heilige, ein verſprengter und als Wikinger umher irrender Nachkomme Harald Schönhaars unter ähnlichen Umſtänden, wie früher Olaf Tryggwaſon in die Heimath zurückkehrte, einen Anhang fand und Hakons Söhne nach Schweden vertrieb, 1015. Da er bereits ein Chriſt geworden war, ließ er ſich ſehr angelegen ſeyn, das durch die Jarle zerſtörte Werk Olaf Tryggwaſons wieder herzuſtellen und überall das Chriſtenthum wieder einzuführen. Auch er ging dabei gewaltſam zu Werke, jedoch nicht, ohne von den heidniſchen Bonden ſtark gereizt zu ſeyn. Wenn ſie nur auf ihn hören wollten, redete er ihnen vernünftig zu, den thörichten Götzendienſt zu verlaſſen. Sie hatten ein großes Bild des Thor mit einem Hammer in der Hand und reichlich mit Gold und Silber geſchmückt, dem ſie täglich vier Laib Brod und eine große Portion Fleiſch vorſetzten. Vor dieſem Bilde ſtritt der König mit Gudbrand, dem Führer der Bauern, ob es möglich ſey, daß eine Gottheit in dem Holze wohne, und da

der Morgen dämmerte und das Volksthing beginnen ſollte, achtete der König auf den Augenblick, wenn die Sonne aufgehen würde, und ſprach zu Gudbrand: „du trotzeſt auf deinen Gott und beſchwerſt dich, daß du den meinigen nicht ſieheſt. Aber dein Gott iſt blind und taub und kann niemand helfen, weil er ſich ſelbſt nicht helfen und nicht von der Stelle kann, wenn man ihn nicht fortträgt. Und du wirſt ſehen, daß er bald untergehen wird. Willſt du aber meinen Gott ſehen? Auf, ihr alle, blickt nach Oſten, da kommt unſer Gott mit ſeinem gewaltigen Lichte!“ Die Sonne ſtieg eben empor und verwundert blickte das ganze Volk nach ihr hin, da zertrümmerte ein Mann des Königs das Götzenbild mit der Art, daß es zuſammenbrach und Ratten und Mäuſe herausliefen. Entſetzt floh das Volk, aber Gudbrand ſelbſt erkannte am Ende, Thor müſſe kein rechter Gott ſeyn, ſonſt würde er ſich ſelber haben helfen können. Und nun bekehrten ſich alle, 1022. Aber der fromme König behauptete ſich nicht lange im Beſitz des Reiches. Canut, der mächtige König Dänemarks, vertrieb ihn und als er zurückzukehren wagte, fiel er in der Schlacht bei Stikleſtad, 1033.

Wie bei den Dänen der Jarl, ſo herrſcht bei den Norwegern entſchieden der Kerl oder Bonde, der freie Bauer vor und charakteriſirt vorzugsweiſe das norwegiſche Leben.

4.

Island. Grönland. Winland.

Im Jahr 860 wurde der Schwede Gardar Swafarſon durch einen gewaltigen Sturmwind an die Ufer einer fernen großen Inſel im Nordweſten verſchlagen und einige Jahre ſpäter Naddoddr, ein berühmter Wikinger, ebenfalls durch Sturm. Da beſchloß der Norweger Floke, das ferne Land näher zu unterſuchen. Er ſegelte zuerſt nach den Faröerinſeln, welche damals ſchon bekannt waren, und richtete von hier aus ſeinen Lauf nach Nordweſten. Der Weg war

aber weit. Da ließ er einen Raben fliegen, der ſich rückwärts wandte, woraus Floke erkannte, daß er den Faröerinſeln noch näher ſeyn müſſe, als der großen unbekannten Inſel, die er ſuchte. Er fuhr wieder lange weiter und ließ noch einen Raben fliegen, der in die Höhe ſtieg und wieder zum Schiff zurückkam, weil ihm die Entfernung nach jedem Lande hin zu weit war. Floke fuhr immer weiter und ließ endlich den dritten Raben fliegen. Der flog vorwärts und zeigte dadurch die Nähe des erſehnten Landes an. Floke fand es aber voller Schnee und Eis und nannte es darum Island, 874. Island iſt auch im Sommer wegen ſeiner hohen, nördlichen Lage mit Schnee und Eis bedeckt. Doch hat es einige fruchtbare Thäler und beſonders viele Weiden für das Vieh. Die gebirgige Mitte iſt unwirthbar durch Schnee und Eis und durch die Vulkane, unter welchen der Hekla der berühmteſte iſt, und die zuweilen das Eismeer in ein Feuermeer verwandeln. Weil aber des nutzbaren Bodens an den niedern Küſten genug vorhanden und der Fiſchfang überaus ergiebig war, berechneten die Norweger, daß eine Auswanderung dahin ſich immerhin lohnen würde. Es war gerade die Zeit, in welcher ſie durch Harald Schönhaar ihre alte Freiheit und ihr altes Recht verloren. Ihre lang ausgedehnte und durch Gebirge zerriſſene Küſte geſtattete den Bewohnern der einzelnen Thäler nicht, ſich in eine große Heeresmaſſe zu ſammeln, um gemeinſam dem Könige zu widerſtehen. Da ſie ihn nun weder überwinden konnten, noch ihm gehorchen mochten, wanderten ſie zu vielen tauſenden aus. Die junge rüſtige Mannſchaft ergab ſich dem Wikingsleben und dieſe norwegiſche Jugend war es hauptſächlich, die unter dem von Harald vertriebenen Rollo die Normandie eroberte und neu bevölkerte. Die älteren, reicheren und mehr den Frieden liebenden Norweger dagegen wanderten maſſenhaft nach Island aus. Die Zahl derer, die ſich hier niederließen, ſoll ſich bald bis auf 80,000 Seelen belaufen haben. Auch ein kleiner König, Skallagrim, wanderte mit aus, aber alles Königthum hatte in Island aufgehört. Die Männer bildeten hier einen Freiſtaat und regierten ſich ſelber in einer jährlichen Volksverſammlung, dem Althing. Harald Schön-

haar ärgerte ſich nicht wenig über dieſe große Auswanderung und über die Errichtung eines ſo gefährlichen Freiſtaates. Er machte daher einen Verſuch, Island zu erobern, der aber mißlang. Die Isländer behaupteten lange ihre Freiheit und ihre alten Sitten. In ihrer Einſamkeit beſchäftigten ſie ſich viel mit den Erinnerungen an ihre Heimath und mit den alten Liedern und Sagen, deren großen Reichthum ſie faſt allein uns aufbewahrt haben. Oft heerten auch noch Isländer als Wikinger und ſtrebten aus ihrer ſchneeigen Einſamkeit hinaus zum ſchönen Süden. Durch dieſen Verkehr wurde ihnen das Chriſtenthum vermittelt, welches ſie nach und nach freiwillig und aus Ueberzeugung annahmen. Thorwald kam 981 als erſter Miſſionär nach Island und ſchon im J. 1000 wurde durch einen Beſchluß des Althing das Chriſtenthum auf der ganzen Inſel eingeführt und Isleif in Skaalhold zum erſten Biſchof ernannt.

Schon im J. 876 war Gunbjörn in die Nähe von Grönland gekommen, doch wurde dieſes große Land erſt 985 von dem Isländer Erich dem Rothen wieder aufgefunden und näher unterſucht. Es iſt noch viel größer und ſchneereicher als Island, bot doch aber auch Thäler mit grünen Weiden dar und wurde deshalb Grönland genannt. Auch hier alſo ſiedelten ſich Norweger an und trieben einen ſo einträglichen Handel mit Fiſchen, Seehundshäuten, Wallroßzähnen ꝛc., daß im J. 1124 in Gardar, dem Hauptorte, ein Bisthum gegründet werden konnte.

Auch die Faröer-, Orkney- und Shetlandsinſeln im Norden von Schottland wurden von Wikingern oder ausgewanderten Norwegern in Beſitz genommen. Ihre Geſchichte gleicht der aller Wikinger. Trotziger Mannesmuth, Raub, Mord und Todſchlag ſind hier immer die Hauptſache, doch hat auch aus manchem Ereigniß auf den Inſeln die Sage ſchöne und zarte Bilder in ihren Schleier gewoben. Eine der eigenthümlichſten Sagen iſt die von der Bekehrung der Faröerinſeln. Hier war der mächtigſte heidniſche Häuptling, der alte Trund von Goete, ein treues Nachbild des verſchlagenen Odin ſelbſt. Durch Mord des Breſteſen machte er ſich zum Herrn der Inſeln.

Der Sohn des Ermordeten, Sigmund, diente unter Olaf Tryggwaſon, wurde ein großer Held und ein Chriſt, kehrte nach ſeinen Heimathinſeln zurück und wurde freudig empfangen, auch von dem ſchlauen Trund ſelbſt, der ſich vom Morde ſeines Vaters rein wuſch. Sigmund wurde Herr der Inſeln, führte das Chriſtenthum ein, taufte den alten Trund mit Gewalt und führte ihn zu Schiffe nach Norwegen. Aber durch Zauber bewirkte der alte Trund, daß das Schiff nicht von der Stelle kam und blieb ſomit zurück. Nachher ſtellte er dem Sigmund nach, überfiel ihn bei Nacht und ſteckte ſein Haus in Brand. Sigmund und ſein Gefährte Einar konnten ſich nur durch einen Sprung ins Meer retten. Sie ſchwammen lange, bis Einar ermüdete. Sigmund nahm ihn auf die Schulter und trug ihn getreulich lange, bis er merkte, daß er todt ſey. Endlich ſank er ſelbſt bewußtlos ins Meergras. Arme Leute fanden, beraubten und erſchlugen ihn. Durch Olaf den Heiligen wurde das Chriſtenthum auf den Inſeln hergeſtellt, Trund aber lebte ungeſtraft bis ins höchſte Alter.

Das ferniſte und merkwürdigſte Land, welches die Norweger entdeckten, nannten ſie Winland, weil wilder Wein dort wuchs. Es war die Küſte von Nordamerika, zwiſchen Newfoundland und Maryland, wohin ſie kamen. Zuerſt wurde Björn, der nach Grönland fahren wollte, durch einen Sturm nach Winland verſchlagen, 994. Nach ſeiner Rückkehr rüſtete Leifr, bei dem ſich auch ein gewiſſer Tyrker aus Deutſchland befand, ein Schiff aus und erreichte Winland im J. 1000. Wahrſcheinlich landeten ſie in der Nähe von Boſton. Als ſich Tyrker einmal von der übrigen Geſellſchaft entfernt hatte, fanden ſie ihn ein wenig berauſcht vom einheimiſchen Weine. Seine Gefährten wollten ihm nicht glauben, er aber entgegnete, er müſſe doch beſſer als ſie wiſſen, was Wein ſey, da er in einem Weinlande geboren ſey. Sie kehrten wieder heim, es folgten ihnen aber bald andere Seefahrer nach, welche neugierig waren, das große Land zu ſehen. Im J. 1004 kam Thorwald dahin, der erſte, der mit einheimiſchen Wilden kämpfen mußte, von ihnen tödtlich verwundet und im Lande als Chriſt beerdigt wurde mit einem Kreuz

auf dem Grabe. Im J. 1006 kam der reiche Thorfinn mit 160 Mann und einer Anzahl Vieh nach Winland, um ſich dort niederzulaſſen. Aber auch ſie wurden zu ſehr von den Wilden beläſtigt und kehrten wieder um. Nur von einem weiß man, der in Winland geblieben iſt. Björn Asbrandſon, der berühmte Jomswikinger, kam nach Island, lebte in unerlaubter Liebe mit der ſchönen Thurid, Schweſter des mächtigen Häuptlings Snorre Gode. Dieſer vertrieb ihn und er floh aufs Meer. Lange Jahre nachher wurde ein norwegiſches Schiff durch Stürme an die Küſte von Nordamerika geworfen und die Mannſchaft von den Wilden gefangen. Unter den Wilden genoß aber ein ehrwürdiger Greis großes Anſehen, frug die Fremden in norwegiſcher Sprache, woher ſie wären, erkundigte ſich mit Wärme nach der ſchönen Thurid und ihrem Sohne und gab den Fremden einen Goldring für ſie, ein Schwert für den Sohn mit. Es war der alte Björn geweſen. Er ſelbſt wollte ſeine neue Heimath nicht mehr verlaſſen. Hundert Jahre ſpäter ſoll Biſchof Erik von Grönland noch eine Fahrt nach Winland unternommen haben, von der aber nichts näheres bekannt geworden iſt. Nachher iſt niemand wieder aus Europa nach Winland gekommen, bis erſt am Ende des 15. Jahrhunderts der Welttheil Amerika durch Columbus von Spanien aus wieder entdeckt wurde. Damals aber war die Erinnerung der früheren norwegiſchen und isländiſchen Fahrten nach Winland den Menſchen ſchon wieder entſchwunden und man hielt lange Zeit jenen glücklichen Columbus für den erſten Entdecker.

5.

Isländiſche Dichtkunſt.

Das ehrwürdigſte Denkmal des altnordiſchen Geiſtes überhaupt iſt das Buch der Edda (Ahnfrau), welches uns in zweifacher Form überliefert wurde, in der ſ. g. älteren Edda, worin ſchöne uralte Lieder durch den isländiſchen Prieſter Sämund (zwiſchen 1054 und

1133) gesammelt wurden, und in der jüngern Edda, in welcher der oben schon genannte Isländer Snorre Sturleson Prosaauszüge mittheilte. Der Inhalt beider Edden ist die alte Götterlehre von Odin, von den Asen, Vanen, Riesen, Zwergen und Alven, von Odins Listen, Thors Kämpfen mit den Riesen, von Baldurs Tod, von Lokis Tücke, vom Weltuntergang und von Menglöds Befreiung. Ihr hohes Alterthum, ihr tiefsinniger Inhalt voll wunderbar eigenthümlicher Poesie stellen sie hoch über alle andern Geistes-werke des Nordens. Doch enthalten sie auch viel Räthselhaftes, wozu bis jetzt der Schlüssel noch nicht gefunden wurde.

Ein Theil der alten Eddalieder handelt auch vom Helden Sigurd, dem noch viele große und kleine nordische Dichtungen auch neben denen der Edda gewidmet sind. Die größte und schönste Dichtung von Sigurd ist die Volsunga-Saga. An sie aber schließt sich die Vilkina-Saga, die ihren Stoff aus dem deutschen Süden entlehnt und den ganzen Sagenkreis von Sigurd und den Nibelungen, wie von Etzel und Dietrich von Bern zusammenfaßt. Eben so ist die Völundarquida oder die Sage von Wieland dem Süden entlehnt.

Daran schließen sich eine außerordentlich große Menge, in Island verfaßter Sagaen, die noch lange nicht alle gedruckt sind. Ein Theil dieser Aufzeichnungen ist vorzugsweise mythisch und bringt Bruchstücke der alten Götterlehre. So Fundinn Noreger (das gefundene Norwegen), die Nornageſt-Saga, die schöne Hervarar-Saga, deren mythischer Inhalt sich mehr dem Heldenbuch des deutschen Südens, als den Edden anschließt, die Sagaen von Rolf Krake, Oervarrad, Frithiof ꝛc. Ueberhaupt kommen einzelne Göttermythen als Episoden in sehr vielen auch sonst rein historischen Sagaen vor. So eine reiche Thorsmythe in der größern Sage von Olaf Tryggwason. Ueber den geschichtlichen Sagen stehen oben an die Noregs Konunga (Leben der norwegischen Könige), die große Sage von Olaf dem Heiligen, zwei von Tryggwason, die sehr interessante Jomswikinga-Saga (von den Thaten der Wikinger in Jomsburg),

das isländiſche Landnamabook, die Sagen von den Faröerinſeln, den Orkneys ꝛc.

Der Hauptinhalt aller dieſer Sagaen iſt altnordiſches Heldenthum, Kampf, Todesverachtung, Luſt an blutigem Mord, oft auch Verrath. Es wird nicht nöthig ſeyn, davon noch Proben mitzutheilen. Nur einige beſonders charakteriſtiſche oder zarte Züge aus jener düſtern nordiſchen Welt verdienen beſondere Beachtung. So das Amazonenthum. Herwöra, die ſtarke Tochter Angantyrs, wurde nach ihres Vaters frühem Tode bei dem Jarl Biartmar, dem Vater ihrer Mutter, erzogen, war aber von Jugend auf wild und amazonenhaft, lief in den Wäldern umher und erſchlug jeden, der ihr mißfiel. Als man ihr einſt vorwarf, ſie ſey nur eines Sklaven Tochter, forderte ſie von Biartmar Gewißheit über ihren Vater und beſchloß, zu deſſen Grabe zu gehen und das mit ihm beerdigte Zauberſchwert Tyrfring von ihm zu fordern. Ihr Geſpräch mit dem Vater im Grabe iſt eine der ſchönſten nordiſchen Dichtungen (in der Hervararſage). Als ſie vom Grabe zurückkehrte, waren ihre Leute aus Angſt entflohen. Sie ging nun, als Mann verkleidet, in die Dienſte des alten biarmiſchen König Gudmund. Da zog einſt, als ſie ſich beim Schachſpiel beſchäftigte, ein Höfling ihr Schwert aus der Scheide. Nie aber konnte es gezogen werden, ohne Menſchenblut geleckt zu haben. Darum entriß ihm Herwöra das Schwert, tödtete ihn ſelbſt damit und kehrte heim. Aber der Fluch haftete am Schwert in alle Folgezeit.

Eine andere Amazone war Alfhilde, die Tochter Sigurds von Oſtgothland, die, um den Alf nicht heirathen zu müſſen, männliche Kleidung anlegte und ein Seeräuberleben führte, bis ſie einſt auf dem Meer mit Alf zuſammentraf. Lange kämpften ſie mit einander, da wurde ihr der Helm vom Haupt geſchlagen, ihre Haare rollten herab und ſtaunend erkannte er ſeine Geliebte. Nun hörte aller Streit auf und ſie wurde willig ſein Weib.

Syritha, die Tochter des kleinen König Siwald in Schleswig, die keuſcheſte Jungfrau des Nordens, bat ihren Vater, ſie keinem Manne zu geben, außer den ſie anſehen würde. Sie ſah aber keinen an,

ſondern ſenkte ihren Blick allezeit zu Boden. Da entführte ſie Ottar, Ebbas Sohn, mit Liſt, entließ ſie aber wieder, als er ſie nicht bewegen konnte, ihn anzuſehen. Sie irrte umher, bis der Zufall ſie in Ebbas Haus führte, wo ſie als Magd diente und unerwartet von Ottar wieder gefunden wurde. Nun ſtellte er ſich, als wolle er eine andere heirathen, ließ die Hochzeit beſtellen und befahl Syritha, die Fackel zu halten, während er mit ſeiner vermeintlichen Braut zu Bette ging. Da ſchlug ſie die Augen ſo tief nieder, und war ſo mit ihrem Geiſt abweſend, daß ſie nicht einmal merkte, wie ihr die Fackel auf die Finger brannte. Da bat Ottar ſie, doch die Fackel wegzuthun, daß ſie ſich nicht verbrenne, und nun erſt blickte ſie auf und ſah zugleich, daß gar keine Braut da war — als ſie ſelbſt.

In der ſchönen Lardäla-Saga lernt der muthige Kiartan die ſchon verheirathete edle Gudrun kennen und lieben, ihr Gatte ſtirbt, aber er kann ſie noch nicht heirathen, er muß noch in die Weite ziehen und bittet ſie, drei Jahre auf ihn zu warten; kehrt aber nicht heim und ſie läßt ſich bereden, den Bolle zu heirathen. Nun erſt kehrt Kiartan wieder mit einem ſchönen Ehrenmantel König Olaf Tryggwaſons, der einmal unerkannt mit ihm in die Wette geſchwommen, einem köſtlichen Schwerte von demſelben König und einem eben ſo köſtlichen Hauptſchmuck. Den letztern ſchenkt er der Hreſna, die er heirathet. Alsbald feinden ſich die beiden Weiber um den Rang an. Gudrun läßt bei einem Gaſtmahl Kiartans Kleid beſchmutzen, ſein Schwert und den Hauptſchmuck Hreſnas rauben, endlich den Kiartan ſelber ermorden. Als darauf Kiartans Verwandte in der Blutrache den Bolle umbringen, wäſcht Gudrun gerade Linnenzeug, läßt ſich nicht ſtören und lächelt bei der Nachricht, ihr Gatte ſey todt. Endlich geht ſie in ein Kloſter und ſagt: „ich war gegen den am böſeſten, den ich am meiſten liebte.“

Nach der Gunlaug-Saga hatte Gunlaug ſeiner Braut Helga verſprochen, binnen drei Jahren heimzukehren. Als es nicht geſchah, mußte ſie wider ihren Willen den Raſn heirathen. Da kam Gunlaug zurück in einem ſchönen Ehrenmantel, den ihm ein König ge-

ſchenkt hatte, und forderte Rafn zum Zweikampf. Rafn aber bediente ſich einer Argliſt und verſetzte, ſchon beſiegt, während ihm Gunlaug mitleidig Waſſer brachte, ihm tückiſch eine ſchwere Wunde. Gunlaug aber behielt noch ſo viel Kraft, ihn zu erſchlagen. So ſtarben beide. Helga mußte nun den Thorkel heirathen, der Gram aber verzehrte ſie. Da ließ ſie ſich Gunlaugs Mantel bringen, ſah ihn eine Weile unverwandten Blickes an und fiel todt in Thorkels Arm zurück.

Sehr ſchön und eigenthümlich iſt die Nials-Saga. Nials Weib Bergthora ſtritt mit Hallgerda, dem Weibe Gunnars, um den Vorrang. Hallgerda, von der es hieß, ſie habe ſchon ihre zwei frühern Männer umgebracht, ließ einen von Nials Leuten tödten. Darüber entſpann ſich die Fehde, die aber immer wieder geſühnt wurde, da Gunnar wie Nials gutmüthig war und nur die Weiber immer neu zum Kampfe trieben. Einmal umringten die Gegner Gunnars Wohnung und belagerten ihn. Die Sehne ſeines Bogens brach; er bat Hallgerden, ihm eine neue von ihrem langen Haar machen zu laſſen, aber ſie weigerte ſich und verhöhnte ihn, weil jetzt für ſie die Stunde gekommen ſey, ſich dafür zu rächen, daß er ihr einmal im Unwillen über ihre Bosheit eine Ohrfeige gegeben habe. So konnte ſich Gunnar nicht mehr wehren und ſtarb an vielen Wunden. In der Folge wurde auch des alten Nials Haus umringt und in Brand geſteckt. Weder er, noch ſein Weib Bergthora wollten ſich retten, ſondern beide legten ſich zuſammen ins Bett und verbrannten. Eben ſo ein kleiner Enkel, der ſich durchaus nicht von ihnen trennen wollte.

Reiche Schätze von Poeſie enthalten außer den Sagaen die nordiſchen Volkslieder und die erſt in neuerer Zeit aufgezeichneten alten Volksmärchen. Auch ſie behalten die volksthümlichen Grundzüge der Kühnheit, des zäheſten Trotzes, der Todesverachtung, der Blutrache, aber auch der Treue und alles opfernden Liebe.

6.

Die Schweden.

Die älteste schwedische Geschichte ist von Snorre Sturleson († 1241) in dem berühmten Buche Heimskringla (der Weltkreis oder Heimathring der Menschen) und zwar insbesondere in dem ersten Theile desselben, der Ynglinga-Saga freilich nur sagenhaft niedergeschrieben worden. Darnach heißen die ältesten Schwedenkönige Ynglinger, abstammend von Odins Sohn Yngwi. Ihre Sage ist so mit Mythen durchflochten, daß sie für die Geschichte nur wenig Gewinn abwirft. Doch erkennt man darin eine ganz andere volksthümliche Grundlage, wie in der ältesten dänischen und norwegischen Geschichte. Yngwi wird auch Frey zubenannt und die Vanengötter Njördr, Freyr, Freiya und verwandte Wesen, Frode, dessen Name im Sprüchwort von Frodes Frieden erhalten blieb, Friedlev ꝛc., die unter den geschichtlichen Königen Schwedens genannt werden, so wie die öfter wiederkehrende Anpreisung eines ruhigen Friedens, fruchtbarer Jahre und reicher Ernten, lassen keinen Zweifel übrig, daß in Schweden die Vanen eine vorzügliche Verehrung genossen, und daß wir es hier mit einem ackerbauenden und Ruhe bedürftigen Volke zu thun haben, in welches die gewaltthätigen Odinsdiener nur übermüthig eingedrungen sind. Die Stärke des ackerbauenden Volks ließ sich aber nicht so leicht von kriegslustigen Königen beugen. In mehreren Sagen wiederholt sich der Trotz der Bauern gegen die Könige. Einst war große Hungersnoth in Schweden. Da sammelte sich das Volk in Upsala, um große Opfer zu bringen, damit die Götter das Land wieder fruchtbar machen möchten. Im ersten Jahr am großen Herbstfest wurden Rinder geopfert, da aber der Mißwachs fortdauerte, im zweiten Herbste Menschen, und als auch jetzt noch die Erde nicht fruchtbar werden wollte, opferten die Schweden im dritten Herbste ihren König Domalldi, schlachteten ihn und spritzten sein Blut umher,

wie man bei Opfern pflegte. Da waren die Götter verſöhnt und im nächſten Frühjahr grünten die Saaten herrlich empor.

Merkwürdig erſcheint ein großer Aufſtand der Träle in Schweden zur Zeit des König Eigill. Tunni, der Anführer der Träle, ſchlug den König in acht Schlachten, bis dieſem die Dänen zu Hülfe kamen. Da fiel Tunni und die Träle wurden beſiegt, nachher aber wurde der König durch den Stoß eines Stieres getödtet. Dieſer Stier und Eiſteins oben erwähnte Zauberkuh beweiſen, daß die zum Ackerbau unentbehrlichen Rinder eine beſondere Achtung und Bedeutung bei den alten Schweden hatten. Mit einem ſchmerzlichen Seitenblick auf die Dänen berichtet die Ynglingaſaga, daß zu Rolf Krakes Zeit das Unweſen der Seekönige den Anfang genommen habe, und daß man unter einem Seekönig einen verſtand, „der niemals ſchlief unter rußigen Balken und niemals trank aus dem Horn am Heerde.“ Dagegen preist die Sage den Schwedenkönig Onund, welcher, offenbar in der Abſicht, dem Räuberweſen zu ſteuern, unfruchtbare Landſtrecken urbar machte und Straßen durch ganz Schweden zog, um der Uebervölkerung und den Heimathloſen die friedliche Anſiedlung zu erleichtern. — Als König Ingialld einmal zu Upſala beim großen Götterfeſt das übermüthige Gelübde that, als Eroberer ausziehen und die Größe ſeines Reichs verdoppeln zu wollen, umringte das Volk ſein Haus in der Nacht und verbrannte ihn darin.

Als Iwar Widfamne Schweden eroberte, wanderte der letzte Ynglinger Olaf mit vielem Volk aus und baute zum erſtenmal das bisher öde Wermeland an, wovon er Tretelja (Zimmermann) genannt wurde, aber das mit ihm gezogene Volk verbrannte ihn in ſeinem Hauſe, den Göttern zum Opfer, damit dem neuen Lande Fruchtbarkeit werde.

Auch ſpäter tritt im ſchwediſchen Charakter noch eine gewiſſe Milde hervor. König Björn ruft freiwillig den Anscar nach Upſala und läßt ihn dort predigen. Es befanden ſich viele chriſtliche Gefangene in Schweden, welche ihm entgegenjubelten. Durch ſie war ohne Zweifel der König neugierig gemacht worden, das Chri-

ſtenthum näher kennen zu lernen. Anscar ging zweimal nach Schweden und nach ihm wirkte dort ſeit 805 noch Rimbert, allein alles verſank wieder ins Heidenthum. Um dieſe Zeit waltete Gorm der Alte in Dänemark, Erich Edmundſon von Schweden aber eroberte Finnland, Eſthland und Kurland. Seit dieſer großen öſtlichen Eroberung trat das bisher verhältnißmäßig unbedeutende und ſchwache Schweden, dem Dänemark lange überlegen geweſen war, zum erſtenmal als Großmacht des Nordens auf. Erich ſtarb 935. Sein Enkel Erich der Siegreiche beſtand einen ſchweren Kampf mit ſeinem Brudersſohn Styrbjörn, dem Starken, der ſich an der Küſte Pommerns in der berühmten Jomsburg niedergelaſſen hatte, eine große Menge der kühnſten Wikinger um ſich ſchaarte und von hier aus Schweden erobern wollte. Vor der Schlacht opferte Erich dem Odin, Styrbjörn dem Thor. Dann kämpfte man drei Tage lang bei Fyriswall, bis die Jomswikinger alle umkamen, 983. Erichs Sohn Olaf, Schooßkönig genannt, weil er noch als Kind herumgetragen wurde, als ſein Vater ſtarb, war der erſte ſchwediſche König, der ſich taufen ließ, wahrſcheinlich im Jahr 1000.

Die ſchwediſche Bekehrung iſt die befriedigendſte, weil ſie ganz freiwillig erfolgte, ſowohl von Seiten der Könige als von Seiten des Volkes, während die däniſchen Könige aus politiſchen Rückſichten ſich im Auslande taufen, oder durch die Uebermacht der Deutſchen nach einer Niederlage ſich die Taufe vorſchreiben ließen, in Norwegen aber das Volk von den Königen mit der blutigen Axt in der Hand zur Taufe gezwungen wurde. Solche Bekehrungen waren dann freilich keine ſehr nachhaltigen. Es gab eine Menge Rückfälle ins Heidenthum. Es gab gottloſe Menſchen, die ſich rühmten, ſie hätten ſich ſchon zwanzigmal taufen laſſen, um des neuen Kleides willen, das ihnen bei der Taufe geſchenkt wurde. Viele wurden getauft, ohne etwas vom Chriſtenthum zu wiſſen. Viele wurden nur primſignet, d. h. mit dem Kreuze bezeichnet als künftige Chriſten. Der neue Glauben fand auch bei vielen rauhen und verſchlagenen Männern des Nordens keinen alten vor, den er hätte verdrängen können, ſondern einen trotzigen Unglauben, der ſich auch unter der chriſt-

lichen Hülle forterbte. Aus einer Menge von Ueberlieferungen geht hervor, daß die keckſten Helden auch nicht einmal mehr an Odin, ſondern nur an ſich ſelbſt, an die eigene Stärke glaubten. Das wurde insbeſondere von König Rolf Krake bemerkt. Da des Menſchen Herz ein trutzig und verzagtes Ding iſt, erſcheint es nicht übermenſchlich, daß jene harten Normannen den Trotz ſo weit getrieben haben. Trieben doch auch andere Völker wieder die Verzagtheit bis zum äußerſten! Der Unglaube aber, den ſo viele Wikinger beſaßen, erklärt ſich auch noch auf andere Weiſe. In mehreren alten Sagaen wird ausdrücklich bemerkt, die Götzen von Stock und Stein ſeyen von Bardr, Finnr, Eindridi ꝛc. verachtet worden, nicht die Gottheiten an ſich, ſondern die Abbilder. Die alten Deutſchen hatten gar keine Götzenbilder, ſondern verehrten höchſtens heilige Bäume, Quellen, Felſen ꝛc. Die Götzenbilder, die ſpäter z. B. bei den Alemannen am Bodenſee und überall in Skandinavien gefunden werden, ſind alſo erſt ſpäteren Urſprungs und vielleicht nur aus einer Nachahmung anderer Völker zu erklären. Könige, die im Ausland Tempel und Bilder ſahen, ſchienen die erſten geweſen zu ſeyn, welche ihren Hof auch mit einem Götzenhaus zierten. Aber ſolche grobe Bilder mußten auf manchen, der nicht daran gewöhnt war oder ein feineres Kunſtgefühl hatte, abſtoßend wirken. Insbeſondere ſeit die weitumfahrenden Wikinger in Länder kamen, wo ſie ſchönere chriſtliche Bilder ſahen, mußten ihnen ihre geſchmacklos geputzten Holzrieſen lächerlich vorkommen. Dem höheren Norden iſt aber überhaupt ein geringerer Sinn für Bilder und ein ſtärkerer für Eindrücke unſichtbarer Mächte eigen. Wie den alten Aegyptern tief im Süden die Gottheit zur Leiche wurde, ſo dem höchſten Norden zum Geſpenſt. Odin und die Aſen ſind gleich den Elfen urſprünglich geſpenſtig, ebenſo die Gottheiten des Schamanismus.

Vergleichen wir die alten Schweden mit den Dänen und Norwegern, ſo tritt uns hier mit der Friedensliebe, der Pflege des Ackerbaues und der größern Charaktermilde der Herrſcher zugleich das Volkselement der Träle in einer größern Bedeutung hervor, als in den andern ſkandinaviſchen Ländern. Der deutſche Eroberer befand

ſich hier, wie es ſcheint, urſprünglich in minderer Zahl unter einer Mehrheit von finniſchen Ureinwohnern. Aus Schwedens geographiſcher Lage erklärt es ſich auch, daß von hier aus das gegenüberliegende Finnland, Biarmaland am weißen Meer und die von Finnen bewohnten Länder, die man jetzt die Oſtprovinzen nennt, ſo wie das noch fernere Gardarik (Rußland) zuerſt beſucht, erforſcht und zum Theil ſogar unterworfen wurde.

7.

Die Wikingszüge.

Die Seeräubereien der Normannen fingen in der Mitte des 8. Jahrhunderts an, die Welt in Erſtaunen und Schrecken zu verſetzen. Sie hatten nicht bloß den Raub zum Zweck, ſondern waren nur eine neue Aeußerung der alten Kampfluſt. Einem ſo kräftigen Volke, in der Einſamkeit und Unfreundlichkeit nordiſcher Gegenden aufgewachſen, konnte man die Begierde nicht verdenken, ſich auf Seefahrten die Langeweile zu vertreiben, ſeine Kraft zu üben, kühne Thaten zu vollbringen, wechſelvolle Abenteuer zu erleben und den ſchönen Süden kennen zu lernen, wo die Sonne glücklicheren und reichern Völkern lacht. Wenn es ſich blos um Raubluſt und keine edleren Beweggründe gehandelt hätte, würden nicht ſo viele wahre und große Helden ein Wikingsleben geführt haben. Schon im Haramal der alten Edda heißt es:

Güter verſchwinden,
Freunde, ſie ſterben,
Selbſt du auch ſtirbſt.
Eins nur ſtirbt nicht,
Das iſt der Ruhm nach dem Tode,
Wenn guten du erworben.

Die Jomswikinger, die in der Jomsburg an der Küſte Pommerns ihr Raubneſt bauten, und einen unabhängigen Freiſtaat bilde-

ten, waren zwar die ärgſten Räuber, unterwarfen ſich aber einer ritterlichen Zucht und Strenge. Ehre und Ruhm galten ihnen über alles. Wenn ſie auch mit ihrem Raube hätten fliehen können, thaten ſie es nie, ſo lange noch gekämpft wurde, und gingen lieber unter, ehe ſie dem Feinde den Rücken gekehrt hätten. Ihr größter Stolz war, nicht mit den Augen zu zucken, wenn man ihnen ins Geſicht hieb.

In Bezug auf den Raub folgten die Wikinger ganz demſelben Grundſatze, wie die ritterlichen Araber der Wüſte. Was nicht Eigenthum ihrer Stamm- oder Eidgenoſſen war, konnten ſie ſich mit dem Schwert aneignen, wenn ſie ſtark genug dazu waren. Jeder Fremde, der zu ihnen kam, wurde gaſtfrei aufgenommen, ja der Wirth ließ das Leben für ſeinen Gaſt. Draußen aber wurde jeder Fremde als Feind behandelt. In den nordiſchen Meeren war in dieſer Beziehung das Strandrecht ein uralter Gebrauch. An weſſen Ufer ein Schiff ſtrandete, der durfte es nehmen und als Eigenthum behalten mit allen Waaren oder Menſchen, die noch gerettet werden konnten. An dieſem Rechte hingen die Normannen mit ſolcher Zähigkeit, daß noch lange nach der Bekehrung zum Chriſtenthum in den Kirchen ärmerer Gegenden um einen geſegneten Strand gebetet wurde, d. h. der liebe Gott möge recht viele fremde Schiffe am Ufer ſcheitern laſſen, damit man ſie plündern könne. Das war das paſſive Strandrecht, dem das active der Wikinger entſprach, das Recht nämlich, an jedem fremden Strande den dort Einheimiſchen zu rauben, was man vermochte.

Die erſten Züge der Wikinger ſcheinen von Norwegen aus über die Orkneys- und Shetlandsinſeln nach den Hebriden und Irland gegangen zu ſeyn. Hier wurden ſie Oſtmänner genannt, weil ſie von Oſten kamen, aber auch Fion Gal, weiße Fremdlinge. Doch unterſchied man frühere und ſpätere Wikinger in jenen Inſelgegenden und nannte die älteren frieſiſchen Seeräuber, die ſich hier niedergelaſſen hatten, vorzugsweiſe Fingalen, die ſpäteren Normannen aber Männer von Lochlin (Norden). Die Oſtküſte Irlands kam ganz in ihre Hände und im J. 853 finden wir den Normannen

Offa als König in Dublin. Die Schotten und Picten wußten sich ihrer besser zu erwehren, jedoch nicht ohne schweren Kampf. Das alte dunkle Reich der Picten endete in der Schlacht von Forteviot, indem sein letzter König Wrad dort fiel und der schottische Sieger, König Kenneth, Schotten und Picten zu einem Reiche vereinigte, welches seitdem Schottland hieß, 842. Sein zweiter Nachfolger Constantin hatte im J. 874 den schwersten Kampf mit den Wikingern zu bestehen, die sich jedoch hier nicht festsetzten. Desto ausgedehnter aber wurden ihre Eroberungen in England, wo sie sich in den zahlreichsten Schaaren ablagerten und das ganze 9. Jahrhundert hindurch mit den Angelsachsen kämpften, der blutigste und hartnäckigste Kampf, in welchem sich jemals deutsche Bruderstämme unsinnigerweise gegenseitig zu vertilgen trachteten. Der Sachse schwang seine Art so fest, wie der Normanne, am Ende aber mußten die letzteren die Oberhand behalten, weil sie mehr zusammenhielten, die erstern aber einander nicht hinlänglich beistanden. Die schrecklichste Niederlage der Angelsachsen war die bei York 867, worin König Aella von Northumberland fiel. Erst König Alfred befreite England wieder vom dänischen Joche.

Zu den großen Räubereien in Deutschland und Frankreich wurden die Normannen eigentlich eingeladen und aufgereizt. Wenn die karolingischen Könige zusammengehalten hätten, anstatt einander gegenseitig zu verderben, würden die Normannen gegen eine so große Macht nichts gewagt haben. Aber sie wurden gerufen, durch Versprechungen gelockt, wie oben ausführlich geschildert worden ist. In Friesland war ihre erste Niederlassung Dorsteede. Nachher bekamen sie das ganze Rüstringerland zu Lehen. Weiter westwärts bemächtigten sie sich der Mündungen der Seine und Loire und fuhren diese Flüsse weit hinauf, indem sie einen unsäglichen Raub aus dem Lande fortschleppten. In so weitem Umfang und so lange Zeit hindurch hätten sie nicht rauben können, wenn ihnen der Verrath nicht überall Vorschub geleistet hätte. So kamen sie 845 auf der Seine nach Paris, 849 auf der Garonne nach Bordeaux, 853 auf der Loire nach Tours, 856 noch einmal nach Paris, 873 nach Angers,

882 auf dem Rhein und der Mosel nach Mainz und Trier. In Frankreich fiel im Kampfe mit ihnen Robert der Starke, in Deutschland Herzog Bruno von Sachsen. Der Sieg Ludwigs III. über sie bei Thuin half wenig. Im Jahr 885 belagerten sie schon wieder Paris, 888 erlitten sie eine große Niederlage in der Bretagne, aber erst die noch größere, die ihnen Arnulf bei Löwen beibrachte, 891, dämpfte ihren Uebermuth.

Aus Friesland und überhaupt vom deutschen Boden wurden sie gänzlich vertrieben, nicht so aus Frankreich. Hier nämlich setzte sich Rolf oder Rollo fest, ein edler Norweger, welcher eine Zeitlang als Wikinger geheert hatte, bei seiner Rückkehr nach Norwegen dem herrschsüchtigen Harald Schönhaar sich nicht unterwerfen wollte und daher für immer auswanderte, dessen Führung sich aber andere unzufriedene Norweger zu tausenden anvertrauten, so daß er aufs neue mit großen Schaaren an den französischen Küsten landen konnte. Obgleich ein gewaltiger Räuber, war er doch nicht ohne Großmuth. Als er ins Hennegau eingefallen war und den Grafen dieses Gaues, Raginer gefangen genommen hatte, verlangte er zum Lösegeld von der Frau desselben alles Gold und Silber im Lande, gab ihr aber nachher von freien Stücken die Hälfte zurück. Vergebens rüsteten die Franzosen und Burgunder gegen den überkühnen Rolf, der sie in allen Schlachten besiegte. Ein Herzog von Orleans fiel damals im Kampfe. Rolf zog von der Seine an die Marne und bis an die Maas und heirathete zu Bayeux die schöne Papa, Tochter des Grafen Berengar, der bei der Vertheidigung der Stadt gefallen war. Dann zog sich Rolf nach Rouen zurück, wo er einem Könige gleich sein Hoflager aufschlug und zu bleiben beschloß. Das ganze Land umher hieß fortan die Normandie, weil sich darin alle die Norweger ansiedelten, die mit Rolf ihre Heimath verlassen hatten. Er mußte jedoch noch länger kämpfen, ehe die Franzosen sich zufrieden gaben und ihm das Land ließen. Vor Chartres erlitt er sogar noch eine Niederlage durch den Herzog Richard von Burgund. Rolf deckte damals seinen Rückzug, indem er sein Lager mit einer Mauer von geraubtem Vieh umgab, welches er vorher hatte tödten und

enthäuten laſſen. Der Anblick war den Franzoſen ſo ſchauerlich, daß ſie ſtehen blieben und den Feind entkommen ließen. Endlich verſtändigten ſich die franzöſiſchen Großen mit ihrem damaligen König, Karl dem Einfältigen dahin, dem Rolf die ganze Normandie als franzöſiſches Lehen zu überlaſſen, wenn er ſich mit ſeinem Volke zum Chriſtenthum bekehre. Das that er, heirathete des Königs natürliche Tochter Giſela, ſchwur ihm den Lehnseid als Herzog von der Normandie und empfing auch noch die Bretagne als Afterlehen dazu. In der Taufe erhielt er den Namen Robert, 911. Ihm die Bretagne zu geben, war eine Perfidie des franzöſiſchen Königthums. Es hieß ſo viel als: da ihr mir nicht gehorcht habt, ihr Herren Bretagner, ſoll der Normanne euch züchtigen. Sie wehrten ſich tapfer und lange, wurden aber unterworfen. Uebrigens regierte Rolf ſein neues Land nachher im Frieden ſo muſterhaft, daß ihm nicht nur ſeine Normannen, ſondern auch die Franzoſen gern gehorchten. Er, der als Wikinger durch Raub groß und mächtig geworden war, wurde der ſtrengſte Hüter und Beſchützer des Eigenthums. Im Walde Marre an der Seine hing er an einen Eichbaum ein goldenes Armband und ließ es drei Jahre lang hängen, ohne daß irgend jemand gewagt hätte, es wegzunehmen.

Die Wikingszüge erſtreckten ſich weit über Frankreich hinaus. Regnar Lodbroks Söhne waren die erſten, welche durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer fuhren und davon hauptſächlich kam ihnen ihr großer Ruhm. Der jüngſte der Lodbroksſöhne, Björn Ironſide (Bär Eiſenſeite) war noch jung, als er mit ſeinem Pfleger Haſting den kühnſten Abenteuern im Süden nachging. Erſt war Haſting mit bei der Belagerung von Paris, heerte dann in Spanien und lieferte Abderahman II. eine Schlacht bei Cordova, 856. Dann fuhr er ins Mittelmeer und wollte Rom erobern, hielt jedoch die Stadt Luna im Meerbuſen von Spezzia für Rom, weil es eine große Stadt war, und wollte ſie mit Liſt einnehmen. Er ſchickte daher in die Stadt und ließ ſagen, er komme von fern her und ſey ſterbenskrank, ſein letzter Wunſch ſey, ein Chriſt und in geweihter Erde begraben zu werden. Der Biſchof und der Graf

von Luna willigten mit Freuden ein und Hasting ließ sich taufen. Bald darauf aber kam wieder Botschaft von den Schiffen, er sey gestorben und man möge ihn ans Land nehmen und christlich beerdigen. Er selber aber lag wohlbehalten im Sarge mit seinen Waffen, und die Begleiter des Sarges hatten unter den Geschenken, die sie trugen, Waffen verborgen. Als nun der Bischof den Sarg einsegnete, sprang plötzlich der Deckel auf, Hasting stürzte mit blankem Schwert hervor, auch seine Begleiter zogen die Schwerter und im Nu war der Bischof, der Graf, ihr ganzes Gefolge erschlagen, stürmten die andern Normannen von den Schiffen herbei und wurde die ganze Stadt ausgeplündert. Später ging Hasting wieder nach Frankreich und heerte dort noch lange. Doch benahmen sich nicht alle Wikinger so heimtückisch gegen die christliche Kirche. Einer derselben, Oervar-Oddr, heerte zum erstenmal und sah in Aquitanien die erste christliche Kirche. Als er frug, was das sey, frug man ihn wieder, weß Glaubens er denn sey? Er antwortete: Wir glauben an unsere Macht und Stärke, sonst an nichts, weder an Thor noch an Odin. Die Christen sagten ihm, daß ihr Gott Himmel, Erde und Meer geschaffen habe, und er erwiderte: der muß groß seyn, der das alles gezimmert hat. Man lud ihn ein, sich taufen zu lassen, und er that es, fuhr nachher auch nach dem h. Lande und badete im Jordan, blieb aber ein Wikinger und glaubte immer noch an nichts, als an seine eigene Macht und Stärke.

Von den Wikingszügen nach Osten hin haben wir nur dunkle Nachrichten. Die Fahrten ins weiße Meer und nach Bjarmaland sind schon erwähnt. Von da kamen die Normannen zum Ladogasee und an die Wolga. Auch auf dem bequemeren und näheren Ostseewege fuhren sie ohne Zweifel schon frühe zu den finnischen Stämmen hinüber, wahrscheinlich schon ehe die Slaven aus dem Binnenlande die Meeresküste zuerst in Pommern und Mecklenburg erreichten. Auch kann die Verbindung zwischen den nordischen Gothen in Schweden und den südlichen im schwarzen Meer nur auf diesem Wege stattgefunden haben. Die Normannen auf der Südseite des finnischen Meerbusens haben zwei Namen, Russen und Waräger.

Ruſſen bedeutet ſo viel als Rothe, Männer mit rothen oder blonden Haaren. Das ſlaviſche Volk, welches man heute die Ruſſen nennt, hat dieſen Namen nur von ſeinen normänniſchen Herrn angenommen. Die Finnen brauchen den Namen Ruotzelainen. Das ſind die Rorolanen, von denen wir in der Geſchichte der Gothen erfahren haben, daß ſie ſich gegen den großen König Hermanarich empörten, und deren Fürſtin Sanielh auf des zornigen Königs Befehl von Pferden zertreten wurde. In Sanielh iſt der nordiſche Name Swanhilde entſtellt. Die Rorolanen waren ohne Zweifel Normänner, die ſchon im nördlichen Rußland über finniſche Völker herrſchten, als ſie dem großen Gothenreich unterworfen wurden. Die Waräger, die im 9. Jahrhundert von den Slaven herbeigerufen wurden, um die Regierung zu übernehmen, waren um ſo gewiſſer nur die Nachfolger jener älteren Rorolanen, als ſie Ruſſen hießen und dieſen Namen auf alle nordöſtlichen Slaven Europas übertrugen. Waräger aber hießen ſie von väria (wehren) Wehrmänner, als Wikinger zu Lande, die bald auf eigene Fauſt raubten, bald als Söldner dienten. Solche bildeten eine ſtehende Leibgarde zu Byzanz, wo man ſie Waranger nannte, mit nordiſchen Aexten bewaffnet. Es iſt ſehr möglich, daß ſich die Sitte dieſes Söldnerdienſtes noch von der früheren Verbindung der Gothen mit dem oſtrömiſchen Hofe herſchrieb und daß Normannen den Oſtweg nach Conſtantinopel viel früher und öfter befahren haben, als den Weſtweg ins atlantiſche Meer.

Wie die Ruſſen ihre Herrn aus Skandinavien bekamen, ſo auch die alten Preußen, deren erſter König Waidewut mit ſeinen zwölf Söhnen von dort herüberkam (nach Hartknoch) und in dem wir wohl den Woban und die zwölf Aſen wiedererkennen dürfen.

Sehr intereſſant iſt die von Frähn nach Ibn Foßlan mitgetheilte Notiz über den Handel auf der Wolga. Darnach hatten die ſkandinaviſchen Kaufleute am Ufer des Stroms ein Bild ihres Gottes aufgeſtellt, flehten von demſelben Glück im Handel und brachten ihm Opfer. Das war Odin als Gewährer alles Glücks und wieder ganz zum Mercurius geworden in der beſondern Bedeutung als

Handelsgott. Beweise für den alten Handel auf dem Ostwege sind auch die vielen asiatischen und griechischen Münzen, die man noch in Rußland findet.

8.

Die Finnen.

Der große finnische Volksstamm erstreckte sich in den ältesten Zeiten über Schweden und Norwegen. Seine Reste zogen sich aus den südlichen Gegenden dieser Länder in den hohen Norden des heutigen Lappland zurück, oder bildeten den niedern Stand der Träle unter der Herrschaft der deutschen Eroberer. Nur im Osten des baltischen Meerbusens blieb das Volk der Finnen unabhängig bis auf den Schwedenkönig Erich Edmundssohn. Eben so die von finnischen Stämmen bewohnten Küsten von Liv-, Kur- und Esthland.

Die alten Griechen kannten in jenen hohen nordischen Zonen nur ein Reich, welches sie Thule nannten und unter welchem das eigentliche Skandinavien zu verstehen ist, und ein anderes, das vielberühmte Musterland der Hyperboreer (die jenseits des Nordwinds wohnen), denen man alle Tugenden, eine große Heiligkeit und ein langes Leben andichtete. Das kann sich nun wohl in keinem Fall auf die wilden und stets friedlosen Normannen beziehen, paßt aber einigermaßen auf die sanften Völker finnischen Stammes, die sich von einem Oberpriester friedlich regieren ließen. Indeß darf man sich zu keiner allzu gewagten Voraussetzung verführen lassen, da nach einer religiösen Vorstellung des höchsten Alterthums der Aufenthalt der Götter unter dem Nordpol liegen sollte, die poetischen Vorstellungen von einem Paradies im Norden demnach eine rein mythische und keine historische Grundlage haben.

Die Finnen nennen sich selbst Suomalainen, daher die Namen Samland, Samogitien, Samojeden. Die Esthen, welche zu ihnen zählen, haben den Namen von den Deutschen als die im Osten

Wohnenden erhalten. Zu ihnen gehören auch die Liven mit Esthland. Den älteſten Ruhm unter dieſen Völkern erlangten die ſeitdem wenigſtens dem Namen nach verſchwundenen Tſchuden, deren Andenken ſich in Nordaſien durch die goldreichen Tſchudengräber erhalten hat. Auch den großen Peipusſee nennt man heute noch den Tſchudenſee. Genug, der finniſche Volksſtamm hat ſich vom nördlichen Aſien über das nördliche Europa ausgebreitet und muß, wie die goldreichen Gräber beweiſen, eine frühe Cultur gehabt haben. Darauf deuten auch die Sagen von den Hyperboreern und die alten Handelsſtraßen zwiſchen dem ſchwarzen Meer und der Oſtſee. Ein wilderer nomadiſirender Zweig dieſes Volks, die Ungarn, verirrte ſich nach Süden. Die andern bauten an der Oſtſee das Feld und ließen ſich friedlich von Prieſtern regieren.

Zwiſchen ihnen und dem großen ſlaviſchen Volksſtamm ſaßen die alten Preußen, Letten und Lithauer als ein Mittelglied zwiſchen beiden, ohne daß man ſie den einen oder andern ganz zutheilen könnte.

Die Finnen verehrten den Jumala als höchſtes Weſen und hatten demſelben in Biarmaland (Permien) am weißen Meere einen prächtigen Tempel gebaut, worin ſein Bild mit einer goldenen Krone und zwölf Juwelen ſtand. Die Wikinger kamen um das Nordcap herum auch an dieſe Küſten und wurden durch die Schätze daſelbſt verlockt, ihre räuberiſchen Beſuche zu wiederholen, noch ehe das ſüdliche Finnland den Schweden unterworfen wurde.

Zu allen Zeiten wurde von den Finnen ein tapferer Muth und eine milde Sitte gerühmt. Sie waren viel gutmüthiger, als die Normannen und viel gebildeter, weshalb man ſie auch für Zauberer hielt und ihnen ein überſchwengliches Wiſſen andichtete. Auch zeichneten ſie ſich durch ihr muſikaliſches und poetiſches Talent aus. Die Nerven in den hohen Breiten ſind reizbarer. Bei den Lappen (die ſich Same nennen und ohne Zweifel verſprengte Finnen ſind) geht dieſe Reizbarkeit ſo weit, daß wenn Fremde in ihre Zelte treten, ſie in Ohnmacht fallen oder ſomnambul reden und gezwungen ſind, alle Bewegungen der Fremden nachzuahmen. Der in mannigfachen Erſcheinungen im hohen Norden ſich kund gebende Erdmagne-

tismus (in den magnetiſchen Polen, den Nordlichtern, dem Vorherrſchen des Eiſens ꝛc.) beherrſcht auch die Menſchen als ſ. g. thieriſcher Magnetismus. Daraus allein erklärt ſich die Wahrſagerei und das Zauberweſen der Schamanen, d. h. der Prieſter, die von Lappland an bei allen finniſchen Völkern in Nordaſien vorkommen. Sie betäuben ſich künſtlich und weiſſagen dann im magnetiſchen Schlafe. Im Uebrigen iſt der Cultus der Lappen äußerſt roh. Sie machen ſich Götzenbilder aus knorrigen Birkenſtumpen, die einige Aehnlichkeit mit Geſichtern haben. In dieſer Geſtalt verehren ſie z. B. den Tiermes, der von Thor entlehnt iſt, wie Baiwe, die Sonnengöttin, wahrſcheinlich von der ſlaviſchen Baba.

Die alte Cultur der Tſchuden iſt bis auf ihre Gräberreſte verſchwunden, in der finniſchen Mythologie aber lebt noch die Erinnerung von der Erfindung des Eiſens. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Finnen die Bereitung des ſchwediſchen Eiſens zuerſt erfunden und geübt haben.

Die Götterlehre der Finnen iſt in neuerer Zeit vielfach erforſcht worden, zuletzt von dem Schweden Caſtrén. Ihr höchſter Gott Jumala wird auch Kumala oder Ukko genannt und bedeutet den Himmel, weshalb er blaue Strümpfe und den Regenbogen als Bogen trägt. Sein feuerſprühendes Hemde bedeutet wohl die Blitze. Unter ihm thronen noch drei Götter, Aſti im Waſſer, Tapio im Walde, Tuoni unter der Erde. Der Waldgott Tapio wird als ein alter Mann mit einem dunkelbraunen Barte, mit einem hohen Hut aus Föhrennadeln und einem Pelz aus Baummoos geſchildert. Die wilden Thiere des Waldes ſind ſeine Heerde und er iſt ihr Hirte. Seine Frau Mielliki verbirgt tief im Walde eine Honigkiſte, von der ſie zuweilen verirrten Jägern etwas mittheilt. Auch hat ſie ein Gefolge von ſchönen, jedoch dämoniſchen Waldmädchen.

Die Finnen haben ein großes Epos, Kalewala genannt, dem wir folgende Grundzüge entnehmen: Die Welt war leer und niemand lebte als die Tochter der Luft. Der wurde die Zeit gar lang, bis ſie ſich einmal ins Meer niederließ. Da erhob ſich ein ſchrecklicher Sturmwind und warf ſie auf den Wellen umher. Endlich

ruhte der Sturm und eine Ente flog über das Meer und ſuchte ängſtlich einen Ort, wo ſie ein Neſt finden und ein Ei legen könnte.

Da erhob des Meeres Mutter,
Sie, der Lüfte ſchöne Tochter,
Aus dem Meere ihre Kniee,
Wo die Ent' ein Neſt ſich bauen,
Wo ſie friedlich weilen könnte.
Entlein nun, der ſchöne Vogel,
Hielt's für einen Wieſenhügel,
Läßt ſich auf das Kniee nieder.

Hier legt die Ente ihr erſtes Ei und will es ausbrüten, aber zufällig ſchüttelt die Jungfrau ihr Knie, das Ei fällt und zerbricht, aber

Aus des Eies unterer Hälfte
Wird die niedre Erdenwölbung
Aus des Eies oberer Hälfte
Wird des hohen Himmels Bogen.
Was ſich Gelbes oben findet,
Strahlet ſchön als liebe Sonne.
Was ſich Weißes oben findet,
Leuchtet hold als Mond am Himmel.
Von dem Hellen in dem Eie
Werden Sterne viel am Himmel,
Von dem Dunklen in dem Eie
Wird Gewölke in den Lüften.

Mittlerweile hat auch die Tochter der Luft durch des Windes Gewalt im Meere ein Kind empfangen, welches als der erſte der Götter aus dem Meere ſich erhebt und in die neugeſchaffene Welt eintritt, Wäinämöinen. Wo aber ein Gott iſt, bleibt ſein Gegentheil nicht lange aus. Ein böſes Weſen, Joukahainen, beneidet und bekämpft den Herrn der neuen Welt, wird von ihm aber in die Tiefe eines Sumpfes gezaubert. Da bietet er ihm als Löſegeld ſeine ſchöne Schweſter an, die ein ganz unſchuldiges naives Mädchen iſt und ſich ihm ſpröde verſagt. Nun räth ihm der Böſe, des Nordlands Tochter zu freien. Dieſe verlangt aber, er ſoll ihr zuerſt den Sampo ſchmieden. Deshalb nun ſucht er den Schmiedegott Ilmarinen auf.

Hier ſchildert das Gedicht die Geburt des Eiſens, welches drei Schweſtern aus ihrer Milch machten.

Welche rothe Milch gemelket,
Davon ward das ſpröde Eiſen.
Welche weiße Milch gemelket,
Davon wurde Stahles Eiſen.
Welche blutgemiſchte melkte,
Davon ward brüchiges Eiſen.
Und der Vogel Herhiläinen
Trug herbei der Schlange Ziſchen,
Trug herbei Ameiſen Jucken,
Trug herbei der Kröte Tücke
Und des Wurmes ſchwarze Galle
In des Eiſens Härtungswaſſer.

Der gefällige Schmied ſchmiedet nun den Sampo, eine Art Mühle, welche Mehl, Salz und Geld mahlt. Dieſen Schatz bringt Wäinämöinen der Tochter des Nordlands, deren Mutter ihn tief im Berge verbirgt. Er wird wieder fortgeſchickt, um noch mehr Aufgaben zu löſen. Die Tochter aber will ſich der Schmied zum Lohne ſelber nehmen. Sie fertigt ihn ab und nun tritt ein dritter Bewerber auf, Lemmikäinen. Dieſer Glückliche, der ſchon früher alle Jungfrauen bezaubert hat, bekommt des Nordlands Tochter doch nicht, ſondern muß erſt ſchwere Proben beſtehen und ſoll unter andern den Schwan auf dem Todtenfluſſe ſchießen. Nun hat er vorher, um es ſich mit ſeinen Frauen bequemer zu machen, alle Männer im Norden weggezaubert bis auf einen ganz häßlichen, der ihm nicht der Mühe werth ſchien. Grade dieſer aber lauert ihm auf, haut ihn in Stücke und wirft dieſe in den Todtenfluß. Doch ſetzt ihn ſeine gute Mutter wieder zuſammen. Unterdeß hat Wäinämöinen ſeine Aufgaben gelöst und meldet ſich wieder, aber die Tochter des Nordlands entſchließt ſich, ihre Hand keinem andern zu geben, als dem nützlichen Schmiede. Sie macht Hochzeit mit ihm, benimmt ſich aber böſe und kommt ums Leben. Der verwittwete Schmied iſt ſehr betrübt und findet einmal den gleichfalls ſehr betrübten

Wäinämöinen. Da bemerken ſie, wie glücklich das Nordland im Beſitz des Sampo ſey und wie erbärmlich dagegen ſie ſelbſt ſich befänden. Wäinämöinen fängt einen Hecht, macht ſich aus den Kopfknochen deſſelben eine Zither und fängt an darauf zu ſpielen. Da kommen alle Thiere des Waldes, die luſtigen Eichhörnchen, das große Elenn, die grimmigen Wölfe und Bären, die Adler und Schwäne und alle kleinen Vögel, die Fiſche, die Seehunde und alle lauſchen ſeinen Tönen. Er ſelbſt aber wird durch die Töne ſo bewegt, daß er weinen muß. Seine Thränen fallen ins Meer und werden Perlen. Mit dem tönenden Zauberinſtrument bewaffnet geht er nach Nordland, verſetzt dort alles Volk in Schlaf und raubt den Sampo. Unterdeß erwacht die Mutter des Nordlands und ſendet ihm einen Sturmwind nach, der ihn auf dem Meere ſo herumwirft, daß er ſeine Zither verliert. Dann holt ſie ihn ſelber ein und ringt mit ihm um den Sampo. Dieſer zerbricht und nur einige Stücke ſchwimmen nach Kalewala, der Heimath Wäinämöinens. Dieſer verfertigt ſich eine neue Zither aus Birkenholz. Die Mutter des Nordlands ſtiehlt aber Sonne und Mond und verbirgt ſich hinter dem Berge. Wäinämöinen und Ilmarinen haben Mühe, ſie wieder zu erlangen, nun wird aber von der Jungfrau Mariata ein Knabe (Chriſtus) geboren. Da grämt ſich Wäinämöinen und zieht ſich aus der Welt zurück, ſoll aber dereinſt wiederkommen und einen neuen Sampo ſchaffen. Auch ſeine Zither verſchwand damals aus der Welt, nur ihre wildeſten Töne behielt der Wind zurück, ihre rauſchenden Töne das Meer, nur einzelne verlorene Töne behielten die Thiere, das ſchöne Vorſpiel aber die Nachtigall.

Im Raube des Sampo wiederholt ſich der Streit um das Amritta in der indiſchen Mythe, der Keſſel der Ceridwen bei den Briten und der tief im Berge verſteckte Dichtermeth, welchen nach der Edda Odin raubt. Man erkennt daraus den uralten Zuſammenhang der Völker, die nach dem Norden Europas auswanderten, mit der ariſchen Heimath in Aſien. Die Finnen haben noch ein in Eſthland erhaltenes Epos, welches von den Heldenthaten des Kalewipoeg (Sohn des Kalew) handelt und gleichfalls überaus phantaſtiſch iſt.

Eine der zarteſten Dichtungen des finniſchen Volksſtammes iſt auch bei den Eſthen erhalten. Aemmarik, die Abendröthe, erſcheint dort als ein ſchönes junges Mädchen, welche das Amt hat, die Sonne alle Abende auszulöſchen; wogegen der ſchöne Jüngling Koit ſie als Morgenröthe alle Morgen wieder anzünden muß. Da nun im hohen Norden zur Zeit der Sommerſonnenwende die Sonne erſt kurz vor Mitternacht unter- und kurz nach Mitternacht wieder aufgeht, ſo geſchah es, daß Aemmarik dem Koit die Sonne nur zu überreichen brauchte und bei dieſem Anlaß lernten ſie ſich zum erſtenmal kennen und lieben und verſchmelzen, indem ſie einander die feurige Sonnenkugel überreichten, in einem langen Kuſſe. Aber ſie mußten ſich wieder trennen und können ſich jährlich nur einmal in der Johannisnacht wieder ſehen und küſſen, weil ſie die kürzeſte im Jahre iſt.

Zwölftes Buch.

Die Slaven.

1.

Slaviſche Völkerſtämme.

Das zahlreiche Volk der Slaven war den Deutſchen, während ſich dieſe zur Zeit der Völkerwanderung in das römiſche Reich ergoßen, immer langſam nachgerückt, hatte deren bisherige Sitze eingenommen und grenzte nunmehr an die Sachſen, Thüringer, Bayern und Longobarden.

Es liegt nicht viel daran, zu wiſſen, ob unter den Budinen, Venetern, Sarmaten, Jazygen, die in früherer Zeit an den Oſtgrenzen deutſcher Stämme vorkommen, ſlaviſche Völker zu verſtehen ſind, oder nicht. Es könnte dann von Intereſſe ſeyn, wenn wir etwas mehr vom Charakter jener alten Völker wüßten.

Der allgemeine Name der Slaven wird hergeleitet von Slowo (Wort) und man verſteht darunter Menſchen, welche die gleiche Sprache reden im Gegenſatz von Niemez (die Stummen, welche jene Sprache nicht reden). Unter den letztern aber verſtehen die Slaven vorzugsweiſe die Deutſchen. Uns Deutſchen dagegen hatte in den älteſten Zeiten Slave und Sklave gleiche Bedeutung. Nun iſt nicht zu leugnen, daß die Slaven, indem ſie gleich den Deutſchen ſtets

unter ſich uneins waren, doch nie ſo große Thatkraft äußerten, wie die Deutſchen, daher viel leichter fremden Herren unterworfen wurden. In ihrer Nationalität liegt etwas eigenthümlich Paſſives, Sorgloſes, Gutmüthiges und gleichſam Kindliches bei viel Geſchmeidigkeit. Seit wir ſie kennen, waren ſie Ackerbauer, ganz der Feldarbeit und Häuslichkeit hingegeben, alſo friedfertig, zum Unterſchied von ihren deutſchen Nachbarn im Weſten und von ihren tatariſchen im Oſten. Eine kriegeriſche Wildheit nahmen ſie nur an, wenn ſie von den Deutſchen grauſam unterdrückt und mißhandelt wurden, oder wenn ſich tatariſche Stämme unter ihnen niederließen, ſich zu ihrem Adel aufwarfen und ſie in den Krieg hetzten. Aus dem erſtern Grunde erklären ſich die Verzweiflungskämpfe der Wenden und Böhmen, aus dem letztern die Eroberungen der Bulgaren und Ruſſen. Wenn die Slaven nicht fremde Herrſcher hatten und arg gehetzt wurden, waren ſie von jeher das friedfertigſte Volk der Erde und ſind es heute noch.

Alle Slaven reden dieſelbe ſchöne Sprache, die in den Conſonanten und Vocalen gleich ſehr reich iſt, aber in den Hauptmundarten auseinandergeht, wonach ſich der große Volksſtamm in drei Hauptäſte theilt, in einen öſtlichen (Ruſſen und Bulgaren), einen weſtlichen (Polen, Böhmen, Wenden) und einen ſüdlichen (Sorben, Serben, Slowaken, Kroaten, Dalmatier, Bosnier ꝛc.). Ihre Namen ſind durchgängig neu und örtlich. Die am meiſten nach Weſten vorgeſchobenen Böhmen heißen Czechen (die vordern), die bis zur Sale vorgeſchobenen Daleminzier und die tief ans adriatiſche Meer gelangten Dalmatiner heißen die am weiteſten gekommenen von dala, weit. Die bis zur Oſtſee vorgedrungenen Wenden heißen Pommern (po-mere, am Meere), die ans adriatiſche Meer vorgedrungenen Morlaken; die am tiefſten in den Süden vorgedrungenen nannten den Peloponnes Morea. Die Polen erhielten ihren Namen von pole (Ebne), die Chorwaten, Croaten den ihrigen im Gegentheil von gora Berg. Die Polaken nicht von pole, ſondern von po an und laba, Elbe, die an der Elbe wohnenden; die Lauſitzer Wenden von luza, Sumpf. Die Czernogoren oder Montenegriner

von czerna gora, das ſchwarze Gebirge, die Maharanen von dem Fluſſe March. In mehreren Namen ſlaviſcher Völker ſind nur die ältern Landesnamen verſteckt, in den Böhmen das alte Bojenheim, in den Wenden das alte Vandalenland. Ruſſen heißen, wie oben ſchon geſagt iſt, urſprünglich nur die Waräger, die als Herrn zu den nordöſtlichen Slaven kamen. Der ſlaviſche Stammname hat ſich nur in kleinen ſüdſlaviſchen Stämmen erhalten (Slavenier, Slowaken). Ob der Name der Sorben und Serben aus dem lithauiſchen sraweti, fließen, und aus der Sanſkritwurzel srp, gehen, laufen, zu erklären iſt, in welchem Fall es ein Wandervolk ſeyn würde, iſt wohl ſchwer zu entſcheiden. Das lat. servire würde eher auf eine gleiche Bedeutung wie Slave, Sklave hinweiſen. Eben ſo fraglich bleibt die Erklärung der Namen Obotriten oder Obodriten, den die Slaven in Mecklenburg führten. Man hat an drocz, reißen, rauben gedacht und ſie als Räuber bezeichnet. Da jedoch bei ſo vielen andern ſlaviſchen Stämmen der Name aus der Oertlichkeit hergenommen iſt, könnte man ſie als die vom Hauptſtamme Abgeriſſenen, am weiteſten nach Weſten Verirrten bezeichnen, nach Analogie der Daleminzier und Dalmatiner.

Durchaus entſprechend dem friedlichen Charakter des ackerbauenden Volks beginnt die Geſchichte aller ſlaviſchen Hauptſtämme mit einer vollkommenen Regierungsloſigkeit. Sie haben keinen Herrn, und ſuchen ſich einen, aber nur in der Noth. Die Wenden wählen einen Franken, die Ruſſen einen Waräger, die Polen, Böhmen und Kärnthner einen gemeinen Bauern zu ihrem Könige. Der Begriff eines mächtigen Volkshaupts, eines Königs, oder gar eines Eroberers iſt ihnen urſprünglich fremd, ſie lernen ihn erſt bei andern Völkern kennen, indem ſie denſelben unterworfen werden, oder ſie ahmen das Beiſpiel anderer Völker nach, um ſich in der Noth beſſer zu ſchützen. Von ſelbſt wären ſie in ihrer Friedſeligkeit nicht darauf gefallen. Sie bilden nur Familien, die ſich allmählig vergrößern, aber keinen Zuſammenhang unter einander haben, je einen shupa, deren Aelteſter shupan oder zupan heißt. Daſſelbe iſt Staroſt, der älteſte. Urſprünglich war jede ſolche Shupa communiſtiſch organiſirt. Die

große Familie, die ſämmtlichen Dorfbewohner hatten alles gemeinſam, wie bis auf die neuſte Zeit in Rußland. Wenn ein Vater ſtarb und ſechs Söhne hinterließ, ſo theilten dieſe ſein Erbe nicht, ſondern das Erbe fiel an die Gemeinde zurück und jeder der ſechs Söhne bekam, wenn er ſich verheirathete, ein eigenes Gut von der Gemeinde.

Schon Procop ſagt von den Slaven, ſie hätten von alten Zeiten her eine ganz demokratiſche Regierungsform, indem ſie über alles gemeinſchaftlich berathſchlagen, was nur in kleineren Gemeindeweſen möglich iſt. Im Uebrigen entſcheidet bei ihnen altes Herkommen. Als höchſten, ja einzigen Gott erkennen ſie den Urheber des Blitzes. Sie wohnen ſchlecht, haben grobe Speiſen und ſind ſehr unreinlich. Eine Schilderung, die gewiß vollkommen wahr iſt.

Alle fürſtlichen und adeligen Namen der Slaven ſind ſpäter erſt mit der Sprache ſelbſt vom Ausland angenommen worden. Knes iſt unſer deutſches Wort König, Czaar iſt Kaiſer oder Cäſar, Bojar wahrſcheinlich Jarl, Wojewode bedeutet einen Kriegsführer und Arton leitet das Wort von Wodan ab, den die Slaven als Kriegsgott von den Deutſchen angenommen hätten. Der niedere Adel, die slachta, iſt einfach das deutſche Wort Geſchlecht und bedeutet die von edler oder freier Geburt.

Man kann den Einfluß, welchen die Deutſchen von jeher auf die Slaven geübt haben, nicht hoch genug anſchlagen. Er geht ohne Zweifel weit hinter die hiſtoriſche Zeit zurück. Die Ueberlegenheit der germaniſchen Race über die ſlaviſche iſt heute noch augenfällig, war aber in früheren Zeiten noch viel impoſanter, als einerſeits die Deutſchen ſelbſt noch urkräftiger, noch nicht durch Bureaukratie und Schule entnervt und andrerſeits die Slaven noch nicht zertreten, zu Stumpfſinn und Sklaverei verdammt oder wüthend beleidigt und zur Rache aufgereizt waren. Hat es vielleicht eine Zeit gegeben, in welcher das Verhältniß natürlicher und vertraulicher war, in welcher der Deutſche den Slaven nicht mißbrauchte und ſeinen Haß nicht ſo ſehr verdiente, wie ſpäter? Ein ruſſiſcher Dichter ſagte zu unſerm deutſchen Freiherrn von Harthauſen in Moskau: „Die Germanen und Sla-

ven ſind Brudervölker, ſie gehören zur Sanſkritfamilie, allein ſie bilden einen Gegenſatz. Die Slaven ſind zunächſt von den Hindu ausgegangen, die Germanen von den Perſern. Die Hindu waren das Waſſervolk, die Perſer das Feuervolk. Die Slaven ſind dann im erſten Dämmern der Geſchichte die nomadiſirenden Turanier, der große Gegenſatz der anſäßigen Iranier, das Patriarchalvolk im Gegenſatz des Feudalvolks. Wie das Waſſervolk der Hindu am heiligen Ganges, ſind auch dieſe ihre Kinder, die Slaven, ſtets den Binnengewäſſern nachgegangen, haben an ihnen ihre Wohnungen aufgeſchlagen, und ſich nach ihnen genannt."

Herr von Harthauſen, der beſte Kenner der Slaven, fügt hinzu: „Wenn ſich die Germanen in einſamen Gehöften über das ganze Land verbreitet, ſo haben ſich die Slovenen, ſpäter Ruſſen genannt, ſtets in möglichſt großen Gemeinden angeſiedelt, wahrſcheinlich ſtets ein Stamm, eine ganze Horde (als gegliederte untrennbare Nomadengemeinden oder Horden zogen ſie ja in der Steppe umher!) gleichzeitig an einem Fleck. Auf dieſem Fleck haben ſie einen Wohnort angelegt, man kann nicht ſagen, eine Stadt, im weſteuropäiſchen Sinne des Worts, denn den Gegenſatz von Stadt und Dorf kennen die alten Ruſſen durchaus nicht, nur den Begriff von Muttergemeinden und Tochtergemeinden. Sie blieben nämlich ſtets ungetrennt am ſelben Boden zuſammenſitzen, ſo lange der Nahrungsſtand vorhielt. Wenn aber die Umgegend den Ort nicht mehr hinreichend ernähren konnte, dann ſandte er ſtrahlenartig nach allen Seiten Colonien aus, nie einzelne Familien, die einſame Gehöfte gründeten, ſondern ſtets kleine Gemeinden, die Ortſchaften, Dörfer (Dorf-Trupp) anlegten. Dieſe Tochtergemeinden blieben mit der Muttergemeinde in enger organiſcher Verbindung, wurden von ihr beherrſcht, nannten ſie ſogar Mutter, ſo die uralte Mutter Susdal, Mutter Wladimir, Mutter Nowgorod, Mutter Pleskow. Dadurch bildeten ſich überall Territorien. Das iſt unſtreitig die Bedeutung des in allen ſlaviſchen Ländern vorkommenden, hiſtoriſch ſo räthſelhaften Ausdruckes und Begriffes: Land. Wir finden in den älteſten Zeiten in Pommern und Brandenburg: das Land Naugardt, das Land

Stargardt, das Land Friſak, wie wir in Rußland das Land Nowgorod, das Land Susdal, das Land Wladimir finden."

Die Slaven ſind im Familienleben überaus liebenswürdig und zärtlich, daher die zahlreichen liebkoſenden Verkleinerungswörtchen in ihrer Sprache. Bei allen ſlaviſchen Stämmen leben ſeit alter Zeit Volkslieder fort, worin ſich die zärtlichſte Liebe ausſpricht und zwar zumeiſt die Liebe zur Mutter und zu den Geſchwiſtern. Während in den deutſchen und beſonders nordiſchen Volksliedern ſo oft die Klage wiedertönt, daß zwei liebende Herzen zerriſſen worden ſeyen durch einen grauſamen Bruder oder durch eine neidiſche Schweſter, wird dagegen in ſlaviſchen Volksliedern der Bruder, die Schweſter und die Mutter über alles geliebt. Die Poeſie wohnt noch im Kreiſe der Familie und iſt noch ganz kindlich, noch nicht alt genug geworden, um ſich frei von ihr abzulöſen. Daher auch die wunderbare Sitte, die Liebe zweier verwandten Seelen als ein geſchwiſterliches Band zu heiligen. Nach einer alten Sitte, die noch heute bei den Serben und Morlaken herrſcht, laſſen ſich zwei Jünglinge oder zwei Mädchen, die ſich ewige Freundſchaft gelobt haben, in der Kirche förmlich trauen und heißen dann pobratimi, Wahlbrüder, oder pobratime, Wahlſchweſtern. Bei dem friedlichen Volke der Slaven ein höchſt charakteriſtiſches Gegenbild zu dem Blutbunde altdeutſcher Waffenbrüder, die ſich verwundeten, ihr Blut in einen Becher laufen ließen und dann gemeinſam davon trinkend einander ewige Treue ſchwuren.

Die Slaven waren von jeher ſehr muſikaliſch. Ihr Lieblingsinſtrument war die Zither, Gusla oder Husli, ſo genannt von der Form des Gänſehalſes, denn Hus heißt die Gans. Trotz ihrer fröhlichen Tänze lieben die Slaven doch in ihren Melodien den Ton der Wehmuth und Klage viel mehr als den kriegeriſchen Trotz. Ein merkwürdiges Zeugniß von der Weichheit und Sanftmuth der alten Slaven gibt Theophylactus, indem er von drei Spielleuten erzählt, welche ſich im J. 595 nach Conſtantinopel verirrten. Sie hatten nichts bei ſich als ihre Zithern. Kaiſer Mauritius ließ ſich die ſeltſamen Fremdlinge vorſtellen und ſie erzählten ihm, ſie ſeyen

Slaven. In ihrer Heimath ſey alles friedlich und man kenne dort kein Eiſen. Sie ſelbſt ſeyen der Waffen unkundig. Ihr Volk habe ſie zum Chan der Avaren geſchickt, um ihn, der ihre Unterwerfung verlangt habe, zu begütigen. Er habe ſie aber zurückgehalten und nicht wieder heimgelaſſen. Da ſeyen ſie ins griechiſche Reich geflohen. Der Kaiſer behandelte ſie aufs gnädigſte.

2.

Slaviſches Heidenthum.

Das ſchmiegſame ſlaviſche Volk nahm von den Deutſchen ſchon zur Heidenzeit religiöſe Vorſtellungen an. Siwa, die Erndtegöttin der Polaken an der Elbe, iſt die goldhaarige Sif, Tochter unſeres deutſchen Donnergottes. Prove, der gute Gott der ſlaviſchen Wagrier im Oſten von Holſtein, iſt unſer Fro. Perun, der Donnergott, der bei den Slaven überall wiederkehrt, ſcheint dagegen ein alter und allgemeiner Gott des Volks geweſen zu ſeyn und man braucht ihn nicht von den Deutſchen herzuleiten, obgleich ſein Name (lithauiſch Perkunnos) mit dem der Firgun, der Mutter unſers Thor zuſammenfällt. Der Donnerer wurde von allen ariſchen Völkern verehrt. Das größte Heiligthum des Perun befand ſich zu Kiew im ſüdlichen Rußland, ein Tempel, in welchem ein ewiges Feuer brannte. Sein Bild war von Holz, nur der Kopf von Silber, die Ohren von Gold, die Füße von Eiſen. In der Hand trug er einen Stein mit feuerfarbigen Juwelen bedeckt, die den Blitz nachahmten.

Neben dieſem Perun wurde in Kiew vorzugsweiſe noch ein Gott Wolos verehrt, der als ein Geber und Hüter der Viehheerden galt. In Lithauen ſtanden neben dem Donnerer Perkunnos noch ein guter Gott der Jahreszeiten, Potrimpos, und ein Gott der Unterwelt, Pikollos, dazu eine gute Erdgöttin, Semina. Als eine bald gute, bald böſe Naturgöttin kommt überall bei den Slaven eine Baba vor, ganz in der Bedeutung wie die indiſche Bhawani und

die deutſche Perchta. Sie gilt als Mutter der Natur und zugleich als Vorſteherin der Hausfrauen und Mütter. Neben ihr ſteht Lada als Liebesgöttin, deren Name ſich im Ladogaſee erhalten hat. Ueberall ſind es Götter der Natur, des Feldbaues, der Viehzucht und des häuslichen Lebens. Die Vorſtellungen, welche ſich die heidniſchen Slaven von der Natur machten, waren, ſoviel wir aus den wenigen uns noch erhaltenen Bruchſtücken ihrer Mythologie erſehen können, zum Theil ſehr poetiſch. Nach einer lithauiſchen Mythe war der Mond der Gemahl der Sonne, wurde ihr aber ungetreu und buhlte mit der Jutrcenka (Morgenſtern). Der höchſte Gott Perkunnos erzürnte ob dieſem Frevel und zerſchlug den Mond mit dem Blitze, weshalb man ihn halb ſieht. Nach einem andern lithauiſchen Mythus ſitzt die Göttin Werpeja oben am Himmel und ſpinnt die Lebensfäden der Menſchen. Jeder Faden endet in einem Sterne. Die niedern Sterne, welche ſich nicht hoch über den Horizont erheben, bedeuten Kinder, die hohen langlebende Menſchen. Stirbt aber ein Menſch, ſo reißt der Faden ab und der Stern fällt herunter. Das ſind die Sternſchnuppen. Pogoda, Gott des Frühlings, der bei allen Slaven verehrt wurde, erſchien als ſchöner Jüngling mit blauen Blumen bekränzt, mit blauen Flügeln und in einem blauen Kleide, ruhend auf Blumen, Simzerla, ſeine Geliebte, im Roſenkranz und mit einem Roſengürtel und Lilienduft aushauchend, die Wintergöttin Zemargla dagegen mit einer Krone von Hagelkörnern, in einem Kleide von Reif, mit einem Mantel von Schnee, der mit Eisblumen durchwirkt war. Es gab einen beſondern Gott der Morgenröthe, Jutrbog, deſſen Name noch in der Stadt Jüterbog erhalten iſt.

Der Wechſel der Jahreszeiten war den Slaven beſonders heilig. Am Frühlingsfeſte trugen ſie ein Bild des Winters oder Todes umher und warfen es in's Waſſer, weil jetzt der Sommer über den Winter, das Leben über den Tod ſiegte. Dieſes Todaustreiben hat ſich in allen ſlaviſchen Ländern bis tief in die chriſtliche und neueſte Zeit erhalten. Wenn es in Serbien im Sommer nicht regnete, wurde die Dodola herumgeführt, ein junges Mädchen, wel-

ches nackend, aber ganz mit Blumen bedeckt unter Gesängen und Tänzen mit Wasser begossen wurde, um dadurch zu bewirken, daß die blumenreiche Erde ebenso mit Regen benetzt werden möchte. Der Johannistag oder die Sommermitte wurde höchst festlich begangen und noch jetzt werden in den slavischen Ländern auf allen Bergen die Johannisfeuer angezündet. Der Tag war dem Czernibog, dem schwarzen Gott der Unterwelt, heilig, den man zu sühnen suchte, weil von diesem Tage an mit den länger werdenden Nächten die Zeit seiner Herrschaft begann. Am Allerseelentage unmittelbar vor dem Winter feierte man ein großes Todtenfest und setzte Speisen und Lichter auf die Gräber für die Todten hin. Endlich feierte man in der Weihnacht oder Wintermitte den Wiederbeginn des Jahres und das aufsteigende Licht.

Unter den altslavischen Naturgottheiten sind durchgängig die Genien der Berge, Wälder, Quellen, Flüsse, Felder und hinwiederum der einzelnen Bäume und Getreidearten, des Flachses, der Bienen und aller Thierarten gemeint, so daß es ihrer eine erstaunliche Menge gibt. Vieles mahnt dabei an die deutschen und britischen Elfen. Ein besonders zarter poetischer Zauber liegt in den Russalkis, Nymphen oder Feen der Flüsse und Wälder. Sie verführen den Wanderer oder einsamen Jäger durch wunderbare Schönheit und durch rührende Bitten in klagenden Gesängen. So wie er sich aber nach ihnen umwendet und auf sie achtet, ist er verloren, denn sie verwandeln sich in gräßliche Gespenster, saugen ihm das Blut aus oder lassen ihn für immer gelähmt zurück. Unschuldiger sind die Wilen, ganz ähnlich unsern Elben, zarte jungfräuliche Wesen, welche lieblich tanzen. Man hält sie für die Seelen verstorbener Bräute. Ein scheußliches Geschlecht von Waldgeistern sind die Leschie. Das Aengstliche und Schauerliche schlägt immer vor. Das slavische Naturgefühl äußert sich auffallend stark als Furcht. Außer im alten Testament bei den Juden hat die Furcht überhaupt nicht leicht so viel poetischen Ausdruck gefunden, als im Aberglauben der slavischen Völker. Wie sich in dieser Beziehung der letztere und der heitere Glaube der alten Hellenen gegenüberstehen, mag aus einer Ver-

gleichung der ſlaviſchen Pſyche mit der altgriechiſchen erhellen. Im ſerbiſchen Volksglauben gilt die Zauberin, Wahrſagerin (vjeschtitza) für beſeſſen von einem böſen Geiſt, der im Schlafe aus ihr heraus geht und als Schmetterling oder Henne erſcheint. So lange dieſer Geiſt die Zauberin verlaſſen hat, liegt der Leib leblos da, und wenn man ſie ſo wendet, daß der Kopf an die Stelle kommt, wo die Füße waren, ſo kommt ſie nicht wieder aus dem Todesſchlaf. Sie ſtrebt nach Leuten, beſonders Kindern, die ſie ißt. Einem ſchlafenden Manne ſtößt ſie eine Ruthe durch die linke Bruſtwarze; öffnet die Seite, holt das Herz heraus und ißt es, worauf die Bruſt wieder zuwächſt. Was den Schmetterling betrifft, als eine Form des Geiſtes, ſo iſt urſprünglich die Phaläne, die bei Nacht fliegt, als eine Erſcheinung der abgeſchiedenen Seele angenommen worden, und das nächtliche Fliegen war der Grund dieſes Glaubens, nicht aber die Wahrnehmung, daß der Schmetterling ſich aus der Raupe entwickelt, wodurch er ein Sinnbild der Seele ward. Wie grauenhaft düſter, welch nordiſches Nachtbild jene mörderiſchen Phaläne im Vergleich mit der zarten Geliebten des griechiſchen Eros!

Das Grauenhafte culminirt im Vampyr, einem ausſchließlich ſlaviſchen Begriff, denn er kommt bei andern Völkern nicht vor, nur annähernd bei den Indern. Die deutſchen Dichter, alle Welt plündernd, haben auch den Vampyr nur zu oft, um damit Effekt zu machen, ins Deutſche überſetzt. Die Slaven aber haben ein viel älteres und ausgebildeteres Gefühl für das Poetiſche im Vampyr und ihre Sagen variiren daher ſehr. Er iſt keineswegs immer die vollblütige Leiche, wie man ſich ihn bei uns gewöhnlich vorſtellt, er kommt auch, wie ſchon geſagt, als Nachtſchmetterling vor. Die ſeltſamſte Auffaſſung iſt folgende: Kascej oder Koscej gilt in der ruſſiſchen Fabel, ſagt Khyſſarow, als ein lebendiges Skelett. Junge Mädchen ſoll er ſehr geliebt und ſie ihren Vätern geraubt haben. Es verſchwanden auch, wie die Fabel ferner anführt, bisweilen ſogar die Schönen aus dem Brautbette, die dann zuletzt im Schloſſe des Kascej gefunden wurden. Er führt den Beinamen des Unſterblichen, und in dem ruſſiſchen Märchen von der ſchönen und wunderbar

klingenden Leier hat er ein Reich mit vergoldeten Wohnungen, prächtigem Garten und eine geraubte Schöne iſt bei ihm. Die wunderbar klingende Leier gehört ihm, aber jene Schöne lockt ihm das Geheimniß ab, wie er ſterben könne, bewirkt dann durch ihren Geliebten Aſtrach Carolewitſch ſeinen Tod, und das liebende Paar zieht mit der Leier von dannen.

Dem häuslichen und Familienleben ſtanden eine faſt ſo große Menge von Göttern oder Genien vor, wie dem der alten Römer. Zum Ueberfluß hatten ſie ſogar einen Gott des Auskehricht. Als eine Art ſlaviſcher Bacchus iſt Korſcha bemerkenswerth, welcher dick und nackt mit einem Kranz von Hopfenlaub auf einem Faſſe dargeſtellt wurde und dem man Bier und Meth zum Opfer brachte. Die Mehrzahl der Slaven hatte gar kein öffentliches, ſondern nur ein häusliches Leben, deſſen Vorkommniſſe daher, Geburt, Hochzeit, Tod gleich den großen Feſten des Jahreswechſels mit der umſtändlichſten Feierlichkeit und reicher Symbolik begangen wurden. Aber auch in dieſem Gebiete macht ſich wieder die Furcht bemerklich. Alles häusliche Unglück, die Krankheiten haben beſondere Götter. Die Peſtjungfrau zieht mordend durch das Land. Eine der ſchönſten, aber auch ängſtlichſten Vorſtellungen iſt die des Sedleſchko, der innere Schmerz, die ſtumme Wehklage, ein bleiches nacktes Kind, das nur in Kerkern, bei Grabhügeln und in den Hütten des Elends weilt.

Dieſe Naturpoeſie iſt das Weſentliche und Charakteriſtiſche im Heidenthum der alten Slaven und liegt überall in deſſen Erinnerungen klar zu Tage. Dagegen hat man ſich vergeblich bemüht, irgend ein höheres Syſtem in die ſlaviſche Mythologie hineinzutragen, wenigſtens niemals genügende Anhaltspunkte dafür gefunden. Bei den Wenden, aber auch nur bei ihnen, gab es vielköpfige Götterbilder. Zu Arkona auf der Inſel Rügen hatte das Bild des Gottes Swantewit vier, das des Rugiewit ſieben Geſichter, zu Stettin in Pommern das des Triglav drei Köpfe. Bei den Slaven im Süden und Oſten hatten die Götzen immer nur einen Kopf. Es iſt daher nicht ſtatthaft, die ſo vereinzelt vorkommende Vielköpfigkeit wendiſcher Götzen aus dem fernen Indien herleiten zu wollen. Nur

das iſt gewiß, daß eine aus der alten einfachen Naturreligion ſchon einigermaßen vorangeſchrittene Abſtraction auf die Vielköpfigkeit der Götter führen konnte. Dieſelbe Abſtraction zeigt ſich auch in den Namen der wendiſchen Götter. Da begegnet uns der Gegenſatz eines Bielbog, der weiße oder gute Gott, und eines Czernebog, der ſchwarze oder böſe Gott. Das ſind aber nur allgemeine Begriffe, unter denen der urſprüngliche Begriff und Name der beſonderen Götter verloren gegangen iſt. Auch Swantewit kommt her von swaty, heilig und wit iſt nur die Endung (wie von gora der Berg, gorowit bergig) und bedeutet alſo nichts als ganz im Allgemeinen einen heiligen Gott. Rugiewit hat ſeinen Namen nur von der Inſel Rügen, Triglav von der Dreiheit ſeiner Köpfe, Radegaſt vom Volksnamen der Redarier zwiſchen Havel und Oder, die ihn beſonders verehrten. Am wahrſcheinlichſten iſt, daß unter dem höchſten Gotte immer der Donnerer verſtanden werden muß.

Die Götzenbilder ſtanden in hölzernen Tempeln mit einer geräumigen Umzäunung. Doch gab es auch viele heilige Stätten ohne Tempel, heilige Haine, Quellen, Waſſerfälle, Seen und Berge. Wo irgend ein Berg über die weiten Ebenen des nordöſtlichen Europa hervorragte, war gewiß ein ſlaviſches Heiligthum. Wie auf Arkona, ſo auf dem Zobtenberge und der Schneekoppe in Schleſien, ſo auf den Karpathen bei Krakau und an den Waſſerfällen von Kiew. Bei den alten Preußen herrſchte der Cultus uralter heiliger Eichen vor. Die zu Romove ſoll von ungeheuerm Umfang geweſen ſeyn. Andere wurden zu Heiligenbeil, Thorn und Welau verehrt.

Unter den Orakeln der Slaven nimmt das Pferdeorakel zu Arkona die erſte Stelle ein. Das dem Swantewit heilige Pferd wurde über eine dreifache Reihe von Lanzen geführt und aus ſeinen Tritten geweiſſagt. Menſchenopfer waren vielleicht bei den gutmüthigen Slaven nicht urſprünglich, ſondern kamen erſt mit dem Haß und Kriege gegen fremde Unterdrücker auf und ſcheinen auch nur dem Kriegsgott geweiht worden zu ſeyn. Von ganz eigenthümlicher Art waren jedoch die Opfer bei den alten Preußen. An dieſes merkwürdige Volk knüpft ſich überhaupt viel an, was, wenn wir es

genauer kennten, uns den beſten Aufſchluß über den Ruhm der alten Hyperboreer und ihrer Heiligkeit, über den für die gebildeten Völker des Südens ſo wichtigen Handel mit Bernſtein, der bekanntlich nur an der preußiſchen Küſte gefunden wird, und über den älteſten Verkehr zwiſchen der Oſtſee und Griechenland geben würde. Das alte heidniſche Preußen war ein Prieſterſtaat, friedlich regiert von dem Oberprieſter, welcher Kriwe hieß, und ſich im Alter, um die Sünden des Volkes auf ſich zu nehmen, den Göttern ſelbſt zum Opfer brachte. Noch in der chriſtlichen Zeit opferten die Preußen heimlich einen Bock, auf dem ſie alle ihre Sünden abluden.

3.

Wenden und Polen.

Von dem zahlreichen Volke der Wenden, welches zwiſchen den Sachſen und Polen oder zwiſchen der Elbe und Oder breite Ländermaſſen inne hatte, beſitzen wir nur ſpärliche Nachrichten. Am merkwürdigſten erſcheinen ihre See- und Handelsſtädte, die von einer einigermaßen vorgerückten Cultur zeugen. Allein man hat ihre Größe und Bedeutung ſehr übertrieben. Auf der Inſel Wollin ſoll die große Stadt Wineta mit vielen Paläſten und Thürmen erbaut geweſen, aber durch eine große Sturmfluth ins Meer verſenkt worden ſeyn und im Volke herrſcht der Glaube, man könne am Oſtermorgen bei ſtillem Meere unter deſſen kriſtallheller Oberfläche die Stadt tief unten deutlich ſehen. Sie hat aber niemals exiſtirt. Es gab in der Nähe nur eine kleine Seeſtadt, Jumne oder Julin, die erſt dadurch berühmt wurde, daß Wikinger hier eine Burg bauten, die Jomsburg, von wo aus ſie Seeraub trieben und die deswegen beſonders günſtig gelegen war, weil ſie die Mündung der Oder beherrſchte. Das ſlaviſche Volk der Umgegend ließ ſich von dieſen Wikingern tyranniſiren, ohne dieſelben vertreiben zu können. Dieſer Umſtand allein beweiſt ſchon, daß die Slaven damals noch keine

ſtädtiſche Cultur, kein großes politiſches Gemeinweſen, keine Maſchinenkunde gehabt haben können, weil ſie ſonſt mit dem Raubneſt wohl hätten fertig werden müſſen.

Die wendiſchen Küſten der Oſtſee lagen den Normannen zu nahe, als daß ſie der Raubluſt derſelben hätten entgehen können. Schon lange vor der Gründung der Jomsburg kennt die nordiſche und pommeriſche Sage blutige Kämpfe zwiſchen Dänen und Wenden. Zur Zeit des ſagenhaften Dänenkönigs Frotho ließ ſich der Wendenkönig Strumik durch die Dänen bethören, indem er ſie, die ſich mit Baumzweigen bedeckt hatten, für ein bloßes Waldgebüſch hielt, in ihren Hinterhalt fiel und umkam. Nach ſeinem Tode blieb das wendiſche Volk noch ebenſo einfältig, wie er ſelbſt geweſen war. Der heimtückiſche Frotho, ein echter Sohn Odins, ließ unter den Wenden bekannt machen, wer von ihnen das luſtige Wikingsleben mitmachen und unter ihm dienen wolle, ſolle ſich bei ihm melden. Nachdem ſich aber die muthigſten und ſtärkſten des Volks gemeldet hatten, ließ er ſie aufhängen. So kamen die Wenden unter das Joch der Dänen; weil ſie aber ſo ſehr von ihnen geplagt wurden, ließen ſie ſich endlich durch eine Jungfrau zu kriegeriſchem Muth entflammen und zerbrachen das Frembenjoch. Jene Jungfrau aber war Wißna aus Strumiks altem Geſchlecht, eine Amazone, die mit vielen andern kriegeriſchen Frauen und Jungfrauen wohlgerüſtet zu Roß ins Feld zog und den Dänen die Inſel Moen abgewann. Zuletzt wurde ihr in einer Schlacht die rechte Hand abgehauen und ſie ſtarb an der Wunde. Später noch wurde ein Dänenkönig Jaromar von den Wenden gefangen, berückte aber mit ſeiner überlegenen Argliſt den gutmüthigen Wendenkönig Jsmar und benutzte die wiedergeſchenkte Freiheit und das Vertrauen, welches ihm Jsmar ſchenkte, denſelben mit ſeiner ganzen Familie des Nachts in ſeinem Hauſe einzuſchließen und zu verbrennen. Wenn das alles auch nur Sagen ſind, ſo enthalten ſie doch gewiß eine richtige Charakteriſtik der beiden Völker.

In der Geſchichte Karls des Großen iſt bereits erwähnt wor-

den, wie die beiden wendiſchen Hauptvölker, Obotriten und Wilzen, nach Unterwerfung der Sachſen mit dem fränkiſchen Reich in die nächſte Berührung kamen und wie ſie zu gleicher Zeit auch noch von den Dänen angefochten wurden. Anſtatt gegen die Deutſchen und Dänen zuſammenzuhalten, bekämpften ſie ſich unter einander ſelbſt. Die Obotriten hielten ſich an die Deutſchen, weil ſie von dieſen ſowohl gegen die Dänen, als gegen die Wilzen unterſtützt wurden. Man konnte ſie daher ſchon am Ende des 8. Jahrhunderts als förmliche Bundesgenoſſen des fränkiſchen oder deutſchen Reichs betrachten. Die Wilzen waren ſpröder gegen die rohe deutſche Umarmung, aber zu ſchwach und von den übrigen Slaven zu wenig unterſtützt, um ſich des fränkiſchen Heerbanns erwehren zu können. Sie wurden daher ſchon unter dem großen Karl tributbar gemacht, empörten ſich zwar immer wieder, wenn das deutſche Reich uneinig war, konnten aber der endlichen Einverleibung und Germaniſirung doch nicht entgehen, da ihrer Race die Energie gebrach, welche die germaniſche auszeichnete. Nirgends trat bei den Wenden ein großer Charakter oder ein großer Plan hervor, ihre Geſchichte bietet nur innere Zwietracht und äußere Unterjochung dar. Im Anfang des 9. Jahrhunderts ſtritten ſich Sclaomir und Ceadrag um die Herrſchaft im Wilzenlande. Als Ludwig des Frommen Söhne einander bekriegten, machten ſich die Wenden frei, wurden aber von Ludwig dem Deutſchen ſchon wieder unterjocht. Im Anfang des 10. Jahrhunderts wurden ſie von Otto dem Sachſen gezüchtigt.

Hinter den Wenden zwiſchen Oder und Weichſel und über dieſe hinaus wohnten die Polen, die ſich auch Lechen nannten, nach einem angeblichen Lech, einem Bruder des Czech, was nur ſagen will, daß Lechen und Czechen oder Polen und Böhmen Brudervölker ſind. Als Lech einmal durch das moraſtige und waldige Land ſtreifte, entdeckte er ein großes Neſt, aus welchem weiße Adler aufflogen, und nannte den Ort Gniezna, wo nachher die Stadt Gneſen erbaut wurde. Auch blieb der weiße Adler ſeitdem das Wappen Polens. Nach jenem Lech taucht eine andere mythiſche Perſon in Polen auf, Krak, von dem es heißt, er habe in einer Höhle der

Karpathen einen grausamen Drachen besiegt und nachher die Stadt Krakau gebaut. Auch soll er, da die Polen vorher noch keinen König hatten, ihnen gerathen haben, ihn zum König zu wählen, da ein Volk ohne König nur einem Leib ohne Kopf, einer Kerze ohne Licht und der Welt ohne Sonne gleiche. Weiter meldet die Sage, seine schöne Tochter Wanda übernahm das Reich nach seinem Tode; ein deutscher Fürst, Rüdiger, warb um ihre Hand und rückte, als sie dieselbe ausschlug, an der Spitze eines Heeres heran. Allein wie von den Strahlen ihrer Schönheit geblendet, entwich das Heer und er selbst stürzte sich verzweifelnd in sein Schwerdt, indem er ausrief: Möge Wanda über Erde, Meer und Himmel herrschen, ich weihe mich der Unterwelt. Wanda selbst dankte den Göttern, die ihre Unschuld gerettet hatten, und damit weder sie noch ihr Volk ferner durch ihre Schönheit gefährdet würde, stürzte sie sich in die Weichsel und verschwand für immer, der Fluß aber erhielt von ihr den Namen Vandalus. Hier ist nun nichts Slavisches. Krak ist ein bekannter dänischer Name, Rüdiger ist deutsch, auch der Name Vandalus kann nur von den Vandalen herkommen, die einst hier wohnten. Die Wandasage bleibt aber völlig räthselhaft und dürfte alter Göttermythus, eine Erinnerung aus einem örtlichen Cultus an der obern Weichsel darin versteckt seyn. — Deutscher Einfluß gibt sich auch noch in der Popielsage zu erkennen. Ein späterer Fürst der Polen, Popiel, war mit einer Deutschen verheirathet und plagte nicht nur das polnische Volk, sondern vergiftete auch seine eigenen Verwandten und frevelte fort, bis er mit seiner ganzen Familie von Mäusen gefressen wurde. Obgleich er, meldet die Sage, einen Feuerkreis um sein Schloß zog und sich zuletzt auf einen Thurm mitten im Wasser retten wollte, liefen die Mäuse doch durchs Feuer und durch's Wasser, erstürmten zu vielen tausenden den Thurm und fraßen ihn und sein ganzes Geschlecht rein auf. Das kam daher, weil es die Seelen der Bauern waren, die der böse König so sehr mißhandelt hatte. Der Bauern Haß könnte möglicherweise hier zugleich Nationalhaß gewesen seyn und in der Sage die Thatsache verborgen liegen, daß sich das polnische Volk einmal von einem üblen

deutſchen Einfluß frei gemacht habe, nachdem ſeine Dränger ſich untereinander ſelbſt durch Verwandtſchaftsmorde geſchwächt hatten.

Die ſinnvolle Sage berichtet weiter. In Polen lebte der fromme Bauer Piaſt mit ſeinem Weibe Repicza, arm, aber wegen ſeiner Redlichkeit und Tüchtigkeit von jedermann geachtet. Da kamen einmal zwei Fremde zu ihm und nahmen ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch. Er ſetzte ihnen ein Fäßchen Bier vor, obgleich er daſſelbe für das Feſt der Haarſchur ſeines Sohnes aufgeſpart hatte, und ein gebratenes Ferkel und ſagte zu ihnen: Fehlt auch meinem Gerichte das Gewürz, ſo doch nicht die ſüße Würze der Zuneigung. Wie ſie aber aßen und tranken, nahm das Bier im Fäßchen und nahm das Ferkel nicht ab und es dünkte den Bauersleuten ein großes Wunder. Die beiden Fremden aber ſchoren dem Knaben des Hauſes ſelbſt das Haar und gaben ihm den Namen Ziemowit. Sie aber ſollen Engel geweſen ſeyn. Grade damals waren die Polen bei Kruswize, nicht weit von Piaſts Wohnung entfernt, verſammelt, um ſich nach Popiels Untergang ein neues Oberhaupt zu wählen. Sie konnten indeß nicht einig werden und darüber gingen ihnen die Lebensmittel aus. Die beiden Fremden aber waren im Lager und riethen den Hungernden, zum Hauſe des Piaſt und der Mutter Repicza zu gehen. Dort fanden ſie Trank und Speiſe vollauf, denn das Fäßchen wurde niemals leer und das Ferkel nahm niemals ab. Da kamen alle Polen herbei, um mit zu trinken und mit zu eſſen und wollten nun niemand anders zum König haben, als den Piaſt. Jubelnd bekleideten ſie ihn mit dem königlichen Schmuck, er aber befahl ſeine groben Bauernſchuhe als das edelſte Reichskleinod für ewige Zeiten aufzubewahren. Man erkennt in dieſer lieblichen Sage in ihrer Verbindung mit der Popielſage auf's deutlichſte die Reaction eines ackerbauenden und friedliebenden Volkes gegen fremde Ueberwältigung und Tyrannei wieder. Auf ganz ähnliche Art ſahen wir die ſlaviſchen Bauern in Kärnthen, nach Abwerfung des avariſchen Jochs, dem Bauernſtande die Ehre geben.

Schon Ziemowits Enkel Miecislaw gehört der hiſtoriſchen Zeit an, in welcher Polen mit Deutſchland unter den ſächſiſchen Kaiſern

ebenſo oft in Berührung kam, wie früher das vorliegende Wendenland unter den Karolingern. — Die polniſche Geſchichte wurde zuerſt aufgezeichnet von Martinus Gallus im 12. Jahrhundert und dann von Kadlubek, Biſchof von Krakau, († 1223).

4.

Böhmen.

Südwärts von den Wenden und Polen gab es viele, wenn auch ſtammverwandte, doch von einander unabhängige Völkerſchaften, Sorben, Daleminzier, Lauſitzer, Schleſier, Mähren, Böhmen, ungerechnet noch viele verſchollene Namen kleinerer Nationchen. Die Geſchichte kennt keine frühere Einigung dieſer Slaven, als die unter dem Franken Samo, von dem wir oben ſchon in der fränkiſchen Geſchichte das Wenige mitgetheilt haben, was von ihm auf uns gekommen iſt. Auch hier fällt wieder auf, daß es ein Deutſcher war, den die Avaren zu ihrem Herrn annahmen. Was aber Samo geſammelt hatte, zerſtreute ſich bald wieder. Die Befreiung von der Tyrannei der Avaren einmal unter Samo, ſodann unter Karl dem Großen machte die Slaven nicht einiger noch unabhängiger, denn ſie wurden nun von Deutſchland aus beeinflußt oder ſchon förmlich beherrſcht. Erſt zur Zeit der letzten Karolinger und begünſtigt durch deren Schwäche kam wieder eine größere Anſammlung freier ſlaviſcher Völkerſchaften unter dem Fürſten der Maharanen oder Mähren zu Stande, die viel mit den deutſchen Markgrafen in Oeſterreich ſtritten, oft aber auch mit ihnen verbunden gemeinſchaftlich gegen das deutſche Reich kämpften. Die Beſtrebungen, ein ſlaviſches Oſterreich auf Koſten des deutſchen Reichs zu gründen, ſind ſehr alt. Karlmann, der Sohn Ludwigs des Deutſchen, hegte am beſtimmteſten dieſen Plan. Indeß duldete das deutſche Reich den Abfall ſeiner öſtlichen Provinz nicht und die Slaven wurden immer wieder iſolirt, um nach und nach immer tiefer in die Abhängigkeit von Deutſch-

land zu gerathen. Schon unter den Söhnen Ludwigs des Frommen entſtanden die neuen Markgrafſchaften im Wenden- und Sorbenlande, die thüringiſche Nordmark und die ſüdthüringiſche Mark, ſpäter insgemein das Oſterland genannt, an die erſt im 10. Jahrhundert ſich die Markgrafſchaft Meißen anſchloß.

Die Böhmen ſpielen in jenen älteren Zeiten noch keine irgend bedeutende Rolle. Sie hatten nicht einmal einen gemeinſamen Stammfürſten, ſondern waren getheilt und kamen unter die Hoheit der Mährenfürſten. Nur die Sage der Böhmen iſt reich an Erinnerungen und ſie ſtimmt auf eine ſehr merkwürdige Art mit der polniſchen zuſammen. Wie dort ein Krak oder Kracus die Stadt Krakau gründet, ſo erſcheint hier ein Krocus als König der Böhmen, und wie in Polen dem Krak eine Weiberherrſchaft folgt, ſo auch in Böhmen dem Krocus, und wie in Polen zuletzt ein Bauer König wird, ſo auch in Böhmen.

Nach der böhmiſchen Sage hinterließ Krocus drei Töchter, die kräuterkundige Kaſcha, die alle Krankheiten heilte, die fromme Tetka, welche das Volk die Wälder, Gewäſſer und Berge anbeten lehrte, und Libuſſa, die jüngſte, die alles ſah, was in der Erde und was in der Zukunft verborgen lag. Die beiden älteren Schweſtern verheiratheten ſich, das Volk aber gehorchte nur der Libuſſa und wollte nur den als König anerkennen, den ſie heirathen würde. Gleich der polniſchen Wanda genügte ſie ſich ſelbſt und verſchmähte die Ehe, gab aber dem Drängen des Volkes endlich nach und ſchickte dreißig Boten mit dem Kleid und Mantel eines Königs aus, um den zu ſuchen, der ihr Gatte werden ſollte. Da ſie alles wußte, gab ſie genau den Boten an, wo ſie ihn finden würden. Es war aber ein einfacher Bauer, Przemyſl, der eben ſeinen Acker pflügte. Als die Boten kamen, bewirthete er ſie mit Brod und Käſe, wobei ihm die Pflugſchaar als Tiſch diente und das war den Boten geweiſſagt, daß der, den ſie ſuchten, von einem eiſernen Tiſch eſſen würde. Der Bauer nahm die königliche Würde an, ließ aber ganz ſo wie Piaſt in Polen ſeine Bauernſchuhe als Reichskleinodien aufheben. Seine Regierung machte ſich übrigens kaum bemerklich, da

Libuſſas Weisheit immer noch allein entſchied. Das Land gerieth unter ihr zu blühendem Gedeihen. Nachdem ſeine Oberfläche reichlich bebaut und mit Feldfrucht geſegnet war, öffnete ſie dem Volk auch die Schätze unter der Erde, denn als ſie einſt auf einem hohen Felſen über der Moldau ſtand, blickte ihr Seherauge tief ins Innere aller böhmiſchen Berge, ſah darin den ganzen Reichthum edler Metalle, den ſie enthalten, und gab dem Volk Anleitung zum Bergbau. Von ihr auch wurde die Stadt Prag erbaut. Prag heißt Schwelle und erhielt den Namen davon, daß zufällig Zimmerleute hier im Walde Schwellen zurichteten.

Trotz des Glückes, welches Libuſſas Weisheit in reicher Fülle über Böhmen ausgoß, war an ihre unfreiwillige Verheirathung mit dem Bauer mancher Fluch gebunden, der in der Zukunft ſich erfüllen ſollte. Der eiſerne Tiſch, von dem der Bauer aß, ſollte dem Lande eiſerne Zeiten bedeuten. Wenn die Boten nicht ſo frühe gekommen wären, hätte er ſeinen Acker ruhig auspflügen können und dann würde Böhmen ſteten Frieden genoſſen haben. Dieſes Urbewußtſeyn eines tragiſchen Schickſals geht durch die ganze altböhmiſche Poeſie hindurch. Der älteſte böhmiſche Chroniſt war Kosmas († 1125). Ihm folgten erſt im 14. Jahrhundert Dalemil und im 16. Hajek. Den letztern, der die alte Volksſage am vollſtändigſten bringt, pflegt man zu ſchelten und zu verachten, als habe er hinzu erdichtet, was nicht ſchon in den älteren Chroniken ſteht. Allein er ſchöpfte offenbar aus älteren Quellen, welche die früheren Chroniken nicht benutzten, vielleicht aus Volksliedern. Dafür bürgt der originelle Inhalt ſeiner Mittheilungen. Dagegen ſind die angeblich altböhmiſchen Dichtungen der ſ. g. Königinhofer Handſchrift (Libuſſas Gericht ꝛc.) moderne Fälſchungen erſt aus dem Anfang unſers Jahrhunderts und gänzlich werthlos.

Die echte alte Sage knüpft an den Tod Libuſſas den berühmten böhmiſchen Mägdekrieg an. Libuſſa hatte ſich immer mit einem Kreiſe mannhafter Jungfrauen umgeben, die ſich als Amazonen im Reiten und Jagen übten und ſo lange ſie lebte, großes Anſehen genoſſen, nach ihrem Tode aber zurückgeſetzt und von den Männern

verſpottet wurden. Eine von ihnen, Wlaſta, redete ihnen zu, ſich von den Männern ganz abzuſondern. Eine andere, Stratka, rieth noch den Verſuch zu machen, ob der verwittwete König Przemysl wohl die Wlaſta heirathen würde, in welchem Falle Wlaſta das Anſehen der Libuſſa genießen und ihnen allen wieder Anſehen verſchaffen würde. Der König ging aber auf dieſen Vorſchlag nicht ein und nun zogen ſämmtliche Jungfrauen fort und bauten ſich auf einem Berge die Burg Diewin, von wo aus ſie gegen die Männer einen erbitterten Krieg führten. Sie benahmen ſich ſehr übermüthig. Die ſchöne Scharka ließ ſich von ihnen an einen Baum binden auf dem Wege, wo die Männer kommen mußten, und als der edle Ctirad dahergeritten kam, klagte ſie ihm, ſie ſey ſo grauſam von Wlaſtas Jungfrauen mißhandelt worden und bat ihn um ſeinen Schutz. Er band ſie los und war gleich ſehr in ſie verliebt. Seine Gefährten alle ſtiegen von den Pferden und lagerten im Walde und er ſetzte ſich zu dem ſchönen Mädchen, welches einen Krug voll Meth neben dem Baume ſtehen hatte und ihnen daraus zu trinken anbot. Dann verlangte ſie ſchelmiſch von Ctirad, er ſolle einmal auf ihrem Jagdhorn blaſen, was über ihr am Baume hing. Er that es, aber kaum hallten die Töne durch den Wald, als Wlaſtas bewaffnete Schaar herbeiſtürzte und alle Männer umbrachte. Die Glieder des unglücklichen Ctirad flochten ſie auf ein Rad und ein teufliſches Gelächter rauſchte durch den weiten Wald. Nun zog aber der König ſelber wider die Mägde aus und überwand ſie endlich in einer blutigen Schlacht. Wlaſta fiel mit geſpaltenem Kopfe und wurde von Roſſen zertreten. Die Jungfrauen, welche nicht mit ihr umgekommen, ſondern gefangen worden waren, wurden nach Prag auf das Schloß geführt und nachdem man jeden Muthwillen an ihnen geübt, aus den Fenſtern in die Moldau hinabgeſtürzt.

Das wiederholte Vorkommen des Frauenregiments bei Wenden, Polen und Böhmen bleibt räthſelhaft, gehört jedoch zum Ganzen des Slaventhums. So übereinſtimmende Sagen ſchlechthin zu verwerfen, wie viele Geſchichtſchreiber thun, iſt unerlaubt. Wenn die Sage auch nicht wirkliche Geſchichte wiedergibt, ſo ſpiegeln ſich in

ihr doch ſicher die Grundzüge des Volkscharakters. In den älteſten Erinnerungen der Slaven vermiſſen wir nun überall ein nationales König- und Ritterthum. Nirgends tritt uns ein Slave als überlegener Herrſcher oder Held entgegen. Vielmehr lebt das Volk in kleinen Gemeinweſen, baut friedlich den Acker und muſicirt, an Krieg und Herrſchaft nicht denkend, oder läßt ſich von Frauen regieren. Endlich erfolgt eine große Umwandlung, eine Art nationaler Aufſchwung, deſſen Ergebniß aber immer nur iſt, einen einfachen Bauern zum Fürſten zu erheben. In allen dieſen Zügen der Sage verräth ſich ein verwandtſchaftlicher Zug, die urſprüngliche Kindlichkeit und Sorgloſigkeit des Slavenvolks, welches gar nicht ans Regieren denkt, ſich von andern regieren läßt und erſt durch viele Leiden dahin gelangt zu bemerken, daß es doch viel beſſer wäre, wenn es ſich ſelbſt regierte.

Damit hängt zuſammen, was auch in den älteſten ſlaviſchen Volksliedern als Grundton vorklingt. Eigentliche Volkshelden fehlen darin gänzlich, denn ſowohl die Ritter Libuſſas in der Königinhofer Handſchrift als der ruſſiſche Igor ſind moderne Machwerke und gänzlich erlogen. Die Helden der ſerbiſchen Volkslieder aber gehören der neueren Zeit der Türkenkriege an und ſind meiſt nur Räuber. Dagegen wiederholt ſich in allen Sammlungen echter Volkslieder der Wenden, Polen, Lithauer, Böhmen, Serben und Ruſſen die Klage eines von fremden Eroberern und Herrſchern mißhandelten Volks. Als ein ſtehendes Sinnbild des nationalen Schmerzes darf man desfalls die Raute betrachten, das zartduftende Kraut der geliebten Heimath und Heimlichkeit, welches von fremden Roſſen zertreten wird. Daſſelbe Thema wird auf die mannigfachſte Art variirt und ganz friſch aus der Geſchichte des Volks herausgegriffen iſt folgendes altpolniſche Volkslied:

Schweſter Olga, ſpricht die Birke,
Nicht der alte graue Froſt
Machte meine Säfte ſtarren;
Noch der Wind iſt's, der mir ſchadet,
Noch der Bach iſt's, der die Erde
Von den Wurzeln trägt:

Doch aus fernen, fernen Landen
Kamen die Tataren,
Und sie brachen meine Aeste
Und sie schürten große Feuer
Und zertraten um mich her
Schönes, grünes Gras.

In einem lithauischen Volksliede wird ein Mädchen gewarnt, sie solle nicht trinken, denn von diesem Brunnen haben die Rosse des Feindes getrunken, sie solle fliehen, sonst nimmt ihr der Feind das Kränzchen und füttert damit seine Rosse, sonst nehmen sie ihr das Ringlein und machen Hufbeschläge davon, reißen ihr das Mieder ab und machen einen Sattel daraus, nehmen ihr das Zopfband und machen es zum Zügel. — Oft wiederholt sich in den slavischen Volksliedern auch das traurige Bild eines fern im Kriege dienenden Bruders oder Geliebten. Ein Rabe fliegt über ihr und läßt ein Ringlein in ihren Schoß fallen. Es ist der Ring des Heißersehnten, der auf dem Schlachtfelde liegt und von dessen Leiche der Todtenvogel den Ring abriß. Zuweilen bringt der Vogel die weiße Hand des Gefallenen, an deren Finger der Ring noch glänzt.

Nirgends herrscht, außer in den Klephten- und Heidukenliedern, eine rechte Lust am Kampf und Krieg bei den Slaven vor, sondern überall mehr das Behagen des Familienlebens, des Friedens und der Liebe und die bittere Klage über dessen Störung. Die slavischen Volkslieder, in denen der Soldat sich beschwert, die süße Heimath verlassen zu haben, um sich in einem Kriege hinmorden zu lassen, den er verflucht, stammen gewiß nicht erst aus der Zeit russischer Rekrutenaushebungen, sondern drücken einen uralten Friedenssinn aus.

5.

Bulgaren und Südſlaven.

Die Südſlaven wurden durch tatariſche Völker aus ihren früheren Sitzen im nordöſtlichen Europa vorgeſchoben. Dieſe Tataren hatten als berittene Nomaden von erſtaunlicher Tapferkeit und Todesverachtung trotz ihrer Minderzahl ein ſolches Uebergewicht über die Slaven, daß dieſe ſich ihnen unterwarfen, ſich von ihnen bald einpferchen und auf alle Art ſcheeren und mißhandeln ließen wie eine Heerde Schafe, bald ihre räuberiſchen Sitten annahmen und als ihre Knechte oder Bundesgenoſſen mit ihnen zogen. In dieſem Verhältniß ſtanden die Slaven zuerſt zu den Bulgaren, dann zu den Avaren. Die Bulgaren aber rieben ſich in den ewigen Kriegen auf und ihr Reſt ſetzte ſich unter den ſüdlichen Slaven, deren Sprache und Sitte er annahm, nur als ihr Adel feſt, ſo daß die altbulgariſche Nationalität im Slaventhum unterging. Eben ſo verſchwand die Nationalität der Avaren, als eine Minderheit und nur das Slaventhum blieb übrig. Man könnte darauf die Worte der heiligen Schrift anwenden: „die Friedfertigen werden das Erdreich beſitzen.“

Eine ſehr eigenthümliche Erſcheinung war die zähe Ausdauer des Romanismus an der untern Donau in den Ländern, welche heute Wallachei, Moldau und Beſſarabien heißen, und in einem Theil von Siebenbürgen. Hier erhielt ſich die altrömiſche Bevölkerung wie eine große Inſel im Meere der ſlaviſchen Bevölkerungen. Sie war zwar ſchon zur Römerzeit ſehr gemiſcht aus alten getiſchen und thrakiſchen Elementen und den vielerlei Beſtandtheilen, welche ſich durch das Coloniſirungsſyſtem und die Beſatzungen in allen römiſchen Provinzen zuſammen gefunden hatten. Auch ſind in der Völkerwanderung wieder gothiſche Elemente eingedrungen. Zuletzt kamen die Durchzüge der tatariſchen und ſlaviſchen Völker, von denen wieder viel hängen blieb. Dennoch hat ſich bis auf unſre Tage dort die romaniſche Mundart erhalten mit einigen ſlaviſchen Zuſätzen. Noch

mehr verräth ſich die Slaviſirung dieſer Romanen in ihren Sitten und ſonderlich in ihrer Sklaverei.

Die Bulgaren erhielten ihren Namen von der Wolga, von der ſie herkamen. Als echte Tataren hatten ſie ihre Chane, ſchwärmten raubend umher und behandelten alle andern Völker mit ſouveräner Verachtung. Denn es hat nie ein ſtolzeres, noch auch ſchöneres Volk in der Welt gegeben, als die alten Turanier, Tataren und Türken, die alle andern Menſchenkinder tief unter ſich ſahen. Der Uebermuth der Bulgaren ſcheint ſehr geſteigert worden zu ſeyn, theils durch den Sklavenſinn der Slaven, theils durch die Corruption der Byzantiner. Eine edlere Seite tritt bei ihren Chanen nirgends hervor. Sie baden in Blut, plündern die Länder aus, ſengen und brennen, treiben die Slaven wie große Heerden vor ſich her, preſſen den griechiſchen Kaiſern Tribut ab und haben der Geſchichte nicht ein einziges Denkmal von irgend einer Tugend und Großherzigkeit oder von einem höheren Bildungstriebe hinterlaſſen. Bei ihnen war alles nur Kraft und Mißbrauch derſelben. Ihre unaufhörlichen Raubzüge und Kriege ſind daher von einem traurigen Einerlei. Unter den Chanen der Bulgaren macht ſich Krumus bemerklich, deſſen wir ſchon in der byzantiniſchen Geſchichte gedacht haben. Nichts charakteriſirt den Bildungsgrad dieſes Chans und der damaligen Bulgaren beſſer als ſein Verfahren bei der Belagerung Conſtantinopels im Beginn des 9. Jahrhunderts. Da er mit ſeinen rohen Schaaren die feſte Stadt nicht einnehmen konnte und kein Geſchick beſaß, um Belagerungsmaſchinen anzuwenden, veranſtaltete er eine ungeheure Menge von Menſchen- und Thieropfern dicht unter den feindlichen Mauern, um durch die zauberiſchen Opferceremonien den Genius der Stadt zu entkräften. Man ſah ihn dabei, wie er durch eine Alle ſeiner auf ihrem Angeſicht liegenden und ihn anbetenden Weiber in ſein Zelt zurückkehrte. Unter einem Enkel dieſes Krumus, dem Chan Bogoris, welcher ſeit 826 regierte, ſollte endlich in die heidniſche Nacht der Bulgaren der erſte Schimmer chriſtlichen Lichtes fallen. Seine Schweſter war zufällig als Gefangene nach Conſtantinopel gekommen und dort eine Chriſtin geworden. Durch

ſie wurde auch er dem Chriſtenthum geneigt und erbat ſich aus Conſtantinopel einige Miſſionäre, um das Chriſtenthum unter den Bulgaren auszubreiten. Kaiſer Michael ſchickte ihm den Mönch Methodius, welcher die bulgariſche Sprache nicht verſtand, aber ein guter Maler war und dem Chane die Qualen der Hölle ſo anſchaulich an die Wand malte, daß dieſer, um der Pein im andern Leben zu entgehen, ſich voller Angſt taufen ließ, ja ſogar ein Mönch wurde und die Regierung ſeinem Sohne überließ. Weil aber dieſer ein roher Tyrann war, kam Bogoris wieder aus dem Kloſter heraus, übernahm die Regierung und ließ den böſen Sohn blenden. Trotz der Chriſtianiſirung kam das bulgariſche Reich noch oft in Fehde mit Byzanz, weil es ſeine Unabhängigkeit behaupten wollte. Durch das Chriſtenthum und durch die Slaviſirung wurde die tatariſche Wildheit unmerklich mehr überwunden. Die vorher den Bulgaren unterworfenen Serben riſſen ſich los und bald drohte vom ruſſiſchen Norden her dem bulgariſchen Reiche ein neuer gefährlicher Feind, dem jedoch Byzanz noch zuvorkam, denn i. J. 1019 machte Kaiſer Baſilius, der Bulgarentödter, dem bulgariſchen Reiche ein Ende.

Methodius und ſein Bruder Cyrillus dehnten unter dem Schutz des Bogoris ihre Bekehrungen in den ſlaviſchen Donauländern und bis nach Mähren aus. Der Mährenfürſt Raſtiz lud die beiden Miſſionäre zu ſich ein, ſo daß auch hier das Chriſtenthum friedlich eingeführt wurde. Cyrillus erfand für die Slaven eine eigene Buchſtabenſchrift, die Cyrilitza, und bediente ſich des Altſlaveniſchen als Kirchenſprache, weil der Gebrauch der lateiniſchen oder griechiſchen Sprache das Verſtändniß der neuen Lehre und mithin auch die Bekehrung ſehr erſchwert haben würde. Als Papſt Nicolaus I. von dem erfolgreichen Wirken der beiden Mönche in Mähren erfuhr, lud er ſie zu ſich nach Rom, war aber ſchon todt, als ſie dort ankamen, 867. Sein Nachfolger Hadrian II. ehrte die griechiſchen Mönche auf alle Weiſe. Cyrillus blieb ſogar in Rom, wo er geſtorben iſt, Methodius aber wurde vom Papſte zum Metropoliten von Mähren und Ungarn ernannt. Die abendländiſche Kirche eignete ſich ſomit

eine Eroberung der griechiſchen an, worüber viel Streit entſtand. Das Ergebniß aber konnte nicht wohl ein anderes werden, als daß die entfernten Bulgaren und Serben unter byzantiniſchem Einfluß blieben, Mähren aber ſeiner geographiſchen Lage wegen der abendländiſchen Kirche zufiel.

Von Mähren verbreitete ſich das Chriſtenthum nach Böhmen. Des Raſtiz Nachfolger Swatopluk bewog den Böhmenkönig Borziwoi, deſſen Schweſter er geheirathet hatte, ſich taufen zu laſſen, 871, derſelbe Swatopluk, den Kaiſer Arnulf zu Gevatter bat und nach dem er ſeinen ungerathenen Sohn benannt hat. Indeß blieb das Verhältniß des Mährenfürſten zu Arnulf nicht immer ein freundliches. Jeder ſuchte den andern zu übervortheilen und endlich hetzte Arnulf die eben aus Aſien vorgebrochenen Ungarn gegen die Mähren. Swatopluk hielt ſich in den feſten Burgen, ſtarb aber 894. Seine Söhne bekämpften ſich um das Erbe und ſchwächten das Reich ſo, daß es bald eine leichte Beute der Ungarn werden mußte; Moimir, Swatopluks Sohn, der letzte Mährenfürſt, fiel im Kampfe, 907, Mähren gehorchte den Ungarn. Nur Böhmen blieb frei, ſah ſich aber durch die Ungarnfurcht genöthigt, ſich mehr und mehr von Deutſchland abhängig zu machen.

Die Serben, Croaten, Bosnier, Dalmatiner ꝛc. alle die kleinen Völkerſchaften in der gebirgigen Mitte zwiſchen dem adriatiſchen Meere, Oeſterreich, Ungarn und Bulgarien, waren früher den Bulgaren und Avaren unterwürfig geweſen und hatten ſich gegen ſie auf die fränkiſche Hülfe geſtützt. Sie würden ſich ganz an das deutſche Reich angeſchloſſen haben, zumal als ſie von den Ungarn bedrängt wurden, wenn nicht der byzantiniſche Einfluß in dem zur See immer mächtiger werdenden Freiſtaat Venedig vorgewaltet hätte und wenn dieſe Völkerſchaften nicht durch ihre unwegſamen Gebirge gegen fremde Zumuthungen einen Schutz gefunden hätten, den die Slaven in den Ebenen nicht fanden. So konnten ſich in Serbien und Croatien eigne kleine Reiche bilden.

Auch viel weiter nach Süden durch das ganze alte Makedonien, Theſſalien und Griechenland bis zu den Südſpitzen des Peloponnes

hatten ſich Slaven ausgebreitet; nur im alten Epirus, ſüdlich von den ſlaviſchen Montenegrinern, Bosniern und Serben erhielten ſich noch unter dem Namen der Albaneſen überaus tapfere Räuber und Krieger eines ganz eigenthümlichen, nicht ſlaviſchen Stammes mit eigner Sprache, die man für Ueberreſte der alten Illyrier gehalten hat, die aber wahrſcheinlicher erſt in der Völkerwanderung vom Kaukaſus her gekommen ſind. Nach der Auflöſung des großen Hunnenreichs hielten die Oſtgothen noch eine Weile den Andrang der tatariſchen und ſlaviſchen Völker auf, ſobald ſie aber nach Italien abgezogen waren, hemmte nichts mehr das maſſenhafte Hereinbrechen jener Völker ins griechiſche Reich. Im Jahr 517 warf ſich die erſte Welle der lange fortdauernden Völkerüberſchwemmung über das Donauthal und den Hämus bis zu den Thermopylen. Immer neue Schaaren folgten ihnen bis zum Jahr 527, ohne daß die griechiſchen Kaiſer Anaſtaſius und Juſtinus I. ſie aufzuhalten vermocht hätten. Aber noch viel ſchrecklicher wurde der Andrang der bewaffneten Einwanderer unter Juſtinian I., beſonders i. J. 539, in welchem die fremden Horden auch die Thermopylen durchbrachen und den ganzen Peloponnes einnahmen. Es iſt oft aufgefallen, daß derſelbe Kaiſer, deſſen geniale Feldherrn Beliſar, Johannes und Narſes Afrika und Italien wieder zu erobern vermochten, kein einziges Heer bereit hatte, um die Bulgaren und Slaven vom Vordringen in Griechenland abzuhalten. Er glaubte vielleicht mit dieſen Barbaren bald fertig werden zu können, wenn er erſt Herr in Rom und Conſtantinopel zugleich wäre. Man nannte die hereingebrochenen Völker Hunnen, Anten, Slavinen, Bulgaren und die Geſchichtſchreiber der Griechen unterſchieden nicht genau die Völkerſtämme. Unter den Hunnen kann man ſich nur tatariſche Völker denken, welche früher zum großen Hunnenreich gehört hatten, wie die Chazaren, Bulgaren, Avaren. Unter den Anten ſind dagegen Slaven gemeint, während wir nicht mehr wiſſen, was für ſlaviſche Völker es waren, die alle über den Hämus gingen. Die ſog. Hunnen und Bulgaren waren wohl das treibende Element und die ſlaviſchen Völkerſchaften wurden von denſelben theils aus ihren alten Sitzen vertrieben und vor ihnen

her geſchoben, theils als tributbare Bundesgenoſſen auf den großen Raubzügen mitgenommen. Sie waren es dann, die in dem eroberten Lande zurückblieben, ſich friedlich anſiedelten und das Feld bauten, während ihre Treiber mit der Beute über den Hämus zurückgingen. Möſien, wo ſich die Bulgaren niederließen, Thrakien, Makedonien, Theſſalien, Illyrien, Epirus und das alte Hellas waren ſchon durch die frühere deutſche Völkerwanderung, zumal ſeit der Schlacht von Adrianopel auf's ſchrecklichſte verheert worden. Auch im Peloponnes hatte ſchon Alarich mit ſeinen Gothen gewüthet. Die Slaven fanden alſo dieſe Länder ſchon halb verödet. Wenn uns Prokop erzählt, daß ſie alle Einwohner, die ſie fanden, grauſam umgebracht hätten, ſo erklärt ſich das wohl nicht bloß aus der hunniſchen und bulgariſchen Kriegsart, welche die Slaven nachahmten, ſondern auch aus dem Bedürfniß neuer Einwanderer, ſich derer zu entledigen, auf deren Grund und Boden man ſich ſelbſt niederlaſſen will, und aus der Nothwendigkeit, in verheerten und armen Gegenden ſich die wenigen Lebensmittel allein anzueignen. Die ganze frühere chriſtliche und römiſch griechiſche Bevölkerung in den genannten Ländern wurde ausgerottet, außer in den großen Städten, die durch ſtarke Mauern geſchützt waren. Seit 531 half eine Peſt, welche gar nicht aufhören wollte, die Menſchen vertilgen, ſo daß die ſpäter ankommenden Slaven Gegenden ſchon wieder verödet fanden, wo ſich früher ihre Landsleute niedergelaſſen hatten. In dieſer langen Nothzeit, denn die Peſt dauerte bis zum Jahr 611, vermochten die wenigen griechiſchen Städte, die noch wie Inſeln aus dem völlig ſlaviſch gewordenen Lande vorragten, nichts gegen die eingedrungenen Fremden zu unternehmen. Dieſe ſelbſt aber begnügten ſich, friedlich das Feld zu bauen. Erſt die Avaren begannen eine neue wilde Bewegung, indem ihr Chan Bajan i. J. 589 einen neuen großen Schwarm von Slaven über die Donau trieb, dem bald noch andere nachfolgten und die alle auch über den Hämus kamen und nach dem Süden zogen. Sie werden wieder als fürchterlich grauſam geſchildert, weil ſie von den Avaren vorwärts gepeitſcht waren. Von dieſen wurden vollends die letzten griechiſchen Städte im Peloponnes eingenommen

und zerstört. Das einzige Andenken, was die Avaren hier zurückließen, war der neue Name von Pylus, welches nach seiner Zerstörung unter dem Namen Avarinos wiedererstand. Die Slaven aber, die im Lande blieben, gaben ihm, den Bergen, Flüssen und Ortschaften ihre Namen. In Konstantinopel selbst nannte man das ehemalige Hellas nur noch Slabika oder Slabinia. Der Peloponnes hieß fortan Morea, von more Meer, das Land im Meere, wie Pommern das Land am Meere. Griechenland wimmelt von Namen, die wir auch in Pommern und Mecklenburg, Kärnthen und Krain, Böhmen und Polen wiederfinden: Boritza, Bostitza, Kamenitza, Planitza, Doritza, Bokowina, Chlumutzi, Lusitza, Maritza, Drovolova, Volatuna, Mudritza ꝛc.

Nachdem die eingewanderten Slaven nicht mehr von Bulgaren und Avaren gehetzt waren, lebten sie in Griechenland so friedlich wie in ihrer nordischen Heimath und bauten das Feld. Unter der berühmten Kaiserin Irene wurde es daher möglich, seit dem Jahre 783 ihre Unterwerfung unter Byzanz zu beginnen, und der Feldherr Staurakius hätte sie wahrscheinlich schon vollendet, wenn sich nicht die Muhamedaner eingemischt und die Slaven in Morea noch eine Zeitlang unterstützt hätten. So konnte denn die Eroberung und Bekehrung nur allmählig erfolgen und wurde erst unter Kaiser Basilius dem Makedonier ungefähr i. J. 870 vollendet. Die Slaven nahmen seit damals mit dem Christenthum und den griechischen Beamten nach und nach auch die griechische Sprache an, reden sie aber heute noch mit slavischem Accent.

Ueber die Frage, ob überhaupt noch althellenisches Blut in den Adern der heutigen Neugriechen fließe, hat man unnützerweise viel gestritten. Da die alten Griechen bis zur tiefsten Niederträchtigkeit entarteten, kann es für niemand mehr eine große Ehre seyn, von ihnen abzustammen, und ist die Abstammung von ehrlichen slavischen Bauern jedenfalls eine gesundere. Aus Fallmerayers scharfsinnigen Untersuchungen geht hervor, daß selbst das angebliche Hellenenthum der räuberischen Mainotten im Süden von Morea in Zweifel ge-

zogen werden muß, so wie auch das der erst in neuerer Zeit berühmt gewordenen Inselgriechen auf Hydra, Spezia ꝛc., da diese Inseln in der altgriechischen Zeit gar nicht bevölkert waren und erst in neuerer Zeit Einwohner erhielten. In Constantinopel selbst, sowie in den andern größeren Städten des oströmischen Reichs und an den altgriechischen Küsten Kleinasiens war die Bevölkerung seit der römischen Eroberung und seit den gothischen Verheerungen ungeheuer gemischt und wenn auch die griechische Sprache unter dem Einfluß der aus dem Alterthum geretteten Bildung und Literatur des byzantinischen Hofes und der griechischen Kirche die herrschende blieb, so wurde sie doch von einem Menschengemenge geredet, welches vielmehr von thrakischem, römischem, gothischem und slavischem Blute war, als von althellenischem. So wurde auch in Italien die lateinische Sprache auf alle die Fremden übertragen, die zur Zeit des altrömischen Kaiserreichs von drei Welttheilen her nach Rom strömten, und später noch auf Gothen und Longobarden, in Sicilien sogar auf Araber und Normannen.

6.

Russen.

Das zahlreichste aller slavischen Völker ist das russische. Seine alte Eintheilung in Weiß-, Schwarz- und Rothrussen hat keine stark bestimmten Umrisse. Die Weißrussen gehören zu den Polen. Die Schwarzrussen sind die eigentlichen oder Großrussen auf der „schwarzen Erde" im fetten und fruchtbaren Boden rings um Moskau her, weshalb sie auch Moskowiter heißen. Die Roth-, Klein- oder Südrussen sind die Kosaken. Von den Zaporoger Kosaken glaubt man jedoch, sie stammen von den Chazaren her.

Die Russen sind heute noch die slavischesten unter allen Slaven, kindlich, freundlich, weichherzig, gelenk und anstellig, schmiegsam bis zum Extrem des Sklavischen schmutzig, leichtfertig, diebisch, und

dabei fromm und tapfer. Wir dürfen annehmen, daß sie schon dem großen Gothenreich des Hermanarich unterworfen waren, wie später dem des Attila. Nachher finden wir die Südrussen unter der Zuchtruthe der tatarischen Chazaren, ganz so wie die übrigen Slaven des Südens die Peitsche der tatarischen Bulgaren und Avaren fühlen mußten; die Nordrussen aber unter der Herrschaft der Normänner.

Mehr als alle andern Slaven bekannten sich die Russen von Beginn ihrer beglaubigten Geschichte an zu einer Inferiorität, die ihnen die Fremdherrschaft unentbehrlich und daher wünschenswerth machte. Der Mönch Nestor, Rußlands ältester Chronist aus dem 11. Jahrhundert, erzählt, unter den Russen seyen die Polänen die friedfertigsten und am besten gesitteten gewesen. Die Derewlanen, Radimitschen, Wetitschen und Seweren dagegen hätten wie die wilden Thiere in Wäldern gelebt und nicht einmal die Ehe gekannt. Das deutet auf einen ältesten Gegensatz ackerbauender und wild umherschweifender Slaven hin. Die Wälder mochten aber wohl ursprünglich ihr Zufluchtsort vor den ihnen überlegenen Tatarenstämmen seyn. Nestor berichtet weiter, die Polänen seyen von jenen wilden Waldmenschen bedrängt, aber von den Chazaren geschützt worden, wofür sie den letzteren Tribut zahlten, von jedem Hause ein Schwert. Im Norden hatten die Waräger die dort am Meer wohnenden Tschuden und Slaven (Finnen und Wenden) tributbar gemacht, desgleichen die Mörechen- und Kriwitschen, unter denen wir uns die nördlichen Russen zu denken haben. Ungefähr im J. 860 hätten sie diesen Tribut nicht mehr bezahlt, nun seyen sie aber dergestalt unter sich selbst uneins geworden, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußten. Da sagten sie untereinander: „Lasset uns einen Knes suchen, der über uns herrsche und spreche uns Recht.“ Und die Russen gingen zu den Warägern über das Meer. Dieser Umstand beweist, daß die Waräger damals und ohne Zweifel seit man ihnen den Tribut nicht mehr zahlte, von der Südküste des finnischen Meerbusens mußten vertrieben worden seyn, weil die Russen sonst, um sie zu finden, nicht erst hätten über das Meer fahren

müſſen. Ihre Boten ſagten zu den Warägern: „Unſer Land iſt groß und hat an allem Ueberfluß, es iſt aber keine Ordnung darin; kommt alſo zu uns, um über uns zu herrſchen und uns zu beſitzen.“

Da kamen drei Brüder und nahmen im J. 862 Rußland in Beſitz. Der älteſte, Rurik (Roderich), baute die Stadt Ladoga und reſidirte dort, nicht ſehr weit vom heutigen Petersburg. Sein Schloß iſt noch erhalten mit vier runden Thürmen. Der zweite Bruder Sineus ſetzte ſich ans weiße Meer, der dritte Truwor aber weiter ſüdlich. Die jüngeren Brüder ſtarben. Da zog Rurik ſüdwärts und gründete am Fluß Wolchow die Stadt Nowgorod (Neuſtadt). Von hier aus unternahmen zwei Waräger, Oskold und Dir, den erſten Zug ſüdwärts bis ans ſchwarze Meer, bauten ſich dort Schiffe und wagten den übermüthigen Sturm auf Conſtantinopel, den wir in der byzantiniſchen Geſchichte ſchon geſchildert haben, 866. Aus dieſem naiven Berichte Neſtors geht deutlich hervor, daß die Slaven die hohe Ueberlegenheit der germaniſchen Normannen anerkannten, ſich gegen deren Herrſchaft nicht ſträubten, ſondern ſie vielmehr ſuchten; aber auch, daß ſie mit den Normannen nicht zum erſtenmal Bekanntſchaft machten, ſondern ſie ſchon früher hatten kennen lernen. Das ſtimmt ganz mit den Vorausſetzungen eines alten Verkehrs der Gothen und Normänner zwiſchen der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere zuſammen, wovon früher die Rede war. Oskold und Dir würden ſonſt kaum gewagt haben, ſo weite Länderſtrecken zu durchmeſſen. Die Normannen erſcheinen hier unter den Slaven, wie Rieſen unter Zwergen, und laſſen ſich, wie gering auch ihre Zahl iſt, durch die Millionen Slaven, unter die ſie eintreten, nirgends aufhalten. Das würde ganz unnatürlich ſeyn, wenn ihnen nicht alter Verkehr und großes Vertrauen die Wege gebahnt hätte.

Rurik ſtarb 870 und für ſeinen unmündigen Sohn Igor regierte Oleg, der den ruſſiſchen Süden in ſein Reich einzuverleiben beſchloß, weil Oskold und Dir ſich in Kiew feſtgeſetzt und ein unabhängiges Reich zu gründen begonnen hatten. Zuerſt ſetzte ſich Oleg in den Beſitz von Smolensk im Weſten. Dann nahm er Kiew

im Süden und ſchlug dort ſelber ſeine Reſidenz auf, nachdem Oskold und Dir im Kampfe umgekommen waren, 882. Vier Jahre ſpäter zogen die Avaren auf ihrem Marſche zur Donau bei Kiew vorüber, wagten aber nicht daſſelbe anzugreifen, oder wurden von dieſen Gegenden weniger angelockt als von denen tiefer im Süden. Im J. 903 trat Igor die Regierung an und vermählte ſich mit der damals erſt zehnjährigen, aber ſehr ſchönen und klugen Olga. In einer alten romanhaften Geſchichte dieſer berühmten Großfürſtin von Rußland heißt es, der junge Igor war einmal auf der Jagd, kam an einen Fluß und rief zum andern Ufer hinüber, man ſolle ihn in einem Boot hinüber holen. Das Boot kam und als Igor den Ruderer anſah, war er ſehr überraſcht, in demſelben ein reizendes junges Mädchen zu erkennen, redete mit ihr, fing aber gleich mit einem ſchmutzigen Worte an. Da antwortete ſie ihm trotz ihrer Jugend ernſt und würdevoll: Wenn du ſelbſt ſchändlich handelſt, wie kannſt du es als Fürſt deinen Unterthanen wehren? Igor ſchämte ſich und kehrte nach Kiew zurück, dachte aber über das Mädchen weiter nach und ließ ſie durch Oleg mit zahlreichem Gefolge und großem Pompe im Walde abholen und als ſeine Braut nach Kiew bringen. Im J. 907 unternahm Oleg einen Zug gegen Conſtantinopel, wo damals Leo der Philoſoph regierte. Dieſer Zug iſt nur merkwürdig, weil er ſo frühzeitig ſchon die Tendenz der ruſſiſchen Politik nach Byzanz beurkundet. Oleg konnte die große Stadt nicht erobern und ſchloß 911 mit Byzanz Frieden. Im folgenden Jahre ſtarb er und zwar auf eine merkwürdige Weiſe. Seine heidniſchen Zauberer hatten ihm geſagt, er werde durch ſein Lieblingspferd getödtet werden. Er ritt es daher nie mehr. Als er aus dem byzantiniſchen Kriege zurückkam und hörte, das Pferd ſey todt, ließ er ſich deſſen Gebeine zeigen und ſtieß verächtlich mit dem Fuße an des Thieres Schädel. In dieſem aber war eine Natter verborgen, von deren giftigem Biß er ſterben mußte.

Igor, der nun allein regierte, konnte es nicht ruhig mit anſehen, daß die Avaren ſich Conſtantinopels zu bemeiſtern ſuchten, wollte es nicht von ihnen vorweg nehmen laſſen und unternahm

einen neuen Zug dahin, angeblich auf 10,000 Böten. Aber sein zahlreiches Heer litt schreckliche Noth durch das griechische Feuer, welches die Byzantiner von ihren Mauern auf die Häupter ihrer Feinde hinab zu schleudern pflegten, und mußte wieder abziehen, 844. Bald darauf fiel er in einem Kriege mit den noch immer sehr wilden Derewlanen, 945. Das Lied vom Heereszuge Igors, dessen alte Handschrift angeblich aus dem zwölften Jahrhundert im J. 1795 wieder entdeckt wurde, ist eine Fälschung.

Seine Wittwe Olga übernahm nun allein die Regierung für ihren jungen Sohn Swätoslaw und führte sie mit großer Weisheit und Kraft. Der Fürst der Derewlanen Mat schickte Gesandte an sie ab mit dem Befehl, sie solle kommen und ihn heirathen. Sie aber ließ die Gesandten in eine Grube werfen und lebendig begraben. Dann ließ sie dem Mat sagen, er solle vornehmere Gesandte schicken, wenn er etwas von ihr wolle. Er schickte nun wirklich solche, Olga aber ließ sie in ein Bad einsperren und ihnen zu Tode einheizen. Darauf hatte sie die Kühnheit, selber zu den Derewlanen zu gehen, um ihrem erschlagenen Gemahl eine Todtenfeier zu halten. Bei derselben aber tödtete sie alle anwesenden Derewlanen mit vergiftetem Meth. Dann zog sie an der Spitze ihres Heeres gegen die Hauptstadt der Derewlanen, Iskorost, und konnte sie lange nicht gewinnen. Endlich aber erbot sie sich abzuziehen, wenn ihr jede Familie in der Stadt einen Tribut von drei Tauben und drei Sperlingen zahlen würde. Die Derewlanen willigten ein, Olga ließ aber sämmtlichen Vögeln Feuerbrände an die Schwänze binden, womit sie, weil sie gleich alle in die Stadt zurückflogen, dieselbe anzündeten und gänzlich in Asche legten. Darauf mußte der Rest der Derewlanen sich ihr unterwerfen. Im Jahr 755 machte Olga eine friedliche Reise nach Constantinopel, um sich daselbst taufen zu lassen, denn sie hatte aus unbekannten Gründen eine große Neigung zum Christenthum gefaßt. In ihrer hohen Stellung hatte sie wohl Gelegenheit gefunden, sich von der Trefflichkeit und weiten Verbreitung der christlichen Lehre zu überzeugen, und ihrem Scharfblick mochte nicht entgehen, daß die Taufe das beste Mittel seyn

würde, die Ruſſen von der alten Barbarei rein zu waſchen. Sie war in Byzanz eines guten Empfanges ſicher, weil auch die Ruſſen Feinde der Bulgaren waren. Sie empfing die h. Taufe durch den Patriarchen von Conſtantinopel und die wärmſten Segenswünſche begleiteten ſie in ihre Heimath. Ihr junger Sohn Swätoslaw ließ ſich aber durch nichts bewegen, ihrem Beiſpiel zu folgen, und blieb ein Heide, mit ihm das Volk. Im J. 964 unterwarf dieſer Fürſt das bisher noch den Chazaren tributbare ſlaviſche Volk der Wjetitſchen und ſchlug dann die Chazaren ſelbſt in einer äußerſt blutigen Schlacht; 968 ſchlug er ebenſo glücklich die Bulgaren. Unterdeß aber rückten die tatariſchen Petſcheneger vor Kiew und ſchreckten ſeine Mutter Olga, doch zogen die wilden Horden wieder ab, nachdem man ſie mit Liſt überredet hatte, die Stadt ſey noch reich mit Lebensmitteln verſehen. Ein Jahr ſpäter ſtarb Olga, von welcher Neſtor ſagt, ſie gab einen Schein von ſich, wie der Mond des Nachts, wenn ſie auch noch nicht im Stande war, die Sonne des wahren Glaubens am dunklen Horizont der Ruſſen herauf zu führen.

Swätoslaw ſcheint nur den Tod der Mutter abgewartet zu haben, um über das griechiſche Kaiſerthum herzufallen, dem ſie immer noch befreundet geblieben war. Allein er hatte kein beſſeres Glück als ſeine Vorgänger, denn keine Stadt in der Welt war jemals ſo lockend für Eroberer und zugleich ſo uneinnehmbar wie Conſtantinopel. Er mußte nach wiederholten höchſt mörderiſchen Kämpfen mit dem tapferen Kaiſer Tzimitzes Frieden ſchließen, weil die Petſcheneger ſeine Abweſenheit abermals benutzten, um Rußland zu verwüſten. Indem er gegen ſie zu Felde zog, überraſchten ſie ihn an den Waſſerfällen des Dniepr und erſchlugen ihn. Ihr Fürſt Kuria ließ ſich aus ſeinem Schädel eine Trinkſchale machen, 972. Des erſchlagenen Großfürſten Söhne, anſtatt vereint den äußern Feinden zu widerſtehen, bekämpften ſich um den Thron. Jaropolk tödtete den Oleg und zwang den andern Bruder Wladimir zur Flucht. Unterdeß hatte ſich, während Swätoslaw immer im Süden kämpfte, ein neuer normänniſcher Ankömmling, Rogwold, der Herrſchaft in Polotzk bemächtigt. Wladimir aber war ſelbſt nach Schweden gegangen, kam von dort mit

andern Warägern zurück, erschlug den Rogwold und zwang dessen Tochter Rogneda, ihn zu heirathen. Darauf zog er gegen Kiew, als wolle er mit Jaropolk unterhandeln, da dieser aber unvorsichtig zu ihm kam, ließ er ihn durch seine Waräger niederstechen und war nun Alleinherr Rußlands, 980. Jaropolk hinterließ eine Gemahlin, die sein Vater einst in Griechenland als Nonne gefangen genommen und wegen ihrer Schönheit ihm zur Ehe gegeben hatte. Sie gebar ihm erst nach seinem Tode einen Knaben Namens Swätopolk.

Wladimir verirrte sich nicht wie seine Vorfahren nach dem Süden, sondern befestigte vor allen seine Herrschaft im breiten Norden Rußlands und wollte auch Polen unterwerfen. Wirklich nahm er Volhynien und einen großen Theil von Lithauen ein. Nach dieser Zeit fing Wladimir an, über seinen religiösen Glauben nachzudenken. Nestor gibt zwei äußere Veranlassungen an. Ein Waräger, der in Constantinopel Christ geworden war, kam nach Kiew zurück. Als man aber dort dem großen Götzen Perun ein Menschenopfer bringen wollte, fiel das Loos auf den bildschönen Sohn jenes Warägers, der Vater sah in dem Götzen den Teufel selbst, dem er den geliebten Sohn nicht überlassen wollte, redete aber vergebens zum Volke, reizte nur dessen Wuth und wurde mit dem Sohn erschlagen. Nestor erzählt weiter, ein Theil der Bulgaren habe sich aus verzweifeltem Haß gegen den christlichen Kaiser in Byzanz und um von den Muhamedanern Hülfe zu erlangen, zum Islam bekehrt und diese hätten sich in Kiew viele Mühe gegeben, den Großfürsten Wladimir gleichfalls für die Lehre des Propheten zu gewinnen. Diese äußeren Anlässe waren es indeß wohl nicht allein, die den russischen Großfürsten bewogen, darüber nachzudenken, ob er nicht dem Heidenthum entsagen solle. Er hatte das Beispiel seiner Großmutter vor sich und war ein kluger voraussichtiger Fürst. Alles deutet darauf hin, daß er die Sache schon reiflich überlegt hatte und nur ein Schauspiel aufführte, um die Vorurtheile seiner Russen zu schonen. Er schickte nämlich nicht ohne Ostentation Boten in alle Länder, um die Religionen zu erforschen und zu vergleichen. Die beste wollte er dann annehmen. Von allen aber gefiel ihm keine besser, als die

griechiſche, worauf er ſich mit ſeinen Bojaren verſtändigte und ihnen ſelbſt das Bekenntniß ablockte, daß der Glaube, den ſchon Olga, die weiſeſte aller Frauen, angenommen habe, der beſte ſeyn müſſe. Hierauf ſchickte Wladimir nach Byzanz und begehrte vom Kaiſer Baſilius, dem Bulgarentödter, und deſſen Bruder Conſtantin ihre Schweſter Anna zur Gemahlin. Sie erſchrack anfangs ſehr und wollte keinen Heiden zum Manne, fügte ſich aber, ſobald er erklärte, daß er Chriſt werden wolle, und man jubelte in Byzanz über dieſe neue glänzende Eroberung der Kirche. Die beiden Kaiſer ſelbſt brachten ihre Schweſter nach Cherſon, wohin ihnen Wladimir entgegen kam und dort wurde ſeine Taufe vollzogen. Als er nun mit ſeiner Gemahlin nach Kiew zurückkam, zerſtörte er daſelbſt die alten Götzen. Das koſtbare Bild des Perun ließ er einem Pferde an den Schweif binden und fortſchleifen, während es zwölf Männer unaufhörlich prügeln mußten. Dann warfen ſie es in den Dniepr, oberhalb der Waſſerfälle, in die es hinunter ſtürzte. Am andern Tage aber zog Wladimir mit ſeiner griechiſchen Anna, allen Bojaren und unzähligem Volke an denſelben Fluß und die ganze Menſchenmenge ſtieg auf ein gegebenes Zeichen in den Fluß hinab, ſo daß viele bis an den Hals im Waſſer ſtanden, während die Prieſter Gebete vorlaſen und das ganze Volk tauften, ohne daß ſich der geringſte Widerſtand dagegen erhob, 988. Nach dieſer Zeit hatte Wladimir noch ſchwere Kämpfe theils mit den Petſchenegern, theils mit Erik dem Norweger zu kämpfen, der im J. 997 über Meer kam und Ladoga einnahm, nach einem langen Kampfe aber wieder zurück getrieben wurde. Wladimir ſtarb 1015. Mit ihm endigte die erſte Glanzperiode Rußlands, welches unter ſeinen Söhnen getheilt und dadurch geſchwächt wurde.

Regiſter zum vierten Bande.

Seite

Aachen . . . 300
Abbaſſiden 190 f. 209 f.
Abdallah . . . 188
Abdalmelik 188. 189
Abderrhaman 122 f. 197
— I. . . . 199 f.
— III. . . . 203
Abgarus . . . 277
Abubekr 169. 172. 179
Abu Moslim . 211
Abul Thaſer . . 223
Abul Abbas 191. 209
Abyſſinien . . 28
Adalbert von Babenberg . . . 369
— v. Tuscien . 368
Adelgis . . . 289
Adoptianismus . 202
Aegidius . . . 48
Aegypten . . . 180
Aemmarik . . 451
Aethelbald . . 394
Aethelbert . . . 392
Aethelred . . . 405
Afghaniſtan 222. 225
Agathias . . . 278
Agilulf . . 141 f.

Seite

Aglabiden . . 213
Agobard . . . 325
Aïſcha 184
Aiſtulf . . 132. 150
Alarich . . 51. 56
Alban 383
Albaneſen . . . 479
Alboin . . 136 f.
Aldermänner . . 395
Alemannen 54. 56. 118
126
Alexandria 181. 183
Alfred . . . 338 f.
Ali . 169. 179. 184
Alkuin 316
Alonſo der Große 206
— der Keuſche 205
Amalaſwintha 67. 76
Amerika . . . 428
Amru . . 180. 183
Anahid . . . 249
Anaſtaſius . 65. 266.
Andernach . . 351
Angeln 143. 390. 414
Angelſachſen . . 390
Anſcar . . 419. 435
Anſwari . . . 251

Seite

Aquitanien 361. 363
Arabien 82. 122. 166 f.
Ardiſchir . . . 157
Arianer . . 56. 90
Arkona . . . 463
Armenien . . . 270
Armillus . . . 163
Arnulf, Kaiſer 356 f.
— von Bayern 371
Arpad 367
Artaxerxes . . 157
Arthur 378. 381. 390
Arzneikunde . . 235
Aſen 14
Aſturien . . . 203
Athalarich . . 76
Audoin . . . 136
Auſtraſien . . 95. 100
Authari . . . 140
Avaren 112. 136. 146 f.
301 f. 475
Averroes . . . 236
Avicenna . . . 236

Babek 216
Babenberg . . 369

Seite

Bagdad . . . 212
Bahram . . . 157
Balduin von Flandern . 340. 363
Baldur . . . 16
Banger . . . 383
Barcelona . . 205
Bardas . . . 280
Barden . . . 377
Barmekiden 209. 214
Basilicus . . 65
Basilius . . . 282
— II. . . . 284
Basina 48
Basken . . . 206
Bayern 113. 119. 122 126. 140. 146. 300. 370
Beda 393
Belgen 374
Belisar . 71. 74 f.
Benedict, S. . . 83
— von Aniane 323
— Levita . . 336
Benevent . . . 258
Beowulf . . . 400
Berengar . . 361 f.
Bernhard . . 322 f.
— v. Barcelona 325 f.
Bertha 319
Berthold . . . 370
Bielbog . . . 463
Bilderſtreit 263 f. 292
Bochara . . . 222
Böhmen 304. 362. 368 469 f.
Boethius . . . 67
Bogoris . 281. 476
Bonden . . . 410
Bonifacius . 127 f.
Borzivoi . . . 478
Boſo . . . 350 f.
Brandanus . . 385
Bravallaſchlacht . 415
Bretagne 341. 348. 387
Brigida . . . 385
Briten . . . 373 f.

Seite

Brunehild . 89. 101 f.
Brynhildur . . 31
Bulden . 222. 226
Bulgaren 87. 260. 267 272. 281. 284. 475 f.
Burgunder 53. 80. 97 98. 330. 361. 368
Byzanz . 255. 259
Byzantiner . . 142

Caledonier . . 375
Campoſtella . . 205
Canterbury . . 392
Carauſius . . . 377
Caſſiodorus . . 84
Caſtilien . . . 206
Catalonien . . 205
Ceridwen . . . 378
Chalid . . . 179
Chalifen . . . 173
Charibert . 99. 101 f.
Chazaren . 151. 206
Cherſon . 260. 489
Childebert . 97 f.
— II. . . 104 f.
Childerich . . 48
Chilperich 99. 101 f.
Chindaſwinth . 93
Chlodomir . . 97
Chlodwig . 49 f. 95
Chlotar . . 97 f.
— II. . . 105 f.
Chlotilde . . 53. 98
Choraſan . . . 225
Chosru 81. 151. 158
— Parwis . . 179
Chramnus . . 99
Cobbo 332
Colmar . . . 327
Columban 109. 111. 118
Conſtanz II. . . 256
Conſtantin IV. . 258
— Copronimos 266 f.
— Porphyrogenitos . 268 f. 284

Seite

Conſtantin Monachus 285
Conſtantinopel 64. 186
Creta 224
Croaten . . . 478
Cyrillus . . . 477
Czechen . . . 453
Czernebog . . . 463

Dänen 311. 414 f.
Dagobert . . . 112
Dalemincier . . 453
Dalmatien . . 453
Damaskus 179. 234
Danewirk . . . 312
Decretalen, falſche 336
Delhi 228
Derewlanen . . 486
Derwiſche . . . 235
Deſiderius . . 288
Deutſche . . . 2
Dietrich von Bern 38
Dionyſius . . 114
Domaldi . . . 434
Drogo 334
Drontheim . . 409
Druiden . . . 357
Druſen . . . 212
Dſchinnen . . . 250
Dunſtan . . 402 f.

Eckbert . . . 359
Edda 429
Edriſiden . . . 213
Eduard . . . 406
Edwin 403
Egilona . . . 196
Eginhard . . . 313
Egiza 94
Eider 312
Einſiedeln . . . 320
Ekteſis 256
Elfride 405
Elgiva 403
Emma 313
Emeran . . . 119

	Seite
England . 143.	390
Erchinger . . .	370
Erich Blutaxt .	422
— Edmundſon .	436
— der Siegreiche	436
Erzbiſchöfe, Politik der deutſchen	360
Eudo . . 121 f.	197
Enrich	50
Exarch	142
Fakire	235
Farôer	427
Faſtrade . . .	313
Fatime . . .	169
Fatimiten . . .	223
Felix . . 202.	292
Ferhad . . .	159
Feuer, griechiſches	262
Fingal	376
Finnen . . .	445
Firduſi . . .	250
Formoſus . . .	363
Franken 45 f. 52.	80
— Herzogthum	370
Frankfurt . . .	292
Frankreich . 58.	95
Fredegunde . 102 f.	
Frevr	434
Frieſen . 120.	132
Frigg	29
Frotho . . .	465
Fulda . . 130.	372
Fulko . . 361.	363
Galaſwintha . .	102
Galen	395
St. Gallen . .	372
Gallus . . 111.	118
Gandersheim . .	337
Gardarik . . .	413
Garibald . . .	140
Gebern . . .	228
Geiſerich . . .	72
Gelimer . . .	74
Genoſeva . . .	320
Gepiden 61. 85.	135
Germanen . .	2
Gerold . 302.	319
Geſetz, ſaliſches .	47
Ghazna . . .	224
Ghaznewiden . .	222
Giafar	214
Gibraltar . . .	192
Gneſen . . .	466
Godemar . . 97.	98
Gorm der Alte .	420
Gottfried . . .	312
Gottſchalk . . .	343
Grafen . . .	100
Gregor der Große	138
143 f.	392
— II. . . .	265
— III. . . .	265
— IV. . . .	327
— von Tours .	317
Griechenland . .	479
Grimoald 114. 148 f.	
Grippo . . 125 f.	
Grönland . . .	427
Guido v. Spoleto	336
361. 363 f.	
Gundobald . 53.	56
Guntram 99. 101 f.	
Gwion . . .	379
Hadrian . 283.	289
— II. . . .	345
Hakon der Gute .	422
—, Jarl . .	422
Hamaniden . .	222
Hamaſa . . .	263
Hamburg . . .	419
Hamdi	246
Harald Blaatand	420
— Hildetand .	415
— der Jüte .	419
— Schönhaar .	421
Hariri	254
Harun al Raſchid 213 f.	271
Haſſan	186
Haſting . . .	442
Hatto . 364.	369 f.
Hausmeier . .	105
Hedſchrah . . .	170
Helgoland . . .	120
Heliand . . .	372
Hemming . . .	312
Hengiſt . . .	388
Herat	189
Hermanfrid . .	96
Hermenegild . .	89
Heraclius 152 f. 179.	255
Herwôra . . .	431
Herzog	100
Heſſen	128
Hibernien . . .	375
Hildegard . . .	319
Hilderich . . 73.	74
Hildesheim . .	328
Hincmar . . 338 f.	
Holſtein . . .	295
Hormus . 151.	157
Horſa	388
Hu	377
Hubert . . .	320
Hugo	354
Humbert . . .	285
Hunerich . . .	73
Hunold . . .	288
Huſſein . 187.	221
Hyperboreer . .	445
Jakobiten . .	69
Jarle	410
Jeruſalem 153. 180.	305
Jezid	187
Ignatius . . .	280
Igor	484
Indien . . . 226 f.	
Ingelheim . .	301
Ingiald . . .	435
S. Jago . . .	205

Seite

Johannes Damascenus . . . 265
— Grammaticus 274
276
Jomsburg 420. 438. 464
Irene . . . 267 f.
Irland . 375. 383
Irmengard . . 323
Irmenſul . . . 296
Iſidor 336
Iskander 251
Islam 173
Island 426
Juden 66. 92. 94. 160 f. 193. 194. 264. 325
Judith . . . 324 f.
Julian 192
Jumala . . . 447
Juſſuf . . . 189 f.
— und Suleicha 242
Juſtinian . . 66 f.
— II. . . . 259
Juſtinus . . . 151
Iwar Widfamne 415

Kaaba 166. 171. 186
Kabbalah . . . 165
Kaedmon . . . 393
Kärnthen . . . 302
Kairo 183
Kaiſerthum 307. 333
Kalevala . . . 447
Karamathier . . 223
Karl der Dicke 347 f.
— d. Einfältige 359 f.
— der Große 288 f.
— der Kahle 325 f.
— Martell . 121 f.
Karlmann 125. 126. 288 341. 383
Karthago . . . 188
Kaſchmir . . . 228
Kent 391
Kiew 458. 484. 488
Kilian 120

Seite

Kirchenſtaat 133. 287
Klöſter . . . 83
Konrad . . . 369
Kopten . . . 180
Koran 174
Koreiſchiten . 166 f.
Krain 304
Krak 466
Krakau . . . 467
Kreuz, das heilige 153 155
Krocus . . . 470
Krone, die eiſerne 141
Krumnus . 272. 476
Kumanen . . . 367
Kunimund . . 136

Lambert . . 363 f.
Landerich . . . 105
Lappland . . . 447
Lara 207
Legenden . . . 318
Legion, d. thebaiſche 40
Lehnweſen 100. 112. 117 314. 337. 352
Leila 238
Leo III. . . 304 f.
— IV. . 336. 339
— d. Armenier 272 f.
— d. Iſaurier 261 f.
Leowigild . . . 88
Lethra 409
Libuin 269
Libuſſa . . . 470
Liudolf 322. 337. 351
Liutbert . . . 360
Liutpold . . . 370
Liutprand . . . 150
Lockmann . . . 253
Lombardei . . 137
London . . . 376
Longobarden 132 f. 147 287
Lothar . . . 323 f.
— II. . . 338 f.

Seite

Lothringen 332. 371
Ludwig II. . 338 f.
— III. . . . 353
— von Burgund 368
— der Deutſche 323 f.
— der Fromme 322 f.
— der Jüngere 351 f.
— das Kind 366 f.
— d. Stammler 352 f.
Lüttich 121

Mägdekrieg, böhmiſcher . . . 471
Mähren 304. 341. 349 362. 367. 371. 454 469. 477
Märchen, arabiſche 248 f.
Marcio . . . 295
Märzfeld . . . 116
Magdeburg . . 311
Mahmud . . 325 f.
Maifeld . . . 132
Mailand . . . 80
Mainz 130
Mamun . . . 215
Manſſur . . . 211
Maroniten . . 259
Martin S. . . 41
—, Papſt . . 257
Mauritanien 188. 189 203. 213
Mauritius . . 151
Magyaren ſ. Ungarn.
Medina . . . 170
Medſchnun . . 238
Meinhard . . . 320
Mekka 166
Merowig . . . 47
—, jun. . . 104
Merowinger . . 111
Methodius 349. 477
Michael III. . . 279
— Cerularius . 285
— d. Stammler 253
Moawia . . 184 f.

	Seite
Mölk	371
Mönche . . .	266
Mokanna . . .	211
Monophyſiten 66. 69	
Monothelcten 256. 259	
Montaſſir . . .	225
Monte Caſſino .	88
Montenebbi . .	241
Morea	481
Moſchee . . .	170
Moſul	222
Motawakel Billah	218
Mozaraber . .	201
Muhamed . . 167 f.	
Mumulus 103. 105. 138	
Muncatz . . .	367
Munuza . 187. 204	
Muſa 189. 192. 194	
Nacht 1001 . .	252
Narſes 80. 85 f. 136	
Navarra . . .	206
Neſtor	483
Neugriechen . .	269
Neuſtrien . 93. 100	
Niaſi	433
Nicephorus 213. 270 f.	
Nicolaus I. 281. 340 f.	
Nidhard . . .	314
Niſami . . .	242
Normandie 426. 441	
Normannen 96. 108 f. 196 f. 242. 280. 312 327. 330. 334. 353. 354 f.	
Norweger . . 421 f.	
Nowgorod . .	484
Numidien . . .	188
Obotriten 300. 304. 454 466	
Odilo . . 125. 126	
Odin . . 14. 22 f.	
Odo . . 359. 363	
Odoacher . . .	59
Odoin	314
Oeſterreich 302. 469	
Offa	394
Olaf der Heilige	425
— Tretelja . .	435
— Tryggwaſon	423
Oleg	485
Olga	485
Omar . . . 180 f.	
Ommaijaden 185 f. 199 234	
Onund . . .	435
Oppas	204
Oſſian	376
Oſtgothen 50. 60 f. 76 f.	
Oswald . . .	392
Otfried . . .	372
Otgar . . 329. 363	
Othmann . . .	182
Otto v. Sachſen 366. 371	
Paderborn . .	328
Päpſtin Johanna	339
Palnatocke . .	420
Paris 58. 334. 359	
Paſchaſius Radbert	372
Patrik	383
Paulicianer . .	280
Pavia . . 138. 289	
Pelayo . . 203 f.	
Peloponnes . .	480
Perl	250
Permien . . .	446
Perſer 81. 153 f. 181. 221	
Perun	458
Petſchenegen 367. 487	
Pfalzen . . .	315
Philippicus . .	361
Phokas . . .	151
Photius . . 381 f.	
Piaſt	468
Picten	375
Pipin v. Heriſtal 115 f.	
— der Kleine 125 f.	
—, jun. 302. 314. 323 326. 328 f.	
Pipin von Landen 110 f.	
Plectrudis . 119 f.	
Pogoda . . .	459
Polen . 453. 466 f.	
Pommern . . .	453
Popiel	467
Poppo . . 362. 369	
Prätextatus 104. 105	
Prag	471
Preußen . 444. 463	
Probatimi . .	457
Procopius . .	278
Przemyſl . . .	470 f.
Rabbinen . 161 f.	
Radegaſt . . .	463
Radegunde . .	97
Ramnolf . . .	363
Raſtiz 341. 346. 477	
Radbod . 120. 124	
Ratramnus . .	343
Ravenna 59. 64. 139. 261	
Rayputen . . .	229
Reccared . . .	90
Receeswinth . .	93
Redarier . . .	463
Reginger . . .	371
Regnar Lodbrok 337. 417	
Reichenau . . .	372
Reliquien . . .	292
Remigius . . 52. 55	
Rhabanus Maurus 343 372	
Richarda . . .	359
Richilde . . .	352
Rieſen	18
Rigr	410
Rivuarier . . 47. 57	
Ritter, vierzig .	44
Riza	321
Robert, Graf 341. 342	
Roderich . . .	192
Roland . . .	200
Rolf Krake . .	415
Rollo . . 426. 441	

Seite

Rom 78. 83. 84. 143 287. 335
Romanus . . . 284
Romilda . . . 147
Romowe . . . 463
Rosamunde 196. 138
Rotharis . . . 148
Rozolanen . . 444
Rudolf v. Burgund 361
Rugier 61
Rumänen . . . 147
Rupert 119
Rurik 484
Rußland 413. 443. 482 f.

Saad 181
Sachsen 96. 112. 126 294 f. 330. 332. 387
Säminger . 409. 421
Saffariden 222. 226
Salerno . . . 235
Salisches Gesetz . 47
Salzburg . . . 119
Samaniden 222. 225
Samland . . . 445
Samo . . 112. 469
Saragossa . . 195
Sardinien 74. 291
Sassaniden . 156 f.
Saxo 415
Schenkung, die pipinische . . . 133
—, d. karolingische 290
Schevern . . . 370
Schliten . . . 221
Schirin . 159. 246
Schleswig 312. 419
Schonen . . . 408
Schottland . . 440
Schwaben . . 370
Schweden . . 434 f.
Scoten . 375. 376
Scotus . . . 343
Seldschucken . . 223
Sendgrafen . . 314
Serbien . 445. 478
Sergius . 261. 283
— II. . 331. 369
Severin . 59. 119
Sevilla . . . 195
Siagrius . . . 49
Sicilien . . . 224
Siebenbürgen . 367
Sigebert . 57. 101 f.
Sigfried . . . 35 f.
Sigmund . . . 97
Sigurd Ring . 415
Simurgh . . . 249
Siroes . . . 181
Skalden . . . 413
Skandinavien . 408
Skioldunger . . 409
Slaven 71. 113. 147 203. 452 f.
Smolensk . . . 484
Soissons . . . 50
Sorben . 298. 304
Spanien . . 88. 192
Spanische Mark 205
Stauratius . 268 f.
Stelermark . . 304
Stellinga . . . 330
Stephan V. . . 362
— VI. . . . 365
Straßburg . . 331
Sueven . 3. 50. 90
Sultan . . . 225
Sunniten . . . 221
Suntel . . . 298
Swätoslaw . . 486
Swantewit . . 463
Swatopluk 346. 358 360 f. 478
— II. . . . 367
Syritha . . . 431

Tachsif . . . 337
Taher 216
Taheriden . . . 222
Taliesin . . . 379
Talmud . . . 161
Tarasius . . . 269
Tarik 192
Tatarn . . . 495
Tejas 85
Temman . . . 286
Testri 116
Tewbed . . . 239
Thane 395
Thassilo 126. 297. 300
Theodat . . . 77
Theodelinde . . 140
Theodora 69. 274 f. 368
Theodorich d. Große 57. 60 f.
Theophilus . . 273
Theophobes . . 274
Theudebert 80. 83. 98 f.
— II. . . . 108
Theuderich . . 95 f.
— II. . . . 109
Theudes . . . 88
Thora 15
Thüringer 48. 96. 120
Thuisco . . . 2
Thule 445
Toledo 194
Totilas . . . 88
Toto 288
Träller . . 410. 435
Triaden . . . 377
Tribur 360
Trund 427
Tschuden . . . 446
Tudun 302
Türken 216. 220 f.
Tunis 213
Tunni 435
Turkomannen 225. 226

Uncelin . . . 109
Ungarn 367. 370 f.
Upsala 409
Utrecht 120

	Seite
Vampyr	461
Vandalen	72 f.
Venantius Fortunatus	97. 101
Venedig	150. 291
Verdun	332
Veronica	277
Vitigis	78 f.
Vortigern	388
Wäinämöinen	449
Waldewut	444
Wala	322. 324 f.
Walafrid Strabo	372
Walchern	330
Walid	189
Wallrade	340 f.
Wamba	93
Wamik	249
Wanda	467
Waräger	444. 488
Warnefried	290
Weißenburg	372
Wenden	298. 304. 453 444
Wergeld	9
Weſtphalen	295
Weſtgothen	50. 56. 88 f. 192
Widimir	50
Wieland	38
Wikinger	413. 438 f.
Willebrord	120
Willeram	372
Wilzen	300. 304. 466
Wineta	464
Winimir	302
Winland	428
Witenagemot	395
Witiza	94
Wittekind	296 f.
Wladimir	488
Wlaſta	472
Wolfdietrich	37
Xeres	193
Yesderdſched	181
Ynglinger	409
Zacharias	131
Zeno	64
Zobeide	215
Zobeir	181 183
Zoe	283
Zoldan	370
Zollern	320
Zülpich	55
Zwentibold	364 f.
Zwerge	19

Allgemeine Weltgeschichte.

Fünfter Band.

Allgemeine Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

17[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Erstes Buch. Die sächsischen Kaiser 1

Konrad I. S. 1. Heinrich I. S. 5. Otto der Große. S. 12. Tiefste Erniedrigung der Päpste. S. 18. Otto II. S. 26. Die Dioskuren des Mittelalters. S. 34. Heinrich II. S. 40.

Zweites Buch. Die salischen Kaiser 45

Konrad II. S. 47. Heinrich III. S. 54. Heinrich IV. S. 61. Gregor VII. S. 69. Gregors Ende. S. 75. Heinrichs IV. Ende. S. 81. Heinrich V. S. 87.

Drittes Buch. Die schwäbischen Kaiser 94

Lothar. S. 94. Konrad III. S. 100. Friedrich Barbarossa. S. 106. Der lombardische Städtebund. S. 112. Heinrich VI. S. 121. Philipp und Otto IV. S. 127. Friedrich II. S. 134. Der deutsche Orden und die Tatarenschlacht. S. 144. Verzweiflungskampf zwischen Kaiser und Papst. S. 150. Untergang der Hohenstaufen. S. 160.

Viertes Buch. Das Aufkommen der Habsburger 169

Die kaiserlose Zeit. S. 169. Rudolf von Habsburg. S. 175. Schlechte Kaiser. S. 182. Wirren in Italien. S. 190. Kaiser Heinrich VII. S. 195. Ludwig der Bayer. S. 203. Johann von Böhmen. S. 210.

Fünftes Buch. Die Kreuzzüge 219

Türken und Griechen. S. 219. Das heilige Grab. S. 223. Der erste Kreuzzug. S. 229. Der Damenkreuzzug. S. 236. Konrads III. Kreuzzug. S. 243. Das Königreich Jerusalem. S. 249. Richard Löwenherz. S. 257. Dandolo. S. 265. Ende der Kreuzzüge. S. 272.

Seite

Sechstes Buch. Die Capetinger 260

Die Cluniacenſer. S. 280. Ludwig der Dicke. S. 285. Mönchthum und Ritterthum im Bunde. S. 290. Stärkung der franzöſiſchen Monarchie. S. 294. Die Albigenſerkriege. S. 300. Bonifacius VIII. S. 308. Philipp der Schöne. S. 314.

Siebentes Buch. Die Normannen in England 320

Canut der Große. S. 320. Wilhelm der Eroberer. S. 325. Mißhandlung der Angelſachſen. S. 331. Die Plantagenet. S. 336. Die Magna Charta. S. 343. Die Heldenzeit der Schotten. S. 350. Eduard II. S. 355.

Achtes Buch. Spaniens Wiedergeburt 362

Almanzor. S. 362. Der Cid. S. 367. Wachſendes Uebergewicht der Chriſten in Spanien. S. 373. Portugal. S. 379.

Neuntes Buch. Der romantiſche Charakter des Mittelalters 384

Die Idee des Gottesſtaates. S. 384. Die äußere Kirche. S. 389. Ueberſicht der geiſtlichen Orden. S. 393. Scholaſtik und Myſtik. S. 398. Die gothiſche Baukunſt. S. 404. Das Ritterthum. S. 409. Der chriſtliche Staat. S. 414.

Zehntes Buch. Die Dichtungen des Mittelalters 421

Die kirchliche Dichtung. S. 421. Die kerlingiſchen Romane. S. 430. Romantiſche Charakterbilder aus dem Mittelalter. S. 438. Die Minnelieder. S. 443. Die höfiſchen Romane. S. 449. Die claſſiſche Traumwelt in der romantiſchen Wirklichkeit. S. 454. Schwänke und Satiren des Mittelalters. S. 459.

Eilftes Buch. Der Nordoſten Europas 464

Dänemark. S. 464. Norwegen. S. 470. Schweden. S. 474. Das deutſche Ordensland. S. 477. Polen. S. 483. Rußland. S. 488.

Zwölftes Buch. Das große Mongolenreich des Mittelalters 495

China und die Nomaden. S. 495. Chingiskhan. S. 501. Kublai Chan. S. 507. Mongoliſche Toleranz. S. 513. Der mongoliſche Buddhismus. S. 517. Chineſiſche Romantik. S. 523. Die Ilchane. S. 526. Alaeddin. S. 530. Muhamedaniſche Myſtik. S. 536.

Berichtigungen.

Zu Band IV. Seite 453 Zeile 3 von unten lies Polaben statt Polaken.

Zu Band V. S. 42. Z. 2 v. u. l. der Sache st. dem Joche. S. 80 Z. 11 v. u. l. Samuel gegen Saul. S. 222 Z. 1 v. o. l. Petschenegern. S. 241 Z. 9 v. o. l. wurden. S. 299 Z. 4 v. o. l. prévots st. prèvots. S. 335 Z. 13 v. u. l. Ludwig VII. st. dem h. Ludwig. S. 395 Z. 16 v. o. l. den Prämonstratensern. S. 398 Z. 5 v. o. l. den Lazarethen. Daselbst Z. 6 v. o. l. der gefallenen. S. 418 Z. 12 v. u. l. Crescentius. S. 428 Z. 3 v. u. l. stellten. S. 480 Z. 11 v. u. l. Schauenburg. S. 490 Z. 15 v. u. und S. 491 Z. 17 v. u. l. Chingischan.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Buch.

Die sächsischen Kaiser.

1.

Konrad I.

Beim Tode des letzten deutschen Karolingers, Ludwigs des Kindes im J. 911 war das Reich Karls des Großen bereits aufgelöst und hatte sich Frankreich und Italien von Deutschland schon getrennt. Es frug sich nun, ob Deutschland selbst noch zusammenhalten würde, da die Gewalt des Königs hier gänzlich geschwächt, die der Herzoge dagegen, welche nach Unabhängigkeit trachteten, hoch gestiegen war.

Erzbischof Hatto von Mainz ganz allein hatte unter Ludwig dem Kinde noch das deutsche Reich durch das Ansehen der Kirche zu erhalten gewußt und er war es auch, der den Deutschen einen neuen König zu geben fest entschlossen blieb, während unter den Herzogen eine große Gährung herrschte und eine Menge Intriguen von außen her auf sie einwirkten. Allein gerade diese Intriguen kamen der deutschen Nationalpartei zu Statten. Wenn nicht Karl der Einfältige, als französischer Karolinger auf Lothringen, und Rudolf von Burgund auf Alemannien Anspruch gemacht hätten, würde es Hatto

nicht so gut gelungen seyn, die Deutschen zu einer neuen Königswahl und zur Zurückweisung der Welschen zu vereinigen. Karl der Einfältige überließ in demselben Jahr 911 dem Rolf die Normandie und Bretagne und bewilligte ihm alles, um sich mit dem deutschen Lothringen zu entschädigen. Das mußte jedes deutsche Gemüth empören. So oft von Neustrien her ein Uebergriff nach Austrasien gemacht worden war, hatten die kerndeutschen Stämme allezeit die Romanen zurückgewiesen. Das geschah nun auch jetzt. Nicht ohne große Klugheit ließ Hatto die deutsche Krone zuerst dem mächtigen Sachsenherzog Otto antragen, den man nicht übergehen durfte, der sie aber nicht annahm, weil er schon zu alt sey, eigentlich aber, weil die Politik seines, des Liudolfischen Hauses seit Karls des Großen Zeit immer eine sehr reservirte gewesen war, eine Politik des Sammelns und Abwartens. Je mehr die andern sich gegenseitig zerrieben, um so mehr schonte sich der Sachse und blieb zuletzt der mächtigste von allen. Fern von jedem eitlen Usurpationsgelüste verlangte er, daß ihm die Birne reif vom Baume falle. Erst nachdem er abgelehnt hatte, konnte Hatto den Herzog Konrad von Franken, seinen Vetter, den Otto selbst empfahl, zum König wählen lassen. Dies geschah zu Forchheim am 8. November 911.

König **Konrad I.** besaß nichts als sein Herzogthum Franken, konnte also nicht entfernt daran denken, die andern in ihrem großen Erbe schon länger, als er in dem seinigen, festsitzenden Herzoge wieder unter die königliche Macht zu beugen, aber er vermochte wenigstens, die Franzosen abzuweisen. Rudolf von Burgund war bis Basel gekommen, kehrte aber um. Karl der Einfältige hatte sich Lothringens bemächtigt, wozu damals auch noch Köln gehörte. Konrad ging frisch daran, ihn zu vertreiben, wurde jedoch gehemmt. Herzog Otto starb nämlich 912 und Konrad wagte, dem Sohne desselben, Heinrich, das Reichslehen Thüringen zu entziehen, weil derselbe ohnehin schon mächtig genug war. Ein solcher Vorgang aber jagte natürlicherweise alle Herzoge in den Harnisch. Der König sollte nur ihr Werkzeug seyn, ins Reich und all seine Aemter und Länder wollten sie sich theilen, dem König sollte nur der Name blei-

ben. Weh ihm, wenn er in die Interessen der Herzoge eingriff! Sogleich verband sich Heinrich mit dem Kammerboten Erchanger in Schwaben und Arnulf von Bayern und ließ sich sogar mit Karl dem Einfältigen in Verkehr ein. Eine kurze Unterbrechung machten die Ungarn, indem sie 913 durch Bayern in Schwaben einfielen, aber bei Oetting durch Arnulf eine große Niederlage erlitten, und die Böhmen und Sorben, die in Thüringen einfielen, aber von Heinrich zurückgewiesen wurden. Nach seinem glänzenden Siege machte Arnulf aber schnell mit dem Ungarfürsten Geisa Frieden, heirathete dessen Tochter und ging darauf aus, ein völlig selbständiges süddeutsches Reich zu gründen. Vor allem maßte er sich das Recht an, über die Bischöfe seines Landes zu verfügen, ohne weder den Metropoliten, noch den Papst, noch den König zu fragen, und ließ sich überhaupt gelüsten, gleich den ungarischen und slavischen Fürsten die volle Souverainetät und Tyrannei zu handhaben, weshalb ihn auch das Volk nur Arnulf den Bösen nannte. Den ganzen Süden riß er vom Reich ab, setzte über Oesterreich, Kärnthen und Tirol eigene, nicht dem deutschen Reich, sondern nur ihm pflichtige Grafen und hoffte, Erchanger, Heinrich und der einfältige Karl mit den Franzosen würden Konrads Königthum bald ein Ende machen.

Hatto starb 913, Bischof Otfried von Straßburg wurde ermordet, der Bischof von Speyer geblendet, der Bischof Salomon von Constanz durch Erchanger gefangen genommen. Diese ganze Hetze gegen die Bischöfe war hauptsächlich des bösen Arnulf Werk im Interesse der weltlichen Fürstenmacht. Mit dem deutschen König hätten diese fürstlichen Räuber auch gerne der sittlichen Autorität der Kirche für immer ein Ende gemacht. Indeß gelang es nicht. An Hattos Stelle trat Heriger mit derselben tüchtigen Gesinnung, wie er. Salomon aber wurde frei. Erchanger haßte ihn so wüthend, daß er einigen Hirten, die vor dem Bischof niedergekniet waren, die Beine abhauen ließ. Aber er selbst wurde von Konrads Leuten gefangen und mußte nun den Bischof loslassen.

Um die Verwirrung voll zu machen, brach Gorm der Alte aus Dänemark hervor und heerte sengend und brennend bis nach Bremen

hin, 915. Allein dieſer Angriff von Norden her rettete das deutſche Reich, denn Heinrich der Sachſe, der nach Zurücktreibung der Slaven bisher ſiegreich Konrads Bruder Eberhard bekämpft hatte, hielt es für räthlicher, ſich mit Konrad zu verſöhnen und die Dänen zurückzutreiben. Auch war er durch den einfältigen Karl beleidigt worden, denn als er denſelben zu Aachen beſuchte, ließ Karl ihn aus Hoffahrt ſo lange vor der Thüre warten, bis Heinrich im höchſten Unmuth davonritt und nicht wiederkam. Der wahre Beweggrund für Heinrich, ſeine Politik zu ändern, ſcheint indeß anderswo geſucht werden zu müſſen. Wenn er duldete, daß das deutſche Reich ſich auflöste, mußte er für ſein ſächſiſches Erbe ſelbſt beſorgt werden, weil er zwiſchen Frankreich, Dänemark, den Slaven und dem neuen großen Reich Arnulfs eingekeilt allein viel zu ſchwach war. Wenn er ſich dagegen mit dem Franken verſöhnte und verband, ſo waren beide vereint ſtark genug, ſich zu behaupten. Vielleicht iſt damals ſchon verabredet worden, daß nach Konrads Tode die deutſche Krone an Heinrich kommen ſolle.

Zum größten Glück für Konrad half ihm damals auch der neue Papſt Johann X., der von Berengar in Italien bedrängt war, nachdem er denſelben gezwungen zum Kaiſer hatte krönen müſſen, und dem ſehr viel daran lag, wieder in Deutſchland eine Stütze zu finden. Auch die Biſchöfe thaten das ihrige, um die deutſche Königsgewalt wieder zu ſtärken, ohne welche ſie ſelbſt alles Anſehen verlieren mußten. Hatte doch Heinrich ſchon Arnulfs Beiſpiel nachgeahmt und ſeine ſächſiſchen Biſchöfe in eine harte Zucht genommen. Auch Erchanger war zurückgekehrt, hatte ſich die herzogliche Würde in Schwaben angemaßt und bedrängte aufs neue ſeinen Todfeind, den Biſchof Salomon. Da kam die Rettung durch die Energie der Biſchöfe unter der offenen Zuſtimmung des Papſtes und wahrſcheinlich auch ſchon unter der geheimen des Herzogs Heinrich, obgleich die ſächſiſchen Biſchöfe noch ausblieben. Die geheimen Unterhandlungen mit Sachſen müſſen damals ſehr eifrig betrieben worden ſeyn, denn alles hing davon ab, daß Heinrich zur königlichen und kirchlichen Partei übertrat, und man konnte ihm keinen zu hohen Preis darum bieten. Am

20. September 916 eröffnete ein päpstlicher Legat, Peter von Ortona, in Gegenwart Konrads eine deutsche Synode zu Hohenaltheim im Ries, deren kräftige Beschlüsse alle darauf ausgingen, dem Königthum und Episcopat das ihnen durch die Herzoge entrissene Ansehen wiederzugeben. Das Volk war natürlicherweise auf Seite des Königs. Heinrich, der mächtigste unter den Herzogen, legte sein Gewicht ebenfalls in die Wagschale des Königthums und so blieben nur Erchanger und Arnulf zu unterwerfen übrig. Konrad zog gegen beide zu Felde, besiegte den Erchanger und ließ ihn nebst seinem Bruder Berthold und seinem Neffen Liutfried zu Aldingen in Schwaben enthaupten, 917. Dann besiegte er auch den Arnulf, wurde aber in diesem Kampf verwundet und starb, 918.

Niemals war die Einheit der Deutschen schwerer von außen und innen bedroht, als damals. Den fränkischen und sächsischen Herzogen gebührt der Ruhm, durch ihre rechtzeitige Versöhnung und durch ihr enges Bündniß mit der Kirche den deutschen Einheitsstaat gerettet zu haben. Wenn aber auch die südlichen Herzoge sich damals schwer an Deutschland versündigten, so trifft doch ihre Volksstämme kein Vorwurf, denn offenbar war das Volk in Bayern und Schwaben für den König und die Bischöfe gestimmt, sonst würde es dem fränkischen Konrad mit seiner geringen Macht nicht möglich gewesen seyn, den Erchanger und Arnulf zu besiegen.

Konrad starb kinderlos und befahl noch auf dem Todbette seinem Bruder Eberhard, die deutsche Krone dem Herzog Heinrich von Sachsen zu überbringen, als dem einzigen, der sie tragen könne.

2.

Heinrich I.

Herzog Eberhard der Franke brachte dem Sachsen Heinrich die deutsche Krone. Die Sage, Heinrich sey eben am Vogelherde mit Vögelfangen beschäftigt gewesen, wovon er den Namen des Voglers

erhielt, kann wohl Grund haben, nicht aber der Zuſatz, er ſey durch den Empfang der Krone überraſcht worden, denn die ganze Angelegenheit war lange vorher verabredet. Erzbiſchof Heriger von Mainz leitete die ganze Verhandlung und unter ſeinem Vorſitz wählten die Großen des Reichs zu Fritzlar den neuen König Heinrich, 919.

Derſelbe glaubte vorſichtig zu Werke gehen zu müſſen, denn Burkhard, der neue Herzog von Schwaben, und der Bayer Arnulf gehorchten ihm nicht und erkannten ihn nicht an; jener aber ſtützte ſich auf Rudolf von Burgund und dieſer auf die Ungarn. Der letztere war am gefährlichſten, deshalb wandte ſich Heinrich zuerſt mit einer großen Heeresmacht gegen ihn und imponirte ihm dadurch ſo, daß Arnulf ſich bereit zeigte, ihm zu huldigen, wogegen ihm Heinrich alle Vorrechte, die er ſich bisher angemaßt hatte, auch über die Biſchöfe, beſtätigte, 921. Heinrich wollte vorerſt nur freiere Hand gegen ſeine andern Feinde haben. Darum gab er dem böſen Arnulf ſo viel nach und bemühte ſich vor allem, Ruhe vor den Ungarn zu haben. So geſchah es, daß er mit denſelben, nachdem zufällig einer ihrer Großen, vielleicht ihr Chan Zoldan ſelbſt in ſeine Gefangenſchaft gerathen war, einen neunjährigen Frieden ſchloß und ihm während dieſer Friſt einen jährlichen Tribut verſprach, 924.

Nun erſt bekam Heinrich freie Hand, um mit Burkhard abzurechnen. Dieſer gab 922 ſeine Tochter Bertha dem König Rudolf und den ſüdlichen Theil ſeines alemanniſchen Herzogthums dazu. Dieſe Abtretung eines Reichslandes konnte Heinrich nicht dulden und führte 924 ein Heer nach Schwaben. Aber die Biſchöfe vermittelten. Burkhard leiſtete die Huldigung, dagegen behielt Rudolf ſeinen Reichstheil in den Alpen und machte dafür dem König Heinrich und dem deutſchen Reiche ein Geſchenk mit der heiligen Lanze, durch welche Chriſtus am Kreuze die Seitenwunde empfangen hatte. Burkhard diente nachher dem König Rudolf in einer italieniſchen Fehde und kam darin ums Leben, 936. Seine Tochter Bertha erlangte großen Ruhm in Burgund durch ihre häuslichen Tugenden. Man hat noch Siegel von ihr, welche ſie auf einem Thron ſitzend und mit dem Spinnrocken zeigen. Noch lange gedachte das Volk

„der guten Zeit, wo Bertha spann.“ In diesen Volksglauben dürften sich aber Erinnerungen an die gute Göttin Perchta aus der Heidenzeit eingemischt haben. Heinrich gab das Herzogthum Schwaben, da Burkhard keinen Sohn hinterlassen hatte, einem seiner eigenen Verwandten Herrmann, den er mit Burkhards Wittwe vermählte.

Nunmehr wandte sich Heinrich nach dem Rheine hin, um Lothringen wieder ans Reich zu bringen. Der einfältige Karl wurde von seinen französischen Vasallen schwer bedrängt und sogar gefangen. Die Vasallen waren aber unter sich selbst nicht einig und so gelang es dem deutschen König, den Herzog Giselbrecht von Lothringen, Regingars Sohn, dem er seine Tochter Gerberga zur Ehe gab, wieder auf die Seite Deutschlands herüberzuziehen.

Räthselhaft erscheint ein Heereszug der Ungarn i. J. 926 durch Schwaben. Hatte Heinrich im Vertrage von 924 Schwaben nicht mitbegriffen? Sie hausten abscheulich bis tief nach Lothringen hinein. Als sie St. Gallen verbrannten, sammelte sich das Landvolk unter dem Bauern Hirminger und schlug sie bei Seckingen. Auch im Elsaß und auf dem Rückweg noch in Kärnthen erlitten ihre Schaaren Niederlagen.

Die Ungarngefahr blieb für Heinrich die erste und wichtigste Sorge. Er benutzte daher die neunjährige Waffenruhe zu neuen und ausgiebigen Maaßregeln gegen das Räubervolk im Osten. Vor allem ließ er, wenn nicht Städte bauen, doch Plätze befestigen und ummauern, in welche die Bewohner einer von den Ungarn bedrohten Gegend schnell flüchten konnten, und welche stark genug waren, um die flüchtigen Reiterschwärme des Feindes aufzuhalten. Von den freien Landbewohnern mußte je der neunte Mann in diese Ummauerung, Burg oder Stadt hineinziehen und darin wohnen bleiben, damit der Platz stets besetzt war. Diese nannte man Bürger, in der Burg wohnende. Natürlicherweise wurden in diese festen Plätze auch Kirchen hinein gebaut und Märkte eröffnet, so daß sie überhaupt Mittelpunkte des Verkehrs und eigentliche Städte wurden. Solche Mittelpunkte gab es auch schon. Sehr viele schon vorhandene Pfalzen, Kirchdörfer und Marktplätze wurden damals nur ummauert. Alle

aber hießen von nun an Städte. Die freien Bauern zogen gern in die Städte, weil sie in denselben als unmittelbar unter dem König stehend und des Reiches Bürger ihre Freiheit besser wahrten, als draußen auf dem Lande. Der Lehnsadel trachtete alle Bauern zu seinen Hörigen zu machen und dies gelang ihm hauptsächlich durch Mißbrauch des alten Heerbanns. Wenn der König oder in dessen Namen der Herzog oder Graf die freien Bauern zum Kriege aufbot, d. h. den Heerbann zusammenrief, mußte jeder freie Mann mit eigenen Waffen die Heerfolge leisten, sich aber auch selbst beköstigen. Das letztere fiel nun, zumal in den häufigen und unnützen Kriegen der Könige und Herzoge unter einander dem Bauern immer schwerer. Wenn er dagegen sein freies Alod dem Grafen oder Bischof übergab und als Lehngut (feudum oblatum) wieder zurückempfing, war er vom Heerbann frei und zahlte seinem Lehnsherrn nur eine Abgabe, oder wurde von demselben ausgerüstet und beköstigt. So wurde in unzähligen Fällen der neue wohlfeile Dienst der theuern alten Freiheit vorgezogen und nur unter günstigen Umständen, bei großer Energie des alten Freiheitssinns, in schwer zugänglichen Gebirgen oder unter dem Schutz weiser Bischöfe, die eine Stütze im Volk gegen die weltlichen Großen suchten, behaupteten noch ganze Gaue die ursprüngliche Freiheit, vorzugsweise in Friesland und in der Schweiz. Da aber, wo das Lehnwesen schon übermächtig war, fand die alte Freiheit eine Zuflucht in den neuen Städten und bildeten sich bewaffnete Genossenschaften freier Bürger, die bald dem Lehnsadel zu trotzen vermochten und eine Stütze des Königthums und mithin auch der deutschen Nationaleinheit wurden.

Der nächste Zweck Heinrichs, als er die Städte gründete, war indeß nur der Schutz der Menschen und ihres Hab und Guts gegen die Ungarn. Zu diesem Zweck organisirte er auch noch die alten Freien als Fußvolk und den Lehnsadel als Reiterei, stellte eine bessere Ordnung als früher unter ihnen her und übte sie unaufhörlich in der Taktik. Bisher hatte man ziemlich wild und in zerstreuter Fechtart den Feind angegriffen. Heinrich bildete nach alter Römerart festgeschlossene Colonnen wie Mauern, an denen sich die Sturm-

fluth der magyarischen Reiter brechen sollte. Man hat in diesen nützlichen Waffenübungen der Deutschen unter dem ersten sächsischen Kaiser schon den Anfang der ritterlichen Turniere erkennen wollen. Diese bildeten sich jedoch erst später aus und man kann nur sagen, daß König Heinrich Gesinnungen und Sitten der künftigen Ritter vorbereitet hat.

Die Wenden und Sorben hatten wiederholt und zwar zum Theil in Verbindung mit den Ungarn oder in deren Fußtapfen, die deutschen Grenzen überschritten und viel Raub begangen. Heinrich beschloß sie zu züchtigen und zu entwaffnen, bevor der Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen seyn würde. Zugleich sollte der Slavenkrieg seinem Heere zur Vorübung für den Ungarnkrieg dienen. Heinrich aber war Herzog von Sachsen und dieses sein Erbherzogthum durch Eroberungen im Slavenlande zu vergrößern, mag ihm wohl sehr am Herzen gelegen haben. Er begann den Krieg schon i. J. 926. Die Obotriten in Mecklenburg, durch Wälder und Seen und oft erprobte Tapferkeit geschützt, wußten ihr Land zu behaupten, aber die Heveller an der Havel, die Daleminzier an der mittleren Elbe und die Redarier in der Priegnitz unterlagen in ihrem offenen Lande und weil ihnen die übrigen Slaven nicht halfen. Noch im Winter desselben Jahres eroberte Heinrich Brannibor, die Hauptstadt der Heveller, und übergab sie einem sächsischen Grafen. Das ist der Ursprung der Markgrafschaft Brandenburg. Im folgenden Jahr zog er wider die Böhmen. Dort hatten des christlichen Borziwoi und der frommen Ludmilla Söhne, Spignitew und Wratislaw das Christenthum nicht so befestigt, daß nicht nach ihrem Tode des Wratislaw Gemahlin Drahomira, eine wilde Heidin aus dem Stamme der Heveller, es in wüthendem Hasse wieder auszurotten hätte versuchen sollen. Ohne Zweifel war sie durch das kriegerische Vorgehen Heinrichs heftig aufgeregt. Als Regentin für ihre noch jungen Söhne Wenzel und Boleslaw, ließ sie ihre christliche Schwiegermutter, die heilige Ludmilla, während sie betete, mit ihrem eigenen Schleier erwürgen, 927. Heinrich aber brach schon im folgenden Jahre nach Böhmen auf und eroberte Prag. Drahomira floh, Wenzel, welchen

man später den Heiligen genannt hat, gelobte dem König Treue und wurde durch die Siege der Deutschen in den Stand gesetzt, die Bekehrung Böhmens zum Christenthum zu vollenden. Noch in demselben Jahre unterwarf Heinrich die Daleminzier, eroberte ihre Hauptstadt Grona und baute die Burg Meißen an der Elbe, wohin er wieder einen sächsischen Grafen setzte. Damals entstanden an der Saale die Grenzburgen Saalfeld, Orlamünde, Rudolstadt, Leuchtenburg, Dornburg, Naumburg. Noch waren die Redarier übrig, die ihren Fürsten Bernhard vertrieben, wahrscheinlich, weil er Christ geworden war. Heinrich unterwarf auch sie in einer großen Schlacht bei Lenzen, in welcher dieses slavische Volk aufs verzweifeltste focht und bis auf 800 Mann niedergehauen wurde, 930. Die Chroniken sagen, es seyen in dieser einzigen Schlacht 120,000 oder gar 200,000 Slaven umgekommen. Ist das auch sehr übertrieben, so scheint doch der Kampf entsetzlich gewesen zu seyn und den Untergang der slavischen Nationalität an der Elbe entschieden zu haben.

Nun kam die Zeit heran, in welcher der Waffenstillstand mit den Ungarn ablief. Als i. J. 933 die Ungarn den gewohnten Tribut wieder forderten, verweigerte ihn Heinrich und kündigte ihnen den Krieg auf Tod und Leben an. Statt des Tributes soll er ihnen einen räudigen und verstümmelten Hund geschickt haben. Die Magyaren waren aber schnell bei der Hand und fielen in zwei großen Heerhaufen ins Reich. Der erste dieser Haufen, 50,000 Mann stark, kam bis nach Sondershausen. Man vermuthet wenigstens, daß es hier war, wo derselbe auf den Heerbann der Sachsen und Thüringer stieß und mit großem Verlust zurückgeschlagen wurde. Der andere noch ungleich größere Haufe belagerte eine Burg, in welcher Wido, der eine natürliche Tochter Heinrichs geheirathet hatte, angeblich große Schätze barg; König Heinrich aber kam dazu und verschanzte sich, wie man glaubt, auf dem Keuschberge bei Merseburg, doch ist der Ort der Schlacht nicht sicher ermittelt. Heinrich führte in der Reichsfahne das Bild des kriegerischen Erzengels Michael, auf den die Deutschen mit stolzem Vertrauen, die Ungarn aber mit einer religiösen Furcht blickten. Die letztern hatten eben die große Niederlage

ihrer Vorhut bei Sondershausen erfahren und in der Nacht hohe Feuer angezündet, um ihre im Land zerstreuten Plünderer rasch zu sammeln. Sie begannen den Angriff mit wüthendem Geschrei: Hui, hui! Der Kampf war sehr blutig und währte lange, aber Heinrichs Kriegskunst bewährte sich. Die Deutschen standen fest wie Mauern, tödteten 30,000 Feinde und zwangen die Uebrigen endlich zur Flucht. Aber die Verfolgung war hart, das Volk überall aufgeregt und auf allen Wegen, welche die Ungarn nahmen, wurden sie wie das Wild gejagt und vollends aufgerieben, so daß keiner entkam. Nur sieben ihrer Heerführer schickte König Heinrich mit abgeschnittenen Ohren, Nasen und Händen heim mit der Weisung, künftig zu Hause zu bleiben. Der Schrecken der Ungarn war so groß, daß sie ihren Götzen goldene Flügel machen ließen, damit sie auch so mächtig würden, wie der Engel Michael. Man erkennt aus diesem naiven Zuge, welchem groben Heidenthume die Magyaren noch ergeben waren, wie wenig Schwierigkeit es aber haben konnte, sie zum Christenthume zu bekehren, sobald sie unter den Göttern wie unter den Menschen das Recht des Stärkern anerkannten.

Nach diesem glänzenden Siege konnte Heinrich endlich auch nach dem Norden ziehen, um mit den Dänen abzurechnen, denn Gorm der Alte war zu mehrerenmalen ins Reich eingefallen und hatte seine Grenzen ausgedehnt. Heinrich schlug ihn zurück, gründete an der Schley die Mark Schleswig und zwang den alten Gorm, die Annahme des Christenthums zu verheißen und wenigstens das abscheuliche Menschenopfer bei den großen Jahresfesten zu Lethra abzuschaffen, an welchem der böse König noch zuletzt an einem Tage 99 Menschen hatte schlachten lassen, 934. Nach dieser Zeit hielt Heinrich noch eine friedliche Zusammenkunft mit den Königen von Frankreich und Burgund, am Flüßchen Chiers, das in die Maas fließt, und soll einen Zug nach Rom beabsichtigt haben, um sich dort zum Kaiser krönen zu lassen, starb aber 936 und wurde zu Quedlinburg begraben, welches die sächsischen Kaiser zu ihrer Residenz ausersehen hatten.

Es war eine wunderbare Fügung, daß die Liudolfinger

aus dem erſten grünen Zweige des Chriſtenthums, der nach der Ausrottung des Heidenthums in Sachſen aufſproßte, die Erben des weiten Reichs werden ſollten, welches Karl der Große gegründet hatte.

3.

Otto der Große.

Heinrichs Sohn Otto wurde von den Großen des deutſchen Reichs einſtimmig zum König gewählt, denn die Herzoge von Franken, Schwaben und Lothringen waren dem ſächſiſchen Hauſe befreundet und der von Bayern durfte ſeit der Niederlage der Ungarn keine Auflehnung mehr wagen. Man wählte Karls des Großen Stadt Aachen zum Orte der Krönung, um damit anzudeuten, der neugekrönte König der Deutſchen werde in Karls Fußtapfen treten. Der Erzbiſchof von Mainz vollzog die Salbung und Krönung Ottos und nach uralter Hofſitte verrichteten die Herzoge den perſönlichen Dienſt beim König, Giſelbrecht von Lothringen als Kämmerer, Eberhard von Franken als Truchſeß, Herrmann von Schwaben als Mundſchenk, Arnulf von Bayern als Marſchalk. Der Geſchichtſchreiber Wittekind ſagt von Otto: Er war voll Majeſtät, ſein blondes Haar wallte ihm über die Schulter, ſeine Augen warfen Blitze, ſein Bart war außerordentlich lang, ſeine Bruſt die eines Löwen und gleichſam mit Mähnen bewachſen.

Sechs Wochen nach der Krönung Ottos am 27. Sept. 936 wurde der h. Wenzel, König von Böhmen, durch ſeinen eigenen Bruder Boleslaw ermordet und eine allgemeine ſlaviſche Erhebung gegen die Deutſchen gewagt. Auch die Redarier erſtanden aus ihrer Vernichtung. Einige kleinere deutſche Heere wurden von Boleslaw geſchlagen. Auch die Ungarn kamen plötzlich wieder hervor und machten, man ſollte es kaum glauben, ſchon wieder einen blitzſchnellen Raubzug durch Sachſen und über den Rhein bis nach Metz. Otto ſchlug ſie zurück, wurde

aber im Lauf des Jahres 957 durch innere Zwiste im Reich und seiner eigenen Familie noch gehindert, die Slaven und Ungarn gründlich zu bestrafen.

Otto hatte zwei Brüder, die ihm den Thron nicht gönnten. Der eine Tanckmar, aus erster Ehe Heinrichs und älter als Otto, war auf unwürdige Art zurückgesetzt worden, hatte großen Anhang unter den Sachsen und benutzte die slavische Erhebung, um seinem Bruder den Thron streitig zu machen. Mit ihm verband sich der alte Eberhard von Franken, den Otto durch schlechte Behandlung eines seiner Vasallen gekränkt hatte. Der zweite jüngere Bruder Ottos, Heinrich, wurde von seiner Mutter Mathilde, Heinrichs zweiter Gemahlin, viel mehr geliebt als Otto und hätte nach ihrem Wunsch des Vaters Krone erben sollen. War Otto dem Tanckmar vorgezogen worden, warum sollte nicht auch Heinrich dem Otto vorgezogen werden? Heinrich soll außerordentlich schön gewesen seyn und bezauberte noch später alle Herzen. Jetzt war er noch jung und Tanckmar entführte ihn, damit beide Brüder gemeinschaftlich gegen Otto handeln könnten. König Otto erkannte die Gefahr, versäumte keinen Augenblick, ging gerade auf Tanckmar los, belagerte ihn in der Ernsburg und nahm die Burg mit Sturm. Tanckmar wurde an dem Altar, zu dem er geflüchtet war, erstochen. Eberhard unterwarf sich dem König, aber nur zum Schein, denn schon leitete er mit dem jungen Heinrich eine neue Verschwörung ein, an welcher diesmal mächtige Fürsten theilnahmen. Arnulf der Böse von Bayern, war gestorben. Nach der Legende schickte er dem h. Ulrich, Bischof von Augsburg, der ihn an Gottes Gericht gemahnt hatte, im Uebermuth einen Becher voll Wein von seiner Tafel. Der Bischof aber sagte dem Boten: wenn du heimkommst, lebt dein Herr nicht mehr. So war es auch. Nach der Volkssage brach ihm der Teufel den Hals und warf ihn in den See von Scheyern. Seine Söhne schlossen sich der Verschwörung Heinrichs an. Ebenso Giselbrecht von Lothringen und selbst der Erzbischof Friedrich von Mainz, welcher fürchtete, Otto werde durch seinen Ehrgeiz zu weit geführt werden, wieder der Kaiserkrone nachtrachten und die besondern Interessen

Deutschlands darüber vernachlässigen. Auch der neue König von Frankreich, Karls des Einfältigen Sohn, Ludwig über Meer, trat in die Verschwörung ein, um Lothringen wieder an Frankreich zu bringen. Man trieb mit dem kaum gekrönten deutschen Könige ein schändliches Spiel. Um ihn an den Rhein zu locken, empörte sich Giselbrecht. Scheinbar um dem König zu helfen, kam sein Bruder Heinrich mit einem Heere auch herbei. Als aber Ottos Heer bei Xanten eben zur Hälfte über den Rhein gesetzt war, ging Heinrich plötzlich zu Giselbrecht über und fiel über Ottos Schaaren her. Aber die List eines Sachsen verwandelte die Niederlage in einen Sieg, denn indem er den vielen Franzosen im lothringischen Heere in ihrer Sprache flieht! flieht! zurief, wußten sie nicht, was es bedeute, geriethen in einen panischen Schrecken und liefen alle davon. Heinrich, der hier verwundet wurde, floh nach Merseburg, um Otto dahin zu locken und den Franzosen wieder Luft zu machen.

Unterdeß waren die Ungarn schon wieder in Sachsen eingefallen, erlitten aber bei schrecklichem Unwetter im Harz und im Drömling in einem sumpfigen Walde furchtbare Niederlagen. In den Slavenmarken hielt der sächsische Markgraf Gero mit eiserner Gewalt die deutsche Sache aufrecht. Als nun Otto vor Merseburg kam, suchte er seinen Bruder Heinrich zu versöhnen und ihn von dem französischen Bunde loszureißen. Heinrich gab im Augenblicke nach, meinte es aber nicht ehrlich, sondern conspirirte in Ottos Rücken fort, während dieser die gegen Gero wüthend empörten Slaven bekämpfen mußte. Sie hatten ein ganzes sächsisches Heer unter Haika vernichtet, wurden nun aber von Otto in mehreren Schlachten bezwungen, von denen wir nichts Näheres wissen. Bis das jetzt so friedliche, heitere und hochgebildete Obersachsen dem Slaventhum und Heidenthum entrissen wurde, tränkten es Ströme von Blut.

Von der Slavengrenze mußte Otto wieder nach der französischen eilen. Während er den Giselbrecht aus Lothringen vertrieb, bekämpfte der ihm treu gebliebene Schwabenherzog Herrmann den Franzosenkönig im Elsaß und vertrieb ihn von dort. Kaum aber war Otto wieder nach Sachsen geeilt, um die Slaven zu bekämpfen, so rührte

sich die französische Partei schon wieder in seinem Rücken und Eberhard sollte zu Metz zum deutschen König gewählt werden. Da mußte Otto zurückkehren, während er aber Breisach belagerte, ging Erzbischof Friedrich, der ihm trüglich Heeresfolge geleistet hatte, plötzlich zum Feinde über. Auch Eberhard und Giselbrecht nahten mit einem beträchtlichen Heere, dem Otto nur eine kleine Schaar unter Herrmanns Bruder Udo und dem tapfern Grafen Konrad Kurzbold entgegenstellen konnte. Als aber dieser Konrad inne wurde, die Feinde lagerten arglos am Rheinufer bei Andernach und schmausten, überfiel er sie und richtete ein schreckliches Gemetzel unter ihnen an. Die beiden Fürsten hatten gerade Schach mit einander gespielt und wollten sich auf einem Boote retten, Konrad aber soll das Boot mit einem einzigen Stoß seiner Lanze in den Grund gebohrt haben, daß Giselbrecht ertrank, und auch den Herzog Eberhard erstach er selbst am Ufer. Der Graf war klein, daher sein Beiname, aber ungeheuer stark und soll alle Weiber gehaßt haben. Das Volk aber liebte ihn und sang viele Lieder von ihm. Durch seinen herrlichen Sieg rettete er wahrscheinlich seinen König vom Untergange, über dessen Feinde jetzt ein großer Schrecken kam. Breisach ergab sich, Erzbischof Friedrich wurde gefangen. Aller Widerstand hörte auf. Heinrich, der schon wieder zu seines Bruders Feinden übergegangen war, entfloh nach Frankreich, 938. Jetzt endlich konnte Otto wieder frei athmen und benutzte seinen Sieg, um die erledigten Herzogthümer Lothringen und Franken treuen Freunden anzuvertrauen. Zwar entführte König Ludwig von Frankreich Giselbrechts Wittwe Gerberga, Ottos Schwester, und heirathete sie, um sich dadurch Lothringen zu sichern, Otto aber zog gegen ihn zu Felde, jagte ihn bis an die Seine, 940 und schloß endlich Frieden mit ihm, 942. Lothringen blieb bei Deutschland und wurde dem Neffen des gefallenen Eberhard, Konrad dem Rothen, gegeben, der Ottos Tochter Liutgarde heirathete. Das fränkische Herzogthum wurde aufgelöst und ein Theil davon dem schwäbischen Udo gegeben. Schwaben erhielt nach Herrmanns Tode Ottos eigner Sohn, Ludolf, der Herrmanns Tochter Ida heirathete. Aus Bayern wurde des bösen

Arnulf ganzes Geschlecht vertrieben. Weil aber Ottos Bruder Heinrich reuig aus Frankreich zurückkehrte und sich im Büßergewande seinem königlichen Bruder zu Füßen warf, verzieh ihm dieser, vermählte ihn mit Arnulfs schöner Wittwe Judith und gab ihm das Herzogthum Bayern. Ebenso verzieh er dem Erzbischof Friedrich.

Da im sächsischen Königsgeschlecht dieselben häßlichen Bruderkämpfe wie unter den Karolingern ausbrachen, würden sie unfehlbar auch wieder das Reich zerrissen haben, wenn nicht Otto um so vieles großherziger gewesen wäre, als alle jene spätern Karolinger. Man muß nicht nur seine zähe Ausdauer und rastlose Thätigkeit, sondern auch und vor allem seine Güte preisen, die zuletzt alle seine Widersacher beschämte, ihm die Liebe des Volks und Vertrauen bei allen bessern Fürsten erwarb. König Rudolf II. von Burgund wollte, als er starb, seinen unmündigen Sohn Konrad in keinen andern Händen wissen, als in denen des deutschen Königs Otto, der ihn unter seinen Augen erziehen ließ. Im Jahr 944 hatte Otto alle Gefahren überstanden und das ganze Reich war gleichsam sein Familiengut geworden, denn von den großen Herzogthümern gehörte Sachsen ihm selbst, Schwaben seinem Sohn, Bayern seinem Bruder, Lothringen seinem Eidam.

Unterdeß wurde an den Slavengrenzen noch immer heiß und blutig gestritten, jetzt aber ohne Gefahr für das Reich, weil auf der andern Seite die französische Partei niedergeschlagen war. Otto selbst war abwechselnd immer wieder in die bedrohten Slavenmarken geeilt, im Uebrigen aber hatte sein eiserner Markgraf Gero auch die grausamsten Mittel nicht gescheut, um die verzweiflungsvoll um ihre Nationalität kämpfenden Wenden gänzlich niederzutreten. Im J. 938 hatte er dreißig ihrer vornehmsten Häupter trügerisch zu einer Verhandlung eingeladen, beim Gastmahl berauscht und dann ermorden lassen. Zwei Jahr später ließ er den letzten Hevellerfürsten Tugumir gleichfalls durch Verrath umbringen und konnte sich jetzt erst in Brandenburg festsetzen. Im J. 944 wagten die Ungarn noch einmal einen Raubzug ins Reich, wurden aber in Kärnthen zurückgeschlagen und vier Jahre später noch einmal in Bayern, so daß

Heinrich zum erstenmal angriffsweise gegen sie zu Werke gehen konnte, in Ungarn einfiel und mit großer Beute zurückkehrte, 950.

In Frankreich war alles in der größten Verwirrung, weil sich Graf Hugo von Paris gegen König Ludwig erhoben hatte. Otto begünstigte den letzteren und gab ihm seine Schwester Hedwig zur Gemahlin, als aber Ludwig in die Gefangenschaft der Normannen gerieth, nahm sich Otto seiner wieder an und zog mit einem Heere bis vor die Thore von Rouen, konnte aber diese Stadt nicht einnehmen und kehrte zurück, 947. Doch ließ er einen Frieden vermitteln, weil Hugos und Ludwigs Gemahlinnen beide seine Schwestern waren. Ludwigs Sohn Lothar wurde von Hugo als König anerkannt.

Im Norden hatte Gorms des Alten Sohn Harald Blaatant (Blauzahn) die Mark Schleswig durchbrochen und das Danewerk wieder hergestellt. Mit Hakon Jarl von Norwegen verbunden, wollte er das Heidenthum wieder herstellen und zerstörte die Kirchen, weshalb Olaf Tryggwason sich als Christ an die Deutschen anschloß. König Otto aber drang mit einem Heere siegreich durch die ganze dänische Halbinsel vor bis zu dem nach ihm benannten Ottensunde und zwang den Blauzahn, ihm als Oberherrn zu huldigen und sich taufen zu lassen, 948. Auch Mistewoi, Fürst der Obotriten, wurde damals ein Christ und Otto hatte die Freude, in den dänischen und wendischen Grenzlanden neue Bisthümer zu gründen, in Dänemark: Schleswig, Ripen und Arhus, bei den Wenden: Oldenburg, Havelberg und Brandenburg. Doch fiel Mistewois Sohn Mislaw wieder zum Heidenthum ab. Nach einer Volkssage fuhr einmal König Otto über eine Wiese, als ein junger Hirt, der eben dort die Schafe hütete, den Wagen aufhielt und nicht leiden wollte, daß er über seines Vaters Wiese fahre. Otto aber hatte an dem trotzigen und riesenstarken Knaben eine solche Freude, daß er ihn in seine Dienste nahm. Das war Herrmann Billung, der ihm nachher die Marken an der untern Elbe ebenso sicher hütete, wie Gero die an der mittleren. Indem Otto so gewaltige Wächter an den nordischen Grenzen

zurückließ, durfte er zum erstenmal wagen, seine Blicke nach dem Süden zu richten.

4.

Tiefste Erniedrigung der Päpste.

Während alle diese Dinge in Deutschland vorgingen, versank das Papstthum in Rom in einen Abgrund von Corruption.

Seit dem Beginn des 10. Jahrhunderts hatte sich in Rom die Theodora, eine schöne, kluge und lüderliche Frau, die Wittwe eines römischen Consul oder Dux, durch ihre und ihrer eben so schönen Tochter Galanterie die ganze Männerwelt befreundet und großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gewonnen. Durch ihre Gunst wurde Sergius III. Papst, der Buhler ihrer Tochter Marozia, mit welcher er den nachmaligen Papst Johann XI. zeugte. Dieselbe Marozia vermählte sich nachher mit Alberich, einem Vasallen des Guido von Spoleto, der sich nach dem Aussterben der Spoletaner Herzoge deren Macht und Erbe aneignete und der mächtigste weltliche Herr in Mittelitalien wurde. Nach des Sergius Tode, 910, und der raschen Beseitigung zweier Nachfolger desselben, erhob Theodora, 913, ihren Buhlen Johannes X. auf den heiligen Stuhl. Dieser aber fühlte das Unwürdige seiner Abhängigkeit von den Weibern, verständigte sich daher mit Berengar, der immer noch seine Herrschaft in Oberitalien behauptete, und neutralisirte dadurch den Einfluß Alberichs. Auch gelang es ihm, die Muhamedaner, die von Garigliano aus das römische Gebiet systematisch ausplünderten, endlich zu vertreiben, 916. Berengar aber wurde ermordet und die Krone von Italien dem Rudolf von Burgund angeboten, 924.

Nun trat eine neue Gruppe schöner und lüderlicher Weiber in Toscana hervor. Bertha, die Tochter der berüchtigten Walrade, hatte den Grafen Theobald von Provence geheirathet und ihm den Hugo geboren; in zweiter Ehe aber nahm sie den Markgrafen Adalbert von Toscana und gebar ihm Guido, Lambert und Irmengard.

Die letztere heirathete den Markgrafen Adalbert von Ivrea und wurde nach dessen Tode durch ihre Schönheit und Galanterie so berühmt, wie Marozia in Rom. Rudolf von Burgund ließ sich thörichterweise in ihr Netz locken und wurde von ihr verrathen, denn sie bestimmte die lombardische Krone ihrem Bruder Hugo. Rudolf hatte sich durch seine Thorheit bei den lombardischen Großen verächtlich gemacht und Hugo wurde, als er 926 nach Italien kam, vom Papst, der in ihm eine neue Stütze suchte, zum König gekrönt. Marozia sah dem nicht gleichgültig zu, sondern begann mit Irmengard zu wetteifern, wer die Männer besser verführen könne, ließ ihren armen Alberich umbringen, verführte Irmengards Bruder Guido und heirathete ihn, schaffte dann aber sogleich den ihr lästigen Papst aus der Welt. Ihre Banditen ermordeten ihn im Lateran, 928. Nachher ernannte sie einen andern und noch einen andern Papst und endlich ihren eignen Sohn Johannes XI. Mittlerweile starb ihr Guido zur rechten Zeit, damit sie dessen älteren Bruder, den König Hugo, verführen und heirathen konnte, 932. Der dritte Bruder, Lambert, welcher Toscana hätte erben sollen, wurde um dieses schöne Erbe betrogen, für einen Bastard ausgegeben und geblendet. So blieb Hugo Alleinherr in der Lombardei und in Toscana und wurde durch die Vermählung mit Marozia auch Herr in Rom.

Hugo und Marozia, das verbrecherischeste Paar des ganzen Mittelalters, war zugleich ein Vorbild jener modernen Gesinnung, durch welche viele Jahrhunderte später Europa der Herrschaft des christlich germanischen Geistes entrückt werden sollte. Zum erstenmal schloß hier ein Franzose mit einer Italienerin den Bund im Namen des untergegangenen Heidenthums gegen die christliche Kirche und das germanische Reich. Die Renaissance, welche erst viel später die ganze moderne Bildung beherrschen sollte, muß bis in das ehebrecherische Bett Hugo's zurückgeführt werden. Er und Marozia wetteiferten, ohne einander im mindesten durch Eifersucht zu stören, in Wollüsten und suchten dabei ausdrücklich den classischen Hochgenuß. Hugo hielt sich einen Harem schöner Weiber und gab ihnen die Namen antiker Göttinnen, Venus, Juno, Semele. Er zog nach

Rom, um dort seine Herrschaft zu begründen und der Papst, Marozias Sohn, selber Bastard eines zuchtlosen Papstes, segnete den schändlichen Bund der Mutter mit Hugo ein. Ihr jüngerer Sohn, Alberich, den sie ihrem gemordeten Gemahl Alberich geboren hatte, weigerte sich, dem neuen Stiefvater Pagendienste zu leisten, griff zu den Waffen, fand Anhang unter den Römern und belagerte die eigne Mutter in der Engelsburg. Hugo entkam mit genauer Noth, indem er sich bei Nacht an einem Seile von den Mauern herabließ. Marozia aber mußte sich dem Sohn ergeben und wurde von demselben nie mehr frei gelassen, sondern mit ihrer Schande in einem Kerker verborgen. Hugo ergab sich darein, that nichts für die Befreiung seiner Gemahlin, sondern trachtete nur nach dem Nützlichen, d. h. sich mit Alberich auf einen möglichst guten Fuß zu stellen, damit er durch ihn in der Beherrschung des übrigen Italien nicht genirt werde. Alberich dachte eben so nützlich und ließ sich mit Hugo's Tochter Alda vermählen, erlaubte aber seinem Stief- und Schwiegervater nie mehr nach Rom zu kommen.

Adalbert von Ivrea, Irmengard's Gemahl, hatte einen Sohn, Namens Berengar hinterlassen, welcher berufen war, als Berengar II. eine wichtige Rolle in Italien zu spielen. Er war unterrichtet worden, daß Hugo sich seiner bemächtigen und ihn blenden lassen wolle, um sich seines Erbes zu versichern, er entfloh daher nach Schwaben, unterhielt aber Verbindungen in Italien und bekam eine große Partei, weil sich Hugo überall nur verhaßt und verächtlich gemacht hatte. Er kam nach Italien zurück, stellte sich an die Spitze seiner Partei und vertrieb den nichtswürdigen Hugo, 945. Des Letztern Sohn, Lothar, suchte sich vergebens noch in Italien zu behaupten und starb bald darauf eines plötzlichen Todes, indem er eine junge Wittwe, Adelheid, die Tochter Rudolf's II. von Burgund und der frommen Spinnerin Bertha, hinterließ. Auf diese warf nun Berengar sein Auge und wollte seinen Sohn Adalbert mit ihr vermählen, um dadurch die ganze alte Partei Hugo's für sich zu gewinnen. Aber die damals erst neunzehnjährige Wittwe verschmähte eine Zwangsheirath und erlitt deshalb durch Berengar

und dessen Gattin Willa, die beleidigte Mutter des von ihr abgewiesenen Bräutigams, eine rauhe Behandlung, wurde geschlagen und bei den Haaren herumgerissen, endlich in der Burg Garda am Gardasee eingekerkert. Von hier entfloh sie glücklich unter dem Beistand des Priesters Martin und wurde auf der Burg von Canossa durch die Dienstleute eines Bischofs geschützt. Von hier aus ließ sie den deutschen König Otto um Rettung anflehen.

In Rom war Johann XI., 936, gestorben. Ihm folgte Leo XI. unter Alberichs Einfluß, dann 939 Stephan VIII., räthselhafter Weise ein Deutscher, was auf eine geheime Verbindung Alberichs mit König Otto gegen Hugo hinzudeuten scheint. Dieser Stephan mißfiel den Römern und wurde von ihnen bei einem Aufruhr im Gesicht verstümmelt. Ihm folgten noch ein paar unbedeutende Päpste, Marinus II. und Agapetus II. Der letztere wandte sich 946 gleichfalls an König Otto um Schutz gegen Berengar II., von dem man fürchtete, er werde seine italienische Herrschaft bald auch über Rom ausdehnen wollen.

Diese Hülferufe aus Italien gelangten an König Otto in einer Zeit, in welcher er freie Hand genug hatte, um sich den italienischen Angelegenheiten widmen zu können. Gewiß gab es eine große Partei in Deutschland, an deren Spitze vornehmlich der Mainzer Erzbischof stand, welche jede deutsche Intervention in Italien mißbilligte und nach dem Nationalitätenprincip das deutsche Reich für immer vom französischen und italienischen getrennt wissen wollte. Otto I. neigte sich aber zu der alten Kaiseridee. Er betrachtete sich als den Nachfolger Karls des Großen, er wollte sich weder in Frankreich, noch in Italien ein Recht anmaßen, sondern hielt es vielmehr für seine Pflicht, die heillosen Verwicklungen in Frankreich und in Italien eben so glücklich und zum Wohle der Völker zu lösen, wie er sie in Deutschland gelöst hatte. Dazu forderte ihn insbesondere der Mahnruf des Papstes auf. Die nothwendige Einheit der Kirche mußte immer und immer wieder den Gedanken hervorrufen, daß auch das weltliche Reich einig seyn solle unter einem Kaiser. Wenn aber auch Otto so weit noch nicht dachte, wenn er sich auch noch

nicht ſelbſt Italiens bemächtigen wollte, ſo konnte er doch den Hülfsbedürftigen dort ihre Bitten um ſeinen Schutz nicht abſchlagen. Nun war aber zufällig ſeine engliſche Gemahlin Editha im Beginn desſelben Jahres 948 geſtorben und da er vernahm, wie ſchön, klug und energiſch die junge burgundiſche Wittwe in Canoſſa ſey, bemächtigte ſich ſeines Herzens der Wunſch, ſich durch einen Ritterdienſt den Minnelohn zu gewinnen, und er ſchickte einen Ritter mit einem Briefe und Ringe an Adelheid und mit dem Verſprechen, er werde ſie befreien.

Er kam und befreite ſie wirklich, 951. Berengar wagte nicht, ihm zu wehren, ſondern zog ſich auf ſeine Burgen in den Alpen zurück. Adelheid warf ſich in die Arme des ſtarken Otto und fand ſolche Huld bei ihm, daß er ſich noch am Ende des Jahres zu Pavia mit ihr vermählte. Alberich in Rom aber verbot dem Papſt, den ſiegreichen König nach Rom einzuladen, und Otto ließ ſich das gefallen, woraus hervorgeht, daß er damals noch nicht die Abſicht hatte, römiſcher Kaiſer zu werden. Die Mißſtimmung der Deutſchen allein hielt ihn zurück, Alberich würde kein Hinderniß für ihn geweſen ſeyn. Er kehrte alſo mit ſeiner ſchönen jungen Frau nach Deutſchland zurück und begnügte ſich, nur das Gebiet von Verona, welches die Hauptſtraße aus Deutſchland nach Italien (über den Brenner) beherrſcht, als neue Mark mit dem Herzogthum Bayern zu vereinigen und von der Lombardei abzureißen. Sein bayriſcher Bruder Heinrich hatte bald Adelheids Neigung gewonnen, dagegen Otto's Sohn Ludolf, über die neue Ehe ſeines Vaters erbittert, die Stiefmutter haßte und von ihr gehaßt wurde. Sein Schwager Konrad der Rothe und Friedrich von Mainz ſahen die Italienerin ebenfalls höchſt ungern, weil dieſelbe den deutſchen König augenſcheinlich immer mehr verleitete, ſich um Italien zu bekümmern. Am meiſten ſcheinen ſie jedoch durch Heinrichs rückſichtsloſes Betragen verletzt worden zu ſeyn. Es kam zur offnen Empörung, bei der ſich auch der längſt vertriebene bayeriſche Arnulf, des böſen Arnulf Sohn, und Ekbert und Wichmann, zwei Neffen Hermann Billungs betheiligten, 953. Otto ernannte ſeinen Bruder Bruno, Erzbiſchof von Köln,

an Konrads Stelle zum Herzog von Lothringen und während diese beiden sich bekämpften, schlug er selbst seinen Sohn Ludolf und Arnulf bei Augsburg. Arnulf aber rief nun die Ungarn herbei, die unter ihrem Fürsten Pulsko einen furchtbaren Raubzug ins nördliche Deutschland, durch die Niederlande nach Frankreich und zurück über Italien unternahmen, wobei sie nur hin und wieder aufgehalten, aber nirgends überwunden wurden, 954. Da unterwarfen sich Konrad und Erzbischof Friedrich dem König wieder, Arnulf fiel bei der Vertheidigung von Regensburg. Ludolf erhielt Verzeihung und wurde als Otto's Statthalter nach Italien geschickt, um Berengar II., der sich auf's neue erhoben hatte, zu unterwerfen, starb aber bald darauf. Schwaben kam nun an Burkhard, den Sohn des älteren Burkhard, der früher Schwaben besessen hatte. Lothringen wurde getheilt zwischen zwei Grafen Gottfried und Friedrich, Konrad blieb abgesetzt.

Die Ungarn, die bei ihrem letzten großen Zuge soviel Glück gehabt hatten, ließen sich von Werner, dem Bruder des gefallenen Arnulf, zu einem neuen Einfall in Deutschland verführen und kamen unter ihrem König Pulsko wieder so zahlreich, daß sie prahlten, ihre Rosse würden alle deutschen Flüsse austrinken. Während sie Augsburg belagerten, kam Otto mit seinem deutschen Heerbann und lieferte ihnen in der Nähe dieser Stadt am Lech die entscheidende Schlacht, in welcher Konrad der Rothe, um seine Schuld zu sühnen, Wunder der Tapferkeit verrichtete und ruhmvoll fiel. Es war am 10. August und sehr heiß, der Sieg lange ungewiß, bis endlich die Deutschen den vollständigsten Sieg erfochten und 100,000 Ungarn erschlugen. Man ließ keinen leben, auch ihre gefangenen Fürsten mußten sterben. Zwei derselben ließ Otto an den Thoren von Augsburg und vier andere mit ihrem König Pulsko, die noch auf der Flucht gefangen wurden, an den Thoren von Regensburg aufhängen. Der Rest der Flüchtigen wurde von den bayrischen Bauern todtgeschlagen, 955. Nach diesem schrecklichen Schlage kamen die Ungarn nicht mehr wieder. Herzog Heinrich von Bayern, der die größten Grausamkeiten an den gefangenen Ungarn begangen hatte, starb in demselben Jahr und das Herzogthum kam an seinen Sohn,

Heinrich den Zänker. Auch Burkhard ſtarb und ſeine ſchöne und geiſtvolle Wittwe Hedwig, Otto's Nichte, behielt Schwaben und lebte auf der Burg Hohentwiel, umgeben von Büchern und bei ihren Studien berathen durch den gelehrten Kanzler Eckhard. Franken wurde getheilt zwiſchen Konrad's Sohn Otto und deſſen Vetter Heinrich. — Mit den Ungarn zugleich waren auch die Wenden aufgeſtanden, verführt von Ekbert und Wichmann. Gero beſiegte ſie in der Uckermark, Nakko und Stoinef aber aus dem alten Fürſtengeſchlecht der Heveller bemühten ſich, alle Slaven zu einem großen Nationalkampf aufzureizen und Hermann Billung wurde hart von ihnen bedrängt, 955. Da kam ihm König Otto vom Lech her zu Hülfe und ſchlug die Slaven. Stoinef wurde auf der Flucht umgebracht und Otto ließ ſein Haupt auf eine Stange ſtecken und im Kreis umher ſechszig Wenden köpfen. Auch Nakko wurde gefangen und hingerichtet. Gero aber trat die unglücklichen Wenden unbarmherzig nieder durch harte Steuern und Frohnen nach dem Grundſatz, den Biſchof Ditmar von Merſeburg aufſtellte: „Wenn der Slave gehorchen ſoll, muß man ihn Heu freſſen laſſen wie einen Ochſen und prügeln wie einen Eſel.“ Er hätte beſſer gethan, zu ſagen, erſt unter dem Druck himmelſchreienden Unrechts und grauſamſter Mißhandlungen ſeyen die urſprünglich ſanften Wenden ſo wild und ungefügig geworden.

In Rom war unterdeß Alberich geſtorben, hatte aber die Römer bewogen, ſeinen Sohn Octavian als Erben ſeiner weltlichen Macht zugleich zum Papſt zu wählen unter dem Namen Johann XII. Dieſer ſah ſich nach Ludolfs Tode bedrängt von Berengar II. und rief Otto zu Hülfe. Nunmehr ſcheint bei dem deutſchen Könige der Gedanke gereift zu ſeyn, das Kaiſerthum der Karolinger zu erneuern. Indem er mit großer Heeresmacht i. J. 962 über die Alpen ging, that er es in der Abſicht, in Italien Herr zu werden. Berengar floh wieder in ſeine Berge. Es iſt bezweifelt worden, ob Otto ſich in Pavia die eiſerne Krone aufſetzte, jedoch iſt es wahrſcheinlich, denn Berengar behielt ſie nicht und ein anderer bekam ſie nicht. Sodann ließ ſich Otto in Rom ſelbſt vom Papſt Johann mit der römiſchen Kaiſerkrone ſchmücken. An ſeiner Seite wurde auch Adel-

verkauft, Pilgerinnen entehrt, grobe Völlerei und Unzucht getrieben, sich Buhlerinnen gehalten und auf die Gesundheit der Frau Venus und des Jupiter, ja sogar des Teufels getrunken. Er wurde also abgesetzt und an seine Stelle Leo VIII. gewählt, 963. Eine solche Maßregel, von Deutschen mitten in Rom durchgesetzt, erboste die Römer, die in den Deutschen nur fremde Barbaren sahen. Ein Volksaufstand bald nach der neuen Papstwahl bedrohte das Leben des Kaisers und der Kaiserin durch plötzlichen Ueberfall des Palastes, aber die deutschen Krieger schlugen das wüthende Volk zurück und richteten unter demselben ein so entsetzliches Blutbad an, daß sie die ganze Stadt ausgemordet haben würden, wenn Otto selbst ihnen nicht Einhalt gethan hätte. Wo aber die Nationalitäten sich in so tödtlichem Haß gegenüberstanden, konnte der Kaiser mit dem besten Willen die Gemüther nicht mehr versöhnen. Kaum hatte er Rom verlassen, so kam Johann XII. zurück und vertrieb den neuen Papst, fand aber schon in wenigen Wochen ein seiner würdiges Ende, indem er im Ehebruch mit einer verheiratheten Frau von deren Mann ergriffen und getödtet wurde, 964.

5.

Otto II.

Weil einst die alten Römer alle Völker unterjocht hatten, kam über die neuen Italiener der Fluch, beständig von andern Völkern unterjocht zu werden. Sie konnten offenbar die Freiheit und Unabhängigkeit nicht ertragen und machten sich derselben, sobald sie sie hatten, gleich wieder unwürdig. Bei glänzenden Eigenschaften des Geistes fehlte ihnen doch immer die sittliche Kraft.

Welch ein seltsames Schauspiel boten diese Römer dar, indem sie sich mit wahrer Raserei gegen einen deutschen Kaiser wehrten, der nichts von ihnen verlangte, als sie sollten „dem Hurenregiment“ entsagen. Damit der Gehorsam der abendländischen Kirche gegen Rom fortdauern konnte, mußte nothwendig die Papstwahl den Händen lüderlicher Weiber und kleiner örtlicher Tyrannen entzogen, mußte

der Lateran von den heidnischen Bachanalien und Aphrodisien gereinigt, mußte den Päpsten die Nachfolge Christi wieder eingeschärft werden. Das hätten die Römer selbst begreifen sollen. Wäre es dem deutschen Kaiser nur um seine weltliche Macht zu thun gewesen, so würde es ihm nur Vortheil gebracht haben, das Papstthum in Rom vollends sittlich verfaulen und verkommen zu lassen. Indem er den Päpsten ihre Ehre und Würde wieder gab und sie aufs neue dotirte, wie Karl der Große gethan hatte, vergab er seine eigene Macht, theilte er freiwillig sein unermeßliches Ansehen mit dem Papste und erzeigte den Römern eine Ehre und Wohlthat, deren sie sich hätten würdig machen sollen.

Sie wählten nach Johanns Tode Benedict V. zum Papste. Otto aber kam nach Rom zurück, stellte Leo VIII. wieder her und ließ jenen Benedict weit weg in die Verbannung nach Hamburg führen. Auch Berengar wurde damals gefangen und nach Bamberg verbannt. Da Leo bald starb, setzte Otto im J. 965 Johann XIII. ein, den aber schon wieder ein wüthender Volksauflauf vertrieb. Nun kam Otto noch einmal zurück, um seinen Papst zu beschützen, hielt schreckliches Gericht über die Römer und ließ zwölf ihrer Häupter köpfen, andere blenden, den Stadtpräfecten mit den Haaren an die noch aus dem Alterthum erhaltene Reiterstatue Marc Aurels hängen u. s. w. Allein diese Strenge konnte die Gemüther nicht versöhnen. Die Römer verziehen ihm nie, daß er ein Deutscher war und sie beherrschen wollte. Er befreundete sich inzwischen mit dem kleinen lombardischen Herzog Pandolf von Capua, dessen Lehen er erweiterte, und knüpfte Verbindungen mit Griechenland an. Sein Sohn Otto mußte aus Deutschland zu ihm nach Rom kommen, um dort als künftiger Kaiser gekrönt zu werden, und sollte eine griechische Kaiserstochter heirathen. Otto scheint an die Möglichkeit einer Aussöhnung zwischen dem abendländischen und morgenländischen Kaiserthum geglaubt zu haben. Beide hatten noch mit Muhamedanern und Heiden zu kämpfen, gegen welche sich zu verbinden in ihrem beiderseitigen Interesse lag. Das schwächere griechische Reich bedurfte der Hülfe des viel stärkeren deutschen Reichs. Aber auch

für Otto war es ein Vortheil, wenn ſich Rom und Conſtantinopel wieder nahe rückten und den Römern die Ueberzeugung aufgedrängt wurde, im deutſchen Kaiſer ſey nur der weſtrömiſche wieder auferſtanden als der natürliche Bruder des oſtrömiſchen in Conſtantinopel. Liutbrand, Biſchof von Cremona, der berühmteſte Geſchichtſchreiber jener Zeit und Ottos vertrauteſter Rath, dazu mit der griechiſchen Sprache vertraut, wurde nach Byzanz geſchickt, um bei dem griechiſchen Kaiſer Nicephorus Phokas um die Hand der Theophania (oder Theophanu), Tochter des Kaiſer Romanus, bei deſſen Nachfolger zu werben, 968. Nicephorus fertigte den deutſchen Geſandten ziemlich grob ab, betrachtete die Deutſchen lediglich als Barbaren, erkannte Otto gar nicht als Kaiſer an und erklärte, er allein ſey der römiſche Imperator. Liutbrand machte ihn darauf aufmerkſam, daß am römiſchen Namen gar nichts mehr läge. „Wir Longobarden, Sachſen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder verachten die Römer ſo ſehr, daß wir, wenn wir jemand ſchmähen wollen, ihn einen Römer nennen, weil wir mit dieſem Namen alles begreifen, was unedel, feige, habgierig, wollüſtig und lügenhaft iſt.“ Doch richtete der Biſchof mit ſeinem Heirathsantrag lediglich nichts aus. Im Gegentheil kam es zu Kämpfen zwiſchen den Deutſchen und Griechen in Unteritalien. Binnen Jahresfriſt aber wurde Nicephorus umgebracht und ſein Nachfolger, der tapfere Tzimiszes, anerkannte das Vernünftige in einem Bündniß der beiden Kaiſer und ſandte die ſchöne Theophania nach Rom. Später kam ihr Bruder Baſilius, der Bulgarentödter, auf den griechiſchen Thron und ihre Schweſter Anna war es, welche man Wladimir dem Großen als Braut nach Kiew zuführte. So wurde zum erſtenmal das ruſſiſche und deutſche Herrſcherhaus durch zwei griechiſche Schweſtern verſchwägert. Der junge Otto empfing ſeine Braut mit Wonne und überall, wohin ſie kam, wurde ihre Schönheit und ihr Verſtand bewundert.

Fröhlich kehrte der Kaiſer im J. 972 nach Deutſchland zurück, wo unterdeß ein glücklicher Frieden gewaltet hatte. Eben damals waren die reichen Silberbergwerke im Harz entdeckt worden. Nur

die Wenden waren noch nicht beruhigt und machten besonders in der Lausitz dem alten Gero viel zu schaffen, der sie nach seiner Art niederhielt, am Ende aber in Betrübniß über den Tod seines Sohnes und grauend vor dem vielen Blut, das er vergossen hatte, nach Rom pilgerte, sein Schwert am Altar St. Peters niederlegte und in einem Kloster starb. Dagegen zeigten sich die christlich gewordenen Böhmen dem Kaiser wohlgeneigt, wie sie demselben auch schon gegen die Ungarn beigestanden hatten, und als im J. 966 Mieceslaw (Miseko) König in Polen, die Dobrowa, Tochter des Böhmenfürsten Boleslaw, heirathete, bekehrte diese ihren Gemahl zum Christenthum und bald nahmen alle Polen friedlich die Taufe an. Miseko stiftete ein Bisthum in Posen, welches nebst den übrigen in den Slavenmarken gegründeten Bisthümern dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet wurde.

Der glückliche Kaiser starb 973 zu Memleben mit dem befriedigenden Bewußtseyn, in einem langen sturmbewegten Leben alle seine Feinde besiegt oder zu Freunden gemacht, der Kirche treu gedient, das deutsche Volk über alle andern erhoben zu haben.

Otto II. hatte nicht mehr die Heldengestalt des Vaters, strebte aber demselben nach. Durch seine Mutter und Gemahlin war er den deutschen Angelegenheiten mehr entfremdet und zum Süden hingezogen, doch wurde er in den ersten Jahren seiner Regierung in Deutschland beschäftigt. Heinrich der Zänker von Bayern wollte sich mit Hülfe der Böhmen unabhängig machen. Der Däne Harald fiel wieder in Sachsen ein. Karl von Lothringen, Bruder des französischen Königs Lothar, wollte auch unabhängig werden. Otto mußte sie alle zu Paaren treiben, bevor er sich den Angelegenheiten im Süden widmen konnte. Im J. 978 drang er in Frankreich ein und stieß seine Lanze in das Thor von Paris, konnte jedoch die Stadt nicht einnehmen, welche Hugo Capet vertheidigte. Doch setzte er durch, daß Lothringen beim Reiche blieb.

Endlich war er frei genug, um nach Italien gehen zu können, wohin ihn die Sehnsucht trieb. In Rom hatte sich schon wieder ein gewisser Crescentius, wie früher Alberich, als Haupt einer an-

geſehenen Familie (man hielt ihn für einen Neffen der Marozia) der Herrſchaft bemächtigt, den Papſt Benedict VI. erwürgen laſſen und einen andern, Bonifacius VII., eingeſetzt; dieſer aber war mit den Kirchenſchätzen nach Byzanz entflohen. Ihm folgte Benedict VII., der den Kaiſer anflehte, die Ordnung in Rom herzuſtellen. Otto II. glaubte den Römern als Kaiſer des geſammten Abendlandes imponiren zu ſollen, ließ ſich daher, als er im Herbſt 980 nach Italien zog, nicht nur von ſeiner italieniſchen Mutter und griechiſchen Gemahlin, ſondern auch von Herzog Hugo Capet, damals dem mächtigſten Manne in Frankreich, und von ſeinem Jugendgeſpielen, König Konrad von Burgund, begleiten. Hugo Capet huldigte dem mächtigen deutſchen König, um durch ſeine Gunſt die franzöſiſche Krone zu gewinnen. Wenn er und Konrad in Ottos Gefolge erſchienen, konnten die Italiener an der kaiſerlichen Oberhoheit des Deutſchen in Europa nicht zweifeln. Auch wurde ihm kein Widerſtand geleiſtet, als er zu Oſtern 981 nach Rom kam. Allein er ſollte auf eine höchſt empfindliche Weiſe belehrt werden, daß ſeine kaiſerliche Gewalt geringer war als ſeine königliche, oder mit andern Worten, daß er nur mächtig in, nicht aber außerhalb Deutſchland war. Die Deutſchen zogen nicht gern mit über die Alpen, auf einem der letzten Heereszüge unter Otto I. waren ſie ſchon wieder einmal der Hitze des Klimas und einer verheerenden Peſt erlegen. Sie weigerten ſich daher auch, zum Römerzug Ottos II. Heeresfolge zu leiſten, und nur ſein Neffe Otto, Ludolfs Sohn, den er nach Hedwigs Tode zum Herzog in Schwaben gemacht hatte, führte ihm eine angemeſſene Zahl Streiter zu. Dieſes deutſche Heer war jedoch viel zu klein, um irgend eine große Entſcheidung herbeiführen zu können. Nun war Otto mit ſeinem griechiſchen Schwager Baſilius in Spannung gekommen, denn er trachtete ſich ganz Unteritaliens zu bemeiſtern, welches noch theils von Griechen, theils von Arabern beherrſcht war. Auf der andern Seite trachtete Baſilius, feſten Fuß in Unteritalien zu behalten und vielleicht noch mehr zu gewinnen, da ſich ihm die römiſche Partei, die nichts von den Deutſchen wollte, von ſelbſt in die Arme warf, denn alle unzufriedenen

Italiener flüchteten nach Byzanz und bildeten dort eine revolutionäre Emigration in Permanenz. Als nun Otto II. gegen Unteritalien mit nur 16,000 Mann vorrückte, erlitt er am 13. Juli 982 durch die, dießmal mit den Griechen vereinigten Muhamedaner bei Squillace eine furchtbare Niederlage. Schon hatte Otto die Griechen besiegt und sein Heer zerstreute sich, um Beute zu machen, als die Sarazenen hereinbrachen und alles niederwarfen. Otto selbst mußte sich, um nicht gefangen zu werden, ins Meer stürzen und erreichte schwimmend ein griechisches Schiff, wo ihn ein Sklave zwar erkannte, aber nicht verrieth, sondern nur für einen Kämmerer des Kaisers ausgab. Otto täuschte die Schiffer, indem er vorgab, an einem Uferort Schätze zurückgelassen zu haben, als aber die habgierigen Griechen dort landeten, entfloh er ihnen. Theophania empfing ihn mit Spott und freute sich, daß die Griechen über Deutsche gesiegt hätten. Noch mehr spotteten die Italiener, die den Kaiser geradezu einen „Esel" nannten, weil er fortfuhr, ihnen Gesetze vorzuschreiben, ohne mehr die Macht zu haben. Bruno im Leben des h. Adalbert erzählt von der Schlacht: „Vom Schwerte getroffen sank die purpurne Blüthe des Vaterlandes, die Zierde des blonden Germaniens dahin," und er fügt hinzu: „damals erkannte Otto sein Unrecht, daß er auf das Weib hörte. Damals bereute er, daß er dem Rathschlag der Unmündigen gefolgt und die Warnungen der Alten verachtet hatte." Unter dem Weibe ist Theophania, unter den Unmündigen ist der schwäbische Otto mit seiner kriegslustigen Jugend und unter den Alten ist zunächst Erzbischof Willigis von Mainz zu verstehen, welcher die alte Politik seiner Vorgänger einhielt und das deutsche Reich auf sich selbst beschränken wollte, indem er die Ausschreitung desselben weit über seine Grenzen hinaus für eine Schwächung desselben hielt, also überhaupt die Römerzüge mißbilligte. So wie er aber dachten die meisten Deutschen. Otto II. war erst 28 Jahr alt und hätte sein erstes Verfahren wieder gut machen können, allein sein Temperament war zu erregt und hitzig, er konnte die Scham und Schmach nicht überleben, wurde krank und starb zu Rom, unter den Tröstungen des Papstes Johann XIV., den er noch kurz

vorher hatte wählen lassen, 983. Auch Otto von Schwaben starb in Italien.

In demselben Jahre brach eine allgemeine und furchtbare Empörung der Wenden aus. Mistewoi, der tapfere Fürst der Obotriten, war dem Christenthum geneigt und hatte den jungen Kaiser auch nach Italien begleitet, um sich die Hand der Mechthildis, einer Tochter Hermann Billungs ritterlich zu verdienen, als er aber heimgekehrt war, sah er alle seine Hoffnungen betrogen. Hermann Billung, welchem Otto I. das Herzogthum Sachsen anvertraut hatte, war gestorben, sein Sohn und Nachfolger Bernhard war auch mit in Italien gewesen und wahrscheinlich kam er von dort übel gelaunt zurück. Dietrich aber, Geros Nachfolger in der Mark Brandenburg, gönnte dem Mistewoi die schöne Mechthildis nicht und nannte ihn einen Hund, der keine Christin und Deutsche verdiene. Da antwortete Mistewoi: „Sind wir Hunde, so werden wir beißen!" rief alle Wenden zur Empörung auf und vor dem Bilde ihres Götzen Radegast schwuren sie den Deutschen ewigen Haß, zerstörten Hamburg, Oldenburg, Brandenburg und Havelberg, brachen alle Kirchen nieder und mordeten alle Priester, deren sechszig lebendig von ihnen geschunden wurden. Dietrich aber mit Hülfe Ribdags, des Markgrafen von Meißen, besiegte sie in einer blutigen Schlacht bei Tangermünde. Dennoch dauerte der Kampf noch lange fort und Brandenburg konnte erst nach elf Jahren wieder erobert werden. Dietrich, der eigentliche Urheber dieser Greuel, wurde mit Recht abgesetzt.

Nach Ottos II. Tode führte Willigis, Erzbischof von Mainz, dessen unmündigen Sohn Otto III. nach Aachen und krönte ihn dort als deutschen König. Willigis war der Sohn eines Wagners und durch ihn kam das Rad ins Mainzer Wappen. Ueberaus wohlwollend und verständig konnte er zwar eine gewaltige Aufregung unter den Großen des Reichs beim Thronwechsel nicht verhindern, beugte indeß doch dem Bürgerkriege vor. Heinrich der Zänker, der im nahen Utrecht gefangen saß und plötzlich frei wurde, bemächtigte sich des jungen Königs, verständigte sich mit der karolingischen

Partei in Lothringen und mit den Slavenfürſten und ſcheint auch die Ungarn wieder aufgehetzt zu haben, obgleich er ſich alle Mühe gab, die deutſchen Herzoge und Biſchöfe zu überreden, er eigne ſich beſſer, die Krone zu tragen, als „das griechiſche Kind", er werde nur für deutſche Intereſſen ſorgen und Italien aufgeben, gelang es ihm doch nicht ſie zu gewinnen. Seine Verſuche, Franzoſen, Slaven und Ungarn gegen Deutſchland aufzubieten, machten ihn unpopulär. In Lothringen wirkte ihm der geniale Biſchof Gerbert eben ſo energiſch entgegen, wie dieſſeits des Rheins Erzbiſchof Willigis, den Schwaben, Sachſen und Bayern redlich unterſtützten, ſo daß Heinrich ſich gezwungen ſah, den jungen König herauszugeben und demſelben Treue zu geloben, 984. Die Ungarn wurden von dem neuen Markgrafen von Oeſterreich, Leopold, aus dem Geſchlecht der Babenberger, zurückgeſchlagen und ihre Königsburg Mölk erobert.

Gerbert hatte ſich, um Erzbiſchof von Rheims werden zu können, einer Partei franzöſiſcher Biſchöfe angeſchloſſen, welche nahe daran war, die franzöſiſche Kirche von Rom gänzlich abzulöſen in einem Zeitpunkt, in welchem der ſchwache Papſt wieder der Hülfe eines ſtarken deutſchen Kaiſers entbehrte. Die Wendung der Dinge in Deutſchland aber, die Haltung der deutſchen Biſchöfe brachte den klugen Gerbert bald wieder zur Beſinnung und ein Ruf an den kaiſerlichen Hof, um den jungen deutſchen, für alles Große und Edle ſchon frühe ſchwärmenden König in den Wiſſenſchaften zu unterrichten, entzog ihn glücklich den franzöſiſchen Verwicklungen. Gerbert war der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, ſo daß ihn das gemeine Volk ſogar für einen Zauberer hielt. Aber wo blieb unterdeß Theophania? Anſtatt zu ihrem Sohne nach Deutſchland zu eilen und ihn aus den Händen des Zänkers zu befreien, machte ſie mit dem Italiener Johannes, den ſie zum Erzbiſchof von Piacenza erhoben hatte und mit dem ſie in einem nicht ganz reinen Umgang gelebt haben ſoll, eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem. Als ſie zurückkehrte und in Pavia die alte Kaiſerin Adelheid beſuchte, gab es zwiſchen den beiden Damen eine heftige Scene. Theophania ſoll die Hand gegen ihre Schwie-

germutter ausgeſtreckt und ihr gedroht haben, ſie ſolle bald nicht mehr ſo viel beſitzen als man mit der flachen Hand bedecken könne. Theophania reiste dann weiter nach Deutſchland, wurde aber von einem jähen Tode zu Nimwegen ereilt, 991.

6.

Die Dioskuren des Mittelalters.

Da ſich in Rom ſchon wieder ein jüngerer Crescentius der Gewalt bemeiſterte und den Papſt Johannes XV. bedrängte, ließ dieſer und auch die alte Kaiſerin Adelheid den jungen deutſchen König dringend bitten, nach Rom zu kommen. Er kam und mit ihm zog ein ſtattliches Heer aus allen deutſchen Stämmen, die Lothringer mit eingerechnet, und ihn begleiteten die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg und noch acht andere deutſche Biſchöfe. Daß die den Römerzügen ſo abgeneigte deutſche Nationalpartei auf einmal ſich ſo eifrig bei dem des jungen Otto betheiligte, hatte ſeinen Grund in reiflichen Erwägungen und Verabredungen, deren Seele Gerbert geweſen zu ſeyn ſcheint. Man wollte das im Papſt- und Kaiſerthum ausgeſprochene Einheitsprincip mit dem Nationalitätenprincip vereinigen.

Otto ging ſchon im Winter 996 über die Alpen und feierte bei ſeiner Großmutter Adelheid zu Pavia das Oſterfeſt, als die Nachricht eintraf, Johannes XV. ſey geſtorben. Da brach er auf nach Rom und von dort kamen ihm ſchon Abgeſandte entgegen und baten ihn um einen neuen Papſt. Otto aber ließ ſeinen Vetter Bruno wählen, Enkel des am Lech gefallenen Herzog Konrad und der Luitgard, der Tochter Ottos I., einen Jüngling von 24 Jahren, der aber, mit dem damals erſt ſechszehnjährigen König aufs innigſte einverſtanden, für das Wohl der Menſchheit ſchwärmte. Beide Enkel des großen Kaiſer Otto zogen in Rom ein und ihre Stimmung war ſo rein und gehoben, daß ſie dem Sünder Cres-

centius verziehen. Bruno wurde unter dem Namen Gregor V. zum Papst gekrönt und krönte hinwiederum am Himmelfahrtstage den jungen deutschen König zum römischen Kaiser. Nie sah man ein schöneres, hoffnungsreicheres Paar auf den höchsten Thronen der Welt. Als der h. Adalbert, Erzbischof von Prag, der in wichtigen Angelegenheiten nach Rom berufen worden war, sie beide neben einander erblickte, fiel er in Entzückung. Ein heiliger Schauer schien durch die alte sündenreiche Welt zu gehen, da etwas ganz unmöglich Scheinendes sich dennoch zutrug, Papst und Kaiser wie die Blätter einer und derselben Lilie ihren reinen Glanz ausgossen und zum erstenmal die Unschuld und der reinste und edelste Wille die höchste Gewalt auf Erden übernahmen. Dessen waren nur deutsche Jünglinge in ihres ungefälschten Herzens Wallung fähig. So voll vom Pflichtendrang und heiliger Begeisterung kann nur die deutsche Jugend seyn.

Der h. Adalbert war ausersehen worden, Metropolit in den slavischen Landen zu werden. Man wollte, ohne den Verband mit Rom im geringsten aufzulockern, doch den Nationalitäten gerecht werden und Willigis gab die Lostrennung der slavischen Kirche von der deutschen zu, wie er auch, ohne das Band zwischen Italien und dem Kaiser zu lösen, doch Italien nicht mehr unmittelbar von Deutschland aus beherrscht wissen wollte, daher auch den Kaiser zur schnellen Rückkehr nach Deutschland antrieb. Nur unter dieser Bedingung hatte er und die deutsche Nationalpartei diesmal den Römerzug mitgemacht. Otto ging daher über die Alpen zurück und wurde wieder durch die Slaven beschäftigt. Wie werthvoll auch die römischen Verabredungen für alle Slaven waren, so begriff doch das rohe Volk deren Tragweite nicht. Adalbert, ein geborener Böhme aus dem Geschlecht der Slawnick, wurde von Prag vertrieben, weil sein Geschlecht dem der Wrssowece verhaßt war, die bei Boleslaw III. viel galten. So elende Privatleidenschaften hemmten die Wirksamkeit des großen Erzbischofs, des ersten Slaven, der die Mitra trug und der durch seine tiefe Frömmigkeit und seltenen Gaben bei Deutschen und Römern Bewunderung erregt hatte und schon wäh-

rend ſeines Lebens als ein Heiliger verehrt wurde. Um ſich ſeiner Ausweiſung aus Prag nicht ſchämen zu müſſen, ging er mit wenigen Begleitern nach Preußen und wagte dort an der alten Stätte eines ſehr durchgebildeten Heidenthums zum erſtenmale das Kreuz zu predigen, allein er wurde, als er mit ſeinen Genoſſen in dem heiligen Hain von Romowe ausruhen wollte, von den erbitterten Heiden erſchlagen, 997. Mittlerweile war auch ſein ganzes Geſchlecht, das ganze Haus der Slawnik, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, in einer Kirche zu Prag, wohin ſie geflüchtet waren, ermordet worden.

Gregor V. begann ſein heiliges Amt in Rom mit apoſtoliſcher Würde und Kraft, kaum aber waren die Deutſchen abgezogen, ſo erwies ihm Crescentius für die empfangene Gnade ſchnöden Undank, heimlich unterſtützt von den Griechen, welche immer noch fürchteten, der deutſche Kaiſer werde gelegentlich doch noch Unteritalien wegnehmen wollen. Die Römer machten ſchon wieder einen Volksaufſtand und Gregor mußte nach Pavia flüchten. Hier aber verſammelte er ein Concil und erließ mit ungebeugter Kraft drohende Beſchlüſſe gegen den unbotmäßigen franzöſiſchen Klerus und den neuen König der Franzoſen Robert, der eine uncanoniſche Ehe eingegangen war und wirklich Furcht genug vor dem neuen Papſte hegte, um ihm zu gehorchen. In Rom aber wählten ſie einen Gegenpapſt, Johann XVI., und Gerbert, der ſich zum Erzbiſchof von Ravenna hatte machen laſſen und deſſen Intriguengeiſt dem jungen Papſt endlich verdächtig vorkam, ſcheint nicht minder nach der päpſtlichen Tiare getrachtet zu haben, denn er ſuchte das Band des Vertrauens, welches die beiden Enkel Ottos des Großen verknüpfte, aufzulockern. Zwar glich ſich alles wieder aus, als Otto III. im J. 998 wieder nach Italien kam und Rom einnahm. Crescentius wehrte ſich in der Engelsburg, aber ſie wurde erſtürmt und ihm das Haupt abgeſchlagen, der Afterpapſt geblendet und auf einem Eſel durch die Stadt geführt. Nachdem die Ruhe wieder hergeſtellt war, ſaßen Otto und Gregor wieder wie ehedem brüderlich neben einander und ertheilten gemeinſchaftlich allen Bittenden

und Klagenden Audienz und so würden sie Jahre lang in Gemeinschaft regiert haben, denn Otto wollte als römischer Kaiser auch in Rom residiren, aber schon im Februar des Jahres 999 starb Gregor plötzlich und zwar, wie nicht unwahrscheinlich ist, an Gift, welches ihm der eifersüchtige Gerbert gemischt hatte, der sich ganz allein in das Vertrauen des Kaisers setzen, ihn ganz allein beherrschen wollte. Und das gelang ihm auch so gut, daß Otto, welcher von dem wahren Sachverhalt nichts ahnte, ihn sofort unter dem Namen Sylvester II. zum Papst machte. So hatte Gerbert alles erreicht, was er gewollt. Otto aber fiel seitdem in Schwermuth, seine Jugend war schwarz umflort. Wohl mag ihn der Verlust seines liebsten Jugendfreundes und Seelenbruders daran gemahnt haben, was alles Schönen Loos auf Erden ist, und daß eine Herrschaft der reinen Unschuld in dieser argen Welt nicht von Dauer seyn kann. Wie es scheint, verlor er damals den guten Glauben, mit dem er die Reichsgewalt übernommen hatte, und zweifelte, ob die Herrschaft der Tugend Bestand haben könne. Dazu kam der ängstliche Wahn der Zeit, daß im Jahr 1000 die Welt untergehen werde. Die Christen aller Länder bereiteten sich damals auf den Tod vor. Daraus erklärt sich, warum Otto in jener erwartungsvollen Zeit von Rom aus eine Wallfahrt nach dem Vorgebirge Gargano machte, auf dessen Felsengipfel einst die Engel sollen niedergestiegen seyn. Auf dieser Reise besuchte Otto auch das berühmte Kloster Camaldoli und die Einsiedelei des h. Nilus.

Der neue Papst nährte die devote Stimmung des Kaisers, um ihn vollends ganz zu seinem Werkzeug zu machen, richtete ihm geistliche Hofämter ein, ließ ihn beten, fasten und sich kasteien und legte sich selbst als Papst immer mehr Machtvollkommenheiten bei. Nach seinem Systeme sollten die Nationen unter besonderen Königen und Metropoliten getrennt bleiben, alle aber im Papste zu Rom ihren Oberherrn sehen, wobei dem Kaiser zwar der Titel und die scheinbare Gleichstellung mit dem Papste vorbehalten, derselbe in der That aber zum bloßen Adjutanten des Papstes erniedrigt war. Dieses Verhältniß wurde offenbar in der Reise, welche der Kaiser für den

Papſt unternehmen mußte, um die Unabhängigkeitserklärung der ſlaviſchen Kirche von der deutſchen an Ort und Stelle ſelbſt auszuſprechen. — Unmittelbar vorher warf ſich der Papſt zum Lehensherrn Ungarns auf, ohne den deutſchen Kaiſer zu fragen. Die Ungarn hatten nach ihrer ſchrecklichen Niederlage bei Merſeburg lange keinen Angriff auf Deutſchland mehr gewagt, machten dagegen Raubzüge ins griechiſche Reich und kamen bis vor Byzanz. Nachdem ſie Frieden mit den Griechen geſchloſſen, blieb Gyula, einer ihrer Fürſten, als Geiſel in Byzanz zurück, wurde ein Chriſt und machte auch den Ungarnkönig Geiſa, der ſeine Tochter heirathete, dem Chriſtenthum geneigt. Seitdem durfte der griechiſche Mönch Hierotheus den Ungarn das Kreuz predigen. Nun kamen aber auch abendländiſche Miſſionäre nach Ungarn, der Biſchof Pilgerin von Paſſau, der h. Wolfgang von Regensburg, der h. Adalbert von Prag und der Ungar gab dem Feinde, den er achtete, mehr Gehör als dem Freunde, den er verachtete. Der griechiſche Einfluß verſchwand, der deutſche ſiegte. Geiſas Sohn und Nachfolger, der h. Stephan, nahm 994 die Taufe an, vermählte ſich mit Giſela, der Schweſter Ottos III. und beſiegte mit deutſcher Hülfe die von Kupa angeführte heidniſche Partei in Ungarn. Papſt Sylveſter II. aber verlieh ihm aus päpſtlicher Oberherrlichkeit die chriſtliche Königskrone und anerkannte die Stadt Gran als Ungarns Metropole. — In gleicher Art verhandelte der Papſt mit dem Polen Boleslaw Chrabry (dem Tapfern), Sohn des Miſeko und der böhmiſchen Dobrowa, der ſich als gewaltiger Held aufgethan hatte und ſein Reich auf Koſten des durch Bruderkämpfe getheilten Böhmens ausbreitete. Auch ihm dachte der Papſt die Königswürde und die Stadt Gneſen als Sitz eines polniſchen Metropoliten zu. Da inzwiſchen Polen früher ſchon dem deutſchen Kaiſer gehuldigt hatte, konnte der letztere hier nicht ſo ganz umgangen werden, wie bei der Verleihung der ungariſchen Königskrone durch den Papſt. Chrabry mußte ſeine Krone von Otto empfangen, dieſer aber, vom Papſt geſchickt, ſelbſt nach Polen reiſen, um ſie ihm zu geben und zugleich das von der deutſchen Kirche völlig unabhängige polniſche Erzbisthum Gneſen zu gründen. Um die Demüthigung, die darin für den

Kaiser lag, zu verschleiern, hieß es, er habe in dem verhängnißvollen Jahr 1000 nur eine Wallfahrt zum Grabe des h. Adalbert in Gnesen gemacht. Gewiß aber ist, daß er damit nicht nur dem Papst, sondern auch dem Erzbischof Willigis und der deutschen Nationalpartei diente und nur erfüllte, was schon vor seinem ersten Römerzug verabredet war. Von Gnesen reiste er nach Aachen zum Grabe Karls des Großen und ließ sich dasselbe öffnen. Dann aber ging er nach Italien zurück, um in Rom seinen bleibenden Sitz zu nehmen.

Dieser Schritt gereichte ihm zum Verderben, denn er fand in Italien nur falsche Freunde und lauernde Verräther, entfremdete sich aber die Herzen der Deutschen durch seine Entfernung. Kaum war er wieder in Rom, so empörte sich die benachbarte Stadt Tivoli wegen der von ihm erhobenen Steuer und er mußte seine kaiserliche Hoheit erniedrigen, um dieses einzige Nest in langer Belagerung zu bezwingen. Gleich darauf empörten sich die Römer selbst und belagerten ihn. Doch wurde vermittelt und von dem Thurme herab hielt er an sie eine rührende Rede, „er habe alles für sie gethan, sich bei den Deutschen verhaßt gemacht aus Liebe zu den Römern, seinen Lieblingskindern, und nun ernte er so schnöden Undank. Er mahnte sie noch einmal, all sein Denken sey dahin gerichtet, nur sie groß und glücklich zu machen.“ Da weinte das Volk und bereute seine Frevel und lieferte ihm selbst die Rädelsführer aus. Aber ein Dynast der Umgegend, des Alberich Enkel, Gregor von Tusculum, kümmerte sich wenig um diese augenblickliche Versöhnung, drang mit hellen Haufen in die Stadt und jagte den armen Kaiser für immer von dannen, 1001. Otto suchte Trost beim h. Romuald, dem berühmten Mönch von Camaldoli, der ihm dringend rieth, nie mehr nach Rom zurück zu verlangen. Aber Otto schämte sich, beschimpft, entwaffnet und entblößt nach Deutschland zurückzukehren, wo man mit seinem Thun ohnehin schon unzufrieden war. Er wollte um jeden Preis erst seine Ehre herstellen und als Sieger erscheinen. Aber noch war er zu schwach, um das starke Rom angreifen zu können und irrte wie wahnsinnig mit einer Handvoll tapferer Deutscher,

die ihn nie mehr verließen, Rom vorüber und in Unteritalien umher, zwecklos, ohne irgend eine Ausſicht auf Erfolg, erkrankte endlich und ſtarb, noch nicht 22 Jahre alt, unterwegs zu Paterno, am 23. Januar 1002. Selbſt im Tode verfolgte ihn noch der Haß der Italiener, die er ſo ſehr geliebt hatte. Die treuen Deutſchen, die ſeine Leiche heimwärts über die Alpen trugen, vermochten es nur mit dem Schwert in der Hand, indem ſie beſtändig die zurückſchlagen mußten, die ihnen mit ſataniſchem Hohn die ſchöne Leiche zu entreißen ſuchten, um ſie zu ſchänden.

7.

Heinrich II.

In Deutſchland ſah man das Benehmen des unglücklichen Kaiſers als eine Bezauberung an, die ihm Papſt Sylveſter angethan habe. Die deutſchen Fürſten und Biſchöfe beſorgten mit Recht, jener ſchlaue franzöſiſche Papſt feſſele den deutſchen König in Rom, um ihn als Regierungsmaſchine zu brauchen, mittelſt welcher er allein ſelbſt Deutſchland regieren wolle. Willigis verſammelte ſchon 1001 in Frankfurt ein deutſches Concil und widerſetzte ſich offen einigen Verfügungen des Papſtes. Schon trug man Heinrich des Zänkers gleichnamigem Sohne, dem letzten noch übrigen Liudolfinger, die deutſche Krone an, dieſer fromme und gewiſſenhafte Herr ſchlug ſie jedoch aus. Erſt als die Nachricht von Ottos Tode aus Italien anlangte, konnte Heinrich II. als rechtmäßiger Erbe und durch der geiſtlichen und weltlichen Reichsfürſten Wahl den Thron beſteigen. Aber es gab eine vielleicht von Sylveſter II. begünſtigte Partei, welche Deutſchland zerſtückeln wollte. Markgraf Eckhart von Meißen hoffte wenigſtens den Nordoſten, Herrmann von Schwaben den Südweſten, Heinrich von Schweinfurt den Südoſten (Bayern) zu erlangen. Als aber Eckhart gegen Ottos III. Schweſtern zu Wala eine Unart beging und die für ſie beſtimmte Mahlzeit vorweg verzehrte,

überfielen und erschlugen ihn die Grafen von Nordheim. Auch Herrmann und der Schweinfurter gelangten nicht zum Ziele.

Nur die Polen hielten den Gedanken Sylvesters fest und Heinrich II. mußte daher fast sein Leben lang mit dem energischen Boleslaw Chrabry kämpfen. Dieser bemächtigte sich der Lausitz und nahm sogar Meißen, wie er selbst sagte, im Einverständniß mit Heinrich gegen Ekhart, und es kostete den König Mühe, Meißen von ihm wiederzuerhalten, während er die Lausitz behielt. Dann nahm er Böhmen ein, wo nach dem Tode Boleslaws II. dessen Söhne um das Erbe haderten.

In diese Händel des alten von Przemysl stammenden Geschlechts in Böhmen mischten sich wieder die Wrssowece ein. Sie waren es, welche das ganze Geschlecht des h. Adalbert ausrotteten. Als Boleslaws II. Sohn Boleslaw III. oder der Rothhaar überaus tyrannisch regierte und seine Brüder Jaromir und Othelrich zum deutschen König flohen, wandten sich die Wrssowece an den Polenkönig, der ihnen seinen Bruder Wladiwoi zuschickte. Boleslaw mußte flüchten. Als aber Wladiwoi am Trunke starb, 1003, machte sich Jaromir mit Hülfe der Deutschen zum Herrn in Prag. Dies führte zu einer Versöhnung des rothhaarigen Boleslaw mit dem Chrabry, der ein Heer rüstete und ihn in Prag wieder einsetzte. Hier aber wüthete der Rothhaar aufs unbarmherzigste und ließ alle Wrssowece umbringen, die unklug genug waren, seinen Versicherungen der Sühne zu trauen. Chrabry ließ nun den allzu verhaßt gewordenen Rothhaar nach Polen bringen und blenden, übernahm aber selbst die Regierung in Böhmen. Heinrich II. kam jedoch mit einem deutschen Heere, vertrieb ihn, setzte die Brüder Jaromir und Othelrich wieder ein und verfolgte ihn nach Polen, ohne jedoch dort in den unendlichen Wäldern und Sümpfen etwas ausrichten zu können, 1005.

In demselben Jahre zog Heinrich II. nach Italien. Hier war Papst Sylvester kurz nach Otto III. schon 1003 gestorben und waren nach einander mehrere unbedeutende Päpste unter dem Einfluß örtlicher Parteihäupter in Rom gewählt worden, indeß sich in Oberitalien Harduin, Markgraf von Ivrea, zum König aufgeworfen hatte.

Das wollte der deutſche König nicht leiden, gelangte glücklich nach Pavia und ſetzte ſich dort die eiſerne Krone auf. Die Einwohner der Stadt aber, wüthend darüber, daß ſchon wieder ein Deutſcher in Italien herrſchen wollte, empörten ſich, belagerten den Palaſt und zwangen den König, aus dem Fenſter zu ſpringen, daß er einen üblen Fall that und bis an ſeinen Tod hinken mußte. Sein deutſches Heer nahm zwar blutige Rache, allein er wagte damals nicht weiter in Italien vorzudringen und kehrte um. Erſt i. J. 1013 kam er wieder, begleitet von ſeiner frommen Gemahlin Kunigunde, vertrieb den Harduin, ſetzte den Italienern einen neuen Wächter in Berthold von Walbeck, der für einen Nachkommen des ſächſiſchen Wittekind gehalten wird und den er zum Grafen in Savoyen machte, und wurde in Rom vom Papſt Benedict VIII. ſammt ſeiner Gemahlin feierlich gekrönt, wogegen er ihm alle früheren kaiſerlichen Bewilligungen beſtätigte.

Unterdeß hatte der Slavenkrieg kaum geruht, trotz wiederholter Friedensſchlüſſe. Chrabry faßte den panſlaviſtiſchen Gedanken auf und ſchickte ſeinen Sohn Mieceslaw nach Böhmen, wo ſich eben Othelrich der Alleinherrſchaft bemächtigt hatte. Sein Bruder Jaromir war den Wrſſowecen, die ihn in einem Walde fingen, nur wie durch ein Wunder entgangen und hatte nachher alle ausgerottet, deren er habhaft werden konnte. Dafür rächten ſie ſich, indem ſie den Othelrich überredeten, Jaromir trachte ihm nach dem Leben. Othelrich ließ ihn nun blenden, aber die Rachluſt der Wrſſowecen war noch nicht geſtillt. Sie ermordeten den Blinden auf dem Nachtſtuhl. Othelric, ſelbſt war mit der ſchönen Bozena vermählt, der er einſt zufällig auf der Jagd begegnet war und die ihm den tapfern Bretislaw gebar. Er hatte jedoch nicht Muth genug, um der allgemeinen ſlaviſchen Sache willen mit dem deutſchen König, ſeinem bisherigen Gönner, zu brechen. Der junge Mieceslaw ſtellte ihm im Auftrag ſeines Vaters dringend vor, Böhmen ſolle mit Polen zuſammenhalten, um auch die Wendenländer wieder von der deutſchen Sache zu befreien. Ohne Zweifel hat er ſich auch auf den Papſt berufen, der die Slaven von den Deutſchen getrennt wiſſen wollte.

Othelrich aber blieb dem deutschen Könige treu und lieferte ihm sogar den jungen Polenprinzen aus. Heinrich II. schickte denselben indeß edelmüthig an seinen Vater zurück, 1014. Chrabry aber war nicht dankbar dafür, sondern setzte seine Feindschaft gegen Deutschland fort. Zwei Jahre später hatte er Gelegenheit, seine Macht auch nach Osten auszudehnen und Kiew in Rußland zu erobern, jedoch auf nicht lange, 1016. — Wieder zwei Jahre später wurde endlich zwischen Chrabry und Heinrich II. zu Bautzen Frieden geschlossen, nachdem der letztere wiederholte Heerzüge nach Schlesien und in die polnischen Wälder ohne Erfolg unternommen hatte, 1018. Der Obotritenfürst Mistewoi hatte den Polenkrieg benutzt, um dem Sachsenherzog Bernhard und dem brandenburger Markgrafen schwere Kämpfe zu bereiten, und war auf Chrabrys panslavistischen Gedanken ungleich eifriger eingegangen, als der Böhme. Als aber der Pole Frieden machte, mußte es auch der Obotrite thun. So endete die große slavische Bewegung ohne wesentlichen Verlust für Deutschland. Mit Dedo, dem Markgrafen von Meißen, der die deutsche Eroberung am zähesten festhielt und am tapfersten gegen die Slaven focht, begründete das Geschlecht der Wettiner die Macht, die es heute noch in denselben Gegenden ausübt.

Heinrich hatte während der Slavenkriege noch unzählige andere Sorgen, denn weil seine Ehe kinderlos war, hofften viele Große des Reichs nach seinem Tode die Unabhängigkeit zu erlangen und bereiteten sie vor, indem sie, wenn der König anderwärts beschäftigt war, sich empörten. Selbst der Sachse Bernhard blieb nicht rein und hemmte dadurch eine Zeitlang die Erfolge gegen die Slaven. Aus gleichem Grunde gab es Empörungen in Lothringen, Schwaben, Bayern und mehrfache Wechsel der Herzoge. Diese aber handelten nicht einig und gleichzeitig genug und der König behauptete sein Ansehen, indem er sich, der alten Politik seines Hauses getreu, auf die Bischöfe stützte. Indem er aber den Klerus auf alle Weise begünstigte und immer aufs neue mit Lehen und Gütern begabte, bildete sich eine neue aus weltlichen Dynasten und Bischöfen zusammengesetzte Partei, welche den Erbbesitz der geistlichen Güter in Aussicht

nahm und zu diesem Zweck den Ehen der Bischöfe und Pfarrer das Wort redete. Nachdem diese Ehen zwar nie eigentlich verboten, aber durch die Sitte und öffentliche Meinung längst verpönt waren, wurden sie auf einmal wieder häufiger und entschuldigt, ja anempfohlen. Damit verband sich das Vorrecht, welches die Herzoge und Grafen in Anspruch nahmen, ihre jüngeren Söhne und Nepoten in die höhern geistlichen Würden zu bringen, um allmählig die großen Erzbisthümer und Bisthümer zu ihrem Familiengut zu machen. Willigis lebte nicht mehr, der Radmacherſohn, ſonſt würde ein edelgeborner Ritter nicht gewagt haben, ſich öffentlich darüber zu entrüſten, daß der Sohn eines Bauern als Prieſter wagen dürfe, einem Edelmann zu befehlen. Der freie Bauernſtand war ſchon zu geſchwächt und die Freiheit in den Städten noch nicht gereift genug, als daß von dieſer Seite her dem übermüthigen Lehensadel hätte eine Schranke gezogen werden können. Aber in Frankreich, wo der Adel wo möglich noch rückſichtsloſer Königthum, Kirche und Volk ſich zu unterwerfen trachtete, waren die begeiſterten und genialen Mönche des berühmten Kloſters Clugny ſchon ſeit Jahren thätig, durch ihre unermeßliche Popularität und durch ihren Einfluß auf die Päpſte jenem Unweſen zu ſteuern. Wir werden ſehen, wie Heinrich mit ihnen in Verbindung trat.

Die Gemahlin des Königs war Kunigunde aus dem Geſchlechte der Grafen von Luxemburg, die in Frömmigkeit mit ihm wetteiferte. Man ſagt, ſie hätten freiwillig in jungfräulicher Ehe gelebt, wie denn auch beide ſpäter zu Heiligen erhoben worden ſind. Die Meinung, ſie ſey ihm untreu geworden und er habe ſie deshalb nicht mehr berührt, ſie aber vor der Welt geehrt, um den Schimpf zu verbergen, iſt nicht ſtichhaltig, denn es wäre ſonſt kaum denkbar, daß er in ſo innigem Verein, ja unzertrennlich von ihr geblieben wäre, wie er es blieb. Sie hatte eine große Vorliebe für das ſchöne Bamberg und wünſchte es zu einem Bisthum zu erheben. Nach einer andern Nachricht wollte Heinrich die ungerechte Hinrichtung des Babenberger Adalbert ſühnen und die Stätte ſeines Todes Gott weihen. Bamberg gehörte aber zum Bisthum Würzburg,

dessen Bischof seinen Besitz nicht verkürzen lassen wollte. Die sämmtlichen deutschen Kirchenfürsten stimmten dem Würzburger zu, weil sie solche Neuerungen nicht wollten aufkommen lassen und Heinrich mußte sie fußfällig um die Gewährung seines Wunsches bitten. Endlich willigten sie ein und Papst Benedict VIII. kam selbst nach Bamberg, um das neue Bisthum einzuweihen, 1020. Das war aber nur ein guter Vorwand zu seiner Reise, die einen ganz andern Zweck hatte.

In Unteritalien war 1011 die griechische Stadt Bari gegen den byzantinischen Kaiser Basilius unter Anführung eines gewissen Melus, welcher ursprünglich ein Muhamedaner gewesen war und den Namen Ismael geführt hatte, wegen Steuerdruck aufgestanden. Diese ansehnliche Handelsstadt strebte überhaupt nach Freiheit, denn sie hatte das Beispiel anderer italienischer Handelsstädte vor Augen, die sich in jenen verworrenen Zeiten unabhängig gemacht hatten, niemand mehr steuerten noch gehorchten und durch Handel und Schifffahrt reich und mächtig wurden. So die kaum zugängliche Felsenstadt Amalfi. So Pisa, deren tapfere Bürger eben damals die große Insel Sardinien den Saracenen entrissen hatten. Basilius aber schickte ein großes Heer, welches Bari wieder eroberte, 1013. Nun war damals eine kleine Schaar Normannen, von Rodolf geführt, aus der französischen Normandie abenteuernd ins Mittelmeer gekommen und hatte eine Wallfahrt nach dem Berge Gargano in Apulien unternommen. Diese warb der geflüchtete Melus unter Zustimmung des Papstes, um sie im fortgesetzten Kampfe gegen die Griechen zu gebrauchen. Nach dem Zeugniß des Mönches Ademar wären sie nicht zufällig nach Italien gekommen, sondern Richard, Graf von Rouen, hätte sie nach dem Wunsche des Papstes geschickt. Die Sache erklärt sich am einfachsten durch den Umstand, daß die Kirche von St. Michael in der Normandie und die des gleichen Erzengels auf Gargano in altem Verkehr standen. Die Normannen richteten indeß in Unteritalien damals nichts aus, denn die Griechen hatten eine zu große Uebermacht, siegten bis zum Jahr 1019 und zwangen sogar den Herzog Pandolf IV. von Capua, sich

dem griechischen Kaiser zu unterwerfen. Capua liegt aber Rom so nahe, daß für den Papst die dringendste Gefahr entstand, auch er könne in die Gewalt der siegreichen Griechen kommen. Melus eilte ihm voran nach Deutschland, um dort Hülfe zu suchen, und Benedict VIII. selbst kam ihm bald nach. Das allein war der Grund seiner Reise nach Bamberg.

Der Kaiser folgte dem Rufe des Papstes und nahm den Titel Herzog von Apulien an, worin der Anspruch lag, daß er Unteritalien mit dem Reiche vereinigen wolle. Er begleitete den Papst mit einem Heere von 60,000 Mann, zog nach Unteritalien, eroberte Capua, Neapel, Benevent und schlug die Griechen überall zurück. Melus war unterdeß gestorben, seine Söhne aber, so wie auch die Normannen erhielten kaiserliche Lehen in Unteritalien. Leider schmolz das deutsche Heer auch diesmal wieder durch die Hitze des Südens und tödtliche Seuchen zusammen, 1022. Der fromme Kaiser besuchte mit dem Papst noch das Kloster Monte Cassino und ging dann nach Frankreich, um in Clugny den berühmten Abt Odilo zu sprechen, dessen mächtiger Einfluß ihm helfen sollte, der Corruption des deutschen Klerus zu steuern. Darauf besuchte er auch den französischen König Robert und befestigte mit ihm den Frieden. Auch mit Rudolf III. von Burgund, Konrads Sohn, kam er zusammen und derselbe, welcher kinderlos war, versprach ihm, Burgund wieder an Deutschland zu bringen, indem er es einem Verwandten Heinrichs vererben wollte.

Kaum aber war König Heinrich von diesen Reisen nach Deutschland zurückgekehrt, als ihn der Tod ereilte, zu Grona auf dem Wege von Halberstadt nach Goslar, am 13. Juli 1024. Er liegt zu Bamberg an der Seite der h. Kunigunde begraben.

Mit ihm ist das glorreiche Geschlecht der sächsischen Kaiser ausgestorben.

Zweites Buch.

Die salischen Kaiser.

1.

Konrad II.

Auffallenderweise blieb das deutsche Reich nach dem Absterben der sächsischen Dynastie in seinem Zusammenhange. Man muß das dem Einfluß der Kirche und der öffentlichen Meinung zuschreiben, aber auch dem Umstande, daß sich keiner der damaligen Herzoge getraute, die Gefahr auf sich zu nehmen, der ihn jeder Versuch, sich vom Reich zu trennen, ausgesetzt hätte. Sämmtliche deutsche Stämme betheiligten sich bei der Wahl eines neuen Königs. Alle Herzoge und Erzbischöfe zogen mit dem zahlreichen Gefolge ihrer Vasallen, mit Markgrafen und Grafen, Bischöfen und Aebten und bewaffneten Kriegsschaaren nach der großen Ebene zwischen Worms und Mainz. Die Sachsen unter ihrem Herzog Bernhard Billung. Die Schwaben unter ihrem Herzog Ernst, einem Babenberger. Dieses fränkische Geschlecht war mit Leopold in den Besitz der österreichischen Mark gekommen, Leopolds Sohn Ernst, vermählt mit Gisela, einer Tochter Rudolfs II. von Burgund, hatte unter König Heinrich II. das Herzogthum Schwaben erhalten und dessen Sohn Ernst war es, der an der Spitze der Schwaben jetzt nach Worms zog. Die Loth-

ringer kamen unter zwei Herzogen, Gottfried und Friedrich. Die Franken unter Herzog Konrad, Urenkel jenes fränkischen Konrad des Rothen, der mit Otto des Großen Tochter Liutgarde vermählt gewesen war. Die Bayern unter dem Luxemburger Heinrich, dem Bruder Kunigundens. Die Kärnthner, deren Land unter Heinrich IV. von Bayern getrennt worden war, unter ihrem Herzog Adalbert. Endlich die Böhmen, als nunmehr zum deutschen Reiche gehörig, unter ihrem Herzog Othelrich.

Konrad wurde allen andern Herzogen vorgezogen, weil er von Otto dem Großen abstammte, ihm selbst aber wurde wieder sein Brudersſohn, Graf Konrad, vorgezogen, weil derselbe Sohn des älteren Bruders war, also ein noch näheres Erbrecht hatte und weil ihn, den des älteren Herzog Ernst Wittwe, die geistvolle und einflußreiche Burgunderin Gisela, zum zweiten Gatten gewählt hatte, hohe Gaben auszeichneten. Nur zwischen diesen beiden Konraden schwankte einen Augenblick die Wage. Der jüngere Herzog aber reichte dem älteren Grafen die Hand, führte ihn selbst auf den Königsstuhl und beschwichtigte auch diejenigen Fürsten, die ihn dem Grafen vorziehen wollten, so daß Graf Konrad einstimmig gewählt werden konnte und Fürsten und Volk fröhlich auseinander gingen. Man glaubte, das fränkische Grafengeschlecht, welches nunmehr den deutschen Thron bestieg, stamme noch von den Merowingern her und nannte es deshalb das salische.

Des neuen Königs erste Regierungsmaßregel war ein Gesetz, dem zufolge von nun an die Lehengüter der niederen Vasallen oder des gemeinen Landadels auf deren Kinder forterben sollten. Das Erbrecht hatte sich schon überall eingeschlichen und es war schwer, wo nicht unmöglich, ihm die gesetzliche Weihe länger zu verweigern. Das Königthum war erblich geworden, die Herzogthümer und Markgrafschaften wurden es nach und nach, selbst den Klerus gelüstete, seine Güter erblich zu machen. Derjenige Theil der hohen Geistlichkeit, gegen dessen weltliche Neigungen die Cluniacenser aufraten, mag keinen geringen Antheil an dem neuen Gesetz gehabt haben, weil es die Erblichkeit überhaupt zur Regel machte, also auch deren

Einführung im geiſtlichen Beſitz erleichterte. Den großen Lehnsherren aber war das Geſetz nicht ſo nachtheilig, wie man geglaubt hat, denn offenbar trat nunmehr eine gewiſſe Solidarität der Intereſſen ihrer Vaſallen mit ihren eigenen ein und das gegenſeitige Verhältniß wurde patriarchaliſcher. Die Erblichkeit der Lehen entſchädigte die Freien für den Verluſt ihrer Allode. Das alte Verhältniß des freien Volks zu ſeinen Stammfürſten wurde annähernd wieder hergeſtellt. Es wurde dem Herzog jedes Stammes leichter, ſeine Stammgenoſſen um ſich zu ſchaaren, als es dem König wurde, ſie gegen ihren Herzog zu gebrauchen.

Der König ſelbſt hatte ein dringendes Intereſſe, den niederen Adel, die Ritterſchaft, den Kern des deutſchen Heeres und Volks, ſeitdem die Bauern geſchwächt, die Bürgerſchaften noch nicht erſtarkt waren, zufrieden zu ſtellen und zu gewinnen. Es war das beſte Bindemittel der nationalen Einheit. Das damalige Zuſammenhalten des deutſchen Reichs imponirte dem Ausland, deſſen Umtriebe dadurch ſämmtlich vereitelt wurden. Die ſchwachen Verſuche der Lothringer Herzoge, die Einigkeit der Königswahl bei Worms zu ſtören, mißlangen. Sie waren im Intereſſe des franzöſiſchen König Robert gemacht worden. Dieſem ſelbſt trugen die Lombarden ihre Krone an, aber er ſchlug ſie aus, denn er mochte keinen Krieg mit Deutſchland. Der damals mächtige Dänenkönig Kanut war im Begriff, ſich mit den Polen gegen Deutſchland zu verbinden; von hier aus drohte die größte Gefahr, weshalb Konrad ein Opfer bringen zu müſſen glaubte und Kanut durch Abtretung der Mark Schleswig beruhigte. Nun wagten auch die Slaven nichts mehr. Die Feinde Deutſchlands hatten damals auch den alten König Rudolf III. von Burgund bewogen, das Wort, welches er dem ſächſiſchen Heinrich gegeben, dem fränkiſchen Konrad nicht zu halten. Konrad aber war ſchon ſtark genug, wollte ſein Recht mit den Waffen erkämpfen und rückte bis Baſel vor, als ſeine Gemahlin Giſela, Rudolfs Nichte, die Vermittlung übernahm und Rudolf dem Vertrage mit Heinrich treu zu bleiben ſchwur.

In Italien herrschte die tiefste Erbitterung gegen Deutschland. Die Parteihäupter in Rom, deren Werkzeug Papst Johann XIX. war, empfingen ihre Parole von Byzanz aus. Ein griechisches Söldnerheer in Unteritalien stand auf der Lauer. Die Lombarden boten ihre Krone erst dem König Robert, dann dem Herzog Wilhelm von Aquitanien an, aber beide lehnten ab. In Pavia zerstörten die Bürger den kaiserlichen Palast bis auf den Grund, weil nie wieder ein deutscher Kaiser dort wohnen sollte. In dem Zeitpunkt, in welchem hier die Deutschen, dort die Franzosen sich nach ihrer Nationalität und Sprache scharf von einander absonderten, konnte auch den Italienern das Recht, eine Nation für sich seyn zu wollen, nicht abgesprochen werden. Allein die abendländische Christenheit, die nie aufhörte, sich als eine höhere Einheit, erhaben über die nationalen Gegensätze und von denselben unberührt zu betrachten, mußte für ihr Oberhaupt ein neutrales Terrain verlangen und konnte nicht dulden, daß der jeweilige Papst die Creatur oder der Spielball einiger tief entsittlichten Familien in der Stadt Rom oder gar des byzantinischen Hofes blieb. Zudem waren die Italiener selbst nie einig und eine Partei rief immer entweder die Deutschen oder Franzosen herbei, um ihr gegen die andere zu helfen. Auch diesmal suchte Erzbischof Heribert von Mailand seine kirchliche Macht nur mit deutscher Hülfe auszubreiten und gegen seine vielen Feinde zu vertheidigen. König Konrad ging 1026 mit Heeresmacht über die Alpen und empfing zu Mailand die eiserne Krone. Auf der Roncalischen Ebene bei Piacenza eröffnete er einen Reichstag und ließ sich von allen Dynasten, Bischöfen und Städten Italiens huldigen; die nicht kamen, verloren ihre Lehen. So Rainer von Toscana, dessen schöne Markgrafschaft Konrad sofort dem Bonifacius verlieh. Viele, die ihm huldigten, heuchelten nur. Pavia trotzte ihm und er konnte die feste Stadt nicht einnehmen. In Ravenna sollte er ermordet werden. Seine Deutschen wurden bei Nacht von den Bürgern überfallen, doch blieb er Sieger. Rom wehrte sich nicht, sondern nahm ihn auf, Johann XIX. krönte ihn zum Kaiser und mit ihm seine Gemahlin Gisela. Hier besuchten ihn der alte Rom

dolf von Burgund und König Knut von Dänemark, deſſen Tochter Kunihild mit Heinrich, Konrad's Sohne, vermählt wurde. Dieſer Heinrich bekam Bayern, nach dem Abgang des Luxemburgers. Die Griechen in Unteritalien wagten ſich nicht zu rühren. Als Vormauer gegen ſie dienten die Normannen, deren immer mehr nach Apulien kamen und deren Lehen Konrad erweiterte. Somit war Italien zum Gehorſam gebracht und Konrad konnte beruhigt nach Deutſchland zurückkehren.

Hier nahm ihn ein im großen Gange der Dinge zwar unwichtiges, aber in Bezug auf die dabei betheiligten Perſonen rührendes und tragiſches Ereigniß in Anſpruch. Sein Stiefſohn, Ernſt von Schwaben, war erzürnt, weil Burgund, als deſſen rechtmäßigen Erben der ſich anſah, nicht ihm, ſondern dem deutſchen Reiche zufallen ſollte, wenn der alte Rudolf ſterben würde. Ohne Geduld, zu warten, ließ er ſich mit zwei jungen ſchwäbiſchen Grafen, Hitzköpfen gleich ihm ſelbſt, dem Welfen Rudolf und Werner von Kyburg, in eine unſinnige Verſchwörung gegen ſeinen Stiefvater ein, der gerade damals den Höhenpunkt ſeiner Macht erreicht hatte. Ohne Allianzen, ohne eine irgend erhebliche Waffenmacht ſtürmten die jungen Herren mit einer Freiſchaar durch's ſchweizeriſche Aarthal gegen Burgund vor, ſengend und brennend auf den Gütern derer, die dem Kaiſer anhingen. Als Konrad von dieſem Unfug hörte, beſchleunigte er ſeine Rückkehr und hielt zu Ulm einen Reichstag. Ernſt war keck genug, ſich an der Spitze einer bewaffneten Vaſallenſchaar auf dieſem Reichstage einzufinden, wurde aber, als Kaiſer und Reich ihn verurtheilten, von allen ſeinen Vaſallen verlaſſen, denn er hatte den Frieden des Reichs gebrochen und die Schwaben hatten keine Verpflichtung, ihm mehr zu gehorchen, als dem Kaiſer und dem Reichstage. Wer hätte nicht ſeinen tollen Jugendſtreich mißbilligen ſollen? Er mußte denſelben auf dem Giebichenſtein in Sachſen als Gefangener büßen. Welf wurde verbannt. Werner wehrte ſich allein auf ſeiner Kyburg noch monatelang und entwiſchte endlich, 1027. Nach drei Jahren ließ Konrad den Stiefſohn wieder frei, führte ihn in die Arme ſeiner bekümmerten Mutter und wollte ihm das Her-

zogthum Schwaben zurückgeben, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihm verrathe, wo Werner versteckt sey? Ernst wies diese Zumuthung entrüstet zurück und rief: „Wie sollte ich den verrathen, der allein mir treu blieb?“ Hierauf that Konrad den unzähmbaren Jüngling, mit Zustimmung der Fürsten, in des Reiches Acht. Ernst aber floh zu Werner und lebte mit ihm im Schwarzwald auf der Burg des ihnen befreundeten Adalbert von Falkenstein, vom wo aus sie Räuberei trieben, um sich Lebensunterhalt zu verschaffen, bis Mangold, Graf von Veringen, wider sie auszog und sie überwältigte. Sie gaben sich aber nicht gefangen, sondern wehrtem sich und kamen alle um, nachdem auch Mangold von ihrer Hand gefallen war. Das Herzogthum Schwaben kam an Ernsts jüngeren Bruder Hermann.

Jetzt erst, gewiß zu ungeschickter Zeit, verständigten sich Polen, Böhmen und Ungarn gegen den deutschen Kaiser. Sie hätten wissen sollen, daß er ihnen zu mächtig sey. Boleslaw Chrabry's Sohn, Mieceslaw, fiel in Sachsen ein, trieb den wildesten Unfug und raubte eine Menge Frauen und Mädchen. Konrad zog gegen ihn, verirrte aber, wie früher Heinrich II., in den tiefen Wäldern und mußte umkehren, 1029. Auch Othelrich von Böhmen wurde untreu, aber sein Sohn Bretislaw hielt zum Kaiser. Derselbe hatte die schöne Jutta, eine Verwandte des Kaisers, aus einem Kloster in Regensburg entführt und geheirathet, worüber Konrad zwar anfangs böse war, was er aber nachher benutzte, um sich mit den Böhmen auszusöhnen. Dadurch wurde auch Ungarn neutralisirt. Stephan hatte sich in das Complott gegen Deutschland eingelassen, wurde aber von Bretislaw, der den Polen Mähren entrissen, von hier aus bedroht, während Konrad selbst ein Heer nach Ungarn führte, und glich sich schnell mit diesem wieder aus. Damals wurde gegen Ungarn die Burg Steier erbaut und unter einen besonderen Markgrafen gestellt, daher der Name der Steiermark. Polen wurde unterdeß auch von den Russen angegriffen und verlor nun auch im Osten Chrabry's frühere Eroberungen, so daß der wilde Mieceslaw sich lieber dem Kaiser in die Arme warf und ihm huldigte. Nach seinem Tode, 1034, fiel

Polen in Anarchie. Seine deutsche Wittwe Richenza wurde vertrieben, sein kleiner Sohn Casimir kam nach Deutschland und nachher in's Kloster Clugny. So schnell zerschmolz das große Reich des Chrabry, wie einige Jahrhunderte früher das mährische des Swatopluk. Das weiche Material des Slaventhums wollte sich damals noch nicht zu etwas Großem gestalten, was Dauer haben konnte. Auch die Wenden hatten sich wieder erhoben und der Nationalkrieg entbrannte bei Obotriten und Wilzen auf's neue mit der äußersten Wuth, bis der Obotritenfürst Gottschalk einst aus Jammer über die gänzliche Verödung des Landes sich freiwillig den Sachsen gefangen gab. Konrad ehrte ihn hoch und König Kanut gab ihm eine Tochter zur Ehe. Seitdem erst befestigte sich das Christenthum in Mecklenburg. Die Liutizen, der Hauptstamm der Wilzen in Pommern, erboten sich, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen, als aber ihr Kämpfer den sächsischen besiegte, brachen die Sachsen das gegebene Wort und gönnten den Liutizen keine Ruhe. Da fluchten diese dem Gott der treulosen Christen und verstümmelten ein Kruzifix, König Konrad aber nahm schreckliche Rache, indem er das Land verheerte und alle Gefangenen auf die nämliche Weise verstümmeln ließ, wie das Kruzifix.

Mittlerweile war der alte Rudolf gestorben und Konrad setzte sich in Genf die Krone von Burgund auf's Haupt, 1033. Zu diesem Reiche gehörte damals die westliche Schweiz von der Reuß an, Savoyen, franche comté, Dauphiné, Bourgogne, Arelat und Provence. Graf Odo von Champagne machte zwar Erbansprüche, wurde aber besiegt und erschlagen.

In Italien machte man schon wieder schlechte Umtriebe. Heribert von Mailand hatte die kleinen Vasallen seines weiten Kirchensprengels hart gedrückt. Sie wandten sich an Konrad, der ihnen dieselben Rechte verlieh, wie den niederen Vasallen in Deutschland. Das ärgerte nun den Erzbischof dermaßen, daß er vom Kaiser abfiel und die lombardische Krone jenem Odo von Champagne antrug, in der Hoffnung, auch die Burgunder würden sich für ihn erklären. Das mißlang aber. Konrad zog 1037 wieder nach Italien, stellte

die neuen Lehengesetze fest und fand in der That, wenigstens für's erste, Anhang unter dem kleinen Adel gegen den großen. Nur die Stadt Parma empörte sich gegen ihn und wurde zur Strafe fast ganz zerstört. Die größten Freudentage erlebte der Kaiser bei seinem Günstling, dem Markgrafen Bonifacius von Toscana, als derselbe sich mit Beatrix, der Tochter des Lothringer Friedrich, vermählte. Aber mitten in der Lust brach die Pest aus und raffte die anwesenden Fürsten, Hermann von Schwaben, Konrad von Kärnthen, die dänische Kunihild, eine Menge Grafen und Edle und beinahe das ganze deutsche Heer hin. Der Kaiser indeß verlor die Ruhe nicht. Nachdem er sich Benedict's IV., des neuen Papstes, versichert und Heribert durch denselben hatte absetzen lassen, begab er sich nach Burgund, wo sich eine Partei gegen ihn erhoben hatte und überhaupt große Anarchie herrschte, der die Geistlichkeit durch den sog. Gottesfrieden zu steuern suchte. Von dieser Neuerung werden wir in der Geschichte Frankreichs noch mehr berichten. Daß der Klerus dabei im Sinne gehabt, Burgund als ein Ganzes zusammen zu halten, ist wahrscheinlich. Doch war an einen Abfall vom deutschen Reiche damals noch nicht zu denken.

Konrad war kaum nach Deutschland zurückgekehrt, als er starb, 1039. Man begrub ihn im Dome zu Speyer, zu dem er neun Jahre früher den Grundstein gelegt hatte.

2.

Heinrich III.

Konrads Sohn und Nachfolger Heinrich III. war eben so scharfsinnig als thatkräftig, durchschaute die Schwächen und Sünden der Zeit, sah überall die Gegner des deutschen Königthums unter sich uneins, zum Theil erschlafft, und baute darauf den Plan, der weltlichen Macht seines Hauses die weiteste Ausdehnung und festeste Grundlage zu geben. Ungleich den sächsischen Kaisern, die im welt-

lichen Regiment eine Pflicht erkannt hatten, welche sie im engsten Bunde mit der Kirche zum Wohl der Völker erfüllen müßten, dachte der Salier nur an sich, nur an seine Dynastie, nur an seine monarchische Gewalt, und suchte die Rechte derselben schrankenlos auszudehnen. So wollte er auch die Kirche nicht gleich den sächsischen Kaisern überwachen, um sie rein zu erhalten und ihr Ansehen zu retten, ihre Macht zu stärken, sondern er wollte sie erniedrigen, ganz in seiner Gewalt haben und als Magd der Staatsgewalt gebrauchen. Die fromme Politik der sächsischen Kaiser war ihm fatal. Er suchte daher ihr Andenken zu verwischen und ging auf die Karolinger zurück. Die h. Lanze und die Fahne St. Michaels wurden beseitigt und an deren Stelle der römische Adler in die Fahne und das Wappen des Reichs gesetzt.

Den ersten Kampf hatte Heinrich mit dem Böhmen Bretislaw zu bestehen, der sich Polens bemeisterte, die Gebeine des h. Adalbert aus Gnesen nach Prag entführte, panslavistische Politik trieb und ein zweiter Chrabry zu werden drohte. Das Heer, welches Heinrich 1040 nach Böhmen führte, erlitt eine empfindliche Niederlage. Heinrich kam aber 1041 wieder und zwang den Böhmen, Polen aufzugeben und dem deutschen Reiche zu huldigen. Hierauf wurde der junge Casimir aus dem Kloster Clugny abgeholt und als König nach Polen zurückgeführt. Ihm zu Liebe sollen sich damals in Polen alle so kahl, wie Mönche, geschoren haben und seitdem blieb kurzes Haar das Kennzeichen des polnischen Adels. In Ungarn war der h. Stephan 1038 gestorben, sein Sohn Peter aber wurde, weil er die Deutschen so sehr vorzog, durch die Magyaren vertrieben, 1041, und Samuel, der eine Schwester des h. Stephan geheirathet hatte, aber nicht aus dem Stamme der Arpaden war, zum König gemacht. Gegen diesen notorischen Feind Deutschlands, der mit den Slaven zusammenzuhalten drohte, zog Heinrich zu Felde, schlug und tödtete ihn in einer Schlacht an der Raab und setzte Peter wieder ein, 1044.

Im Osten war nun Ruhe, nicht aber im Westen. Gottfried von Oberlothringen wollte auch Niederlothringen haben. Heinrich

mußte ihn auf einige Zeit gefangen ſetzen und ſeinen Bundesgenoſſen, Balduin von Flandern, maßregeln, gab dem letztern aber nachher viele Lehen, das ſ. g. Reichsflandern, zum Unterſchied von ſeinem älteren Beſitzthum, welches franzöſiſches Lehen war und blieb. Die Grafen von Holland rauften damals mit dem Erzſtift Köln. Eben ſo unruhig war es in Burgund, wohin Heinrich im Jahr 1044 ging und von wo er ſich eine neue Gemahlin holte, Agnes von Poiten, die mit vielen burgundiſchen Grafengeſchlechtern verwandt war.

Jetzt erſt zog Heinrich nach Italien, um ſich zum Kaiſer krönen zu laſſen und aus dem Papſt und der Kirche ſeine Maſchinen zu machen. Von Clugny ging eine tiefgreifende Geiſterbewegung aus und wurde in Rom verarbeitet, um die Kirche aus ihrem ſchmählichen Verfall zu erheben. Damit dies nicht gelinge, ſuchte Heinrich Alleinherr in Rom zu werden. Mit dem deutſchen Klerus trieb ſein überlegener Geiſt ein arges Spiel. Indem er ſich ſtellte, als ſey auch ihm die ſittliche Reform und die Herſtellung des kirchlichen Anſehens Ernſt, drohte er mit Abſetzung aller Biſchöfe und Kleriker, die durch Simonie (Aemterkauf) zu ihren Stellen gekommen ſeyen, und machte ihnen dadurch ſo Angſt, daß ſie ſich ganz ſeinem Willen fügten. Denn ſie fürchteten, einem Bunde des Kaiſers mit dem Papſt im Sinn der Cluniacenſer und der öffentlichen Meinung erliegen zu müſſen, hingen ſich aber lieber an den Kaiſer, als an die Cluniacenſer, und mancher hohe Geiſtliche mochte auch wohl wiſſen, wie Heinrich es eigentlich meine. Sie folgten daher in großer Anzahl ſeinem Rufe, ihn nach Italien zu begleiten. Auf dieſe geiſtliche Begleitung aber legte er Werth, um ſeiner Römerfahrt, die nur einen politiſchen Zweck hatte, einen kirchlichen Charakter zu geben.

In Italien war das Papſtthum wieder Spielball der örtlichen Parteien. Die Grafen von Tusculum machten Benedict IX. zum Papſt, die Familie der Crescentier dagegen Sylveſter III. Beide Parteien ſchlugen ſich herum, bis Benedict, der ein ſchönes Mädchen heirathen wollte, ſeine Würde um vieles Geld an einen Prieſter

verkaufte, der von den Cluniacenſern aufgeſtellt war, 1045 als Gregor VI. den h. Stuhl Petri beſtieg und die ſittliche Reform des Klerus anbefahl, natürlicherweiſe aber keine Macht beſaß, ſie durchzuführen. Da war es hohe Zeit für Heinrich, einzuſchreiten und Reformen zuvorzukommen, damit ihm die ſittliche Macht der Kirche nicht über den Kopf wachſe. Mit ſeinem obligaten Gefolge deutſcher Biſchöfe kam er über die Alpen. Gregor VI. ging ihm entgegen, um ihn für die Reform zu gewinnen. Heinrich hielt ihm aber ſarkaſtiſch vor, er ſelbſt ſey ja nur durch Simonie Papſt geworden. Vergebens betheuerte Gregor, er habe den h. Stuhl nur beſtiegen zum wahren Heil der Kirche. Ein Werkzeug der Cluniacenſer war es gerade, was Heinrich am wenigſten wollte. Als er nach Rom kam, ſetzte er alle drei Päpſte ab, denn es waren noch drei, weil Benedict, als ihm ſeine Schöne entging, den Verkauf für ungültig erklärte und wieder Papſt bleiben wollte. An die Stelle der drei erhob Heinrich ſodann den deutſchen Biſchof Suidger von Bamberg, ſein Werkzeug, als Clemens II. auf den Stuhl Petri, 1046. Derſelbe krönte ihn zum römiſchen Kaiſer. Nun ſuchte Heinrich ſich des Markgrafen Bonifacius zu bemächtigen, um ihm ſeinen reichen Beſitz zu rauben und Italien in eigene Verwaltung zu nehmen, der Markgraf entging ihm jedoch. Indeſſen blieb ihm Italien unterwürfig, weil es ſich vor ihm fürchtete. Der greiſe Odilo von Clugny kam nach Rom, um Clemens II. zu mahnen, daß er ſich nicht zum Werkzeug der Staatsgewalt machen laſſen, ſondern vielmehr ſeinen Einfluß auf die deutſche Kirche und den Kaiſer benutzen ſolle, um die Reform des Klerus durchzuſetzen. Clemens aber ſtarb bald. Heinrich, der damals ſchon nach Deutſchland zurückgekehrt war, ſchickte den Biſchof Poppo von Brixen unter dem Namen Donaſus II. als neuen Papſt, aber auch dieſer ſtarb ſchon 1048, wahrſcheinlich an Gift. Nun ſchickte Heinrich den Biſchof Bruno von Toul unter dem Namen Leo IX., der aber vom Kaiſer alsbald zu den Cluniacenſern abfiel und an dem Mönch Hildebrand einen genialen Gehülfen erhielt. Hildebrand, Sohn eines Schmiedes zu Sovana in Toscana, war klein von Geſtalt und dunkel von Farbe, aber unter allen Mönchen von Clugny der

kühnste und fest entschlossen, die Heiligkeit der Kirche zu retten aus allen unheiligen Umstrickungen der Sünde und klerikalen Fahrläßigkeit, wie der weltlichen Gewalt. Leo IX. ging ganz auf seinen Gedanken ein und reiste umher, um beim Kaiser und bei den Bischöfen überall für die Reform thätig zu seyn, während Hildebrand in Rom alles leitete. Man würde jedoch sehr irren, wenn man in Leo nur ein Werkzeug des ihm weit überlegenen Hildebrand sehen wollte. Leo war von dem, was ihm als Papst gezieme, selbst überzeugt. In Deutschland wirkte für ihn besonders Bischof Wazo von Lüttich, der mit großer Energie den Satz vertheidigte: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist!

Als Heinrich aus Italien nach Deutschland zurückkam, hatten die Ungarn den unglücklichen König Peter geblendet und mehrere Bischöfe erschlagen. Der neugewählte König Andreas hatte Mühe, die heidnische Reaction niederzuhalten. Heinrich überzog ihn mit Krieg, erlitt aber Niederlagen und mußte ihn machen lassen, 1052. Andreas indeß suchte sich die Deutschen zu befreunden, da er von den Böhmen und von seinem eigenen Bruder Beda angefeindet war.

Heinrich war fortwährend darauf bedacht, die deutsche Kirche zu unterjochen und den Cluniacensern entgegenzuarbeiten. Dabei half ihm der eitle und üppige Erzbischof Adalbert von Bremen, den er besuchte und mit dem er im innigsten Einverständniß lebte. Derselbe sollte Patriarch des ganzen Nordens werden, unabhängig von Rom. Heinrich dehnte seinen Besitzstand und sein Recht auf Kosten der Billunger in Sachsen und der sächsischen Markgrafen und Grafen aus, und Adalbert hielt sich einen Hof wie ein weltlicher Fürst. Ferner ließ Heinrich eine Menge Mönche aus Schottland kommen und von denselben die s. g. Schottenklöster in Deutschland gründen als eine merkwürdige Contremine gegen die Cluniacenser. Denn die Schotten waren ursprünglich von Rom unabhängig und die Neuerungen, welche sie mitbrachten, sollten als Surrogat die wahrhaft nothwendigen Reformen ersetzen. Zu derselben Zeit wurde auch in Frankreich gegen Rom gearbeitet. Berengar von Tours, indem er die Reform der verwahrlosten Kirche forderte, griff unter dem Schutz

der weltlichen Macht den Kirchenglauben selber an und legte die Fackel an das dogmatische Gebäude. Alle diese antikirchlichen Bewegungen standen unfehlbar im Zusammenhang.

Leo IX. kam dadurch in große Bedrängniß, ermüdete jedoch nicht, sondern ging nach Deutschland und Frankreich, um den Klerus persönlich zum Kampf gegen die Feinde der Kirche anzufeuern. Mit dem edelsten Muthe stand er auf einer Synode zu Rheims den Franzosen gegenüber und setzte durch, daß Berengars Lehre verdammt wurde, obgleich diesem Heretiker selbst nichts zu Leide geschehen durfte. Das französische Volk unterstützte ihn und strömte schaarenweise nach Rheims, um seinen Segen zu empfangen und ihm Muth zu machen gegen die Ränkeschmiede in den höheren Ständen, 1049. In Deutschland erlitt er fast nichts als Demüthigungen, weil die Bischöfe mit Heinrich einverstanden waren und den päpstlichen Mahnungen nur Stolz und Trägheit entgegensetzten. Am meisten versagte sich ihm außer dem hochmüthigen Bremer der Erzbischof Bardo von Mainz, was ihn veranlaßte, beiden durch Heriman von Köln, den er zum „Kanzler der römischen Kirche" ernannte, ein Gegengewicht zu geben. Der Ungarnkrieg brach wieder aus. Während die Deutschen aber Preßburg belagerten, erschien Leo und vermittelte den Frieden, 1052. Heinrichs kleine Tochter Sophia wurde dem Sohne des Andreas, Salomo, verlobt. Darauf kehrte Leo wieder nach Rom zurück. Hier aber machten ihm die Normannen zu schaffen, die sich Benevents bemeistert hatten und es nicht mehr herausgaben. Leo zog wider sie zu Felde, aber unter Humfred, Grafen von Apulien, und dessen Bruder Robert Guiscard schlugen sie das kleine Heer des Papstes, in dem nur 700 Deutsche sich verzweifelt wehrten, und nahmen den Papst gefangen. Indeß behandelten sie ihn ehrfurchtsvoll und ließen ihn wieder frei, nachdem er sie gesegnet und ihnen im Voraus alles Land, was sie noch den Griechen wegnehmen würden, zu Lehen gab. Aber er starb bald nach seiner Rückkehr nach Rom, 1054.

Hildebrand eilte nach Deutschland, um sich vom Kaiser einen neuen Papst zu erbitten, denn er blieb dem System getreu, bei formeller Unterordnung der Kirche unter den Staat doch die Ent-

würfe des Kaisers mittelst derselben deutschen Päpste zu durchkreuzen, welche derselbe einsetzte. Er fand nämlich bei den deutschen Päpsten die Gewissenhaftigkeit und das Pflichtgefühl, welches man so oft bei den italienischen vermißte. Heinrich ernannte den Bischof Gebhard von Eichstädt zum Papste unter dem Namen Victor II., 1055. Kurz vorher war Markgraf Bonifacius in Toscana ermordet worden und dessen Wittwe Beatrix heirathete Gottfried von Lothringen, Heinrichs alten Feind. Da erkannte Heinrich, wenn sich sein deutscher Papst wieder wie Leo IX. eng mit Hildebrand verbände und beide mit Gottfried und den Normannen, wäre die deutsche Herrschaft in Italien verloren. Deshalb eilte er blitzschnell dem neuen Papst nach, erschien plötzlich in Italien, vertrieb den Gottfried, ließ des Bonifacius Sohn Friedrich durch Gift aus der Welt schaffen und zog das ganze Lehen der tuskischen Familie ein. Schrecken ging vor ihm her, niemand wagte ihm zu widerstehen. Damals hielt er für nöthig, Italien neue Wächter zu setzen. Gerade war der letzte Welf am Bodensee gestorben, dessen Schwester Kunigunde war aber dem Markgrafen Azzo von Este vermählt gewesen und dessen gleichnamiger Sohn wurde nun mit dem ganzen Erbe des güterreichen Welf belehnt, um des Kaisers Interesse in Italien zu wahren. Zu gleichem Zweck verlobte er noch seinen sehr jungen Sohn Heinrich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa aus dem savoyischen Hause. Bei diesem Anlaß kam er mit König Robert von Frankreich wieder am Flüßchen Chiers bei Ivois zusammen. Beide konnten sich aber nicht verständigen und zogen beinahe die Schwerter gegen einander. Doch wurde durch diesen Zwischenfall der Friede nicht gestört, 1056.

In demselben Jahre hatten sich die Liutizen wieder erhoben und in einer Schlacht bei Lenzen Wilhelm, den Markgrafen der Nordmark, erschlagen, während Bernhard von Sachsen mit dem Bremer Erzbischof haderte. Doch blieben die übrigen Slaven ruhig. Dunkle Gerüchte gingen damals von einer Verschwörung gegen den Kaiser, in Folge dessen Bischof Gebhard von Regensburg verhaftet wurde. Der alte Welf soll darein verwickelt gewesen seyn, aber

noch sterbend dem Kaiser die Anzeige davon gemacht haben. Gewiß ist, daß der Kaiser viele Feinde hatte, gleichwohl starb er, wie es scheint, eines zufälligen und natürlichen Todes, als er sich nach einer Jagd im Harz an einer Hirschleber überessen hatte, am 5. October 1059 zu Goslar.

Der Mönch Godellus sagt von Heinrich Omnia Caesar erat und ein Epigramm Caesar tantus erat, quantus et orbis. Das deutet wenigstens an, was sein Zweck war: Alleinherrschaft wie die der altrömischen Imperatoren. Es macht einen bösen Eindruck, den längst überwundenen Despotismus wieder auftauchen zu sehen. Heinrich III. ist eine unheimliche Gestalt, weil er keine andere Empfindungen einflößt, als Furcht vor seiner Macht und Mißtrauen gegen seine Arglist.

3.

Heinrich IV.

Nach dem frühen Hintritt ihres Gemahls wußte die burgundische Agnes für ihren einzigen, noch unmündigen Sohn, der als Heinrich IV. Nachfolger im Reich wurde, nicht besser zu sorgen, als indem sie sich die Großen des Reichs verbindlich machte, und soviel möglich allen gab, was sie verlangten. Aber ihre Güte bewirkte nicht, was vorher unter ihrem Gemahl die Furcht bewirkt hatte. Ein Graf Rudolf von Rheinfelden hatte die Frechheit, der Kaiserin elfjährige Tochter Mathilde aus einem Kloster, worin sie erzogen wurde, zu rauben und gewaltsam mit sich zu vermählen, und anstatt dafür bestraft zu werden, wurde er von der gekränkten Mutter, um des Friedens willen und um der Tochter Ehre herzustellen, als Schwiegersohn anerkannt und mit dem Herzogthum Schwaben belehnt. Der Lothringer Gottfried war als Feind der Salier gestorben. Seinem Sohn, Gottfried dem Buckligen, gab Agnes Lothringen zurück. Der sächsische Graf Otto von Nordheim erhielt das

erledigte Bayern, ein Graf Berthold von Zähringen, der auch im Breisgau begütert war, das Herzogthum Kärnthen. Agnes rechnete nun auf die Dankbarkeit dieser Fürsten. Allein sie beachtete zu wenig die hohe Geistlichkeit. Ihr vertrauter Rath war Bischof Heinrich von Augsburg, welcher diese Auszeichnung weder durch eine hohe Stellung in der deutschen Kirche, noch durch hohes Genie verdiente und der Kaiserin unendlich schadete, weil es an üblen Nachreden nicht fehlte, welche ihrer Zuneigung zu dem Bischof unsittliche Motive unterschoben. Die großen Erzbischöfe des Reichs, Anno von Köln an der Spitze, leiteten einen Staatsstreich ein, bei dem auch Otto von Nordheim, Gottfried von Lothringen und Egbert, Markgraf von Meißen sich betheiligten. Als die Kaiserin 1062 die Ostern in Kaiserswerth feierte, lud Anno den damals elfjährigen König Heinrich freundlich auf ein schönes Schiff ein, was am Rheinufer lag, um zu einer Insel hinüber zu fahren. Die Verschworenen stiegen mit ins Schiff, landeten aber nicht auf der Insel, sondern entführten den Knaben. Als dieser es inne wurde, glaubte er, man wolle ihn umbringen, und sprang augenblicklich über Bord, aber der Meißner Egbert sprang ihm nach, rettete ihn vom Ertrinken und brachte ihn glücklich wieder auf das Schiff. Vergebens flehte die Mutter um ihr Kind, vergebens empörte sich das Volk und lief dem Schiff am Ufer wüthend nach. Das Schiff entkam nach Köln und die Verschworenen beschlossen, der junge König solle abwechselnd je ein Jahr bei einem der deutschen Erzbischöfe zubringen, der dann für ihn Reichsverweser seyn sollte. Zuerst aber müsse er in Köln bei Anno bleiben. Die arme Kaiserin, die für ihre Güte und guten Willen so schlechten Dank geerntet hatte, sollte mit ihrem verlorenen Sohne nicht wieder vereinigt werden und ging nach Rom in ein Kloster. Ihr Freund, der Bischof von Augsburg, wurde grausam umgebracht.

Anno, den die Kirche unter ihre Heiligen erhoben hat, war ein schwäbischer Graf von Steußlingen, ernst und strenge, der Kirche treu ergeben, aber herrschsüchtig und gewaltthätig. Er besetzte das Erzbisthum Magdeburg mit seinem Bruder, das von Trier und das

Bisthum Halberstadt je mit einem Enkel. Er unterdrückte mit furchtbarer Härte einen Aufruhr der Kaufleute von Köln, die er ungerecht behandelt hatte und von denen 600 auswanderten. Mit Hildebrand in Rom war er einverstanden. Den jungen König wollte er zur Gottesfurcht und ernsteren Beschäftigungen erziehen, fand aber bei ihm nur Haß und bösen Willen, suchte ihn durch körperliche Züchtigungen zu zähmen, machte aber damit das Uebel nur noch ärger. Wie hätte Heinrich, welcher wohl wußte, daß er König sey, seinen alten barbarischen Zuchtmeister nicht hassen, ihm nicht trotzen sollen? Doch gebot ihm die Klugheit, sich zu verstellen, und so wurde sein Charakter von vorn herein verdorben.

Im nächsten Jahr wurde Heinrich dem Erzbischof Adalbert von Bremen übergeben und das war für ihn, als ob er aus der Hölle in den Himmel käme, denn Adalbert, ebenso herrschsüchtig und um sich greifend wie Anno, war doch völlig sein Gegenbild, ein sehr schöner und freundlicher Mann, eitel, elegant, vergnügungssüchtig, leichtsinnig, so daß er gleich des jungen Königs Herz gewann und, um denselben ganz an sich zu fesseln, allen jugendlichen Launen desselben den Zügel schießen ließ und ihn jeder Verführung preisgab. Heinrich aber stürzte sich nach so langem Zwange jetzt in Bremen in den Strudel lustiger Zeitvertreibe. Adalbert ließ sich von ihm Schenkungen machen, brauchte immer viel Geld und gewöhnte auch den Knaben an Verschwendung und an Mißachtung aller Pflichten gegen das Reich. Man würde dem Erzbischof Unrecht thun, wenn man ihn einer systematischen Verführung des Königs aus Habgier beschuldigte. Bei ihm war alles nur Leichtsinn, vornehme Laune. Unter ihm aber lernte Heinrich nicht regieren, sondern nur die s. g. noblen Passionen befriedigen. Adalbert fand indeß erwünschte Gelegenheit, sich und seinem jungen Zögling kriegerische Lorbeern zu erwerben. In Ungarn war König Andreas von seinem Bruder Bela umgebracht und sein Sohn Salomo, dem Heinrichs Schwester Jutta zur Ehe gelobt worden war, verstoßen worden. Bela selber starb und seine Söhne verzichteten auf die Krone. Ein deutsches Heer aber unter Adalbert und dem jungen Heinrich führte dessen

Schwager Salomo nach Ungarn zurück und dieſes Land wurde deutſches Reichslehen, wogegen Hildebrand in Rom proteſtirte, weil Ungarn ſchon ein päpſtliches Lehen ſey. Im nächſten Jahre hätte Heinrich dem Erzbiſchof Siegfried von Mainz ſollen anvertraut werden, da dieſer aber eine Wallfahrt nach Jeruſalem unternahm, durfte der junge König bei Adalbert bleiben und blieb gern. Im Jahr 1065 ſchmeichelte der Bremer Erzbiſchof dem damals erſt fünfzehnjährigen Heinrich mit der Anerkennung ſeiner vollkommenen Geiſtesreife und erklärte ihn in einer Reichsverſammlung zu Worms, indem er ihn wehrhaft machte, für von jeder Vormundſchaft entbunden und zur Selbſtregierung ermächtigt. Wie frivol der junge König dieſe ernſte Sache auffaßte, erhellt daraus, daß er, nachdem ihm Adalbert eben das Schwert umgürtet hatte, daſſelbe zog und damit wie zum Scherz dem alten Anno drohte.

Man würde kaum begreifen, wie ſo viele geiſtliche und weltliche Fürſten des Reichs es über ſich vermochten, dem noch ſo ganz jungen und doch ſchon verdorbenen Knaben die Regierung des Reichs anzuvertrauen, wenn man nicht berückſichtigen müßte, daß es Anno, Otto und den übrigen Theilnehmern der erſten Verſchwörung vor allem daran lag, Heinrich von Adalbert zu trennen, was ſie mit Gewalt nicht thun konnten oder wollten. Der König ſchlug ſeinen Hof in Goslar auf und umringte ſich hier mit muthwilligen und ſittenloſen jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, die ihm Adalbert ſchon in Bremen zugeführt hatte. Ohne das Zuthun dieſes Erzbiſchofs würde der königliche Knabe ſchwerlich je gewagt haben, öffentlich ſo heilloſen Unfug zu treiben; aber das hohe Anſehen des Kirchenfürſten entſchuldigte alles. Der noch unreife Jüngling wälzte ſich bereits in allen Wolluſten und vergeudete die Zeit mit üppigen Mahlzeiten, mit Dirnen, welche Gold und Edelſteine trugen, die aus Kirchengefäßen genommen waren, mit Gauklern und Poſſenreißern und mit tollen Streichen. Dabei behielt Adalbert immer noch das Ohr des Königs, erlangte von ihm, was er immer wünſchte und reizte ihn gegen alle andern Reichsfürſten auf, denn ſeine Hoffahrt war mit arger Spottluſt gepaart und Heinrich lernte

von ihm, alle die Männer verachten, die er hätte ehren, oder sorgfältig schonen und fürchten müssen.

Als Siegfried von Mainz aus dem h. Lande zurückgekommen war, verabredete Anno mit ihm und den übrigen Großen des Reichs auf einer Reichsversammlung zu Tribur, den Erzbischof Adalbert für immer unschädlich zu machen. Heinrich begab sich als deutscher König nach Tribur in einem seiner Würde wenig angemessenem Aufzuge, nämlich mit den bösen Buben seines Goslarer Hofes, die in der Pfalz Ingelheim wie die Räuber hausten, daß die Bewohner des Orts es sich nicht gefallen ließen und ein blutiger Kampf entstand, in welchem ein hessischer Graf Werner, des Königs lüderlichster Genosse, umkam. Natürlicherweise wurde Heinrich in Tribur von den Reichsfürsten mit Vorwürfen überhäuft. Adalbert, welcher mitgekommen war, mußte noch ärgere Dinge anhören und wurde mit tiefster Verachtung aus der Reichsversammlung ausgestoßen. Er rieth noch dem König zu heimlicher Flucht, damit er gegen diesen Reichstag protestiren könne, das wagte aber Heinrich nicht, der in große Angst gerieth und sich alles gefallen ließ. Der Reichstag stellte ihm wieder den alten Anno zur Seite, um die Reichssachen zu leiten. Leider wurde keine Verfügung getroffen, um den König von seiner schlechten Umgebung zu trennen. Anno begnügte sich, ihm gelegentlich eine Moralpredigt zu halten, und ließ ihn im Uebrigen gewähren, zufrieden, wenn sich derselbe nur von den Regierungsgeschäften fern hielt. Heinrich aber überließ sich mit nur um so bubenhafterem Trotze den Lastern, die man an ihm tadelte, und wurde mit jedem Jahr ungebundener und frecher. Er hielt es namentlich für sein königliches Jagdrecht, schönen Weibern nachzustellen, und raubte mit Gewalt bald edle Frauen und Fräulein, bald Nonnen, bald schöne Landmädchen, so daß nie eine königliche Pfalz mehr geschändet wurde als die seinige. Die Reichsgeschäfte, deren er sich annahm, gingen durch die Hände seiner Buhldirnen, welche nach Laune Reichslehen, sogar Bisthümer und Abteien vergaben. Da ihm aber nicht entging, wie verhaßt er sich durch dieses Treiben beim Volke mache,

riethen ihm seine Lustgesellen, im Harzgebirge feste Burgen zu bauen, in denen er jedermann trotzen könne. Die Reichsfürsten hatten zu Tribur beschlossen, der König müsse sich mit der ihm längst bestimmten Braut, Bertha von Susa, vermählen. Sie langte im J. 1066 an, und Heinrich wagte nicht, sie zurückzuweisen, sondern nahm sie zur Frau, achtete ihrer aber nicht, sondern setzte sein lüderliches Leben auch in ihrem Beiseyn fort und kränkte sie tief.

Die sächsischen Fürsten benutzten die allgemeine Verachtung, in welche Adalbert gefallen war, um sein Erzbisthum zu plündern und alle die Besitzungen davon abzureißen, die er zur Zeit seiner Macht erworben hatte. Die noch immer starke Heidenpartei unter den Wenden sah, wie die Sachsen sich unter einander schlugen, der König aber ganz unthätig und unfähig war, wagte daher, von Pluſſo angeführt, einen neuen furchtbaren Aufstand, ermordete den christlichen Fürsten Gottschalk, jagte seine dänische Gemahlin nackt aus dem Lande, zerstörte Haarburg, opferte den Bischof Johann von Mecklenburg ihrem Götzen, steinigte den h. Answer mit seinen Mönchen in Ratzeburg und schlug den Herzog von Sachsen, Magnus, Bernhards Enkel, zurück. Pluſſo wurde zwar ermordet, aber Kruko, der Rugerfürst, ersetzte ihn, 1066.

Diese Verlegenheiten der ihm verhaßten Sachsenfürsten benutzte Heinrich nur aus, um sich immer mehr von Anno zu trennen und sich wieder ganz an Adalbert zu hängen, der es jetzt erst i. J. 1069 wagte, zu ihm auf die Harzburg zu kommen, wo der König, durch feste Mauern gegen die Unzufriedenheit des Volks geschützt, sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Aber Bertha war ihm im Wege. Da sie alle Beleidigungen, die ihr seine Dirnen anthaten, geduldig ertrug, reizte er seine Gesellen an, sie zu verführen. Auch das mißlang. Er selbst soll Zeuge gewesen seyn, wie sie einen derselben mit Ruthen fortpeitschte. Durch Adalberts Vermittlung wurde der charakterlose Erzbischof Siegfried von Mainz bewogen, den König von Bertha scheiden zu wollen, unter der Bedingung, daß dieser die Thüringer zwänge, ihm den Zehnten zu zahlen, wozu sie bisher nicht verpflichtet gewesen waren und wogegen sie sich aus allen Kräften

sträubten. Diese elende Intrigue wurde jedoch durch den päpstlichen Legaten Damiani vereitelt, der auf einem Fürstentag zu Frankfurt am Main dem Mainzer mit dem ganzen Zorne Roms drohte und die Ehe Heinrichs aufrecht erhielt, 1070. Adalbert hörte jedoch nicht auf, zu intriguiren und hetzte den jungen König nunmehr gegen die Sachsen. Dieser, anstatt die Wenden zu bekriegen, sah sie als seine Bundesgenossen an und verständigte sich heimlich auch mit den Dänen gegen die Sachsen. Magnus sah sich immer mehr bedrängt, hoffte aber auf die Unterstützung Ottos von Nordheim. Da trat ein gewisser Egino auf und klagte Otto an, er habe ihn zum Morde des Königs gedungen. Otto wollte sich zur Rechtfertigung stellen, bekam aber kein freies Geleit zugesichert und wurde des Herzogthums Bayern für verlustig erklärt. Heinrich gab dasselbe dem Welf, der in italienischer Tücke aufgezogen, Ottos Tochter, die er eben heirathen wollte, heimschickte. Otto floh nach Sachsen und Magnus beschützte ihn, beide aber stellten sich vor des Königs Gericht und wurden verhaftet, 1072. Nun starb aber Adalbert und unter Annos Vermittlung mußte Heinrich den Otto wieder frei geben. Magnus aber blieb in Haft, denn Heinrich wollte in Sachsen allein schalten und walten.

Nun kam unter Otto von Nordheim eine Verbindung aller sächsischen Markgrafen und Bischöfe zu Stande, um ihre Rechte zu wahren. Heinrich citirte sie nach Goslar, ließ sie aber hier lange im Vorzimmer warten und ihnen dann sagen, er sey ausgegangen. Aufs bitterste getäuscht und entrüstet entfernten sie sich und riefen das ganze Sachsenvolk in die Waffen, dem König erklärend, wenn er nicht alle seine Burgen in Sachsen abbrechen lasse und das Land selbst verlasse, würden sie ihn mit Gewalt vertreiben. Sie hofften damals auf die Hülfe Boleslaw des Kühnen von Polen, weshalb Heinrich ein Reichsaufgebot gegen diesen erließ, vornehmlich auch im Interesse des durch Polen bedrohten Wratislaw in Böhmen. Heinrich zog sich einstweilen auf seine feste Harzburg zurück und war des großen Aufgebots gewärtig. Allein das ergrimmte sächsische Volk belagerte ihn in der Harzburg mit solcher Furie, daß er sich dort

nicht mehr sicher glaubte und heimlich bei Nacht entfloh, von einem landeskundigen Jäger geführt, der ihn auf abgelegenen Waldwegen glücklich bis nach Hersfeld brachte, wo er das Reichsheer fand. Unterdeß wurde die Harzburg erstürmt, 1073.

Auf einer großen Versammlung zu Gerstungen sollte der Frieden vermittelt werden. Um den schwäbischen Rudolf vom König zu trennen, wurde von der sächsischen Partei ein gewisser Reginger aufgestellt, welcher aussagte, der König habe ihn zum Morde Rudolfs gedungen. Es bedurfte dieser Komödie nicht, mit der man sich nur wegen der früher von Egino gespielten rächen wollte. Rudolf war ohnehin gleich allen andern weltlichen und geistlichen Fürsten mit dem Benehmen des Königs unzufrieden. Dieser mußte nichts als Vorwürfe hören und floh nach Worms, dessen Bürger eben ihren Bischof vertrieben hatten und dem König zujauchzten, weil sie glaubten, das Streben der Städter nach Unabhängigkeit von den geistlichen und weltlichen Fürsten müsse dem König gefallen, der gegen dieselben Fürsten kämpfte. Heinrich war aber ganz muthlos geworden und da sich die Fürsten noch einmal zu Oppenheim versammelten, warf er sich ihnen zu Füßen, konnte sie jedoch nicht bewegen, ihm gegen die Sachsen zu helfen. Nun mußte er den letzteren alle ihre Forderungen bewilligen. Seine Burgen wurden gebrochen, nur die Schonung der schönen Harzburg bedung er sich aus, aber das gemeine Volk ließ sich nicht zurückhalten, auch sie zu zerstören und selbst die Gräber darin zu beschimpfen, 1075.

Dieser Frevel und der Uebermuth der Sachsen gegen die Süddeutschen kam dem König zu gute; weil an Magnus gegen siebzig gefangene Schwaben ausgeliefert worden waren, verhöhnten sie die Schwaben, ihrer siebzig seyen nur so viel werth, wie ein Sachse. Solche Erbärmlichkeiten reichten damals hin, deutsche Stämme gegen einander in Wuth zu bringen, und zu Heinrichs größter Freude folgten seinem Aufgebot gegen die Sachsen zahlreiche Schaaren aus Lothringen, Schwaben, Bayern und Böhmen. Bei Langensalza kam es zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Sachsen unter Otto von Nordheim lange Stand hielten, zuletzt aber die Schwaben unter ihrem

Herzog Rudolf den Sieg erſtritten und ſchreckliche Rache übten. Die ſächſiſchen Edlen flohen auf ihren Roſſen davon und ließen das Fußvolk im Stich, welches nun die ſchwerſten Verluſte erlitt, 1076. Der gemeine Mann in Sachſen gerieth daher in nur zu gerechten Zorn gegen den Adel, wodurch vollends aller Widerſtand gelähmt wurde. Die ſiegreichen Fürſten vermittelten. Zu Spira in Thüringen gaben ſich ſämmtliche Fürſten der Sachſen dem König gefangen, nachdem ihnen das Leben und anſtändige Haft zugeſichert war. Otto von Nordheim wurde wieder frei und Heinrich übertrug ihm ſogar die Verwaltung in Sachſen. Es iſt nicht ermittelt, aus welchen Beweggründen. Vielleicht aber wollte er den Reichsfürſten gegenüber den Schein der Milde annehmen und hielt die Sachſen nicht mehr für gefährlich.

4.

Gregor VII.

In Rom war Papſt Victor II. 1057 geſtorben und unter dem Einfluß der Markgräfin Beatrix von Toscana wurde ein Schwager derſelben, Stephan IX., mit der Tiara geſchmückt, ohne die Kaiſerin Agnes desfalls zu fragen. Er ſtarb jedoch ſchon im folgenden Jahre. Jetzt vereinigten ſich die alten Parteien der Tusculaner und Crescentier und wählten Benedict X. Hildebrand, der unter den deutſchen Päpſten bisher ſo großen Einfluß geübt und die Kirchenreform wenn nicht durchgeführt, doch vorbereitet hatte, wollte um jeden Preis dem Verderben vorbeugen, welches der Kirche aufs neue durch dieſe örtlichen Partei- und Familienpäpſte drohte, ging alſo nach Deutſchland und bat die gute Kaiſerin um einen Papſt. Auch die Markgräfin von Toscana half ihm mit ihrem großen Einfluſſe in Italien und der bisherige Biſchof von Florenz wurde von einem Heere unter dem lothringer Gottfried, dem Gemahl der Markgräfin, nach Rom begleitet, hier unter dem Namen Nicolaus II. zum Papſt

gekrönt und Benedict beseitigt. Nicolaus ging mit Wärme auf Hildebrands Ideen, d. h. auf die der Cluniacenser ein, versicherte sich Robert Guiscards, den er zum Herzog von Apulien erhob und der sein Herzogthum von ihm zu Lehen nahm, und wurde seitdem durch die gefürchteten Normannen gegen die elenden Factionen in Rom geschützt. Aber er wagte bereits auch, dem kaiserlichen Ansehen zu trotzen, indem er, unterstützt von Hildebrand, von dem gelehrten Theologen Lanfrank und von dem geistreichen Damiani auf einem Concil in Rom 1059 die frühern Bestimmungen der sächsischen Kaiser und Heinrichs III. widerrief und die Papstwahl für völlig unabhängig von dem Einfluß und der Zustimmung des Kaisers erklärte. Nicolaus starb schon 1061 und ihm folgte Alexander II., der früher schon als Bischof in Lucca dem von Heinrich III. eingesetzten, sehr weltlich gesinnten Erzbischof Guido von Mailand mit heiligem Eifer sich widersetzt hatte. Guido aber besaß einen starken Anhang, wußte die Kaiserin Agnes selbst zu bewegen, daß sie sich eine Papstwahl, bei der sie nicht gefragt worden war, nicht mehr gefallen ließ. Sie ließ demnach einen Gegenpapst Honorius II. wählen. Es kam darüber am Pfingstfest 1066 in der Kirche zu Mailand zu einem blutigen Kampfe. Inzwischen sah sich der damalige Reichsverweser Erzbischof Anno gemüßigt, selbst nach Italien zu gehen und seine gewichtige Stimme in den Streit der beiden Päpste zu mischen. Nachdem er aber alles wohl überlegt hatte, entschied er sich als ein aufrichtig frommer Greis gegen den Papst seiner Kaiserin, billigte das Verfahren Hildebrands und bewirkte somit die allgemeine Anerkennung Alexander II. Nachdem auch dieser Papst 1073 gestorben war, ließ Hildebrand sich selbst zum Papst wählen unter dem Namen **Gregor VII.**, den er im Andenken Gregors VI., seines edlen Freundes, und vielleicht auch Gregors V., vor allen aber Gregors des Großen annahm. Die Parteien in Rom waren niedergeschlagen. In Unteritalien schützte ihn der Normanne, im Mittelitalien die Markgräfin von Toscana. Robert Guiscards Bruder Roger hatte, mit Hülfe der Flotte von Pisa, die normännische Eroberung mittlerweile weiter ausgedehnt, 1070 die griechische Stadt Bari und

1072 Palermo, die sarazenische Hauptstadt Siciliens erobert, worauf nach und nach die ganze Insel in seine Gewalt fiel. Die Sarazenen wurden übrigens nicht ausgerottet, sondern behielten, wie auch die Griechen in Calabrien und Apulien, ihre alten Einrichtungen und wurden den Normannen nur unterthan. — In Toscana herrschte Beatrix; ihr lothringischer Gemahl, Gottfried der Bärtige, ging nur ab und zu. Als er starb, heirathete sein Sohn aus einer früheren Ehe, Gottfried der Bucklige, die Mathilde, Tochter der Beatrix gleichfalls aus einer früheren Ehe. Eine sonderbare Verbindung, dem Kirchengesetz zuwider und doch der Kirche nützlich. Von Deutschland her hatte der neue Papst jetzt am wenigsten zu besorgen, denn der alte Anno war ihm gewogen und der junge deutsche König so erbärmlich, daß durch ihn dem weltlichen Königthum die moralische Macht ganz abhanden kam.

Gregor VII. ist schon von seinen Zeitgenossen eben so verschieden beurtheilt worden, wie man ihn noch heute beurtheilt. Seine große Reform der Kirche war längst vorbereitet und zum Theil begonnen durch die Cluniacenser. Sie lag in der Idee der Kirche selbst und war dasjenige, was der Geist der damaligen Zeit erforderte. Was ihm dabei allein angehört, war nur die Kraft, mit der er die Idee ins Leben einführte. Wenn die christliche Religion nicht vergebens eingeführt seyn, wenn von der Kirche aus der Welt noch irgend ein Heil kommen sollte, so war es unumgänglich nöthig, die Krämer aus dem Tempel, die Miethlinge von den Heerden zu jagen. Die Kirche war geschändet durch Simonie, d. h. dadurch, daß Bisthümer und Abteien an Unwürdige verkauft wurden, welche ohne allen geistlichen Beruf nur die Einkünfte der Kirchengüter verschwelgten und zum großen Theil ein unheiliges Leben führten. Die Könige duldeten, ja trieben selbst diese Simonie, um das Ansehen der Kirche zu schwächen, und hoben das letztere immer nur dann wieder, wenn sie von den großen Vasallen oder äußern Feinden bedrängt, in der Kirche eine Bundesgenossin suchen mußten. Da es so viele unwürdige Bischöfe gab, griff das Verderben auch unter dem niedern Klerus um sich, denn die Bischöfe wollten unter ihren Untergebenen

keine strengen Sittenrichter haben. Das alte Programm der Cluniacenser war demnach: die Kirche muß um jeden Preis würdige Priester erhalten und die unwürdigen müssen ausgestoßen, und es müssen Gesetze und Bürgschaften gegeben werden, daß sich das Uebel nicht erneuere.

Der Bürgschaften aber waren wesentlich zwei, das Verbot der Simonie, aus welcher das Verbot der Investitur nothwendig hervorgehen mußte, und das Verbot der Priesterehe.

Die Simonie ließ sich gründlich nur heben, wenn die weltlichen Herrn überhaupt das Recht, Bisthümer und Abteien zu vergeben, ganz verloren und die Ernennung aller Kleriker lediglich innerhalb der Kirche selbst und schließlich von ihrem Mittelpunkt in Rom aus besorgt wurde. Nun besaßen aber die Bischöfe und Aebte auf weltlichen Lehen sogar das Grafenamt, stellten dem König Heere ins Feld ꝛc., und mit diesen weltlichen Rechten und Gütern wurden sie vom König belehnt mittelst des Rings und Hirtenstabs, was man die Investitur nannte. Die Frage war mithin: soll der Klerus alle diese Güter und Rechte aufgeben, damit er gar nicht mehr investirt zu werden brauche? oder soll er sie behalten als von den Königen unabhängiges Eigenthum der Kirche? Im ersteren Falle verlor die Kirche alle die äußere Macht, durch welche sie sich bisher gegen die Herzoge und Grafen geschützt hatte, und fiel waffenlos der Willkür der weltlichen Dynasten anheim. Im zweiten Fall verstand es sich von selbst, daß die Könige ein so wesentliches Kronrecht, wie es die Investitur war, nicht freiwillig aufgeben würden.

Die zweite Bürgschaft für die Besserung und neue Heiligung des Klerus sollte die Ehelosigkeit seyn. In diesem Punkt schien aber das kirchliche Ideal nicht leicht und niemals ganz verwirklicht werden zu können, zumal, wenn die Zahl der Kleriker sich immer vermehrte. Der fleischlich Gesinnten waren zu viele. Indeß war die Forderung unumgänglich. Nur die Heiligkeit der Priester konnte dem Volk und den fürstlichen Feinden der Kirche imponiren. Zu dieser Heiligkeit aber, zu dem Engelartigen, wodurch der Priester über die gemeine Menschheit erhaben seyn sollte, gehörte vor allem

die Virginität. Je mehr der Klerus im Besitz großer Güter, wie Adalbert von Bremen, verweltlichte, um so gerechter erschienen die strengen Forderungen der Mönche von Clugny. Je höher die Macht der Kirche stieg, um so nothwendiger mußten die Priester ihrer würdig seyn durch apostolische Tugend.

Gregor VII. kämpfte für eine gute und heilige Sache, aber gegen eine böse Welt, die nicht geneigt war, sich heiligen zu lassen. Was ihm entgegenstand, war nicht bloß ein lüderlicher König und das weltliche Staatsinteresse, sondern die ganze Schwäche der Menschennatur, die leichter für ihre Sünden Buße thut, als Heiligung annimmt und nicht mehr sündigt.

Gregor war von Klerus und Volk in Rom gewählt worden, verschob aber seine Einweihung, bis der König ihn bestätigt hatte, denn an der factischen Anerkennung von Seiten des letztern mußte ihm viel gelegen seyn, wenn er sich im Besitz der Macht festsetzen wollte, obgleich er dem König das Bestätigungsrecht stillschweigend bestritt. Heinrich war nicht fähig, die Folgen der Inthronisirung Gregors zu erwägen, bezeigte sich mit dessen scheinbarer Unterwürfigkeit zufrieden und bestätigte ihn. Dann erst begann Gregor seine Reform auf zwei Concilien in Rom und verbot zuerst die Priesterehe, 1074, dann die Investitur, 1075, und schrieb an König Heinrich, er solle die gefangenen sächsischen Bischöfe losgeben, indem sie unter keinem weltlichen, sondern nur einem geistlichen Gerichte stünden. Und weiter, er solle selbst nach Rom kommen und sich rechtfertigen wegen Simonie.

Heinrich war der Sachsen Meister geworden und konnte auf die Mehrheit der deutschen Bischöfe zählen, denen ein so heiliger Papst sehr fatal war. Er berief also eine deutsche Synode nach Worms und ließ daselbst Hildebrand „den falschen Mönch" absetzen. Gregor aber antwortete mit dem Bannstrahl, den er auf den König und alle durch Simonie zu ihren Aemtern gelangten deutschen Bischöfe schleuderte, 1076. Heinrich lachte anfangs zu dem Bann und ließ durch den Bischof Wilhelm von Utrecht den Papst wieder bannen, allein es zeigte sich bald, auf wessen Seite das moralische Ueber-

gewicht war. Das Volk ſtimmte dem Papſte bei. Vergebens erſchöpften ſich auf einer vom Mainzer Siegfried einberufenen Synode zu Erfurt Biſchof Otto von Conſtanz und Ulrich von Regensburg in Beweiſen, daß die Prieſterehe durch die h. Schrift erlaubt ſey. Das Volk war gegen die fleiſchlich geſinnten Biſchöfe, verließ alle, die gebannt waren, hörte bei ihnen keine Meſſe mehr und beichtete ihnen nicht mehr. Die öffentliche Meinung ſiegte vollſtändig und in nicht langer Zeit mußte die geſammte deutſche Kirche ſich dem Gebote Gregors unterwerfen. Die Laienfürſten konnten nur gewinnen, wenn die geiſtlichen Fürſten und der König verloren, ſie waren daher in dieſer Periode ſehr fromm oder ſtellten ſich ſo und wollten mit einem König im Banne nichts mehr zu thun haben. Vergebens rief er ſie zuſammen. Endlich kamen ſie zu ihm nach Oppenheim, aber nur, um ihm den Gehorſam aufzukündigen. Wenn er binnen Jahresfriſt nicht vom Banne erledigt ſey, ſolle er als abgeſetzt betrachtet werden. Das Probejahr aber ſolle er in demüthiger Zurückhaltung in Speyer zubringen. Alles verließ ihn. Der Papſt wollte im Februar 1077 nach Augsburg kommen, um als Statthalter Gottes auf Erden in höchſter Inſtanz zu entſcheiden, denn der Papſt, ſagte er, iſt die Sonne, der Kaiſer und die Könige ſind nur Monde, die von der Sonne das Licht empfangen.

So war Heinrich binnen Jahresfriſt von ſeiner erträumten Höhe herabgeſtürzt, weil ſeine Macht keinen ſittlichen Boden und keinen Boden im Volk hatte und lediglich vom guten Willen der Reichsfürſten abhängig geweſen war. Da er ſich ſo allgemein verhaßt und verächtlich gemacht hatte, ſah er voraus, wenn erſt der ſchreckliche Papſt nach Augsburg käme, würde derſelbe auf die Wahl eines würdigeren Königs dringen und dann ſey alles für ihn verloren. Er entſchloß ſich daher, noch im Winter aufzubrechen und den Papſt in Italien aufzuſuchen, um ihm, es koſte was es wolle, die Losſprechung vom Banne abzuſchmeicheln und abzuwinſeln. Er mußte es aber heimlich thun, denn er brach das den Fürſten gegebene Wort, wenn er von Speyer entwich.

5.

Gregors Ende.

Der Winter auf das Jahr 1077 war rauher, als man seit lange einen erlebt hatte. Heinrich aber, von seiner treuen Gemahlin Bertha und ihrem Söhnchen Heinrich und außerdem nur von wenig Dienern begleitet, wagte es, bei der schrecklichsten Kälte die Alpen zu übersteigen. Der einzige Ritter, der bei ihm war, soll Friedrich von Büren gewesen seyn, den der König später für seine Treue reich belohnte und von dem die Hohenstaufen abstammen.

Den Spähern Rudolf's von Schwaben entgingen die Flüchtlinge, aber Bertha's Bruder, Graf Amadeus von Savoyen (Susa), ließ seinen königlichen Schwager nicht eher durch sein Land, als bis ihm derselbe neue und große Rechte verliehen hatte. Jetzt erst erstiegen sie die Hochalpen bei unerhörtem Froste. Bertha und ihr Kind wurden in Rinderhäute eingepackt und über die steilsten Felsen geschleift. Endlich gelangten sie in die Ebene der Lombardei und wurden hier von den Feinden des Papstes mit lautem Jubel empfangen. Sie bildeten sich ein, er wolle sich an ihre Spitze stellen, und ärgerten sich, als sie sahen, daß er sie mied und bei dem Papste Gnade suchen wollte.

Gregor selbst war schon auf dem Wege nach Augsburg, erschrak nicht wenig, als er hörte, der gebannte König sey gekommen, fürchtete von ihm überfallen zu werden und flüchtete auf das feste Schloß Canossa, welches ihm die Markgräfin Mathilde öffnete. Ihr buckliger Gemahl war kurz vorher in einer Fehde in Holland erstochen worden. Sie allein beherrschte Toscana und begab sich jetzt persönlich zum Papste, dem sie auf's innigste anhing und den sie auch, da sie keine Kinder hatte, zum Erben in Toscana einsetzte. Da der Papst den König nicht annehmen wollte, wendete sich der letztere an Mathilden und flehte sie auf das beweglichste an, die Vermittlung zu übernehmen und den Papst mit ihm zu versöhnen, wobei er alles versprach, was man nur verlangen würde. Gregor hatte volles

Recht, dieſen in der Noth gegebenen Verſprechungen zu mißtrauen, denn wie oft hatte nicht dieſer König ſchon ſein Wort gebrochen. Er ließ ihm alſo antworten, er könne nicht eher eine Entſcheidung treffen als in Augsburg, weil er, bevor er urtheilen könne, nicht blos den Angeklagten, ſondern auch die Kläger gehört haben müſſe. Die Reiſe des Papſtes nach Augsburg aber war es gerade, was Heinrich verhindern wollte. Darum allein hatte er die gefährliche Winterreiſe nicht geſcheut, war daher auch zur allertiefſten Demüthigung bereit, wenn er nur ſeinen Zweck erreichte. Gregor kam in ungemeine Verlegenheit, denn er wußte wohl, daß ihn Heinrich hinterdrein betrügen würde, allein er durfte vor den Völkern doch nicht den Schein der Unbarmherzigkeit auf ſich laden, indem der König als bußfertiger Sünder zu ihm kam. Er ließ ihn alſo endlich in Canoſſa zu, erſchwerte ihm jedoch abſichtlich die Buße, um zu erproben, wie ernſt es dem König damit ſey, und um ihm zu zeigen, wie ernſt er ſelbſt dieſen Fall auffaſſe. Ein gewiſſenhafter Mann ſtand hier einem gewiſſenloſen Jüngling gegenüber. Wenn der letztere blos eine Komödie ſpielen wollte, um hinterdrein den ehrwürdigen Papſt zu äffen, hatte Gregor alle Urſache, ſich gegen die Zudringlichkeit des jungen Königs zu ſträuben, auf ſeiner Hut vor ihm zu ſeyn und, wenn er ihm Gnade widerfahren ließ, es mit ſo ernſter Würde zu thun, daß dem im innerſten Herzen doch noch frivolen Büßer wenigſtens das Lachen vergehen ſollte. So allein muß jener verhaßte Tag von Canoſſa aufgefaßt werden. Gregor bezweckte keineswegs in geiſtlicher Hoffart und welſchem Uebermuthe eine Beſchimpfung des Königs und noch viel weniger der deutſchen Nation. Er hatte den König weder gerufen, noch erwartet. Er wollte die Scene von Canoſſa gar nicht ſpielen, Heinrich ſelbſt war es, der ihn dazu zwang. Als der König barfuß und im Büßerhemde in der Burg mit wenigen Begleitern eingelaſſen wurde, öffneten ſich ihm nur die beiden äußeren Ummauerungen und vor der dritten mußte er in einem engen Raume ſtehen bleiben und zwar den ganzen Tag, und noch einen Tag, und den dritten Tag. Er hielt aber aus, ohne zu murren. Endlich am dritten Tage ließ der Papſt ihn vor

ſich und ſprach ihn vom Banne los, aber nur unter der Bedingung, daß er bis zur letzten Entſcheidung der Frage vor den Fürſten dem Verſprechen, was er dieſen letzteren geleiſtet habe, ſich aller königlichen Amtshandlungen zu enthalten, treu bleibe und ſich dem Gericht, welches der Papſt über ihn halten werde, ſtellen wolle. Sodann brach Gregor eine Hoſtie und ſprach: „Wenn das, deſſen du mich beſchuldigt haſt, wahr iſt, will ich in dieſer Hoſtie den Tod eſſen.“ Nachdem er aber die Hälfte der Hoſtie verzehrt hatte, fuhr er fort: „Nun iß du die andere Hälfte, dir zum Tode, wenn das, was ich über dich geklagt habe, unwahr iſt.“ Der König wagte nicht, die Hoſtie zu berühren.

Kaum war Heinrich aus der Höllenqual von Canoſſa erlöſt und ſchöpfte wieder Athem, ſo ſchlug er ſich das gegebene Verſprechen auch ſchon aus dem Sinne, weil er, wenn er es hielt, doch nicht erreichen konnte, was er gewollt hatte. Die dem Papſte feindlichen Italiener erklärten ihm, wenn er nicht mehr Muth habe, dem Papſt zu widerſtehen, wollten ſie ſein zweites Söhnchen Konrad zu ihrem Könige machen. Die deutſchen Fürſten aber erklärten ihm, er habe ſein Wort gebrochen, indem er Speyer verlaſſen habe, und nun ſeyen auch ſie an nichts mehr gebunden. Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Heinrich kurz, hielt ſich an die italieniſche Oppoſition und verſperrte dem Papſt alle Wege nach Deutſchland. Gregor that ihn von neuem in den Bann. Die deutſchen Fürſten wählten Rudolf von Schwaben zum König, dieſe Wahl gefiel aber vielen nicht, insbeſondere die meiſten ſchwäbiſchen Biſchöfe ſtanden zum König. Auch der Böhme Wratislaw, die Lothringer und viele Biſchöfe und Grafen im Reich hielten die Abſetzung Heinrichs, nachdem er einmal vom Banne gelöſt war, für ein Unrecht. Da kehrte Heinrich nach Deutſchland zurück, fand großen Zuzug und erklärte zu Ulm den Gegenkönig in die Acht. Rudolf, Welf, Berthold von Zähringen und die Sachſen kämpften gegen ihn, wurden aber überall durch Heinrichs ſtarke Partei im Schach gehalten. Das ganze deutſche Reich ſtand wider einander in unzähligen kleinen Kriegsgruppen. Eine blutige Schlacht bei Melrichſtadt in Franken entſchied

nichts, weil auf dem einen Flügel Heinrich, auf dem andern aber Otto von Nordheim siegte. In diese Schlacht rückten 12,000 schwäbische Bauern mit, unter denen aber die Sachsen aus Rache furchtbar wütheten, 1078. Nun ruhte der Kampf eine Weile. Heinrich hatte Schwaben besetzt und verlieh das Herzogthum seinem Liebling Friedrich von Büren, dem er auch seine Tochter Agnes verlobte. Rudolf aber suchte damals noch vergebens die Bestätigung seiner Wahl durch Gregor nach, denn er hatte sich der Krone noch nicht werth genug gemacht. Erst nachdem 1080 Rudolf bei Fladenheim einen großen Sieg über Heinrich erfochten hatte, schickte ihm Gregor eine Krone als päpstliches Lehn. Dazu nun war er durch die Reichsgesetze nicht befugt und es war sein eigener Schade, wenn er Deutschland für sein Lehen erklärte, ohne die Deutschen zuvor gefragt zu haben. Obgleich er Heinrich abermals in den Bann that, so gewann derselbe doch neuen Anhang, denn das willkürliche Schalten des Papstes mit Deutschland mißfiel sehr vielen. Auch feierte Heinrich nicht, sondern hielt eine deutsche Synode zu Brixen, setzte den Papst zum zweitenmal ab und ließ den Erzbischof von Ravenna als Clemens III. an seine Stelle wählen. Dann zog er gegen die Sachsen, erlitt zwar durch Otto von Nordheim bei Grona an der Elster wieder eine Niederlage, in dieser Schlacht aber wurde Rudolf tödtlich verwundet durch den niederlothringischen Herzog Gottfried von Bouillon, der ihm die rechte Hand abhieb. Sterbend betrachtete er die Hand und sagte schmerzlich: „mit ihr habe ich Heinrich Treue geschworen," 1080.

Bevor sich die deutschen Fürsten entschieden, was sie nach Rudolf's Tode thun wollten, zog Heinrich nach Italien, um seinen Hauptfeind Gregor zu packen. Er entwickelte in diesen Jahren große Energie und viel Geschick, so daß man nur bedauern kann, daß er sie anwenden mußte, um sich aus Lagen herauszuziehen, in die ihn seine frühere Versündigung und Taktlosigkeit gestürzt hatte, und um den wüthenden Kampf gegen einen Gegner fortzusetzen, mit dem er von Anfang an hätte einträchtig handeln sollen, wie Otto III. mit Gregor V.

Zur Heerfahrt nach Italien wurde Heinrich mit griechischem Gelde unterstützt. Während sich nämlich die Deutschen in ihrer Unvernunft herumschlugen, benutzte Robert Guiscard die Zeit, schiffte nach Griechenland hinüber, schlug mit nur 15,000 Normannen die 70,000 Mann des griechischen Kaiser Alexius und eroberte Durazzo. Um ihn los zu werden, schickte der Grieche dem deutschen König Geld, damit er den Normannen in den Rücken falle und Heinrich zog schon 1081 vor Rom, als eine Pest, die in seinem Heere ausbrach, ihn zur Umkehr zwang. Allein er setzte sich in Toscana fest, sammelte alle Feinde des Papstes um sich und zog 1083 nochmals vor Rom. Er konnte zwar nicht die ganze Stadt einnehmen, jedoch die leoninische Vorstadt mit der h. Peterskirche, und in dieser ließ er sich von seinem Papst Clemens zum Kaiser krönen, während Gregor in der festen Engelsburg unbezwungen blieb. Weil aber Robert Guiscard aus Griechenland zurückgekehrt war und mit einem Heere heranrückte, wich Heinrich ihm aus und drei Tage nach seinem Abzuge kam Robert mit seinem Heere, unter dem auch Saracenen aus Sicilien waren, in die ewige Stadt und hinderte nicht, daß seine Soldaten dieselbe ausplünderten. Die Römer griffen zu den Waffen gegen ihre ungebetenen Retter. Da ließ Robert vollends die Stadt in Brand stecken und schleppte alle gefangenen Römer in die Sklaverei fort, 1084.

Gregor entfloh dem Greuel nach Monte Cassino und dann nach Salerno, wo ihm der Normanne Bedingungen vorschrieb. Gregor bewilligte nichts, erlag aber dem Kummer und starb mit den Worten: „ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung", 1085. So blieb er sich bis auf den letzten Augenblick treu, ein Streiter Christi auf Erden, wie es wenige gegeben hat. Aus seinen eigenen Briefen entnehmen wir, wie er dachte. „Wir vergessen nie, daß wir einst dem gerechten Richter werden Rechenschaft ablegen über die Art, wie wir das uns vom Apostelfürsten Petrus anvertraute Amt geführt haben. — Wer die Vorschriften der heiligen Väter kennt, wird unseren Ermahnungen folgen,

als vernähme er sie aus dem Munde des Apostels selbst. — Wir müssen allen Unterdrückten Hülfe gewähren und gegen die Feinde Gottes zur Vertheidigung der Gerechtigkeit mit dem Schwerte des h. Geistes bis zum Tode kämpfen. — Wundert euch nicht, meine Brüder, daß euch die Welt haßt, denn wir selbst reizen sie gegen uns, da wir ihrem Trachten widerreden und ihre Werke verdammen. Gedenkt, wie viel Streiter sich täglich um eitlen Sold dem Tode Preis geben und wir sollten nichts leiden und thun für den höchsten König?"

Im Grunde meinte er es auch mit dem deutschen Königthum ehrlich, wenigstens maßte er sich die Entscheidung darüber nur an, um der schlechten Wirthschaft Heinrichs ein Ende zu machen, genau mit demselben Recht, mit welchem Otto der Große der schlechten Papstwirthschaft in Rom ein Ende gemacht hatte. Es war hier ein Uebergriff des Kaisers in das päpstliche, dort ein Uebergriff des Papstes in das weltliche Recht, jedoch beide in guter Absicht. Nur reichten Gregors Mittel nicht aus und er täuschte sich bitter, wenn er glaubte, als zweiter Saul gegen den Samuel Heinrich im Rudolf einen David gefunden zu haben.

Trotz seines tragischen Endes hatte er Großes ausgerichtet und überlebten ihn seine Werke. Er hatte den schlechten Bischöfen sammt den Laienfürsten, welche bisher ihre Schweine im Garten des Herrn geweidet, einen tiefen und heilsamen Schrecken eingeflößt. Sein Verbot der Priesterehe blieb bestehen, weil das Volk die verheiratheten Priester nicht mehr duldete. Gegen die fleischlich gesinnten Priester war das Volk überall auf seiner Seite. Eben so siegreich drang er durch mit der Transsubstantiation, deren h. Mysterium er aufrecht erhielt gegen die Ketzerei des Berengar.

6.

Heinrichs IV. Ende.

In Deutschland hatten die Fürsten, welche früher dem Gegenkönig Rudolf anhingen, erst nachdem Heinrich wieder nach Italien gezogen war, zu Eisleben i. J. 1082 den Grafen Hermann von Luxemburg als neuen Gegenkönig aufgestellt. Das Volk aber nannte ihn zum Spott den Knoblauchkönig, weil um Eisleben her viel Knoblauch wuchs. Es war eine schlechte Wahl, denn der neue König war ohne alle Thatkraft und nur das Werkzeug Welfs. Otto von Nordheim, das eigentliche Haupt der deutschen Opposition, starb damals an einem Sturz vom Pferde und Friedrich von Schwaben, Wratislaw von Böhmen, die vielen Bischöfe und Grafen, die es mit Heinrich hielten, reichten vollkommen aus, um den Gegnern die Waage zu halten. Es war ein häßliches Wühlen und Kämpfen im ganzen Reiche. Viele Bisthümer waren doppelt besetzt von Anhängern Gregors und von denen des Gegenpapstes Clemens. Bei der Parteinahme entschieden oft nur örtliche und Familienrücksichten. Die friesischen Bauern schlugen sich für Heinrich gegen die sächsischen Grafen. Tapfere und ehrgeizige Ritter, wie früher der Staufen und nachher Wiprecht von Groitsch kämpften für Heinrich, um in die Lehen und Würden der besiegten Gegner eingesetzt zu werden. Bürger der Städte jagten ihre Bischöfe fort, nicht um dem Kaiser zu dienen, sondern um ihre Freiheiten auszudehnen.

Im Jahr 1085 kam Heinrich aus Italien zurück, stärkte seine Partei, drang in Sachsen ein und unterwarf alle seine Gegner, außer denen, die zu den Dänen flüchteten. Im Winter rüsteten sie noch einmal und Welf und Ekbert von Meißen schlugen sich vor Würzburg mit Friedrich von Schwaben, als Heinrich dem letzteren zu Hülfe kam und bei Bleichfeld einen glänzenden Sieg erfocht, 1086. Hierauf dankte der Knoblauchkönig ab und wurde nicht lange

darauf von einem Weibe erſchlagen, als er, um die Wachſamkeit ſeiner Leute zu prüfen, einmal des Nachts ſeine eigene Burg überfiel. Die erbitterten Sachſen wählten ſtatt ſeiner den Meißner Ekbert zum Gegenkönig, dieſer wurde aber vom bayriſchen Welfen beneidet und verlaſſen und hauchte ſeine wilde Seele in einer Mühle aus, in der er ſich überfallen ließ. Heinrich gab nun Meißen dem tapfern Wiprecht von Groitſch. Außer Ekbert war unter den Sachſen Biſchof Bucco von Halberſtadt Heinrichs grimmigſter Feind geweſen, aber auch ihn erſtachen die Bürger von Goslar. Da nun auch Rudolf's einziger Sohn Berthold ſtarb, blieben als Häupter der Oppoſition nur noch übrig Berthold von Zähringen, der ſich auf Burgund und die Franzoſen ſtützte, und Welf, der ſeinen Halt in Italien ſuchte und ſeinen ſiebzehnjährigen Sohn Welf mit der 44jährigen Mathilde von Toscana vermählte.

Auch Heinrich hatte ſich, da ſeine treue Bertha mitten unter den Wirren des deutſchen Krieges auf der Burg Hohentwil geſtorben war, zum zweitenmal verheirathet und zwar, vielleicht unter griechiſcher Vermittlung, mit der Eupraxia, Tochter des ruſſiſchen Großfürſten Wſewolod. Da der Norden beruhigt war, zog er 1090 nach Italien, um die Entwürfe des Welfen zu vereiteln. In Rom war auf Gregor VII. Victor III. und auf dieſen 1088 der Cluniacenſer Urban II. gefolgt, der mit Hülfe der Normannen erſt jetzt den Gegenpapſt Clemens III. aus Rom vertreiben konnte. Heinrich war zu ſchwach, um die Normannen anzugreifen, und hatte genug mit den Anhängern Mathildens zu thun, die ihn vor Canoſſa überfielen und ihm ſogar die Reichsfahne entriſſen, 1092. Da nun der alte Welf in Deutſchland wieder Aufruhr erhob, mußte Heinrich dahin zurückkehren. Als derſelbe ſich aber eben mit dem Ungarkönig Wladislaw verbünden wollte, ließ er ſich auch hier von dem alten Welf überfallen und ſchlagen. Jedoch verſöhnte ſich Welf mit ihm, weil deſſen Sohn um Toscana betrogen werden ſollte. Denn Mathilde blieb dabei, daß ihr Erbe nach ihrem Tode an den Papſt fallen müſſe, 1095.

Durch die endliche Verſöhnung mit dem mächtigen Welfen ſchien Heinrichs Zukunft nunmehr geſichert. Da aber kam erſt das Ver-

derben, welches er in der Sündhaftigkeit seiner Jugend sich unwissend selbst gezeugt hatte, über ihn und ließ ihn nicht mehr los. Sein eigner Sohn Konrad, den er als Wächter in Italien zurückgelassen hatte, ließ sich durch die Einflüsterungen der Gegner verführen, den eigenen Vater zu verrathen. Er war der jüngere Sohn, hatte also keinen Anspruch an die deutsche Krone, die seinem älteren Bruder Heinrich gebührte. Aber man schmeichelte ihm mit der lombardischen Krone und redete ihm ein, sein Vater sey doch ein verlorener Mann und werde nie wieder vom Banne loskommen. Trenne er sich daher vom Vater, so rette er sich selbst vom Verderben. Dem allen lieh nun der junge Konrad sein Ohr und ging plötzlich zu Mathilden über, die ihn mit offenen Armen empfing. Er behauptete sich nun zwar in Italien und man schmückte ihn zu Mailand mit der eisernen Krone, da er aber in Deutschland geächtet wurde und von dort her keine Hülfe bekam, wurde er bald von den Italienern als überflüssig erachtet und Verdruß und Scham rissen ihn in ein frühes Grab, 1101.

Unterdeß hatte Urban II. die Franzosen zum ersten Kreuzzuge begeistert, um das h. Grab in Jerusalem wieder zu erobern, wo die christlichen Pilger von den Saracenen mißhandelt wurden. Während die Deutschen in elenden Fehden und Intriguen befangen waren, begannen die Franzosen zum erstenmal ihre große Rolle zu spielen, den Ton in Europa anzugeben und mit ihrem Geiste den deutschen zu überholen. Die große Bewegung, die damals durch Europa ging und plötzlich alle Christen gegen die Muhamedaner vereinigte, wurde zwar in Deutschland am wenigsten empfunden, weil man hier nur mit sich selbst beschäftigt war und Neid und Sorge und Belauerung des Nachbars die egoistischen Seelen allein in Anspruch nahm, dennoch aber scheinen die mächtigen Glockentöne, welche damals die Christenheit aus dem Schlafe weckten, auch in Deutschland einigen Eindruck gemacht und die Neigung zum endlichen Friedensschlusse begünstigt zu haben. Im Jahr 1103 wurde im deutschen Reiche ein allgemeiner Landfrieden verkündet und Heinrich IV. blieb als König anerkannt, obgleich ihn der Papst, nach Urban II. seit

1099 Paſchalis II., immer noch nicht aus dem Banne gelöſt hatte. Clemens III. war i. J. 1100 geſtorben und Heinrich ſtellte keinen neuen Gegenpapſt dar. Man durfte alſo hoffen, daß er ſich mit Paſchalis werde verſöhnen können. Sein unglückliches Verhängniß aber machte es unmöglich.

Um dieſe Zeit ereigneten ſich auffallende Morde. Die Söhne Otto's von Nordheim wurden meuchlings umgebracht, der eine, Heinrich, den der König als Graf über die Frieſen geſetzt, dort von den Bauern ergriffen und ertränkt, der andere, Konrad, Graf von Beichlingen, auf einer Reiſe von Unbekannten ermordet. Gegen einen Grafen Sighart von Burghauſen, Vogt im Stifte Regensburg, erhoben ſich die Bürger und ſchlugen ihm den Kopf ab. Da flüſterte man ſich zu, das alles ſey auf des Königs Antrieb geſchehen, der noch an Otto von Nordheim habe Rache nehmen wollen und der darauf ausgehe, die Bauern und Bürger gegen den Adel zu hetzen. Am meiſten aber ſchadete ihm die Zuneigung, die er den Juden bewies. Dieſe waren von früher her ſeine guten Freunde, denn wenn hätten dieſe Wucherer verſäumt, die Lüderlichkeit vornehmer junger Herren durch Geldvorſtrecken zu pflegen? Nun hatten aber die Kreuzfahrer einen allgemeinen Sturm auf die Juden erregt und wollten die Chriſtenheit von dieſer Peſt mit einemmale heilen, indem ſie alle Juden, wo ſie welche fanden, todtſchlugen. Das war auch in Mainz geſchehen, während der König in Italien war. Nach ſeiner Rückkehr klagten die damals aus Mainz geflüchteten Juden den Erzbiſchof Ruthard daſelbſt an, er habe ſie nicht nur nicht geſchützt, ſondern Verwandte deſſelben hätten ſich ſogar bei der Beraubung der Juden betheiligt. Der König nahm ſich nun ſeiner Juden ſo eifervoll an, daß der Erzbiſchof flüchten mußte, während ſeine Güter vom König eingezogen und die Juden damit entſchädigt wurden. Dieſer Act königlicher Gerechtigkeit hatte die öffentliche Meinung aber nicht für ſich, weil er in der Form verfehlt war und weil man ihn für eine Protection des Judenwuchers anſah.

Man macht ſich einen Begriff von der Stimmung, welche trotz

des Friedens im Reiche gegen den König herrschte, wenn man erfährt, daß sein ältester Sohn Heinrich plötzlich dem Beispiel des jüngeren folgte, kurz vor Weihnachten des Jahres 1104 mit einer Anzahl junger Freunde das königliche Hoflager verließ und nach Bayern entwich, um mit dem Welfen zu conspiriren. Ohne Zweifel hatte sich der junge Heinrich schon vorher mit den Fürsten und wohl auch mit dem Papste verständigt. Denn die Herren waren schnell einig. Aus Bayern zog der Prinz nach Sachsen und hielt zu Goslar eine Synode, worin er den Bischöfen mit erheuchelten Thränen erklärte, er habe sich von seinem Vater nur abgewendet, weil derselbe im Banne sey. Wenn er vom Banne losgesprochen wäre, wolle er ihm wieder als seinem König und Vater gehorchen. Wo nicht, so müsse er, um wenigstens die Dynastie zu retten, seine Sache von der des Vaters trennen. Man stimmte ihm zu, weil alles vorher verabredet war. Nicht ein deutscher Bischof erhob sich, um den ruchlosen Sohn an das vierte Gebot zu mahnen. Als ob sich alles gegen den König verschworen hätte, waren ihm damals eben seine besten Freunde weggestorben, Wratislaw von Böhmen und Friedrich von Schwaben. Wratislaws Sohn wurde von den Wrssowecen ermordet und diese setzten den Swatopluk zum König ein, der die Partei des jungen Heinrich ergriff und den Wiprecht von Groitsch nicht überwältigen konnte. Friedrich von Büren, dessen Geschlecht nach der von ihm erbauten Burg Hohenstaufen genannt wurde, hinterließ nur zwei unmündige Söhne, seine Wittwe Agnes aber, des Königs Tochter, hielt es nicht mit diesem ihrem Vater, sondern mit ihrem Bruder, dem jüngeren Heinrich, und wurde von demselben mit dem Babenberger Leopold von Oesterreich wiedervermählt, der ein Gegner des Königs war.

Der unglückliche König sah sich plötzlich von allen Seiten verrathen und sein Sohn wußte ihm sogar noch Verdacht gegen seine wahren Freunde beizubringen, so daß er, die Besinnung verlierend, die einen von sich stieß und vor den andern selber floh. Die rheinischen Städte, welche damals schon stark bevölkert und durch Handel und Gewerbfleiß reich waren, sahen den Bund des jungen Heinrich

mit den Fürsten ungern und sammelten im Interesse ihrer eigenen Freiheit für den König ein Heer von 20,000 Mann bei Mainz. Aber der König, welcher seinem Sohne die rührendsten Briefe schrieb, ließ sich durch die freundlichen Antworten desselben täuschen, von seinen letzten bewaffneten Vertheidigern trennen und zu einer Zusammenkunft verlocken, die an der Mosel bei Koblenz stattfand. Hier stürzte der Vater dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn: „Wenn ich auch für meine Sünden büßen muß, so bewahre doch wenigstens du deine Ehre, denn der Sohn darf nicht über die Schuld des Vaters richten.“ Aber der Sohn blieb unbewegt, heuchelte nur Mitleid, täuschte den Vater auf's neue durch falsche Zusagen, trennte ihn vollends von seinem Gefolge und ließ ihn dann plötzlich bei Kreuznach in der Burg Bökelheim gefangen nehmen. Endlich schleppte man ihn vor das Gericht der Fürsten nach Ingelheim. Hier wurde ihm erklärt, er sey abgesetzt. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Bischof von Worms legten Hand an seine Person und rissen ihm die Krone vom Haupte, den Kaisermantel vom Leibe, das Scepter aus der Hand, um seinen Sohn damit zu schmücken. Man hatte ihn betrogen und ihm gesagt, er werde nach Mainz gebracht, wo er frei mit den Fürsten unterhandeln solle und die Bürger ihm Schutz gewährten. Die Fürsten hatten ihn aber schon in Ingelheim aufgefangen. Er verlangte nun immer noch nach Mainz und wollte, empört über diese neue Schändlichkeit, die Entsagungsurkunde nicht unterschreiben. Aber durch fürchterliche Drohungen zwang man ihn dazu und der päpstliche Legat, der an des jungen Heinrichs Seite die ganze Scene leitete, machte dem alten Kaiser gar noch bange, er müsse sich noch bis nach Rom schleppen lassen und sich die Erlösung vom Banne zu den Füßen des Papstes holen. Da brach dem schrecklich gedemüthigten Greise das Herz und er unterschrieb alles, was man wollte, 1106.

Die Bürger der rheinischen Städte sahen indeß diesen niederträchtigen Vorgängen nicht gleichgültig zu, sondern waffneten sich. Der junge Heinrich erlitt eine Niederlage bei Ruffach. Der alte Heinrich wurde befreit und im Triumph nach Köln geführt. Auch

die Lütticher erhoben sich für ihn und Herzog Heinrich von Niederlothringen. Gegen die bei Aachen versammelte neue Heeresmacht des Vaters zog der Sohn zu Felde. Ehe aber die Heere noch an einander geriethen, während der Sohn vergeblich Köln belagerte, starb der Vater in Lüttich, am 7. August 1106. Bischof Odbert von Lüttich ließ ihn auf einer Insel beerdigen und sein Grab von einem alten Einsiedler hüten, bis er, vom Banne gelöst, in geweihter Erde würde können begraben werden. Es beliebte dem Papst, den Bann nicht eher zu lösen, als i. J. 1111. Da wurde die Leiche erhoben und neben der der treuen Königin Bertha in der Kaisergruft zu Speier beigesetzt.

Die Leiden seines Alters söhnen mit den Sünden seiner Jugend aus. Der unglückliche König sagte in seinen letzten Zeiten, wenn er auf seinen Lebensgang zurückblickte: „Viele wissen viel, sich selbst hat niemand ausgelernt."

7.

Heinrich V.

Der junge König nahm sich seinen Großvater Heinrich III. zum Muster und schien großen Werth darein zu setzen und viele Eile zu haben, das unrühmliche Andenken seines Vaters möglichst bald zu verwischen. Und in der That vereinigte er mit dem festen Willen Heinrichs III. eine Arglist und eine Moral, welcher jedes Mittel recht war, wenn es nur zum Zweck führte, so daß man erstaunliche Dinge von ihm erwarten konnte.

Zuerst räumte er im Norden des Reiches auf. Wo sein Vater so viele Schwierigkeiten gefunden hatte, war ihm alles leicht. Magnus, der letzte Billunger, war ohne männlichen Erben gestorben. Von seinen zwei Töchtern heirathete Eilike den Otto von Ballenstedt, dem sie Albrecht den Bären gebar, und Wulfhild des Welfen Bruder Heinrich den Schwarzen, dem sie Heinrich den Stolzen gebar.

Heinrich V. aber gab das Herzogthum Sachsen keinem von diesen, sondern dem Lothar von Suplinburg. Der heidnische Rügenfürst Kruko behauptete eine Zeit lang noch seine Gewalt in Pommern und Mecklenburg und ließ Gottschalks Sohn Buthue umbringen, wurde aber selbst von dessen Bruder Heinrich erschlagen, mit Hülfe der Gemahlin Krukos, welche diesen schönen Heinrich liebte. Die Heiden wehrten sich noch verzweifelt, Heinrich überwältigte sie jedoch in mehreren Schlachten und behauptete Mecklenburg, während Pommern in die Gewalt der Polen fiel. König Heinrich V. wollte dem Polenkönig Boleslaw III. (Krummaul) diesen Gewinn nicht lassen und verband sich gegen ihn mit dem Böhmen Swatopluk. Die Wrssowecen hielten es mit den Polen, Swatopluk aber ließ ihr ganzes Geschlecht, wohl tausend an der Zahl, bis auf einen ausrotten. Dieser letzte Wrsch aber rächte die Seinen und erstach den Swatopluk im Zelte des Königs, als die beiden eben Glogau belagerten. Die Böhmen zogen nun in ihr Land zurück und Heinrich V. erlitt mit seinen Deutschen einige Stunden hinter Breslau eine Niederlage. Von den Hunden, welche hier die Leichen der Deutschen sollen gefressen haben, nannte man den Ort Hundsfeld, 1109. Wiprecht von Groitsch, welcher zu Meißen noch die Lausitz erworben hatte, vermittelte den Frieden mit Polen unter der Bedingung, daß sein Schwager Borziwoi König von Böhmen werde. Heinrich V. willigte ein, versah sich aber nichts Gutes von Wiprechts Verbindung mit den Böhmen, nahm sowohl ihn als den Borziwoi verrätherisch gefangen, übergab Böhmen dem Bruder des letzteren Wladislaw und nahm dem Wiprecht die Lausitz ab, um sie einem ihm treu ergebenen und tapfern Kriegshelden, dem Grafen Hoyer von Mansfeld, anzuvertrauen.

Heinrich hatte sich bisher auf die päpstliche Partei gestützt und betheuerte mit satanischer Ironie, er werde die Kirche behandeln wie seine Mutter und den Papst wie seinen Vater. Seine Mutter war aber todt und wie er seinen Vater behandelt hatte, wissen wir. Im J. 1110 zog er nach Italien, um den Papst zu betrügen, wie er alle betrog. Niemand wagte ihm zu widerstehen, für so furchtbar hielt man ihn oder traute seinen Versicherungen. Sogar die

alte Mathilde nahm Toscana von ihm zu Lehen. Von Arezzo aus unterhandelte er mit Paschalis II. wegen der Kaiserkrönung. Der Papst forderte, er solle der Investitur entsagen, dagegen sollten die Bischöfe und Aebte alle Reichsgüter und Regalien, mit denen sie vom König belehnt seyen, verlieren und dem König zurückgeben. Heinrich willigte ein und verpflichtete sich, am Tage der Kaiserkrönung schriftlich der Investitur zu entsagen, wenn der Papst den Bischöfen und Aebten befehle, desgleichen ihren Reichsgütern und Regalien zu entsagen. Er wußte wohl, daß sie nicht gehorchen würden und hatte sich somit dem Papst willig bezeugt, ohne daß ihn dieser beim Wort halten konnte. Ihr Vertrag wurde am 4. Februar 1111 abgeschlossen. Heinrich zog hierauf in Rom ein, hielt dem ihm entgegenreitenden Papst nach der Sitte den Steigbügel und wurde von ihm in der Peterskirche zum Kaiser ausgerufen. Als nun aber der Papst vor der Krönung den Befehl ablesen ließ, der allen Bischöfen und Aebten des Reichs gebot, ihre Güter und Regalien herzugeben, erhoben sich dieselben mit lautem Geschrei und ließen den Befehl gar nicht auslesen. Alle erklärten ihren Ungehorsam. Heinrich aber sagte dem Papst, wenn er seinen Befehl nicht durchsetzen könne, so sey auch er an sein Erbieten nicht mehr gebunden und werde das Investiturrecht so lange behalten, als die kirchlichen Würdenträger ihre Reichsgüter und Regalien behielten. Der Papst protestirte und weigerte sich, die Krönung zu vollziehen, Heinrich aber machte der Sache rasch ein Ende, indem er ihn und alle seine Cardinäle gefangen nahm. Die Römer griffen zwar zu den Waffen und es gab ein entsetzliches Gemetzel. Heinrich selbst sprengte unter sie, erschlug fünf Römer, wurde aber selbst verwundet und mit Mühe gerettet. Als dann die vor den Thoren lagernden Deutschen in Masse herbeikamen, wurden auf dem Platz vor der Peterskirche viele tausend Römer niedergehauen. Vergebens hoffte der Papst noch auf die Hülfe der Normannen. Sie wollten sich diesmal gegen einen so gefährlichen Feind, wie Heinrich war, nicht vorwagen und Paschalis wurde drangsalirt, wie einst der alte Heinrich IV. zu Ingelheim, bis er sich zitternd bequemte, dem König die Investitur zu geben,

ihn zum Kaiser zu krönen und feierlich zu geloben, daß er ihn niemals in den Bann thun wolle.

Sobald aber Heinrich nach Deutschland zurückgekehrt war, wurde der arme Papst von den Cardinälen bestürmt, den abgezwungenen Schwur zu brechen. Er wollte nicht, er that den König wenigstens nicht in den Bann, erklärte aber alle mit ihm gepflogenen Verhandlungen für nichtig und der energische Erzbischof Guido von Vienne übernahm es, auf einem Concil zu Vienne den Bann über Heinrich zu sprechen, 1112.

Wer Verrath übt, findet schlechte Freunde. Adalbert, den Heinrich eigenmächtig zum Erzbischof von Mainz ernannt und den er bisher in allen Kirchensachen als Werkzeug gebraucht hatte, fiel plötzlich von ihm ab und schloß sich an eine neue große Opposition an, die gern den Bann zum Vorwand nahm, um sich gegen Heinrich zu erklären. Lothar, den er zum Herzog in Sachsen gemacht, aber schon wieder abgesetzt hatte, weil sich derselbe seinen Verfügungen in einigen Erbschaftssachen widersetzte, der alte Wiprecht, dem er die Lausitz weggenommen hatte, Landgraf Ludwig von Thüringen und andere vereinten sich mit Adalbert gegen den König. Dieser aber führte rasch ein Heer nach Sachsen, überfiel seine Feinde bei Warnstädt und endete den Aufruhr mit einem Schlage, 1113. Zu diesem Sieg verhalf ihm wieder der gewaltige Hoyer von Mansfeld. Adalbert und Wiprecht wurden gefangen, Lothar und Ludwig mußten barfuß und im schlechten Kleide den König um Gnade bitten. Trotzdem warf er den letzteren ins Gefängniß. Triumphirend feierte der König zu Mainz seine Hochzeit mit der jungen Mathilde, einer Tochter Heinrich I. von England. Erzbischof Friedrich von Köln aber stellte sich an die Spitze einer neuen Opposition und weckte den tieferbitterten Sachsen neuen Muth. Heinrich belagerte Köln vergebens. Berthold II. von Zähringen, der mit ihm war, wurde bei einem Ausfall gefangen. Da erhoben sich die Sachsen wieder. Heinrich brach gegen sie auf, erlitt aber am Wölfisholze bei Mansfeld eine schwere Niederlage, indem auch sein tapferer Hoyer vom jüngeren Wiprecht von Groitsch erschlagen wurde. Heinrich ver-

irrte auf der Flucht im Harz. An demselben Tage — es war der 11. Februar 1115 — schlug Otto von Ballenstedt die empörten Wenden bei Köthen und der Ruhm der Sachsen erhielt neuen Glanz.

Der Tod der alten Mathilde in Italien lieh dem besiegten König einen erwünschten Vorwand, den sächsischen Krieg einstweilen ruhen zu lassen und wieder über die Alpen zu gehen. Um sich den Rücken zu decken, gab er alle Gefangenen frei und ließ dem Lothar vorstellen, er solle im Norden Ruhe halten und nichts weiter gegen ihn unternehmen, weil sonst der Papst über ihn triumphiren und sich eine Gewalt anmaßen könne, unter der alle Laienfürsten würden zu leiden haben. Im Uebrigen gab er den jetzt herangewachsenen Söhnen des Hohenstaufen Friedrich Schwaben und Franken, jenes Friedrich dem Einäugigen, dieses dem Konrad. Dann erst ging er nach Italien und befolgte hier die kluge Politik, sich die Städte zu befreunden, welche immer mehr in Aufnahme gekommen waren, den Fürsten und Grafen, wie den Bischöfen gegenüber eine mächtige Partei bildeten und für ihre Freiheit besorgt waren, wenn der Papst das reiche Mathildische Erbe mit dem Kirchenstaat vereinigen würde. Das brachte schnell eine Verständigung zwischen dem deutschen König und Venedig zu Stande. Man widersetzte sich ihm nirgends. Er nahm Toscana zu Handen des Reichs und kam ungehindert nach Rom, von wo der alte Paschalis entfloh. Er ließ sich indeß durch Burdinus, einen Erzbischof aus Portugal, zum Kaiser krönen, 1117, und machte im folgenden Jahre, als Paschalis starb, diesen Burdinus unter dem Namen Gregor VIII. zum Papste. Eine Gegenpartei wählte zwar einen andern, der aber gleich vertrieben wurde und bald starb. Heinrich fand an der Familie Frangipani, die er sehr begünstigte, entschlossene und kluge Wächter seines Interesses in Rom. Allein die Kirche hatte noch Männer und Waffen genug. Jener Guido von Vienne, des deutschen Königs furchtlosester Feind, wurde unter dem Namen Calixtus II. von der streng kirchlichen Partei zum Papste gewählt und der Creatur des Königs entgegengesetzt, 1119.

Unterdeß hatte der wieder frei gewordene Erzbischof Adalbert, voll Wuth gegen den König, den sächsischen Herzog Lothar umgestimmt, einen Fürstentag nach Köln berufen und sich offen gegen Heinrich erklärt. Die staufischen Brüder zogen gegen ihn zu Felde, die Sachsen kamen ihm zu Hülfe und ringsum entbrannte immer wildere Fehde. Heinrich eilte zwar nach Deutschland zurück, aber auch Calixtus verließ Italien und begab sich zum König von Frankreich, um diesen mit in den Bund gegen den deutschen König zu ziehen. Heinrich erbot sich zur Unterhandlung, der Papst forderte aber zuviel. Er wollte nämlich den Bischöfen die Reichsgüter und Regalien lassen, die Investitur aber in die eigene Hand nehmen und dem weltlichen Reichsoberhaupte gänzlich absprechen. Darauf konnte sich Heinrich nicht einlassen und der Papst selbst schadete sich mit dieser übertriebenen Forderung, da sein Beschützer, der König von Frankreich, und seine Bundesgenossen, die sächsischen Fürsten, selbst sie im Interesse der weltlichen Gewalt mißbilligen mußten. Auch die Städte regten sich damals sehr lebhaft, denn ihrem Freiheitssinne behagten die päpstlichen Ansprüche am wenigsten. Köln öffnete jetzt dem König freiwillig die Thore. Lothar aber trat vermittelnd ein, wie auch der alte Wiprecht. So kam zu Worms ein Concordat zu Stande, in welchem Heinrich dem Papste nur die Belehnung mit den Kirchengütern überließ, nicht aber die mit den Regalien, was besonders für die Städte wichtig war, denen auf diese Weise der Schutz des Kaisers gesichert blieb, 1122. Calixtus begriff, daß er mehr nicht erlangen könne, nahm das Concordat an und sprach den König vom Banne los, rächte sich aber noch an dem armen Burdinus, den er gefangen nahm und zum Spott auf einem Kameel durch die Straßen von Rom führen ließ.

Heinrich war von dieser Zeit an gelähmt. Die sächsischen Fürsten und die Böhmen befehdeten sich wegen Meißen, welches Graf Heinrich von Eulenburg dem alten Wiprecht entreißen wollte, und der König war zu schwach, um einzuschreiten. Adalbert versöhnte sich mit ihm um den Preis des Thüringer Zehnten, bekam denselben aber doch nicht, weil die Thüringer sich zur Wehre setzten. Für

einen großen Gedanken suchte Heinrich noch die deutschen Fürsten zu begeistern, indem damals ein Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach. Frankreichs Einverständniß mit dem Papste drohte dem uneinigen Deutschland immer gefährlicher zu werden. Im Bunde mit England konnte Deutschland Frankreich einschränken und die eigene Macht heben. Aber Heinrich predigte tauben Ohren. Die Fürsten sahen nur auf ihr nächstes Interesse. Er wollte eine Reichssteuer ausschreiben, um ein Heer im Bunde mit England gegen Frankreich zu rüsten. Aber sie wurde ihm von allen Seiten verweigert. Da starb er im bittern Gefühle seiner Ohnmacht, noch im kräftigsten Alter, 1125. Da er keine Kinder hinterließ, schenkte er sein ganzes Erbe den Hohenstaufen, die den Saliern allezeit aufs treueste gedient hatten.

Drittes Buch.

Die schwäbischen Kaiser.

1.

Lothar.

Die wichtigste Frage für das deutsche Reich war, ob die neue Dynastie, welche der salischen folgen mußte, den Kampf mit der Kirche fortsetzen oder gleich der frühern sächsischen Dynastie mit der Kirche Hand in Hand gehen würde. Die Gesinnung der Salier erbte mit ihren Gütern fort auf die Hohenstaufen. Friedrich der Einäugige von Schwaben war als Neffe Heinrichs V. zunächst zur Nachfolge berechtigt und durch Verschwägerung mit den mächtigen Welfen noch mehr gestärkt worden. Welf II. nämlich war 1120 gestorben und hatte Bayern seinem Bruder Heinrich dem Schwarzen hinterlassen und dieser wieder seinem Sohn Heinrich dem Stolzen. Des letztern Schwester aber Judith heirathete der schwäbische Friedrich. Dieser hielt sich somit für den unvermeidlichen Erben der deutschen Krone, ohne sich darum zu bemühen und ohne den andern Fürsten gute Worte zu geben. Erzbischof Adalbert von Mainz aber warnte die Fürsten vor dem Ehrgeiz der Staufen, welche den alten Kampf gegen die Kirche erneuern würden, empfahl ihnen den besonnenen und gemäßigten Sachsen Lothar und vermittelte eine Heirath

zwiſchen Lothars Tochter Gertrud und dem ſtolzen Heinrich von Bayern. Die Welfen hatten ſich auch früher mehr auf die Seite des Papſtes als der Salier geſtellt, und die ſchwäbiſche Heirath war demnach am welfiſchen Hofe nicht ſo ſchwer, als die ſächſiſche. Zudem hatte Lothar keine männlichen Erben und der ſtolze Heinrich gewann durch Gertrud einen Anſpruch auf Sachſen. So blieben denn die Staufen bei der Königswahl iſolirt, indem ſich nur Böhmen für ſie erklärte, und Lothar empfing die deutſche Krone, 1125.

Lothar erlitt gleich im Anfang ſeiner Regierung, als er Sobieslaw, Wladislaws Nachfolger in Böhmen, zur Huldigung zwingen wollte, durch denſelben eine Niederlage bei Culm, doch erbot ſich Sobieslaw freiwillig, ihn anzuerkennen. In Burgund erhob ein Graf Rainold Aufruhr, wurde aber durch Berthold von Zähringen beſiegt, dem Lothar die Verwaltung von Burgund übergab. Durch ihn und den Welfen von zwei Seiten eingeengt und im Norden von Lothar bedroht, kamen die Staufen in eine üble Lage und ſollten nun noch gezwungen werden, alle die Lehen herauszugeben, welche die ſaliſchen Könige früher beſiegten Feinden entriſſen, aber nicht dem Reiche zurückgegeben, ſondern mit ihren Stammländern, Franken und Schwaben, vereinigt hatten. Die beiden Brüder, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, wehrten ſich dagegen, ſetzten alles aufs Spiel, ſchlugen ſich tapfer herum und knüpften Verbindungen in Burgund und Italien an. Keck genug ließ ſich im J. 1127 der fränkiſche Herzog ſogar unter dem Namen Konrad III. zum Gegenkönig ausrufen und die Brüder trotzten ſelbſt dem Banne, den Adalbert gegen ſie ſchleuderte. Während Friedrich in Deutſchland fortkämpfte, ging Konrad III. über die Alpen, empfing in Mailand durch den Erzbiſchof Anſelm die eiſerne Krone, fand aber die Gegenpartei, die keine Deutſchen mehr in Italien leiden wollte, zu mächtig und mußte umkehren. Zwar riß nach dem Tode des Papſtes Honorius II. 1130 der Sohn eines reichen Juden, Anaklet II. den h. Stuhl an ſich und vertrieb den von der kirchlichen Partei gewählten Papſt Innocenz II. Dieſer aber fand Schutz in Frankreich, wurde vom h. Bernhard der ganzen Chriſtenheit als der allein

rechtmäßige Papſt empfohlen und kam 1131 in Lüttich mit Lothar zuſammen. Die Hohenſtaufen waren ſo geſchwächt, daß ſie Franken nicht mehr retten konnten. Nur Schwaben hielt noch Friedrich, indeß Konrad wieder nach Italien eilte, um dem Lothar dort zuvorzukommen, welcher 1132 mit Heeresmacht dahin zog, um Innocenz nach Rom zurückzuführen. Konrad wurde nicht genug unterſtützt, Lothar erreichte alſo ſeinen Zweck, ſetzte Innocenz II. in Rom ein, empfing nebſt ſeiner Gemahlin Richenza von ihm die Kaiſerkrone und nahm von ihm die Mathildiſchen Güter zu Lehen.

Nach ſeiner Rückkehr bändigte Lothar den Dänenkönig Magnus, zwang ihn zur Huldigung und ließ ſich von ihm das Reichsſchwert vortragen, Graf Adolf von Holſtein aber befeſtigte Sigeberg als Bollwerk gegen jeden neuen Angriff der Dänen, 1134. Bald darauf erſchien Bernhard von Clairvaux, der große Heilige Frankreichs, in Deutſchland, um den Streit des Königs mit den Staufen zu vermitteln, denn überall trachtete er, die elenden Streitigkeiten chriſtlicher Fürſten auszugleichen, Einheit und Frieden unter den chriſtlichen Völkern herzuſtellen und möglich zu machen, daß die Chriſten in ihrer Geſammtheit gegen den Islam vorſchritten und wenigſtens deſſen weitere Eroberungen hemmten. Die Großartigkeit ſeiner Auffaſſung der Weltlage wurde von den Zeitgenoſſen anerkannt und indem der heilige Mönch in den Kreis der Fürſten trat, bezauberte er ſie und gelangte zu großen Erfolgen. Nur nicht auf die Dauer, denn der Geiſt bei den Fürſten war willig, aber das Fleiſch blieb ſchwach. Eben hatten die Bayern Ulm erſtürmt und den ſchwäbiſchen Herzog in große Bedrängniß gebracht. Da erſchien der h. Bernhard auf dem deutſchen Fürſtentage zu Bamberg und bewog den König zur Sühne. Friedrich von Staufen trat ein und beugte ſein Knie vor Lothar, der ihn huldreich aufnahm. Später kam Konrad und erhielt gleiche Gnade. Boleslaw von Polen hatte den Bela von Ungarn bekriegt, war aber von den Bayern und von den Babenbergern in Oeſterreich beſiegt worden und kam nach Merſeburg, um von Lothar Polen zu Lehen zu nehmen, 1135. Damit war der Frieden im Reiche hergeſtellt und die Kirche feierte wieder, wie

unter den Liudolfingern, ihren schönen Sieg über die wilden Leidenschaften und den Egoismus der Laienfürsten. Der deutsche Klerus stand nicht hinter dem französischen zurück, denn damals begann der h. Otto, Bischof von Bamberg, nach so langen und blutigen Greueln unter Gottes Segen die friedliche Bekehrung der Wenden und übernahm der h. Norbert, der berühmte Stifter des Prämonstratenserordens, das Erzbisthum Magdeburg.

Im Jahr 1136 mußte Lothar noch einmal nach Italien gehen, weil der Normanne Roger sich zum König in Apulien und Sicilien aufgeworfen und den Afterpapst Anaklet wieder unterstützt hatte. Ohne Rom zu berühren rückte Lothar auf der Ostseite Italiens, sein Eidam, der stolze Heinrich, auf der Westseite gegen die Normannen vor, während zugleich Abt Wibald von Corvey mit einer Flotte die normannische zurücktrieb. Roger gab Unteritalien ganz auf und vertheidigte nur Sicilien. Aber das Uebel, welchem fast alle deutschen Heere in Italien zu unterliegen pflegten, blieb auch diesmal nicht aus. Die deutschen Krieger überließen sich der Völlerei, konnten die Hitze des Klimas nicht ertragen und wurden von Fiebern ergriffen. Lothar mußte mit dem schwachen Reste seines Heeres heimkehren. Er war aber schon von Krankheit angesteckt und starb unterwegs in Tirol in einer Bauernhütte, 1137. Papst Innocenz II. blieb verlassen in Italien zurück, wurde von König Roger gefangen, glich sich aber mit ihm aus und belehnte ihn mit seinen beiden Reichen.

Die unnützen Fehden der Fürsten unter einander brachten den Bevölkerungen zwar viel Unheil, dienten aber, wie wir gesehen haben, das Ansehen der Kirche zu mehren, welche erhaben über den dynastischen Interessen stand, und vermochten doch auch nicht ganz die Völker zu ruiniren. In den Städten begann ein neues frisches Leben. In dem Maaße, wie ihnen durch die Kreuzzüge der Orient geöffnet wurde, stieg ihr Handel und Gewerbfleiß. Dies war besonders in Flandern der Fall. Die Grafen von Flandern nahmen sehr thätigen Antheil an den Kreuzzügen und fuhren zur See ins h. Land auf den von den Bürgern ausgerüsteten Flotten, welche zugleich Han-

Bayerische Staatsbibliothek

delsflotten waren. Dadurch kamen die Städte Gent, Brügge und andere in rasche Aufnahme. Nur der kleinere Theil der Grafschaft war deutsches Reichslehen, der weit größere Theil gehörte zu Frankreich, die Grafen aber waren fast unabhängig gleich allen andern großen Vasallen Frankreichs, und weit entfernt, französische Gesetze, Sitten und Sprache anzunehmen, waren die Vlämingen vielmehr stolz auf ihre deutsche Nationalität, auf ihre alten Freiheiten und auf ihren neuen Reichthum. Nun starb aber das alte Grafengeschlecht aus. Der letzte Graf, Balduin mit der Art, adoptirte einen zu ihm geflüchteten dänischen Königssohn, Karl den Guten, der sich beim Volk außerordentlich beliebt machte, weil er aber während einer Hungersnoth dem Kornwucher steuerte, von den Wucherern erschlagen wurde, indem er eben den Armen Brod austheilte, 1127. Das Volk nahm an den Mördern furchtbare Rache und der Gemordete wurde zum Heiligen erhoben. König Ludwig von Frankreich gab Flandern als erledigtes Lehen dem Herzog Wilhelm von der Normandie, gegen den sich aber die Städte bald empörten, weil er neue und unerhörte Steuern ausschrieb. Zu ihrem Haupte wählten sie den Grafen Dietrich von Elsaß, der in weiblicher Linie von ihren alten Grafen abstammte. Wilhelm fiel bei der Belagerung von Alloft, 1128, und der König von Frankreich wagte nicht, die deutsche Partei noch mehr zu reizen, sondern gab Flandern dem Grafen Dietrich zu Lehen, welcher, das Beispiel des guten Karl nachahmend, das gemeine Volk auf seine Seite brachte, es gegen den Adel schützte und den Städten große Freiheitsbriefe (die Keuren) verlieh. Er regierte vierzig Jahre lang, zog viermal ins h. Land, vermählte sich mit einer Tochter des Königs von Jerusalem und verschaffte seinen Bürgern die ausgedehntesten Handelsverbindungen. Morgenländische Waaren füllten die Märkte von Brügge und Gent und alle vlämischen Städte wimmelten von Handwerkern aller Art, um Industrieartikel zu verfertigen, die an Güte mit den griechischen und arabischen wetteiferten und bald berühmt und in allen Ländern gesucht waren. So wurde das kleine Flandern frühzeitig ein Mittelpunkt des Reichthums und der Bildung.

Im äußersten Nordosten Deutschlands machte damals der h. Otto, Bischof von Bamberg, für Deutschland, wenn man so sagen darf, die pommernsche Eroberung. Die noch heidnischen Wenden (Liutizen) in Pommern unter ihrem Fürsten Wratislaw, der übrigens schon in seiner Jugend einmal von den Sachsen gefangen, bekehrt und getauft worden war, wurde 1121 durch den damals mächtigen Polenfürsten Boleslaw unterworfen und zur Annahme des Christenthums verpflichtet. Wie es scheint, nahmen sie von slavisch redenden Christen die Bekehrung lieber an, als von den verhaßten Deutschen. Allein diese Bekehrung war höchst oberflächlich und bei den meisten nur verstellt. Deshalb unternahm es der fromme Bischof von Bamberg, das Bekehrungswerk persönlich weiter zu führen. Er eignete sich besonders dazu, weil er fertig slavisch reden konnte, wie denn die slavische Bevölkerung sich bis in die Gegend von Bamberg erstreckt hatte. Er wurde vom deutschen König Lothar und von dem böhmischen Wladislaw unterstützt und der Pole Boleslaw sah ihn gern kommen, weil Pommern polnisches Lehen bleiben sollte. Otto fand also seine Straße geebnet und ließ sich zuerst in Piritz, einem von alter Zeit her den Heiden heiligen Orte an einer Quelle nieder, an welcher er binnen wenigen Wochen 7000 Heiden taufte. Dann zog er weiter von Ort zu Ort über Camin, Julin, Stettin bis nach Colberg, überall von Wratislaws Autorität unterstützt, so daß er das große Heiligthum in Stettin zerstören und den dreiköpfigen Triglav als Trophäe mitnehmen konnte, 1128. Otto war ein überaus demüthiger Mann. Als er im Winter barfuß in seine Kirche ging, zog er sich die Gicht zu. Als ihm die Polen einen kostbaren seidenen und mit Gold gestickten Pelz verehrten, hing er denselben einem aussätzigen Bettler um.

2.

Konrad III.

Mit dem sächsischen Lothar wurde die Hoffnung, daß Reich und Kirche in Harmonie bleiben würden, begraben. Er hatte keinen Sohn, sein sächsisches Erbe kam an seinen Eidam, den stolzen Heinrich. Wenn aber auch dieser nach ihm deutscher König geworden wäre, würde er gleich den Saliern die Kirche beeinträchtigt haben, denn in dem italienischen Zweige der Welfen, welcher nach Deutschland verpflanzt worden war, waltete die Gier nach Gewinn noch mehr vor, als in irgend einer echt deutschen Dynastie. Die Hohenstaufen aber waren von Anfang an gewohnt, gegen die Kirche zu kämpfen. Das war die Bedingung gewesen, unter welcher Friedrich von Büren aus dem Nichts emporgestiegen war. Noch kein einziger Staufe war vom Banne verschont geblieben. Diese Gewohnheit ging dem Geschlechte nach bis ans Ende.

Heinrich der Stolze wurde nicht zum König gewählt. Er hatte auf dem letzten Römerzuge durch seine Hoffahrt nicht nur die deutschen Fürsten, sondern auch den Papst verletzt. Konrad dagegen hatte sich bereits mit dem päpstlichen Legaten Dietwin verständigt und demselben ohne Zweifel viel versprochen. Zufällig waren gerade die Erzbisthümer von Mainz und Köln erledigt und Erzbischof Albrecht von Trier, der mit Konrad und dem Legaten einverstanden war, ließ schnell in Mainz und Köln andere gute Freunde zu Erzbischöfen wählen, versammelte noch einige andere Anhänger der Staufen und ließ **Konrad III.** eiligst zum deutschen König wählen und in Aachen krönen, 1138. Heinrich war gar nicht gefragt worden, entrüstete sich daher sehr über die ungesetzlichen Wahlen und zog das Schwert. Allein man hatte schon verabredet, dem Grafen von Ballenstedt, der die Mark Brandenburg verwaltete, Albrecht dem Bären, aus dem Hause Aschersleben oder Askanien, der sich im Kampf mit Wenden und Polen verdient gemacht hatte, das Herzogthum

Sachsen zu geben. Um diesen Preis strengte sich Albrecht an und schlug den stolzen Heinrich bei Mimirsburg. Heinrich erbot sich nun, die Reichskleinodien, die er seit Lothar's Tode in Verwahrung hatte, herauszugeben. Als man ihm aber sagte, er solle Sachsen verlieren, erneuerte er den Krieg. Er selbst ging nach Sachsen und erlangte wieder Vortheile über den Bären. Sein Bruder Welf griff Schwaben an. Nach der allbekannten Volkssage, die jedoch geschichtlich nicht beglaubigt ist, wurde Welf in Weinsberg eingeschlossen. Hier wurde zum erstenmal das nachher so weltberühmte Feldgeschrei: Hie Welf! hie Waiblingen! gehört. Waiblinger hießen die Staufen von dem an der Rems liegenden Städtchen Waiblingen, einem alten Allode, das sie von den salischen Kaisern geerbt hatten. Von jenem Feldgeschrei haben die großen Parteinamen des Mittelalters, Guelfen und Ghibellinen, ihren Ursprung genommen. Welf konnte sich in der Burg Weinsberg nicht halten, weil ihm die Lebensmittel ausgingen. König Konrad bewilligte aber nur den Weibern freien Abzug, mit soviel, als jede tragen könne. Da trugen die Weiber alle ihre Männer heraus, voran die Herzogin selbst mit ihrem Gemahl Welf auf dem Rücken. Konrad aber ließ sie frei dahin ziehen. So die Sage. Der Krieg würde sich noch in die Länge gezogen haben, wenn er nicht durch plötzliche Todesfälle abgekürzt worden wäre. Berthold von Zähringen hatte sich für Heinrich erklärt und Konrad's Neffe, des einäugigen Friedrich's Sohn, der rothbärtige Friedrich, unsterblich fortlebend unter dem Namen Barbarossa, bekämpfte ihn in der Schweiz. Markgraf Leopold von Oesterreich, welchem Konrad Bayern zugesichert hatte, drang bis Regensburg vor, das er zerstörte. Da starb unerwartet der, welcher den Krieg veranlaßt hatte, der stolze Heinrich, vielleicht an Gift. Ebenso unerwartet starb auch Leopold. Da ließ man die Waffen ruhen und kam überein, Heinrich des Stolzen Sohn, Heinrich der Löwe, solle Sachsen behalten, Albrecht der Bär aber in Brandenburg, wie auch Landgraf Ludwig in Thüringen, unabhängig werden; Leopold's Bruder, der Babenberger Heinrich, der immer „sam mir Gott" zu sagen pflegte und der des stolzen Heinrichs Wittwe heirathete, sollte Bayern haben.

Welf wollte das nicht leiden, verband ſich mit Bela von Ungarn und wurde auch von Polen unterſtützt. Der bayriſche Heinrich erlitt in Ungarn eine Niederlage und Konrad unternahm einen ebenſo mißlingenden Zug nach Polen, 1147. Wer konnte wiſſen, wie ſich dieſer häßliche Dynaſtienkrieg noch verwickeln würde?

Da erſchien wie ein Wunder abermals der h. Bernhard in Deutſchland, gebot den Streitenden Frieden und wies allen, die das Schwert gezückt, ein anderes Ziel. Im heiligen Lande nämlich waren die Chriſten durch die wachſende Macht der Ungläubigen wieder ſchwer bedroht und ſollte das h. Grab nicht noch einmal in ihre Hände fallen, ſo bedurfte es einer neuen großen Anſtrengung der geſammten Chriſtenheit. Damals lebte im Kloſter Bingen die h. Hildegard, die Velleda des Mittelalters, eine Seherin, deren tiefſinnige Viſionen heute noch erhalten ſind. Ihre Ausſprüche unterſtützten die feurigen Mahnungen des franzöſiſchen Mönchs. Die deutſchen Fürſten begriffen wieder auf einen Augenblick die Elendigkeiten ihrer dynaſtiſchen Habgier und des nichtswürdigen Gebalges um die Reichslehen. Wie wenn Chriſtus ſelbſt unter ſie getreten wäre, ſchämten ſie ſich vor Gott und vor ihren Völkern. Konrad ſträubte ſich am längſten, mußte aber doch der gewaltigen Gottes- und Volksſtimme nachgeben. In Frankfurt am Main trug er einmal den h. Bernhard auf ſeinen Armen durch das Volk, das ihn ſonſt erdrückt haben würde. Viele Tauſende ſtrömten herbei, den Heiligen zu hören oder nur zu ſehen. Ganz Deutſchland war bezaubert, wie Frankreich. Ihren Neid einſtweilen unterdrückend, griffen die Fürſten alle nach dem Kreuz, das ihnen der h. Bernhard darbot; und die ſich kurz vorher noch im böſeſten Haſſe bekämpft hatten, traten jetzt in die Waffenbrüderſchaft Chriſti und wie König Konrad ſelbſt und ſein Neffe Friedrich, ſo zog auch ſein Todfeind Welf, der bayriſche Heinrich, der Böhme Wladislaw mit vielen Grafen und Biſchöfen ins h. Land, unter ihnen auch Biſchof Otto von Freiſing, König Konrad's jüngſter Bruder, welcher dieſen Kreuzzug beſchrieben hat. Wir werden ſpäter von ihm handeln.

Auch die Franzoſen zogen damals wieder ins heilige Land.

Abt Peter von Clugny hatte den Rath gegeben, die Koſten dieſes Kreuzzugs den Juden aufzubürden. In den rheiniſchen Städten meinte man jedoch, wenn es gälte, die Ungläubigen auszurotten, ſo müſſe man mit den Juden anfangen, die man am nächſten habe, und ein Mönch Radulf ſtellte ſich an die Spitze einer Schaar, die von Köln aus am Rhein und Main hinab bis Straßburg und Würzburg alle Juden, die ſich nicht flüchteten, todtſchlug, bis der h. Bernhard ſich ins Mittel legte und den Mönch entfernte*).

Die norddeutſchen Fürſten nahmen ebenfalls das Kreuz, aber nur gegen die Ungläubigen, die ihnen zunächſt wohnten, die Wenden. Ein Vertilgungskrieg gegen dieſe war eigentlich nicht mehr nöthig, da ſie ſich ſchon bis auf einen kleinen Reſt bekehrt hatten und wiederholt ihren guten Willen betheuerten, ſich den Chriſten und Deutſchen zu fügen. Das Hauptmotiv des nordiſchen Kreuzzugs war daher vorzugsweiſe Raub- und Eroberungsluſt und gegenſeitiger Neid der Fürſten, von denen keiner dem andern den Gewinn allein gönnen wollte. Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär wollten jeder das meiſte für ſich haben, allein auch die Dänen kamen herbei, um von der wendiſchen Beute ſo viel immer möglich an ſich zu reißen. In Mecklenburg allein regierte noch ein heidniſcher Fürſt, Niklot. Gegen ihn zogen 40,000 Kreuzfahrer unter Heinrich dem Löwen, dem Zähringer Konrad (deſſen Tochter der junge Löwe geheirathet hatte) und den ſächſiſchen Biſchöfen und belagerten Dubin, richteten aber nichts aus. Die däniſche Flotte, die eben dahinzog, wurde ſogar geſchlagen und mußte umkehren. Da machte man Frieden. Die

*) Peter von Clugny ſchrieb damals an den König Ludwig von Frankreich, „daß Gott nicht den Tod der Juden fordere, ſondern ihnen zur gerechten Strafe ein Leben beſchieden habe, ſchlimmer als der Tod, nämlich unſtät und flüchtig auf Erden zu ſeyn, wie einſt Kain; aber es iſt billig, ihnen zu nehmen, was ſie nicht durch Ackerbau, oder Kriegsdienſt, oder andern ehrlichen und nützlichen Erwerb, ſondern durch Ueberliſtung der Chriſten und wohlfeilen Ankauf geſtohlener Güter an ſich gebracht haben. Wenn die chriſtlichen Streiter, um die Saracenen zu bekämpfen, ihrer eigenen Güter nicht ſchonen, ſo ſollen ſie auch die durch Verbrechen erworbenen Reichthümer der Juden nicht verſchonen. Reservetur eis vita, auferatur pecunia.“

Obotriten ließen sich taufen und blieben frei, nur daß Niklot Mecklenburg vom Löwen zu Lehen nehmen mußte. In Pommern war der fromme Wratislaw zwar von den Heiden erschlagen worden, 1134, des h. Otto Schöpfung aber deshalb nicht untergegangen und Wratislaws Nachfolger Ratibor dem Christenthum geneigt. Gegen ihn zogen 60,000 Kreuzfahrer unter Albrecht dem Bären, Konrad von Meißen und verschiedenen Bischöfen. Aber sie konnten Demmin nicht erobern und zogen auch hier ab, nachdem ihnen die allgemeine Bekehrung der Pommern zugesichert war. Einen erbärmlicheren Kreuzzug hat es wohl niemals gegeben. Die Bekehrung war aber den sächsischen Fürsten nur Vorwand. Der Löwe wollte nichts, als daß Mecklenburg ihm huldige, und der Bär sich ein Anrecht auf Pommern erwerben. Da er Pommern noch nicht von Polen zu trennen vermochte, ließ er wenigstens seinen Sohn Otto eine polnische Prinzessin heirathen.

Konrad kam 1149 aus dem Morgenlande zurück. Er hatte dort mit dem griechischen Kaiser Emanuel ein Bündniß gegen die Normannen geschlossen, welche von Unteritalien aus Griechenland bedrohten und dem Papste, so oft er sich dem deutschen König widersetzte, zur Stütze dienten. Er war nach Aquileja gekommen, um von da in Italien einzurücken. Allein Welf war ihm aus dem Morgenlande schon vorausgeeilt und hatte Unfrieden in Deutschland gestiftet. Man erkennt daraus, wie wenig es den Fürsten mit ihrem Kreuzzug Ernst gewesen ist, da sie vom h. Grabe heimeilten, um ihre alten Fehden zu erneuern. Welf erlitt bei Neresheim eine Niederlage, aber Konrad, der gleich aus Italien herbeikam, verzieh ihm, obgleich der weise Abt Wibald von Corvey diese Mildherzigkeit als unkluge Schwäche tadelte. Der Abt wünschte ein inniges Einverständniß zwischen dem König und dem Papste herbei zu führen, als das einzige Mittel, um der Habgier und den ewigen Empörungen der Reichsfürsten zu steuern. Sein Scharfblick erkannte, daß die welfische Politik die unberechtigtste und verderblichste sey, weil sie immer nur darauf ausging, den deutschen König und den Papst in Spannung und Zwietracht zu halten, um auf Kosten beider die ei-

gene Macht parasitisch zu nähren. Unmittelbar darauf forderte Heinrich der Löwe das Herzogthum Bayern. Man unterhandelte. Konrad unternahm einen Zug nach Sachsen, kehrte aber zaghaft wieder um. Er war offenbar den Verhältnissen nicht gewachsen, scheint sich darum gegrämt zu haben und starb zu Bamberg, 1152.

In Rom gingen unterdeß wunderliche Dinge vor. Papst Innocenz II. hatte sich zwar mit den Normannen ausgesöhnt, aber das Volk in Rom selbst wollte ihm nicht mehr gehorchen. Arnold von Brescia, ein italienischer Mönch, der in Paris unter Abailard Scholastik studirt und nicht nur dessen ketzerische Lehren angenommen, sondern auch eine närrische Liebe zum heidnischen Alterthum gefaßt hatte, war, obgleich gebannt, trotzdem nach Rom gekommen, hatte dort dem Volke geschmeichelt, es sey immer noch das altrömische Heldenvolk, dem die Herrschaft der Welt gebühre, und es in einen solchen Taumel der Eitelkeit versetzt, daß es den Papst verjagte, ein Phantom der altrömischen Republik aufstellte und mit einem neuen senatus populusque Romanorum prahlte. Von der altrömischen Bevölkerung mochte wohl nach den Stürmen der Völkerwanderung blutwenig übrig seyn und die neuen Römer trugen meist deutsche Namen, wie Arnold selbst. Auch hatten die Kirchenväter längst dargethan, wie verabscheuungswürdig das entartete Römervolk in den letzten Zeiten des Heidenthums gewesen sey. Der einzige Grund, den die neuen Römer hatten, sich in die Bewunderung der alten hineinzulügen, war der Haß gegen die Deutschen und mittelbar gegen den Papst, denn nur um des Papstes willen kamen die Deutschen immer über die Alpen herüber und wollten in Italien herrschen. Das Mischvolk, welches nach der Völkerwanderung in Italien übrig geblieben war und sich in der neu italienischen Nationalität ausglich, hatte wahrscheinlich vielmehr deutsches als romanisches Blut in sich und zeigte nur deshalb so viele Energie, die den echten alten Römern ganz abhanden gekommen war. Vermöge des kleinen alten römischen Bestandtheils aber war sein Blut einigermaßen vergiftet. Der Italiener war bei weitem weniger ehrlich als der Deutsche, bildete sich immer ein, dem Deutschen geistig überlegen

zu ſeyn, während er bitter fühlte, daß ihm der Deutſche phyſiſch und moraliſch überlegen war, ſuchte ſich ſeiner daher durch Heimtücke, Dolch, Gift, Verrath und Lüge zu erwehren. Die Hauptlüge aber, deren ſich die Italiener gegen Deutſchland bedienten, war die Fiction, ſie ſeyen immer noch die antiken claſſiſchen Römer. Ein Wahn, von dem ſie ſich bis auf dieſen Tag noch nicht haben heilen laſſen, weil ſie immer und immer wieder von den Deutſchen unterjocht wurden. Damals alſo verjagten die Römer den Papſt, erhoben einen gewiſſen Jordanus zum Conſul und ſpielten politiſche Comödie. Innocenz II. ſtarb aus Gram, 1043. Ihm folgten kurz nach einander noch zwei unbedeutende Päpſte, endlich wurde 1145 Eugen III. Papſt, der in Frankreich Hülfe ſuchte und während Konrad im h. Lande war, auch nach Deutſchland kam und in Trier ein Concil hielt. Erſt 1149 wagte er ſich wieder nach Rom und gewann das Volk daſelbſt durch ſeine Huld und durch ſeine Verbindung mit den Normannen, ſo daß er wenigſtens geduldet wurde, ohne daß die Republik aufhörte. Er ſtarb 1153 und ihm folgte Anaſtaſius III., dann Hadrian IV.

3.

Friedrich Barbaroſſa.

Konrad III. hinterließ einen unmündigen Sohn Namens Friedrich, dem man aber nur das Herzogthum Schwaben ſicherte, die deutſche Krone aber mit Recht abſprach, weil er noch ein Kind war und man die Zeiten des vierten Heinrich nicht erneuert ſehen wollte. Dagegen war Konrads Neffe, der rothbärtige Friedrich, zum König der Deutſchen wie geſchaffen, im beſten Alter, männlich ſchön, tapfer, lebhaft und klug. Es muß ihm wohl etwas ſehr Imponirendes eigen geweſen ſeyn, daß ſich niemand ſeiner Wahl widerſetzte. Doch kam ihm zu ſtatten, daß die Welfen damals ſelbſt unter einander uneins waren wegen Bayern, was ſowohl Welf als der Löwe haben wollte.

Bei der Königswahl zu Frankfurt am Main 1152 bemerkte man zum erſtenmale auch Abgeordnete der deutſchen Städte. Zu Aachen wurde Friedrich mit großer Pracht gekrönt.

Zunächſt ſorgte der neue König für Ruhe im Norden, indem er den Streit dreier Königsſöhne in Dänemark ſchlichtete, die Krone dem Sweno ſicherte, ihn aber zum Vaſallen des deutſchen Reiches machte. Heinrich den Löwen ſöhnte er aus, indem er ihm zu Sachſen noch Bayern verſprach. Welf konnte nun allein nichts mehr wagen und der Zähringer Berthold war durch Händel in Burgund beſchäftigt. Friedrich konnte daher ſein Augenmerk auf Italien richten. Obgleich ſowohl ſein Oheim Konrad, als kurz vorher Lothar in Italien nur ſchlechte Geſchäfte gemacht hatten und ſogar die Erfolge Ottos des Großen nur von kurzer Dauer geweſen waren; obgleich die meiſten deutſchen Heere im ſüdlichen Italien dem Klima erlegen waren, ließ ſich Friedrich doch nicht abſchrecken, nochmals ein deutſches Heer über die Alpen zu führen. Er hatte ein ſtarkes Kraftgefühl und glaubte, was andern mißlungen ſey, werde ihm gelingen. Er war faſt mehr Ritter, als Kaiſer. Von früher Jugend an Schlachten gewöhnt, in den deutſchen Alpen, wo er mit Berthold kämpfte, und fern am Tabor und Taurus, liebte er hoch zu Roß und in ſtählerner Rüſtung auf die Menſchen herunter zu ſehen und mit blitzendem Auge freudig jeden neuen Kampf zu begrüßen. Noch iſt der Brief erhalten, worin er ſeinem berühmten Oheim, Otto von Freiſingen, alles beſchrieb, was er auf ſeinem Heereszug nach Italien erlebt und gethan hat. Dieſen Brief hat kein Staatsmann, ſondern ein Ritter geſchrieben, denn es iſt darin nur mit Luſt erzählt, wie viele Burgen gebrochen, wie viele Städte erſtürmt, wie viele Feinde erſchlagen wurden.

Als er am Bodenſee das Heer ſammelte, das er nach Italien führen wollte, warfen ſich ihm Boten von Lodi zu Füßen und klagten, daß ihre Stadt von den Mailändern unterjocht wäre. Dieſer geringfügige Umſtand nützte ihm doch ſehr, weil es Italiener ſelber waren, die den deutſchen König um Hülfe riefen. Er kam 1154 in die Lombardei, richtete des Reiches Heerſchild in der roncaliſchen

Ebene auf und ließ sich nach alter Sitte von Herren und Städten huldigen. Unvermerkt waren die Städte zu größerer Bedeutung gelangt. Viel Landadel lebte jetzt in denselben und wie früher ein Herzog oder Markgraf seinen Territorialbesitz zu erweitern gesucht hatte, so thaten es jetzt die größeren Städte. Mailand unterwarf sich seine Nachbarorte, wie einst Athen oder Rom die ihrigen. Friedrich hätte wohl besser gethan, sich den mächtig aufstrebenden Bürgerstand zu befreunden, der in Verbindung mit dem Episcopat die sicherste Stütze des Königthums gegen die großen Vasallen werden mußte. Aber er war zu sehr selbst ein Ritter, um nicht die Bürger zu verachten. Aus seinem Briefe leuchtet nicht das mindeste Verständniß des Bürgerthums hervor. Die Mailänder huldigten ihm nicht. Ihre Stadt war ihm zu groß und fest, als daß er gewagt hätte sie anzugreifen. Desto unbarmherziger aber fiel er über die ihnen verbündeten kleineren Städte her. „Die hochmüthigen Mailänder, schreibt er, führten treulose Reden und boten mir große Summen, wenn ich ihnen den Besitz von Lodi und Komo gestatte. Wir blieben aber unbewegt. Wir verbrannten ihnen das Schloß Rosate. Wir brachen ihnen noch drei andere Burgen. Wir zerstörten Chieri gänzlich und verheerten Asti mit Feuer. Wir stürmten Tortona, eine sehr feste Stadt, die sich uns nach jammervollem Niedermetzeln, wobei auch wir Verluste erlitten, ergab und die wir zerstörten. In Sudri kam uns der Herr Papst mit der römischen Geistlichkeit entgegen, hieß uns willkommen und klagte über das, was er von den Römern habe erdulden müssen." Dieser Papst war Hadrian IV., der noch immer mit der römischen Republik und Arnold von Brescia nicht hatte fertig werden können. Eine Gesandtschaft des römischen Senats und Volks erschien vor dem deutschen König und prahlte mit alter Römertugend. Er aber sagte: „Nicht bei euch, die ihr verweichlicht und voll Trug seyd, sondern bei uns, die wir voll Kraft und Treue sind, ist das alte Rom und seine Tugend." Zufällig fiel Arnold von Brescia, der aus Rom entwichen war, in seine Hände und er übergab denselben dem Papste, der ihn vor den Thoren Roms als Ketzer lebendig verbrennen ließ. Rom verschloß sich dem Könige, die

Deutſchen drangen aber in die leoniniſche Vorſtadt ein und beſetzten die Peterskirche, in welcher Friedrich vom Papſte zum Kaiſer gekrönt wurde. „Nachdem wir, erzählt Friedrich ſelbſt, ins Lager vor der Stadt zurückgekehrt waren und uns mit Speiſe und Trank erquicken wollten, drang das römiſche Volk über die Tiberbrücke, erſchlug einige unſerer Diener in St. Peters Münſter und wollte den Papſt fangen. Wir aber hörten den Lärmen, drangen mit den Waffen in die Stadt, kämpften den ganzen Tag und erſchlugen an 1000 Römer.“ Friedrich ſelbſt kam in Gefahr und ſtürzte mit dem Roß, Heinrich der Löwe aber rettete ihn. Weiter ſchreibt Friedrich: „Wir nahmen alle Burgen in der Umgegend ein. Von da kamen wir nach Spoleto und es war Gottes wunderbare Fügung, daß wir dieſe durchaus befeſtigte Stadt mit hundert Thürmen binnen ſechs Stunden mit Feuer und Schwert einnahmen. Wir zerſtörten die Stadt gänzlich. In Ancona fanden wir den griechiſchen Fürſten Paläologus, der uns unermeßliche Schätze verſprach, wenn wir den Wilhelm von Apulien mit unſerer Tapferkeit erdrücken wollten. Aber unſere Fürſten verlangten nach der Heimath. So kamen wir nach Verona und hatten mit 1800 Rittern mehr Siege erfochten, als je vorher mit gleicher Anzahl geſchehen war.“ Das war das kaiſerliche Bulletin von 1155. Ebenſo charakteriſtiſch ſind die Worte, welche Friedrich in Rom geſprochen haben ſoll, als man ihm ein Bild zeigte, auf welchem Lothar die Kaiſerkrone vom Papſte zu Lehen empfängt. Er ließ dieſes Bild ſogleich verbrennen und ſagte: „Gott hat die Kirche durch das Reich erhöht, aber die Kirche will das Reich umſtürzen. Vom Malen hat es angefangen, vom Malen iſt es zum Schreiben gekommen. Die Schrift will alles übermeiſtern, aber wir wollen es nicht geſchehen laſſen.“ Der Grund, weshalb Friedrich die Normannen diesmal nicht angriff, war in der Schwäche ſeines Heeres zu ſuchen, welches wieder von Seuchen befallen wurde. Nur deshalb mußte er ſo bald wieder umkehren. In den Klauſen von Verona wurde der Kaiſer auf der Heimkehr noch verrätheriſch überfallen, ein tapferer bayriſcher Ritter aber, Otto von Wittelsbach, kletterte die ſteilen Felſen hinauf und kam dem Feind in den Rücken.

Es waren Veroneſer Edelleute, die der Kaiſer zwang, ſich gegenſeitig aufzuhängen.

Mit dieſer abenteuerlichen Ritterfahrt hatte ſich Friedrich die Kaiſerkrone gleichſam nur geraubt, ſein Anſehen in Italien aber nicht befeſtigt, vielmehr alles ſo grob angefangen, daß ihn die Italiener nothwendig haſſen mußten. Nach ſeiner Rückkehr gedachte er feſten Fuß in Burgund zu faſſen. Die großen Vaſallen dort kümmerten ſich wenig um die deutſchen Hoheitsrechte, welche der Zähringer vertreten ſollte. Jeder that was er wollte und hatte den Rücken gedeckt durch Frankreich. Damals war Reinold, Graf in der francho comté geſtorben und hatte nur eine Tochter hinterlaſſen, die ſchöne Beatrix, welche ſein Bruder Wilhelm in einen Thurm einſperrte, während er ſich ihres Erbes bemächtigte. Das litt nun Kaiſer Friedrich nicht, ſondern zog nach Burgund, befreite die junge Dame und ließ ſich von allen Burgundern bis zu den Rhonemündungen hin huldigen. Er würde nun allerdings die deutſche Hoheit in Burgund haben herſtellen können, wenn er ſich auch ferner noch um dieſes ſchöne Land bekümmert hätte. Das war jedoch nicht der Fall, die großen Vaſallen trieben es nach wie vor und traten in immer nähere Verbindung mit Frankreich. Die ſchöne Beatrix aber, eine geiſtreiche und zärtliche Blondine, erhob Friedrich zu ſich auf den Thron und feierte mit ihr zu Würzburg eine glänzende Hochzeit, 1156. Sie gebar ihm nachher fünf hoffnungsvolle Söhne.

Heinrich der Löwe hatte den König nach Italien begleitet und ihm dort große Treue bewieſen. Darum erfüllte Friedrich jetzt ſein Wort und gab ihm Bayern. Heinrich ſam mir Gott mußte ſich mit Oeſterreich begnügen, welches aber ein unabhängiges Herzogthum wurde. Mit Hülfe des Löwen zwang Friedrich Boleslaw IV. von Polen, die Hoheit des deutſchen Reichs wieder anzuerkennen, und verlieh dem gehorſamen Wladislaw II. von Böhmen die Königswürde. Man bemerkte in dieſer Zeit eine ſtarke Zunahme der landesfürſtlichen Gewalt in Deutſchland. Früher gab es nur wenige Herzoge unmittelbar unter dem Kaiſer, daneben einige Pfalzgrafen, welche urſprünglich nur Hofbeamte und Domänenverwalter waren. Da-

gegen ſtanden alle Grafen, die mit dem Landgericht belehnten Landgrafen, die mit der Vertheidigung der Grenzen beauftragten Markgrafen unter den Herzogen. Nun wurden aber viele dieſer Grafen durch Familienverbindungen und großen Lehenbeſitz den Herzogen gleich und von denſelben unabhängig, ſo daß auch ſie nur unmittelbar unter dem Kaiſer ſtanden. So die Askanier in Brandenburg, die Babenberger in Oeſterreich ꝛc. Dieſe großen Herren ſuchten nun auch innerhalb ihres Gebietes wie ſelbſtändige Fürſten zu herrſchen, ſo daß alle Bewohner des Gebietes nur ihre Unterthanen ſeyn ſollten. Da der Adel am unlenkſamſten war, ſtützten ſich mehrere Fürſten lieber auf das Landvolk und auf die neuen Städte. So wurde damals Landgraf Ludwig der Eiſerne*) berühmt durch ſeine Strenge gegen den Adel und durch den Schutz, den er ſeinen treuen Bauern gewährte, und der Zähringer Berthold durch ſeine Liebe zum Bürgerſtande und durch die großen Freiheiten, mit denen er neu gegründete Städte verſah. Davon tragen noch heute zwei Städte den Namen, die er gegründet hat, Freiburg im Uechtlande und Freiburg im Breisgau. Auch Heinrich der Löwe bemühte ſich um die Städte, vergrößerte Braunſchweig, welches der Hauptſitz ſeiner Dynaſtie wurde, und baute neben dem von den Wenden zerſtörten Lübeck die neue Stadt dieſes Namens, die unter ſeinem Schutze ſchnell zur erſten Handelsſtadt an der Oſtſee gedieh. Dagegen mißlang dem Löwen ein Verſuch, die freien Oſtfrieſen zu unterwerfen. Die tapfern Bauern ſchlugen ihn zurück.

Unter den neuaufgekommenen Territorien machte ſich jetzt zum erſtenmal die rheiniſche Pfalz bemerklich. Die Grafen der hier zahl-

*) Nach der Volksſage verirrte der Landgraf einmal auf der Jagd, gerieth ſpät nach Ruhla und übernachtete dort bei einem Schmiede, ohne ſich zu erkennen zu geben. Der Schmied rief bei jedem Hammerſchlag: „Werde hart, Lutz!“ und ſagte dem Landgrafen, der ihn deshalb frug, er wolle damit ſagen, ihr Landgraf ſolle ſo hart wie Eiſen werden, um den Adel zu züchtigen, der das Landvolk drücke und plage. Ludwig merkte ſich das und ſoll in ſeiner Härte gegen den tyranniſchen Adel ſo weit gegangen ſeyn, daß er einmal Edelleute vor den Pflug ſpannen ließ und mit ihnen einen Acker pflügte, der noch jetzt der Adelacker heißt.

reichen kaiserlichen Pfalzen hatten allmählig ein großes Lehengebiet zusammengebracht. Pfalzgraf Hermann von Stahleck hatte während Friedrichs Abwesenheit in Italien seinen Nachbar, den Erzbischof Arnold von Mainz, befehdet. Friedrich verurtheilte ihn zur Strafe des Hundetragens, nahm ihm die Rheinpfalz und gab dieselbe seinem Bruder Konrad.

4.

Der lombardische Städtebund.

Weil Deutschland beruhigt war, zog Friedrich 1158 wieder, und zwar dießmal mit einer viel größeren Heeresmacht als früher, nach Italien, um das kaiserliche Ansehen in diesem Lande vollständig herzustellen. Mailand war sein erstes Ziel und als er diese Stadt eingeschlossen hatte, zagte sie vor seiner Macht und unterwarf sich. Er nahm die eiserne Krone und berief einen Reichstag in die roncalische Ebene, auf welchem nur Italiener tagen sollten. Neben allen großen Herren und Lehnsträgern waren auch aus jeder Stadt zwei Abgeordnete eingeladen und dazu vier berühmte Rechtslehrer aus den damaligen hohen Schulen Italiens. In Salerno bestand schon längere Zeit eine viel besuchte Schule für die Medicin, nachgebildet den muhamedanischen Schulen, welche den christlichen damals noch weit voran waren. Nun hatte man aber zufällig in Amalfi eine Abschrift der längst vergessenen Pandecten aufgefunden. Die italienische Nationalpartei, die den Deutschen grollte, warf sich leidenschaftlich auf das Studium des römischen Rechts und die Rechtsschule zu Bologna wurde bald noch angesehener als die medicinische in Salerno. Aber auch Barbarossa, wie die Italiener den deutschen Kaiser nannten, interessirte sich für das altrömische Recht. Die Republikaner in Rom und Arnold von Brescia hatten in der That weniger Ursache, sich desselben anzunehmen, als der Kaiser; denn in Justinians Gesetzgebung war für die despotische Gewalt und nicht

für die Freiheit geſorgt. Auf dem italieniſchen Congreſſe nun wurde von den Italienern ſelbſt unter dem Vorſitz des Kaiſers und unter dem Beirath der Rechtsgelehrten das künftige Recht des Kaiſers feſtgeſtellt. Die Regalien ſollten an den Kaiſer zurückfallen. Fürſten, Grafen und Obrigkeiten der Städte ſollten mit ihren Aemtern und Würden vom Kaiſer belehnt werden. Den Städten wurden große Freiheiten gewährt, aus dem römiſchen Recht aber zum erſtenmal eine Reichsſteuer abgeleitet. Dieſe letztere wollten ſich jedoch viele Städte nicht gefallen laſſen, ſonderlich Mailand, und auch der Papſt proteſtirte gegen den Reichstag. Da erwies ſich die ganze parlamentariſche Verhandlung als vergeblich und der Krieg begann von neuem.

Hadrian IV. ſtarb 1159 und die kirchliche Partei wählte zu ſeinem Nachfolger Alexander III., einen höchſt beſonnenen und weiſen Mann, mit welchem ſich der Kaiſer wohl hätte verſtändigen können. Die kaiſerliche Partei aber wählte in übereilter Hitze einen Gegenpapſt Victor IV., und Friedrich mühte ſich den Herbſt und Winter mit Belagerungen der feſten Städte in der Lombardei ab, da ſein zahlreiches deutſches Heer der Sitte gemäß vor dem Winter heimzog und ihm nur wenig Kriegsvolk übrig blieb. Erſt nach ungeheueren Anſtrengungen nahm er Crema ein, erlitt ſogar eine kleine Niederlage durch die Mailänder und entging kaum den Meuchelmördern, mit denen ſie ihm viermal nachſtellten. Es iſt unerquicklich, den großen deutſchen Kaiſer in einer Privatfehde mit kleinen Städten beſchäftigt zu ſehen. Es war offenbar eine Selbſterniedrigung der Majeſtät. Im Frühjahr 1161 kamen die deutſchen Aufgebote wieder über die Alpen und Friedrich war nun ſtark genug, Mailand ſelbſt zu belagern, er konnte aber der rebelliſchen Stadt erſt im Frühjahr des folgenden Jahres Meiſter werden, indem er ſie gänzlich aushungerte. Der Kaiſer hatte geſchworen, die ſtolze Stadt der Erde gleich zu machen, aber er ſchenkte der Bevölkerung das Leben, nachdem alle Männer in Büßerhemden, jeder Bürger einen Strick, die Edelleute ein blankes Schwert am Halſe hinausgezogen waren,

ihn um Gnade zu bitten. Die Bewohner durften nicht in d
Stadt zurückkehren, in welcher der Kaiser die Mauern und Thür
niederreißen, die Häuser verbrennen und nur die Kirchen stehen lie
Hierauf ging er nach Deutschland zurück, setzte aber den Erzbisch
Reinold von Köln als Reichsverweser über Italien und ließ ih
eine hinlängliche Kriegsmacht, um die widerspenstigen Italiener u
ter dem Daumen zu halten. Reinold, ein geborener Graf v
Dassel, hatte classische Studien gemacht und verachtete heimlich d
Kirche, der er angehörte. Abt Wibald von Corvey ermahnte ihn e
mal, ein Christ zu bleiben und kein Heide zu werden. Doch wu
er die Bürger „der heiligen Stadt Köln" zu gewinnen, denn
raubte aus Mailand die Leiber der heiligen drei Könige und e
führte sie nach Köln, wo sie noch heute in einem kostbaren Reliqui
schrein aufbewahrt und der Andacht der Gläubigen ausgestellt w
den. Mit den Italienern ging er barbarisch um, indem er glaub
man regiere sie am besten mit dem Schwerte. Er gestattete da
den Vögten, die er ihnen in alle Städte setzte, jeden Frevel.

In Deutschland waren hinter des Kaisers Rücken auch sch
wieder Fehden ausgebrochen. Die Bürger von Mainz hatten ih
Erzbischof Arnold erschlagen, Welf verheerte Schwaben wegen ei
Beleidigung, die ihm ein Graf von Tübingen zugefügt hatte.
kam Friedrich in die schiefe Lage, einmal die kaiserlich gesinn
Bürger zu strafen, sodann dem Welfen, der Unrecht hatte, Recht
geben, bloß weil er sich mit diesem mächtigen Herrn nicht verfein
wollte. Aus demselben Grunde ließ er sich, einzig dem sächsisch
Löwen zu gefallen, in einen Bund mit dem König von Engla
dem Schwiegervater des Löwen, gegen Alexander III. ein, währ
dieser Papst in Frankreich Schutz fand. Der Gegenpapst Vic
starb. Die würdigste und natürlichste Politik des Kaisers kon
nur die seyn, einen so ausgezeichneten Papst, wie Alexander
war, anzuerkennen, oder wenigstens ein Verständniß mit ihm
suchen. Auf der Höhe, auf welcher Papst und Kaiser stehen, mu
man erhaben seyn über Rücksichten auf ein paar neidische Rei
vasallen und auf einen entfernten und schwachen König von E

land. Gleichwohl setzte Friedrich, ungewarnt durch Victors Beispiel, in Paschalis III. abermals einen unnützen Gegenpapst in die Scene, welcher, um sich einen Schein von Wichtigkeit zu geben, Karl den Großen heilig sprach, 1165.

Der unselige Terrorismus des Kölner Erzbischofs trug mittlerweile bittere Früchte für den verblendeten Kaiser. Auf eine unterthänige Bitte des Grafen Blandrate antwortete der Statthalter Reinold: „Was Weisheit, Geld, Gold wollen wir haben!" Gozzo, sein Vogt zu Sepria, zog Güter und Gelder ein und verbrannte die Schuldscheine. Pagano, sein Vogt in Padua, raubte und entehrte eine edle Dame mit Gewalt. Marquard von Grumbach, sein Vogt in Pavia, ließ Spione allen Reichthümern nachspüren, dieselben confisciren und spöttisch in ein s. g. Schmerzensbuch einschreiben. Da empörten sich endlich die Italiener fast auf allen Punkten und in diesem Augenblicke kehrte auch Alexander III. nach Rom zurück, 1165. Hier hatte bisher Erzbischof Christian von Mainz, ein Ritter wie der Kölner, den kaiserlichen Vogt gemacht, hatte aber zu wenig Leute, weshalb ihm Reinold schnell zu Hülfe zog, um ihn in Tusculum, wo er sich tapfer vertheidigte, zu entsetzen. Hier schlugen sie mit 1500 Deutschen 30,000 Römer aus dem Felde. Christian saß stolz zu Roß im Harnisch und erschlug mit seinem schrecklichen Streitkolben 38 Feinde. Unterdeß hatten die Lombarden in Oberitalien freien Spielraum, stifteten im Frühjahr 1167 den lombardischen Städtebund zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung und bauten Mailand wieder auf, schöner und fester, als es vorher gewesen war. Die Frauen gaben allen ihren Schmuck dazu her und das Volk war in hoher Begeisterung. Da eilte der Kaiser nach Italien, that den ganzen lombardischen Bund in des Reiches Acht, hielt sich aber diesmal mit der Belagerung der Städte nicht auf, sondern eilte nach Rom, von wo Alexander entfloh, und setzte dort seinen Papst Paschalis ein. Als er aber im Frühjahr 1168 den Krieg gegen die Lombarden in voller Kraft beginnen wollte, zerbrach ihm diese Kraft unter den Händen, denn sein schönes Heer wurde wieder von Seuchen überfallen und fast ganz ver-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21466 / 085

nichtet. Der kriegerische Kölner Erzbischof, der noch junge Friedrich von Schwaben, der junge Welf, des alten einziger Sohn, und viele Grafen und Bischöfe starben dahin. Der Kaiser selbst entkam mit dem schwachen Rest der Seinen nur mit Noth durch die westlichen Alpen. Wüthend über die Verfolger ließ er die mitgenommenen Geiseln unterwegs an Bäumen aufhängen. In Susa wollte man ihn bei Nacht im Bett überfallen und sein getreuer Ritter Hermann von Siebeneichen hatte kaum noch Zeit, sich in des Kaisers Bett zu legen und so die Verschwörer zu täuschen, während der Kaiser in der Dunkelheit entfloh.

In demselben Jahre 1168 wurde der letzte Rest des slavischen Heidenthums im Norden ausgerottet. Heinrich der Löwe wollte sein nordisches Reich ausdehnen. Die noch heidnischen Wenden, besonders die Ranen auf der Insel Rügen, machten die Ostsee durch ihre Seeräubereien unsicher, weshalb die Dänen sie bekriegten. Der Löwe und die Dänen hätten dem Unwesen schon längst ein Ende machen können, wenn sie einander die Beute gegönnt hätten. Doch verständigten sie sich dahin, daß der Sachse zunächst in Mecklenburg, der Däne in Pommern erobern wollte. Es half auch den christlichen Slaven nichts, daß sie getauft waren. Man wollte sie eben unterjochen. Nie ging man mit einem harmlosen Volke ungerechter um. Heinrich der Löwe erlangte hier Vortheile, aber geringen Ruhm. In Mecklenburg wurde der alte tapfere Niklot aus seiner Burg Werle hervorgelockt und umgebracht, sein Sohn Wratislaw erst geschont, dann verrätherisch gehängt. Der zweite Sohn Pribislaw erfocht mit den Pommern im Bunde einen glänzenden Sieg über die Sachsen bei Demmin, 1164. Nun mischten sich aber die Dänen ein und gleich fand sich der Löwe wieder mit den Wenden ab und setzte den dritten Sohn Niklots, Priczlaw, der schon lange ein Christ war, über Mecklenburg. Dann erst verstand er sich dazu, mit dem König Waldemar von Dänemark gemeinsam die Insel Rügen zu erobern und die letzte Zufluchtsstätte des slavischen Heidenthums daselbst, den großen Tempel des Svantewit auf der Höhe von Arkona zu zerstören. Am thätigsten war bei diesem Zuge der kriegerische

Biſchof Abſalom von Rothſchild in Dänemark, der den Sachſen alles vorweg nahm, das ungeheure Götzenbild von Holz nebſt allen andern Götzen und Heiligthümern zerhauen und verbrennen ließ und die reichen Tempelſchätze in ſichern großen Truhen mit ſich nahm, 1168. Heinrich der Löwe verband ſich aber mit den wendiſchen Fürſten in Mecklenburg und Pommern gegen den Dänen und zwang ihn, die Hälfte jener Schätze wieder herauszugeben. Dagegen erlitt der Löwe einen Verluſt im Süden. Der alte Welf ſtarb 1169, in Wollüſten, die ſeinem Alter nicht ziemten, die der Löwe mißbilligte, und zu deren Befriedigung er ihm Geld zu leihen verweigert hatte. Friedrich war nachſichtiger geweſen und deshalb ſetzte Welf ihn zum Erben ſeiner ſchwäbiſchen Allmande und der Mathildiſchen Güter ein, mit Umgehung des Löwen. Der letztere war darüber ſehr erbittert und unternahm einen Kreuzzug ins h. Land, einzig um dem Kaiſer die nächſte Heeresfolge nach Italien nicht leiſten zu dürfen. Als er 1172 heimkehrte, ließ er einen ſteinernen Löwen auf dem Markt in Braunſchweig aufrichten. An dieſes Sinnbild hat die Sage die wunderlichſten Vorſtellungen geknüpft, ein lebendiger Löwe ſoll ihn im Morgenlande überall begleitet haben ꝛc.

Friedrich übereilte ſich inzwiſchen nicht, ſondern ließ die Italiener machen und wartete, bis der Löwe wiederkam. In der Zwiſchenzeit unternahm er einen kurzen Zug nach Polen, um Boleslaw daſelbſt zu zwingen, daß er erſtens die deutſche Oberhoheit anerkannte und zweitens den vertriebenen Kindern ſeines Bruders Wladislaw Schleſien gab, in welches ſie ſich theilten. Durch noch weitere Theilungen bekam Schleſien nach und nach eine Menge Herzoge aus dem alten Geſchlecht des Piaſt. Indem ſie aber deutſche Damen heiratheten, drang mit dieſen allmählig auch deutſcher Geiſt in Schleſien ein.

Im J. 1174 zog Friedrich wieder nach Italien und zwar aus Burgund über den Mont Cenis, indem er den Zuzug des Löwen von Tirol her erwartete. Die freiheitsbegeiſterten Lombarden hatten aber Zeit gehabt, zwiſchen Pavia, Genua und Turin in der Mitte an einem ſtrategiſch wichtigen Punkt im Süden des Po eine neue

furchtbare Festung zu bauen, die sie dem Papst zu Ehren Alessandria nannten. Sie war wirklich so fest, daß Friedrich durch sie lange aufgehalten wurde, ohne weiter vorwärts zu kommen. Da erfuhr er, Heinrich der Löwe weigere sich nachzukommen. Er eilte zu ihm, traf ihn in den Alpen (in Chiavenna oder Partenkirchen) und warf sich ihm zu Füßen, ihn bittend, er solle ihn nicht im Stich lassen. Da er ihm aber das welfische Erbe nicht anbot, verharrte der Löwe auch in seinem Trotze, 1175. Friedrich mußte nun warten, bis ihm im folgenden Frühjahr die rheinischen Bischöfe Truppen nachschickten, sobald sie aber ankamen, griff er voll Ungeduld das lombardische Heer an, ehe noch Erzbischof Christian aus Toscana herbei kommen konnte, um ihn zu unterstützen. Da reichten seine Kräfte gegen die Uebermacht der fanatisirten Lombarden nicht aus, die ihm bei Legnano am 29. Mai 1176 eine schwere Niederlage beibrachten.

Dieser derbe Schlag war nöthig, um dem Kaiser endlich die Augen zu öffnen. Jetzt auf einmal begriff er, wie viel vernünftiger er gehandelt haben würde, wenn er sich gleich anfangs mit Alexander III. verständigt hätte. Jetzt wandte er sich an ihn und fand ihn billig. Sie kamen mit einander in Venedig zusammen und der Papst achtete so sehr des Kaisers Rechte, daß er ihm sogar auf die nächsten fünfzehn Jahre noch die Mathildischen Güter überließ. Friedrich begriff nicht nur, wie unnütz die Hitze gewesen war, mit der er den Papst bisher verfolgt hatte, sondern er begann auch einzusehen, welchen großen Fehler er begangen hatte, indem er die Städte angriff und zu unterdrücken suchte, sie, welche seine natürlichen und besten Bundesgenossen gegen die treulosen Fürsten waren. Die Umwandlung in den politischen Ansichten des Kaisers war so groß, daß er von nun an den lombardischen Städten und sonderlich Mailand auffallend zugeneigt wurde und sie auf alle Art begünstigte. Aber warum hatte er vorher so grausam gegen sie gewüthet, um einer Täuschung willen, von der er selbst zurückkam, so viel Blut vergossen?

Er kehrte über Burgund nach Deutschland heim und hielt in

Beſançon einen Reichstag, um den Burgundern und Franzoſen zu zeigen, daß ihn die Niederlage von Legnano nicht geſchwächt, ſondern geſtärkt habe. Inzwiſchen hatten ihn die Erfahrungen in Italien von ſeiner Leidenſchaftlichkeit noch nicht geheilt, denn er ſuchte jetzt Rache am Löwen und konnte dieſelbe nicht vollziehen, ohne Mittel anzuwenden, die dem kaiſerlichen und dem deutſchen Nationalintereſſe nicht geziemten. Um in ſeinem Familienintereſſe die welfiſche Familie zu ruiniren, mußte er das Herzogthum Sachſen, das ſtärkſte Bollwerk Deutſchlands im Norden, zerſtören und zerſtückeln und ſich mit fremden, feindlichen oder zweideutigen Nachbarn gegen den Herzog verbinden, welcher ſie bisher bewältigt und im Zaume gehalten hatte. Zunächſt vernichtete Friedrich die Lehensherrſchaft des Löwen über Mecklenburg und Pommern und ſtellte dieſe neuen Herzogthümer unmittelbar unter das Reich. Sodann verſprach er allen ſächſiſchen Biſchöfen und Grafen, denen der Löwe irgend einmal ſeine herzogliche Gewalt hatte fühlen laſſen, ſeine Unterſtützung, forderte ſie zu Klagen über ihn auf, beſchied ihn vor ſeinen Richterſtuhl und that ihn, da er nicht kam, in die Acht, 1179. Nun begann ein blutiger Krieg in Sachſen. Die Biſchöfe fielen alle über den Löwen her, dem jedoch viele Grafen treu blieben, ſo daß er im folgenden Jahr einen Sieg bei Weißenſee erfocht, wo er den Landgrafen Ludwig von Thüringen gefangen nahm, und einen zweiten auf dem Hallerfelde bei Osnabrück. So behauptete er das Feld bis ins andere Jahr. Da ſoll, wie es heißt, ſein Stolz die meiſten Grafen zum Abfall bewogen haben. Doch ſind es wohl ganz andere Motive geweſen. Der ſchwäbiſche Kaiſer ſah mit Schadenfreude zu, wie ſich die Sachſen unter ſich herumſchlugen, und verband ſich, da der Löwe immer noch nicht umzubringen war, mit dem Dänenkönig Waldemar, deſſen Tochter Chriſtine mit ſeinem Sohne Konrad verlobt wurde. Dem Kaiſer und den Dänen, den Wenden und den Biſchöfen zugleich konnte der Sachſe nun freilich nicht länger widerſtehen. Darum verließen ihn die Grafen bis auf den einen treuen Bernhard von der Lippe und darum warf ſich der Löwe ſelbſt endlich in Erfurt dem Kaiſer zu Füßen, 1181. Friedrich verbannte

ihn auf zwölf Jahre aus dem Reiche und zerstückelte seine Herzogthümer. Sachsen wurde zwischen dem Brandenburger und Thüringer, dem Holsteiner und Oldenburger und den Bischöfen getheilt, der Welfe behielt nur das kleine Gebiet von Braunschweig. Das Herzogthum Bayern kam an Otto von Wittelsbach, doch wurden, wie vorher schon Oesterreich und Kärnthen, so jetzt noch Steyermark und Tirol (Meran) davon getrennt und besonderen Grafen anvertraut.

Seitdem Friedrich in Italien erkannt hatte, daß die Städte die beste Stütze des Kaiserthums seyen, begünstigte er auch deren Aufkommen in Deutschland, ertheilte ihnen reichlich Freiheiten und machte sie, so viel er konnte, von Fürsten und Bischöfen unabhängig, zu unmittelbaren freien Reichsstädten, denen der Kaiser allein einen Vogt oder Schultheißen setzte. Da im ganzen Reiche Frieden war, feierte der Kaiser im Jahr 1184 das Pfingstfest und die Wehrhaftmachung seiner Söhne zu Mainz in höchster Pracht. Man sah hier 40,000 Ritter, die schönsten Frauen, die edelsten Sänger der Hohenstaufenzeit. Reich und Kirche waren in Harmonie, im Innern und nach außen herrschte Ruhe. Das schien der Anfang einer goldenen Zeit. Doch sah man es als ein unheilverkündendes Zeichen an, daß in der schönsten Sommernacht ein Sturmwind plötzlich alle die vielen tausend Zelte des kaiserlichen Lustlagers umriß. Indem der Kaiser seine hoffnungsvollen Söhne betrachtete, ersann er den verhängnißvollen Plan, den ältesten mit der Erbtochter des Normannenreiches in Unteritalien zu vermählen, und verwirklichte diesen Gedanken im folgenden Jahre, indem er nach Italien zog. Die Unterhandlungen mit dem normännischen Hofe zu Palermo hatten einen guten Fortgang. König Roberts Enkel Wilhelm II. war kinderlos, seine Tochter Constanze, Wilhelms Tante, daher die Erbin des Reichs und sie mußte Friedrichs ältestem Sohne Heinrich, obgleich sie elf Jahr älter war als er, die Hand reichen. Alexander III. würde es verhindert haben, aber sein Nachfolger Lucius III. und nach dessen Tode 1185 Urban III. vermochten es nicht, obgleich sie lebhaft protestirten. Kam Unteritalien in die Gewalt des deutschen Kaisers, so war der Papst sein Gefangener, oder mußte in Frankreich seinen

Rückhalt ſuchen. Aus Conſtanzens Hochzeit mußte alſo eine blutige Saat der großartigſten Weltkämpfe hervorgehen. Das begriff man in Rom, aber nicht im Hoflager des glückträumenden Kaiſers, der mit beſonderem Wohlbehagen das ihm einſt ſo verhaßte, jetzt ſo geliebte Mailand auserſah, um hier 1186 jene Hochzeit mit unerhörter Pracht zu feiern. Die Bürger, die einſt im Bußhemde vor ihm gezittert hatten, empfingen ihn jetzt mit lautem Jubel. Urban III. aber war ſo empört, daß er mitten in die Hochzeitsluſt hinein ſeinen Bannſtrahl ſchleuderte. Für diesmal noch vergeblich, denn Frangipani, des Kaiſers Getreuer in Rom, verjagte ihn und der arme Papſt ſtarb auf der Flucht.

Unterdeß war die däniſche Heirath mißrathen. Waldemars Nachfolger Knud, brach den Frieden, überwältigte Pommern und Mecklenburg und machte ſie zu däniſchen Lehen, denn der Löwe war nicht mehr da, der ihn hätte hindern können.

Alle Händel in Europa wurden aber plötzlich durch die Nachricht unterbrochen, am 2. October 1187 ſey Jeruſalem durch den türkiſchen Sultan Saladin den Chriſten wieder entriſſen worden. Da durfte man im Abendlande an nichts anderes mehr denken, als wie man das h. Grab zurück erobern wolle. Der nach Urbans Tode zu Ferrara neugewählte Papſt Gregor VIII. rief zu einem neuen großen Kreuzzug auf. Des Bannes ward nicht mehr gedacht. Der alte Barbaroſſa ſelber nahm das Kreuz und zog, von der Blüthe der deutſchen Ritterſchaft begleitet mit 100,000 Mann ins Morgenland. Aber er kam nicht wieder, denn er ertrank unterwegs in einem kleinen Fluß in Kleinaſien, 1189.

5.

Heinrich VI.

Kaum hatte Barbaroſſa Deutſchland verlaſſen, ſo kam auch ſchon Heinrich der Löwe von England zurück, um ſein Erbe wieder

zu erobern. Viele hingen ihm an, er schlug die sächsischen Grafen bei Boizenburg, zerstörte die Stadt Bardewik und ließ alle Männer darin umbringen, weil sie ihn früher auf seiner Flucht verhöhnt hatten, und behauptete sich auch gegen Heinrich, Barbarossa's ältesten Sohn, der während des Vaters Abwesenheit Reichsverweser war. Da langte die Nachricht vom Tode des Kaisers an und Heinrich VI., um sich so schnell als möglich als dessen Nachfolger in Rom krönen zu lassen und sich seines erheiratheten Reiches in Unteritalien zu versichern, schloß mit dem Löwen Frieden.

In Rom war auf Gregor 1188 Cölestin III. gefolgt, dem aber die Römer nicht gehorchen wollten und der doch gern das süditalische Normannenreich unabhängig von Deutschland erhalten hätte, weshalb er bereits den Tancred, einen unehelichen Sohn des König Roger, welcher Constanzen das Erbe streitig machte und schon in Palermo gekrönt war, anerkannt hatte. Wie nun aber Heinrich rasch mit einem deutschen Heere heranzog und sich mit den Römern gegen ihn vereinigte, verzagte Cölestin und krönte ihn zum Kaiser. Heinrich war auffallend herzlos, aber klug und gewaltthätig, wie Heinrich V. Die Stadt Tusculum bei Rom hatte den deutschen Kaisern seit Jahrhunderten seltne Treue bewiesen und war eben deshalb den Römern verhaßt geworden. Jetzt half Heinrich den Römern, um ihnen zu schmeicheln und um sie ferner gegen den Papst gebrauchen zu können, Tusculum gänzlich zerstören und die Einwohner ermorden. Dann zog er vor Neapel, konnte aber diese Stadt nicht gewinnen, weil auch diesmal wieder, wie so oft vorher, die deutschen Truppen von Seuchen hingerafft wurden. Da mußte er nach Deutschland umkehren. Tancred schickte ihm noch freiwillig seine Gemahlin Constanze zu, die er als Geißel hätte behalten können, und hoffte sich durch diese Großmuth mit ihm abgefunden zu haben.

In Deutschland war unterdeß ein interessanter kleiner Roman gespielt worden. Barbarossa's Bruder Philipp, rheinischer Pfalzgraf, hatte eine schöne Tochter, Agnes, welche dem König Philipp August von Frankreich verlobt war, sich jedoch in den schönen Heinrich, den

Sohn des Löwen, verliebte und denſelben heimlich heirathete. Da es einmal geſchehen war, gab ſowohl der alte Löwe, als der junge Kaiſer ſeine Einwilligung und das geplünderte welfiſche Haus erhielt die Genugthuung, daß es nach Philipp's Tode durch den ſchönen Heinrich die Pfalz erwarb. Der Löwe, der ſich ſeine alten Tage noch durch das Leſen von Chroniken erheitert hatte, ſtarb 1195. Damals hatte der Kaiſer noch einen andern merkwürdigen Handel zu ſchlichten. König Richard von England, Löwenherz genannt und in der Dichtung gefeiert, war in der Wirklichkeit der brutalſte und unverſchämteſte Menſch, der ſchon gegen ſeinen eigenen Vater aus nichtswürdiger Habgier einen blutigen Krieg geführt hatte. Auf dem letzten Kreuzzuge warf er von einer Mauer, welche ſchon vor ihm Markgraf Leopold von Oeſterreich erobert hatte, deſſen Fahne herunter, und pflanzte die ſeinige auf, ohne daß es dem Oeſterreicher möglich geweſen wäre, dieſen Schimpf zu rächen, weil die phyſiſche Uebermacht bei den Engländern war. Trotzdem wagte der freche König, auf ſeinem Rückwege über Land durch Oeſterreich zu reiſen, wo ihn der Markgraf feſtnehmen und auf die Burg Dürrenſtein ſetzen ließ, dem Kaiſer aber die Entſcheidung über ihn anheimgab, 1193. Heinrich zog den Engländer vor das Gericht des deutſchen Reiches, denn Richard wurde noch weiter angeklagt, auf dem Kreuzzuge den tapfern Grafen von Montferrat durch Meuchelmord auf die Seite geſchafft und den deutſchen Kreuzfahrern ihren wohlverdienten Antheil an der Beute von Akkon vorenthalten zu haben. Das kaiſerliche Gericht entſchied, er ſolle ſo lange gefangen ſitzen, bis er 150,000 Mark Silber an das Reich ausgezahlt haben würde. Richard vermochte ſich nicht zu rechtfertigen, proteſtirte auch nicht gegen den Richterſpruch und anerkannte die Oberhoheit des deutſchen Kaiſers, indem er ſich von ihm mit England belehnen ließ. Er kam nicht los, bis alles bezahlt war. Die Sage vom treuen Sänger Blondel, der ihn im Thurm zu Dürrenſtein wieder entdeckt haben ſoll, als niemand mehr von ihm wußte, iſt eine Erdichtung; wahr dagegen, daß ſeine Mutter, die alte lüderliche Lienor, eins der verworfenſten Weiber des Zeitalters, die den Sohn ſo ſchlecht er-

zogen hatte, klagend umherzog und für ihn bettelte. Der König von Frankreich wollte Richard's Gefangenschaft benutzen und in die Normandie einfallen, Kaiser Heinrich schreckte ihn jedoch ab, indem er ihm sagen ließ, was er seinem Gefangenen thue, das thue er ihm selbst. Heinrich wahrte in dieser Sache die Würde und das Interesse des Reichs. Nur Leopold wurde getadelt wegen seiner unritterlichen Rache; jedoch war auch die Beleidigung unritterlich gewesen. Von dem englischen Gelde, welches Leopold zum Ersatz bekam, sind übrigens die Mauern von Wien erbaut worden.

Heinrich eilte wieder nach Italien. Hier war 1194 Tancred gestorben, dessen Wittwe Sibylle mit ihrem unmündigen Sohne Wilhelm nicht mehr im Stande war, dem mächtigen Kaiser zu widerstehen, welcher rasch, noch in demselben Jahre, die Ansprüche Constanzens geltend machte. Der normannische Adel war getheilt, die meisten suchten sich selbst zu schützen, indem sie sich dem Mächtigsten ergaben. Neapel öffnete dem Kaiser diesmal die Thore, nur Salerno mußte gestürmt werden. Nachdem Heinrich von Calatin, des Kaisers tapferer Feldherr, in der ersten Schlacht am Fuße des Aetna gesiegt hatte, unterwarf sich auch Sicilien. Der Kaiser nahm den unglücklichen Knaben Wilhelm gefangen und ließ ihn entmannen. An demselben Tage, den 26. Dezember 1194, gebar ihm selbst Constanze einen Sohn, an dessen Kindern und Enkeln der von Heinrich begangene Frevel schrecklich gerächt werden sollte. Alle Verwandten und Anhänger des normännischen Königshauses ließ Heinrich mit unerhörter Grausamkeit ausrotten, um sich mit einem Schrecken zu umgeben, den er für das sicherste Regierungsmittel hielt. Den Richard, einen Schwager Tancreds, ließ er an den Schweif eines Pferdes binden und zu Tode schleifen, den Grafen Jordan, den man für den heimlichen Liebhaber der Constanze ausgab, auf einem glühenden Thron mit einer glühenden Krone krönen ꝛc.

Nur die schöne Irene, Tochter des griechischen Kaisers Isaak, welche Tancred's früh verstorbener Sohn Robert geheirathet und als noch ganz junge Wittwe hinterlassen hatte, betrachtete der Kaiser als ein köstliches Pfand, vermählte sie mit seinem Bruder Philipp, wel-

cher vorher dem geiſtlichen Stande beſtimmt war und gab ihr die Mathildiſchen Güter zur Mitgift, ohne den Papſt zu fragen. Kaiſer Iſaak war durch ſeinen Bruder Alexius entſetzt und geblendet worden. Dieſen wollte nun Heinrich zur Rechenſchaft ziehen und ſchickte ihm fürchterliche Drohungen zu. Alexius ſuchte ihn in der Angſt durch einen reichlichen Tribut zu verſöhnen, Heinrich aber dachte im Ernſt an die Eroberung des griechiſchen Reiches, auf das ſein Bruder durch Irene ein Erbrecht erworben hatte. Ein Kreuzzug ſollte dieſe Eroberung vorbereiten. Erzbiſchof Konrad von Mainz zog mit vielen deutſchen Herren i. J. 1196 nach dem heiligen Lande. Man darf annehmen, der ſtolze und kühne Heinrich würde den griechiſchen Plan durchgeführt und vielleicht die morgen- und abendländiſche Kirche, wie die beiden chriſtlichen Kaiſerreiche vereinigt haben, wenn er länger gelebt hätte. Aber er ſtarb plötzlich noch in der Blüthe der Jahre an einem kalten Trunk oder an Gift in Meſſina, 1197.

In demſelben Jahre ſtarb Cöleſtin III. und ihm folgte Innocenz III., ein Papſt von nur 37 Jahren, aber ſchon großer Erfahrung und überwältigendem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß er ſich nur Gregor VII. zum Vorbilde genommen habe. Er war von Charakter milder und hielt ſeine Aufgabe für ſchwieriger; aber er war ſo durchdrungen von ſeiner Pflicht, daß ihm das tiefe Gefühl derſelben allein den ſtreitbaren Muth erſetzte. Er betrachtete mit Wehmuth die Welt, wie ſie zu ſeiner Zeit war: „Wie das Meer bitter und wogig iſt, ſo herrſcht Bitterkeit und Wogendrang durch's zeitliche Daſeyn. Nirgends Frieden und Sicherheit, nirgends Raſt noch Ruhe! Ueberall Bangen und Beben, Mühſal und Schmerz. Schmerz miſcht ſich in's Lachen, Trauer in die Blüthen der Freude.“ In den Wogen des bittern Meeres ſah er das Schifflein Petri ſchwimmen und ſollte doch Macht haben, mit linderndem Oel das ganze weite Meer zu beruhigen. Er verließ ſich auf Gott, „der dem h. Petrus die Schlüſſel verliehen und Rom nach dem Untergang ſeiner alten Kaiſer zu noch höherem Rang erhoben, indem er die ewige Stadt, die einſt das Haupt des Irrthums geweſen, zur Mei-

sterin der Wahrheit gemacht habe." Wer aber wollte die Wahrheit hören? Die Fürsten nicht und nicht einmal die Bischöfe. Innocenz hatte den bösen Willen fast aller Laienfürsten, den Ungehorsam der Bischöfe, die sich seiner Reform nicht unterwerfen wollten, und endlich die im gemeinen Volk beginnende, auf natürliche Weise durch die Unwürdigkeit so vieler Kleriker herausgeforderte Ketzerei zu bekämpfen. Er sollte das heilige Grab gegen die Ungläubigen von außen schützen und im Innern der Christenheit selbst wurde der lebendige Glaube getödtet.

Vor einer weitern Bedrohung des heiligen Stuhls von Deutschland her war er einstweilen gesichert. Constanze vertrug sich mit ihm dahin, daß er von ihr die Herzogthümer Ravenna und Spoleto und die Mark Ancona zurückerhielt, wogegen er ihren kleinen Sohn Friedrich als König von Apulien und Sicilien anerkannte, doch so, daß diese beiden Reiche päpstliche Lehen seyn sollten. Als die Königin 1198 starb, bestellte sie den Papst zum Vormund ihres Sohnes. Die deutschen Statthalter aus Heinrich's VI. Zeit mußten entweder weichen, wie Markgraf von Anweiler und Konrad von Urslingen, oder schlossen sich dem Papst an, wie Diephold von Acerra, der den Grafen Walther von Brienne, Gemahl einer Schwester des letzten Normannenprinzen Wilhelm, als derselbe auf das Erbe Anspruch machte, siegreich zurückschlug und das Reich fortan für den jungen Friedrich im Einverständniß mit dem Papste verwaltete. Auch im übrigen Italien wurde Ruhe. Die Römer fügten sich dem neuen Papste, der lombardische Städtebund war froh, die Deutschen los geworden zu seyn. Philipp, des verstorbenen Kaisers Bruder, hatte Toscana verlassen müssen, um seine Rechte auf die deutsche Krone und Deutschland zu verfechten.

6.

Philipp und Otto IV.

Philipp war von Natur ſanft und würde ſich ganz geeignet haben, mit Innocenz III. Hand in Hand zu gehen. Aber das Mißtrauen gegen die Hohenſtaufen war einmal feſtgewurzelt und die Deutſchen durch eine zwieſpältige Königswahl zu beſchäftigen und fern zu halten, konnte den Italienern nur erwünſcht ſeyn. Die Mehrheit der deutſchen Fürſten, auch der Biſchöfe, war für Philipp, welcher daher 1198 zum König gewählt wurde. Nur eine Minderheit erklärte ſich für den Sohn des verſtorbenen Löwen und wählte ihn zu Köln als Otto IV. Derſelbe hatte nur Anhang am Niederrhein und in Sachſen, aber ſein däniſcher Schwager und England unterſtützten ihn. Beide Könige bekämpften ſich am Rhein ohne Erfolg, Otto wurde vor Straßburg geſchlagen, aber die Böhmen, die für Philipp fochten und die gröbſten Ausſchweifungen begingen, durch einen Volksaufſtand im Wupperthal ſelbſt vernichtet. Dagegen eroberten die Dänen Holſtein, Hamburg, Mecklenburg und Pommern und Otto überließ ihnen dieſe Beute. Der Papſt hatte ſich anfangs nicht erklärt, aber beſtürmt durch die Bitten der welfiſchen Partei und beleidigt durch eine unziemende Zuſchrift der deutſchen Biſchöfe, die ihm im Namen Philipps zu drohen wagten, erkannte er 1201 die Wahl Ottos an und verwarf die Philipps. Otto erkannte den Papſt als ſeinen „Herrn.“ Inzwiſchen behielt doch Philipp die Oberhand im Reich und die widerwärtigen Fehden, in denen Hermann von Thüringen, der berühmte Freund der Minneſänger, und Ottokar von Böhmen hin und herſchwankend bald von Philipp ab-, bald ihm wieder zufielen, endeten 1207 mit einem Waffenſtillſtand, während deſſen fortwährend unterhandelt wurde. Otto war ganz machtlos geworden, wollte aber aus Stolz der Krone doch nicht entſagen. Der Papſt dagegen ſprach jetzt Philipp vom Banne los, da ſich derſelbe bereit erklärte, in allem Billigen dem

Papſt zu gehorchen. Innocenz III. mahnte die Deutſchen zur Einigkeit, damit ſie helfen könnten, die Ungläubigen im Morgenlande abzuwehren. Wahrſcheinlich würden ſich Papſt und König noch näher gekommen ſeyn, um wohlwollend, wie ſie waren und mit Beſeitigung der Zwiſchenträger, des alten Verdachtes und Haſſes das Wohl der Chriſtenheit zu berathen — aber ein Mord riß den liebenswürdigen König Philipp frühzeitig ins Grab.

Ein Vetter des Wittelsbachiſchen Hauſes in Bayern, Otto, dem Philipp einmal eine ſeiner Töchter zur Frau zugeſagt hatte, zeigte ſich von ſo unbändigem Charakter, daß Philipp ihn hinhielt und ſeine ältere Tochter einem andern gab. Nun wollte Otto eine Tochter des ſchleſiſchen Herzog Heinrich freien, Philipp aber ſoll denſelben vor dem wilden Geſellen gewarnt haben. Nach der unverbürgten Sage hätte ihm Philipp ſogar einen Uriasbrief an den Herzog mitgegeben. Nur ſo viel iſt gewiß, daß Feinde Philipps den aufbrauſenden Otto überredeten, Philipp hindere die ſchleſiſche Heirath. Während nun Philipp auf der Burg zu Bamberg eben arglos Schach ſpielte, ſtürzte Otto herein und durchbohrte ihn mit dem Schwerte, 1208. Der Mörder entfloh, kam aber in die Acht, wurde verfolgt und von Heinrich von Calatin erſchlagen.

Noch im Herbſt deſſelben Jahres wurde Otto IV. zu Würzburg von den verſammelten Fürſten als alleiniger König anerkannt, da man durch die Wahl eines andern den kaum beendigten Kampf nicht erneuern wollte. Im ſtaufiſchen Hauſe herrſchte die tiefſte Trauer. Die fromme Irene ſtarb vor Gram auf dem Stammſchloß Hohenſtaufen. Ihre junge Tochter Beatrix aber kam weinend zum Gegenkönig Otto und flehte um ſeinen Schutz. Da überlegte er, daß er ſich mit ihrer Hand das ganze Erbe der Staufen aneignen könne, und verlobte ſich mit ihr, konnte aber ihrer Jugend wegen die Hochzeit noch nicht feiern. — Den Papſt gewann Otto dadurch, daß er ihm nicht nur die Mathildiſchen Güter und das Inveſtiturrecht Preis gab, ſondern ſich auch in allen Beziehungen ſeinem höchſten Richterſtuhl zu unterwerfen ſchwur und ihm die Ernennung aller Biſchöfe, mit Umgehung der Capitelwahl, überließ. So wurden fort

und fort die wichtigsten Principienfragen je nach Umständen und persönlichen Rücksichten entschieden, heute im extremsten päpstlichen, morgen im extremsten kaiserlichen Sinne. Otto zog nach Italien, wurde von Innocenz schon in Viterbo freundlich empfangen und in Rom zum Kaiser gekrönt, aber die Römer waren wüthend, daß die Deutschen schon wieder da seyen, und schlugen sich tagelang mit ihnen herum, 1209.

Obgleich der guelfische Parteiname den Anhängern des Papstes blieb, war doch die Politik des welfischen Hauses niemals die päpstliche gewesen, sondern diese Familie hatte, um selbst empor zu kommen, sich des Papstes immer nur gegen den Kaiser bedient. Auch von deutscher Treue war dieser italienisirten Familie nichts mehr eigen. Sobald Otto selber Kaiser geworden war, vergaß er seine Eide, warf er den Papst als ein ausgebrauchtes und jetzt überflüssiges Werkzeug auf die Seite und erhob plötzlich wieder alle Ansprüche Heinrichs VI. Kein Ghibelline hatte je den Papst so arg betrogen und so plötzlich verrathen, als dieser Guelfe. Alles, was er ihm vorher gegeben hatte, nahm er ihm jetzt wieder weg, Toscana, Ancona, verband sich mit allen alten Gegnern des Papstes und gewann auch den Grafen Diepholt von Acerra, um sich durch ihn des Normannenreiches zu bemeistern. Der überraschte Papst griff zum Bannstrahl und sprach alle Reichsgenossen von dem Eide los, den sie dem selbst eidbrüchigen Kaiser geleistet hatten, 1211. Otto ließ sich dadurch nicht abhalten, in Apulien vorzurücken, nahm Tarent und wollte eben nach Sicilien überschiffen, als die Botschaft aus Deutschland kam, die deutschen Fürsten hätten sich von ihm abgewendet und so eben in Bamberg den jungen Friedrich, Heinrich VI. Sohn, eben den, welchen er in Sicilien bedrängte, zum König gewählt. Zu dieser Wendung der Dinge hatte der Papst allerdings beigetragen, Otto wurde aber hauptsächlich deshalb vom deutschen Reiche verlassen und gleichsam desavouirt, weil er das Gegentheil von dem that, was er vorher versprochen, und insofern nicht blos den Papst, sondern auch die deutschen Fürsten belogen und betrogen hatte.

Er eilte sogleich nach Deutschland zurück, um zu retten, was zu retten war, und behauptete sich in der That mit Hülfe seiner niederrheinischen und sächsischen Freunde und weil die Gegenpartei noch kein Haupt hatte. Als er aber 1212 mit seiner jungen Braut Beatrix zu Nordhausen Beilager hielt und sie wenige Tage darauf plötzlich verschied, wie man glaubt an Gift, welches sie von Ottos Buhlerinnen empfing, wandte dieser neue Frevel wieder alle Herzen von ihm ab. Die Schwaben und Bayern verließen augenblicklich sein Hoflager.

Der junge Friedrich in Palermo war indessen durch Boten des Reichs eingeladen worden, nach Deutschland zu kommen und die schwere Krone Barbarossas auf sein noch zartes Haupt zu setzen. Obgleich in Sicilien geboren und erzogen, an die halb arabische Ueppigkeit des normännischen Hofes gewöhnt, im Süden frühe reif geworden, schon im fünfzehnten Jahre mit einer aragonischen Prinzessin vermählt und unbekannt mit den deutschen Sitten, verleugnete er doch das deutsche Blut nicht, war in seinem Wuchs, Gesicht und blondem Haar wie in seinem Temperament ein echter Hohenstaufe und ergriff mit jugendlichem Feuer die schöne Gelegenheit, zum erstenmal das ihm unbekannte Vaterland seiner großen Ahnen zu sehen. Papst Innocenz III. unterstützte ihn gegen den heimtückischen Welfen, ließ ihn aber vorher schwören, das Normannenreich in Unteritalien seinem erstgebornen Söhnlein Heinrich zu überlassen und dasselbe nie wieder mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Den Lombarden war nicht ganz wohl bei der Sache, denn sie wußten, wie leicht die Fürsten damals Eide brachen. Sie hätten am liebsten den jungen Friedrich gar nicht nach Deutschland ziehen lassen, weil sie fürchteten, er werde dort bald mächtig und ihnen gefährlich werden. Die Mailänder verlegten ihm den Weg in die Alpen, aber Azzo, Markgraf von Este, öffnete ihm denselben. Nur mit wenigen Getreuen und als Pilger verkleidet kam er durch Graubündten und erschien am Bodensee, als eben Otto von der andern Seite her gen Constanz zog, um ihn aufzufangen. Otto stand an der Spitze eines Heeres, Friedrich war allein und wehrlos. Aber die Bürger von

Conſtanz ſperrten dem Welfen ihre Thore und nahmen den jungen Friedrich auf, um den ſich bald die ſchwäbiſchen Vaſallen, die alten Freunde ſeines Hauſes und die des Papſtes ſchaarten, ſo daß Otto davonfloh.

Friedrich überraſchte die Deutſchen durch ſeine Schönheit und Jugend, durch die Unſchuld, die ihn damals noch umkleidete, durch den Zauber ſeines Namens und ſeiner Herkunft, denn er war der einzig noch übrige Hohenſtaufe. Als er nun auch noch eine weit über ſeine Jahre hinausgehende Klugheit bewährte, gegen alle liebenswürdig war und mehr für das Intereſſe aller andern, als für das eigene zu ſorgen ſchien, gewann er alle Herzen und der Jubel über ſeine Ankunft erfüllte ganz Deutſchland. Als er 1213 zu Frankfurt am Main ſeinen erſten Reichstag hielt, ſtrömte alles von nah und fern herbei und Otto ſah ſich bald gänzlich verlaſſen. Der Thüringer Hermann, der bisher zu ihm gehalten, fiel jetzt über ihn her und ſchlug ihn bei Tannſtedt.

Otto ſuchte Schutz im Ausland. England und Frankreich bekriegten einander wegen der Normandie und anderer engliſcher Beſitzungen auf franzöſiſchem Boden. Philipp Auguſt von Frankreich belohnte Friedrichs Neutralität mit einer großen Summe Geldes, welches dieſer ſogleich an die deutſchen Fürſten, die um ihn waren, vertheilte. Johann von England gewann Otto, der das Bündniß mit ihm zum Vorwand nahm, ſich mit guter Manier aus Deutſchland, wo er nichts mehr galt, zu entfernen, indem er zugleich die Hoffnung hegte, wenn er mit den Engländern ſiege, alsdann auch in Deutſchland wieder mächtig auftreten zu können. In der Schlacht bei Bouvines aber ſiegten 1214 die Franzoſen, Otto wurde verwundet und mußte beſchämt nach Braunſchweig heimkehren, wo er ſich gegen den Erzbiſchof Albrecht von Magdeburg tapfer wehrte, dann als ungefährlich in Ruhe gelaſſen wurde und 1218 ſtarb. Sein Sohn Heinrich lieferte die Reichskleinodien an Friedrich aus. Nun wäre es des letztern Pflicht geweſen, ſich der durch die Dänen bedrängten Reichsſtände im Norden anzunehmen, aber Friedrich wollte ſich in keinen Krieg nach dieſer Seite hin verwickeln, weil ihm der Süden

vorzugsweise im Sinne lag, er bestätigte daher die dänische Hoheit über Holstein, Mecklenburg und Pommern. Das war der erste Fehler, den er beging. Das nördliche Deutschland sah sich vom Kaiser verlassen, um später ihn zu verlassen. Das deutsche Nationalinteresse verlangte mehr Sorge für die Nord- und Ostseeküste als für die des Mittelmeers, das dynastische Interesse der Hohenstaufen aber hatte seinen Schwerpunkt in Italien.

Der letzte Berthold von Zähringen starb 1218 kinderlos. Seine Söhne waren ihm durch den empörten Adel, nachdem er denselben in der Schweiz mehrmals besiegt hatte, aus Rache vergiftet worden. Der Adel haßte ihn tödtlich, weil er Städte baute und die Bürger begünstigte. Seine letzte Stiftung war die Stadt Bern. Daß der Geist der Freiheit in den Alpen auflebte und Bürger und Bauer einen principiellen Kampf gegen den Adel begannen, war zunächst sein Werk. Seine reichen Güter wurden vertheilt, der Name der Zähringer aber vererbte sich mit der kleinen Landschaft Baden auf seinen Vetter Hermann, der eine Zeitlang Markgraf von Verona gewesen war und den Titel der Markgrafschaft auf Baden übertrug.

Innocenz III. hörte mittlerweile nicht auf, die gesammte abendländische Christenheit zu mahnen, daß sie ihrer hohen weltgeschichtlichen Mission, des Segens, der in ihrem Glauben lag, eingedenk bleiben, daß sie sich als das auserwählte Volk Gottes sittlich läutern und heiligen, und daß sie fest und tapfer zusammenstehen solle, um nicht vom Islam, der immer drohender an die Pforten im Osten schlug, überwältigt zu werden. Unablässig bat er die Fürsten, von ihren nichtswürdigen Fehden, denen immer nur schnöde Habgier zu Grunde lag, abzustehen. Unaufhörlich musterte er unter den Bischöfen, vertrieb die unwürdigen und verdammte ihr weltliches Treiben. Auf einem allgemeinen Concil in Rom 1215 setzte er eine Sittenreform des gesammten Klerus durch, die freilich von vielen Bischöfen nur zum Schein angenommen und nicht lange befolgt wurde. Nach einer alten Legende in der Lombardica erschien damals Christus zürnend und mit drei Speeren in der Hand, um die drei Hauptsünden zu vertilgen, Hochmuth, Habgier und Wollust, seine göttliche Mutter

aber flehte ihn um Erbarmen, weil er sonst den größten Theil der Menschheit vertilgen müßte. Da erbarmte er sich, Maria aber stellte ihm zwei, welche die Sünde der Welt bekämpfen sollten, den h. Franciscus und den h. Dominicus.

Franciscus war eines reichen Kaufmanns Sohn in Assisi und lebte fröhlich dahin, bis er im 25. Lebensjahre plötzlich aller Lust entsagte, um in der Armuth das höchste Gut und im Versinken in die Betrachtung der ewigen Liebe die Befreiung von allem Streit und Haß, wie von aller erlogenen Wollust und Hoffahrt der Welt zu finden. Seine kindliche Demuth, Innigkeit und Liebenswürdigkeit wirkte wie ein Zauber auf die Menschen. Bald fand er Gefährten, die seine Armuth und sein inneres Glück theilten und die sich die mindern Brüder oder Minoriten nannten, allmählig aber nach ihrem Vorbild Franciscaner genannt wurden. Sie besaßen nichts, sie durften nichts besitzen, Geld auch nicht einmal berühren. In einer rauhen Kutte gingen sie barfuß durchs Land, um von Gottes Liebe und von der Verachtung der Welt zu predigen und ihren geringen Lebensbedarf zu betteln. Man hieß sie daher die Barfüßer-, Bettler- oder Predigermönche. Begreiflicherweise fanden sie beim gemeinen Volk ungleich mehr Vertrauen, als die älteren reich gewordenen und vielfach verderbten Mönche, gereichten dem armen Volk zum Trost und übten eine überwältigende Macht über dasselbe. Darum bestätigte Innocenz III. mit Freuden den neuen Orden, 1210, der sich schnell über das ganze Abendland verbreitete. Nur wenige Jahre später stiftete der Spanier Dominicus Guzman einen ähnlichen Orden der Barfüßermönche, der sich zur besondern Aufgabe machte, die beim gemeinen Volk auftauchenden Ketzereien hauptsächlich in Frankreich zu bekämpfen, wovon wir in der französischen Geschichte ausführlicher handeln werden. Beide neue Orden waren natürliche Reactionen des Volksgefühls, wir möchten sagen des christlichen Volksinstinktes gegen die fast systematische Entchristlichung, die bei den Großen, Reichen und Gebildeten immer tiefer eingerissen war. Beide gingen einfach aus dem Volk hervor, da sie aber dasselbe erstrebten, was dem erleuchteten Papste Innocenz in

der Seele lag und wofür er sein Leben lang kämpfte, mußte er in ihnen seine treusten Diener erkennen.

Reinigung der durch Hoffahrt, Habgier und Wollust besudelten Welt und zunächst der Kirche selbst, war das heilige Programm jenes großen Papstes, wie es das jedes höher gestellten und begabten Christen immer war und seyn wird.

Innocenz starb 1216. Bis dahin hatte Friedrich II. das ihm früher gegebene Wort gehalten. Dem folgenden Papst Honorius III., einem milden und nachgiebigen Manne, glaubte er es nicht mehr halten zu dürfen.

7.

Friedrich II.

Den ersten Schritt, der ihn mit Rom entzweien mußte, that der König, indem er seinen jungen Sohn Heinrich aus Sicilien kommen ließ und unter Leitung des Erzbischofs Engelbert von Köln als König und Reichsverweser in Deutschland einsetzte, während er selbst wieder nach Italien ging, um dort sein normännisches Reich neu zu ordnen; so daß der Kirchenstaat als kleine Enklave ganz von seinem Besitzthum umfaßt und der Papst, wenn er wollte, sein Gefangener war. Doch hatte er die Trennung des normännischen vom deutschen Reiche ausdrücklich ausgesprochen und unter dieser Bedingung nahm der Papst keinen Anstand, ihn zum Kaiser zu krönen, zumal weil Friedrich sich zu einem großen Kreuzzuge erbot, der dem Papst sehr am Herzen lag. Friedrich aber richtete behaglich seinen Hof wieder in Palermo ein und vermählte sich nach dem Tode seiner spanischen Gemahlin Constanze mit Jolantha, der Tochter des von Jerusalem vertriebenen Königs Johann. Man schloß aus dieser Heirath, er werde sich Jerusalems als des Erbes seiner Braut bemächtigen. Allein er beschäftigte sich vielmehr mit der innern Organisation Siciliens und Apuliens, deren griechische und muhamedanische

Bevölkerung, nachdem der normanniſche Adel gedemüthigt oder verweichlicht war, einer centraliſirten Verwaltung mit einer Beamten-Hierarchie, wie überhaupt der abſoluten Monarchie fügſam war. In dieſer Sphäre befand ſich Friedrich offenbar wohler, als unter den widerſpenſtigen Römern, Lombarden und Deutſchen. Mit dem Kreuzzug ſchiens ihm gar nicht ernſt zu ſeyn, denn er verſprach dem Papſte zwar immer viel, that aber nichts. Die Noth im h. Lande machte Hülfe dringend nöthig. Das ganze Abendland war deshalb in Gährung. Schon 1217 zogen die Fürſten von Pommern, Oeſterreich und Ungarn, im folgenden Jahr die Flotten der Frieſen und Holländer, im nächſten der bayriſche Herzog Ludwig. mit mehreren deutſchen Grafen und Biſchöfen, der Erzbiſchof von Mailand mit vielen Lombarden ins Morgenland, aber alle vereinzelt, ſo daß ſie nichts ausrichteten. Die Mahnungen des Papſtes an Friedrich wurden daher immer dringender, aber erſt 1225, als der Papſt ſich nicht mehr länger hinhalten laſſen wollte, ſondern mit dem Banne drohte, begann der Kaiſer Rüſtungen zu machen, weckte aber aufs neue des Papſtes Argwohn, indem er verſuchte, das dem Papſt gehörige Spoleto an ſich zu ziehen. Die Rüſtungen zum Kreuzzug waren immer noch nicht beendigt, als Honorius 1227 ſtarb und ſein Nachfolger Gregor IX. nicht dieſelbe Geduld zeigte, wie ſein Vorgänger.

Wenn es nun auch in dieſem Jahre dem Kaiſer mit dem Kreuzzuge ernſt war, ſo wurde derſelbe doch vereitelt, denn das deutſche Heer, welches ihm der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Herzog von Niederlothringen (Limburg) und Hermann von Salza, Hochmeiſter des im h. Lande gegründeten deutſchen Ritterordens, zuführten, unterlag im untern Italien, bevor es eingeſchifft war, ſchon wieder tödtlichen Seuchen, die unter andern den Landgrafen Ludwig hinrafften. Friedrich ſchiffte ſich mit dem Reſt des Heeres dennoch ein, erkrankte aber ſelbſt unterwegs und kehrte ans Land zurück. Da traf ihn der Bannſtrahl des Papſtes, welcher nicht glaubte, daß er wirklich krank ſey, in jedem Fall aber und nicht mit Unrecht den Kaiſer beſchuldigte, ein großer wirkſamer Kreuzzug,

der das h. Land allein habe retten können, sey einzig durch seine Zögerungen verhindert worden. Friedrich strengte sich nun aus allen Kräften an, um sein Ansehen vor der Welt zu behaupten und im nächsten Jahre sein Wort einzulösen und segelte ins h. Land, aber schon zu spät und mit zu geringer Macht, so daß er entfernt das nicht ausrichten konnte, was die Welt vom Kaiser des Abendlandes zu erwarten berechtigt war. Er verständigte sich zwar mit dem türkischen Sultan Malek Kamel, der ihm Jerusalem öffnete. und setzte sich dort die Krone auf, that aber nichts, um den Besitz des h. Landes für die Folgezeit zu sichern. Er selbst sah die Heiligegrabfrage als eine Sache des Aberglaubens mit ebenso gleichgültigen Augen an, wie der Sultan. Ueberhaupt verstanden sich diese beiden Fürsten gegenseitig sehr gut als kluge Despoten, die mit dem dummen Volke ihr Spiel treiben. Auch in seinen Sitten stand Friedrich dem Sultan näher, als den christlichen Fürsten, denn er hatte die Serailwirthschaft in Palermo schon von den Normannenkönigen geerbt und hielt sich nicht nur in seinem Palaste Odalisken und muhamedanische Tänzerinnen, sondern nahm dieselben auch auf seinen Reisen mit und ihr echt morgenländischer Zug auf Kameelen erregte im Norden Italiens und in Deutschland, wie man sich denken kann, nicht geringe Verwunderung. Bei einem solchen Benehmen des christlichen Kaisers wird es erklärlich, warum ihn der Papst auch während jenes Kreuzzuges nicht vom Banne freisprach und die Christen im heiligen Lande selbst sich mit Abscheu von ihm wegwandten.

Während Friedrichs Abwesenheit sammelte der Papst ein Heer, um ihm Apulien und Sicilien zu entreißen, und Friedrichs eigener Schwiegervater, Johann von Jerusalem, half dem Papste, weil Friedrich durch sein Serailleben seine Tochter kränkte und anstatt ihm Jerusalem wieder zu erobern, sich mit dem Sultan befreundete. Auch die Lombarden halfen dem Papste. Aber Friedrichs Statthalter Reinold und Frangipani in Rom hielten des Kaisers Partei und als dieser selbst zurückkam und ihm aus Deutschland Hülfe gesandt wurde, glaubte der Papst, nachgeben zu müssen, hörte auf die ver-

söhnenden Worte des deutschen Hochmeisters und sprach den Kaiser vom Banne los, 1230. Nun war alles wieder beim Alten. Friedrich setzte sein lustiges Leben in Palermo fort, beschäftigte sich nebenbei mit der Jagd, mit einer Menagerie von seltenen Thieren, mit der Astrologie, mit der Naturgeschichte der Vögel, über die er ein noch vorhandenes Buch schrieb, und mit italienischer Poesie. Ein zartes Liebeslied von ihm ist noch erhalten, eines der ältesten Denkmale italienischer Sprache. Die Muhamedaner waren seine Lieblinge und ihm daher sehr ergeben. 10,000 derselben verpflanzte er aus Sicilien nach Luceria in die Nähe von Neapel, um den Papst damit zu bedrohen und zu ärgern, denn es durfte nicht davon die Rede seyn, sie zu bekehren. In der Staatsverwaltung und Gesetzgebung war sein vertrauter Rath Peter de Vineis, der ihm den Staat schon in ganz moderner Weise mit Büreaukratie, Finanzwirthschaft und Polizei versah. Seine Vorbilder waren der altrömische, der byzantinische und die muhamedanischen Staaten.

Im feudalen Deutschland scheint der edle Reichsverweser, Engelbert von Köln, nicht ohne Wohlgefallen auf die schöne Zucht und Ordnung im Staate seines Collegen Peter de Vineis hingeblickt zu haben, denn er selbst vermochte die Deutschen nicht zu zügeln. Wie die Fürsten dem Könige nur gehorchten, so weit es ihnen beliebte, so machte es wieder der Adel mit den Fürsten und Bischöfen. Unbotmäßigkeit und Faustrecht waren an der Tagesordnung. Schon seit Barbarossas Kreuzzug waren die Könige entweder außer Landes gewesen oder hatten König und Gegenkönig den Ungehorsam autorisirt. An die Stelle des Rechts war lediglich die Furcht vor Rache getreten, das Einzige, was von Unrecht thun zurückhielt. Der Schwächere war mithin rechtlos, denn das richterliche (gräfliche) Amt war erbliches Lehen der Fürsten und Herren geworden und vom Kaiser unabhängig. Nur in Westphalen hatten die vielen freien Männer noch ihre eigenen Freigrafen unmittelbar unter dem Kaiser sich zu erhalten gewußt, und diese bildeten nun unter einander einen vom Erzbischof Engelbert begünstigten Rechtsbund, das heimliche Gericht oder die s. g. Vehme, zunächst im Herzog-

thum Westphalen, welches nach der Zertrümmerung Sachsens an das Erzstift Köln gekommen war. Das Gericht trat heimlich zusammen, um Frevler heimlich zu bestrafen, die man öffentlich nicht hätte erreichen können. Man ersparte sich durch die Unsichtbarkeit der Richter bedenkliche Reclamationen und übte einen wohlthätigen Schrecken aus. Wenn vorher ein übermüthiger Großer das Faustrecht mißbraucht, geraubt, gemordet, die Unschuld gekränkt hatte, so war es ihm leicht, sich der Strafe zu entziehen, entweder durch Bündniß mit andern mächtigen Herren, durch die Nachsicht des Richters, oder durch ein bequemes Abfinden mit einer leichten Buße. Sobald aber die Vehme eingesetzt war, wurde der Frevler unvermuthet von Vermummten ergriffen, vor die gleichfalls vermummten Richter geführt und unnachsichtlich hingerichtet, ohne daß seine Verwandten und Freunde erfahren konnten, durch wen das alles geschah. Vergebens hoffte der Frevler entfliehen zu können. Gewiß fand man ihn einmal an einem Baume hängen, in dem ein Messer steckte, zum Zeichen, daß er der Vehme verfallen sey. Dieses geheime Gericht verbreitete sich von Westphalen über ganz Deutschland. Engelbert aber wurde das Opfer seiner Gerechtigkeit. Denn ein böser Graf von Isenburg, den er einmal hatte bestrafen lassen, überfiel ihn unterwegs und erschlug ihn, 1226.

Damals wurde ohne Zuthun des deutschen Kaisers das dänische Joch zerbrochen, was durch die Schuld der Kaiser auf Deutschland lastete. Der Dänenkönig Waldemar II., der 1219 auch Esthland eroberte und 160,000 Krieger unter seinen Fahnen zählte, raubte den Holsteinern alle ihre Rechte und setzte ihnen einen Vogt nach Segeburg, der, als sie sich auf ihre alten Gesetze beriefen, ihnen einen Hund schicken wollte, der ihnen die Gesetze vorbellen würde. Eine Frau von Deest aber rief das Volk zur Rache auf und der dänische Hund oder Vogt wurde todtgeschlagen. Doch behaupteten sich damals noch die Dänen, bis Waldemar die Gemahlin des Grafen Heinrich von Schwerin, der auf einem Kreuzzuge abwesend war, mit Gewalt entehrte. Da sann Heinrich, nachdem er heimgekehrt war, auf Rache, überfiel den König auf der Insel

Lyöe und führte ihn in Ketten nach Deutschland. Die Dänen rüsteten zwar ein großes Heer, aber es wurde von den Holsteinern und Sachsen geschlagen und Waldemar nicht eher frei gegeben, als bis er alles, was er bisher von Deutschland abgerissen hatte, herausgab, auf Holstein, Mecklenburg und Pommern verzichtete und die dänische Krone selbst vom deutschen Kaiser zu Lehen nahm. Kaum war er frei, so brach er den Eid und griff wieder an, erlitt aber bei Bornhövede eine schreckliche Niederlage, verlor in der Schlacht ein Auge und wagte nicht mehr, seine Ansprüche zu erneuern.

Unter den norddeutschen Fürsten erlangten die Askanier in Brandenburg die größte Macht und entrissen den uneinigen Polen die Neumark und das Bisthum Lebus, den Pommern die Uckermark. In Schlesien vermählte sich Heinrich der Bärtige, Herzog von Breslau und Liegnitz, mit der h. Hedwig, Tochter des Grafen von Meran, welche sich als die beste Hausfrau und Mutter und Wohlthäterin der Armen beim Volke beliebt machte, durch ihren heiligen Wandel die rohen Sitten beschämte und bemeisterte, Kirchen und Klöster baute und durch deutsche Einwanderer zur Germanisirung des slavischen Landes wesentlich beitrug. Aus Demuth lebte sie in ihrem Palast wie eine Büßerin.

In gleicher Heiligkeit und noch größerem Ruhm strahlte ihre Nichte, die h. Elisabeth, Tochter des König Andreas von Ungarn und der Gräfin Gertrud von Meran, vermählt mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, der ins h. Land zog, aber unterwegs in Unteritalien von der Pest hingerafft wurde. Er hinterließ ihr einen kleinen Sohn, Hermann, den aber Ludwigs böser Bruder, Heinrich Raspe, vergiften ließ, um sich des Erbes zu bemächtigen. Elisabeth, die mehr für den Himmel als für die Erde lebte, wurde von dem gottlosen Schwager Raspe so karg gehalten, daß sie betteln mußte, bis die Ritterschaft sich ihrer annahm und ihr ein anständiger Wittwensitz in Marburg angewiesen wurde. Hier lebte sie als Büßerin einzig dem Gebet und dem Wohlthun. Man beschuldigte ihren Beichtvater, den Dominikanermönch Konrad, er mißbrauche ihre Demuth und geißle sie mehr zu seinem eigenen Ver-

gnügen, als zu ihrem Seelenheil. Doch muß man vorsichtig im Urtheil seyn. Die Schwärmerei in jener Zeit war groß bei den Männern der Kirche und nicht minder groß die Verleumdungssucht bei den Feinden der Kirche.

Nach Engelberts Tode erwählte der Kaiser den Herzog Ludwig von Bayern zum Reichsverweser und Vormund seines jungen Sohnes Heinrich in Deutschland. Das Haus Wittelsbach war durch die Hohenstaufen erhoben worden und mußte ihm dankbar bleiben. Ludwig war aber nicht zufrieden mit dem Kaiser. Er mißbilligte dessen Verfahren im Orient und war auf dem Kreuzzug von ihm mißbraucht, nämlich dem Sultan Kamel als Geißel gegeben worden. Er mißbilligte ferner, daß der Kaiser die geistlichen Fürsten so sehr vor den weltlichen begünstigte. Er näherte sich nun dem Papst und bekam Streit mit dem jungen Heinrich. Der Kaiser wollte ihn schon in die Acht erklären, durch den Erzbischof Eberhard von Salzburg wurde eine Aussöhnung vermittelt, aber eines Tages fiel der Herzog durch den Dolch eines Unbekannten auf der Donaubrücke bei Kelheim, 1231. Der Mörder wurde sogleich niedergehauen, nachher aber der Verdacht verbreitet, es sey ein vom Kaiser gedungener Assassine gewesen. An dieses unsinnige Märchen glaubte wenigstens der Sohn des Ermordeten nicht, Otto der Erlauchte, der vielmehr den Hohenstaufen lange und seltene Treue bewies. — Der Mord kam nur den Fürsten zu Gute, denen der Kaiser damals nachgeben mußte, damit sie sich nicht mit dem Papst gegen ihn verbänden. Sie kannten ihr Interesse sehr wohl und betheiligten sich bei dem zwischen Kaiser und Papst entbrannten Kampf nur so weit, um von beiden Seiten Concessionen zu erlangen und ihre Eigenmacht zu erweitern. Damals setzten sie auf dem Reichstage zu Worms 1231 ein neues Reichsgesetz durch, welches nur ihnen, d. h. den weltlichen und geistlichen Fürsten zu gute kam. Der König sollte innerhalb der fürstlichen Territorien keine Rechte mehr ausüben, keine Münze mehr schlagen dürfen ꝛc. Die Gerichtsbarkeit sollte von den Reichsrichtern auf Landrichter übergehen. Nirgends sollten die Städte mehr von den geistlichen oder weltlichen

Landesherrn durch kaiſerliche Privilegien unabhängig oder reichsfrei gemacht werden dürfen. Das willkürliche Verlaſſen des Herrendienſtes von Seiten fürſtlicher Unterthanen auf dem Lande, um als ſ. g. Pfahlbürger die Rechte und den Schutz der Städtebürger zu erlangen, wurde ſtreng verpönt. Wahrſcheinlich ſchmeichelten die Fürſten dem jungen König, ſie würden ihn als ihren alleinigen Herrn erkennen, wenn etwa ſein Vater das neue Geſetz verwürfe. Jedenfalls war Heinrich hier nicht der Verführer, ſondern der Verführte. Das ſah niemand beſſer ein, als ſein Vater, welcher die ganze Oppoſition der Fürſten beſchwichtigte, indem er das neue Geſetz einfach beſtätigte. Er mußte ſich die deutſchen Fürſten geneigt erhalten, wenn er ſeine Zwecke in Italien erreichen wollte. Den meiſten Werth aber legte er auf die mächtige Partei der deutſchen Biſchöfe.

Daraus erklärt ſich, warum der Kaiſer den Biſchöfen die ſchreckliche Waffe der Ketzergerichte in die Hand gab. Während der Papſt nur wirklich gefährliche Ketzereien ausrotten wollte, diente den deutſchen Biſchöfen und Fürſten der Verdacht und die Beſchuldigung der Ketzerei zum Vorwand, dem Volke ſeine letzten Freiheiten zu rauben. Die freien Frieſen im Stedingerlande hatten die Burgen des Grafen von Oldenburg gebrochen, weil von dort aus ſeine Ritter Jagd auf die ſchönen Frieſinnen machten. Auch der Erzbiſchof von Bremen war ihr Feind, weil ſie ihm nicht genug gehorchten. Ein Prieſter ſoll einem Weibe ſtatt der Hoſtie den Beichtgroſchen in den Mund geſchoben haben, den ſie ihm gegeben hatte und der ihm zu gering war. Dafür erſchlugen ihn die Bauern. Der Erzbiſchof belegte das Land wegen Prieſtermord mit Interdict, und zwanzig Jahre lang durften die Stedinger keinen Gottesdienſt mehr feiern. Von den Prieſtern verlaſſen, ſuchten ſie ſich nun ſelbſt zu helfen. Man weiß von einem Schwärmer, Otheberne, der zu Stade auf einem mit Roſen beſtreuten Throne, dem Volk geprebigt haben ſoll. Nichts erſcheint natürlicher, als daß unter dieſen Umſtänden das Volk wirklich zu Ketzereien verführt und noch viel mehr derſelben beſchuldigt wurde. Genug, unmittelbar nach dem volksfeindlichen

Wormſer Reichsgeſetz wurde im ganzen Reiche Lärm geſchlagen gegen die armen Stedinger und das Kreuz gegen ſie gepredigt, wobei ſich Konrad von Marburg als vom Papſt ernannter Inquiſitor, einen ſchlechten Ruhm erwarb. Der Vernichtungskrieg gegen die Stedinger begann 1233, endete aber erſt im folgenden Jahr, da ſie ſich löwenmuthig wehrten. Unter ihrem Führer Volke erſchlugen ſie den Grafen von Oldenburg und 200 Ritter, endlich aber erlagen ſie der ungeheueren Uebermacht und fielen faſt alle im Kampfe, die Gefangenen aber wurden ohne Gnade als Ketzer lebendig verbrannt. Konrad von Marburg wurde durch dieſen Sieg und durch die moraliſche Macht, die er als Beichtvater der allverehrten h. Eliſabeth übte, ſo übermüthig, daß er ſich gewiſſermaßen als den Alleinherrn in Deutſchland anſah, jedermann vor ſein geiſtliches Inquiſitionsgericht zog und ſtrafte, wen und wie er wollte. Das litten nun aber die Fürſten nicht, die den Pfaffen ſo viel Gewalt nicht laſſen wollten. Schon hatte Konrad achtzig Perſonen geringeren Standes als angebliche Ketzer verbrennen laſſen und man hatte es geduldet, als er aber auch Edelleute und Grafen vor ſich forderte und einen Grafen von Sayn kahl ſcheeren ließ, klagte dieſer ihn vor der Reichsverſammlung in Mainz an und beim Anblick ſeines kahlen Hauptes erzürnten ſich die Laienfürſten ſo, daß auch die Biſchöfe den taktloſen Ketzerrichter lieber fallen ließen. Doch ließ man ihn nicht aus Deutſchland entkommen. Er und vierzehn ſeiner Helfershelfer vom Dominikanerorden wurden an verſchiedenen Orten von den gegen ſie erbosten Rittern todtgeſchlagen.

Friedrich II. hatte das Glück, daß Papſt Gregor IX., von den widerſpenſtigen Römern bedrängt, ſeine Hülfe nachſuchen mußte, 1234. Dadurch in Italien ſicher geſtellt, kam der Kaiſer endlich wieder nach Deutſchland, las ſeinem Sohne Heinrich tüchtig den Text, verſtändigte ſich aber mit den Reichsfürſten, die ſehr zufrieden mit ihm waren, da er ihrem egoiſtiſchen Treiben nicht entgegen getreten war. Als daher der junge Heinrich noch einmal trotzte und, wie es hieß, ſogar dem Vater nach dem Leben trachtete, ließ ihn dieſer feſtnehmen, ohne daß ſich eine Partei für den mißrathenen

Sohn erhoben hätte. Heinrich wurde nach Italien gebracht und ſtarb nach ſieben Jahren, indem er, wie man glaubt, durch einen Sturz in die Tiefe ſich ſelbſt das verhaßte Leben nahm. Sein Vater aber, dem die zweite Frau geſtorben war, nahm jetzt die dritte, die ſchöne Iſabelle, Schweſter König Heinrichs III. von England, mit welcher er in Köln einen prächtigen Einzug hielt. Die ganze Bevölkerung ſtrömte ihm (am 22. Mai 1235) mit Blumen geſchmückt entgegen, 10,000 Bürger zu Roß, die Geiſtlichkeit auf Wagen, welche die Geſtalt von Schiffen hatten, Muſikchöre ꝛc. Noch prächtiger war die Hochzeit in Worms, welcher 75 Fürſten und 12,000 Ritter als Gäſte anwohnten. Bald darauf hielt der Kaiſer einen großen Reichstag in Mainz, befahl einen allgemeinen Landfrieden, erließ ſtrenge Geſetze gegen das Fauſtrecht und beſtellte ein Reichshofgericht, vor dem künftig alle Streitigkeiten ſollten entſchieden werden. Die geiſtliche Gerichtsbarkeit ſollte ausſchließlich den Erzbiſchöfen zuſtehen und nicht mehr außerordentlichen Commiſſären Roms, wie Konrad von Marburg einer war. Er hätte wohl gern die Verwaltung in Deutſchland organiſirt wie in Unteritalien, allein er mußte ſich begnügen, den Intereſſen der Fürſten zu dienen, um ſie bei guter Laune zu erhalten. Hauptſächlich befreundete er ſich die Erzbiſchöfe, weil er ihre Hülfe ſowohl gegen Rom als gegen die Laienfürſten nöthig hatte. Das Volk war hier gänzlich Nebenſache. — Der Tod der h. Eliſabeth gab dem Kaiſer eine erwünſchte Gelegenheit, eine Frömmigkeit zur Schau zu tragen, die nicht in ſeinem Herzen lebte. Er wohnte zu Marburg ihrem feierlichen Begräbniſſe bei, zu welchem über eine Million Andächtiger herbeiſtrömten, 1236.

Dann ging er nach Italien, um nicht mehr wiederzukommen.

8.

Der deutsche Orden und die Tatarenschlacht.

Unter dem Schutz Heinrichs des Löwen waren die sächsischen Städte, zumal die Handelsplätze an der Nord- und Ostsee, schnell emporgeblüht. Die Seeräubereien der Normannen hatten aufgehört. England und Frankreich führten blutige Landkriege, in denen die Ritter zu Roß sich tummelten, und vernachlässigten die Schiffahrt. Die wendischen Seeräuber wurden mit Hülfe der Dänen besiegt. Lübek und Hamburg waren eine Zeit lang mit Dänemark vereinigt worden und hatten gerade dadurch Gelegenheit gefunden, ihre Flotte zu vermehren und in den nordischen Meeren zu orientiren. So wurden sie die natürlichen Vermittler des Handels zwischen Norden und Süden, Osten und Westen. Südliche Fabrikate brachten sie zu den Skandinaviern, Finnen und Russen, nordische Rohproducte nach Deutschland und Frankreich.

Im Jahr 1158 waren bremische Schiffer auf der Ostsee an die Küsten Livlands verschlagen worden, hatten dort beim finnischen Volk der Liven gute Aufnahme gefunden und die erste Handelsverbindung angeknüpft. Jährlich landeten nun ihre Schiffe an der Dünamündung. Nach und nach brachten die Kaufleute auch Missionäre mit, welche friedlich zu bekehren anfingen, und schon 1187 konnte der h. Meinrad das Bisthum Yrkül (Ykeskola) gründen. Sein Nachfolger Bischof Berthold brachte schon Ritter mit und machte den ersten Versuch einer gewaltsamen Bekehrung und Eroberung, wurde aber von den Liven erschlagen, 1198. Alle christlichen Priester wurden nun aus dem Lande gejagt, nur die Kaufleute durften wiederkommen. Aber schon im nächsten Jahre kam der dritte Bischof, Albrecht, ein Bremer Domherr, mit 23 Schiffen, verstellte sich, bethörte die Vornehmsten der Liven, nahm sie bei einem Gastmahl gefangen und ließ sie nicht eher frei, bis sie ihm gestatteten, an der Mündung der Düna die Stadt Riga zu gründen, in welche das

Bisthum verlegt wurde. Kaupo, ein liviſcher Fürſt, wurde damals ſchon Chriſt und reiſte nach Rom, um dem Papſte zu huldigen. Da ſich Albrecht dem Volke nicht verſtändlich genug machen konnte, ließ er die ganze bibliſche Geſchichte als Schauſpiel vor den ſtaunenden Liven aufführen.

Riga bot nun einen feſten Punkt dar und weil die Liven und Kuren damals von den Lithauern ſchwer bedrängt wurden, nahmen ſie gerne die Hülfe an, die ihnen die Sachſen brachten. So konnte Albrecht ſchon 1203 zur Bekämpfung der lithauiſchen Heiden den Orden der Kreuz- und Schwertbrüder gründen. Der Zulauf aus Deutſchland war groß und ſchon im nächſten Jahr ſiegten die Ritter in einer großen Schlacht, in welcher 12,000 Lithauer fielen. Die Liven und Letten waren ſchon großentheils bekehrt, die Kuren und Eſthen hatten aber noch keine Luſt, ſich taufen zu laſſen, und wurden von den Lithauern angereizt, ihre heimiſche Erde gegen die fremden Eindringlinge zu vertheidigen. Während nun Biſchof Albrecht auf einer Reiſe abweſend war, brach eine allgemeine Verſchwörung der Heiden aus, wurden alle Deutſchen, die ſich nicht hinter die Mauern von Riga flüchten konnten, erſchlagen und offenbarten die Heiden einen ſo fanatiſchen Haß, daß ſie nicht nur denen ihrer Landsleute, die ſchon Chriſten geworden waren, den ganzen Leib, ſondern auch die Häuſer, in denen Chriſten gewohnt hatten, von oben bis unten abwuſchen, um ſie von der chriſtlichen Berührung zu reinigen. Albrecht aber kehrte mit einer ſo großen Streitmacht zurück, daß er die Heiden nach allen Seiten zurückſchlagen, ſeine Eroberung erweitern, und ein zweites Bisthum in Semgallen gründen konnte. Hier war der erſte Biſchof Graf Bernhard von der Lippe, derſelbe, der Heinrich dem Löwen einzig treu geblieben war.

Der Orden wollte nun Eſthland erobern. Da miſchten ſich aber die Ruſſen und die Dänen ein. Die erſteren wurden durch die Lithauer aufgehalten, die Dänen aber unter dem kriegeriſchen König Waldemar thaten es den Sachſen zuvor, eroberten Eſthland und gründeten hier das Bisthum Reval, 1218. Nach Waldemar's

Entfernung empörten ſich die Eſthen wieder, ſie wurden jedoch durch die Dänen mit Hülfe des Ordens bezwungen und der letztere konnte das neue Bisthum Dorpat gründen, 1223. Im folgenden Jahr ſchickte Papſt Honorius III. ſeinen Legaten Wilhelm von Modena nach Riga, um in ſeinem Namen das ganze bekehrte Land in Beſitz zu nehmen und zu verwalten, als ein ausſchließlich der Kirche gehöriges Land. Wilhelm beſaß große Energie und ließ durch einen zweiten Legaten Balduin Kurland vollends friedlich bekehren und die große Inſel Oeſel durch die Ordensritter gewaltſam erobern. Volkwin aber, der Ordensmeiſter, proteſtirte nach dieſem Siege gegen die Landeshoheit des Papſtes und wahrte dieſelbe dem Kaiſer, der ihm dazu die nöthige Vollmacht ertheilte, 1228.

Kaiſer Friedrich II. ließ es dabei nicht bewenden, ſondern dachte darauf, dem Volkwin eine Hülfe zu ſchicken, um die Eroberung der Heidenländer an der Oſtſee im Namen des deutſchen Reichs zu vollenden. Seitdem der h. Adalbert von den heidniſchen Preußen erſchlagen ward, hatten die Polen dorthin Bekehrungs- und Eroberungsverſuche gemacht. Da ſich aber die Piaſten in Polen theilten und ſchwächten, fühlten ſich die Preußen nicht nur ſicher, ſondern bedrängten auch den polniſchen Theilfürſten Konrad von Maſowien an der Weichſel dergeſtalt, daß er Hülfe ſuchen mußte. Nun gab es bereits einen andern deutſchen Ritterorden, der eine Veränderung ſeiner Lage wünſchte und ſich trefflich eignete, die Politik des Kaiſers an der Oſtſee zu unterſtützen und zunächſt den Polen zu helfen. Im heiligen Lande nämlich hatten zuerſt die Franzoſen, Normannen und Engländer zwei geiſtliche Ritterorden gegründet, deren Zweck theils die Pflege der kranken Kreuzfahrer, theils der permanente Krieg gegen die Ungläubigen war. Die deutſchen Kreuzfahrer, die ſich im heiligen Lande nicht niederzulaſſen, ſondern nach Erfüllung ihres Gelübdes wieder heimzukehren pflegten, ſahen ihre Kranken vernachläſſigt. Ein Bremer Bürger, Waldbot von Baſſenheim, gründete daher mit mehreren andern Bürgern von Bremen und Lübeck im Jahre 1190 zunächſt zur Krankenpflege, aber auch zur Bekämpfung der Ungläubigen eine Geſellſchaft bewaffneter Mönche, welche

man ſchlechtweg den deutſchen Ritterorden nannte. Ihr Zeichen war ein ſchwarzes Kreuz auf einem weißen Mantel. Urkundlich waren die erſten Stifter nur Bremer Bürger, aber ſolche Freie, denen die Ritterwürde ſo gut zukam, wie dem Landadel und nur weil ſie ſich als Ritterſchaft durch ihre Heldenthaten im heiligen Lande, zuerſt unter Leopold von Oeſterreich, ruhmvoll auszeichneten, ſchloſſen ſich ihnen auch alle die Mitglieder des deutſchen Landadels an, die im heiligen Lande bleiben wollten, und ſo wurde die Geſellſchaft bald ein ausſchließliches Adelsinſtitut. Weil nun aber das heilige Land eine franzöſiſche Provinz wurde, kam der deutſche Orden dort in Nachtheil und als die Türken das heilige Land wieder eroberten, wurde ſeine Stellung und Zukunft noch unſicherer. Sein damaliger Hochmeiſter aber, Hermann von Salza, war ein überaus kluger Mann und Friedrich's II. vertrauteſter Rath und Freund. Daraus erklärt ſich, warum der deutſche Ritterorden im Jahre 1230 auserleſen wurde, den Polen gegen die Preußen zu Hülfe zu ziehen. Der Hochmeiſter ſelbſt ging damals noch nicht mit, ſondern ſchickte den Hermann Balk als erſten Landmeiſter in's Gebiet von Kulm. Derſelbe eroberte Thorn, ein Heiligthum der Heiden mit einer uralten und ſo rieſenhaften Eiche, daß er ſich einmal in derſelben wie in einem Thurme gegen die andringenden Heiden vertheidigen konnte. Zwar erlitt er eine Niederlage, aber von Pommern und Meißen aus unterſtützt, ſiegte er wieder und gründete Elbing, 1236.

In demſelben Jahre verbanden ſich die Preußen mit dem lithauiſchen Fürſten Ringold, um über die Chriſten in Livland herzufallen und dieſe Erhebung der Heiden war ſo allgemein und großartig, daß in der erſten Hauptſchlacht Volkwin mit faſt allen ſeinen Rittern umkam. Nun eilte zwar Balk nach Livland, vereinigte die letzten Ritter des Kreuz- und Schwertordens mit den ſeinigen, ſo daß fortan nur der deutſche Orden allein übrig blieb, und hielt die Sache der Chriſten aufrecht, aber nur mit Mühe und in einer Weiſe, die den Männern der Kirche nicht gefiel. Die höchſte kirchliche Autorität im Lande war damals Biſchof Chriſtian, der als armer Mönch ſchon lange vor den Rittern Miſſion getrieben hatte und nachher

von den Heiden gefangen worden war. Dieſer klagte dem Papſte bitterlich, daß nicht nur der Pommerherzog Swatopluk, ſondern auch die Ordensritter barbariſch mit den Heiden umgingen und ſo ſchlechte Sitten zur Schau trügen, daß ſie das Chriſtenthum nur verhaßt machten, anſtatt es durch ihr Beiſpiel den Heiden zu empfehlen. Doch ſtellte 1239 der neue Landmeiſter, Landgraf Konrad von Thüringen, die Zucht wieder her. Derſelbe hatte einſt in einer Fehde mit Mainz die Stadt Fritzlar mit allen Einwohnern verbrennen laſſen, nachher die Greuelthat tief bereut und zur Buße das Kreuz genommen.

Ganz unerwartet kam in jener wilden und verworrenen Zeit eine neue Geißel Gottes, ein neuer Attila vom fernen Aſien her und drohte, allem bisherigen Streit in Europa, dem Reich und der Kirche ein Ende zu machen. Dieſelben Hunnen oder Mongolen, welche vor 800 Jahren vom Altai-Gebirge bis zur Marne in Frankreich, Alles vor ſich niederwerfend, vorgeſtürmt waren, hatten ſich unter ihrem großen Fürſten Chingiſchan abermals erhoben, um die Welt zu erobern. Sie hatten das große China erobert, waren bis Indien vorgedrungen und wälzten ſich jetzt in unermeßlichen Reiterſchaaren nach Weſten hin. Unter Chingiſchan's Enkel Batu warfen ſie Rußland und Polen nieder und erſchienen im Jahr 1241 in Schleſien. Man nannte ſie damals Tataren, obgleich ſie nicht zu den edeln tatariſchen Stämmen gehörten, ſondern häßliche Mongolen waren. Ihr Zug kam der Oder entlang und wurde durch den Brand aller Städte und Dörfer bezeichnet. Im großen deutſchen Reiche war nicht die mindeſte Anſtalt zur Vertheidigung getroffen. Der Kaiſer war fern in Italien, die Fürſten träge und nur mit ihren Hausintereſſen beſchäftigt. Das ganze deutſche Volk ſchien zu ſchlafen. Es iſt in der That ebenſo unglaublich, als wahr, daß eine Hand voll mit ihrem Herzog Boleslaw geflohener Polen, eine Hand voll geflüchteter Oberſchleſier mit ihrem kleinen Herzog Mieceslaw, die Niederſchleſier unter Heinrich dem Frommen, dem Sohne der heiligen Hedwig, eine Hand voll deutſcher Ordensritter unter dem Landmeiſter Poppo von Oſterna und eine kleine Schaar deutſcher Bergleute,

welche damals die Erze bei Goldberg ausbeuteten, die einzigen Vertheidiger Deutſchlands waren. Da ſah man weit und breit keinen Heerbann des Reichs, keine Sachſen, keine Böhmen. Die Stadt Breslau wurde von den Mongolen verbrannt, aber auf der feſten Sandinſel vertheidigten ſich die Bürger ſiegreich. Das gemiſchte Häuflein in Schleſien, welches ſich unter dem frommen Heinrich unſern von Liegnitz an der Katzbach todesmuthig dem furchtbarſten Feinde entgegenwarf, war fünfmal kleiner, als der ungeheure Heerhaufen, welchen der mongoliſche Feldherr Peta führte. Dennoch dauerte der Kampf zwei volle Tage lang und der chriſtliche Haufe hielt mit wunderbarem Muthe Stand, bis alle mit dem frommen Heinrich, dem tapfern Boleslaw, den deutſchen Rittern gefallen waren. Nur Mieceslav entfloh, 1241. Einen ſolchen Widerſtand und ſo großen Verluſt durch nur wenige tapfre Männer hatten die Mongolen noch nicht erfahren. Da ſie inne hielten und nicht weiter nach Weſten vordrangen, darf man annehmen, ſie haben ſich nicht weiter in das Land der eiſernen Männer hineingewagt. Man glaubt zwar, Peta ſey von Batu abberufen worden, welcher damals mit dem Haupttheil des großen Heeres nach Ungarn gezogen war, und Batu ſey durch ſeines Vaters Oktai Tod zur Umkehr ins Mongolenreich bewogen worden. Immerhin aber blieb das blutige Feld bei Liegnitz ein Warnungszeichen für die Mongolen, welche ſpäter noch lange Zeit Gelegenheit gehabt hätten, ſich noch einmal an die deutſchen Grenzen heranzuwagen, wenn ſie ſich nicht davor geſcheut hätten. Denn ſie ſind damals nahe genug geblieben und haben Rußland 200 Jahre lang beherrſcht. Sie verheerten noch, ehe ſie abzogen, Ungarn auf eine ſchaudervolle Weiſe. Nur vor Olmütz in Mähren erlitten ſie eine Niederlage.

Erſt hinterdrein verſammelten ſich die deutſchen Fürſten zu Merſeburg und beſchloſſen ein Aufgebot in Maſſe, welches aber nicht zu Stande kam, weil die Nachricht einlief, die Mongolen ſeyen ſchon wieder abgezogen. Von Kaiſer Friedrich II. war es unverantwortlich, daß er ſich um die Mongolen gar nicht kümmerte. Ihm vor allem kam es zu, ſich an die Spitze der abendländiſchen Chriſten gegen

dieſe furchtbaren Heiden zu ſtellen und die Begeiſterung, die er dadurch erweckt hätte, würde ihm auch am beſten aus der Noth geholfen haben, in die er ſich zu ſtürzen im Begriff war.

Mitten unter den Stürmen jener Zeit blühte eine deutſche Colonie in Siebenbürgen auf. Schon 1143 hatte der Ungarkönig Geiſa II. vom Niederrhein und Harz her bergkundige und ſonſt betriebſame Deutſche eingeladen, um die durch feindliche Einfälle verödeten Gebirgsgegenden anzubauen. Sie gründeten 1160 ihre Hauptſtadt Hermannſtadt und genoſſen unter dem Namen der Siebenbürger Sachſen große Privilegien. König Andreas gab ihnen 1222 die Rechte einer eigenen Nation mit einem Nationalgrafen, der aber von der unter freiem Felde nach uraltſächſiſcher Sitte abgehaltenen Volksverſammlung abhing. In demſelben Jahre ertheilte Andreas auch dem ungariſchen Adel das ſ. g. goldene Privilegium, welches der Ariſtokratie maaßloſe Rechte gegenüber der Krone gewährte, ſogar das Recht des Aufſtandes, wobei aber das Volk in tiefer Knechtſchaft blieb.

9.

Verzweiflungskampf zwiſchen Kaiſer und Papſt.

Da die lombardiſchen Städte 1235 ihren Bund erneuert hatten, weil ſie dem Kaiſer nicht trauten, begab ſich dieſer im folgenden Jahr wieder nach Italien, in der Hoffnung, dieſes ſchöne Land ganz unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. In Deutſchland ließ er ſeinen zweiten Sohn Konrad, den er ſchon zum deutſchen König hatte wählen laſſen, zurück, beſtellte neben ihm den Heinrich Raſpe zum Reichsverweſer und beauftragte ihn und die ihm ergebenen Reichsfürſten mit der Bekämpfung des in die Acht erklärten Babenbergers Friedrichs des Streitbaren von Oeſterreich, welcher noch ſehr jung und ungeſtümen Charakters ſich in die Verſchwörung Heinrichs gegen ſeinen kaiſerlichen Vater eingelaſſen hatte. In Oberitalien

war Ezzelino de Romana der kühnſte Vertreter des kaiſerlichen Intereſſes. Er ſtammte von einem Bayern Namens Etzel ab, den Konrad II. in Italien begütert hatte, war ein fanatiſcher Ghibelline und ſuchte ſich durch die Gunſt des Kaiſers auf Koſten der italieniſchen Städte ein Fürſtenthum zu erobern. Sein Todfeind war der in Ferrara herrſchende Guelfe Azzo von Eſte. Dieſem kam, nachdem die Ghibellinen Vicenza erſtürmt hatten, der ſtreitbare Friedrich zu Hülfe und zerſtreute die deutſchen Truppen, die der Kaiſer nach Italien aufgeboten hatte. Nun fiel aber auch alles über den ſtreitbaren Friedrich her, der ſich gleichwohl in ſeiner Feſte Neuſtadt behauptete. Ezzelino eroberte Padua, wo er übel hauste, 1237. Jetzt wollte der Kaiſer den Lombardenbund erdrücken, kam dem Ezzelino mit einem großen Heer aus Unteritalien zu Hülfe und beſiegte die Lombarden in einer blutigen Schlacht bei Cortenuovo, 1238. Den gefangenen Podeſta (Machthaber, Bürgermeiſter) von Mailand, Tiepolo, ließ er auf einen Elephanten ſetzen und im Triumph herumführen. Zum Dank vermählte er ſeine ſchöne Tochter Selvaggia (von einem Kebsweibe) mit dem tapfern Ezzelino und zugleich ſeinen ſchönen Sohn Enzio (ihm gleichfalls von einem Kebsweibe geboren) mit Adelaſia, der reichſten Erbin auf Sardinien, und ernannte ihn zum König dieſer Inſel, obgleich ſie ſeit Vertreibung der Sarazenen durch Römer ein Lehen des Papſtes war.

Papſt Gregor IX. hatte ſich bisher noch in gutem Vernehmen mit dem Kaiſer erhalten, wozu Hermann von Salza und Peter de Vineis weſentlich beitrugen, aber auch weil die Römer, von Frangipani geleitet, ihm trotzten. Als er nun aber gar keinen äußeren Schutz gegen den Kaiſer mehr beſaß, weder in Unteritalien, noch bei den beſiegten Lombarden, und der übermächtige Kaiſer keine Rückſicht mehr auf ihn nahm, erkannte er deutlich, Friedrich wolle ihn in die Stellung eines byzantiniſchen Patriarchen herabdrücken, und um die Unabhängigkeit der abendländiſchen Kirche zu retten, griff er zu der letzten ihm noch übrigen Waffe und ſchleuderte den Bann der Kirche auf das Haupt des Kaiſers, am Palmſonntage 1239. Friedrich ließ ſich das zunächſt nicht anfechten und rief: „Ich habe

mehr Blätter rauschen hören.“ Doch fand er im Angesicht der Völker für nöthig, seine Verwunderung auszudrücken, daß der Papst, dem nur Werke des Friedens obliegen sollten, immer Streit anfange. Er schrieb: „Was sagte der Lehrer aller Lehrer? Friede sey mit euch. Was empfahl er seinen Jüngern? Liebe. Warum nun, angeblicher Statthalter Christi, thust du das Gegentheil?“ Gregor antwortete: „Es ist ein Thier aus dem Meere gestiegen, das öffnet seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und mit seinen Klauen und Zähnen will es alles zerbrechen.“ Friedrich schrieb hinwiederum: „Du selbst bist das Thier, von dem geschrieben steht, ein anderes Pferd stieg aus dem Meere auf, das war roth und der darauf saß, nahm den Frieden von der Erde hinweg. Du bist der Drache, der die Welt verführt hat, der Antichrist.“ Es fiel aber dem Papste nicht schwer, den Kaiser der Ketzerei zu beschuldigen, da dieser selbst Anlaß genug gegeben hatte, daß man ihn für keinen besonders guten Christen halten konnte. Seine Vorliebe für die Muhamedaner trug er ja vor jedermann zur Schau. Man erzählte sich, er habe einmal, bei einem Kornfeld vorüberreitend, zu seinen Begleitern gesagt: „Da wächst euer Gott“ (nämlich das Mehl zu den Hostien). Von dem nichtswürdigen Heinrich Raspe in Thüringen, welcher der h. Elisabeth so bitteres Wehe bereitet hatte und in dem kein Funke von Religion und sittlichem Gefühle war, der das ihm vom Kaiser geschenkte Vertrauen mit schnödem Undank vergalt, ging die Verleumdung aus, Friedrich II. habe zu Frankfurt öffentlich gesagt: „Es sind dreie gewesen, die haben die Welt betrogen, Moses die Juden, Jesus die Christen und Muhamed die Heiden.“ Das Buch de tribus impostoribus, worin dieser Gedanke ausgesponnen wurde, ist erst später verfaßt und nur fälschlich dem Kaiser oder seinem Kanzler Peter zugeschrieben worden. Jedoch ist nicht zu leugnen, daß unter den Gebildeten der damaligen Zeit die Meinung vielfach verbreitet war, daß, wenn auch nicht Christus und die Apostel, doch die Pfaffen Betrüger seyen. Das wurde häufig von den damaligen provençalischen Troubadours und von schwäbischen Minnesängern in Trutzgedichten, die uns noch erhalten sind,

ausgeſprochen. So leſen wir noch in Ottokar von Horneks Reimchronik: „Ein Volk heißt Pfaffen, die ſelben trügenere haben mit ihren Liſten verblendet die Chriſten.“ Die Unwürdigkeit ſo vieler weltlich geſinnter Geiſtlichen ſtand freilich im grellen Widerſpruch mit der demüthigen Heiligkeit der Apoſtel und mußte das ſittliche Gefühl empören. Aber daß es ſo viele ſchlechte Biſchöfe gab, daran war nicht der Papſt, der immer und immer wieder gegen die Simonie eiferte, ſondern der Kaiſer Schuld, der dieſe Simonie trieb und dem weltlich geſinnte und üppige Biſchöfe am liebſten waren, weil er ſie gegen Rom brauchen konnte. Weder Gregor noch ſein großer Vorfahr Innocenz III. hatten es fehlen laſſen an Verſuchen, den Klerus zu reformiren und zu reinem Wandel zurückzuführen. Sie alſo durfte man am wenigſten verantwortlich machen für Sünden des Klerus, die nur vom Staatsintereſſe geſchützt und nur aus den ſchlechten Gewohnheiten der ariſtokratiſchen Familien, welche die Bisthümer kauften oder erſchlichen, hervorgegangen waren. Indem aber die zwei höchſten Gewalten in der Chriſtenheit, Kaiſer und Papſt, in einen Kampf auf Tod und Leben geriethen, zerſtörten beide ihre den Völkern ſo nothwendige Autorität und den Vortheil zogen allein die, denen es am wenigſten zukam, nämlich überall die weltlichen Fürſten, deren Egoismus auf Knechtung der Völker ausging und welche die Autorität des Kaiſers und Papſtes, wodurch ihnen allein noch ein Zügel angelegt war, gern verſchwinden ſahen.

Nach Deutſchland ſchickte der Papſt damals noch den Legaten Albert von Beheim, um alles gegen den Kaiſer aufzubieten. Herzog Otto der Erlauchte von Bayern ſollte den Bann gegen Friedrich verkünden. Ihn, der bisher die Hauptſtütze des Kaiſers geweſen war, wollte der Papſt gewinnen. Ihm wurde in letzter Inſtanz die Kaiſerwürde ſelbſt zugedacht. Man machte dabei geltend, ſein Vater Ludwig ſey durch einen Mörder des Kaiſers umgebracht worden, der Kaiſer aber gehe überhaupt auf Alleinherrſchaft aus und wollten die Fürſten ſelbſtändig werden, ſo erreichten ſie es nur mit Hülfe des Papſtes. Otto ließ ſich jedoch nicht irre machen und vereinigte ſich mit dem Erzbiſchof Eberhard von Salzburg

und andern ſüddeutſchen Biſchöfen, ſo wie mit den Städten, den Bann nicht zu verkünden und alle Zumuthungen des Legaten zurückzuweiſen. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo ſcheint er ein tiefes treues deutſches Gemüth gehabt zu haben; es ſcheint ihm unmöglich geweſen zu ſeyn, daß das Haus Wittelsbach dem Hauſe Hohenſtaufen je den Eid der Treue brechen könne. Was dagegen die Biſchöfe betrifft, ſo fürchteten ſie, ihre ariſtokratiſche Gewalt im Reich zu verlieren und Sklaven des Papſtes werden zu müſſen, wenn dieſer ſiege. Biſchof Konrad von Freiſing ſprach geradezu aus: „Der Papſt hat ohne die Zuſtimmung der deutſchen Biſchöfe keine Rechte in Deutſchland.“ Der Legat mußte flüchten und rettete kaum ſein Leben. In den Städten predigten merkwürdigerweiſe die neu eingeführten Franziskanermönche für den Kaiſer, weil ſie deſſen Anſicht, der Papſt und Klerus ſollte der Pracht und Ueppigkeit entſagen und zur apoſtoliſchen Armuth zurückkehren, billigten. Die Bewegung war jedoch nur im ſüdlichen Deutſchland bedeutend, im nördlichen bekümmerte man ſich wenig um den Kaiſer und ordnete ſich auf eigene Hand. Die verhältnißmäßige Unthätigkeit Deutſchlands bei dem in Italien ſo wüthend entflammten Kampfe erklärt ſich nur daraus, daß die geiſtlichen und weltlichen Fürſten des Kaiſers wohl entbehren mochten, ſich aber auch dem Papſt nicht blind unterwerfen wollten, während andererſeits die Städte ſich durch eigene Kraft ſelbſtändig machten und vom Kaiſer nichts mehr erwarteten.

In Italien faßten die Guelfen, vom Papſt angefeuert, friſchen Muth, die Mailänder erlangten neue Vortheile. Der Papſt ſchrieb ein großes Concilium nach Rom aus, zu Oſtern 1241. König Enzio fing aber die franzöſiſchen Cardinäle und Biſchöfe, die von Genua aus nach Rom überſchiffen wollten und bei denen ſich auch viele Abgeordnete der lombardiſchen Städte befanden, unterwegs zur See auf und nahm ſie alle gefangen. Zugleich erfochten die Bürger von Pavia, welche kaiſerlich geſinnt waren, einen neuen Sieg über die Mailänder und der Kaiſer freute ſich ſchon, daß er bald mit Italien werde fertig ſeyn. Damals ſchrieb er an den König von Ungarn, der ihn um Hülfe gegen die Mongolen gebeten hatte, es

thäte ihm leid, daß er jetzt nicht gegen dieſe [illegible] zu Felde ziehen könne, aber der Zug gegen den Papſt ſey ihm wichtiger. Indeß wurde Gregor IX. der Gefahr einer Gefangennehmung entrückt. Ein faſt hundertjähriger Greis ſtarb er vor Alter und aus Kummer, am 20. Auguſt 1241. Der Kaiſer ließ nun zwar die gefangenen Cardinäle frei, damit ſie einen neuen Papſt wählen könnten, überwachte dieſelben aber. Die Wahl, welche ſie trafen, ſchien ganz ſeinen Erwartungen zu entſprechen, denn es war ein bewährter Ghibelline und perſönlicher Freund des Kaiſers, Sinibald Fiesco von Genua, der unter dem Namen Innocenz IV. Papſt wurde. Friedrich aber ſchüttelte dennoch den Kopf dazu und ſagte: „Er wird aus einem Freunde mein Feind werden, denn kein Papſt kann Ghibelline ſeyn.“ Man ſuchte ſich zu verſtändigen und Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, gab ſich damals viele Mühe, Kaiſerthum und Papſtthum zu verſöhnen, damit es der geſammten Chriſtenheit zu gute komme, allein der Kaiſer war ſchon zu weit gegangen; die Macht und der Sieg waren auf ſeiner Seite. Warum hätte er dem Schwächeren nachgeben ſollen? Warum zurückgehen, da er dem Ziele, den Papſt zu ſeinem Werkzeug zu machen, ſo nahe war? Innocenz aber war ein echter Genueſe von kalter, kaufmänniſcher Seele und äußerſter Zähigkeit, der, nachdem er einmal das Papſtthum wie ein Geſchäft übernommen hatte, es auch geſchickt und ſolide betreiben wollte. Wenn auch dem h. Stuhle damals ein energiſcher Mann noth that, ſo war es doch zu bedauern, daß Innocenz aller Milde eines Seelenhirten entbehrte und in ſeiner Geſchäftsführung, wo es einen Vortheil galt, jede Rückſicht und Billigkeit bei Seite ſetzte.

Da ſich die Verhandlungen ohne Erfolg in die Länge zogen, mußte der Papſt jeden Augenblick einen Staatsſtreich, d. h. ſeine Gefangennehmung fürchten, und um dieſer zuvorzukommen, entfloh er heimlich über See nach Burgund und Frankreich, wo man über die Gefangennehmung der Cardinäle und Biſchöfe noch ſehr erbittert war. In der burgundiſchen Stadt Lyon, geſchützt durch die Nähe Frankreichs, ſchlug er ſeinen Sitz auf, 1244, und dorthin rief er ein großes Concilium zuſammen, welches nur dann ein freies ſeyn

konnte, wenn es ſich in einer Region befand, in welche die Waffengewalt des Kaiſers nicht hineinreichte. Innocenz ging aber über ſeine Berechtigung weit hinaus, indem er den Kaiſer nach Lyon vor ſein Gericht lud und ſich als höchſten Herrſcher auf Erden geberdete. Der Streit zwiſchen Papſt und Kaiſer blieb keiner Schlichtung und Verſöhnung mehr fähig, wenn jeder von beiden alles ſeyn wollte und keine Grenze ſeiner Macht mehr anerkannte. Das Concil kam i. J. 1245 zu Stande und der Kaiſer ſendete den Ritter Thaddäus von Sueſſa, ſeinen gelehrten und beredten Freund, dahin ab, um ſeine Rechte zu vertheidigen. Es fanden ſich aber faſt gar keine deutſche, ſondern nur romaniſche Biſchöfe ein, gegen deren Parteilichkeit Thaddäus proteſtirte und an ein anderes allgemeines und unabhängiges Concilium und an einen mildern Papſt appellirte. Innocenz ſagte, „die Abſicht des Kaiſers ſey, die ganze Kirche auszurotten, damit er allein als Götze angebetet werde," und that nicht nur ihn, ſondern das ganze Geſchlecht der Hohenſtaufen in den Bann, ſprach die Völker von den Eiden los, die ſie an daſſelbe banden, und erklärte es auf ewige Zeiten für unwürdig zu regieren. Das Concil ſtimmte bei. Die verſammelten Biſchöfe ſenkten ihre brennenden Wachskerzen, daß ſie verlöſchten, und Innocenz rief: So erlöſche der Glanz des Kaiſers!

Friedrich II. benahm ſich mit Würde, ſprach dem Papſt und Concil das Recht ab, deſſen ſie ſich angemaßt hatten, und verwahrte ſich gegen die Beſchuldigung, als wolle er die Kirche abſchaffen, er wolle ſie ja nur auf ihr geiſtliches Gebiet beſchränken. In einem Rundſchreiben an alle Könige und Fürſten forderte er dieſelben auf, die weltliche Gewalt gegen die unerhörten Anſprüche des Papſtes zu vertheidigen. Wenn ſie ihn in dieſem Kampfe im Stiche ließen, würde die Reihe bald auch an ſie ſelbſt kommen. In der That hatte der Papſt geäußert, die beiden Schlüſſel S. Petri bedeuteten die geiſtliche und weltliche Gewalt auf Erden, Kaiſer und Könige ſeyen daher ihm unterworfen als dem alleinigen Statthalter Gottes. Da aber Friedrich nicht in ſein deutſches Reich zurückkehrte, nicht die deutſche Nation in ſein Intereſſe zog, ſondern fortwährend in

Italien blieb, um den kleinen Krieg gegen die guelfischen Städte fortzusetzen, und sich dabei durch grausame Hinrichtungen und Verstümmlungen der Gefangenen den üblen Ruf eines Tyrannen zuzog, mußte seine Appellation ihre Wirkung verfehlen. Sein Sohn Konrad vermochte in Deutschland wenig für ihn zu thun. Friedrich war so unklug, jetzt erst und einseitig von sich aus das Wormser Reichsgesetz zu widerrufen und die deutschen Städte plötzlich wieder von der Herrschaft der Bischöfe zu befreien. Er erreichte dadurch zwar, daß in vielen Städten Aufruhr entstand, auch Bischöfe vertrieben wurden, aber es bildete sich kein großes bürgerliches Reichsheer, welches allein ihm hätte helfen können. Dagegen wendeten sich jetzt die erbitterten römischen Erzbischöfe von ihm ab und wählten den Raspe zum Gegenkönig, 1246. Ein besserer gab sich nicht dazu her. Indeß erachteten damals schon viele den immer abwesenden Kaiser verloren und dachten daran, den Pfaffen nicht allein die Beute zu lassen. In einer Schlacht, welche der junge Konrad dem Raspe bei Frankfurt am Main lieferte, gingen zwei schwäbische Vasallen Konrads, die Grafen von Württemberg und Gröningen, zum Feinde über, der dadurch den Sieg gewann. Als aber Raspe nach Schwaben selbst vordrang, wurde er bei Ulm von Konrad überfallen, besiegt und verwundet, kehrte auf die Wartburg heim und starb, 1247.

Auch der streitbare Friedrich war wieder mächtig geworden, weil er aber dem Ungarkönig Bela, der in der Mongolenzeit seine Schätze zu ihm geflüchtet hatte, dieselben nicht wieder herausgab, wurde er von demselben angegriffen und in einer Schlacht bei Neustadt 1246 von einem Frangipani erschlagen. Dieses römische Geschlecht war nämlich auch in Ungarn reich begütert. Mit Friedrich starb das Geschlecht der Babenberger aus. Der Kaiser erfüllte daher den lang gehegten Wunsch des ihm treu gebliebenen Herzog Otto von Bayern und gab ihm Oesterreich zu verwalten. Otto aber vermählte seine Tochter Elisabeth mit des Kaisers Sohn und Nachfolger Konrad. Bela wollte auch sein Theil haben, befehdete den Bayern und nahm sein Königreich Ungarn jetzt vom Papst zu Lehen. Ottokar von Böhmen aber half dem Bayer und trieb Bela zurück.

Die päpſtliche Partei wählte einen neuen Gegenkönig, den Grafen Wilhelm von Holland, einen Mann von rohen Sitten und kleinem Beſitzthum, den nur die Biſchöfe unterſtützten, dem zu gehorchen aber die mächtigen Herzoge und Markgrafen des deutſchen Reichs viel zu ſtolz waren. Doch duldeten ſie ihn, gerade weil er ohnmächtig war und ihre Anerkennung erkaufen mußte. Im erſten Eifer verſchafften ihm die Biſchöfe ein Heer, mit dem er den jungen König Konrad bei Oppenheim ſchlagen konnte, 1247. Weiter aber kam er nicht, weil man ihn nichts gelten ließ, und ſo kehrte er um und widmete ſich ausſchließlich den Händeln in Flandern, wobei er ſich das Verdienſt erwarb, die deutſche Partei gegen die franzöſiſche aufrecht zu erhalten.

In Italien eröffnete der Kaiſer Friedrich eine Reichsverſammlung in Verona, die ihn nicht ſtärkte, weil ſie nur von ſeinen Anhängern beſchickt war. Da er von Deutſchland her keine Hülfe bekam, ſuchte er, was ihm an wahrer Macht gebrach, durch den Schrecken zu erſetzen, den er den Anhängern des Papſtes einflößte, indem er die Gefangenen immer zahlreicher und immer gräßlicher martern und hinrichten ließ. Sein Freund Ezzelino überbot ihn noch in dieſen Grauſamkeiten und badete im Blut. Doch büßte er immer mehr Freunde ein. Peter von Vineis wurde ihm verdächtig und er ließ denſelben, der wahrſcheinlich ganz unſchuldig war, blenden. Der unglückliche Kanzler ſtieß ſich dann freiwillig den Kopf an den Mauern ſeines Kerkers ein. Als der Kaiſer unvorſichtig das Herzogthum Tarent dem Manfred, auch einem ſeiner natürlichen Söhne, die ſich alle durch Schönheit auszeichneten, übergab, wandte ſich Frangipani von ihm ab, der jenes Herzogthum für ſich begehrt hatte. Als Friedrich einen Heereszug über die Alpen nach Lyon betrieb, um den Papſt von dort zu verjagen, empörte ſich in ſeinem Rücken die mächtige Stadt Parma, die bisher ghibelliniſch geweſen war, und trat zu den Guelfen über. Zugleich erfuhr der Kaiſer, der König von Frankreich wolle den Papſt in Lyon ſchützen. Da kehrte er voll Zorn um und lagerte ſich vor Parma, um an dieſer Stadt eine ſchreckliche

Rache zu nehmen. Aber ſie hielt ſich. Nun baute er eine hölzerne Stadt daneben und nannte ſie im Voraus Victoria, weil er um jeden Preis und auf alle Fälle ſiegen wollte. Damals ließ er den Biſchof Marcellinus von Arezzo an den Schweif eines Pferdes binden und von einem ſaraceniſchen Reiter zu Tode ſchleifen. Das empörte die Parmeſanen aufs tiefſte. Sie machten einen Ausfall, verbrannten Victoria, erbeuteten des Kaiſers ganzes Geräthe, ſogar die deutſche Reichskrone und den Harem ſchöner Weiber, den der Kaiſer überall mit herumſchleppte. In dieſem Kampfe fiel auch der alte Thaddäus von Sueſſa, 1248. Zwar blieben die Ghibellinen in Oberitalien noch immer ungebeugt, als aber im folgenden Jahre Enzio einen Zug gegen Bologna unternahm, hatte er das Unglück, gefangen zu werden und wurde in dieſer Stadt eingekerkert, ohne jemals wieder frei zu werden.

Das brach dem Kaiſer vollends das Herz. In Verzweiflung hielt er immer noch das Feld und ließ eine neue Schaar von Saracenen aus Afrika herüberkommen, mit denen er unter den Guelfen fortwüthete. In Bitunto ließ er unter andern einen Biſchof mit Keulen erſchlagen. Plötzlich aber erkrankte er und ſtarb zu Firenzuola am 13. December 1250. Seine Leiche wurde in Palermo beſtattet. Er trug ſieben Kronen, die des Kaiſers, die der Könige von Deutſchland, Burgund, Lombardien, Sicilien, Sardinien und Jeruſalem. Er mühte ſich, ſagt der große Dichter Dante von ihm, ſeine hohe Majeſtät zu behaupten, weil er edlen Herzens und mit allen Grazien begabt war. Allein er mußte untergehen, weil er mitten in der abendländiſchen Chriſtenheit und als Haupt des ernſten und freiſinnigen deutſchen Volkes nur den egoiſtiſchen und geiſtreichen Sultan ſpielte.

10.

Untergang der Hohenſtaufen.

Innocenz IV. übernahm ſich etwas in ſeinem Jubel über des Kaiſers Tod, indem er ausrief: „Freuen ſollen ſich die Himmel und die Erde ſoll hüpfen.“ Indeſſen war die ghibelliniſche Partei in Italien noch nicht überwunden. Der ſchreckliche Ezzelino behauptete ſich immer noch im obern Italien und Manfred im untern. König Konrad, bisher Reichsverweſer in Deutſchland, nannte ſich jetzt Konrad IV., konnte ſich aber in Deutſchland nicht länger behaupten, da ihm ſeine ſchwäbiſchen Vaſallen ſelbſt untreu wurden. Wie die Reichsgüter und Regalien in Deutſchland überhaupt, ſo wurden auch die herzoglichen Güter und Rechte in Schwaben als gute Beute angeſehen, nach der jeder griff und greifen durfte, wenn er nur die Miene annahm, als geſchähe es aus Eifer für den Papſt. Der Gegenkönig Wilhelm war aber ebenſo wenig geachtet, obgleich ihn der Papſt aufgeſtellt hatte. Für Wilhelm bildeten die rheiniſchen Biſchöfe einen guelfiſchen Bund, dem Konrad zu Nürnberg den ghibelliniſchen entgegenſetzte, allein es kam zu gar keiner Entſcheidung, und beide Könige mußten zurücktreten. Es zeigte ſich jetzt ſchon, daß wie der Kaiſer, ſo auch der Papſt nur den Namen hergeliehen hatte, die Fürſten aber allein den wirklichen Gewinn davon trugen.

Otto der Erlauchte blieb, als Konrad IV. das italieniſche Erbe ſeines Vaters antrat, als Haupt der Ghibellinen in Deutſchland zurück und wurde beſtürmt, von den Hohenſtaufen abzufallen, deren Sache doch verloren ſey. Aber ein Blick auf ſeine Tochter Eliſabeth und ihren kleinen Sohn Conradin reichte hin, ihn in der Treue gegen das ſchwäbiſche Kaiſerhaus zu beſtärken. Er hatte ein Heer gerüſtet, um den Gegenkönig Wilhelm von Holland zu bekämpfen, als ein alter Bauer dem berühmten Prediger Berthold in Regensburg eine Viſion mittheilte, die ihm geworden war. Er

hatte nämlich den ewigen Richter auf dem Himmelsthron sitzen sehen, wie er den Herzog Otto wegen seiner Anhänglichkeit an das gebannte Geschlecht der Staufen zu ewiger Verdammniß verurtheilte. Berthold eilte auf die Trausnitz, die Burg, auf welcher Otto residirte, theilte ihm das Traumgesicht mit und beschwor ihn, von den Staufen abzufallen. Otto weinte, blieb aber den Staufen treu und erklärte, er werde es bis zum Tode bleiben. Da nach wenigen Tagen starb er plötzlich am Schlage, 1253. Dieser Fürst ist eine der edelsten und lichtesten Gestalten auf dem dunkeln Hintergrunde der Zeit.

Konrads letzte Hoffnung war, der Papst werde ihn vielleicht doch noch anerkennen, wenn er sich ihm demüthig unterwürfe. Deshalb ging er nach Italien und suchte ihn zu erweichen. Innocenz aber blieb hart und Konrad mußte sich unter den Schutz seines Bruders Manfred flüchten. Dieser liebenswürdige und treue Mensch, ohne Zweifel der edelste unter allen Hohenstaufen, ehrte den Bruder als seinen König und Herrn und trat ihm alle Gewalt ab. Konrad jedoch wußte diesen Edelmuth nicht zu würdigen, beneidete Manfred um seine Popularität und widerrief die Schenkungen, die ihm sein Vater gemacht hatte. Dennoch blieb Manfred ihm treu. Sie entrissen den Guelfen Capua und Neapel. Plötzlich aber starb Konrad, erst 26 Jahre alt, muthmaßlich an Gift, und kurz vorher war auch sein jüngerer Bruder Heinrich, ein Sohn der englischen Isabelle, dem sein Vater Sicilien bestimmt hatte, gestorben, 1254. Die päpstliche Partei sprengte aus, Konrad habe den Heinrich und Manfred den Konrad vergiften lassen. Indessen war der Tod der legitimen Hohenstaufen der päpstlichen Partei vortheilhafter als dem armen illegitimen Manfred, der jetzt ganz verlassen dastand. Dem letzteren blieb nichts übrig, als mit dem Papste zu unterhandeln, dem er ganz Apulien und Sicilien überließ und für sich nur das Herzogthum Tarent behielt.

Als aber der Papst noch in demselben Jahre starb und ihm Alexander IV. folgte, erhoben sich die Ghibellinen Unteritaliens noch

einmal. Sie fürchteten die Rache der Guelfen, zumal die Saracenen. Noch war eine deutſche Söldnerſchaar, die unter dem Markgrafen von Hohburg dem alten Kaiſer gedient hatte, nicht in die Heimath zurückgekehrt. Alle dieſe beſtürmten Manfred, das ſchöne Erbe ſeiner Väter den Guelfen nicht preiszugeben, gegen die man noch ſtark genug ſey. Da glaubte Manfred nachgeben zu müſſen und wurde durch einen Reichstag in Palermo feierlich zum König von Sicilien und Apulien ausgerufen, 1258. Dagegen unterlagen die Ghibellinen im obern Italien. Nachdem er noch unerhörte Heldenthaten und Grauſamkeiten verübt hatte, wurde der grimmige Ezzelino endlich bei Caſſano verwundet und gefangen und ſtarb im Kerker an ſeinen Wunden, nachdem er jeden geiſtlichen Beiſtand noch verächtlich von ſich gewieſen hatte, 1259. Sein milderer Bruder Alberich wurde ebenfalls gefangen, mußte zuſehen, wie man ſeine Gemahlin und ſeine Kinder unter gräßlichen Martern hinrichtete, und wurde dann, an den Schweif eines Pferdes gebunden, zu Tode geſchleift. Aehnliche Rache nahmen damals die Guelfen an allen ghibelliniſchen Häuptern. Unterdeß aber wuchs die Macht Manfreds im Süden dergeſtalt an, daß er den Ghibellinen auch in Mittel- und Oberitalien Hülfe leiſten konnte. Er vermählte ſich damals in zweiter Ehe mit der durch ihre Schönheit berühmten Helena, einer griechiſchen Prinzeſſin aus Epirus, und ſeine Tochter erſter Ehe, die junge Conſtanze, mit Peter von Aragonien. Durch dieſe Verbindung mit Griechenland und Spanien befeſtigte er ſeine Stellung. Auch war er außerordentlich beliebt beim Volke und von edlen und milden Sitten, auch ein Sänger zarter Lieder, gleich ſeinem gefangenen Bruder Enzio. Durch ihn nun verſtärkt rafften ſich die Ghibellinen in Oberitalien wieder auf, ſiegten bei Montaperto und machten den tapfern Pallavicini, Manfreds Statthalter, zu ihrem Oberhaupte. Der Papſt ſelbſt floh aus Rom, 1260.

Da plötzlich wandte ſich wieder das Glück. Der Papſt ſtarb im folgenden Jahre, und die Cardinäle wählten dießmal aus politiſcher Vorausſicht einen Franzoſen an ſeine Stelle, Urban IV., in der ausdrücklichen Abſicht, ſich wieder unter franzöſiſchen Schutz zu

ſtellen, wie ſchon Innocenz IV. gethan hatte. Wenn ſich jemals den Italienern eine günſtige Gelegenheit darbot, ein einiges und unabhängiges Reich zu bilden, ſo war es damals. Deutſchland war weder fähig noch geneigt, ſie daran zu hindern, und auch von Frankreich her wären keine fremden Eroberer gekommen, wenn man ſie nicht eingeladen hätte. Auch war keine Perſönlichkeit geeigneter, alle Intereſſen Italiens auszugleichen und zu vereinigen, als die Manfreds. Aber die allzu ſehr in ihre Parteiung verbiſſenen Italiener nahmen dieſe günſtige Gelegenheit nicht in Acht und begingen die ungeheure Thorheit, nachdem ſie kaum die Deutſchen losgeworden waren, ſich ſchon wieder die Franzoſen auf den Hals zu laden und dieſelben eigens herbeizurufen. Karl von Anjou, ein Bruder Ludwigs des Heiligen von Frankreich, hatte ſich während der deutſchen Wirren bereits im Arelat feſtgeſetzt, auch einen, obwohl vergeblichen Verſuch auf Flandern gemacht, wo ihm Wilhelm von Holland entgegentrat, und trachtete auf alle Weiſe, den Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt zum Vortheil der Capetinger auszubeuten. Sein heiliger Bruder theilte dieſe Habgier nicht, hielt es für Unrecht, in einem brennenden Hauſe zu ſtehlen, und zeigte ſich immer bereit, den Brand zu löſchen. Karl aber handelte auf eigene Fauſt und bot ſich den Guelfen in Italien als Helfer dar. Ein italieniſcher Papſt würde ſich mit dem ſanften und verſöhnlichen Manfred abgefunden und um jeden Preis die intereſſirte Einmiſchung der Franzoſen vermieden haben. Urban aber war ſelbſt ein Franzoſe und Anjous Werkzeug. Als er 1265 ſtarb, wurde wieder ein Franzoſe, Clemens V., zum Papſt gewählt und dieſer ſchritt ſogleich zum Werk, indem er die Krone von Sicilien und Apulien als päpſtliches Lehen an Karl von Anjou vergab und dieſen förmlich einlud, nach Italien zu kommen und den Uſurpator Manfred zu vertreiben. Alles war wohl vorbereitet und überall in Manfreds Reich Verrath angeſponnen. Als Karl mit dem franzöſiſchen Heere landete, wurde ihm ein Gebirgspaß durch Verrath geöffnet, ſo daß er plötzlich vor Benevent erſchien und Manfred hier zur Schlacht zwang. Wie tapfer nun auch dieſer kämpfte, ſo erlag er doch der Uebermacht und dem

Verrathe, ſtürzte ſich verzweiflungsvoll ins dichteſte Gewühl und fand den Tod, am 26. Februar 1266. Karl befahl, ſeine Leiche, als die eines Ketzers, unbegraben liegen zu laſſen, aber die Franzoſen dachten edelmüthiger und gerührt von der Schönheit und dem Heldenmuth des Todten, warf jeder Soldat einen Stein auf die Leiche, bis die vielen Steine einen hohen Hügel bildeten, den das Volk den Fels der Roſen nannte und den es heilig hielt, ſo daß er noch zu Dantes Zeit unangetaſtet war. Manfreds Wittwe, die ſchöne Helena, mit ihrer Tochter Beatrix und drei blühenden Knaben, Heinrich, Friedrich und Anſelino (Häuschen) wurden von einem Verräther an Karl ausgeliefert und zu ewigem Kerker verurtheilt. Helena ſtarb bald an den Mißhandlungen, die ſchönen Knaben wuchſen in einem engen Kerker und in Feſſeln zu Männern heran und endeten in Vergeſſenheit. Nur Beatrix wurde gerettet, weil Peter von Aragonien einen Sohn Karls gefangen nahm, gegen den er ſie austauſchte. Karl vernichtete ſogar alle todten Denkmäler und Urkunden der Hohenſtaufen in Unteritalien und ſein Haß gegen das ſchöne ſchwäbiſche Kaiſergeſchlecht ſchien inſtinctartig zu ſeyn, weil er ſelbſt ungewöhnlich häßlich, von Haut olivenfarbig, immer kalt und ſchweigſam, ein Feind jeder Fröhlichkeit und ſeinem eigenen heiligen Bruder ein Grauen war.

Wilhelm von Holland, der Gegenkönig in Deutſchland, hoffte noch nach Konrads IV. Tode zu etwas mehr Geltung zu kommen und vermählte ſich mit einer Tochter des Welfen Otto von Braunſchweig. Aber bei der Hochzeit brach Feuer aus und ſeine Krone verbrannte mit, was ihm nur Spott eintrug. Wieviel er auch Reichsgüter und Reichsrechte vergab und verpfändete, um ſich dadurch einen Anhang zu verſchaffen, dachte doch kein Fürſt, ja nicht einmal eine Stadt daran, ihm Gehorſam zu leiſten. Erzbiſchof Konrad von Köln ließ ihm zu Nuys das Haus über dem Kopfe anzünden, um ihn aus ſeinem Gebiete zu vertreiben, und ein Graf von Waldeck entführte ihm ſeine junge Gemahlin. Da verleidete ihm endlich die undankbare Königsrolle und er ging heim, um wieder weiter nichts als der Graf von Holland zu ſeyn. Weil er aber

keine Ruhe halten konnte, wollte er den Westfriesen ihre alte Freiheit nehmen, bekriegte sie mitten im Winter, brach mit seiner schweren Rüstung durch das Eis über einem Sumpfe, fiel hinein und wurde von den Bauern todtgeschlagen, 1256. Nach seinem Untergange wurde die deutsche Krone wieder ausgeboten und zwar an den Meistbietenden. Die deutschen Fürsten schämten sich nicht, für ihre Wahlstimmen Geld zu nehmen, waren aber zugleich so vorsichtig, keinen König zu wählen, der irgend Macht besaß und stark genug gewesen wäre, um sie wieder zum Gehorsam zu bringen und ihnen ihre Pflichten gegen das Reich und Volk wieder einzuschärfen. Sie betrachteten sich damals schon alle als größere oder kleinere Souveräne. Es fanden sich zwei eitle Bewerber um die deutsche Schattenkrone, König Alfons von Castilien, den die Fürsten von Trier, Böhmen, Sachsen und Brandenburg um 20,000 Mark Silber, und der englische Prinz Richard von Cornwallis, den die Fürsten von Köln, Mainz und Bayern um 32 Tonnen Goldes zum König wählten, den einen in, den andern vor der Stadt Frankfurt am Main, aber beide zugleich, 1257. Alfons ist niemals nach Deutschland gekommen. Richard kam zweimal, richtete aber keinmal etwas aus, denn nur so lange er englisches Geld auf deutschem Boden verzehrte, fand er gute Freunde. Ging ihm das Geld aus, so gaben ihm die Fürsten zu verstehen, er solle lieber wieder heimgehen.

Ist die Krone einer Nation der Inbegriff ihrer Ehre, so lag die deutsche Ehre damals im tiefsten Schmutz.

Noch ein einziger Hohenstaufe war in Deutschland übrig, Konrads IV. in Schwaben zurückgebliebener Sohn gleiches Namens, den man nachher aber mit den Italienern insgemein Conradin nannte. Sein Großvater, Herzog Otto von Bayern, hatte ihn nicht von sich gelassen, aber dessen Sohn und Nachfolger Ludwig der Strenge dachte nicht so edel, als er die Pflege für ihn übernahm. Da niemand mehr übrig war, vor dem er sich wegen dieser Pflegschaft hätte verantworten müssen, vernachläßigte er den verwaisten Knaben, ja wünschte ihn los zu seyn, weil der ganze Makel und Fluch des nun einmal geächteten hohenstaufischen Hauses auf ihm

lag. Auch betheiligte ſich Ludwig, da er die vom Papſt befohlene Auflöſung des Herzogthum Schwabens nicht verhindern konnte, bei der Plünderung deſſelben, um wenigſtens nicht alles andern zu laſſen, und ließ ſich von ſeinem unmündigen Pflegling Schenkungen machen. Immerhin aber lebte Conradin unter dem Schutze des mächtigen Bayernherzogs ſicher in der Ravensburg, dem alten auf die Staufen übergegangenen Alode der Welfen. Hier in der Nähe des Bodenſees brachte er ſeine Jugend vergnügt mit einem Prinzen gleichen Alters zu, Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden, der ſich aber „von Oeſterreich“ nannte, weil ſeine Mutter eine Babenbergerin war und er ſich mit der Hoffnung trug, Oeſterreich wieder zu erlangen, wenn die Hohenſtaufen wieder mächtig würden. Conradin beſchäftigte ſich auch mit Poeſie und noch iſt ein liebliches Minnelied von ihm erhalten. Seine Mutter Eliſabeth heirathete in zweiter Ehe den Grafen Meinhard von Görtz, der nach dem Ausſterben der Meraner Tirol erbte. Ihr Bruder Ludwig von Bayern war ein unheimlicher, jähzorniger, unbändiger Tyrann, der einmal in der Wuth ſeine eigene Gemahlin Maria von Brabant, welche völlig unſchuldig war, wegen eines leeren Verdachtes enthaupten ließ, nachdem er vier Perſonen ihrer Umgebung niedergeſtochen hatte, 1256.

Als Conradin heranreifte, hing er träumeriſch den Erinnerungen an ſeine großen und berühmten Ahnen nach und Friedrich mahnte ihn, etwas Großes zu wagen um den verdunkelten Glanz ſeines Hauſes zu erneuern. Auch Ghibellinen aus Italien ſchlichen ſich zu ihm, ſagten ihm, wie verhaßt Karl von Anjou ſey und wie ihn, den Conradin, in Unteritalien alles mit offenen Armen empfangen würde, wenn er nur hinkäme. Da entſchloß er ſich dem Rufe zu folgen. Sein Oheim Ludwig und der Sohn ſeines Stiefvaters, Meinhard II. ſtimmten ihm zu, begleiteten ihn ſogar über die Alpen und verſahen ihn mit Gelde, um das Geld aber hatten ſie ſich ſeine letzten Güter in Deutſchland abtreten laſſen und kehrten wieder heim, indem ſie ihn in Italien ſeinem Schickſal überließen. Als er im Herbſt 1267 in Verona anlangte, empfing ihn dort die ghibellini-

ſche Familie der Scala und weckte ihm große Hoffnungen. Zwar blieben ihm nur 3000 Mann aus Deutſchland, dieſe geringe Zahl wurde jedoch ergänzt durch Italiener. Piſa rüſtete für ihn eine Flotte, die in der Nähe von Meſſina einen Seeſieg über Anjous Franzoſen erfocht und ihnen viele Schiffe verbrannte. Unteritalien empörte ſich gegen die verhaßt gewordenen Franzoſen. Conradin zog durch ganz Ober- und Mittelitalien, ohne Widerſtand zu finden. Man ſtaunte ihn nur an. Der Papſt war in Viterbo, weshalb die alte kaiſerliche Partei in Rom den jungen deutſchen Prinzen einlud und mit Jubel aufnahm. Conradin zog in Rom im Triumph ein. Die ſchönſten Jungfrauen empfingen ihn mit Blumen und Muſik und führten ihn auf das Capitol. Allein es war ein nur zu kurzer Triumph. Als Conradin weiter nach Unteritalien hinabzog und bei Scurcola das Heer des Karl von Anjou im erſten ſtürmiſchen Angriff in die Flucht ſchlug, glaubte er, es ſey für heute nichts weiter zu thun. Seine Krieger ruhten aus, zerſtreuten ſich, um Beute zu ſuchen, badeten ſogar, als plötzlich ein vorher in den Hinterhalt gelegter Haufen Franzoſen unter Erard de Valery auf ſie losſtürzte, ſie gänzlich in Verwirrung brachte und auseinander ſprengte. Dieſer Unglückstag, es war der 23. Auguſt 1268, vereitelte alle Hoffnungen des letzten Hohenſtaufen. Ein Frangipani machte den Verräther, verhaftete den Prinzen und ſeinen Jugendfreund Friedrich auf der Flucht und lieferte ſie dem franzöſiſchen Tyrannen aus, welcher ſie in Neapel zum Tode verurtheilte. Im Kerker mit Friedrich Schach ſpielend hörte Conradin ruhig das Urtheil ableſen. Am 22. October aber wurden beide Jünglinge auf offenem Markte zu Neapel enthauptet, wobei Karl von Anjou zuſah. Vor ſeinem Tode warf Conradin ſeinen Handſchuh hin, damit man denſelben dem König Peter von Aragonien bringe. Heinrich, Truchſeß von Waldburg, hob ihn auf. Eliſabeth, Conradins Mutter, wollte den Sohn auslöſen, kam aber zu ſpät und baute von dem Löſegelde zu ſeinem Andenken in einem wilden Thale Tirols das Kloſter Stams. Doch wurde er mehr in Italien als in Deutſchland betrauert. Zorgi, der Troubadour, rief die Deutſchen in einem

Liebe zur Rache auf und drohte ihnen mit ewiger Schande, wenn sie das edle Blut ihres Conradin nicht rächten. Darum kümmerte sich aber in Deutschland niemand.

Alle Gefährten Conradins, alle Ghibellinen, die sich für ihn erklärt hatten, wurden hingerichtet. Luceria ließ Karl von Anjou gänzlich zerstören und alle Saracenen daselbst umbringen. Karl konnte nicht satt werden, sich für den Schrecken, den ihm Conradin gemacht, zu rächen. Sogar den unschuldigen Heinrich, Sohn des Richard von Cornwallis, der zufällig auf einer Pilgerfahrt in Italien verweilte, ließ Karl umbringen.

Man kann sich denken, wie dem edlen Gefangenen in Bologna das Herz muß gepocht haben, als er von Conradins kühnem Wagniß hörte, doch gelang es ihm erst im J. 1272 mit Hülfe der schönen Lucia Viadagola, die seine Einsamkeit erheiterte, einen Fluchtversuch zu machen. In einer Tonne wollte man ihn aus der Stadt bringen, weil aber eine seiner blonden Locken sichtbar wurde, erkannte man ihn und sperrte ihn seitdem in einen eisernen Käfig ein. Von ihm und Lucia, die oft zu ihm sprach: Enzio, che ben ti voglio, soll das Geschlecht der Bentivoglio stammen.

Karl von Anjou behielt nur Apulien, Sicilien ward ihm entrissen. In der Nacht des 30. März 1282 wurden auf Antrieb des Johann von Procida, der einst Manfreds vertrautester Rath gewesen war, alle Franzosen in derselben Stunde in ganz Sicilien niedergemacht, wo man sie fand. Diese Mordnacht erhielt den Namen der sicilianischen Vesper. Karls eigener Sohn wurde zwei Jahre später gefangen, aber geschont, um ihn gegen die unglückliche Beatrix auszuwechseln, die jüngere Tochter Manfreds. Die ältere Tochter Constanze aber und ihr Gemahl Peter von Aragonien wurden in Palermo auf den Thron berufen und behaupteten denselben.

Viertes Buch.

Das Aufkommen der Habsburger.

1.

Die kaiserlose Zeit.

Obgleich nach Konrad IV. noch drei Kaiser gewählt wurden, nannte man die Periode nach seinem Tode doch das Interregnum, oder die kaiserlose Zeit, weil jene Kaiser, der Holländer, der von Cornwallis und der von Castilien nur Schatten waren. Die Macht war in den Händen einer Oligarchie von Reichsfürsten, die nur an die Mehrung ihres Familienerbes dachten und die äußerliche Form des Reichs und einen Kaiser dem Namen nach nur beibehielten, um unter dem Schein des Rechts dem letztern abzudringen und vorzuschreiben, was sie wollten.

Das deutsche Volk blieb nicht ganz gefühllos. Der Verlust von Italien und Burgund, das übermüthige Vorgreifen der Franzosen unter dem Beistand des Papstes, die Auflösung des deutschen Reichs, die Willkür und Uneinigkeit der Fürsten wurden tief beklagt. Noch sind uns diese Klagen in den Versen der schwäbischen Minnesänger erhalten. Der edle Marner vergleicht Deutschland mit einem Sumpf, in welchem die Fürsten als Frösche sich gütlich thun, und wünscht einen Kaiser als Storch herbei, der sie auffresse. Herr Hawart

nennt ſie ſogar den Samen, den der Teufel in unſer Land geſät habe. Der Hardegger appellirt von den ehrvergeſſenen Fürſten an das gemeine Volk, bei ihm allein lebe noch der Sinn für das gemeinſame große deutſche Vaterland. Allein ſolche Klagen fruchteten nicht viel, denn die größte Mehrheit des Volks hatte ſich in Corporationen getheilt, die ihr Sonderintereſſe ſo gut verfolgten, wie die Fürſten, und des Reichs im Ganzen wenig achteten. Indem nun allerdings dem Reich mit den Kaiſern die Spitze abgebrochen, die Einheit des Willens in der großen deutſchen Nation gänzlich gelähmt war, ſo lebte doch das Ganze in ſeinen Theilen fort und die Glieder erfreuten ſich ſogar auf Koſten des fehlenden Kopfes eines üppigen Gedeihens.

In dieſer Periode bilden Deutſchland und Frankreich den merkwürdigſten Gegenſatz. In Deutſchland fiel alles auseinander, in Frankreich einte ſich alles.

In Deutſchland herrſchte damals das Fauſtrecht, weil niemand da war, der an höchſter Stelle Recht geſprochen hätte. Die mächtigeren Fürſten ſchützten ſich durch die Furcht, die man vor ihnen hatte. Die kleineren Fürſten und Biſchöfe dagegen lagen theils untereinander ſelbſt, theils mit Adel und Städten in Fehde. Seit der Auflöſung der großen Herzogthümer in kleinere Lehengebiete bemerkte man ein lebhaftes Drängen im niederen Adel, um empor zu kommen und durch Liſt und Gewalt, Heirathen, Fürſtengunſt ꝛc. ein größeres Gebiet zu erwerben und zum höhern Adel hinauf zu ſteigen, oder um ſich andererſeits durch Bündniſſe unter ſich gegen ſolche Emporkömmlinge zu ſchützen. Unter dem Schutze der übermächtig gewordenen Päpſte wurden auch die Biſchöfe tyranniſcher, was ſich ihr Lehensadel nicht gefallen ließ. Indem die Laienfürſten ſich bereits als ſouverän anſahen und ebenfalls gegen ihren Landadel willkürlicher verfuhren, trat dieſer zuſammen und wehrte ſich. Das übrige that die angeborene Raufluſt des deutſchen Adels. Aus den unzähligen Einzelfehden jener Zeit wählen wir nur ein paar charakteriſtiſche Scenen aus. Im Jahr 1257 geriethen die Ritter auf einem Turnier zu Neuß am Niederrhein dergeſtalt aneinander, daß

36 Ritter und 300 Knechte umkamen. Ritter Buſſo von der Aſſeburg ſchloß einen Adelsbund gegen die Welfen und führte einen Wolf im Wappen, der um den welfiſchen Löwen ſeine Tatzen ſchlägt. Der reiche Abt von Fulda wurde von ſeinen ritterlichen Vaſallen am Altar erſchlagen. Der Biſchof von Würzburg, Henning, ließ alle Ritter des Geſchlechtes Stein zum Altenſtein, weil er ſie fürchtete, zu einem Gaſtmahl einladen und alle bis auf einen enthaupten. Die blutigſte Fehde wüthete in Thüringen. Hier ſtarb nämlich mit dem Raspe das alte landgräfliche Geſchlecht aus und Sophie, die Tochter der h. Eliſabeth und Wittwe des Herzog Heinrich von Brabant, ſollte erben und kam mit ihrem jungen Sohn Heinrich, dem ſog. Kinde von Brabant, in ihre Heimath, wurde aber an der Beſitznahme ihres Erbes durch den Markgrafen Heinrich von Meißen gehindert. Dieſem half auch der Erzbiſchof Gerhard von Mainz, Sophie dagegen fand Schutz beim Welfen Albrecht in Braunſchweig und nach langem Kampfe wurde getheilt, Thüringen fiel an Meißen, Heſſen an das Kind von Brabant. Den Nachkommen beider gehören dieſe Länder noch.

Die deutſchen Städte hatten ſich unvermerkt zahlreich vermehrt und die, deren Lage ihren Handel begünſtigte, außerordentlich vergrößert. Seitdem Heinrich der Löwe die Stadt Lübeck mit den wichtigſten Freiheiten und Rechten ausgeſtattet hatte, dehnte dieſelbe ihren Handel binnen einem halben Jahrhundert weithin über die Oſtſee aus und wetteifernd mit den großen Städten in Flandern förderten Köln, Hamburg, Bremen wie ihren Handel, ſo auch die Induſtrie. Die Volksmenge in den niederſächſiſchen Städten mehrte ſich mit jedem Jahre und ſchon 1241 trat Lübeck zuerſt mit Hamburg, etwas ſpäter auch mit Bremen, Köln, Braunſchweig und faſt allen Städten des deutſchen Nordens in eine Hanſa zuſammen. Darunter verſtand man eine Genoſſenſchaft, deren Mitglieder ſich zu einem Geldbeitrag verpflichten, eine Aktiengeſellſchaft. Sie verbürgten ſich gegenſeitigen Schutz gegen etwaige Eingriffe der Fürſten und Biſchöfe in ihre Rechte und gegen die Raubritter, welche wegelagernd die Kaufmannsgüter plünderten, und zu gemeinſamen Unternehmungen, Ver-

trägen mit auswärtigen Fürsten, zur Gründung von Colonien wie in Livland, von Waarenniederlagen und Büreaus, wie in London. Die Hansa war schon bald nach ihrem Entstehen so mächtig, daß ihre Flotte unter Alexander von Soltwedel gegen den Dänenkönig Erich IV., der ihren Seehandel störte, auslief und seine Hauptstadt Kopenhagen plünderte, 1249. Die Hansabürger waren bei der deutschen Colonie in Riga zuerst betheiligt und ohne sie und ihre Schiffe hätte der deutsche Orden seine großen Erfolge in jenen nordischen Ländern nicht erringen können.

Die größte deutsche Stadt war damals Köln, die hillige stadt van Kölle, wie sie gewöhnlich genannt wurde. Trotz ihrer Heiligkeit und hundert Kirchen bildete sich hier wie in Brügge und Gent ein ganz moderner und demokratischer Handwerksgeist aus unter den 30,000 Webern, welche die Stadt zählte. Erzbischof Konrad von Hochstetten wollte beim Sturz der Hohenstaufen unter dem Schutz des Papstes die bürgerliche Freiheit unterdrücken. Die edlen Geschlechter der Stadt vertheidigten ihre Rechte, nun hetzte der Erzbischof die gemeinen Handwerker gegen die Geschlechter auf und die letzteren wurden aus Köln vertrieben, 1258. Allein ein ehrbarer Bürger, Eberhard vom Buttermarkt, ermahnte das Volk, sich lieber mit den Geschlechtern auszusöhnen und alle Bürger gemeinsam, edle und geringe, gegen den Erzbischof zusammen zu stehen. Man rief daher die Geschlechter zurück, an deren Spitze die Overstolzen das Stadtregiment übernahmen. Der neue Erzbischof Engelbert entzweite die Geschlechter und setzte den Overstolzen die Weißen entgegen. Indeß siegten die Overstolzen und Engelbert wurde in einer Fehde mit Jülich gefangen und in einen eisernen Käfig gesteckt. Auch in andern großen Städten ging es den Bischöfen übel. Heinrich von Lüttich, der einen schlechten Lebenswandel führte, wurde, als er die Bürger knechten wollte, von ihnen erstochen. Auch die Bischöfe von Minden, Magdeburg, Würzburg und Augsburg lagen mit den Bürgern in blutiger Fehde. Ebenso die von Metz, Straßburg und Basel.

Im südwestlichen Deutschland, in den aufgelösten Herzogthümern Franken und Schwaben hatten die Städte weniger mit Fürsten und

Biſchöfen, als mit dem Raubadel zu kämpfen, an den ſich ſogar kleine Dynaſten anſchloſſen. Man muß nun freilich der deutſchen Ritterſchaft als ſolcher nicht eine Rohheit der Geſinnung zur Laſt legen, die ſie auf gleiche Stufe mit gemeinen Räubern ſtellen würde. Gewiß waren nur wenige ſo gemeine Seelen, daß ſie ſich am Niederwerfen und Ausplündern wehrloſer, reiſender Kaufleute hätten erfreuen können. Es war zumeiſt eine inſtinctartige Angſt vor der wachſenden Macht der Städte und die Ahnung, daß ihm von dort her noch einmal das Verderben kommen werde, was den Feudaladel ſo ſehr gegen die Bürgerſchaften aufreizte. Die größten Feinde der Städte waren damals Graf Ulrich von Württemberg und Graf Diether von Katzenellenbogen, der zu Rheinfels die Rheinſchiffahrt der Kaufleute durch ſchwere Zölle beläſtigte. Schon 1247 ſchloſſen Mainz, Worms, Speier, Baſel und Straßburg einen rheiniſchen Städtebund gegen die adeligen Räuber und Zöllner; 1255 traten ſechzig rheiniſche und ſchwäbiſche Städte zu ihnen und 1271 waren ſie ſchon ſo mächtig, wie der Hanſabund im Norden, und brachen eine Menge Raubburgen des Adels nieder.

Man weiß nicht, was aus dieſem Kampf der vereinigten Städte gegen das Feudalweſen am Ende entſtanden wäre, wenn die kaiſerloſe Zeit noch lange fortgedauert hätte. Es traten jedoch Umſtände ein, welche den Fürſten die Wiedererwählung eines Kaiſers wünſchenswerth und nothwendig machten. Nichts nämlich war natürlicher, als daß in dem Maaße, in welchem die deutſche Nation mit ihrem Kaiſer die Einheit und Macht nach außen verloren hatte, das Reich in Stücke fallen, Burgund eine Beute der Franzoſen werden ließ, ſich bei unſern Nachbarn im Oſten der panſlaviſtiſche Gedanke wieder regen mußte. In Böhmen regierte damals König Ottokar, ein ſehr unternehmender Fürſt, der mit ſcharfem Blick die Zerrüttung im deutſchen Reiche durchſchaute und ſich überzeugte, das kaiſerloſe Reich ſey zu uneinig und ſchwach, um ihn an der Gründung eines neuen großen Slavenreiches hindern zu können. Sein erſtes Augenmerk war Oeſterreich. Hier war der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, umgekommen und Otto von Bayern verwaltete im Auf-

trag der letzten Hohenstaufen Oesterreich als erloschenes Reichslehen. Der österreichische Adel wollte aber von Bayern unabhängig seyn und schickte den Ulrich von Lichtenstein nach Meißen, um dem dortigen Markgrafen Heinrich den Herzogshut von Oesterreich anzutragen. Unterwegs aber wurde Ulrich in Prag von Ottokar aufgehalten und ließ sich bestechen, um den Meißner fallen zu lassen und die Stimmen des österreichischen Adels auf den Böhmen zu lenken, 1251. Ottokar war verschwenderisch mit Versprechungen und heirathete die alte Margarethe, eine ältere Schwester Friedrich's des Streitbaren, die er zu diesem Zweck aus einem Kloster in Trient herbeiholen ließ. Er war jedoch nicht gesonnen, den deutschen Adel bei seinen Freiheiten zu erhalten. Auf einem Feldzug, den er mit dem König von Polen und dem deutschen Orden gemeinschaftlich gegen die heidnischen Preußen und Lithauer unternahm und auf dem ihn die Blüthe des österreichischen Adels begleitete, ließ er diese Herren plötzlich gefangen nehmen und zog nachher ihre Güter ein. Da sah der bethörte Adel zu spät ein, wie einfältig er sich von dem Lichtensteiner habe bethören lassen, und bat die Bayern um Hülfe. Otto's Söhne, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern und der Erzbischof Ulrich von Salzburg zogen nun auch gegen den verwegenen Slavenfürsten aus und schlugen ihn bei Mühldorf. Es war ein blutiger Kampf; eine Brücke brach unter der Last der fliehenden Böhmen, so daß ihrer 3000 ertranken, 1257. Nun hatte aber Ottokar sich den Rücken gedeckt und ein Bündniß mit dem Ungarkönig Bela IV. durch die Abtretung Steyermarks erkauft. Vergebens wehrten sich die Steyrer. Sie wurden von den Ungarn überwältigt und auf das grausamste behandelt, so daß sie sich mehrmals, obwohl vergebens, empörten. Wie nun Ottokar sah, daß der Haß der Deutschen auf die Ungarn abgelenkt war, bot er sich den ersteren wieder als Helfer an, fiel zur Rettung Steyermarks über die Ungarn her, schlug sie in einer großen Schlacht bei Kresenbrunn und riß Steyermark wieder an sich, 1259. Um nun weiter die Deutschen knechten zu können, versöhnte er sich mit Bela und heirathete dessen leichtsinnige Nichte Kunigunde, nachdem er seine alte Margarethe verstoßen hatte. Der kinderlose

Herzog von Kärnthen, Ulrich von Ortenberg, wurde so von ihm umgarnt, daß er ihn zum Erben einsetzte. Doch entschuldigt diesen Herzog, daß er mit dem böhmischen Königshause verwandt war und in der kaiserlosen Zeit das ohnehin slavische Kärnthen am besten gesichert glaubte, wenn es dem mächtigen Böhmenfürsten zufiel. Nun sahen sich aber die deutschen Oesterreicher verloren. Vergebens erklärten sie, seitdem Ottokar die rechtmäßige Erbin Margaretha verstoßen, habe er kein Recht mehr an sie. Er hatte aber die Macht und strafte den widerstrebenden Adel mit Kerker und Hinrichtungen. Bela's Sohn, Stephan V., machte noch einmal seine Ansprüche auf Steyermark geltend, wurde aber von Ottokar wieder besiegt, 1271.

So war Ottokar im Besitz von Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, hatte die den Slaven abgenommenen Marken wieder für die Slaven zurückerobert und die Fürsten von Bayern und Meißen um ihre Ansprüche betrogen. Wenn der Slave nicht noch mehr Besitzungen deutscher Fürsten an sich reißen sollte, mußten ihm diese Fürsten einen kräftigeren Widerstand als bisher entgegenstellen, und nach einem gemeinsamen Plan unter einem Haupte. Alles rief nach einem Kaiser.

2.

Rudolf von Habsburg.

Die deutschen Fürsten pflogen viele geheime Verhandlungen unter sich und mit dem damaligen Papste Gregor X. Für beide war es von der größten Wichtigkeit, nie mehr einen Kaiser aufkommen zu lassen, der sie übermeistern könnte; er sollte lediglich ihr Werkzeug werden. Eine zwingende Nothwendigkeit, überhaupt noch einmal einen Kaiser zu wählen, war eigentlich nicht vorhanden. Man muß daher annehmen, der Papst habe sich vor dem neuen großen Slavenreich, was bereits durch Kärnthen und Krain bis dicht an die italienische Grenze vorgerückt war, gefürchtet, die deutschen Fürsten

aber haben auf die Volksstimmung in Deutschland, auf den Klerus und die Städte Rücksicht nehmen müssen. Genug, der Papst und die Fürsten, von denen allein es abhing, ob sie einen deutschen König wählen wollten oder nicht, entschlossen sich endlich dazu. Natürlicherweise aber sorgten sie dafür, daß es ein Mann war, der als Krieger dem Ottokar entgegengestellt werden konnte, der beim gemeinen Volke beliebt zu werden versprach und doch weder dem Papst noch den Fürsten irgend schaden konnte.

Einen solchen Mann glaubten sie in Rudolf von Habsburg gefunden zu haben, einem in der Schweiz begüterten Grafen, der sich als ein tapferer Haudegen schon weit und breit berühmt gemacht hatte. Auch kannte er den Böhmen Ottokar genau, denn weil er einmal in einer Fehde ein Nonnenkloster in Brand gesteckt hatte, mußte er zur Buße das Kreuz nehmen, focht unter Ottokar mit gegen die heidnischen Preußen und Lithauer und wurde von demselben zum Ritter geschlagen. Nachher setzte er wieder das wilde Fehdeleben fort und kämpfte nicht nur in eigenen Streithändeln wider den Abt von St. Gallen und den Grafen von Kyburg, sondern auch in fremden Händeln um Sold bald für den Adel gegen die Städte Straßburg und Basel, bald wieder für die Stadt Straßburg gegen ihren Bischof und den Adel, also für die verschiedensten Parteien ohne ein Princip, immer aber tapfer und listig. Erzbischof Werner von Mainz empfahl ihn zuerst dem Papste und nahm ihn mit nach Italien. Hier, zu Mugello in den Apenninen, hatte Rudolf eine geheime Zusammenkunft mit dem Papste und verpflichtete sich gegen denselben, wenn er zum König gewählt werden sollte, erstens dem Papst unbedingt zu gehorchen, zweitens die Ansprüche Deutschlands auf Italien nie wieder geltend zu machen, noch jemals nach Italien zu kommen, und drittens dem Hause Anjou in Neapel in aller Weise gefällig zu seyn und zu dienen. Dann, vom Papst gesegnet, kehrte Rudolf wieder heim. Unterdeß hatte Graf Friedrich von Zollern, Stammvater des späteren preußischen Königshauses, für Rudolf ebenso geheim mit den deutschen Fürsten unterhandelt und Rudolf hatte diesen versprochen, erstens, daß er, wenn er zum

König gewählt würde, nichts ohne den Willen der Fürsten thun wolle, zweitens, daß sie alles behalten dürften, was sie während des Interregnums an Rechten und Besitzthümern des Reichs an sich gerissen hatten, und drittens daß er seine vielen Töchter an sie verheirathen wolle, um noch enger an ihr Interesse gebunden zu seyn. Dagegen scheint man ihm damals schon eine Erwerbung für sein Haus in dem Reiche Ottokar's, welches er zertrümmern sollte, in Aussicht gestellt zu haben. Somit war die Wahl gehörig verklausulirt und die Fürsten durften sie wagen.

Friedrich von Zollern brachte dem Habsburger die erste Nachricht seiner Wahl zum deutschen König, als derselbe noch eben mit der Stadt Basel in Fehde lag. Der neue König stellte sich überrascht, nur die Basler waren es wirklich. Er gab ihnen natürlich sogleich guten Frieden und zog den Rhein hinunter, um sich in Aachen krönen zu lassen, 1273. Die echte Krone fehlte, denn sie war noch in Italien zurückgeblieben. So auch das Reichsscepter, wofür aber Rudolf, um dabei der Kirche zu schmeicheln, ein Crucifix nahm. Sein Krönungsfest war zugleich das Hochzeitsfest seiner Töchter. Die eine nahm Ludwig von Bayern, der seine frühere Gemahlin umgebracht hatte. Die andere Otto von Brandenburg, die dritte Albrecht von Sachsen. Etwas später heirathete die vierte Ludwig's Bruder, Heinrich von Bayern. Um auch das Volk für sich zu gewinnen, nahm Rudolf die Miene eines Königs der Gerechtigkeit an, verbot die Fehden, die bisher seine höchste Lust und liebste Erwerbsquelle gewesen waren, und zog gegen dieselben Raubritter zu Felde, zu denen er bisher selbst gehört hatte. Einen besonderen Feldzug unternahm er gegen den wilden Grafen Eberhard von Württemberg. Die Gunst der Städte zu gewinnen, ließ er sich sehr angelegen seyn, und um ihnen ein Zeichen seiner Huld zu geben, schlug er den Jakob Müller, einen Bürger von Zürich, mit großer Feierlichkeit zum Ritter, zugleich in der Absicht, wegen seines schweizerischen Erbes mit den Nachbarstädten gut zu stehen. Doch mißtraute ihm die öffentliche Meinung und der sog. Schulmeister von

Eßlingen, deſſen Lieder in der großen Sammlung der ſchwäbiſchen Minneſänger ſtehen, ergoß ſeine Verachtung gegen den Mann, der König der Deutſchen ſeyn wollte und doch nur das Werkzeug derer war, die das deutſche Königthum unmöglich gemacht hatten, in moraliſch vernichtenden Verſen und verglich ihn, der als Adler auf dem vollen und geſunden Wipfel der deutſchen Eiche horſten ſollte, mit einem hungrigen Specht, der am hohlen und verfaulten Baume herumpickt.

Man hatte den Böhmenkönig gar nicht zu Rudolf's Wahl eingeladen. Alles war hinter dem Rücken deſſelben verabredet und ausgerichtet worden. Er ſah alſo das Ungewitter herankommen. Zum Ueberfluß that ihn der Papſt in den Bann. Daß unter dieſen Umſtänden Ottokar den deutſchen Adel in Oeſterreich und Steyermark ſcharf in's Auge faßte und die Verdächtigen ſtreng behandelte, war nicht zu verwundern. Schuldig war er, denn er hatte eigenmächtig deutſche Reichsländer an ſich geriſſen. Die Erzählungen von ſeinen Grauſamkeiten gegen den ſteyriſchen Adel dürften aber wohl vom Parteihaß übertrieben worden ſeyn. König Stephan von Ungarn, dem Ottokar's ſlaviſche Uebermacht ſehr läſtig war, verband ſich unter Vermittelung Bayerns mit Rudolf, worauf dieſer ein Reichsheer zuſammen brachte und gegen den Böhmen zu Felde zog, 1275. Ottokar ſah ein, daß er einem Angriff des vereinigten Deutſchland, des Papſtes und der Ungarn zugleich nicht gewachſen ſey, gab alſo nach, trat alle ſeine Eroberungen an das deutſche Reich wieder ab, behielt nur ſeine Stammlande Böhmen und Mähren und nahm auch dieſe nur von Rudolf zu Lehen. Als er auf einer Donauinſel die Belehnung empfing, hatte er, wie es ſich ziemte, ſeinen beſten Schmuck angelegt, während ihn König Rudolf unter einem Zelte im ſchlechteſten Reiterwamms empfing und in dem Augenblick, in welchem Ottokar huldigend vor ihm niederkniete, plötzlich die Leinwand des Zeltes in die Höhe reißen ließ, damit jedermann die Demüthigung des Böhmen ſähe. Eine unedle Handlungsweiſe, denn Ottokar erfüllte nur ſeine Pflicht, indem er in einem anſtändigen Kleide erſchien. Man vermag daher der Königin Kunigunde nicht Unrecht

zu geben, wenn sie sich durch das gemeine Benehmen des Habsburgers tief verletzt fühlte und ihren Gemahl antrieb, den Schimpf zu rächen, 1276.

Unterdeß faßte Rudolf festen Fuß in Oesterreich, nahm dieses Land zwar noch nicht förmlich in Anspruch, verschaffte aber seinen Söhnen eine Menge Lehen dort und suchte, indem er Bischöfen, Adel und Städten durch die Anwesenheit seiner Söhne bürgte, daß die böhmische Tyrannei niemals wiederkehren würde, seinem Geschlecht die Landeshoheit einstweilen zu sichern. Ottokar gab endlich der Leidenschaftlichkeit seiner Gemahlin nach und rüstete noch einmal gegen Rudolf. Da es erst zwei Jahre nach seiner Beschimpfung geschah, darf man annehmen, daß unterdeß immerfort gegen ihn gehetzt wurde, und wenn er zusah, wie es sich die Habsburger in Oesterreich bequem machten, mußte ihm der Vorwurf, daß er das schöne Land ohne Schwertstreich preisgegeben habe, allerdings sehr empfindlich werden. Da brach er den Frieden und griff an. Aber Rudolf war auf der Hut, auch Ungarn stand ihm wieder bei und Ottokar's Schlachtplan wurde ihm verrathen, so daß er auf dem Marchfelde bei Wien einen vollständigen Sieg über ihn erfocht. Ein paar junge Oesterreicher des Geschlechtes Mährenberg, deren Vater Ottokar grausam hatte hinrichten lassen, suchten denselben im Getümmel auf und stachen ihn nieder, 1278. Des Gemordeten einziger Sohn Wenzel war noch sehr jung und wurde dem Markgrafen Otto von Brandenburg übergeben, der, sein vormundschaftliches Recht mißbrauchend, Böhmen ausplünderte und ganze Wagen voll Gold und Silber von da nach Brandenburg schleppte, den unschuldigen Knaben aber verwahrloste und in abgerissenen Kleidern zum Erbarmen herumlaufen ließ.

Jetzt erst wagte Rudolf, seinen ältesten Sohn Rudolf zum Herzog von Schwaben zu ernennen, wobei er die unglückliche Agnes, Ottokar's Tochter, ihm mit Gewalt vermählte. Seinen zweiten Sohn Albrecht machte er zum Herzog von Oesterreich und vermählte ihn mit der Tochter des Grafen Meinhard von Tirol, der das Herzogthum Kärnthen erhielt. Endlich entblödete er sich nicht, seine eigene fünfte Tochter dem Karl Martell zu geben, dem Sohne des Karl

von Anjou, an deſſen Fußſohle noch das Blut des letzten Hohenſtaufen klebte. Die böhmiſche Königswittwe Kunigunde nahm ein trauriges Ende. Sie hatte nach Ottokar's Tode den Sänger Zawitſch geheirathet, als aber ihr Sohn Wenzel herangereift war und die Regierung in Böhmen antreten durfte, ſchämte er ſich eines ſo geringen Stiefvaters und ließ den armen Zawitſch hinrichten. — König Rudolf fuhr fort, im Reiche umherzuziehen, um die Fehden beizulegen und den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Ein falſcher Friedrich II. am Niederrhein wurde ohne Mühe beſeitigt. Hitziger war der Kampf mit Eberhard von Württemberg, der im Bunde mit Rudolf von Baden und ſechszehn andern Grafen abermals die Städte angriff. König Rudolf bezwang ſie, wobei Eberhard's Burg Stuttgart eingeäſchert wurde, 1286. Auch in Thüringen machte ihm der wilde Adel viel zu ſchaffen. Er mußte hier 66 Raubneſter zerſtören und ließ zu Ilmenau 29 adelige Räuber zumal aufhängen. Auch im Meißen-Thüringiſchen Fürſtenhauſe war arge Verwirrung. Albrecht der Entartete hatte hier Konrad's IV. Schweſter Margarethe noch zu einer Zeit geheirathet, in der er durch der Hohenſtaufen Gunſt etwas zu gewinnen hoffte. Nach dem Sturze dieſes großen Hauſes aber mißhandelte er ſie und wollte ſie auf der Wartburg, wo ſie lebte, ermorden laſſen. Der Mörder warnte ſie aus Mitleid und ſie floh, nachdem ſie ihren kleinen Sohn Friedrich in die Wange gebiſſen hatte, damit er nie vergeſſe, daß er ſie rächen ſolle. Bald darauf ſtarb ſie in Gram. Albrecht lag auch in Fehde mit ſeinem Bruder Dietrich.

Im Norden Deutſchlands kümmerte man ſich um König Rudolf gar nicht und dorthin ging er auch nicht. Die Hanſeſtädte beſtanden einen Krieg mit König Erich von Norwegen, ſperrten alle ſeine Häfen und zwangen ihn im Frieden zu Colmar, ihnen das Monopol des Handels zu gewähren, 1285. Die freien Bauern in Dithmarſchen erſchlugen den Grafen von Holſtein, der ſie unterjochen wollte, 1289. Der Graf von Holland lag in Fehde mit den freien Frieſen. Ein wüthender Kampf entbrannte am Niederrhein um den Beſitz der Grafſchaft Limburg. Erzbiſchof Siegfried von

Köln wollte ſie dem Grafen Reinhold von Geldern verſchaffen, Adolf von Berg aber trat ſeinen Anſpruch an Herzog Johann von Brabant ab, der, mit den Bürgern von Köln gegen ihren Erzbiſchof verbündet, denſelben in der Schlacht bei Wöringen ſchlug, 1288. Dieſe Schlacht, in der faſt alle niederländiſchen Herren mitfochten, iſt in einer dicken Reimchronik eigens beſungen worden. Der Erzbiſchof wurde gefangen und ſieben Jahre lang in einen Käfig geſteckt, als er aber frei wurde, nahm er mit Liſt den Grafen Adolf von Berg gefangen, ſetzte ihn nackt mit Honig beſtrichen der Sonne und den Inſekten aus, und ließ ihn erſt nach dreizehn Monaten wieder los, worauf der Gemarterte bald ſtarb. — Im Nordoſten Deutſchlands befehdete Otto von Brandenburg das Erzſtift Magdeburg und erhielt von einer Pfeilſpitze, die ihm in den Kopf geſchoſſen wurde und nicht wieder herausging, den Namen Otto mit dem Pfeile. Die Mecklenburger Fürſten, in mehrere Linien vertheilt, ſchlugen ſich mit den Hanſeſtädten und untereinander ſelbſt herum. Herzog Barnim von Pommern wurde von einem Ritter, deſſen Weib er verführt hatte, erſtochen.

Rudolf von Habsburg heirathete noch in hohen Jahren die vierzehnjährige Gräfin Agnes von Burgund (Franche comté), um auch im Weſten des Reichs feſten Fuß zu faſſen. Das gefiel den Schweizerſtädten nicht und Bern verſchloß ihm die Thore. In der That konnte es Rudolf nicht einfallen, das verlorene Königreich Burgund wieder ans deutſche Reich zu bringen, denn er war ja mit Leib und Seele an den Papſt und an das Haus Anjou verkauft. Er wollte nur ſein kleines Erbe in der Schweiz vergrößern. Welches ſchlechte Zutrauen man zu ihm haben mußte, erhellt aus den gleichzeitigen Vorgängen in Oeſterreich. Sein Sohn Albrecht, der mit nichts ins Land gekommen war, raubte hier alles zuſammen, um ſich ſchnell zu bereichern, verfälſchte die Münze, confiscirte, übte ſchnöde Willkür und hörte keine Klage an. Schon 1287 empörten ſich gegen ihn die Bürger von Wien, aber er belagerte ſie, hungerte ſie aus und ſtrafte ſie mit Augenausſtechen, Zungenausſchneiden und Fingerabhacken nach Herzensluſt. Auch die Ungarn waren ſehr un-

zufrieden mit ihm, griffen ihn unter ihrem neuen König Andreas an und gaben ihm nur Frieden gegen Abtretung von Preßburg. Sein Vogt in Steyermark, Abt Heinrich von Admont, mißhandelte Adel und Volk, bis man ihn verjagte. Erzbischof Rudolf von Salzburg sprach für das Volk, wurde aber von Albrecht hinterlistig nach Wien gelockt und vergiftet, dann brach letzterer mitten im Winter unerwartet in Steyermark ein, überwand den Adel und zwang ihn, alle seine Burgen auszuliefern. Natürlicherweise flößte dieser Albrecht allgemeinen Abscheu ein und welche große Mühe sich sein Vater Rudolf auch gab, ihm die Nachfolge im Reiche zu verschaffen, wollte doch niemand etwas davon wissen. Albrecht's älterer Bruder, Rudolf von Schwaben, war gestorben und hatte nur einen unreifen Knaben, Johannes, hinterlassen. Ein jüngerer Bruder Hermann war im Rhein ertrunken. Voll Aerger und Kummer, daß die deutsche Königskrone seinem Hause schon wieder entschlüpfen sollte, starb der alte Rudolf, 1291. Er war lang und hager, hatte einen kahlen Kopf und eine große Habichtsnase, über die das Volk viel scherzte.

3.

Schlechte Kaiser.

Erzbischof Gerhard von Mainz, Erzkanzler des deutschen Reichs im Namen des Papstes, leitete die neue Königswahl ein, ließ alle Stimmen auf sich übertragen, indem er jedem Fürsten nach Wunsche redete, betrog aber nachher alle, indem er seinen eigenen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau, zum König bestimmte, an den niemand gedacht hatte. Es war eine sehr unglückliche Wahl, denn Adolf besaß nur eine kleine Grafschaft und nicht einmal das Vertrauen der mächtigeren Fürsten. Ohne Zweifel hoffte er, nach dem Beispiel des Habsburgers, wenn er nur erst König wäre, dem Reiche irgend ein großes Herzogthum abführen zu können, aber er täuschte sich, denn die Umstände waren ihm nicht so günstig, wie seinem

Vorgänger. Die Vermählung seines Sohnes mit einer böhmischen Prinzessin half ihm wenig. Böhmen war sehr gespannt mit Oesterreich und suchte daher den neuen König der Deutschen für sich zu gewinnen, Adolf aber hatte keine Macht. Zwar kam ihm das viele Geld, was ihm damals der König von England schickte, damit er ihm gegen Frankreich helfe, in seiner Armuth sehr zu statten; da es ihm aber gar nicht einfiel, für England zu rüsten und er das Geld zu andern Zwecken verwandte, wurde er nur um so verächtlicher. Was für ein Geschäft machte er mit dem englischen Gelde? Albrecht der Entartete haßte seine Söhne, weil in ihnen das mütterliche Blut der Hohenstaufen rollte, und stellte ihnen nach dem Leben. Nur treue Diener retteten sie und Friedrich mit der gebissenen Wange, sobald er herangewachsen war, trat ihm mit dem Schwert entgegen, vom zornigen Volk unterstützt. Da erkannte Albrechts Buhlerin, er sey zu verhaßt, als daß er sich länger halten könne, und rieth ihm, sein Land dem neuen König zu verkaufen, nur damit es seine Söhne nicht bekämen. Adolf griff begierig zu und gab das englische Geld hin, um Meißen und Thüringen seinem Hause zu erwerben. Auch gelang es ihm, ein Heer aufzubringen, um den gebissenen Friedrich und dessen Bruder Diezmann zu vertreiben, wobei aber seinen Söldnern die unerhörtesten Ausschweifungen und Grausamkeiten vorgeworfen wurden. Zu Mühlhausen in der goldenen Au, wo man ihn freundlich aufgenommen hatte, beging er solche Roheiten, daß ihn die Bürger wieder zum Thore hinaus jagten.

Obgleich die schwäbischen Besitzungen des Hauses Habsburg im Aargau der jetzigen Schweiz, die damals noch zu Schwaben gehörte, das rechtmäßige Erbe des jungen Johann waren, betrachtete sie doch Albrecht als sein Eigenthum und ließ sie durch Vögte auf dieselbe gehässige Art verwalten, wie Oesterreich und Steyermark. Die Nachbarn der vormals kleinen Grafen von Habsburg hatten daher allen Grund, sich vor dem jetzigen Verwalter des habsburgischen Erbes zu fürchten. Die Bauern von Uri, Schwyz und Unterwalden schloßen 1291 vorerst nur ein Schutzbündniß, aber der Abt von St. Gallen, der Bischof von Constanz, die Grafen von Savoyen, Montfort, Nel-

lenburg und die Stadt Zürich verbanden ſich zum Angriff und belagerten die habsburgiſche Stadt Winterthur. Albrecht eilte mit Heeresmacht herbei und belagerte Zürich, zog aber wieder ab, weil ihn ein neuer Aufſtand in Steyermark dorthin zurückzukehren zwang. Bayern und Salzburg ſtanden den geplagten Steyerern bei, wagten jedoch nicht, zu den Waffen zu greifen, und ſo konnte Albrecht, der in nichts nachgab, den empörten Adel nochmals überwältigen und grauſam beſtrafen, 1292.

Adolf überwarf ſich mit ſeinem Vetter, dem Mainzer Erzbiſchof, der ihn immer hofmeiſterte und von dem er unabhängig werden wollte, aber auch mit Böhmen, welches ein Stück von Meißen verlangte, das er nicht abtreten wollte. Nun verſtändigte ſich Albrecht ſchnell ſowohl mit dem Erzbiſchof, als mit Böhmen. Das böhmiſche Krönungsfeſt des jungen Wenzel diente zum Vorwand, um in Prag die perſönliche Beſprechung Albrechts mit dem Reichserzkanzler zu maskiren. Wenzel zauderte noch, dem ſeine Wahlſtimme zu geben, deſſen Vater dem ſeinigen Land, Ehre und Leben geraubt hatte. Albrecht aber war nicht zu ſtolz, wo es einen Vortheil gab, ſich zu bücken und vor dem jungen Wenzel knieend bettelte er demſelben die Wahlſtimme ab. Dann zog er nach Preßburg und vermählte ſeine Tochter dem Ungarkönig Andreas, 1297. Nun hatte er ſich den Rücken gedeckt und rückte mit Heeresmacht an den Rhein, um den König Adolf einfach abzuſetzen. Dem letzteren halfen nur die Wittelsbacher, die Albrechts Anhang bei Oberndorf ſchlugen. Gerhard aber hielt in Mainz geſchwind eine Verſammlung ſolcher Fürſten, die ſchon ins Intereſſe gezogen oder beſtochen waren, erklärte ſeinen Vetter Adolf für der Krone unwürdig und ließ ſtatt ſeiner den Herzog Albrecht zum König wählen. Unterdeß waren beider Könige Lager nahe an einander gerückt und kamen in der Pfalz unter dem Donnersberge am ſ. g. Haſenbühel zur Schlacht, in welcher Adolf umkam. Daß ihn Albrecht ſelbſt erſchlagen habe, war nur ein falſches Gerücht, 1298.

Spät gelangte der unholde Habsburger an ſein freudenloſes Ziel. Unter Argliſten, Gefahren und Verbrechen frühe gealtert ſetzte

er die Krone nur mit finsterer Miene auf und stieß die jammernde Wittwe Adolfs, die ihn um ihren in der Schlacht gefallenen Sohn anflehte, fühllos von sich. Seine erste Amtshandlung als König war, den fränkischen Städten eine bedeutende Geldsumme abzufordern. Die Juden waren dort, weil sie eine Hostie entweiht hatten, todtgeschlagen worden. Die Entschädigungssumme aber behielt der König selbst. Wichtiger war die enge Verbindung, welche Albrecht mit Philipp dem Schönen von Frankreich gegen Papst Bonifacius VIII. einging. Dieser Papst nahm es sehr übel, daß Erzbischof Gerhard und Albrecht die Königswahl vorgenommen hatten, ohne ihn zu fragen. Der König von Frankreich war aber bereits im Streite mit dem Papste und daher gern bereit, den deutschen König zu unterstützen. Beide kamen in Toul zusammen und bei diesem Anlaß belehnte Albrecht den Philipp nachträglich mit dem schon längst verlorenen Königreich Arelat. So wie er den Papst nicht mehr fürchtete, kümmerte er sich auch nicht mehr viel um den hohen Klerus in Deutschland und schaffte, um sich bei den Städten populär zu machen, die Rheinzölle ab, mit denen sich vornehmlich die Bischöfe zu bereichern pflegten. Mainz, Köln und Trier empörten sich dagegen, unterlagen aber den sogar von Franzosen verstärkten Truppen Albrechts, die damals den fruchtbaren Rheingau grausam verwüsteten, 1299. Der Bund mit Frankreich löste sich indeß bald auf, weil der letzte Graf von Holland (an Gift) starb und Albrecht die große Grafschaft als verfallenes Reichslehen an sein Haus bringen wollte, Frankreich aber den Erbanspruch des Grafen von Hennegau unterstützte. Albrecht kam damals in große Gefahr, er hatte dem Grafen Reinhold von Geldern dessen Tochter mit seinem Sohn Friedrich zu vermählen versprochen, aber sein Wort nicht gehalten. Gleichwohl war es Reinholds Tochter, die verschmähte Braut selbst, welche großmüthig, als Albrecht eben durch Verrath gefangen werden sollte, denselben rettete. Er floh und mußte Holland aufgeben.

So übel von Frankreich betrogen, wandte sich Albrecht nun wieder dem Papste zu. Es gab neue und große Dinge abzuwickeln. Die Krone Ungarns war nach des Andreas Tode 1301 erledigt

und Wenzel von Böhmen machte Anſpruch darauf. Dieſem wollte nun Albrecht am wenigſten die Krone gönnen, denn in ihrem Beſitz wäre Wenzel noch mächtiger geworden als ſein Vater Ottokar. Albrecht ſelbſt hätte Ungarn als erledigtes Reichslehen gern an ſein Haus gebracht, war aber nicht ſtark genug. Auf die deutſchen Fürſten, zuerſt auf das zunächſt betheiligte Bayern konnte er nicht rechnen. Er ſtützte ſich daher auf die geiſtliche Macht des Papſtes, die er kurz vorher mit Philipp von Frankreich verlacht hatte, erkannte die Oberlehensherrlichkeit des Papſtes über Deutſchland in der erniedrigendſten Formel an und verpflichtete ſich, die Krone Ungarns an das dem Papſt innig befreundete Haus Anjou in Neapel zu bringen, wie auch geſchah. Aber Albrechts Habgier und Neid wurden mächtig aufgereizt, wie er das Haus Anjou die reiche Erwerbung in Ungarn machen ſah. Da wurde plötzlich des verſtorbenen Wenzel gleichnamiger Sohn, der letzte aus Przemysls Geſchlecht, ermordet, 1305. Man verbreitete zwar die Sage, er habe in jugendlichem Muthwillen einigen böhmiſchen Herren mit dem Tode gedroht und ſie ſetzen ihm deshalb zuvorgekommen. Doch darf man einen andern Urheber des Mordes vermuthen, ſofern bald nach der That Wenzels Wittwe Eliſabeth gezwungen wurde, Albrechts Sohn Rudolf zu heirathen. Offenbar war es darauf abgeſehen, durch einen Handſtreich Böhmen an das Haus Habsburg zu bringen. Ja noch mehr, Albrecht ſprach auch Meißen und Thüringen als Reichslehen, welche nach König Adolfs Tode wieder verfallen ſeyen, für ſich an, aber Friedrich mit der gebiſſenen Wange wußte mit Hülfe des Volks ſein Erbe herrlich zu vertheidigen und ſchlug Albrechts Heere wiederholt zurück. Dazu erlebte der König den Verdruß, daß ſein Sohn Rudolf ſtarb und die böhmiſchen Stände, tief erbittert gegen das Haus Habsburg, den Herzog Heinrich von Kärnthen zu ihrem König wählten. Zwar zog Albrecht vor Prag und rächte ſich an den Böhmen durch unbarmherzige Verwüſtung ihres Landes, konnte aber der ſtarken Hauptſtadt nicht beikommen und mußte wieder abziehen. So mißlangen ihm alle Anſchläge auf größeren Ländererwerb.

Mißmuthig begab er ſich nach Schwaben, um dort zum Rechten

zu sehen, wo er so viele Feinde hatte. Unterdeß war sein Neffe Johann, der Sohn seines ältern Bruders Rudolf, herangewachsen und sprach die schwäbischen Besitzungen des Hauses als sein rechtmäßiges Erbe an. Albrecht aber behandelte ihn wie einen Knaben, der noch nicht daran denken solle, Land und Leute zu regieren. Da erboste der Jüngling innerlich und verschwor sich mit einigen Rittern gegen seinen Oheim. Indem nun Albrecht durch seine Besitzungen reiste und unfern vom alten Stammschlosse Habsburg eben über die Reuß gekommen war, wußte ihn Johann geschickt von seinem Gefolge zu trennen und plötzlich fielen die Verschworenen über ihn her und stachen ihn nieder, 1308.

In das nämliche Jahr verlegt die Sage die Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft und die berühmte That des Wilhelm Tell, doch ist der Bund der Eidgenossen wirklich erst einige Jahre später erfolgt und Tells Geschichte völlig fabelhaft. Die Sage berichtet: König Albrecht hatte den bösen Landvogt Geßler über das Volk in den Vier Waldstädten gesetzt, der dem Volk alle seine alten Freiheiten nahm und in seinem Uebermuth so weit ging, zu Altorf in Uri seinen Hut auf eine Stange aufstecken zu lassen mit dem Befehl, daß jedermann denselben grüße. Wilhelm Tell, ein armer Landmann aus Uri, grüßte nicht und wurde deshalb gefangen vor den Vogt gebracht. Dieser sprach: du bist ein berühmter Schütze. Wenn du mit deinem Pfeile einen Apfel vom Kopfe deines kleinen Sohnes schießen willst, damit ich deine Kunst sehe, so will ich dir das Leben schenken. Tell steckte einen Pfeil in den Gürtel und traf mit dem andern den Apfel. Warum hast du noch einen zweiten Pfeil zu dir gesteckt? frug Geßler. Damit hätte ich dich erschossen, wenn ich meinen Sohn getroffen hätte, antwortete Tell. Ich habe dir das Leben zugesichert, aber nicht die Freiheit, bemerkte der Vogt und führte den Tell gefangen mit sich über den Vierwaldstädtersee. Da brach ein Ungewitter aus, dem Schifflein drohte der Untergang und nur Tell, als der stärkste Ruderer, konnte es retten. Geßler ließ ihn frei machen und Tell ruderte, ersah aber die Gelegenheit, rettete sich mit einem gewaltigen Sprung auf einen Felsen am Ufer und

ſtieß das Schiff hinter ſich. Das Wetter beruhigte ſich, das Schiff kam glücklich ans Ufer. Tell aber lauerte dem Vogt in der hohlen Gaſſe bei Küßnacht auf und erſchoß ihn mit ſeinem letzten Pfeile. Zu der gleichen Zeit verſchworen ſich drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden, Werner Stauffacher, Walther Fürſt und Arnold von Melchthal im Grütli am See gegen der Vögte Tyrannei und das ganze Haus Habsburg, ſammelten das bewaffnete Landvolk, brachen in der Neujahrsnacht 1308 die Burgen der Vögte und ſchloßen am 6. Januar zu Brunnen am See den erſten Bund der Eidgenoſſen, welcher fortan der Schweizerbund hieß und dem ganzen Alpenlande den Namen der Schweiz gab.

So die weltberühmte ſchöne Sage, der es an geſchichtlicher Wahrheit gebricht, weil es urkundlich gar keinen Landvogt Geßler gegeben hat, weil kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber etwas von Tell weiß und weil die ganze Erzählung vom Tell, die überhaupt erſt nach einigen Jahrhunderten zur Ausbildung kam, wörtlich aus der däniſchen Geſchichte des Saxo Grammatikus entlehnt iſt, aus einem Werke, welches ſchon hundert Jahre vor Wilhelm Tell niedergeſchrieben wurde. Bei Saxo iſt es ein Dänenkönig, der ſich zu dem Schützen Tocki ganz ſo verhält, wie Geßler zu Tell, auch ganz die nämlichen Worte mit ihm wechſelt und ebenſo von ihm erſchoſſen wird. Wenn ſich andererſeits beim Volk in den Alpen die Erinnerung erhielt, daß ein wirklicher Tell unter ihnen gelebt habe, ſo bleibt nichts übrig als die Vermuthung, daß dieſe Erinnerung allmählig mit der Erinnerung an die däniſche Sage verſchmolzen, beziehungsweiſe durch ſie verfälſcht worden iſt. Hinter beiden Sagen, der ſchweizeriſchen wie der däniſchen, verbirgt ſich die noch ältere Erinnerung an den mythiſchen Schützen Eigill, den Bruder Wielands (vergl. Band IV. S. 39). In der engliſchen Volksſage vom Schützen Robin Hood verbirgt ſich ebenfalls die Erinnerung an einen altheidniſchen Gott und zwar hier beſtimmt an Odin. Solche Erinnerungen an alte Götter, die dereinſt das Volk wieder retten ſollten, mußten ſich auf eine natürliche Weiſe bei Volksſtämmen fortpflanzen, die von einem andern

gewaltsam unterdrückt worden waren, wie die freien heidnischen Alemannen durch die Franken, die freien Sachsen in England durch die Normannen.

Noch ist zu bemerken, daß das Verhältniß der Schwyzer, Urner und Unterwaldner zu den Grafen von Habsburg ein sehr verschiedenartiges gewesen ist, sofern sie theils unmittelbare Hörige des Grafenhauses geworden waren, theils nur unter dem Landgerichte standen, welches die Grafen im Namen des Reichs verwalteten. Solche Reichsämter wurden zu Lehen empfangen, pfandweise genommen oder erkauft und in der kaiserlichen Zeit am Ende erblich, so daß die Reichsunmittelbarkeit des dem Landgericht unterworfenen Volks aufhörte. Aber das war eben Unrecht, eine nicht zu entschuldigende, auf Kosten des Volks willkürlich vorgenommene Aenderung. Der allmählig durch das Hereingreifen des Lehenwesens bewirkte Unterschied unter der freien, halbfreien und unfreien Bevölkerung der Waldstädte ändert nichts an der unbestreitbaren Thatsache, daß sie alle ursprünglich freie Alemannen waren, daß sie erst allmählig in die Lehensabhängigkeit hinein gedrängt worden waren und daß sie mithin alle das gleiche gute Recht hatten, die ihnen aufgequälte und aufgekünstelte Lehenstyrannei auszustoßen. Jedes Lehengericht muß ihnen Unrecht, das Gericht der Geschichte aber muß ihnen Recht geben. Die alemannische und überhaupt die deutsche Volksfreiheit war ein unveräußerliches Recht der Nation, welches sie zu jeder Zeit, falls es ihr durch Gewalt oder List entwendet worden, wieder zurücknehmen durfte. Das ist der große Sinn, der in der Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft liegt, welche, obgleich von der Sage umnebelt, doch eine der gewissesten und merkwürdigsten Wirklichkeiten der Geschichte wurde.

4.

Wirren in Italien.

Nachdem das Haus der Hohenstaufen in Italien untergegangen war, kein deutsches Heer mehr jenseits der Alpen zog und Rudolf von Habsburg sogar förmlich den Verzicht der deutschen Krone auf Italien auch für die Zukunft zugegeben hatte, blieben die Italiener sich selbst überlassen und konnten, sobald sie nur wollten, sich vereinigen und ein großes und einiges Reich gründen. Auch Frankreich hinderte sie nicht, denn Karl von Anjou verlor Sicilien und würde leicht auch aus Neapel vertrieben worden seyn, wenn die Italiener gewollt hätten. Eben so wenig hinderte sie der Papst, der sogar das Feld räumte und in der Gefangenschaft zu Avignon auf Italien nicht mehr einwirken konnte. Aber die Italiener wollten nicht einig werden. Sie vermochten sich unter einander selbst nicht zu vertragen und geriethen in noch viel gehässigere und blutigere Fehden als je zuvor. Immer nur den Deutschen gegenüber und wenn sie von denselben gedrückt wurden, nahmen sie den Schein an, als wohnte in ihnen ein lebendiges italienisches Gemeingefühl; es blieb aber immer nur Schein, sie belogen sich nur selbst damit. Sobald sie freie Hand hatten, sich zu vereinigen, zerrissen sie ihr schönes Vaterland nur mit um so blinderer Parteiwuth.

Bei den Päpsten zeigte sich nach dem Sturze der Hohenstaufen eine merkwürdige Schlaffheit. Martin IV. war nur das Werkzeug des Karl von Anjou, Honorius IV. arbeitete nur für die Familie Savelli, Nicolaus III. für die der Orsini, Nicolaus IV. für die der Colonna und die Papstwahl wurde wieder der Spielball römischer Adelsfactionen. Erst Bonifacius VIII. gewann wieder das Vollgefühl eines Oberhirten der Christenheit, aber oben schon ist erzählt worden, wie kläglich er im Kampf mit der französischen Krone unterlag, 1309. Von nun an wurden die Päpste Werkzeuge Frankreichs und kamen gar nicht mehr nach Rom.

Wo hätte ſich aber ein anderer Mittelpunkt für etwaige Einheitsbeſtrebungen der Italiener finden ſollen? Das Haus Anjou in Neapel dachte einen Augenblick daran, ſich ganz Italien zu unterwerfen und hoffte es mit Hülfe der guelfiſchen Partei in Oberitalien durchzuſetzen. Da dieſes franzöſiſche Haus aber nicht einmal Sicilien behaupten konnte, ſondern es an Aragonien verlor, konnte es noch viel weniger den Unabhängigkeitsſinn der Florentiner, Bologneſer, Mailänder, Piſanen, Genueſen, Venetianer und die langſam aufwachſende Macht der Dynaſten in Ferrara, Verona, Montferrat, Savoyen ꝛc. beugen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die einzigen wahren Freunde des italieniſchen Vaterlandes, die für das Geſammtwohl und die Einheit Italiens ſchwärmten, Ghibellinen blieben und immer noch vom deutſchen Kaiſer allein die Wiedergeburt Italiens hofften. So der große Dante.

Die Geſchichte Italiens in dieſer Periode läßt ſich kurz ſo zuſammenfaſſen: Der Papſt behauptete das Recht, vermöge ſeiner Oberhoheit über den abweſenden Kaiſer an deſſen Stelle unmittelbar die Reichsvicare in den Städten und Grafſchaften zu ernennen, verlieh dieſe Würde, die nur ein leerer Titel blieb, an Guelfen, konnte ihnen damit aber nicht mehr Macht verleihen, als ſie durch ihren Familienbeſitz und durch ihren örtlichen Anhang ohnehin beſaßen. Italien war in zahlloſe kleine ſelbſtändige Gebiete zerfallen. Je ein Nachbar befehdete den andern und verband ſich desfalls mit dem Nachbar des Nachbars. Nicht nur freie Städte kämpften mit deſpotiſchen Fürſten, ſondern auch rivaliſirende Städte unter einander, und gleichermaßen rivaliſirende Fürſten. Im Allgemeinen zog in den Städten die demokratiſche Partei den Kürzern und unterlag meiſt der Ariſtokratie, dieſe ſelbſt aber wurde allmählig immer mehr, namentlich in Folge der vielen Kriege, der Tyrannis einer obſiegenden Familie unterworfen, ſo daß dem italieniſchen Volke mit der Einheit zugleich die Freiheit immer unerreichbarer wurde. Trotz alledem aber gedieh der Wohlſtand, gediehen die Künſte in den freien Städten und Reſidenzen auf wunderbare Weiſe mitten unter blutigen Fehden und Revolutionen.

Die Stadt und Republik Piſa zeichnete ſich damals durch ihren Reichthum aus. Nicolaus von Piſa gründete die Schule berühmter Baumeiſter, welche Piſa, Florenz, Bologna und bald alle Städte Italiens mit Prachtbauten anfüllten. Aus Handelseiferſucht aber bekämpften ſich Piſa und Genua zur See und 1284 erlitt die piſaniſche Flotte bei der Inſel Meloria eine ſchreckliche Niederlage und verlor 11,000 Gefangene. Was hätten die italieniſchen Flotten nicht alles ausrichten können, wenn ſie immer einig gehandelt hätten, ſtatt ſich gegenſeitig zu vernichten. Bald darauf kam Piſa in Fehde mit Florenz und Lucca. Die Parteien nannten ſich noch Ghibellinen und Guelfen, obgleich es nicht mehr Kaiſer und Papſt, ſondern nur noch lokalem Gewinne galt. Piſa erhielt damals an Ugolino einen Tyrannen, während Florenz mehr zu demokratiſcher Freiheit neigte. Ugolino wurde 1288 durch eine Revolution geſtürzt und mußte, mit ſeinen Söhnen eingekerkert, verhungern. In Florenz und ganz Toscana traten die Neri (Schwarzen) als Guelfen und Ariſtokraten den Bianchi (Weißen) als den Ghibellinen und Demokraten mit wüthender Leidenſchaft entgegen. Papſt Bonifacius VIII. hielt es mit den letztern und rief den franzöſiſchen Prinzen Karl, Bruder Philipps des Schönen, mit einem Heere herbei, welches Florenz beſetzte, übel dort hauste und mit großer Beute wieder abzog, 1301. Unter den damals vertriebenen Ghibellinen befand ſich der große Dichter Dante Alighieri.

In Mailand kam die Familie der Visconti auf, die mit dem um ſich greifenden Markgrafen von Montferrat viel zu kämpfen hatte, im J. 1302 aber durch die Volkspartei unter der Führung der Familie della Torre vertrieben wurde.

Venedig hatte durch die Eroberung von Conſtantinopel eine Macht erlangt, welche die aller andern italieniſchen Städte weit überwog. Von Conſtantinopel aus, wo es ein großes Stadtviertel inne hatte, bemeiſterte es ſich alles Handels auf dem ſchwarzen Meere ſowohl über die Krimm hin zu dem großen Mongolenreiche, als über Trapezunt nach Perſien. Der griechiſche Kaiſer von Trapezunt duldete im eigenen Intereſſe die venetianiſchen Kaufleute. Außer-

dem hatte Venedig Corfu und Candia in eigene Verwaltung genommen und Achaja dem franzöſiſchen Geſchlecht der Villehardouin zu Lehen gegeben. Niemand aber war eiferſüchtiger auf Venedigs Macht, als Genua, deſſen Flotte 1256 von der venetianiſchen geſchlagen wurde, welches ſich nun aber mit dem griechiſchen Kaiſer Michael Paläologus verband. Als dieſer Conſtantinopel wiedereroberte, vertrieb er alle Venetianer, 1261. Dieſe aber rächten ſich drei Jahre ſpäter durch einen neuen großen Seeſieg über Genua. Nun ließ ſich Kaiſer Michael bewegen, die Venetianer wieder in Conſtantinopel zuzulaſſen, neben den Genueſen. Der alte Haß glühte jedoch fort und 1296 wurden alle Venetianer in Conſtantinopel mit Weibern und Kindern durch die Genueſen mit Hülfe der Griechen ermordet. Zwei Jahre ſpäter erlitt auch die venetianiſche Flotte durch die genueſiſche eine große Niederlage und der Admiral der erſteren, Andrea Dandolo, ſtieß ſich aus Verzweiflung den Kopf an der Schiffswand ein. Beide Theile kämpften bis zur Ermüdung fort, ſchloſſen aber 1299 wieder Frieden.

Mittlerweile hatte Venedig auch Fehde mit Bologna, Ancona und Trieſt, und erlebte einige innere Stürme. Im J. 1266 erhob ſich eine Volkspartei unter Tiepolo gegen die Ariſtokratie, deren Haupt Dandolo war. Das Volk in Venedig aber befand ſich im Schatten der reichen Ariſtokratie zu wohl, als daß es ernſtlich eine Revolution gewollt hätte. Die Ariſtokratie der Nobili erhielt wieder das Uebergewicht unter dem Dogen Gardenigo und 1297 erfolgte die ſ. g. Schließung des großen Rathes oder die excluſive Beſtimmung derjenigen altariſtokratiſchen und einiger neuhinzugekommenen populären Familien, welche künftig allein das Recht haben ſollten, den großen Rath zu beſchicken. Aus keiner andern Familie ſollte künftighin in den Rath gewählt werden dürfen, neben den bezeichneten allein regierungsfähigen Familien ſanken alſo alle andern, ſelbſt adelige, in die gemeine Maſſe der Unterthanen hinab.

Im Königreich Neapel regierte Karl von Anjou, nachdem er Sicilien verloren hatte, bis 1284. Ihm folgte ſein Sohn Karl II.,

welcher Sicilien wiederzuerobern ſuchte, aber gegen den dort regierenden König Friedrich aus dem Hauſe Aragon den kürzern zog. Dagegen gelangte ſein Sohn Karl Robert zur Krone des h. Stephan. In Ungarn war auf König Stephan V. 1272 deſſen Sohn Ladislaw gefolgt, zubenannt der Kumane, da ſeine Mutter eine Kumanin geweſen war und weil er für die wilden Kumanen die größte Vorliebe hatte und ihre Sitten annahm. Seine Gemahlin Iſabella verſtoßend lebte er mit drei ſchönen Kumaninnen und gerieth darüber in offenen Kampf mit der magyariſchen Partei der Königin, als er plötzlich aus einem unbekannt gebliebenen Grunde von ſeinen Freunden, den Kumanen ſelbſt, ermordet wurde, 1290. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß zwei ſeiner Kumaninnen auf die dritte, von ihm geliebteſte, welche Edua hieß, eiferſüchtig geworden waren. Nun lebte als der letzte Arpade nur noch ein nachgeborener Sohn des König Andreas II., der lange in Italien und Spanien herumgeirrt war, jetzt aber als Andreas III. den Thron beſtieg. Ein Verſuch des Oeſterreicher Albrecht, Ungarn als deutſches Reichslehen anzuſprechen, wurde durch Meiſter Georg, den Feldherrn der Ungarn, abgewieſen und nicht mehr erneuert, da ſich Albrecht zu ſchwach fühlte, um hier durchzudringen. Namentlich erkannte der Papſt die Oberlehensherrlichkeit des deutſchen Königs über Ungarn nicht an, ſondern behauptete, er allein ſey Oberlehensherr, und ernannte als ſolchen den Karl Robert, Enkel Karls II. von Neapel und einer Schweſter Ladislaws des Kumanen, zum König von Ungarn, 1295. Doch kam er erſt 1300 mit Heeresmacht nach Ungarn und Andreas ſtarb in dem Augenblick, in dem er gegen ihn rüſtete, am 24. Jan. 1301 als der letzte aus dem ruhmvollen Hauſe der Arpaden.

Seine Wittwe Eliſabeth heirathete den Prinzen Ladislaw, Sohn des Wenzel von Böhmen, der auch in Ungarn zum König ausgerufen, aber von Karl Robert beſiegt und gefangen wurde. Eben ſo ſchlimm erging es dem bayerſchen Prinzen Otto, dem der alte Wenzel die Krone und den Scepter des h. Stephan anvertraut hatte und den eine ungariſche Partei zum König haben wollte. Auch er ließ ſich gefangen nehmen. Nach allen dieſen Wirren wurde Karl Robert durch

den Cardinal Gentilis im Namen des Papſtes feierlich zum König von Ungarn gekrönt, 1310. Als ſein Großvater Karl II. ſtarb, ſprach er als der älteſte Enkel auch Neapel an, fügte ſich aber dem Papſte und überließ dieſes Reich dem jüngeren Bruder ſeines Vaters, ſeinem Oheim Robert.

5.

Kaiſer Heinrich VII.

Philipp der Schöne von Frankreich war dreiſt genug, nach Albrechts I. Ermordung die deutſche Königskrone auf das Haupt ſeines Bruders Karl bringen zu wollen, deſſelben, der einige Jahre früher den vergeblichen Verſuch gemacht hatte, in Mittelitalien Terrain zu gewinnen. Aber die Großen in Deutſchland waren ſo wenig wie die in Italien geneigt, ſich Frankreich hinzugeben. Sie zogen es vor, wieder einen armen Grafen zu wählen, dem ſie Geſetze vorſchreiben könnten.

Graf Heinrich von Luxemburg war damals ein berühmter Turnierheld und wegen ſeines biedern Charakters allgemein geachtet. Sein Bruder Balduin war Erzbiſchof in Trier und ſein ehemaliger Arzt, ein ſehr ausgezeichneter Mann, Peter Aichſpalter, Erzbiſchof von Mainz und gerade weil der Kölner Erzbiſchof ſich damals von Frankreich hatte beſtechen laſſen, ſeine Stimme dem Prinzen Karl zu geben, konnten die beiden andern Erzbiſchöfe den patriotiſchen Unwillen gegen den Kölner, der das ganze deutſche Reich erfüllte, benutzen, um einen ſo echten deutſchen Mann, wie es ihr Heinrich war, zur Königswahl zu empfehlen. Die weltlichen Fürſten wendeten nichts dagegen ein, und ſo wurde Heinrich VII., der erſte aus dem Hauſe Luxemburg, zum deutſchen König gewählt. Ihm ſaß das Herz auf dem rechten Fleck, aber ſeine Mittel ſtanden mit der hohen Aufgabe, die er ſich ſtellte, in keinem Verhältniß. Sein erſtes Auftreten ſtach freundlich und lieblich ab gegen das ſeines

Vorgängers. Er veranstaltete zu Speyer ein großes Todtenfest und ließ zu gleicher Zeit die Leichen Adolfs von Nassau und Albrechts I. in die Kaisergruft daselbst versenken. Dazu waren die Wittwen der beiden Kaiser eingeladen. Zwischen Elisabeth, der Wittwe Adolfs, die einst vergebens vor Albrecht gekniet hatte, und der andern Elisabeth, der Wittwe Albrechts, die den Sarg ihres ermordeten Gemahls mit Thränen übergoß, stand Margarethe, Heinrichs Gemahlin und sprach beiden liebevollen Trost zu und betete, wie Ottokar von Horneck erzählt, daß ihr eigener Gatte kein so trauriges Ende nehmen möge, wie die beiden Herrscher, deren irdische Ueberreste in die Gruft hinab gelassen wurden. Heinrich befahl, die Mörder des letzten Königs zu bestrafen, wo man sie finden würde. Der unglückliche Johann, der älteste Enkel Rudolfs von Habsburg, dem das reichste Erbe hätte werden können, entfloh nach Italien und verschwand daselbst. Die Geschichte hat ihn mit dem Beinamen Parricida (Vatermörder) gebrandmarkt. Auch die andern Mörder entkamen, aber die Königinwittwe Elisabeth ließ auf ihren Besitzungen in der Schweiz alle Verwandten, Angehörigen und Untergebenen der Mörder, zusammen gegen tausend Personen, grausam umbringen und baute von den eingezogenen Gütern derselben auf der Stätte des Mordes an der Reuß das Kloster Königsfelden, worin ihre Tochter Agnes Nonne wurde, um ihr Lebenlang für die Seele des Vaters zu beten. Nur einer der wirklichen Mörder, Rudolf von Wart, wurde gefangen und lebendig aufs Rad geflochten, auf dem er noch mehrere Tage lebte, während sein treues Weib Gertrude zu seinen Füßen stand und ihn bis ans Ende tröstete.

Im Uebrigen anerkannte der neue König in einer eigenen Urkunde die Befreiung der Schwyzer, Urner und Unterwaldner von der habsburgischen Vogtei und nahm sie unmittelbar unter des Königs Gericht. Die Macht des Hauses Habsburg wurde damals etwas geschwächt. Die Wiener Bürger empörten sich nach Albrechts Tode und sein ältester Sohn, Friedrich der Schöne, konnte sie nur durch grausame Hinrichtungen bewältigen. Auch Otto von Bayern, der durch die Mitschuld Albrechts die Krone Ungarns verloren hatte,

rächte sich jetzt und machte einen verheerenden Einfall in Oesterreich. Während aber die Habsburger an Ansehen verloren, wollte es das Glück, daß der neue König für sein eigenes Haus Luxemburg eine große Erwerbung machte. In Böhmen nämlich hatte sich der Kärnthner Heinrich durch Habgier verhaßt gemacht, wollte die Unzufriedenen bestrafen, nahm die Vornehmsten des Adels bei einem Gastmahl gefangen und warf Wenzels Schwester Elisabeth in den Kerker, um sie zu einer unebenbürtigen Ehe mit einem gemeinen Manne zu zwingen und dadurch von der Erbfolge auszuschließen. Sie entfloh aber mit Hülfe eines treuen alten Kaplans und rief das ganze böhmische Volk in die Waffen. Von Oesterreich und Ungarn her konnten die Böhmen nur Feindschaft erwarten, sie schlossen sich daher schnell an König Heinrich an und baten ihn, ihre achtzehnjährige Elisabeth mit seinem damals erst vierzehnjährigen Sohne zu vermählen. Elisabeth reiste selber zu ihm und imponirte ihm durch ihren jungfräulichen Stolz, als er sie wegen ihrer Aufdringlichkeit auf eine beleidigende Art empfing.*) Die Verlobung kam zu Stande und der junge Johann über seine Jahre feurig und tapfer, zog sogleich nach Böhmen und jagte den Kärnthner davon, 1310.

Große Unruhe in Süddeutschland nährte damals immer noch der wilde Graf Eberhard von Württemberg. Schon 1307 mußte sich ein schwäbischer Städtebund bilden, um die einzelnen Städte gegen seine Raubanfälle zu schützen. Jetzt beschied ihn König Heinrich nach Speyer zum Reichstag, und stellte ihm in Güte vor, wie unpatriotisch sein Gebahren sey. „Die äußeren Feinde des Reichs stärken sich, sprach er, wenn die Deutschen, vor denen sie bisher gezittert haben, sich selbst verderben.“ Eberhard aber, der mit zweihundert Rittern nach Speyer gekommen war, sagte trotzig, es habe ihm niemand etwas zu befehlen, und ritt ohne Abschied davon. Der König aber that ihn in die Acht, die durch den Grafen Konrad

*) Er zweifelte an ihrer Ehrbarkeit. Sie aber ging trotzig weg, kam völlig entkleidet und nur mit einem Mantel bedeckt wieder und forderte weinend mit großer Heftigkeit, ihre jungfräuliche Unschuld beweisen zu dürfen.

von Weinsberg mit Hülfe des Städtebundes vollzogen wurde. Eberhards Burgen wurden gebrochen, 1311. Er selbst mußte sich bis zum Tode des Königs versteckt halten.

Während dieser Act der Gerechtigkeit in Schwaben geübt wurde, war König Heinrich schon über die Alpen gegangen, um des Reiches Hoheit in Italien herzustellen. Ein großer, aber unglückseliger Entschluß, da er Italien nicht genug kannte und die Geringfügigkeit seiner Mittel nicht im voraus berechnete. Ihm schwebte das Kaiserideal der Ottonen und des Barbarossa vor. Er glaubte, die deutsche Nation sey noch stark genug, um das Kaiserthum zu tragen und zu stützen, wenn sie nur einen rechten Kaiser wieder fände, aber er vergaß die Fürsten, von denen keiner ihm gehorchen wollte. Die italienischen Ghibellinen, die Hülfe von ihm hofften, halfen ihn täuschen. Zumal der aus Mailand eben vertriebene Visconti, der mit deutscher Hülfe wieder eingesetzt zu werden hoffte und dem König vorspiegelte, die Ghibellinen seyen immer noch so kaiserlich gesinnt, wie zur Zeit der Hohenstaufen, da sie doch in der That ebenso egoistisch nur ihr Familieninteresse verfolgten, wie die Großen in Deutschland. Unter den flüchtigen Italienern, die Heinrichs Hülfe ansprachen, befand sich auch der aus Florenz vertriebene Dante, der in seinen unsterblichen Gesängen*) den frommen Arrigo (Hein-

*) Die Gesinnung Dantes in Bezug auf den deutschen Kaiser erkennt man am besten aus den schönen Versen seiner divina comedia. Der Dichter erblickt den Habsburger Albrecht im Fegfeuer und klagt ihn an:

Italia, Sklavin, Herberge der Schmerzen,
Schiff ohne Steuermann im grausen Sturme,
Nicht Länderherrin, sondern Haus der Sünde.

Ha Volk, das du Ergebung üben solltest
Und in dem Sattel lassen deinen Kaiser,
Wenn richtig du des Herrn Gebot verstanden.

Schau, wie die wilden Bestien tückisch werden,
Weil sie nicht mehr den Stachel fühl'n des Spornes.
O deutscher Albrecht der du so verlässest

rich) als den Hirten der Völker und Wiederherſteller des Rechts begrüßte und in der Schrift de monarchia die hohe Bedeutung und Nothwendigkeit des Kaiſerthums mit allen den Gründen vertheidigte, welche bei Heinrich Eindruck machen mußten, da ihn ſelbſt die Kaiſeridee ganz erfüllte.

Die Guelfen in Mailand erſchracken ſehr, als auf einmal wieder ein deutſcher König mit einem Heere über die Alpen kam. Della Torre öffnete ihm die Thore von Mailand und Heinrich ſchmückte ſich mit der eiſernen Krone. Da er von der Anſicht ausging, vor ſeinem Erſcheinen müßten alle Parteien verſchwinden, führte er Visconti und die Ghibellinen in Mailand wieder ein, ohne darum die Guelfen zu vertreiben. Allein er beſaß nicht die Macht, die Italiener ihre alten Händel vergeſſen zu machen. Da er überdieß Steuern einforderte, worüber ſich die Mailänder ſehr ärgerten, ſpannen die Torres Verrath an, wurden aber von den Deutſchen aus der Stadt gejagt. Die Torres flohen nach Cremona, Heinrich zog ihnen nach und zerſtörte dieſe Stadt. So befand er ſich wieder mitten in dem kleinen Kriege, in welchem einſt Friedrich II. ſeine Kräfte verzehrt hatte, und das Kaiſerthum ſank nothwendig wieder im Anſehen der Völker tief herab, wenn der Kaiſer ſeine Zeit mit der Bezwingung einzelner Städte vergeudete. Dante fühlte das und mahnte den König dringend, nicht bei kleinen Fehden in Oberitalien zu verweilen, ſondern gleich ins Herz Italiens, nach Rom vorzugehen. Er wurde nicht gehört. Heinrich wollte im Rücken gedeckt bleiben, konnte daher nur Schritt vor Schritt vorgehen. Unterdeß erholten ſich die Guelfen von ihrem erſten Schrecken, thaten ſich zuſammen und machten dem König ein weiteres Vordringen im-

---

Die ungeſtüm geworden und verwildert.
Gerechten Richters Strafe von den Sternen
Fall' auf dein Blut.

Denn ihr erlaubtet, du mit deinem Vater,
Während euch Habſucht dort zurückgehalten,
Daß eine Wüſte ward des Reiches Garten.

mer ſchwerer. Schon fiel einer, der anfangs um ſeine Gunſt gebuhlt, Bruſſati, von ihm ab und erhob in ſeinem Rücken Aufruhr in der Stadt Brescia. Da kehrte Heinrich zornig um, nahm die Stadt, vor der ſein Bruder Wallram fiel, und ſtrafte den Verräther. Dagegen empfingen ihn die Bürger von Pavia mit großen Ehren und überreichten ihm die Kaiſerkrone, welche Friedrich II. einſt vor Parma verloren hatte. Auch in Genua wurde Heinrich feſtlich empfangen, hier aber ſtarb ſeine Gemahlin Margaretha, die ihn begleitet hatte. Hier ſoll auch Johannes Parricida ſich im Gewande eines Mönchs zu ſeinen Füßen geworfen, der König aber ihn abgewieſen und befohlen haben, ihn in einen Kerker zu werfen, in welchem er 1313 geſtorben iſt. Bei den Auguſtinern in Piſa liegt er begraben.

Der damalige Papſt Clemens V. lebte in Avignon, Rom aber wurde durch ein Kriegsheer des König Robert von Neapel beſetzt. Jetzt erſt von Genua aus im Frühjahr 1312 und nur mit 2000 Mann zog Heinrich nach Rom, drang kühn in die Stadt ein und erſtürmte das Capitol, wurde aber nach einem furchtbaren Blutbade zurückgeſchlagen. Dennoch behauptete er ſich in einem Theile der Stadt und ließ ſich im Lateran zum Kaiſer krönen, während die Pfeile der Neapolitaner und der Partei Orſini in die Fenſter flogen und man von draußen ihr Hohngeſchrei vernahm. Unter ſolchen Umſtänden und da nicht einmal der Papſt die Krönung vornahm, verlor die letztere die Bedeutung, die Heinrich ihr beilegte. Da er nicht an der Hand des Papſtes, da er auch nicht einmal mit einem ſiegreichen Heere als Herr und Gebieter in Rom auftreten konnte, hätte er gar nicht dahin kommen ſollen. Er konnte ſich in der Stadt nur wenige Tage halten und mußte wieder umkehren. Da brach überall Verrath aus. Die Guelfen in Toscana verlegten ihm den Weg und er mußte ſich durch ſie hindurch kämpfen. Endlich ſchlug er in einer einſamen Gegend bei Poggibonzi ein Lager auf einem Berge auf, den er den Kaiſersberg nannte, und ſetzte ſich hier feſt, um nicht mehr zu weichen, denn er erwartete ein friſches Heer, welches ihm ſein Sohn Johann aus Deutſchland zuführen ſollte, und

noch ein anderes, welches König Friedrich von Sicilien für ihn rüſtete. Einſtweilen that er den König Robert in des Reiches Acht und warb um die Hand der Katharina von Habsburg, um ſich deren Bruder, Friedrich den Schönen, zu befreunden. Da trat ihm Frankreich entgegen, auf deſſen Befehl Papſt Clemens V. von Avignon aus dem deutſchen König Halt und Frieden gebieten mußte. Als aber im J. 1313 der junge König Johann von Böhmen erwartet wurde, während ſich noch kein franzöſiſches Heer in Bewegung ſetzte, beſorgten die Italiener einen ſchlimmen Ausgang des ihnen bevorſtehenden Krieges, wenn der kraftvolle Kaiſer an der Spitze bleibe. Sie entledigten ſich deſſelben alſo in ihrer Weiſe kurzweg durch einen Meuchelmord. Kaiſer Heinrich VII. wurde zu Buonconvento von einem Mönch im Abendmahl vergiftet, am 24. Auguſt. Katharina von Habsburg, die als ſeine Braut eben in Piſa angekommen war, empfing dort ſeine Leiche und ihr Bruder ſchämte ſich nicht, ſie einige Jahre ſpäter dem neapolitaniſchen Prinzen Karl, Roberts Sohn, zu vermählen. In Italien kehrte der alte Stand der Dinge mit allen früheren Parteiungen zurück, nur die Visconti erhielten ſich in Mailand.

So ging der arme Kaiſer nur wie ein Meteor durch die Welt, glänzend, aber ohne eine Spur zu hinterlaſſen. In Deutſchland hatten unterdeſſen ebenfalls die alten Fehden fortgedauert. Den ärgſten Lärm machte damals Markgraf Waldemar von Brandenburg, Neffe und Nachfolger Ottos mit dem Pfeile, der außer der Alt-, Neu- und Uckermark dem Meißner die Lauſitz abgewonnen hatte, 1309 Pommerellen, die Weichſelmündung und Danzig eroberte, dieſelbe jedoch dem deutſchen Orden abtrat, um dieſen für ſich und gegen die Städte zu gewinnen, worauf er ſogleich die Hanſeſtädte angriff. Er hatte offenbar den Plan, ſeinem, dem askaniſchen Hauſe in den nördlichen Slavenmarken ein ebenſo großes Reich zu gründen, wie das Haus Habsburg in den ſüdlichen, und es ſchwebte ihm, ſobald Oeſterreich da war, auch ſchon die Idee eines künftigen Preußen vor. Merkwürdig iſt, daß ihm nicht nur die Dänen, ſondern auch die Herzoge von Mecklenburg gegen die Städte beiſtanden, alſo

weniger Eifersucht gegen den um sich greifenden Brandenburger, als principiellen Haß gegen die Städte hegten. Der Kampf bewegte sich hauptsächlich um die Stadt Rostock, die sich jedoch hielt. Waldemars Glück wendete sich erst, als er Friedrich den Gebissenen bei Großenhein schlug und gefangen nahm 1312, und hierauf auch den Herzog Witzlar von Pommern angriff. Da besorgten die benachbarten Fürsten, er werde sie alle nach einander verschlingen wollen, und verbanden sich gegen ihn mit Polen, Dänen und Schweden. Waldemar schlug sich tapfer mit ihnen herum, starb aber 1319 plötzlich ohne Kinder. Um sein Erbe entspann sich daher ein neuer Kampf der nach Heinrich VII. Tode um die deutsche Krone streitenden Dynastien. Nur die Lausitz huldigte sogleich dem jungen Johann von Böhmen. Auch der von der Wiege an vielgeprüfte Friedrich mit der gebissenen Wange von Meißen starb damals. Ein geistliches Schauspiel, welches in Eisenach vor ihm aufgeführt wurde, soll ihn in seinen letzten Jahren schwermüthig gemacht haben. Ihm folgte sein Sohn Friedrich der Ernsthafte. Unter den damaligen Fehden des Reiches ist noch besonders bemerkenswerth die Empörung der Bürger von Magdeburg gegen ihren Erzbischof Burkhardt, 1314. Man versöhnte sich zwar wieder, der Erzbischof trieb aber eine so arge Tyrannei, daß sich das ganze Stift gegen ihn empörte und die Städte Magdeburg, Halle, Calbe und Burg zu gleichen Theilen die Männer auswählten, die da hingehen und den Erzbischof umbringen sollten und die ihn richtig umbrachten. Auch die freien Dithmarschen bestanden wieder einen blutigen Kampf mit den Grafen von Holstein und die freien Ostfriesen mit den Grafen von Geldern. Die Dithmarschen waren schon besiegt und in der Kirche von Oldenwörden eingeschlossen, als aber vom brennenden Dach das geschmolzene Blei auf sie herunter lief, brachen sie wüthend aus und jagten die Holsteiner in wilde Flucht, 1319. Vier Jahre später erfochten die Ostfriesen bei Bollenhoven einen glänzenden Sieg über den schwarzen Heinrich von Geldern.

6.

Ludwig der Bayer.

In Deutschland ging man diesmal von der bereits eingerissenen üblen Gewohnheit ab, einen armen Grafen zum König zu wählen, vielmehr stritten sich die mächtigsten Dynastien um die Krone. Der Papst, d. h. Frankreich wollte den Habsburger Friedrich, weil sich das habsburgische Haus der Politik von Avignon und Paris bisher immer am meisten dienstbar gezeigt hatte. König Johann von Böhmen wurde ausdrücklich vom Papst ausgeschlossen und wollte auch den schweren Kampf gegen diesen nicht wagen, unterstützte aber den Herzog Ludwig von Bayern, den Sohn Ludwigs des Strengen. Dieser stand von Jugend auf zu seinem Nebenbuhler, dem schönen Friedrich von Oesterreich, in einer seltsamen Beziehung. Sie hatten als Knaben zusammen gelebt und sich liebgewonnen. Aber die Politik sollte sie zu Feinden machen. Das Haus Wittelsbach war in die Thorheit der Theilungen gefallen und dadurch sehr geschwächt worden. Schon Ludwig der Strenge hatte mit seinem Bruder Heinrich getheilt und seine eigenen Söhne theilten wieder. Ludwig, der zum König gewählt wurde, besaß nur Oberbayern, sein Bruder Rudolf die Rheinpfalz und Heinrichs Sohn Otto Niederbayern. Diesem Otto war die Erwerbung der ungarischen Krone mißglückt. Als er aus der Gefangenschaft zurückkehrte und Geld brauchte, bewilligte er seinen Ständen große Freiheiten. Da er aber starb und nur unmündige Kinder hinterließ, stritten sich die Stände um die Vormundschaft. Die Städte verlangten Ludwig von Oberbayern, der Adel aber den schönen Friedrich von Oesterreich. Das charakterisirt die Stellung der beiden Nebenbuhler, wie sie auch später geblieben ist. Friedrich war der Patron des Adels, Ludwig wurde von der Volkspartei getragen. Wegen jener Vormundschaft bestanden sie die erste Fehde und bei Gamelsdorf kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Oester-

reicher und der bayerische Adel von den tapfern Bürgern, die mit Ludwig zogen, geschlagen wurden und auf der Flucht über die Isar, deren Brücke einbrach, zu tausenden ertranken, 1313. Damals war Heinrich VII. noch in Italien. Nach der Schlacht söhnten Ludwig und Friedrich sich aus, kamen in Salzburg zusammen und schliefen wieder in einem Bette. Da wurden sie abermals von einander gerissen durch die Königswahl. Die starke Partei der rheinischen Erzbischöfe und Luxemburger wählte in der Stadt Frankfurt am Main bei verschlossenen Thoren Ludwig zum König, während draußen vor den Thoren Friedrich von einer kleinen Gegenpartei gewählt wurde.

Ein langer und heißer Kampf ließ sich voraussehen, aber man übereilte sich von keiner Seite, weil man sich erst guter Bundesgenossen versichern wollte. Erst zwei Jahre nach der Königswahl machte Friedrichs Bruder, der kleine aber sehr feurige Leopold, den ersten Angriff, indem er Ludwig bei Augsburg überfiel, 1315. Ludwig entkam, Leopold begnügte sich, unterwegs alle bayrischen Dörfer in Brand zu stecken und zog nach Basel, wo er mit seinem Bruder Friedrich glänzende Feste feierte, denn Friedrich heirathete die Elisabeth von Aragonien und Leopold eine Gräfin von Savoyen. Im Herbst desselben Jahres unternahm Leopold einen Rachezug gegen die Schweizer. Diese hatten einen Angriff der habsburgischen Vasallen, der von Luzern aus kam, abgeschlagen und trotzten in ihren Bergen auf ihre neue Eidgenossenschaft und auf die Huld des Kaisers. Leopold wollte sie züchtigen und zog mit einem stattlichen Heere in das Land Schwyz, als sein Zug aber am Egrisee vorbei in den s. g. Morgarten gekommen war, einen Engpaß, wurde er aufgehalten durch Schwyzer, welche Steine von den Bergen herabwälzten. Während Roß und Reiter über einander stürzten, rückten 1300 Schwyzer mit Keulen, aus denen eiserne Nägel starrten, den s. g. Morgensternen, heran und erschlugen die auf engen Raum zusammengedrängten und in ihren schweren Rüstungen zum Kampf ungeschickten Ritter, so daß der größte Theil umkam. Eine andere habsburgische Heerschaar war über den Berg Brünig in Unterwalden eingefallen und

eben so schlecht weggekommen. Darauf schloßen die siegreichen Bauern zu Brunnen am See den s. g. ewigen Bund und setzten sich einen Landammann, 1315.

Der Kampf in Deutschland wurde nur matt fortgeführt. Erst 1317 kam es zu einem unentschiedenen Kampf bei Eßlingen, da die schwäbischen Städte sich mit Ludwig, der grimmige Städtefeind Eberhard von Württemberg aber mit Friedrich verbunden hatte. Zwei Jahre später kämpften die österreichischen Brüder und Ludwig am Oberrhein. Immer aber erfolgte noch keine Entscheidung, weil Johann von Böhmen sich noch nicht einmischte. Er konnte als dritter nur gewinnen, wenn die beiden andern sich gegenseitig schwächten, und hatte übrigens auch mit seinem Adel in Böhmen zu thun, der sich an die Herrschaft eines Deutschen immer noch nicht gewöhnen konnte. Erst als auf Antrieb des Papstes der französische König in Ungarn sich einmischte und dem schönen Friedrich ein Heer wilder Kumanen sandte, welche Bayern auf das gräßlichste verheerten, warf Johann zum erstenmal sein Schwert in die Wagschaale. Auch die Städte machten damals eine große Anstrengung für Ludwig, der nicht anstand, einen Bürger Nürnbergs, den Seyfried Schweppermann, zum Reichsfeldherrn zu ernennen. Einen großen Theil der Kriegskosten bestritt der reiche Bürger Gumbrecht von Regensburg. Mit dieser städtischen und Johanns Hülfe nun begegnete Ludwig den Oesterreichern und Ungarn unter Friedrich, ehe diesem noch sein Bruder Leopold eine Verstärkung zuführen konnte, bei Mühldorf in Niederbayern. Friedrich griff ungestüm an und warf den Böhmen, Schweppermann aber schickte ihm den Burggrafen von Nürnberg mit habsburgischen Fahnen in den Rücken. Die Oesterreicher glaubten, es sey Leopold, und wurden die Täuschung erst inne, als es zu spät war. Von zwei Seiten angegriffen unterlag ihre wilde Tapferkeit der Kriegskunst des Nürnbergers. Friedrich selbst wurde von einem Nürnberger Bürger gefangen, 1322. Als nach der Schlacht für die Tafel Ludwig des Bayern in der Eile nur ein Korb voll Eiern aufzutreiben war, sprach der König zu

ſeinen Gefährten: „Jedem ein Ei, dem braven Schweppermann zwei.“ *)

Ludwig errang durch dieſen Sieg große Vortheile, er konnte ſeinem gefangenen Gegner Bedingungen ſtellen. Er war ſtark genug, den Visconti in Mailand Hülfe zu ſchicken. Der Württemberger Graf ging zu ihm über und wurde dafür mit der Reichsvogtei in Schwaben und Elſaß belehnt. Die wichtigſte Errungenſchaft aber wurde für Ludwig die Mark Brandenburg, die er nach dem Tode des Markgrafen Waldemar als erledigtes Reichslehen einzog und ſeinem Sohne Ludwig übergab. Hierdurch aber verdarb er es wieder mit Johann von Böhmen, der ſich gern ſelbſt mit Brandenburg bereichert hätte. Johann, wetterwendiſch wie immer, trat plötzlich zu den Guelfen über, die er eben erſt bei Mühldorf hatte beſiegen helfen. Durch den Zutritt Böhmens erſtarkte Habsburg und Ungarn und Papſt Johann XXII. citirte den deutſchen König vor ſein Gericht nach Avignon in das franzöſiſche Intriguenneſt, 1323. Ludwig weigerte ſich zu kommen und wurde ſofort in den Bann gethan. Johann war aus Cahors gebürtig, der Stadt, von der die Geldſpekulanten, Wucherer und Bankiers jener Zeit ausgingen, und trieb ſelbſt den ärgſten Wucher durch Mißbrauch ſeines geiſtlichen Anſehens. Er erfand die vielerlei Beſteuerung des Klerus und der Laien unter den Namen der Annaten, Proviſionen, Exſpectativen, Extravaganten, Indulgenzen ꝛc. Denn da er den h. Stuhl als franzöſiſcher Cardinal nur unter der Bedingung beſteigen ſollte, daß er in allen Stücken dem König von Frankreich gehorche, ſo wollte er für ſeine Gefälligkeit auch bezahlt ſeyn. Allein der grobe Mißbrauch, den die franzöſiſche Politik mit den Bannſtrahlen trieb, indem ſie dieſelben in die Hände des ihr ſklaviſch dienenden Papſtes legte, konnte niemand verborgen bleiben. Es handelte ſich jetzt nicht mehr wie zur Hohenſtaufenzeit um den Inveſtiturſtreit zwiſchen Papſt und Kaiſer, ſondern allein um den Plan Frankreichs, mittelſt des ganz von ihm abhängigen Pap-

*) Dieſe Worte ſtehen auf Schweppermanns Grabe zu Caſtel bei Amberg. Er war klein, alt und lahm, aber von durchdringendem Geiſte.

ſtes und einer deutſchen Fürſtenoppoſition das deutſche Reich vollends zu ſchwächen, um es fortwährend berauben zu können. Franzöſiſche Prinzen herrſchten in Burgund, Neapel und Ungarn. Deutſchland war im Süden ſchon ganz von Frankreich überflügelt. Das ſahen nun viele ehrliche Leute ein. Zudem hatten ſich die Sitten der höheren Geiſtlichkeit nicht gebeſſert, ſeitdem die Päpſte in Avignon ſelbſt das ſchlechteſte Beiſpiel gaben, denn es gehörte zu den wirkſamſten Mitteln der von Philipp dem Schönen eingeführten verruchten Politik, den päpſtlichen Palaſt zu Avignon von Maitreſſen beherrſchen zu laſſen, während ſeine Doctoren auf der Univerſität in Paris auf Grund des altrömiſchen Rechts den weltlichen Abſolutismus lehren und an die Stelle der verächtlich gewordenen Kirchengewalt die Staatsomnipotenz ſetzen ſollten.

Es fehlte unter dieſen Umſtänden dem deutſchen König nicht an einſichtsvollen Freunden, welche das Intriguenſpiel von Avignon durchſchauten und aufs heftigſte dem Papſte zürnten, der ein ſo unwürdiges Werkzeug des franzöſiſchen Hofes war. Gegen ihn eiferten vor allen die Franziskanermönche. Ein ſolcher, Johann von Oliva, war der erſte, der das Papſtthum öffentlich mit der babyloniſchen Hure verglich. Heinrich von Kelheim, Provinzial der Minoriten in Oberdeutſchland, Ulrich von Augsburg, Ludwigs Geheimſchreiber, in Italien gebildet und ein Schüler Dantes, Marſilius von Padua, Ludwigs Leibarzt, vor allem aber der Engländer Occam, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, erließen Schriften für Ludwig und deckten das Unrecht des Papſtes auf. Der Papſt aber, oder vielmehr Frankreich, that einen kühnen Griff in den Norden Deutſchlands. Durch ſeine Verbindungen in Ungarn und Böhmen nämlich hetzte er Wladislaw von Polen und Gedimin von Lithauen gegen den jungen Ludwig von Brandenburg. Doch konnten ſich dieſelben hier nicht behaupten und es hatte bei einer ſchrecklichen Verheerung der Mark ſein Bewenden. Barnim, der Fürſt von Pommern, ließ ſich überreden, ſein Land nicht mehr vom deutſchen Reiche, ſondern vom Papſte zu Lehen zu nehmen. Der franzöſiſche Plan war, die deutſche Krone überhaupt an Frankreich zu bringen, deſſen damaliger

König Karl IV. mit Leopold von Oesterreich in Bar sur Aube zusammenkam. Leopold versprach ihm die deutsche Königskrone, sein gefangener Bruder Friedrich wolle derselben zu seinen Gunsten entsagen, wenn nur der Bayer vom Throne gestoßen würde. Johann von Böhmen vermählte zwei seiner Schwestern, die eine mit dem französischen König und die andere mit dem König Karl Robert von Anjou in Neapel, wollte aber Frankreich nur für seine Zwecke benutzen und billigte die Wahl Karls zum deutschen König nicht. Am eifrigsten bestärkte ihn darin sein Oheim, Erzbischof Balduin von Trier, Frankreichs entschiedenster Feind. Aber die Fürsten schwankten und als Leopold bei Burgau in einem Gefecht über Ludwig siegte, ließen sie sich durch die französische Partei nach Rense am Rhein citiren und würden wahrscheinlich Karln zum König gewählt haben, wenn nicht der deutsche Ordenscomthur, Berthold von Buchеck, zornig ausgerufen hätte: „Soll Deutschland einen Kaiser haben, der nicht deutsch kann? Soll es sein Geld nach Frankreich schicken? Soll es sich aus der Ferne zu seinem Schaden regieren lassen? Die Franzosen haben von jeher nur an ihren eigenen Vortheil gedacht und fangen an darauf zu denken, uns Landestheile abzuzwacken, ja sogar unsere Krone tragen zu wollen. Unter den Fürsten ist nur Böhmen und Trier dagegen, aber vergeßt nicht, daß das ganze deutsche Volk dagegen ist, und daß Ludwig, wenn er abgesetzt würde, nur desto mehr des Volkes Gunst erlangen würde. Soll aber um Frankreichs willen ein blutiger Bürgerkrieg in Deutschland geführt werden?“ Mehr noch als diese Rede scheint die Haltung des Volkes den Fürsten imponirt zu haben, so daß sie jetzt alle zurücktraten und den Franzosen nicht wählten. In allen süddeutschen Städten erhob sich das Volk für den König und vertrieb die guelfisch Gesinnten. Wo die Geschlechter zur letzteren Partei gehörten, wurden sie von den Zünften vertrieben und fast überall drängten sich die Zünfte wenigstens neben den Geschlechtern in den Stadtrath.

König Johann zog für das deutsche Reich gegen die Polen zu Felde, hatte guten Erfolg, ließ sich aber durch Ungarn wieder zu-

rückhalten und begnügte sich damit, daß ihm Polen die kleinen schlesischen Herzoge preisgab, welche nacheinander Vasallen der böhmischen Krone wurden.

Da Ludwig dem launigen König Johann nicht ganz trauen konnte, hielt er es für das Gerathenste, sich mit den Habsburgern zu versöhnen. Er ritt also auf die Traußnitz, besuchte den hier noch immer gefangen sitzenden Friedrich, erinnerte ihn an die gute Zeit ihrer Jugend und schloß mit ihm einen geheimen Vertrag, wonach beide gemeinschaftlich das deutsche Reich regieren sollten. Sie lebten dann wieder als die besten Freunde und aßen und schliefen zusammen, 1325. Einen solchen Vertrag konnten die Könige ohne Zustimmung des Reichs gar nicht eingehen und die Gemüthlichkeit stieß hier wie an die Reichsverfassung, so an das dynastische Interesse an. Friedrichs Bruder Leopold kam fast außer sich, als ihm dieser den Vertrag mittheilte und wollte durchaus nicht darein willigen. Da ritt Friedrich auf die Traußnitz zurück und stellte sich wieder als Gefangener, und so triumphirte dennoch das Gemüth. Um seinem Bruder die Freiheit wiederzugeben, entschloß sich Leopold, zu dem, was er eigentlich für verrückt hielt, selber mitzuwirken. Friedrich sollte König in Deutschland bleiben, Ludwig nach Italien gehen und sich dort zum Kaiser krönen lassen; Leopold aber sollte ihn begleiten und Reichsvicar in Italien werden. Man weiß nicht, was aus dieser monströsen Reichsverwaltung hätte werden sollen, wenn sie zu Stande gekommen wäre. Leopold starb noch vor dem Zuge nach Italien im Anfang des Jahres 1326, wie es heißt, in einem Anfall von Wahnsinn. Wie hätte auch ein Mann, der sonst so praktisch durchgriff und jetzt eine so falsche Rolle spielte, nicht darüber närrisch werden sollen. Sein Tod brach dem Vertrage die Spitze ab. Ohne Leopolds Begleitung konnte Ludwig in Italien nicht fest genug auftreten. Zudem hatte Leopold seine Brüder geistig beherrscht und zusammengehalten. Nach seinem Tode fing der jüngste der Brüder, Otto der Fröhliche, mit König Friedrich zu zanken an, weil er ein Erbland für sich haben wollte und sich dabei

auf Bayern ſtützte. Dadurch wurde Friedrich wieder mißgeſtimmt gegen Ludwig. Dieſer aber unternahm den Zug nach Italien, wo er mit Hülfe der Ghibellinen dem franzöſiſchen Papſte in Avignon einen deutſchen in Rom entgegen zu ſetzen und jedenfalls die Kaiſerkrone zu erringen hoffte.

7.

Johann von Böhmen.

In Italien hatte der franzöſiſche König Robert von Neapel als Vicar des Papſtes von Avignon die zerſtreuten Guelfen zuſammenzuhalten geſucht, während an der Spitze der Ghibellinen Matteo Visconti in Mailand die meiſte Macht beſaß. Beide ſchlugen ſich um die guelfiſche Stadt Genua, 1318. Dieſer Kampf führte zu keiner Entſcheidung. Um unter ſeinen eigenen italieniſchen Parteigenoſſen die natürliche Eiferſucht auf ſeine Macht zu beſchwichtigen, trat er die Feldherrnſtelle des Ghibellinenbundes an Can Grande della Scala ab, den Tyrannen von Verona. Im Jahr 1322 kam der Habsburger Heinrich, der dritte der ſchon genannten Brüder, dem Alter nach der nächſte vor Otto dem Fröhlichen, mit einer kleinen Kriegsmacht über die Alpen, um die in Oberitalien hart bedrängten Guelfen zu unterſtützen. Damals wurde der alte Matteo von Gewiſſensangſt ergriffen, trat die Regierung Mailand's an ſeinen Sohn Galeazzo ab, that Buße und ſtarb. Galeazzo behauptete Mailand mit Hülfe ſeines tapfern Bruders Marco gegen die Guelfen, die bei Vabrio eine Niederlage erlitten, nachdem die deutſchen Truppen ſchon wieder durch Seuchen erſchöpft waren, 1324. Galeazzo wollte den Sieg benutzen und bot dem Papſt einen anſtändigen Frieden an, vergaß aber, daß der Papſt kein Papſt, ſondern nur eine Creatur der franzöſiſchen Könige war, alſo weder in Italien, noch in Deutſchland Frieden wollen konnte. Seine erſte Bedingung war, Galeazzo ſolle gegen Ludwig den Bayer marſchiren. Einen

ſolchen politiſchen Selbſtmord wollte der Ghibelline nicht an ſich begehen und blieb dem deutſchen König treu.

So ſtanden die Dinge im obern Italien, als endlich Ludwig der Bayer ſelbſt an der Spitze eines Heeres dort erſchien. Ohne Widerſtand zog er von Trident nach Mailand, wurde auf das prächtigſte von Galeazzo empfangen und mit der eiſernen Krone geſchmückt, am 31. Mai 1327. Marco aber war ſeinem Bruder Galeazzo todfeind, weil dieſer die Herrſchaft nicht mehr mit ihm theilen wollte, und verleumdete ihn jetzt, als ſey er heimlich mit dem Papſte verbündet. Man glaubt, er habe dem König falſche Briefe vorgelegt, die der Bruder nie geſchrieben hatte. Durch dieſes echt italieniſche Bubenſtück wurde der deutſche König ſo bethört, daß er ſeinen wohlwollenden Wirth Galeazzo und deſſen unſchuldigen Sohn Azzone, der ihn zuerſt an der italieniſchen Grenze freundlich begrüßt hatte, gefangen ſetzen ließ. Er gab ihnen zwar nach einem Jahre die Freiheit wieder, aber Galeazzo erkrankte und ſtarb. Mehr noch als durch dieſen Mißgriff entfremdete ſich Ludwig die Herzen der Mailänder dadurch, daß er ihre Verfaſſung änderte, einen Deutſchen als Stadtvogt über ſie ſetzte und Steuern von ihnen eintrieb. Sie ſelbſt leiſteten ihm zwar keinen Widerſtand, aber die böſe Kunde von dem, was er in Mailand gethan hatte, ging ihm in andere Städte vorher. Piſa verſchloß ihm die Thore, ſo daß er erſt lange mit der Stadt capituliren mußte. Hier erklärte er den König Robert von Neapel in des Reiches Acht und fand an dem tapferen Caſtruccio einen unſchätzbaren Bundesgenoſſen. Dieſer Edelmann aus Lucca war der ausgezeichnetſte Feldherr, den Italien damals beſaß, und das Haupt der Ghibellinen in Mittelitalien. Er lag lange in Fehde mit dem guelfiſchen Florenz und nachdem ihn Ludwig zum Herzog von Lucca ernannt hatte, hoffte er noch Herr von ganz Toscana zu werden. Durch ihn wurde Ludwig erſt in den italieniſchen Dingen orientirt und machte unter ſeiner Leitung keine Mißgriffe mehr, wie er ſie anfangs in Mailand gemacht hatte.

Beide zogen nach Rom und Caſtruccio trug Ludwig dem Bayern das Schwert voran, als er ſich am 17. Januar 1328 im Vatican

zum Kaiſer krönen ließ. Darauf ließ Ludwig den Papſt in Avignon im Bilde verbrennen und ernannte einen ihm anhänglichen Franziskanermönch unter dem Namen Martin V. zum allein rechtmäßigen Papſte. Ein nicht ſehr geſetzliches Verfahren, jedoch nicht ſchlimmer, als irgend eine Wahl, die in Avignon vorgenommen wurde, denn Martin V. war in keinem höheren Grade die Creatur des deutſchen Königs, als Johann XXII. die des franzöſiſchen. Zum Unglück für Ludwig verließ ihn Caſtruccio, um die im Rücken des Königs empörten toscaniſchen Städte zu züchtigen. Schon zitterte man in Florenz vor ſeiner ſchrecklichen Rache, als er an den Anſtrengungen bei der Belagerung und Eroberung von Piſtoja erkrankte und plötzlich ſtarb. Nun war Ludwig wieder vom guten Rath verlaſſen. Er beging auf's neue Mißgriffe, wozu ihn der Geldmangel nöthigte. Schwerlich iſt alles wahr, was italieniſche Geſchichtſchreiber von ſeinen Grauſamkeiten erzählen, wie er z. B. den ihm ſehr ergebenen Gatti, das Haupt der Ghibellinen in Viterbo, habe foltern laſſen, um die Ausſage, wo ſeine Schätze lägen, von ihm zu erpreſſen. Gewiß aber iſt, daß ihn die Noth zwang, alles, was ſich nur als kaiſerliches Recht oder Gut geltend machen ließ, zu verkaufen, weil er doch leben und ſeine Truppen bezahlen mußte. Aus dieſem Grunde verkaufte er auch die Rechte, die er noch kurz vorher dem Caſtruccio geſchenkt hatte, und nahm ſie den Kindern dieſes ſeines beſten Freundes. Im folgenden Jahr, 1329, ſtarb auch das tapfere Haupt der Ghibellinen in Oberitalien, Can della Scala. Mailand verſchloß dem Kaiſer die Thore und er mußte ſich den Rückweg dadurch erkaufen, daß er die Visconti dort wieder einſetzte. Dann zog er nach Deutſchland heim und hinterließ das ſchöne Italien in ſeiner alten Verwirrung und voll Haß und Verachtung gegen die Deutſchen. Sein Papſt Martin konnte ſich nicht behaupten. Die Guelfen nahmen ihn gefangen und ſchickten ihn nach Avignon, wo Johann ihn mit vornehmer Miene mitleidig begnadigte, um dadurch den deutſchen König ſeine franzöſiſche Geringſchätzung noch mehr fühlen zu laſſen.

In Deutſchland war unterdeß Friedrich der Schöne nicht im

Stande geweſen, irgend Ruhe zu halten, denn niemand gehorchte ihm. Ludwig's Sohn, Ludwig der Aeltere genannt, in Brandenburg wurde von dem papiſtiſchen Barnim von Pommern in einer Schlacht beſiegt. König Johann machte einen Einfall in Oeſterreich und Friedrich konnte um ſo weniger gegen ihn ausrücken, als ſein eigner Bruder Otto ihn mit Hülfe der Ungarn befehdete. Nun wollte Johann ihm Frieden geben und kam mit ihm zuſammen. Als er aber den Hut vor ihm abnahm und Friedrich den ſeinigen aufbehielt, ritt er zornig von dannen. Indeß ließ er ſich endlich beſchwichtigen und unternahm plötzlich wieder einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Preußen. Hier erfocht er einen Sieg und hatte Mühe, den gefangenen Heiden das Leben zu retten, da der unbarmherzige Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Wilhelm von Orſelen, ſie alle wollte umbringen laſſen. Von hier eilte Johann plötzlich wieder an die Moſel, um ſeinem alten Oheim Balduin in einer Fehde zu helfen. Johann hatte nirgends Ruhe, blitzſchnell ritt er auf den auserleſenſten Roſſen durch die Länder. Als er einmal durch Schwaben ritt, begegnete er einem Kaufmann, deſſen Wagen in einem Hohlweg ſtecken geblieben war, lieh ihm ſein eigenes Pferd, um den Wagen herauszuziehen und ließ ihm dieſes Pferd, weil es jetzt ein Karrengaul ſey. Der Kaufmann aber bekam für das herrliche Pferd ſchweres Geld. In Böhmen ſelbſt ließ ſich der König immer nur auf wenige Wochen ſehen und nur um Heere für ſeine Feldzüge zu rüſten oder Geld für ſeine koſtſpieligen Reiſen einzutreiben.

Kurz vorher, ehe Ludwig aus Italien zurückkam, war ſein armer Mitkaiſer, der ſchöne Friedrich, geſtorben, 1330. In demſelben Jahre wurde Herzog Heinrich von Kärnthen und Tirol, welcher alt und kinderlos war, ein neuer Zankapfel der dynaſtiſchen Parteien. Die von den vielen Söhnen Albrecht's I. noch übrigen habsburgiſchen Brüder, Albrecht der Lahme und Otto der Fröhliche, waren des Kärnthner's Neffen und rechneten auf ſein Erbe. Das wurde ihnen aber weder von Ludwig, noch von Johann gegönnt. Johann, der ein Schwager des Kärnthners war, eilte zu ihm und überredete ihn zu einem Vertrage, wonach jeder den andern beerben ſollte. Dieſer

Vertrag ſicherte dem Böhmen das ganze an Italien grenzende Alpenland Kärnthen, Krain, Görtz und Tirol und darauf gründete er ſogleich den Plan, ſich in den Beſitz Italiens zu ſetzen, wo er mit ganz andern Mitteln zu erringen hoffte, was dem ſchwachen Ludwig eben mißlungen war. Erſchrocken traten nun ſogleich die beiden Habsburger mit Kaiſer Ludwig zuſammen, um den Plan des Böhmen zu durchkreuzen, und verabredeten, Kärnthen und Tirol ſpäter unter ſich zu theilen.

Raſch wie immer zog König Johann noch im Spätherbſt deſſelben Jahres 1330 nach Italien, um die guelfiſche Stadt Brescia zu retten, welche die Häupter der Ghibellinen, Azzone Visconti und Mascino della Scala belagerten. Im Triumph zog er in dieſe Stadt ein, erklärte aber ſogleich, daß es für ihn keine Guelfen und Ghibellinen gäbe. Das ſeyen alte unſinnig gewordene Parteinamen. Er wolle Italien einig und glücklich machen. Dieſe Sprache fand Anklang. Beſonders die ſchwächeren Städte und Gebiete, die bisher am meiſten bedroht geweſen waren, ſchloſſen ſich an ihn an, aber auch die Mächtigen blieben nicht zurück. Namentlich die Visconti machten wieder die leichte Biegung des Schilfes wie früher und ließen einen Sturm über ſich hinweggehen, von dem ſie wußten, daß er nicht lange anhalten würde. Die ſcheinbare Zuſtimmung der Italiener zu ſeiner Herrſchaft war Johanns einziger Rechtstitel, denn weder der Papſt noch der Kaiſer hatten ihm Auftrag gegeben, in ihrem Namen zu handeln. Merkwürdigerweiſe hielt er ſeine Macht ſchon für ſo geſichert, daß er ſeinen fünfzehnjährigen Sohn Karl, der in Paris ſtudirte, von dort kommen ließ und zu ſeinem Statthalter in Italien ernannte. Derſelbe nahm ſeinen Sitz in Parma. Johann aber eilte über die Alpen zurück, um den Kaiſer Ludwig zu beruhigen, der im Begriff war, alles gegen ihn in die Waffen zu rufen. Nach einer kurzen Beſprechung verſöhnten ſie ſich und Johann behielt das Regiment in Italien in Gemeinſchaft mit Ludwig. Ein ebenſo unnatürliches Verhältniß, wie das Doppelkönigthum geweſen war, aber wenigſtens ein Vorwand, um den Frieden zu erhalten,
1331. Im folgenden Jahr ging Johann nach Paris und vermählte

ſeine Tochter Guta mit dem Kronprinzen Johann, wodurch ſie Ahnfrau der franzöſiſchen Könige aus dem Hauſe Valois und der burgundiſchen Herzoge wurde.

Die Habsburger verſöhnten ſich mit Johann nicht, ſondern fielen ihm in's Land, ſiegten in ſeiner Abweſenheit bei Mailberg und nahmen das Haupt des böhmiſchen Adels, den Herrn Heinrich von Lipa gefangen. Johann erkaufte den Frieden mit einigen Opfern und wollte jetzt überhaupt alles in Frieden vermitteln. Er ſchoß wie ein Pfeil durch Europa, von einem Hofe zum andern und gab ſich insbeſondere eine rühmliche, obgleich vergebliche Mühe, den Kaiſer vom Banne zu löſen. Dazu zerplatzte ſein italieniſcher Plan, wie eine Seifenblaſe. Sein junger Sohn Karl wurde von den Ghibellinen verlaſſen und verrathen. Er lieferte ihnen bei St. Felice eine Schlacht, kämpfte mit dem größten Muthe und wurde verwundet, erfocht aber einen glänzenden Sieg und ließ ſich auf dem Schlachtfelde zum Ritter ſchlagen, 1332. Johann verabredete ſich mit dem Papſt und kehrte mit deſſen Zuſtimmung nach Italien zurück. Nun aber nahm König Robert von Neapel keinen Anſtand, ſich mit ſeinen bisherigen Todfeinden, den lombardiſchen Ghibellinen, gegen Johann zu verbünden und dieſer kam plötzlich zu der Einſicht, ſeine Macht ſey den vereinigten Guelfen und Ghibellinen nicht gewachſen und man habe ihn in die italieniſchen Angelegenheiten überhaupt nur verſtrickt, um ihn los zu werden und damit er ſich dort abnutze. Er gab alſo ganz unerwartet Italien auf und zog ſich zurück, 1333. Sein verſtändiger Sohn Karl wurde zum Markgrafen von Mähren und Statthalter in Böhmen ernannt, wo er Recht, Frieden und Ordnung raſch herſtellte und ungemein beliebt wurde. Johann ſelbſt ging an den Niederrhein und ergötzte ſich von Luxemburg aus in einer Fehde mit Brabant.

Kaiſer Ludwig fiel in Schwermuth, da alle Bemühungen Johann's, ihn vom Banne zu löſen, nichts gefruchtet hatten. Weil er innerlich fromm war, zog er ſich die Sache zu Gemüthe und ſchlug ſie ſich nicht trotzig aus dem Sinn, wie einſt Friedrich II. Aber er kam in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Er hätte dem Papſt in Avignon, wenn

er deſſen Bann für wirkſam anerkannte, auch nie trotzen, nie einen andern Papſt entgegen ſetzen ſollen. Oder er hätte ihn nie anerkennen und ſtandhaft bleiben ſollen. Er fiel aber jetzt in ſolchen Kleinmuth, daß er die Losſprechung vom Banne mit jeder Demüthigung erkaufen wollte. Er ſtiftete das reiche Kloſter Ettal. Er erbot ſich zu öffentlicher Kirchenbuße und zur Niederlegung der Krone. Sein junger Vetter Heinrich von Niederbayern ſollte die Krone erhalten und verſprach dafür in einem geheimen Vertrage die Rechte des deutſchen Reichs über Burgund für immer an Frankreich abzutreten, während bis jetzt wenigſtens deſſen Lehensabhängigkeit vom deutſchen Reiche immer noch zurecht beſtanden hatte. Sobald aber jener geheime Vertrag bekannt wurde, lehnten ſich die deutſchen Fürſten mit Recht dagegen auf. Durch ganz Deutſchland hörte man nur eine Stimme des Tadels, daß der Kaiſer ſich ſo muthlos zeige. So zerſchlug ſich der ganze Handel. Ludwig blieb Kaiſer, Johann XXII. zog aber auch den Bannſtrahl nicht zurück. Dieſer Papſt ſtarb 1334 in Avignon, wo er aus den Steuern der Chriſtenheit Geld, Gold und Edelſteine im Werthe von 25 Millionen Gulden zuſammengehäuft hatte.

Im folgenden Jahre ſtarb endlich der alte Heinrich von Kärnthen und hinterließ nur eine Tochter, die berüchtigte Margaretha Maultaſche. Den Uebelnamen erhielt ſie von ihrem großen Munde, vielleicht auch von ihren ſchlechten Sitten. Eiligſt vermählte König Johann mit ihr ſeinen jüngeren, damals erſt achtjährigen Sohn Johann Heinrich. Aber Ludwig und die Habsburger wollten ihm das reiche Erbe nicht laſſen und es kam zum Kriege, der indeß nicht lange dauerte. Im Frieden 1336 verſtändigten ſich die Habsburger und Luxemburger und wurde beſchloſſen, Kärnthen ſolle jenem, Tirol dieſem bleiben. Das Haus Wittelsbach ging leer aus und nachdem ſich jene beiden verſöhnt hatten, konnte Kaiſer Ludwig allein nicht mehr Einſprache thun. Der arme Kaiſer wandte ſich an den neuen Papſt Benedict XII., der ihm wohl wollte, aber aus Angſt vor Frankreich nichts für ihn thun konnte. Noch ſind die Akten darüber vorhanden. In einem Briefe vom 31. Juli 1335 bittet der Papſt von Avignon aus den König Philipp VI. von Valois um Verhal-

tungsbefehle. In einem ſpäteren Briefe vom 4. April 1336 drückt er ſein Bedauern aus, daß der König ihm nicht erlauben wolle, den deutſchen Kaiſer vom Banne zu befreien, und warnt ihn, die Deutſchen würden endlich merken, wer hinter dem Papſte ſtecke. Vergebens wandte ſich Ludwig an Philipp ſelbſt. Da ermannte er ſich endlich wieder, ſchloß ſich an England an, deſſen Könige damals dem Hauſe Valois die Nachfolge in Frankreich beſtritten, wollte einen Reichskrieg Deutſchlands gegen Frankreich beginnen und forderte Burgund zurück. Nun fanden ſich die deutſchen Fürſten, wahrſcheinlich durch die öffentliche Meinung dazu genöthigt, endlich einmal bewogen, ſich ihres von Frankreich ſo ſchmählich mißhandelten Kaiſers anzunehmen. Zuerſt verſammelten ſich die geiſtlichen Fürſten in Speyer und beſchloſſen, die Losſprechung des Kaiſers vom Banne auszuwirken. Dann kamen ſie noch einmal mit den weltlichen Fürſten unter dem Vorſitz des Kaiſers ſelbſt in Renſe zuſammen und beſchloſſen hier: 1) Der deutſche Kaiſer beſitzt die höchſte Gewalt auf Erden, einzig durch die Kur (Wahl) der deutſchen Fürſten, ob er vom Papſt beſtätigt und gekrönt iſt, oder nicht; 2) der Kaiſer leiſtet dem Papſte den Eid als Beſchützer der Kirche, nicht als Vaſall; 3) der Papſt hat nicht das Recht, nach dem Tode des Kaiſers einen Reichsvicar zu ernennen; 4) päpſtliche Bullen ſollen im deutſchen Reiche keine Geltung haben, wenn ſie nicht von den deutſchen Biſchöfen zuvor genehmigt ſind. Dieſe höchſt merkwürdigen Beſchlüſſe der deutſchen Fürſtenoligarchie oder des ſog. Kurvereins zu Renſe vom Jahre 1338 erklären ſich nur aus dem Gemeingefühl der Deutſchen, vor welchem Papſt Benedikt XII. den König Philipp gewarnt hatte. Man verſagte dem Papſt in den wichtigſten Dingen nur darum den Gehorſam, weil er nicht mehr unabhängig in Rom, ſondern nur noch als eine Maſchine der franzöſiſchen Politik in Avignon lebte.

Franzöſiſchen Uebergriffen war durch dieſe Reichsbeſchlüſſe ein Damm geſetzt. Zu einem großartigen Bunde mit England gegen Frankreich kam es aber nicht, weil König Johann ſich immer noch auf die franzöſiſche Seite neigte und der Kaiſer kein impoſantes

Reichsheer hätte aufbringen können. So lange die drei Dynastien der Habsburger, Luxemburger und Wittelsbacher gegen einander gravitirten, war an keine einheitliche Machtentfaltung des deutschen Reichs zu denken. Unter der Zwietracht der Fürsten aber gediehen die bürgerlichen und bäuerlichen Gemeinwesen, so weit sie damals schon erstarkt genug waren. Im Norden stand der Hansabund in seiner schönsten Blüthe. Auch die Städte im mittleren und oberen Deutschland gelangten zu immer größerer Ausdehnung und Macht und wurden von Kaiser Ludwig verschwenderisch mit Privilegien beschenkt. In gleicher Weise dehnte sich die junge Eidgenossenschaft der Schweiz aus, indem sich auch Städte in den Bund der Bauern aufnehmen ließen, mit ihnen gemeinschaftlich die Angriffe des Adels zurückschlugen und jede solche Fehde zu weiteren Eroberungen benutzten. Zuerst trat Luzern, nachher Zürich zu den Bauern. Unter ihrem Bürgermeister Rudolf Brun brachen die Züricher rings um ihre Stadt alle Burgen des Adels. Unter dem tapferen Rudolf von Erlach, ihrem Mitbürger, schlugen die Berner mit Hülfe der Eidgenossen das große Heer des gegen sie vereinigten Adels in der Schlacht bei Loupen, 1339. Erlach, selbst ein Ritter und Vasall des Grafen von Nidau, der das Heer des Adels führte, erbat und erhielt vor der Schlacht ehrlichen Urlaub von diesem seinem Herrn, um ihn als Bürger von Bern im offenen Felde zu bekämpfen. So ehrlich war man mitten im Haß. Der Adel des weiten Aarthales erlitt schweren Verlust und erholte sich von diesem Schlage nie wieder. Manches Geschlecht ward ausgerottet. Viele wanderten nach Oesterreich aus. Andere nahmen, wie Erlach, das Bürgerrecht in Bern, welches dadurch ein weites Landgebiet gewann und jetzt erst förmlich in die Eidgenossenschaft eintrat.

Fünftes Buch.

Die Kreuzzüge.

1.

Türken und Griechen.

Im Orient war das ungeheure Reich der arabiſchen Chalifen zerſplittert, das noch zu Karls des Großen Zeit ſo gewaltige Herrſchergeſchlecht der Abaſſiden auf Bagdad beſchränkt und von der Familie der Buiden bedrängt, Perſien und Indien von den Ghaznewiden, Aegypten von den Fatimiden, und andere Theile des alten Chalifats von andern muhamedaniſchen Dynaſtien eingenommen. Die Araber ſelbſt hatten in den eroberten Ländern ihre urſprüngliche Tugend und Spannkraft verloren, waren in Reichthum und Ueppigkeit verkommen und mit den griechiſchen Laſtern angeſteckt, auch wie die Griechen ſelbſt verweichlicht, ausgenommen in den Wüſten und Bergen ihres urſprünglichen Heimathlandes, in welchen ſie unverändert die alte Volksnatur bewahrten. Nun begannen aber die zum Islam bekehrten Türken oder Turkomannen vom caſpiſchen See her als Soldtruppen den arabiſchen Herrn zu dienen und machten ſich nach und nach zu Herrn über ſie, weil ihre Racekraft noch friſch und unverdorben war. Schon Mahmud der große Ghaznewide, der

im Oſten halb Indien dem Islam eroberte, war ein Türke. Bald darauf wurden die Türken auch Herrn im Weſten.

Die älteſte Geſchichte der Türken liegt im Dunkeln. Was ſie ſelbſt von ihrer Eintheilung in Stämme des Oſtens (drei Pfeile) und des Weſtens (drei Zerbrecher) erzählen, gewährt nur eine oberflächliche Orientirung. Gewiß iſt, daß es die tapferen Turanier ſind, deren uralten Gegenſatz gegen die Iranier oder Perſer wir früher ſchon kennen lernten, eines der edelſten ariſchen Völker, weniger mit Geiſt begabt, aber durch und durch ritterlich. Diejenigen Türken, die nach und nach bis nach Europa vordrangen, gehören demſelben Stamm an, wie die noch jetzt hinter dem kaſpiſchen Meere wohnenden Turkomannen. Sie hießen früher auch Oglufen und bilden nur einen der drei „Zerbrecherſtämme.“ Eine Abzweigung von ihnen, die Seldſchuken, diente dem Mahmud von Ghazna. Nach dem Tode dieſes mächtigen Herrſchers aber, 1030, machte ſich unter ſeinem ſchwachen Nachfolger Maſſud der Seldſchuke Togrulbeg zum unabhängigen Sultan im Oſten Perſiens, unterwarf auch die Buiden und zuletzt Bagdad, wo der unmächtige abaſſidiſche Chalif ihn als Emir al Omra, d. h. als weltlichen Herrn anerkennen mußte, indem er ſelbſt nur die geiſtliche Würde behielt, 1058. Togrulbegs Neffe und Nachfolger Alp Arslan machte noch weitere Eroberungen im chriſtlichen Georgien, im Kaukaſus und in Kleinaſien. Der griechiſche Kaiſer Romanus bekämpfte ihn vergebens und gerieth in ſeine Gefangenſchaft. Alp Arslan wurde aber von einem ſeiner Heerführer, als er denſelben ſtrafen wollte, ermordet, 1072. Sein Sohn Maleſchah dehnte ſein Reich nun auch noch rückwärts über Turkeſtan und Kaſchgar bis zur chineſiſchen Grenze aus. Dann trat eine Periode des friedlichen Beſitzens und Genießens ein. Des Sultans Vezier Niſam al Mulk errichtete in Perſien neue Schulen und Bibliotheken und war ein großer Gönner der Gelehrten und Poeten.

Unterdeß hatte ſich eine andere ſeldſchukiſche Familie, die des Kutulmiſch, in Kleinaſien feſtgeſetzt und nach einigem Streit mit Malekſchah hatte des Kutulmiſch Sohn Suleiman ſich als ſelbſtän-

biger Sultan in Ikonium behauptet und ſein Reich bereits Rum (das römiſche) genannt, Conſtantinopel ganz in der Nähe bedrohend.

Eine ſeldſchukiſche Dynaſtie drang auch in Aegypten ein. Hier herrſchten die Fatimiden aus Alis Geſchlecht anfangs glücklich, beſonders Aziz ſeit 975. Deſſen Sohn Hakem aber war ein wahnſinniger Tyrann. Damit kein Muſelmann mehr heimlich Wein trinken könne, ließ er alle Weinſtöcke ausrotten. Damit die Weiber zu Hauſe blieben, durfte in Kairo bei Todesſtrafe kein Frauenſchuh mehr verfertigt werden. Als man ihn deshalb verhöhnte, ließ er die ganze große Stadt Kairo in Aſche legen. Alle Kirchen und Synagogen in ſeinem Reich ließ er zerſtören und verfolgte auch die Sunniten aufs grauſamſte. Endlich ließ ihn ſeine eigene Schweſter aus der Welt ſchaffen, 1021. Von da an gerieth das Fatimidenreich in Verwirrung. Malekſchah, der mächtige Seldſchuke, niſtete ſich ein und ſchickte ſeinen Bruder Tutuſch, deſſen Söhne neue Dynaſtien in Damaskus und Aleppo gründeten. Andere Türken ſetzten ſich in Moſul, Antiochien und Jeruſalem feſt.

So wurden denn die arabiſchen Reiche von Norden her durch die kräftigeren Türken unterjocht, wie früher das altrömiſche Reich durch die kräftigeren Germanen. Die verweichlichte und verderbte Race unterlag der, welche noch naturwüchſig war.

Die Kämpfe zwiſchen Türken und Arabern und die Theilung des großen Seldſchukenreichs kam den Griechen zu Statten, die ſich ſonſt wohl kaum gegen ſo ſtarke Nachbarn, wären dieſelben einig geweſen, hätten behaupten können. Die Stadt Byzanz hatte gleich einer alten feſten Mauer bisher den islamitiſchen Wogendrang abgehalten, wenn auch alle Provinzen in Aſien vom Feinde überſchwemmt wurden. Eine Zeitlang hatte ſich das griechiſche Reich auch kräftiger Kaiſer zu erfreuen gehabt, des Baſilius, des Tzimitzes. Conſtantin Monomachus, welcher 1042 zur Regierung kam, wehrte im folgenden Jahr einen neuen Sturm ab, welchen die Ruſſen unter Jaroslaw I. auf Byzanz machten, ein Kampf, der dadurch merkwürdig war, daß auf beiden Seiten nordiſche Waräger fochten, im Solde des griechiſchen Kaiſers und im Heere der Ruſſen. Nachher

hatte Conſtantin noch mit wilden Petſchenegen und Kumanen zu kämpfen. Sein unfähiger Nachfolger Michael Stratiokus wurde von denſelben geſtürzt, welche 1057 den tapfern Iſaak Komnenus zum Kaiſer ausriefen. Mit ihm begann die Dynaſtie der Komnenen, welche durch die Kreuzzüge in ſo nahe Verbindung mit dem Abendlande kommen ſollte. Iſaak regierte mit großer Weisheit. Unter ihm arbeitete Michael Pſellus, einer der berühmteſten byzantiniſchen Gelehrten, der jedoch nur ein Sammler und geſchmackloſer Polyhiſtor war. Vor ſeinem Tode ſetzte Iſaak mit Uebergehung der eigenen Kinder uneigennützig den zum Nachfolger ein, den er für den tüchtigſten hielt, den Conſtantin Dukas, 1059. Dieſem ſollte ſein Sohn folgen, ſeine Wittwe Eudoria verliebte ſich aber in den ſchönen Romanus Diogenes, als derſelbe in Ketten wegen Hochverrath eben abgeurtheilt werden ſollte, rettete ihn und machte ihn zum Kaiſer. Dieſer Romanus war es, der das Unglück hatte, in Kleinaſien in die Gefangenſchaft der Seldſchuken zu gerathen, die ihn indeß gut behandelten und wieder frei ließen. In Byzanz dagegen war er unterdeß verrathen und verkauft. Man hatte bereits einen Sohn des Conſtantin Dukas zum Kaiſer ausgerufen und Eudoria die Pflicht der Gattin vergeſſen, wie ſie früher die der Mutter vergeſſen hatte. Zu ſeinem höchſten Erſtaunen ſah ſich Romanus, den die Feinde großmüthig geſchont, von ſeinen eigenen Unterthanen, von ſeinem eigenen Weibe verſtoßen. Er griff zu den Waffen und fand noch einen kleinen Anhang, unterlag aber, wurde gefangen und mußte mit ausgeſtochenen Augen verſchmachten. Michael war ein elender Regent, daher die Normannen ſich damals aller noch griechiſchen Beſitzungen in Unteritalien bemächtigen konnten. Endlich wurde Alexius Komnenus, ein Neffe des früheren Kaiſer Iſaak, zum Feldherrn ernannt, 1071. Nun aber erhoben ſich zwei Gegenkaiſer, welche beide Nicephorus hießen. Alexius beſiegte im Namen des einen den andern. Die Schlacht, welche 1078 vorfiel, war einzig in ihrer Art. Beide Parteien nämlich hatten fremde Barbaren im Solde, Nicephorus Bryennius wilde Petſchenegen, Nicephorus Botoniates dagegen, für den Alexius focht, Türken. Nun ſiegten zuerſt

die Petſcheneger, plünderten aber nicht blos das Lager des Feindes, ſondern auch das ihres Kaiſers, und zogen ſchwer bepackt mit Beute auf und davon. Der erſchrockene Kaiſer blieb mit einem Reſt von Truppen allein zurück, ſo daß ihn nun die Türken unter Alexius ſiegreich wieder angreifen und gefangen nehmen konnten. Aber auch der andere Kaiſer wurde abgethan, und Alexius, als der würdigſte vom Heere zum Kaiſer ausgerufen. Das war ſehr nöthig, weil die Normannen unter Robert Guiscard damals Griechenland ſelbſt angriffen und Dyrrachium eroberten, 1081. Im folgenden Jahre ſollte Roberts Sohn Bohemund die Eroberung Griechenlands fortſetzen, fiel aber vor Lariſſa in einen Hinterhalt des Alexius und verlor faſt ſein ganzes Heer. Die Venetianer, welche den Normannen ihre Eroberungen nicht gönnten, halfen den Griechen. Robert ſtarb 1085. Sein Sohn Roger gab das ganze Unternehmen auf und räumte Dyrrachium.

Alexius regierte noch, als die Kreuzzüge begannen.

2.

Das heilige Grab.

Indem die Frömmigkeit im Abendlande von Jahrhundert zu Jahrhundert wuchs, trat ſie in ein Stadium ein, in welchem ſie ſich aus der Mittelbarkeit des Gedankens in die Unmittelbarkeit des Schauens und des Berührens erhob. Es gibt keine wahre, innige, tiefe religiöſe Begeiſterung ohne dieſe Magie. Aus ihr allein erklärt ſich die Transſubſtantiation, das Myſterium, durch welches Chriſtus allen, die ihn lieben und an ihn glauben, leiblich gegenwärtig wird. Dieſelbe Magie liegt in jedem Sakramente, wie in dem Eindruck der Reliquien und der Bilder. Man kann gleichgültig gegen das Heilige ſeyn. Iſt man es aber nicht, ſo begnügt man ſich auch nicht mit kühlen Abſtractionen deſſelben, ſondern man erfaßt ſeine Wirklichkeit. In jener alten frommen Zeit, in welcher

die Seelen über alles Irdiſche und Gemeine ſich in die Reinheit und Wonne des Paradieſes erhoben fühlten, wenn ſie die Reliquien eines Heiligen leiblich berühren durften, mußte man ſich natürlicherweiſe auch nach den h. Stätten ſehnen, wo der Gottmenſch leiblich gewandelt hatte. Jeruſalem war durch ihn geweiht, im magiſchen Licht verklärt, mit einem Heiligenſchein umgeben. Daher man ſchon lange dahin zu wallfahrten und in der Kirche des h. Grabes zu beten gewohnt war. Nun hatten ſich aber die Türken dort feſtgeſetzt und zu Herrn aufgeworfen, mißachteten die chriſtlichen Heiligthümer daſelbſt und mißhandelten die Pilger, die aus dem Abendlande dahin kamen.

Dieſe Thatſache mußte in der ganzen Chriſtenheit ſchmerzlich empfunden werden als eine Entweihung ihrer köſtlichſten und geliebteſten Heiligthümer; bei den ritterlichen Völkern des Abendlandes aber mußte ſie zugleich Zorn erwecken, und hier, wo die Schwerter ſo oft um der geringſten Urſache willen gezuckt wurden, konnte man ſie bei einem ſolchen Anlaß gewiß nicht in der Scheide laſſen. Die moderne Geſchichtsforſchung hat Zweifel erhoben, ob der Gedanke der Kreuzzüge im verbrannten Hirn des Einſiedler Peter von Amiens oder in der pfiffigen Berechnung des Papſtes entſprungen ſey. Wir aber glauben, daß es ſehr gleichgültig iſt, wer die erſte äußerliche Anregung gegeben hat, da es einzig darauf ankam, ob die Gemüther dafür empfänglich waren und ob ritterliche Herzen genug im Abendlande ſchlugen.

Nach der bekannten Legende pilgerte der franzöſiſche Einſiedler Peter, von Amiens gebürtig, nach Jeruſalem, erlebte dort die Brutalitäten der Türken und hatte, indem er in der Andacht am h. Grabe einſchlief, einen Traum, in dem ihm Chriſtus erſchien und ihm befahl, das Abendland in die Waffen zu rufen, um ſein Grab zu befreien. Er ging nun nach Rom zurück, um dem h. Vater von ſeinem Traume Kunde zu geben, und zog ſpäter durch Frankreich, auf einem Eſel reitend und ein großes Kreuz tragend, allwärts klagend über die Leiden der Chriſten im h. Lande und mahnend zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Neuere glauben, der Aufruf zu den Kreuz-

zügen ſey einfach vom Papſt ausgegangen und erſt in Folge der Begeiſterung, die er im franzöſiſchen Volk erweckt habe, ſey auch jener Einſiedler in Wirkſamkeit getreten, ohne daß er je vorher in Jeruſalem geweſen wäre, und nur weil er der erſte war, der einen Haufen bewaffnete und mit dem Kreuz bezeichnete Pilger ins h. Land führte, habe ihn die Legende fälſchlich zum Urheber der Kreuzzüge gemacht. Die genaue Ermittlung der Wahrheit iſt ſchwierig, das Ergebniß würde jedenfalls unwichtig ſeyn. Man darf nicht vergeſſen, daß ſeit dem Anfang des 11. Jahrhunderts ſchon viele kleinere und größere Pilgerzüge aus dem Abendlande nach Jeruſalem gekommen waren. Robert von der Normandie kam 1033 dahin, die h. Helena von Schweden 1060, Erzbiſchof Sigfried von Mainz, den noch drei andere Biſchöfe begleiteten, mit einem Heereszug von 7000 Mann. Im Jahr 1095 nun hielt Papſt Urban II. erſt zu Piacenza in Italien, dann zu Clermont in Frankreich eine große Kirchenverſammlung, ſchilderte die Noth der Chriſten in Paläſtina, wie ſie von den Türken geplündert, gemartert, gemordet würden, wie man dort die Kirchen zu Ställen machte und das h. Grab durch Hunde verunreinigt werde, und malte mit glühender Beredſamkeit den Franzoſen die Schande aus, die es ihnen machen würde, wenn ſie, die beſten Ritter der Chriſtenheit, die h. Stätten in den Händen der Ungläubigen ließen. Alle Herzen wurden tief ergriffen und die unüberſehliche Menge des Volkes rief: Dieu le veut! alle ſchwuren, das h. Grab zu befreien, und bezeichneten ſich einſtweilen mit einem rothen Kreuze, welches ſie ſich auf die Schulter nähen ließen.

Die Anregung ging alſo vom Papſte aus, die Verdächtigung aber, als habe der Papſt ſeinen tiefen Schmerz und Unwillen geheuchelt und durch die Kreuzzüge nur weltliche Vortheile erringen wollen, iſt ziemlich unvernünftig. Die Frömmigkeit und Ritterlichkeit der Zeit allein ermöglichte und erforderte die Kreuzzüge und dazu aufzurufen, war niemand mehr berechtigt und verpflichtet, als der Papſt. Urban aber war nicht nur ein Cluniacenſer und wirkte im Geiſt ſeines Ordens, welcher ſtets das große Ganze der Chri-

ſtenheit im Auge behielt, ſondern er war auch ein geborener Franzoſe und zählte auf den kriegeriſchen Geiſt ſeines Volks.

Merkwürdigerweiſe wollte das gemeine Volk das große Werk in die Hand nehmen, als ob ihm geahnt hätte, daß es die Fürſten verderben würden. Aber die wenn auch zahlreichen, doch ungeregelten und ſchlecht bewaffneten Volkshaufen, welche unabhängig von einander, einzeln, planlos und von unzuverläſſigen Leuten geführt in der erſten Hitze im Frühjahr 1096 blindlings nach Morgen hin marſchirten, konnten gar nichts ausrichten. Sie erregten nur Spott, den Führer des erſten Haufens von 15,000 Mann nannte man Walther Habenichts. Man ließ ſie durch Deutſchland paſſiren, in Ungarn aber mußten ſie ſich die Lebensmittel rauben und in der Bulgarei wurden ſie faſt ganz aufgerieben. Ein noch größerer Haufen von 40,000 Mann unter dem Einſiedler Peter von Amiens zog auf demſelben Wege durch Deutſchland, hatte gleichfalls in Ungarn und der Bulgarei zu kämpfen, verlor den vierten Theil ſeiner Leute, kam aber glücklich bis vor die Thore von Byzanz. Auch in den deutſchen Rheinlanden begann es im Volke zu gähren, der Prieſter Gottſchalk aus der Pfalz führte 15,000 Kreuzfahrer nach Ungarn, ließ ſich aber einfältigerweiſe vom Ungerkönig Kolmany überreden, auf dem Durchmarſch die Waffen abzuliefern und wurde mit allem ſeinem Volke treulos niedergehauen. Die Ungarn waren freilich wohl durch die ungebetenen Gäſte und ihre Plünderungen ſehr gereizt. Aber warum dachten die Könige von Frankreich, Deutſchland, Böhmen, Ungarn nicht von vorn herein an Uebereinkunft und gemeinſame Maaßregeln? Dem Gottſchalk folgte ein neuer großer Schwarm aus Frankreich, der gar keinen Führer hatte, ſondern nur eine Ziege und eine Gans vor ſich hertrieb und dieſen Thieren blind nachlief. Wie ſie nach Deutſchland kamen, ſchloſſen ſich viele Rheinländer an ſie an und ein Graf Emicho von Leiningen übernahm die Führung. Dieſe chriſtliche Freiſchaar meinte, man müſſe die Ungläubigen nicht blos in der Ferne, ſondern auch in der Nähe ausrotten und ſchlug alle Juden todt. In Trier kamen viele Juden ihren Schlächtern durch Selbſtmord zuvor. In Köln wurden alle

Juden erſchlagen, 200 entflohen auf Schiffen, wurden aber eingeholt und litten gleiches Loos. In Mainz ſchützte ſie Erzbiſchof Rudhard in ſeinem Palaſte, aber die Pilger drangen ein und erſchlugen ihrer 700 unter ſeinen Augen. In Speyer wehrten ſie ſich, in Worms brachten ſie ſich ſelbſt um. Der große Pilgerhaufen, dem viele Weiber nachzogen, wurde in Ungarn bei der Belagerung von Meßburg aus unbekannter Urſache von einem paniſchen Schreck ergriffen und floh davon. Nur ein Theil erreichte Conſtantinopel.

Dorthin waren auch viele Italiener über Meer gekommen, aber die reichen Kaufleute von Venedig, Genua und Piſa hatten ihre Schiffe nicht blos für einen frommen Zweck hergeliehen, ſondern gingen dem Handel nach und erwarteten mit Recht, daß ihnen die Kreuzzüge den geſammten levantiniſchen Handel in die Hände ſpielen würden. So häufte ſich unter den Mauern von Conſtantinopel eine Maſſe von 100,000 Kreuzfahrern an, die dem Kaiſer Alexius ſehr zur Laſt fielen. Er ließ ſie daher nach Aſien überſetzen. Peter aber wollte erſt den großen Kreuzzug abwarten, den damals Ritter und Fürſten betrieben, denn er urtheilte richtig, daß alle Kreuzfahrer nur mit vereinter Macht große Erfolge würden erringen können. Aber das Warten dauerte lange, die Pilger vertrieben ſich die Zeit und die Noth mit Rauben und Plündern. Nun kamen die Türken von Ikonium und überfielen die plündernden Schaaren. Verrath kam dazu und Peter der Einſiedler behielt zuletzt nur noch 3000 Mann übrig.

Man darf annehmen, daß, wenn ſich auch allerlei Vagabunden dieſen Pilgern anſchloſſen, die Mehrheit doch feurig begeiſtert und todesmuthig war. Man hätte ſie alſo nicht ſo elend ſollen zu Grunde gehen laſſen. Man hätte nach einem Plane handeln müſſen. Die Fürſten und Ritter ihrerſeits, die im Laufe des Jahres 1096 große Vorkehrungen zu einem Kreuzzug trafen, brachten doch nicht ſo überwältigende Streitkräfte zuſammen, daß ſie die Schaaren Peters und Emichos nicht hätten brauchen können. Dieſe Fürſten und Ritter gingen eben ſo blind und planlos vorwärts, wie das gemeine Volk. Es war auch gar keine Möglichkeit, Einheit unter ſie zu bringen

und ſie zu vermögen, daß ſie nur einem Führer folgten. Die Aufgabe der Kreuzzüge konnte keinen ſchlimmern Händen anvertraut werden, als den Fürſten, denn dieſe nahmen ihr dynaſtiſches Intereſſe überall hin mit und wir werden bald ſehen, wie viele von ihnen auch im h. Lande nur ihrer Hab- und Ländergier fröhnten und immer einer dem andern jeden Vorrang, jeden Sieg und jede Eroberung mißgönnte. Es iſt wahr, daß unter dieſen Umſtänden die Kreuzzüge ihren Zweck verfehlten, aber nicht der Papſt trägt die Schuld, ſondern nur der Egoismus der Fürſten.

Es muß ſehr auffallen, daß zwiſchen dem Kaiſer, den Königen von ganz Europa, den zur See mächtigen italieniſchen Städten und dem Kaiſer Alexius in Byzanz keine Verabredungen in Betreff des Kreuzzugs getroffen wurden, daß kein regierendes Haupt Theil nahm, daß man alles dem Zufall und guten Willen der kleinen Herrn überließ, welche das Kreuz nahmen. Ohne Zweifel gab es Könige, welche ihre übermüthigen und immer zu Aufruhr geneigten Vaſallen gern davonziehen ſahen, um ſie los zu werden. Man kann ſich aber darüber nicht täuſchen, daß wenn auch der Papſt ſelbſt den Oberbefehl über das Kreuzheer hätte übernehmen wollen, der Gehorſam der Fürſten doch nicht geſichert war. Man überließ alſo dem Zufall, was einmal nicht zu ändern war.

Der Vornehmſte unter den bekreuzten Fürſten war Gottfried, zubenannt von Bouillon, Neffe des buckligen Gottfried von Niederlothringen, herſtammend noch von den Karolingern, aber ohne Herzogthum und nur reich begütert und als tapferer Ritter bekannt. Er ſoll es geweſen ſeyn, der dem Gegenkönig Rudolf von Schwaben in der Schlacht die Hand abſchlug. Im Uebrigen hatte er ſich immer nur in kleinen Fehden umgetrieben. Ihn begleiteten zwei tapfere Brüder, Euſtach und Balduin. Der nächſt Vornehme war Robert Friſo, Graf von Flandern und Holland, und ſein ihm übrigens feindlicher Bruder Balduin, Graf von Hennegau. Sodann Hugo der Große, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich; Robert, Herzog von der Normandie, Bruder des Königs von England; Stephan, Graf von Blois, Schwager des Königs

von England; Graf Raimund von Toulouſe; Bohemund von Tarent, der Sohn, und Tancred, der Neffe des großen Normannen Robert Guiscard. Als päpſtlicher Legat begleitete den Heereszug Biſchof Ademar von Puy.

3.

Der erſte Kreuzzug.

Im Herbſt 1096 zogen die Niederländer unter dem Herzog Gottfried und den ſchon genannten Grafen, 10,000 Ritter und 70,000 Mann Fußvolk ſtark durch Deutſchland und Ungarn. Dießmal hatte man ſich dem König Kolmany angekündigt, es war für Lebensmittel geſorgt und der Zug kam in guter Ordnung bis nach Niſſa, wo ihm die Geſandten des griechiſchen Kaiſers entgegenkamen. Schon vor dieſem Landheer waren die Franzoſen, weil ſie auf dem kürzeren Wege zur See fuhren, in Conſtantiopel angelangt, aber der ſchlaue Kaiſer Alexius hatte den Bruder des franzöſiſchen Königs, den großen Hugo, ſogleich gefangen nehmen laſſen und behandelte ihn zwar mit der äußerſten Freundlichkeit, gab ihn aber nicht eher frei, als bis derſelbe ſich bereit erklärt hatte, alle Länder, die er etwa den Türken entreißen würde, von Byzanz zu Lehen zu nehmen, weil ſie ehemals zu Byzanz gehört hatten. Eine gewiſſe Vorſicht gegen die Kreuzfahrer war dem Kaiſer nicht zu verdenken, denn unter ihnen befand ſich auch jener Bohemund, der ihm ſchon einmal Griechenland hatte entreißen wollen. Wenn er auch kein Recht hatte, die Oberherrlichkeit über Länder anzuſprechen, die erſt andere erobern ſollten, ſo erſchien es doch offenbar zweckmäßig, wenn die Kreuzfahrer ſich um ihn, als dem angeſehenſten chriſtlichen Fürſten im Orient, als ſeine Vaſallen gruppirten und dadurch eine Einheit und Organiſation gewannen, die ſie ſich bei ihrer Abreiſe aus dem Abendlande noch nicht gegeben hatten. Gerade weil damals Vorderaſien in ſo viele zum Theil einander feindliche Herr-

ſchaften der Türken getheilt war, konnte den Kreuzfahrern der glänzendſte Erfolg nicht fehlen, wenn ſie ein geſchloſſenes Ganze bildeten und immer einig handelten. Allein Alexius täuſchte ſich in den Kreuzfahrern. Weil ſie ihn brauchten, verſprachen ſie ihm in der Geſchwindigkeit, was ſie hinterdrein doch nicht hielten. Als Gottfried ankam, ſoll er über die Behandlung des franzöſiſchen Prinzen ſehr gezürnt haben, huldigte aber ſelber dem Kaiſer Alexius. Daſſelbe that auch Bohemund, als er im Frühling 1097 nachkam und alle andern. Nur Raimund von Toulouſe trotzte dem Kaiſer, ſchwur ihm keinen Lehenseid, ſondern gelobte nur, ihn nicht anzufeinden.

Im Frühling 1097 ging das ganze Kreuzheer, damals zu 700,000 Mann berechnet, nach Kleinaſien hinüber und eroberte zunächſt die durch ihr Concilium einſt ſo berühmte, jetzt aber den Türken gehörige Stadt Nicäa, welche es dem Alexius überließ. Von nun an theilte ſich das Heer, ſchlug die Türken noch einmal bei Dorylläum und zog ſich langſam und unter mancherlei Mühſal in mehreren Colonnen durch das zum Theil feindliche, zum Theil wüſte Land vorwärts. Mangel an Lebensmitteln und große Hitze bewirkten, daß viele Menſchen und Roſſe auf dem Marſch zu Grunde gingen. In Tarſus kam es zwiſchen dem Grafen Balduin, Gottfrieds Bruder, und Tancred zu einem heftigen Streite, weil jener die Stadt in Anſpruch nahm, nachdem dieſer ſchon das normanniſche Banner auf ihren Mauern aufgepflanzt hatte. Die Räubereien waren um ſo gehäſſiger, als gerade damals das chriſtliche Volk der Armenier gegen die Türken ſich empört hatte, und freudig und voll ſchönem Vertrauen den chriſtlichen Brüdern aus dem Abendlande entgegen kam. Balduin drang, allen andern voran, von den Armeniern unterſtützt, nach Edeſſa vor, vertrieb die Türken von hier und ließ ſich von Thoros, dem alten chriſtlichen Fürſten von Edeſſa, zum Sohn annehmen. Gleich darauf wurde der Alte umgebracht und Balduin ſelbſt war nun Fürſt von Edeſſa.

Der Widerſtand der Türken war überall ſchwach und lahm, weil der Sultan von Ikonium von den türkiſchen Dynaſtien in Syrien damals noch nicht unterſtützt wurde. Die große muham-

daniſche Welt in Aſien ſchien zu ſchlafen und traf keinerlei Vorkehrungen, um dem ſchrecklichen Sturme, der von Weſten herkam, zu wehren. Die große Stadt Antiochia allein ſetzte im Laufe des nächſten Winters durch die Stärke ihrer Mauern den Kreuzfahrern ein Hemmniß entgegen. Da die edlen Ritter mit Belagerungen aber noch nicht gut umzugehen wußten, blieben ſie lange vor der Stadt liegen und ließen den Türken in Syrien und Meſopotamien Zeit, ſich zu beſinnen und zu rüſten, um Antiochia zu entſetzen. Es fehlte wieder an Lebensmitteln und eine Menge Kreuzfahrer verſchmachteten, oder ſtarben ruhmlos an Seuchen dahin. Man mußte große Streifzüge ins Land machen, um Lebensmittel aufzutreiben. Der griechiſche Geſandte rieth die Belagerung aufzuheben. Man legte ihm das aber ſchlimm aus, denn man glaubte, er ſpinne heimlichen Verrath, damit die große Stadt nicht in die Hände der Lateiner falle, ſondern deren Beſitz dem griechiſchen Kaiſer vorbehalten bleibe. Die Griechen entfernten ſich voll Entrüſtung. Nun erklärte Bohemund, wenn man ihm nicht den Beſitz von Antiochia verſpreche, werde er mit allen ſeinen Normannen abziehen. Man hatte die Hülfe der Griechen verſcherzt, die Venetianer, Genueſer und Piſaner ſäumten zur See zu kommen. Sollte man nun auch noch die Normannen verlieren? Man willigte in Bohemunds Forderung. — Mehrere Angriffe der Türken von außen her wurden zurückgeſchlagen, eben ſo ein großer Ausfall der Türken aus der Stadt unter ihrem Emir Bagi Sijan. Bei dieſem Anlaß ſoll Herzog Gottfried einen türkiſchen Reiter mit einem Hiebe in zwei Hälften geſpalten haben. Dergleichen Züge perſönlicher Kraft werden mehrere von ihm berichtet, nichts aber von ſeiner Oberleitung. Nicht er, ſondern ein Kriegsrath der Fürſten entſchied alles und Bohemund, Balduin, Tancred, Raimund thaten in der Regel, was ſie wollten. Endlich kamen Flotten von Genua und Piſa an, brachten Lebensmittel und halfen bei der Belagerung, was ſehr nöthig war, da ſie ſich auf Maſchinen beſſer verſtanden, als die Ritter. Doch konnten ſie die Stadt nur durch einen Verrath gewinnen, den Bohemund mit dem armeniſchen Renegaten Firuz angeſponnen hatte.

Die Kreuzfahrer wurden heimlich eingelaſſen und erfüllten die ganze Stadt mit Mord. Der tapfere alte Emir fiel, am 7. Juni 1098.

Kaum aber befand ſich das Kreuzheer in der Stadt, ſo wurde es ſelbſt belagert, denn jetzt endlich rückte ein großes türkiſches Entſatzheer, welches Sultan Berkjorak von Bagdad dem tapfern Kerboga anvertraut hatte, heran. Es hätte früher kommen ſollen, hatte ſich aber bei der vergeblichen Belagerung Edeſſas aufgehalten, wo ſich Balduin herrlich vertheidigte. Doch kam Kerboga immer noch zur rechten Zeit, denn die Kreuzfahrer hatten ſich in der eroberten und ausgehungerten Stadt noch nicht wieder mit Lebensmitteln verſehen können, noch waren ſie darauf gefaßt, ſo plötzlich eingeſchloſſen zu werden. Der Mangel in der Stadt war ſo furchtbar, daß viele Kreuzfahrer ihr Heil in der Flucht ſuchten und ſich Nachts mit Stricken an den Mauern herabließen. Solche „Strickläufer" überredeten die genueſiſche Flotte, die Stadt ſey verloren und die Flotte — entfernte ſich. Wohl nicht wegen der falſchen Nachricht, ſondern aus Eiferſucht gegen Bohemund, dem man in Genua den Beſitz der Stadt nicht gönnte. Auch Kaiſer Alexius, der mit einem Heere unterwegs war, um die Kreuzfahrer — nicht zu unterſtützen, ſondern nur abzuhalten, daß ſie ihm nicht alles Eroberte wegnähmen, kehrte jetzt wieder um. Kerboga hatte eine ungeheure Streitmacht zuſammengebracht, welche man, wohl übertrieben, zu 600,000 Mann ſchätzte. In einem Kampf mit dieſer Uebermacht wollte Alexius wie ſich von ſelbſt verſteht, ſeine Kräfte nicht opfern, ſondern dieſelben lieber ſparen. Alſo von aller auswärtigen Hülfe und Zufuhr verlaſſen und abgeſchnitten, litten die Kreuzfahrer, die in Antiochia immer noch 200,000 Mann ſtark ſeyn mochten, die unſäglichſte Noth und ſtarben täglich in Menge dahin. Da verkündete ein gemeiner Provençale, Peter Barthelemy, der h. Andreas ſey ihm erſchienen und habe ihm geſagt, tief unter der Peterskirche in Antiochia liege die rechte heilige Lanze vergraben, mit welcher Chriſtus am Kreuz verwundet worden war, dieſe Lanze ſollten die Kreuzfahrer vor ſich hertragen und mit ihr würden ſie ſiegen. Der Legat Ademar zweifelte, da die h. Lanze ja ſchon von König Rudolf von Burgund

dem deutſchen Kaiſer geſchenkt worden war und ſich im kaiſerlichen Schatze befand. Graf Raimund aber ließ nachgraben, man fand eine verroſtete Lanzenſpitze und alles erfüllte ſich, wie Barthelemy verkündet hatte. Das ausgehungerte Kreuzheer mit nur noch wenig rippendürren Roſſen zog aus den Thoren, die h. Lanze voran, und erfocht in der Extaſe der religiöſen Begeiſterung und der Verzweiflung zugleich einen wunderbaren Sieg über die weit zahlreicheren und wohlgenährten Feinde. Doch kam ihnen zu Statten, daß Kerboga den plötzlichen Angriff nicht vermuthet hatte und mit ſeinen Emiren in Unfrieden lebte. Mitten im Kampfe fielen die Turkomannen ſeines Heeres über die ſyriſchen Truppen her. In entſetzlicher Verwirrung zerſtreuten ſich die Ungläubigen und Kerboga floh nach Aleppo.

Die abendländiſchen Fürſten fühlten nun doch, daß ſie nicht viele ſolche ſchreckliche Kataſtrophen mehr aushalten werden, wenn ſie ſich nicht dem Kaiſer Alexius fügen und unter ſeiner Oberleitung als Vaſallen um ihn gruppirt, von einem zahlreichen griechiſchen Heere unterſtützt, nach einem großen Plane und Syſteme in vollkommener Eintracht handeln würden. Sie ſchickten daher Hugo den Großen und Balduin von Hennegau nach Byzanz, um den Kaiſer einzuladen, er möge mit ſeinem Heere kommen, wogegen ſie ihm als erſtes Pfand Antiochia überlaſſen wollten. Hugo gelangte zwar nach Byzanz, ging aber von da nach Frankreich zurück und was er mit Alexius verhandelt hat, blieb unbekannt. Balduin verſchwand ſpurlos in Kleinaſien. Alexius eroberte unterdeß auf eigene Hand die Küſten im Südweſten Kleinaſiens. Bohemund machte aufs neue ſeinen Anſpruch auf Antiochia geltend und behauptete es. Raimund von Toulouſe trat ihm vergeblich entgegen. Die Fürſten zankten lange. Das brave Kriegsvolk aber, das ſich ſo unſäglichen Mühſalen ausgeſetzt hatte, um das h. Grab zu erobern, begann endlich über die heilloſe Fürſtenwirthſchaft zu murren.

Da beſannen ſich die ſtolzen Herren, fügten ſich dem gerechten Verlangen der Menge und rückten vorwärts gegen Jeruſalem. Die ſchlaffen und uneinigen Türken ſtellten ihnen kein Heer mehr entgegen,

nur in den festen Städten leisteten sie hartnäckigen Widerstand. Als nach der Eroberung von Maara Bohemund und Raimund schon wieder um den Besitz stritten, zerstörten die Provençalen die Stadt von Grund aus. Von einer Einmischung Gottfrieds, von einem Oberbefehl immer noch keine Spur. Erst durch den feurigen Tancred wurde Gottfried und sein Bruder bewogen, sich ebenfalls für Bohemund und gegen Raimund zu erklären, und mit dem Emir von Tripolis Frieden zu schließen, um Raimund zu hindern, daß er allein sich dieser Stadt bemächtige. Und doch nahmen sie den Frieden nicht an, der ihnen von Aegypten geboten wurde. Hier hatte der fatimidische Chalif Mostali durch das Geschick seines Vezier Afdal die Seldschuken verdrängt und wünschte sich mit den Kreuzfahrern gegen die Türken zu verbinden; das wurde aber abgelehnt, ein förmlicher Bund mit Ungläubigen war zu sehr den Gefühlen der Kreuzfahrer zuwider. Aus dem Umstand, daß Bohemund dem Raimund jetzt das Wunder der h. Lanze in Antiochia als groben Betrug vorwarf, erhellt, wie wenig er jene Gefühle achtete. Ohne die Lanze hätten die Kreuzfahrer schwerlich über Kerboga gesiegt. Die fromme Begeisterung war aber dem Normannen zuwider, weil er nur Länder erobern wollte, ob mit Hülfe der Christen oder Heiden, gleichviel.

Schon war das Jahr 1099 bis zum Sommer vorgerückt, als endlich das Kreuzheer vor Jerusalem ankam. Von Nikopolis aus marschirten die frommen Pilger die ganze Nacht durch, denn jeder wollte der erste seyn, um die h. Stadt zu sehen. Zufällig war in derselben Nacht eine Mondfinsterniß und jubelnd erkannte man darin ein himmlisches Zeichen, daß jetzt der Halbmond (das alte Sinnbild des Islam) untergehen werde. In der Morgendämmerung am 10. Juni 1099 kamen die Kreuzfahrer auf die Höhen von Emaus und erblickten zum erstenmale Jerusalem. Da sanken alle auf die Kniee und küßten den geweihten Boden. Die Fürsten und Ritter stiegen von den Rossen und wagten nur barfuß die heilige Erde zu betreten. Nach so vielen Kämpfen und Leiden war das einst so große Kreuzheer auf 1500 Ritter und 20,000 Mann Fußvolk herab-

geſchmolzen. Die h. Stadt war außerordentlich feſt in ihren Mauern und von einem zahlreichen Heere vertheidigt, die Gegend rings umher verödet und ſogar ohne Brunnen. Es ſtand alſo den tapfern Pilgern noch ein ſchwerer Kampf bevor. Die genueſiſche Flotte, welche ſich möglichſt genähert hatte und in dem Hafen von Joppe eingelaufen war, wurde von einer überlegenen ägyptiſchen Flotte eng eingeſchloſſen, aber die Genueſen entſchloßen ſich raſch, räumten ihre Schiffe aus und zogen mit allem, was ſie fortbringen konnten, vor Jeruſalem, wo ſie ſich mit dem Kreuzheer vereinigten und durch den Bau von Kriegsmaſchinen und beweglichen Thürmen die Belagerung ſehr förderten. Peter der Einſiedler predigte vor der Stadt auf dem Oelberge und ſein Glaube war noch immer ſo ſtark, daß er die Mauern von Jeruſalem durch die bloße Macht der Begeiſterung wie die von Jericho brechen zu können wähnte. Mit lautem Geſange zogen die Pilger rings um die Stadt, in der Erwartung, die Mauern würden einfallen. Sie blieben wohl ſtehen. Nun aber wurden ſie geſtürmt, zwei Tage lang mit ſolcher Furie, daß ſie nicht länger widerſtanden. Man glaubte auf dem Oelberg einen Engel Gottes in der Geſtalt eines weißen Ritters zu ſehen, der den Kampf leitete. Ein Brüderpaar, Ludolf und Engelbert, erſtieg die Zinnen zuerſt und unaufhaltſam wälzte ſich das Kreuzheer in die Stadt und mordete alles Lebendige, am 15. Juli 1099. Nach einer ſchönen Sage des Wilhelm von Tyrus vervielfältigte ſich die Zahl der Kreuzfahrer an dieſem Tage, denn die Geiſter aller ihrer Gefährten, die unterwegs umgekommen waren, wurden ſichtbar und fochten mit. Man ſchätzt die Zahl der in den Straßen und Häuſern der Stadt umgebrachten Muhamedaner auf 70,000. Die Juden, die ſich bei der früheren Eroberung Jeruſalems ſo ſchwer an den Chriſten verſündigt hatten, wurden in ihrer Synagoge verbrannt. Den auf dem Berge Moria gefangenen Türken ſicherte Tancred das Leben zu, allein auch ſie wurden erſchlagen. Herzog Gottfried ging barfuß und im wollenen Bußhemde durch die blutigen Straßen zum h. Grabe. Da warfen auch die andern Kreuzfahrer die Waffen weg und thaten desgleichen.

Hierauf traten die Fürſten zuſammen, um einen König von Jeruſalem zu wählen, der das h. Grab fortan hüten und die Eroberung fortſetzen ſollte, wenn auch die andern Kreuzfahrer nach Erfüllung ihres Gelübdes wieder heimkehren würden. Raimund von Toulouſe kam zuerſt in Vorſchlag, weil er mit ſeinen zahlreichen Provençalen noch immer der wichtigſte Mann im Kreuzheer war. Allein er lehnte die Wahl ab, wie er ſich denn immer negativ verhielt, andere hinderte und ſelbſt nichts wollte. Sein räthſelhaftes Benehmen erklärt ſich vielleicht, wenn man ihn als Mann der Kirche anſieht, der die Eroberungen im h. Lande den Fürſten nicht gönnte und lieber der Kirche allein vorbehalten hätte. Daher ſeine Renitenz gegen den griechiſchen Kaiſer, gegen die ländergierigen Normannen und gegen die Königswahl. Daher auch das Lanzenwunder in Antiochia und Raimunds vertraute Stellung zum päpſtlichen Legaten Ademar, der unterwegs ſtarb, ehe er die h. Stadt erreichte. Die Fürſten wählten nun den Herzog Gottfried, der ſich bisher immer am friedlichſten und am wenigſten ehrgeizig gezeigt hatte. Er nahm die neue Würde an, wollte aber keine Krone tragen, was ſich an dem Orte nicht zieme, an welchem Chriſtus die Dornenkrone getragen habe.

4.

Der Damenkreuzzug.

Es war wohl nicht zweckmäßig, die eroberten Länder unter kleine, auf einander eiferſüchtige Herren zu theilen. Neben dem König von Jeruſalem ſtand ſein Bruder Balduin als Fürſt von Edeſſa, Bohemund als Fürſt von Antiochia, Tancred als Graf von Galiläa. Raimund von Toulouſe nahm nichts, wich aber auch nicht vom Platze, weil er noch Hintergedanken hatte. Inzwiſchen kam Afdal mit einem ägyptiſchen Heere, welches aber bei Askalon in einer blutigen Schlacht den Kreuzfahrern unterlag, im Auguſt

1099. Jetzt erst schien Jerusalem gesichert und die Fürsten und Grafen, welche nicht als Landesherren zurückblieben, kehrten mit dem Rest ihrer Truppen nach Europa zurück. Robert von der Normandie wurde daheim von seinem bösen Bruder Heinrich gefangen und starb im Kerker. Robert Friso fiel in einer Fehde.

Dagegen erschien eine Flotte von Pisa mit vielen Pilgern und mit dem Erzbischof Dagobert von dort, als päpstlichem Legaten. Derselbe forderte die Stadt Jerusalem als Eigenthum Gottes (civitas deo adscripta) und Gottfried verstand sich auch dazu, daß sie nach seinem Tode dem zum Patriarchen erhobenen Dagobert übergeben werden sollte. Dafür war auch Raimund, die einmal im Besitz befindlichen Fürsten aber wandten alle Mittel an, die fromme Nachgiebigkeit Gottfrieds zu vereiteln, und stellten in Arnulf, dem Hüter des h. Grabes, und in dem neuen Patriarchen von Antiochia Nebenbuhler auf, deren Intriguen Dagobert zuletzt weichen mußte. Ohne allen Zweifel hätte die Eroberung des h. Landes nur dann von Dauer seyn können, wenn sie nach einem großen Plane als einer Eroberung der gesammten abendländischen Christenheit, und folgerecht unter der Oberleitung des Papstes durchgeführt worden wäre. Dem widerstrebte aber der Egoismus der Fürsten, in deren Händen die Macht war, und der arme Dagobert wurde auf die boshafteste Art von ihnen verleumdet.

Die christlichen Bevölkerungen Asiens, sonderlich die Armenier, waren den Kreuzfahrern als Rettern mit dem größten Vertrauen entgegengekommen. Erst als sie sahen, daß sie von den abendländischen Fürsten nur ausgeplündert und zu Sklaven gemacht werden sollten, wurden sie deren Feinde. So lieferte Gabriel, Fürst der Armenier, den Bohemund verrätherisch in die Hände der Türken, wurde aber selbst von den stolzen Türken zum Tode verurtheilt. Mit welcher Verachtung mußte ein solches Treiben und gegenseitiges Verrathen der Christen die Muselmänner erfüllen!

Bald nach Bohemunds Gefangennehmung starb Gottfried, nachdem er noch die Stadt Arsuf erobert hatte, 1100. Die Fürsten wählten nun seinen Bruder Balduin zum König, der Edessa an

ſeinen Vetter Balduin von Bourg abtrat. Im folgenden Jahre ſchickte Papſt Paſchalis einen neuen Legaten, den Cardinal Mauritius, der ſehr vorſichtig auftrat, den verhaßten Dagobert öffentlich desavouirte, aber heimlich unterſtützte. Seine Stellung war ſchwierig, denn Balduin erhielt eine neue Stütze in den italieniſchen Republiken Venedig, Genua, Piſa, die ihm die alten Seeſtädte Phönikiens erobern halfen und ſich dafür freien Handel und in jeder Stadt ein befeſtigtes Quartier ausbedungen. Dieſe Republiken aber kümmerten ſich um das Geſammtintereſſe der Chriſtenheit und um den Papſt gerade ſo wenig, wie die Fürſten. Sie hatten nur ihren eigenen Vortheil im Auge. Damals erbeuteten die Genueſer in Cäſarea den h. Graal, d. h. die angeblich ſmaragdne, jedoch nur aus einem grünen Glasfluß gefertigte Schüſſel, welche Chriſtus bei ſeinem letzten Abendmahl gebraucht haben ſoll.

Eine noch viel bedeutungsvollere Reliquie war das h. Kreuz, welches in Jeruſalem aufgefunden und fortan in allen Schlachten dem Kreuzheer vorangetragen wurde. Als König Balduin bei Joppe eine empfindliche Niederlage durch die Aegypter erlitt und viele der tapferſten Ritter gefallen waren, warf er ſich jammernd vor dem Kreuze nieder, bekannte ſeine Sünde und gelobte, ſich mit Dagobert zu verſöhnen. Darauf ſtürzte er ſich wieder in den Kampf und ſiegte. Dieſe Thatſache allein ſchlägt alle Verleumder Dagoberts nieder.

Es iſt ſehr merkwürdig, welche Wendung damals in der Anſicht der Fürſten und des Adels in Bezug auf die Kreuzzüge eintrat. Die religiöſe Begeiſterung trat ganz zurück und das Ritterweſen mit allen ſeinen guten und ſchlimmen Seiten in den Vordergrund. Man wußte, das h. Land ſey ſchnell erobert worden, man habe dort Fürſtenthümer gegründet und könne deren noch mehr gründen, der Widerſtand ſey ſchwach, die Beute und der Ruhm groß. Alſo entſchloſſen ſich ſchon im J. 1101 wieder eine Menge Fürſten und Ritter ins Morgenland zu ziehen. Den erſten großen Zug bildeten Lombarden unter dem Erzbiſchof Anſelm von Mailand, Franzoſen unter Stephan von Blois und eine kleinere Schaar Deutſcher unter Konrad, der ein Mareſchalk Kaiſer Heinrichs IV. ge-

nannt wird. Den zweiten Zug bildeten Franzoſen unter dem Grafen Wilhelm von Nevers, den dritten Hugo von Vermandois und Wilhelm der Zimmermann nebſt vielen andern ſ. g. Strickläufern, die vor Antiochia davon gelaufen waren, und jetzt ihre Ehre wieder herſtellen wollten, und denen ſich Wilhelm von Poitou, Herzog von Aquitanien, ein berühmter Sänger anſchloß; den vierten endlich Burgunder unter ihrem Herzog Raimund und Deutſche unter dem alten Welf von Bayern und dem Erzbiſchof Thiemo von Salzburg. Alle dieſe Züge zuſammen waren 260,000 Mann ſtark und beabſichtigten nicht Geringeres, als die Eroberung von Bagdad, weil hier der Sitz wie des alten arabiſchen Chalifen, ſo des neuen türkiſchen Großſultans war. Paläſtina gehörte ſchon andern, wenn man alſo erobern wollte, boten Meſopotamien und Bagdad allerdings die ſchönſte Beute dar. Die Zuverſicht, daß die Muſelmänner den abendländiſchen Chriſten nicht gewachſen ſeyen, war ſo groß, daß man diesmal den Weibern mitzuziehen erlaubte, indem man nicht fürchtete, daß dieſelben gefährdet werden könnten, und weil unter den frommen Weibern große Begierde war, die heiligen Stätten zu ſehen. Viele gingen freilich auch nur der luſtigen Geſellſchaft wegen mit. Dem fürſtlichen Sänger Wilhelm zogen eine große Menge franzöſiſcher Damen und dem Welfen die Markgräfin Ida von Oeſterreich gleichfalls mit einem zahlreichen Damengefolge nach.

Als der erſte Zug unter Anſelm in Kleinaſien anlangte, kam ihm Raimund von Toulouſe entgegen, um wieder zu hemmen, aber mit gutem Grunde. Er ſtellte dem Erzbiſchof die Gefahren eines Marſches nach Bagdad vor, zumal für Krieger, die des Landes noch nicht kundig waren, warnte ihn dringend, aber vergebens, und zog am Ende mit, um ihm wenigſtens mit ſeiner Erfahrung zu helfen. Aber in den Gebirgen von Cappadocien lauerten die Türken unter Kilidſch Arslan von Ikonium, Rodwan von Aleppo und Daniſchmend von Melitene, fielen über die Kreuzfahrer in engen Thälern her und vernichteten ſie beinahe völlig. Raimund von Toulouſe that hier das beſte und zog ſich zuletzt auf einen Felſen zurück, wo er, ein ſchon alter Mann, mit ſeinem Schwerte noch ſo gewaltig unter die

anſtürmenden Türken ſchlug, daß er ihrer dreißig tödtete, bis der deutſche Marſchalk Konrad ihn rettete. Die Franzoſen und Lombarden hielten ſich nicht ſo gut, ſondern flohen in paniſchem Schrecken und ließen mehr als tauſend edle Damen im Stich, die den Türken in die Hände fielen. Die älteren Damen, ſowie auch die vielen Geiſtlichen, die Anſelm mitgebracht hatte, wurden ohne Gnade niedergeſäbelt, die jungen und ſchönen Damen aber in die Hareme des Morgenlandes zerſtreut. Anſelm war zwar entflohen, ſtarb aber unterwegs aus Scham und Kummer. — Der zweite Zug unter Wilhelm von Nevers erlitt das nämliche Schickſal, indem er in den unwegſamen Gebirgen von den Türken überfallen wurde. Auch hier wieder wurden mehr als tauſend franzöſiſche Damen gefangen und nur mit wenigen entkam Wilhelm nackt und hülflos nach Antiochien. Dem dritten und vierten Zuge, die ſich vereinigt hatten, ging es nicht beſſer. Am Fluſſe Halys von den Türken überfallen, ließ der zärtliche Sänger Wilhelm feig ſeine Damen im Stich, während der große Hugo im Kampfe einen rühmlichen Tod fand. Auch der alte Welf lief davon, ohne ſich um die arme Ida zu bekümmern, von der man nichts weiter hörte.*) Der Erzbiſchof von Salzburg wurde gefangen und, weil er nicht zum Islam übertreten wollte, zu Tode gemartert. Nur Raimund von Toulouſe und der tapfere Konrad kamen ins h. Land, um dort fortzukämpfen.

Die unglaubliche Planloſigkeit dieſes zweiten Kreuzzuges muß zum Theil aus dem Umſtand erklärt werden, daß Papſt Paſchalis II. der großen Aufgabe der Kirche nicht ganz gewachſen und damals mit Kaiſer Heinrich IV. im Streit war.

---

*) In mehreren Chroniken wird erzählt, Ida ſey in die Gewalt eines türkiſchen Fürſten gefallen und Mutter des nachher ſo berühmten Chriſtenverfolgers Zenki geworden. Dieſes berühmten Zenkis Vater Akſonkor war ſchon 1094 hingerichtet worden, es kann alſo nur ein minder berühmter Zenki gemeint ſeyn, etwa ein Sohn des Dſchekerniſch in Moſul, welcher gleichfalls Zenki hieß und beim Tode ſeines Vaters im Jahr 1109 noch ein junger Knabe war.

Wilhelm, der Sänger, kam 1102 mit einem neuen Zuge, wobei auch der vertriebene Patriarch Dagobert sich befand, ins h. Land, kehrte aber, da er nichts auszurichten wußte, wieder um. Die Flotte, mit der 100,000 Pilger fuhren, erlitt auf der Heimfahrt Schiffbruch und kaum der zehnte Theil wurde gerettet.

Nach dieser Zeit folgte eine Pause, in der sich weder das Abendland noch die Türken sonderlich anstrengten und nur die Eroberung der syrischen Küstenstädte fortgesetzt wurde; 1104 fiel Akkon (Ptolomais). Bei der Belagerung von Tripolis kam der alte Raimund in einem Brande ums Leben, 1105. Sein Sohn Bertram kam mit einem frischen Heere aus Südfrankreich und half Tripolis erobern, 1109. Hier wurde eine große Bibliothek verbrannt, weil man voreilig annahm, sie enthalte nur muhamedanische Bücher. Zur Eroberung von Sidon trug der norwegische Prinz Sigmund mit 10,000 tapfern Landsleuten wesentlich bei. — Im Innern Syriens setzte Tancred den Kampf von Antiochia aus fort, das er für den gefangenen Bohemund verwaltete. Der griechische Kaiser bot den Türken viel Geld, wenn sie ihm den verhaßten Bohemund ausliefern wollten. Sie thaten es aber nicht und ließen ihn selbst sich mit einer kleinen Summe lösen, 1104. Er setzte nun den Kampf fort, erlitt aber bei Rakkah eine Niederlage, welche Tancred durch einen Sieg bei Edessa wieder gut machte. In der ersten Schlacht aber war Balduin von Edessa gefangen worden.

Bohemund erkannte, seine Mittel reichten nicht aus, ließ also Tancred zurück und fuhr zu Schiffe ins Abendland. Da er aber unterwegs mehrmals in griechischen Städten landete, ließ er sich für todt ausgeben und lag in einem Sarge, neben sich ein todtes und halbverfaultes Huhn, und sein Gefolge mußte um die angebliche Leiche wehklagen. So kam er glücklich davon und begab sich nach Frankreich, um von König Philipp daselbst um die Hand seiner Tochter Cäcilia für Tancred zu werben, und große Umtriebe zu machen. Er hielt nämlich vor dem König und den Großen Frankreichs in Chartres und nachher auch noch in andern Städten Frank-

reichs ausführliche Vorträge über die orientalische Frage und gab überall allein dem griechischen Kaiser Alexius die Schuld, daß die Kreuzzüge bisher keinen bessern Erfolg gehabt hätten. Alexius schwebte damals in großer Furcht. Er schickte an König Balduin nach Jerusalem, an den Papst und überallhin die bündigsten Rechtfertigungsschreiben und überhäufte die aus Kleinasien geflüchteten Kreuzfahrer mit Wohlthaten. Er hatte in der That die geringste Schuld am Unglück der Lateiner oder Franken, wie man im Morgenland die Kreuzfahrer nannte. Nur deren eigene Unvernunft und die heillose Habgier der mit einander zankenden Fürsten hatte alles verdorben. Bohemund aber schleppte einen Sohn des früheren Kaiser Romanus mit sich herum, einen Todfeind der Komnenen, der ihm alles, was er immer an Verläumdungen des Alexius vorbrachte, bestätigen mußte. So warf er tödtliches Mißtrauen zwischen das Abendland und das christliche Griechenland in einem Zeitpunkt, in welchem das letztere gern, wenn auch nicht aus christlichem Feuereifer, doch aus Angst und Sorge um sich selbst zu jeder Hülfe bereit war.

Doch brachte Bohemund nur eine kleine Streitmacht zusammen, mit welcher er Dyrrhachium, also nicht die Türken, sondern die Griechen angriff, 1109. Aber er wurde nicht einmal von seinen nächsten Verwandten in Neapel und Sicilien unterstützt, die Venetianer rüsteten gegen ihn, um den Griechen zu helfen, und er erlitt durch den griechischen Feldherrn Kantakuzenus nur Niederlagen, wurde von einem großen Theil seiner Truppen in der höchsten Noth verlassen und hätte untergehen müssen, wenn ihm Alexius nicht aus Rücksicht auf das gesammte Abendland verziehen hätte. Sie kamen persönlich zusammen und Bohemund kaufte sich damit los, daß er Antiochia von Alexius zu Lehen nahm. Er starb aber schon im nächsten Jahre und sein Sohn Bohemund kümmerte sich um die Lehenspflicht nicht mehr.

5.

Konrads III. Kreuzzug.

Papſt Paſchalis machte einen neuen Verſuch, das h. Land zu Handen der Kirche zu bringen, und ſchickte noch einmal den Patriarchen Dagobert mit großen Vollmachten dahin. Dagobert ſtarb zwar, aber ſein Nachfolger Gibelin verkündete im Namen des Papſtes, alle künftigen Eroberungen im h. Lande ſollten der Kirche gehören. König Balduin ſelbſt ſtimmte bei, denn er hatte keine Kinder, denen er das Königreich Jeruſalem hätte vererben können, und erkannte die Gefahr, die darin lag, wenn das h. Land fort und fort zwiſchen habgierigen Fürſten getheilt würde. Neben Tancred, Bohemund II. und Balduin von Edeſſa, der ſich aus der Gefangenſchaft loskaufte, hatte Bertram ſich als bleibenden Beſitz Tripolis ertrotzt, was von ſeinem Vater Raimund erobert worden war. Auf einmal aber beſann ſich König Balduin wieder anders, wollte es den übrigen Fürſten gleich thun, ſchickte, ohne Zweifel durch die normänniſche Partei verführt, die armeniſche Prinzeſſin, die er ſich vermählt hatte, undankbar fort und heirathete Adelaide, die Wittwe des Herzog Roger von Sicilien, um den Kindern, welche ſie etwa noch bekommen würde, oder ihrem Sohn Roger erſter Ehe, die Krone von Jeruſalem zu vererben. Der neue Patriarch Aruulf proteſtirte, der König wurde krank und ging in ſich, eine geiſtliche Verſammlung ſollte über die Gültigkeit ſeiner Ehe entſcheiden. Adelaide kehrte zornig nach Sicilien heim und der alte Balduin ſtarb 1118. Unterdeß war auch Tancred geſtorben, und hatte ſein Erbe und ſeine Gemahlin Cäcilie dem jungen Pontius, Sohn des ſchon vor ihm geſtorbenen Bertram, vermacht.

Nun wurde Balduin von Edeſſa zum König von Jeruſalem gewählt. Der kleine Krieg mit den Türken dauerte abwechſelnd immer fort, auch wurde wieder einmal eine Flotte voll Pilger durch einen Meerſturm verſchlungen. Aber es geſchah nichts Großes,

bis 1119 Ilgazi, Fürſt der Turkomannen, das antiochiſche Heer bei Beilath in einer blutigen Schlacht beſiegte, wo Roger von Sicilien fiel, der für Bohemund II. ſtritt. Balduin erfocht aber wieder einen Sieg bei Hab. Im Jahr 1120 mußte eine Verſammlung von Fürſten und Edeln zum erſtenmal ſtrenge Geſetze gegen die überhand nehmende Unzucht erlaſſen. Viele Kreuzfahrer nämlich, die im h. Lande geblieben waren, wurden von den griechiſchen Laſtern angeſteckt und wetteiferten mit den Griechen, die nachkommenden Kreuzfahrer im Handel und Wandel zu betrügen und auszubeuten. Viele hatten ſyriſche, ſelbſt muhamedaniſche Weiber genommen und begannen ein neues Volk zu zeugen, welches man die Pullanen (Capaunen) nannte, von Geburt an verweichlicht, raffinirt, ſchamlos.

Balduin II. fiel 1123 in einen Hinterhalt der Türken und wurde gefangen, dagegen zerſtörten die Venetianer eine türkiſche Flotte vor Joppe und der Reichsverweſer Euſtach eroberte Tyrus. Balduin kaufte ſich los und ging ſogar mit dem einen türkiſchen Fürſten gegen die andern ein Bündniß ein, wogegen der Patriarch Stephan proteſtirte. Als dieſer plötzlich ſtarb, glaubte man, er ſey vergiftet worden. Bohemund II., mit dem Balduin ſeine Tochter Eliſe vermählt hatte, ſtarb 1130 und hinterließ eine junge Tochter Conſtantia als Erbin. Eliſe aber wollte wieder heirathen und Antiochia für ſich behalten und ſich deßfalls ſogar mit Zenki, dem türkiſchen Fürſten von Moſul verbinden, ſo daß der alte König Balduin noch gegen ſie zu Felde ziehen und ſie zum Gehorſam zwingen mußte. Eine gerechte Strafe dafür, daß er nicht der Kirche treu geblieben war, ſondern ſich von den normänniſchen Umtrieben hatte berücken laſſen. Wilhelm, Biſchof von Tyrus, ſeufzte über die Fürſten, die alles im Orient verdarben, und deren Händel er „aus unbekannten, doch jedenfalls vor dem Herrn nichtswürdigen Urſachen“ herleitete. Im J. 1131 ſtarb Balduin und die Krone ging auf den Gatten ſeiner Tochter Meliſende, den Grafen Fulko von Anjou, über. Dieſer war ſchon alt und ſo ſchwach, daß er ſich von ſeinem böſen Weibe tyranniſiren ließ. Der junge Pontius fiel in

einem Gefecht und wurde in Tripolis durch Raimund von Poitou erſetzt.

Das letztere wollte ſich nun der griechiſche Kaiſer nicht gefallen laſſen, da er Antiochia als heimgefallenes Lehen anſah. Alexius war 1118 geſtorben und ſein häßlicher Sohn, ſpöttiſch der ſchöne Johannes genannt, trotz der Gegenbemühungen ſeiner geiſtreichen Schweſter Anna, die gern ſelbſt geherrſcht hätte, auf den Thron gelangt. Dieſe Anna Komnena hat höchſt intereſſante Memoiren hinterlaſſen. Kalojohannes war ſehr thatkräftig, ſah ſowohl die Lateiner als die Türken in Vorderaſien durch Neid und Theilungen geſchwächt und wollte auf Koſten beider ſein eigenes Reich ausbreiten. Nachdem er die Serben an der Donau beſiegt und Armenien unterworfen hatte, kam er mit 200,000 Mann, als Raimund gerade von Zenki bedrängt war, nach Antiochia, ließ ſich aber auffallenderweiſe durch einen großen Volksaufruhr in dieſer Stadt ſchrecken und zum Abzuge bewegen, 1138. So berichten die Chroniken. Sein Beweggrund war aber wohl, daß er nicht zugleich mit dem mächtig aufſtrebenden Zenki und mit den Lateinern Krieg führen wollte. Er kam 1142 wieder, um nach Jeruſalem zu wallfahrten, und wollte durch dieſe Demonſtration bewirken, daß alle Chriſten im Orient in ihm ihr Oberhaupt erkennen ſollten. Aber der energiſche Widerſpruch der Lateiner hielt ihn zurück und er ſtarb im folgenden Jahre. So wurde die letzte Gelegenheit verſäumt, durch eine enge Verbindung der griechiſchen und lateiniſchen Chriſten den Islam weit und für immer zurückzudrängen. Sowohl Johannes, als Alexius meinten es beſſer, als die lateiniſchen Fürſten im h. Lande.

Fulko kam in demſelben Jahre 1143 zufällig auf der Jagd um und Meliſende übernahm die Regentſchaft für ihren jungen Sohn Balduin III. Dieſen Zeitpunkt erſah Zenki, um das Bollwerk der Lateiner, die feſte Stadt Edeſſa, zu erobern, ehe ſie ſich beſinnen und ſammeln konnten, 1144. Er behandelte die Einwohner großmüthig, nach ſeinem Tode 1146 fiel die Stadt durch Verrath wieder dem Joscelin, Grafen von Edeſſa, in die Hände, wurde

aber von Zenkis Sohn Nureddin wiedererobert und diesmal furchtbar mißhandelt, 1146.

Damals hatte bereits Innocenz II. den h. Stuhl bestiegen, sah voraus, daß der Verlust von Edessa bald auch den Jerusalems herbeiführen würde, und forderte noch einmal das Abendland auf, als christliche Gesammtheit zu handeln und dem Islam einen Damm zu setzen. Zu seinem Sendboten wählte er den h. Bernhard, der in Frankreich und Deutschland das Kreuz predigte und nicht ermüdete, insonderheit den Fürsten ins Gewissen zu reden, daß sie nicht um nichtswürdiger Händel willen ihre Pflichten gegen Gott und die Völker versäumen sollten. Er kannte des Unheils Wurzel, denn er schrieb: „Wehe unsern Fürsten, im Lande des Herrn haben sie nichts Gutes gethan und in ihren eigenen Ländern üben sie Bosheit."

Zum erstenmale nahmen das Kreuz nicht mehr blos Vasallen größerer Herren, sondern Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich selbst. Mit Konrad zogen sein Neffe Friedrich (Barbarossa), sein Stiefbruder Bischof Otto von Freisingen, der alte Welf, die Herzoge Heinrich von Bayern und Wladislaw von Böhmen, viele andere weltliche Herren und Bischöfe, 70,000 Ritter und zahlloses Fußvolk. Mit Ludwig von Frankreich zog sein Bruder Robert, sein Oheim Wilhelm von Montferrat, noch einmal Wilhelm von Nevers, Graf Dietrich von Flandern, viele andere Herren und Bischöfe und ein großes Heer, aber auch wieder, ungewarnt durch früheres Unglück, sehr viele Damen, weil der fromme König selbst seine unfromme Gemahlin Eleonore, die s. g. heiße Lienor, damit sie ihm daheim nicht untreu würde, lieber mitnahm, und nun auch eine Menge anderer Herren sich von ihren Damen begleiten ließen. Beide große Heere zogen wieder durch Deutschland und Ungarn. In Constantinopel war Kaiser Johannes 1143 gestorben, sein Sohn und Nachfolger Manuel aber sehr mißgestimmt gegen die Abendländer. Bohemunds systematische Verleumdungen hatten das gegenseitige Vertrauen vergiftet. Der Grieche hatte von den Kreuzfahrern nur Undank, Grobheit und Verachtung erfahren, obgleich er nur Billiges von ihnen verlangt, ihnen immer

vernünftig gerathen und auch, wenn es nicht verschmäht wurde, geholfen hatte. Er fürchtete sich nur vor den zahlreichen und stürmischen Abendländern und nahm sich in Acht, sie zu beleidigen. Da er aber seine Rathschläge und Warnungen nie gehört, seine Gesinnung immer verdächtigt und sogar seine politische Unabhängigkeit bedroht fand, wurde er heimtückisch und rachsüchtig. Zwar empfing Manuel die mächtigen Beherrscher des Occidents sehr höflich und ließ es ihnen an nichts fehlen, aber die Deutschen, auf ihre Uebermacht trotzend und einmal von einem Vorurtheil gegen die Griechen erfüllt, zügelten ihre Rohheit nicht. So schlugen sie in der großen Stadt Philippopolis einen armen Gaukler nieder, der eine Schlange Künste machen ließ, und den sie für einen Hexenmeister hielten. Die Griechen waren empört über diesen muthwilligen Mord. Daraus entstand nun eine Rauferei, in welcher die Deutschen sich wie rasend geberdeten, alles in der Stadt niederschlugen, als ob sie Recht hätten, und auch noch die ganze Umgegend mit Mord und Brand erfüllten. Daß ein so rohes Toben ungebetener Gäste die Griechen aufs tiefste erbittern mußte, war doch sehr natürlich und daß sie sich später grausam dafür rächten, war menschlich. Konrad III., der auch daheim nie recht wußte, was er wollte, besaß die Kraft nicht, sein wildes Volk in Ordnung zu halten. Als sein Heer einmal in einer schönen und fruchtbaren Ebene lagerte, kam über Nacht solcher Sturm und Regen, daß alles überschwemmt wurde, und die erschrockenen Deutschen beinah ertranken. Aber in der Umgegend von Constantinopel plünderten sie schon wieder aus Muthwillen die herrlichen Gärten und Lusthäuser des Kaisers. Als sie nach Asien übersetzten und ihnen viele griechische Kaufleute mit ihren Waaren nachfolgten, plünderten sie diese aus. So brutal benahmen sich die Franzosen nicht, die mit ihrem König etwas später nachgezogen kamen, 1147.

Beiden Heeren sicherte Manuel Lebensmittel und Wegweiser durch Kleinasien zu, wogegen ihm versprochen wurde, keiner seinem Reiche angehörigen Stadt ein Leid zuzufügen. Allein das Gift kochte in den Herzen. Sey es auf Befehl, sey es ohne Befehl des

Kaiſer Manuel, die Griechen brachen den Vertrag und benahmen ſich, ſobald die Kreuzfahrer ſich einmal erſt in die Gebirge Kleinaſiens vertieft hatten, als deren Feinde. Die Dörfer waren verlaſſen, die Städte verſchloſſen. Nur von den Mauern herab wurden den Kreuzfahrern Lebensmittel gereicht, aber nur ſpärlich für vieles Geld, oder gefälſcht, Kalk ſtatt Mehl. Für den Geldverkehr mit den Kreuzfahrern hatte der Kaiſer eigens falſches Geld prägen laſſen. Die Wegweiſer endlich führten die Pilger überall in die Irre oder in den Hinterhalt der Türken. Das war die Rache für Philippopolis. In den Gebirgen von Ikonium wurden die Deutſchen, nachdem ſie drei Tage lang keine Lebensmittel mehr gefunden hatten und ſehr erſchöpft waren, von den Türken überfallen und trotz ihres furchtbaren Widerſtandes überwältigt. Konrad III. ſelbſt wurde verwundet und mußte ſich ins Lager der Franzoſen retten. Die zerſprengten Deutſchen wurden überall nicht nur von den Türken, ſondern auch von den Griechen verfolgt und niedergemacht, oder die Bewohner griechiſcher Ortſchaften ſtellten ſich mitleidig und verkauften ihnen Lebensmittel, aber nur um ihre Waffen und ſchlugen dann die Wehrloſen mit ihren eigenen Waffen todt. Die Franzoſen ſpotteten anfangs ein wenig über das Unglück der Deutſchen, allein es ging ihnen ſelbſt nicht beſſer. Auch ſie blieben ohne Lebensmittel, wurden in die Irre geführt und von den Türken überfallen. Ludwig ſelbſt rettete ſein Leben nur durch die große Tapferkeit, mit der er die ihn verfolgenden Türken niederhieb. Otto von Freiſingen, der mit einer Abtheilung des deutſchen Heeres am Meeresufer fortgezogen war, kam glücklich nach Antiochia; Konrad und Ludwig aber fanden ſich mit dem ſchwachen Reſt ihrer Leute in der Stadt Atalia zuſammen, von wo aus ſie zu Schiffe nach Antiochia fuhren. Die Zurückgebliebenen gingen troſtlos zu Grunde. Doch ſollen damals 3000 Franzoſen, um ihr Leben zu retten, zum Islam übergetreten ſeyn.

In Antiochia erlebte der arme König Ludwig noch Aergeres, denn Raimund, der ihn hier empfing, war der Onkel der heißen Lienor. Dieſe Dame, die im Orient die Goldfüßige genannt wurde,

weil, wenn ſie zu Pferde ſaß, ihre Unterkleider von Gold ſchimmerten, gefiel ſich nach ſo vielen Strapazen in dem üppigen Antiochien ausnehmend wohl und fand hier auch Anbeter nach ihrem Geſchmack, unter andern auch einen jungen Türken. Der Onkel unterſtützte ſie. Dem armen Könige aber wurde ſo angſt, daß er ſein unartiges Weib ſchnell wegführte.

Damals kam auch eine Pilgerſchaar aus Friesland, Flandern und Köln unter Arnulf von Aerſchot zur See an, nachdem dieſelbe unterwegs den Arabern die Stadt Liſſabon entriſſen und dem ſpaniſchen König Alfons überlaſſen hatte. Nun dachten die Fürſten auf einen großen Zug gegen Damascus, welches ſchon dem Grafen Dietrich von Flandern zugedacht war. Vorher verrichteten Konrad III. und Ludwig von Frankreich ihre Andacht am h. Grabe in Jeruſalem. Nachher zogen ſie gen Damascus, wurden aber von den Pullanen ſchändlich verrathen, indem dieſe von den Türken Geld nahmen und den ganzen Angriffsplan vereitelten, denn ſie gönnten dem deutſchen Grafen den Beſitz des ſchönen Damascus nicht. Konrad III. und Ludwig ſchlugen ſich tapfer mit den Türken herum, legten aber, als ſie ſich nur von Verrath umgeben ſahen, die Waffen nieder und kehrten voll Ingrimm heim.

So war denn wieder die ſchönſte Gelegenheit, den Islam zu beſiegen, verſäumt worden. Zenki war todt, Saladin noch nicht auf dem Platz. Die Macht Konrads und Ludwigs mit der Manuels und der Lateiner im heiligen Lande vereint hätte zur Eroberung von Bagdad und Aegypten ausgereicht. Aber ſie vereinten ſich nicht und Blut in Strömen war wieder umſonſt vergoſſen.

6.

Das Königreich Jeruſalem.

Das Königreich Jeruſalem war ein echt franzöſiſcher Feudalſtaat, eingetheilt in Baronien. Die Barone wählten den König und beriefen

then ihn in allen wichtigen Fragen, ſie und ihr bewaffnetes Gefolge bildeten das Heer. Auf ihren alten oder neuerbauten Burgen waren ſie die Tyrannen der Griechen, Syrer, Araber und Juden in der Umgegend, denen ſie übrigens ihre Sprache, Sitten und Einrichtungen laſſen mußten. Aus der Vermiſchung ihrer abendländiſchen Diener mit den einheimiſchen Weibern gingen die ſchon erwähnten Pullanen hervor, aber auch einige Herren ſelbſt neigten ſich der orientaliſchen Ueppigkeit zu. Jeder Baron hatte in ſeinem Bezirk die Gerichtsbarkeit, in den Städten hatte ſie der Bailli. Alle Baillis ſtanden unter dem Seneſchal, wie die Barone und die Caſtellane (Commandanten der königlichen Burgen) unter dem Connetable, ganz wie in Frankreich. Die Geſetze hießen „Aſſiſen von Jeruſalem".

Bei den Baronen erloſch die chriſtliche Begeiſterung zuerſt theils im Ehrgeiz und in der Habgier, theils in der Wolluſt, die ſie von den Einheimiſchen lernten. Unter ihren Augen bildete ſich jene gottloſe Rotte von Pullanen aus, zu denen ſie nur zu oft ſelbſt gehörten. Die einmal im h. Lande heimiſch geworden waren, gönnten den neu ankommenden Grafen und Rittern keine Eroberung, keinen Beſitz, weil ſie ſelbſt alles allein behalten wollten. Das gemeine Volk der Pullanen aber trachtete nur darnach, die Einfalt der neuankommenden Kreuzfahrer auszubeuten. Es war ein Treiben, wie etwa jetzt in berühmten Bädern oder in den großen Städten von Nordamerika, wo der in gutem Glauben Ankommende von allen Seiten gerupft und geprellt wird. Auf dem heiligen Boden, auf dem Gottes Sohn gewandelt, hätte nur ein lieblicher Garten voll Tugenden blühen ſollen, aber es wurde eine Wüſte voll Diſteln, Dornen, heimtückiſchem Ungeziefer, Scorpionen und Schlangen.

Tiefſter Unmuth ergriff die edeln Ritter, die aus dem Abendlande ankommend, dieſes Treiben ſahen. Daher ſie ſich bald unter einander verſtändigten, von den böſen Geſellen abſonderten und Gemeinſchaften gründeten, die den urſprünglichen Zweck der Kreuzzüge ſtets feſt im Auge behalten ſollten. Dieſe Gemeinſchaften knüpften ſich zuerſt an die Hoſpitäler an, in denen man kranke Pilger pflegte. Die erſte war die 1118 durch eine Regel verbundene Geſellſchaft

der Hoſpitaliter oder Johanniter vom Hoſpital zu St. Johannes in Jeruſalem, unter dem erſten Meiſter Gerhard aus der Provence. Ihr Zweck war anfangs nur Krankenpflege, ſie trugen aber ein ſchwarzes Ordenskleid mit weißem Kreuz. Im Jahre 1118 ſtiftete der Franzoſe Hugo von Payens den erſten Ritterorden, der ſich den Schutz der Pilger und den permanenten Krieg gegen die Ungläubigen zum Zweck ſetzte, und die Gelübde des adeligen Ritterthums mit denen des Mönchthums verband, damit der Glaube bewaffnet gegen den Feind ziehe. Sie nahmen ihren Sitz in einem Palaſte neben dem Tempel Salomons und hießen davon die Templeiſen oder Tempelherren. Ihr Zeichen war das rothe Kreuz. Durch dieſes Beiſpiel bewogen, ſchloſſen ſich nun auch viele Ritter an die Johanniter an und verbanden den Kampf gegen die Ungläubigen mit der Bedienung des Hoſpitals und ſeitdem wetteiferten beide Orden in Heldenthaten, die nur deshalb im Großen nichts entſcheiden konnten, weil die Orden zu ſchwach waren und die Feudalherren die Oberleitung des Kriegs behielten. Indeß wuchs die Zahl der geiſtlichen Ritter und ſowohl die Päpſte, als namentlich der h. Bernhard begriffen den Werth derſelben und leiſteten ihnen jeden Vorſchub, ſo daß ſie in allen chriſtlichen Ländern durch fromme Vergabungen ſog. Häuſer mit reichen Gütern erwarben. Durch ſie ſchien endlich erreicht werden zu können, was die Fürſten bisher verſäumt hatten. Man darf daher auch das Trachten beider Orden nach Beſitz im heiligen Lande ſelbſt, namentlich nach feſten Burgen, nicht, wie oft geſchehen iſt, bloßer Habgier zuſchreiben. Sie mußten den intriganten kleinen Höfen in Jeruſalem, Antiochia, Edeſſa, Tripolis eine ſtarke Macht an die Seite ſtellen, wenn ſie die allgemeine Sache der Chriſtenheit ſiegreich und unabhängig von jenen Intriguen durchfechten wollten.

Auch unter den Muhamedanern entſtand damals ein höchſt merkwürdiger Orden. Derſelbe war in mancher Beziehung noch von dem Grundgedanken erfüllt, den die frühere Secte der Karamathier zur Geltung gebracht hatte. Er verwarf nämlich alles Beſtehende in der damaligen muhamedaniſchen Welt und wollte die urſprüngliche Reinheit des Prophetenthums herſtellen, ſchloß ſich jedoch noch einiger-

maßen wenigſtens zum Schein an die Schiiten an, weil er von Perſien ausging und die Fatimiten in Aegypten zu ſeinen Zwecken brauchen wollte. Mit tödtlichem Haß verfolgte er die Sunniten und insbeſondere die Türken, durch deren rohe Barbarei das Reich des Propheten am meiſten verwildert war. Weil er aber zumeiſt aus dem Nationalgefühl der unterdrückten Perſer hervorging, nahm er auch Ideen des alten Parſismus in ſich auf, womit ſich zugleich von Nordindien her Einflüſſe der Buddhalehre vermiſchten. Wenn ſich gleich die Secte von Ismael, einem Nachkommen Ali's, herſchrieb und davon den Namen der Ismaeliten empfing, ſo ſchloß ſie ſich dadurch nur äußerlich an die Schiiten und Fatimiten an, ihr wahres Oberhaupt aber erkannte ſie in einem Imam, welcher gleich dem indiſchen Buddha als der alleinige Gott ſelbſt aus einem Körper in den andern überging und jedesmal im Oberhaupt der Secte wohnte. Der äußeren Gefahr wegen, da überall die Türken herrſchten, nahm die Secte den Charakter eines geheimen Ordens an, verpflichtete ſich die Mitglieder durch furchtbare Eide und theilte ſie in Laien und Eingeweihte. Der perſiſche Ismaelite Haſſan ben Sabah bemächtigte ſich i. J. 1090 der Bergfeſtung Alamut, machte ſie faſt uneinnehmbar, unterwarf von hier aus die nächſten Gebirgsgegenden und hieß davon Scheik al Dſchebel (Herr des Berges) oder der Alte vom Berge. Mittelſt eines berauſchenden Trankes, den er aus Hanfkörnern bereitet haben ſoll, verſetzte er ſeine Anhänger in eine Begeiſterung, in welcher ſie alles thaten, was er wollte, und ihr Leben freudig für ihn hingaben. Man ſagt, er habe die jungen Männer betäubt und dann in das Innere ſeiner geheimnißvollen Burg verſetzt, in welcher eine Art von Paradies ihrer wartete und ſie alle Wollüſte genoſſen. Dann ſeyen ſie wieder betäubt und der gewöhnlichen Welt zurückgegeben worden, er aber habe ihnen verheißen, ſie würden dieſes Paradies wiederſehen und ewig darin leben, wenn ſie unbedingt ſeinen Willen erfüllten und für ihn in den Tod gingen. In dieſem Glauben nun gehorchten ſie ihm blind, fochten auf's muthigſte und wurden oft von ihm gebraucht, um mächtige Fürſten durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Der Zauber-

trank, durch den er dieſe Beherrſchung über ſeine Satelliten übte, hieß Haſchiſcha und davon erhielten ſie den Namen Haſchiſchim oder Aſſaſinen. Sie verbreiteten Schrecken durch ganz Aſien und ihre Dolche wurden ebenſo gefürchtet, wie die der geheimen Vehme in Deutſchland. Er ſtarb 1125 und ſein Nachfolger Kia Burzuk ſtiftete in Alamut eine eigene perſiſche Dynaſtie. Rodwan von Aleppo, in ſchwerem Kampfe mit den Kreuzfahrern, beſtellte ſich Aſſaſinen aus Perſien, um ſie gegen die Chriſten zu brauchen, und räumte ihnen die Stadt Apamea ein, die aber Tancred eroberte. Gleichwohl behaupteten ſich die Aſſaſinen in Syrien, richteten ihre Dolche jedoch nicht zunächſt gegen chriſtliche, ſondern gegen muhamedaniſche Fürſten und mordeten die türkiſchen von Moſul und Aleppo und ſogar den fatimitiſchen Chalifen Amer in Aegypten. Im Jahr 1127 bemächtigten ſie ſich der Burg Maſiaf im Gebirge Antilibanon und ſchufen hier die Reſidenz eines zweiten Alten vom Berge, welcher ſich ganz unabhängig hielt und den Türken ſo gefährlich war, als den Lateinern in Paläſtina.

Nach der Entfernung Konrad's III. und Ludwigs von Frankreich blieben die chriſtlichen Fürſten des heiligen Landes wieder ſich ſelbſt überlaſſen, und fielen in immer tiefere Schmach. In Jeruſalem wollte die Königin Meliſende allein herrſchen und ihr Sohn Balduin III. mußte ſie förmlich in der Davidsburg belagern, ehe ſie ihm die Regierung abtrat, 1152. In Antiochia hielt des gefallenen Raimund Wittwe Conſtantia auch übel Haus. Raimund von Tripolis, Sohn des Pontius, wurde von einem Aſſaſinen erdolcht. Die Templer wollten die Stadt Askalon für ſich erobern, erlitten aber eine Niederlage und erſt die Fürſten bemeiſterten ſich der Stadt. Dietrich von Flandern, der wiederholt in's heilige Land kam, half rüſtig den Nureddin bekämpfen. Balduin III. ſtarb 1162, vielleicht an Gift, ihm folgte ſein Bruder Amalrich. Unterdeß hatte ſich Rainald in Antiochien dem Kaiſer Manuel unterworfen, war Raimund's Sohn Bohemund III. endlich in Antiochia zur Regierung gekommen und hatte ſeine Schweſter Maria mit dem Kaiſer Manuel vermählt. Von einem griechiſchen Heer unterſtützt, wollte er Damascus erobern

und als griechiſcher Vaſall ein Reich gründen, welches mächtiger werden ſollte, als das lateiniſche in Jeruſalem. Deshalb zog auch Amalrich nicht mit vor Damascus, ſondern verſtändigte ſich mit Aegypten, in der Hoffnung, dort ſeine eigene Herrſchaft zu begründen, indem er die des ſchwachen Chalifen Adad zu unterſtützen ſchien. Nun ließ ſich aber Bohemund III. auf dem Zuge nach Damascus von Nureddin überfallen und mit vielen andern Herren gefangen nehmen. Amalrich verlor, obgleich er ſich mit Manuel verband, Aegypten, indem er von der Stadt Damiette zurückgeſchlagen wurde, 1169. Adad ſtarb 1171, wahrſcheinlich durch ſeinen Statthalter Juſſuff, einen Kurden, der ſich nachher Salaheddin nannte, vergiftet. Das war der große Saladin, der den Chriſten ſo furchtbar wurde. Er machte ſich damals zum Alleinherrn von Aegypten. Zwei Jahre ſpäter ſtarb Nureddin und hinterließ minderjährige Söhne. Saladin heirathete ſeine Wittwe und wurde nun auch Herr in Syrien.

Amalrich ſtarb 1173, ſein dreizehnjähriger Sohn Balduin IV. wurde zwar gekrönt, litt aber an der Elephantiaſis. Seine Schweſter Sibylle heirathete den Markgrafen von Montferrat, der ſchon 1177 ſtarb und deſſen Sohn Balduin V. ſpäter König wurde. Sibylle heirathete noch einmal, den Guido von Luſignan, der 1186 nach dem Tode beider Balduine König wurde. Raimund von Tripolis ſtrebte vergebens nach der Krone und ſchloß ſich aus Haß an Saladin an. Dieſer mächtige Sultan befeſtigte erſt ſeine Herrſchaft unter den ſyriſchen Türken und gönnte den Chriſten einen Waffenſtillſtand, als dieſe ſelbſt aber den Vertrag brachen und eine Karawane überfielen, in der ſich Saladin's Mutter befand, und auch Raimund wieder zu den Chriſten übertrat, glaubte Saladin, die rechte Zeit ſey gekommen, um die Lateiner aus Aſien zu vertreiben, rüſtete ein großes Heer und ſchlug die Chriſten in einer mörderiſchen Schlacht am See Tiberias. Vergebens hatte ſie Raimund gewarnt, welcher in der That damals der fähigſte unter den chriſtlichen Fürſten war und ſich nur zu ſehr ärgerte, daß man ihn nichts gelten ließ. Er mißbilligte den unklugen Angriffsplan Guido's. Die Niederlage war ſo entſetzlich, daß beinahe alle Tempelherren erſchlagen, Guido ſelbſt

und alle Fürsten und Herren gefangen wurden, ausgenommen Raimund, der sich durchschlug, bald aber aus Verdruß und Kummer starb. Der Tag der Schlacht war der 3. Juli 1187. Da in derselben auch das heilige Kreuz verloren ging und niemals wieder gefunden wurde, sah man die Sache der Christenheit im Orient für verloren an. Saladin eroberte das ganze Königreich Guido's. Jerusalem selbst vertheidigte sich noch eine Zeitlang unter der Königin Sibylle, welche viel Muth zeigte. Da aber kein Entsatz zu hoffen war, ergab sie sich durch Vertrag am 3. Oktober 1187. Saladin bewilligte allen christlichen Einwohnern freien Abzug, doch mußte sich jeder mit zehn Goldstücken lösen. Weinend zogen sie aus den Thoren. Saladin aber erlaubte, daß die heilige Grabkirche nicht entweiht werde, sondern den Christen bleiben und künftig jedem friedlichen Pilger gegen Erlegung eines Goldstücks zugänglich seyn sollte. Alle übrigen Kirchen wurden in Moscheen verwandelt. Antiochia, Tripolis und Tyrus blieben in der Gewalt der Christen. Zum Glück erschien in der letzteren Stadt der tapfere Konrad von Montferrat, flößte den erschrockenen Christen wieder Muth ein und trotzte der ganzen Macht Saladin's, während Bischof Wilhelm von Tyrus, der liebenswürdige Geschichtschreiber der Kreuzzüge, nach dem Abendland eilte, um Hülfe zu holen.

Während dieser traurigen Vorgänge war das griechische Kaiserthum außer Stande, nach dem Plan Manuel's, von seinem Vasallenstaat Antiochia aus weiter erobernd vorzugehen oder auch nur den Lateinern gegen Saladin zu helfen, denn Manuel war 1180 gestorben und sein Sohn und Nachfolger Alexius VI. erst zwölf Jahr alt, dessen Mutter Marie mit Manuel's Schwester um die Herrschaft kämpfte, wodurch Byzanz in völlige Anarchie gerieth. Dies benutzte Andronikus, um sich auf den Thron zu schwingen. Dieser Andronikus, Sohn des Isaak und Enkel des Alexius Komnenus, führte das abenteuerlichste Leben. Schon sein Vater war Muhamedaner geworden. Er selbst bezauberte alle Weiber. Eudoxia, eine Prinzessin des kaiserlichen Hauses, verliebte sich dermaßen in ihn, daß sie ihn auf einem Feldzug gegen die Armenier begleitete und immer

in ſeinem Zelte verweilte, bis Kaiſer Manuel dem Unfug ein Ende machte und ihn in einen Thurm einſperren ließ. Hier ſaß er zwölf Jahre lang, da endlich brach er durch die Mauer, mußte aber in der Nähe verſteckt bleiben, da ſich ihm kein weiterer Ausgang darbot. Weil man ihn nicht mehr fand, wurde Eudoxia beſchuldigt, ihn befreit zu haben, und in denſelben Thurm geſperrt. Da kam er zu ihr, ſie glaubte ein Geſpenſt zu ſehen und erkannte entzückt, daß es ihr Geliebter war. Lange blieben ſie unbemerkt beiſammen. Zuletzt wurde er zwar entdeckt und mit noch härteren Ketten belaſtet, entwiſchte aber doch heimlich und kam nach Kiew, wo der ruſſiſche Großfürſt Jaroslaw ihn gütig aufnahm, mit dem er Feldzüge machte. Kaiſer Manuel verzieh ihm endlich und rief ihn zurück. Da verführte Andronikus gleich wieder die ſchöne Philippine, Schweſter der Kaiſerin, Tochter des fränkiſchen Fürſten von Antiochien. Manuel ergrimmte darüber und jagte ihn fort. Er aber zog nach Jeruſalem und verführte dort die Theodora, Wittwe König Balduin's III., die als ſeine Buhlerin mit ihm weiter zog zu den Türken und ihm zwei Kinder gebar. Beim Sultan Nureddin fand er gute Aufnahme. Doch wurde ihm die Königin Theodora mit ihren Kindern durch den griechiſchen Statthalter von Trapezunt entriſſen und er ſelbſt kehrte abermals reumüthig nach Byzanz zurück. Manuel verzieh ihm, verbannte ihn aber in eine Stadt am ſchwarzen Meere. Als aber Manuel geſtorben war und die ärgſte Anarchie in Byzanz herrſchte, kam Andronikus zurück, bemächtigte ſich der Gewalt, ließ die unglückliche Kaiſerin Marie hinrichten und ihren Sohn Alexius II. erdroſſeln, deſſen junge Wittwe, eine Tochter Ludwig's VII. von Frankreich, er zur Ehe zwang. Nun war er Kaiſer, machte ſich aber durch grauſame Hinrichtungen verhaßt. Als er auch den Iſaak Angelus, einen Abkömmling des komneniſchen Hauſes morden laſſen wollte, dieſer aber den Henker ſelbſt niederſtieß, kam ihm das Volk zu Hülfe. Andronikus ahnte nichts, denn er war mit ſeiner Gemahlin und einer Buhlerin auf dem Lande. Hier ergriff man ihn und ſchleppte ihn vor Angelus. Dieſer aber überließ den Verwandten derer, die er hatte hinrichten laſſen, ſeine Beſtrafung und ſie riſſen

ihm die Haare, die Zähne, ein Auge und einen Arm aus. Dann führten ſie ihn auf einem Kameele durch die Stadt, banden ihn zwiſchen zwei Pfähle und marterten ihn vollends langſam zu Tode. 1185.

In demſelben Jahre machte Wilhelm von Sicilien wieder, wie früher Bohemund, einen Angriff auf Dyrrhachium (Durazzo), um die Verwirrung in Griechenland zu einer Eroberung zu benutzen, wurde aber von Iſaak Angelus zurückgeſchlagen. Er hätte beſſer gethan, ſich des heiligen Landes anzunehmen.

In der nämlichen Zeit, 1186, empörten ſich die Wallachen unter zwei fanatiſchen Brüdern, Peter und Aſan, gegen die Griechen und gründeten, mit den Bulgaren und den Ueberreſten der Paulicianer verbunden, ein neues bulgariſches Reich.

7.

Richard Löwenherz.

Im Abendlande entſtand wieder eine große Bewegung. Die Nachricht, Jeruſalem ſey verloren, weckte noch einmal den ritterlichen Zorn. Papſt Clemens III. ließ wieder das Kreuz predigen und der alte Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, der ſchon einmal in ſeiner Jugend das Kreuz genommen hatte, nahm es in ſeinen alten Tagen wieder und mit ihm zog ſein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Leopold von Oeſterreich, die Grafen von Flandern, Holland, Berg, Meran, Naſſau, Henneberg, Salm, Wied, Ventheim, Hohenlohe, Oettingen ꝛc. und 100,000 Mann. Eben ſo rüſteten ſich zum Kreuzzug die damaligen Könige von Frankreich und England, Philipp Auguſt und Richard.

Barbaroſſa brach 1188 nach Ungarn auf, wo ihn König Bela freundlich empfing. In Serbien gab es aber ſchon Händel und da der griechiſche Kaiſer Iſaak Angelus die verſprochenen Lebensmittel nicht lieferte, brauchte der deutſche Kaiſer Gewalt und es

ging wieder ſchrecklich wild her. Philippopolis wurde noch einmal verwüſtet. Der alte Barbaroſſa gab nirgends nach und ſchlug durch alle griechiſchen Argliſten mit der Wucht des Schwertes hindurch. Sehr merkwürdig iſt der Drohbrief, den er damals an Saladin ſchrieb und worin er ihm ſagte, wer die Deutſchen ſeyen.*) Iſaak fand für räthlich, ihm ſogleich ſeine Flotte zur Verfügung zu ſtellen, damit er ohne Aufenthalt nach Aſien kommen konnte, denn er fürchtete für ſeine Hauptſtadt. In Kleinaſien trieben zwar Griechen und Türken ganz daſſelbe Spiel, wie früher mit dem Heereszug Konrads III., aber der alte Barbaroſſa ſchlug überall durch und verbreitete Schrecken um ſich her. Wenn eine Stadt nicht gehorchte, oder Verrath übte, wurden alle Einwohner umgebracht. So in Ikonium. Wo die Türken ſich hervorwagten, wurden ſie geſchlagen. Zwar litten die Deutſchen in den öden Gegenden große Noth und wurden einmal, als ſie halb verſchmachtet dalagen, von großen feindlichen Maſſen überfallen, ſo daß der alte Kaiſer weinte, weil er ſeinen vorausgeſandten Sohn Friedrich verloren glaubte und ſein Heer ſo ſehr erſchöpft vor ſich ſah. Aber er ermannte ſich wieder, rief zu den Waffen und mit dem Geſchrei „Chriſtus lebt noch!“ rafften ſich die Deutſchen auf und ſchlugen die Türken zurück, deren ſie hier 10,000 tödteten. Als aber das Heer nach Cilicien kam und nur noch einen kurzen Weg nach Antiochia zu machen hatte, hemmte ſich der Zug am Fluß Kalykadnus (Seleph) durch die Menge der Laſtthiere. Der ungeduldige Kaiſer wollte nicht warten, ritt durch das Waſſer und ging in der Strömung unter. Nach einem andern, minder glaubhaften Bericht ertrank er beim Baden. Man fand ihn wieder, aber todt, 1189.

---

*) Nolunt reges et tu quidem, quid nostrae victrices aquilae, quid furor Teutonicus, quid juventus, quae nonquam fugam novit, quid procerus Bavarus, quid Suevus astutus, quid Francia circumspecta, quid in gladio ludens Saxonia, quid Albania, quid Cimbria, quid Thuringia, quid Westphalia, quid agilis Brabantia, quid nescia pacis Lotharingia, quid inquieta Burgundia, quid Frisonia in armento praevolans, quid Boemia suis feris ferior, quid Austria, quid Lombardia, denique quid dextera nostra possit.

Die Leiche wurde nach Antiochia gebracht und dort beſtattet. Der junge Friedrich von Schwaben aber führte das durch Hunger, Krankheiten und Kämpfe ſehr geſchwächte deutſche Heer ins h. Land. Hier war trotz des Unglücks ſchon wieder nichts als Zank und Intrigue an der Tagesordnung. Statt des gefangenen Guido wollten alle Einſichtigen den tapfern Konrad von Montferrat zum König; um aber die Gegenpartei zu heben, ließ Saladin den Guido frei, weil er nicht wünſchte, daß der energiſche Konrad das Haupt der Chriſten würde. Guido übernahm auch wirklich die Regierung wieder und fing mit Hülfe der nach und nach ankommenden Kreuzfahrer die langweilige Belagerung von Akkon (Ptolemais) an.

Erſt 1191 kamen die Franzoſen und Engländer nach. Richard von England, zubenannt Löwenherz, hatte mit unerhörter Härte von ſeinen Unterthanen eine große Summe Geldes erpreßt, weil er wußte, wie viel man mit Geld ausrichten könne. Frankreich war mit England damals im Kriege begriffen. Des Kreuzzugs wegen machte man Friede und Richard ſollte die franzöſiſche Prinzeſſin Alix heirathen, nahm aber blos die reiche Mitgift und ließ die Prinzeſſin hinterdrein ſitzen. Obgleich nun Philipp Auguſt und Richard mit ihren Kreuzheeren gemeinſchaftlich den Seeweg nahmen, hatten ſie doch beſtändig Streit und trennten ſich immer wieder. Richard machte ſich das Vergnügen, unterwegs die große Inſel Cypern, welche den Griechen gehörte, für ſich zu erobern. Er verrichtete dabei große Heldenthaten und warf in einer Schlacht den Kaiſer Iſaak Angelus ſelbſt aus dem Sattel. Jedenfalls bewies Richard praktiſchen Verſtand, indem er Cypern zu einer lateiniſchen Station machte. Von hier aus konnte man das h. Land viel bequemer erreichen und beſchützen, als wenn man den langen Landweg über Kleinaſien wählte, auf dem die größten Heere zu Grunde gingen, bevor ſie nur im h. Lande ankamen. Allein auch die Eroberung Cyperns half nichts mehr. Die Uneinigkeit der Fürſten verhinderte doch jeden Erfolg. Kaum waren die beiden Könige von Frankreich und England in Paläſtina gelandet und hatten ſich mit ihren noch geſchonten und zahlreichen Heeren vor Akkon gelegt, als die wider-

lichsten Händel unter ihnen ausbrachen. Richard besaß die meiste Thatkraft und wollte allein alles leiten. Deshalb erklärte er sich für den schwachen Guido, der ihm gehorchte, und handelte feindselig gegen Konrad von Montferrat, auf dessen Ruhm er eifersüchtig war, den aber Philipp August und die Franzosen unterstützten. Die Deutschen, die unter ihrem Kaiser den Vorrang hätten haben sollen, waren hier die schwächsten. Nur Leopold von Oesterreich, welcher zufällig mit seiner Kriegsschaar, weil er allein marschirt war, am wenigsten gelitten hatte, machte noch die deutsche Stimme geltend, wurde aber deshalb von Richard verhöhnt. Als Akkon endlich fiel, schlossen Engländer und Franzosen die Deutschen, obgleich sie redlich mitgefochten hatten, vom Besitze der Stadt und Beute aus und Richard ließ Oesterreichs Banner von dem Stadttheil wegreißen, in dem sich Leopold bereits festgesetzt hatte. Zum Widerstande zu schwach, mußten die Deutschen wirklich die Stadt räumen. Damals gründeten sie in ihrer Verlassenheit den deutschen Orden, um ihre von Franzosen und Engländern vernachlässigten Kranken allein zu pflegen. Bald aber wurde auch diese deutsche Gesellschaft gleich dem Orden der Johanniter und Templer ein Adelsinstitut. Ihr Zeichen war im Widerspiel mit dem französischen Johanniterorden auf weißem Gewand ein schwarzes Kreuz.

Philipp August konnte es neben dem rücksichtslosen Richard nicht länger aushalten. Wollte er auf dem heiligen Boden Palästinas nicht geradezu Krieg mit ihm führen, so blieb ihm nichts übrig, als mit seinem Volk wieder heimzukehren, was er auch noch in demselben Jahre that. So war denn die Eroberung der Stadt Akkon das einzige Ergebniß so großer Anstrengungen der abendländischen Mächte. Richard allein blieb zurück, konnte natürlicherweise mit seinen Engländern die Macht Saladins nicht brechen und eine große Entscheidung nicht herbeiführen, befriedigte aber seine persönliche Raufluft und badete gleichsam in der Wollust des Turnierhelden, indem er in unzähligen kleinen Kämpfen die Türken niederrannte und zusammenhieb, so daß an seinem Löwenherzen niemand zweifelte. Die Saracenen selbst hatten eine Freude an diesem tapfern

Gegner und Saladin schickte ihm das köstlichste Obst seiner Gärten zu. Inzwischen gab es neue Händel zwischen ihm und Hugo von Burgund, der den Rest der Franzosen führte, und andererseits zwischen den Genuesen und Pisanern. Wo man nicht einig genug hätte seyn können, zerfiel alles in Hader und ließ sich im Stich. Hugo drang darauf, daß man Jerusalem selbst angreifen solle, aber Richard wollte nicht, aus unbekannten Ursachen, doch vielleicht, weil er es für zu stark hielt. Hugo zog nun mit seinen Schaaren grollend ab, starb aber plötzlich in Raserei, wie man glaubte, von Richard vergiftet. Als nun auch schlimme Nachrichten aus England anlangten und Richards schleunige Rückkehr gefordert wurde, kehrte er 1192 heim. Da ihm ganz gleichgültig war, wer nach ihm die ohnehin verlorene Sache im h. Lande leite, gab er der allgemeinen Bitte nach und erlaubte, daß der allein tüchtige Konrad von Montferrat zum König gewählt wurde, wobei er den Guido von Lusignan mit dem Königreich Cypern entschädigte, welches er von England aus doch nicht beherrschen konnte. Er schloß noch einen Vertrag mit Saladin, wodurch den christlichen Pilgern das h. Grab zugänglich blieb. Seine Engländer durften, nachdem sie die Waffen abgelegt hatten, in einzelnen Abtheilungen am h. Grabe beten. Er selbst aber that es nicht, angeblich wegen Krankheit. Dann zog er ab.

Konrad von Montferrat wurde durch einen Assasinen ermordet, ein Beweis, wie sehr er gefürchtet wurde. Doch gab man auch diesen Mord dem König Richard Schuld. Auf Konrad folgte Heinrich von Champagne, der seine Wittwe heirathete und als Neffe beider Könige von Frankreich und England ein höheres Ansehen genoß. Aber auch Saladin starb schon 1193.

Ein glänzender Hoffnungsstern ging den Christen im Morgenlande auf, als Barbarossas Sohn, Kaiser Heinrich VI., sich des Normannenreichs in Unteritalien bemächtigte, den alten normannischen Plan einer Eroberung Griechenlands scharf ins Auge faßte und denselben mit ungleich ausgiebigeren Mitteln durchführen konnte, als früher Robert Guiscard, Bohemund oder Wilhelm. Bei der

außerordentlichen Thatkraft Heinrichs VI. war nicht zu zweifeln, daß eine Vereinigung des abendländiſchen und des byzantiniſchen Kaiſerthums unter einem Herrn zu Stande kommen werde, und dem Druck eines ſo gewaltigen chriſtlichen Reiches mußten dann unfehlbar die immer uneinigen türkiſchen Dynaſtien in Vorderaſien erliegen. Heinrich dachte beſtimmt an die Eroberung Griechenlands. In ſeiner Geſchichte iſt bereits erzählt, wie er Irenen, die Tochter des Iſaak Angelus, der von ſeinem Bruder Alexius abgeſetzt und geblendet worden, mit ſeinem jüngeren Bruder Philipp vermählte, um ein Anrecht auf das griechiſche Erbe zu erlangen, und wie er den Kaiſer Alexius zur Rechenſchaft zog. Dieſer zitterte und ſuchte den Zorn des deutſchen Kaiſers einſtweilen durch große Geldſendungen zu beſchwichtigen. Heinrich griff nun Griechenland noch nicht an, ſandte aber den Erzbiſchof Konrad von Mainz mit einem Kreuzheer nach Paläſtina und zwar diesmal auf dem Seewege.

Mit Konrad zogen die Fürſten von Oeſterreich, Meran, Kärnthen, Thüringen, Brandenburg, Brabant, der Erzbiſchof von Bremen und vieles Kriegsvolk. Er ſelbſt führte als Erzkanzler des deutſchen Reichs den Zug im Namen des Kaiſers, nur als deſſen Vorläufer, und machte Anſpruch darauf, daß man auch im Morgenlande ſeinem Kaiſer als dem oberſten Herrn der Chriſtenheit huldige. Guido von Cypern leiſtete dieſe Huldigung, eben ſo die Fürſten von Antiochia und von Armenien. Im h. Lande ſelbſt wurde Walram von Limburg, Bruder des Herzog von Brabant, wegen ſeiner Tüchtigkeit zum Feldherrn gewählt und eroberte Sidon und Berytus. Bei der Uneinigkeit der Türken nach Saladins Tode würden ſie vielleicht bald auch Jeruſalem ſelbſt wiedergewonnen haben. Nun kam aber die Schreckensnachricht, Kaiſer Heinrich ſey todt. Da hörte der Gehorſam im deutſchen Lager auf; die Einen zogen heim, die Andern konnten allein nichts mehr ausrichten und folgten nach.

Der neue große Papſt Innocenz III. wollte das Morgenland nicht aufgeben. Die Eiferſucht der Franzoſen auf die kühnen Unternehmungen des deutſchen Kaiſers kam ihm zu Statten. Fulko von Neuilly predigte 1199 in Frankreich abermals das Kreuz und

ahmte das Feuer des h. Bernhard nach. Ein großer Kreuzzug wurde vorbereitet und ſollte wie der Konrads den Seeweg einſchlagen. Dazu bedurfte man aber der venetianiſchen Schiffe und Venedig war damals ſchon mächtig genug, daß es eigene Politik trieb und die Franzoſen nur dafür benutzen wollte.

Hier iſt der ſchickliche Ort, auf die innere Entwicklung der Republik Venedig zurückzublicken. Die römiſchen Flüchtlinge, welche auf den kleinen Inſeln der Lagunen vor Attila Schutz gefunden hatten, blieben auch nachher von den Longobarden unabhängig und bildeten, obgleich ſie der Form nach dem griechiſchen Exarchat in Ravenna zugehörten, doch dem Weſen nach von Anfang an einen Freiſtaat. Sie nährten ſich zuerſt als arme Fiſcher, wurden aber bald durch Schiffahrt und Handel, gelegentlich auch durch Seeraub bereichert. Die unzugänglichen Lagunen ſicherten ſie vor äußeren Angriffen. In ihre Schlupfwinkel wurden auch von andern See- und Landräubern zahlreiche Beute gebracht und verkauft. Dabei behaupteten ſie wie in der Sprache, ſo in ihrem Gemeinweſen noch den altrömiſchen Charakter, der im übrigen Italien verſchwand. Erſt im 7. Jahrhundert nahm ihr Gemeindevorſtand den Titel dux oder Doge an. Derſelbe blieb aber immer von der Zuſtimmung der Gemeinde abhängig. Die kleine Republik wußte ſich immer mit Geſchick durch Neutralität zwiſchen den in und um Italien kämpfenden Mächten ſelbſtändig zu erhalten und von allen Parteien Vortheil zu ziehen. Zuletzt benutzte ſie den Bilderſtreit, um ſich gänzlich vom oſtrömiſchen Reiche zu trennen, und weil ſich der benachbarte Patriarch von Aquileja nicht fügſam genug zeigte, einen eigenen venetianiſchen Patriarchen in Grado einzuſetzen. Dieſer wurde immer nur aus den angeſehenſten Familien Venedigs gewählt und mußte ſtets dem Staate dienſtbar bleiben. Dem Papſte zeigte man ſich gefällig, wie den Griechen, Longobarden, Franken und Deutſchen, nahm aber keine Befehle von ihnen an und trotzte ihnen gelegentlich. Die reich gewordenen Familien bildeten eine Ariſtokratie, welche noch geraume Zeit der allgemeinen Volksverſammlung die Ehre und den Schein der Souverainetät ließ, doch aber nur für den eigenen

Nutzen regierte, wie sich seit den Zeiten der alten Phöniker und Karthager ähnliche Aristokratien in allen großen See- und Handelsstädten gebildet haben. Man bemerkte Jahrhunderte lang zwei Parteien unter dem venetianischen Adel, wovon eine mehr dem Dogen, die andere mehr dem Patriarchen anhing. Es kamen auch Versuche der Dogen vor, zur Alleinherrschaft zu gelangen. Regelmäßig aber raffte Mord die Usurpatoren hin und trotz aller Kämpfe blieb die Aristokratie als solche Meisterin nach oben und nach unten und ließ sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen.

Zur Zeit Karls des Großen nahm Venedig zum erstenmal einen kühneren Aufschwung, indem es Pipin, den Sohn des Kaisers, zurückschlug und seine Unabhängigkeit dem größten Monarchen der Welt gegenüber behauptete, i. J. 809. Damals erst wurde die Brücke von Rialto gebaut, entstanden um dieselbe her eine Menge neue Häuser und wurde so erst der Grund zur Stadt Venedig gelegt, denn vorher war die Gemeinde nur auf den Inseln zerstreut gewesen. Im J. 827 erhielt die Stadt ihren berühmten Patron. In Alexandrien wurden damals von den Muhamedanern viele Kirchen niedergerissen und aus einer derselben entwendeten venetianische Schiffer, die gerade im Hafen lagen, die Gebeine des Evangelisten Marcus und brachten sie im Triumph nach Venedig, wo der Heilige Schutzpatron und sein Löwe das Wappen der Republik wurde. Im 9. Jahrhundert hatte Venedig viele Kämpfe mit den gegen Italien vorgedrungenen Slaven zu bestehen und mußte namentlich die Raubnester der Dalmatiner zerstören, deren Seeraub den Handel schädigte. Kaiser Otto III. besuchte den Dogen Orseolo, hob seinen Sohn aus der Taufe und gestattete, daß derselbe dem Titel eines Herzogs von Venedig auch noch den von Dalmatien beifügte. Venedig beherrschte mit seinen Schiffen das adriatische Meer und wetteiferte im levantinischen Handel mit Genua und Pisa. Als die Normannen sich in Unteritalien niederließen und eine neue Seemacht zu bilden anfingen, wurde Venedig äußerst eifersüchtig und bekämpfte sie mehrmals.

Im Jahr 1173 begann mit dem Dogen Ziani eine neue Glanzperiode für die Republik, denn jetzt erst wurde die Aristokratie unter

dem Dogen verfassungsmäßig gegliedert in einen engeren und weiteren Rath. Damals wurden auch die zwei großen Säulen, welche seitdem den Marcusplatz zieren, von den griechischen Inseln hergebracht. Bald darauf öffnete das neutrale Venedig seine Thore dem Papst Alexander III. und dem Kaiser Friedrich Barbarossa, welche hier ihre Versöhnung feierten. Bei diesem Anlaß empfing der Doge vom Papste zum Dank einen Ring. „Nehmt ihn hin," sprach Alexander III., „als ein Zeichen eurer Herrschaft über das Meer. Vermählt euch alle Jahre mit ihm, wie mit einer Braut, damit noch die späte Nachwelt wisse, daß das Meer euch wie das Weib dem Manne unterworfen seyn soll." Hierauf bauten die Venetianer, wie die einen sagen, schon damals, wie andere glauben, erst im Beginn des 16. Jahrhunderts, ein prächtiges Schiff, Bucentauro genannt, mit welchem seitdem jeder Doge jährlich einmal hinaus fuhr und einen Ring ins Meer warf, eine schöne Sitte, welche über 600 Jahre lang befolgt worden ist.

8.

Dandolo.

Die Theilnahme der Venetianer an den Kreuzzügen ging weniger aus religiöser Begeisterung, als aus der Nothwendigkeit hervor, ihre Seeherrschaft zu behaupten und auszudehnen und sich nicht von Normannen, Pisanern und Genuesen überholen zu lassen. Gleich den letzteren richteten sie ihr Augenmerk auf die alten phönikischen Seestädte, eroberten dieselben in Gemeinschaft mit andern Kreuzfahrern und sicherten sich darin Quartiere für ihren Handel. Als sie nun aber durch den großen Plan Heinrichs VI. erschreckt worden waren und dann dessen jähen Tod erfuhren, kam ihnen der Gedanke, ob sie nicht selbst des verstorbenen Kaisers Plan gegen Griechenland ausführen sollten, wenigstens so weit es in ihrem Interesse lag. In Byzanz verdrängten sich die Kaiser und doch war einer immer

unfähiger als der andere. Venetianern, die längst ein eigenes Quartier auch in der Stadt Byzanz hatten und dort genau orientirt waren, konnte nicht entgehen, wie günstig gerade jetzt der Zeitpunkt war, um sich der Hauptstadt des griechischen Reiches von der Seeseite her zu bemächtigen. Hier aber das Monopol des Handels zu erlangen und von hier aus auch der andern bedeutenderen Handelsplätze des griechischen Reiches Herr zu werden, war eine zu große Lockung, als daß sie derselben hätten widerstehen können. Allein vermochten sie es freilich nicht. Nun kam aber das französische Kreuzheer und wollte von ihnen übergeschifft werden. Diese tapfere Schaar brauchten sie nun bloß gegen Constantinopel, anstatt gegen die Türken im h. Lande zu führen und so mußte ihnen ihr Plan gelingen. Gedacht, gethan. Der Doge Dandolo, von überlegenem Geist und höchst energisch, obgleich ein schon neunzigjähriger Greis, war ganz dazu gemacht, auf eigene Gefahr den Betrug auszuüben.

Er nahm nicht nur die Franzosen auf seine Schiffe, sondern rüstete auch selbst ein Heer und begleitete sie. Der Führer des französischen Heeres war Markgraf Bonifacius von Montferrat, welcher wie alle Franzosen den guten Glauben hegte, man fahre nach dem h. Lande. In demselben guten Glauben hatte Innocenz III. sie gesegnet. Dandolo aber täuschte sie alle. Zuerst verlangte er nur, weil die Franzosen einen großen Theil der Ueberfahrtskosten schuldig bleiben mußten, sie sollten ihm die Stadt Zara in Dalmatien erobern helfen, und sie leisteten ihm diesen Dienst. Dann wollte er die dalmatische Küste nicht verlassen, weil es schon Winter geworden sey, und nun mußte der aus Griechenland entflohene Prinz Alexius, des geblendeten Isaak Sohn und Irenens Bruder, seine Rolle spielen und das venetianische Vorhaben geschickt bemänteln. Auch der deutsche König Philipp war als Irenens Gemahl dem Plane hold, den Usurpator aus Byzanz zu vertreiben, und empfahl seinen Schwager Alexius, der nach Zara selbst kam. Nun nahm Dandolo die Miene an, als sey es auch ihm nur darum zu thun, den unrechtmäßigen Kaiser in Byzanz zu Gunsten des rechtmäßigen zu verdrängen. Das könne man, meinte er, im nächsten

Frühjahr unterwegs leicht abmachen, ehe man weiter nach dem h. Lande führe. Die Franzoſen wollten nicht und der Papſt gab ſich große Mühe, den Plan des Dogen zu vereiteln, aber Bonifacius von Montferrat ließ ſich überreden und die Franzoſen wurden am Ende durch die Verſprechungen des jungen Alexius bewogen, mitzuziehen, da er ihnen das ganze den Venetianern ſchuldige Ueberfahrtsgeld bezahlen wollte und ihnen noch mehr verſprach, wenn ſie erſt in Byzanz ſeyn würden. Papſt Innocenz III. konnte ſich damals nicht enthalten, zu ſchreiben: „Wir fürchten, am Tage des letzten Gerichts werden die Heiden gegen euch zeugen, denn ſie waren beſſer, als ihr ſeyd, die ihr den Heiland im Stiche laßt."

Die ſtolze Flotte mit dem Kreuzheer ſegelte alſo im Frühjahr 1203 nach Conſtantinopel. Villehardouin, der Geſchichtſchreiber dieſes Zuges, ſchildert das Staunen der Abendländer, als dieſelben zum erſtenmale die ungeheure Stadt vor ſich ſahen mit ihren hohen Mauern und zahlloſen Thürmen auf ſieben Hügeln lang ausgeſtreckt am Meere und in dem ſ. g. goldenen Horne zugeſpitzt, welches den Hafen einſchloß und die herrlichſten Paläſte und Kirchen trug. Die ganze Bevölkerung der Stadt bedeckte die Ufer, Kopf an Kopf gedrängt, als die Flotte, deren Nähe geſtern noch niemand geahnt hatte, plötzlich mit ihren bunten Flaggen und zahlloſen, in ihren Rüſtungen ſchimmernden Rittern daher fuhr. Mit Geſchrei, Steinwürfen und Pfeilen ſuchten die am Ufer die Nahenden zu vertreiben. Dandolo aber, nachdem er die Franzoſen nur bei der Stadt vorüber geführt hatte, um ihnen den lockenden Anblick derſelben zu zeigen, fuhr über das Marmormeer hinüber nach Chalcedon und nahm hier im Palaſt und in den Gärten des griechiſchen Kaiſers ſein Hauptquartier. Der zitternde Kaiſer Alexius ſchickte eine Geſandtſchaft an ihn und erbot ſich zu allem Guten, wurde aber bedeutet, er ſolle den Thron räumen. Nun blieb ihm nichts übrig, als ſich zu vertheidigen. Ein Ausfall, den er machen ließ, wurde zurückgeſchlagen. Bei der Vertheidigung der Stadt ſelbſt erfreute er ſich der Hülfe der Piſaner, welche ein Quartier in der Stadt hatten und Venedig aus Handelseiferſucht tödtlich haßten. Die Franzoſen griffen

zu Lande den festen Thurm von Galata an, die Venetianer sprengten die den Hafen sperrende schwere Kette und griffen die Stadt von der Seeseite an. Dandolo hatte bereits die Mauern erstiegen, als er vernahm, die Franzosen seyen geschlagen. Da gab er seine Eroberung auf, um den Bundesgenossen zu helfen, und erwarb sich dadurch deren Bewunderung und Dank, während er durch eine andere Handlungsweise sich dieselben entfremdet hätte. Beide vereinigt drangen aber nun in die Stadt. Der feige Alexius entfloh, sein blinder Vater Isaak wurde von den Griechen aus seinem Kerker hervorgeholt und geschwind wieder auf den Thron gesetzt. Staunend hörte der Blinde, was um ihn vorging, und umarmte seinen Sohn, den ihm die Sieger zuführten. Dandolo ließ ihn gewähren und forderte vorerst nur eine große Geldsumme von den Griechen, ungerechnet der Summe, welche sie nach dem Versprechen des jungen Alexius für die Ueberfahrt der Franzosen an Venedig zahlen mußten.

Der Friede dauerte nicht lange, wie der alte Dandolo klug berechnet hatte. Die Pilger bekamen mit den Einwohnern Händel, wobei ein Theil der Stadt in Brand gerieth, und da der junge Alexius so viel regieren wollte wie der blinde Isaak, entstand bittere Feindschaft zwischen Vater und Sohn. Dandolo aber wartete die Entwicklung ruhig ab und die französischen Herren, Bonifacius von Montferrat, Balduin von Flandern ꝛc. waren damals schon mit ihm einig, das griechische Reich unter sich zu theilen. Deßwegen blieben sie und dachten nicht daran, dem früher gegebenen Versprechen gemäß, nachdem sie den rechtmäßigen Kaiser in Constantinopel hergestellt hatten, den eigentlichen Zweck des Kreuzzuges zu erfüllen und ins h. Land zu ziehen. Um den zürnenden Papst zu beschwichtigen, hatten sie den blinden Isaak gezwungen, sich und sein Reich dem römischen Stuhle zu unterwerfen, und das hoben sie in ihren demüthigen Briefen an den Papst stark hervor. Im Uebrigen wollten sie ihr Verbleiben in Griechenland nur als ein Verzögern, nicht als ein Aufgeben des Kreuzzuges ins h. Land angesehen wissen. Das durch die drückenden Steuern und durch den Uebermuth der Fremden gemarterte Griechenvolk fand in einem Alexius Ducas, den

man wegen seiner zusammengewachsenen Augenbrauen Murzuphlus nannte, einen Führer, der den jungen Alexius listig bewog, um nicht alle Gunst bei den Griechen zu verlieren, sich von den Fremden zu trennen. Derselbe Alexius, der die Lateiner in Zara um Hülfe angefleht hatte und der allein durch ihre Hülfe auf den Thron zurückgeführt worden war, schickte jetzt siebzehn mit griechischem Feuer gefüllte Brander gegen die venetianische Flotte aus, deren Wirkung jedoch Dandolos Wachsamkeit vereitelte. Als nun Alexius die Gunst der Lateiner ebenso verscherzt hatte wie die der Griechen, ließ ihn Murzuphlus vergiften und sich selbst zum Kaiser ausrufen. Der blinde Isaak starb vor Schrecken. Murzuphlus hielt ihren Tod geheim und lud noch im Namen des jungen Alexius den Dogen und die französischen Herren zu einer Besprechung ein, bei der er auch sie würde haben umbringen lassen, wenn sie ihm in die Falle gegangen wären. Sie mißtrauten aber. Er hoffte sie durch einen plötzlichen Angriff zu überraschen, wurde aber schmählich in die Flucht geschlagen. Nun schloß Dandolo mit den Fürsten einen Vertrag über eine Theilung des griechischen Reiches. Halb sollte alles den Franzosen, halb den Venetianern gehören; die ersteren sollten einen aus ihrer Mitte zum Kaiser wählen, dem aber die Venetianer nicht unterthan seyn sollten.

Hierauf stürmten sie noch einmal die Stadt, in welcher grenzenlose Verwirrung herrschte, indem Murzuphlus davon floh, Theodor Ducas und Theodor Laskaris aber sich um den Thron stritten, den sie doch nicht behaupten konnten. Die Lateiner drangen in die Stadt und ließen es sich diesmal nicht nehmen, sie gänzlich auszuplündern. Die Einwohner, die nicht umkamen, entflohen; ein Theil der Stadt ging wieder in Flammen auf. Die Kreuzfahrer fröhnten nur der Habgier und hatten so sehr aller Gottesfurcht entsagt, daß sie die Kirchen, nachdem sie dieselben ausgeraubt hatten, in Ställe und Bordelle verwandelten, aus den Abendmahlskelchen sich viehisch besoffen und jeden Unfug trieben. Die große herrliche Sophienkirche befleckten sie mit Blut und Koth. Auf den Bildern der Apostel würfelten sie. Der wundervolle Altar der h. Jungfrau, das größte

christliche Kunstwerk in der Sophienkirche und in Griechenland überhaupt, wurde von ihnen in Stücke geschlagen. In die Gewande der Priester gekleidet, trieben sie Possen. „Auf den Stuhl des Patriarchen setzte sich, wie der griechische Geschichtschreiber Nicetas, der all diesen Jammer durchlebte, uns berichtet, eine Buhldirne, die Zofe der Dämonen, die Priesterin der Furien, schmähte den Heiland, begann einen schamlosen Gesang und tanzte dann durch die Kirche.“ Auch die Gräber wurden nicht verschont; vergebens grinste der Todtenkopf des strengen Kaiser Justinian die Plünderer an, als wollte er ihnen alle seine papierenen Gesetze vorhalten. Sie warfen die kaiserliche Leiche heraus und beraubten sie all ihres verjährten Schmuckes. Damals wurden auch die letzten Reste der altgriechischen Plastik zerstört, deren Constantinopel immer noch eine große Menge aufbewahrt hatte. Eine schöne Kolossalstatue der Athene hatten die Griechen vorher selbst zerschlagen, weil man glaubte, sie, die ihre Arme nach dem Abendlande ausstrecke, habe die bösen Kreuzfahrer hergerufen. Die größte antike Statue war die der Göttin Here, die man einst von der Insel Samos nach Constantinopel gebracht hatte, von wunderbarer Erhabenheit. Jetzt wurde sie zertrümmert und um ihren riesenhaften Kopf allein fortzuschleppen, waren acht Ochsen erforderlich. Am meisten wurde eine Bronzestatue der Helena bedauert, welche damals mit zu Grunde ging. Sie soll an süßem Liebreiz alles übertroffen haben, was je die altgriechische Kunst in weiblichen Gestalten schuf. Die Venetianer raubten damals auch die vier antiken Pferde, die so lange eine Zierde Venedigs geblieben sind. Als die kostbarste Beute wurden die Reliquien angesehen, von denen die griechische Hauptstadt natürlicherweise wimmelte. Viele davon wurden dem Papste zur Sühne geschickt, viele in andere Länder vertheilt, 1204.

Die Fürsten und Herren wählten nun den Grafen Balduin von Flandern zum Kaiser, weil es Bonifacius von Montferrat vorzog, den Süden Griechenlands als besonderes Königthum zu besitzen. Der Graf von Blois bekam alle griechischen Besitzungen in Asien als Herzog von Nicäa, unter diesen erhielten wieder viele

Grafen und Herrn größere und kleinere Lehen. Da wurden französische Ritter auf einmal zu Fürsten von Korinth, Athen, Argos, Achaja, Theben gemacht. Venedig aber behielt die Hälfte der Stadt Constantinopel und durfte einen seiner Bürger aus dem edlen Geschlecht der Morosini zum Patriarchen einsetzen. Auch wurde ihm Candia abgetreten. Mit Stolz und Befriedigung auf sein Werk zurückblickend starb damals der 96jährige Dandolo, 1205. Und doch hatte diesen klugen Mann die Habgier verblendet, denn seine Eroberung, wie kühn er sie durchgeführt hatte, ließ sich doch nicht behaupten. Das sah niemand besser ein, als der Papst. Innocenz III. fügte sich in das Unvermeidliche, verzieh aber den Betrug des Venetianers niemals und erinnerte den neuen Kaiser in Constantinopel, daß auf einer Krone, die er nur durch Trug und Verrath am h. Lande erworben habe, kein Segen ruhen könne. „Fürchtet, schrieb er, den Zorn des Herrn; hoffet in Demuth, daß er euch das Vergangene verzeihe, wenn ihr euch jetzt noch entschließet, eurem ersten Schwure getreu das h. Land zu befreien.“ Daran aber war gar nicht mehr zu denken, denn der arme Balduin sah sich nur zu bald ringsum von Gefahren umgeben und wie in einem Netze verstrickt.

Die griechischen Großen und Verwandten der kaiserlichen Familie, die aus der Hauptstadt entflohen waren, gründeten sich in den entfernten Provinzen eigene Staaten. So Michael Komnenus in Epirus; Alexius, ein Enkel des Tyrannen Andronikus, in Trapezunt; Theodor Laskaris in Nicäa, was Blois nicht erreichen konnte. Murzuphlus wurde auf seiner Flucht ermordet. Diese Griechen waren dem lateinischen Kaiser zunächst nicht gefährlich, desto mehr aber Joanicius, Fürst von Bulgarien, dritter Bruder und Nachfolger der Peter und Asan, der Anfangs mit den Lateinern gemeinschaftlich gegen die Griechen vorgehen wollte, aber durch die unhöfliche Abweisung der Lateiner gegen sie erbittert wurde. Auch Bonifacius wurde des Kaisers Feind, weil man beide verhetzte. Der erste hatte Isaaks Wittwe, die durch ihre Schönheit berühmte Marie, eine geborene Prinzessin von Ungarn, gerettet und geheirathet und wurde durch sie bei den Griechen viel populärer als Balduin. Das gab

nun Eiferſucht und ſie hätten die Schwerdter gezogen, hätten ſich die Ritter und Venetianer nicht dazwiſchen geworfen. Sie waren wieder verſöhnt, als die Bulgaren angriffen, und kämpften gegen dieſelben vereinigt. Aber ſie erlitten eine traurige Niederlage. Der tapfere Graf von Blois fiel bei Adrianopel, Balduin ſelbſt wurde gefangen. Bonifacius fiel in einem ſpäteren Kampfe. Der unglückliche Balduin wurde auf des Joanicius Befehl umgebracht. Es heißt, man habe ihn mit abgehauenen Händen und Füßen verſchmachten laſſen. Die Sage, er habe des Bulgarenkönigs Eiferſucht gereizt, indem ſich deſſen Gemahlin in ihn verliebt habe, iſt wohl erfunden.

Ihm folgte als Kaiſer ſein Bruder Heinrich, der ſich wenigſtens in Byzanz behauptete und die Wunden des griechiſchen Volkes durch eine milde Regierung zu heilen ſuchte. Nach ſeinem Tode 1216 folgte ihm der ihm verwandte Graf Peter von Courtenay, der aber von Theodor, dem Fürſten von Epirus, gefangen wurde und im Kerker ſtarb. Sein Bruder Robert wurde zwar nach ihm Kaiſer, glaubte ſich aber nicht behaupten zu können, ging nach Rom und ſtarb unterwegs, 1228.

9.

Ende der Kreuzzüge.

In Paläſtina war nach König Heinrich 1193, Guidos Bruder Amalrich II., der ſchon deſſen Königreich Cypern geerbt hatte, auch Titularkönig von Jeruſalem geworden und kämpfte mit den Fürſten von Antiochia und Tripolis und mit den Johannitern und Templern fortwährend gegen die Saracenen. Der Krieg beſchränkte ſich aber auf Streifereien und kleine Belagerungen, da nach Saladins Tode deſſen Söhne theilten und die Macht der Türken geſchwächt war. Trotz allem Unglück dauerte die Uneinigkeit unter den Chriſten noch fort und beſonders zankten ſich die beiden Ritterorden. Amalrich ſtarb 1205 und hinterließ nur einen unmündigen

Sohn, der ebenfalls bald ſtarb, aber eine Stieftochter Jolantha, die ſich mit dem Franzoſen Johann von Brienne vermählte, 1209. Nun wurde Johann König, ein ritterlicher Mann, aber ohne Macht.

Wie tief im chriſtlichen Volk des Abendlandes die Schmach empfunden wurde, daß man Jeruſalem in der Gewalt der Ungläubigen ließ, erhellt aus dem wunderbaren Fanatismus, der ſich der Kinder bemächtigte. Wie hätten die Kinder für das verlorene heilige Kreuz ſchwärmen ſollen, wenn nicht immer davon geredet worden wäre! Im Jahr 1212 ſtand in der Gegend von Vendome in Frankreich der Hirtenknabe Stephan auf und verkündete, Gott habe ihm befohlen, das h. Kreuz zu ſuchen. Von gleicher Begeiſterung ergriffen, ſchloſſen ſich ihm tauſende von Knaben und Mädchen an und es begann ein großer Kinderkreuzzug. Mit Geſängen zogen ſie alle nach Marſeille, um ſich dort nach dem h. Lande einzuſchiffen. Der König aber und das Volk ließen ſie ziehen, weil man an ein Wunder glaubte. Die Männer aber, die ſich erboten, ſie zu Schiffe zu begleiten und für ſie zu ſorgen, waren treulos, fuhren mit ihnen nach Alexandria und verkauften ſie als Sklaven an die Türken. Doch wurden die Verräther ſpäter gefangen und gehenkt. Ein Knabe kam nach vielen Jahren zurück und erzählte, ihrer ſiebenhundert, alle zu Männern erwachſen, lebten noch. — In Deutſchland feuerte zu Köln der Knabe Nikolaus in gleicher Weiſe die Kinder an und ihrer 2000 folgten ihm, denen es nicht beſſer erging, denn ſein eigener Vater hatte den ganzen Zug betrüglich angeſtiftet, um die Kinder zu verkaufen. Sie kamen bis nach Unteritalien, wo man den Betrug entdeckte. Der Vater wurde hingerichtet.

Der neue Papſt Honorius III. leitete im J. 1217 einen neuen Kreuzzug ein, an deſſen Spitze König Andreas II. von Ungarn, wieder ein Herzog Leopold von Oeſterreich und viele andere Herren und Biſchöfe aus Deutſchland ſtanden und an die ſich auch Dänen und Norweger, Frieſen und Niederländer anſchloſſen. Trotz ihrer großen Zahl unternahmen aber dieſe Kreuzfahrer nicht die Wieder-

eroberung Jeruſalems, ſondern nur einen großen Streifzug und brachten viele Beute heim, während Melek Adel, der ſich der Herrſchaft in Aegypten bemächtigt hatte, ſich ganz ſtill verhielt, feſt überzeugt, die Kreuzfahrer würden bald wieder uneins werden und auseinandergehen. Das geſchah auch. Sie wollten den Berg Tabor erobern, als ſie, ohne allen Grund, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, davonliefen. Unwillig kehrte nun Andreas heim. Die andern wollten Aegypten erobern, von wo aus immer die größte Gefahr drohte, aber ſie belagerten Damiette vergebens und nun zogen die meiſten Pilger ab. Doch kamen 1218 neue Schaaren aus Frankreich, Deutſchland und Italien, welche der Cardinal Pelagius im Namen des Papſtes führen ſollte. Auch ſie wandten ſich nach Aegypten und erfochten anfangs einen Sieg, litten aber nachher ſo von der Hitze und dem Sand der Wüſte, daß der größte Theil umkehrte. Der Reſt, durch neue Pilger verſtärkt, wurde von Melek Adels tapferem Sohn und Nachfolger, Sultan Melek Kamel, durch verſtellte Flucht in einen Hinterhalt gelockt und erlitt eine große Niederlage, 1219.

Damals kam der heilige Franciscus von Aſſiſi ins Morgenland, wagte ſich allein unter die Türken, erbat ſich und erhielt eine Audienz bei Melek Kamel und redete ihm aufs beweglichſte zu, doch den wahren Glauben anzunehmen. Der Sultan folgte ihm nicht, entließ ihn aber voll Güte. Um dieſelbe Zeit erwartete man mit Sehnſucht die Ankunft Kaiſer Friedrichs II. und das Kreuzheer war noch ſo ſtark, daß wenn er wirklich mit einem neuen Heer angelangt wäre, er ohne Zweifel Jeruſalem wiedererobert haben würde. Der Sultan hatte einen ſo hohen Begriff von der Macht des deutſchen Kaiſers, daß er ſich gegen Johann von Brienne erbot, ihm Jeruſalem und ganz Paläſtina freiwillig zu überlaſſen, wenn er einen dauerhaften Frieden eingehen, Aegypten nicht ferner beläſtigen und den Heeranzug des deutſchen Kaiſers verhindern wolle. Johann war auch ſehr bereit dazu, dieſes großmüthige Anerbieten anzunehmen. Der Cardinal Pelagius aber erklärte ſich dagegen, ſey es, weil er des Sultans Vorſchlag nur für eine Liſt hielt, um das bedrohte

Damiette zu retten, ſey es, weil er dem Kaiſer den Triumph nicht gönnte. So wurde denn der Kampf aufs neue begonnen und Damiette mit Sturm genommen, im November 1219. Seit dieſer Zeit aber blieben der Cardinal und König Johann uneins. Man wartete immer noch auf den Kaiſer, aber vergebens. Da befahl der ungeduldige Cardinal einen kühnen Zug nach Kairo, um den Sultan in ſeiner Hauptſtadt anzugreifen. Aber die tiefen Kanäle, welche das Land durchſchnitten, bildeten ein Labyrinth, in dem er verirrte. Der Sultan ließ durch Oeffnung der Schleußen das Land überſchwemmen und das chriſtliche Heer hätte ertrinken müſſen, wenn nicht Johann es durch ſeine perſönlichen Vorſtellungen beim Sultan gerettet hätte. Kamel ließ das ganze gefangene Heer frei und forderte nur Damiette zurück, immer noch aus Furcht vor dem deutſchen Kaiſer.

Nun war eine Zeit lang Ruhe im h. Lande. König Johann und der Cardinal gingen beide nach Rom, um den Papſt zu bewegen, daß er doch endlich den Kaiſer dahin bringen möge, den längſt verſprochenen Kreuzzug zu unternehmen, 1223. Kaiſer Friedrich II. aber fand immer neue Ausflüchte und erſt, nachdem er 1225 Johanns Tochter Jolantha geheirathet und ſelbſt den Titel eines Königs von Jeruſalem angenommen hatte, ſchien es ihm Ernſt zu werden. Johann war mit Recht über dieſe Zögerungen empört. Endlich 1228 zog Friedrich wirklich nach dem h. Lande. Noch war er im Banne und der Patriarch von Jeruſalem, die Ordensritter, alle Chriſten im Orient wandten ihm den Rücken. Er aber lachte ihrer, verſtändigte ſich leicht mit Kamel und erhielt von dieſem Jeruſalem und mehrere andere heilige Städte zurück, jedoch nur unter der Bedingung, daß alle dieſe Städte unbefeſtigt bleiben ſollten, und daß kein neuer Krieg angefangen werde. Friedrich zog nun in Jeruſalem ein und ſetzte ſich in der h. Grabkirche ſelber die Krone aufs Haupt, weil kein Geiſtlicher es zu thun wagte, 1229. Dann zog er wieder heim unter den Verwünſchungen der Chriſten, die ſich an ſeinen Vertrag mit dem Sultan nicht binden wollten, ſondern immer noch an größere Eroberungen dachten. Ohne Zweifel trug Friedrich eine

große Schuld, sofern er nicht früher gekommen war. Sein Vertrag war indeß immerhin den orientalischen Christen von Vortheil und wenn ihnen Jerusalem wieder verschlossen wurde, so lag die Schuld an ihnen.

Zu derselben Zeit war der Thron in Constantinopel durch Roberts Flucht erledigt worden und der alte Johann von Brienne, der die Krone von Jerusalem verloren hatte, ließ sich bereden, die des griechischen Kaiserthums dafür anzunehmen, starb aber nicht lange nachher 1238. Roberts Sohn Balduin wurde Kaiser, war so arm, daß er an den Höfen Europas herumbettelte, behauptete sich aber dennoch, weil es noch niemand wagte, das feste Constantinopel belagern zu wollen.

Im Jahr 1239 wurde ein neues französisches Kreuzheer unter den Herzogen von Bretagne und Bourgogne im h. Lande von den Türken geschlagen. Auch Richard von Cornwallis ging dahin, ohne etwas auszurichten. Bald darauf wurde durch die Mongolen, die sich damals westwärts wälzten, das tatarische Volk der Charesmier verdrängt und stürmte gegen Syrien heran. Vergebens stemmten sich ihnen die Fürsten und Ritter des h. Landes, diesmal mit den Türken verbunden, entgegen, sie wurden bei Gaza überwunden und verloren nun wieder Jerusalem und die Städte, die ihnen früher waren überlassen worden, 1244. Erst drei Jahre später unterlagen diese barbarischen Charesmier wieder den Türken.

Da wollte sich noch einmal ein großer abendländischer Fürst, Ludwig der Heilige von Frankreich, der bedrängten Christenheit im Orient erbarmen und führte ein beträchtliches Kreuzheer dahin, 1249. Aber auch er hielt die Eroberung Aegyptens für die Vorbedingung einer sichern Behauptung des h. Landes, belagerte und eroberte Damiette und siegte noch in einer großen Schlacht bei Mansura, gerieth aber, indem er weiter gegen Kairo vordringen wollte, zwischen den Kanälen wieder ganz in dieselbe Noth, wie früher der Cardinal. Schiffe, die ihm Lebensmittel bringen sollten, wurden von den Türken abgefangen, Fieber und Hunger lichteten das französische Heer, der Rückweg war ihm abgeschnitten und es

mußte sich ergeben, 1250. In diesen Unglückstagen gebar Margaretha, die Gemahlin des h. Ludwig, die er mitgenommen hatte, zu Damiette einen Sohn, den sie Tristan nannte wegen der traurigen Zeit, in der er das Licht erblickte. Von den gemeinen Franzosen, welche in die Gefangenschaft fielen, wurden eine Menge niedergemacht, weil sie das Kreuz nicht abschwören wollten. Die Herren und Ritter blieben verschont, weil sie sich mit vielem Gelde lösen konnten. Ludwig der Heilige weigerte für seine Person standhaft jedes andere Lösegeld, ausgenommen die Zurückgabe der Stadt Damiette. Der Sultan Megmeddin, Kamels Sohn, war während dieser Kämpfe gestorben, nach einigen Unruhen gelangte seine Wittwe Schegger Eddur zur Herrschaft und unter ihrem Einfluß wurde der h. Ludwig gegen die Herausgabe von Damiette wirklich frei, sorgte nur noch für die Auslösung der übrigen Gefangenen und kehrte heim. Sein Seneschal Joinville hat diese ganze Kreuzfahrt naiv beschrieben. Das Geld, womit der König die Gefangenen loskaufte, empfing er von den Tempelherren, denen ihre Großmuth später von einem Nachfolger des frommen Königs mit schnödestem Undank belohnt wurde.

Von nun an ging alles im h. Lande dem Ruin entgegen. Die Fürsten verloren ihr Ansehen, weil sie vom Abendland her nicht mehr unterstützt wurden. Nur die Venetianer, Pisaner und Genuesen hielt ihr Handelsinteresse fest, welches aber so sehr jede andere Rücksicht überwog, daß sie sich im Angesicht der Ungläubigen heftig befehdeten. Dasselbe thaten die Hospitaliter und Templer, deren alter Haß jetzt in blutigen Kampf ausbrach. In den Straßen von Akkon lieferten sich die Templer und Venetianer auf der einen, die Johanniter, Genuesen und Pisaner auf der andern Seite eine mörderische Schlacht, 1259. In den folgenden Jahren wurden die Mongolen, die bis Syrien vordrangen, von den ägyptischen Türken zurückgedrängt. Der Sultan der letztern, Bibars, erlangte großen Kriegsruhm, entriß den Templern ihre Burgen und ließ nach der Eroberung von Saleph hundertundfünfzig Ritter, da sie nicht zum Islam übergehen wollten, hinrichten, 1266. Zwei Jahre

ſpäter eroberte er Antiochia und machte dem chriſtlichen Fürſtenthum daſelbſt für immer ein Ende. Noch einmal kam 1271 ein Fürſt aus Weſten, der engliſche Prinz Eduard, um den Chriſten zu helfen, wurde von einem Aſſaſinen mit einem vergifteten Dolche verwundet und durch ſeine Gemahlin Eleonora gerettet, die ihm das Gift ausſog. Als auch er ging, kam niemand mehr den Chriſten zu Hülfe. Bibars fuhr fort, eine Stadt nach der andern wegzunehmen, machte durch Eroberung von Tripolis auch dem dortigen Fürſtenthum ein Ende, 1289, und ſtürmte zuletzt auch noch Akkon, das einzige noch übrige Bollwerk der Lateiner, am 18. Mai 1291. Wilhelm von Clermont, Hochmeiſter der Johanniter, war der letzte Held der Kreuzzüge. Unter ſeiner Führung unterlagen die Lateiner wenigſtens mit Ehre nach langem tapferſtem Widerſtande. Sein Nachfolger Falco von Villaret entriß den Griechen die Inſel Rhodus und ſchlug dort den Sitz des Ordens wieder auf, 1310.

Die Templer zogen ſich nach Cypern zurück. Der deutſche Orden war damals ſchon an die Oſtſee verſetzt. Das ganze h. Land war wieder in der Gewalt der Ungläubigen und der Zweck der Kreuzzüge verfehlt. Die Rettung des h. Grabes, eine Ehrenſache aller Chriſten, und der große Gedanke einer allgemeinen Ausbreitung des Chriſtenthums über die Erde war durch die Abgeneigtheit und Zwietracht der Fürſten vereitelt. Die abendländiſche Kirche hatte ſich dem Islam gegenüber ſo unfähig erwieſen, wie früher die morgenländiſche. Die Schuld lag aber nicht an der Kirche.

Als die letzten chriſtlichen Ritter den Boden Paläſtinas verließen, hatte auch das lateiniſche Kaiſerthum in Conſtantinopel ſchon ſein Ende erreicht. Vatages, Sohn des Laskaris von Nicäa, unterwarf ſich Epirus und vereinte faſt ganz Griechenland unter ſeinem Scepter. Nach ſeinem Tode regierte für ſeinen unmündigen Sohn der ehrgeizige und thatkräftige Michael Paläologus, der im Jahr 1261 Conſtantinopel ohne viele Mühe wiedereroberte und den armen Kaiſer Balduin fortjagte. Doch blieb der Süden Griechenlands noch in der Gewalt der Franzoſen oder Venetianer. Das Herzogthum Athen gehörte der franzöſiſchen Familie de la Roche, die 1308

ausstarb. Dann kam es an Walther von Brienne, der eine Dame de la Roche geheirathet hatte. Dieser nahm die s. g. große catalonische Compagnie in Sold, bei der sich Muntaner befand, der die Abenteuer dieser spanischen Kriegsbande anmuthig beschrieben hat. Die Catalonier dienten ihm gut, da sie ihn aber zu viel kosteten, wollte er sie gern los seyn, reizte sie und wurde in offener Schlacht von ihnen erschlagen, 1311. Hierauf wählten sie einen ihrer Anführer, Roger Deslau, zum Herzog von Athen und später traten sie das Land an das Haus Aragon ab. — Als unabhängiges griechisches Reich erhielt sich auch das Kaiserthum Trapezunt, aber nur, indem es den Türken Tribut zahlte. Die Kaiser dort aus dem Hause der Komnenen entarteten sehr.

Die griechische Kirche fand während all dieser Wirren und schon früher, während der Patriarch in Constantinopel immer nur ein Werkzeug der Kaiser geblieben war, einen neuen Centralpunkt auf dem berühmten Berg Athos. „Dieses einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie", ein mit Urwald bedecktes Vorgebirge, war schon frühzeitig ein Asyl für Einsiedler. Im J. 867 baute der Mönch Johannes Kolobos dort das erste Kloster und zwischen den Jahren 970—1386 entstanden noch weitere zwanzig Klöster, welche zugleich zur Andacht und zur Vertheidigung dienend, burgartig gebaut, noch jetzt den heiligen Berg (Hagion-Oros) zieren. Obgleich von hier aus oft tausende von bewaffneten Mönchen gegen die ins Land dringenden Barbaren auszogen, ist der Berg selbst doch niemals von den letzteren erobert worden. Er blieb aber nur ein Asyl und Conservatorium des griechischen Mönchthums und eine höhere geistige, wissenschaftliche, theologische Entwicklung ist nicht von ihm ausgegangen.

Sechstes Buch.

Die Capetinger.

1.

Die Cluniacenſer.

Das neue Volk der Franzoſen entſtand nur allmählig aus der Miſchung ſehr verſchiedener Bewohner des alten Neuſtrien. Die Basken an den Pyrenäen, die Bretagner an der Nordküſte, die neuhinzugekommenen Normannen in der Normandie blieben am längſten geſondert, dagegen ſchmolzen die Weſtgothen, Alanen, Burgunder und Franken früher mit den Gallo-Romanen zuſammen und wurden zuerſt, was man jetzt Franzoſen nennt. Doch auch unter ihnen dauerte noch lange der Gegenſatz zwiſchen den mehr fränkiſchen Nord- und den mehr gothiſch-burgundiſchen Südfranzoſen fort. Dieſe Gegenſätze in der Bevölkerung begünſtigten natürlicherweiſe das Emporkommen einzelner großen Vaſallen des Reichs, die den Charakter von Stammfürſten annahmen, während das Königthum unter den letzten Karolingern immer mehr an Anſehen verlor. Wenn nun auch ſchon im J. 888 Graf Odo von Paris, der tapfere Vertheidiger dieſer Stadt gegen die Normannen, von einer wohlmeinenden Partei, welche das Reich kräftigen wollte, zum König gewählt wurde, konnte dieſer tüchtige Mann doch ſo wenig wie der untüchtige

Karolinger, Karl der Einfältige, die übermächtige Ariſtokratie der großen Vaſallen brechen, noch vermochte der deutſche König Arnulf das widerſtrebende Frankreich wieder mit dem deutſchen Reiche zu vereinigen. Doch bewährte ſich die verhältnißmäßig größere Einheit und Stärke Deutſchlands, ſofern es Lothringen und Burgund behielt oder immer wieder erwarb.

Odo ſtarb frühe, Karl der Einfältige friſtete ſich mit Noth und wurde eigentlich nur, weil das Königthum gar keine Bedeutung mehr hatte, noch geduldet. Im J. 911 mußte er die Zahl der nur dem Namen nach der königlichen Oberhoheit unterworfenen großen Vaſallen noch durch den Herzog der Normandie vermehren. Graf Robert von Paris, Odos Bruder, vertrieb endlich den einfältigen König und nahm die Krone ſeines Bruders zurück, 922, fiel aber in der nächſten Schlacht, in welcher zwar ſein tapferer Sohn Hugo der Große ſiegte, ſich aber doch nicht die Krone ſicherte, denn die Mehrheit der Großen wählte den Burgunder Rudolf. Hugo heirathete die Hedwig, Schweſter Ottos des Großen, der ſich durch ihn eine Partei in Frankreich ſicherte. Karl der Einfältige ſtarb in der Gefangenſchaft ſeiner Vaſallen, aber ſein Sohn Ludwig wurde durch ſeine Mutter, eine angelſächſiſche Prinzeſſin, nach England gerettet. Als nun Rudolf 936 ſtarb, führte Hugo den verbannten Ludwig zurück, wovon derſelbe den Zunamen „über Meer“ erhielt. Dieſer junge König ſuchte ſich jedoch ſobald als möglich von Hugo frei zu machen, entführte Ottos des Großen und Hedwigs Schweſter Gerberga, als ihr erſter Gemahl Giſelbert von Lothringen bei Andernach ertrunken war, und gewann wirklich die Gunſt und den Schutz des mächtigen deutſchen Kaiſers, wodurch er ſich bis an ſeinen Tod 954 zwar im kleinen Gebiete von Laon friſtete, aber aller wahren Königsgewalt im übrigen Frankreich entbehrte. Ihm folgte ſein Sohn Lothar, eben ſo ohnmächtig und nur nothdürftig von Deutſchland her geſchützt. Die ſächſiſchen Kaiſer waren zufrieden, neben dem erſtarkten Deutſchland Frankreich geſchwächt zu ſehen, und dachten im Uebrigen nicht daran, es erobern zu wollen. Die franzöſiſchen Großen aber wagten noch nicht, die Karolinger gänzlich zu ent-

thronen; aus Furcht vor Deutschland, welches sie beschützte. So konnte nach Lothars Tode 986 dessen Sohn Ludwig der Faule wieder König werden, da aber auch dieser bald starb, blieb nur noch sein Bruder Karl, vom deutschen Kaiser als Herzog von Lothringen belehnt, als letzter Karolinger übrig. Zwar ließ auch er sich als König von Frankreich krönen, allein die Franzosen wollten keinen König haben, der Vasall des deutschen Kaisers sey.

Da gelang es endlich Hugos des Großen Sohn, dem Hugo Capet, Graf von Paris und Herzog von Francien, zum Gegenkönig gewählt zu werden und die Krone, die schon sein Großvater getragen, für immer den Karolingern zu entreißen, 987. Als Neffe Ottos des Großen stammte er durch seine Mutter Hedwig von den sächsischen Liudolfingern ab. Karl starb in der Gefangenschaft, seine Söhne verschwanden in gänzlicher Vergessenheit. Sein junger Neffe Arnulf war Erzbischof von Rheims und konnte als Geistlicher die Dynastie nicht fortpflanzen. Auch ihn verfolgte das Unglück seines Hauses, denn er hatte schwere Kämpfe zu bestehen, wurde abgesetzt und gefangen und erst auf strengen Befehl des Papst Gregor V. wiederhergestellt. Das Königthum blieb nun bei den Capetingern, obgleich ihre Macht gering war und sie sowohl die großen Vasallen, als auch die deutschen Kaiser gewähren lassen mußten und namentlich die Vereinigung Burgunds mit Deutschland unter Konrad II. nicht verhindern konnten. Auf Hugo Capet folgte 996 sein Sohn Robert, auf diesen 1031 sein Sohn Heinrich I. Da eine kräftige Hand von oben her fehlte, um die Ordnung zu erhalten, riß große Verwirrung in Frankreich ein. Nicht nur die großen, auch die kleineren Vasallen befehdeten sich. Nicht nur weltliche, auch geistliche Herren führten die Waffen gegen einander. Die Zucht erschlaffte zusehends und unter Gerberts Leitung, so lange derselbe noch in Frankreich zubrachte, war der französische Klerus nahe daran, sich von Rom loszusagen und eine Staatskirche zu bilden.

An eine wirkliche Trennung von Rom war freilich damals nicht zu denken; es handelte sich immer nur um Ausbeutung der jeweiligen Sachlage. Die weltliche Macht in Frankreich trotzte dem

Papſt oder erſchlich ſich Begünſtigungen von ihm, wenn derſelbe wegen ſeiner Verwicklungen mit Deutſchland ohnmächtig war und der Hülfe Frankreichs bedurfte. Es zeigte ſich wieder geſchmeidig, wenn der Papſt mächtig war. Doch wagte die capetingiſche Politik ſchon unter der Hand die gefährliche Waffe der Ketzerei gegen Rom zu gebrauchen. Wenn die Könige auf der Schule zu Paris die ſpitzfindige Scholaſtik aufkommen ließen und nicht hinderten, daß die heiligſten Myſterien des Glaubens von Sophiſten wie Leder in einer Schuſterwerkſtätte breitgeſchlagen, zerſchnitten und wieder vernäht und verpicht wurden, bei welcher Sylbenſtecherei aller Reſpect vor dem Inhalt verloren ging, und wenn die Könige endlich ſogar innerhalb dieſer Scholaſtik offenbare Ketzerei duldeten, ſo darf man annehmen, daß ſie es mit Bewußtſeyn thaten und die Scholaſtiker brauchten, um Rom zu ängſtigen und von Rom Conceſſionen zu erlangen, wenn ſie auch, nachdem ſie dieſelben erlangt hatten, ihre ſcholaſtiſchen Werkzeuge desavouirten und eine Zeitlang, wenigſtens zum Schein, verurtheilten. Ein ſolches Werkzeug war unter Heinrich I. der berüchtigte Berengar von Tours, der die Gegenwart Chriſti im Abendmahl leugnete und das Transſubſtantiationsgeſetz Gregors VII. hervorrief. Als Heinrich ſich mit dem Papſt verſtändigte, wurde Berengar nur zum Schein verhaftet und erlangte bald wieder des Königs Gnade.

Aber die Kirche fand gegenüber dieſem Treiben in Frankreich ſelbſt ernſtere und wirkſamere Vertheidiger, als in Rom. Das Kloſter Clugny war von Wilhelm von Aquitanien geſtiftet, wurde aber erſt in der Mitte des 10. Jahrhunderts durch den Abt Odo reformirt. Derſelbe ſah einmal im Traum eine wundervoll gearbeitete antike Vaſe, aber voller Schlangen, ſchwur daher, nie mehr heidniſche Bücher zu leſen und impfte denſelben Haß gegen die altrömiſchen und griechiſchen Claſſiker ſeinem Kloſter auf. Eine bemerkenswerthe Vorahnung des Unheils, welches einſt durch die Renaiſſance über Frankreich und ganz Europa kommen ſollte. Odo begriff den chriſtlich-germaniſchen Geiſt in ſeiner Tiefe und Conſequenz. Er ſah, daß die Fürſten und der Lehensadel, ja der Klerus

ſelbſt in Lüderlichkeit verſanken, daß ſich die öffentliche Sünde im Abendlande mit dem Chriſtenthum ungefähr ſo abzufinden im Begriff war, wie in Byzanz. Er aber machte aus ſeinem Kloſter eine Stätte der Heiligkeit, die anderwärts, ſelbſt in Rom nicht mehr zu finden war, und begeiſterte ſeine Mönche für die Rettung des chriſtlichen Ernſtes. Dieſe Begeiſterung blieb nicht aus, Schaaren von feurigen und opferfähigen Jünglingen ſammelten ſich in Clugny und gingen von da als Apoſtel aus. Clugny wurde eine moraliſche Macht in der Zeit, die Päpſte erkannten, welche Stütze ſie in dieſem Kloſter fanden und begünſtigten es auf alle Weiſe. Der folgende Abt Odilo wurde von Päpſten, Kaiſern und Königen geehrt und zu Rathe gezogen. Um die vielen Mönche und Gäſte zu faſſen, wurde erſtaunlich viel in Clugny gebaut und die Kirche daſelbſt, die größte im Abendlande, größer als die Peterskirche in Rom.

Wie die Cluniacenſer auf die Stärkung des Papſtthums, auf die Reinigung des Klerus in Italien und Deutſchland im Großen einwirkten, iſt ſchon erwähnt. In Frankreich und zunächſt in Aquitanien arbeiteten ſie vor allem dem Fauſtrecht entgegen und ſuchten den Landfrieden herzuſtellen, der durch unaufhörliche und unzählige Einzelkämpfe der rauf- und raubluſtigen Vaſallen geſtört war. Nachdem zuerſt 989 zu Poitiers, dann in Zwiſchenräumen in andern Städten Synoden waren gehalten worden, welche den Frieden dringend empfahlen, vereinigten ſich die großen Vaſallen im J. 1000 zu Poitiers zu dem Beſchluß, künftig den Weg des Rechts und nicht der Fehde einzuſchlagen. Allein vom Willen zur That war noch ein weiter Weg. Im J. 1023 kam eine neue Friedenseinigung der Biſchöfe von Burgund zu Stande. Das alles half noch nichts. Erſt nach einem großen Hungerjahr 1034 war man demüthig und zerknirſcht genug, um ſich ernſtlich vorzunehmen, einem angeblich vom Himmel gefallenen Briefe Gottes zu gehorchen, welcher die Abſtellung aller Fehden befahl. Aber die nachfolgenden guten Ernten machten die Menſchen ſchon wieder übermüthig und erſt 1041 gelang es dem heiligen Abt Odilo von Clugny in Verbindung mit den Biſchöfen eine allgemeine Verpflichtung der Südfranzoſen durchzuſetzen, wo-

nach sie in jeder Woche vier Tage lang sich jeder Fehde enthalten wollten. Man nannte das die treuga dei, Gottes Treue. Die Nordfranzosen wollten noch nichts davon wissen. Nur Wilhelm von der Normandie führte in seinem Besitzthum schon 1042 die Treuga ein. Deutschland nahm sie erst viel später an, zunächst das Bisthum Lüttich 1083, Schwaben 1093, ohne daß dadurch der wilde Fehdegeist hätte gebrochen werden können.

Selbst in Frankreich hinderte die kaum beschlossene Treuga nicht, daß Heinrich I. im J. 1054 alle Franzosen aufbot, um die Normänner zu unterjochen, deren Stolz und Selbständigkeit sie immer noch verhaßt machte; er wurde jedoch durch Wilhelm kräftigst zurückgeschlagen. Der Normanne war so überaus stark, daß er nicht nur ganz Frankreich im Kriege siegreich bestehen, nicht nur Apulien und Sicilien besetzen, sondern bald auch England erobern konnte.

Die Cluniacenser wirkten bald darauf noch mit zur allgemeinen Begeisterung für die Kreuzzüge, durch welche noch viel mehr als durch die Treuga die gemeine Raufluſt des Adels gebändigt wurde und jenem edeln Ritterthum Platz machte, in welchem die Gier nach Recht in das Bewußtseyn der Ehre und der Pflicht überging. Nur eine Heiligung, wie sie durch die Cluniacenser lange vorbereitet war und in den opferreichen Kämpfen um das h. Grab erreicht wurde, konnte das französische Ritterthum zu der sittlichen Höhe erheben, in welcher es das Vorbild für den ganzen germanischen Adel Europas wurde. Die Cluniacenser selbst entarteten bald, weil sie allzu mächtig und reich geworden waren. Allein sie hatten einen Impuls gegeben, der in andern, als ihnen selbst, fortwirkte.

2.

Ludwig der Dicke.

Heinrich I. starb 1060 und hinterließ das französische Reich seinem unmündigen Sohn Philipp, für welchen Graf Balduin V.

von Flandern die Vormundschaft übernahm. Balduin aber kümmerte sich um nichts und ließ den jungen König schrecklich verwahrlosen. Papst Gregor VII. ärgerte sich über ihn fast noch mehr als über Heinrich IV. in Deutschland, obgleich der Umstand, daß in Frankreich eben so wenig wie in Deutschland ein kräftiger Mann die Zügel der weltlichen Gewalt in den Händen hielt, dem Wachsthum seines kirchlichen Ansehens sehr zu Gute kam. Gregor schrieb 1074 an die Franzosen: „Euer König, nein, nicht König, sondern Tyrann hat den Teufel hinter sich, indem er sein ganzes Leben mit Schandthaten befleckt und jämmerlich und ganz unnütz regiert, weil seine Schlaffheit nicht nur jedes Verbrechen im Volk hingehen läßt, sondern er auch zu allem Unerlaubten durch sein Beispiel anreizt.“ Philipp trennte sich von seiner Gemahlin Bertha, einer Gräfin von Holland, und heirathete die Bertrade, die er ihrem Gatten, dem Grafen von Anjou, entführt hatte. Deshalb nun that ihn Urban II. in den Bann, 1094, derselbe Papst, welcher nur ein Jahr später in demselben Frankreich, dessen König er mit dem Bannfluch belegt hatte, in der großen Reichsversammlung zu Clermont persönlich das Volk der Franzosen zu den Kreuzzügen aufrief und eine ungeheure Begeisterung erweckte. Der König durfte natürlich, als Gebannter, nicht dabei seyn und nahm auch an den Kreuzzügen keinen Theil. Dies genügt, um die außerordentliche Schwäche des capetingischen Königthums auch noch in dieser Periode zu charakterisiren. Philipp entbehrte alles Ansehens, nachdem er schon im J. 1070 nach dem Tode seines Vormunds Balduin Flandern an Balduin VI. geben wollte, aber von dessen Bruder Robert dem Friesen bei Cassel besiegt wurde und diesem nun den Besitz der Grafschaft lassen mußte. Ein kleiner Vasall schlug den König im offenen Felde und dieser konnte nicht einmal wagen, Rache zu nehmen.

Indeß war die Schwäche des Königthums gewissermaßen nöthig, damit die innern Entwicklungen der Kirche, des Ritterthums und des Bürgerthums freier gedeihen konnten. Das letztere bildete sich in den französischen Städten ziemlich gleichzeitig mit dem deutschen und italienischen Städtewesen aus, zuerst in den Handelsstädten im

Süden, erſt ſpäter im Norden Frankreichs, und dieſe Ausbildung und der Machtzuwachs der Städte wurde begünſtigt wie früher durch die Fehden des Adels, ſo ſpäter durch die Kreuzzüge, in denen der Adel vielen Verluſt erlitt und die Landbevölkerung ab-, die ſtädtiſche zunahm.

Auf Philipp folgte 1108 ſein Sohn **Ludwig VI., der Dicke** zubenannt, der erſte Capetinger, der es wagte, dem Königthum wieder Anſehen zu verſchaffen. Er beſchränkte ſich mit ſeinen Reformen zunächſt auf ſein Stammland, das Herzogthum Francien, deſſen Mittelpunkt Paris war. Hier organiſirte er eine Söldnerſchaar, die hommes d'armes und daneben die Milizen der von ihm privilegirten Städte, und mit dieſer Kriegsmacht bewältigte er allmählig die unbotmäßigen kleinen Herrn und Barone innerhalb ſeines Herzogthums. Dabei machte er ſich durch ſtrenge Gerechtigkeit ohne Anſehen der Perſon beim Volke beliebt. Allein er blieb immer noch ſchwach gegen die Normannen, mit denen er vergebliche Kriege führte. Seinen Sohn Ludwig vermählte er mit Eleonoren, der Erbtochter des letzten Herzog Wilhelm von Aquitanien und Guienne, um dieſe ſchönen Länder an ſein Haus zu bringen.

Ihm folgte 1137 ſein Sohn **Ludwig VII.**, dem der kluge Abt Suger von St. Denis zur Seite ſtand, ein Staatsmann, von welchem ſchon ſein Vater allezeit gut berathen worden war. Der Vater hatte ſich auf die Bürgerſchaften geſtützt gegen den Adel, der Sohn begann ſich auf die Wiſſenſchaft und Bildung, auf die Schule zu ſtützen gegen die Kirche. So vereinigten ſich damals ſchon die beiden Elemente des modernen Liberalismus, bürgerliche Freiheit und Gedankenfreiheit in der Politik der Capetinger. Abt Suger ſchmückte nicht nur ſein St. Denis mit Werken der Kunſt aus und beförderte überall die Pflege der bildenden und Baukunſt, ſondern er ließ auch, dem ſchon älteren Syſtem Heinrichs I. getreu, die ſ. g. **Sorbonne** zu Paris zu einer der vornehmſten und blühendſten hohen Schulen gedeihen, auf welcher die berühmteſten Theologen der Zeit als Lehrer der **Scholaſtik** wirkten. Dieſe Wiſſenſchaft war nichts anders, als der Verſuch, das chriſtliche Dogma durch dialektiſche Künſte des

Glaubensinhaltes zu entleeren und nur einen Formalismus übrig zu behalten, den man entweder ariſtoteliſirte oder platoniſirte. Die gelehrten Theologen hatten, wenn auch nur unvollkommen, die altgriechiſche Philoſophie kennen lernen und daraus ein paar Schablonen entlehnt, und über die Spitzfindigkeiten ihres Realismus und Nominalismus, d. h. der Frage, ob die ſ. g. Univerſalien oder allgemeinen Begriffe wirklich exiſtirten oder nur in unſerm Denken vorkommen, vernachläſſigten ſie alles andere, was den chriſtlichen Prieſter in innerſter Seele bewegen ſoll. Das thatſächliche Myſterium, das Hiſtoriſche und das Sittliche des Chriſtenthums wurden hintangeſetzt, die Haarſpalterei der Begriffe allein blieb übrig. Die Scholaſtik war nichts anderes, als die wiederauferſtandene heidniſche Sophiſtik, mußte daher auch ins Heidenthum zurückführen. Die Verſtandeshoffahrt, welche mit den höchſten Dingen eine dialektiſche Spielerei treibt, iſt ſchon an ſich gottlos. Wer die göttlichen Dinge ſo verſchwatzt, hat ſchon keine Gottesfurcht mehr. Deshalb theilten ſich die ſämmtlichen Scholaſtiker in ſolche, die mit Bewußtſeyn und im geheimen Einverſtändniß mit der weltlichen Fürſtenpolitik den Glauben durch das Wiſſen untergruben, in ſolche, die aus Eitelkeit ſich immer weiter in Häreſie verſtiegen, ohne es damit böſe zu meinen, und in ſolche, die dem Glauben treu, entweder Wohlgefallen an der Dialektik fanden oder deren Mode mitmachten und den wahren Chriſtenglauben nur in die geſchmackloſe ſcholaſtiſche Form überſetzten. Zur erſten Gattung hatte ſchon Berengar von Tours gehört, zur zweiten gehörte Abälard, zur dritten Anſelm von Canterbury.

Abälard war der gefeierte Modeſcholaſtiker in Paris. Die Schüler vergötterten ihn wegen ſeiner anſprechenden Perſönlichkeit und Redefertigkeit und weil er ihre Neugier mit kleinen Ketzereien wie mit koſtbaren neuen Entdeckungen reizte und lockte. Man darf ihn im gewiſſen Sinn ſchon zu den erſten Humaniſten zählen, ſofern er gern Bilder aus der antiken Mythologie brauchte. Die Luſt, das chriſtliche Dogma anzutaſten und das Ueberwiegen der Sinnlichkeit, die Emancipation des Fleiſches, ſind auch bei allen ſpätern italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Humaniſten die unmittelbare

Folge der classischen Studien und des Liebäugelns mit dem griechisch-römischen Heidenthum gewesen. Indem ihn die Eitelkeit auf seine Dialektik und die Ruhmsucht antrieb, die h. Schrift anders auszulegen, als die Kirche, und zumal in der Trinitätslehre kühne Spitzfindigkeiten vorzutragen, riß ihn zugleich die Sinnlichkeit und die ästhetische Genußsucht, die nur durch „die schöne Sünde" befriedigt wird, zur Verführung eines unschuldigen Mädchens hin, die noch dazu seine Schülerin war. Nachdem er mit Hintansetzung jeder sittlichen und bürgerlichen Pflicht, als ein Ehrenschänder des Hauses, in welchem er gastlich war aufgenommen worden, die arme Heloise erst geschwängert und dann entführt hatte, beging er die neue Ehrlosigkeit, sie zwar zu heirathen, aber sie als seine Frau zu vernachlässigen, sitzen zu lassen, zu verleugnen, ja von ihr zu fordern, sie solle auch ihrerseits ihre eheliche Verbindung leugnen, nur damit er dadurch nicht genirt werde und auf der Bahn des Ruhmes bequemer fortschreiten könne. Die gute Heloise willigte in ihre Demüthigung ein, ihr Oheim Fulbert aber strafte den jungen Egoisten ganz so wie er es verdiente, indem er den entmannen ließ, der von seiner Mannheit einen so schändlichen Mißbrauch gemacht hatte. Abälard tröstete sich mit der ferneren Befriedigung seiner Eitelkeit als Dialektiker. Seine Theologie ist geschmacklos, enthielt aber einen Gedanken, der folgerecht die ganze Kirche aus ihrem Felsengrunde heben sollte, nämlich die Appellation von der Offenbarung an die Vernunft. Seine Ketzereien wurden von einer Synode verworfen, vom Papst verdammt; da er sich aber dem Ausspruch der Kirche unterwarf und man Mitleid mit dem, wenn auch eiteln, doch geistreichen und liebenswürdigen Schwächling hatte, konnte er sein Leben in Frieden beschließen.

Gegen die Irrlehre Abälards und überhaupt gegen die Scholastik und den Mißbrauch der Wissenschaft zur Schwächung des religiösen und sittlichen Gefühls erhob sich am kraftvollsten der h. Bernhard, völlig noch im Geist des ersten Cluniacensers. Er vermochte jedoch nicht, den Schuldämon auszutreiben. Durch den berühmten

Petrus Lombardus wurde der dialektiſche Formalismus in der pariſer Schule gefeit, ſofern er ſich ſtreng an das kirchliche Dogma anſchloß, und noch mehr durch fromme Männer, wie zuerſt Anſelm von Canterbury, ſpäter Alanus ab insulis, welche den Glauben höher ſtellten als das Wiſſen, doch den Glaubensinhalt vernunftgemäß, d. h. dialektiſch zu entwickeln ſuchten. Aus dieſem Beſtreben ging die Myſtik oder Geheimlehre von den göttlichen Dingen hervor, in welche ſich die frommſten Seelen vertieften, hauptſächlich zwei Mönche des Viktorkloſters in Paris, der Schotte Richard de St. Victore und der Deutſche Hugo de St. Victore, ein Graf von Blankenburg, denen ſpäter noch mehrere, beſonders deutſche Myſtiker folgten.

3.

Mönchthum und Ritterthum im Bunde.

Die Könige von Frankreich waren ohnmächtig, die großen Reichsvaſallen aber hier wie in Deutſchland auf nichts verſeſſen, als auf die Behauptung und Mehrung ihres erblichen Beſitzes. Das Landvolk war durch das Lehnweſen und durch die ewigen Fehden in Armuth und Frohndienſte, zum Theil in völlige Leibeigenſchaft gerathen, der Bürgerſtand nur in einzelnen größern Städten einigermaßen emancipirt. Der beſſere Geiſt im Volk fand eine Zufluchtsſtätte nur noch in der Kirche. Wie Männer aus dem Volke innerhalb der Kirche dachten und wirkten, erkannten wir ſchon am Beiſpiel der Cluniacenſer. Sie allein waren es, welche die großen Aufgaben der Zeit verſtanden und im Namen des franzöſiſchen Volkes tiefer in die Zeit eingriffen, als die gekrönten Capetinger und als alle ſtolzen Barone des Reichs.

Als die Cluniacenſer allzu reich, vornehm und üppig geworden waren, regte ſich der beſſere Geiſt in neuen Stiftungen, welche merkwürdigerweiſe, obgleich auf franzöſiſchem Boden, doch von deutſchen Mönchen ausgingen. In Rheims lebte Bruno von Köln im Dienſt

des Erzbiſchof Manaſſes, ging aber aus Ekel vor deſſen weltlichem Treiben in das ödeſte Gebirg bei Grenoble und wurde Einſiedler. Der Ruf ſeiner Heiligkeit verbreitete ſich bald und andre Mönche geſellten ſich zu ihm. Da gründete er in der Wildniß des Thales Carthuſia das erſte Karthäuſerkloſter, deſſen Mönche ſich einer unerhört ſtrengen Regel des Faſtens und Schweigens unterwarfen, 1184. Nur zwölf Jahre ſpäter gründete Robert aus der Champagne das eben ſo berühmte Kloſter Citaux (Ciſtercium) in einem Walde bei Dijon, von dem die Ciſtercienſer ausgingen, um durch ihre bewundernswürdige Thatkraft die Cluniacenſer zu erſetzen. Wieder nur 22 Jahre ſpäter, 1120, gründete der deutſche Mönch Norbert von Xanten am Rhein im Walde von Couci im Bisthum Laon das Kloſter Prémontré, von dem die Prämonſtratenſer in die Welt gingen.

Als Stephan, der dritte Abt von Citaux, während eines großen Sterbens im Jahre 1113 faſt alle ſeine Gefährten vor ſeinen Augen todt dahinſinken ſah und betend den eigenen Tod erwartete, klopfte es ſtark an die Kloſterpforte. Er öffnete und dreißig friſche junge Herren vom burgundiſchen Adel traten ein, voran der damals 23jährige h. Bernhard, ſelbſt von edlem Geſchlecht. Was wollt ihr? frug der Abt. Da warf Bernhard und warfen die andern alle ihre koſtbaren Mäntel und Waffen von ſich, knieten vor ihn hin und begehrten, Mönche zu werden und die Kutte zu tragen wie er. Dazu hatte Bernhard ſie begeiſtert, der von Kindheit auf fromm war und den die Sünden der Welt ekelten. Durch ſo friſche, reine, adelige Jugend wurde der erſte Bund des Ritterthums mit dem Mönchthum in Frankreich geſchloſſen. Da das Kloſter aber bald zu klein wurde für die vielen Novizen, die ſich meldeten, baute der h. Bernhard ein neues im klaren Thale (clara vallis), daher Clairvaux genannt, deſſen Abt er wurde. Er durfte jedoch nicht immer in der Einſamkeit weilen. Gleich den großen Mönchen von Clugny, Odo und Odilo, ging er an die Höfe der Könige und half dem Papſt die Kirche regieren. Klar wie kaum einem andern ſchwebte ihm das Ideal des Gottesreiches auf Erden vor. Daher war ihm das unvernünftige Kämpfen und Morden innerhalb der Chriſtenheit ein Greuel und

er eiferte ſein Leben lang, die Könige an ihren höheren Beruf zu mahnen, ihren Blick über das große Ganze der chriſtlichen Völker aufzuklären und ihnen in's Gewiſſen zu reden, daß ſie die ihnen anvertrauten Völker nicht immer und immer wieder ausſaugen ſollten im dynaſtiſchen Intereſſe. Er ſah die Fortſchritte des Halbmonds, er ſah das heilige Grab auf's neue bedroht von den Ungläubigen. Er gedachte der großen Aufgabe der Chriſten, nicht nur ſelbſt heilig zu wandeln, ſondern auch die Heiden in das Gottesreich einzuführen, und tiefſter Schmerz und Unwillen drang in ſeine Seele, wenn er rings umher die chriſtlichen Völker einzig damit beſchäftigt erblickte, im Dienſt von Königen, Herzogen und Grafen, ſogar von kriegeriſchen Biſchöfen, einzig um die Habgier zu befriedigen, gegenſeitig ſich die Häuſer niederzubrennen, die Felder zu verwüſten und ſich zu morden. Denn ſchon ſeit Jahrhunderten wurden Ströme von Blut vergoſſen der elendeſten Intereſſen einiger Familien wegen. Wenn das unter Heiden und Türken geſchah, konnte man glauben, es ſey natürlich, weil ſie nichts beſſeres wußten. Chriſten aber und edle Völker germaniſchen Stammes durfte man wohl daran erinnern, daß ſie ihren Werth höher anſchlagen, ihre Ziele höher wählen ſollten.

Der heilige Bernhard wurde vom Volk überall, wohin er kam, in Deutſchland, wie in Frankreich, wie eine himmliſche Erſcheinung begrüßt und nur ſeiner unermeßlichen Popularität wich der häßliche Egoismus der Fürſten. Sie fürchteten ſich vor ihm, denn wenn ſie ſich wirklich von ihm hätten im Herzen beſſern laſſen, würden ſie nicht ſo ſchnell wieder in die alte Sünde zurückgefallen ſeyn. Er entſchied eine biſchöfliche Streitigkeit, aber ohne die Biſchöfe zu beſſern. Er entſchied gegen Abälard, aber ohne die geheime Ketzerei ausrotten zu können. Er ſetzte die Anerkennung Innocenz's II. und die Wahl Eugen's III. durch, der ſein Schüler war, aber ohne dieſe Päpſte auch nur in Rom ſelbſt ſchützen zu können. Er trieb Europa in den zweiten großen Kreuzzug, aber es hieß die Hunde zur Jagd tragen. Die Fürſten ließen ſich ungern treiben, ſetzten ihre elenden Händel auch im Orient fort und eilten heimzukommen, um das alte Un-

weſen zu treiben nach wie vor. Er ſtarb 1152 in tiefem Kummer, tröſtete ſich aber mit dem ſchönen Kirchenliede Jesu, dulcis memoria.

Arnold, ein Mönch von Citaur aus edlem rheiniſchen Geſchlecht, gründete im Bisthum Langres das Ciſtercienſerkloſter Morimond (la mort du monde, Tod der Welt). Wie menſchlich es bisweilen zuging, wenn vornehme Herren und Ritter ſich auf längere Dauer an Entbehrungen aller Art gewöhnen ſollten, zeigt dieſer Arnold. Wie treu und feſt er war, ſo hielt er es doch in dem ſumpfigen Thal nicht aus, das er mit ſeinen wenigen Mönchen unter unwilligen Nachbarn entwäſſern ſollte. Er entwich mit allen ſeinen Mönchen. Die letztern kehrten zurück, vom h. Bernhard gemahnt und es gelang ihrer Ausdauer, das unfruchtbare Thal nach und nach urbar zu machen. Da bei Nacht kehrten einmal fünfzehn deutſche Studenten, die in Paris ſtudirten, in Morimond ein und die heilige Einſamkeit des Ortes machte ſo tiefen Eindruck auf ſie, daß ſie nicht mehr weiter gingen, ſondern alle das Kleid des Ordens nahmen. Einer unter ihnen war der Sohn des Herzog Leopold von Oeſterreich, Stiefbruder Kaiſer Konrad's III., der nachher zum Biſchof erhobene ſo berühmt gewordene Geſchichtſchreiber Otto von Freyſingen. Noch ein anderer deutſcher Fürſt zog nach Morimond, der tapfere alte Graf Eberhard von Berg, der in ſolcher Demuth ſeiner Sünden dachte, daß er ſich nicht zu erkennen gab, auch nicht Mönch werden wollte, ſondern nur um den Dienſt eines Hirten bat. Rührend iſt die Erzählung, wie zwei ſeiner Diener ihn in Spanien ſuchen wollten und unterwegs ihn zufällig bei ſeinen Schweinen fanden und erkannten. Er wollte nicht mehr heimkehren, nahm aber auf Bitte des Abts das Ordenskleid an.

Die ſtarke Betheiligung des Adels bei den Ciſtercienſern hatte ihren Grund in der ſittlichen Erhebung dieſes Adels. Hauptſächlich im Kampf gegen die Ungläubigen, in Spanien und in den Kreuzzügen bildete ſich das Ritterthum aus, in welchem der germaniſche Adel ſich moraliſch verjüngte. Wer in frommer Begeiſterung für den Glauben geſtritten, konnte nicht mehr in die Gemeinheit der Fehden, in die Gier nach erweitertem Lehnbeſitz und vermehrtem

Reichthum und in die rohe Ausplünderung und Aussaugung des Volks zurückfallen. Frömmigkeit und Tapferkeit, Mönch und Ritter verschmolzen in den geistlichen Ritterorden, die zuerst im heiligen Lande entstanden. Später erst wurden sie auch in Spanien eingeführt und zwar zuerst durch ritterliche Mönche von Morimond. Beide großen spanischen Ritterorden Alcantara und Calatrava sind Schöpfungen der Cistercienser von Morimond und empfingen lange von dorther ihre Befehle.

In Frankreich und Deutschland aber machten es sich die Cistercienser vorzugsweise zur Aufgabe, das adelige Standesvorurtheil zu brechen. Nur weil sie selbst von Adel waren, vermochten sie es. Sie gingen auf Verschmelzung aller Stände aus, um die wahre christliche Brüderlichkeit herzustellen. Sie führten alle selbst den Pflug, bauten das Land eigenhändig.

4.

Stärkung der französischen Monarchie.

An dem großen Kreuzzuge, den der h. Bernhard im J. 1146 betrieb, nahm, wie der deutsche König Konrad III., so auch der französische Ludwig VII. mit einer großen Zahl französischer Herren Theil. Während seiner Abwesenheit regierte Abt Suger mit gewohnter Weisheit. Nach der Rückkehr des Königs aus dem h. Lande wollte sich derselbe von seiner aquitanischen Gemahlin scheiden lassen. Diese „heiße Lienor" haben wir schon auf dem Kreuzzuge kennen gelernt, als sie sich in die Arme nicht nur christlicher, sondern sogar eines muhamedanischen Liebhabers warf. Ludwig schämte sich ihrer und nur Suger verhinderte noch die Scheidung. Als der kluge Abt aber 1152 starb, ließ sich Ludwig nicht mehr abhalten, sondern schied sich von Eleonoren, verlor aber damit ihr schönes Erbe und mußte erleben, daß die Treulose seinen gefährlichsten Feind, den König Heinrich II. von England heirathete und diesem, der

außer England und der Normandie ſchon noch mehr Lehen in Frankreich beſaß, auch noch Aquitanien und Guienne zubrachte. Allein es kam Ludwig zu Statten, daß Heinrich ſich mit ſeinen eigenen Söhnen verfeindete und 1168 ſeine franzöſiſchen Lehen an zwei dieſer Söhne, Heinrich und Richard, vertheilen mußte. Zugleich hatte er ſich der beſonderen Gunſt des Papſtes zu erfreuen, der in obigem Streit mit England vermittelnd auftrat, und Frankreich zu heben ſuchte, um ſich auf daſſelbe im Kampf mit dem deutſchen Kaiſer ſtützen zu können.

Auf Ludwig VII. folgte 1180 ſein Sohn Philipp II., welcher mit großem Geſchick die Zerwürfniſſe im engliſchen Königshauſe benützte, um Frankreich von dem Alpdruck deſſelben zu befreien. Aber die Habgier faſt aller großen Vaſallen ſtürzte damals Frankreich in zahlreiche und unabſehliche kleine Fehden, unter welchen das Landvolk ſo ſchrecklich litt, daß es endlich in Verbindung mit dem Klerus und der Bürgerſchaft zu den Waffen griff. Die fehdeluſtigen Fürſten bedienten ſich ſeit langer Zeit geworbener Söldner, die dem Auswurf der Geſellſchaft angehörten und gewerbsmäßige Räuber waren, Brabançons oder Coterellen genannt. Wenn dieſe von ihren Herren entlaſſen waren, ſchaarten ſie ſich zuſammen, um auf eigene Hand zu rauben. Der König billigte die Erhebung des Volkes gegen dieſe Banden und in einer einzigen Schlacht bei Chatraudun wurden 10,000 Brabançons erſchlagen, 1183. In gleicher Weiſe begünſtigte Philipp den Bürgerſtand, ſonderlich die Stadt Paris und die hohe Schule daſelbſt, und ſuchte alles emporzubringen, was dem mächtigen Feudaladel entgegen war. Wegen ſeiner Huld für die Univerſität ſchmeichelten ihm die Gelehrten mit dem Namen Auguſtus und deshalb iſt ihm der Name Philipp Auguſt geblieben. Auf die Frequenz der Pariſer Univerſität legte er ſo großen Werth, daß er einmal, als die dort zahlreich ſtudirenden Deutſchen in ihrer rohen Weiſe grobe Exceſſe gegen die Bürger begingen und das Volk gegen ſie aufſtand, ſie beſchützte und alles vermied, was die Deutſchen hätte abhalten können, ferner ihre Söhne nach Paris zu ſchicken.

Im Orient hatte ſich die Lage der Dinge ſeit dem mißlungenen

zweiten Kreuzzuge verschlimmert und im J. 1187 war sogar Jerusalem vom großen Sultan Saladin den Christen wieder entrissen worden. Da erhob sich das Abendland zum dritten großen Kreuzzuge, an welchem, wie der alte Kaiser Barbarossa, so auch Philipp August mit der Blüthe der französischen Ritterschaft Theil nahm. Nach seiner Rückkehr 1191 gerieth er in einen kurzen Streit mit dem Papst, weil er seine dänische Gemahlin Ingeborg, die er blos der reichen Mitgift wegen geheirathet hatte, wieder verstieß und Maria von Meran heirathete. Der Streit wurde einfach geschlichtet, da Maria starb und der König die Ingeborg wieder zu sich nahm. Der Papst wollte die Scheidung zugeben, aber ein Concil französischer Bischöfe sollte sie aussprechen. Dem unterwarf sich Philipp nicht, weil die Bischöfe seine Unterthanen seyen und nicht über ihn richten könnten, setzte die Ingeborg, welche höchlich erstaunt war, hinter sich aufs Pferd, ritt mit ihr davon und behielt sie seitdem. Philipp August verlor keinen Augenblick das Interesse seiner Dynastie und das Ziel, Frankreich zu einem großen Einheitsstaat zu machen, aus den Augen. Es gelang ihm, die Bretagne durch Vermählung der letzten Erbin mit Peter Mauclerc, einem Verwandten der Capetinger, an sein Haus zu bringen. Es gelang ihm sogar, sich vorübergehend der Normandie und aller englischen Besitzungen in Frankreich zu bemächtigen. Mit denselben war nämlich der junge Arthur, ein Enkel Heinrichs II., belehnt worden, dessen Oheim Johann als König von England, aus Gier nach seinem Lehen, den zarten Jüngling grausam umbringen ließ. Die allgemeine Entrüstung über diesen schnöden Mord benützend, sprach Philipp August als Lehensherr dem Johann die Lehen ab und nahm sie zu eigenen Händen. Johann von England benützte aber seinerseits die Besorgniß der großen französischen Vasallen, Philipp August könne in seinem Einheitsbestreben so weit gehen, auch ihnen ihr Besitzthum zu nehmen, und brachte die meisten von ihnen auf seine Seite. Auch der deutsche König Otto IV. schloß sich diesem nordischen Bunde gegen Frankreich an und ein heißer Krieg entbrannte, in welchem es sich entscheiden sollte, ob die Vasallen über den König, ob der König über

die Vasallen herrschen, d. h. ob Frankreich zerstückelt bleiben oder einig werden sollte. Der Sieg blieb bei den französischen Waffen. In der großen Schlacht bei Bouvines unfern von Courtray erlitten die Verbündeten eine schmähliche Niederlage und von diesem Tage an — es war der 27. Juli 1214 — datirt das Uebergewicht der französischen Monarchie über die Feudalherren.

Ludwig, der Sohn Philipp Augusts, landete sofort in England und suchte Johann zu verdrängen. Als aber der letztere starb, erhoben sich die Engländer für dessen unschuldigen Sohn Heinrich III. und brachten den französischen Prinzen dergestalt ins Gedränge, daß derselbe seine freie Rückkehr nach Frankreich mit dem Versprechen erkaufen mußte, wenn er selbst König würde, alle dem König Johann entrissenen französischen Provinzen zurückzugeben, 1217. Nachdem er aber 1223 als Ludwig VIII. König geworden war, hielt er sein Wort nicht und der Krieg brach wieder aus, führte jedoch zu keiner Entscheidung. Damals versuchten die Blämingen, indem sich „der falsche Balduin", einer, der sich für den vormaligen Kaiser Balduin von Griechenland ausgab (von dem es nicht ermittelt ist, ob er nicht doch der wahre gewesen ist), an ihre Spitze stellte, die ihnen nach der Schlacht von Bouvines entrissenen Landestheile wiederzuerobern, unterlagen aber. Ludwig starb schon 1226 und hinterließ das Reich seinem noch unmündigen Sohn Ludwig IX., welcher später der Heilige genannt worden ist, und dessen Mutter Blanca mit großer Klugheit seine Rechte schützte, indem sie die Uneinigkeit der Vasallen benützte und die einen gegen die andern gewann. Als der junge König 1236 selbst zu regieren begann, seine Mutter aber immer noch ihn leitete und gegen sie die großen Vasallen sich verschworen, trat wieder der Sohn kräftig für seine geliebte Mutter ein. Sie hatte ihn sehr fromm erzogen, fast mehr zu einem Mönch, als zu einem Ritter. Auch war er schwach und zart von Körper, aber von edelstem Charakter. Im Jahr 1239 unternahmen viele französische und burgundische Herren wieder einen Kreuzzug, auf welchem sie Unglück hatten, was zu ihrer Schwächung beitrug und der französischen Krone zum Vortheil verhalf. Zwar versuchte Heinrich III. von England in Verbindung mit den meisten

franzöſiſchen Reichsvaſallen, dem Herzog der Bretagne, den Grafen von Champagne, Poitou, Guienne, Angoulème, Toulouſe, Foir, Armagnac ꝛc. und mit dem König von Aragon, ſofern die Spanier die Stärkung der franzöſiſchen Monarchie ungern mit anſahen, den heiligen Ludwig zu überwältigen und zu ſchwächen, aber der Sieg blieb auch dießmal wieder in der großen Schlacht bei Taillebourg bei den franzöſiſchen Waffen und die Einheit und Macht der Monarchie war abermals gerettet, 1242.

Drei Jahre ſpäter brachte Ludwig die ſchöne Provence, nachdem deren letzter Graf geſtorben war, an ſein Haus, indem er deſſen hinterlaſſene Tochter ſeinem jüngeren Bruder Karl von Anjou vermählte. Sie ſollte den Grafen von Toulouſe heirathen, aber der Papſt verhinderte es, um Frankreich zu gefallen. Es war die Zeit, in welcher der deutſche Kaiſer Friedrich II. ſeinen Todeskampf mit dem Papſtthum kämpfte, Innocenz IV. floh vor ihm nach Lyon in die Nähe Frankreichs und that alles Mögliche, vom heiligen Ludwig thätig unterſtützt zu werden. Aber der fromme König war gewiſſenhafter, als es der Papſt wünſchte, denn er hielt das Kaiſerthum für ebenſo berechtigt und in Gottes Willen begründet, wie das Papſtthum. Er that daher nie einen offenen Schritt gegen den Hohenſtaufen, ließ ſich aber natürlicherweiſe die Huldigungen des Papſtes und die Vortheile, die er daraus in Frankreich zog, gern gefallen.

Zwar unternahm der h. Ludwig 1248 einen großen Kreuzzug und hatte auf demſelben ſolches Unglück, daß er in Aegypten gefangen wurde und ſich mit ſchwerem Gelde auslöſen mußte, das ſchwächte jedoch ſeine Gewalt in Frankreich nicht. Hier bewaffneten ſich die Hirten und das Landvolk, ihn zu retten oder zu rächen, die ſ. g. Paſtoreaux. Zwar hielt es der König für nothwendig, um endlich Ruhe zu haben, 1259 mit Heinrich III. von England Frieden zu machen und denſelben wieder mit der Normandie, Anjou, Touraine, Maine und Poitou, die früher dem König Johann waren entriſſen worden, zu belehnen; auf der andern Seite aber befeſtigte ſein Bruder Karl das franzöſiſche Anſehen in Burgund, während dort

das deutsche gänzlich verloren ging. Die Hohenstaufen gingen unter. Deutschland sah keinen kräftigen Kaiser mehr. Also hatte Karl von Anjou Muße, sich mit List und Gewalt der Herrschaft im größten Theil des Arelat zu bemächtigen und sogar seine raubgierigen Hände nach Sicilien und Apulien auszustrecken. Er ging dahin 1265 und eroberte wirklich beide Reiche.

Diese Eroberung machte den Papst vom französischen Einfluß abhängig. In dem Augenblick, in welchem die Hohenstaufen unterlagen, übernahmen die Capetinger deren Rolle, nur daß sie es klüger anzustellen wußten und sich überhaupt in einer glücklicheren Lage befanden. Schon 1247 traten mehrere französische und burgundische Große in einen Bund zusammen zu gegenseitigem Beistand gegen die Anmaßungen der Kirche, insbesondere zur Vertheidigung der weltlichen Gerichtsbarkeit gegen die geistliche. Im Jahr 1269 aber, nachdem Karl von Anjou bereits in Unteritalien festsaß, wurde dem Papst Clemens IV. ein Vertrag mit der französischen Krone abgezwungen, wonach Rom auf alle Besteuerungen und Geldforderungen im französischen Reiche verzichten und die freie Wahl der französischen Bischöfe zugeben mußte. Diese s. g. pragmatische Sanction ist als die erste Grundlage aller Freiheiten der spätern s. g. gallicanischen Kirche zu betrachten.

In gleicher Weise sicherte der h. Ludwig die Macht der Krone gegenüber den großen Vasallen durch das wichtige Gesetz, wodurch alle Fehden und gewaltthätige Entscheidung von Streithändeln in Prozesse verwandelt und die Entscheidung dem Gerichtshof des Parlaments anheimgegeben wurde. In dieses Parlament aber ließ der König eben deshalb von nun an viele rechtskundige Doctoren wählen. So überwand zum erstenmal die Feder den Degen. Damit hing die Concentration der Verwaltung wenigstens in allen unmittelbaren Besitzungen der Krone zusammen. Hier wurden die schon früher eingeführten prèvots einer Reform unterworfen, d. h. nur noch als besoldete Beamte, die wieder entfernt werden konnten, unter der Oberleitung des Seneschal angestellt, der erste Anfang einer förmlichen Bureaukratie.

Karl von Anjou hatte weitausſehende Pläne, auch die äußere Vergrößerung der franzöſiſchen Monarchie betreffend. Nachdem er ſich in Neapel und Sicilien feſtgeſetzt hatte, wußte er ſeinen heiligen Bruder, als derſelbe noch einmal ins h. Land ziehen wollte, zu überreden, die Waffen gegen die Frankreich näher wohnenden Ungläubigen, nämlich in Tunis zu richten. Wäre Tunis in ſeinen Beſitz gekommen, ſo hätte Frankreich von dort, von Sicilien und Marſeille aus das ganze Mittelmeer beherrſcht. Der h. Ludwig konnte aber die feſte Stadt Tunis nicht bezwingen, ſein Heer wurde von der Hitze des Klimas und Krankheiten aufgerieben, er ſelbſt erkrankte und ſtarb, 1270.

5.

Die Albigenſerkriege.

Im Allgemeinen hatte ſich die Glaubenskraft der Chriſten ungemein verſtärkt und die Sünder dachten nicht daran, ſich durch Zweifel an der geoffenbarten Wahrheit und durch ſophiſtiſche Entwerthung der göttlichen Gebote über die Verwerflichkeit ihres Thuns und über die Häßlichkeit ihrer Seelen zu täuſchen, ſondern ſie bekannten ihre Frevel und thaten eifrig Buße. Die Häreſien, die früher ſo oft die Kirche zerriſſen hatten, waren faſt ſpurlos verſchwunden. Nur allmählig kamen ſie wieder auf, und zwar von dreierlei Art und aus dreierlei Urſachen.

Die vornehmſte Urſache war die Politik der weltlichen Fürſten, die ganz andre Ziele, oft entgegengeſetzte hatte, wie die Kirche, und jetzt durch die Macht der Kirche und durch die chriſtliche Begeiſterung der Völker ſtark in's Gedränge kam. Um nun die Macht der Kirche ein wenig abzuſchwächen, ſchien nichts geeigneter, als an dem Fundament zu rütteln, auf dem ſie ruhte. So war Berengar von Tours ein Werkzeug der franzöſiſchen Cabinetspolitik, desgleichen

Abälard und eine Zeitlang auch Gerbert. Aus dem gleichen Grunde war Kaiser Friedrich II. ein Religionsspötter.

Eine zweite Ursache war die Corruption des Klerus. Einfache und redliche Gemüther mußte das Treiben so vieler gewissenloser Bischöfe empören, und es war gar nicht zu verwundern, daß man die Pracht und Ueppigkeit dieser Miethlinge mit der Armuth und Heiligkeit der Apostel verglich. Solche Männer aber, die an der Möglichkeit einer Reform im Großen verzweifelten, mußten leicht geneigt werden, sich zurückzuziehen und im kleinen Gemeinwesen ihr Ideal einer geläuterten Kirche Jesu Christi zu verwirklichen. Von dieser Art war Petrus Waldus oder Peter de Vaux, Stifter der sog. Waldenser, ein reicher Kaufmann in Lyon, der am Ende des 12. Jahrhunderts dem Volke predigte, die h. Schrift erklärte und daraus nachwies, daß man über allzu vielen äußern Kirchenvorschriften, Dogmen und Ceremonien die eigentliche Nachfolge Christi oder den reinen Wandel vergessen habe. Man weiß zu wenig Genaues von ihm, um beurtheilen zu können, ob und in wie weit er schon in die Fehler der meisten spätern Sectenstifter gefallen ist, die, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausschütteten oder mit dem eiternden Fleisch auch das gesunde ausschnitten und anstatt die Kirche nur von den „Miethlingen und stummen Hunden" zu reinigen, die ganze Kirche selbst zerstörten, und in eigner geistiger Hoffahrt und beschränkter Einsicht Afterkirchen schufen, in denen das gesuchte Ideal doch nur wieder karrikirt war. Derselben Ansicht übrigens, wie Petrus Waldus, waren damals viele. Von den provençalischen Troubadours und deutschen Minnesängern sind uns eine Menge der stärksten Verwünschungen und Verspottungen erhalten, mit denen sie den Unfug unwürdiger Pfaffen ihrer Zeit rügten. Petrus Waldus wurde als Ketzer angeklagt und sah sich gezwungen, zu flüchten. Er ist in Böhmen gestorben, und dort wie in seiner südfranzösischen Heimath hat sein Geist fortgewirkt.

Eine dritte Ursache der aufkommenden Ketzereien lag in dem Verkehr der südfranzösischen Seestädte mit dem Orient, zuerst seit den Kreuzzügen, und vielleicht auch in alten Erinnerungen, die sich

noch im Volke fortgeerbt hatten. Die Lehre der Gnostiker und Manichäer war im Orient nie ganz erloschen und hatte sich auch frühe, wie die noch erhaltenen gnostischen Bildwerke darthun, im südlichen Frankreich ausgebreitet. In der Sekte der Paulicianer, die von den muhamedanischen Fürsten gegen die rechtgläubige Kirche des Orients unterstützt wurde, hatten die manichäischen Ideen fortgelebt, und sie standen in einer großen Wahlverwandtschaft zur Lehre der Ismaeliten, die gleichzeitig in Aufnahme kam. Die Paulicianer hatten zur Gründung des neuen bulgarischen Reichs wesentlich mitgewirkt, und wenn Petrus Waldus in Böhmen ein Asyl fand, so mag dort von Bulgarien her schon insgeheim gewühlt worden seyn. Genug, paulicianische oder manichäische Lehren hatten sich neben denen der Waldenser in der Provence kund gegeben. Ihre Anhänger nannten sich mit dem altgriechischen Namen Katharer (die Reinen), woraus der deutsche Name Ketzer entstanden ist. Da sie vorzüglich in der Gegend von Albi zu Hause waren, hieß man sie auch Albigenser. Ihr Schimpfname Bougres bedeutet Bulgaren, weil die Lehre aus der Bulgarei herkam. So weit es möglich ist, aus den freilich einseitigen und vielleicht übertriebenen Acten ihrer Verfolger den Kern ihrer Lehre zu ermitteln, geht wenigstens mit Sicherheit hervor, daß sie, gleich den Manichäern, an den altpersischen Dualismus eines guten und bösen Gottes, an die Präexistenz der Seelen und an Seelenwanderung glaubten und die christlichen Sakramente verwarfen. Mit ihnen sind die Waldenser, welche sich allein an die Bibel hielten, nicht zu verwechseln. Die Albigenser griffen noch in die ältesten Häresien der griechischen Kirche zurück, die Waldenser schon in die spätere Reformation vor.

Nicht ganz werthlos scheint uns die Nachricht, daß unter den Ketzern auch die Vorstellung verbreitet gewesen sey, nach welcher Maria Magdalena die Geliebte des Heilands gewesen seyn soll. Im südlichen Frankreich wurde die h. Magdalena schon längst vor allen andern Heiligen verehrt, weil sie nach der Legende hier zuletzt lebte und starb. Noch heute ist ihre Höhle zu Beaume ein großes Heiligthum. Die ketzerische Auffassung Magdalenens aber, als der Gelieb-

ten des Herrn, entſprach ganz dem romantiſchen Charakter der provençaliſchen Poeſie und der Frivolität des damaligen Adels.

In der Provence lebte man von jeher luſtig, durch den ſchönen Himmel, ein fruchtbares Land, einen reichen Handel begünſtigt. Dieſe Stimmung ſpiegelt ſich in den Geſängen der Troubadours jener Zeit. An den Höfen der großen Vaſallen*) wie auf den Burgen des kleinen Adels ging es ſehr fröhlich her. Man genoß das Leben, lachte und liebte und nahm es mit dem Ernſt der Sitte wie des Glaubens nicht eben genau. Unter ſolchen Einflüſſen konnte natürlicherweiſe die Ketzerei im gemeinen Volke ſich ungehemmt entwickeln und wenn ſelbſt die Vornehmen über die Pfaffen ſpotteten, hatte das Volk einen guten Vorwand, ſich nicht mehr um die Geiſtlichkeit zu bekümmern.

Papſt Innocenz III. erwog die Gefahr, die der Kirche von dieſer Seite her drohte und ſchickte ſchon 1198 den frommen Ciſtercienſer Rainer, und 1204 den Peter von Caſtelnau als Miſſionäre nach der Provence, um das Volk durch Predigten zum Glauben zurückzuführen. „Die Ketzer müſſen bekehrt werden," ſagte damals der Papſt, „denn der Herr will nicht den Tod des Sünders, ſondern deſſen Bekehrung." Aber die Ketzer gaben nicht nach. Wie es ſcheint, fanden die Miſſionäre nur Leichtſinn und Spott, die durch den Adel des Landes genährt wurden. Im Jahre 1206 geſellte ſich ihnen der Spanier Domingo Guzman zu, der den größten Eifer zeigte und die Sache ſo ernſt nahm, daß er bald darauf einen eignen Mönchsorden, den der nach ihm benannten Dominicaner gründete, zum Zweck der Ketzerbekehrung. Graf Raimund VI. von Toulouſe,

*) Als ein Beiſpiel dieſer Ueppigkeit mag das Turnier von Beaucaire dienen, welches im J. 1174 von den Großen der Provence unter dem Vorſitz des König von England zur Feier der Verſöhnung zwiſchen den Königen von Aragonien und Navarra abgehalten wurde, berühmt durch ſeine unerhörte Pracht. Bertrand von Raibaux ließ den Turnierplatz umpflügen und 3000 Goldſtücke hineinſäen. Wilhelm von Martello ließ für ſich und ſeine hundert Leute nur beim Feuer von Wachskerzen kochen. Raymund le Venoul ließ dreißig der ſchönſten Pferde lebendig verbrennen. Eine Gräfin beſtimmte eine koſtbare Krone dem ſ. g. König der Gaukler, Wilhelm Meta ꝛc.

der mächtigſte Herr im Lande, der einen äußerſt angenehmen Hof hielt, fühlte ſich durch das Drängen der Miſſionäre genirt, verſprach ihnen immer ſeine Hülfe, und wollte doch auch nichts thun, um ſeine Unterthanen, mit denen er bisher gut ausgekommen war, zu ſtrafen. Eben ſo dachte Raimund Roger von Beziers, Herr von Carcaſſone, ja ſogar der ſehr weltlich geſinnte Erzbiſchof Berengar von Narbonne, der jedoch entfernt wurde. Da geſchah es, daß Peter von Caſtelnau von einem Dienſtmanne Raimund's ermordet wurde, 1209.

Dieſer Mord enthüllte den Abgrund des Haſſes, den man in der Provence gegen die Ketzerrichter hegte, machte aber zugleich dem bisherigen milden Syſtem ein Ende. Graf Raimund wurde ſchwer angeklagt und kam dem Sturm, der ihm drohte, durch ein demüthiges Bezeugen zuvor. Der Papſt ſchickte den Legat Milo nach St. Gilles, wo derſelbe den Grafen zwar freiſprach, aber nicht eher, als bis er ihn öffentlich zur Buße an Peters Grabe gegeißelt hatte. Auch mußte ihm der Graf ſieben feſte Burgen als Pfand der Treue abtreten. Allein dadurch ſchützte ſich zunächſt nur der Graf und gegen das von ihm im Stiche gelaſſene Volk brach die Rache um ſo furchtbarer herein. Die ganze Ketzerei der Albigenſer ſollte bis auf die Wurzel ausgerottet werden durch einen großen Kreuzzug, zu welchem Abt Arnold von Citaux aufrief und bei dem ſich hauptſächlich nordfranzöſiſche Herren betheiligten, Herzog Otto von Bourgogne, die Grafen von Nevers, von St. Paul, von Montfort, Enguerrand von Couci ꝛc., dazu auch viele Biſchöfe. Auch der König von Frankreich ſchickte Streiter, ohne jedoch in Perſon mitzuziehen. Ohne Zweifel war dieſer Krieg für die Nordfranzoſen ein erwünſchter Anlaß, das ſüdliche Frankreich gleichſam zu erobern, da es bisher faſt unabhängig geblieben war und es an gehäſſigen Reibungen zwiſchen den reichen und übermüthigen Provençalen und den ärmeren, aber zäheren Nordfranzoſen nie gefehlt hatte. Nicht wenige kamen, die unter dem Deckmantel des Kreuzes nur rauben wollten, Vornehme und Geringe. Der König ſelbſt ſah es gern, wenn die Macht des Reichsvaſallen in Toulouſe gebrochen wurde. Das Kreuzheer ſammelte

ſich in Lyon und fiel zuerſt über die damals bedeutende Stadt Beziers her. Dieſelbe gehörte dem Grafen Raimund Roger, welcher ſie, nachdem er vergeblich Sühne angeboten hatte, tapfer vertheidigte. Abt Arnold befahl den rechtgläubigen Einwohnern, die Stadt zu verlaſſen, um den Schrecken der Belagerung zu entgehen. Aber ſie hielten bei ihren ketzeriſchen Mitbürgern aus und halfen die Stadt vertheidigen, was ſie ſchwerlich gethan haben würden, wenn ſie nicht überzeugt geweſen wären, daß es mit dieſem Kreuzzuge nicht blos auf Ausrottung der Ketzerei, ſondern auch auf Beraubung und Knechtung der Provençalen überhaupt durch die Nordfranzoſen abgeſehen war. Nun kannte Abt Arnold keine Schonung mehr, ließ ſein ungeheueres Kreuzheer auf die Stadt Beziers losſtürmen und nahm ſie binnen wenigen Stunden ein. Alles, was da lebte, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, wurde todtgeſchlagen, in einer einzigen Kirche, in die ſie geflüchtet waren, 7000 Menſchen. Als die Ritter den Abt frugen, wie ſie die Rechtgläubigen von den Ketzern unterſcheiden ſollten, um jene zu ſchonen, ſoll er geſagt haben: „Schlagt ſie alle todt, Gott wird die Seinigen ſchon herausfinden.“ Nach den verſchiedenen Angaben ſchwankt die Zahl der Ermordeten zwiſchen 15 und 60,000. Es war wohl nicht zufällig, daß die Erſtürmung und der große Mord in Beziers grade auf den Magdalenentag des Jahres 1209 fiel. Man wollte den Mord als eine Rache dieſer Heiligen anſehen, die von Ketzern ſo ſchwer beleidigt worden war.

Das Blutbad von Beziers verbreitete ſolchen Schrecken, daß die große Stadt Narbonne ſich freiwillig ergab, und alle Ketzer auslieferte. Dagegen wehrte ſich Graf Raimund Roger in Carcaſſone mit äußerſter Entſchloſſenheit. Als er ſich endlich ergab, aber ſich und den Bürgern freien Abzug ausbedung, brach ihm der Abt das Wort, „denn wer denen Glauben hält, die ſelbſt keinen Glauben haben, handelt gegen den Glauben.“ Graf Raimund Roger wurde dem habgierigen Grafen Simon von Montfort übergeben, der ihn im Kerker umkommen ließ, um ſich ſelbſt ſeiner Grafſchaft zu bemächtigen; 450 Bürger von Carcaſſone wurden als Ketzer lebendig

verbrannt. Dieſe ſcheußlichen Brände, welche von da an durch mehrere Jahrhunderte fortflammen ſollten, wurden andern Hinrichtungsarten vorgezogen, nach dem Grundſatz ecclesia non sitit sanguinem, weil dabei kein Blut vergoſſen wurde. In Brom ließ Sigmund hundert Einwohnern die Augen ausſtechen. Im Schloſſe Minerva ſtürzten ſich die Weiber, die man ſchonen wollte, freiwillig in den Scheiterhaufen ihrer Männer. Aus Ekel an den ſchaudervollen Morden verließ der edle Graf von Nevers das Kreuzheer. Arnold und Sigmund beſchloſſen ſofort, auch Toulouſe zu erobern. Vergebens ſtellte Raimund vor, er ſey ja vollkommen gereinigt und gerechtfertigt, und betheuerte die Stadt Toulouſe, ſie ſey ſo rechtgläubig als immer möglich. Vergebens proteſtirte auch König Peter von Aragonien, deſſen Vaſall Raimund war, Simon zog gegen Toulouſe. Er wurde von dort zurückgeſchlagen und verfolgt, vertheidigte ſich aber ſehr tapfer, bekam neuen Zuzug und behauptete ſich in ſeinen Eroberungen, wie auch Abt Arnold, der ſich in Narbonne als Erzbiſchof feſtſetzte. Beide wollten ihre Eroberung nicht mehr verlaſſen und um jeden Preis ſämmtliche bisherige Landesherren, darunter auch den Grafen von Foix, vertreiben. Sie zogen daher mit fliegenden Colonnen durch das Land und rotteten nicht nur alle Ketzer, ſondern auch die Rechtgläubigen aus, die ihnen als gute Provençalen Widerſtand leiſteten. Unglaubliche Greuel wurden begangen, die unglücklichen Einwohner maſſenhaft gehenkt, enthauptet, verbrannt von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt. Die verzweiflungsvolle Gegenwehr des Grafen Raimund von Foix half nichts. Endlich kam König Peter von Aragonien und belagerte den Simon in der Feſte Muret, wurde aber das Opfer ſeiner ungeſtümen Tapferkeit und fiel, 1213.

Vergebens wandten ſich die Grafen von Toulouſe und Foix nach Rom. Innocenz III. abſolvirte ſie wohl, ließ ſich aber wieder überreden, ſie meinten es nicht Ernſt und hätten ſeine Gnade nur erſchlichen. Durch ein Concil zu Montpellier wurde Simon von Montfort in den Beſitz aller Länder der Grafen geſetzt und Raimund von Toulouſe, auf's äußerſte gebracht, griff 1217 noch einmal zu den Waffen. Umſonſt, er unterlag, denn immer neue Kreuzfahrer

verstärkten das Heer Simons, und um ihrer Raubluſt zu genügen, mußte er ihnen immer von neuem Plünderung und Mord der rechtgläubigen Einwohner gestatten, nachdem längſt alle wirklichen Ketzer ausgerottet waren. Simon brandſchatzte Toulouſe, ließ ihre Mauern niederreißen und dachte die Stadt zu verbrennen. Als er ſich aber entfernt hatte, kam Raimund wieder mit Hülfstruppen aus Spanien und vertheidigte die Stadt noch einmal. Da bei der Belagerung wurde Simon durch einen Steinwurf getödtet, 1218.

Honorius III. ließ ſich blind von der franzöſiſchen Politik leiten und predigte neue Kreuzzüge, um Amaury, den Sohn Simons, im Beſitz der Eroberungen zu erhalten. Philipp Auguſt von Frankreich ließ eine große Summe Geldes eintreiben, angeblich, um den Kreuzzug gegen die Albigenſer mitzumachen, behielt aber das Geld für ſich zu andern Zwecken. Sobald indeß Amaury den Schauplatz verlaſſen hatte, weil er ſich gegen die Provençalen nicht halten konnte, die ihre alten Herrn wieder haben wollten, wurde 1225 von neuem das Kreuz gepredigt und diesmal auf Rechnung des Königs von Frankreich, jetzt Ludwigs VIII., der ſich der Grafſchaft Toulouſe bemächtigte und dem jüngeren Raimund nur den kleinen Theil ließ. Auch der Sohn des Grafen von Foix wurde damals, obgleich er ganz unſchuldig und kein Ketzer mehr in ſeiner Grafſchaft zu finden war, ſeines Erbes beraubt. Im Jahre 1232 wurde durch Papſt Gregor IX. in Toulouſe ein Inquiſitionsgericht niedergeſetzt und den Dominicanern übergeben, damit keine Ketzerei mehr aufkomme. Das diente der franzöſiſchen Beſitzergreifungsluſt wieder zum Vorwande, als ob es ſich um eine Glaubensfrage handle, während alles blos ein Spiel franzöſiſcher Politik war. Nach dem Tode des letzten Grafen Raimund von Toulouſe erbte deſſen verkleinerten Beſitz ſeiner Tochter Johanna Gemahl, Alphons von Poitou, aber beide ſtarben 1271 kurz nach einander auf eine verdächtige Art und der König von Frankreich zog die Güter ein.

Dieſer lehrreiche Albigenſerkrieg zeigt ſchon die große Wendung der Dinge an. Dem deutſchen Kaiſer gegenüber gelang es den Päpſten, das Anſehn und die Würde der Kirche zu bewahren, aber

nur, um sie den französischen Königen Preis zu geben. Sie wollten es nicht, aber indem sie Frankreich gegen Deutschland brauchen wollten, wurden sie selbst gebraucht.

6.

Bonifacius VIII.

Nach des h. Ludwig Tode, 1270, endete sein Sohn und Nachfolger Philipp III., der Kühne genannt, den Krieg mit Tunis, um näher liegende Eroberungen zu machen, denn es gelang ihm, seinen Sohn Philipp mit Johanna, der Erbtochter des kleinen Königreichs Navarra in Spanien zu vermählen, und er hoffte auch Castilien zu erben, weil der Kronprinz Ferdinand daselbst mit einer Tochter des h. Ludwig vermählt war und ohne Kinder starb. Zugleich wollte er zu Gunsten seines Vetter Anjou in Neapel den Aragonesen Sicilien wieder entreißen, aber sein Heereszug nach Spanien mißlang, da er bald nach der Eroberung von Girona starb, 1285.

Sein Sohn Philipp IV., zubenannt der Schöne, der schon König von Navarra war, erreichte das Ziel, nach welchem die Capetinger von jeher gestrebt hatten, aber mittelst einer Moral, welche der Hölle selbst entstiegen war. Es galt immer noch die mächtigen und trotzigen Lehensträger auszurotten, indem die Krone ihre Lehen einzog, wie die Grafschaft Toulouse, oder durch Heirath an sich riß, wie Navarra.

Diesmal galt es Flandern. Graf Guido daselbst wollte seine Tochter Philippa mit einem Sohn Eduards I. von England vermählen, Philipp der Schöne aber lockte ihn sammt der Tochter und der Blüthe des vlämischen Adels nach Paris und nahm sie alle gefangen, 1296. Nun schloß der König von England mit den Vlämingen und den niederländischen Fürsten von Brabant, Jülich und Holland einen Bund gegen den treulosen Franzosen. Weil aber der damalige deutsche Kaiser Adolf, obgleich er englisches Geld empfan-

gen hatte, mit seiner Hülfe zögerte, wurden die Verbündeten einzeln von den Franzosen geschlagen. Nun gewann Philipp eine Partei in Flandern, welche nach den Lilien in Frankreichs Wappen die Liliards genannt wurden, und bewirkte durch sie, daß Guido der Grafschaft für verlustig erklärt und König Philipp selbst zum Grafen gewählt wurde. Als er sich in Brügge huldigen ließ, erschienen vor der Königin 600 Bürgerfrauen in reicherem Putze als sie selbst. Der neue Graf aber dachte nur daran, das wohlhabende Land auszuplündern, achtete dessen alte Freiheit nicht, trat die Keuren mit Füßen und ließ durch seinen Statthalter Jakob von Chatillon die äußerste Tyrannei üben. Zugleich ging das Gerücht, er habe Philippa in ihrer Gefangenschaft zu Paris entehrt, um ihren Vater Guido zur Entsagung zu zwingen. Da empörten sich die Vlämingen, angeführt von dem Wollenweber Pieter de Koninк und vom Fleischer Breyel, die in Brügge den Franzosen eine zweite sicilianische Vesper bereiteten und dort alle erschlugen, am 14. Mai 1302. Chatillon entkam, König Philipp schickte den Kern der französischen Ritterschaft unter Robert von Artois mit einem auserlesenen Heere von 47,000 Mann nach Flandern, aber die vlämischen Bürger und Bauern unter Pieter de Koninк und dem Canonikus Wilhelm von Jülich brachten der französischen Ritterschaft am 11. Juli bei Kortryk eine furchtbare Niederlage bei. Da der vlämische und gesammte niederdeutsche Adel es aus Standesstolz verschmäht hatte, den Bürgern und Bauern zu helfen, obgleich er die Ungerechtigkeit Philipps anerkannte, waren die Weber, Fleischer und Bauern in solche Wuth gegen den Adel gerathen, daß sie in der Schlacht keines Ritters schonten und alle todtschlugen, auch den französischen Feldherrn Robert von Artois, der vergebens um sein Leben flehte. Das Schlachtfeld war mit französischen Leichen bedeckt. Beinah der ganze Adel lag da in seinem Blute und 20,000 vom gemeinen Volke. Die Sieger sammelten 5000 goldene Sporen der gefallenen Fürsten und Ritter und hingen sie in der Kirche von Kortryk auf. Davon heißt die Schlacht die Sporenschlacht. König Philipp war sehr gedemüthigt, ersann aber neue Listen und ließ Guido frei. Die Vlämingen moch-

ten ihn aber nicht mehr. Unklug ließen sie sich damals in eine Fehde mit den Holländern ein und erlitten hier Verluste. Da schickte Philipp eine große Flotte gegen Flandern. Nun verließ aber Wilhelm von Jülich noch einmal seine Kirche, um sich wieder an die Spitze des Volks zu stellen, schlug die Franzosen bei Mons-en-puelle und eroberte die Oriflamme (das Reichsbanner der Franzosen), fiel aber in der Schlacht, 1304. Darauf wurde unterhandelt und vermittelt. Guidos Sohn bekam Flandern zurück, trat aber drei Städte an Philipp ab, so daß dieser trotz seiner Niederlage durch listige Diplomatie doch noch Vortheile erlangte.

Das ist ein geschichtlicher Zug von Bedeutung, weil er sich immer wiederholte. Wenn die Franzosen noch so oft von den Deutschen geschlagen wurden, erlangten sie doch fast jedesmal so günstige Friedensbedingungen, als ob sie die Sieger gewesen wären. Das ist der natürliche Vortheil des Einheitsstaates über ein uneiniges, wenn auch größeres Reich, dessen Fürsten einander beneiden.

Den glänzendsten und entscheidendsten Sieg erfocht König Philipp in den nämlichen Jahren über das Papstthum. Der damalige Papst Bonifacius VIII. wagte im J. 1296 eine Bulle zu erlassen, worin er den Laien verbot, irgend eine Geldleistung von Geistlichen zu fordern. Da nun aber die Bischöfe und Aebte reiche Lehen von den Königen hatten, konnten sie nicht aller Pflichten gegen den König entbunden werden und Philipp, der zur Organisation seines Staates Geld brauchte, war nicht gesonnen, blos die Laien zu besteuern, da der reiche Klerus offenbar mehr leisten konnte und da der Papst seinerseits den Klerus besteuerte. Philipp verordnete daher, es solle kein Geld mehr aus Frankreich ausgeführt werden dürfen. Nun gab der Papst nach und auch der König. Der Papst canonisirte den Großvater des letzteren. Allein die Versöhnung dauerte nicht lange, da die Interessen zu verschieden waren. Der Papst ernannte ohne des Königs Wissen und Zustimmung ein neues Bisthum in Frankreich, in Ponniers, und schickte den Bischof als seinen Legaten nach Paris, wo derselbe die Oberhoheit des Papstes über alle Könige verkündete, dafür aber schimpflich fortgejagt wurde.

Der König bediente ſich zweier ſ. g. Legiſten oder Rechtsgelehrten, Flotte und Nogaret, um des Papſtes Anſprüche im Intereſſe der Könige und der Berufung auf das altrömiſche und byzantiniſche oder juſtinianiſche Recht zu beſtreiten, ihm jede Einmiſchung in weltliche Dinge abzuſprechen und ihn auf ſein geiſtliches Gebiet zurückzuweiſen. Nogaret, das Urbild eines Kronjuriſten und ſervilen Profeſſors, führte die Feder ſo geſchickt, daß ihn der König zu ſeinem Kanzler machte und in den Adelſtand erhob. Nun erließ Bonifacius 1301 eine Bulle, worin er die Behauptung, der Papſt ſtehe über allen Königen und ſey nicht blos in geiſtlichen, ſondern auch in weltlichen Dingen ihr oberſter Richter, wiederholte. Dagegen berief Philipp die geſammten Vertreter des franzöſiſchen Volks, die damals zuerſt genannten Etats généraux nach Paris, Geiſtliche, Adel, Abgeordnete der Univerſitäten und je zwei Abgeordnete aus jeder Stadt des Reiches. Nachdem er ſelbſt die päpſtliche Bulle öffentlich hatte verbrennen laſſen, damit jedermann wiſſe, wie er die Sache anſehe, entzündete er in der Nationalverſammlung die Leidenſchaft des Patriotismus und ganz Frankreich erhob ſich gegen die Zumuthung, daß ein Italiener, wie es Bonifacius war, ihnen, den Franzoſen, auch in weltlichen Dingen Geſetze vorſchreiben wolle. Selbſt die anweſenden franzöſiſchen Biſchöfe und Aebte konnten ſich dem nationalen Enthuſiasmus nicht entziehen. Bonifacius berief ein Concil nach Rom, wozu auch diejenigen Biſchöfe Frankreichs ſich einfanden, welche nicht unmittelbar unter Philipp ſtanden, ſondern zur Normandie und den andern großen Lehengebieten gehörten, welche damals England auf franzöſiſchem Boden beſaß. Hier ließ ſich der Papſt durch die Heftigkeit ſeines Temperaments hinreißen zu Läſterungen gegen die Franzoſen, die dem Munde des h. Vaters nicht wohl anſtanden, und zeigte ſich andererſeits doch auch wieder unentſchloſſen, indem er nicht wagte, den König in den Bann zu thun. Erſt am Ende des Jahres 1302 ermannte er ſich wieder und nahm in der berühmten Bulle Unam sanctam noch einmal wie über Frankreich, ſo über alle Reiche der Welt die weltliche, wie geiſtliche Oberhoheit in Anſpruch. Philipp ließ durch Nogaret den Papſt erinnern,

daß er auch nicht einmal in geiſtlichen Dingen die höchſte Inſtanz ſey, ſondern daß die Concilien über ihm ſtünden, und appellirte an ein künftiges Concilium. Nun ſchleuderte Bonifacius den Bann gegen Philipp. Der König aber rief 1303 eine Verſammlung von geiſtlichen und weltlichen Großen nach Paris und ließ vor derſelben den Papſt als einen ruchloſen und laſterhaften Menſchen, ja ſogar als einen mit dem Teufel im Bunde ſtehenden Zauberer anklagen, der nicht würdig ſey, auf dem Stuhle des Apoſtels zu ſitzen. Bei dieſem Anlaß wurde der alte Haß der Provençalen aufgewärmt, um die Beſchimpfungen des Papſtes populärer zu machen und es liefen aus den Provinzen 700 Adreſſen mit zahlreichen Unterſchriften ein, welche das Verhalten des Königs gut hießen. Man erkennt daraus, mit welcher Conſequenz der moderne Staat in Frankreich die Kirche zu bekämpfen wußte.

In Rom hatten ſich inzwiſchen, ſeitdem der deutſche Kaiſer dort nichts mehr zu ſagen hatte, neue einheimiſche Adelsparteien gebildet, die mit einander um den Vorrang und um den Einfluß auf die Päpſte ſtritten. Das franzöſiſche Haus Anjou, welches ganz in der Nähe in Neapel ſaß, war ebenfalls geeignet, ſich von der franzöſiſchen Politik gegen den Papſt gebrauchen zu laſſen. Bonifacius war alſo von Verrath umgeben und beſaß keine bewaffnete Macht. König Philipp machte daher ſeinem Handel mit ihm raſch ein Ende, indem er ſeinen Kanzler Nogaret nach Italien ſchickte, mit der großen Familie der Colonna in Rom ſich verſtändigte und den Papſt in ſeiner Vaterſtadt Anagni, wo er zufällig verweilte, durch eine bewaffnete Schaar überfallen ließ. Als er ſein Haus nicht länger vertheidigen konnte, ließ ſich Bonifacius mit dem vollen päpſtlichen Ornate ſchmücken und die Thüren öffnen. Nogaret trat ein und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen und ſich vor das franzöſiſche Gericht zu ſtellen. Bonifacius verneinte es. Da riß ihn Nogaret von ſeinem Thronſtuhl herunter und Sciarra Colonna ſoll ihm mit dem eiſernen Handſchuh ins Geſicht geſchlagen haben. Hierauf plünderten ſie ſein Archiv und ſeine reich gefüllte Caſſe, verbrannten die Papiere, die ihnen gefährlich ſchienen, und hielten den Papſt drei

Tage lang eingesperrt, ohne daß er Nahrung zu sich nehmen konnte, denn entweder (worüber die Nachrichten sich widersprechen) wurde ihm nichts gereicht, oder wagte er selbst aus Furcht vor Vergiftung nichts zu genießen. Endlich faßten seine Mitbürger von Anagni Muth, waffneten sich, schlugen die Colonnas und Nogaret aus der Stadt hinaus und befreiten den Papst, der ganz erschöpft in ihrer Mitte niedersank und sie um etwas zu essen bat, am 9. Sept. 1303. Unterdeß kam Hülfe von Rom und Bonifacius konnte in seine Hauptstadt zurückkehren. Aber unter dem Vorwand, ihn zu schützen, bemächtigte sich die große Familie der Orsini seiner Person und obgleich dieselbe mit der Familie Colonna in Feindschaft lebte, wollte sie doch den günstigen Zeitpunkt benützen, um den Papst wieder, wie zur Zeit von Marozia, unter das Joch des römischen Adels zu beugen, und hielt ihn gefangen. Da brach dem mehr als achtzigjährigen Papste das Herz. Er schloß sich ein, ließ niemand mehr zu sich und wurde nachher todt gefunden, am 11. October.

In ähnlichem Jammer war der alte Kaiser Friedrich II., verfolgt vom Papste gestorben, wie hier der greise Bonifacius, verfolgt von einem König. Es war eine weltgeschichtliche Reciprocität, im Gange der Dinge unvermeidlich.

Philipp der Schöne ließ alsbald durch seine Partei einen Franzosen zum Papst wählen, Clemens V., den er gar nicht einmal nach Rom gehen ließ, sondern unmittelbar unter seiner Hut und Gewalt behielt. Die Stadt Avignon an der Rhone, in Burgund gelegen, damals also noch zum deutschen Reiche gehörig, war gleichwohl schon von den Franzosen eingenommen, bei der damaligen Ohnmacht der deutschen Kaiser aber konnte Frankreich mit Burgund machen, was es wollte, ohne von Seite Deutschlands einen Widerstand fürchten zu dürfen. Die deutsche Stadt Avignon wurde also vom französischen Könige dem Papst zur Residenz, beziehungsweise zum Gefängniß angewiesen oder zum Käfige, worin der Papst singen mußte, wie es der König von Frankreich ihm vorpfiff. Clemens V. war und blieb Philipps Unterthan, kam mehrmals mit ihm zusammen, um mündlich seine Befehle einzuholen, machte eine Menge franzö-

ſiſche Cardinäle, um die italieniſchen zu überſtimmen, und gab zu allem, was der König that, die Sanction.

7.

Philipp der Schöne.

Indem er dem Papſte Avignon gab, nahm der König die Stadt und Grafſchaft Lyon für ſich, obgleich ſie zum deutſchen Reiche gehörten, und niemand in Deutſchland reclamirte ſie. Philipp der Schöne war außerordentlich habgierig. Er verſchwendete nicht für ſeine Perſon, aber er brauchte Geld, um ſeine Beamten zu bezahlen, um Parteien zu gewinnen und um ein imponirendes Kriegsheer zu beſolden. Das letztere war ſeine ſ. g. Gensdarmerie, der erſte Anſatz zu einem ſtehenden Heere. Die großen engliſchen Lehen ſteuerten dem franzöſiſchen König nicht einen Heller. Auch die andern großen Lehen und Bisthümer konnte er nicht nach Willkür beſteuern. So mußten die Allodien und Domainen und Lehen, die er an ſein Haus brachte, alle Laſten tragen. Das reichte nicht hin. Er ſchlug alſo ſchlechte Münze und trieb Wuchergeſchäfte mit den ſ. g. Lombarden oder Banquiers, die ſich von den großen lombardiſchen Handelsſtädten aus in alle Länder verbreiteten. Den Juden gönnte er nicht dieſelben Vortheile, wie den Lombarden, ſondern jagte ſie durch einen plötzlichen Befehl alle aus dem Reiche mit Zurücklaſſung ihrer ganzen Habe, die er einzog. Nach acht Jahren aber ließ er ſie zurückkommen. Sie ſollen ſich, ſagte er, wie ein Schwamm wieder vollſaugen, damit ich ſie wieder auspreſſen kann.

Der außerordentlich große Reichthum der Tempelherrn verlockte ihn, auch ſie zu berauben. Der Orden war franzöſiſchen Urſprungs und ſeine zahlreichſten Beſitzungen lagen in Frankreich. Indeſſen war Geldbedürfniß nicht der einzige Beweggrund für den König, als er gegen den Orden einſchritt. Nicht nur die franzöſiſche Ariſtokratie, aus deren Mitgliedern der Orden beſtand, ſondern auch

das Papſtthum fand in der reichen und unabhängigen Ritterſchaft des Tempels eine Stütze, und gerade gegen jene Ariſtokratie und gegen jenes Papſtthum waren die Souverainetätsgelüſte der franzöſiſchen Könige gerichtet. Indem nun Philipp der Schöne ſeine gierigen Augen nach den Schätzen der Templer warf, ſtand wieder Nogaret wie ein böſer Dämon hinter ihm und gab ihm alle die Kniffe und Liſten an, womit er den harmloſen Orden verderben ſollte. Niemand hatte eine Ahnung von dem Plane, der im geheimen Cabinet des Königs gereift war. Der ſ. g. Temple in Paris, ein großes burgartiges Gebäude, war das große Depot des Ordens in Frankreich. Dort ließen die Könige ſelbſt in unruhigen Zeiten ihren Kronſchatz aufbewahren. Nicht mit der Krone, wohl aber mit dem Papſte war der Orden in einige Uneinigkeit gerathen, weil er ſeine Privilegien mißbrauchte, um gegen gute Bezahlung in Ländern, welche der Papſt mit dem Interdict belegt hatte, gleichwohl Sakramente zu ſpenden. Doch war es deswegen zu keinem Bruche zwiſchen dem Papſte und dem Orden gekommen. Dieſer hatte noch zuletzt dem König eine halbe Million Gulden geliehen. Somit dachte der damalige Hochmeiſter der Templer, Jakob von Molay, an nichts Arges, als ihn der König durch Clemens V. einladen ließ, aus Cypern nach Frankreich zu kommen, um Maaßregeln zu verabreden, wie man ferner noch den Chriſten in Armenien helfen könne. Molay kam mit den vornehmſten Beamten des Ordens 1307 nach Frankreich, wo ſie vom Papſt mit erheuchelter Freundlichkeit empfangen, auf Befehl des Königs aber unverſehens verhaftet wurden. Gleich ihnen wurden an demſelben Tage (13. October 1307) alle in Frankreich zerſtreuten Templer verhaftet. Alles war vorbereitet, der lüderliche Papſt, in den Armen der Bruniſſende von Talleyrand-Perigord ſchwelgend, hatte im Voraus allem, was der König thun würde, zugeſtimmt und Nogaret mit diaboliſcher Bosheit eine ausführliche Anklageſchrift aufgeſetzt, worin der ganze Templerorden in derſelben Weiſe verleumdet wurde, wie derſelbe Nogaret wenige Jahre vorher den armen Bonifacius verleumdet hatte. Da hieß es, die Templer hätten nicht nur ihre geiſtlichen Gelübde durch die Sünden

des Fleisches gebrochen, sondern auch in ihren geheimen Versammlungen den Teufel angebetet. Den gefangenen Templern wurde einfach die Wahl gelassen, zu bekennen, daß alles wahr sey, wessen Nogaret sie beschuldige, in welchem Falle man ihnen verzeihen werde, oder sich der Folter zu unterziehen. Wer nun nicht sagte, was Nogaret haben wollte, der wurde so lange gemartert, bis er alles zugab und beschwor, oder man bewahrte ihn, schon halb todt, für den Scheiterhaufen auf. Die Mehrheit der Tempelherrn litt standhaft die Marter oder widerrief wenigstens hinterrein die im Schmerz gemachten falschen Aussagen. Es gibt war jetzt noch Geschichtschreiber, die im modernen Vorurtheil gegen die geistlichen Ritterorden befangen und aus falschem Enthusiasmus für das Königthum und die Infallibilität der Juristen den scheußlichen Nogaret entschuldigen und an eine wirkliche Schuld der Templer glauben; aus der sorgfältigsten Vergleichung der vorliegenden Acten aber ergibt sich bis zur Evidenz, daß überall nur durch Angst und Qual erlogene Geständnisse erpreßt worden sind. Das Einzige, wessen man die Templer mit Recht anklagen mochte, war Hochmuth und vielleicht auch hin und wieder ein üppiges Leben, wie es bei vielen unverheiratheten, meist jüngeren Männern von adeliger Geburt, die über große Geldmittel verfügten, kaum anders zu erwarten war, zumal seitdem die blutigen Kämpfe im Morgenlande aufgehört hatten und der Orden wenig mehr angestrengt war. Daß aber französische Ritter so weit hätten der Ehre vergessen können, um Gott zu lästern und am Sakrament zu freveln, das zu glauben ist unmöglich. Eben so daß Ritter aus guter Familie an die feinen Sitten ihres Standes gewöhnt, sich mit grober Ketzerei, mit dem Kuß eines Teufelskopfes ꝛc. hätten abgeben können. Es ist längst erwiesen, daß Nogaret zu jener Lüge vom Teufelskopfe im geheimen Dienste der Templer nur wie zufällig veranlaßt worden ist durch den Todtenkopf einer der elftausend Jungfrauen, der sich im Reliquienschatz des Ordens befand und einer besondern Verehrung bei ihnen genoß.

Der Papst protestirte zum Schein gegen die Form des Pro-

zesses, sofern ein geistlicher Orden nicht vor das weltliche Gericht gezogen werden sollte. Damit es den Schein habe, als stimme auch das Volk dem König bei, ließ Philipp 400 Geistliche und Laien unter dem Namen der Stände von Tours zusammensitzen, die nach Anhörung der erpreßten Geständnisse den Orden verurtheilten, 1308. Da aber ein geistlicher Orden doch nur durch den Papst selbst aufgelöst werden konnte, sollte Clemens ein Concil einberufen. Ohne jedoch dasselbe abzuwarten, ließ Philipp schon 1309 eine große Menge Tempelherrn als Ketzer lebendig verbrennen, 54 in Paris allein, die übrigen in den Provinzen. Erst 1311 kam das Concil zusammen, auch nur zum Schein. Der herzlose König und sein ehrloser Papst hätten es wohl früher einberufen, wenn sie ihm getraut hätten. Aber unter den Bischöfen ließen sich nicht so viele feile Stimmen bestellen, wie in den s. g. Ständen von Tours. Auf dem Concil zu Vienne stimmten nur vier Bischöfe gegen die Templer, alle andern wollten dieselben in Schutz nehmen. Da kümmerten sich König und Papst nicht weiter um das Concil und Clemens erließ aus eigener Macht die Bulle, durch welche der Orden des Tempels für immer und in allen Ländern aufgehoben wurde, 1312. Seine Güter sollten dem Orden der Johanniter überantwortet werden und König Philipp scheint gefühlt zu haben, daß er der öffentlichen Meinung eine Genugthuung schuldig sey. Er nahm also den Schein der Uneigennützigkeit an und gab den Johannitern die Güter, aber erst, nachdem er dieselben so mit Schulden überladen hatte, daß die Johanniter davon nur Verlust hatten. Jakob von Molay hatte in der Marter Geständnisse gemacht, die ihn in den Augen der Welt schuldig erscheinen ließen, weshalb König Philipp ihm das Leben schenkte und ihn nur in ewigem Kerker behalten wollte. Als er aber auf ein Gerüst vor der Kirche Notre-Dame in Paris gestellt wurde, um öffentlich vor dem Volk seine Schuld zu bekennen, damit der König und Nogaret vollkommen gereinigt erscheinen möchten, erklärte Molay laut und feierlich, daß nichts von allem, was man dem Orden Schuld gebe, wahr sey, die Geständnisse seyen durch die Folter erpreßt worden und der Orden völlig unschuldig. Darauf wolle er

ſterben! Daſſelbe erklärte der nächſte Beamte des Ordens nach ihm, wie das nämliche auch ſchon früher die 54 Ritter noch mitten im Feuer behauptet hatten. Wüthend über Molays unerwartete Erklärung ließ der König ſchon am folgenden Tage den Scheiterhaufen anzünden, in welchem Molay und mit ihm Gui=d'Auvergne verbrannt wurde. Unmittelbar vor dem Tode betheuerten ſie wiederholt die Unſchuld des Ordens und Molay lud den ungerechten Papſt Clemens, der den Orden hätte ſchützen ſollen und ihn verrieth, vor Gottes Richterſtuhl, am 11. März 1313.

Bald darauf erkrankte der Papſt und ſtarb am 20. April 1314. Da er ſehr geizig geweſen war, raubten ſeine Diener alles, was ſie nur fortbringen konnten und ließen ihn auf dem Paradebett liegen. Da ſie aber unvorſichtig mit den Lichtern umgegangen waren, gerieth das Bett in Flammen und die Leiche wurde halb verbrannt. König Philipp ſtürzte auf der Jagd und wurde von ſeinem Pferde fortgeſchleift und ſo gräßlich zerriſſen, daß er bald darauf ſtarb, am 29. November 1314.

Die Aufhebung des Tempelordens wurde in allen andern Ländern ſtillſchweigend hingenommen. Nur Karl von Anjou in Neapel beeilte ſich, die Güter des Ordens in ſeinem Reiche zu rauben und in England, ſo wie in Caſtilien riß gleichfalls die Krone die Güter an ſich. In Deutſchland wurde der Johanniterorden ehrlich damit bedacht. Auch in Aragonien und Portugal fielen die Güter des Tempels an die dortigen Ritterorden.

Der Temple in Paris fiel der Krone zu und in ſpäter Zeit führte die geheimnißvolle Rache, die ſich in den Geſchicken der Völker verbirgt, einen franzöſiſchen König in die Mauern dieſes Temples und aus ihnen auf das Schaffot.

Auf Philipp den Schönen folgte ſein Sohn Ludwig X., der nur zwei Jahre lang auf dem Throne ſaß. Unter ihm kam der Aberglaube in Frankreich ſehr in Aufnahme, ſo daß es in ſeiner kurzen Regierung unglaubliche Prozeſſe gab. Der Biſchof von Chartres wurde angeklagt, durch Zauberei den Tod des Königs veranlaßt zu haben. Auf gleiche Art ſollte der Biſchof von Troyes die Kö=

nigin umgebracht haben. Giftmiſcherei, Magie, Bilderzauber, Bündniſſe mit dem Teufel waren Lieblingsgegenſtände der Anklagen in jener Zeit. Von dem Dämon, den Nogaret in die Templer hineingelogen hatte, ſchienen nun alle Franzoſen beſeſſen zu ſeyn. Der gräßliche Aberwitz ging ſo weit, daß zwei bucklige Brüder d'Aulnay aus der Normandie angeklagt wurden, die jungen Frauen der drei königlichen Prinzen, Ludwig X. und ſeiner Brüder, verführt zu haben. Die drei Damen wurden verſtoßen, die beiden Buckligen lebendig geſchunden. — Auf Ludwig folgte ſchon 1316 ſein Bruder Philipp V., zubenannt der Lange. Unter ihm war das Königthum ſchon ſo ſtark, daß er dem Adel die Befeſtigung ſeiner Schlöſſer, ausgenommen an den Grenzen, verbieten konnte. Navarra wurde aber damals von der Krone getrennt und Ludwigs X. Tochter Johanna und ihrem Gemahl Philipp von Evreux überlaſſen. . Im J. 1322 folgte auf den langen Philipp deſſen dritter Bruder Karl IV., zubenannt der Schöne. Von ſeinen Kämpfen mit England werden wir in der engliſchen Geſchichte handeln. Er ſtarb ſchon 1328 ohne Kinder und mit ihm endete die directe Reihenfolge der Capetinger. Die Krone kam an Philipp von Valois, den Sohn Karls von Valois, der ein Bruder Philipps des Schönen geweſen war. Eine authentiſche Interpretation des ſaliſchen Geſetzes hatte bereits unter Philipp V. Ludwigs X. Tochter Johanna von der Thronfolge ausgeſchloſſen. In Frankreich ſollten nie Frauen, noch Kinder der Frauen regieren dürfen, ſondern immer nur die nächſten männlichen Verwandten erben.

Siebentes Buch.

Die Normannen in England.

1.

Canut der Große.

Wie überall, ſo wirkte auch in England das dynaſtiſche Intereſſe ſowohl dem Gedeihen der Kirche als dem Wohl und Frieden des Volkes entgegen; hier aber waltete trotz der Bekehrung zum Chriſtenthum noch mehr uralte Barbarei und heidniſche, echt odiniſche Rückſichtsloſigkeit vor, als irgend anderswo, denn zwei härtere Volksſtämme gab es nicht, wie die Sachſen und Dänen, ſo daß ſie auf engliſchem Boden noch Jahrhunderte brauchten, um ihre alte Wildheit auszutoben. In ihren Fürſtengeſchlechtern aber concentrirte ſich alles Böſe, was in der menſchlichen Natur liegt, wo ſie bei ungefüger Kraft keinen Zügel der Sitte leidet. Nachdem mit dem ſchändlich hingemordeten König Eduard 978 und mit dem h. Dunſtan, der gleich jämmerlich endete, die letzten Lichtgeſtalten in England verſchwunden waren, folgte eine lange tiefe Nacht, ähnlich jener, aus welcher nur das Schmerzgeheul der Verdammten und das Hohngelächter der Teufel vernommen wird.

König Aethelred, unrechtmäßig auf den engliſchen Thron gekommen, durch der böſen Mutter Argliſt, büßte die Schuld unter

der Qual, die ihm die Dänen anthaten. Lange ſchon wohnten Dänen in England, die aus Stolz den Sachſenkönig verachteten und einen Dänenkönig haben wollten, daher ihre Landsleute herbeiriefen, die damals noch überall mit ihren langen Schiffen zu finden waren, wo es etwas zu rauben gab. Vom J. 990 an kamen jährlich Räuberſchiffe aus Dänemark und erpreßten von den Bewohnern der engliſchen Küſten Tribut. Im J. 994 kamen die Könige Swen von Dänemark und Olaf von Norwegen mit 80 Schiffen. Aethelred war zu furchtſam, ſich zur Wehre zu ſetzen, und zahlte wieder einen großen Tribut, das ſ. g. Danegeld. Gleichwohl blieben viele Dänen im Lande und raubten, ſchändeten, mordeten nach Belieben. Im J. 1002 heirathete Aethelred die Emma, Tochter des Herzog Richard I. von der Normandie, und hoffte auf Hülfe von dort. Die Dänen ſahen dieſe Verbindung nicht gern und machten ein Complott, den König zu ermorden. Er kam ihnen aber zuvor und ließ am 13. November 1002 (dem St. Briccustage) alle Dänen in England mit Weibern und Kindern umbringen. Doch ſind darunter nur die Dänen zu verſtehen, die erſt in den letzten Jahren gekommen waren, nicht die, welche ſchon lange im Lande heimiſch waren. Unter den Ermordeten befand ſich auch Grimhilde, König Swens Schweſter. Swen unternahm 1004 einen furchtbaren Rachezug, verheerte England und ließ ſich von Aethelred zwar wieder ein ſchweres Danegeld zahlen, hörte aber doch nicht mit Rauben auf, oder konnte ſeine Dänen nicht daran hindern. Elfeg, Erzbiſchof von Canterbury, wurde erſchlagen, weil er nicht Gold genug geben konnte. Däniſche Einwohner ſammelten für den König ein und kamen dann wieder, um vollends alles für ſich zu nehmen. Kein Vertrag galt, rohe Gewalt allein entſchied und aus Angſt wurden ſelbſt viele Engländer zu Verräthern und ſuchten der Dänen Gunſt und Gnade zu erwerben. Eine Flotte, welche die Engländer unter Brithric zuſammenbrachten, um die Dänen zur See abzuwehren, wurde von einem Sturm vernichtet. Aethelred floh nach der Normandie. Swen ließ ſich 1014 zum König von England ausrufen,

ſtarb noch in demſelben Jahre, aber ſein Sohn Canut folgte ihm in der Herrſchaft.

Auch Aethelred ſtarb 1016 und die Engländer wählten, mit Uebergehung ſeiner rechtmäßigen Söhne, ſeinen Baſtard Edmund Ironſide (Eiſenſeite) wegen ſeiner Tapferkeit zum König. Edmund kämpfte an ihrer Spitze verzweifelt, gewann London wieder und ſiegte in mehreren Schlachten. Erſt in der großen Schlacht bei Aſſandun erlag er der Uebermacht Canuts und dem Verrath und wurde bald darauf meuchlings umgebracht, 1017.

Canut entledigte ſich zwar noch mehrerer Glieder der angelſächſiſchen Königsfamilie und anderer Häupter der Nation durch Hinrichtungen und Mord, begann dann aber ein friedliches Regiment, nahm vor allen die Taufe an, denn bisher war er noch ein Heide geweſen, begünſtigte die Geiſtlichkeit, ſtellte das Recht her, ſuchte das gemeine Volk der Angelſachſen an ſich zu feſſeln und zufrieden zu ſtellen und befeſtigte die äußere Ruhe durch eine ſtaatskluge Heirath. Er trug nämlich Aethelreds Wittwe, der bei ihrem Bruder Richard II. in der Normandie weilenden Emma, ſeine Hand an. Sie ſelbſt war ſtolz darauf, zum zweitenmal Königin von England zu werden, und willigte gern ein. Auch ihr Bruder hoffte von dieſer Verbindung einen geſicherten Friedensſtand, da ihm Canuts Macht ſonſt ſehr gefährlich hätte werden können, denn dieſer König beherrſchte nicht nur Dänemark und England, ſondern bemeiſterte ſich auch Norwegens und Schwedens und erhielt von Deutſchland Schleswig abgetreten. Er hatte immer eine Leibwache von 3—6000 auserleſenen Kämpfern um ſich, welche goldglänzende Schwerter und Hellebarden trugen. Der Schrecken ging vor ihm her, niemand wagte ihm mehr zu widerſtehen. Da durch ihn erſt das Chriſtenthum im ganzen Norden befeſtigt wurde, ehrte ihn der Papſt hoch und ſandte ihm reiche Geſchenke. Da bekam er Luſt, Rom ſelbſt zu ſehen und am Grabe des Apoſtel Petrus, wie auch auf dem h. Berge Gargano, wohin die Normannen längſt gern wallfahrteten, zu beten. Er begleitete, wie oben ſchon erzählt iſt, den deutſchen Kaiſer Konrad auf deſſen Romfahrt und vermählte ſeine Tochter

Gulhilde oder Kunihilde dem Sohn desselben, dem nachmaligen Kaiser Heinrich III., 1028. Natürlicherweise wurde dem mächtigen König außerordentlich viel geschmeichelt. Man erzählt aber von ihm, er habe einmal, um die Schmeichler zu beschämen, seinen Königstuhl dicht an das Meer rücken lassen und zu seinen Höflingen gesagt: „Wenn ich wirklich, wie ihr behauptet, Herr des Meeres wie des Landes bin, so laßt uns versuchen, ob mir das Meer gehorcht, dem ich jetzt befehle, es soll meinen Fuß nicht benetzen.“ Als nun aber die Fluth kam und alle vor ihr flüchten mußten, strafte der König die Höflinge mit ernsten Worten, sie sollten erkennen, wie ohnmächtig die Könige seyen gegenüber dem allmächtigen Gotte, der Erde, Luft und Meer geschaffen hat. Wie sehr der König die Angelsachsen achtete und auf sie das Vorurtheil der Dänen nicht anwandte, geht daraus hervor, daß er mehrere derselben als Bischöfe sogar nach Dänemark und Schonen versetzte und dem Godwin, dem Sohne eines angelsächsischen Hirten, sein Vertrauen schenkte und zu den höchsten Ehren verhalf. Dieser Hirt hatte einst auf der Flucht dem dänischen Jarl Ulf das Leben gerettet und sich durch seine persönlichen Vorzüge ‚so hervorgethan, daß König Canut, als er seine eigene Schwester dem Ulf vermählte, Ulfs Schwester dem Gotwin gab. Ulf aber erzürnte später den König so sehr, daß dieser ihn umbringen ließ.

König Canut hinterließ das Reich 1033 seinem Sohne Hardaknut, der sich vor allen Dingen Dänemarks versichern wollte und England deshalb verließ. Nun wählte eine Partei einen andern angeblichen Sohn Canuts, der eigentlich der Sohn eines Schusters gewesen seyn soll, Harald Hasenfuß (weil er sehr schnell zu laufen pflegte) zum König, worauf die Königin Wittwe Emma ihre Söhne erster Ehe, Eduard und Alfred, aus der Normandie herbeirief, um den ihr verhaßten Harald zu stürzen. Diese beiden Jünglinge wurden aber kalt vom Volke aufgenommen. Eduard entkam, Alfred wurde von Godwin durch Verrath verlockt und grausam umgebracht. Die Königin Wittwe selbst mußte mitten im Winter flüchten und der Schustersſohn war Alleinherr in England, wie sich von selbst

verſteht, nur durch die Gunſt der Großen, die in ſeinem Namen herrſchen wollten. Da ſtarb er plötzlich, 1039. Unterdeß hatte Hardaknut ſeinen Thron in Dänemark befeſtigt, kam nach England zurück, verſtändigte ſich mit den Großen, ſtarb aber ebenfalls plötzlich bei einem Gaſtmahl, während er eben den Becher aufhob, 1042.

Da er keine Kinder hinterließ, ſtellte ſich Godwin an die Spitze der Angelſachſen, mahnte ſie, das Joch der Dänen für immer zu brechen und den entflohenen Eduard zum König zu wählen, obgleich er kurz vorher deſſen Bruder Alfred aufgeopfert hatte. Eduard kam und vermählte ſich zum Dank mit Godwins ſchöner Tochter Editha. Von nun an ſchien das Reich der Angelſachſen wieder hergeſtellt zu ſeyn. Wenn auch noch zahlreiche Dänen in England lebten, ſo waren ſie doch ſchon mit den Angelſachſen vermiſcht und hatten ſeit Ulfs Tode kein vornehmes Haupt mehr. Dänemark aber war mit ſich ſelbſt beſchäftigt und ließ England in Ruhe. Dennoch ſollte der normänniſche Fluch nicht von den Sachſen genommen werden. Eduard, zubenannt der Bekenner, war in der Normandie erzogen, durch die franzöſiſche Sprache und Sitte verwöhnt, wollte nur franzöſiſche Normannen um ſich haben, ſtellte eine Menge derſelben in England an und beleidigte dadurch das Nationalgefühl. Unter andern beſuchte ihn damals Wilhelm der Baſtard, natürlicher Sohn des damaligen Herzogs Robert von der Normandie, und dieſer Wilhelm hatte Gelegenheit, die Zuſtände und Parteien in England genau kennen zu lernen, ein Umſtand, welcher große Folgen hatte. Die Angelſachſen wurden ſo erbittert über das franzöſiſche Weſen am Hofe, daß ſie ſich mit ihren alten däniſchen Feinden gegen die franzöſiſchen Günſtlinge verbanden. Der alte Godwin wurde vertrieben, ſeine Tochter, die Königin, in ein Kloſter geſteckt. Aber Godwin ſammelte ein Heer, nahm London ein und vertrieb den ganzen Schwarm Franzoſen. Auch Robert, der zum Erzbiſchof von Canterbury eingeſetzte Franzoſe, mußte damals flüchten und ſein Nachfolger, der Angelſachſe Eldred wurde vom Papſt nicht anerkannt. Dafür wurden wieder dem Papſt alle Abgaben aus England ver-

weigert und die alte Oppoſition der Angelſachſen gegen Rom, oder wenigſtens die Neigung, ſich kirchlich unabhängig zu erhalten, erwachte wieder ſtark, da im Gegentheil die franzöſiſch-normänniſchen Biſchöfe, welche Eduard berufen hatte, ſich immer auf das Anſehen des Papſtes geſtützt hatten und jetzt auch laute Beſchwerde bei ihm erhoben. Der König ſelbſt erhielt von ſeiner Devotion gegen den Papſt den Namen des Bekenners. Der alte Godwin ſtarb bald nach ſeinem Siege, ſein Sohn Harald aber erhielt ſich in des Königs Gunſt als deſſen Schwager und als Haupt der großen angelſächſiſchen Oppoſition.

2.

Wilhelm der Eroberer.

Seit Rollo oder Robert erſter Herzog der Normandie geworden war (911), nahmen ſeine Normannen in kurzer Zeit die franzöſiſche Sprache an und gewöhnten ſich ſo ſehr an den Ackerbau, daß ſie ihre alte Wildheit ganz verloren. Nur im herrſchenden Geſchlecht wirkte der dämoniſche Odinismus noch lange fort. Es folgten ſich als Herzoge drei Roberte und drei Richarde, die faſt immer mit den Königen von Frankreich, gelegentlich auch mit der empörten Bretagne zu kämpfen hatten, weil das Normannenreich den Franzoſen immer noch wie ein Pfahl im Fleiſch ſaß und weil die Bretagne das Schickſal, Afterlehen der Normandie geworden zu ſeyn, ſchwer ertrug. Der vierte Robert wurde zubenannt der Teufel, weil er ſehr bösartig und zornig war, ſeinen Oheim, Erzbiſchof von Rouen, bekriegte, und ſeinen Bruder umgebracht zu haben beſchuldigt wurde. Plötzlich aber that er Buße, zog ins h. Land und ſtarb bald nach ſeiner Rückkehr, 1035.

Sein Nachfolger war Wilhelm, der Baſtard genannt, weil er außer der Ehe und von einem geringen Weibe geboren war. Er übertraf aber alle ſeine Vorfahren an Kühnheit und Argliſt. Zuerſt

ſetzte er ſich halb durch Erbſchaft, halb mit Gewalt in den Beſitz der franzöſiſchen Grafſchaft Maine, deren letzter Beſitzer Heribert ihm ſeine Tochter verlobte. Dann demüthigte er die empörte Bretagne. Bald aber lockte ihn die ſchönſte Beute in England. Er hatte ſich bereits dort umgeſehen und wußte, daß ſich ein gutes Geſchäft machen laſſe. Er ſelbſt hatte zwar nur ein ſehr entferntes Recht auf den engliſchen Thron, ſofern ſein Großvater der Bruder Emmas, der Mutter Eduards, geweſen war, und überdies ſchloß ihn ſeine uneheliche Geburt von der Benutzung dieſes Rechts aus, während Edmund Ironſides Enkel, Edgar der Aetheling, der allein rechtmäßige Erbe Englands war. Dieſen ſchwachen Nebenbuhler glaubte aber Wilhelm nicht fürchten zu müſſen und der Zufall führte ihm den Harald, Godwins Sohn, damals den einflußreichſten Mann in England, in die Hände. Harald wurde nämlich auf einer Reiſe durch Meerſtürme an die franzöſiſche Küſte getrieben, von einem Grafen gefangen geſetzt, von Wilhelm aber befreit und an ſeinen Hof geladen. Hier verlangte nun Wilhelm von ihm, er ſolle ihm zur Krone von England verhelfen. Harald erſchrack, denn er wußte, weſſen er ſich von ſeinem freundlichen Wirthe zu verſehen habe. Es war Wilhelm, um zum Beſitze von Maine zu gelangen, auf ein paar Giftmorde nicht angekommen und ſchon wieder ward er beſchuldigt, Alain, den Herzog von Bretagne, vergiftet zu haben. Wollte Harald lebendig wieder aus Rouen herauskommen, ſo mußte er dem Herzog Wilhelm alles bewilligen. Dieſer ließ ihn ſchwören und enthüllte nachher vor ſeinem ganzen Hofſtaat eine vorher zugedeckte Truhe mit den heiligſten Reliquien, über denen, ohne vorher etwas von ihnen zu wiſſen, Harald geſchworen hatte. Unter dieſen Umſtänden und vor ſo vielen todten und lebendigen Zeugen ſollte ihn der Eid um ſo unauflöslicher binden. Harald kam glücklich wieder nach England und vergaß hier in der Fülle der Macht den ihm abgeliſteten Schwur. Als König Eduard am 5. Januar 1066 ſtarb, war es Harald, der ſich als ſein Schwager ſelber zum König wählen ließ und Edgar dem Aetheling, der wegen ſeiner Jugend ohnehin nicht regierungsfähig war, nur die Grafſchaft Oxford ließ.

Harold fand aber einen gefährlichen Nebenbuhler in ſeinem eigenen Bruder Toſtig, den er zwar vertrieb, dem aber König Harald Haarbrade von Norwegen beiſtand. In der Nähe von York kam es am 25. September 1066 zu einer blutigen Schlacht zwiſchen beiden Brüdern, in welcher Toſtig ſo wie auch ſein Beſchützer Haarbrade und faſt alle Norweger umkamen. Aber auch dem Harald koſtete dieſer Sieg die beſten Männer des engliſchen Heeres und er beging die Unvorſichtigkeit, durch Vorenthaltung der Beute ſich die Herzen des noch übrigen Kriegsvolks zu entfremden.

Und nur drei Tage nach der Schlacht bei York, am 28. September, landete bereits Herzog Wilhelm der Baſtard an der Südküſte von England. Dieſer verſchlagene Fürſt hatte mittelſt ſeines vertrauten Rathes, des berühmten Scholaſtikers Lanfrank, den Papſt Alexander II. für ſeinen Plan gewonnen. Die angelſächſiſche Kirche war gegenüber von Rom unzuverläſſig geworden, der aus England vertriebene franzöſiſche Klerus wollte ſeine reichen Pfründen wieder haben und übertrieb in ſeinen Anklagen die Schuld der Sachſen. Es wurde nicht einmal ein ehrlicher Verſuch der Sühne gemacht, ſondern der übel unterrichtete Papſt billigte nicht nur Wilhelms ungerechten Angriff auf England, ſondern ſandte ihm auch eine geweihte Fahne, that den König Harold in den Kirchenbann und ertheilte ſeinen Segen allen, die mit Wilhelm ziehen würden. Dieſer nun warb ein anſehnliches Heer nicht bloß von Normannen, ſondern auch von Blämingen, Frieſen und allen möglichen Abentheurern, denen er eine reiche Beute und Ehren und Aemter in England verſprach. Unter dem Adel der Normandie gab es viele, welche das Vorhaben des Herzogs mißbilligten, erſtens weil es ungerecht war und zweitens, weil ſie fürchten mußten, Wilhelm werde die Normandie über England vernachläßigen oder um ſo mehr Tyrann werden, jemehr er Macht erlange. Deshalb nun nahm Wilhelm in ſein Heer allerlei fremdes Geſindel auf, wenn es nur kriegsluſtig war und ihn nicht viel koſtete. Wie es bei ſeiner Kriegsrüſtung herging, mag man daraus erkennen, daß er dem einen für ſeine Dienſte ein Schloß in England, dem andern eine reiche Braut

verſprach und einem gewiſſen Remi ſogar ein Bisthum, weil ihm derſelbe ein Schiff mit zwanzig Mann ſtellte. Mit dieſen Banden ſegelte nun Wilhelm nach England ab. Sein Schiff fuhr voran mit der Fahne des Papſtes, vorn aber am Schiffsſchnabel war ein antiker Amor angebracht, der mit dem Pfeile nach England zielte.

Sobald Harald von ſeiner Ankunft hörte, eilte er ihm mit ſeinen noch kampfmüden und unzufriedenen Truppen entgegen. Er ſelbſt war verwundet, ließ ſich aber nicht zurückhalten, ſondern brannte vor Begierde, die fremden Landläufer zu verjagen und verſäumte durch ſeine Eile die nöthige Vorſicht. Denn er hatte, obgleich ihm König Swen von Dänemark einige Hülfe ſchickte, noch nicht genug Truppen beiſammen und, die er hatte, waren durch den Eilmarſch zu ſehr erſchöpft, als er ſchon am 14. Oktober den bei Haſtings mit überlegener Macht auf ihn harrenden Wilhelm angriff. Wilhelm hielt eine Rede an ſeine Krieger, worin er ihnen ſagte, was ihm Harald einſt verſprochen und wie er ſein Wort gebrochen habe. Dieſen Treuloſen ſollten ſie ſtrafen! Als Normannen ſollten ſie die Hoffahrt der Sachſen demüthigen! Am wirkſamſten aber waren die Worte, die er zu den vielen Fremden in ſeinem Heere redete: „Wenn ich König von England werde, ſo wird England auch euch gehören, ihr werdet dort großen Reichthum finden!“ Die blutige Schlacht entſchied ſich mehrmals zu Gunſten der Engländer, aber Wilhelm warf ſich den Fliehenden entgegen und ſtellte die Schlacht wieder her. Man focht von beiden Seiten mit der äußerſten Wuth. Den Harald traf ein Pfeil ins Auge und dennoch wich er nicht. Endlich errang Wilhelm durch eine verſtellte Flucht den Sieg, indem er ſich plötzlich gegen die ſchon erſchöpften Verfolger umkehrte. König Harald fiel mit dem größten Theile der Engländer. Seine Leiche war ſo von Wunden entſtellt, daß nur Editha, ſeine Geliebte, ſie unter den vielen andern wiedererkannte. Seine Tochter Githa wurde gerettet und ſpäter noch mit dem Czaaren Waldemar von Rußland vermählt.

Wilhelm rückte nach London vor und ließ ſich in der Weſt-

minſterkirche zum Könige krönen. Während der Ceremonie zündeten ſeine unbändigen Schaaren die Stadt London an und alle Engländer, die in der Kirche waren, liefen hinaus, um zu retten. Die Normänner aber auch, ſo daß der König, bei dem nur die Geiſtlichen allein zurückblieben, zitternd vor Wuth noch die Salbung an ſich vollziehen ließ. Aber auch der getreuen Geiſtlichkeit und des Papſtes achtete der Eroberer wenig, nachdem er einmal ſeinen Zweck erreicht hatte, denn er ließ alle Bisthümer und Abteien ausplündern und die Beute nach Rouen bringen. Aemter aber und Land und Leute, die ihn nichts koſteten, ſchenkte er ſeinem Verſprechen gemäß den Kriegern, die ihm bei der Eroberung geholfen hatten, in reichem Maaße und ohne Unterſchied der Perſon, ſo daß damals mancher verdorbene Sohn aus Flandern Lehen und Aemter erlangte, vermöge deren ſeine Nachkommen Lords und Herzoge von England wurden. Er ſelbſt blieb in England, während ſeine Gemahlin Mathilde für ſeinen Sohn Robert die Normandie verwaltete. Er hatte noch Jahre lang zu kämpfen, bis er ſich ganz England unterwarf, denn die Sachſen leiſteten ihm noch lange verzweiflungsvollen Widerſtand. Edgar der Aetheling, der einen Zufluchtsort in Ungarn gefunden hatte, kam zurück und wurde in York zum König gekrönt. Auch Swen von Dänemark ſchickte eine Flotte gegen Wilhelm aus, und nicht minder kam König Malkolm von Schottland Edgar zu Hülfe. Allein Wilhelm ſiegte dennoch mit ſeiner Zähigkeit und durch Beſtechung der Dänen. Durch die grauſamſten Hinrichtungen der Empörer verſchaffte er ſich endlich Ruhe und Edgar mußte zu den Schotten flüchten.

Das Schickſal des angelſächſiſchen Volks war das ſchrecklichſte, das je über ein Volk kam. Rückſichtslos trat der normänniſche Eroberer jeden Widerſtand nieder und hörte auf keine Klage. Obgleich Lanfrank Erzbiſchof von Canterbury wurde, ſorgte derſelbe doch nicht, oder konnte nicht dafür ſorgen, daß die ihm untergebene Geiſtlichkeit die Gebote der Liebe befolgte. Schaarenweiſe drängte ſich von Frankreich her der Auswurf des dortigen Klerus ein und Laien wurden auf Biſchofsſtühle geſetzt. Dieſe neue Geiſtlichkeit

plünderte die ihr untergebenen Gemeinden, ſchwelgte an vollen Tafeln und verhöhnte das jammernde Volk. Noch ärger trieben es die Landſtreicher, die der König zu Baronen des Reichs erhoben hatte, und die in den Urkunden noch Wilhelm der Fuhrmann, Hugo der Schneider, Wilhelm der Trommler ꝛc. heißen. So ein neuer Herr aus dem roheſten Pöbel raubte die Töchter und Frauen der edelſten ſächſiſchen Familien und zwang die Männer, ihm als ſeine Leibeigenen zu frohnen. Daher immerwährende Empörungen, die immer wieder unterdrückt wurden, bis ganze Strecken Landes öde lagen. Zwiſchen Salisbury und dem Meere entſtand ein wilder Wald auf einer Bodenfläche, wo vorher 36 Kirchſpiele geweſen waren. Zuweilen legten die normänniſchen Gebieter das Land abſichtlich wüſt, um ungeheure Parks für ihre Jagden zu gewinnen.

Im J. 1076 empörte ſich Robert gegen den Vater, indem er jetzt ſchon in den Beſitz der Normandie geſetzt ſeyn wollte, der Vater ihm aber ſagen ließ, er ſolle auf ſeinen Tod warten. Wie es ſcheint, ſtützte ſich Robert auf eine ſtarke normänniſche Partei, welche die Normandie von England getrennt wiſſen wollte. Wilhelm kam herüber und wurde unerkannt in einem Gefecht von ſeinem Sohn verwundet und vom Roß geworfen. Als Robert den Vater erkannte, ſtieg er ab und bat ihn um Verzeihung, der harte Vater aber ließ ſich kaum dazu bewegen. Nach England zurückgekehrt ließ Wilhelm auch die unſchuldigen Walliſer angreifen und Stücke ihres Gebiets verheeren und erobern. Auch wollte er noch Irland erobern, wurde jedoch durch einen Krieg mit Frankreich daran gehindert. Es galt dem Beſitz der Grafſchaft Montes. Als Wilhelm aber die Stadt Montes hatte niederbrennen laſſen und über die noch glühende Aſche ritt, ſcheute ſein Roß und warf ihn ab, wobei er ſo ſchwer verletzt wurde, daß er ſterben mußte, 1087. Im Augenblick ſeines Todes verließen ihn alle ſeine Höflinge und die niedere Dienerſchaft plünderte den Palaſt. Man brachte die Leiche nach Caen, unter der Beerdigung brach aber Feuer aus und alles Volk lief wieder fort. Wie man nun in Eile die Leiche in die Gruft bringen wollte, war ſie viel zu dick und indem man ſie mit Gewalt hinein-

ſtopfte, platzte ſie und verbreitete einen peſtilenzialiſchen Geruch. Keiner ſeiner Söhne war zugegen. Der jüngere, Wilhelm, eilte nach England, um ſich dort von Lanfrank zum König krönen zu laſſen. Der ältere, Robert, ließ es ſich gefallen, verpfändete dem Bruder auch noch die Normandie um Reiſegeld und zog ins h. Land, um den großen Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon mitzumachen.

3.

Mißhandlung der Angelſachſen.

Eine große Menge edler und freier Angelſachſen war nordwärts zu den Schotten geflohen, um unter ihrem Schutz dem Henkerſchwert des normänniſchen Baſtard zu entrinnen. Edgar der Aetheling ſelbſt hatte dort die freundlichſte Aufnahme gefunden und ſeine fromme Schweſter Margarethe war die Gemahlin Malkolms, des Königs von Schottland, geworden. Die Menge der Einwanderer aus England war ſo groß, daß das ganze ſchottiſche Niederland die ſächſiſche Sprache annahm und nur noch das Hochland die alte Sprache und Sitte beibehielt.

Seit der Vereinigung der Scoten und Picten unter Kenneth Macalpine im J. 842 beſtand das ſchottiſche Königreich wechſelnde Kämpfe mit den Angelſachſen und mit den Dänen. König Conſtantin III. verlor die große Schlacht von Brunanburgh gegen die Angelſachen unter Athelſtan, 937. König Culen verlor 970 wieder eine große Schlacht gegen die Engländer, aber Kenneth III. und Malkolm II. ſiegten über die Dänen. Des letztern Enkel Duncan wurde 1033 König von Schottland und vom großen Canut zu einer Art von Huldigung gezwungen, die jedoch keine dauernde Unterwerfung zur Folge hatte. In der altſchottiſchen Chronik von Holinſhed iſt die Geſchichte Duncans märchenhaft erzählt und ſpäter von Shakeſpeare in einem unſterblichen Trauerſpiel behandelt worden. Ein Vetter des Königs, Lord Macbeth, war mit der Lady

Groach vermählt, einer Enkelin König Kenneths IV., der im Kampf mit Malkolm II. gefallen war. Sie suchte nun Blutrache an Malkolms Geschlecht und reizte ihren Gatten auf, den König Duncan zu tödten. Dieß geschah durch einen offenen Ueberfall (nicht im Schlaf), 1039. Macbeth warf sich zum König auf, wurde aber durch Siward, Grafen von Northumberland, unter König Eduard dem Bekenner bei der Burg Dunsinan besiegt und auf der Flucht erschlagen, 1056. Nun kam die schottische Krone wieder an Duncans Sohn Malkolm III., der durch Aufnahme zahlloser Angelsachsen und selbst vieler Normänner, die der Tyrannei Wilhelms aus England entflohen, die Südgrenze seines Reiches stärkte und des Aetheling Edgar Schwester Margarethe heirathete. Diese sehr gottesfürchtige Dame that so viel für die Kirche, daß der Papst Schottland mit gnädigen Augen ansah und die Königin sogar nach ihrem Tode heilig sprach. Malkolm III. fiel 1093 in einem Kampf mit den Engländern; als nun Margarethe, die neben ihm begraben lag, canonisirt wurde und demgemäß ihre h. Gebeine erhoben werden sollten, konnte man den Sarg nicht von der Stelle bringen, bis ihrem verstorbenen Gemahl dieselbe Ehre widerfahren war, denn so treu hatte sie ihn geliebt, daß sie sich auch im Tode durch nichts wollte von ihm scheiden lassen.

Malkolms Bruder, der wilde Donald Bane, riß den Thron an sich, haßte die Sachsen, wollte alles wieder auf dem altscotischen und hochländischen Fuß herstellen und alle Fremden aus dem Niederland vertreiben, machte sich aber dadurch so verhaßt, daß er zweimal vertrieben und endlich von Malkolms Sohn Edgar, der 1098 den Thron bestieg, gefangen und geblendet wurde. Edgar hielt guten Frieden mit England.

Unterdeß nahm auch Wilhelm Rufus, des Bastards Sohn, in England ein anderes System an, als sein grausamer Vater, suchte besonders das Vertrauen der sächsischen Bevölkerung zu gewinnen und versprach ihnen alles Gute, setzte aber die ungerechte Mißhandlung der Walliser fort und ließ im Klerus eine noch ärgere Verwilderung einreißen, als selbst unter seinem Vater, denn er wollte

vom damaligen Schisma Vortheil ziehen und anerkannte weder den einen, noch den andern Papst. Seine Bischöfe schwelgten, spielten, jagten und trieben offen den tollsten Unfug. Es kam vor, daß ein französischer Bischof angelsächsische Mönche zwang, von halbnackten Mädchen bedient, verbotene Speisen zu essen. Wer dem Schandmahl entfliehen wollte, wurde thätlich mißhandelt. Wilhelm Rufus nahm ein klägliches Ende, indem er auf der Jagd zufällig erschossen wurde, 1100.

Ihm folgte sein jüngerer Bruder Heinrich I., da der ältere Bruder Robert noch im h. Lande abwesend war. Als Robert endlich ankam und seine Rechte geltend machen wollte, besiegte ihn Heinrich in einem Treffen, ließ ihn verhaften, auf Lebenszeit gefangen setzen und nach einem Fluchtversuche blenden. Durch seine Vermählung mit Mathilden, der Tochter Malkolms und Margarethens, suchte er sich die Zuneigung der Sachsen und Schotten zu sichern und die Ungerechtigkeit gegen den Bruder vergessen zu machen. Roberts Sohn Wilhelm aber wurde vom König von Frankreich in Schutz genommen und zum Grafen von Flandern gemacht, starb jedoch frühzeitig. Ein anderer Wilhelm, der Sohn Heinrichs und Mathildens, war kaum zum Jüngling herangewachsen, als er schon des Großvaters Grausamkeit zur Schau trug und im Widerspruch mit der Politik seines Vaters die Sachsen an den Pflug zu spannen schwur, wenn er zur Regierung kommen würde. Er kam aber nicht zur Regierung, sondern ging auf einem Schiffe mit 300 Personen seines Gefolges zu Grunde. Eine Tochter Heinrichs, Mathilde, heirathete den deutschen Kaiser Heinrich V., kam aber nach seinem Tode nach England zurück. Damals zog Fulko, Graf von Anjou, ins h. Land und hinterließ die Grafschaft seinem Sohne Gottfried, den man Plantagenet nannte, eigentlich Plante-Genest, von seiner Gewohnheit, einen Ginsterzweig auf seinen Helm zu stecken. Dieser angenehme Jüngling gefiel der Kaiserin Wittwe Mathilde und sie reichte ihm ihre Hand, 1127. Welche Verwilderung übrigens auch noch unter König Heinrich in England herrschte, erkennt man aus dem Umstande, daß der gelehrte Anselm, den er zum Erzbischof von

Canterbury ernannt hatte, seinen Lieblingsaufenthalt Lyon gar nicht verlassen wollte, weil er des üppigen Klerus nicht Meister werden konnte, und aus einem Feldzuge, den der König selbst einmal gegen den Ritter Robert von Arundel unternehmen mußte. Dieser Ritter vergnügte sich mit den raffinirtesten Folterungen und Hinrichtungen seiner Unterthanen und konnte tagelang zusehen, wie Männer und Weiber auf Spieße gesteckt allmählig verschmachteten.

Als Heinrich 1135 starb, hätte Roberts Sohn Wilhelm die Krone erben sollen, aber Stephan, Graf von Blois, Sohn einer Tochter Wilhelms des Eroberers, und besonderer Günstling des verstorbenen König Heinrich, ließ sich schnell als dessen Nachfolger krönen. Vergebens protestirte die Kaiserin Mathilde, deren Gemahl sich mit einer Geldsumme abfinden ließ. Auch Robert von Gloceſter, ein Bastard des verstorbenen Königs, unterwarf sich dem Stephan. Dieser regierte elend. Das böse Gewissen sagte ihm, daß ihm der Thron nicht gebühre. Er schützte sich also durch vlämische und bretonische Leibwachen, die er reich besoldete, und ließ übrigens im Lande jeden, der einige Macht hatte, treiben was er wollte. Die Sachsenchronik sagt: „Alles war voll Zwietracht und Raub. Die Mächtigen hatten Eide geschworen, hielten aber keine Treue, sie waren alle meineidig. Sie bauten Burgen und drückten grausam die armen Leute auf dem Lande. Sie füllten ihre Burgen mit bösen Leuten, ja mit Teufeln an. Wer irgend noch etwas hatte, den schleppten sie auf die Burgen und folterten ihm seine letzte Habe ab, selbst Frauen in Kindesnöthen. Etliche hingen sie bei den Füßen auf und machten Rauch darunter, etliche am Barte. Viele Tausende ließen sie zu Tode hungern. Die Räuber verbrannten ganze Städte. Du konntest Tagereisen gehen und sahst keinen Menschen in einem bewohnten Orte, noch einen umgepflügten Acker.“ Ein Einfall der Schotten unter Malkolms Nachfolger König David zu Gunsten Mathildens lief unglücklich ab, denn Stephan siegte in der Schlacht von Cuton Moor, 1138. Man nannte diesen Kampf auch die Standartenschlacht, weil die Engländer alle ihre Fahnen auf einen Wagen aufpflanzten. Ein Jahr später machte die Kaiserin

Mathilde, unterſtützt von Robert von Gloceſter, einen glücklicheren Verſuch, um Stephan zu ſtürzen, ſammelte eine große Partei, bekämpfte ihn in mehreren Schlachten und nahm ihn endlich in der Schlacht bei Lincoln gefangen, 1141. Im Triumph zog ſie in London ein und wurde von den Bürgern mit Jubel begrüßt, als aber das Volk von ihr verlangte, ſie ſolle der Tyrannei des normänniſchen Adels und Klerus ein Ende machen und die alte ſächſiſche Freiheit wieder herſtellen, wies ſie die Bittenden mit Hohn und Drohungen von ſich. Da empörten ſich die Bürger und ſie entging mit genauer Noth dem Tode durch die Flucht in einem Sarge in Begleitung ihres Geliebten Brian, denn ihr Gemahl Gottfried lebte von ihr getrennt in der Normandie. Auch Robert von Gloceſter wurde vom Volke verfolgt und gefangen und ſo blieb nichts übrig, als ihn gegen den König Stephan auszuwechſeln.

Somit kam Stephan unerwartet wieder auf den Thron. Sein einziger Sohn Euſtach, ein roher Menſch, der mit dem Vater Streit anfing, ſtarb damals und um wenigſtens bis an ſeinen eigenen Tod Ruhe zu haben, vertrug er ſich mit der Kaiſerin Mathilde dahin, daß ihr Sohn von Gottfried, Heinrich Plantagenet nach ſeinem Tode König werden, ihn bis dahin aber im Frieden laſſen ſolle. Dieſer junge Prinz war ſo liebenswürdig, daß ſich die von dem h. Ludwig geſchiedene Königin Eleonore von Frankreich, die berühmte heiße Lienor in ſeine Arme warf und obgleich ſie wegen ihres reichen aquitaniſchen Erbes von Vielen begehrt wurde, doch keinen andern zum Gatten haben wollte. Stephan ſtarb 1154 und nun beſtieg Heinrich II., der erſte Plantagenet den Thron. Er hatte von Stephan England, die Normandie, die Bretagne und Maine, von ſeinem Vater Anjou und durch ſeine Gemahlin Aquitanien gewonnen, alſo viel mehr Länder inne, als der König von Frankreich, woraus folgte, daß er, obgleich er wegen ſeiner Beſitzungen auf dem Feſtlande ein Vaſall des Königs von Frankreich war, doch bald Luſt bekommen würde, ſich dieſer Lehenspflicht zu entziehen und den Beherrſcher von Frankreich, als den Schwächeren zu demüthigen. In dieſe unnatürliche und feindſelige Stellung zwiſchen England

und Frankreich durch die zweiten Heirathen der Kaiserin Mathilde und der Königin Eleonore, aus den Leidenschaften zweier Weiber kam so große Unordnung in das Verhältniß der Staaten und Nationen. Weltgeschichtliche Krankheiten, welche die Völker Jahrhunderte hindurch quälen, knüpfen sich nicht selten an die Gier, Leichtsinn oder Sünde berühmter Weiber an.

4.

Die Plantagenet.

Bald nach seinem Regierungsantritte kam Heinrich II. in Streit mit der Kirche. Anselm, Erzbischof von Canterbury, hatte zuletzt unter dem schwachen Stephan Ansprüche der Kirche durchgesetzt, die ihr früher von den stolzen Normannenkönigen verweigert worden waren. Der Papst übte Einfluß auf die Bischofswahlen, setzte den Cölibat durch, ließ an sich appelliren und schickte Legaten, um seine Richtersprüche zu vollziehen. Dadurch nun fühlte sich Heinrich II. in seiner königlichen Gewalt eingeschränkt und fand lebhafte Unterstützung bei den Bischöfen, die wie Räuber in ihren Sprengeln hausten und sich keiner Zucht unterwerfen wollten. Des Königs Kanzler, Thomas Becket, ein Mann von seltenem Talente und dem König sehr ergeben, wurde eben deshalb zum Erzbischof von Canterbury oder Primas von England erhoben, entsprach aber den Erwartungen Heinrich's nicht, sondern waltete seines neuen Amtes mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und mit einer Heiligkeit, die ihm vorher niemand zugetraut hatte, denn er entsagte allem Prunk der Welt, an dem er sich früher erfreute, und lebte wie der ärmste Mönch. Bald kam er mit dem König in Zwist, da dieser der Geistlichkeit die Gerichtsbarkeit absprach. Thomas aber sah sich von der ganzen Geistlichkeit verlassen, die auf einer Synode zu Clarendon 1164 alle Rechte der Kirche preisgab, um unter dem Schutz des Königs vor allen Censuren des Erzbischofs und Papstes sicher ihr üppiges Leben fortsetzen

zu können. Thomas wurde ſogar der unſinnigſten Dinge angeklagt, nur damit man ihn los werde, er habe die heilige Meſſe im Namen des Teufels geleſen ꝛc. Er mußte flüchten und alle ſeine Verwandten, gegen 400 Perſonen, wurden der Rache des Königs geopfert, der viele von ihnen verſtümmeln ließ und alle verbannte. Thomas ſprach in der Normandie den Bann gegen ihn aus, allein er wurde vom Papſt Alexander III. desavouirt, weil es dieſer mit dem mächtigen Könige nicht ganz verderben wollte. Doch mahnte der Papſt den König, ſich mit dem Erzbiſchof auszuſöhnen, und als Heinrich fürchten mußte, der König von Frankreich könne ſich des Papſtes gegen ihn bedienen, gab er aus Politik einen Augenblick nach und geſtattete dem Erzbiſchof die Rückkehr nach England, wo ihn das Volk mit großer Freude empfing. Wo er ſich zeigte, umgaben ihn große, zum Theil bewaffnete Schaaren, um ihn gegen die franzöſiſchen Biſchöfe zu ſchützen, von denen man glaubte, daß ſie ſich alles gegen ihn erlauben würden, um ſeinen Cenſuren zu entgehen. In der That drängten ſie ſich um den König und beſtürmten ihn, ſich und das Land von dieſem gefährlichen Erzbiſchof zu befreien, der das Volk aufwiegele. Da rief der König ärgerlich: Iſt denn niemand da, der mich von dieſem Läſtigen befreite? Sogleich eilten vier Ritter ſeines Gefolges nach Canterbury, drangen in die Kirche ein und erſchlugen den Erzbiſchof am Altare, 1170. Der Erzbiſchof von York pries die That auf der Kanzel und nannte ſie eine gerechte Vergeltung Gottes; ebenſo die andern Biſchöfe. Die Mörder blieben unbeſtraft und mußten nur eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem geloben. Das Volk aber betete den frommen Märtyrer als einen Heiligen an und zwei Jahre ſpäter beſtätigte der Papſt des Volkes Urtheil und erhob Thomas Becket unter die Heiligen. Da ſchwur König Heinrich öffentlich vor dem Volk, er ſey an ſeinem Tode nicht ſchuld.

Er mußte damals die Huld des Papſtes erkaufen, weil er Irland erobern wollte. Ihm ſchien dieſe Eroberung nothwendig, um ſeine Herrſchaft in England ſelbſt zu befeſtigen, und ſowohl die

Schotten als Frankreich eines natürlichen Alliirten zu berauben, welcher England früher oder später gefährlich werden konnte. Zudem lechzte die normänniſch-franzöſiſche Räuberbande, welche ſeit hundert Jahren das engliſche Hoflager zu dem ihrigen gemacht hatte, nach neuer Beute. Die große Smaragdinſel bot zahlreiche Ländereien und Ortſchaften dar, in welche ſich ſowohl die ritterlichen als die geiſtlichen Räuber theilen wollten. Geiſtliche und Laien der normänniſch-franzöſiſchen Einwanderung ſtanden ganz auf gleichem Fuße. Sie allein ſahen ſich als Herren des Landes an, ſprachen nur franzöſiſch, ſahen auf die Sachſen und Briten als auf verächtliche Leibeigene herunter und folgten ohne Scham und Scheu allen ihren Gelüſten. Nie erhielt ein Sachſe von ihnen Recht, nie wurde eine Klage gegen Normannen angehört. Von ihren feſten Burgen aus plünderten ſie den Landmann. Daſſelbe Loos wie die Sachſen und ein Theil der Walliſer ſollten nun auch die armen Iren erleiden. Der Krieg gegen ſie, die ſich immer friedlich gezeigt hatten, war die größte Ungerechtigkeit von der Welt. Papſt Alexander III. aber bevollmächtigte den König Heinrich zur Eroberung und machte ihm mittelſt einer Urkunde Irland förmlich zum Geſchenk. Einen Schein von Recht gewährte dem Papſt der Umſtand, daß ſich die irländiſche Kirche bisher von Rom unabhängig erhalten hatte. Gleichwohl würde es dem Oberhirten der Chriſtenheit mehr geziemt haben, chriſtliche Völker gegen die Raubangriffe der gottloſeſten Tyrannen zu ſchirmen, als umgekehrt die Wölfe einzuſegnen, damit ſie in die Heerde friedlicher Schaafe fielen.

Irland war längſt chriſtlich, das Volk harmlos und in mehrere kleine Königreiche getheilt. Durch Dermot, König von Leiceſter, gerufen, hatten ſich bereits normänniſche Ritter in die innern Streitigkeiten Irlands eingemiſcht und Eroberungen gemacht. Im Jahr 1172 begab ſich Heinrich II. ſelbſt mit einem Heere nach Dublin und befahl allen Königen und Großen Irlands, zu ihm zu kommen und ihm zu huldigen. Nur die Könige des Südens kamen, der Oberkönig von Connaught aber nicht, weil er ſich auf die Berge und Sümpfe ſeines Landes verließ. Indeß ſchritt die engliſche Er-

oberung doch vorwärts, ſo daß der König von Connaught es gerathen fand, ſich zum Vaſallen Englands zu erklären. Nur in den gebirgigſten und ſumpfigſten Gegenden trotzten die Iren der engliſchen Herrſchaft, welche furchtbar drückend wurde, weil die normanniſchen Eroberer das Volk ganz ebenſo knechteten, wie ſie die Angelſachſen geknechtet hatten. Der Papſt ſandte zwar einen Cardinal Vivian, um zum Rechten zu ſehen, dieſer aber verkaufte den Iren ſeinen Schutz und den Normannen ſeine Huld, füllte ſeine Kaſſe von zwei Seiten und lachte alle aus.

Unterdeß gerieth Heinrich mit ſeiner Gemahlin in Zwietracht, denn die heiße Lienor ſah nicht ruhig zu, wie er ſie vernachläſſigte und allerlei Buhlerinnen hielt. Unter dem Einfluß der Mutter wurden ihm nun auch die Söhne abſpenſtig. Richard, den er ſchon in ſeinem zwölften Jahre zum Herzog von Aquitanien machte, wurde von der Mutter und von den nach Unabhängigkeit trachtenden Aquitaniern gegen den Vater aufgehetzt. Ebenſo der noch jüngere Gottfried, dem er die Erbin der Bretagne, Tochter des letzten Herzogs Conan, Conſtanze, verlobt und bereits den Titel eines Herzogs der Bretagne verliehen hatte. König Wilhelm von Schottland unterſtützte die Söhne gegen den Vater, erlitt aber eine ſchmähliche Niederlage und mußte im Frieden zu Falaiſe Heinrich als ſeinen Oberlehnsherrn anerkennen. Dagegen konnte Heinrich mit den empörten Söhnen, denen Frankreich half, nicht ſo leicht fertig werden. Sein älteſter Sohn Heinrich, mit Margaretha, Tochter des Königs von Frankreich Ludwig's VII. vermählt, ſtellte ſich an die Spitze der Oppoſition und wurde bereits von Frankreich als der allein rechtmäßige König von England anerkannt. König Heinrich hatte eine Geliebte von großer Schönheit, Roſamunde Clifford, die er zwar geheim verbarg, die aber von der eiferſüchtigen Lienor aufgeſpürt und vergiftet wurde. Dadurch wurde der Haß zwiſchen beiden Gatten unverſöhnlich. Heinrich ließ die Königin einſperren, aber die Kinder hielten zur Mutter. Da entſchloß ſich der König in ſeiner Noth, ſich die Gunſt des Papſtes und der angelſächſiſchen Bevölkerung zu erkaufen und pilgerte barfuß nach Canterbury zum Grabe des Tho-

mas Becket, warf ſich hier auf ſein Angeſicht und weinte vor allem Volke. Nachdem die Zuſchauer ſchon hinlänglich gerührt waren, ließ er noch die Geiſtlichkeit kommen, entblößte ſeinen Rücken und verlangte zur Buße die Geiſelung. Die Biſchöfe beſtrichen ihm nur ſanft den Rücken, doch kamen genug angelſächſiſche Mönche, die ihn ſchärfer angriffen und ihm die Buße ſchmerzlich genug machten, ſey es, daß ſie an ſeine Reue glaubten, oder ihn für die ſchändliche Comödie ſtrafen wollten, die er in der That hier ſpielte. Aber er erreichte ſeinen Zweck. Das Volk glaubte an ſeine Reue und hielt ſich lieber an ihn, als an die gottloſen, an Frankreich verkauften Söhne. Nichts charakteriſirt die giftige Brut der heißen Lienor beſſer, als daß die drei empörten Söhne i. J. 1175 mit dem Vater Frieden ſchloſſen und nun die, deren ſie ſich bisher gegen den Vater bedient hatten, als Rebellen verfolgten. Wenn man dieſer Königsbrut auch von vornherein das Schlimmſte zutraute, wird man doch auf jedem Blatt der Chroniken, welches man umſchlägt, durch neuen Verrath, durch neue unglaubliche Bosheit überraſcht, ſo daß, wenn der Begriff Menſch und Teufel jemals in einander übergehen konnte, dies in der Familie der Plantagenet geſchah. Die Söhne verriethen nicht nur den Vater, ſondern auch einander ſelbſt, je nachdem ſich ihnen Gelegenheit darbot, die andern zu übervortheilen. Der älteſte Sohn Heinrich ging wieder zum Vater über, ſtarb aber noch in jungen Jahren, 1183, und der Vater weinte bitterlich, weil er die Reue des Sohnes für aufrichtig gehalten hatte. Noch in demſelben Jahre wurde auch ſein Sohn Gottfried, der ſich an Frankreich verkauft hatte, in einem Tourniere zu Paris zufällig getödtet. Richard aber, den man nicht Löwenherz hätte nennen ſollen, weil an den Begriff des Löwen etwas Edles geknüpft wird, wovon Richard nie etwas beſaß, ſetzte den mörderiſchen Kampf gegen den Vater unabläſſig fort. Das Diaboliſche, was in dieſer ganzen Situation lag, wurde von einem aquitaniſchen Troubadour, Bertrand von Born, in Spottgedichten aufgefaßt, die ſich gegen den Vater, wie gegen die Söhne richteten.

Damals traten die Unglücksfälle im Orient ein, die einen

neuen Kreuzzug nothwendig machten und König Heinrich II. entblödete sich nicht, die Lage zu benutzen, um unter dem Vorwand, die Kosten für den Kreuzzug bestreiten zu müssen, Christen und Juden auf unbarmherzige Weise zu Anleihen zu zwingen, während ihm nicht einfiel, das Kreuz zu nehmen, sondern er das Geld nur im Kriege gegen seinen Sohn brauchen wollte. Wer nicht zahlte, wurde im Kerker gemartert, bis er zahlte. Nun geschah vollends das Unerhörte. Während eines Waffenstillstands mit England hatte König Philipp August von Frankreich seine junge Tochter Alix dem Richard Löwenherz verlobt und nach England geschickt. Hier aber hielt Heinrich II., seitdem er mit seinem Sohn im Kampfe lag, sie fest, buhlte selbst um sie, verführte und entehrte sie. Der Kampf dauerte fort und wurde immer erbitterter. Endlich wurde Heinrich II. krank und zum Frieden geneigt. Man brachte ihm eine Liste derer, die ihn verrathen und es heimlich mit den Franzosen gehalten hatten. Darunter fand er auch den Namen seines jüngeren Sohnes Johann, der immer sein Liebling gewesen war. Da brach ihm aller Lebensmuth zusammen. Heuchlerisch erschien Richard Löwenherz an seinem Sterbebette, und heuchlerisch verzieh ihm der Vater. Als Richard fort war, bat Heinrich Gott, ihn nur noch so lange leben zu lassen, bis er sich an dem verfluchten Sohne rächen könne. Richard aber ging zum König von Frankreich und lachte mit ihm über den sterbenden Vater. Heinrich II. war nicht mehr zu retten, seine letzten Worte waren: „Schande einem besiegten Könige! Verflucht sey der Tag, an dem ich geboren wurde, und verflucht seyen die Söhne, die ich gezeugt habe!“ Kaum war er todt, so stahlen seine Diener alles, was er bei sich hatte, und liefen davon, so daß ihm nicht einmal das Hemde blieb. Die Scene trug sich in Chinon zu. Vergebens warteten die Einwohner, ob die Königin*), ob der neue König Richard

*) Der Haß des englischen Volks gegen die heiße Lienor lebt fort in einem schauerlichen Volksliede, worin die Königin im Alter ihrem Gemahl Heinrich alle ihre geheimen Missethaten beichtet, wie sie von Jugend auf nur dem Bösen gedient habe, wie alle ihre Kinder Bastarde seyen ꝛc.

ſich der Leiche annehmen würden. Kein Menſch bekümmerte ſich darum und die guten Einwohner ſchnitten Goldfranſen von einem Weiberrock zu einer Art von Diademe zu, damit der arme König doch nicht ohne Krone begraben würde, 1189.

Nun kam jener berühmte Richard Löwenherz zur Regierung, den die poetiſche Lüge in Zuckerwaſſer aufgelöſt hat, der aber in der Wirklichkeit einer der bösartigſten Buben geweſen iſt, welche Gott jemals in ſeinem Zorne auf Thronen geboren werden ließ. Richard hatte für die Engländer ſo wenig ein Herz wie irgend einer ſeiner Verfahren. Das einzige Gute an ihm war, daß ihm das Todtſchlagen beſſer gefiel, als das Lügen und Intriguiren. Deshalb war ihm der Kreuzzug erwünſcht, den er mitmachen wollte, um ſeine ganze wilde Kraft auszutoben. Daß er als König dem Volke verpflichtet ſey, fiel ihm nicht ein. Er verlangte bloß Geld, um nicht als armer Ritter in's Morgenland ziehen zu müſſen. Er wollte mehr haben, als alle andern, weil er wußte, wie viel das Geld vermag. Er preßte daher den Unterthanen nicht nur aus, was irgend möglich war, und ließ alle Juden in England ermorden, um ſich ihrer Güter zu bemächtigen, ſondern er verkaufte auch den armen Angelſachſen um die letzten Heller, die ſie auftreiben konnten, die ihnen ſeit Wilhelm dem Eroberer geraubten Rechte. So kamen viele engliſche Städte wieder zu ihrer alten Freiheit. London war damals ſchon eine volkreiche Stadt, denn Richard ſagte: „Ich würde London verkaufen, wenn ſich nur ein Käufer dazu fände.“ Als er Geld genug hatte, trat er den Kreuzzug an. Nach des Vaters Tode blieb ihm ſeine Verlobte, die ſchöne Alix, Philipp Auguſts Tochter, deren reiche Mitgift anzunehmen und zu behalten er die Stirn hatte, indem er ſie ſelbſt dem König von Frankreich heimſchickte und ſich nicht ſchämte, ſeinen eigenen Vater im Grabe zu entehren, denn er entſchuldigte ſein Benehmen gegen die Braut damit, daß ſie von ſeinem Vater ein Kind habe.

Wie es Richard im Morgenlande erging, haben wir ſchon in der Geſchichte der Kreuzzüge berichtet.

5.

Die Magna Charta.

Richard überließ die Regierung Englands während seiner Abwesenheit dem Kanzler Wilhelm von Longchamp, der sich durch seine Hoffahrt, Habgier und Eitelkeit — er war ein Franzose — bald verhaßt machte und durch die Barone, an deren Spitze sich Richards Bruder Johann stellte, entsetzt wurde. Diesem Johann hatte man früher den Namen „ohne Land" gegeben, weil er bei der Vertheilung des Reichs an die älteren Brüder noch zu jung gewesen und leer ausgegangen war. Er verständigte sich jetzt mit König Philipp von Frankreich auf den Fall hin, daß Richard etwa gar nicht mehr heimkommen würde. Er konnte aber nicht hindern, daß seine Mutter Eleonora alles that, um ihren geliebten Richard aus der Gefangenschaft in Deutschland frei zu kaufen. Die Ehre Englands war hier im Spiele. Wie ungern auch Johann den Bruder wiederkommen sah, er wagte nicht, den Sammlungen für seine Auslösung entgegenzutreten.

Richard kam 1194, that den Johann sogleich in die Acht und nahm ihm alle seine Güter. Johann aber gewann seine Gnade wieder, indem er ihm alle seine französischen Freunde aufopferte und die, welche ihm seither am treuesten gedient, verrieth, einkerkern und hinrichten ließ. Hierauf begann Richard einen wüthenden Rachekrieg gegen Philipp von Frankreich, ohne wesentlichen Erfolg, außer daß Burgen erstürmt, Städte und Dörfer verbrannt und das arme Volk schwer mißhandelt wurde. Als Richard den Bischof von Beauvais gefangen nahm und der Papst ihn reclamirte, schickte Richard den blutigen Panzer des Bischofs nach Rom und ließ dem Papst sagen: „sieh zu, ob das der Rock deines Sohnes ist." Im Jahr 1196 schloß er endlich mit Frankreich wieder Frieden. Richard hatte den tollen Einfall, sich zum zweitenmal krönen zu lassen und beging die Infamie, alle Verkäufe königlicher Güter und Rechte, die

er vor seiner Reise ins h. Land abgeschlossen hatte, plötzlich für ungiltig zu erklären und alles wieder an sich zu reißen. Ein Chronist erzählt, er habe keine Beschwerde, keine Klage angehört, sondern jedermann durch den Blick, die Stimme und Geberde des grimmigen Löwen zurückgeschreckt. Während er für seine Person die niedrigste Wollust viehisch befriedigte, raubte er alle Kirchen in England aus, so daß sie lange nachher nur Gefässe von Messing zum h. Gebrauch hatten.

Das unter dieser nicht enden wollenden Tyrannei des normännisch-französischen Königthums, Adels und Episcopats zertretene sächsische Volk fand damals den einzigen Trost im Ruhme des Robin Hood, Adam Bel, William von Cloudesly ꝛc., die im großen Wald Sherwood ihr Wesen trieben und von dort aus als freie Angelsachsen mit Pfeil und Beil dem normännischen Heere Schaden thaten, wo sie konnten. Ihr tapfrer Muth wurde durch eine Menge noch heute beliebter Volkslieder verherrlicht. Als aber Wilhelm Langbart in London als Volksredner und Vertreter des armen sächsischen Volkes auftrat und bei der Krone Hülfe suchte gegen die Aristokratie, wurde er gehenkt, 1196.

Richard kam auf eine seiner würdige Art ums Leben. Der Vicomte von Limoges hatte einen Schatz gefunden und einen Theil davon dem König geschickt. Richard aber wollte das Ganze haben und belagerte deshalb den Vicomte in seiner Burg. Da traf ihn ein Pfeil und durch die Ungeschicklichkeit des Arztes wurde die Wunde tödtlich, 1199.

Ihm folgte nun Johann als König, und dieser neue Tyrann schloß seinen Neffen Arthur, Sohn des verstorbenen Gottfried von Bretagne, von seinem Erbe aus. Arthur aber wurde in seinem Recht von Frankreich unterstützt und stellte sich an die Spitze eines kleinen Heeres, womit er seine Großmutter, die heiße Lienor, im Schlosse Mirabel in Poitou belagerte, weil sie auf Seite Johanns war und blieb. Nun fiel aber Johann mit großer Uebermacht über ihn her und nahm ihn gefangen. Da saß der kaum zum Jüngling heranreifende Knabe, jeden Tag in Erwartung des Mörders,

auf dem Schloſſe Falais. Hubert de Bourg, der Caſtellan daſelbſt, wollte ihn retten und gab ihn für todt aus. Weil nun die treuen Bretagner glaubten, Johann habe ihn umbringen laſſen, und in offene Empörung ausbrachen, verrieth ihnen Hubert, der junge Prinz lebe noch. Kaum aber war Johann davon unterrichtet, als er augenblicklich nach Falais eilte und ſeinen Neffen ſelbſt aus der Burg entführte. Seitdem ſah man Arthur nie wieder. Es hieß, Johann habe ihn im Kahn, in dem er ihn bei Nacht wegbrachte, eigenhändig erdolcht und die Leiche mit einem Steine beſchwert in die Seine geworfen, 1203.

Dieſer feige Mord empörte alle Herzen. Die Bretagner, alle Biſchöfe, Herren und Städte des Feſtlands, die unter engliſcher Hoheit ſtanden, ſagten dem König den Gehorſam auf und Philipp von Frankreich forderte als Lehensherr aller dieſer engliſchen Provinzen den König Johann vor ſein Gericht. Johann indeß verließ ſich darauf, daß je mehr die Franzoſen gegen ihn ſchrieen, die Engländer um ſo gewiſſer zu ihm halten würden, und da er in England ſelbſt nicht angegriffen zu werden fürchtete, den Krieg auf franzöſiſchem Boden zu führen aber nicht Mittel genug beſaß, verhielt er ſich ganz ruhig und vergnügte ſich mit ſeiner ſchönen Gemahlin Alicia, indeß der König von Frankreich ſich aller ſeiner Länder jenſeits des Canals bemächtigte. Erſt 1213, als Philipp Auguſt bei Boulogne eine Flotte ausrüſtete, um nach England überzuſetzen, rührte ſich Johann und ſammelte auch ſeinerſeits ein Heer. Da vermittelte Papſt Innocenz III., der die Gelegenheit nicht verſäumen wollte, um England an Rom zu binden. Unter der Bedingung, daß Johann England vom Papſt zu Lehen nahm, ſchreckte dieſer Papſt durch ſeine Drohung Frankreich vor dem Angriff auf England zurück. Am 15. September 1213 empfing König Johann knieend aus den Händen des Cardinal Pandulf die Belehnung. Dieſer Act war zugleich eine Antwort auf die Anmaßung Kaiſer Heinrichs VI., der nur wenige Jahre vorher den gefangenen König Richard gezwungen hatte, England von ihm zu Lehen zu nehmen. Im folgenden Jahr folgte der Schlag bei Bouvines, durch welchen Philipp die Coalition zwiſchen

Kaiser Otto und Johann sprengte. Ein englisch-flandrisches Heer wurde damals besiegt, Johann aber war nicht in Person dabei.

Diese Niederlage vermehrte die Mißachtung, in welcher Johann bei seinem Volke stand, und die Trennung Englands von den normännischen Provinzen in Frankreich stärkte unmerklich die angelsächsische, bisher vom Adel und Klerus unterdrückte Mehrheit des Volkes. Zum erstenmal schloß sich die fremde Aristokratie an das einheimische Volk an, um dem unwürdigen und schwachen König Bürgschaften abzudrängen. Wie sehr sich derselbe verächtlich machte, davon nur ein Beispiel. Er hatte der schönen Frau des Ritters de Vescy nachgestellt und prahlte mit ihrer Gunst, der Ritter aber sagte ihm, er habe ihm ein anderes und zwar häßliches Frauenzimmer untergeschoben und verspottete ihn öffentlich. Der König drohte dem Ritter mit dem Tode, zu diesem aber schaarten sich fast alle Barone und Ritter des Reichs und schlossen einen Bund wider den König, 1215. Zwar erwirkte Johann ein Abmahnungsschreiben des Papstes an die Barone, aber der vom Papst selbst früher gegen den Willen des Königs zum Erzbischof von Canterbury ernannte Angelsachse Stephan Langton schloß sich an der Spitze der angelsächsischen Bürger und Bauern dem Bunde der Barone an. Johann saß zuletzt in Odiham mit nur sieben Begleitern allein von ganz England verlassen. Da mußte er nachgeben, seine eigenen Unterthanen gleichsam um Gnade bitten und dieselbe durch einen Vertrag erkaufen, der alle von den Baronen und Bischöfen des Reichs geforderten Bürgschaften enthielt und die Magna Charta genannt wurde, am 15. Juni 1215.

In dieser merkwürdigen Charta finden wir schon die wichtigsten Grundzüge der nachherigen englischen Verfassung und Volksfreiheit vorgezeichnet. Gegenüber von Rom schränkte die Charte die Appellationen ein und machte alle Klagsachen gegen Geistliche in weltlichen oder Lehensangelegenheiten vom geistlichen Gerichte unabhängig. Gegenüber dem König wurde vor allem vorgeschrieben, daß derselbe nie mehr eine Steuer erheben dürfe ohne Einwilligung der Bischöfe und Barone. Sodann wurde ein Ausschuß von fünf-

undzwanzig Männern niedergesetzt, welcher beständig darüber zu wachen hatte, daß der König die Vorschriften der Magna Charta auch wirklich erfülle. Die Barone insbesondere beschränkten in der Charte die bisherige Lehensherrlichkeit des Königs und stärkten sich als Corporation gegen dessen Willkür. Um aber die Zustimmung der Städte und des gemeinen Volkes zu erhalten, halfen die Barone auch die Rechte dieser letzteren in der Charte wahren. Die Städte, insbesondere der Kaufmannstand, erlangten große Freiheiten. Das alte angelsächsische Gesetz wurde wieder hergestellt, wonach kein Freier verhaftet werden konnte außer kraft eines gesetzmäßigen Urtheils seiner Standesgenossen, weil jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden durfte. Damit sollte für immer jede Willkür im Strafen, jede Hemmung des Rechts, jede Bestechung ꝛc. vermieden werden. Die Bedeutung der Magna Charta liegt in der wechselseitigen Bürgschaft, welche sich die Glieder einer Corporation gegenseitig und wieder eine Corporation der andern zur Erhaltung ihres Besitzes, ihres Rechts und ihrer Freiheit leistete. Sie nahm den Schwerpunkt der Macht aus der Krone hinweg und verlegte ihn in das Parlament, d. h. in die ständisch gegliederte Nation.

Natürlicherweise unterzeichnete König Johann die Charte nur mit verbissener Wuth und der Papst, dem das englische Volk, obgleich er Oberlehnsherr von England geworden war, gar nicht gefragt hatte, strafte den Ungehorsam mit einer Bulle, in der er alle in den Bann that, welche die Charte anerkennen würden. Mit dieser Bulle in der Hand und an der Spitze einiger auswärts geworbener Truppen wagte der König, unter Widerrufung der Charte, seinem Volk entgegen zu treten und das Land zu verheeren. Die Barone riefen den französischen Prinzen Ludwig zu Hülfe. Als aber Johann mit seinen Truppen und den Wagen, die seine Schätze enthielten, einmal dem Meeresufer entlang zog, kam plötzlich die Fluth und riß alle die Reichthümer, an denen seine Seele hing, in den Abgrund des Meeres hinunter. Darüber kümmerte er sich so, daß er krank wurde und starb, 1216.

Für Johanns unmündigen Sohn Heinrich III. übernahm

der würdige Graf von Pembroke die Regentschaft, nöthigte den französischen Prinzen zum Abzug und zu einem Friedensschlusse, starb aber selbst schon 1219, worauf der junge König in die Hände von Günstlingen fiel und schwachen und leichtsinnigen Charakters, wie er war, mit denselben, wie mit Spielzeug, wechselte. Der erste war Hubert de Burgh, der den Freiheitsbrief der Nation bestätigte, weil er dem König Geld verschaffen mußte zu einem Versuch, die in Frankreich verlorenen Provinzen wieder zu erobern. Die Charte erhielt einen Zusatz, durch welchen das für den Landbau so drückend gewordene Jagdrecht des Königs eingeschränkt wurde. An der Spitze derer, die den König zu volksthümlichen Concessionen drängten, stand sein eigener Bruder Richard von Cornwallis, den nachher die deutschen Fürsten zu ihrem Kaiser wählten. Der Versuch gegen Frankreich mißlang aber kläglich. Nun fiel der Günstling Hubert und Peter, Bischof von Winchester, trat an seine Stelle. Die Vermählung Isabellens, eine Schwester des Königs, mit dem deutschen Kaiser Friedrich II. im J. 1235 kam einem Bunde Englands mit Deutschland gegen Frankreich gleich, blieb aber unfruchtbar für die Politik, weil der deutsche Kaiser sich ausschließlich Italien zuwandte.

Auch Peter verlor wieder Heinrichs III. Gunst, seitdem Simon, der jüngere Graf von Montfort, Sohn des Wütherichs im Albigenserkrieg, nach England kam, wo schon sein Vater die Grafschaft Leicester inne gehabt hatte. Heinrich gewann ihn so lieb, daß er ihm seine Schwester Eleonora zur Ehe gab. Der neue Günstling wurde zwar durch die nationale Opposition beseitigt, fand aber eine Stütze am Papst, welcher den König Heinrich III. auf alle Art in sein Interesse zu ziehen suchte, um ihn von jeder Unterstützung des deutschen Kaisers abzuhalten. Wie arg man Heinrichs Schwäche mißbrauchte, mag daraus erhellen, daß der Papst ihm die Insel Sicilien verkaufte und das Geld im Kampfe gegen Friedrich II. verwendete, während er sich gar nicht einmal im Besitz Siciliens befand. Das viele Geld, das der Papst aus England durch den König zusammenbrachte, wurde vom Volk höchst ungern gegeben. Daher ein neuer Sturm der Barone ausbrach und auf dem s. g.

tollen Parlament 1258 Heinrich gezwungen wurde, seine schlechte Umgebung fortzujagen und sich der neuen s. g. Oxforter Constitution zu unterwerfen, wonach ihm wieder ein Ausschuß von 24 Männern an die Seite gesetzt wurde, um alle seine Regierungshandlungen zu überwachen. Von diesem lästigen Zwange suchte er sich frei zu machen und wurde dabei durch seinen Bruder Richard, seinen talentvollen Sohn Eduard und durch den Papst unterstützt, der ihn von der Erfüllung des dem Volk von England geschwornen Eides entband. Aber Simon von Montfort änderte jetzt seine Politik und hoffte als Schwager des Königs die Krone an seine Familie zu bringen, wenn er auf die Seite des Volkes träte. Es gab großen Kampf, da das Parlament der Barone, von Simon unterstützt, nicht nachgeben wollte und den König bei seinem Eide festhielt. Man vereinigte sich dahin, eine Entscheidung des h. Ludwig anzunehmen. Als dieselbe aber zu sehr zu Gunsten des Königs und des Papstes ausfiel, verwarfen sie die Barone und waffneten ein Parlamentsheer, welches Simon anführte. In der Schlacht bei Lewes unterlag zuerst Prinz Eduard, weil er allzu unvorsichtig vordrang, dann der König selbst und sie wurden gefangen.

So war Simon Herr der Lage. Vergebens that der Papst diesen seinen alten Parteigänger jetzt in den Bann, Simon warf die Bannbulle ins Meer. Aber er triumphirte zu früh. Sein Hochmuth beleidigte die Barone und das Volk traute ihm nicht. Zwar ließ er, indem er das Parlament von 1265 eröffnete, zum erstenmal Abgeordnete der Grafschaften und Städte zu und wurde somit der erste Gründer des Hauses der Gemeinen, aber er erkaufte sich damit doch keine dauernde Volksgunst. Als der gefangene König in alle Forderungen dieses Parlaments eingewilligt hatte und wieder frei erklärt war, waffnete sich seine Partei von neuem und viele Barone gingen zu dem Prinzen Eduard über, der vor Begierde brannte, dem Königthum wieder Achtung zu verschaffen und sonderlich die anmaßenden Bürger von London zu züchtigen, die es gewagt, im Parlament dem König Gesetze vorzuschreiben. Durch die Abneigung der Barone gegen die Bürger verlor Simon seine

beſten Streitkräfte und in der Schlacht bei Evesham rühmlich kämpfend ſein Leben, 1265.

Der König band ſich nun freilich nicht an Simons neue Verfaſſung, allein ſo oft er Geld brauchte, mußte er den Ständen doch wieder nachgeben und die Privilegien des Parlaments ſchlummerten nur zeitweiſe, um immer wieder wach zu werden. Prinz Eduard ging mit ſeiner ſchönen jungen Gemahlin, Eleonore von Caſtilien, ins h. Land. In der Geſchichte der Kreuzzüge haben wir ſeiner ſchon gedacht und der zärtlichen Treue ſeiner Eleonore, die durch ihre Tugenden die Laſter der heißen Lienor aufwog. Mit dem Eintritt der Gemeinen ins Parlament und der caſtilianiſchen Dame in die Familie der Plantagenet wurde es wieder etwas Licht in der engliſchen Geſchichte und es ſchien der böſe Genius dem guten weichen zu wollen. Aber noch lange war die normänniſche Verrätherei und Blutgier nicht überwunden. Im Aufblühen der Städte lag die meiſte Hoffnung für das arme Volk. Durch Richard von Cornwallis, der damals Kaiſer war, erhielten die Kaufleute der deutſchen Hanſeſtädte eine eigene Halle und große Freiheiten in der Stadt London. Heinrich III. ſtarb im Frieden, 1272.

6.

Die Heldenzeit der Schotten.

Der tapfere Prinz, der unter dem Namen Eduard I. dem Vater nachfolgte, hatte keine Ruhe, denn er war voll Thatendurſt aus dem h. Lande zurückgekehrt. Vielleicht hegte er einen großartigen Plan und dachte, indem er Wales und Schottland unterwerfen und zunächſt ſein Inſelreich abrunden wollte, nicht ſowohl an eine Entſchädigung für die in Frankreich verlorenen Provinzen, ſondern an eine Operationsbaſis, um jene Provinzen wieder zu erobern.

Zuerſt fiel er über das unglückliche Wales her, welches ſchon ſo viel Wehe von England aus erfahren hatte und doch ſo unſchul-

dig war. Der Fürſt von Wales Clewellyn hatte ſich an Simon von Montfort angeſchloſſen, ohne Zweifel in der Hoffnung, durch deſſen Parlamentsreform werde mehr Gerechtigkeit in die engliſche Politik kommen. Dieſe Verbindung mit Simon aber diente jetzt dem König Eduard zum Vorwand eines Angriffs, der die gänzliche Vernichtung des waliſchen Königsgeſchlechts und der alten Unabhängigkeit ihres Landes bezweckte. Der Kampf begann 1277 und dauerte nach halben Unterwerfungen und neuen Empörungen mehrere Jahre fort, bis Clewellyn in einer Hauptſchlacht getödtet wurde, 1282. Sein tapferer Bruder David wehrte ſich zwar noch lange in den Wäldern und Bergen des Landes, bis auch er durch Verrath gefangen und geviertheilt wurde. Die Waliſer hatten damals noch ſ. g. Barden. Das waren aber nicht mehr die alten Barden der Heidenzeit, ſondern eine chriſtliche Sängerſchule, in welcher der Nationalſtolz gepflegt und die Erinnerungen an ihre ruhmwürdige Vorzeit, insbeſondere an König Arthur, bewahrt und mannigfaltig ausgeſchmückt wurde, ganz in der Art, wie damals auch in Frankreich und England von Sängerſchulen die Thaten Karls des Großen verherrlicht wurden und auch in dieſe Heldenlieder noch manche heidniſche Erinnerung einfloß. Jene Barden nun waren dem Eroberer verhaßt und mußten ihm gefährlich ſcheinen, weil die unterworfene Bevölkerung von Wales durch ihre Lieder immer neu zum Haſſe gegen England aufgeſtachelt wurde. Er rottete ſie alſo unbarmherzig aus und richtete in Wales alles auf engliſchen Fuß ein mit gewaltſamer Verdrängung der alten Sprache, des alten Rechts, der alten Sitte. Als dem König 1284 auf waliſchem Boden ein Sohn geboren wurde, vertröſtete er die Waliſer mit dem grauſamen Witz: „Da habt ihr einen König, wie ihr ihn wünſcht, einen gebornen Waliſer und der kein Wort engliſch verſteht.“ Seitdem heißen alle erſtgeborenen Söhne der Könige von England Prinzen von Wales.

In gleicher Art wollte Eduard I. auch mit Schottland verfahren. Das altſchottiſche Königsgeſchlecht ſtarb mit Alexander III. aus, 1290. Eine Tochter deſſelben hatte den König Erich von Norwegen geheirathet und dieſer hinterließ wieder eine Tochter, Mar-

garetha, das Mädchen von Norwegen genannt. Mit dieſer verlobte König Eduard I. ſeinen Sohn, und als ſie unterwegs auf der Reiſe von Norwegen her ſtarb, erklärte er ohne weiteres Schottland für ſein Eigenthum. Nun waren aber noch entferntere Verwandte des alten Königshauſes übrig, unter denen Johann Baliol dem Robert Bruce den Rang ablief. Bruce ſchloß ſich deshalb an England an und Baliol ſelbſt wagte die ſchottiſche Krone nur als Lehen von England anzunehmen und wurde von Eduard I. ſyſtematiſch ſo lange mißhandelt, bis er abtrat. Erſt mußte ihm Baliol die wichtigſten Feſtungen ausliefern, dann ſich wegen muthwilliger Anklagen vor ſein Gericht in London ſtellen und dankte endlich lieber ab, 1296. Hierauf nahm Eduard Beſitz von ganz Schottland, ließ den Königſtein von Scone, auf dem die alten Könige gekrönt worden waren, nach London bringen und die armen Schotten durch engliſche Beſatzungen und Steuereinnehmer ausſaugen, die unter dem Befehle ſeines Schatzmeiſters Creſſingham ſtanden. Sie brutaliſirten das ſchottiſche Volk in gewohnter normänniſcher Art. Aber die Schotten ließen es ſich nicht gefallen. Unter ihnen erhob ſich zuerſt Wilhelm Wallace, der nicht einmal ein echter Schotte war, ſondern aus einer im Niederland eingewanderten ſächſiſch-normänniſchen Familie ſtammte. Er hatte im Streit einen Engländer erſchlagen, entzog ſich der Strafe durch die Flucht, ſammelte Geſinnungsgenoſſen und fing einen kleinen Krieg zu führen an, der immer mehr Ausdehnung gewann, weil die erbitterten Schotten ſich ihm in Menge anſchloſſen. Ein engliſches Heer von 50,000 Mann unter dem Grafen von Surray ſollte ihn vernichten, wurde aber von ihm bei Stirling geſchlagen. Eine Brücke brach unter den fliehenden Engländern und auch Creſſingham kam hier um, 1297.

Dieſes Unglück nöthigte den König, ſehr gelinde Saiten gegen das Parlament aufzuziehen. Er hatte gerade damals ſein Bündniß mit Flandern gegen Frankreich abgeſchloſſen und dem deutſchen König Adolf große Geldſummen geſchickt, damit er ihm gegen Frankreich helfe. Adolf nahm das Geld, ohne etwas dafür zu leiſten; nun kam auch noch die Nachricht von der großen Niederlage in

Schottland und Eduard befand sich in keiner kleinen Verlegenheit. Er hatte der englischen Geistlichkeit und den Städten große Summen abgepreßt und damit viele Unzufriedenheit erregt. Nun brauchte er Geld zu neuen Rüstungen, biß daher in den sauern Apfel und söhnte sich mit dem Parlament aus, indem er ihm alle seine bisherigen Privilegien, die Magna Charta, das Jagdgesetz ꝛc. neu bestätigte. Nun half ihm das Volk und er konnte ein so stattliches Heer ausrüsten, daß er in der Schlacht bei Falkirk einen großen Sieg über Wallace erfocht. Doch soll ihm Verrath dazu geholfen haben, indem die vornehmen schottischen Herrn, einem so geringen Manne, wie Wallace war, nicht dienen wollten und ihn vor dem Kampfe im Stich ließen, 1298. Inzwischen war Schottland noch lange nicht unterworfen. Wallace führte den kleinen Krieg fort, errang noch manchen Sieg und konnte erst im J. 1305 überwältigt werden, indem sein Zufluchtsort im Walde den Engländern verrathen wurde. Eduard ließ ihn, wie früher den Fürsten von Wales, viertheilen, doch ist ihm unsterblicher Ruhm geblieben.

Eduard betrachtete sich nun wieder als Herrn von Schottland und überließ die Verwaltung des Landes dem Lord Comyn. Robert Bruce, ein Enkel des oben erwähnten Kronprätendenten, suchte Schottlands Unabhängigkeit zu retten und ließ sich deshalb mit Comyn in geheime Unterhandlungen ein, welche dieser aber dem König verrieth. Bruce und seine Freunde wurden davon unterrichtet. Kirk Patrik sagte zu Bruce: Wir dürfen nicht in Ungewißheit bleiben. Dieser aber antwortete rasch: „Ich will es gewiß machen!“ ging hin und stach den Lord Comyn auf der Stelle nieder. Seine Worte I will secure him erlangten großen Ruhm. Hierauf rief er ganz Schottland in die Waffen und ließ sich in Scone zum König krönen. Nach alter Sitte sollte der Thane (Graf) von Fife die Krönung vollziehen, war aber aus Angst zu den Engländern entlaufen. Da nahm seine muthigere Schwester Isabella, Gräfin von Bogham, die Krone und setzte sie dem Robert auf das Haupt, 1306. Eduard aber that bei einem großen Gastmahle, bei dem

zwei Schwäne als Schaugerichte nach der Sitte der Zeit prangten, das Gelübde, nicht zu ruhen, bis Schottland wieder bezwungen ſey. In der erſten großen Schlacht bei Methwen unterlag Bruce und entkam nur mit wenigen Gefährten. Eduard übte ſchreckliche Rache und ließ unter andern Roberts tapfern Bruder Nigel enthaupten, Roberts Gattin und Tochter in beſondere Kerker werfen und die unglückliche Gräfin Iſabella in einem Käfig dem Hohne des Pöbels ausſetzen. Zugleich belegte der Papſt alle Schotten, die es mit Bruce hielten, wie dieſen ſelber, mit dem Banne.

Bruce irrte auf den ſchottiſchen Inſeln umher und las unterwegs auf dem kleinen Boote ſeinen Gefährten, worunter der tapfere Jakob Douglas, das Heldenbuch von Fierabras vor, der ähnliches Unglück erlitten und überſtanden. Ein falſches Signalfeuer lockte Bruce wieder an die ſchottiſche Küſte, aber ſein verwegener Bruder Eduard bewog ihn, alles zu wagen. Treue Schotten in Menge geſellten ſich wieder zu ihnen. Douglas verbrannte ſein eigenes Schloß mit allen Engländern, die es beſetzt hatten. Zwei jüngere Brüder Bruces, Thomas und Alexander, fielen den Engländern in die Hände und wurden wie Nigel hingerichtet; aber das ſteigerte nur den Zorn Roberts, der bei Loudrunhill 1307 einen glänzenden Sieg erfocht. König Eduard I., ſchon alt und krank, hörte die Nachricht mit äußerſtem Unwillen, brach mit Heeresmacht gegen Schottland auf, ſtarb aber unterwegs. Sein Nachfolger Eduard II. entbehrte ſeiner Thatkraft und Bruce machte ſich nicht nur zum Herrn von ganz Schottland, ſondern fiel auch in England ſelber ein. In einer Schlacht zerſchmetterte Bruce mit ſeiner Streitart einem engliſchen Ritter, der ihn in voller Rüſtung anrannte, den Schädel. In einer andern, bei Bonnackburn fielen 30,000 Engländer, dabei 200 Ritter und 700 Edle. Dagegen fiel Roberts tapferer Bruder Eduard bei einem Angriff auf Irland, und die ihm ſchon zugeſicherte Thronfolge ging nun auf Roberts Tochter über, die mit Walther, dem Großmeiſter von Schottland, vermählt wurde, einem heldenmüthigen Manne, der Bruce aufs thätigſte unterſtützte und es werth war, daß ſeine Nachkommen Könige von Schottland und von England

wurden. In einer neuen Schlacht, in welcher der Erzbiſchof von York das fanatiſirte engliſche Landvolk gegen die Schotten führte, fielen nicht weniger als 300 engliſche Prieſter. Dagegen zeichnete ſich auch auf ſchottiſcher Seite der Biſchof Sinclair von Dunkeld durch große Tapferkeit aus. Douglas aber blieb Bruces beſte Stütze in allen Kämpfen. Von ſeinen Raubzügen durch England erhielt er den Namen des ſchwarzen Douglas und war der Schrecken aller Kinder in England. Endlich wurde 1328 Friede gemacht und Bruce als König des freien Schottland anerkannt und im Jahr darauf ſtarb er.

7.

Eduard II.

Während ſeiner Kämpfe mit den Schotten hatte Eduard I. auch Streit mit dem Papſt Bonifacius VIII., der nach ſeiner Weiſe wie überall, ſo auch in England die höchſte weltliche Gewalt anſprach. In dem päpſtlichen Breve fällt auf, daß er ſich nicht blos auf die dem Statthalter Chriſti auf Erden inwohnende Gewalt, ſondern auch auf einen quaſigeſchichtlichen Rechtsgrund beruft, indem die britiſche Monarchie von Rom aus durch den Trajaner Brutus gegründet worden ſey. Eduard wies jedoch die Zumuthungen des Papſtes ab und folgte hierin dem Beiſpiel Philipps des Schönen. Den Theil des engliſchen Klerus, der es mit dem Papſt hielt, gab der König jeder Willkür der Barone und des Volkes Preis, ſo daß der Erzbiſchof von Canterbury auf offener Straße beraubt wurde, und nur den Theil, der königlich geſinnt war, ſchützte der König. Durch dieſes Mittel brachte er die engliſche Geiſtlichkeit zum Gehorſam, verbot ihr, Geld nach Rom zu ſchicken, und trotzte dem Banne.

Als der König im J. 1307 ſtarb, befahl er ſeinem Sohn und Nachfolger Eduard II. ſeinen Leichnam zu ſieden, die Knochen vom

Fleiſche löſen und ſein Gerippe bei jedem künftigen Feldzug in Schottland dem engliſchen Heere voran tragen zu laſſen, denn ſo lange von ihm nur noch ein Knochen in Schottland ſey, würden die Engländer ſiegen. Dieſem Befehle wurde aber nicht gehorcht und eben ſo wenig dem Befehle, den er ſeinem Sohne gegeben hatte, einen gewiſſen Gaveſton von ſich zu ſtoßen, der ſich in das Vertrauen des Prinzen eingeſchlichen hatte. Eduard II. behielt ſeinen Liebling Gaveſton bei ſich, trieb mit ihm unnütze Dinge und verſchwendete die Schätze ſeines Vaters. Er war überhaupt dieſes Vaters nicht würdig, ſchwachherzig, leichtſinnig, ohne ernſten Willen und ohne alles Talent für die Regierung eines ſtolzen und ſtarken Volkes. Den ſchottiſchen Krieg ließ er ganz ruhen, um mit ſeinem Günſtling müßig gehen zu können, überhäufte dieſen unfähigen Geſellen mit hohen Ehrenſtellen, vermählte ihn ſogar mit einer Prinzeſſin des Hauſes und ernannte ihn zum Reichsverweſer, als er ſelbſt nach Paris ging, um daſelbſt die Iſabella, Schweſter Philipps V. von Frankreich zu heirathen. Der geniale Geſchichtſchreiber Froiſſart hat dieſe Dame die ſchönſte der Welt genannt. Gaveſton behielt ſeinen Einfluß auch nach dieſer Vermählung; da er aber ein Franzoſe, ein Gascogner und eigentlich nur ein gemeiner Spaßmacher war, wie denn in der Art der Gascogner etwas Drolliges liegt, und weil er ſich immer mehr auf Koſten des Landes bereicherte, konnten die engliſchen Barone ihn nicht länger ertragen, verabredeten ſich und traten im Parlament 1311 plötzlich alle wie Ein Mann gegen den König auf, der ſich in ſeiner Erbärmlichkeit nicht zu helfen wußte und ſich alles von ihnen gefallen ließ. Die Barone begnügten ſich, den Gaveſton für immer aus England zu verbannen, aber ſie zwangen den König, zu ſchwören, daß er nie das Reich verlaſſen wolle, und einzuwilligen, daß alle hohen Reichsbeamten künftig von ihm nur mit Zuſtimmung der Barone ernannt werden ſollten. Das hieß ihm die Executive aus den Händen winden, war der Anfang einer Parlamentsregierung und jedenfalls ein revolutionärer Akt. Man darf ſich daher nicht wundern, daß der König darüber ſehr empfindlich war und, nachdem er ſich vom erſten

Schrecken erholt hatte, ſchon im nächſten Jahr den Gaveſton wieder an ſeinem Hofe aufnahm. Er hatte jedoch nicht Anſehen genug, denſelben zu ſchützen und lieferte ihn, als die Barone allzu heftig drohten, denſelben aus. Das geſchah zwar unter Bedingungen, allein er hätte voraus wiſſen können, daß ſich die grimmigen Barone daran ſo wenig binden würden, als er ſelbſt ſich an ſeine Zuſage, den Gaveſton nie mehr zurückkehren zu laſſen, gebunden hatte. Die Barone machten dem Günſtling den Prozeß und ließen ihm den Kopf vor die Füße legen.

Der König kam nun ein wenig zur Beſinnung und nahm, um ſich populär zu machen, den ſchottiſchen Krieg wieder auf, erlitt aber, wie oben gezeigt iſt, eine ſchimpfliche Niederlage. Hierauf ließ er ſich von einem neuen Günſtling, einem jungen engliſchen Edelmann aus dem Geſchlechte der Spencer beherrſchen. Seine ebenſo ſchöne als geiſtvolle Gemahlin gewann keinen Einfluß auf ihn, denn er vernachläßigte ſie in dem Trotze, den Schwächlinge von Rang gern überlegenen Geiſtern zeigen. Der alte Unwille der Barone und des Volkes gegen den König erwachte von neuem und die Barone bildeten wieder eine Vereinigung, an deren Spitze der Graf von Lancaſter ſtand, heimlich unterſtützt von der Königin und ſelbſt von Robert Bruce in Schottland. Der König wurde überraſcht und gezwungen, ſeinen zweiten Günſtling zu verbannen wie den erſten, 1321. Allein im folgenden Jahre hatte der König die Freude, durch eine große legitime Rüſtung zum Schutz ſeiner Kronrechte den rebelliſchen Adel in der Schlacht bei Boroughbridge überwunden zu ſehen. Der Graf von Lancaſter wurde gefangen und hingerichtet. Achtundzwanzig Barone und Ritter erlitten daſſelbe Loos, denn der König wollte an den Mördern ſeines Gaveſton blutige Rache nehmen.

Unter den Edlen, welche damals aus England verbannt wurden oder zu ihrer Sicherheit flüchteten, befand ſich auch Roger Mortimer, der ſich nicht nur eifrig an die Partei Lancaſters angeſchloſſen, ſondern auch durch ſeine Liebenswürdigkeit das Herz der Königin Iſabelle gewonnen hatte. Er war gefangen worden und ſah im Tower zu

London dem gewiſſen Tode entgegen, entkam aber, indem er kühn die Mauern durchbrach und über die Dächer kletterte, mit wunderbarem Glück nach Frankreich. Dahin begab ſich nun auch die Königin Iſabelle unter dem Vorwande, die Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich auszugleichen, aber in der wahren Abſicht, hier alle Unzufriedenen aus England zu ſammeln und ein Heer auszurüſten, mit welchem ſie ihren unwürdigen Gemahl vom Throne ſtoßen wollte. England ſchwebte damals in einer nicht geringen Gefahr, da es in ſeinem Innern von Parteien zerriſſen und zugleich von außen bedroht war. Schottland und Frankreich ſahen natürlicherweiſe den Wirren in England ſchadenfroh zu und halfen ſie vermehren. Iſabelle hatte ihren damals dreizehnjährigen Sohn, der nachher unter dem Namen Eduard III. König wurde, mit nach Frankreich genommen und dieſen Knaben konnte jetzt die Oppoſition dem König entgegenſtellen, indem man einfach erklärte, Eduard II. habe ſich der Krone unwürdig gemacht, er ſolle daher abgeſetzt werden und ſein Sohn den Thron beſteigen. König Karl IV. von Frankreich, der Bruder und Nachfolger Philipps V., alſo auch Iſabellens Bruder, hoffte ſeinen jungen engliſchen Neffen ganz unter ſeine Vormundſchaft zu bringen und bei dieſer Gelegenheit das Herzogthum Guienne, bisher engliſches Beſitzthum auf franzöſiſchem Boden, an ſich zu reißen. Somit duldete und förderte er, daß Mortimer für ſeine Schweſter und ihren Sohn in Frankreich Truppen warb, mit denen er im Herbſt 1326 nach Engla[illegible] überſetzte.

Er fand gar keinen Widerſtand, vielmehr wurde er vom engliſchen Volk mit Jubel empfangen und die engliſchen Barone zogen ihm bewaffnet und in Maſſe zu. Man erkennt, wie verächtlich ſich der König überall gemacht hatte, daß ihn jetzt alles verließ. Biſchof Stapleton, der London für ihn hüten ſollte, wurde vom Volk ergriffen und in Stücke geriſſen. Der König floh nach Briſtol, nur von ſeinem Liebling, dem längſt wieder zu ihm zurückgekehrten Spencer begleitet. Hier barg er ſich im Caſtell, während Spencers 90jähriger Vater ihn vertheidigte. Da erſchien die Königin mit ihrem Heere vor Briſtol, nahm den alten Spencer bei einem Aus-

fall gefangen und ließ ihn vor dem Caſtell aufhängen. Zwar glückte es dem König und dem jungen Spencer, aus dem Caſtell zu entkommen, aber ſie irrten unſtät umher. Man erfuhr, er habe auf einem Kahne die Küſte verlaſſen. Da erklärten die Barone, die ſich unterdeß in Briſtol um die Königin verſammelt hatten: da der König das Land verlaſſen habe, ſo habe er auch den früher geſchworenen Eid verletzt und das Land ſey factiſch herrenlos. Deshalb ſey er als nicht mehr exiſtirend zu betrachten und ſein Sohn wurde ohne weiteres zum König ausgerufen, am 26. Oktober 1326.

Die Flüchtlinge trennten ſich. Der junge Spencer vertheidigte ſich in einer Burg, mußte ſich aber am Ende ergeben und wurde hingerichtet. Der König wußte nicht mehr, wo aus, wo ein, und war feig genug, ſeine Gemahlin um Gnade bitten zu laſſen. Man brachte ihn nach dem Schloſſe Kenilworth. Noch war ſeine Sache nicht ganz verloren, denn die Barone hatten tumultuariſch für ſich gehandelt und das Parlament war noch nicht zuſammenberufen und hatte das letzte Wort noch nicht geſprochen. Als es nun zuſammenkam, ſchickte es eine Deputation nach Kenilworth, ignorirte des Königs ungeſetzliche Abſetzung und lud ihn ein, in ſeine Hauptſtadt London zu kommen. Allein er lehnte es ab. Wie es ſcheint, war er durch Drohungen abgeſchreckt, oder meinte es die Deputation nicht ehrlich, denn ſonſt hätte ihn nichts abhalten dürfen, ſich dem Parlament in die Arme zu werfen. Vielleicht benahm er ſich auch ſo taktlos und hatte ſeinen wenigen Verſtand vollends verloren, ſo daß auch die Wohlwollenden und Gerechten im Parlament nichts mehr mit ihm anzufangen wußten. Gewiß iſt, daß Ende Januar 1327 die Abſetzung des Königs auf Grund ſeiner Unfähigkeit beſtätigt und die Krönung des jungen Prinzen Eduard vorgenommen wurde. Man war ſo grauſam, eine zweite Deputation an den König zu ſchicken und ihm dieſen Beſchluß mit ziemlich groben Worten ins Geſicht zu werfen.

Die Hut des Königs hatte man dem jungen Grafen von Lancaſter anvertraut, der aber zu edel war, um jetzt noch die Hinrichtung ſeines Vaters an dem unglücklichen Könige rächen zu wollen,

und ihn mild behandelte. Das mißbilligten die, welche ein Intereſſe hatten, daß der König nicht ein Gegenſtand des Mitleids werde. Lancaſter wurde alſo entfernt und der König den Moutravers und Gournay übergeben, die es darauf anlegten, ihn zu erniedrigen und zu beſchimpfen. Unter anderem ließen ſie ihm einſt, als er raſirt ſeyn wollte, nur ſchmutziges Waſſer aus einem Graben dazu geben, ſo daß er in Thränen der Wuth und Scham ausbrach. Endlich ſchleppte man ihn auf das Schloß Berklei und hier wurde er auf die infamſte Art umgebracht, indem man ihm mittelſt einer hörnernen Röhre ein glühendes Eiſen dergeſtalt in die Gedärme ſtieß, daß er dadurch getödtet wurde, ohne daß man von außen eine Spur der Tödtung erkannte, 1327.

Man beſchuldigte den Roger Mortimer, die Mörder beſtellt zu haben, obgleich die Hauptſchuld ohne Zweifel auf die Königin fällt. Dieſe Dame, wie ſehr ſie auch Urſache haben mochte, über ihren Gemahl zu klagen, vergaß doch ſo ganz die Pflicht der Gattin und die Würde des Weibes, daß ſie ihren Buhler Mortimer zu den höchſten Ehrenſtellen erhob, ja ihn allein regieren ließ. Das Parlament hatte zwar eine Regierungscommiſſion von zwölf Männern niedergeſetzt, Mortimer ließ ſie aber nichts gelten und that, was er wollte. Insbeſondere machte man ihm zum Vorwurf, daß er den größten Theil alles Einkommens nicht zu Staatszwecken verwandte, ſondern der Königin allein übergab. Das Nationalgefühl der Engländer verletzte er tief, als er mit Robert Bruce Frieden ſchloß und dieſen als unabhängigen Souverain von Schottland anerkannte, 1328. Da verſchwor ſich gegen den Günſtling der Bruder des vorigen Königs, Graf von Kent, und die Grafen von Norfolk und Lancaſter, ſie wurden aber anfangs noch nicht gehörig unterſtützt und Mortimer benützte die große Einfalt Kents, um ihn zu verderben. Er ließ ihn nämlich überreden, ſein Bruder König Eduard II. lebe noch, ſey heimlich verſteckt und würde es ihm ſehr danken, wenn er ihm wieder zur Krone verhülfe und die gegenwärtige Regierung ſtürze. Kent ließ ſich darauf ein und wurde, nachdem er ſich hinreichend compromitirt hatte, als Aufrührer gegen den rechtmäßigen

König, ſeinen Neffen Eduard III., verhaftet und zum Tode verurtheilt. :Seine Güter riß Mortimer an ſich. Auch Lancaſter wurde jetzt verhaftet.

Man zweifelte nicht mehr, Mortimer wolle alle Prinzen des königlichen Hauſes verderben und werde auch den jungen König Eduard nicht verſchonen, um zuletzt ſelbſt die Krone an ſich zu reißen. Eduard III. aber wurde eben jetzt achtzehn Jahr alt und beſaß Energie genug, um die Plane Mortimers raſch zu vereiteln. Mortimer ſah ſich zwar vor und lebte mit der Königin in dem feſten Schloſſe zu Nottingham immer von Bewaffneten umgeben und ließ niemand, ſelbſt den König nicht, herein, außer mit einem ungefährlichen Gefolge. Eduard III. verſicherte ſich aber der Treue des Feſtungskommandanten und drang durch einen unterirdiſchen Gang mit Bewaffneten des Nachts in die Burg ein. Mortimer wurde im Bette ergriffen, und trotz des Flehens der Königin Iſabelle fortgeſchleppt, vom Parlament verurtheilt und gehenkt, 1330.

Von nun an regierte Eduard III. allein und mit großer Kraft.

Achtes Buch.

Spaniens Wiedergeburt.

1.

Almanzor.

Die Kreuzzüge ins h. Land dauerten kaum zweihundert Jahre, die chriſtlichen Gothen in Spanien aber kämpften achthundert Jahre lang gegen die Ungläubigen, ihre Geſchichte iſt in dieſem Zeitraum ein ununterbrochener Kreuzzug. Erwägt man, wie ungeheuer ſie durch die erſte Ueberwältigung im Beginn des 8. Jahrhunderts geſchwächt und in die Gebirge von Aſturien und Galizien zurückgedrängt waren, mit welcher furchtbaren Streitmacht der Araber ſie zu kämpfen hatten und wie wenig ſie von Frankreich her unterſtützt wurden, ſo muß man ihre zähe Ausdauer, ihren unerſchütterlichen Glaubensmuth und ihre Erfolge bewundern.

Das muhamedaniſche Spanien bildete ein eigenes Chalifat unter den Ommaijaden und ſtand im Beginn des 10. Jahrhunderts in der höchſten Blüthe der Macht, Wohlhabenheit und Bildung. Die Chalifen reſidirten in Corbova, welche damals die größte Stadt in Europa war, indem ſie 212,000 Häuſer zählte. Die große alte Kirche daſelbſt war anfangs (ſehr charakteriſtiſch für die mozarabitiſchen Zuſtände) zwiſchen Chriſten und Muſelmännern getheilt, auf

der einen Seite hielten dieſe, auf der andern jene Gottesdienſt. Da die Bevölkerung immer wuchs, wurden auch immer neue Schiffe auf beiden Seiten angebaut, ſo daß die Kirche zuletzt aus 19 durch Säulen getrennten Schiffen beſtand. Der erſte Ommaijade Abderrhaman I. gab den Chriſten andere Kirchen und baute die große Kirche ganz als Moſchee aus. Sie zählte 1400 Säulen mit Gold und Laſur bedeckt, den Thurm krönte ein Bouquet von ſechs goldenen Lilien, über denen ganz an der Spitze eine Granate angebracht war. Dieſen Prachtbauten entſprachen die Luſthäuſer, Gärten, Schulen. Spanien zählte über ein Dutzend arabiſche Hochſchulen und die reichſten Bibliotheken, denn die Ommaijaden in Cordova wetteiferten in der Begünſtigung der Künſte und Wiſſenſchaften mit den Abaſſiden in Bagdad.

Das Land war in vier große Provinzen getheilt und über jede ein Wali oder Statthalter geſetzt: Andalus, Toledo, Merida und Saragoſſa. Dazu kam noch Mauritanien. Denn im J. 970 ſchloß der Chalif Hakem II. mit den Chriſten Frieden, um ſich ganz dem Kampf gegen die Edriſiden in Afrika widmen zu können, und es gelang ihm, Mauritanien zu erobern. Aber nach ſeinem Tode 976 wurde ſein junger Sohn Hedſcham II. als Schattenfürſt behandelt und der Hadſchil (Miniſter, urſprünglich Thürſteher) Almanzor, der Alameride, bemächtigte ſich der Herrſchaft in der Weiſe, wie ſich die Karolinger über die Merowinger und in Bagdad die Türken über die Abaſſiden ſtellten, indem ſie aus Dienern Herren wurden.

Almanzor war einer der größten muhamedaniſchen Fürſten und brachte die chriſtlichen Spanier in bittere Noth. Damals herrſchte König Bermudez (Werimund) in Leon oder Aſturien, der in der Schlacht an der Ezla von Almanzor beſiegt wurde, 984. In aller Eile flüchteten die chriſtlichen Spanier ihre Weiber und Kinder und ihre Habe tief in die Gebirge und nach ihrer alten Hauptſtadt Orviedo. Mit rührender Treue nahmen ſie nicht nur alle Reliquien, ſondern auch die Leichen ihrer Könige mit, ſo daß Almanzor die Stadt Leon, als er ſie eroberte, faſt leer fand. Er zerſtörte ſie gänzlich. Daſſelbe Schickſal erlitt die heilige Stadt San Jago. Auch Barcelona

nahm er ein, doch wurde ihm dieſe Stadt bald darauf wieder durch ihren Grafen Borell entriſſen. Auch ganz Caſtilien fiel in Almanzors Gewalt, der caſtiliſche Graf Garcias Fernandez fiel in der Schlacht bei Alcocer, 995. Wenige Jahre nachher ſtarb Bermudez. Die Sache der Chriſten ſchien verloren. Sie waren wieder zurückgedrängt in die Gebirge wie zur Zeit der Pelayo.

Nun ermannten ſich aber die Chriſten unter König Sancho von Navarra, Alfons V. von Leon (des Bermudez Sohn) und Sancho Garcias von Caſtilien und brachten ganz unerwartet dem Almanzor bei Calat Annoſor eine ſchwere Niederlage bei, 1002. Ein arabiſcher Geſchichtſchreiber erzählt: „Das Schlachtgeſchrei beider Heere, das Schmettern der Trompeten, das Gewirbel der Trommeln und Wiehern der Roſſe hallte von den nahen Bergen wieder, und es ſchien, als ſtürze der Himmel zuſammen. Die Chriſten auf ihren mit Eiſen bedeckten Roſſen kämpften wie hungrige Wölfe und ihre Anführer zeigten ſich an allen Orten, die Ihrigen ermuthigend; Almanzor wendete ſein wildes Streitroß nach allen Seiten, wie ein blutdurſtiger Pardel traf er mit ſeiner andaluſiſchen Reiterei auf die Gerüſteten mit klirrenden Waffen, und ſich ſtürzend in den hitzigſten und hartnäckigſten Kampf ergrimmte er über den ungewöhnlichen Widerſtand und die wilde Tapferkeit der Ungläubigen. Seine Feldherrn zeigten außerordentliche Tapferkeit, und die afrikaniſche Reiterei brach mehrmals die dichteſten Reihen der Chriſten; bei dem Staub, der ſich über das ganze Schlachtfeld erhob, verdunkelte ſich die Sonne vor der gewöhnlichen Stunde. Die Nacht trat früher ein mit ihren dunklen Schleier der Finſterniß und trennte die feindlichen Völker, ohne daß eines von beiden einen Schritt vom Kampfplatz gewichen wäre.“ Aber die Araber hatten ſo ſchweren Verluſt erlitten, nach einer wahrſcheinlich übertriebenen Angabe 100,000 Mann, daß Almanzor, welcher ſelbſt verwundet worden war, in der Nacht zurückwich und ſich die Chriſten am andern Morgen erſt als Sieger erkannten. Almanzor erwog, daß ihn dieſer ſchreckliche Schlag auch um den Gehorſam der ihm nur unwillig dienenden Anhänger der Ommaijaden bringen würde, ſah ſein ganzes Glück zu-

ſammenſtürzen, wollte nicht mehr leben und ſtarb an der Vernachläſſigung ſeiner Wunde.

Seine ſchlimme Ahnung ging in Erfüllung. Seine beiden Söhne Abdelmelik und Abderrhaman waren nicht einig, der letztere wurde ermordet. Ueberall erhob ſich Aufruhr. Der rechtmäßige Chalif Hedſcham II., den Almanzor in einer anſtändigen Haft gehalten hatte, wurde befreit; an ſeine Stelle drängte ſich Muhamed von Cordova und ließ ſich zum Chalifen ausrufen, wurde aber von einer dritten Partei unter Soliman, der ſich Sancho von Caſtilien anſchloß, bei dem Berge Quintos überwunden und verlor hier 20,000 Mann, 1009. Bald darauf wurde er gefangen und hingerichtet. Aber auch Soliman, nachdem er den armen Hedſcham II. hatte ermorden laſſen, unterlag dem Ali und erlitt gleichen Tod, 1016. Die Verwirrung wurde immer ärger und löste ſich endlich nur dadurch auf, daß der Streit um das Chalifat in Cordova ganz aufhörte und eine Menge Walis ſich in einzelnen Staaten und Städten unabhängig machten. Der letzte Ommaijade war Hedſcham III., den man als Privatmann, mit Studien beſchäftigt, in einer Burg bei Lerida im Frieden enden ließ, 1037.

Die neuen muhamedaniſchen Staaten waren Cordova, Sevilla, Toledo, Saragoſſa, Valencia, Murcia, Granada, Malaga und Algeſiras ꝛc. Kein einziger von ihnen war ſo groß, als das einzige chriſtliche Königreich Caſtilien, deſſen ſtaatskluger Graf Sancho die Zwietracht ſeiner arabiſchen Nachbarn benutzte, um dem einen gegen die andern zu helfen, die eroberten Burgen und Städte aber für ſich behielt. Auch die andern chriſtlichen Fürſten gewannen jetzt Ruhe und Zeit, ihre durch Almanzor verheerten Länder wieder einzunehmen und zu bevölkern. Alfons V. baute Leon wieder auf. Aber das genügte noch nicht. Je uneiniger die Muhamedaner wurden, um ſo mehr war den Chriſten Vereinigung zu rathen.

Das ganze chriſtliche Spanien hieß Gothia, der Stolz der gothiſchen Abſtammung waltete unbedingt im Adel und in den Freien vor. Ihre Unterſcheidung in höhern und niedern Adel (ricos hombres, reiche Männer, und hidalgos von hijo d'algo, filius alicujus,

Sohn von Jemand), ihre Geſetze (fueros, das alte Herkommen), ihre Verſammlungen (cortes oder Höfe) waren noch ganz altgothiſch. Nur die freien Basken, in der Geſinnung mit den Gothen einig, unterſchieden ſich durch ihre Abſtammung und Sprache. Die Vereinigung aller Gothen wäre nun ſehr zu wünſchen geweſen, aber wie überall unter germaniſchen oder germaniſirten Romanen widerſprach das Sonderintereſſe verſchiedener Dynaſtien der nationalen Einigung. Es kam nun alles darauf an, dieſe Dynaſtien zu verſchmelzen und aus vielen eine einzige zu machen, und wie es ſcheint, war es nicht bloßer Zufall, ſondern Plan, daß unter dem König Sancho Major von Navarra eine ſolche Verſchmelzung wirklich begann und raſchen Fortgang hatte.

Zunächſt wurde Caſtilien mit Navarra vereinigt durch einen ſehr myſteriöſen Vorgang. Graf Garcias von Caſtilien ſollte nämlich mit einer Tochter des König Bermudez III. von Leon vermählt werden und wurde am Hochzeittage ermordet, 1028. Dann griff Sancho Major, der eine Schweſter des Garcias zur Gemahlin hatte, plötzlich zu und riß Caſtilien als deren Erbe an ſich. Er beſaß ſomit das anſehnlichſte unter den chriſtlichen Reichen Spaniens und ſcheint auf noch mehr ſpeculirt zu haben, obgleich er ſein Erbe unter ſeine Söhne vertheilte. Dieſer Widerſpruch, erſt vielerlei getrennte Staaten zu vereinigen, um ſie nachher unter den eigenen Söhnen doch wieder zu theilen, begegnete uns auch bei Chlodwig, als er das Frankenreich gründete. Sancho mochte denken, die Brüder einer Familie würden wenigſtens beſſer zuſammenhalten, als getrennte Dynaſtien. Unter ſeinen Söhnen erhielt Garcias Navarra, Fernando Caſtilien, Ramiro das jetzt zum erſtenmal von Navarra als beſonderes Königreich ausgeſchiedene Aragon. Sancho ſtarb 1035. Kaum war er todt, ſo erhob Bermudez III. Streit und verlangte Caſtilien, aber ein Dolchſtoß raffte ihn dahin und Fernando vereinigte Leon mit Caſtilien.

2.

Der Cid.

Caſtilien, in der Mitte der pyrenäiſchen Halbinſel gelegen und gegen die getheilten und immer unter ſich uneinigen Muhamedaner vorgeſchoben, hatte die beſte Gelegenheit, ſein Gebiet auf Koſten dieſer Nachbarn zu erweitern, und Fernando verſtand das ſehr gut. Deshalb beneidete ihn ſein Bruder Ramiro in Aragon und wollte ebenfalls mauriſche Burgen und Städte erobern, aber der Wali von Saragoſſa war einer der mächtigſten Fürſten des Islam. Saragoſſa, der am weiteſten vorgeſchobene Poſten im Norden war von den Muhamedanern aufs furchtbarſte befeſtigt und hielt ſich beſſer als viele Punkte im Süden. Der Wali fand überdieß Hülfe in Caſtilien ſelbſt. Fernando ſchloß einen Bund mit ihm und befehdete ſeinen eigenen Bruder, denn er wollte dieſem die Eroberung Saragoſſas nicht gönnen. Alſo geſchah hier unter den Chriſten, was früher unter den Bekennern des Islam geſchehen war, daß ſich Glaubensgenoſſen gegen ihre Glaubensgenoſſen und ſelbſt Brüder mit dem Feinde verbanden. Dieſem Bündniß mußte der arme Ramiro unterliegen und fiel in einer Schlacht, 1063. Sein Sohn Sancho Ramirez fand endlich Hülfe in Navarra und ſiegte über Fernando in der Schlacht bei Viana, 1067. Dann verſöhnte man ſich, aber 1076 wurde Sancho von Navarra ermordet und ſein Königreich durch Fernandos Sohn Alfons VI. von Caſtilien eingenommen bis auf einen Theil, deſſen ſich Sancho Ramirez bemächtigte.

Man kann ſich in unſern Tagen nur ſchwer einen Begriff von der Eigenthümlichkeit des damaligen Lebens in Spanien machen. Caſtiliens berühmteſter Ritter Ruy Diaz de Vivar, zubenannt der Cid (Said, arab. ſo viel als Befehlshaber oder Herr), nahm keinen Anſtand, an der Seite von arabiſchen Kriegern gegen Aragon zu fechten, und da er das anerkannte Ideal des ſpaniſchen Ritterthums

war, ſo liegt in dieſem Verhalten der Beweis, daß er die Ritterlichkeit auch auf der arabiſchen Seite anerkannte. Die Ebenbürtigkeit der edlen arabiſchen Race wurde von den Gothen nicht beſtritten. Die Araber nahmen vieles von den Gothen an und umgekehrt. Man bemerkte, daß die Saracenenritter ihre Dienſte einer Dame widmeten, wie die chriſtlichen, und daß dadurch die ſtrenge Sitte der Hareme durchbrochen wurde. Das alles erleichterte den freundlichen Verkehr der ſonſt ſo feindlichen Nationen. Hochberühmt wurde eine Begebenheit die dem caſtilianiſchen Ritter Narvaez zuſtieß. Derſelbe nahm einſt an der Grenze einen jungen Araber gefangen, der ſehr wohl gekleidet war. Als er ihn Thränen vergießen ſah, hielt er ihn für ein wenig ſchwachherzig. Der Gefangene aber ſagte ihm, er ſey der Sohn des Alcayden von Ronda und ſeine Thränen gelten nur ſeiner geliebten Dame, der Tochter eines andern Alcayden, deren Hand ihm verſagt worden ſey, die ihn aber liebe, und die er heute Nacht habe entführen wollen. Sie warte nun auf ihn und werde ſehr in Sorgen um ihn ſeyn. Als Narvaez dies hörte, entließ er ihn frei, damit er ſeinen Vorſatz ausführen könne, verpflichtete ihn aber bei ſeiner Ehre, ſich ihm ſpäter wieder als Gefangener zu ſtellen. Der Jüngling eilte zu ſeiner Geliebten, ſagte ihr alles, wollte ſie aber nicht mehr entführen, da er kein freier Mann mehr ſey. Nur ſie ſelbſt trieb ihn an, ſie mitzunehmen, denn ſie wollte lieber mit ihm Sklavin werden, als ohne ihn leben. Er nahm ſie nun mit ſich auf ſein Roß und kehrte zu Narvaez zurück. Dieſer aber lobte beide ſehr und entließ ſie mit reichen Geſchenken. Seine Großmuth und die Liebe des jungen Paares wurde in Granada hoch gefeiert und von Dichtern wetteifernd beſungen.

Wie das ritterliche Leben, ſo bot auch das kirchliche gar ſeltſame Erſcheinungen dar. Im Jahr 1075 entfloh Caſilda, die Tochter des Wali von Toledo, zu den Chriſten, ließ ſich taufen, lebte als Einſiedlerin im Walde und wurde eine Heilige. Faſt zu derſelben Zeit verlangte Papſt Gregor VII., Spanien ſolle das bisherige altgothiſche Ritual beſeitigen und das römiſche annehmen. Die ſtolzen Gothen hatten keine Luſt dazu und man ließ den Streit

durch den Zweikampf zweier Ritter entscheiden. Der gothische besiegte den römischen, aber man gehorchte zuletzt doch dem Papste.

Da die Muhamedaner immer noch unter sich zu uneinig blieben, um die Bruderkriege unter den Christen zu ihrem Vortheil zu benutzen, ersah Alfons VI. von Castilien die Gelegenheit, sobald wieder unter den Christen Frieden war, die Angriffe auf die arabischen Gebiete zu erneuern. Casildas Flucht aus Toledo scheint daselbst eine große Bewegung hervorgerufen zu haben und die Mozaraber luden den König von Castilien heimlich ein, Toledo zu erobern, wobei sie ihm behülflich seyn wollten. Er rüstete nun, belagerte Toledo und nahm die Stadt und ihr weites Gebiet, da ihr die andern arabischen Staaten nicht zu Hülfe kamen, glücklich ein, 1085. Er nannte das ganze eroberte Land Neucastilien, zum Unterschiede von seinem älteren Reiche.

Wenn dieses Ereigniß auch den Stumpfsinn der arabischen Theilfürsten in Spanien selbst nicht aufregte, so versetzte es doch die eifrigen Muhamedaner Afrikas in große Unruhe und Bewegung. Daselbst hatte sich vor kurzem ein neues Herrschergeschlecht erhoben, das der Moraviden oder Almoraviden, ursprünglich nur eine arabische Horde, die in der Wüste Heerden weidete, allmählig aber eroberte und unter Abu Bekr im J. 1070 die neue Hauptstadt Marokko im alten Mauritanien, das seitdem s. g. Kaiserthum Marokko gründete. Dessen Nachfolger Jussuf ben Tachfin war schon bejahrt, als er hörte, was in Spanien vorging, und kam mit einem großen Heere aus Afrika herüber, um den Christen Toledo wieder zu entreißen und überhaupt den Islam in Spanien neu zu beleben. Zwar vereinigten sich die christlichen Könige gegen ihn, allein sie unterlagen in einer großen Schlacht in der Ebene Zalaka 1086. Jussuf ließ auf dem Schlachtfeld 24,000 Christenköpfe sammeln. Aber es gelang ihm doch nicht, Toledo wieder zu erobern. Er hatte zuviel zu thun, um die spanischen Araber unter sein Joch zu beugen. Auch war er schon über hundert Jahre alt. Alfons VI. von Castilien wehrte sich mit Hülfe der spanischen Araber selbst gegen die

Moraviden und heirathete deshalb die Zaide, die Tochter des arabischen Königs von Sevilla. Während er in der Mitte Toledo schützte, machten seine tapferen Vasallen zur Rechten und Linken neue Eroberungen. Der Cid bemächtigte sich der Stadt Valencia. Ein arabischer Geschichtschreiber erzählt, der Cid habe dem Wali daselbst Leben und Freiheit zugesichert, aber sein Wort gebrochen und ihn lebendig verbrennen lassen, weshalb Gott den Cid verfluchen solle. Wir wissen nicht, ob die Nachricht wahr ist und, wenn sie es ist, aus welchen Motiven der sonst als Ehrenmann so hoch gefeierte Cid handelte. Er verlor übrigens Valencia wieder durch die Moraviden. Auf der andern Seite machte Graf Heinrich von Burgund, der abenteuerlich nach Spanien gekommen war und Alfons VI. Tochter Thereſe geheirathet hatte, als castilischer Vasall große Eroberungen in Portugal, an der Westküste der pyrenäischen Halbinsel. Alfons verband sich außer mit seinem Schwiegervater in Sevilla auch noch mit Aben Abed, dem arabischen Fürsten in Cordova. Jussuf aber behielt die Oberhand, nahm den Aben Abed gefangen und sperrte ihn in einen Thurm in Afrika ein, wo derselbe mit seiner durch ihre Schönheit und ihren Geist berühmten Gemahlin Zaida Cubra im tiefsten Elend lebte. Hier wurde eine der edelsten Blüthen spanisch-arabischer Bildung geknickt. Die zarte Frau starb, ihre schönen Töchter ernährten sich und den Vater in abgerissenen Kleidern mit Spinnen.

Der Cid starb 1099. Nach dem Zeugniß der Geschichtschreiber war er vermählt mit Donna Ximena Diaz und genoß unter der Ritterschaft so hohes Ansehen, daß König Alfons VI. von Castilien gezwungen war, sich vor diesem seinem Vasallen von dem Verdachte am Morde seines Bruders Sancho Theil genommen zu haben, öffentlich durch einen Eid zu reinigen. Seitdem grollte der Fürst dem Ritter und der letztere ging eine Zeitlang nach Aragon, setzte sich bei Teruel in einer Burg fest, die noch Cidfelsen heißt, und kämpfte von hier auf eigene Hand gegen die Ungläubigen. So viel ist historisch gewiß. Wenn nun auch, was die Sage und Dichtung weiter von ihm melden, unhistorisch ist, so haben sie ihn doch nur zu einem Träger derjenigen Gesinnung gemacht, die im Adel von

Caſtilien wirklich vorhanden war. Der Cid iſt und bleibt der echte Sohn des ſpaniſchen Mittelalters und der treueſte Spiegel des gothiſchen Adels. Die Sage von ihm iſt in einem großen Cyclus altſpaniſcher Romanzen in Trochäen, dem Lieblingsversmaß der Spanier, erhalten und ihr Inhalt kurz folgender.

Der alte Diego Lainez ſitzt traurig in ſeinem Zimmer, weil er zu alt iſt, um ſich für die Beleidigung zu rächen, die ihm Graf Lozano angethan hat. Seine Söhne ſind noch zu jung, um Rache zu nehmen, doch läßt er ſie rufen, um ihren Muth zu prüfen. Es ſind ihrer drei. Er drückt ihnen die Hand mit ſolcher Kraft, daß die beiden älteren vor Schmerz ſchreien. Der dritte, Rodrigo, ſetzt ſich zur Wehre. Da ruft der Vater entzückt: Du biſt mein Sohn, nimm dies Schwert und tödte den Lozano! Wenige Tage nachher erſcheint Donna Ximena in tiefer Trauer vor dem König Sancho, weil der junge Diaz ihren Vater, den Grafen Lozano, im Zweikampfe getödtet hat, und verlangt den Tod des Mörders. Der König kann ihren Wunſch nicht gewähren, da Rodrigo kein Geſetz der Ehre verletzt hat, und freut ſich ſo ſehr des jungen Helden, daß er dem weinenden Fräulein ſagt: „Betracht' ich Don Rodrigo und dann euch, ſo mein' ich, die Zeit wird kommen, wo euer Haß ſich wird in Liebe wandeln.“ Rodrigo kämpft für den König gegen die Ungläubigen, überwindet fünf mauriſche Könige und kehrt im Triumph nach Burgos zurück, was damals noch die Hauptſtadt Caſtiliens war. Da tritt Donna Ximena wieder vor den König, erinnert ihn an die Worte, die er früher zu ihr geſprochen hatte, und fordert Rodrigo von ihm zum Gatten. Er gewährt ihre Bitte und Rodrigo, vom Volke der Cid genannt, wird ihr vermählt und lebt mit ihr in großem Glücke. Der gute König Sancho wird ermordet. Der Verdacht fällt auf ſeinen Sohn und Nachfolger Alfons, daß er den Mörder gedungen, und der Cid huldigt ihm nicht eher, bis er ſich durch einen feierlichen Eid gereinigt hat.

Der ſtolze Cid verläßt Caſtilien und kämpft von Teruel aus als ſein eigener Herr gegen die Ungläubigen. Da wiſſen ſich ihm zwei junge Grafen von Carrion lügenhaft anzuſchmeicheln und werden

mit ſeinen tugendhaften Töchtern verlobt. In dieſen Grafen iſt der Gegenſatz bezeichnet, in welchen ſich der neue Hofadel zu dem alten Landadel ſtellte. Beim Cid Trotz, aber Treue, Wahrheit und Ehre, bei den Carrions katzenartige Geſchmeidigkeit, aber Lüge und Verrath. Als ſie die Töchter des Cid davon führen, geſchieht es nur, um dem wackern Cid heimtückiſch den ärgſten Schimpf anzuthun und ſich dadurch bei dem König einzuſchmeicheln. In einem Walde reißen ſie plötzlich die beiden Töchter des Cid von den Roſſen, entkleiden, ſchlagen ſie und reißen ſie durch Dornen. In dieſem jämmerlichen Zuſtande werden ſie gefunden und gerettet. Der Cid geht an den Hof und fordert Genugthuung. Die feigen Grafen entfliehen und werden auf ewig geächtet, die beiden mißhandelten Fräulein aber ehrenvoll mit Fürſten vermählt.

Als der alte Cid ſein Ende herannahen fühlte, erklärte er ſeinen letzten Willen.

Ich, Rodrigo de Vibar,
Auch genannt mit andern Worten
Cid, der brave Campeador,
Der Beſieger aller Mohren,
Geb' den Geiſt in Gottes Hände,
Hab mich ſeinem Reich empfohlen,
Geb' den ſchwachen Leib von Erde
Jenem Staub, der ihn geboren.
Mit den Salben, den Geſchenken
Perſiens König, wenn geſtorben
Ich, mögt ihr mein Haupt mir ſalben,
Und den Leib, daß er nicht mod're.
Zwiſchen Fahnen und Standarten
Setzt, o Freunde, mich zu Roſſe,
Daß mich ſeh' der Mohrenkönig,
Daß mich ſchauen die Genoſſen.
Meinem treuen Roß Babieca
Werd' ein Grab nach ſeinem Tode,
Daß kein Hund das Roß zernage,
Das ſo manchen Hund zerſtoßen.
Zur Beſtattung meiner Leiche
Sollen meine Edlen kommen,

Alle Krieger, die mit mir
Stets geſpeist von einem Brote.
Jener heil'gen Brüderſchaft,
Des Sankt Lazars armen Ordens,
Sey die Wieſe von Bibar,
Und was man davon gewonnen.
Will nicht, daß man Klageweiber
Miethe, daß ſie weinen ſollen,
Wenn Ximena um mich weint,
Sind der Thränen g'nug vergoſſen.

Das iſt das berühmte Lied vom Cid, das Charakterbild eines echten ſpaniſchen Ritters im Mittelalter.

3.

Wachſendes Uebergewicht der Chriſten in Spanien.

Alfons VI. von Caſtilien verlor ſeinen und der ſchönen Zaide Sohn, Sancho, ſeinen Liebling, in der Schlacht bei Ucles, in der die Chriſten von Juſſufs Sohn Ali geſchlagen wurden, 1108. Im folgenden Jahre ſtarb Alfons ſelbſt und hinterließ das Reich ſeiner üppigen Tochter Uracca, der Wittwe eines Grafen Raimund von Burgund, dem ſie einen Sohn Namens Alfons geboren hatte. Aber noch auf dem Todbette beſtimmte der König nach dem Rath der Geiſtlichkeit das Reich nicht dieſem noch ſehr jungen Sohn eines fremden Vaters, ſondern dem König Alfons von Aragonien, der den Zunamen el bellatador (der Krieger) erhalten hat, unter der Bedingung, daß er ſich mit Uracca vermähle. Die Ehe kam zu Stande, fiel aber unglücklich aus, denn Uracca weigerte ſich, Caſtilien ihrem aragoniſchen Gemahl auszuliefern und wurde hierin vom Volk unterſtützt, denn die Caſtilianer und Aragoneſen konnten einander nicht leiden. Sie lebte mit zwei Liebhabern, den Grafen von Gandeſpina und Lara. Alfons mußte förmlich gegen ſeine eigene Gemahlin zu

Felde ziehen, gewiß ein seltenes Beispiel in der Weltgeschichte. Er blieb in der Schlacht bei Sepulveda Sieger, 1115. Gandespina fiel, Lara hielt aber die Partei der Königin, die nicht nachgab. Der gegenseitige Haß der beiden Volksstämme nährte den Krieg, bis endlich die Castilianer sich entschlossen, Uracca's Sohn, den jungen Alfons, Sohn des Burgunders, zu ihrem König zu wählen, 1122. Aragonien konnte es nicht mehr hindern. Uracca selbst aber wollte das Reich ihrem Sohne nicht abtreten und auch er mußte gegen sie zu Felde ziehen und sie in Leon belagern. Endlich erkämpfte er sich die Krone und die böse Mutter wurde in ein Kloster gesperrt.

Alfons von Aragonien wandte sich von Catalonien zu würdigeren Kämpfen ab, indem er die Ungläubigen bekriegte. Er eroberte endlich das so lange gefürchtete Saragossa und machte diese Stadt zur Hauptstadt seines Reichs, 1118. Die Moraviden waren geschwächt, weil sie in Afrika gegen einen neuen Feind kämpfen mußten. Hier nämlich hatte ein gewisser Abdallah seit 1112 die Secte der Almohaden gestiftet, welche eine sittliche Reform des Islam und eine Wiedergeburt des Chalifats bezweckte. Wie schon öfter im Orient, so verkündete auch hier in Afrika der Neuerer die Ankunft eines großen Mehedi, Imam oder Propheten, in dem gleichsam der verloren gegangene echte Muhamed wieder auferstehen sollte. „Du selbst bist der verheißene Mehedi", schrieen seine Anhänger, und so wurde Abdallah auf einmal ein neuer Fürst der Gläubigen und seine fanatische Secte unterwarf ihm den Nordwesten Afrika's, so daß die Moraviden einen Verzweiflungskampf gegen sie zu bestehen hatten und doch zuletzt unterlagen. Während dieser Kämpfe in Afrika hätten nun Castilien und Aragon vereinigt der Herrschaft der so sehr geschwächten Moraviden in Spanien ein Ende machen können, aber sie befehdeten einander selbst.

Alfons der Krieger fiel 1134 in einer Schlacht gegen die Moraviden. Dieser sonderbare Fürst hatte keine Kinder und vermachte sein Reich zu gleichen Theilen dem heiligen Grabe in Jerusalem, den Johannitern und Templern. Es versteht sich von selbst, daß der Adel Aragons und Navarras dieses Testament umstieß, da er nicht

unter fremde Herren kommen wollte. Er wählte den Ramiro zum König von Aragon und Garcias Ramirez zum König von Navarra, Nachkommen der früheren Könige. Ehe sich Ramiro in seiner Gewalt befestigte, ließ er die ihm abgeneigten Großen nach Huesca kommen, angeblich, um wegen einer großen Glocke mit ihnen zu berathen; als sie aber kamen, ließ er sie hinrichten und die Leichen in Form einer Glocke legen. Dann rief er seinen ersten Rathgeber, der ihn hatte verrathen wollen und frug ihn: was fehlt noch zur Glocke? Jener antwortete: der Klöppel! Und sogleich ließ Ramiro auch ihn hinrichten und seinen Leib als Klöppel dazulegen. — Ramiro und Garcias Ramirez verstanden sich sodann mit Alfons VII. von Castilien und mit dem tapfern Raimon Berenguer, Grafen von Barcelona (durch dessen Aussterben die Grafschaft oder das Reich Catalonien 1137 an Aragon fiel) endlich wieder einmal zu einer gemeinschaftlichen Anstrengung gegen die Ungläubigen. Die Almohaden hatten die Almoraviden in Afrika gänzlich besiegt. Die letztern nun auch in Spanien zu unterwerfen, mußte den christlichen Spaniern nahe liegen. Alles kam in einen ungewöhnlich großen Schwung. Alfons VII. von Castilien, der seiner trotzigen Mutter Uraca erst die Krone seines Vaters hatte abkämpfen müssen, nahm 1135 zu Leon den Titel eines Kaisers von Spanien an, wahrscheinlich dazu aufgefordert vom Papst, der eine kräftigere Vereinigung der christlichen Spanier wünschen mußte. Aber die übrigen spanischen Fürsten wollten dem neuen Kaiser nicht huldigen. Portugal kam förmlich in Fehde mit ihm, Navarra stützte sich auf Frankreich. Da trat der h. Bernhard von Clairvaux vermittelnd dazwischen und setzte beim Papste durch, daß dieser letztere den Kaiser nicht länger schützte, sondern ihm blos den Titel ließ, Portugal aber als Lehn des heiligen Stuhls unter eigne Obhut nahm. Es wäre dem Papst auch nicht möglich gewesen, ein wirkliches Kaiserthum oder die Oberherrschaft eines weltlichen Fürsten über die andern durchzuführen. Die Ausgleichung des h. Bernhard verschaffte ihm wenigstens unmittelbaren Einfluß in Portugal, 1144. Erst nach dieser Sühne vereinigten die christlichen Fürsten ihre Streitkräfte und machten rasch hinter einander wichtige Eroberungen, indem

ſie 1147 Almeria, 1148 Tortoſa, 1149 Lerida einnahmen und 1150 ein Heer der Moraviden bei Cordova ſchlugen. Die Chroniken haben einen intereſſanten Zug mauriſcher Ritterlichkeit aus den Zeiten des Kaiſers Alfons aufbewahrt. Seine Gemahlin wurde 1139 in Azeca von den Mauren belagert und ſchalt ſie, es zieme ſich nicht, daß Ritter eine Frau bedrängten. Da gaben ihr die mauriſchen Herren recht, baten ſie nur, ſich ihnen am Fenſter zu zeigen, begrüßten ſie ehrerbietig und zogen ab.

Zu gleicher Zeit aber kamen die Almohaden unter ihrem Fürſten Abdelmumen aus Afrika herüber und eroberten den ganzen Süden Spaniens. Sie hätten den Chriſten ſehr gefährlich werden können, wenn ſie nicht erſt die Moraviden hätten unterwerfen müſſen. Die Chriſten theilten ſich wieder. Nach Alfons VII. Tode wurden unter deſſen Söhnen Leon und Caſtilien wieder getrennt, 1157. Neben die uneinigen Fürſten traten aber damals einige Ritterorden, um den Kampf gegen die Ungläubigen nie ruhen zu laſſen. Durch die Mönche von Citaux und Morimond wurde 1156 der geiſtliche Ritterorden von Alcantara gegründet nach dem Syſtem jenes berühmten, oben ſchon charakteriſirten Mönchsordens, ſodann 1158 der Orden von Calatrava, 1162 der von St. Jago zum Schutz der Pilger nach dieſem heiligen Wallfahrtsorte, und 1162 in Portugal der Orden von Evora. Alle dieſe Orden gleichen mehr oder weniger denen, die im heiligen Lande gegründet worden waren, indem alle ſich den Kampf gegen die Sarazenen zur Hauptaufgabe machten. Wie der Adel den Königen über den Kopf zu wachſen anfing, erkennt man aus einer blutigen Fehde, welche die beiden reichen Geſchlechter der Caſtro und Lara in Caſtilien gegen einander führten.

Der Kampf gegen die Sarazenen behielt übrigens den Charakter des kleinen Kriegs und kam nur ſelten mehr in größeren Zug. Abdelmumens Enkel Jakul ſiegte über Alfons VIII. von Caſtilien bei Alarcos, 1195. Sein Sohn Mahomed war weniger glücklich. Alfons blieb im großen Kreuzzug gegen die Sarazenen, und Mahomed unterlag den vereinigten Chriſten in einer großen Schlacht bei Toloſa, in der ſich beſonders der König Sancho von Navarra durch

seine Tapferkeit hervorthat, 1212. Unter Mahomeds Sohn Jussuf sank die Macht der Almohaden, denn dieser junge Fürst hatte die fixe Idee, wieder wie ein gemeiner arabischer Hirt in der Wüste leben zu wollen, zog auf's Land, hütete Viehherden und ging nur mit der niedrigsten Menschenclasse um, bis er 1223 noch jung starb. Nachher brachen Thronstreitigkeiten unter den Almohaden aus und ihr Reich zerriß. Das benutzten die christlichen Fürsten, um immer mehr von den Gebieten der Muhamedaner abzureißen. Jakob von Aragon nahm 1229 die balearischen Inseln ein, Fernando III. von Castilien erfocht einen glänzenden Sieg über die Araber bei Guadelete 1236 und nahm endlich die große Hauptstadt Cordova ein, 1239, etwas später auch Sevilla, 1248. Eben so nahm Jayme von Aragon 1238 Valencia ein. Die Macht der Araber in Spanien sank dergestalt zusammen, daß der König derselben in Granada, Aben Alhanar, Alfons X., dem Sohne Fernando's, als seinem Lehnsherrn huldigte.

Damals war die große Ketzerei der Albigenser unterdrückt worden, und die moralische Macht, die sie hauptsächlich bekämpfte, ging von Spanien aus. St. Domingo stiftete den großen Dominicanerorden, der vom Papste vornehmlich mit der Unterdrückung der Ketzerei betraut wurde. Welchen Antheil König Peter von Aragon am Albigenserkriege nahm, ist oben schon erzählt. Er trat für die Verfolgten ein, kam aber in der Schlacht um. Auch König Alfons von Leon kam zu Anfang des 13. Jahrhunderts in bittern Streit mit dem Papst, weil dieser seine Ehe mit der Berengaria den Kirchengesetzen zuwiderlaufend fand. Dagegen war König Fernando III. von Castilien ein großer Glaubenseiferer und zündete zu Palentia, wo er i. J. 1136 mehrere Ketzer verbrennen ließ, den Holzstoß selber an.

Der Sohn dieses großen Eroberers war Alfons X., der Weise, der die Eitelkeit besaß, nach dem Sturz der Hohenstaufen die Wahlstimmen einiger deutschen Fürsten zu erkaufen und sich deutscher Kaiser zu nennen, obgleich er niemals nach Deutschland kam. Einen guten Ruf erwarb er sich nur durch seinen Eifer für die Wissen-

schaften, sonderlich für die Sternkunde. Weil er aber viel Geld brauchte, um seine Ansprüche auf die deutsche Kaiserkrone durch Bestechungen in Rom durchzusetzen, drückte er das Volk mit Auflagen und kam in schlimme Händel mit den Unzufriedenen, an deren Spitze erst sein Bruder Philipp, dann sein Sohn Sancho trat. Diese Unruhen in Castilien benutzten die Araber, um von Granada und Marocco aus Versuche zur Wiedereroberung Andalusiens zu machen, 1264 und 1275, die aber mißlangen. Alfons starb 1284. Auch seine Nachfolger mühten sich in höchst unnützen und unerquicklichen Streitigkeiten mit den christlichen Nachbarn und in der eignen Familie ab, ohne daß etwas Großes geschah. Wären die christlichen Fürsten einig gewesen, sie würden die Araber längst haben aus ganz Spanien vertreiben können. Wenn die letzteren je wieder Angriffe wagten, wurden sie geschlagen. König Pedro von Aragon erwarb die Insel Sicilien als Erbe der Hohenstaufen durch die sicilianische Vesper, wie schon in der Geschichte Italiens berichtet wurde. Er hatte deshalb einen kurzen und erfolglosen Krieg mit Frankreich zu bestehen. Sowohl im aragonischen wie im castilischen Königshause hörten die Thronstreitigkeiten fast nicht mehr auf und sie in allen Einzelheiten wiederzuerzählen, würde für die weltgeschichtliche Betrachtung zu unwichtig seyn und zu viel Raum wegnehmen. Alfons XI. von Castilien beging mehrere verrätherische Morde an Verwandten, verachtete seine portugiesische Gemahlin und lebte mit einer Eleonore de Guzman. Peter IV. von Aragon, seit 1336, wollte, daß nicht sein Bruder, sondern seine Tochter das Reich erbe und bestand deshalb blutige Kämpfe mit dem empörten Adel, gegen den er höchst grausam verfuhr. Aber diese schlechten Könige siegten über die Mauren. Im Jahre 1336 unternahm Abul Hassan, König von Marokko, einen neuen lebhaften Angriff auf das christliche Spanien, verlor aber im Kampf seinen Sohn und erlitt am Flusse Salado eine ungeheuere Niederlage, 1340. In dieser blutigen Schlacht hielten alle christlichen Könige zusammen und fochten so tapfer, daß die Sarazenen nicht weniger als 200,000 Todte auf dem Schlachtfelde sollen zurückgelassen haben. Abul Hassan entfloh auf einem Kahne und von

dieſem Tage an kam nie mehr ein muhamedaniſches Heer von Afrika an Spaniens Ufer herüber.

4.

Portugal.

Der erſte Eroberer Portugals, Heinrich von Burgund, damals noch Vaſall ſeines Schwiegervaters Alfons von Caſtilien, hatte einmal in einer Schlacht die Schilde von fünf arabiſchen Königen zugleich erbeutet und dieſe fünf bilden ſeitdem das Wappen von Portugal. Heinrich ſtarb 1112 und hinterließ einen Sohn, Alfons II., dem aber ſeine eigene Mutter Thereſe den Thron ſtreitig machte, bis er ihn eroberte. Nachher ſetzte er die Unternehmungen ſeines Vaters gegen die Sarazenen fort und erfocht einen großen Sieg bei Ourique, 1129. Durch einen jährlichen Tribut an den Papſt wußte er ſeine Lehensabhängigkeit von Caſtilien zu neutraliſiren, wurde vom Papſt als König anerkannt und war ſeitdem Herr eines unabhängigen Staates. Er berief zum erſtenmal die Cortes von Portugal nach Lamego und verabſchiedete mit ihnen paſſende Landesgeſetze, 1143. Dieſelben glichen denen der andern chriſtlichen Staaten in Spanien. Neben dem König hatten Geiſtlichkeit und Adel allein alle Macht in den Händen. Alfons eroberte nachher noch die Stadt Santarem und mit Hülfe einer großen vom Grafen Arnulf von Aerſchot geführten engliſchen und vlämingſchen Flotte, die ins heilige Land fuhr, die wichtige Stadt Liſſabon am Ausfluß des Tajo, 1147. Die Almohaden ſahen zu dieſem Siege nicht ruhig zu, aber ihr Fürſt Juſſuf erlitt bei Santarem eine ſehr bedeutende Niederlage, 1171. Auch eine ſarazeniſche Flotte wurde von Fuas, dem Admiral Alfonſo's, geſchlagen, 1180. Seit dieſem erſten Seeſieg widmeten ſich die chriſtlichen Portugieſen mehr als die Spanier der Schiffahrt.

Des erſten Alfons oder Affonſo, wie die Portugieſen ſchrieben,

Sohn Sancho begann seine nicht minder glänzende Regierung 1185, eroberte mit Hülfe einer Kreuzfahrerflotte die Stadt Silves und das Land Algarbien. Er hatte jedoch das Unglück, mit dem Klerus in Streit zu gerathen. Die Frömmigkeit der Zeit war Ursache, daß die Kirche übermäßig mit Gütern bereichert wurde, die dann, als in der sog. todten Hand, dem König keine Einkünfte brachten. Sancho wünschte daher, das Land möchte zu größerem Theil Eigenthum von Laien bleiben. Die Bischöfe hielten aber fest, was sie hatten, und thaten den König in den Bann. Das Volk trat auf des Königs Seite und achtete den Bann nicht. Papst Innocenz IV. trat endlich vermittelnd dazwischen und erklärte den Bann für ungültig. Man hat bemerkt, daß er gegen keinen weltlichen Fürsten der Zeit so nachgiebig gewesen ist, wie gegen Sancho. Er wußte aber dessen Verdienst zu würdigen. Sancho war äußerst freigebig gegen den Klerus mit Geld, aber Landgüter entzog er ihm auf alle Weise. Im Jahre 1217 half seinem Sohn und Nachfolger Alfons II. wieder eine Flotte von Kreuzfahrern unter dem Grafen Wilhelm von Holland die Stadt Alcacer do Sal erobern.

Der folgende König Sancho II. regierte friedlich, wurde aber durch eine Intrigue seines Bruders Alfons vom Thron gestoßen. Er hatte nämlich keine Kinder und die Erbfolge war strittig. Da benutzte sein Bruder den Umstand, daß Sancho mit der wunderschönen Dame Mecia lebte, um diese als eine Hexe zu verdächtigen, die den König bezaubert habe und brachte es, da Sancho nicht von ihr ließ, dahin, daß derselbe förmlich abgesetzt wurde, 1245.

Die Hauptstadt Portugals war anfangs Coimbra. Lissabon erhielt seine Bedeutung zuerst als Kriegshafen. Hier lag die Flotte und befand sich das große Arsenal. Die portugiesische Marine hob sich zusehends unter des dritten Alfons Nachfolger, Diniz. Derselbe war so einsichtsvoll, die Erfahrungen der großen Republiken Italiens im Seewesen zu Rathe zu ziehen und den Genueser Micer Manoel aus dem Geschlecht der Pezagno zu seinem Admiral zu machen. Diniz bekam auch wieder viel Streit mit der Geistlichkeit, denn das alte Uebel, die Uebermacht der todten Hand, hatte sich erneuert, ja

noch vermehrt. Das Uebel war aber von ſo ſeltſamer Natur, daß die Geiſtlichkeit ſelbſt ſich ihres unermeßlichen Beſitzes gar nicht erfreuen konnte, ſondern darunter litt und beim König und bei den Cortes Klage führen mußte. Wenn nämlich auch die Bisthümer und Klöſter durch Schenkungen und Vererbungen den Grund und Boden erhielten, der früher edeln Familien angehört hatte, ſo behielten ſich dieſe Familien, die rechtmäßigen Erben (herdeiros) oder die natürlichen Herren des Bodens (naturales) doch gewiſſe Rechte vor, das Recht, auf ihrem alten Grund und Boden zu wohnen, von der Kirche Abgaben zu empfangen, mit einem Wort, ſich von ihr nähren zu laſſen, denn ſie wollten nicht verhungern. Da nun dieſe Herdeiros heiratheten und die Zahl ihrer Kinder und Kindeskinder ſich mehrte, der Grund und Boden aber nicht, ſo folgte daraus von ſelbſt, daß die Ernährung ſo vieler Berechtigter dem Klerus zur größten Laſt werden mußte. Deshalb arbeitete König Diniz darauf hin und ſetzte durch, daß viele Vergabungen an die todte Hand wieder rückgängig gemacht wurden, um die Güter aus der todten Hand wieder in die lebendige zu bringen. Am Ende ſeines Lebens empörte ſich ſein Sohn Alfons gegen ihn, ohne triftigen Grund, verhetzt durch Leute, die durch ihn ihr Glück zu machen hofften. Es kam zum blutigen Kampfe, aber der Vater verzieh dem Sohne. Dieſer Alfons kämpfte nachher mit den übrigen chriſtlichen Königen vereint gegen die Sarazenen am Salado, 1340.

König Alfons hatte ſeinem Sohne Pedro die Infantin (Prinzeſſin) Conſtanza von Caſtilien zur Gemahlin gegeben, die ihm einen Sohn, Fernando, gebar, aber 1345 noch in jungen Jahren ſtarb, wie es hieß, aus Gram, weil ihr Gemahl ihr ſchönes Hoffräulein Inez de Caſtro, die mit ihr aus Caſtilien gekommen war, mehr liebte als ſie ſelbſt. Als ſie nun geſtorben war, folgte der Infant Don Pedro ſeinem Herzen und ſchenkte den beiden Brüdern der Inez ausſchließlich ſein Vertrauen. Nun hatte ſchon Conſtanza viele Caſtilianer in's Land gebracht, und dieſe Neulinge hatten Ehrenſtellen erhalten, was unter dem portugieſiſchen Adel den bitterſten Neid erweckte. Eine Partei am Hofe, an deren Spitze Gonſalvez, Coelho und Pacheco ſtanden, lag dem König Alfons be-

ständig im Ohr, die hoffährtigen und gefährlichen Castilianer zu entfernen. Sie bezeichneten ihm das Kloster Santa Clara in Coimbra, das friedliche Asyl, wo Inez lebte und Pedro sie häufig besuchte, als ein Intriguennest und sie selbst als eine Circe, die alles verführe, und als Leiterin eines castilianischen Ausschusses, welcher sich der Herrschaft im Lande bemächtigen wolle. Sie brachten endlich den König dahin, daß er, als sein Sohn grade abwesend war, nach Coimbra ritt. Donna Inez, die nichts Schlimmes ahnte, sah plötzlich den Klosterhof mit Bewaffneten erfüllt und den König zornig in ihr Zimmer treten. Zum Tode erschrocken hielt sie die beiden jungen Kinder, die sie von Don Pedro hatte, in den Armen, warf sich zitternd vor dem König nieder und flehte ihn um Erbarmen. Sein Zorn legte sich, er war sichtbar erschüttert und konnte den Anblick der Unschuldigen nicht aushalten. Er entfernte sich, ohne einen Befehl ertheilt zu haben. Draußen aber bestürmten ihn die Verschwörer von neuem, warfen ihm seine Schwäche vor, schilderten ihm die schöne Inez auf's neue als die gefährlichste Unruhstifterin, die ihn zu keinem Frieden werde kommen lassen, daß er endlich ärgerlich ausrief: Nun so thut, was ihr wollt! Sogleich eilten die Ritter zu Donna Inez zurück und bohrten ihre Schwerter in den Busen des sanften und unschuldsvollen Weibes, 1355.

Der König war schon nach Lissabon zurückgekehrt, als Don Pedro erst wieder in Coimbra eintraf. und hier die blutige Leiche fand. In wüthendem Schmerze vergaß er jede Rücksicht, rüstete ein Heer und bekriegte den grausamen Vater unter greulicher Verheerung des Landes, bis es dem Metropoliten von Portugal, dem Erzbischof von Braga, und den rührenden Bitten seiner Mutter, der Königin, gelang, seinen Zorn zu mäßigen und ihn endlich mit dem Vater auszusöhnen. Sobald aber i. J. 1357 der König gestorben war und Pedro selbst die Regierung antrat, wurde der unglücklichen Donna Inez ein großes Todtenfest gefeiert. Ihre Mörder waren nach Castilien geflohen. Er forderte und erhielt ihre Auslieferung. Dem Gonsalvez und Coelho ließ er das Herz lebendig aus der Brust schneiden. Pacheco entkam und erhielt später sogar seine Güter zu-

rück, weil erwiesen wurde, daß er nicht gleich den anderen unmittelbar an Donna Inez Hand angelegt hatte. Dann versammelte Don Pedro die Großen seines Reiches und erklärte feierlich, er habe mit Donna Inez in rechtmäßiger, wenn auch geheimer Ehe gelebt und ihre Kinder seyen legitim. Das wurde durch Zeugen bestätigt und mit heiligen Eiden beschworen. Hierauf ließ Don Pedro die Leiche der Donna Inez erheben, um sie auf königliche Weise in aller Pracht zu bestatten. Ihren Sarg schmückte die Krone mit allen Insignien des Königthums. Die ganze Geistlichkeit, die ganze Ritterschaft und viele Damen folgten dem Sarge bei Nacht in langem Zuge von Coimbra bis Alcobaca, wo der Sarg in die Gruft gesenkt wurde. Auf dem ganzen siebzehn Legoas (lieues, Stunden) weiten Wege stand unzähliges Volk auf beiden Seiten, jeder mit einer brennenden Fackel.

Don Pedro regierte nachher mit Weisheit und Gerechtigkeit, aber streng. Mit der größten sittlichen Indignation beurtheilte und bestrafte er die Verbrechen des Klerus. Als einmal ein vornehmer Prälat in Portugal die Frau eines ehrlichen Bürgers entehrt hatte, ließ der König ihn in sein Zimmer bringen, entkleidete ihn eigenhändig und peitschte ihn durch. Ein andermal hatte ein angesehener Geistlicher in Santarem im Uebermuth und ohne Grund einen Bürger getödtet. Die Wittwe kam klagend zum König und dieser versprach ihr Genugthuung, bis er selbst nach Santarem kommen würde. Als er nun dahin kam, wartete er eine Prozession ab, in welcher jener Geistliche mit einherzog, und befahl einem groben Steinhauer, diesen Geistlichen auf der Stelle mit seinem Hammer zu erschlagen. Dieser that es und wurde ergriffen. Der Klerus drang auf die strengste Bestrafung. Als aber die Sache vor den König gebracht wurde, frug dieser den Klerus, welche Strafe der ermordete Priester erduldet habe, als er den Bürger von Santarem tödtete? Man antwortete ihm, es sey demselben untersagt worden, ferner die Messe zu lesen. Wohlan, sagte nun der König zu dem Steinhauer, so ziehe auch du frei dahin und es soll dir nur verboten seyn, forthin Steine zu hauen; damit du aber zu leben hast, so heirathe die Wittwe des getödteten Bürgers.

Neuntes Buch.

Der romantiſche Charakter des Mittelalters.

1.

Die Idee des Gottesſtaats.

Das fromme Mittelalter wollte ein Ideal verwirklichen. Seitdem die altrömiſche Welt durch die germaniſchen Eroberer gänzlich umgeſtaltet und verjüngt war, faßte die germaniſche Ehrlichkeit und Treue die chriſtliche Frage mit tiefem Ernſte auf und der ritterliche Muth ſcheute vor keinem Hinderniß zurück. Man wollte aus dem chriſtlichen Leben, aus dem Reiche Gottes auf Erden eine Wahrheit machen. Das Chriſtenthum ſollte überall und allein herrſchen; was ihm widerſtrebte, Heidenthum und Judenthum und aller Sündenſchwall ſollte von der Erde vertilgt werden. Sind wir nicht, frugen ſich die an Geiſt vorragenden und einflußreichen Männer, Chriſto verantwortlich? Hat darum Gott ſeinen Sohn in die Welt geſandt, daß wir ſie durch unſere Schlaffheit wieder in alte Sünden der Heidenzeit zurückfallen laſſen? Dürfen wir zugeben, daß der Islam ein chriſtliches Reich nach dem andern verſchlingt? und daß im Schooß der Chriſtenheit ſelbſt ſtatt der ewigen Gebote Gottes die Willkür ſittenloſer Fürſten regiert, die Häupter und Glieder der

Kirche selbst von den bösen Gewohnheiten derselben angesteckt oder die Werkzeuge dynastischer Interessen werden?

Ueberlegungen dieser Art waren es allein, durch welche das Schifflein Petri in der allgemeinen Sündfluth über den Wogen erhalten wurde. Wenn nicht die unabhängige Kirche von der öffentlichen Meinung im Abendlande gefordert und überall geschützt worden wäre, würde sie von den arianischen Fürsten vernichtet worden seyn, wie die Freiheit der griechischen Kirche durch die byzantinischen Kaiser. Rom war die einzige Bürgschaft einer von den Fürsten, den Nationen, dem Adel und allen weltlichen Interessen unabhängigen rein sittlichen, christlichen Macht und Instanz auf Erden. Und wie oft auch dieser einzig lichte und reine Punkt verdunkelt und befleckt wurde, indem es gelang, schlechte Päpste auf den Thron zu bringen oder den guten Gewalt anzuthun, so leuchtete er doch wie ein Stern hinter Wolken immer wieder siegreich durch und die moralische Macht der Kirche wuchs mitten unter den Verfolgungen und noch schlimmeren Verführungen.

Hatte Constantin der Große die Kirche zur Magd des Staatsinteresses gemacht und blieb sie das unter den griechischen Kaisern, so konnte der h. Bonifacius schon eine Nebenordnung der Kirche neben dem Königthum durchsetzen und von der Harmonie beider den Völkern allgemeines Heil versprechen. An diesem Werk der Harmonie zwischen den beiden höchsten Autoritäten in der abendländischen Christenheit arbeiteten Karl der Große und die sächsischen Kaiser fort. Das Ideal des h. Bonifacius wurde vollkommen, wenn auch nur auf eine allzu kurze Zeit, verwirklicht durch die beiden Dioskuren des Mittelalters, Otto III. und Gregor V. Sobald aber diese Harmonie zerriß, erhielt bei der Unwürdigkeit oder Gewaltthätigkeit weltlicher Monarchen die Kirche das entschiedenste moralische Uebergewicht. Die abendländische Christenheit wollte ihre höchste Instanz, die im Namen Gottes und nach seinem Gesetz und Gebot entschied, nicht von ungezogenen Knaben, wie Heinrich IV., oder von bösartigen Tyrannen wie Heinrich V. und VI. vernichten lassen. Daher entstand das Bedürfniß, diese Instanz überhaupt auf

eine Höhe zu ſtellen, in der ſie ſo unwürdigen Angriffen unerreichbar blieb. Und ſo bildete ſich unmerklich immer klarer das Ideal einer chriſtlichen Theokratie aus.

Als höchſter Souverain galt nur Gott allein noch. Von ihm ging alle Gewalt aus, und wurde den Mächtigen der Erde nur verliehen, wie der Lehensherr mit irgend einem Amt und Gut ſeine Vaſallen auf Lebenszeit belehnt. Anfangs dachte man ſich die Belehnung an zwei völlig gleichgeſtellte Dioskuren. So ſagt noch der Sachſenſpiegel in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts: „Zwei Schwerter ließ Gott dem Erdreiche, zu beſchirmen die Chriſtenheit, dem Papſt das geiſtliche, dem Kaiſer das weltliche.“ Aber ſchon der Schwabenſpiegel in der zweiten Hälfte deſſelben Jahrhunderts ſagt: „Seit nun Gott des Friedens Fürſt heißt, ſo ließ er zwei Schwerter hier auf Erden, da er zum Himmel fuhr, zu ſchirmen die Chriſtenheit, die empfahl Gott St. Petern beide, eins dem weltlichen Gericht, das andere dem geiſtlichen Gericht. Des weltlichen Gerichtes Schwert das leihet der Papſt dem Kaiſer. Das geiſtliche iſt dem Papſte ſelber geſetzt.“ Das heißt in der Sprache des Lehenrechts: der Papſt iſt Vaſall Gottes, der Kaiſer aber Aftervaſall des Papſtes! Begreiflicherweiſe wollte weder der Kaiſer, noch irgend ein König einzelner Nationen ſich dieſe Unterordnung unter den Papſt auf die Dauer gefallen laſſen. Wenn nun ſogar die Harmonie der Dioskuren keine Dauer hatte, ſo war das Ideal unmöglich ausführbar.

Gleichwohl kann die Chriſtenheit gar nicht fortbeſtehen auf Erden, ohne ſich immer wieder dieſes Ideals erinnern zu müſſen. Der Grundgedanke war: das höchſte Geſetz auf Erden ſoll die Pflicht ſeyn, die alle Menſchen, weß Standes ſie ſeyn mögen, gegen Gott zu erfüllen haben, die ſittliche Pflicht des Chriſten. Man konnte dieß nicht ſcharf genug betonen gegenüber dem Grundgedanken der weltlichen Politik, welche war: das höchſte Geſetz auf Erden iſt das Recht der Fürſten und dieſes Recht hat keine Bedingungen und keine Grenzen, ſo weit das dynaſtiſche und perſönliche Intereſſe irgend reicht. Das Volk, welches keine ſolchen

Rechte beanspruchte, ja durch die Fürsten selbst gequält und gedrückt wurde, war auf Seiten der Pflichtpartei, also der Kirche, und schützte sie gegen die Fürsten, so lange es selbst noch nicht ganz deren Despotie unterlag.

Die Begeisterung und Opferfreudigkeit, mit der damals so unzählbare Christen der heiligen Fahne der Pflicht folgten, beurkundet sich nicht blos in der Hingabe an die Kirche, im Eintreten in die geistlichen Orden, in den Kreuzzügen, in den prachtvollen und tiefsinnig gedachten Kirchenbauten, sondern in allen Institutionen des Lebens. Der Gedanke, daß man alles von Gott nur zu Lehen habe und dafür dem Lehensherrn verpflichtet sey, ging durch alle Classen. In ihm wurzelte das Patronat des Mittelalters. Jedes Land, jede Stadt, jede Corporation wählte sich einen Patron unter den Heiligen aus und weihte sich ihm. Daher die städtischen Weichbilde. Darin lag die Anerkennung, daß man unter dem Schutz des Heiligen stehe, sich aber auch seiner würdig zu benehmen habe.

Man wollte den Himmel auf die Erde herabziehen. Gott sollte sichtbar erscheinen in seinem Stellvertreter und die Engel in den jungfräulichen und makellosen Priestern. Die Laien selbst schlossen sich den letztern wieder an in den Fraternitäten und christlichen Ritterorden und es war überall ein Sehnen und Drängen aus der Gemeinheit des Irdischen heraus zum Himmel. Hier waltete jene geheimnißvolle Magie, deren wir früher schon in der Geschichte der Kreuzzüge gedacht haben, der tiefe Zug zur Leiblichkeit Gottes, zum Schauen und unmittelbaren Berühren des Heiligen in der Transsubstantiation, in der Bilder- und Reliquienverehrung, in den Wallfahrten zu h. Orten ꝛc.

Dieser Zug zum Heiligen hin gab der Kirche ihre ungeheure Macht im Mittelalter, wurde ihr aber auch verderblich, indem die zahllosen Himmelsstürmer, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, in die heilige Region zu viel von ihrer irdischen Schwäche und Menschlichkeit mitbrachten. Beschränktheit des Geistes und Leidenschaft brachten in die Kirche mancherlei Aberglauben und Fanatismus; im Aberglauben schlich sich manches Heidnische ein, im

Fanatismus mancher weltliche und unheilige Zweck. Das Hauptübel aber war die Ueberfüllung des Priesterstandes mit unfähigen und unwürdigen Subjecten, zumal die Besetzung höherer Kirchenämter durch Simonie, Nepotismus, dynastische Politik.

Die Geschichte der Kirche beweist fast auf jeder Seite, daß nicht sie die Menschen mißbrauchte, sondern daß sie von den Menschen mißbraucht wurde. Das heilige Institut der Kirche kann nicht verantwortlich gemacht werden für die Sünden derer, die wider ihren Geist und wider ihre ausdrücklichen Gebote handelten. Nicht das apostolische Amt des h. Petrus, fortgesetzt in den Päpsten, nicht das nothwendige monarchische Princip in der Regierung der Kirche ist anzuklagen, wenn Marozia schlechte Päpste machte. Nicht dem bischöflichen Amte an sich ist vorzuwerfen, was die von Karl Martell zu Bischöfen ernannten Jagdjunker sündigten. Nicht den h. Odo, Bruno, Bernhard und Franciscus darf man beschuldigen, daß sie Klöster für faule Bäuche gegründet hätten.

Aus der Kirche empfing der Staat und alles weltliche Gemeinwesen die höhere sittliche Weihe zu einem Gott wohlgefälligen Regiment, zur Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegen die Schwachen und Armen. Aus der Kirche empfing der Adel die höhere sittliche Weihe des Ritterthums, die Verwerthung der Tapferkeit im Dienste Gottes, des Rechts und der Ehre. Aus der Kirche empfingen Wissenschaft, Kunst und Poesie die höhere sittliche Weihe, sie gab ihnen erhabenere und reinere Motive, als sie das classische Heidenthum jemals kannte, und hütete sie vor dem Rückfall in die Sünde des alten Babel.

Von außen her empfing dagegen die Kirche eben so viel Unsegen, als sie nach außen Segen spendete. Das unheiligste Interesse mächtiger Laienfamilien drängte ihr schlechte Päpste, schlechte Bischöfe auf. Das gemeinste Interesse arbeitscheuer Menschen füllte ihre heiligen Räume mit Müssiggängern. Die Eitelkeit der Schule trug gefährliche Sophismen in ihre Theologie hinein.

2.

Die äußere Kirche.

Der Papſt erlangte die monarchiſche Gewalt, weil die Kirche als Einheit auch einen gemeinſamen Mittelpunkt haben mußte. Dabei blieb den allgemeinen ökumeniſchen Concilien ihr altehrwürdiges Anſehen gewahrt, indem ihre Beſchlüſſe unverbrüchlich als Kirchengeſetze galten. Bei den verſchiedenen Concilien, welche der Papſt zur Erledigung beſonderer Zeitfragen einberief, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie unter ihm ſtanden. Er wurde von den Cardinälen (dem Domcapitel des römiſchen Biſchofs) gewählt und ſie bildeten ſeinen Rath, ſein Conſiſtorium. An ihn, als an die höchſte Inſtanz, wurde appellirt. Er allein konnte von der Befolgung ſtrenger Kirchengeſetze diſpenſiren, er allein heiligſprechen, er allein die höchſten Kirchenſtrafen über die Mächtigen der Erde verhängen, den Bann über die Perſon, das Interdict oder das Aufhören alles Gottesdienſtes und kirchlicher Verrichtungen über das Land. Er allein konnte die Chriſtenheit zu Zwecken der Kirche beſteuern, mit jährlichen ſ. g. Annaten oder außerordentlicherweiſe. Seine Legaten oder Geſandten an den weltlichen Höfen erlangten nicht ſelten die Macht von altrömiſchen Proconſuln. Die Grundgeſetze der Kirche, auf den Concilien verabſchiedet, hießen Canones, die päpſtlichen Verordnungen Decretalien, Bullen (Proclamationen) und Breves (Briefe). Alle Kirchengeſetze wurden zuerſt in ein Syſtem gebracht durch Gratian im corpus juris canonici s. ecclesiastici im J. 1157.

Die Hierarchie war ſtreng gegliedert. Innerhalb der ſ. g. Weltgeiſtlichkeit ſtand der Pfarrer (parochus) unter dem Biſchof (episcopus), dieſer unter dem Metropoliten, Erzbiſchof oder Patriarchen, und dieſe ſollten eben ſo blind dem Papſt gehorchen.

Die Stellung der Päpſte zu den Metropoliten war aber lange und eigentlich immer ſchwankend. Die nothwendige Einheit der allgemeinen Kirche durfte keine nationalen Sonderkirchen unter einem

Patriarchen leiden; andererſeits aber haben nicht ſelten würdige Metropoliten das Anſehen der Kirche ſelbſt aufrecht erhalten, wenn es durch ſchlechte Päpſte gefährdet war oder gute Päpſte nicht Macht genug beſaßen, den Kaiſern und Königen zu widerſtehen. Die deutſche, franzöſiſche und engliſche Geſchichte iſt desfalls reich an Beiſpielen.

Der Kirchenſtaat war unumgänglich nothwendig, um dem Papſt die Unabhängigkeit zu ſichern. Dagegen erſcheinen die erzbiſchöflichen und biſchöflichen Staatsgebiete als eine Anomalie. Sie würden niemals entſtanden ſeyn, wenn es den Königen nicht zu einer Nothwendigkeit gemacht worden wäre, den Biſchöfen einen großen Lehenbeſitz, herzogliche Gewalt über ihre bewaffneten Vaſallen und die gräfliche Gerichtsbarkeit zu verleihen, um die königliche Gewalt durch die biſchöfliche gegen die Rebellion und Trennungsſucht der weltlichen Reichsfürſten zu ſchützen. Eine Maßregel, die allerdings nur vorübergehend hätte ſeyn ſollen und deren Nothwendigkeit wegfiel, ſobald die Laienfürſten entweder dem Königthum unterworfen worden waren, wie in Frankreich, oder trotz des Königthums die Trennung in ſouveraine Fürſtenthümer erfolgt war. Nichts iſt den Biſchöfen von jeher mehr vorgeworfen worden, als ihre weltliche Pracht und Ueppigkeit.

Auf dem Gipfelpunkt ſeiner Macht griff der Papſt mit ſeiner monarchiſchen Gewalt durch die Stufenleiter der Hierarchie hindurch und machte die Biſchöfe, mit Uebergehung der erzbiſchöflichen Inſtanz unmittelbar von ſich abhängig. Als Mittel gegen die allzumächtigen Landesbiſchöfe dienten ihm ſodann die ſ. g. Weihbiſchöfe, die nach einem verlornen Bisthum (in partibus infidelium) benannt, den wirklichen Biſchöfen aber an die Seite geſetzt wurden. Die Biſchöfe wurden vom Domcapitel gewählt, ihre Beſtätigung hing aber früher mehr vom König, ſpäter mehr vom Papſt ab, wie es die Schwankungen des Inveſtiturſtreits ergaben.

Die ſtrengen Gelübde des Prieſterſtandes, insbeſondere die Eheloſigkeit, folgten mit Nothwendigkeit aus dem Glauben der Zeit. Die öffentliche Meinung forderte von den Prieſtern die Jungfräulichkeit, beziehungsweiſe die Reinheit von Engeln, die Erhabenheit über

alles gemeine ſinnliche Trachten der Menſchen, ein Leben allein in Gott und voll Aufopferung für andere. Ohne dieſen Glauben, ohne dieſe Forderung des Volkes hätte der Cölibat gar nicht können durchgeführt werden. Die Eheloſigkeit wurde dann allerdings eine Stütze der Hierarchie, weil Prieſter, die für keine Familie zu ſorgen haben, ſich Gottes Sache ungetheilter widmen; allein man hat dieſem Umſtand zu viel Gewicht beigelegt. Das weltliche Familienintereſſe hatte trotz des Cölibats doch nie aufgehört, die hohen Würdenträger der Kirche ihre Pflichten vergeſſen zu machen. Der Cölibat hatte noch einen andern Zweck, er ſollte nämlich den allzuwilden Andrang zum Prieſter- und Mönchsſtande hemmen. Jene oben als Himmelsſtürmer bezeichneten Maſſen, die es gut meinten, aber allzu kyklopiſch in den Weinberg des Herrn einbrachen, mußten ein wenig abgehalten werden. Ganz aus demſelben Grunde mußte den Laien der Kelch beim Abendmahl entzogen werden. Es iſt buchſtäblich wahr, daß die rohe Menge mit dem Heiligthum nicht umzugehen wußte und es verſchüttete.

In Bezug auf den Cölibat hat ſich ſpäter die Meinung Geltung verſchafft, als ſey er unter allen Umſtänden der Natur zuwider. Es liegt aber ein Seelenadel im Menſchen, der über die niederen Bedürfniſſe der Sinnenwelt erhebt und reinen und höher gearteten Naturen gerade die Jungfräulichkeit zum Bedürfniß, zur Nothwendigkeit macht, nach dem Vorgang des Heilands, faſt aller ſeiner Jünger und Heiligen. Es kann alſo nicht die Rede davon ſeyn, daß hier unter allen Umſtänden eine Unnatur Statt finde. Eine Unnatur entſteht nur, wenn der niedere Sinnenſklave Gelübde thut, die er nicht halten kann oder will, oder wenn man ihn zwingt, ſolche Gelübde abzulegen.

Die Kloſtergeiſtlichkeit kam in Zeiten auf, in welchen ſowohl der h. Stuhl in Rom als der Episcopat und die Weltgeiſtlichkeit in Deutſchland, Frankreich und Italien von der weltlichen Gewalt bedrängt und ſelbſt in Corruption verſunken war. Alle großen Reformen, die es Gregor VII. und Innocenz III. wieder möglich machten, das Anſehen der Kirche herzuſtellen, gingen von den

Klöſtern, von Cluny, Citeaux, Prémontré, Morimond und Aſſiſi aus. Wir haben von dieſen neuen Mönchsorden ſchon früher geſprochen. Die erſteren, namentlich die Cluniacenſer und Ciſtercienſer ſtellten ſich auf die Höhe der Zeit und waren die größten Staatsmänner der Kirche, eigentlich geborene Päpſte. Anders die Bettelorden, die in ein nur dienendes Verhältniß traten und das Plebejiſche ihres Urſprungs niemals ganz verleugneten. In den Franciscanern trat, der heiligen Liebenswürdigkeit ihres Stifters unbeſchadet, etwas Cyniſches und Demokratiſches, in den Dominicanern etwas Schergenmäßiges hervor, worin die hohe Ritterlichkeit der Cluniacenſer und Bernhardiner vermißt wird. Die Stifter tragen keine Schuld. Der h. Franciscus war die Demuth ſelbſt und trachtete nach nichts, als jene Liebe in den Herzen zu nähren, welche, wenn auch ſelbſt weiblich zart und ſchwach erſcheinend, doch die Mutter aller männlichen Tugenden wird. Er hütete das h. Feuer auf dem innerſten Herde der Kirche, während Dominicus die Blitze nach außen ſchleuderte, ein geborener Kämpfer und Soldat der Kirche. Beide wurden mißbraucht. Der Soldat, der rohen Kriegsſitte der Zeit gemäß, artete zum Henker aus.

Die älteren Orden ſtanden unter Aebten und hatten eine mehr monarchiſche Verfaſſung, die neueren bildeten demokratiſche Conventе. Jeder Orden hatte ſeinen General, der unmittelbar unter dem Papſt ſtand und ſeine in der ganzen Welt zerſtreuten Klöſter von der örtlichen Gewalt des Biſchofs möglichſt frei machte. Die Kloſtergeiſtlichkeit in Maſſe ſtand der Weltgeiſtlichkeit gegenüber als die ſtärkſte Stütze des Papſtthums. Unter ſich ſelbſt aber nährten die Orden vielfache Streitigkeiten, wodurch ſie dem geiſtlichen Anſehen ſchadeten. Wo immer die Geiſtlichen zankten, verlor ihre Phyſiognomie das Heilige. Sie zankten um irdiſche Güter und Rechte, um Einfluß, um die Gunſt des Papſtes, oder der Könige, oder des Volks. Sie ſchaarten ſich unter die Paniere verſchiedener Heiliger, ſie beſtritten einander die Echtheit der Reliquien, ſie concurrirten mit wunderthätigen Orten und Bildern. Sie bekämpften ſich mit den Waffen der Scholaſtik in den Schulen. Das alles war vom Uebel.

Und doch wurde es im Mittelalter ſelbſt nicht ſo übel genommen, wie denn auch die Streitſucht keineswegs immer aus Habgier, Eitelkeit oder Eigenſinn hervorging, ſondern nur eine Uebertreibung im Glaubenseifer war.

Die Klöſter leiſteten der Cultur große Dienſte. Weil ein Orden über viele Länder vertheilt war, vermittelten die Mönche die nützlichen Gebräuche und Erfahrungen im Ackerbau, in der Obſtzucht, Viehzucht, Induſtrie. Ihre Oekonomien dienten den Laien zum Muſter. Auch pflegten ſie die Künſte, Baukunſt, Sculptur, Malerei, die Muſik, Poeſie und Wiſſenſchaft. Ohne die Abſchriften von fleißiger Mönchshand wären uns die Schriften der Griechen und Römer nicht mehr zugänglich. Dieſe Nebendinge pflegt man in neuerer Zeit vorzugsweiſe hervorzuheben, wenn man die Klöſter gleichſam entſchuldigen will, daß ſie die Pflege des Chriſtenthums ſich zur Hauptaufgabe machten. In der That dachten ſie nicht daran, das Studium der alten Heiden zum Zweck ihres Lebens zu machen. Dieſer war vielmehr das Leben in Gott, Gebet, Andacht. Nichts charakteriſirt die Klöſter im Mittelalter beſſer, als die Einrichtung in vielen Klöſtern, z. B. zu Corvey in Weſtphalen und zu St. Moriz in Wallis, wonach das Lob Gottes im Geſang ohne Pauſe fortdauerte und der Chorgeſang Tag und Nacht Jahrhunderte lang ununterbrochen fortdauerte, indem die Mönche beſtändig damit wechſelten.

3.

Ueberſicht der geiſtlichen Orden.

Da die Klöſter und geiſtlichen Genoſſenſchaften eine ſo große Bedeutung für das Mittelalter erlangt haben, wird es nicht überflüſſig ſeyn, wenn wir nachträglich ihre ganze reiche Gliederung zur Ueberſicht bringen.

Wir haben früher ſchon bemerkt, daß die Mönche urſprünglich

in Aegypten entſtanden ſind aus Einſiedlern, die ſich zu einem gemeinſamen Leben in einem coenobium (von coena, Liebesmahl, ein Gebäude, worin ſie gemeinſchaftlich aßen), oder in einem Kloſter (claustrum, ein verſchloſſener Raum) vereinigten. Die morgenländiſchen Mönche nahmen die Regel des h. Baſilius an und hießen deshalb Baſilianer. Sie bevölkern noch jetzt alle Klöſter in der Türkei und in Rußland. Im katholiſchen Abendland nahmen die Mönche im 6. Jahrhundert die Regel des h. Benedict von Nurſia an und hießen davon die Benediktiner. Ihre Regel war ſtreng, doch wurde niemand gezwungen, im Kloſter zu bleiben. Als ihre Klöſter ſehr reich wurden, wichen die Mönche von der ſtrengen Regel ab und begannen üppig zu leben. Dazu dienten ihnen die Exemtionen; indem ſie nämlich den wärmſten Eifer für die monarchiſche Gewalt des Papſtes kund gaben, wurden ſie durch den Papſt „ausnahmsweiſe“ von der Aufſicht der Biſchöfe befreit und ſtanden nur noch unmittelbar unter dem Papſt, der aber in weiter Ferne war und ſie nicht ſo ſcharf ins Auge faſſen konnte, wie der Biſchof. Die Sittenverderbniß aber, die unter ſolchen Umſtänden in den Klöſtern einriß, veranlaßte fromme und ſtrenge Mönche, Reformen vorzunehmen und zur alten ſtrengen Regel (zur ſtricten Obſervanz) zurückzuführen. Die erſte ſolche Reform ging im J. 780 von Benedict von Ariana aus, nachdem ſchon zwanzig Jahre früher Biſchof Chrodegang von Metz die zu ſeiner Kirche gehörigen Weltgeiſtlichen zu einem kloſterartig gemeinſamen Leben nach dem Canon (der Regel) des h. Benedict vereinigt hatte, die daher canonici hießen.

Dieſe erſten Reformen bezogen ſich nur auf die Sitten und ſollten nur die verſäumte Lebensregel wieder einſchärfen. Mit der Stiftung des Kloſters Clugny (Cluniacum) durch den h. Bruno aber kam ſeit 910 ein neuer Schwung in die abendländiſche Mönchswelt, eine innerliche Befeurung der Herzen und Erleuchtung des Geiſtes. Welche erſtaunliche Macht ſeitdem die Cluniacenſer über die Päpſte und durch ſie über die ganze abendländiſche Chriſtenheit übten, hat uns die Geſchichte gezeigt. Aber auch in dieſem Orden

erſchlaffte die Zucht wieder und erloſch der Geiſt. Da wetteiferten andere, ihn zu erſetzen, 1012 der Orden von Camaldoli, geſtiftet vom h. Romuald, 1038 der von Valombroſa, geſtiftet von Gualbert, beide in Italien; 1046 der von Grandmont, geſtiftet von Stephan. Strenger als andere wurde der Orden der Karthäuſer, von der Chartreuse, eine Felſenwüſte bei Grenoble ſo genannt, geſtiftet durch den h. Bruno. Die Karthäuſer verpflichten ſich, kein Wort zu ſprechen, außer, wenn ſie einander begegnen: memento mori (gedenke des Todes). Aber gerade wegen ihrer ausſchließlichen Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdiſchen ging das Kloſterleben bei ihnen gewiſſermaßen wieder ins Einſiedlerthum zurück und ſie wirkten weniger auf die wirkliche Welt ein.

Dagegen erneute ſich das großartige Beſtreben der Cluniacenſer und eine neue hohe Begeiſterung für die Kirche hauptſächlich in den Ciſtercienſern, welche der h. Bernhard von Clairvaux 1113 in Citaux vereinigte, und die Prämonſtratenſer des h. Norbert ſeit 1120 in dem Thale Prémontré, ſo genannt von einer Wieſe im Walde von Laon, die ihm die h. Jungfrau gezeigt haben ſoll (pratum monstratum, pré montré, die gezeigte Wieſe). An ſie ſchloßen ſich noch andere ſtrenge Orden an. Eine verfehlte Stiftung war die des Robert von Arbriſſel, welcher 1099 zu Fontevraud in Frankreich ein Kloſter für Mönche und Nonnen zugleich ſtiftete, um das Problem zu löſen, daß der Teufel am beſten beſiegt werde, wenn man ihn geradezu herausforderte. Die Tugend ſoll aber niemals renommiren und Unnatur iſt nicht die Forderung der Kirche. Die Stiftung währte nicht lange. Sehr eigenthümlich erſcheint der Orden der Humiliaten. Eine Anzahl lombardiſcher Edelleute, die unter dem Barbaroſſa gefangen nach Deutſchland gebracht worden waren, gingen dort in ſich, wurden fromm und ſtifteten nach ihrer Rückkehr den demüthigen Orden von der Buße. Von ihren etwas ſeltſamen Baretten nannte man ſie Barettiner von der Buße und von ihrer Demuth Humiliaten (humilis, niedrig). Neben ihm ſtiftete Clara Blaſſoni auch ein Nonnenkloſter der Humiliatinnen oder der blaſſoniſchen Nonnen. Einer der edelſten Orden wurde der

1160 durch Johann von Malta gegründete, der Trinitarier oder der Orden von der Dreieinigkeit zur Befreiung der Gefangenen. Als nämlich die Kreuzzüge in Abnahme kamen und unzählige christliche Gefangene in der Gewalt der Türken blieben und als Sklaven dienen mußten, stellte sich dieser Orden die fromme Aufgabe, Geld zu sammeln, um diese armen Sklaven loszukaufen. Im J. 1254 stiftete der Einsiedler Peter einen strengen Orden zu Murrhone in Apulien, wurde zum Papst gewählt und gab sich den Namen Cölestin V., worauf die Mönche seines Ordens sich Cölestiner nannten.

Wieder eine ganz neue Erscheinung waren im Beginn des 13. Jahrhunderts die Bettelorden oder Barfüßer (weil sie barfuß gingen) des h. Franciscus und des h. Dominicus. Von ihrer großen Bedeutung im Kampf des Papstes mit den Kaisern und der Kirche überhaupt gegen die Ketzerei ist schon das Nöthige in der Geschichte der Zeit gesagt worden. Von dem Gegensatz zwischen beiden Orden wird später noch mehr gehandelt werden. Die Dominicaner wurden gewissermaßen die christlichen Prätorianer des Papstthums, eine festgeschlossene schwerbewaffnete Garde, die aufs strengste conservativ die Macht des h. Stuhls gegen jedermänniglich verfocht. Die Franciscaner nahmen eine freiere Richtung, faßten nicht selten die Aufgaben der Kirche im Widerspruch mit den Forderungen des Papstes auf, stellten sich zuweilen sogar auf die ghibellinische Seite und blieben eben wegen ihres regeren und unruhigeren Geistes nicht festgeschlossen, sondern es gab unter ihnen viele Theilungen. Alle nannten sich ursprünglich Minoriten (von minor, kleiner), weil sie aus Demuth die geringsten und niedrigsten seyn wollten. Sie durften kein Eigenthum haben, mußten barfuß als Bettler umhergehen (tremininen) und, was sie brauchten, einsammeln. Man gab ihnen aber so viel, daß sie bald reich wurden. Nun entstand die Frage, sollen sie das Geschenkte behalten? Die Mehrzahl meinte, das ginge wohl, wenn sie sich nur nicht als wirkliche Eigenthümer, sondern nur als Nutznießer betrachteten. Die Minderheit aber wollte von dieser Sophisterei nichts wissen und ganz arm bleiben, trennte sich daher von der Mehrheit. So schieden sich aus

den Franciscanern nach und nach die Cäſarianer (nach dem Pater Cäſarius genannt), die Spiritualen, Clareniner und ſ. g. Obſervanten (von der ſtricten Obſervanz) aus. Hiezu traten als Laienbrüderſchaften die ſ. g. Tertianier, und die Clariſſinnen, geſtiftet von der h. Clara, der Freundin des h. Franciscus.

Dem an Mönchsorden ſo ergiebigen 13. Jahrhundert gehört auch die Stiftung der Carmeliter an, 1209 gegründet zum Andenken des Ritter Berthold, der auf dem erſten Kreuzzug mitgefochten hatte, dann aber auf den heiligen Berg Carmel gezogen und dort Einſiedler geworden war. In dieſem neuen Orden bildete ſich die Fiction aus, er habe ſich in ununterbrochener Reihe durch die Jahrhunderte fortgepflanzt vom Propheten Elias an, der auf demſelben Berge als Einſiedler lebte und hier ſein berühmtes Altarwunder vollbrachte. Eine ähnliche Dichtung knüpft ſich ſpäter an den Orden der Tempelherren, die man bis auf Salomon, den Gründer des Tempels zurückführen wollte. In der romantiſchen Zeit der Kreuzzüge lag es nahe, ſolchen ſeltſamen Träumen nachzuhängen. Vielleicht verband ſich damit aber auch eine beſtimmte Abſicht, nämlich die neueren Stiftungen der Abendländer im Morgenlande wurden als uralt im Lande wurzelnd bezeichnet, um ſie feſter zu begründen und den Stiftungen der griechiſchen Kirche, die man im Lande vorfand, gleichzuſtellen.

Eine Fiction war es auch, daß der Orden der Auguſtiner vom h. Auguſtinus herrühren ſoll. Er wurde von Eremiten gegründet, denen Gregor IX. 1241 eine eigene Regel gab nur mit Bezugnahme auf ein paar, das Mönchswesen betreffende Briefe des h. Auguſtinus. Faſt um dieſelbe Zeit, 1233 vereinten ſich ſieben reiche Kaufleute in Florenz zu einer geiſtlichen Brüderſchaft, ſchenkten all ihr Gut den Armen, und nannten ſich servi Mariae virginis (Diener der Jungfrau Maria), oder Serviten. Im Jahr 1250 vereinte Euſebius, Biſchof von Gran, der ſelber als Eremit lebte, viele andere Eremiten zu einem gemeinſamen Leben und widmete ſich mit ihnen ausſchließlich der Pflege und dem Troſt der Sterbenden, wovon ſie ſich „Brüder des Todes" nannten. Sie

zählten bald 170 Klöſter in Ungarn, breiteten ſich aber weit im Abendlande aus. Der Orden der Hieronymiten entſtand im 14. Jahrhundert gleichfalls durch Vereinigung von Einſiedlern zu Ehren des h. Kirchenvaters Hieronymus. In Frankreich, zunächſt in Paris, traten mit dem Lazareth Klöſter der Magdalenetten oder der Reuerinnen, den gefallenen, jetzt Buße thuenden Mädchen zu Ehren der heiligen Büßerin Magdalena ins Leben und verbreiteten ſich in alle Länder.

4.

Scholaſtik und Myſtik.

Von der Scholaſtik iſt oben ſchon die Rede geweſen, ſofern ſie in die Politik des franzöſiſchen Königthums eingriff. Sie war die wiederaufgewärmte Dialektik der Alten, nur angewandt auf die chriſtliche Glaubenslehre, und handwerksmäßig getrieben, wie in Schulen und auf Univerſitäten nicht anders möglich war. Die Stubenluft und die genoſſenſchaftliche Eitelkeit mittelmäßiger Köpfe gebiert überall ein handwerksmäßiges Treiben auch in den geiſtigen Sphären. Intereſſante Ausnahmen machten nur die Häretiker, die im Solde der weltlichen Macht, wie Berengar von Tours, oder in der Eitelkeit des eritis sicut deus, noscentes bonum et malum, wie Abälard, den Grund der Kirche zu unterwühlen ſich vermaßen, und die Myſtiker, die vor dem ſeelenloſen Formalismus der Scholaſtik abgeſtoßen, tiefer in das Weſen des Heiligen einzudringen ſuchten.

Auch die nichthäretiſchen Scholaſtiker ſchadeten dem Glauben, indem ſie die chriſtlichen Glaubensſätze, die aus der Offenbarung geſchöpft ſind, erſt noch hinterdrein durch Vernunftſchlüſſe beweiſen wollten, als ob es deſſen bedurft hätte oder je bedürfte. Anſelm von Canterbury hielt es für nöthig und ſetzte das Wiſſen als höhere Potenz des Glaubens, zu dem der Glaube zu gelangen ſuchen müſſe. Er vergaß aber zu ſagen, daß gottgleiches Wiſſen dem Men-

ſchen abſolut verſagt iſt. Alanus ab insulis war ſo einfältig, zu behaupten, die Muhamedaner würden ſich durch die Dialektik der Scholaſtiker eher bekehren laſſen, als durch die heilige Wahrheit der Evangelien. Der eigentliche Muſterſcholaſtiker war Petrus Lombardus in Bologna, der in der Mitte des 12. Jahrhunderts ſein liber sententiarum ſchrieb, die hundertmal nachher von ſeinen Schülern commentirte Schulmeiſterbibel des Mittelalters. Von welcher lächerlichen Eitelkeit die Denkerzunft beſeſſen war, erhellt aus den Titeln, die ſie ſich gaben. So hieß Alexander von Hales, ein Commentator des Lombardus, doctor irrefragabilis; Durandus, der dem Papſt entgegenzutreten wagte, doctor resolutissimus; ſo Duns Scotus, der langweiligſte Spitzfindigkeitenerſinner, doctor subtilis. Da um dieſe Zeit, im 13. Jahrhundert der große Myſtiker Thomas von Aquino (doctor angelicus) mit einem summa theologia auftrat, welche den Glaubensinhalt in ſeiner reinſten Form und in ſeiner tiefſten Beziehung zur empfangenden Seele feſthielt, bildeten ſich in den Schulen zwei große Parteien, die der Scotiſten und Thomiſten. Die erſteren hielten den Geſichtspunkt der Nominaliſten und des Ariſtoteles, die letzteren den der Realiſten und des Plato und Auguſtinus feſt. Zu den erſten hielten die Franciscaner, zu den letztern die Dominicaner. Nicht mit Unrecht ſagte ſchon Johann von Salisbury, die Scholaſtik werde dahin kommen, daß der Glaubensinhalt über der Virtuoſität der dialektiſchen und ſophiſtiſchen Klopffechter werde vergeſſen werden.

Nur wenige Scholaſtiker ſuchten in der Natur und Geſchichte einen feſten Anhaltspunkt, die meiſten bewegten ſich lediglich in Begriffsſpalterei und ſyllogiſtiſchen Künſteleien. Zu jenen wenigen gehörte der große Myſtiker Albertus Magnus, von dem wir nachher mehr berichten werden, der äußerſt fleißige Sammler Vincenz von Beauvais und Roger Bacon (doctor mirabilis) in Oxford († 1294), Männer, die ohne das Centrum in der tiefen Mitte zu verlieren, doch den großen Umfang des Creatürlichen in Natur und Geſchichte zu begreifen bemüht waren.

Die Myſtik ſuchte immer das Weltganze nur aus dem Mit-

telpunkt Gottes ſelbſt zu begreifen, als Schöpfung, als Kunſtwerk Gottes, und fand ihren Anhaltspunkt zunächſt in den Schriften des Dionyſius Areopagita im 5. Jahrhundert. Sie ſpaltete ſich aber in eine mehr objective und eine mehr ſubjective Richtung, ſofern die Gott minnende Seele ſich begnügte, Gottes Wunder zu erkennen, oder ſich in extatiſcher Wonne in das Weſen Gottes ſelbſt verſenken zu können vermeinte. Folgte man der erſteren Richtung, ſo entſtand allerdings die Gefahr, in pantheiſtiſche Irrthümer zu fallen; folgte man der zweiten, ſo lag wieder die Gefahr des geiſtlichen Hochmuths oder einer excluſiven Selbſtcanoniſirung nahe. Man iſt auf beiden Wegen abgeirrt, nichtsdeſtoweniger hat nur die Myſtik, ſofern ſie ſich von den Abwegen fern hielt, die ganze Glaubenstiefe des Mittelalters erſchloſſen. Der ſchon genannte Thomas, Graf von Aquino in Calabrien, erlangte den größten Ruhm als Theologe, der mit der größten Klarheit des Denkens die vollſte Anerkennung des ewigen Myſteriums und die kindlichſte Demuth des Menſchengeiſtes vor dem Geiſte Gottes verband. Ihm folgte der Franciscanergeneral Bonaventura, doctor seraphicus, der ſeinem kindlichen Ordensſtifter ähnlich an das Spalier ſcholaſtiſcher Begriffe doch nur Lilien und Roſen der Gottesminne band. Richard a S. Victore im Kloſter dieſes Namens zu Paris, aber als Schotte geboren, wollte das Ziel, welches Anſelm von Canterbury der Scholaſtik geſtellt hatte, nämlich den Glauben zum Wiſſen zu erheben, erreichen, ohne auf dem Wege zum Wiſſen etwas vom Glauben zu verlieren. Indeſſen hätte man die heiligſten Wahrheiten niemals über den Leiſten der Schule ſchlagen ſollen, obgleich ſchon einige Kirchenväter in dieſe fatale Manier gefallen ſind. Mit dem Schotten Richard wirkte in Paris der deutſche Graf und Abt Hugo a S. Victore zur Ausbildung der Myſtik zuſammen. Der gothiſche Bau ſeines Weltſyſtems gründete ſich auf die Dreiheit der Urkräfte in Gott und ihrer Wirkungen in der Welt. Dreifach iſt die Gottheit als Macht, Weisheit und Güte (Können, Wiſſen, Wollen); dreifach iſt die Welt als Himmel, Erde, Hölle; dreifach des Menſchen Seele, ſofern ſie frei jenen dreien ſich zuwenden kann. Nun aber verlangt Hugo im ritterlichen Sinne

der Zeit, der Menſch ſolle ſich durch den doppelten Zauber der Sinnlichkeit (Hölle) und des Verſtandes (Erde) durchkämpfen, in unwandelbarer Liebe nur zum Himmel blickend, wie der Held, der die Geliebte befreien will, ſich durch einen Zauberwald voll Ungeheuer kämpft. Die Kraft, womit er aller Verführung und allen feindlichen Mächten trotzt, ſoll reine, makelloſe, tapfere Liebe ſeyn. — Angeregt durch dieſen edlen Geiſt ſtellte Honorius (Augustodunensis, von Augſt bei Baſel) ein anderes myſtiſches Syſtem auf, worin er das Streben der Seele nicht wie Hugo als kühnes Wegwerfen der Welt, ſondern als ein beſonnenes Verſtehen der Welt bezeichnete. Er verglich die Welt mit einer Harfe, in der es keinen Mißton gäbe, der nicht durch Harmonie aufgelöst werden könne, und er behauptete, daß, wenn auch Gott aus ſeiner urſprünglichen Einheit in die feindſeligen Gegenſätze der Welt herausgetreten ſey, doch der Menſch, als der kleine Gott, die Gabe beſitze, durch Erkenntniß der Weltharmonie ſich in das Gefühl jener Einheit zurückzuverſetzen. — Rupert von Deutz aber ſuchte die Offenbarung Gottes weniger in dem Raume der Natur, in dem ewig Bleibenden, als in der Zeit, in der Geſchichte, dem ewig Werdenden. Er ſah Gott den Vater offenbart in der heidniſchen Zeit bis auf Chriſtus, den Sohn in der chriſtlichen Zeit, und von dem heil. Geiſte glaubte er, daß derſelbe ſich erſt in einer dritten künftigen Zeit offenbaren werde. So faßte Hugo am Göttlichen die Kraft, Honorius die Schönheit auf, und Rupert wandte beides auf das Leben an, zog den Himmel zur Erde, das Ewige ins Endliche nieder. Der Idee Hugo's entſprach das chriſtliche Ritterthum, der des Honorius die chriſtliche Kunſt, der Ruperts die große geſchichtliche Fortbildung durch allen Wandel der Formen. In den tiefen Seelen dieſer Männer ſpiegelte ſich der Geiſt ihrer Zeit. — Dieſen Denkern der Zeit Barbaroſſas folgte ein anderer, deſſen Name neben der untergehenden Sonne der Staufen leuchtete, Albert der Große, ein ſchwäbiſcher Edelmann aus dem Geſchlechte von Bollſtädt, Biſchof von Regensburg († 1280). In dieſem alles Wiſſen ſeiner Zeit umfaſſenden Geiſte, den man für

einen Zauberer hielt, weil er zuerſt wieder die Natur ſtudirte, ordnete ſich das Weltganze unter die theokratiſche Idee, ſo daß ſeine Wiſſenſchaft dem, wie man glaubt, zuerſt von ihm entworfenen Plane des Kölner Doms glich. Am bemerkenswertheſten iſt in ſeinem Syſtem die klare Unterſcheidung des Zeitlichen vom Ewigen, der Welt von Gott, und hierin übertrifft er eben ſo die modernen Denker, welche dieſe Begriffe pantheiſtiſch verwechſeln, als er damit zurückgreift in die urälteſte Anſchauung unſeres Volks, deren in den Edden niedergelegte ſcharfe Betonung der Zeit die germaniſche Heidenreligion ſo auffallend von denen des Südens unterſcheidet, die ſich nur in einer räumlichen Anſchauung bewegen und die Macht und Bedeutung der Begriffe Zeit und Ewigkeit gar nicht beachten.

In Erwägung des Ewigen gegenüber der kleinen Zeit, und Gottes gegenüber der kleinen Welt konnten die Myſtiker unmöglich großen Werth mehr auf die irdiſchen Dinge legen. Es war eine Art von Gotttrunkenheit, in der ſie der Welt und ihrer Luſt entſagten. So faßt Thomas von Aquino die mönchiſchen Gelübde nicht als Buße, nicht als eine Action der Seelenangſt, aber auch nicht als eine Sache des Ehrgeizes und eine gewiſſe Heiligkeitsſucht, ſondern einfach als das edeln und hohen Seelen Natürliche. In dieſer Richtung wurde die Myſtik hauptſächlich von den deutſchen Predigern gepflegt, von dem berühmten Berthold von Regensburg und Meiſter Eckhart, an die ſich Johann Tauler von Straßburg und Heinrich Suſo oder Amandus aus Schwaben anſchloſſen, Tauler mehr als Sittenprediger, indem er die Nachfolge Chriſti betonte, Suſo dagegen mehr in Betrachtung, glühende Gottesminne und ſüße Exſtaſe verſunken.

Wenn man die Bemerkung macht, daß die Myſtik keineswegs über die ganze Chriſtenheit verbreitet worden iſt, ſondern eine verhältnißmäßig enge Wirkungsſphäre einzig in der germaniſchen Race hatte, daß aber eine wunderbare Nebenſonne derſelben in der muhamedaniſchen Myſtik Perſiens von fern herüberleuchtete, ſo kann man ſich des Gedankens nicht enthalten, der myſtiſche Drang der Seele ſtehe einigermaßen im Zuſammenhange mit der durch und

durch adeligen Geſinnung der germaniſchen, wie auch jener ältern perſiſchen Race. Nur wer über alles Gemeine erhaben, nur wer des angeborenen Seelenadels ſich bewußt iſt und die Willenskraft beſitzt, jeder niedern Verführung zu widerſtehen, vermag ſeine unmittelbare Abſtammung von Gott und die Heimath bei Gott ſo ſtark zu betonen, wie es jene Myſtiker des Mittelalters gethan haben. Die, welche wirklich edelgeboren waren, demüthigten ſich zugleich am tiefſten und opferten ihr ganzes Leben uneigennützig dem Dienſte Gottes und den Menſchen um Gotteswillen, und erkannten im Egoismus den erſten und letzten Feind Gottes, den in ſich ſelbſt zu überwinden ihre einzige Sorge war, weil niemand Gott finden kann, wer ſich nicht ſelbſt entſagt hat. Bald freilich ſtellen ſich auch niedere Seelen ein, die ſich in frevelhafter Hoffahrt zu einer Art Vertraulichkeit mit Gott hinaufſchwindelten und die Ketzereien der Brüder des freien Geiſtes ꝛc. hervorriefen.

Sofern die Wiedervereinigung der Seele mit Gott das hohe Ziel der Myſtik war, gewann durch die letztere auch der Cultus der h. Jungfrau eine neue Bedeutung, denn als die Mutter der Liebe wurde ſie auch die natürliche Patronin aller Gottes Minne Suchenden. In dieſer Bedeutung wurde die Gottesmutter in einer tiefpoetiſchen Weiſe aufgefaßt in den Liedern der ſächſiſchen Nonne Mechtild.

Die bei den Myſtikern vorkommenden ekſtatiſchen Erſcheinungen, Viſionen, plötzlich entwickelte höhere Geiſtesgaben, Losreißung der Seele vom Leibe und Erhebung in himmliſche Regionen ꝛc. hat man in neuerer Zeit durch Somnambulismus auf natürliche Weiſe zu erklären verſucht. Jedenfalls liegt darin ausgeſprochen, daß die menſchliche Seele nicht blos nach außen wirkt und wie ein Spiegel äußere Eindrücke reflectirt, ſondern auch eine innere Tiefe und in ihr eine gewöhnlich verborgene Pforte beſitzt, durch welche ſie mit der Geiſterwelt und ihrer urſprünglichen Heimath und ihrem ewigen Schöpfer ſelbſt in Berührung treten kann, ein Organ für das Ewige nach innen gerichtet im Gegenſatz gegen die nach außen gerichteten Sinnesorgane für das Räumliche und Zeitliche.

5.

Die gothiſche Baukunſt.

Die erſten Chriſten im Abendlande behielten den altrömiſchen Bauſtyl bei, indem ſie die Baſilika (ein längliches Viereck mit glatter Balkendecke) zur Grundform ihrer Kirchen machten. In Conſtantinopel nahmen die Kirchen, wie wir früher ſchon bemerkt haben, mehr eine Neigung zur Abrundung in Rundbogen, Niſchen, Rotunden und Kuppeln an. Im Abendlande entwickelte ſich ſeit dem 10. Jahrhundert aus dem altrömiſchen Styl der ſ. g. romaniſche, welcher theils durch Veränderungen bedingt war, die im kirchlichen Bedürfniß ſelbſt lagen, theils ſchon germaniſchen Einfluß bekundete und dem germaniſchen Gefühl mehr entſprach.

Die ſtrenge Scheidung der geweihten Prieſter von den Laien bedingte eine ſcharfe Abgrenzung des für die erſtern allein beſtimmten Chores vom Hauptraum oder Schiff der Kirche. Aus dem Reliquiencultus und der hohen Verehrung des h. Grabes bildete ſich die Gewohnheit der Krypten oder Grabcapellen unterhalb des Chores, in deren heiligem Geheimniß, von der Nacht umhüllt, die Gebeine des Kirchenheiligen ruhten, insgemein reich geſchmückt mit Gold, Juwelen und Bildwerken. Auch das Schiff der Kirche ſelbſt war mehr dunkel als hell, die Fenſter waren noch klein und eng, die Wände breit, um anſehnliche Bilder in Moſaik oder Fresken aufzunehmen, deren verdunkelnde Farben die Dämmerung des heiligen Raumes vermehrten. Erſt allmählig begann man mehr Werth auf die architektoniſchen Ornamente von außen zu legen, formte ſie zierlicher, reicher, in künſtlicher Verſchlingung und ſchmückte ſie mit Statuen von Heiligen, Reliefs aus der bibliſchen Geſchichte oder ſymboliſchen Thieren, zuweilen ganz phantaſtiſch aus. Endlich hob der gewaltige Zug und Drang der Gemüther in der romaniſchen, d. h. germaniſirten Welt auch die bisher zu ſchwere und niedere Decke der Kirche. Sie wurde gewölbt und im Kreuzgewölbe immer höher ge-

ſteigert. Die vorher von der Kirche getrennte Taufcapelle rückte in die Kirche ſelbſt ein als immer höher aufſtrebender Thurm. Der Rundbogen wurde allmählig Spitzbogen.

Im Uebergang aus der antiken Einfachheit, Geradlinigkeit, Geſchloſſenheit und Maſſivität des altrömiſchen Bauſtyls zu freieren Formen bemerkt man im romaniſchen Styl die mannigfaltigſten Veränderungen, bedingt durch das ſüdliche oder nordiſche Clima, durch Reichthum und Armuth, durch nationale Eigenthümlichkeit, durch die Nachbarſchaft mit Byzanz oder muhamedaniſchen Staaten, oder auch nur durch Künſtlerſchulen und Moden, ſofern einmal die Kreuzform des Grundriſſes, ein andermal die reiche Ornamentik des Chors und der Portale, oder der Reichthum und die Zierlichkeit der Säulen, oder die Kühnheit des Thurmbaus ihr Hauptaugenmerk war. An vielen romaniſchen Kirchen beobachtet man heute noch den Kampf zweier einander widerſprechender Principe, des Schwerfälligen und Gezierten, eines düſtern Ernſtes mit Spielerei, eines Feſthaltens in der Gebundenheit und eines krampfhaften Hinausſtrebens in die Freiheit.

Unter dem Einfluß von Byzanz ſtand im Abendlande vorzugsweiſe Venedig, in deſſen berühmter Marcuskirche aber der byzantiniſche Rundbogen- und Kuppelſtyl ins Phantaſtiſche und Märchenhafte ausſchweift und einerſeits in den Bildertabernakeln und Fialen gothiſche Motive aufgenommen, andererſeits im grellen Gegenſatz dieſer ſpitzen Fialen und der breiten Kuppeln der muhamedaniſchen Baukunſt nahe kommt, in welcher die Fialen als nadeldünne Minarets den dunkeln Kuppeln immer gegenüberſtehen. Auch die griechiſchen Kirchen in Rußland nahmen dieſen Styl an, der Kreml in Moskau iſt nur eine Art ungeheuerlicher Verwilderung des Styls der Marcuskirche. Am weiteſten aber hat ſich die orientaliſche Kuppel verirrt, indem ſie im Dome zu Drontheim in Norwegen auf gothiſchen Unterlagen ruht.

Die gothiſche Baukunſt entwickelte ſich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuerſt im nördlichen Frankreich. Den gothiſchen Namen erhielt ſie von den Römern, die damit nur etwas Bar-

bariſches bezeichnen wollten, weil ſie nicht von ihnen ausging. Sie war allerdings nicht römiſchen, ſondern deutſchen Urſprungs, und bezeichnet das Uebergewicht deutſcher Denk- und Gemüthsart in den germaniſirten Reichen, nachdem in denſelben Reichen früher der romaniſche Bauſtyl noch ein Uebergewicht des römiſchen oder lateiniſchen Elementes beurkundet hatte. Sie vollendete nur, was längſt begonnen war, die Befreiung der Form aus der beengenden und erdrückenden Maſſe, des Geiſtes aus der Materie. Sie leiſtete nur, was die erſte Erhebung der gewölbten Decke und die erſte Zuſpitzung des Rundbogens verſprochen hatte. Sie kam ans Ziel, nach dem man unbewußt geſtrebt; ſie fand, was man lange geſucht hatte.

Weil aber ein ſchrankenloſer Freiheitsdrang unſinnig an ſich und vor allem dem kirchlichen Princip zuwider iſt, reproducirte ſich in der gothiſchen Baukunſt, trotz ihrer genialen Freiheit, eine Gebundenheit, Conſequenz und Geſetzmäßigkeit, die das vollkommene Gegentheil der ſpielenden und phantaſtiſchen Verſuche des romaniſchen Styles war. Man hat daher die gothiſchen Bauwerke eine verſteinerte Muſik genannt, deren wunderbar vervielfältigte Melodien doch dem ſtrengſten Geſetz der Harmonie gehorchen; oder man hat ſie mit einer üppigen Vegetation verglichen, welche nach allen Seiten hin ſproßt und blüht und doch zugleich nur die gebundenſte und regelmäßigſte Criſtalliſation iſt.

Alſo nicht das Geſetz wurde hier durch Willkür überwunden, ſondern nur die Maſſe durch die Form, die Schwere durch den Geiſt. Es iſt Grundſatz der gothiſchen Baukunſt, daß keine groben, formloſen Maſſen, keine leeren breiten Wände mehr hervortreten dürfen, und daß auch das zum Bau verwendete, wie auch an ſich noch ſo ſchwere Geſtein ſich leicht, wie Schilf und Palme wächst, oder wie der Vogel in die Lüfte fliegt, erhebe.

Sodann iſt der gothiſchen Baukunſt das Licht, die Offenheit erſte Bedingung im Gegenſatz gegen die romaniſche. Daher verſchwinden in den gothiſchen Kirchen die Krypten, öffnet und lichtet ſich das Chor gegen das Schiff, verſchwinden die Wandbreiten, um die hohen

Spitzbogenfenſter und bunten Roſetten zu öffnen, bilden die Strebepfeiler, die Thürme ſelbſt überall Durchſichten.

Weiter charakteriſirt die gothiſchen Bauwerke das Streben nach der Höhe. Jeder gleicht einem Feuer mit unzähligen kleinen und großen Flammen, die alle zum Himmel auflodern. Der Thurm iſt nicht mehr bloß da, um die Glocken zu tragen, an ihm rankt ſich vielmehr Glauben und Gebet empor, wie an einer Himmelsleiter.

Durch die gothiſche Baukunſt erhielt aber überhaupt die Kirche eine ganz neue und höhere Bedeutung. Zuerſt war ſie nur ein Verſammlungshaus, eine Stätte für den Gottesdienſt geweſen, an ſich gleichgültig und nur durch den jeweiligen Gottesdienſt ſelbſt geheiligt; in der romaniſchen Zeit wurde ſie eine Art großer Reliquienſchrein, und nahm durch das in ihr verſchloſſene Heiligthum eine bleibende Weihe an, doch war die Bauart der Kirche, die äußere Schale des heiligen Kerns auch jetzt noch immerhin gleichgültig. Erſt die gothiſche Baukunſt wollte das Bauwerk ſelbſt in allen ſeinen Theilen ſchon durch den ihm eingehauchten Geiſt heiligen, als ein Haus Gottes, worin er ſeiner würdig wohnen könne. Es ſollte ſchon durch ſeinen bloßen Anblick einen magiſchen und gleichſam überirdiſchen Eindruck machen, gleichſam den Himmel auf die Erde niederziehen, paradieſiſche Formen, wie man ſie auf Erden nie geſehen, mit einem Wort, das himmliſche Jeruſalem. Der gothiſchen Baukunſt liegt die Idee des Tempels im himmliſchen Jeruſalem zu Grunde und ohne Zweifel kam dieſe Idee durch die Tempelherren in Umlauf, wie denn auch in der geiſtlichen Ritterdichtung die Kirche auf dem heiligen Berge Montſalvatſch, in der die Templeiſen dienen, als Muſterkirche des gothiſchen Styles aufgefaßt wird.

Dieſer Idee nun entſprach die gothiſche Baukunſt auf die vollkommenſte Weiſe, ſo daß es nicht möglich iſt, je einen andern Styl zu erfinden, in welchem das Heiligſte und Höchſte, was der Menſch glaubt und ahnt, in Bauwerken beſſer oder anders aufgefaßt werden könnte. Es liegt eine innere Nothwendigkeit in der Wahl gerade dieſer Formen.

Die größte Mannigfaltigkeit wechselnder Linien gehorcht hier einem Grundzuge, wie in der Natur selbst. Alles Starre, Gradlinigte ist vermieden, wie in der organischen Natur, und doch fügt sich die gegenseitige Auflösung der Kreuzgewölbe, das kunstreich verschlungene Maaßwerk der Fenster, das unendlich wechselnde Spiel der Curven an den Pfeilern und Spitzbogen dem strengsten Gesetz der Einheit. In dieser Einheit aber liegt das Geheimniß des Heiligen. Durch sie liegt über dem Ganzen jener himmlische Hauch, der die gothische Kirche in jeder Landschaft augenblicklich als etwas erkennen läßt, was aus einer andern höhern Welt stammt. Durch die bunte Glasmalerei der Fenster wurde das Magische des Baus nicht wenig erhöht, denn die blitzenden Farben erinnerten zunächst an die Juwelen des himmlischen Jerusalem.

Die ältesten gothischen Kirchen sind die von St. Denis, Chalons, Rheims. Dort ist auch die Heimath der romantischen Poesie, deren Grundcharakter weder römisch noch gallisch, sondern fränkisch, d. h. germanisch ist. Nachdem das edle Volk der Franken halb Europa erobert hatte, begann es seine geistigen Eroberungen, fort und fort allen andern Völkernstämmen überlegen.

In der frühgothischen Zeit zeigte sich selbst an kleinen Kirchen in der maßvollsten Einfachheit doch schon eine strenge und zugleich liebenswürdige Heiligkeit. Die Bettelorden waren es, durch welche dieser Styl rasch weit verbreitet wurde. Allmählig bildete sich derselbe immer reicher und ideenvoller aus, und fand im Kölner Dome seine höchste Vollendung. Später ging er zu sehr ins Ueppige und Prächtige über. Die Portale und Rosetten wurden immer kolossaler und nahmen fast die ganze Wand ein, die Bildertabernakel und Fialen, das Maaßwerk, die Ornamente häuften sich und so kam durch ihre Ueberlast wieder etwas Schwerfälliges in den sonst so freien Styl.

Es versteht sich von selbst, daß die Geistlichkeit den Kirchenstyl bestimmte. Auch gingen die Baumeister aus den Klöstern hervor. Die zahlreichsten und größten gothischen Kirchen, Rathhäuser ꝛc. wurden aber von den reichen Bürgerschaften gebaut, aus

Frömmigkeit und vielleicht auch aus Stolz, denn der Adel und die kleineren Fürsten konnten es ihnen hierin nicht gleichthun. Die gothiſche Baukunſt wurde ſomit der großen bürgerlichen Innung der Steinmetzen anvertraut, die in verſchiedenen größeren Städten ihre eigenen, ſ. g. Bauhütten hatten, ſtrengen Geſetzen unterworfen waren, aber mit den Geheimniſſen der Kunſt auch deren Monopol beſaßen. Wollte man in fernen Ländern gothiſche Kirchen bauen, ſo holte man die Steinmetzen aus Frankreich, England oder Deutſchland. Die großen und herrlichen Dome zu Mailand und zu Burgos in Spanien ſind von deutſchen Steinmetzen gebaut.

6.

Das Ritterthum.

Der Kern der germaniſchen Völker blieb unter allen Umſtänden und Wechſeln auch noch in der Vermiſchung mit den Romanen in Frankreich, England, Spanien und Italien der Stand der freien Grundbeſitzer, welcher zugleich der Kriegerſtand war. Man muß im Mittelalter nicht den Lehensadel allein dazu rechnen, vielmehr auch die edeln Geſchlechter der Städte und die freien Bauern, z. B. „die edelen freien Frieſen", aus denen überall Ritter hervorgingen, die es dem Lehensadel gleich thaten. Wenn man das Ritterthum des Mittelalters verſtehen will, muß man in ihm vor allem den germaniſchen Racenzug feſthalten. Die Körperſtärke, Körpergewandtheit, Waffenkunſt, Tapferkeit, die Kraft und Schönheit der Race und das Adelsbewußtſeyn in der Bruſt, das ſtolze Herabſehen auf alle Geſchöpfe ſchwächerer Körperbildung und niedrigerer Geſinnung.

Da nun aber dieſes ſtolze Volk in der Heidenzeit und noch bis tief ins Mittelalter trotz des Chriſtenthums nur zu lange der odiniſchen Barbarei fröhnte und ſeine Kraft übermüthig und in roher egoiſtiſcher Weiſe übte, ſo iſt ſeine Erhebung in den *chriſtlichen Ritterſtand* ein großer Wendepunkt in ſeiner Entwicklung und

ein großer Segen gewesen. Wie heldenherrlich, aber grausam, boshaft und durchaus unedel und unritterlich hatten die Normannen Jahrhunderte hindurch noch in der christlichen Zeit gehaust! Welche fast heidnische, odinische Gestalt war noch Graf Eberhard der Wilde von Württemberg, der sich selbst Gottes Freund und aller Welt Feind nannte! Solchen schrecklichen Kraftmenschen, die vor keinem Unrecht zurückscheuten, konnte erst die ritterliche Sitte und Ehre höhere Ziele ihres Strebens anweisen und ihre Barbarei einschränken.

Die Sitte der öffentlichen Wettkämpfe oder Turniere kam im 11. Jahrhundert zuerst an den Höfen der französischen Großen auf. Sie wurden unter gewisse Regeln gebracht, nicht jeder Kämpfer zugelassen ꝛc. Indessen bildete sich daraus noch kein eigentlicher Ritterstand mit corporativen Gesetzen und Gelübden. Ein solcher entstand erst in den Kreuzzügen, indem der Kampf für Christi Ehre allen Waffengenossen einen heiligen Ernst gab. Aus demselben Grunde muß man auch dem spanischen Adel, der so lange in der eigenen Heimath gegen die Ungläubigen kämpfte, einen wesentlichen Antheil an der Ausbildung des christlichen Ritterthums zuschreiben. Seit den Kreuzzügen nahm auch außerhalb der eigentlich geistlichen Ritterorden die gesammte europäische Ritterschaft den christlichen Ernst und eine halbgeistliche Färbung an. Wer in den Ritterstand eintreten wollte, mußte sich gleich einem jungen Priester durch Fasten und Nachtwachen (Waffenwacht) zur Ritterweihe vorbereiten und im weißen Gewande vor dem Altare schwören, stets wahr zu reden, das Recht zu behaupten, die Kirche und ihre Diener, Wittwen und Waisen und die Unschuld zu beschirmen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Der Ritterstand oder Ritterorden (ordo militaris) war eine große, über alle christlichen Länder verbreitete Innung, ganz so eingerichtet wie die Handwerksinnungen, so daß der Lehrling (Guarzune, Edelknabe, Page) und Geselle (Knappe) bei dem Meister (Ritter) erst die Waffenkunst und edle Sitte lernen mußte, bevor er selbst Meister werden konnte. Dies geschah mittelst feierlicher Bekleidung mit den ritterlichen Waffen und durch den

ſ. g. Ritterſchlag. Er mußte nämlich vor ſeinem Meiſter oder dem König hinknien und wurde von demſelben mit dem Schwert an der rechten Schulter berührt.

Die Waffen waren zugleich des Ritters Wappen. Der Schild nämlich und die Helmzier hatten beſondere Farben und Zeichen, wonach früher die Volksſtämme und Lehensgenoſſenſchaften, ſpäter nur noch die Familien unterſchieden wurden. Zum Ritterſtande war nur freie Geburt nothwendig, nicht blos die adelige. Unter den Rittern glänzten zahlreiche Bürger ohne Grundbeſitz, aber von freier Geburt und adeliger Sitte.

Der Grundgedanke des Ritterthums war, die germaniſche Racekraft und Heldenluſt ſollte nicht mehr in der heidniſch odiniſchen Weiſe ausgetobt werden für egoiſtiſche Zwecke der Ruhmſucht, Habgier, Rache ꝛc., ſondern im Dienſte Gottes, der Ehre, des Rechts, der Unſchuld und der Damen. Dem Dienſte Gottes widmeten ſich insbeſondere die zahlreichen geiſtlichen Orden und auch die gewöhnliche Ritterſchaft, wenn ſie ſich mit dem Kreuze bezeichnete. Zum Dienſt der Ehre gehörte vor allem die Treue gegen den Lehensherrn und gegen die Waffengenoſſen, überhaupt aber jedwede Treue im Worthalten, in der Wahrheit ꝛc., ſodann die ſtete Bereitſchaft, das Schwert zu ziehen, wo die Ehre gefährdet war. Die Verpflichtung für jeden Ritter, ſich des gekränkten Rechts des Schwächern, der Kinder und Weiber anzunehmen, war der ſchönſte Triumph des chriſtlichen Ritterthums über das heidniſche Recken- und Berſerkerthum.

Dem ritterlichen Damencultus lag zunächſt die uralte germaniſche Frauenverehrung zu Grunde. Hatte ſchon Tacitus bemerkt, unſere Urväter hätten in den Frauen etwas Heiliges und Prophetiſches geſehen, ſo mußte natürlicherweiſe die romantiſche Zeit in der exſtatiſchen Andacht vor dieſem heilig Weiblichen noch viel weiter gehen. In der Verehrung der Gottesmutter rankten die religiöſen und ritterlichen Gefühle ſich gleichſam mit ihren Gipfeln in einander. Aber der Abglanz der ſüßeſten Heiligkeit fiel auf die irdiſchen Schönen und jeder Ritter erkannte in der Dame ſeines Herzens ein höheres

Weſen, dem er knieend huldigte und an das er demüthige Gebete richtete. Das war der Sinn alles Minneſanges. Die Dame wurde, wie die Walkyrie der Heidenzeit, der Schutzgeiſt des Ritters, oder in chriſtlicher Auffaſſung ſeine Patronin, ſeine Schutzheilige. Ihre Farbe, ein Andenken von ihr war ſein Panier; von ihr ließ er ſich waffnen, wenn er zum Kampf auszog. Für ſie unternahm er, wie ein ritterlicher Herkules, die ſchwerſten Arbeiten und kühnſten Wagniſſe. Bei den Turnieren waren es die Damen, welche den Siegespreis austheilten.

Der feine Anſtand, das zarte Benehmen der Ritter gegen die Damen wurde eben ſo ſehr zur Pflicht gemacht und kunſtreich ausgebildet, wie das Waffenwerk. Das war die Etikette und Galanterie, durch welche die frühere Roheit gänzlich aus der höheren Geſellſchaft, und zwar zuerſt in Frankreich, verbannt wurde. Man unterſcheidet in der allmähligen Ausbildung dieſes Geſellſchaftstons eine ältere Periode naiver Grazie und eine ſpätere des galanten Raffinements. Aus der Zeit des Ueberganges, wo noch echte Grazie doch ſchon mit einer ſehr frivolen Pikanterie gepaart erſcheint, wollen wir hier ein die ganze damalige Geſellſchaft trefflich charakteriſirendes Beiſpiel mittheilen. Die Ritter und Damen in Frankreich verſammelten ſich in allen Ehren, um Fragen der Galanterie in ſ. g. Liebeshöfen (cours d'amours) wie Prozeſſe vorzutragen und zu entſcheiden. Dabei herrſchte keine Pedanterie, ſondern die heiterſte Grazie vor. Man nannte das in der Provence die gaza cientia oder Kunſt der Fröhlichkeit. Den Vorſitz führte ein Fürſt der Liebe (prince d'amour), wozu gewöhnlich der König oder ſonſt der vornehmſte Prinz gewählt wurde. Die Urtheile hießen arrêts d'amour. Aus dem Arret des Wilhelm von Cabeſtaing wird man am beſten die ganze Liebenswürdigkeit und Frivolität jener frohen Geſellſchaften erkennen. Wilhelm war noch ſehr jung und ſchüchtern, aber bildſchön und der Liebling aller Damen. Da führte ihn eine Dame Eleonore vor den Liebeshof und klagte ihn an, daß er ſeine Pflicht gegen die Damen nicht erfülle, ſondern unerlaubt ſpröde ſey. Der Jüngling erröthete und war ſehr ängſtlich. Man ſagte ihm, er ſolle ſich eine Advocatin

wählen. Da kniete er vor Margarethen von Tarascon nieder und überreichte ihr seinen Handschuh. Sie erröthete, erhob sich aber und stellte sich neben ihn vor das Gericht und vertheidigte ihn. Als sie geendet hatte, verkündete der Gerichtsbote dem Jüngling mit lauter Stimme, das Gericht erlaube ihm, seinen Advocaten zu küssen. Er that es schüchtern, aber sogleich. Ihr Gemahl wollte Einsprache erheben, aber ein allgemeines Gelächter brachte ihn zum Schweigen. Schon wollte das Tribunal der Richterinnen das Urtheil sprechen, als noch ein Pfaffe in Banden herbeigebracht wurde. Diesen Missethäter hatte man ertappt, als er gerade ein unschuldiges Dorfmädchen verführen wollte. Zur allgemeinen Ueberraschung klagte aber der Pfaff den schüchternen Wilhelm an, er sey der eigentlich Schuldige, denn er habe dem Dorfmädchen Gewalt angethan. Wilhelm gerieth in große Verlegenheit und wagte nichts zu antworten und auch seine Advocatin schwieg. Da trat Dariolette, das schöne Dorfmädchen selbst, in den Kreis, nannte den Pfaffen einen abscheulichen Verleumder und erklärte, es habe ja gar keiner Gewalt bedurft, denn sie habe dem schönen Junker von freien Stücken gern gewährt, was er gewünscht habe. Diese sehr verständige Vertheidigungsrede wurde mit Beifall aufgenommen und die Präsidentin des Gerichtshofes, Elise von Turenne, sprach sowohl Darioletten, als Wilhelm frei, schärfte jedoch dem letzteren ein, da er bei Landmädchen artig zu seyn wisse, auch bei Damen nicht mehr so schüchtern zu bleiben, wie bisher. Dem Pfaffen aber wurde bedeutet, daß, wenn etwas ähnliches noch einmal vorkäme, man ihm die Nase abschneiden würde.

Vor den Liebeshöfen wurden mit großer Spitzfindigkeit schwierige Collisionsfälle der Liebe und Galanterie erörtert und entschieden, z. B. wen eine Dame mehr liebe, den, dem sie ihren Hut aufsetzt, oder den, dessen Hut sie selbst aufsetzt? Ob einer Unrecht thue, eine andere nicht zu lieben, nachdem es ihm seine eigene Frau doch erlaubt habe? ꝛc. In den Arrets der Liebeshöfe liegen die Motive zu unzähligen Lustspielen und Novellen verborgen, die von späteren Dichtern ausgeführt wurden. Daß sich auch der üppige Hof der Normannenkönige in England dabei betheiligte, verstand sich von

ſelbſt. Man dichtete dort ſchon dem Hofe des fabelhaften König Artus ſ. g. Minnegeſetze an, wie ſie ungefähr der heißen Lienor und ihren Liebhabern gefallen mußten. Somit führte die Galanterie aus der Romantik des Ritterthums unvermerkt wieder in die antike heidniſche Sittenloſigkeit zurück. Am merkwürdigſten war in dieſer Beziehung der Ritterorden der Galois und der Galoiſes in Poitou. Das waren Herren und Damen, denen alles unter einander gemein war. Jeder Herr genoß die Liebe jeder Dame im Orden. Kam ein Mitglied des Ordens zu einem andern, welches verheirathet war, ſo trat dieſes jenem alle Rechte über ſeine Frau und über ſein ganzes Eigenthum ab. Dieſer freie Orden legte ſich aber zugleich das Opfer auf, die Natur umzukehren. Alle Mitglieder verpflichteten ſich, im heißeſten Sommer ihre Stuben zu heizen und dicke Mäntel und Pelze zu tragen, im härteſten Winter dagegen keine Zimmer zu heizen, die dünnſten Sommerkleider zu tragen und halb nackt zu gehen. Der Orden hat keinen langen Beſtand gehabt. Der Geſchichtſchreiber de la Tour bemerkt, die armen Verliebten ſeyen größtentheils erfroren.

7.

Der chriſtliche Staat.

Zwar hatten alle germaniſchen Königreiche, ſo wie ſie in die altrömiſche und chriſtliche Welt eintauchten, etwas vom Imperium und auch etwas vom bibliſchen Königthum angenommen, aber erſt nach Karl dem Großen reifte allmählig die Idee einer Einheit aller Chriſten in einem weltlichen Reiche, wie in einer Kirche, unter dem Kaiſer wie unter dem Papſt, welche beide in inniger Harmonie im Namen Gottes und nur als deſſen Stellvertreter auf Erden und nach ſeinen Geboten regieren ſollten. Durch die beiden Corporationen der Geiſtlichkeit und der Ritterſchaft ſollte der kunſtreiche Doppelſtaat getragen werden. Aber er blieb unvollſtändig. Die griechiſche

Kirche wollte ſich der abendländiſchen nicht unterwerfen, der griechiſche Kaiſer nicht dem fränkiſchen, Frankreich, England, Spanien, Skandinavien wollten nicht vom deutſchen Reiche abhängen. Gleichwohl erkannten alle gekrönten Häupter eine höhere Macht über ſich an, empfingen ihre Krone ſinnbildlich von Gott aus der Hand des Papſtes, Patriarchen oder Metropoliten ihres Reiches und gelobten, nach dem Willen Gottes zu regieren.

Die ſeit der Völkerwanderung entſtandenen neuen Reiche Europas verloren die Grundlagen, auf denen der altrömiſche Deſpotismus, aber auch die, auf denen die Demokratie der freien deutſchen Stämme ſich aufgebaut hatte, und erhielten eine ganz neue Grundlage im Feudalismus. Dieſer letztere eroberte von den Königshöfen aus allmählig das ganze Land. Das perſönliche Gefolge, die Antruſtionen, die Royaliſten im engſten Sinn, erhielten größere Güter, als bei der Theilung des eroberten Landes den gemeinen Freien zugefallen waren. Sie erhielten nach und nach auch alle einflußreichen und einträglichen Aemter. Die Vortheile, ein Vaſall des Königs zu ſeyn, wurden ſo groß, daß viele vorher Freie ſich zum Hofdienſt drängten, ihre vorher unabhängigen Alode der Krone übertrugen und als Feode oder Lehen zurücknahmen. Es wurde zur Gewohnheit, daß wenn der ſiegreiche König in das unterworfene Land auch nicht unmittelbar ſeine Vaſallen ſchickte, doch die beſiegten Fürſten und Vornehmen um in ihrem Beſitz bleiben zu können, ſeine Vaſallen wurden. Wie aber die Großen ſich zum König verhielten, ſo wieder die gemeinen Freien zu den Großen, zu den Grafen und Herzogen. Wurden ſie Aftervaſallen dieſer Herren, ſo genoſſen ſie Vorzüge. Je größer die Zahl dieſer kleinen Vaſallen wurde, deſto ſchwerer drückte die Laſt des Gemeinweſens, namentlich des Heerbanns auf den Reſt der Freien, die daher genöthigt wurden, gleichfalls lehenspflichtig zu werden. Nur in einzelnen Ländern erhielten ſich die freien Genoſſenſchaften in alter Weiſe, ſo die Clans in Schottland, die Hidalgos in Spanien, die freien Bonden in Norwegen, die freien Bauern in Friesland ꝛc.

In dem Maaß, in welchem das Lehensſyſtem ſich ausdehnte

und verallgemeinerte, konnte das Lehen (Amt oder Gut) auch nicht mehr blos durch die besondere Gunst des jeweiligen Königs dem Manne, dem er vertraute, auf Zeit verliehen, sondern die Lehen mußten nothwendig erblich werden. Wir haben in der französischen und deutschen Geschichte die allmählige Annäherung an diese Erblichkeit verfolgen können. So wie aber das Lehen den Kindern und Enkeln des ersten Lehenträgers gesichert war und sie alle im gleichen Interesse zusammenhielten, entstanden Auflehnungen. Daher die französischen und englischen Könige einen doppelten Lehenseid einführten, d. h. dem gewöhnlichen noch einen zweiten hinzufügten, in welchem der Vasall die allerpersönlichste Treue und Aufopferung für den Lehensherrn gelobte. Dieser Luxus der Eide bewies übrigens nur, wie selten sie damals (im 13. Jahrhundert) gehalten wurden, daß man sie so oft wiederholen und verkünsteln mußte. Das Endergebniß war die ständische Vertretung gegenüber der Krone.

Es geschah oft, daß ein Mächtiger vom andern, ja selbst von einem Geringeren gewisse Güter zu Lehen nahm, wobei die persönliche Dienstleistung wegfiel und ein Sinnbild dafür eintrat. Dasselbe geschah häufig bei Belehnungen, z. B. eines Nonnenklosters, kurz überall, wo der persönliche Dienst nicht geleistet werden konnte oder nicht verlangt wurde. Dabei machte sich ein eigenthümlicher Humor geltend. Dem Lehensträger wurde die symbolische Leistung auf eine ganz ungewöhnliche Art entweder erschwert oder erleichtert, in beiden Fällen aber zur Ergötzung. Dem Herrn von Tour-Chabet in Poitou mußten seine Vasallen jährlich einen kleinen Zaunkönig auf einem großen, mit vier Ochsen bespannten Wagen bringen; einem Nonnenkloster in der Sommermitte ein Körbchen voll Schnee oder zwei weiße Stiere.

Daß der Bauernstand unter der Tyrannei des Adels gelitten habe, ist eine herkömmliche Anklage gegen das Mittelalter, die jedoch eine gewisse Einschränkung erleidet. Allerdings lehrt das von Gregor von Tours erzählte Beispiel des Rauching, eines fränkischen Edeln, der seine Leibeigenen auf den Tod mißhandelte, daß in der Zeit der Merowinger noch große Barbarei herrschte. Doch gilt dieses Beispiel als Ausnahme und nicht als Regel. Im Allgemeinen war

in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters der Contraſt zwiſchen den deutſchen Eroberern und den unterworfenen galliſchen, römiſchen (wie auch ſlaviſchen und finniſchen) Knechten außerordentlich groß und darf man ſich die damaligen Knechte auf deutſchen Edelhöfen gewiß nicht ſo vorſtellen, wie etwa heutzutage den franzöſiſchen oder deutſchen Bauer neben dem Edelmann. Eher wie die verderbten Griechen neben den an Leib und Seele adligen Türken. In den älteſten germaniſchen Denkmalen erſcheinen die Sklaven durchaus als eine tiefer ſtehende Race, und wenn der franzöſiſche und deutſche Bauer ſpäter tugendreicher erfunden wird, ſo iſt das nur Folge der allmähligen geiſtigen und leiblichen Einwirkung der Herrn auf die Beherrſchten. Der geknechtete Romane oder Slave germaniſirte ſich nach und nach, viele Kinder waren Baſtarde des Herrn, abgeſehen davon, daß auch viele urſprünglich freie Germanen aus Armuth allmählig von den reicheren Nachbarn abhängig und wenigſtens dinglich hörig wurden. Da wo der Bauer frei blieb oder es wieder wurde, wie in Friesland, Dithmarſchen, der Schweiz, behauptete er alle Jahrhunderte hindurch auch die altgermaniſche Kraft und Tugend. Von dieſer ſtolzen Race ſind aber die erſt allmählig germaniſirten Knechte fremden Urſprungs ſehr zu unterſcheiden und nur daraus erklärt ſich das ſo ganz verſchiedene Verhalten der Bauern.

Von den Gothen wiſſen wir, jeder Freie ſey urſprünglich beritten geweſen und ſie hätten alle ihre Zweikämpfe zu Pferde ausgeführt. Von den Franken dagegen wiſſen wir, die Freien hätten immer zu Fuß gekämpft und ſeyen das tapferſte Fußvolk geweſen. Später verſchwand mit dem fränkiſchen Heerbann auch der Ruhm des Fußvolks und den Kern der Heere bildete fortan nur noch der berittene Adel, deſſen ſtolzes Herabſehen auf die knechtiſchen Schaaren zu Fuß ganz dem Verhältniß des adeligen Vaſallen zu den hörigen Knechten entſprach. Mit der Macht des Bürgerſtandes aber kehrte auch das Anſehen und der Ruhm des Fußvolks zurück. Die Bürger erſetzten in jeder Beziehung den auf dem Lande verkümmerten Stand der alten freien Germanen.

Gegenüber dem Landadel, der im ganzen Abendlande, in den alten deutſchen, wie in den durch die gothiſchen, lombardiſchen, burgundiſchen und fränkiſchen Eroberer germaniſirten Ländern den Kern der Nation bildete, erhoben ſich erſt ſeit dem 13. Jahrhundert die Städte zu größerer Bedeutung und Macht und trat eine freie, ſtolze und zahlreiche Bürgerſchaft als neuer Stand, einen neuen Kern des Volkes bildend, dem Adel zur Seite. Die Macht der Städte wuchs beinahe gleichzeitig in allen deutſchen und romaniſchen Landen, aber unter verſchiedenen Bedingungen. In Italien hatten ſich die meiſten alten Städte erhalten, aber überraſchender Weiſe kam dort der demokratiſche Bürgergeiſt ſeltener und in geringerer Stärke auf, als in Deutſchland, wo man urſprünglich gar keine Städte hatte. Faſt alle italieniſchen Städte wurden im Mittelalter nur Conglomerate von Ritterburgen. Hier rückte der Landadel ſeine Burgen, welche der deutſche, franzöſiſche und engliſche Adel überallhin im Lande zerſtreut hatte, dicht zuſammen. Die tonangebenden Bürger der italieniſchen Städte waren nicht Patricier im altrömiſchen Sinn und Eingeborene der Stadt, ſondern von außen hereingezogener Landadel, daher viel unbändiger und raufluſtiger, als das Patriciat oder die ſ. g. Geſchlechter in den deutſchen Städten. Eine bürgerliche Demokratie wurde nur auf kurze Zeit in wenigen italieniſchen Städten theils durch die lächerliche Affectation altrömiſcher Bürgertugend (wie unter Chreſcentius und Cola di Rienzi), theils reformatoriſchen Fanatismus (wie unter Arnold von Brescia und Savonarola), theils in der Rückwirkung gegen deſpotiſchen oder ariſtokratiſchen Druck ausnahmsweiſe möglich. Die Regel war aber hier daß der Adel in den Städten allein herrſchte, ſich durch Parteiung ſchwächte und einem Emporkömmling Platz machte, der wie in den altgriechiſchen Städten zur Tyrannis gelangte.

Nur in Deutſchland gedieh die bürgerliche Freiheit zu einer reichen Entwicklung, indem die Geſchlechter ſich gegen den Landadel abſchloſſen und ſich durch ihre bürgerliche Geſinnung bei der niedern Bürgerſchaft immer populär erhielten, oder aber durch die rein demokratiſche Regierung der Zünfte vertrieben wurden. In ähnlicher

Weise bildete sich auch das Bürgerthum in England aus, obgleich die englischen Städte im Mittelalter nie zu so großer Macht gelangten. In Deutschland gab es schon im 13. Jahrhundert drei verschiedene Städtebünde, gegen die der Adel nichts mehr vermochte und vor denen mächtige Fürsten zitterten.

In Frankreich gelangten die Städte zu keiner so großartigen Entwicklung, wie in Italien und Deutschland. Nur die kriegerischen Bürger von Paris im Mittelalter mahnen uns zuweilen ganz so wie die Deutschen. Allein in der Residenz so mächtiger Könige, wie es die französischen wurden, konnte sich das Bürgerthum nicht unabhängig entwickeln. Wenn sich in altgallischen Städten römische Municipaleinrichtungen bis in's Mittelalter erhielten, so fehlte denselben doch gerade der genossenschaftliche Sinn, welcher den Grundzug des freien deutschen Bürgerthums abgab. Hier also konnte das schon frühzeitig von den französischen Königen gepflogene Staatsbeamtenthum leichter Platz greifen, als in deutschen Städten. Dasselbe war in Sicilien unter der Musterverwaltung Kaiser Friedrich's II. der Fall. Hier erkennen wir die ersten Anfänge der modernen Bureaukratie, wie sie sich noch an die letzten Reste altrömischer Institutionen anknüpfen. Damit hing nun auch das Studium des römischen Rechts genau zusammen. Schon Friedrich Barbarossa bediente sich zur Rechtfertigung seines gewaltthätigen Imperialismus der Romanisten oder Lehrer des altrömischen Rechts in Bologna. Solcher Werkzeuge konnte das französische Königthum noch viel weniger entbehren. Auf der hohen Schule zu Paris wurde daher das römische Recht und die Rechts- und Gesetzeskunde überhaupt vorzugsweise zum Behuf ihrer praktischen Anwendung im Dienst und zum Vortheil der Krone studirt. Diese sog. Legisten leisteten in der That mit ihren Rabulistereien den französischen Königen die wesentlichsten Dienste in ihrem Kampfe gegen die großen Vasallen und gegen die Kirche. Aus dem französischen Bürgerstande rekrutirte sich der neue königliche Beamtenstand und das zahlreiche Volk der Legisten auf den Universitäten, in den Parlamenten und Gerichten, während in Deutschland

das Bürgerthum noch lange unabhängig, naiv oder feindselig den Fürsten gegenüber stand.

Das am meisten charakteristische und maßgebende politische Institut im Mittelalter war die Immunität, die privilegirte Absonderung des kleinen Staats im großen Staate. Sie schnitt die Nerven durch, welche vom centralen Hirn aus durch den ganzen Körper des Reichs liefen, und isolirte die Glieder. Sie machte aus dem Einstaat ein lockeres Conglomerat von vielen kleinen geistlichen und weltlichen Staaten, Städten und Gemeinwesen. Der Sondergeist lag im Germanismus. Die Könige wurden von ihren Vasallen und vom Particularismus der einzelnen Volksstämme genöthigt, Immunitäten zu schaffen oder zu dulden. Im eigentlichen Deutschland zerfiel daher das Reich in seine Theile. Nur in Frankreich und England erhielt sich der Verband der Krone mit allen Landestheilen oder stellte sich wenigstens wieder her.

Mit den Immunitäten hing aber auch das größte Unrecht des Lehenwesens zusammen, welches darin bestand, daß die Regalien, das Münzrecht, das Besteuerungsrecht, die gerichtliche Hoheit, endlich überhaupt jede höchste Quelle des Rechts und der Gewalt, die Souveränetät und Majestät des Kaisers selbst durch Belehnung, Verpfändung oder Verkauf oder bei Verheirathungen als Mitgift an Herzoge, Grafen, Bischöfe und Aebte übertragen werden konnte, ohne das dabei interessirte Volk zu fragen. Dadurch wurden die seltsamsten Mißgeburten von neuen fürstlichen Territorien geschaffen, deren geographische Lage, Verschiedenheit der Sprachen ꝛc. der Natur Hohn sprach, wie z. B. der englische Besitz auf französischem Boden. Und dadurch wurde zugleich eine Tyrannei geschaffen, die den germanischen Ursprung der Staaten und der christlichen Pflicht der Fürsten gleich sehr widersprach und gegen welche das Volk mit seinem angestammten Recht in der Schweiz kraftvoll protestirte, denn kein von den Fürsten erkünsteltes Lehnrecht konnte je des Volkes natürliches Recht brechen.

Zehntes Buch.

Die Dichtungen des Mittelalters.

1.

Die kirchliche Dichtung.

Die Idee des Gottesstaats und des Ritterthums beherrſchte während des ganzen Mittelalters die romaniſchen und germaniſchen Hauptvölker in gleicher Weiſe, gab ihnen dieſelbe Geiſtes- und Geſchmacksrichtung und läßt die deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Poeſie trotz der verſchiedenen Mundarten doch nur als eine und dieſelbe erſcheinen. Die Geiſtlichkeit war die eine und gleiche in allen Ländern, nach derſelben Gleichheit ſtrebten die Ritterſchaften und die königlichen und fürſtlichen Höfe. Daher dieſelben poetiſchen Stoffe in derſelben Art in verſchiedenen Sprachen gleichzeitig behandelt oder in Ueberſetzungen und Nachahmungen überall verbreitet waren.

Die kirchlichen Dichtungen ſtehen allen andern voran. Sie waren und blieben auch noch lange lateiniſch, weil das Latein die Kirchenſprache war, jedoch drängten ſich nach und nach auch Lieder und größere geiſtliche Dichtungen in den Landesſprachen hervor. Den niedrigſten Rang nehmen die gelehrten Dichtungen ein, welche

in lateiniſchen Hexametern ſklaviſch die Form des Virgil nachahmend chriſtliche Geſchichte und Allegorie in antike Form zwängen. Man kann ſie nur als Stylübungen anſehen und nur ſelten, wie zum Beiſpiel bei Venantius Fortunatus glühen ſie von wahrer Empfindung.

Dagegen nehmen den erſten Rang ein die lateiniſchen Kirchenhymnen, die ſich in der Gefühls- und Reimweiſe der germaniſchen Volksthümlichkeit anſchloſſen. Da bricht die Macht des Glaubens, die Gluth des Gefühls durch die ſteife Form hindurch. Vorbild aller Kirchenlieder ſind die Pſalmen. Denen bildeten zuerſt die Griechen ihre Kirchenhymnen nach, vor allen Andreas von Damaskus im 7., Kosmos im 8. Jahrhundert. Unter den lateiniſchen Liederdichtern glänzten die h. Hilarius und Ambroſius im 4., Prudentius im 5. Jahrhundert. Später der h. Bernhard (Jesu dulcis memoria), Jacopone (stabat mater), Thomas von Celano im 13. Jahrhundert als Verfaſſer des berühmten dies irae etc. Unter den geiſtlichen Sängern, die nicht ſtreng für den Kirchengeſang dichteten, ſondern ihren frommen Empfindungen freien Lauf ließen, ſteht allen andern der Sänger chriſtlicher Minne, der h. Franciscus von Aſſiſi voran, dem noch mehrere Sänger des von ihm geſtifteten Ordens nachfolgten.

Im früheren Mittelalter zeigt ſich bei den frommen Mönchen eine Neigung, den ganzen Inhalt der Bibel in die Landesſprache zu übertragen, aber in Verſen und durchhaucht vom nationalen Geiſte. So der große Cyclus bibliſcher Bilder des Angelſachſen Caedmon im 7. Jahrhundert, in denen der tiefſte Ernſt und ein heiliger Schauer vor der Größe Gottes und der Furchtbarkeit des Weltgerichts ſich ausſpricht. Dann im 9. Jahrhundert der niederſächſiſche Heliand, deſſen Verfaſſer man nicht kennt, ein noch in altheidniſcher Alliteration niedergeſchriebenes Gedicht voll freudigen Heldenmuthes, worin Chriſtus als Volkskönig erſcheint, umgeben von ſeinen getreuen Mannen, die mit ihm bis in den Tod ſtreiten wollen. Etwas ſpäter, doch noch in demſelben Jahrhundert ſchrieb der Mönch Otfried in Weißenburg eine gereimte Bibel in oberdeutſchen Rei-

men, von mehr ſprachlichem als poetiſchem Werth. Eine gereimte Bibel ſchrieb auch der Franzoſe Beranger. Im 11. Jahrhundert ſchrieb Willeram ein Hoheslied in Reimen; im 12. die Nonne Ava in Oeſterreich ein ſehr merkwürdiges Gedicht „Anegenge", der Anfang, worin ſie das Myſterium der Menſchwerdung Chriſti erklärt. Wegen Lucifers Fall ſchaffte Gott, um die Lücke zu erſetzen, den Menſchen. Daher des Teufels Neid und des Menſchen Sündenfall. Nun muß Gott ſelbſt Menſch werden, um die ewige Gerechtigkeit zu ſühnen und kommt mit dem blutigen Kleide der Menſchheit zu den Engeln zurück, die ihn nicht gleich erkennen und ſehr erſchrecken, bis ſie das allerheiligſte Geheimniß erfahren. Dieſelbe großartige Auffaſſung herrſcht auch in dem altdeutſchen Gedicht der Vorauer Handſchrift „die Schöpfung".

Eine eigenthümliche Gattung bilden die großen Marienlegenden, Marienklagen und lobpreiſenden Mariengrüße. Sie beginnen mit den apokryphiſchen Evangelien in griechiſcher Sprache, welche bereits ihr Leben in die lieblichſten Legenden einkleiden. Dann folgen neben unzählbaren, meiſt ſehr volksthümlichen, für den Geſang beſtimmten Marienliedern die großen Dichtungen zum Preiſe der Gottesmutter. Darunter iſt das älteſte und ſchönſte von allen noch erhalten in einer Handſchrift in Hannover von einem unbekannten ſächſiſchen Dichter des 11. Jahrhunderts. Freude und Klage ſind nirgends ſo tiefgefühlt und innig, nirgends der Ton ſo heilig wie hier. Mehr bunt in Blumen- und Edelſteinfarben glänzen die großen Dichtungen des 13. Jahrhunderts, die goldene Schmiede des Konrad von Würzburg und die Wunder der Jungfrau des ſpaniſchen Dichters Gonzalo de Berceo, denen ſich noch mehrere ſpätere anſchließen.

Auch in geiſtlichen Lehrgedichten, allegoriſcher Moral ꝛc. wurde viel geleiſtet, doch blieben dieſe zahlreichen Dichtungen mehr Sache der Geiſtlichkeit und der gebildeten Stände. Einen höheren poetiſchen Schwung nahm die Lehre an in der allegoriſchen Form der Viſion. In dem Scivias der h. Hildegard von Bingen ſind die tiefſinnigſten Wahrheiten der chriſtlichen Religion in überraſchend phantaſtiſche Sinnbilder eingekleidet. In der berühmten Viſion des Tun-

dalus wird Moral gelehrt durch Höllenbilder, welche die Strafe der Sünder darstellen. In dieser Gattung ist nichts Erhabeneres gedichtet worden, als die divina comedia des schon genannten Florentiners Dante. Dieser große Dichter stellte das ganze Weltschicksal in drei Bildern des Fegfeuers, der Hölle und des Paradieses dar, durch die er an der Seite des Virgil wandert. Mit tiefem Ernst überblickt er den ganzen Gang der Weltgeschichte und zeigt die weite Kluft zwischen dem christlichen Ideal und der Wirklichkeit seiner Zeit, ohne den Papst zu schonen. Noch nie seit Christi Geburt hatte eine so mächtige Prophetenstimme tiefentrüstet, drohend, die Völker und ihre sündigen Hirten an Gottes Gericht gemahnt, wie es Dante that, ein Ezechiel des Mittelalters.

Die Legende der Heiligen erlangte im Mittelalter die größte Beliebtheit, weil sie im Gegensatz gegen die immer langweilige und leicht zu Ketzereien verlockende dialectische Theologie oder Scholastik die christliche Wahrheit in poetisch ergreifenden und rührenden Beispielen lehrte und sich nicht an den Verstand, sondern an das Herz wandte. Die Legende war die poetische Theologie des Volkes, das nichts von Schulbegriffen wußte, und zugleich eine Art Lehrbuch der Kirchengeschichte. Man hat diese Legenden in neuerer Zeit unterschätzt, weil allerdings, namentlich in späteren Bearbeitungen, eine ermüdende Wiederholung derselben Wunder und ein langweiliger Erbauungston herrscht. Allein es verbirgt sich in ihnen ein Schatz der erhabensten Wahrheit, wie der zartesten Poesie. Als älteste Legenden sind die apokryphischen Evangelien von der Jungfrau Maria und dem Jesuskinde, sowie die Apostelgeschichte des Abdias zu betrachten, von Griechen verfaßt und von viel poetischem Reiz. Außer zahllosen einzelnen Legenden, die in griechischer Sprache geschrieben wurden, veranstaltete im 10. Jahrhundert zuerst Metaphrastos eine große griechische Legendensammlung, hierauf der Genueser Jakob de Voragine im 13. Jahrhundert die erste große lateinische Sammlung, die legenda aurea oder historia lombardica, worin neben den älteren griechischen auch die abendländischen Heiligen enthalten sind. An sie schließt sich das altdeutsche „Passional“

mit zahlreichen ſchönen Legenden an. Desgleichen ein Legendenbuch des Hermann von Fritzlar, ein Leben der Väter ꝛc. Eine unglaubliche Menge Legenden ſind in den Lebensbeſchreibungen der einzelnen Heiligen, ſo wie in alten Chroniken des Mittelalters enthalten, ſehr ſchöne z. B. in der deutſchen Kaiſerchronik, im speculum hist. des Vincenz von Beauvais ꝛc. Unter den poetiſchen Bearbeitungen der Legenden glänzte der Angelſachſe Ceowulf im 10. und der Spanier Gonzalo de Berceo im 13. Jahrhundert. Im Mittelalter entſtand auch ein geiſtliches Schauſpiel. Ganz vereinzelt war der geniale Verſuch der Nonne Hrotsvita im Kloſter Gandersheim ſchon im 10. Jahrhundert, in der Sprache und Manier des Terenz chriſtliche Schauſpiele aufzuführen. Ihre dramatiſirten Legenden ſind ſehr ſchön, der Ausdruck der edelſten Begeiſterung in frommer Nonnenbruſt. Sie handeln meiſt von dem Seelenadel und der Seelenſtärke chriſtlicher Märtyrerinnen. Ein volksthümliches geiſtliches Schauſpiel in den deutſchen und romaniſchen Volksmundarten entſtand erſt ſehr allmählig und entwickelte ſich zunächſt aus den Oſter- und Weihnachtsſpielen. Aus dieſen älteſten Feſtſpielen an den heiligen Tagen bildete ſich nach und nach ein förmliches geiſtliches Schauſpiel heraus, welches ſich zunächſt in Frankreich ſchon im 11. Jahrhundert nachweiſen läßt, in Deutſchland erſt im 12. Man unterſchied mystères, was ſchwerlich von ministerium oder Dienſtperſonal abgeleitet werden kann, ſondern vielmehr ein Myſterium, die allerheiligſten Geheimniſſe der Menſchwerdung, die Geburt, das Leiden und Sterben Jeſu bezeichnet. Ferner moralités, worin chriſtliche Lehren in Allegorieen, Gleichniſſen oder Beiſpielen anſchaulich gemacht wurden. Endlich miracles, Legenden und Wunder. Das berühmte Wunder des Theophilus wurde urkundlich ſchon im 13. Jahrhundert in Frankreich aufgeführt. Theophilus verſinkt ſo tief in Sünde, daß er ſich mit ſeinem Blute dem Teufel verſchreibt, wird aber dennoch durch die Mutter aller Gnade gerettet. Die Beliebtheit dieſer Legende iſt für das ſündige Bewußtſeyn der mittelalterlichen Menſchen ſehr charakteriſtiſch. Wie frühe man theatraliſche Effekte ſuchte, beweiſt ein Vorfall in Florenz im J. 1304. Hier

wurde nächtlicher Weile auf dem Fluſſe Arno durch auf Flöße und Kähne vertheiltes Feuer die Hölle dargeſtellt mit den von Teufeln gequälten Verdammten, unter der Menge der Zuſchauer aber brach die Brücke ein und alle fielen in die Hölle hinunter.

Der Dichtungskreis vom h. Graal reicht ſowohl in die kirchliche als ritterliche Dichtung hinein und gehört weſentlich den Tempelrittern an, ſofern darin die Idee des geiſtlichen Ritterthums poetiſch verklärt erſcheint. Hier findet ſich auch der Grundgedanke des gothiſchen Kirchenbaues zuerſt ausgeſprochen. Der Provençale Guiot gilt als erſter poetiſcher Bearbeiter der Graalsſage, dann folgen der Engländer Luces de Gaſt, Chretien de Troyes und mehrere andere, alle aus dem Bereich der erſten Gründer und Förderer des Tempelherrenordens im ſüdlichen und nördlichen Frankreich und unter den normänniſchen Engländern. Der h. Graal (sang real) iſt die berühmte Schüſſel (sacro catino), angeblich von Smaragd, aus welcher Chriſtus ſeinen Jüngern das Abendmahl ſoll ausgetheilt haben. Die Sage meldet, Joſeph von Arimathia habe ſie ins Abendland gebracht und auf dem Berge Montſalvatſch in den Pyrenäen ſey ſie aufbewahrt und von den Templeiſen bewacht worden unter einem prachtvollen, zu dieſem Zweck erbauten Tempel. — Die Erbauung des Tempels enthält das Gedicht Titurel, nach franzöſiſcher Quelle, deutſch von Wolfram von Eſchenbach (ein Bruchſtück) und Albrecht von Scharfenberg. Darnach war Titurel ein Enkel des Kaiſers Veſpaſian, aber früher ſchon ein eifriger Chriſt und Heidenbekämpfer, dazu keuſch und rein, alſo daß er im 50. Jahre noch einem Jüngling glich. Da rief ihn ein Engel ab und führte ihn auf den wilden Berg (mont sauvage), der mit unzugänglichen Felſen über tiefe Wälder ragte. Auf des Berges Gipfel baute er eine Burg und mitten hinein den erhabenſten und herrlichſten aller Tempel. Derſelbe war eine byzantiniſche Rotunde mit 72 achteckigen Chören; über je zwei derſelben erhob ſich außen ein gothiſcher Thurm. Die Rotunde wölbte ſich im Spitzbogenſtyl, über ihr aber erhob ſich ein ungeheuerer Thurm, die der Chöre hoch überragend. Aus der Rotunde entwickelte ſich das Längen- und Querſchiff der Kirche in der

Kreuzform. Die buntfarbigen Fenſter rings umher waren nicht von Glas, ſondern aus Edelſteinen zuſammengeſetzt. Im Mittelpunkt des Tempels aber unter der gewölbten Rotunde ſtand der ganze Tempel noch einmal, nur verkleinert, und in ihn hinein als ins Allerheiligſte trugen die Engel den h. Graal, deſſen Hüter Titurel werden ſollte. Der Graal war von dem Stein, der aus Lucifers Krone fiel, als er Gott widerſagte. Auf ihm ſtand geſchrieben, alles, was in der Welt geſchehen ſollte, und er ſchwebte ſo lange in der Luft, bis der Tempel fertig war. Je am Charfreitage kam eine Taube und legte eine Oblate auf den Stein, der dann alles gewährte, was man von ihm erflehte. Wer ihn anſah, blieb, wie er war, ſo wurde Titurel vierhundert Jahr alt und blieb doch immer jung. Nach ihm hütete ſein Sohn und ſein Enkel den Graal. Der letztere Amfortas ergab ſich einer unerlaubten Liebe, empfing deshalb im Kampfe eine unheilbare Wunde und konnte nicht ſterben, weil der Graal ihn am Leben erhielt.

Die Fortſetzung dieſer wunderlichen Dichtung iſt der große Roman von Parcival, franzöſiſch von Chretien de Troyes und mehreren anderen, engliſch von Robert de Thornton, deutſch von Wolfram von Eſchenbach. Die letztere deutſche Dichtung iſt die vollendetſte dieſes ganzen Sagenkreiſes. Held Gamuret, heißt es darin, der keinem Herrn als dem höchſten dienen wollte, rettete eine ſchwarze Königin im Mohrenlande und bekam von ihr einen Sohn, Feirefiz, halb weiß, halb ſchwarz. Dann rettete er die weiße Königin Herzeloide und bekam vom ihr einen Sohn, Parcival, fiel aber bald nachher in einem Kampf. Herzeloide lebte mit ihrem Knaben in einer Wildniß, bis er einmal einen Ritter ſah, den er für Gott hielt. Da lachte die Mutter, verhieß ihm, er ſolle ſelbſt ein Ritter werden und an den Hof des König Artus gehen. Es war ihr aber nicht Ernſt. Die kluge Mutter mußte zwar ſeiner Sehnſucht in die Fremde nachgeben, ſorgte aber dafür, daß er nicht lange ausbleiben und bald zu ihr zurückkehren ſollte. Sie zog ihm nämlich ein Narrenkleid an und lehrte ihn, ſich gegen jedermann ungeſchickt und grob benehmen. Dadurch, hoffte ſie, werde er überall in Hän-

del gerathen und lieber wieder umkehren. Allein obgleich er ſich lächerlich machte, trug er ſich mit ſeiner guten Natur doch überall durch und jagte den Spöttern durch ſeine Heldenkraft Furcht ein. Ein Ritter nahm es über ſich, ihn beſſere Sitte zu lehren und bemerkte ihm unter andern, es ſey nicht ſchicklich, zu reden, wenn man nicht gefragt werde. So veredelt gewann er die Liebe der ſchönen Königstochter Konduiramur. Indem er aber ſeine gute Mutter wieder aufſuchte, um ihr ſein Glück mitzutheilen, verirrte er im Wald und Gebirge und gerieth auf die hohe Burg Montſalvatſch. Da ſah er den ſiechen Amfortas, den er hätte erlöſen können, wenn er ihn angeredet hätte, wagte aber ungefragt nicht anzufangen. So blieb ihm, was er geſehen hatte, ein Geheimniß, bis er es erfuhr. Das machte ihn ſchwermüthig. Der weiſe Rath des Ritters hatte ihn ebenſo getäuſcht, wie der thörichte der Mutter, er kam an Artus Hof, blieb aber unbefriedigt. Endlich fand er Troſt in der Religion durch die Beichte bei einem frommen Prieſter und der bloße Glaube gab ihm ſolche Kraft, daß er, als er ſeinen Bruder Feirefiz, ohne ihn zu kennen, begegnete, obgleich derſelbe durch Zauberei übernatürliche Kräfte beſaß, ihn dennoch überwand. Da erſchien ihm eine Botin des Graals und verkündete ihm, durch ſein Gottvertrauen werde er zum höchſten Ziel gelangen. Beide Brüder zogen vereint nach Montſalvatſch, Parcival frug den ſiechen König, befreite ihn dadurch von ſeinen Leiden und wurde nun ſelbſt Hüter des Graals.

In dieſer phantaſtiſchen aber tiefſinnigen Dichtung wird das geſammt-germaniſche Ritterthum perſonificirt, wie es aus der urſprünglichen Wildheit und Barbarei hervorwachſend die ungefüge Kraft zunächſt durch Ehrgefühl und feine Sitte zügelt, ſeine höchſte Aufgabe aber erſt im Dienſte Gottes findet. Eine Hieroglyphe, wenn man will, der ganzen deutſchen Geſchichte. Doch iſt zunächſt an die Tempelherren zu denken, die ſich jene höchſte Aufgabe des Ritterthums im engen Kreis ihres Ordens ſtellte.

Die Verbindung der Graalsſage mit den Artusromanen iſt nur eine zufällige. Sofern die ritterlichen Dichter ſich mit den ver-

ſchiedenen Sagenkreiſen beſchäftigten, miſchten ſie ſie zugleich durcheinander.

Die erſten altbritiſchen Mythen wurden von der ſpäteren Bardenſchule in der chriſtlichen Zeit als Geſellſchaftsgeheimniß ſchulmäßig in gekünſtelt ſchwülſtiger, abſichtlich dunkler Sprache bewahrt, und an die Erinnerung der Vergangenheit, deren Verluſt ſie nie verſchmerzen konnten, die Hoffnung der Zukunft, der Rache an ihren Feinden und des Sieges und der Wiedergeburt ihres Volkes geknüpft. Die erſtgenannte Richtung des bibliſchen Bardenthums, die Wahrung der alten Tradition iſt perſonificirt in dem berühmten Barden Taliesin, der im 6. Jahrhundert gelebt haben ſoll, und dem man die alten mythiſchen Dichtungen zuſchreibt; die zweite prophetiſche Richtung in dem Zauberer Merlin, dem man ein Buch voll Prophezeihungen zuſchreibt und deſſen Wunder und Abenteuer in einem alten Roman beſchrieben ſind.

Vieles von den altbritiſchen Sagen ging durch Geiſtliche in die lateiniſchen Chroniken über und wurde ſeltſam vermiſcht mit den ſpärlichen Nachrichten, welche jene Geiſtlichen aus altrömiſchen Schriftſtellern entlehnten. Von dieſer Art iſt die altbritiſche Chronik des Gildas im 6. Jahrhundert, des Nennius im 9., die des Gottfried von Monmouth im 12., des Wilhelm von Malmesbury ꝛc. Ein alter Roman von Brut macht ſchon den römiſchen Brutus zum Stammvater der Briten, was eine bloße Namenſpielerei iſt.

Die geſchichtlichen und heroiſchen Sagen von den tapfern Kämpfen des Artus mit den Sachſen nahmen in der engliſchen und franzöſiſchen Dichtung ganz denſelben Charakter an, wie die geſchichtlichen Sagen von Karl dem Großen. Sie wurden nämlich ſchon im Geſchmack der Kreuzzüge als Kämpfe mit den Heiden gefärbt. Artus hält Hof und hat zwölf Helden an ſeiner Tafelrunde. Eben ſo Charlemagne. Die Helden kämpfen mit Heiden und Rieſen hier wie dort. Sie beſtehen verliebte Abenteuer hier wie dort. Nur überwiegt das Heroiſche in den Karlsſagen, das Erotiſche in den Artusſagen.

2.

Die kerlingiſchen Romane.

Den größten Umfang unter allen ritterlichen Dichtungen des Mittelalters, die wohl alle urſprünglich in Verſen geſchrieben waren, von denen viele aber auch nur in ſpätern Proſaauszügen erhalten ſind, hatten die Romane von Karl dem Großen und ſeinen Helden. Obgleich in Frankreich entſtanden, ſind ſie doch im Grundgefühl kerndeutſch, auſtraſiſch, enthalten ſie immer noch den Grundgedanken der altdeutſchen Heldenlieder, die Treue, und viele Erinnerungen an das deutſche Heidenthum, ja ganz alte Mythen, nur in die chriſtliche Romantik übertragen. Andererſeits findet man in ihnen auch ſchon den ganzen Trotz der Vaſallen gegen den König aus der Capetingerzeit und die Luſt, ſich mit den Ungläubigen herumzuſchlagen, aus den Kreuzzügen abgeſpiegelt. Dieſe kerlingiſchen Dichtungen entſprachen ſo ſehr dem ritterlichen Geſchmack, daß ſie von Frankreich nach allen europäiſchen Ländern wanderten und überall vielfach nachgeahmt und vermehrt wurden.

Die älteſte Quelle derſelben war die fabelhafte Chronik des Biſchof Turpin. Obgleich Karl der Große ſelbſt immer ihren Mittelpunkt bildet und in unantaſtbarer Majeſtät verharrt, ſo ſind doch diejenigen Romane, die von ſeinen eigenen Thaten, Liebesangelegenheiten ꝛc. handeln, mit minderer Liebe gepflegt und minder intereſſant, als die ſeine Geburt, die rührenden Schickſale ſeiner Mutter und die wunderbaren Thaten der zwölf Helden ſeiner Tafelrunde zum Gegenſtand haben. Unter den Dichtern dieſes Kreiſes glänzten vor allen Adenez, der König der Minſtrels am franzöſiſchen Hofe der Grafen von Flandern, und Chretien de Troyes, aus der Champagne gebürtig, am Ende des 11. Jahrhunderts, der auch viele verſificirte Romane des Artuskreiſes dichtete.

Halten wir uns an der Gegenſtand, ſo ſteht allen andern Dichtungen dieſes Kreiſes der liebliche Roman Flos und Blancflos oder Flore

und Blanchiflore (Blume und weiße Blume) voran. Er enthält die Jugendliebe der Großeltern Karls des Großen. Ihrer Tochter Berta, Karls des Großen Mutter, ſind ſodann mehrere außerordentlich ſchöne Romane gewidmet, le roman de Berte au grand pié des Adenez, ein anderer des Girardin von Amiens ꝛc. Ihre Geſchichte iſt auch in den italieniſchen reali di Francia und in den ſpaniſchen noches de invierno behandelt, überall anders, doch nach demſelben Grundgedanken, der wie der Name Berta ſelbſt im deutſchen Heidenglauben wurzelt. Man hat daher mit Recht die einfache deutſche Erzählung in Walters Chronik von Bremen und in der Weihenſtephaner Chronik wenn nicht für die Quellen, doch für Erzählungen halten müſſen, welche der urſprünglichen deutſchen Quelle am nächſten ſtehen. Berta au grand pié (mit dem großen Fuß) oder pédauce (mit dem Gänſefuß) iſt niemand anders als die altdeutſche Göttin Perchta, die bald jungfräuliche, bald mütterliche Naturgöttin. Ohne Zweifel iſt ein alter Mythus von ihr, wonach ſie im Winter verfolgt wird und leiden muß, im Frühling aber Freiheit, Wonne und Herrſchaft wiederfindet, in die chriſtliche Romantik übergegangen, womit ihre mythiſche Geburt aus zwei Blumen zuſammenhängt. Hier nun erſcheint ſie als eine ſchwäbiſche oder ungariſche Prinzeſſin, die als Braut dem König Pipin zugeführt werden ſoll, aber unterwegs von treuloſen Dienern im Walde allein gelaſſen wird, während ihre Zoſe, als wäre ſie die Prinzeſſin, zu Pipin kommt und deſſen Gemahlin wird. Unterdeß dient Berta als Magd in einer Mühle und macht ſich als die beſte Spinnerin und Weberin (ein gleichfalls von der altdeutſchen Göttin entlehnter Zug) allgemein beliebt. Da ſieht Pipin einmal eines ihrer kunſtreichen Gewebe, oder findet ſie auf der Jagd, wird von ihrer Schönheit bezaubert, erkennt in ihr die ihm beſtimmte wahre Braut, nimmt ſie zu ſich und verſtößt die falſche Königin. Ihr Sohn iſt Karl der Große.

Unter den Helden der Tafelrunde nimmt Roland den erſten Rang ein. In den zahlreichen Dichtungen von ihm iſt die Treue der Grundzug. In Turpins Chronik beſteht Roland ungeheure Kämpfe mit dem heidniſchen Rieſen Ferragut in Spanien und fällt

zuletzt durch Verrath Ganelons im Thale Roncevaux, überwältigt von der Uebermacht der Heiden, wird aber nicht gefangen, sondern bleibt schwerverwundet allein liegen und stirbt, nachdem er in sein Hüfthorn so gewaltig geblasen hat, daß es Karl der Große auf viele Meilen weit hört, und nachdem er sein unbesiegliches Schwert in einen Felsen geschlagen hat, daß es tief darin stecken bleibt. Unter den fast unzähligen späteren Bearbeitungen dieser Sage ragt eine der vielen französischen hervor, die sich noch handschriftlich in Oxford befindet, also wohl von einem französischen Normannen herrührt.

In einem ganz andern Verhältniß zu Karl dem Großen lassen die französischen Dichtungen den Helden Rainald oder Reinold erscheinen. Auch seine Geschichte ist außerordentlich häufig in den verschiedensten europäischen Sprachen bearbeitet worden. Die Grundlage ist ein altfranzösischer roman des quatre fils Aimon, bearbeitet von Huon de Villeneuve und Regnault de Montauban ꝛc. Der Held wird hier dem Könige, seinem Lehnsherrn, feindlich gegenübergestellt; aber er ist im Recht, der König im Unrecht. Man hat in diesem Roman den vollen Ausdruck des Trotzes wiedererkannt, mit dem die großen Vasallen Frankreichs sich den Königen aus Capets Geschlecht gegenüberstellten. Allein die kunstreiche Dichtung, die zu den schönsten des Mittelalters gehört, hat noch einen tiefern Sinn und faßt den Grundgedanken der Treue so erhaben und rührend auf, wie es im Nibelungenliede geschieht.

Sehr beliebt und verbreitet wurde auch der altfranzösische Roman, der die Abenteuer des tapfern Huon von Bordeaux schildert. Wie Reinold, so hat auch Huon einen Sohn Karls des Großen getödtet und soll nicht eher Frieden haben, bis er dem Kaiser Haar aus dem Barte des Chalifen von Bagdad bringen wird. Das gelingt ihm auch mit Hülfe des Elfenkönig Oberon. Bekanntlich hat auch Wieland diesen Stoff behandelt.

Eine der geschichtlich merkwürdigsten, eine vortreffliche Charakteristik des deutschen, französischen und italienischen Volkscharakters enthaltende Dichtung aus dem Sagenkreise Karls des Großen ist die von Lother und Maller. Sie soll aus einem verlorenen

lateiniſchen Text erſt ins Italieniſche und dann (von der Gräfin Eliſabeth von Naſſau) ins Deutſche überſetzt worden ſeyn, der Inhalt aber verräth ganz deutlich einen deutſchen Urſprung. Lother, Karls des Großen Sohn, wurde von ſeinem jüngeren Bruder Ludwig verleumdet, als ſtelle er den Frauen nach, obgleich er durch ſeine Schönheit alle Herzen bezaubernd, dennoch immer zurückhaltend und ſittſam blieb. Vom Vater verbannt begab er ſich mit ſeinem treuen Freunde Maller in die Lombardei zum König Dancier, deſſen feiger und rothköpfiger Sohn Otto ihn aber ebenfalls wegen ſeiner Schönheit beneidete und ihn überredete, den Namen mit ihm zu tauſchen. Nachdem Lother große Heldenthaten wider die Heiden verrichtet und dadurch ſeinen Namen berühmt gemacht hatte, ließ ſich Otto ſtatt ſeiner verehren, warb um die ſchöne Prinzeſſin Zormerin und kümmerte ſich um Lother nicht mehr. Dieſer und ſein Freund ſahen ſich verlaſſen und verarmten gänzlich. Als aber Maller einmal Lothers einziges Hemd am Brunnen wuſch und ſeufzend ausrief: „O Brunnen, könnteſt du reden, ſo würdeſt du dich rühmen, daß dein Waſſer heute das Hemde des tapferſten Ritters wäſcht, der ſeinen Namen mit dem falſchen Rothkopf vertauſcht hat.“ Dieſe Worte hörte Zormerin, ſchickte dem edlen Lother ſogleich Speiſe, Kleider und Gold und bewog ihren Vater, ein Turnier auszuſchreiben, bei dem Lother den erſten Preis gewann. Dann kämpften ſie wieder gegen die Heiden, aber unglücklich. Otto und Lother wurden gefangen. Otto ſchwur gleich dem Chriſtenthum ab, um ſein Leben zu retten. Lother wollte lieber ſterben, wurde aber durch Maller gerettet, dem er dafür eine ſchöne Prinzeſſin abtrat, deren Liebe er gewonnen hatte. Auf dem Heimwege nach Frankreich nahm ihn der hämiſche Otto gefangen. Maller entkam nach Frankreich, wo Karl der Große ſchon geſtorben und Ludwig ihm unrechtmäßig nachgefolgt war, dem es nicht einfiel, ſeinen älteren Bruder retten zu wollen. Inzwiſchen wurde Lother durch Zormerins Liſt und treue Liebe befreit. Sie ſollte dafür zur Strafe auf dem Scheiterhaufen ſterben, aber Lother rettete ſie. Auch Maller kam mit einem Heere

herbei und Otto wurde gefangen und gehängt. Nachher wurde Lother noch römiſcher Kaiſer, Maller aber ſchauderte vor dem vielen Chriſtenblute, das er im Kampf hatte vergießen müſſen, und wurde ein Einſiedler, kam aber noch einmal zurück, um in Lothers Armen zu ſterben. Da entſagte auch Lother aller Herrlichkeit der Welt und ſtarb als Einſiedler im Walde, wo ihn ſein Sohn fand und ihm die Augen zudrückte. Hier endet das Buch von Lother und Maller, den beiden treuen Geſellen. — Unverkennbar wird in dieſer Dichtung die deutſche Ehrlichkeit und Treue mit dem galliſchen und römiſchen Egoismus contraſtirt und ſpiegelt ſich darin die ganze Umſtrickung des Germanismus, als eines Laokoon zwiſchen den beiden Schlangen des franzöſiſchen und italieniſchen Romanismus.

Zum kerlingiſchen Sagenkreiſe gehören wohl noch hundert andere Dichtungen, meiſt franzöſiſchen Urſprungs, andere als Nachbildungen auch in England, Deutſchland, Italien und Spanien entſtanden. Sie handeln von Karl dem Großen und deſſen Helden, die ſo beliebt wurden, daß immer neue Dichter auch von deren Söhnen und Enkeln, Vettern und Verwandten neue abenteuerliche Geſchichten erzählten. Sie handeln alle von Kämpfen mit den Heiden im Geiſt der Kreuzzüge und zugleich von ritterlichen Turnieren und Liebesabenteuern. So die Romane von Fierabras, Doolin von Mainz, Herpin von Bourges, Wilhelm von Orange ꝛc.

Hier reihen ſich auch die Feenromane an, in denen ſich die Erinnerung an den ſchönen heidniſchen Walkyrienglauben fortſetzt, ganz angemeſſen dem germaniſchen Ritterthum.

Am berühmteſten iſt die Stammſage des franzöſiſchen Hauſes Luſignan, in altfranzöſiſchen Dichtungen niedergelegt. Darnach iſt die Stammmutter des Hauſes die Fee Meluſine, die den ſchönen Elimas von Albanien heirathet, ſich aber ausbedingt, daß er ſie Sonnabends niemals ſähe. Nun belauſcht er ſie einmal und ſieht ſie im Bade mit Schlangenfüßen, worauf ſie auf immer entflieht. Doch erſcheint ſie zuweilen und kündigt dem Lande Glück oder Unglück an. — Das Gegenſtück dazu iſt die eben ſo berühmte und vielfach bearbeitete Dichtung vom Schwanritter (chevalier du cygne),

welcher ſchlafend von einem Schwan auf einem Kahn ans Ufer gezogen wird und eine edle Dame heirathet, aber gleichfalls verſchwindet, weil die Dame neugierig nach ſeiner Herkunft forſcht.

Hier handelt es ſich noch um einfache Treue, um Worthalten. Eben ſo in dem altdeutſchen Gedicht vom Ritter Tenringer. Der Ritter findet eine wunderſchöne Fee in der Ortenau, ſchwört ihr ewige Liebe, bricht aber ſein Wort. Während er nun mit einer irdiſchen Dame ſeine Hochzeit feiert, wird der ſchneeweiße Fuß der Fee an der Decke geſehen und der Ritter muß ſterben.

Im altfranzöſiſchen Gedicht von Ogier von Dänemark, verfaßt von Adenez im 13. Jahrhundert, oft variirt und überſetzt in alle europäiſchen Sprachen, wird das Ritterthum ſchon höher aufgefaßt. Als Ogier der Däne geboren wurde und Feen das Kind reichlich bedachten, kam zuletzt Morgue la sage, küßte es und erkor es zu ihrem künftigen Geliebten. Ogier diente Karl dem Großen, da rettete er einſt die ſchöne Eliſene vor einem Wolfe und weil ſie blutete, entkleidete ſie ſich vor ihm in aller Unſchuld, um das Blut abzuwaſchen. Da gewann Ogier am gleichen Tage den erſten Sieg der Liebe wie der Waffen. Sie gebar ihm den jungen Baldwin, den nachher des Kaiſers Sohn beim Schachſpiel erſchlug. Aus Rache raste Ogier unter dem Hofgeſinde und mußte flüchten, wurde gefangen, wieder frei, kämpfte mit den Heiden und beſtand Abenteuer und Gefechte aller Art, bis Morgane ſein Schiff an ihr felſiges Eiland Avalon lenkte, wo ſie ihn liebend als die längſt ſeiner harrende Braut empfing. Noch trug er die Krone, die ſie ihm als Bräutigam aufgeſetzt, wähnend, er ſey erſt kurze Zeit hier, da fiel ihm einmal, indem er ſich bückte, die Krone ins Waſſer und plötzlich beſann er ſich — ſeine Erinnerung kehrte wieder, er wollte und mußte nach Frankreich zurück. Morgane gab ihm einen Ring mit, der ihm blühende Jugend ſicherte. Als er nun aber nach Frankreich kam, waren zweihundert Jahre vergangen und ſtatt Karls des Großen regierte Hugo Capet. Dieſem diente er mit aller Ritterlichkeit gegen deſſen Feinde. Als ihm aber einmal eine Dame den Ring entriß, ſtand er als uralter Greis da, bis er den Ring wie-

der gewann. Um der Dame willen beſtanden ihn zahlloſe Ritter, unterlagen aber alle. Da ſchwebte Morgane lächelnd heran, ſetzte ihm die Krone wieder auf und verſchwand mit ihm für immer.

In ein noch höheres ſittliches Gebiet wird die ritterliche Treue erhoben in der engliſchen Dichtung des Thomas von Erceldoune. Dieſer, den man den Reimer nannte, weil er Verſe machte, lag einſt am Hountly-Ufer unter dem Eildonhügel, als eine wunderſchöne Jägerin geritten kam mit Pfeil und Bogen, vor ihr und hinter ihr je drei Hunde. Indem er ſie für die Mutter Gottes hielt, wollte er ſie anbeten, aber ſie lehnte dieſe Huldigung ab. Nun glühte er in Liebe und wurde kühn, aber ſie verwandelte ſich in eine abſcheuliche alte Hexe. Wohl erkennend, daß ſie ihn nur prüfen wolle, floh er ſie nicht, ſondern folgte ihr als ein Sklave. Da gebot ſie ihm Abſchied zu nehmen von Sonne und Laub und führte ihn in eine tiefe, dunkle Höhle drei Tage lang durch Blutſtröme unter dem Rauſchen eines fernen Meeres endlich in einen reizenden Apfelgarten, aber als er gierig vor Hunger die Hand nach den Früchten ausſtreckte, verbot es ihm die Fee, die im Licht des Gartens ihre vorige Schönheit angenommen hatte, und ließ ihn in ihrem Schooß ausruhen. Darauf geſtand ſie ihm, ſie ſey Gemahlin des Elfenkönigs, in deſſen Land ſie ihn nun führen werde, aber er müſſe ſchweigen. Sie gelangten jetzt in das herrliche Schloß des Königs, wo man fröhlich tanzte, und Thomas miſchte ſich unter die Tänzer. Nachdem er nur kurze Zeit dieſes Vergnügen genoſſen, hieß ihn die Fee heimkehren und brach ihm einen Apfel vom Baum, der die Gabe mittheilte, immer die Wahrheit zu ſagen. Als er heimkam, waren ſieben Jahre vergangen. Er ließ ſich im Thurm von Erceldoune nieder und wurde weit berühmt als Wahrſager, bis einmal ein Hirſch mit einer Hündin in der Gegend erſchienen, Boten der Elfenkönigin, denen er für immer in ihr Land folgte. Das Volk aber glaubte, er habe zur Zeit ſeiner Zurückgezogenheit gewaltige Streitkräfte geſammelt, um dereinſt ſein Vaterland aus großer Noth zu retten, und er ſchlafe mit ſeinem Heere unter dem Eildonhügel, aus dem er „am Tage der Schlacht bei Sheriffmoor“ her-

vorbrechen werde. Ein Pferdehändler gerieth einſt ins Innere, nahm ein Horn von der Wand und blies hinein, da erhoben ſich Roſſe und Krieger aus dem Schlafe, der Pferdehändler floh eilends davon, eine Stimme aber rief ihm verächtlich nach:

Dem Feigling weh, der ſo ſich ſelbſt betrog,
Daß er das Horn blies, eh das Schwert er zog.

In mehreren Dichtungen wird der treue Ritter der untreuen Königin Ginevra gegenübergeſtellt. So in Lancelot vom See, einer Dichtung, die zuerſt von einem Provençalen Daniel, dann von dem berühmten Franzoſen Chretien von Troyes und noch einmal deutſch von Ulrich von Zazichofen bearbeitet wurde. Hier bleibt Lancelot der Dame vom See, einer Fee, getreu, obgleich ihn die Königin auf alle Art zu verführen ſucht. Eben ſo der Ritter Lanval in einem franzöſiſchen Gedicht des 12. Jahrhunderts, und Gruelan in dem ſehr ſchönen bretoniſchen Gedicht, welches mehrfach franzöſiſch und deutſch bearbeitet worden iſt.

Vielleicht nahm das chriſtliche Gefühl an den Feenromanen Anſtoß und verſetzte deshalb die liebenswürdige Fee des Heidenglaubens in die düſtere Hölle. So iſt die höchſt merkwürdige Dichtung vom Ritter Tannhäuſer zu erklären. Ein fränkiſcher Ritter, genannt der Tannhäuſer, wurde in Thüringen auf dem Wege zur Wartburg durch die ſüße Stimme der Frau Venus in ihren Berg verlockt und blieb ein ganzes Jahr bei ihr, herrlich und in Freuden lebend, bis ſein Gewiſſen erwachte und er inbrünſtig zur h. Jungfrau betete, worauf er eine Ritze im Berge fand und glücklich wieder ans Tageslicht kam. Er pilgerte nun nach Rom und flehte Papſt Urban IV. um Vergebung ſeiner Sünden an. Der Papſt aber wies ihn ab und ſagte: nicht eher ſoll die Sünde dir vergeben ſeyn, bis dieſer dürre Stab blühen wird. Nach drei Tagen begann der Stab zu blühen, da ſchickte der erſchrockene Papſt dem Tannhäuſer nach, aber der war nirgends mehr zu finden und war ſchon wieder im Venusberge. Der Papſt wurde von Gott verdammt. Vor dem Venusberge aber wandelt ſeitdem der treue Eckhart und warnt jeden, der hineingerathen könnte.

3.

Romantiſche Charakterbilder aus dem Mittelalter.

Um das Mittelalter richtig zu würdigen, muß man aus der zahlloſen Maſſe ſeiner Romane und geſchichtlichen Dichtungen ſolche Charakterbilder hervorheben, in denen ſich der Geiſt der Zeit, die Grundſtimmung der Völker ſpiegelt. Die meiſten dieſer Bilder beweiſen ihre Echtheit und Volksthümlichkeit dadurch, daß ſie, wenn auch urſprünglich aus ritterlicher Kunſtdichtung hervorgegangen, ſpäter als Volksbücher in Proſa und als Volkslieder in den verſchiedenſten Sprachen verbreitet und in allen Ländern des Abendlandes gleich beliebt wurden.

Duldende Frauen, die durch ihre Treue zuweilen bis zur Heiligkeit emporſtiegen, kommen in der Poeſie des Mittelalters am häufigſten vor, und nicht erſt ſeit der allgemeinen Anbetung und Verherrlichung der ſchmerzenreichen Mutter, ſondern ſie galten auch ſchon in der heidniſchen Zeit ſehr viel, wie die Dichtungen von der Gudrun und Bertha und die vielen Aſchenbrödelmärchen, die längſt im Volke umgingen, darthun. An ſie reihen ſich nun die allverbreiteten Dichtungen und Volksbücher von der geduldigen Helena und von der ſchönen Hirlanda, beides fürſtliche Damen, welche durch ein grauſames Schickſal von ihren Kindern getrennt, verleumdet und falſch angeklagt werden, aber zuletzt triumphiren. Daſſelbe Motiv kehrt wieder in dem ſehr verbreiteten Volksbuch vom Kaiſer Octavianus und ſeiner tugendreichen Gemahlin Felicitas, die lange von einander und von ihren Kindern getrennt blieben, bis ihr Sohn Florens, obgleich nur bei einem Pariſer Bürger als Handwerkersſohn aufgewachſen, durch Muth und ritterliche Thaten ſeinen Adel offenbarte.

Hieher gehört auch die liebliche Dichtung des Bernard von Treviez von der ſchönen Magelone. Graf Peter von Provence mit dem ſilbernen Schlüſſel gewann alle Preiſe im Turnier und auch das Herz der Prinzeſſin Magelone. Ihre Amme fliegt wie eine

Biene zwiſchen den beiden Blumen umher und vermittelt ihre Liebe. Da die Schöne einen andern heirathen ſoll, entführt er ſie. Unterwegs, als ſie einmal ausruht, raubt ihr ein Vogel den rothen Gürtel aus ihrem Buſen. Peter verfolgt den Vogel und verirrt ſich, kommt über Meer und muß Sklave werden. Magelone aber dient unterdeß in einem Hoſpital und pflegt liebevoll die Kranken, bis einmal Peter ſelbſt als Kranker ankommt. Da geſundet er raſch und die Liebenden werden vereinigt. — Eins der merkwürdigſten Charakterbilder des Mittelalters iſt Griſelbis, das Urbild eines treuen Weibes, deren Geſchichte als Volksbuch in allen Sprachen umlief und auch oft in neuerer Zeit wieder poetiſch bearbeitet wurde. Der Inhalt iſt: Walter, Markgraf von Saluzzo, war bei ſeinem Volke ſehr beliebt, heirathete aber nie. Da bat man ihn, es zu thun, und er verſprach es unter der Bedingung, daß man ſeine Wahl nie tadeln ſollte. Nun wählte er aber die Griſelbis, eine eben ſo ſchöne als tugendhafte Bauerntochter. Als ſie ihm eine Tochter geboren, wollte er ihre Treue und Hingebung prüfen und nahm ihr das Kind unter dem Vorwand, ſeine Vaſallen grollten der Nachkommenſchaft von einer Bäuerin. Sie duldete es gehorſam, obgleich ſie Angſt hatte, das Kind werde ſterben müſſen. Beim zweiten Kinde ging es ihr ebenſo. Es war ein Sohn, den er ihr entriß. Als aber die Tochter herangewachſen war, ſprengte Walter aus, er werde ſeine bäuriſche Gemahlin verſtoßen und eine vornehme Dame heirathen, und zu Griſelbis ſelbſt ſagte er, ſie ſolle der neuen Braut ihre Geſchmeide und all ihren Putz abtreten. Als die vorgebliche Braut erwartet wurde, ſchmückte ihr Griſelbis ſelbſt das Zimmer und Bett. Als ſie aber ankam und Walter ſie ihr als Braut vorſtellte, blieb Griſelbis gelaſſen, und wünſchte ihr nur, er möge ſeiner zweiten Frau das Leid erſparen, welches die erſte erduldet. Da fiel ihr Walter um den Hals und bekannte ihr unter Thränen, daß er ſie nur habe prüfen wollen und daß die vermeintliche Braut ihre Tochter ſey. Auch der verlorene Sohn kam herbei und nun erſt lebten ſie herrlich und in Freuden zuſammen.

In dem altfranzöſiſchen Roman Eliget, den der unermüdliche

und im ganzen Gebiet der Romane unvermeidliche Chretien de Troyes gedichtet hat, wird die Geliebte des Helden, die ſchöne Nichte des König Artus, Sore d'amors, nicht auf ſo moraliſch, wohl aber auf phyſiſch marternde Proben geſtellt. Er will ſie entführen, es geht aber nicht anders, außer ſie ſtellt ſich todt, um im Sarge aus dem Hauſe geſchafft werden zu können. Nun kommen aber drei Aerzte von Salerno, die alle ihre Kunſt anwenden, um die Todte wieder lebendig zu machen, und um in ihren Nerven wieder die Empfindung aufzuregen, ſie auf die ausgeſuchteſte Art peinigen und martern. Sie hält aber aus, ohne ſich zu regen und ohne eine Miene zu verziehen, kommt im Sarge glücklich aus dem Hauſe und entflieht mit ihrem Geliebten nach England.

In treuer Liebe ſingen die Provençalen und Deutſchen und erzählen die Franzoſen und Italiener die weltberühmte Geſchichte vom gebratenen Herzen. Ein Troubadour, der bald Cabeſtaing, bald der Brennberger heißt, liebt eine vornehme Dame. Ihr Gemahl kommt dahinter, läßt ihn umbringen und ſein Herz gebraten ſeiner Gemahlin vorſetzen. Sie ißt davon und es dünkt ihr beſſer, als ſie je eine Speiſe fand. Da ſagt ihr der grauſame Gatte, was ſie gegeſſen hat, und ſie ißt ſeitdem keinen Biſſen mehr und ſtirbt. Aehnlich die berühmte Geſchichte der Gismunda und des ſchönen Guiscard (die auch unter dem Namen Blandine und Lenardo vorkommt). Er, der Diener, wird von der Tochter ſeines Herrn, des Fürſten Tancred von Salerno, geliebt. Der grauſame Vater läßt ihn ſchlachten und ſetzt ſein gebratenes Herz der Tochter vor. Sie aber gießt Gift auf das Herz, trinkt es und ſtirbt. — Das erfreulichere Gegenbild zu dieſen Dichtungen iſt „der Goldfaden." Leufried, der Diener, faßt ſolche Liebe zur ſchönen Angleona, der Tochter ſeines Grafen, daß er ſich die Bruſt dicht am Herzen aufſchneidet, um einen Goldfaden, den ſie ihm zum Spotte geſchenkt hat, hineinzulegen und überwachſen zu laſſen. Als er ihr, was er gethan, in einem Liede verräth, erſchrickt ſie und will die Wahrheit wiſſen. Da ſchneidet er ſich die Bruſt wieder auf und zeigt ihr den Faden. So viele Liebe bezwingt ihren Stolz. Sie werden verrathen. Er muß

fliehen, gewinnt aber Ritterſchaft, und kehrt in ſolchen Ehren zurück, daß der Graf ihn gerne zum Eidam annimmt.

Höchſt eigenthümlich iſt das Gedicht vom armen Heinrich, verfaßt von Hartman von Owe im 12. Jahrhundert. Herr Heinrich iſt ausſätzig und kann nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden. Da entſchließt ſich die zwölfjährige Tochter des Maiers, bei dem er wohnt, aus reinem Mitleid, ſich für ihn zu opfern, und ſchon wollen die Aerzte ſie ſchlachten, als Heinrich es hindert, da er den Anblick ihrer frommen Geduld nicht ertragen kann. Gott iſt aber mit dem Opfer zufrieden und macht den kranken Herrn wieder geſund.

Viele anmuthige Dichtungen des Mittelalters nehmen Bezug auf die Trennung treuer Gatten und Liebender durch die Kreuzzüge. So die von Heinrich dem Löwen. Dieſer beſteht im h. Lande große Gefahren, wobei ihn ein treuer Löwe begleitet. Da ſagt ihm einmal, als er in ſchlimmer Noth iſt, der Teufel: daheim in Braunſchweig gehe es luſtig her, ſeine Gemahlin halte morgen Hochzeit. Hierauf verſchreibt Heinrich dem Teufel ſeine Seele dafür, daß er ihn noch in der Nacht nach Braunſchweig bringe, jedoch ſoll Heinrich frei ausgehn, wenn er unterwegs den Schlaf überwinden kann. Das gelingt ihm durch die Wachſamkeit des Löwen. So fährt er durch die Lüfte nach Braunſchweig, geht in Pilgertracht ins Hochzeitshaus, und läßt ſeinen Ring in den Becher ſeiner Gemahlin fallen, die ihn daran erkennt. Sie war ſchuldlos, denn man hatte ſie gezwungen, einen anderen zu nehmen, weil der Herzog ſo lange ausblieb.

Aehnliche Sagen wiederholen ſich noch ſehr oft. Daneben finden wir Dichtungen von treuen Frauen, welche ſelbſt ins heilige Land gingen, um ihre bei den Saracenen gefangenen Männer zu befreien. So die hübſche Sage von der treuen Florentine. Als ihr Gemahl, Ritter Alexander von Metz, das Kreuz nahm, gab ſie ihm ein Hemde mit, welches ſo lange rein bleiben ſollte, als ſie ihm treu bleiben werde. Er wurde gefangen und mußte einem Sultan dienen, dem es auffiel, daß ſein Hemd immer rein blieb. Als der Sultan die Urſache erfahren, wollte er des Weibes Treue prüfen,

ſchickte ins Abendland und ließ viele Verſuche machen, Florentine zu verführen, jedoch immer vergebens. Dadurch aber erfuhr ſie, wo ihr verlorener Gatte ſey, ging ſelbſt ins Morgenland, kaufte ihn, ohne erkannt zu werden, los, ſchnitt ihm unbemerkt ein Stück von ſeinem Hemde ab, und kehrte allein ins Abendland zurück. Als nun auch er heimgekehrt war und ſich genau erkundigte, wie ſich ſeine Frau während ſeiner langen Abweſenheit verhalten habe, erfuhr er, daß ſie fort geweſen ſey, und beſorgte nun eine Untreue von ihr. Sie aber bewies ihm durch das abgeſchnittene Stück ſeines Hembes, wo ſie geweſen ſey und was ſie für ihn gethan habe.

Eine Colliſion der Treue tritt ein in der berühmten Sage von dem thüringiſchen Grafen von Gleichen. Derſelbe war bei den Saracenen gefangen und wäre nie zurückgekehrt, wenn ihn nicht des Sultans Tochter geliebt und gerettet hätte. Zum Dank mußte er ſie mit in ſeine Heimath nehmen, wo aber ſchon ein treues Weib auf ihn harrte. In ſeiner Gewiſſensnoth wandte er ſich an den Papſt, der ihm als ſeltene Ausnahme geſtattet haben ſoll, beide Frauen zu behalten. Anders wendet ſich die Sache in dem altfranzöſiſchen Roman. Hier iſt es Gilion de Traſignies, ein Dienſtmann des Grafen von Hennegau, der ſeine Retterin aus dem Morgenlande mitbringt. Die treue Frau, die daheim ſeiner geharrt hat, erkennt an, wie viel Gilion der Saracenin verdankt, überläßt ihn derſelben und geht ins Kloſter. Da wollen jene beiden nicht an Großmuth hinter ihr zurückbleiben und trennen ſich gleichfalls von einander als Mönch und Nonne.

Neben der treuen Gattenliebe war im Mittelalter die Treue unter Männern, die gegenſeitige Aufopferung von Waffen- und Seelenbrüdern am höchſten geſtellt. Die Geſchichte zweier Freunde, die einander bis in den Tod treu blieben, war unter vielerlei Namen und in den verſchiedenſten Bearbeitungen im ganzen Mittelalter verbreitet. Hier die älteſte Form der Sage. Zwei Freunde von Jugend auf ſind einander wie Zwillingsbrüder ähnlich. Amicus heirathet und wird Schatzmeiſter an Karl des Großen Hofe; Amelius wird Truchſeß daſelbſt, verliebt ſich in des Kaiſers Tochter und

vertraut ſich, gegen des abweſenden Freundes Rath, dem böſen Grafen Arbericus an, der ihn verräth. Er ſoll nun mit dieſem den gerichtlichen Zweikampf beſtehen, ſucht aber zuvor den Freund auf, der an ſeiner Statt den Kampf übernimmt und an deſſen Stelle er ſelbſt zu deſſen Frau heimkehrt. Amicus erlegt den böſen Grafen und gewinnt des Kaiſers Tochter, die er ſofort ſeinem Freunde abtritt, mit dem ſeine Frau außerordentlich unzufrieden geweſen, weil er ſich ſehr ſpröde gegen ſie bezeugt und im Bett ein Schwert zwiſchen ſich und ſie gelegt. Nach dieſer erſten Freundſchaftsprobe leben ſie vergnügt, Amelius bekommt von ſeiner Prinzeſſin Kinder; aber Amicus wird ausſätzig und der Engel Raphael ſelbſt erklärt in einer Erſcheinung, nur das Blut der Kinder ſeines Freundes könne ihn heilen. Da ſchneidet der treue Freund Amelius ſeinen Kindern ſelbſt die Köpfe ab und Amicus wird von dem Blute geheilt. Die Mutter frägt nach den Kindern und ſiehe, ſie haben alle die Köpfe wieder auf und ſpielen vergnügt. Nur eine rothe Linie um den Hals bezeichnet, was ihnen geſchehen iſt. Endlich fallen beide Freunde im Kampf für Karl den Großen und auch noch ihre Särge, anfangs von einander getrennt, rücken zuſammen.

4.

Die Minnelieder.

An Liebesliedern hat es den abendländiſchen Völkern gewiß nie gefehlt. Sie ſind und waren immer gleich ſehr volksthümlich bei den Romanen, Deutſchen und Slaven, und noch leben uralte Liebeslieder in allen dieſen Nationen als gemeine Volkslieder fort, deren zarte Schönheit nicht leicht von der Kunſtdichtung gebildeter Stände der neuern Zeiten je übertroffen worden iſt.

Das aber, was man den Minneſang der Ritterzeit nennt, iſt etwas von jenem Volksgeſang weſentlich verſchiedenes, ein Kunſtprodukt in gewiſſe Regeln gebracht und zum ritterlichen Damen-

cultus gehörend. Die Sänger priesen die Schönheit und große Tugend der Damen. Es wurde Mode, vornehme Damen fast mit derselben Andacht anzusingen, wie die Jungfrau Maria und mit derselben Resignation, ohne daß es dem Sänger nur hätte einfallen dürfen, die betreffende Dame im Ernst zu lieben und um ihren Minnesold zu werben. Damit war natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich muthige Sänger auch im Ernst an edle Damen wagten, oder daß tapfere Ritter zugleich zärtliche Sänger seyn konnten. Im Allgemeinen aber war der nicht singende, aber thatenreiche und mächtige Held der beglückte, der Sänger dagegen nur der seufzende Liebhaber.

Unter den ritterlichen, zierlichen und lebenslustigen Provençalen kam der Minnesang zuerst auf, als eine Ergötzung für die Damen des hohen Adels. Die Sänger hießen Troubadours (trovatores, Erfinder), zum Unterschied von den ihnen gewöhnlich als Diener folgenden Jongleurs, Spielleuten, die ihren Gesang mit der Zither oder Geige begleiteten. Der Gesang war die Canzone, französisch chanson, und hieß balada, wenn dazu getanzt wurde, Tenzone, wenn es einen Streit oder Wettstreit galt, sirventes, wenn der Sänger zürnte und strafte. Die Liebeslieder werden mit dem Gesang der Nachtigallen im Frühling verglichen:

Wann der Blätter Grün entquillt,
Blüthen aus den Zweigen dringen,
Wann die Vöglein lieblich singen;
Fühl' ich mich von Wonn' erfüllt;
Stehn die Bäume schön im Flor,
Tönt der Sang der Nachtigallen,
Muß ein Herz vor Freude wallen,
Das sich edle Lieb erkor.

Die provençalischen Lieder bewegen sich aber doch weniger in der Natur als im Salon. Sie enthalten alle denkbaren Liebesseufzer, Klagen über die Sprödigkeit der Damen, überschwengliches Lob der Schönen und nicht wenig kleine Sophistereien, gnomische Spielereien, so daß man sieht, das Herz war oft viel weniger betheiligt, wie der grübelnde Verstand und der Neues ersinnende Witz.

Zu den beſten Troubadouren gehörten im 12. Jahrhundert Bernard von Ventadour, deſſen zarte Lieder an die ihm für ewig verſagte Agnes de Montluçon noch heute rühren. Dann Jaufre Rudel von Blaya, der ſich in die Gräfin von Tripolis verliebte, ohne ſie je geſehen zu haben, nur weil er durch heimkehrende Pilger immer ſo viel Gutes von ihr gehört hatte. Er beſang ſie in vielen ſchönen Liedern und nahm endlich ſelbſt das Kreuz, um ſie zu ſehen. Unterwegs aber im Schiffe ward er krank und kam ſterbend in Tripolis an. Da kam die Gräfin zu ihm, hielt ihn in ihren Armen, bis er die treue Seele aushauchte, ließ ihn prächtig begraben und ging dann ſelbſt ins Kloſter. — Einer der gefeierteſten Troubadoure war Peire Vidal, der ſein Vaterland reizend ſchilderte.

Aus der Luft ſang' ich Erquicken,
Die mein Land Provence ſendet,
Alles freut mich, was es ſpendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm ſpricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich ſein Lob erfreuen.

Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhoneſtrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein ſo vergnüglich Leben.
Drum ließ ich in lauter Glück,
Froh mein Herz bei Ihr zurück,
Die den Trübſinn kann zerſtreuen.

Bis zu welchem Muthwillen der Verkehr zwiſchen eiteln Damen und ſchmeichelnden Troubadours in der luſtigen Provence ausarten konnte, zeigt das Beiſpiel der ſchönen Gräfin von Rouſſillon, die (im 12. Jahrhundert) von dem Sänger Guillem von St. Didier hochgeprieſen, nachher aber vernachläßigt wurde und an dem ſie ſich rächte, indem ſie während ſeiner Abweſenheit ſein Schloß überfiel und mit ſeinem Nebenbuhler in ſeiner eigenen Kammer übernachtete. Ferner das Beiſpiel des Mönches von Montaudon, der

zärtliche Liebeslieder ſang. Der letzte provençaliſche Troubadour im 13. Jahrhundert, Guiraut Riquier, ſang Paſtorette oder Schäferlieder, in denen ſchon die galanten Damen als naive Schäferinnen aufgefaßt wurden.

Unter den Sängern der Sirventes ragt Bertram de Born hervor, der eine große Rolle in der Empörung der Aquitanier gegen Richard Löwenherz ſpielte und viele ſchöne Kriegslieder ſang. Außerordentlich kühn und zornmuthig ſchonte er die Mächtigen nicht in ſeinen Liedern, ſah aber auch auf die Bauern mit einem ſouveränen Hochmuth herab, als ob es kaum menſchliche Geſchöpfe wären. Ein anderer Troubadour, Pierre Cardinal, im Anfang des 13. Jahrhunderts, alſo gerade zur Zeit der Albigenſerkriege, macht in ſeinen Sirventes dem Klerus die ſchwerſten Vorwürfe. Man muß damit in Verbindung bringen, daß der Hof der mächtigen Grafen von Toulouſe, der neben den Höfen der Herzoge von Aquitanien, der Grafen von Provence und der Markgrafen von Montferrat die Troubadours am meiſten begünſtigte, in den Ruf der Ketzerei kam. Doch überdauerte der frohſinnige Geſang die blutigen Religionskriege. Noch im 14. Jahrhundert wurden in Toulouſe die jeux floraux (Blumenſpiele) gefeiert, ein Wettſtreit von Sängern, unter denen der Sieger ein goldenes Veilchen zum Dank erhielt.

Im nördlichen Frankreich und am normänniſchen Hofe in England hießen die Sänger Trouvires und Meneſtrels oder Minſtrels (von ministerium, métier, Handwerk). Adenez wurde ihr König genannt. Sie empfingen den Impuls erſt von den Provençalen und unterſchieden ſich von ihnen durch ein noch ſtärkeres Vorwalten der Reflexion und durch Mangel an unmittelbarem Gefühlsausdruck, ſo wie durch die Neigung zur Frivolität, was nicht anders ſeyn konnte, da ſie den üppigſten Höfen dienten, an denen die Artusromane am beliebteſten waren. Von ihnen rühren daher eine außerordentliche Menge kleinerer erotiſcher und ſatyriſcher Gedichte und Erzählungen her. Ein Beweis, wie ſtark trockene Abſtractionen bei jenen älteren franzöſiſchen Dichtern die Seele erſetzten, iſt der außerordentliche Ruhm, zu dem der von Guillaume de Borris verfaßte roman

de la rose im 13. Jahrhundert gelangte. Er enthält nämlich gar nichts als Allegorien aller möglichen menſchlichen Eigenſchaften, Tugenden und Laſter. Die Tugenden werden dem Dichter als Pfeile vom Bogen Amors in den Leib geſchoſſen, daß er davon ſtarrt wie der h. Sebaſtian. Und doch kann er die geliebte Roſe nicht gewinnen, weil es ihm andere Allegorien der Eiferſucht, der Gefahr verwehren. Die Vernunft redet auch ihr Theil, aber erſt zuletzt kommt die Schönheit und übergibt dem Dichter, um ihn für ſeine ausgeſtandenen Schmerzen zu entſchädigen, die geliebte Roſe, d. h. den Genuß der Liebe. — Der erſte und vornehmſte Lyriker der Franzoſen war Graf Thibaut von der Champagne und König von Navarra, dem viele andere vornehme Herren, wie Pierre Mauclerc, Herzog der Bretagne, viele Hofherren Philipp Auguſts ꝛc. folgten.

In Spanien nahm die Lyrik einen unabhängigen Charakter an, indem ſie vorzugsweiſe der Kirche und den Nationalheiligen diente, oder Volkslied blieb, oder in Romanzenform den Ruhm der ſpaniſchen Helden im Kampfe gegen die Ungläubigen feierte. Wir verbinden ſie daher lieber mit der ſpaniſchen Geſchichte als mit der allgemeinen Betrachtung der Poeſie des Mittelalters.

Die italieniſche Lyrik entwickelte ſich aus demſelben Keime, wie die provençaliſche. Von Kaiſer Friedrich II. rührt das erſte bekannte Liebeslied in der nicht mehr lateiniſchen, ſondern italieniſchen Volksſprache her. Daneben ſind noch ähnliche zarte Liebeslieder von Manfred, Enzio und Peter de Vineis enthalten. Doch leiſteten die Italiener, wie die Spanier, immer mehr im Volkslied als in der kunſtmäßigen Lyrik.

Die deutſchen Minneſänger des ſ. g. ſchwäbiſchen Zeitalters oder der Hohenſtaufenzeit ſchloßen ſich in alter Weiſe an die Provençalen an. Aber ſie ſind gemüthlicher und verſtehen ſich mehr auf die naive Sprache des Herzens. Damit verbindet ſich das Anmuthende der alemanniſchen Mundart. In vielen Minneliedern liegt ein unnachahmlicher Reiz der Unſchuld, der ſchamhaften Zurückhaltung bei inniger Hinneigung, der äußern Furcht und Unbeholfen-

heit bei innerer Gluth, jener ſüßen Bezauberung und Lähmung, welche die erſte Liebe begleiten. Auch leben die ſchwäbiſchen Minneſänger mehr mit der Natur als die Provençalen, empfangen den Sommer mit wärmerer Empfindung und ſcheiden von ihm mit größerem Schmerze, denn die Luſt des Wiederſehens und das Liebesglück haben immer den Frühling, der Schmerz und die Klage der Trennung den Winter zum Hintergrunde. Doch empfindeln und ſeufzen manche Sänger auch zuviel und erſcheinen weibiſch eitel, indem ſie immer von ihrem lieben Ich und ſeinen Leiden reden. Oft ſind auch dieſe Dichterſchmerzen nur affectirt, nur Modephraſen, wie denn auch die Ziererei aus den oft ſehr verkünſtelten Versmaßen herausſieht. Der ſeufzerreichſte aller Minneſänger war Gottfried von Niſen. Die vornehmſten Minneſänger waren Kaiſer Heinrich VI. und der unglückliche Conradin. Als der älteſte gilt Heinrich von Veldeck, der überhaupt die damalige franzöſiſche Modepoeſie in Deutſchland einführte. Man weiß noch, daß im großen Hoflager des Barbaroſſa im J. 1184 der provençaliſche Troubadour Gujot und der franzöſiſche Minſtrel Docte von Troyes mit Heinrich von Veldeck zuſammen traf. Der letztere wird von den deutſchen Dichtern ſelbſt als der anerkannt, der die franzöſiſche Romantik in Deutſchland eingeführt hat. Doch erhielten ſich die Deutſchen in der Lyrik ſelbſtändig und warfen auch die vielen franzöſiſchen Wörter, welche Veldeck in unſere Sprache einführte, wieder hinaus. Nur in den großen epiſchen Dichtungen und kleinen poetiſchen Erzählungen verhielten ſich die Deutſchen meiſt nur als Ueberſetzer und Nachahmer der Franzoſen.

Der größte unter unſern Minneſängern war Walther von der Vogelweide, welcher nicht nur die ſchönſten Liebeslieder dichtete, ſondern auch in ſeinen politiſchen Liedern, die er nach Art der Sirventes ſang, die edelſte Geſinnung und wärmſte Vaterlandsliebe kundgab. Er war ein ebenſo feuriger Ghibelline, wie hundert Jahr ſpäter der große Dante, ſah das Sinken des deutſchen Kaiſerthums mit dem tiefſten Schmerze und zürnte gewaltig dem Papſt und den Fürſten. Ein ebenſo zorniger Ghibelline war Raimar von Zweter.

Als der größte epiſche Dichter ragt unter den Minneſängern im Anfang des 13. Jahrhunderts der fränkiſche Ritter Wolfram von Eſchenbach hervor. Neben ihm Gottfried von Straßburg und Hartmann von Owe. Wolfram bearbeitete die Graalsſage mit hohem Geiſt und ernſter Würde, Gottfried den Triſtan mit verführeriſchem Liebreiz. Auch Hartmann neigte mehr dem Zarten zu. Einer der gewandteſten und fruchtbarſten Bearbeiter franzöſiſcher Originale war Konrad von Würzburg. Als verliebter Phantaſt zeichnete ſich Ulrich von Lichtenſtein aus, der in Verkleidungen, einmal als König Artus, ein andermal ſogar als Frau Venus im Lande umherzog. Zu den letzten Minneſängern gehörten im 14. Jahrhundert der vielgereiste Tiroler Oswald von Wolkenſtein und der Mainzer Bürger Heinrich Frauenlob, der ſo ſehr dem ſchönen Geſchlecht zu Ehren ſang, daß bei ſeiner Beerdigung die ſchönſten Frauen von Mainz ſeinen Sarg trugen und ſein Grab mit Wein begoſſen.

Noch ſey bemerkt, daß der berühmte Sängerkrieg auf der Wartburg nicht eine wirkliche Begebenheit, ſondern nur ein geiſtvolles Gedicht iſt, in welchem ſich der heimiſche alte fromme Glaube (in Wolfram von Eſchenbach) und das fremde moderne hoffärtige Wiſſen (in Klingſor von Ungarland) auf Leben und Tod bekämpfen.

5.

Die höfiſchen Romane.

An den Sagenkreis des Artus knüpften die ritterlichen Dichter des Mittelalters auch die allerlüderlichſte Poeſie an, die nämlich, in welcher ſich die Sittenloſigkeit der Höfe, vor allem die des normänniſch-engliſchen Hofes ſpiegelte. Als König Eduard I. die armen Barden in Wales unterdrückte, war es ſchon lange in der engliſchen Geſellſchaft Mode, über die Lieder dieſer Barden von ihrem vortrefflichen König Artus zu ſpotten. Heinrich II. ließ das Grab des

Artus ſuchen und mit Oſtentation aufdecken, um den Walliſern den poetiſchen Wahn zu nehmen, als lebe Artus immer noch. Aus dieſer Stimmung des normänniſchen Hofes gegen die Walliſer wird erklärlich, warum die höfiſchen Dichter jenen in Wales geheiligten und hochverehrten König Artus und ſeine Königin Ginevra zum Gegenſtand ihres Spottes machten und eine frivole Gattung von Dichtungen in die Welt gehen ließen, in denen Artus als Muſter eines Hahnreih, Ginevra als das einer femme libre aufgefaßt wurde. Eine Berechtigung zu dieſer Auffaſſung lag allerdings in dem ſchon urſprünglichen Gegenſatz der böſen Ginevra zu dem guten Artus in der altbretoniſchen Sage, aber von den engliſchen und nordfranzöſiſchen Dichtern wurde der Hof des Artus geradezu als ein Abgrund von Corruption ausgemalt, da doch dieſe Corruption den alten Briten gewiß ſehr ferne lag und ſie vielmehr neuen Urſprungs war und ausſchließlich dem normänniſchen Hofe und England angehörte. Die heiße Lienor gab allen luſtigen Ehebrüchen, welche die Dichter von der Gemahlin des Artus erzählen, die geſchichtliche Unterlage. Weil aber beinah der größte Theil Frankreichs England gehörte, drang die Tendenz des engliſchen, ohnehin nur franzöſiſch redenden Hofes auch in die franzöſiſche Poeſie ein.

Die hieher gehörigen Dichtungen ſind zugleich auch eine feine Verſpottung der kerlingiſchen Heldenromane. Wie dort dem ehrwürdigen Kaiſer Karl die treue und tugendreiche Bertha zur Seite und umher die zwölf edlen Helden der Tafelrunde ſitzen, ſo hier der lächerliche Artus, der immer betrogen wird, neben ihm die buhleriſche Ginevra und umher die Helden der Galanterie, vor allen Gawein, das Vorbild des Don Juan. Von dieſem Ritter handeln nicht weniger als elf altengliſche Romane allein, was ein ſicherer Beweis dafür iſt, daß es zunächſt der normänniſche Hof in England war, wo ſolche Liebesritter ihr Glück machten. Der Zauberer Merlin ſpielt ungefähr die Rolle wie Malegys in den kerlingiſchen Romanen. An Kämpfen gegen die Heiden und großen Siegen fehlt es nicht, doch ſiegen die Ritter weniger mehr durch eigne Kraft, vielmehr meiſt durch Zauberwaffen und ihre Abenteuer ſchweifen ins Ungeheuer-

liche aus. Ueberhaupt aber ſtehen die Kampfſchilderungen in den Artusromanen hinter den galanten Scenen zurück.

Reich an ritterlichen Abenteuern und Zaubereien ſind beſonders die Romane von Peredur, von Iwan mit dem Löwen, von Wigamur mit dem Adler, von Wigalois ꝛc. Der Iwan des Chretien de Troyes wurde von Hartmann von Owe deutſch bearbeitet.

Unter den rein erotiſchen Dichtungen dieſes Kreiſes hat der Triſtan bei weitem den größten Ruhm erlangt, weil er ein unſittliches Verhältniß mit der größten Feinheit beſchönigt und den Ehebruch durch die heißeſte Gluth und Treue der Liebe zu rechtfertigen verſucht. Das Gedicht iſt franzöſiſch von Chretien de Troyes, engliſch von Thomas von Erceldoune, deutſch von Gottfried von Straßburg wetteifernd ſchön behandelt. Hier eine kurze Skizze des Inhalts. Riwalin zeugt ſchwerverwundet mit Blanchefleure den Triſtan und ſtirbt. Auch ſie ſtirbt an des Kindes Geburt. Der Schmerzensſohn aber wird von König Marke aufgezogen, dem er tapfer im Felde dient. Da findet Marke einmal ein goldenes Frauenhaar, welches zwei Schwalben aus der Ferne bringen und wird ſehnſüchtig nach der Beſitzerin des ſchönen Haares. Triſtan erbietet ſich, die Unbekannte aufzuſuchen und findet ſie in Irland. Es iſt Yſolde, des iriſchen Königs Nichte, und er freit um ſie für Marke. Indem er ſie dieſem über Meer als Braut zuführt, werden ſie durch einen Zaubertrank berückt und brechen dem König die Treue. Sie heirathet den Marke, liebt aber heimlich nur den Triſtan. Trotz aller Hinderniſſe und Gefahren wiſſen die Liebenden immer mit Liſt zuſammen zu kommen. Dabei ſcheut Triſtan nicht Schmerz noch Wunden und verliert nie den Muth. Aber er muß endlich fliehen und wird genöthigt, eine fremde Königstochter zu heirathen, welche auch Yſolde heißt. Er vernachläſſigt ſie. Ihr Bruder ſtellt ihn wegen ſeiner Liebloſigkeit zur Rede und er geſteht ihm den Grund und reiſt mit ihm in das Land des König Marke zurück, um ihn von der unvergleichlichen Schönheit ſeiner erſten Yſolde, wie auch von ihrer rührenden Treue zu überzeugen. Der Bruder wird überzeugt und die erſte Yſolde erlaubt nun dem Triſtan auch die zweite zu lieben und ſie nicht

länger zu betrüben. Nach einiger Zeit wird Triſtan verwundet und ſchickt nach der erſten Yſolde, die ihn retten könnte. Aber die zweite vereitelt die Rettung und die erſte ſtirbt mit ihm aus Gram. Man legt ſie beide in ein Grab, auf dem nachher eine Weinrebe und eine Roſe wachſen.

Dieſe Dichtung iſt ſehr merkwürdig, weil ſie zum erſtenmale nicht nur der Vorſchrift der chriſtlichen Kirche, ſondern auch dem uralt germaniſchen Sittengeſetz zum Trotze ein allgemeines Recht der Natur oder des Herzens geltend macht. Die Reclame dieſes Rechtes iſt ſo ziemlich der Grundzug der modernen Poeſie geworden. Indeß wie rührend auch ſolche Geſchichten ſind, der Liebhaber, der hinter dem Rücken des Mannes wie ein Dieb herumſchleicht, behält immer etwas Bübiſches und die poetiſche Verherrlichung ſolcher Buberei führt nicht zur Höhe der Menſchheit.

Erlaubter als dieſe empfindſame Behandlung des Ehebruchs iſt die rein frivole, die wenigſtens zugibt, es handle ſich nur von „Huren und Buben“ und nicht von edeln Menſchen. Der frivolſte aller Artusromane iſt (wahrſcheinlich nach einer normänniſch-engliſchen Quelle) von Heinrich von Türlin in's Deutſche übertragen „der Aventiure Kone“. Hier blicken wir in den Hof des König Artus hinein, wie wenn es der Ludwig's XV. wäre. Galante Damen und galante Herren bewegen ſich in immer wechſelnden Liebesabenteuern durcheinander. Im Mittelpunkte thront Ginevra, die buhleriſche Königin, die gleich damit anfängt, ihren Gemahl zu verſpotten und ihm die Vorzüge anderer Ritter vorzuzählen. Gewiſſe Talismane dienen lächerliche Scenen zu motiviren. So ein Gürtel, der den Mann, welcher ihn anlegt, unwiderſtehlich macht; ein Schwert, welches von ſelbſt das Bett einer ſchönen Dame vertheidigt; ein Becher, aus dem keine Dame, die nicht treu iſt, trinken kann, ohne ſich zu begießen ꝛc.

Ein ähnlicher Roman war König Erec des Chretien von Troyes, deutſch von Hartmann von Owe. Von ganz modernem Charakter das Gedicht Eraclius des Gautier von Arras. Darin wird von der griechiſchen Kaiſerin Athenais erzählt, wie ſchön ſie geweſen ſey,

ihr Gemahl Kaiſer Phokas aber ſie allzu ſtreng bewacht habe. Da ſey es der Liſt des ſchönen Paribes gelungen, ihn zu betrügen. Die Kaiſerin macht einen Gang durch die Stadt, wird wie von ungefähr von einem Fenſter herab mit Waſſer begoſſen, tritt in das Haus, um ſich wieder zu reinigen, und labt ſich drinnen mit dem ſchönen Paribes.

Großen Ruhm erlangte „die Katze“ des Wilhelm von Poitiers, eines der früheſten Troubadours. Er ſchildert ſelbſt, wie er einſt durch die Auvergne zog und dort die ſchönen Gattinnen des Guarin und Bernat fand. Um ein Abenteuer mit ihnen zu beſtehen, ſtellt er ſich ſtumm und wird in ihre Dienſte genommen. Er gefällt ihnen, aber ſie trauen noch nicht recht und um zu prüfen, ob er wirklich ſtumm ſey und ſie nicht verrathen werde, ſetzen ſie eine Katze in ſeinen Nacken und zerren ſie ihm vom Genick über den bloßen Rücken. Trotz des Schmerzes bleibt er ſtumm und nun geben ſich ihm beide Damen gänzlich hin.

Eine kaum erſchöpfliche Menge ſolcher luſtigen Geſchichten enthalten die nordfranzöſiſchen fabliaux und contes, die auch vielfach in's Deutſche übertragen wurden (im Coloczaer Codex und in Laßbergs Liederſaal und in von der Hagens Geſammtabenteuern geſammelt), und von denen viele in die ſpätern italieniſchen Novellen übergingen. Sie ſind zum Theil ſehr witzig, zum Theil ekelhaft gemein und ſchmutzig.

Wie ſich die edlere Natur gegen die Verführung ſträubte, zeigt der altfranzöſiſche Roman von Gyron le Courtois. Es iſt ein edler Ritter, der auf ſeinem Schwert eine zu ſteter Tugend und Ritterpflicht ermahnende Vorſchrift ſtehen hat, und liebt die Dame von Meloane, die er einmal in Abweſenheit ihres Gemahls nach Hauſe begleiten muß. Sie wird unterwegs von einem andern unzarten Liebhaber angefallen und entführt, aber von Gyron eingeholt und gerettet. Nun ſind ſie zuſammen allein im Walde und zärtliche Liebe zu einander will beide überwältigen. Da lieſt er die Vorſchrift auf ſeinem Schwerte und beſinnt ſich und ſtürzt ſich in daſſelbe Schwert, weil es ihm eben ſo unmöglich iſt, der Tugend untreu zu werden, als ohne die Erfüllung ſeiner Hoffnungen zu leben.

6.

Die classische Traumwelt in der romantischen Wirklichkeit.

Durch das Christenthum waren die heidnischen Erinnerungen der alten Römer- und Griechenzeit verdrängt worden. Die Kirchenväter hatten gewetteifert, die entsetzliche Corruption jenes Heidenthums zu schildern und allen edlern Seelen einen tiefen Abscheu davor einzuflößen. Noch tiefer wurden jene Erinnerungen in die Nacht der Vergessenheit versenkt, als die große germanische Welle der Völkerwanderung das westliche Europa überschlug. Denn die Deutschen kümmerten sich gar nicht um die Bildungsüberlegenheit des classischen Volks, dem sie den Fuß auf den Nacken setzten. Sie hegten eine stolze Racenverachtung gegen das entartete Römervolk. Sie brachten überallhin ihre eigenen Weiber und Jungfrauen mit und verschmähten es, eine Römerin oder Griechin zu heirathen, mochte dieselbe auch noch so reizend und gebildet seyn. Somit erlag die heidnische Classicität der Verdammung durch die Kirche, der Verachtung durch das Volk.

Gleichwohl wurden die vorzüglichsten alten Classiker noch in den Klöstern und Schulen gelesen und wiederholt abgeschrieben, nicht blos um sich in dem gewandteren Gebrauch der lateinischen Kirchensprache zu üben und aus historischem Interesse, sondern auch mitunter schon aus sträflicher Neugier und heimlichem Wohlgefallen an der von den Dichtern beschönigten heidnischen Unzucht. Das merkwürdigste Beispiel dieser in den gelehrten Klöstern umschleichenden Verführung geben die carmina Burana, lateinische Gedichte des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Benedictbeuren. Es sind Saufund Brunstlieder heimlich sich gütlich thuender Pfaffen, die den Epikur, den Bauch, den Bachus, die Venus leben lassen.

Unter das Volk drang von diesem geheimen Cultus des classischen Heidenthums natürlich nichts. Nur noch in dunkeln Erinnerungen schwebte dem Volk eine Frau Venus vor, die aber nicht

mehr als die lächelnde Göttin von Paphos, unter Lorbeern und Myrthen in linder Luft vom blauen Himmel überwölbt, sondern als eine tief im schwarzen Innern eines Berges hausende Dämonin gedacht wurde. Das war die Sage vom Venusberge, die oben schon erwähnt wurde. Amor war dem Mittelalter so fremd geworden, daß die frühern provençalischen Troubadours ihn noch gar nicht wiedererkannt hatten, sondern das Wort amor selbst weiblich nahmen und zu einer schönen Frau machten, die mit einer Lanze die Herzen verwundet. Die übrigen alten Götter waren unbekannt und galten nur als überwundene Dämonen, um die sich niemand mehr bekümmerte. Nur Frau Fortuna theilte den Vorzug der Frau Venus, ihrer wird noch gedacht, weil der nie zufriedene Mensch gern seine Wünsche an das Glück richtet, welches er dann personificirt. Das christliche und romantische Mittelalter faßte aber jene antike Fortuna auch nur als eine Dämonin auf und hob in der sinnigen Dichtung vom Jüngling Fortunatus den Fluch des Goldes hervor. Fortunatus von Cypern abenteuerte in der Welt umher und verthat all sein Gut. Da erschien ihm die Göttin Fortuna und gab ihm einen Seckel, aus dem er soviel Gold er wollte greifen konnte, und ein Wunschhütlein, das ihn, wenn er es auf hatte, unsichtbar machte und dahin brachte, wohin er wollte. Dieser Glücksgüter bediente er sich nun nach Wunsch, und vererbte sie dann auf seine beiden Söhne Ampedo und Andalosia. Der letztere verliert den Seckel, borgt vom Bruder den Hut und verliert auch diesen an die schlaue Prinzessin Agrippina von England, die ihn durch ihre Koketterie verblendet und betrügt. Er findet inzwischen Aepfel, auf deren Genuß ihm Hörner wachsen, und ein Wasser, durch dessen Genuß die Hörner wieder schwinden. Verkleidet bietet er nun solche Aepfel Agrippina an und setzt, da sie Hörner bekommt, zum Preise ihrer Heilung, den Seckel und Hut. So bekommt er sie wieder. Allein um des Seckels willen wird er von zwei Bösewichtern ermordet, und Ampedo stirbt aus Gram, nachdem er den Hut verbrannt hat. Da nun der Seckel nur so lange seine Wunderkraft behalten sollte, als noch je-

mand von des Fortunatus Familie lebte, ſo verſchwand ſie jetzt und die Mörder behielten den leeren Seckel.

Für die großen Helden der römiſchen und griechiſchen Geſchichte hatte man im Mittelalter in dem Maaß mehr Sinn, als jenen Helden ſelber etwas Ritterliches ingewohnt hatte. So wurde Alexander der Große vor allen bewundert, daneben die Helden des trojaniſchen Krieges und der abenteuernde Aeneas. Dieſe Liebhaberei begann in Frankreich mit den Kreuzzügen und behielt durchaus den ritterlichen Charakter. Die wahre Geſchichte Alexanders wurde gänzlich überſehen und alles in romantiſche Abenteuer und Wunder getaucht. In dieſer Methode waren aber den chriſtlichen Rittern des Abendlandes die arabiſchen Helden des Islam ſchon vorausgegangen. Das Alexanderlied, wie es in Frankreich entſtand und in vielen Bearbeitungen ſich über das ganze Abendland ausbreitete, ſchöpfte zunächſt aus arabiſchen und perſiſchen Dichtungen. Alexander de Bernay war der erſte franzöſiſche Bearbeiter des Alexanderliedes in Verſen, die davon Alexandriner heißen. Dann Lambert di Cort, Gualtier de Chatillon. Lange Zeit wurde das poetiſcheſte aller bekannten Alexanderlieder, das deutſche des Pfaffen Lamprecht, als Original bewundert, bis man vor kurzem erſt entdeckte, daß es nur eine wörtliche Ueberſetzung eines altfranzöſiſchen Liedes des Elberich von Biſenzun (Beſançon) iſt.

Der trojaniſche Krieg wurde zuerſt im 12. Jahrhundert von Benoit de St. Maure franzöſiſch bearbeitet, dann engliſch von Joſeph von Exeter und von Lyndgate, deutſch von Herbort von Fritzlar, Konrad von Würzburg und andern. Virgils Aeneide wurde in einem franzöſiſchen roman d'Eneas und in der berühmten Eneidt des Heinrich von Velbeck mit liebenswürdiger Naivetät umgearbeitet. Auch Ovids Metamorphoſen franzöſiſch von Philipp von Vitry. Dieſe antiken Stoffe wurden nach und nach immer beliebter und beſtimmten ſpäter vorzugsweiſe den Geſchmack des burgundiſchen Hofes. Wie es ſcheint, lag eine politiſche Abſichtlichkeit in der Wahl der antiken Stoffe, wodurch die des kerlingiſchen Sagenkreiſes und die kirchlichen Stoffe verdrängt wurden. Das franzöſiſche Ritter-

thum hatte noch etwas ſtark Germaniſches und Kirchliches, erſt als die Poeſie immer mehr den Höfen dienſtbar wurde, wandte ſie ſich zum antik Heidniſchen. Indeß ſind die zahlreichen franzöſiſchen Romane des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, welche in dieſe Gattung einſchlagen, immer noch vorherrſchend romantiſch gefühlt. So die von Jaſon und Medea des Raoul le Febvre, die Romane vom König Theſeus, von Oedipus, Herkules, die ſcholaſtiſchen Dichtungen, in denen Perſonen mit antiken Namen in die romantiſche Luft der Kreuzzüge verſetzt werden, wie Berinus, Meliadus, Athys und Proſilias ꝛc. Um zu zeigen, wie der romantiſche Geiſt den claſſiſchen Stoff auffaßte, theilen wir den Inhalt des altengliſchen Romans „Orfeo und Heurodis" mit, worin die antike Mythe von Orpheus und Euridice auf merkwürdige Weiſe mit dem nordiſchen Todtenreich und Odins wildem Heere verbunden erſcheint. Die ſchöne Königin Heurodis träumt, indem ſie unter einem Baume ſchläft, ein wunderherrlicher Ritter habe ſie auf ſeinem weißen Roß und bringe ſie nach einem Feenpalaſt. Erwachend erzählt ſie, was ſie geträumt, ihrem Gemahl, dem König Orfeo. Dieſer befiehlt ihr, noch einmal unter dem Baume zu ſchlafen, ſtellt ſich aber zu ihr und umringt den Baum mit einem ganzen Heere von Gewaffneten. Und dennoch wird ihm die geliebte Gattin durch die Luft entführt. Lange entbehrt er ſie. Da hört er die wilde Jagd in der Luft und ſieht, wie den Feenkönig unter ſeinem zahlreichen Jagdgefolge auch ſechzig ſchöne Damen zu Roß mit Falken begleiten, und darunter die verlorene Heurodis. Da ſie durch ein Felſenthor in einen Berg einziehen, beſchließt Orfeo, ihnen zu folgen, um ſeine Gattin zu retten, nimmt ſein Saitenſpiel mit und bezaubert damit den Feenkönig im Berge dergeſtalt, daß er ihm die Gattin zurückgibt, die mit ihm nach Wincheſter heimkehrt und glücklich mit ihm lebt.

Auch die Byzantiner ſchrieben Romane. Im 12. Jahrhundert noch immer im alten antikiſirenden Style, abenteuerliche Liebesgeſchichten nach dem Vorbild des Jamblichus und Heliodor. So des Manaſſes Ariſtandros und Kallithea, des Prodromos Rhodante und Doſikles, des Niketas Eugenianos Droſillos und Chariklea,

des Eustathios Ismenias und Ismene. Aus Byzanz kam auch die weit im Abendlande verbreitete, noch von Shakspeare behandelte seltsame Geschichte des Apollonius von Tyrus. Als ein Nachzügler der Classiker schrieb Tzetzes Chiliaden und Scholien voll von nützlichen Notizen für den Alterthumsforscher. Seit den Kreuzzügen dichteten die Neugriechen auch Ritterromane, jedoch nur matte Nachbilder der französischen.

In den zahlreichen Reimchroniken des Mittelalters wurde zwar zum Unterschiede von den Romanen versucht, die geschichtliche Wahrheit festzuhalten, allein der romantische Geist war zu mächtig; selbst die Bearbeitungen der altrömischen Geschichte, wie in der schönen deutschen Kaiserchronik, finden wir durchwebt mit Legenden und seltsamen Wundergeschichten. Reiner wurde der antike Charakter festgehalten in den nüchternen Sprüchen des s. g. Cato, in den Fabeln des Boner, die den äsopischen nachgeahmt sind, und in den etwas langweiligen Lehrgedichten. In der eigentlichen Scholastik aber gewann wieder das Romantische die Oberhand, denn alle Schlingen der altgriechischen Sophistik krystallisirten unvermerkt und convergirten in die gothischen Spitzbogen. Desgleichen alles, was man im Mittelalter von den Alten und von den Arabern in Bezug auf die Naturkunde und Medicin entnahm. Den größten Ruhm erwarb der Spanier Raymundus Lullus im 13. Jahrhundert, der erste, der durch Magie und astralische Einflüsse die Kunst, Gold zu machen, gefunden zu haben vorgab. Er soll dem König von England das Gold zu den berühmten Rosenobeln geliefert haben, aber schwermüthig geworden seyn, weil der König (Eduard III.) gegen den Vertrag handelte und das Gold zu andern Zwecken behielt, da ihm doch der fromme Raymund einen Kreuzzug zur Bedingung gemacht hatte. Raymund selbst ging nach Afrika, um die Heiden zu bekehren, soll aber von ihnen gesteinigt worden seyn. Seiner fabelhaften Geschichte liegt doch ein Sinn zu Grunde. Indem der christliche Magier der Natur geheimnißvolle Kräfte bemeisterte, wollte er sie zum Dienste Gottes angewendet wissen. — Ein nicht minder merkwürdiger Naturforscher war im 13. Jahrhundert Pietro von Abano,

von Padua gebürtig, ein Anatom, der den menſchlichen Körper ſo genau ſtudirt hatte, daß man von ihm glaubte, er beſitze die Kunſt, Todte wieder lebendig zu machen. Doch nicht ohne Mitwirkung einer böſen dämoniſchen Macht. Daher die ſchauerliche Sage, er habe ſich in die Leiche einer ſchönen Jungfrau verliebt, dieſelbe mittelſt ſeiner Kunſt lebendig gemacht und lange mit ihr gelebt, bis ſie einmal gegen ſeinen Willen einem Hochamt in der Kirche beiwohnte und während der h. Wandlung umfiel und todt blieb.

7.

Schwänke und Satiren des Mittelalters.

Während der Kreuzzüge tauſchten Morgen- und Abendland ihre Märchen und unterhaltenden Geſchichten, Schwänke und Fabeln gegen einander aus. Die arabiſchen Erzählungen der 1001 Nacht, die perſiſchen der 1001 Tage gingen zum Theil in die neugriechiſche Sammlung Syntipas, in die gesta Romanorum eines Franzoſen, in die sept sages oder das Buch von den ſieben Meiſtern ꝛc., in die franzöſiſchen contes und fabliaux und in die italieniſchen Novellen über, und umgekehrt gelangten auch viele abendländiſche Schwänke in die ſpäteren Sammlungen der arabiſchen und perſiſchen Märchen. Der Scherz verſöhnte die feindlichen Nationen und Religionen. Ueber dieſelben luſtigen Geſchichten lachte man am Tajo und an der Themſe wie am Euphrat und Nil. Die gedachten Sammlungen ſind übrigens keineswegs durchaus ſcherzhaft, ſondern enthalten auch ernſte und rührende Erzählungen. Beſonders ſinnreich iſt die Sammlung „Lucanor“ des ſpaniſchen Infanten Juan Manuel.

In der disciplina clericalis des Spaniers Petrus Alfonſus herrſchte ſchon die Schadenfreude an den Verirrungen des Klerus vor, werden lächerliche Liebesgeſchichten von Geiſtlichen erzählt, ein Thema, das die franzöſiſchen contes und die italieniſchen Novellen bis zum Ueberdruß weiter ausführten. In dieſem Genre war auch

der höchſt frivole Walter Mapp ein Meiſter, Liebling des elenden König Stephan in England im 12. Jahrhundert, und ſpäter unter Heinrich II. ſelbſt Canonicus, was ihn aber nicht hinderte, in ſeinem Buch de nugis curialium die ſchändlichſten Dinge von Prieſtern zu erzählen. Man hat von ihm auch noch Trinklieder und Spottlieder. Namentlich bewarf er im Sold und Intereſſe des Königs den edeln Thomas Becket mit Koth. Darf man ſich wundern, daß die normänniſche Geiſtlichkeit ſo tief entartete, wenn ſie Kleriker unter ſich zählte, wie Walter Mapp, welche an den königlichen Tafeln ſchwelgend die Kirche verriethen und verkauften? Es iſt merkwürdig, daß der in Deutſchland ſo beliebt gewordene Schwank vom Pfaffen Amis aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſich ebenfalls aus England herſchreibt. Gedachter Pfaffe, der die gröbſten und gemeinſten Eulenſpiegeleien treibt, ſoll Abt zu Trameys in England geweſen ſeyn. Sein deutſches Nachbild wurde der berühmte Pfaff vom Calenberg bei Wien. Zu den engliſchen Spöttern gehörte um das J. 1200 auch Nigellus Wireker, deſſen lat. speculum stultorum die komiſche Geſchichte eines Eſels enthält, der Prälat werden will, desgl. Satiren auf Mönche und Nonnen. In England wurde die pfäffiſche Ruchloſigkeit wie die fürſtliche mit dem Dämonismus in Verbindung gebracht. Jenes entmenſchte Normannengeſchlecht, welches mit jeder Art von Verthiertheit prahlte, wurde von der Poeſie abgeſpiegelt in Robert dem Teufel und dem Bruder Rauſch. Der letztere iſt ein wirklicher Teufel, der ſich unter die Mönche miſcht, ſie verführt und die tollſten Poſſen mit ihnen treibt. — Von ernſterer Bedeutung war das zur Zeit der Albigenſerkriege in der Provence verbreitete Buch „die Ketzerei der Väter", worin die Tugend und edle Einfalt der erſten Chriſten mit den Laſtern des neuen Klerus verglichen wurden.

Obgleich man im Abendlande die antiken und orientaliſchen Fabeln des Aeſop, Hitopadeſa ꝛc. nachahmte, wurden dieſe Dichtungen doch weit übertroffen durch den originell franzöſiſchen oder niederländiſchen Thierroman von Reineke Fuchs. Dieſes geniale Werk entſtand allmählig aus älteren Thierſchwänken, geſtaltete ſich

zu einem Epos aber da, von wo alle Poeſie des Mittelalters ausging, im nördlichen Frankreich, Flandern und Brabant. Die beſten Redactionen ſind eine franzöſiſche, le roman de Renart, und eine altniederländiſche, Reinaert, verfaßt von Willem, 1250. Wir geben hier, um ihn nur einigermaßen zu charakteriſiren, einen kürzeſten Auszug des Inhalts von Reinaert. König Robert hält zu Pfingſten Hof. Alle Thiere kommen, nur Reinaert nicht, weil er ein böſes Gewiſſen hat. Iſengrim klagt, Reinaert habe ſeine Jungen bepißt und blind gemacht. Das Hündlein Cortois klagt auf franzöſiſch, es habe im harten Winter nichts als eine Wurſt gehabt, die habe ihm Reinaert genommen. Pancer, der Biber, klagt, er habe mit Noth den Haſen Cuwaert gerettet, den Reinaert, um ihn vorgeblich das credo zu lehren, zwiſchen die Beine genommen und ſchon angebiſſen habe. Grimbart, der Dachs, vertheidigt ſeinen Oheim Reinaert und klagt Iſengrim an, er habe, als Reinaert demſelben ein Schwein verſchafft, ihm nichts davon übrig gelaſſen, als den Strick. Da nahen im feierlichen Leichenzug die Hühner und bringen die todte Henne Coppe getragen, die Reinaert umgebracht. Coppe wird im Beiſeyn des Königs beſtattet, der Bär Brun aber abgeſchickt, den Mörder zu holen. Der König gibt Brun gute Lehren der Klugheit und Vorſicht mit auf den Weg. Brun kommt zu Reinaert. Reinaert geht mit ihm und verſpricht ihm unterwegs Honig. Statt des Honigs findet Brun eine Falle, aus der er ſich mit Zurücklaſſung der Ohren und der Handſchuhe zieht. Reinaert ſieht ihn wieder, thut als kenne er ihn nicht und hält ihn für einen Pfaffen (wegen der Tonſur). Der Kater Tibert ſoll Reinaert vor den König bringen, wird aber von dieſem an einen Ort gelockt, wo es viele Mäuſe geben ſoll, und in einer Schlinge gefangen, wobei er ein Auge verliert. Grimbart verſpricht, ſeinen Ohm nach Hofe zu bringen, geht zu ihm, ſtellt ihm ſeinen ſchlechten Lebenswandel vor, bewegt ihn zur Reue, hört ihn beichten, gibt ihm zur Buße einige Hiebe und nimmt den Gebeſſerten mit ſich. Der Gebeſſerte frißt unterwegs in einem Nonnenkloſter die Hühner, Reinaert kommt an den Hof und wird zum Galgen verurtheilt. Von der Galgenleiter herab er-

zählt er seine Lebensgeschichte, wie er nach und nach verführt worden sey zum Rauben und Stehlen, sonderlich durch Isengrim, der immer das Beste behalten habe. Doch habe er von dem Geraubten noch einen großen Schatz, wohl sieben Wagen voll, versteckt, der einst dem Vater des Königs gehört habe. Sogleich befiehlt der König, die Hinrichtung einzustellen und erkundigt sich nun nach dem Schatz, den ihm der Fuchs sinnbildlich mit einem Büschel Stroh übergibt. Während der König sich aufmacht, den Schatz zu holen, geht Reinaert auf die Pilgerschaft, um seine Sünden abzubüßen, wozu ihm Isengrim das Fell seiner Vordertatzen als Schuhe abgeben muß, desgleichen auch Frau Hersart ein Paar, und Brun eine Reisetasche aus seinem Fell. Belin, der Bock, und Cuwaert, der Hase begleiten den Pilger, der den Hasen alsbald frißt, den Kopf desselben aber in die Tasche schiebt und dem Bock als Boten an den König mitgibt, als sey es ein Brief. Der arme Bock muß nun als Mörder büßen. — Diese Dichtung erhielt noch mehrere, meist sehr boshafte Zusätze im niederdeutschen Reineke Vos, der dem deutschen Volksbuch und den meisten neueren Bearbeitungen zu Grunde liegt.

Daß es sich hier um eine Satire auf die bösen Listen in der großen Welt handelt, ist klar. Aber sie paßt auf alle Zeiten, denn der Kampf der List gegen die rohe Gewalt und gegen die Dummheit ist uralt. Philipp der Schöne ließ 1313 in Paris ein Schauspiel aufführen, in welchem der Fuchs immer Hühner frißt, dabei aber Priester, Bischof, Cardinal und endlich Papst wird. Und doch war Philipp der Schöne selbst der durchtriebenste Fuchs seiner Zeit.

Satiren gegen den Bürgerstand kamen erst am Ende des Mittelalters in Umlauf, weil die Städte vorher entweder noch nicht bedeutend genug oder noch in voller Kraft waren. Dagegen finden wir viele Satiren auf die Bauern, deren Dummheit und Grobheit. Dahin gehören vor allem die deutschen Schwänke des Nithart im 13. Jahrhundert, die jedoch auch von ganz hübschen Genrebildern begleitet sind, durch die wir das Dorfleben in so früher Zeit genau kennen lernen. Sehr alt ist der Schwank von der Kuhhaut, die Geschichte eines dummen Bauern, der von der bösen Fischersfrau im

Pispot ꝛc. Sehr beliebt war aber auch das Gedicht Salomon und Morolf, worin der grobe Bauer Morolf mit seinem Mutterwitz und natürlichen Verstande alle Weisheit der höheren Stände verhöhnt. In mehreren altdeutschen Dichtungen, z. B. vom Bauer Helmbrecht, von Metzenhochzeit, von „den üppigen Bauern" ꝛc. werden die wilden Raufhändel einer noch ganz vom odinischen Geist besessenen unbändigen Bauernrace beschrieben. Am ergötzlichsten aber ist die wahrscheinlich schon sehr alte Geschichte von den sieben Schwaben. Solche Bilder kommen nur unter den Stämmen rein germanischer Race vor, bei den Romanen nicht. Auch machen die Hohnlieder des Provençalen Bertrand de Born gegen die romanischen Bauern einen viel unangenehmeren Eindruck, als die fröhlichen Schwänke von den groben deutschen Bauern.

Noch in der altheidnischen Erinnerung an die lustigen Schwänke, die durch die Dummheit der Riesen, die List der Zwerge, den Muthwillen des Urzauberers Odin und durch den mannigfachen Gebrauch und Mißbrauch der Wunschdinge, des unsichtbar machenden Huts, des unüberwindlichen Schwertes, des Tischlein deck dich, des Wunschsekels ꝛc. motivirt waren, führten die in's römische Reich eingewanderten Deutschen in der romanischen Volkspoesie eine Menge Märchen ein, unter denen die des Neapolitaners Basile die geistvollsten waren. Mit den Normannen wanderte z. B. die Fee Morgane aus der Nordsee an die schönen Ufer von Sicilien, wo sie noch jetzt als Fata Morgana ihre geisterhaften Paläste baut. Unter diesen Einflüssen entstand in Neapel auch die phantastische Sage vom Zauberer Virgilius. Man dichtete nämlich dem altrömischen Dichter Virgilius die kunstreichsten Zaubergaben an und stellte ihn hoch über die Fürsten und das Volk, die er bald durch seine Kunst vor Gefahren rettet, bald wegen ihrer Thorheit straft, fast in der Weise, wie sich der altdeutsche Zwergenkönig Alberich oder der britische Zauberer Merlin verhalten. Die von Virgilius erzählten Schwänke sind zum Theil äußerst originell und pikant.

Elftes Buch.

Der Nordoſten Europas.

1.

Dänemark.

Der ſkandinaviſche Norden hatte ſich durch die jahrhundertlangen Wikingszüge, durch die Auswanderung nach Island, durch die Eroberung Rußlands, Englands, der Normandie immer noch nicht entleert, war immer noch reich an tapfern und unbändigen Männern. Aber ſeine Geſchichte wird unerquicklich, weil das Chriſtenthum die wilden Gemüther immer noch nicht zähmt und gleich der Sonne in dieſen nordiſchen Regionen nur blaß und kühl leuchtet. Die Königshäuſer werden fort und fort mit Blut befleckt, die Volksfreiheit weicht allmählig einem neuen Lehensadel, die Kirche bleibt vom Königthum ſehr abhängig, das Heidenthum zieht ſich nur grollend und nach dem zäheſten Widerſtande ins Polareis zurück. Nirgends begegnet uns hier etwas Heiteres, die Seele Erfreuendes und Hoffnungreiches. Ueberall blickt durch die düſtere nordiſche Dämmerung das unter den Nebelhut verſteckte Einauge des ſchadenfrohen Dämon.

In Dänemark wurde nach Harald Blaatands Mord 986 deſſen Sohn Swein Gabelbart durch den Schwedenkönig, Erich den

Siegreichen, vertrieben. Dieſer gewaltige Kriegsfürſt wollte ganz Skandinavien dem Heidenthum zurückerobern und wagte ſogar einen Zug die Elbe aufwärts, erlitt aber durch den Sachſen Bernhard Billung eine ſchreckliche Niederlage, in der 20,000 Schweden und Dänen ſollen umgekommen ſeyn, 994. Dadurch wurde Erich gedemüthigt und bequemte ſich ſogar zur Taufe, wozu das Wunder des Prieſter Poppo, der unverſehrt durchs Feuer lief, wohl weniger beitrug, als die Staatsklugheit. Denn Swein hatte ſich unterdeß, indem er mit Olaf Tryggvaſon in England heerte, von dieſem zum Chriſtenthum herüberziehen laſſen. Als nun Erich ums J. 1000 ſtarb, heirathete Swein geſchwind deſſen Wittwe und verband ſich treulos mit den Norwegern gegen ſeinen ehemaligen Freund Tryggvaſon, der im Kampf umkam. Dann ging er wieder nach England, wo er Greuel der Verwüſtung verbreitete und 1014 ſtarb.

Sein Sohn Kanut der Große wurde, wie oben ſchon erzählt iſt, König von England und Dänemark zugleich und brachte zuerſt in das blutige Königsgeſchlecht einen chriſtlichen und milden Sinn. Doch war er es, der dem heiligen Olaf von Norwegen Reich und Leben raubte. Sein Sohn Hardaknud (der harte oder ſtrenge Kanut) erbte Dänemark allein, 1035, ihm folgte 1042 ſein Sohn Magnus, der ſich durch ſein Geſetzbuch, die Graugans (weil es mit einer Gansfeder geſchrieben war) und durch die Zerſtörung der räuberiſchen Jomsburg berühmt machte. Swend Eſtrithſon, der Sohn einer Schweſter des großen Kanut, ſtritt aber mit ihm um den Thron und Magnus that im Kampf einen tödtlichen Sturz vom Roſſe, 1047. Nun wurde Swend König, der mit dem Bremer Erzbiſchof Adalbert im beſten Vernehmen ſtund und gleich dieſem ein ſehr lebensluſtiger und üppiger Herr war, denn er hatte eine Menge unehelige Kinder. Neben ihm zog ſein Vaterbruder Harald Haarbrade, der lange im Orient gelebt hatte, nach England, um dieſes Reich zu erobern, fand aber den Tod. Auch das nordiſche Patriarchat, das Swend mit Adalbert verabredet hatte, kam nicht zu Stande. Gregor VII. wollte natürlich von dieſem Erz-

biſchof, dem wärmſten Freunde Heinrichs IV., nichts wiſſen, und lud Swend ein, ſein Königreich von ihm, dem Papſte, zu Lehen zu empfangen, was jener jedoch ablehnte. Der Papſt hätte gern ein mächtiges Reich im Norden geſehen, welches auf Deutſchland gedrückt haben würde; allein durch dieſe Politik ſtieß er bei den Sachſen an, die durch das Emporkommen der Dänen zunächſt benachtheiligt waren. Aus dem Conflict ſo entgegengeſetzter Intereſſen erklärt ſich, warum nicht nur Adalberts, ſondern auch Gregors nordiſcher Plan vereitelt wurde. Swend erlebte Unglück in ſeinem Hauſe, ſeine Gemahlin Churchild wurde durch ſein Kebsweib Thora vergiftet, auch ſein einziger ehelicher Sohn ſtarb früh. Als er zum zweitenmal heirathete, widerſtrebte ſeine Wahl den Kirchengeſetzen und Biſchof Wilhelm von Seeland maßregelte ihn. Ihm folgte 1076 ſein ſchwacher Sohn Harald Hein (Schleifſtein, die weichſte Steinart) und dieſem 1080 ſein Bruder, Kanut der Heilige, der faſtete und betete und ſich von Prieſtern geißeln ließ, dem Volk aber ſchwere Steuern auflegte und deshalb in einem Auflauf, indem er den Altar umklammerte, von Pfeilen und Steinen, die durchs Fenſter flogen, getödtet wurde, 1086. Ihm folgte Oluf Hunger, ſo genannt, weil das Land von einer ſchrecklichen Hungersnoth heimgeſucht wurde. Er beſchloß ſich, obgleich Chriſt, noch immer in heidniſcher Denkungsweiſe, für das Volk zu opfern und ſtarb am folgenden Tage, 1095. Nach ihm folgte unter Erich Eiegod (dem Guten) wieder eine gute Zeit. Dieſer Erich zog ins h. Land und ſtarb unterwegs, 1103.

Unter ſeinem Bruder Niels änderte ſich vieles in Dänemark. Die alte Wildheit wich immer mehr einem geordneten Gemeinweſen. Das däniſche Kirchengebiet ſchloß ſich vom bremiſchen Metropolitanverbande aus, indem in Lund ein eigenes Erzbisthum für Dänemark, Schweden und Norwegen gegründet wurde. Ein päpſtlicher Legat ſetzte den erſten Erzbiſchof Asker ein, 1104. Unvermerkt waren auch die Städte im Norden angewachſen und bildeten ſich in denſelben die Gilden als mächtige bürgerliche Corporationen aus, natürlicherweiſe unter deutſchem Einfluß, daher auch zuerſt in

den Grenzstädten. Eine Menge deutscher Handwerker wurden unter Niels nach Dänemark gezogen, hauptsächlich durch den Prinzen Knud Lavard, der am sächsischen Hofe gelebt hatte. Diesen Knud aber ließ Niels Sohn Magnus aus Haß umbringen. Nun erhob sich Erich Emund, ein Sohn des guten Erich, und schlug den König Niels bei Fodvig, 1134.*) Hier kam Magnus um, Niels floh nach Schleswig. Man warnte ihn, weil die Bürger dort das Andenken des schändlich ermordeten Lavard ehrten. Niels sagte trotzig: „Soll ich mich vor Gerbern und Schustern fürchten?“ Er ging in die Stadt, wurde aber von den Bürgern erschlagen. Erich Emund regierte grausam, ließ seinen Bruder Harald, der ihm den Thron streitig machte, mit acht Söhnen hinrichten, wurde aber selbst auf einem Volksthing ermordet, 1137. Hierauf folgten sich Könige und Gegenkönige und alles ging in Dänemark durcheinander, bis ein Sohn des vielgeliebten Lavard, Waldemar, die Oberhand gewann und am kriegerischen Bischof Absalom von Roeskild einen mächtigen Freund fand.

Waldemar der Große wußte den Streit des sächsischen Löwen mit dem Kaiser Barbarossa sehr geschickt zu benutzen, um bald mit den Sachsen vereinigt die Wenden in Mecklenburg und Pommern zu unterdrücken, bald im Einverständniß mit dem Kaiser über den Sachsen herzufallen. Es war gewiß eine undeutsche Politik des Kaisers, die Dänen gegen die Sachsen zu begünstigen, aber sie wurde dadurch bemäntelt, daß Waldemar sein dänisches Reich vom Kaiser zu Lehen nahm, 1162. Wie der Däne und Heinrich der Löwe gemeinschaftlich die Insel Rügen eroberten und auf Arkona das große Heiligthum des Swantewit zerstörten, ist oben schon erzählt. Nach dem Sturz des Löwen erlangte Waldemar das Uebergewicht in den Wendenlanden und das dänische Bewußtseyn stählte

*) Im Volke ging die Sage, am Abend des Schlachttages haben Hirten auf der Insel Island lange Züge von Raben und anderem schwarzen Geflügel über Meer kommen und in den feurigen Schlund des Hekla stürzen sehen. Das seyen die Seelen der in jener Schlacht Gefallenen gewesen.

ſich gegen das deutſche. In Roeskild wurden die Mitglieder der deutſchen Gilde von den däniſchen Bürgern erſchlagen. Wie aber ſein Vater Lavard zuerſt das Bürgerthum in Dänemark eingeführt hatte, ſo Waldemar ſelbſt den Feudaladel, denn er hielt den erſten Herrentag und berieth des Reiches Angelegenheiten mit den Großen allein und nicht mehr im Volksthinge. Die ſtolzen Bauern wichen indeß nicht ohne Kampf. Ihre Empörung in Schoonen konnte nur durch eine blutige Schlacht am Fluſſe Dyſia bewältigt werden, 1181. Im nächſten Jahre ſtarb Waldemar. Sein Sohn Kanut VI. unterwarf Mecklenburg und Pommern und nannte ſich König der Wenden. Er unterwarf auch das heidniſche Eſthland mit Hülfe ſeines tapfern Sohnes Waldemar. Dieſer folgte ihm 1202 unter dem Namen Waldemar II., der Sieger, und ſchrieb ſich König der Dänen und Slaven und Herr von Nordalbingien von Gottes Gnaden, alſo nicht mehr von des Volkes Wahl oder Zuſtimmung. Er konnte wohl übermüthig werden, weil nicht nur das Kaiſerthum in Deutſchland damals überhaupt geſchwächt, ſondern insbeſondere auch das einſt ſo ſtarke Herzogthum Sachſen zerſplittert war. Er vollendete die Eroberung Eſthlands und tyranniſirte die deutſche Bevölkerung in Holſtein. Wie die Deutſchen ſich endlich ſeiner erwehrten, wie Graf Heinrich von Schwerin ihn mit Liſt gefangen nahm, wie er gezwungen wurde, allen ſeinen Eroberungen in deutſchen und wendiſchen Landen zu entſagen und wie er, als er es noch einmal wagte, Deutſchland anzufallen, in der Schlacht bei Bornhöved 1227 eine neue Niederlage erlitt, iſt oben ſchon erzählt.

Nach ſeinem Tode 1241 regierte ſein Sohn Erich Pflugpfennig, ſo genannt von der Kriegsſteuer, die er für jeden Pflug im Lande einforderte. Er wollte wiedergewinnen, was ſein Vater verloren hatte, aber ſein heimtückiſcher Bruder Abel ließ ihn, indem er über die Schley fuhr, im Kahne enthaupten und die Leiche ins Waſſer werfen, 1250. Die kopfloſe Leiche wurde gefunden, Abel aber ſchwur und mit ihm ſchwuren 24 adelige Eidhelfer, er ſey an dem Morde unſchuldig. Man liebte ihn aber nicht und da er gleichfalls die Bauern mit Auflagen drückte, erhoben ſich die freien

Nord- oder Strandfriesen gegen ihn und erschlugen ihn mit seinem ganzen Heere, indem seine Ritter mit ihren Pferden in Sümpfen und Gräben stecken blieben, 1252. Sein Bruder Christoph I. gab die Eroberungspläne auf, brachte für die Behauptung Esthlands keine Opfer mehr, sondern ließ dort den deutschen Orden walten, stürzte aber Dänemark selbst in einen blutigen Bürgerkrieg, indem er aus Aerger über den Papst, der sich in die Bischofswahlen einmischte, die geistlichen Güter der Raubluſt des Adels preisgab. Nun waffneten sich die unterdrückten Bauern für den Klerus gegen den König und Adel und Christoph starb plötzlich, wie es hieß, durch einen Priester im Abendmahl vergiftet, 1259. Das Land war unter dem Interdict. Die Königin Wittwe, eine ritterliche Amazone, die „schwarze Margarethe", regierte für ihren jungen Sohn Erich Glipping (den Blinzelnden). Die Holsteiner, die Wenden von Rügen fielen ins Land. Erich, ein Sohn Abels, empörte sich, um selbst König zu werden, und siegte in der Schlacht auf der Loheide bei Schleswig, 1261. Die Königin und ihr Sohn wurden gefangen, aber ihr Vetter Albrecht von Braunschweig übernahm die Vermittlung, machte sie wieder frei und versöhnte auch den Papst, der dem allzuschroffen Lunder Erzbischof Erlandson Unrecht gab. Die Königin verdankte ihre Rettung vornehmlich auch dem Beistand Schwedens und Norwegens. Die schwarze Margarethe starb 1283, drei Jahr später wurde Erich Glipping von unbekannten Mördern umgebracht. Sein Sohn Erich Menved wollte dem Norweger Priesterfeind König Erich nachahmen und ließ den Erzbischof von Lund, Johann Grant, mißhandeln und einsperren, wofür das Land mit dem Interdict belegt wurde. Auch führte er unnütze Kriege mit Norwegen und den Hanseſtädten, und unterdrückte eine Empörung des unzufriedenen Adels mit blutigen Hinrichtungen. Nach seinem Tode 1319 regierte sein Bruder Christoph II. noch schlechter, denn der Adel zwang ihn zu großen Conceſſionen und gab ihm doch kein Geld. Der König mußte sich nun mit Liſt und Gewalt zu helfen suchen und wurde deshalb vom Adel öffentlich angegriffen.

An die Spitze des däniſchen Adels stellte sich Gerhard der

Große, Graf von Holstein, der den Plan Adalberts von Bremen und Heinrich des Löwen wiederaufnahm und Dänemark ganz unter deutschen Einfluß nehmen wollte. Dieser überlegene Geist verhinderte 1328, als Witzlaw, der letzte slavische Fürst von Rügen, gestorben war, daß diese Insel an Dänemark fiel und überließ sie Pommern. Dann half er dem dänischen Adel den König Christoph vertreiben, schlug ihn 1330 und noch einmal auf der Loheide, 1332. Hier fiel Christophs Sohn Erich und er selbst endete in der Verbannung. Im Namen eines jungen Schattenkönigs Waldemar von einer Nebenlinie regierte der große Holsteiner Graf das dänische Reich allein, konnte aber die Herzen der Dänen nicht gewinnen und wurde endlich in seinem eigenen Heerlager von einem jütischen Edelmann ermordet, 1340. Nun erhob sich ganz Dänemark, um das verhaßte Joch der Deutschen abzuwerfen. Gerhards Sohn Heinrich wurde wieder auf Holstein beschränkt. Die dänische Krone aber kam durch Verzichtleistung des interimistischen Waldemar an Christophs Sohn, Waldemar Aterdag, so genannt, weil er immer sagte: Morgen ist auch ein Tag.

2.

Norwegen.

Das schwere Werk, die hartnäckigen Heiden in Norwegen zum Christenthum zu bekehren, war endlich dem h. Olaf gelungen. Das haben die christlichen Norweger in einem alten schönen Volksliede sinnig ausgedrückt als einen gewaltigen Wettkampf des h. Olaf mit seinem Bruder Harald, der sich aus Bosheit und Neid in einen Drachen verwandelt. Es ist der Sieg des christlichen Ritterthums über das Heidenthum, dasselbe war der Sieg des h. Georg im Süden über den Drachen. Aber die seekühnen Normannen fassen den Kampf als eine Wettfahrt auf und lassen Olafs Schiff über Land wie über Meer geradewegs, unverrückt durch alles hindurch fahren.

Nun iſt zwar der heilige Olaf dem großen Dänen Kanut erlegen, aber nach dem Tode des letztern trennten ſich die unter demſelben vereint geweſenen Reiche wieder und die Norweger riefen des heiligen Olaf Sohn, Magnus, aus der Verbannung zurück, 1036. Zwar kam bald darauf ein Vetter, der ebenfalls Anſpruch auf die norwegiſche Krone hatte, Harald Haarbrade, aus Byzanz zurück, wo er als Waräger gedient hatte, gönnte aber dem Magnus die Krone. Er war ein Mann von erſtaunlicher Körpergröße, von der ritterlichſten Tapferkeit und dabei ein Sänger, ſo romantiſch, als man ſich nur einen norwegiſchen Helden jener frühern Zeit denken kann. Er hatte viele Abenteuer in Griechenland beſtanden. Die Kaiſerin Irene hätte ihn gar zu gerne geheirathet, wollte ihn nicht fortlaſſen und ſetzte ihn aus Liebeswuth zuletzt gefangen; aber ein anderes Weib, das ihn liebte, ließ ihn an einer Strickleiter hinab und entkommen. Erſt nach des Magnus Tode übernahm er die Regierung, zog aber nachher nach England, um dieſes Reich zu erobern, und fand hier den Tod auf dem Schlachtfelde, wie in der engliſchen Geſchichte ſchon erzählt iſt, 1066.

Seine Söhne und Enkel theilten Norwegen. Sein Enkel Sigurd Jorſalefar (der Jeruſalemsfahrer) bekam dieſen Namen, weil er 1107 einen Kreuzzug unternahm. Er brachte aber nicht viel Heiligkeit mit heim, denn er wurde ein berüchtigter Mädchenjäger. Als er einmal hörte, die ſchöne Borghild, ein edles Mädchen, habe durch die Feuerprobe ihre Unſchuld bewieſen, wurde er dadurch ſo gereizt, daß er in ihr elterliches Haus mit Gewalt einbrach und ſie entehrte. Sie wurde die Mutter des Magnus, der dem Vater auf den Thron folgte, aber entmannt und geblendet wurde. Auf allen folgenden Königen Norwegens ruhte der Fluch, denn ihre Geſchichte wimmelt von Bruderkriegen, Meuchelmorden, Verſtümmelungen, womit einer den andern vom Throne drängte. Harald V., der den unglücklichen Magnus verdrängte, wurde ſelbſt im Bett ſeiner Geliebten erſtochen, des Magnus in Blutſchande erzeugter Sohn, Sigmund Slember, zu Tode gemartert, des Harald Sohn, Inge, kaum minder grauſam hingerichtet, indem man ihm den Adler aus dem Rücken

ſchnitt, 1157. Dieſe häßliche Königsgeſchichte wird erſt durch die Abenteuer der Birkibeiner auf eine anmuthige Art unterbrochen.

Im Jahre 1174 war Magnus VI. Alleinherr von Norwegen geworden durch Verdrängung aller Nebenbuhler. Der junge Eiſtein Meila, ein Prinz aus dem königlichen Geſchlecht, war nach Schweden entflohen und ſammelte in Wermeland, in den Grenzgebirgen zwiſchen Schweden und Norwegen ein Kriegsvolk aus Armen und Müſſigen. Aber ſeine Macht war viel zu klein und lange mußte er in den öden Gebirgen umherirren. Seine Vagabunden zerriſſen da vollends ihre Kleider und Schuhe und mußten ſie durch Birkenrinde erſetzen, die ſie ſich mit Baſt um die Beine banden. Daher ſie den Spottnamen Birkibeiner erhielten. Nach und nach wurden ſie kühner, vollbrachten als abgehärtete, alles wagende Räuber große Heldenthaten, erlagen aber der Uebermacht des König Magnus und Eiſtein ſelber fiel durch den Verrath eines Bauern, bei dem er eingekehrt war, 1177. Nun zerſtreuten ſich die Birkibeiner. Allein ein anderer Abkömmling des alten Königsgeſchlechts, Swerrir, ſammelte ſie von neuem. Sie litten abermals die größte Noth. Einmal konnten ſie ſich vor dem furchtbarſten Orkan im Gebirge nur dadurch retten, daß ſie ſich platt auf die Erde legten, und einen, der es nicht that, entführte der Sturm und zerſchmetterte ihn an den Felſen. Endlich wollten ſie, um dem Elend auf einmal ein Ende zu machen, ſich alle zugleich von einem Felſen in den Abgrund ſtürzen. Doch Swerrir erhob ihren Muth wieder und führte ſie in die reichen Thäler Norwegens, wo ſie durch unerhörte Tapferkeit Sieg auf Sieg ſelbſt gegen die größte Uebermacht gewannen. Wenn ſie kräftigen Widerſtand fanden, ſo verſchwanden ſie blitzſchnell und niemand konnte ſie einholen. So gewannen ſie nach und nach Raum, erfochten immer glänzendere Siege und endlich ging Magnus in einer Seeſchlacht zu Grunde, 1184.

Swerrir wurde König und belohnte ſeine treuen Birkibeiner mit großen und zahlreichen Lehen. Siegreich ſchlug er ſich noch zwanzig Jahre lang mit den Gegenkönigen herum, welche die Partei der Bogler gegen ihn aufſtellte, und ſtarb erſt 1202.

Darauf folgten wieder neue Thronſtreitigkeiten und Empörungen, auch Kriege mit Schottland, ohne daß ein einziger bedeutender Charakter hervorträte, bis im J. 1266 König Magnus VII. mit Schottland Frieden ſchloß und ſich zugleich als Geſetzgeber Norwegens Ehre und Ruhm erwarb. Nach ſeinem Tode 1280 fing ſein Sohn Erich Präſterhadere (Prieſterfeind) böſe Händel mit der Kirche an, weil ſeine weltlichen Räthe ihm anriethen, die Unabhängigkeit der Kirche neben dem Staate zu leugnen und aus den Biſchöfen unbedingte Diener der Krone zu machen. Vielleicht hatte der eine oder andre dieſer Räthe mit Rogaret in Paris ſtudirt. Erzbiſchof Johann und zwei Biſchöfe wurden vertrieben. Auch mit der Hanſa bekam der König ſchweren Streit, mußte ihr aber die Niederlaſſung in Bergen einräumen und begriff den Vortheil, den das Königthum aus den Einkünften vom Handel zog, weshalb er die Hanſen gegen die Norweger in Schutz nahm, die ſich gegen die Deutſchen in Bergen auflehnten. Sein Enkel Magnus VIII. erbte die ſchwediſche Krone.

Die große Inſel Island erlebte damals ihre Blüthezeit und war weit ſtärker bevölkert, als ſie es jetzt noch iſt. Das Volk lebte, obgleich ſchon bekehrt, doch noch in den Erinnerungen des alten Heidenthums und zeichnete dieſelben in Liedern und Sagen auf. Der berühmte Sammler der ſog. jüngern Edda und Verfaſſer der Heimſkringlaſaga, Snorre Sturleſon, ſuchte den Frieden unter den ſtreitſüchtigen Parteien des Landes aufrecht zu erhalten, wurde Lagman (Geſetzesmann), aber von böswilligen Feinden erſchlagen, 1241. Zehn Jahre ſpäter unterwarfen ſich die Isländer freiwillig dem König ihres Mutterlandes Norwegen, Hakon V., 1261. Sie wurden dadurch der innern Parteiung beſſer Meiſter, und es zog ſie überhaupt wieder zum Mutterlande hin. Die Einſamkeit im Weltmeer weckte ihnen dieſes Heimweh. Auch konnten ſie der neuen Heimath nicht recht froh werden, die wiederholten ſchrecklichen Feuerausbrüche des Hekla und der andern zahlreichen Vulcane der Inſel zerſtörten viele Anſiedlungen und hatten Seuchen zur Folge, die Menſchen und Vieh dahin rafften. Auch die Grönländiſche Colonie ſtand damals

in ihrer Blüthe, aber noch hoffnungsloſer, denn ſie ſollte der Rauhigkeit des Klimas ganz unterliegen.

3.

Schweden.

Die Bekehrungen der Schweden durch Olaf Tryggvaſon und Olaf den Heiligen bewieſen ſich als nur oberflächlich. Nach des letztern Tode regierte zwar Olaf Schooßkönig noch als Chriſt, wurde aber durch die Heiden verdrängt und Stenkil aus Weſtgothland auf den Thron erhoben. Auch dieſer war zwar ein Chriſt, ſchonte aber aufs ängſtlichſte das Heidenthum. Als ſein Sohn und Nachfolger Inge wieder gegen den Götzendienſt zu eifern wagte, wurde er mit Steinen beworfen und vom Thinge gejagt und ein Pferd nach heidniſcher Sitte geſchlachtet und gegeſſen, 1101. Allein die beſſere Ueberzeugung brach ſich doch im Stillen Bahn. Das bisher angeſehenſte Geſchlecht in Schweden, welches den heidniſchen Bonden vorgeſtanden, das des Blot-Swen, bekehrte ſich freiwillig und nun konnte ſeit 1155 König Erich der Heilige das Chriſtenthum im ganzen Lande befeſtigen. Ja er ging hinüber nach Finnland und unterwarf und bekehrte auch dieſes Land hauptſächlich mit Hülfe des frommen Biſchof Heinrich von Upſala, der unter den Heiden den Martyrertod fand. Aber die Dänen beneideten dem Schwedenkönig ſeine Erfolge und der h. Erich fiel im Kampf gegen ſie, 1160. Seine Nachkommen behaupteten ſich gegen die Nachkommen des ältern Königsgeſchlechts, obgleich dieſe von Dänemark unterſtützt wurden. Der lange Kampf dieſer beiden Dynaſtien ſchwächte indeß beide ſo ſehr, daß ein drittes Geſchlecht, das der Folkunger, emporkam. Das weſtgothiſche Königsgeſchlecht erloſch 1250 mit Erich Erichſon und weil er mit einer Frau aus dem Hauſe der Folkunger vermählt geweſen, kam dieſes neue Geſchlecht mit Birger Jarl auf den ſchwediſchen Thron.

Birger hinterließ ein geſegnetes Andenken als weiſer und wohlwollender Fürſt. Ihm wird die Gründung von Stockholm zugeſchrieben, wohin ſpäter die Reſidenz der Könige, die bisher Upſala war, verlegt wurde. Nach ſeinem Tode 1266 verlor ſein Sohn Waldemar den Thron, weil er ſeine Schwägerin Jutta, die als eine Nonne den Ruf der Heiligkeit erlangt hatte, verführte. Er wurde lebenslänglich eingeſperrt und ſein Bruder Magnus Ladulas kam auf den Thron. Dieſer Fürſt erlangte großen Ruhm und regierte glücklich. Durch ihn wurde Schweden zuerſt in den romantiſchen Kreis des chriſtlichen Mittelalters hineingezogen, denn er war nicht nur der eifrigſte Freund und Beſchützer des Klerus, ſondern auch des Adels, der Ritter- und Hofſitte, die er zuerſt einführte. Bevorzugte Getreue und Mannen des Königs, alſo einen Adel gleich dem der alten Antruſtionen in Frankreich, hatte es in Schweden längſt gegeben, aber ſie gingen aus den freien Bonden hervor und waren in den Sitten nicht von ihnen verſchieden. Jetzt erſt entſtand die ſcharfe Scheidewand zwiſchen Herren und Bauern durch den Ritterſtand. Indeß war es auch damals den angeſehenen Bonden nicht verſagt, in den Ritterſtand zu treten.

Als Magnus 1290 ſtarb, übernahm nach deſſen Verordnung der Marſchall Torkel Knikſon die Regentſchaft für deſſen erſt dreijährigen Sohn Birger II. Dieſer tapfere Mann unterwarf die heidniſchen Karelen (hinter den Finnen) und gründete die Stadt Wiborg am Oſtende des finniſchen Meerbuſens, wogegen die benachbarten Ruſſen ſich vergebens ſetzten. Torkel machte ſich auch durch eine Sammlung der ſchwediſchen Geſetze verdient, denen oben an der Kriſtnabalk ſtand. Die Schweden nannten nämlich ihre Geſetze Balken, weil dieſelben urſprünglich in Runenſchrift auf Balken geſchrieben waren, der Chriſtenbalken aber, der die Kirchengeſetze enthielt, ſtand billig oben an. Torkel heirathete eine deutſche Gräfin von Ravensburg und ſein Anſehen und Glück weckten ihm Neider. Da er die Partei der aus Deutſchland herübergenommenen Neuerungen vertrat, ſetzte ſich ihm eine nativiſtiſche Partei entgegen. Auch der Haß gegen die Dänen mag mitgewirkt haben. Birger hatte näm-

lich auf Torkels Rath zur Befestigung des Friedens mit Dänemark die dänische Prinzessin Märta geheirathet. Die Hochzeit war mit großer Pracht begangen worden (1298) und hatte viel Geld gekostet. Auch der karelisch-russische Krieg war theuer gewesen. Die dänische Königin, die deutsche Marschallin waren den schwedischen Frauen zuwider. Kurz man reizte die beiden jüngeren Brüder des Königs, Waldemar und Erich, auf, unter dem Vorwand, den Marschall zu stürzen, den Bruder selbst des Thrones zu berauben. Zuerst vereinigten sich die beiden Brüder mit dem König zur Beseitigung des Marschalls. Torkel rief dem undankbaren König zu: „Davon werdet ihr Schande haben euer Leben lang." Birger aber ließ ihn auf ein Pferd binden, Tag und Nacht fortschleppen und zu Stockholm enthaupten, 1306. Sobald der König diese seine kräftigste Stütze selbst zerbrochen hatte, lachten ihn die Brüder aus und nahmen ihn gefangen. Er mußte ihnen sogleich die Hälfte des Reichs abtreten. Als er das gethan hatte, ließen sie ihn wieder los, in der Meinung, er sey zu schwachen Charakters, um sich zu rächen. Aber er verstellte sich und sie waren so einfältig, ihn für wirklich versöhnt zu halten. Sie nahmen ein glänzendes Gastmahl bei ihm an und wurden plötzlich ergriffen und in Ketten und Banden gelegt, 1317. Weil sich nun aber Aufruhr im Lande erhob und Birger fürchtete, man werde die Brüder befreien, verließ er das Schloß Nyköping, wo er sie gefangen hielt, nahm die Schlüssel zu ihrem Kerker mit und warf sie ins Wasser. Da mußten die beiden Brüder Hungers sterben, Erich lebte noch drei, Waldemar elf Tage lang. Als dieser Greuel bekannt wurde, erhob sich das ganze schwedische Volk gegen Birger, der mit seiner dänischen Gemahlin nach ihrer Heimath flüchtete. Sein völlig unschuldiger, damals 20jähriger Sohn Magnus mußte für ihn büßen, wurde ergriffen und zu Stockholm mit dem Schwerte hingerichtet. Durch Beschluß des Klerus, Adels und Volks (von jedem Gerichtsbezirk wohnten vier Bauern dem Reichstag an) sollte sein Stamm auf ewig vom schwedischen Thron ausgeschlossen bleiben. Als aber dieser Beschluß zu Upsala gefaßt wurde, trat Mats Kettilmundsson mit einem Kind auf den

Armen in den Kreis. Das Kind war des verhungerten Prinzen Erichs Sohn Magnus, wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt und geliebkost und zum König ausgerufen. Birger ſtarb in der Verbannung in kurzer Zeit aus Gram.

4.

Das deutſche Ordensland.

Die deutſchen Ritter an der Oſtſeeküſte hatten fort und fort ſchwere Kämpfe mit den heidniſchen Preußen zu beſtehen. Nach dem Tode des Hochmeiſter Konrad von Thüringen erhob ſich das Volk und erſchlug alle Deutſchen. Nur in drei Burgen, Thorn, Culm und Rheden konnten ſich die Ritter behaupten, bis Hülfe aus Deutſchland kam, welche der letzte Babenberger von Oeſterreich, Friedrich der Streitbare, herbeiführte. Dieſe Kreuzfahrer und der tapfere Landmeiſter Poppo von Oſterna, der ſchon gegen die Tataren mitgefochten hatte, ſtellten den Sieg wieder her, 1243. Nach ſechs Jahren brach der Aufſtand von neuem aus und 54 Ritter wurden unter gräßlichen Martern von den Heiden umgebracht, aber ein neuer Kreuzzug unter Otto von Brandenburg half dem Orden. Nach einem ärgerlichen Streite zwiſchen dem Orden und dem Erzbiſchof von Riga oder zwiſchen nordiſchen Ghibellinen und Guelfen, Kaiſerlichen und Päpſtlichen, Staatlichen und Kirchlichen, wollten die Ritter das Samland erobern und bauten Memel, unterlagen aber wieder der Wuth des heidniſchen Volks. Jede Niederlage des Ordens veranlaßte jedoch einen neuen Hülfezug aus Deutſchland und diesmal kam König Ottokar von Böhmen, weil er ſein großes Slavenreich auch nordwärts auszudehnen ſuchte. Aber auch Otto von Brandenburg kam wieder, denn er wollte dem Böhmen die Ehre und den Vortheil nicht allein überlaſſen. Durch ihre überlegenen Streitkräfte wurde nun das Samland erobert, das heilige

Romove als Hauptsitz des Heidenthums zerstört und der Grund zu den Städten Königsberg und Braunsberg gelegt, 1255.

Von nun an stand die Macht des Ordens fest und schon fünf Jahre später konnte der Hochmeister Burkhard von Hornhausen in Verbindung mit den Dänen in Esthland, die der Prinz Karl anführte, einen Angriff auf das mächtige Volk der Lithauer wagen, deren Großfürst Mindowe die Heiden immer von neuem zur Empörung reizte. Ein lithauisches Heer war in Curland eingefallen und hatte großen Raub zusammen gebracht. Burkhard und Karl eilten herbei und trafen die Lithauer an der Durbe. Die Curländer boten sich an, den Deutschen und Dänen zu helfen, wenn ihnen die Zurückgabe des Geraubten zugesichert würde. Diese billige Forderung wurde ihnen verweigert und nun fielen sie zornig während der Schlacht den mit den Lithauern kämpfenden Rittern in den Rücken. Der Hochmeister und 150 Ritter, Prinz Karl und fast das ganze Heer der Deutschen und der Dänen kamen um, 1261. Nur acht Ritter fielen den Heiden lebend in die Hände und wurden den Göttern geopfert. Die gewöhnliche Art, wie die Heiden solche Opfer vollzogen, war folgende. Die gefangenen Ritter wurden in voller Rüstung und hoch zu Roß dergestalt zwischen Pfählen festgebunden, daß sie sich nicht rühren konnten, dann mit Holz umlegt und sammt dem Roß lebendig verbrannt. Als die erste Nachricht von der traurigen Schlacht an der Durbe nach Preußen gelangte, lud der Ordensvogt Walrad sogleich die vornehmsten Eingeborenen zu einem Gastmahl ein, verschloß sie aber in einem Hause und ließ sie in demselben verbrennen, damit sie sich nicht an die Spitze des Volks stellen sollten. Diese Grausamkeit verfehlte den Zweck, denn nun geriethen die Heiden erst recht in Wuth. Abermals wurden alle Deutschen, wo man sie fand, erschlagen, alle Kirchen zerstört, nur in den festen Burgen hielten sich die Ritter. Es war in der Zeit des deutschen Interregnums und Papst Urban IV. hoffte seine Ansprüche als Oberlehnsherr der deutschen Ordenslande zur vollen Geltung zu bringen, wenn ein durch ihn allein veranlaßter Kreuzzug dem Orden wieder aufhülfe. Allein man hatte keine rechte Lust

mehr zu Kreuzzügen. Die Fürsten gaben sich dazu nur noch her, wenn es zugleich in ihrem weltlichen Interesse lag, sie kümmerten sich daher nicht um den Aufruf des Papstes. Binnen zwei Jahren sammelten sich zwar einige kleine Kreuzheere im nördlichen Deutschland, aber zu schwach, um etwas auszurichten. Das erste, vom Landmeister Helmrich von Rechenberg herbeigeführt, unterlag in der Schlacht bei Powarken, 1262; ein zweites unter dem Grafen von Barby ebenfalls. Ein drittes unter den Grafen von Jülich und von der Mark war glücklicher, in der Schlacht bei Löbau unterlagen aber die Deutschen nochmals den empörten Heiden, die der tapfere Monte führte, 1263. Hier fiel Helmrich. Otto von Brandenburg kam noch einmal, aber nur um zu drohen, und schonte sein Heer aus Eifersucht gegen den Böhmen Ottokar. Als er nun wieder abgezogen war, erlitt das Ordensheer eine neue Niederlage an der Sirgune, 1266. Der dringendsten Ermahnung des Papstes folgend, zog Ottokar noch einmal nach Preußen und wüthete dort mit Feuer und Schwert, blieb aber nicht lange, weil es seiner Politik nicht entsprach, die Streitkräfte hier zu zersplittern, die er noch anderwärts brauchte.

Erst Markgraf Dietrich von Meißen nahm sich seit 1272 des Ordens mit Eifer an, besiegte die Preußen in drei großen Schlachten, wobei ihre tapfersten Anführer umkamen oder gefangen wurden. Den Monte ließ er henken. Unter den grausamsten Martern mußten Auctumo und Glande sterben, weil sie die Stadt Elbing verbrannt und alle deutschen Bürger, die sich von den Mauern herab retten wollten, mit Spießen aufgefangen hatten. Es waren entsetzliche Schlächtereien von beiden Seiten. Die deutschen Ritter aber trifft der Vorwurf, daß sie die Gemüther der schwer gekränkten Heiden nicht durch Milde zu versöhnen suchten, daß sie die Religion der Liebe nicht mit Worten der Liebe, sondern nur mit Mord und Brand verkündeten, und daß nicht Religionseifer, sondern nur Habgier und Herrschsucht ihre Motive waren. Welches Edelmuthes die heidnischen Preußen gegen ihre Feinde fähig waren, zeigt das Beispiel des Skomand. Dieser kühne Heerführer der Preußen in Sudauen nahm den

Ordensritter Ludwig von Liebenzell gefangen, behandelte ihn aber gut und zog ihn an seine Tafel. Ein Sudauer schalt den Deutschen, Ludwig aber erklärte, es sey unritterlich, einen Wehrlosen zu schelten. Skomand billigte das, gab ihm Waffen, um den Streit ritterlich auszufechten, schützte den Ritter, als dieser seinen Gegner tödtete, und ließ ihn frei. Ludwig beeilte sich nun, den edlen Häuptling mit dem Orden völlig auszusöhnen, und Skomand, als er gesehen hatte, daß auch Christen edelmüthig seyn könnten, nahm freiwillig die Taufe an. Dieses Beispiel scheint sehr günstig gewirkt zu haben, und der Landmeister Mangold von Sternberg ließ es sich angelegen seyn, an die Stelle des bisherigen strengen Systems das der Milde treten zu lassen.

Um diese Zeit kam in das Volk der Lithauer durch ihren kraftvollen Großfürsten Witen ein ungewöhnlicher Aufschwung. Sie breiteten ihr Reich im Süden und Osten aus, weil die ihnen an Zahl weit überlegenen Polen und Russen durch Theilungen und innere Zerwürfnisse geschwächt waren, und sie drückten daher auch mit Macht auf den Orden und halfen den aufständischen Heiden hauptsächlich in Schamaiten und Semgallen, den Landstrichen, die noch unerobert zwischen Livland und Preußen lagen und die beiden Hälften des Ordensgebietes von einander trennten. Der Kampf war sehr blutig. Landmeister Ernst von Rasburg wurde von den Lithauern mit 71 Ordensrittern erschlagen, 1279, sein Nachfolger Wilhelm von Schauerburg gefangen und sammt seinen Rittern mit Prügeln todtgeschlagen, 1286. Doch verlor der Orden den Muth nicht und eroberte Semgallen und Schamaiten. Da nun auf diese Weise die Verbindung zwischen dem Hochmeister in Preußen und dem ihm untergeordneten Landmeister in Livland hergestellt war, machte der Großfürst Witen eine neue Anstrengung gegen den Orden und wurde dabei heimlich sogar vom Erzbischof von Riga unterstützt, der immerwährend mit dem Orden im Streite lag. Dieser Streit ist von den neueren Geschichtschreibern insgemein einseitig aufgefaßt worden. Man gab es für eine ganz ungerechte Anmaßung der Bischöfe und des Papstes aus, über Länder herrschen zu wollen, deren

Besitz doch nur durch das Blut der Ritter erkauft worden sey. Dagegen aber muß bemerkt werden, daß die deutschen Ritter gar kein Recht an die Ostseeländer hatten, außer was ihnen die Mission der Kirche gewährte. Ihr einziger Rechtstitel war das göttliche Gebot, den Heiden zu predigen und die verirrten und verwilderten Schaafe zur gläubigen Heerde zu sammeln. Sie dienten nur der Ausbreitung des Christenthums und das konnten sie nur unter der Autorität und fortwährenden Aufsicht der Kirche. Wenn sie das vergaßen, das Recht der Eroberung ganz unabhängig von der Kirche für sich ansprachen, gegen die Unterworfenen nicht als christliche Brüder mit Milde verfuhren, sondern sie beraubten und als Sklaven behandelten, so befanden sie sich auch nicht mehr auf ihrem Rechtsboden und thaten die Bischöfe nur ihre Pflicht, wenn sie der Habgier und unmenschlichen Härte der Ritter entgegentraten.

Witen griff den Orden an und überwand ihn in einer großen Schlacht bei Treiden, 1298. Es bedurfte eines neuen Kreuzzugs aus Deutschland, bis Landmeister Heinrich von Plotk den Sieg wieder herstellen konnte. Der alte Witen war wieder in's Land gefallen und seine Lithauer hatten 1300 christliche Jungfrauen geraubt. Als ihn aber Heinrich bei Woplauken angriff, entwaffneten die tapfern Mädchen ihre Wächter und nahmen Theil am Kampfe. Witen wurde geschlagen und verwundet, 1311. Bald darauf entsetzte ihn sein Stallmeister Gedimin, bestieg selbst den Thron, wurde aber dem Orden noch gefährlicher. Er gründete Wilna, was noch heute die Hauptstadt Lithauens ist, und dehnte sein Reich noch weiter gegen die russischen Grenzen aus. Unterdeß breitete sich der Orden im Westen aus und besetzte im Einverständniß mit den deutschen Bürgern die polnische Stadt Danzig an der Weichselmündung, unter dem Vorwand, sie gegen den eroberungssüchtigen Markgrafen Woldemar von Brandenburg vertheidigen zu müssen, 1308. Vergebens protestirte der rechtmäßige Landesherr, König Wladislaw von Polen, und der Papst. Der Orden nahm kein Recht an und der König mußte sich endlich bequemen, ihm Danzig und Pomerellen zu verkaufen. Nun

miſchte ſich aber der Papſt ein und belegte den Orden mit dem Interdict. Der Papſt hing ganz von Frankreich ab. Der gegen den deutſchen Orden geſchleuderte Bannſtrahl war alſo gleich einer erſten Allianz Frankreichs mit Polen gegen Deutſchland. Man darf nicht vergeſſen, daß damals ſchon das franzöſiſche Haus Anjou in Ungarn regierte und das Seinige that, um mit Frankreich und dem Papſt im Einverſtändniß die polniſche Sache gegen den deutſchen Orden zu unterſtützen. Daſſelbe that das Haus Habsburg. Endlich ſchloß ſich auch der mächtige Großfürſt Gedimin von Lithauen noch an Polen an und vermählte ſeine Tochter mit Wladislaws Sohn Caſimir in Krakau. So vielen Feinden ſchien der deutſche Orden erliegen zu müſſen, er erlitt auch 1322 eine ſchwere Niederlage bei Plotzk, aber er wehrte ſich mit größter Ausdauer und fand eine mächtige Stütze in Böhmen, deſſen König Johann eine Zeitlang Luſt hatte, ſelber König von Polen zu werden, und wenigſtens den Ungarn den Weg nach Polen verſperrte, und in Brandenburg, deſſen Markgraf mit dem Orden Pommern theilen und ſich auch noch weiter auf Koſten Polens ausbreiten wollte. Gedimin und Wladislaw hielten es demnach gerathen, zuerſt über Brandenburg herzufallen, um dem Orden jeden Zuzug aus Deutſchland abzuſchneiden, 1325. Ihre wilden Horden fielen in die germaniſirte Mark ein und hauſten darin entſetzlich. Die Lithauer verbrannten in der Mark 125 Dörfer. Unter andern eroberten ſie damals ein deutſches Nonnenkloſter. Einer ihrer Führer wollte eine ſchöne junge Nonne entehren, ſie verſprach ihm aber, wenn er ſie ſchone, ihn die Kunſt zu lehren, wie er ſich unverwundbar machen könne. Er ſolle ihr nur den Kopf abhauen und durch ein paar Zauberworte werde ſie machen, daß er ihr gleich wieder anwachſe. Sie kniete nieder und ſprach: In deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Begierig ſchlug ihr der Lithauer den Kopf ab, aber ſie blieb todt. — Der Orden ſelbſt wurde durch die vereinigten Lithauer und Polen nicht überwunden, ſondern erneuerte immer raſch ſeine Streitmacht. Gedimin fiel 1328 vor Friedberg, die Polen wurden 1331 vom Orden geſchlagen. Es war nicht möglich, dieſem zähen Rittergeſchlecht ſeine Eroberungen

wieder zu entreißen, denn trotz allen Niederlagen wurde daſſelbe aus allen Theilen Deutſchlands immer wieder verſtärkt. Jüngere güterloſe Söhne von Adel konnten nichts beſſeres thun, als in den Orden zu treten, wodurch ſie auf der Stelle reiche und mächtige Herren wurden. Sie ſtrömten daher nicht mehr blos, wie früher, aus Niederſachſen, ſondern auch aus Süddeutſchland herbei.

Der Orden beſtand damals auch einen Kampf mit dem Erzbiſchof Johann von Riga, der von 1294 an dreißig Jahre währte. Johann wollte im Namen des Papſtes Alleinherr des Ordenslandes werden, benutzte den Stolz der deutſchen Bürger von Riga, um ſie gegen die Ritter aufzureizen und verband ſich eine Zeitlang ſogar mit den Lithauern. Man lieferte ſich förmliche Schlachten, die Anhänger des Biſchofs hießen St. Peters Boten, die des Ordens Jeſuskinder. Der Orden baute die Stadt Dünaburg den Rigaern zum Trotz. Nach einer langen Belagerung unterwarf ſich Riga dem Orden, 1329, da aber die Privilegien der Stadt nicht geachtet wurden, empörten ſich die Bürger von neuem und erſchlugen alle Leute des Ordens in ihren Mauern, 1330. Seitdem wagte der Orden doch nicht mehr, in die Freiheit der Bürger einzugreifen.

5.

Polen.

In Polen nahm zuerſt König Mieceslaw aus dem Hauſe Piaſt, indem er ſich mit der chriſtlichen Königstochter Dobrowa von Böhmen vermählte, das Chriſtenthum an und verbreitete es unter ſeinem Volke, 966. Er war ſo wenig Panſlaviſt, daß er den ſächſiſchen Kaiſern bei der Bekehrung der heidniſchen Wenden die weſentlichſten Dienſte leiſtete. Nachdem er aber 992 in hohen Jahren geſtorben war, faßte ſein heldenmüthiger Sohn Boleslaw Chrabry (der Tapfre) den panſlaviſtiſchen Gedanken auf und breitete ſein Reich weitum unter den ſlaviſchen Völkern aus. Zwar huldigte

er dem deutſchen Kaiſer Heinrich II., bemächtigte ſich aber der Lauſitz, Böhmens und Mährens, wie oben ſchon erzählt iſt, machte Pommern tributbar und führte Krieg mit dem Kaiſer. Obgleich die Deutſchen mit ihren Heeren mehrmals in den polniſchen Wäldern ſtecken blieben und nichts ausrichteten, ſo konnte doch auch Chrabry ſeinen Plan, ein weitumfaſſendes Slavenreich neben dem deutſchen zu gründen, nicht durchführen, denn die Böhmen empörten ſich gegen ihn und auch in Rußland gelang es ihm nicht feſten Fuß zu faſſen. Er ſetzte zwar ſeinen Eidam, den ruſſiſchen Großfürſten Swatopluk, der von ſeinem Bruder Jaroslaw vertrieben worden war, wieder ein, eroberte die große ruſſiſche Hauptſtadt Kiew und ſchlug ſeinen Säbel in die goldene Pforte der Kathedrale daſelbſt, 1016, aber Kiew blieb doch den Ruſſen, die ſich ſo wenig wie die Böhmen und Lithauer den Polen unterwerfen wollten. Jener ſchartige Säbel Chrabry's kam gleich den Schuhen des Piaſt in den polniſchen Kronſchatz und wurde nachher jedem König bei der Krönung umgegürtet.

Sein Sohn Mieceslaw II. war weniger kriegeriſch und verlor Mähren wieder an die Böhmen. Auch Pommern riß ſich los und die ruſſiſchen Grenzbezirke, die ſein Vater behalten hatte. Er regierte ſo ſchlecht, daß er abgeſetzt wurde, ſein Bruder Otto aber noch ſchlechter, ſo daß Mieceslaw wieder eingeſetzt wurde. Als der letztere aber 1034 ſtarb, erhob ſich die alte heidniſche Partei und vertrieb ſeine Wittwe, die Pfalzgräfin Richenza, die mit ihrem jungen Sohn Caſimir nach ihrem Vaterlande flüchtete. Nun aber bemächtigte ſich der Böhme Bretislaw Polens, und dagegen ſchritt der deutſche Kaiſer Heinrich III. ein, der nicht zugeben konnte, daß die beiden ſlaviſchen Nachbarreiche, Böhmen und Polen, vereinigt würden. Der Kaiſer ſiegte und ſetzte den vertriebenen Caſimir, der unterdeß im Kloſter Clugny gelebt hatte, wieder auf den polniſchen Thron, 1041. Die Sage meldet, er habe noch das geſchorene Haar eines Mönchs getragen und aus Liebe zu ihm hätte der polniſche Adel ſich gleichfalls das Haar kurz abgeſchoren, was nachher die polniſche Nationaltracht blieb. Sein Sohn Boleslaw II. Smialy (ſeit 1056) machte ſich unter der unglücklichen Regierung Kaiſer Heinrichs IV. von

Deutſchland los und huldigte nicht mehr, wurde jedoch durch Wratislaw von Böhmen, der dem Kaiſer treu blieb, von gefährlichen Unternehmungen gegen Deutſchland abgehalten. Er war ein unruhiger Kopf, der immer mit den Nachbarn Krieg führte. Als die polniſchen Frauen, bei der langen Abweſenheit ihrer Männer im Felde, ſich mit Pfaffen und Knechten einließen, ließ er die Kinder derſelben umbringen und zwang die entarteten Frauen, junge Hunde zu ſäugen. Allein er that das nur aus Grauſamkeit, nicht aus Sittlichkeit, denn er ſelbſt führte das lüderlichſte Leben. Als ihn der h. Stanislaus deshalb ermahnte, ließ er ihn am Altar umbringen. Dafür that ihn aber der Papſt in Bann, ſein eignes Volk entſetzte und verjagte ihn und er ſtarb 1081 in Ungarn im Elend. Die einen ſagen, er habe ſich ſelbſt umgebracht, andre, ſeine eignen Hunde, hätten ihn auf der Jagd zerriſſen. Erſt ſein Enkel Boleslaw III. Krzywuſty (Krummmaul) erfocht 1109 wieder einen kleinen Sieg über Kaiſer Heinrich V. bei Hundsfeld, deſſen oben ſchon gedacht wurde, führte aber ohne Erfolg Krieg mit den Ruſſen.

Die folgende Geſchichte Polens gewährt wenig Intereſſe. Die Piaſten theilten das Reich, der Adel lebte in der alten Roheit und ging hart mit den Bauern um. Spuren von Cultur und höherer Geſittung fehlen. Die Bauern waren alle an die Scholle gebunden und hatten kein eignes Gut, ſondern lebten auf dem Grundeigenthum des Adels, aber man unterſchied unter ihnen die Kmeten als ſolche, die dem Herrn nur zu gewiſſen Dienſtleiſtungen und Frohnen verbunden, aber nicht leibeigen waren, wie die andern. Durch ihre Theilungen ſchwächten ſich die Piaſten außerordentlich. Die, welche Schleſien erhielten und hier wieder theilten, fielen ganz der deutſchen Bildung anheim und dienten nicht mehr dem polniſchen, ſondern nur noch dem deutſchen Intereſſe. Heinrichs des Bärtigen von Breslau und Liegnitz und ſeiner h. Hedwig, ſowie ihres Sohnes, Heinrichs des Frommen, der 1241 auf der Wahlſtatt gegen die Mongolen blieb, iſt ſchon rühmlich gedacht. Im eigentlichen Polen hörte jede großartige Nationalpolitik auf. So wenig wie gegen das deutſche Reich und Böhmen, ſo wenig vermochte das uneinige Polen gegen

Rußland und Lithauen seine Macht zu entfalten. Es mußte sogar die Ostseeküsten, die ihm so nahe lagen, dem rührigen deutschen Orden überlassen. Da die Mongolen Rußland sich tributbar machten und Europa immer noch schwer bedrohten, gaben sich die Päpste wiederholt Mühe, den Polen Einigkeit zu predigen und ein edles Feuer in ihren Seelen zu erwecken, aber vergebens. In der That, wenn alle Slaven damals treu zusammengehalten hätten, würden sie vereinigt stark genug gewesen seyn, die abscheulichen Mongolen aus Europa zu vertreiben. Aber so wenig wie die Russen selbst, so wenig dachten die Polen daran, ihre vielen Theilfürsten zu einigem patriotischen Handeln zu zwingen. Was aber konnten die Worte des Papstes fruchten, wenn die niedere Geistlichkeit in Polen in dumpfer Unwissenheit dahinlebte und ein Bischof Paul von Krakau nicht nur mit einer Nonne im Concubinat lebte und sich auf Gelagen und auf der Jagd umhertrieb, sondern sich auch mit den heidnischen Lithauern gegen seinen Herzog Boleslaw verband? Als Paul endlich verhaftet wurde, nahm sich seiner der Erzbischof von Gnesen an und belegte das ganze Land mit dem Interdict, 1272. Boleslaw's Nachfolger Lescek ließ den Paul noch einmal in den Kerker werfen, kam aber deshalb in den Bann. Während die Fürsten unter einander und die Bischöfe mit den Fürsten stritten, fielen abwechselnd Lithauer und Mongolen in's Land und übten entsetzliche Verheerungen.

Wie nachher unter Wladislaw der deutsche Orden sich 1308 der polnischen Stadt Danzig und der Weichselmündung bemächtigte und endlich der Papst sich Polens annahm und der lithauische Großfürst Gedimin seine Tochter dem polnischen Kronprinzen Casimir vermählte, ist schon in der Ordensgeschichte erzählt. Polen erstarkte in der That wieder durch den Schutz des Papstes und durch die enge Verbindung mit Lithauen, obgleich es dem Orden doch seine Erwerbungen lassen mußte.

Auf Wladislaw (der den Zunamen der Ellenbogen führte) folgte sein Sohn Casimir, den man den Großen genannt hat, obgleich er diesen Namen nicht verdient. Er war von früher Jugend an üppig und frivol. Am Hofe seiner Schwester Elisabeth, Gemah-

lin des Königs Karl Robert (von Anjou) in Ungarn verführte er mit Wissen und Hülfe dieser Schwester die schöne Clara, Tochter des Felician Zach, eines der edelsten und verdientesten Ungarn. Als Zach dahinter kam, trat er mit gezogenem Säbel in das königliche Gemach, forderte Rechenschaft, verwundete den König am Arm und hieb der Königin vier Finger der rechten Hand ab, bis er überwältigt wurde, 1330. Zach wurde hingerichtet, sein ganzes Geschlecht schwer bestraft, der Urheber der Schandthat aber, der polnische Prinz, zog lachend davon. Als er zwei Jahre nachher zur Regierung kam, erwies er sich ungemein friedlich, ließ dem Orden alle seine Eroberungen und suchte von allen Seiten her Ruhe zu haben, aber nur, weil er lieber dem Vergnügen, als den Geschäften lebte. Unerwartet machte er eine Erwerbung an Galizien und Lodomerien (den russischen Theilfürstenthümern Halitsch und Wladimir) deren letzter Fürst Boleslaw von seinen unzufriedenen Unterthanen vergiftet wurde. Diese letzteren riefen Casimir herbei und die übrigen russischen Fürsten ließen ihn gewähren. Nur die Mongolen machten vorübergehend einen Raubeinfall in Polen. Casimir hielt sich einen Harem, als ob er ein Türke gewesen wäre. Ein schönes böhmisches Fräulein von Rokitsch wollte sich ihm nicht hingeben, außer er heirathe sie. Da beging er die Infamie, sich durch einen falschen Priester mit ihr trauen zu lassen und sie nachher auszulachen, nachdem er sie verführt hatte. Längere Zeit gelang es der berüchtigten Jüdin Esther ihn zu fesseln, und durch sie wurden den unglücklichen Polen alle Juden aufgeladen, die aus andern Ländern, namentlich auch aus Rußland, damals verbannt wurden. Der König bewilligte seiner Dirne alles und indem sie die Rolle der biblischen Esther wiederholen wollte, rief sie von aller Welt Ende her die Juden in's Land und privilegirte sie. Dieses Judenvolk lastet seitdem auf Polen wie ein immerwährender Heuschreckenfraß, denn es arbeitet nichts, sondern lebt nur von der Arbeit der polnischen Christen, hat das Monopol der Wirthshäuser, verleitet daher das Volk zum Trunke, leiht dem verschuldeten Adel und saugt ihn, wie das Volk selbst aus. — Martin Boricza, ein Priester in Krakau, hatte den Muth, die Bischöfe zu tadeln, sofern

ſie dem König ſeine Huren- und Judenwirthſchaft immer nachſähen und hielt eine wohlverdiente Philippica an den König ſelbſt, der ihn aber auf der Stelle von der Brücke herab in die Weichſel ſtürzen ließ. Unmittelbar darauf wurde das Land von einer ſchrecklichen Peſt heimgeſucht. Da that Caſimir Buße und flehte den Papſt um Verzeihung, der ihm auch gern verzieh, denn der Papſt war noch das Werkzeug der franzöſiſchen, allezeit deutſchfeindlichen und polenfreundlichen Politik.

Ein Verſuch Caſimirs, ſich der Moldau, wie Galiziens zu bemächtigen, mißlang. Stephan, Fürſt der Moldau, wurde von dort vertrieben, erklärte ſich zum Vaſallen Polens und fand auch dort Hülfe, das polniſche Heer ging aber in einem Walde zu Grunde, indem es unter den Bäumen begraben wurde, welche die Moldauer zuvor liſtig unterſägt hatten. Caſimir war ohne Kinder und der Sohn ſeiner fingerloſen Schweſter, König Ludwig von Ungarn ſollte Polen erben. Caſimir konnte ſeinen Neffen aber nicht leiden und heirathete 1357 noch eine Verwandte, Hedwig von Glogau, einem der kleinen piaſtiſchen Herzogthümer in Schleſien. Da jedoch dieſe Ehe kinderlos blieb, gelangte nach Caſimirs Tode Ludwig dennoch zur polniſchen Krone. Würdig ſeines junkermäßigen Lebens endete Caſimir durch einen Sturz auf der Jagd, 1370.

6.

Rußland.

Nach Wladimir des Großen Tode, 1015, theilten ſeine Söhne das ruſſiſche Reich. Obgleich Swatopluk im Blute ſeiner Brüder watete, um die Einheit herzuſtellen, gelang es doch nicht. Dieſe Verwirrung benutzte Swatopluks Schwiegervater, der berühmte Polenkönig Boleslaw Chrabry, um in Rußland einzufallen und Kiew zu erobern. Swatopluk ſelbſt ließ zwar alle in Kiew zurückgebliebenen Polen ermorden, verlor aber dennoch das Reich an Jaroslaw.

Damals drangen die erſten Ruſſen von Nowgorod aus unter Uljeb über den Ladogaſee bis zum weißen Meere, beſchifften daſſelbe und gelangten bis zu der großen Inſel Nowaja-Semlja, 1032. Jaroslaw führte einen erfolgloſen Krieg mit Byzanz. Seine Söhne theilten wieder und ſtritten wieder gegen einander, was die tatariſchen Polowzer zu unverſchämten Einfällen und Raubzügen benutzten. Der Senior der ruſſiſchen Theilfürſten zu Kiew behauptete zwar den Vorrang und Titel eines Großfürſten, allein niemand gehorchte ihm. Für die weltgeſchichtliche Betrachtung im Großen ſind die Einzelheiten dieſer ruſſiſchen Theilungen und Bruderkriege ohne Werth, ja ſelbſt in Werken, die ſich allein mit der Geſchichte Rußlands beſchäftigen, können ſie nicht in ihre letzten Verzweigungen genau verfolgt werden, da ſich Rußland bis ins 12. Jahrhundert in nicht weniger als 72 Fürſtenthümer zerſplitterte, in denen je ein Nachkomme des großen Wladimir ſich als Souverain geberdete. Die bedeutenderen dieſer Fürſtenthümer waren außer Kiew noch Halitſch (Galizien), Wladimir, Volhynien, Twer, Susdal, Smolensk, Tſchernikow, Poloczk ꝛc. Den erſten Rang neben Kiew nahm Nowgorod ein. Dieſe Stadt dürfte ſchon in früheren Jahrhunderten eine Hauptſtation des Handels und Verkehrs zwiſchen dem ſkandinaviſchen Norden, dem mongoliſchen Aſien, Perſien und Byzanz geweſen ſeyn. Hier hatten die Waräger zuerſt eine große Bedeutung gehabt und hier erhielten auch wieder die deutſchen Hanſeſtädte eine freie Niederlaſſung und große Vorrechte. Zwar regierte auch hier ein ruſſiſcher Fürſt, aber die mächtige Bürgerſchaft wuchs ihm über den Kopf und Nowgorod wurde eine Art von Freiſtaat. Eine andere merkwürdige Neubildung erfolgte in der Mitte des zwölften Jahrhunderts im ſüdlichen Rußland. Hier entſtand nämlich in den öden Steppen am Don aus Flüchtlingen und Landſtreichern ein neues Volk, das der Koſacken. Sie ſchweiften anfangs nur nomadiſch auf ihren Roſſen umher und dienten um Sold den Fürſten, welche ſie kaufen wollten. Damals wurde auch die Stadt Moskau gegründet. In der Gegend, wo ſie jetzt ſteht, lebte ein angeſehener Mann, Stephan Kuſchko, der dem Fürſten Georg Wladimirowitſch

nicht genug Ehre erwies und eine ſchöne Frau hatte, und deshalb von dem Fürſten umgebracht wurde. Gleich der Frau gefiel auch die Gegend dem Fürſten und er erbaute ſich hier, um mit der ſchönen Wittwe ſich zu ergötzen, einen Luſtort, welcher nach und nach zur Rieſenſtadt Moskau angewachſen iſt.

Gegen den Großfürſten Mſtiſlaw von Kiew, der dem Titel nach Oberlehensherr der Theilfürſten ſeyn ſollte, empörten ſich die letzteren und zerſtörten die alte Hauptſtadt Kiew. Erſt wurde ſie gänzlich ausgeraubt und dann niedergebrannt, 1169. Sie wurde zwar wieder aufgebaut, aber als die neue Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs kam ſeit dieſer Zeit Wladimir am Flüßchen Kljasma, etwas öſtlich von Moskau, auf. Von hier aus befehdete der Großfürſt Andreas Jurjewitſch das freie Nowgorod vergeblich. Er baute den großen Dom in Wladimir und erlangte einen verhältnißmäßigen Ruhm, fiel aber durch Mord. Im Beginn des 13. Jahrhunderts kam Rußland in Fehde mit Lithauen und dem deutſchen Orden, ſeine Theilungen aber machten ein energiſches Vorgehen der Ruſſen an die Oſtſeeküſten damals noch unmöglich.

Aus demſelben Grunde vermochten die Ruſſen auch den Mongolen, als ſie unter Dſchingiſchan nach Europa vordrangen, keinen einigen Widerſtand zu leiſten. Nichts ſetzt ſo ſehr in Erſtaunen, als die Unwiſſenheit und Dummheit, welche ſich hier mit der den ruſſiſchen Fürſten ſchon zur andern Natur gewordenen Unverträglichkeit verband. Das unbändige Volk der tatariſchen Polowzer, welches ſeit Jahrhunderten unter den ruſſiſchen Unterthanen wie Wölfe in Schaafheerden eingefallen war, kam jetzt ſchreckenvoll fliehend vor den Mongolen. Kotjan, Chan der Polowzer, hatte zum Eidam den Mſtiſlaw, Fürſten von Halitſch, der allein daran dachte, alle Ruſſen zum Kampf gegen die Mongolen aufzurufen. Die letzteren waren indeß ſchlau genug, das allgemeine Aufgebot der Ruſſen zu vereiteln, indem ſie zehn Geſandte an ſie abſchickten, die friedlichſten Verſicherungen gaben und die Ruſſen vielmehr aufforderten, jetzt endlich einmal die heilloſen Polowzer zu vernichten, die ihrer beider Feinde ſeyen. Die meiſten Ruſſen glaubten nun dieſen Ver-

ſicherungen und ließen ſich dadurch einſchläfern, während nur eine Minderheit den Polowzern zuſtimmte und von dieſen angereizt, die mongoliſchen Geſandten ermordete. Eins war ſo dumm wie das andere. Die Ruſſen hätten ſich weder beruhigen und ihre Rüſtungen einſtellen, noch durch den Geſandtenmord den Zorn der Mongolen reizen ſollen. Im J. 1224 kamen die Mongolen nach Rußland. Nun ſammelte ſich zwar ein großes ruſſiſches Heer, bei dem ſich jedoch nicht alle ruſſiſchen Fürſten betheiligten und in dem Uneinigkeit herrſchte, weil der Halitſcher mit den Polowzern allein befehlen wollte. Dieſer ſiegte in einem Vorpoſtengefecht und wurde dadurch nur noch übermüthiger, in der Hauptſchlacht aber am Flüßchen Kalka erlitten die Ruſſen eine furchtbare Niederlage und wurden auf der Flucht noch zum Ueberfluß von ihren Bundesgenoſſen, den Polowzern, ausgeplündert und niedergemacht. Die Mongolen gingen übrigens damals wieder zurück, dagegen machten ſich die Lithauer die allgemeine Beſtürzung in Rußland zu Nutze und verheerten den Nordweſten des Reichs. Mittlerweile ſtarb Dſchingiskhan, 1227, und unter ſeinem Neffen Batu zog ein großes Mongolenheer jetzt erſt ernſtlich zur Eroberung Europas aus, 1237. Alle vorliegenden Tatarſtämme am Ural, die Polowzer, die Bolgharen (Brüder der früher zum Hämus vorgedrungenen Bulgaren) wurden überwältigt oder zur Flucht gezwungen. Die Polowzer retteten ſich zu den ihnen von früher her befreundeten und verwandten Magyaren und blieben in Ungarn unter dem neuen Namen der Kumanen. In Rußland ſelbſt fanden die Mongolen gar keinen Widerſtand, brannten alle Dörfer und Städte nieder, tödteten alle Einwohner und raubten, was ſie fanden. Nach den ruſſiſchen Chroniken hausten ſie wie wahre Teufel und konnten nicht ſatt werden an martern, verſtümmeln, ſpießen und ſchinden der Beſiegten. Als Batu mit ſeinem unermeßlichen Heere die Hauptſtadt Wladimir einſchloß, befand ſich darin die Familie des Großfürſten Georg, während dieſer ſelbſt hinaus geeilt war, um ein Heer zu ſammeln. Daſſelbe kam viel zu ſpät und war zu klein. Die Stadt wurde erſtürmt, die Gemahlin des Fürſten Georg und ſeine Kinder, andere

Fürſten und Bojaren mit ihren Frauen und der ehrwürdige Biſchof Mitrophan flohen in die Domkirche, die der Biſchof in Brand ſtecken ließ und in der ſie alle unter ſeinen ſegnenden Gebeten umkamen, 1238. Erſt als die Stadt gefallen war, kam der Entſatz, unterlag aber ebenfalls, und Georg ſelbſt ließ in der Schlacht ſein Leben. Hierauf ſetzte Batu ſeine Eroberungen fort, verbrannte Twer, ließ alles morden und wurde erſt durch Nowgorod aufgehalten, wo man ſich tapfer rüſtete. Die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe und die rauhe Jahreszeit ſcheinen indeß mehr als die ruſſiſchen Rüſtungen Batu zum Rückzug von hier bewogen zu haben.

Im Jahr 1240 kamen die Mongolen unter Chingiſchans Enkel Mangu wieder und verbrannten diesmal das wiederaufgebaute Kiew zum zweitenmal. Dann kam auch Batu wieder und unternahm den großen Zug in zwei Heertheilen nach Schleſien und Ungarn, wovon ſchon in der deutſchen Geſchichte die Rede war. Aus Deutſchland zurückgewieſen, ließ Batu auch Polen und Ungarn wieder fahren, ſetzte ſich aber in Rußland feſt, 1242. Indem er ſein Zelt am Ufer der Wolga aufſchlug, beſchied er die zitternden Fürſten Rußlands zu ſich und nahm ſie gnädig als tributbare Vaſallen an. Sie mußten ſich gegen ihn nicht nur zu einer Jahresſteuer verpflichten, welche die grauſamen Mongolen ſelbſt vom ruſſiſchen Volk mit der Knute eintrieben, ſondern auch Heeresfolge leiſten, wenn es verlangt wurde. Die griechiſche Kirche in Rußland blieb dabei ungekränkt. Die Mongolen waren grundſätzlich gegen jede Glaubensform tolerant. In der Staatskunſt zeigten ſie ſich den ruſſiſchen Fürſten weit überlegen. Nachdem ſie ſich überzeugt hatten, die Ruſſen ſeyen ihnen ganz ungefährlich, behandelten ſie dieſelben wie eine große Heerde, welche ſie jährlich ausmelkten und abſchoren. Die ruſſiſchen Fürſten aber hatten den Genuß, unter mongoliſchem Schutz zu bleiben, was ſie früher waren, Fürſten und kleine Tyrannen ihres Volks.

Der mit Unrecht vielgeprieſene und ſogar geheiligte Alexander Newski diente allen ruſſiſchen Fürſten zum Muſter, wie ſie den großmächtigen Chan der Mongolen für ſich gewinnen könnten,

wenn ſie nur ihr eigenes Volk zum Vortheil deſſelben knechteten. Er war des Großfürſten Georg Neffe und ſeit 1252 ſelbſt Großfürſt. Als die Nowgoroder den Mongolen keine Steuer zahlen wollten, beſchwor ſie Alexander, es zu thun. Als die mongoliſchen Steuereintreiber in mehreren ruſſiſchen Städten wegen ihres unerhörten Uebermuths erſchlagen wurden, flehte Alexander wieder beim Großchan um Gnade und erhielt ſie, weil er ſich dazu hergab, ein ruſſiſches Heer gegen den deutſchen Orden auszuſchicken, und weil damals die den Mongolen bisher unterworfenen Tataren unter Nogai von ihnen abfielen und ihren eigenen Thron in der Krimm aufſchlugen. Damit die Ruſſen ſich mit den Nogaier Tataren nicht verbänden, war der Chan gegen die erſteren ſo beſonders gnädig. Auf Alexander folgte ſein Bruder Jaroslaw, der den Mongolen eben ſo devot diente, die deutſchen Kaufleute in Nowgorod bedrängte und den Feinden des deutſchen Ordens beitrat. Unter ſeinem Nachfolger Dimitriy mußte ein ruſſiſches Heer den Mongolen bei einem Zug gegen die freien tatariſchen Völker im Kaukaſus beiſtehen, 1278.

Noch unter der Oberhoheit der mongoliſchen Großchane wurde der Patriarchenſtuhl von Kiew nach Wladimir verlegt, 1299, nachdem ſchon 1274 der Patriarch Cyrillus eine neue Kirchenordnung eingeführt hatte. Von einer Erhebung der ruſſiſchen Chriſten gegen die ungläubigen Herrn, wie die in Spanien gegen die Mauren, war nicht die Rede. Willig fügte ſich der Ruſſe unter jeden beliebigen Herrn, wie früher unter die Waräger, ſo jetzt unter die Mongolen. Der ruſſiſche Großfürſt, auf dem Kopf ſtatt der Krone eine Pelzmütze, deren Spitze ein Kreuz trug, kam regelmäßig ins mongoliſche Hoflager, um dem Chan zu huldigen, ſeine Befehle zu vernehmen und an ſein Gericht zu appelliren. Auch die ruſſiſchen Theilfürſten wetteiferten, ſich dem Chan zu Füßen zu werfen, um Privatvortheile davon zu haben. Unaufhörlich verklatſchten ſie einander vor ihm, wie böſe Kinder, und verlangten von ihm, er ſolle die andern beſtrafen. Dann fuhr er zuweilen dazwiſchen und ließ ein Paar Köpfe ſpringen. Fürſt Georg hatte den Vater des Fürſten Dimitriy ermordet, ſich aber beim Chan entſchuldigt; Dimitriy klagte beim

Chan, fand hier den Georg und ſtach ihn auf der Stelle nieder. Der Chan gab ihm recht, meinte aber, es ſchicke ſich nicht, daß der Knecht in Gegenwart des Herrn ſich ſelbſt räche, und ließ ihn köpfen, 1325.

In Twer wurden 1327 alle Mongolen ermordet, weil man beſorgte, ſie ſeyen gekommen, um die ruſſiſchen Fürſten und Bojaren abzuſchlachten. Der Großchan Usbek ſchickte ein Heer zur Rache und alle Einwohner Twers entflohen. Ein Jahr ſpäter aber erhob Usbek den Iwan Danilowitſch zum ruſſiſchen Großfürſten, zum erſtenmal in Moskau, 1328. Der Fürſt Alexander von Twer und ſein Sohn wurden auf dieſes Johann Betrieb von den Mongolen in Stücke gehauen. Ueberhaupt ging die Politik der Großfürſten von Moskau von nun an dahin, die beſondere Gunſt der Chane zu gewinnen und unvermerkt die kleinen Theilfürſten zu beſeitigen. Auch beeilte ſich Iwan ſchon im Beginn ſeiner Regierung, 1328, den Patriarchen wieder von Wladimir hinweg und von nun an nach Moskau zu verſetzen. Sein neuer Patriarch Theognoſt verfaßte eine neue Agende. Damals kam auch das unfern von Moskau gelegene Kloſter des h. Sergius, Troizer Lawra, in große Aufnahme. — Iwans Sohn Simeon durfte 1340 ſchon wagen, ſämmtliche Theilfürſten Rußlands als ſeine Vaſallen zu einem Heereszug gegen das freie Nowgorod aufzubieten. Doch wurde der Friede vermittelt.

Zwölftes Buch.

Das große Mongolenreich des Mittelalters.

1.

China und die Nomaden.

Das chinesische Reich, seit 206 vor Christo unter der Dynastie Han, behauptete seine alte Cultur und entwickelte dieselbe fortwährend trotz der Angriffe, die es immer wiederholt von den benachbarten mongolischen Nomaden zu bestehen hatte, und trotz der häufig höchst elenden Palastregierung der Han. Jene Cultur bewies die höchste Ausdauer gegenüber den wilden Nachbarvölkern, die, nachdem sie ihre Raub- und Mordgier im friedlichen China gesättigt hatten, immer durch die Genüsse der Cultur verführt, selbst Chinesen wurden, — und gegenüber der einheimischen Despotie, deren Zwangssteuern und Hinrichtungen im Ganzen den Bestand der Dinge, Ackerbau, Gewerbe, Handel und Wandel, Schule und Literatur nie auf die Dauer erschüttern konnte. Eine wesentliche Aenderung bewirkte nicht einmal der Buddhismus, der im ersten Jahrhundert nach Christo in China eingeführt wurde. Derselbe war von großer Bedeutung nur für die rohen Mongolen, die noch freien und wilden Nomaden, die durch ihn gesänftigt wurden. Dem zahmen chinesischen Volke sagte nämlich der Buddhismus zu, die Manda-

rinen ſahen aber in deſſen Einführung eine Beeinträchtigung ihrer bisherigen, auf Confutius geſtützten Autorität. Die Kaiſer ſelbſt begünſtigten abwechſelnd die Buddhalehre, weil ſie dem Volk Gehorſam predigte, wandten ſich aber auch wieder der alten Lehre zu, einmal um es mit der Partei des Alten nicht zu verderben, ſodann aber auch, weil die buddhiſtiſchen Prieſter (Lamas) einen höhern Rang anſprachen, als die weltlichen Beamten, und ihren Oberlama, in welchem Gott Buddha ſelbſt wiedergeboren ſeyn ſollte, über den Kaiſer ſelbſt ſetzten.

Die chineſiſchen Annaliſten erzählen ſehr ausführlich das Leben und die Regierung der Hankaiſer, allein es iſt widrig, ſich durch die Haremsintriguen hindurchzuwinden, von denen ſie ganz erfüllt ſind. Damit wechſeln nur Empörungen der Unterthanen gegen ſchlechte Kaiſer oder Miniſter, Streitigkeiten wegen des Buddhismus und Kriege mit den Barbaren ab. Wir wollen nur einige charakteriſtiſche Züge ausheben, die in die Eigenthümlichkeit der chineſiſchen Zuſtände jener Zeit ein helles Schlaglicht werfen.

Unter dem Kaiſer Kanwu im Anfang unſerer Zeitrechnung verheerten das Reich „die rothen Augenbrauen", ein zahlreiches Raubgeſindel, welches ſich die Brauen feuerroth malte. Unter dem Kaiſer Hati ſtahl eine der vielen kaiſerlichen Frauen der andern ihr Kind und gab es für das ihrige aus, um als Kaiſerin Mutter in deſſen Namen regieren zu können. Unter dem Kaiſer Huenti ſtarb ein habgieriger Miniſter, deſſen Hinterlaſſenſchaft, eine halbe Milliarde an Werth, den Armen vertheilt wurde. Dieſer Kaiſer hatte 1000 Weiber in ſeinem Harem und 10,000 Pferde in ſeinem Stall. Die Weiber wurden von Eunuchen gehütet und dieſe letztern erlangten durch die Weiber die Herrſchaft über die ſchwachen Kaiſer. Man rechtfertigte die Eunuchenwirthſchaft damit, daß es der Dynaſtie zum Vortheil gereiche, wenn ihre Räthe und höchſten Beamten eine erbliche Ariſtokratie nicht gründen konnten. Man wollte geradezu das Syſtem des prieſterlichen Cölibats auf die weltlichen Beamten ausdehnen. — Unter dem Kaiſer Lingti ſchwangen ſich drei Brüder, Aerzte, die bei Ausbruch einer großen Peſt

allein die Kranken heilten, zu den höchſten Würden empor und einer war nahe daran, ſich auf den Thron zu ſchwingen. Des Kaiſers Nachfolger wurde von den Eunuchen ermordet, weil ſeine Mutter ihre Feindin geworden war. Ein Feldherr, Tongtſho, bemächtigte ſich des Thrones, übte aber ſolche Tyrannei, daß das Volk aufſtand und ſeinen fetten Leib mit einem Docht verſehen als eine Kerze anzündete. Aber ein anderer Empörer, Tſaotſao, hatte beſſeres Glück, bis auch er im Wahnſinn ſtarb, weil er ſich von den blutigen Schatten der Kaiſerin und des Kronprinzen, die er hatte umbringen laſſen, unaufhörlich verfolgt ſah. Dann zerfiel das Reich in drei ſelbſtändige Theile. Damit endete die Han-Dynaſtie.

Mit dem Jahre 263 nach Chriſto begann die neue Tſin-Dynaſtie, die aber in die alten Laſter fiel. Kaiſer Sunhao hielt 11,000 Weiber. Bald nachher erhoben ſich die Hunnen, die ſpäter unter Attila nach Europa kamen, und ihr Chan bedrängte China dergeſtalt, daß Kaiſer Minti ſich ihm unterwarf und ihm wie ein Sklave den Sonnenſchirm hielt. Minti wurde nachher umgebracht und der ganze Norden von den freien Horden überſchwemmt; da ſich dieſelben gegenſeitig befehdeten, konnte ſich die Dynaſtie im Süden Chinas behaupten, litt aber Noth durch Seeräuber, die jetzt zum erſtenmal eine Rolle zu ſpielen anfingen, und ging im Jahr 420 zu Grunde. Ihr folgte die neue Song-Dynaſtie, geſtiftet durch einen armen aber trefflichen Jüngling, Tieu-ju, der ſeine alte, an das Elend gewohnte Amme, die ihn in der Jugend gepflegt hatte, dankbar zur Kaiſerin Mutter erhob. Allein auch dieſe Dynaſtie entartete bald. Kaiſer Wenti wurde von ſeinem Sohn Wuti ermordet, dieſer letztere aber zur Strafe mit allen ſeinen Kindern im Angeſicht des Heeres enthauptet. Kaiſer Fiti ergötzte ſich an den äußerſten Schamloſigkeiten und ermordete ein unſchuldiges Mädchen, das ſich dazu nicht hergeben wollte. Nachher erſchien ihm der Geiſt derſelben und kündigte ihm ſeinen nahen Tod an. Dann ließ er alle Weiſen von der Partei des Confutius kommen, die ſollten „den böſen Geiſt aus dem Harem austreiben.“ Aber noch während dieſer

Verſuche ſtieß ihn ein Eunuch nieder. Noch bübiſcher benahm ſich der junge Kaiſer Lieuju, als er aber einmal ſeinem Lehrer, dem tapfern Feldherrn Siaotaotſhing, im Schlaf einen Ring auf den Bauch malte und einen Pfeil hineinſchießen wollte, was glücklich verhindert wurde, ruhte der alte General nicht, bis er den kaiſerlichen Buben und ſein ganzes Geſchlecht vertilgt hatte, 479.

Nun folgten die Tſi und im J. 502 die Leang als neues Kaiſergeſchlecht. Der Norden Chinas gehorchte der mongoliſchen Dynaſtie Wei, während das große Reich Attilas im Weſten wieder auseinander fiel. Die Leang im Süden ſind nur merkwürdig durch ihre Beziehungen zu den Glaubensparteien. Kaiſer Wuti ſchwärmte für den Confutius, fand aber, nachdem er ſeine Lehre gründlich durchſtudirt hatte, dieſelbe ungenügend und ging in ein Kloſter der Buddhiſten. Gleichzeitig ſchwärmte die Kaiſerin Hu im Staate der Wei für Buddha und brachte den Cultus deſſelben im Norden Chinas in Schwung. Auch ſie endete in einem Kloſter. Im J. 556 hörte die Dynaſtie der Leang auf und folgte die der Tſchin, denen aber ſchon 588 die Sui folgten. Ein Kaiſer dieſes letzteren Geſchlechts, Jang-ti, unterwarf im Süden das Reich Birma und im Norden Korea, war jedoch ein ſehr üppiger Herr und machte große Rundreiſen durch das Land in Geſellſchaft von tauſend berittenen Damen, die auf muſikaliſchen Inſtrumenten ſpielten und ſein Lob ſangen. Im J. 618 begann die Dynaſtie Tang. Erſt in dieſem Geſchlecht zeigte ſich eine Neigung, den Harem, den eigentlichen Krebsſchaden aller früheren Dynaſtien, auszurotten. Kaiſer Taitſong jagte den ganzen Schwarm von Weibern aus dem Palaſte und lebte mit einer einzigen rechtmäßigen Frau. Auch gab derſelbe weiſe Geſetze, dem ganzen Reiche eine neue Organiſation, eine beſſeres Steuerkataſter, reformirte den Beamtenſtand und pflegte die Wiſſenſchaften und Künſte. Er ſelbſt ſchrieb Bücher und nun wollte alles ſchreiben und nie waren in China mehr Pinſel in Bewegung, als unter ihm, denn auch das Gute entgeht der Uebertreibung und Karikirung nicht.

Sein Sohn und Nachfolger Kao-tſong hatte das Unglück, ſich

in eine Nonne, die ſchöne Vou-chi oder Wu-heu, zu verlieben. Er entführte ſie aus dem Kloſter. Sie war aber unter dem Schein der Demuth das ehrgeizigſte Weib, wollte allein herrſchen und die ganze Dynaſtie ausrotten. Zwei andern Frauen des Kaiſers, die um ihretwillen verſtoßen wurden, ließ ſie Hände und Füße und endlich den Kopf abhauen, wurde von deren Geſpenſtern aber dermaßen verfolgt, daß ſie nirgends Ruhe hatte und täglich ihre Wohnung änderte. Um den Thron ihrem Bruder zu verſchaffen, tödtete ſie ihren eigenen älteſten Sohn und verſtieß, nach des Kaiſers Tode, die andern Prinzen des Hauſes. Sie empörten ſich, wurden aber in einer Schlacht überwunden und Wu-heu empfing ihre abgeſchlagenen Köpfe. Sie nahm nun den Titel einer „Tochter des Buddha" an, als wäre ſie ein weiblicher Dalai-Lama, wählte ſich aber einen jungen Bonzen zum Liebhaber aus. Sie herrſchte wirklich unangefochten bis in ihr 81. Jahr und würde vielleicht noch länger gelebt haben, wenn ſie nicht durch einen allgemeinen Aufſtand zur Abdankung gezwungen worden wäre, die ihr gekränkter Stolz nicht überlebte.

Nach dieſer Unterbrechung kam wieder ein Tangprinz auf den Thron. Man bemerkte bei den nachfolgenden Kaiſern einen ſeltſamen Hang, ihr irdiſches Glück verewigen zu wollen. Hient-ſong verlangte vom geſammten Pinſelwalde ſeines Reiches, d. h. von allen Weiſen und Schriftgelehrten, ſie ſollten ihm das Leben verlängern, ihn unſterblich machen. Der Trank aber, den ſie ihm zu dieſem Behufe kochten, führte ſeinen ſchnellen Tod herbei, 820. Auch der Kaiſer Wut-ſong befand ſich ſo wohl auf ſeinem Throne, daß er gern ewig ſo fortgelebt hätte. Die Unſterblichkeitslehre der Buddhiſten konnte ihm nicht zuſagen, weil ſie das Seligwerden zu vielen Bedingungen und Uebergangsſtufen unterwarf. Er war alſo den Buddhiſten nicht gewogen, zog 4600 Tempel und Klöſter derſelben ein und vertrieb 260,000 ihrer Mönche und Nonnen. Aber die Anhänger des Confutius, denen er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, kochten ihm einen Unſterblichkeitstrank, an dem er ſich todtſiechte, 846. Sein Nachfolger Siuent-ſong litt an der nämlichen Ewigkeitsſucht, hatte aber kein Vertrauen mehr zum akademiſchen Pinſelwalde und

baute wieder mehr auf die Buddhiſten, von deren weiſen Büßern und Einſiedlern er vernahm, daß ſie alles Zaubers mächtig ſeyen. Einen ſolchen nun, einen uralten Greis aus dem Gebirge, ließ er ſich kommen und verlangte von ihm den Trank der Unſterblichkeit. Da miſchte ihm dieſer einen Trank, der Kaiſer koſtete davon, fiel um und war todt.

Am Ende des 9. Jahrhunderts wurde die Ariſtokratie der Eunuchen am Hofe ſo frech, daß der Kaiſer, Tſchaot-ſong, ſelbſt nur ihre Puppe ſeyn ſollte. Er wagte, ſich gegen ſie zu empören und einen nieder zu ſtoßen, wurde aber von ihnen überwältigt und eingeſperrt. Zwar befreite man ihn wieder und Tſchu-wen, ſein Feldherr, rottete alle Eunuchen aus, dieſer Feldherr aber ermordete auch den Kaiſer ſelbſt und rottete die ganze Tang-Dynaſtie aus, 903. Nun folgten ſich mehrere unhaltbare Dynaſtien, während das früher China unterworfene mongoliſche Volk der Khitan eine unabhängige und mächtige Dynaſtie gründete. Erſt im Jahr 967 einigten ſich die Chineſen wieder unter dem einſichtsvollen und thatkräftigen Tait-tſu, der die neue Song-Dynaſtie gründete. Er hielt den Khitan die Wage. Aber ſchon ſein Sohn Tſchint-ſang war wieder ſchwach. Er hatte Viſionen und behauptete, ein gelbes Buch voll moraliſcher Lehren ſey vom Himmel gefallen. Da äffte ihn wieder der ganze Pinſelwald nach und China wurde mit einem Regen von Büchern überſchwemmt, die alle ſollten vom Himmel gefallen ſeyn. Dieſer Kaiſer hatte auch wieder große Luſt, ewig fortzuleben, und die wichtige Frage, wie ihm dies zu ermöglichen ſey, wurde in einer Verſammlung von 13,000 Prieſtern öffentlich verhandelt, ohne daß dadurch das Ende ſeines Lebens, welches im J. 1022 erfolgte, aufgehalten worden wäre.

Der Kaiſer Hoeit-ſong baute ſich einen parabieſiſchen Landſitz, einen Palaſt vom koſtbarſten Material, umgeben von den herrlichſten Gärten, Seen, Felſen und Wäldern, aber er ſollte ſich derſelben nicht erfreuen, denn im Norden war durch den klugen Akuta, das Haupt einer mongoliſchen Horde, das neue Reich der Kin gegründet worden, dem das Reich der Khitan, dann aber auch Hoeit-ſong

unterlag, 1125. Nur im Süden behaupteten sich die Song in der Hauptstadt Nanking, während das Reich der Kin im Norden Jenking (das nachherige Peking) zur Hauptstadt erhielt.

2.

Chingischan.

Das zahlreiche Volk der Mongolen lebte in Horden zerstreut auf den grasreichen Hochflächen des mittleren und nördlichen Asien, wie noch heute, zum Theil dem chinesischen Culturstaat unterworfen, zum Theil frei. Es hatte einmal im 5. Jahrhundert nach Christo unter Attila ein ungeheures Reich gegründet, welches aber wieder auseinandergefallen war. Die Mongolen hatten sich wieder in einzelnen Horden zerstreut und lebten in der alten Heimath und in der alten Weise, als ob sie niemals eine große Rolle in der Weltgeschichte gespielt hätten. Da auf einmal im Beginn des 13. Jahrhunderts wehte es wieder wie ein Sturmwind über die Steppe und ballte die zerstreuten Horden in eine ungeheure Heeresmasse zusammen.

In der Horde der Köke Mogul oder blauen Mongolen, von welcher die neue große Bewegung ausging, lebte die Erinnerung einer frühern durch ein großes Unglück verloren gegangenen Macht. Der tatarische Fürst Abul Gasi berichtet davon, die Mongolen seyen einst unter Oguz Chan überaus mächtig gewesen und hätten in Herrlichkeit gelebt, aber durch Theilungen seyen sie geschwächt und endlich von den Chinesen besiegt worden. Nach einer mörderischen Schlacht seyen die Reste der Horde in die Gebirge geflohen, hier aber in einem Thal rings von Felsen eingeschlossen worden und 400 Jahre lang so von aller übrigen Welt abgesperrt geblieben, bis ein kluger Schmidt im Berge Eisen entdeckt und dasselbe durch brennendes Holz so lange geschmolzen habe, bis der Berg durchbrochen war und die Horde nunmehr wieder in's Freie gelangte. Zum Andenken dieser Selbstbefreiung feiern die Mongolen jährlich ein großes Fest, zünden

Holz an und ſchmelzen Eiſen darin und der Chan thut auf das glühende Eiſen den erſten Hammerſchlag. — Nach einer andern Tradition war der Stammvater der blauen Mongolen und ihrer Chane ein blauer Wolf. Jedenfalls weiſt die Erinnerung der Horde auf ein Gebirge, nicht auf eine ebne Steppe als ihre Heimath hin.

Im Jahr 1162 wurde in dieſer Horde im Gebirge Kentri an den Quellen des Kerlen, der in den großen Strom Amur hinabfließt, dem damals noch unbedeutenden Chan ein Sohn Namens Temudſchin geboren, der die rechte Hand voll geronnenen Blutes hatte, woraus man ſchloß, er werde ein großer Blutvergießer werden. Auch zeichnete er ſich ſchon in der Jugend durch ſeine Kühnheit auf den Jagden aus und hieß deshalb der Waldprinz. Später, als er die erſten Kriegsthaten verrichtet und Nachbarhorden unterworfen hatte, nannte man ihn Chingiſchan, d. h. den Gewaltigen. Sein Feldzeichen war der prächtig weiße Pferdeſchweif des Yak, eines in den Gebirgen Hochaſiens heimiſchen Thieres, welches halb Stier, halb Pferd iſt. Seine Mongolen ſind daher als ein kräftiges Bergvolk anzuſehen, welches ſich allmählig aus Gebirg und Wald in die Hochebene der Steppe herunterzog und die ſtammverwandten Nomaden unterwarf.

Das Tiefland von China erſtreckt ſich in eine weitgedehnte Ebene, nicht ſehr hoch über dem Meer erhaben, bis zu der ungeheuren Bergwand, in welche die Hochebene der Wüſte Gobi ſteil abfällt. Weit hinter jener Hochebene im Norden dehnen ſich dann die noch höheren Gebirge aus, die in einer langen Kette zwiſchen China und Sibirien hinlaufen, weſtlicher der Altai, öſtlicher das dauriſche Bergland. Zwiſchen beiden und zugleich zwiſchen den Flußgebieten des Irtiſch und des Amur war die Heimath Chingiſchans. Von ihr aus ſtanden ihm zwei Wege offen, der eine nach Oſten in das reiche chineſiſche Tiefland, der andre nach Weſten um die Wüſte Gobi weſtwärts herum nach Perſien und Rußland.

Chingiſchan begann ungefähr um das Jahr 1200 ſeine Eroberungen. Seine Horde war noch wenig zahlreich und ſehr arm. Die Mongolen ſelbſt erzählen, wie ſie „aus der Wüſte der Armuth“

gekommen seyen, wie sie sich in schlechte Hundsfelle gekleidet und, um ihren Hunger zu stillen, allerlei ekelhafte Thiere hätten essen müssen. Ihr uraltes Lieblingsgetränk war, wie noch heute, der Kumis, gegohrene Pferdemilch. Ihr Schmutz überschritt alle Begriffe, denn sie wuschen nie, weder sich selbst, noch ihre Kleider. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß sie diese häßliche Sitte schon angenommen haben sollten, als sie noch in den immer wasserreichen Gebirgen lebten. Die Sitte findet ihre Erklärung und Entschuldigung einzig im Wassermangel der steinreichen und ebenen Wüste Gobi. Dort mußten die nomadisirenden Hirten ihren kleinen Wasservorrath zu Rathe halten und durften sich aus Sparsamkeit nicht waschen, noch viel weniger das zum Durstlöschen so nöthige Wasser durch Baden verunreinigen. Daher unter ihnen der Glaube herrscht, wer sich bade, der ziehe dadurch den rächenden Blitz vom Himmel herab.

Chingischan benutzte mit überlegenem Geiste die Zwistigkeiten unter den Nachbarhorden, um sich eine nach der andern tributbar zu machen, und sein Kriegsglück lockte viele Raublustige unter seine Fahnen. Wie grausam er verfuhr, erhellt aus der Nachricht, daß er die Gefangenen vom Stamme der Woidschuk in siebzig großen Kesseln lebendig habe sieden lassen. Als er hundert Horden vereinigt hatte, und als Chachan, Großchan oder Oberkönig auftrat, dachte er auf größere Unternehmungen und wandte sich zuerst nach dem ihm am nächsten gelegenen und unermeßlich reichen China. Seine Horde war dem chinesischen Nordreich der Kin tributbar gewesen. Jetzt verweigerte der stolze Großchan den Tribut, rechnete auf die Spaltung China's in zwei Reiche und auf die Verweichlichung des Volkes daselbst, begann seinen chinesischen Eroberungskrieg i. J. 1210 und brauchte nur sieben Jahre, um das nördliche Reich zu unterwerfen. Dabei half ihm das den Chinesen vorher unterworfen gewesene Volk der Khitan, das jetzt von ihnen abfiel und sich dem Chingischan anschloß. Dieser übte hier wieder unerhörte Grausamkeiten durch Niedermetzeln von vielen tausend und hunderttausenden. Die Hauptstadt Jenking hielt sich lange, er bezwang sie endlich durch eine große Mine, mittelst welcher er in die Stadt drang, und steckte die letztere

in Brand. Das zweite chineſiſche Reich im Süden blieb damals noch verſchont.

Hierauf wandte ſich der große Eroberer weſtwärts und unterwarf ſich die edeln türkiſchen Stämme, die ihn noch von der muhamedaniſchen Welt im Süden trennten. Auch hier errang er ſeine Erfolge dadurch, daß er mit ein paarmal hunderttauſend Reitern auf einmal wie eine ungeheure Gewitterwolke daherkam, ſeine Feinde aber uneins, zerſtreut, zuweilen gegen einander ſelbſt Verräther waren. So riß er die türkiſchen Nomadenſtämme, von denen die Gründer der neuen muhamedaniſchen Reiche im Süden ausgegangen waren, alle nach einander mit ſich fort. Den größten Ruhm unter ihnen hatte ſich Turkan-Chatum, die Tochter des Chans der Kankali-Türken, erworben, die mit Takaſch, dem Chowaresmier, vermählt war, als Amazone weitum Eroberungen machte und ſich „Beſchützerin der Welt und Königin der Weiber des Weltalls“ nannte. Ihr Gatte Takaſch ſtammte von Anuſchtekin ab, der als turkomanniſcher Sklave am Hofe der Seldſchukenſultane ſich hervorgethan und die Verwaltung der Provinz Chowaresmien (zwiſchen dem kaſpiſchen, dem Aralſee und dem Fluß Dſchihun, das jetzige Chiwa) erhalten hatte. Schon deſſen Enkel Akſitz machte ſich unabhängig und des Akſitz Sohn, Il Arslan, begann zu erobern. Die größten Eroberungen machte ſodann Muhamed II., der 25 gefangene Prinzen, Pauken ſchlagend, vor ſich hergehen ließ. Er unterwarf ſich auch den ſchwachen Chalifen von Bagdad, nachdem er von dort die Seldſchuken verdrängt hatte. Er beherrſchte Perſien, Choraſan, Afghaniſtan und die Bucharei. Seine Dynaſtie hatte die barbariſche Wildheit des Türkenthums längſt abgelegt und begünſtigte auf's eifrigſte die Wiſſenſchaften und Künſte. Auf Muhamed II. folgte deſſen Sohn Muhamed III. Mankburi. Wenn dieſer und die Türkenſtämme im Norden ſich zu rechter Zeit vereinigt hätten, würden ſie den Mongolenſturm wohl haben aushalten können. Aber Muhamed verſäumte, den Khitan gegen die Mongolen beizuſtehen und als jene dieſen unterworfen waren, kam die Reue zu ſpät. Auch ſchwächte ſich Muhamed durch einen gerade jetzt unnützen Glaubenskrieg, denn er wollte ſtatt des ſunnitiſchen

Chalifen in Bagdad durchaus einen schiitischen einsetzen und über diesem Kirchenstreite vergaß man so sehr die beiden Secten gemeinsam von den Mongolen drohende Gefahr, daß der Abasside in Bagdad sogar Chingischan um Hülfe gegen Muhamed anging.

Chingischan brach im J. 1219 mit seinen Söhnen gegen Chowaresmien auf. Während sein Sohn Oktai an den Tschihun zog, rückte er selbst in die Bucharei. Muhamed zog ihm zwar mit einem Heere entgegen, überzeugte sich aber bald nicht nur von der ungeheuern Stärke, sondern auch von der strategischen Ueberlegenheit des Feindes, dessen schnelle und meisterhaft dirigirte Märsche alle seine Berechnungen täuschten. Er wagte daher nicht mehr, das offene Feld zu halten, sondern verließ sich auf die Größe und gute Befestigung seiner Städte. Chingischan aber zeigte sich in der Belagerungskunst nicht unbewandert, denn er brachte aus China geschickte Maschinisten mit. Die ansehnlichsten Städte im Reiche Muhameds waren damals Samarcand und Bochara, von denen jede über eine halbe Million Einwohner zählte, durch Handel blühte und durch prächtige Moscheen, Paläste, Schulen, Bibliotheken, Bäder ꝛc. berühmt war. Aber mit welcher Tapferkeit der Verzweiflung sich auch die Einwohner wehrten, sie unterlagen der Uebermacht der Mongolen und wurden alle ohne Unterschied des Alters und Geschlechts umgebracht, die Städte selbst gänzlich zerstört. Dasselbe Schicksal erlitten alle andern Städte. Nur nützliche Künstler und Handwerker verschonte der Sieger und wählte 100,000 derselben zu seinem Gebrauch aus. Muhamed brachte seine Familie und seine Schätze in eine feste Burg und rettete sich selbst über das kaspische Meer nach dem Kaukasus. Aber die Burg wurde erobert, seine Söhne abgeschlachtet, seine Töchter als Sklavinnen unter die Sieger vertheilt. Als er es hörte, starb er vor Kummer, 1221. Dschelaleddin Mankburi, sein ältester Sohn, erfocht einen Sieg über die Mongolen, wurde aber von den türkischen Bundesgenossen, die er schon geworben hatte, aus Geiz, weil er ihre Forderungen nicht befriedigen konnte, verlassen, verlor eine zweite Schlacht und rettete sich nach Indien. Chingischan selbst verfolgte ihn und holte ihn mit der

Blitzesschnelligkeit seiner Rosse am Ufer des Indus ein. Da warf Dschelaleddin noch schnell alle seine Schätze ins Wasser und schwamm selber hindurch, so daß der Sieger seine Kühnheit bewunderte und den Seinen befahl, ihn nicht weiter zu verfolgen. Alles Land aber diesseits des Indus fiel in die Gewalt der Mongolen, die es in ihrer Weise aufs gräßlichste verheerten. Als sie Nischapur, die große Hauptstadt von Khariśm, zerstörten und alle Einwohner umbrachten, thürmten sie abgesondert die sämmtlichen abgeschlagenen Köpfe der Frauen zu einer hohen Pyramide auf. Auch die großen Städte Herat, Bamian, Balk und alle andern wurden in dieser Weise zerstört und ausgemordet. Viele Millionen Menschen kamen um. Dschelaleddin sammelte ein Heer in Indien, konnte aber die indischen Fürsten nicht vereinigen und unterlag in einem letzten Kampfe. Er soll auf der Flucht durch einen Verräther den Tod gefunden haben. Jetzt hörte aller Widerstand auf, in dem verödeten Lande aber ließ Chingischan ungeheure Jagden veranstalten. Die Jagd ist nie und nirgends so großartig getrieben worden, wie von den Mongolen. Das große Jagdfest am Dschihun wurde vom gesammten Heere Chingischans bezogen und auf einem weiten Umkreis der Länder wurde alles Wild in immer engere Kreise zusammengetrieben, bis der Großchan und sein Gefolge es mit Bequemlichkeit tödten konnten, 1221.

Die nächste Unternehmung der Mongolen war gegen Rußland gerichtet und wir haben ihren Erfolg schon kennen gelernt. Wäre Chingischan länger am Leben geblieben, so würde er vielleicht die westliche Eroberung noch glänzender durchgeführt haben. Er starb aber 1227. Die buddhistischen Priester berechneten nach ihrem Kalender, in welchem die Monate durch Thiere bezeichnet sind, daß er im Jahre des Schweins geboren, zum Fürsten erhoben und gestorben sey, totus erat sus. Die charakteristische Verachtung des Menschenlebens, die man in der mongolischen Race wahrnimmt, hat in ihm culminirt. Aber er war ein großer Herrscher und verstand, die Menschen in Masse zu bändigen. Sein Gesetzbuch „Jasa" prägt blinden Gehorsam ein, so daß er seinen Mongolen

kaum weniger zumuthete, als der Alte vom Berge den Aſſaſinen, aber zugleich erſcheint dieſes Geſetzbuch als das vollkommenſte Gegentheil des moſaiſchen Geſetzbuchs und des Koran, denn in der Jaſa gilt alles als rein, was in jenen als unrein gilt, und die Jaſa verbietet eben ſo beſtimmt jede Waſchung, als der Koran ſie befiehlt.

3.

Kublai Chan.

Oktai, Chingiſchans Sohn, wurde ſein Nachfolger. Neben ihm aber behauptete Chingiſchans Neffe Batu, der Eroberer des Weſtens, der ſich in Kiptſchak, dem weiten Lande zwiſchen Taik, Wolga, Don und Dniepr niedergelaſſen hatte, eine ehrenvolle und faſt unabhängige Stellung. Oktai vollendete die Eroberung des nördlichen China, indem er den letzten Kaiſer der Kin, Ninkiaſſu, der noch auf Wiedereroberung ſeines Reichs gehofft hatte, dahin brachte, ſich ſelbſt zu erhängen, 1234. Nun ließ ſich Oktai in dem reichen Tiefland nieder und begann chineſiſche Sitten anzunehmen, ſtarb aber, als er ſich auf einer großen Jagd im Gebirge zu ſehr anſtrengte, 1246.

Unterdeß machte Batu ſeine verheerenden Einfälle in Rußland, Polen und Ungarn. Daß er die Abſicht hatte, ganz Europa zu unterwerfen, erhellt aus der Botſchaft, die er dem Kaiſer Friedrich II. ſandte und durch die er denſelben auffordern ließ, dem Großchan zu huldigen. Friedrich antwortete ironiſch, er verſtehe ſich gut auf die Falkenjagd und wolle des Großchans Falkner werden.

Auf Oktai folgte deſſen Sohn Kujuk nur kurze Zeit, dann Mengku, ein Neffe Oktais. Es gab jetzt zum erſtenmal unter den ſonſt ſehr einig handelnden Gliedern der herrſchenden Familie einen Thronſtreit. Die Wittwe Kujuks und ihr Anhang, ſo wie der Oberrichter Nujan verſchworen ſich gegen Mengku, wurden aber ergriffen, die Weiber in Filz gewickelt und erſäuft, die Prinzen in Teppiche gewickelt und zu Tode gerollt, die Nujaner durch Steine

erſtickt, die man ihnen in den Mund ſtopfte. Damals ſchickte der h. Ludwig von Frankreich einen niederländiſchen Mönch Ruisbroek (franzöſ. Rubruquis) an Batu, um ihn zu bekehren. Batu ſchickte ihn weiter an den Großchan Mengku, der ihn freundlich behandelte und ihn in ſeiner Gegenwart mit muhamedaniſchen und buddhiſtiſchen Prieſtern über die wahre Religion diſputiren ließ, tolerant gegen alle, aber ohne ſich für eine zu entſcheiden. Eben ſo günſtig wurde der König Haiton von Armenien aufgenommen, der ſich und ſein Land den Mongolen unterwarf.

Dem Mengku folgte 1259 ſein großer Bruder Kublai, der das Reich noch weiter ausdehnte, denn er ließ jetzt auch noch das ſüdliche China durch ſeinen ſchrecklichen Feldherrn Pejen erobern. Nanking fiel. Der letzte Kaiſer, ein junger Knabe Tiping, wurde vom letzten Helden Chinas, Tſchang-tſchi-kin, beſchützt und als keine Rettung vor der Uebermacht der Mongolen mehr möglich war, ſtürzte ſich der Held, das kaiſerliche Kind in den Armen, mit den Worten „beſſer als Kaiſer ſterben, denn als Sklave leben!“ ins Meer und hunderttauſend der Dynaſtie Song treu gebliebene Chineſen folgten dieſem ruhmvollen Beiſpiel, 1279. Kublai hatte anfangs im Sinne gehabt, den ganzen Norden Chinas zu entvölkern, alle Städte, Dörfer und Felder daſelbſt zu vernichten und ein Steppenland daraus zu machen, auf dem ſeine Mongolen ihre Pferde weiden könnten. Jetzt aber überwältigte und verführte ihn der Anblick der reichen Städte und des fruchtbaren Landes. Er ließ die alte Cultur Chinas beſtehen und wurde ſomit, ohne es zu wollen, ſelbſt ein Chineſe. Denn ob er gleich noch viel von den alten Sitten der Steppenlande beibehielt, konnte doch weder er, noch konnten ſeine Großen lange dem Zauber der Civiliſation widerſtehen. Mit ihm begann eine neue chineſiſche Dynaſtie, der wieder ganz China unterworfen war, die Dynaſtie Yuen.

Die alte mongoliſche Sitte wurde noch bewahrt im Ceremoniel der Thronbeſteigung. Der Großchan wurde auf einen goldenen Stuhl geſetzt, dann aber auf eine rauhe Filzdecke und ihm bedeutet, wenn er nicht gut regiere, werde er abgeſetzt werden. Den Som-

mer über hielt ſich der Großchan noch immer in der Steppe in einem Hof- und Jagdlager auf, unter einem ungeheuren, inwendig prächtig vergoldeten Zelte, welches tauſend Menſchen faſſen konnte. Aber auch ſeine neue Reſidenz Peking (das zerſtörte, aber wiederaufgebaute Jenking) hatte, wenn auch eine große Stadt, doch immer noch das Ausſehen eines Lagers in der Steppe. Die Quartiere waren darin ganz ſo vertheilt, wie im Lager, und Mongolen und Chineſen wohnten darin von einander getrennt. Eben ſo die Confeſſionen. Neben den verſchiedenen Heidentempeln ſah man hier zwei Moſcheen und eine chriſtliche Kirche der Neſtorianer. An den vier Ecken der Stadt waren große Marktplätze zum Verkauf der Schafe, Ziegen, Rinder und Pferde. Der kaiſerliche Palaſt war ungeheuer ausgedehnt und die kunſtreichen Chineſen mußten ihn aufs koſtbarſte ausſchmücken. Daneben die Paläſte und Höfe der kaiſerlichen Frauen. Zum Hofſtaate jeder der vier rechtmäßigen Frauen gehörten 10,000 Diener und Dienerinnen. Außerdem hatte der Großchan eine beliebige Zahl von Kebsweibern, von ihm aus den ſchönſten Jungfrauen ausgewählt, die man ihm aus der Provinz Ungut einliefern mußte. Neben Peking ließ er einen etwa hundert Fuß hohen ſ. g. grünen Berg aufwerfen und mit den ſchönſten Bäumen bepflanzen, die Grube, aus der das Erdreich genommen war, in einen anmuthigen See umwandeln und reizende Gärten anlegen. Eben ſo großartig waren ſeine Jagden. Die edelſte Art zu jagen, wobei auch die Damen ſich betheiligten, war die mit Falken, eine uralte Sitte der Steppe. Aus der Steppe ſtammte auch das große jährliche Opfer, welches der Großchan verrichtete, indem er die Milch geheiligter weißer Stuten nach allen Winden den Elementen ausſtreute. Endlich auch das grauſame Ceremoniel der Beſtattung. Wenn der Großchan geſtorben war, wurden ihm nicht nur viele ſeiner Diener ins Grab mitgegeben, ſondern auch auf dem Zug zum Grabe durch mongoliſche Reiter alle Menſchen unterwegs getödtet mit den Worten: „Geht in die andere Welt und dient euerm Herrn.“ Marco Polo erzählt, daß bei Mengkus Leichenzug an 10,000 Menſchen getödtet worden ſeyen.

Die raſchen Poſten zu Pferde waren ſchon von Chingiſchan eingeführt worden, um ſchnell durchs ganze Reich Nachrichten zu verbreiten. Dagegen war das Papiergeld, deſſen ſich Kublai bediente, eine neue chineſiſche Einrichtung. Von den Chineſen waren auch die Kanonen entlehnt, deren ſich die Mongolen damals in ihren Kriegen bedienten. Sie kannten das Schießpulver, und ſchoſſen Feuerpfeile, auch Steine aus Röhren.

Kublai wollte auch Japan erobern und rüſtete eine ungeheure Flotte aus. Dieſelbe landete auch in Japan, aber die Grauſamkeit der mongoliſchen Truppen reizte die Japaner zur Wuth. Ein Sturm zerſtörte die ganze Flotte und die Mannſchaft am Lande wurde nun leicht von den Japanern überwältigt, alle Mongolen getödtet, nur den Chineſen das Leben geſchenkt. Der Befreiungstag wird noch jetzt in Japan gefeiert. Dagegen unterwarfen ſich die Mongolen die Halbinſel Korea. Auch nach Cochinchina ſchickte Kublai ein Heer, um es zu erobern, welches aber in dem heißen Klima tödtlichen Fiebern erlag und wovon nur ein kleiner Reſt zurückkam. Glücklicher war ein anderes Heer in Birma. Dieſes Land wurde nach Eroberung der Hauptſtadt dem großen Mongolenreiche einverleibt. Wie weit Kublais Eroberungspläne gingen, erhellt daraus, daß er eine Flotte mit 30,000 Mann nach der Inſel Java ſchickte. Der indiſche Rajah daſelbſt erbot ſich ſogleich zur Huldigung und bat die Mongolen nur, ihm gegen einen Nachbarfürſten beizuſtehen. Das thaten ſie und ſiegten in einer blutigen Schlacht, erlitten aber ſo viel Verluſt und waren ſo ſehr geſchwächt, daß der treuloſe Rajah, ihr Bundesgenoſſe, jetzt über ſie herfiel, viele ihrer Schiffe wegnahm und den Reſt verjagte. Gleichwohl prunkte Kublai an ſeinem Hofe mit ſchwarzen Geſandten aus Indien und zwerghaften Samojeden, welche aus dem tiefſten Süden und aus dem höchſten Norden von Aſien ſeine Gnade anzuflehen kamen.

Kublai hatte auch mit Empörungen zu kämpfen. In China erhob die Partei der Song wieder die Fahne, wurde aber bald niedergeworfen. Gefährlicher war ein mongoliſcher Aufſtand unter Najan, dem Oheim Kublais, allein auch er wurde beſiegt. Die Schlacht

iſt von Marco Polo, der dabei zugegen war, beſchrieben worden. Najan wurde in einen Teppich gewickelt und todt gerollt. Nach dem Aberglauben der Mongolen ſollten nämlich Luft und Sonne nicht wiſſen, daß ein Nachkomme Chingiſchans hingerichtet würde, und deswegen wurde der Körper verhüllt und kein Blut vergoſſen. — Ohne Zweifel hing die große Maßregel, welche Kublai traf, indem er die Hierarchie der Buddhiſten innerhalb ſeines weiten Reichs organiſirte und ihren Papſt oder incarnirten Gott als Dalai-Lama in Tibet einſetzte, mit der Politik zuſammen, die er gegen die wilden Mongolen einzuhalten für nöthig fand. Nichts war geeigneter, das Volk zu zähmen, ſeine Leidenſchaft zu mäßigen und ſeinen Empörungen vorzubeugen, als der Buddhismus. Vielleicht ſchuf Kublai den geiſtlichen Centralpunkt in Tibet, als ungefähr in der Mitte zwiſchen ſeiner Reſidenz Peking und ſeiner großen weſtlichen Provinz Kiptſchak in der Hoffnung, durch dieſes religiöſe Band das Reich beſſer zuſammen zu halten. Jemehr er aber ſelbſt im Oſten zum Chineſen wurde, um ſo ſtärker mußte in Kiptſchak der Gegenſatz des altmongoliſchen Hordengeiſtes gegen die chineſiſche Civiliſation und Abſchwächung hervortreten.

Kublai ſtarb 1294. Ueber ſein unermeßlich reiches Erbe erhob ſich nun ein heftiger Streit, den jedoch zum Glück noch ſein hundertjähriger Feldherr Pejen durch ſein Anſehen ſchlichtete, indem er einen Enkel Kublais, den Timur, auf den Thron erhob. Derſelbe regierte nur kurz; 1307 folgte ihm Hait-ſchan, unter dem die Buddhapriester maſſenhaft aus Tibet nach China herüber kamen. Man erkennt daraus, daß die Kaiſer dem politiſchen Syſtem des großen Kublai treu blieben. Timurs zweiter Nachfolger Tu-Timur lud ſogar den Dalai-Lama von Tibet zu ſich nach Peking ein und empfing ihn wie einen Gott. Wenn nun aber auch nicht der Buddhismus mit ſeiner erſchlaffenden Ruheſeligkeit die tapfern Mongolen verweichlichte, ſo that es doch gewiß der üppige Lebensgenuß, deſſen ſie ſich als Herrn in dem von ihnen unterworfenen China erfreuten. Ihr Stahl zerſchmolz in der weichen Maſſe der Chineſen. Man hörte nichts mehr von Kriegen und Eroberungen. Es ging lange ganz ſtill her

in China. Da auf einmal bildete ſich die geheime Geſellſchaft der Seeblume unter den Chineſen des Südens, welche der Dynaſtie Song am anhänglichſten geblieben waren und die Mongolen als fremde Eindringlinge immer noch bitter haßten. Das Sinnbild der Lotosblume wählten ſie, weil ſie zuerſt mit Seeräuberei anfingen und die kaiſerlichen Truppen und Beamten zuerſt zu Waſſer angriffen. Schon waren 10,000 Junken (chineſiſche Schiffe) in ihrem Beſitz. Bald bildeten ſich auch Rebellenheere zu Lande und mehr als ein Gegenkaiſer, welche den alten Dynaſtien, bald der Song bald der Han anzugehören vorgaben. Der legitime Kaiſer Tohoan Timur zeigte ſich feig und völlig unwürdig, vom Eroberer Kublai und vom großen Blutvergießer Chingiſchan abzuſtammen. Nur Toto, der Feldherr der Mongolen, hielt den Ruhm ihres Namens aufrecht und ſiegte über die Rebellen in vielen Schlachten. Aber ſein Glück erregte den Neid des Obermandarinen Hama, der den ſchwachen Kaiſer dahin brachte, den tapfern Feldherrn zu verabſchieden. Jetzt erſt gelang es dem Tſchu-juen-tſchang, dem tüchtigſten unter den Rebellenführern, die ſchlecht befehligten Truppen des Kaiſers zu ſchlagen und ſogar Peking einzunehmen, von wo der Kaiſer aus Angſt entfloh, 1368. Nun war alles verloren. Anſtatt ſich zu vertheidigen und den Rebellen jeden Schritt Landes ſtreitig zu machen, ließ Tohoan Timur Heer und Volk ohne Befehl zurück und rettete ſeine Perſon in die Steppen der Mongolei. Aber auch dort mangelten ihm Autorität und Vertrauen, ſo daß er kein Heer zur Wiedereroberung Chinas aufbrachte und die Rebellen vollkommen freies Spiel hatten, die Eroberung des Landes zu vollenden. Tſchu-juentſchang gründete nach Vertreibung der Mongolen die neue Dynaſtie der Ming, die wieder echt chineſiſch war.

4.

Mongoliſche Toleranz.

Chingiſchan ließ ſeine Mongolen glauben, was ſie wollten, wenn ſie ihm nur gehorchten. In ſeinem Lager befanden ſich vorzugsweiſe Kamen (Schamanen) und Bonzen (Lamas, Buddhaprieſter), die oft zugleich Opfer bringen und die Götter um Rath fragen mußten.

Vom älteſten Heidenthum der Mongolen haben wir ſchon berichtet, wie es theils ein roher Sternencultus, theils ein Dämonenglauben war. Indem die Mongolen mit gebildeteren Völkern bekannt wurden, nahmen ſie manches von ihnen an. So haben wir früher ſchon Spuren der Lehre Zoroaſters bei ihnen gefunden. In den Gebirgen, die an das indiſche Reich Nepal grenzen, ſcheint ſich der mongoliſche Schamanismus mit dem indiſchen Shivaismus gemiſcht und dieſe Miſchung lange behauptet zu haben, denn noch im vorigen Jahrhundert fand der große Reiſende Pallas bei den Mongolen Götzen vor, die auffallend mit denen des Shivaismus übereinſtimmen. So der Jamadaga, der fürchterlichſte aller Götzen, der je der menſchlichen Einbildungskraft vorſchwebte. Er iſt dunkelblau von Farbe, ſeine Geſtalt iſt menſchlich, doch hat er einen greulichen Ochſenkopf, über dem noch einen rothen Menſchenkopf und über dieſem wieder einen ſchönen Frauenkopf. Mit dem Ochſenkopf küßt er eine hellblaue nackte Frau, die mit dem Ausdruck höchſter Extaſe der Angſt in ſeinem Schooß liegt. Dazu hat er einen Gürtel von Menſchenköpfen, ein Gewand von Elephantenhaut und ſtreckt zehn Arme drohend mit Waffen aus. Endlich zertritt er mit ſeinen Füßen mit dem einen Menſchen und Vögel, mit dem andern Menſchen und Schweine. Seine Bedeutung iſt nicht näher angegeben. Er erinnert aber ſehr an den indiſchen Shivas, der gleichfalls die Gegenſätze von Wolluſt und Tod in ſich vereinigt; ſo wie an den indiſchen Todesgott Jama.

Vielleicht ſoll er ausdrücken, daß aus der Unterwelt, in die alles Leben verſinkt, auch wieder alles Leben kommt.

Das Phantaſtiſche, was in allen Mythen und Bildwerken des Shivaismus vorherrſcht, erſcheint in denen der Mongolen noch viel verzerrter, ungeheuerlicher. In dieſer mongoliſchen Götzenwelt feiert das Gräßliche ſeinen Triumph und ſolchen Götzen müſſen die Mongolen zur Zeit des Chingiochan noch in der Mehrheit angehangen haben, weil ihr Blutdurſt und ihre Luſt an Menſchenmartern derſelben Geiſtesrichtung entſtammten.

Wir wählen noch ein Beiſpiel dieſer gräßlichen Vorſtellungsweiſe aus. Birid heißen die ärgſten Verdammten in der Hölle der Mongolen. Sie ſind auswendig und inwendig voller Haare und gleichen flammenden Feuerbränden. Sie haben bei einem ungeheuer dicken Bauch einen ſo dünnen Hals, daß ſie keine Speiſe ſchlucken können und immerfort hungern müſſen. Nur Feuer können ſie einathmen, wovon ſie unaufhörlich innerlich brennen. Um dieſe Gluth zu lindern, ſtürzen ſie ſich in Seen und Pfützen, ſchrecken aber wieder davor zurück, weil ſie ſtatt des Waſſers nur Lanzen und Dolche vor ſich ſehen, oder wenn ſie trinken, iſt es nur ſtinkende Jauche. Sollten nicht die Irrlichter darunter zu verſtehen ſeyn, die über Sümpfen irren, und die auch von andern Völkern für irrende Seelen gehalten wurden?

Auch die Heldenſagen der Mongolen, welche Pallas und Bergmann aufgezeichnet haben, ſind äußerſt phantaſtiſch. Desgleichen die erſt kürzlich geſammelten Märchen der Minuſin'ſchen Tatarn. Sie ſtammen noch aus einem uralten vorbuddhiſtiſchen Heidenthum und enthalten zum Theil indiſche, zum Theil nordiſche Vorſtellungen, z. B. von den Schwanjungfrauen. Auffallend iſt darin die öftere Wiederkehr von Wunderkindern. Dieſe Vergötterung des Kindes ſcheint den Mongolen allein eigenthümlich geweſen zu ſeyn, da nur ſie auch den Buddha immer in einem jungen Knaben verkörpert ſehen, während andre buddhiſtiſche Völker ihn als greiſen Mann darſtellen.

Die Toleranz der Mongolen ſtand im ſtärkſten Gegenſatz mit der Intoleranz der Muhamedaner, daher die Mongolen ſich auch

gegen die letzteren immer am grauſamſten benahmen. Als ſie aber bis Syrien vordrangen, kamen ſie in nähere Berührung mit den Chriſten und zeigten ſich denſelben theils aus allgemeiner Toleranz, theils weil auch die Chriſten Todfeinde der intoleranten Muhamedaner waren, ſehr freundlich. Das wurde nun von Seite der Kreuzfahrer und ſelbſt des Papſtes mißverſtanden. Man hegte die Hoffnung, das mächtige Mongolenreich chriſtianiſiren zu können. Man glaubte ſogar, es ſey ſchon ein Anfang damit gemacht. Marco Polo, der berühmte venetianiſche Kaufmann, der im Vertrauen auf die Toleranz und auf die treffliche Ordnung und Polizei im Reiche des Großchans zu Kublais Zeit deſſen weite Länder bereiſte und bis nach China kam, brachte das Märchen vom Prieſter Johannes mit nach Europa. Es war nämlich ein kleiner, dem Großchan unterworfener Mongolenchan von verſprengten Neſtorianern zum Chriſtenthum bekehrt worden, nach ſeinem Tode war aber dieſe kurze Bekehrung in ſeiner unbedeutenden Horde wieder unterdrückt worden. Gleichwohl hatte Marco Polo davon gehört und weil der kleine Fürſt zugleich den chineſiſchen Königstitel Vang führte, machte der Venetianer aus dieſem Vang einen Giovanni. Da nun zugleich Kublai Chan, an deſſen Hofe Marco Polo lebte, die buddhiſtiſche Theokratie, oder das Prieſterreich des wiedergebornen Buddha in Tibet in ſeinen Schutz nahm, ſo wurde die dunkle Vorſtellung von dieſem Prieſterkönig ebenfalls auf den Vang übertragen und ſo entſtand die Sage vom Prieſter Johannes, der tief in Aſien ein chriſtliches Reich regieren ſollte.

Das Land Tibet (Thibet, Tübet, Töböt, Thufan), hieß urſprünglich Thupho, und theilt ſich in Großtibet, das Tiefthal des obern Bramaputra zwiſchen dem indiſchen Himalajagebirge und dem chineſiſchen Hochgebirge, und in Kleintibet, das Tiefthal des oberen Indus. In erſterem liegt Hlaſſa, der Hauptſitz des Buddhismus. Das urſprüngliche Gebirgsvolk hier muß vor dem Aufkommen der Buddhalehre ſehr roh geweſen ſeyn. Die alten Tibetaner glaubten von Affen abzuſtammen. Es gab, nach ihrer Anſicht, noch keine Menſchen auf Erden, ſondern nur gute und böſe Dämonen und

Thiere. Der König der Affen aber war ein frommer Einsiedler geworden und lebte blos der göttlichen Betrachtung. Da kam er in die sonderbarste Versuchung von der Welt. Es nahte sich ihm nämlich eine weibliche Manggus (Teufelin) mit der demüthigen Bitte, sie doch zur Frau anzunehmen. Sie sey nämlich das einzige Weibchen ihrer Gattung und wenn er sie zur Frau nähme, dann hätten die Manggus kein Weib mehr und müßten aussterben. Welchen Abscheu nun auch der fromme Büßer vor dem teuflischen Wesen hatte, so schien es ihm auf der andern Seite doch eine heilige Pflicht zu seyn, das Opfer, das von ihm verlangt wurde, zu bringen. Nach einem schweren Kampfe mit sich selbst nahm er sie zum Weibe und ihre Kinder wurden die ersten Menschen, halb Affen, halb Teufel. — Auch war unter den alten Tibetanern die Polyandrie vorherrschend und ist es noch. Diese Sitte muß in älterer Zeit über das Gebirge bis nach Indien gedrungen seyn, denn wir finden sie bei den Pandawas wieder. Ein halbes Dutzend Männer und mehr haben hier gemeinschaftlich nur eine Frau. Als nothwendige Ergänzung dieses Männerreichs gedenken die chinesischen Geschichtschreiber eines benachbarten Weiberreichs am oberen Lauf des Kiang. Die Schönste wurde zur Königin gewählt, Männer waren geduldet, aber in untergeordneter Stellung, die Söhne nannten sich nach der Mutter.

Erst der König Gambo († 698), der Hlassa gründete, führte auch die Lehre Buddhas ein, gegen welche sich doch später noch oft Aufruhr erhob, und unterdrückte zeitweise die wilden Einfälle der Mongolen. Im 10. Jahrhundert wurde Hlassa mit allen Tempeln und Büchern der Buddhisten durch den grausamen König Tarma zerstört, verjüngte sich aber wieder. Zu einer höheren Bedeutung gelangte der Oberpriester des Buddha erst durch Kublai Chan, der ihn feierlich als Papst, sich selbst aber als Kaiser constituirte. Das ist nun der heute noch in Hlassa residirende Dalai-Lama. Lama heißt jeder Priester, der Dalai-Lama ist als Oberpriester die Gottheit selbst, incarnirt in einen jungen Knaben. Nur der Leib desselben stirbt, die Gottheit geht sogleich wieder in einen andern Kna-

ben über, den man im innerſten Raum des Palaſtes eingeſchloſſen hält und wie einen Gott verehrt, während erfahrene Prieſter in ſeinem Namen regieren.

5.

Der mongoliſche Buddhismus.

Buddha, der Gott der indiſchen Reformation, drang unter die mongoliſchen Völker ein und erlangte bei ihnen erſt ſeine höchſte Bedeutung. In China nannte man ihn durch Abkürzung Fo, bei den freien Mongolen Schakjamuni. Durch die Ueberlieferung der Prieſter erhielten die Mongolen ſeinen Mythus, ſeinen Cultus, ſein Bild. Die Buddhabilder der Mongolen unterſcheiden ſich von den indiſchen nur durch die Größe. Es ſind mit verſchränkten Beinen ſitzende männliche Figuren, mit den Händen im Schoße, mit faſt weiblicher Milde im Ausdruck, aber um ſo mehr verehrt, in je koloſſalerer Größe ſie vorkommen. Das Bild des Fo, auf dem nach ihm genannten Berge Feu in China, iſt ſo groß, daß man es zwei geographiſche Meilen weit deutlich ſieht. Auch die claſſiſchen Worte und Gebote des Gottes liebt man in der Mongolei mit Rieſenbuchſtaben in Felſen einzuhauen oder in hoher Mauernſchrift fern ins Land ſcheinen zu laſſen.

Wie der Buddhismus ſich in das ältere Heidenthum der Mongolen hineingearbeitet hat, iſt noch nicht genügend erörtert. Doch kann man aus den buddhiſtiſchen Mythen deutlich erkennen, wie die Bekehrer Rückſicht nahmen auf die früheren gräßlichen Vorſtellungen. Daraus allein erklärt ſich, warum die abſcheulichſten Teufelsfratzen als Schimnus den Platz in der Buddhalehre fanden, und warum die früheren guten Götter der Mongolen ſelber Buddhas werden konnten. Der mongoliſche Buddhismus nimmt eine Rangſtufe der Weſen an. Am tiefſten ſtehen die Schimnus oder Teufel, dann folgen die Thiere, hierauf die Menſchen, endlich die Götter

oder Buddhas. In Teufel fahren die Seelen derer, die am schwersten sich versündigt, am tiefsten in die Sinnenwelt versunken sind. Aber sie können, wenn sie sich bessern und Buße thun, in der nächsten Verkörperung wieder ein edleres Wesen, ja zuletzt Buddha selbst werden. Sie dienen aber auch als Teufel zu etwas Gutem, indem sie andere plagen und prüfen und dadurch deren Besserwerden befördern. Was die Götterwelt anlangt, so versteht es sich von selbst, daß hier vom höchsten Wesen nicht die Rede ist. Es handelt sich nur von einem Vorhimmel vor dem Uebergange ins Urwesen, und die Götter weilen in diesem Vorhimmel nur, um entweder in Incarnationen wieder in die niedere Welt hülfreich zurückzukehren, oder um den auf tieferer Stufe stehenden zum verlockenden Beispiel zu dienen. Ueberdies war es den buddhistischen Aposteln bequem, in diesen Himmel die älteren guten Götter der Heiden, welche sie bekehrten, aufzunehmen, wodurch die Bekehrung leichter wurde.

Die Mongolen schachtelten ihren Buddhabegriff ziemlich künstlich ein. Schakjamuni ist nur eine besondere Erscheinung oder Menschwerdung des Boddisaddo-Chutuktu, und dieser selbst ist wieder nur eine Emanation des Abida, des vorweltlichen Urgeists, der im Paradiese wohnt, welches vor dieser Welt war und nach ihrem Untergange noch seyn wird. Abida ließ den Boddisaddo aus seinem rechten Auge hervorgehen und in einer Lotosblume auf Erden wiedergeboren werden. Hohe Heiligkeit umgab den Knaben von Geburt an. Schon über die anschwellende Lotosblume wölbte das staunende Volk einen Tempel und als sie aufbrach und der schöne Götterſohn aus der Blume trat, umgab ihn schon der geweihte Raum einer Kirche, der würdigste Palast eines solchen Königs. Boddisaddo aber erkannte alsbald der Menschheit ganzes Wesen und wurde von so tiefem Mitleid ergriffen, daß er durch Gebet und Buße deren Schuld sühnte und mit allmächtiger Kraft ausgerüstet die Strahlen seines Geistes durch die ganze Welt, durch alle Reiche der Natur dringen ließ und alles Böse darin austilgte, ja selbst die zahlreichen Klüfte der Hölle rein ausleerte. Dann ruhte er von der schönen Arbeit aus und wählte den Gipfel des Weltbergs zu Sümmer-Dola zu sei-

nem Sitze. Aber ſiehe da, bald füllte ſich die Hölle wieder mit Sündern an und Boddiſabdo verzweifelte an dem unverbeſſerlichen Geſchlecht der Menſchen und vor Gram zerſprang ihm der Kopf in zehn Stücke. Dieſe fügte jedoch ſein Vater Abida wieder zuſammen als zehn Köpfe und ſetzte einen elften neuen oben darauf und gab dieſer Schreckgeſtalt tauſend Arme. Darunter dürfte nun wohl eine vielleicht tauſendjährige Weltperiode zu verſtehen ſeyn. Boddiſabdo behielt das ſchreckliche Weſen nicht bei, ſondern fing von neuem an, die Welt zu ſegnen, diesmal aber durch verſchiedene Incarnationen als Erlöſer der ſündigen Menſchen, und unter dieſen Incarnationen war die vornehmſte die des Schakjamuni.

Schakjamuni ging durch das Ohr in den Leib der indiſchen Königin Machchamä ein und wurde von derſelben nach zehn Monaten durch die rechte Armhöhle geboren. Wohin das Kind trat, da ſproßten Lotosblumen (Patma). Viermal ſieben Frauen bedienten ihn. Sieben iſt die Zahl der Planeten; vier die Zahl der Elemente und Weltzeiten; viermal ſieben die Zahl der Monatstage. Alſo ſpielen, wie ſehr auch Buddha hier nur als moraliſches Weſen aufgefaßt iſt, doch die Erinnerungen an den alten Sonnengott hinein, dem die Planeten und Jahreszeiten dienen. Schakjamuni wurde als Prinz auferzogen und vermählt, fand aber, daß er als weltlicher Regent der Welt nicht viel nützen könne, und verließ Weib und Kind und Thron, um als Einſiedler in der Wüſte durch Buße und Gebet ſich zur Welterlöſung vorzubereiten. Auf dieſe Art ſtellen die h. Bücher der Mongolen das Prieſterthum über das Königthum, woraus die hohe Bedeutung ihres Dalai-Lama folgt, der wieder nur die fortgeſetzte Incarnation Buddhas iſt. Als Schakjamuni die Wüſte verließ, begann er zu lehren und die Ungläubigen und Sünder in Maſſe zu bekehren. Seine Sittenlehre hat zehn Gebote, wie die unſrige, und dieſelben ſind ſich auch gleich, außer daß Schakjamuni den Seinen noch ausdrücklich verbietet, nicht zu ſchimpfen und nicht närriſch zu ſeyn. Dagegen kannte er unſer erſtes Gebot nicht, vielmehr erlaubt er neben ſich auch andere Götter zu verehren und iſt höchſt tolerant. Er behauptet nämlich, es müſſe abweichende

Sekten und Irrgläubige geben, als Strafklaſſen für die Sünder, und es zieme ſich nicht, dieſe vom wahren Gott ſelbſt eingeſetzten Zuchtanſtalten zu zerſtören. Von ſeinem Leben ſind viele ſeltſamen Mythen vorhanden. Einmal ſetzte man ihn auf einen Thron von Büchern und ſiehe da, alle dieſe Bücher wurden in weißes Papier verwandelt. Einmal wurde Schakjamuni unter dem Namen Godſula als ein Prinz von großer Häßlichkeit wiedergeboren, der aber durch Tugend und Thatkraft bewies, wie eitel die Schönheit ſey. Einmal verwandelte er ſich in einen Haſen, ein andermal in einen Hirſch, um einer hungernden Tigermutter zur Speiſe zu dienen. Einſt wußte er vermöge ſeiner Allwiſſenheit, daß ein Chan von einem Fuchs mit wunderſchönem Balge träumte und ſich nach dem Balge ſehnte, und flugs verwandelte er ſich nicht nur in den Fuchs, und lieferte ſich einem Jäger aus, ſondern rieth auch noch dem Jäger, ihm den Balg lebendig abzuziehen, damit er keine Mordſchuld auf ſich lade und den Pelz um ſo gewiſſer unverletzt erhalte. Als er nun geſchunden dalag und von Inſekten gefreſſen wurde, ſchuf er, daß dieſe in Seelenwanderungen als gute Weſen wiedergeboren wurden. Bis zu dieſer läppiſchen Karikatur entartet hier die Lehre von der thätigen Liebe.

Sehr charakteriſtiſch iſt folgende kalmukiſche Legende von Schakjamuni. Das innerſte Weſen des Buddhismus kann nicht klarer gefaßt werden. Zok-Törökſön, ein hundertjähriger Greis, ſchon zum Grabe wankend, hatte noch den Einfall, Prieſter werden zu wollen, und wandte ſich deshalb an einen angeſehenen Lehrer Toyn Scharrai. Dieſer aber wies ihn als viel zu alt ab. Da erſchien ihm der Gott Schakjamuni ſelbſt, tröſtete ihn und nahm ihn als Prieſter an, wobei er zugleich dem Toyn Scharrai heftig zürnte und ſprach: wie kann dieſer Hochmüthige, der ſeinen Leib noch nie freiwillig zu Martern darbot, der ſich noch nicht einer Tigerin preisgab, um ihren Hunger zu ſtillen, der ſich noch nicht verbrennen oder mit Nägeln zerfleiſchen oder ſchinden ließ ꝛc., ſich unterſtehen zu ſagen „der ſoll kein Prieſter werden.“ Der Gott empfahl nun den Alten einem würdigeren Lehrer, dem Molontry. Als aber die andern Schüler

den Greis, der ſchwer faßte und im Lernen zurückblieb, verachteten und verſpotteten, wollte er ſich tödten, um in einer glücklicheren Hülle wiedergeboren zu werden. Sein Lehrer aber hielt ihn ab und verlieh ihm eine ſo tiefe Einſicht in die ewigen Dinge, daß er von Stund an ein vollendeter Heiliger und der höchſten Seligkeit verſichert war. Daraus erhellt, daß gute Werke, beſonders aber Leiden um Gottes Willen, viel mehr werth ſind, als Wiſſenſchaft; Demuth und Glauben aber alles überwinden und ſelbſt der guten Werke entbehren können.

Die vielen Menſchwerdungen Buddha's geſtatten jedem gläubigen und werkthätigen Anhänger des Gottes die Hoffnung, daß ſich Buddha ſelbſt in ihm niederlaſſen, daß er ſelbſt ein Buddha werden und in das Weſen der Gottheit übergehen werde. Davon iſt niemand durch ſeine Geburt oder Kaſte ausgeſchloſſen. Die Menſchen ſind, Gott gegenüber, vollkommen gleich berufen. Auch das iſt ein großer Fortſchritt aus der Barbarei heraus, die immer einen unterdrückt, um den andern zu erheben. Zwar wird durch dieſen Glauben die Prieſterhierarchie, in der die Buddha's vorzugsweiſe incarnirt ſind, mächtig gefördert, allein jeder kann durch ſein Verdienſt Prieſter und Buddha werden, während der Vorzug unter den Brahmanen allein von der Geburt abhängt.

Auch verlangt der vernünftige und milde Gott nur unſchuldige Opfer von Blumen, bunte Flammen, wohlriechende Libationen, und nirgends Blut, ja er verdammt die Todesopfer. Und er legt ſeinen Verkündigern nicht auf, ſein Geſetz mit dem Schwerte zu verbreiten und Andersdenkende auszurotten, ſondern empfiehlt in dieſer Beziehung ſeinen Gläubigen nur Sanftmuth und Ruhe. Eben ſo entfernt iſt die Mythe des Gottes und ſein Cultus von der Obſcönität der brahmaniſchen und anderer heidniſchen Mythen und Culte. Im Buddhismus iſt alles keuſch, wie im Chriſtenthum, ja die Heiligachtung der Jungfräulichkeit und das Kloſterleben iſt dort noch älter, als im Abendlande.

Die Milde, die dem ganzen Buddhismus zu Grunde liegt, erreicht ihren Gipfel in der Lehre, daß *zuletzt* alle lebenden Weſen

Buddhas werden und die Hölle ſelbſt vollkommen ausgekehrt und ihre Bewohner durch Buße und Beſſerung in den Himmel verſetzt werden ſollen. Bis es zu dieſem letzten Ziele kommt, ſollen die Böſen theils Seelenwanderung durchmachen, theils in der Hölle noch grauſamere Strafen leiden, aber nur zeitweiſe, bis ihre Beſſerung vollendet iſt. Nach einer andern Lehre ſoll Buddha ſelbſt ſich in alle Menſchen und ſogar Thiere verwandeln, um alle Leiden und Freuden der Welt zu theilen, und alle Geſchöpfe zu erlöſen.

Einer großen Entartung iſt der Buddhismus anheim gefallen, indem er auf das Schwingen von Gebetfahnen, das ſeelenloſe Wortgeplärr der Gebete, ja auf das blos mechaniſche ſchnelle Abrollen von papiernen Gebeten auf hölzernen Rollen einen eben ſo großen Werth, wie auf den tiefen Glauben, die Reue und Buße und die werkthätigen Tugenden legt. Zu noch größerer Bequemlichkeit machte man Gebetuhren, die man nur aufzieht und die dann die geſchriebenen Gebete umrollen. Man hatte anfangs in einem gewiß guten Sinne dem Worte des Gebets, der Predigt und des Unterrichts höheren Werth beigelegt, als den Opfern und körperlichen Leiſtungen des rohen Heidenthums, aber dieſe Auszeichnung des Wortes artete in's andere Extrem aus.

Am berühmteſten iſt die Gebetformel Om-ma-ni-pad-me-num unter den Mongolen. Sie genügt ſtatt aller andern Worte und wird unzähligemal wiederholt.

Die Vorausſetzung, daß alles Gute, was einem widerfährt, Lohn der Tugend ſey, die man im vorigen Leben bewieſen, kommt begreiflicherweiſe am meiſten den aſiatiſchen Deſpoten zu Gute. Der Buddhiſt ehrt in ſeinem Fürſten einen Heiligen. [illegible]rhaupt aber predigt ihm ſeine Religion unaufhörlich den le[illegible] Gehorſam. „Er ſoll ſeine abgeſchundene Haut als Papier, ſeine zerſplitterten Knochen als Griffel, ſein Blut als Dinte brauchen, um das Geſetz Buddha's niederzuſchreiben", das iſt ſein höchſtes Gebot. Wer für Schmerz wie für Luſt gleich unempfänglich iſt, nur der kommt der wahren Ruhe nahe. Die Mongolenchane konnten nicht umhin, wahrzunehmen, wie nützlich ihnen der Buddhismus werden mußte. Der blinde Gehorſam, den die Jaſa des Chingiſchan forderte, wurde

durch keine Glaubensform ſicherer gewährleiſtet, als durch die buddhiſtiſche. Dazu kam das dringende Bedürfniß, den in ihrem Schmutz und in ihrer Grauſamkeit ſo tief verwilderten, wahrhaft entmenſchten und verteufelten Mongolen eine mildere Geſinnung beizubringen. Das ſcheint der Hauptbeweggrund für den edeln Chagan Kublai geweſen zu ſeyn, als er den Phagla Lama (ſpäter Dalai Lama genannt) in Tibet als den Oberprieſter oder Papſt aller Buddhiſten in China und der Mongolei beſtätigte und ſomit erſt die buddhiſtiſche Hierarchie feſtſtellte. Heute noch hat der Dalai Lama ſeinen Sitz in Tibet, aber damals ſchon wurden ihm zehn ſog. Kutuchtus als Vice- oder Unterbuddahs in andern Reſidenzen untergeordnet, was wegen der weiten Ausdehnung des Reichs und wegen der Eiferſucht der halbfreien Mongolenſtämme nothwendig war.

Inzwiſchen blieb doch die Hof- und Staatsreligion in China die des Kongfutſe, der reine Cäſaropapismus, der den Kaiſer vergöttert und hoch über die übrigen Weſen ſtellt, und nicht der Buddhismus, der den Prieſtern doch noch zu viel Macht neben dem Throne einräumt.

6.

Chineſiſche Romantik.

Auch die Chineſen hatten ihre Romantik, ſo gut wie die abendländiſchen Völker, und gleichzeitig. Von den alten Mythen und Heroengeſchichten der Kongfutſe bilden gewiſſe Werke ihrer poetiſchen Literatur von offenbar romantiſchem Charakter den Uebergang zu den modernen Romanen und Schauſpielen, die man die bürgerlichen nennen kann. Früher haben wir der alten Mythen gedacht, ſpäter werden wir das moderne Genre betrachten, hier iſt der Ort, von der Romantik zu reden.

Nichts iſt in der chineſiſchen Poeſie ſo anziehend, als die Miſchung des Zauberiſchen und Märchenhaften mit der gemeinen Wirk-

lichkeit. In der großen Menge chineſiſcher Romane iſt Pe-che-tſing-ki oder die Geſchichte des Geiſtes der weißen Schlange (in franzöſiſcher Ueberſetzung, Paris 1843 erſchienen) als beſonders charakteriſtiſch zu bezeichnen. Echt chineſiſche Romantik enthält ferner die Novelle von den „Brüdern" aus den Avadanas. Der alte Lieou lebt kinderlos mit ſeiner Frau an einem großen Fluſſe. Einſt im Winter flüchtet ein alter Soldat mit ſeinem jungen Sohn zu ihm, die im Schnee nicht hatten weiter kommen können. Lieou nimmt ſie liebreich auf und läßt ſie nicht fort, da der alte Soldat von Strapazen erſchöpft, immer elender wird und endlich ſtirbt. Sein Sohn Lieou-fang bleibt nun bei den beiden Alten und dient ihnen ehrerbietig. Da leidet einmal ein Schiff in der Nähe Schiffbruch und ein Jüngling, verwundet und von allem entblößt, wird von Lieou aufgenommen und gepflegt. Man nennt ihn Lieou-ki. Er wird mit Lieou-fang ſchnell befreundet und beide lieben ſich wie Brüder. Als Lieou-ki aber geneſen iſt, wird er von Lieou ausgerüſtet, um zu ſeinen Eltern zurückkehren zu können. Er reist ab, findet aber von ſeinen Eltern nur noch die Gebeine. Seine ganze Heimath iſt verwüſtet und menſchenleer geworden. Er entſchließt ſich daher, zu Lieou zurückzukehren, und nimmt nur die Gebeine ſeiner Eltern mit. Lieou empfängt ihn liebevoll und behält ihn im Hauſe. Die beiden fremden jungen Leute ſind nun ſeine höchſte Freude, weil beide ſo brav ſind. Der vielwiſſende und ältere Lieou-ki gibt dem jüngern Lieou-fang Unterricht und ſie leben im tiefſten Frieden. Endlich ſterben die beiden Alten und hinterlaſſen Hab und Gut den beiden Pflegeſöhnen. Lieou-ki denkt nun daran, es ſey Zeit, daß ſie ſich beide und zwar gemeinſchaftlich verheirathen. Aber Lieou-fang will durchaus nicht. Lieou-ki iſt darüber erſtaunt und recitirt einmal ein Lied, worin das Schwalbenmännchen die Vorzüge des ehelichen Lebens preist. Da antwortet Lieou-fang mit dem folgenden Verſe, in welchem das Schwalbenweibchen ſpricht: „Die Schwalben machen ihr Neſt zu zweien, von lange her iſt es ſo geweſen, das Männchen ſucht ſich ſein Weibchen und wenn ſie einen Gatten gefunden hat, ſind alle ihre Wünſche erfüllt. Gibt

es auch wohl ein Schwalbenmännchen, welches das ihm beſtimmte Weibchen nicht erkennen ſollte?“ Bei dieſen Worten erſchrickt Lieou-ki und entdeckt plötzlich, was er nie vorher geahnt hatte, daß ſein vermeinter Bruder kein Bruder, ſondern eine Schweſter, daß Lieou-fang, die man immer für einen Knaben gehalten, ein Mädchen ſey. Er ſagt es ihr, ſie geſteht es ein und beide heirathen einander und leben lange glücklich.

Dieſe Erzählung iſt voll Reiz. Man würde überhaupt irren, wenn man ſich von der chineſiſchen Poeſie die ungeheuerlichen Vorſtellungen machen wollte, zu denen die in Europa gewöhnliche Karikirung des chineſiſchen Volks nur zu oft geführt hat. Der Chineſe hat ein ſo feines Gefühl für das ſittlich Schöne, wie der Europäer.

Echt romantiſch iſt der tragiſche Roman von der Kearu Lwan unter dem Titel „blutige Rache einer jungen Frau.“ Ein ſchönes chineſiſches Mädchen aus gutem Hauſe und von der feinſten Bildung, erluſtigte ſich einſt im Garten mit der Schaukel, als Ting-ſang, der ſchöne Sohn eines Nachbars, den Kopf durch den Zaun ſteckte. Hocherröthend floh ſie und verlor einen Schleier von Gaze, den er als Liebespfand mitnahm. Er beſtürmte ſie nun mit den zärtlichſten Briefen ſo lange, bis ſie ſich ihm ergab und ein Jahr hindurch der heimlichen Liebe mit ihm pflegte. Jeder Verſuch aber, ſie öffentlich zu vermählen, ſcheiterte am Widerſtand der Eltern, die andere Abſichten mit ihren Kindern hatten. T. wurde endlich zu einem Amte abberufen, ſein Vater beſtimmte ihm ein anderes ſehr ſchönes und reiches Mädchen und T. heirathete ſie, uneingedenk der Schwüre, die er K. geleiſtet hatte. Drei Jahre lang blieb die unglückliche K. in Ungewißheit, bis ein Freund den Verrath T.s erfuhr und, nachdem er ihn demſelben aufs härteſte vorgeworfen, ihm den Schleier von Gaze entriß, den er K. mit der Nachricht ihres Unglücks brachte. K. machte ihrem Schmerz in den rührendſten Verſen Luft, drehte den Schleier zuſammen und erhing ſich daran. Alle Briefe des Treuloſen hatte ſie zuvor an den Vorgeſetzten deſſelben adreſſirt und dieſer, empört über ein ſo ruchloſes Benehmen

gegen ein edles und unschuldiges Mädchen, ließ Ting-sang kommen und auf der Stelle in Stücke hauen. Die Erzählung ist besonders reich an den zartesten lyrischen Ergüssen in den gewechselten Briefen.

7.

Die Ilchane.

Während Kublai die neue Dynastie Yum in China gründete, wurde sein Bruder Hulagu, anfangs noch unter seiner Hoheit, der erste Ilek Chan oder Ilchan von Persien und setzte von hier aus die große mongolische Eroberung fort.

Zuerst fiel er über den persischen Alten vom Berge her, dessen feste Schlösser in Kuhistan lagen, 1256. Der damalige Alte, Rokmeddin, zitterte, unterwarf sich und duldete neben sich einen mongolischen Statthalter. Nachdem aber dieser alle Burgen besetzt hatte, ließ er den thörichten Alten und 12.000 Assasinen umbringen und machte ihrem Reich ein Ende. Dann zog er gegen Bagdad, wo der letzte Chalif Mostassem aus dem Hause der Abassiden von der Tyrannei der Chowaresmier kaum frei geworden war. Der berühmte Astronom und Dichter Nassireddin hatte einmal dem Chalifen, als er eben am Ufer des Tigris saß, ein Gedicht überreicht, der Vezier Alkami es verspottet und der Chalif das Gedicht ins Wasser geworfen. Tief erbittert floh der Astronom zum Ilchan und reizte denselben zu einem Zuge gegen das reiche Bagdad und zur Vernichtung des Chalifats auf. Ohne Zweifel würde Hulagu diesen Beute und Ruhm versprechenden Zug auch ohne die Mahnung des beleidigten Poeten unternommen haben. Die Sage aber ist interessant, weil sie zeigt, wie blasirt die Muhamedaner damals waren, indem sie sich große Dinge nur aus kleinen Ursachen erklärten. Der Chalif war so blöde vor Furcht, als Hulagu mit dem unermeßlichen Volke von Reitern gegen Bagdad heranzog, daß er allen Widerstand aufgab und auf Befehl des Ilchan in dessen Lager herauskam. Hier hielt

man ihn feſt und zwang ihn, den ſämmtlichen Einwohnern Bagdads ſagen zu laſſen, ſie möchten herauskommen, um gezählt zu werden. Sie kamen wirklich, wurden von den Mongolen in Empfang genommen und wie Schafe in Pferche eingeſchloſſen, um gezählt zu werden, als ſie aber alle eingepfercht waren, ungezählt abgeſchlachtet, die unvertheidigte Stadt Bagdad vorher ganz ausgeplündert und durch Brand zerſtört. Das Morden dauerte 40 Tage und man hat die Zahl der umgekommenen Einwohner Bagdads auf 800,000 berechnet. Den Chalifen ließ man noch ſo lange leben, bis er ſeine in einem Brunnen verborgenen Schätze angezeigt hatte, dann wurde er mit ſeiner ganzen Familie in Teppiche gewickelt und von Roſſeshufen zertreten. Mit ihm endete das große Geſchlecht der Abaſſiden, 1258.

Paniſcher Schrecken lief durch alle noch übrigen muhamedaniſchen Staaten, die viel zu ſehr getheilt waren, um dem Mongolenſturm trotzen zu können. Die meiſten beeilten ſich, dem Ilchan ihre Unterwerfung entgegenzubringen. Iſeddin, der Sultan von Ikonium, ſchickte ihm ein Paar Schuhe, auf deren Sohlen er ſein eigenes Bild hatte malen laſſen, damit der Ilchan es treten könne. In Syrien aber wehrte ſich Naſſir, Fürſt von Aleppo, was dieſe Stadt mit ihrem Untergange büßen mußte; Naſſir erhielt Verzeihung, weil er ſich unterwarf.

Nun begann aber von Aegypten aus ein kaum erwarteter ſiegreicher Widerſtand. Hier waren die Mameluken als Prätorianer Herrn geworden über ihren Sultan Kotuz, der die mongoliſchen Geſandten, als ſie ihn zur Unterwerfung aufforderten, in Kairo umbringen ließ und kühn mit dem Heere nach Syrien zog, um Hulagus dort zurückgelaſſenen Feldherrn Ketboga anzugreifen, und ihn in der Schlacht bei Aindſchalut auf's Haupt ſchlug, 1260. Die Mongolen kamen zwiſchen Sumpf und Röhricht zu ſtehen und das letztere ließ Kotuz anzünden, ſo daß ſie elend in Feuer und Waſſer umkamen. Das nächſte Ergebniß dieſes Sieges der Aegypter war eine Chriſtenverfolgung in Damaskus, weil es die Chriſten daſelbſt mit den toleranten Mongolen gegen die intoleranten Muſelmänner gehalten hatten. Hulagu war wüthend und erſchoß eigenhändig den armen Naſſir von Aleppo mit einem

Pfeil, weil er die ſchuldige Hülfe nicht geleiſtet hatte. Unterdeß wurde Kotuz noch während er in Syrien verweilte, durch Meuchelmord weggerafft und der tüchtigſte ſeiner Generale, Bibars, trat an ſeine Stelle.

Gleichzeitig ging eine wichtige Aenderung in Kiptſchak vor, wo der mongoliſche Prinz Statthalter Berke, ein Sohn Batus, den Islam annahm, und ſich mit Bibars alsbald in Verbindung ſetzte, denn ſein Zweck war, ſich unabhängig zu machen. Dadurch wurde Hulagu verhindert, die ſyriſche Eroberung zu vollenden, und Bibars ſtellte einen falſchen Abaſſiden auf, um ihn als Chalifen nach Bagdad zurückzuführen und unter ſeinem Namen die Herrſchaft über alle Muhamedaner anzuſprechen. Doch wurde dieſer Plan vereitelt, der falſche Abaſſide ermordet und Bibars durch die letzten Anſtrengungen der abendländiſchen Kreuzfahrer in Syrien beſchäftigt. Würde damals nur eine bedeutende chriſtliche Macht ſich ernſtlich der ſyriſchen Chriſten angenommen haben, ſo würde ſie in Verbindung mit Hulagu der Muhamedaner wohl haben Meiſter werden können. Hulagu ſtarb aus Aerger über das Stocken ſeiner kühnen Unternehmungen und über den Verrath, der ihn umgab, 1265. Wie Berke, ſo bekümmerten ſich auch andere Statthalter wenig um den Oberherrn, wenn derſelbe aufgehört hatte, unwiderſtehlich zu ſeyn. Als einen merkwürdigen türkiſchen Sittenzug erwähnen wir die Erhebung des Seldſchuk in Fars (die Provinz Perſien im engeren Sinn). Dieſer ſchöne junge Mann war gefangen und wurde von der Statthalterin Wittwe Tunkjan, die unter Hulagus Oberhoheit Fars verwaltete, aus dem Kerker hervorgezogen und zum Gemahl erwählt. Sie war berühmt wie durch ihre Schönheit, ſo durch ihre körperliche Größe. Als das Paar einſt bei der Tafel ſaß, trugen Sänger Lieder vor, in denen ſie das Glück der Liebe ſo reizend ausmalten, daß Seldſchuk plötzlich ſich erinnerte, wie ihn ſein Liebesglück verweichlichen und entmannen werde, wenn er ſich nicht ſchnell davon losreiße. Und augenblicklich ließ er ſeiner Gemahlin den Kopf abſchlagen, betrachtete dieſen ſchönen und rieſigen Kopf, riß ihm den Perlenſchmuck ab und warf ihn unter die Sänger zum Dank für ihre Lieder. Hulagu jedoch ließ ihn verfolgen und umbringen.

Dem Hulagu folgte ſein Sohn Abaka und regierte unter ſchwierigen Umſtänden bis 1282. Dann brachen wieder Thronſtreitigkeiten aus, auf die wir nicht näher eingehen wollen, da ſich hier daſſelbe Schauſpiel wiederholte, was die morgenländiſchen Dynaſtien immer gegeben haben. Den ſtarken Vätern folgten ſchwächere Söhne, das Heldenvolk, durch Armuth geſtählt, verweichlichte im Reichthum. Der Ilchan Ghaſan nahm ſchon 1295 den Islam an, zum Beweis, daß der mongoliſche Geiſt in ſeiner Dynaſtie und in ſeinem Heere ſchon erloſchen war. Für die Chriſten im Orient hatte dieſe Bekehrung ſchlimme Folgen, denn ſie verloren nun ihren letzten Halt. Der arme König von Armenien friſtete ſich nur dadurch, daß er den Ilchanen und den Sultanen von Aegypten zugleich Tribut zahlte. Die Ilchane reſidirten zuerſt in Tebris, dann bauten ſie ſich die neue Stadt Sultania. Ghaſan zeichnete ſich als wohlwollender Regent und Geſetzgeber aus. Der griechiſche Kaiſer Andronikos gab ihm eine Tochter zur Ehe. Die Kriege zwiſchen den Ilchanen und Aegyptern wiederholten ſich und hatten denſelben Ausgang, wie der erſte, nämlich Syrien blieb in den Händen der Aegypter. Auch die verſchiedenen Raub- und Eroberungszüge, welche die Mongolen von Perſien aus nach Indien machten, blieben erfolglos. Mit China hörte aller Zuſammenhang auf. Mit Kiptſchak lebte man faſt immer in Fehde. Durch Theilungen der Söhne und Empörungen zerfiel das Reich der Ilchane in Stücke und Chingiſchans Geſchlecht verkümmerte auch hier. Erſt Timur erneuerte den großen kriegeriſchen Aufſchwung.

In Kiptſchak folgte dem Berke Mengku Timur, unter dem Nogai die Dynaſtie der nach ihm genannten Nogaientatarn in der Krimm ſtiftete. Der tüchtigſte Regent in Kiptſchak war Usbek. Wie die ruſſiſchen Theilfürſten vor dem Chan in Kiptſchok zitterten und was ſie ſich alles von ihm mußten gefallen laſſen, iſt ſchon berichtet. Indeß vermochte ein Mann wie Usbek ſo wenig Kiptſchak, als Ghaſan Perſien zu retten. Die Mongolenherrſchaft nützte ſich überall ab. Auch in Kiptſchak wurde ſie durch Theilungen und innere Kämpfe nach und nach ſo abgeſchwächt, daß die Ruſſen endlich den Nacken unter dem mongoliſchen Joche wieder ſachte herauszuziehen wagen konnten.

8.

Alaeddin.

Wir haben geſehen, wie die große mongoliſche Völkerwelle den ganzen Norden des muhamedaniſchen Staatenkreiſes überfluthete und wie ihm erſt von Aegypten und Indien her ein Halt geboten wurde. Es ſcheint auffallend, daß der Islam ſich im Norden, wo alles kräftiger gedeiht, ſo viel mehr geſchwächt haben ſoll, als im Süden; allein es erklärt ſich auf ziemlich natürliche Art. In der verführeriſchen Ueppigkeit Syriens, Meſopotamiens, der uralten Heimath der babyloniſchen Hure, waren Perſer, Griechen, Makedonier verweichlicht und verweichlichten auch wieder Araber und Türken. Als die feurigen Araber erſchlafften, warfen ſich die Türken auf ſie; als auch dieſe erſchlafften und die ſeldſchukiſchen Sultane in derſelben Wolluſt untergingen, wie die Abaſſiden, wurden ſie von den Mongolen über den Haufen geworfen. Tiefer im Süden erhielt ſich wie die arabiſche, ſo auch die türkiſche Kraft länger, weil die allzugroße Hitze des Klimas die Mäßigkeit erleichterte. Zudem waren die Mongolen, als ſie nach Aegypten und Indien vordrangen, ſelbſt ſchon durch Reichthum und Schwelgerei geſchwächt.

In den verſchiedenen Staaten, in welche das dereinſt einige Chalifat zerfiel, bemerken wir eine regelmäßig rhythmiſche Bewegung. Die arabiſchen Herrſcher müſſen den türkiſchen Prätorianern den Thron einräumen und dieſe (die Seldſchuken) müſſen wieder andern türkiſchen Prätorianern, den ſ. g. Mameluken weichen. Unter den letztern verſtand man Sklaven edler kaukaſiſcher Race, aus denen die Sultane ſich eine auserleſene Gardereiterei bildeten. Nur ausnahmsweiſe und nur am Weſtende der muhamedaniſchen Welt konnte noch einmal der Fall vorkommen, daß ein rein arabiſcher Stamm (derjenige der Almoraviden) ſich über alle andern emporſchwang. Oefter dagegen im Oſten wie im Weſten drängten ſich vorübergehende Reiche ein, die von Sectirern geſtiftet waren, wie das Reich der Ismaeliten und der Almohaden. Große Helden, welthiſtoriſche

Charaktere von hoher Bedeutung wurden beim Zerfall der muhamedaniſchen Staaten immer ſeltener. Dagegen pflanzte ſich die Bildung, wie ſie zuerſt an den Höfen der Ommaijaden und Abaſſiden geherrſcht hatte, von den arabiſchen auch auf viele türkiſche Höfe fort, indem die neuen Soldatenkaiſer ſich immer gerne wieder von den Akademikern und Poeten lobſingen und ſchmeicheln ließen. Aber die muhamedaniſchen Schulen leiſteten nur noch in der Arzneikunde und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften etwas Werthvolles. Außerdem tragen die uns von ihnen hinterlaſſenen Werke durchgängig das Gepräge des Deſpotismus, der auf den Gelehrten laſtete. Auf jeder Seite Schwulſt, ekelhafte Lobpreiſung der Herrſcher, affectirte, ſophiſtiſche, verkünſtelte Redeweiſe, unnütze Anhäufung von Bildern, die ſ. g. orientaliſche Verblümung in Proſa, wie in Verſen. Mitten unter dieſe gezierten Schul- und Hofgelehrten trat dann zuweilen plötzlich wieder ein türkiſcher oder mongoliſcher Barbar, ſchlachtete ſie ab und verbrannte ihre Bücher. Daher tiefere Geiſter ſich in die Betrachtung Gottes zurückzogen. Deshalb ſind uns aus dem 13. und 14. Jahrhundert weniger große Dichter, wie in früheren glücklicheren Zeiten, aber deſto mehr berühmte Myſtiker erhalten.

Unter den Seldſchukenſultanen traten zuletzt keine bedeutenden Gelehrten mehr hervor. Dagegen ragte der Mameluke Bibars in Aegypten über die meiſten muhamedaniſchen Fürſten des Jahrhunderts hervor, weniger durch die Siege, die er über die ſchon ermatteten Kreuzfahrer erfocht, als durch die Energie, mit welcher er den Mongolen trotzte und ihnen Syrien wieder entriß. Sein großartiger Plan, die Einheit der muhamedaniſchen Welt im Chalifat herzuſtellen, ließ ſich freilich nicht mehr durchführen.

Andere bedeutende Geſtalten tauchen nur im muhamedaniſchen Indien auf. Der letzte türkiſche Sultan von Ghazna, aus dem Geſchlecht des glorreichen Ghazneviden Mahmud, wurde durch einen Sohn des Gebirges Gawr, welches zwiſchen Ghazna und Herat gelegen iſt, durch Muhamed Ghuri vertrieben, im Jahr 1176. Ein Sklave des letzteren, Kutbeddin, eroberte als ſein Statthalter die große Stadt Delhi in Indien und bekämpfte das tapfere Berg-

volk der Gebern, den Reſt der alten Feueranbeter oder Anhänger Zoroaſters. Muhamed Ghuri wurde ermordet, ſpäter auch Kutbeddin und nun machte ſich ein Mameluk des letzteren, Firuz, zum Herrn von Delhi und begann von hier aus große Eroberungen in Dekkan (Vorderindien) zu machen, wobei ihm ſein tapferer Neffe Alaeddin die weſentlichſten Dienſte leiſtete. Er beſorgte aber, dieſer unternehmende Jüngling werde ihn vom Throne ſtoßen wollen, und Alaeddin beſorgte ſeinerſeits, durch den Oheim aus der Welt geſchafft zu werden. Nachdem er von einem langen Feldzug endlich ſiegreich zurückkehrte, ließ er bei der erſten Zuſammenkunft den unglücklichen Oheim umbringen. Noch verſchloß ihm die Stadt Delhi die Thore, aber er ließ durch ſeine Wurfmaſchinen Beutel voll Gold über die Mauern ſchleudern, was von der ungeheueren Beute herkam, die er aus dem Süden mitbrachte, und nun ließ man ihn gern ein, und hatte bald Urſache, ſich ſeiner zu erfreuen. Denn ein großes Heer von Mongolen wogte vom Norden heran, welches unfehlbar das reiche Delhi erobert hätte, wenn der tapfere Alaeddin nicht geweſen wäre. Schon früher hatten einige Einfälle der Mongolen ſtattgefunden, aber es waren nur Raubzüge geweſen. Dieſe wiederholten ſich in den Jahren 1292 und 1296 und die Gefahr erkennend, welche ſeinem Reiche von dieſer Seite her drohte, machte Alaeddin große Rüſtungen und als die Mongolen, 200,000 Mann ſtark, unter Kotloghſchan im J. 1298 wiederkamen, zog er ihnen mit 300,000 Reitern und 2700 Elephanten entgegen, und ſchlug ſie gänzlich. In den folgenden Jahren machten die Mongolen noch vereinzelte Raubanfälle und zwar allemal, wenn er abweſend war, weil er immer noch ſeine Eroberungen im Süden Indiens fortſetzte. Er kam bis an die Küſte von Malabar. Zu ſeinen berühmteſten Heldenthaten zählt man die Eroberung von Chitore, einer kaum einnehmbaren Felſenfeſtung. Nach ſeiner ſiegreichen Heimkehr warf ſich Alaeddin wieder den Mongolen entgegen, die unter Ibek-chan eingefallen waren. Sie wurden durch einen Feldherrn Alaeddins wieder gänzlich geſchlagen und auf der Flucht gingen in der Wüſte noch 75,000 ihrer Reiter zu Grunde. Nur 3000 blieben leben, wurden

gefangen und auf Alaeddins Befehl von Elephanten zertreten. Die Köpfe der Erſchlagenen wurden geſammelt und aus ihnen ein Minaret in Delhi aufgebaut, 1305. Noch lebten viele tauſende von gefangenen Mongolen in Delhi von den früheren Feldzügen her, in denen Alaeddin ihr Leben geſchont hatte. Da ſie nun aber in ſeiner Abweſenheit Empörung ſannen, ließ er ſie alle an einem Tage umbringen.

Alaeddin konnte weder leſen noch ſchreiben, unterrichtete ſich aber gern und wurde durch die Erinnerungen, die aus der neuperſiſchen Literatur nach Ghazna und von da nach Delhi übergegangen waren, für griechiſche Ideale begeiſtert. Die Geſchichtſchreiber berichten von ihm, wie er die Kaula Dewi, eine bezaubernd ſchöne Königin Indiens, ihrem Gemahl, dem Rajah von Guzerate, entriſſen und ſeine Gunſt einem gleichfalls wegen ſeiner Schönheit berühmten Sklaven Melik Kjafur ſo ſehr zugewandt habe, daß er ihn zum König erhob. Doch galt ihm die Schönheit nicht ſo viel als der Ruhm großer Thaten. Entzückt durch das Iskandernahmeh wollte er dem großen Alexander nachahmen, ja ihn übertreffen und ganz Aſien erobern. Er ließ ſich deshalb auch Alexander II. nennen und dieſen Namen auf ſeine Münzen prägen. Allein es blieb bei ſeinem Vorſatz, denn er wurde immer wieder durch feindliche Einfälle und innere Empörungen aufgehalten. Als er ſich einſt darüber beſchwerte, ſagte man ihm, es fehle an der inneren Organiſation des Staates, an guten Geſetzen, Zucht und Sitte. Es ſey nicht genug, als Feldherr Feinde zu überwinden, man müſſe auch als weiſer Staatsmann die Völker erziehen. Das leuchtete ihm ein und er ſchämte ſich ſehr, nicht früher daran gedacht zu haben. Obgleich er nun ſelbſt unbekümmert um das Verbot des Islam bisher an Schwelgerei und luſtige Trinkgelage ſich gewöhnt hatte, änderte er jetzt ſogleich ſeine ganze Lebensweiſe, gab gute Geſetze, ſah auf Gerechtigkeit und Ordnung und wurde ein ſolcher Feind des Trinkens, daß er allen Wein ausſchütten und den Gebrauch deſſelben bei Todesſtrafe verbieten ließ. Alaeddin wollte auch eine neue Religion ſtiften. Vielleicht erkannte er, daß eine Verſöhnung des Islam mit den alten Religionen in

Indien und Perſien allein im Stande ſey, die Einheit und Macht zu gewähren, welche ferneren Einfällen der Mongolen trotzen könnte. Allein ſein Plan kam nicht zur Ausführung. Nachdem er Delhi mit dem Raub vieler Länder bereichert, gab er eben dadurch der Habgier Nahrung. Es bildeten ſich Verſchwörungen, als deren Opfer er umkam, ſey es im Wahnſinn, indem er aus Zorn über ſein Mißgeſchick in ſein eigenes Fleiſch biß, ſey es durch Gift, 1316. Der Nimbus des Wunderbaren, der ihn umſtrahlte, hat vermuthlich Zuſammenhang mit der Wunderlampe Alaeddins in 1001 Nacht.

Seine Dynaſtie wurde durch die der Toghluk verdrängt. Der zweite Schah dieſes Hauſes Mohamed ſetzte die Eroberungen in Indien fort und war nicht ſo großmüthig wie Alaeddin, ſondern wüthete unter dem ſanften Volke der Inder, wie ein Tiger unter Gazellen. Der religiöſe Fanatismus des Islam mußte zum Vorwand dienen, um jeden Greuel zu entſchuldigen. Je weniger die Inder, ſowohl Buddhiſten als Brahmanen, geneigt waren, ſich zum Islam bekehren zu laſſen, um ſo gerechtfertigter erſchien es, wenn man ſie in Maſſe abſchlachtete. Der Reichthum des Landes aber und beſonders der Tempel reizte die Muhamedaner zu immer neuen Raubzügen und Eroberungen in Dekkan und Bengalen. Mohamed Toghluk gewöhnte ſich dermaßen an das Blutvergießen, daß er einmal eine große Jagd anſagte, auf einmal aber befahl, nicht Thiere, ſondern Menſchen zu jagen. Da er nicht hinter Alaeddin zurückbleiben wollte, beſchloß er die Eroberung Chinas und zog wirklich mit einem großen Heere an die Grenzen dieſes Reichs, hatte aber zu frühe damit geprahlt, wurde in den Gebirgen von einem großen chineſiſchen Heere empfangen und zurückgeſchlagen. Seine Flucht fiel in die Regenzeit und faſt ſein ganzes Heer ging an Krankheiten zu Grunde. Er ſtarb 1351. Sein Nachfolger Firuz war ein milder und gerechter Fürſt gegen die Muhamedaner, aber unerbittlich hart gegen die Inder, deren Heidenthum er um jeden Preis ausrotten wollte. Er ließ nicht nur alle Götzen zerſchlagen, ſondern zwang auch die Inder, ihre ſtrengen Reinigkeitsgeſetze zu brechen, und nöthigte ſie mit Gewalt zu dem, was nach den frommen Begriffen ihrer Religion das

allerunheiligſte und ſcheußlichſte für ſie ſeyn mußte. Eins der vornehmſten Götzenbilder Indiens ſchickte er nach Mekka, um es unter die Thürſchwelle der h. Kaaba zu begraben und täglich von den Gläubigen treten zu laſſen.

Der Islam hat den Indern keinen Segen gebracht, obgleich im Koran ſo vieles aus der h. Schrift der Juden und Chriſten enthalten iſt, was ſeine Lehre über die der Brahmanen und Buddhiſten erhebt. Der Islam befördert die Grauſamkeit und dieſer einzige Zug verdirbt, was ſonſt gut an ihm iſt. Es iſt gewiß welthiſtoriſch wichtig, daß das zahlreiche Volk der Mongolen, indem es ſowohl mit Muhamedanern, als mit Buddhiſten in Berührung kam, nicht oder nur zum kleinen Theil den Islam annahm, in ſeiner großen Mehrheit aber der Buddhalehre huldigte. Obgleich roh und grauſam, ſuchte ſich das Mongolenthum doch durch Annahme des Islam nicht noch mehr zu verteufeln, ſondern wurde durch einen glücklichen Inſtinkt, von einer Religion angezogen, welche geeignet war, ſeine Unruhe zur Ruhe, ſeine Mordgier zu großmüthiger Aufopferung zurückzuführen.

Darüber, daß der Geiſt der Inder den kriegeriſchen Muhamedanern im allgemeinen nicht imponirte, darf man ſich nicht wundern. Doch läßt ſich ein Einfluß buddhiſtiſcher Milde auf die Theologie des Islam nicht verkennen.

9.

Muhamedaniſche Myſtik.

Der ſog. Soſismus oder eine über den Islam hinausgehende Philoſophie begann ſchon im 8. Jahrhundert, kam aber erſt nach den Kreuzzügen in volle Blüthe. Er erſcheint zunächſt als eine Reaction der indiſchen Weisheit gegen den Islam und iſt weſentlich pantheiſtiſch. Der Soſi will ſich wie der Brahmane und Buddhiſt mit der Gottheit ſelbſt vereinigen. Zuerſt glaubte man, das könne nur auf der Stufenleiter der Natur durch Seelenwanderung geſchehen;

ſpäter dachte man an eine viel unmittelbarere Verbindung des Gottliebenden mit dem Geliebten.

In einem perſiſchen Gedicht des Chakani Tohſtetul Irakin (das Geſchenk der beiden Irak) genannt, macht der alte Zauberer Chiſr eine myſtiſche Reiſe aus der altperſiſchen Sonnen- und Feuerreligion in den Islam, der aber hier ſchon in Myſtik übergeht. Reiner Pantheismus tritt bei „den lautern Brüdern" von Baſſora, einem geheimen Orden des 10. Jahrhunderts hervor, aber auch er wurde mit dem Islam verbunden. Gott theilt ſich, ſagten die Brüder, der ganzen Natur mit im Durchgang der Weltſeele vom Stein durch die Pflanzen und Thiere zum Menſchen, ein Durchgang, den auch die einzelne Seele machen muß und der im Koran ſelbſt vorbedeutet iſt durch den Ritt des Propheten von unten auf zum höchſten Himmel. Der Menſch ſoll daher die Natur achten, in jedem Thier ein gleichberechtigtes Weſen ſehen. Davon handelt ein artiges Gedicht „der Streit zwiſchen Menſch und Thier." Auch im „Roſenflor des Geheimniſſes," den der Perſer Mahmud Schabiſteri ſchrieb, iſt die Lehre der Soſi auch noch als Pilgerreiſe aufgefaßt. Der Soſi legt auf ſeiner Wallfahrt, um zur vollkommenen Vereinigung mit Gott zu gelangen, alles Irdiſche und ſomit auch das äußere Geſetz des Koran ab, ſo wie er aber mit Gott vereinigt iſt, nimmt er auf dem Rückwege alles Weggeworfene und auch das Geſetz wieder an, aber mit Freiheit und in der Ueberzeugung, daß dieſe äußerlichen Dinge nothwendig ſind und daß man ſie nicht mehr als Aeußerlichkeit oder Druck fühlt, wenn man einmal ihr Verſtändniß nach dem göttlichen Weltplan gewonnen hat. Der Name des Buchs „Roſenflor" wird erklärt: durch ihn, d. h. Gott wird der Staub der Wüſte zum Roſengarten.

Ganz ähnlich iſt das myſtiſche Gedicht Taije, verfaßt von dem Araber Ibn ol Farith. Auch hier ſtrebt der Soſi nach der Vereinigung mit Gott. In der chriſtlichen Poeſie erſcheint Gott ſtets als das männliche Princip, welchem ſich die Kirche, die Gemeinde, das Volk Gottes oder die einzelne Seele demüthig als Braut unterordnet. Nicht ſo die arabiſche Poeſie. In ihr wagt es der Myſtiker

ſich als Mann zu denken, Gott aber oder vielmehr das All, denn Gott iſt ihm nichts anderes, als das geliebte Weib. Die Möglichkeit einer ſo kühnen Vorſtellung wird durch die Schönheit des All motivirt. Der Dichter ſieht einen Strom von Schönheit durch die Welt ergoſſen. Nur das Ganze zu lieben ſcheint ihm der Mühe werth.

Von Ihrer Schönheit zeugt ein jeder Sonnenſtaub,
Deshalb iſt allerſeits Sie aller Blicke Raub.
Die Anmuth preiſet Sie an jedem Platz und Orte,
Die Zunge lobet Sie in jedem Gruß und Worte,
Die Naſe riechet Sie in jeder feinen Luft
Im Wohlgeruche Sie einathmet und im Duft.
In allem was ich hör' vernehm' ich Ihren Laut,
Mit Ihr iſt das Gehör der Hörer all vertraut,
Und jeder Kuß von mir iſt Ihr geweihter Kuß,
Der Kuß der ganzen Welt iſt nur für mich Genuß.

Durch die Liebe auf myſtiſche Weiſe mit der Schönheit der Welt vereinigt vermag der Menſch auch deren mannigfachſte und am weiteſten auseinanderliegenden Reize mit einemmale zu genießen. Alle Sinneneindrücke fließen in einander, alle Räume und Zeiten verſchwinden, ſelbſt die Vergangenheit wird wieder Gegenwart, alles Todte lebt wieder. Das iſt aber noch nicht genug, das Ich genießt nicht blos das All wie in einer Umarmung, ſondern es identificirt ſich auch mit dem All, es wird völlig Eins mit Gott.

Indem die Glieder ich an ihrem Leib erwarmt
Hab' ich mein eignes Ich an ihrem Ich umarmt.

Man könnte dieſer verwegenen Vertauſchung des Ich mit Gott Blaſphemie vorwerfen, wenn ſie nicht mit großer Demuth und einer ſtrengen Moral gepaart wäre, denn der Dichter behauptet, die Vereinigung mit Gott, die Identificirung des eignen Ich mit Gott ſey nur möglich durch die vollkommenſte Entäußerung des Ich, durch Willenloſigkeit, Ergebung in den fremden Willen und „ſklaviſchen Gehorſam".

Ich liebte ſie zuvor nach meinem eignen Willen;
Seit aber ich bereit den ihren zu erfüllen,
Bin der Geliebte ich.

In dem nämlichen Sinne wurde auch die von ſo vielen Dichtern geprieſene Liebe Suleicha's zu Joſeph myſtiſch gedeutet als die Liebe der Seele oder des Sofi zu Gott.

Der geiſtvollſte perſiſche Myſtiker war im 13. Jahrhundert Dſchelaleddin Rumi, deſſen meiſt nur kleine gnomiſche Dichtungen in der Form am meiſten an Montenebbi erinnern, aber einen viel reineren und tiefſinnigeren Inhalt haben. Auch er lehrte, man müſſe den Leib zügeln und dem Irdiſchen entſagen, um im reineu Geiſte Gott zu finden.

Geiſt'ger Wandel macht den Leib zur Wüſtenei,
Doch hernach ſprießt aus der Wüſt' ein Gden neu.
Umgraben ob des Schatzes wird das Haus
Durch den Schatz dann bauſt du es zum Palaſt aus.

Im Gleichniß vom Hauſe fortfahrend, ſieht er in der Sünde die heimlich wühlende Maus.

In die Scheu'r grub eine Maus ſich ſchlau hinein,
Ach wer ſonſt als dieſe ſollt' der Räuber ſeyn?
Eh' die Argliſt dieſes Thiers du abgewandt,
Wird vergeblich deine Müh' ans Korn gewandt.
Hör' wad Achmed, aller Herzen Herze ſpricht:
Kein Gebet ohn' Herzensſammlung hat Gewicht!
War die Maus nicht in dem Korn der arge Dieb,
Sprich, wo vierzigjähr'ger Werke Segen blieb?
Wird von Tag zu Tag ein edles Werk gethan,
Sprich, warum häuft' ſich noch nicht die Scheuer an?

Aber nicht Contemplation, nicht Asceſe allein, auch gute Werke ſind erforderlich, um Gottes werth zu ſeyn.

Wie der Schöne ſich den klaren Spiegel ſucht,
So die Lieb' zu ſpiegeln ſich im Armen ſucht.

Drum verwirf, o Freund, des Armen Bitte nicht,
Löſch nicht aus durch deinen Hauch des Spiegels Licht!

Der Weiſe ſoll ſich ſeiner Weisheit nicht überheben, „denn hoher Sinn liegt oft im kindiſchen Spiel.“

Einſt der Mond aus einem Brunnen lieblich blinkt'
Jener, guckend in den Brunn, ihm Lieder ſingt'!
In der Wahrheit meint den Himmelsmond er doch.

Der fromme Perſer iſt in die Schönheit der Welt verſunken, die ihm durchaus nur wie die entzückendſte Zauberei des größten Dichters erſcheint.

Jener ſpricht: O Fürſt, du hoher Geiſtesheld,
Sag', der Geiſt, wie ſank er doch in dieſe Welt?
Wie geſchah's, daß jener Aar, der kerkerfrei,
Stürzt' vom Thron in dieſes Kerkers Wüſtenei? —
Omar ſpricht: Wiſſ', Zauber iſt's, der ſolches that,
Zauberwort, Gott zum Geiſt geſprochen hat.
Da zum Nichts er Zauber ſprach, das ſinnenlos,
Eine Welt ſtieg aus des Nichts verborgnem Schooß.
Zauberwort iſt's, das das Nichts zum Weſen macht,
Zauberwort iſt's, das das Seyn zum Schatten macht.
In das Ohr der Roſ' ſprach er die Zauberred',
Flugs Rubinen glänzen auf am dunkeln Ort.
Zu dem Körper ſpricht er Zauber, er wird Geiſt,
Spricht zur Nachtwolk Zauber, jetzt ſie Sonne heißt.
Kennſt den Zauber du, den er zur Wolke ſprach,
Daß ſo heiß ſie Thränen weinet Nacht und Tag?
Kennſt den Zauber du, den er zum Erdball ſprach,
Daß er ſeit der Schöpfung nicht ſein Schweigen brach?
Jeder, der von Zweifelqual verwirrt und bang',
Trägt in ſich als Räthſel Gottes Zauberſang.

Sehr berühmt wurde der perſiſche Dichter Saadi durch ſeinen „Roſengarten,“ doch erreicht er die Größe Dſchelaleddins nicht. Sein Grundgedanke iſt, man ſoll die Menſchen nehmen, wie ſie ſind, ſie zu beſſern und zu veredeln ſuchen, ſo viel man kann, und ſie lieber meiden, wo man ſie unverbeſſerlich findet. Fürſten gibt er gute

Lehren, wenn ſie dieſelben hören wollen, räth aber, ſich niemals auf Fürſten zu verlaſſen. Das liebenswürdigſte von Saadi iſt ſeine Milde und Gelaſſenheit.

Dem Saadi nahe verwandt iſt der Araber Samachſchari, in deſſen „goldenen Halsbändern“ ebenfalls ein über die gemeinen Leiden und Thorheiten der Welt erhabene Weisheit und Ruhe und beſonders auch ſanfte Geduld gelehrt wird.

Bayerische Staatsbibliothek München

Regiſter zum fünften Bande.

Seite

Aachen . 12. 177
Abälard . . . 288
Abaſſiden . . . 527
Abel v. Dänemark 468
Abſalom v. Rothſchild 113
Adalbert v. Bremen 58
63 f. 465
— von Mainz 90. 94
— von Prag 35 f.
Adel, deutſcher . 170
Adelheid, Kaiſerin 20 f.
Ademar von Puy 229
Adolf v. Naſſau 182 f.
Aegypten 221. 234. 236
247. 254. 527. 529
Aetheired . . . 320
Agnes, Kaiſerin 56. 61 f.
Akkon 259
Alamut . . . 252
Alanus . . . 399
Alberich . . . 19
— II. . . . 20
Albert v. Behaim 153
Albertus Magnus 399
401
Albigenſer . . 302
Albrecht I. 179. 181 f.

Seite

Albrecht der Bär 7
100. 103
— d. Entartete 108. 183
— von Riga . 144
Alcantara . . . 376
Aleſſandria . . 118
Alexander III. 113 f. 265
— von Meß . 441
— Newski . . 492
Alexius 222. 227. 229
— Angelus 266 f.
Alix . . 341. 342
Almanſor . . . 363
Almohaden 374. 376
Alp Arslan . . 220
Alphons von Caſtilien . . . 375
— der Weiſe . 377
Alte vom Berge . 252
Amalfi . . 45. 113
Amoraviden . . 369
Andernach . . 15
Andreas v. Ungarn 58
Andronikus . . 255
Angelus . . . 256
Anna Comnena . 245
Anno von Köln 62 f.

Seite

Anſelm von Canterbury . 289. 333
338. 398
— von Mailand 238
Antiochia 231. 242. 244
245. 278
Apulien . . . 70
Aquitanien . . 295
Aragon . . . 366
Arbriſſel . . . 395
Arkona . . . 116
Armenien . 230. 237
Arnold v. Breſcia 105 f.
Arnulfv. Aerſchot 249. 379
— der Böſe 3 f. 13
Arthur von Bretagne . 296. 344
Artus . . 429. 450
Aſcalon . . . 235
Aſcanien . . . 100
Aſſaſinen . . . 253
Aſſiſi 133
Athos 279
Augsburg . . 28
Auguſtiner . . 397
Avignon . 206. 313
Azzo v. Oſte 60. 190. 151

Seite

Babenberger . . 33
Bacon 399
Baden 132
Bagdad . . . 526
Baldwin I. 228. 230 242. 243
— II. . . . 443
— III. . 245. 253
— von Constantinopel 270 f. 297
— von Trier 195. 208
Balearen . . . 377
Balliol 352
Bamberg . 44. 128
Barden . . . 351
Bary 45
Basel 177
Basilius . . 30. 45
Basken 366
Batu 148. 491. 507
Bauern . . . 8
Baukunst, romanische u. gothische 404
Bayern 16. 67. 120. 203
Beatrix, Kaiserin 110
— von Staufen 128
— von Toscana 69
Beaucaire . . . 303
Becket 236
Bela 175
Benedict S. . . 394
— VIII. . . 45
— XII. . . . 216
Benevent . . . 164
Bentivoglio . . 168
Berengar I. . . 18
— II. . . 20 f.
— von Tours 58. 283
Bern . . 132. 218
Bernhard S. 69. 102 246. 289 f. 395
— von der Lippe 145
— v. Sachsen 32. 43. 60
Bertha v. Burgund 6
— Kaiserin 66. 75
Berthold v. Buchegg 206
Berthold von Regensburg . . 402
— von Zähringen 62. 111. 132
Bertram de Born 446
Bettelmönche 133. 596
Beziers . . . 305
Bibars 277. 528. 531
Birger 475
Birkibeiner . . 472
Birma . . 498. 510
Bischöfe . . . 390
Bochara . . . 505
Böhmen 3. 9. 29. 41. 52 55. 85. 88. 110. 173 186. 197
Bohemund . 229 f.
Boleslaw Chrabry 38 f. 483
Bologna . 112. 159
Bonaventura . . 400
Bonifacius VIII. 310 f.
— v. Montferrat 266 f.
— v. Toscana 50. 54. 57
Brabançons . . 295
Brandenburg 8. 32. 101 181. 201. 206
Braunschweig . 111
Breslau . . . 149
Bretagne . . . 344
Bretislaw . . 52. 55
Bruce, Robert . 353
Brügge . . . 309
Bruno S. . . . 394
— von Köln 23. 290
Buddhismus 511. 516 f.
Bulgaren . 257. 271
Burgund 6. 49. 53. 56 110
Burghard v. Magdeburg . . . 202
— von Schwaben 6
Byzanz 28. 221. 266 f.

Cabestaing . . 440
Caedmon . . . 422
Cahors . . . 206
Calatin . 228. 424
Calixtus II. . . 91
Camaldoli . . 39
Cannoniker . . 394
Canossa . . . 75
Canut d. Große 329 f. 465
Cardinäle . . . 389
Carmeliter . . 397
Casimir 53. 55. 484. 486
Castilien . 365. 369
Castruccio . . . 211
China . . . 495 f.
Chingischan . 502 f.
Chowaresmien . 504
Chretien de Trois 427. 430
Christian v. Mainz 115
Christoph v. Dänemark . . . 469
Chrotegang . . 394
Cid 367
Clairveaux . . 291
Clemens II. . . 57
— III. . . . 257
— IV. . . . 299
— V. 163. 201. 313 f.
Cluny 46. 56. 283 f.
Cochinchina . . 510
Cölibat . 72. 391
Colonna . . . 312
Conradin . 160. 165 f.
Constanze . . 120 f.
Constantin Monomachus . . . 221
Constantinopel 266 f.
Cordova . 362. 377
Cortes 357
Crescentius . 34 f.
Cumanen . . . 491
Curland . . . 478
Cypern 259. 261. 278

Dänen 3. 11. 107. 116 119. 127. 131. 138 172. 321. 464 f.
Dagobert v. Pisa 237

Seite

Dalai-Lama 511. 516
Dalemintier . . 8. 9
Dalmatien . . 264
Damaskus . . 249
Damiani . . 67. 70
Damiette . . . 276
Dandolo 193. 266 f.
Dante 192. 198. 424
Danzig . 201. 481
Dedo 43
Delhi 532
Deutschorden . . 147
Diepold . 126. 129
Dietrich von Flandern 98. 246. 249
— von Meißen 479
Diniz 380
Dionysius Areopagita 400
Dithmarschen . 202
Dobrowa . 29. 483
Dominicus S. 133. 303 377. 396
Dominicaner 303. 396
Douglas . . . 354
Drahomira . . 8
Dschelaleddin . 349
— Mankbury . 505
Dun Scotus . 399

Eberhard v. Franken . 4 f. 13. 15.
— v. Württemberg 108.177.180.197
Edessa . . 230. 245
Edgar d. Aetheling 329 f.
Edmund Ironside 322
Edrisiden . . . 363
Eduard I. 278. 350 f.
— II. . . 354 f.
— III. . . . 358
— der Bekenner 324
Eidgenossenschaft 188
Egbert v. Meißen 62. 82
Eleonore, die heiße 246 248. 294. 335

Seite

Eleonore von Castilien . 278. 350
Elisabeth S. . . 139
— Kaiserin . 196
— von Böhmen 197
Engelbert . 134. 137
England . . 320 f.
Enzio 151. 154. 159. 168
Epirus 278
Erchanger . . . 3 f.
Erich Emund . 467
— Glipping . . 469
— der Heilige . 474
— Pflugpfennig 468
— d. Siegreiche 465
Erlach 218
Ernst von Schwaben . . 47. 51 f.
Este 60
Esthland . . . 145
Etats generaux 311
Ezzelino 151. 158. 162

Fabliaux . . . 453
Fatimiten . . . 221
Finnland . . . 474
Flandern . . 56. 97
Florenz . . . 192
Fo 517
Foix 306
Folknnger . . . 474
Franziscus S. 133. 274 396
Franziscaner . . 396
Frangipani 91. 121. 136 157. 158. 167
Frankreich . 280 f.
Frauenlob . . 449
Freiburg . . . 111
Freigrafen . . 137
Friedrich I. 100. 106 f. 246. 257 f.
— II. 126. 130 f. 275
— v. Büren 75. 78. 85
— der Einäugige 91 94 f.

Seite

Friedrich der Gebissene 180. 183. 186 202
— von Mainz 13. 15
— v. Oesterreich 166 167
— d. Schöne 196. 203 f.
— d. Streitbare 150 157. 477
— von Zollern 176
Friesen . 180. 202
Fürstenmacht, deutsche 140. 153. 160. 169
Fulko 344

Galizien . . . 487
St. Gallen . . 7
Galois . . . 414
Gargano . . . 45
Gaveston . . . 356
Gaweyn . . . 450
Gebern . . . 532
Gedimin . . . 481
Geisa 38
Genua . . 192. 193
Gerbert . . 33 f.
Gerhard d. Große 469
— v. Mainz 182. 184
Gero 14. 16. 24. 29
Gesta Rom. . . 459
Ghibellinen 102. 192
Gisela . . . 47 f.
Giselbrecht 7. 13 f.
Gobi 502
Godwin . . . 324
Gorm der Alte 8. 11
Goslar . . . 64
Gothen . . . 36
Gottfried v. Bouillon . . 78. 228 f.
— d. Bucklige 61. 71.
Gottschalk . . 53. 66
Graal, d. h. 238. 426
Gregor V. . 33 f.
— VI. . . . 75
— VII. . 70 f. 286

Seite

Gregor IX. . 135 f.
— X. . . . 175
Griechenland 79. 221 f. 279
Griſeldis . . . 449
Guelfen . 101. 192
Guido v. Luſignan 254 259
— von Spoleto 18
— v. Guienne 90. 91

Hadrian IV. . 108
Hakem 221
Han 495
Hanſa . . 171. 180
Harald Hardrade 327. 471
— Godwins Sohn 326
— Haſenfuß . 323
Hardaknut 323. 465
Harduin . . . 41
Hartmann v. Owe 441 449
Harzburg . . 66 f.
Haſtings . . . 328
Hatto 1
Hedwig S. 139. 485
— v. Schwaben 24
Heerbann . . . 8
Heinrich I. Kaiſer 2 f.
— II. . . . 40 f.
— III. . . . 54 f.
— IV. . . . 61 f.
— V. . . . 85 f.
— VI. . 120 f. 262
— VII. . . 195 f.
— Ottos I. Bruder . . 13 f. 22
— Friedrich II. Sohn . . 134 f.
— Raſpe 139. 150. 157
— I. v. Frankreich . 280. 285
— I. v. England 333
— II. von England 296. 335 f.
Seite
Heinrich III. von England . 298. 347
— der arme . 441
— v. Augsburg 62
— der Bärtige 139
— v. Burgund 370. 379
— d. Fromme 148. 149
— der Löwe 101. 103 111. 116 f. 414
— ſammirgott . 101
— d. Schwarze 87. 94
— v. Schwerin 138
— der Stolze 87. 94 100 f.
— von Veldeck 448
— d. Jänker 24. 29. 32
Heliand . . . 422
Heribert . . 50. 53
Heriger . . 3. 6
Hermann v. Baden 132
— Balk . . . 147
— Billung 17. 24. 32
— v. Luxemburg 81
— v. Salza 135. 147 151
— v. Schwaben 7. 14
Heſſen 171
Heveller . . . 8
Hildebrand 19 f. 57 f.
Hildegard S. 102. 423
Hiaſſa 516
Hohenſtaufen . 91. 93
Hohentwiel . . 24
Holland . 180. 185
Holſtein 132. 138. 470
Honorius III. 134. 273 306
— von Augſt . 401
Hoſpitaliter . . 251
Hover von Mansfeld . . . 88. 90
Hueska . . . 375
Hugo Capet 29. 30. 282
— der Große 228 f.
— von Paris . 17
— von Toscana 18
Seite
Hugo S. victore 400
Hulagu . . . 526
Hunnen . . . 148

Jakob v. Chatillon 309
— von Molay 315 f.
Japan 510
Jaromir . . 41 f.
Jaſa 506
Java 510
Ida v. Oeſterreich 239
Jeruſalem 136. 234 f. 249 255. 275. 276
Ikonium 221. 230. 248
Ilchane . . . 526
Impostoribus, de tribus . . . 152
Indien . . . 532 f.
Inez de Caſtro . 361
Innocenz II. 96. 97. 105 246
— III. 125 f. 266. 271 306
— IV. . . 155 f.
Interregnum . . 169
Inveſtitur . . . 72
Johann XII. Papſt 24 f.
— XIX. . . 50
— XXIII. 206. 216
— v. Böhmen 197. 201
— von Brienne 273 f.
— von England 296 343 f.
— Heinrich von Luxemburg . 216
— v. Jeruſalem 136
— von Oliva . 207
— Parricida 182. 187 196. 200
—, Prieſter . 515
— von Procida 168
— v. Soltwedel 172
Johanniter 251. 277. 278
Irene . . 124. 128
Irland . . . 337

Seite

Irmengard . . 19
Isaak Angelus 257. 268
— Comnenus . 222
Isabelle von England . 143. 356
Isenburg . . . 138
Island . . . 473
Ismaeliten . . 252
Italien . . 190 f.
Juden 84. 103. 226. 314 342. 487

Kärnthen 175. 197. 213 216
Kairo 221
Kalka 491
Kaiserkrönung . 12
Kalojohannes . 245
Kamel . . 136. 274
Karl der Große 430
— IV. . 214. 215
— v. Anjou 163 f. 298
— der Einfältige 1 f.
— der Gute . . 89
— Robert . . 194
— der Schöne 319
Karthäuser 291. 395
Katharer . . . 302
Kerboga . . . 282
Khitan . . . 500
Kiew . . 484. 489
Kin 500
Kinderkreuzzug . 273
Kirtschak . . . 529
Klöster . . . 392 f.
Knud Lavard . 467
Köln 62. 143. 172. 181
Konrad I. Kaiser 2 f.
— II. . . . 48 f.
— III. 91. 93 f. 100 f. 246 f.
— IV. 150. 157 f.
— v. Hochstetten 172
— Kurzbold . 13
— von Mainz . 262
Konrad von Marburg . . 139. 142
— der Marschall 238
— v. Montferrat 255 259 f.
— v. Thüringen 148
Korea . . 498. 510
Kortryk . . . 309
Kosacken . . . 489
Kreuz. d. heil. 238. 255
Kreuz- und Schwertbrüder . . . 145
Kreuzzüge . 223 f.
Kublai . . 508 f.
Kumannen . . 194
Kunigunde S. . 42 f.
— v. Böhmen 174. 178 180
Kurverein . . . 217
Kutuchtu . . . 523

Ladislaw d. Kumane 139
Lanfrank . 327. 329
Legisten . . . 311
Legnano . . . 118
Lehnwesen S. 48. 415
Leo IX. . . . 57 f.
Leopold von Babenberg . . . 33
— v. Oesterreich 101 123. 204. 209. 260
Lethra 11
Liebeshöfe . . . 412
Liegnitz . . . 149
Limburg . . . 180
Lissabon . 249. 379
Lithauen 145 f. 478. 480 f.
Lintbrand . . . 28
Lintiger . . 58. 60
Livland . . . 144
Lodomerien . . 487
Lombardei . . 50
Lombardischer Städtebund . . 150 f.
London . . . 350
Lothar . 88. 90 f.
Lother und Maller 432
Lothringen 1. 7. 14. 15 55. 60. 61
Lucanor . . . 459
Ludmilla . . . 8
Ludolf . . . 15. 22
Ludwig der Bayer Kaiser . . 203 f.
— VII. v. Frankreich . . 246. 294
— VIII. . . 297
— X. . . . 319
— v. Bayern . 140
— v. Brandenburg . . 206. 207
— der Dicke 287 f.
— der Eiserne . 111
— der heilige 276. 297
— d. Strenge 164. 166
— v. Thüringen 185
Lübeck 111. 144. 171
Luxemberg . . 195
Lyon 155

Magdalena S. . 302
Magdeburg . . 202
Magna Charta . 346
Magnus v. Dänemark . . . 465
— Ladules . . 475
— von Norwegen 473
— v. Sachsen 66 f. 87
Mailand 108. 112. 118 121. 192. 199. 210. 211
Mainz 120
Malefscha . . . 220
Malcolm . 329. 331
Mamelucken 527. 531
Manfred 161. f. 168
Manuel . . . 246
Marburg . . . 139
Marco Polo . . 515
Margarathe Maultasche . . . 216

Seite

Margarethe v. Norwegen . . . 352
— v. Schottland 332
— die ſchwarze 469
Marozia . . . 18
Marienlieder . . 423
Marokko . . . 369
Martin V. . . 212
Mathilde, Kaiſerin 333 f.
— v. Toscana 71. 75. 82
Mauritanien . . 363
Mecklenburg 53. 88. 103. 116
Meinhard v. Riga 144
Meißen . . . 9
Meliſende 244. 245. 253
Meins 45
Mengku . . . 507
Merlin . . . 429
Merſeburg . . 10
Michael Paläologus 278
Miecislaw 29. 42. 52. — 483
Mindove . . . 478
Ming 512
Minnelieder . . 443
Minnoriten 183. 386
Minſtrels . . . 446
Miſtevoi 17. 32. 43.
Mölk 33
Molvau . . . 488
Mongolen 148. 490 f. 501 f.
Monte 479
Moraviden . . 369
Morgana . . . 468
Morgarten . . 204
Mortimer . . 337 f.
Moskau . 489. 491
Moſtaſſem . . 526
Mühldorf . . . 205
Muhamed v. Chowaresmien . . 504
Murzuphlus . 269 f.
Muſik, chriſtliche 399
— muhamedaniſche 436

Seite

Mako 24
Nanking . . . 501
Narvaez . . . 368
Navarra . . . 366
Neapel 193
Nicephorus . . 28
Niels 466
Niklot . . 103. 116
Nithart . . . 462
Nogai 493
Nogared . . 311 f.
Norbert H. . . 97
Normandie 296. 325
Normannen . . 45
— in Italien 70. 120. 122. 124
Norwegen . 180. 470
Nowgorod . . 489
Nureddin . . . 254

Obotriten 9. 17. 43. 53
Occam 207
Odilo v. Clugny 57. 284
Odo von Clugny 283
— v. Champagne 53
Oeſterreich 110. 173
Ogier 453
Oktai 507
Olaf d. Heilige . 470
— Schoßkönig 474
Ommaijaden . . 362
Orſini 313
Oſtfrieſen . . . 111
Otfried . . . 422
Othelrich . . 41 f.
Otto der Große 12 f. 99
— II. . . . 27 f.
— III. . . . 32 f.
— IV. . . . 127 f.
— von Brandenburg . . . 477
— der Erlauchte 153. 157. 160.
— v. Freiſingen 102. 246. 293

Seite

Otto d. Fröhliche 209
— v. Nordheim 61. 67
— m. d. Pfeile 179. 181
— von Sachſen 2
— v. Wittelsbach 109. 120. 128
Ottokar 127. 173. 477. 479
Overſtolzen . . 172

Päpſte 206. 217. 388
Palermo . . . 137
Pandecten . . . 112
Pandolf . . . 27
Paris 267
Parlament, engliſches . 347. 349
— franzöſiſches 299
Parma . . . 158
Paſchalis 84. 89. — 242
Paulicianer . . 302
Pavia 50
Pedro v. Portugal 382 f.
Pelagius . . . 274
Peking . . 501. 509
Perſien . . 526 f.
Peter Aichſpalter 195
— v. Amiens 224. 226. 235
— v. Aragonien 162. 164. 167. 168. 307
— v. Caſtelnau 303 f.
— von Clugny 103
— de Vineis 137. 151. 153
Petrus Alfonſus 4[illegible]
— Lombardus . 399
Pfahlbürger . . 141
Philipp, Kaiſer 124. 127 f.
— I. v. Frankreich 285 f.
— III. . . . 308
— Auguſt 259. 295 f.
— der Lange . 319
— der Schöne 308 f.
— v. Valois . 320

Seite

Philippopolis . 247
Pieter de Coning 509
Piſa . . 167. 192
Plantagenet . . 333
Pluſſo 55
Polen 29 38. 52. 55. 110 117. 139. 207. 483 f.
Polowzer . 489. 490
Pommern 53. 99. 104. 207
Pontius . 243. 244
Poppo v. Oſterna 148. 477
Portugal . 370. 379
Prämonſtratenſer 291 395
Preußen . 36. 477
Provence 298. 303 f. 444
Puſlanen . 244. 250
Pulsko . . . 23

Quedlinburg . . 11

Raimund Roger 305
— v. Toulouſe 228 f. 303 f.
— v. Tripolis 253 f.
Ravensburg . . 166
Raymundus Lullus 458
Redarier . . . 458
Reinecke Fuchs . 460
Reinold von Köln 114
Renſe 217
Reval 145
Rheinpfalz . . 111
Rhodus . . . 278
Richard a. S. victore 400
— v. Cornwallis 348
— Löwenherz 123. 259 340. 342 f.
Riga 144. 480. 483
Ritterthum 385. 409 f.
Robert Friſo . . 328
— Guiscard 39. 70
— v. Neapel 79. 211
Robin Hood . . 344
Roger . . . 10. 97
Roland . . . 431
Rom . . 162. 200
Romanus . . . 222
Romowe . . . 38
Romuald . . . 39
Roſamunde Cliffort 339
Rudolf v. Burgund 2. 6
— v. Habsburg 176 f.
— v. Schwaben 61. 68 77 f.
— von Wart . 196
Rügen 116
Ruisbroek . . . 508
Rum 221
Ruppert v. Deutz . 401
Rußland 221. 488 f.

Saadi 540
Sachſen 66 f. 119. 120
Sängerkrieg auf Wartburg . . 449
Saladin . 254. 258
Salerno . . . 112
Salomon v. Conſtanz 3 f.
Samarcand . . 505
Samland . . . 477
Sancho Major . 366
— v. Portugal . 380
Saragoſſa . . 374
Savoyen . . 42. 75
Scala . . 167. 210
Schakjumuni . . 517
Schleſien 117. 139. 148 485
Schleswig . . 49
Scholaſtik 283. 287. 398
Schottenklöſter . 58
Schottland 331. 351 f.
Schwaben . . . 7
Schweden . . . 474
Schweiz 181. 183. 187 204. 218
Schwerin 205
Schwyz . . 183. 204
Seidenbau 278
Shivaismus . . 513
Sicilien 71. 124. 168. 378
Siebenbürgen . 150
Sigfrid v. Mainz 64 f.
Sigurd Jerſalefa 471
Simon von Montfort . . 305. 348
Simonie . . . 72
Skomand . . . 479
Sofismus . . . 536
Sophie v. Brabant 171
Song 497
Sorbonne . . . 287
Spanien . . . 362
Spencer . . . 357
Speier . 54. 196
Sporenſchlacht . 309
Städte 7. 111. 120. 208 418 f.
Städtebund, lombardiſcher . 150 f.
— rheiniſcher . 173
Stedinger . . 141
Steiermark 52. 174. 182 184
Stephan S. . 38. 52
— v. England 334
Stockholm . . 473
Sturleſon . . . 473
Suger . . 287. 294
Swein Gabelbart 464
Swend Eſtritſon 465
Swerrir . . . 472
Sylveſter II. . 36 f.

Tait-ſong . . 493
Tancred 192. 229 f.
Tang 489
Tannhäuſer . . 437
Tangmar . . . 13
Tatarn . . . 148
Tempelherrn 251. 277 278. 315 f.
Thaddäus v. Sueſſa 156 159

Seite

Theodor Laskaris 271
Theodora . . . 18
Theophania . 28 f.
Thiemo v. Salzburg 239
Thomas Becket 336 f.
— v. Aquino 399. 400. 402
— v. Greeldonne 436. 451
Thorn 147
Thüringen 111. 171. 180. 183
Tibet . . 511. 513
Tierole . . . 151
Tirol 166
Titurel . . . 426
Togluk . . . 534
Togrulbek . . . 220
Toledo 369
Torre, de la . . 199
Toscana 19. 75. 91
Trapezunt . . 279
Tribur 65
Trinitarier . . 396
Triſtan . . . 451
Troubadours . . 444
Tſin 497
Türken . 219 f. 504
Tunis 300
Turcau . . . 504
Turniere . . . 410

Ugolino . . . 192
Ulrich S. . . . 13
— v. Lichtenſtein 449
— v. Württemberg 173
Ungarn 3. 6. 7. 10 f. 23. 33. 38. 52. 55. 58. 63. 150. 157. 174. 178. 186. 194. 226
Univerſitäten . . 112
Unterwalden . . 188
Uracca . . . 373 f.
Urban II. 83. 224. 286
— IV. . . . 162
Uri 188

Valentia . . . 370
Valois 319
Vehme 137
Venedig 192. 263 f. 277
Verona . . . 210
Veſper, ſicilianiſche 168
Vincenz v. Beauvais 399
Visconti . 192. 198
— Azzone . . 214
— Galeazzo . 210
— Marco . . 210
— Matteo . . 210
Vouchi 499

Waiblingen . . 101
Waldbod von Baſſenheim . . . 146
Waldemar 116. 119
— der Große . 467
— der Sieger . 468
— Aterdag . . 470
— II. . . . 138
— von Brandenburg . . . 201
Waldenſer . . . 301
Wales 350
Wallare . . . 352
Walter Mapp . . 460
Walther v. Brienne 126
— v. d. Vogelweide 448
Waräger . . . 221
Wartburg . 180. 449
Weinsberg . . 101
Welfen . 60. 129
Welf . . 67. 81 f.
Welf, jun. 101. 114. 117
— v. Bayern 239. 246
Wenden 9. 16. 24. 32. 66. 116
Wenzel S. . . 9. 12
— v. Böhmen 179. 184. 186
Werner von Mainz 176
Wetin 43
Wiebald v. Corvey 104. 114
Wien 124
Wilhelm v. Gabeſtaing . . . 412
— der Eroberer 324 f.
— v. Holland 158. 164
— von Jülich . 309
— von Nevers 240
— von Poitou 239
— Rufus . . 332
— v. Tyrus 244. 255
Willigis . . 31 f.
Wilna 481
Wiprecht v. Groitſch 81. 85. 88. 90. 92
Witen 480
Wolfgang S. . . 38
Wolfram v. Eſchenbach . . 427. 449
Wradislaw v. Böhmen 85
— v. Pommern 99. 104
Wrſſowce 35 f. 85. 88
Württemberg . . 157
Wut-ſong . . . 499

Yonen . . . 508
Yrküll 144

Zenki 240. 244. 245
Zürich . . 184. 218

Bayerische Staatsbibliothek

Allgemeine Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Universitäts-
Bibliothek
Leipzig

53-5533

9.9.53
UK

Allg. Gesch., Gesamtdarst.

Schnellpressendruck der J. G. Cotta'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des ſechsten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Die Luxemburger 1

Die deutſche Trias. S. 1. Der ſchwarze Tod. S. 7. Günther von Schwarzburg. S. 12. Karl IV. S. 15. Zurückführung des Papſtes nach Rom. S. 22. Ausbruch des großen Schisma. S. 28. Kämpfe der Städte und der Schweizer gegen Fürſten und Adel. S. 34. Ungarns Anſchluß an Deutſchland. S. 40. Ruprecht von der Pfalz. S. 48. Sigmund. S. 54.

Zweites Buch. Die Huſſitenkriege 61

Das Concilium in Conſtanz. S. 61. Johannes Huß. S. 70. Ausgang des Concils. S. 77. Die Huſſiten. S. 84. Zizka. S. 92. Die Schreckenszeit der Huſſiten. S. 99. Das Concilium in Baſel. S. 106. Ende der Huſſitenkriege. S. 111.

Drittes Buch. Neues Aufkommen der Habsburger 117

Das Wiener Concordat. S. 117. Georg von Podiebrad. S. 124. Wirren im deutſchen Reiche. S. 129. Wittelsbacher Romantik. S. 134. Die burgundiſchen Herzoge. S. 141. Die Heldenzeit der Schweizer. S. 149.

Viertes Buch. Die maximilianiſche Zeit 153

Maria von Burgund. S. 153. Mathias Corvinus. S. 160. Abfall der Schweizer vom Reich. S. 166. Der lange italieniſche Krieg. S. 170. Die fürſtlichen Landeshoheiten. S. 176. Unruhe im gemeinen Volk. S. 180.

Fünftes Buch. Die Valois 187

Der engliſch-franzöſiſche Krieg. S. 187. Die erſte Revolution in Paris. S. 192. Karl der Weiſe. S. 197. Der franzöſiſche Prinzenſtreit. S. 203. Die Armagnacs. S. 209. Die Jungfrau von Orleans. S. 214. Karl VII. S. 220. Ludwig XI. und Karl VIII. S. 226.

Seite

Sechstes Buch. Der Krieg der beiden Rosen 231

Der schwarze Prinz. S. 231. Usurpation der rothen Rose. S. 235. Greuel im Hause Plantagenet. S. 239. Sieg der weißen Rose. S. 246. Richard III. S. 253. Der erste Tudor. S. 258.

Siebentes Buch. Spaniens Machtentfaltung 265

Pedro der Grausame. S. 265. Ferdinand und Isabella. S. 270. Die Eroberung Granadas und der Städtebund. S. 273. Der Aufschwung Portugals. S. 279. Columbus. S. 285. Die erste Bekanntschaft mit Amerika. S. 290.

Achtes Buch. Die Franzosen in Italien 295

Wirren im Kirchenstaat. S. 295. Venedig. S. 300. Die Visconti. S. 306. Florenz. S. 311. Neapel. S. 315. Karl VIII. in Italien. S. 321. Savonarola. S. 325. Die Borgia. S. 330. Julius II. und Leo X. S. 335.

Neuntes Buch. Das Ende der romantischen Culturperiode . 343

Kirchliche Verderbniß. S. 343. Theologische Verfinsterung. S. 347. Die exclusive Frömmigkeit. S. 352. Die Fürstenhöfe. S. 356. Verfall der ritterlichen Dichtung. S. 360. Das Bürgerthum. S. 366. Die bürgerliche Dichtung. S. 373.

Zehntes Buch. Die Renaissance 378

Die italienische Fürstenpolitik. S. 378. Dante und Petrarca. S. 383. Auferstehung der antiken Götter. S. 388. Die Humanisten. S. 393. Umschwung in der dramatischen Kunst. S. 397. Umschwung in der kirchlichen Kunst. S. 401. Altitalienische und altniederländische Malerei. S. 405.

Elftes Buch. Die nordischen Mächte 411

Die Union von Calmar. S. 411. Die Oldenburger in Dänemark. S. 416. Die deutschen Ordenslande. S. 424. Die preußische Revolution. S. 429. Rußlands Befreiung von den Tatarn. S. 435. Der russische Einheitsstaat unter Iwan III. Wassiliewitsch. S. 440.

Zwölftes Buch. Die Osmanen 445

Aufkommen der Osmanen. S. 445. Bajazet. S. 450. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken. S. 455. Große Ausdehnung des osmanischen Reichs. S. 460. Timur. S. 467. Die Sofi und die Kurden. S. 473. Der Großmogul. S. 479.

Berichtigungen.

Zu Band V. Seite 223 Zeile 9 von unten lies Ran's statt Ram's.

Zu Band VI. S. 27 Z. 4 v. u. l. Procop st. Pancraz. S. 38 Z. 6 v. u. l. Atterdag. S. 58 Z. 2 v. oben l. Vermehrer. S. 76 Z. 5 v. o. l. von Mies st. in. S. 94 Z. 8 v. u. l. überließ ihm und um ihm st. ihnen. Daſelbſt Z. 1 v. u. l. wollte st. wollten. S. 95 Z. 11 v. o. l. vom Reich. Daſ. Z. 5 v. u. l. Reichsfeldherrn. S. 147 Z. 12 v. u. l. gehören. S. 171 Z. 17 v. o. l. wegen st. gegen. S. 204 Z. 11 v. o. l. ſchonte st. gehoben. S. 227 Z. 16 v. u. l. der st. da. S. 268 Z. 8 v. o. l. von st. vom. S. 324 Z. 7 v. o. l. abgeſchwächt und endlich getödtet. S. 325 Z. 12 v. o. l. ihre st. ihm. S. 330 Z. 9 v. o. l. Bibiena. S. 331 Z. 8 v. u. l. Zizim. S. 336 Z. 15 v. u. l. Schinner. Z. 358 Z. 8 v. u. dol. eigentlichen. S. 373 Z. 2 v. u. l. in trockner Claſſification diejenigen. S. 399 Z. 2 v. u. l. Pönulus. S. 406 Z. 2 v. o. l. Taddeo. S. 414 Z. 12 v. u. l. Friesland st. Finnland. S. 440 Z. 1 v. u. l. Narva. S. 446 Z. 3 v. o. l. hieß ſie die.

Erſtes Buch.

Die Luxemburger.

1.

Die deutſche Trias.

Das deutſche Reich befand ſich, obgleich drei fürſtliche Familien Kaiſermantel hin- und herzerrten und durch ihre Nebenbuhlerei ige Fehden hervorriefen, doch immer noch wohlhäbig genug, denn ekümmert um den Zank jener drei Dynaſtien Habsburg, Wittels- und Luxemburg beſorgten die einzelnen Fürſten, Städte, adeligen, gerlichen und bäuerlichen Gemeinweſen und Eidgenoſſenſchaften ihr nderintereſſe mit Verſtand und Glück. Die Ehre und das äußere ehen des Reichs litt freilich Noth, indem bald die Habsburger, die Luxemburger ſich mit dem Reichserzfeind Frankreich gegen bayriſchen Kaiſer verbanden und der ganz von Frankreich ab- zige Papſt in Avignon trotz aller Demuth des Kaiſers und trotz Mahnungen der deutſchen Nation ſein durch keinerlei kirchliches t und Intereſſe entſchuldigtes, rein unvernünftiges und ihm ledig- durch die franzöſiſche Politik vorgeſchriebenes Gebahren gegen vig den Bayer fortſetzte. Indeß hatte der Bannſtrahl keine rechte t mehr, weil das Volk ihn für unberechtigt hielt, und Frankreich war dem deutſchen Reich weniger gefährlich, da es mit Eng-

land zu thun hatte. Somit war an der Unehre und an dem Nothſtande des deutſchen Reichs vieles nur oberflächlich und nur Schein. Unter dem zerriſſenen und befleckten Kaiſermantel gedieh nichtsdeſtoweniger der deutſche Nationalkörper in voller Geſundheit.

Die Ruhe, welche der Kurverein zu Renſe dem Kaiſer Ludwig verſchafft hatte, war nur von kurzer Dauer. Ludwig's gleichnamiger Sohn (zubenannt „der Aeltere") von Brandenburg war ein ſchöner Mann und Margaretha Maultaſche hatte ein Auge auf ihn geworfen, da ihr der Luxemburgiſche Knabe Johann Heinrich, mit dem man ſie vermählt hatte, längſt verleidet war. In ihrem Hausſtande fielen die widerlichſten Scenen vor. Er ſperrte ſie, ſie ſperrte ihn ein. Am Ende faßte ſie ihren Entſchluß, ließ ihren Gemahl, als derſelbe von der Jagd zurückkehrte, nicht mehr in's Schloß und eben ſo wenig in ein andres Schloß in Tirol, ſo daß er flüchten mußte, legte öffentlich ihren Schleier auf den Altar, ſchwur, ſie ſey noch eine Jungfrau, ließ ſich von ihrem kindiſchen Gemahl ſcheiden und reichte dem ſchönen Wittelsbacher ihre Hand, 1341. König Johann von Böhmen war außer ſich, daß die ſchöne und große Grafſchaft Tirol auf dieſe Weiſe ſeinem Geſchlecht entgehen ſollte. Er eilte daher ſogleich nach Oeſterreich, um mit den Habsburgern einen Bund gegen Bayern zu ſchließen. Er war damals ſchon ganz erblindet, zum Theil durch eigene Schuld, weil er aus Ungeduld, ſchnell geheilt zu werden, die Aerzte drängte und durch ihre Ungeſchicklichkeit erſt das eine, dann auch noch das andere Auge verlor. Herzog Albrecht von Oeſterreich, der Senior der Habsburger, mit dem er in der Wiener Burg geheime Verhandlungen pflog, war lahm. Sie ſprachen allein zuſammen und als er gehen wollte, konnte er wegen ſeiner Blindheit die Thür nicht finden und der Herzog wegen ſeiner Lahmheit ihn nicht führen. Da brachen beide in lautes Gelächter aus. Inzwiſchen ſchloſſen ſie nicht nur einen engen Bund, ſondern zogen auch Frankreich in's Intereſſe. Da mußte Papſt Clemens VI. einen neuen gräßlichen Fluch auf das Haupt des Kaiſers legen: „die göttliche Allmacht werfe Ludwig nieder und übergebe ihn den Händen ſeiner Feinde und Verfolger! Sie laſſe ihn in ein unverſehenes Netz fallen! Sein Eingang und Ausgang

ſeyen verflucht! Der Herr ſchlage ihn mit Narrheit und Blindheit! Der Himmel verzehre ihn durch ſeinen Blitz! Die ganze Erde waffne ſich gegen ihn! Der Abgrund thue ſich auf und verſchlinge ihn lebendig! Sein Name müſſe nicht über ein einiges Glied bleiben, und ſein Andenken erlöſche unter den Menſchen."

Kaiſer Ludwig wurde durch dieſe Sprache ſeiner Feinde und durch den großen Bund der mächtigſten deutſchen Fürſten mit Frankreich zu ſeinem Verderben wieder eingeſchüchtert, demüthigte ſich aufs neue vor dem Papſt und wollte ſich auch in alle Bedingungen fügen, die ihm König Philipp von Frankreich ſtellen würde. Es iſt kaum zu glauben, daß es ihm damit Ernſt war, da er die Politik von Paris und Avignon längſt kennen mußte. Wahrſcheinlich legte er den größten Werth darauf, in den Augen ſeiner frommen Bayern als guter Katholik zu beſtehen, und vermied ſorgfältig, in den Trotz Kaiſer Friedrichs II. zu fallen. Dagegen ſchadete ihm ſeine Demuth vor dem Papſt bei den Bürgern der Städte, die weniger bedenklich waren. Die Entſcheidung zog ſich hin, denn kein Theil hatte Luſt, Kriegskoſten aufzuwenden, und die damaligen Cabinette ſchienen ſchon alle mehr oder weniger von der Leidenſchaft des König Johann für diplomatiſche Künſte, Wechſel und Effecte angeſteckt worden zu ſeyn. Wirklich war er unermüdlich in neuen Wendungen. Kaiſer Ludwig bot ihm zur Entſchädigung für Tirol die Lauſitz an, die damals noch zu Brandenburg gehörte, und Johann würde ſich am Ende damit begnügt haben, weil es ein ſicherer Erwerb geweſen wäre, durch den ſich ſein böhmiſches Reich beſſer arondirte, als durch Tirol. Da ſchleuderte aber das Schickſal einen neuen Zankapfel auf den grünen Tiſch der Diplomaten.

Graf Wilhelm IV. von Holland und Hennegau ſetzte wieder einmal die Kämpfe ſeiner Vorfahren zur Unterdrückung der freien Bauern in Weſtfriesland fort, als er bei Stavorn, wo die Bauern die Schleuſen öffneten, mit 250 Rittern und 10,000 Knechten elendiglich erſäuft wurde, 1345. Da er keine Kinder hinterließ, ſo war ſeine Schweſter Margaretha, Kaiſer Ludwigs Gemahlin, die rechtmäßige Erbin von Holland und Hennegau. Ihr Recht wurde von

den Grafſchaften anerkannt, ihr junger Sohn Wilhelm begab ſich dahin, gewann das Volk durch Freundlichkeit und neue Privilegien und bekam auch gute Nachbarn an den Grafen von Jülich und Geldern, welche ſein Vater, der Kaiſer, um ſie zu gewinnen, damals zu Herzogen erhob. Man mag ihm das nicht verdenken, obgleich es im Allgemeinen zu einer immer unheilbareren Zerſtörung des Reichsorganismus führen mußte, wenn aus nur zufälligen und gelegentlichen Anläſſen das einſt ſo wichtige herzogliche Reichsamt ganz unnütz vervielfältigt wurde. Es kam dem Kaiſer damals zu ſtatten, daß König Johann in Händel mit Polen verwickelt wurde. Die Unruhe und vielleicht ein wenig Genieſucht trieben den blinden König zum drittenmal gegen die heidniſchen Preußen. Vielleicht hatte man ihn auch liſtig angereizt, dahin zu gehen, um ihn los zu werden. Genug, in ſeinem Rücken ſtanden die Polen wider ihn auf und ſein Sohn Karl wurde verrätheriſch in Kaliſch gefangen. Johann rief: „Ich habe wohl die Augen verloren, doch nicht die Hände," eilte zur Rache herbei, jagte den Polenkönig Caſimir aus dem Felde und befreite ſeinen Sohn. Da er nun überzeugt zu ſeyn glaubte, der Kaiſer ſey mit den Polen einverſtanden geweſen und habe ihm dieſe Falle gelegt, kannte er auch keine Schonung mehr gegen ihn, verſtändigte ſich mit allen Feinden deſſelben, verſicherte ſich vor allem der Zuſtimmung des Papſtes und des Königs von Frankreich, dem er thätige Hülfe gegen England verſprach, brachte einen großen Theil der deutſchen Fürſten in Renſe zuſammen und ließ durch dieſelben ſeinen Sohn, bisher Markgraf in Mähren, als Karl IV. zum Gegenkönig wählen, 1346. Bei dieſem Feſte des Meineides fiel die große Reichsfahne in den Rhein und wurde nicht wiedergefunden. Das Volk grollte. Der neue König wurde weder in Frankfurt, noch in Aachen zur Krönung zugelaſſen. Der greiſe Erzbiſchof Balduin von Trier aber wollte ſeine alten Tage noch zur Verherrlichung des luxemburgiſchen Hauſes, dem er entſtammt war, benutzen und ſchlug die Gegner des jungen Königs bei Coblenz. Von dem Gelde, welches ihm damals der Papſt zu ſammeln erlaubte, hat er die ſchöne Moſelbrücke bei Coblenz gebaut, die noch jetzt ſteht.

Man hätte nun einen großen Krieg im Reich erwarten ſollen,

allein es kam dazu nicht. Karl zog den Rhein hinauf, um ſich die Städte zu befreunden. Als er durch Baſel kam, ließ er eine päpſtliche Bulle bekannt machen, die allen Anhängern Ludwig's Losſprechung vom Banne zuſagte, wenn ſie nur Ludwig ſelbſt für einen Ketzer erklären würden. Allein der Bürgermeiſter, Konrad von Bärenfeld, blieb feſt und ſagte, die Bürger folgten den Reichsgeſetzen, nicht den päpſtlichen Bullen. Das freute Karl, der wohl ahnen mochte, daß er ſelbſt als Kaiſer kaum des Papſtes Freund werde bleiben können, und er ergriff ſelbſt das Evangelienbuch, um in der gebannten Stadt, wider das päpſtliche Gebot, Gottesdienſt zu feiern. Sein Vater rief ihn wieder ab, um das Verſprechen zu erfüllen, welches er dem König von Frankreich gegeben hatte, ihm gegen die Engländer zu helfen.

Der König von England Eduard III. erneuerte die Anſprüche Englands auf ſeine früheren Beſitzungen in Frankreich und kam auf das Feſtland herüber, wo ihn in Flandern ſeine thätigſten Bundesgenoſſen erwarteten. In dieſer deutſchen, aber Frankreich lehnspflichtigen Grafſchaft hatten ſich die alten Unbilden immer wieder erneuert. Der Graf, damals Ludwig, und der Adel neigten zu Frankreich, die deutſchen Bauern dagegen und die reichen Bürger haßten Frankreich, vertheidigten mit zäher Kraft ihre alten Rechte und verjagten den Grafen, als er den Siger von Kortryk, den Verfechter der Volksrechte, hatte hinrichten laſſen. Die vlämiſchen Städte hatten die ausgedehnteſte Wollenweberei und bezogen die rohe Wolle hauptſächlich aus England, den Handelsvertrag aber, den ſie desfalls mit England geſchloſſen hatten, wollte weder der Graf, noch der König von Frankreich gelten laſſen. Das Volk jedoch ließ ſich nicht irre machen, erhob ſich nach Sigers Hinrichtung in Maſſe und wählte ſich den Jakob von Artevelde, einen reichen Bierbrauer in Gent, zum proviſoriſchen Regenten. Dieſer ſchloß ſich eng an Eduard III. an und verſtärkte ſowohl deſſen Flotte als das Landheer. Da rief der König von Frankreich ſeine deutſchen Freunde zu Hülfe, der blinde König Johann war durch ſein Wort gebunden, hatte die Abenteuer immer noch nicht ſatt und eilte herbei, um in Perſon mitzufechten. Auch ſein Sohn Karl, der neue König der Deutſchen, mußte mit-

helfen, um dem Papſt für ſeine Unterſtützung bei der Königswahl dankbar zu ſeyn. Die Heere der Engländer und Franzoſen lieferten ſich am 26. Auguſt 1346 eine große Schlacht bei Crecy, aber die Engländer und die Blämingen blieben Sieger. Der junge König Karl, dem es gewiß nicht angenehm war, ſeinem Vater zu liebe überhaupt hier eine ſo mißliche Nebenrolle ſpielen zu müſſen, zog ſich, nachdem er eine nicht bedeutende Wunde empfangen hatte, bei Zeiten aus dem Kampfe zurück. Der blinde Johann aber, noch als Greis brennend vor Kampfbegier, ließ ſich zu Roß, von zwei Rittern begleitet, ins dichteſte Kampfgewühl führen und hieb ſo lange mit dem Schwert um ſich, bis er den Tod fand.*) Mit ihm fiel auch der Graf von Flandern und Herzog Rudolf von Lothringen. Als König Eduard den Tod dieſer Fürſten vernahm, rief er aus: o ihr Deutſchen, wie könnt ihr für einen franzöſiſchen König in den Tod gehen?

*) Seine Leiche fand ſo wenig Ruhe unter der Erde, als er über ihr jemals Ruhe gehabt. Er hatte verordnet, man ſolle ihn zu Clairefontaine bei Arlon begraben; allein man ſetzte ihn zuerſt in der Abtei Valloire, dann in Luxemburg bei, dann in der Abtei Münſter vor Luxemburg, wo ihm ſein Sohn Karl IV. ein herrliches Denkmal errichtete. (Die Chronik des Rufus, welche Grautoff herausgegeben, berichtet, Karl IV. ſey ſelbſt zum König Eduard gekommen und habe ihn um die Leiche ſeines Vaters gebeten.) Später wurden Denkmal und Abtei durch Karl V. zerſtört, als er Luxemburg gegen die Franzoſen befeſtigte, 1540. Die Leiche Johanns kam aber in einem hölzernen Kaſten nach Luxemburg zu den Franziscanern, die ſie für Geld zeigten. Als 1592 Münſter neu erbaut wurde, proceſſirte die Abtei mit den Franziscanern um die Leiche, erhielt ſie zurück und Erzherzog Albrecht, Statthalter der Niederlande, ließ über ihr ein neues reiches Denkmal errichten. Als die Franzoſen 1684 Luxemburg eroberten, verbrannte das Denkmal und die Abtei zum zweitenmal. Der Kaſten mit der Leiche kam aber glücklich wieder in die Stadt, wo ihr die Mönche ein neues drittes Denkmal errichteten. In der franzöſiſchen Revolution 1795 mußten die Mönche fliehen, ein Bäcker (Baſtien) verſteckte den Kaſten mit der Leiche, und übergab ihn ſpäter einem reichen Fabrikanten Boch-Buſchmann, der ihn angeblich im Namen der Mönche abholen ließ, aber behielt und deſſen Sohn die Leiche zu Metlach, wo er ſich niedergelaſſen hatte, in einem Naturalienkabinet vorzeigte. Hier ſah ſie der Kronprinz von Preußen, 1836, kaufte ſie, führte ſie nach Caſtel an der Saar und errichtete ihr das vierte Denkmal unter Proteſtation der Luxemburger, welche die Leiche zurückforderten.

Als Karl von ſeiner Wunde geheilt war, machte er einen Verſuch, ſich Tirols für ſeinen Bruder zu bemächtigen, richtete jedoch nichts aus und ging nach Prag, um ſich dort zum König von Böhmen krönen zu laſſen. Während dieſer Vorgänge blieb der alte Kaiſer Ludwig ganz ruhig in ſeinem Bayerlande und wurde auch nicht einmal von den Habsburgern beunruhigt, weil dieſe an der Erhebung des Hauſes Luxemburg keine große Freude hatten. Dem undankbaren Reiche den Rücken zukehrend, waltete er wieder nur in ſeinem Stammlande und ſtarb auf einer Bärenjagd bei Fürſtenfeld unfern von München in den Armen eines Bauern, 1347. Seine Söhne traten nun mit neuem Haß gegen die Luxemburger auf und trugen die deutſche Krone dem König von England an, der aber keine Luſt dazu bezeugte. Dagegen verband ſich Karl IV. enger mit dem Hauſe Habsburg und vermählte ſeine Tochter Katharina mit Rudolf, dem Sohne Albrechts des Lahmen.

2.

Der ſchwarze Tod.

In jener Zeit wurden die Völker Europas durch unerwartete Naturereigniſſe erſchreckt. Schon im J. 1337 jagte ein außerordentlich großer Komet allgemeine Furcht ein, dann wurde das ſüdliche und mittlere Europa 3 Jahre lang auf eine ganz ungewöhnliche Art von Heuſchrecken überzogen. Im J. 1348 aber glaubte man, das Ende der Welt ſtehe bevor, denn ein ungeheures Erdbeben verwüſtete Cypern, Griechenland, Italien und das ganze Alpenland von Kärnthen bis nach Baſel. Berge ſtürzten ein. In Kärnthen wurde die Stadt Villach mit dreißig andern Ortſchaften gänzlich zerſtört. Die Luft wurde dick, übelriechend und betäubend. Der Wein in den Fäſſern trübte ſich. Feurige Meteore zeigten ſich am Himmel und eine hohe Flammenſäule wollte man gerade über dem Palaſt von Avignon erblickt haben. Mag auch die Einbildungskraft der geängſtigten Völker zuviel geſehen haben, ſo iſt doch gewiß, daß die Erde ſehr er-

ſchüttert war, und daß die bei Erdbeben nicht ungewöhnlichen Ausdünſtungen aus der Erdtiefe auf die Atmoſphäre Einfluß übten und ungewöhnliche Erſcheinungen darin bewirkten. Die Erſchütterungen kehrten wieder und endeten erſt 1356 mit furchtbaren Erdſtößen, durch welche die ganze, damals ſchon bedeutende Stadt Baſel in Trümmer gelegt wurde.

Dem Erdbeben folgte ſchon im J. 1348 eine tödtliche Seuche auf dem Fuße, die man den ſchwarzen Tod nannte, weil ſie den Menſchen plötzlich mit ſchwarzen Brandplattern überzog. Man hat ihren Urſprung bis nach China hin verfolgt und es ſcheint die gewöhnliche orientaliſche Peſt geweſen zu ſeyn, die nur in einer ungewöhnlichen Stärke wüthete. Doch muß es auffallen, daß ſie ſich in einer Zeit verbreitete, in der die Atmoſphäre in Folge des großen Erdbebens inficirt war. Sie fraß ungeheuer viele Menſchen weg und zwar überall in Europa. In der Stadt London allein ſtarben 50,000 Perſonen, in dem verhältnißmäßig noch nicht großen Straßburg 16,000. In der Stadt Osnabrück ſollen nur ſieben Ehepaare ungetrennt übrig geblieben ſeyn. Die Zahl der damals in Deutſchland an der Peſt geſtorbenen Franziskanermönche belief ſich auf 124,434. Da uns nur ſelten genaue Zahlen überliefert ſind, läßt ſich das Verhältniß der Todten zu den Ueberlebenden nicht ermeſſen, doch nimmt man insgemein an, daß damals zwei Dritttheile aller lebenden Menſchen in Europa geſtorben ſind.

Der Schrecken in den Völkern war ſo groß, daß ſie ihrer Sünden inne wurden und ſich mit einer krampfhaften Angſt in die Buße ſtürzten. Auf deutſchem Boden nahmen dieſe Bußübungen einen fanatiſchen und häretiſchen Charakter an, woran der Papſt ſchuld war. Denn weil derſelbe unter Kaiſer Ludwig dem Bayern Jahre lang alle dieſem Herrn treu gebliebenen Länder und hauptſächlich die Reichsſtädte mit dem Interdict belegt hatte und dort kein Gottesdienſt mehr gehalten, kein Sakrament mehr geſpendet, keine Beichte gehört und kein Sünder mehr abſolvirt werden durfte, kamen die Laien auf den natürlichen Gedanken, ohne Vermittlung der Prieſter öffentlich vor allem Volk zu beichten und Buße zu thun. Schon

vor der großen Peſt hatten ſich ſolche Büßergeſellſchaften gebildet, die Lollharden (Gebete Lallende), die Begharden (ſ. g. nach einem gewiſſen Picard oder irgend einem Mann aus der Picardie?), die Reuerinnen oder Beguinen (Begebene). Als nun vollends die große Peſt ausbrach, drängte ſich das gemeine Volk maſſenhaft in jene frommen Büßergeſellſchaften, denn man glaubte, der Herr ſelbſt werde zum Gericht kommen, um die Sünden der Welt zu ſtrafen. Am h. Grabe zu Jeruſalem, hieß es, habe Gott eigenhändig einen Brief an die Menſchen in Marmor eingeſchrieben und darin verkündet, er habe ſie allerdings alle vertilgen wollen, aber auf Fürbitte Mariä und der Engel wolle er ihnen noch Friſt geben, wenn ſie ſich ernſtlich beſſerten, ihn nicht mehr wie bisher nach der laxen Obſervanz der Pfaffen mit einer Scheinbuße abfertigen zu können vermeinten, ſondern für ihre Sünden eine wirkliche und harte Buße litten, darauf ein neues Leben begännen und alle unter einander als Brüder lebten. Dieſer merkwürdige Brief wurde plötzlich, man weiß nicht woher, ausgebreitet und in Abſchriften und Ueberſetzungen durch wandernde Büßerſchaaren umher getragen. Solche Schaaren kamen überall hinter der Peſt her und man bemerkte ſie ſchon in Polen und Ungarn, ehe ſie nach Deutſchland und Italien kamen. Man nannte ſie Geißler, ital. flagellanti, weil ſie mit entblößten Rücken einherzogen und ſich blutig geißelten. Sie trugen den göttlichen Sendbrief, große Kreuze und prächtige Fahnen voran. Ihr Abzeichen waren weiße Hüte mit einem rothen Kreuze. Sie zogen ſtets in guter Ordnung einher und ſangen Bußlieder (ſ. g. Leiſen von Kyrie Eleiſon), von denen mehrere noch erhalten ſind und die ſich durch tiefe Innigkeit auszeichnen. Der Grundgedanke war das „Herr, erbarme Dich“:

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott das große Sterben wende,
Nu hebet auf eure Arme,
Daß ſich Gott über uns erbarme.

Wenn ſie zur großen Geißelung ſchritten, warfen ſie ſich alle in einem Kreiſe nieder, jeder in der Stellung, in der er geſündigt

(der Meineidige mit erhobenen Fingern, der Dieb mit ausgeſtreckter Hand, der Mörder mit geballter Fauſt, der Ehebrecher auf dem Bauche liegend, der Schwelger mit offenem Munde ꝛc.). Dann ſchlug der Meiſter einen mit der Geißel und rief:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre,
Und hüte dich vor Sünden mehre.

Der Geſchlagene ſtand auf, ſchritt hinter dem Meiſter über die andern noch liegenden hinweg, und ſchlug dieſelben mit denſelben Worten, bis nacheinander alle aufgeſtanden waren. Nun gingen ſie Paar und Paar im Ring herum und geißelten ſich den Rücken blutig, indem ſie ſangen:

Jeſus Chriſt der ward gefangen,
An ein Kreuz er ward gehangen,
Das Kreuze ward vom Blute roth ꝛc.
Sünder, das litt ich alles durch dich,
Was willſt du leiden nun um mich?

So lange die Peſt dauerte, hatten die Geißler ungeheueren Zulauf. Als ſie aber abnahm, kühlte ſich auch die Begeiſterung ab, ergaben ſich die Menſchen wieder neuer Lebensluſt und geriethen die Büßer ſelbſt auf arge Abwege. Zu Vienne in Frankreich dehnten ſie das göttliche Gebot der brüderlichen Liebe bis zur Weibergemeinſchaft aus. In dieſen Gegenden war früher ſchon die Ketzerei der Albigenſer einheimiſch geweſen. Doch ſcheint bei der Ausartung der franzöſiſchen Geißler die ſtärkere Sinnlichkeit der Südfranzoſen mitgewirkt zu haben. Papſt Clemens VI. ſah ſich genöthigt, ſie ſchon im J. 1349 in einer eigenen Bannbulle zu verdammen. Sie wurden unterdrückt, aber nicht gänzlich. Die Idee, daß man auch ohne Prieſter in chriſtlicher Gemeinſchaft gottgefällig leben könne, pflanzte ſich im Stillen beim gemeinen Volke fort und trat in der Folgezeit hie und dort immer wieder zu Tage.

Während der großen Peſt lief das Gerücht um, die Juden in Spanien ſeyen die Urheber der Peſt, denn ſie wollten die ganze Chriſtenheit mit einemmale ausrotten und alle Juden im übrigen Europa hätten ſich mit ihnen verſchworen und den Chriſten heim-

lich Gift gelegt, deſſen Wirkung nun die ſchwarzen Peſtblattern ſeyen. Dieſes Gerücht fand nur zu allgemeinen Glauben, ein Rachegeſchrei ging durch ganz Europa und überall fiel das gemeine Volk der Chriſten mordgierig über die Juden her. Die Hauptſchlächterei begann zu Bern in der Schweiz und verbreitete ſich den Rhein abwärts und dann über ganz Deutſchland. Der Rath in Baſel wollte ſeine Juden retten, wurde aber vom Volke gezwungen, ſie alle auf einem Haufen lebendig verbrennen zu laſſen. Solche grauſame Judenbrände rauchten nachher faſt durch alle deutſchen Städte. In Straßburg wurde der Stadtrath geſtürzt, weil er die Juden retten wollte. Man verbrannte ſie hier auf einem einzigen großen Holzſtoß. Von den ſchönen Judenmädchen, welche die jungen Chriſten aus dem Feuer retteten, ſtürzten ſich mehrere freiwillig wieder in die Gluth. In Speier verbrannten ſich die Juden in ihrem Stadtviertel ſelbſt. In Mainz allein wurden 12,000 Juden erſchlagen, in Erfurt 6000, in Lübeck 9000 und ſo im Verhältniß überall, wobei man erſtaunen muß, wie viele Juden es damals ſchon in Deutſchland gab. Sie wurden in allen deutſchen Städten umgebracht, außer in Regensburg und Heidelberg. Wer von ihnen fliehen konnte, floh nach Polen, wo König Caſimir aus Liebe zu einer Jüdin ſie ſchützte. Dieſer große Judenmord fiel ins Jahr 1349.

Als der entſetzliche Todesſchrecken vorüber war, wurden die Menſchen bald wieder übermüthig und ergaben ſich der ſinnlichen Luſt mit derſelben krampfhaften Begierde, wie wenige Jahre vorher der Buße. Das iſt des Menſchen Art, deſſen Herz iſt trutzig und verzagt. Die Limburger Chronik berichtet, wie man damals auf ganz neue und tolle Kleidermoden verfallen ſey. „Auch trugen ſie Hoiken, die waren all umb rund umb ganz, das hieſſe man Glocken.“ Das wäre alſo der Urſprung der Crinolinen. Am frechſten höhnten damals die Berner dem abziehenden Tode nach. Um die Geißler zu verſpotten, zogen tauſend junge Berner mit Muſik und Tanz ins Sibenthal, nahmen unterwegs alle jungen Mädchen mit, tanzten und tranken in einem Zuge fort und ſangen, die Geißler parodirend: „Wer mit uns büßen will, der eſſe und trinke und freue ſich, daß er dem großen Tod entronnen iſt.“

3.

Günther von Schwarzburg.

Während aller dieſer Vorgänge trieb unbekümmert um Peſt und Tod die europäiſche Diplomatie ihr altes Spiel. König Karl IV. trachtete zunächſt, den Wittelsbachern die Mark Brandenburg zu entreißen. Da das aber nicht direct anging, ſo verfuhr man indirect und ſtellte einen falſchen Waldemar auf. Wir erinnern uns, daß Waldemar Markgraf von Brandenburg aus dem ascaniſchen Hauſe im J. 1319 plötzlich kinderlos geſtorben war, worauf ſein Land in die Hände der Wittelsbacher kam. Die ascaniſche Linie in Anhalt war zu ohnmächtig, um ihr Erbrecht geltend machen zu können und bildete ſich jetzt erſt ein, es noch nachträglich verſuchen zu können, unter Zuſtimmung oder wohl eigentlich erſt auf Antrieb König Karls IV., dem die Ascanier nur dienen ſollten, um eine Breche in den wittelsbachiſchen Beſitz in Brandenburg zu legen. Ganz unerwartet erſchien ein Menſch, der ſich für den alten Waldemar ausgab und einen Roman erzählte, wie er lange im Morgenlande gefangen geweſen ſey ꝛc. Er ſah dem echten Waldemar wirklich ſo ähnlich, daß ihm viele glaubten. Die Grafen von Anhalt hatten ihn aufgeſtellt, erkannten ihn öffentlich als ihren theueren Verwandten an und unterſtützten ihn. Karl IV. aber beeilte ſich ihn gleichfalls anzuerkennen. Das übrige thaten die Nachbarn von Mecklenburg, Magdeburg ꝛc., die den mächtigen Wittelsbacher nicht gerne unter ſich ſahen, und ſo begann ein Krieg, der die Vertreibung der Bayern aus Brandenburg zum Zweck hatte. Ludwig der Aeltere war nicht darauf vorbereitet und verlor die Mark. Nur Frankfurt an der Oder blieb ihm treu und die kleine Stadt Briezen, welche ſeitdem Treuenbriezen hieß.

Die Wittelsbacher und ihr Anhang rechneten noch immer auf einen Gegenkönig, durch den ſie dem Luxemburger Abbruch thun wollten, und glaubten 1349 das rechte Werkzeug in dem Grafen

Günther von Schwarzburg gefunden zu haben. Derſelbe war ein ſchöner, ritterlicher, verſtändiger und hochherziger Mann. Feldherrnruhm erlangte er in der ſ. g. thüringiſchen Grafenfehde. Markgraf Friedrich der Ernſthafte von Meißen verfolgte denſelben Plan, den auch die Grafen von Württemberg und ſpäter die Markgrafen von Brandenburg mit Glück durchführten, nämlich den Adel zu demüthigen und ſich in ihren Territorien zu unbeſchränkten Alleinherren aufzuwerfen. Günther ſtand auf der Seite des freien Adels gegen die Fürſtenwillkür. Der Adel war in ſeinem guten Rechte ſchwer verletzt und dazu noch mit Hinterliſt. Die Fürſten machten es damals wie heut zu Tage die Juden. Wenn ſich ein Edelmann nur in einen kleinen Kaufvertrag mit dem Fürſten einließ, ſo wurde ihm bald alles, was er hatte, abgeliſtet. Deshalb war es auch der erſte Satz des Adelsvertrags, dem Fürſten nie mehr etwas zu verkaufen, ſich in keinerlei Geſchäft mit ihm einzulaſſen.

Die kriegeriſche Umſicht und Ueberlegenheit, welche Günther in dieſer Fehde kund gab, bewog die Wittelsbacher, ſich ſeiner gegen das mächtige Haus Luxemburg zu bedienen, und er allein war es, deſſen Tapferkeit ihnen die Mark Brandenburg erhielt. Endlich wählten ſie ihn ſogar nach Ludwigs des Bayern Tode zum König, während die Luxemburger ihren Karl IV. wählten.

Der treffliche Günther faßte ſeine Aufgabe als Kaiſer großartig und pflichtmäßig auf. Aber er ſetzte einen guten Willen bei denen voraus, die ihn unterſtützen ſollten, und darin täuſchte er ſich. Bei einem großen Feſte ſollte Anna, die ſchöne Tochter des Pfalzgrafen Friedrich, wie voraus beſtimmt worden war, ihm einen goldenen Lorbeerkranz aufſetzen. Aber als der Augenblick kam, war ſie mit ihrem Vater ohne Abſchied verſchwunden. Karl IV. nämlich hatte den Pfalzgrafen beſtochen, vermählte ſich ſelbſt mit der ſchönen Anna und gab ihm zum Lohn die Statthalterſchaft im Elſaß. Somit war das Haus Wittelsbach ſchon zum Theil für Karl gewonnen und das Haupt des Hauſes, Ludwig in Brandenburg, wurde eifrig bearbeitet, ſeinen Günſtling Günther aufzugeben. Nun war Günther auch noch ſo unklug, die Vorſtellung, die er ſich von

der kaiſerlichen Gewalt machte, zur Schau zu tragen, und mit der Herſtellung dieſer Gewalt allen denen zu drohen, welche ſie bisher geplündert hatten. Aber er bedachte ſeine ſchwachen Mittel nicht. Er vergaß, daß der Papſt und die Fürſten viel mächtiger ſeyen als er und daß ihn das träge deutſche Volk nicht unterſtützen würde. Er wurde vom Papſt in Avignon verlacht und von den Fürſten in Deutſchland als ein Verrückter behandelt, den man nicht ſchnell genug beſeitigen könne. Der Pfalzgraf, die Erzbiſchöfe von Trier und Mainz, der Landgraf von Heſſen, der Graf von Wüttemberg ꝛc. traten zuſammen, um für Karl IV. zu wirken und ſchon hatte die Fehde begonnen, als Günther plötzlich vergiftet wurde. Das Werkzeug dieſer niederträchtigen Handlung war der Frankfurter Arzt Freidank; der den Mord befahl aber konnte niemand anders ſeyn als Karl IV., der den läſtigen Gegner ein für allemal los ſeyn wollte.

Günther erholte ſich noch einmal, ſtieg aus dem Siechbette aufs Roß und erfocht noch einen kleinen Sieg über Karl IV. bei der Burg Eltville, ja er hätte vielleicht ſeinen Gegner perſönlich gefaßt, wenn nicht Graf Eberhard von Württemberg den Luxemburger gerettet hätte. Die Erſchöpfung dieſes Kampfes warf den wackern Helden auf das Sterbebette zurück, von dem er nicht mehr aufſtehen ſollte. Ludwig von Brandenburg hatte ſich unterdeß mit Karl verſtändigt und beſuchte Günther, um ihn zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. Günther nannte ihn zwar einen Judas, gab aber der Nothwendigkeit nach und entſagte dem Reich. Unmittelbar darauf ſtarb er, am 12. Juni 1349. Auf dem bald nach ſeinem Tode ihm errichteten Denkmal im Dom zu Frankfurt a. M. iſt er in ritterlicher und kaiſerlicher Tracht dargeſtellt. Ueber ihm ſchweben zwei Figuren mit Zetteln und auf den letztern ſteht geſchrieben:

„falſch. untreu. ſchande. zymt.
des. ſtede. treue. ſchaden. nimmt.
untreu nam. gewinnes. hort.
an. treu. fall. ich. mit giftes mord.“

Da Karl dem Ludwig die Mark wieder zugeſprochen hatte, war auch der falſche Waldemar überflüſſig geworden. Karl erklärte jetzt

eben so bestimmt, wie er ihn früher für den echten erklärt hatte, er sey ein Betrüger. Doch that man ihm nichts zu Leide, sondern überließ ihn seinen angeblichen Verwandten, den Grafen von Anhalt, in deren Schutz er ruhig starb. Die anhaltischen Geschichtschreiber haben noch bis auf die neueste Zeit behauptet, er sey der echte Waldemar gewesen.

4.

Karl IV.

Abgesehen von der Moral der Mittel, welche Karl zu seinen Zwecken anwendete, war er ein verständiger und friedliebender Regent, in seinem ganzen Wesen ruhig und bedacht. Ganz das Gegentheil seines immer unruhigen Vaters. Sobald er Frieden hatte, widmete er seinem Königreiche Böhmen die väterlichste Sorgfalt. Er hatte dieses Land schon früher in Abwesenheit seines Vaters musterhaft verwaltet und sich allgemeine Liebe erworben. Mit Mähren, Schlesien und der Lausitz arondirt fiel sein böhmisches Reich unter allen andern Territorien deutscher Fürsten am schwersten ins Gewicht. Er gab demselben auch die kirchliche Einheit, indem er dem Papst so manchen Dienst geleistet hatte, und zum Dank dafür die Erlaubniß erhielt, Böhmen aus seinem bisherigen Verbande mit dem Erzstift Mainz abzulösen und eine eigene Metropole mit Prag zu gründen, 1341. Hierauf gründete er noch eine Universität in Prag, die erste im deutschen Reiche, nach dem Muster der Pariser, 1348. Die universitas literaria war eine Innung von Schülern und Meistern mit eigener Verwaltung und eigenem Gericht. Die ganze Masse der akademischen Bürger war nach Nationen oder Landsmannschaften eingetheilt, die jede ihren besondern Vorstand hatte, und die gemeinschaftlich den Rector der Universität wählten. Dabei hatten Schüler und Lehrer gleiches Stimmrecht. Die Schüler wanderten, wie die Handwerksburschen, von einer Universität zur andern, und viele lebten davon, zugleich bettelnd und lehrend

unter dem Volke umherzuwandeln, daher man ſie fahrende Schüler nannte. Der Unterricht wurde in vier Fakultäten ertheilt. Die erſten drei hießen Wiſſenſchaften (scientiae): Gottesgelehrtheit (theologia), Rechtskunde (jurisprudentia) und Arzneikunde (medicina). Die Meiſter in dieſen drei Fakultäten hießen Doctores. Die vierte Fakultät begriff die ſieben freien Künſte (artes liberales) in ſich: Grammatik, Rhetorik, Muſik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie. Die Meiſter in dieſer vierten Fakultät hießen Magiſter. Viele vom Adel und noch mehr Bürger ſtrömten zu den neuen Hörſälen. Prag hatte bald 7000 Studenten.

Karl gab den böhmiſchen Ständen neue Privilegien und dem Lande ein neues Geſetzbuch, Majestas Carolina. Alle Claſſen des Volks waren ihm gleich ſehr ergeben. Die Bevölkerung von Prag nahm dermaßen zu, daß er die Neuſtadt daran bauen konnte. Er brachte neuen Schwung in den Bergbau, förderte den Landbau, machte die Moldau ſchiffbar, zog deutſche Handwerker und Künſtler ins Land und ſchuf aus Böhmen einen wahren Luſtgarten. In edler Pracht erhob ſich mitten im Lande die große Stadt Prag, deren Wunderbauten größtentheils Karls Werke ſind, der königliche Hradſchin, die Domkirche und andere Kirchen der Stadt, der Karlshof, die berühmte Moldaubrücke ꝛc. Der romantiſche Anblick, den Prag heute noch gewährt, erinnert ganz an ihn. Die ſchönſte ſeiner gothiſchen Bauten iſt die Kirche auf dem Karlsſtein, einer uneinnehmbaren Felſenfeſte, in der er zur größeren Sicherheit alle Kleinode und Schätze und das Reichsarchiv aufbewahrte. Die berühmteſten Maler, die für ihn arbeiteten, waren Wurmſer von Straßburg, Theoderich von Prag und Thomas von Mutina. Karl baute Kirchen und Burgen in vielen Städten ſeines Reichs und auch außerhalb Böhmen. Auch das berühmte Karlsbad trägt von ihm den Namen, weil er es zuerſt entdeckt und in die Mode gebracht haben ſoll. Aus Flandern ließ er Weber kommen und legte den erſten Grund zu der nachher ſo berühmt gewordenen ſchleſiſchen Linnenweberei. Noch niemals vorher war der deutſche Geiſt ſo mächtig in das ſlaviſche Land eingedrungen, als unter Karl, obgleich er ſelber böhmiſch ſprach und

der czechiſchen Nationalität keinen Eintrag that. — Seinen Bruder Johann Heinrich, welcher Tirol verloren hatte, entſchädigte er mit Mähren. Sein Stammland, die Grafſchaft Luxemburg, erhob er zum Herzogthum und gab es ſeinem jüngſten Bruder Wenzel. Da ihm ſelbſt ſeine Pfälzer Gemahlin ſchon wieder geſtorben war, heirathete er Anna von Schweidnitz, wodurch er dieſes ſchleſiſche Herzogthum, das einzige, was ihm noch fehlte, unter ſeine Herrſchaft brachte.

Die Wittelsbacher ſchwächten ſich durch Theilungen. Ludwig der Aeltere behielt für ſich Oberbayern und Tirol und trat Brandenburg an ſeine jüngeren Brüder Ludwig den Römer (ſ. g. weil er während ſeines Vaters Krönung in Rom geboren worden war), und Otto ab. Der vierte Bruder Stephan erhielt Niederbayern.

Auch die Habsburger ſchwächten ſich durch ihre Theilung. Zwar ſtarben alle Linien aus bis auf die Albrechts des Lahmen, der aber wieder zwiſchen vier Söhnen theilte. Der Kampf Habsburgs gegen die Schweizer Eidgenoſſen entzündete ſich immer von neuem. Durch den Bürgermeiſter Brun waren die Geſchlechter aus Zürich vertrieben worden und ſuchten Schutz bei Habsburg. Albrecht der Lahme rüſtete für den Adel und ſchloß die Züricher bei Tätwyl ein; Brun entwich, ein Züricher Bürger aber, Rüdiger Maneß, der die Lieder der ſchwäbiſchen Minneſänger geſammelt hat, zerſtreute die öſterreichiſche Reiterei durch eine verwegene Liſt und ſchlug den dreimal ſtärkeren Feind. Nach dieſem Siege trat Zürich in die Eidgenoſſenſchaft der Bauern und ebenſo das Ländchen Glarus. Walther von Stadion, Albrechts Vogt in Näfels, fiel mitten im Winter über die Glarner her, wurde aber mit allen ſeinen Edlen und Reiſigen erſchlagen, 1352. Auch die kleine Stadt Zug trat in die Eidgenoſſenſchaft, weil ſie, noch für Albrecht kämpfend, von demſelben mißachtet und nicht unterſtützt wurde. Nun rüſtete Albrecht ein größeres Heer, belagerte aber Zürich vergebens und rief Karl IV. als Oberherrn des Reichs zu Hülfe. Karl wollte es mit den Habsburgern nicht verderben und zog wirklich mit einem Reichsheere vor Zürich. Die Bürger aber hatten ſein eigenes Banner; das des hei-

ligen römiſch deutſchen Reichs, auf ihre Mauern gepflanzt und riefen ſeinen Schutz an, ſie ſeyen getreue Genoſſen des Reichs, aber keine Unterthanen Albrechts, der ſie mit Unrecht unterwerfen wolle. In ähnlicher Weiſe erklärte ſich die ganze Eidgenoſſenſchaft und ſchwur dem deutſchen König Treue. Da erkannte Karl wohl, wie werthvoll der königlichen Gewalt ſolche Genoſſenſchaften ſeyn müßten, die nur unmittelbar unter dem König und nicht unter den Fürſten ſtehen wollten, nahm die Huldigung der Schweizer an und bewog den Herzog Albrecht nachzugeben, 1354.

Noch im Herbſte deſſelben Jahres zog Karl IV. nach Italien. Er wollte nicht dort herrſchen, ſich aber die Kaiſerkrone holen, um mit mehr Anſehen in Deutſchland auftreten zu können. Da er mit Frankreich und dem Papſt immer in gutem Vernehmen ſtand, machte und fand er keine großen Schwierigkeiten. Er verſprach dem Papſt, nur einen Tag in Rom zu bleiben, um ſich von einem Kardinal, den der Papſt von Avignon aus dahin ſchicken würde, krönen zu laſſen, und der Papſt ſtimmte zu. Karl erreichte ſeinen Zweck, wurde am 5. April 1355 im Vatican in Rom von zwei Cardinälen des Papſtes Innocenz VI. zum Kaiſer gekrönt und kehrte zurück, ohne ſich in die politiſchen Angelegenheiten Italiens eingemiſcht zu haben.

Nach ſeiner Rückkehr berief Karl, jetzt mit der Kaiſerkrone geſchmückt, einen großen Reichstag nach Nürnberg, um die Angelegenheiten des deutſchen Reichs eben ſo weiſe und friedlich zu ordnen, wie er die Böhmens geordnet hatte. Eine verblendete und undankbare Geſchichtſchreibung hat ihn den Vater Böhmens, aber den Stiefvater Deutſchlands genannt. Das iſt ungerecht. Karl IV. that ſehr viel für Deutſchland, ſo weit es ihm die damaligen Verhältniſſe und die Eiferſucht der Fürſten irgend geſtatteten. Er machte der unheilvollen Trias ein Ende, indem er die Häuſer Habsburg und Wittelsbach zu ſchwächen, und er leiſtete Deutſchland einen noch viel größern Dienſt, indem er den Papſt allmählig von Frankreich abzulöſen verſtand. In ſeiner beſcheidenen und geräuſchloſen Thätigkeit verbarg ſich doch eine zähe Energie. An politiſchem Blick war er unfehlbar allen Zeitgenoſſen überlegen. — Damals alſo be-

rieth er die deutſche Frage mit den Vornehmſten des Reichs und das Ergebniß war die am 10. Januar 1356 verkündete, berühmte goldene Bulle, ein neues Reichsgrundgeſetz, deſſen Siegel in einer goldenen Kapſel lag. Die wichtigſte Neuerung war die Ernennung von ſieben Kurfürſten, die hinfort ausſchließlich den deutſchen „Kaiſer" als ſolchen ernennen ſollten, gleichviel, ob der Papſt ihn beſtätige und kröne, oder nicht. Somit wurde das nur gelegentliche Uebereinkommen des Kurvereins von Renſe zum bleibenden und unabänderlichen Reichsgeſetz gemacht und damit aller Einfluß des Papſtes auf die deutſche Kaiſerwahl abgeſchnitten. Dieſe Zurückſetzung des Papſtes würde vielleicht nicht erfolgt ſeyn, wenn der Papſt ſeinen Sitz in Rom gehabt hätte. So lange derſelbe ein Gefangener und ein Werkzeug der franzöſiſchen Politik war, traf jede Maaßregel der deutſchen Politik, die gegen jene gerichtet war, auch ihn. In Avignon nahm man das Vorſchreiten der Deutſchen natürlicherweiſe ſehr übel, aber nur zum Schein. Im Grunde athmete der Papſt wieder auf, als er endlich ſah, daß die Deutſchen ſich die lange franzöſiſche Uebertölpelung nicht mehr wollten gefallen laſſen, und es trat ein heimlicher Verkehr zwiſchen dem Gefangenen in Avignon und dem deutſchen Kaiſer ein, deſſen Ergebniß die erſten Verſuche waren, den Papſt aus der franzöſiſchen Umſtrickung zu befreien und nach Rom zurückzuführen. Wenn Karl IV. weiter nichts gethan hätte, als das, würde es hinreichen, ihn als einen großen Staatsmann und guten deutſchen Patrioten, als einen Vater und nicht blos Stiefvater des deutſchen Reichs zu charakteriſiren.

Bei der Auswahl der ſieben Kurfürſten bedachte Karl das Intereſſe ſeines Hauſes, allein daſſelbe fiel zuſammen mit dem des Reichs. Es war dringend nothwendig, daß die unſelige Trias endlich aufhörte und das Kaiſerhaus mächtig über die Fürſtenhäuſer hervorragte. Sonſt wäre an keine Ordnung und Einheit des Reichs mehr zu denken geweſen. Die bisher mit Luxemburg rivaliſirenden Häuſer Habsburg und Wittelsbach wurden das Opfer, waren aber ſelbſt an ihrer Schwächung Schuld, weil ſie ſich zu ſehr theilten. Karls verſtändige Politik ging nun dahin, die bisher kleineren Für-

ſten um ſo viel größer zu machen, als die bisher größeren Fürſten jener beiden rivaliſirenden Häuſer klein geworden waren. Das zeigte ſich ſogleich, indem neben den drei geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Köln und Trier von den vier weltlichen keiner aus dem Hauſe Habsburg und zwei aus dem Hauſe Wittelsbach nur unter der Bedingung gewählt wurden, daß ihre Länder getheilt bleiben und nie wieder vereinigt würden. Die vier weltlichen Kurfürſten waren: 1) der König von Böhmen (Luxemburger), 2) der Markgraf von Brandenburg (Wittelsbacher), 3) der Pfalzgraf bei Rhein (Wittelsbacher), 4) der Herzog von Sachſen (Aſcanier). Das Herzogthum Sachſen war zwar ſchon ſeit dem Kaiſer Barbaroſſa aufgelöst, die Welfen nannten ſich nur noch Herzoge von Braunſchweig, indeß tauchte der Anſpruch auf den herzoglich ſächſiſchen Titel immer wieder auf und haftete bei der aſcaniſchen Linie in Wittenberg. Rudolf von Wittenberg, ein ſehr ergebener Anhänger der Luxemburger, erhielt von Karl IV. zum Erſatz für Brandenburg, welches bis auf Waldemar der älteren Linie der Aſcanier gehört hatte, das Herzogthum Lüneburg und jetzt auch die Kurwürde. Eine zweite aſcaniſche Linie, ungerechnet die in Anhalt, beſaß Lauenburg und war ſehr unzufrieden, daß ihr die Wittenberger Linie vorgezogen wurde. Auch die einſt ſo mächtigen Welfen, die in Meißen und Thüringen herrſchenden Wettiner wurden von der kurfürſtlichen Würde, alſo auch von dem Recht, den Kaiſer zu wählen, ausgeſchloſſen. Jedem kurfürſtlichen Hauſe wurde die Primogenitur und die Untheilbarkeit des kurfürſtlichen Territoriums zur Bedingung gemacht, aber ſeine Landeshoheit verſtärkt durch das jus de non evocando, d. h. durch das Recht, daß der Kurfürſt die höchſte Inſtanz ſey und daß niemand von ihm an eine noch höhere des Kaiſers ſollte appelliren dürfen, außer im Falle verweigerter Juſtiz. Damit hing das Recht zuſammen, eigene Münze zu ſchlagen, alle Regalien oder königlichen Rechte innerhalb des kurfürſtlichen Territoriums unveräußerlich zu beſitzen.

Die ſieben Kurfürſten hatten ſomit ein dringendes Intereſſe, ſich zur Erhaltung ihrer Vorrechte eng an einander und an den

Kaiſer anzuſchließen, und dieſes gemeinſame Intereſſe war das einzige reelle Bindemittel der Einheit im Reiche. In der goldenen Bulle ſelber wird die Einheit eindringlich gepredigt. Wer möchte an Karls großen Abſichten zweifeln, wenn es in der goldenen Bulle ſelber heißt: „Jedes Reich, das mit ſich ſelber uneins iſt, wird wüſte, denn ſeine Fürſten ſind Diebsgeſellen. (Omne regnum in se ipsum divisum delabitur, nam principes ejus facti sunt socii furum.) Sage an, Hoffart, wie wollteſt du in Lucifer geherrſcht haben, hätteſt du nicht Uneinigkeit zur Gehülfin gehabt? Und du, o Neid, haſt das chriſtliche Kaiſerthum mit altem Gift gleich der Schlange beſudelt, und die ſieben Kurfürſten, die den ſieben Leuchtern der Offenbarung Johannis gleichen ſollen, getrennt, und willſt die Säulen zerbrechen, um den ganzen Bau zu zertrümmern."

Im Herbſt deſſelben Jahres hielt Karl IV. noch einen großen Reichstag in Metz und entfaltete hier die Macht und Pracht des deutſchen Reichs, als eben der König von Frankreich eine ſchreckliche Niederlage durch die Engländer erlitten hatte.

5.

Zurückführung des Papſtes nach Rom.

Unter den Habsburgern konnte Rudolf der Schöne, des lahmen Albrecht Sohn, nicht verſchmerzen, daß er nicht unter die Kurfürſten aufgenommen worden war, und obgleich ihm Karl IV. ſeine liebenswürdige und kluge Tochter Katharina zur Ehe gegeben hatte, war er doch voll Groll gegen den Schwiegervater und fand zunächſt Verbündete in den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg. Karl hielt erſt eine Zuſammenkunft mit dem König Ludwig von Ungarn, deſſen Freundſchaft ihn vor Oeſterreich ſchützte, und ſchickte dann ein böhmiſches Heer nach Schwaben, welches die Grafen bei Schornborf ſchlug und zur künftigen Ruhe verpflichtete, 1360. Sie, wie auch Rudolf erhielten Verzeihung und Graf Eberhard der Rauſchebart oder Greiner (von Granne, Aehre, auch ſ. v. a. Bart) ſogar

die Reichsvogtei in Schwaben, denn Karl wollte die Menſchen durch Güte gewinnen. Alle deutſchen Fürſten ſollten, ſo wünſchte er, einig mit ihm ſeyn, damit ſie ſeinen jungen Sohn Wenzel ſchon im Voraus zum deutſchen König wählen ſollten.

Allein ſeine allzu große Friedensliebe wurde ihm als Schwäche ausgelegt und Rudolf ruhte nicht, bis er einen neuen Bund gegen ihn geſtiftet hatte. Wie es ſcheint, ging er darauf aus, nach Karls Tode die deutſche Krone für ſich ſelbſt anzuſprechen und das Haus Habsburg auf ſeine vorige Höhe zu erheben. Daß ihn die Künſte, mit welchen Karl die Habsburger bei Seite geſchoben hatte, tief erbittert hatten, war ihm nicht zu verdenken, doch verſündigte er ſich ſchwer, indem er den kaum hergeſtellten Frieden des Reichs ſo muthwillig wieder ſtörte. Man benützte irgend eine ſpöttiſche Aeußerung, die Karl IV. in Bezug auf die Königin Mutter von Ungarn, die alte Eliſabeth mit den abgehauenen Fingern, Schweſter des üppigen König Caſimir von Polen, gethan haben ſollte, vielleicht gar nicht einmal gethan hatte, um beide Könige von Ungarn und Polen gegen ihn in die Waffen zu bringen, zwang auch den jungen Meinhard, der von ſeinem kürzlich verſtorbenen Vater, Ludwig dem ältern, Oberbayern und Tirol geerbt hatte, mit in den Bund und verabredete ſogar ſchon eine Theilung der luxemburgiſchen Länder. Ungarn aber zauderte, den Krieg zu beginnen. Nun ſtarb Meinhard 1363 und augenblicklich eilte Rudolf zur alten Mutter deſſelben, der Maultaſche, und bewog ſie, die immer noch dem Luxemburger übelgeſinnt war, Tirol, welches nach ihres Sohnes und Gatten Tode wieder an ſie zurückfiel oder überhaupt bis an ihren eigenen Tod nur ihr gehörte und von ihrem Mann und Sohn nur verwaltet worden war, ihm zu vererben und die Verwaltung darüber ſogleich abzutreten. Mit dieſem ſchönen Erwerb ließ ſich nun der unzufriedene Rudolf genügen. Karl IV. war geneigt, ihm ihn zu laſſen, da ſeine Tochter Katharina alles Mögliche that, Vater und Gatten zu verſöhnen. Die drohende Coalition ging auseinander, bevor noch der Krieg ausgebrochen war, der Friede wurde vollſtändig wiederhergeſtellt und

der junge Wenzel, des Kaiſers Sohn, noch bei deſſen Lebzeiten zum deutſchen König gewählt, 1364.

Im folgenden Jahre wurde der Kaiſer von Urban V., dem neuen Papſt in Avignon, in Anſpruch genommen. Derſelbe wünſchte, der Kaiſer möchte ſich an die Spitze eines großen Kreuzzuges ſtellen, um die ſchrecklichen Fortſchritte zu hemmen, welche die neue türkiſche Dynaſtie der Osmanen von Kleinaſien aus im europäiſchen Theile des griechiſchen Reiches machte. Mit dieſem Wunſch zum allgemeinen Beſten der Chriſtenheit verband aber der Papſt noch einen andern für ſich ſelbſt und für das päpſtliche Anſehen. Er ſehnte ſich nämlich auf das lebhafteſte aus der Gefangenſchaft von Avignon heraus und in die Freiheit von Rom zurück. Der Kaiſer konnte ihm den erſten Wunſch nicht gewähren, weil die Begeiſterung für die Kreuzzüge überall erloſchen war, aber zur Erfüllung des zweiten Wunſches war er ihm gern behülflich und mußte es im Intereſſe des deutſchen Reiches ſeyn. Er ging daher ſelbſt nach Avignon und machte dem König von Frankreich gegenüber eine merkwürdige Demonſtration, indem er ſich zu Arles als rechtmäßiger König des Arelat (Niederburgund) feierlich krönen ließ und den verſchiedenen franzöſiſchen Prinzen und Grafen, die ſich längſt in das Land getheilt hatten, die Lehen ertheilte. Als er wieder abgereist war, blieb in Burgund freilich alles beim Alten, aber er hatte die Krone Frankreich wenigſtens daran erinnert, daß der deutſche Kaiſer noch immer die Oberherrlichkeit über das ganze alte Königreich Burgund anzuſprechen habe und daß auch Avignon nicht zum franzöſiſchen, ſondern zum deutſchen Reiche gehöre, 1365. Es war wohl nicht blos Zufall, daß ſich damals 40,000 ſ. g. Engländer oder Gugler im Elſaß zuſammendrängten und dem heimkehrenden Kaiſer gleichſam den Weg verlegten. Es war abgedanktes Kriegsvolk aus dem engliſch franzöſiſchen Kriege, Gugler genannt wegen ihrer ſpitzigen Sturmhauben, und angeführt von Cervola, der urſprünglich ein baskiſcher Prieſter geweſen war. Obgleich dieſes müßige Volk überhaupt nur auf Raub auszog und ſich vorgeblich zum Kreuzzuge anbot, war ihm die Richtung nach Deutſchland doch

offenbar von der franzöſiſchen Politik gegeben worden. Kaiſer Karl IV. konnte von Straßburg aus mit eigenen Augen ſehen, wie dieſes Geſindel in der Nähe plünderte, allein er war ſchnell entſchloſſen, erließ ſogleich ein großes Volksaufgebot den ganzen Rhein entlang und das Volk kam bewaffnet in ſolchen Maſſen herbei, daß Cervolas große Bande trotz ihrer guten Bewaffnung und Kriegserfahrung mit blutigen Köpfen nach Frankreich zurückgejagt wurde. Herzog Johann von Lothringen ſchlug ſie bei Neuville, Wenzel von Luxemburg bei Diedenhoven und den Reſt zerſtreute der Herzog von Brabant.

Zwei Jahre ſpäter hatten ſich der Papſt und Kaiſer eine Zuſammenkunft in Rom zugeſagt. Der Kaiſer ſelbſt wollte den Papſt dorthin einführen, aber die Sorgen in Deutſchland ließen ihn nicht abkommen. Der Papſt erſchien alſo allein in Rom, der erſte wieder nach mehr als ſechzig Jahren. Da ihn jedoch die kaiſerliche Macht nicht unterſtützte, ſtand er vereinſamt und fremd den römiſchen Parteien gegenüber und wartete betrübt in Viterbo. Erſt im folgenden Jahre 1368 konnte der Kaiſer über die Alpen kommen und führte jetzt erſt den Papſt in Rom ein, indem er das Roß deſſelben von der Engelsburg bis zur Peterskirche beim Zügel hielt. Er hatte, da er unterdeß Wittwer geworden war und wieder geheirathet hatte, ſeine vierte Gemahlin Eliſabeth von Pommern mit nach Rom genommen, wo Urban V. ſie krönte. Der Kaiſer eilte diesmal nicht ſo ſchnell zurück, ſondern wahrte ſeine Oberhoheit über Italien, ohne jedoch weſentliche Veränderungen vorzunehmen. Wir kommen darauf zurück, wenn wir von der italieniſchen Geſchichte beſonders handeln werden. Urban V. ſtarb 1370 und ihm folgte Gregor XI., der ſeinen bleibenden Sitz wieder ausſchließlich in Rom nahm und des Kaiſers wärmſter Freund war.

Mittlerweile machte der kluge und glückliche Kaiſer noch eine wichtige Erwerbung für ſein Haus auf Koſten der Wittelsbacher, welche durch ihre Uneinigkeit ihr Geſammtintereſſe ſehr verſäumten. Von Rechtswegen hätte ihnen aus dem Erbe Ludwig des Aelteren und ſeines Sohnes Meinhard nicht nur Oberbayern, ſondern auch Tirol zu erhalten gebührt, aber ſie zankten ſich um Oberbayern

dergestalt, daß sie an die Behauptung Tirols nicht denken konnten. Dem früheren Vertrage zufolge sollte Oberbayern an die beiden Brüder in Brandenburg fallen, nun aber bemächtigte sich desselben der dritte Bruder Stephan in Niederbayern mit Zustimmung der Stände, die ihren Herrn nicht an der Spree, sondern in der Nähe und auch Ober- und Niederbayern wieder vereinigt haben wollten. Ludwig der Römer starb 1365 und sein Bruder Otto ärgerte sich dermaßen über Stephan, daß er die Wittelsbacher Politik vergaß, sich eng an Karl IV. anschloß und sich von dessen Listen ganz umgarnen ließ. Otto hatte nämlich keine Kinder, war gemeinen Lüsten ergeben und ein Schwachkopf, schlug sich immer unnütz mit seinem pommerischen Nachbar herum, ließ sich von Leuten umgeben, die in Karls Solde standen, und da er Geld brauchte, nahm er es von Karl. Darauf gründete der letztere den Plan, Brandenburg an sein Haus zu bringen. Eben war der Habsburger Rudolf gestorben und seine Wittwe, die treffliche Katharina, gab sich abermals zum Opfer für ihren Vater Karl her und heirathete den Brandenburger, um ihn noch enger an das luxemburgische Haus zu fesseln, 1369. So wurde dem beschränkten Otto ein Erbvertrag abgelockt, wonach, wenn er kinderlos stürbe, Brandenburg an den jungen Wenzel fallen sollte. Seine Wittelsbacher Verwandten und nicht minder die Polen waren ergrimmt darüber, machten ihm seine Thorheit endlich klar und ruhten nicht, bis er den Erbvertrag wieder für ungültig erklärte. Der Kaiser aber hielt ihn beim Wort, besetzte Brandenburg rasch mit einem Heere und erzwang von Otto im Vertrage von Fürstenwalde die förmliche Abtretung Brandenburgs, 1373. Otto ging nun nach Bayern zurück und machte sich durch sein Leben mit der Müllerin Grete vollends verächtlich. Die Wittelsbacher waren zu schwach und uneinig, um Brandenburg behaupten zu können. Sie suchten sich jedoch damals durch Wechselheirathen mit den mächtigen Visconti in Mailand einen neuen Halt zu geben.

Die Wittelsbacher waren im Norden am wenigsten glücklich. Die alte Kaiserin Margarethe, Ludwig des Bayern Wittwe, hatte sich nach ihrem Erbe Holland zurückgezogen, aber mit ihrem eigenen

Sohn, der als Wilhelm V. Graf von Holland wurde, Fehde bekommen. Die Holländer theilten ſich damals in eine Adels- und in eine Volkspartei. Da ſich Wilhelm an die erſtere hielt, wurde ſie ſehr übermüthig. Einſt ſaßen Edelleute bei Tiſch, als man Kabeljau auftrug; da ſagte einer: Wie dieſer großmaulige Fiſch die kleinen, wollen wir das Volk verſchlingen. Die Kaiſerin mißbilligte dieſes Gebahren und ſchützte das Volk, deshalb antwortete ein Edler von ihrer Partei jenem Prahler: „ob er die ſcharfen Hacken (Hoeks) kenne, mit denen man die Kabeljaus fange?“ Davon erhielten die Parteien den Namen der Kabeljaus und der Hoeks und ſie rangen noch geraume Zeit mit einander. Wilhelm ſtarb 1378 im Wahnſinn und ſein Bruder Albrecht übernahm die Verwaltung der Grafſchaft, ohne der Parteien Herr zu werden.

Herzog Leopold von Oeſterreich, ein Sohn des lahmen Albrecht und Bruder des ſchönen Rudolf hatte ſeine Tochter Katharina einem vornehmen franzöſiſchen Baron, dem Ingelram von Couci, vermählt, ihm aber die zur Mitgift beſtimmten Güter im Elſaß nicht ausgehändigt. Um ſich dieſer Güter nun zu bemächtigen, fiel Couci wieder mit 40,000 Guglern ins Elſaß ein. Wenn anders das allein ſeine Abſicht war und der wilde Krieger nicht etwa einer verſteckten Politik diente. Man beſchuldigt Leopold ſelbſt, während er auf der feſten Burg in Breiſach den Guglern trotzte, ſie zu einem Einfall in die Schweiz verlockt zu haben, wodurch er den doppelten Vortheil errang, ihrer los zu werden und den Eidgenoſſen zu ſchaden, die er mehr haßte, als irgend ein anderer Haboburger. Die Gugler wälzten ſich nun wirklich über den Jura ins reiche Thal der Aar und verheerten es mit Mord und Brand, bis eine ihrer Colonnen nach der andern von den ergrimmten Eidgenoſſen angegriffen und unbarmherzig niedergemetzelt wurde, die eine am Büttisholz, wo 600 Bauern aus den Waldſtädten 3000 Gugler erſchlugen, die andern bei Inß und beim Kloſter Frauenbrunnen, beide durch die unüberwindlichen Schlachthaufen des rieſigen Berner Volks. Couci floh mit dem Reſt eilig nach Frankreich zurück, 1376.

Karl ſuchte ſeine brandenburgiſche Erwerbung ergiebig zu machen,

baute sich ein Schloß in Tangermünde, knüpfte von hier aus Handelsverbindungen zur See an und reiste nach Lübeck, dem Vorort der Hansa, um sich zum Haupt derselben wählen zu lassen. Nach seinem Plane sollte die Hansa kein Privatverein bleiben, sondern die gewaltige Marine des Reichs werden. Aber die Lübecker gingen nicht darauf ein, obgleich sie ihm alle äußere Ehre anthaten und sogar das Thor, durch das er eingeritten war, zumauerten, weil niemand mehr würdig sey, da zu wandeln, wo die heilige Majestät hindurchgeschritten sey.

Als er sein Ende nahen fühlte, wollte er noch einmal die französische Hauptstadt sehen, wo er seine Knabenjahre verlebt hatte, und zugleich zwischen dem französischen König Karl V., der sein Neffe war, und seinem Sohne Wenzel, der ihn begleitete, eine möglichst innige und dauerhafte Freundschaft stiften in dem Sinne, wie schon sein Vater Johann immer mit Frankreich befreundet gewesen war. Ein Hauptzweck der Reise war aber, die französische Politik in Bezug auf die Entfernung des Papstes aus Avignon zu beruhigen und wo möglich ein Schisma zu verhüten, welches gleichwohl nachher ausbrach. Als er in Paris Isabella von Bourbon, die Schwester seiner ersten Gemahlin Blanca, die seine Jugendgespielin gewesen war, wiedersah, weinten beide so sehr, daß sie kein Wort sprechen konnten und sich wieder trennen mußten, um sich erst nachher mit mehr Ruhe wiederzufinden. Bald nach seiner Rückkehr starb der Kaiser auf dem Prager Schlosse sanft und ruhig im Kreise der Seinigen, 1378.

Er hinterließ drei Söhne, Wenzel als deutschen König und König in Böhmen, Sigmund als Markgraf in Brandenburg, Johann (zubenannt von Görlitz) als Markgraf in der Lausitz. Sein Bruder Wenzel behielt Luxemburg, seines Bruder Johanns Söhne Jodocus (Jobst) und Pancraz behielten Mähren. Den jungen Sigmund hatte Karl bereits vorsorglich nach Ungarn geschickt und am Hofe König Ludwigs erziehen lassen, um dereinst dessen älteste Tochter Maria zu heirathen und mit ihr Ungarn zu erben.

6.

Ausbruch des großen Schisma.

Noch hatte Karl IV. die Augen nicht zugedrückt, als auch das gefürchtete Schisma, die Spaltung der abendländiſchen Kirche zwiſchen zwei Päpſten ausbrach, denn Gregor XI. ſtarb in Rom. Die große Mehrheit der Cardinäle beſtand noch aus Franzoſen, die wieder im Sinne der franzöſiſchen Politik gewählt haben würden, wenn nicht das römiſche Volk bewaffnet das Conclave umdrängt, und ſtürmiſch einen italieniſchen Papſt verlangt hätte. Zwar ließ man den Tumult wieder verlaufen, damit es nicht den Schein habe, als ſeyen die Cardinäle gezwungen worden, allein der Schrecken verfehlte ſeine Wirkung nicht und die Wahl fiel auf einen Italiener, Urban VI. Dieſer ſittenſtrenge Papſt begann ſogleich Reformen, welche den an die äußerſte Ueppigkeit gewöhnten franzöſiſchen Cardinälen noch mehr mißfielen als ſeine Wahl. Die Bürgſchaften, welche Karl IV. dem König von Frankreich gegeben hatte, daß er auf den Papſt, wenn er unabhängig wieder in Rom ſitze, als deutſcher Kaiſer keinen Einfluß üben wolle, der das franzöſiſche Intereſſe gefährde, nutzten nun nichts mehr. Frankreich hegte mehr Beſorgniß vor dem Papſte ſelbſt, als vor ſeinem kaiſerlichen Beſchützer. Auch die ausſchweifende Königin Johanna von Neapel ließ ſich leicht gegen den neuen Papſt ſtimmen und unter ihrem Schutze hielten ſchon im September deſſelben Jahres 1378 die aus Rom entwichenen franzöſiſchen Cardinäle zu Fondi ein neues Conclave und wählten einen franzöſiſchen Papſt Clemens VII., der wieder in Avignon ſeinen Sitz nahm. Aber noch in demſelben Monat, wenige Tage vor der neuen Papſtwahl, war König Karl V. von Frankreich geſtorben und folgte ihm ſein erſt zwölfjähriger Sohn Karl VI., über deſſen Vormundſchaft Streit entſtand. Die Gelegenheit konnte nicht günſtiger ſeyn, jetzt einmal deutſche Politik zu treiben. Das uneinige Frankreich konnte keinen ernſten Widerſtand leiſten. Zu einer

festen Einigung des römischen Papstthums und des deutschen Kaiserthums hatte Karl IV. einen sichern Grund gelegt. Aber der neue Kaiser Wenzel hatte nicht so viel Verstand und Thatkraft, als nöthig war, um die Lage zu benutzen.

Dieser Fürst war, weil ihm sein Vater allzu ängstlich die Nachfolge im Reiche sichern wollte, schon in seinen Kinderjahren als heilige Majestät behandelt worden und hatte sich daher an ein kindisches Spiel mit Krone und Scepter gewöhnt; und wie man ihn zu früh zum König gemacht hatte, so setzte er auch wieder zu spät die Knabenart fort. Zwar nahm er sich anfangs sehr zusammen und scheint wirklich zu sehr von Pietät gegen seinen allgemein verehrten Vater erfüllt gewesen zu seyn, als daß er nicht aufrichtig in dessen Fußtapfen zu wandeln versucht hätte. Allein er besaß keine großartige Auffassung der Dinge. Auf seinem ersten Reichstag in Nürnberg eiferte er für den Landfrieden, der durch die kleinen Fehden im Reich beständig unterbrochen wurde, gegen die aber Reichsbeschlüsse nie etwas geholfen hatten. Dann ging er nach Ungarn, um den König Ludwig zu bestimmen, daß er seine Verwandte, die Königin von Neapel, von ihrem Gegenpapste abbringen möchte; bei welcher Gelegenheit er auch die Verlobung seines jungen Bruders Sigmund mit Ludwigs Tochter Maria erneuerte. Zur Verheirathung selbst war das Pärchen noch zu jung. Auch an die französische Regierung erließ Wenzel Mahnungen, sie möchte von dem Afterpapst abstehen. Da aber Frankreich seinen Clemens VII. aufrecht erhielt, ließ es sich Wenzel gefallen, denn er hegte einmal eine Vorliebe für Frankreich und wollte keine ernste Feindschaft mit den ihm verwandten Valois. Doch hatte er so viel Tact und Ehrgefühl, um sich nicht von Urban VI. abwendig machen zu lassen, wie es Frankreich versuchte, indem es Wenzels Schwester Anna zur Gemahlin für den jungen König Karl VI. begehrte. Wenzel gab sie ihm nicht, sondern vermählte sie mit dem jungen König Richard II. von England. Diese fromme und liebenswürdige Dame lebte nachher noch lange fort im Andenken der Engländer als „die gute Königin Anna." Papst Urban bat dringend, Wenzel möge nach Rom kom-

men, ihn dort mit ſeinem Anſehen unterſtützen und ſich von ihm krönen laſſen, aber Wenzel konnte nicht dazu kommen. Herzog Leopold von Oeſterreich machte ſich aus Haß gegen die Luxemburger und aus Habgier ein Vergnügen daraus, von Clemens VII. einen Jahrgehalt von 120,000 Ducaten anzunehmen, um ihm gegen Urban und nöthigenfalls auch gegen Wenzel beizuſtehen, und der letztere, anſtatt ſolchen groben Reichsverrath zu beſtrafen, belohnte jenen Leopold mit der Reichsvogtei in Schwaben unter der Bedingung, daß er keinen öffentlichen Schritt für Clemens thue. Dieß genügt, um zu beweiſen, daß Wenzel der großen Aufgabe ſeiner Zeit nicht gewachſen war. Doch gereicht es ihm zur Entſchuldigung, daß unter allen damaligen deutſchen Fürſten, Biſchöfen, Rittern, Bürgern und Gelehrten nicht ein einziger aufſtand, um an das verwahrloſte deutſche Intereſſe zu mahnen. Alle waren in kleine dynaſtiſche und Kirchthurmsintereſſen vertieft und rauften ſich in Privatfehden herum.

Es geſchah alſo nichts von Seite des deutſchen Kaiſers und Reichs, um dem Schisma ein Ende zu machen. Urban VI. ſtarb 1389, und die Römer wählten ſogleich wieder Bonifacius IX; aber auch in Avignon wurde, als Clemens VII. 1394 ſtarb, Benedict XIII. wieder als Gegenpapſt gewählt. Beide Päpſte thaten ſich gegenſeitig in den Bann; beide hatten weltliche Gönner, durch ihren Zwieſpalt aber ſank die Zucht im Klerus und das Anſehen der Kirche überhaupt merklich herab.

Wenzel hatte die Gewohnheit, in Prag verkleidet umherzugehen und wo er auf unrechte Dinge ſtieß, ſchnell und perſönlich Juſtiz zu üben. Das that er namentlich auch mit Pfaffen, die er über irgend etwas Unziemlichem ertappte. Dabei übten ſeine lockeren Geſellſchafter nicht ſelten ihren Muthwillen. Das Schisma trug offenbar zur größern Rückſichtsloſigkeit gegen den Klerus bei, obgleich ſchon lange vorher Pfaffenſchwänke und grobe Verſpottungen unwürdiger Geiſtlichen eine beliebte Unterhaltung waren. In Breslau hatte das Domcapitel wegen einer nichtigen Sache (weil ihm der Stadtrath ein Faß geſetzwidrig eingeführtes Bier mit Beſchlag belegt hatte) die ganze Stadt mit dem Interdict belegt. Wenzel kam dahin und

erſuchte das Capitel, den Gottesdienſt wieder abhalten zu laſſen. Als aber das Capitel nicht wollte, jagte der König die geiſtlichen Herrn aus der Stadt und gab ihre Güter und Häuſer dem Pöbel Preis. Wie es der Klerus während des Schisma trieb, erhellt am klarſten aus dem Beiſpiel des Erzbiſchof von Magdeburg, welcher 1382, indem er in luſtiger Geſellſchaft tanzte, von der herunterfallenden Decke erſchlagen wurde. Das hatte ſich der Erzbiſchof von Prag, Johann von Jenſtein, dermaßen zu Gemüthe gezogen, daß er ſehr fromm und ſtreng wurde und deshalb bald dem König mißfiel. Wenzel war ein großer Freund der Juden, die ſich das Schisma nun auch in ihrer Art zu Nutzen machten und gegen den chriſtlichen Klerus frech wurden. Als einmal ein Prieſter in der Charwoche einem Chriſten in einem Judenviertel zu Prag die h. Sterbſakramente reichen wollte, verhöhnten ihn die Juden und warfen ihn mit Steinen, ſo daß er mit dem h. Gut flüchten mußte. Nun aber brach das wüthende Volk zur Rache in das Judenviertel ein, brannte alle Häuſer nieder und erſchlug alle Juden. Man erwartete von Wenzel, er werde ſich der Juden annehmen, aber er begnügte ſich, allen Raub in die k. Kammer bringen zu laſſen, 1389, und erließ im folgenden Jahr ein Reichsdecret, wonach im ganzen deutſchen Reich alle Schulden, welche Chriſten bei Juden gemacht hatten, für getilgt erklärt wurden.

Im J. 1393 forderte der Erzbiſchof von Prag den Huber, einen königlichen Kämmerer, wegen heterodoxer Aeußerungen und unbefugter Eingriffe in das geiſtliche Recht, weil er zwei Geiſtliche hatte hinrichten laſſen, vor ſein Gericht. Huber ließ ihm ſagen, er werde mit 200 Lanzen kommen. Nun that ihn der Erzbiſchof in den Bann. Wenzel aber nahm ſich ſeines Kämmerers an und gerieth in ſolche Wuth über den Erzbiſchof, daß er ihn und ſeine vornehmſten Räthe gefangen nehmen ließ. Der Erzbiſchof entkam aus Prag, ſeine Vertrauten aber blieben in der Gewalt Wenzels, der unbarmherzig mit ihnen umging. Den Dombechanten Kreova ſchlug er mit ſeinem Degenknopf ſo hart an den Kopf, daß er blutete. Den Official Puchnik und den Generalvicar Johann Nepomuk (von

Pomuk) ließ er foltern, fand ſich dabei ein und ergriff eigenhändig eine Fackel, um den unſchuldigen Nepomuk damit zu brennen. Als derſelbe aber nicht geſtand, was der König von den Geheimniſſen des Erzbiſchofs erfahren wollte, befahl Wenzel im höchſten Zorn, ihn von der Prager Brücke herab in die Moldau zu werfen, am 20. März 1393. Der König fühlte ſich aber bald von tiefer Reue ergriffen, ließ den Erzbiſchof zurückrufen und ſoll den gemarterten Puchnik in ſeine Schatzkammer geführt und ihm ſo viel Gold in die Taſchen und ſelbſt in die Stiefeln geſteckt haben, als er tragen konnte. In der Nacht, in welcher Nepomuk ertränkt wurde, wollte man einen Kranz von leuchtenden Sternen über dem Spiegel der Moldau geſehen haben und ein Sternenkranz wurde ſein Attribut, als ihm die Canoniſation ertheilt wurde. Er gilt ſeitdem im ganzen katholiſchen Abendlande als der Heilige der Brücken und man ſieht ſeine Statue heute noch auf unzähligen Brücken aufgeſtellt, die prachtvollſte auf der Prager Brücke ſelbſt.

Man weiß nicht mehr, wie die weit verbreitete Volksſage hat entſtehen können, nach welcher ihn Wenzel habe umbringen laſſen, weil er Beichtvater der Königin geweſen ſey und, was dieſe ihm gebeichtet, dem Könige nicht habe verrathen wollen. Ueberhaupt ſind viele Volksſagen von ſchreienden Unthaten Wenzels in Umlauf gekommen, die jedes geſchichtlichen Grundes entbehren. So die Sage von dem Blutgericht, welches er zu Willamow über den böhmiſchen Adel verhängt haben ſoll, von ſeiner Liebhaberei, immer den Scharfrichter um ſich und ſogar bei Tiſch zu haben ꝛc.

Gewiß iſt nur, daß er Leute von niederer Geburt und ſchlechten Sitten zu ſeinem täglichen Umgang wählte und dadurch immer mehr ſeinen königlichen Pflichten entfremdet wurde, und daß ihn oft der Jähzorn übermannte oder der Muthwille zu unwürdigen Handlungen verleitete und daß der böhmiſche Adel damit ſehr unzufrieden war. Je gemeſſener und würdevoller ſich ſtets ſein Vater benommen hatte, um ſo mehr mußte ſein gemeines Treiben auffallen. Auch ſchämten ſich deſſen ſeine eigenen Verwandten, unter denen ſowohl ſein Bruder Sigmund, als ſein Vetter Jodocus nicht übel Luſt hatten, ihn

vom Throne wegzudrängen und ſich ſelbſt an ſeine Stelle zu ſetzen. Wenzel kümmerte ſich wenig um das deutſche Reich, das deutſche Reich ſich nicht um ihn. Sie hatten alſo freie Hand in Böhmen und im Dezember 1393 ſchloß der böhmiſche Adel mit Sigmund und Jodocus, Albrecht von Oeſterreich und Wilhelm von Meißen heimlich einen ſ. g. Herrenbund und nahmen im nächſten Frühjahr den König mit Liſt gefangen. Die Prager Bürger aber lehnten ſich dagegen auf, und Johann von Görlitz kam dem König mit einem großen Volksaufgebot zu Hülfe. Wenzel wurde nun zwar von den Herrn in einer abgelegenen Burg verſteckt, aber gegen das Verſprechen einer allgemeinen Amneſtie wieder frei gelaſſen. Dieſe Demüthigung erbitterte ihn in tiefſter Seele und verdarb ihn vollends. Er begann ſeinen Aerger in Wein zu erſäufen und da er ein großer, ſtarker und grobſinnlicher Mann, aber den Weibern nicht zugeneigt war, ſo erklärt ſich ſeine Unmäßigkeit im Trinken von ſelbſt, ohne daß man dem Märchen Glauben ſchenken darf, es ſey ihm Gift beigebracht worden, welches einen unauslöſchlichen Durſt in ihm erweckt habe.

Johann blieb noch eine Zeitlang ſeine Stütze, wurde aber nachher von ihm undankbar entfernt und ſtarb plötzlich, 1396. Wenn er an Gift ſtarb, ſo hat es wenigſtens Wenzel nicht gemiſcht.

Sigmund wußte ſeine Mitſchuld an Wenzels Verhaftung ſo zu vertuſchen und ihm ſo zu ſchmeicheln, daß er von demſelben zu ſeinem Stellvertreter im Reich ernannt wurde, mußte ſich aber eine zeitlang entfernen, weil ihn ſchwere Sorgen nach Ungarn riefen, dem Lande, welches er erheirathet hatte. Wenzel ließ nun ſeinem Zorn gegen die böhmiſchen Herren den Lauf und nahm einige gefangen, dafür aber erkühnte ſich der wilde Herzog Hans von Troppau, den er an ſeinen Hof gezogen hatte, die vier vertrauteſten Räthe des Königs umbringen zu laſſen, und weil der ganze Adel hinter ihm ſtand, blieb er unbeſtraft.

7.

Kämpfe der Städte und der Schweizer gegen Fürſten und Adel.

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg beſaß einen durchdringenden Verſtand und befolgte eine beſtimmte Hauspolitik, die er auf ſeine Nachkommen vererbte. Er wollte der mächtigſte Herr in Schwaben werden und nur das noch mächtigere Haus Habsburg ſtand ihm im Wege. Er hielt ſich alſo an das Haus Luxemburg und wurde durch deſſen Gunſt gehoben, erhielt von Karl IV. die Reichsvogtei in Schwaben und diente ihm gegen die Habsburger. Die letzteren ſtützten ſich auf den Adel. Grund genug für Eberhard, daſſelbe nicht zu thun und im Gegentheil den Adel zu unterdrücken. Es wurde württembergiſche Hauspolitik, den Adel zu vertreiben oder auszukaufen und innerhalb der Grafſchaft nur Bauern und Bürger zu behalten, welche von Vögten mild und in populärer Weiſe regiert wurden. Gewiſſermaßen eine Nachahmung der Schweizer Eidgenoſſenſchaft. Der ſchwäbiſche Adel wurde dadurch ſehr bedroht und unmittelbar bedrängt. Deshalb überfiel derſelbe den im Wildbad krank liegenden Grafen, den jedoch ein treuer Bauer auf ſeinen Schultern über das Gebirge trug und rettete. Deshalb bildete ſich 1367 der Adelsbund der Schlegler und Martinsvögel gegen den Grafen. Erſt als die Reichsſtädte in Oberſchwaben 1370 dem Adel ſtark zu Leibe gingen, ſöhnte ſich Eberhard mit ihm aus und beſiegte die Städte bei Altheim, 1373. Nun rüſteten aber auch die Städte in Niederſchwaben und der Adel erlitt unter Eberhards Sohn Ulrich bei Reutlingen eine ſchwere Niederlage, 1377. Gleichzeitig bildeten ſich auch die Adelsbünde der Sterner in der Wetterau, der alten Minne in Naſſau, des Hornes, des Falken am Niederrhein und Weſtphalen und der ſog. St. Georgenſchild in Oberſchwaben und Bayern und befehdeten bald Fürſten, bald Städte. Dieſe Fehden führten übrigens nirgends eine große Entſcheidung herbei. Im Jahre 1380 ſchloſſen ſämmtliche rheiniſche und ſchwäbiſche Reichsſtädte einen großen Bund nur zur Vertheidigung.

Erſt die Thorheit, welche Wenzel im J. 1382 beging, indem er die Reichsvogtei in Schwaben dem Herzog Leopold von Oeſterreich verlieh, entflammte heißere Kämpfe. Graf Eberhard kam zwiſchen dem Habsburger, den Städten, die er eben erſt bekämpft hatte, und dem Adel, der ihm von früher her grollte, in nicht geringe Verlegenheit; weshalb er plötzlich in ſeinem Kriegseifer nachließ, den Vermittler ſpielte und mit großer Klugheit zwiſchen den Parteien diplomatiſirte. Es kam ihm vor allem darauf an, den läſtigen Habsburger zu entfernen oder zu ſchwächen, und das ließ ſich am beſten durch die Eidgenoſſen bewirken, gegen welche Leopold ſehr erbittert war und an denen er Rache nehmen wollte. Nur die Reichsſtädte durften den Eidgenoſſen nicht beiſtehen, denn eine ſo mächtige Verbindung würde, wenn ſie mit dem Habsburger fertig geworden wäre, auch Württemberg erdrückt haben. Eberhard ſuchte alſo die Städte mit Leopold zu verſöhnen, damit ſie den Eidgenoſſen nicht beiſtünden. Das gelang ihm auch 1384. Plötzlich aber merkten die Städte, ſie ſollten von den Fürſten betrogen werden. Sie fürchteten, wenn die vereinigten Fürſten erſt die Eidgenoſſenſchaft unterdrückt hätten, dann würde auch an ſie die Reihe kommen, unterdrückt zu werden. Die ſchwäbiſchen Reichsſtädte ſchloſſen deshalb ſchon im nächſten Jahr einen förmlichen Bund mit den Eidgenoſſen. Inzwiſchen ſtieß ſich der Bürger- und Bauernſtolz ab und es beſtand keine innerliche Sympathie zwiſchen den Reichsſtädten und den Schweizerbauern. Dazu wußte Eberhard den Städten begreiflich zu machen, daß ihre Beſorgniß vor einer Fürſtenvereinigung unbegründet ſey, da ſein und das habsburgiſche Intereſſe einander in der oberdeutſchen Frage diametral entgegen ſtünden. Genug, die Städte beſchloſſen auf einmal wieder, neutral zu bleiben, als Herzog Leopold im folgenden Jahr endlich den längſt beabſichtigten Rachezug gegen die Eidgenoſſen unternahm.

Dieſer kleine Feldzug hat eine große weltgeſchichtliche Berühmtheit erlangt, weil ſich in ihm die zwei großen politiſchen Principe der Fürſtengewalt und der Volksfreiheit gegenüber ſtanden. Wir kennen den Feldzug übrigens nur aus Schweizer Quellen, welche parteiiſch gefärbt ſind. Doch iſt kaum zu zweifeln, daß die in dem Bericht her-

vortretenden Grundzüge, der Uebermuth des Herzogs und die heldenmüthige Tapferkeit der Schweizer ganz der Wahrheit entſprechen. Herzog Leopold zog aus dem Thale der Aar nach Luzern zu durch das Seitenthal, in welchem der Sempacher See liegt. Als die Ritter dem Städtchen Sempach vorüber zogen, verlangten ſie von den Bürgern das Morgenbrod. Der Bürgermeiſter aber rief von den Mauern herab: „die Eidgenoſſen werden gleich kommen und es euch bringen.“ Wirklich kamen 1300 Eidgenoſſen aus dem Walde, knieten nieder und beteten, wie ſie vor jeder Schlacht zu thun pflegten. Die Ritter aber ſpotteten, es ſähe aus, als flehten ſie um Gnade. Obgleich nun Raum für die Roſſe war, ließ der Herzog doch alle Edlen abſitzen und in geſchloſſener Reihe zu Fuß mit vorgeſtreckten Lanzen vorangehen. Man weiß nicht, was ihn dazu bewog, ob eine Erinnerung an die Schlacht im Morgarten, wo gerade die Reiterei in die ſchrecklichſte Verwirrung gerieth, oder ein ritterlicher Stolz, ſofern auch die Eidgenoſſen nur Fußvolk waren und man ſich ſelbſt ehrte, wenn man nur mit gleichen Waffen focht. Die Eidgenoſſen griffen an mit Morgenſternen nach ihrer Weiſe, wurden aber von den langen Lanzen der Ritter aufgehalten und vermochten die eherne Mauer derſelben nicht zu durchbrechen. Schon lagen ihrer ſechzig von den Spießen durchbohrt auf dem Felde, unter ihnen der Schultheiß von Luzern, Peter von Gundoldingen. Da befahl Herzog Leopold den Rittern, von beiden Seiten in einem Halbkreis vorzurücken und das ſchwache Häuflein der Eidgenoſſen zu umzingeln. Nun aber rief ein Bauer aus Unterwalden, Arnold von Winkelried: „Ich will euch eine Gaſſe machen, ſorgt für mein Weib und meine Kinder, treue, liebe Eidgenoſſen, gedenkt meines Geſchlechts!“ warf ſeine Waffe weg, ſtürzte ſich mit ausgebreiteten Armen in die Lanzen, faßte deren als ein ſtarker Mann ſo viele er erreichen konnte, drückte ſie gegen ſeine Bruſt zuſammen und riß ſie mit ſich nieder auf den Boden, indem er von ihnen durchbohrt wurde. Während er ſie nun ſterbend feſthielt, konnten die anderen Eidgenoſſen zu beiden Seiten und über ſeine Leiche hinweg auf die Ritter eindringen und deren Helme und Harniſche mit der Wucht ihrer Morgenſterne zerſchmettern. Die Ritter, durch ihre

ſchwere Rüſtung und das Gedränge an freier Bewegung gehindert, mußten vor dem Keile der in ihre Reihen eindringenden Eidgenoſſen weichen. Als die Flucht begann, ſchwangen ſich die Knechte, die bei den Pferden zurückgeblieben waren, auf dieſe hinauf und jagten davon. Die Ritter konnten ihnen nicht mehr folgen, viele ertranken im See, der Reſt verkaufte muthig ſein Leben. Mitten unter ihnen ſtritt Herzog Leopold, unverzagt rufend: „Ich will ehrlich mit euch ſterben.“ Dreimal ſank Habsburgs Banner, dreimal hob er es wieder hoch auf, endlich fand er mit allen ſeinen Getreuen den Tod. Mit ihm fielen 656 Grafen und Ritter, am 9. Juli 1386.

Durch dieſen Sieg wurde die Eidgenoſſenſchaft gefeſtet und erweitert. Sie nahm das Entlibuch; die Berner, die gar nicht mitgefochten hatten, nahmen Nidau am Bieler See, Unterſeen und das Emmenthal. Im Jahre 1388 ſchlugen die Glarner einen neuen Einfall der Oeſterreicher bei Näfels zurück und tödteten 183 Ritter. In demſelben Jahre ſchlugen die freien Bauern im obern Wallis den Grafen von Savoyen zurück und tödteten ihm 4000 Mann.

Es war ein nicht geringes Glück für die Fürſten und den Adel, daß die Reichsſtädte den Eidgenoſſen nicht beigeſtanden hatten, deren vereinigte Macht ihnen höchſt gefährlich geworden wäre. Die Eidgenoſſen waren erzürnt, daß die Städte den Bund von 1385 nicht beſſer gehalten hatten, und es verſtand ſich jetzt von ſelbſt, daß, wenn die Städte angegriffen würden, ſich auch wieder die Eidgenoſſen neutral verhalten würden. Ein Krieg der Städte mit Fürſten und Adel wurde aber immer unvermeidlicher, da beide Theile gleich kriegsluſtig waren. Trotz Leopolds Niederlage hofften die Fürſten, es würde ihnen mit den Städten beſſer gelingen, da die Städte zerſtreut lagen und nicht ſo durch Berge geſchützt waren, wie die Schweizer. Den Städten aber hatte der Sieg der Schweizer Muth gemacht. Was die Bauern gekonnt hatten, trauten ſich auch die Bürger zu. Die Herzoge Stephan und Friedrich von Bayern begannen mit einem Angriff auf Salzburg, deſſen ſich die bayriſchen Städte annahmen, und nun entbrannte faſt überall der Kampf zwiſchen den Städten und den benachbarten Fürſten- und Adelsbünden. Im Einzelnen gewann

die eine oder andre Stadt einen Vortheil, im Allgemeinen aber unterlagen die Bürger den Rittern, denn Ulrich von Württemberg machte ſeine Reutlinger Niederlage durch einen glänzenden Sieg bei Döffingen wieder gut, obgleich er in dieſem Kampfe fiel, und über die rheiniſchen Städte ſiegte der Pfalzgraf Ruprecht bei Oppenheim und noch einmal bei Frankfurt am Main, 1388.

Auch das nördliche Deutſchland wimmelte von Fehden, welche ſich hauptſächlich um die Hanſaſtädte her gruppirten. Die Welfen und Aſcanier theilten ſich in zu viele Linien, als daß ſie den mächtigen Städten noch hätten imponiren können. Jede Kleinigkeit, um die man ſich ſtritt, gab daher Anlaß zu einer Fehde. Das Fauſtrecht oder die Selbſthülfe nahm immer mehr überhand, und konnte weder durch Landfriedensbeſchlüſſe auf Reichstagen, noch durch Friedens- und Schutzbündniſſe gehemmt werden, denn die erſtern beachtete niemand und die letztern wechſelten je nach dem Intereſſe. Indeſſen hielten ſich Adel und Bürger dadurch nur in einer wohlthätigen Waffenübung und verdarben noch nicht in Wolluſt und Philiſterei. Die Fehden waren zahlreich, aber nicht ſehr blutig. Die Nation überquoll von Kraft und Fülle der Geſundheit, trotz all der kleinen Aderläſſe. Gerade in jenen Fehdezeiten, während ſich die Bürger nach allen Seiten mit Fürſten und Adel herumſchlugen, kamen die Städte zur höchſten Blüthe, waren zahlreich bevölkert und in ſo gutem Wohlſtande, daß ſie die großen gothiſchen Kirchen bauten, die wir heute noch in ihnen bewundern in allen Theilen des deutſchen Reichs, von Metz bis nach Breslau, von Bern bis nach Stralſund. Ohne hier alle ihre Fehden aufzuzeichnen, heben wir nur den großen Krieg hervor, den die Hanſa mit den nordiſchen Königen, Waldemar III. Afterdag von Dänemark und Hakon von Norwegen in den Jahren 1361 bis 1370 führte. Waldemar plünderte die Hanſaſtadt Wisby auf Gothland, die wichtigſte Station in der Oſtſee zwiſchen Lübeck und Riga. Die Hanſen liefen mit einer Flotte, von Wittenborg geführt, zur Rache aus und ſchlugen die däniſche Flotte unter dem Prinzen Chriſtoph, landeten aber im Uebermuth des Sieges mit zu wenig Mannſchaft an der däniſchen Küſte und erlitten eine Niederlage. Zur Strafe

wurde nachher Wittenborg in Lübeck enthauptet. Nun aber schickten die Hansen eine große Flotte mit einem Heere unter Bruno von Warendorp, Sohn des Bürgermeisters von Lübeck, landeten auf Schoonen und in Seeland, eroberten Kopenhagen und Helsingör und bemeisterten sich des Sundes. Der tapfere Warendorp fiel im Kampfe, aber seine Leiche wurde prachtvoll in Lübeck bestattet. Hakon wollte den Dänen helfen, nun aber landeten die Hansen auch in Norwegen und verbrannten ihm 300 Ortschaften. Da baten die Könige um Frieden und erhielten ihn unter harten Bedingungen. Sie mußten alle festen Plätze an der Küste fünfzehn Jahre lang den Hansen überlassen und die dänischen Stände mußten schwören, keinen König mehr ohne Einwilligung der Hansa zu wählen, noch ihn anzuerkennen, bevor er die Privilegien der Hansa, d. h. ihr Handelsmonopol, beschworen habe. — Unter den deutschen Fürsten, mit denen die Hansa viel zu thun bekam, ragte Herzog Otto der Quade (Böse) von Braunschweig hervor. Dieser Störefried hatte sein Lebenlang Händel, besonders mit den Städten, deren Kaufmannsgüter er unterwegs wie der gemeinste Raubritter abfing, weshalb er auch mit dem adeligen Sternbunde in Hessen, der sich stark auf Raub legte, in enger Verbindung stand. Er wurde jedoch durch die Bürger von Braunschweig, die zur Hansa geschworen hatten, und noch einmal durch die Göttinger Bürger geschlagen, 1386.

In dieser verwilderten Fehdezeit tummelten sich auch die Bischöfe, meist geborene Adelige, häufig im Harnisch herum. Um ihre kirchlichen Oberen kümmerten sie sich nicht, denn die Päpste hatten durch das Schisma ihr Ansehen eingebüßt. Im Jahre 1363 lieferten sich die Bischöfe Dietrich von Osnabrück und Gerhard von Münden gegenseitig Schlachten. Erzbischof Albrecht von Magdeburg lief 1371 mit den Schätzen des Erzstifts davon. Bischof Simon von Paderborn hatte Fehde mit seinem Adel und wurde im Kampf durch einen Pfeilschuß getödtet, 1389. Bischof Gerhard von Würzburg wurde von allen Städten seines Landes befehdet, aber vom Adel unterstützt, schlug die Bürger in einer blutigen Schlacht bei Bergtheim, zog als Sieger wieder in Würzburg ein und hielt strenges Gericht, 1400.

Die Zahl dieſer kriegeriſchen Biſchöfe läßt ſich leicht noch vermehren, es mag aber an den angeführten Beiſpielen genügen.

8.

Ungarns Anſchluß an Deutſchland.

König Ludwig von Ungarn aus dem Hauſe Anjou hatte als Sohn der polniſchen Eliſabeth, nachdem deren Bruder Caſimir ohne Kinder im J. 1370 geſtorben war, Polen geerbt, aber er ſelbſt hatte keine männlichen Nachkommen, ſondern nur zwei junge Töchter, Maria und Hedwig. Die Polen ſahen die Vereinigung ihres Reichs mit Ungarn nicht gern und fügten ſich der Erbfolge Ludwigs nur unter der Bedingung, daß Maria Ungarn, Hedwig aber Polen allein behalte. Aus Rückſicht für ſeine Mutter willigte Ludwig ein, als aber Eliſabeth 1380 geſtorben war, erklärte er, Maria ſolle beide Länder zugleich behalten, beſtimmte den jungen Sigmund, Wenzels Bruder, der an ſeinem Hof erzogen war, zu ihrem künftigen Gemahl, und übergab demſelben jetzt ſchon, obgleich er kaum fünfzehn Jahre zählte, die Verwaltung Polens, damit ſich die Polen bald an ihn gewöhnen möchten. Ein unglücklicher Verſuch, denn Damarath, der für den jungen Prinzen regierte, machte ſich durch ſeine Willkür bei den Polen tödtlich verhaßt und Sigmund ſelbſt zeigte nur die gewöhnlichen Untugenden verwöhnter Prinzen, großen Leichtſinn und frühe Lüderlichkeit. Als nun Ludwig 1382 ſtarb, ſah deſſen Wittwe Eliſabeth, Tochter des Ban von Bosnien, eine Dame von großer Kühnheit und Schlauheit, Unheil voraus, wenn die ſchlechte Wirthſchaft ihres künftigen Schwiegerſohnes fortdauerte, ließ daher dem unzufriedenen Adel in Polen ſagen, ſie werde den läſtigen Luxemburger gerne fallen laſſen, wenn nur ihrer Hedwig die polniſche Krone geſichert bleibe. Auch wurde die junge Maria nur als Königin von Ungarn gekrönt, nicht von Polen. Unter dieſen Umſtänden blieb dem jungen Sigmund nichts übrig, als ein demüthiger Rückzug.

Allein die Umſtände änderten ſich bald wieder zu ſeinen Gunſten. Für die junge Maria regierte der Palatinus (Pfalzgraf) Nikolaus von Gara, ein tüchtiger Mann, den ſchon König Ludwig zu dieſer Würde erhoben hatte. Aber eine Gegenpartei, unter Leitung der Familie Horwathy, verſchwor ſich, und bot dem König Karl (dem Kleinen) von Neapel die ungariſche Krone an, als dem nächſten Agnaten des Hauſes. Gleichzeitig erhob ſich auch eine Gegenpartei in Polen und wählte den Herzog Semovit von Maſovien zum König, 1383. Da ſahen ſich Eliſabeth und Gara plötzlich wieder nach Sigmund um und baten ihn um Hülfe. Sigmund kam, fiel in Polen ein, brachte den Semovit zur Ruhe und erlangte, daß Hedwig die polniſche Krone empfing, 1385. In demſelben Jahr wurde er mit Maria vermählt, er 18, ſie 16 Jahre alt.

Karl in Neapel zögerte und ſpielte eine zweideutige Rolle, als er endlich noch in demſelben Jahre nach Ungarn herüber kam, denn er verſicherte, nicht nach der Krone zu ſtreben, ſondern nur Ruhe ſtiften und die Parteien verſöhnen zu wollen. Seine Halbheit ward ihm verderblich. Da er mit einem Heere kam und Sigmund nicht Geld genug hatte, um ſchnell auch eines zu werben, ging Eliſabeth dem neapolitaniſchen Vetter ganz dreiſt entgegen, begrüßte ihn freundlich und ſtellte ſich gleichſam unter ſeinen Schutz. Auch dann noch, als er ſich in den letzten Tagen des Jahres 1385 in Stuhlweißenburg zum König von Ungarn krönen ließ, ſchien ſie ſich ganz ruhig darein zu ergeben, bis ſie plötzlich am 7. Februar 1386 den König zu einem Beſuch einlud und in ihrem Zimmer vor ihren Augen durch den rieſenmäßigen Ungarn Forgacz mit Hülfe Garas niederhauen ließ. Kaum war die That bekannt geworden, als die Neapolitaner, eine ſicilianiſche Veſper fürchtend, Reißaus nahmen und blindlings Dalmatien und dem Meere zueilten, ihren unglücklichen König im Stich laſſend, der noch lebte und den ſie bei etwas mehr Muth auf der Stelle wieder hätten befreien können. Erſt als ſeine Wunden ſich nicht als tödtlich erwieſen und wieder zu heilen anfingen, ließ Eliſabeth ihn vollends durch Erdroſſeln ums Leben bringen.

Sigmund kam dadurch in keine beſſere Lage, denn Eliſabeth

konnte ihm nicht vertrauen. Er war gar zu leichtſinnig, verſchwendete das Geld, deſſen er für den Krieg ſo ſehr bedurft hätte, an Weiber und Luſtbarkeiten, hatte dann keines mehr, wenn er es am dringendſten brauchte, und machte Schulden. Um ſeine Truppen in Polen zu bezahlen, hatte er einige ungariſche Aemter an ſeine mähriſchen Vettern verpfändet, was man ihm in Ungarn nun wieder ſehr übel nahm. Vorzüglich aber waren es ſeine Ausſchweifungen und unanſtändigen Liebeshändel, über die ſich ſeine junge Gemahlin und ihre Mutter zu beſchweren hatten. Man war alſo weit entfernt, ihn, der nur Prinz Gemahl war, auch als König in Ungarn anzuerkennen. Allein die Umſtände änderten ſich noch einmal zu ſeinen Gunſten. Die Partei Horwathy nämlich brütete Rache und hatte allen den Tod geſchworen, die am Mord des König Karl von Neapel Schuld trugen. Als nun einmal die beiden Königinnen mit dem Palatinus Gara, in deren Gefolge ſich auch Forgacz befand, durch Sirmien reisten, lauerte ihnen Johann Horwathy mit Bewaffneten auf und überfiel ſie im Wagen. Forgacz wurde zuerſt vom Roſſe geriſſen und enthauptet. Die wenigen Diener entflohen. Gara ſtellte ſich auf den Tritt des königlichen Wagens und ſchlug die Mörder muthig mit dem Schwerte zurück, bis ein Kroat unter dem Wagen durchkroch, ihn bei den Beinen packte und niederriß. Nun war er verloren, man ſchnitt ihm den Kopf ab und warf denſelben den Königinnen in den Wagen. Dann riß man dieſe Damen ſelbſt heraus und Horwathy empfing ſie mit fürchterlichen Drohungen. Eliſabeth warf ſich vor ihm nieder und beſchwor ihn, nur ſie allein zu ermorden, nicht ihre Tochter, weil dieſe an Karls Tode ganz unſchuldig ſey. Horwathy begnügte ſich, beide in der Burg Nowigrad am adriatiſchen Meere einzukerkern. Die Köpfe des Gara und Forgacz ſchickte er Karls Wittwe, der Königin Margarethe von Neapel, zu und forderte ſie auf, ihren Sohn Ladislaw nach Ungarn zu ſchicken, wo ſie ihn zum König machen wollten. Margarethe verlangte vor allen Dingen, daß Horwathy ihr die gefangenen Königinnen nach Neapel ſchicke, wo ſie den Mord ihres Gatten an ihnen blutig rächen wollte. Allein die Venetianer gaben

unter keinen Umſtänden zu, daß die Kronen Ungarn und Neapel auf einem Haupt vereinigt würden, weil ſie ſelbſt alsdann zwiſchen den beiden Reichen in zu große Bedrängniß kommen würden. Sie ſchickten alſo ſchnell eine Flotte vor Nowigrad, um die beiden Königinnen zu befreien, oder wenigſtens ihre Auslieferung nach Neapel zu verhindern. Nun kam auch Sigmund mit ſo vielen Truppen, als er hatte aufbringen können, eilig herbei, um ſeine Gemahlin zu befreien. Es wäre wohl am vernünftigſten geweſen, wenn Venedig ſich mit Sigmund verſtändigt, die Burg nur cernirt und zu einer Capitulation genöthigt hätte, wodurch beide Königinnen gerettet worden wären. Allein die Venetianer wollten Sigmund die Ehre nicht laſſen und ſtürmten die Burg noch ehe er ankam. Sie wurden aber zum Rückzug gezwungen, denn man erdroſſelte die Königin Eliſabeth vor den Augen ihrer Tochter, ſtürzte den Leichnam auf die ſtürmenden Venetianer hinunter und drohte ihnen, auch die Königin Maria der Mutter nachzuwerfen, wenn ſie nicht inne hielten. Nun verhielten ſich die Venetianer ruhig, bis Sigmund ankam. Da er erfuhr, wie die Sachen ſtünden und man auch ihm von der Burg aus mit Marias Tode drohte, wenn er nicht wieder abzöge, mußte er ſich zurückziehen, im Januar 1387.

Im nächſten Monat trugen ſich wichtige Dinge in Polen zu. Die junge Königin Hedwig liebte den ihr früher ſchon verlobten bildſchönen Herzog Wilhelm von Oeſterreich, wurde aber von den polniſchen Großen gezwungen, denſelben von ihrem Hofe zu Krakau zu entfernen und dagegen den rohen Großfürſten Jagiel (Jagello) von Lithauen zu heirathen, der noch ein Heide war. Von dem Bund Lithauens mit Polen, verſprachen ſich beide Länder große Vortheile und den Vorrang im Norden, weil Rußland, obgleich an Flächenraum größer, gänzlich zertheilt und noch von den Mongolen tyranniſirt war. Jagiel ließ ſich in Krakau die Taufe geben, nannte ſich Wladislaw und heirathete die liebenswürdige Hedwig. Am 17. Februar 1387 empfing er die polniſche Krone und gründete ein neues polniſches Königsgeſchlecht, das der Jagellonen. Sein Bruder Witold behielt Lithauen.

Dieſes Beiſpiel wirkte auf Ungarn zurück. Wollten die Ungarn nicht, daß Jagello bei der Ungewißheit, ob Maria noch lebe, auch ihr Reich im Namen Hedwigs in Beſitz nehme, ſo mußten ſie eilen, Sigmunds Anſpruch endlich anzuerkennen, und ſomit empfing er ſchon am 31. März, alſo nur ſechs Wochen nach der Krönung in Krakau, die Krone des h. Stephan. Zwei Monate ſpäter entſchloß ſich Horwathy, um ſich und ſeinen Mitverſchworenen dadurch eine Amneſtie zu erkaufen, die arme Königin Maria den Venetianern auszuliefern, welche ſie dem ihr entgegen reiſenden Sigmund aushändigten. Sie war damals erſt ſiebzehn Jahr alt, hatte aber ſchon ſo viel Schreckliches erlebt, daß ſie ganz elend ausſah. Nun erwartete ſie noch der Kummer, daß Sigmund ihr untreu war, ſie verachtete und ſogar einſperrte, damit er ganz allein regieren könne. Als ſich aber eine Verſchwörung in Ungarn bildete, um den übermüthigen deutſchen Eindringling durch einen Mord zu beſeitigen, und der Königin die Alleinherrſchaft zu ſichern, war ſie ſelbſt es, die ihren Gemahl warnte und ihm dadurch das Leben rettete. Das rührte ſein Herz und er behandelte ſie von dieſer Zeit an mit Liebe und Vertrauen. Da er Brandenburg an ſeinen Vetter Jodocus verpfändet hatte, widmete er ſich jetzt ausſchließlich Ungarn und ſuchte hier die Ordnung herzuſtellen.

In Croatien, Slavonien und Dalmatien widerſtanden ihm immer noch die Horwathy, unterſtützt von dem Fürſten Twartko von Bosnien, der ſich ganz Dalmatiens bemächtigte. Dazu benahm ſich Jagello feindſelig gegen Ungarn und bemeiſterte ſich Galiziens, welches bisher im Verbande mit Ungarn geſtanden hatte, und ließ ſich auch von den Woywoden der Moldau und Wallachei huldigen, die bisher Schutzbefohlene von Ungarn geweſen waren. Unter dieſen Umſtänden hatte Sigmund einen ſchweren Stand. Als er ſich aber gehörig gerüſtet hatte, brachte er den Woywoden der Moldau wieder zum Gehorſam, 1390 und richtete dann ſeine Waffen gegen die Horwathy. Johannes, das Haupt dieſer Mörderfamilie, gerieth in ſeine Hände und wurde an den Schweif eines Roſſes gebunden, mit glühenden Zangen gezwickt und geviertheilt. Twartko war ge-

ten, dem ganzen chriſtlichen Heere in den Streit voran zu gehen, ja ſie vermaßen ſich, ganz allein ſiegen zu wollen. Man gab ihnen zu bedenken, daß die Türken ihre ſchlechteſten Truppen voranzuſtellen pflegten und erſt, wenn dieſe den Feind ermüdet hätten, ihre Kerntruppen vorgehen ließen; die Franzoſen thäten alſo beſſer zu warten und ihre Tapferkeit für den Hauptkampf aufzuſparen. Das wollten ſie aber nicht, denn ſie trauten ſich alles zu, man mußte ſie alſo vorlaſſen. Nun rasten ſie unter die Türken hinein und warfen wirklich alles vor ſich nieder. Man warnte ſie noch einmal, ſich wenigſtens jetzt noch zurückzuziehen, da die Hauptſtärke der Türken hinter einer Anhöhe lauerte. Die Franzoſen aber verlachten in ihrem Siegesübermuth jede Warnung, ſtiegen von den Roſſen, die ſchon ein wenig erſchöpft waren, und eilten zu Fuß die Anhöhe hinauf, um, wie ſie meinten, dort den letzten Reſt der Türken aufzujagen und dann ſich rühmen zu können, daß ſie die Schlacht allein gewonnen hätten. Bajazeth ließ ſie ganz ruhig hinaufkommen, bevor er ſie angriff, warf ſie dann aber durch einen mächtigen Stoß ſeines weltberühmten Fußvolks, der Janitſcharen, den Berg wieder hinunter, während ſeine blitzſchnelle Reiterei (die Spahis) den Franzoſen auch im Thale den Rückweg abſchnitt. Nun fochten zwar die Franzoſen auf das verzweifeltſte, aber ſie kamen alle ohne Ausnahme ums Leben oder wurden gefangen. In dieſem Augenblick kam auch Verwirrung in die Reihen der Ungarn, Böhmen und Deutſchen, die unter Sigmund das zweite Treffen bildeten. Denn die Woywoden der Wallachei und Siebenbürgens glaubten nicht mehr an den Sieg, wollten ſich daher lieber die Türken verbinden, verließen plötzlich ihre Stellungen und flohen davon. Nun löſten ſich auch andere Schaaren auf und nur 12,000 Mann, faſt nur Deutſche, Böhmen und einige Polen verſchmähten die Flucht, hielten ſtandhaft aus und kämpften gegen die große Uebermacht der Türken noch ſtundenlang fort, bis 5000 chriſtliche Serbier die Infamie begingen, als friſche Truppen im Dienſte der Türken auf die ſchon ermatteten Deutſchen einzuhauen, worauf ſich alles in wilde Flucht auflöste. Aber der breitwogende Donauſtrom hielt die Fliehen-

den auf und man hatte nicht Schiffe und Kähne genug, ſo daß nur wenige entkamen, die meiſten ertranken oder gefangen wurden. Dieſe ſchreckliche Niederlage bei Nikopolis erfolgte am 28. September 1396.

Der Sieger Bajazeth war ſo grauſam, unmittelbar nach der Schlacht ſämmtliche Gefangene hinrichten zu laſſen. Auf einem Throne ſitzend ſah er ſelbſt ingrimmig dieſen Hinrichtungen zu. Als man den Johann von Nevers, ausgeplündert und gänzlich nackt vor ihn hin ſchleppte, ihm aber ſagte, es ſey ein königlicher Prinz von Frankreich, ſchenkte er demſelben das Leben und erlaubte ihm, noch 24 andere vornehme Franzoſen auszuwählen, die ſich aus der Gefangenſchaft löſen ſollten. Alle andern wurden ohne Gnade geköpft und die Befreiten mußten zuſehen, wie noch 300 Köpfe franzöſiſcher Ritter fielen, denn ſo viele waren nach der Schlacht noch übrig geblieben. Außer dieſen wurden noch 10,000 Gefangene enthauptet, bis die türkiſchen Paſchas ſelbſt das greuliche Blutvergießen nicht mehr mit anſehen konnten und ſich dem Sultan zu Füßen warfen, ihn beſchwörend, er ſolle endlich inne halten. Das geſchah denn auch. Unter den Geretteten befand ſich ein ſechzehnjähriger Knabe aus Bayern, Namens Schildberger, der die ganze Scene ſpäter beſchrieben hat. — König Sigmund war auf einem Kahn entkommen und eilte auf der Donau hinab bis zu ihrer Mündung, an welcher venetianiſche Schiffe, wie er wußte, ihn aufnehmen würden, denn Venedig hatte ihm über Conſtantinopel dahin eine Flotte zu Hülfe geſandt. Er kehrte nun mit den Venetianern über Conſtantinopel und durch das Mittelmeer zurück, mußte aber unterwegs, als er bei Gallipoli vorüberfuhr, den Hohn der Türken anhören, welche die Gefangenen von Nikopolis dort in einen Thurm eingeſperrt hatten und ihm dieſelben zeigten.

Bajazeth verfolgte ſeinen Sieg nicht, denn er hatte ſelbſt zu großen Verluſt in der Schlacht erlitten und mußte bald darauf ſeine Waffen gegen die Mongolen wenden.

9.

Ruprecht von der Pfalz.

Sigmund hatte ſeine Mark Brandenburg 1389 an ſeinen Vetter Jobocus verpfänden müſſen, um ſich Geld für ſeine ungariſchen Kriege zu verſchaffen. Wenzel hatte durch den Tod ſeines kinderloſen gleichnamigen Oheims das Herzogthum Luxemburg geerbt. Die Fehden im deutſchen Reiche dauerten fort, ohne daß Wenzel etwas mehr dagegen hätte thun können, als hie und da einmal auf einem Reichstag wieder den Landfrieden in Erinnerung zu bringen, der doch nicht gehalten wurde. Eben ſo wenig that Wenzel zur Beilegung des Schisma, da doch ihm, als dem Kaiſer, die Pflicht dazu oblag. Alſo erwies ſich das Haus Luxemburg unfähig, die Geſchicke der Zeit zu lenken, und am Ende mußte jemand kommen, der Luſt bezeigte, ihm die zu ſchwere Verpflichtung abzunehmen.

Das war nun einerſeits der König von Frankreich, Karl VI., welcher in der Sache des Schisma die Initiative, die dem Kaiſer gebührt hätte, an ſich riß, und andrerſeits eine Oppoſitionspartei unter den rheiniſchen Fürſten, die eben das, was Frankreich that, verhüten und dem kaiſerlichen Amt wieder Geltung verſchaffen, Deutſchland überhaupt aus ſeiner Verwirrung herausreißen und ihm die allein ſeiner würdige vorragende Stellung in Europa zurückgeben wollte. Im Weſten maßte ſich Frankreich dieſe Stellung an, auf das deutſche Reich herabblickend, und hatte zugleich ſeine Prinzen in Neapel und Ungarn. Im Oſten war das Luxemburger Haus ganz in ſlaviſche und magyariſche Intereſſen verloren und verabſäumte die deutſchen. Nichts war daher natürlicher und zeitgemäßer, als daß endlich einmal die echt deutſchen Stämme in der Mitte ſowohl gegen die Franzoſen als gegen die Slaven ausſchlugen und dem deutſchen Reichs- und Nationalintereſſe wieder freie Bahn brechen wollten.

Dieſe Oppoſition, wozu die drei rheiniſchen Erzbiſchöfe, Kurfürſt Johann von Mainz an der Spitze, und der Pfalzgraf Ruprecht ge-

hörten, ging von der richtigen Anſicht aus, der Kaiſer habe ſich als ſolcher an den Papſt in Rom (Bonifacius IX.) zu halten, denn Karl IV. habe den Papſt aus ſeiner babyloniſchen Gefangenſchaft in Avignon nach Rom zurückgeführt und nimmermehr könne der Kaiſer den Papſt in Rom dem in Avignon aufopfern, ja er dürfe nicht einmal ihn fallen laſſen, um gemeinſam mit Frankreich einen dritten zu wählen. Der König von Frankreich ſchlug das letztere Auskunftmittel vor und Wenzel ging nicht nur darauf ein, ſondern reiſte ſogar ſelbſt nach Paris, um ſich gleichſam am dortigen Hofe weitere Inſtruktionen einzuholen. Ein empörendes Verfahren, gegen welches nicht nur der Papſt in Rom, ſondern auch Deutſchland lebhaft proteſtirte. Wenzel handelte nicht wie ein König der Deutſchen, ſondern wie ein Panſlaviſt, der bei Frankreich Hülfe ſuchte gegen Deutſchland. Dazu kam noch, daß Wenzel den Johann Galeazzo Visconti, einen ſcheußlichen Tyrannen, auf Koſten des deutſchen Intereſſes zum Herzog von Mailand ernannte.

Ruprecht von der Pfalz, genannt Clem (Clemens) richtete die dringendſten Bitten und Vorſtellungen an Wenzel, derſelbe ſolle eine beſſere Politik ergreifen, da es aber nicht geſchah, ſetzten im Einverſtändniß mit Bonifacius IX. die drei geiſtlichen Kurfürſten den König Wenzel in einer Fürſtenverſammlung zu Oberlahnſtein förmlich ab und wählten ſtatt ſeiner den Pfalzgrafen zum König, 1400. Das Schisma war das Hauptmotiv dieſer Neuwahl, denn Ruprecht hielt unverrückt an der Anſicht feſt, dieſes unglückſelige Schisma ſey von Frankreich ausgegangen, da durch franzöſiſche Ränke dem allein rechtmäßigen Papſt in Rom ein unrechtmäßiger in Avignon (wohin niemals ein Papſt gehört habe) entgegengeſetzt worden ſey. Frankreich könne ſein Unrecht auf keine andre Art wieder gut machen, als wenn es einfach ſeinen Avignoner Papſt zurückziehe und den in Rom anerkenne. Den Kurfürſten kam es übrigens nur darauf an, in der Zeit des Schisma ihre erzbiſchöfliche Gewalt zu ſichern und zu mehren. Ehrlicher meinte es der Gewählte. Was er für Deutſchland thun wollte, war immer gut gemeint und oft ſehr ſchön, deutlich und würdevoll geſagt. Allein er hing zu ſehr von ſeinen Wählern ab, mußte ſich vor ſeinem mächtigen Nebenbuhler im

Oſten immer zu vorſichtig in Acht nehmen und ſich zu ängſtlich Freunde zu erkaufen ſuchen, als daß er nicht Mißtritte hätte machen ſollen.

Im Anfang ſtanden ihm der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Markgraf von Meißen, ſogar Procop, der bei dieſer Gelegenheit ſeinem Vetter Wenzel Gebiete abdrängen wollte, und der böhmiſche Herrenbund bei, der ſehr unzufrieden mit Wenzel war; allein das böhmiſche Volk vertheidigte ſich gegen die fremden Truppen und Procop fiel wieder ab. Ruprecht richtete nichts aus und mußte einen Waffenſtillſtand eingehen. Sigmund aber wurde nach ſeiner Rückkehr von Nikopolis von ſeinen eignen Unterthanen in Ungarn in Verhaft genommen, 1401. Somit durfte Ruprecht darauf rechnen, daß die Luxemburger wenigſtens nicht angriffsweiſe gegen ihn vorgehen würden, wenn er ſchnell eine Romfahrt unternähme, um ſich dort zum Kaiſer krönen zu laſſen, das einzige Mittel für ihn, ſich in Deutſchland größeres Anſehen zu verſchaffen. Aber er hatte wenig Mittel. Seine wittelsbachiſchen Vettern in Bayern, beſonders Stephan II., beneideten ihn und hielten zu ſeinen Gegnern. Damals vermählte Stephan ſeine berühmte Tochter Eliſabeth (Iſabelle) mit dem König Karl VI. von Frankreich. Es blieb alſo Ruprecht nichts übrig, als ſich an die Haboburger zu wenden, die natürlichen Feinde der Luxemburger. Herzog Leopold der Stolze von Oeſterreich ſtimmte ihm auch zu und begleitete ihn auf der Romfahrt, zu welcher die Florentiner 200,000 Ducaten ſteuerten, weil ſie von den Visconti ſchwer bedrängt waren. Dieſe Visconti mußten über den Haufen geworfen werden, bevor Ruprecht nach Rom gelangen konnte, aber ſein Heer war zu klein, er wurde vor Brescia durch Visconti's überlegene Macht total geſchlagen, Leopold ſogar gefangen, am 21. Oct. 1401. Von nun an war Ruprechts gute Sache verloren. Durch Sigmunds Befreiung in Ungarn gewann die luxemburgiſche Politik bald wieder Einheit und Kraft. Ruprecht mußte laviren, ſelbſt Frankreich ſchmeicheln, um dem herannahenden Verderben zu entgehen, und konnte ſich im Unglück nicht einmal auf ſeine eigenen Wähler und früheren Anhänger verlaſſen.

Sigmund wurde hauptſächlich durch die Thätigkeit des Grafen Hermann von Cilly frei und heirathete aus Dankbarkeit deſſen Tochter

Barbara, eine Dame, welche hinſichtlich ihrer leichten Grundſätze ganz zu ihm paßte. Er eilte aber nach Böhmen, um die deutſche Frage in die Hand zu nehmen, der ſein Bruder Wenzel nicht gewachſen war. Vor allem zog er die Habsburger von Ruprecht ab und gewann ſie durch eine Erbeinigung. Die Hoffnung, das reiche Haus Luxemburg zu beerben, war nun nicht blos an ſich lockend, ſondern ſchien auch bald in Erfüllung gehen zu müſſen, da wenig Ausſicht auf Nachkommenſchaft vorhanden war. Noch ſtand Wenzel im Wege, Sigmund aber ließ ihn verhaften und übergab ihn ſeinem neuen Freunde, dem Habsburger, Albrecht IV., um ihn in Wien zu überwachen, 1402. Zwar empörte ſich das Volk in Kuttenberg in Böhmen und verſuchte König Ladislaw von Neapel einen Einfall in Ungarn, ſie wurden jedoch wieder zurückgeſchlagen. Zwar wurde Wenzel ſchon im nächſten Jahre wieder frei und kehrte nach Prag zurück, wo man ihn auch wieder als König anerkannte, aber Sigmund im Bunde mit den Habsburgern behielt doch die größere Macht. Da verband ſich Wenzel mit Jagello und kam mit ihm in Breslau zuſammen, während Sigmund und Albrecht IV. im Lager von Znaym Gift empfingen, 1404. Albrecht ſtarb, Sigmund aber genas wieder. Dafür wurde nicht lange nachher Procop vergiftet und ſtarb. Unterdeß geriethen die habsburgiſchen Brüder, ſämmtlich Söhne des bei Sempach gefallenen Leopold, Wilhelm der Schöne, Leopold der Stolze, Friedrich von Tirol und Ernſt der Eiſerne von Steyermark in Hader um Albrechts Erbe und befehdeten einander, bis es Sigmund gelang, dem jungen Albrecht V. ſein Erbe zu erhalten, 1407.

In dieſe unruhige Zeit fiel die Empörung der Appenzeller Hirten gegen den Abt Kuno von St. Gallen wegen Bedrückung. Siegreich ſchlugen ſie das Kriegsvolk des Abts und der Stadt St. Gallen zurück und zogen aus den Bergen hinaus, Freiheit verkündend allem Volk, von den Alpen bis zum Belt. Graf Rudolf von Werdenberg, ein Feind der Habsburger, trat in Hirtentracht an ihre Spitze, 1403. Aber ſie konnten Bregenz nicht erobern und wurden hier im Januar 1407 von dem Adel des St. Georgenſchildes überfallen und

heimgejagt. Doch behaupteten ſie auf ihren Bergen ihre Freiheit und wurden in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen.

Mittlerweile war der unglückliche Ruprecht zu unthätigem Zuſehen verdammt, weil ihm die Habsburger nicht mehr halfen. Von einer Erhebung der geſammten deutſchen Nation für ihn, der ihr Beſtes wollte, konnte in der damaligen Zeit nicht die Rede ſeyn. Man begann ihm vorzuwerfen, wie er bei ſo geringer Hausmacht, ſogar im Widerſpruch mit ſeinen eigenen Verwandten, eine ſo anmaßende Rolle habe ſpielen können. Sogar ſein früher thätigſter Freund, der Erzbiſchof von Mainz, verließ ihn und ſchloß mit Württemberg, Baden und andern kleinen Fürſten und Grafen, ſowie mit einer Anzahl Städte den Bund zu Marbach, der gegen ihn gerichtet war, 1405. Er verſuchte noch, das Herzogthum Luxemburg als verfallenes Lehen einzuziehen. Johanna, Wittwe des letzten Herzogs Wenzel (Karls IV. Bruder) gab nicht zu, daß ihr Neffe, König Wenzel von Böhmen, erbe, wie ausgemacht war, ſondern ernannte den Enkel ihrer jüngeren Schweſter Margaretha, Anton, Sohn des Herzog Philipp des Kühnen von Burgund, zum Erben, der ſich auch wirklich 1403 in Beſitz geſetzt hatte, da es die im Oſten beſchäftigten Luxemburger nicht hinderten, König Wenzel vielmehr dem Anton das Herzogthum überließ unter der Bedingung, daß er ihm gegen Ruprecht beiſtehe. Der letztere wahrte wohl das Recht des deutſchen Reichs auf Luxemburg, war aber zu ohnmächtig, es dem Burgunder (einem franzöſiſchen Prinzen) zu entreißen.

Wenzel ſchloß ſich auch in der Angelegenheit des Schisma ganz an Frankreich an und Ruprecht ſuchte vergebens, den Papſt in Rom aufrecht zu erhalten. Hier war 1404 auf Bonifacius IX. Innocenz VII. und auf dieſen wieder 1406 Gregor XII. gefolgt, während der Avignoner Papſt Benedict XIII. noch lebte. König Karl VI. und König Wenzel erklärten gemeinſchaftlich, beide Päpſte ſollten ſich einem ſtrengen Concil unterwerfen, welches am 25. März 1408 in Piſa eröffnet wurde. Hier ſpielten die vom franzöſiſchen Cabinet inſtruirten Doctoren der Univerſität Paris die erſte Rolle. Vergebens proteſtirten Ruprechts Geſandte gegen die Zuſtändigkeit

dieſes Concils, ſie wurden nur verlacht und mußten ſich entfernen. Vergebens ſuchten beide Päpſte die Cardinäle auf ihre Seite zu ziehen, ſie wurden von der Mehrheit derſelben verlaſſen und im Juni ein neuer Papſt gewählt, Alexander V. Hierauf löste ſich das Concil auf und hatte ſo viel wie nichts ausgerichtet, denn die beiden andern Päpſte dankten nicht ab, proteſtirten gegen das Concil und behaupteten ſich, Gregor durch den König Ladislaw von Neapel, Benedict durch die Spanier. Alexander ſtarb ſchon 1410, an ſeine Stelle aber trat ſogleich Johann XXIII.

Ruprecht, der nichts mehr hätte ändern noch beſſern können, ſtarb in Kummer am 8. Mai 1410. Er iſt zu ſeiner Zeit und ſpäter viel verkannt worden, allein er trug wahrhaft Deutſchlands Wohl und Ehre im Herzen und wurde nur ſchmählich von den Fürſten verlaſſen und verrathen.

10.

Sigmund.

Unterdeß war Sigmund ſehr thätig geweſen, um alle Intereſſen des Hauſes Luxemburg in ſeine Hand zuſammenzufaſſen, und nach Ruprechts Tode ſtrebte er nach der deutſchen Krone, die ſein Bruder Wenzel länger zu tragen in der That unwürdig und unfähig war. Zwar wirkte ihm ſein böſer Vetter Jobocus entgegen, der gerne ſelbſt König geworden wäre, und viele andere meinten, es ſey an Wenzel genug und man brauche keinen andern König. Da der Burggraf Friedrich von Nürnberg den Fürſten vorſtellte, wie nöthig es ſey, daß Deutſchland in Sachen des Schisma eine gewichtige Stimme führe und daß dies nur Sigmund vermöge, wurde am 20. September 1410 der letztere durch den Trierer Kurfürſten und durch des verſtorbenen Ruprechts großmüthigen Sohn, Kurfürſt Ludwig von der Pfalz, in Frankfurt am Main zum deutſchen König gewählt. Sigmund ſelbſt weilte damals noch in Ungarn. Der Burggraf führte ſeine Stimme, aber ſowohl die böhmiſche, als brandenburgiſche Stimme war zweifelhaft, da Wenzel und Jobocus darauf

Anſpruch hatten. Deshalb beeilte ſich Jobocus, ehe Sigmund aus Ungarn herbeikommen konnte, ſich ſelbſt durch die geiſtlichen Kurfürſten von Mainz und Köln und durch den weltlichen von Sachſen am 1. October zum König wählen zu laſſen.

Nun hatte die abendländiſche Chriſtenheit drei Päpſte und das deutſche Reich drei Könige, denn Wenzel hatte noch nicht abgedankt und Sigmund und Jobocus waren neugewählt. Jobocus aber ſtarb zu rechter Zeit, am 8. Januar 1411, Wenzel ſöhnte ſich mit Sigmund aus und der letztere blieb als alleiniger König der Deutſchen übrig.

Er war nun ſchon gereifteren Verſtandes und hatte große Erfahrungen gemacht, deshalb gelang es ihm, endlich einigermaßen die Klugheit ſeines Vaters nachzuahmen, obgleich er mitunter immer noch aus der Rolle fiel und trotz einem lüderlichen jungen Prinzen tolle Streiche beging. Seine erſte Sorge war mit Recht, ſeine Kronländer zu ſichern, bevor er weitere Schritte in Sachen des Schisma that. Die Türken machten ihm zunächſt keine Sorge mehr, aber er konnte in Ungarn doch nicht eher Ruhe haben, bis er ſich mit ſeinem ſtolzen polniſchen Nachbar Wladislaw Jagello in gutes Einvernehmen geſetzt hatte. Er vermittelte einen Frieden zwiſchen Polen und dem deutſchen Orden und kam dann mit Jagello in Lublow zuſammen, wo ſie eine enge Verbindung ſchloſſen, 1411. Im folgenden Jahre beſuchte ihn Jagello in Ofen und hier wurde ein eben ſo enges Band mit den Habsburgern angeknüpft. Sigmund verlobte ſeine damals erſt zweijährige Tochter Eliſabeth mit dem jungen Albrecht von Oeſterreich, deſſen er ſich früher ſchon angenommen hatte und der ihn einſt beerben ſollte, wenn er nicht ſelbſt noch einen Sohn bekäme.

Damals hatte Venedig ſeine Herrſchaft auf dem italieniſchen Feſtlande, in Friaul und Dalmatien auszubreiten angefangen, indem es von den Wirren in Ungarn Vortheil zog. Dagegen glaubte nun Sigmund einſchreiten zu müſſen. Sein Feldherr Pippo von Ozora erfocht einen Sieg über die Venetianer, erlitt dann aber wieder eine Niederlage. Da zog Sigmund ſelbſt zu Felde und erfocht einen Sieg bei Motta, wo Venedigs Feldherr Karl Malateſta fiel. Sigmund war ſo erbittert über die Republik, daß er 180 Gefangenen

die rechte Hand abhauen ließ, 1412. Aber sein Schwiegervater, der Graf von Cilly, gab ihm den weisen Rath, Venedig zu schonen und nach seinem Siege lieber Frieden zu machen, da Ungarn doch eigentlich durch Venedig am besten gegen jeden Angriff des Hauses Anjou von Neapel aus geschützt wäre und da auch die mächtigen Visconti in Mailand ihm abgeneigt seyen. Sigmund erkannte das an und Venedig willigte auch in einen Waffenstillstand, aber noch nicht in den Frieden, weil es immer noch hoffte, die Habsburger Ernst von Steyer und Friedrich von Tirol, die ihren Neffen, den jungen Albrecht, Sigmunds Schützling, so schwer bedrängt hatten, würden zu den Waffen greifen, um die Republik zu schützen. Um das nun zu verhindern und überhaupt die Habsburger unter einander und mit sich selbst vollständig auszusöhnen, begab sich Sigmund nach Innspruck zum Herzog Friedrich. Er verständigte sich auch bald mit ihm und beide brachten lustige Tage mit einander zu, denn Friedrich hatte so lockere Sitten wie Sigmund und beide wetteiferten in Verführung schöner Weiber. Darüber aber zerriß ihr kaum geknüpftes Freundschaftsband. Wie tief erschien des heiligen römischen Reiches Majestät erniedrigt, daß Friedrich sich den nichtswürdigsten Pagenstreich gegen dieselbe erlauben durfte. Sigmund hatte an einer schönen und ehrbaren Jungfrau in der Stadt Innspruck Wohlgefallen gefunden. Diese nun entehrte Friedrich und hatte absichtlich alles so veranstaltet, daß der Verdacht dieser niederträchtigen Handlung auf Sigmund fiel, den er selbst deshalb in frecher Weise neckte. Als das Mädchen den Irrthum erkannte und den König von jeder Schuld freisprach, dankte er ihr und beschenkte sie reichlich, verließ aber die Stadt voll Ingrimm und Verachtung gegen den Herzog, 1413.

Er ging nun nach Como, um in Angelegenheiten Italiens und der Päpste wichtige Maaßregeln vorzubereiten. Venedig blieb ruhig und auch Friedrich wagte nichts gegen ihn zu unternehmen. Aber König Ladislaw von Neapel hatte sich Roms bemächtigt und glaubte das Schisma benutzen zu können, um wo möglich ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. Papst Johann XXIII. hatte aus Rom flüchten müssen und schickte Gesandte nach Como, welche Sigmund

um Hülfe baten. Der letztere glaubte jetzt im Rücken genug gedeckt zu ſeyn, um ſich ernſtlich der zerrütteten Kirche anzunehmen. Er hielt daher eine Zuſammenkunft mit dem Papſt Johann in Lodi und bewog denſelben, ſeine Einwilligung zur Eröffnung eines allgemeinen Concilium's in Conſtanz am Bodenſee zu geben, welches auf den 1. November 1414 anberaumt wurde und zu welchem der deutſche König als Schirmherr der Kirche alle Fürſten, Biſchöfe und Doctoren der Theologie aus der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit einlud. Vorher aber wollte er ſich zuerſt als deutſcher Kaiſer in Aachen krönen laſſen und nahm ſeinen Weg über die Schweiz. Begleitet vom Markgrafen von Montferrat und vom Grafen von Savoyen zog er mit 800 Roſſen in Bern ein, wo man ihn mit der größten Feierlichkeit empfing. Unter andern zogen hier 500 Knaben, die alle den Reichsadler auf den Hüten trugen, mit einer großen Fahne des deutſchen Reichs vor ihm auf und knieten alle vor ihm nieder, um ihm als dem Gewaltigſten in der Chriſtenheit zu huldigen. Er aber freute ſich ihrer und ſagte: „Da wachſet uns eine neue Welt.“ Die Zeit und ihre Sitte bezeichnet es übrigens, daß Sigmund dem berühmten Frauenhauſe in Bern einen Beſuch abzuſtatten keinen Anſtand nahm und daß er die Rathsherrn bat, ihm keine goldenen und ſilbernen Gefäſſe vorzuſetzen, weil ſeine Böhmen lange Finger hätten.

Als er dann weiter den Rhein hinabzog, wurde er in Straßburg von geiſtlichen und weltlichen Fürſten bewillkommt, vor allen vom Sohne ſeines ehemaligen Gegners, dem edlen Pfalzgrafen Ludwig. Er war hier außerordentlich vergnügt, tanzte mit den ſchönen Straßburgerinnen und ſchenkte jeder einen goldenen Ring. Als er aber nach Mainz kam, fehlte dort der Erzbiſchof und in Coblenz erhielt er die ſichere Nachricht, daß ſich in Aachen zur Krönung nicht ſo viele Fürſten einfinden würden, als nöthig wären, um der Feier die gehörige Würde zu verleihen. Denn es waren wieder arge Umtriebe gemacht worden und namentlich ſein Bruder Wenzel hatte ſich voll Neid und Bosheit alle Mühe gegeben, ihm Feinde zu erwecken und ſeinem Vorhaben Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Sigmund war darüber ſo entrüſtet, daß er gar nicht nach Aachen ging, ſondern geradezu nach Ungarn zurückkehren wollte. Unterdeß aber war Friedrich von Zollern, Burggraf in Nürnberg, dem er die Mark Brandenburg im J. 1411 um 100,000 Goldgulden verpfändet hatte, aufs eifrigſte bemüht, jenen garſtigen Umtrieben entgegen zu arbeiten, erlangte unter der Hand von vielen Fürſten, die ſich bisher geweigert hatten, das Verſprechen, daß ſie nach Aachen kommen würden, und hielt mit dieſen guten Nachrichten den König unterwegs in Nürnberg auf, ſo daß er nicht nach Ungarn zurückging, ſondern noch einmal mit beſſerem Vertrauen den Weg nach Aachen einſchlug, wo er denn wirklich am 8. November 1414 in Gegenwart der meiſten geiſtlichen und weltlichen Fürſten des Reichs unter großem Gepränge durch den Kurfürſten von Köln geſalbt und gekrönt wurde. Gleiche Ehre widerfuhr ſeiner Gemahlin Barbara. Von den größeren Fürſten fehlte niemand außer Wenzel, dem Kurfürſten von Mainz und dem Wittelsbacher in Bayern.

Der Burggraf Friedrich beſaß zwar Brandenburg nur als Pfand und Sigmund hatte ſich die Wiedererlangung deſſelben und die Kurſtimme vorbehalten, allein das Pfand blieb dem Burggrafen und nachträglich erhielt er auch die Kur. Sigmund konnte dieſen ausgezeichneten Mann, der ihm ſchon die größten Dienſte geleiſtet hatte, auch für die Folge gar nicht entbehren und da er für keine männlichen Nachkommen zu ſorgen hatte, kam es ihm weniger darauf an, ein Kronland zu veräußern. Friedrich gehörte zu den wenigen Fürſten, welche, wie die Pfalzgrafen Friedrich und Ruprecht, das Wohl des Reiches im Auge hatten, und gerade wegen ſeiner Uneigennützigkeit genoß er allgemeines Vertrauen und machte ſein Geſchlecht nur dadurch mächtig, daß man ſeine Verdienſte anerkannte. Der jüngere Zweig der Grafen von Zollern, deren älterer Zweig noch in der ſchwäbiſchen Heimath fortblühte, hatte ſich ſchon früher durch Eifer für das Reich und diplomatiſche Gewandtheit ausgezeichnet. Rudolph II., Graf von Zollern, hinterließ zwei Söhne. Von dem erſtern, Friedrich, ſtammen die noch jetzt erhaltenen Linien Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ab; der jüngere, Konrad, wurde ume

J. 1200 Burggraf von Nürnberg, aber erſt einer ſeiner Nachfolger Friedrich der Vernehmer erhielt durch ſeine Verdienſte um die Wahl des Rudolf von Habsburg den Erbbeſitz der Reichsvogtei oder des Burggrafenthums in Nürnberg und ſeitdem beherrſchten die Burggrafen, während die Stadt Nürnberg ſelbſt reichsfrei blieb, ein weites Gebiet des Herzogthum Franken an den ehemaligen Slavengrenzen, die Markgrafſchaften Anspach, Kulmbach und Baireut. Als Friedrich im J. 1411 Markgraf von Brandenburg wurde, behielt er auch jene fränkiſchen Beſitzthümer bei. Der reiche und ſtolze Adel in Brandenburg, der in den Zeiten der Verwirrung die meiſten Kammergüter und Regalien an ſich geriſſen hatte, wollte ſich den fremden Eindringling aus dem Süden nicht gefallen laſſen. Dietrich von Quitzow ſagte, wenn es auch ein ganzes Jahr Burggrafen regnete, ſollten ſie doch in der Mark nicht gedeihen. Die Quitzow, Rochow, Bredow, Puttlitz, Arnim, Alvensleben ꝛc. ſchloßen einen großen Adelsbund und wurden von den pommerſchen Herzogen unterſtützt, um Friedrich nicht aufkommen zu laſſen. Friedrich ſandte den Grafen von Hohenlohe mit einigen Truppen in die Mark voraus, der aber am Cremmer Damme eine Niederlage erlitt, 1413. Nun erſchien aber Friedrich ſelbſt und züchtigte den Adel, indem er demſelben eine Burg nach der andern zerſtörte, wobei ihm eine ungeheuere Kanone, die ſ. g. faule Grete, den beſten Dienſt that. Auch halfen ihm zwei gute Nachbarn, der Erzbiſchof von Magdeburg und Kurfürſt Rudolf von Sachſen-Wittenberg. Der geſammte Adel, mit Ausnahme der Quitzow, welche lieber in die Verbannung gingen, huldigte ihm und er ſtellte das Kammergut her und gab der lange vernachläßigten Mark eine regelmäßige Verwaltung. Der Adel überzeugte ſich bald, daß der neue Kurfürſt ihm grundſätzlich wohl wolle. Noch gab es nur wenige und kleine Städte in der Mark und die halb ſlaviſche Bevölkerung gewährte dem deutſchen Fürſten nicht ſolche Bürgſchaften, daß er ſich nicht vorzugsweiſe auf den deutſchen Landadel hätten ſtützen müſſen. Er begünſtigte denſelben ſehr, unter der Bedingung der Treue gegen das neue Fürſtenhaus. Das wurde Hauspolitik der Zollern in Brandenburg. Fried-

rich baute große Hoffnungen auf den deutſchen Adel im Norden und zwar gerade in den Ländern, in welchen derſelbe nicht urſprünglich einheimiſch war, ſondern ein fremdes Volk beherrſchte. Friedrich gab ein Familiengeſetz, wonach jedesmal ein Sohn ſeines Hauſes in den deutſchen Orden eintreten mußte. Man dachte damals ſogar ſchon an eine Säculariſirung des Ordens, wenigſtens verhandelten Sigmund und Jagello über eine eventuelle Theilung des Ordensgebietes, obgleich ſie wieder davon abſtanden.

Was die große Kanone Friedrichs betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß der Gebrauch ſolcher Geſchütze damals noch ziemlich neu war, nur die Chineſen hatten das Schießpulver ſchon längſt erfunden und machten auch davon im Kriege Gebrauch. Nur läßt ſich nicht mehr ermitteln, wie ihre älteſten Feuerwaffen beſchaffen waren. Chingiſchan hatte ſie von ihnen entlehnt und es wird derſelben als feuerſpeiender Drachen gedacht. Es dürften aber wohl nur plumpe Röhren geweſen ſeyn, aus denen man Feuer allein oder Steine warf. Von einer höheren Ausbildung der Artillerie findet man nichts in den Erinnerungen der Chineſen. Doch hat das Erſcheinen der Mongolen in Europa, ſo wie der Gebrauch des ſ. g. griechiſchen Feuers von Seiten der Byzantiner im Abendlande ohne Zweifel die Aufmerkſamkeit erregt und man mag wohl Proben gemacht haben. Nach der allgemeinen Sage wurde aber die Erfindung nur zufällig gemacht. Berthold Schwarz, ein Mönch zu Freiburg im Breisgau, beſchäftigte ſich viel mit Chemie und wollte Gold machen. Da miſchte er, indem er alle möglichen Verſuche anſtellte, einmal Schwefel, Salpeter und Kohlen durcheinander und entzündete das Gemiſch, ohne zu ahnen, daß er das Schießpulver erfunden hatte. Er wurde davon zerſchmettert, 1354. Die Städte machten von der Erfindung den erſten praktiſchen Gebrauch. Lübeck hatte ſchon im J. 1360 eine Pulvermühle. Der erſte berühmte Stückgießer war Meiſter Johann von Aarau, der im J. 1372 für die Stadt Augsburg Kanonen goß. Anfangs ſchoß man nur Steine, die Hanſa gebrauchte 1387 zum erſtenmal Metallkugeln. Von Deutſchland aus verbreitete ſich die Erfindung erſt in die andern europäiſchen Ländern.

Zweites Buch.

Die Huſſitenkriege.

1.

Das Concilium in Conſtanz.

Dem Rufe König Sigmunds folgte das ganze chriſtliche Abendland nach Conſtanz am Bodenſee, denn die kirchlichen Zuſtände waren unter dem Schisma immer unerträglicher geworden. Ueberall ſehnte man ſich, der Kirche ihre Ruhe und Eintracht zurückzugeben, und man anerkannte das Recht des weltlichen Kaiſers, unter ſo dringenden Umſtänden ein allgemeines Concil einzuberufen, um ſo bereitwilliger, als Sigmund ohne alle Anmaßung der factiſchen Selbſtändigkeit der verſchiedenen europäiſchen Staaten Rechnung trug. Denn obwohl er der Vorausſetzung nach über allen Königen und die deutſche Nation über allen andern Nationen ſtand, ſo konnte doch die imaginäre Oberlehnsherrlichkeit des deutſchen Kaiſers über die geſammte Chriſtenheit nicht mehr geltend gemacht werden und Sigmund ließ ſich gefallen, daß auf dem Concil die übrigen Nationen der deutſchen nebengeordnet wurden. Neben den Deutſchen, an die ſich Dänen, Schweden, Norweger, Polen und Ungarn anſchloſſen, erſchienen ſelbſtändig die Italiener, die Franzoſen, die Engländer. Die Spanier blieben noch aus, weil ſie an Papſt Benedict XIII.

hingen und das Concil noch nicht anerkannten. Innerhalb jeder Nation hatten nicht nur, wie es bisher bei Concilien Sitte gewesen war, die Hohenwürdenträger der Kirche, Bischöfe und Aebte Zutritt, sondern auch die weltlichen Fürsten oder ihre Gesandten, vorzüglich aber gelehrte Priester und Mönche und die im Kirchenrecht und in der Theologie gewandtesten Doctoren der Universitäten. Obgleich das Concilium nur eine große Curie bildete, so verhielten sich doch die Doctoren darin wie ein Unterhaus, dessen talentvolle Stimmen um so mehr zur Entscheidung beitragen mußten, als sie sich von der weltlichen Macht unterstützt sahen, dem heillosen Zerwürfniß der ihnen eigentlich übergeordneten höchsten Kirchengewalt ein Ende zu machen. So erhielt denn dieses Concilium in mancher Beziehung einen revolutionären Charakter. Allein das kirchliche Interesse erlitt durch die Doctoren keinen Abbruch, denn wenn sie auch daheim in ihrer Isolirung oft dem weltlichen Interesse gegen den Papst gedient hatten, so bemächtigte sich ihrer doch, als sie sich in so großer Zahl beisammen fanden, der geistliche Corporationsgeist und die Erwartungen der Laien wurden zuletzt von ihnen mehr getäuscht als befriedigt.

Nie hat der Bodensee ein ähnliches Schauspiel gesehen als damals. Aus allen Enden Europas strömten im Spätherbst 1414 die Theilnehmer am Concil, ihr Gefolge und neugierige Zuschauer herbei, so daß die kleine Stadt an fremden Gästen 150,000 zählte. Von geistlicher Seite kamen ein Papst, drei Patriarchen, 33 Cardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 Priester, 750 Doctoren und noch sehr viele Mönche. Von weltlicher Seite erschien der Kaiser mit fast allen Kurfürsten, den meisten Reichsfürsten, die Gesandtschaften aller katholischen Könige, auch die der Byzantiner und Russen, und eine zahlreiche Ritterschaft. Obgleich man sich zu einem ernsten Werke versammelte, konnten doch so viele vornehme Herren nicht ohne die gewohnten Lustbarkeiten leben, weshalb sich in Constanz auch noch 700 fahrende Frauen und 346 Schauspieler und Gaukler einfanden.

Papst Johann XXIII. wäre gerne vom Concil weggeblieben, denn er fühlte, dasselbe werde sich über ihn erheben. Er hatte ein

unsittliches Leben geführt und kein reines Gewissen. Zudem war sein Feind Ladislaw von Neapel eben gestorben und er hätte wieder sicher in Rom bleiben können. Er sträubte sich auch, nach Constanz zu gehen, aber er hatte sein Wort verpfändet, mit dem Kaiser zugleich das Concil berufen und konnte nicht mehr zurück. Er sah sich indeß vor und ließ sich von Sigmund freies Geleit und die ungehinderte Ausübung seines päpstlichen Rechts zusichern. In Trient kam er sodann mit Herzog Friedrich zusammen und gewann ihn durch Geld und Versprechungen, ihm beizustehen, wenn Sigmund oder das Concil ihn in Gefahr brächten. Friedrich ging gern darauf ein, denn er war dem König Feind. Indem er den Titel eines Gonfaloniere oder Obersten der päpstlichen Haustruppen annahm, hieß das so viel, als er werde nöthigenfalls seine tapfern Tiroler und Schwarzwälder dem Papst zur Verfügung stellen. Auch der mächtige Herzog Johann von Burgund, damals mit dem französischen Königshause schwer verfeindet und Friedrichs Schwager (seine Schwester Katharina war Leopolds des Stolzen Gemahlin) schloß sich dem geheimen Bunde an, ebenso der Mainzer Kurfürst Johann. Der Papst konnte also auf einen starken Anhang rechnen und brachte zum Ueberfluß eine solche Menge italienische Bischöfe und Titularbischöfe mit, daß er auf dem Concil der Stimmenmehrheit sicher zu seyn glaubte. Und doch war ihm bange. Das fromme Landvolk, das ihn auf allen Straßen empfing, wunderte sich über sein unheiliges Aussehen und Gebaren. Als er über den Ariberg kam, der schon voll Schnee lag, und sein Schlitten umfiel, schrie er laut: „Da lieg ich in Teufels Namen.“ Als er in das Rheinthal und zum Bodensee hinabblickte, seufzte er: so fängt man Füchse!

Das Concil war auf den Allerheiligentag des Jahres 1414 ausgeschrieben. Der Papst kam frühe genug an und eröffnete die Versammlung schon am 5. November. Sigmund war noch nicht da, auch die andern Bischöfe und Fürsten trafen erst nach und nach ein. Pierre d'Ailly, Cardinal von Cambrai, Haupt des französischen Klerus, ein Mann von vorragendem Geiste, machte dem Papst zuerst Opposition, wie Frankreich überhaupt seinem Avignoner Papst und

nicht dem römischen anhing und den ersteren auch nur unter der Bedingung aufzugeben bereit war, daß beide entsagten. Als Gregor XII. seine Legaten nach Constanz schickte und diese hier sein Wappen aushingen, ließ es Johann wegreißen. Die Franzosen widersprachen ihm, doch erkannte man zuletzt an, die Stadt stehe unter seiner Obedienz. Johann sah sich als den allein rechtmäßigen Papst an und war es auch als der rechtmäßige Nachfolger des vom Concil in Pisa als alleiniger Papst anerkannten Alexander V. Pierre d'Ailly aber forderte, das Concil in Constanz solle sich eben so selbständig als höchste Autorität über die damaligen drei Päpste erheben, wie sich früher das Concil von Pisa über die damals vorhandenen zwei Päpste gestellt habe. Dieser Meinung war im Stillen auch Sigmund und sie mußte um so gewisser die Mehrheit erlangen, als der Corporationsgeist und die Eitelkeit der bisher untergeordneten Bischöfe und Doctoren, die jetzt auf einmal über den Päpsten standen, sich mächtig zu regen begannen. Auch hörte man bereits Stimmen, welche die Reform der Kirche von den Häuptern auf die Glieder ausdehnen und nicht nur dem Schisma, sondern auch der Corruption des Klerus überhaupt ein Ende gemacht wissen wollten.

Als eine Nebensache, die gelegentlich ebenfalls vom Concil entschieden werden sollte, betrachtete man die in Böhmen ausgebrochene Ketzerei des Johann Huß. Papst Johann aber griff sie mit Begierde auf, um darüber die Entscheidung über die seine eigene Stellung betreffende Frage hinauszuschieben, ließ daher den Huß, der vor das Concil gefordert und auch erschienen war, in Untersuchung ziehen, verhören und einstweilen einsperren.

Erst am heiligen Weihnachtsabend ritt König Sigmund mit einem großen Gefolge von 1000 Personen in Constanz ein und begab sich in einem Fackelzuge zur Domkirche, wo der Papst die Christmesse las. Bald darauf, als erst die deutschen Fürsten alle angekommen waren, ertheilte er, auf dem Thron sitzend, feierlich als gekrönter Kaiser die Lehen an dieselben aus. Auch Friedrich von Tirol mußte sie, wenn auch ungern, knieend von ihm empfangen. Nunmehr entwickelte auch Pierre d'Ailly erst seine volle glänzende Thätigkeit

und durch ihn und ſeinen Anhang war es wieder Frankreich, welches die Initiative ergriff und Deutſchland nach ſich zog. Er hielt eine ausführliche Rede zur Vertheidigung des Concils, als der höchſten Autorität über den Päpſten und als berufen, eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Als zweiter Redner glänzte Mathäus Röder, Theologe der Pariſer Univerſität, der es beſonders darauf anlegte, dem deutſchen Kaiſer als dem zu ſchmeicheln, von dem die Idee des Concils ausgegangen ſey und von dem er vorausſehe, daß er es von Anfang an ſo verſtanden habe, wie die Franzoſen. In der That ſchien der deutſche Kaiſer in dem Augenblick, in welchem die Päpſte verſchwanden und ein neuer nur durch ein vom Kaiſer berufenes Concil hervorgehen ſollte, die höchſte Gewalt auf Erden zu ſeyn und die Franzoſen ſchienen ihm die größte Conceſſion zu machen, während ſie ihn nur als ihr Werkzeug brauchten.

Auf allen früheren Concilien ſtimmten nur die anweſenden Würdenträger der Kirche nach der Reihe. Wäre man bei dieſer Methode geblieben, ſo hätte Papſt Johann durch die große Zahl ſeiner italieniſchen Biſchöfe die Stimmenmehrheit erhalten. Um ihm nun dieſe zu entziehen, ſetzten die Franzoſen mit Zuſtimmung Sigmunds durch, daß nach Nationen abgeſtimmt werden und jede Nation nur eine Stimme haben ſollte, ganz ſo, wie es bisher auf den Univerſitäten der Brauch geweſen war. So konnte die Minderheit der anweſenden Franzoſen und Engländer der Mehrheit der anweſenden Italiener die Wage halten. Um den Papſt zu ſchrecken, wurde eine Schrift verbreitet, in der ſeine Laſter auf das ſchwärzeſte dargeſtellt waren. Man unterdrückte zwar die Schrift wieder. Durch alles aber, was um ihn vorging und was er nicht hindern konnte, war Johann XXIII. ſchon ſo mürbe gemacht, daß er ſich herbeiließ, den dringenden Anforderungen Sigmunds endlich nachzugeben und zu erklären, daß er den Pontificat niederlegen wolle, ſofern und ſo bald die beiden Gegenpäpſte ebenfalls ihre Anſprüche aufgäben. Sigmund war davon ſo gerührt, daß er ſeine Krone abnahm, vor dem Papſt hinkniete und ihm die Füße küßte.

Es iſt kaum zu verkennen, daß der Kaiſer in Conſtanz nicht die

Stellung einnahm, welche die Würde des deutſchen Reichs verlangte, denn er gab den Franzoſen zuviel nach und überließ eigentlich ihnen die Entſcheidung, die doch allein das ganze Schisma verſchuldet hatten. Allein er hätte nur dann mit Erfolg den Franzoſen entgegen treten können, wenn er oder ſeine Vorgänger im Reiche dem rechtmäßigen Papſt in Rom nach wie vor dem Concil in Piſa ein moraliſches Uebergewicht zu geben vermocht hätten. Für einen Johann XXIII. ließ ſich freilich nicht auftreten. Er war zu ſchlecht.

Auch ſeine ſcheinbar großmüthige Entſagung war nicht aufrichtig.

Sobald der Papſt die Gefahr, die ihm drohte, inne wurde, war auch die Zeit gekommen, in welcher der Verabredung gemäß Friedrich von Tirol und deſſen Mitverſchworene für ihn handeln mußten. Man kannte ſich gegenſeitig und verkehrte daher auch ziemlich naiv mit einander. Friedrich wußte, daß Sigmund immer Geld brauchte, bot ihm alſo eine große Summe an, wenn er ihm geſtatten und helfen wolle, ſeine an die Eidsgenoſſen verlorenen Länder wieder zu erobern. Sigmund aber ging nicht darauf ein, ſondern warnte vielmehr die Schweizer und gedachte ſie nöthigenfalls gegen den Habsburger in die Waffen zu rufen. Auch war es dem König nicht verborgen geblieben, daß der Papſt Conſtanz verlaſſen und von Friedrichs Waffenmacht unterſtützt gegen das Concil proteſtiren wolle. Sigmund beſuchte ihn tief in der Nacht und warnte ihn auf das dringendſte, keinen übereilten Schritt zu thun. Allein am 20. März veranſtaltete Friedrich ein großes Turnier vor den Thoren der Stadt, alles Volk lief hinaus, um zuzuſehen, und dieſe kurze Zeit der Stille benutzte der Papſt, um in der Kleidung eines gemeinen Stallknechts mit einer Armbruſt auf einem ſchlechten Gaule unbemerkt davon zu reiten, bis ihn ein Kahn aufnahm, der ihn rheinabwärts nach Schaffhauſen brachte, einer damals noch habsburgiſchen Stadt. Von hier aus erließ er ein Schreiben, worin er ſeine Flucht damit entſchuldigte, daß er in Conſtanz nicht mehr frei geweſen ſey. Auch Herzog Friedrich und Erzbiſchof Johann von Mainz verließen Conſtanz.

Hier war große Beſtürzung und Verwirrung, aber Sigmund war mit der Mehrheit des Concils dahin einverſtanden, daß man ſich nicht ſolle irre machen laſſen. Alle mußten ſchwören, das Concil nicht zu verlaſſen, und alle Ausgänge der Stadt wurden ſcharf bewacht. Zufällig kam zwei Tage nach der Flucht des Papſtes Gerſon, der berühmte Kanzler der Univerſität Paris, von dort in Conſtanz an, wirkte mit noch glänzenderer Beredſamkeit als Pierre d'Ailly in deſſen Sinne, wurde die eigentliche Seele des Concils und gab demſelben die Feſtigkeit, mit der es nachher alles durchſetzte. Wiederholt ſtellte derſelbe dem Concil die Aufgabe einer durchgreifenden Reformation der Kirche und um mit dem Haupte anzufangen, wurde eine Zuſammenſtellung aller wahren oder auch nur erdichteten Verbrechen des Papſt Johannes an das Concil als an die Inſtanz gebracht, die ihn verurtheilen ſolle. In der auffallenden Bloßſtellung dieſes Papſtes feierten die Franzoſen einen Triumph über die Deutſchen, denn nicht ſie, ſondern die Deutſchen hatten dieſen ſchlechten Papſt anerkannt. Seine Beſchimpfung fiel alſo auf die Deutſchen zurück und durch dieſes geſchickte Manöver bewirkten die Franzoſen, daß ihre eigene Verſchuldung an dem Schisma vergeſſen wurde. Sie ſtanden auf dem Concil nicht, wie es ſich gehört hätte, als die armen Sünder, ſondern als moraliſch entrüſtete Ankläger und als edle und großherzige Kämpfer für Tugend und Recht da. Im Uebrigen mußte das Concil den Papſt ſchlecht machen, wenn es nicht den Schein gewinnen ſollte, als behandle es denſelben eigenmächtig und ungerecht. Die Anſchuldigungen, die man auf ihn häufte, ſind in hohem Grade übertrieben und beweiſen nur, was man der Leichtgläubigkeit des Volks damals bieten durfte. Der Papſt mag ein lüderliches, ſeiner Stellung ganz unwürdiges Privatleben geführt haben und darum mit Recht verdammt worden ſeyn. Wer aber möchte glauben, daß die Beſchuldigung, er habe 300 Nonnen verunehrt, überall durch Zeugen bewieſen worden ſey?

Nicht Recht, ſondern nur Gewalt konnte diesmal entſcheiden, wie faſt immer. Sigmund und das Concil ſchwebten in nicht geringer Gefahr, denn die dem Herzog Friedrich ſehr ergebenen Ti-

roler brauchten nur über den See zu fahren, um in Constanz einzurücken, und die ihm eben so ergebenen Schwarzwälder Bauern waren noch näher zur Hand. Dazu die stattliche Ritterschaft des Habsburgers. Wäre Herzog Friedrich mehr als ein lüderlicher Prinz, wäre er ein wahrhaft thatkräftiger Fürst gewesen, so hätten ihm die Mittel nicht gefehlt, den König sammt dem Concil in Constanz gefangen zu nehmen. Aber er hatte nichts vorgekehrt und ließ sich vollständig durch die Maaßregeln, welche Sigmund traf, überraschen. Der König that nämlich den Herzog in des Reiches Acht, bot die Schweizer auf, ihm als dem Reichsoberhaupt Reichshülfe zu leisten gegen den Herzog, und sicherte ihnen die Belehnung mit allen Städten und Landschaften zu, welche sie dem Herzog mit Gewalt der Waffen entreißen würden. Die alten Waldstätte weigerten sich, weil sie Oesterreich nach ihren letzten Händeln Frieden geschworen hätten. Bern aber, stets gierig nach Eroberungen, brach den Schwur und griff rasch an. Da wollten Zürich und die in den Bergen den Bernern nicht allein die Beute gönnen und zogen nun auch ins Feld, alles verwüstend, was im schönen Thal der Aare damals noch zu Habsburg gehörte. Da das Land in tiefem Frieden war und der Herzog keinerlei Kriegsanstalten getroffen hatte, war die Eroberung des Aargau rasch vollendet. Auch die alte Habsburg fiel in die Gewalt der Eidgenossen. Nur das große feste Schloß in Baden, die Lieblingsresidenz der Habsburger im Oberlande, vertheidigte sich gut und lange. Gleichzeitig eroberte der Pfalzgraf Ludwig die habsburgischen Besitzungen im Elsaß. Trotz dieser Ueberraschungen hatte Sigmund noch nichts gewonnen, denn wenn Friedrich Muth behielt, seine treuen Schwarzwälder von Schaffhausen aus um sich schaarte oder sich nach Tirol warf, hätte er sich halten können, bis ihm die Burgunder und die Visconti von Mailand her und seine Brüder aus Oesterreich Hülfe gesandt hätten. Er benahm sich aber jämmerlich feig und ließ sich durch die Nachrichten vom Aargau und dem Elsaß dermaßen erschrecken, daß er den Papst und alle gegen denselben eingegangenen Verpflichtungen vergaß und durch den Herzog Ludwig von Bayern, den Bruder der Königin Isabelle von Frank-

reich, der im Namen Frankreichs eine bedeutende Rolle auf dem Concil ſpielte, Sigmund um Gnade bitten ließ. Der Abfall des Habsburgers von Burgund war zu angenehm für Frankreich, als daß Ludwig nicht gern die Vermittlung übernommen hätte, und Sigmund ſelbſt war einer großen Sorge los. So wurde die Sache ſchnell abgemacht. Friedrich kam wieder nach Conſtanz, kniete vor Sigmund nieder, bat ab und erhielt Verzeihung, wurde jedoch einſtweilen in Haft genommen, eigentlich nur als Geißel für den Fall, wenn ſeine Brüder und andere Verbündete nicht in Ruhe geblieben wären. Friedrichs Abbitte erfolgte in großer Verſammlung und Sigmund ſagte etwas prahleriſch zu den anweſenden Italienern: „Da ihr wißt, wie mächtig die Herzoge von Oeſterreich ſind, ſo ſeht da, was ein König der Deutſchen vermag!“ und doch vermochte er nicht einmal das ſchöne Schloß von Baden im Aargau zu retten, denn obgleich er den Schweizern ausdrücklich befahl, ſie ſollten abziehen, weil jetzt wieder Frieden ſey, verſagten ſie ſich dennoch das Vergnügen nicht, das Schloß zu erſtürmen und in Brand zu ſtecken. Die Frage, ob ihre Eroberungen auch rechtmäßig ſeyen, wurde ganz im Stillen entſchieden. Tirol war in Aufruhr für ſeinen Herzog, Friedrich aber ſelbſt dämpfte dieſen Aufruhr, weil er nicht eher frei werden konnte, bis Tirol zum Gehorſam gegen das Reich zurückgekehrt war. Dieſe Schwäche des Herzogs ermunterte den König, den Aargau den Schweizern zu laſſen, was er ſchwerlich gethan hätte, wenn das Haus Habsburg kräftiger eingeſchritten wäre. Die Schweizer ſelbſt ſchämten ſich ihrer unrühmlichen und treuloſen Eroberung und beſchwichtigten ihr Ehrgefühl damit, daß ſie den Aargau vom König gleichſam rechtmäßig zu Kauf nahmen. Sigmund vergaß ſo ſehr die Hoheit ſeines Standes, daß er das Judasgeld von den Schweizern annahm. Die Waldſtätte ſchämten ſich wieder und wollten von dem ganzen Handel nichts wiſſen, weshalb Zürich allein und insgeheim dieſes Geldgeſchäft abmachte, 1415.

Nach Friedrichs Ergebung wußte ſich auch der Papſt nicht mehr zu helfen, irrte noch eine Weile herum in Freiburg und Breiſach, wollte ſich nach Burgund retten, fiel aber den Boten Sigmunds in

die Hände, wurde gefangen nach Conſtanz gebracht und feierlich abgeſetzt. Pfalzgraf Ludwig brachte ihn dann nach Heidelberg, wo er anſtändig leben konnte, bis ihm der neue Papſt Verzeihung und die Rückkehr in das Cardinalscollegium gewährte.

Friedrich ſelbſt entfloh im folgenden Jahr aus Conſtanz und wurde von den Tirolern mit Jubel aufgenommen. Man gab ihm damals den Namen „Friedel mit der leeren Taſche," weil er alles verloren hatte und wie ein Bettler ins Land kam. Ein Adelsbund vom Elephanten und Bayern rückten ihm entgegen, aber das Landvolk ſchützte ihn.

2.

Johannes Huß.

Während das Papſtthum durch das Schisma geſchwächt war, hatte die Univerſität in Paris ihre Aufgabe mit großem Geſchick und Glück im Sinne der franzöſiſchen Nationalpolitik aufgefaßt, die zweitgrößte Univerſität in Prag verſuchte daſſelbe, allein die böhmiſche Nationalität ſetzte ſich dadurch in feindlichen Gegenſatz gegen die deutſche und daraus erwuchs den Böhmen wie den Deutſchen gleiches Unheil.

Die Bewegung begann von unten mit einer edeln ſittlichen Entrüſtung gegen das Verderben im Klerus. Schon ſeit 1360 eiferte der Oeſterreicher Konrad Waldhauſer in Prag in Predigten gegen die Laſter der Zeit überhaupt und gegen die der Geiſtlichen insbeſondere; nach ihm Milicz von Kremſier, ein Prager Domherr, der plötzlich ſeiner Würde entſagte und ein Aſcet wurde, ferner Mathias von Janow, der das wahre Chriſtenthum vom falſchen unterſchied und zuerſt eine gewiſſe Heiligung der Laien den Prieſtern gegenüber durch häufige Communionen bewirken wollte. Das Erſetzen unfrommer Prieſter durch fromme Laien wurde nachher Grundzug der großen Bewegung. Wenn die Böhmen, welche mit der guten Königin Anna nach England kamen, ſich dort lebhaft für die reformatoriſchen Schrif-

ten Wiklisses interessirten, mehr als die Engländer selbst, so hatte das seinen Grund in der in Böhmen bereits vorhandenen starken Geistergährung. Die Schriften Wiklisses wurden in Prag verbreitet und eifrig studirt. Er hatte die Bibel ins Englische übersetzt und für die alleinige Quelle des Glaubens und des Gesetzes erklärt mit Verwerfung der Tradition. Er hatte den mit Todsünden behafteten Priestern die Fähigkeit, Sakramente zu verwalten, abgesprochen. Beides Grundzüge einer ungeheuren Revolution in der Kirche, aber ganz übereinstimmend mit dem, was schon die Böhmen gepredigt hatten. Hieronymus von Prag, ein Edelmann von viel Talent, nicht geringer Eitelkeit und großer Unruhe, der fast immer reiste, war hauptsächlich um die Verbreitung der Wikliffischen Lehre in Böhmen bemüht.

Um die beginnende Bewegung in Prag recht zu würdigen, muß man wissen, daß die Universität daselbst im J. 1408 der Doctoren und Magister 200, der Baccalauren 500 und der Studenten 30,000 zählte. Lehrer wie Studenten gruppirten sich in Corporationen als vier Nationen, die böhmische, sächsische, bayersche und polnische. Unter den Lehrern überwogen an Zahl die Deutschen, unter den Studenten die Böhmen. Die drei auswärtigen Nationen hielten in der Regel zusammen mit drei Stimmen, wogegen die Böhmen nicht aufkommen konnten. Lange anerkannten die Böhmen die geistige Ueberlegenheit der Deutschen, bis das Schisma und die fortdauernde Versunkenheit des Klerus den Böhmen Gelegenheit gab, durch reformatorischen Eifer zu ersetzen, was ihnen am Uebergewicht der eigentlichen Gelehrsamkeit fehlte. Eben deshalb blieben die Deutschen in Prag kirchlich conservativ und orthodox. Der Gegensatz der slavischen und deutschen Nationalität spielte eine so große Rolle, daß dadurch der Gegensatz der strengkirchlichen und der Reformationspartei vielfach verfälscht wurde. Kirchlich conservativ gesinnte Böhmen machten aus Nationalhaß den reformatorischen Kampf gegen die Deutschen mit, und reformatorisch gesinnte Deutsche schlossen sich an ihre Landsleute an aus Unwillen über die böhmischen Angriffe.

Das Schisma, der Mangel päpstlicher Autorität, die lange

Sedisvacanz des Erzſtiftes Prag und die Schwäche des mähriſchen Erzbiſchofs Wolfram gab der reformatoriſchen Bewegung in Prag freien Spielraum. König Wenzel, der Trunkenbold, verſtand nicht, was vorging, freute ſich ſogar über den Muth ſeiner Böhmen im Angriff der hohen Kleriſei, und ſuchte die Volkspartei in ſeinem Intereſſe zu benutzen. Seine Gemahlin Sophie aber warf ſich den Reformatoren ganz in die Arme und ſchwärmte mit ihnen für die Wiederherſtellung des wahren Chriſtenthums. Sie wählte daher zu ihrem Beichtvater den Johann Huß, welcher ſeit 1401 Decan der philoſophiſchen Facultät in Prag und ein berühmter Prediger war. Er war von geringen Eltern zu Huſſinez im Prachiner Kreiſe geboren. An ihn ſchloß ſich Hieronymus und eine größere Zahl Eiferer an, unter denen Jacobellus von Mies und Procop von Pilſen hervorragten. Auch der neue Erzbiſchof Zbynek von Haſenberg ging ſchon ſo weit, als Huß gegen das Wunderblut in Wilsnak predigte, alles Wallfahrten dahin aus Böhmen zu verbieten. Zu Wilsnak im Brandenburgiſchen war angeblich Blut aus einer Hoſtie gefloſſen und nun pilgerte alles dahin und opferte. Huß erklärte das Wunder für Betrug habgieriger Geiſtlichen mit Zuſtimmung ſeines Erzbiſchofs, 1407. Auch König Wenzel begünſtigte die Böhmen und erließ, ſehr voreilig, im J. 1409 eine Verordnung, wonach künftig auf der Univerſität Prag die böhmiſche Nation allein 3 Stimmen, die drei andern Nationen zuſammen nur 1 haben ſollten. Die Deutſchen erkannten ſogleich, daß ihres Bleibens nun unmöglich länger ſeyn könne und verließen Prag in Maſſe. Ihrer 2000, Lehrer und Schüler, blieben in Leipzig und gründeten dort eine neue Univerſität.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß von dieſem Augenblick an die Prager Univerſität jede Berechtigung und Befähigung verloren hatte, die geiſtige Führerin des deutſchen Reichs zu ſeyn, wie die Univerſität Paris die Frankreichs war. Was in Prag von Gelehrten zurückblieb, waren fanatiſirte Tſchechen und ſie iſolirten ſich um ſo mehr, als König Wenzel auch noch nach dem Concil von Piſa eigenſinnig in der Obedienz Gregors XII. verharrte, gerade weil Sigmund dem neugewählten Papſt anhing. Gregor aber war viel zu

ohnmächtig, um der Universität in Prag Zügel anlegen zu können. Das ausdrückliche Verbot, 45 aus Wiklisses Schriften ausgewählte Ketzereien zu lehren, wurde nicht gehalten, auch nicht, als der Erzbischof 1410 die Bücher Wiklisses verbrennen ließ. Im folgenden Jahre versöhnte sich Wenzel wenigstens zum Schein mit seinem Bruder und anerkannte den Papst Johann XXIII., als dieser aber gegen den König Ladislaw das Kreuz predigen und Ablaß verkaufen ließ, um Geld zu bekommen, predigte Huß mit sittlicher Entrüstung gegen den Ablaßverkauf und Hieronymus von Prag und Wokſa von Waldstein verbrannten des Papstes Bulle auf offenem Markt, 1412. Nun fiel des Papstes Bann auf Huß und das Interdikt auf Prag. Dem König zu Liebe verließ Huß die Stadt und wirkte auf dem Lande, vorzüglich durch Schriften.

Als aber das Concil in Constanz eröffnet wurde, erhielt auch er eine Einladung dahin, um sich wegen seiner ketzerischen Lehren vor dem Concil zu verantworten. König Sigmund ertheilte ihm einen bündigen Geleitsbrief, wonach er frei hinreisen, frei in Constanz verweilen und frei zurückreisen sollte, ohne irgend eine Anfechtung, unter des Kaisers Schutz. Mehr als auf diesen Brief scheint er sich auf die Macht der öffentlichen Meinung in Böhmen verlassen zu haben, als er es wirklich wagte, nach Constanz zu gehen. Er bezeigte sich wenigstens sehr unbefangen und stelz, predigte unterwegs in den deutschen Städten, ganz so revolutionär, wie in Prag, und fand Beifall. In Constanz selbst wurde ihm zwar keine Kirche eingeräumt, aber er predigte in seiner Wohnung und die Neugierigen strömten zu. Gewiß eine große Unvorsichtigkeit und Anmaßung, sich mit seiner Person am Concil so eigenmächtig hervorzudrängen und auch noch in Constanz Lehren zu verkünden, von denen man gewollt hatte, daß er sie nicht einmal in Prag verkünde. In seinem Betragen lag eine offenbare Herausforderung des anwesenden Papstes und des Concils. Dieselbe zu seiner Ansicht zu bekehren, durfte er nicht hoffen, einen Aufstand des oberländischen Volkes zu seinen Gunsten hervorzurufen, ebensowenig. Er stürzte sich also als ein Fanatiker freiwillig in das unvermeidliche Martyrium, oder er

wurde von dem Dünkel hingerissen, von dem große Redner häufig besessen sind, indem sie alle ihre Gegner verachten.

Da er sich nun dem Befehl des Bischof von Constanz, nicht mehr zu predigen, widersetzte und überhaupt sich wie eine Macht geberdete, welche selbständig dem Concil und Papst gegenüberstehe, ließ Johann XXIII. ihn vorbescheiden. Jetzt wollte Huß flüchten, wurde aber im Wagen verhaftet und gefangen gesetzt. So saß er ein halbes Jahr, bis der Papst selbst abgesetzt war. Jetzt erst nahm man seine Sache wieder vor und wie hätte Huß, noch eine Schonung vom Concil erwarten können, da es nicht einmal des weit mächtigeren Papstes geschont hatte. Sigmund wollte ihn retten und bemühte sich sehr darum. Allein das einzige Mittel wäre gewesen, ihn entfliehen zu lassen, oder ihn zu bewegen, daß er abschwöre. Das erstere wagte Sigmund nicht, weil er mit Recht besorgte, Huß würde, wenn er frei nach Böhmen zurückkomme, dort alles in Feuer und Flammen setzen. Das letztere aber gelang nicht, weil Huß gerade aus Rücksicht auf das böhmische Volk, welches ihm treu sey und „dem er kein Aergerniß geben wolle," nicht nachgab. Was das Concil betrifft, so scheint ein nicht geringer Theil der anwesenden Prälaten die Gelegenheit, die allgemein verlangte Reformation dadurch in Schatten zu stellen, daß man einen Reformator als Häretiker verurtheilen konnte, begierig ergriffen zu haben. Viele dieser Herren hätten den Ketzer gern gewähren lassen, wenn er nicht Reformator gewesen wäre. Die Reformation, die Besserung ihrer Sitten, die Mäßigung ihrer Habgier war vielen Bischöfen das, was sie am meisten fürchteten, am liebsten vermieden. Weil nun aber Huß gerade in dieser Beziehung Recht hatte und den Miethlingen im Weinberge die Wahrheit sagte, um derentwillen sie ihn verfolgten, kann ihm die Ehre, ein Märtyrer der Wahrheit geworden zu seyn, nicht bestritten werden.

Kaum gibt es ein Ereigniß der Geschichte, über welches irrthümlicher geurtheilt worden wäre, als Hussens Verdammung. Immer noch fabelt man, Gerson habe ihn nur aus scholastischer Professoreneifersucht als Nominalist, weil Huß ein Realist war,

verfolgt. Gerſon aber war über dieſe gemeine Eitelkeit weit erhaben. Sein Benehmen gegen Huß erklärt ſich einzig aus ſeinem nachherigen Benehmen zur Reformfrage. Er, der pomphaft damit begonnen hatte, eine allgemeine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern zu fordern, widerſetzte ſich, als ſie wirklich vorgenommen werden ſollte, derſelben am heftigſten und bewies damit, daß er auch in Huß nur die Reformation verdammt hatte.

Wo die Intereſſen allein entſcheiden, ſind alle Rechtsfragen Nebenſache. Es lag im Intereſſe Sigmunds, Huß aufzugeben; er konnte ihn nicht nach Böhmen zurückgehen laſſen, er konnte auch um ſeinetwillen ſich nicht mit dem Concil überwerfen. Deswegen war ihm auch der dem Huß ertheilte Geleitsbrief Nebenſache. Hatte er doch auch dem Papſt Johannes freies Geleit zugeſichert und dasſelbe gebrochen! Da er einmal ſein Wort brach, iſt es gleichgültig, wie er ſich zu entſchuldigen ſuchte. Er ſchützte die Omnipotenz des Concils vor, in die er einzugreifen nicht das Recht habe. Da ſtrenge Logik niemals die Sache des ſlaviſchen Stammes geweſen iſt, darf man ſich auch über einige Schwächen in der Vertheidigung des Huß nicht wundern. Unter andern wollte er den Satz „ein ſündiger Prieſter ſey kein wahrer Prieſter mehr“ damit beweiſen, daß auch ein ſündhafter König kein wahrer König mehr ſey, was Sigmund ihm nicht wenig übel nahm. Ein andermal gab er zu, Wikliffe ſey ein Ketzer, alſo verdammt, wünſchte aber doch, daß ſeine Seele bei Wikliffe ſeyn möchte, worüber die Prälaten wie billig als über einen ſich ſelbſt widerlegenden Unſinn lachten. Am verkehrteſten war ſein Verlangen, ihn gehen zu laſſen, da man ihn nicht habe widerlegen können.

Mitleid und Bewunderung erregte aber die kühne Entſchloſſenheit, mit der er auch die mildeſte Form des Widerrufes verſchmähte und lieber den Tod leiden wollte. Dabei lag ihm weniger an der Wahrheit ſeiner Lehre, als an der Ehre, ihr treu geblieben zu ſeyn, und dem böhmiſchen Nationalſtolz blieb die letzte vorherrſchende Empfindung des freiwilligen Märtyrers. „Wiſſet, ſchrieb er mit Stolz an die Prager Univerſität, daß ich keinen einzigen Satz aus meinen

Schriften abgeſchworen und widerrufen habe." Die Sätze, wegen welcher er verurtheilt wurde, waren: 1) daß das Abendmahl den Laien wie den Prieſtern unter beiderlei Geſtalt zu reichen ſey; 2) daß ein unwürdiger Geiſtlicher kein Sakrament ertheilen könne; 3) daß der h. Geiſt in der Gemeinde und nicht bloß im Prieſterſtande beruhe; 4) daß jeder fromme Laie aus innerem Beruf auch ohne prieſterliche Weihe zur Lehre und Seelſorge tauge; 5) daß der römiſche Biſchof keine Gewalt haben dürfe über fremde Nationen. Mit dieſen Behauptungen mußte freilich der ganze Bau der alten Kirche zuſammen ſtürzen und die Gemeinde des h. Geiſtes drohte als chriſtliche Demokratie auch allen denen Gefahr, welche Kronen trugen. Das Concil verurtheilte ihn als Ketzer zum Feuertode und übergab ihn dem weltlichen Arm des Kaiſers. Dieſer übergab ihn dem Pfalzgrafen Ludwig als Gouverneur von Conſtanz während des Concils. Nachdem man ihm vor dem Throne des Kaiſers ſein Prieſtergewand ausgezogen und ihm eine papierne Mütze, auf welcher drei Teufel gemalt waren und mit der Inſchrift „Erzketzer" aufgeſetzt hatte, wurde er auf den Richtplatz geführt und an einen Pfahl gebunden, den man ganz mit Holz umgab, ſo daß nur ſein Kopf heraus ſah. Als ganz zuletzt ein altes Mütterchen herbei lief und noch ein wenig Holz zulegte, ſagte Huß: „O du heilige Einfalt!" Während der Holzſtoß angezündet wurde, ſang er einen Pſalm, bis ihn der Rauch erſtickte. Seine Aſche wurde in den Rhein geworfen, damit nicht etwa ein Böhme ſich dieſelbe als Reliquie mitnähme, am 6. Juli 1415.

Sein Freund Hieronymus von Prag war unvorſichtiger Weiſe ebenfalls nach Conſtanz gekommen, ohne ihn retten zu können, und wurde nun auch verhaftet, widerrief zwar, bereute es aber und widerrief den Widerruf, ſo daß auch er verdammt wurde und den gleichen Tod gleich muthig litt.

Das Concil hätte nur dann ein Recht gehabt, dieſe Männer zu verdammen, wenn es ſelbſt die verheißene Reform der Kirche an Haupt und Gliedern vorgenommen hätte. Unterließ es, dieſe dringende und heilige Pflicht der Prieſter gegen die Laien zu er-

füllen, so berechtigte es die Laien, dem verdorbenen Priesterthum, welches nicht einmal mehr den Willen hatte, sich zu bessern, den Krieg zu erklären, wie er denn leider erklärt worden ist, nicht durch der Laien, sondern durch der Priester Schuld. Uebereinstimmend mit Huß hatte Jacobellus in Mies und Prag gelehrt, da der h. Geist nicht blos in den Priestern, sondern in der ganzen Gemeinde der Gläubigen sey, müsse auch jeder Laie das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen. Schon längst war den Laien der Kelch entzogen, und den Priestern vorbehalten worden, um den letzteren ein Vorrecht zu gewähren und um das Verschütten des Weins bei der rohen Masse der Laien zu verhüten, und man hatte dabei angenommen, in der Hostie, die den Laien allein gereicht wurde, seyen Leib und Blut zugleich enthalten. Indem Jacobellus den Laien den Kelch zurückgab, riß er die Scheidewand zwischen ihnen und den Priestern nieder. Das Constanzer Concil verdammte daher seine Lehre in einer besondern Sitzung. Im Uebrigen floß diese Lehre aus dem festesten Glauben an die Transsubstantiation, welche Wikliffe verworfen hatte, Huß aber nicht.

3.

Ausgang des Concils.

Sigmund widmete nunmehr wieder seine größte Sorge dem Schisma. Ein Papst war abgesetzt, auch der 88jährige Gregor XII. ließ sich herbei, der Tiare zu entsagen und sich dem Concil endlich zu unterwerfen. Nur Benedikt XIII. trotzte noch. Sigmund gewann erst die Könige von Aragon, Navarra, Castilien und wollte dann persönlich nach Spanien gehen, um den widerspenstigen Papst zu gleicher Entsagung zu bereden, wie die andern. Dazu brauchte er Geld und sofern er gerade jetzt dem Burggrafen Friedrich die Mark Brandenburg förmlich abtrat, am 30. April 1415, ist die ältere Annahme, nach welcher ihm Friedrich eine bedeutende Geldsumme verschaffte, wohl nicht aus der Luft gegriffen und durch die

neuere Forſchung nicht beſeitigt.*) Nun reiste Sigmund nach Perpignan, wohin auch Benedikt kam, er vermochte denſelben aber zu keiner Nachgiebigkeit zu bewegen. Als Benedikt ſah, daß die ſpaniſchen Könige mit Sigmund einverſtanden, ihm Zwang anthun wollten, zog er ſich auf die unzugängliche Felſenfeſte Peniscola zurück und trotzte fort. Sigmund ſah ſich aber ſelbſt nicht ganz ſicher in Perpignan. Ein Brand brach ganz in der Nähe ſeiner Wohnung aus, der junge Graf von Württemberg, der ihn begleitet hatte, verließ ihn mit allen ſeinen Leuten ohne Abſchied. Es hieß, der Herzog von Burgund und der Graf von Savoyen hätten ſich gegen Sigmunds Leben verſchworen. Er eilte alſo ſelbſt zurück und hatte wenigſtens durchgeſetzt, daß die ſpaniſchen Könige und Biſchöfe das Concil anerkannten und beſchicken wollten, ſo daß man den Benedikt nur noch wie den Johannes einfach abzuſetzen brauchte. Auch den Grafen Amadeus von Savoyen wußte er für ſich zu gewinnen, indem er ihn in Lyon zum Herzog erhob.

Gerade damals wüthete der Krieg zwiſchen Frankreich und England. Sigmund bildete ſich ein, denſelben ſchlichten zu können und reiste im Beginn des Jahres 1416 nach Paris. Ganz unnütz, denn die herrſchende Partei wollte nichts von ihm wiſſen und der König war wahnſinnig. Sigmund begnügte ſich daher, nach ſeiner Art den Damen zu huldigen, und verſchenkte hier wieder 120 Ringe. Dann ging er nach England, wo er noch überflüſſiger war. Schon am Ufer hielt man ihm das Schwert entgegen und ließ ihn nicht eher landen, bis er gelobt hatte, auf engliſchem Boden nirgends eine kaiſerliche Oberherrlichkeit ausüben zu wollen. Seine Anträge

*) Nach Riedel verpflichtete ſich Sigmund, wenn die Mark Brandenburg je an das Haus Luxemburg zurückfallen müßte, an Friedrich eine Abſtandsſumme von 400,000 Gulden zu zahlen. Nach ältern Nachrichten zahlte Friedrich an Sigmund dieſe Summe. Die von Sigmund übernommene Verpflichtung dürfte nur als das Verſprechen einer Rückzahlung aufzufaſſen ſeyn, im Fall Friedrich die Mark ſelbſt (etwa wegen Wenzels Einſprache) hätte wieder herausgeben müſſen. Dafür, daß Friedrich dem König Geld verſchafft hat, ſprechen Zeit und Umſtände und der bekannte Charakter Sigmunds.

zu Gunsten Frankreichs wurden verworfen. Graf Wilhelm von Holland, der ihn begleitet hatte, verlangte für seine einzige Tochter Jakobäa die Zusicherung der Nachfolge in der Grafschaft Holland. Sigmund wollte nicht darauf eingehen, da verließ ihn Wilhelm und nahm alle Schiffe mit. Als aber Sigmund englische Schiffe verlangte, wurden sie ihm verweigert und er war ein Gefangener. Auch konnte er nicht eher loskommen, bis er ganz gegen seine Neigung dem damaligen König von England, Heinrich V., versprochen hatte, ihm gegen Frankreich beizustehen, da doch Sigmund überhaupt nur nach England gekommen war, um für Frankreich zu interveniren. Um die Reise auf dem Festland bis zurück nach Constanz bestreiten zu können, mußte Sigmund alle Geschenke, die er am Hofe in London empfangen hatte, zu Gelde machen. In derselben Geldnoth nahm er nachher in Constanz eine Menge Belehnungen für gutes Geld vor, bei welcher Gelegenheit auch Cleve ein Herzogthum wurde.

Auf dem Concil wurde die Absetzung Benedikts XIII. rasch erzielt und die spanischen Bischöfe und Gesandten zogen ein und machten die Versammlung vollständig. Sigmund dachte nun alles Ernstes daran, die Reformfrage an die Tagesordnung zu bringen, um die Völker und insbesondere das böhmische möglichst zu befriedigen. Daß schwache Bischöfe entfernt werden mußten so gut wie schlechte Päpste, daß in die ganze Klerisei ein besserer Geist bringen müsse, hatte das Concil selbst anerkannt und am lautesten hatten die Franzosen dafür ihre Stimme erhoben. Jetzt auf einmal lauteten diese Stimmen ganz anders. Gerson wich der Frage aus, Pierre d'Ailly ging so weit, gegen die deutschen Bischöfe die Worte fallen zu lassen: „ihr wollt andere bessern und taugt selber nichts." Von denen, welche die Macht haben, kann man nicht fordern, daß sie dem Mißbrauch der Macht freiwillig und ganz entsagen. Deshalb war es von vorn herein ein großer Irrthum, eine Reformation von einem Concilium zu erwarten. Nur die Deutschen und Engländer bestanden noch auf der Reform, die romanischen Bischöfe setzten durch Mehrheitsbeschluß durch, daß *zuerst* ein neuer Papst gewählt werden müsse, der könne dann die Reform vornehmen. Die

Deutſchen ſetzten eine ernſte und bündige Proteſtation auf und begründeten die Nothwendigkeit der Kirchenreform. Sigmund unterſtützte ſie, aber ſie wurde verworfen und als er im Unwillen mit den Deutſchen die Sitzung verließ, rief man ihnen nach: „laßt die Ketzer gehen!“ Es war alſo ſchon ſo weit gekommen, daß man die bloße Erklärung, eine Reform ſey nöthig, für ketzeriſch hielt und auf den unſchuldigen Kaiſer den Verdacht warf, als ſey er mit den Böhmen einverſtanden. In der Kurie der deutſchen Nation mußte desfalls eine eigene Rechtfertigungsſchrift verfaßt und den übermüthigen Franzoſen und Italienern überreicht werden. So wurde von Anfang bis zu Ende auf dieſem Concil mit dem guten Willen der Deutſchen ſchnöder Mißbrauch getrieben.

Es iſt merkwürdig, mit welcher geiſtigen Ueberlegenheit die Franzoſen auf dem Concil die Herrſchaft behaupteten, obgleich ihr Land von Parteiung und Krieg zerriſſen war. Durfte doch ſogar Herzog Ludwig von Bayern-Ingolſtadt, als Schwager des Königs von Frankreich, wagen, kein Recht vom deutſchen König annehmen zu wollen, als ſein Vetter Heinrich von Bayern-Landshut ihn verklagt hatte. Sigmund ſprach dem Heinrich Recht, Ludwig fuhr aber fort, ihn zu verhöhnen, ſo daß Heinrich im Zorn das Schwert zog und ihn ſchwer verwundete. Vorgänge, die freilich nicht geeignet waren, die Achtung vor den deutſchen Fürſten bei den Ausländern auf dem Concil zu erhöhen.

Am 11. November 1417 wurde Otto Colonna unter dem Namen Martin V. zum Papſt gewählt. Sigmund war der erſte, der ihm die Füße küßte, worauf Martin ihn umarmte. Von der Reform aber nahm der neue Papſt Umgang. Die Vereinigung der durch die Türken aufs äußerſte bedrängten byzantiniſchen Kirche mit der römiſchen ſchien ihm wichtiger, obgleich ſie jetzt nicht mehr wichtig war und ohnehin nicht zu Stande kam, noch kommen konnte. Sehr wichtig war der Glaubensſtreit in Böhmen und Martin verfehlte nicht, ſeine Bullen nach Prag an die Univerſität und an die böhmiſchen Stände zu ſchicken, dieſe Bullen waren aber nicht geeignet, die Gemüther zu verſöhnen. Nur pro forma und um den

Deutſchen einen Brocken hinzuwerfen, arbeitete eine Commiſſion des Concils noch einen Reformationsentwurf aus, der aber niemand genügte und auch niemand genügen ſollte. Der Papſt wollte ſich nicht binden laſſen und ſehnte ſich nach Rom, wo er erſt ganz wieder frei war. Die meiſten Mitglieder des Concils wünſchten ebenfalls deſſen Ende herbei, weil ſie glaubten, mit Beſeitigung des Schisma ſey alles gethan, oder weil ſie ermüdeten, mehr zu verlangen, was ſie doch nicht durchſetzen konnten. Als man Sigmund noch einmal aufforderte, ſich der Reform anzunehmen, und ſchlimmere Folgen weiſſagte, wenn man die berechtigte Erwartung der Völker täuſche, ſagte er nur noch ſpöttiſch: „als ich ſie wollte, wolltet ihr ſie nicht, denn ihr verlangtet zuerſt einen Papſt. Nun habt ihr ihn, ſo gehet zu ihm und bittet ihn um die Reform.“

Sie unterblieb. Das Concil that nichts mehr dafür. Nur der Papſt ſelbſt ſchloß mit den einzelnen Nationen Concordate, worin er ihnen einige Ermäßigung der bisher zu hoch geſteigerten Annaten, Abläſſe, Proviſionen, Indulgenzen ꝛc. zuſicherte. Am 22. April 1418 ging das Concil auseinander. Sigmund machte in der Stadt ungeheure Schulden. Als Pfand ließ er Tücher, Decken, Polſter ꝛc. zurück, die er ſpäter einlöſen wollte, aber niemals eingelöst hat. Daher gerieth die Bürgerſchaft von Conſtanz in Armuth.

Es war dringend nöthig, daß Sigmund endlich nach Ungarn zurückkehrte, weil die Türken dort wieder mächtig vordrangen. Das chriſtliche Europa hatte die beſte Gelegenheit verſäumt, dieſes Volk nach Aſien zurückzuwerfen, denn nicht lange nach der Schlacht von Nikopolis war der ſtolze Bajazeth von den Mongolen überwunden, ſein aſiatiſches Reich zertrümmert worden und es hätte nur eines rechtzeitigen Kreuzzugs bedurft, um den Türken auch ihre europäiſchen Provinzen zu entreißen. Aber man ließ ihnen Zeit, wieder zu erſtarken, und ſchon 1415 unterwarf ſich ihnen Hervoja, ſlaviſcher Fürſt von Bosnien, machten ſie einen verheerenden Raubzug in Ungarn und ſchlugen das Heer, welches ihnen dort Johann von Gara entgegen führte. Von Venedig geſchah damals nichts zum

Schutze der Christen und selbst als die Republik, durch die völlige Rücksichtslosigkeit der Türken beleidigt, in Krieg mit ihnen gerieth und vor Gallipoli eine Seeschlacht verlor, rächte sie sich nicht, sondern schloß wieder Frieden mit den Türken und sah es gern, daß dieselben Ungarn überzogen, weil sie immer noch fürchteten, Sigmund werde zu mächtig werden und ihnen ihre Eroberungen in Oberitalien und Dalmatien wieder entreißen wollen. Hierauf fielen im J. 1418 die Türken wieder in großen Schaaren ein, erlitten jedoch bei Radkersburg durch den Herzog Ernst von Steiermark, dem die Kärnthner, Krainer und Kroaten beistanden, eine so große Niederlage, daß ihrer 20,000 auf dem Platze blieben, sammt ihrem Feldherrn Beg Ahmed. Venedig schämte sich nicht, diese Zeit zu benutzen, um Friaul zu verheeren, welches Sigmund gehörte. Auch vermochte der letztere nichts Ernstliches gegen Venedig zu unternehmen, weil 1419 die Türken schon wieder heranzogen. Am 4. October dieses Jahres gelang es ihm, an der Spitze eines ungarischen Heeres bei Nissa über 80,000 Türken einen glänzenden Sieg zu erfechten, und nun erst bekam er Ruhe, um sich nach Böhmen wenden zu können, wo alles drüber und drunter ging.

Damals litt er auch häusliche Noth, denn seine schöne Gemahlin Barbara hatte sich an ihm selbst ein Beispiel genommen und sich solchen Ausschweifungen hingegeben, daß der öffentliche Scandal ihn zwang, sie einsperren zu lassen. Gute Freunde aber vermittelten, brachten nach einiger Zeit sie und ihre Tochter Elisabeth wieder zu ihm und ihre Thränen erweichten ihn, so daß er alles verzieh. Barbaras Bruder, Friedrich von Cilly, erstach seine Gemahlin im Bette, um das schöne Fräulein Veronika von Desinze heirathen zu können, wurde aber von seinem Vater und Sigmund verfolgt und mußte in die Wälder flüchten. Endlich ergriff man ihn, strafte aber nicht ihn, sondern die unglückliche Veronika, welche ertränkt wurde.

In diesem denkwürdigen Jahrzehnt sah Europa auch eine ganz neue Erscheinung, die Zigeuner. Dieses schwarzlockige und stark gebräunte Volk von auffallend indischem Typus war durch den

neuen Mongolensturm, welcher Indien verheerte und auch Bajazeths Reich zertrümmerte, wahrscheinlich aus dem Norden Indiens versprengt worden und hatte sich nach Europa geflüchtet. Die Zigeuner zeigten sich 1417 zuerst in der Moldau, dann in Ungarn, in Böhmen und verbreiteten sich Familienweise in großer Zerstreuung durch ganz Europa. Als echte Nomaden ließen sie sich nirgends nieder, sondern schweiften nur überall umher und lebten vom Stehlen, von der Ausübung kleiner Künste, der Musik, des Tanzes und insbesondere vom Wahrsagen. Sie wurden daher den Abergläubigen in Europa bald so unentbehrlich, wie den lüderlichen Verschwendern die Juden. Mit den letzteren hatten sie die erstaunliche Zähigkeit der Race gemein, so daß sie bis auf die neueste Zeit unvermischt und bei ihren alten sonderbaren Gewohnheiten geblieben sind. Ihrem ganzen Wesen nach muß man sie für eine indische Kaste untergeordneter Art halten, wie es deren in Indien jetzt noch viele gibt, die sich einseitig einem Geschäfte allein widmen und auch in der Heimath immer nur umherwandern, also für Spielleute, Musiker und Tänzer von der niederen Kaste der Sudras. Wie sie fast alle mit musikalischem Talent geboren sind, so haben auch ihre Musikstücke etwas höchst Originelles und Geniales. — In Frankreich nennt man sie jetzt noch Bohemiens, weil sie von Böhmen aus dorthin kamen. Ihre angebliche Herkunft aus Aegypten ist ein Irrthum, entstanden aus der Legende, nach welcher sie von den ungastlichen Menschen abstammen sollen, die einst den Eltern des Heilands auf der Flucht nach Aegypten ein Obdach verweigerten.

4.

Die Hussiten.

Schon als die Nachricht, Johann Huß sey in Constanz gefangen gesetzt worden, in Prag anlangte, wurden dort nicht nur seine zahlreichen Anhänger mit Unruhe und Unwillen erfüllt. Auch viele, die ihm nicht anhingen, sahen darin einen widerrechtlichen Bruch des

ihm verbrieften freien Geleites, die Mißhandlung eines Landsmanns und eine Kränkung der böhmiſchen Nationalehre. Der Adel Böhmens verwendete ſich für ihn, wie die Univerſität. Man ſchrieb an das Concil, Huß ſey ein in ganz Böhmen hochgeachteter Mann; er werde von ſeinen Feinden verleumdet wie die ganze böhmiſche Nation, die man der Ketzerei beſchuldige. Böhmiſche Edle hatten Huß nach Conſtanz begleitet, unter denen der edle Herr von Chlum bis an ſeinen Tod treu bei ihm aushielt. Andere Edle waren nachgekommen, um beim König für ihn zu reden und ihn womöglich zu retten. Schon ehe Huß verurtheilt war, ſah die öffentliche Meinung aller Stände in Böhmen ſeine Sache als die der Nation an. Auch die Vorwürfe, die er dem Klerus gemacht hatte, galten in Böhmen als wohl begründet und man ſah in ihm einen edlen Kämpfer für die Wahrheit. In ſeiner endlichen Verurtheilung ſah man nichts als die Rache eines verdorbenen Klerus und jener deutſchen Doctoren, die er aus Prag vertrieben hatte. Daraus allein erklärt ſich, wie es möglich war, daß die Nachricht von ſeinem Tode ganz Böhmen in Aufruhr brachte und ſelbſt bei deſſen verfaſſungsmäßigen Ständen die energiſcheſten Proteſtationen hervorrief. In Prag wurden ſogleich die Wohnungen aller derer geſtürmt und zertrümmert, welche zu den bekannten Feinden von Huß gehörten. Aehnliche Tumulte wiederholten ſich überall im Lande. Die Güter ſeines Anklägers in Conſtanz, des Biſchofs von Leitomyſl wurden verheert, er ſelbſt nicht mehr ins Land gelaſſen. Auf einem großen Landtage der böhmiſchen Stände im September 1415 unter dem Vorſitz des Burggrafen Zenek von Wartenberg wurde ein Schreiben an das Concil beſchloſſen, worin es hieß: „Wir haben euch mehrere Briefe in Betreff unſeres geliebten Predigers M. Johannes Huß zugeſendet, welche auch in eurer Verſammlung vorgeleſen worden ſind. Ihr aber habt, wie wir hören, dieſe Briefe ins Feuer werfen laſſen und den ehrwürdigen Magiſter, ohne daß er eines Irrthums überführt worden wäre, blos auf boshafte Angaben ſeiner und unſerer Feinde und Verräther, verdammt und auf die grauſamſte Weiſe ums Leben gebracht, alles zu unſerer, des Königreichs Böhmen und Markgraf-

thums Mähren ewiger Kränkung und Schmach. Wie können wir ſo entſetzliche Beleidigungen ertragen? Um unſere Ehre und unſer Gewiſſen zu wahren, erklären wir vor euch und aller Welt, daß M. Johann Huß allerdings ein Mann von reinen Sitten und unbeſcholtenem Ruf geweſen, die Gebote des Evangeliums nach den Satzungen der h. Väter und der Kirche lehrte, alle Ketzereien verabſcheute ꝛc. Wir erklären ferner, daß wer immer behauptet, es gäbe Ketzereien in Böhmen, gleichviel welchem Stande er angehöre (mit einziger Ausnahme des römiſchen Königs), daß er ein Lügner, ein Verräther und Feind unſers Landes und Volkes iſt.“ Drei Tage ſpäter, am 5. September, ſchloſſen die böhmiſchen und mähriſchen Herren auf dem Landtage einen förmlichen Bund gegen das Concil und den Papſt, der etwa aus demſelben hervorgehen ſollte, denn ſie ſchworen einander zu, die Freiheit des Predigens in Böhmen zu ſchirmen, der biſchöflichen Gewalt nur dann Folge zu leiſten, wenn ſie der h. Schrift gemäß verfahre, ſich im übrigen aber nur den Ausſprüchen der Prager Univerſität zu unterwerfen und ſich ungerechten Bannſprüchen auch dann zu widerſetzen, wenn ſie von der weltlichen Gewalt (Wenzel oder Sigmund) unterſtützt würden. Das war das erſte Programm der böhmiſchen Revolution gerichtet gegen das deutſche Reich wie gegen die römiſche Kirche. Man kann es nur folgerecht nennen in Bezug auf alles das, was vorhergegangen war. Aber das war eine grobe Selbſttäuſchung der böhmiſchen Herrn, daß ſie ſolche Beſchlüſſe faſſen und doch dabei verſichern konnten, es gäbe keine Ketzerei in Böhmen.

Eine Minderheit des Adels ſonderte ſich ab, und wollte unter allen Umſtänden der königlichen Gewalt treu bleiben, aber ſie vermochte die revolutionäre Strömung nicht aufzuhalten. Ebenſo unfruchtbar blieb ein Vermittlungsverſuch der Univerſität, denn wenn dieſelbe auch mit äußerſter Vorſicht in den meiſten Punkten die katholiſche Rechtgläubigkeit wahrte, ſo konnte es ihr doch nicht einfallen, wenn ſie ſich nicht augenblicklich gänzlich unpopulär und unmöglich machen wollte, dem böhmiſchen Volke jetzt noch den Kelch ausreden zu wollen. Der Kelch aber war das, wovon die Böhmen

um keinen Preis laſſen wollten, und machte jede Verſöhnung mit dem Concil unmöglich, weil die katholiſche Kirche ihn nun einmal den Laien nicht verſtattete. Die Erklärung der Prager Univerſität wurde daher, weil ſie den Laien das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt (sub utraque) ſpenden wollte, vom Concil verworfen. Die huſſiſche Partei erhielt nun den Namen der Huſſiten, oder der Utraquiſten oder Calixtiner (vom Kelche).

Der alte König Wenzel, der den Huſſiten bisher immer gnädig geweſen war, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Haß gegen Sigmund, wurde jetzt von dieſem und vom Papſte ſo dringend gemahnt, der gefährlichen Neuerung entgegen zu treten, daß ihm endlich bange wurde, die Gefahr könne ihm ſelbſt über den Kopf wachſen. Da machte er von ſeiner königlichen Gewalt Gebrauch und befahl überall in Böhmen die Herſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes und die Wiedereinführung der rechtgläubigen Prieſter in die Kirchen, aus denen ſie von den huſſitiſchen Predigern waren vertrieben worden. Jedoch bewilligte er den letzteren drei Kirchen in Prag. Man gehorchte anfangs, aber die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung war ſchon huſſitiſch und die drei Kirchen reichten bei weitem für den Gottesdienſt nicht aus, während in den zahlreichen andern Kirchen die zurückgekehrten Prieſter vergebens auf ihre Gemeinden warteten. Dieſes Mißverhältniß konnte nicht lange fortdauern. Die Art und Weiſe, wie die katholiſchen Prieſter ihre Kirchen von der bisherigen ketzeriſchen Befleckung reinigten, beleidigte das huſſitiſche Volk und es kam zu Schlägereien. Am Kirchweihfeſt (18. Juni) bemächtigte ſich das Volk einer großen Kirche in der Altſtadt, es floß Blut und Prag war in großer Aufregung.

Damals lebte am Hofe Wenzels ein alter Haudegen, Johann Zizka (ſprich Tſchiſchka) von Trocznow, ein armer, aber in Kriegen viel verſuchter Edelmann, den der König lieb hatte, der aber ein Todfeind der Prieſter war, weil, wie es hieß, ein Prieſter ſeine Schweſter verunehrt hatte. Dieſer Zizka ſaß in jenen Tagen ſtumm und grollend in des Königs Burg. Wenzel frug ihn, was ihm fehle? Er antwortete: „Huß iſt verbrannt und wir haben ihn noch

nicht gerächt.“ Darauf ſagte Wenzel im Scherz: „Ich habe nicht die Macht dazu, aber wenn du es kannſt, ſo thue es.“ Aus dieſem Scherze machte Zizka fürchterlichen Ernſt, indem er ſich in die Stadt begab und mit Nicolaus von Huſſinez, dem ehemaligen Gutsherrn des Huß, an die Spitze des Volkes trat. Wenzel hatte eben den Bürgern befohlen, alle ihre Waffen auf den Wiſſerad (eine der großen Königsburgen in Prag), zu bringen und ſich jedes weiteren Blutvergießens zu enthalten. Die Bürger, die nur ungern vom geſetzlichen Wege abwichen, waren noch unentſchloſſen, was ſie thun ſollten, als Zizka ſie aufforderte, alle ihre Waffen anzulegen und mit ihm zu kommen. So führte er ſie auf die Burg zum König und ſprach zu ihm: „Hier ſind wir, berühmter, gnädiger König, und harren, gegen welchen Feind zu ſtreiten du uns befehlen wirſt.“ Wenzel erſchrak, entließ die Bürger mit freundlichen Worten und wagte nicht mehr, ihnen die Waffen abzufordern. Er traute aber auch den Pragern nicht mehr und floh auf ſein Schloß Wenzelſtein. Dem Niclas von Huſſinez aber befahl er, Prag ebenfalls zu verlaſſen. Er haßte dieſen Mann, deſſen er ſich früher in Geſchäften viel bedient hatte, der aber jetzt frech gegen ihn geworden war und das gemeine Volk aufregte. Auch Zizka ſcheint die Entfernung dieſes vornehmen Wühlers gern geſehen zu haben.

Während nun Prag in einer gewiſſen Mäßigung verharrte, rief dagegen Huſſinez im Lande große Unruhe hervor und gab der Revolution einen neuen Mittelpunkt auf einem breiten Hügel an der Luznic unfern von der Stadt Auſti. Dahin hatten ſich vertriebene Huſſitenprediger zurückgezogen, um dem Volke unter freiem Himmel zu predigen. Dahin rief nun auch Huſſinez von weit her alle Gleichgeſinnten zuſammen und es kamen ihrer über 40,000, die auf dem Hügel lagerten. Deshalb nannte man den Berg Tabor, als den heiligen Berg Gottes, und weil zugleich das Lager auf böhmiſch Tabor heißt. Hier wurden feurige Predigten und patriotiſche Reden gehalten und allem Volk das Abendmahl in beiderlei Geſtalt ertheilt. Die Prieſter waren ohne Ornat, ſtatt des Altars dienten zahlloſe Tiſche. Den Wein holte man aus großen Fäſſern, die daneben

ſtanden. Es ſollte ein Liebesmahl nach dem Beiſpiel der erſten Chriſten ſeyn und alle Anweſenden nannten ſich Brüder und Schweſtern.

In Prag brachen neue Unruhen aus, weil der König den Stadtrath im conſervativen Sinn änderte und die katholiſchen Prieſter ſchützte, die ihre Kirchen nicht hergeben wollten. Diesmal war es der aus dem Kloſter Selau entlaufene Mönch Johannes, der durch ſeine Predigten das Volk in Prag hinriß. Aber auch Zizka war jetzt entſchloſſen, da der König nicht nachgab, gegen denſelben Gewalt zu brauchen. Am 30. Juli trug Johannes in großer Prozeſſion den Kelch voran durch die Straßen, als aus dem Rathhauſe Steine nach ihm geworfen wurden. Das ohnehin gegen den neuen Stadtrath erbitterte Volk waffnete ſich ſofort, erſtürmte unter Zizkas Anführung das Rathhaus und warf ſieben Rathsherrn zu den Fenſtern hinaus, während ſie unten mit Spießen aufgefangen wurden. Eine kleine Reiterſchaar des Königs wollte die Ordnung herſtellen, wurde jedoch zurückgeſchlagen. Es gab einen furchtbaren Tumult, der beſonders gegen die katholiſchen Prieſter gerichtet war. Die Karthäuſermönche wurden mit Dornen gekrönt durch die Straßen geſchleppt. Der Stadtrath wurde abgeſetzt und vier Hauptleute unter Zizkas Einfluß übernahmen das Stadtregiment. Als Wenzel von alledem benachrichtigt wurde, rührte ihn der Schlag und am 16. Auguſt war er todt. Er ſoll unter fürchterlichem Gebrüll geſtorben ſeyn und es iſt wohl nicht unwahrſcheinlich, daß ihn ſeine Hofleute gewaltſam erwürgt haben. Nur darf man die Mörder nicht unter den Huſſiten ſuchen, denn dieſen mußte es lieber ſeyn, wenn er leben blieb, als wenn Sigmund ihm nachfolgte. Nur dem Sigmund ſelbſt war ſein Tod erwünſcht, denn er konnte erſt nach dieſem Todesfall als rechtmäßiger Erbe des böhmiſchen Reichs die geeigneten Mittel ergreifen, um die Revolution zu unterdrücken.

Wenzels Tod löste vollends alle Bande des Gehorſams in Prag auf. Man begnügte ſich jetzt nicht mehr, nur die katholiſchen Geiſtlichen zu mißhandeln und zu verjagen, ſondern man griff die Kirchen ſelber an. Zum erſtenmal trat die extreme Partei hervor, welche, weil der h. Geiſt allen Laien innewohne, jede prieſterliche

Auszeichnung verdammte, und weil die Kirche nur in der Gemeinde der Gläubigen beſtehe, auch von allen Aeußerlichkeiten der Kirche, ihrem Schmuck und ihren Bildern nichts mehr wiſſen wollte. Daher wiederholte ſich jetzt in Prag, wie dereinſt in Byzanz, der Bilderſturm. Wüthende Huſſitenhaufen brachen in die Kirchen ein und zerſchlugen und zerſtörten alles darin bis auf die kahlen Wände. Dabei gingen die koſtbarſten Kunſtwerke zu Grunde, von denen die Prager Kirchen, zumal ſeit dem goldenen Zeitalter Karls IV. angefüllt waren. Aeneas Silvius gedenkt eines königlichen Gartens an der Burg in Prag, der in jenen Schreckenstagen des Auguſt zerſtört wurde und an deſſen Mauern in mit der Höhe ſich vergrößernden Buchſtaben die ganze h. Schrift zu leſen war. Daſſelbe Schickſal der Zerſtörung erlitten eine Menge Kirchen und Klöſter auf dem Lande, wo das Beiſpiel, welches Huſſinez gegeben, häufig nachgeahmt wurde und zahlloſes Volk auf Bergen ſich verſammelte, um das h. Abendmahl unter freiem Himmel zu empfangen. Bewaffnetes Landvolk aber ſtrömte auch ſchaarenweiſe nach Prag und wurde dort zum Theil in den leeren Kirchen untergebracht. Einen Trupp von 4000 Mann übte Zizka gleichſam als ſeine Garde ein. Damals ſchon begann die zelotiſche Verfolgung der ſtädtiſchen Ueppigkeit und Laſter durch die frommen Brüder vom Lande. Alle Frauenhäuſer in Prag wurden von Grund aus zerſtört und auch die Kleiderpracht, Spiel und Tanz abgeſchafft.

Bald nach Wenzels Tode wurde ein Landtag in Prag eröffnet und die Stände ſchickten dem König Sigmund Vorſchläge zu, um den Frieden zu erhalten, machten ihm aber zur unerläßlichen Bedingung, daß er den Böhmen den Kelch geſtatte. Auch die Königin Wittwe Sophie ſchrieb ihm ſehr dringend im Sinne einer friedlichen Löſung der argen Wirren. Sigmund war aber noch in Ungarn beſchäftigt, konnte noch nicht ſelbſt kommen, und vermied einſtweilen ſich über den Kelch zu äußern. Der Adel ſchloß ſich damals eng an die Univerſität und an die Bürger von Prag an und bildete eine ſtarke gemäßigte Partei im Gegenſatz gegen die Eiferer des Lagers oder die Partei der Taboriten. Aber die Hoffnung auf

eine Verſöhnung mit dem König war eine Täuſchung. Der König konnte den Kelch nicht bewilligen. Man erwartete außerhalb Böhmen einfach nichts anderes, als die Unterdrückung der auf dieſes Land allein beſchränkten Ketzerei. Wo auch, namentlich in den deutſchen Städten, tief bedauert wurde, daß die erſehnte Kirchenreform durch das Concil. nicht bewirkt worden war, mißbilligte man doch die Ausſchreitungen der Böhmen und dieſe ſelbſt hatten ſich ſeither zu übermüthig gegen die Deutſchen betragen, als daß ſie Sympathien bei denſelben hätten finden können. Die wenigen böhmiſchen Sendlinge, die ſich hinaus wagten, um in Deutſchland Proſelyten zu machen, und die wenigen deutſchen Schwärmer, die von ihrem Geiſt ergriffen, deutſchen Bürgern huſſitiſche Lehren vortrugen, wurden alsbald ergriffen und als Ketzer verbrannt. So in Magdeburg und Regensburg. Die Bayern nagelten einen huſſitiſchen Prediger an einen Baum. In Kuttenberg, deſſen Bergleute faſt alles Deutſche waren, wurden alle Huſſiten, die man einfing, in die Schachte geſtürzt. Aus ſolchen Vorgängen und aus dem Schweigen des Königs erkannten die Taboriten mit Recht, daß an Verſöhnung und Frieden nicht zu denken ſey, hielten daher die Mäßigung der Prager und des Adels für Verrath und rüſteten ſich zum Kriege. Der Pfarrer Koranda von Pilſen rief in einer großen Volksverſammlung auf dem ſ. g. Kreuzhügel zwiſchen Prag und Beneſchau, wo man wieder das Abendmahl unter freiem Himmel genoß, zu den Waffen: „Der Weingarten des Herrn iſt hoffnungsreich erblüht, aber die Böcke kommen, um ihn abzubeeren; darum laßt uns den Pilgerſtab mit dem Schwerte vertauſchen!“ Der Tabor bei Auſti wurde in eine Feſtung umgewandelt. Neben den hier ſich vereinigenden Taboriten bildete ſich ein anderer Heerhaufen auf einem Berge, den man Horeb nannte, die ſ. g. Horebiten, welche zuerſt ein Pfarrer Ambros verſammelte. Die, welche auf Leben und Tod für den Kelch kämpfen wollten, begriffen wohl, mit wie vielen und furchtbaren Feinden ſie es zu thun hätten, allein ſie hielten ſich für die Streiter Gottes und glaubten, der jüngſte Tag ſtehe nahe bevor und Chriſtus ſelbſt werde in ſeiner Herrlichkeit erſcheinen, um den Antichriſt zu über-

winden. Unter den Taboriten verbreitete ſich der Wahn, alle Sünder auf Erden würden durch Feuer vertilgt werden, die ganze Erde werde verbrennen und nur in fünf Städten, Pilſen, Saaz, Laun, Schlan und Klatau würden die Gerechten eine ſichere Zuflucht finden und dann das tauſendjährige Reich beginnen. Martin Hauska, ein junger Prieſter, ſoll dieſen Wahn zuerſt verbreitet haben.

Den Obermünzmeiſter in Kuttenberg, Peter von Sternberg, der dem König ſehr ergeben war, gelüſtete es, einen Schlag gegen die Taboriten auszuführen und an der Spitze königlicher Truppen überfiel er am 4. November 1419 bei Knin 4000 Taboriten, die eben nach Prag ziehen wollten, und ſchlug ſie. Indem er ſie aber verfolgte, nahmen ſie eine gute Stellung, verſtärkten ſich, warfen ihn mit großem Verluſt zurück und zogen als Sieger in Prag ein. Da nun die Königlichen ſelbſt den Krieg begonnen hatten, zauderten auch Zizka und Huſſinez nicht länger und führten ihre bewaffneten Schaaren gegen die Prager Burg, in der noch die Königin Sophie verweilte, die aber viel zu gut befeſtigt und vertheidigt war, als daß die wüthenden Stürmer ſie hätten erobern können. Da alle Stürme abgeſchlagen waren, trat die gemäßigte Partei wieder vermittelnd ein und ſchloß mit der Königin einen Waffenſtillſtand, am 13. November. Nun verließ Zizka mit ſeiner Schaar zornig die Hauptſtadt und zog nach Pilſen.

5.

Zizka.

Zu Weihnachten 1419 kam König Sigmund nach Brünn in Mähren, um ſich zunächſt dieſer Provinz zu verſichern, die viel weniger aufgeregt war als Böhmen. Die Königin Sophie begab ſich zu ihm und auch die gemäßigte Partei in Prag ſandte ihm den Oberſtburggrafen Zenek von Wartenberg und eine Deputation des Stadtraths zu, um wo möglich noch in der letzten Stunde eine Sühne zu erwirken. Dieſe unglückliche Partei befand ſich zwiſchen den Taboriten

und dem König, wie zwiſchen Hammer und Amboß. Sigmund ließ die Herren lange vor ſich auf den Knieen liegen und zankte ſie tüchtig aus, befahl aber den Abgeordneten des Stadtraths, vor allen Dingen die Barrikaden in Prag und die gegen die Burg errichteten Schanzen niederzureißen und keinen Geiſtlichen mehr zu mißhandeln, bis er ihnen des weiteren ſeine Entſchließungen kundgeben werde. Im Uebrigen beſtätigte er den Herrn Zenek in ſeinem Amte und vermied jede Aeußerung in Bezug auf den Kelch, ſo daß die gemäßigte Partei immerhin noch wähnen konnte, er werde denſelben bewilligen. Er wollte es nicht ganz mit ihr verderben, damit ſie ſich nicht etwa aus Verzweiflung den Taboriten anſchlöſſe. Es gab Wohlmeinende, welche wünſchten, er möchte gleich ſelbſt nach Prag kommen und das Feuer löſchen, ehe es noch weiter um ſich griffe. Allein er hatte noch keine Armee und würde wie ſein Bruder Wenzel das Opfer der Revolution geworden ſeyn, wenn er ſich in ihren Abgrund hinein gewagt hätte. Er berief vielmehr einen Reichstag nach Breslau, um ſich auch der Provinz Schleſien zu verſichern, Böhmen auch von dieſer Seite zu iſoliren, die Hülfe des deutſchen Reichs in Anſpruch zu nehmen und ſich mit Wladislaw Jagello von Polen zu verſtändigen. In Breslau hatten damals die Handwerker wegen Steuerdruck den alten Stadtrath ab- und einen neuen eingeſetzt. Sigmund ſtrafte ſie deshalb und ließ 23 derſelben hinrichten, den Huſſiten Kraſa aber, einen Prager Rathsherrn, der hier unvorſichtige Reden geführt hatte, als Ketzer verbrennen. Am 17. März 1420 verkündigte der päpſtliche Legat, Ferdinand von Lucca, die Kreuzbulle Martins V., die alle Chriſten aufforderte, für die heilige Kirche die Waffen zu ergreifen und die Ketzer in Böhmen zu vertilgen.

Unterdeß war Zizka in Pilſen von königlichen Truppen belagert worden und mußte ihnen gegen freien Abzug dieſe Stadt überlaſſen, weil er ſich durch Entſendungen zu ſehr geſchwächt hatte. Als er aber mit nur 400 Mann davon zog, überfiel ihn Peter von Sternberg mit 5000 Reitern bei Sudomer am 25. März. Er ſchien verloren zu ſeyn, allein er verſchanzte ſich mittelſt ſeiner Wagen an einem Teiche und ſchlug alle Angriffe der Ritter ab, ſo daß dieſelben

ſchweren Verluſt erlitten und er als Sieger in Tabor einziehen konnte. Dieſen merkwürdigen Sieg verdankte er der neuen Taktik, die er eingeführt hatte und in allen folgenden Kämpfen noch verbeſſerte. Seine Krieger waren Bauern, die mit nichts beſſer umzugehen wußten, als mit Dreſchflegeln und Leiterwagen. Darauf baute er nun ſeine Kriegskunſt. Er bewaffnete ſeine Bauern mit ihren gewohnten Dreſchflegeln, die er nur noch mit Eiſen beſchlagen ließ, und übte ſie im raſchen und gewandten Fahren ihrer Leiterwägen ein, die er bald als Streitwagen, bald als Lafetten für das ſchwere Geſchütz, bald als Verſchanzungen gebrauchte. Die Wagenlenker führten alle Bewegungen mit Blitzesſchnelligkeit und größter Präciſion aus, ſo daß er bald den Feind mit einer langen Wagenreihe umzingelte, bald die Wagen in mehreren Reihen ſo in einander ſchob, daß der Feind unmöglich durchdringen konnte, und je nach Bedürfniß die Reihen ſchloß und öffnete. Die Wagen konnten mit Ketten feſt aneinander geſchloſſen und mit Brettern wie mit Planken umgeben werden. Kurz Zizka wußte aus dem einfachen Material, was ihm die böhmiſchen Dörfer darboten, die wirkſamſten Kriegsmittel zu machen. Barbariſch dagegen war die Unbarmherzigkeit ſeiner Kriegsführung, denn er zerſtörte ſyſtematiſch alle Kirchen und Klöſter im Lande, ließ die gefangenen Prieſter in Pechtonnen verbrennen, legte alle Städte und Dörfer, wo man ſich ihm widerſetzte, in Aſche und ließ in der Regel alle männlichen Einwohner, oft ſogar auch alle Weiber und Kinder umbringen.

In Prag hatte ſich unterdeß der Oberſtburggraf ganz an die Volksſache angeſchloſſen, da er von König Sigmund nichts Gutes mehr erwartete. Als aber Zizka das Land mit Mord und Brand erfüllte und in Prag den Oberbefehl über die Volkswehr Hynek Kruſſina erhielt, ſah der geängſtigte Zenek nun von der Volkspartei das ſchlimmſte voraus, wandte ſich daher plötzlich wieder auf die andere Seite und nahm 4000 Mann friſcher königlicher Truppen in die Burg auf. Der König ſelbſt ſetzte ſich mit einem Heere von Breslau aus in Bewegung und erwartete zu Kuttenberg das große Reichsaufgebot. Wo ſich Königliche und Taboriten begegneten, wurde unmenſchlich verfahren.

Die Königlichen schnitten den Hussiten einen Kelch in die Stirn, jene diesen ein Kreuz. In Kuttenberg sollen nach und nach 1600 Hussiten in die Schachte gestürzt worden seyn. Eine neue Deputation der gemäßigten Prager wurde vom König in Kuttenberg noch härter angelassen, als früher in Brünn. Die Taboriten aber zeigten nicht die geringste Furcht. Zizka ließ 9000 Mann in Tabor zurück und eilte mit den andern nach Prag, weil auch der König dahin zog. Unterwegs bei Poric ließ ihn der König angreifen, aber die Ritter wichen alsbald vor seinen furchtbaren Dreschflegeln zurück. Herr von Rosenberg belagerte vergebens den Tabor, während die Taboriten die königliche Stadt Königingrätz wegnahmen.

Endlich im Juni 1420 kam das deutsche Reichsheer langsam an der böhmischen Grenze an, etwa 100,000 Mann, aber mühsam zusammengestoppelt aus den Contingenten der zahllosen Reichsfürsten, und Reichsgrafen, Reichsäbte und Reichsstädte, ohne Disciplin und ohne guten Willen. Denn die Fürsten, daheim mit Fehden zur Wahrung ihrer Sonderinteressen beschäftigt, wollten für den König nichts thun und sahen seine Verlegenheiten gerne, weil sie ihn am Reichsregiment hinderten und sie unterdeß thun und treiben konnten, was sie wollten. Aber auch das Kriegsvolk ging ungern in den Kampf, weil die gemeinen Leute entweder dafür hielten, die Böhmen hätten nicht ganz unrecht, oder weil die Miethlinge, aus denen man damals schon die Heere bildete, kein patriotisches Interesse hatten und sich nicht allzusehr der Gefahr aussetzen wollten. Als das Reichsheer heraneilte, begab sich Sigmund auf die Prager Burg, die nach einer Seite hin den Königlichen immer zugänglich geblieben war, ermuthigte die Besatzung und bereitete die Erstürmung der Stadt vor, die erfolgen sollte, sobald das Reichsheer zur Stelle wäre. Zizka aber traf die besten Vertheidigungsanstalten und befestigte insbesondere den Weißenberg (Witkow, später nach ihm der Zizkaberg genannt) dicht bei Prag, der die Stadt beherrschte und ohne dessen Besitz sie nicht zu behaupten war. Am 13. Juli ließ der König die Stadt angreifen. Vor allem sollten die Meißner den weißen Berg erstürmen, wurden aber an einem Thor durch nur 26 Taboriten und drei mit Dresch-

flegeln bewaffnete Weiber so lange aufgehalten, bis Zizka mit seinen Leuten den Berg herabstürmte und alles vor sich niederwarf. Der König ließ zum Rückzug blasen. Nun warfen aber die Deutschen den königlichen Böhmen vor, sie hätten sie im Stich gelassen und verrathen, und bald hätten sie sich im Angesicht Zizka's selber bekämpft. Kurz dieser erste Sturm mißlang vollständig.

Inzwischen arbeiteten die gemäßigten Prager und die hussitische Adelspartei die berühmten vier Prager Artikel aus, in der Hoffnung, der König werde sie, da er mit Gewalt doch nichts ausrichten könne, jetzt anzunehmen geneigt seyn. Sie forderten 1. freie Predigt, 2. den Kelch, 3. daß kein Priester mehr weltliche Güter besitze, noch sich mit weltlichen Dingen befassen solle, 4. daß alle Todsünden der Geistlichen wie der Laien bestraft werden sollten. Sigmund konnte aus Rücksicht für das Reichsheer, welches nicht deswegen gekommen war, um solche Artikel gut zu heißen, und als Schirmherr der Kirche nicht bewilligen, was er als böhmischer König jetzt am Ende gern zugegeben hätte, da ihm das Reichsheer doch nichts nützte. Er sah ein, daß seines Bleibens in Böhmen nicht lange seyn würde, ging daher noch einmal auf die Prager Burg und ließ sich hier noch in der Geschwindigkeit zum König von Böhmen krönen, um wenigstens den Rechtstitel mitzunehmen. Bei diesem Anlaß ließ er alle Kostbarkeiten der Burg und ihrer Kirchen und Capellen zerschlagen und zu Gelde machen, um seine Söldner bezahlen zu können und um diese Schätze den Hussiten nicht zu lassen. Als das Reichsheer aber allmählig unverrichteter Dinge von Prag abzog und sich zerstreute, wagte er dem böhmischen Adel einen Schritt näher zu treten und überließ ihnen die ohnehin jetzt herrenlosen Klostergüter, um sie für sich zu gewinnen und von den Taboriten zu trennen. Die letztern setzten den vier Artikeln der gemäßigten Partei zwölf andre entgegen, worin sie die Vernichtung aller Sünder, die Tödtung aller Huren, Müssiggänger, Gotteslästerer, das Verbot aller Weinschenken, aller Kleiderpracht zum Gesetz erhoben und ausdrücklich sämmtliche Kirchengüter für Nationaleigenthum erklärten im Widerspruch gegen das königliche Zugeständniß, welches sie zur Bestechung des Adels allein verwenden wollten.

Das alles hielt den Krieg nicht auf. Die Prager belagerten den Wisherad. Sigmund kam noch einmal zurück, um ihn zu entsetzen, der mährische Adel sollte die Horebiten angreifen. Er weigerte sich, weil diese zu günstig aufgestellt waren. Sigmund sprach von Feigheit. Nun griffen die Mähren an, wurden aber mit schrecklichem Verlust durch die Dreschflegel zurückgeschlagen. Da mußte auch Sigmund entweichen und der Wisherad ergab sich den Pragern.

Hinter dem König drein zog Zizka und hielt furchtbares Gericht in Böhmen über alle königlichen Städte und Adelssitze, die sich für Sigmund erklärt hatten, zerstörte sie und rodete sie aus. Er nannte sich damals „Zizka von Kleh, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten." Die furchtbarste Zerstörung traf die bedeutenden Städte Komotau, Beraun, Böhmischbrod und Jaromirz. Damals wurde Koranda, der Prediger, von den Königlichen gefangen und im Schloß Prilanik eingekerkert, brach aber seine Bande und die seiner mitgefangenen Gefährten, kerkerte nun die Wächter selbst ein und eroberte das Schloß.

Nach Sigmunds Flucht brachte die gemäßigte Partei zum erstenmal einen panslavistischen Plan zum Vorschein, indem sie sich an Wladislaw Jagello wenden und die Cechen als alte Brüder der Schechen für die böhmische Sache als für eine allgemeine slavische gewinnen wollte. Wladislaw hatte jedoch keine Lust, die schwere Verantwortung einer Allianz mit der Ketzerei vor Europa zu übernehmen und mußte überdies fürchten, daß sie ihm nur würden befehlen, nicht gehorchen wollen. Niemand aber war über diese ganze Verhandlung wüthender, als Nicolaus von Hussinez, weil er sich selbst Hoffnung auf die böhmische Krone machte und gerade jetzt, als Sigmund so schmählich fortgejagt worden war, seine Zeit gekommen wähnte. Als der Beschluß, die böhmische Krone den Polen anzutragen, durchging, ritt er wüthend aus Prag hinaus, stürzte mit dem Rosse und starb bald nachher.

Auf einem Landtag in Czaslau suchten sich die böhmischen Parteien wenigstens im religiösen Gebiet zu verständigen, aber ein Theil der wildesten Taboriten war von den chiliastischen Ideen des Hauska, (den man auch Loquis hieß) immer weiter geführt worden bis zum

Wahnsinn des ſ. g. Adamismus. Sie wollten nämlich die urſprüngliche Unſchuld des Adam vor dem Sündenfalle herſtellen, liefen nackt umher und hielten als Leute, die nicht ſündigen könnten, alles für erlaubt. Zizka war wüthend über dieſe Narren und rottete ſie mit Feuer und Schwert aus. Allein auch die vernünftigeren Theologen der böhmiſchen Partei konnten nicht einig werden, denn die einen wünſchten eine Ausgleichung mit der allgemeinen Kirche, welche die andren für unmöglich hielten, abgeſehen vom gelehrten Eigenſinn der Einzelnen. Unter den theologiſchen Streitern ragte damals ſchon Johann Rokizana hervor, der zur Mäßigung neigte, und der aus England geflüchtete Wikleſite Peter Payne. Indeſſen vereinigte man ſich wenigſtens zu fernerer gemeinſamer Vertheidigung, im Sommer 1421.

Sigmund, tief erbittert über die polniſchen Wünſche der Böhmen, ſchickte ein Heer von 20,000 Schleſiern gegen die letztern, welches aber nur bis Nachod kam und zurückwich, ſobald Zizka nahte. Erſt im Herbſt kam wieder ein Reichsheer unter dem Grafen Reuß von Plauen und legte ſich vor Saaz, auf Sigmund wartend, der mit einem andern Heer aus Ungarn kommen ſollte; da er aber nicht kam, wurde das Reichsheer mißmuthig und als es hieß, Zizka ziehe heran, liefen die gemeinen Leute alle davon und ließen ſich durch die vornehmen Herren nicht halten. Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß unter dem gemeinen Kriegsvolk gewühlt worden iſt und daß man demſelben einzubilden gewußt hat, es thue beſſer, ſich mit den Böhmen nicht einzulaſſen. Den Abergläubigen ſcheint man beigebracht zu haben, in den Huſſiten ſtecke der Teufel. Etwas Dämoniſches umgab allerdings die Taboriten und beſonders den alten Zizka. Derſelbe war längſt einäugig und hatte eben noch bei der Erſtürmung der Burg Raby ſein zweites Auge durch einen Pfeilſchuß verloren. Aber er kannte ganz Böhmen, wie ſeine Taſche, und ſah blind beſſer als alle Augen der Kriegsfeldherrn. Deshalb blieb er auf ſeinem Poſten und erfocht jetzt erſt die glänzendſten, ja fabelhaften Siege. Man hat von feindlicher Seite ſeine Perſon ein wenig karrikirt, jedoch bleibt ſoviel gewiß, daß er von kurzer, aber gedrungener Geſtalt war, einen ungewöhnlich großen und zwar einen echt böhmiſchen Rundkopf hatte,

unter seiner Habichtsnase einen gewaltigen Schnurrbart trug und schrecklich genug aussah.

Im August erlitten einige tausend Taboriten, bei denen Zizka nicht war, bei Brür zum erstenmal eine Niederlage durch die Meißner unter Friedrich dem Streitbaren. Im Spätherbst kam endlich auch Sigmund mit 80,000 Ungarn, setzte mitten im Winter dem Zizka scharf zu und schloß ihn sogar bei Kuttenberg ein. Aber Zizka fuhr in der Nacht mit seinen Wagen im Galopp mitten durch den Feind mit solcher Blitzesschnelle, daß ihn niemand aufhalten konnte. Am Neujahrstage 1422 erwartete er den Feind in einer festen Stellung bei Cellin bei sehr heftiger Kälte. Die Ungarn sollten angreifen, wurden aber von einem panischen Schrecken ergriffen und flohen alle davon, obgleich sie von dem berühmten Italiener Pippo angeführt waren. Zizka verfolgte sie und brachte ihnen noch bei Deutschbrod eine schwere Niederlage bei.

Während des Winters zankten wieder die Parteien in Prag. Die Gemäßigten, besonders Zenek von Wartenberg, sahen sich überholt von dem Mönch Johannes von Selau, der den Dictator zu spielen anfing. Nun hatten sie unter der Hand den Großfürsten Witold von Lithauen gewonnen, ihnen seinen Neffen Sigmund, Korybuts Sohn, zum König zu geben, und um diesen Prinzen in Prag einführen zu können, mußte der Mönch weggeschafft werden. Da er Grausamkeiten beging und ganz nach Willkür schaltete, war es nicht schwer, ihn von Rechtswegen verhaften und schnell bei verschlossenen Thüren köpfen zu lassen, am 9. März 1422. Zwar empörte sich das Volk und trug weinend des Mönches blutiges Haupt durch die Straßen, aber diese Aufregung legte sich wieder und am 17. Mai zog der lithauische Prinz in Prag ein. Man nannte ihn Korybut, weil sein wahrer Name Sigmund der des bisherigen Königs und zu verhaßt war. Er besaß Feuer und Geist und man hoffte viel von ihm, daher ein Versuch Bydinkas, des Mönchs Tod zu rächen und Prag durch einen Handstreich zu nehmen, vereitelt wurde. Um gleich etwas zu leisten, belagerte Korybut die noch

nicht eroberte Feste Karlstein, aber vergebens. Obgleich er zuletzt zahlreiche Fässer voll Koth in das von Karl IV. so herrlich erbaute Schloß schleudern ließ und die Besatzung fast verschmachtete, ergab sie sich doch nicht. Dagegen machte der Papst die größten Anstrengungen gegen die Verbindung eines christlichen Prinzen mit den Ketzern und Sigmund kam mit Wladislaw und Witold zusammen, worauf diese Herrn den armen Korybut wieder zurückberiefen, 1423.

Zizka war mit der Wahl Korybuts nicht zufrieden gewesen und sah wohl überhaupt von den Projecten der gemäßigten Partei nicht viel Heil voraus, weshalb er sie bekämpfte. Nach einem glänzenden Siege bei Horic über den Adel zog er es aber vor, nach Mähren zu gehen und dieses Land auszuplündern, wohl nur, um nicht genöthigt zu seyn, der gemäßigten Partei den Garaus zu machen. Denn offenbar hielt ihn ein gesundes Gefühl von der Vernichtung dieser Partei zurück. In Mähren erlitt er eine Niederlage bei Iglau, erfocht aber, von Procop Holy (dem Geschorenen) unterstützt, wieder einen Sieg bei Kremsier. Dieser Procop war ein Priester, der wegen seines Standes nie eine Waffe führte, aber trefflich commandirte, Zizkas bester Schüler. Den Pragern und dem Adel lieferte Zizka sodann wieder bei Kuttenberg eine Schlacht, wobei er seine Streitwagen vom Berge herab unter die Ritter rasseln ließ. Nun entschloß sich Korybut trotz seiner Verwandten, nach Böhmen zurückzukehren und sich wieder an die Spitze der gemäßigten Partei zu stellen. Man empfing ihn mit Jubel und rief ihn gleich als König aus. Zizka belagerte zwar Prag und drohte der Stadt mit dem Untergange, ließ sich aber durch Rokyzanas Beredsamkeit und durch den guten Rath Procops zufrieden stellen. Procop frug, wenn die Böhmen sich selbst aufreiben, wie können sie dem äußern Feinde widerstehen? Zizka stieg aber auf eine Tanne und hielt eine Rede, worin er ausführte, daß wenige, die einig seyen, mehr ausrichteten als viele, die es nicht seyen. Korybut beugte sich vor dem greisen Helden und nannte ihn Vater. Zizka fand Wohlgefallen an ihm und nannte ihn Sohn. Dann wollte Zizka

wieder nach Mähren ziehen, ſtarb aber unterwegs auf einem Acker, der heute noch brach liegt, am 12. October 1424.

Daß er ſeine Haut über eine Trommel habe ziehen laſſen, deren Ton die Huſſiten zum Siege geführt hätte, iſt eine Fabel. Er wurde in Czaslau begraben. Seine in der Kirche daſelbſt aufgehängte ſchwere Eiſenkeule erſchreckte noch nach hundert Jahren den Kaiſer Ferdinand I. Wieder hundert Jahre ſpäter ließ Kaiſer Ferdinand II. ſeine Gebeine ausgraben und unter dem Galgen verſcharren.

6.

Die Schreckenszeit der Huſſiten.

Nach Zizkas Tode übernahm der ſchon genannte Procop Holy, den man auch den großen nannte, den Befehl über die Taboriten, wie es Zizka ſelbſt verlangt hatte. Nur ein Theil der Taboriten ſonderte ſich unter dem Namen der Waiſen (die durch Zizkas Tod vaterlos geworden) unter Precupek oder Procop dem kleinen ab, und die Horebiten blieben, wie ehedem, für ſich unter Kruſſinas Anführung. Meiſt agirte jede dieſer Schaaren allein, in Nothzeiten aber verbanden ſie ſich. Von den gemäßigten Pragern und dem Adel wollten ſie alle nichts wiſſen. Die ſehr exaltirten Waiſen belagerten Prag, weil Rokyzana dort ein Paar ihrer verrückten Prediger hatte gefangen ſetzen laſſen; ſie konnten aber die Stadt nicht einnehmen und der große Procop vermittelte den Frieden, 1425. Noch in demſelben Jahre unternahm der letztere einen Raubzug nach Oeſterreich, hauste dort barbariſch und verbrannte die Stadt Retz.

Das chriſtliche Europa ließ die Huſſiten gewähren. Frankreich und England bekämpften ſich damals auf Tod und Leben. In Deutſchland war alles voller Fehden, ebenſo in Italien. Polen that den Böhmen, wenn es ſie auch nicht unterſtützte, wenigſtens nichts zu Leide. Sigmund reiste hin und her und verſuchte, vom Papſt unterſtützt, neue Kreuzzüge gegen die Ketzer zu betreiben; aber die deutſchen Fürſten fanden ſich auf den ausgeſchriebenen Reichstagen

nicht ein, oder, wenn sie sich einfanden, blieb wieder Sigmund aus, weil ihn Händel in Ungarn und neue Türkeneinfälle hinderten zu kommen. Von einer Begeisterung im christlichen Volk spürte man nichts. Da, wo allein die öffentliche Meinung sich geltend machen konnte, in den größeren Städten, bemerkte man damals ein auffallendes Emporstreben der kleinen Handwerker und Aufstände gegen die Bischöfe, und wenn sich damit auch keine Ketzereien verbanden, so war doch eine gewisse Verwandtschaft mit den demokratischen Tendenzen der Böhmen nicht zu verkennen. Aber auch die Hussiten wagten lange nicht, die Grenzen Böhmens zu überschreiten und angriffsweise gegen Deutschland vorzugehen. Daher einige Jahre der Kampf fast stockte.

Erst als Procop ungestraft in Oesterreich eingebrochen war, glaubte er es auch auf andern Seiten versuchen zu können, theils um Kirchen und Klöster zu zerstören und die Deutschen vor neuen Kreuzzügen abzuschrecken, theils auch, um Beute zu machen. Denn in den Reihen seiner Heiligen stellte sich allmählig eine große Raublust ein, und da sie nicht mehr das Feld bauten, sondern nur noch das Kriegshandwerk trieben, mußten sie sich, was sie brauchten, auf Kosten der friedlichen Bevölkerungen verschaffen. Als sie 1426 die sächsische Grenzstadt Aussig wegnehmen wollten, wehrte sich die Besatzung tapfer und Katharina, Gemahlin Friedrichs des Streitbaren, sammelte rasch ein Heer, um die Stadt zu entsetzen. Friedrich selbst war abwesend auf einem Reichstage. Die Meißner griffen herzhaft an, konnten aber die taboritische Wagenburg nicht erstürmen und ermatteten in der großen Hitze, denn es war der 16. Juni. Da brachen die Taboriten aus den Wagen heraus, zogen die deutschen Ritter mit langen Haken von den Rossen und schlugen alles vor sich nieder. Auf einem Haufen lagen 300 Ritter, unter einem Birnbaum 24 Grafen, die vergebens um ihr Leben gebeten hatten, aber alle mit Dreschflegeln waren erschlagen worden. Die Meißner und Thüringer verloren hier 13,000 Mann und ihre besten Ritter. Darauf fiel auch Aussig, dessen Einwohner alle umgebracht, dessen Häuser verbrannt wurden.

Herzog Albrecht von Oeſterreich fiel im folgenden Jahr mit 40,000 Mann in Mähren ein, ſengte und brennte ohne Erfolg und mußte umkehren, weil der große Procop unterdeß ſchon wieder in Oeſterreich einbrach, des Herzogs Truppen bei Zwettl ſchlug und mit vielem Raube glücklich heimkehrte. Zugleich plünderten die Waiſen die Lauſitz aus und mit den Taboriten gemeinſchaftlich Schleſien, ohne irgend einen ernſten Widerſtand zu finden. Sie brannten Städte und Dörfer nieder, mordeten gräßlich unter den Einwohnern und ſchleppten alle Wagen voll Beute und ungeheure Viehheerden mit ſich nach Böhmen.

In dieſem Jahre 1427 verſuchte Prinz Korybut, da ihn die Heerführer nichts gelten ließen, eine geheime Verbindung mit den Katholiken einzuleiten, aber Rokyzana entdeckte ſeinen Plan und ließ ihn verhaften. Derſelbe jetzt in Prag allgebietende Prieſter verbannte ebenſo die taboritiſchen Prediger, die ſtark in der Abendmahlslehre abwichen, aus der Stadt. Er zuerſt begriff, wie mißlich es ſey, jedem erſten beſten Schwachkopf zu geſtatten, daß er dem Volke predige, nach ſeinen beſchränkten Begriffen die h. Schrift auslege und ſich eine neue Religion zuſchneide. Die Taboriten nahmen ſich ihrer Prediger an und verfolgten die Prager außerhalb ihrer Stadt.

Jetzt erſt predigte Martin V. wieder das Kreuz gegen die Ketzer und ſchickte ſeinen Legaten, den Cardinal Heinrich, einen Engländer, nach Deutſchland, um einen neuen großen Kreuzzug zu betreiben. Nun ſammelte ſich auch wirklich ein großes Heer, wozu diesmal auch Schwaben, die Rheinlande und die Hanſeſtädte Leute ſchickten. Aber dieſes ſehr gemiſchte Reichsheer, ein Conglomerat aus hunderten von kleinen heterogenen Contingenten, war nach der Reichsmatrikel aufgebracht; faſt jeder Reichsſtand beſchwerte ſich, in der Matrikel zu hoch angeſchlagen zu ſeyn und ſchickte daher auch nicht ſeine beſten Leute, ſondern häufig nur des Landes Auswurf, ein zuſammengerafftes Geſindel. Der Plan war, in drei großen Heeren concentriſch gegen Pilſen vorzugehen, ein Heer unter Friedrich dem Streitbaren, das zweite unter Friedrich von Brandenburg, das dritte unter dem Kurfürſten Otto von Trier. Der Streitbare kam zuerſt und

belagerte Mies. Nun hatten ſich aber alle böhmiſchen Parteien vereinigt und den großen Procop zu ihrem alleinigen Feldherrn* geſetzt. Dieſer rückte heran, Friedrich wollte ſich zurückziehen, um ſich mit den beiden andern Kreuzheeren zu vereinigen, aber ſeine Truppen riſſen aus und ſtoben in paniſchem Schrecken aus einander. Procop ſchickte ihnen ſeine ſchnellen Reiter nach und dieſe hieben viele tauſend Flüchtlinge nieder, am 21. Juli 1427. Als die Verſprengten auf die beiden andern Kreuzheere trafen, theilten ſie denſelben ihren Schrecken mit und nun flohen auch dieſe ohne Schwertſtreich, zur Verzweiflung des Cardinal Legaten. Gleichzeitig war ein ſchleſiſches Heer von Norden her in Böhmen eingerückt und wollte auch Herzog Albrecht mit einem öſterreichiſchen von Süden her einfallen, jetzt aber zogen ſie ſich wieder zurück und die große combinirte Anſtrengung war abermals umſonſt gemacht. Ein Verſuch des Herrn Hinko von Waldſtein, Korybut zu befreien, mißlang und Hinko kam dabei ums Leben.

Sigmund ſelbſt wurde damals ſchwer von den Türken bedrängt und konnte ſich nach Böhmen gar nicht umſehen. Sultan Murad II. ſchlug ihn und die Ungarn in einer großen Schlacht bei Golubaz, im Mai 1428. In ſeiner Noth machte Sigmund einen Verſuch, den deutſchen Orden von der Oſtſee an die untere Donau zu verpflanzen, wo er beſſere Gelegenheit hätte, die wirklich gefährlichen Ungläubigen zu bekämpfen, begreiflicherweiſe aber ohne Erfolg, denn die Ordensritter hatten nicht Luſt, ihre fetten Güter zu verlaſſen.

Am Neujahr 1428 hielten die Prediger der verſchiedenen huſſitiſchen Parteien ein Religionsgeſpräch zu Beraun. Die Prager wollten den eben von allen Parteien gemeinſchaftlich erfochtenen Sieg benutzen, um eine Ausſöhnung mit der übrigen Chriſtenheit anzubahnen, weil ſie hofften, die Beſiegten würden jetzt eher zu Zugeſtändniſſen geneigt ſeyn. Um aber die Verſöhnung möglich zu machen, näherten ſie ſich in ihren Grundſätzen ſo viel als thunlich der alten Kirche, von der ſie eigentlich nur der Kelch unterſchied. Sie wollten einen Prieſterſtand als ſolchen erhalten, während die Taboriten und Waiſen nichts mehr von Prieſtern wiſſen wollten und jedem Laien

das Recht zuerkannten, Meſſe zu leſen und zu predigen, wie ihn der Geiſt treibe. Man wurde nicht einig und konnte unmöglich einig werden, denn wo keine Autorität mehr iſt, halten gerade beſchränkte Köpfe die ihrige allein für maaßgebend. Procop der Große unterbrach lieber die nutzloſen Verhandlungen, um den kriegeriſchen Geiſt der Brüder zu nähren, und unternahm neue Raubzüge. Die Waiſen, welche vorauszogen, erlitten kleine Niederlagen in Mähren und in Schleſien, wurden jedoch beidemal durch den großen Procop gerettet, der hinter ihnen kam. Das Niederbrennen aller Städte, der reichen Klöſter, der Burgen und Dörfer in Schleſien wurde diesmal noch viel ſyſtematiſcher durchgeführt als das erſtemal und die Noth des Landes war grenzenlos. Eine huſſitiſche Beſatzung blieb in der feſten Stadt Nimptſch zurück. Am 27. December lieferte ihnen Herzog Johann von Münſterberg eine blutige Schlacht bei Wilsdorf, kam aber darin ums Leben. Andere huſſitiſche Heerhaufen plünderten in Bayern, Ungarn und Oeſterreich und nur die Donau vor Wien hielt ſie auf. Das alles im J. 1428.

In dieſem Winter gab ſich einer der vornehmſten Böhmen von Adel, Meinhard von Neuhaus, viele Mühe, eine Verſtändigung zwiſchen dem großen Procop und König Sigmund herbeizuführen. Alle vernünftigen Huſſiten ſahen ein, daß man doch am Ende zum Frieden zurückkehren müſſe und denſelben von Kaiſer und Reich unter keinen günſtigeren Bedingungen erlangen könne, als gerade jetzt. Die Prager und Taboriten, oder Rokyzana und der große Procop vereinigten ſich mit dem Adel und ſchickten Unterhändler, an deren Spitze Procop ſelber ſtand, zu König Sigmund nach Preßburg. Der König war ſehr geneigt, wenn man ihn in Böhmen nur wieder als Herrn anerkennen wolle, den Procop zu ſeinem Statthalter zu machen. Aber die Waiſen, an welche ſich in dieſem Falle auch viele Taboriten anſchloſſen, wollten keinen König, ſondern hielten feſt an ihrer Demokratie. So zerſchlugen ſich die Unterhandlungen und die wilden Raubzüge begannen aufs neue. Die Taboriten und Waiſen unter beiden Procopen wälzten ſich auch wieder im J. 1429 über die Grenze und zwar diesmal nach Meißen der Elbe entlang. Sie

ſengten und brennten bis nach Magdeburg. Kein Heer ſtand gegen ſie im Felde und nur die größeren Städte hielten ſie durch ihre Mauern auf. Mit größter Tapferkeit ſchlugen die Bürger von Bautzen alle ihre Stürme ab.

Da ſich nun die ganze Chriſtenheit paſſiv verhielt, wurden die huſſitiſchen Kriegsheere immer übermüthiger. Am Neujahrstage 1430 verſammelte ſich auf dem weißen Berge bei Prag eine außergewöhnlich große Volksmenge und ließ ſich in Rotten abtheilen, welche neue Namen erhielten und einen ganz andern Charakter beurkundeten, wie ihn die rigoriſtiſchen Kriegsſchaaren Zizkas kundgegeben hatten, als ſie noch nicht nach Beute auszogen, ſondern nur als arme Streiter Gottes die Laſter in der Welt ausrotten wollten. Durch die Ausſicht auf Beute gelockt miſchten ſich unter die alten böhmiſchen Streiter eine Menge Leute, denen es nicht mehr um die Religion zu thun war, auch Ausländer, beſonders Polen und Deutſche, ein verworfenes Geſindel, welches die beiden Procope wohl nur deshalb aufnahmen, weil die Reihen ihrer alten Helden ſchon gelichtet waren. Früher hatte man unter den Rotten der Huſſiten die Wagenlenker, die Dreſchflegler, die Lanzen- und Hakenträger, die Schleuderer, die Armbruſtſchützen ꝛc. nach ihren Waffen unterſchieden. Die neuen Rotten erhielten dagegen die Witznamen: Kneiſſler, Sammler, Hütchen, Vettern, die Wolfsrotte, die Hoſenmännlein ꝛc. Dieſe Räuberbanden, 50,000 Mann zu Fuß und 20,000 zu Pferde mit 3000 Wagen brachen nun unter dem großen Procop abermals in Meißen ein und brachten den Meißner Truppen unter Johann von Polanz und deren brandenburgiſchen Hülfstruppen eine blutige Niederlage bei Grimma bei. Ein Heer aus Niederſachſen, welches den Meißnern helfen ſollte, kehrte muthlos wieder um und die Huſſiten verheerten das Oſterland und Voigtland, verbrannten Altenburg, Plauen ꝛc. Dann brachen ſie durch den Thüringerwald und das Fichtelgebirge, verheerten das Coburgiſche Land und verbrannten Hof, Culmbach, Baireut. Niemand leiſtete Widerſtand. Die Stadt Nürnberg, die fränkiſchen Reichsſtände kauften ſich durch Brandſchatzungen los, die ſie den Huſſiten zahlten. Andere huſſitiſche Schaaren plünderten in

Bayern und man hat berechnet, daß ſie in dieſem einzigen Jahre rings um Böhmen her über hundert Städte und feſte Burgen und 1400 Dörfer niederbrannten. Nur in Ungarn wurde einer von Welko geführten huſſitiſchen Schaar durch den tapfern Stibor muthig widerſtanden und obgleich die Huſſiten auch hier ſiegten, verloren ſie doch 2000 Todte und unter ihnen den Anführer.

Im Anfang des Jahres 1431 ſtarb Papſt Martin V. Man hat ihn mit Recht beſchuldigt, der Kirche in dieſer Nothzeit nicht würdig und kraftvoll genug vorgeſtanden zu haben. Als ein Colonna begünſtigte er ſeine Familie in Rom und häufte große Schätze zuſammen. Wie hätte er uneigennützig eine ſittliche Reform bewirken oder nur wollen können? Sein Nachfolger Eugen IV. wurde als ein Gegner der Colonna gewählt, war ein nicht weniger engherziger Italiener und hatte nur den richtigen Inſtinct, das traditionelle Anſehen des h. Stuhles oder die monarchiſche Spitze der Kirche dem Andrängen conſtitutioneller, wie demokratiſcher Gewalten von unten nicht preisgeben zu wollen. Als Oberhirt der Kirche hielt er es ſogleich für Pflicht, die huſſitiſchen Wölfe auszutilgen, die unter ſeiner Heerde wütheten. Er ließ alſo eine neue Kreuzbulle ausgehen und beauftragte den Cardinallegaten Julian, auf dem gleichzeitig nach Nürnberg ausgeſchriebenen Reichstage einen neuen Kreuzzug gegen Böhmen einzuleiten. Auch König Sigmund kam nach Nürnberg. Mittelſt der Huſſitenſteuer oder des gemeinen Pfennigs, wie man dieſe erſte deutſche Reichsſteuer nannte, brachte man Geld und auch wieder ein Reichsheer von 130,000 Mann zuſammen, welches Kurfürſt Friedrich von Brandenburg anführen ſollte. In der ſchönen Sebalduskirche zu Nürnberg überreichte ihm der Legat eine vom Papſte geweihte Fahne. Allein auch dieſer ausgezeichnetſte unter den damaligen deutſchen Fürſten ſollte nur ſchmähliche Demüthigungen erleben. Als ſein Heer in Böhmen einzog, legte daſſelbe in wenigen Tagen 200 böhmiſche Dörfer in Aſche. Wollte oder konnte er dieſe Barbarei nicht verhindern? Am 14. Auguſt 1431 zog Procop mit den Huſſiten gegen Thauß heran, welches die Deutſchen eben belagerten, und ſo wie die Fahnen der Huſſiten nur von fern am Ho-

rizonte geſehen wurden, riß das ganze deutſche Reichsheer wieder aus und eilte in wildeſter Flucht davon. Procop ließ ihm durch ſeine Reiterei ſogleich nachſetzen und 11,000 Deutſche, die eingeholt wurden, niederhauen. Das ganze Lager mit 150 Kanonen fiel den Huſſiten in die Hände. Vergebens ſuchte der Legat die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Er ſelbſt konnte kaum ſein Leben retten und ſein Cardinalshut ſammt der Kreuzbulle wurden den Huſſiten zur Beute.

Die Aufregung in Deutſchland war keine geringe. Man warf den Fürſten ihren Egoismus, ihre zurückhaltende Politik, ihre Uneinigkeit und ihren Verrath vor. Der Reichsadel erbot ſich als Ritterſtand allein die Ketzer zu bekämpfen unter der Bedingung, daß kein Fürſt mitziehen dürfe. Man hatte damals den Bayern vorgeworfen, ſie ſeyen zu ſäumig oder feige und hülfen nicht genug mit. Aus Ehrgeiz rüſteten ſie ſich nun und zogen gegen die Huſſiten zu Felde, als ihnen aber das huſſitiſche Heer bei Taucha entgegentrat, flohen auch ſie davon. Im J. 1432 unternahm der große Procop einen Raubzug der Oder entlang, verbrannte wieder Städte und Klöſter, konnte aber Frankfurt an der Oder nicht einnehmen. Dann zog er mit den Waiſen nach Ungarn, überwarf ſich aber mit ihnen wegen ſtrittiger Theilung der Beute und verließ ſie, worauf ſie in einem zehntägigen Kampf im Nov[illegible]ber ſchwere Verluſte erlitten.

7.

Das Concilium in Baſel.

Noch in den letzten Tagen Martins V. war dieſer Papſt durch ſeine Cardinäle und geheime Drohungen bewogen worden, ein neues großes Concil zu berufen, um mit Hülfe aller chriſtlichen Mächte der Ketzerei in Böhmen ein Ende zu machen, wie das Concil in Conſtanz das Schisma beendigt hatte. Er ernannte am 11. Jan. 1431 den Cardinal Julian im Voraus zum Vorſitzenden des künftigen Concils, welches in Baſel eröffnet werden ſollte und ſchickte ihn auf den Reichstag, der damals in Nürnberg abgehalten wurde.

Von hier aus begleitete Julian den Kreuzzug nach Böhmen, dessen Mißlingen das Concil um so nöthiger erscheinen ließ. Das wurde in ganz Europa begriffen und zahlreich fanden sich die Bischöfe und weltlichen Gesandten in Basel ein.

Das Concil wurde am 23. Juli eröffnet, doch konnte die erste geschäftliche Sitzung unter dem Vorsitz des Cardinal Julian erst am 14. Dezember Statt finden. Das Programm desselben war: Ausrottung der Ketzerei, Herstellung des Friedens unter den christlichen Staaten und die Kirchenreformation. Mittlerweile war aber Martin V. gestorben und sein Nachfolger Eugen IV. erkannte das Concil nicht an, weil es Miene machte, sich gleich dem in Constanz über den Papst zu stellen. Das gab aufs neue häßliche Verwicklungen, welche zu lösen der alte König Sigmund selbst nach Italien ging, zugleich in der Absicht, sich endlich noch zum Kaiser krönen zu lassen und dadurch sein gesunkenes Ansehen wieder zu erhöhen. Er wurde in Ober- und Mittelitalien aufgehalten, worauf wir in der Darstellung der italienischen Geschichte zurückkommen werden, blieb jedoch fest auf seinem Entschluß, den Papst zur Anerkennung des Concils zu nöthigen, und das letztere leistete ihm muthigen Beistand, denn es citirte den Papst förmlich nach Basel und leitete, da er nicht erschien, einen Prozeß gegen ihn ein. Eugen erklärte dagegen durch eine Bulle vom 16. Februar 1433 das Concil für aufgelöst. Weit entfernt, sich aufzulösen, nahm es seine Stellung offen über dem Papst und charakterisirte denselben nur als seinen ersten, und ihm, dem Concil, verantwortlichen Beamten. Wollte nun Eugen nicht auch von Sigmund verlassen werden, mußte er sich bequemen, ihn schon am 31. Mai in üblicher Weise zum Kaiser zu krönen, wogegen ihm Sigmund versprach, nur ihn allein als Papst anzuerkennen und zwischen ihm und dem Concil zu vermitteln. Sofort that Eugen auch diesem einen Schritt entgegen, annullirte den 1. August die Auflösungsbulle und erkannte das Concil an.

Zur Charakteristik Sigmunds sey hier nur noch bemerkt, daß er trotz seiner Jahre immer noch den galanten Jüngling spielte und sich lange Zeit in Siena mit Liebesabenteuern aufhielt. Sein jun-

ger Kanzler, Kaſpar Schlick, der damals ſchon und ſpäter eine große Rolle als Diplomat ſpielte, beſtand in Siena ebenfalls ein ſeltenes Abenteuer, welches Aeneas Sylvius, der nachherige Papſt, in einem anziehend geſchriebenen und für die Sittengeſchichte der Zeit ſehr intereſſanten Roman verewigt hat. Welthiſtoriſch bedeutſam iſt dabei aber hauptſächlich, daß in jenen ſchrecklichen Zeiten, in denen alles nach einer ſittlichen Reform des Klerus verlangte, italieniſcher Leichtſinn einem lüſternen Romanſchreiber das Beſteigen des Stuhles Petri noch ermöglichen konnte.

Unterdeß hatte ſich das Concil bereits mit der böhmiſchen Frage beſchäftigt, ein väterliches Mahnſchreiben an die Böhmen erlaſſen und dieſelben nach Baſel eingeladen, um mit ihnen zu verhandeln. Die Prager und der Adel gingen gern darauf ein und diesmal auch die Waiſen, weil ſie ſehr geſchwächt und gegen die Taboriten erbittert waren. Der große Procop als Führer der letzteren, war zwar nicht ganz abgeneigt, ſich mit dem Concil einzulaſſen, hoffte aber wenig von einem ſolchen Schritt und beantwortete das Schreiben des Concils im Namen ſeiner Partei mit einem denkwürdigen Manifeſt, das überall in Böhmen und Deutſchland und in Baſel ſelbſt verbreitet wurde. Er ſtellte ſich darin im Namen Jeſu über das Concil und ſagte demſelben: ihr entweiht den Gottesdienſt durch eure Laſter, wir haben ihn geläutert von euren Laſtern. Wollt ihr, daß es beſſer werde mit der Chriſtenheit, ſo verjagt eure ſchlechten Prieſter, dann werdet ihr gute haben! Der Sinn des ganzen Manifeſtes war: eure Sünden haben die Kirche krank gemacht, wir ſind eine bittere Arznei, aber wenn ihr die Sünden meidet, wird die Urſache der Krankheit und mithin dieſe ſelber künftig wegfallen. Im Frühjahr 1432 verſöhnten ſich übrigens die Taboriten förmlich mit den Waiſen und mit den Pragern und zu dieſem Einverſtändniß hat ohne Zweifel die unkluge Bulle, durch welche Eugen damals gerade das Concil auflöſen wollte, mitgewirkt. Die Böhmen ſahen die alte Kirche uneins und hielten für klug, nun ihrerſeits um ſo einiger zu ſeyn.

In dieſer gefährlichen Zeit ſandte der Vorſitzende des Concils,

Julian, ein Schreiben an Eugen, welches nicht minder denkwürdig iſt, als das Manifeſt Procops. Der Cardinal ſagt darin: „Wenn ſich die Kirche durch das Concil nicht offen ausſpricht gegen die böhmiſchen Ketzer und ihren Glauben muthig, frei und vor aller Welt vertheidigt, ſo wird man glauben, es laufe den Huſſiten davon, wie die blöden Deutſchen bei Thauß. Die Huſſiten aber werden ſagen: man will uns nicht hören, weil man uns nicht widerlegen kann, und das wird Glauben finden bei den Völkern, die da erwarten, daß die Kirche rede. Noch wichtiger aber iſt, daß die Völker überall eine Reform des Klerus erwarten und dieſelbe allein vom Concil hoffen. Wird ihnen dieſe Hoffnung vereitelt, ſo werden die Laien den Huſſiten Recht geben, vereint über uns Prieſter herfallen und damit ein gottgefälliges Werk zu thun glauben.“ Eugen ließ ſich durch dieſes Schreiben nicht einſchüchtern, weshalb Julian das Präſidium niederlegte; als ſich aber Eugen nicht lange darauf eines beſſern beſann, übernahm auch Julian wieder den Vorſitz.

Bereits im April 1432 ging eine große Deputation des Concils nach Eger ab, um vorläufig mit den Böhmen über die Beſtätigung des Concils von ihrer Seite zu verhandeln. Bei dieſer Deputation befand ſich der intelligente Mönch Johann von Geilhauſen aus dem ſchwäbiſchen Kloſter Maulbronn und der als Schriftſteller bekannte Johann Nider, von weltlicher Seite Herzog Johann von Bayern, Markgraf Friedrich von Brandenburg und viele andere edle Herren. Sie wurden von den Böhmen ſehr artig aufgenommen und man einte ſich über alle Punkte des Geleites und der unbedingten Freiheit, deren die böhmiſchen Abgeordneten auf der Reiſe nach Baſel, dort ſelbſt und zurück genießen ſollten. Aber zu einer Waffenruhe während der Verhandlungen am Concil verſtanden ſich die Böhmen nicht, ſondern machten im Sommer deſſelben Jahres wieder einen verheerenden Einfall in Schleſien und eine große Schaar von ihnen, angeführt von Johann Capek, zog den Polen zu Hülfe gegen den deutſchen Orden. Durch die Verbindung, welche die Böhmen gerade jetzt mit Wladislaw von Polen eingingen, deckten ſie ſich auf alle Fälle den Rücken und ſchreckten die ohnehin eingeſchüchterten

Deutſchen mit dem Geſpenſt des Panſlavismus ab. Im Herbſt machten ſie auch wieder einen Raubzug nach Oeſterreich.

Alle dieſe böhmiſchen Grobheiten erwiderte das arme Deutſchland damals mit kriechender Höflichkeit. Als die Böhmen zwei Boten verſuchsweiſe nach Baſel vorausſandten, wurden dieſelben überall unterwegs wie Fürſten empfangen und geleitet. In Biberach wagte es ein deutſcher Bürger, ſie Ketzer zu ſchelten, wurde aber ſogleich eingethürmt. Ebenſo ſchmeichelte man ihnen in Baſel und als ſie nach Prag zurückkehrten, meinten ſie, die Zeiten, in denen man Johann Huß verbrannt habe, ſeyen nicht mehr. Alſo ordneten die Böhmen um Weihnachten 1432 die Geſandtſchaft ab, während das Concil dieſelbe aufs geſpannteſte erwartete und ſtrengen Befehl ertheilte, ſo lange die Böhmen in Baſel ſeyn würden, ſolle bei ſchwerer Strafe kein unehrbares Frauenzimmer ſich in den Straßen blicken laſſen und Würfelſpiel, Muſik und Tanz verboten ſeyn. Die Geſandtſchaft beſtand aus 15 Edeln, Prager Bürgern und Predigern, unter denen die vornehmſten Procop der Große, Johann Rokyzana, der Engländer Peter Payne und Biscupek. Ueberall unterwegs wurden ſie ehrenvoll empfangen und geleitet. In Baſel ſelbſt umarmte Cardinal Julian den großen Procop und hörte das Concil geduldig die heftigen Reden der Böhmen an. Aber eine Vereinbarung in den Principien war unmöglich. Nach zweimonatlichen Debatten ſtand man auf dem alten Fleck. Nur das Bedürfniß eines Compromiſſes, eines Waffenſtillſtands, welches überhaupt die Geſandtſchaft veranlaßt hatte, führte auch zu dem Ergebniß, daß eine Geſandtſchaft des Concils nach Prag gehen und dort mit den weltlichen und geiſtlichen Vorſtehern des böhmiſchen Volks die Punkte vereinbaren ſollte, welche ſchon in Baſel feſtzuſtellen und zu unterzeichnen, die böhmiſche Geſandtſchaft noch keine Vollmacht beſaß.

Die Geſandten des Concils, Johann von Palomor an ihrer Spitze, kamen ſchon im Anfang des Juni nach Prag und wurden hier ehrenvoll empfangen. Herr Meinhard von Neuhaus unterſtützte ſie in aller Weiſe und bemühte ſich mit Rokyzana aufs eifrigſte, einen Vertrag zu Stande zu bringen, denn das war die einzige

Bedingung, unter welcher die gemäßigte Partei in Böhmen wieder aufkommen und der abscheulichen Räuberei ein Ende gemacht werden konnte. Das Ergebniß der Berathungen waren endlich die s. g. Prager Compactaten, am 30. November 1433. Darin wurden die älteren vier Prager Artikel in der Art modificirt, daß 1) das Abendmahl unter beiderlei, aber auch unter einerlei Gestalt geduldet werden solle, daß 2) zwar frei, aber nur von verordneten Priestern gepredigt werden dürfe, daß 3) die Geistlichkeit zwar keine Güter besitzen, aber doch verwalten dürfe, und daß 4) die Sünden zwar ausgerottet werden sollten, aber nur von der gesetzlichen Obrigkeit. Als die Hussiten diese zweideutigen Artikel annahmen, wurden sie vom Concil „die ersten Söhne der Kirche" genannt. So grob täuschte man sich und andere noch und so tief beugte man sich noch vor den Schreckensmännern.

8.

Ende der Hussitenkriege.

Procop der Große war eine zu gerade Natur, als daß ihm unter den schlangenartigen Windungen jener Compactatenverhandlung nicht übel geworden wäre. Er verließ noch während der Sitzungen Prag und zog mit seinen Taboriten zu Felde, um abermals die Nachbarländer zu verheeren. Schon im Frühjahr waren 20,000 Taboriten wieder in Ungarn eingefallen, hatten das Zipserland verheert und Kremnitz verbrannt. Zu derselben Zeit machte Capek mit den Waisen seinen Feldzug in Preußen, verbrannte auch hier Städte und Dörfer des Ordenslandes, konnte aber Danzig nicht erobern. Aus Zorn zerstörte er das prachtvolle Kloster Oliva. Dann füllten die Waisen ihre Krüge mit Wasser aus der Ostsee und zogen sengend und brennend wieder heim. Jetzt vereinigte der große Procop die Taboriten und Waisen und zog mit ihnen vor die Stadt Pilsen, welche sich damals wieder für die alte Kirche erklärt hatte. Die Einwohner vertheidigten sich gut und Meinhard von Neuhaus führte ihnen mit-

ten durch die Feinde Proviant zu. Ein Haufen Taboriten, der in Bayern fouragirte, wurde faſt vernichtet. Dieſes Mißgeſchick machte die Taboriten und Waiſen im Lager vor Pilſen mißvergnügt und wieder uneinig. Einer ſchob dem andern die Schuld zu und der große Procop wurde getadelt, weil er nichts vorwärts brachte und der gewohnte Sieg ihn zu verlaſſen ſchien. Der Gehorſam löste ſich auf und ein roher Geſell ſchlug dem Feldherrn einen Stuhl ins Geſicht, daß ihn das Blut überſtrömte. Die Wunde war ſchlimm genug, daß Procop das Lager verlaſſen mußte, um ſich in Prag heilen zu laſſen. Man begreift den ſonſt ſo klugen Mann nicht recht. Er hätte entweder etwas den Zwecken ſeiner Partei Nützlicheres, als die Belagerung von Pilſen, unternehmen, oder wenn er die Volksſache verloren glaubte, wenigſtens für ſeine Perſon der Anarchie ausweichen ſollen. Wie er handelte, rief er erſt die Anarchie hervor. Im Lager trat Capek an ſeine Stelle.

Die gemäßigte Partei gewann ſeit dem Abſchluß der Compactaten in demſelben Maße mehr Sicherheit, als die eraltirte Partei die ihrige verlor. Der Widerwille gegen die anmaßenden, unerträglich frech gewordenen Räuberbanden war beim Adel und Bürgerſtande um ſo größer, als ſich ſo vieles fremde, nicht böhmiſche Volk darunter befand. Der Adel und die Prager wählten Herrn Ales von Rieſenburg zum böhmiſchen Reichsverweſer und ſchloſſen einen bewaffneten Bund, deſſen Seele Neuhaus war, zur Herſtellung des Friedens. Die Bürger der Neuſtadt Prag, die mehr den Taboriten anhingen, wurden von der Altſtadt aufgefordert, ſich dem Bunde anzuſchließen, und als ſie nicht wollten, trotz des Zuzuges, den ihnen die Taboriten von außen her leiſteten, in einem Straßenkampf theils unterworfen, theils verjagt, am 6. Mai 1434. Jetzt ſchloß ſich der große Procop den Taboriten wieder an und vereinigte ſich mit Capek, um Rache an den Pragern zu nehmen. Aber dieſe und der Adel waren hinlänglich gerüſtet und Neuhaus führte ihr Heer dem des Procop entgegen. Indem ſie ſich am 30. Mai bei Lipan trafen, ſchwankte lange der Sieg, bis Neuhaus durch eine verſtellte Flucht die Taboriten aus ihrer ſicheren Wagenburg heraus und ſo weit hinweg lockte, daß ſeine Reiterei ſie von der Wagenburg

völlig abſchneiden konnte. Nun ſchlugen ſie zwar furchtbar um ſich, hatten aber keinen Rückhalt mehr und wurden nach einem gräßlichen Blutvergießen endlich überwältigt. Hier fielen 13,000 Taboriten und mit ihnen die beiden Procope. Der eigentliche alte Kern des huſſitiſchen Kriegsheeres war vernichtet. Capek kam mit dem Leben davon, wurde aber des Verrathes beſchuldigt. 700 Taboriten wurden gefangen, in Scheuern eingeſperrt und verbrannt, denn Neuhaus wollte die unverbeſſerliche Race ganz ausrotten. Aeneas Sylvius ſagt, es ſeyen einige tauſende geweſen. Er beſchreibt dieſe huſſitiſchen Krieger als „ſchwarze, von Sonne und Wind gebräunte Leute, furchtbaren Ausſehens, die, gewöhnt im Lager bei Feuer und Rauch zu leben, Adleraugen, ungekämmte Haare, verwahrloſte Bärte, eine hohe Geſtalt, haarige Glieder und eine ſo harte Haut hatten, daß das Schwert von ihr wie von einem Panzer abſprang.“

Nach der Schlacht bei Lipan bequemten ſich die geſchlagenen Parteien, ſich dem Frieden zu fügen, der von nun an auch den Katholiken gewährt war und dem langen Blutvergießen in Böhmen ein Ende machen ſollte. Kaiſer Sigmund kam nach Regensburg, empfing hier eine böhmiſche und mähriſche Geſandtſchaft und legte derſelben ans Herz, man ſolle ihn nun wieder als König anerkennen. Das ging indeß nicht ſo raſch, denn man war vorſichtig gegen ihn. Erſt im Sommer 1436, nachdem er zu Iglau die Compactaten beſchworen hatte, erlaubte man ihm, nach Prag zu kommen. Ebenſo vorſichtig waren die Böhmen gegen den Legaten Philibert, dem die Reaction nicht raſch genug voran ſchritt. Man bedeutete ihn, ſich zu mäßigen, und der Adel behielt einſtweilen die Kirchengüter als Unterpfand, falls etwa das Concil den Böhmen die Treue brechen wolle. Am 23. Auguſt hielt Sigmund endlich ſeinen Einzug in Prag, wurde wieder als König anerkannt und benahm ſich äußerſt gütevoll und verſöhnlich. Das alles war das Werk der beſonnenen Partei des Adels und der Bürger, an deren Spitze Rokyzana und Meinhard von Neuhaus alle geiſtlichen und weltlichen Dinge in Böhmen leiteten.

Der Frieden war indeß nur trüglich. Sigmund führte für ſich

und seinen nächsten Anhang den rein katholischen Gottesdienst in Prag wieder ein und überwarf sich mit Rokyzana, der Erzbischof in Prag geworden war. Auch unter den Taboriten wollten sich die wildesten nicht in den Frieden schicken. Rohac, ein hussitischer Edelmann, nannte seine Burg Sion und verkündete, von hier solle die Freiheit und die Wahrheit ausgehen. Mit diesem Spätling der Revolution war man aber bald fertig; ebenso mit Koczka, einem alten Taboritenhauptmann, der noch einmal die Fahne erhob und tapfer kämpfend fiel. Da der Kaiser schon in hohen Jahren war und sein Eidam, der Oesterreicher Albrecht, zu eifrig an der alten Kirche hing, als daß die Böhmen ihm geneigt gewesen wären, dachten sie darauf, wie sie die Thronfolge des letzteren verhindern könnten, und es bildete sich schon wieder eine polnische Partei, welche nach Sigmunds Tode die böhmische Krone an Wladislaw bringen wollte. Die Königin Barbara war mit im Complott, allein Sigmund kam dahinter und ließ seine Gemahlin schon wieder gefangen setzen. Bald darauf führte er sie mit sich aus Böhmen hinweg, starb aber unterwegs in Znaim, am 9. December 1437. Der Barbara nahm sich nachher Wladislaw von Polen an und sie starb unbeachtet.

Nicht lange nach Sigmunds Tode nahm auch das Concilium in Basel ein Ende. Nachdem die böhmische Sache erledigt war, hätten die dort versammelten Väter das Reformationswerk zum Heile der gesammten abendländischen Christenheit vornehmen sollen, wie ihnen der große Procop wiederholt warnend gerathen hatte. Das Concil schärfte nur einige alte Verordnungen wieder ein, z. B. daß die Priester keine Concubinen halten sollten. Papst Eugen IV. meinte, nun die böhmische Frage erledigt sey, bedürfe es des Concils nicht mehr, wenigstens nicht mehr in Basel, es solle also zu ihm nach Italien kommen, was um so nöthiger sey, als die von den Türken bedrängte griechische Kirche sich jetzt wirklich mit der römischen uniren wolle, die griechischen Bischöfe aber nicht den weiten Weg nach Basel machen könnten. Ein Theil der Väter in Basel stimmte dieser Ansicht bei, um sich nicht länger an die Reformation erinnern lassen zu müssen. Ein anderer Theil wollte jedoch nicht unter die Herrschaft des Papstes zurückkehren, sondern verlangte, er solle sich dem Concile fügen. Als darüber ent-

ſchieden wurde, faßten die beiden Parteien widerſprechende Beſchlüſſe und verkündeten ſie zu gleicher Zeit und in derſelben Kirche, ſo daß nunmehr ein Schisma in das Concilium ſelbſt kam, am 7. Mai 1482. Der Papſt machte ſogleich davon Gebrauch und eröffnete ein neues Concil in Ferrara, wohin ſein Anhang von Baſel abging. Er ſetzte daſſelbe nachher zu Florenz fort, wo der byzantiniſche Kaiſer Johannes Paläologus 1439 die Union der griechiſchen und römiſchen Kirche zugab, die aber von den griechiſchen Biſchöfen wieder verworfen wurde. Das Rumpfconcil in Baſel aber blieb beiſammen unter dem Vorſitz des Erzbiſchof Aleman von Arles, ſetzte den Papſt 1439 förmlich ab und wählte den Herzog Amadeus von Savoyen als neuen Papſt unter dem Namen Felix V. Dieſes neue Schisma bewegte aber die Welt nicht ſehr und dauerte auch nicht lange. Nach Eugens Tode 1447 überließ Felix deſſen Nachfolger Nicolaus V. die Tiare allein und wurde wieder Cardinal, das Concil aber, welches ſich längſt überlebt hatte und ſeine letzten Sitzungen in Lauſanne hielt, löste ſich ruhmlos auf.

Die größte Frage der Zeit war durch die Concilien von Conſtanz und Baſel nicht befriedigend entſchieden worden und Procop hatte ganz recht, wenn er den Biſchöfen ſagte: Nicht nur Böhmen brauche eine Reformation, ſondern auch die ganze übrige Chriſtenheit, und ſie würde durchgeführt werden, wenn nicht durch die Prieſter, dann zum Verderben der Prieſter um ſo gewiſſer von den Laien. Alles drehte ſich dabei um den weltlichen Fürſtenſtand und den großen Länderbeſitz der Biſchöfe und Aebte. Eine ſittliche Reform des geſammten Klerus wäre gar nicht gefordert worden und gar nicht nöthig geweſen, wenn es ſich blos von armen und demüthigen Prieſtern gehandelt hätte, wie die Mehrheit unter den Pfarrern und Mönchen immer war. Die wirklich himmelſchreienden Laſter haſteten nur dem höheren Klerus an und drangen in den niederen nur durch Fahrläſſigkeit und Verführung von oben her ein. Aber kein Papſt und kein Concil wäre fähig geweſen, den Gedanken der Säculariſation zu faſſen und geltend zu machen. Die Fürſtengewalt und der große Territorialbeſitz der Biſchöfe ſtanden auf dem Rechtsboden des Reiches feſt, waren von den Kaiſern im wohlverſtandenen Intereſſe des Reichs wie der Kirche

begründet worden, hatten in ſchweren Zeiten dem Episcopat allein diejenige Kraft verliehen, durch die er im Stande geweſen war, des Reiches Einheit zu behaupten und den Trennungsgelüſten der Laienfürſten entgegen zu treten. Das alles war noch in zu friſchem Andenken, das Recht der geiſtlichen Fürſten erſt wieder durch die goldene Bulle gewährleiſtet. Die Säculariſation als die Grundbedingung der Reformation konnte noch nicht damals, ſondern erſt viel ſpäter und auch nicht in Folge freier Uebereinkunft, ſondern nur durch eine gewaltſame Revolution vollzogen werden.

Die Huſſitenzeit war das Vorbild aller ſpätern großen europäiſchen Revolutionen und das gewährt ihr ein hohes welthiſtoriſches Intereſſe. Wir werden ſehen, wie ſich in der deutſchen Reformation, in der engliſchen und franzöſiſchen Revolution dieſelben Gruppen von Conſervativen, Liberalen, Radikalen unterſcheiden, wie unter den Böhmen zur Huſſitenzeit, und wie auch dieſelben großen Täuſchungen ſich wiederholten. Die Nutzanwendung iſt: man war berechtigt, den Mißbrauch einer guten Sache zu rügen, die Mißbrauchenden zu verdammen, den Mißbrauch zu beſeitigen; aber man kam nicht zum Ziele, weil man die gute Sache ſelbſt mit ihrem Mißbrauch verwechſelte und weil, ſobald einmal die alte Autorität verſchwunden war, jeder Unberufene ſeine ſchwache und oft alberne Meinung zur höchſten Autorität erheben wollte.

Drittes Buch.

Neues Aufkommen der Habsburger.

1.

Das Wiener Concordat.

Mit Kaiser Sigmund starb das luxemburgische Geschlecht aus und der längst getroffenen Verabredung gemäß trat der Gemahl seiner Tochter Elisabeth, Albrecht von Oesterreich, das reiche Erbe (Ungarns, Böhmens, Mährens, Schlesiens und der Lausitz) an. Ein ungeheurer Erwerb durch eine bloße Heirath. Daher das Sprichwort: tu felix Austria nube! Da es keinen mächtigeren Fürsten im Reiche gab, wurde er auch ohne Schwierigkeit als Albrecht II. zum Kaiser gewählt.

Indessen war sein Ansehen innerhalb des großen Ländergebiets, welches jetzt habsburgisches Erbland hieß, nur sehr schwach. Das ältere Erbland war noch getheilt. Sein Oheim, Ernst der Eiserne, besaß Steyermark und hatte nicht wenig Mühe, die immer wiederholten Angriffe der Türken zurückzuschlagen. Die Gemahlin Ernsts, die polnische Prinzessin Czimbarka (Cymburga) war so stark, daß sie Gußeisen zerbrach und Nägel mit der bloßen Hand in die Wand schlug. Sie hatte aber eine herabhängende Unterlippe, die fortan bei ihren Nachkommen im Hause Habsburg forterbte. Ihre Söhne waren Friedrich und Albrecht. Tirol besaß Friedrich mit der leeren

Tasche, der den Aargau an die Schweizer verloren hatte und sich noch im Alter mit dem aufständischen Adel Tirols herumschlagen mußte, und dessen Sohn und Nachfolger Sigmund immer eifersüchtig gegen den mächtigeren Vetter in Wien blieb. Auch hatten die Habsburger in den Gebirgen böse Nachbarn an den geistlichen Herren, dem Bischof von Trident, dem Erzbischof von Salzburg, zu denen sich auch noch das mächtige Haus der Cilly gesellte, welches sich nach Sigmunds Tode mit dessen österreichischen Nachfolgern nicht mehr vertrug.

War unter diesen Umständen Albrecht II. nicht einmal Herr der alten Habsburger Erblande, so war sein Ansehen noch schwächer in den angeheiratheten Reichen. In Böhmen gelang es allen diplomatischen Künsten Caspar Schlicks, der wie früher bei Sigmund, so jetzt bei ihm der vertrauteste Rathgeber war, dennoch nicht, das Mißtrauen der Calixtiner zu beschwichtigen. Sie wählten den polnischen Wladislaw zu ihrem König. Albrecht machte nun sein Kronrecht mit den Waffen geltend, rückte in Böhmen ein und belagerte das feste Tabor. Aber ein böhmisches Heer unter Georg von Podiebrad, einem Edelmann, dessen Vater schon viel Verdienst um die böhmische Sache hatte, zwang die Oesterreicher zum Rückzug und ein polnisches Heer kam nach Schlesien. Nun suchte Albrecht Frieden und kam mit Wladislaw in Breslau zusammen, bei welchem Anlaß er die Treppe hinunter fiel und ein Bein brach. — Ebenso ungünstig waren ihm die Verhältnisse in Ungarn. Hier fielen wieder die Türken ein, unterstützt von den Serben und Walachen, die sich von der ungarischen Hoheit losreißen wollten. Nur durch einen Sieg über die Türken hätte sich Albrecht im Besitz Ungarns erhalten können, aber er brachte nur 24,000 Mann zusammen, die noch dazu an der Ruhr litten, und als bei Tüdörev an der Donau das große Heer der Türken nahte, ohne Schwertstreich davon liefen, am 27. October 1439. Auf seinem Rückwege erkältete sich Albrecht durch unvorsichtigen Genuß von Melonen und starb.

Seine Gemahlin Elisabeth befand sich in guter Hoffnung und gebar nach einigen Monaten den jungen Ladislaw, für den sein

Vetter Friedrich, Sohn Ernſt des Eiſernen, als älteſter Agnat die Vormundſchaft übernahm. Derſelbe wurde auch als Friedrich III. (oder IV., wenn man Friedrich den Schönen als III. gelten läßt) von den Kurfürſten zum deutſchen Kaiſer gewählt. Er war ein merkwürdig langſamer und bedächtiger Herr, der ſich hauptſächlich mit gelehrten Spielereien abgab, etwas Aſtrologie und Alchymie trieb, der Botanik in ſeinem reichen Garten oblag und nebenbei ſeine Freude an witzig ſeyn ſollenden Silbenſtechereien hatte, wie z. B. an dem berühmten, von ihm erſonnenen A. E. J. O. U. (alles Erdreich iſt Oeſterreich unterthan). Einmal iſt er in voller Reichstagsſitzung in Regensburg auf dem Thron eingeſchlafen. Zwar ſtand auch ihm wieder Caſpar Schlick zur Seite, allein dieſer kluge Unterhändler, deſſen Verdienſt weit hinter ſeinem Rufe zurückbleibt, hat auch bei dieſem ſeinem neuen Herrn wie bei den früheren immer nur Blößen nothdürftig zugedeckt und leicht für den Augenblick zuſammengeflickt, was doch auf die Länge nicht halten konnte. Ein echtes Vorbild jener europäiſchen Diplomatenſchule, die wir auch heute immer noch nicht überlebt haben.

Die Ungarn wollten nichts von dem trägen Friedrich wiſſen. Eine große Partei unter ihnen wählte den polniſchen Wladislaw zum König. Eine andere blieb der Königin Eliſabeth treu und krönte ihren erſt elf Wochen alten Sohn Ladislaw zu Pfingſten 1440 in Stuhlweißenburg, wobei das arme Kind erbärmlich ſchrie und die Mutter bitterlich weinte. Gara, der Führer ihrer Partei, erlitt eine Niederlage, doch ſchwankte noch der Sieg und man unterhandelte, als abermals die Türken in Ungarn einfielen. Damals aber fanden die Ungarn einen trefflichen Feldherrn an Johann Hunyadi, der den Türken bei Szent-Imre 20,000 Mann erſchlug und als ein neues noch größeres türkiſches Heer ſie rächen ſollte, demſelben bei Baſſag gleichfalls eine blutige Niederlage bereitete, 1442. Im Jubel des chriſtlichen Sieges ſchloß Wladislaw mit Eliſabeth Frieden und verpflichtete ſich, Ungarn nur ſo lange zu behalten, bis Ladislaw fünfzehn Jahr alt ſeyn würde. Aber noch am Ende des Jahres ſtarb Eliſabeth, wie man glaubte, an Gift. In-

zwiſchen dauerte der Türkenkrieg fort. Cardinal Julian, von Papſt Eugen IV. zu Wladislaw geſendet, beſchwor denſelben, den tapfern Hunyadi zu unterſtützen, um in glänzenden Siegen fortzufahren und wo möglich die Ungläubigen aus Europa hinaus zu werfen. Es war die höchſte Zeit, denn Conſtantinopel war ſchon ſeinem Falle nahe. Der Papſt erfüllte ſeine Pflicht, indem er die chriſtlichen Fürſten unabläſſig mahnte, nur auf kurze Zeit ihre elenden Händel zu vergeſſen, um durch eine gemeinſame Anſtrengung die Schande abzuwehren, daß die Türken ſich in Europa feſtſetzten und der Halbmond über die heilige Sophia triumphire, in welcher Conſtantin der Große dereinſt als der erſte chriſtliche Kaiſer den Schirm der Chriſtenheit übernommen hatte. Aber wie eifrig Julian auch warb, fanden ſich doch nur wenige Deutſche zum Heere der Polen und Ungarn ein, welches 1443 unter Hunyadi über die Donau ging. Der Ungarnfeldherr drang in das Gebirge Balkan ein, während Sultan Murad II. in eigener Perſon ſein Heer ihm entgegen führte. Im Paß Isladi trafen ſie zuſammen und der Ungar blieb wiederum Sieger. Hierauf ſchloß man einen günſtigen Frieden mit dem Sultan, der aber ſogleich wieder gebrochen wurde, weil in Aſien ein Aufſtand gegen die Türken ausgebrochen war und Julian dieſen Umſtand zur Fortſetzung des Krieges benutzen wollte. König Wladislaw ſelbſt und der Cardinal begleiteten das ungariſch-polniſche Heer, Murad aber, welcher ſchon nach Aſien gegangen war, kehrte ſchnell wieder von dort zurück und lieferte den Chriſten am 10. November 1444 die große Schlacht bei Varna, in welcher zwar Hunyadi mit den Ungarn ſiegte, die Polen aber geſchlagen und Wladislaw ſelbſt getödtet wurde. Durch dieſes Mißgeſchick der Polen wurden auch die Ungarn zum Rückzug gezwungen, der ſich in wilde Flucht auflöste. Cardinal Julian wurde wegen des Goldes, das er an ſich trug, von einem Walachen erſchlagen. Hunyadi gerieth in die Gefangenſchaft Drakuls, des Fürſten der Walachei, wurde von demſelben aber wieder frei gelaſſen. Viele Flüchtlinge rettete Skanderbeg, der chriſtliche Held in Epirus, der damals ſein Gebirge ſiegreich gegen die Türken und die mit denſelben verbundenen Serben vertheidigte. —

Mittlerweile wollten die Ungarn nach Wladislaws Tod ihren jungen König Ladislaw haben, den aber Friedrich zurückhielt. Hunyadi machte deshalb einen verheerenden Einfall in Oesterreich, um Ladislaw zu befreien. Nun kamen die Türken wieder und er mußte sich gegen diese wenden, erlitt aber bei Kassowa eine bedeutende Niederlage.

Elisabeth, die ältere Schwester des jungen Ladislaw, heirathete den Herzog Wilhelm von Sachsen, der ihr Erbrecht auf Luxemburg geltend zu machen suchte, aber durch Philipp von Burgund zur Entsagung gezwungen wurde, 1443, ohne vom deutschen Reich gegen diesen Franzosen unterstützt zu werden.

Von den beiden großen Aufgaben der abendländischen Christenheit, der Vertreibung der Türken aus Europa und der Reformation, wurde keine gelöst. Als Papst Eugen IV. die Unmöglichkeit einsah, etwas Wirksames gegen die Türken zu unternehmen, war auch das Werk, dem er sich zuletzt mit vielem Eifer gewidmet hatte, die Union der griechischen mit der römischen Kirche, vereitelt, denn sobald das ganze griechische Reich in die Gewalt der Türken fiel, verstand sich von selbst, daß diese dem Papst keine Macht über die griechischen Christen gestatten würden. Eugen wandte sich also von dieser äußeren Frage wieder der inneren zu und suchte die Uneinigkeit und Schwäche, in welche zuletzt das Basler Concil gefallen war, zur vollkommenen Wiederherstellung des päpstlichen Ansehens oder der monarchischen Gewalt auf dem Kirchengebiet zu benützen. Hierbei wurde er hauptsächlich von Aeneas Sylvius unterstützt. Dieser feine Italiener aus dem Geschlecht der Piccolomini diente zuerst dem Basler Concil und sollte Friedrich III. für dasselbe gewinnen, benutzte aber diese Sendung nur, um das Concil, dessen Ansehen gesunken war, zu verlassen, ließ sich von Friedrich III. zu dessen Geheimschreiber machen und trat in ein enges Bündniß mit Caspar Schlick. Als ihn aber Friedrich nach Rom schickte, um Eugen IV. mit dem Concil auszusöhnen, verließ er wieder das kaiserliche Lager, um in das päpstliche überzugehen, und diente dem Papst nunmehr gegen das Concil und gegen den Kaiser zugleich. Er kannte die Schwächen aller Staaten und Regierenden in Europa und wenn

er auch damals noch nicht ſelber auf die Tiare hoffte, ſo konnte er doch alles Ernſtes die Ueberzeugung hegen, es ſey zum Heile der Chriſtenheit bringend nöthig, ihre einheitliche Spitze, das Papſtthum, wieder zu kräftigen, als die einzige Autorität, die ſich in der allgemeinen Verwirrung, Auflehnungsluſt und Sonderbündlerei in Europa noch aufrecht erhalten ließ. Derſelben Anſicht, ohne irgend dabei ein Ziel des Ehrgeizes zu verfolgen, war Nicolaus de Cuſa, von Cues, einem Dorfe bei Trier, ein geiſtvoller und feuriger Vertheidiger des rein kirchlichen Intereſſes. Gerade das Beiſpiel der beiden letzten Concile hatte ihn belehrt, daß eine Parlamentsregierung am allerwenigſten für die Kirche paſſe. Eugen hatte ihn, weil er griechiſch ſprach, als Legaten in Conſtantinopel verwendet und machte ihn zum Cardinal.

Einigen weltlichen Fürſten war es ernſtlich um die Reformation zu thun, und ihnen ſchloſſen ſich auch einige geiſtliche, vorzüglich die von Köln und Trier an, welche das Papſtthum ſchwächen wollten, um ſich von demſelben nichts mehr befehlen laſſen zu dürfen. Eugen ſetzte ſogleich beide Erzbiſchöfe ab, den von Köln, Dietrich von Mörs, und den von Trier, Jakob von Sirk, 1445. Weil ſie aber zugleich Kurfürſten des deutſchen Reiches waren, fühlte ſich das ganze Kurfürſtencollegium beleidigt, beſtritt dem Papſte das Recht, ſo gewaltig in ihr Gremium einzugreifen, ſchloß einen neuen Kurverein zu Frankfurt am Main, 1446 und ſchickte eine Geſandtſchaft nach Rom, an deren Spitze Ritter Georg von Heimburg dem Papſte die größten Grobheiten ſagte, hinter denen ſich jedoch nicht viel Weisheit verbarg, denn obgleich er wie ein Huſſit polterte, das Papſtthum die babyloniſche Hure nannte und im Namen der deutſchen Nation die Reform forderte, ſo vertrat er doch nur das Intereſſe der Fürſten und nicht das des Volks, oder jene Macht, welche nur darauf lauerte, die Kirche zu beerben und das Volk zu tyranniſiren. Der Papſt gerieth in großen Zorn, Aeneas Sylvius aber gab ihm den klugen Rath, ganz ſanft zu bleiben und die Deutſchen ſchreien zu laſſen, während er mit Hülfe Kaſpar Schlicks den Kaiſer geſchickt auf die päpſtliche Seite hinüber zog. Zugleich

beſtach Aeneas Sylvius den Johann von Liſura, den einflußreichſten Rath des Mainzer Kurfürſten, einen der Hauptſtifter des Kurvereins, und brachte durch ähnliche Mittel Zweifel und Lauigkeit auch in andere Mitglieder des Kurvereins. Auf ſeinen Antrieb bildete ſich eine förmliche Oppoſition in Deutſchland gegen den Kurverein, in Brandenburg, Salzburg, Magdeburg ꝛc., die ſich an Kaiſer und Papſt anſchloſſen. Auch die Frankfurter Bürger erklärten, ihnen habe kein Kurfürſt, ſondern nur der Kaiſer zu befehlen. Nun wandten ſich die ihrer erſten Anſicht treu gebliebenen Kurfürſten von Köln, Trier, Pfalz und Sachſen an Frankreich und ſchloſſen mit dieſer Macht 1447 zu Bourges einen Vertrag ab, was natürlicherweiſe ihre Partei unpopulär in Deutſchland machte. Am Ende mußten auch ſie nachgeben und ſich dem unterwerfen, was der neue Papſt Nicolaus V. mit dem Kaiſer endgültig zu beſchließen beliebte. Dieſer Beſchluß wurde niedergelegt im ſ. g. Wiener Concordate von 1448, und annullirte einfach alle Beſchlüſſe des Basler Concils, in ſoweit ſie die bisherigen Rechte eingeſchränkt hatten. Den deutſchen Fürſten blieb nur übrig, dieſes Concordat anzuerkennen, und die bisher getrotzt hatten, fügten am Ende doch auch ihre Unterſchrift hinzu.

Die klugen Diplomaten, welche dieſes Ergebniß herbeigeführt hatten, deckten nur den Abgrund oberflächlich zu, ohne ihn ſchließen zu können, und die durch ſie bewirkte Reaction durfte nicht ſehr triumphiren, denn ſie war nur die Mutter einer neuen, noch ſchrecklicheren Revolution, die eins ihrer wirkſamſten Hülfsmittel in der Buchdruckerkunſt finden ſollte, welche durch ein welthiſtoriſches Verhängniß gerade damals, 1440, durch Johann Guttenberg in Mainz erfunden wurde.

2.

Georg von Podiebrad.

Der habsburgiſche Herzog Sigmund verfuhr in Tirol bereits ein wenig cäſaropapiſtiſch und bedrängte den 1452 zum Biſchof von

Briren ernannten Nicolaus de Cusa, der aber die Rechte der Kirche ritterlich vertheidigte, und, schon gefangen gesetzt, wieder befreit wurde. Kaiser Friedrich III. vermittelte, 1460.

Aufs neue erhob sich gegen den Papst der Mainzer Erzbischof, Diether von Isenburg, indem er ihm die Annaten verweigerte und ihn auf einem Reichstage zu Nürnberg 1461 förmlich anklagte, weil er das alte Recht des Erzkanzlers, Fürstentage zu berufen, von seiner Genehmigung abhängig machen wollte. Pfalz und Brandenburg traten bei und der Kurverein wurde erneuert. Der Kaiser aber ließ die Kurfürsten machen und that nichts für, nichts wider sie, nicht blos aus angeborener Trägheit, sondern vielleicht von Caspar Schlick berathen, da es dem Kaiser vortheilhafter war, wenn Papst und Kurfürsten sich zankten, als wenn sie sich gegen ihn einigten.

Friedrich III. erwarb 1453 den Gliedern seines Hauses den Titel der Erzherzöge. Die Habsburger hatten sich desselben schon früher bedient, um sich neben dem der Kurfürsten ein höheres Ansehen zu geben.

In Böhmen war der junge Ladislaw als König anerkannt, aber von seinem Vormund Friedrich wollte man nichts wissen und die böhmischen Stände regierten das Land allein. An der Spitze der katholischen Partei stand immer noch Meinhard von Neuhaus, dagegen an der Spitze der hussitischen Partei Proczek und nach dessen Tode Georg von Podiebrad, wie auch der in sein Amt wieder eingesetzte Erzbischof Rokyzana.

Papst Nicolaus V. ließ sich überreden, der Hussitismus liege in den letzten Zügen, und es sey nunmehr Zeit, ihm die Anerkennung zu versagen. Man kann nicht leugnen, die Zugeständnisse, welche das Basler Concil im Namen der Kirche den Böhmen gemacht hatte, waren von der Art, daß die Kirche selbst damit ihre Autorität und ihr Princip aufgab. Wenn einmal feststand, die Kirche lasse sich mit Waffengewalt abzwingen, was sie sonst nicht bewilligt hätte, was konnte man dann nicht noch alles von ihr zu ertrotzen hoffen? Dem Papst mußten mithin die Prager Compac-

taten ein Greuel seyn. Nur würde er mit mehr Recht gegen sie eingeschritten seyn, wenn er zuvor die Uebelstände beseitigt hätte, welche die ganze hussitische Bewegung ursprünglich veranlaßt hatten, d. h. wenn er die nothwendige Kirchenreform vorgenommen hätte. Das that er nicht, und zog sich dadurch den Vorwurf zu, daß er einfach zur ganzen alten Corruption zurückkehren wollte. Er behauptete, was das Concil unberechtigterweise gethan habe, gehe ihn, den alleinberechtigten Oberherrn der Kirche, nichts an; der Papst habe die Compactaten nie anerkannt. Sein Cardinal Carvajal schämte sich jedoch nicht, die Originalurkunde der Compactaten in Prag wegstehlen zu lassen, als ob damit etwas hätte gewonnen werden können. Im Gegentheil wurden die Böhmen durch dieses Verfahren des Cardinals empört. Podiebrad stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, überrumpelte Prag und setzte sich in den Alleinbesitz der Regierungsgewalt, 1448. Neuhaus wurde gefangen und starb im Kerker.

In Oesterreich selbst galt Friedrich III. fast nichts. Auch hier regierten die Stände allein, an deren Spitze sich ein geborner Bayer, Namens Eitzinger, gestellt hatte. Inzwischen ließ Friedrich den jungen Ladislaw, seinen Pflegling und Gefangenen, nicht los und weil er wohl wußte, daß man ihn, sobald der Knabe erst würde herangewachsen seyn, vollends beseitigen werde, dachte er darauf, eigene Nachkommenschaft zu erzielen und dadurch festeren Fuß zu gewinnen, vielleicht auch den jungen Ladislaw, wenn er jung stürbe, zu beerben. Wenn er wirklich Böses gegen den königlichen Knaben im Schilde geführt hätte, so würde ihm die Gelegenheit, ihn aus der Welt zu schaffen, nicht gefehlt haben. Man darf ihm daher so Böses nicht zutrauen. Er wählte zu seiner Braut die schöne und geistvolle Prinzessin Eleonore von Portugal aus, reiste ihr nach Siena in Italien entgegen, ließ sich dann mit ihr in Rom krönen und feierte die Hochzeit in Neapel mit unerhörter Pracht, 1452. Der Argwohn aber, er habe nur geheirathet, um den jungen Ladislaw durch einen eigenen Sohn zu verdrängen, hatte sich allgemein verbreitet, und Kaiser Friedrich war kaum nach Oesterreich heimge-

kehrt, als ihn Eitzinger und Ulrich von Cilly und Neuſtadt belagerten und zur Auslöſung Ladislaws zwangen.

Große Freude herrſchte im Lande, als der junge Fürſt endlich frei war, aber er wurde durch ſeinen vornehmſten Rath, der eigentlich für ihn regierte, Ulrich von Cilly, verdorben und an frivole Unterhaltungen gewöhnt, ſo daß er die Liebe des Volkes wieder verlor. Am meiſten in Böhmen, weil Ulrich und der junge König hier in auffallender Art ihren katholiſchen Eifer zur Schau trugen und Rokyzana und die Häupter der Huſſiten, Utraquiſten und Compactatenpartei mit Verachtung behandelten. Die Söhne des Meinhard von Neuhaus hatten unterdeß Schutz in Meißen gefunden und fielen von dort aus in Böhmen ein, wurden aber von Podiebrad ſiegreich bekämpft. Ulrich von Cilly war übrigens nicht der Mann, eine Reaction in Böhmen ernſthaft durchführen zu können. Eitzinger, an der Spitze der öſterreichiſchen Stände, ſtürzte ihn und er wurde aus Wien hinausgejagt, vom Volk mit Steinwürfen verfolgt. Nach einiger Zeit aber kam er wieder und nun wurde Eitzinger geſtürzt. Es waren elende Intriguen, eine Regierungsgewalt eigentlich nirgends vorhanden.

Und gerade in dieſer Zeit wurde das byzantiniſche Reich zerſtört, Conſtantinopel 1453 von den Türken erobert und das Reich der Ungläubigen weit in Europa ausgebreitet. Es ging doch ein Schrecken durch Europa und die in ihren Sonderintereſſen befangenen Fürſten und Parteihäupter fuhren auf, aber nur um ſich gleich wieder ihren Sonderintereſſen zuzuwenden und ohne ſich um das gemeinſame Intereſſe der europäiſchen Chriſtenheit zu kümmern.

Nicolaus V. predigte das Kreuz, aber die Päpſte hatten ſchon zu oft die Sturmglocke tauben Ohren geläutet. Es wäre gar kein Kreuzzug zu Stande gekommen, wenn nicht ein begeiſterter Mönch, Johann Capiſtrano, das Volk aufgeregt hätte. Er zog durch Deutſchland, Böhmen, Ungarn und riß durch ſeine Bußpredigten, obgleich er nur lateiniſch reden konnte, das Volk hin. In Regensburg, Nürnberg, Erfurt, Magdeburg, Breslau ꝛc. thürmte man nach der Predigt vor den Kirchen ganze Haufen koſtbarer Kleider und Geräthe, Da-

menbrette, Würfel und andere Spiele, kurz alles, was zur Weltluſt diente, auf und verbrannte es. In Schleſien predigte er auch wider die Juden, die in Maſſe ermordet wurden. Dann zog er mit einem ſchlecht bewaffneten, aber begeiſterten Geſindel, wie er es von allen Orten zuſammengerafft, wider die Türken zu Felde. Sultan Muhamed II. belagerte Belgrad, die wichtigſte Grenzfeſtung der Ungarn an der Donau und der alte Hunyadi ſelbſt glaubte nicht mehr an die Möglichkeit eines Entſatzes, als Capiſtrano mit nur 3000 Kreuzfahrern mit ſolcher Furie ins türkiſche Lager brach, daß 24,000 Türken erſchlagen, das ganze Lager mit 300 Kanonen erbeutet und der Sultan ſelbſt verwundet wurde., am 22. Juli 1455. Die Freude über dieſen herrlichen Sieg wurde nur durch den bald darauf erfolgten Tod des Hunyadi getrübt. Er ſtarb in den Armen des tapfern Mönches, und auch dieſer folgte ihm bald im Tode nach.

Ulrich von Cilly, der den alten Hunyadi immer beneidet hatte, wollte jetzt im Namen des jungen König Ladislaw die Regierung in Ungarn an ſich reißen und verſtändigte ſich mit dem Fürſten von Serbien, die beiden Söhne des Hunyadi, Ladislaw und Mathias Corvinus, zu verderben. Aber durch einen Brief wurde der Anſchlag verrathen und Ladislaw Hunyadi kam jeder weiteren Verrätherei Ulrichs zuvor, indem er ihm den Brief vorhielt, in der Abſicht, ihn zu ſtrafen. Ulrich merkte die Gefahr, in der er ſchwebte, zog zuerſt das Schwert und verſetzte dem Ladislaw mehrere Wunden, bis er ſelbſt von deſſen Leuten getödtet wurde. Der Tod ſeines Lieblings erbitterte den jungen König ſo, daß er Ladislaw als Mörder verurtheilen und enthaupten, ſeinen jüngeren Bruder Mathias aber in Oeſterreich gefangen ſetzen ließ, den 17. März 1457. Ganz Ungarn war über dieſe Ungerechtigkeit empört, ſo daß der König gerathen fand, nach Wien zurückzukehren. Vor allem beſchäftigte ihn jetzt ſeine Vermählung, denn er hatte ſich mit Margaretha, der Tochter König Karls VII. von Frankreich, verlobt und die Braut war ſchon unterwegs. In Prag ſollte die Hochzeit ſeyn. Dahin reiste er ihr entgegen und nahm den gefangenen Mathias mit. Hier in Prag aber ſtarb er plötzlich an einer Darmentzündung in Folge

früherer Ausschweifungen oder an Gift, 28. November. Wer ihm aber das Gift gemischt hat, ist niemals kund geworden. Er war erst 18 Jahre alt.

Sein Tod hatte die Folge, daß sich Ungarn und Böhmen für unabhängig erklärten, denn eine Thronfolge Friedrichs wollte niemand. Die Böhmen wählten ihren Liebling Georg von Podiebrad und die Ungarn den ihrigen, Mathias Corvinus zum König. Der letztere war noch ein Knabe und hielt sich damals noch in Prag auf, wohin ihn der verstorbene König mitgenommen hatte. Georg aber lieferte ihn den Ungarn aus unter der Bedingung, daß derselbe seine Tochter Katharina heirathen solle. Im J. 1454 kam endlich Aeneas Sylvius unter dem Namen Pius II. auf den päpstlichen Thron, nahm den Plan eines großen Kreuzzugs wieder auf und trug damals viel zur Versöhnung in Wien, Prag und Pesth bei, weil Einheit der christlichen Grenzmächte das erste Erforderniß war, wenn ein neuer Türkenkrieg Erfolg haben sollte. Aus diesem Grunde war er gegen König Georg sehr freundlich. Indessen kam ein großer Kreuzzug nicht zu Stande und nur die Ungarn bestanden 1460 bis 64 schwere Kämpfe mit den Türken, wobei sich König Mathias schon in seinen jungen Jahren durch seinen Muth auszeichnete.

Wie nun Pius II. von einem Kreuzzug absehen mußte, hörte auch seine Schonung der Böhmen wieder auf. Er erklärte die Compactaten für nichtig und that den König Georg als Ketzer in den Bann, 1462. Georg gerieth darüber um so mehr in Zorn, als er kurz vorher dem Kaiser gegen seinen bösen Bruder Albrecht und gegen die empörten Wiener Beistand geleistet hatte und als der Versuch der Mainzer und Pfälzer Partei, ihn an die Spitze der Opposition gegen den Papst zu stellen und ihm sogar die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, 1461 in Eger als unpraktisch aufgegeben worden war, also weder der Kaiser noch der Papst durch Georg in Böhmen irgendwie gefährdet war. Es kam jedoch zu keinem Kriege, da sich niemand fand, der Böhmen hätte angreifen wollen. Erst 1465, als Pius II. starb, setzte sein Nachfolger Paul II. alle Hebel in Bewegung, um den König Georg zu verderben. Die Kreuzheere, welche zuerst Zdenko von Stern-

berg in Böhmen, dann die Sachſen und Schleſier aufbrachten, wurden von Georg zurückgeſchlagen. Nun aber fiel auch der Kaiſer undankbar von ihm ab und verrieth ihn ſein eigener Eidam. Mathias von Ungarn ließ ſich von den Schleſiern und von der katholiſchen Minderheit in Böhmen als König huldigen, gerieth aber in den Wäldern von Wyſenow in große Noth, weil ihm Georg jeden Ausweg durch Verhaue abſperrte. Da nahm Mathias die Zuflucht zur Argliſt, ſchloß mit ſeinem Schwiegervater Frieden und verſprach ihm eine ſchwere Kiſte mit Gold zum Erſatz der Kriegskoſten, ſchickte ihm aber nachher ſpöttiſch nur eine Kiſte voll Sand, 1468. Unterdeß erkrankte Georg und vermählte ſeine zweite Tochter Ludmilla mit dem Prinzen Wladislaw von Polen, welcher Macht genug beſaß, dem Mathias die böhmiſche Krone ſtreitig zu machen, wenn Georg ſtürbe. Dieſer erlebte noch den Kummer, daß ſein Sohn Victorin von den Ungarn gefangen wurde, und ſtarb 1470. Da riefen die Böhmen Wladislaw zum König aus, Mathias aber wurde durch Unruhen in Ungarn aufgehalten. Auch machten damals die Türken verheerende Raubzüge. Erſt 1474 griff Mathias Böhmen wieder an, nachdem er den gefangenen Victorin nur unter der Bedingung, daß er ihn als böhmiſchen König anerkenne, frei gelaſſen hatte. Nun ſchlugen ſich die Polen und Ungarn in Böhmen herum. Kaiſer Friedrich verſtand ſich mit Wladislaw, weshalb Mathias über Oeſterreich herfiel. Im J. 1479 ſchloß man Frieden, Mathias behauptete Mähren, Schleſien und die Lauſitz, Wladislaw aber behielt Böhmen.

3.

Wirren im deutſchen Reiche.

Im Herzſchild des deutſchen Kaiſerthums ſelbſt, in Oeſterreich war Aufruhr, weil das kaiſerliche Faulthier Friedrich III. jedermann zum Verdruß und Ekel wurde. Daher der Abfall der Kronländer und die Empörung der Stände unter Eitzinger. Daher der Verſuch

Albrechts, des lebhaften und bösartigen Bruders, Friedrich zu stürzen. Die Wiener Bürger, voran ihr Bürgermeister Holzer, würden den letztern auch abgesetzt haben, wenn nicht Georg von Podiebrad ihn gerettet hätte. Als der Herzog sich durch seine Härte verhaßt gemacht hatte, kam Holzer, der ihm treu geblieben war, in einem Volksaufstand um. Die Händel dauerten bis 1463 fort, in welchem Jahre Albrecht plötzlich starb, wahrscheinlich an Gift. Auch mit den Steyrern kam Friedrich in Zerwürfniß. Ein steyrischer Ritter von Riesengröße, Andreas Baumkircher, hatte dem Kaiser früher, als er in Neustadt hart bedrängt war, ganz allein die Feinde am Thore aufgehalten und dadurch den Kaiser gerettet. Zum Dank machte ihn dieser nun zu seinem Statthalter in Steyermark, zahlte ihm aber keinen Sold und erbitterte auch durch andere Versäumnisse und Ungerechtigkeiten die Steyrer so, daß sie dem Kaiser absagten und mit Mathias von Ungarn unterhandelten. Der Kaiser aber ließ den Ritter Baumkircher trüglich unter Zusicherung freien Geleites bis zur Abendstunde nach Grätz zu einer Verhandlung um Sühne einladen, ihn aber so lange aufhalten, daß die Abendstunde herankam. Als es B. merkte, eilte er aufs Roß und wollte zum Thore hinaus; allein schon schlug die Stunde, das Gitter fiel und er wurde sogleich entwaffnet und unter dem Thore enthauptet, 1469.

Die sächsische Kurstimme haftete an dem Herzoge von Sachsen-Wittenberg aus dem ascanischen Hause. Dasselbe starb 1422 mit Albrecht aus und nun hätte die ascanische Nebenlinie von Sachsen-Lauenburg erben sollen, aber der Meißner Markgraf, Friedrich der Streitbare (Sohn des ernsten, Enkel des gebissenen) aus dem Hause Wettin erschlich das Erbe und die Kur dadurch, daß er dem allezeit Geld bedürftigen König Sigmund Geld vorstreckte. Sofern damals noch der Hussitenkrieg wüthete, mußte Sigmund den größten Werth auf die Freundschaft und den Eifer des Meißners, des böhmischen Nachbars, legen, und wir haben in der Geschichte der Hussitenkriege gesehen, wie viel Mühe sich Friedrich gab, dem König für die Ertheilung der Kurwürde dankbar zu seyn. Das ascanische Haus wurde dabei freilich wie früher bei der Verleihung Brandenburgs, sehr verkürzt

und betrogen. Es war diesmal aber ſelbſt Schuld, denn Erich von Lauenburg verfälſchte eine Urkunde, was ihm vorgehalten wurde und ihn um alle Achtung brachte. Streng genommen konnte der König über jedes erledigte Reichslehen verfügen, aber das Erbrecht der Familie war ſchon Gewohnheitsrecht geworden.

Des Streitbaren Sohn Friedrich der Sanfte regierte väterlich. Weil er aber in einer Güterſache dem Ritter Kunz von Kaufungen nicht gerecht wurde, verband ſich dieſer mit ein paar andern Rittern, ſtieg in der Nacht mit Leitern auf das hohe Schloß von Altenburg, brach in das Schlafzimmer der jungen Fürſtenſöhne Ernſt und Albrecht ein und raubte ſie von der Seite der Mutter. Damit man ihnen weniger auf die Spur käme, zerſtreuten ſich die Räuber, Kunzens Genoſſen ritten mit dem Prinzen Ernſt, er ſelbſt mit Albrecht auf einem andern Wege der Grenze zu. Nachdem er lange geritten war und durch einen Wald kam, dürſtete den Knaben und Kunz ſtieg ab, um ihm Beeren zu pflücken. Als nun aber ein Köhler des Weges daher kam, rief ihm der Knabe zu: „Ich bin der Prinz von Sachſen, rette mich!“ Kunz wollte zufahren, verwickelte ſich aber mit den Sporen im Geſträuche. Da ſchlug ihn der Köhler mit ſeinem großen Stocke nieder, nahm ihn gefangen und brachte ihn und den Prinzen unter großem Zulauf des Volks ſeinen Eltern zurück. Nun wurde auch Prinz Ernſt von Kunzens Gefährten freiwillig ausgeliefert, Kunz aber enthauptet, 1445. Nachher bekam der ſanfte Friedrich noch böſe Händel mit ſeinem Bruder Wilhelm, der in Thüringen ſaß und den der Brandenburger ſchadenfroh unterſtützte. Es iſt bemerkenswerth, daß damals ſchon das Haus Zollern in Brandenburg auf die Verkürzung des Hauſes Wettin in Sachſen ausging. Das arme Meißner Land wurde durch dieſe ſchmähliche Fehde übel verheert. Sie endete erſt 1450 mit der Bezwingung Arel Vitzthums, des verwegenen Ritters, der Wilhelm gegen ſeinen Bruder aufgereizt hatte und ſich zuletzt noch in der Feſte Coburg verzweifelt wehrte.

Der ſanfte Friedrich ſtarb 1464. In Thüringen regierte Wilhelm noch bis 1482. Dieſem hatte Kaiſer Albrecht II. ſeine Tochter Anna zur Gemahlin gegeben, Wilhelm aber verachtete ſie wegen einer

Buhlerin. Da träumte ihr einſt, er wende ſich ihr freundlich wieder zu und dem ſchönen Traume vertrauend reiſte ſie zu ihm, wurde aber von ihm mit einem Holzſchuh ſo grob ins Geſicht geſchlagen, daß ſie bald darauf ſtarb. Nachdem auch er ohne Kinder geſtorben war, begingen die beiden Söhne des ſanften Friedrich die Thorheit, das wettiniſche Erbe zu theilen und dadurch die Macht ihres Hauſes zu ſchwächen. Dieſe berühmte ſ. g. Leipziger Theilung erfolgte 1485. Ernſt behielt Meißen mit der Kur, was man ſeitdem Kurſachſen nannte, Albrecht bekam Thüringen.

In Brandenburg folgte auf den erſten Friedrich aus dem Hauſe Zollern Friedrich mit den eiſernen Zähnen, der den Bürgern abhold war, einen Aufruhr in Berlin unterdrückte und dort ein feſtes Schloß baute. Dem Syſtem ſeines Vaters getreu, machte er den ritterlichen Adel zur Stütze ſeines Throns, ſuchte aber dieſen etwas rohen Adel zu ſittlichen durch Stiftung des Schwanordens, den auch Damen erhielten und deſſen Beſitz zu feiner Sitte verpflichtete. Ein Verſuch des Kurfürſten auf die pommerſche Stadt Stettin, die ihm der Bürgermeiſter daſelbſt in die Hände liefern wollte, mißlang. Als Friedrich 1471 kinderlos ſtarb, folgte ihm ſein Neffe Albrecht Achilles, der bisher das fränkiſche Markgrafenthum verwaltet und ſich in faſt ruheloſen Fehden mit der reichen und mächtigen Stadt Nürnberg herumgeſchlagen hatte. Man hieß ihn Achilles, weil er immer vor den Mauern Nürnberg's lag, wie einſt Achilles vor den Mauern Troja's, und weil er ein vollkommner Ritter und Meiſter in allen Kampfarten war, in jedem Turnier den erſten Preis gewann und in achtzehn Zweikämpfen ſeine Gegner beſiegte. Den Schwanorden aber verdiente er nicht, denn er vergoß unnütz viel Blut, ſteckte hunderte von Dörfern in Brand und erneuerte in ſeinen Fehden die Wildheit der Huſſitenkriege. Als er Kurfürſt wurde, fuhr er fort in Brandenburg den Adel zu begünſtigen und die Städte hart mit Steuern zu drücken.

Die Welfen in Braunſchweig waren damals am tiefſten geſunken durch ihre Theilungen und elenden Fehden mit Biſchöfen, Adel und Städten. Im Jahre 1420 ſiegten ſie über die Biſchöfe von Hildesheim und Münſter in einer Schlacht bei Gröma. Wilhelm

von Lüneburg bekämpfte seinen Bruder Heinrich, sein Sohn, der wilde Friedrich, plünderte wie ein gemeiner Räuber den päpstlichen Legaten Marinus aus und hatte Fehde mit der Hansa.

Auch die Grafen von Oldenburg hatten Bruderkriege unter sich und Fehden mit der Hansa. Doch kam Graf Christian 1448 zum Besitz der dänischen Krone. Eine Gräfin von Oldenburg, deren Mutter eine Welfin war, heirathete den ostfriesischen Häuptling Okko, diese vornehme Heirath nahmen aber die Bauern übel und vertrieben den Okko, angeführt von Fokko dem „weißen Löwen", 1426. So stolz und freisinnig waren dort noch die Bauern.

Die Hansa befand sich noch auf der Höhe ihrer Macht, wenn gleich innere bürgerliche Unruhen sie zuweilen in der Wirksamkeit nach außen hemmten. Die kleinen Handwerker waren stark durch ihre Zahl und durch ihre zünftige Organisation. Schon 1408 gelang es ihnen in Lübeck selbst, dem Vorort der Hansa, die Geschlechter zu vertreiben. Diese flohen nach Hamburg, aber auch hier wurden die Geschlechter gestürzt, 1410. Aber die Kaufleute in allen übrigen Hansastädten verbanden sich und der Kaiser half mit einer Achtserklärung und mit einem Aufgebot der Fürsten nach. Da unterwarfen sich die Zünfte. Während dieser Wirren wurden viele hanseatische Schiffe von friesischen Seeräubern gecapert. Die Bremer rächten den Frevel. Als sie aber einmal zwei friesische Brüder, Gerold Lübbe und Didde, gefangen nahmen und der letztere eben geköpft war, legten sich die Weiber drein und der Rath wollte dem Gerold wegen seiner außerordentlichen Schönheit das Leben schenken, wenn er in Bremen bleiben und eine Tochter aus der Stadt heirathen wollte. Aber er küßte das abgeschlagene Haupt seines Bruders und rief: „ich bin ein edler freier Friese und mag eure Pelzers- und Schusterstöchter nicht!" Da fiel auch sein Haupt, 1418.

Damals einigten sich die Kronen von Dänemark, Schweden und Norwegen auf dem Haupt Erichs von Pommern und die Hansa hätte gleichfalls einig bleiben und alle ihre Macht entfalten sollen, um die Herrschaft in der Ostsee zu behaupten. Graf Gerhard von Holstein-Schleswig rief sie zu Hülfe, aber in den westlichen Hansestädten gährte

noch der Haß der Zünfte. Die östlichen wollten nichts wagen. Als dennoch Lübeck und Hamburg Schiffe aussandten, waren ihre Führer uneins und sie wurden im Sunde geschlagen, 1427. Da erwachte der alte Geist der Hansa. Man sah, daß alles verloren sey, wenn man sich nicht plötzlich ermanne. Die Zünfte benutzten das Unglück der herrschenden Geschlechter, um über sie herzufallen. Ein allgemeiner Aufstand in allen Hansastädten stürzte die allerdings damals zum Theil durch Reichthum verdorbene, jedenfalls uneinige Aristokratie. Die bisherigen Häupter der Stadt wurden in Hamburg und Wismar hingerichtet, der ganze Stadtrath in Stralsund ermordet. Auch in Bremen, Rostock, Stettin wurden die alten Stadträthe vertrieben. Das wüthende Volk warf sich auf die Schiffe, um an König Erich Rache zu nehmen, und nun siegten sie wieder an allen Küsten Skandinaviens und vertheilten dann zu Whisby die ungeheure Beute. Die Holsteiner eroberten Flensburg und Erich bat um Frieden, 1431.

Auch am Niederrhein fehlten die Fehden nicht. Das herzogliche Haus von Jülich und Geldern starb 1423 aus, und nach langen Kämpfen nahmen die Grafen von Berg Jülich, die Grafen von Egmont Geldern. Die Kurfürsten von Köln, Trier und Mainz hatten Fehden mit den Nachbarn, Fürsten und Städten. Der kleine Markgraf von Baden erlaubte sich, drückende Zölle am Rhein aufzulegen, weshalb ihn die Pfalz und die Städte bekämpften. In Württemberg regierte für ihre zwei unmündigen Söhne Eberhards IV., dessen Wittwe Henriette, geb. Gräfin von Mömpelgard, die den Spott ihres Nachbars, des Grafen Eitelfritz von Zollern mit großer Tapferkeit rächte, indem sie in seine Burg Hohenzollern brach und ihn selbst gefangen nahm, 1428.

4.

Wittelsbacher Romantik.

Unter den größeren Dynastien im deutschen Reich sank das wittelsbachische in dem Maaß, wie das habsburgische stieg, und verschuldete sein Unglück selbst durch Theilungen und Bruderzwiste. Allein

das Unglück und selbst das Verbrechen im Hause Wittelsbach war im 15. Jahrhundert auf eine wunderbare Weise von Poesie umkleidet.

Die Wittelsbacher in Holland endeten auf eine tragische Art. Für den wahnsinnigen Wilhelm regierte Albrecht als Statthalter, bis er ihm als Erbe nachfolgte. Albrecht war immer für die Hoeks und daher beim Volke beliebt; nach dem Tode seiner Gemahlin zog ihn aber ein schönes adeliges Fräulein, Adelheid von Poelgeest, zu den Kabeljaus hinüber und die letzteren drängten sich in die Aemter. Darüber ergrimmte das Volk und Albrechts eigener Sohn Wilhelm nahm an einer Verschwörung Theil, die darauf hinauslief, daß die arme Adelheid an der Thüre des Schlosses im Haag von Dirk und Vlote mit unritterlichen Klingen niedergestoßen wurde, 1404. Albrecht gerieth über diesen schändlichen Mord in solche Wuth, daß er seinen Sohn in dem Hause, in dem er sich verborgen hatte, wollte verbrennen lassen. Man konnte ihn nur mit Noth retten. Später verzieh ihm der Vater und starb 1404. Wilhelm folgte ihm in Holland nach, sein zweiter Sohn Anton gewann durch Heirath Brabant und Limburg, sein dritter Sohn Johann wurde Bischof in Lüttich. Nun starb aber Wilhelm schon 1415 und hinterließ nur eine Tochter im zarten Alter, die berühmte Jakobäa von Bayern. Diese liebenswürdige Prinzessin wurde mit dem französischen Prinzen Johann vermählt, dem Sohne König Karls VI. und der bayrischen Isabella. Aber ihr junger Gemahl wurde vergiftet und sie war in ihren jungen Jahren schon Wittwe. Da zwang man sie, ihre Hand einem andern Johann, dem blödsinnigen Sohn ihres Oheims Anton zu reichen. Gegen diese Ehe, die allerdings gegen die Kirchengesetze unter zu nahen Verwandten geschlossen war, protestirte ihr anderer Oheim, Johann von Lüttich. Dieser gewaltthätige Bischof, der sein geistliches Amt schon als 17jähriger Jüngling antrat, tyrannisirte das Volk dermaßen, daß die Lütticher gegen ihn aufstanden, er rief aber die Hülfe des französischen Herzogs von Burgund an und besiegte sein armes Volk in der großen Schlacht bei Othun, wo 18,000 Lütticher fielen. Dann nahm er der Stadt Lüttich alle Freiheiten und ließ noch 122 Bürger enthaupten, 1415. Davon erhielt er den Zunamen des Unbarmherzigen. Jetzt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21467 / 086

bewirkte er, daß der Papſt Jakobäa's Ehe auflöste, ihm ſelbſt aber die Erlaubniß gab, zu heirathen, und er wählte ſich Eliſabeth, die Wittwe des Herzog Anton von Brabant, die Stiefſchwiegermutter Jakobäa's, zur Gemahlin. Denn er wollte, damit er nicht ausſtürbe, den Wittelsbachiſchen Mannsſtamm in den Niederlanden fortpflanzen und ſuchte daher auch der armen Jakobäa ihr holländiſches Erbe zu entreißen. Sie vertheidigte ſich mit Hülfe der Hoeks und behauptete wenigſtens einen Theil von Holland, 1419. Der Held ihrer Partei, der tapfere Brederode, war im Kampfe gefallen. Da nun ihr böſer Oheim ſich von den Franzoſen helfen ließ, ſie aber in der damaligen Verwirrung des deutſchen Reiches im Beginn der Huſſitenkriege keine Hülfe bei ihren Landsleuten fand, ſuchte ſie Schutz in England und vermählte ſich zum drittenmal mit dem engliſchen Prinzen Humphrey von Gloceſter. Sie täuſchte ſich aber über ihn, denn als ein burgundiſches Heer in Holland einrückte, floh er davon und ließ ſeine Gemahlin im Stich, weniger aus Feigheit als aus Politik, weil England damals den Burgunder brauchte. Jakobäa wurde verrathen und gefangen nach Genf geſchleppt, entkam aber von hier in männlicher Kleidung, 1425. In demſelben Jahre ſtarb Johann der Unbarmherzige, nachdem er alle ſeine Anſprüche an Philipp von Burgund abgetreten hatte. Philipp nahm alſo Lüttich, da unterdeß auch der blödſinnige Johann, Jakobäas zweiter Gemahl, ohne Erben geſtorben war, Brabant und Limburg, und nun Holland dazu. Es wäre die Pflicht des deutſchen Reiches geweſen, dieſe wichtigen deutſchen Reichsländer dem Hauſe Wittelsbach zu erhalten, oder als erledigte Reichslehen einzuziehen, ſie aber in keinem Falle an einen franzöſiſchen Prinzen kommen zu laſſen. Aber das deutſche Reich rührte ſich nicht. Nur die Hoeks vertheidigten Jakobäa immer noch mit großem Muthe, aber vergebens. Endlich mußte ſie dem Herzog Philipp Holland überlaſſen, erhielt von demſelben einen Jahrgehalt und mußte ihm geloben, ohne ſeine Einwilligung nie mehr zu heirathen. Nun fand ſie aber einen treuen Freund an dem Ritter Frank von Borſellen und heirathete ihn heimlich. Philipp kam dahinter und ließ den Ritter verhaften. Doch bat ihn Jakobäa wieder frei, indem ſie allen Anſprüchen, die ſie etwa

noch hätte an den gegenwärtigen Besitz des Burgunders machen können, entsagte. Frank übernahm die Verwaltung einiger Forsten im Dienste des Burgunders und Jakobäa lebte noch mit ihm bis zum Jahr 1436.

Der großen Zerrüttung im alten Wittelsbachischen Stammlande, namentlich des Hasses zwischen Ludwig im Bart von Ingolstadt und Heinrich von Landshut ist schon in der Geschichte des Constanzer Concils gedacht worden. Heinrich hatte sich für 23,000 Dukaten verbürgt, welche Ludwig dem König Sigmund lieh, wollte dafür entschädigt werden und wurde dabei von seinem Schwiegervater, dem Brandenburger Friedrich unterstützt. Ludwig, allzusehr auf seinen Einfluß in Frankreich pochend, behandelte den Vetter Heinrich mit Verachtung, wurde deshalb von ihm niedergestoßen und rettete kaum das Leben. Diesen Mordanfall zu bestrafen, fiel aber niemand ein, denn Sigmund hielt es mit Heinrich, um nicht nöthig zu haben, das Geld zurück zu zahlen, das ihm Ludwig geliehen hatte. Ludwig lag also schwer verwundet da und konnte nicht einmal Recht finden. Nur der bayrische Adel nahm sich seiner an. Heinrich war geizig, sammelte große Schätze im Thurme zu Burghausen und hieß deshalb der Reiche. Weil er glaubte, während seiner Minderjährigkeit vom Adel übervortheilt worden zu seyn, und vielleicht auch, um das Beispiel seines Schwiegervaters nachzuahmen, bedrückte er den Adel. Als er aber dem Ritter Kaspar von Thorring nicht nur seine Burg verbrennen, sondern auch seiner Gemahlin ihr Geschmeide vom Halse reißen ließ, empörte sich der Adel und schloß einen Bund mit Ludwig im Bart, unterlag aber in einer blutigen Schlacht bei Alling, hauptsächlich der Tapferkeit der Münchner Bürger, die in dieser schlechten Sache dem Herzog Heinrich beistanden, 1422. Heinrich nahm nun Ludwigs ganzes Land in Besitz und der letztere wurde trotz seiner gerechten Sache gar noch in des Reiches Acht gethan. Er selbst beschuldigte den Kurfürsten von Brandenburg, alles dieses Unheils Anstifter zu seyn, und wandte sich mit Kaspar dem Thorringer an den Freistuhl in Dortmund, um durch die heilige Vehme in dieser letzten Noth geschützt zu werden. Die Vehme fand ihr Recht sonnenklar, lud den Herzog

Heinrich vor, und erklärte ihn, da er nicht erſchien, für „vervehmt und verurtheilt aus der rechten Zahl in die unrechte Zahl, von allen Rechten abgeſchieden, gewieſen von den vier Elementen, die Gott den Menſchen zum Troſt gegeben hat, rathlos, rechtlos, friedlos, ehrlos, ſicherlos, lieblos, und daß man mit ihm verfahren mag, wie mit einem andern Miſſethäter, und ihn noch läſterlicher behandeln ſoll, weil, je höher der Stand, um ſo tiefer iſt und ſchwerer der Fall.“ Alſo ſprach der Freigraf Albert Schwinde zu Dortmund. Aber Kaiſer Sigmund, obgleich durch heilige Eide verpflichtet, jeden Urtheilsſpruch der Vehme zu achten, that es nicht und ſchützte Heinrich. Der Thoringer verſchwand, wahrſcheinlich durch Meuchelmord. Heinrich blieb ungeſtraft. Ludwig erhielt zwar ſein Land zurück, aber man ließ ihm keine Ruhe, ſondern beſtürmte ihn um Entſchädigungen und Kriegskoſten. Er wandte ſich noch einmal vergebens an die Vehme. Da that ihn Sigmund nochmals in die Acht und Heinrich hetzte die ganze Nachbarſchaft an, ihm Fehdebriefe zu ſchicken, daß er in der Verzweiflung endlich den Kaiſer um Gnade bat und die nie zurückgezahlten 23,000 als empfangen quittirte, 1434.

Neben den Linien in Ingolſtadt und Landshut blühte noch eine dritte Wittelsbachiſche Linie in München. Hier regierte Herzog Ernſt, deſſen Sohn Albrecht ſich in Agnes Bernauer, die ſchöne Tochter eines Baders in Augsburg, verliebte und dieſelbe heimlich heirathete. Als der Herzog davon hörte, erzürnte er ſich dermaßen, daß er das unſchuldige junge Weib in Straubing überfallen und in der Donau ertränken ließ, 1436. Albrecht floh zu Ludwig nach Ingolſtadt, der ihn aufnahm, dadurch aber ſeine Vettern aufs neue reizte. Heinrich raubte ſeine Schiffe auf der Donau, die Biſchöfe bannten ihn, der Brandenburger miſchte ſich auch wieder ein und es begann eine förmliche Treibjagd auf Ludwig, den ſein eigener mit einer Franzöſin erzeugter Sohn, Ludwig der Bucklige, treulos im Stiche ließ. Dieſer Elende war eiferſüchtig auf den Vorzug, den ſein Vater einem andern ſchönen, aber unehelichen Sohne, Wieland von Freiberg, gab, heirathete eine Tochter des Brandenburgers, der ſeines Vaters Todfeind war, ließ ſeinen unglücklichen Bruder vergiften und den

Vater ſelbſt im Schloſſe Neuburg gefangen nehmen, 1443. Zwar ſtarb der Bucklige, „dem ungeſtalten Leib entfloh die befleckte Seele," aber ſeine Wittwe, die Brandenburgerin, behielt den alten Schwiegervater gefangen und lieferte ihn ihrem Bruder Albrecht Achilles aus, der ihn in Anſpach in einen Thurm warf und mit Hunger und Mißhandlungen quälte, um ihm Verträge abzubringen, die der arme Greis ſtandhaft verweigerte. Da ſchickte man ihn ſeinem älteſten Feinde, dem böſen Heinrich zu, der ihn in Burghauſen aufs neue plagte und endlich, da der 81jährige Greis durch nichts zum Unterſchreiben zu bewegen war und da Frankreich ſeine Freilaſſung verlangte, ihm Gift geben ließ, 1447.

Albrecht in München heirathete Anna von Braunſchweig und regierte ſtreng und volksfreundlich, ja er wurde ſo beliebt, daß ihn die Böhmen einmal zu ihrem König haben wollten.

Heinrich des Reichen Sohn Ludwig von Landshut überfiel 1458 die Reichsſtadt Donauwörth und verwandelte ſie eigenmächtig in eine bayriſche Landſtadt. Ein ſolches Beiſpiel bedrohte alle Reichsſtädte und die ganze Reichsverfaſſung. Deshalb wurde ein Reichsheer unter Albrecht Achilles gegen den Friedensſtörer aufgeboten und zwang ihn, die Stadt wieder herauszugeben. Ludwig aber fand eine Stütze an ſeinem Wittelsbachiſchen Vetter, dem Pfalzgrafen Friedrich, den man den böſen Fritz nannte. Seit dem Wiener Concordate, welches die Einigkeit des Papſtthums und Kaiſerthums gegen alle Oppoſitionen von unten her wieder feſtgeſtellt hatte, murrten viele geiſtliche und weltliche Fürſten. So Diether von Iſenburg, Erzbiſchof von Mainz, an den ſich Fritz und Ludwig anſchloſſen und der durch den alten Heimburg aufs neue im Reiche Lärm machen ließ. Auf einer Verſammlung in Mainz beſchwerte ſich Diether mit nur zu gutem Grunde über die Fortdauer, ja über die Verdoppelung der Annaten, nachdem doch dieſes päpſtliche Vorrecht ausdrücklich vom Concil abgeſchafft worden ſey. Und mit nicht minder gutem Grunde beſchwerte ſich Heimburg über den Kaiſer, den er einen trägen Sardanapal nannte. Aber die Mainzer Oppoſition würde, wenn ſie geſiegt hätte, auch ihrerſeits nichts beſſeres hervorgebracht haben, als fürſtliche Willkür. Die Verbündeten verſtändigten ſich mit Georg von Podiebrad, auf einer Zu-

ſammenkunft in Eger, 1461. Da entbrannte der ſ. g. Pfälzer Krieg. Der Papſt ſchleuderte ſeinen Bannſtrahl, der Kaiſer rief des Reiches Acht und aber Acht über die Empörer aus. Ein Reichsheer, an deſſen Spitze ſich wieder der unvermeidliche Albrecht Achilles drängte, ſiegte über Ludwig bei Gundelfingen. Der vom Papſt zum neuen Erzbiſchof ernannte Adolf von Naſſau überrumpelte Mainz bei Nacht und Diether mußte flüchten. Ein zweites Reichsheer unter Ulrich von Württemberg, Karl von Baden, dem Biſchof Georg von Metz und vielen andern Herren zog gegen den böſen Fritz zu Felde. Dieſer hatte ſich vor Heidelberg einen ungewöhnlich großen und feſten Thurm erbaut, den er Trutzkaiſer nannte, bewaffnete das Pfälzer Landvolk, welches über die Plünderungen des Reichsheeres erbittert war, und ſtellte es bei Seckenheim in einem Walde auf. Als er nun hier dem Reichsheer eine große Schlacht lieferte, fielen ſeine Bauern demſelben plötzlich in den Rücken und ſchlugen alles vor ſich nieder. Ulrich, Karl und Biſchof Georg wurden gefangen und Fritz ſetzte ihnen gute Speiſen vor, nur kein Brod. Als ſie nun Brod verlangten, ſagte er ihnen, es gäbe keins mehr in der Pfalz, weil ihre Leute den Bauern alle Felder verwüſtet hätten. Durch dieſen Pfälzer Sieg bekam auch Ludwig wieder Luſt, ſchlug das andere Reichsheer unter dem Achilles bei Giengen und eroberte ſogar die Reichsfahne. Da handelte man um den Frieden und die kaiſerliche Diplomatie war wieder geſchickt genug, die Vortheile dieſes Friedens allein den Laienfürſten Fritz und Ludwig zuzuwenden, um ſie von Diether und Heimburg zu trennen. Fritz verlangte ſchweres Löſegeld für ſeine Gefangenen und da ſie es nicht zahlen wollten, mußten Ulrich, Karl und Biſchof Georg leicht bekleidet in einem eiskalten Zimmer im Fußblock liegen, bis ſie ſich bequemten. Die württembergiſchen Landſtände löſten ihren Grafen mit 100,000 Gulden. Eben ſo viel koſtete der Badener, den Metzer Biſchof ließ man für weniger als die Hälfte los. Diether blieb verbannt, kehrte jedoch nach Adolfs Tode nach Mainz zurück und gründete daſelbſt noch 1476 die Univerſität, um die Stadt für die Verluſte und Miß-

handlungen zu entſchädigen, welche ſie unter dem tyranniſchen Adolf erlitten hatte. Heimburg fand im höchſten Alter noch Schutz in Böhmen.

Der böſe Fritz heirathete ein bürgerliches Mädchen von Augsburg, Clara Dettin, eine berühmte Sängerin und von hoher Schönheit. Da die Ehe unebenbürtig war, ernannte er ſeine Kinder zu Grafen von Löwenſtein. Er beſchäftigte ſich viel mit den romantiſchen Dichtungen des Mittelalters und ſammelte davon die koſtbarſten Handſchriften in ſeinem Schloſſe Heidelberg.

5.

Die burgundiſchen Herzoge.

Die Herzoge von Burgund, aus einer Nebenlinie des franzöſiſchen Königshauſes der Valois, benutzten den langen franzöſiſch-engliſchen Krieg auf der einen, die Verwirrung im deutſchen Reiche auf der andern Seite, um ſich in der Mitte zwiſchen beiden ein eigenes Reich zu gründen.

Der erſte Herzog von Burgund aus dem Hauſe Valois wurde 1363 Philipp der Kühne, vierter Sohn des König Johann, und ſchon er erwarb 1384 zum Herzogthum Burgund (Bourgogne) durch ſeine Vermählung mit Margaretha, der Erbin von Flandern, nicht nur Flandern, ſondern auch Artois, Nevers und die Grafſchaft Burgund (franche comté). Sein Sohn, Johann der Unerſchrockene, war als Graf von Nevers in der Schlacht bei Nikopolis hauptſächlich Schuld an deren Verluſt, wurde gefangen und wieder ausgelöst und weil er am Hofe des Sultan Bajazet ſo viel Pracht und Bequemlichkeit kennen gelernt hatte, war er es, durch den am burgundiſchen Hofe eine bis dahin im Abendlande unbekannte Hofpracht und Ueppigkeit in einem halb ritterlichen, halb orientaliſchen Geſchmack aufkam. Tief in die Parteikämpfe Frankreichs verwickelt wurde er 1419 ermordet. Sein Sohn Philipp der Gute nahm ſich, um ſeines Vaters Tod zu rächen, der franzöſiſchen Angelegenheiten wieder ſehr lebhaft an, behielt aber Zeit und Macht genug

übrig, um die wichtigſten Erwerbungen auf Koſten Deutſchlands zu machen. Durch welche Argliſten und Gewaltthätigkeiten im Bunde mit Johann dem Unbarmherzigen gegen die unglückliche Jakobäa er ſich in das Erbe von Brabant, Lüttich, Hennegau und Holland, wie auch von Luxemburg ſetzte, iſt oben ſchon erzählt. Er vereinigte nun, nachdem er auch noch den Grafen von Namur beerbt hatte, unter ſeine Herrſchaft die geſammten deutſchen Niederlande und achtete nicht ihrer alten Freiheiten und Rechte, ſondern ſuchte ſie unter eine der franzöſiſchen ähnliche Steuerverwaltung zu bringen. Dagegen empörte ſich die große Stadt Gent, die aber nach einem verzweiflungsvollen Kampf, in welchem 20,000 Bürger umkamen, wieder von ihm unterworfen wurde.

Dieſer Philipp übertraf noch ſeinen Vater an Reichthum und nur ſeiner Prachtliebe iſt es zuzuſchreiben, daß er Handel und Induſtrie der Niederländer, daneben auch Künſte und Wiſſenſchaften förderte. Die Niederlande lieferten ihm die köſtlichſten Kleiderſtoffe, die berühmten Brabanter Spitzen, und durch den Seehandel die Schätze des Orients. Die Trachten an ſeinem Hofe wurden maaßgebend für alle Herren und Damen im Abendlande und wie jetzt von Paris, gingen damals die Moden von Brüſſel aus. Gerade weil der Herzog an Rang und Titel tiefer ſtand als die Könige, war es ſein Ehrgeiz, alle Könige und ſelbſt den Kaiſer an Pracht und Reichthum zu übertreffen. Er pflegte jedoch auch die Künſte und zu ſeiner Zeit kam die altniederländiſche Malerſchule in die ſchönſte Blüthe, nachdem die Brüder van Eyk die Oelmalerei erfunden hatten. Philipp der Gute ſtiftete unter andern den berühmten Ritterorden des goldenen Vließes, welcher jetzt noch der vornehmſte aller Orden der Welt iſt. Er war nicht mehr die Auszeichnung einer Ritterſchaft oder einer geiſtlichen Verbrüderung, welche damit ſtrenge Pflichten übernahm, wie die älteren Ritterorden, ſondern ſchon ein bloßes Vorrecht der vornehmen Geburt, des Ranges oder der Gunſt. Das alte Ritterthum verfeinerte ſich immer mehr zur höfiſchen Galanterie, das Turnier mit ſchwerer und mörderiſcher Lanze zum ungefährlichen Ringelſtechen. In die ritterliche Rüſtung kam unerhörte

Pracht und Künſtelei. Die früher viel einfachere Kleidung bereicherte ſich durch allerlei halborientaliſche Zuthaten, ungeheure Federhüte, Schnabelſchuhe ꝛc. Die Damen begannen morgenländiſche Turbane zu tragen. Dabei machte ſich auch ſchon von den italieniſchen Höfen herüber eine antikiſirende Richtung geltend. Amor und Venus durften bei den Hoffeſten kaum mehr fehlen. Die Götter und Göttinnen des alten Olymp ſtanden ſchon alle vor der Thüre und klopften an und ſteckten hie und da den Kopf hervor, ob nicht bald die Zeit komme, in der ſie die chriſtlichen Heiligen aus der guten Geſellſchaft ganz wieder verdrängen könnten.

Auf Philipp den Guten folgte 1467 ſein Sohn **Karl der Kühne**, der ſich im folgenden Jahre mit Margarethe von England vermählte. Seine Hochzeitfeier in der Stadt Brügge mag als Probe des damals am burgundiſchen Hofe herrſchenden Geſchmacks dienen. In der Straßburger Chronik leſen wir davon: „Da war viel köſtliche Pracht und der Saal mit goldenen Tüchern behangen. Er und die Braut hatten ein goldenes Kleid an. Auf den Tiſchen ſtanden 30 Schiffe mit Braten beladen und dabei Boote voll Zugemüſe. Dann kam ein Löwe, aus deſſen Rachen vier Sänger harmoniſch ſangen. Dann kam ein Greif, aus dem eine Menge Vögel flogen. Dann kam ein Thurm, aus deſſen Fenſtern ſechs Bären den Baß brummten, denen zwölf Wölfe und Böcke mit Pfeifen und Flöten, und dann Eſel folgten, die köſtlich ſangen. Dann tanzten die Affen einen mauriſchen Tanz um den Thurm. Dann kam ein Wallfiſch, aus dem zwölf wilde Männer ſprangen und mit einander kämpften ꝛc. Das Eſſen wurde täglich auf 800 großen ſilbernen Platten aufgetragen.“ Beim Einzug des Herzogs in Lille wurde auf offenem Markt aufgeführt „das Urtheil des Paris“, dabei erſchien das dickſte Weib, das man hatte auftreiben können, als Venus, das hagerſte als Juno, die verwachſenſte als Minerva, alle drei nackend.“

Karl war noch viel ſtolzer als ſein Vater, und noch viel übermüthiger gegen die armen Deutſchen, die das Unglück hatten, ſeine Unterthanen zu ſeyn. Mit unbarmherziger Härte beſtrafte er die Bürger, die ihre Rechte gegen ſeine Allmacht zu vertheidigen wag-

ten. Die Lüttticher empörten ſich gegen ihren Biſchof. Vom deutſchen Reich hatten ſie keine Hülfe zu erwarten, aber Ludwig XI., König von Frankreich, verſprach ihnen trüglich ſeinen Schutz und unbeſonnen darauf vertrauend, ließen ſie ſich in einen Kampf ein, in dem ſie allein blieben und der Uebermacht erlagen. Ja Karl ging in ſeiner Hoffahrt ſo weit, den franzöſiſchen König zu zwingen, den Rachezug gegen Lüttich ſogar mitzumachen, 1468. Die Stadt hielt ſich gut, bei einem nächtlichen Ausfall drangen die Bürger bis in das Zelt des Herzogs; am Ende aber unterlagen ſie und flüchteten zu einem Thore hinaus, während die Burgunder zum andern hereinſtürmten. Wer von den Einwohnern nicht fliehen konnte oder wollte, war des Todes. Karl der Kühne ließ alle ohne Gnade umbringen, die Männer enthaupten, die Weiber erſäufen. Mehrere tauſend Weiber wurden, mit dem Rücken an einander gebunden, in die Maas geſtürzt, 200 ſchwangere Weiber zur Luſt des Herzogs noch beſonders in durchlöcherten Kähnen verſenkt. Dann befahl er die Stadt anzuzünden und ſeine Oberſten durften den Degen in der einen, die Fackel in der andern Hand nicht ablegen, bis die ganze Stadt (mit Ausnahme der Kirchen) in Aſche lag. Von den geflüchteten Einwohnern ging ein großer Theil in Eis und Schnee zu Grunde, da man aus Furcht vor den Burgundern ſie nirgends dulden wollte.

Karl drückte die Niederlande mit ſchweren Steuern, wogegen das Volk in Holland ſich empörte, aber vergebens. Im J. 1473 befreite er den alten Herzog Arnold von Geldern, den ſeine eigene Gemahlin Katharina von Cleve und ihr unnatürlicher Sohn Adolf gefangen geſetzt hatten, ließ ſich zum Dank dafür zum Erben Gelderns einſetzen. Die unzufriedene Stadt Nimwegen ſtrafte er um Geld. Als er erfuhr, wie die Bürger der Reichsſtadt Aachen über ihn raiſonnirten, zog er vor dieſe Stadt und zwang ſie, ſich mit einem großen mit 80,000 Goldgulden gefüllten Ehrenbecher von ihm loszukaufen. Ganz ebenſo durfte er mit der Reichsſtadt Metz verfahren. Die Fürſten lachten zum Unglück der Reichsſtädte und der Kaiſer war zu ohnmächtig.

Das reiche habsburgiſche Erbe war damals in der Auflöſung

begriffen. Böhmen und Ungarn hatten ſich losgeriſſen und eigene Könige gewählt. Aber noch eine Hoffnung blühte dem Hauſe in dem Sohne Friedrichs III. auf, dem liebenswürdigen und ritterlichen Maximilian. Dieſen ſchönen Jüngling mit der jungen Maria, der einzigen Tochter und Erbin Karls des Kühnen zu vermählen und abermals durch eine Heirath eins der reichſten Länder für das Haus Habsburg zu erwerben, war der Lieblingsgedanke des Kaiſers und in der That auch die einzige Bedingung, unter welcher das Haus Habsburg ſeinen vorigen Glanz wieder erlangen konnte. Sein Vetter Sigmund von Tirol folgte zwar einer Sonderpolitik und trat die ihm zuſtändige Reichsvogtei im Suntgau und Elſaß Karl dem Kühnen nur ab, um ihn gegen die ihm verhaßten Schweizer zu hetzen, doch gehörte dazu des Kaiſers Einwilligung und es war eine zuvorkommende Conceſſion des Hauſes Habsburg an den Burgunder. Die Annäherung beider Höfe wurde hauptſächlich durch den Umſtand befördert, daß der ſtolze Herzog von Burgund gern den Königstitel erworben hätte, den ihm niemand als der Kaiſer verleihen konnte. Man beſchloß eine Zuſammenkunft in Trier 1474 und hier entfaltete Karl der Kühne eine ſolche fürſtliche Pracht, daß der arme Kaiſer dadurch ein wenig gedemüthigt und verletzt wurde. Karl hatte ſich ſchon eine Königskrone verfertigen laſſen. Als aber der Kaiſer erſt die Verlobung ſeines Mar mit Marien in Richtigkeit bringen wollte, zögerte Karl und ſuchte ihn hinzuhalten, weil auch Ludwig XI. von Frankreich für ſeinen Sohn um Marien warb und Karl ſeinen Vortheil dabei fand, beide Bewerber im Schach zu halten. Auch dem Papſte ſcheint darum zu thun geweſen zu ſeyn, eine Heirath zu hindern, durch welche ein deutſches Haus wieder zu großer Macht gelangen mußte. Wenigſtens ſehen wir bald darauf den Papſt auf Karls Seite gegen den Kaiſer. Da Friedrich III. ſich durch die Zögerung beleidigt fühlte, verließ er plötzlich Trier ohne Abſchied und ohne Karln die Königswürde verliehen zu haben. Der letztere nahm aber bald Gelegenheit ſich zu rächen. Der Papſt hatte den Pfalzgrafen Ruprecht zum Erzbiſchof von Köln ernannt,

aber das Domcapitel wollte ihn nicht und wählte den Landgrafen Hermann von Heſſen zum Adminiſtrator. Da rief Ruprecht, unter Beiſtimmung des Papſtes, Karl den Kühnen zu Hülfe. Aber er hatte ſich verrechnet. Hermann leiſtete ihm in Neuß einen löwenherzigen Widerſtand und ſchlug in elf Monaten 56 Stürme der Burgunder ab. Da kam ihm der Kaiſer zu Hülfe und lagerte dem Burgunder gegenüber, aber der Papſt vermittelte, Karl zog ab und der Kaiſer gelobte, ihm nicht nachzufolgen. Nun entſchädigte ſich aber Karl, indem er den armen Herzog René von Lothringen aus ſeinem Lande vertrieb und daſſelbe beſetzte. René floh zu den Schweizern, mit denen jetzt der Burgunder in Krieg gerieth.

6.

Die Heldenzeit der Schweizer.

Die Eidgenoſſenſchaft hatte unvermerkt Zuwachs und großen Ruhm erlangt. Appenzell war zu ihr getreten, den Aargau hatte ſie erobert. Auch die Bauern im oberen Wallis, ohne mit den Eidgenoſſen verbunden zu ſeyn, ahmten ihnen doch nach und verjagten ihren Vogt von Raron, 1414. Die Urner halfen ihnen und es kam zu Kämpfen zwiſchen den Waldſtätten und Mailand, um die welſchen Thäler am Südabhang der Alpen. Zwar unterlagen die Eidgenoſſen der Uebermacht Mailands nach heldenmüthigem Kampf bei Bellinzona, doch ſetzten ſich nachher die Urner wieder im Livinenthale feſt. Eine zweite Eidgenoſſenſchaft bildete ſich im oberen Inn- und Rheinthale, in den rhätiſchen Alpen. Hier verlangte der Burgvogt von Gadovall die ſchöne Tochter eines Landmanns von Camogask. Ihr Vater Adam führte ſie ihm zu geſchmückt wie eine Braut, ſtach ihn aber nieder. Ein anderer Bauer, Johann Chaldar, der von dem Herrn von Faluu lange ungerecht im Kerker gehalten worden war, ſaß daheim bei einer Suppe, als der Herr vorbei kam und ihm in die Schüſſel ſpuckte. Da packte ihn der Bauer und ſtieß ihm den Kopf in die Schüſſel. Das Volk ſtand auf und die

verhaßten Burgen wurden gebrochen, der fromme Biſchof Hartmann von Chur aber trat mit den Bauern in ein Schutzbündniß gegen den Uebermuth des Adels, weshalb man dieſe neue Eidgenoſſenſchaft den Gotteshausbund nannte, 1396. Als die Bauern in andern Thälern gleichfalls einen Bund ſchloſſen, vermittelte der Abt von Diſentis Friede zwiſchen ihnen und dem Adel und alle drei Stände, Klerus, Adel und Bauer ſchloſſen zu Truns unter einem Ahornbaume den obern Bund, den man auch den grauen nannte, weil die Bauern graue Kittel trugen, 1424. Davon bekam das Land den Namen Graubündten. Als nun 1436 der letzte Graf Friedrich von Toggenburg ſtarb, traten die Bauern, die ihm unterthan geweſen, ſo weit ſie noch jetzt zu Graubündten gehörten, in einen dritten Bund der zehn Gerichte und dieſe drei Bünde ſchloſſen ſich als Kleeblatt aneinander.

Wegen des übrigen Erbes der Grafſchaft Toggenburg geriethen die Schweizer Eidgenoſſen unter einander ſelbſt in Streit und belagerten Zürich, welches alles allein haben wollte, 1443. Kaiſer Friedrich III. miſchte ſich ein, in der Hoffnung, das den Habsburgern entriſſene Erbe in den Alpen wiederzugewinnen. Eine Adelsverſchwörung gegen Bern mißlang aber und weil damals das Basler Concil noch immer forttagte, welches der Papſt gern verjagt hätte, vereinigten ſich Kaiſer und Papſt dahin, die aus dem engliſch-franzöſiſchen Kriege übrigen Söldner, die in großen Schaaren müßig herumzogen und Frankreich durch ihre Plünderungen zur Laſt fielen, nach der Schweiz zu locken, theils um für den Kaiſer Rache zu nehmen an den Eidgenoſſen, theils um für den Papſt das Concil zu ſprengen. Die Zahl jener Söldner belief ſich auf 30,000 und man nannte ſie Armagnacs, weil ſie der Partei dieſes Namens in Frankreich gedient hatten. Der Dauphin Ludwig, Sohn König Karls VII., ſtellte ſich ſelbſt an ihre Spitze und legitimirte dadurch den ganzen Raubzug als eine Maßregel franzöſiſcher Politik, und wenn er gelungen wäre, würde allerdings Frankreich auf Koſten Deutſchlands einen Gewinn davon gehabt haben. Um ſo gewiſſer entehrte ſich der oberdeutſche Adel, indem er mit den Armagnacs fra-

terniſirte und zechte. Aber die Eidgenoſſen waren ſchon gewohnt, über den Adel zu ſiegen und zeigten keine Furcht. Sie ſtanden immer noch im Lager vor Zürich, welches ſie nicht einnehmen konnten, als ſie die Nachricht vom Heranzug des franzöſiſchen Heeres erhielten. Es ſind nur „arme Gecken“ riefen ſie und begnügten ſich, ihnen nur 1500 Mann nach Baſel entgegenzuſchicken, und ſie zu recognosciren. Als nun dieſe nahe bei Baſel an das Flüßchen Birs kamen und das große Heer des Feindes drüben ſahen, wollten die Führer verſtändigerweiſe zurückgehen, aber die gemeinen Geſellen wollten ſich gleich ſchlagen. Einer von Glarus, Uli Lareti, ſagte zu ſeinem Hauptmann Netſtaler: „wollt ihr zag ſyn?“ Da antwortete der Hauptmann: „du Wicht, bin zag will ich nimmer ſyn“ und auch die Haupileute (Walter von Bern, Hefſtetter von Luzern, Schik von Uri, Joſt Reding von Schwyz, Brändli von Unterwalden und Siber von Zug) gaben der Kriegsluſt nach und der kleine Haufe ging keck über die Birs, griff die Franzoſen an und richtete mit ſeinen furchtbaren Schlägen ein großes Blutbad unter ihnen an. Er hatte es jedoch mit einer zwanzigfachen Mehrheit zu thun, und wurde nachgerade zuſammengedrückt. Als noch 300 Eidgenoſſen übrig waren, zogen ſie ſich nach dem Siechenhauſe von St. Jakob zurück, wehrten ſich hier noch den ganzen Tag an der Gartenmauer und erſchlugen noch 6000 Feinde, bis es erſt öſterreichiſchen Rittern gelang, den Reſt zu überwältigen, am 26. Auguſt 1444. Ein von den Schweizern muthwillig und unvernünftig angefangener Kampf, und doch war ihnen keiner je ſo glorreich und bewährte ihre Heldenkraft ſo herrlich. In dieſen Alpenſöhnen hatte ſich unverfälſcht der germaniſche Urgeiſt aus den Tagen der Völkerwanderung erhalten. Nur wer ſo gegen alle Vernunft dreinſchlägt, darf ſich rühmen, daß noch der Geiſt Odins in ihm wohne. Die unübertrefflichen Kämpfer waren alle erſchlagen bis auf einen, Aebli, der ſchwerverwundet davonkam und ſpäter noch Landamman in Glarus wurde. Nur ihrer ſechszehn waren entlaufen, wurden aber geächtet und auf ewig aus der Eidgenoſſenſchaft verbannt. Der Dauphin ſchlug auf dem Schlachtfeld mehrere zu Rittern, aber mancher verbat

ſich dieſe zweideutige Ehre und er ſelbſt befahl den Rückzug und zog eilig davon, damit ihn das Hauptheer der Eidgenoſſen nicht einhole. Er nahm ſeinen Weg den Rhein abwärts ſengend und brennend und legte 110 Dörfer in Aſche. Die Boten des deutſchen Reichs, die ihn zur Rede ſtellten, fertigte er höhniſch ab. Nur die Bürger von Straßburg waffneten ſich, fielen aus, erſchlugen eine Menge der plündernden Armagnacs und hatten das Glück, denſelben die bei St. Jakob verlorene Fahne der Schweizer wieder zu entreißen.

Nun ſchloß auch Zürich Frieden und die Eidgenoſſenſchaft trug große Ehre davon. Zum Dank für die wiedergeſchenkte Fahne von St. Jakob halfen die Eidgenoſſen nachher den Bürgern von Straßburg gegen den benachbarten Adel und zur Siegesfeier fuhren die Züricher zu Schiffe aus der Limmat in den Rhein und brachten an demſelben Tage einen in Zürich gekochten Hirſebrei noch warm nach Straßburg, 1457. Ein Jahr ſpäter verlor Sigmund von Tirol den ganzen Thurgau an die Eidgenoſſen, nachdem, wie oben ſchon erzählt iſt, der Papſt ſie gegen den Herzog benutzt hatte, wie früher Kaiſer Sigmund gegen des Herzogs Vater Friedrich. Beides wohlfeile und nicht ſehr ehrenvolle Eroberungen der Schweizer. Im J. 1460 halfen die Eidgenoſſen der Stadt Mühlhauſen im Suntgau und nahmen 32 Burgen ein. Sigmund, der ihnen nicht wehren konnte, wollte wenigſtens, daß ſie nicht alles nehmen ſollten, und trat die Landvogtei über Suntgau und Elſaß dem mächtigen Herzog von Burgund ab, Karl dem Kühnen. Daraus gingen die weltberühmten Burgunderkriege hervor, die den Schweizern zu ewigem Ruhme gereichen.

Sobald der Herzog von Burgund die Reichsvogtei im Elſaß erlangt hatte, ſetzte er dort als ſeinen Statthalter den Ritter Peter von Hagenbach, einen wilden Geſellen, der drei Würfel im Wappen führte, mit unumſchränkter Vollmacht ein, um von der Feſte Breiſach aus, in der eine franzöſiſche Beſatzung lag, die deutſche Bevölkerung zu knechten. In Burgund war alles hoch geſchraubt. Der Freiheitsſinn der rheiniſchen und niederländiſchen Gemeinweſen und

Genoſſenſchaften, Städte und Stände war dem ſtolzen Herrſcherſinn des Burgunders läſtig und zugleich verächtlich; weil die Deutſchen einander ſelbſt bei ihrer Freiheit nicht ſchützten, ſondern ſich in Parteien zerſplitterten, einander verriethen und ſich ſelbſt dem Ausland verkauften. Es war demnach nicht bloß Uebermuth der Macht, wenn die burgundiſchen Vögte die Rechte und Privilegien in Deutſchland nicht achteten, ſondern es verband ſich damit auch die politiſche Abſicht, die deutſchen Kleinſtädter und Kleinſtaatler durch Schrecken zu betäuben. Hagenbach führte neue Steuern ein, vernichtete die alten Freiheiten, ließ die Widerſtrebenden hinrichten und verhöhnte die keuſche Sitte des deutſchen Volkes durch Frauen- und ſogar Nonnenraub. Die Schweizer ärgerten ſich mit Recht über ihn und fingen an ihn als Nachbarn zu necken. Kaiſer Friedrich benutzte dieſe feindliche Stimmung der Schweizer und des ganzen deutſchen Oberlandes gegen Burgund, um das habsburgiſche Haus mit den gefürchteten Schweizern auszuſöhnen und ſchloß mit ihnen die ſ. g. ewige Richtung, d. h. Frieden und Freundſchaft und gegenſeitige Hülfe wider Burgund. Auch die rheiniſchen Städte wurden in die Verbindung gezogen und Herzog Sigmund löste mit dem Gelde dieſer Städte die Reichsvogtei im Elſaß wieder ein. Karl der Kühne aber betrachtete ſie bereits als ſein unveräußerliches Eigenthum und Elſaß und Suntgau als bleibende Errungenſchaft ſeines Hauſes. Da begann der Kampf.

Ganz Elſaß pflanzte Habsburgs Fahnen auf. Hagenbach ſah ſich in Breiſach eingeſchloſſen. Während er aber hier am Oſtermontag die Bürger zwang, noch an weiteren Befeſtigungen zu arbeiten, bewaffneten ſie ſich, verjagten die franzöſiſche Beſatzung und ergriffen den verhaßten Hagenbach. Vergebens berief er ſich auf ſeinen Herzog, oder auf den Kaiſer, der allein ihn richten könne. Man improviſirte in Breiſach auf der Stelle ein öſterreichiſches Gericht, wozu auch Schweizer zugelaſſen wurden, ließ den Gefangenen grauſam foltern und in der Nacht bei Fackelſchein enthaupten, 1474. Dieſen Schimpf gedachte der Burgunder furchtbar zu rächen und verſöhnte ſich daher mit dem Kaiſer, um alle ſeine Streitkräfte allein

gegen die Schweiz verwenden zu können. Der deutſche Kaiſer ſelbſt aber war treulos genug, um jetzt, gegen ſein Verſprechen, die Schweiz im Stich zu laſſen. Was ihm die Ehre und das Wohl des Reiches gebiete, darnach frug er nicht. Er wollte nur pfiffig in der Neutralität verharren, weil es ihn gefreut haben würde, welcher von beiden kämpfenden Theilen auch unterlegen wäre, denn er haßte die Schweizer als alte und die Burgunder als neue Feinde. Auch Sigmund folgte dieſem Beiſpiel und die Schweizer mußten allein kämpfen und diesmal wahrlich nicht blos für ſich, ſondern auch für die deutſche Nationalität. Deſto mehr Ehre für ſie! Der Burgunder dagegen bekam Verbündete, die Herzogin Wittwe Jolantha von Savoyen und das mächtige Mailand, welche von Süden her die Schweiz bedrohen ſollten.

Als die erſten burgundiſchen Haufen kamen, um ſich zunächſt nur des Suntgaus und der weſtlichen Päſſe in die Schweiz zu bemächtigen, leiſtete ihnen die Stadt Mömpelgard den erſten heldenmüthigen Widerſtand unter Marquart von Stein, einem württembergiſchen Ritter, denn mit Henrietten war die Grafſchaft Mömpelgard an das Haus Württemberg gekommen. Ihr Sohn Heinrich war in die Gewalt Karls des Kühnen gerathen und dieſer ließ ihn vor die Mauern der Stadt führen und das Schwert des Henkers über ihn ſchwingen, um durch dieſe Drohung die Uebergabe der Stadt zu erzwingen, aber der Ritter blieb feſt und die Stadt ergab ſich nicht. Nun beſetzten die Burgunder den Suntgau unter greulicher Verheerung des Landes und jetzt erſt kündigten die Eidgenoſſen ihm Krieg an in einem würdevollen Fehdebriefe, den zu leſen Kaiſer Friedrich III. erröthen mußte, denn er lautete: „Wir Gemeinden des großen Bundes in oberdeutſchen Landen, Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus, dazu die Städte Fryburg und Solothurn auf Gebot und Vermahnen des römiſchen Kaiſers, unſers allergnädigſten Herrn, dem wir als Glieder des heiligen Reichs mit Unterthänigkeit müſſen begegnen, entbieten euch unſer Offen und Schafft. Damit wollen wir unſre Ehre wohl bewahrt haben.“ Darauf rüſteten ſie und beſetzten vor allem das Waatland,

um von hier aus ſowohl gegen Savoyen und Mailand, als gegen Burgund nach Süden und Weſten hin ausſchlagen zu können. Zuerſt zogen ſie vor Ericourt, ſchlugen die Savoyer, von denen 2500 todt auf dem Platze blieben, und beſetzten das ganze Waatland bis zum Genfer See und Jura. Die Walliſer aber machten einen Bund mit ihnen und erſchlugen im nächſten Jahre 2000 Lombarden und Venetianer, die nach Burgund ziehen wollten, hoch oben im Schnee ihrer Alpen.

Die Eidgenoſſen waren wieder auseinander gegangen und hatten nur in den feſten Städten und Burgen des Waatlandes Beſatzungen zurückgelaſſen, als Karl der Kühne erſt i. J. 1476 mit ſeiner ganzen, jetzt völlig ausgerüſteten Macht den großen Krieg gegen die Schweiz eröffnete. Man kann ſich denken, wie damals alles auf den Ausgang geſpannt war. Bei Fürſten und Adel war der Haß gegen die freien Bauern vorherrſchend und Herzog Sigmund von Tirol ließ ſich davon hinreißen, gerade in dem Augenblick, in welchem die Schweizer ſich alle gegen Burgund wenden mußten, das zwar noch nicht mit ihnen verbundene, aber doch ihnen gleichgeſinnte Graubündten im Engadin anzugreifen. In den deutſchen Städten wünſchte man wahrlich nicht den Sieg des Burgunders und doch zog niemand den Schweizern zu Hülfe, ausgenommen eine tapfere Schaar Straßburger Bürger mit der Fahne dieſer Stadt. Die Vorhut der Burgunder zog vor Granſon am Neuenburger See, wo eine kleine eidgenöſſiſche Beſatzung lag, dieſelbe wich der Uebermacht, capitulirte und erhielt freien Abzug zugeſichert. Als ſie aber auszogen, ließ Herzog Karl, ſein Wort brechend, 80 derſelben um die Burg her an Bäume hängen und die übrigen 200, an lange Seile gereiht, im See ertränken. Aber das Heer der Eidgenoſſen war nahe und als es heran kam, wiederholte ſich daſſelbe, wie bei Sempach. Indem nämlich die Eidgenoſſen alle niederknieten, um vor der Schlacht zu beten, glaubte der Herzog, ſie wollten ihn um Gnade bitten. Sogleich aber ſtürzten ſie auf ſeine Kanonen los und als er von ferne das ungeheuere Schlachthorn der Urner, den ſog. Stier von Uri hörte, rief er aus: „Die hier vorn ſind noch nicht die rechten, dort hinten kommen erſt die wahren Eidgenoſſen.“ Indem er ſich nun auf einen gewaltigen Kampf ge-

faßt machte, befahl er seiner Reiterei zurück zu gehen, um freieren Raum zu gewinnen; aber in dem Augenblick, in welchem die Reiterei sich umwandte, glaubte das Fußvolk, sie wolle fliehen, und floh nun selbst. Vergebens ritt der Herzog unter sie, wollte sie zum Stehen bringen und hieb eigenhändig alle nieder, die bei ihm vorbei flohen, aber er konnte den wilden Strom der Flucht nicht mehr aufhalten und wurde endlich selbst mit fortgerissen. Sein ganzes reiches Lager fiel den über die nie gesehene Pracht staunenden Bauern in die Hände, 400 seidene Zelte, des Herzogs goldner Thronsessel, ganze Kisten voll Gold und Silber, köstliche Geräthe, Kleider und Schmuck, denn der Herzog pflegte im Lager wie bei Hofe glänzende Feste zu geben. Die Schweizer maßen das Geld in Hüten und kannten nicht einmal den Werth ihrer Beute, denn der größte damals bekannte Diamant von unschätzbarem Werthe wurde von dem Schweizer, der ihn zufällig aus des Herzogs Schatz genommen hatte, um einen Kronenthaler verkauft.

Blut war hier wenig geflossen, deswegen konnte Karl sein flüchtiges Heer wieder sammeln und da er auch Hülfstruppen aus Italien erhielt, zog er mit einer noch größeren Macht als vorher abermals gegen die Eidgenossen heran und belagerte Murten am See, wo sich jedoch die Schweizer unter dem tapfern Bubenberg behaupteten, bis die Hauptmacht der Eidgenossen unter Hallwyl von Bern und Waldmann von Zürich heranrückte. Die Sonne trat eben aus den Wolken hervor, da sagte Hallwyl: „Gott ist mit uns!" und wandte sich dann an seine Berner: „Frische junge Gesellen, laßt eure züchtigen Mägdlein nicht diesen schnöden Welschen zu Theil werden." Da warfen sich die Eidgenossen mit Ungestüm auf den Feind, welcher diesmal Stand hielt, aber eine nur um so schrecklichere Niederlage erlitt, denn 26,000 Burgunder und Italiener wurden hier erschlagen oder in den Murtener See gestürzt, der sich vom Blute roth färbte. Viele adelige Damen in Amazonentracht wurden gefangen und geschont, nachdem sie in der Todesangst ihr Geschlecht entdeckt hatten. Man sammelte die Gebeine der Erschlagenen in dem großen Beinhaus von Murten, wo sie noch Jahrhunderte lang zur Schau lagen, 1476.

Der geschlagene Herzog war außer sich, daß seine stolze Macht und

Pracht gemeinen Bauern erlegen war. Er verlor darüber faſt den Verſtand. Er ſchloß ſich ein, zerbiß ſich die Finger vor Wuth und ließ dann ſeine Rache an den Wehrloſen aus. Seine eigne Bundesgenoſſin Jolantha mit ihren Kindern nahm er gefangen, um ihnen Savoyen zu entreißen. Die Stadt Nancy, die noch ihrem Herzog René treu war und ſich muthig gegen die Burgunder vertheidigte, ſchwur er der Erde gleich zu machen, und durch Hunger gezwungen, war ſie ſchon nahe am Erliegen. Da flehte René die tapfern Eidgenoſſen an, ihm ſeine Stadt zu retten, und dieſe brachen wirklich auf, um Karl den Kühnen als einen „Haſſer gemeiner tütſcher Nation“ gänzlich zu verderben. Diesmal zogen auch die habsburgiſchen Ritter mit, von denen es rühmlicher geweſen wäre, wenn ſie ſchon bei Granſon mitgeſtritten hätten. Welche Verachtung mußten die Schweizer gegen den Kaiſer hegen, der ſie in der Gefahr im Stiche gelaſſen hatte und jetzt erſt, wo die Gefahr vorüber war, eine überflüſſige Hülfe nachſchickte! Karl der Kühne erwartete den Feind in ſeinem Lager vor Nancy und wehrte ſich wie ein Verzweifelter, aber ſein Heer wurde wieder gänzlich geſchlagen, er ſelbſt ſtürzte mit dem Pferde in einen Sumpf und erſtickte. Seinen über Nacht eingefrorenen Leichnam mußte man mit der Art heraushauen. Im burgundiſchen Lager wurde Graf Engelbert von Naſſau gefangen und hätte, weil er dem Reichsfeinde gedient, den Kopf verlieren ſollen, durfte ſich jedoch auslöſen. Jolantha wurde frei und erhielt auch das Waatland von den Eidgenoſſen zurück, verlor aber das untere Wallis, 1477.

Viertes Buch.

Die maximilianiſche Zeit.

1.

Maria von Burgund.

Unmittelbar nach dem Tode Karls des Kühnen zahlte König Ludwig XI. von Frankreich, der bisher auf der Lauer gelegen hatte, den Schweizern Geld, um ſie zu gewinnen, und ließ ſchnell Franzoſen in das herrenloſe Herzogthum Burgund einrücken. Arras leiſtete Widerſtand und wurde deshalb zerſtört. Auch die franche comté mußte er aufgeben, weil ihn die Schweizer nicht ſo nahe haben wollten, aber das eigentliche Herzogthum Burgund (Bourgogne), Artois, Boulogne, die Picardie nahm er weg. Das deutſche Sprachgebiet dagegen verſchloß ſich ihm und zumal die Vlämingen trotzten.

Der Stadtrath in Gent und mehrere Edelleute waren franzöſiſch geſinnt. Das Volk ſtand auf und ſchlug ihnen die Köpfe ab. Die junge Tochter des bei Nancy gefallenen Herzogs, Marie, war mit dem Hofe nach Gent geflüchtet. Humbercourt, Karl des Kühnen vornehmſter Rath, der früher bei den Schlächtereien in Lüttich beſonders eifrig geweſen war, drängte die arme Prinzeſſin, an den König von Frankreich bittend zu ſchreiben und ſeinem Dauphin ihre Hand anzubieten. Aber die Genter bekamen den Brief, dran-

gen in ihre Wohnung, hielten ihr den Brief vor, an dem sie freilich unschuldig war, und rissen die Räthe Humbercourt und Hugonet von ihrer Seite, um ihnen sogleich, trotz ihren flehentlichen Bitten, die Köpfe abzuschlagen. Noch fehlte dem Volk ein Führer. Als solcher fand sich Adolf von Gelbern ein, der wegen Mißhandlung seines Vaters sein Land verloren hatte und sich jetzt schmeichelte, seine Ehre herzustellen und durch heldenmüthige Thaten Mariens Hand zu gewinnen. Aber er ließ sich von den Franzosen schlagen und wurde gefangen. Marie befand sich nun rath- und hülflos zwischen der Genter Demokratie und den Franzosen. Sie wandte sich zuerst an die Holländer und schenkte ihnen neue Freiheiten, dann aber setzte sie ihre beste Hoffnung auf des Kaisers Sohn, den jungen schönen Maximilian, dem sie früher schon von ihrem Vater als Braut war zugedacht, doch nicht gegeben worden. Sie hatte ihn entweder bei der Zusammenkunft in Trier, oder wenigstens im Bilde gesehen und liebte ihn. Aber auch die Niederländer erkannten in dem Sohne des Kaisers den rechten Mann, der sie gegen Frankreich schützen könne. Kaiser Friedrich III. schickte eine Gesandtschaft nach Gent. Man verständigte sich und Maximilian, mit welchem Marie schon Brief und Ring gewechselt zu haben sittig eingestand, wurde von den burgundischen Ständen förmlich als Gemahl der Prinzessin anerkannt. Er kam und ritt in Gent auf einem braunen Hengst, in silberner, mit Vergoldung ausgelegter Rüstung, ohne Helm, das lange blonde Haar nur mit einem Perlen- und Juwelenkranz nach Bräutigamsart geschmückt. Maria ging ihm mit ihrem Gefolge entgegen. Als er ihr nahe gekommen war, stieg er vom Roß, beide knieten vor einander auf offener Straße nieder und sanken sich dann in die Arme. Da sprach Maria: „Willkommen sey mir, du edles deutsches Blut, das ich so lange verlangt und nun mit Freuden bei mir sehe.“

In der ersten Begeisterung zogen die Niederländer, von Max geführt, gegen die Franzosen zu Felde und schlugen sie bei Guinegate, 1479. Aber als Maximilian sich lieber an den Adel, als an Bürger und Bauern hielt und in Gent den Grafen von Hoorn, der

Johann von Dudtelle, das Haupt der Volkspartei, ermordet hatte, in seinen Schutz nahm, verlor er plötzlich die Gunst des Volkes in Flandern. Ebenso in Holland, wo er nur die Kabeljaus begünstigte, dagegen die Hoeks sich gegen ihn empörten. Da er in Leyden die Häupter der Hoeks hinrichten und seine Söldner in dem Lande plündern ließ, wurde die Unzufriedenheit mit ihm immer größer. Ritterliche Spiele und das Ordensfest des goldenen Vließes beschäftigten ihn mehr als die Staatsangelegenheiten. Eine Kinderei war es auch, daß er seinen kleinen Philipp, den ihm Maria geboren hatte und der erst drei Jahr alt war, schon in feierlicher Versammlung zum Ritter schlug. Doch erregte es Freude, als der Knabe keck sein Schwert zog, um sich gegen die Berührung mit dem Schwerte zu vertheidigen. Maria gebar nachher noch eine Tochter, Margarethe, als sie aber zum drittenmal in guter Hoffnung war, stürzte sie auf der Falkenjagd vom Pferde, und fiel auf einen Baumstumpf, verschwieg aus Schamhaftigkeit die Verletzung, bis es zu spät war, und mußte daran sterben, 1482.

Nun war das Band zerrissen, das die Niederländer an Max geknüpft hatte, und um ihrer Meister zu bleiben, brachte er Frankreich Opfer. Wahrlich eine undeutsche Politik! Er schloß den Frieden zu Arras ab, in welchem Frankreich Bourgogne, Picardie, Boulogne, Artois, Arras behielt, alles übrige dem Habsburger verblieb. Die kaum geborene Margarethe wurde dem Dauphin zur künftigen Frau bestimmt und schon jetzt nach Paris geschickt. Die abgetretenen Provinzen sollten ihre Mitgift seyn. Nachdem er sich auf die Weise vor Frankreich sicher gestellt hatte, nahm es Max mit der Volkspartei auf. Es gelang ihm, die Hoeks in Utrecht zu bändigen, die ihren Bischof vertrieben hatten, 1483. Aber die Genter bemächtigten sich des kleinen Philipp, erkannten ihn, den Sohn Mariens, allein als ihren Herzog an und wollten von Max nichts mehr wissen. Sie wurden dabei trotz des eben geschlossenen Friedens vom König von Frankreich aufgereizt, der gern nach Verjagung des Oesterreichers die Vormundschaft über seine beiden Kinder bekommen hätte. Diesem Plan aber trat eine englische Partei ent-

gegen, welche der Wolle wegen die alte Verbindung Flanderns mit England nicht gefährdet ſehen wollte. Deshalb ſtand zu Gent der Schifferzunftmeiſter Pajard auf, ließ das Haupt der franzöſiſchen Partei, Wilhelm Riem, hinrichten und hielt die habsburgiſche Fahne aufrecht. Nun zog Max feierlich in Gent ein, dachte aber nicht daran, das Volk durch zweckmäßige Inſtitutionen zu gewinnen, ſondern trieb wieder nur ſeine gewohnte Spielerei, indem er den Pajard zum Ritter ſchlug. Das Volk blieb alſo unzufrieden und brach in offene Empörung aus, als ein habsburgiſcher Söldner eine Magd in der Stadt beleidigte. Max ſtillte zwar den Aufruhr und ließ acht Rädelsführer hinrichten, verließ aber Gent und zog nach Brügge. Dort ſah man ihn ungern kommen und das Volk war in hohem Grade aufgeregt. Als ſeine Söldner auf dem Markt exercirten und dem Commandowort gehorchend, plötzlich alle zumal die Lanzen ſenkten, glaubte das Volk, es ſolle angegriffen werden, floh ſchreiend davon und rief zu den Waffen. Da rüſteten ſich die Zünfte unter 52 Bannern, umringten den Markt und nahmen die Söldner gefangen. Auch Max mit allen ſeinen Räthen wurde gefangen. Es war dem Volke blutiger Ernſt. Die Räthe, der Graf Johann von Nieneve, Huygens ꝛc. wurden auf offenem Markte gefoltert und enthauptet. Als man hörte, die in Holland befindlichen Söldner hätten einen Vortheil über das Volk erfochten, ſchlug man in Brügge noch zehn Herren die Köpfe ab. Auch in Gent wurde der unglückliche Pajard enthauptet, 1488.

Kaiſer Friedrich III. rief das ganze deutſche Reich auf, um ſeinen einzigen geliebten Sohn zu befreien, und der Papſt that die Niederländer in den Bann. Diesmal fanden ſich auch die deutſchen Fürſten zahlreich und mit großer Heeresmacht ein, denn es galt ja nicht die Türken, noch die Franzoſen. Für die Ehre des deutſchen Reiches gegenüber dem Ausland hätten ſie keinen Finger geregt; aber für ihr Standesintereſſe zeigten ſie warmen Eifer und wollten einmal den übermüthigen Bürgern zeigen, was es heiße, fürſtliche Perſonen zu beleidigen. Das große deutſche Fürſtenheer wälzte ſich gegen die Niederlande und ſchlug alles vor ſich nieder. Zufällig

nahmen ſie einen Zunftmeiſter aus Gent gefangen, nagelten ihn auf eine Thüre mit der Inſchrift: „So wollen wir allen thun, die den römiſchen König gefangen haben!“ und ließen ihn den Fluß hinab nach Gent ſchwimmen. Inzwiſchen waren die Brügger klug genug, ihren Gefangenen frei zu laſſen, wobei er ſich nur verpflichten mußte, keine Rache zu nehmen und gegen eine jährliche Geldſumme auf die Regentſchaft in den Niederlanden zu Gunſten ſeines Sohnes zu verzichten. Dieſe Bedingungen beſchwor er feierlich, reiste ab und zog ſich nach Tirol zurück. Sein Vater wollte von dieſem Vertrage nichts wiſſen und belagerte Gent, vermochte jedoch nicht es einzunehmen und bequemte ſich zum Frieden, da ſich ſonſt Frankreich einzumiſchen drohte, 1489. Die Niederländer leiſteten Abbitte und zahlten 300,000 Thaler. Die einzige Genugthuung für Maximilian war die, daß ihn auf ſeines Vaters Bitten die deutſchen Fürſten zum römiſchen König, alſo zum Nachfolger im Reich wählten.

Der junge Philipp, zubenannt der Schöne, blieb in den Niederlanden und der Kaiſer beſtellte Albrecht den Beherzten von Sachſen, den einſt Kunz von Kaufungen hatte entführen wollen, als Statthalter für ſeinen zarten Enkel. Auch Albrecht bekam noch einen ſchweren Stand. Er mußte Brüſſel, die Hauptſtadt von Brabant, erſt belagern und erobern, ehe er dort den Sitz der Regierung aufſchlagen konnte. Er mußte in langem Kampfe die Hoeks in Holland überwinden. Im J. 1492 brach eine Hungersnoth aus und viele tauſende armer Leute in Holland rotteten ſich zuſammen, um ſich Nahrungsmittel zu rauben. Man nannte ſie die Käſebröder, weil ſie in der Fahne einen Käs und ein Brod trugen. Im folgenden Jahre 1493 machte Maximilian wieder einen Beſuch in den Niederlanden. Gerade damals war ſeine Tochter Margarethe aus Paris heimgeſchickt worden. Dieſes junge Kind, welches den Dauphin, nachherigen Karl VIII. hatte heirathen ſollen, war jetzt überflüſſig geworden, weil Karl VIII. ſich anders beſonnen und ihrem Vater Maximilian die von demſelben auserwählte und ſchon auf dem Wege zu ihm befindliche Braut, Anna, Erbtochter der Bretagne, unterwegs abgefangen und trotz ihres Widerſtrebens ſelber geheirathet

hatte. Albrecht führte dem König Max seine Kinder nach Maestricht entgegen. Die alte Großmutter, Karls des Kühnen Wittwe, Margarethe, war auch dabei und weil Albrecht gelobt hatte, den Bart nicht zu scheeren, bis er die Niederlande zur Ruhe gebracht haben würde, nahm jetzt Margarethe lächelnd eine Scheere und schnitt ihm den Bart herunter. Maximilian war ihm um so mehr Dank schuldig, als Albrecht alle seine Kriegskosten aus eigenen Mitteln bestritten hatte, die ihm die sächsischen Bergwerke darboten.

Maximilian war über die Heimtücke des jungen französischen Königs heftig erzürnt, allein die deutschen Fürsten wollten keinen Krieg mit Frankreich führen, welches im Frieden von Senlis 1493 behielt, was es hatte.

Die junge Margarethe wurde 1497 dem spanischen Infanten Don Juan vermählt, wäre aber unterwegs auf der See beinahe in einem Sturme untergegangen, in welcher Gefahr sie sich noch scherzend die Grabschrift schrieb: „Hier liegt Margot, zweimal vermählt und doch noch Jungfrau.“ Da ihr spanischer Gemahl schon nach einem Jahre starb, wurde sie zum drittenmale mit dem Herzog Philibert von Savoyen vermählt, den sie aber auch durch den Tod verlor, als sie erst 24 Jahr alt geworden war. Nun wollte sie nie wieder heirathen, wies alle Bewerber ab, kehrte in ihre erste Heimath zurück und übernahm die Statthalterschaft der Niederlande, der sie mit großer Umsicht und Klugheit vom Jahr 1500 an zweiunddreißig Jahre lang vorstand.

2.

Mathias Corvinus.

Während Maximilian trotz seiner glücklichen burgundischen Heirath im Westen so wenig ausrichten konnte, blieb auch im Osten dem Hause Habsburg immer noch der bloße Anspruch ohne die wahre Gewalt. Mathias Corvinus behauptete nicht nur Ungarn, sondern auch die böhmischen Nachbarländer, Mähren, Schlesien,

Lauſitz, indeß in Böhmen ſelbſt der Pole Wladislaw regierte. Der Zuſtand dieſer Länder war traurig. Nach der Sitte der Zeit hatte Mathias zahlreiche Söldner geworben, die ſ. g. ſchwarze Garde, mit der er die Feinde ſchlug und die eroberten Länder behauptete, die aber überall raubte und Unfug trieb. Schleſien litt unter ihr außerordentlich. Auch die kleinen ſchleſiſchen Herzoge erlaubten ſich damals arge Greuel. Die Herzoge von Glogau waren ausgeſtorben, Herzog Johann von Sagan wollte ſich mit Gewalt in Beſitz des Erbes ſetzen. Die Geiſtlichkeit that ihn in den Bann, da ſperrte er ſie auf der Oderbrücke ab und ließ ihr nur die Wahl: Wollt ihr ſpringen oder ſingen? Sieben Rathsherren von Glogau ließ er in einem Thurme verhungern, wovon einer, Johann Köppel, bis zum letzten Augenblick ein Protokoll führte und alle Symptome des Hungertodes beſchrieb. Johann mußte vor König Mathias flüchten.

Noch mehr hatte der Süden Ungarns und namentlich Steyermark, Kärnthen und Krain von den Türken zu leiden, die ihre Raubzüge immer noch fortſetzten. Im J. 1475 ſchleppten ſie 124 Edelleute aus Kärnthen weg. Drei Jahre ſpäter erhoben die Bauern in Kärnthen einen großen Aufruhr, wollten den Adel vertreiben und ihre Richter und Pfarrer ſelber wählen, als ſie aber eben unter dem Vorſitz eines gewiſſen Mathiaſch an einem Sonntag eine große Verſammlung hielten, wurden ſie plötzlich von den Türken überfallen und zerſprengt. Im Jahr 1484 verirrte eine in Kärnthen eingebrochene Türkenſchaar auf dem Rückwege und wurde von den Croaten niedergeſäbelt.

Mathias leiſtete nicht genug, um die Türken von den Grenzen abzuhalten, weil er alle Schritte ſeiner weſtlichen Nachbarn belauern mußte. Kaiſer Friedrich III. verband ſich auch wirklich wieder 1482 mit Wladislaw gegen ihn und er wurde bei Bruk an der Leytha geſchlagen. Doch drang er ſpäter wieder vor und belagerte die Stadt Wien, ohne daß es dem Kaiſer gefällig geweſen wäre, den Bürgern zu Hülfe zu kommen. Denn er ſagte: Ihr habt mich auch einmal hungern laſſen, als ihr mich belagert habt. So mußte ſich

Wien endlich an den König Mathias ergeben, der übel mit den Einwohnern umging. So lud er z. B. alle angesehenen Einwohner mit ihren Frauen zu einem großen Gastmahl auf die Wiener Burg ein, jagte dann aber die Männer fort und behielt die Frauen allein drei Tage und Nächte lang in der Burg bei seinen ungarischen Offizieren zurück. Der träge Kaiser wurde erst wieder aufgejagt, als sein Sohn Max gerade damals in den Niederlanden verstrickt lag. Diesen zu befreien, sammelte er ein Reichsheer und ließ Wien hinter sich.

Der freigewordene Max begab sich aus den Niederlanden nach Tirol, wo sein alter Vetter Sigmund eben mit Venedig im Kampfe lag. Die Venetianer suchten sich im südlichen Tirol der Besitzungen der Grafen Arco zu bemächtigen, die ihnen wohlgelegen waren. Sigmund schützte Arco, ließ 130 venetianische Kaufleute auf dem Markt in Botzen verhaften und nahm Roveredo. Die Venetianer unter dem Feldherrn S. Severino trieben ihn zurück und er wollte schon nachgeben, als die tiroler Stände es nicht duldeten, den Friedrich Kappler zu ihrem Landeshauptmann wählten und mit nur 1000 Mann bei Calliano das große Heer Venedigs schlugen, dessen Feldherr auf der Flucht ertrank, 1487. Da kam Max nach Tirol, Sigmund trat ihm die Regierung ab und das Land huldigte ihm. Seitdem blieb er gern im Lande, indem er zu sagen pflegte: Tirol ist ein grober Bauernkittel, aber er hält warm. Auf dem Schloß Ambras bei Innsbruck legte er schöne Sammlungen von Seltenheiten der Natur und des Alterthums, Büchern und Bildern an. Auch war er fleißig auf der Gemsenjagd und verstieg sich einmal an der steilen Martinswand am Inn, wo er verloren gewesen wäre, wenn nicht, wie die Sage geht, ein Engel ihn herabgeführt hätte.

Unterdeß erkrankte Mathias Corvinus und da er keine legitimen Erben, sondern nur einen natürlichen Sohn Johann hinterließ, der gar keine Aussicht hatte, je als Thronfolger anerkannt zu werden, so bot er dem alten Kaiser für seinen Sohn Max die ungarische Krone an und verlangte nur 70,000 Dukaten Kriegsentschädigung. Friedrich III. aber dachte, Mathias stirbt doch bald und dann

fällt mir Ungarn von ſelber zu, und weigerte ſich, die kleine Summe zu bezahlen. Da brach Mathias die Unterhandlung ab und ſtarb, 1490. Die Ungarn aber, geleitet von Stephan Zapolja, den Biſchöfen Urban von Erlau und Johann von Großwardein, dachten nicht daran, die Krone dem Habsburger zu geben, ſtützten ſich auf die ſchwarze Garde und wählten den Wladislaw II. von Böhmen zum König, weil dieſer Herr durch ſein Benehmen in Böhmen den hohen Magnatenadel, auf den es am meiſten ankam, gewonnen hatte. Er bewies ſich nämlich ſehr nachgiebig gegen ariſtokratiſche Anſprüche. Der Baſtard Johann konnte nicht durchdringen und unterlag in der erſten Schlacht, die er an der Spitze ſeiner Anhänger wagte, denen Wladislaws. Die Königin Wittwe Beatrix beförderte ebenfalls die Wahl des letzteren mit großem Eifer, weil ſie hoffte, der neue König werde ſie heirathen wollen. Sie war aber nicht mehr jung und er wollte ſie nicht. — Maximilian eilte bei der Nachricht vom Tode des Mathias nach Oeſterreich, um nicht nur Wien wiederzuerobern, ſondern auch das auf Habsburg übergegangene Erbrecht des letzten Luxemburgers in Ungarn geltend zu machen. Die Wiener öffneten ihm jubelnd die Thore. Nur in der Burg wehrten ſich Zapolja mit einigen hundert Ungarn. Beim Sturm wurde Max verwundet, aber die Burg ergab ſich. Dann zog Max nach Ungarn, kam jedoch nur bis Stuhlweißenburg, wo ſein Kriegsvolk die ärgſten Greuel beging und der Sarg des König Mathias ganz im Blute ſtand. Das machte die Deutſchen beim ungariſchen Volk furchtbar verhaßt und als die ſchwarze Garde heranzog, wich ihr Max aus und kehrte nach Wien zurück. Da nun auch König Albrecht von Polen, des Wladislaw Bruder, mit großer Heeresmacht zu kommen drohte, wenn Max nicht auf Ungarn verzichte, und das deutſche Reich trotz allen Bitten nichts für Max thun wollte, ſah ſich dieſer zu einem Frieden gezwungen, in welchem ihm die Thronfolge in Ungarn nur vorbehalten blieb, wenn des Wladislaw Mannsſtamm ausſterben ſollte, 1492.

Am 19. Auguſt 1493 ſtarb Friedrich III. und Maximilian I. wurde ſofort allgemein als deſſen Nachfolger anerkannt,

vermochte jedoch in den todten Reichskörper kein Leben mehr zu bringen. Er berief zwar wiederholt Reichstage, aber es wurde nur discutirt und protokollirt, nichts gethan. König Karl VIII. von Frankreich benutzte die Schwäche des deutschen Reichs, um einen Eroberungszug nach Italien zu unternehmen, indem er Erbansprüche auf das Herzogthum Mailand erhob und auch Neapel an sich reißen wollte, 1494. Max hatte sich unklugerweise mit Blanka Sforza, der Nichte des in Mailand gebietenden Herzog Ludovico Moro Sforza (Nachfolger der Visconti) vermählt, eine Mißheirath, da die Sforzas kürzlich erst aus dem niedrigsten Stand emporgekommen waren. Nun sollte Max Mailand retten und hatte weder Geld noch Truppen. Vergebens mahnte er den Reichstag, ihm zu helfen, damit nicht der Franzose zu Deutschlands Verderben Italien beherrsche.

Als Max die deutschen Reichsstände um „eilende Hülfe" bat und der Reichstag nach langen Berathungen endlich nur 120,000 Gulden bewilligen wollte, so ging auch nicht einmal diese kleine Summe ein, sondern das gesammte große deutsche Reich zahlte dem Kaiser zuletzt nur 6000 Gulden. Dagegen ließ man ihm den Triumph, auf dem Reichstage einen französischen Ritter, de Barre, der eine große Körperstärke besaß und jedermann herausforderte, im Zweikampf zu besiegen. Das sollte nun eine Entschädigung seyn für die Schande, daß Deutschland Italien den Franzosen preis gab. Erst 1496 brachte Max ein kleines Heer auf und ging über die Alpen, konnte aber nichts ausrichten und mußte Italien wieder den Franzosen und den von ihnen besoldeten Schweizern überlassen. Als er die deutschen Reichsfürsten aufs dringendste zu einer größeren Anstrengung einlud, kam von allen deutschen Fürsten nur einer auf den nach Worms ausgeschriebenen Reichstag des Jahres 1497. Dieser eine, der alte Erzbischof Berthold von Mainz, sagte damals: „O liebe Herren, es geht gar langsam zu, es ist wenig Fleiß und Ernst in den Ständen des Reiches und billig zu Erbarmen. Das Reich nimmt fast ab. Der erste Kurfürst ist der König in Böhmen, aber was thut der Pole für das deutsche Reich? In Karls des Großen Zeiten sind die welschen Lande an das Reich gekommen und wo sind

ſie jetzt? So geht eins nach dem andern hinweg und leider will es niemand zu Herzen nehmen. Will man nicht beſſer zuſehen, ſo werden wir alle vollends zu Grunde gehen und wird etwa ein Fremder kommen, der uns mit eiſerner Ruthe regieren wird. Des Reiches Lehen gehören Welſchen, die unſer Reich verderben wollen. Den Türken ließen wir hereinkommen und nun ſchreibt der Hochmeiſter in Preußen, der Großfürſt von Moskau habe viele Schlöſſer eingenommen und ſtark auf die Chriſten gedrungen. Soll man ihnen beiden wehren, ſo müſſen wir unſer Reich in Staat und Weſen halten. Unſer Herrgott hilf uns! Es iſt wahrlich faſt erſchrecklich. Es gefällt mir nicht, daß die Fürſten nicht zum Reichstag kommen, ſondern nur Briefe ſchicken und alles ſo langſam machen und, wenn ſie etwas beſchließen, nicht einmal Folge leiſten."

Dieſer patriotiſche Kurfürſt, der zum Herzog erhobene Eberhard von Württemberg, Albrecht von Sachſen und Erich von Braunſchweig waren die einzigen Fürſten, die ſich der allgemeinen Reichsangelegenheiten und des Kaiſers annahmen, aber ſie konnten nur rathen und waren nicht mächtig genug, um ihm viel helfen zu können. Unter den bei den Reichstagen eingebrachten Reformvorſchlägen war der wichtigſte das Reichskammergericht als höchſte Juſtizinſtanz, die Umlage des gemeinen Pfennigs als erſte Reichsſteuer und die Einrichtung einer Reichspoſt, womit der Graf von Thurn und Taxis belehnt wurde. Allein das Kammergericht wurde nicht vollzählig beſchickt, der gemeine Pfennig ging läſſig ein und wurde wieder aufgehoben.

Dagegen ging dem Hauſe Habsburg eine neue große Hoffnung auf, als Maximilians Sohn, Philipp der Schöne, ſich 1496 mit der Infantin Juana vermählte. Die ſpaniſchen Königreiche (Navarra und Portugal ausgenommen) ſchmolzen in ein großes Reich zuſammen, indem Ferdinand von Aragon ſich mit Iſabella, der Erbin von Caſtilien vermählte. Da ſie aber keine Söhne hatten, wurde ihre älteſte Tochter Juana Erbin von Spanien.

3.

Abfall der Schweizer vom Reich.

Die Urner hatten das Livinenthal eingenommen und das mächtige Mailand wollte es ihnen nicht gönnen. Im Winter des Jahres 1479 kamen 16,000 Mailänder, um das Thal zu besetzen, in der Meinung, daß die Eidgenossen in so rauher Jahreszeit nicht über die Schneeberge herüber kommen würden. Auch hatte Waldmann in Zürich, der Sieger von Murten, den Zug widerrathen. Aber die Waldstätte wollten sich das Thal nicht nehmen lassen und nur 600 Mann unter Frischhans Theiling von Luzern stellten sich bei Irnis (Giornico) den Mailändern entgegen, benutzten ein Bergwasser, um das Thal zu überschwemmen, daß es bei Nacht zufror und einem Spiegel glich, versahen sich mit Fußeisen, daß sie einen sichern Tritt hatten, und stürzten auf die heranrückenden Mailänder los, die, immerwährend auf dem Eise ausgleitend, trotz der ungeheuren Ueberzahl den furchtbaren Schlägen der Eidgenossen unterlagen und mit schwerem Verlust heimzogen. Von den Schweizern sind in dieser denkwürdigen Schlacht nur zwei Mann umgekommen, wovon einer der Bauer Stanga war, der den guten Rath gegeben hatte, das Thal zu überschwemmen.

Dieser neue Sieg nach den Burgunderkriegen trug den Schweizern eben so hohen Ruhm ein, als er ihren eigenen Stolz und Trotz steigerte, sonderlich den der Bauern und Hirten in den Waldstätten, bei denen sich eine kleine Eifersucht gegen die Städte regte. Schon bei der Theilung der burgundischen Beute war diese Eifersucht stark hervor getreten. Ueberhaupt übte der unermeßliche Reichthum, den die Schweizer im burgundischen Lager gefunden hatten, eine schlimme Wirkung auf die sonst so ehrlichen und bescheidenen Eidgenossen aus, sie wurden auf einmal habgierig und geizig. Sie wollten immer mehr haben, sie nahmen ohne Erröthen Geld von Frankreich an, sie boten sogar schon ihre Freundschaft um Geld feil. Der gemeine Mann erfuhr freilich nicht alles, was die von ihm gewählten Ammänner und Rathsherren in die-

ſer Beziehung vornahmen. Wie damals ſchon die leitenden Demagogen das Volk zu betrügen und ſich ariſtokratiſche Vortheile zu ſichern wußten, erhellt am beſten aus der geheimen Inſtruction der Luzerner Geſandten an den König Mathias von Ungarn vom Jahr 1479, welche der Geſchichtſchreiber Ruß mittheilt. Sie wünſchen ihm Glück, daß er Oeſterreich erobert habe, und betteln um Penſionen für 36 Räthe, da ſie alles gethan hätten, um dem Hauſe Habsburg zu ſchaden, alſo von ihm ſowohl, wie von Frankreich, einen Lohn verdienten.

Die Städte Solothurn und Freiburg im Uechtlande bewarben ſich um die Ehre, in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen zu werden. Nun fürchteten aber die Hirten des alten Bundes das Uebergewicht der Städte und ſetzten ſich dagegen. Auf der Tagſatzung zu Stanz im Lande Unterwalden waren ſie ſchon nahe daran, gegen ihre ſtädtiſchen Miteidgenoſſen zum Schwerte zu greifen, als der fromme Einſiedler Nicolaus von der Flue unter ſie trat. Dieſer hatte, von Weib und Kind getrennt, zwanzig Jahre lang in einer Einöde des Melchthals, wie es hieß, ohne Nahrung gelebt und galt für heilig. Als eine ungewöhnlich hohe, jedoch abgemagerte Geſtalt trat der würdevolle Greis unter die ſtreitenden Eidgenoſſen und der Macht ſeines Wortes gelang es, ſie zu verſöhnen, ihnen den Werth der Eintracht tief ins Gemüth zu prägen und die Aufnahme der beiden Städte durchzuſetzen, 1481. Sein Andenken iſt den Schweizern bis auf unſere Tage heilig und noch jetzt erblickt man über dem Hochaltar in Stanz ſein langgeſtrecktes Gerippe hoch aufgerichtet und mit Juwelen geſchmückt und es geſchehen zu ihm noch viele Wallfahrten.

Wenn er aber auch die Eidgenoſſen damals verſöhnte, ſo konnte er doch weder den Geiz der Machthaber in der Eidgenoſſenſchaft, noch die Verwilderung des jungen Kriegsvolks verhindern. Die tapfern Geſellen, die ſchon Schlachten mitgemacht hatten, wollten nicht mehr arbeiten; konnten ſie ja doch Sold und Beute leichter erlangen. Eine „thorechte Geſellſchaft“ mit einem „Sew-Panner“ zog auf eigene Hand aus den Waldſtätten wider Genf und ertrotzte ein Geldgeſchenk von 24,000 Gulden. Viele wurden im eigenen Lande gemeine Räuber, deren damals in einem einzigen Jahre nicht weniger als 1500 mußten

hingerichtet werden. Das Wegnehmen geſchah beſſer im Großen, weil ungeſtraft. So riß Bern 1486 das ſchöne Münſterthal im Jura an ſich, deſſen Eigenthümer, der Biſchof von Baſel, es nicht ſchützen konnte. Gegen die Entſittlichung und Verwilderung ſchritt Waldmann in Zürich am kraftvollſten ein. Als er aber auch dem ſog. „Reißlaufen", d. h. dem Davonlaufen der Schweizer in fremden, beſonders franzöſiſchen Dienſt entgegen trat, murrte das geldgierige Volk und verweigerte ihm den Gehorſam und als er vollends ſo weit ging, den tapfern Friſchhans Theiling, der ihn öffentlich verhöhnte, als Ruheſtörer hinrichten zu laſſen, wurde er durch einen Volksaufſtand abgeſetzt, grauſam gefoltert und enthauptet, 1489. Nach ſeinem Tode war dem Reißlaufen Thür und Thor geöffnet und der König von Frankreich verfehlte nicht, alles, was ihm aus der Schweiz zulief, in Sold zu nehmen, bezahlte gut und ſchmeichelte den Alpenſöhnen mit königlicher Vertraulichkeit, während die unklugen Fürſten in Deutſchland noch immer verächtlich auf den Bauer herabſahen.

Im Jahre 1498 geriethen die Hirten in Graubündten mit denen in Tirol in Grenzſtreitigkeiten. Maximilian, der ſich ſelbſt wie ein Tiroler kleidete und am liebſten unter dieſem Volke weilte, gab nicht nach und als der Krieg drohte, trat ganz Graubündten in die Eidgenoſſenſchaft, die ihm Hülfe verſprach und durch dieſe Einverleibung ihr Gebiet mächtig erweiterte. Nun war der Krieg unvermeidlich. Sollten ſich Kaiſer und Reich von den Bauern alles gefallen laſſen? Man that ſie in des Reiches Acht, weil ſie den Franzoſen dienten und Mailand, ein deutſches Reichsland, angriffen. Der Reichsexecutionskrieg war wohl im Rechte gegründet, aber ſehr unklug. Man begreift kaum, wie der deutſche Kaiſer im Angeſicht der Franzoſen, welche ſchon feſten Fuß in Italien gefaßt hatten, nicht lieber lavirte und diplomatiſirte, anſtatt den tapferſten deutſchen Volksſtamm anzugreifen und dadurch den Bund deſſelben mit Frankreich gegen Deutſchland zu beſchleunigen. Ueberdieß hatte der Kaiſer wie gewöhnlich kein Heer und kein Geld. Nur der ſog. ſchwäbiſche Bund, eine Vereinigung aller geiſtlichen und weltlichen Herren in Schwaben zeigte einigen Eifer und brachte ein zahlreiches Bundesheer zuſammen.

Der sog. Schwabenkrieg nahm für Kaiser und Reich einen traurigen Verlauf, denn indem das Reichsheer sich nur langsam sammelte, ungeschickt vertheilte und nachzottelte, erschienen die Eidgenossen überall auf dem rechten Fleck und theilten schnell kräftig ihre Schläge aus. Zuerst stürmten die Graubündtner den Paß am Luciensteig bei Nacht und drangen in Tirol ein. Dann zogen die Eidgenossen in das Hegau und schlugen das Reichsheer in seiner zerstreuten Stellung und ehe noch Kaiser Max selbst angekommen war, in drei Schlachten bei Hardt, im Brüderholz bei Basel und bei Constanz. Unterdeß sammelten sich die tapfern Tiroler und drangen wieder in Graubündten ein, unterlagen aber in einem blutigen Kampf bei Mals, wo sie 4000 Todte zurückließen. Zur Rache wurden 400 gefangene Graubündtner in Meran niedergemacht. Nun erst kam der Kaiser nach Constanz und hatte den unglücklichen Gedanken, das jetzt versammelte Reichsheer zu theilen und die eine Hälfte unter dem Grafen von Fürstenberg gegen Basel zu schicken, während er selbst mit der andern ostwärts operiren wollte. Aber schon in den nächsten Tagen erhielt er die Kunde, Fürstenberg sey bei Dornach furchtbar geschlagen und selber getödtet worden. Da verzagte das Reichsheer, viele kehrten heim und mit schwerem Herzen sah sich Maximilian gezwungen, Frieden zu machen, 1499. Die Eidgenossenschaft wurde vom schwäbischen Kreise und vom Reichskammergericht entbunden, behielt den Thurgau und sechs Gerichte im Prättigau und die Städte Basel und Schaffhausen, etwas später auch Mühlhausen im Elsaß traten in ihren Bund. Zum Schimpfe des deutschen Reiches setzten die Basler statt der bisherigen Schildwachen ein altes Weib mit einem Spinnrocken vor ihr Stadtthor, um damit zu beweisen, daß sie jetzt erst ganz sicher seyen, seitdem sie nicht mehr zum unei[illegible]en und schwachen Reich gehörten, sondern zur einigen und starken Eidgenossenschaft.

4.

Der lange italieniſche Krieg.

Karls VIII. Sohn und Nachfolger, Ludwig XII., fand die Zeiten günſtig, um die franzöſiſchen Anſprüche auf Italien zu erneuern. Italien ſelbſt war unendlich zertheilt und uneins, Deutſchland ohnmächtig, die ſtarke Schweiz Frankreich befreundet. Er wartete alſo nur die Niederlage Maximilian's im Schwabenkriege ab, um gleich auf's neue mit einem Heer in Italien einzufallen. Auch gelang es ihm bald Mailand zu erobern und die Sforza zu vertreiben, 1500.

Trotz aller Bitten und alles Jammers konnte Max doch die deutſchen Fürſten zu keiner Hülfe bewegen. Auf dem großen, diesmal doch zahlreicher beſuchten Reichstage zu Augsburg trug der alte Berthold von Mainz auf eine Reform im Reichsregiment an. Die Kurfürſten ſollten ſich mit dem Kaiſer vereinbaren, eine permanente Commiſſion von 20 Mitgliedern als höchſte Reichsregierung niederzuſetzen. Aber der ganze Plan blieb unausgeführt und war auch unpraktiſch, denn er wollte die Vielheit in die einheitliche Spitze ſelbſt verlegen. Gleichwohl befand ſich Deutſchland damals in einer ungewöhnlichen patriotiſchen Aufregung. Man hatte erfahren, der berüchtigte Ceſar Borgia, Sohn des damaligen Papſtes Alexander VI., habe, als er im Spiel eine große Summe verlor, lachend ausgerufen: „es ſind ja nur die Sünden der Deutſchen.“ Die frommen Deutſchen erkannten daraus, was aus dem vielen Gelde würde, welches ſie für Ablaß der Sünden ausgaben, und es ging ein tiefes Murren durch die deutſche Welt.

In der That beſorgte Ludwig XII. damals, der deutſche Bär könne plötzlich aus ſeinem Zauberſchlaf erwachen, und hielt es für räthlich, dem Kaiſer entgegenzukommen, wobei er deſſen Sohn Philipp zum Vermittler gebrauchte. Zum Köder dienten Ungarn und Böhmen. Ludwig verſprach dem Hauſe Habsburg, es nach Wladislaws Tode auf das kräftigſte zu unterſtützen, damit es jene Länder wiedergewinne.

Zur Befestigung des Bundes der Häuser Habsburg und Valois sollte Philipps noch ganz junger Sohn Karl künftig mit Ludwigs Tochter, Claude de France, vermählt werden. Einstweilen aber sollte Max Mailand im Besitz der Franzosen lassen und Ludwig damit belehnen, das heißt, Ludwig behielt den Sperling in der Hand und ließ seinen deutschen Bundesgenossen die übrigen auf dem Dache. Max aber versprach sich doch Ruhe von diesem Arrangement und schloß den Vertrag ab, am 13. Dez. 1500. Mit welcher Ueberlegenheit des Geistes Ludwig den deutschen König übervortheilte, geht daraus hervor, daß er schon einen Monat vor dem Abschluß des Vertrags einen andern mit dem alten Ferdinand von Spanien, Philipps Schwiegervater, abgeschlossen hatte in Betreff einer Theilung des Königreichs Neapel zwischen beiden.

Offenbar im Hinblick auf seine ungarischen Hoffnungen betrieb Maximilian einen Zug gegen die Türken, der aber nicht zu Stande kam, weil ihn das Reich nicht unterstützte. Aber schon hatten Spanien und Frankreich gegen Neapel Händel bekommen. Ludwig XII. suchte daher eine neue Vereinbarung mit Max, indem er ihn diesmal mit der in weite Ferne gerückten und höchst unwahrscheinlichen Zurückgabe von Bourgogne, Artois ꝛc. köderte, damit er ihm Hülfe leiste gegen Venedig, welches sich damals dem Umsichgreifen der französischen Macht in Italien widersetzte. Das war der zweite Vertrag vom 22. September 1504. Aber schon im nächsten Jahre brach Ludwig XII. den Vertrag und vermählte seine Tochter Claude mit dem Herzog Franz von Anjou, einem Prinzen von Geblüt. Nun hätte dem Vertrage gemäß nicht nur Bourgogne, sondern auch Mailand an Max zurückfallen sollen, aber die deutschen Fürsten unterstützten denselben nicht, worüber er bitterlich klagte.

Inzwischen nahm eine deutsche Angelegenheit Maximilians Thätigkeit in Anspruch. Die Wittelsbacher lagen schon wieder einmal im Streit. Georg der Reiche von Landshut hatte mit seinem Vetter Albrecht von München einen Erbvertrag geschlossen, brach ihn aber und vermachte sein Erbe dem Pfalzgrafen Ruprecht. Nach seinem Tode 1504 nahm Ruprecht Landshut weg und erhielt Hülfe von Wladis-

law, dessen Böhmen greulich in Bayern hausten. Zwar starb Ruprecht, aber seine Wittwe Elisabeth trat an seine Stelle und stolzirte, obgleich sie sich in guter Hoffnung befand, in Stiefeln und Sporen und mit einem mächtigen Streitkolben durch das Lager. Albrecht wurde endlich vom Kaiser unterstützt und im September 1504 kam es bei Regensburg zu einer blutigen Schlacht. Die Böhmen führten immer noch ihre langen hussitischen Haken (Aalspieße genannt) womit sie die Ritter von den Pferden rissen. Auch Maximilian wurde herunter gezogen und das Pferd würde ihn fortgeschleift haben, wenn nicht sein treuer Freund, der tapfere Herzog Erich von Braunschweig zur Hand gewesen wäre und ihn gerettet hätte. Die Böhmen und Pfälzer wurden trotz ihres heftigen Widerstandes geschlagen. Albrecht blieb im Besitz des nunmehr wieder vereinigten Altbayern und führte, um künftige Theilungen des Landes zu vermeiden, die Primogenitur ein, mußte aber die sog. junge Pfalz mit der Hauptstadt Neuburg an Ruprechts Söhne abtreten, während Ruprechts Bruder Ludwig die Kurpfalz behielt.

Philipp der Schöne erkaufte damals sein reiches spanisches Erbe mit mancher moralischen Tortur. Er hatte die Regierung in den Niederlanden angetreten, mußte sich aber mit dem händelsüchtigen Karl Egmont, Herzog von Geldern, herumschlagen und ihm sogar Frieden geben, weil ihn der Tod seiner Schwiegermutter Isabella 1504 nach Spanien abrief. Deren Gemahl Ferdinand trat seinem Schwiegersohn nur sehr ungern das Erbe Isabellens und die Verwaltung Castiliens ab. Ueberhaupt war die Stellung dieser beiden Herren zu einander eine sehr feindselige. Ferdinand hatte Philipps Gutmüthigkeit bei den Unterhandlungen über Neapel mißbraucht und ihn nachher desavouirt, so daß Philipp vor Verdruß krank wurde. Auch die Ehe mit Juana war eine traurige. Die Dame war nicht schön und von ihrem Gemahl nicht geliebt, verfolgte aber ihn mit einer glühenden und unabläßigen Zärtlichkeit, so daß er allemal Gott dankte, wenn er von ihr loskommen konnte. Die Liebe machte sie ein wenig verrückt und ihr Vater ließ sie in Medina del Campo einsperren, während ihr Gemahl in den Niederlanden war. Da stellte sie sich unter das

Thor und ging trotz Nacht und böſem Wetter nicht von der Stelle, ſehnſüchtig harrend, bis das Thor aufgemacht und der ſchöne Philipp wiederkommen würde. Ihr Vater aber grollte dieſem letztern ſo, daß er nach Iſabellens Tode geſchwind noch einmal heirathete und zwar eine Gräfin von Foix, Nichte Ludwigs XII. von Frankreich, um wo möglich noch einen Thronerben für Aragonien zu erzielen, ſo daß Philipp wenigſtens nur Caſtilien behalten hätte. Doch blieb dieſe Ehe kinderlos. Dagegen ſtarb der junge Philipp, nachdem ihn Juana kaum wieder in ihre Arme geſchloſſen hatte, plötzlich an einem kalten Trunke, nachdem er ſich beim Ballſpielen erhitzt hatte, 1506. Juana wich nicht von ſeiner Leiche, hielt ihn beſtändig in den Armen und trennte ſich, als man ihn einbalſamirt hatte, immer noch nicht von ihm, duldete nicht, daß er begraben werde, ſondern brachte ihn auf einen Wagen und fuhr mit ihm im ganzen Lande herum. Endlich brachte man ſie dahin, daß ſie den todten Gemahl unter die Erde beſtatten ließ. Kaum aber war er nicht mehr bei ihr, ſo bildete ſie ſich wieder ein, ſie ſey zu Medina del Campo und er in den Niederlanden und man wolle ſie nicht zu ihm laſſen. Man mußte ſie nun bitten, die Gruft ſelber wieder zu öffnen. Sie that es, nahm aber den Sarg heraus und behielt ihn bei ſich, indem ſie ſich mit einem Ammenmärchen tröſtete, von einem todten Könige, der nach vierzehn Jahren wieder erwachen ſollte. Sie wartete vierzehn Jahre und harrte mit der glühendſten Ungeduld auf ſein Erwachen, da aber Philipp die todten Augen nicht mehr aufſchlug, wurde ſie raſend und mußte in einem Thurm eingeſperrt werden, in welchem ſie, von Katzen umgeben, noch beinahe fünfzig Jahre lebte, denn ſie ſtarb erſt kurz vor ihrem weltberühmten Sohne Kaiſer Karl V. im Jahre 1555.

Ludwig XII. ſpannte ſeine Netze überall aus und hatte eine zweite Nichte Gräfin von Foix dem polniſchen Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen, zur Gemahlin gegeben. Als dieſe nun 1503 die Prinzeſſin Anna gebar, hielten die Ungarn eine Verſammlung und ſchwuren, wenn ſie nicht noch einen Sohn bekäme, dann ſolle doch in keinem Falle ein Habsburger die Krone erben, ſondern ein geborener Ungar zum König gewählt werden. Nun gebar ſie aber 1506 vor-

zeitig einen Prinzen, den man künſtlich am Leben erhalten mußte, weil er angeblich noch nicht einmal eine Haut hatte, den man aber dem franzöſiſchen König zu Ehren Ludwig nannte.

Im folgenden Jahre 1507 wollte Maximilian, um ſein Anſehen zu mehren, einen Heereszug nach Rom unternehmen und ſich dort zum Kaiſer krönen laſſen. Er konnte aber kein großes Heer zuſammen bringen, die Venetianer drohten ihm mit Krieg, wenn er nicht blos als Privatmann mit geringem Gefolge kommen wolle und Ludwig XII. unterließ nicht, ſogleich wieder mit einer großen Armee in Italien einzurücken. Dennoch begnügte er ſich, das abgefallene Genua zu beſetzen und zog ſich wieder zurück, weil ihm durch das Gerücht, die Deutſchen würden ſich in Maſſe erheben, bange gemacht wurde. Es iſt merkwürdig, daß ſich ſolche Gerüchte zuweilen wiederholten und in Frankreich immer geglaubt wurden. Inzwiſchen folgte Maximilian dem guten Rathe Venedigs, unterließ ſeine Romfahrt und begnügte ſich, in Trient die päpſtliche Bulle in Empfang zu nehmen, die ihn zum römiſchen Kaiſer erklärte. Aus Aerger über die Venetianer that er dieſelben aber in des Reiches Acht und ſtützte ſich dabei auf die Hülfe Frankreichs, gemäß dem geheimen Artikel des zweiten Vertrages von 1504. Nachdem ihn Frankreich durch die Heirath der Claude und auf andere Art aufs tödtlichſte beleidigt hatte, ließ er ſich nun doch durch die Ausſicht, etwas von Venedig zu gewinnen, wieder ins Schlepptau Frankreichs nehmen. Alle Feinde Venedigs vereinigten ſich 1508 in der Ligue zu Cambray, an welcher außer dem Kaiſer und Frankreich auch der Papſt theilnahm. In dem venetianiſchen Kriege aber, der nun begann, ſpielte der Kaiſer wieder die erbärmlichſte Rolle, indem er bloß bis Padua kam und dieſe Stadt nicht einmal einnehmen konnte, weil er kein Geld hatte, ſeine Söldner zu bezahlen und ſie ihm davon liefen. Nur Frankreich erfocht wieder glänzende Siege.

In Folge derſelben kam aber Ludwig XII. mit dem damaligen kriegeriſchen Papſt Julius II. in Zerwürfniß, denn die Päpſte ſahen Italien eben ſo ungern unter franzöſiſchem wie unter deutſchem Joche. Ludwig aber verachtete den ohnmächtigen Papſt, rief eine Verſamm-

lung der franzöſiſchen Biſchöfe nach Tours zuſammen, welche ganz gallicaniſch dreſſirt war, und war argliſtig genug, die einer ſittlichen Reform des Klerus geneigte öffentliche Meinung für ſeine dynaſtiſchen Zwecke in Anſpruch zu nehmen. Diesmal war es nicht nur der gute Maximilian, der ſich von Frankreich wieder übertölpeln ließ, ſondern auch die deutſche Reformpartei. Ludwig berief, von Maximilian hierin unterſtützt, eigenmächtig ein allgemeines Concilium nach Piſa und auf einem Reichstag in Augsburg übergab Jakob Wimpheling im Auftrag der deutſchen Fürſten die Gravamina nationis Germanicae, d. h. die Beſchwerden der deutſchen Nation gegen Rom, welche ungefähr wiederholten, was ſchon auf den letzten großen Concilien geklagt worden war über die Uebergriffe der päpſtlichen Gewalt in die nationalen Episcopate, über die ungeheuren von Rom ausgehenden Beſteuerungen, ſonderlich über den Verkauf des Sündenablaſſes. Das Concil in Piſa wurde wirklich eröffnet, aber nur von franzöſiſchen Biſchöfen und ganz wenig andern beſchickt. Insbeſondere fällt auf, daß die deutſchen ausblieben. Verſtändige mochten wohl merken, daß es nur eine franzöſiſche Intrigue galt. Maximilian aber ließ ſich damals mit der ſonderbaren Idee ſchmeicheln, ſelber Papſt zu werden und ſich vom neuen Concil wählen zu laſſen. Es iſt wahrſcheinlich, daß man ihm den Gedanken eingab, um ihn damit eine Zeitlang zu beſchäftigen, während Frankreich das Concil nach ſeinen Abſichten lenkte, und daß er, als ein Liebhaber des Phantaſtiſchen, auch einen Augenblick die Verwirklichung für möglich hielt, dann aber den Einfall nur noch mit Ironie behandelte.

Das Concil mißrieth, denn der Papſt blieb ſtandhaft und für ihn traten der alte Ferdinand in Spanien und der junge König Heinrich VIII. in England ein und griffen Frankreich an. Zwar errangen die Franzoſen unter dem heldenmüthigen Jüngling Gaſton de Foix einen glänzenden Sieg in Italien, aber Biſchof Mathias Schinner von Sitten in Wallis rief die Schweizer gegen Frankreich in die Waffen. Auch der Kaiſer merkte jetzt, wie er von Frankreich mißbraucht worden war, ſchloß ſich an Heinrich VIII. an und half ihm in den Niederlanden einen Sieg über die Franzoſen bei Te-

roanne erfechten, 1513. Man nannte diese Schlacht die zweite Sporenschlacht, weil die französischen Ritter dabei mehr die Sporen als die Schwerter brauchten. Unterdeß wurde auch in Italien glücklich fortgekämpft und Mailand den Sforzas wieder erobert. Da starb Ludwig XII. 1515.

5.

Die fürstlichen Landeshoheiten.

Während in Frankreich alle großen Reichslehen eingezogen und alle großen Barone, Würdenträger des Reichs und Prinzen von Geblüt der Krone unterworfen wurden, ging im Gegentheil im deutschen Reich die einheitliche Spitze verloren und blieben nur die großen Reichslehen unter besondern Dynastien als Sonderstaaten übrig. Maximilian selbst galt nur etwas als Erbherr der habsburgischen Länder, als Kaiser galt er nichts. Die deutschen Fürsten nannten sich alle „von Gottes Gnaden," ein Prädicat, welches in Frankreich auf den König beschränkt wurde. Den Grafen Johann von Armagnac traf die Todesstrafe, als er dem souverainen Prädicat nicht entsagen wollte, in derselben Zeit, in welcher in Deutschland unter Max I. die Landeshoheit der Fürsten erst recht in Kraft trat. Alle diese deutschen Landeshoheiten sind auf eine revolutionäre Weise entstanden, als Privilegien, welche die Fürsten den ohnmächtigen Kaisern als Bedingung der Kaiserwahl nur abgepreßt haben mit Verletzung der positiven alten Reichsgesetze und des unverjährbaren Rechtes der Nation.

Eine verhältnißmäßig frühe und vollkommene Ausbildung erhielt die Landeshoheit im Kurfürstenthum Brandenburg. Das Volk war hier hauptsächlich slavisch, nur germanisirt und mit eingewanderten Deutschen vermischt, denen bei der Einwanderung besondere Privilegien ertheilt worden waren. Auch die Städte waren noch wenig zahlreich. Also beruhte die ganze Kraft im Adel, den die Dynastie der Zollern seit Friedrich I. zu ihrer Grundlage nahm. Wie der

Schwanorden dazu beitrug, den Adel loyal zu ſtimmen, iſt oben geſagt. Noch mehr ſtimmte dazu das abſichtliche Niederhalten des Bürgerthums. Schon der eiſerne Friedrich hatte die Berliner gebändigt, Albrecht Achilles den größten Ruhm im Städtekrieg geſucht und gefunden und ſein Sohn Johann, wegen ſeiner Beredſamkeit Cicero zubenannt (ſeit 1486), mußte wieder mit den Städten der Altmark einen blutigen Krieg führen, weil er Adel und Klerus ſteuerfrei erklärte und alle Steuern nur den Städten aufbürdete. Seine Brüder theilten Anſpach und Bayreuth, ſein Sohn Joachim, Neſtor zubenannt als Senior und Wortführer bei Reichstagen, war der erſte ganz moderne Monarch in den Marken, indem er nach dem Muſter der italieniſchen Höfe den Muſen huldigte, Gelehrte um ſich verſammelte und 1506 die Univerſität Frankfurt ſtiftete.

Ganz eigenthümlich geſtaltete ſich Württemberg. Graf Heinrich, der den Schrecken bei Mömpelgart gehabt hatte, wurde ſpäter wahnſinnig, aber von ſeiner treuen Gattin bis an ſein Ende liebreich gepflegt. Sein Bruder Eberhard der Jüngere trat 1482 ſeinen Landestheil an ſeinen Vetter Eberhard im Bart ab, einen Mann von ausgezeichneten Geiſtesgaben, der als vertrauter Rath des Kaiſers allgemein im Reiche geehrt war. Durch ihn erſt wurde, indem er die Primogenitur einführte, die durch Heirathen, Kauf und Vertrag immer mehr ausgedehnte Grafſchaft bis zum Range eines Fürſtenthums erhoben und bildete fortan den eigentlichen Kern Schwabens. Im Geiſte ſeiner Vorfahren hielt er ſich mehr an Bürger und Bauern, als an den Adel, und war, wie man es heute nennen würde, liberal. Die früher ſchon wirkſamen und wohl organiſirten Landſtände wurden von der Ritterſchaft, den Städten und den Prälaten beſchickt. Die letzteren waren ausſchließlich Aebte von Klöſtern, die ſich von der biſchöflichen Gewalt emancipirt und enger an die gräfliche angeſchloſſen hatten. Prälaten und Städte beſaßen hier ſchon frühe das Uebergewicht über den Adel, im J. 1485 wurde feſtgeſtellt, daß ohne Zuſtimmung der Landſtände kein Theil des Landes veräußert werden dürfe, und 1489 ſetzten die Stände einen

permanenten Ausſchuß nieder, der die Regierung überwachte. Auch hing die Steuerumlage einzig von den Ständen ab. Dem allen gab der Graf gerne ſeine Zuſtimmung, gemäß der alten Hauspolitik Württembergs, den Bürger und Bauer zufrieden zu ſtellen durch eine freie Verfaſſung und Selbſtverwaltung, die ſich derjenigen der Eidgenoſſen annäherte. Eberhard im Bart machte ſich dadurch ſo beliebt, daß er ſich rühmen durfte, er könne ſicher im Schooße eines jeden ſeiner Bauern ſchlafen. Um ſich Beamte heranzubilden, die ſeinem Zweck entſprachen, gründete er 1477 die Univerſität Tübingen. Auch dem Reich widmete er ſeine Thätigkeit, indem er hauptſächlich den ſchwäbiſchen Bund begründete, 1488. An die urſprünglich nur ritterliche Geſellſchaft des St. Georgenſchildes ſchloß er nach und nach geiſtliche und weltliche Herrn und die Städte an zu gemeinſamer Handhabung des Friedens in Schwaben. Der neue Bund begann würdig mit der Befreiung der Reichsſtadt Regensburg, die der bayeriſche Herzog Albrecht erobert und in eine bayeriſche Landſtadt verwandelt hatte, 1492. Als ſich zwei Jahre ſpäter der fränkiſche Adel gegen den Markgrafen Friedrich erhob, trat wieder der ſchwäbiſche Bund dazwiſchen. Den vielen und ſtarken Vereinigungen hier des Adels, dort der Städte gegenüber, mußten die ſchwächeren Fürſten zu unterliegen fürchten. Sie ſelbſt waren es daher, die ſich mit jenen mächtigen Conföderationen lieber einigten und einen größeren Bund mit ihnen bildeten. Deshalb bat der fränkiſche Friedrich um Aufnahme in den ſchwäbiſchen Bund, der ſo gute Ordnung hielt und ſo ſtark war. Der Kaiſer anerkannte das große Verdienſt Eberhards im Bart und erhob ihn 1495 zum Herzog. Als er zum erſtenmal als ſolcher auf dem Reichstag erſchien und man um die Sitze ſtritt, erklärte er, gern hinter dem Ofen ſitzen zu wollen, wenn nur etwas Gutes berathen und beſchloſſen würde. Als er im folgenden Jahre ſtarb, übernahm Eberhard der Jüngere die Regierung, ließ ſich aber von böſen Räthen mißleiten und die Einkünfte des Landes vergeuden. Da ergriffen die Stände die Zügel der Gewalt, ſetzten den Herzog, der aus dem Lande flüchten mußte, förmlich ab und übernahmen die Vormundſchaft für den neuen

Herzog Ulrich, Heinrichs Sohn, 1498. Der ſchwäbiſche Bund und der Kaiſer waren damit einverſtanden. Der erſtere aber wurde das Vorbild, nach welchem der alte Reichserzkanzler, Kurfürſt und Erzbiſchof Berthold von Mainz das ganze Reich in mehrere ſtändige Friedens- und Ordnungsbünde oder Reichskreiſe einzutheilen wünſchte. Sie kamen auch zu Stande. 1500 wurden zuerſt ſechs, auf dem Kölner Reichstage 1512 zehn feſtgeſtellt, welche 300 Jahre lang beſtanden haben. Dieſe Kreiſe waren: Der ſchwäbiſche, bayriſche, fränkiſche, oberrheiniſche, weſtphäliſche, niederſächſiſche, öſterreichiſche, burgundiſche, kurrheiniſche und oberſächſiſche. Böhmen, Schleſien, Mähren, die Lauſitz und Preußen waren nicht darin begriffen.

Der Segen dieſer neuen Ordnung war inſofern unverkennbar, als ſeitdem die zahlloſen Fehden ein Ende nahmen oder wenigſtens ſehr eingeſchränkt wurden, denn wo es brannte, liefen jetzt gleich viele Löſchende herbei. Die Raufluſt wich dem Ordnungsſinne. Unvermerkt aber wich dabei die Landeshoheit vom Altherkömmlichen und Volksthümlichen ab und folgte Theorien, die aus dem Studium der Alten auf den Univerſitäten hervorgingen. Die Feudalherrn hatten nach uralter Gewohnheit patriarchaliſch und gemüthlich regiert, wenn auch zuweilen etwas gewaltthätig und launig, und alles war mündlich abgemacht worden. Jetzt begannen die Kanzleiherrn und Juriſten nach Büchern und ſchriftlich zu entſcheiden. Früher brauchten die Fürſten Geiſtliche, die allein ſchreiben konnten, zur Ausfertigung der wenigen Urkunden, die überhaupt vorkamen. Jetzt ging alles durch die Hände weltlicher Kanzler und Räthe, bei denen bald ein beſonderes Standesintereſſe und Standesvorurtheil bemerklich wurde, welches im engen Anſchluß an die weltliche Fürſtengewalt der Kirche feindlich war.

Für das deutſche Reich im Ganzen war die neue Bundes- und Kreisverfaſſung nicht vortheilhaft, denn ſie ſanctionirte und verewigte die Vielköpfigkeit. Man ſah den Wald nicht mehr vor den Bäumen. Dazu kam die Weitſchweifigkeit der Verhandlungen, der kindiſche Streit um Sitze und Titel. Man begnügte ſich nicht mehr mit mündlichen, man ließ ſich in endloſe ſchriftliche Verhandlungen ein

und bei allem, was auf dem Reichstage vorgeſchlagen wurde, mußten die Reichstagsgeſandten die Sache erſt „hinter ſich“, d. h. an ihre Herren daheim bringen und ehe deren Antwort und Entſcheidung kam, war gewöhnlich die beſte Zeit verſtrichen. Mit der Schreiberei drängten ſich auch überall Juriſten ein, die alles nach dem römiſchen Recht auslegten und die Widerſprüche des deutſchen und römiſchen Rechts benutzten, um alles endlos zu verwirren. Der Italiener Patricius ſchrieb damals: „Die deutſchen Juriſten drehen und wenden alles nach ihrem Willen. Ihr größter Stolz iſt, bei den Reichstagen als Räthe der Fürſten die Orakelſtimmen abzugeben. Aus Eigennutz aber nähren ſie die Zänkereien, und mit ganz neuen Künſten prahlen ſie, ihren Fürſten die Souverainetät zu erſtreiten.“

6.

Unruhe im gemeinen Volk.

Die politiſche Bewegung innerhalb der deutſchen Städte dauerte durch das ganze Jahrhundert fort. Die Städte wurden von ihren Biſchöfen gedrückt oder von benachbarten Fürſten und Adel befehdet. Die in den Städten herrſchende Ariſtokratie der Geſchlechter mußte daher das gemeine Volk der Handwerker bewaffnen und ſo viel möglich von außenher ſ. g. Pfahlbürger gewinnen, um ihre Macht zu ſtärken. Sie ſchwächte ſich aber wieder, indem ſie in Parteien zerfiel. Ein edles Geſchlecht wollte es dem andern zuvorthun und die Herrſchaft in der Stadt an ſich reißen. Nun erhoben ſich die in Zünfte geordneten und bewaffneten Handwerker, vertrieben die Geſchlechter oder erzwangen ſich neben ihnen Sitz und Stimme im Stadtrath. Wenn ſich etwa ein beſonders kühner Demagoge hervorthat, gelangte er wohl auch auf kurze Zeit zur Tyrannis, ganz ſo wie in den altgriechiſchen Städten.

Die Hanſa kämpfte fort mit den nordiſchen Königen und mit den ihr benachbarten deutſchen Fürſten von Braunſchweig, Lauenburg, Mecklenburg, Pommern. Hier waren die reichen Kaufleute noch im-

mer populär, weil der gemeine Mann von ihrem Handel und Reichthum gute Nahrung hatte.

Im mittleren Deutschland machten sich viele Kämpfe der Städte gegen die Bischöfe bemerklich. So der braunschweigische Pfaffenkrieg, der lüneburgische Prälatenkrieg, andere Kämpfe in Hildesheim, Halberstadt, Halle, Magdeburg ꝛc. Desgleichen viele Fehden der Städte mit den benachbarten Fürsten. So um fast alle Ostseestädte, Braunschweig, Wolfenbüttel, Göttingen, Goslar, Nürnberg, Regensburg ꝛc.

Häufig war die Erhebung der Zünfte in der Noth die Folge der Kämpfe gegen die äußeren Feinde, häufig erfolgte sie auch mitten im Frieden auf dem revolutionären Wege. So in Braunschweig, Osnabrück, Köln, Aachen, Worms, Speier, überhaupt am Rhein. Die merkwürdigste Revolution war die des s. g. tollen Jahres in Erfurt, 1509. Hier schwang sich durch demagogische Künste ein gewisser Kellner zum Tyrannen auf und rühmte von sich: „ich bin die Gemeinde," bis er sich verhaßt machte und grausam hingerichtet wurde.

Die freien Bauern an der Nordsee behaupteten ihre Unabhängigkeit in wiederholten Kämpfen. Wir haben hier Gemeinden vor uns, die niemals ihre altdeutsche Freiheit verloren hatten, bei denen das Feudalwesen nie eingedrungen war, bei denen daher auch die siegreichen und ruhmvollen Vertheidigungskriege nicht den Beigeschmack von Prahlerei erhielten, wie die Schweizerkriege, weil die Schweizer sich ihre Freiheit erst wiedererobert und erneuert hatten. Man muß nicht selten bedauern, daß Fürsten, die sonst als achtbar und wacker erscheinen, es über sich vermochten, die bäuerliche Freiheit anzutasten. So kämpfte der sächsische Albrecht als Statthalter in Holland lange mit den tapferen Westfriesen, ohne ihrer Herr zu werden. Die herrlichsten Thaten aber vollbrachten die Dithmarschen im Kampfe um ihre Freiheit gegen die Dänen. Kaiser Friedrich III. hatte den Dänenkönig mit ihrem an der Westküste Schleswigs liegenden Ländchen belehnt, die Dänen fürchteten sich aber ein wenig vor den gewaltigen Männern dort und erst im Jahr 1500 rüstete der dänische König Johann gegen die wenigen,

noch dazu ganz frei in der Ebene liegenden Dörfer der Dithmarſchen ein verhältnißmäßig ungeheures Heer von 30,000 Mann, deſſen Kern der berühmte den Herrn oft wechſelnde Söldnerhaufen der ſchwarzen Garde unter dem Junker Slenz von Köln bildete. Der König war ſeines Sieges ſo gewiß, daß er eine Menge leerer Wagen mit ſich führte, um die Beute darauf zu laden, denn die Dithmarſchen waren wohlhabend. Sie waren ſo wenig vorbereitet, daß ſie im nächſten Grenzdorfe ruhig eine Hochzeit feierten, als der Feind heran kam. Die Söldner übten nach ihrer Art die ärgſten Greuel, plünderten von Dorf zu Dorf und nahmen auch den Hauptort Meldorf ein, wo ſie die Kinder mit ihren Lanzen aufſpießten. Hier nahm der König ſein Hauptquartier und lud die Damen ſeines Hofes und des Adels ein, nachzukommen und das Feſt der Eroberung zu feiern. Die überraſchten und ſehr erſchrockenen Bauern verbargen ſich im Moor, und waren uneins und rathlos. Da warf einer von ihnen, Wolf Iſebrand, in der Nacht eine Schanze auf und 300 Mann waren entſchloſſen ſich hier zu wehren und zu ſterben. Am andern Tage zogen die 30,000 Mann des Königs heran und ſtürzten ſich auf die Schanze unter dem jubelnden Geſchrei: wahr di Buer, de Garde de kumt! Aber Wolf Iſebrand mit ſeinen 300 hielt aus und mordete Schuß auf Schuß unter den Garden, die im tiefen Kothe vor der Schanze ſtecken blieben. Bald kam Verwirrung unter die Königlichen; da band ein nicht mehr junges Mädchen, Telſe genannt, ein Tuch an einen Stecken, trug es als Fahne voran und rief den Ihren zu, ihr zu folgen und einen Ausfall zu thun. Die Bauern drangen mit ihr hervor und ſchrecklich wurde in Schlamm und Blut gewürgt, es kamen aber immer mehr Bauern herbei mit dem Geſchrei: wahr di Garde, de Buer de kumt! Schon hatte Wolf die Kanonen der Königlichen genommen, ſchon war Junker Slenz nach verzweifelter Gegenwehr gefallen, ſchon wandte ſich das große Heer des Königs zur Flucht, als die Bauern einen Damm durchſtachen, das Meer hereinließen und den fliehenden Feind überſchwemmten, der, des Terrains unkundig, in die Gräben und Tiefen ſtürzte und ertrank. Mitten im Waſſer folgten ihnen die Bauern,

unaufhörlich unter ihnen ſchlachtend. Erſt riefen ſie: ſla de Perde und ſchone de Man! um die ſtarken Roſſe, die ihnen im Handgemenge hinderlicher waren, als die Reiter, zu beſeitigen. Bald aber ſchrien ſie: ſla de Man und ſchone de Perde! um die Pferde als Beute zu behalten, da ihr Sieg ſchon entſchieden war. Gegen 20,000 Dänen wurden erſchlagen, König Johann rettete ſich durch die ſchnellſte Flucht. Die Dithmarſchen hatten nur 60 Mann verloren. Ihre Beute war unermeßlich, denn der König und die Ritter waren wie zu einem Feſte ausgezogen, angethan mit Gold und Schmuck. Die däniſche Reichsfahne (Danebrog), die ſie erbeutet hatten, wurde der Telſe zu Ehren in der Kirche ihres Geburtsorts Oldenwörden aufgehangen. Mit den Todten verfuhren die Bauern auf eigene Weiſe. Die Gemeinen begruben ſie ehrlich, alle Ritter und Adeligen aber ließen ſie unbegraben liegen und auf dem Felde verfaulen, mit wie hohen Summen auch ihre Familien, z. B. die Grafen von Oldenburg, die Herren von Rantzau, von Ahlefeld, die Leichen der Ihrigen zu löſen ſich erboten.

Sehr verſchieden von dieſen Kämpfen freier Bauern, die ſich gleich den Schweizern den Rittern ebenbürtig fühlten, waren die vielen Empörungen der unfreien, von Adel und Fürſten hart bedrückten Bauern. Die bäuerlichen Laſten mehrten ſich, weil bei den Herren der Luxus ſtieg und ſie mehr Geld brauchten. Zugleich drangen ohne Zweifel von Böhmen herüber und aus der Schweiz Freiheitsideen bei ihnen ein. Im Jahr 1460 empörten ſich die Bauern gegen den Abt von Kempten, der ſie gedrückt hatte. Einen noch größeren Aufruhr erhuben 1476 die Bauern im Bisthum Würzburg. Hier predigte der Paukenſchläger Henslin, es ſollte keine Fürſten geben und alle Menſchen ſollten als Brüder leben. Biſchof Rudolf nahm ihn feſt, da zogen 16,000 Bauern bei Nacht mit Fackeln vor ſein Schloß und forderten die Freilaſſung des Gefangenen, aber der Biſchof war gerüſtet, ließ unter die Bauern ſchießen, zerſtreute ſie und ließ den armen Propheten als Ketzer verbrennen. Auch gegen den Biſchof von Augsburg ſtanden 1490 ſeine Bauern auf. — Im Elſaß bildete ſich ſeit 1498 ein geheimer Bauernbund.

Das Kennzeichen der Verſchwornen war der **Bundſchuh**, der auf eine Stange geſteckte Bauernſchuh, das Sinnbild der Bauerſchaft im Gegenſatz gegen den geſpornten Stiefel der Ritterſchaft. Schon 1437 war er zu Straßburg beim Volksaufgebot gegen die Armagnacs aufgepflanzt worden. Die kreuzweiſe über den Schuh gebundenen Riemen ſollen ſchon ein Abzeichen der alten Waldenſer geweſen ſeyn. Der Bund war gegen die geiſtlichen und welſchen Gerichte, gegen die Zölle und hohen Abgaben gerichtet. Unter den welſchen Gerichten wurde die moderne Beamtenjuſtiz, der Gebrauch der lateiniſchen Sprache und das römiſche Recht verſtanden. Die Verſchwörung wurde entdeckt und der Stadtmeiſter von Schlettſtadt, der das Haupt des Bundes geweſen, mit mehreren anderen hingerichtet. Im J. 1505 tauchte der Bundſchuh in der Gegend von Speyer wieder auf. Die Verſchworenen erkannten ſich an der Frage: „loſet, was iſt jetzt für ein Weſen?“ und an der Antwort: „wir mögen vor Pfaffen und Adel nicht geneſen.“ Auch hier wurden die Rädelsführer hingerichtet. Zum drittenmal erhob ſich der Bundſchuh 1513 im Breisgau unter der Leitung von Joſt Fritz, der in allerlei Verkleidungen ſich umher trieb, Georg von Ulm mit dem Eiſenring am Halſe, Kilian Ratz mit dem goldenen Pfenning auf der ſchwarzen Kappe, dem vielgereisten Müllerknecht Hieronymus mit weißem Roß und Mantel, dem ſchönen Jüngling Hauſer und dem Pfarrer Johannes zu Lehen, welcher die Sache des Bundes für die der göttlichen Gerechtigkeit erklärte. Sie bewahrten ihr Geheimniß ſtreng, denn ſie wollten eine Maſſenerhebung aller Bauern vorbereiten und brauchten als Agenten 2000 Bettler, deren barocke Beſchreibung noch aktenmäßig vorliegt. Alle trugen ein H auf der Bruſt. Schon ſtanden die Bauern in Schwaben mit denen im Elſaß in Verbindung. Den Kaiſer wollten ſie beſtehen laſſen, aber alle Fürſten verjagen. Alle welſche Schrift ſollte abgethan und Wald und Waſſer für jedermann frei ſeyn. Wollte der Kaiſer ſich nicht an ihre Spitze ſtellen, ſo ſollten die Bauern alle zur Eidgenoſſenſchaft übergehen. Aber auch dieſer Bund wurde entdeckt und durch neue Hinrichtungen unterdrückt.

Im folgenden Jahre 1514 entstand unter den Bauern im Remsthal ein neuer Bund des s. g. armen Konrad, das heißt des Bauersmanns, der keinen Rath mehr weiß. Der junge Herzog Ulrich war das Gegentheil des weisen und gerechten Eberhard im Bart. Weil er durch Trägheit und Uebermaß im Essen schon in jungen Jahren unnatürlich dick geworden war, suchte er sich durch heftige Bewegung wieder abzumagern und trieb die Jagd mit solcher Leidenschaft, daß der Landmann unter Wildschaden und Jagdfrohnen schwer zu leiden hatte. Dazu hielt der Herzog einen üppigen Hof, verschwendete die Steuern, und machte Schulden. Das Haupt des Bauernbundes, der Gaispeter von Beutelsbach, trug die vom Herzog aus Finanzspeculation verkleinerten Gewichte in Procession nach der Rems und warf sie hinein, indem er sagte: „Schwimmen sie oben, so soll der Herzog Recht haben; sinken sie unter, so haben wir recht.“ Ein Bauer wurde enthauptet, aber ein neuer Haufen sammelte sich bei Schorndorf. Da stifteten die Landstände Frieden und nöthigten den Herzog durch den Tübinger Vertrag, alle Mißbräuche abzustellen, wogegen sie ihm seine Schulden bezahlten.

In demselben Jahre 1514 brach in Ungarn ein entsetzlicher Aufstand der Bauern aus. Die Türken hatten ihre Raubzüge wiederholt, der Papst predigte das Kreuz gegen sie und König Wladislaw rief das gemeine Volk in die Waffen. Die Bauern kamen in großen Schaaren zusammen und mit Bewilligung des Königs trat an ihre Spitze Georg Dosa vom magyarischen Stamme der Szekler in Siebenbürgen. Weil fast alle Bauern vom Felde wegliefen, eilten ihnen die Edelleute nach, um sie zurück zu holen, da sonst die Aecker nicht hätten bestellt werden können. Da befahl Dosa, ehe man gegen die Türken zöge, zuerst dem ganzen Adel in Ungarn ein Ende zu machen und seine Güter unter das Volk zu vertheilen. Der Vernichtungskrieg ging von der Hauptstadt Pesth aus, wo das Lager aufgeschlagen war. Zwischen hier und Szegedin wurden alle Schlösser verbrannt und alle adeligen Familien ermordet. Zwar eilte das königliche Heer dem Bauernheere nach und zersprengte es und allen Gefangenen wurden Nasen und Ohren abgeschnitten. Dennoch hielt

Doſa immer noch ein großes Heer zuſammen, wüthete aufs greulichſte unter den Edelleuten und ließ den Biſchof Niklas Chaki in ſeinem Ornate ſpießen. Die Herren ſammelten ein neues Heer unter Stephan Bathori und Zapolja, denen es gelang, den Doſa beim Mittagsmahl, nachdem er ſchon mehr als genug getrunken hatte, zu überfallen und nach einem blutigen Gemetzel gefangen zu nehmen. Zum abſchreckenden Exempel ließ ihn Zapolja dann auf einen glühend gemachten eiſernen Thron ſetzen und mit einer glühenden Krone krönen, dann von 40 mitgefangenen Bauern, die er fünfzehn Tage hatte hungern laſſen, die noch übrigen ſechs an den halb Gebratenen hetzen und ihm ſtückweiſe das Fleiſch von den Gliedern reißen.

Wahrſcheinlich durch dieſe Vorgänge in Ungarn aufgeregt erhoben ſich 1515 auch in Krain die Bauern, ſtürzten 19 Edelleute aus einer Burg und zwangen deren Weiber und Töchter in Bauerntracht zur Feldarbeit. Doch wurden auch ſie überwältigt. Noch einmal 1517 ſtanden 80,000 Bauern in Steyermark auf, die aber durch ein Heer unter den Herren von Dietrichſtein bei Pettau beſiegt wurden.

Die größte politiſche Folge dieſer Vorgänge an den türkiſchen Grenzen war eine gänzliche Veränderung in der Politik Wladislaws von Böhmen und Ungarn. Derſelbe begann zu zweifeln, ob ſein ſchwaches Söhnchen Ludwig ſich auf dem Thron von Ungarn und Böhmen würde erhalten können, ohne mit dem Hauſe Habsburg ſowohl gegen die Türken von außen, als gegen die Revolutionen im Innern eng verbündet zu ſeyn. Auch ſein verſtändiger und ſeinerſeits von den Ruſſen bedrängter Bruder König Sigmund von Polen und Lithauen war dieſer Meinung und beide Herren kamen 1515 zum Beſuch nach Wien und ſchloſſen hier mit Kaiſer Maximilian einen Freundſchafts- und Erbvertrag, wonach ſie gegenſeitig ihre Kinder mit einander verlobten, Maximilians zweiten Enkel Ferdinand mit Wladislaws älteſter Tochter Anna und Wladislaws Sohn Ludwig mit jenes Ferdinands Schweſter Maria.

Fünftes Buch.

Die Valois.

1.

Der engliſch-franzöſiſche Krieg.

Philipp VI., der erſte Valois, kam im J. 1328 auf den franzöſiſchen Thron und erbte wie das Reich, ſo auch die Politik und das Talent der Capetinger.

Die Grafſchaft Flandern war damals in Aufruhr. Für den jungen Grafen Ludwig regierte deſſen Oheim Johann von Namur, ein eingefleiſchter Franzoſe und Feind der deutſchen Städte. Ihm fiel es ein, um der reichen Stadt Brügge den Handel abzuſchneiden, ſich die Stadt und den Hafen von Sluis abtreten zu laſſen. Die Blämingen aber wurden grob und nahmen Johann gefangen, 1323. Der junge Ludwig ſammelte ein Heer, wurde aber ebenfalls gefangen und ſein ganzes franzöſiſches Gefolge von den deutſchen Bürgern erſchlagen, 1326. Nun trat aber die Stadt Gent aus Eiferſucht gegen Brügge auf die franzöſiſche Seite, der Papſt that die Brügger in den Bann und Philipp VI. kam mit einem großen Heere und ſiegte über die Brügger bei Caſſel, wodurch der Aufruhr ſein Ende erreichte, 1328.

Bald darauf aber gerieth der König in Unfrieden mit England. König Eduard III. von England hatte ihm für die Pro-

vinzen, die er noch in Frankreich beſaß, Guienne und Gascogne, als ſeinem Lehensherrn gehuldigt, und war mit den Schotten im Kriege. Nun nahm aber Philipp den aus Schottland vertriebenen König David (Bruces Sohn) bei ſich auf und dieſer ſchürte fortwährend den Aufruhr der Schotten gegen ihren von Eduard begünſtigten König Baliol. Dazu wurde Robert von Artois vom König Philipp ſeiner Anſprüche auf Artois beraubt, floh ergrimmt nach England und ſtellte dem König Eduard vor, die Valois hätten gar kein Recht auf den franzöſiſchen Thron, dieſer gebühre vielmehr ihm, Eduard III., weil ſeine Mutter Iſabella eine Tochter Philipps des Schönen, alſo dem letzten Capetinger näher verwandt ſey, als die Valois, wie die Stammtafel beweist:

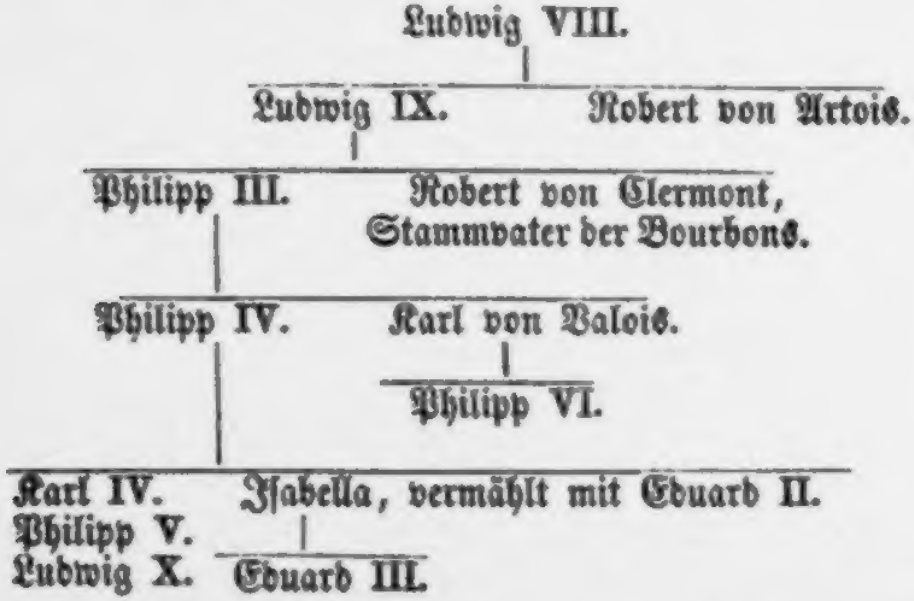

In dieſer Mahnung lag allerdings viel Reiz für den jungen und thatkräftigen König von England, ſich des franzöſiſchen Thrones zu bemächtigen. Er machte jedoch ſeine Anſprüche erſt geltend, nachdem er deutſcher Hülfe ſicher war und Philipp jeden gütlichen Vergleich zurückgewieſen hatte, 1339.

England war reich an Schafheerden und Flandern bezog von dort die Wolle. Frankreich bedrängte die vlämiſchen Bürger auf alle Art und hemmte auch jene Wolleneinfuhr. Da verbanden ſich

die vlämiſchen Städte mit König Eduard im gemeinſamen Intereſſe. Die große Stadt Gent bereute, daß ſie ſich hatte hinreißen laſſen, dem feindſeligen franzöſiſchen Intereſſe zu dienen, und ein reicher Bierbrauer daſelbſt, Jakob von Artevelde, ſtellte ſich an die Spitze des Volks, kündigte dem franzöſiſchen Grafen Ludwig den Gehorſam auf und verband ſich offen mit England. Eine franzöſiſche Flotte wurde bei Sluis durch die verbündeten Engländer und Blämingen zerſtört, wobei 10,000 Franzoſen umkamen, 1340. Einen großen Angriff auf Frankreich zu Lande wagte Eduard noch nicht. Aber 1342 kam eine neue Verwicklung. Herzog Johann von Bretagne war kinderlos geſtorben und um das Erbe ſtritten ſich ſein jüngerer Bruder Johann von Montfort und ſeiner Nichte Johanna Gemahl, Karl von Blois. Für den letzteren erklärte ſich König Philipp und nahm den Johann von Montfort gefangen, deſſen muthige Gemahlin Johanna vertheidigte ſich aber ritterlich in Henneton. Eduard ſchickte ihr ein Heer zu Hülfe, entſetzte ſie und belagerte den Karl von Blois in Nantes. Damals wurde Robert von Artois ſchwer verwundet und ſtarb. Wegen Krankheiten im Lager machte Eduard Frieden, ohne daß über das Erbe der Bretagne eine andere Entſcheidung getroffen wurde, als daß es den beiden Bewerbern überlaſſen blieb, wie ſie auch ohne die Hülfe Frankreichs und Englands einander verdrängen konnten oder ſich ausſöhnen wollten, 1343.

Unter dieſen Umſtänden konnte der Frieden nur von kurzer Dauer ſeyn. Montfort entkam aus ſeinem Gefängniß in Paris, ſtarb jedoch bald und ſetzte für ſeinen jungen Sohn Johann den König von England zum Vormund ein, 1345. In demſelben Jahre gelang es dagegen der franzöſiſchen Partei, den wackern Artevelde zu verdächtigen, als wolle er Flandern an England verkaufen, ſo daß ſich das gemeine Volk gegen ihn empörte und ihn undankbar erſchlug. Auch hatte ſich um dieſe Zeit König Johann von Böhmen noch an Philipp von Frankreich angeſchloſſen und ſeinen Sohn, den neuen König der Deutſchen, Karl IV., moraliſch genöthigt, mitzufechten für Frankreich. Als aber Eduard III. mit Heeresmacht aus England ankam, ſchloſſen ſich ihm die Blämingen ſogleich wieder

an und halfen ihm den herrlichen Sieg bei Crecy erfechten, in welchem (wie in der deutſchen Geſchichte ſchon kurz erzählt iſt) König Johann und auch der Graf Ludwig von Flandern umkam, 26. Auguſt 1346. Hierauf belagerte Eduard die Stadt Calais und ſchwur, da ſie ſich unter der Leitung des tapfern Euſtach de St. Pierre elf Monate lang wehrte, alle Einwohner zu vertilgen. Als ſie aber capituliren mußte und die Häupter der Stadt mit Stricken um den Hals bittend in ſein Lager kamen, warf ſich auch ſeine Gemahlin Philippa vor ihm nieder und er gewährte ihr das Leben der Einwohner, die jedoch vertrieben und durch Engländer erſetzt wurden, denn Calais ſollte ein Bollwerk Eduards bleiben. Inzwiſchen hatten ſich beide kriegführenden Theile erſchöpft und die furchtbare Peſt, der ſchwarze Tod, begann zu wüthen. Daher ſchloſſen die Könige von England und Frankreich einen Waffenſtillſtand, 1349.

Philipp VI. machte noch eine ſchöne Erwerbung an der Dauphiné, deren letzter Graf Humbert ihm 1349 dieſe Grafſchaft abtrat. Zur dankbaren Erinnerung wurde nachher jeder Kronprinz von Frankreich Dauphin genannt.

Im folgenden Jahre ſtarb Philipp und ſein Sohn Johann der Gute beſtieg den franzöſiſchen Thron. Er war gut, d. h. hingebend, aber ſchwach. Seine ganze Gunſt hatte er dem caſtilianiſchen Prinzen Karl de la Cerda zugewendet, von dem er ſich über die Gebühr beherrſchen ließ. Die franzöſiſchen Großen nahmen das ſehr übel, aber der Günſtling wußte den König dahin zu bringen, daß er den Connetable d'Eu hinrichten ließ und ihm ſelbſt deſſen Stelle verlieh. Nun ſtellte ſich aber Karl der Böſe, König von Navarra, deſſen Mutter eine Tochter Ludwigs X. geweſen war, der alſo zu dem franzöſiſchen Königshauſe gehörte und ſchöne Erbgüter in Frankreich beſaß, an die Spitze der unzufriedenen Großen und ließ den Caſtilianer in ſeinem Bette tödten, 1354. Als der erzürnte König Johann den Mörder ſtrafen wollte, drohte Karl der Böſe mit einem engliſchen Bündniß und Johann gab nach. Eine ſolche Schwäche reizte die Engländer. Eduard III. kam wieder nach Calais herüber und verheerte die Picardie, mußte aber zurückkehren,

weil ihm die Schotten ins eigene Land fielen, 1355. Sein Sohn Eduard aber, der berühmte schwarze Prinz, von seiner Rüstung so genannt, der durch seine Tapferkeit schon die Schlacht von Crecy entschieden hatte, begab sich nach Guienne und verheerte das südliche Frankreich auf eine barbarische Weise.

Damals wurden die französischen Stände einberufen, um dem bedrängten König Steuern zu bewilligen, aber sie sperrten sich und verlangten Bürgschaften gegen die bisherige Willkür. Der König versprach alles und die Stände bewilligten die Steuern. Als dieselben aber ausgeschrieben waren, wußte Karl der Böse die Normandie zu bearbeiten, daß sie sich weigerte, die Steuern zu bezahlen. Er intriguirte fortwährend mit England und hetzte auch den Dauphin Karl, der damals 19 Jahre zählte, gegen den Vater auf. Sofern er der königlichen Familie nächster Verwandter war und ein näheres Erbrecht auf Frankreich hatte, als der König von England, waren die geheimen Wühlereien, durch die er Vater und Sohn verhetzen wollte, allerdings höchst verdächtiger Art. Deshalb erzürnte sich König Johann heftig über ihn und überfiel ihn in Rouen, als er eben beim Dauphin tafelte, nahm ihn mit den Vornehmsten seines Anhangs gefangen und ließ vier der letztern, die sich beim Morde seines Günstlings de la Cerda betheiligt hatten, hinrichten, im Frühjahr 1356. Der schwarze Prinz setzte seine Verheerungen den ganzen Sommer fort, bis Johann es endlich wagte und ihm mit einem Heere entgegenging. In der Nähe von Poitiers bei Maupertuis kam es am 19. Septbr. 1356 zu einer blutigen Schlacht, in welcher der unüberwindliche schwarze Prinz unter dem Beistand des kriegserfahrenen Juan Chandos einen großen Sieg erfocht und sogar den König Johann selbst gefangen nahm. Nach der noblen Courtoisie der Zeit bediente der Sieger den gefangenen König bei Tische und stand hinter seinem Stuhle. Mit solcher Artigkeit war indessen den armen Völkern wenig geholfen, die für die Launen der Könige bluteten und deren Wohnungen unter Mord und Schändung in Rauch aufgingen.

Der Krieg zwischen Frankreich und England war von Beginn an unnatürlich und gereichte beiden Ländern zum größten Nachtheil.

Niemals konnte eine Verſchmelzung beider Nationen Statt finden, denn jede hatte ſich ſchon in ihrer Eigenthümlichkeit ausgebildet und ſchon durch ihre geographiſche Lage war jede auf einen andern Wirkungskreis angewieſen. Die Verwüſtungen, welche die Engländer in Frankreich anrichteten, waren nur die Rache für die, welche früher die franzöſiſchen Normannen in England angerichtet hatten.

2.

Die erſte Revolution in Paris.

In demſelben merkwürdigen Jahre, in welchem Kaiſer Karl IV. den Deutſchen das neue Reichsgeſetz der goldenen Bulle gab, ſah die franzöſiſche Hauptſtadt die erſte der vielen Revolutionen, welche ſich bis in unſer Jahrhundert wie periodiſche Erdbeben immer wiederholt haben.

Der König war gefangen in England; Karl, der junge Dauphin, wurde ſogleich zum Generallieutenant des Reichs (lieutenant général du royaume) ausgerufen. Es gab einen höchſt bewegten Winter. Es gährte im Volk und der Dauphin wurde gezwungen, die kaum entlaſſenen Stände zum Februar 1357 wieder einzuberufen. An der Spitze der Bürgerſchaft von Paris ſtand damals Etienne Marcel, ein Advocat, der ſich zum erſten Gemeindebeamten (prévôt des marchands, Anwalt der Kaufmannſchaft) emporgeſchwungen hatte und eine große Rolle zu ſpielen anfing, weil die zahlreiche Bevölkerung der Hauptſtadt ſeinem Winke gehorchte. In die Ständeverſammlung (états généraux) vom dritten Stande (den Städtebürgern) gewählt, wurde er der Führer dieſes Standes, der jetzt zum erſtenmal ſeine Macht und Bedeutung den beiden andern Ständen gegenüber geltend machte. An der Spitze des Adels ſtand damals in der Verſammlung Jean de Pecquigny und an der Spitze des Klerus Lecoq, Biſchof von Laon. Alle drei Stände waren darin einverſtanden, daß man das Vaterland retten, aber auch der Krone Bedingungen ſtellen und Bürgſchaften von ihr erzwingen müſſe, die

jeder fernern Willkür eine feſte Schranke ziehen ſollten. Man war in Frankreich genau in der nämlichen Lage, wie England im Jahr 1215, als Johann von England in Frankreich gefangen war und die engliſchen Stände der Krone die Magna Charta abzwangen. Allein die Verhältniſſe waren doch anders. Damals ſchon fehlte den franzöſiſchen Ständen die Einigkeit der engliſchen. Ein Stand achtete das Recht des andern nicht genug. Der dritte Stand ſchritt zu keck und eigenmächtig vor. Der günſtige Augenblick des einigen Handelns ging vorüber und die Krone fand nachher nur eine im Anfang der Sitzungen ſchnell improviſirte ordonnance de reforme, aber keine Magna Charta zu bewältigen, um ihre alte Macht wieder zu erlangen. Es iſt intereſſant, das Benehmen der Franzoſen mit dem der Engländer in dieſer Angelegenheit zu vergleichen.

Marcel verfügte eigenmächtig über Paris, indem er theils fürchten mußte, der ſchwarze Prinz werde mit ſeinem ſiegreichen Heere gegen die Hauptſtadt marſchiren, theils den Dauphin, dem er nicht traute, unter ſeiner Aufſicht und in einer Art von Gefangenſchaft halten wollte. Er feuerte daher die wilde aufgeregte Bevölkerung an, die Stadt ſchleunigſt noch mehr zu befeſtigen und die Straßen durch Barricaden abzuſperren. Die Gefahr von außen verlor ſich, da der ſchwarze Prinz einen Waffenſtillſtand einging. In dieſer Zwiſchenzeit hätten die Stände Frankreichs viel durchſetzen können. Aber Marcel beging einen großen Mißgriff durch die plötzliche Freilaſſung des Königs von Navarra, den er gegen den Dauphin benutzen und durch den er ſich eine Partei unter den Großen des Reichs ſichern wollte. Die Erfahrung lehrt uns heute, daß die Allianz mit einem Prinzen den Demagogen nie zum Guten ausſchlägt; allein Marcel hatte dieſe Erfahrung noch nicht gemacht. Die verſammelten Stände und auch der Dauphin wollten nichts von Karl dem Böſen wiſſen, als derſelbe darauf Anſpruch machte, ſich öffentlich vor ihnen zu rechtfertigen, und nicht nur Marcel, ſondern auch Lecoq und Pecquigny, die in ein Triumvirat zuſammentraten, ihn unterſtützten. Aber der Dauphin mußte der Gewalt nachgeben, wäh-

rend ein großer Theil des Adels und Klerus bei der Ankunft des böſen Karl die Verſammlung verließ. Dieſer ſetzte jetzt einen Beſchluß durch, nach welchem ihm alle Beſitzungen, die ihm bei ſeiner Verhaftung durch den König genommen worden waren, wieder ſollten zurückgegeben werden, und entfernte ſich glücklicherweiſe von Paris, um die Beſitznahme ſelbſt zu bewirken. Seine Erſcheinung aber hatte ein für allemal die Einigkeit unter den Ständen und unter der Bevölkerung von Paris ſelbſt geſtört. Die Stände ſollten zu Weihnachten wieder zuſammenkommen, aber der ganze Adel blieb aus. Paris gährte. Die Minderheit der Bürger, die dem Dauphin treu blieb, wurde von der Mehrheit, die den Anhang Marcels bildete und blaurothe Mützen trug, tyranniſirt. Der Dauphin und der ihn umgebende Hofadel wurde der Volksfeindſchaft und gefährlicher Umtriebe verdächtigt. Es war viel Landvolk vor den plündernden Soldaten in die Stadt geflüchtet, wodurch die Lebensmittel vertheuert wurden und gerade damals verfügte der Dauphin aus Noth eine Münzverſchlechterung. Marcel ſtellte ihn heftig zur Rede, der Dauphin aber erwiderte, er habe ſich nicht anders helfen können, er würde gerne die Stadt vor Hungersnoth bewahren, wenn er nur Mittel hätte, wenn ihm die, welche die Gewalt an ſich geriſſen, nur Mittel gelaſſen hätten. Hierauf ſagte ihm Marcel: „Erſtaunt nicht über das, was ihr ſehen werdet," rief ſeine bewaffneten Bürger herbei und ließ die beiden vornehmſten Räthe des Dauphin, die Herrn von Conflans und Clermont, Marſchälle der Champagne und Normandie, vor deſſen Augen niederhauen, ſo daß ſein Kleid von ihrem Blute beſpritzt wurde. Der Dauphin fürchtete für ſein eigenes Leben und bat den Prevot um Schutz. Dieſer nahm ſeine blaurothe Mütze ab und reichte ſie ihm und der Dauphin ſetzte ſie auf, um unter dieſem Zeichen geſchützt zu ſeyn und ſelber als ein Volksmann zu erſcheinen. Nachher rechtfertigte Marcel die blutige That gegen den Prinzen mit der einfachen Phraſe: „Es war der Wille des Volks."

An demſelben Tage wurde auf der Straße ein Ständemitglied umgebracht, welches ein bekannter Gegner Karls des Böſen war.

Dieſer Prinz hatte überhaupt Agenten in Paris zurückgelaſſen und durch Geld den niedrigſten Pöbel für ſich gewonnen, kehrte jetzt dahin zurück und wollte dort den Meiſter ſpielen, aber alle Ständemitglieder entfernten ſich. Marcel, ſchon ganz in der Gewalt des böſen Karl, erſetzte die fehlenden Ständemitglieder durch Pariſer Bürger, als ob die Verſammlung auch jetzt noch hätte forttagen dürfen. Der Dauphin ſelbſt entwich aber glücklich und berief die einzig berechtigten Stände nach Compiegne, 1358.

In demſelben Jahre wurde das platte Land in der Nähe von Paris und weiter in den nordöſtlichen Provinzen des Reichs durch die Jacquerie verheert. Das waren Bauern, welche durch die herumſtreifenden Soldaten auf das unerträglichſte mißhandelt, endlich zu den Waffen griffen und weil ihnen Söldner und Ritter für identiſch galten, die Schlöſſer des Adels niederbrannten. Den Namen erhielten ſie von Jacques bon-homme, einem alten Spottnamen, den man den gutherzigen Bauern gab. Nach langer Unterdrückung und Noth übten dieſe armen Bauern ſchreckliche Rache und ſchon hatten ſie über hundert Schlöſſer zerſtört und alle Adeligen, die in ihre Hände fielen, mit Weibern und Kindern maſſacrirt, als die Parteien des böſen Karl und des Dauphin ſich ſchnell vereinigten und gemeinſam ihre Waffen gegen die Jacquerie kehrten. Der tapfere Graf von Foix, der eben von einem Kreuzzuge aus Preußen zurückkehrte, zeichnete ſich bei der Bekämpfung und Beſiegung der Jacquerie beſonders aus, indem er die Stadt Meaux, in welcher die Dauphine mit ihren Damen eingeſchloſſen waren und von den wüthenden Bauern belagert wurden, zur rechten Zeit entſetzte, wobei mehrere tauſend Bauern erſchlagen wurden. Das meiſte jedoch that Karl der Böſe und der Graf von St. Paul, deren Kriegsſchaaren in zehn Tagen 20,000 Bauern erſchlugen.

Nachdem die Bauern überwältigt waren, glaubte der Dauphin mit der Stadt Paris am beſten fertig zu werden, wenn er dem böſen Karl, der ihm eben die Jacquerie hatte niederwerfen helfen, eine große Geldſumme böte. Auch Marcel ſchickte ihm aus Paris eine große Summe, um der Stadt zu helfen. Karl nahm das Geld

von beiden Parteien und half keiner. Der Dauphin ſchloß Paris ein und ſuchte die Stadt durch Hunger zu bezwingen. Marcel unternahm einen Ausfall, wurde jedoch geſchlagen. Da ſank ſein Anſehen vollends in der Bürgerſchaft, die durch die lange Einſchließung geängſtigt war. Er rief nun den böſen Karl zu Hülfe und wollte ihm eben ein Stadtthor öffnen, als er von einem ſeiner bisherigen treueſten Anhänger mit einer Art erſchlagen wurde, am 1. Auguſt 1358. Auch mehrere ſeiner Vertrauten wurden umgebracht und alles rief nach dem Dauphin, welcher ſchon drei Tage ſpäter im Triumph in Paris einzog. Nun war nur noch Karl der Böſe entweder zu beſiegen oder zu verſöhnen. Der Dauphin zog das letztere vor, weil der Waffenſtillſtand mit England bald ablaufen ſollte, Karl aber zeigte ſich einer Verſöhnung geneigt, da nach dem Tode Marcels die Hauptſtadt für ihn verloren war und die Hoffnung, etwa durch Beſeitigung des Dauphin ſich ſelbſt auf den franzöſiſchen Thron zu ſchwingen, ihm ſchon deshalb vereitelt war, weil ihm ſein Erbrecht von dem viel mächtigeren König von England beſtritten worden wäre. Er nahm alſo die dargebotene Hand des Dauphin an.

Im J. 1360 aber erneuerte Eduard III. den Krieg mit großem Aufwande, denn er wollte nichts Geringeres, als ſich in Rheims zum König von Frankreich krönen laſſen, während er den rechtmäßigen König Johann noch in England gefangen hielt. Allein er fand das franzöſiſche Volk diesmal in einer großen patriotiſchen Aufregung, es machte ihm jeden Fußbreit Landes ſtreitig und obgleich er ſengend und brennend bis in die Nähe von Paris kam, von wo aus man jede Nacht die Brände ſah, wagte er doch dieſe feſte Stadt nicht anzugreifen und ſuchte nur den Dauphin herauszulocken. Weil dieſer aber hinter den Mauern blieb, zog Eduard wieder ab und ſchloß am 8. Mai 1360 den Frieden von Bretigny, der den gefangenen König gegen ein Löſegeld von 3 Millionen Goldgulden frei machte, aber England außer Guienne und Gascogne noch den Beſitz von Calais, Poitou, Perigord, Limouſin ꝛc. und dem Montfort den Beſitz der Bretagne, den Vlämingen das Recht des engliſchen Bündniſſes, dem böſen Karl Verzeihung ſicherte. Johann kam

nun endlich heim, fand aber ſein Land in arger Zerrüttung durch die ſeit dem Friedensſchluß entlaſſenen Söldner, die müßig und plündernd umherzogen. Jakob, Graf de la Marche, der ſie bekämpfen ſollte, wurde von ihnen geſchlagen und tödtlich verwundet.

Doch machte der König für ſeine Familie damals die ſchöne Erwerbung des Herzogthums Burgund; als nämlich hier der letzte Herzog Philipp ſtarb, belehnte Johann ſeinen eigenen jüngſten Sohn Philipp (den Kühnen) damit, 1361. Er hätte beſſer gethan, das Herzogthum mit der Krone zu vereinigen, denn die jüngere Linie Valois, welche ſich ſeitdem in Burgund fortpflanzte, wurde der älteren ſehr gefährlich. Trotz der Verwirrung, die im Reich herrſchte, und trotz des Geldmangels wollte Johann einen großen Kreuzzug gegen die Türken unternehmen und ließ ſich nicht davon abbringen, bis ſein zweiter Sohn Ludwig, der als Geißel in England geblieben war, von dort entfloh, und nun Johann, weil er ſein Löſegeld nicht zum beſtimmten Termin abzahlen konnte, freiwillig wieder nach England ging und ſich dort als Gefangener ſtellte. Eduard III. überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, Johann ſtarb aber bald darauf noch in London, 8. April 1364.

3.

Karl der Weiſe.

Der bisherige Dauphin beſtieg als Karl V., zubenannt der Weiſe, den Thron. Wenn auch nicht gerade weiſe, war er doch klug, von ſchwächlicher Natur, angeblich in Folge einer Vergiftung, die der böſe Karl an ihm verſucht haben ſoll, aber von beſonnenem Geiſt und durch Erfahrung gewitzigt.

Eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war die Umgeſtaltung des franzöſiſchen Heerweſens. Bis dahin nämlich hatte die aus dem Feudaladel gebildete Ritterſchaft den Kern der Heere ausgemacht. Das weltberühmte Fußvolk der Franken war mit dem Heerbann und der alten Volksfreiheit untergegangen und die ausſchließliche Bevor-

zugung der Reiterei mit der Feudalariſtokratie aufgekommen. Der ritterliche Thatendurſt und Uebermuth ſtörte aber in der Schlacht jeden vernünftigen Plan und jede gute Ordnung. Die ſtolzen Edelleute wollten eben nur immer angreifen und vorne dran ſeyn und einander an Tapferkeit übertreffen, nicht ſich beſonnen ordnen und gemeinſam wirken. Sie bildeten alſo immer den erſten Schlachthaufen und ſtürzten blind auf den Feind, während ihre reiſigen Diener und das Fußvolk, die Contingente der Städte, dahinten zurückbleiben mußten. Das hatte nun ſchon oft zu großen Niederlagen und Enttäuſchungen in Bezug auf die Unüberwindlichkeit der franzöſiſchen Ritterſchaft geführt und es war hohe Zeit, das Syſtem zu ändern. Karl V. ließ nun durch Bertrand du Guesclin, einen kriegserfahrenen Bretagner, aus den herrenlos herumſchweifenden Söldnern die tüchtigſten Ritter, aber nur von adeliger Geburt, auswählen und aus denſelben den erſten Kern eines ſtehenden Heeres bilden. Sie wurden gens d'armes oder hommes d'armes genannt und mußten ſich verpflichten, nur in Reih und Glied, in ſtrengſter Ordnung und pünktlicher Befolgung des Commandos zu fechten. Jeder hatte fünf Pferde und fünf Begleiter, drei archers (Reiſige), einen coutillier (Knappe) und einen valet (Knecht). Jeder war von Kopf bis zu den Füßen geharniſcht und ſein Streitroß war es ebenfalls, ſeine Hauptwaffe die ſchwere Lanze, daneben Schwert, Streitkolben und Dolch. Sie theilten ſich in Compagnien von 100 Gensd'armes und jeder trug auf ſeinem Waffenrock nur das Wappen des Capitains, der die Compagnie befehligte.

Du Guesclin verfocht das Intereſſe Karls V. Zunächſt beſiegte er den böſen Karl, der wieder auf einige franzöſiſche Beſitzungen Anſpruch machte, und zwang ihn zur Ruhe. Sodann unterſtützte er Karl von Blois gegen Johann von Montfort, die wieder um die Bretagne ſtritten. Weil aber Montfort durch Engländer unter dem berühmten Feldherrn Chandos unterſtützt war, unterlag hier du Guesclin und wurde gefangen, Karl von Blois getödtet, Montfort aber blieb im Beſitz der Bretagne, 1362.

Damals ließ Peter der Grauſame, König von Caſtilien, ſeine Gemahlin, eine Schwägerin Karls V., vergiften und vertrieb ſeinen

Bruder, Heinrich von Traſtamare, der ſich flehend um Hülfe nach Frankreich wandte. Karl V. ſchickte den wieder ausgelösten du Guesclin mit einem Heere ab, nun nahm ſich aber der ſchwarze Prinz, Eduard, aus bloßem Haß gegen Frankreich des gottloſen Tyrannen in Caſtilien an und zog mit ſeinem Feldherrn Chandos den Franzoſen entgegen, die bei Majona wieder eine höchſt empfindliche Niederlage erlitten, ſo daß du Guesclin ſelbſt hier zum zweitenmal gefangen wurde, 1367.

Der ſchwarze Prinz benutzte ſeinen Sieg, um ſeine Söldner unbarmherzig auf franzöſiſchem Gebiet plündern zu laſſen, und drückte überdies die Gascogner mit unerträglichen Steuern. Man kann nicht umhin, dieſes Benehmen des engliſchen Königsſohns ſehr verkehrt zu finden, denn es mußte jede Sympathie für England bei den Südfranzoſen auslöſchen, die wohl für England hätten gewonnen werden können, da ſie immer noch einen ſtarken Gegenſatz gegen die Nordfranzoſen bildeten. Nichts hat die Franzoſen des Südens und Nordens beſſer verſöhnt und leichter verſchmolzen als gerade der gemeinſame Haß gegen die rückſichtsloſen Engländer. Die Gascogner kamen nach Paris und baten den König als Oberlehnsherrn um Abhülfe. Da entſchloß ſich Karl V. im Vertrauen auf die Volksſtimmung, den ſchwarzen Prinzen als ſeinen Lehnsmann vor ſein Gericht zu fordern. Der Prinz erwiderte, er werde kommen, aber im Helm und mit 60,000 Mann, 1369. Bevor aber der Krieg wirklich begann, berief Karl V. eine Ständeverſammlung, verſicherte ſich der Sympathien aller Stände ſeines Reichs und diplomatiſirte ſo geſchickt in Flandern, daß der letzte Graf Ludwig daſelbſt ſeine Tochter Margaretha mit Philipp von Burgund vermählte und ſelbſt die vlämiſchen Städte ſich verpflichteten, wenn ſie auch nicht gegen England fechten wollten, wenigſtens neutral zu bleiben. Hierauf begann der Krieg 1370. Du Guesclin war ſchon wieder ausgeliefert worden und entriß den Engländern Limoges, nicht ohne Zuthun der Einwohner. Der ſchwarze Prinz war darüber ſo erbittert, daß er die Stadt zu vertilgen ſchwur und wirklich nachher eroberte und niederbrannte. Allein er hatte die Waſſerſucht und mußte nach England heimkehren, wo er bald dar-

auf ſtarb, während ſein Vater noch lebte. Unterdeß war der grauſame Pedro ermordet worden und ſchickte Caſtilien zur Rache eine Flotte, von welcher die engliſche bei La Rochelle geſchlagen wurde, (1371) und war auch du Guesclin in ſeinen Unternehmungen gegen die Engländer in Frankreich glücklich, bis der Herzog von Lancaſter, Bruder des ſchwarzen Prinzen, mit einem neuen Heere aus England ankam. Nun aber befahl Karl V. ſeinem Feldherrn, damit er nicht zum drittenmal geſchlagen würde, jede große Schlacht zu vermeiden und den Krieg in die Länge zu ziehen. Dadurch wurden die Engländer ermüdet und man ſchloß wieder einen Waffenſtillſtand, 1375.

Zwei Jahre nachher ſtarb Eduard III. und 1380 verſchied auch Karl V., erſt 44 Jahr alt. Wie er das franzöſiſche Heerweſen geordnet hatte, ſo befeſtigte er auch ſeine Hauptſtadt Paris durch den Bau einer Citadelle, der berühmten Baſtille, weniger zum Schutz gegen äußere Feinde, als gegen bürgerliche Empörungen, deren Gefahren er als Dauphin hinlänglich hatte kennen lernen. Obgleich er im eigenen Lande und mit England genug zu thun hatte, verabſäumte er doch nicht, die altfranzöſiſche Politik gegen Deutſchland fortzuſetzen. In dem Augenblick, in dem es der klugen Politik Kaiſer Karls IV. gelungen war, den Papſt aus Avignon nach Rom zurück zu führen, unterſtützte Karl V. auch ſchon wieder die Wahl des Afterpapſtes, Clemens VII., der nach Avignon zurückkehrte und der franzöſiſchen Politik hier von neuem diente.

Karl hinterließ einen erſt zwölfjährigen Sohn, Karl VI., für den ſein Oheim, Ludwig von Anjou, die Regentſchaft übernahm. Indeſſen war Frankreich diesmal vor neuen Angriffen Englands ſicher, weil auch dort nur ein Kind unter Vormundſchaft, Richard II., König war. Frankreich konnte deshalb, ohne von England behindert zu werden, einmal ſeinem alten Haſſe gegen die deutſchen Vlämingen Luft machen. Ludwig, der letzte Graf von Flandern, ſteckte tief in Schulden und verkaufte den Einwohnern von Brügge um vieles Geld das Recht, einen neuen Canal zu graben. Weil aber dadurch die Rechte anderer Ortſchaften verletzt wurden, gab es Aufruhr. Die Unzufriedenen, von einem gewiſſen Heyes, nachher von Philipp von

Artevelde (dem Sohn Jakobs) geführt, gedachten aller bisherigen Unbilden, welche die deutſchen Bürger durch den franzöſiſchen Grafen, den ihm anhängenden ganz franzöſirten Adel und durch die Krone Frankreich erlitten hatten, bildeten auf einmal wieder eine große Partei, deren Kennzeichen weiße Kappen waren, rüſteten ein großes Heer und zogen gegen die Franzoſen zu Felde, die unter dem Herzog Philipp von Burgund, dem Oheim Karls VI. und Eidam und Erben des Grafen Ludwig, ebenfalls eine große Macht aufgeboten und ſich mit den damals noch zahlreich herumſtreifenden Söldnern verſtärkt hatten. Bei Rooſebecke kam es 1382 zur Schlacht, die Vlämingen unterlagen und wurden der grauſamſten Rache preisgegeben, denn die Franzoſen legten ſich den reichen Bürgern in die Häuſer und übten jeden Unfug. Die Stadt Kortryk wurde zur Rache für die Sporenſchlacht verbrannt. Viele Vlämingen wanderten damals nach England aus und verpflanzten ihre Induſtrie dahin. Graf Ludwig wurde in einem Zank vom Herzog von Berry erſtochen und Flandern kam nunmehr an Philipp von Burgund, der es gerathen fand, da ihm namentlich das ſtarke Gent immer noch widerſtand, ſich die Liebe der Bürger durch Beſtätigung aller ihrer alten Freiheiten zu erkaufen, 1384.

Im nächſten Jahr wurde der junge Karl VI., der den zweideutigen Namen des Vielgeliebten empfing, weil man geduldet hatte, daß er ſich durch die ungeheuerſten Ausſchweifungen ſchon in zarter Jugend ſchwächte, mit Iſabella von Bayern vermählt, deren Bruder, Ludwig im Bart, ſie begleitete und in Frankreich blieb, bis er zum Basler Concil abging. Das nächſte Ziel des franzöſiſchen Ehrgeizes war nach dieſer Heirath die Vertreibung des Papſtes aus Rom, damit nur der franzöſiſche Papſt in Avignon allein übrig bleibe. Zugleich wollte Karl ſeinen Vetter, den jungen Herzog von Anjou, auf den Thron von Neapel bringen. Die Unordnung im deutſchen Reich ſchien ihm zu erlauben, mit Italien anzufangen, was ihm beliebte. Allein die Truppen, die er unter dem Herzog von Armagnac über die Alpen ſchickte, wurden von den Visconti geſchlagen. Man rieth nun dem König dringend, den italieniſchen Plan aufzugeben, und er beſchränkte ſich darauf, eine Rundreiſe nach dem Süden zu machen,

den Papſt in Avignon zu beſuchen und ſich eng mit Mailand zu verbinden, indem er die Tochter des Herzogs daſelbſt, Valentina Visconti, ſeinem jüngeren Bruder Ludwig, dem Herzog von Orleans, vermählte. Karl ſelbſt aber kehrte von ſeiner Rundreiſe auffallend ermattet zurück, in Folge von neuen Ausſchweifungen und fiel in eine Schwachſinnigkeit, die nach und nach in Irrſinn überging. Seine lebensluſtige Gemahlin Iſabella war wenig mit ihm zufrieden und wandte ihre Gunſt dem ſchönen Herzog von Orleans zu. Dieſer wird beſchuldigt, daß er dem König nach dem Leben getrachtet habe. Bei einem Maskenball waren der König und ſeine Vertrauten in Bären verkleidet und wie aus Zufall kam der Herzog von Orleans dem Pelze mit ſeiner Fackel zu nahe. Mehrere Herren verbrannten, der König wurde nur durch die Herzogin von Berry gerettet, die ſich auf ihn warf und das Feuer mit ihren Kleidern erſtickte.

Als i. J. 1392 der Herzog von Bretagne ſich wieder feindſelig zeigte und den Connetable Cliſſon, des Königs Freund, umbringen ließ, zog der König gegen ihn zu Felde, wurde aber auf dem Marſche in einem Walde von einem halbnackten Menſchen angefallen, der ſeinem Pferd in den Zügel griff und ihm zuſchrie: „Halt, edler König, reite nicht weiter, du biſt verrathen.“ Der Menſch verſchwand zwar ſogleich wieder, aber der König blieb wie erſtarrt und ſprach kein Wort, bis das zufällige Geräuſch einer Lanze ihn wie aus einem Traume weckte. Da plötzlich zog er wüthend das Schwert und ſtürzte auf ſeinen Bruder Orleans und ſeine übrigen Begleiter los. Ob er bei dieſem Anlaß mehrere Menſchen getödtet, iſt nicht ſicher beſtätigt. Gewiß aber iſt, daß man ſich ſeiner bemächtigte und ihn als Wahnſinnigen einſperrte, worauf ſeine Oheime, die Herzoge von Berry und Burgund, gemeinſam die Regentſchaft übernahmen. Der letztere hatte kurz vorher (1390) im Namen Frankreichs und mit einer genueſiſchen Flotte ein Heer nach Afrika hinüber geführt und Tunis belagert, um wegen Seeräubereien Rache zu nehmen, und einen Vertrag ertrotzt, der dem chriſtlichen Handel wieder Sicherheit gewährte. Bald nach ſeiner ſiegreichen Rückkehr ſchickte er ſeinen jungen Sohn Johann von Nevers den Ungarn zu Hülfe gegen die Türken, die

ihn bei Nikopolis gefangen nahmen, wie ſchon erzählt iſt. Aus der Allianz der Genueſen mit Frankreich gegen Tunis wurde eine förmliche und freiwillige Einverleibung der Republik Genua, die ſich auf keine andere Weiſe gegen Mailand zu ſchützen wußte, in das franzöſiſche Reich, 1396. Als Gouverneur in Genua zeichnete ſich der Marſchall Boucicoult durch ſeine Beliebtheit beim Volke und durch kühne Seeunternehmungen gegen die Türken aus. Der Plan, Italien ganz unter franzöſiſchen Einfluß zu bringen, war noch nicht aufgegeben und die Beſitznahme Genuas ſollte ſtets daran erinnern.

Noch iſt zu bemerken, daß die Juden, die ſeit 1306 aus Frankreich verbannt geweſen, aber zahlreich wiedergekommen waren, 1393 noch einmal alle fortgejagt wurden und daß Frankreich bis 1550 das Glück genoß, von dieſer Landplage befreit zu ſeyn.

4.

Der franzöſiſche Prinzenſtreit.

Von den älteren capetingiſchen Zweigdynaſtien waren nur noch die von Bretagne, Bourbon, Artois und Evreux übrig. Dagegen waren aus dem neuen Hauſe Valois von der königlichen Linie ſchon wieder drei neue abgezweigt, indem unter des Königs Oheimen Ludwig das neue Haus Anjou, Johann das von Berry, Philipp das von Burgund gründete. Dazu kam noch die von des Königs Bruder gegründete jüngſte Dynaſtie Orleans. Da nun Karl VI. nicht mehr ſelbſt regieren konnte, fehlte der Monarchie die einheitliche Spitze und ſie ging in eine prinzliche Oligarchie über, die unter ſich nicht einig blieb.

Zunächſt waren es die beiden Herzoge von Berry und Burgund, welche die Regierung übernahmen und die früher ſchon beſchloſſene Vermählung Iſabellens, der jungen Tochter Karls VI., mit Richard II. von England vollziehen ließen, wodurch auf lange Dauer hin der Friede mit England geſichert ſchien. Allein dieſer Frieden wurde bald wieder in Frage geſtellt, da eine Revolution in

England dem Könige Richard Thron und Leben raubte und ſeine junge Wittwe nach Frankreich zurückgeſchickt wurde, 1399. Mittlerweile regierte Philipp der Kühne von Burgund das franzöſiſche Reich hauptſächlich im eigenen Intereſſe und Berry ließ ihn machen. Der Herzog Ludwig von Orleans nahm ſich daher ſeines Bruders an und riß einen Theil der Regierung und der Einkünfte des Landes an ſich. Indem beide einander dieſe Einkünfte nicht gönnten, drückten ſie gemeinſchaftlich das Land. Heinrich IV. von England heirathete die Wittwe des Herzog von Bretagne, eine Tochter des böſen Karl, und regierte für den unmündigen Stiefſohn. Auch Philipp von Burgund war ihm geneigt, weil er die Intereſſen gehoben, welche Flandern an England banden. Dagegen wollte Orleans Frankreichs Intereſſen allein geſchützt wiſſen gegen das neue Uebergreifen Englands. Obgleich er nun aber ohne Zweifel patriotiſcher dachte, als Philipp, ſo brachte ihn doch ſein Verhältniß zur ehebrecheriſchen Königin in Mißachtung und weil er über die Pedanten der Univerſität Paris zu ſpotten pflegte, zog er ſich den Haß der einflußreichen Theologen und Juriſten zu. Als Philipp 1404 ſtarb, folgte ihm ſein Sohn Johann von Nevers, zubenannt der Tollkühne, ein noch weit entſchiedenerer Feind der Orleans, als ſein Vater geweſen war. Denn Johanns Gemahlin hatte ſich in den ſchönen Ludwig verliebt und dieſer war indiscret genug geweſen, ſich ihrer Gunſt zu rühmen. Im J. 1405 forderte derſelbe von den Ständen eine große Summe, um Frankreichs Vertheidigung gegen einen drohenden Angriff von England her gehörig vorzubereiten. Man glaubte jedoch, er fordere das Geld wieder nur wie früher, zu koſtbaren Bauten und anderen Verſchwendungen. Johann trat offen gegen ihn auf, doch bewilligte die Mehrheit der Stände das Geld. Nun aber erhob ſich wieder das Volk in Paris, hauptſächlich aufgehetzt von der Univerſität. Der Prevot von Paris hatte mit vollem Recht zwei der Univerſität angehörige Kleriker wegen Verbrechen hinrichten laſſen, weil das aber gegen die geiſtlichen Privilegien lief und er überdies dem Herzog von Orleans und der Königin beſonders ergeben war, vereinigten ſich die Geiſtlichkeit und Univerſität und

die letztere wurde geſchloſſen. Vergebens trat der alte Herzog von Berry noch einmal hervor und verſöhnte Ludwig und Johann im Intereſſe der Krone, aber nur auf einen Augenblick. Das Volk in Paris nahm keine Notiz davon, tumultuirte und brach in Verwünſchungen gegen Orleans und hauptſächlich auch gegen die buhleriſche Königin aus, ſo daß beide gerathen fanden, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen. Er ſammelte zu Melun ein Heer, um die Schmach der Königin zu rächen. Auch Johann rüſtete. Noch einmal gelang es dem Herzog von Berry, ſie auszuſöhnen, und am 20. Nov. 1407 nahmen beide Gegner gemeinſchaftlich das Abendmahl, drei Tage nachher aber wurde Ludwig durch Mörder, welche Johann beſtellt hatte, auf dem Wege zur Königin, umgebracht.

Dieſe Schandthat hatte Herzog Johann von Burgund mit der Univerſität von Paris verabredet und alles war ſo weit vorbereitet, daß er wie ein Triumphator unter dem Jubel des Volkes in Paris einziehen konnte und Klerus und Univerſität ihn feierlich einholten. Ein Doctor der Theologie, Jean Petit, einer aus der hölliſchen Fabrik des Nogaret, wurde beauftragt, den Mord des Herzogs von Orleans öffentlich zu vertheidigen, als eine erlaubte und gerechte Handlung zur Sicherheit des Königs und des Reichs. Dieſe Rede, ein Meiſterſtück moderner Univerſitätsdialectik, die jedes Recht in Unrecht, jede Wahrheit in Lüge und umgekehrt zu verdrehen verſteht, erregte doch in und außerhalb Paris mancherlei Bedenken und das Concil von Baſel verfehlte nicht, eine ſo gefährliche und monſtröſe Sophiſtik zu verdammen. Aber die herrſchende Partei nahm die Rede des Petit als befriedigend an und damit war die Sache abgethan. Die tiefererſchütterte Königin floh mit dem Dauphin nach Melun. Johann wurde durch den Aufſtand in Lüttich abgerufen und unterdeß faßte ſich der junge Herzog Karl von Orleans, des Ermordeten Sohn, und der wahnſinnige König wurde dahin gebracht, die Urkunde, die den Mord rechtfertigte, zu vernichten; als aber Johann ſiegreich von Lüttich zurückkehrte, wagte niemand mehr, gegen ihn die Waffen zu erheben. Der König wurde nach Tours gebracht, Johann aber hielt von neuem einen Triumpheinzug in Pa-

ris und brachte es dahin, daß der König ihm verzeihen und auch der junge Herzog von Orleans keinen Groll mehr gegen den Burgunder zu hegen geloben mußte, 1409. Während dieser Wirren in Frankreich ging Genua durch einen Aufstand wieder verloren, die Franzosen aber hatten überhaupt keine Zeit mehr, sich um Italien zu bekümmern, sondern wurden bald vollauf mit England beschäftigt.

Die tiefgekränkten Kinder Orleans und die Königin fanden nun doch Freunde, welche das frech als Recht zur Schau getragene Unrecht nicht wollten gelten lassen, und so bildete sich ein großer Bund gegen den Burgunder, dem auch der alte Herzog von Berry beitrat, an dessen Spitze aber Graf Bernhard von Armagnac trat, dessen Tochter Karl von Orleans damals heirathete, einer der angesehensten französischen Barone. Nach diesem Namen wurde nunmehr die ganze Partei Orleans die der Armagnacs genannt. Der Bund wurde zu Ginn abgeschlossen am 15. April 1410. Der Burgunder hatte jedoch den Vortheil, daß die Hauptstadt auf seiner Seite stand; sein Gouverneur, der Graf von St. Paul, organisirte eine Volkswehr in Paris, an deren Spitze 500 vom Burgunder besoldete Metzger standen. Sie trugen blaue Kappen mit dem burgundischen Andreaskreuz, in dessen Mitte sich ein Schildchen mit einer Lilie befand. Ihre Anführer waren der Schinder Caboche und ein alter Wundarzt Johann von Troyes. Diese Menschen tyrannisirten die ganze Stadt, mordeten die Anhänger der Orleans und machten, daß viele Vornehme und Reiche entflohen. Johann zweifelte nicht, er werde alle seine Gegner niederwerfen, denn der König von England versprach ihm Hülfe und sein ritterliches Heer wurde durch 50,000 vlämische Bürger verstärkt, die sich freiwillig unter seine Fahne schaarten, weil er durch das Bündniß mit England ihren Interessen schmeichelte und überhaupt nur Burgund auf Kosten Frankreichs zu heben suchte. Als er aber in der Picardie dem schwächeren Heere der Armagnacs gegenüber stand, weigerten sich die Vlämingen plötzlich zu kämpfen und gingen heim, weil ihre Dienstzeit zu Ende sey. Vielleicht dachten sie, die Welschen könnten sich unter einander schlagen. Armagnac warf sich nun auf Paris, konnte aber nur St. De-

nis einnehmen und den Pariſern die Zufuhr abſchneiden. Unterdeß zog der Burgunder ein engliſches Hülfscorps an ſich und entſetzte Paris. Am 23. October 1411 hielt er ſeinen dritten Triumpheinzug daſelbſt und nahm dann ſogleich den Armagnacs St. Cloud und St. Denis weg, worauf ſie ſich vor ſeiner Uebermacht wieder zurückzogen. Seine Rache war grauſam; den Winter über ſtarben die meiſten Gefangenen in Paris vor Hunger und Kälte.

In der Angſt, wie es ihnen im nächſten Jahre ergehen würde, wenn ſich der Burgunder des Königs und des Dauphins bemächtigen ſollte und ſie allein das Opfer werden würden, nahmen die Armagnacs auch keine Rückſicht mehr auf die königliche Familie, handelten für ſich, nahmen ihre Zuflucht zu König Heinrich IV. von England und boten ihm mehr, als der Burgunder ihm geboten hatte, wenn er dieſem ſeine Gunſt entziehen und ſie ihnen ſchenken wolle. Sie wollten ihn nämlich als König von Frankreich anerkennen und ihm dienen, wenn er ſie ſchütze, und übergaben ihm zum Unterpfande ſogleich zwanzig feſte Burgen. Der Engländer konnte nur gewinnen, wenn ſich die Franzoſen unter einander ſelbſt aufrieben; ein allzu ſchneller und vollſtändiger Sieg des Burgunders wäre ihm wenig erwünſcht geweſen. Er nahm alſo die Anträge der Armagnacs an im Vertrage zu Bourges, 18. Mai 1412. Der wahnſinnige König hatte damals lichte Augenblicke, griff nach der Krone, die man ihm vom Haupte reißen wollte, um ſie dem Engländer zu geben, ließ die Oriflamme (das franzöſiſche Reichspanier) erheben und zog ſelbſt an der Spitze eines Heeres nach Bourges. In dieſer Stadt aber wehrten ſich die Herzoge von Berry und Bourbon ſo tapfer, daß man, als auch der Herzog von Burgund herbeikam, am 14. Juli einen Vergleich einging. Der junge Dauphin Ludwig, Eidam des Burgunders, trat hier zum erſtenmal hervor und mahnte die ſtreitenden Parteien zur Einigkeit im Intereſſe der franzöſiſchen Krone und Nation. Ein engliſches Heer, welches ſchon unterwegs war, um Bourges zu entſetzen, ſah ſich jetzt zur Umkehr gezwungen. Die verſöhnten Prinzen kehrten alle nach Paris zurück, nur nicht der Herzog von Orleans.

Eine Versammlung der Reichsstände im Januar 1413 sollte die Einigkeit Frankreichs besiegeln, da aber weder der König noch der Dauphin, sondern der Burgunder allein Paris und Frankreich beherrschte, war eine wirkliche Beruhigung des Landes unmöglich. Der Dauphin, der jetzt herangereift war und Talent genug besaß, um mitsprechen zu können, wurde dennoch in Paris mißachtet, weil er sich frühzeitig, wie auch sein Vater gethan hatte, groben Ausschweifungen hingab und nur zu oft die Staatsgeschäfte über leichtsinnigen Vergnügungen vergaß. Durch seine eheliche Untreue war seine Gemahlin, die Tochter des Burgunders, schwer beleidigt. Er wollte sich nun die lästige Vormundschaft des letztern nicht länger gefallen lassen und suchte zum Herzog von Orleans zu entkommen; aber man paßte ihm auf und das Volk belagerte ihn in der Bastille, in die er sich geworfen hatte, nahm ihn gefangen und hielt ihn in fester Haft. Der Führer der bewaffneten Volksmassen war Caboche, nach welchem man sie die Cabochiens hieß. Sie trugen nicht mehr die burgundischen Farben, sondern weiße Kappen. Der König selbst und sein ganzer Hof mußten die weiße Kappe tragen. Die dem Volk mißliebigen Personen wurden verhaftet, namentlich auch der Bruder der Königin, Ludwig im Bart von Bayern, den man aber nach Constanz zum Concil entließ. Auch verhaßte Beamte, Richter und Finanzmänner wurden ergriffen und hingerichtet. Die Demagogen gaben sich ihre Vollmacht im Namen des französischen Volkes selbst und glaubten sich stark genug, um auch dem Burgunder trotzen zu können, weshalb sie dessen Farben nicht mehr trugen. Allein die Pöbelherrschaft bewirkte, daß die Parteien Orleans und Burgund sich vereinigten, um ihr zu wehren. Die wohlhabenden Bürger von Paris und selbst die Universität traten mit den Reichsständen zusammen und versöhnten den Herzog von Burgund nicht nur mit dem von Berry, sondern auch mit dem Dauphin. Caboche gab sich große Mühe, die Versöhnung zu verhindern, aber 30,000 gute Bürger, welche sich bewaffnet hatten, zwangen ihn und seine Anhänger zur Flucht (ein Sieg der Nationalgarde über die Anarchisten). Der Herzog von Burgund hatte sich un-

gern von den ihm ſo nützlichen Cabochiens losgeſagt, es aber thun müſſen, weil ſie es zu ſchlimm trieben. Gerſon, der nachher eine ſo große Rolle auf dem Concile ſpielte, begeiſterte damals die Pariſer durch ſeine patriotiſchen Reden und rettete die Ehre der Univerſität, die durch Jean Petit ſo arg befleckt worden war. In der erſten Freude dieſer wohlgelungenen Reſtauration rief alles nach dem Herzog von Orleans, auch er ſolle beweiſen, daß er verſöhnt ſey, und jetzt nach Paris kommen. Der Burgunder aber traute nicht mehr, wartete ſeine Ankunft nicht ab und verließ die Stadt, nachdem es ihm mißlungen war, auf einer Jagdpartie den König zu entführen.

Am 31. Auguſt zog Herzog Karl von Orleans nun ſeinerſeits im Triumph in Paris ein. Die Verſöhnung hielt nicht lange an, denn der Burgunder ſah ſich vor und rüſtete. Man unterhandelte den Winter über vergebens und im Frühjahr 1414 brach der Krieg von neuem aus. Der Dauphin zog mit ſeinem kranken Vater, der überall hin mitgeſchleppt wurde, gegen den Burgunder zu Felde, indeß Armagnac mit den guten Bürgern den immer noch burgundiſch geſinnten Pöbel von Paris im Zaume hielt.

5.

Die Armagnacs.

Nach dem Tode Heinrichs IV. von England im Jahr 1413 nahm ſein Sohn Heinrich V. den franzöſiſchen Krieg wieder auf. Der franzöſiſchen Regierung bangte davor, da ſie bei der fortwährenden Parteiung ihre Schwäche wohl fühlte, und ſie bot einige Abtretungen an. Heinrich machte aber ungeheure Forderungen, und Frankreich mußte das Schwert ziehen. Nach dem Wunſch des Königs ſollten die beiden einander feindlichſten Prinzen von Burgund und Orleans, ſowie auch Armagnac vom Heere wegbleiben und nur ihre Truppen ſchicken. Sie waren damit einverſtanden, aber der Herzog von Orleans kam doch zum Heere, was den Burgunder aufs neue

erbitterte, ſo daß er den beſten Theil ſeiner Truppen zurückbehielt. Die um den König verſammelten Prinzen und Ritter waren aber mit echt franzöſiſchem Leichtſinn ſchon wieder ſo keck geworden, daß ſie nicht einmal den Zuzug von 6000 pariſer Bürgern geſtatteten, „ſie brauchten die Krämer nicht.“

Als nun aber Heinrich V. im Herbſt 1415 mit einem auserleſenen Heere von England herüberkam, ohne daß die Franzoſen nur ein einziges Schiff gehabt hätten, um ihn auf der See aufzuhalten, und beide Landheere bei Azincourt am 25. Oct. zuſammenſtießen, erlitt das erſte der drei Treffen der Franzoſen durch die Ueberlegenheit der engliſchen Armbruſtſchützen ſchweren Verluſt und wurde durch die engliſchen Gensdarmen vollends überwältigt, dann eben ſo das zweite Treffen, worauf das dritte davonfloh. Die Niederlage war vollſtändig, die Franzoſen verloren außer den Gemeinen von der adeligen Ritterſchaft allein 8000 Mann und nur 1500 Gefangene, da die Engländer die meiſten Gefangenen niederhieben. Mehrere der vornehmen Herren kamen um, in die Gefangenſchaft geriethen die Herzoge von Orleans und Bourbon und der Marſchall Boucicault. Die Engländer, welche nicht 2000 Mann verloren hatten, kehrten gleichwohl wieder um, ſey es weil Heinrich in ſo ſpäter Jahreszeit den Feldzug nicht fortſetzen wollte, oder weil ſeine Anweſenheit in England nöthig war. Jedenfalls konnte er darauf rechnen, daß die Wunde, die er Frankreich beigebracht hatte, bald eitern und den franzöſiſchen Staatskörper gänzlich zerrütten würde.

Der Herzog von Burgund verhehlte ſeine Freude über die Niederlage der Partei Orleans nicht, Bernard von Armagnac aber, der unterdeß im ſüdlichen Frankreich ein Heer geſammelt hatte, kam ihm zuvor und beſetzte Paris. Der Dauphin war wenige Tage vorher in Folge ſeiner Ausſchweifungen geſtorben und ſein Bruder Johann, den man mit der ſchönen Jakobäa vermählt hatte, abweſend im Hennegau. Auch der alte Herzog von Berry ſtarb, der von Orleans war gefangen und ſo konnte Armagnac mit leichter Mühe die Regierung Frankreichs an ſich reißen. Eine Verſchwörung der burgundiſchen Partei in Paris ſchlug er durch blutige Hinrichtungen

nieder. Um dieſe Zeit kam der deutſche Kaiſer Sigmund vom Conſtanzer Concil, um wo möglich zwiſchen Frankreich und England Frieden zu ſtiften. Es iſt in ſeiner Lebensgeſchichte ſchon berichtet worden, daß er nichts ausrichtete, und bei dem Stande der Parteien konnte er es auch nicht. — Auch der zweite Dauphin Johann ſtarb 1417 und nun empfing dieſen Titel der jüngſte Bruder Karl, den aber Armagnac an der Regierung keinen Theil nehmen ließ. Die Königin Iſabelle lebte ebenfalls zurückgezogen im Schloſſe Vincennes, wo ſie durch ihre Ausſchweifungen großes Aergerniß gab. Armagnac ließ ſie daher nach Tours bringen und ſtreng beaufſichtigen. Der Herzog von Burgund, der ſich ſchon mit England verſtändigt hatte, erließ ein Manifeſt an die Franzoſen, worin er ſie ermahnte, die Tyrannei des gänzlich unberufenen Armagnac zu brechen, und zog im Aug. 1417 mit einem Heere vor Paris, konnte die Stadt nicht einnehmen, befreite dagegen die Königin aus ihrer Haft in Tours, ſie nun erklärte im Jahr 1418 im Namen des Königs die Regierung und die Reichsſtände in Paris für ungeſetzlich und berief neue Reichsſtände nach Troyes. Armagnac war aber vom König zum Connetable von Frankreich ernannt und zur Führung des Staatsſteuers bevollmächtigt worden.

Der König von England benutzte dieſe Parteiung in Frankreich, kam im Frühjahr 1419 wieder herüber und eroberte die ganze Normandie, während ſich ihm der Herzog von Bretagne freiwillig ergab. Papſt Martin V. ſchickte Boten des Friedens, aber vergebens, da Armagnac das Opfer des Friedens hätte werden müſſen und weil er ſich auf du Chatel, den ihm ergebenen Prevot von Paris, verließ. Aber die Partei des Friedens war groß. In der Nacht des 29. Mai wurde 800 burgundiſchen Reitern ein Thor von Paris geöffnet und mit ihnen vereinigten ſich tauſende von bewaffneten Bürgern, welche wieder die blaue Mütze mit dem Andreaskreuz trugen. Armagnac wurde überraſcht und gefangen, viele Häuſer geplündert und 522 bekannte Freunde Armagnacs ermordet. Nur du Chatel entkam, ſammelte die in der Umgegend zerſtreuten Truppen Armagnacs, zog mit ihnen wieder in die Stadt, wurde aber

hinaus geworfen. Unterdeß waren viele der früher verbannten Metzger und Cabochiens zurückgekehrt, dürstend nach Rache, erbrachen am 15. Juni die Gefängniſſe und mordeten ohne Erbarmen alle Gefangenen, den Grafen von Armagnac, den Kanzler von Marle, die meiſten bisherigen Beamten, drei Biſchöfe und auch mehrere angeſehene Frauen, zuſammen 1500 Menſchen. Dem Morde folgte die Plünderung. Einen ganzen Monat lang blieb Paris in der Gewalt des Pöbels, bis am 15. Auguſt der Herzog von Burgund mit der Königin und einer beträchtlichen Heeresmacht ſeinen vierten Triumpheinzug in Paris hielt. Als derſelbe den blödſinnigen König wieder frei gemacht und in ſeinem und der Königin Namen neue Reichsſtände ausgeſchrieben hatte und der Pöbel noch einmal am 21. Auguſt ein Gefängniß ſtürmte, ſchritt der Herzog von Burgund mit Gewalt ein, ließ einen der Hauptmörder, Capeluche, hinrichten, jeden weiteren Exceß bei Todesſtrafe verbieten und 6000 der wildeſten Anarchiſten aus der Stadt verbannen.

Der Dauphin Karl war aber kein Freund des Burgunders, deſſen Macht und böſen Willen, ihm die Krone zu rauben, er mit Recht fürchtete. Er ſchloß ſich daher eng an du Chatel an und ging mit ihm nach Bourges, wo ſie allen Anhang der Armagnacs und des gefangenen Orleans ſammelten. Dieſer feindſelige Schritt des Dauphin bewog den Burgunder, ſich an England anzuſchließen, und begleitet von der Königin und ihrer Tochter Katharina kam er in der Ebene von Meulan mit Heinrich V. zuſammen. Die Prinzeſſin gefiel dem König von England, wie es der Wunſch ihrer Mutter geweſen war, und er ſchien ſehr geneigt, ſich die Damen zu verbinden, aber die übertriebenen Forderungen des Herzog von Burgund wies er zurück. Dieſer brach nun die Unterhandlungen ab, mußte fürchten, ganz beſeitigt zu werden, wenn ein Vergleich ohne ihn zu Stande käme, wandte ſich daher ſchnell an den Dauphin, der ſehr ſchlecht mit ſeiner Mutter ſtand. Er wurde nicht abgewieſen. Beide kamen perſönlich zuſammen und der Herzog gelobte dem Dauphin Treue. Unterdeß war Paris von den Engländern bedroht und der Dauphin, der ſchon ein Heer von 20,000 Mann beiſammen hatte, rückte nach

Montereau vor. Der Herzog von Burgund hatte ſich damals zum König und zur Königin nach Troyes begeben. Der Dauphin lud ihn zu einer neuen Beſprechung ein, die auf der Brücke von Monterau ſtattfinden ſollte. Als nun am 10. September der Herzog dahin kam, fand er den Dauphin ſchon auf der Brücke und begrüßte ihn mit einer Kniebeugung. In dieſem Augenblick aber wurde ihm der niedergeſenkte Kopf mit einer Streitart zerſchmettert, auch ſein Begleiter, der Herr von Noailles, ermordet und mehrere andere verwundet. Man glaubt, daß du Chatel den Mord veranlaßt habe und daß der Vicomte von Narbonne, ein Anhänger des Hauſes Orleans, die Art geſchwungen habe, um ſeinen früher durch den Burgunder gemordeten Herrn zu rächen. Der Dauphin that nichts, um die Mörder zu ſtrafen, obgleich er behauptete, er habe von dem Mordplan nichts gewußt. Man muß dabei in Anſchlag bringen, daß er erſt ſiebzehn Jahre zählte, 1419.

Alle Welt ſchrieb ihm die Schuld zu und doch war ihm der Mord nicht nützlich, ſo daß er, wenn er ihn wirklich gewollt hatte, ſich damit nur ſchadete. Denn der Sohn des Ermordeten, Philipp der Gute von Burgund, ſchwur ihm Rache und ging, um ihn vom franzöſiſchen Throne auszuſchließen, die engſte Verbindung mit England ein. Auch die Königin ſtieß ihren Sohn für immer von ſich. Am 21. Mai 1420 kam Heinrich V. von England nach Troyes, verlobte ſich hier mit der Prinzeſſin Katharina, huldigte dem König von Frankreich, der blödſinnig da ſaß und von dem, was vorging, nichts wußte, für ſeine franzöſiſchen Lehen und empfing von demſelben in einem Vertrage, den die Königin und der Herzog von Burgund im Namen des Königs abgeſchloſſen hatten, die feierliche Zuſage, daß nach Karls VI. Tode nur Heinrich V. oder ſeine und der Prinzeſſin Katharina künftige Kinder den franzöſiſchen Thron erben ſollten mit gänzlicher Ausſchließung des Dauphins. Dieſer Vertrag von Troyes fand damals bei der großen Mehrheit der Franzoſen Billigung, denn man war lange geängſtigt geweſen, man hoffte nun endlich wieder Frieden und Ruhe zu haben und war über die Schandthat des Dauphin empört. In dieſer Stimmung

fand Heinrich V. die Hauptſtadt Paris, als er das franzöſiſche Königspaar dahin begleitete. Man empfing ihn mit Jubel und auch die im Winter wieder verſammelten Reichsſtände genehmigten den Vertrag und luden im Januar 1421 den Dauphin als Mörder und Empörer vor ihr Gericht. Als er aber nicht kam, erklärten ſie ihn ſeiner Schuld für überführt und verbannten ihn für immer aus Frankreich.

Er ſah indeß ſeine Sache noch nicht für verloren an. In Anjou ſammelten ſich ſeine Anhänger, denen auch einige tauſend Schotten zu Hülfe kamen. Ein engliſches Heer unter dem Herzog von Clarence wurde von ihnen im März geſchlagen. Als aber im Sommer Heinrich V. ſelbſt mit einer größeren Armee kam, zog ſich der Dauphin hinter die Loire zurück. Einige ſeiner Freunde vertheidigten ſich noch im Norden, ohne daß er ihnen Hülfe leiſten konnte oder wollte. Dieſer Prinz nämlich hatte das Temperament ſeines Vaters und ſeiner Brüder und gab ſich lieber mit ſchönen Frauen, als mit Staatsgeſchäften oder Kriegsgefahren ab. Seine vornehme Gleichgültigkeit aber war die eines vom Glücke Begünſtigten. Gerade in dem Zeitpunkt, in dem er verloren ſchien, ſtarb im Auguſt 1422 ſein gefährlichſter Feind, Heinrich V., ganz plötzlich in ſeinen beſten Jahren und im October auch ſein eigener Vater, ſo daß er berechtigt wurde, ſich von ſeiner Partei als rechtmäßiger König **Karl VII.** ausrufen zu laſſen.

6.

Die Jungfrau von Orleans.

Dem verſtorbenen König Heinrich V. war von ſeiner Gemahlin Katharina 1421 ein Sohn geboren worden, der jetzt als halbjähriges Kind unter dem Namen **Heinrich VI.** den engliſchen Thron erbte und nach des Vaters Wunſch den Grafen von Warwik zum Erzieher erhielt, während dem Heinrichs V. Brüder **Humfred von Gloucester** (Gloſter) in England, **Johann von Bedfort** in Frank-

reich die Regentſchaft übernehmen ſollten. Der letztere heirathete eine Schweſter des Herzog Philipp von Burgund.

Karl VII. hatte nicht Mittel und Energie genug, um thätig vorzugehen, und die Engländer beachteten ihn wegen ſeiner Schwäche zu wenig. Aber indem ſie den Krieg gegen ihn zu lahm fortſetzten, ließen ſie ihm Zeit, wieder zu Kräften zu kommen. Die kleinen Siege, welche die engliſch-burgundiſche Partei erfocht, genügten nicht, um Karl aus dem Süden Frankreichs zu vertreiben. Ein kleines ſchottiſch-franzöſiſches Heer unter John Stuart wurde 1423 bei Cervant, ein anderes unter Graf Douglas 1424 bei Vermeuil geſchlagen. Karl VII. ſelbſt that nichts, ſondern flüchtete von einem Schloß aufs andre, immer nur mit ſeiner Liebelei beſchäftigt und ſchlecht berathen von ſeinen Günſtlingen Giac und Beaulieu, bis ſich ſein treuſter Anhänger, der Connetable von Richemont, ein Herz faßte und beide umbringen ließ. Auch bei dieſem Morde blieb der junge König ſeinem Charakter treu, nämlich ganz gleichgültig, ohne die ermordeten Freunde zu rächen, noch den Connetable zu tadeln.

Zu ſeinem Glück gerieth damals Herzog Philipp von Burgund in Zerwürfniß mit ſeinen engliſchen Bundesgenoſſen, denn Jakobäa von Holland und Hennegau, die Wittwe des Dauphin Johann, zum zweitenmal vermählt mit dem blinden Johann von Brabant, ließ ſich von dieſem ſcheiden und vermählte ſich mit Humfred von Glouceſter, ſo daß ihr Erbe an England und nicht an Burgund kommen ſollte. Darüber war nun Philipp ſehr erzürnt und griff Jakobäa an. Glouceſter aber, obgleich er ihr gerne geholfen hätte, ließ ſie im Stich, weil das Wohl Englands forderte, daß er den mächtigen Bundesgenoſſen ſchone. Bedfort that alles Mögliche, um den Burgunder zu verſöhnen. Dieſe Streitigkeiten hemmten eine Zeitlang die gemeinſamen Unternehmungen gegen Karl VII. Für dieſen aber rüſteten ſich Herren von Adel, Graf Dunois, Baſtard von Orleans, La Hire ꝛc. So gelang es, zum erſtenmal wieder ein engliſches Heer, welches Suffolk und Warwik leiteten, bei Montargis zu ſchlagen, 1426. Der Krieg ſchleppte ſich nun wieder langſam hin, bis 1428 Bedford und Burgund wieder eine größere Anſtrengung machten und ein Heer

unter dem Grafen von Salisbury entſandten, um die Stadt Orleans an der Loire zu erobern und dann von dieſem Bollwerk aus die Anhänger Karls auch aus dem Süden Frankreichs zu vertreiben. Die Stadt hielt ſich tapfer, aber ein kleines franzöſiſch-ſchottiſches Heer, welches ſie entſetzen ſollte, erlitt im Februar 1429 eine empfindliche Niederlage bei Rouvrai.

Orleans ſchien nun verloren zu ſeyn und damit jede Hoffnung, daß Frankreich ſeinen einheimiſchen König behalten könne. Weil die Belagerung ſo lange dauerte, zog die Stadt aller Blicke auf ſich und man war in der höchſten Spannung. Wenn nun auch Karl VII. der Krone kaum würdig war, ſo war er doch immerhin der rechtmäßige König und ſeiner Jugend und ſeinem Unglück verzieh man viel. In ihm ſahen alle guten Franzoſen ihre letzte Hoffnung, indem ſie ſich mit Abſcheu von dem Hofe abwendeten, an welchem eine bayriſche Fürſtin von den ſchlechteſten Sitten den Franzoſen ein engliſches Kind zum Herrſcher aufdrängte, beide dem Lande fremd. Solche Erwägungen und heimliche Erzürnungen im franzöſiſchen Volk machen es erklärlich, daß ein ſchlichtes Bauermädchen dasjenige that, was damals die Prinzen und Großen, Adel, Klerus, Bürgerſchaften und die Univerſität Paris noch nicht wagten. Im Februar 1429 ſtand in dem Dorfe Domremy bei Vaucouleurs in der Champagne nahe an der Grenze von Lothringen Jeanne d'Arc, die junge Tochter eines ehrlichen Landmannes, die weltberühmt gewordene Jungfrau von Orleans auf und kündete ſich als die von Gott berufene Retterin Frankreichs an. Von Kindheit auf ſehr fromm, hatte ſie Erſcheinungen und horchte der Stimme eines Engels, der ihr verkündete, was ſie thun ſolle. Eine Prophezeihung, welche damals im Lande umging, daß Frankreich durch eine Frau (die Königin Iſabella) werde ins Verderben geſtürzt, durch eine Jungfrau aber gerettet werden, ſcheint tiefen Eindruck auf ſie gemacht zu haben. Als ihr Entſchluß gereift war, ging ſie unter dem Widerſtreben ihrer Familie, jedoch von einem treuen Oheim begleitet, nach Vaucouleurs, wo Herr von Baudricourt für Karl VII. commandirte, und eröffnete ihm, ſie ſey die Auserkorene des Herrn, um das franzöſiſche Volk von der Herrſchaft der Fremden

zu befreien. Er hielt ſie für ein wenig irrſinnig und wies ſie ab. Sie ging aber nicht von der Stelle, ſondern blieb in Vaucouleurs und diente hier als Magd, erregte aber durch ihre Demuth, Frömmigkeit und begeiſterte Rede ſo allgemeine Achtung und Bewunderung, daß Baudricourt ſelber wieder zu ihr kam und ſie aufforderte, zum König zu gehen. Hierauf begab ſie ſich in männlicher Tracht und Rüſtung und unter guter Begleitung nach Chinon, wo der König damals Hof hielt, erkannte ihn unter vielen andern vornehmen Herren heraus, kniete vor ihm nieder und verkündete ihm, Gott habe ihr befohlen, Orleans zu entſetzen und ihn, den rechtmäßigen König, nach Rheims zur Krönung zu führen. Karl VII. war ziemlich erſtaunt und erſchrocken. Sie war damals achtzehn Jahr alt, eine ſchlanke hohe Geſtalt von unbeſchreiblichem Adel, ſo daß die alten Herren, die ihr mit Spott entgegenſahen, jetzt unwillkürlich ausriefen: „Sie iſt eine wunderbare Kreatur Gottes.“ Ihr Blick ſoll ſchwermüthig, aber von unwiderſtehlicher Lieblichkeit geweſen ſeyn. Die reine Jungfrau muß dem Schwelger ſehr imponirt haben, denn er hatte Angſt, ſie könnte eine Hexe ſeyn, und ſchickte die Geiſtlichen über ſie, um ihre Rechtgläubigkeit, und die Damen, um ihre Tugend zu prüfen. Da ſie nun in beiden Proben makellos beſtand, ertheilte ihr der König Vollmacht, zu thun, was ihr Gott geboten habe, und ſeine Heere gegen den Feind zu führen. Er gab ihr eine ritterliche Rüſtung und eine Fahne, auf welcher nach ihrer Vorſchrift Chriſtus als Richter der Lebendigen und Todten abgebildet war. Ein mit Lilien bezeichnetes altes Schwert ließ ſie ſich ſelbſt aus einer Kirche geben, in der es verborgen geweſen war. Als ſie unter den Truppen erſchien, empfing ſie die lauteſte Begeiſterung. Auf ihren Befehl wurden alle liederlichen Dirnen aus dem Lager entfernt und alle Krieger beichteten und nahmen das Abendmahl. Dann führte ſie die Jungfrau gegen das feindliche Lager und der Glaube gab ihnen unüberwindliche Stärke. Obgleich ſich die Engländer hinter ihren Bollwerken tapfer wehrten, der Baſtard ſchon zum Rückzug commandirte und die Jungfrau ſelbſt am Halſe verwundet war, wich ſie doch nicht, ſondern rief die Truppen zurück und erſtürmte die blutigen Schanzen. Die Engländer flohen

und ſchon am 28. April zog die Jungfrau an der Spitze des Heeres unter unermeßlichem Jubel in der befreiten Stadt Orleans ein.

Hierauf verfolgte ſie die Engländer, ſchlug ſie noch in mehreren Treffen und nahm ihre vorzüglichſten Feldherren, Suffolk und Talbot, gefangen, den letztern bei Portay, wo das halbe Heer der Engländer auf dem Platze blieb. Immer ſanft wie ein Kind und demüthig wie eine Magd, war ſie doch, wenn ſie zu Roß das Heer befehligte, ſchrecklich und unerbittlich. Als ihr einmal Graf Dunois nicht gehorchen wollte, drohte ſie ihm, ſie werde ihm auf der Stelle den Kopf abſchlagen laſſen. Verwundet und zurückgeſchlagen führte ſie die Franzoſen von neuem gegen den Feind und ſiegte, raſtlos, ohne je den Muth und das Vertrauen zu verlieren und alle um ſich her begeiſternd. Als ſie ein Pfeil tief in den Hals traf, weinte ſie vor Schmerz, rief dann aber lachend: es iſt nicht Blut, ſondern Ruhm, was da fließt. Als einmal ein Engländer vor ihren Augen tödtlich verwundet wurde, ſtieg ſie vom Pferde, nahm ihn in die Arme und betete mit ihm, bis er ſtarb. Wo ſie erſchien, drängte ſich das Volk um ſie, küßte ihr Gewand und betete ſie wie eine Heilige an.

Nachdem ſie Troyes erobert, führte ſie am 16. Juli, wie ſie verſprochen hatte, den König in Rheims ein, wo er vom Erzbiſchof nach alter Sitte mit dem heiligen Oele geſalbt und gekrönt wurde, wobei die Jungfrau mit ihrer Fahne ihm zur Seite ſtand. Nun hatte ſie ihre Sendung erfüllt und wollte ſich vom König beurlauben. Er aber bat ſie, daß ſie ihm noch Paris erobern möchte. Ungern willigte ſie ein und zu ihrem Unglück, denn es war nicht mehr die Stimme Gottes, welcher ſie von nun an folgte, ſondern nur die eines irdiſchen Königs. Aber ſie gehorchte dem Landesherrn in frommer Demuth. Als ſich im Lager gegen ihr Verbot eine lüderliche Dirne einfand, ſchlug ſie erzürnt nach ihr und zerbrach bei dieſem Anlaß ihr geweihtes Schwert, ein trauriges Vorzeichen, daß ihr heiliger Wille ſich an der Uebermacht der Laſter ihres Zeitalters brechen werde. Sie drang mit dem franzöſiſchen Heere vor die Thore von Paris und würde die Stadt auch erobert haben, wenn nicht der König ſelbſt durch ſein Zaudern es verhindert hätte. Es handelte ſich um Philipp von Burgund,

welcher durch das Glück der Jungfrau erſchreckt und immer noch gegen Glouceſter erbittert, nicht recht wußte, was er thun ſollte, bis es der Königin Iſabella, welcher vor der Jungfrau todesangſt war und die daher alle Hebel ihrer Politik in Bewegung ſetzte, dennoch gelang, den Burgunder wieder ganz in das engliſche Intereſſe zu ziehen. Dadurch erſtarkte die engliſche Partei wieder und als die Jungfrau Compiègne gegen einen heftigen Angriff vertheidigte, einen Ausfall machte, bei der Rückkehr aber das Brückenthor verſchloſſen fand, fiel ſie den Feinden in die Hände, wurde vom Pferde geriſſen und gefangen, am 23. Mai 1430. Man brachte ſie nach Rouen, legte ſie in ſchwere Ketten und ließ ſie Tag und Nacht von Engländern bewachen, die ſie verſpotteten und mißhandelten, was ſie alles in frommer Geduld ertrug. Eine weit größere moraliſche Marter litt ſie nachher, als Peter Cauchon, Biſchof von Beauvais, ein Ketzergericht niederſetzte, um ſie als Hexe anzuklagen und zu verurtheilen. Die Engländer hatten theils wirklich geglaubt, ſie ſey eine Zauberin, theils mit dieſem Wahne wenigſtens ihre Niederlagen und die Flucht ihrer Soldaten entſchuldigt. Jetzt aber wurde die Vorausſetzung, daß der Teufel im Spiel ſey, aus einer ſehr nahe liegenden politiſchen Rückſicht von dem Gerichte benutzt, weil die Richter, die Kreaturen Bedfords und der Königin Iſabella, nimmermehr zugeben konnten, daß die Jungfrau aus göttlichem Antriebe oder auch nur aus einem großherzigen franzöſiſchen Patriotismus gehandelt habe. Die elenden Richter, von der Univerſität Paris beſtellt, der Auswurf von Nogarets alter Brut, verhörten die Jungfrau mit ſataniſcher Bosheit, verfälſchten die Protocolle und ſchufen ein monſtröſes Actenſtück, aus welchem erhellen ſollte, ſie ſtehe mit dem Teufel im Bunde, habe Gott geläſtert, die Engelserſcheinungen und Stimmen erlogen ꝛc. Man unterſchob ihr Bekenntniſſe, welche ſie nie gemacht hatte, und verurtheilte ſie endlich als Ketzerin und Hexe zum Feuertod, den ſie am 30. Mai 1431 zu Rouen ſtandhaft erduldete.

Während des langen Prozeſſes that Karl VII. auch nicht einen Schritt, um die Jungfrau zu retten. Er ſelbſt beobachtete ihr gegenüber, der er doch ſo großen Dank ſchuldete, nur dieſelbe vornehme

Gleichgültigkeit, die er überall zeigte und die ihm eben eigen war. An ſeinem Hofe aber hatte die Jungfrau viele Feinde, denn die leichtfertigen Damen verziehen ihr nicht, daß ſie „die Jungfrau“ war, unter den Rittern regte ſich eine gewiſſe Eiferſucht und die Männer wollten nicht gern an Heldenmuth von einem Weibe übertroffen werden. Auch der franzöſiſche Klerus benahm ſich ſchwach und ſchlecht in dieſer Frage, diente der engliſchen Politik zum Werkzeuge und ſchien es übel zu nehmen, daß Gott ſich einem Bauermädchen offenbart habe ohne Vermittlung eines Geiſtlichen. Dennoch ließ das himmelſchreiende Unrecht, was der Jungfrau widerfahren war, nicht alle Gewiſſen ſchlafen. Wilhelm Bouille, ein Doctor der Theologie, dem der König befohlen hatte, den Prozeß zu unterſuchen, theilte die Acten mehreren anderen Gelehrten von Einſicht und Rechtſchaffenheit mit, die das Unrecht erkannten. Aber erſt i. J. 1455 erlaubte Papſt Calixtus III. dem damaligen Erzbiſchof von Rheims Johann Juvenal des Urſins eine Reviſion des Prozeſſes und die noch lebende Mutter der Jeanne d'Arc flehte das neue Gericht um Wiederherſtellung der Ehre ihrer Tochter an. Da wurde am 7. Juli 1456 das Endurtheil gefällt, das erſte Urtheil von Rouen ſey auf lügenhafte, argliſtige, verläumderiſche, betrügeriſche und boshafte Art erkünſtelt und der Wahrheit zuwider abgefaßt worden, die Jungfrau habe niemals abgeſchworen noch bekannt, was man ihr nur angedichtet, und ſey frei und rein von aller Schuld.

7.

Karl VII.

Der Krieg wurde nur matt fortgeführt. Die Engländer behaupteten Paris, wo der junge Heinrich VI. feierlich gekrönt wurde, damit durch Schein erſetzt werde, was an Macht fehlte. Sie waren durch die Jungfrau aus der Offenſive in die Defenſive geworfen und an Mitteln erſchöpft. Aber auch Karl VII. machte keine Anſtrengungen mehr, denn er war (obgleich mit Marie von Neapel verheirathet) ganz verſunken in die Liebe zur ſchönen Agnes Sorel, die

1430 an seinen Hof gekommen war, und sein damaliger Günstling, La Tremouille, nährte seine Vergnügungslust und hielt ihn von allen ernsten Geschäften fern. Da vereinigten sich mehrere vornehme Herren, überfielen den Günstling im Bette und schickten ihn aus Frankreich fort, der Graf von Maine aber, ein Bruder der Königin Maria, wurde jetzt die rechte Hand des Königs, 1433. Zum Glück starb die Herzogin von Bedfort, Schwester des Burgunders; nun löste sich das Band, welches bisher Burgund mit England verknüpft hatte, immer mehr und es gelang einer Zusammenkunft des Königs mit dem Herzog Philipp, nun einen förmlichen Frieden zu Arras zu Stande zu bringen, 1435. Der König versicherte den Herzog nochmals, daß er den Tod seines Vaters Johann nicht gewollt habe, daß er die That für schändlich halte, und bat ihn, fortan allen Groll deshalb zu verbannen. Auch trat er ihm viele Städte und Landschaften ab, denn er durfte wohl die Freundschaft des beleidigten Burgunders um einen hohen Preis erkaufen. Damals starb auch die alte Königin Isabella und der Herzog von Bedfort.

Nun war für England nichts mehr auf französischem Boden zu hoffen. Der Graf von Maine und der Bastard von Orleans, Graf Dunois, näherten sich Paris, die Bürger öffneten ihnen ein Thor und sie drangen ein. Willoughby, der Commandant, hatte nur 1500 Engländer bei sich, zog sich in die Bastille zurück, erbat und erhielt freien Abzug und am 12. November 1436 hielt Karl VII. seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Jetzt erst war er wieder Herr von Frankreich und fühlte sich auch jetzt erst recht als König. Von diesem Zeitpunkt an kümmerte er sich um die Geschäfte und man rühmte von der schönen Sorel, daß sie das Ihrige beigetragen habe, um ihn aus seinem bisherigen trägen Müßiggange herauszureißen. Man erkennt ihn kaum wieder, indem man ihn von Jahr zu Jahr neue und wichtige Reformen beginnen und durchführen sieht, würdig der thatkräftigsten seiner Ahnen, in sich zusammenhängend und folgerecht auf die Einheit und Stärkung der so lange zerrütteten Monarchie berechnet.

Aus Anlaß des Concils fing er 1438 mit dem Klerus an

und unterjochte denſelben der Staatsgewalt. Da er den Avignoner Papſt aufgeben und den von Rom dulden mußte, machte er wenigſtens die ſ. g. gallikaniſche Kirche oder den franzöſiſchen Episcopat möglichſt unabhängig von Rom und deſto abhängiger von ſich. Und zwar mit Willen dieſes Episcopats, deſſen ariſtokratiſche Gewalt und deſſen Beſitz ſelbſt durch die Forderungen und Eingriffe der päpſtlichen Gewalt ſehr gelitten hatte. Der König eröffnete ein franzöſiſches Concil zu Bourges, worin er die ſ. g. pragmatiſche Sanction (ſchon die zweite dieſer Art, die erſte war vom Jahr 1269) durchſetzte, eine Magna Charta der franzöſiſchen Kirche. Der Papſt verlor die Annaten und andere Beſteurungsſummen, die er bisher dem Klerus auferlegt hatte, die von ihm ausgehenden Ernennungen wurden aufs äußerſte beſchränkt, ebenſo ſeine Gerichtsbarkeit. Alle Prozeſſe in Gegenden, welche eine Tagreiſe vom römiſchen Hofe entfernt liegen, ſollten nur von einheimiſchen Richtern entſchieden werden. Niemand ſollte an den Papſt appelliren dürfen, ohne den Inſtanzengang in Frankreich durchlaufen zu haben, und der Papſt ſollte in einem Appellationsfall nur ſelbſt entſcheiden und die Sache nicht etwa einem andern Richter übergeben dürfen. Ein Drittel aller geiſtlichen Aemter ſollte ſolchen Klerikern vorbehalten bleiben, welche auf Univerſitäten ſtudirt hätten.

Im folgenden Jahr 1439 berief Karl VII. die Reichsſtände nach Orleans und gab hier dem ganzen Lande eine neue Organiſation der Verwaltung, Beſteurung und Juſtiz, indem er zum erſtenmal das bisherige Feudalſyſtem in ein bureaukratiſches umwandelte. Die richterliche Gewalt ſollte in die Hände der Parlamente allein gelegt werden, deren Mitglieder gelernte Juriſten waren. Jedem Feudalherren wurde mit dem Verluſt aller ſeiner Güter gedroht, wenn er ſeinen Unterthanen irgend eine Abgabe ohne Bewilligung des Königs auflegte. Das gab der Feudalariſtokratie in Frankreich den Todesſtoß. Wenn ſie nicht mehr richteten und nicht mehr Abgaben erhoben, ſo waren ſie eigentlich ſchon überflüſſig geworden.

Das begriffen ſie auch ſehr wohl. Es bildete ſich alſo unter ihnen eine geheime Verbindung, an deren Spitze die Herzoge von

Bourbon und Alençon ſtanden, und die ſie zu Blois am Anfang des Jahrs 1440 ſchloſſen. Man gab dieſer Verbindung den Namen der Praguerie, weil die Herren im Sinne hatten, die Räthe des Königs und zumal den Grafen von Maine, zu den Fenſtern hinaus zu werfen, wie nicht lange vorher den prager Rathsherren geſchehen war. Der damals erſt 17jährige Dauphin Ludwig, ein böſer Charakter, trat mit in die Verbindung in der Hoffnung, ſchnell auf den Thron zu kommen, wenn ſein Vater von demſelben herabgeriſſen würde. Allein die Offiziere des Heeres, die Commandanten der Feſtungen, ſelbſt der niedere Adel blieben dem König treu und wieſen alle Verführungen der Prinzen zurück. Bürger und Bauern aber waren überall für den König, weil er eine gute Ordnung herſtellte. Die Verſchworenen brachten zwar eine kleine Truppenmacht zuſammen, Karl aber rückte ihnen ſogleich entgegen, eroberte ihre Burgen und zerſtreute ſie. Viele kehrten ſchon während des Kampfes reuig zu ihm zurück, ſo Graf Dunois. Für den Dauphin und die Herzoge von königlichem Geblüt trat Philipp von Burgund vermittelnd ein, ſo daß ihnen der König, als ſie kamen und ihn um Gnade baten, verzieh. Durch die Vermittlung des Burgunders erhielt damals auch der immer noch in England gefangene Herzog von Orleans endlich ſeine Freiheit. Er hatte ſich in ſeinem 25jährigen Kerker viel mit Poeſie beſchäftigt. Philipp gab ihm ſogar ſeine Nichte Marie zur Gemahlin und die beiden einſt ſo feindſeligen Häuſer ſöhnten ſich vollſtändig aus. Philipp wollte zwar dem König nicht feindſelig entgegen treten, doch aber die Prinzen von Geblüt ſchützen, um durch ſie immer eine mächtige Partei in Frankreich zu behalten. Orleans wollte ſich mit einem zahlreichen Gefolge zum König begeben, dieſer verbat ſich aber das Gefolge und Orleans blieb nun ganz weg. Ob er eine böſe Abſicht gehabt, iſt nicht ermittelt.

Die Engländer ließen den Herzog von Orleans nicht wegen des Löſegeldes, ſondern in der Hoffnung frei, er werde die Partei der Prinzen verſtärken und Frankreich aufs neue zerrütten. Sie rührten ſich damals und begannen den kleinen Krieg im nördlichen

Frankreich wieder etwas lebhafter. Doch drehte ſich derſelbe nur um Belagerungen. Karl VII. begriff, daß er allen ſeinen Feinden Thatkraft zeigen müſſe. Er zog daher bald gegen die Engländer im Norden, bald gegen die immer neu auftauchenden Söldnerbanden im Süden zu Felde. Nachdem die Engländer die feſte Stadt Pontoiſe verloren hatten, bequemten ſie ſich endlich zu einem Waffenſtillſtande. Die Verhältniſſe geſtalteten ſich überhaupt ſo friedlich, daß König Heinrich VI. von England ſich mit Margarethen, einer Tochter des Herzog Réné von Lothringen, einer dem franzöſiſchen Königshauſe nahe ſtehenden Prinzeſſin, vermählte.

Dieſer Réné (Renatus, Rainer), franzöſiſcher Prinz aus dem Hauſe Anjou, hatte von ſeinem Bruder Ludwig, den die Königin Johanna II. von Neapel adoptirte, die Anſprüche auf dieſes Reich, dazu Anjou und die Provence, ferner von ſeinem Vetter, dem Herzog von Bar, auch dieſes Herzogthum geerbt und war endlich, nachdem er ſich mit Iſabellen, der Tochter des letzten Herzogs Karl von Lothringen, vermählt hatte, nach deſſen Tode Herzog von Lothringen im deutſchen Reiche geworden. Aber er verlor dieſes Herzogthum an einen Neffen Karls, Anton von Vaudemont, und hatte auch faſt nirgends Glück. Ein eigener Unſtern verfolgte ihn, denn er beſaß das Genie eines Poeten und bildenden Künſtlers, nur nicht eines Fürſten. Da er unbefugter Weiſe die freie Reichsſtadt Metz ſeiner herzoglichen Gewalt unterwerfen wollte (wie der bayeriſche Herzog die Reichsſtadt Donauwörth) und ein Heer ſammelte, leiſtete ihm Karl VII. perſönlich Beiſtand, ohne daß ihm von Seite des deutſchen Reichs widerſprochen worden wäre. Fielen doch die deutſchen Reichsländer auf dem linken Rheinufer damals ſchaarenweiſe dem franzöſiſchen Herzog von Burgund in die Hände, ohne daß ſich das deutſche Reich darum bekümmerte. Indeſſen wehrten ſich die deutſchen Bürger von Metz auf eigene Fauſt ſo gut, daß der franzöſiſche König von ihren Mauern wieder abziehen mußte. Der damalige Kaiſer Friedrich III. nahm des Reiches Ehre ſo wenig in Acht, daß er zu derſelben Zeit die Franzoſen ſelbſt aufforderte, an einem andern Punkte ins deutſche Reich einzubrechen, nämlich gegen die

Schweizer. Daraus erklärt sich, warum Karl VII. nicht nur die Gelegenheit begierig ergriff, um die entlassenen Soldaten, die immer noch zahlreichen und seit dem Waffenstillstand durch Abdankung der englischen Söldner noch vermehrten s. g. Schinder (écrocheurs) endlich ganz los zu werden und in der Schweiz abzuladen, sondern auch seinem eigenen Sohne, dem Dauphin Ludwig, und dem französischen Adel erlaubte, sich an die Spitze dieser Räuberbanden zu stellen. Allein er erreichte seine Absicht nicht, denn eine Handvoll Eidgenossen, wie schon oben ausführlich berichtet wurde, jagte dem Dauphin bei St. Jakob solchen Schrecken ein, daß er der Schweiz eilig wieder den Rücken kehrte und als er plündernd den Rhein hinab zog, auch von dort nach Frankreich zurück geworfen wurde, 1444. Ein großer Theil der Söldnerbanden war auf diesem Zuge zu Grunde gegangen. Aus dem Reste bildete Karl VII. fünfzehn s. g. compagnies d'ordonnance, ein stehendes Heer von zunächst 10,000 Mann, die der strengsten Disciplin unterworfen wurden. An sie schloßen sich eine stehende Artillerie und seit 1448 auch ein Schützencorps mit Armbrüsten (franc archers) an. Diese letztern waren der erste Kern des Fußvolks, denn die Ordonnanz-Compagnien fochten immer noch zu Pferde. Die Franzosen nahmen nur von den Engländern die Armbrustschützen und noch nicht von den Schweizern das noch viel wirksamere schwere Fußvolk an, welches zuerst die Deutschen durch die Bildung ihrer berühmten Landsknechte nachahmten.

Nach Ablauf des Waffenstillstands erneuerte sich der Krieg mit England und es gelang dem König Karl, die Normandie zurückzuerobern und den Herzog von Bretagne auf seine Seite zu ziehen, 1448. Dann nahm er den Engländern auch vollends alle ihre noch übrigen Besitzungen im südlichen Frankreich ab, so daß sie endlich nur noch Calais behielten, 1450. Sie nahmen zwar im Süden Bordeaux wieder ein, verloren es aber nochmals 1453. — Inzwischen blieben die Prinzen nicht ganz unthätig. Der Dauphin entfernte sich vom Vater und heirathete gegen dessen Willen eine Prinzessin von Savoyen; den Grafen Johann von Armagnac, Bernhards Sohn, sah sich der König gezwungen, zu verbannen, den

Herzog von Alençon zu verhaften. — Im J. 1458 unterwarf ſich Genua nochmals den Franzoſen, aus Furcht vor Neapel, machte ſich aber ſchon 1461 wieder unabhängig, in dem Jahre, in welchem Karl VII. ſtarb. Dieſer König blieb, unbeſchadet ſeiner politiſchen Thätigkeit in den letzten Jahrzehnten, doch bis an ſein Ende dem Vergnügen ergeben und die Sorel hatte noch eine große Zahl von Nachfolgerinnen.

8.

Ludwig XI. und Karl VIII.

Der Dauphin Ludwig war ſeinem Vater nicht gleich und überhaupt ein ſehr eigner Charakter. Die Vergnügungen des Hofes waren ihm gleichgültig, er kleidete ſich wie ein gemeiner Bürger, ging auch gern mit Bürgern und Bauern um und verſtand ſie zu behandeln. Das hing mit ſeiner Politik zuſammen, denn er mußte ſich auf das Volk gegen die Prinzen ſtützen. Er widmete ſich eifrig den Staatsgeſchäften und liebte daneben nur einen Zeitvertreib, die Jagd, die ihm Gelegenheit gab, ſich in Argliſten des Fanges und in der Luſt des Mordens zu üben, Untugenden, die er dann wieder auf die Politik anwandte.

Er flößte den Prinzen tiefes Mißtrauen ein, weil ſie bemerkten, daß er ſie unter einander zu verhetzen bemüht war. Im Inſtinct der Selbſterhaltung ſchloſſen ſie ſich an einander an und bildeten 1465 einen Bund für das gemeine Wohl (ligue du bien public). Ihr Zeichen war eine grüne Schleife am Gürtel. An der Spitze ſtanden die Herzoge von Bretagne, Bourbon, Lothringen, und gebilligt wurde die Ligue auch vom Herzog von Burgund, obgleich er nicht beitrat. Der König ſollte abgeſetzt, ſein jüngerer Bruder Karl an ſeine Stelle geſetzt, das Königthum aber überhaupt wieder eingeſchränkt und der Oligarchie der Prinzen untergeordnet werden. Als es aber zum Kriege kam, lieferten die beiden Parteien einander eine Schlacht bei Monthlery, in welcher keine den Sieg davon trug, 1465. Nun unterhandelte man und Ludwig

gab ſo weit nach, daß er ſeinem Bruder Karl die Normandie abtrat und auch andern Prinzen Conceſſionen machte, jedoch nur, um ſie unter einander zu verhetzen. So gelang es ihm, die Herzoge von Bourbon und Bretagne auf ſeine Seite zu ziehen und ſeinem Bruder die Normandie wieder zu entreißen.

Im Jahre 1467 ſtarb Herzog Philipp von Burgund und ſein Nachfolger, Karl der Kühne, kam in Streit mit ſeinen Unterthanen, vorzüglich den Lüttichern. Da hoffte Ludwig XI., des Burgunders Macht, die er ſelbſt anzugreifen ſich zu ſchwach fühlte, werde durch den Aufruhr gebrochen werden, und hetzte deshalb die Lütticher, indem er ihnen trüglich ſeine Hülfe verſprach. Als er aber tollkühn genug war, mit Karl in Peronne perſönlich zuſammenzukommen, um ihn mit ſeinen Argliſten zu umſtricken, fiel er ſelbſt unerwartet ins Netz ſeines Gegners. Plötzlich vom burgundiſchen Heer umringt und in demſelben Thurm eingeſchloſſen, in dem einſt Karl der Einfältige gefangen ſaß, wurde er vom Herzog von Burgund nicht nur gezwungen, alle ſeine harten Friedensbedingungen zu unterzeichnen, ſondern wurde auch von ihm mitgenommen, als er vor Lüttich zog, und mußte die Stadt mit einnehmen helfen, da er ſeine Hülfe verſprochen hatte, 1468. Es half ihm wenig, daß er nachher die Notabeln nach Tours berief und ſich durch dieſelben von allen gegen Burgund eingegangenen Verpflichtungen losſprechen ließ; er hatte doch nicht Macht genug, den Burgunder offen anzugreifen, und wurde aufs neue durch ſeinen Bruder Karl und den Herzog von Bretagne beſchäftigt. Zu ſeinem Glück ſtarb der Bruder.

Er gehörte zu den Herrſchern, welche man finſtere Tyrannen zu nennen pflegt. Nachdem er mit dem Herzog von Burgund, der andre Plane verfolgte, einen leidlichen Waffenſtillſtand zu Senlis geſchloſſen hatte, ging er an die Ausrottung derjenigen Anhänger der Prinzenpartei, die ihm am wenigſten Widerſtand zu leiſten vermochten. Der Herzog von Alençon, ſchon einmal zum Tode verurtheilt, wurde es zum zweitenmal, aber zu ewigem Kerker begnadigt. Der unglückliche Graf Armagnac wurde gefangen und hingerichtet. Seine beiden jungen Söhne, Heinrich und Franz, mußten dabei ſtehen und ſich vom Blut des enthaupteten Vaters beſpritzen laſſen. Dann ließ der Tyrann jeden

in einen Käfig ſtecken, der unten ſpitz zulief und worin ſie weder ſtehen noch ſitzen, noch liegen konnten, und befahl, jedem von Zeit zu Zeit einen Zahn auszureißen. Heinrich opferte ſich, erſt 8 Jahr alt, für ſeinen jüngeren Bruder und ließ ſich jedesmal zwei Zähne ausreißen, ſtarb aber bald an Erſchöpfung. Franz wurde nach Ludwigs XI. Tode frei, blieb aber ſein Lebenlang ein Krüppel. Ihre Mutter ließ der König vergiften. Auch ein d'Albret wurde enthauptet und eben ſo der Connetable de St. Pole.

Als Karl der Kühne mit den Eidgenoſſen kämpfte, wurden dieſe letztern vom König auf alle Art angefeuert und als der Herzog bei Nancy fiel, belohnte ſie der König mit einem Geldgeſchenk, welches jedoch nur den Zweck hatte, ſie bei guter Laune zu erhalten, dam.. ſie ihn nicht etwa hinderten, indem er auf der Stelle das Herzogthum Burgund, Artois, Arras, Boulogne und die Picardie beſetzte und Frankreich einverleibte, 1477. Wie ſich der deutſche Kaiſer und ſein Sohn Max, der Erbe Karls des Kühnen, vergebens bemühten, den Franzoſen dieſen Raub zu entreißen, und nur die tapfern Niederländer weiteren Raub verhinderten, iſt ſchon in der deutſchen Geſchichte erzählt.

Nachher ließ ſich Ludwig XI. noch von Rénés hinterlaſſener Tochter Margaretha die Provence und Anjou, ſowie vom Grafen von Maine auch deſſen Erbe abtreten und hinterließ dennoch trotz ſeiner kriegeriſchen Unfähigkeit und trotz ſeiner Verhaßtheit die franzöſiſche Monarchie mächtiger als je. Auch das Heer vermehrte er, indem er von den Schweizern lernte und das franzöſiſche Fußvolk auf 25,000 Mann brachte. Indem er in Bezug auf die einheitliche Verwaltung des Reichs ganz in die Fußtapfen ſeines Vaters trat, fehlte ihm doch deſſen Milde. Wo es das Intereſſe ſeiner Krone galt, brach ſeine Willkür alle Geſetze entzwei und er verfügte grauſame Hinrichtungen und ſchwer drückende Steuern, ohne ſich um Parlamente, Reichsſtände oder die von ſeinem Vater verfügte Organiſation der Verwaltung zu kümmern. Als das Volk ſich gegen ſeine neue Salzſteuer auflehnte, ließ er 500 Widerſpenſtige hinrichten. Im Volke ging die Sage, er habe auf dem Schloſſe Amboiſe an der Loire, deſſen Beſitzer er vertrieben, finſtere Gruben voll Meſſer und Lanzen, die ſog. Oubliettes, angelegt, in die er alle ihm

verdächtigen Perſonen habe ſtürzen und unbemerkt verſchwinden laſſen. Jeden beſſern Umgang wie mit Herren, ſo mit Damen meidend, hatte er eine eigentliche Zuneigung nur zu ſeinem berüchtigten Barbier, Olivier le Dain, der hauptſächlich der Vertraute und das Werkzeug ſeiner Grauſamkeiten geweſen ſeyn ſoll. Derſelbe rächte ſich vor anderm einmal boshaft an der Stadt Tournay, die er mit Liſt um ihre Freiheit brachte und an Frankreich auslieferte, weil er hier als Barbier verſpottet worden war. Seine letzten Jahre brachte der König auf dem Schloſſe Pleſſis-les-Tours zu, wo er ſich gegen vorgebliche Feinde, die er immer kommen ſah, auf's furchtbarſte verſchanzte. Er lebte in beſtändiger Angſt vor dem Tode, umgab ſich daher mit den koſtbarſten Reliquien, die er aus dem ganzen Reich zuſammen bringen ließ, bis er am 30. Auguſt 1483 verſchied. Sein Barbier wurde bald nachher gehenkt.

Ludwigs Sohn und Nachfolger Karl VIII. wurde von ſeiner ältern, klugen Schweſter Anna geleitet und gegen den neuen Bund der Prinzen geſchützt. Diesmal ſtanden an deren Spitze der Herzog von Orleans und Graf Dunois, aber Anna überfiel und zerſprengte ſie, 1485. Damals war der letzte Herzog von Bretagne geſtorben und ſeine Erbin Anna ſollte mit Maximilian vermählt werden, Karl VIII. aber fing ſie auf und heirathete ſie ſelbſt, 1491. Heinrich VII. von England wollte den Deutſchen helfen, allein es kam zu keiner ernſten Entſcheidung. Man machte wieder Frieden und Frankreich behielt, was es hatte.

Karl VIII. war nunmehr 21 Jahr alt, wollte ſich nicht mehr von ſeiner Schweſter leiten laſſen, ſchickte ſie undankbar fort und überließ ſich zwei Günſtlingen, ſeinem ehemaligen Kammerdiener Bese und dem Biſchof Briconnet, denen er die ganze Laſt der Regierung aufluд, während er ſelbſt, durch Ritterromane verführt, in einer Welt der Phantaſie lebte, ſich nur an Turnieren vergnügte, mit denen ihn der wieder ausgeſöhnte Herzog von Orleans ſchlau zu unterhalten wußte, endlich aber dem müſſigen Leben entſagen und glänzende Thaten vollbringen wollte, wie Karl der Große. Als er nun einmal zum Krieg entſchloſſen war, ſcheint man abſichtlich ſeine Aufmerkſamkeit auf Italien

hingelenkt zu haben, wo er jedenfalls beſſere Lorbeern zu erringen hoffen durfte, als in Deutſchland, denn wenn der deutſche Bär auch zu ſchlafen ſchien, ſo hatte er doch noch jedesmal den Franzoſen, wenn ſie ihn angriffen, ſeine grobe Tatze fühlen laſſen. Karl machte viel Lärmen in Italien, mußte es aber wieder verlaſſen. Weil das aragoniſche Königshaus ihn in Italien bekämpfte, entbrannte auch der Krieg an der Pyrenäengrenze, doch nicht ſehr lebhaft. Karl VIII. gab ſeine Plane nicht auf, ſondern rüſtete zu einem neuen italieniſchen Feldzuge, wurde aber plötzlich, noch jung und ohne Kinder, vom Schlage getroffen, 1498.

Sein Nachfolger war der nächſtberechtigte Agnat, Ludwig, Herzog von Orleans, gerade abſtammend von Karl V. Indem er als Ludwig XII. den Thron beſtieg, war er nicht mehr jung, ſeiner frühen Ausſchweifungen bereits ſatt, daher zur Regierung wohl befähigt, ordnungsliebend und von mildem Sinn. Anna von Bretagne, die Wittwe des vorigen Königs, kehrte nach deſſen Tode ſogleich in die Bretagne zurück und übernahm wieder ſelbſtändig die Regierung dieſes Herzogthums. Doch willigte ſie ein, den neuen König zu heirathen, nachdem dieſer ſich von ſeiner bisherigen Gemahlin hatte ſcheiden laſſen, 1499. Da in demſelben Jahre Kaiſer Maximilian ſeinen unbeſonnenen Krieg mit den Eidgenoſſen führte, ging Ludwig eine engere Verbindung mit den letzteren ein und machte auch wieder ein angebliches Erbrecht auf Mailand geltend. Er zog alſo über die Alpen und jetzt erſt entſpann ſich ein längerer Krieg, von dem wir in der Geſchichte Italiens handeln werden, ein Krieg, der, als Ludwig XII. 1515 ſtarb, von ſeinem Nachfolger Franz I. noch fortgeführt wurde.

Dieſer Franz I., Vetter des Königs und Herzog von Angoulême, war erſt 22 Jahr alt und das Muſter eines Ritters im damaligen Sinn, mannhaft, feurig, kriegsluſtig und zugleich höchſt galant. Das letztere war auch ſeine Mutter, Louiſe von Savoyen, und der franzöſiſche Hof bot der chronique scandaleuse reichen Stoff dar. Als Liebhaber der Königin Mutter galt der Connetable Karl von Bourbon, der den jungen König auf ſeinem Siegeszuge nach Italien begleitete. Denn Franz beeilte ſich, die Lombardei wiederzuerobern.

Sechstes Buch.

Der Krieg der beiden Roſen.

1.

Der ſchwarze Prinz.

König Eduard III. hatte ſich kaum auf dem engliſchen Thron befeſtigt, als er die Ruhe im Innern benutzte, um mit großer Kraft nach außen hin zu wirken. Zunächſt galt es ihm, die Niederlagen zu rächen, welche ſeine Vorfahren ehemals in Schottland erlitten hatten, und dieſes Land von England abhängig zu machen. König David, Sohn des großen Schottenkönig Robert Bruce, beſaß das Genie des Vaters nicht. Eduard ſtellte den Eduard Baliol als Gegenkönig auf, unterſtützte den letzteren mit Waffengewalt und vertrieb den König David, der nach Frankreich floh, 1332. Zwar ſammelte der tapfere Graf Douglas die Schotten, denen die Abhängigkeit von England unerträglich war, aber er unterlag in der blutigen Schlacht bei Kalidown-Hill, 1333.

Nach dieſem Siege konnte Eduard III. noch Größeres unternehmen. Der aus Frankreich geflüchtete und von Rachegefühlen geſtachelte Herzog Robert von Artois reizte ihn an, ſein Erbrecht auf den franzöſiſchen Thron geltend zu machen. Wir haben ſchon im vorigen Buche mit der Stammtafel nachgewieſen, daß die in Frankreich herrſchenden Valois von einem Bruder Philipps IV.,

Eduard III. aber von Iſabellen, einer Schweſter des letzten Capetingers, Ludwigs X. abſtammte, und es alſo nur darauf ankam, ob die frühere oder ſpätere Abſtammung das Vorrecht haben ſollte. In der Regel galt die ſpätere als die nächſte, hinter der alle früheren zurückſtehen mußten, in Frankreich aber ging die Abſtammung von einem Bruder der von einer Schweſter oder Tochter, d. h. der Mannsſtamm als ſolcher immer der Linie von nur weiblicher Abſtammung voran. Das angebliche Erbrecht des Königs von England war alſo nicht wohl begründet, abgeſehen davon, daß es ſchon an und für ſich eine Unnatur war, zwei ſo heterogene und auf ihre Eigenheit und Selbſtändigkeit ſo ſtolze Nationen, wie Franzoſen und Engländer, unter einem Herrn vereinigen zu wollen. Auf unnatürliches Umſpringen mit den Völkern kam es aber den damaligen Königen nicht an. Vortheil, Ehrgeiz, Ruhmſucht entſchieden. Eduard III. und ſeine Ritterſchaft ſahen in dem Angriffskrieg gegen Frankreich nur ein romantiſches Abenteuer.

Wenn auch mit poetiſcher Uebertreibung ſpricht doch das berühmte altfranzöſiſche Gedicht „vom Reihergelübde“ den Grundgedanken und den romantiſchen Anreiz zum damaligen franzöſiſchen Erbfolgekrieg aus. König Eduard, meldet das Lied, ſaß 1338 bei der Tafel, Liebesgedanken nachhängend, indem er damals gerade die ſchöne Gräfin Salisbury liebte. Da erſchien Robert von Artois, der aus Frankreich zu ihm geflüchtet war, von der Jagd kommend mit Spielleuten und ſingenden Jungfrauen, die ihm einen gebratenen Reiher nachtrugen. Dieſes ſchlechteſte Thier, das ſich vor ſeinem eigenen Schatten fürchtet, war das einzige, was Robert auf der Falkenjagd erhaſcht hatte. Aus Unmuth brachte er es dem König gebraten und fügte hinzu: dieſes feigſte Thier bringe ich dir, als dem feigſten Manne, weil du nicht den Muth haſt, dein Erbrecht auf Frankreich geltend zu machen. Da ermannte ſich Eduard und legte auf dem Reiher das Gelübde ab, Frankreich zu erobern. Die andern anweſenden Herren ſchwuren gleichfalls auf den Reiher, der Graf von Salisbury, ſo lange kein Auge zu ſchließen, bis er den franzöſiſchen Boden betreten haben würde; Gautier von Mauny,

eine in Sümpfen liegende Feſtung zu erobern; der Graf von Erby, Flandern mit Brand zu verheeren; der Graf von Suffort, den mit Frankreich verbündeten König von Böhmen zu tödten ꝛc. Endlich ſchwur die hochſchwangere Königin zu allgemeinem Entſetzen: ich gelobe mir einen Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, wenn mein Kind eher das Licht der Welt erblickt, ehe nicht der König ſein Gelübde erfüllt, und nirgends anders wolle ſie gebären als in Frankreich.

Der Krieg, der nun begann, iſt bereits von uns in der franzöſiſchen Geſchichte geſchildert worden. Eduard fand ſeine vorzüglichſte Stütze auf dem Feſtland in Flandern, durch den Volkstribunen Jakob von Artevelde, Frankreich wurde dagegen von dem blinden König Johann von Böhmen und deſſen Sohn Kaiſer Karl IV. unterſtützt. Die Entſcheidungsſchlacht bei Crecy 1446 wurde von Eduard hauptſächlich durch die Tapferkeit ſeines noch jungen Sohnes Eduard, des von ſeiner Rüſtung ſ. g. ſchwarzen Prinzen, gewonnen. Von der Hand dieſes Prinzen fiel König Johann, oder kamen ihm wenigſtens deſſen Spolien zu, die Reiherfedern an dem Helm des Böhmenkönigs, welche der Prinz auf den eigenen ſteckte und die ſeitdem das Kennzeichen aller Prinzen von Wales oder erſtgebornen Könige von England geblieben ſind, ſodann das berühmte Schwert des Böhmenkönigs mit der Deviſe: „ich dien," über die viel gefaſelt worden iſt, da ſie doch nichts anderes iſt, als das kurze Programm des chriſtlichen Ritterthums, welches nur im Dienſt Gottes, des Königs, der Damen und der Ehre zu kämpfen befiehlt und erlaubt. Die Schlacht bei Crecy wurde am 26. Auguſt geliefert. Nachher belagerte der König von England den ganzen Winter über Calais. Von Schottland aus wurde ihm eine Diverſion gemacht durch David Bruce, der von Frankreich dahin abging, und durch den tapfern Douglas. Aber Eduards III. muthvolle Gemahlin Philippa, eine geborene Gräfin von Holland, ſammelte ſchnell ein Heer, beſiegte die Schotten bei Nevilles-Croß am 17. October und nahm den König David ſammt dem Douglas gefangen. Im folgenden Jahre fiel endlich Calais, welches Jean de Vienne würdevoll vertheidigt hatte, und König Eduard fand für gut, Frankreich einen

Waffenstillstand zu bewilligen, weil er die Eroberung dieses ganzen Reichs doch zu schwierig fand. Der schwarze Prinz blieb jedoch als Statthalter in Guienne, der englischen Provinz in Südfrankreich, zurück.

Von hier aus nun entbrannte der Krieg von neuem, als auf Philipp VI. in Frankreich 1350 dessen Sohn Johann gefolgt war. Der schwarze Prinz verheerte von Guienne aus die französischen Provinzen, während sein Vater sich von König Baliol, den die Schotten verschmähten, dessen Ansprüche auf die schottische Krone für ein Jahrgehalt abtreten ließ. Eduard III. mußte aber bald seinem Sohn im Süden beistehen und erfocht bei Maupertuis unfern von Poitiers den glänzendsten Sieg, 1356. König Johann selbst wurde hier gefangen. Der weitere Verlauf bis zum Frieden von Bretigny 1360 ist schon in der französischen Geschichte erzählt. Ebenso der ungerechte Feldzug, den der schwarze Prinz zum besten Don Pedros des Grausamen in Spanien unternahm, worauf er bald an der Wassersucht, noch vor dem Vater, starb, 1376.

Eduard III. hatte nun zwar die Ueberlegenheit der englischen Waffen in Frankreich wie in Schottland bewährt, aber auch den Nationalhaß in diesen Ländern genährt. Er erbaute das prächtige Schloß Windsor. Er hatte eine durch ihre Schönheit berühmte Geliebte, die Gräfin von Salisbury. Als er einst auf einem Hofball das Strumpfband fand, welches sie verloren hatte und es ihr überreichte, erröthete sie und der König sagte zu den Umstehenden, welche etwas spöttische Gesichter machten: Schande dem, der etwas Böses dabei denkt! (Honny soit qui mal y pense) und stiftete zum Andenken den Ritterorden des blauen Hosenbandes, welcher nächst dem von Philipp von Burgund gestifteten Orden des goldenen Vließes der geehrteste in der Welt geworden ist.

Die rechtmäßige Gemahlin des Königs, Philippa von Holland und Hennegau, gebar ihm fünf Söhne, nämlich außer dem ältesten, dem schwarzen Prinzen, noch Lionel, Herzog von Clarence, Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster und Stifter der Linie Lancaster, Thomas von Buckingham, Herzog von Gloucester, und Eduard

von Cambridge, Herzog von York, Stifter der Linie York. Zwiſchen dieſen Söhnen und ihren Nachkommen, ſonderlich den Linien Lancaſter und York ſollte der blutigſte Familienkrieg entbrennen, den die Geſchichte kennt. Vorerſt halten wir feſt, daß die Linie Lancaſter die ältere, alſo zur Thronfolge berechtigtere war, und bemerken, daß York die weiße, Lancaſter die rothe Roſe zum Feldzeichen wählte. Uebrigens folgte dem König Eduard III., als er 1377 ſtarb, keiner der ihn überlebenden vier Söhne, ſondern der junge Knabe Richard, ſein Enkel, Sohn des ſchon begrabenen ſchwarzen Prinzen.

2.

Uſurpation der rothen Roſe.

Für den erſt elfjährigen Richard II. übernahm Johann von Gaunt die Regierung, das Haupt der Lancaſter, der aber nicht beliebt war und dem das Parlament zehn Räthe zur Seite ſetzte.

Damals begannen unruhige Bewegungen im engliſchen Volk. Die Könige hatten die Leibeigenen auf ihren Domänen frei gelaſſen und in Pächter verwandelt. Das ahmte nun der geſammte grundbeſitzende Adel nach, drückte aber die Pächter durch den hohen Pachtſchilling. Dazu kam eine neue Kopfſteuer, weil der Staatsſchatz durch die Kriege Eduards III. erſchöpft war. Ein armer Prieſter aus Kent, John Ball, predigte den Bauern, daß Gott alle Menſchen frei geſchaffen habe und daß die Herren, die ſelber nicht arbeiten, kein Recht an ſie, die Arbeiter, hätten. Der Erzbiſchof von Canterbury ließ den vorlauten Prediger ins Gefängniß werfen. Nun erlaubte ſich aber ein Steuereinnehmer gegen die ſchöne Tochter eines armen Dachdeckers zu Dartfort eine Ungezogenheit, indem er, um zu wiſſen, ob auch ſie ſchon eine Kopfſteuer zu zahlen habe, ihr Alter unterſuchen wollte. Die ehrliche Mutter ſchrie um Hülfe und der freche Bube wurde vom herbeiſtrömenden Volk erſchlagen, 1381. Darauf ſammelte ſich ein Heer armer Leute von 60,000 Mann bei Greenwich und erklärten, ſie wollten keinen König Johann (von

Gaunt), ſondern nur den König Richard haben. Der letztere wollte ſie beruhigen und bewilligte ihrem Anführer Wat Tyler eine Zuſammenkunft, bei der aber der arme Tyler niedergeſtoßen wurde, angeblich, weil er mit ſeinem Dolche geſpielt und den König ſelbſt damit bedroht habe. Das führerloſe Volk wurde ſodann von der Kriegsmacht des Königs auseinander getrieben und 1500 Aufrührer hingerichtet.

Zu derſelben Zeit regte Johann Wikliffe, ein gelehrter Theologe, die Gemüther auf, indem er Dinge lehrte, welche den Satzungen der Kirche zuwiderliefen, nämlich: die Prieſterweihe gelte nichts mehr, wenn ein Prieſter eine Todſünde begangen habe, alſo ſey er dann auch unfähig, Sakramente auszutheilen; ferner, wer aufrichtig bereue, brauche dem Prieſter nicht zu beichten, und endlich, im Abendmahl ſeyen Brod und Wein nur Sinnbilder und Leib und Blut Chriſti ſeyen nicht dabei gegenwärtig. Dieſe Sätze wurden zwar 1382 vom Erzbiſchof verdammt, aber dem Wikliffe ſelbſt geſchah nichts zu Leide und er konnte zwei Jahre ſpäter ruhig ſterben.

Johann von Gaunt wollte Schottland angreifen, aber der junge König Richard, obgleich er ſchon bis Edinburgh vorgerückt war, kehrte plötzlich wieder um und eilte zu ſeinen Londoner Vergnügungen zurück, ſo wenig war er ſeinem tapfern Vater ähnlich. Johann von Gaunt machte ſodann als Gemahl einer Tochter Don Pedros des Grauſamen Anſpruch auf Caſtilien, allein er ließ ſich ſchlagen, 1387.

Unterdeß wurde Richard II. von zwei Günſtlingen mißleitet, de la Pole und de Vere. Den erſteren erhob er zum Grafen von Suffolk, den andern zum Herzog von Irland. Aber das Parlament trat ihnen entgegen und ſetzte eine neue Regierungsbehörde durch unter des Königs Oheim, Glouceſter. Dagegen proteſtirte der König, aber es half ihm nichts. Glouceſter ſammelte ein Heer und das Parlament verurtheilte die beiden Günſtlinge, dazu den Oberrichter Treſilian und den Lordmayor von London Brembre zum Tode. Die erſteren entkamen, die beiden letzteren wurden gehängt, 1388. Da der König aber unangetaſtet blieb und Glouceſter ſich wenig beliebt machte, emancipirte ſich jener wieder, ſtürzte erſt die verhaßten Freunde

Glouceſters und verband ſich ſodann mit ſeinen andern Oheimen Lancaſter und York gegen ihren Bruder, auf den ſie eiferſüchtig waren. Im Herbſt 1397 wurde Glouceſter plötzlich gefangen und im Kerker erwürgt, nach Gaunts Tode auch deſſen Sohn Heinrich verbannt. Der König hatte die Geſinnung eines böſen Knaben, der ſeine Lehrer und Vormünder haßt und Rache an ihnen nehmen will. Seine böhmiſche Gemahlin, „die gute Königin Anna," vermochte keinen Einfluß auf ihn zu gewinnen und hatte nur den Troſt, in England hochgeachtet und beliebt zu bleiben, während ihr Gatte ſich ruinirte.

Bald darauf ging König Richard nach Irland, wo ſein Vetter Roger, Graf von Marche, erſchlagen worden war. Es ſchmeichelte ihm, hier mit überlegener Kriegsmacht ein ſchwaches Volk zu unterdrücken. Unterdeß ſammelten ſich um Heinrich von Lancaſter, der in der Bretagne gute Aufnahme gefunden hatte, viele unzufriedene Engländer. Mit ihnen landete er am 4. Juli 1399 an der engliſchen Küſte, aber auf ſeinem Wege nach London lief ihm alles zu, ſo daß ſein Heer auf 60,000 Mann anwuchs. Heinrich zog in London ein und ließ die vorzüglichſten Anhänger Richards unter dem Jubel des Volks hinrichten. Richard wußte von dem allem nichts; als er es erfuhr, ging der ihm treue Lord Salisbury mit den in Irland vorhandenen Truppen ſogleich nach Wales ab, aber der feige König kam ihm nicht nach und ließ ihn im Stich, ſo daß ihn auch alle ſeine Truppen verließen. Jetzt erſt kam der König und die Furcht hatte ihn ſchon ſo dumm gemacht, daß er zu einer Beſprechung mit Heinrich von Lancaſter ging und ſich ſelber dem in die Hände lieferte, deſſen Vater er treulos und grauſam hatte erwürgen laſſen. Heinrich hielt ihn feſt und ließ ihn in den Tower, das Caſtell der Stadt London, bringen, wo er der Krone entſagen mußte, am 29. September 1399. Hierauf wurde Lancaſter als Heinrich IV. zum König ausgerufen. Er war, auch wenn Richard nicht mehr gelebt hätte, zur Krone nicht berechtigt, weil der ältere Bruder ſeines Vaters, der Herzog von Clarence, eine Tochter Philippa hinterlaſſen hatte, die mit dem in Irland erſchlagenen Roger

Mortimer vermählt geweſen war und auf deren damals erſt zehnjährigen Sohn, Edmund Mortimer, das Erbvorrecht des Clarence überging. Aber ſein Recht blieb unbeachtet und ſollte erſt viel ſpäter von einem Nachkommen geltend gemacht werden. Unterdeß ſaß der abgeſetzte Richard im Kerker, bis einige Anhänger des Hauſes York, die Grafen von Kent, Salisbury, Huntington ſich zu ſeiner Befreiung verſchworen. Der Anſchlag mißlang, die Herren wurden enthauptet. Unter ihnen auch Lord Spencer, deſſen Haupt ſein eigener Schwager, der junge Richard, Herzog von Rutland (Sohn Yorks) dem Uſurpator Heinrich ſelbſt auf einer Stange brachte, um ihm ſeinen Servilismus zu bezeugen und ſich vor ſeiner Rache zu ſchützen. Gegen Richard II. aber übte Heinrich jetzt keine Schonung mehr, ſondern ließ ihn, wie es heißt, Hunger ſterben in einem Alter von nur 34 Jahren, im October 1399.

Doch war damit der Geiſt des Aufruhrs nicht geſtillt. Im Norden Englands erhob ſich das mächtige Haus der Percy verbunden mit dem ſchottiſchen Douglas, um den Thronräuber zu ſtürzen. Allein ſie unterlagen in der blutigen Schlacht bei Shrewsbury, 1403. Percy fiel, Douglas wurde gefangen. Nur Owen Glendower, ein mächtiger Häuptling der Walliſer, ſetzte den Kampf glücklich fort und behauptete die Unabhängigkeit von Wales bis nach dem Tode des falſchen Königs. Weil die Schotten am Kampfe Theil genommen, ſtrafte ſie Heinrich IV. durch einen verheerenden Einfall und verſicherte ſich der Ruhe von dieſer Seite dadurch, daß er den Bruderhaß im Königshauſe benutzte. Nach David Bruces Tode und Baliols freiwilliger Entſagung hatten die Schotten Robert II., den erſten aus dem Hauſe Stuart, zum König gewählt. Dieſem folgte ſein Sohn Jakob unter dem Namen Robert III., deſſen junger Sohn David durch ſeinen ſchändlichen, für den unfähigen König regierenden Oheim, den Herzog Robert von Albany, zum Hungertod verurtheilt wurde. Davids jüngerer Bruder Jakob gerieth aber, indem er nach Frankreich flüchten ſollte, unterwegs in die Gewalt der Engländer und Heinrich IV. nahm ihn bei ſich auf, um den Tyrannen Robert, der fortwährend im Namen ſeines ſchwachen Bru-

ders Roberts III. Schottland regierte, ſich unterwürfig zu machen, denn er drohte ihm, wenn er nicht gehorche, werde er den jungen Jakob als Prätendenten nach Schottland zurückführen.

Heinrich IV. wußte wohl, daß er den Thron nur uſurpirt habe und daß er ſich auf das Volk ſtützen müſſe, um denſelben zu behaupten und ſeinen Kindern zu hinterlaſſen. Er hob daher das Haus der Gemeinen, indem er das Wahlgeſetz reformirte und die Freiheit der Wahlen von Seiten der kleinen Grundbeſitzer und der Städte ſicherte. Auch die Kirche ſuchte er ſich zu befreunden durch ein ſtrenges Ketzergeſetz, welches d. ſ. Lollharden traf, Leute, die von wikliffiſchen Ideen angeſteckt waren.

Des Königs gleichnamiger Sohn, der nachherige Heinrich V., war als Prinz ziemlich ausgelaſſen und ging, weniger aus ſchlechten Neigungen als aus einem gewiſſen Humor, mit lüderlichen Leuten um. Als er nun einmal wegen nächtlichen Straßentumults mit ſeinen Geſellen verhaftet und vor den Oberrichter von England, Sir William Gascogne, geführt wurde, befahl dieſer, die Tumultuanten, mit Ausnahme des Prinzen, ins Gefängniß zu führen. Der Prinz verlangte, er ſolle ſie frei laſſen und zog endlich das Schwert gegen den Richter. Dieſer aber ließ ihn nun ſelbſt mit den andern ins Gefängniß führen. Eine Handlung des öffentlichen Richters, welche des Prinzen Vater vollkommen billigte, und ein Benehmen des Königs, welches ihm hinwiederum das Vertrauen und die Bewunderung des Volkes erwarb.

3.

Greuel im Hauſe Plantagenet.

Heinrich V. beſtieg nach dem Tode ſeines Vaters 1413 den engliſchen Thron und bewährte ſeine geiſtige Ueberlegenheit ſogleich, indem er ſeine alten Geſellſchafter, als ſie ihm Glück wünſchten und nun hohe Ehrenſtellen von ihm erwarteten, mit Geringſchätzung von ſich wies und nur noch Männer von Verdienſt erhob und um ſich

hielt. Im System seines Vaters fortfahrend, bewarb er sich um Popularität und suchte sich die Kirche zu befreunden. Lord Cobham hatte sich damals an die Spitze der fanatischen Lollharden gestellt, welche die Transsubstantiation verwarfen und gegen die Priester eiferten. Heinrich ließ ihn am Galgen hängend verbrennen, 1414.

Sodann nahm der König den alten Plan der Eroberung Frankreichs wieder auf, um unter dem Glanz dieser Eroberung den immer noch an der weißen Rose haftenden Flecken treuloser Usurpation verschwinden zu machen. Die Gelegenheit war günstig, weil gerade damals Herzog Johann von Burgund durch den Mord seines Vaters gegen die in Frankreich herrschende Partei Orleans-Armagnac aufs äußerste erbittert und mithin geneigt war, sich mit England gegen Frankreich zu verbinden. Der Verlauf dieses französischen Krieges ist schon in der französischen Geschichte geschildert worden. Derselbe endete 1420 mit dem Frieden zu Troyes, durch welchen der Dauphin Karl von der Thronfolge in Frankreich ausgeschlossen und einzig dessen Schwester Katharina, die sich mit Heinrich V. vermählte, dazu berechtigt wurde. Somit waren die hochfliegenden Plane Eduards III. jetzt wirklich erreicht, Frankreich mit England in ein Reich verbunden. Da Katharina bald darauf einen Sohn gebar, den nachherigen König Heinrich VI., war die Thronfolge des Hauses Lancaster in Frankreich wie in England gesichert. Die alte Königin Isabella in Paris, die ihren Sohn, den Dauphin, tödtlich haßte, trug eine Art Schwärmerei für ihre Tochter Katharina und deren junges Söhnchen zur Schau. Auch die Stadt und Universität Paris bezeugten sich zufrieden mit der neuen Wendung der Dinge, weil sie mit ihrem wahnsinnigen König Karl VI. doch nichts anzufangen wußten und der Dauphin als feiger Mörder und lüderlicher Prinz verabscheut wurde. Doch wirkte wahrscheinlich auch das Interesse der Partei ein, welche ein einiges Zusammengehen Englands und Frankreichs auf dem Concil für vortheilhaft hielt.

Dieser für das Haus Lancaster so glückliche Stand der Dinge endete plötzlich, indem der König auf französischem Boden erkrankte und im Schlosse Vincennes starb, 1422. Sein erst drei Vierteljahre

altes Söhnchen Heinrich VI. wurde nun zwar immer noch durch das ſtarke Bündniß Englands mit Burgund getragen und der Dauphin, nachherige Karl VII., erlitt neue Niederlagen, als er ſeine Krone zurückerobern wollte; allein die wunderbare Erſcheinung der Jungfrau von Orleans und die Verſöhnung Burgunds mit Frankreich warf die Engländer binnen wenigen Jahren in die Defenſive zurück und nach und nach verloren ſie wieder alles, was ſie unter Heinrich V. erobert hatten. Die Krönung Heinrichs VI. in Paris i. J. 1491 war nur ein Schauſpiel, durch welches England den Schein eines ſichern Beſitzes der franzöſiſchen Krone wahren wollte, fünf Jahre ſpäter fiel auch Paris. Das alles iſt ſchon in der franzöſiſchen Geſchichte erzählt worden.

Heinrich VI. wurde mit Margaretha, Tochter des König Réné vermählt, einer Dame von lebhaftem Geiſte, während der König ſelbſt ganz wie Karl VI. in Frankreich überaus geſchwächt und periodiſch ſogar blödſinnig und regierungsunfähig war. So lange er unmündig war, regierte für ihn ſein Oheim Herzog Johann von Bedfort in Frankreich, und Herzog Humphrey von Glouceſter in England. Der erſtere ſtarb 1435, gegen den letzteren aber, der ein ſehr braver Mann war, erhob ſich eine böswillige Partei, nämlich die Nebenlinie der Lancaſter oder der jüngere Bruder Heinrichs IV., der alte Cardinal Thomas von Wincheſter und deſſen Neffe, der Herzog Heinrich von Somerſet. Dieſe beneideten den alten Glouceſter um ſeinen Poſten und um ſeine Popularität und ſuchten ihm die Regierung zu entreißen. Sie gingen mit der tiefſten Bosheit zu Werke und jetzt erſt glühten aus der rothen Roſe von Lancaſter alle die Höllenflammen hervor, die in der Brut der heißen Lienor noch geſchlummert hatten. Glouceſter war mit einer Lady Cobham verheirathet und gegen dieſe unglückliche Dame wurde der erſte Angriff der Verſchworenen gerichtet. Man beſchuldigte ſie eines Verbrechens, welches ſowohl beim König als beim abergläubiſchen Volke Entſetzen erregen mußte. Sie ſollte nämlich mittelſt des Bildzaubers dem König nach dem Leben getrachtet haben. In jenen Zeiten herrſchte der Wahn,

wenn man die Figur eines Menſchen in Wachs nachbilde und einen Zauber darüber ſpreche, ſo müſſe der Menſch ſelbſt empfinden, was man dem Wachsbilde anthue. Durch die Anklage der Lady, ſie peinige den König im Wachsbilde, ſchien nun deſſen Siechthum eine natürliche Erklärung zu erhalten und allgemeiner Abſcheu erfüllte London, als man die Lady feſt nahm. Man fand ſie ſchuldig, weil man ſie ſo finden wollte. Diejenigen ihrer Diener, welche nicht gegen ſie zeugen wollten, wurden heimlich aus der Welt geſchafft, einer als angeblich mitſchuldig hingerichtet. Die Lady ſelbſt mußte barfuß und mit einer brennenden Kerze in der Hand öffentlich Buße thun und verſchwand dann in einem Kerker 1441. Nachher kam ein Sohn de la Poles an den Hof, wurde Günſtling der Königin und zum Herzog von Suffolk ernannt. Dieſer trat mit dem Cardinal von Wincheſter, unter dem er bisher gedient und der ihn erhoben hatte, in die engſte Verbindung und nun man der Königin verſichert war, ſcheuten ſich die Verſchworenen nicht mehr, den edlen Glouceſter unmittelbar anzugreifen. Man klagte ihn hochverrätheriſcher Dinge an, wartete aber den Prozeß nicht ab, damit er ſich nicht vertheidigen und das Volk ſich ſeiner nicht annehmen könne, ſondern nachdem er der Form wegen verhaftet worden war, fand man ihn zwei Tage nachher todt. Man ſtellte den Leichnam aus, an dem man keine äußere Verletzung ſah, ſo daß es ſcheinen ſollte, er ſey natürlichen Todes geſtorben. Seine nächſten Freunde und Diener wurden grauſam hingerichtet, als hätten ſie die angebliche Schuld ihres Herrn getheilt, 1447.

In demſelben Jahre ſtarb der alte Cardinal, vor dem alles noch Furcht gehabt hatte, und jetzt begannen Parlament und Volk den Tod des „guten Herzog von Glouceſter“ zu bedauern, die Ungerechtigkeit der gegen ihn gerichteten Verfolgung einzuſehen und den jungen Suffolk zu haſſen, der ſich die Regierung anmaßte und ſich bei der Königin an die Stelle des Königs drängte. Als er die Tochter des Herzog von Somerſet heirathen ſollte, auf welche das Thronrecht der Lancaſter überging, wenn die Königin ſelbſt ohne Kinder blieb, zweifelte niemand, er trachte nach der Krone und werde ſie auch bald dem ſchwachen König entreißen. Da klagte ihn das Haus der Gemeinen

des Hochverraths an und obgleich ihn der König ſelbſt und das Oberhaus in Schutz nahmen, wurde er dennoch aus England auf fünf Jahre verbannt und als er nach Frankreich überfahren wollte, unterwegs auf dem Schiffe ergriffen und enthauptet, 1450. Wie groß die Gährung im Volke war, geht daraus hervor, daß eine große Menge Bauern aus Kent nach London zog, um die zweifelhafte Thronfolge zu regeln. Ihr Anführer war ein gewiſſer Cade, der ſich aber John Mortimer nannte. Ein verhängnißvoller Name, denn auf das Geſchlecht der Mortimer war das Erbrecht der Clarence übergegangen und Clarence allein war rechtmäßiger Erbe der Krone und nicht weder Lancaſter noch York, die nur von jüngeren Brüdern ſtammten. Die Mortimer ſelbſt waren ausgeſtorben, aber Edmund Mortimer, der mit der Tochter des Clarence vermählt geweſen war, hatte eine Enkelin Anna hinterlaſſen, mit welcher ſich Richard von York vermählte, wodurch das Recht von Clarence auf York überging. Es leuchtet ein, wie lebhaft nunmehr in der Linie York, die ſich bisher ruhig verhalten hatte, der Wunſch rege werden mußte, ihr beſſeres Recht auf den engliſchen Thron geltend zu machen und das ohnehin herabgekommene Haus Lancaſter zu verdrängen. Eine böſe Ahnung der blutigen Bürgerkriege, die aus dieſem neuen Anſpruch hervorgehen würden, ging durch das Volk und Cade gab dieſer Mißſtimmung eine eigenthümliche Richtung, indem er ſelbſt den Namen Mortimer annahm, um durch ſeine Erhebung auf den Thron, den ihm die Bauern bauen ſollten, allem Streit der Lancaſter und York zuvor zu kommen und beide zumal vom Throne auszuſchließen. Aber ſein keckes Unternehmen mißlang, weil ſich die zahlreichen Bürger Londons den eingedrungenen Bauern widerſetzten. Nach einem langen Kampf in den Straßen ließen ſich die Bauern durch die Geiſtlichkeit zum Abzug bewegen. Cade wurde bald darauf erſchlagen und die ganze Bewegung verlief ſich.

Auch im Königshauſe geſchah etwas, um dem Greuel des Bürgerkrieges vorzubeugen, von dem man glaubte, er werde erſt dann ausbrechen, wenn Heinrich VI. die Augen ſchlöſſe, ohne Kinder zu hinterlaſſen; er werde aber vielleicht zu verhüten ſeyn, wenn Heinrich VI. einen leiblichen Nachfolger hinterließ. Im Jahre 1453 bekam nun

die Königin Margaretha einen Sohn, den man Eduard nannte. Man hatte eine so späte Niederkunft in dieser Ehe nicht mehr erwartet und zweifelte an der legitimen Abstammung des Kindes. Insbesondere wurde Somerset, der in der Gunst der Königin an Suffolks Stelle getreten war, schwer verdächtigt. Diese Stimmung des Volks benutzte Richard von York, um Somerset anzuklagen und zwar zunächst nur wegen der schlechten Behandlung der französischen Angelegenheiten, da während Somersets Verwaltung vollends die Normandie und Guienne für England verloren gingen. Die Königin konnte dem allgemeinen Unwillen, der im Parlament und Volk gegen Somerset herrschte, nicht mehr widerstehen. Sie mußte ihren Liebling preisgeben und in den Tower schicken. Das Parlament aber wählte den Herzog von York zum Regenten des Reichs, während der Unfähigkeit des Königs und der Unmündigkeit des Prinzen Eduard. Der Regent vermählte sich mit einer Lady Neville aus der reichen und mächtigen Familie, der die Grafen von Salisbury und Warwick angehörten.

So wurde die rothe Rose von der weißen unterdrückt. Obgleich nun Richard von York gegen Heinrich VI. nicht gewaltthätig verfuhr, wie einst Heinrich von Lancaster gegen Richard II. verfahren war, so sagte doch den Lancaster ihr böses Gewissen, was sie zu fürchten hätten, und sie machten eine letzte gewaltsame Anstrengung. Somerset wurde aus dem Tower befreit und flüchtete mit der königlichen Familie nach dem Norden Englands, wo die Percy, Clifford, Northumberland ꝛc. für sie rüsteten. York mußte gegen sie zu Felde ziehen und nun brach der offene Krieg zwischen den beiden Rosen aus. Die Heere begegneten sich bei St. Albans am 23. Mai 1455. Nie ist eine Schlacht mit so wenig Kriegsvolk und so großen Folgen geliefert worden. Somerset und die Königin hatten nur 2000, York nur 3000 Mann in den Kampf zu führen. Dieser war aber eben so blutig als entscheidend, denn Somerset, das Haupt der Lancaster, und mit ihm der Graf von Northumberland und Lord Clifford kamen um. Der König wurde gefangen. Der Sieg und die Herrschaft des Hauses York waren gesichert. Aber Richard war zu gewissenhaft und ängstlich, um eine Usurpation zu wagen. Er war noch immer

derselbe, der einst seines Schwagers Spencer Haupt dem siegreichen Heinrich IV. zitternd überreicht hatte. Obgleich jetzt selbst Sieger, behandelte er doch den gefangenen König ehrfurchtsvoll, huldigte ihm von neuem und feierte in London öffentlich die Versöhnung mit dem Hause Lancaster, indem er die Königin, seine Todfeindin, am Arm durch die Straßen begleitete. Man muß annehmen, daß er entweder eine geheime ahnungsvolle Furcht in der Seele trug, oder daß er redlich genug dachte, um England den Jammer der Bürgerkriege ersparen zu wollen, und daß er in dieser Beziehung den zahlreichen Freunden des Friedens, die eine Vermittlung wünschten, nachgab. Unter ihnen zeichnete sich vor allen Bourchier, Erzbischof von Canterbury aus.

Aber der Argwohn und die Parteiung, die in den höchsten Häuptern verschwunden war, arbeiteten in den niederen Regionen fort. Diener des Königs kamen mit Dienern des Grafen von Warwick in Händel. Warwick besorgte, es sey auf sein Leben abgesehen, und floh nach Calais, wo noch eine starke englische ihm ergebene Besatzung lag. Nun rüstete man sich von beiden Seiten, um nicht überfallen zu werden, und der Krieg entbrannte von neuem. Die Partei Yorks oder der weißen Rose errang bedeutende Vortheile. Graf Salisbury täuschte den Lord Audley durch eine Kriegslist und schlug ihn, stieß dann zu Richard von York, dem auch Warwick mit auserlesenen alten Kriegern aus Calais zuzog und so schlugen sie vereint die königliche Partei bei Northampton, wo wieder viele vornehme Herren fielen, und nahmen den König zum zweitenmal gefangen, am 10. Juli 1460. Nur die Königin Margaretha entkam mit ihrem Sohn nach Schottland und ihr zahlreicher Anhang im Norden Englands rüstete ihr ein neues Heer. Für York wurde unterdeß im Parlament zu London so viel durchgesetzt, daß er im Namen des gefangenen Königs alleiniger Regent seyn, nach des Königs Tode aber die Krone erben solle, mit Umgehung des jungen Eduard. Kaum war dieser Beschluß gefaßt, so mußte York schon wieder umkehren, um gegen Margaretha zu Felde zu ziehen, die mit ihrem Heer mitten im Winter heranrückte. Am h. Weihnachtstage 1460 trafen sich die Heere bei Wakefield

und York, der wenig moraliſchen, aber viel phyſiſchen Muth beſaß, wollte, obgleich ſeine Truppenzahl viel kleiner war als die der Königin, doch nicht zurückweichen, nahm die Schlacht an und unterlag. Er ſelber fiel, tapfer kämpfend, und Margaretha war grauſam genug, ſeinem Leichnam den Kopf abſchlagen zu laſſen, ſich an deſſen Anblick, indem ſie ihm eine papierene Krone aufſetzte, zu weiden und ihn dann am Thore der Stadt York als Siegeszeichen aufzuſtecken. Yorks junger Sohn, der erſt ſechszehnjährige Herzog von Rutland, floh mit ſeinem Hofmeiſter, gerieth aber dem jungen Lord Clifford in die Hände, der, um den Tod ſeines Vaters am Hauſe York zu rächen, den unſchuldigen und als ſehr liebenswürdig geſchilderten Knaben eigenhändig niederſtieß. Auch Salisbury wurde gefangen und enthauptet. Noch hielt Warwick das Feld für die weiße Roſe, aber auch er unterlag in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, die durch den Abfall des Lord Lovelace verloren ging, 1461.

4.

Sieg der weißen Roſe.

Der unglückliche Herzog Richard von York, der zur unrechten Zeit zu zaghaft war, um nach der Krone zu greifen, und dann wieder ſo verwegen, mit wenig Mannſchaft eine Schlacht zu wagen, dieſer ſonderbare Mann, in deſſen Charakter manches räthſelhaft erſcheint, hinterließ außer dem ermordeten Rutland noch drei Söhne und drei Töchter. Der älteſte Sohn Eduard ging raſch auf ſein Ziel los, errang in der kurzen Zwiſchenzeit zwiſchen den Schlachten von Wakefield und St. Albans auf eigene Hand einen Vortheil über die Königlichen bei Mortimers Kreuz, ſchlug die Grafen von Pembroke und Ormond und ließ den hier gefangenen Owen Tudor, einen vornehmen Walliſer, den die Königin Katharina, Schweſter Karls VII. von Frankreich und Wittwe Heinrichs V. in zweiter Ehe geheirathet hatte, enthaupten. Nachher ſammelte er die Trümmer der bei Wakefield und St. Albans geſchlagenen Truppen, rückte an ihrer Spitze noch

vor der Königin Margaretha in London ein und ließ sich auf der Stelle als Eduard IV. zum König ausrufen, am 5. März 1461.

Aber die Königin Margaretha hatte ihr Heer unterdeß bis auf 60,000 Mann verstärkt und Eduard konnte in der Eile trotz aller Anstrengung nur 40,000 zusammenbringen. Mit diesen lieferte er ihr eine Schlacht, größer, als je eine in diesem Kriege geschlagen worden war, bei Towton am 29. März (dem Palmsonntage). Sie war so blutig, daß von beiden Seiten 37,000 Engländer sollen gefallen seyn. Unter den Todten lag auch der grausame Clifford und ein Northumberland. Eduard erfocht den vollständigsten Sieg. Margaretha floh mit ihrem Kinde und gerieth in einem Wald in die Gewalt eines Räubers, der sie aber großmüthig rettete, als sie ihm sagte, wer sie sey. Sie entkam nach Frankreich, wo ihr alter Vater René ihr nicht helfen konnte und Ludwig XI. es nicht wagte, sich ihrer ernstlich anzunehmen. Doch sammelte sie einige Truppen. Unterdeß ließ Eduard sich krönen und eröffnete das Parlament. Im J. 1464 kam Margaretha mit wenig Mannschaft aus Frankreich zurück, wurde aber gleich im ersten Treffen bei Heram geschlagen. Die vornehmen Gefangenen, alles fanatische Anhänger des Hauses Lancaster, der neue Herzog von Somerset, der Herzog von Kent, Sir Humphrey Neville ꝛc. wurden hingerichtet. Die Königin Margaretha entkam wieder nach Frankreich, ihr Gemahl Heinrich VI. aber irrte, von guten Freunden in Yorkshire geführt, in Höhlen und andern Verstecken umher, bis ihn ein gewisser Harrington verrieth und seinem Gegner auslieferte. Eduard ließ den armen blöden König mit zusammengebundenen Füßen durch die Stadt London reiten und im Tower einkerkern.

Nunmehr sicher auf dem Throne übte Eduard tyrannische Gewalt, wobei ihn das Parlament unterstützte, denn er verstand es, sich durch Herablassung beim gemeinen Mann beliebt zu machen, während er den stolzen Adel beugte. Damals warf sich ihm eine junge Dame zu Füßen, Elisabeth Woodville, Tochter des Lord Rivers und Wittwe des in der zweiten Schlacht bei St. Albans gefallenen John Grey, und erflehte von ihm die Zurückgabe der ein-

gezogenen Güter ihres Gemahls. Sie war außerordentlich schön. Der König ließ sie nicht mehr von sich, heirathete sie und erhob ihre Verwandten zu den höchsten Stellen. Darüber war niemand mehr erbittert, als der Graf von Warwick, welcher durch seine Unterstützung dem König zum Siege verholfen hatte. Man hat erzählt, Warwick sey vom König beauftragt gewesen, für denselben um die Hand der Prinzessin Bonne von Savoyen zu werben, einer Schwägerin Ludwigs XI., sey in dieser Sache vorgegangen und durch den unerwarteten Rücktritt des Königs schwer beleidigt worden. Die Wahrheit dieser Thatsache wird indeß bestritten. Das wahre Motiv der Unzufriedenheit Warwicks ist nur in seinem Ehrgeiz zu suchen. Er wollte gleichsam der Königsmacher und beständige Vormund der Krone seyn. Das Aufkommen der Woodville mußte ihm daher äußerst zuwider seyn, zumal da sie der feindlichen Partei angehört hatten, und jetzt mehr gelten sollten als er, welcher sich so großes Verdienst um die weiße Rose erworben hatte. Eduard war klug genug, um die Macht Warwicks zu fürchten, schmeichelte ihm daher und als er seine Schwester Margaretha mit Karl dem Kühnen von Burgund vermählte, war es Warwick, dem die Ehre zu Theil wurde, die königliche Braut nach Burgund zu führen. Bei der Abreise von London saß Margaretha hinter Warwick auf dessen Pferde, was als ein die Sitten der Zeit bezeichnender Zug der Erinnerung werth ist.

Dennoch war die Versöhnung Warwicks mit dem König nur trüglich. Des Königs Bruder Georg, Herzog von Clarence, mißbilligte dessen Ehe mit Elisabeth Grey höchlich, schloß sich eng an Warwick an und warb um dessen Tochter Isabelle. Nun wollte wieder Eduard diese ihm gefährliche Verbindung hindern, aber Clarence ging nach Calais, wo Warwick mehr galt als der König, und feierte hier seine Hochzeit. Zugleich sammelte Warwicks Bruder, der neue Graf von Northumberland, im Norden Englands ein Heer, angeblich um einen Bauernaufruhr zu dämpfen, in Wahrheit aber um selbst Aufruhr gegen den König zu erheben. Auch der König rüstete nun ein Heer, welches der Graf von Pembroke gegen die Rebellen

führte, aber bei Edgecote geschlagen wurde, 1469. Man weiß nicht, ob Warwick und Clarence, welche damals noch in Calais waren, mit der Behandlung der Gefangenen einverstanden waren, oder ob Northumberland eigenmächtig verfuhr. Genug, er ließ Pembroke, dessen Bruder und andere Herrn von Adel, ja sogar den alten Lord Rivers und dessen Sohn, die sich in einem Walde versteckt hatten, enthaupten. Eine furchtbare Herausforderung und Beleidigung des König Eduard, da die beiden hingerichteten Rivers Vater und Bruder seiner geliebten Gemahlin waren. Warwick kam mit Clarence von Calais herüber, stellte sich ganz unschuldig, stand dem König zur Seite und befahl den Rebellen, die sein Bruder Northumberland befehligte, auseinander zu gehen. Sie gehorchten, denn das ganze Schauspiel war verabredet. Unter dem Schein der Loyalität hielt Warwick den König in einer Art von Gefangenschaft. Eduard sah sich genöthigt, nicht nur den Rebellen zu verzeihen, sondern auch sein einziges Kind, ein damals erst vierjähriges Mädchen, demselben Northumberland als Braut zu verloben, der den Vater und Bruder ihrer Mutter hatte enthaupten lassen. Man kann sich denken, in welcher qualvollen Lage der König war. Von seinem Bruder Clarence zu einem Fest eingeladen, glaubte er Grund zu der Besorgniß zu haben, es werde ihm dort eine große Gefahr bereitet. Deshalb entfloh er, suchte aber vergebens ein Heer zusammenzubringen und sah sich genöthigt, England zu verlassen, um bei seinem Schwager in Burgund Schutz zu suchen.

Von diesem Augenblick an erklärte sich Ludwig XI. von Frankreich als Todfeind des Burgunders entschieden für Eduards Feinde und vermittelte eine Aussöhnung Warwicks mit der Partei der rothen Rose. Zu Angers kam Warwick mit der Königin Margarethe und ihrem jungen Prinzen Eduard zusammen und dem letzteren wurde Warwicks jüngste Tochter verlobt. Der im Tower gefangene König Heinrich VI. sollte befreit und wieder König werden, 1470. Warwick und Clarence zogen in London ein, holten den armen Heinrich aus dem Tower, setzten ihm die Krone wieder auf und verfolgten alle Anhänger Eduards. Elisabeth Grey floh in die Sakristei der

Weſtminſterkirche und gebar hier ihren Sohn Eduard. Unterdeß war ihr Gemahl, König Eduard, durch ſeinen burgundiſchen Schwager unterſtützt worden, landete im Frühjahr 1471 wieder in England und hatte das Vergnügen, als gute Vorbedeutung ſeinen Bruder Clarence zu umarmen, der jetzt plötzlich von Warwick abfiel. Clarence konnte ſich in der That von einem neuen vollſtändigen Siege der rothen Roſe nichts Gutes verſprechen, hatte ſich aber, um den mächtigen Warwick nicht zu reizen, in der letzten Zeit verſtellt und warf erſt jetzt die Maske ab, als ſein Bruder mit einer hinreichenden Truppenzahl ankam. Er machte noch einen letzten Verſuch, auch Warwick wieder zur weißen Roſe herüberzuziehen, was ſeine urſprüngliche und natürliche Stellung war. Aber Warwick trotzte und lieferte dem König die Schlacht bei Barnet am 14. April 1471. Sie fiel unglücklich für ihn aus, er ſelbſt und ſein Bruder Montague wurden erſchlagen. Die Königin Margarethe ſammelte raſch mit dem Herzog von Somerſet, dem Lord Beaufort ꝛc. ein neues Heer, wurde aber am 4. Mai bei Tewksbury nochmals von Eduard geſchlagen und mit ihrem jungen Sohne gefangen. Der übermüthige Sieger ſchleppte ſie im Triumphe nach London und ließ ſie an demſelben Tage in den Tower einſperren, an welchem ihr unglücklicher Gemahl, der blödſinnige Heinrich VI., nachdem man ihn ſchon wieder vom Throne in den Tower zurückgeführt hatte, daſelbſt ermordet wurde, denn Eduard wollte ihn nicht mehr lebend in London finden. Man beſchuldigt Eduards jüngſten Bruder Richard von Glouceſter, er habe eigenhändig dem alten Königz Heinrich den Dolch ins Herz geſtoßen.

Eduard wollte, daß ſein Sieg vollſtändig ſey und daß ſich die Lancaſter niemals mehr gegen ihn erheben könnten. Alſo ſollten alle ſterben, die ihm je noch könnten gefährlich werden. Die Königin Margaretha ließ er zwar im Tower leben, aber ihren Sohn, den jungen Eduard, das künftige Haupt der Lancaſter, ſah er zum Opfer aus. Er ließ den Knaben kommen und frug ihn, was er in England gewollt habe? Der Knabe antwortete beherzt: „ich wollte meines Vaters Krone und mein Erbe.“ Da ſchlug ihn der

König mit seinem eisenbeschlagenen Handschuh ins Gesicht und seine Brüder Clarence und Gloucester sollen die Schwerter gezogen und den armen Knaben vollends niedergemacht haben. Der König selbst eilte dann zornig mit gezogenem Schwerte in die Kirche, in die sich der Herzog von Somerset mit anderen Herren geflüchtet hatte, und wollte sie eigenhändig tödten. Ein Priester beschwichtigte ihn, doch schon nach ein paar Tagen ließ er sie mit Gewalt herausholen und hinrichten. Das gleiche Schicksal erlitten nachher noch eine Menge Edle des Landes, alle die ihm verdächtig waren, und aus dem eingezogenen Vermögen derselben häufte er einen ungeheuern Schatz zusammen. Dabei fröhnte er unersättlicher Wollust und entstellte seinen schönen Körper, der einst so allgemein bewundert worden war, zu einer aufgedunsenen und widerlichen Masse.

Seine beiden Brüder Georg von Clarence und Richard von Gloucester gaben ihm an Verdorbenheit des Charakters nichts nach. Jener, mit einer Tochter Warwicks vermählt, erbte dessen reiche Güter und ließ seine Schwiegermutter darben, daß sie sich mit Nähen ihr Brod verdienen mußte. Gloucester aber wollte, um sich wenigstens die Hälfte der Güter anzueignen, Warwicks jüngere Tochter Anna heirathen, die ihm Clarence eben deshalb vorenthielt und als gemeine Magd in einer Küche unterbrachte. Gloucester aber machte sie ausfindig, entführte und heirathete sie.

Eduard IV. stand fortwährend in Verbindung mit seinem Schwager, Karl dem Kühnen von Burgund, und ging mit demselben ein Bündniß gegen Ludwig XI. ein in der Hoffnung, die alten Ansprüche Englands an Frankreich wieder geltend machen zu können. Als er aber 1475 mit einem Heere nach Calais überfuhr, fand er bei dem Burgunder nicht die erwartete Unterstützung, weil dieser damals schon in seine Händel mit dem deutschen Reiche verwickelt war. Nun gab sich Ludwig XI. die größte Mühe, den König von England zu beschwichtigen, faßte ihn bei seiner schwachen Seite und bot ihm Geld. Eduard überlegte, daß die Fortsetzung des Krieges seinen Schatz erschöpfen würde. Warum sollte er die Gelegenheit nicht ergreifen und ihn lieber füllen? Also schloß er Frieden und nahm das Geld,

worunter auch eine nicht unbeträchtliche Summe begriffen war, gegen die er die im Tower gefangene Königin Margaretha frei gab.

Sein jüngerer Bruder Richard, Herzog von Glouceſter, der bis jetzt nur als ſein treuer Anhänger mitgewirkt hatte, um das Haus Lancaſter zu ſtürzen, fing jetzt an für eigene Rechnung zu arbeiten. Er war der verdorbenſte aller Plantagenet und ſchon von Natur gezeichnet, denn er war von Jugend an mißgeſtaltet und ſein linker Arm blieb unentwickelt und abgezehrt, während er mit dem rechten doch muthvoll und geſchickt zu fechten verſtand. An Geiſt ſeiner ganzen Familie weit überlegen, hegte er für dieſelbe nicht die geringſte Pietät. Warum ſollte er, der doch der geſcheidteſte von allen war, ſich den letzten Platz und die Zurückſetzung eines jüngſten Bruders gefallen laſſen? Clarence verlor damals ſeine Gemahlin durch den Tod und man hegte den Verdacht, er habe ſie vergiften laſſen, um ſeine Nichte, die reiche Erbin von Burgund, heirathen zu können. Denn eben war Karl der Kühne bei Nancy gefallen und die Hand ſeiner Tochter Maria damals noch frei. Clarence warb um ſie, aber ſein eigner Bruder Eduard beneidete ihn um das reiche Erbe und verwendete ſich für den jüngeren Graf Rivers, den Bruder ſeiner Gemahlin Eliſabeth, der gleichfalls um Marien warb. Clarence war darüber ſehr erzürnt, doch würde Eduard in Bezug auf ihn ſchwerlich ſo weit gegangen ſeyn, als er ging, wenn nicht Glouceſter ihm wie ein böſer Dämon immer neue Verdächtigungen ins Ohr geraunt hätte. Ein Freund und ein Diener des gerade in Irland abweſenden Clarence wurden wegen unſchuldiger Aeußerungen, aus denen man die Abſicht eines Königsmordes herausbeutelte, hingerichtet und er ſelbſt als er zurückkam in den Tower geſetzt und heimlich ermordet. Nach der Volksſage ließ man ihm die Wahl des Todes und er erſäufte ſich in einem Faß voll Malvaſier, 1478. Seine Güter aber gab der König dem Rivers. Da die Güter Warwicks darunter begriffen waren, läßt ſich denken, welchen teufliſchen Blick Richard auf Eduard bei Georgs Leiche warf. Auffallenderweiſe wurde der Rechte des Knaben Eduard, eines rechtmäßigen Sohnes von Clarence gar nicht gedacht.

Damals kam Eduard in Fehde mit Jakob III. König von

Schottland, dem er früher eine Tochter zugedacht hatte, mit dem er ſich aber wegen der Mitgift nicht einigen konnte. Jakob war nicht beliebt in Schottland, weil er zu viele Fremde, beſonders Künſtler ins Land zog und eine Bildung einzuführen ſuchte, gegen die ſich die rauhen Hochländer ſträubten. Es ſchien alſo nicht ſchwierig für England, mit Hülfe der Unzufriedenen in Schottland dort Siege zu erfechten, und Richard ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, ſich an die Spitze des Heeres zu ſtellen und daſſelbe für ſich zu gewinnen, indem er für ſeinen Bruder den ſchottiſchen Feldzug unternahm. Kaum aber hatte er die erſten Erfolge errungen, als man ihn eilig aus Schottland wieder zurückrief, denn ſo eben war König Eduard IV. geſtorben, am 9. April 1483. Obgleich dem lauernden Richard dieſer Todesfall ſehr nützlich war, iſt ihm doch derſelbe nicht zur Laſt gelegt worden. Der König ſtarb, wie es ſcheint, wenn auch noch jung, doch nur an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen.

5.

Richard III.

Die Königin Eliſabeth befand ſich nach dem Tode ihres Gemahls in London mit zwei unmündigen Söhnen, Eduard und Richard, und fünf Töchtern. Ihre Hauptſtütze war ihr Bruder Rivers, den ihr Gemahl über alle andern Großen des Reichs erhoben hatte, dazu noch ihr Sohn erſter Ehe, Graf Dorſet, mit dem ganzen Anhang der Woodville. Aber dieſe Emporkömmlinge waren allen älteren Verwandten des Königshauſes, ſo wie dem ſtolzen alten Adel Englands verhaßt, an deren Spitze der Herzog von Buckingham und Lord Haſtings ſtanden. Zwar beſchwor der ſterbende König dieſe Herren, ſich mit der Familie ſeiner Gemahlin zu verſöhnen und ſeine Kinder zu beſchützen, und ſie verſprachen es ihm auch, aber nach ſeinem Tode brach der alte Haß hervor. Richard, der weder zu der einen noch anderen Partei gehörte, trachtete nur eine durch die andere zu verderben. Als er an der Spitze ſeines ſiegreichen und ihm

sehr ergebenen Heeres aus Schottland zurückkehrte, beredete er mit satanischer Arglist beide Hofparteien, die Waffen niederzulegen und einander friedlich entgegen zu kommen. Dieses Entgegenkommen sollte in Northampton stattfinden. Als aber die Verwandten der Königin, die deren zwölfjährigen Sohn bereits als Eduard V. zum König ausgerufen hatten, der Verabredung gemäß mit dem jungen Könige friedlich und ohne ein bewaffnetes Gefolge nach Northampton kamen, rückten dort Buckingham und Richard mit zahlreichen Truppen ein. Diese beiden scheinen schon vorher mit einander verhandelt zu haben, wenigstens waren sie damals gleich einverstanden, der ganze Anhang der Königin müsse auf die Seite geschafft und der junge König ausschließlich der Leitung des alten Adels anvertraut werden. In Folge dieses Einverständnisses wurde der junge Eduard plötzlich von seinen mütterlichen Verwandten getrennt. Zwar tröstete ihn Richard und spielte den liebreichen Onkel, aber der Knabe weinte heftig. Unmittelbar darauf ließ Richard den Grafen Rivers, den Sir Richard Grey (gleich Dorset, ein Sohn der Königin aus erster Ehe) und Vaughan hinrichten. Die Königin flüchtete mit ihrem jüngeren Sohne Richard in die Westminsterkirche. Auch Dorset entkam.

In London war große Bewegung und viele Bürger waffneten sich, um die Königin zu schützen. Als aber Richard und Buckingham mit ihren Truppen einzogen, die bald noch durch 5000 wilde Söldner unter Radcliffe verstärkt wurden, wagten die Bürger nichts mehr und wurden beruhigt, da Richard den jungen König anerkannte und nur den Titel eines Protectors annahm. Zwar schickte er den jungen König in den Tower, aber, wie es hieß, nur zu seiner besseren Sicherheit und weil der Tower nicht blos ein Gefängniß, sondern zugleich ein königlicher Palast war. Indem Richard so das Reich nur für seinen Neffen regieren zu wollen schien, haßte er doch gerade die am meisten, die seiner scheinheiligen Miene trauten. Lord Hastings hatte es ehrlich gemeint, als er die Woodvilles stürzen half. Er war der treueste Anhänger des jungen Königs. Ebenso Lord Stanley, Bischof Morton von Ely und andere,

die den Staatsrath bildeten. Da kam einmal der Protector in die Sitzung des Rathes, war außerordentlich freundlich, lobte die süßen Erdbeeren, welche Morton in seinem Garten zog, und ließ sich einen Teller davon geben. Dann ging er einen Augenblick hinaus, kehrte mit wüthender Geberde zurück, zeigte den Räthen seinen verkrüppelten Arm und behauptete, das Uebel sey ihm von der Hexe Jane Shore angezaubert und sie sey dazu durch Hastings angereizt worden. Die Shore war ein bildschönes und gutherziges Mädchen, in das sich nicht nur der verstorbene König, sondern auch Lord Hastings stark verliebt hatten. Vergebens wollte Hastings sich rechtfertigen. Richard ließ ihn nicht zu Worte kommen und schwur: „Ich will nicht eher essen, bis mir euer Kopf gebracht wird.“ Darauf rief er seine Wachen und ließ die Räthe verhaften, dem Hastings aber gleich unten im Hofe den Kopf abhacken. Die arme Jane Shore wurde peinlich angeklagt, mußte im Hemde und mit brennender Kerze öffentlich Buße thun und endete jämmerlich verschmachtend auf freier Straße, da jedermann bei Todesstrafe verboten war, ihr etwas zu essen oder ein Obdach zu geben.

Nachdem Richard die rechtschaffenen Räthe beseitigt hatte, die Bürger Londons durch seine zahlreichen Söldner und durch den von ihm bestochenen Lordmayor im Zaume hielt, zauderte er nicht länger, nach der Krone zu greifen. Der Erzbischof von Canterbury war gleichfalls von ihm bestochen und erniedrigte sich, den jungen Prinzen Richard, der noch im Asyl der Westminsterkirche verweilte, dort den Armen seiner Mutter zu entreißen und dem Protector zu übergeben, der ihn gleich zu seinem älteren Bruder in den Tower einsperrte. Die Mutter ahnte, daß sie ihr Kind nie wiedersehen würde, und weinte bitterlich, als der heimtückische Priester mit grinsender Freundlichkeit es von ihr nahm. Was soll man vom damaligen Klerus in England denken, wenn die Geschichte weiter berichtet, daß Ralph Shaw, der Bruder des Lordmayor, und Doctor der Theologie, sich dazu hergab, in der Paulskirche zu London öffentlich eine Predigt zu halten, in der er die noch lebende Mutter des Protectors anklagte, sie habe die Ehe gebrochen und sowohl Eduard IV. als

Clarence seyen Bastarde gewesen, der einzig echte Sohn aber, den sie von ihrem Gemahl gehabt habe und der auch allein ihm ähnlich sehe, dem mithin auch allein die Krone von England gebühre, sey Richard. Der Protector aber rief die Bürger von London zusammen, und der Herzog von Buckingham, der sich zu dieser Rolle durch die glänzendsten Versprechungen hatte verleiten lassen, forderte sie auf, Richard zum König auszurufen. Die große Mehrheit schwieg, nur einige bestellte Stimmen im Hintergrunde riefen ein Lebehoch. Das ließ man nun für einen Volksbeschluß gelten. Das durch die Soldaten eingeschüchterte Volk ließ sich alles gefallen und auch das Parlament wagte keinen Widerspruch. Am 6. Juli 1483 ließ sich Richard III. nebst seiner Gemahlin Anna von Warwick feierlich krönen und er kannte die Menschen so gut, daß er sich bei dieser Feierlichkeit mit denselben Herren umgab, die er nicht lange vorher im Staatsrathe hatte verhaften lassen. Nachdem sie genug Todesangst ausgestanden hatten, nahmen sie gern seine Gnade an, die Bischöfe von York und Ely, Lord Stanley, Howard ꝛc. Nun blieb dem neuen König nur noch übrig, den rechtmäßigen König Eduard V. und dessen Bruder Richard aus der Welt verschwinden zu machen, denn so lange sie lebten, war er vor einer Volkserhebung zu ihren Gunsten nicht sicher. Die unschuldigen Knaben wurden durch einen gewissen Tyrrel, der noch drei andere Mordknechte mitbrachte, im Tower unter ihren eigenen Betten erstickt und heimlich verscharrt. Niemand erfuhr etwas davon. Man glaubte lange, die Prinzen lebten noch.

Von nun an brauchte Richard den Herzog von Buckingham nicht mehr, vielmehr war ihm derselbe lästig. Anstatt einen wesentlichen Antheil an der Regierung zu erhalten, sah sich der eitle Herzog zurückgesetzt. Morton, Bischof von Ely, obgleich begnadigt, doch vom tiefsten Abscheu gegen Richard erfüllt, suchte den Herzog zu gewinnen und eine neue Partei zu bilden, um den Tyrannen zu stürzen. Zu diesem Behuf warf er seine Augen auf den jungen Heinrich Tudor, Grafen von Richmond. Dieser junge Herr war der Sohn Edmunds, Grafen von Richmond, und dieser Edmund Sohn

des Owen Tudor gewesen, den die französische Katharina, Wittwe König Heinrichs V. in zweiter Ehe geheirathet hatte. Edmund selbst war mit Margarethe Beaufort vermählt gewesen, der letzten Erbin des Johann von Gaunt. Heinrich durfte sich also für näher zur Krone berechtigt halten als Richard. Er war nach der Bretagne geflüchtet und entging mit genauer Noth der Gefahr, an Richard ausgeliefert zu werden. Er entkam nach Frankreich, wo sich viele Flüchtlinge aus England um ihn sammelten. Man verabredete nun, daß im Herbst 1483 ein allgemeiner Aufstand zu seinen Gunsten in England ausbrechen, daß er zugleich dort landen und Elisabeth, die älteste Tochter Eduards IV., heirathen solle. Die Bevölkerung von Kent war am meisten entrüstet, den Henker länger auf Englands Throne zu sehen, und empörte sich. Aber Richard war gut unterrichtet und wohl vorbereitet, auch schienen die Elemente mit ihm verschworen zu seyn, denn Heinrichs Flotte wurde durch einen Sturm zu landen verhindert, und ein langer Regen überschwemmte das Land dermaßen, daß Buckinghams Heer nicht vorrücken konnte und aus Verdruß sich verlief. Der Herzog mußte sich vor Richards Spähern verbergen, wurde aber ergriffen und hingerichtet. Morton entkam nach Frankreich.

Richard beschloß nunmehr, um seiner Krone die legitime Weihe zu geben, selber die junge Elisabeth zu heirathen. Und so sehr hatte die lange Todesangst sie und ihre Mutter demoralisirt, daß beide nach der Hand des königlichen Mörders mit der Hast und Lust des wiedergeschenkten Lebens griffen. Man sagt, die junge Elisabeth habe in ihren Briefen an Richard eine kindische Freude ausgedrückt, daß sie seine Gemahlin werden solle, und sich bitter darüber beklagt, daß er ja schon eine Frau habe. Richard tröstete sie mit der Versicherung, die Königin Anna, seine dermalige Gemahlin, werde im Februar 1484 sterben. Als nun der Februar vorüber war, erinnerte ihn Elisabeth an sein Versprechen und nun mußte die gute Anna wirklich sterben.

Richard konnte jedoch die zweite Ehe nicht schließen, denn er

mußte zu Felde ziehen, um erſt noch einmal den Heinrich Tudor zurückzuſchlagen, der aufs neue von Frankreich aus eine Landung in England gewagt hatte. Heinrich und ſeine Partei hatten große Eile, denn ſie wollten der Hochzeit Eliſabeths mit Richard zuvorkommen. Des letztern Ruchloſigkeit hatte allgemeines Entſetzen verbreitet. Heinrich konnte auf eine große Theilnahme im engliſchen Volke und ſelbſt auf Abfall im Lager des Königs rechnen. Viele mußten nur noch zurückhalten, weil ihre Söhne von Richard als Geiſel feſtgehalten waren, ſo namentlich Lord Stanley. Als nun aber die Landung erfolgte und die beiden feindlichen Heere am 22. Auguſt 1485 bei Bosworth zuſammenſtießen, ging Stanley mitten auf dem Schlachtfeld von Richard zu Heinrich über und blieb der Graf von Northumberland mit ſeinem Kriegsvolk aus dem Norden unbeweglich ſtehen, ohne den Befehlen Richards zu folgen. Da ſah dieſer, daß er der Uebermacht ſeiner Feinde erliegen müſſe, und wagte noch mit großer Kühnheit den letzten Glückswurf, indem er mit verhängtem Zügel und eingelegter Lanze unmittelbar auf ſeinen Gegner Heinrich losſtürmte, den Fahnenträger deſſelben tödtete, einen Ritter, der ihn vertheidigen wollte, vom Pferde warf und wirklich an Heinrich ſelbſt gelangte und ihn im Zweikampf vielleicht beſiegt haben würde, wenn nicht Stanley mit ſeinen Leuten dazu gekommen wäre und Richard von hinten angegriffen hätte. Da ſank dieſer unter vielen Streichen zuſammen und endete das abſcheulichſte Leben durch einen ſchönen Tod.

6.

Die erſten Tudor.

Heinrich VII., der erſte Tudor auf dem engliſchen Thron, vereinigte gewiſſermaßen, nachdem er die Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter Eduards IV., geheirathet hatte, die Rechte der rothen und weißen Roſe in ſeiner Perſon und der lange Kampf hatte damit ſein Ende erreicht. Und doch war die Rechtsfrage noch nicht gelöst, denn noch

lebte der junge Eduard, Sohn des Clarence, der einzig rechte Thronerbe und zugleich der einzig berechtigte Erbe des Warwick, der aber in der Dunkelheit blieb, in der er von ſeines Vaters Tode an gleichſam verſchwunden war. Auch Heinrich VII. hielt ihn gefangen.

Es wäre nun an der Zeit geweſen, den Abgrund des Bürgerkriegs durch eine allgemeine Amneſtie zu ſchließen. Auch hob Heinrich alle früheren Achtserklärungen auf, ließ aber durch das Parlament aufs neue die beſtätigen, die er noch während des Kriegs gegen die unter Richards III. Fahne dienenden Lords, Grafen und Herren erlaſſen hatte, alle von der Partei der weißen Roſe. Dieſe Härte hatte zur Folge, daß derjenige Theil des engliſchen Adels, der von der Achtserklärung getroffen wurde, neue Aufſtände machte. Die Empörung wurde aber bald unterdrückt und ein Stafford hingerichtet, 1486. Die Unzufriedenen, insgeheim geleitet von Margaretha, der Wittwe Karls des Kühnen und Schweſter Eduards VI., dachten nun erſt daran, ihre Oppoſition legitim zu machen, indem ſie einen jungen Menſchen von fünfzehn Jahren, Lambert Simael, Sohn eines Bäckers, für den Sohn des Clarence ausgaben und als Eduard VI. zum König ausriefen und zwar in Irland, wo immer Neigung zum Aufſtand gegen England vorherrſchte. Gewiß ein abenteuerlicher Plan, der unmöglich gelingen konnte. Sobald Heinrich davon erfuhr, ließ er den wirklichen Prinzen Eduard aus ſeinem Kerker hervorholen und durch die Straßen Londons führen. Dann ſchickte er ein Heer aus, welches das von den Lords Kildare, Lincoln, Lovel ꝛc. bereits nach England übergeführte Rebellenheer, bei dem ſich auch 2000 deutſche Söldner unter ihrem Hauptmann Schwarz befanden, bei Sloke ſchlug. Die meiſten Lords und auch Schwarz fielen, die Deutſchen alle bis auf den letzten Mann, 1487. Der Bäckerſohn wurde gefangen, begnadigt und diente fortan als Bratenwender in der königlichen Küche zur äußerſten Beſchämung der hitzigen alten Herzogin Margaretha, welche jedenfalls unbedacht dieſe Intrigue angeſponnen hatte und der es mehr geziemt hätte, über der endlich friedlich vereinten weißen und rothen Roſe den mütterlichen Segen zu ſprechen.

Die Intrigue ruhte noch nicht. Sie ſtellte vielmehr in einem

gewiſſen Perkin Warbek einen zweiten Thronerben auf, der ſich für Richard, den jüngeren Bruder Eduards V. ausgeben und ein Märchen von ſeiner Rettung aus dem Tower erzählen mußte. Er ſoll dem König Eduard IV. wirklich ſehr ähnlich und ein natürlicher Sohn deſſelben geweſen ſeyn. Bei ſeinem Auftreten kam die franzöſiſche Politik mit ins Spiel. König Karl VIII. hatte ſich eben die Bretagne angeeignet, indem er die Erbtochter dieſes Landes, Anna, ihrem Bräutigam Maximilian vorweg genommen und ſelber geheirathet hatte. Heinrich VII. verbündete ſich nun ſchnell mit Maximilian, um dem franzöſiſchen Räuber die Bretagne wieder weg zu nehmen, landete 1492 mit einem Heere in Frankreich, kehrte aber wieder um, weil Maximilian damals außer Stande war, ihm beizuſtehen. Bei der alten Herzogin von Burgund war die Liebe zu Maximilian ungleich geringer, als ihr Haß gegen Heinrich VII. und als ihr Verdruß über das lächerliche Mißlingen ihres früheren Anſchlags. Sie begünſtigte alſo den neuen Betrüger und erkannte ihn als den echten Richard an. Dem König von Frankreich konnte nichts Angenehmeres begegnen, er ließ alſo den Perkin nach Paris kommen und unterſtützte ihn. Perkin ging wieder nach Irland, wo ſich Heinrichs Feinde ſammelten, allein die Könige von Frankreich und England fanden es ihrem Intereſſe gemäß, lieber Frieden zu machen. Frankreich konnte zufrieden ſeyn, in Beſitz der Bretagne zu bleiben und opferte Perkin auf. Seine Anhänger wurden durch einen Clifford verrathen und die vornehmſten, darunter Lord Stanley, hingerichtet.

Perkin floh nach Schottland, wo der unbeſonnene König Jakob III. ihn aufnahm und mit einer edlen Lady vermählte, ſo daß er die Keckheit hatte, ſich unter dem Namen Richard IV. wirklich als König von England ausrufen zu laſſen. Als er aber in England einfiel, wurde ſein kleines Heer geſchlagen, 1497. Im nächſten Jahre wurde Perkin ſelbſt gefangen und hingerichtet. Daſſelbe traurige Schickſal ereilte jetzt auch den unſchuldigen Sohn des Clarence. Unter dem Vorwand, er habe mit Perkin in Verbindung geſtanden, wurde auch er hingerichtet als der letzte echte Plantagenet, am 21. November 1499.

In demſelben Jahre vermählte Heinrich VII. ſeinen Sohn Arthur

mit Katharina, der Tochter des König Ferdinand von Aragonien, und man sagt, König Ferdinand habe diese Ehe nur unter der Bedingung erlaubt, daß der einzige Plantagenet, der seinem Schwiegersohn die Krone streitig machen könne, vorher verschwinden müsse. Ohne Zweifel war das der Hauptgrund jener grausamen Hinrichtung, mit der das Blutvergießen im Hause Plantagenet endete. Die Prinzessin Katharina selbst wußte um das Geheimniß, denn als später die Kirche ihren Ehebund mit dem Hause Tudor löste, rief sie schmerzlich aus: Das ist Gottes Gericht, denn mein Heirathskontrakt wurde mit Blut besiegelt.

In Schottland war unterdessen König Jakob III. durch seine kostspieligen Liebhabereien und Bedrückungen des Adels mit diesem in offenen Krieg gerathen, und in einer Schlacht erschlagen worden, 1488. Sein Sohn Jakob IV., ein noch junger, liebenswürdiger und sehr gebildeter Prinz, wurde mit Heinrich VII. Tochter Margaretha vermählt, wodurch auf lange Zeit hin der Frieden zwischen England und Schottland gesichert werden sollte.

Im Besitze der vollen Gewalt und stark durch seine Bündnisse, folgte Heinrich VII. dem herrischen Zuge seines Charakters und gab der Krone ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über Adel und Volk. Dem Adel, der freilich durch die langen Parteikämpfe sehr gelichtet war und den Güterbesitz nur zu oft hatte wechseln müssen, legte er unerhörte Geldleistungen auf, indem er sich nicht nur die Bestätigung von Rechten und Besitzungen, sondern auch die Befreiung von Anklagen und Untersuchungen abkaufen ließ. Ein neuer Adelsaufstand mußte daher noch 1506 unterdrückt werden. Es ist kein Zweifel, daß die Gemeinen die Schwächung des Adels gern sahen, und aus diesem Grunde allein blieb der König populär und das Parlament sowie die Stadt London ihm fügsam, obgleich er auch das Recht des Volks im Allgemeinen unterdrückte und der Magna Charta zuwider handelte. Das beweist der von ihm errichtete oberste Gerichtshof, die sog. Sternkammer, eine Immediatcommission von fünf Mitgliedern, die der König ernannte und die über jeden Fall, der als Störung

der öffentlichen Ordnung oder Rebellion angesehen werden wollte, mit unumschränkter Vollmacht aburtheilte.

Prinz Arthur starb noch vor dem Vater, aber seine Wittwe Katharina mußte sogleich seinen jüngeren Bruder Heinrich heirathen, um ihm ein etwaiges Erbrecht in Spanien zu sichern und die Verbindung mit diesem Lande gegen Frankreich aufrecht zu erhalten. Heinrich VII. selbst starb 1509.

Heinrich VIII., der nunmehr den Thron bestieg, war als jüngerer Sohn nicht für denselben erzogen worden, hatte sich vorzugsweise mit Wissenschaften beschäftigt und maßte sich schon frühzeitig ein selbständiges Urtheil in gelehrten, namentlich auch theologischen Fragen an. Dabei trieb er Musik und componirte sogar geistliche Sachen, die in seiner Hofcapelle gespielt wurden. Im Uebrigen war er ganz so eigenmächtig, wie sein Vater.

Das Bündniß gegen Frankreich trat in Kraft. Zuerst unterstützte Heinrich seinen Schwiegervater Ferdinand in Aragonien, rief aber sein von Dorset befehligtes Hülfsheer wieder zurück, weil es Ferdinand ausschließlich zur Eroberung Navarras in seinem Nutzen brauchte, 1512. Damals erfocht England unter Thomas Kervet den ersten Seesieg über Frankreich. Die französische Flotte unter Primauget war von Brest ausgelaufen und traf mit der englischen zusammen. Als Primaugets Admiralschiff Feuer fing, steuerte er gerade auf das französische Admiralschiff zu, hing sich an dasselbe und ließ nicht ab, bis beide in die Luft flogen. Diese Heldenthat bestimmte gleichsam den Charakter aller folgenden Seekriege. Immer siegten die Engländer und immer bezeugten doch die Franzosen eine verzweifelte Tapferkeit. Im nächsten Jahr, 1513, verlor die englische Flotte in einer neuen Seeschlacht ihren Admiral Howard, aber der französische, Prejiart, wurde dennoch zurückgeschlagen und verlor ein Auge. Zugleich begab sich damals Heinrich VIII. mit einem Heer auf das Festland, zog mit Maximilian vereint gegen die Franzosen zu Felde und beide Alliirte gewannen die „zweite Sporenschlacht" bei Guinegate, deren oben schon gedacht ist. Dann stockte aber die Bewegung durch die

langweilige Belagerung von Terouanne und Tournay und man erreichte weiter keine Erfolge.

Auch wurde Heinrich VIII. in Schottland beſchäftigt. Portugieſiſche Schiffe hatten ein ſchottiſches weggenommen, die Schotten rächten ſich, nahmen aber auch engliſche nach Portugal beſtimmte Schiffe weg und darüber kam es zum Kriege. Jakob IV. ſchloß ein Bündniß mit Frankreich, aber der ſchottiſche Adel, trotz des langen Friedens dem Kriege abgeneigt, dazu mit König Jakob wegen deſſen ſinnlichen Ausſchweifungen unzufrieden und weitmehr ſeiner engliſchen Gemahlin Margarethe zugethan, benutzte die abergläubiſche Furcht Jakobs, um ihn durch nächtliche Stimmen zu warnen. Er erſchrak zwar, folgte aber doch ſeiner Leidenſchaft und zog gegen England zu Felde, um in der erſten Schlacht bei Fladden zu unterliegen. In dieſer Schlacht des 9. September 1513 kam Jakob ſelbſt ums Leben. Einige ſagten, er ſey ſpurlos verſchwunden, nach beſſern Nachrichten jedoch iſt ſeine Leiche gefunden und beerdigt worden. Ihm folgte ſein noch junger Sohn Jakob V. und der Friede wurde hergeſtellt. Die ſchottiſche Königin Wittwe Margarethe war damals erſt 24 Jahr alt und heirathete, zum Verdruß ihres Bruders Heinrichs VIII., in zweiter Ehe den Grafen von Angus, das Haupt der mächtigen Familie Douglas.

Nun wurde auch zwiſchen Frankreich und England der Friede hergeſtellt und der 58jährige König Ludwig XII. heirathete Heinrichs VIII. erſt 14jährige Schweſter Marie, die von glänzender Schönheit geweſen ſeyn ſoll. Der überſchwenglich zärtliche Ludwig ſtarb aber ſchon drei Monate nach der Hochzeit und die ſchöne Wittwe heirathete den eben ſo ſchönen Karl Brandon, Herzog von Suffolk, Heinrichs VIII. Liebling, der ſie ſchon auf der Brautreiſe geführt hatte und heftig in ſie entbrannt war. Sie wagten ſich heimlich zu vermählen und der König verzieh ihnen.

Die blutige Schreckenszeit der Plantagenet hinterließ tiefe Eindrücke im engliſchen und ſchottiſchen Volksgemüth, wovon noch zahlreiche Volkslieder Zeugniß ablegen. Dieſe Naturſtimmen der Völker kommen tiefer aus der Seele, als die Kunſtdichtungen, und drücken das

innerſte Weſen der Nationen ſchärfer aus als der actenmäßige Geſchichtſchreiber in der Regel auffaßt. Volkslieder, wie die altengliſchen und ſchottiſchen, können nur da entſtehen, wo Jahrhunderte hindurch der Schmerz und die Trauer nicht enden, wo ungeheure Greuel und Blutvergießen, die Heldenluſt am Morden, die Herzensverhärtung und Luſt am Böſen, ſelbſt die Gewohnheit des Jammers, das tiefe Gefühl des Mitleids dennoch nicht erſticken können. Die ſchönen altengliſchen Balladen, wie ſie Percy aus dem Munde des Volks geſammelt hat, ſtammen meiſt aus jener blutigen Zeit und handeln zum Theil von ihr, von der heißen Lienor, von Robin Hood, von Percy und Douglas ꝛc. Der poetiſche Geiſt der Nation faßte das ſchauerlich Erhabene in jenen Schlachten und Verbrechen der Dynaſtien auf. In dem Lied von Elienor liegt die Königin im Sterben und will einen Beichtvater aus Frankreich haben. Der König, ihr Gemahl, verkleidet ſich als Mönch und hört ihre Beichte und hört, was er nie ahnte, ungeheure Verbrechen, eins nach dem andern. Da gibt er ſich zu erkennen und vor Entſetzen ſtirbt ſie. — Das treueſte Heldenbild des rauhen Nordens aus dem Mittelalter iſt die Chewyjagd nebſt den Liedern vom ſchwarzen Douglas. Am großartigſten aber iſt die Poeſie des Nordens in der berühmten Ballade „Edward“ aufgefaßt, die man als den kürzeſten poetiſchen Auszug aller Verbrechen und Leiden der Plantagenet betrachten darf, wenn man ſich unter Edwards Mutter die ſündige Ahnfrau Lienor denkt. Es tritt wohl bei keinem andern Volk und in keiner andern Zeit der Trotz und zugleich das tiefſte Wehe des Menſchengeſchlechts ſo ergreifend hervor, wie hier. Wir finden den Weltſchmerz der engliſchen Volkslieder bei Shakeſpeare wieder, der eben deshalb der größte tragiſche Dichter wurde. Nur aus ſo hartem Metall konnte ein ſo ſüßer Klang kommen.

Siebentes Buch.

Spaniens Machtentfaltung.

1.

Pedro der Grauſame.

Durch den großen Sieg bei Salado 1340 war das Uebergewicht des chriſtlichen Spanien über das mauriſche entſchieden worden. Unter den chriſtlichen Staaten nahm Caſtilien den erſten, Aragon und Portugal den zweiten und dritten, Navarra den letzten Rang ein. In den ſämmtlichen ſpaniſchen Königsfamilien waltete aber fort und fort der böſe Geiſt der Zwietracht und des Verraths.

Auf Alfons XI. von Caſtilien, dem Sieger von Salado, folgte ſein Sohn Pedro, zubenannt der Grauſame. So lange er noch jung war, leitete ihn ſeine portugieſiſche Mutter Marie und deren Günſtling, der Herzog von Albuquerque. Marie verfolgte mit tödtlichem Haß ihres verſtorbenen Gemahls Buhlerin, Eleonore de Guzman, und ließ ſie hinrichten. Nachher wurde der junge Pedro mit Blanca von Bourbon vermählt, hatte aber bereits eine Geliebte in der Maria de Padilla und kehrte gleich nach der Hochzeit zu dieſer zurück. Auch kümmerte er ſich nicht mehr um ſeine Mutter, ſetzte den Albuquerque zurück und erhob den Oheim und Bruder ſeiner Padilla zu den höchſten Aemtern. Wie zuchtlos der junge König war, erkennt man daraus, daß er, obgleich ſchon mit Blanca ver-

mählt, ſich auch noch die Padilla förmlich antrauen ließ und einer dritten, der ſchönen Johanna de Caſtro, ſeine Hand antrug. Sie war eitel genug, dieſelbe anzunehmen, und ließ ſich mit Pedro vermählen, wurde aber gleich nach der Hochzeit wieder von ihm verſtoßen. Das alles wurde dem Papſt gemeldet, der ſehr entrüſtet war und Bann und Interdict verhängte. Aber Pedro lachte dazu. Mehr Gefahr drohte ihm von der Rache der Caſtro, die ſich mit ſeinem Halbbruder, Heinrich de Traſtamare, dem älteſten Sohn der Guzman, verbanden. Der Unwille gegen den königlichen Buben war im ganzen Lande ſo groß, daß alles von ihm abfiel und er in die Gefangenſchaft ſeiner Feinde gerieth. Da man aber ſein geſalbtes Haupt ſchonte, half er ſich durch verſtellte Demuth aus der Noth, wurde wieder frei und ließ nun durch ſeinen Hofjuden Levi ungeheure Geldſummen herbeiſchaffen, um Söldner zu werben, mit denen er plötzlich wieder gegen den verbundenen Adel zu Felde zog und deſſen Widerſtand durch die Eroberung von Toro brach, 1356. Sein Bruder Heinrich mußte flüchtig werden, aber die andern Kinder der Eleonore Guzman blieben in Pedros Gewalt und wurden aufs grauſamſte von ihm hingemordet. Der zweite, Johann, hatte eine wunderſchöne Gemahlin. Um dieſe zu ſich zu locken, verſprach er ihr, ihren Gemahl entgegenzuſchicken, ſchickte ihr aber nur deſſen Leiche. Da ſie ihm aber nicht mehr entkommen konnte, verſtümmelte ſie ſich ſelbſt, um ihm ſtatt Begierde nur noch Abſcheu zu erregen. Den dritten Bruder ließ Pedro mit Keulen erſchlagen. Als ſich ein neuer Aufſtand erhob und er 1359 eine Niederlage erlitt, die er aber durch einen Sieg wieder rächte, ließ er auch noch zwei ſeiner jüngeren Brüder abſchlachten und jetzt kam auch die unglückliche Blanca, ſeine Gemahlin an die Reihe. Sie hatte dem König einen ſchönen Gürtel geſtickt, er aber ſchickte ihn ſeiner Maitreſſe und dieſe wieder dem Juden, der eine Geldgurte daraus machte. Um ihrer los zu werden, ließ Pedro ſie umbringen, 1361.

Verrath und Mord wurden ſo ſehr Pedros Leidenſchaft, daß er ſie auch gegen Freunde und Diener anwandte. Den Juden hatte er wie ein Schwamm vom Schweiß und Blut ſeiner chriſtlichen

Unterthanen ſich vollſaugen laſſen, um ihn nachher hohnlachend wieder auszupreſſen. Nachdem er demſelben fünf Millionen Piaſter und eine Menge koſtbarer Stoffe und Kleinodien abgenommen, ließ er ihn foltern, um noch mehr zu erpreſſen, aber der Jude bekannte nichts auch unter den gräßlichſten Peinigungen. Ein Uſurpator von Granada, Abu Said, ſuchte bei König Pedro Schutz, und wurde freundlich von ihm aufgenommen, aber nachher heimtückiſch erſtochen.

Maria de Padilla überlebte die arme Blanca nur kurze Zeit. Pedro hatte einen jungen Sohn von ihr, den er zu ſeinem Nachfolger ernannte, der aber frühe ſtarb. Dieſer Verluſt machte ihn faſt raſend, doch beſann er ſich wieder und ernannte ſeine Schweſter Beatrix zur Nachfolgerin. Ferdinand, ein Halbbruder Pedros IV. von Aragonien und Sohn der caſtilianiſchen Prinzeſſin Eleonore, war näher zum Erbe berechtigt, aber auch dem Bruder läſtig, ſo daß dieſer aragoniſche Pedro, mit dem caſtilianiſchen einverſtanden, ihn umbringen ließ. Nun war nur noch Heinrich von Traſtamare erbberechtigt und auch gegen dieſen machte Pedro Mordpläne, die aber mißlangen.

Heinrich von Traſtamare fand Unterſtützung in Frankreich und endlich auch in Aragonien, betrat mit einigen Truppen den Boden Caſtiliens und wurde überall mit Jubel begrüßt. Der Tyrann mußte flüchten, fand aber in Guienne beim ſchwarzen Prinzen Schutz und Hülfe. England nahm ſich ſeiner an, weil ſich Frankreich Heinrichs annahm. Nach der Moralität frug man nicht. Der ſchwarze Prinz, der unbeſiegte, ging mit ſeinen unwiderſtehlichen Banden über die Pyrenäen und über den Ebro und ſchlug die Armee Heinrichs bei Nareja am 3. April 1367 aufs Haupt. Nur mit Noth konnte Heinrich ſelbſt nach Frankreich entrinnen. Pedro der Grauſame aber wurde wieder vollſtändig Herr in Caſtilien. Indeſſen hatte das Volk ſolchen Abſcheu vor ihm, daß es, nachdem der ſchwarze Prinz, gleichfalls mit Pedro unzufrieden, abgezogen war, dem Prinzen Heinrich möglich war, nochmals ſeine Anhänger zu ſammeln und ſeinem ruchloſen Bruder eine zweite

Schlacht bei Montiel zu bieten, in welcher Pedro geſchlagen wurde, 1369. Hierauf befand ſich Pedro in einem nahen Schloſſe ſo eingeſchloſſen, daß Heinrich es mit einer Mauer rings umbaute, damit er nicht entrinne. Jedoch wurden unter Vermittlung du Guesclins, des franzöſiſchen Feldherrn, der für Heinrich ſtritt, Unterhandlungen angeknüpft, als aber beide Brüder im Zelte Gueselins zuſammentrafen, ſtieß Heinrich dem Pedro ſeinen Dolch ins Geſicht. Pedro packte ihn und warf ihn zu Boden, wurde aber vom andern erſchlagen und Heinrich II. ſogleich als König von Caſtilien anerkannt.

Da Johann von Gaunt, den wir ſchon kennen, Eduards III. Bruder, eine Tochter des grauſamen Pedro geehlicht hatte, hielt er ſich für den rechtmäßigen Erben Caſtiliens und bekämpfte den guten König Heinrich, wenn auch ohne weſentlichen Erfolg, doch ſo hartnäckig, daß ſich der Krieg noch fortſpann, als Heinrich 1379 ſtarb und ihm ſein Sohn Johann folgte. Portugal unterſtützte die Engländer gegen Caſtilien, nach langem blutigem Kriege blieb aber Johann im Beſitz. Nach ſeinem Tode 1390 regierte ſein Sohn Heinrich III. zwar am Leibe krank, aber mit großer Kraft und Geſchicklichkeit, indem er den ſtolzen Adel im Zaume hielt. Unter ihm begann 1402 die allmählige Eroberung der canariſchen Inſeln, die erſt unter ſeinem Sohn und Nachfolger Johann II. vollendet wurde und zwar durch einen normänniſchen Ritter Johann von Bethencourt. Jene Inſeln waren von wilden Guanchen, einem tapfern Volke bewohnt, welches ſich lange verzweiflungsvoll wehrte und deſſen Reſte ſich mit den ſpaniſchen Einwanderern vermiſcht haben. Sie waren den an der nahen afrikaniſchen Küſte wohnenden Berberſtämmen verwandt. Johann II. wurde in ſeiner Jugend von Parteien herumgezerrt, von dem aragoniſchen Prinzen Heinrich gefangen gehalten, durch den mächtigen Alvaro de Luna zwar wieder frei, aber in ſchwere Kriege mit dem ſiegreichen König Alfons V. von Aragon verwickelt und nachher von Alvaro de Luna gänzlich beherrſcht, bis der Unwille des Volks ihm Muth machte, ſich dieſes Günſtlings durch eine Hinrichtung zu entledigen, 1452. Bald darauf ſtarb der

König ſelbſt und ſein noch ſchwächerer Sohn Heinrich IV. machte ſich ganz verächtlich, indem er ſeine portugieſiſche Gemahlin Johanna wegen ſeiner Buhlerin Guiomar mißhandelte und dann erleben mußte, daß man ſeine Tochter Bertraneja nannte, als ſey ſie nicht ſeine, ſondern des Bertrand de la Cueva Kind, eines Herrn, der bei der Königin ſehr in Gunſt ſtand. Endlich that man dem König die unerhörte Schmach an, ihn auf einer großen Ebene bei der Stadt Avila im Bilde ſeiner Königswürde zu entkleiden und ſeinen elfjährigen Sohn Alfons zum König auszurufen. Eine große Puppe, die ihn darſtellte, wurde auf einem Gerüſt aller königlichen Inſignien beraubt und dann unter dem Jubel des Volkes herabgeſtürzt. Für den abgeſetzten König zog Bertrand, für Alfons der Erzbiſchof von Toledo zu Felde. Beide Parteien maßen ſich in einer heißen Schlacht bei Olmedo, die aber unentſchieden blieb, 1467. Darauf entſtand allgemeine Anarchie in Caſtilien. Alfons ſtarb 1468 und nun ging das Erbfolgerecht Caſtiliens auf Heinrichs Schweſter Iſabella über.

In Aragonien folgte auf Peter IV. ſein Sohn Johann I., 1387. Dieſen beerbte ſein Bruder Martin, der ebenfalls keine Kinder hatte. Nun wählten die Stände den Prinzen Ferdinand von Caſtilien (Heinrichs III. Bruder), einen ausgezeichneten Regenten, dem ſein noch berühmterer Sohn Alfons V. folgte, der thätig in die italieniſchen Händel eingriff und ſeinem Hauſe Neapel erwarb. Sein Bruder und Nachfolger Johann II. gab aus Haß gegen ſeine verſtoßene Gemahlin Blanca, deren Erbe Navarra ſeiner Tochter zweiter Ehe Eleonore, vermählt mit einem Grafen von Foix, durch deſſen Tochter es an Johann d'Albret überging, alſo aus dem ſpaniſchen Kreiſe in den franzöſiſchen trat, nicht ohne Zuthun des argliſtigen König Ludwigs XI. Johannes II. ließ ſich von ſeiner zweiten Gemahlin Juana, Tochter des Großadmiral von Caſtilien, Don Federigo, ſo ganz beherrſchen, daß er auch ſeinen Sohn Karl aus erſter Ehe von der Thronfolge in Caſtilien ausſchloß und gefangen hielt. Als das Volk murrte, ſtarb Karl plötzlich, ohne Zweifel an Gift. Nun war aber das Volk ſo empört, daß Juana mit ihrem jungen Sohn Ferdinand flüchten mußte, 1461. Die Catalonier fielen

ab und wählten den portugieſiſchen Prinzen Don Pedro, nachher eine Zeitlang den romantiſchen René, den wir ſchon kennen, zum König, kehrten aber durch Vertrag zu Johann und ſeinem Sohn Ferdinand zurück.

2.

Ferdinand und Iſabella.

Iſabella, die Schweſter des elenden Königs Heinrich IV. von Caſtilien, war ihm an Geiſt und Adel weit überlegen, aber in einer ſehr gedrückten Lage, weil der Bruder ſie zu ſeinem Werkzeug brauchen wollte. Er hatte ſich nämlich ausgedacht, ſeine zweifelhafte Tochter Juana (genannt Bertraneja), mit dem Thronfolger in Portugal zu vermählen, deſſen Vater aber, der alte Alfons V., ſollte die Iſabella nehmen, die dadurch ganz unſchädlich gemacht und wodurch der Bertraneja die Erbfolge in Caſtilien und Portugal geſichert worden wäre. Iſabella weigerte ſich aber ſtandhaft, indem ihr Herz bereits an dem jungen Ferdinand von Aragon hing. Sie entfloh nach Valladolid. Der alte König Johann II. von Aragon konnte ihr nicht helfen, denn er lag gerade in ſchwerem Kampfe mit den empörten Cataloniern, aber ſein junger Sohn Ferdinand ließ ſich durch nichts abhalten, zu ihr zu eilen. Beide liebten einander, er erſt 18, ſie 19 Jahre alt und feierten raſch ihre Hochzeit, am 19. October 1469.

Heinrich IV. war über ſeine Schweſter ungemein erbost, erklärte alle ihre Anſprüche für null und nichtig und verlobte ſeine Tochter Juana (Bertraneja) als die einzige legitime Thronerbin Caſtiliens mit dem Herzog von Guienne. Allein Iſabella fand Anhänger bei allen guten Spaniern, welche nichts von der franzöſiſchen Heirath wiſſen wollten. Beſonders nahm ſich ihrer der Erzbiſchof von Toledo, das Gebirgsvolk im Norden und nicht minder Andaluſien im Süden an. Ferdinand aber mußte eilig ſeinem durch die Catalanen und durch ein franzöſiſches Heer ſchwerbedrängten

Vater zu Hülfe eilen und rettete denſelben plötzlich aus der Gefahr, eingeſchloſſen und gefangen zu werden. Durch Ferdinands Sieg, durch den Tod des Herzog von Guienne, der die Juana noch nicht geheirathet hatte, und endlich durch den Tod Heinrichs IV. 1474 nahmen die Angelegenheiten des jungen Königspaares eine beſſere Wendung. Frankreich miſchte ſich zunächſt nicht mehr ein, Catalonien unterwarf ſich und die Bevölkerung Spaniens erkannte wohl, welcher Gewinn es für ſie ſey, wenn die beiden Reiche Caſtilien und Aragon für immer vereinigt würden.

Nur Portugal ſah dieſe Vereinigung höchſt ungerne, weil es dann der Uebermacht Spaniens erliegen zu müſſen fürchtete. König Alfons V. nahm ſich daher der Söhne Bertranejas eifrig an, erlitt aber durch Ferdinand bei Toro eine Niederlage, 1479. Die arme Bertraneja ging in ein Kloſter.

Sobald Iſabella von außen Ruhe hatte, ſorgte ſie auch für die Ruhe im Innern durch eine zahlreiche Gensdarmerie (eine weitere Ausdehnung der früher ſchon zur Handhabung örtlicher Polizei eingeführten Santa Hermandad oder heiligen Brüderſchaft), 1485. Dadurch wurde dem Räuberweſen geſteuert. Dem trotzigen Adel nahm die Königin die Kronrechte, die er an ſich geriſſen hatte, wieder ab und machte die Ritterorden von der Krone abhängig. Auch die Kirche ſuchte ſie zu bemeiſtern. Sie hielt ſtreng darauf, daß ſich keine Italiener in die ſpaniſchen Bisthümer einbrängten und daß die Geldforderungen des Papſtes ihre Staatseinnahmen nicht allzu ſehr beeinträchtigten. Die Vereinigung Aragons mit Caſtilien mußte den Gedanken der ſpaniſchen Nationaleinheit mächtig fördern. Dieſer Einheit ſollte die Kirche dienen, auf ſpaniſchem Boden niemand leben, der nicht katholiſch ſey. Es galt alſo nicht blos, die Muhamedaner, ſondern auch die Juden zu vertreiben. Die letzteren hatten früher die muhamedaniſche Eroberung und die Unterdrückung der Chriſten gefördert und mäſteten ſich auch jetzt noch von der Arbeit der Chriſten. Im Zeitbuch des Pfarrers von Los Palacios heißt es von den damaligen Juden in Spanien: „Sie waren ein außerordentlich kluges und ehrgeiziges Volk, das ſich die einträglichſten

ſtädtiſchen Aemter anzueignen wußte, und zogen es vor, ihren Unterhalt durch den Handel zu erwerben, der ihnen ungeheuer viel einbrachte, als durch Händearbeit und Handwerkskünſte. Sie betrachteten ſich als in den Händen der Aegypter, die zu betrügen und zu beſtehlen ein Verdienſt war. Durch ihre ſchändlichen Kunſtgriffe ſammelten ſie ſich große Reichthümer, und durch dieſe gelang es ihnen, oft in adelige, chriſtliche Familien zu heirathen."

Die Verfolgung begann damit, daß man die Scheinbekehrungen nicht mehr duldete. Auf Andringen des ſpaniſchen Klerus beſtellte Papſt Sixtus IV. ein Inquiſitionsgericht für Spanien, 1478. Die Königin ſcheint ein geheimes Grauen vor einem Inſtitut empfunden zu haben, welches in die Geheimniſſe der Häuſer und der Seelen einzudringen befugt ſeyn ſollte und bei dem der Mißbrauch der Gewalt gar nicht zu berechnen war. Endlich gab ſie nach und am 2. Januar 1481 wurde das Inſtitut eröffnet. Es befand ſich ganz in den Händen des Dominicanerordens, der früher ſchon zur Verfolgung der Ketzer auserſehen worden war, und 1483 wurde Thomas de Torquemada zum erſten Großinquiſitor ernannt. Dieſer griff das Geſchäft gleich großartig an und binnen wenigen Jahren wurden tauſende von Ketzern in Spanien lebendig verbrannt. Die Verdächtigen wurden unbemerkt eingezogen, insgeheim verhört und verurtheilt, kein Kläger genannt, nichts vom Prozeß veröffentlicht, Geſtändniſſe durch die Folter erpreßt. Die ſchuldig Befundenen wurden dann aber öffentlich in einem ſ. g. auto da fe (Glaubensacte) in großer Prozeſſion im gelben Bußgewande (san benito), welches mit Teufeln und Flammen bemalt war, zum Scheiterhaufen geführt und verbrannt. Torquemada verſah ſein Amt achtzehn Jahre lang und ſoll in dieſer Zeit nicht weniger als 10,220 Ketzer haben verbrennen laſſen.

Gleichzeitig begann der Krieg gegen die Mauren in Granada, der länger dauerte und den wir im Zuſammenhange ſchildern werden. Im Verlauf dieſes Krieges fand die Regierung Ferdinands und Iſabellas für nothwendig, endlich die den Mauren immer zugeneigten Juden nicht länger in Spanien zu dulden, ſon-

dern auszutreiben. Sie waren sehr zahlreich und hatten es bisher immer sehr gut verstanden, sich die Mächtigen durch Vorstrecken von Geld zu verpflichten, welches sie nachher wieder zehnfach den armen Christen abpreßten. Auch diesmal glaubten sie mit einem Geldopfer, mit einer Bestechung durchzuschlüpfen. Aber Torquemada fuhr ihnen durch den Sinn, indem er dem Königspaar zurief, sie sollten sich ja hüten, den Heiland zum zweitenmal wie Judas Ischarioth um elende Silberlinge zu verkaufen. Der Austreibungsbefehl wurde am 30. März 1472 erlassen und unnachsichtlich vollzogen. Die ungeheure Menge der Juden, welche auswandern mußten, bewies, wie schwer die Last gewesen war, von der sich Spanien endlich befreite, denn die Juden waren keine Ackerbauer und Handwerker, die den Wohlstand des Landes mehrten, sondern nur Wucherer und Speculanten, welche das fleißige Christenvolk betrogen und aussaugten und den Wohlstand des Landes an sich zogen. Sie wanderten nun in großen Massen aus, 80,000 nach Portugal, wo aber wenige Jahre später König Emanuel der Große gleichfalls alle Juden vertrieb. Die meisten gingen nach dem benachbarten Afrika hinüber. Man sagt, ganze Schaaren von ihnen hätten am Ufer geharrt, weil ihnen ihre Rabbiner vorgespiegelt hätten, das Meer werde sich vor ihnen aufthun, wie einst vor Moses bei der Auswanderung aus Aegypten. Die ganze Zahl der aus Spanien vertriebenen Juden wird sehr verschieden angegeben, von 160,000 bis 800,000. Die nach Italien überschifften, litten das schlimmste Loos, denn die Schiffer überforderten und mißhandelten sie. Viele starben auch an der Pest.

3.

Die Eroberung Granadas und der Städtebund.

Das maurische Königreich Granada war ungemein stark bevölkert und ganz bedeckt mit Städten und festen Burgen. Hier waren

Ackerbau und Induſtrie hoch ausgebildet und herrſchte zugleich im Volk ein ritterlicher Geiſt, löbliche Dinge, die jeden Vergleich des edlen Stammes der Araber und Mauren mit dem gemeinen und verſchmitzten Judenvolk ausſchließen. Der König von Granada konnte 100,000 tapfere Krieger ins Feld ſtellen, unter denen die Gebirgsbewohner der Alpurarras die urkräftigſten waren. Die Hauptſtadt Granada lag wie in einem großen Garten und glich einem irdiſchen Paradieſe. Unter ihren Bauwerken errang die weltberühmte Alhambra den Preis, ein noch gegenwärtig erhaltener, vielbeſuchter und oft beſchriebener Palaſt im ſchönſten mauriſchen, einigermaßen dem gothiſchen ähnlichen Style, mit den zierlichſten Gitterhallen und Bogenfenſtern, Erkern und Thürmen, Gärten und Springbrunnen.

Man hatte ſich von mauriſcher und ſpaniſcher Seite in den Sitten ziemlich genähert, daher auch lange in Frieden gelebt. Einigemal ſchon war Granada dem mächtigen Caſtilien tributbar geworden. Ferdinand und Iſabella forderten 1481 von König Muley Abul Hacen einen neuen Tribut. Er antwortete ſtolz, „in ſeiner Münze werde nicht mehr Gold, ſondern Stahl geprägt.“ Da begann der Krieg. Muley nahm in einer furchtbar ſtürmiſchen Nacht die chriſtliche Grenzfeſte Zahara ein, aber ein großes chriſtliches Heer unter Ponce de Leon eroberte dafür die wichtige mauriſche Stadt und Feſtung Alhama. Dagegen wurde König Ferdinand ſelbſt, als er Loja angriff, zurückgeſchlagen, 1482. Nun aber geriethen die Mauren unter einander in Fehde. Der alte König Muley vernachläßigte ſeine Gemahlin Zoraya über einer ſchönen griechiſchen Sklavin und ließ die erſtere, als ſie ſich nicht ruhig verhielt, in der Alhambra einſperren, aber ſie entkam, indem ſie ſich an den Schleiern ihrer Frauen aus dem Fenſter herabließ, und fand eine große Partei Unzufriedener, welche den alten König ab- und ſeinen Sohn Abu Abdallah, gewöhnlich Boabdil genannt, einſetzten. Muley floh nach Malaga, wo er ſich noch behauptete, Boabdil wurde von den Spaniern geſchlagen und gefangen, indeß gegen Abtretung mehrerer Diſtricte wieder frei, 1483.

Granadas Schwäche war ſo notoriſch, daß ſeine Eroberung eine

allgemeine Forderung der abendländiſchen Chriſtenheit wurde und nicht nur Papſt Sixtus IV. dem König Ferdinand eine geweihte Fahne ſchickte, ſondern ſich auch aus Frankreich, Deutſchland ꝛc. ein großes Kreuzheer ſammelte. Die Mauren erhoben aus Mißtrauen gegen Boabdil deſſen Oheim Abdallah El Zagal (den Tapfern) zum König. Zoraya behielt aber immer noch einen großen Anhang, der ſich für Boabdil ſchlug und beide Parteien, des Oheim und des Neffen, kämpften fünfzig Tage und Nächte lang in den Straßen von Granada. Da rückte das Kreuzheer im Frühjahr 1487 mit einer überwältigenden Artillerie heran, zermalmte die Mauern der Burgen und Städte und führte die Bevölkerung in die Sklaverei. Die Eroberung ſchritt unaufhaltſam, wenn auch nur langſam fort, weil allzu viel feſte Orte vorhanden waren. Da bat 1489 El Zagal, der in Granada Meiſter geblieben war, die Chriſten um Frieden, kam mit König Ferdinand zuſammen und trat ihm den größten Theil des Landes ab. Auch das war nur eine Friſtung. Der Granatblüthe ſollte langſam Blatt für Blatt entriſſen werden. Die Mauren ſelbſt waren es, welche, nachdem ſie, unzufrieden mit El Zagal, den Boabdil wieder eingeſetzt, auch neue Händel anfingen und Raubzüge machten. König Ferdinand kam nun mit Heeresmacht und belagerte diesmal die Hauptſtadt Granada ſelbſt, 1491. Die Mauren wehrten ſich gut und lange und die Zelte der Chriſten geriethen zufällig in Brand. Da ließ Ferdinand ſeinem Kriegsheer feſte Häuſer bauen, denn er wollte nicht von der Stelle weichen, und ſo entſtand die neue Stadt Santa Fe (der heilige Glaube) gegenüber von der alten Stadt Granada. Endlich am 2. Januar 1492 unterwarf ſich Boabdil dem Sieger. Ferdinand empfing ihn gnädig. Er zog ſich wie El Zagal zunächſt nach den Alpurarras zurück, nahm aber nachher ſeine Zuflucht nach Fez.

Damit endete das letzte muhamedaniſche Herrſchergeſchlecht in Spanien. In den Erinnerungen der Mauren ſelbſt hat ſich vorzugsweiſe der Ruhm zweier edler mauriſcher Geſchlechter erhalten und in die Geſchichte der letzten Könige verwebt. Obgleich von Poeſie umkleidet, iſt doch die Geſchichte der Abenceragen und

der Zegri in Granada ſehr lehrreich in Bezug auf die Charakteriſtik des Volks. Sie iſt enthalten in den guerras civiles de Granada.

Die vortreffliche Königin Iſabella ſtarb zwar ſchon 1504 und ihr Gemahl Ferdinand beſaß nicht ſo edle Eigenſchaften wie ſie, doch handelten für ihn der geniale Miniſter Cardinal Ximenes und der tapfere Feldherr Cordova. Der letztere eroberte ihm das Königreich Neapel, wohin er ſich noch in ſeinem Alter ſelbſt begab. Gleich nach Iſabellens Tode nahm ihr habsburgiſcher Eidam als Philipp I. den Titel eines Königs von Caſtilien an und ſegelte mit ſeiner Gemahlin aus den Niederlanden ab, die er bisher regiert hatte. Ferdinand aber hätte ihm gern das reiche Erbe vorenthalten und brachte eine falſche Urkunde ſeiner wahnſinnigen Tochter vor, in welcher dieſe angeblich ihn, ihren Vater, und nicht ihren Gemahl zum Erben Caſtiliens ernannte. Allein die Caſtilianer verwarfen den Vater und hielten zu Philipp. Damals war Ferdinand mit Heinrich VIII. von England einverſtanden, daß man das Haus Habsburg beſchränken müſſe, und als Philipp unterwegs auf der See durch Stürme nach England verſchlagen wurde, hielt ihn Heinrich dort unter nichtigen Vorwänden drei Monate lang zurück, ließ ihn aber am Ende frei, weil es dem alten Ferdinand doch nicht gelang, mit den Caſtilianern fertig zu werden. Aus Widerwillen gegen Ferdinands Umtriebe bereiteten Adel und Volk in Caſtilien jetzt gerade ihrem König Philipp einen glänzenden Empfang; allein nach einem Vierteljahre war er todt, in der Blüthe des Lebens plötzlich hingemordet, wie man glaubt, durch einen Liebestrank der eiferſüchtigen Juana vergiftet, 1506.

Ihm ſollte nun ſein älteſter Sohn Karl nachfolgen, der aber noch ein Kind und in Brüſſel unter der Obhut ſeiner Tante Margaretha zurückgeblieben war. Dieſe Dame behielt klugerweiſe den kleinen Karl bei ſich, damit er nach dem Tode des Großvaters die öſterreichiſchen Erblande und die deutſche Kaiſerkrone erhalten könne. Dagegen wurde ſein jüngeres Brüderchen Ferdinand, den ſein Vater mit nach Spanien genommen hatte, dort gelaſſen und ſpaniſch erzogen. Der alte König Ferdinand beging die Thorheit, noch in

ſeinen hohen Jahren eine franzöſiſche Dame zu heirathen, um wo möglich noch eigene Nachkommenſchaft zu erzielen und den Habsburgern wenigſtens das Erbe von Aragonien und Neapel zu entreißen, aber umſonſt.

Während ſeiner Regierung machte er noch einige Erwerbungen. Cardinal Ximenes nämlich ging ſelber mit einem Heere nach Afrika hinüber und hatte nichts geringeres im Sinn, als die ganze Nordküſte dieſes Welttheils den Ungläubigen zu entreißen, eine in der That würdige Aufgabe für den Herrſcher, der über Spanien und beide Sicilien zugleich gebot. Der Cardinal eroberte Oran, zog ſich aber beleidigt zurück, da der König dem Feldherrn Navarro größeres Vertrauen bewies, 1509. Nun nahm Navarro zwar Algier, Tunis und Tripolis, aber dieſe Eroberungen waren zu zerſtreut und gingen wieder verloren. Im J. 1512 fiel das kleine Königreich Navarra wieder in Ferdinands Gewalt und die Familie d'Albret behielt nur Bearn. Der alte König verſchied 1516.

Jetzt erſt wurde Philipps Sohn als Karl I. König des geſammten Spanien und Neapel. Margaretha ſchickte ſeinen bisherigen Lehrer Adrian, Biſchof von Utrecht, als ſeinen Statthalter nach Spanien. Dieſer milde und kluge Prieſter hielt ſich ganz an Ximenes. Unterdeß unterhandelte Margaretha mit Frankreich und ließ den jungen Karl dem jungen König von Frankreich Franz I. für Flandern und Artois den Lehenseid leiſten, wofür Frankreich den Herzog Karl von Geldern, der mit ſeinen Söldnern die Niederlande beunruhigte, zur Ruhe verwies, im Vertrage von Noyon, 1516. Jetzt erſt wagte Karl nach Spanien überzuſchiffen und beſuchte im Herbſt 1517 zuerſt ſeine Mutter in Torbeſillas. Die Freude gab ihr einen Augenblick die Vernunft zurück, dann verſank ſie wieder in unheilbaren Wahnſinn. Karl ließ ſich von Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, und vielen andern jungen Niederländern begleiten, die ſich auf ſpaniſchem Boden von der weiſen Vorſicht Margarethens emancipirten und im Trotz darauf, daß ihr Prinz ja der rechtmäßige Landesherr ſey, die reichſten Aemter und Güter in Spanien für ſich verlangten. Karl ſelbſt war noch ſo unerfahren, daß

er den greiſen Cardinal Ximenes undankbar ſeiner Aemter entließ. Derſelbe ſtarb ſchon nach wenig Wochen und nun trat Adrian für ihn ein. Zum Glück hatte Karl nicht Zeit, mit ſeiner übermüthigen Bande lange in Spanien zu verweilen, denn der Tod des Großvaters und die Nothwendigkeit, ſich um die deutſche Kaiſerkrone zu bewerben, riefen ihn zurück. Allein er hinterließ in Spanien tiefe Erbitterung, zumal, da er noch die Einkünfte Spaniens an ſich zog und mit ſich nahm, um ſich damit die Kaiſerkrone zu erkaufen. Das machte den Handelsſtand und die Städte wüthend und führte zu offenem Aufruhr.

So bildete ſich ein aragoniſcher Städtebund, den Segovia, Avila und Toledo begannen, nachdem Karl Spanien verlaſſen hatte, 1520. Toledo, die alte Hauptſtadt des Landes, wurde der Mittelpunkt der Bewegung. Hier ſtanden Johann de Padilla und Ferdinand d'Avalos, zwei muthige Edelleute, an der Spitze des Volks und riefen die Cortes ein. Adrian wollte anfangs Gewalt brauchen, merkte jedoch bald, daß die Aufregung zu allgemein ſey, und verhielt ſich ſeitdem paſſiv. Der große Aufruhr hätte vielleicht den Habsburgern die ſpaniſche Krone gekoſtet, wenn nicht die Bürger ſich den Adel feind gemacht hätten. Sie hoben nämlich die Steuerfreiheit des Adels auf und forderten alle an den Adel veräußerten Krongüter zurück. Die Junta der vereinigten Städte zu Avila warf ſich zur Regierung des Landes auf und wählte nach dem allgemeinen Wahlrecht Mitglieder aus dem niedrigſten Pöbel, die der Einſicht und edlen Sitte entbehrten, ohne die kein Land, am wenigſten Spanien regiert werden kann. Die Demokratie war nicht concentrirt genug, die Städte waren zu ſehr zerſtreut und Adel und Landvolk zu zahlreich. Vergebens bemächtigte ſich die Junta der wahnſinnigen Königin und regierte in ihrem Namen. Vergebens wählte ſie den Ritter Giron zu ihrem Feldherrn. Die Truppen des Königs errangen Vortheile über die Aufrührer. Tordeſillas wurde erſtürmt von Don Haro und die Königin wieder befreit. Padilla hielt das Feld noch, unterſtützt von dem fanatiſchen Biſchof von Zamora, der eine ganze Schaar Prieſter bewaffnet hatte. Aber

ſie wurden beide in einer letzten Schlacht bei Villatar beſiegt, gefangen und hingerichtet, 1521. Nur Toledo wurde noch von Padillas Wittwe, der tapfern Maria Pacheco, vertheidigt und als die Stadt endlich doch fiel, gelang es dem kühnen Weibe, zu entkommen. Die Ruhe wurde vollkommen hergeſtellt.

4.

Der Aufſchwung Portugals.

Auf Pedro I., den Gemahl der unglücklichen Donna Inez, folgte 1367 ſein Sohn Ferdinand, der mit einer Prinzeſſin von Caſtilien verſprochen war, aber ſein Wort brach, um die Leonore Tellez zu heirathen. Darüber gerieth er mit Caſtilien in Krieg und ſchloß ſich an Johann von Gaunt an, die Caſtilianer aber ſiegten und verbrannten halb Liſſabon. Leonore, ein abſcheuliches Weib, brachte den Joao, Bruder ihres Gemahls, dahin, ihre eigne Schweſter, ſeine Gemahlin, umzubringen, worauf er flüchten mußte. Leonore wollte ihn nämlich von der Thronfolge verdrängen und dieſelbe ihrer eignen Tochter Beatrix ſichern, den ſchwachen König betrog ſie und hielt ſich einen Liebhaber, Andeiro. Der König ſtarb 1383 und nun regierte ſie allein. Da ſie aber ihre Tochter dem König Johann I. von Caſtilien vermählte, dieſer demnach Portugal erben ſollte, wurden die Portugieſen ſchwierig, denn ſie haßten die Caſtilianer. An ihrer Spitze begab ſich Joao, Großmeiſter des Ordens von Avis, ein Verwandter des königlichen Hauſes und der geachtetſte Mann im Reiche, in den Palaſt und hieb ihren Buhlen nieder. Hierauf ernannte ihn das Volk zum Regenten und Defenſor des Reiches, am 16. December 1383. Leonore ſuchte und fand Hülfe in Caſtilien, wurde aber, als ſie auch hier böſe Intriguen anſpann, bis an ihren Tod eingekerkert.

Johann von Caſtilien bedrängte Portugal mit Krieg, jedoch ohne Erfolg. Nunmehr verlangten die Stände und das Volk in Portugal, daß der bisherige Defenſor die erbliche Königswürde annehme, da es ungewiß war, ob die beiden Infanten Joao und Diniz, die

in Caſtilien zurückgehalten wurden, je wieder frei würden, oder überhaupt als Söhne der Donna Inez de Caſtro legitim genug ſeyen; Portugal könne nicht länger ohne König ſeyn und dem Verdienſt gebühre die Krone. Da nahm Joao endlich dieſe Krone an, 1385. Er regierte ſehr kräftig, wandte große Sorgfalt auf die Seemacht, trug ſeine Waffen zum erſtenmal über das Meer und entriß den Muhamedanern die gegenüber von Gibraltar in Afrika liegende Stadt Ceuta, von wo aus ihm frei ſtand, weitere Eroberungen in Afrika zu machen, 1415. Sein Sohn Heinrich legte ſich vornehmlich auf das Seeweſen und ſandte die erſten Schiffe auf Entdeckungen längs der afrikaniſchen Küſte aus.

Joao ſtarb nach einer langen und ruhmvollen Regierung erſt i. J. 1433, worauf ihm ſein Sohn Duarte folgte. Unter dieſem unternahmen ſeine Brüder, der ſeekundige Heinrich und der fromme Ferdinand einen neuen Eroberungskrieg in Afrika. Aber Ferdinand wagte ſich zu weit vor, wurde eingeſchloſſen und mußte als Geißel zurückbleiben, bis ſein Bruder Ceuta würde übergeben habe. Duarte übergab die Stadt nicht und Ferdinand wurde gefeſſelt und mußte mit dem Beſen den Stall ausfegen unter dem Hohn des mauriſchen Pöbels. Aber er klagte nie und duldete feſt und gelaſſen, ſo daß ihn Portugal mit Stolz „den ſtandhaften Prinzen“ nannte.

Duarte ſelbſt ſtarb ſchon 1438 und hinterließ einen unmündigen Sohn, Alfons V. Für dieſen übernahm ſein Oheim Pedro die Regierung, dem aber die Königin Wittwe, wieder eine böſe Leonore, viel Kummer machte, indem ſie ſelbſt regieren wollte und Hülfe in Caſtilien ſuchte. Er fiel im Kampfe und ſeine Tochter Iſabella, die der junge König Alfons geheirathet hatte, wurde vergiftet. Der junge König, der nicht ohne Schuld war, rächte ſpäter den Tod ſeines Oheims Ferdinand, indem er nach Afrika hinüber ſchiffte und die Stadt Tanger eroberte, 1471. Nachher wollte Alfons V. die jämmerlichen Zuſtände Caſtiliens unter Heinrich IV. benutzen, um ſich in den Beſitz dieſes ſchönen Reiches zu ſetzen. Aber ſeine Verlobung mit der Infantin Bertraneja mißlang ihm gänzlich, wie ſchon erzählt iſt. — Sein Sohn Joao II. ſeit 1481 bekam böſes Zerwürfniß mit

dem Adel, der ſich durch die Macht der Krone beeinträchtigt ſah, und an deſſen Spitze Fernando, Herzog von Braganza, ſtand. Derſelbe ſtammte von einem natürlichen Sohn Joaos I. und von mütterlicher Seite von den Pereira ab. Sein Anſehen unter dem Adel wurde noch verſtärkt durch die geheime Unterſtützung, die ihm Ferdinand und Iſabella angedeihen ließen, allein er unterlag doch zuletzt der Krongewalt und wurde enthauptet, 1483. Den ihm verwandten Herzog von Viſeu ſtieß der König ſogar eigenhändig mit einem Dolche nieder. Als aber Joao II. 1495 ohne Kinder ſtarb, folgte ihm deſſelben Viſeu Bruder Emanuel auf dem Throne nach.

Unter dieſem Emanuel dem Großen nahm die portugieſiſche Seefahrt wieder wie einſt unter dem Infanten Heinrich den großartigſten Aufſchwung. Schon Prinz Heinrich, zubenannt der Seefahrer, hatte ſich an dem ſüdweſtlichen Vorgebirge Portugals, Cap Vincenz, ein Schloß bauen laſſen, um von hier aus ins unendliche Weltmeer hinausſehen zu können. Ihm ahnte, welche fernen Länder dort noch aufzufinden ſeyn möchten. Aber die Schiffahrt war noch in ſehr unvollkommenem Zuſtande. Man ſegelte noch ängſtlich an den Küſten hin. Indeſſen rückte man doch an der Weſtküſte Afrikas immer weiter vor. Ein von Heinrich abgeſandtes Schiff kam 1415 zum erſtenmal bis zum Cap Bojador und 1419 entdeckten Juan Gonzales und Triſtan Vaz die ſchöne Inſel Madera; 1444 ſegelte Triſtan zum erſtenmal bis zum Cap Blanco und tauſchte von den Schwarzen Goldſtaub ein. Das Gold wurde ſeitdem der Gegenſtand heißeſter Gier der Seefahrer. Im Jahre 1446 kam man ſchon bis zum grünen Vorgebirge und Senegal. Im folgenden Jahre wurden die Azoren beſetzt, bald lernte man die ganze Goldküſte Guinea kennen und i. J. 1486 gelangte Bartholomäus Diaz zum erſtenmal bis zur Südſpitze von Afrika und nannte ſie wegen der furchtbaren Meerſtürme, von denen er ſie umtobt fand, Cabo tormentoso, da dieſer Name aber von übler Vorbedeutung war, befahl der König von Portugal, ihn in Cabo de buena Esperanza oder Vorgebirge der guten Hoffnung umzuwandeln.

Wenn man dieſes Cap umſchiffte, mußte man nach Indien ge-

langen, wo Edelsteine, Perlen, Gold, Gewürze, Seide, Baumwolle in Fülle zu holen waren, die man bisher nur von den Arabern hatte kaufen müssen. Unterdessen hatten die Spanier den Seeweg nach Indien schon sechs Jahre nach der Auffindung des Caps der guten Hoffnung in einer andern, nämlich in grader westlicher Richtung gesucht und 1492 die Antillen oder die große Inselgruppe vor Amerika entdeckt, welche man damals noch für die ostindischen oder Sundainseln hielt, welche Marco Polo beschrieben hatte. Die Spanier glaubten also den Portugiesen in Indien schon zuvor gekommen zu seyn. Man besann sich am Hofe zu Lissabon, ob man Flotten ausrüsten solle, um die Spanier auf dem Wege nach den Antillen anzugreifen, der weise König Emanuel hielt es aber für zweckmäßiger, den Seeweg um Afrika herum verfolgen zu lassen. Er rüstete daher 1497 drei Schiffe unter Vasco de Gama aus. Dieser entdeckte unterwegs die Insel St. Helena, wo er schwarze Ureinwohner fand. Dann steuerte er dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu, konnte aber wegen widriger Winde nicht landen und fuhr mit Trompeten und Pauken dem Cap vorüber, muthvoll in das unbekannte Meer hinaus und zunächst der Ostseite von Afrika entlang. In Mozambik traf er mit den ersten arabischen See- und Kaufleuten zusammen, welche in diesen Meeren längst heimisch waren, hier das Monopol des Handels besaßen und daher mit Ingrimm zum erstenmal christliche Seeleute sahen. Aber Gama entging klug allen Listen, durch die sie ihn irre und ins Verderben zu führen suchten, und gelangte glücklich nach Melinda, dessen schwarzer Fürst ihn freundlich aufnahm und mit einem sichern Piloten versah, der ihn am 20. Mai 1498 nach Kalekut an der Küste Malabar in Vorderindien brachte. Der sog. Samorin oder König von Kalekut erfreute sich gleichfalls an den neuen Gästen, die aus so weiter Ferne zu seinem Markte kamen, und behandelte sie mit aller Achtung, ohne sich durch die arabischen Kaufleute irre machen zu lassen, welche die Portugiesen für furchtbare Seeräuber ausgaben. Indessen bildete sich doch in Kalekut eine Partei, welcher die Europäer verdächtig vorkamen, und Gama wurde plötzlich gefangen genommen. Der Samorin aber ließ ihn wieder frei und mit den Seinigen

ungekränkt heimkehren, nachdem er ihnen für die Zukunft Handelsfreiheit bewilligt hatte. Nach mancherlei Gefahren und Leiden kam Gama glücklich nach Liſſabon zurück. Sofort ſchickte Emanuel den Admiral Cabral i. J. 1500 mit dreizehn Schiffen aus, um im großartigſten Maßſtabe ein Eroberungsrecht Portugals auf beiden der bis jetzt betretenen Seewege geltend zu machen. Portugal hatte ſich früher ſchon, ehe noch ein Spanier nach Amerika hinüber kam, vom Papſte, als dem oberſten Gebieter des Erdreichs, den rechtlichen Beſitz aller Länder zuſichern laſſen, die es im Weſten Afrikas entdecken würde. Nachher hatte ſich Spanien wiederum vom Papſte den rechtlichen Beſitz aller von ihm im Weſten entdeckten Länder zuſichern laſſen. Portugal wollte durch dieſe neue Verfügung nicht leiden, ließ ſich aber eine vom Papſt gezogene Grenzlinie gefallen und beanſpruchte nur die Länder, die es ſüdlich derſelben finden würde. In dieſer ſüdweſtlichen Richtung mußte nun Cabral zuerſt das bereits in Beſitz genommene und doch noch nicht gefundene Land ſuchen und gelangte ſomit an eine wundervolle Küſte mit dem prachtvollſten Urwald, deſſen himmelhohe Bäume alle voll von blumenreichen Schlingpflanzen hingen. Nun hatten die Bretonen und wahrſcheinlich alle älteren Bewohner der Weſtküſten Frankreichs und Spaniens eine uralte, auch ſchon den griechiſchen Geſchichtſchreibern bekannte Sage von einem Paradieſe im äußerſten Weſten, einem Garten, in welchem die von ihrem Tageslauf müde Sonne im fernſten Abendlande ausruhe, wo Chronos oder Saturnus, der Gott der guten alten Zeit, ſchlafe um dereinſt wieder zu erwachen. Der britiſche Name dieſer heiligen Inſel im Weſten war Braſil, ein ohne Zweifel bei den weſtlichen Küſtenbewohnern und Schiffern weit verbreiteter Name, der von Cabrals Seeleuten nun auch dem neu entdeckten Lande gegeben wurde. Der Admiral ſelbſt zwar nannte das Land Tierra de Santa Cruz (Land des heiligen Kreuzes), aber beim Volke hieß es und heißt heute noch Braſilien.

Von hier ſegelte Cabral um Afrika herum auf dem Wege Gamas nach Kalekut, wo die Macht, die er mit ſich führte, nicht wenig Unruhe erregte. Der Samorin ſelbſt ſchien geängſtigt zu ſeyn, die Araber begannen offene Feindſeligkeiten. Er aber zerſtörte ihnen zehn

Schiffe, beſchoß die Stadt Kalekut und kehrte triumphirend zurück. Auch ſein nächſter Nachfolger Nueva mußte den Arabern eine Seeſchlacht liefern. Im Jahre 1502 ging Vasco de Gama zum zweitenmal mit zwanzig Schiffen nach Indien, ihm folgten Pacheco und Albuquerque, die in vielen Gefechten ſowohl die Araber als Inder ſchlugen und es möglich machten, daß ſchon 1507 Almeida als erſter portugieſiſcher Gouverneur nach Indien geſchickt werden konnte. Das Fort Sofala war ſeine erſte Reſidenz. Im folgenden Jahre ſchickte der Sultan von Aegypten eine große Flotte aus, um die Portugieſen aus den indiſchen Gewäſſern zu vertreiben, aber die letztern erfochten einen glänzenden Sieg. Seit 1510 war Alfons von Albuquerque Gouverneur in Indien, verbrannte Kalekut und machte Goa zur Hauptſtadt aller indiſchen Beſitzungen Portugals, während ſeine Schiffe bereits den perſiſchen Golf, die lange Küſte von Malaga in Hinterindien, und hier Ceylon, dort die Molukken aufſuchten.

Der portugieſiſche Dichter Camoens, der ſelbſt mit in Indien war, hat die ruhmvolle Entdeckungsreiſe Vasco de Gamas in einem Heldengedicht, den Luſiaden, beſungen.

Das nautiſche Studium, wie es Heinrich der Seefahrer in Portugal zuerſt mit der Praxis verbunden hatte, wurde hauptſächlich durch deutſche Gelehrte befördert, Johann Müller von Königsberg in Franken, lat. Regiomontanus, gab aſtronomiſche Ephemeriden heraus und Martin Behaim von Nürnberg verfertigte für den König Johann II. von Portugal 1484 ein Aſtrolabium (Sternwinkelmeſſer), zur Orientirung der Schiffe neben dem Compaß unentbehrlich. Derſelbe verfertigte auch einen Erdglobus, auf den er alles eintrug, was er von den der bekannten alten Welt fernliegenden Inſeln und Ländern wußte, und welcher trotz ſeiner Unvollkommenheit doch weſentlich beitrug, die Entdeckungsreiſen zu befördern.

5.

Columbus.

Christophoro Colombo oder Colon, gewöhnlich lat. Columbus genannt, der Sohn eines unbedeutenden Wollkämmers in Genua, geb. 1435, hatte sich im Dienst der Republik dem Seewesen gewidmet, und träumte beständig von der Auffindung des von Marco Polo beschriebenen indischen Festlands und Inselmeers auf einem Seeweg in gerader westlicher Richtung. Außer den Sagen, die an den Westküsten Europas umliefen von einem fernen Paradiese im Westen und außer dem, was er von Indien wußte, fehlte ihm jede weitere Anregung, denn das von den Normännern entdeckte Winland war längst vergessen und im südlichen Europa auch wohl nie etwas davon bekannt geworden. Columbus bemühte sich indeß vergebens, in Portugal Schiffe zu bekommen, um die große Versuchsreise zu machen. Besser gelang es ihm in Castilien, wo die einsichtsvolle Königin Isabella seinen Gedanken mit Lebhaftigkeit auffaßte und ihm drei Schiffe gab.

Columbus segelte am 3. August 1492 von Palos (nördlich von Cadix) mit drei Schiffen aus in gerader Richtung nach Westen und hatte das Glück, in die Region des Passatwindes zu gerathen, der ihn verhältnißmäßig sanft und rasch seinem Ziele zuführte. Er passirte das Grasmeer (mare sargasso), ungeheure Anhäufungen von schwimmendem Tang. Als aber immer und immer noch kein Land zu erblicken war, ängstigten sich die Matrosen, fürchteten, sie würden weder Land finden, noch den weiten Weg wieder zurücklegen können, weil ihnen die Lebensmittel ausgehen würden. Sie murrten also und waren nahe daran, in offene Empörung auszubrechen. Auch waren manche unter den Officieren, die den Columbus beneideten und deren castilianischer Stolz es nicht ertragen konnte, daß ein Fremder, ein Italiener, ihnen befehlen sollte. Schon war es so weit gekommen, daß die Mannschaft ihm den Gehorsam versagen und umkehren wollte, als ein Dornenzweig voller Beeren

von Westen her seinem Schiff entgegen schwamm, ein sicheres Zeichen, daß in der Nähe Land seyn müsse. Dieser glückliche Zufall rettete den Admiral und sein großes Unternehmen. Schon in der nächsten Nacht entdeckte man in westlicher Richtung Lichter, die von Feuer herrühren mußten, und am andern Morgen, am 8. October 1492, sah man eine schöne, mit Urwald bewachsene, und von Papagaien und andern fremden Vögeln wimmelnde, wahrhaft paradiesische Insel und ging hier ans Land. Columbus kniete nieder, küßte die neue Erde und dankte Gott. Seine ganze Mannschaft that desgleichen, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und Liebkosungen und bat ihm ihr früheres Murren und Verzagen ab.

Columbus nannte die Insel San Salvador. Sie gehörte zu den Lucayos- oder Bahama-Inseln im Norden der großen Insel Cuba. Die Eingebornen gehörten zu dem röthlich gefärbten Menschenstamme, welcher damals ganz Amerika eingenommen hatte, und welcher die meiste Racenverwandtschaft mit den Mongolen im östlichen Asien, namentlich Japan zeigt, obgleich ihm auch viel Eigenthümliches innewohnt. Die Insulaner, welche Columbus zuerst antraf, gingen in ihrem heißen Klima nackt und waren nur wunderlich mit Farben bemalt. Sie zeigten sich anfangs sehr scheu, kamen nachher aber gutmüthig herbei. Sie gaben zu verstehen, daß die große Insel Cuba in der Nähe liege. Columbus aber glaubte, jene Insel habe ihren Namen von Kublai Chan und er befinde sich in Asien in dem Gebiete des großen Tatarchans. Er fuhr nach Cuba hinüber, bewunderte die reizende Natur und die Gebirge dieser großen Insel und gelangte dann zu der etwas kleineren Insel Hayti, deren Gebirge noch imposanter waren. Hier beschloß er sich niederzulassen und die erste Colonie zu gründen, weshalb er die Insel auch Hispaniola oder das kleine Spanien nannte. Später hat sie noch den dritten Namen San Domingo erhalten. Hier fand Columbus einen Caziken (Häuptling) Namens Guacanagari, der ihn sehr freundlich bewillkommte und ihm jede Hülfe leistete. Die Einwohner hatten mancherlei Zierrath von Gold, sagten aber aus, das Gold komme von einem weiter im Westen liegenden großen Lande.

Dieſe Erfahrungen genügten dem Admiral einſtweilen. Er ſammelte ſoviel Gold, edle Hölzer, Früchte, Thiere als möglich, um ſie als Proben ſeiner Entdeckungen nach Spanien zu bringen, und nahm auch einige Indianer mit. Auf Hayti aber ließ er unter dem Schutz des guten Caziken eine kleine Colonie unter Diego de Arana zurück. Auf der Heimreiſe verſäumte er aus Unkenntniß den Paſſatwind, der ihn leicht nach Europa zurückgetragen hätte, und mußte mit rauhen Stürmen kämpfen, bis er nach Barcelona gelangte, wo damals das ſpaniſche Königspaar Hof hielt. Hier nun erntete er den Lohn ſeiner Mühe, denn alles bewunderte ſeinen Muth und ſeine Erfolge.

Schon am 25. September 1493 konnte Columbus, dießmal mit ſiebzehn Schiffen und 1500 Mann, von Cadix aus, die zweite Fahrt nach Weſtindien unternehmen. Als er aber wieder in Hayti anlangte, fand er ſeine Niederlaſſung zerſtört, ebenſo das Dorf des Caziken. In der Nähe fand man die Leichen von elf Spaniern. Endlich erfuhr Columbus von den Eingeborenen, die ſpaniſchen Coloniſten ſeyen an ihrem Unglück ſelber Schuld geweſen, ſie zuerſt hätten den Frieden gebrochen, die Indianer beraubt, nach Gold geſucht, die Weiber mißhandelt und dem Arana nicht gehorcht. Ein Theil von ihnen ſey in die Gebirge gezogen, wo es Gold geben ſollte, hier aber dem kriegeriſchen Caziken Caonabo in die Hände gefallen, welcher herangezogen ſey und die ganze Colonie, ſowie auch das Beſitzthum des guten Guacanagari zerſtört habe. Eine an ſich unbedeutende Begebenheit, aber maßgebend für die Geſchichte der Conquiſtadores (Eroberer), oder der ſpaniſchen Coloniſten in Amerika, denn es ſollte dem Columbus im Ganzen nicht beſſer ergehen, wie dem armen Arana. Die Mannſchaft, die in Spanien gehorcht hatte, gehorchte nicht mehr in der Colonie. Es gab darunter zu viele verwegene Glücksritter, die ſich zuſammenſchaarten, um auf eigene Hand zu rauben und ſchnell reich zu werden. Columbus gründete eine neue Colonie Iſabella, rückte alsbald in das Land des Caonabo ein und baute mitten in demſelben im Gebirge die kleine Feſtung St. Thomas. Dann ließ er ſeinen Bruder Diego als interimiſtiſchen

Gouverneur zurück und verließ die Insel, um weitere Entdeckungen zu machen. Auch jetzt noch bildete er sich ein, er befinde sich unter den ostindischen Sundainseln, und er hoffte von da bald ins rothe Meer einlaufen zu können. Er kam diesmal nicht weit, denn die Ereignisse auf Hayti riefen ihn zurück. Dem Spanier Ojeda gelang es durch eine plumpe List, den Caonabo zu fangen, indem er demselben glänzend polirte Fesseln, als ob es Schmuck wäre, anhing. Hierauf begann eine allgemeine Jagd der Spanier auf die unglücklichen Einwohner. Man wollte sich theils vor etwaigen Angriffen derselben sicher stellen, theils die Gefangenen als Sklaven gebrauchen, um das Feld zu bauen, und den Colonisten alle niedern Dienste zu leisten, ja mehrere Spanier hatten schon im Sinne, die Indianer als Waare zu behandeln und fort zu schleppen, um sie in der alten Welt als Sklaven zu verkaufen. Die Unglücklichen, die sich trotz ihrer großen Zahl, in ihrer Nacktheit und mit ihren schlechten Waffen gegen die Spanier nicht wirksam vertheidigen konnten, gingen massenhaft zu Grunde, indem sie den Tod der Gefangenschaft vorzogen.

Mittlerweile war Aguado als Regierungscommissär angekommen, dem Columbus den Oberbefehl abtreten mußte, trotz des früheren Vertrages, weil der castilianische Stolz nun einmal dem Italiener nicht weichen wollte. Columbus kehrte zurück. Er hätte vielleicht besser gethan, jetzt auf seinen Lorbeern zu ruhen, allein er wollte sein Werk immer noch nicht andern überlassen und bewog die Königin, ihm eine dritte Reise zu erlauben. Dießmal beging er die Unvorsichtigkeit, selbst darauf anzutragen, daß man alle Verbrecher aus Spanien in die westindische Colonie schicken solle, um sie im Mutterlande los zu werden und dort nützlich zu verwenden. Das hieß gegen die unschuldigen Ureinwohner der Antillen ebenso viele Teufel als Colonisten loslassen. Columbus machte die dritte Reise, war aber nicht mehr im Stande, den Gehorsam in der Colonie zu erhalten, da sich ein Theil der Spanier sogar mit den Indianern gegen ihn verband. In Spanien selbst hatte er so viele Neider und Feinde, daß ihm Bobadilla mit unumschränkter Vollmacht nach-

geſchickt wurde, ein fanatiſcher Caſtilianer, welcher falſchen Anklagen Gehör gebend, den großen Entdecker Amerikas in Ketten legen und als Verbrecher nach Spanien zurück bringen ließ. Dort wurde Columbus zwar wieder frei und Bobadillas Verfahren mißbilligt, aber König Ferdinand gab dem Columbus doch keine Genugthuung, denn er ſelber wollte den Vertrag mit ihm nicht halten. In Colonien von ſo großer Ausdehnung wollte er die Macht nicht einem Einzigen und am wenigſten einem Manne laſſen, der nicht einmal ein Spanier war. Er rief zwar den Bobadilla zurück, ernannte aber den Ovando zum Statthalter in den Colonien.

Mittlerweile langte die Nachricht von Vasco de Gamas großer Entdeckung an und Columbus benutzte dieſen Umſtand, um ſich noch einmal der Krone Spanien anzubieten, wobei ihn der Papſt unterſtützte. Denn Columbus hatte den kühnen Gedanken, das Gold, das man ſicher in Weſtindien finden würde, auf einen großen Kreuzzug zu verwenden, um die Türken aus Europa zu verjagen. Nun wurde ihm die vierte Reiſe geſtattet, die er 1502 antrat. Diesmal kam er bis ans Feſtland von Centralamerika und fuhr der Moskitoküſte entlang, von der er zurückkehren mußte, da er keine Durchfahrt fand. Stürme warfen ihn ans Ufer der Inſel Jamaika, wo ſich ein Theil ſeiner Leute empörte und von ihm trennte. Hier würden ihn die Indianer ermordet haben, wenn er ſich nicht durch eine Liſt gerettet hätte. Zufällig nämlich trat gerade an demſelben Tage eine Mondfinſterniß ein und Columbus drohte den Wilden, zum Zeichen der Mißbilligung ihres ungaſtlichen Beginnens werde der Mond ſich verfinſtern. Als die Finſterniß nun wirklich kam, warfen ſie ſich angſtvoll vor ihm nieder, flehten ihn um Vergebung und brachten ihm zugleich Lebensmittel. Endlich holte ihn und ſeine leidenden Gefährten ein Schiff ab und er kehrte nach Spanien zurück. Hier war ſeine erſte Gönnerin, die Königin Iſabella, geſtorben und König Ferdinand wollte ihm nicht wohl. Er hatte auf ſeinen letzten Reiſen ſeine ganze Habe zugeſetzt und war durch Alter und Krankheit gelähmt, aber raſtlos ſann er noch immer auf neue Unternehmungen

und beſchwor den undankbaren König, ihm die verſprochene Statthalterei in Weſtindien zu geben. Es geſchah nicht und er ſtarb arm und im Kummer, 1506.

6.

Die erſte Bekanntſchaft mit Amerika.

Der abſcheuliche Bobadilla war nur nach Weſtindien gegangen, um den verdienſtvollen Italiener zu ſtürzen und ſelber ſo viel Gold als möglich zuſammen zu raffen. Obgleich die edle Königin Iſabella alle Indianer für freie Menſchen erklärte und den Spaniern verboten hatte, ſie zu drücken, ſetzte doch der neue Statthalter ihre Mißhandlung fort und zwar hauptſächlich, um ihnen Gold abzupreſſen. Sie gaben rohe Goldkörner und größere Stücke gediegenen Goldes her. Auch zeigten ſich die Goldgräbereien, die man angelegt hatte, ergiebig. Nach einer Sage fand man am Fluſſe Hayna einen gediegenen Goldklumpen, welcher ſo groß war, daß Bobadilla in ſeiner Freude ſogleich auf demſelben ein Schwein ſchlachten ließ und ſein Gefolge damit regalirte. Wenn auch die Sage übertrieben hat, ſo bleibt doch das auf dem Goldklumpen liegende Schwein ein paſſendes Sinnbild der Geſinnung Bobadillas, der leider nur zu viele Nacheiferer fand. Die Begierde nach Gold hat die caſtilianiſche Race verthiert. Die ſchlechte Aufführung Bobadillas war Urſache, daß er bald zurückgerufen wurde. Er hoffte dennoch zu triumphiren, denn er lud eine ungeheure Menge Goldes auf ſein Schiff, welches der ſpaniſchen Regierung die Augen blenden ſollte. Roldan und alle die Aufrührer und Räuber, die dem Columbus das Leben verbittert hatten, ſchifften ſich mit ein. Aber Gottes Zorn traf ſie auf dem Meere und ſie alle gingen ſammt ihren Schätzen in einem Sturme unter.

Der neue Gouverneur Ovando regierte nicht beſſer als ſein Vorgänger, aber er ſchadete noch vielmehr, weil er länger in Hispaniola blieb. Hier hatte die ſchöne Annacaona, die Wittwe

des Caziken Caonabo, die zu ihrem Bruder, dem Caziken Behechio geflüchtet war, das schönste Weib der ganzen Insel und voll Grazie und Verstand, mit des Columbus Bruder Bartholomeo einen Freundschaftsbund geschlossen und war den Spaniern in aller Weise behülflich, indem sie nach ihres Bruders Tode dessen kleines Reich, die damals von den Spaniern noch unberührt gebliebene Gegend von Xaragua beherrschte. Durch sie hätte sich nun ein dauerhaftes freundliches Verhältniß zwischen den Eingeborenen und Colonisten herstellen lassen und selbst die Bekehrung der ersteren zum Christenthum würde leicht erfolgt seyn, wenn Ovando dem Befehle, die Freiheit der Eingeborenen zu achten, nachgekommen wäre. Er that das nur zum Schein und behauptete, er wolle dem Volk die Freiheit lassen, müsse jedoch dessen Arbeitskräfte in Anspruch nehmen. Denn die spanischen Colonisten, wenn sie auch ausdrücklich zum Anbau des Landes waren beauftragt und ausgerüstet worden, scheuten doch jede Arbeit und wollten blos rauben. Ovando machte so viele Indianer zu Sklaven, als er brauchte, und ließ sie unter grausamer Peitsche harte Arbeit verrichten, woran diese müßigen Kinder der Natur nicht gewohnt waren. Viele brachten sich lieber um. Gegen die, welche sich weigerten, führte Ovando einen mörderischen Krieg, wobei es seine Leute hauptsächlich auf Raub absahen. Endlich führte er den Hauptstreich gegen die schöne Annacaona aus, der er bisher eine friedliche Gesinnung geheuchelt hatte. Er sah die Gelegenheit eines Festes ab, zu welchem sie die noch unabhängigen Caziken der Insel eingeladen hatte und auch ihn einlud. Er kam und nahm unter ihnen Platz, hatte aber einen Hinterhalt bestellt und ließ plötzlich die fröhliche Versammlung überfallen und die nackte und wehrlose Menschenmenge erbarmungslos niederhauen. Annacaona, die Goldblume von Haiti, wurde, als ob sie eine Verschwörung gegen die Spanier hätte anzetteln wollen, gefangen genommen, vor ein spanisches Gericht gestellt, gefoltert und zuletzt gehenkt. 1503.

Die Frage, wie man die Indianer zu behandeln habe, wurde in Spanien aufs neue erörtert. Der edle Bischof Las Casas nahm sich ihrer im Sinne der verewigten Königin Isabella auf das

wärmste an. Die Königin hatte noch in ihrem Testamente ausdrücklich der Indianer gedacht und befohlen, daß man sie schonen und nur wie unschuldige Kinder unterrichten solle. König Ferdinand, obgleich selbst rauher gesinnt, ehrte doch dieses Vermächtniß, und bestellte besondere Inspectoren zum Schutze der Indianer. Las Casas selbst wurde nach Hispaniola geschickt, allein es war ihm nicht möglich, überall gegenwärtig zu seyn. Die Raubgier und Unbotmäßigkeit der Spanier zwang überall, wohin sie kamen, die Eingeborenen zur Gegenwehr, wodurch dann der Krieg gegen sie und ihre Vertilgung wieder gerechtfertigt wurde. Man führte sogar eine Menge außerordentlich großer Hunde ein, die man Bluthunde nannte und die eigends auf die nackten Wilden abgerichtet wurden. Die Greuel, die auf den verschiedenen Antillen und später auf dem Festland begangen wurden, sind großentheils gar nicht bekannt worden. Außer den Schiffen, welche die Regierung zum Behuf neuer Entdeckungen und Niederlassungen aussandte, fuhren viele Schiffe eigenmächtig auf Raub aus, indem die Führer derselben jeden Vorwand brauchten, um eigene Wege zu gehen.

Ojeda und Amerigo Vespucci kamen zum erstenmal an die Nordküste Südamerikas nach Venezuela und Cumana. Nunnez Balboa erstieg an der Küste von Darien einen hohen Berg und sah von demselben herab zum erstenmal den stillen Ocean. Er war ganz allein, kniete staunend nieder und betete im Anblick des grenzenlosen Meeres, 1513. Jetzt erst begriffen die Spanier, daß sie nicht in Ostindien waren und daß noch ungeheure Ferne sie von diesem Lande trennten. Der arme Balboa erntete aber für seine so höchst interessante Entdeckung einen traurigen Lohn, denn ein böser Vorgesetzter, über den er sich beklagt hatte, Pedrarias, ließ ihn enthaupten. Nachher war Juan Diaz de Solis der erste, der ins stille Meer fuhr und dessen Küsten untersuchte.

Es ist nothwendig, zu bemerken, daß in den ersten Jahren und Jahrzehnten der Entdeckung der neuen Welt der wahre Gewinn, den die alte Welt davon haben sollte, noch nicht erkannt wurde. Die s. g. Colonialwaaren fehlten noch. Zucker und Kaffee sollte erst noch

in Westindien angepflanzt werden. Von der einheimischen Baumwolle kamen nur kleine Portionen nach Spanien. Die ganze Ausbeute beschränkte sich zunächst auf Gold und edle Hölzer, besonders Farbhölzer. Neu, aber damals noch wenig im Verkehr, war die Cacaobohne, aus der man Chokolade machte, und der Tabak. Die Eingebornen auf Hayti rauchten den letzteren und nannten das Rohr, dessen sie sich dazu bedienten, tabaco, wovon das Kraut selbst den Namen erhielt. Das Schlimmste, was die Spanier aus der neuen Welt mitbrachten, war eine neue, nie zuvor bekannte Krankheit, die Siphylis, von der man nicht weiß, ob sie früher schon unter den Wilden graßirte, oder ob sie erst aus der sündhaften Vermischung der beiden heterogenen, spanischen und indianischen Race entstand und als eine gerechte Strafe der von der erhabenen Höhe castilianischer Ritterschaft zur niedrigsten Bestialität, ja eigentlich Teufelei herabgesunkenen Conquistadores angesehen werden muß, als ein physisches Gift dem moralischen entsprungen und adäquat.

Die neu entdeckte Welt hatte anfangs noch keinen Namen außer der allgemeinen Bezeichnung des westlichen oder von Westen her erreichten Indien. Den Namen Amerika erhielt sie nach dem Vornamen des oben schon genannten Amerigo Vespucci, der ein Florentiner war. Man hat lange geglaubt, dieser letztere, der zuerst mit Ojeda in den Gewässern der Antillen herumfuhr, habe in böswilliger Weise dem Welttheil seinen Namen gegeben, um den Namen des wahren Entdeckers Columbus dadurch zu verdrängen. Indeß hat Alexander v. Humboldt nachgewiesen, daß Vespucci ein sehr unschuldiger Seefahrer gewesen ist, der dem Columbus treu ergeben und von ihm selbst geachtet war, daß er niemals ein Schiff befehligt hat, sondern als ein Fremder nur in untergeordneter Stellung mitgereist ist, also gar keine Befugniß hatte, irgend eine Küste, geschweige das ganze Festland nach seinem Namen Amerigo (Emmerich, Amarich) zu benennen. Nicht er selbst hat dem Welttheil den Namen gegeben, ja lange nicht einmal gewußt, daß er zu dieser Ehre gelangt sey. Die Sache verhielt sich so. Vespucci machte die Beschreibung seiner Reisen bekannt, ehe noch eine andere förmliche Reisebe-

ſchreibung (neben den Berichten an die ſpaniſche Regierung) veröffentlicht war. Die vier Reiſen des Veſpucci wurden nun ſogleich gedruckt und in verſchiedene Sprachen überſetzt. Weil aber die Buchdruckerei kaum erſt in Deutſchland erfunden war und dort fortwährend verbeſſert und von dort aus immer mehr in die andern Länder verbreitet wurde, übte gerade die deutſche Preſſe ein außerordentliches Uebergewicht und was von ihr ausging, konnte leicht für Europa Gebrauch und Geſetz werden. Nun erſchienen die Reiſen des Veſpucci in St. Dié im Wasgau (in Lothringen) 1507 und in neuer Auflage zu Straßburg 1509 beſorgt von Martin Waltzemüller von Freiburg im Breisgau, der eine Weltkarte dazu verfertigte und in demſelben Jahr 1507 eine Kosmographie erſcheinen ließ, welche in vielen Auflagen außerordentlich weit verbreitet wurde und in welcher bereits vorgeſchlagen wurde, den vierten Welttheil zu Ehren des Veſpucci, deſſen Reiſen allein bekannt und berühmt waren, Amerika zu nennen. Gewiß iſt, daß in den Jahren 1520—1522 auf allen im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland erſchienenen Karten bereits der Name Amerika im Gebrauch war, zu einer Zeit, in welcher in Amerika ſelbſt und in Spanien noch niemand dieſen Namen gebrauchte, und in welcher Veſpucci ſelber ſchon geſtorben war. Weil aber der Name einmal auf den deutſchen, durch den Buchhandel überall verbreiteten Weltkarten ſtand, wurde er allgemein und am Ende von den Spaniern ſelbſt angenommen.

Achtes Buch.

Die Franzoſen in Italien.

1.

Wirren im Kirchenſtaat.

Italien war ſeit dem Sturz der Hohenſtaufen unabhängiger, aber nicht einiger geworden. Im Norden bildeten Venedig, Mailand, Monſerrat und Savoyen ſchon abgerundete Territorien, denen Verona, Ferrara, Mantua nacheiferten und neben denen ſich Genua noch lange hielt. In Mittelitalien trachtete die große und blühende Stadt Florenz alle andern toskaniſchen Städte, namentlich Piſa und Siena zu unterjochen, während im Kirchenſtaat die Abweſenheit der Päpſte in Avignon Schuld war, daß Bologna, Rimini, Perugia ꝛc. ſich unabhängig machten und in Rom ſelbſt die alten Adelsparteien, vornehmlich die Orſini und Colonna, ſich in die Macht theilten. In Unteritalien gab es nur noch zwei abgerundete Reiche, das franzöſiſche Neapel, das aragoniſche Sicilien.

Die Entfernung des heiligen Stuhls von Rom trug weſentlich dazu bei, die Erinnerungen an das alte heidniſche Rom aufzufriſchen. Eine Minderheit feuriger Köpfe wollte die Einheit Italiens und ſchwelgte in jenen Erinnerungen. So vor allen Cola di Rienzi, ein Römer von niederer Geburt, der 1347 auftrat und das italieniſche Nationalgefühl aufzuregen ſuchte gegen die zwei Barbaren, den

Deutſchen, der Italien als Kaiſer, den Franzoſen (in Avignon), der es als Papſt knechten wollte, da doch Italien ein altes Recht habe, unabhängig zu ſeyn, Italien, welches zur Römerzeit alle jene Barbaren beherrſcht habe. Am 20. Mai 1347, als die Colonna einmal von Rom ausgezogen waren, bemächtigte ſich Cola mittelſt des gemeinen Volks der Stadt und errichtete eine Republik, die Karikatur der altrömiſchen, ohne tiefe Eingriffe in Recht und Sitte, vielmehr nur ſchauſpielmäßig, indem Sinnbilder, Feſtaufzüge und Spielerei die Hauptſache war. Daß er einmal den Kaiſer und Papſt vor das Gericht des römiſchen Volks citirte, bewies, wie weit ſeine Narrheit ging. Es gelang daher auch dem römiſchen Adel mit Hülfe eines päpſtlichen Legaten leicht, dem Spektakel ſchon im Herbſt ein Ende zu machen und Cola floh — nach Deutſchland, zu denſelben Barbaren, von denen er kurz vorher noch mit ſo vieler Verachtung geſprochen hatte. Karl IV. nahm ihn nicht ungnädig auf, ließ ſich jedoch von ſeinen römiſchen Kaiſerplänen nicht beirren und fand ſogar für gut, ihn dem Papſt Innocenz VI. nach Avignon auszuliefern, 1352. Aber auch der Papſt nahm ihn gnädig auf und bediente ſich ſeiner als Werkzeug, um ſeine eigene Herrſchaft in Rom wieder zu befeſtigen, denn er begriff, gegen den eigenmächtigen Adel müſſe er ſich auf das gemeine Volk ſtützen. Cola ging mit der Vollmacht des Papſtes als Senator nach Rom zurück und weidete ſich eine Zeitlang im Genuß ſeiner Würde, machte ſich aber durch ſeine Eitelkeit nur lächerlich und verlor die Gunſt des Volkes, da er nicht mehr für das Ideal der Republik ſchwärmte, ſondern einfach ein päpſtlicher Diener war. So gelang es ſeinen adeligen Feinden, ihn wieder los zu werden. Er wurde in einem Volksaufſtand am Capitol erſchlagen, 1354.

Wenige Tage nachher (im October) erſchien Karl IV. in Oberitalien, aber nicht mit einem Heer, nicht als Herr, ſondern nach Villanis Worten, unbewaffnet auf einem Reiſeklepper, wie ein Kaufmann, der zur Meſſe reist. Er wollte, wie in ſeiner Geſchichte erzählt iſt, ſich nur die Kaiſerkrone in Rom abholen, wie er mit dem Papſt in Avignon verabredet hatte. Damals war Erzbiſchof Jo-

hann in Mailand das Haupt der Visconti, ein überaus energischer Mann, der sein Gebiet erweiterte und hier Genua, dort Bologna unterwarf, gegen den sich aber alle gefährdeten Nachbarn in einen lombardischen Bund vereinigt hatten, so eben gestorben und seine Neffen Matteo, Barnaba und Galeazzo hatten seine Länder und seine Fehden geerbt. Karl IV. wußte nicht recht, wie er hier durchkommen sollte, ohne sich nach der einen oder andern Seite hin zu compromittiren. Da kam Petrarca zu ihm, ein empfindsamer, hochgefeierter und ebenfalls schon für das classische Alterthum schwärmender Dichter, verglich ihn mit Augustus und schmeichelte ihm als dem Erneuerer des römischen Kaiserthums, was Karl sanft ablehnte. Doch diente Petrarca Karln bei Barnaba, der sich von ihm zum kaiserlichen Vikar ernennen ließ und ihm dafür die eiserne Krone und ein Reisegeld gab. Von hier ging Karl nach Toscana, wo er von den Florentinern wieder Geld nahm, um zuletzt in Rom die Kaiserkrone aus den Händen zweier Legaten zu empfangen. Er hatte dem Papst in Avignon versprochen, nur einen Tag in Rom zu verweilen und hielt Wort. Sein unkaiserliches Auftreten aber zog ihm die Verachtung der Italiener zu und in Pisa brach ein Aufstand gegen ihn aus, weil man ihn in Verdacht hatte, die Stadt den Florentinern ausliefern zu wollen. Die Italiener begriffen nicht, daß er weit entfernt war, sich in ihre kleinen Händel einmischen zu wollen und bei seiner Reise nach Rom nur einen höheren Gesichtspunkt europäischer Politik im Auge hatte.

Die Italiener setzten nach Karls Abzug ihre Händel fort. Cardinal Albornoz bereitete dem ersten, endlich wieder aus Avignon zurückkehrenden Papste die Stätte und als im J. 1369 Papst Urban V. in Rom den Besuch des deutschen Kaisers Karl IV. und des griechischen Kaisers Johann Paläologus empfing, schien die alte Herrlichkeit des mittelalterlichen Rom sich zu erneuern. Aber diese Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn die französische Politik verlangte, daß der Papst in Avignon bleibe und veranlaßte, als sie dies nicht mehr durchsetzen konnte, das Schisma oder die zwiespältige Papstwahl, um wenigstens einen Papst für sich zu behalten. Urbans V.

Nachfolger Gregor XI. war zwar noch ein Franzoſe, verließ aber Avignon und blieb in Rom, wo er 1378 ſtarb. Sein Nachfolger Urban VI. war wieder ein Italiener. Man hat ihn der Härte und des Eigenſinns beſchuldigt, durch die er die Cardinäle zurückgeſtoßen habe; allein der wahre Grund, warum ſich die franzöſiſchen Cardinäle gegen ihn auflehnten, war lediglich das franzöſiſche Staatsintereſſe. Die Cardinäle trennten ſich von ihm und wählten in Fondi wieder einen Franzoſen Clemens VII. zum Papſt, 1378. Dieſer zog ſich ſogleich nach Avignon zurück und ſetzte dort die Reihe der franzöſiſchen Päpſte fort, während Urban VI. in Rom blieb und auch hier die Reihe der rechtmäßigen Päpſte fortgeſetzt wurde. Es leuchtet ein, daß die ganze Schuld dieſes traurigen Schisma auf Frankreich fällt, denn nur in Rom war von Anfang an St. Peters Stuhl aufgerichtet.

Nach Urbans VI. Tode folgten in Rom als Päpſte 1389 Bonifacius IX., 1404 Innocenz VII., 1406 Gregor XII., welche abwechſelnd mit den kleinen Uſurpatoren im Kirchenſtaat, namentlich mit den Bentivoglio in Bologna und mit Neapel zu kämpfen hatten, von wo fortwährend ein Druck auf Rom ausgeübt wurde. Unter welchen Umſtänden 1408 das Concilium zu Piſa zuſammenberufen und daſelbſt ſowohl der römiſche als Avignoner Papſt (Gregor XII. und Benedict XIII.) abgeſetzt und ein neuer, Alexander V., gewählt wurde, iſt ſchon in der Geſchichte des Kaiſer Sigmund ausführlich erzählt. Die beiden abgeſetzten Päpſte wichen aber nicht und ſo hatte man drei Päpſte. Auf Gregor folgte 1410 Johann XXIII. Wie es dieſem auf dem großen Concil in Conſtanz erging, iſt erzählt. Das Concil wählte nach Abſetzung aller drei Päpſte zum allein rechtmäßigen Papſte Martin V., der 1418 nach Rom kam. Hier widerſetzte ſich ihm Braccio unter dem Vorwand, für den abgeſetzten Johann zu fechten, ſtarb aber zu rechter Zeit. Bologna unterwarf ſich wenigſtens dem Namen nach. Doch blieben die kleinen Herrn im Kirchenſtaat, wenn ſie auch des Papſtes Oberhoheit anerkannten, immer noch ſehr frei und unbotmäßig.

Auf Martin folgte 1431 Eugen IV., der ſich genöthigt ſah,

dem Cardinalscollegium eine große Gewalt einzuräumen und das ariſtokratiſche Princip, welches er den Concilien nicht zugeſtehen wollte, in dieſen engeren und rein römiſchen Kreis zu verlegen. Er verpflichtete ſich, die Cardinäle willkürlich weder zu wählen noch abzuſetzen, ſondern erſt das Collegium zu hören, auch die Vaſallen und Unterthanen des Kirchenſtaats nicht ſich allein, ſondern auch dem Cardinalscollegium huldigen zu laſſen. Seine Lage war höchſt ſchwierig. Das Basler Concil bedrängte ihn, er ſetzte demſelben das von Ferrara entgegen, welches er 1438 nach Florenz verlegte. Hier wurde mit den Byzantinern die Union der römiſchen und griechiſchen Kirche beſchloſſen, aber fruchtlos, da der größte Theil des griechiſchen Klerus nichts davon wiſſen wollte und Conſtantinopel bald darauf in die Gewalt der Türken gerieth, welche die Union eben ſo wenig anerkannten, als Rußland. Auch im Kirchenſtaat brachen neue Unruhen aus, die dem Papſte ſchwere Sorge machten, denn nachdem er ſich des berühmten Feldherrn Franz Sforza bedient hatte, um die Empörer zu bändigen, fiel ihm dieſer gewaltthätige Feldherr, den er zum Markgrafen von Ancona hatte erheben müſſen, ſelber zur Laſt.

Ihm folgte 1447 Nicolaus V., der zwar durch Verkündigung eines Jubeljahrs 1450 ſich reichliche Einnahmen verſchaffte, aber von Verſchwörungen bedroht war und im Kummer über die Eroberung Conſtantinopels ſtarb, 1455. Sein Nachfolger, ein Spanier aus dem Geſchlecht Borgia, Calixtus III., nahm ſich das Unglück der Chriſtenheit weniger zu Herzen, und dachte nur mittelſt der Tiara ſeinem Neffen eine weltliche Herrſchaft zu gründen. Mit ihm begann das verdammungswürdige Syſtem des päpſtlichen Nepotismus. Zwei Neffen machte er zu Cardinälen, einen dritten zum Herzog von Spoleto, ſtarb aber ſchon 1458. Gewiß eine traurige Thatſache, daß in dem Zeitpunkt, in welchem der Islam in Conſtantinopel feſten Fuß faßte und die Bemühungen der Concile und deutſchen Kaiſer, die Kirche durch eine ſittliche Reform wieder zu ſtärken, ſcheiterten, in Rom ſelbſt, im Centrum der Kirche, ſo gemeine weltliche Gelüſte aufkamen.

Auch der nächſte Papſt, Pius II., der berühmte Gelehrte Aeneas Sylvius, war nicht geeignet, das moraliſche Anſehen der Kirche herzuſtellen, denn er hatte ſchon allen Herren gedient und alle verrathen und war weit eher ein ſchlauer Diplomat und Weltmann, als Prieſter des Herrn. Er ließ die kleinen Tyrannen im Kirchenſtaat gewähren, wenn ſie ihn nur nicht offen bekämpften, ſondern ihm den Schein der Oberhoheit ließen. Sein Nachfolger, Paul II., ſeit 1464, hatte wieder ſchwere Fehden mit den kleinen Herren, beſonders den Bentivoglio und Malateſta zu beſtehen. Ihm folgte 1471 Sixtus IV., der wieder, wie Calixtus, ſeinen Neffen vom Hauſe Riario verſorgte und dadurch mit denen, die ſchon im Beſitz waren, böſen Streit bekam. Dieſe kleinen Fehden im Kirchenſtaat wurden noch wirrer, als ſeit 1484 Innocenz VIII. in ſolcher Schwäche und Unentſchloſſenheit regierte, daß ſo ziemlich alles drunter und drüber ging, bis ihm der große Lorenzo di Medici Ordnung ſtiften half. Er ſtarb 1492 und ihm folgte wieder ein Borgia, Alexander VI., der das Hereinbrechen der Franzoſen in Italien erlebte.

2.

Venedig.

Nach außen hin beſtand im 13. Jahrhundert Venedig die ſchwerſten Kämpfe mit Genua, weil beide Seeſtaaten im levantiniſchen Handel rivaliſirten. Dabei wurde ungeheuer viel Blut unnütz vergoſſen. Genua behauptete zwar noch ſein Quartier in Conſtantinopel, ging jedoch aus dem Seekriege viel geſchwächter hervor, als Venedig, welches im Beginn des 14. Jahrhunderts die erſten Erwerbungen auf dem italieniſchen Feſtlande (terra firma) machte und 1334 den Scalas in Verona Treviſo und Baſſano abgewann. Als nicht lange nachher Genua ſich der griechiſchen Inſel Chios bemächtigte, erregte das die Eiferſucht Venedigs wieder ſo ſehr, daß der Seekrieg zwiſchen beiden Republiken von neuem ausbrach und beider Flotten ſich im Hafen von

Conſtantinopel Schlachten lieferten, 1350 und 1852. Die Venetianer unter Piſani ſiegten, die Genueſen unter Grimaldi unterlagen. Aber 1854 ſiegten wieder die letzten unter Paganin Doria.

Im Jahre 1355 wurde die Regierung in Venedig ſo geordnet, daß der Doge nicht mehr ſeine Räthe ſelbſt wählen durfte, ſondern daß ihm 6 dergleichen vom großen Rath auf Vorſchlag des Senats zugeordnet wurden, denen auch noch die drei Präſidenten des Vierzigertribunals beitraten. Das geſchah dem ſchon 80jährigen Marino Falieri zu Leide, den ein junger Nobile (Steno) wegen ſeiner ſchönen jungen Frau neckte. Der Beleidiger wurde nur zu einer ganz gelinden Strafe verurtheilt, und hatte die Lacher auf ſeiner Seite. Der entrüſtete Greis ſuchte ſich nun durch Aufreizung des gemeinen Volks an der Junkerpartei zu rächen, der Anſchlag aber wurde entdeckt und der alte Doge hingerichtet.

Die Neigung Venedigs, ſich zu Lande auszubreiten, machte ihm bald alle Nachbarn zu Feinden. Zara und die dalmatiſche Küſte fiel von ihm ab und ſchloß ſich an Ungarn. Doch traten ihm die Habsburger um Geld den Hafen von Trieſt ab. Dagegen hatte Venedig abwechſelnd immerwährend Kriege zu führen mit den Dynaſten der Nachbarſchaft, den Carrara in Padua, den Scala in Verona, den Gonzaga in Mantua, den Manfredi in Faenza, den Eſte in Ferrara, den Visconti in Mailand, bald mit einzelnen, bald mit einer ganzen Verbindung (liga) derſelben, denen ſich dann noch Genua und Ungarn anſchloſſen. Da aber Venedig ſelbſt unzugänglich und ſehr reich war, konnte es alle dieſe Kämpfe aushalten, und die Gegner ermüden und trennen und 1381 einen ehrenvollen Frieden machen. Nicht lange nachher gelang es der Republik, der Herrſchaft der Scala in Verona (1387) und derjenigen der Carrara in Padua (1388) ein Ende zu machen und ihr Gebiet auf dem Feſtland weiter auszudehnen. Nur die Carrara empörten ſich noch öfter, aber vergebens. Francesco Carrara, der letzte Held des Geſchlechts, wurde gefangen und erdroſſelt, 1406. Der Verſuch des Kaiſer Sigmund, die Scala wieder als Reichsvicare in Verona einzuſetzen, blieb erfolglos. Auch Dalmatien wurde von Venedig den Ungarn wieder entriſſen, 1421. Vier Jahre

ſpäter ſchloß ſich die Republik einer Liga gegen Mailand an, wobei ſie Brescia und Bergamo eroberte und behielt, 1425. Der ſiegreiche Feldherr der Liga war Carmagnola, dem die Venetianer nicht alle Forderungen bewilligen wollten und den ſie auf die undankbarſte Weiſe durch Verrath gefangen nehmen und hinrichten ließen, 1432.

Die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken 1453 koſtete zwar den Venetianern 47 Nobili, die dabei umkamen, Sultan Muhamed II. ließ ſich aber bald bereit finden, einen Handelstractat mit Venedig einzugehen, denn der Orient konnte den Handel mit dem chriſtlichen Europa nicht mehr entbehren. Zwar wurde der Verkehr immer wieder geſtört, aber auch der Kriegszuſtand nützte Venedig, ſofern es jetzt erſt berechtigt war, den Türken ſo viele griechiſche Inſeln, Vorgebirge und Städte als möglich vorwegzunehmen. Jede Eroberung Venedigs im Oſten erſchien nun nicht mehr als Beraubung, ſondern als Beſchützung der griechiſchen Chriſten.

Die furchtbare Ariſtokratie der Nobili gab ein neues Beiſpiel, wie ſie zu verfahren pflegte, damit dem Dogen die Luſt verginge, etwa ſeine Gewalt einmal ausdehnen zu wollen. Des greiſen Dogen Francesco Foscari Sohn Jacob wurde fälſchlich beſchuldigt, von Mailand Geld angenommen zu haben, und den grauſamſten Folterungen unterworfen, wobei ſein Vater die Miene patriotiſcher Ruhe und Gelaſſenheit beibehalten mußte, wenn er nicht als Mitſchuldiger gelten wollte. Der durch die Folter Gelähmte wurde, da er nichts bekannte, nach Treviſo entlaſſen, als aber ein Nobile in Venedig ermordet wurde, gleich wieder verhaftet und aufs neue gefoltert, weil man ihn des Mordes für verdächtig hielt. Noch einmal ward er wieder entlaſſen, dann doch wieder gefaßt und noch einmal ſo gräßlich gemartert, daß er im Kerker ſtarb. Der alte Vater, der immer noch keine Miene verziehen durfte, wurde endlich, weil die Mörder ſich ſeines Anblicks ſchämten, abgeſetzt und ſtarb im tiefſten Kummer, 1457.

Der Krieg mit der Türkei begann wieder 1463, nachdem die Venetianer gegen die Verträge einen griechiſchen Dieb, der zu ihnen geflohen war, geſchützt hatten. Man kämpfte wüthend um Morea (den Peloponnes), deſſen venetianiſcher Statthalter Barbarigo von

den Türken gefangen und gespießt wurde. Der Sultan war so zornig, daß er alle Christen zu vertilgen schwur, doch ließ er sich mit der Eroberung von Negroponte genügen, 1470. Dagegen gewannen die Venetianer die schöne und große Insel Cypern, welche seit den Kreuzzügen der französischen Dynastie Lusignan gehörte. Der letzte König dieses Hauses Janus III. hatte von seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin von Montferrat, eine Tochter Charlotte, die er mit dem Prinzen Johann von Portugal vermählte. Als aber Janus in zweiter Ehe die griechische Prinzessin Helena nahm, ließ diese den Portugiesen vergiften, weil sie selbst die Insel beherrschen wollte. Ihr eigner Tod vereitelte indessen ihre Pläne. Janus vermählte seine Tochter zum zweitenmal mit dem Prinzen Ludwig von Savoyen und starb nun ebenfalls, 1459. Er hatte aber noch einen natürlichen Sohn hinterlassen und zum Erzbischof von Nicosia gemacht. Diesen Jakob von Lusignan verführte ein venetianischer Verbannter, Marco Cornaro, durch das Bild seiner Nichte, der schönen Katharina, so daß er nach ihrem Besitz schmachtend das geistliche Gewand abwarf, sich an den Sultan von Aegypten wandte, dessen Vasall und von demselben mit der Insel Cypern belehnt wurde und mit einer Schaar Mameluken dahin zurückkehrte. Ludwig von Savoyen vermochte sich nicht zu halten und auch der Papst, zu dem die arme Charlotte floh, wußte ihr nicht zu helfen. Die Genuesen hatten sich indeß für den Prinzen Ludwig erklärt, gegen sie mußte Jakob Schutz suchen in Venedig und Marco Cornaro hatte nicht viele Mühe, der venetianischen Regierung begreiflich zu machen, daß sie selbst einen Rechtstitel auf den Besitz Cyperns erwerben könne, wenn sie die Vermählung seiner Nichte mit König Jakob unter der Bedingung, daß Katharina förmlich zur Tochter der Republik Venedig erklärt würde, unterstützen wolle. Die Adoption erfolgte und die Tochter Venedigs wurde unter feierlichem Geleit der Republik von ihrem Vater Andrea nach Cypern gebracht und mit König Jakob vermählt, 1471. Aber schon nach zwei Jahren starb dieser König und, wie das Volk glaubte, an Gift, welches ihm die Venetianer gemischt hatten, um sich sobald als möglich in den Besitz der Insel zu setzen. Sie ermordeten nicht nur den venetianischen

Arzt des Königs, sondern auch den Vater der Königin Andrea Cornaro. Katharina gebar erst nach ihres Gemahls Tode einen Sohn, Jakob, dieser unglückliche Knabe wurde aber zwischen dem cyprischen Adel und dem venetianischen Admiral Mocenigo hin und her gerissen und starb schon 1474, worauf Venedig sich der Insel bemächtigte und der Königin bis an ihren Tod nur den leeren Titel ließ.

Venedig verlor dagegen an die Türken 1479 Scutari, einen der wichtigsten Punkte am adriatischen Meere. Nachher verband sich Venedig mit dem Papst zum Verderben des Hauses Este, konnte ihm jedoch Ferrara nicht abgewinnen. Von den Händeln Venedigs mit Sigmund von Tirol, mit den Waldstätten, mit Maximilian, und von der Politik, die es am Ende des Jahrhunderts während der langen Kriege um Mailand und Neapel und nach dem Einfall der Franzosen in Italien einhielt, ist an andern Orten die Rede. Immer geschickt, aber auch immer treulos wahrte Venedig seinen Vortheil, Bünde schließend und wieder brechend, indem es sich selbst so viel als möglich Opfer ersparte, echt kaufmännisch. Als es aber mit Mailand in Händel gerieth, hetzte ersteres die Türken auf und Sultan Bajazet II. schickte 1499 wilde Raubhorden bis vor Vicenza. Der heftigste Kampf entbrannte zur See und um Morea. In Koron wurde der venetianische Admiral Contarini, als er die Stadt verproviantiren wollte, von den Türken gefangen. Der Sultan schickte ihn dann vor die Mauern von Napoli di Romania, um die Besatzung zur Uebergabe zu bereden, Contarini aber gab seinem Pferde die Sporen, übersprang den Graben mit einem ungeheuren Satz und vertheidigte dann selber Napoli s- tapfer, daß der Sultan abziehen mußte, die schönste Heldenthat, die je ein Venetianer vollbrachte, 1500. Drei Jahre später schloß man Frieden, Venedig verlor nur Koron und Modon.

Mittlerweile war der Doge Barbarigo 1501 gestorben und Loredano ihm nachgefolgt. Wegen der außerordentlichen Verwicklungen mit so vielen damals in Italien und in ganz Europa einander bekämpfenden oder überlistenden Mächte und der Nothwendigkeit, über die Politik Venedigs, die arglistigste von allen, den Schleier des Geheimnisses zu decken, concentrirte man die Staatsgewalt in Venedig

und zog ſie aus dem Collegium der Zehn in einen engſten Rath von drei Staatsinquiſitoren zuſammen, die zwar immer aus der Geſammtheit der Nobili gewählt wurden, dann aber unumſchränkt und im tiefſten Geheimniß regierten.

Damals befand ſich Venedig auf dem Höhenpunkte ſeiner Macht, als die erſte Seemacht der damaligen Welt anerkannt. Die Stadt ſelbſt zählte 200,000 Einwohner, Dalmatien lieferte ihr ausgeſuchte Söldner, die Terra Firma wurde milde behandelt und war der Republik ergeben. Nicht nur die herrſchenden Nobili, auch die niedern Bürger befanden ſich in blühendem Wohlſtand und die Regierung der Republik ſtand wegen ihrer Macht und Klugheit und wegen ihres ungeheuern Reichthums in allgemeiner Achtung. Trotz ſeines geringen Umfangs und ſeiner nur zerſtreuten Beſitzungen hatte ſich Venedig doch ſo ziemlich zum Range einer Großmacht erhoben. Seine Staatsmänner genoſſen verdienten Ruhm, ſeine Geſandten galten als die feinſten Diplomaten. Die Seele dieſer Diplomatie war indeß nur der politiſche und mercantiliſche Nutzen, wobei es der Regierung auf Moral und Treue, ja ſelbſt auf den Glauben nicht im geringſten ankam. Wo es ihren Nutzen galt, lachte ſie des Papſtes und trotzte ſeinem Bann und Interdict, brach ſie hundertmal das gegebene Wort, verrieth ihre Freunde und mordete die Männer, denen ſie Dank ſchuldig war. — Venedig trieb große Bank- und Wechſelgeſchäfte neben dem Waarenhandel und gewann dadurch ungeheure Summen. Es hatte jedoch auch eine ausgebreitete Induſtrie, namentlich in gefärbtem Leder, Sammet, Spiegeln und Glaswaaren aller Art. Die Schiffe der venetianiſchen Flotten hatten eine ſehr eigenthümliche Einrichtung, halb aus dem claſſiſchen Alterthum herſtammend, halb dem ritterlichen Mittelalter gemäß. Es waren nämlich Galeeren, welche mehr durch Ruder, als durch Segel bewegt wurden, wie es auch der Schiffahrt auf dem adriatiſchen Meere und den vielen Buchten und Meerengen in Griechenland angemeſſen war. Die Schiffe hatten aber hohe thurmähnliche Aufſätze, ein Vorder- und Hintercaſtell, ſo daß ſie ſchwimmenden Burgen glichen. Dieſer Charakter der Marine ſollte aber

bald ein veralteter werden und überhaupt Venedig die Seeherrſchaft verlieren, als am Ende des 15. Jahrhundert Portugal und Spanien es mit ihren weltumſegelnden Schiffen weit überholten.

3.

Die Visconti.

Die Visconti hatten nach dem Sturz der della Torre die Tyrannis in Mailand erlangt und nicht verfehlt, ſich von dem deutſchen Kaiſer erſt zu Reichsvicaren, dann zu Herzogen des deutſchen Reichs ernennen zu laſſen, auch Eheverbindungen mit den ihnen benachbarten deutſchen Häuſern Wittelsbach und Habsburg einzugehen, die ihnen von den Alpen her Hülfe leiſten oder den Rücken decken konnten, während ſie in Italien ſelbſt ihre ſchwächeren Nachbarn unterjochten. Nicht ſelten aber riefen ſie dadurch auch Bündniſſe vieler gegen ſich hervor. Am meiſten bedrängten ſie die della Scala in Verona, die Carrara in Padua, die Gonzaga in Mantua, die Eſte in Ferrara. Unzugänglicher blieben ihnen die Grafen von Montferrat und die von Savoyen in ihren Gebirgen, und das mächtige Venedig. Aber die Republik Genua, durch die Seekriege geſchwächt und von innern Parteien zerriſſen, wie auch die toscaniſchen Städte, die ſich der Hegemonie von Florenz zu erwehren ſuchten, und die Städte des Kirchenſtaats, die ſich vom Papſt unabhängig machten, boten ſich ihnen als eine leichtere Beute dar. Doch konnten ſie dieſe Eroberungen nicht lange behaupten.

Nach dem Sturz der della Torre gelangte 1311 Matteo Visconti zur Herrſchaft in Mailand und befeſtigte dieſelbe durch den engen Bund mit ſeinem Nachbar Can della Scala in Verona. Schonungslos durchgreifend wurde er doch zuletzt von Gewiſſensangſt ergriffen, weil er im Kirchenbanne war, und ſtarb als Büßer, 1322. Sein Sohn Galeazzo, deſſen Benehmen gegen Kaiſer Ludwig den Bayer ſchon erzählt iſt, ſtarb 1328 und hinterließ die Herrſchaft ſeinem Sohn Azzo (oder Azzon). Marco, Galeazzos Bruder, wurde,

als er ſich als Kriegsheld ausgezeichnet hatte und nach der Herrſchaft ſtrebte, erdroſſelt, 1331. Azzo ſtarb 1339 und ſein Bruder Luchino ergriff die Gewalt und übte ſie mit äußerſter Härte. Den Puſterla, dem er ſein Weib hatte verführen wollen, und der ſich deshalb gegen ihn verſchwor, ließ er mit allen ſeinen Anhängern hinrichten, und unaufhörlich bekriegte er die ſchwachen Nachbarn. Im J. 1349 folgte ihm ſein Bruder Johann, der Erzbiſchof von Mailand, der unbekümmert um ſeine geiſtliche Würde im Styl eines antiken Tyrannen regierte und wie ſein Bruder beſtändig Krieg führte. Nach ſeinem Tode kamen ſeine Neffen (die Söhne ſeines dritten Bruders Steffano) Matteo, Barnaba und Galeazzo zur Gewalt und theilten ſie. Unter ihnen war der mächtigſte, aber auch bösartigſte Barnaba, der ſeine Tochter dem Habsburger Leopold gab. Barnaba, mit della Scala von Verona verbunden, ſuchte Mantua zu erobern, wo die Gonzagas herrſchten. Zu deren Schutz traten nun die Eſte in Ferrara, Florenz und der Papſt auf. Auf beiden Seiten brauchte man ſchon ſ. g. Compagnien oder fremde Söldnerhaufen, wie ſie auch in den engliſch-franzöſiſchen Kriegen aufkamen. Unter ihren Führern (condottieri) zeichnete ſich damals der Schwabe Werner von Urslingen aus, welcher ſich insbeſondere auch in den neapolitaniſchen Kriegen umtrieb und ſich auf ſeinen Waffenrock die Worte ſticken ließ: „Ich bin Herzog Werner, der Anführer der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens.“ Sodann auch der Engländer Hawkwood. Dieſer letztere diente den Visconti und brachte deren Feinden eine Niederlage bei, worauf wieder Friede geſchloſſen wurde, 1370. Hawkwood behielt aber ſeine Bande bei ſich und plünderte Italien auf eigene Fauſt aus, bis man ihn wieder in Sold nahm. Galeazzo II. gründete die Univerſität Pavia und unterſtützte Wiſſenſchaft und Bildung, drückte aber die Lombarden mit ſchweren Auflagen und übte eine unnachſichtliche tyranniſche Gewalt wie ſein Bruder Barnaba. Dieſe Emporkömmlinge wurden in der Uebung ſchrankenloſer Tyrannengewalt durch die gelehrten und ſchönen Geiſter beſtärkt, die ihre Unthaten mit claſſiſchen Erinnerungen und

glänzenden altrömiſchen Namen beſchönigten. Barnaba hielt unter andern 5000 Jagdhunde, die gleich ihren Wärtern ſich alles erlauben durften. Nachdem er mit ſeiner verrätheriſchen Politik tief in die Geſchicke Oberitaliens eingegriffen, fand er einen ſeiner würdigen Tod. Sein Neffe Giovan Galeazzo, dem er das Erbe ſeines Vaters hatte rauben wollen, umarmte ihn zärtlich, hielt ihn aber in der Umarmung feſt und rief über ſeine Achſel hinüber ſeinen Dienern zu, ihn zu feſſeln. Dann ließ er ihm im Kerker vergiftete Speiſen vorſetzen, und Barnaba, der es vermuthete und ſich in Acht nahm, hatte die Qual, noch ein halbes Jahr lang im Kerker täglich vor Gift zu zittern, bis er es endlich wirklich im Leibe hatte und ſterben mußte, 1385. Auch ſeine beiden Söhne wurden vergiftet.

Giovan, der eine Dame aus dem Hauſe Valois heirathete und zur Mitgift die Grafſchaft Vertus in der Champagne erhielt, nannte ſich davon comte de virtu (Tugendgraf), war aber kein Muſter der Tugend. Wie er den armen Ruprecht von der Pfalz heimſchickte, iſt ſchon berichtet. Auch in ſeinen italieniſchen Eroberungen war er eben ſo rückſichtslos als glücklich und behauptete eine Zeitlang Bologna. Trotz ſeines Raubſyſtems und unnützen Blutvergießens wurde er von den ſchönen Geiſtern vergöttert. Er ſtiftete eine Academie der Künſte in Mailand und führte große Bauten auf, die prachtüberladene Karthauſe von Pavia und den wahrhaft bewundernswürdigen gothiſchen Dom aus weißem Marmor in Mailand.

Für ſeinen Sohn Gian Maria empörte ſich 1402 deſſen Wittwe Katharina mit ihrem Günſtling Barbavara, wurde aber geſtürzt und gefangen. Gian Maria ſelbſt war ein grundböſer Bube, noch ganz kindiſch und doch ſchon in allen Laſtern und Lüſten geübt. Seine Lieblingsbeſchäftigung war, ungeheuer große Hunde mit Menſchenfleiſch zu füttern und auf die Leute zu hetzen. Das that er einem aus dem Geſchlecht der Puſterla. Als der Vater zerriſſen war, ſollte auch deſſen zarter Sohn daran, der knieend um ſein Leben flehte. Die Hunde ſelbſt griffen ihn nicht an. Da mußte der Henker herbei. Auch er wollte den liebenswürdigen Knaben nicht tödten. Da drohte ihm der Herzog, ihn ſelbſt den Hunden vorwerfen zu wollen,

und nun ſtieß der Henker verzweiflungsvoll dem Knaben den Dolch ins Herz. Als Gian Maria nachher lange mit Frankreich um den Beſitz Genuas vergeblich kämpfte und eine große Hungersnoth ausbrach und das geplagte Volk Frieden verlangte, ließ er unter daſſelbe einhauen und hunderte niedermetzeln, der Aufſtand wuchs ihm aber dennoch über den Kopf und er konnte zufrieden ſeyn, daß man ſeines Lebens ſchonte, ihm gewiſſe Einkünfte anwies und die Verwaltung dem kräftigen Facino übergab; als dieſer aber 1412 im Sterben lag, beſorgten Adel und Volk von Mailand, Gian Maria werde wieder regieren, gingen hin und ermordeten ihn einige Stunden früher, ehe Facino die Augen ſchloß.

Auf Gian folgte ſein Bruder Filippo Maria, der Facinos Wittwe Beatrice Tenda heirathete, um deſſen Schätze und die Gunſt des Volks zu gewinnen, nachher aber dieſe unglückliche Dame fälſchlich des Ehebruchs beſchuldigte, um ſie loszuwerden, und unſchuldig hinrichten ließ. Im Uebrigen verwickelten ſich damals die Dinge in Italien außerordentlich, indem Krieg mit Krieg und Bündniß mit Bündniß wechſelte. Der Thronfolgeſtreit in Neapel wirkte auf ganz Italien ein, ſo daß ein Condottiere, der berühmte Franz Sforza bald den Neapolitanern, bald dem Papſt, bald den Mailändern dienen konnte und von allen Sold, Ehrenſtellen und Herrſchaften empfing. Er war ſchon der zweite Feldherr dieſes Namens. Sein Vater Jakob Mutius degli Attendoli von Catignola bei Faenza arbeitete im Garten ſeines Vaters, hatte aber keine Luſt zur Feldarbeit und warf ſeine Hacke auf einen Baum, wenn ſie hängen bliebe, wolle er Soldat werden. Sie blieb hängen, er wurde Soldat und ein großer Held, ſo daß er davon den Namen Sforza erhielt. Kaiſer Ruprecht von der Pfalz wurde auf ihn aufmerkſam und da Sforza eine Quitte (mit Anſpielung auf ſeine Vaterſtadt) ins Wappen genommen hatte, gab ihm Ruprecht einen Löwen dazu, der die Quitte hielt, ſeitdem das Wappen der Sforza. Später zeichnete er ſich beſonders im Dienſt Neapels aus, wo ſein eben ſo tapferer Sohn Franz neben ihm aufwuchs und große Dinge verrichtete. Der Papſt machte ihn zum Markgrafen von Ancona, Filippo Maria gab ihm ſogar ſeine Tochter

Bianca zur Ehe und dadurch die Anwartſchaft auf das Erbe der Visconti. Als Filippo 1447 ſtarb, widerſtrebte zwar eine ſtarke Partei dem Sforza, allein da ſich Mailand im Kriege mit Venedig befand und nur die Wahl hatte, ſich entweder an dieſe Republik oder an Sforza zu ergeben, empfing ſie den letztern als Herzog, 1450.

Genua riß ſich wieder von Frankreich los und ſtellte ſich unter den Schutz Mailands, Ludwig XI. wollte aber die Zahl ſeiner Feinde nicht unnütz vermehren, ſuchte daher Sforzas Freundſchaft und vermählte dem Sohn deſſelben, Galeazzo Maria, ſeine Baſe Bona von Savoyen, 1465. Eine Verbindung, auf welche ſpäter Frankreich einen Erbanſpruch auf Mailand begründete. Im folgenden Jahre ſtarb Francesco Sforza, und folgte Galeazzo, ein außerordentlich prachtliebender Fürſt und grauſamer Tyrann. Einen Prieſter ließ er Hungers ſterben, einen Bauer zwang er, den Haſen, den er gegen das Jagdverbot getödtet hatte, mit Haut und Haar aufzueſſen, woran er ſtarb. Seinen Barbier ließ er foltern und ſich gleich nachher von ihm raſiren, um die Feigheit der menſchlichen Natur zu erproben. Allen ſchönen Weibern ſtellte er nach und ſeine Hauptluſt war, die tugendhafteſten ihren Gatten mit Gewalt entführen zu laſſen. Einen gewiſſen Drago, der es wagte, mit einer herzoglichen Maitreſſe briefwechſeln zu wollen, ließ er in eine Kiſte nageln und lebendig begraben. Endlich wurde dieſes Ungeheuer durch Verſchworene erdolcht, 1476.

Sein Sohn Gian Galeazzo hatte das Unglück, von ſeinem Oheim Ludovico Moro (nicht der Mohr, ſondern deſſen Sinnbild ein Maulbeerbaum war, weil dieſer Baum erſt ſpät ſeine Blätter treibt) künſtlich in der Geſundheit und geiſtigen Ausbildung gehemmt zu werden, weil Moro ſelbſt die Gewalt an ſich reißen wollte. Zwar vermählte ſich des jungen Herzogs Schweſter mit dem Kaiſer Maximilian, dieſer aber that nichts, um ihren Bruder zu retten. Auch ihre Mutter, die Herzogin Wittwe, taugte nichts, ihr Liebhaber Taſſino mußte verbannt werden, ihr Miniſter Simonetta wurde enthauptet, ſie ſelbſt der Regierungsgewalt durch Moro beraubt.

4.

Florenz.

Florenz nahm eine eigenthümliche Stellung ein. Die zahlreiche, geiſtvolle und gewerbfleißige Bevölkerung dieſer Stadt zeigte einen auffallend athenienſiſchen Charakter, indem ſie immer ſchwankte zwiſchen Demokratie und Tyrannis und keine gediegene Ariſtokratie auszubilden vermochte. Die Volksmaſſe gelangte bald zum Bewußtſeyn ihrer Macht und übte ſie durch Verbannung ausgezeichneter Männer aus, bald gab ſie ſich einem Verführer oder gewaltthätigen Manne hin und ließ ſich eine zeitlang knechten. Die natürliche Veranlaſſung dazu waren in Florenz wie im alten Athen die Eroberungskriege, denn die Stadt wollte über die Nachbarſtädte herrſchen, fand jedoch in Piſa, Lucca und Siena einen hartnäckigen Widerſtand. Dieſe ewigen Fehden erzeugten das Bedürfniß namhafter Feldherrn und kampfgeübter Söldner, die aber bald nur ihrem eigenen Intereſſe folgten. So wählte Florenz den abenteuerlichen Wilhelm de Brienne, weiland Herzog von Athen, zum Feldhauptmann, der aber im Orient ein halber Türke geworden war und ſo voll Härte, daß er wieder verjagt werden mußte. Die Florentiner Demokratie bekämpfte überall in den kleinen Städten die Adelsparteien, die im Gegentheil von den Visconti in Mailand geſchützt wurden. Kaiſer Karl IV. empfahl den Florentinern einen mittelitalieniſchen oder toscaniſchen Städtebund, welcher aber nicht auszuführen war, weil Florenz nicht bloß die Hegemonie, ſondern die Alleingewalt haben wollte.

Im Innern der Stadt gährten verſchiedene Parteiungen des Adels und der Popolanen, der Guelfen und Ghibellinen, der Altbürger und der zahllos zuwachſenden Fremden, beſonders Handwerker. Im J. 1357 ſetzte die altbürgerliche Partei das merkwürdige Geſetz des Ammonirens durch. Es ſollte nämlich von der herrſchenden Partei durch eine bloße Meldung oder Mahnung jeder, der ihnen als angeblicher Ghibelline nicht recht war, von öffentlichen Aemtern

ausgeſchloſſen ſeyn. Solche hieß man ammoniti. Ein unvernünftiges und grobem Mißbrauch preisgegebenes Geſetz, welches daher unter der rührigen und wohlhabenden Bevölkerung bald unpopulär wurde. Florenz war reich durch ſeinen Handel und durch ſein Creditſyſtem. Von hier aus ging die Bankwirthſchaft durch die ganze Welt und noch heute ſind ihre techniſchen Ausdrücke die der alten Florentiner. Reiche Emporkömmlinge unter den Bankiers und Handelsleuten, welche viele Menſchen beſchäftigten und auch auswärts ihre Bureaux und großen Verbindungen hatten, waren natürlicherweiſe nicht geneigt, ſich das Regiment der guelfiſchen Altmeiſter und Zöpfe lange gefallen zu laſſen. Einer der angeſehenſten Bankiers in Florenz war Alamanno dei Medici (von den Aerzten). Dieſes Kaufmannsgeſchlecht ſoll früher Medicin getrieben und davon die Pillen in ſeinen Schild aufgenommen haben, welche jetzt noch das Wappen Toscanas ſind. Alamannos Sohn Bartolomeo war ein feuriger und ſtolzer Mann, der ſich mit andern gegen das unvernünftige Geſetz des Ammonirens verſchwor. Der Anſchlag wurde entdeckt und mehrere wurden hingerichtet, Bartolomeo aber ſchlüpfte durch, weil er den Mund der Ankläger mit Gold verſchloß, 1360. Seitdem wurde die guelfiſche Partei und beſonders die Familie Albizzi immer ſtärker, bis das Volk ſich erhob, ſie verjagte und dagegen die Medici, Strozzi, Alberti ꝛc. erhob, 1379.

Die Medici dehnten ihr Handelsgeſchäft immer weiter aus. Einer derſelben, Giovanni, ſtand den Geldangelegenheiten des Papſtes auf dem Conſtanzer Concile vor. Als er 1429 ſtarb, hinterließ er zwei Söhne, Cosmo und Lorenzo. Cosmo, zubenannt der Alte, war reicher als viele Fürſten, beſchäftigte zahlloſe Hände, ſtand mit allen Welttheilen in Verbindung, war durch ſeine Großmuth populär und erweckte dadurch bei andern angeſehenen Familien in Florenz tödtlichen Neid. Man warf ihm vor, er erdrücke alle ſeine Mitbürger durch ſeine Concurrenz. Nun ſind die Florentiner von Natur habgierig und glaubten an das böswillige Gerede gegen Cosmo, obgleich ſie vor Augen ſahen, daß er nicht nur ſich, ſondern ganz Florenz bereicherte. So kam es dahin, daß er verbannt wurde. Man

beſann ſich indeſſen ſpäter und rief ihn zurück. Er aber dankte dem Volk durch ſo große Wohlthaten, daß es ihm auf ſeinem Grabdenkmal den Namen Vater des Vaterlandes gab, 1464. Cosmo freute ſich an Wiſſenſchaften und Künſten. Nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken waren viele gelehrte Griechen nach Italien geflüchtet und man fing dort an, die altgriechiſchen Dichter, Philoſophen, Redner und Geſchichtſchreiber mit Begierde zu leſen. Dieſer Mode huldigte nun auch Cosmo, brachte dafür Geldopfer und wurde den claſſiſchen Studien ſehr förderlich, diente damit aber, bewußt oder unbewußt, dem widerchriſtlichen Principe, welches ſich ſeitdem in die moderne Bildung eingeniſtet hat. So vertraute Cosmo die Erziehung ſeines Sohnes Peter dem berühmten Gelehrten Poggio an, der großes Verdienſt um die Verbreitung der griechiſchen Claſſiker hatte, aus denſelben jedoch nur das feine Gift der Frivolität ſchöpfte. Seine Schriften ſind witzig, aber unflätig. Die Frucht ſeiner Erziehung war, daß Peter ſchon im 15. Jahre in allen Lüſten geſättigt und mit dem Podagra behaftet war.

Gegen dieſen unfähigen Peter nun arbeitete der auf die Medici eiferſüchtige Adel der Stadt, hauptſächlich die Pitti, und ſtützten ſich auf Venedig, welches ihnen Truppen unter Caglione zu Hülfe ſandte. Nun ſtarb zwar Peter ſchon 1469, weil aber Caglione zu lange vor Piſa verweilte, gewannen Peters geniale Söhne Lorenzo und Julian Zeit, überfielen das Lager Cagliones bei Nacht und trugen einen ſchönen Sieg davon. Lorenzo übernahm die Regierung und führte ſie im Geiſt ſeines Vaters fort, indem er die Größe ſeines Hauſes auf die moderne claſſiſche Bildung ſtützte. Er zuerſt entſagte dem kaufmänniſchen Geſchäft und lebte ganz als Prinz. Indeß war der Adel immer noch nicht an ſeine Allgewalt zu gewöhnen. Franz Pazzi, ein Luſtgeſelle Juliens, verliebte ſich in Camilla Caparelli, die aber ſchon des Julian Geliebte war und welche dieſer heimlich heirathete. Aus Eiferſucht ſtiftete nun Pazzi eine Verſchwörung zur Ermordung der Medici; auch gelang es ihm, den Julian in der Kirche beim Gottesdienſt zu erdolchen, aber Lorenzo entkam in die Sakriſtei, wurde gerettet und übte, vom Volk unterſtützt, ſchreckliche

Rache an den Verſchworenen. Viele wurden vom Volk umgebracht, die andern hingerichtet, 1479. Man hing nicht weniger als 70 Verſchworene an Fenſtern auf, unter ihnen auch den Erzbiſchof Salviati von Piſa, der aus Wuth, von den Pazzis getäuſcht worden zu ſeyn, einen derſelben, der eben neben ihm gehangen worden war, noch in die Bruſt biß, während ihm ſelber ſchon der Strick um den Hals lag. Nach Julians Tode meldete ſich ein Frauenzimmer mit einem unehelichen Kinde, welches ihm ſo ähnlich ſah, daß es Lorenzo anerkannte und ihm den Namen Julius gab. Dieſes Kind wurde ſpäter unter dem Namen Clemens VII. Papſt.

Der damalige Papſt Sixtus IV., der ſeine Neffen verſorgen wollte, verband ſich mit Neapel gegen die Medici und that den Lorenzo in Bann, der aber an Acaccio einen tüchtigen Feldherrn fand und mit Sixtus Nachfolger Innocenz VIII. wieder ſo guten Frieden ſchloß, daß er ſeine Tochter Maddalena dem Sohn dieſes Papſtes, einem Cibo, vermählte. So leichtſinnig ſpielten damals die Päpſte mit Bannblitzen und Hochzeitsfackeln.

Man muß dieſes weltliche Treiben in Rom, dieſen gemeinen Nepotismus ins Auge faſſen, um zu begreifen, warum in Italien der chriſtliche Geiſt dem heidniſchen wich. Von Rom aus geſchah gar nichts, um dem claſſiſchen Heidenthum, welches hauptſächlich in Florenz die Geiſter zu erobern begann, irgend mit der chriſtlichen Wahrheit und kirchlichem Ernſt entgegenzutreten, vielmehr wurde bald darauf der h. Stuhl ſelbſt von den Mediceern und ihrem modernen Heidenthum eingenommen.

Doch muß man ſich die Claſſicität in damaliger Zeit nicht ſo vorſtellen, wie ſie in unſern Tagen aufgefaßt wird. Der platte Rationalismus war damals noch nicht vorhanden. Man ſah in den heidniſchen Göttern nicht blos ſchöne Formen oder künſtleriſche Darſtellungen ſocialer Ideen, ſondern noch wirkliche Dämonen und ſuchte in der Weisheit der alten Heiden nicht die philoſophiſche Phraſe, ſondern die magiſche Kraft und That. Indem den durch Sünde verfinſterten Seelen die chriſtliche Sonne verſchwand, beteten ſie wieder wie in den ſabäiſchen und etruskiſchen Zeiten Sterne und Elemente an.

Dieſer Wahn wird am anſchaulichſten, wenn man den Tod des großen Lorenzo Medici kennen lernt. Derſelbe erkrankte ſchwer und keine Kunſt der Aerzte konnte ihn heilen. Da ließ er den berühmten Peter Leoni von Spoleto kommen, welcher damals als Arzt das größte Anſehen in der Welt genoß und der erſte war, der die Arzneikunde auf dem Grunde der alten Claſſiker, des Hypokrates, Galenus ꝛc. fortbaute. Leoni erkannte aber den letzten Zuſammenhang aller Naturwirkungen in der Harmonie der Geſtirne. In den Sternen las er, daß er ertrinken werde, mied alſo alles Waſſer und verließ zehn Jahre lang nicht mehr das Zimmer. Nun aber folgte er dem Ruf des großen Lorenzo, kam nach Florenz, ſtellte ihm das Horoscop und fand, die Krankheit ſey unbedeutend. Da jedoch das Uebel immer ärger wurde, ließ Lorenzo noch einen andern berühmten Arzt kommen, den Lazaro von Piacenza, welcher ſagte, man hätte ihn früher rufen ſollen, jetzt ſey es zu ſpät, denn Leonis Unwiſſenheit habe alles verdorben. Wirklich mußte Lorenzo ſterben, ehe er noch vierzig Jahre alt war, und ſein Sohn Peter war darüber ſo erbittert, daß er den alten kleinen Leoni eigenhändig packte und in den nächſten Brunnen warf, worin er ertrank, 1492.

5.

Neapel.

Das Haus Anjou in Neapel vertrat in Italien das franzöſiſche Intereſſe, während der Papſt ſelbſt in Avignon verweilte, wirkte dem deutſchen Einfluß entgegen und trachtete zuweilen nach der italieniſchen Hegemonie, was ihm jedoch die zähen Dynaſten und die ſtarken Republiken in Mittel- und Oberitalien verwehrten. Es erwarb den Thron Ungarns, vermochte aber beide Kronen nicht auf einem Haupte zu erhalten.

Im J. 1310 war Robert König von Neapel, ſein Neffe Karl Robert König von Ungarn geworden. Der erſtere führte wieder lange unnütze Kriege mit dem Aragonier Friedrich in Sicilien. Sein

Sohn Karl ſtarb noch vor dem Vater und hinterließ zwei Töchter, Maria und Johanna. Die letztere wurde mit Andreas, dem Sohn des König Karl Robert von Ungarn verlobt und ſollte Neapel erben. Der alte Robert ſelber ſtarb erſt 1343. Nun begann eine arge Verwirrung. Ludwig, König von Ungarn, glaubte als älterer Bruder des Andreas ein beſſeres Recht auf die neapolitaniſche Krone zu haben wie dieſer und wollte ſich mit Maria, der älteren Schweſter Johannas vermählen, deren Schönheit ihm ein Mönch geprieſen hatte. Eben dieſe Maria wurde aber von einem Vetter des Hauſes, dem Herzog Karl von Durazzo, entführt und vorweg geheirathet. Nun ſtand Ludwig von ſeinem Vorhaben ab, um wenigſtens ſeinem Bruder Neapel zu erhalten. Allein Andreas war ſchon in früher Jugend durch Laſter erſchöpft und durch die übermüthigen Ungarn in ſeinem Gefolge mißleitet. Dieſe glaubten den Italienern alles bieten zu dürfen, trieben jeden Muthwillen, hielten die erſt ſechszehnjährige Königin Johanna in einer Art Gefangenſchaft und veranlaßten, als das Volk murrte, den Andreas neben das königliche Wappen Block und Beil in ſeine Fahne ſetzen zu laſſen. Da wurde er plötzlich überfallen und mit einer goldenen Schnur erdroſſelt, 1345. Man hat die junge Königin beſchuldigt, darum gewußt zu haben.

Ludwig von Ungarn zieh die Königin Johanna des Mordes, um ſie verdrängen und ſein eigenes Erbrecht in Neapel geltend machen zu können. Er rüſtete. Karl von Durazzo hatte zu wenig Anhang. Die Vettern des Hauſes Anjou aber, deren Haupt die alte Fürſtin von Tarent war, beredeten die junge Königin, einen von ihnen, den jungen Ludwig von Tarent, zu heirathen, 1346. Im folgenden Jahre kam Ludwig von Ungarn mit einem großen Heere. Ludwig von Tarent erlitt bei Capua eine Niederlage und floh nach Neapel zurück. Hier verſammelte Johanna die Barone und Abgeordneten der Städte und trat unter ſie im weißen Gewande (welches in Neapel die Farbe der Trauer iſt) und mit fliegendem Haar, aber die goldene Krone auf dem Haupte und frug ſie, ob ſie ihre Königin ſchützen und retten wollten? Alle ſchwuren, ihr bis

zum Tode treu ſeyn zu wollen. Aber ſie kannte die Neapolitaner und ſagte ihnen blos: „Nun ſo bleibt mir treu, bis ich wieder komme. Bis dahin befehle ich euch, die Thore eurer Städte und Burgen dem Ungarnkönig zu öffnen, euch nicht zu vertheidigen, ſondern ihm zu huldigen. Ich gehe nach Avignon. Der heilige Vater ſoll zwiſchen uns richten.“ Hierauf ſegelte ſie ſogleich ab.

Der Ungar erſtaunte, daß ſich ihm alles ohne Widerſtand ergab und wurde daher ſehr freundlich. Karl von Durazzo aber traute ihm zuviel, indem auch er es wagte, ſich ihm zu nähern. Der König hielt ihm in demſelben Zimmer zu Averſa, in welchem Andreas ermordet worden war, den Brief vor, in welchem er zum Morde aufgereizt hatte, ließ ihn niederhauen und zum Fenſter hinaus werfen. Johanna hatte ihren kleinen Sohn Canrobert in Neapel zurückgelaſſen. Ludwig liebkoste denſelben zwar, ließ ihn aber als Geiſel nach Ungarn bringen und behauptete das Königreich Neapel für ſich ſelbſt. Er beleidigte und erbitterte das gehorſame Volk, ritt durch die knieende Menge ohne einen Gruß, ließ Neapel durch ſeine Ungarn plündern, ſetzte alle Beamten ab, machte den Biſchof von Großwarbein zum Gouverneur und ließ noch eine Menge Menſchen hinrichten, die angeblich am Morde ſeines Bruders Theil gehabt hätten. Mittlerweile ſtarb auch der kleine Canrobert in Ungarn. Zu derſelben Zeit aber wurde Johanna in Avignon von Papſt Clemens VI. feierlich von aller Schuld des Mordes freigeſprochen. Es war ein ſehr luſtiger Hof in Avignon. Um des Papſtes Maitreſſe, Gräfin von Turenne, ſammelte ſich ein ganzer Kreis galanter Damen und Herren und Johanna paßte trefflich dazu. Aber ſie behielt Neapel im Auge. Aus der Provence, die noch dem Hauſe Anjou gehörte, zog ſie Truppen, mit denen ſie kühn nach Neapel zurückſchiffte. Ludwig hatte ſich unterdeß dort furchtbar verhaßt gemacht und der ſchwarze Tod, der unzählige Menſchen hinraffte, die Stimmung vollends verdüſtert. Da erſchien Johanna wie ein Rettungsengel, 1347. Ihr Gemahl Ludwig nahm die von den Ungarn beſetzten Caſtelle von Neapel ein und vertrieb auch die Ungarn aus einem Theil der Provinzen. Der Ungarnkönig, damals im eigenen

Lande beſchäftigt, konnte erſt 1350 wieder nach Italien kommen. Der berüchtigte Condottiere, Werner von Urslingen, der mit ſeiner deutſchen Söldnerbande erſt für Johanna gekämpft hatte, trat jetzt zum Ungarn über. Allein der Papſt legte ſich ins Mittel und Ludwig von Ungarn wollte doch nicht wagen, es am Ende auch mit den Ungarn ſelbſt zu verderben, wenn er ſie für ſeine italieniſchen Pläne zu ſehr in Anſpruch nehme. Der Papſt und Venedig ſtellten ihm eine furchtbare Coalition entgegen und ſo fand er ſich denn bewogen, gegen eine Geldentſchädigung Neapel aufzugeben, 1351.

Johanna regierte nun mit ihrem Gemahl Ludwig, aber in Unruhe. Die deutſchen Söldner plünderten das Land aus. Auch der provençaliſche Admiral de Baur verfuhr eigenmächtig, raubte Johannas Schweſter Maria, Wittwe des Karl von Durazzo, und zwang ſie, ſeinen Sohn Robert zu heirathen. Da er indeß ſo unvorſichtig war, ſich bei Hofe zu zeigen, ſtieß ihn Ludwig mit eigener Hand nieder und ließ Robert in den Kerker werfen, in dem ſich Maria am Anblick ſeiner Qualen und ſeiner Ermordung weidete. Ludwig machte einen mißlungenen Verſuch auf Sicilien, überwarf ſich mit dem Papſte, zeigte ſich ganz unfähig zum regieren, war von frühen Laſtern erſchöpft, warf ſich in Andacht und Buße und ſtarb 1362. Die böſe Welt beſchuldigte die Königin ſtarker ſinnlicher Neigungen. Oft ließ ſie ſich wegen großer Hitze von ihren Kammerfrauen mit kaltem Waſſer übergießen. Wenn ſie im Garten ſaß, wurde das Gras unter ihr zu Heu, meldet die neapolitaniſche Volksſage. Johanna heirathete alsbald zum drittenmal und zwar den Prinzen Jakob von Majorka vom aragoniſchen Königshauſe. Dieſer Herr hielt nicht lange bei ihr aus, ſondern betheiligte ſich an den Händeln im Königreich Aragon, wurde einmal gefangen und mußte von ſeiner Gemahlin ausgelöst werden. Nun kehrte er zwar dankbar wieder zu ihr zurück, ging aber noch einmal nach Spanien und ſtarb daſelbſt, 1374.

Im J. 1376 heirathete Johanna zum viertenmal den abenteuernden Herzog Otto von Braunſchweig, weil er ein kraftvoller Held war und ſie gegen den jüngeren Karl von Durazzo ſchützen

ſollte, welcher bereits darauf lauerte, ihr die Krone abzunehmen, da ſie keine Erben hatte. Zu ihrem Unglück hielt ſich Johanna theils aus Dankbarkeit, theils der franzöſiſchen Hauspolitik gemäß immer noch an die an Avignon hängenden franzöſiſchen Cardinäle im Gegenſatz gegen den neuen Papſt in Rom, Urban VI., überwarf ſich mit dieſem und ließ unter ihrem Schutz den Clemens VII. als Gegenpapſt wählen, der wieder nach Avignon ging. Das koſtete ihr Thron und Leben, weil Urban VI. ſie in den Bann that und Karl von Durazzo gegen ſie unterſtützte. Dieſer zog nun mit Heeresmacht gegen Otto aus, welcher geſchlagen wurde und ſich mit Johanna in das Caſtell Nuovo in Neapel zurückziehen mußte. Bei einem Ausfall aus dieſem Schloſſe gerieth er in Gefangenſchaft. Nun konnte ſich auch Johanna nicht lange mehr behaupten. Auch ſie wurde gefangen und Karl von Durazzo glaubte ein Werk der Wiedervergeltung zu üben, indem er Ungarn kommen ließ, um ſie im Kerker zu erdroſſeln, 1382.

Karl wurde König von Neapel und ſollte auch nach Ludwigs Tode König in Ungarn werden. Als er aber dahin kam, ließ ihn, wie ſchon erzählt iſt, die Königin Wittwe Eliſabeth umbringen, 1386. Seine Gemahlin Margarethe war die Tochter Marias, der Schweſter der Königin Johanna, hatte alſo ein Recht an Neapel und übertrug es auf ihren unmündigen Sohn Ladislaw, dem auch ſein Anſpruch auf Ungarn vorbehalten blieb. Dieſer Ladislaw blieb im Beſitz Neapels, und verdrängte den Papſt Johann XXIII. aus Rom, was dieſen bewog, das Concil von Conſtanz auszuſchreiben. Nun ſtarb aber Ladislaw plötzlich in Folge ſeines lüderlichen Lebens an einer Vergiftung durch ein Mädchen, 1414, und der Papſt hätte gern das Concil widerrufen, aber es war zu ſpät. Mit Ladislaw ſank der letzte Sprößling des Hauſes Anjou ins Grab.

Seine Schweſter Johanna II., Wittwe des Herzog Wilhelm von Oeſterreich, damals ſchon 45 Jahr alt, übernahm Neapel, erwarb aber wenig Achtung, da ſie einen jungen Menſchen niederer Herkunft, den Mundſchenken Pandolfello, zu hohen Ehren erhob. Ihres Bruders rechter Arm, der berühmte Feldherr Jakob Sforza,

ſchien ihr ſo gefährlich, daß ſie ihn verhaften ließ. Der Adel aber drang in ſie, ſich zu vermählen. Sie wählte zu ihrem Gemahl den Franzoſen Jakob von Bourbon. Nun aber ging Pandolfello aus Furcht, er werde beſeitigt werden, zu Sforza in den Kerker und verſöhnte ihn. Die Königin ſelbſt trat ihnen bei, Sforza wurde Connetable des Reichs und der künftige Gemahl der Königin ſollte nicht König heißen. Als jedoch Jakob 1415 ankam, empfing ihn der Adel als König und Sforza wurde verhaftet. Aber ſeine Schweſter Margarethe ſchnallte einen Harniſch um, eilte durch die Straßen, rief das Volk in die Waffen und verhaftete ſo viele Herren, als nöthig waren, um gegen ſie ihren Bruder auszuwechſeln. Doch der arme Pandolfello wurde hingerichtet. Die Königin Johanna empfing ihren ungeliebten neuen Gemahl mit Zittern und er war ſo grauſam, ihr einen alten Franzoſen zum Wächter zu geben, der ſie nicht aus den Augen laſſen durfte. Doch gelang es der Königin, mit Hülfe des Volks und Sforzas die Regierung wieder an ſich zu bringen. Sforza vertrieb alle Franzoſen und ſtellte in Rom das Anſehen des zu Conſtanz gewählten Papſtes Martin V. feſt, überwarf ſich aber mit ſeiner Königin wegen ihres Günſtlings, eines gewiſſen Sergianni Carraccioli.

Da bot ſich der Königin ein Helfer dar. König Alfons V. von Aragon, der eben Corſika erobern wollte, kam herüber, um Johannen beizuſtehen und ſich dadurch ein Recht auf das Erbe der kinderloſen Königin zu erringen. Als er ſich aber zum Herrn aufwarf, ſchloß ſich Johanna wieder Sforza an, dem es mit Hülfe des Volks endlich gelang, die Spanier zu beſiegen. Alfons kehrte heim. Für ihn kämpfte nur noch Braccio als berühmter Feldherr. Sforza, der gegen ihn zog, ertrank in den Abruzzen, indem er über den Fluß Sangro ſetzen wollte, aber ſein Sohn Franz erfocht den Sieg und auch Braccio fiel. Die kinderloſe Königin adoptirte den franzöſiſchen Prinzen Ludwig und opferte ihren Sergianni, da er allzu übermüthig regierte und ſie ſeiner im Alter ſatt geworden war, dem Haſſe der Edelleute, die ihn ermordeten.

Nun ſtarb aber Ludwig und bald darauf auch die Königin,

1435, und die Krone ging auf Ludwigs Bruder Réné, den Herzog von Lothringen über, deſſen Gemahlin Iſabella ſie in Anſpruch nahm, da ihr Gemahl vom Herzog von Burgund gefangen zurückgehalten wurde. Aber Alfons V. machte ſie ihr wieder ſtreitig und belagerte Neapel, bei welchem Anlaß ſein Bruder Pedro von den Mauern herab erſchlagen wurde. Réné wurde frei und kam nach, unterlag aber in der erſten Schlacht und mußte auch Neapel räumen, 1442.

Von nun an regierte das aragoniſche Königsgeſchlecht in Neapel. Auf Alfons V. folgte 1458 ſein natürlicher Sohn Ferdinand I., den Rénés Sohn Johann vergeblich befehdete, ſein Recht auf das Reich aber an Karl VIII. von Frankreich abtrat. Die mit der ſpaniſchen Herrſchaft Unzufriedenen wurden von den Türken und vom Papſt unterſtützt, aber von Ferdinand mit Hülfe des tapfern Scanderbeg in Epirus beſiegt. Nach Ferdinands Tode 1494 kam ſein Sohn Alfons II. zur Regierung, nun aber machte Karl VIII. Rénés Anſprüche geltend und ein großes franzöſiſches Heer ſtieg über die Alpen.

6.

Karl VIII. in Italien.

König Karl VIII. von Frankreich war durch Ritterromane exaltirt und wollte Thaten verrichten wie Karl der Große. Dazu bot ihm nun ſein Anſpruch auf das Königreich Neapel die erwünſchte Gelegenheit. Mailand ſtand ihm bei, denn Ludwig Moro ſuchte auf Koſten ſeines unglücklichen Neffen die Herrſchaft in Mailand durch ein franzöſiſches Bündniß zu erlangen. Karls Plane waren ſo hochfliegend, daß er nach der Eroberung Italiens auch die Türkei erobern und den Halbmond aus Europa hinaus werfen wollte.

In demſelben Jahr, in welchem Lorenzo von Medici ſtarb, kam wieder ein Borgia, Alexander VI., auf den päpſtlichen Stuhl und verband ſich mit Alfons von Neapel, aber ſeine Feinde im Kirchen-

ſtaate riefen die Franzoſen herbei. In Oberitalien ſtand der mächtige Sforza ſchon im engſten Bunde mit Frankreich und unter dieſen Umſtänden ſah ſich auch die Herzogin-Wittwe Bianca von Savoyen außer Stande, das franzöſiſche Heer aufzuhalten, und verſtändigte ſich mit Karl. Ganz ebenſo die Markgräfin Maria von Montferrat. Karl beſuchte den kranken jungen Gian Galeazzo in Pavia, und deſſen Gattin warf ſich ihm weinend zu Füßen, aber die Folge war nur, daß Moro den unglücklichen Gian unmittelbar darauf umbringen ließ. Karl rückte nun i. J. 1494 ohne Widerſtand ein und näherte ſich Florenz. Hier verlor Lorenzos Sohn Peter dermaßen den Kopf, daß er dem König Karl entgegen ging und demſelben die feſteſten Schlöſſer Toscanas übergab. Das Volk in Florenz kam darüber in Wuth, Peter mußte flüchten, der große Palaſt der Medici wurde geplündert, die Gemälde, die Antiken, die Handſchriften zerſtreut, die letzteren jedoch ſpäter von den Mediceern größtentheils wieder aufgekauft. Auch Peters Brüder Johann und der Cardinal Julian mußten flüchten. Die Demokratie wurde wieder hergeſtellt und Neri zum Gonfaloniere (Oberhaupt der Zünfte) ernannt, die wahre Gewalt aber war bei dem Dominicanermönch Savonarola, der das Volk durch ſeine feurige Beredſamkeit hinriß. Dieſer letztere befand ſich bei der Geſandtſchaft, die dem König Karl nach Piſa entgegen geſchickt wurde und hielt ihm eine Predigt. Karl unterſchätzte die florentiniſche Demokratie keineswegs, täuſchte ſie daher durch Verſprechungen und wurde, als er nach Florenz kam, auch gut dort aufgenommen.

Karl zog am letzten Tage des Jahres ohne Schwertſtreich in Rom ein und nöthigte dem Papſt einen Vertrag ab. Dann zog er gegen Neapel und erlaubte ſeinen Franzoſen jetzt erſt, die langverhaltene Mord- und Raubluſt zu befriedigen. Da ſie mit unerhörter Grauſamkeit mordeten, ſengten und brennten, ging allgemeiner Schrecken vor ihnen her, beſonders aber vor den 2000 Schweizern, die der König in Sold genommen hatte und die man wie die Teufel fürchtete. Doch iſt dabei in Anſchlag zu bringen, daß die ganze neapolitaniſche Race von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr den alten normänniſchen und

saracenischen Muth verlor und in Weichlichkeit und Feigheit fiel. Als das neapolitanische Heer bei Capua fechten sollte, lief es davon. Alfons floh nach Sicilien, trat die Krone seinem Sohn Ferdinand II. ab, that nichts mehr als beten und starb bald. Ferdinand aber vermochte Neapel nicht zu halten und floh nach der nahen Insel Ischia hinüber. Karl zog in Neapel ein, ließ sich dort huldigen und lebte in Freuden.

Damit war aber auch die ganze Herrlichkeit aus, denn Karl hatte die Machthaber in Italien nur vertröstet oder erschreckt, aber weder gewonnen, noch unschädlich gemacht. Spanien und der deutsche Kaiser wollten das schöne Italien um keinen Preis den Franzosen lassen, rüsteten und suchten auch England zu gewinnen. Der Papst schloß sich gern an die Coalition. Auch Venedig regte sich jetzt. Sogar Ludwig Moro, der sich am Ende nicht zu einem Vasallen erniedrigen und allgemein verhaßt machen wollte, ersah die Gelegenheit, und trat zur Coalition. Da zog sich ein großes Netz um den Franzosenkönig, der sich klug zurückzog, ehe die alliirten Streitkräfte beisammen waren. Schmerzvoll nahmen die Einwohner von Pisa von ihm Abschied, da sie sich jetzt der Rache der Florentiner preisgegeben sahen. Als Karl weiter zog, stieß er bei Pontremoli auf die Mailänder und Venetianer unter dem Markgrafen Franz von Mantua, schlug sich aber durch. Das ganze französische Heer kehrte glücklich nach Frankreich zurück und nur in Neapel waren noch ansehnliche Besatzungen hinterlassen worden, die sich nicht lange halten konnten, denn Ferdinand II. wurde durch ein spanisches Heer unter dem tüchtigen Feldherrn Gonsalvo de Cordova unterstützt, 1496. Damals starb Ferdinand und ihm folgte sein Oheim Friedrich.

In demselben Jahr kam Kaiser Maximilian mit einer kleinen Truppenmacht, aber unterstützt von Mailand und Venedig, um Pisa aus der Gewalt der Florentiner zu retten. Leider gönnte keiner der Verbündeten dem andern den Besitz von Pisa, weshalb zuerst Max im bittern Unmuth heimkehrte, dann aber auch Mailand und zuletzt Venedig seine Truppen zurücknahm und Pisa seinem Schicksal überließ.

Karl VIII. starb 1498. Sein Sohn **Ludwig XII.** nahm

ſogleich den Plan der italieniſchen Eroberung wieder auf. Vieles kam ihm dabei zu Statten. Savoyen und Montferrat hatten immer noch mehr Furcht vor Frankreich als vor den andern Mächten und duldeten den Durchzug der Franzoſen wieder wie früher. Ludwig Moro hatte ſich durch die ſchändliche Behandlung ſeines Neffen, dem eigentlich die Herrſchaft in Mailand gebührte, den er aber durch Vergiftung gänzlich abgeſchwächt hatte, in der Lombardei ſelbſt verhaßt gemacht und im Piſaner Krieg die Freundſchaft Venedigs verſcherzt. Er hetzte die Türken, damals unter Sultan Bajazet II. gegen Venedig und ſie drangen raubend durch Friaul vor, Venedig ſchloß ſich nun aber wieder an Frankreich an, welches für den Verrath des Moro im letzten neapolitaniſchen Kriege Rache nehmen wollte. Maximilian hatte ſich gerade in den unglücklichen Schweizerkrieg eingelaſſen und konnte Mailand nicht beiſtehen. Moro flüchtete zu ihm, ein franzöſiſches Heer unter Triulzi kam im Sommer 1499 nach Italien und von der andern Seite rückten die Venetianer in der Lombardei ein. Aller Widerſtand unterblieb, Mailand ließ die Franzoſen ein und als Ludwig XII. ſelbſt nachkam, war das ganze Herzogthum Mailand ſchon für ihn erobert. Moro ſammelte unterdeß in Deutſchland 500 Reiter und in der Schweiz 8000 Fußknechte, mit denen er im Februar 1500 wieder über die Alpen zog und Mailand offen fand, da Triulzi ſich in das feſtere Novara zurückgezogen hatte. Hier griff ihn Moro an, weil aber Triulzi 10,000 Schweizer geworben hatte, weigerten ſich die 8000 des Moro, gegen ihre Landsleute zu fechten. Die Schweizer verhandelten mit einander und die in Moros Dienſten ſtanden ließen ſich bewegen, gegen eine gute Belohnung abzuziehen. Die einzige Gunſt, die ſie dem Moro noch erwieſen, beſtand darin, daß ſie ihm erlaubten, ſich in einer Verkleidung als Mönch in ihren Reihen zu verſtecken, um nicht in die Hände der Franzoſen zu gerathen. Ein paar habgierige Schweizer aber verriethen ihn, die Franzoſen griffen ihn heraus und führten ihn nach Frankreich, wo er nach zehn Jahren im Kerker ſtarb.

Das ganze Herzogthum Mailand war nun in der Gewalt Ludwigs XII., Maximilian zu ſchwach, es zu ſchützen, Venedig mit den

Türken beſchäftigt, der Papſt wieder ganz franzöſiſch, weil ſein Sohn Ceſare (Cäſar) unter dem Schutz des König Ludwig ſich die kleinen Dynaſten im Kirchenſtaat unterwarf und hier ein eigenes Fürſtenthum für ſich gründete und überdieß ein Beſitzthum in der Vendée geſchenkt erhielt, wovon er ſich Herzog von Valentinois nannte. Florenz lag in den Zuckungen einer Revolution. Mithin konnte Ludwig an die Wiedereroberung Neapels denken. Nur Spanien war ihm im Wege. Aber König Ferdinand von Spanien wollte für ſeinen Vetter Friedrich kein Opfer bringen, ſondern Neapel für ſich ſelbſt erobern und verſtändigte ſich mit Ludwig XII., dieſes Reich zu theilen, er wollte den Franzoſen Neapel und Gaëta, den Norden des Reichs, überlaſſen, ſelber aber Apulien und Calabrien nehmen. Beide ſchickten ihm Heere und der arme Friedrich mußte wieder nach Iſchia flüchten, 1501. Am Ende fand man ihn mit dem kleinen Herzogthum Anjou in Frankreich ab. Indem aber Frankreich und Spanien das neapolitaniſche Gebiet theilten, geriethen ſie darüber in Streit und die Spanier unter ihrem unvergleichlichen Feldherrn Gonſalvo de Cordova ſiegten in der großen Schlacht am Garigliano und ſchlugen die Franzoſen ganz aus dem Neapolitaniſchen hinaus, 1503. Die aragoniſchen Theilungen hörten damit auf und Neapel und Sicilien wurden durch Ferdinand von Aragonien mit dem Geſammtreich Spanien vereinigt. Ferdinand ſelbſt kam nach Neapel, das Reich zu ordnen, handelte aber undankbar an ſeinem großen Feldherrn, indem er ihn in Ungnade entließ.

7.

Savonarola.

Die aus Florenz vertriebenen Mediceer ſehnten ſich ſehr nach dieſer Stadt zurück. Sie hatten alle Jahre dafür geſorgt, daß Toscana von Afrika her reichlich verproviantirt wurde, damit das Volk immer zu eſſen habe. Nun blieben dieſe Zufuhren aus und es trat Mangel in Florenz ein. Das benutzte Neri, das damalige Haupt

der Republik, um an die Medici zu erinnern und ihre Rückkehr wünschenswerth zu machen. Aber ein Handstreich, der sie zurückbringen sollte, mißlang ihm durch die Wachsamkeit Vetellis, der die Truppen befehligte, und Neri und sein Anhang wurden hingerichtet, 1497.

Von dieser Zeit an wurde der Dominicanermönch Hieronymus Savonarola durch die Gunst, die er beim Volke genoß, der geistliche Dictator von Florenz. Dieser merkwürdige Mann hatte großartige Anschauungen. Indem es seinem Scharfblick nicht entging, daß alles Verderben von den Großen dieser Welt herkam, von den wieder ganz heidnisch gewordenen Fürsten und von den hohen kirchlichen Würdenträgern, die in Lastern mit jenen Fürsten wetteiferten, und unter denen gerade damals Papst Alexander VI. von einem wahrhaft höllischen Geist besessen schien, glaubte Savonarola, die Heilung der Christenheit könne nur vom gemeinen Volk und von der Jugend ausgehen, die noch Einfalt und Unschuld bewahrt hätten. Da er nun für das Wohl des gemeinen Volkes sorgte, die Reichen besteuerte, um die Armen zu ernähren, hingen die Massen an ihm. Er suchte mit ihnen sein Ideal einer christlichen Republik zu verwirklichen. Man hatte sich in der reichen Stadt Florenz an ein überaus üppiges Leben und verfeinerte Genüsse, kostbare, eitle und verführerische Modetrachten, Spiel und Tanz, Maskenfreuden, Schauspiele gewöhnt. Das alles wurde nun auf einmal verboten. Es war große Lüderlichkeit eingerissen, der Ehebruch alltäglich, Sittenstrenge als etwas altmodisches verlacht. Alle diese Sünder und Sünderinnen hielt nun der eifervolle Mönch in strengster Zucht. Aus dem Palast der Medici waren alle Geister des heidnischen Alterthums wie aus der Gruft emporgestiegen und das fröhliche Gedränge der alten Götter und Heroen, Satyrn und Nymphen, Dichter und Philosophen hatte in der gebildeten Welt dem Christenthum schon allen Raum weggenommen. Darin erkannte Savonarola grundsätzliches Antichristenthum und trachtete, alle jene Geister in ihre Gruft zurückzutreiben. Auf seinen Befehl mußten nicht nur alle Modekleider, aller unnütze Putz, Spiegel, Schminke, falsches Haar, alle Karten, Würfel, alle Werkzeuge und Mittel der Ueppigkeit, sogar musikalische Instrumente und Gemälde,

ſondern auch die Bücher der alten heidniſchen Claſſiker und der modernen Dichter, namentlich die frivolen Werke des Boccaccio und die Sentimentalitäten des Petrarca, in einem ungeheuren Scheiterhaufen auf offenem Markte verbrannt werden.

Er gerieth hier beim beſten Willen auf den Abweg, auf den in den erſten Jahrhunderten der Chriſtenheit die Donatiſten und Circumcellionen, ſpäter wieder die Huſſiten gerathen waren, indem ſie durch einen bloßen Act des Willens und der Gewalt alle Sünden auf Erden austilgen zu können meinten, und er ſtrich doch zuviel aus dem menſchlichen Leben hinweg, was nur unſchuldige Freude iſt. Sein größter Mißgriff war, daß er ein Chor von Knaben unter dem Namen von Inquiſitoren zu Polizeidienern ſeiner chriſtlichen Republik machte und denſelben die Vollmacht und den Auftrag gab, in alle Häuſer einzudringen, alles Verbotene, was ſie dort fanden, wegzunehmen, allzu geſchmückten Damen den Putz vom Leibe zu reißen und den Erwachſenen förmlich den Text zu leſen. So, hoffte er, ſollte die ganze verdorbene Generation durch eine beſſere jüngere corrigirt werden. Er wollte die ganze Chriſtenheit erneuern und zwar auf Grund des Wortes Gottes. Ohne an den Dogmen der Kirche zu rütteln, verwarf er doch alle Scholaſtik und theologiſche Gelehrſamkeit, forderte nur Glauben an das Wort Gottes und legte den größten Werth auf die Rechtfertigung durch den Glauben. Man rieth dem Papſte, dieſen geiſtreichen Mönch entweder zu gewinnen oder unſchädlich zu machen. Was ſoll ich mit ihm thun? frug Alexander VI. Gebt ihm den rothen Hut, ſagte man, weil die Cardinäle ſolche trugen. Der Papſt ließ ihn dem Savonarola wirklich antragen. Dieſer aber gab ihm die edle Antwort: „Ich begehre keinen andern rothen Hut, als den des Märtyrerthums, den mein eignes Blut färben wird.“ Er hegte unverſöhnlichen Haß gegen dieſen ruchloſen Papſt. Er ſchrieb offene Briefe an den Kaiſer, an die Könige von Frankreich, Spanien, England und Ungarn und klagte vor ihnen den Papſt an: „So wiſſet denn, dieſer Alexander VI. iſt kein wahrer Papſt und darf nicht als ſolcher anerkannt werden wegen ſeiner offenbaren Laſter. Ich ſage euch, er iſt kein Chriſt und glaubt an Gott nicht. Darum

ihr Könige und Schirmer des Christenstaates, berufet ein freies großes Concilium, damit es die Christenheit von dem Aergerniß befreie." Er traute aber auch den Königen nicht viel zu und donnerte gegen sie in seinen Predigten. „Erhebe, Herr, deine Hand wider diese hochmüthigen Prälaten, Könige und Fürsten, die dein Volk zerstreuet haben, die linke zu den zeitlichen Strafen, die rechte zu den ewigen!"

Der Papst that den kühnen Redner in den Bann. Ludwig Moro, gegen dessen Verbrechen der Florentiner Mönch ebenfalls aufgetreten war, machte einen Versuch, ihn meuchelmorden zu lassen. Lange aber konnte die Exaltation in Florenz nicht dauern, weil sie unnatürlich war, weil der gewaltige Mönch den schwachen Menschen viel zu viel zumuthete und weil sich, wie das in solchen Fällen nicht anders seyn kann, bereits die Heuchelei einstellte und mit ihr der Spott. Man nannte seine Anhänger Piagnoni (Heuler). Man suchte ihm mit List beizukommen. Er merkte es wohl und sagte selbst seinen Untergang voraus, tröstete sich aber damit, daß die Wahrheit doch nicht untergehen werde. „Ich bin, predigte er Ende Mai 1498, auf ein tiefes Meer gekommen und sehne mich nach dem Hafen zurück und blicke um mich überall und sehe keine Möglichkeit umzukehren. Fragt ihr mich im Allgemeinen, was wird das Ende dieses Kampfes seyn? So sage ich: Sieg. Fragt ihr mich im besondern, so antworte ich: der Tod. Denn der Meister, der den Hammer führt, wenn er ihn gebraucht hat, wirft er ihn hinweg. So that er mit Jeremias, den er am Ende seiner Predigt steinigen ließ. Aber Rom wird dieses Feuer nicht löschen."

Weil Savonarola ein Dominicaner war, haßten ihn die Franciscaner. Als Nebenbuhler auf den Universitäten hatten beide Orden sich schon länger als ein Jahrhundert in scholastischen Spitzfindigkeiten überboten und sich auf den Tod angefeindet. Ein Franciscaner, Franciscus von Apulien, ging so weit, Savonarola zur Feuerprobe herauszufordern. Sie sollten beide zwischen zwei brennenden und 40 Fuß langen Scheiterhaufen hindurch gehen und Savonarolas Lehre solle als die wahre anerkannt werden, wenn er unverbrannt bliebe. Ich weiß wohl, sagte der Franciscaner, daß ich mit verbrennen muß,

aber ich will das Opfer bringen, nur damit er verbrennt. Ein eifriger Anhänger Savonarolas, Fra Domenico, erbot sich statt seiner die Probe zu machen, und viele andere, selbst Jungfrauen, drängten sich zur Probe herbei. Diese sollte nun am 7. April 1498 stattfinden. Die beiden langen Scheiterhaufen waren bereits auf dem Marktplatz von Florenz errichtet und eine unzählige Menschenmenge versammelt. Die beiden Mönchsorden, mit Kreuzen und Fackeln bewaffnet, standen einander wie feindliche Heere gegenüber. Fra Domenico wollte mit der Monstranz durchs Feuer gehen. Das wollten die Franciscaner nicht leiden und so stritt man und stritt, bis es Abend wurde und ein heftiger Platzregen die schon vom tiefsten Ernste zu Lachen und Spott übergegangene Menge auseinander trieb. Der Versuch der Feuerprobe wurde nicht mehr wiederholt, aber Savonarola hatte sein Ansehen eingebüßt. Schon am folgenden Tage wurde sein Kloster erstürmt, er selbst gefangen, seine Anhänger mißhandelt. Er wurde mit zweien seiner eifrigsten Jünger lange torquirt und endlich als Ketzer lebendig verbrannt. Die Prozeßacten wie im Prozeß der Jungfrau von Orleans, wurden nach damaliger Parteiweise verfälscht.

Die verbannten Medici hatten nun Aussicht, nach Florenz zurückkehren zu dürfen, allein Frankreich begünstigte die florentinische Demokratie, mit der es leichter fertig wurde, als mit dem Ehrgeiz der Medici. Auch der Papst bewarb sich damals um Frankreichs Gunst und vernachlässigte die Medici. Der jüngste derselben, Julian, fand sogar für gut, Rom eine zeitlang zu verlassen. Er ging mit zwölf jungen Leuten über die Alpen auf Reisen und abenteuerte lustig umher. Das erregte unter den ernsten Deutschen Mißfallen und der Stadtrath in Ulm ließ ihn sammt seinen Gesellen in Verhaft nehmen und unter Bedeckung dem Kaiser Maximilian ausliefern. Dieser ließ sie weiter reisen. Im Jahre 1500 schrieb der Papst ein Jubeljahr aus und unzählige Pilger strömten nach Rom. Mit ihnen kehrte nun auch Julian dahin zurück und zwar unter günstigen Aussichten, denn der Papst erwies den Mediceern auf einmal wieder Gnade. Alexander VI. wollte seinem Sohn Cesare ein großes mittelitalieni-

ſches Fürſtenthum gründen, und brauchte, um ihm die toscaniſchen Städte zu unterwerfen, die Medici, denen er ſich als Bundesgenoſſe aufdrängte, als wolle er nur ihnen Florenz wieder erobern. Inzwiſchen wählte die florentiner Demokratie den Soderini zum Dictator, der im engſten Bunde mit Frankreich den Ceſare zurückſchreckte. Seitdem hielten ſich die Medici in Rom ganz ſtill und Julians älterer Bruder, der Cardinal Johann ſpielte die ihm natürliche Rolle eines fröhlichen Lebemannes. Sein Koch war der geſchickteſte in ganz Rom, ſein Kammerdiener Biburna unerſchöpflich in witzigen Unterhaltungen, Plaiſirs und Schuldenmachen. Auch ſah er viele Gelehrte und ſchöne Geiſter um ſich, weil er die wiederhergeſtellte Bibliothek ſeiner Vorfahren nach Rom hatte bringen laſſen. Der älteſte Bruder Peter wußte ſich nicht ſo gut zu unterhalten, irrte troſtlos umher und ertrank in der Schlacht am Garigliano.

8.

Die Borgia.

Die Borgia ſtammten aus Valencia in Spanien. Schon 1455 wurde einer dieſes Geſchlechts, Alfons, unter dem Namen Calixtus V. Papſt und niſtete durch Nepotismus ſeine Familie in Italien ein, ſo daß ſein Neffe Roderich 1492 unter dem Namen Alexander VI. ebenfalls den h. Stuhl beſteigen konnte. Derſelbe erkaufte die Papſtwahl von den Cardinälen durch ungeheure Summen, ſo daß er ſelber zu ſcherzen pflegte, Chriſtus gebiete, alles den Armen zu geben, er aber habe alles den Reichen gegeben. Offener war die Simonie noch niemals getrieben worden, obgleich die Beſchwerden der Nationen und die Concilien gerade gegen dieſes Laſter am lauteſten geeifert hatten. Alexander lebte ſchon als Cardinal im Ehebruch mit einer verheiratheten Römerin, der ſchönen Vannozia, einer von aller Religion und dem Sittengeſetz emancipirten Dame, und zeugte mit ihr vier Kinder, den Ceſare, der ihn an Ruchloſigkeit noch übertreffen ſollte, den Francesco, dem er das Herzogthum Gandia in

Spanien erwarb, den Goffredo und die Lucrezia, welche an Schamloſigkeit die Mutter noch hinter ſich ließ. Später war die erklärte Maitreſſe des Papſtes die ſchöne Julia Orſina, Bella da Farneſe genannt. Er ließ ſie als Madonna und ſich zu ihren Füßen malen. Aber auch ſeine eigene Tochter Lucrezia war ſeine Geliebte und nicht minder die ihrer Brüder. Ja Francesco wurde eines Abends aus Eiferſucht, weil ihn Lucrezia mehr zu begünſtigen ſchien, von Ceſare hinterrücks im Dunkeln erdolcht. Lucrezia war zugleich die geheime Räthin ihres Vaters, wußte um alle Staatsgeheimniſſe und vergab alle Stellen und Aemter. Sie gebar dem Papſt einen Sohn, der zugleich ſein Enkel war (Alexandri filia, sponsa, nurus). Der päpſtliche Palaſt war ein Bordell. Alle italieniſchen Schriftſteller ſind darüber einig. Die Schande wurde ganz offen getrieben. Der päpſtliche Ceremonienmeiſter Burkard hat ein Tagebuch hinterlaſſen, worin alles aufgezeichnet iſt, was im Palaſt vorging, ein unaufhörlicher Wechſel von Wollüſten und Morden, beſonders Vergiftungen, denn die Borgia ſchafften jeden Verdächtigen ſofort mit Gift aus dem Wege. Die Schauſpiele, an denen ſich der Papſt im Kreiſe ſeiner Damen ergötzte, glichen denen der Sardanapale und der Nero.*) Ein Beiſpiel von der Treuloſigkeit des Papſtes: Dſchem (Gemes, Zizin), ein Bruder des türkiſchen Sultan Bajazet II., ſtrebte ſelber nach der Krone, wurde aber beſiegt und floh zu den Johanniterrittern auf der Inſel Rhodos, die ſich von Bajazet jährlich 75,000 Dukaten geben ließen, um ihn zu hüten, ihn aber nach einiger Zeit gegen eine Rente von 40,000 Dukaten dem Papſt Innocenz VIII. abtraten. Nun kam aber König Karl VIII. von Frankreich nach Italien, Willens den Sultan mit Krieg zu überziehen und ſich des Gemes dabei zur Bildung einer türkiſchen Oppoſition zu bedienen.

*) Burkard erzählt, wie Alexander VI. an der Seite ſeiner Tochter Lucrezia von einer Bühne herab folgendem Schauſpiel zugeſehen habe. Post coenam posita fuerunt candelabra et projectae per terram castaneae, quas meretrices nudae per candelabra transeuntes colligebant; tandem exposita dona pro illis, qui plures meretrices carnaliter agnoscerent. Auch Pferde mußten ſolche Schauſpiele vor ihm aufführen.

Der neue Papſt Alexander VI., von Bajazet durch neue Geldſummen beſtochen, aber von Karl VIII. gedrängt, half ſich nun ſo, daß er den unglücklichen Dſchem an Karl auslieferte, ihm zuvor aber ein langſam wirkendes Gift beibringen ließ.

Gegen Johann XXIII. hatte ſich ganz Europa erhoben und doch war dieſer Papſt noch ſehr ehrlich im Vergleich mit dem gräßlichen Borgia. Dieſer aber wurde, trotzdem daß ſeine Laſter und Verbrechen offen zu Tage lagen, trotzdem daß er den Sohn, den ihm Julia gebar, während er ſchon Papſt war, öffentlich anerkannte und ſeine Geburt mit Feſten feierte — von allen Herrſchern der Erde anerkannt. Niemand nahm auch nur ein Arg daran, daß ein Papſt, der Oberhirt der Chriſtenheit, der Statthalter Gottes auf Erden ſo ſeyn könne. Nur der unglückliche Savonarola wagte es, ihm den Spiegel vorzuhalten, doch nur zu ſeinem eigenen Verderben. Ferdinand von Aragonien nahm ehrfurchtsvoll von Alexander VI. den Ehrennamen „des Katholiſchen“ an. Derſelbe Alexander war auch Stifter der Cenſur; 1501 erließ er das erſte Bücherverbot. Dagegen entſtand unter ihm auch das berühmte römiſche Spottgericht, zuerſt gegen ihn ſelbſt gerichtet, die witzigen Anſchlagzettel an die beiden Statuen des Pasquino (von dem der Name Pasquill herkommt) und Marforio.

Des Papſtes Abgott war ſein Sohn Ceſare, dem er ein Erbe zu hinterlaſſen hoffte, wie nie zuvor ein Papſt. Der größte Theil des Kirchenſtaats nämlich und Toscanas, ganz Mittelitalien ſollte zu einem Fürſtenthum für ihn vereinigt werden. Die Borgia erfreuten ſich der entgegenkommendſten Mitwirkung Frankreichs, ohne zu merken, daß ſie von Frankreich nur betrogen wurden. Ludwig XII. wollte um jeden Preis Neapel wiedergewinnen. Dazu brauchte er den Papſt und deshalb ſchmeichelte er demſelben, machte ſeinen Ceſare zum Herzog von Valentinois, gab ihm eine franzöſiſche Prinzeſſin aus dem Hauſe Albret in Navarra zur Gemahlin und ließ ihn im neapolitaniſchen Kriege auf franzöſiſcher Seite eine Feldherrnrolle ſpielen. Aber Ceſare konnte ſein Naturell auch in dieſer Rolle nicht verleugnen. Als er z. B. Capua eroberte, ließ er in der Stadt

alles ermorden, die Klöſter aufbrechen und die Nonnen ſchänden, und als er in einem Thurme vierzig der edelſten und ſchönſten Frauen und Jungfrauen, die ſich dahin verborgen hatten, beiſammen fand, legte er ſich alle als einen Harem zu. Dafür beſchenkte ihn ſein Vater, der Papſt, mit der goldenen Roſe, der höchſten Auszeichnung für Dienſte, die Helden der Kirche leiſten.

Immer noch unter franzöſiſchem Schutze ging Ceſare nunmehr auf die Eroberung des Kirchenſtaats und der Nachbarſtädte aus, um ſein Fürſtenthum abzurunden. Im Grunde war es kein Schaden, den kleinen Tyrannen, die in allen Städten herumſaßen, und den mörderiſchen Familienfehden ein Ende zu machen. Eine Begebenheit, die ſich im J. 1500 in Perugia, einer Stadt des Kirchenſtaates, zutrug, eignet ſich am beſten, um die damaligen Zuſtände zu charakteriſiren. Der junge Aſtorre Braglione aus der herrſchenden Familie in Perugia hielt eine glänzende Hochzeit mit Lavinia Colonna aus der berühmten römiſchen Familie. Alles ſtrahlte dabei von goldener Pracht. Aber ein ärmerer Verwandter des Hauſes, Carlo Braglione und ein Baſtard deſſelben Hauſes, Filippo, beneideten den glücklichen Bräutigam dermaßen, daß ſie mit einem Feind des Hauſes, Girolamo della Penna, ſich verſchworen, den glücklichen Aſtorre in der Nacht an der Seite ſeiner jungen Gattin überfielen und ermordeten. Der Baſtard war dabei ſo wüthend, daß er der Leiche das verhaßte Herz aus dem Leibe riß und hineinbiß. Auch Aſtorres Vater und Bruder fielen unter den Dolchen der Mörder. Sieben Jahre ſpäter beauftragte die Tante Aſtorres, Atalanta Braglione, den großen Maler Raphael Sanzio de Urbino, zum Andenken jener blutigen Mordnacht in Perugia die Grablegung Chriſti zu malen, die man noch jetzt als eine ſeiner herrlichſten Schöpfungen bewundert.

Eigentlich hätte der Papſt ſelbſt die Fehden und unrechtmäßigen Gewaltherrſchaften im Kirchenſtaat unterdrücken und ſeine weltliche Herrſchaft herſtellen ſollen. Aber Ceſare that nichts für den Vater, ſondern alles für ſich ſelbſt und der die kleinen Tyrannen vertrieb, war ſelbſt der größte. Auch verfuhr er mit der gröbſten Treuloſigkeit. Den Herzog von Urbino bat er freundſchaftlich um ſeine Ka-

nonen zu einem löblichen Unternehmen und kanonirte ihn dann selber zum Lande hinaus. Dem Aſtorre in Faenza bewilligte er freien Abzug, ließ ihn aber nachher erdroſſeln. Camerino, Imola, Forli, Perugia ꝛc. fielen in ſeine Gewalt. Als ſich die Orſini, Vitelli, Petrucci und andere Familien mit Bologna gegen ihn verbanden, trennte er dieſen Bund liſtig, indem er jene Herrn durch trügliche Verſprechungen in ſeine eigenen Dienſte lockte, ſie dann um ſich in Sinigaglia verſammelte und hier alle niederhauen ließ. Zuletzt ließ er noch ſeinen Statthalter Ramiro d'Orco, dem er die fürchterlichſten Erpreſſungen und Grauſamkeiten erlaubt hatte, in Ceſena in zwei Hälften von einander ſägen, um auf ihn allein die Schuld zu wälzen. Es iſt nicht möglich, hier alle einzelnen Schandthaten Ceſares aufzuzählen.

Er erreichte jedoch ſeinen Zweck nicht. Sein Vater Alexander VI. ſtarb plötzlich am 18. Auguſt 1503, wie man ſagte, an vergiftetem Wein, den er einigen ihm verdächtigen Cardinälen gemiſcht, aber aus Verſehen ſelber getrunken hatte. Von dem gleichen Wein trank auch Ceſare und erkrankte ſchwer, wurde indeß gerettet. Der neue Papſt Pius III. regierte nur wenige Monate, ihm aber folgte Julius II., ein höchſt thatkräftiger Herr, der dem borgianiſchen Reich ein baldiges Ende bereitete. Die ſchwer beleidigten Orſini griffen den Ceſare, als er wieder geſund geworden war, auf der Straße an, ſo daß er in den vaticaniſchen Palaſt zum Papſt flüchten mußte, während die Venetianer in den Kirchenſtaat einfielen und die Städte Ceſares befreiten. Dieſer letztere Umſtand bewog den Papſt, den Ceſare ſo lange gegen Venedig zu ſchützen, bis er ihm ſelbſt die Schlüſſel ſeiner Städte auslieferte. Dann erſt nahm ihm der Papſt alle geraubten Schätze wieder ab und vertrieb ihn. In Neapel ergriff man ihn und führte ihn nach Spanien, wo er zwei Jahre gefangen ſaß, aber glücklich nach Navarra entkam. Endlich fiel er, tapfer kämpfend in einer Schlacht für Navarra, 1507.

9.

Julius II. und Leo X.

Papſt Julius II. wollte vor allem wieder Herr im eigenen Hauſe ſeyn. Ceſare hatte ihm gut vorgearbeitet. Selbſt Bologna erkannte ſeine Herrſchaft wieder an. Indeſſen war dieſer kraftvolle Papſt zu ſehr von kriegeriſchen Neigungen beherrſcht und vergaß darüber das geiſtliche Hirtenamt. Unvermerkt verloren die Päpſte die hohe überragende Stellung und traten gleichſam nur in Reih und Glied mit den übrigen italieniſchen Machthabern, kleinen weltlichen Intereſſen leidenſchaftlich hingegeben, diplomatiſch intrigant, Bündniſſe ſchließend und wieder löſend. Dieſe heilloſe Politik, die ewige Lüge und der ewige Verrath erweckte den ehrlicher gebliebenen Deutſchen einen Abſcheu und wurde von ihnen mit dem Namen der welſchen Praktik gebrandmarkt.

Obgleich in dieſe italieniſche Fürſtenpolitik verſtrickt, hatte Julius II. doch geſunde Anſichten und gute Abſichten. Am furchtbarſten war für Italien und den h. Stuhl in Rom immer noch Frankreich. Genua hatte ſich endlich gegen den franzöſiſchen Druck empört, aber Ludwig XII. eroberte die Stadt und übte ſchreckliche Rache. Der Doge Paolo de Novi mußte hängen, 1507. Unſer guter deutſcher Maximilian hatte endlich wieder Muße gefunden, an die Herſtellung der deutſchen Reichsgewalt in Italien, an die Vertreibung der Franzoſen von da und an ſeine immer noch verſchobene Krönung als Kaiſer in Rom zu denken. Er kam auch, begleitet vom tapfern Erich von Braunſchweig, über die Alpen, aber nur mit 6000 Mann, denen die Venetianer den Weg verlegten, 1508. Bis Max Bündniſſe geſchloſſen hatte, um ſeine ſchwache Sache zu fördern, fiel endlich das hartbedrängte Piſa in die Gewalt der Florentiner, 1509. Ein Vortheil für Frankreich, da Florenz mit ihm verbündet war.

Dem Franzoſen, der ſich im Beſitz Mailands befand, war Venedig im Wege. Weil aber eben Maximilian von Venedig gekränkt

worden war, trug ihm Ludwig ein Bündniß gegen daſſelbe an, und auch der Papſt trat bei wegen ſeiner Städte, nach denen Venedig gelüſtete. Das Bündniß von Cambray bezweckte die Theilung des venetianiſchen Gebiets. Die Venetianer wurden überraſcht und bei Aquabello geſchlagen, verloren Bergamo, Brescia, Cremona, Crema ꝛc., deckten aber Verona und wurden durch die Uneinigkeit der Verbündeten gerettet. Denn die Deutſchen erfuhren von den an Zahl weit überlegenen Franzoſen eine verächtliche Begegnung. Am Ende hob Max die ſchon glücklich begonnene Belagerung von Padua wieder auf, 1509.

Dieſen Augenblick erſah der Papſt, um Max ganz auf ſeine Seite zu ziehen, auch die Venetianer zu verſöhnen und eine neue große Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Er hatte überhaupt Venedig nur ein wenig demüthigen wollen. Seine Hauptabſicht aber war, der Fremdherrſchaft in Italien ein Ende zu machen. Auch England, Frankreichs alter Feind, wurde angeſprochen. Julius ſchickte die goldene Roſe dem jungen König Heinrich VIII., der auch wirklich mit dem deutſchen Kaiſer ſich verband. Noch wichtiger war, daß auch Spanien von Neapel aus Hülfe ſandte, und daß Mathäus Schirner, Biſchof von Sitten, dem Papſt tapfere Schweizer warb. Auch verſuchte man Florenz vom franzöſiſchen Bündniſſe abzubringen. Der drei Mediceer Schweſter Lucrezia, mit einem Savelli in Florenz vermählt, unterwühlte das Anſehen des Dictator Soderini. Dieſer überließ damals den Franzoſen Piſa, um daſelbſt ein Concil abzuhalten, welches Ludwig XII. improviſirte, um den Papſt zu ſchrecken. Julius rief ſogleich ein anderes Concil in Rom zuſammen und wich keinen Fußbreit, während die Piſaner Cardinäle als bloße Creaturen der franzöſiſchen Politik nur dazu beitrugen, das Anſehen der Concile überhaupt auf Null herunterzubringen.

Nachdem die päpſtlichen Truppen unter dem Herzog von Urbino ſchon 1511 von den Franzoſen geſchlagen worden waren, wurden die letzteren im folgenden Jahre noch durch ein großes Heer aus Frankreich verſtärkt, angeführt von dem erſt 22jährigen Neffen König Ludwigs, dem Grafen Gaſton de Foix. Dieſer junge Held

nahm das empörte Brescia mit Sturm und ließ alle Einwohner massacriren. Dann schlug er die Armeen der Verbündeten in einer Hauptschlacht bei Ravenna am 11. April 1512. Schon deckten 20,000 Todte das Feld, als das spanische Fußvolk immer noch focht und nur langsam zurückging. In wüthender Ungeduld sprengte Gaston gegen sie an, fand aber den Tod. In demselben Frühjahr aber eröffnete Heinrich VIII. von England aus in den Niederlanden und Ferdinand von Spanien in den Pyrenäen den Krieg gegen Frankreich und kam Bischof Schinner mit 12,000 Schweizern, die in Verbindung mit den Venetianern den Franzosen in den Rücken fielen. Da zogen sich die Franzosen unter la Palice zurück, gaben Italien einstweilen auf und ihr Rest wurde auch aus Genua, das sich empörte, vertrieben.

Die Schweizer setzten in Mailand den Maximilian Sforza, Sohn des Moro, wieder als Herzog ein, brandschatzten aber die Lombardei unbarmherzig. Dasselbe thaten die Spanier unter Cordova in Toscana, indem sie den Cardinal Johann und Julian in die Mitte nahmen, um sie wieder in Florenz einzuführen. Unterwegs tödteten sie in dem Städtchen Prato alle Einwohner, um die Florentiner zu schrecken. Diese ergaben sich, nachdem Soderini heimlich entflohen war, 1512. Die wiederhergestellten Medici waren außer den beiden Brüdern Johann und Julian noch Lorenzo, Peters Sohn, mit einem gleichnamigen Sohn Lorenzo, Hippolyt, ein natürlicher Sohn Julians, und Julius, ein Sohn Julians, der ein Bruder des großen Lorenzo und Oheim Peters, Johanns, Julians und Lucrezias gewesen war. Julian übernahm die Regierung in Florenz und machte den Machiavelli zu seinem Geschichtschreiber. Dieses berühmten Mannes florentinische Geschichte ist jedoch ein auf seinen Herrn berechnetes Machwerk und würde ihn nicht unsterblich gemacht haben, wenn nicht sein politisches Buch principe (der Fürst) als die Quintessenz der welschen Practik eine welthistorische Bedeutung hätte. Er lehrt darin, wie es kluge Fürsten machen müssen, um mit List und Gewalt sowohl andere Fürsten, als die Völker zu

bethören, zu verblüffen, zu überliſten oder mit Gewalt niederzudrücken. Sein Buch iſt übrigens weder eine Satire, noch ein diaboliſches Raffinement, ſondern einfach eine Darſtellung der Art und Weiſe, wie die Fürſten ſeiner Zeit wirklich verfuhren, Grundſätze abgeleitet aus der Praxis, hauptſächlich des Ceſare Borgia.

Papſt Julius II. ſtarb mit der Beruhigung, wenigſtens die Franzoſen aus Italien vertrieben zu haben, obgleich er keineswegs ſicher war, daß ſie nicht wiederkommen würden, am 3. Febr. 1513. Wirklich ſchloßen fünf Wochen ſpäter Frankreich und Venedig ſchon wieder einen Bund gegen Mailand, am 13. März.

Inzwiſchen war am 11. März Cardinal Johann Medici, der Lebemann, der eine ſo vortreffliche Küche führte und deſſen Kammerdiener Bibiena ein ſo großer maitre de plaisir war, zum Papſt gewählt worden und hatte den Namen Leo X. angenommen. Bei dieſer Papſtwahl ging es ſeltſam zu. Johann litt an der Krankheit, welche die Spanier von den Antillen mitgebracht hatten, und die ihre Soldaten nun auch von Neapel aus in Italien verbreiteten (mal de Naple), und benutzte dieſen Umſtand, glauben zu machen, er werde bald ſterben. Unter dieſer Vorausſetzung wurde er gewählt; als er aber Papſt war, genas er alsbald und machte ſeinen jungen Vetter Julius gleich zum Cardinal.

Im Beginn des Sommers zog ſchon wieder ein franzöſiſches Heer unter La Tremouille nach Italien, um den Schweizern Mailand zu entreißen, aber am 6. Juni erlitt derſelbe bei Riotta unfern von Novara eine furchtbare Niederlage durch die Schweizer, die ihn noch vor Tage angriffen und ihm 8000 Mann tödteten. Nachher unternahmen ſie einen Raubzug nach Frankreich und drangen bis Dijon vor. La Tremouille konnte ſie nur durch eine Spende von 400,000 Goldthalern zur Umkehr bewegen. Auch die Spanier drangen ſiegreich gegen Venedig vor. Allein die franzöſiſche Sache ſtellte ſich doch wieder günſtiger, weil man bei dem Alter Maximilians eine baldige Vereinigung der deutſchen Kaiſerkrone und der Kronen Spanien und Neapel auf dem Haupt ſeines jungen Enkels Karl erwarten mußte. Davor erſchrack alles. Einer ſolchen Macht ſchien nichts

widerstehen zu können. Daher näherte sich der Papst, näherte sich auch England wieder Frankreich. Ehe aber die neue französisch-italienische Coalition gegen das Haus Habsburg fertig war, starb Ludwig XII. am Neujahr 1515.

Der jugendliche und heldenmüthige König Franz I., der auf Ludwig folgte, setzte, beglückwünscht von allen Feinden Habsburgs, im August des Jahres 1515 das größte Heer, das je aus Frankreich nach Italien geführt worden war, in Bewegung, um die Lombardei wiederzuerobern. Darunter befanden sich 22,000 deutsche Landsknechte unter dem verwilderten Herzog Karl von Gelbern und 6000 Basken, die dem tapfern Spanier Navarro gedient hatten. Daß Deutsche im französischen Solde standen, war schon etwas Gewöhnliches und niemand erröthete darüber. Neben König Franz und Karl von Gelbern glänzte damals schon der junge Connetable Karl von Bourbon im französischen Heere.

Die Schweizer, die, über Frankreich immer noch sehr erbittert, bisher in Italien gesiegt hatten, lagerten bei Susa, um die Franzosen aufzufangen, wenn sie von den Alpen herabkämen. König Franz schickte ihnen aber eine auserlesene Schaar unter Trivulzio und Ritter Bajard auf steilen Bergpfaden nach Saluzzo in den Rücken. Diese Schaar überfiel bei Villafranca den mailändischen General Prosper Colonna beim Mittagsmahl und nahm ihn gefangen. Die Schweizer, die helfen sollten, kamen zu spät. Nun wälzte sich die französische Hauptarmee über den Mont Genevre heran und von zwei Seiten zugleich bedroht zogen sich die Schweizer zurück, begleitet von französischen Unterhändlern, die ihnen goldene Berge versprachen, wenn sie wieder zu Frankreich überträten. Die westlichen Schweizer aus Bern, Wallis, Freiburg und Solothurn ließen sich gewinnen; die Ostschweizer aus Zürich, den Waldstätten und Glarus blieben aber dem Mailänder Herzog treu. Noch schwankte ihre Entscheidung, als der Cardinal Mathäus Schinner von Sitten ein neues Heer von 20,000 Schweizern aus den Alpen herbeiführte, welches sich nicht von den Franzosen verlocken ließ und denen sich nun auch die andern anschlossen, nachdem der Cardinal ihnen ins Gewissen geredet und

ihnen wahrſcheinlich auch viel Geld gegeben oder wenigſtens verſprochen hatte. Indeſſen wirkten die Berge Goldes, die Franz I. die Schweizer hatte ſehen laſſen, doch bei vielen eine ſolche Verblendung, daß ſie in dem Entſcheidungskampfe, der nun erfolgte, nicht ganz ihre Schuldigkeit thaten. Eine große Schlacht entſpann ſich ſchon den 13. September bei Marignano. Franz hatte viel mehr Kanonen, aber die Schweizer hielten tapfer aus. Die Schlacht wurde am andern Tag fortgeſetzt und noch viel heißer. Als aber ein venetianiſches Heer unter Aviano den Franzoſen zu Hülfe kam, mußten die Schweizer endlich unterliegen, den 14. Septbr. 1515. Nun übergaben ſie auch Mailand und zogen ab.

Da die Schweizer nicht mehr mitwirkten, vermochte der alte Max, der niemals Geld hatte, kein Heer aufzubringen, um Sforza und die Lombardei zu retten. Franz I. war vom ungeheuerſten Uebermuth erfüllt. Venedig, welches jetzt ſein Brescia, Bergamo ꝛc. wieder nahm, ſtand ihm bei, auch der Papſt beeilte ſich jetzt, einen Bund mit ihm zu ſchließen, und die Schweizer? Das Gold, das Franz in Genf vor ihnen aufſchütten ließ, blendete ihre Augen und ſie ſchloſſen mit ihm den ſ. g. ewigen Frieden, worin ſie ſich verpflichteten, gegen hohen Sold dem König, ſo oft und viel er wolle, Truppen zu ſtellen. Aber auch in ruhigen Zeiten ſollten die Machthaber in jedem Canton Jahrgelder von Frankreich erhalten.

Franz wollte auch die Deutſchen ausbeuten. Nachdem er ſchon einen ſo guten Gebrauch von den Landsknechten unter Karl von Gelbern gemacht hatte, warb er auch den fränkiſchen Ritter Franz von Sickingen, der ihm für Geld bedeutende Streitkräfte zuſammenbrachte. Man hat ſich von Sickingen, wie von Hutten, eine faſt empfindſame Vorſtellung gemacht, die ganz falſch iſt. Sickingen war weder ein echter Deutſcher, der es wohl mit ſeinem Vaterlande meinte, noch auch ein ehrlicher Ritter, ſondern verkaufte ſich an Frankreich in einer Zeit, in der es hochnöthig war, daß alle Deutſchen gegen Frankreich zuſammenhielten. Er verkaufte ſich überhaupt jedem, der ihm Gelegenheit gab, einen guten Sold zu bekommen und daneben noch Beute zu machen und Brandſchatzungen zu erpreſſen.

So diente er an der Spitze seiner Söldner dem Herzog von Bouillon in einer Privatfehde gegen den Herzog von Lothringen und brandschatzte im Vorbeigehen die deutsche Reichsstadt Metz. Auch dem Landgrafen von Darmstadt und dem Abt von Fulda diente er in einem Privathandel gegen den Landgrafen Philipp von Hessen, ließ sich jedoch hier mit Geld abfinden. König Franz I. nahm ihn 1516 förmlich in seinen Sold und hing ihm als Ehrenzeichen eine schwere goldene Kette um. Mit seiner Hülfe hoffte er nach dem Tode des alten Max deutscher Kaiser zu werden, da die Wahl in Frankfurt, also in Sickingens Nähe, Statt finden mußte. Allein Sickingen überwarf sich bald wieder mit Frankreich. Dieser übermüthige Ritter ließ sich nämlich beigehen, auf französischem Boden mailändische Waaren zu rauben, und als es ihm der König untersagte, ließ er ihm eine grobe Antwort geben und trat nun wieder auf die kaiserliche Seite über, versteht sich, auch nur ums Geld.

Mit Papst Leo X. schloß Franz I. 1516 ein Concordat ab, worin er von der frühern pragmatischen Sanction ganz Umgang nahm und dem h. Stuhl große Concessionen machte, alles nur, um ihn für den Fall der neuen Kaiserwahl zu gewinnen. Die Juristen des Pariser Parlaments sträubten sich sehr dagegen, aber vergeblich. Franz mochte denken, der Papst sey doch wohl nicht mehr mächtig genug, um einen König von Frankreich beim Wort halten zu können, wenn es diesem einfiele, es wieder zu brechen. Ueberhaupt dachte Franz äußerst frivol. Sein Hof hatte nur noch eine schwache christliche Färbung, wesentlich war er im Sinne der modernen Renaissance schon eine vollkommene „Insel der Venus." Seine Mutter Louise von Savoyen, lebte lüderlich. Die Wittwe seines Vorfahren, Ludwigs XII., Marie von England, die schöne Schwester Heinrichs VIII., verliebte sich in Franz, als er noch Herzog von Angoulême war, und nur die Angst, sie möchte ein Kind bekommen und alsdann Franz von der Thronfolge ausgeschlossen seyn, riß die Liebenden wieder von einander. Denn Marie mußte kinderlos bleiben, wenn Angoulême zum Thron gelangen sollte. Sie kehrte nach dem Tode Ludwigs XII. nach England zurück und heirathete einen Herzog von Suffolk. Auch

Margarethe, die Schweſter des Franz, die nachher den Heinrich I. d'Albret, König von Navarra, heirathete, war ſehr leichtſinnig. Sie iſt unter dem Namen Reine Margrithe bekannt und hat Novellen geſchrieben, die faſt noch laſciver ſind als die des Boccaccio. Darin erzählt ſie auch die Liebesabenteuer ihres Bruders und die eigenen. Es begegnete ihr einmal beim mündlichen Vortrag einer ſolchen Geſchichte, daß ſie unwillkürlich in der erſten Perſon zu reden anfing und dadurch verrieth, die galante Dame, von der ſie eben etwas ſehr lächerliches erzählte, ſey ſie ſelber geweſen. Franz hatte von Jugend auf bis in ſein Alter eine Menge Maitreſſen, von denen mehrere bedeutenden Ruhm erlangten. Dieſe Hofgeſchichten ſind nur darum für den allgemeinen Gang der Dinge wichtig, weil ſie darthun, wie die heidniſche Renaiſſance Fortſchritte machte, wie ſie bereits von den italieniſchen Höfen ſiegreich zum franzöſiſchen vorgedrungen war, um bald auch die deutſchen zu erobern, nachdem ſie die Univerſitäten ſchon halb erobert hatte.

Neuntes Buch.

Das Ende der romantiſchen Culturperiode.

1.

Kirchliche Verderbniß.

Die Romantik des Mittelalters ging aus der gegenſeitigen Durchdringung des germaniſchen Heldenthums und der chriſtlichen Gottesminne hervor, weshalb Ritterthum und Kirche die vorherrſchenden Mächte waren. Seit dem 15. Jahrhundert begann die Herrſchaft auf die weltliche Monarchie und auf das Bürgerthum überzugehen und eine ganz neue Zeit mit einem nicht mehr romantiſchen Charakter war im Anzuge.

Man kann nicht eigentlich ſagen, weder daß die germaniſche Racenkraft, noch daß der chriſtliche Glaube abgeſchwächt worden wäre. Als die Ritter nicht mehr viel galten, bewährten die ſtolzen Schweizer, das ſpaniſche Fußvolk und die deutſchen Landsknechte das alte Heldenthum. Während gottloſe Päpſte den h. Stuhl entweihten und die vornehmen Biſchöfe in Ueppigkeit verſanken, waren die Völker noch fromm und gottesfürchtig. Die Völker trugen nirgend eine Schuld, nur die geiſtlichen und weltlichen Herrn.

Es iſt nothwendig hervorzuheben und ſtark zu betonen, daß der Stuhl Petri, der Primat, die einheitliche Spitze in Rom an ſich keine Schuld trug an den Sünden, welche einige Päpſte im

15. Jahrhundert begangen haben, und daß man der Kirche ſelbſt nicht vorwerfen ſoll, was nicht ſie geſündigt hat, ſondern was an ihr geſündigt worden iſt. Das Uebel ging nicht aus der Kirche hervor, ſondern es wurde in ſie hineingebracht. Die Borgia und Medici waren nicht Söhne der Kirche, ſondern drangen als fremde Räuber in die Kirche ein.

Wenn auch die Concilien den gerechten Erwartungen nicht entſprachen, ſo lag die Schuld gleichfalls nur in der Fürſtenpolitik, die auf ſie einwirkte, die Mißbrauch mit ihnen trieb. Wenn man allgemein über die Weltlichkeit der Erzbiſchöfe, Biſchöfe und reichen Aebte klagte, ſo lag des Uebels Wurzel nicht im Bisthum und Kloſter ſelbſt, ſondern außerhalb derſelben in der Habgier des Adels, der ſeine nachgebornen Söhne mit geiſtlichen Würden verſorgen wollte und nur auf den Genuß der Pfründe und nicht auf die Befähigung und Verpflichtung ſah. Die Fürſten und ihre Räthe und der habgierige Adel, ſie allein trugen das Verderben in die Kirche hinein. Nachher, als es ſich in ſeiner ganzen Schrecklichkeit offenbarte, waren ſie es wieder, die alle Schuld der Kirche zuſchoben und mit ungeheurer Perfidie den Bürger und Bauer an die Kirche hetzten, ſich ſelbſt aber die Beute vorbehielten. Und heute noch läßt ſich die Einfalt überreden, die Kirche ſey die Schuldige und die Laienfürſten ſeyen nur die gerechten Richter geweſen.

Mit mehr Recht kann man der Kirche als ſolcher die überflüſſige Menge von geiſtlichen Müſſiggängern, die ſie ernährte, vorwerfen. Savonarola ſprach in den heftigſten Ausdrücken von dem Bauchdienſte üppiger Mönche in den reichen Klöſtern Italiens und auch in Deutſchland wurde den Mönchen Unmäßigkeit, Faulheit und Dummheit vorgeworfen. Faſt bei allen urſprünglich ſtrengen Orden, z. B. bei den Ciſtercienſern, Prämonſtratenſern ꝛc., war allmählig eine lare Obſervanz eingetreten, das Faſten gemildert ꝛc. Sogar der allerſtrengſte Orden, die Karthäuſer, prunkten wenigſtens mit den prachtvollſten, aufs koſtbarſte ausgeſchmückten Kirchen. Wie die jüngeren Söhne des Adels aus den Domherrn- und Chorherrnſtellen ihr Monopol machten, ſo gingen auch die Söhne von Bürgern und Bauern

ohne innern Beruf, nur wegen der Verſorgung oder in Folge eines elterlichen Gelübdes in die Klöſter. Die Wiſſenſchaft zog ſich in die Univerſitäten zurück, eigentliche Prieſterſchulen wurden ſelten, es gab daher eine Menge ungelehrte Landpfarrer, die unter den Laien verbauerten. In unzähligen Novellen, Spottliedern, Schwänken und Schauſpielen des 14. und 15. Jahrhunderts ſpielen gefräßige, verbuhlte und dumme Pfaffen eine Rolle. In vielen Städten klagten die Bürgerſchaften über ihre Pfaffen und es gab häßliche Prozeſſe. Indeſſen hat man das Uebel für viel größer und allgemeiner angeſehen, als es war. An einem Geiſtlichen fiel natürlicherweiſe gemeine Sinnlichkeit und Rohheit viel mehr auf, als an andern Menſchen, und wenn ſich in einem Kloſter nur ein ſchlechtes Exemplar dieſer Gattung befand, ſo wurde gleich das ganze Kloſter, der ganze Orden angeſchwärzt. Das Publikum hat von jeher den Scandal geliebt. Anecdoten von Pfaffen wurden ſicher überall verbreitet und übertrieben. Man ließ nun bald den ganzen Stand entgelten, was doch nur immer Einzelne ſündigten. Zu derſelben Zeit, in welcher man ſo oft die Mönche verſpottete, gab es unter ihnen wahre Heilige und große Lehrer, die das ſchönſte Beiſpiel der Nachfolge Chriſti gaben, und die man ſpäter ſogar als Vorläufer der Reformatoren hat anſehen wollen. Es gab einige zuchtloſe Nonnenklöſter und ſie ſind bekannt genug, weil der Scandal in ſolchen Fällen die allgemeine Neugier reizt, aber die größte Mehrheit der Nonnenklöſter freute ſich im 15. wie in jedem frühern Jahrhundert eines heiligen Friedens in der Demuth der Bräute Chriſti. Ein ganz unverdächtiger Zeuge, der Sittenprediger Geiler von Kayſersberg in Straßburg, gibt einerſeits eine draſtiſche Schilderung des Unfugs, den im 15. Jahrhundert die Bettelmönche trieben, die auf die frechſte Art die Gelübde brachen, alle Laſter zur Schau trugen, ſpielten, ſoffen und tanzten, „daß ihnen die Kutte über den Hintern aufhupfte.“ Daneben aber preist er die paradieſiſche Unſchuld und den heiligen Frieden in den beſſern Klöſtern. Jedenfalls wurde doch ſo viel und ſo offen von Geiſtlichen geſündigt, daß die Kirche die Würde des Standes beſſer hätte wahren und Abhülfe ſchaffen ſollen. Dazu brauchte es aber

eine geiſtige und ſittliche Kraft in der obern Leitung, welche leider fehlte. Welche unermeßlichen Reichthümer auch die Kirche ſchon beſaß, ſo wurde doch die Frömmigkeit der Laien immer noch gebrandſchatzt und die Finanzſpeculationen der römiſchen Curie wurden mit Recht als die ärgſten aller Mißbräuche bezeichnet, weil ſie bewieſen, daß nicht mehr Chriſtus, ſondern Judas die Kirche regiere. Dieſe ſchändlichen Speculationen gingen aber urſprünglich von Avignon aus und wanderten erſt von dort mit ſo vielen andern Corruptionen nach Rom hinüber. Der Geiz von oben pflanzte ſich dann nach unten fort. Ein Orden beneidete dem andern, eine Kirche der andern ihren Reichthum. Es entſtand eine förmliche Concurrenz in der Erfindung neuer Wunder, neuer Schutzpatrone, neuer Reliquien und Bilder, neuer Wallfahrtsorte und Amulete, durch die man das Publikum lockte und Geld machte. Der von den Päpſten verkaufte Ablaß ſpiegelte ſich in einer Menge anderer Entſündigungsmittel ab, durch welche nicht die päpſtliche Schatzkammer, aber das örtliche Kirchenvermögen bereichert wurde. Am abſcheulichſten erſcheint die Concurrenz im Ablaß. Als z. B. der Papſt im J. 1500 ein Jubeljahr ausgeſchrieben hatte, ließ er in dieſem Jahr keinen andern Ablaß gelten, außer den er in Rom ertheilte, was die Biſchöfe in den andern Ländern ſehr übel nahmen. Häufig förderten die Biſchöfe die päpſtlichen Ablaßkrämer nur unter der Bedingung eines Rabatts. So theilte z. B. der Mainzer mit Rom den Ertrag aus dem Ablaß.

Aus dem Wetteifer der Orden, ſich an Macht und Anſehen zu überbieten, ging das Syſtem des Affiliirens hervor. Man vermehrte das Ordensheer durch Zulaſſung von Laienbrüdern und Schweſtern außerhalb des Kloſters, ſ. g. Tertiarier (erſter Grad die Väter, zweiter die Laienbrüder im Kloſter, dritter die außer dem Kloſter). Man bewilligte Sterbenden das Ordenskleid. Mit der übergroßen Menge der Kloſterleute konnte aber der innere Werth nicht gleichen Schritt halten. Daher die Klagen über die ſ. g. Beguinen. Das waren dilettirende Nonnen, fromme Mädchen und Frauen, die ſich vereinigten, um in beſondern Häuſern und ohne klöſterlichen Zwang die Armen und Kranken zu pflegen und zu beten. Man leitet den

Namen gewöhnlich ab von beggen beten, oder von Begebenen (die ſich der Weltluſt begeben haben). Sie kamen bald in allen Städten auf und thaten viel Gutes, aber da ſie im Gegenſatz gegen die verderbten Klöſter entſtanden waren, bildeten ſie hie und da einen Heerd für Reformationsideen und Ketzereien, was ihnen viel Verfolgung zuzog, und andrerſeits ließ hie und da ihr Eifer nach und verſanken ſie mit ihren frommen Brüdern, den Begharden, in grobe Sinnlichkeit. Sie kleideten ſich grau oder braun, in Niederſachſen auch himmelblau, und trugen dazu weiße Schleier. Viele lebten nicht gemeinſchaftlich in Häuſern, ſondern in ihren Familien.

Wie die Geiſtlichkeit ſich ohne Noth und Beruf und über alles Maaß vermehrte, ſo auch das Aeußerliche des Gottesdienſtes, die Zahl der Feſte, der heiligen Orte und Zeiten, der Andachten aller Art und der Andachtsmittel. Da nun eine immerwährende Begeiſterung bei der Menge nicht möglich iſt, ſo arteten die geiſtlichen Feſte allmählig immer mehr in eine Art Schauſpiele aus, ja ſie gingen unmittelbar in die Volksluſtbarkeiten über. So die berüchtigten Narrenfeſte zu Neujahr, die Eſelsfeſte, das Oſtergelächter ꝛc. Bewährte die Kirche auch eine hohe Weisheit darin, daß ſie unſchuldige Freuden den Menſchen niemals verbot, ſo war doch die Einmiſchung des Poſſenhaften in kirchliche Andachten ein grober Mißbrauch.

2.

Theologiſche Verfinſterung.

Man bemerkt im 15. Jahrhundert eine allmählige Verfinſterung der chriſtlichen Sonne, die in den frühern Jahrhunderten der Welt viel ſtärker und reiner geleuchtet hatte. Der Glaube wurde vom Aberglauben zugedeckt und das geſchah, weil die Menſchen, wenn ſie den Geiſt nicht mehr haben, den Chriſtus ihnen eingepflanzt hat, und das chriſtliche Sittengeſetz in ihnen einſchläft, nothwendig in die alte heidniſche Finſterniß zurückfallen. Erſt als die Lampe im Heiligthum trüber brannte, wurden die geſpenſtiſchen Weſen wieder ſichtbar, welche

die Heiden einſt als ihre Dämonen angebetet hatten. Auch die Sünde war bei dieſer häßlichen Wiedergeburt thätig. Den Aberglauben, der im Prozeß der Jungfrau von Orleans zu Gericht ſaß, gebar die reine Bosheit. In den Winkeln der Unwiſſenheit und an den Grenzen der chriſtlichen Welt hatte ſich wohl noch viel vom alten heidniſchen Glauben an Magie und Zauberei erhalten, aber nur wie Schatten, die ſich in der hellen Mittagbeleuchtung verkriechen. Erſt am Ende des 15. Jahrhunderts allarmirte eine Bulle des Papſtes Innocenz VIII. die ganze längſt entſchlafene Dämonenwelt (1484) und organiſirte den Hexenproceß als einen ſyſtematiſchen Vertheidigungskrieg Gottes auf Erden gegen all jenes hölliſche Geflügel, welches jetzt erſt wie eine Unzahl Fledermäuſe aus tiefer Höhle aufgejagt, rings die Luft erfüllte und die Sonne verdunkelte. Das war ein verhängnißvoller Rückſchritt aus dem chriſtlichen Verſtand in den heidniſchen Unverſtand. In der Hand des Statthalters Chriſti ſelbſt ſchwang der Unſinn eine blutige Fahne. Im J. 1487 ſchrieb Jakob Sprenger den malleus maleficarum (Hexenhammer), worin er die ganze Frauenwelt verdächtigte, als ſey ſie wegen ihrer ſchwächeren Glaubenskraft den Dämonen beſonders zugänglich und ergötze ſich in Gemeinſchaft mit den Dämonen, Unheil zu ſtiften und Menſchen und Vieh zu ſchädigen. Jede zufällige Krankheit, böſes Wetter, Mißwachs ſollte nun von Hexen gemacht worden ſeyn und die Verdächtigen mit der Folter zum Geſtändniß gezwungen, mit dem Scheiterhaufen beſtraft werden. Dieſe durch die päpſtliche Bulle geheiligte Vorausſetzung veranlaßte unzählige Hexenproceſſe. Unter dem Schutz des Herzog Sigmund von Tirol ſchrieb Müller von Conſtanz gegen den Wahn und mahnte die Chriſtenheit zu beſſerer Vernunft und Menſchlichkeit, aber vergebens.

Dieſelbe Verdüſterung des chriſtlichen Gemüthes beurkundete gleichzeitig die ſpaniſche Inquiſition. Die Religion der ewigen Liebe ſchien vergeſſen und in einen Cultus des Haſſes verwandelt. Dieſe Mordgier der Rechtgläubigkeit war ein noch traurigerer Rückſchritt, als der Hexenglaube, weil er nicht blos den Verſtand, ſondern auch das Herz einnahm und die Menſchen böſe machte. Das

Auto da Fe wie das Stiergefecht reizte den in der Menſchenbruſt verborgenen Tiger und weckte eine Leidenſchaft und eine Luſt, die dem wahren Chriſten fernab liegt. Der Einfluß der Canoniſten und Legiſten, der Männer utriusque juris war dabei ſehr rührig. Der Handwerksgeiſt dieſer Klaſſe ging in eine unausrottbare moraliſche Seuche über, in die Verfolgungswuth, die man nur mit der Spür- und Mordluſt des Jägers vergleichen kann. Dieſelben Menſchen, die den nur vermeintlichen Dämon in den unſchuldigen Heren zu entdecken ſuchten, waren ſelber von wahren und wirklichen Dämonen beſeſſen.

Auch der Sinn für das Natürliche, Einfache und Wahre in der chriſtlichen Lehre nahm immer mehr ab und machte einer unnatürlichen, gekünſtelten und verlogenen Schuldialectik Platz, welche den menſchlichen Scharfſinn anſtrengte, um ohne alle Noth Einwürfe und Zweifel oder Entſtellungen und Verrenkungen des Dogma zu erſinnen. Die ſcholaſtiſche Theologie war ein Sumpf von Sophiſtik geworden, in welchem ein ſchadenfroher Teufel ſich zu verſtecken ſchien, um mitten im Tempel Gottes Blasphemie zu treiben. Wir fiſchen aus dem Sumpf nur einiges Ungeziefer von ſcholaſtiſchen Concluſionen aus dem Centilogium des berühmten Engländers Occam heraus, der im 14. Jahrhundert lebte. Concl. 6. Gott kann jedes an ſich Verſchiedene zur Einheit des Subjectes mit ſich verbinden, alſo auch eine Eſelsnatur, Holz, Stein. C. 8—11. Zuläſſig ſind die Sätze: Gott der Vater iſt der Sohn der h. Jungfrau; der h. Geiſt iſt der Menſch, welcher der Sohn der h. Jungfrau iſt; der Vater, der niemals ſtarb, kann geſtorben ſeyn, der Sohn, der ſtarb, kann auch niemals geſtorben ſeyn. C. 13. Die Glieder Chriſti theilen ſich ihre Eigenthümlichkeit derart mit, daß die Sätze wahr ſind: Der Kopf Chriſti iſt der Fuß Chriſti, das Auge Chriſti iſt die Hand Chriſti. Aehnlicher Art ſind die Sätze über das Transſubſtantiations-Dogma 10—34. Z. B.: Ein ausgedehnter Körper kann ſich in einem von einem andern Körper erfüllten Raume bewegen, ohne Widerſtand dieſes Körpers. — Ein und derſelbe Körper kann zugleich an dem einen Orte kalt oder warm, feucht oder trocken ſeyn und an dem andern Orte nicht. — Der Leib Chriſti kann wie

Gott überall ſeyn und zwar wie C. 29 ſagt, ertenſive. Der Leib Chriſti kann ſich zu gleicher Zeit in entgegengeſetzter Richtung bewegen, und wird factiſch ſo bewegt, wie z. B. ein Prieſter ihn emporhebt und der andere ihn in demſelben Momente niederlegt. — Eine Reihe von Concluſionen ſoll das Widerſprechende fühlen laſſen, zu dem das Inadäquate der gewöhnlichen Bezeichnung des göttlichen Weſens führt. Z. B.: C. 46. Gott war nicht von Ewigkeit barmherzig. C. 47. In einem gewiſſen Zeitmomente war Gott nicht (i. e. Deus in non instanti fuit). Gott hat in einem gewiſſen Momente zu ſeyn begonnen. C. 51. Ehe Gott war, hätte er ſeyn können. C. 71. Die göttlichen Perſonen ſind nicht ewig (weil es im Symbol heißt: non sunt plures aeterni). Namentlich iſt das Problem des göttlichen Wiſſens, beſonders des contingens futurum, ausgebeutet. Z. B.: C. 84. Etwas, was Gott weiß und früher gewußt hat, kann er auch niemals gewußt haben und jetzt nicht wiſſen. C. 88. Die Seligkeit iſt nicht das letzte Ziel des Menſchen, denn dieſes kann nichts Zufälliges (Accidens) ſeyn, die Seligkeit aber, welche nur ſubjectiv in der Seele iſt, iſt ein Zufälliges, alſo .... C. 95. Wegen der Tugend muß man ſich nicht dem Tode preisgeben ꝛc. Occam war ein Franciscaner und ſpielte eine große Rolle in den Händeln ſeines Ordens mit den Dominicanern. Die letztern hatten 1321 zu Narbonne einen Begharden als Ketzer verbrennen laſſen, weil er behauptet hatte, Chriſtus und die Apoſtel hätten jedem Eigenthume entſagt und Armuth ſey daher die Bedingung der Nachfolge Chriſti. Die Franciscaner, getreu ihrem h. Stifter, erklärten jene Behauptung für die vollkommen richtige und verklagten die Dominicaner beim Papſt Johannes XXII. Dieſer war nicht gemeint, die ſchon unermeßlich reichgewordene Kirche der Armuth preiszugeben, billigte das Verfahren der Dominicaner und hielt den Franciscanern vor, ſie ſelbſt beſäßen ja Güter, wenigſtens ſey ihre Fiction, ſie hätten nur die Nutznießung von Stiftungen, die immer noch das Eigenthum der urſprünglichen Geber blieben, illuſoriſch. Dieſer päpſtliche Urtheilsſpruch veranlaßte eine Spaltung unter den Franciscanern. Die von der ſtricten Obſervanz verwarfen

wie jedes wirkliche, ſo auch das Scheineigenthum und hießen deshalb Obſervanten. Die andern hielten an dem Scheineigenthum feſt und wurden Conventualen genannt. Zu den erſteren gehörte Occam und ſeine Oppoſition gegen den Papſt führte ihn dem Kaiſer Ludwig dem Bayer in die Arme, dem er im Kampfe gegen den Papſt die Feder lieh.

Der heftigſte Kampf zwiſchen Dominicanern und Franciscanern entbrannte über der Streitfrage der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Dieſe nahmen dieſelbe an, jene leugneten ſie. Es handelte ſich hier um ein heiliges Geheimniß, welches die höchſten Autoritäten der Kirche ſelbſt als ſolches geachtet haben, und von ſo zarter Natur, daß es ſich nur für Betrachtung heiliger Seelen, am allerwenigſten aber zum Gegenſtande eines verbiſſenen Schulgezänks eignete. Jeder der beiden Orden zerrte eine Heilige, eine chriſtliche Seherin, die unmittelbar in die Geheimniſſe Gottes zu ſchauen vermochte, als untrügliche Zeugin herbei, die Dominicaner die h. Katharina von Siena, die Franciscaner die h. Brigitta von Schweden. Dieſe wahrhaft heiligen Perſonen wurden von den zänkiſchen Mönchen nur mißbraucht. Was wir ſonſt von beiden Frauen wiſſen, ſtellt ſie hoch hinaus über die gemeine Scholaſtik und es verdient bemerkt zu werden, daß beide in der Verdammung des franzöſiſchen Afterpaſtthums in Avignon einig waren. Die Sorbonne in Paris erklärte ſich in der Empfängnißfrage für die Franciscaner, das basler Concil aber und nachher Papſt Sixtus IV. ließen die Frage noch offen und verboten nur, die Meinung der Franciscaner für ketzeriſch zu erklären. Die Dominicaner ſuchten das gemeine Volk auf ihre Seite zu ziehen. Sie bewirkten durch einen künſtlichen Mechanismus, daß ein Marienbild in ihrer Kirche zu Bern Thränen vergoß, das Chriſtkind in ihren Armen ſie fragte, warum ſie weine? und ſie antwortete: „Weil die gottloſen Franciscaner ſagen, ich ſey wie Du ohne Sünde empfangen.“ Ein Schneider, Namens Jetzer, diente den Dominicanern dabei zum Werkzeuge, gab Viſionen vor und zeigte die fünf Wundenmale an ſeinem Körper vor, damit das Volk deſto gewiſſer an ihn glaube.

Aber der Betrug wurde entdeckt und er nebst vier Dominicanern lebendig verbrannt, 1509.

Beide Orden stritten nicht minder heftig über die allersubtilste Frage, betreffend das Blut Christi. Ein Franciscaner zu Brescia lehrte 1462, das am Kreuz vergossene Blut des Heilandes könne nicht verehrt werden, weil es bis zur Auferstehung mit dem Logos nicht vereint gewesen sey. Die Dominicaner fanden darin eine Ketzerei und es entspann sich ein wüthender Kampf, der durch eine große Disputation beider Orden unter dem Vorsitz des Papstes selbst entschieden werden sollte. Aber kein Theil gab nach und der Papst selber befahl, die Frage solle unentschieden bleiben.

Wer möchte verkennen, daß in diesen scholastischen Spitzfindigkeiten nicht wahre tiefe Andacht, sondern nur Aberwitz, Eitelkeit, Originalitätssucht, Rechthaberei, mit einem Wort gemeine Sophisterei und Schulfuchserei sich kund gaben, jene dialectische Virtuosität, die mit den göttlichen Dingen eine Art künstliches Ballspiel trieb. Dieser Schuldämon, der frech den Vorhang vom Allerheiligsten zu reißen wagte, war unvermerkt in den Tempel eingedrungen, aber er stammte aus der Finsterniß des Urbösen.

3.

Die exclusive Frömmigkeit.

Auch auf der Lichtseite der Kirche, unter den Frommen und Getreuen, machte sich eine Störung, eine größere Neigung zu Absonderungen bemerklich, ein stärkeres Hervortreten der Subjectivität und ihrer Privatverhältnisse zu Gott, abgesehen von der großen kirchlichen Gemeinschaft, und ein Sichzurückziehen in engere Brüderschaften.

Im Gegensatz gegen die zu stark hervorgetretene Aeußerlichkeit des kirchlichen Wesens mußten sich tiefere Seelen desto mehr in die Innerlichkeit der Andacht und der Gottesminne versenken. Diese Richtung war durch die Mystiker vorbereitet worden, denen die

Scholastik zu begriffsmäßig und trocken, zu wenig seelenvoll erschienen war. Sie machte sich aber auch innerhalb der Mönchsorden geltend, sofern hier einzelne fromme Mönche zur strengen Ascese der Ordensstifter zurückführen wollten oder neue Orden stifteten, in denen die lare Observanz der übrigen schon entarteten Orden vermieden wurde. So gründete Peter von Murrone 1294 in Apulien den strengen Orden der Cölestiner, 1435 Franz de Paula in Calabrien den der Minimi; 1374 eine Gesellschaft spanischer Einsiedler zu Ehren des h. Hieronymus den Orden der Hieronymiten. Auch zu Ehren der h. Elisabeth und der h. Brigitte wurden weibliche Orden gestiftet. Ueberall tritt ein Gegensatz von exclusiv Frommen innerhalb der Kirche selbst hervor, denen sich dann diejenigen Häretiker anreihen, die in ihrer Art noch frömmer außerhalb der Kirche seyn zu können vermeinten.

Die subjective Tendenz machte sich auch in der Erbauung und geistlichen Dichtung geltend. Hier tritt das Ich, das persönliche Verhältniß zu Gott, immer überwiegender hervor. Die alten lateinischen Kirchenhymnen ließen das Ich verschwinden, schilderten nicht seine Empfindungen, sondern zeigten ihm nur den Gegenstand seiner Andacht. Mit dem h. Franciscus von Assisi begann eine andere Art geistlicher Lyrik, worin der Sänger von sich selbst redet, wie ein Liebender seine Leiden und seine Wonne schildert, sein Herz dem himmlischen Geliebten darbietet ꝛc. Von der Zartheit seiner Lieder war immerhin nur noch ein Schritt zu den unzarten Vorstellungen der späteren geistlichen Sänger und Maler, welche sich darin gefielen, ihre Lieblingsheiligen oder ihr liebes Ich selbst in den vertraulichsten und unanständigsten Verkehr mit den h. Personen zu bringen. So die Spielereien mit dem Christuskinde, die frechen Bilder, auf denen der h. Dominicus und Alanus de rupe an den Brüsten der h. Jungfrau saugen ꝛc. Unmerklich schleicht sich in die geistliche Kunst die ästhetische Wollüstelei ein, worüber Savonarola laute Klage führte. Ihr malt, rief er, die Madonnen wie Buhlerinnen!

Wo aber irgend Wolluſt in der Welt ſich einſchlich, folgte ihr der Schmerz auf dem Fuße und auch dieſem Schmerz gab man ſich auf leidenſchaftliche Art hin, wobei Koketterie, Eitelkeit und Selbſttäuſchung ſtark mit unterliefen. Die äußere Veranlaſſung dazu gab der ſchwarze Tod im 14. Jahrhundert. Welche tiefe Zerknirſchung aber auch die erſten Geißler zur Buße trieb, bald geſellte ſich geiſtliche Hoffahrt und Häreſie hinzu. Die Sucht zu büßen wurde eine Modekrankheit und Modeeitelkeit. Der Ruhm, ja eine gewiſſe Wolluſt machten ganz vergeſſen, was man urſprünglich mit der Buße bezweckt hatte. Wohl trieb zur Buße auch die Erkenntniß des Böſen in der Zeit und die Furcht vor der göttlichen Rache. In dieſem Sinn muß die große Geißelfahrt, welche Vincentius Ferrer im Jahr 1417 durch Italien, Frankreich und Spanien unternahm, aufgefaßt werden, als der Bittgang, um Gott zu verſöhnen. Als Warnung der Sünder dienten die ſ. g. Todtentänze, die theils an die Wände der Kirchhöfe gemalt, theils durch Holzſchnitte verbreitet wurden. Sie ſtellten den Tod als einen luſtigen Spielmann dar, der allen Menſchen vom Papſt und Kaiſer bis zum Bauern und Bettelmann zum letzten Tanze vorgeigt, oder die Vornehmen und Prinzen, Hochmüthigen und Lebensluſtigen mitten in ihrer Ueppigkeit überfällt und mit dürrer Knochenhand zur Grube zerrt.

Wie mit dem Teufel in den Heren- und Zauberproceſſen, ſo kokettirte man auch mit dem Tode und machte eine Modeluſt aus der Trauer. Am Ende des 15. Jahrhunderts lebte in Florenz ein Maler Pietro Coſimo, der unter den Luſtbarkeiten des Carnevals eine Vummerei des Todes veranſtaltete. Ein ungeheurer Wagen des Todes mit vielen Särgen fuhr bei Nacht durch die Straßen; aus den Särgen traten Gerippe hervor, umgeben von andern Gerippen auf ſchwarzen Roſſen mit Fackeln und ſchwarzen Fahnen und alle ſangen trübſelige Bußgeſänge.

Die oben gekennzeichnete Tendenz zum Ausſchließen und zum Abſondern in engere fromme Geſellſchaften, denen angeblich allein der h. Geiſt innewohne, war allen Häretikern längſt eigen geweſen, machte ſich jetzt aber auch innerhalb der Kirche unter denen geltend,

welche ſich von der Verweltlichung derſelben abgeſtoßen fühlten. Von dieſer Art waren die ſ. g. Gottesfreunde am Oberrhein, für deren Stifter Nicolaus von Baſel gilt, der 1340 auch in Straßburg war und hier auf den berühmten Tauler einwirkte. Es ſcheinen fromme Leute geweſen zu ſeyn, aber Schwärmer, denn wie die Geißler, ſo wollten auch ſie einen Brief von Gott unmittelbar aus dem Himmel erhalten haben. Nicolaus und mehrere ſeiner Gefährten wurden ſpäter von der Inquiſition in Vienne als Ketzer zum Feuertode verurtheilt. Von ihnen ſind vielleicht die Brüder des freien Geiſtes herzuleiten, die hauptſächlich in Köln auftauchten und blutig verfolgt wurden. Daß die Brüderſchaft der Huſſiten keine Verbreitung in Deutſchland fand, iſt wohl hauptſächlich dem Nationalhaß zwiſchen Deutſchen und Slaven zuzuſchreiben.

Höchſt bedeutſam war im J. 1384 die Entſtehung der Brüderſchaft vom gemeinſamen Leben zu Deventer in den Niederlanden, geſtiftet von dem frommen Prieſter Gerhard de Groot. Obgleich ſie nicht eigentlich excluſiv war, ſo trat doch in ihr die Subjectivität mehr als in jeder andern Geſellſchaft hervor, weil es Zweck der Brüderſchaft war, jeden Bruder ſo viel als möglich perſönlich in der religiöſen, ſittlichen und intellectuellen Richtung auszubilden durch Seelſorge und gelehrten Unterricht. Die Schule zu Deventer wurde bald berühmt, eine zweite nach demſelben Muſter in Herzogenbuſch und ein Kloſter für die Brüder in Zwoll errichtet, wo dann Thomas a Kempis (von der Stadt Kempen) zum größten Anſehen gelangte durch ſein weltberühmtes Buch von der Nachfolge Chriſti, dasjenige Buch, welches nächſt der Bibel am häufigſten gedruckt worden iſt. Er hielt feſt an der Kirche, forderte aber innerhalb derſelben von jedem einzelnen Chriſten, daß er nicht blos äußerlich die Ceremonien der Kirche mitmache, ſondern ſeine Seele prüfe und reinige und dem Gebot und Beiſpiel des Erlöſers in ſeinem ganzen Denken, Wollen und Wandel folge. Neben Thomas wirkte Gerhard von Zütphen vornehmlich für das Leſen der h. Schrift in der niederdeutſchen Sprache, damit jeder dieſe heiligſte Urkunde der Offenbarung ſelber ſtudiren könne. Alles zur

Stärkung des ſubjectiven Glaubens und damals noch ohne Ahnung des Widerſtreites, der ſich aus den verſchiedenen Auslegungen der h. Schrift ergeben würde. Der Zwoller Schule gehörte auch Johann Weſſel an.

Die erwecklichen Schriften des Johann Tauler in Straßburg († 1361) bezweckten ebenfalls die Selbſtbeſchauung, Prüfung und innerliche Reinigung der Chriſten und fanden außerordentlichen Beifall in einer Zeit, in welcher die geängſtigten Seelen eine Zuflucht ſuchten vor dem Böſen, das ihnen häufig genug im geiſtlichen Ornate ſelbſt entgegentrat.

4.

Die Fürſtenhöfe.

Das dynaſtiſche Intereſſe überwand alle anderen. Vergebens hatte ſich die Kirche unter kraftvollen Päpſten gegen die weltliche Macht des deutſchen Kaiſers geſträubt, ſie wurde den franzöſiſchen Königen dienſtbar. Seit der babyloniſchen Gefangenſchaft des Papſtes in Avignon erholte ſich das Papſtthum nie wieder ganz, es emancipirte ſich zwar von Frankreich, aber es mußte zwiſchen dieſer Macht und der des Kaiſers, dann auch noch Englands, Spaniens, Neapels, Venedigs und Mailands balanciren und konnte vor weltlichen Sorgen um die Exiſtenz des Kirchenſtaats kaum zu Athem kommen, während ſich die monarchiſche Gewalt der Könige aller Länder und die Landeshoheit der Fürſten in Deutſchland immer mehr befeſtigte. Auch der Adel leiſtete der Fürſtengewalt, wenn auch noch einen zähen, doch vergeblichen Widerſtand und wurde mehr und mehr in den Fürſten- und Hofdienſt hineingezwungen. Die Städte hielten es insgemein mit den Königen gegen die Geiſtlichkeit und gegen den Adel und bürgerliche Talente begannen im Rath der Könige, wie namentlich auch in Finanzſachen und an der Börſe, ſo wie auf den Univerſitäten dem Adel den Rang abzulaufen. Endlich wurde der Adel durch die Erfindung der Schießwaffen, durch die Nothwendig-

keit der Artillerie und durch das daraus allmählig hervorgehende Syſtem der Soldtruppen und ſtehenden Heere beſeitigt, beziehungsweiſe entwaffnet. Wenn er ſich empörte, vermochte er die ſchwachen Mauern ſeiner alten Burgen nicht mehr gegen das ſchwere Geſchütz der Fürſten und der reichen Städte zu ſchützen.

Die natürliche Folge dieſer Aenderungen war, daß die Könige und Fürſten ſich perſönlich immer unabhängiger und ungenirter fühlten, die kirchliche Cenſur nicht mehr fürchteten und ſich von ihren gelehrten Schmeichlern überreden ließen, ſie dürften ſich alles erlauben, weil in ihnen allein die Quelle der Macht und des Geſetzes liege, ſie ſelbſt über das Geſetz erhaben ſeyen. Dieſe Lehre verbreitete ſich am auffallendſten in Italien, wo der antike Deſpotismus in ſeiner ſcheußlichſten Form wiederkehrte.

Am glänzendſten geſtaltete ſich der burgundiſche Hof. In Flandern und Brabant blühten Gewerbe und Künſte wie nirgends ſonſt und herrſchte außerordentlicher Reichthum. Ohne die vlämiſche Malerſchule, ohne die durch den Seehandel aus Venedig und dem Orient herbeigeſchafften koſtbaren Sammt- und Seidenſtoffe, Perlen und Juwelen, ohne die brüſſeler Kanten (Spitzen) hätte der Hof in Brüſſel auch nicht den Modeton angeben, hätten ſeine Trachten, ſeine Etikette, ſeine Vergnügungen, nicht die Reiſe um die Welt machen können. An allen Höfen wurde nachgeahmt, was der reiche Herzog von Burgund einführte.

Der weltliche Hof drängte ſich in mehrerer Beziehung an die Stelle der römiſchen Curie, indem er eine gewiſſe Heiligkeit und Vorrecht in Anſpruch nahm, die ſonſt nur die Kirche im Namen Gottes ſich angeeignet hatte. Die Perſon des Herrſchers wurde mit einer heiligen Majeſtät, wie mit einer Monſtranz umgeben und das Hofceremoniel, eine ſtete Huldigung und Anbetung des Herrſchers, wurde ſo kunſtreich geregelt wie immer eine Meſſe in der Kirche. Durch Philipp den Schönen und Karl V. ging dieſes burgundiſche Hofceremoniel hauptſächlich auf Spanien über, wo es dem ſtrengen und ritterlichen Sinn der Nation gemäß in eine ſteife Grandezza ausartete. In Burgund ſelbſt hatte es urſprünglich einen mehr

heitern französischen Charakter. Ein Raub an der Kirche waren namentlich auch die Ritterorden, welche der Hof stiftete und durch die bald die älteren geistlichen Ritterorden überstrahlt werden sollten. Das neue Ritterthum verpflichtete nicht mehr zum Dienste Gottes, sondern nur zum Dienst des Fürsten. An die Stelle des rothen, weißen und schwarzen Kreuzes der christlichen Ritterorden trat zum erstenmal das goldene Vließ des burgundischen Hofordens so frivolen Ursprungs als immer möglich, den blonden Haaren einer fürstlichen Maitresse zu Ehren gestiftet, aber mit dem Anspruch, der erste Orden in der Welt zu seyn. Man konnte nicht deutlicher sagen, daß man das Kreuz vom Calvarienberge abreißen und wieder einen Venustempel hinbauen wolle.

In gleicher Weise sollten die großen Kirchenfeste nunmehr überstrahlt werden durch die Hoffeste. Wie höchst bescheiden hatten die Kaiser und Könige bisher gelebt. Erst am burgundischen Hofe kam die unerhörteste Pracht auf, die Johann von Nevers dem Hofe des Sultan Bajazet soll abgelernt haben. In der That sieht man noch auf alten Bildern des 15. Jahrhunderts die burgundischen Damen in Prunkkleidern und Turbanen des Orients. Das Ritterthum behauptete zwar noch seine volle Würde und die Turniere wurden mit nie zuvor gesehener Pracht gefeiert. Allein es war doch mehr Schaustellung und Sache des Prunks, als eine Befriedigung der alten Kampflust. Die Rüstungen wurden viel schwerfälliger (um gegen die Kugeln der Feuerwaffen zu schützen) und künstlicher, hemmten daher die freie Bewegung. Neben dem Lanzenbrechen kamen die leichteren Spiele, das Ringelstechen und die Carroussels auf. Wie nun in solcher Weise die eigentlichen Kampfspiele entarteten, wurden die Mahlzeiten die eigentlichen Mittelpunkte des Hoflebens. Hier drängte sich alle Pracht und aller Genuß zusammen, und wie schon bei den Gastmählern des Alterthums dienten auch hier Pantomimen und Schauspiele zur Unterhaltung der schmausenden Gäste. Die Schaugerichte, die nur herumgetragen oder auf die Tafel gesetzt wurden, leiteten die Pantomimen ein.

Hier die Beschreibung der Schauspiele, die bei der Vermählung

Karls des Kühnen mit der engliſchen Prinzeſſin Margarethe aufgeführt wurden. Während des Hochzeitmahles trat ein Einhorn in den Saal, auf dem ein Leoparde ritt mit der engliſchen Fahne und ein Gänſeblümchen (marguerite) in der Hand, welches er, als von England überſandt, dem Herzog darreichte. Dann kam ein großer vergoldeter Löwe, auf dem eine kleine Schäferin ritt, mit dem burgundiſchen Wappen und mit einem Hündchen, dem Sinnbilde der Treue, welches ſie der Prinzeſſin Braut überreichte. Bei demſelben Feſte ſah man einen Thurm, aus deſſen vier Fenſtern wilde Schweine ſprangen und aus Trompeten bliesen. Aus denſelben Fenſtern ſprangen nachher noch viele andere Thiere, Böcke, Wölfe, Eſel, die auf verſchiedenen Inſtrumenten ſpielten, endlich Affen, die ein Ballet tanzten. Nachher ſchwamm ein 60 Fuß langer Wallfiſch heran, öffnete ſein ungeheures Maul vor dem Herzog und ſpie Sirenen aus, welche lieblich ſangen. Dann trommelte es im Bauch des Wallfiſches und Ritter kamen hervor, die mit den Sirenen tanzten ꝛc.

Man hat noch einen genauen Bericht über alle Ceremonien, die bei der Geburt der Prinzeſſin Maria von Burgund, der Tochter aus jener engliſchen Ehe, ſtattgefunden haben. Sie waren eine höfiſche Nachahmung der Geburt des Heilands. Nächtliches Geläute der Glocken, Muſik und ein glänzender Fackelzug ſtellten die Anbetung der Engel und Hirten vor, ein prachtvolles Himmelbett in der Kapelle, das Wochenbett der h. Jungfrau. Die Feierlichkeiten, unter denen man das Kind zur Taufe trug und über der Taufe hielt, kamen der Anbetung der Könige gleich, denn Prinz Johann von Burgund trug die Kerze vor dem Kinde, der Herzog von Cleve das Salz, der Herzog von Geldern das Becken. Aehnliche Ceremonien wurden auch ſpäter wieder bei der Taufe des ſchönen Philipp von Burgund beobachtet, dem Sohne jener Maria.

Zu den vornehmſten Beſchäftigungen des Hofes gehörte die Jagd. Auch dieſes alte Vergnügen wurde jetzt verkünſtelt und in einer übertriebenen Weiſe ausgedehnt. Die adelige Falkenjagd eignete ſich vorzüglich für die Damen, die daher häufig in Amazonentracht mit dem Falken auf der Fauſt hinausritten, um die Falken

auf Reiher ſtoßen zu laſſen und ſich mit den ſchönen Reiherfedern zu ſchmücken. Die Herrn veranſtalteten dagegen Hetz- und Treibjagden im größten Maßſtabe. Das Oberjägermeiſteramt wurde eins der wichtigſten Hofämter, die Zahl der Jäger und Hunde nahm übermäßig zu, die guten alten Jagdregeln wurden außerordentlich vermehrt und verkünſtelt und mußten mit pedantiſcher Strenge eingehalten werden. Dem Landvolk aber wurden die neuen Maſſenjagden verderblich, weil ſie die Felder verwüſteten, und unerhört grauſame Strafen auf Wilddieberei geſetzt waren.

An den damaligen Höfen herrſchte die Roheit der Trinkgelage noch nicht, die erſt im 16. Jahrhundert aufkam. Die Geſellſchaft war damals noch feiner und die Herren huldigten noch mehr der Venus als dem Bachus. Die ritterliche Galanterie der früheren Zeit hatte noch nicht abgenommen und herrſchte zumal am burgundiſchen und franzöſiſchen Hofe, vor den blutigen Kriegen der Roſe aber auch in England. Der berühmte engliſche Ritterorden des blauen Hoſenbandes hatte einen ebenſo galanten Urſprung.

5.

Verfall der ritterlichen Dichtung.

In den adeligen Kreiſen aller europäiſchen Länder wurden zwar immer noch die alten Rittergedichte geleſen und nachgeahmt, das letztere aber geſchah nur in matten Wiederholungen oder Uebertreibungen des Heroiſchen und Wunderbaren. Unter dieſen Romanen des romantiſchen Epigonenthums waren die Amadisromane am berühmteſten. Sie ſollen in einer verloren gegangenen Geſtalt ſchon im 14. Jahrhundert von einem Portugieſen, Vasco di Lobeira verfaßt worden ſeyn, kamen jedoch erſt im folgenden Jahrhundert als Proſaromane zum Vorſchein. Der erſte handelt von Amadis, die zwölf folgenden von deſſen Nachkommen. Der Held iſt überſchwenglich tugendreich, vollbringt alle möglichen Thaten und wird zuletzt durch die Vereinigung mit ſeiner Dame belohnt. Die Thaten und

Wunder häufen ſich ſo, daß ſie nicht mehr intereſſiren, und die Sprache des Romans iſt matt und geiſtlos. Doch wurde er Mode und paßte allerdings in die manierirte Zeit des burgundiſchen Hofes, indem er das Ritterthum ganz in die Sphäre höfiſcher Etikette und Galanterie verſetzte und ihm doch den Schein ſeiner alten Tugend ließ. In den Fortſetzungen treten noch mehr moderne Elemente hervor, in der 9. und 10. die verliebte Schäferei, in der 12. das kokette Amazonenthum ꝛc.

Indem man die Tugenden, die man nicht mehr unbewußt inwendig beſaß, ſich äußerlich vorſtellte und perſonificirte, entſtanden die ſeltſamſten Allegorien, die gleichfalls in die Romanform übertragen wurden. Im Jahr 1491 dichtete in Frankreich ein Biſchof von Angoulême, Octavian von St. Gelais, einen Roman von dem Tod der Liebe, worin alles Allegorie iſt.

Die erſte Oppoſition gegen die geſammte ritterliche Dichtung begann in Italien. Man fing hier an, die geſpreizten Helden und ihre unmöglichen Thaten zu verſpotten, aber mit dem alten Ritterthum griff man auch den alten Glauben, die alte Sitte an. So das berühmte Rittergedicht des Luigi Pulci, **Morgante maggiore.** Pulci war ein Liebling des großen Lorenzo Medici und deſſen Mutter Lucrezia ſoll ausdrücklich den Dichter mit der Abfaſſung des Morgante beauftragt haben. Dieſer beginnt mit einer ſpöttiſchen Parodie der Eingangsworte des Evangeliums Johannis, im zweiten Geſang wendet der Dichter ſich eben ſo ſpöttiſch an den „gekreuzigten Jupiter“. Im dritten parodirt er auf ſchnöde Weiſe das Vaterunſer, im 17. verhöhnt er die h. Jungfrau. Ueberall glüht tiefer Haß gegen alles, was den Chriſten heilig iſt, durch dieſe mediceiſche Hofpoeſie hindurch. Eine ſchöne Heidin lockt den Olivier zu ſich und beſtürmt ihn, wie Potiphars Weib den keuſchen Joſeph. Er will nichts mit ihr zu thun haben, weil ſie nicht getauft ſey. Da verlangt ſie, er ſolle ſie gleich taufen. Er muß ihr aber doch erſt, wenn auch noch ſo flüchtig, den chriſtlichen Glauben vorſagen. Mach' nur, mach' nur geſchwind! ruft ſie und denkt nur an die Erfüllung ihres ſündhaften Wunſches. Dieſer eine Zug charakteriſirt das ganze Gedicht, deſſen Held Roland

ſeyn ſoll, in der That aber der Rieſe Morgante iſt, welcher in florentiniſcher Mundart alles verſpottet, was bisher für heilig, ehrwürdig und edelmüthig galt. Morgante ſtellt eigentlich den modernen rationaliſtiſchen Pöbel vor, der ſeit Pulcis Zeiten zu immer ungeheuerlicherer Größe angewachſen iſt.

Obwohl ein ungleich edlerer und feinerer Dichter, hat doch auch Bajardo, Graf von Scandiano, der im 15. Jahrhundert am üppigen Hofe der Eſte zu Ferrara lebte, viel dazu beigetragen, das Ritterthum zu entwerthen, denn ſein berühmtes Gedicht vom verliebten Roland (Orlando inamorato) hat es nur noch mit verliebten Abenteuern zu thun. Und welche Entweihung lag ſchon allein im Titel ſeines Gedichts. Wer hätte ſich dreihundert Jahre früher träumen laſſen, daß man aus der hohen und edeln Geſtalt Rolands noch einmal einen verliebten Narren machen würde.

Unter den geſchichtlichen Dichtungen zeichnete ſich das Gedicht von den Heldenthaten des Robert Bruce von Barbour († 1396) und des Wallace vom blinden Harry durch patriotiſches Feuer aus. Sonſt iſt von den zahlreichen Dichtungen, worin Fürſten der Zeit in harten und langweiligen deutſchen Reimen oder in geſchraubten romaniſchen und lateiniſchen Verſen obligatoriſch geprieſen wurden, nicht viel zu rühmen.

Von Italien ging auch die Novelle als die neue Lieblingsform aus, in welcher die Dichter alle möglichen Stoffe, ſie mochten aus der Sage, aus der Geſchichte oder aus dem gemeinen Leben entlehnt ſeyn, in zwangloſer Proſa anmuthig darſtellten, in jenem leichten, natürlichen Erzählungston, in welchem vor allen die Araber und Perſer alte Meiſter waren, der aber auch den lebhaften und geſchwätzigen Italienern beſonders zuſagte. Sie nahmen viel Stoffe aus den alten Fabliaux, den gestis Rom. etc. auf. Die älteſte bekannte Sammlung ſind die cento novelle antiche ſchon aus dem 13. Jahrhundert.

Der erſte große und ſelbſtändige Schöpfer der modernen Novelle war im 14. Jahrhundert Giovanni Boccaccio, der Sohn eines Florentiner Kaufmanns und einer Pariſerin. Sein Talent brachte ihn in Verbindung mit dem Hofe des König Robert und nachher

der üppigen Königin Johanna von Neapel, in deren Schweſter Maria (die der Herzog von Durazzo entführte) er ſich dermaßen verliebte, daß er ſie in ſeinen Dichtungen hochgefeiert hat. Er ſoll einſt mit dem Dolch in ihr Schlafzimmer gedrungen ſeyn, nicht um ſie, ſondern um ſich ſelbſt zu ermorden, wenn ſie ihn nicht anhöre, und ſie ſoll zu mitleidig geweſen ſeyn, um ihn vor ihren Augen ſterben zu ſehen. Auch ſcheint er nur Marien gemeint zu haben, indem er den liebeglühenden Roman Fiammetta ſchrieb, worin er ihr ſelbſt den Ausdruck des zärtlichſten Gefühls und die Schilderung des ſüßeſten Genuſſes in den Mund legt. In Neapel ſchrieb er auch den Ameto, das erſte Hirtengedicht, welches vielfach nachgeahmt wurde und woraus eine ganze Gattung von galanten Schäfergedichten hervorging.

Von Boccaccios claſſiſchen Studien zeugen ſeine Werke über die berühmten Männer und Frauen des Alterthums, über die antiken Götter, über antike Geographie. Auch ſchrieb er eine verliebte Theſeide. Indeß hätten ihn alle dieſe Werke nicht zum Liebling der gebildeten Welt gemacht, wenn er nicht ſeine Novellen geſchrieben hätte. Sie führen den Titel Decamerone, weil er die Erzählungen zehn Perſonen in den Mund legt, welche ſie einander in zehn Tagen vortragen. Es war zur Zeit des ſchwarzen Todes, der beſonders heftig in Florenz wüthete. Da flüchteten einige junge und lebensluſtige Damen aus der Stadt hinaus nach einer Villa in dem reizenden Thale von Fieſole und vertrieben ſich hier die Sorgen mit heitern Erzählungen. Das ſind die berühmten Novellen, unter denen man noch mehrere gute alte romantiſche Stoffe findet. Bei weitem die meiſten enthalten aber nur Genrebilder aus der verderbten Gegenwart, frivole Entführungs- und Ehebruchsgeſchichten und lächerliche Buhlereien, beſonders von Prieſtern. Alle ſind reizend erzählt, meiſt ſehr ergötzlich und nöthigen unwillkürlich zum Lachen, laſſen aber ein unheimliches Gefühl zurück, denn der Dichter nimmt immer Partei für die Sünde, wenn ſie nur mit rechter Liſt und Luſtigkeit auf Koſten der dummen Ehrlichkeit geübt wird.

Eine Novelle hat eine große Bedeutung erlangt. Sultan Saladin will von einem geizigen Juden in Alexandria Geld leihen und

ſtellt ihm eine Falle, indem er ihn frägt, ob die muhamedaniſche oder jüdiſche Religion die beſſere ſey? Der Jude hilft ſich damit, daß er dem Sultan die Geſchichte eines Vaters erzählt, welcher einen Ring beſaß, von deſſen Beſitz das Erbrecht abhing. Da er nun drei Söhne hatte und keinen im Erbe verkürzen wollte, ließ er noch zwei ganz gleiche Ringe machen und gab jedem der drei Söhne einen. Jeder hielt ſich nun für den allein berechtigten Erben. Und ſo, ſagt der Jude zum Sultan, glauben auch Muhamedaner, Chriſten und Juden das Erbe des Reiches Gottes allein zu beſitzen. Wenn nun auch das jüdiſche Buch Schebet Juda, worin eine ganz ähnliche Geſchichte vorkommt, erſt ſpäter geſchrieben wurde, als die Novelle des Boccaccio, ſo dürfte die Tradition doch eine altjüdiſche ſeyn und von den ſpaniſchen Juden herſtammen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo war es nichtswürdig von einem Chriſten, einen ſolchen ſpöttiſchen Zweifel an der alleinigen Wahrheit der chriſtlichen Religion den verbiſſenen Juden nachzuerzählen, und Boccaccio ſelbſt ſcheint das in ſeinen älteren Tagen eingeſehen zu haben, wenigſtens bereute er, die Welt durch ſeine unzüchtigen Erzählungen verführt zu haben. Als ſein Freund Cavalcanti in Neapel eine junge Frau geheirathet hatte und ihr den Decamerone vorleſen wollte, ſchrieb er dieſem in einem noch erhaltenen Briefe: „Hüte dich, es zu thun. Du weißt, wie viel Unanſtändiges, ja Unehrbares darin vorkommt. Wenn ſolche Dinge ſich in der Seele deiner Frauen feſtſetzen, ſo mußt du es dir und nicht ihnen vorwerfen. Wenn ſie es leſen, werden ſie mich für einen ſchlimmen Kuppler, einen unkeuſchen Alten, einen unreinen Geiſt halten. Wird denn niemand ſeyn, der ſage: Er ſchrieb es in der Jugend und durch höhern Auftrag dazu bewogen?“ Daraus geht hervor, daß der Dichter von Haus aus nicht ſo ſchlecht, nur durch den lüderlichen Hof von Neapel verführt war. An gar vielen Sünden der Dichter trugen nur ihre fürſtlichen Mäcene Schuld.

Boccaccio erntete ſo unermeßlichen Beifall, daß ſich bald Nachahmer in Schaaren herbeidrängten und die Zahl der italieniſchen Novellendichter kaum überſehbar iſt. Im Allgemeinen hielten ſie ſeinen natürlichen und gefälligen Ton ein. Manche unter ihnen haben rei-

zende und rührende Stoffe behandelt, welche größere Dichter der Nachwelt, vor allen Shakespeare, noch schöner behandelt haben. Andere sanken noch tiefer ins Gemeine und Unzüchtige hinunter. Einige behandelten in anmuthiger Weise die italienischen und überhaupt romanischen Volkssagen und Volksmärchen in der heitern Manier der arabischen Märchen der 1001 Nacht. Dem Boccaccio am nächsten standen Sacchetti, Masuccio, Luigi da Porta, dessen Romeo und Julia Shakespeare erst unsterblich machte ꝛc. Auch Machiavelli schrieb eine Novelle, welche sehr berühmt wurde. Sie handelt auf eine ziemlich frivole, aber ungemein witzige Weise von dem Teufel Belfagor, der trotz aller seiner Argliſten und trotz aller seiner Macht über die Elemente von einem bösen Weibe besiegt wird und vor ihr, als die schlimmer als alle Teufel ist, auf eine lächerliche Art die Flucht nimmt.

In dieser komischen Literatur wiederholte sich im Grunde dieselbe Tendenz, wie in den Hexenprozessen, eine Verachtung des Weibes und zugleich eine Furcht vor dem Weibe. Diese Erscheinung mußte naturgemäß eintreten, sobald der Zeitgeist das Princip der germanischen Ritterlichkeit und Frauenverehrung fallen ließ. Es war die Umkehr der edlen Gesinnung, die das ganze Mittelalter beherrscht hatte. Der schönen und frommen Zeit der Heiligung folgte eine häßliche und lästerliche Zeit der Entheiligung.

Alle andern italienischen Novelliſten übertraf der oben schon genannte Poggio in der Luſt am Schmutzigen und Obscönen. In seiner lateinisch geschriebenen Sammlung von Buhlereien und Schelmereien (facetiae) wühlt er im sittlichen Unflath behaglich wie ein Schwein. Und doch war er hoch angesehen als Gelehrter und sogar als Günstling und Secretair des Papstes. Daß solche Physiognomien sich im geheiligten Umkreis der Curie nur überhaupt blicken lassen durften, war das Zeichen eines schrecklichen Verfalls der Kirche, denn tiefer konnte man von der Höhe St. Pietros nicht hinabstürzen als in den classischen Morast des Poggio. Ihm reiht sich Sir Giovanni aus Florenz an, bei dem ein Mönch und eine Nonne sich allabendlich unzüchtige Geschichten erzählen.

Unter den übrigen Nationen zeigten sich die Franzosen den Ita-

lienern am meiſten geiſtesverwandt. Den meiſten Ruhm erlangten unter ihnen die Cent nouvelles Nouvelles voll von Schwänken, Weiberliſten ꝛc. Ganz ähnlich ſind ihnen die frivolen Novellen der Königin Margaretha von Navarra.

Eine würdigere Richtung nahm die Novelliſtik in Spanien und England. Der ſpaniſche Infant Juan Manuel, der in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte, ſchrieb unter dem Titel „Graf Lucanor" eine Sammlung von lehrreichen Erzählungen, worin er eine große Menſchenkenntniß entwickelte, aber ſchon den menſchlichen Schwächen und Tücken zu viele Nachſicht erwies. Auch der nur ein wenig ſpätere ſpaniſche Prieſter Juan Ruiz faßt das Leben nicht mehr als chriſtlicher Prieſter auf, ſondern von der derben realiſtiſchen Seite und mit zu viel Toleranz gegen das Gemeine. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ſchrieb Chaucer in England Canterbury Tales, worin die heterogenſten Perſonen, verſchiedenen Ständen angehörig, einander lehrreiche Geſchichten erzählten, vortreffliche Lebensbilder und ohne den giftigen Beigeſchmack unſittlicher Abſicht.

6.

Das Bürgerthum.

Wie der Adel in Verfall kam, hob ſich das Bürgerthum. Die Bevölkerung der Städte wuchs mit jedem Jahrhundert, auch die Zahl der Städte. Seit den Kreuzzügen hatte ſich der Geſichtskreis der europäiſchen Geſellſchaft erweitert, hatten ſich die Bedürfniſſe vermehrt, denen Handel und Induſtrie genügen mußten. Doch hatte der Zuwachs der Städte auch noch einen andern Grund. In Italien ſammelte ſich der Landadel in den Städten zum Behuf beſſerer Vertheidigung hinter gemeinſchaftlichen Mauern. In Deutſchland ging viel Adel in die Städte über, weil ihnen ſonſt von den Städtern ſeine Burgen wären gebrochen worden, und noch mehr Landvolk, welches ſich dem Druck des Adels entziehen und in den Städten die alte Freiheit wiederfinden wollte. Eine größere Selbſtändigkeit

und Bedeutung für die Geſchichte erhielten übrigens die Städte nur in Italien und Deutſchland, weil die politiſche Zerriſſenheit und die Abweſenheit einer Centralgewalt in dieſen Reichskörpern den einzelnen Gliedern volle Freiheit ließ. In Frankreich, Spanien und England erlangten die Städte als ſolche niemals ſo großes Gewicht und gab es dort weder eine Republik Venedig oder Florenz, noch einen Hänſabund.

Die Regel in allen Städten war die Ariſtokratie der Geſchlechter oder Nobili, in welche übrigens auch reiche Kaufleute übergingen, wenn ſie gleich urſprünglich noch nicht von Adel geweſen waren. In Deutſchland entſtand öfters, wenn die alten Geſchlechter vertrieben waren, eine neue Ariſtokratie aus den Zunftmeiſtern und Altbürgern. In den großen Handelsſtädten ſowohl Italiens als der Hanſa kam die Geldariſtokratie auf, gleichviel woher die Geldmänner urſprünglich ſtammten. Es liegt in der menſchlichen Natur, zumal wo viele Menſchen nahe beiſammen wohnen, daß der Aermere, Schwächere, Hülfsbedürftige und Neuling ſich dem Herkommen unterwirft, welches immer von der Mehrheit der Reichen, Starken und Alten gehandhabt und erhalten wird.

Die ſtädtiſche Tyrannis kam zwar in den meiſten Städten Italiens auf und gründete neue Fürſtenthümer, jedoch immer mit Hülfe des Landadels und Landvolks. Die reine Demokratie dauerte niemals lange, weder in Florenz, noch in den niederländiſchen und deutſchen Städten, und machte immer wieder einer Ariſtokratie der Reichen und der Rathsfamilien Platz. Die große demokratiſche Bewegung im 14. und 15. Jahrhundert, durch welche in faſt allen deutſchen Städten die alten Geſchlechter für immer oder wenigſtens auf einige Zeit verdrängt wurden, ging von den Zünften der Handwerker aus, die ſich durch ihre große Zahl und patriotiſche Hingebung berufen glaubten, am Städteregiment Theil zu nehmen. Hin und wieder traten im Uebergange vom Geſchlechter- zum Zunftregimente anarchiſche Zuſtände und ſogar Verſuche von Tyrannis hervor, bald aber wurden überall Zucht und Ordnung hergeſtellt und die Zunftmeiſter hielten ſogar ſtrenger darauf, als früher die Geſchlech-

ter oder noch früher die königlichen, herzoglichen und bischöflichen Vögte.

Die bürgerlichen Gilden, Innungen und Zünfte gehören zu den edelsten Erscheinungen der romantischen Zeit des Mittelalters und leisteten alles, was sowohl der christliche als der germanische Geist in socialer Beziehung verlangen. Gegenseitige Gewährleistung im genossenschaftlichen, waffenbrüderlichen Bande war uraltes Herkommen bei den Deutschen. Die Handwerker in den Städten machten es nicht anders, wie die Ritter, indem sie geschlossene Gesellschaften bildeten mit besonderen Pflichten, Ehren und Rechten, unter einem besonderen Heiligen als Schutzpatron und mit derselben inneren Organisation. Man trat in die Zunft als Lehrling ein, wurde Geſell und endlich Meister. Der Lehrling mußte dem Meister dienen, wie der Page dem Ritter. Der Geſell mußte wandern und die Weise vieler Menschen und Städte kennen lernen, wie der Knappe an vielen Höfen und bei vielen Herren lernte. Zum Meisterwerden gehörte ein Meisterstück und die Einweihung fand unter vielen frommen und ernsten Ceremonien statt, wie der Ritterschlag. Jede Zunft hatte, wie ihre Patrone, so ihre Fahnen. Alle waren bewaffnet, bildeten unter sich und zum Schutz der Stadt geschlossene Compagnien und übten sich besonders im Schießen und Manövriren in geſchlossenen Gliedern. Aus den Städten ging daher wie die Artillerie, so auch das moderne Fußvolk der Landsknechte hervor, welches der adeligen Reiterei bald überlegen wurde. Jede Zunft sorgte für ihre Genossen, daß keiner brodlos oder im Unglück verlassen war, wenn er sonst seine Schuldigkeit that. Auf die Ehre des Standes und der Person wurde so streng gehalten, daß kein unehelich Geborener in die Zunft aufgenommen werden durfte. Dieses scheinbar grausame Gesetz war doch das stärkste Schutzmittel gegen die Lüderlichkeit. Der Bürgerstand bewahrte die Reinheit der Ehe, die Unschuld der Töchter, weil die geringste Verfehlung in dieser Beziehung den Verlust aller bürgerlichen Rechte und ewige Schande nach sich zog. Auch die jungen Geſellen waren einer strengen Sittenzucht unterworfen und mußten dem Stande durch ihr Benehmen Ehre machen,

obgleich es an Fröhlichkeit des Lebens, Luſtbarkeiten und Feſten durchaus nicht fehlte. Auf Ehre wurde in der Zunft ſo ſtreng gehalten, daß auch die Arbeit ſtreng beaufſichtigt war und Pfuſcherei (Verfertigung ſchlechter Waare) eben ſo verpönt war, wie Betrügereien und Uebervortheilungen im Anſetzen der Preiſe. Das Bedürfniß war ein gegenſeitiges und eine Zunft überwachte in dieſer Beziehung die andere.

Der Stolz der Zünfte ging aus dem Bewußtſeyn ihrer Ehrenhaftigkeit und ihrer Kraft hervor. Aber das machte ſie nicht übermüthig. Immer hatten dieſe frommen und ehrbaren Meiſter Gott vor Augen. Das lebendigſte Zeugniß der ſtädtiſchen Frömmigkeit geben heute noch die großen Münſter, die meiſt im 14. und 15. Jahrhundert entſtanden, Meiſterwerke der gothiſchen Baukunſt in den niederländiſchen und deutſchen Städten, und mit ſtädtiſchen Mitteln durch die Bürger ſelbſt erbaut.

Auch die Kaufleute bildeten beſondere Gilden, in denen das genoſſenſchaftliche Band noch ſtrammer zuſammen gehalten war, als in jeder andern Gilde. Die Lehrlinge und Geſellen mußten ſich den härteſten Proben unterwerfen. Die Genoſſenſchaft hieß Hanſa, die Aufnahme in dieſelbe oder das zum Hanſen machen, hänſeln. Man verſteht unter dieſem Ausdruck heute nur noch necken und quälen. Das kommt daher, weil die Lehrlinge der alten Hanſa, ehe ſie Geſellen wurden, die widerwärtigſten Prüfungen ausſtehen mußten, die Waſſerprobe, wobei der Candidat an einem Strick unter dem Bauch des Schiffes durch das Waſſer gezogen, d. h. gekielholt wurde; die Rauchprobe, wobei der Candidat eine halbe Stunde lang in einem Schornſtein unter erſtickendem Rauche aushalten mußte; die Staupenprobe, wobei der Candidat nackt tanzen und ſich dabei auf die ſchmerzhafteſte Weiſe ſtäupen, d. h. mit Ruthen hauen laſſen mußte. Das alles aber hatte einen vernünftigen Zweck. Es ſollten dadurch ſchwächliche oder verzärtelte Burſchen von der Kaufmannſchaft fern gehalten werden. Die deutſchen Handelsmänner, die den Stürmen der Nord- und Oſtſee trotzen, die zum Walfiſch-

fang in das nordiſche Eis hinein fahren, die ihre Waaren bis ins ferne Rußland unter barbariſche Völker bringen ſollten, mußten feſte und abgehärtete Leute ſeyn. Daher die ſtrengen Proben bei ihrer Aufnahme. Der ſtrengſten Zucht blieben auch die ſchon aufgenommenen Geſellen noch ſo lange unterworfen, bis ſie als Meiſter in der Heimath eine Familie gründen konnten. Sie lebten in den Colonien, Factoreien und Kaufhäuſern außerhalb der Heimath wie in Klöſtern, ohne Weiber, ſtets unter Waffen und zur Vertheidigung bereit. Die größte Niederlaſſung deutſcher Hanſen im Auslande war die in der hoch in Norwegen gelegenen Stadt Bergen. Hier wohnten nicht weniger als 3000 Hanſen in einem beſonderen Quartier wie in einem großen Kloſter. Eine ähnliche Niederlaſſung beſaßen ſie tief im Innern Rußlands zu Nowgorod.

Jede Zunft unterſchied ſich von der andern durch eine beſtimmte Tracht und Farbe, durch beſondere Sinnbilder, Ceremonien und Feſte. Die Fleiſcher trugen rothe, die Müller hellblaue Röcke, jedes Handwerk ſein Handwerkszeichen, deſſen ſich kein Genoſſe ſchämte. Man kannte damals die bettelſtolze Vornehmthuerei noch nicht, die heut zu Tage den Schneidergeſellen veranlaßt, den Baron zu ſpielen. Jeder fühlte ſich durch ſeinen Stand, durch ſeine Arbeit geehrt und wollte und durfte ſie nicht verläugnen. Der Schuſter wußte wohl, daß er Pech an ſich habe, das galt ihm aber als ein Ehrenzeichen. Wenn der Landadel gern die Handwerker in den Städten verſpottete, ſo nahmen die letztern doch ſtatt der Weberſpule und Elle, ſtatt der Scheere und dem Leiſten, oft genug Schwert, Lanze und Büchſe zur Hand und machten ſich dem Adel furchtbar. Das Lächerliche aber, was ſich an die mancherlei Handthierungen im bürgerlichen Gewerbe knüpft, wurde von den Bürgern ſelbſt mit gutem Humor aufgefaßt und eine Quelle der Volksbeluſtigung.

Es ging überhaupt in den Städten trotz aller Frömmigkeit und ſtrengem Zunftgeſetz doch ungemein fröhlich her und die Volksfeſte, die ſich meiſt an die Kirchenfeſte, an die Tage der Schutzpatrone oder an geſchichtliche Erinnerungen knüpften, waren ungleich zahlreicher, glänzender und lebendiger als jetzt. Eine große Rolle ſpiel-

ten dabei die Waffenübungen, Schwertertänze, Fiſcherſtechen, Vogelſchießen, Wettläufe, mannigfaltige Turnſpiele und Proben körperlicher Kraft und Gewandtheit, beſonders aber die öffentlichen Tänze und Reigen unter freiem Himmel. Von dieſer ſchönen Sitte weiß die Neuzeit gar nichts mehr. In jenen früheren Jahrhunderten gab es kein kleines Städtchen, ja nicht ein Dorf ohne einen ehrwürdigen alten Baum, gewöhnlich eine Linde, um welche die Jugend des Ortes an Sonn- und Feſttagen fröhlich tanzte. Da wo noch zahlreiche Geſchlechter in den größeren Städten blühten, thaten es dieſe den Rittern gleich und hielten Turniere. In den Hanſaſtädten an der Oſtſee wurden die ſ. g. Artushöfe errichtet, eigene Gebäude für Waffenübungen aller Art.

Mit dem Reichthum riß in den Städten auch der Luxus ein. Oben ſchon iſt erwähnt, wie einmal die Königin von Frankreich die niederländiſchen Bürgerfrauen um ihren Putz beneidete. In Braunſchweig mußte ſchon im 14. Jahrhundert den reichen Bürgern verboten werden, bei einem Gaſtmahl mehr als ſechszig Schüſſeln aufzutragen. In Brügge, Florenz, Venedig, Augsburg, Nürnberg, Köln ſah man mehr Pracht und Reichthum, als in mancher Königsſtadt. Auch die Sittenverderbniß nahm ohne Zweifel mit dem Luxus überhand. Indeſſen pflegte man in den Städten der unvermeidlichen Sünde ihren abgeſonderten Platz anzuweiſen, wie der bevorzugten Tugend. Auf der Lichtſeite des ſtädtiſchen Lebens ſtanden prächtige Kirchen und Klöſter, reich geſchmückte Rathhäuſer, Richerzechen (Verſammlungsorte der Reichen), Zunftherbergen, Artushöfe, Schützenhäuſer, Schulen; auf der Schattenſeite Spitäler, Siechenhäuſer, Frauenhäuſer und Judengaſſen. Das ſtädtiſche Leben war im Allgemeinen ein geſundes und doch bedurfte es der Lazarethe, zumal für die Fremden. Das Familienleben war fromm, die Ehe heilig gehalten und doch bedurfte es der Frauenhäuſer zumal für die Fremden, um das Laſter wenigſtens zu iſoliren. Daſſelbe gilt von den Judengaſſen. Bei dem wohlgeordneten Haushalt in den Städten und beſonders ſeitdem die großen Geld- und Wechſelgeſchäfte von chriſtlichen Häuſern, wie von den Medici in Florenz, den Fug-

ger und Welſer in Augsburg beſorgt wurden, waren die Juden ſehr überflüſſig und konnten nicht einmal ſo viel Gewinn von den Chriſten ziehen, wie in ſchlechter verwalteten Gemeindeweſen. Man erkannte auch oft genug, beſonders in Spanien und Deutſchland, daß der jüdiſche Theil der Bevölkerung ein ganz nichtsnutziger, wenn nicht ſchädlicher ſey. Aber ſelbſt maſſenhafte Ausrottungen und Vertreibungen halfen nichts. Die Juden niſteten ſich doch immer wieder ein. Vom 12. bis zum 17. Jahrhundert ſind unzählige Prozeſſe in allen europäiſchen Ländern verzeichnet, betreffend Juden, welche mit geweihten Hoſtien aus chriſtlichen Kirchen ſchändlichen Unfug und Zauberei trieben, und Chriſtenkinder kreuzigten oder abſchlachteten, um den Heiland zu verhöhnen und mit dem unſchuldigen Blute Magie zu treiben. Es mag ſeyn, daß in manchem dieſer Prozeſſe den Juden Unrecht geſchehen iſt, denn beim geringſten Verdacht und Schein der Schuld wurden ſie ohne Zweifel das Opfer des allgemeinen Haſſes. In mehreren Prozeſſen aber, z. B. in dem von 1473, den Mord des Knaben Simon in Trient betreffend, ſind die Acten in Bezug auf alle Umſtände der That ſo vollſtändig und klar, daß man an ihrer Wahrheit nicht zweifeln darf. Auch liegt es in der Natur der Dinge, daß ein intelligentes, aber ſchon im alten Teſtament gerade nicht als großherzig und edel gekennzeichnetes Volk gegen die andern Völker, von denen es mißhandelt und tief verachtet wurde, einen giftigen Groll hegte. Derſelbe Groll, welcher das ſchändliche Buch Toledod Jeſchu ausheckte und der nach einer Erzählung, die weit älter als Shakeſpeare iſt, dem Juden das Meſſer wetzte, um dem chriſtlichen Kaufmann das Herz aus dem Leibe zu ſchneiden, konnte auch recht wohl jene Hoſtienſchändungen und Kindermorde erſinnen, wobei noch zu beachten iſt, daß die Juden im Mittelalter dem finſterſten Aberglauben anheim gefallen waren und mit Vorliebe kabbaliſtiſche, alchymiſtiſche und magiſche Künſte trieben.*)

*) Man wird wohlthun, hierüber P. Beer, Geſchichte, Lehren und Meinungen der Juden, Brünn 1823 und Görres, chriſtliche Myſtik. 1842. IV. 2. Abtheilung zu vergleichen.

7.

Die bürgerliche Dichtung.

Wie das Bürgerthum überhaupt, ſo erlangte auch die bürgerliche Dichtung ihre vollkommenſte Ausbildung nur in Deutſchland. Sie erſcheint in Vergleich mit der früheren ritterlichen Poeſie als ein ſtarkes Herabſinken in die Proſa. Das Verſemachen wurde immer handwerksmäßiger, ſog. Meiſtergeſang und langweilige moraliſche Spruchdichtung. Auch kam überhaupt mehr der Gebrauch der Proſa auf. Die meiſten alten Rittergedichte wurden nur noch in Proſaauflöſungen gedruckt.

Die Dichtung, wie alles andre, wurde in den Städten zunftmäßig, eine Meiſterſängerzunft, in den Niederlanden die ſog. Rederyker. Dabei konnten geniale Ausnahmen kaum beſtehen, jeder Meiſter ſprach das gleiche Recht auf Achtung an, die Regeln der Dichtung wurden wie die jedes andern Handwerks, eng eingezäunt. Daher ſind die zahlreichen Werke dieſer Meiſter einförmig, ſteif, und ihre Sprache wird, weil ihr die freie Bewegung verſagt iſt, immer härter, bis ſie in den barbariſchen, ſog. Knittelvers ausartet. Doch erfreut in ihnen immer noch die bürgerliche Ehrbarkeit und Treuherzigkeit. Den Uebergang von den ritterlichen Minneſängern in die bürgerlichen Meiſterſänger bilden Frauenlob und Müglin, die noch zarte Liebeslieder ſangen, im 14. Jahrhundert. In den Anfang des 15. gehört ſchon der berühmte Muscatblut, in welchem zum erſtenmal das Nürnbergerthum in ſteifer und doch zierlicher und liebenswürdiger Eigenthümlichkeit hervortritt. Bei weitem die meiſten bürgerlichen Dichter aber fielen ins Lehrhafte, Moraliſirende, oder ſammelten Sprüchwörter und praktiſche Lebensweisheit in ziemlich ungenießbaren Spruchdichtungen, Priameln, Beiſpielen, Lehrſpiegeln, Fabeln ꝛc. Unter den Lehrgedichten erlangte weit den größten Ruhm das Narrenſchiff des Sebaſtian Brant von Straßburg, 1494, obgleich es nur eine trockene Claſſification derjenigen Menſchenclaſſen ſchildert, die ſich durch ihre

Schwächen und Sünden vom wahren Heil abbringen laſſen, und ihr eigenes Unglück verſchulden. Dieſe Narren ſind ſo wenig luſtig, daß der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Keyſersberg einen Commentar in Predigten dazu ſchreiben konnte, der übrigens geiſtreicher iſt, als der Text ſelber.

In dem Augenblick, in welchem die Poeſie zünftig wurde und den Lampengeruch der ſtädtiſchen Studirſtube annahm, trennte ſich von ihr das Volkslied und bewahrte alle die nationalen Vorzüge, die der Kunſtpoeſie abhanden kamen. Daher der auffallende, ja himmelweite Unterſchied zwiſchen unübertrefflich ſchönen Volksliedern aus jener Zeit und den unausſtehlichen Knittelverſen, die von den Städten in gedruckten Blättern ausgingen.

Man hat in neuerer Zeit geglaubt, den geſchichtlichen Liedern, die im Bänkelſängerton die Heldenthaten der Schweizer, der Dithmarſchen, der deutſchen Landsknechte, des böſen Fritz ꝛc. ſchildern, dieſelbe Ehre wie echten Volksliedern erweiſen zu ſollen. Es ſind aber alles Machwerke, die nicht aus dem Volk ſelbſt hervorgingen, deſſen echten Ton nicht treffen und durch ihre Geſpreiztheit nur anwidern. Ganz von der nämlichen Art ſind die berühmten Heldengedichte, in denen der deutſche Kaiſer Maximilian ſein eigenes Leben in äußerſt harten Verſen beſchreiben ließ, der Theuerdank, den ihm Melchior Pfinzing und der Weißkuning, den ihm Marx Treitzſauerwein anfertigen mußte. In beiden wird Max als ein theuerer Held und idealer Ritter, etwa wie Amadis dargeſtellt, und, indem wirkliche Perſonen und Begebenheiten allegoriſch aufgefaßt werden, ſein Leben auch mit Wundern durchſpickt; aber das Ganze macht einen nichts weniger als befriedigenden Eindruck, zumal wenn man bedenkt, daß es dem Kaiſer geziemt hätte, als Kaiſer ſein Leben und ſeine Zeit großartiger aufzufaſſen, das Wohl des Reichs, die Ehre der Nation dabei im Auge zu haben und nicht blos mit perſönlichen Ritterthaten und kleinen Abenteuern zu prahlen. Aber ſo war Max. Auch in den Tagebüchern, in denen er ſich das Wichtigſte, das ihm begegnete und was er nicht vergeſſen wollte, eigenhändig notirte, finden ſich alle möglichen intereſſante und unintereſſante

Kleinigkeiten, nur nichts von großen Fragen des Staats, der Nation und der Kirche.

Der größte unter den Meiſterſängern war Hans Sachs, der geniale Schuhmacher in Nürnberg, der zwar, da er 1494 geboren war, noch tief ins Zeitalter der Reformation hinein reicht, ſeinem ganzen Weſen nach jedoch noch der früheren unbefangenen Zeit angehört, ſo daß man ihn nicht als den erſten Dichter der Reformation, ſondern vielmehr als den letzten des romantiſchen Mittelalters gelten laſſen muß. In ſeiner dunklen Werkſtätte ſammelte er noch einmal wie in einem Zaubergarten alle edelſten und zarteſten Blüthen der kirchlichen und ritterlichen Dichtung um ſich. Es kam ihm nicht darauf an, irgend einen heiligen oder heroiſchen Stoff in ſchöner Sprache mit neuem Reize zu umkleiden; er behandelte jeden nur ſehr kurz und gab nur den gedrängten Inhalt in ſchlechten Verſen wieder, aber dieſer Inhalt beſtand eben aus lauter poetiſchen Juwelen und deswegen ſind die vier Folianten, in denen wenigſtens ein großer Theil ſeiner Verſe abgedruckt worden ſind, ein reicher Schatz. Viele andere ſind noch ungedruckt vorhanden, ja deren Maſſe iſt noch dreimal ſo groß, als das was ſchon gedruckt iſt. Er gab ſich indeß nicht bloß mit Sammlungen und Auszügen fremder Poeſie ab, ſondern war auch Originaldichter und beſonders glücklich in Nürnberger Genrebildern, in Scenen aus dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben. Er beſchäftigt ſich viel mit der Ehe, mit den Weibern und Mägden. Hier tritt ſein biederer Charakter ins hellſte Licht. Er ſchildert den rechtſchaffnen Mann, das brave Weib, wie ſie ſeyn ſollen, echte Altnürnberger Geſtalten aus dem ehrbaren Bürgerthum. Eben ſo preist er den Wohlſtand der Ehe. Höchſt lieblich ſind ſeine Schilderungen der erſten keuſchen Liebe, des erſten Kuſſes, des Liebezwiſtes und der zärtlichen Verſöhnung. Dann aber verbreitet er ſich auch über alle Untugenden der Männer und Weiber, über die böſen Ehen, über alle kleinen feinen Tücken des Weibervolks, über ſchlechte Haushaltung, faule und untreue Dienſtboten ꝛc. Ein überaus reiches und naives Sittengemälde ſeiner Zeit. Nach dem Vorgang von Brant befaßt ſich auch Sachs gar viel mit der menſchlichen Narrheit und insbeſondere ſpielen die Narren eine

große Rolle in seinen Fastnachtsspielen, kleinen Komödien, die ursprünglich nur in der Fastnachtszeit aufgeführt wurden, in der jede Ausgelassenheit erlaubt war. Eben so ergötzlich schildert Sachs die groben Bauern, die Landsknechte und mancherlei Abenteurer und Bärenhäuter seiner Zeit. Das Barbarische, was in den niedern Schichten des deutschen Volks zurückgeblieben war, ist nirgends so treu und mit so glücklichem Humor aufgefaßt als bei Hans Sachs.

Die Fastnachtsspiele waren in den deutschen Städten überaus beliebt, sonderlich aber in Nürnberg und schon vor Sachs zeichneten sich in dieser Gattung dort der Bader Hans Folz und Rosenpluet aus. In ihren Fastnachtsspielen wimmelt es aber von unglaublicher Unfläterei und wenn man daraus auf die bürgerlichen Sitten in Nürnberg schließen wollte, müßte man diese für entsetzlich verderbt halten. Allein das waren sie nicht. Die freche Sprache der Fastnachtsspiele wird nur erklärt und entschuldigt durch die unbeschränkte Rede-, Masken- und Narrenfreiheit in der Carnevalszeit.

Im Allgemeinen aber bezeichnet es doch ein arges Herabsinken des poetischen Geistes in der Nation, daß die groben Schwänke unstreitig das beste waren, was die bürgerlichen Dichter damals hervorbrachten. Dahin gehört die Geschichte der Schild- oder Lalenburger, worin der Kleinstädter mit köstlichem Humor behandelt wird. Einschneidender aber als alle anderen Bücher dieser Art war das Volksbuch von Till Eulenspiegel, die boshafteste Satire gegen alle höheren Stände, Priester, Fürsten, Adel, Gelehrte, Bürger, an denen nicht etwa bloß Sünden und Thorheiten witzig gegeißelt werden, sondern gegen welche vom tiefsten Standpunkt aus ein frecher Geist aus dem gemeinen Volke rebellirt. Die Pointe ist immer nur die Schadenfreude. Ein gemeiner, schlechter Kerl aus der niedrigsten Schichte der Gesellschaft ergötzt sich damit, seinen Hohn mit allen höher Stehenden zu treiben und ihnen irgend etwas Unflätiges anzuhängen, ohne daß ihm selbst irgend ein sittlicher Werth zukäme, der ihn zur Opposition berechtigte. Dieses außerordentlich beliebte und verbreitete Volksbuch ist die erste Ausgeburt des revolutionären Dämon, der im deutschen Bauernkriege zum Ausbruch kam und sich

noch ſpäter in allen Revolutionen da breit niedergeſetzt hat, wo früher Altar und Thron ſtanden. Der erſte Druck des Buchs, den man kennt, wurde 1519 in Straßburg beſorgt, alſo nur fünf Jahre vor dem Ausbruch des großen Bauernkriegs. Das Buch iſt aber ohne Zweifel älter. Eulenſpiegel ſoll zu Möllen unfern von Ratzeburg in der großen Peſt 1350 geſtorben ſeyn und an der Kirchenmauer daſelbſt ſah man ehemals noch einen Grabſtein, auf dem eine Eule mit einem Spiegel eingehauen war. Doch kommt es nicht darauf an, ob er wirklich gelebt hat oder nicht. Der Sammler ſeiner Schwänke hat ſie wahrſcheinlich mit andern vermehrt und eine beſtimmte Tendenz hineingelegt. In der Frechheit dieſer Tendenz allein liegt die Bedeutung des Buchs. Es wurde öfter nachgeahmt, aber immer gemein und geiſtlos. Nur die Schwänke vom Rübezahl, die ihnen in mancher Beziehung ähnlich ſind, enthalten mehr Geiſt. Rübezahl iſt der Berggeiſt des ſchleſiſchen Rieſengebirges, ein neckiſcher Kobold, der die Wanderer irre führt oder in den mannigfachſten Verwandlungen täuſcht, oft recht boshaft und unartig plagt, im ganzen aber immer nur nach Verdienſt beſtraft oder belohnt. Die vielen volksthümlichen Sagen von ihm wurden geſammelt und in jedem Jahrhundert vermehrt.

Zehntes Buch.

Die Renaiſſance.

1.

Die italieniſche Fürſtenpolitik.

Die Renaiſſance oder Wiedergeburt des claſſiſchen Heidenthums im 15. Jahrhundert war das Werk der italieniſchen Fürſten, jener Emporkömmlinge, die wir ſchon kennen, der Medici, Visconti, Eſte, Malateſta, Gonzaga, Montifeltro in Urbino ꝛc. Um ihre uſurpirte Souverainetät zu rechtfertigen, um das Anſehen des Papſtes zu ſchwächen, um den deutſchen Kaiſer, den [illegible]tmäßigen Oberherrn Italiens, für immer fern zu halten, begünſtigten ſie die früher ſchon von Crescentius und Cola di Rienzi erſonnene Lüge, die neuen Italiener ſeyen immer noch die alten Römer und es ſey ihre Pflicht, das Joch der Barbarei abzuwerfen, das den Nacken des Italieners drücke, ſeit der lachende Olymp der alten Götter durch der Chriſten finſtern Fanatismus verbannt, die Republik des Brutus, das glänzende Kaiſerreich des Auguſtus durch die rohen Deutſchen zerrüttet worden ſey.

In nationaler Beziehung wurde von der italieniſchen Tyrannis der germaniſche Charakter des lombardiſchen Reichs und des geſammten italieniſchen Adels geradezu verleugnet, und man dichtete ſich einen altrömiſchen Urſprung mit altrömiſchen Namen an. Die Tyrannen hießen auf einmal alle Ercole, Annibale, Ceſare, Pompeo ꝛc., ihre

Damen Lucrezia, Portia, Penteſilea ꝛc. Alles Germaniſche wurde als gothiſch oder altfränkiſch verworfen und verlacht und nur das antik Claſſiſche vorgezogen. Man gründete Univerſitäten und Akademien zu dieſem Zweck, man machte Ausgrabungen und ſtellte die aufgefundenen Götterſtatuen zum Behuf einer Anbetung auf, welche wärmer war, als die Anbetung chriſtlicher Heiligen.

Obgleich nun das alles Lüge war und in der Wirklichkeit ſeit mehr als tauſend Jahren das altrömiſche Volk durch unzählbare Kriege, Seuchen, fremde Einwanderung und Eroberung gänzlich ausgerottet war und das neue italieniſche Volk aus weſentlich fremden, barbariſchen Elementen beſtand und durch die chriſtliche Gewöhnung den heidniſchen Erinnerungen längſt entfremdet war, konnte dieſe große Lüge der Renaiſſance doch um ſich greifen, weil ſie einem Intereſſe diente, welches nicht blos das der kleinen italieniſchen Tyrannen war, ſondern auch das der Könige von Frankreich und wieder auch der deutſchen Fürſten ſelbſt, die als Paraſiten auf dem alten morſchen Stamm des deutſchen Reichs ſich vom Kaiſer emancipiren wollten. Endlich auch der Reformpartei, die wenn auch von einer chriſtlichen Grundidee ausgehend, doch aus Haß gegen das unverbeſſerlich ſcheinende Papſtthum ſich die heidniſche Oppoſition als guten Bundesgenoſſen gefallen ließ.

Die italieniſchen Höfe wimmelten bald von Hofpoeten, Hofphiloſophen, Hofhiſtorikern, gelehrten Speichelleckern und Paraſiten, wie einſt der Hof der Ptolemäer und des Lucullus und Nero, und ließen ſich von denſelben in Proſa und Verſen vergöttern. Ehren, die man bisher nur Gott und den Heiligen erwieſen hatte, wurden jetzt auf die Fürſten übertragen. König Alfons hielt 1443 einen Triumpheinzug in Neapel ganz in altrömiſcher Art auf einem großen Triumphwagen mit der heidniſchen Fortuna und gefolgt von einem andern Wagen, auf welchem Julius Cäſar prangte. In Florenz und Rom wurden zur Carnevalszeit große Triumphe in altrömiſchem Coſtüm aufgeführt, darſtellend den Einzug des Camillus, des Paulus Aemilius, des Auguſtus ꝛc. Als der kleine Herzog Borſo in ſeine Stadt Reggio einzog (1458), wurde er von allerlei Genien und

Tugendallegorien begleitet, am Thor aber ſchwebte der Apoſtel Petrus durch die Luft zu ihm herab, um ihn mit einem Lorbeer zu krönen, und ſchwebte dann wieder hinauf. Das drückt am deutlichſten aus, wie die italieniſchen Fürſten ſich ihr Verhältniß zur Kirche dachten.

Den chriſtlichen Ordnungen zu trotzen, war unter den italieniſchen Fürſten ſchon zur Gewohnheit geworden. Die Ehe wurde nicht mehr heilig gehalten und durch Verbrechen aller Art geſtört. Kein Fürſtenhaus in Italien, in dem nicht Ehebruch, Vergiftungen und Erdolchungen einheimiſch geweſen wären. Die Visconti, Sforza, Borgia kennen wir ſchon. In dem kleinen Haus Eſte zu Ferrara folgte Mord auf Mord; 1425 wurde die Herzogin wegen Ehebruch enthauptet, wiederholt verfolgten ſich Brüder und Baſtarde hier bis auf den Tod, 1493 ließ Herzog Ercole ſeine Gemahlin vergiften, ehe ſie ihn vergiften konnte ꝛc. Auffallend zahlreich erſcheint die Klaſſe der Baſtarde in allen großen Familien Italiens und die Cardinäle und Päpſte waren daran ſo reich, wie die Laien. Weit entfernt, den ſündigen Urſprung ſolcher Jugend für ein Makel zu halten, waren die Baſtarde vielmehr ſehr angeſehen und traten auch oft ins Erbe ein. Als Pius II. einmal nach Ferrara kam, ritt ihm Herzog Borſo, ſelbſt ein Baſtard, mit acht andern Baſtarden des Hauſes Eſte feierlich entgegen. Nicht minder angeſehen wie die Baſtarde waren die Concubinen der Fürſten, und es kamen deren ſchon auf, die an die altgriechiſchen Hetären erinnerten. Denn wie einſt Perikles, wollten die Fürſten geiſtigen und ſinnlichen Genuß vereinigen und wenn galante Damen nicht nur ſchön, ſondern auch gebildet und witzig waren, wurden ſie hoch gefeiert. So die Dichterinnen und Sängerinnen Imperia in Rom, Caterina in Mailand, die aus Spanien gekommene ſchöne Iſabella da Luna ꝛc. Mit ihnen wetteiferten nicht ſelten die Fürſtinnen, ſo die üppige Königin Johanna von Neapel, Lucrezia Borgia ꝛc.

Am thätigſten für die claſſiſchen Studien war der Hof der Medici in Florenz. Hier wirkten unter dem großen Lorenzo deſſen Hausfreunde zuſammen, die aus Conſtantinopel geflüchteten gelehrten Griechen Laſkaris, Georg von Trebiſonde, Argyropylos, der Philo-

ſoph Beſſarion, der oben ſchon genannte nichtswürdige Poggio, deſſen Facetien im 15. Jahrhundert allein 26 Auflagen erlebten und von Parcello de Pandoni und Filelfo nachgeahmt wurden; Laurentius Valla, der Wiederherſteller des claſſiſchen Latein, der ſich aber bereits nach echter Gelehrtenart mit jenem Poggio herumbiß und die gröbſten Schmähungen von ihm empfing und zurückgab. Keine gelehrte Akademie in der Welt kann ohne ſolche Hahnenkämpfe der Eitelkeit und des gelehrten Eigenſinns exiſtiren. Es war immer ſo und wird immer ſo ſeyn. Von jenem Laurentius Valla aber ſagte man, die Natur habe ihn nicht aus Fleiſch und Bein, ſondern ganz aus Galle geformt. Neben ihm glänzte unter den Freunden des Hauſes Medici der gelehrte Arzt Marſilius Ficinus. Sodann Lorenzos Liebling Angelo Politiano, ein gewandter Redner und Dichter, der ſich dermaßen in die Alten verliebt hatte, daß er auch das griechiſche Laſter wieder einführte und aus Verzweiflung, einen keuſchen Jüngling nicht verführen zu können, zur Laute griff und ſeinen Schmerz ſo lange in Geſang und Spiel austönte, bis er todt hinſtürzte (1494). Ihm geſellt ſich Beccadelli zu, deſſen berüchtigtes Buch Hermaphroditus daſſelbe Laſter verherrlichte, aber von den Minoriten unter dem h. Bernardin von Siena öffentlich verbrannt wurde. Ins Haus der Mediceer gehörte ferner der berühmte Machiavelli, Niccoli, der fleißigſte Sammler alter Handſchriften, Philelphus, ein Italiener, der viel für das Studium des Griechiſchen that, und Mannelli, der erſte, der das Hebräiſche ſtudirte.

Alle übertraf an Einſicht der berühmte Picus von Mirandola, der in 22 Sprachen disputiren konnte und das ganze Wiſſen ſeiner Zeit umfaßte. Er allein war ſo vernünftig, den Geiſt ſeiner Zeit nicht dem des claſſiſchen Alterthums unterordnen zu wollen, wie die andern. Er behauptete ausdrücklich in dieſer Beziehung ſeine Selbſtſtändigkeit und ſagte: „Nicht das iſt Weisheit, daß man in den Schulen Sylben ſticht und über die Mutter der Andromache und die Söhne der Niobe ſtreitet, ſondern daß man göttliche und menſchliche Dinge in ihrer Tiefe recht ergründet. Die Alten hatten den Geiſt mehr auf der Zunge, wir Barbaren haben ihn im Innern.“

Mit dem größten Eifer ſuchte man nicht nur die Schriften der alten Claſſiker zu ſammeln, ſondern man grub auch in den Ruinen von Rom nach antiken Bildwerken. Die erſteren wurden hauptſächlich in der mediceiſchen Bibliothek geſammelt und in einer andern in Urbino, die nachher in den Vatican kam. Für die Abſchriften und Abdrücke, Erklärung und Ueberſetzung der Claſſiker waren eine Menge Gelehrte thätig, an den vielen italieniſchen Univerſitäten und in den Akademien oder gelehrten Geſellſchaften unter fürſtlichem Protectorat. Die römiſche Univerſität, genannt Sapienza und vermehrt durch Leo X., trachtete mehr nach heidniſcher, als chriſtlicher Weisheit. Die Ausgrabungen antiker Statuen übten nicht nur den weſentlichſten Einfluß auf die gänzliche Umgeſtaltung der bildenden Kunſt, ſondern wurden auch benutzt, um einen erlogenen und eigentlich verrückten Patriotismus im Volke zu wecken. Mit jeder alten Götterſtatue, die aus ihrem Grabe wieder aufſtand, glaubte man, der Genius des italieniſchen Volks werde neu geboren. Schon unter Alexander VI. waren die Gemälde der Titusbäder aufgedeckt und der Apoll von Belvedere gefunden. Unter Julius II. entdeckte man den berühmten Torſo, die ſ. g. Kleopatra, die vaticaniſche Venus und die Gruppe des Laokoon. Die Erhebung der letzteren wurde in Rom als ein großes Nationalfeſt mit ungeheurem Jubel gefeiert. Alle Glocken läuteten. Die Statue wurde mit Blumen geſchmückt aufs Capitol geführt, wo Cardinal Sadolet, mit Lorbeern gekrönt, ſie mit einer Ode empfing. Der Papſt ſah zu und belohnte nachher den Cardinal. Die ganze Stadt war geſchmückt und ertönte von Muſik. Die nämliche Abgötterei trieb man mit den vorgeblichen Ueberreſten berühmter Claſſiker. Von dem vermeinten Gerippe des Geſchichtſchreibers Livius in Padua ließ ſich König Alfons in Neapel nur einen Knochen abgeben und nahm denſelben unter großen Feſtlichkeiten wie die heiligſte Reliquie in Empfang.

Blondus in Forli († 1447) ſchrieb zum erſtenmal eine Roma instaurata. Das wichtigſte Werk aber über die antiken Denkmäler Roms und Italiens iſt Hypnerotomachia, der ſ. g. architektoniſche Roman des Dominicaner Francesco Colonna, öfter gedruckt ſeit 1449.

Dieſer Mönch aus der berühmten römiſchen Familie war heftig verliebt in eine Nonne, haßte das Chriſtenthum und ſchrieb zur Verherrlichung des heidniſchen Alterthums ein Werk, worin er alle damals noch vorhandenen (zum Theil ſeitdem zerſtörten) Bauwerke abbilden ließ. Im Uebrigen iſt das Buch ein Roman zur Verherrlichung der Venus, auf deren Inſel der Mönch ſeine Nonne wiederfindet.

2.

Dante und Petrarca.

Der größte Dichter des 14. Jahrhunderts, Dante Alighieri von Florenz, reiht ſich noch den Troubadours des Mittelalters an. Als er erſt neun Jahr alt war, erblickte er die achtjährige Beatrice Portinari, ein ſo reizendes und engelgleiches Kind, daß er ſie bis an ſeinen Tod innig liebte und ſie die Seele aller ſeiner unſterblichen Geſänge wurde. In der vita nuova ſtrömt er ſeine zärtlichen Gefühle in zarten, wundervollen Tönen aus. In einem Proſawerk il convito geht er einen Schritt weiter, indem ſich ihm das Bild der Geliebten in das der Philoſophie verwandelt und er die Weisheit wie ſeine Geliebte behandelt. Darin liegt ſchon der Schlüſſel zu ſeinem größten Werk, der divina Comoedia, die er in der Verbannung ſchrieb. Als Ghibelline nämlich aus Florenz vertrieben lebte er vom Vaterlande und von der Geliebten getrennt und der Weltſchmerz ergriff ſeine Seele. Aber die Frömmigkeit gab ihm Troſt und ſo geſtaltete ſich in ſeinem tiefen Geiſt das wunderbare Traumbild von der Hölle, vom Fegefeuer und vom Paradieſe, ein gedrängtes Gemälde des Alls. Indem er die Seelen aller berühmten Verſtorbenen in den Regionen der Verdammten und Seligen wiederfindet, zieht ſich die ganze Weltgeſchichte durch ſein Werk hindurch. In der Idee und Anlage ſtreng katholiſch und romantiſch, nimmt das Gedicht doch auch alles auf, was damals ſchon von antiken Erinnerungen in Umlauf war und der Schatten Virgils iſt es, an deſſen Hand Dante in das Reich der Todten eingeht.

Ueberhaupt müſſen wir Dante in ſeiner göttlichen Comödie als einen Baumeiſter auffaſſen, der alle Ideen und Anſchauungen, die ihm ſeine Zeit darbot, einem ungeheuern, vollkommen mathematiſch und äſthetiſch conſtruirten Bau einverleibte. Dies verband ihn mit der Scholaſtik, der geiſtigen Baukunſt des Mittelalters, die er aber aus dem Schulſtaube und aus der Region der dürren und todten Begriffe in die ſchöne Welt der Poeſie erhob. Allein er blieb dabei ſo weit entfernt von willkürlicher Dichterlaune und von der Emancipations- und Originalitätsſucht, die in unſern Tagen die Regel der Dichter geworden zu ſeyn ſcheint, daß er vielmehr nur den geſammten Glauben und Geiſt des chriſtlichen Mittelalters zu concentriren und widerzuſpiegeln ſuchte. Und ſo wurzelt denn ſein Gedicht in den Tiefen der Religion und ſeine großartige Conſtruction iſt nur aus der religiöſen Grundlage zu erklären. Wer nie fromm war, wird auch den göttlichen Dante nie begreifen.

In das ſcholaſtiſche Gebäude ſeiner Dichtung iſt mit bewundernswürdiger Kunſt eine ſymboliſche Aſtrologie mit dem ganzen Zodiacus und den Conſtellationen der Planeten verwebt, deren Reigen ſich geiſterhaft durch die majeſtätiſche Architectur der gothiſchen Bögen, Roſetten und Fialen windet. Unten aber liegen rieſenhafte Geſtalten aus der heidniſchen Mythologie als Träger und Stützen der Pfeiler. Dazwiſchen bewegen ſich die Gruppen der Todten, welthiſtoriſche Namen, Helden der tiefergreifendſten und rührendſten Geſchichten, beſonders aus der ſchweren Unglücks- und Sündenzeit Italiens. Nie iſt die Hölle mit ihren Teufeln und Verdammten ſo ſchrecklich ſchön geſchildert worden wie hier, denn das Gräßliche wird gemildert durch das Beweinenswerthe und ungeheure Frevel poetiſch verſöhnt durch die Schönheit des Schmerzes, ſo daß wir fühlen, wir ſind gefeit gegen alle Beſtien der Hölle und nie verklingt in unſerem Ohr der Glockenton aus den himmliſchen Sphären, wenn wir auch mit dem Dichter noch ſo tief in die Marterkammern der Unterwelt hinabſinken. Indem der Dichter durch die Reihen der Päpſte, Könige und Helden, die da geweſen ſind, ſchreitet, richtet er über die Weltgeſchichte mit tiefem Ernſt und mit einem Mitgefühl, was um

ſo wahrer und reizender erſcheint, wenn es ihm der patriotiſche Schmerz eingibt.

Man hat das Paradies nicht als eben ſo ſchön geſchildert gelten laſſen wollen, wie die Hölle, aber dieſes ungünſtige Urtheil iſt nur von unfrommen Seelen ausgegangen, denen das Verſtändniß des Schönen in allem Kirchlichen mangelt. Was der Dichter in den Tiefen des Himmels erblickt, ſieht freilich das unreine Auge nur trübe. Aber es iſt die wahre Einheit des Heiligen mit dem Schönen, daher auch das Vorbild für die kirchliche Malerei und Tonkunſt. Aus dem, was Beatrice und was der h. Bernhard von Clairvaux dem entzückten Dichter im Himmel zeigen, begreift man erſt die ſpätere italieniſche Malerei, die himmliſchen Gemälde des Orcagna, Fieſole, Raphael. Dante hat in die bildende Kunſt tiefer eingewirkt, als in die Poeſie der Nachwelt. Ohne ſeine göttliche Comödie erhält man kein richtiges Verſtändniß der heiligen Schönheit, nach der die beſſern Künſtler der italieniſchen Schule ſtrebten.

Wie bei Dante die ganze Majeſtät der mittelalterlichen Kirche und der wahre Zauber der Romantik zum letztenmal, wie ſchon aus der Geiſterwelt auf die gemeine Wirklichkeit des modernen Italien hinabblickt, ſo iſt dagegen Francesco Petrarca ſchon das fertige Kind dieſer Modernität, d. h. der Renaiſſance. Auch er ſtammte aus Florenz, ſein Vater aber fand eine kleine Anſtellung am päpſtlichen Hofe zu Avignon und hier wuchs Petrarca (geb. 1304) in der unreinen Luft auf, die durch unkeuſche Prieſter und üppige Franzöſinnen vergiftet war. Er ſelbſt fing damit an, ſich in Laura, eine verheirathete junge Frau, zu verlieben und ſeine Liebe in italieniſchen Sonetten zu ſchildern, die ihn damals ſchon berühmt machten und die heute noch, in alle Sprachen überſetzt, zu den ſchönſten Liebesgedichten der Welt gerechnet werden. Schade nur, daß er damit kokettirte, und daß ſeine Liebe keineswegs ſo rein und treu war, als wofür er ſie gehalten wiſſen wollte, denn er gab ſich daneben auch noch mit einem andern Frauenzimmer in Avignon ab, die ihm 1337 einen unehelichen Sohn gebar. Gleichwohl weinte er in Vaucluſe,

wohin er ſich zuweilen zurückzog, erkünſtelte Thränen, die er wie Perlen in ſchöne Verſe reihte, und ließ ſich von der Damenwelt ſeiner Zeit als Muſter eines treuen und zärtlichen Liebhabers verehren. Verehrt zu werden, mit den Großen der Erde unter zarter Vermittlung der Damen in Verbindung zu kommen, das war ihm die Hauptſache. Weit davon entfernt, ſich mit einem wahren Schmerz für immer in die Einſamkeit zurückzuziehen, ſchlich er ſich mit ſeinem poetiſch erlogenen Schmerz nur an die ſchwelgeriſchen Tafeln der Großen heran.

Er begann 1337 ſein Heldengedicht Afrika in lateiniſchen Verſen, worin er die Heldenthaten des Scipio im dritten puniſchen Kriege verherrlicht, d. h. eigentlich den König Robert von Neapel, welcher ſchon öfter Luſt gehabt hatte, Eroberungen in Afrika zu machen. An Roberts Hofe wohlgelitten, ſetzte er durch, daß ihm die höchſte Dichterehre zu Theil wurde, nämlich auf dem Capitol in Rom feierlich mit dem Lorbeer gekrönt zu werden (1341). Dann eilte er nach Avignon, um ſich der ſpröden Laura im Glanze ſeines Ruhmes zu zeigen, und es ſoll ihm wirklich gelungen ſeyn, die bisher rechtſchaffene Frau mit ſeiner jämmerlichen Eitelkeit anzuſtecken und jetzt erſt zum Ehebruch zu verführen. Da er nun ein berühmter Mann geworden war, bediente ſich ſeiner auch der Papſt in Avignon, Clemens VI. zu diplomatiſchen Sendungen, und es zeugt von der Charakterloſigkeit des Petrarca, daß er ſich zu den ſchlechteſten Intriguen hergab. Der alte Robert war geſtorben und das unzüchtige Regiment der Königin Johanna hatte in Neapel begonnen. An ihrem Hofe nun vom Papſt accreditirt, fühlte ſich der Poet erſt recht in ſeinem Elemente und ſchmeichelte der Königin aufs niederträchtigſte. Weiter noch wurde ſeine Eitelkeit dadurch befriedigt, daß ihn die Univerſität in Florenz zu ihrem Rector wählte, was ſein Freund Boccaccio vermittelte. Er dankte zwar für das Amt ſelbſt, nahm aber die damit verbundenen Pfründen und Güter an, wie er überhaupt den Werth des Geldes als des Schlüſſels zu allen irdiſchen Genüſſen recht gut zu ſchätzen wußte. Als Clemens VI. 1352 ſtarb und deſſen Nachfolger Innocenz VI. genug auf ſeine

Würde hielt, um den Petrarca zu verachten, ging dieſer erboſt und voll gekränkter Eitelkeit an den Hof von Mailand, wo er noch eine neue Erſcheinung war und wieder ungeheuer verehrt wurde. Es darf nicht Wunder nehmen, daß ein Menſch wie Petrarca nicht im mindeſten Anſtand nahm, dem damaligen Beherrſcher Mailands, dem ſchrecklichen Erzbiſchof Johann Visconti, mit niedriger Schmeichelei als Werkzeug zu dienen. Doch gelang es ſeiner Redekunſt nicht, das ſtolze Venedig zu dem zu überreden, was er als Johanns Geſandter dort erſchleichen ſollte. Damals kam Kaiſer Karl IV. nach Italien und vom Glanze ſeiner Krone geblendet, begab ſich der eitle Poet alsbald zu ihm, um ſich auch hier wieder hoher Huld und Gunſt zu erfreuen. Es iſt den Italienern eigen, ſich für klüger zu halten als die Deutſchen, wenn ſie auch wirklich dümmer ſind. So bildete ſich Petrarca ein, den Kaiſer bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, wenn er ihm ungefähr daſſelbe zumuthete, was einſt Dante dem Kaiſer Heinrich VII. Was aber in der reinen Seele des großen Dante tiefe Ueberzeugung und heilige Begeiſterung war, konnte bei einem Petrarca natürlicherweiſe nur Affectation ſeyn. Karl IV. nahm ihn, wie er war, machte ihm als einem großen Dichter Complimente, um dadurch ſich den eitlen Italienern gefällig zu zeigen und um ihn in ſeinen Verhandlungen mit Mailand zu benutzen, und kümmerte ſich dann nicht weiter um ihn. Nachher wurde Petrarca noch von Galeazzo Visconti benutzt und Innocenz VI. fand ſeinen Einfluß bedeutend genug, um ihn zu ſeinem Sekretär machen zu wollen. Aber Petrarca, durch die frühere Zurückſetzung beleidigt, weigerte ſich. Als Urban V. 1365 nach Rom ging, ſpielte Petrarca doppeltes Spiel, indem er ſich ihm mit vertraulichen Briefen näherte und zugleich mit ſeinen Feinden gegen ihn intriguirte. Endlich ſtarb er auf einem ſchönen Landgute, welches er ſich unfern von Padua eingerichtet hatte, 1374.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Italien nach Petrarcas Vorgang von Sonetten- und Canzonendichtern wimmelte, da es in einer ſo wohlklingenden und von ſelbſt reimenden Sprache, wie die italieniſche, ohnehin nicht ſchwer war, Verſe zu machen. Zu den berühm-

teſten Sonettendichtern gehörten im 15. Jahrhundert Giuſto de Conti, Seraſino de Aquila, Antonio Tibaldeo ꝛc. Der berühmte Florentiner Barbier Burchiello († 1448) mißbrauchte jedoch die Sonettenform ſchon zu boshaften Perſonalſatiren und Stadtgeklatſch. Im Allgemeinen aber wandten ſich die Dichter Italiens fortan faſt ausſchließlich der Beſchmeichelung der Fürſten, Verſpottung der Geiſtlichen, Verlachung der guten alten Sitten, der Liebeständelei und dem affectirten Liebeſchmachten zu. Von einem tieferen religiöſen Ernſt, wie von der Mannesehre, war nicht mehr die Rede. Auch fingen die Damen an, ſich als Verſemacherinnen und ſogar als Gelehrte hervorzuthun und ihre Namen in den Akademien neben denen der ſchwachen Männer glänzen zu laſſen. Dadurch erhielt die italieniſche Poeſie etwas Conventionelles, die Kritik etwas Obligatoriſches, der Ruhm ſelbſt etwas Solidariſches. Die mittelmäßigen Köpfe begannen zu ſchwärmen und wähnten ſich durch einen akademiſchen Act in die Sphäre der großen, wenigſtens der vornehmen Geiſter hinaufſchrauben zu können.

Die übrige Welt wurde zunächſt noch nicht von dieſem akademiſchen Fieber der Italiener angeſteckt und blieb noch verhältnißmäßig ſtark im Chriſtenthum und in der Barbarei befangen. Im auffallendſten Contraſt ſtanden im 15. Jahrhundert die plumpen Deutſchen mit ihren ſäuiſchen Eulenſpiegeleien den überfeinerten und verzuckerten Italienern gegenüber und doch war bei den erſten mehr Geſundheit und bei den letzten mehr Vergiftung.

3.

Auferſtehung der antiken Götter.

Unter allen heidniſchen Gottheiten hatte ſich von jeher die babyloniſche Mylitta, die griechiſche Aphrodite und römiſche Venus als die mächtigſte erwieſen, ſie, die Verführerin der Völker von Anbeginn, die uralte babyloniſche Hure. Alle Völker des Alterthums waren ihr bisher erlegen; ſelbſt die edelſten waren in ihrer ver-

peſteten Umarmung untergegangen, die Perſer, Griechen, Makedonier, Römer. Erſt mit der Einführung des Chriſtenthums ſchien ihr Reich aus und für immer zu Ende zu ſeyn und tauſend Jahre lang wußte man auch von ihr nur ſchüchtern zu erzählen, wie ſie als böſe Zauberin tief in den Venusberg gebannt ſey. Jetzt aber im 15. Jahrhundert führten ſie die Italiener im Triumph aus ihrem Berge heraus und ſetzten ſie wieder am hellen Tage auf den höchſten Erdenthron. Chriſtus aber, Maria und alle Heiligen ſollten nun ihrerſeits in den Berg gebannt werden und in der Finſterniß des endlich überlebten Mittelalters verſchwinden.

Die neue Weltherrſchaft der ſündigen Verführung zur Luſt des Fleiſches wurde am klarſten erkannt in dem Triumphus Veneris des Profeſſor Bebel von Tübingen (gedruckt 1515). Venus will die Tugend vom Throne ſtoßen und an ihrer Statt die Welt beherrſchen. Indem ſie ihre Streiter aufbietet, führt ihr Cupido zuerſt die ganze Arche Noä mit allen Thieren zu. Das bezeichnet die Niedrigkeit der Motive des Venuscultus. Dann aber kommen ſogleich die Menſchen und zwar zuerſt die Männer, von allen Nationen, die einander an Wolluſt überbieten, und von allen Ständen, den Papſt und die ganze Kleriſei nicht ausgenommen. Auch von allen politiſchen Parteien, die Schweizer ſo gut wie der Adel. So weit die Männer. Nun kommen erſt die Weiber, deren Eifer für die Venus noch viel brennender iſt, ein unüberſehliches und unüberwindliches Amazonenheer. Ganz zuletzt kommen die Bauern, die einfältigen und treuherzigen, die bisheran noch der Tugend gedient hatten, jetzt aber auch ſchon verführt ſind und die Mode mitmachen. Als nun das große Heer beiſammen iſt, zieht Venus mit demſelben aus und ſchlägt die Tugend ſiegreich aus dem Felde, deren kleines Häuflein gleich davonläuft. Trotz der Plagen, welche Gott den Menſchen zur Strafe ſendet, feiert Venus einen glänzenden Triumph.

Was half es, daß man die Kirchen noch ſtehen ließ, der chriſtliche Gottesdienſt war bei den meiſten Menſchen doch nur ein ſeelenloſes Ceremoniel, eine Gewohnheit, über die man gar nicht mehr nachdachte, geworden; die Gottheit vielmehr, der man innig nachtrach-

tete, die man um ihre Gabe anflehte, der man dankte oder klagte, war wieder die alte Frau Venus. In unzähligen Dichtungen und eben ſo in unzähligen Statuen und Gemälden wurde Venus mit dem Amor wieder als die weltbeherrſchende Macht zur Anbetung hingeſtellt, wie im heidniſchen Alterthum, und fand Millionen Gläubige. Uebrigens wurde im neuen Venusdienſt der Italiener von keinem andern Volk der Welt übertroffen. Doch die Sünde trug ihr Kainszeichen. Mit dem modernen Venusdienſt der Renaiſſance kam auch zugleich die Luſtſeuche auf, gewiß ein nicht zufälliges Zuſammentreffen, ſondern ein Zeichen des göttlichen Zornes und eine Rache der gekränkten Natur. Denn was von Natur geſund war, vergiftete erſt des Menſchen Schuld zu ſeinem eigenen Verderben.

Der Franzoſe wendete ſein Herz mehr und mehr zum Kriegsgott und ſeine Könige umringten ſich vorzugsweiſe gern mit den Attributen des Mars. Der Spanier, der als Chriſt alle andern Chriſten, als Ritter alle andern Ritter übertroffen hatte, ſank jetzt auch tiefer als alle hinunter, indem er ſich unter den neuen Heidengöttern den Mammon oder Plutus, das Geld, zum Abgott erſah. Der Deutſche hielt ſich mit beſonderer Vorliebe nur an den Bachus. Daß es ſich nicht blos um eine neue literariſche und artiſtiſche Mode handelte, indem man die alten Heidengötter wieder in den Sprachgebrauch und in den Geſchmack einführte, ſondern um einen wirklichen heidniſchen Cultus, um einen inneren feſten Glauben an die Macht jener Dämonen, erhellt nicht blos aus der Inbrunſt, mit welcher Dichter und Künſtler an denſelben hingen, ſondern auch aus der Thatſache, daß die Völker ſelbſt ſichtbar dem Dämonencultus verfielen. Nie vorher war der Italiener ein ſo unzüchtiger Affe, niemals vorher der Spanier ein ſo habgieriger Teufel, niemals vorher der Deutſche ein ſo beſoffenes Schwein geweſen, als ſeitdem die Renaiſſance die alten Götzen hatte wiederaufleben laſſen. Die Nationallaſter waren eben ſo neu, wie es das neue Heidenthum war, und nur deſſen Ausgeburt. Die europäiſchen und chriſtlichen Nationen wurden durch die Renaiſſance ſittlich vergiftet, ſie waren vorher viel reiner, unſchuldiger, beſſer geweſen.

Nichts fällt ſo ſehr auf, als der ungeheure Leichtſinn, mit dem das Oberhaupt der Kirche, der Papſt in Rom, die Renaiſſance aufnahm und begünſtigte. Es iſt ſchon geſagt worden, daß ein Papſt nach dem andern im 15. Jahrhundert antike Götzenbilder ausgraben und der Bewunderung des chriſtlichen Volks ausſtellen ließ, die bei den Künſtlern und Gelehrten bis zur Anbetung ging, und daß es Päpſte waren, die wetteifernd mit den weltlichen Tyrannen Italiens die neuen heidniſchen Univerſitäten und Akademien gründeten und beſchützten, einen Poggio ſogar zu ihrem Secretair machten. Das völlige Verkommen des principiellen Gegenſatzes im Heidenthum und Chriſtenthum von Seiten der Päpſte verſchaffte natürlicherweiſe der Renaiſſance die allgemeinſte Anerkennung. Wenn der Statthalter Chriſti auf Erden ſelber nichts dagegen hatte, wie hätten ſie die Laien nicht bewillkommnen und pflegen ſollen. Schade nur, daß alles Blut der h. Märtyrer vergeblich gefloſſen war, wenn doch die alte heidniſche Sünde wieder zur Herrſchaft gelangen ſollte. Was würde wohl Gregor der Große geſagt haben, wenn er die heidniſche Wirthſchaft unter Leo X. hätte mit anſehen können?

Wie der heidniſche Olymp das Kunſtgebiet eroberte, wollen wir nachher beſonders betrachten. In die Literatur zog er mit hellen Haufen ein. Alle Wiſſenſchaften bekamen einen Anſtrich claſſiſcher Studien, alle huldigten wieder den Muſen und dem Apollo, von chriſtlicher Inſpiration brauchte man nichts mehr. Die Alten wurden nicht nur edirt, commentirt, überſetzt, ſondern auch ſklaviſch nachgeahmt. Alles in der Welt, ſogar das Chriſtliche und Romantiſche ſelbſt, wurde durch die claſſiſche Brille betrachtet. Unzählige Dichter in Italien, Frankreich, Spanien fingen an antike Stoffe, zum Theil aus der heidniſchen Mythologie zu behandeln, Luca Pulci dichtete neue Ovidiſche Heroiden, der große Mediceer Lorenzo einen Triumph des Bachus und der Ariadne, Jacopo di Carlo einen neuen trojaniſchen Krieg, Geraldi des Herkules Thaten ꝛc. Sogar in die chriſtliche Dichtung wurden die neuen Modegötter eingemiſcht. Am Hofe in Neapel wurde die Renaiſſance mit großem Eifer getrieben. Hier wirkte der Philoſoph und Grammatiker Pontanus, der auch ein Spott-

gedicht Asinus ſchrieb, Alexander ab Alexandro, Verfaſſer der geniales dies und unter noch vielen andern auch Sannazar, der ein Leben des König Alfons in hochtrabenden Lobpreiſungen, ein Schäfergedicht Arcadia, aber auch ein chriſtliches Epos de parte Virginis ſchrieb, in welchem in nicht eben naiver, ſondern ſchamloſer Weiſe die Götter des Olymp ſich in das neue Teſtament eindrängen. Das wurde nun aber ſo ſehr Mode, daß man gar nicht mehr daran dachte, wie unziemlich es ſey, nämlich dem chriſtlichen Gefühl widerſprechend und zugleich geſchmacklos. Die heidniſche, wie die chriſtliche Illuſion wurde gleich ſehr geſtört, wenn die Kunſt den Olymp und das neue Teſtament durcheinander rüttelte. Man wird indeß verſucht, abſichtlichen Hohn darin zu ſuchen, wenn z. B. Sannazar die heidniſchen Götter anruft, daß ſie ihm Einſicht gewähren möchten in die tiefen Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens, in die Myſterien der unbefleckten Empfängniß ꝛc. Auf den Tod des abſcheulichen Ceſare Borgia machte Ercole Strozza ein Trauergedicht; darin klagt die Göttin Roma über den Fall der Borgia, auf die ſie alle ihre Hoffnung geſetzt habe. Dann berichtet die Muſe, was im Kreiſe der olympiſchen Götter vorgegangen ſey, Venus habe Jupiters Knie flehend umfaßt und für die Borgia gebeten, die hartherzige Pallas aber habe ihr Widerpart gehalten und Jupiter am Ende ſich entſchuldigt, er könne nichts thun, da die unerbittliche Parze bereits entſchieden habe. Schließlich erſcheint Pallas in der Geſtalt Alexanders VI. dem ſterbenden Ceſare, um ihn zu ermahnen, er ſolle ſich in das Unvermeidliche ſchicken. — Der Cardinal Riario veranſtaltete 1473 in Rom ein Feſt zu Ehren einer Prinzeſſin von Aragon, die einen Prinzen von Eſte heirathete. Dabei zogen alle Götter des Olymp in Triumphwagen auf und erſchienen alle berühmten Liebespaare des claſſiſchen Alterthums im antiken Coſtüm und tanzten ein Ballet. — Bei der Papſtwahl Leos X. beging man in Rom ein großes Feſt, wobei die ganze römiſche Geſchichte in Allegorien aufgeführt, zuletzt aber Saturn und das goldene Zeitalter als das dargeſtellt wurde, welches jetzt endlich wiedergekehrt, von Leo X. den Römern zurückgebracht ſey. Von der Kirche, von der Aufgabe eines Oberhirten der Chriſtenheit war nicht die

Rede, alles athmete nur olympiſches Heidenthum und altes claſſiſches Römerthum.

4.

Die Humaniſten.

Unter dem Namen der Humaniſten breiteten ſich die Schwärmer für die Renaiſſance von Italien über Frankreich, Deutſchland und das ganze chriſtliche Europa aus und niſteten ſich hauptſächlich auf den Univerſitäten und an den galanten Höfen ein. Humaniſten nannten ſie ſich, weil ſie den Menſchen zu bilden verſprachen und allgemein menſchliches Wiſſen förderten im Gegenſatz gegen das ſpecifiſch kirchliche und chriſtliche. Da ſie der fürſtlichen Souveränetät im Gegenſatz gegen das Papſtthum und Kaiſerthum ſchmeichelten, wurden ſie überall von den Fürſten gut aufgenommen, wurden ihnen Lehrſtühle auf den alten Univerſitäten, oder auch ganz neue Univerſitäten errichtet.

Der alte Kaiſer Max beging den nämlichen Fehler, wie die Päpſte, indem er die Renaiſſance und die Humaniſten bevorzugte. Das hätte der deutſche Kaiſer niemals thun ſollen. Jeder Humaniſt war ein Feind der deutſchen Nationalität, wie der Kirche. An dem Kaiſer war es, wie am Papſt, die entchriſtlichende und entnationaliſirende Peſt niemals aufkommen zu laſſen.

Schon Rudolf Agricola (Hausmann), deſſen ſich Kaiſer Max als Agent in Italien bediente, kündigte an, er werde Deutſchland noch lateiniſcher machen als Latium. Conrad Celtis (Meißel) aus Würzburg flehte den Apollo an, er möge mit ſeiner Lyra nach Deutſchland kommen, und wußte ſich dermaßen bei Kaiſer Max in Gunſt zu ſetzen, daß dieſer mit ihm das lächerliche Schauſpiel wiederholte, was König Robert mit Petrarca getrieben hatte, und ihn zum Poeten krönte. Dieſe Krönungen von Humaniſten oder neulateiniſchen Dichtern wurden in Deutſchland bald handwerksmäßig und der Lorbeer gehörte zum Coſtüm jedes Profeſſors der Beredſamkeit und der ſchönen

Wiſſenſchaften, auf jeder Univerſität gab es eigene Pfalzgrafen, die das Krönungsgeſchäft beſorgten. Obgenannter Celtis war von Sitten ein Schwein, wie die Humaniſten alle faſt ohne Ausnahme, denn ſie bildeten ſich ein, je cyniſcher, deſto genialer zu ſeyn. Die libri amorum des Celtis in der Nürnberger Ausgabe von 1502 haben mehrfache Titelholzſchnitte. Zuerſt erblicken wir den Dichter mit dem Lorbeerkranz und Hut in der Hand vor dem thronenden Kaiſer Max I. knieend, ihm vorleſend. Auf einem zweiten Bilde, die Philoſophie thronend zwiſchen Ptolemäus und Plato, Cicero und Albertus Magnus, auf dem dritten den Dichter ſchreibend, unter ihm ſein Wappen (eine große Maultrommel) und umher Minerva, Venus, Merkur, Phöbus, Herkules und Bachus. Das Werk iſt in vier Bücher eingetheilt, mit den Holzſchnitten Hasilina Sarmata, Elsula Alpina, Ursula Galla, Barbara Cimbrica. Darunter ſind die vier Mädchen verſtanden, welche Celtis durch die vier Altersſtufen ſeines Lebens und in vier Ländern nach den vier Himmelsgegenden geliebt hat, die erſte öſtlich in Krakau, die zweite ſüdlich in Regensburg, die dritte weſtlich in Mainz, die vierte nördlich in Lübeck. Mit der größten Rückſichtsloſigkeit erzählt der Dichter, wie er mit dieſen Mädchen auf dem vertraulichſten Fuße geſtanden ſey, ja er trägt mit claſſiſchem Stolz den nackteſten Cynismus zur Schau, ſo daß er in den unglaublichſten Unflätereien mit Poggio wetteifert.

Der eigentliche Großmeiſter deutſcher Humaniſten war der weltberühmte Erasmus, geb. 1467 zu Rotterdam, der anfangs in England, ſpäter auf der Univerſität Baſel lehrte und ſchrieb. Er leiſtete viel für die Verbreitung der claſſiſchen Literatur, für das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, und insbeſondere für den griechiſchen Text der Evangelien, den er zum erſtenmal herausgab und durch den er den Credit der bisher von der Kirche für alleingiltig erklärten lat. Vulgata zu untergraben ſuchte. Der Inhalt der h. Schrift war ihm gleichgültig, denn er ſelber war gar kein Chriſt. Er bildete ſich einzig nach dem Spötter Lucian. Das Verderben in der Kirche weckte ihm weder Wärme, noch eine ſittliche Entrüſtung, ſondern ergötzte ihn nur. Er erlebte noch die

große Reformation, aber auch ſie war nicht mit allen ihren Schrecken im Stande, ihn ernſter zu ſtimmen. Seine geiſtvollſte Satire iſt das Lob der Narrheit. Am geleſenſten waren ſeine colloquia (Geſpräche). Darin wird nicht bloß die äußere Verderbniß der Kirche verſpottet, ſondern auch das Heilige ſelbſt mit Ironie behandelt. Wir leſen darin von einem Ehemann, der nur einen Honigmonat im Leben habe, während ſie der Pfaffe das ganze Leben durch genieße; vom Ablaß, den man kaufen und erhalten könne, wenn man Chriſtum ſelbſt beſtehlen wolle, von den Pfaffen, die, wenn ſie auch als Knaben Engel wären, im Alter Teufel werden; von der Meſſe, durch die man ſich zu Wolluſt, Jagd, ſelbſt zu Verbrechen ſtärke; von Beichtvätern, welche das Ohr der Unſchuld durch die ſchmutzigſten und ſchändlichſten Fragen entweihen; von falſchen Reliquien, die doppelt und dreifach vorhanden ſeyen, vom h. Kreuz allein eine ganze Schiffsladung Holz ꝛc.; von Mönchen, die Höllenangſt vor dem Teufel haben, wenn ſie ohne Kutte ſind, aber in der Kutte die ſcheußlichſten Laſter zu begehen nicht ſcheuen. Erasmus ſpöttelt aber auch über die Maria, die ſo viele Anbeter, und Chriſtus ſelbſt, der ſo viele Bräute habe, über die Heiligen, die er als Heerſchaar mit verſchiedenartigen Waffen wie Falſtaff ſeine Rekruten muſtert ꝛc. Er wendet ſich zur Philoſophie, man empfiehlt ihm die Stoa, aber er will nicht glauben, daß es einen echten Stoiker gebe, und entſchuldigt dafür den Epicur. Das letzte Geſpräch iſt ausſchließlich ihm gewidmet. Auch liebt Erasmus ſehr das Schlüpfrige und wetteifert mit Poggio und andern Vorgängern in geiſtreichen Zoten und cyniſcher Derbheit. Ein öfter wiederkehrender Lieblingsgedanke des Erasmus iſt, die Menſchen ſeyen nur höhere Thiere. Die ſchändlichſte Satire auf die Mönche ſchrieb Olearius (Oelſchlägel) 1504, de fide concubinarum in sacerdotes voll von unflätigen Gemeinheiten.

Neben Erasmus glänzte der Schwabe Reuchlin, Profeſſor in Tübingen, als Deutſchlands berühmteſter Humaniſt, hochverdient um die alten Sprachen und ungleich einfacher, beſcheidener, harmloſer als Erasmus. Er wirkte mehr im Sinne der Schule von Deventer, die zuerſt das Studium der alten Sprachen angefangen hatte, um

den Text der h. Schrift in der Urſprache zu leſen. Er kam darüber aber in Streit mit den Mönchen der Kölner und Heidelberger Schulen, welche die von der Kirche allein autoriſirte Vulgata für ausreichend erklärten und das Studium der alten Sprachen für gefährlich hielten, ſey es weil es zu Ketzereien führen könne oder mit den alten Heiden zu vertraut mache. Das wurde ihnen nun aber ſo ausgelegt, als ſeyen ſie ſelber nur zu dumm und zu faul, um ſtudiren zu wollen, und da ſie gleich tumultuariſch verfuhren und den armen Reuchlin als Ketzer verfolgten, ſo daß er von Heidelberg nach Tübingen flüchten mußte, erweckten ſie nicht blos bei denen Unwillen, die jeden Anlaß benutzten, um gegen die Kirche und ihre Diener eifern zu können, ſondern auch bei frommen Anhängern der Kirche, welche einen rechten Gebrauch der Wiſſenſchaft nicht durch zänkiſche Terroriſten verdammt und unterdrückt ſehn wollten. Der Handel wurde nach Rom gebracht, aber Leo X., der Mediceer, der ſelber der größte Förderer der Renaiſſance war, konnte das Studium der alten Sprachen, welches er in Italien befahl, in Deutſchland nicht verbieten wollen. Reuchlin ging alſo unbeſchädigt aus dieſem Prozeß hervor und hatte die Lacher auf ſeiner Seite. Die fanatiſchen Kölner und das Inquiſitionsgericht unter Jakob Hogſtraten in Mainz wurden verſpottet, weil ſie der Papſt ſelber im Stich ließ, und die Humaniſten ließen ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen, ihren Sieg aufs äußerſte zu treiben. Olearius hatte in dem obengenannten kleinen Buche von den Concubinen der Prieſter die letzteren redend eingeführt und im ſchlechteſten ſ. g. Mönchslatein dummes und unflätiges Zeug ſagen laſſen. Darüber hatte man ſehr lachen müſſen und nun entſchloß ſich Crotus, ein Humaniſt in Erfurt, eine ganze fingirte Mönchscorreſpondenz in dieſem burlesken Style zu ſchreiben. Dieſelbe erſchien 1515 unter dem Namen epistolae obscurorum virorum und enthält erdichtete Briefe, welche die Kölner Mönche an ihre guten Freunde ſchreiben und worin ſie ſich ſelbſt durchgängig als Dummköpfe, unſittliche und boshafte Geſellen darſtellen. Vieles darin iſt witzig und ergötzlich, doch das meiſte platt und die Bosheit ſteckte ſicher tiefer im Crotus als in den Mönchen. So die ganze Mönchswelt zu infamiren, war

ungerecht, aber das Buch erreichte dennoch ſeinen Zweck, weil immerhin faule Bäuche genug in den Klöſtern vorhanden waren, die zur Satire aufforderten. Die Entweihung des Heiligen ging nicht erſt von den Humaniſten aus. Die Mönche ſelbſt hatten ſie längſt verſchuldet und die Zeit war gekommen, in der die Klöſter dafür büßen mußten, daß ſie ſo vielfach von ihrer urſprünglichen Einfachheit und Tugend abgewichen waren.

5.

Umſchwung in der dramatiſchen Kunſt.

Die geiſtlichen Schauſpiele dauerten fort, ja erhielten noch neuen Glanz durch den Luxus der Städte. Es wurde Mode, geiſtliche Spiele mehrere Tage lang und vor hunderten von Perſonen aufführen zu laſſen. Daneben bildete ſich das bürgerliche Faſtnachtsſpiel mit ſeinen komiſchen Perſonen aus. Endlich wurde zuerſt in Italien durch die Renaiſſance die claſſiſche Tragödie und Comödie erneuert und an den Höfen aufgeführt, womit die eigentlichen Hoftheater ihren Urſprung nahmen.

Unter den geiſtlichen Schauſpielen wollen wir nur zwei beſonders hervorheben, die auf eine merkwürdige Weiſe die Auffaſſung des kirchlichen Verderbens aus dem franzöſiſchen und aus dem deutſchen Standpunkt charakteriſiren. Im J. 1313 kam Philipp der Schöne mit dem König von England in Paris zuſammen. „Beide Monarchen reiſten hierauf mit einander nach Paris, wo große Feſte gegeben und auch geiſtliche Schauſpiele aufgeführt wurden. Hier ſah man, wie Gott Aepfel aß, wie er mit ſeiner Mutter ſcherzte, wie er mit ſeinen Apoſteln ſein Paternoſter betete, wie er die Todten erweckte und richtete. Dort hörte man die Seligen im Paradieſe ſingen und die Verdammten in einer ſchwarzen Hölle wehklagen. Dort ſah man den Meiſter Fuchs, anfangs ein bloßer Pfaffe, wie er eine Epiſtel ſingt, hernach Biſchof, dann Erzbiſchof, endlich Papſt, und wie er dabei immer alte und junge Hühner frißt. Auch

ſah man bei dieſem Feſte wilde Männer und Bohnenkönige, die mit einander ſchmausten und ſich luſtig machten; ferner Buhler und Buhlerinnen in weißen Hemden, die durch ihre Schönheit, Fröhlichkeit und Munterkeit ergötzten und reizten, allerhand Thiere, die in Proceſſion gingen; Kinder von zehn Jahren, die Turnier ſpielten ꝛc."

Im J. 1480 verfaßte Theodorich Scharnberg ein Spiel von Frau Jutten (der Päpſtin Johanna). Das Merkwürdige darin iſt daß der deutſche Dichter mit jener Päpſtin keinen Spott treibt, wie Philipp der Schöne mit ſeinem Fuchspapſt, ſondern den Stoff mit tiefem Ernſt und gutherzigem Mitleid auffaßt. Lucifer ruft ſeine Teufel zuſammen; auch Lilis, ſeine Großmutter, nimmt an dem hölliſchen Tanze derſelben Theil. Dann legt Lucifer ſeinen Plan vor, die kluge Jutta zu bethören. Solhoras erſcheint ihr und verleitet ſie, ſich in männlicher Tracht zu geiſtlichen Würden emporzuſchwingen. Bald ſehen wir das ſchlaue Mädchen mit der Tiare geſchmückt. Da bringt man vor ſie einen beſeſſenen Knaben, und ſie ſoll den Teufel aus ihm treiben. Sie fühlt zum erſtenmal Furcht. Sie rafft ſich zuſammen und beginnt den Exorcismus, aber der Teufel verkündet höhniſch aus des Knaben Munde, ſie ſey ein Weib und trage ein Kind. — Die Scene iſt im Himmel, Chriſtus beſchwert ſich gegen ſeine Mutter über die Päpſtin, ſie bittet aber für ſie und erhält Gnade. Da wird der Engel Gabriel zur Päpſtin abgeſchickt, um ihr ihren baldigen Tod anzuzeigen. Sie büßt und betet, darauf gebiert ſie auf offener Straße das Kind unter dem Zulauf des Volks und ſtirbt. Zwei Teufel ſchleppen ihre Seele zu Lucifer, aber durch die h. Jungfrau wird ſie befreit, indem dieſe den h. Michael ſchickt, der das Schwert ziehend auf Lucifer einhaut und ihm die Beute entreißt. — Der hölliſche Tanz, die päpſtliche Krönung, das himmliſche Geſpräch, die erſchütternde Scene der Teufelsbeſchwörung, die Reue und Buße, die öffentliche Geburt, dann der Jubel und die Angſt der Hölle, der Kampf Michaels und daneben die Angſt der für Roms Schickſal zitternden Cardinäle, endlich der allverſöhnende Schluß beweiſen, daß dieſes Schauſpiel gut aufgeführt, von ungeheurem Erfolge geweſen ſeyn muß.

Von der geiſtlichen Bühne trennte ſich die weltliche zuerſt in den Städten zum Behuf der Aufführung von Faſtnachtsſpielen. Wie zur h. Oſter- und Weihnachtszeit der Kirche ihr Recht wurde, ſo zur Faſten- oder Carnevalszeit der weltlichen Luſt. Wir haben davon ſchon in der Charakteriſtik des Städteweſens geſprochen. Die Narrenſpiele kamen auch in Frankreich vor unter dem Namen der sotties und den deutſchen ähnlich, nur pikanter. Da ſpielt z. B. eine mère sotte (Mutter Dummheit) eine große Rolle, in deren vielen Kindern ſich alle Stände ſpiegeln. La mère sotte iſt das nämliche, wie die berühmte Narrenmutter von Dijon, der ein Tag im Jahr geweiht war, wobei man tolle Poſſen trieb.

Den höhern Ständen und Höfen gehörten die phantaſtiſchen Feſte an, von denen wir einiges ſchon in der Geſchichte Philipps und Karls von Burgund kennen lernten. Die ſeltſamſte Miſchung des Romantiſchen und Claſſiſchen findet ſich in den Feſten des phantaſtiſchen König René. Derſelbe feierte einſt in Aix die fête-Dieu, wobei bibliſche Figuren (Moſes, Herodes), Engel und Teufel mit den antiken Göttern und Göttinnen durcheinander ſich bewegen.

René betheiligte ſich auch an dem ſog. Königreich Bazoche, das ſchon ſeit dem Beginn des 14. Jahrhunderts in Paris etablirt war und von da ſeinen Einfluß in die Provinzen erſtreckte, eine Art luſtiges Tribunal, welches die Narrheit in ein Syſtem brachte, die luſtigen Feſte leitete und allerlei Schauſpiele aufführte, worunter die farces den Grund zur modernen Comödie legten. Die berühmteſte und beliebteſte Farce war im 15. Jahrhundert zu Paris der Advokat Patelin, ein komiſches Sittengemälde aus der Zeit.

Eine ganz neue Aera begann mit der Aufführung claſſiſcher Stücke an den Höfen und Akademien. Schon unter dem Papſt Pius II. führte man in Rom Stücke des Plautus in der alten Sprache auf, nachher brachte Pomponius Lätus, ein kleines komiſches Männchen, die Darſtellung dieſer lüderlichen altrömiſchen Hurencomödien des Plautus unter Papſt Alexander VI. noch mehr in Aufnahme und auch Julius II. ergötzte ſich noch an dem Penulus des Plautus. Auch die Medici in Florenz, die Eſte in Ferrara, die Sforza in

Mailand ließen antike Dramen aufführen und ſolche, in denen dieſelben von neuen Italienern nachgeahmt waren. Daneben drängten ſich aber die alten Heidengötter in alle Schauſtellungen ein. Der große Lorenzo ließ zu Florenz am Carneval den Kampf der Kentauren und Läpithen aufführen. Die erſte antikiſirende Tragödie in lateiniſcher Sprache ſchrieb ſchon im 14. Jahrhundert der gelehrte Muſato von Padua unter dem Titel „Achilleis", handelnd von den Thaten des Achilles. Die erſte in italieniſcher Sprache, „Orfeo", ſchrieb Angelo Politiano 1472 am Hofe der Gonzaga zu Mantua. Dann ſchrieb Bojardo am Hofe zu Ferrara einen Timon, Leonardo Antonio eine Polyrena, Carraro eine Progna und bald folgten dergleichen noch mehr.

Als natürliche Reaction italieniſcher Volksthümlichkeit gegen die claſſiſchen Affektationen machten ſich die Maskenſpiele und die ſog. comedia dell' arte geltend, in denen die Masken aus dem Stegreif redeten. Man iſt nicht darüber einig, ob ſich in dieſen Maskenſpielen nicht von der älteſten Zeit der Atellanen und römiſchen Pantomimen her gewiſſe komiſche Figuren erhalten haben, oder ob erſt die Renaiſſance wieder zu ihnen zurückgeführt hat. Wahrſcheinlich iſt beides der Fall geweſen und altvolksthümliche Masken ſind durch die neue Gelehrſamkeit erſt wieder verfeinert oder beſſer zugeſtutzt worden. Bei alledem ſind dieſe Masken viel mehr national und naturwüchſig, als adoptirt und erkünſtelt; ja ſie dienen der Claſſicität ſelbſt zur Verſpottung. Denn die Hauptperſon, der Arlechino, iſt eine Art von italieniſchem Eulenſpiegel, der alle foppt, durchaus ein Naturkind voll Mutterwitz im Gegenſatz gegen den claſſiſchen Pedantismus der Doktoren, wie gegen den philiſterhaften Pantalon, den bramarbaſirenden Capitano ꝛc.

6.

Umſchwung in der kirchlichen Kunſt.

Die Kirchenmuſik hatte ſeit den h. Ambroſius und Gregorius, ohne ihren heiligen Charakter aufzugeben, mancherlei techniſche Verbeſſerungen erhalten durch den Mönch Hucbald in Flandern im 10., durch den Mönch Guido von Arezzo im 11. Jahrhundert. Der letztere ſoll zuerſt die Solmiſation (mittelſt der Sylben ut re mi fa sol la) eingeführt haben, nicht jedoch die Harmonie überhaupt, obgleich es heute noch auffallend iſt, daß gerade in der Gegend ſeiner Heimath alle Glocken harmoniſch geſtimmt ſind und ſüßer klingen als irgend anderswo in der weiten Welt. Im 13. Jahrhundert war Franc von Köln als erſter Meiſter der Menſuralmuſik berühmt, als ſeine beſten Nachfolger aber im 14. Marchettus von Padua, Johannes de Muris in Paris und Wilhelm Dufay im Hennegau, der erſte Contrapunctiſt. Sie alle aber übertraf im 15. Jahrhundert Johannes Ockeghem im Hennegau, der erſte große Componiſt und Stifter der niederländiſchen Muſikſchule. Aus ihr ſtammen wahrſcheinlich noch mehrere von den heiligen Melodien, die jetzt noch vom Volk geſungen werden und die Auguſt von Harthauſen im Paderborner Liederbuch geſammelt hat. Hier finden wir jene heilige Lieblichkeit in den Tönen wieder, wie in den Geſtalten der altniederländiſchen und altitalieniſchen Malerei. Ockeghem erlangte ſo großen Ruhm, daß ſeine Schüler überall geſucht wurden. Einer derſelben, Bernhard der Deutſche, lebte und wirkte in Venedig und machte ſich einen Namen beſonders als Verbeſſerer der Orgeln, indem er 1470 das Pedal erfand und nun erſt das Inſtrument zu ſeiner gewaltigen Kraft gedieh. Der ausgezeichnetſte Componiſt unter Ockeghems Schülern war Josquin von Cambray, ſodann Adam von Fulda, Mahu, Fink ꝛc. Als Virtuoſe auf allen Inſtrumenten wurde der blinde Paulmann von Nürnberg († 1478) berühmt.

In Italien geſchah ſeit Guido von Arezzo nichts mehr für Muſik, die Italiener mußten erſt von den deutſchen Niederländern lernen, ſie bauten aber auf deren goldnem Grunde fort und ſo entſtand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert, hauptſächlich durch den Meiſter Paleſtrina eine italieniſche Muſik, von derſelben alterthümlichen Heiligkeit, wie die niederländiſche, dieſer aber noch überlegen durch den Geiſt und Reichthum der Compoſition. Indeſſen muß zwiſchen der altniederländiſchen Periode und der Periode Paleſtrinas eine ſchlechte Muſik ſich in die Kirchen eingedrängt haben, weil auf dem Concilium zu Trient ausdrücklich über die Verweltlichung der Kirchenmuſik geklagt und eigene Verordnungen zur Wiederheiligung derſelben erlaſſen wurden. Dieſe erfolgten nun durch Paleſtrina, deſſen Werke beweiſen, daß in der innerſten Seele der Kirche die Romantik zurückblieb, wenn man ſie auch äußerlich ganz in claſſiſchen Bombaſt hüllte.

Die kirchliche Baukunſt widerſtand der Renaiſſance eine Zeitlang, ſo daß bis zum Triumph der letzteren mannigfache, zum Theil ſeltſame Uebergangsformen entſtanden, zumal, da die gothiſche Bauweiſe ſelbſt ſchon zu entarten anfing. Man bemerkt an den ſpätgothiſchen Bauten eine ganz neue, ihrem Princip widerſprechende Schwerfälligkeit, die eben nur aus der Ueberladung mit Zierlichkeiten entſtand. Der Spitzbogen begann im Süden viel zu ſehr in die Breite zu gehen, im Norden ſich zu ſchmal zuzuſpitzen. Portale, Roſetten, Fialen, Beiwerk aller Art nahm koloſſale Größe an und ſchien das Schiff der Kirche erdrücken zu wollen. Der Eindruck büßte unter dieſem Luxus des Schmucks ein wenig ein, obgleich immer noch der Grundcharakter des Ernſten und Heiligen gewahrt blieb.

Wenn nun auch die erſten Meiſter der Renaiſſance ein Recht hatten, von jenem Luxus des Beiwerks zur Einfachheit der Grundform zurückzukehren, ſo hatte ſie doch von Anfang an den Sinn für die chriſtliche Grundform ſchon verloren. Der erſte Meiſter der Renaiſſance, der berühmte Brunelleschi († 1444) baute die noch mehr nach gothiſcher Art zugeſpitzte, aber kahle Kuppel des Domes in Florenz ſchon nach demſelben claſſiſchen Princip, wie ſpäter Michel

Angelo die mehr runde Kuppel der Peterskirche in Rom. Darin herrſcht keine heilige Stimmung mehr, nur die Maſſe und Größe imponirt; die Form hat nichts mehr, das auf die Seele wie Majeſtät der göttlichen Nähe wirkte. Nachher brachte Bramante († 1514) in Mailand und Rom die Uebereinanderſtellung antiker Colonnaden oder Säulengallerien auf, wodurch ſich ſchon die ſpätere Baukunſt der alten Römer unterſchied und die der neue Meiſter hauptſächlich dem Coloſſeum ablernte. Dieſer Styl blieb für das Zeitalter der Renaiſſance überhaupt charakteriſtiſch und wurde im 16. Jahrhundert vorzüglich von Palladio weiter ausgebildet. Nichts gibt ſo deutlich Zeugniß von der Uebermacht der Renaiſſance, als die bei den Päpſten forterbende Sucht, die herrliche alte Peterskirche des Mittelalters abzubrechen, um ſie im antiken Styl neu und in der großartigſten Weiſe auszubauen. Viele Päpſte und viele Baumeiſter hatten damit zu ſchaffen, bis zuletzt das artiſtiſche Univerſalgenie, Michel Angelo Buonarotti, den Bau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der letzten Vollendung nahe brachte. Ueber der Mitte des Kreuzes, in deſſen Form die ganze ungeheure Kirche gebaut iſt, ragt eine Kuppel und dieſe iſt eine treue Copie des altheidniſchen Pantheons in Rom und ſollte den Triumph des Olymp über das Kreuz jedermann anſchaulich machen, der den Witz des Künſtlers begriff. Die Kirche ſelbſt macht einen nichts weniger als heiligen Eindruck und prahlt blos mit äußerer Größe ohne inneren Werth des Styls.

Merkwürdig ſind die Miſchungen verſchiedener Style an den Grenzen der katholiſchen Welt. In den Bauten Venedigs waltete das ganze Mittelalter hindurch mehr der byzantiniſche als gothiſche Styl vor, jetzt kam noch der claſſiſche hinzu und daraus ergaben ſich die phantaſtiſchen, aber zum Theil ſehr zierlichen Formen des venetianiſchen Bauſtyls, in denen man Anklänge aller Style findet. Annähernd zeigen ſich überall im katholiſchen Abendlande an Kirchen, die in der gothiſchen Zeit noch nicht vollendet waren, ſchülerhafte Verſuche, ſie im claſſiſchen Styl zu vollenden, wobei Größe der Anlage und Reichthum der Details nicht immer über die Geſchmackloſigkeit zu täuſchen vermögen. Ein ſolches Denkmal geſchmackloſen Ausbaues bietet uns

heute noch die berühmte Karthauſe von Pavia dar. Bei weitem am geſchmackvollſten erſcheinen die Uebergänge in Spanien. Hier ſieht man heute noch Kirchen und Paläſte, in welchen der mauriſche, gothiſche und claſſiſche Styl auf die überraſchendſte, aber auch auf eine das Auge bezaubernde Art in einander greifen, z. B. an dem wundervollen Palaſt des Herzog von Infantado in Guadalajara und in der Kathedrale von Toledo.

Da ſich der chriſtliche Charakter in keinem Bauſtyl ſo rein und vollkommen ausgeprägt hatte, als im gothiſchen, war es ein Abfall vom Chriſtenthum, daß man den antiken Styl vorzog. Die antiken Tempel hatten in ihrer Art eine unvergleichliche Schönheit, aber ſie paßten nur für das ſüdliche Klima, ſtammten aus einem andern Geiſte und kamen einer andern Stimmung entgegen, als der chriſtlichen. Sie vermochten niemals jenen heiligen Schauer der Ehrfurcht und des Entzückens zu erwecken, mit dem jeder unverdorbene Menſch in die Halle eines gothiſchen Domes eintritt.

Am nächſten ſchloß ſich die Bildhauerkunſt an das Antike an. Wenn es galt, die menſchliche Geſtalt in Marmor oder Erz darzuſtellen, ſo konnte man dafür keine vollendeteren Meiſter finden, als die alten Griechen. Aber in die chriſtliche Kirche taugten jene nackten oder leidenſchaftlich bewegten Götterſtatuen nicht, die man in antiken Tempeln ohne Anſtand und mit Wohlgefallen ſehen mochte. Es war daher ein falſches Princip und ein Abfall vom Chriſtenthum, wenn man ſie dennoch in die Kirchen einführte. Der Schöpfer dieſer neuen Plaſtik war der ſchon unter den Baumeiſtern genannte Michel Angelo, der in einer eigenthümlichen Wahlverwandtſchaft mit ſeinem Gönner, dem heroiſchen Papſt Julius II. ſtand, und für dieſen ſeine berühmte Koloſſalſtatue des Moſes anfertigte, worin derſelbe ganz als antiker Gott, wie ein Jupiter oder Neptun aufgefaßt iſt. Auch eine Chriſtusſtatue machte er, worin Chriſtus ein wenig derb wie Herkules zum Ringkampf aufzufordern ſcheint. Ueberhaupt führte Michel Angelo zuerſt jene athletiſchen Formen und Geberden in Kirchenbildern ein, die überall hin, nur nicht in die Kirchen paſſen, die durch die Himmelswolken ausgeſtreckten Kraftſchenkel und Kraftarme, die wildbewegten

Mienen und Geberden, die unruhigen Gruppen, die entweder nur unſerm Gefühl für Körperkraft und Körperformen ſchmeicheln oder uns erſchrecken und der Seele des Beſchauers die Ruhe und Andacht rauben, die man in der Kirche haben ſoll.

7.

Altitalieniſche und altniederländiſche Malerei.

Aus der byzantiniſchen Malerei waren ſtrenge und harte Typen hauptſächlich in die Moſaiken und Miniaturen des Abendlandes übergegangen. Sie vermieden ſtatuariſch und faſt mumienhaft jede leidenſchaftliche Bewegung und jede Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in den Mienen. Aber ſie trugen den Charakter des Heiligen an ſich und erweckten Ehrfurcht. Trotz der Beſchränkung der Maler lag oft hohe Schönheit in den Köpfen. Ohne Zweifel hatte die griechiſche Kirche dieſe ſteifen Typen vorgeſchrieben, um alles Unheilige in allzu natürlichen oder leidenſchaftlichen Darſtellungen zu vermeiden.

Im Abendlande glaubte man aber, das Natürliche und eine größere Freiheit der Zeichnung noch mit dem Heiligen verbinden zu können. Dieſes Streben zeigte ſich ſchon ſehr frühe in Toscana, in demſelben Florenz, in welchem die naturaliſtiſche Richtung allmählig zur Renaiſſance führte. Hier begann ſchon im 13. Jahrhundert Cimabue in ſeinen Bildern den Geſichtern mannigfaltigeren Ausdruck und den Figuren eine freiere und lebendigere Bewegung zu geben. Seine vollendetſten Bilder ſind noch in der Mutterkirche des Franciscanerordens in Aſſiſi erhalten. Ihm folgte im Beginn des 14. Jahrhunderts Duccio von Siena, der noch ſchönere Bilder malte und auch ſchon das Nackte mit Glück darzuſtellen wußte. Aber erſt hundert Jahre ſpäter kam dieſe freiere Malerei wieder in Aufſchwung durch Giotto in Florenz († 1336). Doch wich dieſer ſchon ziemlich vom Heiligen ins blos Naive, Anmuthige und Spielende ab, wie ſich denn auch die Erinnerung erhalten hat, daß er ziemlich frivol geweſen ſey und zuweilen über die heiligen Gegen-

ſtände, die er malte, geſpottet habe. Auch ſein nächſter Nachfolger in Florenz Taddeo Gaddi neigte zum Naiven und Idylliſchen. Erſt Orcagna († 1380) brachte in die florentiniſche Kirchenmalerei tiefere Ideen und einen ſtrengeren Ernſt, indem er in ſie etwas von der Geiſtesfülle des großen Dante überzutragen bemüht war. Darum ſind auch ſeine berühmteſten Bilder apokalyptiſch, Darſtellungen der Hölle und des Himmels in der Kirche Maria Novella zu Florenz und der Triumph des Todes an dem großen Kirchhofe (Campo Santo) zu Piſa. Höchſt merkwürdig, eigen und ſchön iſt ſein Bild vom Himmel, in welchem man nichts als Köpfe ſieht, aber von lauter Engeln, Heiligen und Seligen mit dem mannigfaltigſten Ausdruck von Seelenadel und unausſprechlicher Freude. Dieſe Seligkeit iſt auch in allen Bildern des berühmten Fra Giovanni ausgedrückt, der ein Mönch von Fieſole war und gewöhnlich ſchlechtweg Fieſole genannt wurde. In ſeinen Bildern iſt die kindlichſte Einfalt mit einer eigenthümlich ſüßen Heiligkeit, großer Naturwahrheit und doch ſtrenger Kirchlichkeit gepaart. Er malte nie, ohne vorher inbrünſtig zu beten. Dann ſtrich er aber nie aus, ſondern wie es ſein Pinſel, gleichſam von Gott ſelbſt geleitet, auf die Leinwand warf, ſo mußte es bleiben.

Die freiere, vom Heiligen abgewandte Richtung trat wieder in Maſolino und hauptſächlich in Maſſaccio († 1443) hervor, insbeſondere iſt bei ihm das Nackte vollendeter dargeſtellt. Ihm folgte Filippo Lippi, der ein ſo lüderliches Leben führte, daß ihn, wenn er malen ſollte, Cosmo de Medici mußte einſperren laſſen. Auch in ſeinen Bildern blickt zuweilen die Gemeinheit durch. Ungleich harmloſer und anmuthiger malte Benozzo Gozzoli. Damals hatte die vlämiſche Malerſchule ſchon großen Ruhm erlangt und begann auf die italieniſche einzuwirken. Bei Ghirlandajo († 1495) in Florenz erkennt man das an der Liebe, mit der alle kleinen Nebendinge ausgeführt ſind. Die Niederländer ſtrebten nur nach Naturwahrheit und Zierlichkeit in den Gewanden, dem Hausgeräth, der Landſchaft, wobei ſie dem Heiligen doch niemals Eintrag thaten. Bei den Italienern überwog aber immer die Neigung, den Ausdruck von Leidenſchaften in die Geſichter zu legen und dem entſprechend auch die

Figuren und Gruppen in unruhigere Bewegung zu bringen, was bei Kirchenbildern nur auf Kosten der Heiligkeit geschehen konnte. Der Einfluß der Niederländer machte sich besonders in Venedig bemerklich. Dorthin brachte Antonello von Messina zum erstenmal die Oelmalerei, die er in Flandern erlernt hatte, und mit ihr die Liebe zur Naturwahrheit und zum Idyllischen. Der liebenswürdige Bellini († 1506) verband mit dieser heiligen Kindlichkeit und Weichheit zugleich den feinen Schönheitssinn des Italieners. Zu den bedeutendsten italienischen Malern am Ende des 15. Jahrhunderts gehörten noch Mantegna und Fra Bartolomeo.

Ihre lieblichste Blüthe entfaltete die Heiligenmalerei in der Schule von Perugia unter dem frommen Pietro Perugino, der die heilige Innigkeit des Fiesole mit mehr künstlerischer Vollendung verband und den man nicht höher rühmen kann, als wenn man sagt, daß sein Geist auf den großen Raphael Sanzio von Urbino überging. Zu den verwandten Meistern dieser Schule gehört noch Pinturichio und Francesco Francia von Bologna, dessen Madonnengesichter trotz ihres strengen Ernstes durch ihre milde Schönheit entzücken. Die Sage, daß er, als er das erste Bild Raphaels erblickte, schwermüthig geworden, weil er so Großes nicht schaffen könne, ist wohl nur eine Erfindung, denn ein so wahrhaft frommer Maler konnte nicht aus gekränktem Künstlerstolz sterben.

In den deutschen Niederlanden hatte sich die Malerei ziemlich auf dieselbe Weise im größern abendländischen Freiheitsbedürfniß von der byzantinischen Steifigkeit losgesagt, wie in Italien. Die ersten großen Meister in Köln im 14. Jahrhundert, Wilhelm und Stephan, malten so unschuldsvolle und liebliche Heilige, wie Cimabue und Giotto, und zeigten eine Anmuth, die nicht bei allen Niederländern und Deutschen später wiederkehrt. Den größten Ruhm und Einfluß erlangten aber erst im 15. Jahrhundert die Brüder van Eyck, Hubert († 1426) und Johann († 1441) zu Brügge in Flandern. Sie waren die Erfinder der Oelmalerei, da man bisher nur in Wasser, Eiweiß oder Wachs gemalt hatte. Sie malten aber auch geistreich und in überraschender Originalität, indem sie den Tiefsinn

des chriſtlichen Myſteriums und den ernſten Ausdruck des Heiligen mit der dem burgundiſchen Hofe eigenthümlichen Phantaſtik und mit der den Niederlanden treu gebliebenen Liebe zum Naturwahren und zur treuen Auffaſſung von Nebendingen verbanden. Huberts Meiſterwerk war das berühmte Genter Altarbild. Ihrer frommen Schule gehörten Hugo van der Goes, Rogier von Brügge, der geniale Hemling (oder Memling), der phantaſiereiche und zierliche Lucas van Leyden, Quintin Meſſys, Mabuſe, Schoreel ꝛc. an. Auch der kunſtliebende König René reiht ſich an dieſe Burgunder. Verwandt ſind ihnen ſodann auch die mittel- und oberdeutſchen Maler oder Meiſter der ſ. g. Lyversberger Paſſion, des Liesborner Altars, die fränkiſchen Meiſter Herlen in Rotenburg, Wohlgemuth in Nürnberg, die ſchwäbiſchen Meiſter, der mit großem Schönheitsſinn begabte Zeitblom in Ulm, Baldung Grien in Freiburg, Schongauer im Elſaß, Burgmaier in Augsburg ꝛc. An dieſen deutſchen Meiſtern iſt faſt noch mehr als an den niederländiſchen eine gewiſſe Härte, Steifigkeit und nicht ſelten auch Mangel an Schönheitsſinn bemerklich bei einer herzgewinnenden Kindlichkeit und Gemüthlichkeit und einer wahren Kunſt, die fromme Andacht des Künſtlers durch etwas Heiliges im Bilde auf den Beſchauer übergehen zu machen.

Sie alle wurden im Beginn des 16. Jahrhunderts übertroffen von Hans Holbein in Baſel, deſſen Bilder in rein künſtleriſcher Beziehung ohne Zweifel die am meiſten vollendeten ſind, obgleich er vorzugsweiſe nur Portraits malte, ferner von dem großen Albrecht Dürer in Nürnberg, deſſen erſtaunliche Fruchtbarkeit in Oelgemälden, Holzſchnitzereien, Holzſchnitten und Zeichnungen nur mit der poetiſchen ſeines Zeitgenoſſen Hans Sachs verglichen werden kann, der noch die alte Strenge und Frömmigkeit feſthielt, aber mit einer andern Seite ſeiner Neigungen und ſeines Talents ſich ſchon ganz in die Renaiſſance hineinwarf und indem beide Richtungen zuweilen collidirten, eine höchſt merkwürdige Phantaſtik entwickelte. Dieſer phantaſtiſchen Richtung folgte namentlich auch der Holländer Boſch.

Im Allgemeinen zeigten die Italiener mehr eigentlichen Schönheitsſinn als die Deutſchen. Sie vermieden mehr das Häßliche,

Rohe und Gemeine in den Figuren und Gesichtern, sie wußten, wenn nicht immer mehr Heiligkeit, doch mehr Geist auszudrücken. Aber sie wandten sich auch zuerst absichtlich vom Heiligen ab und gefielen sich in jenen trotzigen und üppigen Darstellungen, die dem Charakter der italienischen, von Gott und Sitte emancipirten Dynasten entsprachen, und denen hauptsächlich die Renaissance eine Fülle neuer Stoffe darbot. Trotz und Ueppigkeit wurden die Hebel dieser neuen Kunstpraxis, das Athletische und das Hetärenmäßige, was beides auch im Charakter der antiken Kunst lag. Neben der Kirchenmalerei kam die historische, die Darstellung von Schlachten und Triumphen, das Portraitiren der Fürsten und ihrer Maitressen, eine neue mythologische Malerei, und die Landschaftsmalerei auf. Aber auch in die Kirchenmalerei selbst drängten sich sehr gemeine weltliche und unheilige Motive ein. Die Heiligenbilder, auf denen Martyrien dargestellt waren, wurden wahre Schlachtbilder oder anatomische Studien, und die Madonnen, die Engel und weiblichen Heiligen fingen an unter dem Pinsel der Maler mit einem unheiligen Liebreiz zu kokettiren, ja nicht selten wurden frevelhafterweise die Portraits von Maitressen als Madonnen und Heilige der Verehrung der Gläubigen in Kirchenbildern ausgestellt.

Der eigentliche Zerstörer der romantischen Kunst und der Schöpfer der Renaissance und der modernen Kunst war der oben schon genannte große Michel Angelo, der jedoch seine Aufgabe immerhin noch ernst und würdig auffaßte und der gemeinen Sinnlichkeit keine Concession machte. Bei ihm ist alles nur heroisch, athletisch, gewaltig und dabei ernst, wie das Meer im Sturme. Wenn er auch das Heilige allzu tief in den Kreis menschlicher Leidenschaft hinabzieht, so läßt er doch auch die Frivolität nicht aufkommen. Höchst merkwürdig erscheint seine Einwirkung auf Raphael, den er jedoch nicht so ganz von der frommen Peruginer Schule losreißen konnte. Raphael erkannte die Nothwendigkeit an, mit den alten Griechen in Darstellung schöner Menschenformen zu wetteifern, aber er war nicht gesonnen, darum den romantischen Erwerb des Mittelalters Preis zu geben. Er fühlte als Maler, wie Dante als Dichter. Darum

entſprechen ſeine unübertrefflich ſchönen und reinen Madonnen und Engel ganz den Viſionen in Dantes Paradieſe. Zwiſchen Michel Angelo und Raphael ungefähr in der Mitte ſtand Leonardo da Vinci († 1519) aus dem Florentiniſchen, der aber hauptſächlich in Mailand wirkte, wo ſein berühmtes Abendmahlbild Jahrhunderte hindurch bewundert worden iſt. Bei ihm war einigermaßen das Heroiſche des Michel Angelo mit der milden Heiligkeit des Raphael vereinigt, ohne daß er einen von beiden übertroffen hätte. Bei ihnen allen erreichte, wenn nicht Farbe und Colorit, doch gewiß die Zeichnung und der Ausdruck die höchſte künſtleriſche Vollendung.

Elftes Buch.

Die nordiſchen Mächte.

1.

Die Union von Calmar.

Der Dänenkönig Waldemar Atterdag (Morgen iſt auch ein Tag) erlebte wirklich ſeit 1340 viele böſen und guten Tage. Der ſchwarze Tod, der auch in Skandinavien eindrang, richtete dort entſetzliche Verheerungen an. Er kam nach Dänemark über Lübeck, in welcher Stadt an einem Tage 2500, im Ganzen 90,000 Menſchen ſtarben. Nach Norwegen kam der ſchwarze Tod auf einem Schiffe, auf dem ſchon alle Menſchen geſtorben waren, deſſen Waaren aber die Küſtenbewohner unvorſichtig ausluden. In ganz Norwegen blieb kaum ein Drittel der Bevölkerung am Leben. Nachher führte Waldemar die langen und blutigen Kriege mit der Hanſa, die oben ſchon geſchildert ſind und die im Jahr 1372 mit der Unterwerfung Dänemarks und Norwegens unter den Willen der Hanſa endeten.

Mit dieſem Atterdag ſtarb 1375 das alte däniſche Königsgeſchlecht aus. Das nächſte Erbrecht beſaß Albrecht der jüngere, Sohn des Herzog Heinrich von Mecklenburg, der Waldemars ältere Tochter Ingeborg geheirathet hatte. Die Dänen haßten aber den mecklenburgiſchen Nachbar und wählten den Oluf, Sohn des König Hakon

von Norwegen, der Waldemars jüngere Tochter Margaretha geheirathet hatte, zu ihrem König. Als Hakon 1380 ſtarb, erbte Oluf auch Norwegen und vereinte es mit Dänemark. Nur das Herzogthum Schleswig verlor er an den Holſteiner Grafen. Aber er ſtarb ſchon 1387, als er erſt ſiebzehn Jahr alt war, und ſeine Mutter Margaretha übernahm die Regierung beider Länder, welche ſie trefflich zu regieren verſtand.

In Schweden beſtieg Magnus Erichsſon 1333 den Thron, wurde aber Smäk (der Schmecker, Lecker) zubenannt, weil er ſeinen Günſtlingen in unanſtändiger Liebe zugethan war. Er war aus guten und ſchlechten Eigenſchaften zuſammengeſetzt. Als er König wurde und nach alter Sitte auf der Erichsſtraße durchs Reich ritt, erklärte er die Sklaverei von Chriſtenmenſchen für ewige Zeiten abgeſchafft. Er heirathete die Blanca, eine Gräfin von Namur. Sein älterer Sohn Erich war der natürliche Erbe Schwedens, ſein jüngerer Sohn Hakon wurde König von Norwegen, derſelbe, der 1380 ſtarb und deſſen Sohn Oluf auch Dänemark erwarb. Magnus Smäk führte einen großen, jedoch erfolgloſen Krieg mit Rußland und machte ſich durch ſeine Günſtlinge ſo verhaßt, daß die eigenen Söhne gegen ihn aufſtanden. Der älteſte, Erich, ſoll durch ſeine Mutter Blanca, die ihn haßte, mit Gift aus der Welt geräumt worden ſeyn, der jüngere, Hakon von Norwegen, nahm den Vater gefangen, ließ ihn nachher aber wieder frei. Nun vertrieb Magnus alle vom Adel, die ſeine Gegner waren, aus Schweden, ſie aber wählten Albrecht den älteren von Mecklenburg, den Sohn ſeiner Schweſter Euphemia, zu ihrem König, 1363. Magnus und Hakon ſuchten ihn zwar zu vertreiben, unterlagen jedoch in der Schlacht bei Enköping, 1365. Magnus wurde hier gefangen und zwar wieder ausgelöst, lebte aber nachher in der Verbannung bei ſeinem Sohn in Norwegen und ertrank 1374.

Nun wurde des Hakon Wittwe Margaretha Herrin von Norwegen und Dänemark zugleich und faßte den großartigen Plan, durch Verdrängung des Mecklenburgers vom ſchwediſchen Thron die drei nordiſchen Reiche in ihrer Hand allein zu vereinigen. Es hätte

eigentlich ſchon längſt das gemeinſame Beſtreben aller Skandinavier ſeyn ſollen, nur ein großes Reich zu bilden, um ſich ſowohl der Hanſa, als namentlich auch des immer weiter ſtrebenden Rußland beſſer erwehren zu können. Allein ſie waren zu echte Germanen, um einig werden zu können. Nur weil der mecklenburger Albrecht damals zu viele Deutſche in Schweden anſtellte und die ſchwediſche Nationalität nicht genug achtete, neigten ſich die Schweden zu den ihnen näher verwandten Dänen. Der Streit entſpann ſich, ſofern der ältere Albrecht in Schweden auf des jüngern Albrechts in Norwegen Erbe als nächſter mecklenburgiſcher Verwandter Anſpruch machte, die norwegiſchen Stände aber den Herzog Erich von Pommern, Sohn einer Schweſtertochter Margarethens, zu ihrem König wählten. Albrecht erging ſich nun in böſen Reden über die Königin Margaretha und verleumdete ihre Tugend. Als es aber zur Schlacht kam bei Falköping 1384, unterlag er und wurde gefangen. Margaretha rächte ſich, indem ſie ihm eine Narrenkappe aufſetzen ließ. Da er einen unanſtändigen Wunſch in Bezug auf ſie geäußert hatte, ſoll ſie ihn auch, an Händen und Füßen gebunden, in ihr Bett gelegt und tief beſchämt und gedemüthigt haben.

Indeſſen ließen ſich ſeine deutſchen Truppen und ſein politiſcher Anhang, die ſ. g. Hutbrüder, aus der Hauptſtadt Stockholm nicht vertreiben, wehrten ſich hier noch Jahre lang und wurden von den Hanſeſtädten aus durch Freiwillige unterſtützt und mit Lebensmitteln (Victualien) verſehen, weshalb man dieſe Freiſchaaren der See Vitalienbrüder nannte. In deren Namen und unter dem Deckmantel eines politiſchen Parteitreibens trieb dann allerlei Geſindel in der Oſtſee ausgedehnte Seeräuberei. Schon 1392 plünderten ſie die Inſel Oeſel und Eſthland aus. Als 1394 ihre Schiffe im Meere einfroren, wollten die Dänen ſie auf dem Eiſe überrumpeln, als das Eis plötzlich einbrach und ſämmtliche Dänen unter dem Hohngelächter der Seeräuber im Meer unterſanken. Da indeß Albrecht gefangen blieb und Stockholm nicht zu entſetzen vermochte, wurde dieſe Stadt gegen eine große Geldſumme von den Hanſen der Königin Margaretha übergeben, 1395.

Hierauf ließ die letztere ihren Liebling, den erſt 15jährigen Erich auch zum König von Schweden wählen und berief eine große Verſammlung der Stände Dänemarks, Schwedens und Norwegens nach Calmar, wo dieſelben im J. 1397 die berühmte Union der drei nordiſchen Reiche ſchloſſen, den jungen Erich zum alleinigen König des vereinigten Skandinaviens wählten, und ausdrücklich feſtſetzten, die drei Reiche ſollten auf ewige Zeiten unzertrennlich ſeyn und wenn auch Erichs Stamm ausſtürbe, von allen drei Reichen nur ein neuer König gewählt werden.

Die Vitalienbrüder hatten jetzt nichts mehr in Schweden zu thun, ſetzten aber ihre Seeräubereien fort. Einer ihrer erſten Anführer war ein Manteufel, der zweite ein Moltke. Im J. 1395 theilten ſie ſich, eine Flotte zog nach Norwegen und plünderte die Stadt Bergen, eine andere in den finniſchen Meerbuſen, plünderte an den Ufern der Newa entlang und kam in bisher unbekannte Gegenden. Eine dritte Schaar unter dem berüchtigten Nicolaus Stortebeker (Stürze den Becher) ſegelte die Küſten plündernd bis Spanien, ſo daß dieſe frechen Geſellen die alten Normannenzüge wenigſtens auf kurze Zeit wieder erneuerten. Indeſſen rüſtete der deutſche Orden unter dem Hochmeiſter Konrad von Jungingen und auch die Hanſa, und ihren vereinten Bemühungen gelang es, die Vitalienbrüder von der See zu vertreiben. Die Hanſen eroberten auch ihre Schlupfwinkel in Finnland, wo ihnen der Häuptling Keno then Brock Vorſchub leiſtete, bekamen den Stortebeker und ſeinen merkwürdigen Gefährten, den Magiſter Wibold, gefangen und ließen ſie nebſt 150 andern Vitalienbrüdern enthaupten und die Köpfe in langer Reihe an der Elbe bei Hamburg aufſtecken, während die frommen Hamburger den Reliquien des h. Vincenz, welche Stortebeker in Spanien geſtohlen und mitgebracht hatte, unter unermeßlichem Zulauf des Volkes die höchſte Ehre erwieſen, 1402.

Noch vor Margarethens Tode (1412) kam Erich in Fehde mit den Grafen von Holſtein wegen Schleswig, das er gerne den Grafen wieder abgenommen hätte. Indeß ſchlugen ſie ihn zurück und behielten es, obgleich ſie auch mit den empörten Dithmarſchen zu

kämpfen hatten. Es kam ihnen zu Statten, daß die Dithmarſchen mit den freien Frieſen in wilden Kampf geriethen, und ſich zum Ergötzen der Fürſten herumſchlugen. Auch die Hanſa miſchte ſich ein und belagerte Kopenhagen, 1428, jedoch ohne Erfolg und man machte wieder Frieden. Erich beſaß aber Margarethens Thatkraft nicht, der Adel wurde wieder übermüthig, und ein Vogt, Jens Erichſen, plagte die ſchwediſchen Bauern dermaßen, daß ſie es ſich endlich nicht mehr gefallen ließen. Ein Edelmann, Engelbrecht Engelbrechtſen, ging in ihrem Namen zum König und verlangte Erichſens Abſetzung. Da der König dieſelbe aber nicht bewilligte, ſtanden die Dalekarlier (Thalkerle), der kräftigſte Menſchenſchlag in ganz Schweden, auf und verlangten vom Reichsrath die Abſetzung des Königs, 1434. Es kam jedoch eine Ausſöhnung zu Stande, Erichſen wurde entfernt, die Freiheit der Schweden aufs neue verbrieft. Karl Knutſon wurde zum Reichsmarſchall ernannt, kam aber bald in Uneinigkeit mit Engelbrecht, dem Liebling der Bauern. Der ſtolze Adel wollte ſich das Bauernregiment nicht gefallen laſſen und Knutſon, der zum Adel hielt, ließ den edeln Engelbrecht grauſam meuchelmorden. Die Bauern, über dieſen ſchändlichen Mord wüthend, empörten ſich und wählten den Erich Puke zu ihrem Haupte, den aber Knutſon hinterliſtig bei einer Unterhandlung gleichfalls ermorden ließ.

Auch in Dänemark war man mit König Erich unzufrieden. Da er von ſeiner Gemahlin Philippa keine Kinder hatte, ſuchte er die Nachfolge an ſeinen Vetter Bogislaw von Pommern zu bringen, die Dänen aber waren dagegen und der däniſche Reichsrath ſchlug es ihm hartnäckig ab und verband ſich ſogar mit Adolf von Holſtein-Schleswig. Darüber ärgerte ſich Erich dermaßen, daß er ſeine Schätze aufpackte und mit ſeinem Kebsweib Cäcilie nach der Inſel Gothland zog, ſich um die Regierung gar nicht mehr bekümmerte und ſogar mit den Seeräubern gemeine Sache machte, welche aufs neue die Küſten ſeiner drei Reiche plünderten. Da man nun ſtatt des elenden Erich eines neuen Monarchen bedurfte, der die Union aufrecht erhielt, wählte man einen Wittelsbacher, den Herzog Chri-

ſtoph von Bayern, den Sohn des Herzog Johann in der Oberpfälz und der Katharina von Pommern, die eine Schweſter Erichs war, 1440. Es gelang demſelben, in allen drei Reichen gekrönt zu werden, doch war ſeine Gewalt noch lange nicht befeſtigt, denn in Schweden geſchah nur, was Knutſon wollte, und in Dänemark brach eine furchtbare Bauernempörung gegen den Adel aus, der ſeit Margarethens Tode wieder ganz zuchtlos geworden war. Inzwiſchen wurden die Bauern nach einem blutigen Kampf überwunden und ſchwer mit Geld und dem Verluſt ihrer Freiheiten gebüßt, 1441. Chriſtoph glaubte, ſich das größte Verdienſt um Skandinavien zu erwerben, wenn er der Seeherrſchaft der Hanſa ein Ende bereite, und er wollte zu dieſem Behufe die Stadt Lübeck überrumpeln. Zufällig aber brach in dieſer Stadt ein Feuer aus, die Verſchworenen glaubten, der König ſey ſchon eingedrungen und griffen zu den Waffen, verriethen ſich aber dadurch und wurden überwältigt, ehe noch die Dänen herankamen, und ſo der ganze Plan vereitelt, 1447. Aus Aerger darüber wurde Chriſtoph krank und ſtarb ſchon im folgenden Jahre ohne Kinder.

2.

Die Oldenburger in Dänemark.

Der däniſche Adel hatte damals das gemeine Volk überwältigt und verfügte auch über die Krone, denn die deutſchen Prinzen von Mecklenburg, Pommern und Bayern hatten vom König wenig mehr als den Titel gehabt und die wahre Macht war in den Reichsräthen der einzelnen drei Reiche geweſen. Der mächtige Adel aber gefiel ſich damals in neuen phantaſtiſchen Namen, willkürlich zuſammen geſetzt aus den Symbolen Gold, Stern, Roſe, Lilie, Kranz, Kreuz, Adler, Löwe, Anker, Schild ꝛc., alſo Gyldenſtern, Roſenkranz, Adlerkreuz, Löwenſchild ꝛc. Aus Liebe zu Gyldenſtern wollte nun Chriſtophs Wittwe, Dorothea von Brandenburg, dieſen zum König von Dänemark ausrufen laſſen, aber die Mehrheit des Adels zog

das bisherige System vor, die Krone einem Ausländer zu verleihen, denselben aber von sich abhängig zu erhalten. Auch wollte der dänische Adel Schleswig und Holstein anneriren und trug deshalb dem Herzog dieser Länder, Adolf, die dänische Krone an. Er indeß war stolz und klug genug, sie auszuschlagen, denn er wollte nicht der Narr des dänischen Adels werden, verwies aber die Dänen an seinen Neffen, den Grafen Christian von Oldenburg. Der dänische Reichsrath war damit zufrieden und zwang nun die arme Dorothea, gedachten Christian zu heirathen. Nach langen Verhandlungen wurde demselben zu Kopenhagen die dänische Krone aufs Haupt gesetzt, 1449.

Dieses einseitige Vorgehen der Dänen mißfiel den beiden andern skandinavischen Reichen und damit war die vielversprechende Union nach ihrem nur zu kurzen Bestande schon wieder aufgelöst. Karl Knutson hatte in Schweden schon so festen Fuß gefaßt, daß er sich dort konnte krönen lassen, und auch die Norweger nahmen ihn zu ihrem König an. Allein er regierte willkürlich, saugte das Volk durch seine Vögte aus, ließ sich in einen erfolglosen Krieg mit den Dänen ein und überwarf sich mit dem Erzbischof von Upsala, Jens Bengtsen Oxenstjerna, der am meisten für seine Königswahl gewirkt hatte. Dazu kam eine Pest und große Hungersnoth, welche die Unzufriedenheit des Volks steigerte. Da nun Karl das Ungewitter der Empörung kommen sah, floh er mit seinen Schätzen nach Danzig. Nun gelang es der Unionspartei, Schweden und Norwegen für den Oldenburger zu gewinnen, und nicht nur Christian wurde als Herr der drei wieder vereinigten Reiche gekrönt, sondern auch seinem jungen Sohne Johann die Thronfolge verheißen, 1457. Zwei Jahre später starb Herzog Adolf ohne Kinder und Christian kaufte den Grafen von Schaumburg ihren Erbanspruch ab, so daß er nun auch Schleswig und Holstein, jedoch nur unter Gewährleistung ihrer alten Freiheiten und Verpflichtungen gegen das deutsche Reich, mit seinem großen skandinavischen Reiche vereinigte. Es zeugt von der richtigen Auffassung seiner Stellung, daß Christian einen

großen Heereszug gegen Rußland unternehmen wollte, denn das vereinigte Skandinavien mußte nothwendig Herr des finniſchen Meerbuſens werden, wenn es gegen den ruſſiſchen Koloß im Oſten ſicher geſtellt ſeyn wollte. Allein die Schweden, die von der ruſſiſchen Seite her am meiſten gefährdet ſind, begingen die ungeheure Thorheit, ſich gegen den Marſch nach Rußland aufzulehnen, weil ihnen die Rüſtungen zu koſtſpielig ſchienen. Vor allen trat der Erzbiſchof Oxenſtjerna gegen den König auf, wahrſcheinlich weil er nicht verſchmerzen konnte, die Regierungsgewalt verloren zu haben. Der König ließ ihn feſtnehmen, nun aber trat Biſchof Ketil Karlſen Waſa an die Spitze des ſchwediſchen Volks und machte dem König ſo Angſt, daß dieſer den Erzbiſchof wieder frei ließ. Beide Prieſter ſagten ſich aber nun von Chriſtian los und riefen Karl Knutſon auf den ſchwediſchen Thron zurück, den derſelbe auch wirklich bis zu ſeinem Tode 1470 behauptete, worauf ſein Neffe Steen Sture, ein Mann von großem Verſtande und bewährter Tapferkeit, als Reichsverweſer auftrat. Chriſtian beſchloß, ihn dieſer Gewalt zu berauben, und landete mit einer großen däniſchen Flotte vor Stockholm, erlitt aber auf dem ſ. g. Brunkeberg nach einem langen blutigen Kampf eine ſchwere Niederlage und mußte der ſchwediſchen Krone entſagen. Damit war auch jede Hoffnung aufgegeben, daß von Seite des vereinigten Skandinaviens die Grenze gegen Rußland geſichert werden würde, 1471.

Chriſtian gab ſich von nun an Mühe, die innern Zuſtände Dänemarks zu verbeſſern, errichtete 1479 eine Univerſität in Kopenhagen und führte ſoviel als möglich Bildung aus dem Süden ein. Er reiste deshalb zwei Jahre lang durch Burgund und Deutſchland nach Rom und erlangte damals von Kaiſer Friedrich III., daß die Grafſchaft Holſtein wie Schleswig zu einem Herzogthum erhoben wurde. Auch war er bemüht, Handel und Gewerbe in Dänemark zu fördern, und da er ſich nicht für ſtark genug hielt, das Joch der Hanſen durch einen Krieg zu zerbrechen, ſo hielt er zwar die drückenden Verträge mit denſelben ein, ſchloß aber neue und günſtige Verträge mit England, Schottland, Frankreich und Burgund ab, wo-

durch er ſich jenes Joch wenigſtens erleichterte. Doch verlor er damals an Schottland die Shetlands- und Orkney-Inſeln, indem er ſeine Tochter Margarethe mit Jakob III. von Schottland vermählte und Geld von demſelben borgte, wofür er jene Inſeln verpfändete. Er ſtarb 1481 und ihm folgte ſein Sohn Johann.

Norwegen hatte bisher geſchwankt zwiſchen Schweden und Dänemark, jetzt aber ſchloß es ſich dem letztern an und huldigte dem König Johann. Dagegen wurden Schleswig und Holſtein unter Johanns jüngerem Bruder Friedrich wieder von Dänemark getrennt. Vergebens ſträubte ſich Johann dagegen. Seine Mutter Dorothea wollte dem jüngeren Sohn auch ein Beſitzthum zuwenden und die deutſchen Stände von Schleswig und Holſtein erklärten ſich entſchieden für die Trennung von Dänemark.

Um ſo enger wollte nun Johann die rein ſkandinaviſchen Stämme zuſammen halten und die Union erneuern, trachtete daher, den Sture ſeiner angemaßten Gewalt in Schweden zu entſetzen. Sein Haß war ſo blind, daß er ſich ſogar mit dem mächtigen Großfürſten Iwan von Rußland gegen Sture verband und ſchadenfroh zuſah, wie die Ruſſen am finniſchen Meerbuſen feſten Fuß faßten und das ſchwediſche Finnland greulich verheerten. Statt dem Sture, der ſich ritterlich gegen die Ruſſen wehrte, zu helfen, half er den Ruſſen und fiel den Schweden unverſehens in den Rücken. Er hatte nach dem Beiſpiel der Könige des Südens eine große Söldnerſchaar, die berüchtigte ſchwarze Garde, geworben, die mit ſeinen Dänen vereinigt, eine ungewöhnlich furchtbare Streitmacht bildete. Sture war darauf nicht gefaßt. Während er ſich in Stockholm hielt, bot er 30,000 Bauern aus Dalekarlien auf, die ihn entſetzen ſollten, aber „an der rothen Brücke“ eine heftige Niederlage erlitten. Als nun König Johann mit den eroberten Fahnen nach Stockholm zog, glaubte Sture, es ſeyen die ſiegreichen Dalekarlier, ging ihnen unvorſichtig entgegen und wurde vollſtändig überraſcht, ſo daß er kaum mit dem Leben davon kam. Stockholm ging über und Chriſtian wurde als König anerkannt, 1497. Sture erhielt, weil er noch einen mächtigen Anhang hatte, aber jeden Widerſtand freiwillig auf-

gab, Verzeihung und blieb im Beſitz ſeiner Güter. Johann aber kehrte nach Dänemark heim und griff mit ſeinem triumphirenden Heere die Dithmarſchen an. Der leichte Sieg, den er über die Bauern in Schweden erlangt hatte, machte ihn allzuſicher. Wie die Dithmarſchen den Mord ihrer Brüder an der rothen Brücke in ihren Sümpfen furchtbar rächten und wie das ganze ungeheure Heer des Königs ſammt der berühmten ſchwarzen Garde hier von den deutſchen Bauern geſchlagen und beinah ganz vernichtet wurde, iſt oben ſchon in der deutſchen Geſchichte erzählt. In Folge dieſes Ereigniſſes erhob ſich auch in Schweden Steen Sture wieder und belagerte die in Stockholm zurückgebliebene Gemahlin Johanns, die Königin Chriſtina, die ſich heldenmüthig vertheidigte und freien Abzug erhielt. Johann kam mit einer Flotte vor die Stadt, wagte aber keinen Angriff mehr. Steen Sture ſtarb 1503 und ſein Sohn Svante Sture übernahm die Reichsregentſchaft in Schweden. Ein Aufruhr der Norweger gegen König Johann wurde durch deſſen Sohn Chriſtian blutig niedergeſchlagen, Schweden aber hielt ſich unabhängig.

Auch die Hanſa benutzte die Verlegenheiten, in welche Johann gerathen war, um ihn mit Krieg zu bedrängen. Man kämpfte viel und lange zur See, aber die Dänen zeigten ſich nicht mehr ſo ſchwach und unfähig wie früher, die Hanſa zu beſtehen. Sie ließen ſich nicht mehr blos ihre Küſten plündern, ſondern plünderten auch im Gebiet der Hanſa. Sie wurden nicht immer auf hoher See geſchlagen, ſondern erfochten auch ſelbſt kleine Siege und führten einmal die ganze Flotte der Hanſeſtadt Wismar gefangen mit fort. Da nun kein Theil den andern zu beſiegen vermochte, wurde 1512 wieder Frieden gemacht.

König Johann war böſen Zufällen, ſchrecklichem Trübſinn, ja Anwandlungen von Wahnſinn ausgeſetzt, ehe er 1513 ſtarb. Man ſagt ihm auch ſchlimme Handlungen nach. Noch lange nach ſeinem Tode wurde in Dänemark und Schweden der Fall verhandelt, der ſeinen Hausheſmeiſter Paul Larmann betraf. Dieſer reiche Mann wurde, wie es heißt auf heimlichen Antrieb des Königs, heimtückiſch aus dem Kahn in einen Kanal geſtürzt und ertränkt, mit den höh-

niſchen Worten: „nun Lachs, ſchwimme!“ Dann wurden noch alle ſeine Güter vom König eingezogen unter dem Vorwand, Larmann habe ſich heimlich mit den Schweden gegen ihn verſchworen. Die Kinder des ungerecht Verurtheilten erhoben nach des Königs Tod Beſchwerde und der ſchwediſche Reichsrath verſicherte aufs beſtimmteſte, daß niemals ein Verkehr zwiſchen Larmann und Schweden Statt gefunden habe. Der Prozeß wurde erſt in ſpäterer Zeit entſchieden und die Nachkommen Larmanns erhielten nur einen Theil der Güter zurück.

In Dänemark und Norwegen folgte Johanns Sohn Chriſtian II. als König. Man hat ihn ſpäter nur Chriſtiern den Böſen genannt. Dieſer Chriſtiern ließ ſich von der Holländerin Dyveke, die er ſich zur Beiſchläferin erſehen, und deren Mutter Sigbrit beherrſchen, machte ſich dadurch den Adel zum Feinde und ſuchte dagegen fremde Verbindungen, indem er die Iſabelle von Spanien, Tochter Philipps des Schönen, Enkelin des Kaiſer Max, heirathete. Dabei behielt er aber ſeine Dyveke bei ſich und als dieſe ſtarb, ließ er viele der ausgezeichnetſten Männer, Häupter des Adels, grauſam hinrichten, als verdächtig, ſeine Geliebte ermordet zu haben.

In Schweden ſtarb Svante und ſein Sohn, Steen Sture der jüngere, wurde Reichsverweſer. Gegen ihn aber erhob ſich der Upſaler Erzbiſchof Guſtav Trolle, Haupt einer mächtigen Familie, welche den Sture ihr großes Uebergewicht nicht gönnte. Man belagerte ihn in ſeinem Schloß und nahm ihn gefangen, ja bedrohte ſogar ſein Leben. Aber er trotzte und führte Klage beim Papſt, der den König Chriſtiern mit der Execution gegen die gottloſen Schweden beauftragte. Anfangs ging es den Dänen ſchlecht, ſie erlitten bei Brännkyrka eine Niederlage, 1518. Erſt 1520 kam Chriſtiern mit verſtärkter Macht noch einmal. Steen Sture zog ihm entgegen, wurde aber auf dem Eiſe des Sees Aſunden geſchlagen und verwundet, ſo daß er bald darauf ſtarb. Seine tapfere Wittwe Chriſtina Gyllenſtierna vertheidigte Stockholm, aber ein Bauernheer aus Dalekarlien, das ſie entſetzen wollte, wurde bei Upſala geſchla-

gen, und nun unterhandelte man. Chriſtiern verſprach eine allgemeine Amneſtie und wurde als König in Stockholm aufgenommen und gekrönt. Als er aber den ſchwediſchen Adel erſt ſicher gemacht und um ſich verſammelt hatte, trat der Erzbiſchof Trolle als Kläger gegen die Sture auf und der König ſelbſt ließ die päpſtliche Bannbulle verleſen. Vergebens vertheidigte Frau Chriſtine ihren Gatten, da nicht er allein, ſondern der Reichsrath und die Stände gemeinſam gehandelt hätten. Der König fuhr ſie wüthend an und benutzte die von ihr beigebrachten Papiere nur, um daraus die Namen aller der edeln Schweden kennen zu lernen, welche früher Beſchlüſſe gegen ihn gefaßt hatten. Dann ließ er dieſelben verhaften, peinlich anklagen und hinrichten. Am 8. November 1520 wurde zuerſt Biſchof Mathias von Strengnäs, dann noch ein Biſchof, dreizehn Ritter, worunter Erich Waſa (der Vater des nachher berühmten Guſtav), drei Bürgermeiſter, dreizehn Rathsherren und dreizehn angeſehene Bürger auf dem Markt in Stockholm enthauptet. Nach einer andern Nachricht ſollen noch mehrere Perſonen verurtheilt und im ganzen über 90 Köpfe abgeſchlagen worden ſeyn. Darunter befanden ſich auch zwei Knaben. Der eine ſagte zum Henker, er ſolle ihm ja ſein Kleid nicht blutig machen, ſonſt bekomme er Schläge von ſeiner Mama. Das rührte den Henker ſo, daß er nicht fortmachen konnte, aber der König ließ einen andern kommen und das unſchuldige Kind ohne Erbarmen köpfen. Die Leichen blieben drei Tage lang liegen, dann wurden ſie verbrannt. Einen kleinen Sohn Stures, der vorher ſchon geſtorben war, riß man aus ſeinem Grabe und verbrannte ihn mit. Auch in den Provinzen wurden viele edle Schweden hingerichtet, zuſammen 500.

Um die eiſernen Männer Englands, Schottlands, Dänemarks, Norwegens und Schwedens hat die Poeſie ein verwandtſchaftliches Band geſchlungen, weil die Völker ſelber einander verwandt waren. Die ſkandinaviſchen Volkslieder aus dem ſpätern Mittelalter ſind daher den engliſchen und ſchottiſchen ſehr ähnlich, und geben gleich dieſen Zeugniß einer rauhen und blutigen Zeit. Sie ſind das Einzige, was von Schönheit übrig geblieben iſt, nachdem die altheid-

niſche Poeſie begraben war und die chriſtliche nie recht feſte Wurzeln im Norden faſſen konnte. Die ſkandinaviſche Geſchichte verliert überhaupt ſehr an Intereſſe, ſeit die wilden und gigantiſchen Normänner von ihren Wallfahrten ausruhten und ſich häuslich niedergelaſſen hatten. Die alte Kraft und Größe war dahin, vom Süden aber nahmen ſie das romantiſche Element nur mit einer gewiſſen Sparſamkeit und Nüchternheit, wo nicht mit einem heimlichen Grolle in ſich auf, oder ſie verſetzten es mit ihrem alten Odinismus und gaben ihm die Blut- und Höllenfarbe, wie die Normannen in England.

In den zahlreichen Volksliedern der Dänen, Schweden und Norweger lebte viel von dem alten Heldenthum, von der alten Mordluſt fort, aber es kommt wie in den engliſchen und ſchottiſchen Liedern ein ſüßer Klageton, der Ausdruck eines tiefen und unendlichen Schmerzes hinzu, der ſich in den alten Eddaliedern und überhaupt in der heidniſchen Poeſie des Nordens nicht findet. Dieſe Balladen des ſpätern Mittelalters, wie ſchauerlich ſie auch ſind, erfreuen daher, weil ſie wenigſtens beweiſen, welches zarte Mitleid auch in den harten Herzen des Nordens wohnt und wie das chriſtliche Volk den Schmerz empfand, über den die heidniſche Dichtung nur zu lachen vorſchrieb.

Das däniſche Volkslied, das dem engliſchen vom blutigen Edward am meiſten entſpricht, iſt das von Held Vonved, den ſeine böſe Mutter ausreiten läßt und der Thaten über Thaten vollbringt, immer wunderbarer, ungeheuerlicher, bis er heimkehrend die Mutter ſelber ſammt den andern Zauberweibern, die um ſie ſind, erſchlägt. Man kann in dieſem phantaſtiſchen, aber aus dem tiefſten Volksgeiſt entſprungenen Liede, wenn man will, wie in jenem engliſchen Liede von Edward eine dem Dichter vielleicht unbewußt gebliebene Allegorie erkennen, nämlich eine des normänniſchen Volksſtammes, der alles überwältigend zuletzt den böſen Dämon des Heidenthums, der ihn bisher getrieben hatte, ſelbſt überwand. Der ſchauerlichen Lieder gibt es noch ſehr viele im Norden und immer wiederholt ſich darin unbändiger Trotz bis zum Tode und die echt odiniſche Luſt,

Unrecht zu thun. Aber dem männlichen Trotz ſteht die ſüße weibliche Klage gegenüber, der Mutter, der Braut. Und die zarte Elfenwelt webt ihren lieblichen Zauber in die Dichtung. Spärlicher zeigen ſich die Spuren des chriſtlichen Ritterthums, öfter die des Deutſchenhaſſes. So drückt ein Volkslied den ganzen Stolz der Schwedinnen aus, welche zu Roß der däniſchen Königsbraut entgegenreiten und ſie verachten, weil ſie nach der neuern deutſchen Sitte nicht mehr reitet, ſondern im Wagen fährt.

3.

Die deutſchen Ordenslande.

Wir verließen den deutſchen Ritterorden in heftigem Kampf mit den Lithauern, Polen und Pommern, d. h. mit einer großen ſlaviſchen Coalition, welche das von der Oſtſee eingedrungene deutſche Element vernichten wollte. Daſſelbe behauptete ſich jedoch mit außerordentlicher Zähigkeit, weil es immer wieder aus dem großen Deutſchland recrutirt wurde. Dieſes lieferte Jahr aus Jahr ein dem Orden die jüngeren Söhne des Adels und nicht ſelten kamen Fürſten mit Heeresmacht, um einen Kreuzzug gegen die Heiden mitzumachen.

Seitdem der deutſche Orden das Morgenland verlaſſen hatte, war Marburg in Heſſen ſein Hauptſitz und Depot für Deutſchland geweſen und das eroberte Ordensland wurde gleichſam nur als Colonie dieſes Mutterſitzes betrachtet. Im Jahre 1309 aber wurde die kaum erſt erbaute Stadt Marienburg zur Reſidenz des Ordens erkoren. Noch iſt das prächtige Reſidenzhaus daſelbſt erhalten. Ihr Name und ein rieſenhaftes Bild der h. Jungfrau zeigte, daß ſie die himmliſche Dame ſey, deren Dienſt alle Ritter des Ordens ihre Schwerter weihten. Daher auch der Bau der ſchönen Marienkirche in Danzig, der Name der Stadt Marienwerder, das Bild der Maria auf der großen Fahne des Ordens und der Name der Marianer, den ſich die Ritter ſelbſt gaben. Und doch übten dieſe Ritter nicht die Milde der Gnadenmutter, ſondern rotteten die Heiden entweder grauſam aus,

oder machten ſie zu Sklaven. Nie wurde die chriſtliche Liebe mehr verabſäumt als hier, obgleich alles in ihrem Namen geſchah. Darum ſahen die Heiden in der h. Jungfrau nur einen feindlichen Dämon und wählten das Bild derſelben zur Zielſcheibe, um es mit ihren Pfeilen zu durchbohren. Die Ritter des Ordens behielten ihre alte klöſterliche Einrichtung bei und lebten ehelos in gemeinſchaftlichen Häuſern. Ihre Zahl erreichte niemals ganz 2000, aber unter ihnen dienten nicht nur die reiſigen Knechte und die in ſtetem Wechſel kommenden und gehenden Kreuzfahrer, ſondern auch ein zahlreicher kriegeriſcher Adel, der, aus Deutſchland kommend, im Ordenslande Güter zu Lehen empfing, ſich hier niederließ und vermehrte, ſowie auch die deutſchen Bürgerſchaften der neugegründeten Städte. Die Verfaſſung des Ordens war rein ariſtokratiſch. Als Oberlehnsherrn erkannte er den deutſchen Kaiſer an und bekam deshalb Streit mit dem Erzbiſchof von Riga, der das Ordensland als Lehen des Papſtes anſah und die Ritterſchaft als einen geiſtlichen Orden ſich unterzuordnen ſuchte. Dies mißlang ihm, die ſtolzen Ritter kümmerten ſich nicht um den Papſt, aber auch nicht um den Kaiſer und handelten ſouverän. Die höchſte Gewalt beruhte in der Geſammtheit der Ordensritter, wenn ſie im Generalkapitel verſammelt waren. Sie wählten ſich zum Oberhaupt den Hochmeiſter, der ſeinen Sitz in Marienburg nahm, unter dem aber zwei beſondere Landmeiſter die Provinzen regierten, einer in Livland und einer in Preußen. Das Depot des Ordens im deutſchen Reiche wurde nach Mergentheim verlegt unter einen beſondern ſog. Deutſchmeiſter, der gleich den Landmeiſtern vom Hochmeiſter abhing. Die übrigen Beamten des Ordens waren der Großcomthur, der in Verhinderungsfällen den Hochmeiſter erſetzte, der Marſchall, der das Heer befehligte, der Spittler, der die Krankenpflege beſorgte, der Trappirer, der die Waffenmagazine beaufſichtigte, der Treßler (trésorier), der die Finanzen leitete. Außerdem hatte der Orden eine Menge Comthure im Lande vertheilt, welche von Städten oder feſten Schlöſſern aus die einzelnen Bezirke des eroberten Landes regierten, die unterworfenen Heiden im Zaum und gegen den äußeren Feind Wache hielten.

Seitdem ſie ſo mächtig geworden waren, nannten ſich die Ritter nicht mehr wie ehedem Kreuzbrüder, ſondern Kreuzherren.

Des Ordens gefährlichſter Feind war Großfürſt Gedimin von Lithauen geweſen, welcher 1328 umgekommen war. Seine Söhne Olgjert und Keyſtut ſetzten den Kampf gegen den Orden fort und wurden dabei von ihren ſlaviſchen Nachbarn, den Polenkönigen und Herzogen von Pommern unterſtützt, welche zwar ſchon Chriſten waren, ſich aber gern mit den Heiden verbanden, um die verhaßten Deutſchen zu vertreiben. Allein dieſe ſaßen ſchon zu feſt und wurden zunächſt vom König Johann von Böhmen unterſtützt. Der Zuzug aus Deutſchland war immer ſtark genug, daß der Orden ſeinen wüthenden Feinden das Gegengewicht halten konnte. Endlich vermittelte Johanns Sohn, unſer kluger Kaiſer Karl IV., und zog wenigſtens die chriſtlichen Polen von dem Bunde mit den Heiden ab. In den Jahren 1341 und 1342 unternahmen auch die Ungarn, Brandenburger und Dänen einen Kreuzzug und der furchtbarſte Kampf entſtand in Eſthland und auf der Inſel Oeſel. Auf der letztern wurden 3—4000 Dänen erſchlagen, dafür nachher alle heidniſchen Einwohner umgebracht, bis die Inſel und ganz Eſthland erobert war, 1346, vom Hochmeiſter Dußner von Arfberg. Die beiden Lithauer Brüder kämpften fort und der Krieg wurde immer grauſamer geführt, weil Heinrich von Kniprode, Dußners Nachfolger, zum erſtenmale Söldner warb aus jenen verruchten Horden, die im engliſch-franzöſiſchen Kriege gedient hatten. Die einzig erfreuliche Geſtalt in dem gräßlichen lithauiſchen Kriege iſt Keyſtut, der mit unvergleichlichem Heldenmuthe die kühnſten Wagniſſe beſtand, um ſeinen heimathlichen Boden gegen die Deutſchen und Polen zu vertheidigen. Zweimal gefangen, wußte er ſich jedesmal zu befreien und den feindlichen Heeren immer wieder in den Rücken zu kommen. Wie unbarmherzig man gegenſeitig verfuhr, erhellt aus dem Beiſpiel des Schloſſes Gotteswerder, in welchem der Ordensmarſchall Schindekop von Keyſtut belagert wurde und demſelben zum Hohne das Schauſpiel der lebendigen Verbrennung von 900 gefangenen Lithauern aufführen ließ. In einer großen Schlacht bei Rudau fiel der Hochmeiſter Kniprode, aber der tapfere

Schuſter Hans von Sagan, der ſchon verwundet dennoch die Fahne des Ordens ergriff und die Seinen wieder in den Kampf führte, ſtellte den Sieg der Ritter wieder her. Seine Hand mit blauem Aermel wurde das Wappen der Stadt Königsberg. Der Krieg zog ſich dann wieder unentſchieden in die Länge. Die Lithauer waren mehr im Nachtheil, ſie aber in ihren unermeßlichen Wäldern zu bemeiſtern, war der Orden zu ſchwach. Die greuliche Schlächterei, die keine friedliche Bekehrung mehr aufkommen ließ, wurde dem Orden oft zum Vorwurf gemacht. Ein Ritter Thamm, ein Ritter Willembold und die h. Brigitte von Schweden ſahen in ihren Viſionen als Strafe für die Unmenſchlichkeit des Ordens den Untergang deſſelben vorher. Weil die Ritter keines Lithauers ſchonten, wurden auch ſie nicht geſchont und wiederholt jeder gefangene Ritter in ſeiner Eiſenrüſtung hoch zu Roß ſitzend zwiſchen vier Pfählen lebendig verbrannt.

In Lithauen bildete ſich unter polniſcher Vermittlung eine Partei, die am Ende einſah, daß ſich das alte Heidenthum gegen die ungeheure Macht der Chriſten doch nicht würde behaupten können und daß man Frieden ſuchen müſſe. An die Spitze dieſer Partei trat Olgjerds Sohn Jagello, der ſeinen tapfern Oheim Keyſtut umbringen ließ, weil derſelbe allzu hartnäckig die heidniſche Partei hielt. Jagello hatte dabei auch ſein dynaſtiſches Intereſſe im Auge. Wir müſſen hier den Blick auf Polen richten. Mit König Caſimir war daſelbſt 1370 der letzte Piaſt kinderlos geſtorben. Ihm folgte ſein Neffe, König Ludwig von Ungarn, der aber übel angeſehen war in Polen. Er mußte auf Schleſien, wo noch viele Piaſten als kleine Herzoge ſaßen, Verzicht leiſten und hatte beſtändig mit Empörungen zu kämpfen. Auch er hinterließ, als er 1382 ſtarb, keine Söhne. Seine älteſte Tochter Maria, mit dem Luxemburger Sigmund vermählt, erbte Ungarn; die jüngere, Hedwig, wünſchte den ſchönen Wilhelm von Oeſterreich zu heirathen, nun aber trat Jagello mit dem großen Plan dazwiſchen, durch ſeine Vermählung mit dieſer Hedwig Lithauen und Polen auf immer zu vereinigen. Der Vortheil einer ſolchen Verbindung ſchien für beide Länder ſo groß, daß keine Widerrede geduldet wurde. Hedwig mußte den Jagello heirathen, dieſer

ſelbſt aber nahm erſt jetzt mit dem größten Theile ſeines Volkes die chriſtliche Taufe an, in der er den Namen Wladislaw empfing, 1385.

Da nun die Heiden ſo auf einmal ohne Zuthun des Ordens Chriſten geworden waren, hatten die deutſchen Ritter keinen Vorwand mehr, feindlich gegen Lithauen vorzugehen. Preußen, Livland, Kurland und Eſthland waren unterworfen. Es gab keine Heiden mehr zu bekehren, die Aufgabe des Ordens war alſo erfüllt und er hätte abdanken können. Aber er erfreute ſich ſeiner weltlichen Macht und ſeines reichen Beſitzes und dauerte als reiche Ariſtokratie fort, nur daß die Ritter nicht heiratheten, ſondern ſich immer wieder aus den jüngeren Söhnen des deutſchen Adels ergänzten. Weil die deutſchen Ritter, von der Hanſa unterſtützt, im Anfang zumeiſt aus Niederſachſen gekommen waren, hatte auch zuerſt der norddeutſche Adel im Generalcapitel die Oberhand. Allmählig aber kam dieſe an die immer zahlreicher hinzutretenden Süddeutſchen. Der Orden wurde eben eine Verſorgungsanſtalt für jüngere Söhne des Adels, die nicht in den Domherrnſtiften untergebracht werden konnten.

Während der Bekehrung der Lithauer war Konrad Wallenrod Hochmeiſter uud ſcheint gefühlt zu haben, wie ſehr der Orden durch jene Bekehrung entwerthet wurde. Er ging nun ſo weit, ſich mit Witold, des ermordeten Keyſtut Sohn, gegen den bekehrten Wladislaw Jagello, alſo mit der heidniſchen gegen die chriſtliche Partei in Lithauen zu verbünden; allein er unterlag und ſtarb in Wahnſinn. Es war freilich kaum mehr möglich, daß ſich der Orden gegen das vereinigte Polen und Lithauen ſollte lange halten können, nachdem ſie bekehrt waren und man kein Kreuzheer mehr gegen ſie zu Hülfe rufen konnte. Dies Bewußtſeyn war es, was den Hochmeiſter mit ſo ſchwerer Sorge niederdrückte. Auch ſein Nachfolger Konrad von Jungingen unterlag in einer Schlacht bei Wilna, 1394. Jagello befolgte eine raffinirte Politik, indem er ſich mit dem Witold und der heidniſchen Partei ausſöhnte, um ihn gegen den Orden zu hetzen. Witold ſchwur, alle Deutſchen in die Oſtſee zu ſtürzen und erregte einen Aufruhr der Schamajten, die wirklich alle Deutſchen in ihrem Lande überfielen und umbrachten. Der neue Hochmeiſter Ullrich von

Jungingen ſtrengte die äußerſte Kraft an, um dem Sturme zu trotzen. Es kam bei Tannenberg zu einer großen Entſcheidungsſchlacht, in der zwar Witold mit den Lithauern geſchlagen wurde, Jagello mit den Polen aber einen glänzenden Sieg erfocht, ſo daß nach dem verzweifelndſten Widerſtande der Kern der Ritterſchaft mit 40,000 Deutſchen hier den Tod fand, 1410. Ein ungariſches Heer unter dem tapfern Stibor, von König Sigmund dem Orden zu Hülfe geſandt, kam zu ſpät und mußte umkehren.

Von dieſem furchtbaren Schlage hat ſich der Orden nie wieder ganz erholt. Zwar vertheidigte der neue Hochmeiſter Heinrich Reuß von Plauen die Stadt Marienburg aufs trefflichſte und erkaufte noch einen günſtigen Frieden durch die Abtretung Schamajtens und durch die Erlegung einer großen Geldſumme, aber der Orden hatte das Vertrauen der Nachbarn, der Unterthanen und ſeiner ſelbſt verloren.

4.

Die preußiſche Revolution.

Der biedere Heinrich Reuß von Plauen erfuhr ſchrecklichen Undank, denn weil er in der Zeit der Noth mit Strenge regieren mußte, feindeten ihn die oberdeutſchen Ritter an und beſchuldigten die niederdeutſchen, unter Begünſtigung des Hochmeiſters Gelder und Schätze des Ordens aus Preußen entfernt und an ihre Familien gebracht zu haben. Dieſe Oppoſitionspartei behauptete das Feld und wählte den Michael Kuchenmeiſter von Sternberg zum Hochmeiſter, der ſeinen edlen Vorgänger verhaften und im Kerker umkommen ließ, 1414. Fortan blieb das Capitel durch Parteien zerriſſen. Der Landmeiſter in Livland machte ſich ſo gut wie unabhängig, eben ſo der Deutſchmeiſter in Mergentheim. Auch der Erzbiſchof von Riga fing neuen Streit an. Gefährlicher aber noch wurde dem Orden die geheime Verſchwörung der ſ. g. Eidechſengeſellſchaft, die zwar ſchon ſeit 1397 beſtand, doch bisher zurückgehalten hatte. Sie wurde unter dem Landadel gebildet, um

deſſen Rechte gegen die Tyrannei der Ordenscomthure zu wahren. Es mußte dieſem zahlreichen einheimiſchen Adel allerdings unerträglich werden, ſich von Neulingen des Ordens, die eben erſt aus Deutſchland gekommen waren, befehlen zu laſſen. Auch die Städte waren unzufrieden, ſeitdem ein Comthur in Danzig zwei Bürgermeiſter und einen Rathsherrn heimtückiſch hatte auf das Schloß laden und hinrichten laſſen.

Jagellos Sohn Wladislaw, derſelbe, der mit den Huſſiten kokettirte und die panſlaviſtiſche Idee einigermaßen wieder auffriſchte, verſuchte auch das Ordensland zu überwältigen, namentlich um die Weichſelmündung bei Danzig zu gewinnen, und in der That konnte es einem Polenkönige nicht gleichgültig ſeyn, daß ſein Reich vom nahen Meere durch die deutſchen Ritter abgeſchnitten blieb. Mit der geſammten Macht Polens und Lithauens und mit dem Hülfscorps unüberwindlicher Huſſiten, deſſen früher ſchon gedacht iſt, bedrängte Wladislaw den Orden unter dem Hochmeiſter Paul von Rußdorf, daß derſelbe den ſchimpflichen Frieden von Brzeſc eingehen mußte, 1435. Der Orden mußte ſchwören, unter allen Umſtänden, auch gegen den Willen des Kaiſers und Papſtes, Frieden mit Polen zu halten. Der Landmeiſter Franko in Livland unterwarf ſich dem Frieden nicht und ſetzte den Kampf auf eigene Hand fort, wurde aber zu tief in die Wälder gelockt und mit faſt allen liviſchen Rittern und 20,000 deutſchen Knechten niedergehauen, 1439.

Dieſes große Unglück des Ordens wurde nun von ſeinen Unterthanen benutzt. Der Landadel und die Städte verbanden ſich. In der Bundesurkunde, welche 1440 in Elbing entworfen wurde, iſt zwar nur geſagt, der Bund wolle dazwiſchen treten, um die innere Zwietracht im Orden zu ſchlichten, die Ordensritter ſahen aber viel mehr dahinter und unterſagten den Bund. Indeſſen verſöhnte der wohlwollende Hochmeiſter, Konrad von Erlichshauſen, die Städte, indem er ihnen ein Drittel des Zolls bewilligte, den die Schiffer bisher hatten in die Ordenskaſſe zahlen müſſen. Auch kam es dem Orden zu ſtatten, daß der polniſche Wladislaw im Kampf mit den Türken vor Varna das Leben verlor. Indeſſen hatte niemand

mehr Reſpect vor dem Orden. Die Fürſten von Mecklenburg und Pommern machten Einfälle ins Ordensland und mußten durch Geldſummen abgefunden werden. Die Engländer nahmen 130 preußiſche Schiffe weg, wofür aber die Städte an den engliſchen Schiffen Rache übten.

Die innere Ruhe in Preußen wurde nur ſo lange erhalten, als der kluge Hochmeiſter Konrad lebte. Nach ſeinem Tode folgte ihm ſein unkluger Neffe Ludwig, der das Land ins Verderben ſtürzte. Noch immer nämlich beſtand der Elbinger Bund, wenn auch unthätig. Ludwig machte ihn erſt gefährlich, indem er ihn unterdrücken wollte. Er erwirkte ſich vom Papſt den Bann und vom Kaiſer die Acht gegen den Elbinger Bund, 1453. Städte und Landadel aber glaubten in ihrem guten Rechte zu ſeyn und ſchloſſen ſich jetzt erſt offen an Polen an. So wurde die deutſche Bevölkerung an der Oſtſee, das wichtigſte Bollwerk des deutſchen Reichs, dem deutſchen Nationalintereſſe entfremdet und den Polen dienſtbar gemacht. Die Elbinger Bundesgenoſſen wählten den tapfern alten Ritter Hans von Baiſen zu ihrem Feldherrn und bemächtigten ſich des ganzen Ordenslandes. Viele Comthure und Ritter öffneten ihre Burgen aus Feigheit oder weil ſie beſtochen waren. Die, welche ſich wehrten, wurden von den Mauern hinabgeſtürzt oder erſäuft. Nur Marienburg hielt ſich und außer dieſer Hauptſtadt nur noch zwei Burgen. Der Hochmeiſter Ludwig verkaufte in dieſer äußerſten Noth die dem Orden gehörende Neumark an Brandenburg, um für das Geld Söldner zu werben, und ſchrieb dringende Mahnungen an den Kaiſer: „Der Pole ſoll deutſches Land gewinnen, die deutſche Nation iſt beleidigt, die Pflanzung eurer Väter iſt gefährdet.“ Aber das Reich rührte ſich nicht. Dagegen zog König Caſimir von Polen, Bruder des gefallenen Wladislaw, im Triumph in Preußen ein und empfing die Huldigung des Elbinger Bundes als Landesherr. Hans von Baiſen „der lahme Drache“ wurde zum Gubernator des Landes ernannt. Nur in Marienburg hielt für den ſchwachen Hochmeiſter der kühne Spittler, Heinrich Reuß der Jüngere, die Sache

des Ordens noch aufrecht und vertheidigte die Stadt fortwährend aufs tapferſte.

Den Winter über wurden von dem für die Neumark bezahlten Gelde in Deutſchland 15,000 Söldner geworben und von dem tapfern Ritter Bernhard von Zinnenberg und dem ſchleſiſchen Herzog Rudolf von Sagan im Frühjahr 1454 nach Preußen geführt. Dieſe kleine Söldnerſchaar genügte, das große Heer der Polen zu ſchlagen. Außer Marienburg wurde nur noch Konitz von den Ordensrittern vertheidigt. Das kleine deutſche Heer zog zum Entſatz von Konitz heran, brach in das polniſche Heer ein und jagte es, obgleich Herzog Rudolf fiel, nach kurzem Kampfe in die Flucht. Der König ſelbſt entkam nur mit Noth, 136 Woijewoden und Edle wurden auf der Flucht erſchlagen und ſo großer Schrecken ging vor den deutſchen Söldnern her, daß ſich ihnen eine Menge Burgen des Landes wieder öffneten. Auch die Stadt Königsberg und die Biſchöfe von Samland und Pomeſanien erklärten ſich wieder für den Orden. Der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich der Eiſerne, der ſein eigenes Land mit großer Klugheit regierte, die Neumark eben erſt erworben hatte, damals ſchon große Luſt zu kleinen Erwerbungen in Pommern zeigte und jede künftige Erwerbung nach der ſlaviſchen Seite hin ſich abgeſchnitten zu ſehen fürchten mußte, wenn der Pole Herr von Preußen würde, hatte zwar ſelbſt nicht das Herz gehabt, für den Orden zu kämpfen; jetzt aber, da die Polen geſchlagen waren, kam er geſchwind herbei, um als guter Nachbar ſeine Vermittlung anzubieten. Aber König Caſimir war noch ſchlauer als der Brandenburger und hielt ihn hin, bis dem Orden das Geld ausging, um die theuren deutſchen Söldner zu bezahlen. Er kannte dieſe tapfern, aber ſchlechten Geſellen ganz gut und wußte, daß ſie für Geld jedem Herrn dienten und ohne Geld jeden verriethen. Als der Sold wirklich ausblieb, bemächtigte ſich ein Söldnerführer, der Böhme Czirwenka, der Stadt Marienburg, hielt den Hochmeiſter gefangen, plünderte die Stadt und knüpfte Unterhandlungen mit Caſimir an, dem er das Ordensland verkaufen wollte. Zwar proteſtirte Zinnenberg und mit ihm ein Theil der deutſchen Hauptleute auf das heftigſte gegen dieſen

ſchandbaren Handel, aber ſie blieben in der Minderheit und der Judaskauf kam wirklich zu Stande. Um 436,000 Gulden wurde Marienburg und der ganze weſtliche Theil des Ordenslandes mit dem Weichſelgebiet oder das ſ. g. Weſtpreußen an Polen abgetreten. Der Hochmeiſter mußte nun ſeinen Sitz in Königsberg aufſchlagen, Czirwenka ließ ihn aber nicht eher los, bis er ihm alle noch übrigen Kleinode des Ordens abgenommen und alle ſeine Leute rein ausgeplündert hatte, 1456.

Die deutſche Partei war ſehr aufgeregt. In Thorn brach ein Aufſtand aus, eben ſo in Danzig, aber ohne Erfolg. Dagegen gelang es dem Bürgermeiſter Blume in Marienburg, wo Czirwenka als polniſcher Commandant zurückgeblieben war, die Thore bei Nacht dem Ritter Zinnenberg zu öffnen und alle Böhmen und Polen in der Stadt zu erſchlagen, 1457. Nur das Schloß hielt ſich. Der Hochmeiſter ſelbſt kam, es zu belagern, aber auch König Caſimir, um es zu entſetzen. Der letztere ſiegte, gewann die Stadt wieder und ließ den armen Blume köpfen, 1460. Der Krieg dauerte inzwiſchen noch fort, aber der Hochmeiſter erlitt bei Zarnowicz eine neue jämmerliche Niederlage, indem er ſein Heer von den Polen in dieſelben Verhaue, die er ihnen gelegt hatte, hineintreiben und abſchlachten ließ, 1462. Eine Verſchwörung der Deutſchen in Danzig wurde entdeckt und durch viele Hinrichtungen beſtraft. Bald darauf kam über dieſe unglückliche Stadt noch die Peſt und raffte 20,000 Einwohner hin. Inzwiſchen dauerte der klägliche Krieg fort, bis der Hochmeiſter ſeine letzten Mittel erſchöpft hatte und, von Kaiſer und Reich verlaſſen, ſich im Frieden zu Thorn gezwungen ſah, nicht nur Weſtpreußen förmlich abzutreten, ſondern auch das übrige Ordensland oder Oſtpreußen vom König von Polen zu Lehen zu nehmen, 1466. Da konnte der Hochmeiſter die Schmach nicht ertragen und ſtarb vor Kummer.

In dieſem dreizehnjährigen preußiſchen Kriege war faſt das ganze Land zur Wüſte gemacht, waren 1019 Kirchen und 18,000 Dörfer gänzlich zerſtört worden. Nur langſam erholte ſich die un-

glückliche Bevölkerung von dieſen Leiden. Die nächſten Zeiten vergingen friedlich. Unter dem Hochmeiſter Reffle von Richtenberg wollte der Biſchof Dietrich von Samland noch einmal verſuchen, die Ordensritter durch eine Verſchwörung aus dem Lande zu jagen, mußte aber ſeinen Frevel, wie es heißt, dadurch büßen, daß er an eine Wand gekettet, aufrecht ſtehend verhungerte, 1474. Der Papſt that deshalb den Orden in den Bann und wollte ihn auflöſen, ließ ſich jedoch beruhigen. Ein Verſuch des folgenden Hochmeiſters, Wetzhauſen, dem Polen die Lehen aufzukündigen, mißlang, er mußte ſich zur Huldigung bequemen. Im Jahr 1508 wählte das Generalcapitel den Herzog Friedrich von Sachſen, nur um ſich an ein mächtiges Fürſtenhaus in Deutſchland anlehnen zu können und dadurch etwas beſſer geſchützt zu werden. Nach ſeinem Tode traf die Wahl wieder einen ſolchen Prinzen, den Herzog Albrecht von Brandenburg.

König Caſimir von Polen hatte zugleich Lithauen beherrſcht und dieſes Land gegen die Ruſſen geſchützt, ſein Sohn Wladislaw aber war nach dem Tode des Georg von Podiebrad 1470 von den Böhmen zu ihrem König gewählt worden. Es war eine glänzende Zeit für Polen, und Deutſchland ſehr von dieſer Seite her bedroht; allein die Zwietracht zwiſchen Ruſſen und Polen ließ keinen Panſlavismus zu. Auch hörte die Einheit des polniſchen Reichs auf, da nach Caſimirs Tode von ſeinen Söhnen Johann Albert Polen, Alexander Lithauen erhielt, 1492. Der letztere unternahm einen unklugen Zug in die Moldau, deren Fürſt Stephan das polniſche Heer in den Wäldern der Bukowina faſt vernichtete. Ein türkiſches Heer wollte nun in Polen einfallen, verlor aber 40,000 Mann im Schnee und mußte umkehren. Nachher fielen auch die Krimmſchen Tatarn, von den Ruſſen gehetzt, in Lithauen ein. Weil aber Johann Albert 1501 ſtarb, wurde Alexander auch zum König von Polen gewählt und war nun ſtark genug, die Tatarn zurückzuſchlagen. Nach ſeinem Tode 1506 wurde ſein jüngerer Bruder Sigmund König von Polen und Lithauen, und hatte wieder ſchwere Kämpfe mit den Ruſſen zu beſtehen, ſiegte zwar in einer großen Schlacht am Dniepr bei Orsza, wo 36,000 Ruſſen fielen, konnte ihnen aber

die Stadt Smolensk, Polens bisheriges Bollwerk gegen Rußland, nicht mehr abgewinnen und entschloß sich daher, im Einverständniß mit seinem Bruder Wladislaw von Böhmen, der unterdeß auch König von Ungarn geworden war, die seither so feindselige Stellung der Jagellonen gegen das Haus Habsburg aufzugeben und sich mit diesem Hause eng zu verbinden. Zu diesem Behuf hielten sie die denkwürdige, oben schon geschilderte Zusammenkunft mit dem alten Kaiser Max in Wien, 1515.

5.

Rußlands Befreiung von den Tatarn.

Die Russen standen zwar immer noch unter der Oberhoheit des Tatarchans, aber die Tatarn waren durch Theilungen geschwächt und ihr Joch schon morsch geworden. Die Großfürsten Rußlands waren zwar auch noch getheilt, hatten aber an dem von Moskau doch schon wieder ein natürliches Haupt gefunden. Die große Handelsstadt Nowgorod hatte eine beinah republikanische Verfassung und lag mit den Großfürsten oft in Streit.

Der Großfürst, oder wie sie sich jetzt schon zu nennen pflegten, der Czaar von Moskau, Simeon, Sohn des Iwan, hatte eben einen Zug gegen Nowgorod unternommen, als Magnus Smäk von Schweden dasselbe that. Es lag ohne Zweifel im Interesse Schwedens, nachdem es Finnland unterworfen hatte, sich auch der ganzen gegenüberliegenden Küste des finnischen Meerbusens zu bemächtigen, so weit dieselbe nicht schon vom deutschen Orden besetzt war. Die Russen wohnten nur im tiefen Binnenlande, waren noch durch einen breiten Streifen finnischer Völkerschaften von der See getrennt. Nowgorod war durch sein Handelsinteresse und einen angesehenen Bürgerstand der Hansa und Skandinavien mehr zugewandt, als den russischen Großfürsten, von denen es immer nur zu leiden hatte. Es war also kein übler Plan von Seite Schwedens, eine dauernde Herrschaft an der Newa zu gründen und Nowgorod darin zu begreifen. Magnus Smäk aber

war nicht der Mann, einen ſolchen Plan mit Klugheit auszuführen. Wo er hinkam, ließ er den Ruſſen ihre Bärte abſchneiden und zwang ſie, den Papſt in Rom anzuerkennen, verletzte ſie alſo in ihren tiefſten nationalen und religiöſen Sympathien. Dann ließ er ſich an der Iſchora ſchlagen, verlor viele Menſchen durch Krankheiten und mußte im Frieden zu Dorpat, anſtatt etwas erobert zu haben, an Nowgorod noch einige Grenzbezirke abtreten, die er vorher ſchon beſeſſen hatte, 1350.

Vier Jahre ſpäter fielen die Tatarn in Galizien ein, wurden von Ludwig von Ungarn und Caſimir von Polen aber wieder hinausgeſchlagen, worauf die beiden letztern ſich um Galizien ſtritten, das endlich Polen behauptete. Von Seiten Simeons geſchah nichts, Galizien dem polniſchen Kreiſe zu entziehen. Der ganze Oſten Galiziens war nämlich nicht von Polen, ſondern von Ruthenen, einem den Ruſſen näher verwandten Stamme, bewohnt.

Auf Simeon folgten einige minder bedeutende Großfürſten. Erſt Dimitrij IV. iſt wieder wichtiger wegen ſeiner Kriege mit dem Lithauer Olgjerd, ſeit 1368. Im Jahre 1378 erfocht Dimitrij einen glänzenden Sieg über die Tatarn unter Mamai am Fluſſe Woſcha. Mamai rüſtete von neuem, um ſich zu rächen, unterlag aber in der kulikowſchen Ebene, 1380. Nun wurde Mamai geſtürzt durch den Chan Tochtamyſch und dieſer drang mit einem ungeheuern Heere bis vor Moskau. Vergebens wehrten ſich die Einwohner und harrten auf den Entſatz, Dimitrij erſchien nicht, die Stadt wurde von den Tatarn erſtürmt, die ganze Bevölkerung ermordet, die Stadt geplündert und gänzlich in Aſche gelegt, 1382. Die Vorhut der Tatarn aber erlitt außerhalb der Stadt von den Ruſſen unter Fürſt Wladimir eine Niederlage, worauf Tochtamyſch ſich zurückzog. Das Unglück Moskaus wurde von dem Fürſten Michael von Twer benutzt, ſich über den von Moskau zu erheben, indem er ſich an den mächtigen Tatarchan anſchmeichelte.

Damals gründete der ſchreckliche Timur ſein neues Weltreich, Tochtamyſch war ihm im Wege, wurde alſo angefallen und in einer großen Schlacht am Fluſſe Ural 1391 beſiegt. Dann wälzten ſich Timurs Horden, faſt eine halbe Million Mongolen, ins ruſſiſche Reich

und plünderten und morbeten es gräßlich aus, verbrannten nochmals Moskau i. J. 1394, kehrten indeß wieder um, da ſich die Beute der Mühe nicht verlohnte. Dimitrijs Sohn, Waſilij, hatte alles Volk zur Vertheidigung in die Waffen gerufen, es kam aber zu keinem Kampf, weil die Mongolen abzogen, um am Fuß des Kaukaſus ein koloſſales Siegesfeſt zu feiern, 1395. Nun wollte ſich der geniale Witold von Lithauen des erſchütterten Rußland bemeiſtern, vereint mit Tochtamyſch, der zu ihm geflüchtet war, erlitt aber durch die Tatarn unter Timur-Kutluk von Kaptſchak eine furchtbare Niederlage am Fluſſe Worskla, 1399. So wurde Rußland durch die Tatarn von Witold befreit, die Tatarn bekämpften ſich aber wieder unter einander ſelbſt. Aus den Trümmern des Timurreichs ging 1438 das neue Reich der Kaſanſchen Tatarn unter dem Chan Machmet hervor.

Damals hatte der griechiſche Kaiſer in Conſtantinopel aus Angſt vor den Türken und um vom Abendlande gegen dieſelben geſchützt zu werden, endlich die Union der griechiſchen mit der römiſchen Kirche zugeſtanden und dieſelbe war am 6. Juni 1439 auf dem Concilium in Florenz beſiegelt worden. Es war das ein einfacher Uebertritt zur römiſchen Kirche. Deswegen fand die Uebereinkunft in Griechenland Widerſtand und blieb ein todtgeborenes Kind, weil der türkiſche Sultan, nachdem er das griechiſche Reich in Beſitz genommen hatte, keine Anhänger der römiſchen, von ihm unabhängigen Kirche zu Unterthanen haben wollte, die Union nicht anerkannte und die griechiſche Kirche in ihrem alten Beſtande ſchützte. Auch auf die Ruſſen machte die Florentiner Union nur einen widerwärtigen Eindruck. Waſſilij, Großfürſt von Moskau, rief ſogleich die ruſſiſchen Biſchöfe zu einem Concil zuſammen, verſtieß den Erzbiſchof Iſidor von Moskau, der ſich der Union angeſchloſſen hatte und ſpäter in Rom als Cardinal geſtorben iſt, und erklärte die ruſſiſch-griechiſche Kirche für unabhängig vom Patriarchenſtuhl in Conſtantinopel. Die ruſſiſche Kirche ſollte fortan unter dem Metropoliten von Moskau ſtehen, der vom Großfürſten immer ſehr abhängig blieb. Auf einem wieder einberufenen Concil wurde Jonas, Iſidors Nachfolger, zum erſten Metropoliten Rußlands gewählt.

Waſſilij ſollte indeß noch großes Unglück erleben, denn er wurde in einem Kampf mit den Tartarn von Kaſan verwundet und gefangen, die kaum wieder ſchlecht von Holz aufgebaute Stadt Moskau wurde noch einmal von den Tartarn verbrannt und durch ein ſchreckliches Erdbeben vollends zerſtört, 1445. Als der Großfürſt aus der Gefangenſchaft zurück kam, fand er ſtatt ſeiner Hauptſtadt nur noch eine Wüſte. Dazu beſchuldigte man ihn noch fälſchlich, er habe Rußland an die Tatarn verrathen und verkauft, einige kleinere Fürſten verſchworen ſich gegen ihn, nahmen ihn gefangen und ließen ihm die Augen ausſtechen, aber eine Gegenpartei ſetzte ihn wieder auf den Thron, den er noch bis an ſeinen Tod, 1462, inne hatte. In der damaligen Verwirrung gründete Ghaſi-Ghirei eine neue Tatarnherrſchaft in der Krimm und bildete ſich im Südweſten Rußlands der eigenthümliche Freiſtaat der Koſacken aus, gegründet von Flüchtlingen, Verbrechern und Herumſtreichern, denen die große ſüdruſſiſche Steppe zum Zufluchtsort diente.

Dem blinden Waſſilij folgte ſein erſt 22jähriger Sohn Iwan III. Waſſiliewitſch, welcher beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch regierte und unter dem Rußland mächtig erſtarkte. Während die Tartarn ſich unter einander ſelber aufrieben, hatte Rußland Frieden und Iwan fing an, dem natürlichen Reichthum des Landes ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Er zuerſt ließ Künſtler, Handwerker, Mechaniker und Bergleute aus Deutſchland und Italien kommen, um ſeine Ruſſen ein wenig aus ihrer alten Barbarei herauszuarbeiten, ſie nützliche Gewerbe zu lehren, Straßen und Feſtungen zu bauen und nach edlen Metallen zu graben. Caſimir von Polen machte 1470 einen Verſuch, Nowgorod von Rußland zu trennen und es ſogar katholiſch zu machen, es gelang jedoch nicht, denn Iwan eroberte die Stadt und hielt ſie feſt. Im Jahre 1472 vermählte ſich Iwan mit der ſchönen griechiſchen Prinzeſſin Sophia, Tochter des damals in Rom in der Verbannung lebenden Thomas Paläologus, Fürſten von Morea und nächſten Erben des letzten bei der Eroberung Conſtantinopels umgekommenen griechiſchen Kaiſers. Vergebens ſuchte der Papſt dieſe Ehe zu hindern, Sophia ſelbſt ſchlug die Hand des Herzogs von

Mailand und ſogar die des Königs von Frankreich aus und gab dem Ruſſen den Vorzug, weil er der griechiſchen Kirche angehörte. Papſt Sixtus IV. ließ ſich durch die Hoffnung täuſchen, den ruſſiſchen Großfürſten ſelbſt für die römiſche Kirche gewinnen zu können, weil derſelbe Verbindungen mit den abendländiſchen Fürſten ſuchte und dem Papſt ſelbſt 60 koſtbare Zobelfelle zum Geſchenk machte. Wie es ſcheint, mißverſtand der Papſt die ſchlauen Reden des ruſſiſchen Geſandten Fräßin und zweifelte nicht, die Gefahr vor den Tatarn und Türken werde den Czaar immer mehr geneigt machen, ſich der römiſchen Kirche anzuſchließen. Er überlieferte daher die Prinzeſſin Sophia der ruſſiſchen Geſandtſchaft mit reichen Geſchenken, wie wenn es ſeine eigene Tochter wäre, und gab ihr auch einen beſondern römiſchen Legaten mit. Als dieſer aber in Moskau unter Vortragung des römiſchen Kreuzes feierlich einziehen wollte, verbot man es ihm. Eben ſo vergebens waren alle Mühen des Legaten, den Czaaren für die Union zu ſtimmen. Das Erbrecht auf den griechiſchen Kaiſerthron, welches durch die Sophia auf den Czaaren überging, ruhte vor der Hand, denn Rußland wußte wohl, es ſey nicht ſtark genug, Conſtantinopel den Türken zu entreißen.

Nowgorod kam endlich 1478 nach einer letzten Anſtrengung, um ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, gänzlich in die Gewalt Iwans, deſſen Herrſchaft im nördlichen Rußland dadurch geſichert war. Bald nachher hörte auch das große Tatarnreich auf, den Ruſſen furchtbar zu ſeyn. Iwan hatte ſich bisher immer mit Achmat, dem Großchan der ſog. goldenen Horde, freundſchaftlich benommen und ihm den von lange her üblichen Tribut bezahlt. Aber Achmats Stellung wurde von Perſien her unſicher und Iwan verband ſich mit dem mächtigen Chane der Krimm gegen ihn. Achmat ſchloß ſeinerſeits einen Bund mit Caſimir von Polen; als er aber in Rußland einfiel, ließ ihn Caſimir im Stich. Es gab nun einen ziemlich ſonderbaren Feldzug, denn als das ruſſiſche Heer am 7. November 1487 die unzählbaren Reiterſchaaren der Tatarn erblickte, riß es in feiger Furcht aus und war nicht zu halten. Als aber die heranrückenden Tatarn die Stellung der Ruſſen verlaſſen fanden, geriethen auch ſie plötzlich in

Angſt, ſie würden in einen Hinterhalt fallen und jagten nun ebenfalls in wilder Flucht davon. Iwan aber führte ſein wieder zuſammengerafftes Heer in die Tatarei und nöthigte dadurch den Achmat, gleichfalls dahin umzukehren. Dieſer hoffte, die Ruſſen einzuholen und abzufangen, ehe ſie in ihr Land zurückgekehrt ſeyn würden. Sie kamen ihm aber zuvor und brachten reiche Beute mit in ihre Heimath. Achmat wurde nachher von den krimmſchen Tatarn und Koſacken überfallen und in ſeinem Zelte getödtet, ſeine Söhne behaupteten ſich noch eine Weile, aber die goldene Horde zerſtreute ſich, ihre Hauptſtadt Sarai wurde zur verlaſſenen Ruine. Das tatariſche Joch, welches über zwei Jahrhunderte auf Rußland gelaſtet hatte, war zerbrochen. Es gab zwar noch Tatarn in der Nähe, aber nur noch in kleineren Horden.

6.

Der ruſſiſche Einheitsſtaat unter Iwan III. Waſſiliewitſch.

Ein paar ruſſiſche Kaufleute waren in Livland mißhandelt worden, aber nur weil vorher liviſche Kaufleute in Rußland eine noch ſchlimmere Behandlung erfahren hatten. Iwan nahm aber davon Gelegenheit, ſogleich ein Heer nach Livland zu ſchicken. Dieſes kleine Land, von dem gänzlich geſchwächten Preußen nicht unterſtützt, wurde mit Sengen und Brennen gräßlich heimgeſucht. Man hatte die Ruſſen ſo fanatiſirt, daß ſie alle katholiſchen Prieſter und Mönche knuteten, marterten, verſtümmelten und lebendig verbrannten. Aber das naſſe Wetter machte, daß die barbariſchen Ruſſen mit großer Beute wieder heimzogen, 1481.

In den folgenden Jahren unterwarf ſich Iwan das Großfürſtenthum Twer, das bisher allein noch ſelbſtändig fortgedauert hatte. Die andern waren ſchon zu bloßen Lehen und Provinzen des ruſſiſchen Einheitsſtaats herabgedrückt.

Mittlerweile faßte Iwan feſten Fuß am finniſchen Meerbuſen und baute Narvae gegenüber die neue nach ihm benannte Feſtung

Iwangorod, 1492. Zwei Ruſſen betrugen ſich damals in der Stadt Reval aufs frechſte, der eine als Falſchmünzer, der andre als Sodomit. Aber die deutſchen Bürger in Reval verſtanden keinen Spaß und ließen den Falſchmünzer ſieden, den Sodomiten lebendig verbrennen. Iwan griff das wieder begierig auf und nahm alle deutſchen Kaufleute in Nowgorod, 49 an der Zahl, gefangen und ließ ſie ſchwer mit Ketten beladen, ſo daß ſie elend hinſiechten. König Johann von Dänemark aber verband ſich mit ihm gegen Schweden. Der Krieg, der nunmehr begann, zeigt uns Iwan im ſchwärzeſten Lichte. Die ſchwediſche Feſtung Wiborg am finniſchen Meerbuſen vertheidigte ſich unter Knut Poſſe aufs trefflichſte. Poſſe hatte die Mauern unterminirt und als die Ruſſen in hellen Haufen ſtürmten, ließ er ſie herein, die Minen aber anzünden und 16,000 Ruſſen zumal in die Luft ſprengen. Ein Ereigniß, welches noch lange unter dem Namen des Wiborger Knalles berühmt war. Steen Sture führte 40,000 Schweden und Finnen herbei, die aber größtentheils durch Stürme auf dem Meere und im Froſt des Winters zu Grunde gingen, ſo daß es den Ruſſen möglich wurde, ganz Finnland zu überziehen und bis nach Lappland hin greulich auszuplündern, 1495. Sture wurde durch König Johann abgehalten, den Finnen zu helfen, und als Johann König von Schweden geworden war, bezeugte er den Ruſſen ſeinen Dank durch Abtretung mehrerer Plätze in Finnland.

Die griechiſche Sophia hatte dem Großfürſten einen Sohn, Waſſilij geboren und wünſchte, derſelbe möge ihm auf dem Throne nachfolgen. Nun war aber noch Dimitrij da, der Sohn der Helena, die mit Iwans älteſtem, bereits verſtorbenen Sohn erſter Ehe vermählt geweſen war und ihrem Sohn die Nachfolge zu ſichern wünſchte. Die Partei Waſſilijs wurde beſchuldigt, ſich verſchworen zu haben, um den Vater, der ihm zu lange lebe, vom Throne zu ſtürzen. Voller Zorn ließ Iwan Sophia und ihren Sohn einſperren, alle ihre Hofdamen aber torquiren und erſäufen, 1497. Der erſt 15jährige Dimitrij wurde ſofort ſchon im Voraus gekrönt. Später jedoch beſann ſich Iwan eines Beſſern, erklärte ſeine Gemahlin und ihren Sohn

für unſchuldig und wüthete nunmehr gegen Dimitrijs Partei, deren Häupter er hinrichten ließ.

Iwan hatte dem Großfürſten Alexander von Lithauen ſeine Tochter zur Ehe gegeben, um ihn von ſich abhängig zu machen. Alexander trotzte ihm, da ſchickte Iwan den Chan der Krimm, Mengli Ghirai, um Lithauen zu verheeren, und erſt nachdem Alexander nach dem Tode ſeines Bruders Johann Albert auch König von Polen geworden war, konnte er die Unholde vertreiben, 1501. Nun griffen die Ruſſen ſelber an, Alexander wurde aber diesmal durch die liviſchen Ritter unter dem Heermeiſter Walther von Plettenberg mit deutſchen Fußknechten unterſtützt, die bei Isbrosk 40,000 Ruſſen in die Flucht ſchlugen und vor Pſkow noch einen zweiten, eben ſo glänzenden Sieg erfochten, ſo daß man ſie das „eiſerne Fußvolk“ nannte, 1502. Aber die Polen zeigten keine Luſt, ihrem neuen Könige gegen die Ruſſen zu dienen, und ſo wurde Plettenberg im Stich gelaſſen und mußte alle errungenen Vortheile wieder aufgeben.

Als Waſſilij alt genug geworden war, ließ ſein Vater Iwan 1500 adelige Jungfrauen aus dem ganzen ruſſiſchen Reich zuſammenbringen, damit er ſich aus ihnen eine Gemahlin wähle. Die bevorzugte Dame war Salome Sſaburow aus einem tatariſchen Geſchlechte. Unter den Vorbereitungen zu einem Feldzug gegen die kaſanſchen Tatarn ſtarb dann der alte Iwan plötzlich, 1505.

Ihm folgte Waſſilij, unter welchem der Krieg mit Lithauen und Polen wieder ausbrach, den wir oben ſchon geſchildert haben. König Sigmund von Polen erfocht einen großen Sieg, konnte aber die Grenzfeſte Smolensk nicht wiedergewinnen. In dieſem Kriege ſpielte ein gewiſſer Glinski, früher Günſtling Alexanders, nach deſſen Tode aber Ueberläufer zu den Ruſſen, eine große Rolle. Nun verbanden ſich aber zum erſtenmal die krimmſchen und kaſanſchen Tatarn und fielen über Moskau her. Waſſilij floh, ein deutſcher Hauptmann, Niklas aus der Gegend von Speier, vertheidigte den Kreml, das große Schloß Moskaus, und behauptete es, 1521. Die Tatarn ſchleppten damals 800,000 Ruſſen als Sklaven fort und

verkauften ſie an die Türken. Waſſilij war ein ſchwacher Regent. Da er von ſeiner Salome keine Kinder bekam, verſtieß er ſie und heirathete Helenen, die Nichte jenes Glinski, die aber auch fünf Jahre lang kinderlos blieb, bis ſie endlich einen Sohn, den man ſpäter Iwan den Schrecklichen nannte, gebar. Man glaubte aber, es ſey nicht der Sohn des Großfürſten, ſondern eines jungen Kneſen Iwan Obolenski, mit dem Helene im geheimen Verſtändniß lebte. Als Waſſilij 1533 ſtarb, regierte ſie mit ihren Buhlern allein. Ihr Oheim Glinski wollte ihr beſſern Rath ertheilen, aber ſie ließ ihn des Augenlichts berauben und im Kerker verhungern. Unter den Augen einer ſolchen Mutter wuchs nun der ſchreckliche Iwan auf.

Schließlich müſſen wir den Blick auf den hohen Norden, des europäiſchen Rußland und auf Sibirien werfen. Iwan III. Waſſiliewitſch war der erſte, der nach der Eroberung Nowgorods dieſe höchſten nordiſchen Regionen unterſuchen ließ, indem er ein kleines Heer dahin abſandte, welches ihm alle noch unbekannten Völkerſtämme unterwerfen und tributbar machen mußte. Man unterſchied das Land Permien als den höchſten Norden des europäiſchen Rußland am weißen Meer und das Land Jugorien oder Weſtſibirien ſchon in Aſien jenſeits des Uralgebirges, welches Europa von Aſien trennt, das große Flußgebiet des Ob und ſeiner Nebenflüſſe Tobol und Irtiſch. Nach Jugorien kamen die Ruſſen zum erſtenmal im J. 1483 und noch einmal 1499 unter den zwei Kneſen Kurbskoi und Uſchatoi und fanden nirgends Widerſtand, denn die dort wohnenden Völkerſchaften ſind wenig zahlreich und friedlich. Im Jahr 1501 drangen die beiden Kneſen und noch ein dritter, Sabolozkoi, noch weiter nördlich vor in den ewigen Schnee der Samojeden und brachten von dort viele Rennthiere mit. In den etwas ſüdlicheren und ſchneefreieren Gegenden fanden ſie köſtliches Pelzwerk, zumal Zobel, weiße Falken und Edelſteine, die ſie den Eingeborenen als Tribut abnahmen.

Dieſe Eingebornen gehören dem finniſchen Völkerſtamme an, der dem mongoliſchen am nächſten verwandt iſt und den man weiter im Oſten Sibiriens den tunguſiſchen nennt, vom Süden her ſind

aber tatariſche Elemente eingedrungen und mit den finniſchen mehr oder weniger vermiſcht worden. So halten ſich die Tunguſen für die Ureinwohner, die Jakuten aber für vom Süden her aus der Bucharei eingedrungen. Alle dieſe Völkerſchaften ſtehen tief zurück in der Cultur, leben im ewigen Kampf mit der rauhen Natur nur in zerſtreuten kleinen Horden.

Ihre Religion iſt die der Finnen, die wir früher ſchon erwähnt haben, der Name des höchſten Gottes Jumala, doch kommt bei den Tſchuwaſchen auch Thore und bei den Wogulen Torom vor, offenbar von dem Thor der Schweden entlehnt. Ihre Prieſter ſind Schamanen, die aus Zaubertrommeln weiſſagen oder ſich in Ekſtaſe verſetzen und dann Viſionen haben. Furcht vor böſen Dämonen iſt bei ihnen die Hauptſache.

Zwölftes Buch.

Die Osmanen.

1.

Aufkommen der Osmanen.

Eine türkiſche Horde von ungefähr 50,000 Mann, ſog. Uighuren, Oighuren oder Oghuſen unter Soliman war vor Chingiſchan nach Hocharmenien geflüchtet und hatte ſpäter den kleinen ſeldſchukiſchen Sultanen in Kleinaſien gedient, bis Solimans Sohn, Ertoghrul, ein kleines Lehngebiet bei Angora erhielt. Sein Sohn und Nachfolger, Osman, von dem nachher der ganze Stamm den Namen erhielt, nahm den Titel Sultan an, erweiterte ſein kleines Reich auf Koſten der Griechen und der zerrütteten Seldſchukenſtaaten und brachte zuerſt ein zäheres, nämlich ariſtokratiſches Lebenselement in die türkiſche Eroberung, indem er das Feudalſyſtem des Abendlandes annahm, das eroberte Gebiet in Lehen theilte und dieſelben an ſeine tapfere Reiterei vergab, die ihm dafür zum Kriegsdienſt verpflichtet blieb. Die Reiterei war in vier Rotten vertheilt, die erſte der Spahi ſtand im höchſten Range. Die Belehnten insgeſammt hießen als ſolche Moſſeliman (die von Abgaben freien), woraus der Name Muſelmann entſtanden iſt. Osmans Sohn und Nachfolger Urchan reſidirte in dem kurz vorher eroberten Bruſſa, alſo Conſtantinopel ſehr nahe. Indem er in der Organiſation des Heeres fortfuhr, ſchuf er ein regelmäßiges

Fußvolk aus Söldnern. Dieſe waren aber ungeberdig und einer ſeiner Heerbeamten, der ſchwarze Chalul Tſchendereli ſchlug ihm vor, gefangene Chriſtenknaben zum Kriegsdienſt abzurichten. Man hieß die neue Truppe (Jeni-tscheri), woraus der berühmte Name der Janitſcharen entſtanden iſt. Vorerſt wurde beſtimmt, daß jährlich 1000 Chriſtenknaben ausgewählt, caſernirt und zu einem trefflichen Fußvolk mit allem Fleiß herangebildet werden ſollten, und in jedem folgenden Jahr wieder tauſend. Da man ſie gut behandelte, mit vielen Privilegien und bald auch mit Lehen gleich den Spahis bedachte, dienten ſie gerne und bildeten in Kurzem eine mächtige Ariſtokratie, die in der Treue gegen den Sultan allein ihren Vortheil und ihre Ehre fand, eine adelige Kaſte ohne Heimath, ohne Verwandte, einzig auf die Genoſſen angewieſen und an die Perſon des Sultans gebunden. Da dieſer aus lauter Chriſtenkindern beſtellte Kern der osmaniſchen Streitmacht den Chriſten in ſo hohem Grade verderblich wurde, muß man die Genialität der osmaniſchen Herrſcher, welche ſo geſchickt Chriſten gegen Chriſten bewaffneten, eben ſo bewundern, als die chriſtlichen Mächte verdammen, welche überhaupt duldeten, daß an unſchuldigen Chriſtenkindern ein ſolches Experiment gemacht werden durfte. Die Unnatur, daß Chriſten zu fanatiſchen Muſelmännern herangezogen wurden, war übrigens keine größere und ärgere als die, daß gleichzeitig in Italien unter den Augen des Papſtes ſelbſt die Chriſten zum claſſiſchen Heidenthum erzogen wurden. Die Janitſcharen glühten nicht heißer, Chriſtenköpfe abzuſchneiden, wie die Humaniſten, den Völkern des Abendlandes Chriſtum aus dem Herzen zu reißen.

Die Janitſcharen zeichneten ſich durch eine neue Tracht aus, hauptſächlich durch die hohe Mütze, von der hinten ein langer Schweif herabfiel. Als nämlich ein Scheich die neue Truppe einſegnete und ſeine Hand auf den Kopf eines Soldaten legte, fiel ſein langer Aermel hinter den Kopf ſo maleriſch herab, daß der Sultan befahl, die Handlung des Segnens in der Form der Mützen, die dem herabhängenden Aermel glichen, zu verewigen. Neben den Waffenübungen und der Aufſtachelung des Ehrgeizes wurde bei der neuen Truppe die Hauptſache ihre Zufriedenſtellung durch gute Verpflegung.

Daher das Heiligthum jedes Regiments nicht die Fahne, sondern der Fleiſchkeſſel und die Benennungen der Offiziere lediglich aus der Küche. Der Oberſt des Regiments hieß der Suppenmacher, der ihm nächſte der Koch, dann der Waſſerträger ꝛc. Doch hatten ſie auch Fahnen von blutrother Farbe mit einem ſilbernen Monde und die türkiſchen Ehrenzeichen von Roßſchweifen, die auf einer Stange den höhern Civil- und Militärbeamten oder Paſchas vorgetragen wurden, ſtammten noch aus der tatariſchen Steppe. Sämmtliche Agas oder Offiziere der Janitſcharen bildeten unter ſich eine enge Genoſſenſchaft, den Orden der Begtaſchi, daneben aber die Civilbeamten eben ſo den Orden der Mewlewi oder der Schreiber.

Das griechiſche Kaiſerthum in Conſtantinopel war zwar 1261 durch Michael Paläologus wiederhergeſtellt worden, neben ihm dauerte aber das Kaiſerthum in Trapezunt und dauerten die kleinen griechiſchen Deſpotien in Epirus, Theſſalien und Aetolien fort. Michaels Sohn Andronikos nahm ſinnloſer Weiſe ſeinen Sohn Michael II. und ſeinen Enkel Andronikos II. zu Mitkaiſern an und zwiſchen Großvater und Enkel wurde Eiferſucht genährt, bis der letztere, unterſtützt von ſeinem Miniſter, dem ſchlauen Johannes Kantakuzenus, den Großvater gefangen nahm und in ein Kloſter zu gehen zwang, wo man ihn vollends zu Tode quälte, 1328. Andronikos II. Sohn, Johann Paläologus aber wurde nun wieder von Kantakuzenus verdrängt, der ſich zum Kaiſer ausrufen ließ und ſich dabei auf die Hülfe der Osmanen ſtützte, indem er nicht nur alle bisher unabläſſig fortgeſetzten Eroberungen derſelben gut hieß, ſondern auch dem Sultan Urchan ſeine Tochter Theodora, 1346, zur Gemahlin gab. Welcher Triumph für den Türken, der mit ſo geringen Mitteln blos durch ein folgerecht eingehaltenes Syſtem in kurzer Zeit alle Nachbarn übermeiſtert hatte! Kantakuzenus ſelbſt hat die Hochzeit in ſeinem weitſchweifigen Geſchichtswerk ſelbſtgefällig beſchrieben. Nach ſeinem Tode wurde ſein Sohn Mathäus von Johann Paläologus angegriffen und der letztere ſetzte ſich in Adrianopel feſt. Da rief Mathäus ſeinen Schwager Urchan zu Hülfe und dieſer ließ vorläufig Gallipoli für

ſich ſelbſt beſetzen und pflanzte ſomit zum erſtenmal die türkiſche Herrſchaft auf den europäiſchen Boden ſelbſt hinüber.

Im Jahre 1359 folgte auf Urchan ſein Sohn Murad I., während Johann Paläologus ſich in Conſtantinopel feſtſetzte und Mathäus Gründe hatte, ſich durch freiwillige Abtretung der Gewalt weiterer Sorge zu überheben. Kaiſer in Conſtantinopel ſeyn, war nämlich die beſchwerlichſte und gefährlichſte Sache von der Welt geworden, da auf der einen Seite der Papſt, von den abendländiſchen Fürſten unterſtützt, beſtändig von ihm verlangte, er ſolle ſich Rom unterwerfen, auf der andern Seite aber der Osmane furchtbar an ſeine Thür klopfte. Johannes Paläologus wollte gleichwohl die Krone ſeiner Väter nicht fahren laſſen und machte alle Proben und Qualen ſeiner unnatürlichen Stellung durch. In der ehrlichen, aber thörichten Erwartung, durch das Opfer ſeines Glaubens werde er ſich die Hülfe des chriſtlichen Abendlandes gegen die Türken erkaufen, begab er ſich nach Rom, ſchwur dort den griechiſchen Glauben ab und verſprach, die Union beider Kirchen in ſeinem Reiche durchzuführen, 1369. Allein Klerus und Volk in Griechenland wollten lieber türkiſch werden als römiſch. Johann konnte gar nicht einmal nach Conſtantinopel zurückkehren, ſondern wurde unterwegs in Venedig wegen Schulden verhaftet und ſein jüngerer Sohn Manuel hatte Mühe, ihn loszukaufen. Unter den chriſtlichen Mächten des Abendlandes, die alle mit ſich ſelbſt zu thun hatten, war es nicht einer einzigen ernſt, den byzantiniſchen Thron zu retten, und nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß damals ſchon die griechiſchen Biſchöfe vom Sultan Zuſicherungen erhalten haben, durch die der Beſtand ihrer Kirche gewährleiſtet wurde. Wenigſtens hatte der Sultan damals ſchon griechiſche Unterthanen, deren Biſchöfe er ſchützte, und fand ſich nachher der ganze griechiſche Episcopat mit Leichtigkeit in die türkiſche Oberherrlichkeit, wurde von ihr geſchützt und bis auf den heutigen Tag als Werkzeug gebraucht.

Während Johannes in Venedig gefangen war und nachher mit ſeinem Sohn und dem Klerus im widrigſten Hader lebte, dehnte Murad die türkiſche Eroberung im Norden Conſtantinopels aus, ſetzte ſich in Adrianopel feſt und begann bereits die Albaneſen, Bosnier,

Serben und Bulgaren ſich unterwürfig zu machen. Auf der andern Seite dehnte er ſein Reich auch in Kleinaſien aus und machte dem ſeldſchuckiſchen Sultanat von Iconium durch eine große Schlacht ein Ende, 1387. Kaiſer Johannes erſchrak nun dermaßen, daß er von ſeinen drei Töchtern die eine dem damals ſchon alten Sultan ſelbſt, die andern deſſen beiden Söhnen gab. Ritterlicher handelten die tapfern Serben und ſtörten die Hochzeiten durch einen plötzlichen kriegeriſchen Angriff. Deren König Laſar (Lazarus) nämlich überfiel, mit Bulgaren und Bosniern verbunden, ein Heer von 20,000 Türken beim Plündern und vernichtete es gänzlich. Da unterbrach Sultan Murad den dreifachen Hochzeitjubel und zog mit einer ungeheuren Armee zur Rache herbei. Nun wurde zwar Laſar wie von ſeinen ſlaviſchen Nachbarn, ſo auch von Albaneſen, Wallachen und ſelbſt Ungarn unterſtützt, erlitt aber auf der Ebene von Koſſowa, dem berühmten Amſelfelde, eine fürchterliche Niederlage, 1389. Mitten in der Schlacht übte der Serbe Wuk Brankowich Verrath und ließ den König Laſar im Stich. Das war und blieb der größte Trauertag der Südſlaven und vom Amſelfelde tönt eine unendliche Klage durch ihre ſchönen Volkslieder fort. Bajazet zeichnete ſich in dieſer Schlacht ſo aus, daß er davon den Namen der Blitz erhielt, häufte aber in barbariſcher Weiſe die abgeſchlagenen Chriſtenköpfe zu hohen Pyramiden auf. Beim Mahle am Abend vor der Schlacht trank Laſar dem rieſenhaften Serbier Miloſch Kabilowich auf ſein Wohl zu, obgleich er des Verraths beſchuldigt werde. Miloſch trank und ſagte, er wolle ihm morgen ſeine Treue beweiſen. Während der Schlacht übte er nun wirklich Verrath und ging zu den Türken über, aber nur, um den Sultan, indem er ſich ihm zu Füßen warf, zu ſich niederzuziehen und mit ſeinem Meſſer zu durchbohren. Keck ſprang dann der Mörder auf, ſchwang ſich auf ſein Roß und entkam aus der Nähe des Sultans, konnte ſich aber durch das Gedränge der Janitſcharen nicht hindurch arbeiten und erlag unzähligen Wunden. Während alles um Murad beſchäftigt war, ſchleppte man den gefangenen König Laſar herbei und Murad

ließ ihn auf der Stelle hinrichten, um, selber sterbend, den Feind mitsterben zu sehen.

2.

Bajazet.

Nach des Vaters Tode wurde Bajazet Sultan der Osmanen und entledigte sich sogleich seines Bruders Jakob, damit er ihm den Thron nicht bestreite, durch Gift. Eben so gewaltthätig und arglistig behandelte er die Besiegten. Wuk Brankowich hatte auf keinen geringern Lohn seines Verraths gerechnet, als auf die serbische Herrschaft. Bajazet aber gab ihm nur einen Theil und das übrige Lasars Sohne Stephan, nachdem er des letztern schöne Schwester Milewa in seinen Harem aufgenommen hatte. Das war überhaupt türkische Sitte, die Väter zu erschlagen und die Töchter zu nehmen. Bajazet verliebte sich aber dermaßen in die reizende Milewa, daß sie seine Lieblingsgemahlin wurde und großen Einfluß auf ihn übte. In Folge dessen wurde Wuk vergiftet, aber seiner Familie mußte doch ihr Besitz bleiben, denn Bajazet wollte die Serben stets getheilt und in Zwietracht sehen. Dieselbe überlegene Politik hielt er in Bezug auf die Griechen ein. Der arme Kaiser Johannes war kaum durch seinen frommen Sohn Manuel aus der Gewalt der Venetianer befreit worden, als sein älterer Sohn Andronikos ihn und Manuel in Byzanz selbst in den Kerker warf. Andronikos stützte sich dabei auf Bajazet und zugleich auf die Volksstimmung, die dem Kaiser seines Religionswechsels in Rom wegen abgeneigt war. Sobald aber Bajazet merkte, daß sämmtliche Griechen sich unter Andronikos vereinigen würden, nahm er sich auf einmal der beiden Gefangenen an, erzwang ihre Befreiung und theilte das griechische Reich unter den Kaiser und seine beiden Söhne, so daß jeder vom andern unabhängig blieb, alle aber ihm, dem Türken, den Vasalleneid leisten mußten, 1390. Im folgenden Jahre starb Johannes, Manuel folgte ihm als Kaiser, wurde aber vom Sultan bei der

neuen Huldigung ſchon ganz wie ein Sklave behandelt und fortwährend mit Drohungen und Befehlen geängſtigt. Unter andern mußte Manuel auf Befehl Bajazets ſeine eigene griechiſche Stadt Philadelphia, die einzige noch zu Byzanz gehörige Beſitzung in Kleinaſien belagern und für die Türken erobern. Als er endlich zu widerſprechen wagte, kam Bajazet und belagerte Conſtantinopel, konnte es jedoch nicht einnehmen, obgleich die Bevölkerung ſchrecklich an Hunger litt. Manuel trat jetzt die Krone ſeinem Neffen Johannes ab, der ſich dem Sultan unterwarf, und dieſer zog wieder ab.

Bajazets nächſte Arbeit war, ſich ganz Kleinaſien vollſtändig zu unterwerfen. Dann führte er ſeine Heere nach dem Süden von Griechenland, um eben ſo den dort noch beſtehenden kleinen griechiſchen und fränkiſchen Dynaſtien ein Ende zu machen. Die Fürſtin Wittwe Trudelude von Theſſalien, die mit einem Buhlen lebte, übergab ihr Land dem Sultan. Ein türkiſches Heer drang in Morea ein und führte 30,000 Menſchen von Argos als Sklaven fort. Auch Myrtſche, der Woiwode der Wallachei, wurde gezwungen, Tribut zu zahlen, die Feſtungen Widdin, Siliſtria, Nikopolis erobert. Wer ſollte den übermächtigen Türken noch abhalten, über die Donau zu gehen und andererſeits Conſtantinopel einzunehmen? Die Gefahr war dringend und Sigmund von Ungarn erkannte ſie. Wie hierauf Sigmund ein Heer über die Donau führte, aber bei Nikopolis eine ſchreckliche Niederlage erlitt, iſt ſchon in der Geſchichte dieſes Kaiſers erzählt, 1396. Seitdem wußte ſich der arme Byzantiner nicht mehr zu helfen und erkaufte vom Sultan den Frieden mit einem neuen Tribut und mit großen Privilegien der Türken in Conſtantinopel ſelbſt. Sie erhielten nicht nur vier Moſcheen, ſondern auch eigene Gerichtsbarkeit unter einem nur dem Sultan verantwortlichen Kadi mitten in der Hauptſtadt der Griechen. Ueberhaupt hatten ſich Griechen und Türken ſchon lange in nächſter Nachbarſchaft berührt, waren auch die Sultane ſelbſt zum Beſuch nach Conſtantinopel gekommen und kannte man ſich gegenſeitig aus dem Grunde. Der Sultan ſah die Griechen ſchon als ſeine künftigen Unterthanen an und ſuchte ſie zu gewinnen.

Eine ſchlimme Folge des vertraulichen Umgangs mit Chriſten war für die Türken ſelbſt die Anſteckung mit deren Laſtern. Von der ſchönen Milewa ſoll Bajazet das Trinken gelernt haben, welches ſo ſehr den Sitten und dem Glauben der Muhamedaner zuwiderlief. Etwas noch viel Schlimmeres aber war, daß er das berüchtigte griechiſche Laſter an ſeinem Hofe einführte und die ſchönſten Chriſtenknaben als Itſchoglane (Pagen) für ſeinen perſönlichen Dienſt beſtimmte. Zugleich ließ er dieſelben trefflich unterrichten und gab ihnen, wenn ſie Talent beſaßen, die höchſten Staatsämter. Dem grenzenloſen Barbarenſtolze Bajazets genügte es nicht, ſich alle beſiegten Dynaſtien durch Aufnahme ihrer Töchter in ſeinen Harem leibeigen zu machen, auch ſeine Feldherrn und Miniſter, die, welche er ſelbſt wieder zu Fürſten machte, ſollten in gleicher Weiſe ſeine Leibeigenen ſeyn.

Schon war er im Begriff, endlich die Eroberung Conſtantinopels vorzunehmen, als er plötzlich ſelbſt von Oſten her bedroht wurde. In Mittelaſien nämlich war unter den zum Islam bekehrten Mongolen ein neuer Eroberer aufgeſtanden, Timur, welcher mit geringen Mitteln anfing, aber durch große Ueberlegenheit des Geiſtes raſch ſeine Macht erweiterte, die vielfältige Theilung und Zwietracht unter den Nachfolgern Chingiſchans und der Seldſchuckenſtaaten im Süden benutzte, um ſie alle über den Haufen zu werfen, und bereits von der chineſiſchen Grenze, Moskau und dem Kaukaſus an alle Länder bis nach Indien hin erobert hatte. Dieſer Gewaltige rückte jetzt auch nach Kleinaſien vor und weckte den ſtolzen Bajazet aus ſeinem Siegestaumel. Es erſcheint ſehr merkwürdig, daß Timur ihm Frieden bot und ſich viel rückſichtsvoller gegen ihn benahm, als dieſer gegen ihn. Auch ließ er ihm ein ganzes Jahr zur Beſinnung Zeit. Dieſes Verhalten ſtimmt mit dem der Nachkommen Chingiſchans ſelbſt überein. Sie wollten ſich auf Aſien beſchränken und mit dem Abendlande nicht befaſſen. Bajazet aber verharrte in einem ſtolzen Stumpfſinn und benutzte die ihm verſtattete Friſt nicht. Vergebens drang man in ihn, ſeine unermeßlichen Schätze zu öffnen, um das wegen ſchlechter Bezahlung murrende Heer zu

befriedigen und noch mehr Truppen zu werben. Er gab nicht einen Heller her. Da verbreitete ſich in ſeinem Heere der Witz, alles Geld in ſeinem Schatze trüge ſchon Timurs Namenszug. So ſicher ſahen ſeine eigenen Krieger ſeinen Sturz voraus. Als nun das Jahr vorüber war und Timur im Sommer 1402 mit mehr als 800,000 Kriegern heranzog, ging ihm Bajazet getroſt mit nur 120,000 Mann entgegen, verließ eine gute Stellung bei Angora, die er ſchon eingenommen hatte, blos wieder, um ſich das Vergnügen einer Jagd zu machen, und hetzte ſeine Truppen auf der Jagd in einer waſſerloſen Wüſte und in glühender Sommerhitze herum, daß ihm 5000 Mann verſchmachteten. Dann wollte er an den Ort ſeines Lagers zurückkehren, fand ihn aber ſchon vom Feinde beſetzt. Seine ermatteten Leute hatten nun kein Waſſer und wurden von einem ſiebenmal ſtärkeren Feinde angegriffen. Die aus ſeinen öſtlichen Provinzen ausgehobenen Rekruten liefen zum Feinde über. Dennoch waren die osmaniſchen Türken ſo an Disciplin gewöhnt, daß ſie ſich gegen die ungeheure Uebermacht noch vortrefflich ſchlugen. Auch die Serben, die unter ihrem König Stephan, dem Schwager Bajazets, mitfochten, zeichneten ſich durch ihre erſtaunliche Tapferkeit aus. Dringend mahnte dieſer Stephan den Sultan, den ungleichen Kampf abzubrechen und ſich noch zur rechten Zeit zurückzuziehen. Bajazet war viel zu ſtolz, nur um einen Schritt zurückzuweichen, und Stephan ſelbſt hatte Mühe, ſich noch mit ſeinen eiſengepanzerten Reitern durchzuſchlagen. Bajazet blieb auf dem Fleck, auf dem er ſtand, mit 10,000 Janitſcharen zurück, die entſchloſſen waren, mit ihm zu ſterben, und von denen einer nach dem andern umfiel, theils durch die Waffen des Feindes, theils aus Erſchöpfung und Durſt. Von der ganzen Uebermacht der Tartarn umringt, hielt Bajazet den langen heißen Tag (es war der 20. Juli 1402) bis zur Nacht aus. Unter deren Schutz wollte er endlich fliehen, aber ſein Pferd ſtürzte und er fiel in die Hände des Feindes.

Was von der harten Behandlung, welche Bajazet durch Timur erfahren haben ſoll, ſo oft erzählt wurde, iſt Fabel. Man brachte ihn in Timurs Zelt und als ihn dieſer ganz erſchöpft, von der Sonne

verbrannt und mit Staub bedeckt, erblickte, hieß er ihn neben ſich auf den Divan ſitzen, um auszuruhen, und tröſtete ihn mit der großmüthigen Verſicherung, es ſolle ihm nichts zu Leide geſchehen. Auf Bajazets Bitte ließ er noch in der Nacht deſſen Söhne ſuchen und wenigſtens einer, Muſa, wurde aufgefunden und zu ſeinem Vater gebracht. Sein älteſter Sohn Soliman war aus der Schlacht entkommen und ſo ſchnell geritten, daß er am fünften Tage ſchon in der Hauptſtadt Bruſſa ankam, ehe die 30,000 tatariſchen Reiter, die ihn verfolgten, einholen konnten. Sie waren aber doch ſo eilig hinter ihm, daß er nicht einmal Zeit hatte, den Harem und die Schätze ſeines Vaters zu retten. Die fremden Reiter drangen in die Stadt, legten die ungeheueren Schätze Bajazets unter Timurs Siegel und entführten ſie aus Bruſſa. Nachher aber wurde ihnen die Stadt ſelbſt zur Plünderung überlaſſen und in Aſche gelegt. Gegen Bajazet benahm ſich Timur fortwährend mit ſo vieler Güte und ließ ihn ſo wenig ſtreng bewachen, daß Bajazets dritter Sohn Muhamed es wagen durfte, ihn aus ſeiner leichten Haft zu befreien. Die Erde unter Bajazets Zelte wurde von außen unterminirt und die Arbeit nur durch einen Zufall entdeckt. Jetzt erſt erhielt Firuz, dem bisher der Gefangene anvertraut geweſen war, die Erlaubniß von Timur, ihn ſtrenger zu bewachen und zwar, wie es nicht wohl anders möglich war, in einem mit Gittern verſehenen Zimmer. Da jedes ſolche Zimmer in der türkiſchen Sprache Kafes heißt, iſt die Sage entſtanden, Timur habe den Bajazet in einem eiſernen Käfig eingeſperrt. Die zuverläſſigſten Geſchichtſchreiber des Orients ſtimmen dagegen überein, daß Timur ſeiner Großmuth gegen den Beſiegten niemals ungetreu geworden ſey, ihn aber nur nicht habe frei laſſen mögen. Darauf hatte Bajazet immer noch gehofft. Als er nun doch nach Samarcand, Timurs Hauptſtadt, abgeführt wurde, fiel er in Schwermuth und ſtarb unterwegs. Sein Reich wurde merkwürdigerweiſe, doch ganz im bisherigen Syſteme Timurs, von dieſem geſchont und nicht weiter beunruhigt, ſo daß Bajazets Söhne ſich um das Erbe ſtreiten konnten.

3.

Die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken.

Die Söhne Bajazets ſtritten ſich unter einander um das Reich und rieben ſich gegenſeitig auf bis Muhamed I. allein übrig blieb und das Reich noch durch die Eroberung von Karman erweiterte. Als er aber wegen der griechiſchen Inſeln mit Venedig in Kampf gerieth, wurde ſeine Flotte von der venetianiſchen im Hafen von Gallipoli und im Angeſicht der ganzen Küſtenbevölkerung zerſtört, 1416. Die vielen Genueſer, die auf der türkiſchen Flotte gedient hatten, wurden ohne Gnade an den Segelſtangen aufgehängt. Eben ſo unglücklich liefen die Streifereien der Türken zu Lande gegen Ungarn und Steiermark aus. Sie wurden damals bei Radkersburg zurückgeſchlagen.

Bald darauf erhob ſich ein merkwürdiger Aufruhr. An der Spitze einer religiöſen und politiſchen Secte, welche allgemeine Freiheit und Gleichheit verkündete, fand Börekludſche Muſtapha großen Anhang, wurde jedoch bald überwältigt und ebenſo noch zwei Propheten, die ſich nach ſeinem Tode für ihn ausgaben. Wenn man bedenkt, wie vielerlei Völkerſchaften und Confeſſionen im türkiſchen Reich zuſammen kamen, darf man ſich über einen rein humanen Nivellirungsverſuch, der alle vereinigen ſollte, nicht wundern. Auch ſcheint eine Reaction der ärmeren Bevölkerung gegen das osmaniſche Feudalſyſtem dabei mitgewirkt zu haben.

Nach Muhameds Tode 1421 wurde ſein Sohn Murad II. Sultan, der ſchon wieder einen Verſuch machen konnte, Conſtantinopel zu erobern. Nach der großen Niederlage Bajazets und bei der langen Uneinigkeit ſeiner Söhne wäre es dem vereinigten Europa leicht geweſen, die Türken nach Aſien zurückzuwerfen. Aber man that nichts. Der ſchwache Kaiſer Manuel, der oft genug vergebens im Abendland Hülfe geſucht hatte, lebte bis 1422. Ihm folgte ſein Sohn Johannes Paläologus, der die Hauptſtadt noch einmal mit

Glück gegen den Sultan vertheidigte. Nur zwei Staaten hielten mannhaft im Kampf mit den Osmanen aus, Venedig und die Aristokratie des Johanniterordens auf Rhodus, aber sie konnten nur die Inseln und nächsten Küsten schützen und die Türken zur See beunruhigen. Im Allgemeinen schritt die türkische Eroberung fort. Im Jahr 1480 fiel Theſſalonich in ihre Hände. Jetzt erſt machte man von Ungarn aus eine neue Anſtrengung und nun begannen die langen, freilich immer nur unentſchieden bleibenden Türkenkriege, als deren Haupthelden wir den Hunyadi ſchon haben kennen lernen. Serbien hatten die Nachkommen von Laſar und Wuk theilen müſſen, die erſtern traten endlich das Land den letztern freiwillig ab, Georg Brankowich aber hielt es mit den Türken und glaubte ſich nur durch die Gnade des Sultans behaupten zu können. Dadurch wurde der chriſtliche Angriff von Ungarn her gelähmt und das Unglück von Varna mit herbeigeführt, 1444.

Seinen Sieg benutzend vollendete der Sultan die Unterwerfung Moreas, gerieth aber in den heftigſten und hartnäckigſten Kampf mit dem kleinen Tyrannen von Epirus, dem berühmten Skanderbeg. Er hieß eigentlich Georg Kaſtriota, lebte in ſeiner Jugend als Geißel im Serail des Sultans, zeichnete ſich aber ſchon ſo frühe durch ſeinen Heldenmuth aus, daß ihn der Sultan ſelbſt den Fürſten Alexander (Iskander Beg) nannte, weil ſeine Jugend und ſein kriegeriſches Feuer an den großen Alexander erinnerte. Er verſchmähte aber die Gunſt der Türken und ſuchte ſein Vaterland zu befreien. Eines Tages zwang er den Siegelbewahrer des Sultans unter Todesdrohung, einen Befehl an den Commandanten von Croja zu ſchreiben und zu beſiegeln, durch den ihm, dem Skanderbeg, das Commando in der Feſtung übergeben werden ſollte, eilte ſogleich dahin, übernahm die Feſte und ließ alle Türken in der Stadt und im ganzen Lande umbringen, 1443. Von dieſem Tage an war er Todfeind der Türken und verrichtete Wunder der Tapferkeit im Kampf mit ihnen. Ein großes türkiſches Heer, das Croja wieder nehmen ſollte, wurde 22,000 Mann ſtark von ihm vernichtet. Auch Hunyadi ging jetzt wieder mächtig vor, erlitt aber eine traurige Niederlage

auf demſelben Amſelfelde, das die Vernichtung der Serben geſehen hatte, 1448.

Im J. 1449 folgte auf den Kaiſer Johann in Byzanz deſſen Bruder Conſtantin Paläologus, und 1451 auf den Sultan Murad II. deſſen erſt 21jähriger Sohn Muhamed II., der von kriegeriſchem Feuer durchdrungen ſogleich an die Eroberung Conſtantinopels dachte und dieſelbe endlich ernſtlich durchſetzen wollte. Johannes Paläologus hatte am 6. Juni 1439 auf dem Concilium zu Florenz unter dem Papſt Eugen IV. die griechiſche Kirche mit der römiſchen unirt, um ſich dadurch die Hülfe des Abendlandes zu erkaufen. Aber ein vielleicht von den Türken beſtochener Fanatiker, Gennadius, wiegelte in Conſtantinopel Klerus und Volk gegen die Union auf und ſie wurde nicht vollzogen. Das Abendland, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, that nichts. So begann denn Muhamed II. 1452 die Vorbereitungen zur Belagerung Conſtantinopels, indem er in Adrianopel eine ungeheuere Kanone gießen ließ, die eine zwölf Centner ſchwere Kugel ſchoß. Er rechnete dabei weniger auf ihre Brauchbarkeit, als auf den Schrecken, der ihr vorherging, denn er verſtand es wohl, auf die Einbildungskraft des gemeinen Volkes einzuwirken. Es koſtete außerordentliche Mühe und lange Zeit, bis dieſes ſchwere Geſchütz vor die Mauern Conſtantinopels transportirt wurde. Unterdeß ließ er alle Plätze, die das von Aſien längſt ausgeſchloſſene griechiſche Kaiſerthum wenigſtens in Europa noch beſaß, von ſeinen zahlreichen Truppen beſetzen und ſchickte einen Truppentheil nach Morea, um die Brüder des Kaiſers, Demetrius und Thomas, die dort noch eine kleine Herrſchaft beſaßen, in ihren feſten Plätzen zu blockiren, damit ſie ihrem Bruder nicht helfen könnten. Bei weitem die meiſten Orte ergaben ſich den Türken freiwillig und wurden geſchont. Nur die ſich wehrten, wurden erbarmungslos ausgerottet. Kaiſer Conſtantin konnte kein Heer ins Feld ſtellen und ſparte ſeine beſchränkten Mittel zur Vertheidigung der Hauptſtadt. Die Stadt war ein großes Dreieck. Zwei Ecken griffen ins Meer ein. Das eine bildete den höchſten Theil der Stadt mit der Akropolis, das andere trug ein Amphitheater und den großen Kaiſerpalaſt.

Zwiſchen beiden bog ſich der Hafen ein, deſſen Ufer mit den prachtvollſten Gebäuden prangte, das ſ. g. goldene Horn. Das dritte Eck auf der Landſeite war durch das Schloß der fünf Thürme befeſtigt, aus denen ſpäter ſieben geworden ſind. Gegen die Landſeite wurde die Stadt durch doppelte Mauern, gegen die See der Hafen durch eine ſtramm geſpannte dicke Kette geſchützt. Conſtantin Paläologus war voll feurigen Muthes, aber ſeiner Griechen nicht Meiſter. Gennadius, der Abgott des Pöbels, eiferte mehr gegen die Lateiner als gegen die Türken. Lukas Notaras, der unter dem Titel eines Großherzogs die griechiſche Armee befehligte, ſtimmte ihm zu und ſagte laut, er wolle lieber die Turbane der Türken, als die Helme der Lateiner in Conſtantinopel ſehen. Viele vornehme und reiche Griechen hatten ſchon zur rechten Zeit ſich mit ihren Familien und Schätzen durch die Flucht in Sicherheit gebracht. Das Stadtviertel der Genueſer, das ſeit langer Zeit die größten Handelsprivilegien genoß, ſtellte dem Kaiſer eine tapfere Schaar, von Giuſtiniani geführt; aber die genueſiſchen Kaufleute ſpielten hier doppeltes Spiel und dienten den Türken nicht nur als Spione, ſondern lieferten ihnen auch heimlich Kriegsbedarf. So hofften ſie ihre Stellung in Conſtantinopel zu behaupten, mochte der Kaiſer ſiegen oder der Sultan. Auch hatten ſie neben den Handelsſchiffen einige Kriegsſchiffe im Hafen. Die Venetianer hatten nur wenige Schiffe geſchickt, um ihre Angehörigen in der Stadt zu ſchützen oder wenigſtens zu retten. Endlich hatten ſich noch 2 bis 3000 Lateiner aus den verſchiedenſten Staaten des Abendlandes, die theils des Handels wegen in Conſtantinopel waren, theils aus heiligem Eifer mitkämpfen wollten, den Vertheidigern der Stadt zugeſellt.

Die enge Umſchließung und Belagerung Conſtantinopels begann erſt im Anfang des April 1453. Zuerſt verſuchte die türkiſche Flotte, welche 150 Schiffe zählte, in einem gewaltigen Anlauf die Hafenkette zu ſprengen. Allein dieſe hielt feſt, die türkiſchen Schiffe hinderten im Gedränge einander ſelbſt und oft ſcheiterte eins am andern, während ſie mit Töpfen voll griechiſchen Feuers, mit Kugeln und Pfeilen überſchüttet wurden und eins um das andere verbrannten

oder unterſanken. Der Sultan, der vom Ufer aus zuſah, gerieth darüber in ſolche Wuth, daß er ſeinem Pferde die Sporen gab und ſich ins Meer ſtürzte, um die Seinen anzutreiben. Es half aber alles nichts. Der Reſt der Schiffe mußte ſich endlich zurückziehen. Der Sultan ließ den Kapudan Paſcha (Admiral) Baltaoghli auf den Boden legen und prügelte ihn mit ſeiner ſchweren Keule halb todt. Er wollte den Hafen um jeden Preis haben und entſchloß ſich zu einer unerhörten Maßregel. Er ließ nämlich ſeine Schiffe auf einem Umwege über Land um die Vorſtadt Galata herum, in welcher die Genueſen wohnten, auf mit Fett beſtrichenen Schienen fortziehen und ſo in einer einzigen Nacht glücklich in das Innere des Hafens bringen. Die Genueſen, die es hätten hindern können, thaten es nicht und am andern Morgen fuhren 70 türkiſche Schiffe von oben her in den Hafen ein. In dieſem entſpann ſich nun ein furchtbarer Kampf. Es iſt nachgewieſen, daß die genueſiſchen Kaufleute in Galata den Türken das Oel lieferten, mit dem dieſe ihre großen Kanonen fortwährend einſalbten, damit ſie vom Schießen nicht zerſprängen. Und doch war es wieder ein genueſiſches Schiff, welches eine türkiſche Steinkugel, aus einer dieſer Kanonen abgeſchoſſen, gänzlich zertrümmerte und mit dem 150 Genueſen untergingen. Auch Giuſtiniani hatte ſich auf dieſem Schiff befunden und rettete ſich mit Noth. Der Kampf wurde immer heißer, als der Sultan eine Brücke über den Hafen ſchlagen ließ, welche die Griechen zu zerſtören ſuchten. Es gelang den Türken nicht, vom Hafen aus in die Stadt einzudringen, doch ſchoſſen ſie Mauern und Thürme zuſammen.

Am 29. Mai 1453 feuerte Sultan Muhamed II. ſeine Truppen, indem er ihnen die Plünderung der reichen Stadt verſprach, zum Sturme Conſtantinopels von der Land- und Seeſeite zugleich an. Die Griechen vertheidigten ſich zwei Stunden lang mit vielem Muthe und beſonders Giuſtiniani zeichnete ſich durch ſeine umſichtige Leitung und Feſtigkeit aus. Als er aber von Notaras die Aufſtellung einiger Geſchütze verlangte und dieſer ſie ihm verweigerte, und als er vollends durch einen Schuß an der Hand verwundet wurde, verlor er die Geduld, oder erkannte er, daß die Stadt nicht mehr zu

retten ſey, und hielt es nicht für nöthig, den elenden Griechen ſein Leben zum Opfer zu bringen. Kurz er verließ die Mauern und entfloh in der allein noch offenen Richtung und faſt alle Lateiner folgten ihm nach. Als nun die Lateiner nicht mehr mitfochten, hielten auch die Griechen nicht länger aus und die Türken drangen über die zerſtörten Mauern unaufhaltſam in die Stadt ein. Kaiſer Conſtantin, ehrenhafter als die meiſten ſeiner Vorgänger, wollte den Tag nicht überleben, riß ſich den Purpurmantel ab, damit der Feind ihn nicht erkenne und etwa, um ihn gefangen nehmen zu können, ſeines Lebens ſchone, ſtürzte ſich ins dichteſte Kampfgewühl, wurde erſchlagen, ohne erkannt zu werden, und lag unter vielen andern Todten, daß man nachher Mühe hatte, die Leiche auszufinden. Während das türkiſche Heer noch in der Stadt kämpfte oder dieſelbe plünderte, ruderten die genueſiſchen und venetianiſchen Schiffe davon, nachdem ſie ſo viele Lateiner und deren beſte Habe aufgenommen hatten, als Platz fanden. Große Haufen Griechen ſtanden jammernd am Ufer und flehten, man ſolle ſie mitnehmen, mußten aber zurückbleiben. Die Stadt wurde, wie der Sultan verſprochen hatte, ſeinen Truppen zum Raube gelaſſen, doch jede unnöthige Zerſtörung verhütet.

4.

Große Ausdehnung des osmaniſchen Reichs.

Der Sultan machte Conſtantinopel zur Hauptſtadt ſeines türkiſchen Reiches. Die Akropolis über dem goldnen Horn wurde ſein Serail und mit den herrlichſten Paläſten und Gärten wie ein Paradies ausgeſchmückt. Die meiſten Kirchen wurden damals in Moſcheen verwandelt, vor allen die berühmte Hauptkirche der h. Sophia. Der Sultan ſelbſt ſtieg auf den Hochaltar derſelben und verrichtete hier zum erſtenmal die Ge ete des Islam. Doch ließ er auch den Chriſten noch einige Kirchen und nahm alle griechiſchen Glaubensgenoſſen des Landes in ſeinen Schutz, indem er den Gennadius als Patriarchen einſetzte. Nicht ſo gut, wie dieſer, wurde ein anderer

Verräther behandelt, nämlich Notaras, den der Sultan jetzt nicht mehr brauchte und hinrichten ließ. Giustiniani starb an seinen Wunden, nachdem er durch sein letztes Benehmen bei den Christen alle Achtung verscherzt hatte.

Der Sultan unterwarf vollends den ganzen Süden des griechischen Reiches. Die Wittwe des letzten lateinischen Herzogs Rainer von Athen hatte sich in einen Venetianer verliebt und dieser, um sie heirathen zu können, seine erste Frau umgebracht. Der Sultan vertrieb das saubere Paar. Auch den kleinen Herrschaften der letzten Paläologen, den Brüdern des Constantin, machte er ein Ende. Desgleichen dem Kaiserthum Trapezunt am schwarzen Meere, wo die Familie der Komnenen unter steten Familienhändeln in Sünde und Schande fortvegetirt hatte. Schwieriger war die Unterwerfung der tapfern Albanesen in Epirus und der slavischen Stämme im Norden des Reichs. Die erstern schlugen unter Skanderbeg alle Heere der Türken zurück. Einer der glänzendsten Siege Skanderbegs war der am Flusse Dilo, wo 30,000 Türken fielen, 1458. Auch in den folgenden Jahren behauptete er sich und 1465 sogar gegen ein Heer von 100,000 Türken. Allein im folgenden Jahre starb dieser schreckliche Held, sein Sohn Johann floh nach Italien und ließ Epirus in der Gewalt der Türken. Auch Bosnien und die Herzogewina wurden um diese Zeit der Türkei einverleibt. Ebenso Serbien nach dem Tode des Georg Brankowich.

Einen fürchterlichen Feind bekamen aber die Türken an Wlad, zubenannt Drakul (der Teufel), dem Woiwoden der Wallachei. Dieses Ungeheuer herrschte über die Wallachen, die sich selbst Rumänen, d. h. Römer nannten und von den alten Römern abzustammen glaubten, auch wirklich noch eine lateinische Mundart redeten, aber schon seit der Völkerwanderung der Cultur entfremdet und von barbarischen Elementen durchdrungen waren. Wo aber Barbarei auf alte Cultur aufgepfropft wird, erscheint sie noch schlimmer als im Naturstande. Drakuls Grausamkeiten sind unübertroffen geblieben, so daß selbst die Türken, die keineswegs nervenschwach waren, vor ihm schauderten. Denn er verband den Blutdurst mit einem wol-

lüſtigen und gewiſſermaßen äſthetiſchen Raffinement. Seine Henker mußten die Menſchen mannigfach präpariren, wie der Koch das Geflügel, Wildpret, Fiſche, Gemüſe ꝛc., ſieden und braten, ſpicken, ſpießen, in kleine Stücke hauen ꝛc. Kinder zwang er, von ihren gebratenen Müttern zu eſſen. Müttern ließ er die Bruſt und Kindern den Kopf abſchneiden und dann Bruſt und Kopf zuſammen aufſpießen. Einen auf einem Eſel reitenden Mönch ließ er mit dem Eſel zugleich ſpießen. Einmal lud er alle Bettler zuſammen und gab ihnen ein Gaſtmahl, ließ aber nachher das Haus anzünden und zu ſeiner Ergötzung die ganze Lumpengeſellſchaft verbrennen. Ein andermal ließ er 600 Kaufleute aus Ungarn auf dem Markte, zu dem ſie friedlich gekommen waren, in Reihen aufſpießen. Noch mehr als die Ungarn haßte er die Türken und ergötzte ſich an ihren Martern am liebſten, indem er den Gefangenen die Haut der Fußſohle abziehen, mit Salz beſtreichen und dann Ziegen daran lecken ließ. Am liebſten hielt er ſeine Mittagsmahlzeiten und Gelage in einem Umkreiſe von Pfählen, auf denen Türken lebendig aufgeſpießt waren. Da er beſtändige Einfälle in die den Türken bereits unterworfene Bulgarei machte, ging Sultan Muhamed II. 1462 mit einem großen Heere über die Donau und fiel in die Wallachei ein, ließ ſich aber bei Nacht überfallen und wäre beinahe in ſeinem Zelte gefangen worden. Als der Angriff abgeſchlagen war, wurde der einzige Wallache, den man gefangen hatte, ausgefragt, geſtand aber nichts trotz allen Drohungen, weil er ſich vor ſeinem Woiwoden mehr als vor dem Sultan fürchtete. Als nun Muhamed weiter vorrückte, fand er eines Morgens auf ſeinem Wege eine Armée in Schlachtordnung. Als er aber näher kam, erkannte man, es ſey nur ein ungeheurer Wald von Pfählen, auf welchen Menſchen aufgeſpießt waren. Sie waren in langen Reihen ſo aufgeſtellt; ſämmtlich gefangene Türken und Bulgaren, die mit Weibern und Kindern von den Wallachen waren fortgeſchleppt worden. Mitten prangte auf dem höchſten Pfahle ein Paſcha im ſeidnen Gewande. Der Sultan bewunderte ſeinen Feind, wie ein Schüler den Meiſter. Drakul aber war nach Ungarn entflohen, weil er gegen die Uebermacht der Türken das Feld nicht

halten konnte. Mathias Corvinus ließ ihn verhaften. Als aber der Sultan die ganze Wallachei hatte ausplündern und alles Vieh wegführen lassen, entwischte Drakul und gelangte wieder zur Herrschaft, wurde jedoch nach zwei Jahren von einem seiner Sklaven ermordet. Die tief zerrüttete Wallachei zahlte von nun an dem Sultan einen Tribut.

Nunmehr trachtete der letztere, auch die Inseln zu erobern. Nicolas, der letzte Herzog von Lesbos, unterwarf sich, wurde aber doch nachher im Kerker erwürgt; 300 Seeräuber dieser Insel wurden lebendig zersägt, diejenige Todesart, von welcher der Sultan gefunden zu haben glaubte, sie sey die schmerzhafteste. Die Venetianer suchten Lesbos wieder zu erobern, erlitten aber unter Barbarigo eine Niederlage und verloren 10,000 Mann, 1464. Einige Jahre später mußten die Venetianer auch Negroponte und Scutari übergeben. Rhodus wurde vergeblich belagert. Türkische Schaaren streiften wieder ins Oesterreichische und 1475 drangen die Osmanen in die Moldau ein, deren Fürst Aaron aber am See Rakowisch einen glänzenden Sieg über sie erfocht, 1475. Der Sultan rächte diese Niederlage durch einen Sieg im folgenden Jahre, unterwarf die Moldau und auch den Chan der Krim Mengli Gherai und eroberte die reiche Handelsstadt Kaffa, Asow und Akjerman. Nachdem Muhamed auf diese Weise sein Reich in Europa weit ausgebreitet hatte, ohne durch eine Erhebung der christlichen Mächte gehindert worden zu seyn, starb er 1481. Ein noch größerer Tyrann als Bajazet wetteiferte er mit demselben in den Lastern des Harems, in welchen er die Töchter und Söhne aller besiegten Fürsten und Vornehmen schleppen ließ, um sie zu entehren, oder, wenn sie sich weigerten, augenblicklich hinrichten zu lassen. Viele edle Knaben zogen den Tod der Schande vor.

Sein Sohn und Nachfolger Bajazet II. war melancholisch und ein Frömmler, und hielt sich nur dadurch, daß er die unbändigen Janitscharen reichlich bezahlte und ihnen erlaubte, zu plündern, wo es ihnen gefiel. Sein Bruder Dschem suchte ihm vergeblich die Herrschaft streitig zu machen und endete in der Verbannung durch

den Verrath Alexanders VI., in deſſen Geſchichte ſeiner ſchon gedacht wurde. Große Kriege wurden nicht mehr geführt, nur machten die Türken neue Raubzüge an den ungariſchen und deutſchen Grenzen und kämpften fortwährend mit den Venetianern zur See. Endlich empörte ſich des Sultans Sohn Selim, ſtürzte den Vater vom Thron und ſchickte ihn in die Verbannung; Bajazet II. ſtarb aber ſchon unterwegs, vielleicht an Gift, 1512.

Selim I. erbte die ganze wilde Barbarei ſeines Großvaters und ließ gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zwei Brüder und fünf Neffen umbringen. Dann eilte er, die Eroberungen, die unter ſeinem Vater ins Stocken gerathen waren, in großartiger Ausdehnung fortzuſetzen. In Perſien war aus dem Zerfall des von Timur gegründeten Reiches eine neue Dynaſtie hervorgegangen, gegründet vom Schach Ismael, der Tebris zu ſeiner Hauptſtadt machte und weitum ſein neues Reich ausbreitete. Einen ſolchen Nachbar nun mochte Selim um ſo weniger leiden, als er ein eifriger Sunnite, Ismael aber ein Schiite war. Als Selim den Krieg gegen Perſien beſchloß, ließ er vorher alle Schiiten, die im türkiſchen Reich aufgegriffen werden konnten, 40,000 an der Zahl, hinrichten. Dann fiel er in Perſien ein, erfocht einen glänzenden Sieg bei Tſchaldiran, eroberte Tebris, vergrößerte ſein Reich durch die neuen Statthalterſchaften Diarbekr, Orſa und Moſul und machte auch die kurdiſchen Bergfürſten von ſich abhängig, 1514.

Sodann eroberte er Syrien und drang in Aegypten ein. Die Mamelukenſultane in Kairo hatten bisher beide Länder beſeſſen vor und auch wieder nach Timurs vorübergehender Gewaltherrſchaft. Der greiſe Sultan Kanßu Ghawri verlor die erſte große Schlacht bei Aleppo und kam in derſelben um, 1515. Zwar erſetzte ihn der tapfere Tuman Beg, der den Türken mehrere blutige Schlachten lieferte und ſie noch in den Straßen Kairos wüthend bekämpfte, endlich aber weichen mußte und von einem Beduinen, bei dem er gaſtfreundliche Aufnahme geſucht, verrathen und zur Hinrichtung ausgeliefert wurde, 1517. Selim ließ in Kairo und Damaskus Statthalter zurück, kehrte heim und ſtarb 1520. Trotz ſeiner Blutgier

hatte er sich gern mit Poesie beschäftigt und immer gelehrte und schöngeistige Schmeichler um sich.

Wir werfen einen Blick auf die Schöngeister, weil sie das muhamedanische Hofleben der Zeit charakterisiren.

In Persien hatten alle Völkerstürme die Verfeinerung und mithin auch Verschlechterung der Sitten nie ganz austilgen können. Im 14. Jahrhundert war hier die Dynastie Mosaffer zu Ansehen gelangt und an ihrem üppigen Hofe in der Hauptstadt Schiras lebte der berühmteste aller neuern persischen Dichter, Hafis († 1389). Derselbe war ursprünglich ein Derwisch oder muhamedanischer Mönch, führte aber das ungeistlichste Leben, brachte seine Zeit nur in Schenken oder bei höfischen Gelagen zu, um sich in Wein zu berauschen, den der Koran ausdrücklich verbietet, und mehr noch dem griechischen Laster, als der gemeinen Buhlerei zu fröhnen. In seinen zahlreichen Liedern forderte er jedermann zu diesen schändlichen Genüssen auf. Man lebe nur einmal und sey ein Thor, wenn man nicht genieße. Was man von Gott, von der Vergeltung, überhaupt von der andern Welt nach dem Tode sage, sey alles Lüge. Frech sagt er, er bedürfe des künftigen Paradieses nicht, denn erstens gebe es keins und zweitens sey ihm die Schenke schon Paradies genug. Einmal sagt er, die Mitte des Leibes sey das Centrum der Welt. Zur kolossalsten Frechheit aber steigert er sich, indem er einmal den Frommen zuruft, wenn es wirklich einen Himmel gebe, so wolle er, Hafis, machen, daß in demselben Anachid (Anaitis), die alte heidnische Liebesgöttin, die Zither zu seinem Liede spielen und Hasredi Issa (Jesus) dazu tanzen solle. Jedoch hat man, um die darin liegende Lehre des Lasters zu maskiren, schon zu seiner Zeit eine Fiction angenommen und verbreitet, wonach in seinen gemeinsten Schelmenliedern ein tiefer mystischer Sinn verborgen liegen soll. Sogar Männer des Gesetzes haben diese Voraussetzung gutgeheißen, um den Mächtigen zu schmeicheln, welche sich an den Frechheiten des Dichters labten. Nur unter dieser Voraussetzung wurde es auch möglich, ihm ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen, welches die Strenggläubigen ihm verweigern wollten.

Der bedeutendste persische Dichter nach Hafis war Dschami († 1492), von dem wir bereits eine Ueberarbeitung des älteren Nisami erwähnt haben. Er hielt sich in seinen meisten und besten Dichtungen an dieses Vorbild und erscheint überall nicht als Schöpfer, sondern nur als feiner Ausmaler der beliebtesten orientalischen Stoffe von Jussuf und Suleicha, Chosru und Schirin, Medschnun und Leila, des Iskandernameh ꝛc. Auch schrieb er Divane lyrischer Gedichte.

Als endlich auch die Türken zu dichten anfingen, geschah es gleichfalls nur in der Weise jener spätern Perser und Araber. Die Türken sind Epigonen der islamitischen Cultur und ihre Geisteswerke tragen das Gepräge des blos Nachgeahmten und Gekünstelten bis zur schwülstigsten Unnatur. In ihren epischen Dichtungen bearbeiteten auch sie immer wieder die alten Stoffe von Jussuf, Schirin, Medschnun, Iskander. Doch finden wir auch ein großes Lehrgedicht über den ganzen Islam (die Mohammedige des Jasidschioghli), ein Suleimannameh von Firdewsi ꝛc., überhaupt viele Lehr- und Lobgedichte. Als frühester türkischer Lyriker glänzt Achmed Daji, alle andern aber übertraf Bakis an Ruhm. Derselbe starb zwar erst im J. 1600 und blühte erst unter Selims I. Nachfolger, dem großen Soliman II., doch empfing er seine Bildung durch die vorangegangene Zeit und erscheint als der türkische Hafis, indem er sich ausschließlich zur Aufgabe macht, seinen Sultan zu lobpreisen und außerdem nur Wein und Liebe. Wenn der Sultan zur Hauptstadt zurückkehrt, so vergleicht das der Dichter mit der Rückkehr des Frühlings. Wenn der Sultan ihm Dukaten (Rosenobel) schenkt, so sind das die Rosen des Frühlings. Die Tulpen im sultanischen Frühling sind aber zugleich auch Weingläser voll rothen Weines ꝛc. Ganz wie Hafis preist Bakis mit dem Wein zugleich den schönen Schenken und seine Trunkenheit ist immer bachisch und erotisch zugleich.

Die Sprache der türkischen Dichter ist durchaus schwülstig, mit Bildern überladen und von jeder Einfachheit und Natürlichkeit weit entfernt. Hier ein maaßgebendes Landschaftsbild des Dichters Scheich Abderrahim.

Der Morgen kam, als Schah mit goldner Haube
Verbannend von der Welt das Maal der Nacht,
Er nahm den Sonnenwürfel in die Hand,
Und warf in die lazurne Taſſe ihn.
Als dieſem Spiel zuſah die finſtre Nacht,
Hat ſie ſich alſogleich davon gemacht.
Am Berg' erſchien die Sonn' als Panthertier,
Das Krokodill der Nacht floh für und für.
Als zu dem Fenſter ſah hinaus die Sonne,
Entſchleierten die Hyazinthen ſich ꝛc.

Von dieſer Art iſt auch das berühmte Gedicht Gül und Bülbül (Roſe und Nachtigall) des Türken Fasli. Der Sänger als Nachtigall ſitzt im Käfig und klagt ſeine Sehnſucht und Liebe, während die Roſe draußen zärtlich auf ihn harrt.

5.

Timur.

Das große von Chingischan gegründete Mongolenreich war längſt wieder zerfallen, aber wie ſchon vor ihm Attila, ſo konnte auch nach ihm ein anderer kühner Eroberer dieſelben wilden Steppenvölker wieder durch dieſelben Mittel zuſammen treiben und ſein Heer wie eine Schneelawine im Fortrollen vergrößern. Der raſchen Entſtehung ſolcher Reiche entſpricht der Steppencharakter der Landſchaft im Norden des kaſpiſchen und ſchwarzen Meeres. Nur ſo endloſe Ebenen eignen ſich dazu, daß die Völker darin zuweilen wie vom Wirbelwind erfaßt, zuſammengerollt und umgebreht werden.

In Kaſchgar war die Dynaſtie Dſchagatai aufgekommen, der ein gewiſſer Tharaghai diente. Ihr Haupt Emir Huſſein gab ſeine Schweſter Tharaghais Sohne Timur zur Ehe. Timur heißt ſo viel als Eiſen. Man nannte ihn auch Timurlenk, den lahmen Timur, weil er hinkte, woraus Tamerlan entſtand. Derſelbe bewährte frühzeitig ſeines Geiſtes Ueberlegenheit. Sein geiziger Schwager gab ihm erwünſchten Anlaß zur Empörung, ein liſtiger Ueber-

fall verſchaffte ihm den Sieg und er ſelbſt beſtieg den Thron, von dem er den Huſſein herabſtürzte, und behielt von deſſen acht hinterlaſſenen Wittwen die vier ſchönſten für ſich ſelbſt. Er gedachte jedoch nicht, in weichlicher Ruhe zu regieren, denn ſchon war der echt mongoliſche Dämon in ihn gefahren, der ihn zur Welteroberung fortriß, wie den Attila und Chingiſchan. Schnell hinter einander bemächtigte er ſich mit dem Schwerte der ganzen Bucharei und der Nachbarländer Turkiſtan, Chowaresmien, Khoraſan und drang dann weiter ſüdwärts gegen Perſien vor. Ganz in der alten Weiſe überrannten ſeine flüchtigen Reiterſchaaren die Länder, metzelten alles nieder, was widerſtand, oder zwangen die unterworfenen Völker, ſich ihrem wilden Heere anzuſchließen. Die Menſchen glichen hier nur einer rohen Elementargewalt, einer alles zerſtörenden Ueberſchwemmung. Eine neue Cultur wurde dadurch nicht geſchaffen, ſondern nur die alte, wo ſie noch vorhanden war, vernichtet. Aus der unermeßlichen Beute raffte zwar der Eroberer das Koſtbarſte zuſammen, aber nur zu ſeinem Genuß und Prunk. Timur ſchmückte in der Bucharei ſeine Hauptſtadt Samarkand, ſeinen Palaſt, ſeinen Harem, während die von ihm eroberten Städte in Schutt und Aſche liegen blieben. Da faſt alle Mongolen und Tatarn des Südens ſich nach und nach zum Islam bekehrt hatten, war auch Timur ein Muhamedaner und das unterſchied ihn von Chingiſchan. Allein obgleich er ſpäter auf ſeinem Zuge nach Indien die Miene annahm, als ſey es ihm dort um Ausbreitung des Koran zu thun, diente ihm das doch nur zum Vorwand, um ſeine Wütherei einigermaßen zu entſchuldigen. Er wüthete ganz ebenſo gegen ſeine Glaubensgenoſſen in Vorderaſien. Ihn trieb nichts als die mongoliſche Kriegsfurie, die tolle Luſt, die Völker maſſenweiſe hinzuſchlachten und prächtige Städte der Erde gleich zu machen.

In Perſien wurde die Dynaſtie Moſaffer ſein erſtes Opfer. Da in der Stadt Iſpahan, die er anfangs ſchonte, ein Schmied wähnte, die Rolle jenes mythiſchen Schmiedes ſpielen zu können, der einſt den böſen Zohak vertrieben hatte, und eine Empörung wagte, ließ Timur die ſchöne Stadt gänzlich zerſtören und eine Pyramide

von 90,000 Köpfen der hingemordeten Einwohner aufthürmen, 1387. Darauf zog Timur in die große Tatarei gegen Tochtamyſch, dem damals auch Rußland noch tributpflichtig war, und ſchlug denſelben in einer großen Schlacht, 1390. Von da wieder nach Perſien umkehrend, eroberte er des Landes immer mehr, Schiras, das ſich ihm freiwillig ergab, und auch die große Stadt Bagdad, deſſen Sultan Achmed, des Hafis Rath befolgend, entfloh, endlich auch Armenien und Georgien unter dem Kaukaſus. Seine Reiter ſtreiften nördlich bis Aſtrakan, das ſie verbrannten, und ſüdlich bis Aſow. Timur ſelbſt ging über die Wolga und verheerte Rußland, obwohl nur im Vorüberflug, und verbrannte Moskau, 1394. Tochtamyſch hatte ſich wieder gerüſtet, erlitt aber eine neue Niederlage am kaſpiſchen See, 1395.

Im Jahr 1398 beſchloß Timur, Indien zu erobern. Als Vorwand dazu dienten ihm die Vorgänge in Delhi. Wir haben das dort gegründete muhamedaniſche Reich unter der Regierung des Firuz Schah verlaſſen. Als dieſer Fürſt 1388 geſtorben war, folgte ihm ſein junger Enkel Mahmud, aber zwei Brüder, Mellukan und Sarrek, bemächtigten ſich des Reiches und der erſte ſchlug ſeinen Sitz in Delhi, der andere in Multan auf. Manche der früher eroberten Provinzen im Dekkan (Vorderindien) hatten ſich damals ſchon wieder von dem Reiche Delhi losgeriſſen. Eine Wiederherſtellung und Erweiterung des muhamedaniſchen Einfluſſes in Indien, womöglich eine gänzliche Eroberung und Bekehrung des großen, noch immer von Heiden wimmelnden Landes, konnte ſich nun allerdings ein fanatiſcher Bekenner des Islam zur Aufgabe machen und Timur nahm wenigſtens den Schein davon an, indem er feierliche Gebete veranſtaltete. Seine eigentliche Geſinnung wird uns aber durch eine Rede verrathen, die er in einer Verſammlung ſämmtlicher Heerführer hielt und die uns von dem Geſchichtſchreiber Dſcheffer eddin Ali Yezdy aufbewahrt worden iſt: „Nachdem wir, ſprach der ſchreckliche Eroberer, Iran und Turan, ja faſt ganz Aſien unterworfen haben, müſſen wir nach Indien ziehen, deſſen Geſetzloſigkeit unſern Siegen das Thor öffnet. Mein Name ſchreckt den ganzen Erdkreis. Dieſer

Erdkreis bewegt ſich nur noch, wie ich will. Ich werde Indien angreifen und wenn ich dort alles in Staub gebrochen habe, was ſich mir widerſetzt, ſoll nur mein Name übrig bleiben und kein andrer dort herrſchen. Was meint ihr dazu?“ Da warfen ſich die Emire alle auf ihr Angeſicht nieder und ſchwuren, ihm zu folgen, denn ihm zu gehorchen ſey aller Menſchen Geſetz und höchſter Ruhm.

Alsbald brach er auf und zog mit großer Heeresmacht nach Afghaniſtan und über das Gebirge Hindukuſch. Hier hielt ihn ein tapfres Gebirgsvolk auf, Ghebern oder Feueranbeter, Anhänger der alten Lehre Zoroaſters, unter ihrem Fürſten Oda. Timur griff ſie in den höchſten Bergpäſſen an, auf Pfaden, die kein Pferd mehr erklettern konnte. Er ſelbſt, obgleich nicht mehr jung, ſtieg rüſtig mit einem Alpenſtock hinan. Nach dreitägigem Kampf unterwarfen ſich die Ghebern und gelobten, den Islam anzunehmen; als aber Timur abzog, metzelten ſie ihm die Nachhut nieder und nun kehrte er wieder um und verließ das Gebirge nicht eher, bis er alle Ghebern, ſelbſt die Säuglinge, hatte vertilgen laſſen. Ihre Köpfe ließ er in hohen Pyramiden aufthürmen und zwar oben auf den Bergen, ſo daß man ſie weithin ſehen konnte. Dann verließ er das Alpenland und ging über den Indus. Eine von ſeinem Enkel geführte Schaar war ihm ſchon vorausgezogen und belagerte Multan. Dieſe Stadt mußte ſich endlich aus Hunger ergeben und Sarrek kam durch die Flucht davon. Timur zog nun weiter gegen Delhi, ließ alles, was ſich ihm widerſetzte, niederhauen und übte greuliche Zerſtörung. Da er den armen Hindus, wie den Ghebern den Islam aufzwingen wollte, weigerten ſie ſich oder fielen wieder ab und das diente ihm zum Vorwand, ſie in Maſſe zu vertilgen. Die Ghebern ließ er zu Tauſenden lebendig ſchinden, ein unbekanntes Troglodytenvolk in ſeinen Berghöhlen erſäufen, wieder andere mit Kalk vermiſcht zu Mauern aufführen.

Als er vor Delhi ankam, ließ er zum erſten Gruß 100,000 Ghebern und Hindu, die er zu dieſem Zwecke mitgeſchleppt hatte, im Angeſicht der Stadt alle auf einmal abſchlachten, um den Einwohnern von Delhi zu zeigen, was ihrer wartete, wenn ſie ſich nicht

freiwillig ergäben. Gleichwohl wagte der junge Sultan Mahmud, den man wieder vorangeſtellt hatte, unter den Mauern der Stadt eine Schlacht, die er verlor. Timurs Truppen ſtürzten ſich mit bloßem Säbel auf die indiſchen Elephanten und hieben ihnen die Rüſſel ab, unbekümmert, wie viele von ihnen zertreten wurden, wie die tapfern kleinen Ameiſen einen rieſenhaften Maikäfer überwältigen. Mellukan und der junge Sultan entflohen, die große herrliche Stadt öffnete dem Sieger ihre Thore und Timur ſicherte ihr Frieden zu. Während er aber in dem großen Palaſt üppige Feſte feierte, plünderten ſeine Krieger die Stadt und übten jeden Greuel. Als die hier wohnenden Ghebern ſich wehrten, begann der allgemeine Mord, welcher fünf Tage dauerte. Während Timur auf dem freigelegenen Schloſſe ſchwelgte, wurde die ganze große Stadt niedergebrannt, von den Köpfen der erſchlagenen Einwohner aber ungeheure Pyramiden aufgethürmt. Nach fünfzehn Tagen verließ Timur die verödete Stadt und zog nach Mirut, was er in gleicher Weiſe zerſtörte. Dann aber kehrte er wieder um, folgte dem oberen Lauf des Ganges bis nahe an ſeine Quelle und zerſtörte überall die dort zahlreichen indiſchen Heiligthümer, worauf er mit unermeßlicher Beute nach Samarkand heimzog. Dort ließ er eine große Moſchee erbauen und verwendete die mitgebrachten indiſchen Götzenbilder dazu als Bauſteine.

Jetzt erſt dachte Timur an die Eroberung Syriens und vermied es immer noch, das osmaniſche Reich anzugreifen, obgleich Bajazet ſeinen Brief voll Hochmuth beantwortete. Die Stadt Siwas lag ihm zuerſt im Wege und da ſie ſich gut vertheidigte, ließ er nach der Eroberung alle Einwohner, nachdem er jedem den Kopf zwiſchen die Beine hatte binden laſſen, in Gruben werfen und lebendig begraben. Dann nahm er Aleppo, wo er, wie in Delhi, ſchwelgeriſche Feſte beging, während die Einwohner martervoll hingemordet wurden. Ebenſo verfuhr er in Damaskus, wo nicht einmal die herrliche Moſchee der Ommaijaden vor dem allgemeinen Brande geſchützt wurde. Auch Bagdad, das er bisher geſchont, ließ Timur jetzt erſt zerſtören, weil es Achmeds dahin zurückgekehrter Statthalter Ferrudſch tapfer vertheidigt hatte. Hier, wie einſt in Iſpahan,

wurde von 90,000 Köpfen der Einwohner eine Pyramide aufgebaut, 1401.

Den Winter über lagerte Timur in der Ebene von Karabagh und machte sich auf einen Angriff Bajazets gefaßt, der dann auch erfolgte. Wir kennen den Ausgang der großen Schlacht bei Angora schon, 1402. Bajazet wurde gefangen und starb, Timur verfolgte seinen Sieg nur auf kurze Zeit durch weitere Eroberungen in Kleinasien, worauf er es den Türken wieder überließ. Dabei beging er entsetzliche Greuel. Nachdem er Smyrna eingenommen, von wo nur ein Theil der Einwohner durch die Johanniter von Rhodus gerettet wurde, ließ er die übrigen bis auf das kleinste Kind niederhauen und aus den Köpfen eine Pyramide bauen. Ebenso zerstörte er Ephesus. Als ihm aus einer Stadt die Kinder mit dem Koran in den Händen flehend entgegenkamen, befahl er seinen Reitern, unter sie zu stürzen und alle mit den Hufen der Rosse zu zerstampfen.

Siegreich heimgekehrt feierte Timur das gleichzeitige Hochzeitsfest von sechs seiner Enkel, rüstete zu einem großen Eroberungszuge nach China, um die Unterwerfung ganz Asiens zu vollenden, und ging über den gefrornen Jaxartes, als ihn der Tod ereilte, 1404. Er hatte sich selbst den Ehrennamen Gurgan „der große Wolf" beigelegt, weil er unter den Völkern wie ein Wolf unter den Schaafen gewüthet hatte. Der arabische Autor Achmed ben Arabschah schildert seinen Tod in einer kühnen Dichtung. Der Geist des Winters, eifersüchtig auf Timur, weil dieser ihm gleichsam die Herrschaft auf Erden, das Recht, alles Leben auszutilgen, streitig machen will, tritt ihm am Jaxartes entgegen und bläst ihm die Kälte des Todes ins Gesicht. „Halt ein, ruft er ihm zu, mit deinen Zerstörungswerken, du bist nun alt genug und kannst es nicht ewig fortsetzen. Vergebens suchst du mir zu gleichen, vergebens machst du alles kahl und todt auf der Oberfläche der Erde, mein Hauch ist doch noch kälter und vernichtet auch dich!"

6.

Die Sofi und die Kurden.

Timurs Enkel ſtritten ſich um den Thron von Samarkand. Pir Mahomed, der ſiegreiche Begleiter des Großvaters auf dem indiſchen Feldzug, unterlag und Challil Sultan behauptete den Thron, obgleich er viel weichlicher war als ſein Bruder. Challil machte ſich bald verhaßt durch die außerordentliche Schwäche, mit der er an der ſchönen Schad-ul-Molk (Entzücken des Landes) hing, die ihn gänzlich beherrſchte und die von Timur aufgehäuften Schätze zu eitlem Spiel vergeudete. Er wurde durch die Großen des Reichs abgeſetzt und gefangen, beſchäftigte ſich aber in ſeinem Kerker mit nichts als mit Verſemachen, indem er ſeinen empfindſamen Klagen über die Trennung von der Geliebten Worte lieh. Unterdeß wurde ſeine unglückliche Schöne mit Feſſeln beſchwert durch die Straßen von Samarkand geführt und vom Pöbel verhöhnt. Nun kam aber Challils Oheim, Schah Rokh herbei, der bisher als Statthalter ruhig in Choraſan gelebt hatte. Dieſer brave Mann erbarmte ſich ſeines Neffen, machte ihn zum Statthalter in Choraſan und vereinigte ihn wieder mit ſeiner Geliebten, während er ſelbſt in Samarkand den Thron beſtieg und das große Reich friedlich, aber mit Kraft und Weisheit regierte, 1408. Der zärtliche Challil lebte in Choraſan nur noch einige Jahre und Schad-ul-Molk, die ſich in Treue nicht von ihm wollte übertreffen laſſen, ſtieß ſich an ſeiner Bahre den Dolch ins Herz und beide wurden in demſelben Grabe wieder vereinigt. Nach Schah Rokhs Tode 1446 kam deſſen edler Sohn Olugh Beg zur Regierung, der ſich aber ſo ſehr nur mit Sternkunde und andern Friedensſtudien beſchäftigte, daß es den wilden Tatarn zu langweilig und die Ruhe plötzlich wieder durch Empörungen unterbrochen wurde. Olugh wurde von ſeinem eigenen Sohn Abdel Latih bekämpft, in einer Schlacht beſiegt, gefangen und hingerichtet, dieſer kam aber ſelbſt bald nachher ums Leben, 1450.

Von dieſer Zeit an war das große Reich Timurs von der wildeſten Anarchie zerriſſen. Die Prinzen des Hauſes ſtritten um den Thron, die Statthalter empörten ſich, die tapfern Türkenſtämme warfen das Joch der Mongolen wieder ab, wie ſie ſchon früher gethan hatten, nachdem das Reich Chingiſchans zerfallen war. Vor allen thaten ſich die Turkomannen und unter ihnen insbeſondere die Dynaſtie vom weißen Hammel hervor, die mit der vom ſchwarzen Hammel in erblicher Fehde lebte. Das Haupt der erſtern, Aſan-Haſſan, bemächtigte ſich Perſiens. Nach ſeinem Tode 1478 aber ſtritten auch wieder ſeine Nachkommen um den Thron und ſchwächten ſich dadurch ſo ſehr, daß es einem neuen Geſchlechte möglich wurde, empor zu kommen.

Das war die Dynaſtie der Sofi. Unter einem Sofi verſtand man einen Religioſen, einen Mann, der, ohne Mönch oder eigentlicher Prieſter zu ſeyn, ſich der Theologie und Religionsphiloſophie widmete. Unter den perſiſchen Sofi hatte ſich eine fromme Familie beſonders ausgezeichnet, deren Stammvater und Namengeber der Scheikh Sofi-e-din war, deſſen Sohn Sadder-e-din galt für ſo heilig, daß Timur ſelbſt ihn beſuchte und um ſeinen Segen bat, bei welchem Anlaß Timur ihm die Freilaſſung aller aus dem osmaniſchen Reiche weggeführten Gefangenen bewilligte. Sadders Sohn Khaudſchah-Ali unternahm eine große Wallfahrt nach Mekka und Jeruſalem zu den Gräbern des Propheten und des Heilands, und kehrte nicht zurück, ſondern ſtarb in Jeruſalem, wo ſein von den Perſern hochgeehrtes Grab noch jetzt als das des Scheikh von Perſien gezeigt wird. Sein Enkel Dſchuneid nahm den Mantel des Heiligen, ſeitdem das größte Heiligthum der Sofi, und wurde mit Aſan Haſſans Schweſter vermählt, ſo groß war ſchon ſein Anſehen. Durch ſeinen Enkel Schah-Ismail wurde aber die ganze Dynaſtie des weißen Hammels, weil ſie durch Theilungen geſchwächt und verkommen war, verdrängt und nach einer großen Schlacht bei Hamadan, in welcher Sultan Murad, der letzte Turkomanenherrſcher unterlag, beſtieg Ismail ſelbſt den Thron und gründete die neue Dynaſtie der Sofi, 1502.

Man muß darin eine wohlthätige Reaction des religiösen Sinnes gegen die mongolische Verthierung, der Civilisation gegen die Barbarei und zugleich der edlen altpersischen Volkselemente gegen die der nordischen Steppenvölker erkennen. Gewiß fand die bisher so grausam unterdrückte Bevölkerung einen großen Trost im Aufkommen der frommen Dynastie und gewiß imponirte dieselbe den Barbaren, sonst würden sie dieselbe nicht haben emporkommen lassen. Ismail scheint ein Mann von großem Verstande gewesen zu seyn. Es gelang ihm, sieben türkische Stämme für seine Secte zu gewinnen, aus denen er eine Art geistlicher Ritterschaft bildete, die s. g. Kezzilbasch oder Rothköpfe, so genannt von den rothen Kappen, welche sie allein tragen durften. Gleich den christlichen Ritterorden widmeten sie ihre Säbel ausschließlich dem Dienste Gottes und der Ausbreitung und Vertheidigung des schiitischen Glaubens. Ueberhaupt erhob sich jetzt erst durch Schah-Ismail der bisher immer aufs neue verfolgte und zurückgedrängte Schiismus zu der Höhe, auf der er sich heute noch befindet, und trat ins Gleichgewicht mit dem Sunnismus. Ismail gab der Verehrung des Chalifen Ali und seines Sohnes Hussein einen neuen Glanz und machte diese Verehrung zur ausschließlichen in Persien. Ja er würde sie bis nach Constantinopel und Mekka hin geltend gemacht haben, wenn er nicht vom türkischen Sultan Selim an den Grenzen von Aderbidschan in einer großen Schlacht besiegt worden wäre, 1514. Somit konnte er sich nur in Persien behaupten, wo er 1523 in Frieden gestorben ist und das Reich seinen Nachkommen hinterlassen hat. Durch ihn wurde der Gegensatz zwischen Sunniten und Schiiten gerade so einschneidend und unversöhnlich, wie genau zu derselben Zeit der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten. Er schadete damit der türkischen Nationalität außerordentlich, denn es wurde von nun an unmöglich, die schiitischen Turkomannen mit den sunnitischen Osmanen wieder zu vereinigen; aber er schützte durch die Glaubenstrennung alles, was noch von Elementen altpersischer Cultur übrig war und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß er die religiöse Spaltung unter den türkischen Stämmen absichtlich beförderte, um

ſie zu ſchwächen und dadurch indirect dem bisher unterdrückten alten Beſtandtheil der Bevölkerung aufzuhelfen.

Damals trat noch ein anderes altperſiſches und dem Germanismus verwandtes Volkselement in dem merkwürdigen Volke der Kurden hervor. Dieſelben beſtehen eigentlich aus zweierlei Racen, die ſich ſcharf unterſcheiden, nämlich aus unterwürfigen und ſehr verachteten Bauern (Gurman) und aus ſtolzen freien Kriegern und Jägern, welche ſich ſelbſt Kermani oder Kurmani nennen. Kurd ſoll ſo viel als tapfer bedeuten. Sie ſprechen perſiſch und lieben unter ſich altperſiſche Namen, wie Parviz, Khosru, Bahram, Kobad, Perizad (Parisatis) ꝛc. Obgleich eifrige Schiiten leben ſie doch mit ihren Frauen nicht nach muhamedaniſcher Sitte. Die Weiber werden dort nicht eingeſperrt in Hareme, noch müſſen ſie gänzlich verhüllt einhergehen. Vielmehr wird der Reiſende, wenn er in ihr Land kommt, durch den Anblick ſchöner und kräftiger Weiber überraſcht, die mit unverhülltem Geſicht im Freien arbeiten, wie deutſche Bäuerinnen. Auch in der Gaſtfreundſchaft und Ritterlichkeit gleichen ſie ganz den freien Germanen. Die Kurden gehen heute noch völlig wie unſere Ritter im Mittelalter gekleidet in glänzenden Schuppenpanzern und mit Helmkappen, auf welcher jeder ſo viele Reiherfedern aufſtecken darf, als er Feinde erſchlagen hat. Auffallend iſt ihre Liebe zur Muſik und ihre Neigung, unter einander zu ſchwatzen und zu lärmen, wobei es an rohem Geſchrei nicht fehlt, gerade wie in Deutſchland. Am meiſten Verwandtſchaft mit den Germanen verrathen ſie durch ihre Uneinigkeit, denn ſie ſind nach Stämmen und Familien geſpalten und ohne allen Zuſammenhang, auch großentheils Nomaden, die auf Raub und Jagd umherziehen und beſtändig ihre Sitze wechſeln. Sie haben deshalb auch trotz ihrer großen Zahl und Tapferkeit kein eigenes Reich gebildet, ſondern zählen halb zum perſiſchen, halb zum türkiſchen Reich, obgleich ſie, zwiſchen beiden wohnend, gegen beide unbotmäßig ſind. Ein Theil von ihnen in der Gegend von Moſul gehört der Secte der Yeziden an, die man auch Teufelsanbeter nennt, weil ſie dem böſen Geiſt ſo viel Macht zuſchreiben,

wie dem guten. Darin verbirgt ſich nur die alte Lehre des Parſismus, wonach Ormuzd und Ahriman ſich in die Welt theilen.

Die Sofi vermochten nicht, in den Städten und bei den gebildeten Klaſſen die Frivolität zu überwinden, welche ſeit Hafis in dieſen Regionen Meiſterin geworden war und der Epikureismus des Hafis hat an den Höfen und in den Städten Perſiens wie ein ſchleichendes Gift bis auf unſere Tage fortgewirkt und das perſiſche Volk gänzlich demoraliſirt. Nicht ſo die Kurden. Dieſe, wenn auch noch ſo roh, behaupten immer noch ihre geſunde und naturwüchſige Kraft und ihr ritterliches Weſen. Sie haben eine überaus merkwürdige Volksſage, die ſich wahrſcheinlich aus den Zeiten der Kreuzzüge herſchreibt und aus welcher mit ziemlicher Deutlichkeit erhellt, daß die tapfern Kurden, indem ſie, für den Islam ſtreitend, während der Kreuzzüge mit den tapfern, für das Chriſtenthum ſtreitenden Franken zuſammentrafen, trotz der Feindſchaft die uralte Nationalverwandtſchaft heraus gefühlt haben.

Die Sage iſt folgende. Ein edler Kurde zu Dariſchmana, Fakih Ahmed, hatte viel von ſeinen Nachbarn zu dulden und verließ deshalb die Heimath, um dem Sultan der Türken gegen die Franken Kriegsdienſt zu leiſten. Ein junger Frankenritter zeichnete ſich vor allen aus und warf fünf Tage lang alle Türken, die mit ihm kämpften, in den Sand. Entrüſtet ſtellte ſich ihm Fakih Ahmed entgegen und kämpfte lange mit ihm, bis er ihm mit einem gewaltigen Hiebe den Helm ſpaltete. Wie aber der Helm herunterfiel, quollen darunter liebliche blonde Locken hervor und Fakih erkannte ſtaunend, daß der Ritter ein reizendes Mädchen war. Als Beſiegte mußte ſie ihm folgen und ſeine Gattin werden. Ihr Name war Keighan. Sie folgte ihm nach Kurdiſtan und gebar ihm zwei Söhne. Als er einmal abweſend war, fielen ſeine alten böſen Nachbarn, die Bulbaſſis, über ſeine Burg her. Keighan aber vertheidigte dieſelbe, ſchlug die Feinde zurück und tödtete ihrer viele. Dann aber rief ſie das Volk von Dariſchmana zuſammen und erklärte ihm, Fakih habe ihr einſt das Leben geſchenkt, dafür habe ſie ihm heute durch die Rettung ſeiner Burg und ſeiner Kinder die Schuld bezahlt und

sie seyen quitt. Das Volk solle ihm sagen, daß sie heimgekehrt sey. Darauf wandte sie ihr Roß und verschwand. Fakih kam zurück, erfuhr alles und jagte ihr voll heißer Liebe nach. Er holte sie ein und flehte sie an, bei ihm zu bleiben. Aber sie weigerte sich und verwundete ihn, da er Gewalt brauchen wollte. Als sie ihn aber in seinem Blute liegen sah, seine Brust von ihrem Speere durchbohrt, fühlte sie Mitleid, stieg vom Pferde und pflegte ihn, bis er wieder genas. Dann aber verschwand sie und kehrte nicht wieder. Fakih Ahmed, sobald er wieder ganz hergestellt war, kleidete sich als Franke und ging nach Europa, um die Verlorene zu suchen. Da hörte er in einer großen Stadt Trommeln und Musik, sah alles von Fackeln erleuchtet und hörte, es sey eine große Hochzeit, die Königstochter, die gegen die Ungläubigen in den Krieg gezogen, sey endlich aus dem Morgenlande zurückgekehrt und werde eben mit dem Prinzen, ihrem Vetter, vermählt. Sogleich hüllte sich Fakih in Weibertracht, mischte sich unter die Gäste der Hochzeit und flüsterte der Braut ein paar kurdische Worte ins Ohr. Erschrocken antwortete auch sie auf kurdisch: „O Fakih Ahmed, du hier?" In demselben Augenblick stieß Fakih den Prinzen mit seinem Dolche nieder und entfloh mit der Braut glücklich aus dem Gedränge. Keighan aber folgte ihm gern, denn sie liebte ihn mehr als ihren Vetter. Beide kehrten nach Kurdistan zurück und lebten dort noch lange glückliche Jahre.

7.

Der Großmogul.

Timur hatte das ausgeplünderte Indien in einem schrecklichen Zustande hinterlassen. Chiser Chan, Timurs Statthalter im Pendschab, dem Lande der fünf Flüsse zwischen Delhi und Afghanistan, mußte auch die Verwaltung des verlassenen Delhi übernehmen. Im Jahre 1450 trat der dritte seiner Nachfolger die Herrschaft an den Afghanen Bilhol ab, der im Pendschab eine neue Dy-

naſtie gründete, nachdem Timurs Nachkommen ſich durch Theilungen geſchwächt hatten. Somit geſchah in Indien ganz daſſelbe, wie in Perſien. Die mongoliſchen Herrſcher wurden durch einheimiſche Dynaſtien wieder verdrängt. Bilhols Großvater war noch ein einfacher Kaufmann geweſen aus der Familie Lodi.

Bilhols Sohn und Nachfolger Sekunter machte ſich durch eine grauſame Verfolgung der Hindureligion und abermalige Zerſtörung ihrer Tempel bemerklich. Und doch war es ihm ſo wenig, als allen frühern und ſpätern muhamedaniſchen Herrſchern möglich, jenes zähe Heidenthum zu überwinden, dem wenigſtens anderthalb hundert Millionen anhingen. Wie viele Götzenbilder des Brahmaismus und Buddhismus auch vor dem Halbmond zuſammenſtürzten, immer neu, unzählbar, unüberſehbar ſtanden ſie wieder auf, wie die Stämme eines unendlichen und undurchdringlichen Urwalds, der auch die ſchärfſte Art bald abſtumpft. Das Hinmorden des ſanften Hinduvolks durch die viehiſchen Mongolen gehört gleichwohl zu den tragiſchesten Scenen der Weltgeſchichte. Wenn auch ſelbſt in einer falſchen Anſicht von den göttlichen Dingen befangen, waren die Inder doch unſchuldiger und ſittenreiner als ihre wüthenden Verfolger. Auch war der Bekehrungseifer der Muhamedaner in Indien meiſt nur ein Vorwand, um Raub und Mord zu heiligen. Die neuen Herrſcher hatten weder die Neigung, noch die Mittel, den Indern mit dem Islam eine edlere Geſittung und höhere Ideen beizubringen. Im Gegentheil verloren die Inder, die zum Islam übergingen, die feinere Geiſtesbildung und zartere Sitte, die ſie früher ausgezeichnet hatte, und verwilderten zuſehends.

Sekunter ſtarb 1509 und gegen ſeinen übermüthigen Sohn Ibrahim erhoben ſich ſeine eigenen Verwandten und riefen endlich 1524 den Sultan Baber, einen Nachkommen Timurs, der in Kabul herrſchte, zu Hülfe. Dieſer Baber war ſchon als zwölfjähriger Knabe ſo geiſtbegabt, daß ihm ſein Vater Amer eine Provinz verwalten ließ. Und von dieſem ſeinem Knabenalter an bekam er ununterbrochen zu kämpfen, weil Nachbarn und Verwandte ihn ſeiner Jugend wegen verachteten. Er bewährte aber überall den Muth und die Klugheit eines reifen Mannes und nur darin verrieth ſich ſeine Jugend, daß

er nicht ſtetig genug einen Plan verfolgte, ſondern zu vielerlei unternahm. Der Reiz, Timurs Hauptſtadt Samarkand dem Verwandtenſtreite und den andringenden Usbeken zu entreißen, war ſo groß für ihn, daß er darüber ſein väterliches Reich Kabul vernachläſſigte und verlor. Indem er es wieder retten wollte, ging ihm hinter ſeinem Rücken auch Samarkand an den Chan der Usbeken, Schumiani, verloren und er kam in die Lage, einmal gar nichts mehr zu beſitzen und nur noch vierzig Mann bei ſich zu haben, während die Fürſten rings umher ihm Verderben drohten. Aber mit unvergleichlichem Genie, mit einem nie verſagenden Muthe und mit ein wenig Glück half er ſich wieder aus der Noth. Der Afghane Ali Doſt öffnete ihm eine feſte Stadt, von wo aus er wieder um ſich greifen konnte. So gewann er Kabul wieder und mußte nur Samarkand aufgeben, um dem Rufe der gegen Ibrahim empörten Vaſallen nach Indien folgen zu können.

Mit nur 12,000 Mongolen, aber auserleſenem Kriegsvolk, zog er 1526 gegen Ibrahim zu Felde, der ihm mit 100,000 Mann und 1000 Elephanten entgegen kam und doch von ihm geſchlagen wurde. Ibrahim ſelbſt blieb in der Schlacht und Baber zog als Sieger in Delhi ein. Man hatte nicht darauf gerechnet, daß er Luſt haben würde, dazubleiben. Allein er ſetzte ſich förmlich feſt, machte Delhi zu ſeiner Hauptſtadt und jagte dadurch den Indern einen tödtlichen Schrecken ein. Bisher nämlich waren die mongoliſchen Barbaren doch aus dem indiſchen Culturlande, wenn ſie es verheert hatten, immer wieder mit ihrer Beute abgezogen und das mißhandelte Volk hatte ſich einigermaßen wieder erholen können. Jetzt aber drohte ihm eine neue Unterwerfung, wenn der Mogul (ſo nannte man den Mongolenfürſten) ſich in Delhi feſtſetzte. Die Inder machten alſo von allen Seiten her Angriffe auf Delhi, um ſich den Dorn aus der Wunde zu drücken, bevor er noch tiefer eindränge. Sie fanden ſogar einen Genoſſen an Mahmud, einem Verwandten Babers aus Timurs Geſchlecht. Nun gerieth Baber vor Agra in große Gefahr, denn ein Sterndeuter verkündete eine Niederlage. Das abergläubiſche Kriegsvolk erſchrak und Baber ſelbſt nahm zu Buße und Gebet ſeine Zu-

flucht. Oder wenn er es damit nicht ernſt meinte und ſeinem Kriegsvolk nur ein Gaukelſpiel vormachte, ſah er ſich wahrſcheinlich dazu gezwungen, um die Vorwürfe niederzuſchlagen, die man ihm wegen ſeiner Vernachläſſigung der Religionsvorſchriften machte. Er war nämlich ein Freigeiſt und dachte von den göttlichen Dingen ganz ſo wie Hafis. Unter andern hatte er ſich einen künſtlichen Springbrunnen verfertigen laſſen, aus welchem Wein hervorſprudelte, mit der Inſchrift: „Frohe Tage, blühende Frühlinge! alter Wein und junge Mädchen! Vergnüge dich frei, o Baber, denn man kann das Leben nur einmal genießen.“ So lebte und ſo dachte Baber, wenn er daheim in ſeinem Harem war. Jetzt aber, im offenen Felde, nach einer Niederlage und unter dem Murren des Heeres fand er gerathen, ſich vor Allah und dem Propheten zu Boden zu werfen und reumüthig Buße zu thun. Nachdem er aber ſo dem guten Glauben des Heeres ein Genüge gethan, ſprang er auf, führte die Seinen unter Anrufung des Propheten gegen die Feinde und erfocht einen glänzenden Sieg. Er eroberte Agra und Luknow und befeſtigte ſeine Herrſchaft in Indien, ohne die über Afghaniſtan zu verlieren. Seine beiden Reſidenzen, Kabul und Delhi, genoſſen ſeine Huld und Sorgfalt und wurden anſehnlich von ihm erweitert und verſchönert.

Baber war ein eben ſo weiſer Friedensregent als thatkräftiger und ſiegreicher Kriegsfürſt. Da er als Freigeiſt völlig tolerant war, drückte er die armen Hindu nicht, ſuchte im Gegentheil denſelben ſeine Herrſchaft behaglich zu machen und überhaupt den Unterſchied unter ſeinen muhamedaniſchen und indiſchen Unterthanen auszugleichen, damit ſie ihm beide gleich gerne gehorchten. Je mehr das Land unter den frühern Zerſtörungen gelitten hatte und zum Theil verödet war, um ſo größere Sorge widmete er dem neuen Anbau, der Verbeſſerung der Landwirthſchaft, dem Verkehr. Beſondere Liebe ſchenkte er dem Gartenbau. Ueberhaupt hatte er Sinn für die landſchaftliche Schönheit und nahm inſofern etwas vom indiſchen Geiſte an. Denn die vorderaſiatiſchen Orientalen verſtanden ſich nie recht auf die Naturſchönheit im Großen und auf den poetiſchen Charakter der Landſchaften.

Wie die Griechen und Römer nur immer den Menſchen im Auge hatten und ſelbſt die Naturerſcheinungen nur perſonificirten, ſo kannten auch die Muhamedaner, indem ſie nur Blumen und Arabesken malten, keine Landſchaftsmalerei, und wenn ſie in ihren Dichtungen Naturſchönheiten ſchildern wollten, thaten ſie es nur in Sinnbildern, die gewöhnlich von der Frauenſchönheit oder von der Pracht der Kleidung entlehnt waren, ſo daß die Landſchaft im Frühling einer reizenden Dame des Harems im Perlenſchmuck und bunter Seide gleichen mußte ꝛc. Auf Baber machte dagegen die erhabene Schönheit des Himalayagebirges und der paradieſiſche Liebreiz der indiſchen Vegetation denſelben Eindruck, wie auf die älteren indiſchen Dichter. Was er ſelbſt in ſeiner Lebensbeſchreibung von der Natur ſeines Reichs und von ſeinen Anlagen erzählt, beweist, daß er von der Schönheit des indiſchen Himmels gleichſam bezaubert und in ihrem Genuſſe trunken war.

Dieſer ſelige Genuß blieb hinfort der Grundcharakter der von ihm gegründeten Dynaſtie der indiſchen ſog. Großmoguln zu Delhi. Duldſam gegen die beiden großen Secten der indiſchen Heiden und auf Erhaltung des Friedens und Wohlſtandes bedacht, glichen dieſe Mongolen böſen Rakſchaſas oder Dämonen des rauhen Nordens, die unter der lächelnden Obhut Kamadevas durch engelgleiche Apſaraſas geliebkost, geſänftigt und gezähmt endlich unter Wolluſtthränen bekennen, die Liebe ſey auf Erden doch noch mächtiger als der Haß.

Regiſter zum ſechsten Bande.

	Seite
Aargau . . .	68
Abenceragen . .	275
Adelsbünde in Deutſchland .	35
Adrian v. Utrecht	277
Adrianopel . .	448
Aegypten . . .	464
Aeneas Sylvius	108 121. 128. 300
Afghaniſtan . .	480
Afrika	281
Agnes Bernauer	138
Albrecht II., Kaiſer	56 101. 116 f.
— Achilles	132. 140 177
— der Aeltere .	412
— d. Beherzte	132. 159
— der Lahme	2. 17
d'Albret . . .	277
Albuquerque . .	284
Alexander VI.	321. 327 330 f.
Alfons V. . .	320
Algier	277
Alhambra . .	274
Amadis . . .	360
Amerika . 286 f.	293
Amerigo Veſpucci	292 293
Amſelfeld . . .	449
Andreas v. Neapel	316
Anhalt . . .	12
Angora . . .	453
Anna v. Bretagne	229 230
— von Ungarn	186
Annacaona . .	290
Appenzell . . .	53
Aragon . . .	269
Aſcanier . . .	12
Armagnacs	147. 206 210. 227
Arnold v. Winkelried	37
Arras, Friede von	157
Artevelde, Jakob	5. 189
— Philipp . .	201
Auſſig	100
Auto da fé . .	272
Avignon	29. 298. 317
Azincourt . . .	210
Baber	480
Bajazet	46 f. 449 f. 472
Bakis	466
Balduin v. Trier	3
Baliol . .	231. 234
Barbara	52. 82. 114
Barnaba Visconti	307
Baſel	5. 8
Baſler Concil	106 f.
Baſtille . . .	200
Baukunſt . . .	402
Bayard . . .	339
Bayern	17. 25. 38. 51 80. 137. 171.
Bedfort	214
Beguinen . . .	364
Behaim . . .	284
Benedict XIII.	54. 77
Bern .	11. 37. 351
Berthold v. Mainz	164. 170
Boabdil . . .	274
Bobadilla . .	289 f.
Boccaccio . . .	363
Böhmen	15. 28. 84 f.
Bojardo . . .	362
Borgia	299. 325. 330
Braganza . . .	281

Seite

Brandenburg 12. 17. 25 48. 58. 78. 132. 176 432
Brasilien . . . 283
Braunschweig . 39
Breslau . . 30. 92
Bretagne . 189. 198
Brüderschaft vom gemeinsamen Leben 355
Brügge . 158. 187
Brunnelleschi . 402
Buchdruckerkunst . 123
Buckingham . 253 f.
Bulle, goldne . 19
Bund, schwäbischer 168 178
Bundschuh . . 184
Burgund 24. 136. 141 197. 357
Burgunderkriege 149 f.

Caboche . . . 208
Cabral . . . 283
Caesar Borgia 325. 330f.
Calais 233
Calmarsche Union 414
Cambray . . . 174
Camoens . . . 284
Canarische Inseln 268
Cap der guten Hoffnung . . 281
Capek . . . 109 f.
Capistrano . . 126
Carrara . . . 301
Casimir . . . 431
Castilien . . . 265
Celtis 393
Chalkil 473
Chaucer . . . 366
Christian v. Oldenburg . . 417 f.
Christiern d. Böse 421 f.
Christoph v. Bayern 416
Clarence . . 248 f.
Clemens VI. . 2. 317
— VII. 29. 298. 314 319
Cleve 79
Cola di Rienzi . 295
Colonna . . . 382
Columbus . 285 f.
Concil v. Constanz 61 f.
— von Basel 106 f.
— von Florenz 115
— von Pisa . 175
Conquistadores . 287
Constantin Paläologus . . 457 f.
Constantinopel . 447 457 f.
Constanzer Concil 57. 61 f.
Cordova . 323. 325
Cornaro . . . 303
Cosmo der Alte 312
Couci 26
Crecy . 6. 190. 233
Cymburga . . 117
Cypern . . . 303

Dänemark 39. 133. 181 411
Dalekarlier 415. 419
Dalmatien . 45. 301
Dante 383
Danzig . 111. 433
Dauphiné . . . 190
David v. Schottland . . . 231
Delhi 469. 470. 479. 481
Diether von Isenburg . . . 142
Dithmarschen 181. 415
Domingo S. . . 286
Dosa 185
Douglas 231. 233. 238 263
Drakul . . . 461
Dschami . . . 466
Duchatel . . 211 f.
Dunois . . 215 f.
Dürer 408

Eberhard im Bart 177
— der Greiner 22. 34
— der Jüngere . 178
Eduard III. 187. 196 231 f.
— IV. . . 247 f.
— V. . . 254 f.
— der Schwarze Prinz 191. 193. 199 233
Eginger . . . 125
Elbing . . . 430
Elisabeth von Ungarn . . . 41 f.
Emanuel d. Große 281
Empfängniß, unbefleckte . . . 351
Epirus 456
Epistolae obsc. vir. 396
Erasmus . . . 394
Erich v. Dänemark 414
Ernst v. Brandenburg . . . 432
— der Eiserne 32. 82 117
Erzherzoge . . 124
Este . 304. 306. 380
Esthland . . . 426
Eugen IV. 107 f. 289
Eulenspiegel . . 377
Eyck 407

Faliert . . . 301
Fastnachtsspiele . 376
Ferdinand I. 186. 276
— v. Aragonien 270 f. 325
— der standhafte Prinz . . . 280
Ferrara 304. 305. 380

Seite

Ferrer 354
Flandern 5. 187. 200 357
Florenz 295. 297. 311 322. 325 f.
Florenz, Concil v. 115
Foscari . . . 302
Franciscaner . . 350
Frankreich . 178 f.
Franz I. 230. 339 f.
— Sforza . . 309
Friedrich III. 119 f. 147 158
— v. Brandenburg . . . 105
— der Sanfte . 131
— d. Streitbare 97 f. 130
— von Tirol 52. 63 f.
— von Zollern 51. 55 58. 78
Frieſen 3. 133. 181
Friſchhaus Theiling 166
Fritz, der Böſe . 139

Galeazzo Visconti 306 307
Gara 41
Garde, die ſchwarze 161 182. 419
Gaſton de Foix . 336
Gedimin . . . 426
Geißler . . . 9
Geldern . . . 4
Gent 142. 155. 158. 189 201
Genua 203. 300. 335
Georg v. Heimburg 122
— Podiebrad 118. 124 f.
Gerhard, de Groot 355
Gerſon . 67. 209
Ghebern . . . 470
Giovan Visconti 308
Glarus . . . 18
Gloucester 214 f. 236. 241
Goa 284
Gottesfreunde . 355
Granſon . . . 125
Grafenfehde, thüringiſche . . 13
Granada . . 273 f.
Graubündten . . 147
Gregor XII. . . 54
Griechenland . . 447
Großmogul . . 483
Günther v. Schwarzburg . . . 13
Gueselin . . . 198
Gugler . . 24. 27
Guienne . . . 234

Haſis 465
Hagenbach . . 151
Hanſa 27. 39. 133. 181 370. 413. 420
Haſtings . . 453 f.
Haiti 286
Hedwig v. Polen 41. 44
Heidelberg . . 141
Heinrich IV. von England . . 237
— V. 209. 239 f.
— VI. . . 214 f.
— VII. . . 256 f.
— VIII. . 262 f.
— v. Portugal 280. 281
— der Reiche . 137
— Reuß v. Plauen 429
— v. Traſtamare 267
— Tudor . . 256
— von Württemberg 151
Henriette v. Mümpelgard . . . 151
Hexenproceſſe . . 348
Hieronymus von Prag . . 71. 76
Hiſpaniola . . 286
Hoeks und Cabeljaus . 26. 156
Hofleben . . 357 f.
Holbein . . . 408
Holland 3. 26. 135 f. 157. 159
Holſtein 414. 417 f.
Horebiten . . . 92
Horwathy . . . 41
Hoſenband . . 234
Hunyadi . . 119 f.
Humaniſten . . 393
Huß . . 64. 72 f.
Huſſinez . . . 87
Huſſiten . . 86 f.

Jacob S. . . . 148
— III. . 260. 261
— IV. . 261. 263
— V. . . . 263
— von Luſignan 303
— Sforza 309. 319
Jacobäa v. Bayern 79. 135. 215
Jaquerie . . . 195
Jagello 44. 55. 427
Janitſcharen . . 446
Jeanne d'Arc . 216 f.
Indien . 469. 479
Inquiſition 272. 348
Joachim Neſtor . 177
Joao v. Portugal 279
Jodocus . . 48. 55
Johann XXIII. 54. 57. 62 f.
— v. Böhmen 2. 6. 233
— v. Burgund 63
— Cicero . . 177
— v. Dänemark 181
— Gaunt . . 235
— Görlitz . 28. 33
— der gute . 190
— Heinrich . 17
— von Lüttich 135
— von Mainz . 49
— von Medici 330 337

Seite

Johann v. Nevers 46. 141. 202. 204 f.
— Palãologus 448
— v. Schweden 419
— von Selau . 97
Johanna v. Neapel 29. 316 f.
— II. . . 319 f.
Isabella v. Bayern 51. 201
— v. Castilien 270 f.
Italien 293 f. 379
Juana 172
Juden 10. 31. 203. 266. 271. 272. 372
Jülich 4
Julian, Card. 105 f.
— v. Medici 313. 329
Julius II. . 334 f.
Jungfrau von Orleans . . 216 f.
Iwan III. . . 438
— d. Schreckliche 443

Kabul 480
Kalekut . . . 282
Kantakuzenus . 447
Karl IV., Kaiser 4 f. 296
— V., Kaiser 256 f.
— V. v. Frankreich . . . 192 f.
— VI. . . . 200
— VII. . . 212 f.
— VIII 159. 164. 229. 321 f.
— der Böse 190. 193
— von Bourbon 339
— von Durazo 316
— v. Durazo II. 318
— der Kleine . 41
— Knutson 415 f.
— der Kühne 143. 227
— v. Orleans 205 f.
Keystut . . . 426
Kirche, galicanische 222
—, russische . 437
Kirchenstaat . . 295
Köln 407
Königsberg . . 427
Konrad der Arme 185
— Wallenrod . 428
Korybut . . . 97 f.
Krimm . 438. 442
Kunz v. Kauffungen 131
Kurden . . . 476
Kurfürsten . . 19

Ladislaw von Ungarn und Böhmen . . . 118 f.
— v. Neapel 43. 319
Lancaster . . . 449
Las Casas . . 291
Laurentius Valla 381
Leipzig 72
Leo X. . 338. 392
Leonie 315
Leopold v. Oesterreich . . . 30. 35
— der Stolze . 51
Ligue v. Cambray 474
Lithauen . 45. 426
Livland . . . 426
Löwenstein . . 142
Lorenzo di Medici 313 f.
Lothringen 147. 224
Lucanor . . . 366
Lucrezia Borgia 331
Ludovico Moro 310. 322. 324
Ludwig XI. 155. 225 f.
— XII. 170. 230. 323
— der Bayer . 2 f.
— der Aeltere 2. 17
— im Bart 80. 137. 201
— von Orleans 202
— der Römer 17. 25
— von Ungarn 40. 174. 316 f.
Lübeck . . 27. 416
Lüttich . . 135. 144
Lusignan . . . 303
Luxemburg 17. 28. 53

Macchiavelli . 337
Mähren . 17. 28. 98
Magnus Smäk 412. 435
Mailand 49. 166. 297. 306 f. 324. 337. 340
Malerei . . . 405
Marcel . . . 192
Margarethe v. Dänemark . . . 412
— v. England 241 f.
— v. Holland 3. 26
— Maultasche 2. 23
— von Navarra 342
— v. d. Niederlanden . . . 277
Marie v. Burgund 155
— von Ungarn 41
Marienburg . . 424
Marignano . . 340
Martin V. 80. 101. 105. 298
Mathias Corvinus . 127. 160 f.
Maximilian I. 145. 158. 162 f. 335. 375
— Sforza . . 337
Medici . . 312. 380
Meinhard v. Neuhaus 103. 110 f.
Meistersänger . 377
Meißen 13. 97. 100. 130
Metz 224
Michel Angelo 403. 409
Moldau . . . 45
Mongolen . 467 f.
Morea . . 302. 304
Moskau . . . 437
Mühlhausen . . 149
Mümpelgard . . 151
Muhamed II. 102. 127. 457
Murten . . . 153
Musik 401

Seite

Nancy . . . 154
Napoli di Romania 304
Navarra . . . 277
Neapel . . 315. 322
Nepomuck . . . 32
Nepotismus . . 299
Nicolaus V. . . 123
— de Cuſa 122. 124
— v. d. Flue . 167
Nider 109
Niederlande . . 142
Nikopolis . 146. 451
Novellen . . . 362
Nowgorod . . 439
Nürnberg 374. 376. 408

Occam . . . 349
Oldenburg 133. 417
Olgjert . . . 426
Orden, deutſcher 424 f.
Orleans . . . 216
Osmannen . 445 f.
Oſtindien . . . 283
Otto von Brandenburg . . 25
— v. Braunſchweig 318
— der Quade . 39
Ovando . . . 290
Owen Glendover 238
— Tudor . . 246
Oxenſtierna . . 417

Padilla . 265. 278
Paleſtrina . . . 402
Paris 193
Pazzi 313
Pedro, d. Grauſame 265 f.
Percy 238
Perkin 260
Peronne . . . 227
Perſien . 464. 474
Perugia . . . 333
Peter von Medici 313
— II. 315. 322. 330
Peterskirche . . 403
Petit 205
Petrarca . 297. 385
Pfalz 20
Philipp VI. . . 187
— der Gute 141. 213
— der Kühne 197. 201
— d. Schöne 157. 165 172. 267
Picus v. Mirandola 381
Pierre d'Ailly 63 f.
Piſa . . . 54. 335
—, Concil von 175
Pius II. . 128. 300
Poggio . 313. 365
Polen 41. 44. 109. 427
Portugal 271. 279 f.
Prag . 15. 32. 71
Prager Artikel . 95
— Compactaten 111
— Malerſchule 17
Praguerie . . . 223
Preußen . . . 425
Procop der Große 98 f.
— der Kleine 99 f.
Pulci 361

Quitzow . . . 59

Raphael . . . 409
Ravenna . . . 337
Regensburg . . 178
Reichskammergericht 165
Reichskreiſe . . 179
Reichsſtädte . . 180
Renaiſſance . 378 f.
Rhône 146. 153. 224 321. 399
Reuchlin . . . 395
Rheims . . . 218
Rheinpfalz . . 139
Richard II. . 235 f.
— III. . . . 250
— v. York . 243 f.
Richmond . . . 256
Ritterorden . . 380
Rivers 247
Robert v. Artois 188. 231
— Stuart . . 238
Rocyzana . . 101 f.
Rom . . 24. 295 f.
Roſen, die beiden 235
Rudolf der Schöne 22
Rüdiger Maneß . 17
Ruprecht v. d. Pfalz 38 49 f.
Rußland . . 435 f.

Sachs, Hans . 375
Sachſen . . . 130
Salzburg . . . 38
Samarkand . . 468
Savonarola 322. 326 f.
Savoyen . . . 78
Scala 300. 301. 306
Schah Ismail 474
Schamanen . . 444
Schauſpiele . . 397
Schießpulver . . 60
Schiiten . . . 475
Schinner . 337. 339
Schisma . 29. 297
Schleſien 17. 161. 427
Schleswig 414. 417 f.
Schlick . . 108. 119
Scholaſtik . . . 349
Schottland 231. 234. 238 253. 260 f.
Schwabenkrieg . 169
Schwarz . . . 60
Schweden 3. 412. 415 f. 435 f.
Schweiz 17. 27. 35. 68 146 f. 166 f.
Schweizer Söldner 337 339
Sforza, Franz. 299. 309
— Galeazzo . 310
Selim 464
Sempach . . . 36

Seite

Serbien . . . 449
Sibirien . . . 443
Sickingen . . . 340
Sigmund, Kaiser 28. 38 40 f. 92 f. 107 f. 110 f.
— von Polen . 434
— von Tirol . 118
Skanderbeg 120. 456. 461
Sofi 474
Somerset . . . 244
Sophie, v. Böhmen 72. 91
Spanien 77. 172. 265 f.
Städte . . . 367 f.
Städtebund, deutscher . . . 35
— aragonischer 278
Sten Sture . 218 f.
Stephan v. Bayern 17 25. 38
Sternkammer . 261
Steyermark 82. 161
Stockholm . . 413
Straßburg 57. 149
Stuart . . . 238
Suffolk . . . 242

Taboriten 88. 90. 99
Tannenberg . . 429
Tauler . . 355. 356
Tatarn . . 435 f.
Tercanne . . . 346
Tertiarier . . . 346
Thanß 105
Thomas a Kempis 355
Thorring . . . 187
Timur 436. 452. 467 f.
Tirol 2. 17. 23. 162
Tochtamysch . . 437
Tod, der schwarze 8
Todtentänze . . 354

Seite

Toggenburg . . 147
Torquemada . . 272
Trieft 301
Trolle 421
Tudor 246
Tübingen . . . 178
Türken 45 f. 81. 102. 126 161. 202. 445.
Tunis . . 202. 277
Turkomannen . 474
Turniere . . . 358

Ulrich von Zilly 126 f.
— v. Württemberg . . 179. 185
Ungarn 28. 40. 119. 163 173. 185. 315 f. 456
Universitäten . . 16
Urban V. . . 23. 297
— VI. 28. 298. 319
Urchan . . . 445 f.
Utraquisten . . 86

Varna . . . 120
Vasco de Gama 282
Vehme 137
Venedig 43. 55. 82. 300 f. 336. 403
Venusdienst . . 388
Visconti 49. 68. 297 306 f.
Vitalienbrüder . 413
Vließ, goldnes . 142

Waisen . . . 99
Waldemar Atterdag . . . 39. 411
— der falsche . 12

Seite

Waldmann 153. 168
Wallachei . . . 461
Wallis 146
Warwick . . 245 f.
Wasa . . 418. 422
Wassilij . . . 437
Wat Tyler . . 236
Welfen . . . 132
Wenzel . 28 f. 86 f.
Werner von Urslingen . 307. 318
Westpreußen . . 433
Wien . . 130. 361
Wiener Concordat 123
Wicliffe . 71. 236
Wilhelm v. Schöne 52
Wimpfeling . . 175
Witold . . 45. 97
Wladislaw v. Böhmen . . 161 f. 185
— v. Polen 118. 428
Württemberg 22. 34. 134 177. 185
Würzburg . . . 183

Ximenes . . . 267

York . . 235. 293

Zapolya . . . 168
Zenek von Wartenberg 97
Zigeuner . . . 483
Zizka . . . . 87 f.
Zollern . . 58. 134
Zünfte 368
Zürich . . . 17. 149

Allgemeine Weltgeſchichte.

Siebenter Band.

Allgemeine
Weltgeſchichte
von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Erſtes Buch. Die deutſche Reformation 1

Der Ablaßkram. S. 1. Doctor Martin Luther. S. 5. Karl V. S. 11. Luther im Bann. S. 16. Der Wormſer Reichstag. S. 21. Ausbreitung der lutheriſchen Lehre. S. 27. Die neue Kirche. S. 33. Franz v. Sickingen. S. 37.

Zweites Buch. Der Bauernkrieg und Habsburgs Glück . . 43

Der ſchwäbiſche Bauernkrieg. S. 43. Der fränkiſche Bauernkrieg. S. 49. Niederlage der Bauern. S. 55. Der thüringiſche Bauernkrieg. S. 61. Ferdinands Glück. S. 67. Die Schlacht bei Pavia. S. 71. Die Plünderung Roms. S. 78. Die Türken vor Wien. S. 83.

Drittes Buch. Die Proteſtanten 89

Die augsburgiſche Confeſſion. S. 89. Der erſte Glaubenskrieg in der Schweiz. S. 94. Der Bund von Schmalkalden. S. 101. Die Wiedertäufer. S. 106. Die Revolution in der Hanſa. S. 112. Die Mediceer. S. 118. Karls V. vielerlei Sorgen. S. 122. Uebergriffe der Proteſtanten. S. 127.

Viertes Buch. Moriz von Sachſen 131

Luthers Tod. S. 131. Der ſchmalkaldiſche Krieg. S. 136. Das Interim. S. 141. Der große Verrath. S. 147. Der tolle Albrecht. S. 152. Der Augsburger Religionsfrieden. S. 157. Erſte vergebliche Ermannung des Papſtthums. S. 162. Das Concil in Trient. S. 167.

Fünftes Buch. Wachſender Religionshaß 172

Die Jeſuiten. S. 172. Philipp II. S. 178. Die Schlacht bei Lepanto. S. 183. Ohnmacht der Päpſte. Neue Heilige. S. 189. Maximilian II. S. 193. Die lutheriſchen Zeloten. S. 197. Der Calvinismus. S. 202. Gebhard von Köln. S. 208. Rudolf II. S. 212.

Seite

Sechſtes Buch. Die Niederländer 219

Der niederländiſche Adel. S. 219. Alba. S. 223. Mißlungene Vermittlungsverſuche. S. 229. Alexander von Parma. S. 234. Die Holländer zur See. S. 239. Die Remonſtranten. S. 242.

Siebentes Buch. Die Hugenotten 245

Paris und Genf. S. 245. Guiſe und Condé. S. 248. Katharina von Medici. S. 253. Die Pariſer Bluthochzeit. S. 258. Der letzte Valois. S. 262. Heinrich IV. S. 270. Maria von Medici. S. 276.

Achtes Buch. Die engliſche Reformation 281

Heinrich VIII. S. 281. Cranmer und Cromwell. S. 285. Der königliche Schlächter. S. 291. Die ſpaniſche Maria. S. 295. Eliſabeth. S. 304. Maria Stuart. S. 309. Die Armada. S. 318.

Neuntes Buch. Die nordiſche Reformation 323

Die däniſche Reformation. S. 323. Guſtav Waſa. S. 328. Die polniſchen Factionen. S. 334. Ende des deutſchen Ordens. S. 337. Iwan der Schreckliche. S. 341. Der falſche Dimitri. S. 346. Sibirien. S. 352. Soliman II. und Abbas der Große. S. 356. Der große Akbar und die ſchöne Nurjehan. S. 360.

Zehntes Buch. Verwilderung im Reformationszeitalter . 365

Höfiſche Sittenverderbniß. S. 365. Verwilderung der Univerſitäten. S. 371. Das theologiſche Gezänk. S. 374. Verwilderung der Jurisprudenz. S. 380. Der gelehrte Aberglauben. S. 389.

Eilftes Buch. Uebergänge zur modernen Bildung 394

Erweiterung des wiſſenſchaftlichen Horizontes. S. 394. Die Kunſt im Dienſte der Fürſten. S. 399. Die claſſiſche Poeſie. S. 404. Die Romantik im modernen Fürſtendienſt. S. 407. Die Spottgeiſter. S. 410. Das Streben nach Natürlichkeit. S. 413. Shakeſpeare. S. 417.

Zwölftes Buch. Die neue Welt 424

Verfolg der Entdeckungen in Amerika. S. 424. Cortez. S. 428. Die Eroberung von Mexiko. S. 432. Das alte Mexiko. S. 437. Pizarro. S. 444. Das alte Peru. S. 448.

Berichtigungen.

Zu Band VII. S. 25 Z. 12 v. o. l. benutzte st. damit zubrachte. S. 28 Z. 9 v. u. l. besitzen st. benützen. S. 70 Z. 9 v. o. l. Erzherzog st. Herzog. S. 74 Z. 10 v. o. l. Levva st. Ligva. S. 166 Z. 5 v. u. hinter Flacius setze ein Comma. S. 168 Z. 10 v. o. l. nun st. nur. S. 169 Z. 15 v. u. l. aus dem st. aus den. u. Z. 9 v. u. l. wurde st. wurden. S. 173 Z. 10 v. o. l. entwarf st. schrieb. S. 216 Z. 4 v. u. l. Batori st. Batior. S. 233 Z. 7 v. o. del. das Comma hinter Gemblours. S. 246 Z. 15 v. u. l. reagirte st. regierte. S. 263 Z. 8 v. o. l. vollen st. aller. S. 387 Z. 13 v. u. l. Naogeorgus. S. 397 Z. 15 v. o. l. Gassendi. S. 401 Z. 11 v. u. del. hinab. S. 404 Z. 12 v. u. l. Euridice. S. 407 Z. 3 v. u. l. Bradamante.

Nachträgliche Berichtigungen.

Zu Band IV. S. 22 Z. 9 v. u. l. Rans st. Rams. S. 53 Z. 6 v. u. hinter Brüder l. Hilperich. S. 67 Z. 17 v. o. l. Lodbrock. S. 75 Z. 16 v. o. l. Zither. S. 114 Z. 4 v. u. hinter Neustrien l. der dritte Theuderich wurde Mönch. S. 117 Z. 2 v. o. l. princeps st. principes. S. 126 Z. 14 v. o. hinter Bonifacius setze ein Comma. S. 173 Z. 1 v. o. l. wurden st. wurde. Ebendaselbst Z. 11 v. o. l. den Moalakat st. dem. S. 281 Z. 9 v. u. l. erlitt st. erlitten. S. 301 Z. 4 v. u. l. den Grafen. S. 367 Z. 2 v. u. l. Rotmir. S. 395 Z. 11 v. u. l. den s. g. S. 430 Z. 15 v. o. l. Tyrfing. S. 453 Z. 7 v. u. l. po-more. Ebendf. Z. 3 v. u. l. Polaben. S. 478 Z. 17 v. o. l. Rotmir. S. 482 Z. 1 v. u. setze hinter Slavischen ein Comma.

Zu Band V. S. 17 Z. 13 v. o. l. Blaatand. S. 429 Z. 9 v. o. l. britischen st. biblischen. S. 447 Z. 6 v. u. l. aller st. alter.

Zu Band VI. S. 95 Z. 20 v. o. l. die Lechen und der Czechen st. die Cechen und der Schechen.

Erſtes Buch.

Die deutſche Reformation.

1.

Der Ablaßkram.

Seit den Concilien von Conſtanz und Baſel hatte man in Deutſchland nicht aufgehört, über den Mißbrauch der päpſtlichen Gewalt und über die Verdorbenheit im Klerus zu klagen. In der Huſſitenzeit hatte man aber das andere Extrem kennen gelernt und die böhmiſche Tugendrepublik und Gemeinde des freien Geiſtes hatte die Gemüther dermaßen erſchreckt, daß man es lieber bei den alten Mißbräuchen bewenden ließ. Auch herrſchte eine ſo tiefe und ernſte Frömmigkeit im deutſchen Volke, daß man den Glauben an ſich und das kirchliche Inſtitut an ſich nicht entgelten laſſen wollte, was einzelne Päpſte und Biſchöfe ſündigten. Daher es auch hier niemand einfiel, die kirchliche Monarchie überhaupt zu verachten, oder die deutſche Kirche etwa nach Art der gallicaniſchen von Rom unabhängig machen zu wollen. Hierin unterſchied ſich das deutſche Gemeingefühl weſentlich vom franzöſiſchen.

Eine ſtille Oppoſition ging von den Fürſten aus. Je mehr dieſe ihren Staatshaushalt ordneten, um ſo mißliebiger erſchien ihnen, daß Rom unter allerlei Titeln ſo viel Geld aus dem Lande

zog, nicht nur durch die Beſteuerung der Geiſtlichkeit mittelſt der Annaten, der Koſten für das Pallium, ſondern auch der Laien durch die koſtſpieligen Indulgenzen, Appellationen, und hauptſächlich durch den Ablaß. Klagen darüber bildeten den Hauptinhalt der Gravamina. Einige Fürſten mögen auch wohl ſchon einen Umſturz der alten Kirchenverhältniſſe in Ausſicht genommen haben, wenigſtens ſahen ſie die Möglichkeit in Böhmen klar am Tage liegen. Es wurde immer mehr Sitte, die erzbiſchöflichen Stühle mit jüngern Söhnen der fürſtlichen Häuſer zu beſetzen, ohne Zweifel in einer gewiſſen Vorausſicht auf mögliche Säculariſationen. Am Beiſpiel der Prälaten in Württemberg erkennen wir, wie ſich ein Theil des Klerus ſchon durch engen Anſchluß an den Staat eine beſſere Sicherheit zu verſchaffen ſuchte, als ihm die kirchlichen Obern gewährten.

Indeſſen würden die Fürſten, ſo wenig wie der Kaiſer ſelbſt, Rom ernſtlich bedroht haben. Man war in dieſer Beziehung eines ſteten Schaukelſyſtems ſchon gewohnt. Die Fürſten brauchten den Papſt oft genug, um den Kaiſer einzuſchränken. Die Territorialhoheit und weltliche Macht konnte fortdauernd wachſen, ohne daß es deshalb zu einem Bruche mit Rom kommen mußte. Daß es endlich doch dazu kam, hatte ſeinen Grund weniger in der Fürſtenpolitik, als in der Volksſtimmung.

Der ſchamloſe Ablaßkram allein war es, der dem deutſchen Volk einen ſittlichen Eckel und Ingrimm erweckte. Ohne dieſe Veranlaſſung wäre kein Sturm losgebrochen und hätte man noch lange wie bisher nur diplomatiſirt. Aber es war doch gar zu arg geworden mit dieſem Ablaßverkauf. Früher ſchon hatte man die Menſchen auf alle Art durch neue Gnadenbilder, Auffindung und Aufſtellung neuer Reliquien, Empfehlung neuer Wallfahrtsorte, durch Kreuzbullen aus Anlaß der Türkenkriege, durch die erſt in 100, dann in 50, dann in 25 Jahren wiederholten Jubileen ꝛc. zum Ablaßkauf verlockt. Immer aber war nur die zeitliche Strafe für die Sünde gegen Gelb erlaſſen worden. Papſt Alexander VI. war der erſte, der auch die Seelen aus dem Fegfeuer für Geld losgab. Früher konnte man noch glauben, daß das viele Geld, welches der Ablaßverkauf einbrachte,

zur Ehre Gottes und im Dienſt der h. Kirche verwendet würde. Nun ſah man aber, daß der Nepotismus, die Gewohnheit, den Söhnen oder Neffen des Papſtes Fürſtenthümer zu kaufen, und die moderne Prunkſucht der Renaiſſance, der Neubau ungeheurer Paläſte und Tempel in antik heidniſchem Geſchmack das Geld der Gläubigen verſchlang, und man hörte in Rom über die Einfalt der Deutſchen ſpotten. Von einer üppigen Dame in der päpſtlichen Familie unter Leo X. vernahm man, als man ſie beklagte, daß ſie im Kartenſpiel viel Geld verloren habe, das freche Wort: es ſind ja nur die Sünden der Deutſchen. Das meiſte Geld koſtete der Bau der St. Peterskirche in Rom, ein an Größe alle Kirchen der Welt übertreffender, aber geſchmackloſer Bau, ſo recht aus dem mediceiſchen Geiſte hervorgegangen, ein Werk fürſtlicher Großthuerei im heidniſchen Renaiſſanceſtyl aufgeführt und nur mit einigen chriſtlichen Ornamenten überklebt. Wohl war es ominös und verkündete das Geſetz, welches in tiefen Zügen durch die Weltgeſchichte geht, daß an dieſem Rieſenbau der Renaiſſance die Sprachverwirrung in der Chriſtenheit ſich wiederholte, die einſt die Völker beim Thurmbau von Babel von einander geriſſen hatte.

Das Geldbedürfniß Leos X. zu befriedigen, warfen ſeine Agenten in Deutſchland alle Scham ab. Der Prieſter ließ nicht mehr die Sünder kommen, um ihnen nach Reue und Leid und Buße die Abſolution zu ertheilen, ſondern er kam zu ihnen und bot den Ablaß feil, wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt, und lockte das Volk mit Geklingel und poſſenhaftem Gebaren. Den übelſten Ruf zog ſich der Bettelmönch Johann Tetzel zu, der im Auftrag des Papſtes den Detailverkauf der Ablaßbriefe im nordweſtlichen Deutſchland beſorgte und von Ort zu Ort ziehend, ſeine Bude aufſchlug. Sein Aushängeſchild ſtellte die von einem Teufel gequälten armen Seelen im Feuer dar. Darunter ſtanden die Worte:

Wenn das Geld im Kaſten klingt,
Die arme Seel' aus dem Fegfeuer ſpringt.

Wenn er ſolche Mittel brauchte, mag es keine Verleumdung ſeyn,

was man von den plumpen und gottloſen Witzen erzählt, die er gebraucht habe, um Käufer anzulocken. Im Uebrigen iſt viel auf ſeine Koſten gelogen worden. Er wurde überhaupt nur berühmter als ſeine Collegen, weil er zuerſt angegriffen wurde. Es gab noch genug andere Ablaßkrämer, die es nicht beſſer machten. So der Mönch Iſelin in Schwaben, der eine Feder mit ſich führte, von der er vorgab, ſie ſey aus dem Flügel des Erzengel Michael. Als ihm zu Aldingen dieſe Feder zufällig verbrannte, hieß er die Wirthin eine Hand voll Heu aus dem Stalle holen, und kündigte dem herbeigerufenen Landvolk an, das ſey Heu aus der Krippe des Heilands in Bethlehem und wer es nicht glaube, ſey ein Ketzer. Da kniete die Wirthin ſelber nieder und küßte ihr Heu. In Luthers Tiſchreden heißt es von einem Ablaßkrämer in Gotha, er habe Heu aus der h. Krippe vorgezeigt, als ihm aber ein Schalk das Heu wegſtahl und eine Kohle dafür hinlegte, habe er ſie mit großer Gegenwart des Geiſtes für eine Reliquie aus dem Feuer erklärt, auf welchem der h. Laurentius geröſtet worden ſey. Die Volksſage hat mannigfaltig mit ſolchen Erinnerungen geſpielt, aber es liegt ihnen doch immer die Thatſache eines unverſchämten Ablaßkrams zu Grunde.

Die „römiſche Gnad," wie man den Ablaß ſpöttiſch nannte, war bei den höher Gebildeten in Deutſchland ſchon lange zum Scandal geworden. Der Söldnerhauptmann Jakob von Stein machte ſich öffentlich den Spaß, für ſeine 500 gottloſen Soldaten in Bauſch und Bogen Ablaß um einen Hengſt zu kaufen. Herzog Friedrich von Braunſchweig ärgerte ſich dermaßen über die Geldſchneiderei, daß er dem päpſtlichen Legaten Macinus ſeine volle Kaſſe mit Gewalt wegnahm. Dem alten Kaiſer Max wurde 1510 auf dem Reichstag zu Augsburg eine von Wimpfeling verfaßte Schrift übergeben, die aufs bitterſte klagte, daß Deutſchland ſein gutes Geld, welches es ſelbſt ſo nöthig brauche, an das Ausland verſchwende, deſſen Laſter eher Züchtigung als dieſen Lohn verdienten. Nach der Volksſage ſoll Tetzel ſelbſt von einem brandenburgiſchen Edelmann, der ihm einen Ablaß für einen noch zu begehenden Mord abkaufte, erſchlagen und ſeines Geldkaſtens beraubt worden ſeyn.

Zum richtigen Verſtändniß der nächſtfolgenden Ereigniſſe iſt noch zu bemerken, daß der damalige Reichserzkanzler, Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, ein Markgraf Albrecht von Brandenburg war, welcher dem Papſte für das Pallium oder die Beſtätigung ſeiner Erwählung 30,000 Gulden zahlen mußte, dafür aber die Vergünſtigung erhielt, ſich durch Ablaßverkauf zu entſchädigen. Die päpſtlichen Ablaßkrämer ſollten von allem in ſeinem Sprengel erſchwindelten Gelde die Hälfte an ihn abgeben. Dafür ſollte er aber auch den Ablaßkram in Deutſchland aus allen Kräften ſchützen und fördern. Dieſer Kurfürſt war vorher ſchon Erzbiſchof von Magdeburg geweſen und blieb es und gerade im Sprengel von Magdeburg ſtieß Tetzel mit ſeinem Ablaßkram auf den erſten heftigen Widerſtand. Albrecht war ein Sohn des Brandenburger Kurfürſten Johann und als ein verzogener Prinz ſo in Wollüſten verſunken, daß er ſeine Maitreſſen nicht nur als Madonnen in die Kirchen malen, ſondern auch einmal eine derſelben in einem koſtbaren Reliquienkaſten als eine lebendige Heilige zu Magdeburg in feierlicher Prozeſſion herumtragen ließ.

2.

Doctor Martin Luther.

Kurfürſt Friedrich von Sachſen, zubenannt der Weiſe, hatte im Jahre 1502 die Univerſität Wittenberg an der Elbe gegründet, zu dem Zweck und in dem Geiſt, wie 1477 die Univerſität Tübingen von Eberhard im Bart geſtiftet worden war, nämlich nach dem Beiſpiele der italieniſchen, die Renaiſſance fördernden Univerſitäten, als Anhaltspunkt für die von Kaiſer und Papſt emancipirte Fürſtengewalt. Die Univerſität Paris hatte ſchon viel früher den Königen von Frankreich gegen Kaiſer und Papſt gute Dienſte geleiſtet. Auf den italieniſchen Univerſitäten war als neuer Hebel, um die alte Kirche und das deutſche Reich zu zerrütten, die Renaiſſance hinzu gekommen. Aus Inſtinct oder mit klarem Bewußtſeyn

griffen die Fürſtengeſchlechter, welche nach unabhängiger Territorialhoheit und Souverainetät ſtrebten, nach allem, was die bisherigen höchſten Gewalten des Mittelalters, Kirche und Kaiſerthum, untergrub und zerſtörte. Dazu war aber nichts dienlicher, als die Renaiſſance, die neue Begeiſterung für das claſſiſche Heidenthum. Sie wurde das Panier der neuen, von Fürſten gegründeten Univerſitäten. Die heidniſche, dem bisherigen Chriſtenthum feindſelige Wiſſenſchaft nahm aber, der Kirche und dem frommen Volke gegenüber, noch den Schein eines Eifers für die chriſtliche Wahrheit an, indem es die Philologie unternahm, aus den hebräiſchen und griechiſchen Texten der h. Schrift deren Sinn genauer zu ermitteln, als bisher die Päpſte und ſelbſt die Concilien gethan hatten. Damit war es nur einzelnen Humaniſten rechter Ernſt, die ungeheure Mehrheit kümmerte ſich nicht um die h. Schrift, ſondern nur um die claſſiſchen Dichter und Philoſophen und fiel einer gänzlich heidniſchen Richtung, der Religionsſpötterei, dem Venusdienſt und grober Sinnlichkeit anheim, wetteiferte aber, den Fürſten zu ſchmeicheln und ihrem Trachten nach ſouverainer Gewalt zu dienen.

Friedrich der Weiſe war mit Mainz in Zerwürfniß wegen der benachbarten, noch zu Mainz gehörigen Stadt Erfurt. Auch mißfiel ihm, daß der Brandenburger ſich durch die fetten Erzbisthümer Magdeburg und Mainz vergrößerte. Nun gar noch den Tetzel als Emiſſär des Brandenburgers in ſein Sachſenland kommen und ſeinen Unterthanen das Geld abſchwatzen zu ſehen, war ihm unausſtehlich. Es konnte ihm daher nur ſehr lieb und angenehm ſeyn, wenn von ſeiner Univerſität Wittenberg aus einmal ernſtlich dem Unfug der Ablaßkrämer entgegen getreten wurde.

Damals lebte in Wittenberg der Auguſtinermönch Martin Luther als Doctor und Profeſſor der Theologie, noch ziemlich jung, jedoch angeſehen durch ſeine Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und volksthümliche Beredſamkeit. Er war 1483 zu Eisleben geboren und der Sohn eines armen Bergmanns, verrieth aber frühzeitig ſo viel Geiſt, daß man ihn in die Schule that. Er widmete ſich anfangs der Rechtswiſſenſchaft in Erfurt, als ihm aber ſein liebſter

Freund auf einem Spaziergange dicht an seiner Seite vom Blitz erschlagen wurde, weihte er sich ganz der Kirche und wurde Augustinermönch. Die Mönche dieses Ordens hielten streng an den Grundsätzen des h. Kirchenvaters Augustinus und ließen sich vom Strome des Kirchenverderbens nicht fortreißen, sondern eiferten vielmehr dagegen. So Andreas Proles, Provinzial der Augustiner in Magdeburg, der auf dem Concil in Pisa schwere Anklagen gegen die Kirchenverderber erhoben hatte und dafür vom Papst in den Bann gethan, aber von den Magdeburgern geschützt worden war. Luther lernte ihn kennen und sicher hat der greise Provinzial tief auf ihn eingewirkt. Im J. 1509 machte Luther eine Reise nach Rom und lernte dort mancherlei Ausartung mit eigenen Augen kennen. Im J. 1516 gab er die „deutsche Theologie" mit einer Vorrede heraus, ein von einem deutschen Ordensritter in Frankfurt am Main geschriebenes Buch, in welchem der einfache, sittenstrenge und seelenvolle Ton der besseren Mystiker, des Thomas a Kempis und Tauler vorklingt. Dieser Richtung war Luther zugethan und nicht der lüderlichen Richtung der Humanisten. Im Studium der h. Schrift, der Kirchenväter und sonderlich des h. Augustinus vertieft, wollte er den Glauben der Kirche nicht zerstören, sondern nur tiefer begründen und rang im heißen Kampf und Gebet mit den mancherlei Zweifeln, welche die neue Wissenschaft aufgeworfen hatte, als ein Mönch im wahren mittelalterlichen Sinne, ganz in tief romantische Mystik versunken, gothisch durch und durch und himmelfern von der akademischen Classicität Leos X. Wenn man nachher so oft gesagt hat und noch sagt, Luther habe das Mittelalter begraben und die Kirche zerstört, um das Zeitalter des glaubenslosen Verstandes, der weltlichen Fürstengewalt und Bureaukratie und einer neuen heidnischen Bildung herauf zu führen, so verhielt sich die Sache eigentlich umgekehrt. Luther befand sich auf dem altkirchlichen und gothischen Standpunkt, Leo X. dagegen auf dem der modernen Renaissance. Man muß daher seine ursprüngliche Gesinnung und Absicht scharf von dem unterscheiden, was andere Leute und was die Zeitumstände aus dem Reformationswerk Luthers gemacht haben.

Luther war eine heftige Natur. Wie er den Zweifel, den Teufel in ſich ſelbſt in gewaltigem Ringen zu überwältigen ſuchte, und immer innerlich kämpfte, ſo ſchlug er auch nach außen um ſich und griff die herrſchenden Meinungen an, die nach ſeiner Anſicht falſch und verderblich waren. Allen Irrthum führte er auf des Menſchen angebliche Eigenmacht zurück. Schon 1515 gerieth er in lebhaften Streit mit den Dominicanern, die dem freien Willen zu viel Raum ließen, und vertheidigte damals ſchon den Satz, daß ohne göttliche Gnade und ohne Gefangenſchaft im Glauben aus eigener Kraft durch freien Willen oder gute Werke kein Heil zu erlangen ſey. Aus dieſer ſeiner Grundanſicht folgte dann auch, daß Gottes Wort in der heiligen Schrift die einzige Quelle des Glaubens ſey, und daß jede kirchliche Satzung, die damit nicht übereinſtimme, der menſchlichen Eigenmacht und Willkür entſprungen und deshalb verwerflich ſey.

In den Tagen, in denen Tetzel das Tagesgeſpräch und alles gegen ihn voll Ingrimm war, ja der Landesherr ſelbſt und ſeine Räthe den Unfug des Ablaßkrams offen mißbilligten, ſchlug Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theſes oder Lehrſätze gegen den Ablaß an, am 31. October 1517. Das Anſchlagen von Theſen war etwas ſehr Gewöhnliches auf den Univerſitäten. Irgend ein Doctor ſtellte eine Behauptung auf und forderte die andern heraus, ihn zu widerlegen. Luthers Theſen aber erregten ein außerordentliches Aufſehen, weil ſie in die Tagesfrage eingriffen und gegen die Autorität des Papſtes gerichtet waren, von dem der Ablaß ausging. Unter den damaligen Umſtänden gehörte wohl nicht viel Muth dazu, etwas auszuſprechen, was längſt alle meinten, und von dem der Landesherr ſelbſt wünſchen mußte, daß es ausgeſprochen würde. Allein es iſt nicht erlaubt, den Muth Luthers zu unterſchätzen. Hatte ja auch Huß die Gunſt ſeines Landesherrn genoſſen und war doch das Opfer geworden. Die Politik der Fürſten hing nach dem Winde und nährte heute, was ſie morgen verzehrte. Luther handelte immerhin mit Muth, aus Ueberzeugung und auf eigene Gefahr. Seine Theſen beſagten: Vergebung der Sünden erlange man nicht

um Geld, ſondern nur durch wahre Reue und Buße, auch könne der Papſt nur zeitliche Kirchenſtrafen erlaſſen, über die Seelen nach dem Tode ſtehe ihm keine Befugniß mehr zu. Damit traf er, wie man zu ſagen pflegt, den Nagel auf den Kopf. Daſſelbe hatten andere längſt gedacht. Alles freute ſich, daß es einmal einer offen ſagte. Alles pries den kühnen und wahrheitsliebenden Luther und ſeine Theſen flogen in unzähligen Abſchriften und Abdrücken durch ganz Deutſchland. Vom Kurfürſten Friedrich dem Weiſen wird erzählt, er habe auf ſeinem Schloſſe Schweinitz in der Nacht auf Allerheiligen, alſo in der Nacht, die unmittelbar auf den 31. October folgte, einen Traum gehabt, worin er die durch den Mönch an der Schloßkirche angeſchriebenen Theſen in ſo großer Schrift erblickte, daß er ſie aus ſolcher Ferne deutlich leſen konnte; die Feder aber, womit der Mönch ſchrieb, wuchs zu ſo ungeheurer Länge, daß ſie bis nach Rom reichte und dem Papſt an die dreifache Krone ſtieß. Luther hatte am ſächſiſchen Hofe einen ſehr einflußreichen Gönner an Spalatin, dem geheimen Rath und Sekretär des Kurfürſten. Auch Staupitz, der Decan der theologiſchen Fakultät in Wittenberg, war ihm ſehr gewogen.

Durch den unerwarteten Angriff auf den elenden Tetzel wurde aber nicht blos das Anſehen des Papſtes, der ihn beauftragt hatte, ſondern auch das des Mainzer Kurfürſten bedroht, der bei dem Ablaßgeſchäft mitbetheiligt war. Tetzel ſäumte daher nicht, Hülfe zu ſuchen und fand bald rüſtige Vertheidiger gegen Luther. Zuerſt an dem gelehrten Wimpina in Frankfurt an der Oder. Derſelbe hieß eigentlich Koch, aber die Unſitte, ſich lateiniſche, griechiſche oder ſonſt fremdartige und vornehm tönende Namen zu geben, war ſchon auf den deutſchen Univerſitäten eingeriſſen. Auch Hochſtraaten, Reuchlins alter Feind, ſchrieb gegen Luther, und der gelehrte Ingolſtädter Johann Eck. Sie alle ſahen in Luthers Auftreten eine offene Rebellion gegen die kirchliche Autorität und eine Wiederkehr der huſſitiſchen Ketzerei. In Rom ſelbſt ſchrieb Prierio gegen Luther und machte einen Prozeß gegen ihn anhängig und der Cardinal Thomas von Gaeta (Cajetanus), General des Dominicanerordens, dem Tetzel

angehörte, wurde mit der Untersuchung beauftragt und Luther nach Rom citirt. Aus Rücksicht auf den Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen gab indeß der Papst nach, daß die Sache in Augsburg untersucht werde und Cajetan ging deshalb nach Deutschland. Luther hatte unterdeß die Schriften seiner Gegner rasch und mit Feuer beantwortet und die öffentliche Meinung, die Studenten und was noch wichtiger war, den sächsischen Kurfürsten für sich.

Der alte Kaiser Max hatte gerade einen Reichstags in Augsburg eröffnet, 1518. Der große Anwachs der türkischen Macht ließ ihn, unter Beistimmung des Papstes, ein allgemeines Aufgebot gegen den Halbmond rüsten. Außerdem lag ihm viel daran, die Reichsfürsten dahin zu bringen, daß sie seinen Enkel Karl, Sohn des schönen Philipp, zum deutschen König wählen möchten. Er mußte demnach die Reichsfürsten bitten und hing von ihrem guten Willen ab. Sie waren aber der Türkensteuer sehr abgeneigt und es erhoben sich Stimmen genug, welche geradezu behaupteten, der Papst behalte alle Summen, die angeblich zum Türkenkriege gesammelt werden, in seiner Tasche. Eine Flugschrift ging damals schon so weit zu sagen, die wahren Türken, die man bekämpfen solle, sitzen in Italien. Auch die Wahl des römischen Königs stieß auf Hindernisse. Max selbst, sagt man, sey ja noch nicht zum Kaiser gekrönt. Friedrich der Weise war einer der Hauptopponenten, weil Max bisher das Haus Zollern in Brandenburg mehr begünstigt hatte, als das Haus Wettin in Sachsen. Friedrich hatte aber anderweitige Verbindungen und Verwandtschaften unter den deutschen Fürsten und war damals in hohem Grade populär. Max mußte ihn daher für sich zu gewinnen suchen und diese Rücksicht vereitelte zunächst jede Bemühung der Brandenburger und selbst des päpstlichen Untersuchungsrichters, streng mit Luther zu verfahren. Max selbst sagte auf dem Reichstag zu Friedrich, man müsse diesen Luther aufsparen, denn man wisse nicht, wozu man ihn noch werde brauchen können. Dies war im Sinne der kaiserlichen, altghibellinischen Politik gesprochen. Unter diesen Umständen war keine Rede mehr davon, daß Luther gefährdet wurde. Der Cardinal verlangte zwar

von ihm in Augsburg unbedingten Widerruf, Luther aber weigerte ſich deſſen. „Ich will mit dieſer Beſtie nicht länger reden, ſagte der Cardinal, er hat tiefe Augen und wunderbare Gedanken.“ Er wollte ihn verhaften laſſen, Luther aber wurde durch ſeine guten Freunde entfernt. Der arme Cardinal hatte den Aerger zu ſehen, daß alles gegen ihn war. Auf dem Reichstage ſelbſt hatten die Fürſten gewetteifert, Klagen über Rom zu führen.

Der gute alte Kaiſer Max kehrte, da er in Augsburg nichts ausgerichtet hatte, im Winter nach Tirol heim. Aber als er nach Innspruck kam, ließen ihn die Bürger nicht ein, weil er ein ſchlechter Zahler war und ſie ihn und ſein Gefolge nicht wieder umſonſt beköſtigen wollten. Da mußte er die ganze Nacht auf offener Straße im Wagen zubringen, erkältete ſich und mußte, indem er zornig nach Wien reiſen wollte, unterwegs in Wels liegen bleiben, wo er ſtarb, 12. Januar 1519. Doch hat man ihm in ſeinem geliebten Innspruck ein prachtvolles Grabmal im früheſten, noch halbromantiſchen Renaiſſanceſtyl errichtet.

3.

Karl V.

Die deutſchen Fürſten befanden ſich nach dem Hintritt Maximilians in einer ungemein günſtigen Lage, begriffen das auch vollkommen und verſtändigten ſich dahin, dieſelbe auszubeuten, was ſie auch ſonſt noch immer unter einander ſelbſt zu ſtreiten hatten. Nur ſie hatten den neuen deutſchen Kaiſer zu wählen, bei ihnen mußte man um die Krone bitten, werben und feilſchen.

Mit gutem Bedacht waren ſie auf den Wunſch des alten Max noch nicht eingegangen. Wollte deſſen Enkel Karl von ihnen gewählt ſeyn, ſo ſollte er erſt ſelber kommen und die Bedingungen, die ſie ihm ſtellten, annehmen. Zwingen konnte er ſie nicht, trotzen konnte er ihnen nicht, denn in Spanien war man mit ihm unzufrieden und ein Bund der Städte dort gegen ihn geſchloſſen. In Oeſterreich

drohte ſtets der übermächtige Türke einzubrechen. Böhmen und Ungarn hatten noch einen polniſchen König. In den Niederlanden und in Italien war Karl durch die Franzoſen bedroht. Er mußte alſo ziemlich kleinlaut vor die deutſchen Fürſten treten, er bedurfte ihrer Gunſt mehr, als ſie der ſeinigen. Da ſich nun auch der König von Frankreich, Franz I., eifrig um die deutſche Krone bewarb, konnten die Fürſten einen durch den andern im Schach halten und ihre Forderungen deſto höher ſchrauben. Franz hatte in Italien die Oberhand erhalten und bot jetzt für die deutſche Krone jedem der vier weltlichen Kurfürſten 200,000 Kronen und noch für die Zukunft einen Jahrgehalt von 100,000 Franken, jedem geiſtlichen Kurfürſten die Hälfte, und nahm Franz von Sickingen in ſeinen Sold, um durch ihn die Kaiſerwahl in Frankfurt überwachen zu laſſen. Allein er betrog ſich. Nicht nur Sickingen ließ ihn im Stich, auch die deutſchen Fürſten mochten keinen Franzoſen zum Oberherrn.

Der erſt zwanzigjährige Karl kam aus Spanien in die Niederlande zurück und beſuchte unterwegs Heinrich VIII. in England, den er durch große Devotion und durch Verſprechungen gewann. Zwar kam gleich darauf Heinrich mit Franz I. bei Guiars im ſog. Lager von Goldbrocat (camp du drap d'or) unter prächtigen Zelten zuſammen und ließ ſich auch mit ihm in ein politiſches Verſtändniß gegen den Habsburger ein, Karl aber eilte noch einmal zu ihm nach Calais und ſtimmte ihn wieder um. In der That konnte es dem König von England nicht Ernſt ſeyn, ſich mit Frankreich gegen Deutſchland zu verbinden, denn Frankreich iſt immer Englands gefährlichſter Feind. Der junge Karl bewährte ſich hier viel einſichtsvoller als in Spanien. Auch in Deutſchland benahm er ſich außerordentlich fein und klug und bewies, daß er in Margarethens Schule zu Brüſſel etwas gelernt hatte. Durch die ungeheuren Geldmittel des Handelshauſes Fugger in Augsburg unterſtützt, konnten ſeine Geſandten und Agenten überall die politiſchen Argumente ihres Herrn mit klingender Münze unterſtützen. Für die Geldopfer aber, die ſie dem Hauſe Habsburg brachten, entſchädigten ſich die Fugger wieder reichlich durch die Bergwerksmonopole, die ſie ſich in Amerika, ſpäter auch in Ungarn

geben ließen. Franz von Sickingen, von Karl beſſer bezahlt, brach ſeine Verbindung mit Franz ab und wurde bei der Kaiſerwahl dem erſtern ſehr nützlich. Den Ausſchlag gaben aber eigentlich die Schweizer. Der lüderliche Herzog Ulrich von Württemberg hatte damals einen Krieg herbeigeführt. Seine Gemahlin Sabina, Schweſter des Herzog Wilhelm von Bayern, ſelbſt eine heftige und leichtſinnige Dame, lebte mit ihm in beſtändigem Zank. Sie ſchimpfte ihn, er ſchlug ſie. Er buhlte mit der Frau ſeines Hofbeamten Hans von Hutten, Sabina dagegen mit dieſem Hutten. Ulrich brachte den Hutten auf einer Jagdpartie ums Leben. Die Reichsritterſchaft in Schwaben und Franken nahm ſich Huttens als ihres Mitglieds an*) und Kaiſer Max that ihn in die Acht. Aus dieſer löste ſich Ulrich durch Unterwürfigkeit und ſollte ſechs Jahre lang die Regierung meiden, brach aber den Vertrag und regierte faſt toller als je. Mehrere ſeiner Gegner ließ er martervoll hinrichten. Als er aber auch die Reichsſtadt Reutlingen angriff, deren Bürger den Mord eines der Ihrigen durch den Mord eines württembergiſchen Vogtes gerächt hatten, rüſtete der ſchwäbiſche Bund unter der Führung des bayriſchen Herzog Wilhelm, zu dem ſeine Schweſter Sabine geflüchtet war. Ulrich, im eigenen Lande verhaßt, warf ſich Frankreich in die Arme, empfing franzöſiſches Geld und warb 17,000 Schweizer, die in Verbindung mit den Franzoſen, zumal wenn Sickingen nicht ſchon von dieſen wäre abgefallen geweſen, Karls Kaiſerwahl wohl hätten vereiteln können. Karl aber wußte durch Beſtechung der Machthaber in der Schweiz und durch gute politiſche Gründe den Zuzug der Schweizer zu verhindern. Wird euch König Franz, wenn ihr ihm zur deutſchen Krone verhelft und er Frankreich, Italien und Deutſchland beſitzt, noch fürchten? euch noch Geld geben? euch die Verträge halten? ließ er die Tagſatzung in Zürich fragen und man zollte ihm Beifall. Die

*) Ulrich von Hutten, ein Vetter des Hans, ſchrieb eine wüthende Schrift gegen den Herzog, aber nur, um ſich ſelbſt dadurch einen Ruhm zu machen und mit ſeiner eignen Familie wieder zu verſöhnen, denn die Hutten hatten ihn als einen erzlüderlichen und unverbeſſerlichen Jüngling von ſich ausgeſtoßen. Seine Liebe zu dem ermordeten Vetter war rein erlogen.

Schweizer kamen nicht und Ulrich mußte nach Mömpelgard flüchten, 1519. Das Herzogthum Württemberg wurde vom Kaiſer eingezogen und ſeinem Bruder Ferdinand gegeben, Ulrichs junger Sohn Chriſtoph übergangen und an Ferdinands Hofe in anſtändiger Haft zurückbehalten.

König Franz hatte noch einen franzöſiſchen Parteigänger in Deutſchland geworben, den Herzog Heinrich von Braunſchweig-Lüneburg, der mit franzöſiſchem Gelde Söldner warb und aus Anlaß einer Erhebung des Adels gegen den tyranniſchen Biſchof Johann von Hildesheim, den er ſchützte, ſeinen Vetter Erich von Braunſchweig-Calenberg, den der Adel ſchützte, befehdete und auf der Sollauer Haide ſchlug und gefangen nahm, jedoch zu ſpät für Frankreich, denn an demſelben Tage, dem 28. Juni 1519, wurde Karl bereits von den deutſchen Kurfürſten zu Frankfurt am Main zum Kaiſer gewählt.

Die Kurfürſten handelten mit viel Bedacht, indem ſie einig blieben. Friedrich der Weiſe war nach Maximilians Tode Reichsverweſer geworden und alle Geſchäfte lagen in ſeiner Hand. Der Papſt fand für nöthig, ihm „die goldene Roſe“ zu ſchicken, eine Auszeichnung, die er nur den vornehmſten, um die Kirche beſonders verdienten Fürſten zu ertheilen pflegte. Die deutſchen Fürſten dachten ſelbſt daran, Friedrich den Weiſen zum Kaiſer zu wählen, oder nahmen wenigſtens den Schein davon an, um den Preis der Krone für Karl höher zu ſteigern. Friedrich ſelbſt war zu klug, um nach einer Ehre zu ſtreben, die zu behaupten die Macht des Hauſes Wettin doch nicht ausreichte. Er unterſtützte daher die Wahl Karls, der ſich jedoch zu harten Bedingungen verpflichten mußte. Der künftige Kaiſer ſollte keinem Fremden ein Amt in Deutſchland geben, die Verhandlungen nur in deutſcher Sprache führen, das Reichsregiment nicht ohne die Kurfürſten führen, keinen Krieg anfangen ohne Zuſtimmung der Kurfürſten, keinen Reichstag, keine Steuer ausſchreiben ohne die Kurfürſten, endlich dem Reiche nichts abführen und auch alles, was er etwa mit deutſchen Waffen noch erwerben würde, auch beim deutſchen Reiche belaſſen. Dem allen unterzog ſich Karl und wurde nun auch einſtimmig von allen geiſtlichen und weltlichen Kurfürſten zum

Kaiſer gewählt. Der Franzoſe, der es ſich doch ſo viel Geld hatte koſten laſſen, bekam nicht eine Stimme.

Der neue Kaiſer Karl V. war von ſeiner trübſinnigen Mutter in Gent auf dem Abtritt geboren worden und ſollte doch der mächtigſte Herrſcher auf Erden werden, denn er beſaß außer der deutſchen Kaiſerkrone und den habsburgiſchen Erbländern im deutſchen Reiche und Burgund noch Spanien und die Colonien in Amerika, endlich Neapel und Sicilien. Die Sonne ging in ſeinem Reiche nie unter, und ſein Wahlſpruch war: plus ultra. Indeß war er weniger darauf bedacht, noch mehr zu erwerben, als das zu erhalten, was er ſchon beſaß. Nicht Thatendrang und Ehrgeiz leiteten ihn, ſondern lediglich diplomatiſche Klugheit, für die er ein angeborenes Talent beſaß. Er war kein ſog. großer Mann, aber ein feiner Kopf und eine vornehme Natur. Er ſah auf die Leidenſchaften ſeiner Zeit mit kalter Ruhe, auf die Roheit der Deutſchen mit einer geheimen Verachtung, jedoch mit geduldiger Ergebung in das Unvermeidliche herab, aber er war ſo ausſchließlich vom Intereſſe ſeines Hauſes eingenommen, daß er für etwas Anderes, für allgemeine Ideen und Intereſſen keinen Sinn hatte, und das gab ſeinem ſonſt immer hoch und edel gehaltenen Weſen doch etwas Kleinliches. Die Kirche, um die es ſich zu ſeiner Zeit vor allem handelte, war ihm nur Mittel zum Zweck. Indem er ihr äußerlich alle gebührende Achtung zollte, unterdrückte er doch im Intereſſe ſeiner weltlichen Macht die geiſtliche des Papſtes mit Hülfe der lutheriſchen Bewegung, und hielt hinwiederum die deutſche Oppoſition und Frankreich im Zaum mit Hülfe des Papſtes.

Dieſes Schaukelſyſtem kam nun der Reformation Luthers inſofern weſentlich zu Statten, als der Kaiſer ſich zwar niemals ernſtlich oder auf die Dauer für Luther entſchied, ihn aber wiederholt ſchonte, die Strafen des Papſtes von ihm abwandte und ſeine Partei erſtarken ließ, um ſich derſelben als einer politiſchen Macht in ſeinen Differenzen mit dem Papſt, mit Frankreich und mit den katholiſch gebliebenen Fürſten in Deutſchland ſelbſt zu bedienen.

4.

Luther im Bann.

Da die Kaiſerwahl einen ſo friedlichen Ausgang nahm und Karl noch in ſeinen italieniſchen Angelegenheiten und in ſeinem Kampf mit Frankreich des Papſtes bedurfte, kam man überein, den lärmmachenden Mönch in Wittenberg zwar zu ſchonen, ihm aber Stillſchweigen aufzulegen. Der päpſtliche Legat, der dem Kurfürſten Friedrich die goldene Roſe überbracht hatte, ein geborener Sachſe aus dem Geſchlecht der Miltitz, übernahm es, in einem Geſpräch zu Altenburg den hitzigen Luther zu beſchwichtigen und dieſer, der in der That noch gar nicht daran dachte, ſich von der Kirche zu trennen, gelobte, ſich ruhig zu verhalten unter der Bedingung, daß man auch ihn in Ruhe laſſe und ſeine Lehrmeinungen nicht aufs neue angreife.

Das war nun aber der kitzliche Punkt. Wie hätten Doctoren und Profeſſoren ſchweigen können! Man hatte den unglücklichen Gedanken, wenigſtens dem gehäſſigen Federkriege durch ein Religionsgeſpräch ein Ende zu machen. Aber jedes perſönliche Gegenübertreten mußte nur die Rechthaberei reizen und die Gegenſätze in den Principien noch mehr ſchärfen. Der Ablaß konnte nicht verworfen werden, ohne die Autorität des Papſtes anzutaſten. Die Schrift konnte nicht alleinige Glaubensquelle werden, ohne daß damit die kirchliche Tradition und die Autorität wie der Päpſte, ſo auch der Concilien gefährdet war. Luther fürchtete, wenn er nachgäbe, würde die ſo nothwendige und von den Völkern längſt geforderte Reformation niemals zu Stande kommen, die Anhänger des Papſtes aber fürchteten eben ſo ſehr, wenn ſie nachgäben, würde des Einreißens und Umwerfens im Namen einer willkürlichen Schriftauslegung kein Ende ſeyn. Keine Partei traute der andern, deshalb blieb jedes wohlmeinende Verſtändniß unmöglich.

Das Religionsgeſpräch wurde im Juni 1519 in Leipzig gehalten, zur Zeit der Kaiſerwahl. Neben Luther machte ſich damals ſchon

ſein milderer und ſehr gelehrter junger Freund Philipp Melanchthon (Schwarzerde) aus Bretten in der Pfalz und der fanatiſche Karlſtadt bemerklich. Auf der andern Seite trat Johann Mayer von Eck aus Ingolſtadt, ein rieſenhafter, grundgelehrter und mit ſeltener Macht der Rede ausgeſtatteter Mann nur mit zu viel Selbſtbewußtſeyn auf, wollte alle Gegner niederdonnern und vertrieb ſie wirklich, ſo daß er den Schein des Sieges behauptete; allein das Geſpräch wurde eine Niederlage für die Kirche, weil es Luther berechtigte, den gegen Miltitz eingegangenen Vertrag zu brechen. Die Folge der Leipziger Beſprechung war nur wieder eine Sündfluth von Flugſchriften, in denen gegenſeitiger Haß jede Verſöhnung unmöglich machte. Hätte der Papſt ſelbſt oder hätte ein Concilium ehrlich anerkannt, Luther ſey in Bezug auf den Ablaßkram im Recht und ſtehe damit auf gutem kirchlichen Boden, ſo hätte auch Luther anerkannt, es zieme ihm nicht, in erſter blinder Hitze umzuwerfen, was fünfzehn Jahrhunderte mühſam gebaut hatten, es zieme ihm nicht, als ein neuer infallibler Papſt den Chriſten ein zweifelhaftes Dogma mit Gewalt aufdrängen zu wollen, es zieme ihm nicht, die dem Volk heiligen Sakramente tumultuariſch zu verwerfen ꝛc. Gewiß wäre das Schlimmſte nicht erfolgt, wenn Luther nicht durch die Nichtanerkennung deſſen, worin er Recht hatte, tief erbittert worden wäre. Jetzt kannte ſein Zorn auch keine Schranke mehr und es fehlte nicht an Hetzern, die Oel in ſein Feuer goſſen.

Unter dieſen Hetzern drängte ſich Ulrich von Hutten hervor; derſelbe beneidete ſogar den großen Ruhm Luthers. Ein böſer Junge von Jugend auf und von dem mal de Naples zerfreſſen, nahm er, der bisher ganz in die claſſiſche Lüderlichkeit der Humaniſten verſunken geweſen und wohl nie einmal ernſtlich gebetet hatte, den Ruhm eines religiöſen Sittenpredigers und Reformators in Anſpruch. Luther wollte nichts von dem eiteln und gefährlichen Geſellen wiſſen und hielt ſich ihn immer vom Leibe, allein er wies doch im Allgemeinen den Beiſtand nicht zurück, den ihm einerſeits die Humaniſten auf den Univerſitäten, andrerſeits die aufgeregte Ritterſchaft in Franken und Schwaben darbot, und er ging eine kurze Zeit auf die phantaſtiſchen Ideen ein, die vor und nach der Wahl Karls V. in Umſchwung waren. Viele gute Deutſche

hofften nämlich, der neue mächtige Kaiſer werde mit mehr Energie, als einſt Sigmund auf dem Conſtanzer Concil, die deutſche Reformation in die Hand nehmen und wenn er die Kirche von ihren alten Uebeln gereinigt und den deutſchen Forderungen gerecht gemacht habe, werde er auch der heilloſen Oligarchie der Reichsfürſten ein Ende machen. Am meiſten ſah ſich der Adel durch die moderne Fürſtenwirthſchaft bedroht. Daher die Aufregung in der hildesheimiſchen Stiftsfehde und die Rüſtungen Sickingens. Dieſer Adelspartei diente Hutten mit ſeiner Feder, gewandt, oft witzig und geiſtvoll, immer aber zu hitzig, unvorſichtig und mit einer unerträglich aufdringlichen Selbſtüberſchätzung. Während aber Hutten immer mit Revolution drohte, blieb Luther auf dem geſetzlichen Wege und ſchrieb an den jungen Kaiſer und eine beſondere Schrift für den Adel der deutſchen Nation, worin er bereits die moderne Staatskirche in ihren Grundzügen entwickelt, in der Art, daß die höchſte Gewalt nicht mehr beim Papſte, ſondern beim Kaiſer ſeyn und daß jede Nation ihre unabhängige, nur das Staatsgebiet umfaſſende und vom Staat geſchützte und beaufſichtigte Kirche haben ſolle. Großes Gewicht legt Luther jetzt zum erſtenmal auf die griechiſche Kirche, die ſchon eine von der römiſchen unabhängige Nationalkirche ſey, und auf die Huſſiten, deren Meiſter Huß im Grunde nichts anderes gelehrt habe, als was auch er lehre, nämlich was die h. Schrift verlange.

Es mag ſeyn, daß Luther im Augenblick und ſo lange er den jungen Kaiſer noch nicht durchſchaute, im aufgeregten Adel und im Kaiſer eine Stütze geſucht hat, falls es dem ſchwachen Miltitz gelingen ſollte, den Kurfürſten Friedrich von ihm abzuziehen. Gewiß aber iſt, daß ſich Luther ſehr bald ſowohl von der Abgeneigtheit des Kaiſers, auf ſeine Ideen einzugehen, als von der Gefährlichkeit jeder engeren Verbindung mit dem empörten Adel überzeugte und daß man ihn anderſeits des kurfürſtlichen Schutzes verſichert hat. Nur einmal hat Luther dem ihm ſehr feindſeligen Kurfürſten Albrecht von Mainz gedroht, „er werde ſeinen Geiſt mit Hutten verbinden", er wollte damit aber auch nur drohen. Hutten quälte ihn mit Warnungen, die Papiſten wollten ihn vergiften, ein „unſichtbarer Doctor" werde

ſich bei ihm einſchleichen ꝛc. Luther war klug genug, ſich vor dieſem Hutten ſelbſt, mehr als vor dem unſichtbaren Doctor, vorzuſehen und ſeine Correſpondenz mit Hutten dem Spalatin zur Kenntnißnahme des Kurfürſten, ſeines Landesherrn, vorzulegen. Andrerſeits rühmte er ſich wieder in einem Briefe an Spalatin, daß er aus Rückſicht für den Kurfürſten vieles nicht ſchreibe, was wohl großen Beifall (bei der Volkspartei) finden würde. Wenn er einmal ſchrieb „Sickingen habe ihn von der Menſchenfurcht befreit," ſo iſt auch dieſe Aeußerung nicht ſo zu verſtehen, als habe er mit Sickingen je gemeine Sache machen wollen. Er gelangte nur zu tieferer und klarerer Einſicht in die politiſchen Parteiſtellungen und hatte praktiſchen Verſtand genug, durch Benutzung der einen gegen die andern ſeine eigene Stellung zu verſtärken. Nie hat er ſich der politiſchen Revolution, weder des Adels, noch der Bauern anvertraut, immer blieb er im engſten Verſtändniß mit Spalatin und der Cabinetspolitik Friedrichs des Weiſen. Das und nichts andres iſt die Wahrheit in dieſer oft ſehr falſch gedeuteten Stellung Luthers zur rebelliſchen Ritterſchaft.

Auch die beiden Brandſchriften, die Luther damals gegen die Kirche ſchleuderte, „von der Freiheit der Chriſtenmenſchen," worin er den Werth der Prieſterweihe leugnet und ein allgemeines Prieſterthum lehrt, und die „von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche," worin er die ganze Hierarchie und im Dogma und Cultus der alten Kirche alles verwarf, das nicht in der heiligen Schrift ſtehe, hatten nur die Staatskirche zum Zweck, wollten nur die äußere Gewalt dem Papſt und den Biſchöfen entreißen und den Landesfürſten zuweiſen. Genau damit hängt auch die Schrift Luthers „von weltlicher Obrigkeit wie weit man ihr Gehorſam ſchuldig ſey?" vom Jahre 1523 zuſammen. Darin wird einfach geſagt, den Fürſten, die ihren Arm dem Papismus leihen, ſolle man nicht, denen aber, die ihn dem Evangelium leihen, ſolle man gehorchen. In einer ſo revolutionsſüchtigen Zeit war dieſe Mahnung wichtig genug und der Kurfürſt von Sachſen hat ſie gewiß ſeinem Luther beſtens verdankt, wenn er ſie nicht überhaupt bei ihm beſtellt hatte. Dieſe Flugſchrift enthielt Luthers ganzes Programm: Krieg gegen die Hierarchie zum alleinigen

Nutzen der Fürſten. Die Revolution gegen die katholiſchen Fürſten iſt erlaubt, aber nur zum Beſten der lutheriſchen. Dieſe allein ſollen das Erbe behalten!

Nun zögerte aber auch der Papſt nicht länger, den Wittenberger Doctor als den gefährlichſten Ketzer in den Bann zu thun. Cardinal Aleander brachte die Bannbulle nach Deutſchland, wurde aber faſt überall ſchlecht empfangen und kam zuweilen ſogar in Gefahr, ſo ſehr war die öffentliche Meinung für Luther eingenommen. Auch war Aleander ein getaufter Jude und von einer unausſtehlichen Anmaßlichkeit, ſo daß Luther, ohne ihn im geringſten zu fürchten, ja ſogar ohne grob gegen ihn zu werden, die Lacher auf ſeine Seite brachte, indem er nur ſeine Schwächen herausfand und mit feiner Ironie verſpottete. Wo dachte der Papſt hin, daß er keinen würdigeren Mann aufzutreiben wußte, um die alte Kirche gegen Luther zu vertheidigen? Als man in Mainz und Löwen die Bannbulle verkündete und Luthers Schriften auf offenem Markte verbrannte, nahm Luther davon Anlaß, dem Papſte einen Beweis zu geben, daß er ihn nicht fürchte, ja ſich ihm an Macht und Anſehen gleichſtelle. Als die Bulle in Wittenberg ankam, rief er Lehrer und Studenten am 11. December 1520 vor das Elſterthor, ließ einen Kreis bilden, ein Feuer anmachen und überlieferte die päpſtliche Bulle ſammt den canoniſchen Rechtsbüchern den Flammen. Der ſächſiſche Kurfürſt nahm daran gar keinen Anſtoß, ſondern beſchwerte ſich auch noch gegen Aleander, daß derſelbe die Bulle in ſeinem Lande verkündet habe, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu fragen. Man erkennt daraus, wie genau die in Luthers Schrift von der babyloniſchen Gefangenſchaft dargelegte ſtaatskirchliche Theorie mit der kurfürſtlichen Politik zuſammenhing.

Die ſtaatskirchliche Theorie ſollte in Sachſen früher zur Praxis übergehen, als Luther ſelbſt wollte. Denn nicht er, ſondern Karlſtadt ſchlug die erſte Breche in die äußern Kirchengebräuche, indem er ſchon am Chriſttag 1520 das Abendmahl öffentlich unter beiderlei Geſtalt austheilte. Cardinal Aleander bemerkte in Deutſchland eine auffallende Hinneigung der Juriſten und fürſtlichen Räthe zur Re-

formation und klagte darüber beim Papſte. Das canoniſche Recht wolle man nicht mehr gelten laſſen, nur das weltliche. In den juriſtiſchen Facultäten auf den Univerſitäten herrſchte mit dem Corpus Juris auch die altrömiſche Tendenz zum Imperialismus oder der unumſchränkten Fürſtengewalt vor. Nichts war natürlicher, als daß die deutſchen Fürſten, welche ſouverain werden wollten, ihre treu ergebenen Juriſten ſo gut fanden, wie die Mediceer in Florenz und die Valois in Paris. Juriſtiſch gebildete Kanzler, Räthe, Richter und Amtleute begannen jetzt eine große Rolle zu ſpielen und ihr Vortheil war es, die Kirche unter den Staat hinab zu drücken, ſich alſo der Reformation und des armen Luther als Mittel zum Zwecke der dynaſtiſchen Politik und weltlichen Beamtenwirthſchaft zu bedienen. Dieſen Sinn hatte die Verbrennung der canoniſchen Rechtsbücher.

5.

Der Wormſer Reichstag.

Karl V. konnte erſt 1521 nach Deutſchland kommen, fand aber durch ſeine geſchickten Agenten alles wohl vorbereitet und war durch die einſtimmige Wahl der Deutſchen, die auf ihn gefallen war, freudig erregt, denn die deutſche Kaiſerkrone war doch der Pol, von dem alle Meridiane ſeiner Wirkſamkeit ausgehen mußten, wenn ſie in einer ſtarken Mitte zuſammen gehalten ſeyn ſollten, da Burgund, Spanien, Neapel und Oeſterreich gar weit aus einander lagen. Nur der Glanz der Kaiſerkrone überſtrahlte gleichförmig alle dieſe entlegenen Länder. Je größeren Werth er nun aber auf dieſe ſchöne Krone legte, um ſo dankbarer mußte er ſich den Fürſten bezeigen, aus deren Händen er ſie empfangen hatte, und je mehr Feinde und Neider ihm ſein reicher Beſitz erweckte, um ſo mehr mußte er ſeine deutſchen Wähler ſchonen und immer bei guter Laune zu erhalten ſuchen, um ſich auf ſie ſtützen zu können. Frankreich war ſein Hauptfeind, durch den nicht nur der türkiſche Sultan gegen ihn in die Waffen gerufen, ſondern auch der Papſt gegen ihn aufgereizt

wurde. Gegen alle dieſe Feinde konnte Karl nur bei den deutſchen Fürſten Hülfe finden, die er daher ſchonen und denen er ſchmeicheln mußte. Hatte er ſich ihre Wahlcapitulation gefallen laſſen, ſo blieb es auch ſeine Politik, nachdem er, aus den Niederlanden kommend, ſich erſt in Aachen hatte krönen laſſen, auf dem erſten Reichstage 1521 in Worms den deutſchen Fürſten gefällig zu ſeyn.

Dieſe Stellung des Kaiſers zu den deutſchen Fürſten kam dem Reformationswerk Luthers zu gute. Wenn der Kaiſer die Reformation gewähren ließ, ſo geſchah es nicht, als ob er wie ſein Vorfahr Kaiſer Sigmund dieſelbe für nützlich gehalten hätte, ſondern einzig aus Rückſicht auf den Kurfürſten von Sachſen. Allein Luther ſäumte nicht von den Zeitumſtänden den größtmöglichſten Nutzen zu ziehen. Darin bewies er ſich ganz ſelbſtändig, daß er mit der Bibel in der Hand fortfuhr, das ganze Glaubensſyſtem der alten Kirche kritiſch vernichten zu wollen, woraus zuletzt nothwendig die Gründung einer neuen Kirche folgen mußte. Die Fürſten und ihre Juriſten würden ſich begnügt haben, die Hierarchie dem Staat unterwürfig zu machen und ſich die Kirchengüter anzueignen, die Dogmen aber und die Gebräuche hätten ſie beſtehen laſſen. Ja ſelbſt der Kaiſer war im Grunde mit den Fürſten und ihren Juriſten einverſtanden und wollte nur die Dogmen und Gebräuche retten und eine kirchliche Trennung verhüten. Luther ging aber weiter und glaubte, es immerhin thun zu dürfen. Sein Eifer trieb ihn dazu und keine Furcht und Scheu hielt ihn mehr zurück. Er war nach Rom citirt worden und nicht gekommen, ohne daß er deswegen Schaden gelitten hätte. Jetzt wurde er nach Worms vor Kaiſer und Reich citirt und er kam. Denn nicht nur das kaiſerliche Geleit und der Schutz ſeines Kurfürſten machten ihn ſicher, ſondern er ſah auch hier ſchon ſeine ſtaatskirchliche Idee verwirklicht, da eine rein kirchliche Angelegenheit nicht mehr vom Papſt, noch auch von einem Concilium ſondern von der weltlichen Macht allein entſchieden werden ſollte. Zwar gab es noch furchtſame Freunde Luthers, die da fürchteten, es werde ihm in Worms ergehen, wie dem Huß in Conſtanz, aber er rief: ich will hingehen und wenn dort ſo viel Teufel wären al

Ziegel auf den Dächern! Er ſelbſt hatte keine Furcht, denn er kannte die Sachlage.

Zu Worms verſtändigte ſich der junge Kaiſer vor allen Dingen mit den Fürſten, beſtätigte ihnen die Wahlcapitulation und duldete, daß ſie ihre Macht wie nach oben, ſo auch nach unten ausdehnten, denn die Reichsſtände und die Reichsritterſchaft wurden vom Antheil am Reichsregiment und Reichskammergericht ausgeſchloſſen. Der alte Organismus des vielgegliederten Reichs wurde immer mehr zu einer Oligarchie weniger Dynaſtien. Bei den Rittern und Bürgern erzeugte das viele Unzufriedenheit und wir werden ſehen, zu welchen Exceſſen dieſelbe führte.

Dann nahm der Reichstag die Sache Luthers vor. Von vorn herein kam dieſer zu Statten, daß die deutſchen Fürſten nachdrücklich alle ihre alten Beſchwerden gegen Rom aufs neue vorbrachten. Der Kaiſer ſelbſt war weit entfernt, die Partei des Papſtes ergreifen zu wollen, den er im Gegentheil durch die deutſche Oppoſition zu ängſtigen ſuchte, aber er wollte keine Volksaufregung, keinen neuen Huſſitenſturm, die ganze Sache ſollte in den Händen der Fürſten ruhen, denen er desfalls Conceſſionen zu machen gerne bereit war. Er verlangte alſo von Luther nur, daß er das Gröbſte, was er gegen Rom geſchrieben habe, zurücknehme und keine Kirchenſpaltung veranlaſſe. Luther weigerte ſich, irgend etwas zu widerrufen, ſo lange er nicht widerlegt ſey. Nun konnte es der Kaiſer nicht wohl auf neue Religionsgeſpräche und neues Gezänk ankommen laſſen und verlangte von Luther eine runde und einfache Erklärung. Da rief Luther: „Weil denn Ew. Kaiſerliche Majeſtät und Gnaden eine ſchlichte Antwort begehren, ſo will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der h. Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde (denn ich glaube weder dem Concilium, noch dem Papſte allein nicht, weil es offenbar und am Tage iſt, daß ſie oft geirrt und ſich ſelbſt widerlegt haben), und ich alſo von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt ſind, überzeugt, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen

iſt, ſo kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich: ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Mit dieſen Worten ſprach Luther ehrlich ſeine Meinung aus, aber kühn waren ſie deswegen nicht, weil ihn gar keine Gefahr umgab. Der Kaiſer ſelbſt wollte ihn nicht verderben, ihn am wenigſten dem Papſt aufopfern, nur ſollte ſich Luther jetzt ruhig verhalten. Der Kurfürſt von Sachſen gewährte dem letzteren hinreichenden Schutz. Ueberdies war Sickingen mit 400 Rittern in der Nähe und widerhallte das gefährliche Wort „Bundſchuh" in den Straßen von Worms. Der Kaiſer hatte aber keine Truppen bei ſich und vermochte für ſich gar nicht zu handeln. Luther blieb alſo unangefochten. Den Hauptſchutz gewährte dem Reformator ohne allen Zweifel ſein ſächſiſcher Landesherr und die mit demſelben einverſtandenen Fürſten und Juriſten. Man iſt zu der Vermuthung berechtigt, daß ſie die verhängnißvolle Kirchentrennung, die unvermeidlich wurde, wenn man Luthers Eifer nicht beſſer dämpfte, im Voraus berechneten und billigten, weil die Fürſtenpolitik in dem trüben Gewäſſer, was daraus entſtehen mußte, am ergiebigſten fiſchen konnte, die geiſtlichen Güter, die Unabhängigkeit von Kaiſer und Papſt und eine deſpotiſche Gewalt nach unten.

Auf dem Reichstage zu Worms brachte der Kaiſer den Entwurf einer neuen peinlichen Halsgerichtsordnung, der berüchtigten Carolina, ein, in deren Paragraphen ſich ſchon die moderne Juriſterei der Renaiſſance, das wiedererſtandene altrömiſch-deſpotiſche Recht geltend machte mit unerhört grauſamen Strafen, wie ſie dem altdeutſchen Rechte ſtets fremd geweſen waren. Ferner wurde auf dem Reichstage die Reichsſteuer regulirt, die den Namen der Römermonate führte, weil ſie urſprünglich für die Reiſen der Kaiſer zur Krönung nach Rom war bewilligt worden.

In Bezug auf Luther kam endlich ein Compromiß zwiſchen dem Kaiſer und dem ſächſiſchen Kurfürſten zu Stande. Der Kaiſer beſtand darauf, um es mit dem Papſt und den katholiſchen Fürſten nicht zu verderben, Luthern in des Reiches Acht zu thun, that es

aber erſt, nachdem Luther ſchon abgereist und in voller Sicherheit war, und forſchte dann weiter nicht nach ihm. Luther ſelbſt wußte um das Geheimniß und ſtimmte ihm aus Gehorſam gegen der Kurfürſten zu. Luther ſollte ungefährdet bleiben und nur auf einige Zeit unſichtbar werden. Dadurch wurde dem Kaiſer jede weitere mißliebige Maßregel erſpart und Luther konnte auch in ſeinem Aſyl an ſeinem Reformwerke fortarbeiten. Als er von Worms weggefahren war, wurde er unterwegs im Meiningenſchen von Reitern aufgefangen und nach der alten Wartburg gebracht, auf der er unter dem Namen des Ritter Georg in weltlicher Tracht behaglich zubrachte, zuweilen zur Erholung in den nahen Wäldern jagte, ſeine Zeit aber damit zubrachte, die heilige Schrift ins Deutſche zu überſetzen. Ein Meiſterſtück deutſcher Kraftſprache, wenn auch hin und wieder ungenau. Es gab übrigens ſchon vor ihm 14 oberdeutſche und 3 niederdeutſche Bibelüberſetzungen.

Die Erfolge des Kaiſers in Deutſchland gereichten dem König von Frankreich zum tiefſten Verdruß. Er hatte zwar Oberitalien in ſeiner Gewalt, aber alle Verſuche, eine Partei in Deutſchland zu gewinnen, waren ihm mißlungen. Auch wagte er nicht, das mächtige Deutſchland anzugreifen. Er hetzte nur den Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, gegen die Niederlande und den ſchwachen König Heinrich d'Albret von Navarra, dem er nachher ſeine Schweſter vermählte, gegen Spanien. Kleinliche Verſuche, welche mißlingen mußten, da er keine franzöſiſchen Heere ins Feld ſtellte, um ihnen Nachdruck zu geben. Ein deutſches Heer unter dem Grafen Heinrich von Naſſau und Franz von Sickingen wurde bald des Bouillon Meiſter. Franz I. fiel nun zwar ſelbſt in die Niederlande ein, ließ ſich aber bald zum Rückzug bewegen, da ſich Heinrich VIII. von England jetzt entſchieden für den Kaiſer erklärte, dazu geſtimmt durch ſeinen Miniſter Cardinal Wolſey, den Karl durch das Verſprechen, ihn zum Papſte zu machen, geködert hatte, im October 1521. Was den kleinen König Heinrich betrifft, ſo eroberten ihm zwar die Franzoſen unter l'Esparre Navarra zurück, verloren es aber wieder und l'Esparre ſelber wurde gefangen. Unter den ſpani-

ſchen Offizieren zeichnete ſich damals durch die tapferſte Vertheidigung der Burg von Pampeluna Ignaz de Loyola aus, der bei dieſem Anlaß ſchwer verwundet wurde, im Sommer 1521.

Inzwiſchen unterhandelte Karl auch eifrig in Italien, um den Papſt wieder auf ſeine Seite zu ziehen, und Leo X. fand es in der That gerathen, ihm zu willfahren, um wo möglich mit ſeiner Hülfe, ohne die er allein nichts ausrichten konnte, die deutſche Reformation zu unterdrücken, und weil der Kaiſer überhaupt jetzt über mehr Mittel zu gebieten hatte, als der König von Frankreich. Der Krieg in Italien brach ſchon 1521 wieder aus. Ein kaiſerliches Heer unter dem Marcheſe von Pescara vereinigte ſich mit einem päpſtlichen Corps unter dem Herzog Gonzaga von Mantua und beide wurden unter den Oberbefehl des Prosper Colonna geſtellt. Der franzöſiſche Befehlshaber in der Lombardei, Lautrec, hatte kein Geld und obgleich er die ganze Lombardei ausplünderte, konnte er damit doch nur ein paar tauſend Schweizer erkaufen, während ſein König ihn nicht unterſtützte und, in Wollüſte verſunken, ſehr von ſeiner früheren Thatkraft nachgelaſſen zu haben ſchien. Lautrec ließ ſich am 19. November 1521 in Mailand überfallen, wo man dem Pescara heimlich die Thore geöffnet hatte, konnte ſich aber noch ins Venetianiſche zurückziehen. Franz Sforza wurde in Mailand wieder eingeſetzt. Am 1. December aber ſtarb Leo X. unerwartet ſchnell und die kaiſerlich geſinnte Mehrheit der Cardinäle wählte nach dem Wunſche Karls V. deſſen Lehrer, der vor einigen Jahren für ihn in Spanien regiert hatte und jetzt zurückgekehrt war, unter dem Namen Hadrian VI. Im folgenden Jahr 1522 geſtalteten ſich die Dinge in Italien für den Kaiſer noch glücklicher. Die Schweizertruppen empörten ſich gegen Lautrec aus Mangel an Sold und verlangten Geld oder eine Schlacht. Er wurde dadurch genöthigt, am 29. April eine Schlacht bei Bicocca anzunehmen, indem ihm außer Pescara auch noch deutſche Landsknechte unter Georg von Frundsberg gegenüber ſtanden. Hier erlitten nun ſeine Schweizer eine furchtbare Niederlage und er ſah ſich gezwungen, Italien ganz aufzugeben. Auch Genua, wo ſich die Franzoſen allein

noch zu halten ſuchten, wurde im Mai von den Kaiſerlichen erſtürmt und geplündert.

6.

Ausbreitung der lutheriſchen Lehre.

Der Kaiſer hatte nothwendig in Spanien zu thun, reiste dahin ab und überließ, nachdem er ſich mit den deutſchen Reichsfürſten gut geſtellt hatte, dieſen das Reichsregiment, in welchem Friedrich von Sachſen eine vorragende Stellung einnahm. Er mochte hoffen, ſein Papſt Hadrian werde die Deutſchen beruhigen und noch eine Reform zu Stande bringen, durch die eine Kirchentrennung vermieden werden könnte.

Dieſem frommen und ehrwürdigen Greiſe war es heiliger Ernſt mit der Kirche und ihrer Reformation, er wollte daher gern dem berechtigten Andrängen der Laien genügen und die Mißbräuche abſchaffen, andrerſeits aber auch die heilloſe Kirchenſpaltung verhindern. Luther ſelbſt hatte anfänglich auch keine Spaltung gewollt, aber unter Leo X. hatten ihm die Vorkämpfer des Papſtthums die Vorausſetzung aufgedrungen, daß Rom niemals einen Fehler eingeſtehen und zurücknehmen werde, und er war ſchon zu weit gegangen. Das Wohlwollen des neuen Papſtes kam zu ſpät. Auch war derſelbe ein Greis, der nächſte Papſt konnte ſchon wieder anders denken. Ein tiefes Mißtrauen machte jede Ausgleichung unmöglich. Die Fürſten aber unterhielten die Zwietracht aus Gier nach den geiſtlichen Gütern. Hadrian ſetzte ſich mit dem deutſchen Reichsregiment in Verbindung, alle ſeine Bitten fruchteten nichts mehr bei dieſem Fürſtenconvent, der in Nürnberg einfach die alten Beſchwerden gegen Rom erneuerte und einen Beſchluß faßte, der ſcheinbar dem Reformbeſtreben des Papſtes entſprach, in der That aber nur den Wittenbergern zu Gute kam, nämlich den Beſchluß, „es ſolle fortan nur das wahre, lautere und heilige Evangelium nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der chriſtlichen Kirche angenommenen Schriften

gelehrt werden.“ Dieſe zweideutigen Worte konnte der Papſt zu Gunſten der Tradition und der päpſtlichen Doctrin auslegen, eben ſo gut aber konnte Luther daraus die ausſchließliche Geltung der h. Schrift und ſeiner auguſtiniſchen Auslegung derſelben entnehmen. Das Reichsregiment hatte ſich damit offenbar der lutheriſchen Neuerung angenommen.

Dieſe ſchritt nun auch unaufhaltſam fort. Schon 1521 hatte Melanchthon die loci communes verfaßt, einen erſten Abriß aller neuen lutheriſchen Glaubenslehren. Unter den Fürſten ſtellte ſich zuerſt Landgraf Philipp von Heſſen dem ſächſiſchen Kurfürſten zur Seite und ließ dem Lutherthum in ſeinem Lande freien Lauf. Eben ſo Heinrich, der Bruder des Herzog Georg von Sachſen von der albertiniſchen Linie. In Pommern durfte Bugenhagen lutheriſch predigen. Chriſtian II. von Dänemark ließ ſich lutheriſche Prediger kommen. Die Grafen von Oldenburg und die von Hanau, auch Erich von Braunſchweig neigten zu Luther, dem er zu Worms auf dem Reichstage in der verhängnißvollen Stunde, da er vor dem Kaiſer ſtand, einen Becher voll guten Eimbecker Bieres zuſchickte. Am bedeutungsvollſten wurde im J. 1522 ein Beſuch des Hochmeiſters Albrecht von Brandenburg bei Luther in Wittenberg. Man macht ſich einen Begriff, wie groß und weit verbreitet Luthers Anſehen war, wenn man erfährt, der Hochmeiſter kam eigends, um mit Luther die Säculariſirung des preußiſchen Ordenslandes zu verabreden. Er ſelbſt wollte lutheriſch werden, die Ordensritter, die es nicht auch würden, vertreiben, ſich des Landes bemeiſtern, es als erbliches Herzogthum benützen und heirathen, um ſeinen Stamm darauf fortzupflanzen. Dieſen Treubruch billigte Luther und ſanctionirte mit Freuden dieſe erſte große Verweltlichung eines geiſtlichen Beſitzthums, welche jedoch erſt 1525 ausgeführt wurde.

Durch dieſes Beiſpiel wurden die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von fürſtlicher Geburt aufgefordert, allmählig auch die Bisthümer zu ſäculariſiren. Wirklich erfolgten die Säculariſationen früher oder ſpäter in allen katholiſchen Ländern, aber viel weniger in Folge der Reformation, als des Uebergewichts, welches die weltliche Macht ſchon

vorher über die geistliche erlangt hatte. Der große Güterbesitz und die weltliche Fürstengewalt in den Händen von Geistlichen war etwas, was nicht mehr recht in die Zeit paßte. Er war einmal zeitgemäß gewesen, als Karl der Große die Bischöfe mächtig machen und bewaffnen mußte, um durch sie die widerspenstigen Fürsten zum Theil noch heidnischer Stämme im Zaum zu halten. Diese Zeiten waren längst vorüber, die geistlichen Fürsten stärkten das Kaiserthum und die Einheit des Reiches nicht mehr, wetteiferten vielmehr mit den Laienfürsten, das Reich zu plündern und die Nation zu zerstückeln. Auch der Religion dienten sie nicht mehr, die sie vielmehr durch ihre Pracht und Ueppigkeit nur zu oft entweihten. Wenn die geistlichen Territorien schon früher wären säcularisirt worden, wäre ein ärmerer Klerus vielleicht sittenrein geblieben und hätte es gar keiner Reformation bedurft. Nur dem Papste ziemte unter allen Umständen ein unabhängiger Kirchenstaat, weil er sonst geradezu der Unterthan des Kaisers oder Frankreichs hätte werden müssen. Für die Bischöfe aber wäre es besser gewesen, sie hätten immer nur den Hirtenstab geführt und sich nie mit dem Schwert bewaffnet, noch den Fürstenmantel umgehangen.

Unter den damaligen Bischöfen neigten die von Samland, Merseburg, Bamberg, Augsburg und Basel der Neuerung zu. Dem Beispiel Albrechts des Hochmeisters folgte auch sein Bruder der Markgraf Georg von Brandenburg, der für die ungarischen Güter seiner Gemahlin, der Wittwe des Johann Corvinus, das schlesische Herzogthum Jägerndorf eingetauscht hatte. Ebenso Herzog Friedrich von Liegnitz (ein Piast) und Karl von Münsterberg (ein Podiebrad), was von österreichischer Seite nicht verhindert wurde, obgleich diese Fürsten nur Vasallen Habsburgs waren. Viele Fürsten warteten nur die weiteren Erfolge der Reformation ab, um sich ihr anzuschließen, und nur wenige hingen so fest an der Kirche, daß sie nicht durch die Vortheile geblendet worden wären, die sich ihnen in den Säcularisationen darboten. Am meisten Anhang fand Luther in den Städten, in denen auch früher schon die bischöfliche Gewalt am lebhaftesten bekämpft worden war. Hier regten sich auch republikanische,

huſſitiſche und ſchweizeriſche Ideen. Zuerſt und am eifrigſten erklärten ſich die Gemeinden in Magdeburg, Wismar, Roſtock, Stettin, Breslau, Danzig und Riga für Luther, alſo im nordöſtlichen ehemaligen Slavenlande, und hinwiederum gerade gegenüber in dem ſüdweſtlichen Winkel des Reichs an den welſchen Grenzen. Hier trug vor allen Straßburg unter dem Stadtmeiſter Sturm und dem Gelehrten Butzer die Fahne Luthers voran. In Baſel Oecolampadius (Hausſchein), in Bern der Pfarrer Haller und der Maler und Dichter Niclas Manuel, in St. Gallen Vadianus, in Zürich Ulrich Zwingli. Der letztere hatte ſchon 1516 gegen die kirchlichen Mißbräuche, insbeſondere gegen den Ablaßkrämer Samſon, geeifert, ſich aber durch eine römiſche Penſion beſchwichtigen laſſen. Auch entweihte er ſelbſt ſeine Prieſterwürde, indem er mit einer Dirne lebte. Erſt durch Luther wieder angeregt begann er 1519 das Reformationswerk durchzuführen, aber abweichend von Luther, nicht nur in der Prädeſtinations- und Abendmahlslehre, ſondern auch im Cultus und der Kirchenverfaſſung. Ueberhaupt war es ihm viel weniger um den Glauben, als um die Kirchenverfaſſung zu thun. Seine Reform hatte einen weſentlich politiſchen Charakter.

Uebrigens ſollte durch ſeinen Zwieſpalt mit Luther deutlich werden, wie ſchwer es iſt, aus der h. Schrift allein eine gleichförmige Lehre zu ſchöpfen, wie leicht dabei die einſeitige und willkürliche Auslegung tiefe Unterſchiede begründet und um wie viel bequemer es war, alles Alte niederzureißen, als etwas Neues, jedermann Befriedigendes zu bauen.

Es gährte in Wittenberg wie in einem Bienenſtock. Melanchthon war unermüdlich, ſeinen Freund zu vertheidigen, namentlich gegen die Pariſer Sorbonne, und das Panier der Bibel ſiegreich gegen die alte Scholaſtik in den Kampf zu tragen. Karlſtadt begann gegen den Cölibat zu ſchreiben uab zwei Pfarrer vom Lande, Seidler und Bernhardi, waren die erſten, welche Weiber nahmen. Seidler wurde im Gebiet des Herzog Georg von der albertiniſchen Linie in Thüringen ergriffen und eingeſperrt, gegen Bernhardi aber ſchritt niemand ein. Gabriel Zwilling griff das Kloſterweſen an, als ſey es

gegen die Natur und gute Sitte, und ging schon so weit zu behaupten, „in der Kutte könne man nicht selig werden," da früher im Gegentheil die Tertiarier nur deshalb so sehr in Ansehen gekommen und Laien noch im Sarge mit Kutten bekleidet worden waren, weil man geglaubt hatte, „ohne Kutte könne niemand selig werden." So folgerecht rief ein Extrem das andere hervor. Hätte man das Mönchthum nicht wirklich unnatürlich übertrieben, so würde es auch nicht so blind angefeindet worden seyn. Derselbe Zwilling empörte sich auch zuerst gegen die h. Messe und jagte zu Wittenberg am 8. Dez. 1521 zum erstenmal, von einem Haufen Studenten begleitet, den Priester, als er eben Messe las, aus der Pfarrkirche hinaus. Das blieb ungestraft. Ein Convent der Augustiner stellte es jedem Mönche frei, im Kloster zu bleiben oder nicht. Die Universität Wittenberg unter Melanchthons Vorsitz decretirte schon die gänzliche Abschaffung der Messe. Als sie Widerspruch fand, fing wenigstens Karlstadt an, die Ceremonien der Messe und beim Abendmahl auch die Elevation wegzulassen.

Andere gingen noch weiter. In Zwickau in der Nähe von Böhmen hatten sich hussitische Gedanken im Volk erhalten und ein Tuchmacher, Claus Storch, eine neue Gemeinde der Heiligen gestiftet, die da meinten, die alte Kirche sey die babylonische Hure, aber gegen sie könnte Luthers einzige Waffe, der todte Buchstabe der Bibel, nichts helfen, es gehöre dazu Geist, der h. Geist, der sich unmittelbar in ihnen offenbare. Sie verbanden damit die hussitische Brüdergemeinde, entschieden republikanische und communistische Tendenzen. Luthers Abwesenheit benutzend kamen sie, aus Zwickau vertrieben, nach Wittenberg und Karlstadt schloß sich gleich an sie an. Sie würden bald alles zu oberst und unterst gekehrt haben, da sie vielen Beifall im gemeinen Volke fanden, wenn nicht Luther plötzlich von der Wartburg herabgekommen wäre und einen Tag um den andern donnernde Predigten gegen „die Schwarmgeister" gehalten hätte. Seinem Ansehen mußten sie weichen, 1522. Er blieb fortan in Wittenberg und half seinem Freunde Melanchthon, wie das Dogma, so den Cultus der neuen Kirche festzustellen. Die Messe fiel gänzlich weg, das Abendmahl wurde nur noch in beiderlei Gestalt ausge-

theilt, von den Sakramenten blieben nur zwei. Die ganze Liturgie wurde geändert, der Kirchengeſang der Gemeinde eingeführt. Luther ſelbſt dichtete ſchöne Kirchenlieder, indem er jedoch meiſt nur die ſchönſten lat. Kirchenhymnen ins Deutſche übertrug.

Im Jahr 1523 ſtarb Papſt Hadrian, wohl nicht an Gift, ſondern am Alter. Ihm folgte der Cardinal Julius von Medici als Clemens VII., mit dem das alte mediceiſche Unweſen wieder begann, die leichtfertige Verhöhnung jeder berechtigten Reformbeſtrebung und die Hinneigung zur franzöſiſchen Politik. Zunächſt waren Papſt und Kaiſer noch einig, jener wollte dieſen gegen die Reformation brauchen, und dieſer jenen nicht erbittern. Alſo ſchickte der Papſt den Cardinal Campeggio nach Deutſchland und Karl V. aus Spanien ein ſtrenges Decret, worin er befahl, die Acht gegen Luther, die noch nicht aufgehoben war, zu vollziehen. Ein Reichstag war nach Nürnberg ausgeſchrieben, 1523. Als aber Campeggio hier ankam, mußte er ſehen, wie eben unter Leitung des Predigers Oſiander der Gottesdienſt daſelbſt nach Luthers Form eingeführt wurde. In Regensburg hatte ihn der Pöbel verhöhnt, weshalb er in Nürnberg nicht mehr wagte, ſeinen Cardinalshut aufzuſetzen. Auch des Kaiſers Schreiben wurde nicht befolgt. Seinem offenen Befehl, man ſolle nicht mehr über die religiöſen Streitfragen ſchreiben, ſetzte Sachſen, dem noch andere Reichsſtände folgten, eine offene Proteſtation entgegen. Das hatte zur Folge, daß ſich Ferdinand, des Kaiſers Bruder, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, der Erzbiſchof von Salzburg und die Biſchöfe von Regensburg und Trident in einer beſondern Zuſammenkunft in Regensburg am 6. Juli 1524 ihrerſeits verpflichteten, am Wormſer Edikt (der Achterklärung Luthers) feſtzuhalten.

Das wilde Gebaren der Neuerer rief ſchon an vielen Orten eine Reaction hervor. Hie und da wurden lutheriſche Prediger und Sendboten in katholiſchen Städten und Landſchaften ergriffen und hingerichtet.

Wie ſehr bei den lutheriſch geſinnten Fürſten nicht religiöſes Bedürfniß, ſondern lediglich die Politik das Motiv ihrer Handlungs-

weiſe war, erhellt aus den Thatſachen, daß Friedrich der Weiſe bis an ſeinen Tod (am 4. Mai 1525) die Meſſe hörte und ein Katholik blieb, und daß der zweite Fürſt nächſt dem Sachſen, der ſich Luthers annahm, Landgraf Philipp von Heſſen, ein roher Menſch und gemeiner Sklave ſeiner Sinnlichkeit, jedoch voll ritterlicher Keckheit und fürſtlicher Argliſt war. Da zeigte ſich nirgends eine wahre Gottesfurcht oder eine fromme Unterwerfung unter das viel empfohlene Wort Gottes, ſondern nur ein berechnender Verſtand, der die Reform zum Mittel des dynaſtiſchen Egoismus machte.

7.

Die neue Kirche.

Die große Forderung des 15. Jahrhunderts war eine Reform der geſammten Kirche geweſen, dringend nothwendig wegen der eingeſchlichenen Mißbräuche, aber niemand hatte an eine Kirchentrennung, an die Gründung einer neuen Kirche gedacht. Dank der deutſchen Fürſtenpolitik, die es dahin brachte, daß die Reform nur ſehr unvollkommen zu Stande kam, die Trennung aber mit allen ihren böſen Folgen, trotz des beſſern Willens des Papſtes, des Kaiſers und des Volkes durchgeſetzt wurde.

Die Fürſtenpolitik allein gab demnach auch der neuen Kirche ihr ganzes Gepräge. Sie wurde **Staatskirche**, abhängig von der weltlichen Gewalt, ein Departement der Verwaltung, wie jedes andere, unter eines Juriſten Leitung. Die Prieſter Gottes geweſen, wurden Staatsdiener. Dem Volk wurde zu glauben befohlen, was der Fürſt wollte. Luther ſelbſt jammerte zuweilen darüber, denn er hatte es, ſo lange er noch als frommer Mönch im Kloſter lebte und über das Verderben der Kirche nachdachte, wahrlich anders gemeint. Eine Staatskirche hatte er nicht gründen wollen. Sein Werk aber war ihm unter den Händen durch die Juriſten, durch die Spalatine dazu gemacht worden.

Luther und ſeine Freunde wurden lediglich Mittel und Werkzeuge der Fürſtenpolitik, die ſich in nichts berechneter äußerte, als in dem Werth, den ſie auf die Einſeitigkeit ſeiner Lehre legte, der Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben und von der tiefen Verderbniß der menſchlichen Natur. Daraus folgte nämlich erſtens, daß der Fürſt, wenn er nur glaubte oder ſich einbildete oder vorgab, zu glauben, gerechtfertigt und entſündigt war, er mochte noch ſo viel ſündigen. Luther ſagt ja ſelbſt: „Alſo macht unſer Glaube, daß unſer Dreck nicht ſtinkt," und „Wer an Chriſtum glaubt, den mögen keine Werke beſchädigen, wie viel und bös ihrer auch immer ſind." Zweitens folgte aus der Lehre von der allein durch Glauben zu erlangenden Gnade, von der Verwerflichkeit des freien Willens auch der blinde Gehorſam und die Unterwürfigkeit unter die weltliche Obrigkeit um ſo gewiſſer, als die geiſtliche nicht mehr anerkannt wurde. In Luthers Lehre lief alles auf Strafloſigkeit des Herrn und paſſiven Gehorſam des Volks hinaus. Münzer und die Wiedertäufer hatten ohne Zweifel Recht, wenn ſie darin die ſo laut verkündete „evangeliſche Freiheit" vermißten. Nächſt dem Corpus Juris hat nichts ſo ſehr zur Unterdrückung aller Volksfreiheit in den proteſtantiſchen Gebieten mitgewirkt, als jene Lehre Luthers und ſchon deshalb war es nicht möglich, ſie den Schweizern und Niederländern aufzudrängen, weil ſie ſich nicht politiſch wollten knechten laſſen. Man muß dieſen Hauptpunkt feſt im Auge behalten, wenn man die widrigen Zänkereien zwiſchen den ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Theologen richtig beurtheilen will. Es handelte ſich dabei nicht um gemeine ſcholaſtiſche Klopffechtereien, ſondern um den Kampf der beiden großen politiſchen Principe der Neuzeit, der abſoluten Monarchie und der Republik.

Die tiefere Motivirung des Dogmenſtreits iſt lediglich in den politiſchen Intereſſen zu ſuchen. Darin allein war Conſequenz, um derentwillen die Dogmatik ſich mancherlei Inconſequenz mußte gefallen laſſen. Sollte nach Luther die h. Schrift die alleinige Norm ſeyn, ſo hatte nicht Luther, ſondern hatten die Wiedertäufer Recht, welche die Kindertaufe verwarfen, weil in der h. Schrift kein Wort

von Kindertaufe ſteht; Luther hielt aus Gründen einer vernünftigen Politik die Kindertaufe aufrecht und verdammte die Wiedertäufer, hatte damit Recht, widerſprach aber offen ſeinem Princip. Luther behielt die Sonntagsfeier, die kirchliche Trauung und mehreres andere aus der katholiſchen Kirche bei, wovon nichts in der Bibel ſteht, und ließ andererſeits eine Menge moſaiſcher Gebote fallen, die er folgerecht, weil der Buchſtabe der h. Schrift ſie vorſchreibt, in ſeine neue Kirche hätte übertragen ſollen. Daſſelbe gilt auch von mehreren antimoſaiſchen Vorſchriften des neuen Teſtaments, aus denen die einſeitigſten Secten der Neuzeit ihre demokratiſchen und communiſtiſchen Lehren geſchöpft haben, betreffend die Verwerflichkeit des Eigenthums (Matth. 10, 9), des Eides (Math. 5, 37; Jak. 5, 12), jeder Sinnenluſt (Luc. 16, 19), jedes obrigkeitlichen Amtes (Luc. 22, 25) ꝛc. Die bedeutungsvollſte Inconſequenz der neuen Lehre war aber die Annahme eines allgemeinen Prieſterthums, um damit die Prieſterweihe und den Primat Petri zu beſeitigen, während der Staatskirche doch um ihrer Zwecke willen zur bequemen Beherrſchung der Seelen eine hierarchiſche Stufenleiter von Pfarrern, Dekanen, Superintendenten ꝛc., oder ſogar Biſchöfen belaſſen werden mußte.

Im Cultus mußte die lateiniſche Kirchenſprache verſchwinden, weil die neue Kirche nicht mehr die allgemeine, ſondern nur die Landeskirche war. Eben ſo mußte die reiche Symbolik des Kirchenſchmuckes und der kirchlichen Feſte verſchwinden, weil die neue Lehre nur die Erinnerung der erſten apoſtoliſchen Zeit feſthielt und die Tradition und ganze Entwicklungsgeſchichte der Kirche verwarf. Man mußte die h. Märtyrer und ihr Verdienſt verleugnen, man mußte ſogar der Mutter des Heilands unehrerbietig den Rücken kehren, weil ihre Verehrung zu innig mit der alten Kirche verwachſen war, als daß man ihnen nicht beiden hätte treu bleiben oder beiden untreu werden müſſen. Gleichermaßen verſchwand die Buße, die Aſceſe, verſchwanden die guten Werke, denn der Glaube allein ſollte rechtfertigen. Damit geſchah der weltlichen Macht und der Weltlichkeit überhaupt ein großer Dienſt. Indem die heiligen Autori-

täten wegfielen, traten die unheiligen deſto mehr in Kraft. Die weltliche Majeſtät bekleidete ſich mit dem Nimbus, den man den Heiligen raubte. Der Cultus des Despotismus und des Genius heiligten neue Altäre, Reliquien und Bilder weltlicher Größen.

Damit hing die Aufhebung des Cölibats zuſammen. Luther ſelbſt heirathete 1525 eine ehemalige Nonne, Katharina von Bora, und ſeine meiſten Anhänger nahmen Frauen nach den Worten der h. Schrift, „der Biſchof ſey eines Weibes Mann.“ Alle Nachrichten aus jener Zeit ſtimmen darin überein, daß die Reformatoren und ihre Anhänger der menſchlichen Natur die Stärke keuſcher Entſagung nicht mehr zutrauten, ein der Menſchheit ausgeſtelltes Armuthszeugniß, welches ihrer doch nicht würdig war, welches aber damals entſchuldigt wurde durch die biſchöflichen Maitreſſen, die als Madonnen in die Kirchen gemalt wurden, durch die Köchinnen der Pfarrer, durch ſo manchen Cynismus der Mönche und durch ſchlimme Erfahrungen, die man ſelbſt in Nonnenklöſtern gemacht hatte. Ohne Zweifel war es nöthig, da zu reformiren, wo die gemeinſte Satyrnatur die ſcheinheilige Maske vornahm. Aber man fiel ins andere Extrem, wenn man dem wahren Prieſter, der alle ſeine Gedanken auf Gott richtet und der über dem gemeinen Bedürfniſſe ſteht, die Jungfräulichkeit nicht mehr gönnen, nicht einmal mehr zutrauen wollte.

Den zahlreichen Beiſpielen von Mönchen und Nonnen, die freiwillig aus den Klöſtern liefen, ſtehen doch wieder andere gegenüber. In dem Kloſter Reinbeck in Holſtein tanzten die Nonnen, ehe ſie auszogen, und zerſchlugen Bänke, Tiſche und Fenſter in jubelnder Luſt. In Nürnberg ſah man etwas ganz anderes. Hier lebte Charitas, Schweſter des berühmten Gelehrten Wilibald Pirkheimer, als Aebtiſſin in einem Kloſter, als man es ihr zu räumen befahl. Sie befand ſich in ihrer Clauſur wie in einem kleinen Paradieſe, aufs innigſte geliebt von allen Nonnen, in einem heiligen Frieden, der nun plötzlich durch das Anpochen roher Fäuſte an die Kloſterpforte geſtört wurde. Die tumultuariſche Reformationspartei in Nürnberg ging von dem Vorurtheil aus, alle Klöſter ſeyen Neſter

der Sünde, und wollten die Nonnen als arme Opfer „befreien.“ Aber sämmtliche Nonnen protestirten und wollten ihr Kloster nicht verlassen. Muthig rief Charitas „die evangelische Freiheit“ an, die damals in aller Munde war, und verlangte auch für ihre fromme Heerde Duldung. Erst Melanchthon konnte es durch sein großes Ansehen durchsetzen, daß die Nürnberger das arme Kloster in Ruhe ließen. Charitas starb in demselben erst 1532. Später wurde es dann doch von der großen Fluth weggeschwemmt.

Im Anfang gab es viel Tumult, nach und nach erfolgte die große Aenderung mit mehr Ruhe. Ueberall aber trat die Staatsgewalt, in den großen Territorien der Landesfürst, in den Reichsstädten der insgemein neugewählte Rath, in alle Rechte des Bischofs und Papstes ein und bemächtigte sich auch alles Kirchen- und Klosterguts. In einigen Staaten riß der Fürst allein alles an sich und ließ nur spärliche Besoldungen für die Pfarrer übrig. In andern erlaubte er seinen Höflingen, an der Beute Theil zu nehmen. Doch wurde nach der Mode der Zeit viel Kirchengut auch den Universitäten und Schulen zugewandt, denn die Juristen sorgten dafür, daß die heidnische Renaissance mit der Reformation Hand in Hand gehen mußte. Wer stand ihnen dafür, daß so gewaltige Geister, wie Luther, von mystischer Richtung, nicht einmal ihr Juristenjoch würden abwerfen wollen? Darum durfte die Theologie auf den Universitäten überhaupt nur noch eine Großmutterrolle spielen, die ausgewählte Braut aber wurde die heidnische Wissenschaft, das Studium der Classiker.

8.

Franz von Sickingen.

Franz von Sickingen vermaß sich großer Dinge. Da ihm bisher alles gelungen war, da er sich im Besitz vieler festen Burgen und großer Geldsummen befand, der Kaiser, wetteifernd mit dem König von Frankreich, ihn geehrt hatte, hunderte von Rittern seines Winks

gewärtig waren und die gemeinen Söldner ſich zu tauſenden zu ſeinen Fahnen herbeidrängten, glaubte er die Wirren der Zeit benutzen zu ſollen, um ſich ein Fürſtenthum zu erobern. Die Reformation, welche den Gedanken an die Säculariſation aller geiſtlichen Fürſtenthümer ins Volk geworfen hatte, ſollte ihm zum Vorwand dienen, den Kurfürſten Erzbiſchof Richard von Trier ſeines Landes zu berauben, und als Mittel dazu ſollte ihm die ganze deutſche Ritterſchaft dienen, für deren Vorkämpfer gegen die Fürſtenmacht er ſich wenigſtens zunächſt ausgeben wollte, obgleich er eigentlich nur im Sinn hatte, ſich ſelbſt unter den Fürſten niederzuſetzen.

Die unmittelbaren Reichsritter von Schwaben, Franken und bei Rhein hielten einen Tag zu Landau, an dem ſie einen Bund ſchloſſen und den Sickingen zu ihrem Haupt wählten, 1522. Ritter Hartmuth von Kronberg, ſein Eidam, übernahm es, dem Kaiſer ſelbſt die Beſchwerden der Ritterſchaft gegen die Fürſten in einem Schreiben vorzulegen und ihm den Gedanken einzugeben, er ſolle ſich mit dem niedern Adel verbinden gegen die Fürſten, als das beſte Mittel, endlich einmal wieder wahrer Kaiſer zu werden. Mittelſt der Reformation, glaubte man, könne der Kaiſer überall das Volk aufregen, daß es die ihm ſo läſtigen Fürſten verjage, dann bleibe er wieder allein übrig und könne ſich wieder wie Karl der Große an die Spitze des Adels und Volkes ſtellen, ohne Fürſten. Andere hatten jedoch ſchon erſpäht, daß Karl V. die gefährliche Probe einer Revolution zu machen nicht Luſt habe, ſie glaubten indeß, die Bevölkerung in Deutſchland ſey dermaßen aufgeregt, daß auch ohne ihn die Reformation würde durchgeſetzt und die Fürſten würden vertrieben werden. Dieſe Schwärmer waren es, die geradezu ſagten, Luther ſoll unſer Papſt und Sickingen ſoll unſer Kaiſer werden.

Ulrich von Hutten, der, ſelber ohne Güter, auf der Ebernburg unter Sickingens Schutz lebte, diente ihm und der Partei mit Flugſchriften. In der einen „Beklagunge der freiſtätte deutſcher Nation“ klagt er heftig über die Fürſten und fordert die Städte auf, ſich mit der Ritterſchaft gegen ſie zu verbinden. Nicht lange vorher hatte er in junkerhaftem Ton über die Spießbürger und Pfefferſäcke in den

Städten gespottet. Die bedeutendste Flugschrift jener Tage war „der Karsthans", dem Hutten zwar zugeschrieben, aber nicht von ihm, worin in groben Versen die ganze bisherige Politik deutscher Fürsten, das systematische Aussaugen des Reichs und aller seiner Stände und Stämme durch die dynastischen Schmarotzerpflanzen aufs schärfste, treuste und wahrste charakterisirt war.

Das war alles richtig. Die Fürsten allein mit ihrem Sonderinteresse zerspalteten, schwächten und erniedrigten unser Reich vor andern Nationen, über die wir einst geherrscht hatten, und sie waren jetzt eben im Begriff, das unglückliche deutsche Volk noch vollends in die neuen Fesseln der mediceisch-valesischen Renaissance zu schlagen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sich nicht noch irgend ein altgermanischer Instinct im Volk geregt hätte, der gegen dieses moderne Fürstenjoch sich auflehnte. Aber die Ritterschaft, wie sehr auch ihre Klagen begründet erschienen, war doch selbst schon sehr verderbt und gewährte den Bürgern und Bauern keine Bürgschaften. Wetteifernd mit den Fürsten, hatte der Adel die Bauern gepreßt und höhnisch die Städte geneckt und befehdet, den Bürgerstand verachtet, den nützlichen Kaufmann geplündert.

Am 27. August 1522 kündigte Sickingen dem Kurfürst Richard den Vernichtungskrieg an und erließ zugleich ein Manifest an das Volk, worin er ihm „Erlösung von den Pfaffen und evangelische Freiheit" verkündete. Er hatte damals nicht mehr als 5000 Mann, aber er rechnete auf den Zuzug der ganzen deutschen Ritterschaft. Im Kölnischen rüstete für ihn der Bastard von Sombreff, im Limburgischen Franz Voß, im Cleveschen Nonnenberg, im Braunschweigischen Minkwitz, die meiste Hülfe aber erwartete er vom Oberlande und sogar der Mainzer Kurfürst, Albrecht von Brandenburg, unterstützte ihn heimlich, aus Neid gegen den Trierer und aus Angst vor der Revolution. Aber Richard von Greifenklau, der Trierer Kurfürst, vertheidigte seine Hauptstadt gut, die Zuzüge im Norden wurden durch die Fürsten aufgehalten und zerstreut. Noch im September mußte Sickingen von Trier abziehen. Nun aber verfolgte ihn Richard und wurde dabei von Philipp von Hessen unterstützt. Im

Frühjahr 1523 ſah ſich Sickingen in ſeiner Burg Landſtuhl überfallen. Durch Kanonenſchüſſe wurden die Mauern zertrümmert, ein Balkenſplitter verwundete ihn tödtlich und er fiel noch lebend ſeinen Feinden in die Hände. Vergebens hatte er noch in den letzten Tagen auf die Hülfe der Ritterſchaft gehofft, die ihm zugeſagt hatte, ihn aber aus Feigheit im Stiche ließ. Er klagte namentlich über die Zollern und Fürſtenberg. Richard und Philipp fanden ihn ſterbend und falteten die Hände zum Gebet. Und doch konnte Philipp die Gemeinheit ſeiner Natur nicht zähmen und frug den Sterbenden noch, wo er ſeine Schätze verborgen habe? Sickingen gab ihm eine verächtliche Antwort und ſtarb. Die ſervile Profeſſorengeſchichtſchreiberei unſerer Univerſitäten, welche überall die Fürſten vergötterte, hat jenem Philipp den Ehrennamen des „Großmüthigen“ zugetheilt. Philipp beſaß Kühnheit und Verſchlagenheit, aber großmüthig iſt er nie geweſen. Als er in ſeinem Lande die Reformation einführte, vernichtete er auch den alten Cultus am Grabe ſeiner Ahnfrau, der h. Eliſabeth in Marburg, und rief, indem er ihre Leiche aus dem Sarge werfen ließ, mit rohem Munde: komm' heraus, alte Muhme!

Die Ritterſchaft wollte ſich nicht in die Niederlage Sickingens mit fortreißen laſſen und hoffte noch auf dem Rechtswege etwas zu erlangen. In einer Klageſchrift, die ſie auf dem Nürnberger Reichstage 1523 eingab, faßte ſie die Summe ihrer Beſchwerden zuſammen. Darin heißt es, die großen Fürſten erlauben ſich jede Willkür gegen den ſchwächeren Adel, berauben ihn, ſtrafen ihn gegen alles Recht und wenn der Adel beim Reichstage oder Reichskammergericht Recht ſuche, könne er es nicht finden, weil überall nur die großen Fürſten die Hand im Spiel haben und der Kaiſer nichts gelte. Wenn nun der Adel ſich waffne, um ſein unterdrücktes Recht in ehrlicher Fehde ſelber zu verfechten, dann ſchreie alles über Fauſtrecht, Gewaltthat, Raubritterweſen ꝛc. und alles falle über den Adel her, als ob er und nicht die Fürſten der ſchuldige Theil wären. Die Klage war gerecht, weil aber die Fürſten allein die Macht hatten und Richter in eigener Sache waren, ließen ſie die Klage unbeachtet. Nur wenn die Ritterſchaft in Maſſe und im Verein mit den Städten für Sickingen aufgetreten

wäre, hätte sie möglicherweise das Netz zerreißen können, was damals von den vereinigten Fürsten über die deutsche Nation geworfen wurde.

Die Anhänger Sickingens wurden verfolgt. Ulrich von Hutten, der das Schwert nicht für ihn gezogen hatte, sondern immer nur mit der Feder arbeitete, floh nach Basel, fing dort auf höchst übermüthige Art über den alten Erasmus zu schimpfen an, wurde aber von demselben in einer Schrift „Ein Schwamm, um den Schmutz abzuwaschen, den Hutten auf mich geworfen," derb abgefertigt und mußte Basel meiden. Bald darauf starb er auf der Insel Ufnau im Züricher See an der Siphylis, die er nicht mehr los geworden war. Ein sehr talentvoller, aber eitler und gewissenloser Abenteurer vom adeligen Proletariat, den ein beschränkter Parteigeist beinah in gleiche Linie mit Luther gestellt hat und noch stellt.

Ein anderer berühmter Ritter jener Zeit, Götz von Berlichingen aus Jarthausen an der Jart, erscheint im Gegensatz gegen den federfuchsenden Hutten als ein Mann des Schwertes, als echter Typus der muthig, aber machtlos gegen die Fürstengewalt ringenden Ritterschaft. Nichts war seinem deutschen Gemüth widriger als die moderne lateinische Juristerei und nicht nur in eigenen Angelegenheiten griff er lieber zum Schwert, als daß er sich in den Prozeßweg weisen ließ, sondern er lieh sein Schwert auch andern, denen nach seiner Meinung Unrecht geschehen war. Dann freilich, wenn er ehrlich die Fehde angesagt hatte, war er auch ein vollkommener Raubritter und nahm, was er fand, zum Ersatz des beschädigten Theiles weg. Auch er übrigens half Sickingen nicht und blieb deshalb ungestraft. Er hatte die rechte Hand verloren, dieselbe aber durch eine eiserne ersetzt, mit der er trefflich focht.

Der unbändigste und ruchloseste damalige Raubritter war gleichfalls ein Franke, Thomas von Absberg, der mit seinen Gesellen den greulichsten Unfug übte, einen Grafen von Oettingen ermordete, allen Gefangenen die Hände abhieb und großen Raub zusammenbrachte. Als der schwäbische Bund 1523 gegen ihn rüsten wollte, fürchtete sich das Reichsregiment in Nürnberg vor dessen Macht und suchte es zu hintertreiben. Neben dem jungen Ferdinand war damals

der wilde Markgraf Caſimir von Brandenburg-Culmbach ins Regiment gekommen, ein moraliſches Scheuſal, der im Bunde mit ſeinen Brüdern Johann und Georg ſeinen alten Vater Friedrich auf der Plaſſenburg einſperrte und für wahnſinnig ausgab, und der nur deshalb der Reformation zuneigte, um durch Erwerb eines geiſtlichen Fürſtenthums ſeine Schulden bezahlen zu können. Mit ihm verſtand ſich Johann von Schwarzenberg und der Spanier Salamanca, den Ferdinand mitgebracht hatte, und die einen Augenblick wähnten, durch Entfeſſelung der Revolution dem kaiſerlichen Anſehen dienen zu können. Aber die Fürſten waren zu mächtig und gehorchten dem Reichsregiment nicht mehr. Der ſchwäbiſche Bund rückte in Franken ein, zerſtörte den Absberg und 26 andre Burgen und ſtiftete Ruhe. So war es in dieſem Kampfe wie in dem gegen Sickingen nicht das Reichsregiment, das half, ſondern die verbündeten Fürſten waren es. Das Reichsregiment verlor allen Credit, zog von Nürnberg nach Eßlingen und löste ſich auf. Die Fürſten allein blieben Herren der Lage.

Zweites Buch.

Der Bauernkrieg und Habsburgs Glück.

1.

Der ſchwäbiſche Bauernkrieg.

Die Wellen der Revolution ſollten aber bald höher gehen, denn das gemeine Volk erhob ſich in der gleichen Abſicht wie die Ritterſchaft, um die geiſtlichen und weltlichen Fürſten zu verjagen und als ein freies und einiges deutſches Volk allein unter dem Kaiſer zu ſtehen. Aber es hätte früher die Ritter unterſtützen ſollen. Es ſtand jetzt allein, zwar unermeßlich zahlreich, aber undisciplinirt und durch ſeine groben Neigungen und Leidenſchaften der Vernunft beraubt, die eine militäriſche Organiſation in ſeine Maſſen hätte bringen können.

Schon vor Luthers Auftreten gährte die Bauernwelt aus Unmuth über die Bedrückungen, die ſie durch das alte Herren- und Faustrecht, durch die Verheerungen von Dörfern und Feldern auf Jagden, in Fehden und Kriegen ꝛc. und nicht minder durch das moderne Finanz- und Beſteuerungsſyſtem erduldeten. Mit dem Geldbedürfniß der Fürſten und des Adels hatten ſich auch die bäuerlichen Laſten und Abgaben vermehrt. Mit der Renaiſſance, fürſtlichen Tyrannis und Juriſterei war auch die Behandlung des gemeinen Volks grauſamer geworden, die Carolina offenbar ein Rückſchritt, eine traurige Verſchlimmerung. Wie die Bauern, ſo litten aber auch die armen

Leute in den Städten. Die organiſche Gliederung der Stadtbevölkerung in Geſchlechter und Zünfte war vielfach durchbrochen und mit der Renaiſſance war auch der alte Gegenſatz, an dem zuletzt das römiſche Reich zu Grunde ging, nämlich der zwiſchen Reichen und Armen wieder hervorgetreten. Die Genoſſenſchaften als ſolche waren nicht mehr ſtark genug, eine ariſtokratiſche Gleichheit unter ihren Mitgliedern zu behaupten. In den bedeutendſten Städten entſtanden koloſſale Vermögen in der Hand einzelner Kaufleute, z. B. der Fugger und Welſer in Augsburg, der Rothſchilde des 16. Jahrhunderts. Dieſe borgten dem Kaiſer und den Fürſten und erhielten dafür Monopole zugeſichert, mittelſt welcher ſie den gewinnreichſten Handel, die Bergwerke ꝛc. in ihre Hände brachten und jede Concurrenz niederſchlugen. Wenn ſich nun der Reichthum weniger Familien berghoch zuſammenhäufte, ging er vielen tauſend andern Familien verloren. Denn jeder Fluth entſpricht auf der andern Seite eine Ebbe. Alſo auch die kleinen Bürger hatten ökonomiſche Gründe zu bittern Klagen. Allein die Reformationsidee beſchleunigte den Ausbruch der Empörung, ſofern „die evangeliſche Freiheit“ eine Parole wurde, unter der man der Reformation die Revolution bequem unterſchieben konnte. Wie nämlich Luther auf eine vorhierarchiſche Zeit hinwies, in welcher die h. Schrift allein und noch nicht die canoniſchen und Decretalien gegolten, ſo verlangte das gemeine Volk jetzt, von lutheriſchen Prädicanten dazu verleitet, auch die Rückkehr zur communiſtiſchen Brüderlichkeit der erſten Chriſten und glaubte, im Worte Gottes ſeyen alle ihre Forderungen begründet und durch daſſelbe geheiligt. In dieſem Sinne wirkten unter dem gemeinen Volke Schwabens der Wiedertäufer Hubmaier, der aus Thüringen geflüchtete Schwärmer Thomas Münzer, ein Johann Strauß in Eiſenach, der im neuen Reich Gottes alle Schulden tilgen und Gemeinſchaft des Vermögens einführen wollte ꝛc.

Einzelne Aufſtände der Bauern begannen zuerſt in den Umgebungen des Bodenſees. Im Hegau wurde ſchon 1522 wieder der alte Bundſchuh erhoben, diesmal ein goldener Schuh mit dem Wahlſpruch: „Wer frei will ſeyn, der folge dieſem Sonnenſchein“. Er wurde wieder unterdrückt, ebenſo ein Bauernaufruhr bei Nürnberg

im Frühjahr 1524. Im Herbſt deſſelben Jahres erhoben ſich die Bauern in der Grafſchaft Stühlingen gegen die übermüthige Gräfin von Lupfen, die ihnen angeblich ſoll befohlen haben, Schnecken zu ſammeln, um Garn darauf zu winden. Von einem Müller angeführt, zogen ſie triumphirend in Waldshut ein, wo ihnen Hubmaier vorgearbeitet hatte. Schon belagerten ſie Donaueſchingen, als der ſchwäbiſche Bund ein Heer unter Georg Truchſeß von Waldburg gegen ſie entſandte, der ſie in Güte zur Ruhe brachte. Aber im Frühjahr 1525 brach in ganz Schwaben der Bauernaufruhr in hellen Flammen aus. Zuerſt ſtanden die Bauern der Abtei Kempten unter einem gewiſſen Schmied, genannt Knopf, auf, vertrieben den Fürſtabt Sebaſtian von Breitenſtein, zerſtörten am Charfreitage das Stift und zerſchlugen alle Heiligenbilder. Die Bürger in Kempten retteten dem Abt nur unter der Bedingung das Leben, daß er ihnen ſeine Herrenrechte abtrat. Auch die Bürger der Stadt Memmingen wurden vom lutheriſchen Prediger Schappeler aufgereizt. Die zahlreichen und rieſenhaften Bauern des Allgäu erhoben ſich gegen den Biſchof von Augsburg und ihnen ſchloſſen ſich die Bauern des Truchſeß ſelber an. Ganz Oberſchwaben war in Aufruhr. Das größte Bauernheer, den ſog. Seehaufen, ſammelte Eitelhans Müller am Bodenſee. Ein anderer von 18,000 Mann kam in Baldringen zuſammen und hieß davon der Baldringer Haufe. Ein dritter zog vor Ulm und ängſtigte die dort verſammelten Geſandten des ſchwäbiſchen Bundes. Der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg, der ſeine einzige Hoffnung auf die Reformation ſetzte, daher die geflüchteten Ritter Absberg und Kronberg bei ſich aufnahm, hatte in der ihm gehörigen Grafſchaft Mömpelgard ſchon die Reformation eingeführt und ſich mit den Schweizer Reformirten in Verbindung geſetzt. Jetzt knüpfte er auch mit den Bauern an und zog ihnen mit 15,000 Schweizern zu Hülfe. Zwiſchen dieſen und den Bauern in Tuttlingen eingeſchloſſen und in der größten Gefahr bewährte der Truchſeß doch eine überlegene Klugheit. Er zahlte nämlich den Schweizern den Sold, den ihnen Herzog Ulrich nur verſprochen hatte, wirklich aus, unter der Bedingung, daß ſie wieder heimzögen. Das thaten ſie denn auch und nun fiel der

Truchſeß mit 2000 Reitern, 7000 Mann Fußvolk und trefflichem Geſchütz, das ihm die größeren Städte hergeliehen hatten, plötzlich über den Baldringer Haufen her. Dieſer hatte ſich getheilt und beſchäftigte ſich mit Plündern und Niederbrennen der Klöſter und Schlöſſer. Auf einen Angriff nicht gefaßt, wurden 2000 Bauern plötzlich von der Reiterei des Bundes angegriffen und niedergehauen; 4000 andere faßte der Truchſeß im freien Felde, zerſprengte ſie zuerſt mit Kanonenſchüſſen und ließ ſie dann durch ſeine ſchnellen Reiter verfolgen und ſämmtlich zuſammenhauen bei Leipheim; wenige Tage ſpäter vernichtete er den Reſt des Baldringer Haufens auf dieſelbe Art bei Wurzach. Den Kanonen und der Reiterei hielten die ſchlecht bewaffneten Bauern nirgends Stand. Den Pfarrer Wehe, der dem Haufen in Leipheim gepredigt hatte, und andere Bauernführer ließ der Truchſeß enthaupten. Als dieſer aber nun auch den großen Seehaufen angreifen wollte, bei dem ſich wahrſcheinlich verſuchte Landsknechte befanden, wurde er von demſelben bei Weingarten dergeſtalt eingeſchloſſen, daß er ſich nur durch Unterhandlungen retten konnte, 17. April 1525.

Die Bauern zeigten ſich hier ziemlich gemäßigt, ſandten ihre Forderungen in zwölf Artikeln ein und verlangten, dieſelben ſollten einem Schiedsgericht vorgelegt werden, deſſen Mitglieder des Kaiſers Bruder, Erzherzog Ferdinand, der Kurfürſt von Sachſen, Luther und Melanchthon ſeyn ſollten. Die zwölf Artikel verlangten: 1) die Bauern ſollen ſich ihre Pfarrer ſelbſt wählen, und dieſe das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen; 2) die Bauern ſollen nichts mehr zahlen als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben und von deſſen Ueberſchuß das gemeine Weſen und die Armen verſorgt werden ſollen; 3) die Leibeigenſchaft ſoll als gottlos für immer abgeſchafft ſeyn; 4) Jagd, Vogel- und Fiſchfang ſoll frei ſeyn, wie die Luft; 5) der Wald und das Holz ebenfalls; 6) die Frohn- und Spanndienſte ſollen ermäßigt werden; 7) der Bauer ſoll dem Herrn nur durch einen freien und feſten Vertrag und durch keine Willkür verpflichtet ſeyn; 8) der Zins von den Lehngütern ſoll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag ſeiner

Arbeit an den Herrn abgeben und umſonſt arbeiten müſſe; 9) das Recht ſoll nach einem feſten, alten Geſetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden; 10) wer mit Unrecht Gemeindegüter an ſich geriſſen, ſoll ſie zurückſtellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen ſoll aufgehoben ſeyn, damit Wittwen und Waiſen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) dieſe Artikel ſoll man annehmen, oder aus der Bibel widerlegen. Urheber der 12 Artikel iſt wahrſcheinlich Doctor Fuchs von Fuchsſtein geweſen, der früher bei der Reichsregentſchaft angeſtellt, jetzt ein Agent des Herzogs Ulrich bei den Bauern war.

In den 12 Artikeln, wie in allen Forderungen, welche die Bauern in den verſchiedenen Landſchaften des ſüdlichen und mittleren Deutſchland damals geltend machten, wird überall nichts Neues, ſondern nur Herſtellung des Alten verlangt und ſind ſie weniger gegen den Feudaladel an ſich, als gegen deſſen neue Anmaßungen und Bedrückungen und gegen die neuen Geſetze der fürſtlichen Beamten, gegen die Juriſterei, Schreiberei und Abgabenſchererei gerichtet. Die Tiroler Bauern verlangten vom Erzherzog Ferdinand nichts als ihre „alten Landesfreiheiten," die Verbannung der neuen geſchriebenen Geſetze und insbeſondere die Abſchaffung der „Fuggerei," d. h. der von ſeinem ſpaniſchen Rath Salamanca neu eingeführten Monopole und Handelscompagnien, durch die das Land mit fremden unnützen Luxuswaaren überſchwemmt und alles vertheuert wurde. Auch der Wildſchaden, über den die Bauern ſo ſehr klagten, die Verheerung der Aecker durch übertriebene Hegung des Wildes war ein neues Uebel und die fürchterlichen Strafen, die das Jagdrecht der Herren ſchirmen ſollten, gingen von den Fürſten, nicht von den Rittern aus.

Luther ſelbſt wollte nichts von den Bauern wiſſen. Je mehr ihm Schuld gegeben wurde, er ſey es, der zuerſt die alte Welt aus den Fugen geriſſen habe, und ſeine Schüler ſeyen es, die unter dem Vorwand der evangeliſchen Freiheit alles Hohe erniedrigen wollten, um ſo nothwendiger war es für ihn, ſich zu rechtfertigen. Er konnte nicht mit den Bauern gehen, denn dann würden ihm die Schwarmgeiſter bald über den Kopf gewachſen ſeyn. Er mußte alſo auf der

Seite der Fürsten stehen, an die er überhaupt schon fest gebunden war. Man findet in seinen Aeußerungen über die Bauern Widersprüche. Sein Rechtssinn ließ sich schwer beugen und mehrmals übermannte ihn das Mitleid, so daß er den Fürsten die schwersten Vorwürfe machte, sie seyen es, die durch ihre Ueberbürdungen den Landmann zur Verzweiflung gebracht haben. Dann aber graute ihm wieder vor der Rohheit der Bauern und vor dem Freiheitsschwindel, in den sie sich durch die Demagogen hineinreißen ließen. Daher die Aeußerung, die er gegen einen Herrn von Einsiedel that: „Der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen seyn, sonst werde er übermüthig." Das stimmte überhaupt mit seiner Grundansicht von der verderbten Menschheit zusammen und mit seiner Lehre vom leidenden Gehorsam, die den Fürsten so trefflich zu Statten kam und ohne die er sich niemals die Gunst der Fürsten würde erworben haben. Er schrieb damals an die Bauern: „Daß die Oberkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keinen Aufruhr, denn die Bosheit zu strafen gebührt nicht einem Jeglichen, sondern nur der Oberkeit." Das war nun freilich keine Logik, welche die Bauern hätte beruhigen können.

Unter diesen Umständen kam das in Weingarten geforderte Schiedsgericht begreiflicherweise nicht zu Stande und nur das Recht des Stärkeren sollte entscheiden.

Es wurden in jenen Tagen arge Umtriebe gemacht. Der junge Erzherzog Ferdinand, den man schon beim Reichsregiment mißbraucht hatte, sollte auch der Bauernbewegung Vorschub leisten, indem man ihm vorspiegelte, er werde dadurch Alleinherr in Deutschland werden. Nachdem sich sein Bruder Karl nicht herbeigelassen hatte, mittelst der kirchlichen Reformation Luthers die alte Kaisergewalt wiederzuerlangen, versuchte man es mit dem noch jüngeren und unerfahrenen Ferdinand. Man suchte ihn zunächst dadurch zu verlocken, daß die Allgäuer Bauern österreichisch zu werden versprachen, wenn er die 12 Artikel annähme. Er unterhandelte mit ihnen im Mai zu Füßen und sie schlossen zusammen einen Vertrag. Wenn aber der Allgäu österreichisch wurde, war Bayern gefährdet. Herzog Wilhelm von Bayern feuerte daher den schwäbischen Bund an, sein

Aeußerſtes zu thun. Der Papſt unterſtützte Wilhelm aufs lebhafteſte und bewilligte ihm ein Fünftel der geiſtlichen Einkünfte in Bayern. Dagegen wurde, nachdem auch die Bauern im Erzbisthum Salzburg aufgeſtanden waren, den Bayern der argliſtige Antrag gemacht, dieſes Erzbisthum zu ſäkulariſiren und mit Ferdinand zu theilen. Auch die Tiroler Bauern hatten ſich erhoben, zuerſt unter Michael Geißmayr, dem Schreiber des Biſchof von Brixen. Ferdinand unterhandelte mit ihnen und ſuchte ſie zu begütigen, um mittelſt ihrer neue Erwerbungen zu machen. So ſchlug er damals ſchon das Zillerthal, das zum Erzbisthum Salzburg, und die Stadt Füßen, die zum Bisthum Augsburg gehörte, zu Tirol.

In dieſer kritiſchen Zeit bewährten ſich die altbayeriſchen Bauern allein als conſervativ. Indem ſie in großer bewaffneter Maſſe auf den Peißenberg zogen, um dieſen gegen die Allgäuer (Schwaben) zu vertheidigen, folgten ſie dem Inſtinkt des Volksſtammes und zugleich der Anhänglichkeit an die Kirche und an das Fürſtenhaus. Auch alle Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes, Fürſten, Herren und Städte, hatten ein Intereſſe, mit Bayern vereinigt dem revolutionären Beginnen des Erzherzog Ferdinand entgegenzutreten. Die Seele der antiöſterreichiſchen Bewegung war aber diesmal der bayriſche Kanzler Leonhard von Eck, der von ſeinem Herzog jede Verſuchung, ſich durch die Ausſicht auf Kirchenraub zu Ferdinand hinüberziehen zu laſſen, abwehrte.

2.

Der fränkiſche Bauernkrieg.

Wie in Schwaben von Kempten, ſo ging in Franken die große Bewegung von Rottenburg an der Tauber aus. Hier hatte der lutheriſche Prediger Deuſchlin das Volk aufgeregt und erſchien auch der aus Wittenberg vertriebene Karlſtadt. Der alte conſervative Stadtrath wurde abgeſetzt, lauter Demagogen eingeſetzt und aus

der Stadt verbreitete ſich der Aufruhr ringsumher im Lande. Die Bauern rotteten ſich zuſammen und ſtürmten die Schlöſſer der Herren, um ſie zur Unterzeichnung der 12 Artikel zu zwingen. Die Grafen von Hohenlohe mußten nachgeben und ihrem Beiſpiel folgten viele andere größere und kleinere Herren. Die ſich weigerten, wie der Graf von Oettingen, wurden gefangen. Den weltlichen Herren erging es noch glimpflich, gegen die geiſtlichen war der Haß viel größer und die Klöſter wurden alle niedergebrannt. Den erſten großen fränkiſchen Haufen führte Florian Geyer an, ein verrufener Geſell, deſſen Hauptgeſchäft bisher geweſen war, Landsknechte zu werben. Ein zweiter Haufen unter Vermeter zwang den Grafen von Henneberg zur Unterwerfung und hauste übel in Ochſenfurt.

Weiter weſtlich im Odenwalde ſammelte ſich ein Bauernheer unter dem lüderlichen Schenkwirth Metzler und bei Heilbronn noch ein anderes unter Jäcklein Rohrbach und beide vereinigten ſich und hießen fortan „der helle Haufen Odenwalds und Neckarthals.“ Auch ſie verbrannten die Klöſter und Schlöſſer und ſchonten die letztern nur, wenn die Herren die 12 Artikel annahmen. Das thaten die meiſten. Doch hatte ſich eine gute Anzahl fränkiſcher und ſchwäbiſcher Herren in die feſte Stadt Weinsberg geworfen, in deren Burg der Graf von Helfenſtein commandirte, ein Liebling des Erzherzog Ferdinand und Gemahl einer natürlichen Tochter des alten Kaiſer Max. Dieſer unterhandelte mit den Bauern, um ſie hinzuhalten, bis der Truchſeß kommen würde, verrieth aber ſeine böſe Abſicht, indem er den Rittern erlaubte, einen Ausfall zu machen und ein Schaar unbeſorgter Bauern bei Neckarſulm zu überfallen. Da zog der ganze helle Haufen, mit dem ſich damals auch der fränkiſche oder „ſchwarze“ Haufen unter Florian Geyer vereinigte, rachedurſtend herbei und umringte Weinsberg. Zwei Bauern mit einem Hut auf einer hohen Stange erſchienen vor den Mauern und riefen: „Eröffnet Stadt und Schloß dem hellen chriſtlichen Haufen, wo nit, ſo thut Weib und Kind aus, denn wir ſtürmen.“ Ritter Dietrich von Weiler verhöhnte dieſe Boten der Bauern und ließ gegen den Kriegsgebrauch auf ſie ſchießen. Plötzlich aber ſtürmte Florian Geyer

das hoch über die Stadt hinüberragende Schloß. Da entſtand in der Stadt die ſchrecklichſte Verwirrung. Die Ritter ſchwangen ſich auf ihre Roſſe und wollten fliehen, wurden aber von den Bürgern mit Gewalt zurückgehalten. Haben wir euch geholfen, hieß es, und ihr wollt uns nun in der Noth ſtecken laſſen? Sie mußten bleiben und ſich wehren, wurden aber alle bald von den eindringenden Bauern überwältigt, nur wenige erſchlagen, die meiſten gefangen, am 17. April 1525. Der dicke Dietrich von Weiler, der auf einen Thurm geflüchtet war, wurde von demſelben hinabgeſtürzt. Man rathſchlagte, was mit den Gefangenen zu thun ſey, und eingedenk der Treuloſigkeit der Ritter bei Neckarſulm, und der Grauſamkeit, mit welcher ſo eben der Truchſeß die Bauern in Oberſchwaben behandelt hatte, beſchloſſen die Hauptleute der Bauern, die ſiebzig in Weinsberg gefangenen Grafen und Ritter hinzurichten, „um dem Adel ein ſonderbar Entſetzen und Furcht einzujagen," und um den Herrn zu zeigen, daß, wenn ſie das Leben der Bauern nicht ſchonten, auch das ihrige nicht geſchont werden würde. „Wozu brauchen überhaupt dieſe Müſſiggänger zu leben?" frug Jäcklein Rohrbach mit dem ganzen Stolz der arbeitenden Klaſſe. Hierauf machten die Bauern Spalier und hielten ihre Spieße vor, die Herren aber mußten zwiſchen hindurch gehen und wurden im Laufen von den Bauern aufgeſpießt. Das war eine bei den Landsknechten aufgekommene Todesſtrafe und hieß „durch die Spieße jagen," ſpäter Spießruthenlaufen. Der Pfeifer Melchior Nunnenmacher ſpielte zu dem gräßlichen Todestanze des Adels in Weinsberg luſtig auf. Umſonſt flehte die ſchwangere Gräfin von Helfenſtein die Bauern fußfällig an, das Leben ihres Gatten zu ſchonen, ſie wurde verlacht, das Geſchmeide von ihrem Halſe geriſſen, ihr junger Sohn von einem Spieße verwundet. Ein raſendes altes Weib grub mit einem Meſſer in die Leiche des ſchon erſtochenen Grafen, ſchnitt das Fett heraus und ſchmierte ſich damit die Schuhe. Die unglückliche Gräfin wurde endlich halbtodt auf einem Miſtwagen fortgeführt.

Als Luther dieſe Greuelthat erfuhr, erließ er eine Flugſchrift „Wider die ſtürmenden Bauern," worin er alle Welt aufforderte,

„die Bauern zu würgen, zu ſtechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todſchlagen muß. Die Oberkeit hat eine gute Sach und wer auf der Oberkeit Seite erſchlagen wird, iſt ein rechter Märtyrer vor Gott. Wiederum was auf der Bauern Seite umkommt, iſt ein ewiger Höllenbrand.“ Er erhitzte ſich ſo ſehr, daß er ſogar denen, die ihn um Mäßigkeit und Menſchlichkeit anflehten, drohte: „Die mein Büchlein tadeln, ſollen das Maul zuhalten, und ſich fürſehn, denn gewiß ſind ſie auch aufrühreriſch im Herzen. Darum ſoll die Oberkeit ſolchen auf die Hauben greifen, daß ſie das Maul zuhalten und merken, daß Ernſt ſey. Zudem, ſchließt er, „der Eſel will Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert ſeyn.“ Nur Erasmus hatte den Muth ihm zu ſagen: „obgleich du die Bauern nicht anerkennſt, iſt ihr Aufruhr doch nur eine Folge deiner Reformation und eigentlich dein Werk.“ Und Caspar von Schwenkfeld, ein adeliger Schleſier und myſtiſcher Schwärmer, aber von engelgleicher Milde und Sanftmuth in dieſer Zeit der Barbarei, ſagte, was ihm Luther nie verziehen hat: „Luther hat das Volk aus Aegypten (dem Papſtthume) durch das rothe Meer (den blutigen Bauernkrieg) geführt, aber in der Wüſte ſitzen laſſen.“

Die Bauern kümmerten ſich nicht um Luthers Zorn. Florian Geyer ging mit ſeinen Schwarzen nach Franken zurück, um ſyſtematiſch Klöſter und Burgen zu zerſtören. Der helle Haufen aber lagerte bei Heilbronn und hielt großen Kriegsrath zu Gundelsheim. Die Seele deſſelben war Wendel Hippler, vormals Diener der Grafen von Hohenlohe, die ihn ungerecht mißhandelt hatten und an denen er jetzt Rache nahm. Er gab den Bauern den klugen Rath, den kleinen Adel zu ſchonen und vielmehr für ihre Sache zu gewinnen, weil ſie beide ein gleiches Intereſſe gegen die Fürſten verbände. Sodann ſollten ſie alles thun, um die Landsknechte, die im Solde der Fürſten ſtanden, zu ſich herüberzuziehen, was nicht ſchwer ſeyn könne, denn es ſeyen ja Söhne von Bauern wie ſie. Ohne eine Reiterei, wie ſie der niedere Adel darſtellte, und ohne ein disciplinirtes Fußvolk, wie das der Landsknechte, würden ſie trotz ihrer großen Zahl doch am Ende gegen die Fürſten nichts ausrichten.

Hiedurch belehrt griffen ſie den armen Ritter Götz von Berlichingen auf und zwangen ihn, ihr Obergeneral zu werden. Er willigte nur aus Todesangſt ein, denn ſie hätten ihn ſonſt umgebracht.

Die Operationen, die er ſofort mit dem hellen Haufen vornahm, waren nicht ungeſchickt. Er wandte ſich nämlich nordwärts in die noch nicht inſurgirten Gegenden, um auch ſie aufzuregen und eine ungeheure Macht zuſammenzubringen, welcher der Truchſeß, der im Süden geſiegt hatte, nicht gewachſen wäre. Er warf ſich in den Speſſart und nachdem von hier aus dem Main entlang das ganze mittlere Rheinland in revolutionären Brand geſteckt war, nach Würzburg, um von da mit dem thüringiſchen Aufſtand in Verbindung zu treten und Bayern im Rücken zu faſſen. In Aſchaffenburg ſelbſt mußte der Biſchof Wilhelm von Straßburg, Statthalter des Erzſtift Mainz, die 12 Artikel annehmen. Alsbald erhoben ſich die Bauern des benachbarten Rheinlands und bildeten ſich große Heerhaufen derſelben, der des Friedrich Wurm zu Bruchſal, der Kleberger in Weiſſenburg, der Kolbenhaufen im Wasgau, noch zwei andere in Pfeddersheim und im Kraichgau. Adel und Geiſtlichkeit flohen in Burgen und Städte. Kurfürſt Ludwig von der Pfalz unterhandelte mit den Bauern im Dorfe Forſt, zog ihre Hauptleute zur Tafel und verſprach, ihren Beſchwerden auf dem nächſten Landtage auf Grund der 12 Artikel abzuhelfen.

Götz ſelbſt und Metzler zogen von Aſchaffenburg oſtwärts, vereinigten ſich wieder mit dem ſchwarzen Haufen Geyers und umringten die biſchöfliche Stadt Würzburg. Der Biſchof daſelbſt, Konrad von Thüngen, hatte bereits ſeine Bauern befriedigt, indem er ihnen verſprach, ihre Abgeordneten als vierten Stand beim nächſten Landtage zuzulaſſen. Der helle Haufen aber achtete nicht auf dieſes Uebereinkommen und der Biſchof fand es gerathen zu fliehen, ließ aber den Domherrn Friedrich von Brandenburg zur Vertheidigung des ſehr feſten Schloſſes, des ſ. g. Frauenberges, zurück. Die Stadt ließ ſich nicht halten, weil die rebelliſchen Bürger ſich mit den Bauern vereinigten. Nun begann die Belagerung des Schloſſes, bei der ſich das große Bauernheer viel zu lange aufhielt, während die übri-

gen Haufen vereinzelt blieben, ſich beim Plündern zerſtreuten und den Fürſten Zeit ließen, ſich beſſer zu rüſten und ihre Streitkräfte zu vereinigen.

In Württemberg auf der Neckarſeite der rauhen Alb ſammelte der Bauer Matern Feuerbacher 25,000 Mann und ſchreckte damit die ferdinandeiſche Regierung in Stuttgart. Man verwies ihn auf den Landtag, aber er ſpottete: auf dem Landtage landtage man doch nichts, als daß man Geld geben müſſe. Anſtatt ſich aber mit den Allgäuer- und Seebauern gegen den Truchſeß zu vereinigen, vertrieben ſich die württembergiſchen Bauern die Zeit mit dem Plündern und Niederbrennen von Klöſtern und Burgen und zerſtörten unter andern wahnſinnigerweiſe die alte Kaiſerburg Hohenſtaufen. Eitelhans Müller, den die Unterhandlungen in Weingarten anwiderten, zog mit ſeinem Hegauer Haufen in den Schwarzwald, ſetzte ſich hier in Verbindung mit den oberrheiniſchen Bauern, belagerte Freiburg im Breisgau und nahm dieſe Stadt am 26. Mai durch Vertrag ein.

Mittlerweile hatte am 12. Mai Wendel Hippler in Heilbronn einen hohen Rath der Bauern eröffnet und im großen Styl umfaſſende Reformen des deutſchen Reichs vorgeſchlagen. Sie waren lange nicht ſo radical, als man hätte erwarten ſollen. Er wollte nur kirchlich reformiren und das ganze Reich lutheriſch machen, aber Fürſten und Herren ſollten bleiben und nur zum geiſtlichen, Herren- und Bürgerſtande der Bauernſtand als der vierte beim Reichstag vertreten ſeyn. Alle bäuerlichen Laſten ſollten aufhören, die Herren aber dafür durch das ſäculariſirte Kirchengut reichlich entſchädigt werden. Man darf ſich nicht wundern, daß ſolche Vorſchläge auftauchten, die einen Augenblick ſogar praktiſch erſcheinen konnten, bei ruhiger Beſinnung ſich aber als unausführbar erwieſen. Die Bauern ſelbſt kümmerten ſich gar nicht um ihre Vertreter und Rathgeber in Heilbronn. Sie genoßen ihrer neuen Freiheit in der roheſten Weiſe, ſie ſchwärmten herum, plünderten, ſoffen und lärmten, dachten aber nicht daran, weder ſich in Waffen zu üben, noch tüchtigen Führern zu gehorchen, und brachten ihre Hauptleute und Prediger durch ihren verſtockten Ungehorſam in nicht geringe Noth.

Wenn man dieſe deutſchen Bauern von 1525 mit den Huſſiten von 1425 vergleicht, ſo erſcheinen die erſteren in einem ſchlimmen Lichte. Wohin war es mit den tapfern Alemannen und Franken gekommen, daß ſie, obgleich in Waffen und zu kühner That entſchloſſen und in ihrer Ueberzahl ſogar des Siegs gewiß, doch nur wie eine brünſtige Heerde Vieh wild durcheinanderliefen, um ſich am Ende abſchlachten zu laſſen!

3.

Niederlage der Bauern.

Durch die Entfernung der Schweizer, durch die Beſchwichtigung des Seehaufens und der Allgäuer und durch die conſervative Haltung des bayriſchen Landvolks war ſchon die größte Gefahr abgewendet. Georg Truchſeß bekam freie Hand und folgte dem Hegauer Haufen in den Schwarzwald nach, um Freiburg zu retten, als die Ferdinandeiſche Regierung in Stuttgart ihn dringend um Hülfe anging. Er kehrte daher nach dem Neckar um. Feuerbacher, der mit ſeinem Haufen gerade Herrenberg belagerte, unterhandelte mit ihm und war zum Frieden geneigt. Eitelhans Müller aber, der die Hegauer führte, und der vertriebene Herzog Ulrich ließen die Bauern dringend vom Frieden abmahnen. Feuerbacher wurde nun beſeitigt und nach Hipplers Plane wieder ein Edelmann, Schenk von Winterſtetten, zum Bauerngeneral ernannt. Dieſer Schenk war mit dem Truchſeß verwandt und führte die Bauern ſo ungeſchickt, daß er ſie, anſtatt ſie mit dem Hegauer Haufen zu vereinigen, bei Sindelfingen dem Truchſeß in die Hände lieferte, der hier ganz bequem ſein altes Manöver wiederholte. Die dummen Bauern ſtanden im offenen Felde ungedeckt, wurden durch Kanonenſchüſſe auseinander geſprengt und, ehe ſie den zu weit entfernten Bergwald erreichen konnten, von den bündiſchen Reitern eingeholt und niedergehauen. Keiner wurde geſchont und allein an dieſem Tage, es war der 12. Mai, kamen 8000 Bauern um. Am Abend der Schlacht wurde noch der Pfeifer

gefangen, der zu Weinsberg aufgespielt hatte. Der Truchseß ließ ihn mit einer langen Kette an einen Baum binden und an einem langsamen Feuer verbrennen. Die Ritter trugen selbst das Holz herbei und ergötzten sich an den Sprüngen und an dem Geheul des Gemarterten. Dann zu noch eclatanterer Rache zog der Truchseß vor Weinsberg, ließ die Stadt und alle umliegenden Dörfer verbrennen und den Jäcklein Rohrbach, den man gefangen hatte, auf die gleiche Art zu Tode martern wie den Pfeifer.

Zu derselben Zeit unterlagen die Bauern auf dem linken Rheinufer. Nicht ohne Zuthun des vertriebenen Ulrich in Mömpelgard hatten sie sich im Suntgau und Elsaß erhoben, während auch auf dem rechten Rheinufer und weiter hinab in der Pfalz, im Bisthum Speier und im Mainzischen überall der Aufruhr entbrannte. Der Reformator Butzer in Straßburg ging vergebens hinaus, um die Bauern zum Frieden zu mahnen. Unter ihrem Hauptmann Gerber von Molsheim eroberten sie Zabern, das große Schloß des Bischofs von Straßburg, und zerstörten Klöster und Schlösser. Ein anderer Bauernhaufen im Suntgau unter Wolf Wagner von Rheinau that dort das nämliche. Nun aber trat Herzog Anton von Lothringen, als auch seine Bauern Miene machten, sich den Elsäßern anzuschließen, mit großer Entschlossenheit auf und führte ein ansehnliches Söldnerheer gegen die wie gewöhnlich schlecht bewaffneten, ungeordneten und nur roh tumultuirenden Bauern. Zuerst überfiel er sie in Lupfenheim, wo sie sich zwar in der brennenden Kirche noch wehrten, aber 6000 Mann verloren. Dann schloß er den Gerber, der noch 18,000 Bauern unter sich hatte, in Zabern ein, wo er aus Mangel an Lebensmitteln capituliren mußte. Herzog Anton gewährte ihm freien Abzug mit Zurücklassung der Waffen. Sobald aber die Bauern ihre Waffen niedergelegt hatten, erklärte Anton, Ketzern und Rebellen brauche man das Wort nicht zu halten, und ließ sie allesammt niederstechen, den Gerber aber henken, am 17. Mai. Als der Herzog in sein Land zurück ging, hatten sich die über den Mord ihrer Brüder wüthenden Elsäßer Bauern wieder gesammelt, verlegten ihm bei Scherwiller den Paß und schlugen sich so verzweiflungsvoll mit ihm

herum, daß ſie ihm 900 Mann tödteten, ſelber aber einen noch zehnmal größeren Verluſt erlitten.

Durch die Niederlagen am Neckar und im Elſaß wurden nun die Bauern am Oberrhein eingeſchüchtert, gaben die Belagerung von Freiburg auf und unterhandelten mit dem Markgrafen Philipp von Baden. Die vorderöſterreichiſche Regierung aber und der oberländiſche Adel nahmen blutige Rache. Eitelhans Müller wurde enthauptet, auch viele andere Bauernführer und Prediger litten die Todesſtrafe. Im Hegau wurden viele Dörfer verbrannt, viele Bauern geblendet und verſtümmelt. Am unbarmherzigſten wüthete man unter den Wiedertäufern, an deren Spitze ſich Hubmaier in Waldshut noch eine zeitlang wehrte. Ihm ſelbſt glückte es zu entkommen. — Weniger blutig endete der Aufruhr am Mittelrhein. Die Bauern wehrten ſich hier nicht mehr. Kurfürſt Ludwig von der Pfalz wollte die Bauern, die ſich mit ihm vertragen hatten, ſchützen, aber die andern Fürſten und Herrn tadelten ihn deshalb und ſelbſt der ſanfte Melanchthon ließ ſich damals von Luthers Wuth anſtecken und ſchrieb, was ſicher nicht aus ſeinem Herzen kam, an den Kurfürſten Ludwig, er handle nicht gegen ſein Gewiſſen und ſey frei von aller Schuld, wenn er auch die bäuriſchen Rotten trotz der Verträge niedertrete. Jetzt erſt hetzte ſich der Kurfürſt ſelber in einen ihm unnatürlichen Blutdurſt hinein, ließ ſeine Söldner die Dörfer plündern und viele Gefangene hinrichten. Dann zog er mit dem Kurfürſten von Trier, den Biſchöfen von Würzburg und Speier und mit dem Deutſchmeiſter von Mergentheim, mit denen bei Fürfeld auch der Truchſeß ſein ſiegreiches Heer vereinigte, gegen Würzburg, um den Frauenberg zu entſetzen.

Dieſes Heer der vereinigten Fürſten zählte zwar nur 12,000 Mann, beſtand aber aus den tüchtigſten Rittern, Schützen und Landsknechten und war mit zahlreicher Artillerie verſehen. Zu ſpät erkannten die Bauern, wie thöricht ſie gehandelt hatten, ſich vor Würzburg aufzuhalten, während ihre Hülfe am Neckar und Rhein ſo dringend nöthig geweſen wäre. Sie machten noch einen Verſuch, durch Unterhandlungen dem Kampfe vorzubeugen, indem ſie einen

fränkiſchen Landtag nach Schweinfurt ausſchrieben und am 26. Mai mit den Herrn und Städten, die in ihrer Gewalt waren, wirklich eröffneten. Aber die zum Entſatz heranrückenden Fürſten wollten nichts von Schweinfurt wiſſen und ſagten nur: ihr Schweine fort! Nach ſo vielen Siegen hofften ſie auch noch dieſes Bauernheer zu überwinden und wollten keine Gnade mehr gewähren. Als der Entſchluß der Fürſten kund wurde, löste ſich der Landtag auf und trat in den Reihen der Rebellen unbeſchreibliche Verwirrung ein. Vergebens wandte Wendel Hippler im Lager vor Würzburg alle ſeine Beredſamkeit an, um die Bauern zuſammen zu halten, denn vereinigt waren ſie bei ihrer großen Zahl immer noch im Stande zu ſiegen. Sie konnten vereint den Fürſten entgegen ziehen, oder dieſelben erwarten, nur trennen durften ſie ſich nicht. Nun blieb aber der fränkiſche Haufen unter Geyer zurück und nur der helle Haufen unter Götz von Berlichingen zog gegen die Fürſten aus. Als er aber das Lager der letzteren anſichtig wurde, wagte er keinen Angriff und zog ſich zurück. In der nächſten Nacht, am 28. Mai ritt Götz heimlich auf und davon und ließ die Bauern im Stich. Dennoch hätten ſie noch einen großen Schlag ausführen können, denn in der nämlichen Nacht kam Florian Geyer mit 5000 Mann von Würzburg aus nach und ſtieß bei Neckarſulm auf die Wachtfeuer der Fürſten, die ſich keines Angriffs verſahen. Aber der helle Haufen hatte ſich ſchon zu weit entfernt und war durch Götzens Flucht zerrüttet und demoraliſirt. Würden beide Haufen in jener Nacht vereinigt das fürſtliche Lager angegriffen haben, ſo wären die Fürſten und Ritter wahrſcheinlich verloren geweſen, denn man wußte, daß ſich die Landsknechte nicht gegen die Bauern ſchlagen wollten. Das Schickſal ſpielte hier mit den Menſchen wunderbar. Die große Entſcheidung hing von den Zufällen einer einzigen Nacht ab.

Am folgenden Tage hielt der Truchſeß ein ſchreckliches Gericht in Neckarſulm, ließ ſechzig Bauern hinrichten und acht Dörfer verbrennen. Am 2. Juni ſtieß er auf den hellen Haufen, der ſich unter Metzler bei Königshofen verſchanzt hatte. Als aber die Wagenburg der Bauern von Kanonenkugeln zerſchmettert wurde, gab Metzler die

Flucht und die fürſtlichen Reiter hatten wieder freies Spiel, die über das offene Feld fliehenden Bauern zu tauſenden niederzuhauen. Nur 3000 Bauern erreichten einen Wald, wo man ſich noch bis in die Nacht mörderiſch ſchlug und wo noch lange nachher ganze Haufen menſchlicher Gebeine unter dem abgefallenen Laube lagen. Am längſten wehrten ſich hier 800 Bauern innerhalb eines Verhaues und ergaben ſich erſt, als ihnen Graf Wilhelm von Fürſtenberg das Leben ſicherte. Florian Geyer war damals zum Markgrafen Caſimir von Culmbach geeilt, der ſchon früher beim Reichsregiment eine ſehr revolutionäre Tendenz kund gegeben hatte und zu denen gehörte, die auch den Erzherzog Ferdinand in die Revolution mit hinein reißen wollten. Von ihm hoffte Geyer noch Hülfe, aber zu ſpät, denn der Markgraf wollte ſich nicht mehr compromittiren. Geyer ritt die ganze Nacht, um noch wenigſtens zu der Schlacht bei Königshofen zurecht zu kommen und in der Führung den elenden Metzler zu erſetzen. Aber er kam zu ſpät, die Schlacht war ſchon verloren. Dennoch liefen die Fürſten eine neue große Gefahr, ſie hatten die Schlacht nur mit ihren Kanonen und Reitern gewonnen, das Fußvolk der Landsknechte aber gar nicht gebraucht, weil ſie ſich vor ihm fürchteten. Dennoch verlangten die Landsknechte jetzt trotzig einen Schlachtſold, zogen, da ſie ihn nicht erhielten, aus dem fürſtlichen Lager ab und machten Miene, ſich mit den Bauern zu vereinigen. Da faßte der Truchſeß, allen andern an Geiſt überlegen, einen raſchen Entſchluß und eilte mit der Reiterei dem ſchwarzen Haufen entgegen, ehe ſich die Landsknechte mit demſelben vereinigen konnten. Florian Geyer und ſeine Schwarzen bewährten ihren Ruhm als die tapferſten unter den Bauern. Dieſes Lob verdienten wenigſtens die 600 Getreuen, die in geſchloſſenem Viereck, während ſie ſich zurückzogen, alle Reiterangriffe ſiegreich abſchlugen und ſich dann noch in der Nacht in dem Flecken Ingolſtadt löwenmüthig wehrten, bis ſie zuletzt in der brennenden Kirche oder unter den Trümmern des Schloſſes umkamen. Geyer entrann im Dunkeln, wurde aber einige Tage ſpäter auf freiem Felde gefunden und niedergeſtochen.

Nach dieſem letzten Kampfe hörte aller Widerſtand auf. Die

Stadt Würzburg öffnete am 7. Juni den Siegern ihre Thore und der Frauenberg wurde entſetzt. Der Truchſeß aber hielt ein entſetzliches Blutgericht und ließ 19 Bürger und 36 Hauptleute der Bauern durch ſeinen „luſtigen Knecht Hans“ unter lautem Gelächter köpfen. Außer den gerichtlichen Hinrichtungen kamen eine Menge andere vor, welche ſich die übermüthigen Reiter erlaubten. Zu Giebelſtadt zwangen ſie ſieben Bauern, einander ſelber umzubringen, und ſahen lachend zu. Ueberhaupt geſellte ſich dem Morde in dieſem Kriege immer roher Spaß und ſogar mehr auf der fürſtlichen als bäuriſchen Seite. Der heimgekehrte Biſchof von Würzburg zog, von Henkern begleitet, von Ort zu Ort durch ſeinen Sprengel und ließ unter ſeinen Augen 295 Aufrührer hinrichten. Am empörendſten war das Benehmen des Markgrafen Caſimir, der noch kurz vorher mit Florian Geyer und dem Schweinfurter Landtage in Verbindung geſtanden und an den revolutionären Umtrieben des Reichsregiments und der Ferdinandeiſchen Camarilla theilgenommen, ja mit Hülfe der Revolution Herzog von ganz Franken zu werden gehofft hatte, jetzt, da ſich die Dinge anders geſtalteten, ſich im Blute der Bauern von jedem Verdacht rein zu waſchen ſuchte, und über die Bauern im Rieß herfiel, die den Grafen von Oettingen vertrieben hatten. Bei Oſtheim hieb er ihrer 4000 nieder. Ein großes Bauernheer vom Aiſchgrunde kam ihm in den Rücken und bedrängte ihn ſo, daß er zu Mellrichsſtadt lieber unterhandelte. Als aber die Bauern erfuhren, wie ſchlimm es ihren Brüdern bei Würzburg ergangen ſey, beſorgten ſie, der Truchſeß werde den Markgrafen verſtärken. Ihm zu widerſtehen, hielten ſie ſich für zu ſchwach und gingen auseinander. Nun aber fiel Caſimir über ſie her, brannte ihre Dörfer nieder und beging die ſcheußlichſten Greuel mit Foltern, Fingerabſchneiden, Augenausſtechen, Brandmarken, Verſtümmeln, lebendig Spießen und Braten. Ein deutſcher und chriſtlicher Fürſt, wüthete er gleich einem Türken oder Mongolen.

In Würzburg trennten ſich die rheiniſchen Fürſten vom Truchſeß und gingen in ihre Länder zurück. Bei Pfeddersheim ſtellte ſich ihnen noch einmal ein Bauernhaufen entgegen, der aber 500 Mann

verlor und zerſtreut wurde. Nachdem die Ruhe am Rhein vollkommen hergeſtellt war, ließ Kurfürſt Richard von Trier noch 800 gefangene Bauern niederſtechen. Auch der Deutſchmeiſter übte arge Rache an ſeinen Bauern. — Der Truchſeß vereinigte ſich mit Caſimir, um im Bamberger Bisthum die Ruhe herzuſtellen. Hier hatten die Bauern zwar auch anfangs Schlöſſer und Klöſter verbrannt, ſich nachher aber durch Verſprechungen beſchwichtigen laſſen, wobei beſonders die Stadt Nürnberg vermittelte, ſo daß der ſchon beſchloſſene Zuzug der Bamberger Bauern nach Würzburg unterblieb. Jetzt traf ſie die Rache, wie alle andern. In Bamberg wurden 12 Bürger, in Neuſtadt an der Aiſch 18, in Rottenburg an der Tauber 17, darunter auch der Prediger Deuſchlin, geköpft. Dieſen Hinrichtungen folgten nachher noch viele andere und noch mehr Confiscationen. Viele Bauern konnten die Befreiung von der Todesſtrafe nur durch den Verluſt ihrer letzten Freiheiten und durch Uebernahme neuer Laſten erkaufen.

4.

Der thüringiſche Bauernkrieg.

Was Kempten für Schwaben, Rottenburg für Franken geweſen, das wurde in demſelben Frühjahr 1525 die Stadt Frankenhauſen für Thüringen, der Ausgangspunkt einer großen Bauernrevolution. Dieſelbe erhielt aber hier einen mehr religiöſen Anſtrich, weil der ſchwärmeriſche Prophet Thomas Münzer an ihrer Spitze ſtand.

Dieſer merkwürdige Mann war aus Stolberg im Harz gebürtig, ſtand damals im beſten Alter, trug einen großen Prophetenbart, der zu ſeinen ernſten und regelmäßigen Zügen ſehr wohl ſtand und ihm in Verbindung mit einer halborientaliſchen Tracht ein ehrwürdiges Anſehen gab. Sein Wandel war rein und was ihn trieb, blieb fern von jeder Gemeinheit und war eine hohe Begeiſterung. Auch läßt ſich ſeinen Grundideen eine große Wahrheit nicht ab-

ſprechen, und was die andern Lenker der Zeit thaten, beſtand ſchlecht vor ſeiner geſunden Kritik. Allein man konnte ihn inſofern wieder des Wahnſinns zeihen, als er ſich einbildete, ihm werde es gelingen, durch bloße Macht des Worts die ſo tief in der Dummheit und Sünde begrabene Menſchheit zu dem Ideal zu erheben, das er ſich von ihr gemacht hatte. Er gehörte zu Luthers früheſten Anhängern und war auch einmal bei ihm in Wittenberg, wich jedoch bald von ihm ab. Er war der Meinung, was man aus der h. Schrift mit bloßer philologiſcher Worterklärung herauskünſtele, widerſpreche ſich nicht nur ſehr oft und ſey willkürlicher Auslegung unterworfen, ſondern es ſey überhaupt ein geiſtloſes Treiben, nur Worte nachzubeten, Es bedürfe des Geiſtes. Der h. Geiſt habe ſich nicht nur einmal im Pergament und Papier offenbart, ſondern auch in den Apoſteln, in den Jüngern, im lebendigen Geiſt, wie kleine Lichter an großen ſich entzünden. Dieſer h. Geiſt aber könne nicht irren. Aber ſeine Verkünder? Münzer vergaß, daß wie die Schriftgelehrten und Phariſäer aus der Schrift machten was ſie wollten, eben ſo auch ſeine eigenen Anhänger, indem ſie unmittelbar den heiligen Geiſt empfangen zu haben wähnten, auch wieder aus dem Geiſt machten, was ſie wollten.

Er hielt ſich einige Zeit in Prag auf, wo er huſſitiſche Gedanken aufgenommen zu haben ſcheint, denn als er 1524 als Pfarrer in Altſtadt in der goldenen Au Thüringens angeſtellt wurde, begann er hier republikaniſche und communiſtiſche Wühlereien und ſtellte ſich dem Heros der Reformation in Wittenberg mit der Miene einer hohen geiſtigen Ueberlegenheit gegenüber, indem er ihm vorwarf, daß er die Menſchen nicht befreie, ſondern vielmehr in eine noch tiefere Knechtſchaft bringe, weil er ſie in die Willkür der Fürſten dahingebe. Mit tiefer Verachtung ſchrieb er an Luther: „Wie magſt du dich mit dem Schutz und Schirm deines Fürſten aufblaſen, den ich nie geſucht noch begehrt habe? Die Grundſuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei ſind unſere Fürſten, nehmen alle Kreatur zum Eigenthum, alles muß ihrer ſeyn. Sie ſtehlen alles, trotz der Gebote Gottes, wenn aber ein armer Mann ſtiehlt, laſſen ſie ihm

das Gebot Gottes vorhalten: du ſollſt nicht ſtehlen! und laſſen ihn henken. Der Herr Doctor Lügner aber (Luther) ſagt Amen dazu.“ Münzer wurde nun, nicht ohne Zuthun Luthers, von Altſtadt vertrieben, erließ aber eine zornige Schrift „wider das geiſtloſe, ſanftlebende Fleiſch zu Wittenberg,“ worin er Luther einen „ſchmeichelnden Schelm“ der Fürſten nennt, der als abſichtlicher Lügner die heilige Sache Gottes und des Volkes verrathe. „Du biſt lediglich nichts, ſagte er ihm, als das politiſche Werkzeug deines Kurfürſten und ſeines Spalatin. Sie ſchützen und hätſcheln dich, weil du ihnen den Erwerb des Kirchenguts verſchaffſt. Du prahlſt mit deinem Muth, aber das Staupicianum Oraculum ſtand immer hinter dir und mochte dir wohl helfen. Zu Worms war alles vorbereitet, der Kaiſer wehrlos. So du zu Worms hätteſt geſchwankt, wäreſt du eher erſtochen worden vom Adel, denn losgegeben, weiß doch ein jeder.“

Noch heftiger erklärte ſich Münzer gegen die Lehre Luthers vom leidenden Gehorſam, von der unverbeſſerlichen Verderbtheit der Menſchennatur und von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben. Das erklärte Münzer für einen Seelenmord des Volks. „Du ſelbſt biſt ein Teufel, indem du ohne allen Verſtand Gott machſt zur Urſach alles Böſen. Du willſt es Gott in den Buſen ſtecken, daß du ein armer Sünder biſt.“ Wie jeder ſündige auf eigene Verantwortung, ſo könne auch jeder ſich nur entſöhnen durch eigene Kraft unter Gottes Beiſtand. Der freie Wille gehöre dazu eben ſo nothwendig, wie das Vollbringen guter Werke. Nicht der poſitive, träge, unthätige Glaube an den todten Buchſtaben, ſondern die freie edle That der Liebe aus dem Geiſte Gottes ſey des Menſchen würdig. Es iſt freilich bequemer, ruft Münzer Luthern zu, die Hände in den Schoß zu legen und ſich auf den honigſüßen Chriſtum zu verlaſſen, als Chriſto nachzufolgen und ſelbſtthätig mit ihm zu wirken und zu leiden. Aber, ruft er entrüſtet aus: „wer dem bittern Chriſtus nicht folgen will, wird ſich am Honig todt freſſen.“

Er flüchtete nach dem Oberrhein und kam mit Hubmaier in

Waldshut und mit den Wiedertäufern in Verbindung. Dieſe Leute geſtatteten die Taufe erſt in den Jahren der Reife, weil der menſchliche Geiſt erſt alsdann fähig wird, den göttlichen Geiſt zu empfangen. Die ſchon als Kinder getauften wurden alſo von ihnen wiedergetauft. Dieſe Lehre entſprach ganz der des Thomas Münzer, ſo wie ſie auch aus der brüderlichen Gleichheit aller Wiedergetauften und im Geiſt Wiedergebornen ſchlechthin die republikaniſche Verfaſſung folgerte.

Der Ausbruch des großen Bauernkriegs geſtattete dem flüchtigen Propheten, nach Thüringen zurückzukehren, wo er dann im Frühjahr und Sommer 1528 die größte Thätigkeit entwickelte. Diesmal öffnete ihm die Stadt Mühlhauſen in der goldenen Au die Thore und er wußte die rebelliſche Gemeinde dermaßen zu begeiſtern, daß er als Dictator auftrat und die ganze große Gemeinde des h. Geiſtes, die ſich um ihn zuſammenſchaarte, unumſchränkt beherrſchen konnte. Auch vom Lande her lief ihm alles zu, und da er hörte, wie auch in Franken und Schwaben das ganze Volk aufgeſtanden ſey, zweifelte er nicht mehr am Siege und erließ die kühnſten Manifeſte: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, ſondern das Schwert. Chriſtus hat befohlen, Lucä 19, nehmet meine Feinde und würget ſie vor meinen Augen und Deut. 7 ſteht: ihr ſollt euch nicht erbarmen über die Abgöttiſchen. Zerbrecht ihre Altäre. Die böſen faulen Chriſten ſoll man ausrotten.“ Ein Mönch, Namens Pfeiffer, hatte ſich an Münzer angeſchloſſen und war noch hitziger als dieſer ſelbſt. An der Spitze eines Bauernheers fiel er ins Eichsfeld ein und plünderte es greulich aus. Auch hier galt es den Klöſtern und Schlöſſern. Eben ſo wurden die Grafſchaften Stolberg und Mansfeld verheert. Da erließ Münzer ein jubelndes Manifeſt an die Bergleute von Mansfeld: „Nur dran, dran, dran, es iſt Zeit, die Böſewichter ſind verzagt wie die Hunde. Laßt euer Schwert nicht kalt werden von Blut, ſchmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihnen den (babyloniſchen) Thurm zu Boden. So lange ſie leben, werdet ihr der Angſt nicht los. Ihr findet Gott nicht, ſo lange ſie (die Fürſten) über euch regieren.“ Er unterſchrieb

ſich Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottloſen. In andern Flugblättern jener Zeit unterſchrieb er ſich auch Thomas Münzer mit dem Hammer oder mit dem Schwert Gideons.

Die Herren ermannten ſich endlich und Graf Albrecht von Mansfeld überfiel mit ſeinen Reitern 200 Bauern in Oſternhauſen und ließ ſie alle niederſtechen. Da ſtutzten die bisher übermüthigen Bauern und noch mehr, als endlich auch der Kurfürſt Johann von Sachſen, der ſeinem am 4. Mai verſtorbenen Bruder, dem weiſen Friedrich, nachgefolgt war, Herzog Georg von Sachſen, Philipp von Heſſen und Heinrich von Braunſchweig dem Grafen von Mansfeld zu Hülfe kamen. Friedrich der Weiſe hatte ſich in ſeiner klugen und lauernden Manier immer zurückgehalten und auf die dringenden Bitten, er möchte gegen die Bauern zu Felde ziehen, nur geantwortet: „das ſey ein großer Handel, man habe den armen Leuten zu ſolchem Aufruhr Urſach gegeben, ſonderlich mit Verbreitung des Wortes Gottes.“ Sein Bruder Johann, viel beſchränkter an Verſtand, war ein deſto eifrigerer und aufrichtigerer Anhänger Luthers und wurde von dieſem angeregt, die Bauern niederzukämpfen. Denn man kann ſich denken, wie erbittert Luther über Thomas Münzer war.

Münzer concentrirte ſeine Leute in der wie Mühlhauſen in Revolutionszuſtand verſetzten Stadt Frankenhauſen und erwartete hier zuverſichtlich die Hülfe — des h. Geiſtes. Die ungeheure Aufregung der Zeit ſcheint ihn um den Verſtand gebracht zu haben. Die Schwärmerei und Unvernunft, zu glauben, deutſche Spießbürger und Bauern des 16. Jahrhunderts könnten ſich zu dem Menſchheitsideal erheben, was ihm vorſchwebte, verrieth ſchon eben ſo viel Wahnſinn, wie die Predigt, in der er den Bauern verkündete, der h. Geiſt ſelbſt werde herabkommen und für ſie ſtreiten. Die fürſtliche Armee zog vor Frankenhauſen und Münzer ſtellte ihr ſeine Bauern am 15. Mai 1525 im offenen Felde entgegen. Melanchthon hat die Schlacht beſchrieben und ausführlich die Reden angeführt, die Münzer hier und Landgraf Philipp dort an ihre Heere

gehalten haben ſollen. Man hat Melanchthon vorgeworfen, er habe dieſe Reden erfunden. Indeß war er ein gewiſſenhafter Mann und wenn auch namentlich Philipp nicht ſo geſprochen hätte, wie ihn Melanchthon ſprechen läßt, ſo iſt es immer von Bedeutung, daß Melanchthon ſo etwas ſchreiben und dem Landgrafen in den Mund legen konnte. Philipp ſoll nämlich ſehr demüthig geredet, ſeine und anderer Fürſten Sünden eingeſtanden, aber ſein Kriegsvolk ermahnt haben, „die Obrigkeit bedürfe der Unterſtützung gerade am meiſten, wenn ſie es habe fehlen laſſen.“ Die Bauern hatten Fahnen, auf denen ein Regenbogen gemalt war, zum Zeichen ihres Bundes mit Gott. Als ſich nun vor der Schlacht auch ein wirklicher großer Regenbogen am Himmel ſehen ließ, erfüllte das den Propheten mit dem Glauben, der Himmel ſelbſt öffne ſein Thor, um ihm mit ſeinen Engeln zu helfen. Seine Bauern theilten dieſen Glauben und gafften den Himmel an. Unterdeß ließ der Landgraf ſeine Reiter einhauen, ſie ſprengten die Bauern auseinander, drangen in ihre Wagenburg ein und hieben alles vor ſich nieder. Hier fielen 5000 Bauern. Nachher nahmen die Fürſten Frankenhauſen ein, ließen die Stadt plündern und hier noch 400 Bauern köpfen.

Da war der Aufruhr auf einmal geſtillt. Die Bauern verkrochen ſich. Die Rädelsführer und Prediger des Aufruhrs wurden überall ergriffen und geköpft, 40 in Langenſalza, 12 in Sangerhauſen ꝛc. Thomas Münzer ſelbſt wurde auf einem Heuboden entdeckt und dem Herzog Georg ausgeliefert, der ihn furchtbar foltern ließ. Aus Georgs Händen ging er dann in die des Grafen Ernſt von Mansfeld über, der ſich gleichfalls das Vergnügen nicht verſagen konnte, den verhaßten Propheten martern zu laſſen. Pfeiffer hielt ſich noch eine Zeitlang in Mühlhauſen; als die Bürger die Stadt übergaben, floh er, wurde aber gefangen und zugleich mit Thomas Münzer und 26 andern geköpft, dann geſpießt.

5.

Ferdinands Glück.

Nur noch die Bauern im Allgäu, Tirol und Salzburg ſtanden unter den Waffen, aber nach ſo großen Erfolgen vermaß ſich der ſchwäbiſche Bund, durch den ſiegreichen Truchſeß die Verträge vernichten zu laſſen, welche dieſer ſelbſt und andrerſeits Erzherzog Ferdinand mit den Alpenſöhnen geſchloſſen hatten. Der Truchſeß überfiel die Bauern bei Kempten und verbrannte ihnen viele Dörfer, ſtieß aber bald auf eine große Uebermacht. Die Bauern hatten, 20,000 Mann ſtark, eine überaus feſte Stellung bei Luibas. Da erſchien zum Glück des Truchſeß Georg von Frundsberg, der mit 3000 Landsknechten eben aus Italien kam und ſogleich mit den Bauern unterhandelte, weil unter ihnen viele alte Landsknechte waren. In der Nacht auf den 16. Juli 1525 bekam die Friedenspartei im Lager der Bauern die Oberhand und ſie gingen auseinander. Dieſes Ereigniß wirkte mächtig auf Tirol zurück. Auch hier ſiegte unter den Bauern die Friedenspartei und Erzherzog Ferdinand fügte ſich der Mahnung des ſchwäbiſchen Bundes und gab Füßen und das Zillerthal wieder heraus.

Nun war nur noch Salzburg übrig. Hier war es unterdeß wild hergegangen. Die Bauern unter Weitmoſer belagerten den Erzbiſchof Mathäus Lang in ſeiner Burg. Graf Dietrichſtein, der ihn entſetzen ſollte, wurde zurückgeſchlagen. Als er mit Verſtärkungen wiederkam und grauſam in den Dörfern wüthete, ſich aber der Völlerei überließ, überfielen ihn die Bergleute von Schladming und die Bauern unter Michael Gruber, während er und ſein ganzes Heer trunken im Schlafe lagen, erſchlugen 8000 Mann und nahmen ihn und die Edelleute gefangen. Von den letztern wurden 32 enthauptet und auch er ſollte ſterben, doch baten ihn die zu den Bauern übergetretenen Landsknechte los. Die Landsknechte ſpielten hier eine große Rolle. Unter ihrer Vermittlung ſchloſſen die Bauern

mit Georg von Frundsberg einen Vertrag, den aber die Fürsten wieder nicht hielten. Denn als die Bauern auseinander gegangen waren, erschien ein Executionsheer unter Niclas, Graf von Salm, steckte Schladming in Brand und verfügte grausame Strafen. Da erhoben sich die Pinzgauer noch einmal unter Michael Geißmayr, der unterdeß mit Venedig unterhandelt und mit venetianischem Gelde einige Fähnlein Landsknechte geworben hatte. Mit diesen schlug er die schwäbischen Bundestruppen bei Kuchl und die Oesterreicher an den Radstädter Tauern, unterlag aber nachher dem mit Verstärkungen zurückgekehrten Grafen Salm und noch einmal dem Georg von Frundsberg, entkam jedoch nach Venedig.

Das Schwanken der ferdinandeischen Politik beim Reichsregiment und während des Bauernkriegs und Ferdinands Koketterie mit dem nichtswürdigen Markgrafen Casimir erklärt sich hauptsächlich aus seiner Stellung zu seinem Erbland Oesterreich und zu den Königreichen Ungarn und Böhmen, auf die er Anwartschaft hatte. In Oesterreich hatten die lutherischen Lehren großen Anhang gefunden und der Adel darin eine Waffe erkannt, deren er sich gegen das übermächtige Haus Habsburg bedienen wollte, wie die deutschen Fürsten aus demselben Grunde dasselbe thaten. Ferdinand selbst hatte es anfangs mit großer Schärfe versucht und als er 1522 das erstemal nach Wien kam, die bisherigen Regenten Michael Eitzinger, Johann von Puchheim, mehrere Doctoren und Wiener Bürger enthaupten, etwas später die lutherisch gesinnten Sperat und Tauper und dann auch den aus Waldshut nach Mähren geflüchteten Wiedertäufer Hubmayer als Ketzer verbrennen lassen. Allein er stand von dieser Härte bald wieder ab und schonte nicht nur den österreichischen Adel, der auf seinen Gütern die lutherischen Prediger aufnahm, sondern ließ sich auch eine Zeit lang von der Hoffnung bestricken, durch Benutzung der empörten Bauern seine Erbstaaten zu erweitern. Daher seine Verträge mit den Allgäuern und Tirolern, seine Besitznahme Füßens und des Zillerthals, sein Plan, das Erzbisthum Salzburg zu säculariſiren und mit Bayern zu theilen. Sogar sein in Spanien verweilender Bruder ließ ihn damals gewäh-

ren, weil sich der Papst zu Frankreich neigte und Karl V. die Revolution und das Lutherthum in Deutschland brauchte, um den Papst einzuschüchtern.

Noch wichtiger aber war für Ferdinand seine Beziehung zu Ungarn. Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen starb schon 1516. Sein junger, schon von Geburt an schwächlicher (zu früh geborener) Sohn Ludwig heirathete zu früh und wurde überdies durch den Markgrafen Georg von Brandenburg, der die Wittwe des Johann Corvin geheirathet hatte, und dessen Bruder, den abscheulichen Casimir, zur Lüderlichkeit verführt und systematisch an Leib und Seele ruinirt. Erzherzog Ferdinand, als Gemahl seiner Schwester Anna, hatte nun gute und nahe Aussicht, ihn zu beerben, und dieses Motiv allein reichte hin, um die Hereinziehung Casimirs ins deutsche Reichsregiment und seine übrigen vertrauten Beziehungen zu Ferdinand zu erklären.

In der Türkei regierte damals der kriegerische Sultan Soliman II., der schon 1521 Semlin und Belgrad eroberte, ohne daß es der schlaffe Ludwig gehindert hätte. Im J. 1526 schritten die Türken noch weiter vor und nahmen Peterwardein. Der Sultan ging mit einem ungeheuren Heer über die Drave und die Unbesonnenheit und der Verrath unter den Ungarn war so groß, daß, als Ludwig höchstens 25,000 Mann zusammenbringen konnte, ihm doch der Rath gegeben wurde, nur keck anzugreifen, der Kern der Türken sey bei den Belagerungen umgekommen, der Sieg also gar nicht zweifelhaft. So ging denn die kleine Schaar dem sichern Untergang entgegen. Bei Mohacz am 26. August griffen die Ungarn zwar sehr tapfer an, konnten aber vorn nicht durchdringen und wurden zugleich von der Seite gefaßt, so daß sie eine entsetzliche Niederlage erlitten. König Ludwig versank auf der Flucht in einem Sumpf. Er war erst 20 Jahre alt.

Von diesem Unglückstage an war Erzherzog Ferdinand nach dem mit Wladislaw eingegangenen Vertrage als Gemahl Annas der Erbe von Ungarn und Böhmen. Die Ungarn waren in zu großer Noth, um nicht die Hülfe des Habsburgers zu bedürfen. Aber die

Böhmen besannen sich und machten ihr Wahlrecht geltend. Luther ersah den Augenblick, um sie aufs dringendste zu ermahnen, sie möchten sich zu seiner Lehre bekennen und dann an Sachsen anschließen, aber sie wollten keine neue Lehre, sondern hielten an ihren alten Compactaten fest. Auf der andern Seite bewarb sich Herzog Wilhelm von Bayern um die schöne böhmische Krone, aber er hatte sich während des Bauernkriegs als ein zu eifriger Katholik kund gegeben, als daß sie von ihm Schutz für ihren Glauben hätten erwarten können. Da nun Herzog Ferdinand ihnen hinsichtlich ihrer Religionsfreiheit die bündigsten Versicherungen gab, zogen sie ihn vor und er empfing in Prag die Krone. Die Sympathien, die er damals für die Reformation zu hegen schien, müssen sehr augenfällig und einleuchtend gewesen seyn, sonst wäre es gar nicht möglich gewesen, daß Johann Zapolja, einer der reichsten und mächtigsten Magnaten Ungarns, hätte die Hoffnung fassen können, mit Hülfe der katholischen Partei als Gegenkönig gegen Ferdinand aufzutreten. Auch der Papst erklärte sich für Zapolja und gegen Ferdinand. Im schlimmsten Fall rechnete Zapolja auf Unterstützung von türkischer Seite. Er verfehlte nicht, der jungen Königin Wittwe Maria einen Heirathsantrag zu machen, den sie aber als Ferdinands treue Schwester von sich wies. Sie that vielmehr alles, um die Großen Ungarns für ihren Bruder zu stimmen. Ferdinand erhielt aus den bereits reformirten Nachbarstaaten Zuzug, wodurch es ihm möglich wurde, den Zapolja aus dem Felde zu schlagen und sich zu Stuhlweißenburg nach alter Sitte krönen zu lassen, 1527. Casimir von Culmbach, der ihm auch bei dieser Gelegenheit Hülfe geleistet hatte und mit ihm gezogen war, starb damals an den Folgen seines wilden Lebens in Ofen. Da Ferdinand selbst damals noch jung war, muß man staunen über die außerordentliche Verschlagenheit, mit welcher er die Umstände zu benutzen wußte, um mittelst der großen deutschen Reformbewegung Zwecke zu erreichen, die derselben gänzlich fremd waren, und Mittel zu erlangen, deren er sich nicht lange nachher zur Unterdrückung derselben Reformation bediente.

Die Art, wie Ferdinand die Krone von Böhmen und Ungarn erwarb, wirft helles Licht auch auf die Politik seines Bruders Karl V. gegen den Papst. Da sich die deutsche Reformpartei so willig dazu hergab, den Habsburgern bei der unschätzbaren Erwerbung der beiden großen Königreiche im Osten, durch die ihre Macht erst ihren vollen Abschluß erhielt, zum Werkzeug zu dienen, wie hätte nicht Karl sie auch zur Demüthigung des Papstes brauchen sollen. Seiner klugen Berechnung konnte nicht entgehen, daß die lutherischen Fürsten Leute seyen, die er nicht sehr zu fürchten habe und mit denen sich etwas ausrichten lasse, wenn man ihnen Vertrauen einflöße.

Wilhelm von Bayern befestigte dagegen jetzt seine Stellung auf dem Boden der alten Kirche und machte sein Herzogthum den lutherischen Neuerern unzugänglich. Die schon im Lande waren, wurden verfolgt, der Prediger Leonhard als Ketzer verbrannt, in München 29, in Landsberg 9 Lutheraner enthauptet, der bayerische Geschichtschreiber Aventinus (Thurnmayr) als verdächtig eingekerkert, die für Luther schwärmende Argula von Grumbach des Landes verwiesen. Diese Dame hatte den berühmten Redner Johannes Eck zu einer Disputation herausgefordert, Eck schickte ihr aber — einen Spinnrocken. Taceat mulier in ecclesia!

6.

Die Schlacht bei Pavia.

Das Glück, welches den Erzherzog Ferdinand begleitete, überschüttete auch seinen Bruder mit reichen Gaben. Als Karl V. nach Spanien kam, fand er dort die Revolution schon beendigt und konnte aus diesem Reiche die Mittel sammeln, die er im Kriege gegen Frankreich und den Papst nöthig hatte.

Franz I. wollte um jeden Preis die Lombardei wieder haben und schickte 1523 ein neues Heer über die Alpen. Aber er überließ die Führung desselben dem Admiral Bonnivet, er selbst wagte nicht,

Frankreich zu verlaſſen, weil ſein Jugendfreund Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, der reichſte und mächtigſte unter den franzöſiſchen Großen, plötzlich ſeine Sache verließ und zum Kaiſer übertrat. Bourbon hatte ſich nämlich Hoffnung gemacht, nach dem Tode des kinderloſen Franz ſelber den franzöſiſchen Thron beſteigen zu können. Nun bekam aber Franz nach langem Warten doch noch einen Sohn. Ueberdies verlor Bourbon nach dem Tode ſeiner Gemahlin Suſanne ſeine Anſprüche auf deren reiches Erbe, ſah ſich plötzlich von ſeiner Höhe herabgeſtürzt und brütete Rache. Wenn der Kaiſer ſiegte, wenn er Franzens Macht vernichtete, dann allein konnte Bourbon noch hoffen, in Frankreich Herr zu werden. Er ging alſo nach Deutſchland und warb dort von ſeinem Gelde Truppen gegen Franz, hatte aber im ſüdlichen Frankreich noch einen ſo großen Anhang, daß Franz es nicht wagte, mit nach Italien zu gehen, weil er eine Erhebung in ſeinem Rücken beſorgen mußte.

Bonnivet drang bis vor Mailand, weil der alte Colonna die nöthige Thatkraft im Widerſtande nicht mehr entwickelte. Als aber Colonna am 30. Dez. geſtorben war, trat Lannoy, der ſpaniſche Statthalter in Neapel, für ihn ein, dem der Marcheſe von Pescara zur Seite ſtund und zu dem im Anfang des Jahres 1524 auch Karl von Bourbon mit ſeinem in Deutſchland geworbenen Heere ſtieß. Nun wurde Bonnivet in Novara eingeſchloſſen und hätte ſich ergeben müſſen, wenn ihn nicht 10,000 Schweizer gerettet hätten, die von ihren Bergen niederſtiegen, um ihm einen Ausweg durch Wallis zu eröffnen. Er wurde beim Uebergang über die Seſia verwundet und trat den Befehl an den Ritter Bayard ab. Das war der damalige Nationalheld der Franzoſen, zubenannt der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel," mitten in einer ſchon modernen Armee noch ein mittelalterlicher Ritter, fromm und bieder. Man erzählt viel Anecdoten von ſeiner Großmuth. Indem er damals die flüchtige franzöſiſche Armee in die Gebirge von Wallis führte und hart verfolgt wurde, ſtreckte ihn eine Kugel zu Boden. Der Feind erreichte ihn und Karl von Bourbon drückte dem Sterbenden ſein Mitleid aus, Bayard aber

wies ihn von ſich mit den Worten: „nicht ich, vielmehr Ihr verdient Mitleid, da Ihr euer Vaterland verrathen habt.“

Bourbon und Pescära drangen mit ihrem ſiegreichen Heere ſofort ins ſüdliche Frankreich ein, wo der erſtere eine allgemeine Erhebung erwartete. Allein er täuſchte ſich. In Frankreich war der Provinzialgeiſt abgeſchwächt und das franzöſiſche Nationalgefühl wunderbar erſtarkt. Im Grunde ſtehen ſich in Frankreich die Provinzen Bretagne, Normandie, Bourgogne, Provence, Gascogne ꝛc. dem Volksſtamm, wie der Mundart nach viel ſchroffer und markirter gegenüber, als in Deutſchland Rheinländer, Schweizer, Bayern, Niederſachſen. Und doch lebte frühe ſchon in den Franzoſen das Bewußtſeyn: „wir gehören alle derſelben großen Nation an,“ und bildete ſich hier der Nationalſtolz und das erhebende Ehrgefühl aus, welches den Verrath am Vaterlande mit ewiger und unſühnbarer Schande beſtrafte. Während leider in Deutſchland Schande und Schmach immer nur den traf, der es mit dem gemeinſamen Vaterlande wohl meinte und Verrath an demſelben allein zu Macht und Ehre führte. Als Bourbon im ſüdlichen Frankreich erſchien, wo er als Gouverneur der Provence früher ſehr beliebt geweſen war, fand er nur allgemeinen Abſcheu. Er drang zwar bis vor Marſeille, konnte dieſe Stadt aber nicht einnehmen. Ringsum bewaffnete ſich das Volk gegen ihn und Franz I. ſammelte bei Avignon ein großes Heer, zu dem auch 14,000 Schweizer und 6000 deutſche Landsknechte, die alte Bande der ſog. ſchwarzen Garde, ſtießen, und bedrohte damit die Rückzugslinie der Kaiſerlichen. Da mußten Bourbon und Pescara ſich ſchnell am Meeresufer hin über Nizza zurückziehen.

Nun trat eine Wendung ein. Da um dieſe Zeit, am 19. Nov. 1523 der Mediceer Clemens VII. zum Papſt gewählt wurde, der entſchieden franzöſiſch geſinnt war und mit Hülfe Frankreichs ſich der ihm von Neapel und der Lombardei aus ſchwer bedrohenden Macht des Kaiſers zu erwehren hoffte, ſo beeilte ſich auch Franz I., die ungeheuren Streitkräfte, die er geſammelt hatte, auch ſogleich nach Italien überzuführen, um die vor ihm fliehende kaiſerliche Armee zu ſchlagen, bevor ſie ſich verſtärken konnte. Er drang in die Lombardei

ein und nahm Mailand ohne Schwertſtreich, weil es die Kaiſerlichen nicht behaupten zu können fürchteten. Allein er beging einen großen Fehler, indem er auf Bitte des Papſtes ſein Heer theilte und eine Abtheilung unter Johann Stuart, Herzog von Albany, nach Florenz ſchickte, wo er den Nepoten (natürlichen Sohn) des Papſtes, den brutalen Alexander Medici, als Herrſcher einſetzen mußte, und dann nach Neapel, um den Lannoy von hier zu vertreiben. Dadurch ſchwächte Franz I. ſeine Streitkräfte, die den Kaiſerlichen weit überlegen geblieben wären, wenn er ſie zuſammengehalten hätte. Er belagerte Pavia, wo der Spanier de Ligna und Georg von Frundsbergs Sohn Caſpar ſich eingeſchloſſen ſahen. Um ſie aber entſetzen zu können, mußten ſich die Kaiſerlichen erſt verſtärken. Sie machten unerhörte Anſtrengungen und wetteiferten in Hingebung an den immer noch in Spanien abweſenden Kaiſer. Lannoy verpfändete die Einkünfte in Neapel, die Spanier unter Pescara erboten ſich gegen ihren geliebten Führer freiwillig ohne Sold zu dienen. Karl von Bourbon verſetzte alle ſeine Juwelen und Georg von Frundsberg ſeine Herrſchaft Mindelheim, um für das dadurch gewonnene Geld dem Kaiſer Söldner zu werben. Alles ſo ſchnell als möglich, weil es um Pavia Noth that. Dieſe Stadt war ſeit dem 28. October 1524 belagert. Am Ende des Februar nächſten Jahres erſchienen die kaiſerlichen Feldherren zum Entſatz. Der alte Feldmarſchall La Tremouille rieth dem König Franz, einer Schlacht auszuweichen, aber Bonnivet hielt das für eine Schande und der ſtolze König ſtimmte ihm zu. Die Schlacht wurde angenommen und am 24. Februar 1525 vor den Mauern von Pavia mit großer Tapferkeit und Zähigkeit von beiden Seiten geſchlagen. Lange ſchwankte der Sieg, bis er durch die ungemeine Tapferkeit der Landsknechte unter Frundsberg und durch Pescaras Neffen del Guaſto, der dem Feind in den Rücken kam, erzwungen wurde. König Franz, auf die franzöſiſche Ritterlichkeit, auf die Unüberwindlichkeit der Schweizer, auf die überlegene Zahl ſeines Heeres bauend, wollte an die Niederlage nicht glauben und keinen Fußbreit weichen, bis das Getümmel ihn ereilte, Niclas Graf von Salm ſein Roß niederſtach und ihn ſelbſt an der Hand verwundete, ein Spanier ihn von hinten

niederriß. Da gab er ſich gefangen; Lannoy, des Kaiſers Statthalter in Mailand, empfing knieend ſeinen Degen. Die Spanier plünderten das franzöſiſche Lager, indeß Frundsberg mit den Deutſchen den Sieg vollendete, die Schweizer und die Schwarzen vernichtete. So groß war dieſes Helden Anſehen im Heer, daß die Landsknechte nicht einmal murrten, als er ihnen befahl, die Beute fahren zu laſſen und den Feind zu verfolgen. Am ſchrecklichſten war ſein Zorn gegen die ſchwarze Garde, weil ſie aus Deutſchen beſtand, die für Frankreich ſtritten. Er ließ alle niederhauen, ſelbſt die Fürſten und Herren, die ſich mit dieſem ehrloſen Frembendienſt geſchändet hatten, den Herzog Franz von Lothringen, einen Grafen von Naſſau, und mehr als fünfzig deutſche Grafen und Herren. Doch als der edle Zorn ſich gelegt, ſuchten die Sieger großmüthig die auf jämmerlicher Flucht in die Fluthen des Teſſino ſtürzenden Schweizer zu retten, und ermahnten ſie, künftig gegen ihre deutſchen Brüder auch ſo großmüthig zu ſeyn. Stettler ſagt in ſeiner Schweizer Chronik: „Die Landsknechte geſpürten wohl, daß ſie mehr gethan hätten als die Eidgenoſſen im gleichen Fall ihnen erwieſen haben würden, deshalb ſie auch ins Künftige dieſer Gutthat eingedenk ſeyn ſollten. Dieſes war der rechten teutſchen Nation wahre Anzeigung eines etlichergeſtalt angezündeten Feuerleins natürlicher Zuneigung in ihrem Herzen.“

Das franzöſiſche Heer verlor in dieſer Schlacht gegen 15,000 Mann, darunter den alten La Tremouille und viele andere vornehme Herren. Der gefangene König wurde nach Spanien gebracht. Der erſchrockene Papſt demüthigte ſich vor dem Kaiſer, um ſeinem Sohne Florenz zu erhalten. Die Sachlage war für Karl V. ſo günſtig, daß er auf alles Anſpruch machte, was vom deutſchen Reiche jemals verloren gegangen war, nicht nur auf das Herzogthum Bourgogne, ſondern auch auf die Dauphiné und Provençe, das ganze alte Arelat. Er wollte wenigſtens den gefangenen Franzoſenkönig nicht eher frei geben, bis er in die Abtretungen dieſer Länder würde eingewilligt haben. Wahrſcheinlich würde Karl von Bourbon kaiſerlicher Statthalter oder Vaſall im Arelat geworden ſeyn, und man dachte viel-

leicht ſchon den burgundiſchen und italieniſchen Beſitz des Kaiſers durch das ſüdliche Frankreich in eine unmittelbare Verbindung mit Spanien zu bringen.

Aber vor dem unerhörten Glücke des Kaiſers erſchrak wieder alles und es entſtanden neue Vereinigungen, um ſich des übermächtigen Druckes der Habsburger zu erwehren. Die Königin Mutter Louiſe von Savoyen in Frankreich zeigte heroiſchen Muth und wurde vom franzöſiſchen Nationalſtolz unterſtützt. Während der Gefangenſchaft ihres Sohnes trat ein Prinz von Geblüt, deſſen Bruder Franz bei Pavia gefallen war, Claudius von Guiſe, jüngerer Sohn Rénés II., Herzogs von Lothringen, an die Spitze der Franzoſen und bewaffnete alles, um die Grenzen zu hüten, denn man fürchtete einen Einfall der Kaiſerlichen. Rénés II. erſtgeborener Sohn war der ſchreckliche Anton, den wir im Bauernkriege haben kennen lernen und als Herzog von Lothringen deutſcher Reichsfürſt. Er ſtammte aber von der franzöſiſchen Königsfamilie ab und Claudius erhielt große franzöſiſche Beſitzungen zum Erbe, von denen ſeine Söhne die berühmten Namen Aumale, Mayenne, Guiſe, Joinville und Elboeuf erhielten. Während er Frankreich ſchützte, ſchloß ſich auch wieder Heinrich VIII. von England an ihn an und verließ die Sache des Kaiſers. Er wollte doch nicht, daß Habsburg allzu mächtig würde, und legte daher ſein Gewicht wieder in die Wagſchale der Valois. Das übrige that Cardinal Wolſey, der dem Kaiſer Rache ſchwur, weil ihm derſelbe die Tiare verſprochen, aber nicht daran gedacht hatte, ſein Wort zu halten. Auch der Papſt, wenn auch ängſtlich, ſchloß ſich wieder den Feinden des Kaiſers an, angeſpornt von Venedig und ſogar von Sforza in Mailand. Dieſer erbärmliche Schwächling vergaß den Dank, den er dem Kaiſer ſchuldig war, und ließ ſich von ſeinem Kanzler Morone in den antihabsburgiſchen Bund hineinziehen. Als aber Morone auch den alten Pescara durch große Verſprechungen, ſogar mit der Krone von Neapel zu verführen ſuchte, von ſeinem Herrn abzufallen, ließ ihn dieſer feſtnehmen und nöthigte Sforza, ihm Mailand und alle feſten Plätze zu überlaſſen. Nachdem er ſo recht-

ſchaffen an ſeinem Kaiſer gehandelt hatte, ſtarb der müde alte Held in Frieden.

Franz I. wurde in Madrid, wo die habsburgiſchen Könige Spaniens fortan ihre Reſidenz aufſchlugen, zwar mit allen königlichen Ehren bedient, konnte aber das nagende Gefühl, ein Gefangener zu ſeyn, nicht ertragen und machte am Ende unter jeder Bedingung Frieden, nur um wieder frei zu werden. Der allerchriſtlichſte König zweifelte jedoch nicht, daß ſeine Heiligkeit, der Mediceer in Rom, ihn von der Sünde des Meineids losſprechen würde, die er mit vollem Bewußtſeyn beging. Er willigte nämlich am 14. Januar 1526 in den Frieden von Madrid, den ihm Karl V. vorſchrieb und worin er, wenn auch nicht das Arelat und die Dauphiné, doch das Herzogthum Bourgogne abtrat, für immer auf die Oberlehnsherrlichkeit in Flandern und Artois und auf alle italieniſchen Anſprüche verzichtete. Das beſchwor er mit einem feierlichen Eide, erklärte aber nachher den Eid für erzwungen und band ſich nicht daran. Karl V. verlangte das Arelat nicht, um ſeine vielen und mächtigen Feinde nicht noch mehr gegen ſich zu reizen und nicht in einem Augenblick in einen neuen ſchweren Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, in welchem ſein Bruder Ferdinand im Oſten durch die furchtbar anwachſende Macht der Türken bedroht wurde, denn Franz I. hatte ſich von Madrid aus in heimliche Verbindung mit dem Sultan geſetzt und hetzte ihn gegen die Habsburger. Karl ließ ſeinen Gefangenen, obgleich er ihm nicht traute, doch in der Erwartung los, derſelbe werde ſeit Pavia das Kriegführen ein wenig ſatt haben und ihm weniger gefährlich ſeyn, als es Guiſe und die erbitterte franzöſiſche Nation geweſen wäre, wenn er den König nicht ausgeliefert hätte. Zum Ueberfluß behielt er des Königs beide jungen Söhne, den Dauphin und den Herzog von Orleans, als Geißeln und ſie mußten ſich ihm ſtellen, ehe er den Vater entließ.

7.

Die Plünderung Roms.

Gleich nach ſeiner Rückkehr verſammelte Franz I. die Notabeln Frankreichs in Conjac und legte ihnen den Vertrag von Madrid vor, um ihr Gutachten darüber zu vernehmen. Die Scene war verabredet. Die Notabeln erklärten ihm, er habe gar nicht das Recht gehabt, Bourgogne abzutreten, und Franz bedauerte nun, dem Kaiſer nicht genügen zu können, da ſeine Stände es nicht erlaubten. Bourgogne blieb alſo franzöſiſch. Zugleich wurde in Conjac ein neuer Bund gegen den Kaiſer geſchloſſen, den man die Clementiniſche Ligue nannte, zu Ehren des Papſtes Clemens VII., der ſich zu derſelben mit Frankreich, England, Venedig, Mailand und Florenz verband. Kein deutſcher Fürſt nahm Theil daran.

Bevor aber eine neue franzöſiſche Armee den italieniſchen Bundesgenoſſen zu Hülfe kommen konnte, räumten die Kaiſerlichen in Italien auf. Das franzöſiſche Heer, welches unter dem Herzog von Albany nach Neapel gezogen war, löste ſich nach der Schlacht bei Pavia auf oder kehrte zur See heim. Mailand war ganz in den Händen des Kaiſers. In Rom erhoben ſich die Colonna und der Papſt mußte in die Engelsburg flüchten, doch bekam er Verſtärkung und vertrieb die Colonna, deren Paläſte er rachſüchtig in Brand ſtecken ließ. Das italieniſche Heer der Ligue ſammelte ſich unterdeß unter dem Herzog von Urbino und 13,000 Schweizer zogen ihm von den Alpen her zu nach Cremona, wo er ſich feſtgeſetzt hatte. Karl von Bourbon dagegen, nach Pescaras Tode Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Truppen, wartete in Verona den Sold ab, den der Kaiſer immer noch nicht geſchickt hatte. Das Löſegeld für Morone war das einzige, was man den Truppen geben konnte. Da murrten ſie und ſchrieen: Geld, Geld! Umſonſt hielt der alte Frundsberg eine Rede an ſeine Landsknechte und ſuchte ſie zu Gehorſam und Geduld zu ermahnen. Sie fuhren fort zu ſchreien und ſenkten die Lanzen

gegen den Führer, den ſie immer ſo ſehr verehrt und geliebt hatten. Da raubte ihm der Zorn die Sprache und er ſank bewußtlos auf eine Trommel. Erſt am vierten Tage fand er die Sprache wieder, mußte nun aber zurückbleiben und fiechte fort, bis er ſtarb. Er hätte ſich nicht ſo ſehr zu erzürnen brauchen, denn der Kaiſer ſchickte den Sold nicht etwa deshalb nicht, weil er kein Geld hatte, ſondern weil es ihm lieb war, daß die geldloſen Soldaten aus eigenem Antrieb einen Streich gegen den Papſt führten, den er ihnen nicht befehlen mochte. Der ehrliche alte Frundsberg war freilich nicht ins Geheimniß gezogen worden und wurde das Opfer ſeiner Unwiſſenheit und Treue. Karl von Bourbon war beſſer unterrichtet, ließ die Truppen ſchreien, blieb aber bei ihnen und nahm die Miene an, als hätten ſie ihn mit fortgeriſſen, als ſey er von ihnen gezwungen worden.

Die Soldaten hatten ſchon gedroht, ſich durch die Plünderung aller reichen italieniſchen Städte bezahlt zu machen. Man lenkte nun ihre Aufmerkſamkeit auf Rom, dort ſey am meiſten zu holen, und die vielen Lutheraner, die ſich unter den Landsknechten befanden, jubelten vor Luſt. Nach Rom! nach Rom! war nun die Loſung und erfüllt wurde, was Ulrich von Hutten immer gefordert hatte: nicht gegen die Türken, ſondern gegen den Papſt laßt uns zu Felde ziehen! Bourbon hatte Eile, denn er wollte Rom überfallen, ehe ihn Urbino und die Schweizer angreifen konnten. Dieſe hätten ihn jedenfalls aufgehalten und vielleicht geſchwächt. Ohne ſich um ſie zu bekümmern, zog er in Eilmärſchen gerade nach Rom. Florenz zitterte und erkaufte ſeine Schonung durch eine große Summe Geldes. Es war aber gar nicht die Abſicht des kaiſerlichen Heeres, ſich mit Florenz aufzuhalten.

Clemens VII. hatte eben mit Lannoy einen Waffenſtillſtand geſchloſſen und glaubte ſich ganz ſicher, als das wilde Heer von Norden kam. Tödtlich erſchreckt floh er in die Engelsburg. Die Römer verſuchten ihre Mauern zu vertheidigen und eine ihrer erſten Kugeln tödtete den Feldherrn Karl von Bourbon, aber die Mauern wurden erſtürmt und in der erſten Wuth 6000 Römer erſchlagen, dann die Stadt geplündert, am 6. Mai 1527. Die Spanier, ob-

gleich gut katholiſch, zeigten ſich ſehr raubgierig, die deutſchen Landsknechte kühlten zugleich als Lutheraner ihr Müthchen. Alle Kirchen wurden ausgeleert, die Tabernakel aufgebrochen, von den zahlloſen Reliquien die goldenen, mit Juwelen geſchmückten Einfaſſungen geraubt, die h. Gebeine ſelbſt weggeworfen; 200 Trabanten des Papſtes, darunter viele Schweizer, wurden in der Peterskirche am Altare des Apoſtels, den ſie vertheidigen wollten, erſchlagen. Die Landsknechte ſetzten Cardinalshüte auf, hüllten ſich in die rothen Gewande der Cardinäle und ritten auf Eſeln durch die Stadt. Einer von ihnen, Wilhelm von Sandizell, zog im Ornat des Papſtes und mit der dreifachen Krone mit ihnen vor die Engelsburg und verhöhnte den wahren Papſt, der in derſelben eingeſchloſſen war, mit ſchändlichen Poſſen. Nachdem der Afterpapſt einen Becher Weines geleert und ſeine Cardinäle ihm Beſcheid gethan hatten, äfften ſie ein Conclave nach, wählten Luther zum Papſte und ſchrieen alle laut mit aufgehobenen Händen: Luther Papſt! Die Engelsburg ſelbſt wurde endlich erobert. Schertlin von Burtenbach, ein vielverſuchter Hauptmann der Landsknechte, der mit dabei war und ſein Leben beſchrieben hat, bemerkt zu dieſem Tage: „In der Engelsburg haben wir gefunden den Papſt Clementen ſammt 12 Cardinälen in einem engen Stall, den haben wir gefangen, mußte die Artikulen, ſo ihm der Sekretari vorlas, unterſchreiben. War ein großer Jammer unter ihnen, weinten ſehr, wurden wir alle reich.“ Derſelbe Schertlin war ſo naiv, aus den Reliquien in Rom den Strick mitzunehmen, an den ſich Judas Iſcharioth gehenkt haben ſoll, und denſelben in die Kirche von Schorndorf zu ſtiften.

Der gefangene Papſt wurde zu ungeheuren Geldzahlungen gezwungen und ſo lange feſtgehalten, bis er alles würde bezahlt haben. Kaiſer Karl V. hatte die Plünderung Roms und des Papſtes in beſtimmte Ausſicht genommen und nicht etwa bloß zugegeben, ſondern veranlaßt und indirect befohlen. Nur daß es nicht den Schein haben ſollte, als habe er es gewollt. Er ſchrieb an Bourbon und Lannoy, ſie möchten, wenn ſie kein Geld zur Bezahlung der Truppen hätten, „die Riemen aus frembem Leder ſchneiden,“ und fügte,

um ganz deutlich zu ſeyn, hinzu: „Wir ſehen wohl, ſie werden in Rom nicht gut thun, wenn ſie nicht wohl geſtriegelt werden.“ Als nun aber Rom erobert und der Papſt gefangen war, ſtellte ſich der Kaiſer ganz überraſcht und legte ſogar Trauerkleider um den leidenden Papſt an.

Inzwiſchen dauerte die Plünderung Roms noch den ganzen Sommer über fort und die armen Einwohner wurden entſetzlich geplagt und mißhandelt, ſonderlich von den geizigen Spaniern, die mit Martern das Geſtändniß verborgenen Geldes zu erpreſſen ſuchten. Dazu herrſchte keine Ordnung unter den bebandirten Truppen, ſeitdem Pescara, Bourbon und Frundsberg todt waren. Der Prinz Philibert von Oranien, der den Oberbefehl übernommen hatte, genoß nicht genug Anſehen. Die Leichen blieben unbegraben auf den Straßen und in den Häuſern liegen und die in jener Jahreszeit in Rom gewöhnliche böſe Luft (aria cattiva) erzeugte eine peſtartige Seuche, die viele Einwohner und Soldaten hinraffte und das ſiegreiche Heer außerordentlich ſchwächte. Endlich entkam der Papſt ſeiner Haft und entfloh nach Orvieto, Philibert aber führte den Reſt der kaiſerlichen Truppen aus dem verpeſteten Rom nach Neapel. Nur ein Theil, deutſche Landsknechte, kehrte um und ſuchte den Heimweg, den ihnen die Liguiſten vergebens zu ſperren ſuchten. Schertlin erzählt, wie er Narni, das ihm die Thore verſchloß, habe ſtürmen und alle Einwohner ohne Unterſchied des Geſchlechts niederhauen laſſen. Daſſelbe Schickſal traf die Stadt Terni.

Obgleich ſich in Oberitalien die Truppen der Ligue durch Franzoſen und Schweizer verſtärkten und unter dem Oberbefehl Lautrecs die ſchwachen Reſte der Kaiſerlichen in Mittel- und Unteritalien hätten vernichten können, zauderten ſie dennoch, vorzüglich aus Furcht vor der Peſt. Erſt im Februar 1528 zog Lautrec gegen Neapel, welches Philibert tapfer vertheidigte, obgleich es auch von der Seeſeite durch eine genueſiſche Flotte unter dem genialen Admiral Andrea Doria eingeſchloſſen wurde. Dieſer erfocht einen großen Seeſieg über die Spanier, welche die Stadt entſetzen wollten, und nahm

ihren Admiral del Guaſto, Pescaras Neffen, gefangen. Guaſto aber nahm dafür wieder ihn gefangen, denn er gewann ihn für den Kaiſer. Doria, tief verletzt durch die Willkür, welche die Franzoſen in ſeiner Vaterſtadt Genua übten, verließ die franzöſiſche Fahne und trat zu der des Kaiſers über. Auch gegen Lautrec war das Glück dem Habsburger günſtig, denn die Franzoſen erlagen der Hitze des Sommers, Lautrec ſelber ſtarb und ſein Nachfolger, Marquis von Saluzzo, mußte den Reſt des Heeres zurückführen, wurde in Averſa von den Kaiſerlichen eingeſchloſſen und ſah ſich gezwungen, zu capituliren, im Auguſt 1528. Ein franzöſiſches Heer unter St. Pol, welches wenigſtens Oberitalien behaupten ſollte, wurde im Sommer 1529 von den Spaniern unter Leyva bei Landriano geſchlagen, worauf Doria ſich beeilte, auch Genua aus den Händen der Franzoſen zu befreien.

Frankreich hatte nun wieder Niederlagen genug erlebt und wünſchte Ruhe, Franz I. konnte aber ſchandehalber nicht ſelbſt unterhandeln, weil er gar zu ſchamlos ſeinen im Madrider Frieden geleiſteten Eid gebrochen hatte. Der Kaiſer ſelbſt wünſchte Frieden, weil er von den Türken ſchwer bedroht war und weil er auch die lutheriſche Frage in Deutſchland noch zu erledigen hatte. Nun traten die Damen vermittelnd dazwiſchen. Louiſe, die Königin Mutter von Frankreich, und Margarethe, die kluge Tante des Kaiſers, kamen in Cambray zuſammen und ſtifteten hier am 3. Aug. 1529 den ſ. g. Damenfrieden, in welchem Frankreich auf Italien, der Kaiſer aber auf Bourgogne verzichtete und Frankreich überdies Kriegskoſten zahlen mußte.

Die Seuche, die damals Italien verheerte, war ein Fleckfieber (les poches) und verſchieden von der großen Peſt, die 1528 zuerſt in London ausbrach und ſich über den ganzen Norden Europas unter dem Namen des „engliſchen Schweißes“ verbreitete, ſo genannt, weil ſich der Leib des Kranken binnen wenigen Stunden in einen übelriechenden Schweiß, dem der Tod folgte, ganz aufzulöſen ſchien. In katholiſchen Orten wurde dieſer Schweiß als eine Strafe angeſehen, die Gott über den Norden der neuen Ketzerei wegen verhängt habe.

8.

Die Türken vor Wien.

Der ſchreckliche Sultan Soliman II. wurde von Frankreich aufgefordert, durch Ungarn in Deutſchland einzufallen. Auch Johann Zapolya, der unterdeß hatte nach Polen flüchten müſſen, flehte den Sultan um Hülfe an, Soliman dachte zwar nicht an weitere große Eroberungen im Weſten, aber er mußte ſeine Truppen beſchäftigen, die damals auf der Höhe ihrer Kriegs- und Raubluſt ſtanden und immer unruhig waren, wenn es Frieden gab. So ſetzte er ſich denn im Mai 1529 mit 250,000 Mann in Bewegung, ging bei Eſſek über die Donau und kam unaufgehalten bis Mohacz, wo er verweilte, um den früheren Sieg zu feiern und ſich von Zapolya die Hand küſſen und huldigen zu laſſen. Denn er erkannte denſelben als König von Ungarn an unter der Bedingung, daß er ſein Vaſall werde. Unerwartet erſchien hier auch Johann Scerecſe, Biſchof von Fünfkirchen (ein merkwürdiger Biſchof), der ſo eben den Peter Pereny, der die Krone des h. Stephan hütete, überfallen und die Krone geraubt hatte, die er ſofort dem Sultan überbrachte. Soliman behielt die Krone und gab ſie nicht dem Zapolya, der Biſchof aber mußte ihn ſeitdem auf ſeinem weiteren Kriegszuge begleiten, zur Beſchämung des ungariſchen Volks.

Die Türken fanden gar keinen Widerſtand. Erſt in Ofen, der Hauptſtadt Ungarns, wehrte ſich der Commandant Nadasdy mit etwa 700 deutſchen Söldnern unter einem Hauptmann Beſſerer. Dieſe fanden, es ſey am Ende räthlicher, ſich durch eine Capitulation freien Abzug zu erkaufen, als ſich nutzlos gegen die ungeheure Uebermacht zu opfern. Nadasdy wollte nicht, ſie ſperrten ihn ein und legten ihn in Ketten. Die Capitulation wurde ohne ihn vollzogen. Als die Söldner aber zum Thore hinaus zogen, wurden ſie dem Vertrage zum Trotz niedergehauen, der tapfere Nadasdy jedoch vom Sultan geehrt und freigelaſſen. Hier in Ofen ſetzte Soli-

man II. den Johann Zapolya erſt förmlich und feierlich als König von Ungarn ein.

Es ſchien ihm nicht darum zu thun zu ſeyn, ins deutſche Reich einzufallen, er wartete vielmehr, ob nicht Ferdinand mit einem Heere ihm entgegen kommen würde, und zögerte deshalb nur allzu lange. Endlich wollte er doch ſehen, wo denn die Deutſchen blieben, und, wenn ſie ihm kein Heer entgegen ſtellten, vor dem Winter wenigſtens noch Wien erobern. So geſchah es, daß er erſt am 27. September vor Wien ankam, ohne einen Feind geſehen zu haben. Die Nachwelt muß in der That ebenſo erſtaunen, wie der Sultan, daß in dem gewaltigen deutſchen Reiche, bei den Mitteln, die dem König Ferdinand und dem Kaiſer zu Gebote ſtanden, und bei der Größe der Gefahr doch gar keine Anſtalten getroffen waren, um die Türken abzuwehren. Ferdinand befand ſich in Linz, aber dort ſollten ſich die Hülfstruppen des Reichs erſt verſammeln, ſie waren noch nicht da. Luther erließ damals einen warmen patriotiſchen Aufruf zum Kriege gegen die Türken und zur Unterſtützung des Kaiſers, obgleich und weil viele dem Kaiſer mißtrauten. Er hielt es alſo trotz ſeines eigenen Mißtrauens gegen den Kaiſer doch als guter Deutſcher für nöthig, die Säumigen zu mahnen. Sofern die Habsburger ſelbſt in dieſem dringenden Falle ſo gar keine Kriegsanſtrengungen machten, ſchien es, als ſollten wieder die Reichsfürſten, zumal die lutheriſchen, ihre Streitkräfte im Türkenkriege aufreiben, das Haus Habsburg aber die ſeinigen ſchonen und intact erhalten, um ſie ſpäter, dem Vertrag mit dem Papſt gemäß gegen die Lutheraner verwenden zu können. Dieſes zurückhaltende Benehmen mußte die Fürſten ſtutzig machen, daher trotz der nahen Gefahr die langen Zögerungen.

Der Sultan ſchlug ſein koloſſales goldſchimmerndes Zelt bei Simmering auf und das ganze Feld zwiſchen dem Wienerberge und der Donau bis Schwechat bedeckte ſich mit den Zelten der Türken, denen 20,000 Kameele das Gepäck nachtrugen. Auf der Donau ſelbſt ſchwammen 400 türkiſche Schiffe heran und 400 Kanonen wurden gegen die Mauern Wiens aufgepflanzt. Dieſe Mauern waren 6 Schuh dick, aber das war auch die ganze Befeſtigung der

Stadt, deren Beſatzung nur aus 16,000 Mann beſtand, gemiſcht aus allerlei kleinen Contingenten. Die Mehrzahl bildeten Oeſterreicher und Steyermärker. Auch waren einige Böhmen und Spanier dabei. Aus dem Reich hatte der Pfalzgraf Friedrich nur 100 Reiter und 14 Fähnlein Fußvolk herbeigeführt, freiwillige Söldner aus allen deutſchen Gauen, Niederländer, Rheinländer, Hamburger, Nürnberger, Bamberger, Schwaben aus Memmingen ꝛc. Alle waren jedoch von Muth beſeelt und auch vortrefflich angeführt. Den Oberbefehl hatte der tapfere Pfalzgraf und unter ihm befehligten die verſuchteſten Hauptleute, Nikolaus von Salm, Wilhelm von Rogendorf, Eck von Reiſchach, Hans Katzianer. Weil der alte Kaiſer Maximilian ein großer Liebhaber der Artillerie geweſen war, befanden ſich noch von ſeiner Zeit her in Wien viele gute Geſchütze, von denen man jetzt den beſten Gebrauch machte. Zwar gelang es den Türken, mit den ſchweren Kugeln ihrer großen Kanonen weite Strecken der Wiener Mauer einzuſchießen, indem ſie aber in dichten Haufen in die Breche eindringen wollten, wurden ſie durch den Kugelhagel aus allen Fenſtern und von allen Dächern der nahen Häuſer zu tauſenden niedergeſtreckt und wo ſie dennoch vordrangen, im Handgemenge von den Deutſchen überwunden und immer wieder zurückgejagt. Die ſieggewohnten Janitſcharen vermochten nirgends den fürchterlichen Hieben der deutſchen Landsknechte Stand zu halten, die nach damaliger Sitte ihre langen Schwerter mit beiden Händen faßten. Wenn der Feind abgetrieben war, wurden in der Nacht die Mauern wiederhergeſtellt. Die Türken gruben nun Minen unter die Mauer, aber es fehlte nicht an tüchtigen Bergleuten in der Stadt, die ihnen entgegen arbeiteten, ſo daß es öfters unter der Erde ſelbſt zu blutigem Kampfe kam. Der furchtbarſte Sturm war der vom 10. bis 12. October am Kärthner Thore. Drei Tagelang ununterbrochen verſuchten die Türken durch die hier gelegte weite Breche durchzubrechen und es gelang ihnen doch nicht, obgleich zwei Minen aufflogen. Unaufhörlich ſchrieen die Türken Allah, Allah! und donnerten die Kanonen, während der Stephansthurm und Auguſtinerthurm mit Muſikanten beſetzt waren, die immerfort fröh-

liche Stücke aufſpielten, um die tapfern Söldner bei gutem Muth zu erhalten. Da ermatteten endlich die Türken zuerſt und zogen ſich zurück. Die Nächte waren ſchon kalt und Reif bedeckte das Feld, die Lebensmittel für das ungeheure Heer der Türken waren ausgegangen. Es fiel dem Sultan nicht ein, weiter in Deutſchland vorzudringen, wo ſich doch am Ende alles gegen ihn erhoben haben würde, und die Rauhigkeit des Winters war ſeinen ſüdlichen Völkern gefährlich. Er wäre deshalb unter allen Umſtänden umgekehrt, allein es ärgerte ihn, ſieglos abziehen zu müſſen. Deshalb feuerte er den Muth ſeines Heeres noch einmal an und machte jedem gemeinen Janitſcharen ein Geſchenk von zwanzig Dukaten, damit ſie Wien noch einmal ſtürmten. Dieſer letzte Sturm wurde wirklich am 14. October unternommen, endete aber für die Türken mit ungeheurem Verluſt eben ſo unglücklich wie die früheren. Und ſchon am folgenden Tage wurde das große Lager abgebrochen und der Sultan zog mit ſeinen Völkern heim, während in Wien alle Glocken läuteten, von allen Thürmen Muſik ertönte und unendlicher Jubel die Stadt erfüllte.

Die Söldner aus den deutſchen Reichsſtädten, die ſich bei der Vertheidigung Wiens aufs rühmlichſte hervorgethan hatten, mußten nachher aber heim ziehen, ohne einen Heller Sold zu bekommen.

Nach dem Abzug der Türken drangen die Kaiſerlichen in Ungarn vor, konnten aber Ofen nicht wiedergewinnen und Zapolya behauptete ſich in ſeinem Beſitz. Der kleine Krieg zwiſchen beiden Parteien ſchleppte ſich ohne Entſcheidung hin, denn die ganze Aufmerkſamkeit des Kaiſers war von nun an auf die inneren Zuſtände Deutſchlands gerichtet.

Als er die Nachricht von der Rettung Wiens empfing, befand er ſich ſchon in Italien, wohin er aus Spanien gekommen war, um ſich mit dem Papſte zu verſtändigen. Dieſer hatte ſich, nachdem Frankreich beſiegt war, fügen müſſen und ſeine Unterhändler ſchloſſen ſchon am 29. Juni 1529 in Barcelona einen Frieden. Karl hatte den Papſt tief gedemüthigt, brauchte ihn aber und mußte ihn wieder heben. In Spanien war ein allgemeiner Unwille über die Miß-

handlung des h. Vaters ausgebrochen und Karl hatte sehr nöthig, sich von dem bösen Verdacht, als habe er die Augen dabei zugedrückt, zu reinigen, wenn er nicht alle Sympathien der frommen Spanier verlieren wollte. Das ganze Land legte Trauer um den Papst an, Karl selber that es ebenfalls und stellte sich, als sey er sehr betrübt über die Missethat seiner ungehorsamen Soldateska. Diese Rücksicht auf Spanien erklärt, warum er dem Papst so freundlich entgegenkam. Aber der Papst bedurfte nicht minder der Freundschaft des Kaisers. Einmal weil er die schlimmen Folgen seiner Ungnade schon empfunden hatte, sodann wegen Florenz, das er seinem Sohn Alexander erhalten wollte. Diesen Lieblingswunsch des Papstes erfüllte Karl V. und gab eine seiner natürlichen Töchter, Margaretha, jenem Alexander zur Ehe, um den Papst desto enger an sich zu fesseln. Ein Beweis seiner feinen Menschenkenntniß, aber auch seiner Herzlosigkeit, denn er gab sein eigen Kind an einen Nichtswürdigen. Alexander war ein verzogener Bube und roher Wütherich, der Medicaer schlechtester.

Diese Heirathsangelegenheit und die Befestigung seiner Dynastie in Toscana scheint dem Papste wichtiger gewesen zu seyn, als die große Sache der Kirche. Doch konnte er nicht umhin, sich im Frieden von Barcelona auch in dieser Beziehung Bürgschaften geben zu lassen, und Karl V. gab sie ihm, nicht aus Rücksicht für ihn selbst, sondern vielmehr aus Rücksicht auf Spanien. Würde sich Karl der deutschen Reformation angenommen, an die Spitze der lutherischen Partei gestellt haben, so hätte er unfehlbar Spanien verloren. Von diesem Umstand hing hinfort seine ganze Politik in Deutschland ab. Deshalb erklärte er auch ausdrücklich im Friedensvertrag von Barcelona Caesareo Majestati cordi sit, ut huic pestifero morbo congruum antidotum praeparari possit, d. h. es liegt dem Kaiser am Herzen, ein Gegenmittel gegen die lutherische Pest zu bereiten. Davon ließ er freilich den sächsischen Kurfürsten nichts wissen. Im Gegentheil nöthigte er dem Papst das Zugeständniß ab, sobald es nöthig würde, die Berufung eines Concils zu genehmigen, womit

er den Lutheriſchen ſcheinbar nachgeben und Sand in die Augen ſtreuen wollte.

Karl traf mit dem Papſt in Bologna zuſammen und ließ ſich hier von ihm zum Kaiſer krönen, am 23. Februar 1530, nachdem er am Tage vorher die eiſerne Krone der Lombarden auf ſein Haupt geſetzt hatte. Doch belehnte er Sforza wieder mit Mailand, verzieh auch den Venetianern, erhob Mantua zu einem Herzogthum und ſtellte in ganz Italien Ruhe und Frieden her, bevor er nach Deutſchland ging.

Drittes Buch.

Die Proteſtanten.

1.

Die augsburgiſche Confeſſion.

Die Reformation hatte mittlerweile im europäiſchen Norden große Fortſchritte gemacht. Außer den Fürſten von Sachſen, Heſſen, Preußen erklärten ſich auch die von Pommern, Mecklenburg, Anhalt, Oldenburg, Holſtein, Hanau, Mansfeld, zwei Fürſten von Braunſchweig (Ernſt und Franz), der böſe König Chriſtiern von Dänemark, der neue Schwedenkönig Guſtav Waſa und der mächtige König von England Heinrich VIII. für die kirchliche Neuerung. Graf Edgar von Oſtfriesland wurde vom Volk zur Annahme derſelben gezwungen. Die meiſten nordiſchen Bisthümer und alle Städte folgten der Strömung der Zeit. Auch Polen wurde zum Theil hineingeriſſen. Schon 1525 nahm König Sigmund den Vaſalleneid des neuen preußiſchen Herzog Albrecht an.

Wenn der Papſt nicht zu ſehr mit ſeinen italieniſchen Familienintereſſen beſchäftigt geweſen wäre, hätte er über dieſen entſetzlichen Abfall viel lauter klagen müſſen. Der Kaiſer ſah ihn nur aus dem Geſichtspunkt ſeiner Hauspolitik an und ſpielte nur der glaubensſtarken Spanier wegen zum Schein den eifrigen Katholiken, während er die lutheriſchen Fürſten doch in der That nicht bedrängte, weil er

ſie gegenüber den Türken und dem Papſte brauchte. So war das ſtrenge Schreiben, welches er am 23. März 1526 von Sevilla ausgehen ließ und worin er die deutſchen Fürſten zum Feſthalten am alten Glauben ermahnte, nicht ernſt gemeint. Nur der Mißbrauch, den Heinrich von Braunſchweig und Herzog Georg von Sachſen damit trieben, erzürnte die lutheriſchen Fürſten. Georg vermaß ſich, er werde bald ſtatt des Johann ſächſiſcher Kurfürſt werden. Am hitzigſten unter den Lutheriſchen zeigte ſich Landgraf Philipp von Heſſen, und auf einem Tage zu Torgau, wo er mit Johann und den andern Parteigenoſſen zuſammenkam, ſchloſſen ſich dieſe zum erſtenmal enger an einander.

In demſelben Jahr 1526 war ein Reichstag in Speyer ausgeſchrieben, auf welchem die lutheriſche Partei ſo mächtig daſtand, daß von dem Wormſer Edict Umgang genommen und beſchloſſen wurde, jeder Fürſt und jede Stadt dürfe es einſtweilen mit der Religion halten, wie ſie wollten, bis der Kaiſer wieder ins Land kommen würde. König Ferdinand mußte dieſe Rückſicht auf die lutheriſchen Fürſten nehmen wegen Böhmen und Ungarn, und ſein Bruder Karl ſchwieg dazu, weil er damals noch mit dem Papſt in Zerwürfniß war. Der Beſchluß von Speyer legaliſirte die Reformation und brachte zugleich die Fürſtenpolitik ihrem Ziele um einen großen Schritt näher, denn er legte die kirchlichen Angelegenheiten den Territorialherren in die Hände.

Dieſe machten davon nun auch den ausgiebigſten Gebrauch. In allen bereits lutheriſchen Ländern wurden ſog. Kirchenviſitationen vorgenommen, d. h. eine Commiſſion von Juriſten, von obligaten lutheriſchen Prädicanten begleitet, reiſte im Lande umher, zog, die Religion zum Vorwand nehmend, die geiſtlichen Güter ein und überließ es dann mit gnädiger Herablaſſung den armen Prädicanten, auch die Meſſe abzuſchaffen, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt zu ertheilen, Weiber zu nehmen und unterthänig bei dem Fürſten und ſeinen Juriſten um eine gnädige Beſoldung und Unterhalt für Weib und Kind zu betteln. So raſch wurde die Kirche, weil ſie eine Tyrannin geworden war und in ihrem Uebermuth ſchnöden Wucher

getrieben hatte, zu einer Magd und Bettlerin gemacht. Der ausſchließliche Einfluß der Juriſten bei den neuen Kirchenordnungen, wodurch alle Gewalt dem Fürſten, ſeinem Kanzler und ſeinen rechtsgelehrten Räthen zugewieſen wurde, erklärt und entſchuldigt ſowohl die Abneigung der Schweizer und vieler Reichsſtädte, ſich den lutheriſchen Fürſten anzuſchließen, als auch die demokratiſchen Wühlereien der Wiedertäufer. Der geſunde Bürgerſinn mußte ſich doch dagegen ſträuben, daß die Kirche, nachdem ſie kaum einer babyloniſchen Gefangenſchaft entronnen war, in eine noch viel ſchlimmere, nämlich in die Willkür der Juriſten fallen ſollte, die, im altrömiſchen Recht und in der heidniſchen Bildung und Geſinnung der Renaiſſance befangen, die blinden Werkzeuge des modernen Deſpotismus wurden und deutſchem Recht und deutſcher Freiheit principiell feindlich waren.

Eine Uebereilung des Landgrafen Philipp brachte die reformirenden Fürſten plötzlich wieder in eine ungünſtigere Stellung. Dieſer hitzige Herr ließ ſich nämlich von einem Herrn von Pack, Kanzler des Herzog Georg von Sachſen, überreden, die altgläubigen Fürſten hätten zu Breslau einen Bund zum Verderben der neugläubigen geſchloſſen. Das war eine Lüge. Der Kanzler ſcheint ſich nur an der Geſpenſterfurcht der lutheriſchen Fürſten ergötzt zu haben und wollte im Trüben fiſchen. Der tolle Landgraf griff gleich zu den Waffen und fiel ins Bisthum Würzburg ein. Man hatte Mühe, ihn wieder zur Vernunft zu bringen. Die katholiſchen Fürſten wieſen mit Entrüſtung Packs Lüge zurück. Pack ſelbſt wurde aber nicht einmal von Philipp beſtraft, ſondern erſt, als er in Georgs Hände fiel, auf deſſen Befehl hingerichtet. Dieſer Vorfall war den Lutheriſchen ſehr ungünſtig. Auf einem neuen Reichstag in Speyer ſetzte die altgläubige Stimmenmehrheit durch, daß *nur* die bereits reformirten Territorien bei ihren Reformen bleiben, daß aber in bisher katholiſch gebliebenen Territorien keine Reformen vorgenommen werden ſollten, d. h. es ſolle alles in statu quo bleiben, bis zu einem Concil. Dadurch wurde den Lutheranern die Möglichkeit abgeſchnitten, wie bisher in Nachbarſtaaten zu reformiren, abgeneigte Fürſten und Biſchöfe durch ihre eigenen Unterthanen zum Abfall zu zwingen ꝛc. Damit

ſollte einſtweilen wenigſtens die Reformation zum Stillſtand gebracht werden. Die lutheriſchen Fürſten begriffen die Wichtigkeit dieſes Reichstagsbeſchluſſes und beeilten ſich, dagegen eine entſchloſſene Proteſtation einzulegen, am 19. April 1529. Davon erhielten ſie zum erſtenmal den Namen der Proteſtanten.

Aber ſie waren unter ſich nicht einig. Die freien Schweizer und viele Bürgerſchaften deutſcher Reichsſtädte ſahen mit Widerwillen die Religion in die Hände fürſtlicher Cabinetspolitik fallen und ſchloſſen ſich daher eng an Zwingli in Zürich an, der ſich der von den deutſchen Fürſten bevorzugten Lehre Luthers widerſetzt hatte. Es war ihnen dabei nicht um die Lehre ſelbſt, ſondern nur um den politiſchen Boden zu thun, auf dem ihr Lehrer wurzelte, ſofern ſie den nicht gelten laſſen mochten, auf dem Luther wurzelte. Deswegen war der Streit auch ungefährlich. Man brauchte ſich gegenſeitig, aber man wollte ſich im Princip doch nicht einer dem andern gefangen geben. Landgraf Philipp, dem an der Lehre ſehr wenig lag, wenn er nur über eine einige und mächtige politiſche Partei verfügen konnte, veranſtaltete ein Religionsgeſpräch zwiſchen Luther und Zwingli auf ſeiner Univerſität Marburg, zu Michaeli 1529. Man ſtritt hier hauptſächlich um die Abendmahlslehre. Luther wich zwar von der alten Transſubſtantiationslehre der alten Kirche ab, nahm aber immer noch an, daß im ſichtbaren Brode der unſichtbare Leib enthalten ſey, indeß Zwingli in den Worten der h. Schrift: „das iſt mein Leib“ nur den Sinn fand: „das bedeutet meinen Leib“. Luther faßte den Streit rein theologiſch auf, unbekümmert um den politiſchen Vortheil einer Einigung, und ihn leitete dabei ein richtiges Gefühl, denn wenn man alles Myſterium entweder wegleugnet und verwirft oder nur natürlich und nach dem gemeinen Verſtande erklärt, wo bleibt da noch etwas übrig, als eben der gemeine Verſtand des beſchränkten Menſchen ſelbſt, den Luther nicht mit Unrecht „des Teufels Hure“ nannte, weil ſich in die Eitelkeit des Selbſtgenügens und die Verachtung der Gottesfurcht immer eine dämoniſche Verführung einſchleicht. Luther ſchrieb auf den Tiſch, vor dem er in Marburg ſaß, das einzige Wort est (es iſt, und nicht, es bedeutet) und blieb dabei

und trotz aller Mühen vieler fürſtlichen und theologiſchen Vermittler kam keine Einigung im neuen Glauben zu Stande. Die oberländiſchen Städte, vornehmlich Ulm und Straßburg, ſchloſſen ſich an die Schweizer an. Seitdem hieß dieſe Partei die reformirte, zum Unterſchied von der proteſtantiſchen, d. h. der lutheriſchen Fürſtenpartei.

Im nächſten Jahre 1530 kam der Kaiſer von ſeiner Krönung in Bologna über die Alpen herüber, um einen großen Reichstag in Augsburg zu eröffnen. Unterwegs in Innspruck kam ihm der aus Dänemark vertriebene elende König Chriſtiern entgegen, der lutheriſch geworden war, und wurde jetzt wieder, indem er den Kaiſer um Schutz bat, katholiſch. Der Kaiſer, der überall geſiegt hatte und jetzt auch der Türkengefahr entledigt war, trat mit vieler Zuverſicht auf. Von dem Geiſt und der Energie der proteſtantiſchen Fürſten hatte er nur geringe Begriffe, da ſie ſich ſchon mehrmals hergegeben hatten, ſeiner Politik zu dienen. Sein Kanzler Granvella ſchätzte ſie noch geringer und meinte, ſie würden vor dem Kaiſer auseinanderfahren, wie ein Flug Tauben vor dem Geier. Allein in Augsburg ſelbſt hatte alles ein lutheriſches Ausſehen, das Volk war größtentheils lutheriſch, die proteſtantiſchen Reichsfürſten brachten ihre Prediger mit und ließen ſich nur ſchwer dahin bringen, wenigſtens ſo lange der Kaiſer in der Stadt war, das ketzeriſche Predigen zu unterlaſſen. Luther ſelbſt, als noch in des Reiches Acht, durfte nicht nach Augsburg kommen, verweilte aber in Coburg, um näher zu ſeyn, und in Augsburg ſelbſt vertrat Melanchthon ſeine Stelle.

Die feſte Haltung des Kaiſers ſoll einigen proteſtantiſchen Fürſten Furcht eingeflößt, und es ſoll ſich darum gehandelt haben, ob ſie nicht am Ende beſſer thun würden, die Reformation ganz aufzugeben. Man ſagt, Luther ſelbſt habe es ſeinem Kurfürſten freigeſtellt, wenn er ſich von ihm trennen wolle, denn jeder müſſe auf eigene Gefahr glauben. Er ſelbſt vertraue Gott, er wolle auch ohne die Fürſten Gottes Sache verfechten. In dieſer heroiſchen Stimmung ſoll er das berühmte Trutzlied: „ein feſte Burg iſt unſer Gott" gedichtet haben. Indeſſen kam der Bruch zwiſchen der lutheriſchen Theologie und der fürſtlichen Cabinetspolitik und Canzlei nicht zu Stande und es hatte

auch gar keine Gefahr. Die Reformation hatte der fürstlichen Sonderpolitik in kurzer Zeit schon viel zu große Dienste geleistet, als daß die Fürsten so bald von ihr lassen sollten, und der Kaiser selbst hatte oft und lange gern gesehen, daß er dem Papst mit Luther drohen konnte. Die protestantischen Fürsten ließen sich also nicht einschüchtern, sondern übergaben ihr hauptsächlich von Melanchthon verfaßtes Glaubensbekenntniß, die berühmte augsburgische Confession, dem Kaiser und Reich als die Urkunde der neuen Kirche, von der sie nimmermehr weichen würden, am 25. Juni 1530. Der Kaiser ließ durch die damals angesehensten katholischen Federn des deutschen Reichs, Eck, Wimpina, Cochläus, Faber, eine Widerlegung, die sog. Confutation, aufsetzen, die aber keinen Eindruck machte.

Die katholische Mehrheit des Reichstags votirte im Sinn des Kaisers, das Wormser Edict gegen Luther sey aufrecht zu erhalten, keinerlei kirchliche Reform im Reiche mehr gestattet und es sollte sogar in Sachen des Glaubensstreits nichts mehr gedruckt werden dürfen. Die protestantischen Reichsstände protestirten wieder gegen diesen Reichsbeschluß, sogar die Stadt Augsburg selbst, und man schied in offenem Unfrieden. Man wollte noch gütlich unterhandeln, aber Landgraf Philipp ritt trotzig davon. Kurfürst Johann von Sachsen empfing die Lehen nicht vom Kaiser, weigerte aber auch seinerseits, Ferdinand seine Stimme bei dessen Wahl zum deutschen König zu geben. Diese Wahl wurde einige Zeit nachher (1531) zu Köln ausschließlich von den katholischen Fürsten vollzogen.

2.

Der erste Glaubenskrieg in der Schweiz.

In der Schweiz waren die alten Eidgenossen der Waldstätte, die freien Hirten in den Alpen, von jeher ein frommes Volk, der alten Kirche treu geblieben, die neuen Eidgenossen dagegen in den reichen Städten unten in Thal und Ebene hatten sich der neuen Lehre zugewendet. Unter diesen Städten stand Zürich obenan und

Ulrich Zwingli übte hier eine Macht, wie Luther in Wittenberg. Auch er wurde von der weltlichen Gewalt unterſtützt, die aber eine republikaniſche war und daher ihren Vortheil mit noch weniger Rückſicht verfolgte, als die fürſtliche. Die Schweizer Regenten hatten ſich ſeit den Burgunder Kriegen habgierig bis zur Schmach erwieſen. Sie nahmen Sold von Frankreich auch unter entehrenden Umſtänden. Die nun ſo gerne nahmen, haßten das Geben und nichts war ihnen angenehmer, als Zwinglis Reformation, die ihnen den Vorwand lieh, dem Papſt und der Kirche nichts mehr zu ſteuern und dagegen die reichen Kirchengüter zu rauben. Es ging ſehr tumultuariſch her in der reformirten Schweiz. Der Fanatismus, mit dem die Neuerer hier alles Alte verhöhnten und zerſtörten, war viel ſchlimmer als im nördlichen Deutſchland. Luther hatte die Kirchenbilder geſchont, Zwingli verwarf ſie. Der Schuſter Hottinger in Zürich war der erſte, der mit frevelnder Hand ein Crucifix herunterriß. Dafür wurde ihm ſpäter, als ihn die Katholiken ergriffen, in Luzern der Kopf abgeſchlagen. Bullinger, Zwinglis Schüler und Nachfolger im Amt, erzählt in ſeiner Chronik, wie in Zürich alle Kirchenbilder, Statuen und Schnitzwerke von hohem Kunſtwerth zertrümmert worden ſeyen und wie die rohe Menge das für einen „großen und fröhlichen Gottesdienſt“ gehalten habe. Dennoch vermied Zürich mit größerer Vorſicht den Krieg mit dem katholiſchen Nachbarlande Schwyz, als Bern, welches in gewohnter Rückſichtsloſigkeit die Reformation gewaltſam im Haslithal einführte und die Unterwaldner, die den erbitterten Haslern zu Hülfe kamen, mit Uebermacht zurückſchlug. Das war der erſte eigentliche Glaubenskrieg auf deutſchem Boden, 1528. Die Unterwaldner bezeichneten ſich damals mit dem weißen Kreuze und dem Danneſt (Tannenzweige), der das katholiſche Parteizeichen wurde.

Auch Graubündten reformirte und der Biſchof von Chur mußte flüchten. Alle Klöſter wurden hier aufgehoben. Sogar das ehrwürdigſte Heiligthum der Alemannen, das uralte Kloſter in St. Gallen, ſah alle ſeine herrlichen Bildwerke zerſtört. Hier und im nahen Appenzell hausten Wiedertäufer und verführten das Volk zu orgiaſti-

ſchem Taumel, Convulſionen und ſinnlichen Ausſchweifungen. Eine Rotte von 100 Buben ſtürmte das Kloſter Teufen und trieb mit den Nonnen ruchloſen Unfug. In Dieſenhofen drohte man den frommen Nonnen, als ſie in feuriger Rede ihren Glauben vertheidigten, mit dem Henker und riß ihnen die Kleider vom Leibe. In Bern wurde die alte Kirche in Faſtnachtsſpielen verhöhnt, welche Niclas Manuel verfertigte. Da ſah man wieder, wie vor hundert Jahren in Prag, auf der einen Seite den Papſt im Harniſch auf ſtolzem Roſſe mit großem Gefolge, auf der andern den armen Heiland demüthig auf einer Eſelin. In einem andern Spiel ſah man den Papſt als Antichriſt, wie er einem Begräbniß zuſieht und den Profit berechnet, den die Pfaffheit vom Leben und Sterben der Menſchen habe, während andrerſeits auch der Sultan zuſieht und den Chriſten ſagt, ſie ſollten ſich ihrer Pfaffen ſchämen. Eben ſo fanatiſch, aber noch geiſtreicher waren in Baſel die Faſtnachtsſpiele, in denen Pamphilus Gengenbach alle Sünden der alten Kirche durchgeißelte. In einem wahrhaft ariſtophaniſchen Spiele ſtellt er die Germania oder das deutſche Volk als einen Eſel dar, nämlich der durch des Papſtes teufliſche Zauberkunſt verwandelt und obgleich innerlich noch ein verborgener Menſch, äußerlich wie ein dummes Thier tractirt wird, bis Chriſtus den Apoſtel Paulus ſchickt, um den Papſt zu verjagen und den Eſel wieder zu einem Menſchen zu machen. Man darf an der draſtiſchen Wirkung dieſer Schauſpiele nicht zweifeln. Indem in Baſel durch Oecolampadius alles Pfaffenwerk abgethan wurde, begriff man darunter auch die Kirchenbilder, an welche fromme Meiſter ſo lange ihren Fleiß gewendet und die von großem Werthe waren. Am 10. Februar 1529 zog das Volk in Proceſſion nach dem Basler Münſter, voran der Henker, der allen Crucifixen, Marien- und Heiligenbildern die Köpfe abſchlug und dann ſämmtliche Bilder in neun großen Haufen auf offenem Markte verbrannte. Der alte Erasmus ſah zu und ſpöttelte über die armen Heiligen, die ſich nicht wehren könnten.

Aber auch in der Umgeſtaltung der Lehre gingen die Schweizer unter Zwinglis Anführung viel weiter, als Luther gegangen war.

In der ſchon erwähnten Abendmahlslehre gab Zwingli der trivialſten Auslegung Raum. In ſeiner merkwürdigen Lehre von der Prädeſtination oder göttlichen Vorherbeſtimmung näherte er ſich ſogar einigermaßen dem Fatalismus des Islam. Auch im Cultus der neuen Kirche wurde alles bis zur Trivialität vereinfacht. Luther lehrte zwar auch ein allgemeines Prieſterthum, ließ aber doch beſondere Prediger und Seelſorger als Paſtoren (Hirten) mit beſonderer geiſtlicher Amtstracht beſtehen und behielt in den Kirchen wie die Bilder, ſo den mit Kerzen beleuchteten Altar und eine verhältnißmäßig noch erhebende Liturgie, die Orgel ꝛc. bei. Das alles verwarf Zwingli. Seine reformirten Prediger beſtiegen die Kanzel in weltlicher Tracht, im Jagdwamms, im Hauskleide, mit Schwert oder Dolch an der Seite. Auch ſpäter nahmen ſie keine geiſtliche, ſondern nur die Tracht der weltlichen Rathsherren an, einen ſchwarzen Talar mit weißem Kragen, den ſie bis auf unſere Tage tragen. In Zwinglis Kirche gab es auch keinen Altar mehr, ſondern nur noch einen hölzernen Tiſch, an welchem beim Abendmahl gewöhnliches Brod gebrochen und dazu getrunken wurde, wie im gemeinen Leben. Wie er alle Bilder zerſtören, alle Lichter auslöſchen ließ, ſo verbannte er auch die Orgeln aus der Kirche.

Frommen Seelen mußten dieſe Neuerungen als eine Entweihung des Heiligen und als das Hereinbrechen wüſter Barbarei vorkommen. Das tief religiöſe Hirtenvolk in den Alpen erglühte vor Zorn. Es ſteckte den Dannenſt auf und ſuchte Schutz bei dem Hauſe Habsburg, mit dem es ſo lange in unverſöhnlicher Fehde gelegen hatte. Als die Boten der Waldſtätte nach Waldshut kamen, um ſich mit König Ferdinands Amtleuten zu beſprechen, trugen ſie auf ihren Hüten Pfauenfedern, das Abzeichen Habsburgs, welches vorher in den Alpen das verhaßteſte und verpönteſte geweſen war. Ferdinand ging zwar einen Bund mit ihnen ein, that aber nichts für ſie. Die Waldſtätte blieben auf ſich ſelbſt beſchränkt, aber ſie verloren den Muth nicht. Sie ließen den reformirten Prädicanten Jakob Kaiſer als Ketzer verbrennen und hingen die Wappen von

Zürich, Bern, Basel und Straßburg an den Galgen. Von nun an konnte nur noch das Schwert zwischen Katholiken und Reformirten entscheiden. In den aargauischen, s. g. freien Aemtern Baden, Bremgarten ꝛc., die zur Zeit des Constanzer Concils von den Schweizern erobert worden waren, wechselte der Vogt, den jedes Jahr ein anderer Canton schickte. Der Züricher und Berner Vogt begünstigte, der waldstättische verhinderte die Reformation. Darüber kam es zu offenem Streite. Zu den vier Waldstätten (Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern) trat noch das kleine Zug und diese fünf katholischen Orte rüsteten sich, Zürich zog ihnen mit fliegendem Banner entgegen. Als sich beide aber bei Bar gegenüberstanden, wurde vermittelt, wobei sich Aebli, Amman von Glarus, besonders hervorthat. Er mahnte an die eidgenössische Bundestreue und rührte die fünf Orte so, daß sie Frieden machten und sogar die Urkunde des Bundes, den sie mit König Ferdinand geschlossen, herausgaben, die sogleich zerrissen wurde.

Aber der Friede konnte nicht dauern, denn Zürich in seinem Uebermuth betrachtete sich als Sieger, reformirte in den freien Aemtern und im Thurgau und half auch in Schaffhausen die alte Kirche unterdrücken. Um so sorgfältiger hüteten die fünf Orte ihre Grenzen und straften oder vertrieben jeden, der sich der neuen Lehre anschloß. Zürich und Bern, das unterdeß auch Neuenburg reformirt hatte, forderten von den fünf Orten die Duldung der neuen Kirche, während sie selbst in ihrem Gebiet die alte unterdrückten, und als die fünf Orte sich dazu nicht bequemten, gab Bern, um Waffengewalt zu vermeiden, den arglistigen Rath, die Waldstätte auszuhungern. Die Alpenhirten kauften ihr Brod in der Ebene, da auf ihren Bergen kein Korn wächst. Jetzt sperrte man ihnen alle Zufuhr ab. Man erwartete, die ärmeren Hirten würden sich gegen ihre gewählten Obern empören und sie zur Nachgiebigkeit zwingen. Sie hielten jedoch treu alle zusammen und waffneten sich, um sich mit Gewalt Lebensmittel zu verschaffen. Am 9. October 1531 fielen die Luzerner plötzlich ins Aargau ein und nahmen Brod weg, wo sie es fanden. Am 11. aber sammelten sich 8000 Mann aus

allen fünf Orten bei Zug und rückten gegen Zürich vor. Dort war man auf ihren Angriff nicht gefaßt. Die Züricher hatten nur beobachtungsweiſe eine Vorhut von 1200 Mann bei Cappel aufgeſtellt. Als man in der Stadt erfuhr, das katholiſche Heer rücke heran, pflanzte man eilig das große Banner auf, aber es ſammelten ſich um daſſelbe nur 700 Mann. Ohne Zweifel hielten es die meiſten nicht für nöthig, auszurücken, weil ſie vorausſetzten, die Vorhut werde ſich vernünftigerweiſe vor der Uebermacht zurückziehen, und hinter den Mauern der Stadt könne man den Angriff des Feindes ruhig abwarten, denn Zürich allein konnte mehr Bewaffnete ſtellen, als alle fünf Orte zuſammen genommen. Vielleicht hielten auch viele zurück, welche Zwinglis demagogiſche Tyrannei in der Stadt ſelbſt und das meineidige Verfahren gegen die katholiſchen Eidgenoſſen mißbilligten. Nun geſchah es aber, daß die Vorhut der Züricher, um nicht feige zu erſcheinen, bei Cappel Stand hielt. Wären größere Haufen aus der Stadt nachgekommen, ſo hätten ſie auch ihren Poſten behaupten können. Aber die 700 reichten nicht aus. Zwingli ſelbſt war mit ihnen ausgezogen. Er hätte ſich noch zur rechten Zeit zurückziehen können; als er aber ſah, wie die Vorhut ſchon angegriffen war und heldenmüthig ſtritt, wollte er ſie nicht im Stich laſſen. „Es würde ſich ſchlecht ſchicken, rief er, wenn wir hier von der Höhe unthätig zuſähen. Ich will in Gottes Namen zu den biderben Leuten hin und mit ihnen ſterben, oder ſie retten helfen.“ Die Neuangekommenen ſtürzten ſich nun ins Gefecht und kämpften alle mit. Trotz ihrer Tapferkeit aber mußten ſie der Uebermacht erliegen. Ein Theil der Züricher floh zuletzt, nur um noch das große Banner zu retten. Die andern lagen todt oder ſterbend auf dem Schlachtfelde. Unter ihnen Zwingli. Zwei gemeine katholiſche Krieger fanden ihn mit gefalteten Händen unter einem Birnbaum liegen, ohne ihn zu kennen, hatten aber Mitleid mit ihm und wollten ihm einen Prieſter holen, daß er noch beichten könne. Da er aber den Kopf ſchüttelte, ſahen ſie, daß es ein „verſtockter Ketzer“ ſey, und ſtachen ihn vollends todt. Erſt am andern Tage wurde

ſeine Leiche erkannt, gevierttheilt, verbrannt und die Aſche in alle Winde zerſtreut.

Unterdeß hatte ſich auch Bern gerüſtet, weshalb ſich das Heer der fünf Orte nach Zug zurückzog. Hier ſollte es durch die Züricher und Berner von zwei Seiten her angegriffen und vernichtet werden, kam ihnen aber zuvor, griff zuerſt an und ſchlug den Theil des Feindes, der am Zuger Berge ſtand, ſo ſiegreich zurück, daß auch der andere Theil es vorzog, ohne Schwertſtreich abzuziehen. Die Jahreszeit war vorgerückt, die Nächte wurden kalt und die Leute ſehnten ſich heim. Auch herrſchte keine rechte Einigkeit zwiſchen Zürich und Bern, weil jedes dem andern den Zuwachs an Macht beneidete, den es durch das Reformiren in den Nachbarorten erlangt hatte. Dieſe Uneinigkeit ging ſo weit, daß Zürich ohne Bern mit den fünf Orten einen Separatfrieden ſchloß und denſelben große Conceſſionen machte, ihnen die Zufuhr wieder öffnete, ihnen Toggenburg, Thurgau und die freien Aemter überließ und die Kriegskoſten bezahlte. Nun mußte auch Bern nachgeben und Frieden machen. Man wird nicht irren, wenn man vorausſetzt, die Stürmer in der reformirten Partei ſeyen diesmal von den Gemäßigten abſichtlich im Stich gelaſſen worden, um ihren Uebermuth etwas zu demüthigen und um den Frieden in der Eidgenoſſenſchaft zu erhalten. Von den züricher Demagogen waren die rührigſten bei Cappel gefallen. Die Gemäßigten konnten nun wieder freier athmen. Manche, die vorher nur eingeſchüchtert waren, faßten jetzt wieder mehr Muth und Glarus namentlich ſchloß ſich jetzt den fünf Orten an und half ihnen den Abt von St. Gallen wieder herſtellen. Auch in Solothurn behauptete ſich jetzt die Partei der alten Kirche und wurden die Reformirten vertrieben.

Dagegen breitete ſich die Reformation über Genf und das Waadtland aus. Herzog Karl von Savoyen, der Landesherr, und der in der ſ. g. Löffelgeſellſchaft verbundene Adel (der Genf mit Löffeln freſſen wollte und zum Spott einen Löffel am Hute trug), wollten Genf ſtrafen, Bern aber kam der Stadt zu Hülfe und ſchlug den Adel zurück, 1530. Fünf Jahre ſpäter wurden unter dem

Schutze Berns ſchon alle katholiſchen Prieſter aus Genf vertrieben und als der Herzog noch einmal abwehren wollte, kam Hans Nägeli, der Schultheiß von Bern, eroberte das Waadtland, welches ſeitdem mit Bern vereinigt blieb, und machte auch Genf zu einer freien Stadt. Dieſe Stadt Genf wurde von nun an das dritte Centrum der Reformation (neben Wittenberg und Zürich) und der Reformator Calvin begann von hier aus auch auf Frankreich einzuwirken.

3.

Der Bund von Schmalkalden.

Der Augsburger Reichstagsabſchied bedrohte die proteſtantiſchen Fürſten, ſie kamen daher ſchon zu Weihnachten 1530 in dem kleinen Städtchen Schmalkalden zuſammen und verbanden ſich hier am 27. Februar 1551 zu gemeinſchaftlichem Widerſtande. Es währte jedoch noch lange, bis man zu den Waffen griff. Der Kaiſer hatte andere Sorgen und ließ es, den Proteſtanten gegenüber, bei der Augsburger Drohung bewenden. Der ſächſiſche Kurfürſt Johann ſtarb 1536 und ſein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich trat an die Spitze des ſchmalkaldiſchen Bundes, fromm erzogen und Luthern eben ſo ergeben wie ſein Vater. Der rührige Landgraf aber ſah ſich gleich nach Alliirten um und es fiel ihm nicht ſchwer, den Herzog Wilhelm von Bayern zu gewinnen, der zwar eifrig katholiſch war, die Uebermacht der Habsburger aber außerordentlich fürchtete. Auch Frankreich wurde ins Vertrauen gezogen und war natürlich gleich bereit, Partei zu ergreifen. Mit ſo vielen Feinden auf einmal wagte der Kaiſer nicht anzubinden, brauchte alſo den Kurfürſten Ludwig von der Pfalz als Vermittler, um die gemäßigteren Proteſtanten zu verſöhnen. Nur der Heſſe wollte Gewalt brauchen, der Sachſe dachte ruhiger und Luther rieth ihm vom Bündniß mit Frankreich ab. Die ſächſiſche Stimme galt mehr als die heſſiſche und ſo kam am 8. Auguſt 1532 ein Religionsfrieden in Nürnberg zu Stande,

in welchem der Kaiſer, um wenigſtens die Franzoſen fern zu halten, den Proteſtantismus in statu quo anerkannte, weiteres Reformiren aber bis zu dem in Ausſicht geſtellten Concil unterbleiben ſollte. Die lutheriſchen Fürſten erkauften die Anerkennung ihrer neuen Kirche durch die Aufopferung der oberdeutſchen Städte und der Schweizer, denn alle Anhänger Zwinglis wurden vom Frieden ausgeſchloſſen.

Der Kaiſer konnte dieſes Friedens froh ſeyn, denn der türkiſche Sultan kam ſchon wieder mit großer Heeresmacht nach Ungarn. Soliman II. hatte damals den Einfall, ſich ſelbſt an die Stelle des deutſchen Kaiſers ſetzen zu wollen. Er legte ſich den Titel „Chalif von Rum“ (Rom) bei und da im Chalifen die höchſte geiſtliche und weltliche Herrſchaft vereinigt ſind, wollte er nicht nur des Kaiſers, ſondern vielleicht auch des Papſtes Gewalt verſchlingen. Auch ließ er ſich eine, ſeinem neuen Titel entſprechende phantaſtiſche Krone verfertigen. Man hat ihm wahrſcheinlich von Frankreich her Illuſionen gemacht. Als er vom Nürnberger Frieden hörte, wollte er nicht daran glauben und rief ganz erſtaunt: Hat denn Karl mit Martin Luther Frieden gemacht? Dennoch ging der Sultan mit 250,000 Mann über die Donau und über die Drave, im Sommer 1532. Karl V. war in dieſem ganzen Jahre leidend, weil er ſich auf einer Wolfsjagd das Bein verletzt hatte; er konnte alſo nicht ſelber zu Felde ziehen, hatte aber die Freude zu ſehen, wie eifrvoll die Proteſtanten für ihn rüſteten. Die Stadt Nürnberg allein ſtellte ihm 800 Mann mit 15 Kanonen und lieferte ihm dazu noch große Kriegsvorräthe. Das geſammte Heer des Kaiſers ſtieg bis auf 80,000 Mann, faſt lauter Deutſche, zu denen ſich nur wenige Italiener und Spanier geſellten. Frankreich hielt ſich ſtille und machte keine Bewegung, die den Kaiſer genöthigt hätte, einen Theil ſeines Heeres am Rhein zu beſchäftigen. Dieſer Umſtand bewog nun auch den Sultan, ſeinen mit ſo vielem Pump angekündigten Eroberungszug plötzlich wieder aufzugeben. Er belagerte Güns, welches von den Ungarn unter Juriſchitz mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigt wurde, konnte es nicht erobern, wollte ſich mit dem heranrückenden deutſchen Heere in keinen Kampf einlaſſen und kehrte um.

Nur 15,000 türkiſche Reiter unter Kaſim Begh machten einen verheerenden Raubzug bis nach Linz, aber der tapfere Schertlin griff ſie an und trieb ſie dem Pfalzgrafen Friedrich in die Hände. Tag für Tag verfolgt wurden ſie endlich alle ſammt ihrem Führer niedergemacht, ſo daß nicht einer entrann. Ein anderer Heertheil unter Ibrahim Paſcha wurde von Gratz zurückgeſchlagen und auf der Flucht bei Firnitz noch einmal von Katzianer erreicht und vernichtet. Noch heißt dort ein Felſen der Türkenſturz, weil die Bauern hier alle fliehenden Türken in den Abgrund hinunter jagten.

Ueberaus unzufrieden mit dem Nürnberger Vertrage, ſann Landgraf Philipp von Heſſen auf neue Gewaltſtreiche, wobei er an Frankreich einen Hinterhalt hatte. Das Württemberger Volk, von ſeinen Predigern heimlich geleitet, neigte zu Luther und zu den Schweizern, hatte im Bauernkriege viel gelitten und fühlte ſich unter der öſterreichiſchen Regierung in Stuttgart unbehaglich. Des vertriebenen Ulrich Tyrannei war lange vergeſſen und man wollte ihn jetzt gern wieder haben. Noch mehr Hoffnungen knüpften ſich an ſeinen Sohn Chriſtoph, den König Ferdinand immer noch als Geiſel an ſeinem Hoflager zurückbehielt. Dieſer junge Prinz und ſein kluger Hofmeiſter Tiſſernus erhielten einen heimlichen Wink und entflohen unterwegs in den Tiroler Gebirgen in dem Augenblick, in welchem der argwöhniſche Ferdinand befohlen hatte, ſie unbemerkt nach Spanien zu bringen. Die Flucht war nicht ungefährlich. Tiſſernus ließ ihren Pferden die Eiſen verkehrt anlegen, um durch ihre Spur nicht verrathen zu werden. Des Prinzen Pferd ſtürzte zuſammen. Da gab ihm der Hofmeiſter das ſeinige, damit er nur fortkäme, und verſteckte ſich ſelbſt in einem Sumpfe. Chriſtoph gelangte glücklich nach München zu ſeinen Verwandten. Sein Oheim, Herzog Wilhelm, war Ferdinands Todfeind und bot gern die Hand, um die Ferdinandeiſche Regierung aus Stuttgart zu vertreiben. Dazu war man Frankreichs ſicher, Landgraf Philipp wagte alſo nicht viel, wenn er zur offenen Gewalt ſchritt, um den vertriebenen Ulrich in ſeinem Herzogthum Württemberg wieder herzuſtellen. Franz I., mit dem Philipp in Bar le Duc zuſammen kam, unterſtützte ihn mit einer bedeutenden Geld-

ſumme, ſo daß er ein Heer von 20,000 Mann werben konnte. Ferdinands Statthalter in Stuttgart, der Pfalzgraf Philipp, konnte nur die Hälfte Truppen aufbringen und erlitt bei Lauffen am Neckar eine Niederlage, 1534. Nun mußte die öſterreichiſche Regierung von Stuttgart flüchten und Herzog Ulrich wurde als Landesherr hergeſtellt. Schon alt und durch Unglück gebeugt, beſtätigte er dem Lande ſeine alten Freiheiten und führte die ſchon lange vorbereitete Reformation ein. Ausnahmsweiſe wurde hier das Kirchengut nicht fürſtliche Domaine oder die Beute von Höflingen und Juriſten. Die Prälaten (Kloſteräbte) dauerten fort, jedoch als proteſtantiſche Kirchenvorſteher. Das geſammte Gut der katholiſchen Kirche blieb beiſammen und erhielt eine beſondere Verwaltung. Die Koſten der Kirchen und Schulen wurden damit beſtritten, das übrige Nothfällen des Landes vorbehalten.

Man hätte erwarten ſollen, das mächtige Haus Habsburg werde ſich den Verluſt Württembergs nicht gefallen laſſen und den übermüthigen Heſſen wegen ſeines Friedensbruchs und verrätheriſchen Verkehrs mit Frankreich beſtrafen. Aber der Kaiſer hatte trotz ſeiner vielen Länder doch niemals eine ganz freie Hand. Damals hatte ſich ſogar der Papſt ſchon wieder von ihm abgewandt und mit Frankreich verſtändigt, war mit Franz I. in Marſeille zuſammengekommen und hatte ſeine Nichte, Tochter des Lorenzo, die nachher ſo berühmt gewordene Katharina von Medici, dem zweiten Sohn des Königs, Heinrich von Orleans vermählt. In einer ſo zweifelhaften Stellung, gegenüber dem Papſt und Frankreich durfte der Kaiſer wegen Württemberg nicht mit den proteſtantiſchen Fürſten brechen und glaubte, ein kleines Opfer bringen zu können, auch um ſich dadurch mit Bayern wieder auszuſöhnen. So wurde denn vermittelt und durch den Vertrag zu Cadan die Wiedereinſetzung Ulrichs anerkannt, nur ſollte Württemberg noch ein Afterlehen Oeſterreichs bleiben.

Württemberg bildete jetzt neben Straßburg und Augsburg die Brücke vom lutheriſchen Norden zum Zwinglianismus in der Schweiz und Landgraf Philipp gab ſich große Mühe, den früheren Bruch zwiſchen den beiden Religionsparteien zu heilen. Diesmal zeigte ſich

auch Luther nachgiebiger und billigte die von Melanchthon aufgeſetzte Wittenberger Concordienformel, worin durch eine künſtliche Ausdrucksweiſe der Gegenſatz zwiſchen Luthers und Zwinglis Lehre möglichſt ausgeglichen wurde.

Noch in demſelben Jahre, am 25. Sept. 1534, ſtarb Clemens VII. und ſein Nachfolger Paul III. aus dem Hauſe Farneſe, ſchlug einen Weg ein, auf dem die Lutheraner ſich noch mit den Katholiken hätten wieder vereinigen können. Er ſetzte nämlich nicht nur eine Commiſſion von Cardinälen nieder, um gründliche Reformen vorzunehmen und alle anerkannten kirchlichen Mißbräuche abzuſchaffen, ſondern ſein Rathgeber Contarini neigte ſogar in der Lehre vom freien Willen ſehr zu Luther. Aber die Leidenſchaften waren ſchon zu ſehr aufgeregt und das Mißtrauen unbeſieglich. Jeder Sühneverſuch mißlang.

Das vielgliedrige deutſche Reich war in einer fortwährenden Gährung, mit dem überwundenen Adels- und Bauernkriege die Flamme noch lange nicht gelöſcht. Jetzt begann ſie erſt recht in den Städten aufzulodern. Hier hielten die regierenden Geſchlechter meiſt zur alten, das gemeine Volk zur neuen Kirche. Die Unwürdigkeit einzelner Biſchöfe, z. B. des Biſchof Franz von Minden, der an der Luſtſeuche ſtarb, mehrte den Pfaffenhaß; proteſtantiſche Fürſten hetzten die lutheriſchen Unterthanen gegen ihre katholiſchen Herren und begünſtigten die Demagogie. In dieſen enger begrenzten, aber zahlreichen Stadtgebieten erhitzten ſich die Leidenſchaften mehr als anderswo. Hier brütete der Dämon der Zeit die wildeſten und phantaſtiſcheſten Erſcheinungen aus. Hier culminirte der Wahnſinn der Wiedertäufer. Von hier aus trat die Galle ins Blut des Proteſtantismus, jene hartnäckige und verbiſſene Zankſucht, von der hauptſächlich die ſtädtiſchen Paſtoren ergriffen und ihre Predigten vergiftet wurden. Denn in den kleineren ſtädtiſchen Kreiſen ließ ſich jeder mehr gehen und ſteigerten ſich die Zänker durch gegenſeitigen Widerſpruch, während in den größeren fürſtlichen Territorien die einzelnen Prediger ſich der lutheriſchen Ordnung unterwerfen und dem mächtigen Territorialherrn gehorchen mußten.

4.

Die Wiedertäufer.

Die Anhänger Luthers und Zwinglis wetteiferten mit den Katholiken in Verfolgung der Wiedertäufer, ja die Reformpartei wüthete gegen sie noch unbarmherziger als die conservative, weil sie immer den Vorwurf hören mußte, das Unwesen der Wiedertäufer sey aus der Reformation hervorgegangen. Die Wiedertäufer in Thüringen waren durch die lutherischen Fürsten im Bauernkriege ausgerottet worden, die in der Schweiz wurden durch die Zwinglianer größtentheils ertränkt, ihr Prophet Hubmaier, der nach Mähren geflüchtet war, dort mit seinem Weibe als Ketzer verbrannt, 1528. Ein Schüler Thomas Münzers, Melchior Hofmann, hatte sich nach den Niederlanden geflüchtet und verbreitete dort heimlich seine Lehre. Karl V. aber wollte um jeden Preis seine Niederlande von Ketzern rein erhalten, wie Spanien und Neapel im Gegensatz gegen die alten österreichischen Erblande, in denen sein Bruder Ferdinand, um sich nur behaupten zu können, mit der Ketzerei kokettiren mußte. Karl erließ die strengsten Verordnungen (die sog. Placate) gegen die Ketzerei in den Niederlanden, 1529. Seine Tante Margaretha starb 1530; statt ihrer wurde nun seine Schwester Maria, Wittwe des Ungarkönig Ludwig, Statthalterin der Niederlande.

Die Stadt Münster in Westphalen hatte sich schon seit 1525 gegen ihren allerdings unfähigen Bischof Friedrich von Wied empört. Es fand sich hier ein Kleeblatt von Wühlern zusammen, welches für solche Fälle als mustergültig bezeichnet werden kann. Zuerst der reiche Tuchhändler Bernhard Knipperdolling, der hier die Rolle spielte wie der Gerber Kleon in Athen und den Pöbel meisterlich haranguirte. Sodann Bernhard Rottmann, ein verdorbener katholischer Priester, der die schöne Frau des Syndicus Wiggers in Leipzig verführt und nach Vergiftung des Gatten geheirathet hatte, daher eifrig der Reformation anhing, die allein ihn vor geistlichen und

weltlichen Strafen ſchützte. Seine feurige Beredſamkeit riß das Volk hin; das böſe Gewiſſen aber ließ es bei ihm nicht anders zu, als daß er ſeinen Eifer übertrieb und am Ende ins Extrem der Wiedertäufer fiel. Der dritte im Bunde war der Syndicus Johann von Wyk, ein heidniſcher Humaniſt und pfiffiger Juriſt, der als Vertheidiger der Volksrechte gegen den Biſchof ein unentbehrlicher Mann war. Unter ſo tüchtigen Führern wurde das Volk nach und nach ſo ſehr Herr, daß es alle Kirchen ſtürmte, alle Bilder in denſelben zerſtörte und den erſchrockenen Biſchof dahin brachte, lieber abzudanken, 1532. Sein Nachfolger, Erich von Braunſchweig, ſtarb noch in demſelben Jahre. Dieſem aber folgte Franz, Graf von Waldeck, welcher ein kleines Heer warb und die rebelliſche Stadt von außen bedrängte. Wyk vermittelte 1533 einen Frieden, konnte aber die demokratiſchen Dämonen, die er geweckt hatte, nicht mehr bemeiſtern. Der Jahre lang aufgeregte Pöbel mißtraute jeder Mäßigung. Rottmann ſelbſt, da ihn Luther verwarf, trat offen zu den Wiedertäufern über. Unter dieſen begann einer, der aus den Niederlanden gekommen war, Johann Bockelſon, die erſte Rolle zu ſpielen. Derſelbe war ein Schneider aus der Stadt Leyden, der aber neben ſeinem Handwerk auch als Rederyker viele Verſe gemacht und Faſtnachtsſpiele geſchrieben, dazu ein wollüſtiges Leben geführt hatte, dann ein fanatiſcher Wiedertäufer geworden war und allen andern in der Schwärmerei voranging. Mit ihm kam ein ganz neues Leben in die Stadt Münſter. Wie toll rannte er durch die Gaſſen und brüllte: Buße, Buße, Buße! und mit ihm brüllte Knipperdolling, der ſich ganz wie ſein Affe geberdete. Ein anſteckender Wahnſinn erfaßte die Menge. Propheten ſtanden auf, entzückte Mädchen ſahen den Himmel offen und die Engel herabſteigen, wahrſcheinlich verführt durch den Glanz der goldenen Wetterfahnen auf den zahlreichen Thürmen der engen alten Stadt. Die Weiber tobten auf den öffentlichen Plätzen umher, in Verzückung aufjauchzend, in raſenden Tänzen oder wie todt dahingeſtreckt. Man ſah unter ihnen Nonnen, die aus den Klöſtern entſprungen waren, adelige Fräulein, die ſich unter den Pöbel miſchten. Auch auf dem Lande verließen edle Frauen und Jung-

frauen ihre Gatten und Väter, um ſich in den Strudel der Münſteriſchen Revolution zu ſtürzen, welche durch die Verheißung der vollen und ganzen Freiheit und der paradieſiſchen Freuden einer idealen Republik von Brüdern und Schweſtern verlockte. Eine Frau von der Recke kam mit drei Töchtern, um den neuen Himmel auf Erden zu theilen. Die Stadt füllte ſich ſo mit Weibern, daß man ſie nicht mehr unterbringen konnte, zumal im harten Winter. Aber man wußte ſich zu helfen. In finſterer Nacht bei heftigem Schneeſturm am 27. Februar 1534 brüllte es durch die Gaſſen: „Heraus ihr Gottloſen!“ und wurden alle Einwohner der Stadt, die man für reactionär oder auch nur für gemäßigt hielt, halb nackt aus den Häuſern geholt und zum Thore hinaus getrieben, ihre warmen Stuben und Betten aber den eingewanderten Wiedertäufern eingeräumt. So verſchaffte man ſich Platz. Auch der unglückliche Wyk wurde fortgetrieben und fiel draußen dem Biſchof in die Hände, der ihn köpfen ließ.

Bockelſon ſtand damals noch zurück, ohne Zweifel aus Klugheit. Knipperdolling und Krechting wurden Bürgermeiſter, die höchſte Gewalt über alle aber übte Johann Matthiſon, ein Bäcker aus Harlem, der ſeine prophetiſchen Verkündigungen mit nächtlichen Orgien endete und zum Beſten der Weiber, deren Zahl in Münſter jetzt ſchon die der Männer um das ſechsfache übertraf, ſo viel waren ihrer herbeigelaufen, die Weibergemeinſchaft nicht nur für das erſte Recht und die erſte Pflicht ſeiner neuen Gemeinde der Heiligen erklärte, ſondern auch nur in einer in ſolcher Gemeinſchaft erzeugten neuen Generation die wahre Gemeinde verwirklicht ſah. Damals mußten ſich auch alle wieder taufen laſſen, die nicht ſchon vorher die zweite Taufe empfangen hatten, und zwar öffentlich. Wer ſich weigerte, wurde aus der Stadt gejagt. Alle Güter ſollten gemein ſeyn, alles Gold und Geld wurde zuſammengeſchleppt und ſieben Männern zur Verwaltung übergeben, von denen jedes Mitglied der Gemeinde, was es brauchte, empfing. Als auch alle Bücher aus der Stadt auf einen Haufen zuſammen getragen wurden, ſonderte Matthiſon nur die Bibeln aus und ließ die übrigen verbrennen. Gleiches Schickſal erlitten die muſikaliſchen Inſtrumente, denn der Prophet meinte, es ſey an der menſchlichen Stimme genug.

Endlich hatte der Narr den Einfall, allein vor das Thor hinaus zu gehen, um die Armee des Biſchofs bloß durch die ihm innewohnende Allmacht zu ſchlagen. Er kam nicht mehr zurück, denn des Biſchofs Soldaten ſtießen ihn nieder.

Jetzt erſt übernahm Bockelſon das Prophetenamt, um den Wahnſinn ſeines Vorgängers noch zu überbieten. Nackt lief er durch alle Straßen und ſchrie: Der König von Sion iſt kommen! Dann fiel er in einen tiefen Schlaf, drei Tage und drei Nächte lang, und als er wieder erwachte, glaubte das Volk, der heilige Geiſt rede aus ihm. Knipperdolling wurde deshalb eiferſüchtig und der h. Geiſt ſprach auch aus ihm: alles Hohe ſolle erniedrigt werden! Sogleich trug man alle Kirchthürme ab, konnte jedoch damit nicht fertig werden und hielt es am Ende für zweckmäßiger, auf die abgekuppten Thürme Kanonen zu ſtellen, aus denen man hinaus ins biſchöfliche Lager ſchoß. Um den eitlen Knipperdolling zu demüthigen, befahl ihm kraft des h. Geiſtes der Schneider, Scharfrichter der Gemeinde zu werden. Die Bürgermeiſter hörten nun auf und die Gewalt kam an 12 ſ. g. Aelteſte des Volks Gottes, mit deren Hülfe der Prophet die Gemeinde organiſirte. Arbeit und Genuß wurden gleichmäßig vertheilt. Alle Männer ſpeisten gemeinſchaftlich und eben ſo die Weiber. Jeder mußte arbeiten oder kämpfen, dafür wurde er aber gekleidet und geſpeist. Alle waren gleich gekleidet, grau zur Erinnerung des Todes, grün zur Erinnerung der Wiedergeburt, die dritte Farbe dieſer wiedertäuferiſchen Tricolore war die der Unſchuld der Kinder Gottes. Als ſolche trugen ſie alle weiße Kappen. Dazu trug jeder einen goldenen Ring als Zeichen einer allen gemeinſchaftlichen Ehe. Der neue Prophet Johann wich inzwiſchen von der allgemeinen Weibergemeinſchaft ſeines Vorgängers ab und ließ nur die Vielweiberei nach dem Muſter der jüdiſchen Altväter und des König Salomo gelten. Alle Ehen wurden aufgelöst und nur nach Belieben geſchloſſen. Das war denn doch manchem zu toll und es erhob ſich Widerſtand unter Leitung des Schmiedes Mollenhöck. Der Prophet wurde einen Augenblick gefangen, aber von den wüthenden Weibern wieder befreit, Mollenhöck mit 66 Bürgern von

Knipperdolling geköpft. Alles nahm nun Weiber nach Belieben; wollte ſich eine Ehefrau nicht fügen, ſchlug man ihr den Kopf ab. Johann von Leyden ſelbſt nahm auf der Stelle 17 Weiber, unter denen Matthiſons Wittwe, die ſchöne Divara, die vornehmſte war, 1534. Nur die übergetretenen Pfaffen, die ſ. g. Geſchorenen, mußten ſich gefallen laſſen, daß man ihnen die älteſten und häßlichſten Weiber aufzwang. Man trieb überhaupt viel Spott. Das abſcheulichſte Schauſpiel war eine öffentliche Verhöhnung der Meſſe mit einem Katzenopfer und obſcöner Elevation.

Nun trat ein neuer Prophet auf, Duſentſchuer, und verkündete den himmliſchen Befehl, Johann ſolle König über den ganzen Erdkreis werden. Niemand wagte zu widerſprechen, der Schneider nahm die neue Würde an, nannte ſich „König der Gerechtigkeit überall," prunkte in Gold und Silberſtoff mit Purpur gefütterten Aermeln daher und trug am Halſe eine goldene Weltkugel, durch die zwei Schwerter gingen. Die Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen ſchönen Mann, der alle Weiber bezauberte. Er war aber auch tapfer und ließ es an nichts fehlen, um die Stadt wirkſam zu vertheidigen. Die tolle Weiberwirthſchaft in Münſter verlockte Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne, ſich in das Lager des Biſchofs zu begeben, um den, wie ſie glaubten, luſtigen Feldzug gegen die Wiedertäufer mitzumachen, und die Lutheraner wetteiferten darin mit den Katholiken. Aber ſie wurden, ſo oft ſie die Stadt ſtürmten, mit blutigen Köpfen zurückgeſchlagen. Die Weiber zeigten ſich auf den Mauern in großer Zahl ſehr muthig und goßen ſiedendes Oel und Pech auf die Stürmer herab. Nach dem Siege wurde in der Stadt ein großes Abendmahl gefeiert, wobei Johann das Brod, Divara als Königin den Wein austheilte. Nachher ſchickte man Prediger aus den Thoren, um den ganzen Erdkreis zu bekehren. Sie wurden draußen aufgefangen. Dies hinderte aber den König nicht, zwölf Herzoge zu ernennen und Deutſchland unter ſie zu vertheilen.

Er hoffte auf bewaffnete Hülfe aus Holland und Friesland, wo ſich die zahlreichen Wiedertäufer wirklich zuſammenſchaarten. Aber die eine Schaar unter dem Propheten Schomacker wurde von kaiſer-

lichen Truppen vernichtet, eine andere, die auf dreißig Schiffen über den Zuyder-See fuhr, aufgefangen und ertränkt. Noch einmal sammelte sich eine Schaar in Amsterdam unter Johann van Geel, wurde aber in der Stadt selbst nach heißem Kampfe aufgerieben, im Mai 1535. So blieb Münster ohne Hülfe, wurde immer enger eingeschlossen und hatte keine Lebensmittel mehr. König Johann jagte alle alten Männer und Weiber, die nicht mitkämpfen konnten, aus der Stadt; der Bischof nahm sie aber nicht eher auf, bis sie wieder zum katholischen Glauben schwuren, und ließ die Widerstrebenden hinrichten. Elisabeth, eine der Frauen des Königs, konnte den Jammer nicht länger mit ansehen und flehte, die Stadt verlassen zu dürfen, da schlug ihr der wahnsinnige König eigenhändig den Kopf ab und tanzte auf offenem Markt mit seinen andern Weibern um ihre Leiche. Aber der Hunger war nicht mehr auszuhalten. In der Stadt entspann sich Verrath und während eines Gewitters in der Johannisnacht 1535 drangen auf einem heimlichen Wege 400 Söldner in die Stadt ein. Obgleich in den Betten überrascht, stürzten die Wiedertäufer doch bewaffnet von allen Seiten herbei, schlossen die Söldner in einer engen Gasse ein, sperrten alle Thore zu und besetzten die Mauern. Aber ehe es noch Tag wurde, öffnete Verrath den Truppen des Bischofs doch einen Weg und sie brachen in hellen Haufen herein. Die Wiedertäufer, obgleich durch langen Hunger abgemattet, wehrten sich verzweifelt und kamen größtentheils um. So auch Rottmann. Von den Häuptern ließen sich nur König Johann, Knipperdolling und Krechting gefangen nehmen. Diese drei wurden in eiserne Käfige gesteckt und ein halbes Jahr lang im deutschen Lande herumgeführt, um den Fürsten, die sie sehen wollten, gezeigt zu werden. Dann brachte man sie nach Münster zurück, wo sie unter den ausgesuchtesten Martern den Tod litten. Die Königin Divara und die übrigen compromittirten Gefangenen wurden enthauptet.

Damit nahm das Reich der Wiedertäufer ein Ende und der Bischof führte in Münster wieder den strengsten Katholicismus ein, der bis auf unsere Tage gedauert hat.

5.

Die Revolution in der Hanſa.

In den reich bevölkerten Hanſeſtädten nahm die Reformation gleichfalls einen revolutionären Charakter an. Die regierende Ariſtokratie der Kaufleute hing der alten Kirche an, das gemeine Volk aber, durch lutheriſche Prediger aufgereizt, verlangte mit dem Evangelium zugleich „chriſtliche Freiheit," d. h. die Demokratie. Im J. 1528 waren in Lübeck die Schriften Luthers noch durch den Henker verbrannt worden, aber zwei Jahre ſpäter ſtand das Volk auf, klagte die Stadtjunker der Geldverſchleuderung und Bedrückung an und forderte Rechnung. Der eingeſchüchterte Rath hoffte ſich durchzuhelfen, indem er die Religion freigab. Da wurde durch das Volk augenblicklich der ganze alte Gottesdienſt abgeſchafft, es begnügte ſich aber nicht damit, ſondern bedrängte den Rath ſo hart, daß der Bürgermeiſter Brömſer die Flucht gab, 1530. Nun wurde der alte Rath vertrieben, bemächtigten ſich die Handwerker des Regiments und wählten den Jürgen Wullenweber zum Bürgermeiſter. Der war vorher nur ein armer Kaufmann geweſen, aber der kühnſte Demagoge, den die Revolutionen jener Zeit hervorgebracht haben. Indem er ſich ſogleich über die kleinen Lokalintereſſen erhob, faßte er ſeine Stellung als Präſident des geſammten Hanſabundes auf, weil der jeweilige Bürgermeiſter von Lübeck, welches der Vorort des Bundes war, auch alle Bundesangelegenheiten leitete. In dieſem die Lage beherrſchenden Amte behauptete er ſich, weil in faſt allen andern Hanſeſtädten die alten Räthe durch ähnliche Revolutionen geſtürzt wurden und die neuen Räthe ein Intereſſe hatten, ſich an Lübeck anzuſchließen. Wullenweber dachte aber nicht bloß daran, die Hanſa zuſammenzuhalten, ſondern er wollte derſelben auch einen neuen Glanz geben und ihre Macht durch eine große Umwälzung des Nordens für immer befeſtigen.

Kurz vorher hatte die Hanſa ſich angeſtrengt, um die Union

von Calmar zu ſprengen und die drei ſkandinaviſchen Reiche, deren Einheit ihr ſo gefährlich war, wieder von einander zu reißen. Lübeck und ſämmtliche an der Oſtſee gelegene Hanſeſtädte unterſtützten daher die Oppoſitionsparteien, die ſich unter Guſtav Waſa in Schweden und unter Herzog Friedrich von Holſtein gegen die einheitliche Gewalt des böſen Chriſtiern erhoben hatten. Es gelang ihnen, 1523 Chriſtiern zu vertreiben. Deutſche Landsknechte, welche Stockholm beſetzt hatten, übergaben dieſe Hauptſtadt dem Guſtav Waſa, der ſich in Anweſenheit und unter dem Schutze „der Herren von Lübeck“ zum König von Schweden krönen ließ. Chriſtiern ſuchte ſich wenigſtens in Dänemark zu halten, indem er dem gemeinen Volke ſchmeichelte und die Reformation begünſtigte. Aber die Lübecker zerſtörten ſeine Flotte und halfen ihn auch aus Dänemark vertreiben, wo der Holſteiner Friedrich gleichfalls unter ihrer Protection zum König gekrönt wurde. Chriſtiern bat Luther, bat den Kaiſer um Schutz, erhielt ihn aber wirklich nur von der Hanſa, ſofern es dieſe ihrem Intereſſe gemäß fand, ihm Norwegen zu laſſen, 1532. Die Abſicht der Hanſa ging nur dahin, die drei Reiche getrennt zu halten, Chriſtiern aber wurde unterwegs von den Dänen gefangen, und Friedrich und Guſtav Waſa verbanden ſich ſogar gegen die Hanſa und weil ihre Flotten damals derſelben noch nicht gewachſen waren, zog Friedrich die Niederländer ins Intereſſe und öffnete ihnen den Sund zum freien Handel in der Oſtſee.

Wullenweber war der Mann, dieſer nordiſchen Combination zu trotzen. Es kam ihm zu ſtatten, daß 1533 Friedrich ſtarb, worauf er ſogleich den Entſchluß faßte, den gefangenen Chriſtiern zu reſtauriren und vorläufig in ſeinem Namen Dänemark zu revolutioniren. Der Reichsrath, Klerus und Adel daſelbſt waren gegen Chriſtiern, hatten aber auch Friedrichs Neuerungen mißbilligt und beſtritten ſeinem Sohn Chriſtian III. die Thronfolge. Wullenweber hetzte nun Bürger und Bauern gegen dieſe höheren Klaſſen im Namen der chriſtlichen Freiheit und hieß ſie neben der Reformation die Volksfreiheit fordern. Verſchwörungen in den Städten Dänemarks unter-

ſtützten ihn, wobei der Bürgermeiſter Bogbinder in Copenhagen beſonders thätig war. Eine große Unterſtützung fand Wullenweber ſodann an ſeinem Freunde Marx Meyer. Dieſer merkwürdige Abenteurer, der als einer der ſchönſten Männer der Zeit geſchildert wird, war aus niederem Stande, hatte zuerſt das Ankerſchmieden gelernt, ging nachher unter die Landsknechte, zeichnete ſich unter Schertlin im Türkenkriege aus und kehrte als ein ſchon berühmter Krieger nach Lübeck zurück, wo man ihn zum Stadthauptmann erhob. Die Niederländer hatten ſich durch die Oeffnung des Sundes verlocken laſſen, alsbald eine Flotte abzuſchicken, der ſich eine engliſche zugeſellte, weil Heinrich VIII. damals gerade mit dem Kaiſer gut ſtand. Meyer ſegelte ihnen mit einer lübiſchen Flotte entgegen, um ſie vom Sunde fern zu halten, wurde aber durch Stürme an die engliſche Küſte verſchlagen, wo man ihn gefangen nahm und in den Tower brachte, um ihn als Seeräuber aufzuhängen. Er wußte jedoch mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit den König von England ſo ſehr auf andere Gedanken zu bringen, daß ihn derſelbe zum Ritter ſchlug, mit einer ſchweren goldenen Kette beſchenkte und mit Gnaden überhäufte. Denn Meyer machte ihm klar, daß es im engliſchen Intereſſe liege, ſich mit der Hanſa ſowohl gegen die nordiſchen Staaten, als gegen die Niederländer zu verbinden.

Nachdem Meyer dieſes Meiſterſtück in London gemacht hatte, ſchickte ihn Wullenweber nach Schweden, um dort ein ähnliches zu vollbringen. Er ſollte nämlich den jungen Sture als Gegenkönig ausrufen, um den Waſa zu verdrängen. Das gelang aber nicht, weil Sture ſich gar zu unfähig zeigte.

Dagegen übernahm Chriſtoph, Graf von Oldenburg, ein Vetter Chriſtierns, die Feldherrnſtelle aus Wullenwebers Hand und führte ein von der Hanſa geworbenes Heer nach den däniſchen Inſeln hinüber. Da bot der däniſche Adel dem Chriſtian III., der bisher nur als Graf in Holſtein anerkannt war, die Krone an und dieſer zeigte ſich willig, wurde aber von Wullenweber durch einen Einfall ins Holſteiniſche beſchäftigt. Unterdeß erhob ſich das gemeine Volk in Dänemark, Adel und Klerus wurden vertrieben und

Chriſtoph im Triumph nach Copenhagen eingeholt, wohin ſich auch Wullenweber ſelbſt begab, um die ſkandinaviſchen Dinge zu regeln. Unterdeß aber bot Chriſtian alle ſeine Kräfte auf und trieb nicht nur die Hanſeaten aus Holſtein hinaus, ſondern legte ſich auch ſelber dicht vor die Stadt Lübeck und beſchädigte deren Gärten und Landhäuſer, wohl wiſſend, daß er damit den reichen Bürgern an der empfindlichſten Stelle beikam. Die Reichen murrten, die alte Ariſtokratie trat wieder hervor und auf den Kanzeln hörte man Predigten im echt lutheriſchen Styl, die Plage der Stadt ſey eine gerechte Strafe Gottes, weil der gemeine Mann ſich gegen die ihm von Gott geſetzte Obrigkeit empört habe. Wullenweber kam eilig aus Copenhagen zurück, aber ohne die Truppen, ſah ſich zu ſchwach und machte Conceſſionen. Um zunächſt Lübeck zu befreien, ſchloß er mit Chriſtian, ſofern derſelbe Graf von Holſtein war, Frieden und ſetzte den Krieg mit ihm nur in Dänemark fort, ſofern er dort als Rival Chriſtophs auftrat. Eine Halbheit, die dem armen Wullenweber den Untergang bringen mußte. Das Vertrauen in ſeine Macht war erſchüttert. Chriſtian bemächtigte ſich Jütlands und ſchlug die däniſchen Bauern. Helſingborg, worin Marx Meyer befehligte, wurde durch Verrath dem Holſteiner geöffnet. Lange wehrte ſich Meyer in der brennenden Stadt, wurde aber endlich überwältigt. Man führte ihn nach Vardbierg, aber auch hier glückte ſeinem Genie die Rettung. Er gewann die Beſatzung, vertrieb den Commandanten und bemächtigte ſich ſelbſt des Schloſſes. Wullenweber ſollte nun die hanſeatiſche Macht verſtärken, um ſeinen Oldenburger wirkſam gegen den Holſteiner zu unterſtützen, und ſollte auch zugleich die Oppoſition, die ſich in Lübeck gegen ihn erhoben hatte, niederhalten. In der Noth wandte er ſich an Herzog Albrecht von Mecklenburg, der auch wirklich Copenhagen zu Hülfe zog, ſich aber mit Chriſtoph nicht vertrug und bei Aſſens von Chriſtian geſchlagen wurde, 1535. Hier fochten auf beiden Seiten deutſche Söldner. Zu gleicher Zeit ſchlugen die Deutſchen einander auf der See todt, alles zum Beſten der däniſchen Ariſtokratie, denn der neue Herzog Albrecht von Preußen ſchickte der däniſchen Flotte zahlreiche preußi-

ſche Schiffe zur Verſtärkung, um die lübiſchen von Copenhagen zu vertreiben. Auf der Flotte der Hanſa ſelbſt entſpann ſich Verrath, denn viele Schiffsführer gehörten der Ariſtokratie an und hatten mehr Luſt, den verhaßten Wullenweber zu ſtürzen, als die Dänen zu bekriegen. Sie ließen ſich alſo auf offener See ſchlagen. Wie zu Lübeck ſelbſt, ſo erhob ſich auch in andern Städten wieder die ariſtokratiſche Partei, ſonderlich in Hamburg, das immer auf Lübeck eiferſüchtig war. Die Oppoſition ſchrieb einen großen Hanſatag in Hamburg aus.

Wullenweber hatte den Muth, dort zu erſcheinen und zu ſeinem unſterblichen Ruhme das große deutſche Nationalintereſſe gegen das ſpießbürgerliche Junkerthum und gegen den ſtattskirchlichen Serviliſmus ſcheinheiliger lutheriſcher Paſtoren großherzig zu vertheidigen. Er mahnte die Hanſeaten an den Zweck und an die erfolgreiche Geſchichte der Hanſa. Er forderte ſie auf, mit vereinter Kraft den Krieg fortzuſetzen, denn wenn ſie duldeten, daß ein Dänenkönig gegen den Willen der Hanſa gewählt würde, ſo ſey es auch mit ihrer Seeherrſchaft zu Ende. Aber er redete zu tauben Ohren, denn der perſönliche Haß der Junker und Paſtoren ließ keine vernünftige Ueberlegung, noch viel weniger einen hohen patriotiſchen Aufſchwung zu. Es war in den Tagen, in welchen die Volksherrſchaft in Münſter ihr klägliches Ende nahm. Das Junkerthum jubelte, der Volksrath in Lübeck wurde vertrieben, der alte Brömſer im Triumph zurückgeführt, Wullenweber auf dem Gebiet des Erzbiſchof von Bremen ergriffen und an den Herzog Heinrich von Braunſchweig ausgeliefert. Die Hanſa ſchloß ſogleich mit Dänemark Frieden, opferte Wullenwebers Candidaten Chriſtoph auf und erkannte den Holſteiner Chriſtian, ihren bisherigen Feind, als König von Dänemark an.

Die wiederhergeſtellten ariſtokratiſchen Räthe der Hanſa gingen in ihrer Vaterlandsvergeſſenheit ſoweit, den neuen König Chriſtian aufzuforbern, er möge ſeine Klagen gegen Wullenweber formuliren, damit man dieſen deſto bequemer richten und ſtrafen könne. Der grauſame Herzog von Braunſchweig hatte ſich bereits das Privat-

vergnügen gemacht, den Unglücklichen zu dreienmalen bis auf den Tod foltern zu laſſen. Jetzt wurde erſt in Lübeck der eigentliche Prozeß gegen ihn eröffnet, wobei man ihm die unſinnigſten Dinge ſchuld gab, an die er nie gedacht hatte. Bald ſollte er ein Wiedertäufer ſeyn, bald habe er ſich und ſeine Freunde zu Königen des Nordens machen wollen. Endlich ſchlug man ihm den Kopf ab. Marx Meyer hielt ſich noch auf ſeiner Burg und capitulirte endlich, da ihm die Dänen freien Abzug ſicherten. Sie brachen ihm aber das Wort. Er wurde gefangen, grauſam gefoltert und endlich gevierttheilt. Zu der nämlichen Zeit wurden lübiſche Schiffe von den Schweden weggenommen und nicht mehr zurückgegeben. Das alles ließ ſich jetzt die Hanſa gefallen, weshalb Hans Regkmann ein klägliches Lied ſang mit dem Schluſſe:

Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörg Wullenwebers beklagen.

Als nicht lange nachher der Dänenkönig Friedrich II. die bürgerliche Freiheit in Dänemark und auch die uralte Freiheit des kleinen Volks der Dithmarſchen unterdrückte, hätte die Hanſa Einſprache thun ſollen. Die Sache des Volks war die ihrige. Das deutſche Element nicht durch das däniſche unterdrücken zu laſſen, war eine dringende Forderung geſunder Hanſapolitik. Aber die jetzt in den Hanſeſtädten herrſchend gewordene verrottete Ariſtokratie dachte volksfeindlich. Die Boten von Lübeck mit ihren ungeſchickten und treuloſen Vermittlungsverſuchen dienten nur dazu, den Muth der Dithmarſchen zu lähmen und ſie uneins zu machen, indem ein Theil dem falſchen Frieden traute, während der andere ſich tapfer vertheidigen wollte. So gelang es dem Dänenkönig, als er 1559 mit einer großen Armee über ihre Dörfer herfiel, eins nach dem andern zu unterwerfen. Nur eine muthige Schaar unter dem tapfern Junge Rhode ſtritt des alten Ruhmes der Dithmarſchen würdig bei Haide, unterlag aber zuletzt der Uebermacht.

6.

Die Mediceer.

Von weltgeſchichtlicher Bedeutung war damals die Verbindung, die ſich zwiſchen dem königlichen Hauſe der Valois und den Mediceern anknüpfte. Die letzteren waren aus Florenz vertrieben worden, hatten aber, indem ſie zweimal unter Leo X. und Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl einnahmen, Gelegenheit gefunden, ihre Familie in der Herrſchaft über Toscana wiederherzuſtellen. Ueberhaupt blieben ſie auch als Päpſte ihrer Familienpolitik getreu, welche die heidniſche Geſinnung und Bildung der Renaiſſance der Kirche des Mittelalters, die italieniſche Nationalität dem deutſchen Kaiſerthum, und fürſtliche Tyrannengewalt dem germaniſchen Princip der Volksvertretung entgegenſetzte.

Der unwürdige Peter von Medici hatte Florenz verloren, ſein Sohn Lorenzo gewann es aber 1513 wieder mit Hülfe ſeines Oheims, Leo X., der ihn auch ſchon zum Herzog von Urbino, einem Vaſallenthum im Kirchenſtaate, gemacht hatte. Dieſer Lorenzo, der die Laſter ſeiner Familie theilte, ſtarb ſchon 1519 an der Luſtſeuche und hinterließ nur eine, in demſelben Jahr geborene Tochter, Katharina. Nun hatte aber des ältern ſ. g. großen Lorenzo Bruder Julian einen Baſtard hinterlaſſen, Julius, der Cardinal und als Clemens VII. Papſt wurde, und dieſer hatte ſelber einen Baſtard, Alexander, den er jetzt für den Baſtard des jüngern Lorenzo und für einen Bruder Katharinas ausgab und dadurch für würdig erklärte, das Herzogthum Toscana in Beſitz zu nehmen. Als aber das deutſche Heer im J. 1517 Rom eroberte und den Papſt gefangen nahm, hatten die Florentiner nicht länger Luſt, ſich den ihnen aufgedrungenen Herrn gefallen zu laſſen, und eine Volkspartei erhob ſich im alten Geiſt Savonarolas, geführt von dem Prediger Bartholomeo von Faenza und von dem neugewählten Gonfaloniere (Oberzunftmeiſter) Capponi. In der Stadt aber bekämpften ſich eine kaiſer-

liche und eine franzöſiſche Partei, während Jeſus Chriſtus als der alleinige Lehensherr verkündigt wurde. Philibert von Oranien ſollte im Auftrag des Kaiſers Florenz einnehmen, aber die Peſt kam über die Stadt und das Heer und er ſelber ſtarb im Lager, 1530. Nachher wurde viel und geſchickt von Seiten des Papſtes unterhandelt, ſo daß Alexander vom Kaiſer als Herzog von Toscana belehnt wurde und auch Frankreich ihn anerkannte, indem die junge Katharina mit dem Herzog Heinrich von Orleans vermählt wurde, 1533.

Alexander war noch jung, aber durch Ausſchweifungen ſchon gänzlich verdorben. In Sünden von einem Papſt erzeugt, trug er den Fluch der Geburt in all ſeinem Thun und Weſen. Grenzenlos war ſeine Wolluſt und die Frechheit, mit der er die edelſten Damen brüskirte und damit noch prahlte. Peters Sohn Lorenzo, der rechtmäßige Erbe von Toscana, war ohne Sohn geſtorben, aber Peters und Leos X. Bruder Julian hatte einen Sohn, Hippolyt, hinterlaſſen, den man zum Cardinal gemacht hatte. Dieſer beſſer zum Erbe berechtigte Herr war nicht mit Unrecht äußerſt unzufrieden mit dem jungen Schwein, das ſich auf dem ſchönen Thron Toscanas wälzte, und ließ ſich in Verbindung mit der Familie Strozzi ein, die dem Alexander entgegenwirkte. Alexander aber entledigte ſich des Cardinals raſch durch Gift, 1536. Gleichwohl fand ſich Kaiſer Karl V. durch ſein politiſches Intereſſe bewogen, dieſem Alexander ſeine natürliche Tochter Margaretha zu vermählen, noch in demſelben Jahre. Aber ſchon im folgenden wurde Alexander von ſeinem Vetter Lorenzino umgebracht, der ſich dadurch die Nachfolge zu verſchaffen hoffte und ſich beeilte, damit dem Alexander nicht vorher von Margarethen ein Erbe geboren würde. Dieſer Lorenzino hatte ſchon einmal den Papſt Clemens umbringen wollen, weil derſelbe den Alexander ſo ſehr begünſtigte, fand es aber gerathener, ſich dem letztern anzuſchmeicheln, um ihn deſto bequemer aus der Welt ſchaffen zu können. Indem er ihn als Kuppler zu einer ſchönen Dame zu bringen vorgab, lockte er ihn in das Innere eines Hauſes und brachte ihn um. Man hielt ihn für halbtoll. Unter anderem ſchlug er ein-

mal einer Menge antiker Statuen, die Clemens mit großer Mühe geſammelt hatte, die Köpfe ab. In dieſer Tollheit lag wohl Methode, wenigſtens eine treffende Ironie. Was brauchte ein Oberhaupt der Chriſtenheit die heidniſchen Götzen wieder zur Verehrung aufzuſtellen!

Lorenzino erreichte ſeinen Zweck nicht, denn man zog ihm den beſonneneren Cosmo vor, obgleich derſelbe in einem weiteren Verwandtſchaftsgrade ſtand. Nun erhoben die Strozzi wieder Oppoſition, wurden aber vertrieben, und ihr Haupt Philippo entzog ſich der Hinrichtung durch Selbſtmord, 1538. Der Kaiſer begünſtigte Cosmo und vermählte ſeine Tochter, Alexanders Wittwe, Margaretha, mit dem Enkel Pauls III., Octavio Farneſe. Die Strozzi verbanden ſich unterdeß mit dem türkiſchen Corſaren Haireddin Barbaroſſa zu Plünderungen der toscaniſchen Küſte und dann noch wirkſamer mit Frankreich, allein der Kaiſer behielt die Oberhand und ſo blieb auch das Herzogthum der Mediceer geſchützt.

Ungleich wichtiger war die Verpflanzung des mediceiſchen Geiſtes nach Frankreich. Franz I. war der erſte große Förderer der Renaiſſance in Frankreich und zwar ganz nach dem mediceiſchen Muſter. Die Vermählung ſeines zweiten Sohnes Heinrich mit der jungen Katharina von Medici war nur der Ausdruck einer Sympathie, die auch ohne dieſe Hochzeit vorhanden geweſen wäre. Der König begriff nämlich ſehr gut, daß der deutſche Kaiſer immer im Vortheil bleiben würde, ſo lange die ganze chriſtlich-germaniſche Baſis, auf der das Mittelalter ruhte, nicht erſchüttert ſey, und daß dieſelbe nur erſchüttert, zerſtört und zerſetzt werden könne durch eine neue heidniſch-römiſch-galliſche Baſis, wie ſie bereits im Reiche der Mediceer vollendet war. Er nahm alſo aus Italien claſſiſche Gelehrſamkeit, claſſiſchen Geſchmack herüber und überſchwemmte Frankreich mit Renaiſſance. Beſondere Beachtung verdient, daß er eine Menge griechiſcher und römiſcher Claſſiker ins Franzöſiſche (wenn auch nur raſch und nicht ſehr kritiſch) überſetzen ließ, um ihre Kenntniß zu verbreiten und die claſſiſche Bildung möglichſt allgemein zu machen. So ließ er auch Colonnas architektoniſchen Roman über-

in der Geduld üben, ſann aber darauf, ſich die Zukunft zu ſichern und wurde beſchuldigt, den Tod des Dauphin Franz im J. 1536 durch Gift veranlaßt zu haben, damit ihr Gatte Thronerbe und ſie dereinſt Königin werde.

7.

Karls V. vielerlei Sorgen.

Karl V. ſollte Spanien hüten und zugleich Italien und Deutſchland nie aus dem Auge verlieren. Er ſollte einen nur ſelten unterbrochenen Kampf mit den Franzoſen und Türken beſtehen und zugleich zwiſchen dem Papſt und den Proteſtanten ſo geſchickt balanciren, daß jener durch dieſe, dieſe durch jenen genöthigt wurden, ihm zu willfahren. Das war zu viel Arbeit auf einmal und der Kaiſer konnte unmöglich damit fertig werden. Wir ſehen ihn daher bald im Weſten, bald im Oſten, bald im Süden, bald im Norden, an allen Grenzen umherfliegen, wie eine Spinne, der man von allen Seiten das Netz zu zerreißen unternimmt, raſch hin- und herläuft, um es überall, wenn auch nur nothdürftig, wieder zu flicken. Man muß des Kaiſers zähe Ausdauer bewundern, aber etwas Großartiges lag nicht in ſeinem Thun.

Er hatte von ſeinem Großvater Ferdinand von Aragonien die überſeeiſche Politik geerbt und wollte die Nordküſte Afrikas, auf der ſeine Spanier ſchon einmal feſten Fuß gefaßt hatten, nicht fahren laſſen. Dagegen ließ es ſich Sultan Soliman II. um ſo mehr angelegen ſeyn, ihm dieſelbe und überhaupt die Seeherrſchaft im Mittelmeer zu entreißen und gebrauchte dazu einen kecken Seeräuber, Haireddin Barbaroſſa, der ſich in Algier befeſtigte, ſich auch zum Herrn von Tunis machte und die italieniſchen und ſpaniſchen Ufer plünderte. Einen ſo läſtigen Nachbar wollte Karl V. um jeden Preis los werden und der erſte Preis, den er darum zahlen mußte, war das Herzogthum Württemberg. Denn um den Seekrieg beſtehen zu können und im Rücken gedeckt

zu seyn, mußte er dem verwegenen Landgrafen von Hessen seinen Handstreich verzeihen. Karl rechnete auf den unübertrefflichen Admiral, den großen Genuesen Andreas Doria, der sich ihm ganz hingegeben hatte, vertraute ihm die Führung seiner Flotte an, zog selbst mit vor Tunis und eroberte diese Stadt mit Sturm, am 21. Juli 1535. Nach einem schrecklichen Gemetzel in der Stadt, in der 30,000 Einwohner umgekommen seyn sollen, mußte sich der Sieger aber schon wieder zurückziehen, weil ihm Frankreich mit Krieg drohte.

Franz I. hatte mit dem schwachen kränklichen Herzog Franz Sforza in Mailand intriguirt, sein nicht offiziell anerkannter Gesandter daselbst aber, Merveilles, war ermordet worden. Dieser Mord wurde nun zwar nicht unmittelbar von Frankreich gerächt, Franz I. bereitete sich aber beim bald zu erwartenden Tode des letzten Sforza vor, sich der Lombardei zu bemächtigen und suchte vorerst festen Fuß in Savoyen zu fassen, indem er gegen den Herzog Karl daselbst Ansprüche auf einige ihm wohlgelegene Bezirke erhob, die er angeblich von seiner Mutter Louise geerbt habe. Zu derselben Zeit war Savoyen von der Schweiz her bedroht. Unter dem Vorwand, ihre reformirten Glaubensbrüder zu schützen, rissen die Berner das ganze schöne Waadtland an sich und halfen der Stadt Genf, sich zu einer unabhängigen Republik zu erklären. Nachdem hier schon seit 1527 Wilhelm Farel reformirt hatte, aber mehrmals ausgewiesen worden und wieder zurückgekehrt war, wurde der katholische Gottesdienst 1535 förmlich abgeschafft. Fortan that sich Calvin daselbst als geistlicher Dictator hervor, mußte jedoch auch noch einmal die Stadt verlassen und konnte erst 1541 seine Gewalt wiedererlangen.

Es war hohe Zeit für den Kaiser, Italien zu beschützen. Er kehrte von Tunis zurück und ging über Rom, wo er im April 1536 von Paul III. glänzend empfangen wurde. Zugleich hatte er in Deutschland werben lassen und Bayern, schwer bedroht durch das schmalkaldische Bündniß, hielt zu ihm. So sammelte sich ein großes kaiserliches Heer in Italien, vor dem die Franzosen scheu zurückwichen. Karl aber wurde zu kühn und befahl unvorsichtig seinem Heer, in die Provence einzufallen, ein Unternehmen, welches schon früher miß-

glückt war und wiederholt auch ſpäter mißglückte. Jedes feindliche Heer nämlich, welches über die Alpen ins ſüdliche Frankreich eindringt, ſchneidet ſich ſelbſt den Rückweg ab, wenn Regen oder Winterkälte die Berge unzugänglich machen, findet vor ſich eine feindſelige Bevölkerung und feſte Plätze, die eine lange Belagerung aushalten können, und muß jedesmal zurückweichen, ſobald ſich ein franzöſiſches Heer in ſeiner Flanke ſammelt und ihm den Rückweg zu verlegen droht. So wurde auch diesmal das kaiſerliche Heer unter Leyva, den damals auch der Herzog von Alba begleitete, nachdem es ſchon über Arles hinaus vorgedrungen war, durch ein franzöſiſches Heer unter Montmorency zum ſchleunigen Rückzug gezwungen und erlitt großen Verluſt. Nachher wurde der Krieg nur läſſig fortgeſetzt. Man kämpfte auch in den Niederlanden. Hier führte der Graf von Naſſau die Kaiſerlichen an, konnte Peronne nicht einnehmen, ſiegte jedoch bei Teroanne. Franz I. ſah ein, daß er trotz aller Anſtrengung am Ende doch gegen die überlegene kaiſerliche Macht die Lombardei, wo Sforza unterdeß 1535 geſtorben war, nicht würde behaupten können und neigte ſich zum Frieden. Er, der Kaiſer und Papſt, kamen 1538 in Nizza zuſammen und vertrugen ſich wieder, die Lombardei blieb dem Kaiſer, der auch das päpſtliche Haus Farneſe durch beſondere Gnaden gewann.

Schon aber wartete eine neue Sorge auf den Kaiſer. In Flandern hatte ſich die volkreiche Stadt Gent wegen ungebührlicher Abgaben erhoben, 1539. Karl V. wagte es, nachdem er den Herzog von Orleans durch die Hoffnung, ihm Mailand abzutreten, geködert hatte, mitten durch Frankreich nach den Niederlanden zu reiſen und einen Beſuch in Paris abzuſtatten. Als ihm Franz I. ſeine Schätze und Kunſtwerke zeigte, ſoll Karl geſagt haben, er habe in Augsburg einen Weber (Fugger), der all das baar bezahlen könne. Franz I. ſoll einen Augenblick geſchwankt haben, ob er nicht den Kaiſer feſthalten müſſe, ſey aber durch die Herzogin von Eſtampes begütigt worden, der der Kaiſer, als ſie ihm das Waſchbecken reichte, einen koſtbaren Diamantring im Waſſer zurückließ. Es iſt einfacher, wenn man annimmt, Franz I. wollte ſich an ritterlicher Großmuth nicht übertreffen laſſen. Karl V. kam wohlbehalten nach den Niederlanden,

ſchloß Gent ein und unterwarf es mit Gewalt; 26 Rädelsführer des Aufruhrs wurden geköpft, 1540.

In der Zeit, in welcher Karl vor Tunis, in Italien und in den Niederlanden beſchäftigt war, hatte ſein Bruder Ferdinand genug mit den Türken zu thun. Dieſe ſetzten ihre Einfälle und Zapolya ſeine Oppoſition fort. Am 1. Nov. 1537 unterlag Katzianer in einer großen Schlacht bei Eſſek. Seine ungariſche Reiterei, wegen Soldmangels empört, ritt davon. Er eilte ihr nach und kam nicht wieder. Nur der tapfere Graf Labrone mit den deutſchen Landsknechten focht ruhmvoll fort, obgleich er ſchon verwundet war, ſo daß die Türken ſelbſt, ſeine Tapferkeit ehrend, ihn baten, aufzuhören und ſich zu ergeben. Katzianer wurde gefangen geſetzt, obgleich er vielleicht unſchuldig war, entkam und knüpfte verrätheriſche Verbindungen mit den Türken an, wurde aber auf dem Schloſſe Sigeth von Niclas Zriny, Ban von Croatien, bei einem Gaſtmahl getödtet. Zapolya, alt und kränklich und von dem ſtolzen Sultan immer hintangeſchoben, ſuchte ſich jetzt mit Ferdinand auszuſöhnen und ſie ſchloſſen wirklich Frieden unter der Bedingung, daß nach Zapolyas Tode ganz Ungarn an Ferdinand fallen ſolle. Zapolya ließ es ſich indeß beigehen, im 52. Jahre noch einmal zu heirathen und zwar Iſabella, die Tochter Sigmunds von Polen, die ihm noch einen jungen Sohn gebar. Als er nun 1540 ſtarb, wurde der Vertrag nicht erfüllt, Iſabella behauptete des Vaters Erbe für ihren kleinen Sohn Johann Sigmund und der Krieg begann von neuem. Sultan Soliman aber kam wieder, um ſich des größten Theils von Ungarn zu bemeiſtern und Ofen neu zu beſetzen. Der junge Johann Sigmund behielt als türkiſcher Vaſall die ungariſche Krone und wurde von Martinuzzi (Martinowitſch) geleitet, einem Mönch, den ſein Vater einmal auf ſeiner Flucht in Polen kennen gelernt hatte, und den der Papſt zum Cardinal erhob.

Da indeß der Sultan nicht weiter ging, ſo begnügte ſich auch Karl V., ſich einſtweilen nur wieder den Rücken dadurch zu decken, daß er die Proteſtanten in Deutſchland gewähren ließ, und unternahm 1541 ſchon einen neuen Seezug nach Algier, um den ver-

haßten Haireddin Barbaroſſa auf dem Mittelmeere unſchädlich zu machen. Allein er hatte auf dieſem Zuge großes Unglück. Ein Sturm zerſtörte ihm viele Schiffe, die Lebensmittel gingen ihm aus und ohne Algier eingenommen zu haben, mußte er mit ſchwerem Verluſt umkehren.

Im folgenden Jahre erklärte ihm Franz I. ſchon wieder den Krieg, denn er wollte die Niederlage vor Algier, die drohende Haltung der Türken in Ungarn und das trotzige Gebaren der Proteſtanten in Deutſchland benutzen, um ſeinen italieniſchen Plan wieder aufzunehmen, da der Kaiſer Mailand für ſich behielt und es ſich offenbarte, daß er den Herzog von Orleans nur getäuſcht habe. Einen Bundesgenoſſen fand Franz I. an dem Herzog Wilhelm von Cleve, der durch Heirath auch Berg und nach des wilden Karls Tode auch Geldern geerbt hatte, eine Tochter des Heinrich d'Albret von Bearn heirathen ſollte, ſich ganz dem franzöſiſchen Intereſſe ergab und an Martin de Ruſſem einen verwegenen Feldherrn beſaß. Karl V. und Graf Rainer von Naſſau zwangen ihn jedoch mit überlegener Macht zur Unterwerfung, bevor ihm die Franzoſen Hülfe brachten, und nun bekam er auch die franzöſiſche Braut nicht. Dagegen plünderte eine franzöſiſche Flotte, mit der des Haireddin Barbaroſſa brüderlich vereint, die Küſten Italiens und brach ein franzöſiſches Heer unter dem Duc d'Enghien aus dem Hauſe Bourbon in Italien ein und erfocht einen glänzenden Sieg über die Spanier unter dem Marcheſe del Vaſto bei Ceriſola am Oſtertage 1544. Als aber Heinrich VIII. von England ſich wieder an den Kaiſer anſchloß und nach Calais herüberkam, um ſich mit Karl zu verbinden, und die Herzogin d'Eſtampes ins Intereſſe gezogen wurde, entſchloß ſich Franz I., den Frieden zu Creſpy anzunehmen, im September 1544. Und alles blieb beim Alten. Mailand wurde von Karl ſeinem Sohne Philipp verliehen, der Papſt erhielt für ſeinen Sohn Pier Luigi Farneſe Parma und Piacenza.

8.

Uebergriffe der Proteſtanten.

Während der Kaiſer ſo viele andere Sorgen hatte und, nur um ſich den Rücken zu decken, immer gut mit den proteſtantiſchen Fürſten zu ſtehen ſuchte, hatten dieſe freies Spiel und griffen keck um ſich, ohne ſich in den Schranken zu halten, die ihnen der Nürnberger Friede hatte ſetzen ſollen. Sie reformirten und ſäculariſirten nämlich in ihrer Nachbarſchaft immerfort und zum ſchmalkaldiſchen Bunde traten immer mehr Fürſten und Städte hinzu. Außer dem gewaltſam reſtaurirten Herzog von Württemberg nämlich die Herzoge von Pommern, die Fürſten von Anhalt, die Grafen von Lippe, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Hamburg ꝛc. Der däniſche König Chriſtian trat auch in den Bund, der Hanſabund und ganz Skandinavien wurden lutheriſch. In Brandenburg ſtarb Kurfürſt Joachim I. 1599. Er ſelbſt hatte nie lutheriſch werden wollen, aber ſeine Gemahlin Eliſabeth war ihm deshalb entflohen, nach Wittenberg zu Luther gegangen und hatte in Sachſen Schutz gefunden. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. trat zwar nicht in den Bund von Schmalkalden, hob aber eigenmächtig die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus auf und ſein Sohn Sigmund ſäculariſirte als Erzbiſchof von Magdeburg und als Biſchof von Halberſtadt auch dieſe geiſtlichen Staaten, ſo daß er, offenbar im Wetteifer mit dem Haus Wettin in Sachſen, das nordiſche Gebiet des Hauſes Zollern mächtig erweiterte. Bald fielen auch faſt alle andern norddeutſchen Bisthümer, Lübeck, Camin, Ratzeburg, Schwerin, Bremen und Verden den benachbarten mecklenburgiſchen und welfiſchen Herren zu. In ganz Norddeutſchland war das Gebiet der alten Kirche, dem ausdrücklichen Wortlaut des Nürnberger Friedens zuwider, fürſtlicher Plünderung Preis gegeben. Damals ſtarb auch Herzog Georg von Sachſen-Thüringen von der albertiniſchen Linie, der ein eifriger Gegner Luthers geweſen war. Sein Bruder und Nachfolger Heinrich führte

nun auch hier die Reformation ein. Der alte Erzbischof Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, neigte gleichfalls zu Luther und ließ einmal den Melanchthon zu sich kommen.

Der Kaiser that nichts, um die alte Kirche zu schützen. Die katholischen Fürsten waren zu schwach dazu und ihre dynastische Angst vor der Uebermacht der Habsburger verband sie mit den protestantischen Fürsten, mit denen sie überhaupt das Souveränetätsgelüste theilten. Die Bischöfe und Pfaffen hatten es ihrer früheren Corruption, laxen Observanz und Fahrlässigkeit zu verdanken, daß sie größtentheils vom Volke verlassen wurden. Die neue lutherische Geistlichkeit wetteiferte ihrerseits, den Fürsten zu schmeicheln und jede Gewaltthätigkeit derselben gegen die alte Kirche, jeden Friedensbruch und Verrath derselben nicht nur zu entschuldigen, sondern als gottgefällig zu preisen, denn was fürstliche Habgier war, wurde für evangelische Freiheit ausgegeben. Die Fürsten wußten also vor Hoffahrt und Wollust gar nicht, was sie etwa noch zu scheuen hätten. Gelang ihnen doch alles. Man bemerkt daher von dieser Zeit an ein Sichgehenlassen und sittliches Verkommen bei den deutschen Fürsten. Der sächsische Kurfürst Johann Friedrich war dem Weine allzusehr ergeben, Landgraf Philipp von Hessen aber der Fleischeslust. Der fromme Luther mußte erleben, daß dieser Herr auf den Einfall gerieth, neben seiner rechtmäßigen Gemahlin noch eine andere, das artige Fräulein Margarethe von der Saal, heirathen zu wollen, und da die Vielweiberei nach seiner Bibelauslegung als alter Gebrauch der Patriarchen geheiligt war, ließ er sich auch nicht davon abbringen und sich wirklich am 3. März 1540 zu Rothenburg an der Fulda in Gegenwart Melanchthons und Butzers nach lutherischem Ritus trauen. Luther selbst hatte, nach einem bittern Kampf mit sich selbst, seine Einwilligung gegeben. Er hätte das niemals und um keinen Preis thun sollen. Aber um die kleinen Herren der Erde nicht zu beleidigen, vergaß er diesmal den Herrn aller Herren. Von der Stunde an, in welcher Luther die Einwilligung zur hessischen Bigamie gab, war die Freiheit und Ehre seiner neuen Kirche für immer den Fürsten verkauft.

Papst Paul III. traf damals ernstliche Anstalten zu einer Aussöhnung der alten und der neuen Kirche, indem er mit einer großartigen Reform der ersteren vorangehen und dann auf einem Concil die Wiedervereinigung zu Stande bringen wollte. Er fand aber unüberwindliche Hindernisse in der Bequemlichkeit des katholischen Klerus, der sich nicht reformiren und seinen bisher genossenen persönlichen Vortheil um eines Princips willen nicht verlieren wollte, und noch viel entschiedeneren Widerstand setzten ihm die protestantischen Fürsten entgegen, die der alten Kirche auch nicht die geringste Concession mehr machten, um nicht das, was sie ihr geraubt hatten, zurückgeben zu müssen. Neue Religionsgespräche zu Worms 1540 und zu Regensburg 1541 konnten trotz der Geduld des päpstlichen Legaten Morone doch zu nichts führen, da die unvereinbaren Interessen und Entschlüsse fest standen. Auf alle Fälle hatten auch König Ferdinand, Bayern, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg schon 1538 in Nürnberg einen katholischen Bund geschlossen, um ihre Interessen zu wahren, sie mußten aber zurückhalten, da der Kaiser jeden Conflict mit den zahlreichen und mächtigen Protestanten vermeiden wollte. Sein Gesandter Held, der das Bündniß eingeleitet hatte, wurde von ihm desavouirt.

Denn der Sultan und Frankreich ließen den Kaiser nicht zu Athem kommen und er mußte den protestantischen Fürsten gute Worte geben, damit sie ihm hülfen. Kurfürst Joachim II. wurde zum Reichsfeldherrn gegen die Türken ernannt, 1542. Die Fürsten beeilten sich inzwischen mit ihrer Hülfe nicht. Es lag nicht in ihrem Interesse, die Macht Habsburgs zu vergrößern. Joachim erhielt daher nicht genug Mannschaft und diese wenige nicht genug Sold. Der Feldzug beschränkte sich auf unbedeutende Gefechte und man mußte Gott danken, daß die Türken damals nicht über Ungarn hinausstrebten. Noch weniger thaten die protestantischen Fürsten, um dem Kaiser gegen Frankreich beizustehen.

Als nun aber der Türke nicht weiter vorging und andrerseits Frankreich den Frieden von Crespy schloß, bekam Karl V. zum ersten-

mal wieder etwas freiere Hand, um den Uebergriffen des Protestantismus zu wehren. Man darf bei ihm lediglich nicht voraussetzen, daß es ihm um den Glauben zu thun gewesen sey. Er hatte immer nur das Interesse seines Hauses, seine äußere Machtstellung im Sinne und bediente sich zu deren Förderung heute des Papstes, morgen der Protestanten, ohne irgend eine Gemüthsbewegung oder Gewissensregung. Nunmehr schien es ihm nützlich und nöthig zu seyn, den deutschen Fürsten zu zeigen, daß die Nachsicht, die er bisher geübt habe, doch kein Recht sey, welches sie anzusprechen hätten, daß sie ihm vielmehr untergeben und den Reichstagsbeschlüssen Gehorsam schuldig seyen. Er dachte nicht entfernt daran, weder die Reformation rückgängig zu machen, noch auch die fürstliche Aristokratie in seiner monarchischen Allmacht zu verschlingen, wozu er auch nicht stark genug war. Er wollte die protestantischen Fürsten nur ein wenig demüthigen, damit sie sich ihm künftig gefügiger zeigten, und hatte, um sie einzuschüchtern, schon in den neuen Verträgen, die er mit Paul III. und Franz I. eingegangen war, für die katholische Kirche zu sorgen sich verpflichtet.

Man fing ganz friedlich mit dem Versuche des Concils an. Der Papst war bereit, ein Concil einzuberufen. Der Kaiser lud die Protestanten dazu ein. Allein diese wollten sich in Glaubenssachen keinerlei Autorität unterwerfen, der einer Mehrheit auf dem Concil so wenig, wie der des Papstes. Mit sich selbst zufrieden und eifersüchtig über dem schon hinter sich gebrachten Kirchenraube wachend, wollten sie nicht, daß erst wieder in Frage gestellt würde, was für sie schon eine vollbrachte Thatsache war. Paul III. wollte das Concil zuerst in Mantua haben, der Kaiser aber verlangte, es solle außer dem unmittelbaren Bereich des Papstes gehalten werden, und so bewilligte der letztere endlich, daß es nach Trient im südlichen Tirol berufen werde. Aber die Protestanten wollten es nicht beschicken.

Viertes Buch.

Moriz von Sachſen.

1.

Luthers Tod.

Die neue Kirche verlor in dem Maaße, in welchem ihr Umfang und ihre äußere Macht wuchs, an innerer Würde, weil ſie immer mehr der Fürſtenpolitik dienen mußte. Der alte Luther lenkte nicht mehr, ſondern wurde gelenkt. Er fühlte das und klagte oft aufs bitterlichſte über die Fürſten und konnte doch ihrem Dienſt nicht entrinnen. Er hatte anfangs das mit ſeiner Reformation nicht gewollt, was nun geworden war. Das alles machte ihn grimmig und man ſieht es den Streitſchriften ſeiner letzten Jahre an, wie leicht die Galle ihm damals überlief.

Herzog Heinrich von Braunſchweig war einer der tollköpfigſten Fürſten jener Zeit, der wie Herzog Ulrich und Landgraf Philipp blos dem eigenen Sinne folgte. Heinrich verliebte ſich in die ſchöne Eva von Trott aus einer guten adeligen Familie, deren Rache er fürchten mußte, wenn er ſich öffentlich eine Ungebühr erlaubt hätte. Er ließ alſo die Geliebte ſcheinbar ſterben und begraben, während er ſie auf ein Jagdſchloß führte und heimlich in Luſt und Freude mit ihr lebte. Erſt nach langer Zeit, nachdem ſie ihm ſchon ſieben Kinder geboren hatte, wurde ihrer Familie bekannt,

daß ſie noch lebe. Obgleich nun Heinrich in dieſer Beziehung mit dem Landgrafen Philipp ein par nobile fratrum bildete, waren die beiden Bigamiſten einander doch als Nachbarn todtfeind und weil Philipp mehr zu Frankreich hielt, diente Heinrich im Gegentheil mit wahrem Feuereifer dem Kaiſer. Da ſich die Städte Braunſchweig und Goslar den Proteſtanten zuwandten, wüthete Heinrich gegen ſie und der Kaiſer ließ das Kammergericht gegen die Städte entſcheiden. Dies bewog aber die proteſtantiſchen Fürſten, das Kammergericht gar nicht mehr anzuerkennen, und den Städten Beiſtand zu leiſten.

Ehe man in dieſer Angelegenheit zum Schwerte griff, rührte man die Federn und es war unerhört, mit welchem Schmutz ſich dieſelben damals beſudelten. Nie vorher hatte man in Deutſchland eine ſo grobe und unflätige Sprache geführt. Leider ging Luther darin allen andern voran. So nannte er ſeine Gegner, den Doctor Eck — Dreck, den Crotus — Kröte, den Cochläus — Kochlöffel, die Decretalien — Drecketalen, die päpſtliche Heiligkeit — päpſtliche Hölliſchkeit, „den beſchiſſenen und farzenden Poſteſel, vor deſſen Furz ſich der Kaiſer fürchte“. Ein andermal läßt er aus des Papſtes Hintern einen Drachenkopf herausgucken, der ſchändlichen Miſt und Unflat ſpeiet ꝛc. Eine Schrift, die Luther gegen Herzog Heinrich von Braunſchweig ſchrieb, betitelte er: „Wider Hans Worſt.“ Mit nicht viel mehr Reſpect ſchrieb Luther gegen König Heinrich VIII. von England, als dieſer, der gern den Theologen ſpielte, ihn einmal aus Eitelkeit angegriffen hatte. Herzog Heinrich ließ eine Gegenſchrift drucken: „Wider den Hurenwirth von Sachſen,“ d. h. den Kurfürſten Johann Friedrich, den er auch einen „verruchten, abtrünnigen Kirchenräuber und vermaledeiten, boshaftigen Antiochus“ nennt. Luther läßt den Herzog Heinrich mit dem Teufel Arm in Arm auftreten und ſagt: „So ſeyd ihr beide die rechten Hansworſt, Tölpel, Knebel und Rülze und will hiermit euch beiden geantwortet haben ꝛc.“

Das ärgſte, was Luther damals ſchrieb, war ſein Buch: „Das Papſtthum, vom Teufel geſtift,“ worin er theils für ſich, theils nach

dem Wunſche der Fürſten der von Paul III. vorbereiteten Ausſöhnung ein für allemal den Riegel vorſchob und mit ungeheurer Verblendung die ganze chriſtliche Kirche des Mittelalters verdammte, als ob ihre großen Heiligen, Kirchenväter, Päpſte und Biſchöfe an dem Schuld trügen, was die Borgia und Medici ſündigten. Auf der andern Seite wurde nicht minder grob über Luther geſchimpft. Rivander ſchrieb: „wider das wild geifernde Eberſchwein Luther.“ Die wüthendſte Satire aber ſchrieb Thomas Murner, ein Franciscaner in Straßburg, „vom großen lutheriſchen Narren.“ Die Leidenſchaft überwog überall dermaßen, daß keine Partei an der andern auch nur ein gutes Haar ließ und hier alles Alte, dort alles Neue ſchlechterdings verworfen und verdammt wurde.

Der Braunſchweiger verdarb ſeine Sache dadurch, daß er ſich mit Frankreich einließ und mit franzöſiſchem Gelde Söldner warb. Dies veranlaßte den Kaiſer, dem Landgrafen Philipp zu geſtatten, daß er den Herzog Heinrich mit Krieg überzog. Heinrich wurde nun geſchlagen und gefangen, Braunſchweig vom Kaiſer mit Sequeſter belegt, 1545.

Hatte in dieſer Sache der Kaiſer den Proteſtanten nachgegeben, ſo blieben doch noch wichtige Streitfragen zu erledigen übrig. Der alte Kurfürſt Hermann von Köln neigte immer mehr zu Luther hin, machte mit ſeinem Klerus Reformverſuche und war nahe daran, ſich an den ſchmalkaldiſchen Bund anzuſchließen. Das wollte nun Karl V. um keinen Preis zugeben, weil von Köln aus auch ſeine Niederlande in die Reformbewegung hätten können fortgeriſſen werden: Dazu kam, daß Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen das katholiſche Bisthum Naumburg, obgleich ein ehrwürdiger Mann, Pflug, zum Biſchof gewählt worden war, ohne Umſtände ſäculariſirte und mit ſeinem Herzogthum vereinigte. Dagegen wurde der gelehrte Spanier Diaz, der in Genf reformirt worden war, und weitere Bekanntſchaften mit den Häuptern des Lutherthums anknüpfen wollte, durch einen fanatiſchen Landsmann zu Naumburg gemeuchelmordet. Die Parteien wurden immer rückſichtsloſer.

In Sachſen-Thüringen ſtarb Heinrich und ſein Sohn Moriz

übernahm die Regierung. Derſelbe war zwar gleich ſeinem Vater lutheriſch, und ſogar Eidam des Landgrafen Philipp, trat aber nicht in den ſchmalkaldiſchen Bund, ſondern hielt ſich etwas zurück, weil er den Uebermuth ſeines Vetters, des ſächſiſchen Kurfürſten, nicht ertragen mochte. Dieſer Herr entriß ihm Wurzen und nahm überhaupt die Miene an, als ſey die jüngere Linie des Hauſes ihm Gehorſam ſchuldig. Das kränkte den jungen Moriz um ſo mehr, als er dem Kurfürſten an Geiſt weit überlegen war. Moriz fühlte ſich berufen, in der Verwirrung der Zeit eine Rolle zu ſpielen, die ſeinem Talent angemeſſen war, ſelber an die Spitze einer Partei zu treten und nicht als bloßes Anhängſel in untergeordneter Stellung zu bleiben. Wohin er ſein Auge warf, überall ſah er nur Intrigue, Argliſt, Gewalt, Verrath. Sollten Fürſten, die dümmer waren als er, etwas dabei gewinnen, warum nicht noch weit mehr er, der um ſo viel mehr Verſtand beſaß? Obgleich noch jung, verkaufte er ſich doch nicht, ſondern hielt ſich die Hand frei und machte ſich um den Kaiſer verdient, um durch deſſen Gunſt eine Stellung zu gewinnen, die ihn wenigſtens von dem kurfürſtlichen Vetter unabhängig machte. Er diente ihm in Ungarn gegen die Türken und befreundete ſich dem König Ferdinand. Seine nächſte Ausſicht war, zum Beſitz des Erzbisthums Magdeburg und des Bisthums Merſeburg zu gelangen, die der Kurfürſt Johann Friedrich gern wie Naumburg an ſich geriſſen hätte. Hätte der ſchmalkaldiſche Bund dieſe geiſtlichen Gebiete dem Herzog Moriz zugeſagt, vielleicht würde er ſeine Verbindung mit dem Kaiſer wieder gelöst haben. Da es nicht geſchah, ſchloß er ſich nur um ſo enger an den Kaiſer an.

Es war ein Winter voll ungelöster Verwicklungen und böſer Leidenſchaften von 1545 auf 1546. Luther war immer älter, immer verbiſſener geworden. Eben ſo unvorſichtig, wie den Ausgleichungsverſuchen des Papſtes und dem Concil trat er auch den Zwinglianern entgegen und ſchleuderte wüthende Streitſchriften gegen die letztern, die Zwinglis Nachfolger Bullinger eben ſo ingrimmig beantwortete. Unter dieſem eckelhaften Gebell und Gebeiße fühlte Luther tief, daß die Dinge nicht ſo gingen, wie er bei ſeinem erſten

Eifer für die ſittliche Reform des Klerus gewünſcht hatte. Er ſelber ſagt: „Die Welt wird nach der Reformation von Tage zu Tage ſchlechter und gottloſer. Die Menſchen ſind unter dem Licht des Evangeliums habgieriger und unſchamhafter, als vorher unter dem Papſtthum.“ Er glaubte zuweilen, der böſe Dämon blicke ſchadenfroh zu ihm ins Fenſter herein. Er hatte überhaupt immer viel mit dem Teufel zu ſchaffen. Auf der Wartburg hatte er einmal das Tintenfaß nach ihm geworfen und lange zeigte man noch dort den ſchwarzen Fleck an der Wand. Und waren es nicht wirklich arge Dämonen, die ihn umdrängten? weniger die Geiſter, die er bekämpfte, als die, welche ſich als ſeine Freunde geberdeten. Da war „das Wort Gottes“ und „der Glaube, der allein ſelig macht“ ſein letzter Troſt und daran hielt er wie ein alter eiſenfeſter Steuermann am Ruder noch mitten im Sturm des Meeres und dicht am Abgrund des Todes. Er war noch einmal nach ſeiner Vaterſtadt Eisleben gereist, um dort einen Streit der Grafen von Mansfeld, ungeberdiger Herren, wie ſie damals faſt alle waren, zu ſchlichten. Dort ſtarb er am 18. Februar 1546.

Ueber ſeinem Grabe thürmten ſich Ungewitter auf Ungewitter, deren ſchreckliche Zerſtörungen im deutſchen Vaterlande nicht mehr zu erleben ihm der gnädige Gott vergönnte.

Nur zwei Monate vorher hatte Paul III. nach des Kaiſers Wunſch das Concil in Trient eröffnen laſſen, am 13. December 1545. Die Proteſtanten weigerten ſich, dahin zu gehen. Da berief der Kaiſer einen Reichstag nach Regensburg, um noch einen ernſten Verſuch zu machen, ſie umzuſtimmen. Erſt wenn ihm das nicht gelingen ſollte, war er entſchloſſen, Gewalt zu brauchen, und er hatte ſich dazu gerüſtet. Er hatte Truppen aus Spanien, große Summen vom Papſt und ſogar eine moraliſche Unterſtützung von Frankreich her, denn die Pariſer Sorbonne erklärte ſich aufs entſchiedenſte gegen das lutheriſche Dogma. Von vielen Seiten her wurde der Kaiſer ermahnt, endlich einmal den Plünderungen der Kirche von Seiten der proteſtantiſchen Fürſten ein Ende zu machen und den Nürnberger Frieden wieder in Kraft treten zu laſſen. Hin

und wieder zeigten ſich auch ſchon die Jeſuiten, die Glieder eines neuen Mönchsordens, der mit feuriger Begeiſterung für die alte Kirche zu ſtreiten unternahm. Allein unter den eifrigen Anhängern der alten Kirche in Deutſchland, wie in Italien und Frankreich gab es auch wieder viele, welche den Sieg des Kaiſers über den ſchmalkaldiſchen Bund *nicht* wünſchten, weil ſie fürchteten, der Kaiſer würde nach einem ſolchen Siege allzumächtig, das deutſche Reich und Volk vielleicht gar unter ihm einig werden. Karl V. kannte ſeine Leute und wußte das alles wohl zu würdigen.

2.

Der ſchmalkaldiſche Krieg.

Der Kaiſer erklärte den Proteſtanten auf dem Reichstage, ſie ſollten das Concil anerkennen, oder er würde ſie als widerſpenſtige Reichsglieder betrachten. Er drohte, aber er verſicherte ſie zugleich, daß er ihre Religion nicht antaſten wolle. Es ſey ihm nur darum zu thun, Frieden und Ordnung im Reiche zu handhaben. Dies war ſehr ſchlau, denn er nährte dadurch das Vertrauen, als ſey er der Reformation günſtig. Kam es zum Kriege, ſo konnten ihn die Proteſtanten nicht als Religionskrieg, ſondern nur als einen Krieg ungehorſamer Fürſten gegen den Kaiſer führen, was ſie ſehr in Nachtheil brachte. Wenn Karl aber ſiegte, ſo konnte er wieder allein daraus Nutzen ziehen, indem er die Fürſten demüthigte, die Reformation aber wiederum als Mittel gegen den Papſt und die katholiſchen Fürſten gebrauchte. Um aber auch den Papſt ſicher zu machen, verſprach er dieſem heimlich, ſobald es zum Kriege käme, die lutheriſche Ketzerei auszurotten. Der Papſt wußte wohl, daß es dem Kaiſer damit nicht Ernſt ſey, und betrog ihn wieder, denn zu Karls großem Verdruß ließ er deſſen heimliches Verſprechen ſogleich in ganz Deutſchland bekannt machen. Nun ſahen die Proteſtanten wohl, daß ſie betrogen ſeyen, und geriethen in große Aufregung, der Kaiſer

aber verſtand es, ihre Charakterſchwäche und Uneinigkeit zu benutzen und ſie von einander zu trennen.

König Chriſtian von Dänemark war vom ſchmalkaldiſchen Bunde nicht ſo unterſtützt worden, wie er gewünſcht hatte, zog ſich daher jetzt zurück. Kurfürſt Joachim von Brandenburg ließ ſich die neue Kirchenordnung ſeines Landes vom Kaiſer verbürgen und trat ebenfalls zurück. Herzog Moriz von Sachſen ließ ſich vom Kaiſer die Verwaltung der Bisthümer Magdeburg und Merſeburg zuerkennen und trat dafür offen auf ſeine Seite. Dieſer zog auch den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach nach ſich, Sohn des verſtorbenen Caſimir, der den Vater an Beſtialität noch übertraf und alle Tage betrunken war. Um auch noch andere proteſtantiſche Fürſten vom ſchmalkaldiſchen Bunde abzuziehen, that der Kaiſer nur den ſächſiſchen Kurfürſten und den heſſiſchen Landgrafen in die Acht, ſo daß den andern noch die Sühne offen blieb.

Indeß war der Vortheil immer noch auf Seite der Proteſtanten, ſofern der Kaiſer nur einige tauſend Mann bei Regensburg verſammelt hatte, die große ſpaniſch-italieniſche Armee unter dem Herzog von Alba noch nicht über die Alpen, die niederländiſche unter dem Grafen von Büren noch nicht über den Rhein gekommen war. Die oberdeutſchen Städte des ſchmalkaldiſchen Bundes erkannten die Wichtigkeit des Augenblicks und brachten ſogleich eine anſehnliche Streitmacht unter dem berühmten Schertlin von Burtenbach zuſammen, dem ſich eine württembergiſche unter Hans von Heydeck anſchloß. Da nun auch der Sachſe und Heſſe jeder ein Heer rüſtete, ſo konnten ſich dieſe vier Heere bei Donauwörth vereinigen, ohne daß es der Kaiſer zu hindern vermochte. Dieſer zog ſich in ein feſtes Lager bei Landshut und nachher bei Ingolſtadt zurück, ohne daß er angegriffen wurde. Denn der ſächſiſche Kurfürſt konnte ſich mit dem hitzigen Landgrafen nicht vertragen und was einer wollte, verhinderte der andere. Schertlin rieth, dem Herzog von Alba entgegen zu ziehen, damit er gar nicht nach Deutſchland herein käme. Die Proteſtanten waren nahe an 50,000 Mann ſtark, alſo jedem einzelnen kaiſerlichen Heere weit überlegen, wenn es die-

ſelben angriff, ehe ſie ſich vereinigen konnten. Das wollte Schertlin, aber die Fürſten folgten ihm nicht und nahmen es übel, daß Bürger klüger ſeyn wollten als Fürſten. So geſchah den ganzen Sommer über nichts. Zuerſt kam Alba, dann Büren an, aber nun zauderte wieder der Kaiſer aus Klugheit, denn er wollte das proteſtantiſche Heer nicht angreifen, weil er ſicher darauf rechnen konnte, daß es ſich bald wieder trennen und es ihm dann viel leichter werden würde, ſeine Feinde einzeln zu ſchlagen. Die Dummheit der Fürſten im proteſtantiſchen Lager machte den armen Schertlin ſo toll, daß er im October abzog und ſich begnügte, mit ſeinen Truppen die oberdeutſchen Städte zu beſchützen. Bald darauf zog auch der ſächſiſche Kurfürſt ab, weil ihm unterdeß Moriz ins Land gefallen war, trieb dieſen zurück und bemächtigte ſich während des Winters ſeines Herzogthums.

Mittlerweile blieb das ganze ſüdliche Deutſchland den kaiſerlichen Truppen preisgegeben. Schertlin ſuchte zwar die reichen Städte anzufeuern, daß ſie ſich wehrten. Hinter ihren Mauern hätten ſich die zahlreichen proteſtantiſchen Bürger in Regensburg, Augsburg, Ulm, Heilbronn, Straßburg, Frankfurt ꝛc. den Winter über gut halten können. Aber ſie verzagten. Sie rechneten nicht mehr auf die Hülfe der Fürſten, zugleich erfolgte hier eine Reaction, wie kurz vorher in den Hanſeſtädten. Die Geſchlechter und die reichen Kaufleute, die bisher den Gemeinen und lutheriſchen Prädicanten hatten weichen müſſen, machten ſich jetzt wieder geltend. Beſonders in Augsburg waren die Fugger für den Kaiſer thätig. Das Haupt dieſes reichen Geſchlechts, Anton Fugger, brauchte den Kaiſer, weil es in der alten und neuen Welt die mannigfaltigſten Handelsverbindungen hatte, wozu es des kaiſerlichen Schutzes bedurfte, und weil es mit dem Kaiſer ſelbſt große Geſchäfte machte, denn dafür, daß es dem immer Geld bedürftigen Kaiſer große Summen vorſtreckte, ließ es ſich von demſelben die ausgedehnteſten Privilegien und Monopole des Seehandels, der Bergwerke, der Münze ꝛc. gewähren. Als Karl V. einmal bei Anton Fugger in Augsburg wohnte, machte der Wirth ſeinem Gaſte das Kaminfeuer

mit Zimmetrinde von der Inſel Ceylon an und verbrannte darin einen kaiſerlichen Schuldbrief von 800,000 Gulden, welche Großmuth des Kaufmanns der Kaiſer mit dem Grafentitel belohnte, woraus ſpäter noch ein Fürſtentitel geworden iſt. Durch die Monopole dieſes einen Hauſes vielfach geſchädigt, und beſonders darüber erbittert, daß alle Preiſe der Arbeit wie der Waare nur von dem allmächtigen Hauſe Fugger und nur zu deſſen alleinigem Nutzen beſtimmt wurden, hätte das gemeine Volk in Augsburg die Fugger am liebſten vertrieben, wie die Florentiner ihre Medici. Dem beugten ſie aber dadurch vor, daß ſie in Augsburg eine großartige Armenverſorgungsanſtalt, die ſ. g. Fuggerei, anlegten. Dieſe Kaufleute und ihr mächtiger Anhang waren es, die jetzt den Eifer Schertlins dämpften und ihn mit Thränen baten, durch Aufreizung des Volks nicht des Kaiſers Zorn zu erregen und die Stadt nicht unglücklich zu machen, ſondern lieber die Waffen niederzulegen. Da gab er nach und verließ die Stadt, in die ſofort der Kaiſer im Triumph einzog. Nun demüthigten ſich auch die andern Städte und öffneten ihre Thore. Der Ulmer Stadtrath vergaß die Nationalehre ſo ſehr, daß er den Kaiſer ſpaniſch anredete. Frankfurt am Main erbettelte vom Grafen Büren eine Sauvegarde. Straßburg unterwarf ſich nur, um zu beweiſen, daß es den ihm von Frankreich angebotenen Schutz verſchmähe. Nur etliche kleine Städte wollten nichts von Uebergabe wiſſen und wehrten ſich verzweifelt. So Marbach am Neckar, wo zuletzt trotz der Capitulation alle Einwohner von den Spaniern, welche die Stadt in Aſche legten, ermordet wurden. Am glücklichſten vertheidigte ſich das damals noch kleine Städtchen Darmſtadt. In Eßlingen wurde der Rath der Zünfte geſtürzt und kehrten die alten Geſchlechter zurück. Die ariſtokratiſche Reaction folgte überall dem Siege des Kaiſers. Im Uebrigen bewies ſich dieſer gnädig, bedrängte nirgends die neue Kirche und verzieh ſogar dem alten Herzog Ulrich von Württemberg, der nur zu Heilbronn Abbitte leiſten, einige feſte Plätze übergeben und 300,000 Ducaten zahlen mußte. Auch die Städte mußten zahlen, Augsburg 150,000, Ulm 100,000 Ducaten und ſo fort die

andern nach Verhältniß. Damals dankte auch der alte Kölner Kurfürſt Hermann ab, da er keine Hülfe mehr ſah.

Die böhmiſchen Stände rüſteten um dieſe Zeit ein Heer, um weder Spanier noch Ungarn in ihr Land zu laſſen, und hatten doch nicht das Herz gehabt, ſich dem ſchmalkaldiſchen Bunde anzuſchließen, ſo lange es noch Zeit war. Jetzt kam ihre Feindſeligkeit zu ſpät. Zwar wurde Moriz vom ſächſiſchen Kurfürſten zurückgeſchlagen und der tolle Albrecht Alcibiades auf dem Schloſſe in Rochlitz durch die dort wohnende luſtige Herzogin Wittwe Eliſabeth in ſeiner Beſoffenheit gefangen. Allein es gelang doch ſowohl dem König Ferdinand, als Moriz, unbehindert von den Böhmen und Sachſen, ihre Truppen mit denen des Kaiſers zu vereinigen und am 24. April 1547 den Kurfürſten Johann Friedrich bei Mühlberg zu überfallen, ehe demſelben Landgraf Philipp zu Hülfe herangezogen war. Der Kurfürſt hatte nur 9000 Mann bei ſich, hielt ſich aber für ſicher, weil der breite Elbſtrom ihn vor dem Feinde ſchützte und hörte ruhig eine Predigt. Aber ein Müller, dem die Sachſen ſeine Pferde weggenommen hatten, rächte ſich dafür, indem er den Kaiſerlichen eine Furth angab, durch die ſie über den Fluß kommen konnten. Die überraſchten und erſchrockenen Sachſen wehrten ſich, und muthig commandirte der dicke Kurfürſt von einem Wagen herab; aber der Feind war in großer Mehrzahl, die Sachſen flohen, der Kurfürſt wurde mit fortgeriſſen und auf der Flucht gefangen.

Durch die Drohung, ihn enthaupten zu laſſen, wenn ihm Wittenberg nicht die Thore öffne, erzwang Karl V. die Uebergabe dieſer Stadt, zog triumphirend in derſelben ein und ließ ſich Luthers Grab zeigen. Der Herzog von Alba wollte daſſelbe zerſtört wiſſen, der Kaiſer aber ſagte: „ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten.“ Sein berechnetes Benehmen ſollte den Proteſtanten zeigen, daß ſie für ihre Religionsfreiheit nicht bange ſeyn dürften. Er brauchte ſie noch, er ſöhnte ſich gern mit ihnen aus, denn gerade damals ſtarb Franz I. und deſſen Sohn und Nachfolger Heinrich II. ſann auf neuen Krieg und ſchloß ſich eng an den Papſt an, der das Concil von Trient plötzlich nach Bologna verlegte, angeblich wegen

einer in Trient graſſirenden Krankheit, in Wahrheit aber, um das Concil allein nach ſeinem Willen zu lenken und die Abſichten, die der Kaiſer damit hatte, zu durchkreuzen. Moriz bürgte den Wittenbergern für die Glaubensfreiheit. Der Kaiſer ſicherte ſie ihm zu und verlieh ihm die Kurwürde und das ganze erneſtiniſche Erbe, während den bisherigen Kurfürſten und ſeinen Nachkommen nur das kleine Erbtheil des albertiniſchen Hauſes und nur wie aus Gnade überlaſſen wurde. Melanchthon ſchloß ſich daher gleich an Moriz an und Bugenhagen affectirte ſogar Geringſchätzung gegen den armen Johann Friedrich, vor dem er früher gekrochen war. Die Schonung der lutheriſchen Kirche trug offenbar dazu bei, daß aller Widerſtand gegen den Kaiſer aufhörte. Ein Graf Mansfeld und Erich von Braunſchweig waren zuletzt noch im Felde, zogen jetzt aber ab. Landgraf Philipp verlor dermaßen den Kopf, daß er ſich dem Kaiſer ſtellte und ihm in Halle an der Saale kniefällig abbat. Karl V. hatte ihm freies Geleit zugeſichert, legte die Worte „ohne einiges Gefängniß" aber trüglich aus, als hieße es „ohne ewiges Gefängniß," verurtheilte den Landgrafen zu einſtweiliger Haft und ließ ihn durch ſpaniſche Soldaten ziemlich hart behandeln.

Auch die Böhmen wurden jetzt für ihren böſen Willen geſtraft, „da ſie nicht den Muth gehabt hatten, das, was ſie wollten, zur rechten Zeit mit dem Schwerte zu verfechten." König Ferdinand ließ auf einem Landtage zu Prag die compromittirteſten vier Edelleute Pietipeski, Galeny, Fikars und Barchecz enthaupten und die Städte Strafgelder zahlen.

3.

Das Interim.

Der Kaiſer forderte gebieteriſch die Rückkehr des Concils nach Trient und die Beſchickung deſſelben durch die proteſtantiſchen Fürſten und Städte. So nämlich hoffte er ſowohl den Papſt, als die deutſchen Fürſten unter ſeinen Willen beugen zu können.

Nun wurde aber im Herbſt 1547 Pier Luigi, des Papſtes Sohn, in Piacenza, wo er ſich durch ſeine Laſter und kaum glaubliche Greuelthaten (z. B. durch Zutodſchändung des Biſchofs von Fano) tief verhaßt gemacht hatte, von erbitterten Edelleuten ermordet und zum Fenſter hinausgeworfen, ſeine Leiche vom wüthenden Volk zerriſſen, Piacenza von den Kaiſerlichen beſetzt, Parma aber von des Papſtes Enkel Oktavio Farneſe, behauptet, der bei Frankreich Hülfe ſuchte. Unter dieſen Umſtänden trotzte der Papſt dem Kaiſer und ließ das Concil in Bologna. Da blieb Karl V. zunächſt nichts übrig, als gegen dieſes Concil zu proteſtiren und alle Beſchlüſſe deſſelben im Voraus für ungültig zu erklären, indeß er auf einem Reichstag in Augsburg auch ohne den Papſt die deutſchen Kirchenangelegenheiten wenigſtens einſtweilen zu ordnen unternahm.

Hier kam es zu einem offenen Kampf zwiſchen den ſpaniſchen und deutſchen Truppen des Kaiſers. Die erſtern forderten ungeſtüm den rückſtändigen Sold, die andern ſchützten den Kaiſer und es gab eine blutige Straßenſchlacht, während welcher der Kaiſer ſelbſt in Gefahr ſchwebte. Endlich wurden die ſpaniſchen Rädelsführer geköpft und gehenkt, der gemeine Mann aber bekam ſeinen Sold. Die Spanier machten ſich überhaupt im deutſchen Lande ſehr verhaßt durch ihre Raubgier. Als ſie in Thüringen die Dörfer der Gräfin Katharina von Schwarzburg plünderten, nahm ſie den an ihrer Tafel ſchmauſenden Herzog von Alba gefangen und ließ ihn nicht eher los, bis die Spanier allen Raub zurückgegeben hatten.

Auf dem Reichstage traf Karl V. viele Verfügungen. Alle ſeine niederländiſchen Provinzen wurden unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes dem deutſchen Reich als ein geſchloſſenes Gebiet einverleibt. In Köln wurde Adolf von Schaumburg zum Erzbiſchof gewählt. Ein Geſuch des Herzog Wilhelm von Bayern, ihm die pfälziſche Kurwürde zu übertragen, wurde abgelehnt. Wilhelm erwartete für ſeinen katholiſchen Eifer nach dem Siege des Kaiſers einen Dank, erhielt aber keinen. Der feindſelige Gegenſatz der habsburgiſchen und wittelsbachiſchen Hausintereſſen hatte ſchon Jahrhun-

derte lang gedauert und ſollte noch andre fortdauern. Diesmal zum Vortheil der Proteſtanten.

Dieſe letztern hoffte der Kaiſer ganz in ſein Intereſſe zu ziehen durch das Augsburger Interim, eine Vereinbarung in kirchlichen Angelegenheiten, bewirkt durch eine Commiſſion, an der Johann Agricola, Hofprediger des Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg, von proteſtantiſcher, der Reichsbiſchof Helding von katholiſcher Seite Theil nahm, der zum Biſchof von Naumburg vorgeſchlagene Julius Pflug aber das vermittelnde Glied ſeyn ſollte. Die Commiſſion vollendete ihre Arbeit ſo, daß das Interim am 15. Mai 1548 dem Reichstag vorgelegt werden konnte. Es ſollte den Kirchenfrieden in Deutſchland, wenn auch nur interimiſtiſch, ſichern, bis das wiederhergeſtellte Concil von Trient die Frage wieder aufnehmen könne. Es war ohne den Papſt zu Stande gekommen, durch kaiſerliche Connivenz, alſo verhältnißmäßig dem Proteſtantismus günſtig. Wenn man erwägt, daß es auch für alle Katholiken im deutſchen Reiche bindend ſeyn ſollte und daß darin das Abendmahl sub utraque und die Prieſterehe bewilligt, auch in Bezug auf die Meſſe eine Conceſſion gemacht und nur Luthers sola fides (die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben) nicht zugegeben war, ſo iſt unzweifelhaft, daß die größte Nachgiebigkeit auf katholiſcher Seite war und daß die Proteſtanten dieſes Interim ſehr wohl hätten annehmen dürfen und ſollen, um die Kirchentrennung, um den ſchrecklichen Riß, der mit der alten Kirche zugleich auch das alte Reich und unſre ganze Nationalität zerreißen ſollte, zu verhindern. Man war auch von lutheriſcher Seite nicht ſo ganz blind, daß man die Gefahr einer Auflöſung der Kirche in Secten nicht erkannt hätte, Luther machte vielmehr die Infallibilität der römiſchen Kirche auch für die ſeinige geltend und war, ſelbſt ein Ketzer gegenüber von Rom, wieder der ſtrengſte Verfolger aller Andersdenkenden. Aber die Freiheit und Unabhängigkeit ſeiner Kirche von der Staatsgewalt wußte er nicht ſo zu wahren, wie die Infallibilität ſeines Dogma. Jetzt war er todt. Die aufrichtigſten Anhänger der Reformation begriffen, auf welche Abwege ſie gerathen war und wie alles daran liege, jetzt noch das Recht und den Vortheil einer

ſittlichen Reformation des Klerus mit dem Recht und den Vortheilen der kirchlichen Einheit zu verbinden und dieſe köſtlichen Güter der Chriſtenheit ungetheilt zu erhalten. Aber dieſe Redlichen und Einſichtsvollen bildeten nur eine kleine Minderheit. Die Mehrheit wollte keine Einheit mehr, weder der Kirche, noch des Reichs, noch der Nation. Das fürſtliche Sonderintereſſe verlangte die Souveränetät in ſelbſtändigen Territorien und die lutheriſchen Theologen ließen ſich leicht bei ihrem Eigenſinn faſſen, um dem Interim angeblich aus Gewiſſensgründen aufs hartnäckigſte zu widerſprechen. Unter den Fürſten war es nur der kleine Wolfgang von Anhalt, der lieber ſein Land verließ, als ſich unterwarf, und der gefangene Johann Friedrich, der das Interim zu unterſchreiben ſchlechterdings verweigerte und davon den Ehrennamen des „Standhaften“ erhielt. Landgraf Philipp unterwarf ſich in demüthigen Ausdrücken. Joachim von Brandenburg hatte großes Bedenken. Moritz ſah in der ganzen Sache nur ein Mittel zu ſeinen politiſchen Zwecken, wie der Kaiſer auch. Es war niemandem rechter Ernſt mit dem Interim. In Norddeutſchland erklärten ſich faſt alle lutheriſchen Geiſtlichen dagegen, in Schwaben und den proteſtantiſchen Städten des Oberlandes wanderten viele Prediger lieber aus. Die öffentliche Meinung wurde bearbeitet, um das Interim als ein Werk der Lüge und Argliſt zu verſchreien. Klägliche Verblendung! Wer es irgend mit der Kirche und mit Deutſchland wohl meinte, mußte das Interim mit beiden Händen als letztes Mittel der Wiedervereinigung ergreifen und aus dem äußern Flickwerk, das es war, erſt eine innere Verſöhnung machen. Der gute Wille auf katholiſcher Seite, ſich einer Reform zu unterwerfen, und der gute Wille auf proteſtantiſcher Seite, um des großen Zweckes der Einheit willen die Nebendinge nicht zu eigenſinnig feſt zu halten, würde das heilſamſte Werk haben vollbringen können. Niemand ſah das beſſer ein, als Melanchthon, der dringend zum Frieden rieth, den man aber unvernünftigerweiſe heute noch deshalb läſtert. Hatte er denn nicht völlig recht, wenn er die Zeitgenoſſen erinnerte, daß Luther in einigen Punkten zu weit gegangen, zu halsſtarrig und einſeitig geweſen ſey? Melanchthon ſetzte mit Zuſtim-

ung des neuen Kurfürsten Moriz ein revidirtes, das sog. Leipziger nterim auf, worin er zur Belehrung und Gewissensberuhigung sog. Adiaphora (Nebendinge) unterschied, auf die es weniger an- ne und in Bezug auf welche man um der so nöthigen Einheit llen nachgeben könne. Allein das wurde ihm als Abfall, Feigheit d Verrath ausgelegt und das Leipziger Interim noch mehr ver- rieen als das Augsburger. Insbesondere that sich Flacius Illy- cus, ein geborener Illyrier und fanatischer Lutheraner, durch die thenden Schmähungen hervor, mit denen er den edeln Melanch- n überhäufte.

Da es nun nicht möglich war, im Volke und unter der Geist- keit eine starke nationale Mittelpartei zu bilden, die dem Ver- ttelungsproject des Kaisers und des Kurfürsten Moriz erst sittliche aft und einen populären Boden gewonnen haben würde, so durfte n es als gescheitert ansehen. Zudem gingen die Pläne und Ab- ten des Kaisers und des genialen jungen Kurfürsten bald wieder einander. Karl V. hegte als Vater den billigen Wunsch, seinem zigen Sohne Philipp die Kaiserkrone zu erhalten, ließ ihn deshalb s Spanien, wo er seine Jugend zugebracht hatte, nach Deutschland mmen und wollte dagegen seinen Neffen Maximilian, Ferdinands hn, nach Spanien schicken. Das war nun aber nicht im Sinne dinands, der als römischer König nach seines Bruders Tode auch h Kaiser werden und seinem Sohne die Kaiserkrone hinterlassen lte. Der junge Maximilian hatte eine sehr intime Jugendfreund- aft mit Moriz geschlossen und der letztere fand es seiner eigenen litik angemessen, die geheime Opposition Ferdinands gegen den iser zu unterstützen und einen gegen den andern zu brauchen. hien nun auch der Tod Pauls III. 1549 und die Wahl Julius III., das Concil 1551 wieder nach Trient zu verlegen bereit war, neuer Vortheil des Kaisers und seiner Einheitsbestrebungen zu n, so war doch die Zwietracht schon in seinem eigenen Hause gebrochen und Moriz entschloß sich schnell, auch das Einheitswerk dem Concile zu zerstören und nicht mehr die Partei der kirch-

lichen Wiedervereinigung, ſondern die der Trennung zu unterſtützen. Denn nur ſo war es ihm möglich, ſich an die Spitze des ſchmalkaldiſchen Bundes zu ſtellen, mit Hülfe der ferdinandeiſchen Oppoſition dem Kaiſer Geſetze vorzuſchreiben und auf deutſchem Boden fortan die erſte Rolle zu ſpielen, wie ſie ſeiner Geiſtesüberlegenheit angemeſſen war.

Daß er am Kaiſer den ſchnödeſten Verrath beging, kümmerte ihn nicht, denn der Kaiſer hatte ſelber oft genug mit Treu und Glauben geſpielt. Daß er das Melanchthonſche Vermittlungswerk, nachdem er es kaum in die Hand genommen, ſchon wieder zerbrach und die alte und neue Kirche zum Fluch der Chriſtenheit und insbeſondere der deutſchen Nation für immer trennte, achtete er eben ſo wenig, denn die Fürſtenpolitik hatte ſchon längſt mit dem Heiligen wie mit der Nation ihr Spiel getrieben. Daß er endlich, um das Maaß voll zu machen, ſich mit Frankreich gegen den Kaiſer verbündete und an Frankreich im Voraus vertragsmäßig deutſche Grenzſtädte abtrat, nahm er ſich am wenigſten übel. Karl V. hatte auf dem Augsburger Reichstage ein ſtrenges Exempel ſtatuirt, um dem deutſchen Kriegerſtande die Pflicht der Vaterlandsliebe wieder einzuſchärfen. Ein berühmter Söldnerhauptmann, der gegen ſein Verbot den Franzoſen gedient hatte, Vogelsberger, wurde auf ſeinen Befehl als Landesverräther enthauptet, und viele bemitleideten ihn und grollten dem Kaiſer, der die „deutſche Freiheit“ ſo weit unterdrücke, daß er den Deutſchen nicht einmal mehr erlauben wollte, gegen Deutſchland zu fechten, was doch ſeit des Tacitus Zeiten der Deutſchen älteſtes Recht ſey. Dieſer Logik drückte nun auch Moriz ſein Siegel auf. Im Grunde kann man nur ſagen, er übertraf durch ſeinen großen und alle Intereſſen umfaſſenden Verrath die kleinen beſonderen Verräthereien ſeiner Zeitgenoſſen und trieb die Teufel aus wie Beelzebub, der oberſte der Teufel.

4.

Der große Verrath.

Der Kaiſer hatte ein ungleichmäßiges und zum Theil ſehr unkluges Benehmen gegen die proteſtantiſchen Städte eingehalten. In Straßburg duldete er, daß die dorthin zurückgekehrten katholiſchen Prieſter vom Pöbel mißhandelt wurden, und geſtattete hier einer adeligen Aebtiſſin, der jungen und ſchönen Adelheid von Andlau, ihren Geliebten, einen Mönch, zu heirathen. Dieſe Schonung widerfuhr Straßburg, weil dies ein wichtiges Bollwerk Deutſchlands gegen Frankreich war. In Augsburg war der Kaiſer nicht ſo gnädig, denn von hier ließ er alle proteſtantiſchen Prediger fortjagen. Noch willkürlicher verfuhr er mit Conſtanz. Dieſe ſeinen ſchwäbiſchen Beſitzungen nahe liegende, eifrig proteſtantiſche und der Schweiz befreundete freie Stadt ließ er plötzlich überfallen. Die Bürger wehrten ſich tapfer und erſchlugen ihm 500 Spanier, wurden aber von ihrer eigenen Obrigkeit und von den lutheriſchen Geiſtlichen zur Nachgiebigkeit und zum Frieden ermahnt und verrathen. Der Kaiſer machte Conſtanz zu einer öſterreichiſchen Landſtadt und ſtellte alles wieder auf altkatholiſchen Fuß.

Dieſes Beiſpiel erbitterte alle freien Städte in Deutſchland und beſtärkte namentlich Magdeburg in ſeinem Trotze. Innerhalb der ſehr feſten Mauern dieſer Stadt hatte Flacius ſeine Zuflucht gefunden und vertheidigte von hier aus das ſtrenge Lutherthum gegen Melanchthon und das Interim mit feuriger Lunge und nie ruhender Feder. Die Bürgerſchaft unterſtützte ihn, denn ſie hoffte mittelſt der öffentlichen Meinung das Interim zu überwältigen, welches gerade ihr beſonders gefährlich war. Denn Joachims II. Sohn, der brandenburgiſche Prinz Friedrich, hatte durch die Unterwürfigkeit ſeines Hauſes unter den Kaiſer von dieſem die Beſtätigung als Erzbiſchof von Magdeburg und Biſchof von Halberſtadt erſchlichen und warf habgierige Blicke auf die reiche und mächtige Stadt Magde-

burg, als zu ſeinem Stifte gehörig. Moriz, der bisher das Erzſtift interimiſtiſch verwaltet hatte, dachte nicht, daſſelbe dem Brandenburger zu überlaſſen, wie denn überhaupt zwiſchen den Häuſern Wettin und Zollern der alte Nachbarhaß nie erſtarb. Deshalb vermehrte Moriz die Streitkräfte, mit denen er bereits ſeit der erſten Weigerung der Stadt, ſich dem Interim zu unterwerfen, die Reichsacht gegen dieſelbe zu vollziehen beauftragt war. Ein anderes kleines Reichsheer, das vorzüglich von der Hanſa unterſtützt und von Heydeck befehligt wurde, ſchloß ſich ihm an. Die Truppenzahl wurde weit über das Bedürfniß vermehrt, die Stadt ſelbſt aber nur zum Schein belagert, vielmehr ein geheimes Verſtändniß mit ihr angeknüpft.

Zugleich unterhandelte Moritz mit Heinrich II. von Frankreich und zog noch mehrere andere deutſche Fürſten mit ins Geheimniß, den jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen, des gefangenen Philipps Sohn, den Herzog Johann Georg von Brandenburg-Baireuth, den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Dieſe Herren ſchloſſen am 5. October 1551 auf dem einſamen Schloſſe Friedewalde in Heſſen einen geheimen Bund mit Frankreich gegen den Kaiſer, angeblich nur um die beiden Gefangenen, Johann Friedrich und Philipp, wieder frei zu machen. Die wahre Abſicht aber war, die vom Kaiſer beſchloſſene Thronfolge umzuſtoßen und ſeinen Sohn Philipp aus dem deutſchen Reiche zu vertreiben zu Gunſten Ferdinands und ſeines Sohnes, und ſodann das Concil zu ſprengen und das proteſtantiſche Deutſchland unter dem Protectorate des Kurfürſten Moriz für immer von der katholiſchen Welt auszuſcheiden. Frankreich aber ſollte für ſeine Hülfe durch den Beſitz der drei lothringiſchen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebſt Cambray entſchädigt werden und überdies frei Hand haben, den Kaiſer in Italien anzugreifen. Auch der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades wurde ins Intereſſe gezogen und warb mit franzöſiſchem Gelde ein beträchtliches Heer.

Inzwiſchen war das Concil eröffnet worden und der kaiſerliche Redner Vargas ſetzte durch, daß alle früheren Verhandlungen des Concils ungültig und für die Proteſtanten, die zum erſtenmal erſchienen, nicht bindend ſeyn ſollten. Die ſächſiſchen Geſandten ſprachen in dem-

elben Sinne, wahrten die Gleichberechtigung der Proteſtanten auf dem Concile, zeigten ſich aber der Verſöhnung ſehr geneigt. Melanchthon atte ſie inſtruirt. Der Papſt erſchrak, da er in der That glaubte, lles ſey ernſt gemeint, und er werde zu großen Reformen und Conceſſionen gezwungen werden. Er hatte aber bereits Hülfe in rankreich gefunden. Ottavio Farneſe, dem der Kaiſer Piacenza orenthielt, wurde durch ein franzöſiſches Heer unterſtützt, welches ber Savoyen hereinbrach. Um dem Concil und dem neuen Kriegs- hauplatz näher zu ſeyn, begab ſich der Kaiſer nach Innspruck, wo n das Podagra zurückhielt. Er glaubte aber im Rücken vollkom- en gedeckt und Deutſchlands ganz ſicher zu ſeyn und hatte keine hnung des entſetzlichen Verrathes, der ihn bedrohte. Kurfürſt Mo- z hatte Magdeburg endlich zu einer Capitulation gezwungen und eldete ihm, daß er mit einem Heere kommen werde, um ihm in inen italieniſchen Händeln beizuſtehen. Man warnte den Kaiſer, ber er ſprach ſeine feſte Ueberzeugung aus, daß Moriz ſeine treueſte ütze ſey.

In demſelben Augenblicke zog Moriz am 20. März 1552 mit llen ſeinen Streitkräften, der ſich die von Heydeck und die bisherige eſatzung von Magdeburg zugeſellt hatten, in Eilmärſchen gegen den aiſer, vereinigte ſich unterwegs noch mit den Truppen des Land- afen Wilhelm von Heſſen und erſchien plötzlich in Augsburg, von o er die kleine ſpaniſche Beſatzung vertrieb und dem Kaiſer den rieg erklärte, weil er ſeinen Schwiegervater, den Landgrafen von eſſen, widerrechtlich gefangen halte und zugleich auf Umſturz der eichsverfaſſung und auf Unterdrückung des Evangeliums ausgehe. er kranke, höchlich überraſchte und erſchrockene Kaiſer forderte in ler Eile Hülfe von ſeinem Bruder Ferdinand. Dieſer aber ließ m ſagen, er ſey in Ungarn mit den Türken beſchäftigt und könne inen Mann entbehren. Der Vorwurf des Sachſen, der Kaiſer wolle e Reichsverfaſſung umſtürzen, bezog ſich nur auf den Plan Karls V., inen Sohn Philipp zum Kaiſer zu machen, enthielt alſo eigentlich e Beſchwerde Ferdinands, mit dem Moriz längſt in Verkehr ſtand. eide, Moriz und Ferdinand, kamen in Linz zuſammen und machten

dort einen Frieden, der dem Kaiſer aufgezwungen werden ſollte. Der alte Kaiſer wollte ſich zu nichts verſtehen, da er aber nur eine Hand voll Truppen bei ſich hatte, hielt er für klug, ſich allen weiteren Zumuthungen durch eine ſchnelle Flucht zu entziehen, und verließ in der Nacht des 6. April 1552 ganz heimlich Innspruck in der Richtung nach Ulm. Aber ſchon am folgenden Mittag erfuhr er, Moriz komme ihm gerade entgegen, um noch an demſelben Tage Füßen zu beſetzen. Da kehrte der Kaiſer ſchnell wieder um. Als ſich aber nach dem erſten Schrecken die in Oberdeutſchland zerſtreuten Kaiſerlichen ſammelten und namentlich im Norden Tirols zu Reutti viel bewaffnetes Volk zuſammenlief, um den Kaiſer zu ſchützen, beeilte ſich Moriz, das Lager von Reutti zu zerſprengen, und erſtürmte die Ehrenberger Klauſe, am 18. Mai. Weil er aber hier ſeinen Söldnern den Sturmſold nicht bezahlen wollte, machten dieſe einen Aufruhr und verſchafften dadurch dem Kaiſer Zeit, von Innspruck aus weiter zu fliehen. Damals gab derſelbe den ſächſiſchen Kurfürſten, den er immer noch als Gefangenen mit ſich geführt hatte, frei; er ſelbſt aber ließ ſich in einer Sänfte über das Gebirge nach Villach in Kärnthen tragen.

Moriz rückte noch bis Innspruck vor und hatte das Vergnügen, nicht nur den Kaiſer, ſondern auch das Concil in volle Flucht zu jagen. Denn in Trient glaubte man ſchon, die Sachſen ſtünden vor den Thoren, und alles lief davon. Bei der gänzlich veränderten Sachlage und nach der von Moriz abgegebenen Erklärung war das Concil wenigſtens für die Proteſtanten überflüſſig geworden und die Vereinigung mit den Katholiken kurz abgebrochen. Niemand empfand darüber einen tieferen Schmerz, als Melanchthon, den der Kurfürſt noch bis auf die letzte Stunde zu ſeinen Zwecken mißbraucht, in guten Glauben eingewiegt und ſo arg betrogen hatte, wie den Kaiſer. Wie Melanchthon, ſo dachten viele. Die ſächſiſchen Landſtände hielten es für ihre Pflicht, dem Kurfürſten einen ſchweren Vorwurf daraus zu machen, daß er ſich mit dem Reichsfeinde in ein Bündniß eingelaſſen habe.

Darum kümmerte ſich aber Moriz um ſo weniger, als er auch

die Franzoſen betrügen wollte, wie er alle betrog. Zunächſt kam es ihm nur darauf an, als Haupt der Proteſtanten mit König Ferdinand einen Vertrag zu ſchließen, durch welchen ein für allemal der ſpaniſche Einfluß von Deutſchland fern gehalten wurde. Auch Bayern war im Einverſtändniß. Herzog Albrecht V., der ſeinem Vater Wilhelm 1550 nachgefolgt war, würde ſein eifrig katholiſches Volk ſonſt gewiß aufgeboten haben, um die Sachſen aus dem nahen Tirol zu vertreiben. Wurde Philipp auf Spanien und Italien beſchränkt und behauptete ſich Ferdinand in Deutſchland, ſo war die Macht der Habsburger getheilt, alſo den übrigen Fürſten nicht mehr ſo gefährlich.

Ohne den flüchtigen Kaiſer weiter zu beachten, kamen Moriz und Ferdinand aufs neue in Paſſau zuſammen und ſchloſſen dort am 2. Auguſt 1552 den berühmten Paſſauer Vertrag, in welchem den Proteſtanten volle Religionsfreiheit zugeſichert, die Unterwerfung unter das Concil nicht mehr zugemuthet, alſo auch der Weg der Verſöhnung verlaſſen und die Kirchentrennung zum Beſchluß erhoben wurde, Landgraf Philipp wie Johann Friedrich ſeine Freiheit erhielt, Moriz aber im Namen ſeiner proteſtantiſchen Bundesgenoſſen dem Bündniß mit Frankreich wieder entſagte und ſich auch verpflichtete, dem König Ferdinand gegen die Türken Hülfe zu leiſten.

Dieſer Paſſauer Vertrag wird als der Grundſtein betrachtet, auf dem die proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands ſtehen. Schade nur, daß ihn ein Judas gelegt hat. Der ehrliche Berkmann in ſeiner Stralſunder Chronik geſteht ein, daß auch den gläubigſten Anhängern Luthers nicht ganz wohl zu Muthe geweſen ſey, weil die Sache Gottes eine Sache der Fürſten geworden war und fürſtlicher Verrath, welcher der Kirche die Freiheit brachte, ſie ihr auch wieder nehmen konnte. „Vund de boßheitt," ſchreibt Berkmann, „liſtigheit, vorreberie Mauritii iß ſere ludtbar auer datt gantze landt. Gade geclagett datt idt nhu ſo jn de weltt tho geitt, dett nene truve bi hern vund forſten funden."

5.

Der tolle Albrecht.

Der kranke und lebensmüde Kaiſer würde ſich vielleicht nach der ſchrecklichen Demüthigung, die ihm ſein eigener Bruder bereitet hatte, ſchon damals ganz von den Geſchäften zurückgezogen haben, wenn er nicht den Angelegenheiten ſeines geliebten Sohnes Philipp eine neue günſtige Wendung hätte geben wollen. Da er demſelben die Kaiſerkrone nicht verſchaffen konnte, wollte er ihm außer Spanien, Neapel und der Lombardei auch noch Burgund (die Niederlande) zum Erbe laſſen, damit er von hier aus immer noch einen mächtigen Einfluß auf Deutſchland üben könne und um damit die Intereſſen der ſpaniſchen und deutſchen Linien des habsburgiſchen Geſchlechtes enger zu verflechten. Burgund als eine ſpaniſche Provinz bedurfte des Schutzes der deutſchen Habsburger und dieſe hinwiederum Burgund zum Schutz gegen Frankreich. So lange daſſelbe ſpaniſch war, konnten die beiden habsburgiſchen Linien einander nie entbehren und mußten immer gegen Frankreich zuſammenhalten. Burgund wurde ein Pfand dynaſtiſcher Einheit trotz der geographiſchen Trennung. Indem nun Karl V. mit dieſem Gedanken umging, wollte er ſelbſt nach Burgund gehen und dort alles ordnen, legte aber eben deshalb den größten Werth darauf, die Franzoſen aus der Nähe von Burgund, aus Lothringen, zu vertreiben, wo ſie ſich bereits feſtgeſetzt hatten. Seine Zuſtimmung zu dem Paſſauer Vertrage gab er nur unter der Bedingung, daß die Proteſtanten ſich wieder von Frankreich trennen und ihm helfen ſollten, Lothringen wieder zu gewinnen.

Heinrich II. von Frankreich hatte in dem Augenblick, in welchem Moriz gegen den Kaiſer marſchirte, auch ſeinerſeits ein Heer in Italien, ein andres in Lothringen einrücken laſſen. Er hatte wieder viele Schweizer in ſeinem Solde, denn ſeitdem er bei der Taufe ſeiner Tochter Jeannette die ganze Eidgenoſſenſchaft zu Gevatter gebeten hatte, waren die Schweizer (Zürich und Bern ausgenommen) wieder

gar eifrig, ihm zu dienen. Heinrich, obgleich kein Held, begleitete das Heer nach Lothringen, ließ den jungen Herzog dieſes Landes, Karl, nach Frankreich entführen und bemächtigte ſich der deutſchen Reichsſtadt Metz durch Verrath, dann auch der Städte Toul, Cambray und Verdun. Da es ihm ſo weit gelang, wollte er auch Straßburg nehmen, wurde aber hier mit Kanonenſchüſſen begrüßt und begnügte ſich, zum erſtenmal die franzöſiſchen Pferde aus dem Rhein trinken zu laſſen. Denn das ſah man damals in Frankreich als etwas Außerordentliches an. Im Uebrigen gab Heinrich vor, er komme, um „die deutſche Freiheit zu ſchützen.“ Das war die Parole der damaligen deutſchen Fürſtenpolitik. Das Recht, gegen den deutſchen Kaiſer zu rebelliren und die eigenen Unterthanen, Adel, Bürger und Bauern zu tyranniſiren, Bisthümer und Klöſter zu plündern und die Landtage zu unterdrücken, endlich das deutſche Vaterland an das Ausland verrathen und verkaufen, das nannten unſere Fürſten damals „deutſche Freiheit.“

Die Perfidie Heinrichs II. war um ſo größer, als er für die Proteſtanten in Deutſchland die Waffen ergriff, während er ſie in Frankreich aufs härteſte verfolgte. Schon ſein Vater hatte alle Ketzer auf franzöſiſchem Boden verbrennen laſſen und das Einſchleppen der Reformation auf alle Art verhindert. Als man einmal eine ketzeriſche Flugſchrift an die Thüre des Königs Franz ſelbſt anſchlug, war er ſo erzürnt, daß er die ſechs angeſchuldigten Ketzer auf ſechs verſchiedenen Scheiterhaufen verbrennen ließ und ſelbſt mit ſeinen drei Söhnen barfuß und eine Kerze in der Hand die Ketzer zum Tode führen half (1535). Im Jahre 1542 ließ derſelbe König die furchtbarſten Strafen gegen die Calviniſten, die von Genf aus Propaganda machten, verhängen und 1545 die armen Waldenſer, die ſich von alten Zeiten her in den Gebirgen behauptet hatten, ausrotten und ihnen 22 Dörfer niederbrennen. Ganz dieſelbe Politik behielt Heinrich II. bei und gerade weil ihm die Parteinahme für die deutſchen Proteſtanten in Frankreich ſelbſt übel genommen wurde, ließ er, um zu beweiſen, daß es nicht aus religiöſer Sympathie,

ſondern nur aus Politik geſchehe, die Ketzergerichte in Frankreich arbeiten und die Scheiterhaufen rauchen.

Die Statthalterin Margaretha hatte in Burgund ſchon ein Heer gerüſtet, um die Franzoſen wieder zu vertreiben. Nach dem Paſſauer Vertrage half Moriz dem König Ferdinand gegen die Türken fechten, der Kaiſer ſelbſt aber eilte an den Rhein. Hier ſammelten ſich um ihn viele deutſche Truppen und auch edle Spanier, die ihm in ſeiner Noth beiſpringen wollten und ihm von ſeinem Sohne Philipp eine Million Dukaten überbrachten. Die Franzoſen wagten unter dieſen Umſtänden nicht mehr das Feld zu halten, ſondern gingen zurück, ließen aber die eroberten Städte ſtark beſetzen und inſonderheit Metz noch beſſer befeſtigen. In dieſem Bollwerk wollte ſich der kühne Herzog von Guiſe mit dem Kern der franzöſiſchen Truppen um jeden Preis behaupten.

Unbekümmert um den Paſſauer Vertrag hatte unterdeß der tolle Markgraf Albrecht Alcibiades mit ſeinem großen Söldnerhaufen in beſtialiſcher Weiſe gegen Bisthümer und Klöſter in Franken und Schwaben, dann auch auf dem linken Rheinufer gewüthet. Dieſer wilde Eber gab ſich für einen Helden des Evangeliums aus, der den Weinberg des Herrn ſäubern müſſe. Sein Tagewerk war aber nur Sengen, Brennen, Rauben, Morden. Alle Tage war er betrunken und ſeine Soldaten ahmten ihm nach, indem ſie ſich alles erlaubten und nichts mehr ſcheuten. Sie trugen weiße Armbinden, das Abzeichen der Franzoſen, weil Albrecht wie Moriz urſprünglich als Bundesgenoſſe Heinrichs II. aufgetreten war. Als er über den Rhein ſetzte und Lothringen ausplünderte, ſtellte er ſich dem Herzog von Guiſe zu Gebote, verlangte aber zu viel und trat deshalb zum Kaiſer über, der eben auch mit ſeinem deutſchen Heere ankam und es mit ſeinem niederländiſchen vereinigte. Karl V. verzieh dem tollen Markgrafen alles, weil er deſſen 10,000 kampfgeübte Geſellen wohl gegen Metz brauchen konnte. Aber er fing die Belagerung zu ſpät im October an und da die Stadt ſehr feſt war und trefflich vertheidigt wurde, in ſeinem Lager aber Kälte und Krankheit die Menſchen hinraffte, konnte er trotz aller Anſtrengung die ſchöne Grenzfeſte des

deutſchen Reichs nicht wiedergewinnen. Wie ernſt es ihm war, zeigt ſeine Ausdauer, da er trotz Alter, Podagra und Winterfroſt im Lager aushielt. Ein franzöſiſches Entſatzheer unter dem Herzog von Aumale wurde von Albrecht ſiegreich zurückgeſchlagen, aber Metz ſelbſt blieb unerobert und der Kaiſer mußte abziehen. Die dummen Deutſchen ſelbſt verhöhnten ihn mit dem ſchlechten Witz: „die Metz' und die Magd (Metz und Magdeburg) haben dem Kaiſer den Tanz verſagt.“

In Italien richteten die franzöſiſchen Waffen nicht viel aus, doch behaupteten ſie Parma und konnten von Savoyen aus, wo ſie feſten Fuß gefaßt hatten, jeden Augenblick neu operiren. Zur See verbanden ſie ſich mit den Türken, plünderten die Küſte von Neapel und beſetzten die Inſel Corſica, die damals zu dem kaiſerlich geſinnten Genua gehörte. In Ungarn half Moriz dem König Ferdinand gegen die Türken, doch beſchränkte man ſich auch hier nur auf den kleinen Krieg.

Albrecht war dem Kaiſer auf das rechte Rheinufer gefolgt, gab aber keinen Frieden, ſondern fing wieder an, das Bisthum Bamberg auszuplündern, und zog dann im Intereſſe der niederſächſiſchen Städte und des Herzog Erich von Braunſchweig-Calenberg gegen den in unbändiger Wildheit ihm ſelbſt ſo ähnlichen Heinrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Dieſer war nach dem Paſſauer Vertrag ein Freiheit geſetzt worden und hatte die alten Händel mit den Nachbarn wieder angefangen. Noch einmal vertrieben, war er nochmals zurückgekehrt und hatte das Glück, als Albrecht ihn überfiel, durch einen Bund zahlreicher Fürſten, an deren Spitze Ferdinand und Moriz ſelbſt ſtanden, geſchützt zu werden. Denn man wollte das deutſche Land nicht länger durch den Wüthrich Albrecht verheeren laſſen. Er war von Woche zu Woche grauſamer geworden, ließ hunderte von Dörfern anzünden, oft die Einwohner mit verbrennen, 80 Bamberger Bürger, die er als Geißeln genommen, verhungern. Wie in Franken, ſo tobte er jetzt in der goldenen Au und im Braunſchweigiſchen. Da überzog ihn das von Moriz angeführte Reichsheer, bei dem ſich auch Heinrich befand. Am 9. Juli 1553 kam es bei Sieversdhauſen zu einer mörderiſchen Schlacht, in der die

Blüthe des norddeutschen Adels mit gewohnter, einer bessern Sache würdigen Tapferkeit focht und vier Fürsten und 400 Grafen und Ritter ums Leben kamen. Beim ersten Angriff fielen zwei Söhne Herzog Heinrichs, nachher noch ein dritter braunschweigischer Fürst von Celle. Markgraf Albrecht, dem der ganze Kampf galt, wurde gefangen von einem Söldner, der ihn aber um Geld gleich wieder los ließ. Schon war der Sieg der Reichstruppen entschieden, als Kurfürst Moriz noch durch einen Schuß von hinten her niedergestreckt wurde, also wahrscheinlich verrätherischer Weise. Er starb zwei Tage nachher kinderlos und die Kur fiel an seinen Bruder August.

Herzog Heinrich, in Verzweiflung über den Tod seiner geliebten Söhne, verfolgte den fliehenden und am Arm verwundeten Albrecht, der immer noch nicht von seinem alten Trotze ließ, vielmehr dem Rest seiner Söldner befahl, nichts mehr zu schonen und so lange sie noch Eisen in der Hand hielten, alles, was ihnen in den Weg käme, zu morden. Aber bei Schwarzach in Franken erlitt er die letzte Niederlage und floh, nur noch von wenigen Reitern begleitet, nach Frankreich. Zu stolz aber, um dort das Gnadenbrod zu essen, ging er wieder nach Deutschland und fand die letzte Zuflucht beim Markgrafen von Baden in Pforzheim, wo er nach wenigen Jahren an den Folgen seines wüsten Lebens gestorben ist. Heinrich von Braunschweig hatte nur noch einen Sohn übrig, den lahmen Julius, den er nie hatte leiden können, den er mißhandelte, hungern und in Lumpen gehen ließ. Um einen andern Erben zu erzielen, heirathete er noch im Alter, bekam aber keinen Sohn. Nun wollte er die Söhne seiner Eva von Trott legitimiren, aber sie selbst weigerten sich. Da ging endlich der alte Wüthrich in sich, ritt auf das Schloß des lange verstoßenen Julius, dem seine Gemahlin Hedwig von Brandenburg eben den ersten Sohn, Heinrich Julius, geboren hatte, trat plötzlich ins Zimmer und zog das Schwert. Die junge Mutter stürzte vor Schreck zu Boden, er aber legte das Schwert auf des Kindes Brust und sagte: „du sasst nu myn leive sonn sinn."

So waren damals die deutschen Fürsten. Der beste unter ihnen war nach des alten Ulrichs Tode Herzog Christoph von

Württemberg, der die Wunden des Landes heilte und im Einklang mit seinem Volk die ständische Verfassung und das Landrecht revidirte. Da der gesammte Adel des Herzogthums sich zu Ulrichs Zeit und unter dem Schutze Habsburgs abgetrennt hatte und auf der schwäbischen Ritterbank reichsunmittelbar geworden war, blieben in der merkwürdigen württembergischen Landesvertretung nur zwei Stände übrig, der geistliche (14 Prälaten oder lutherische Aebte) und der bürgerliche.

6.

Der Augsburger Religionsfrieden.

Mittlerweile hatte sich der Krieg mit Frankreich in Italien und an den niederländischen Grenzen ohne irgend einen glänzenden Erfolg fortgeschleppt. Emanuel Philibert von Savoyen hatte für den Kaiser Hesdin und Therouanne eingenommen, 1553. Der alte Karl und Heinrich II. fanden sich persönlich ein und man erwartete eine große Schlacht, die jedoch unterblieb. Denn man diplomatisirte lieber. Der Kaiser ergriff die Gelegenheit, seinen Sohn Philipp mit der Königin Maria von England zu vermählen, die ihrem Vater Heinrich VIII. nachgefolgt war und durch ihre Mutter dem spanischen Hause angehörte 1554. Gelang es Philipp, Herr in England zu werden, so war das der sicherste Schutz für seine Niederlande. Wenn nun auch Ferdinand die deutschen Erblande und die Kaiserkrone behauptete, so konnte doch Karl V. die englische Heirath als den Schlußstein betrachten, mit dem er sein großes politisches Gebäude würdig vollende. Die Uebermacht des Hauses Habsburg schien gesichert.

Das deutsche Reich insbesondere wurde im folgenden Jahr 1555 durch König Ferdinand auf einem Reichstage in Augsburg vollends beruhigt. Hier nämlich wurde für das Reich die Parität beschlossen. Am Reichskammergericht sollten nicht mehr bloß Katholiken, sondern auch Protestanten Theil haben. Jede besondere Lan-

deskirche ſollte Staatskirche ſeyn, d. h. die Staatsgewalt ſollte die Confeſſion beſtimmen; unter einem katholiſchen Landesherrn ſollten auch alle Unterthanen nur katholiſch, unter einem proteſtantiſchen nur proteſtantiſch ſeyn dürfen, nach dem neuen Grundſatz: „Weſſen das Land, deſſen der Glaube“ (cujus regio, ejus religio). Wer ſich zu einem andern Glauben bekannte, als die Landesreligion, durfte frei auswandern. Damit wurde der Landeshoheit oder Souveränetät eine vorher nie gekannte Ausdehnung gegeben, doch war das Geſetz inſofern praktiſch und zeitgemäß, als dadurch jeder fernere Hader innerhalb deſſelben Territoriums vermieden und jeder an ſeine Partei und an ſeinen eigenen Heerd gewieſen wurde, ohne das Nachbarhaus zu ſtören. Man ſtritt auf dem Reichstage viel über das Reformationsrecht der geiſtlichen Fürſten. Den weltlichen blieb es geſtattet, ſo daß alſo ein katholiſcher Fürſt, wenn er wollte, mit ſeinem ganzen Lande zu den Proteſtanten übertreten konnte, und umgekehrt ein proteſtantiſcher zu den Katholiken. Trotz alles Eifers der proteſtantiſchen Reichsſtände wurde aber das Reformationsrecht durch den ſ. g. geiſtlichen Vorbehalt den geiſtlichen Kurfürſten, Erzbiſchöfen, Biſchöfen ꝛc. unterſagt. Das waren die Beſtimmungen des berühmten Augsburger Religionsfriedens vom 25. Septbr. 1555.

Im folgenden Winter wurde eifrig mit Frankreich unterhandelt. Der ſchwache, von entgegengeſetzten Hofparteien hin- und hergezogene König Heinrich II. war um ſo mehr zum Frieden geneigt, als ſeine Finanzen durch die Verſchwendungen des lüderlichen Hofes ganz erſchöpft waren und der Anſchluß Englands an die habsburgiſche Macht mit neuen Gefahren für Frankreich drohte. Am 5. Febr. 1556 ſchloß Frankreich mit dem Kaiſer zu Vaucelles einen fünfjährigen Waffenſtillſtand.

Nun erſt führte Karl V. den lange gehegten Entſchluß aus und entſagte der Krone, nachdem er Spanien, Neapel, Mailand und Burgund ſeinem Sohn Philipp, die deutſchen Erblande und die Kaiſerkrone ſeinem Bruder Ferdinand überlaſſen hatte. Philipp trat ſein Erbe ſchon 1556 an, Ferdinand erſt zwei Jahre ſpäter, weil er die Zuſtimmung der Kurfürſten brauchte. Die erſte Abdication

zu Gunsten Philipps erfolgte schon am 21. Oct. 1555 unter großer Feierlichkeit zu Brüssel in demselben Saal, in welchem Karl V. als zarter Jüngling für regierungsfähig erklärt worden war, umringt von den Rittern des goldnen Vließes. Die Abdication zu Gunsten Ferdinands fand ein unerwartetes Hinderniß am Papste.

Nach dem Tode Julius III. 1555 und Marcellus II., der nur 22 Tage Papst war, kam Paul IV. auf den h. Stuhl, aus dem Hause Caraffa, ein gewaltiger Geist, der den strengen Orden der Theatiner gestiftet hatte und an eine große Wiedergeburt des katholischen Geistes von innen heraus dachte, weshalb ihm das Kokettiren der Habsburger mit den Protestanten in tiefster Seele verhaßt war. Daß die Unabhängigkeit der Kirche und des h. Stuhls selbst durch die habsburgische Politik gefährdet war, lag jedermann vor Augen. Es war mithin dem Papste nicht zu verdenken, daß er den Druck, den der Herzog von Alba als kaiserlicher Statthalter von Mailand und Neapel aus auf Rom ausübte, unerträglich fand. Daß der Kaiser die Krone seinem Bruder abtrat, ohne erst den Papst zu fragen, gab dem letztern den ersten Anlaß, öffentlich mit jenem zu brechen. Die Kaiserkrone, behauptete er, werde vom Papst gegeben und könne auch wieder nur durch ihn zurückgenommen und neu vergeben werden. Das waren nun freilich mittelalterliche Ansprüche, auf die kein Fürst mehr achtete. König Ferdinand empfing nach Zustimmung des deutschen Reichs die Kaiserkrone am 14. März 1558 aus den Händen des Kurfürsten Joachim III. von Brandenburg.

Der alte Kaiser aber zog sich in das Privatleben zurück und zwar nach Spanien in das einsam gelegene Hieronymitenkloster Juste in Estremadura. Man hat von seinem Aufenthalt daselbst eine Menge Märchen verbreitet. Bald wurde erzählt, er habe sich die Zeit damit vertrieben, eine Menge Uhren gleich zu stellen. Weil es ihm aber nie gelungen sey und die Uhren doch immer verschieden gegangen seyen, soll er gesagt haben, so seyen die Menschen, man könne sie nie übereinstimmen. Bald erzählte man, der Kaiser habe sich noch in die Geschäfte einmischen wollen und sey deshalb von seinem Sohne Philipp undankbar zurückgewiesen und hart behandelt

worden. Dann hieß es wieder, er habe ganz als Mönch gelebt und ſich ſtrengen Bußübungen unterworfen. Das alles ſind Erdichtungen. Der Kaiſer lebte nicht als Mönch und auch nicht im Kloſter, ſondern in einer Kirche, die zum Palaſt für ihn eingerichtet war. Auch hatte er den Ort nur ſeiner geſunden Luft, ſeiner behaglichen Stille und ſchönen Natur wegen gewählt, um von langen Lebensmühen auszuruhen und ſein Podagra zu pflegen. Obgleich er nicht mehr regierte, wurde ihm doch alles Wichtige mitgetheilt und ſein Sohn holte gern ſeinen Rath ein. Als Vermittler diente der geſchmeidige Herzog von Eboli, der ſich eine Ehre daraus machte, daß ſeine ſchöne Gemahlin Philipps Maitreſſe wurde. Der letzte Rath, welchen Karl ſeinem Sohne ertheilte, war der, daß er den Jeſuiten nicht trauen ſolle, weil ſie darauf ausgingen, den Papſt wieder hoch über die Kaiſer und Könige zu erheben. Der König von Spanien müſſe ſich des Papſtes fortwährend als Mittel zu ſeinen politiſchen Zwecken bedienen, ſich aber nie als Mittel für die Zwecke des Papſtes gebrauchen laſſen. Zuletzt kam der Kaiſer auf den ſeltſamen Einfall, ſich einmal zum Scheine begraben zu laſſen, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen, wie es ſeyn würde, wenn er ernſtlich begraben würde. Bei dieſer Ceremonie aber zog er ſich eine Erkältung zu und ſtarb wirklich, am 21. September 1558.

Unter Karl V. kam die Kirchentrennung zu Stande und nicht ohne ſein Zuthun. Dadurch wurde die Macht der Kirche gebrochen zum alleinigen Vortheil der Staatsgewalt und die deutſche Nation wurde zerriſſen zum alleinigen Vortheil fürſtlicher Willkür. Eine der wichtigſten und verderblichſten Neuerungen unter Karl V. war aber das Aufkommen des römiſchen Rechts als des ausſchließlich kaiſerlichen, als des ausſchließlich wiſſenſchaftlichen und theoretiſch begründeten Rechtes. Dadurch nämlich wurde allen Ständen und Reichsgenoſſen das angeſtammte gute deutſche Recht und Herkommen und die öffentliche und mündliche Rechtspflege in der Mutterſprache entriſſen und ſie wurden einem fremden, volksfeindlichen, deſpotiſchen Geſetz unterworfen, das in lateiniſcher Sprache geſchrieben nur von ſtudirten Juriſten verſtanden, ausgelegt und gehandhabt wurde mit-

telst eines ganz neuen schriftlichen und heimlichen Verfahrens. Das war ein eben so großes und schreckliches Uebel wie die Kirchentrennung.

Man schmeichelte Karl V. damit, daß er das römische Kaiserthum in einem Umfang wiederherstelle, wie es kaum Karl der Große vermocht habe, und er gefiel sich in dem Gedanken, die alten Institutionen seines angeblichen Vorgängers, des Kaiser Justinian, zu erneuern. Sein berüchtigtes Gesetzbuch, die Carolina, trägt schon keine Spur mehr vom deutschen Rechtssinn, sondern ist mit Blut für römische Sklaven geschrieben. Johann Oldendorp, einer der großen Juristen der Renaissance, prägte der ganzen modernen Juristenwelt den Grundsatz ein, es gebe nur ein Recht, und das sey das altrömische, classische. Das nach allen seinen Theilen zu ergründen, als wissenschaftliches System auszubilden und durch Gesetzgebung und Rechtspraxis allen Nationen aufzuzwingen sey die höchste Aufgabe. Er wandte sich desfalls auch an Karl V., der seine Dedication gnädig aufnahm und ganz mit ihm einverstanden war. Ein anderer großer deutscher Jurist, Gregor Hofmann, der sich Holoander nannte, leistete am meisten im Aufsuchen und Vergleichen der alten, in Italien noch erhaltenen Handschriften der Pandecten und Novellen und durch vollständige Herausgabe des altrömischen Rechts oder des corpus juris im J. 1531. Alle Universitäten griffen begierig darnach, denn alle standen unter dem Einfluß der Fürsten und dienten ihrer Politik. Durch die juristischen Facultäten wurden auf allen Universitäten die rechtskundigen Beamten des modernen Staats herangezogen, deren sich die herrschenden Dynastien fortan bedienten, das alte Recht der Nation und der Stände mit Füßen zu treten und vergessen zu machen.

Das corpus juris wurde nun aber auch den canonischen Büchern entgegengestellt und das Kirchenrecht nicht weniger durch das neue Fürstenrecht unterdrückt, wie die Volksrechte. Das Volk wußte nicht, was es that, als es sich mit den Fürsten gegen die Kirche verband. Es schmiedete sich selbst die härtesten Fesseln. Kaiser Karl V. dachte aber über die Kirche und über das Volk ganz eben so, wie die

proteſtantiſchen Fürſten, und beide wetteiferten nur, die Kirche und das Recht der Nationen zugleich zu unterdrücken. Es iſt faſt lächerlich, wenn ſentimentale Geſchichtſchreiber ihn immer noch mit einem altkatholiſchen Nimbus umgeben und als den Hort conſervativer und kirchlicher Politik bezeichnen. Karl V. war ein durch und durch moderner Staatsmann wie nach ihm Ludwig XIV. und Joſeph II.

7.

Erſte vergebliche Ermannung des Papſtthums.

Erſt mit Paul IV. gelangte das Papſtthum wieder zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, zur klaren Beſinnung über ſeine Pflichten in der tieferſchütterten Zeit. Aber es war ſchon zu ſpät. Die Fahrläßigkeit, die Verſündigung ſo vieler früherer Päpſte hatte das Uebel groß und immer größer werden laſſen. Wie ſollte der feurige, aber wehrloſe Theatiner das weite Gebiet des bereits abgefallenen Nordens wiedererobern, wie ſich der gefährlichen Umſtrickung der habsburgiſchen Politik auch nur in Italien ſelbſt entwinden können?

In Genua war 1547 eine Verſchwörung des Luigi de Fieschi, Grafen von Lavagna, die den Sturz des Andrea Doria und der kaiſerlichen Partei zum Zwecke hatte, durch den zufälligen Tod des Urhebers geſcheitert, der in dem Augenblick des Sieges, während er von einem Schiff im Hafen ausſtieg, ins Waſſer ſtürzte und verſchwand. Dagegen hatte Ottavio Farneſe, Pier Luigis Sohn, in Piacenza franzöſiſche Unterſtützung erhalten und die Franzoſen behaupteten ſich noch in Savoyen. Im J. 1555 war aber wieder der energiſche Herzog von Alba ſpaniſcher Gouverneur in Italien geworden und Cosmo in Florenz, ſein Eidam, ſtand ihm gegen den Papſt bei. Nichtsdeſtoweniger ging Paul IV. in ſeinem Eifer ſo weit, den König Philipp von Spanien des neapolitaniſchen Thrones für verluſtig zu erklären, weil er als Oberlehensherr allein darüber zu verfügen habe, 1556. Ein franzöſiſches Heer unter dem Herzog von Guiſe ſollte den Papſt ſchützen, wich aber vor dem Herzog von

Alba zurück. Ein anderes kleines Heer von 3000 Schweizern unter Orſini wurde von deutſchen Landsknechten unter Colonna geſchlagen und der Papſt mußte um Frieden bitten. Die Farneſe gewann Alba, indem er ihnen Piacenza überließ.

Gleichzeitig hatten die Franzoſen auch an den niederländiſchen Grenzen den Frieden wieder gebrochen, und waren unter Montmorency in Flandern eingefallen, wurden aber vom Grafen Egmont und dem Grafen Ernſt von Mansfeld bei St. Quentin, am 8. Auguſt 1557, geſchlagen, und dieſe Stadt, in der ſich der franzöſiſche Admiral Coligny ruhmwürdig vertheidigte, erobert. Durch dieſe Niederlage wurde Heinrich II. genöthigt, das Heer unter Guiſe aus Italien zurückzurufen, aber Egmont ſiegte noch einmal bei Grävelingen 1558, wo Montmorency gefangen wurde, und nun bequemte ſich Frankreich aufs neue zu einem Frieden von Chateau-Cambreſis, am 3. April 1559. Es trat darin Savoyen an ſeinen rechtmäßigen Herrn, Emanuel Philibert, wieder ab, der bisher in der Verbannung gelebt und den Kaiſerlichen gedient hatte. Dagegen behielt Frankreich Calais, welches es im Verlauf des Kriegs den Engländern, die es ſchlecht beſetzt hatten, weggenommen hatte. Es ſollte zwar gegen eine Summe Geldes wieder an England zurückgegeben werden, aber man wußte wohl, dieſelbe werde nicht bezahlt werden.

Durch die weltliche Uebermacht beſiegt zog ſich der Papſt in ſeine apoſtoliſche Heiligkeit zurück, und betrieb die ſittliche Reform des Klerus und die Unterdrückung der Ketzerei, ſo weit ſein Arm reichte, mit großem Ernſt. Man erinnerte ihn, es gebe in ſeinem eigenen Hauſe Einiges zu reformiren und machte ihn auf kleine Uebergriffe ſeiner nächſten Verwandten aufmerkſam. Da ſtieß er dieſelben mit Härte von ſich und verdammte durch Wort und Beiſpiel das bisherige Syſtem des Nepotismus, durch welches die Päpſte zwar ihren Familien Fürſtenthümer erwarben, aber auch die Sache der Kirche an die weltlichen Mächte verrathen hatten. Indeſſen nutzte Paul IV. der Sache der Kirche ſelber nicht viel durch ſeinen Eifer, denn ſein Haß gegen das Haus Habsburg bewog den

Kaiſer Ferdinand, ſich näher an die Proteſtanten anzuſchließen. Wenn nicht mit ſich ſelbſt, doch mit ſeiner Stellung unzufrieden und mit trüben Ausſichten in die Zukunft ſtarb der alte Papſt noch im Jahr 1559.

Mit dem reformatoriſchen Eifer dieſes Papſtes contraſtirte ſeltſam die lare Obſervanz des Herzog von Alba, der im Namen Philipps II. Italien beherrſchte. Ein Chorherrnſtift in Mailand war völlig entartet und zum lüderlichen Hauſe geworden. Der h. Carlo Borromeo, Erzbiſchof von Mailand, wollte es reformiren, aber die Chorherrn ſetzten ſich zur Wehre und die ſpaniſchen Beamten nahmen ſich ihrer an, ſo daß ihnen nichts geſchah. Nachher wurde vermittelt und die Chorherrn leiſteten dem heiligen Mann Abbitte, ohne daß er ſie des weitern maßregeln durfte. Denn Alba und ſein Heer dachten ganz wie Karl V. und wie die proteſtantiſchen Fürſten und Luther, die Staatsgewalt allein habe zu befehlen, die Kirche nur zu gehorchen. Der Erzbiſchof von Mailand war unter den hohen Würdenträgern der Kirche nächſt dem Papſt Paul IV. der erſte, in dem wieder das Bewußtſeyn biſchöflicher Pflicht erwachte und der in großartiger Weiſe reformirte, ſo reformirte, wie es urſprünglich Luther und alle Wohldenkenden und über die Verderbniß des Klerus ſittlich Entrüſteten gewollt hatten. Hätte es im Beginn des Jahrhunderts ſo heilige Biſchöfe gegeben wie Carlo Borromeo, ſo würde allem und allen geholfen worden ſeyn und es hätte der unglückſeligen Kirchentrennung und der blutigen Religionskriege nicht bedurft. Carlo Borromeo aber hatte auch noch zu ſeiner Zeit den ſchwerſten Stand, weil ihm die ſpaniſche Regierung jedes Hinderniß in den Weg legte, weil die weltlichen Beamten durchaus nicht leiden wollten, daß ein Biſchof die ihm untergebenen Prieſter ohne ihre Erlaubniß lenken und leiten ſolle. Nur mit unſäglicher Mühe führte er ſeine Reform durch, brachte Disciplin in die Weltgeiſtlichkeit, verbeſſerte den Schulunterricht und ſchnitt im Weinberg des Herrn, den er hütete, alles Dürre, Unreine, Paraſitiſche und Giftige aus. Die Beamten und der lüderliche Theil des Klerus verfolgten ihn und ſtanden ihm mehrmals nach dem Leben.

Aber das Volk ehrte ihn hoch und er wurde unermeßlich populär, als er während der verheerenden Pest die Stadt nicht verließ, sondern selber in die Hütten der Armen und an das Bett der Sterbenden ging, um Trost zu spenden.

Paul IV. hatte den Kaiser Ferdinand gar nicht anerkannt. Erst der folgende Papst, Pius IV., ein Medici, unter spanischem und florentinischem Einfluß gewählt, gab sich wieder ganz dem habsburgischen Interesse hin. Die unglücklichen Verwandten des vorigen Papstes, die Caraffa, ein Cardinal, ein Herzog und zwei Grafen, wurden, obgleich sie früher schon von Paul IV. selbst waren verrieben worden, jetzt aufgesucht und hingerichtet, nicht sowohl wegen ihrer Schuld, als weil sie die Verwandten des der weltlichen Gewalt so verhaßten Papstes gewesen waren, an dem man sich noch im Grabe rächen wollte. Pius gab von vornherein zu, es gebe keine geistliche Gewalt mehr, und stellte den noch katholisch gebliebenen Souverainen anheim, was sie aus der Kirche machen wollten oder nicht. Unter diesen Umständen nun wurde eine Wiederaufnahme des Conciliums von Trient beliebt, nicht mehr, um die alte und neue Kirche zu versöhnen, sondern nur noch, um der alten Kirche so weit sie noch stehen geblieben war, eine neue Festigkeit zu geben. Sämmtliche katholische Fürsten hatten ein Interesse, die Reformation nicht weiter um sich greifen zu lassen, um nicht Land und Leute zu verlieren. Das bisherige Schwanken mußte aufhören, den Concessionen, die Ferdinand, der König von England, der Kurfürst von Köln ꝛc. den Reformirten gemacht hatten und wodurch nur immer die Protestanten gewonnen hatten, mußte ein Ende gemacht werden. Zu diesem Behufe rathschlagten der Kaiser, Frankreich und Spanien lange mit einander.

Ferdinand fürchtete mit Recht das große Uebergewicht, welches Spanien und Frankreich als rein katholische Mächte über ihn erlangen würden, dessen deutsches Reich durch die Reformation in zwei Theile zerrissen war, gab sich daher immer noch Mühe, eine Aussöhnung mit den Protestanten zu ermöglichen, und war zu großen Concessionen an sie bereit. Heimlich unterstützte ihn sogar Herzog

Albrecht von Bayern, dem das spanische Uebergewicht von Italien her bange machte. Beide, Ferdinand und Albrecht, wollten das Abendmahl in beiderlei Gestalt, den Gottesdienst in deutscher Sprache und die Priesterehe zugeben. Aber die von Kurfürst August nach Naumburg berufene Versammlung protestantischer Bevollmächtigter wollte sich nicht damit begnügen. Der päpstliche Nuntius Commendone, der dazu gekommen war, um, wenn nicht die Versöhnung zu Stande zu bringen, doch wenigstens das Entgegenkommen des Papstes vor aller Welt zu beweisen, wurde von den Protestanten verhöhnt und mit Verachtung zurückgestoßen, gab ihnen aber in milder Rede gute Lehren: „Wozu so bittere Worte gegen solche, die im Dienst des christlichen Gesammtwesens eine so weite und beschwerliche Reise zu euch unternommen haben? Ihr scheint durch Schmähungen die Gründe, die euch fehlen, ersetzen zu wollen. Ich will euch darin nicht nachahmen, sondern euch zeigen, daß wir euch wie in der Gerechtigkeit unserer Sache, so auch in der Mäßigkeit unserer Reden überlegen sind.“ Dann gab er ihnen zu bedenken: „Wie viel Zwist herrscht unter euch über Luthers Lehre? Keine Stadt, ja kein Haus in Deutschland ist frei von theologischem Gezänk. Weiber streiten mit Männern, Kinder mit Eltern über das Verständniß der Schrift. In Gesellschaften, in Wirthshäusern, bei Trunk und Spiel entscheiden Weiber und Kinder über die höchsten Wahrheiten. Und könnt ihr nicht einig werden, weil so gewiß falsche Sätze mit einander nicht stimmen, als wahre einander nicht widerstreiten. Je weiter ihr nun ins Meer des Irrthums hinausschifft, um so dunkler werden die Wogen.“

Obwohl die Naumburger Versammlung dem katholischen Friedensprediger in keinem Stücke nachgab, so schien sie den übereifrigen Lutheranern doch noch zu gemäßigt. Die letztern hielten einen Convent in Lüneburg, wo Flacius die fanatischen Prediger der Hansestädte Mörlin von Braunschweig und Hesshus von Magdeburg so wie der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich ihrem ganzen Hasse gegen die alte Kirche und gegen die gemäßigten Lutheraner Luft machten, 1561.

8.

Das Concil in Trient.

Nunmehr blieb den Katholiken nichts mehr übrig, als ihre erſchütterte Kirche neu zu befeſtigen, ohne ſich weiter um die Proteſtanten zu bekümmern. Aber die katholiſchen Mächte waren uneins, in wie weit ſie den Papſt noch wollten etwas gelten laſſen oder nicht. Spanien hielt den Standpunkt der Staatsomnipotenz unbeugſam feſt und wollte weder den ſittlichen Reformbeſtrebungen, noch den Rechten des h. Stuhls und der Unabhängigkeit der Kirche die geringſte Conceſſion machen. Ferdinand fürchtete, der Proteſtantismus werde am Ende doch noch alle ſeine Erblande überfluthen, wenn er dem Volke nicht den Kelch und den Gottesdienſt in der Mutterſprache geſtatte, ein Verlangen, welches auch Frankreich zugab. Denn auch in Frankreich waren trotz Heinrichs II. ſtrengen Maßregeln von Genf aus die Reformationsideen in mächtiger Strömung eingedrungen und Frankreich hatte den Krieg mit Spanien abgebrochen und in dem Frieden von Chateau-Cambreſis hauptſächlich im Hinblick auf den drohenden Religionskampf in ſeinem Innern angenommen. Katharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., bat den Papſt ausdrücklich, ſich zu Reformen zu verſtehen, weil es ſonſt nicht möglich ſeyn würde, den innern Frieden im franzöſiſchen Volke zu erhalten. Allein Spanien gab nicht nach und bewilligte den Laien den Kelch nicht. Indem es das alte Dogma und den alten Ritus ſo feſt hielt, nahm es ſich andrerſeits keineswegs des Papſtes und ſeiner Hierarchie an, ſondern ſuchte dieſelbe zu zerſtören und brachte die Ketzerei auf, die biſchöfliche Gewalt fließe nicht aus der päpſtlichen, ſondern jeder Biſchof in jedem Lande habe gleiches Recht mit dem römiſchen. Der Zweck dieſer Behauptung war, für Spanien eine vom König unmittelbar abhängige Landeskirche zu gründen. Philipp II. rechnete dabei auf die Loyalität der Spanier. Frankreich würde ſich im Sinn der gallicaniſchen Kirche gewiß gerne

dieſer ſpaniſchen Auffaſſung angeſchloſſen haben, wenn es eben ſo ſehr ſeiner eigenen Macht vertraut hätte, wie Spanien. Es beſorgte aber, des Beiſtands katholiſcher Nachbarſtaaten noch zu bedürfen, und ſtimmte daher für die Solidarität des Katholicismus in allen Ländern. Deshalb unterſtützte es die päpſtliche Gewalt und entſchied am Ende für das ſpaniſche Feſthalten am alten Dogma und Ritus unter der Bedingung, daß Spanien den h. Stuhl nicht allzuſehr einſchränke. Als ſich Spanien und Frankreich darüber verſtändigt hatten, mußte ihnen auch das katholiſche Deutſchland nachgeben.

Daraus nur erklärt ſich alles, was in Trient vorging. Die ſeit dem 18. Januar 1562 auf dem erneuerten Concil wieder vereinigten Väter hatten nur das zu formuliren, was die Kabinette von Wien, Madrid und Paris vorher beſchloſſen hatten. Wegen der weiten Entfernungen dieſer Reſidenzen war der Meinungsaustauſch ſchwierig, daher die langen Pauſen zwiſchen den Sitzungen des Concils. Man wußte wohl, daß auf dieſem nichts anderes zu Stande kommen könne, als was die Diplomaten vorher beſchloſſen hätten, und ſagte deshalb, der heilige Geiſt komme nach Trient mit dem Poſtfelleiſen.

Deutſchland und Frankreich verlangten Reformen, Spanien verwarf ſie. Die beiden erſten Mächte gaben nach und die Reformen wurden demnach nur auf ein geringes Maaß beſchränkt, auf Einſchränkung des Ablaßunfugs und anderer Finanzſchwindeleien, auf Herſtellung einer beſſeren Zucht, der klerikalen Würde, des ſittlichen Anſtands, der geiſtlichen Studien und der Schulpflege. Dagegen wurde das ganze alte Dogma und der alte Ritus beibehalten und in Bezug auf das Abendmahl in einer Geſtalt, die Transſubſtantiation, die guten Werke, die Sakramente, die vom heil. Geiſt inſpirirte Kirche, die alleinige Autorität der Kirche, die Autorität der Tradition, das alleinige Auslegungsrecht der heiligen Schrift durch die Kirche, die alleinige Gültigkeit der Vulgata, den Cölibat, die Meſſe, den ausſchließlichen Gebrauch der lateiniſchen Kirchenſprache, den Mariencultus, die Verehrung der Heiligen, der

Reliquien und Bilder, den Reformfreunden nicht die geringste Concession gemacht.

Spanien hatte den Papst ganz einschränken und so ohnmächtig machen wollen, wie die Patriarchen im Orient. Da ihm aber Deutschland und Frankreich die Reformen opferten, so opferte es seinerseits auch wieder ihnen seine staatskirchliche Tendenz und ließ den römischen Primat fortbestehen, jedoch nicht ohne Einschränkungen und Vorbehalte, wodurch sowohl den Landesbischöfen größere Rechte gegenüber dem h. Stuhl gewährt wurden, als auch das Verhalten der Curie selbst vom guten Rath, beziehungsweise von den Drohungen der katholischen Großstaaten abhing.

Das ist die wahre Geschichte des Tridentiner Concils, welche der Venetianer Paulo Sarpi mit antirömischer, der Jesuit Pallavicini mit römischer Feder geschrieben hat. Die berühmtesten Redner des Concils, der Cardinal Morone, der ermeländische Bischof und Cardinal Hosius, der sehr gemäßigt und conciliatorisch sprach, der bayrische Gesandte Baumgärtner, der am heftigsten gegen die Mißbräuche des Klerus donnerte und die schärfsten Reformforderungen stellte ꝛc., sie alle fochten nur mit Worten, die Entscheidung kam aus den kaiserlichen und den königlichen Cabinetten. Deshalb ist auch, was man vom Einfluß der Jesuiten auf dem Concile gesagt hat, sehr übertrieben. Die Jesuiten, die sich dem Papst in der Noth als treue Kämpfer zugesellten, waren damals noch ganz so ohnmächtig wie der Papst selbst. Nur das war ein Gewinn für sie, daß die Solidarität der katholischen Interessen auf dem Concil gewahrt wurden. Darauf ließ sich weiter bauen. In der letzten Sitzung am 4. December 1563 rief der Cardinal von Lothringen: „verflucht seyen alle Ketzer!“ und die ganze Versammlung rief es mit Donnerstimme nach. Das war sehr natürlich, denn die Naumburger und Lüneburger Versammlung hatte jede, auch die billigste Sühne ausgeschlagen.

Pius IV. starb noch in demselben Jahre und sein Nachfolger **Pius V.**, an mönchische Ascese gewöhnt, faßte seine Stellung wieder wenn auch mit der Bescheidenheit seines Vorgängers, doch mit

dem ſtrengen Pflichtgefühl, wie Paul IV. auf, indem er begriff, daß der Papſt dem geſammten Klerus mit Eifer im Glauben, in der Andacht und Demuth vorangehen müſſe. Carlo Borromeo übte den größten Einfluß auf ihn. Nach außen befreundete er ſich beſonders mit Cosmo in Florenz, den er mit Bewilligung Spaniens zum Großherzog ernannte. Er brauchte eine Stütze in Italien ſelbſt gegen die Zumuthungen der Großmächte in Deutſchland, Frankreich und Spanien. Pius V. ſuchte manches Gute der Reformation ganz ſtill ſeiner Kirche anzueignen. So gab er einen römiſchen Katechismus heraus.

In jener Zeit der Scheidungen wurde auch durch Bullinger in Zürich die ſ. g. helvetiſche Confeſſion als Norm der Anhänger Zwinglis aufgeſetzt und beſchworen. Nur Baſel nahm ſich davon aus und behielt ſeine beſondere Confeſſion. Auch in Genf nahm die reformirte Gemeinde eine eigenthümliche, von der ſchweizeriſchen unabhängige Verfaſſung an durch Calvin und verbreitete ſich als Calvinismus nach Frankreich, den Rhein entlang nach den Niederlanden und England, während der ganze Oſten Deutſchlands und der ſkandinaviſche Norden bei Luther und der augsburgiſchen Confeſſion verharrte. In Polen, wo die Reform auch umgriff, brachte Socin wieder eine abweichende Lehre auf, indem er die Dreieinigkeit leugnete. Cardinal Commendone hatte nur zu wahr geſprochen, wenn er den Reformirten endloſe Entzweiungen prophezeihte.

Kaiſer Ferdinand verdankte ſeiner Ausſöhnung mit den Proteſtanten wenigſtens Ruhe in den Erbſtaaten. Die Türken blieben zwar immer noch höchſt läſtige Nachbarn, doch kam es zu keinem großen Kriege mehr auf dieſer Seite. Martinuzzi ſuchte den jungen Johann Sigmund Zapolya bei Seite zu ſchieben, um ſich durch Achſelträgerei zwiſchen Oeſterreich und der Türkei am Ende ſelbſt zum Herrn Siebenbürgens aufzuwerfen. Sein Plan wurde aber entdeckt und Ferdinand ließ ihn meuchelmorden, 1552. Man hält ihn inſofern für ein unſchuldiges Opfer, als er von Ferdinand eine Emancipation der Bauern verlangt haben ſoll, als das einzige Mittel, ſie gegen die Türken zu begeiſtern. Denn ſo lange ſie Leibeigene chriſtlicher Herren ſeyen, blieben ſie ſtumpfſinnig und ſähen die tür-

liſchen Herrn eben ſo gern. Dieſer Emancipation aber habe ſich Ferdinand entſchieden widerſetzt und daher der Mord des Martinuzzi. Als Ferdinand dem Papſt davon Anzeige machte, ſagte dieſer nur: ihr hättet ihn früher nicht ſo ſehr loben und empfehlen, oder nachher nicht umbringen ſollen. Die Türken rächten ihn durch Sengen und Brennen. Johann Sigmund behauptete ſich in Siebenbürgen. Der alte Ferdinand endete ſein vielbewegtes Leben 1564.

Sein Sohn Maximilian II. wurde Nachfolger im Reich. Ein jüngerer Sohn, Ferdinand, lebte auf dem Schloß Ambras in Tirol mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin. Das war Philippine Welſer, die Tochter eines lutheriſchen Kaufmanns in Augsburg, nach dem Urtheil der Zeitgenoſſen das ſchönſte Mädchen der damaligen Welt, dazu tugendhaft und geiſtvoll, ſo daß ſie die Liebe des Erzherzogs nicht annahm, er müſſe ſie denn heirathen. Ganz hingeriſſen von ihr ließ er ſich heimlich mit ihr trauen, lebte aber in der entſetzlichſten Angſt vor dem Zorne ſeines Vaters. Da reiste Philippine unerkannt an den Hof des Kaiſer Ferdinand, warf ſich zu ſeinen Füßen und klagte ihm unter fremdem Namen das Leid, das ihr durch den ſtrengen Vater ihres Gatten zugefügt ſey. Der Kaiſer, von ihrer engelgleichen Schönheit gerührt, hob ſie auf und verſprach ihr, ein ernſtes Wort mit dem Vater zu reden, der eine ſo liebe Schwiegertochter verſchmähe. Da gab ſich Philippine zu erkennen und Ferdinand, zu Thränen gerührt, verzieh ihr alles. Die Volksſage mag dieſe Begebenheit ausgeſchmückt haben, immerhin aber iſt gewiß, daß der kaiſerliche Vater die ſchöne Schwiegertochter anerkannte. Auch der Papſt beſtätigte die Ehe, und ihre Kinder wurden die Markgrafen von Burgau. — Eine andere poetiſche Geſtalt jener Zeit war der ſtarke Rauber, kaiſerlicher Hofkriegsrath, deſſen Bart 5 ½ Schuh lang war. Er warb um die ſchöne Helena, eine natürliche Tochter des zweiten Max, um die auch ein ſtolzer und ſtarker Spanier freite. Der Kaiſer verſprach ſie dem ſtärkſten von beiden. Da ſteckte Rauber den Spanier in einen Sack und legte ihn zu Helenens Füßen nieder.

Fünftes Buch.

Wachsender Religionshaß.

1.

Die Jeſuiten.

Die alte Kirche war nicht ſo ſehr entartet, daß die geheimnißvolle Macht ihres romantiſchen Geiſtes nicht noch fortgewirkt hätte. Er lebte freilich nicht mehr in den Päpſten, noch im Klerus, wohl aber noch im Volke und im Adel, hauptſächlich bei den ritterlichen Spaniern.

Don Innigo Lopez, der jüngſte Sohn des adeligen Hauſes Loyola, insgemein Ignaz von Loyola genannt, war der ſpaniſche Offizier, welcher ſich, wie oben erzählt iſt, bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzoſen durch ſeine Tapferkeit auszeichnete und ſchwer verwundet wurde. Er war damals noch ein lebensluſtiger Ritter und ſehr eitel. Nach ſeiner Heilung ſtand ihm ein Knochen aus dem Fuße vor, den er ſich trotz der großen Schmerzen, um der Schönheit ſeiner Figur nicht zu ſchaden, abſchneiden ließ. Es half ihm aber nichts, er mußte doch ſein Lebenlang hinken. Auf ſeinem Schmerzenslager hörte er viele alte Legenden, die ihn ſo begeiſterten, daß er den Heiligen nachahmen wollte. Sobald er geneſen war, begab er ſich auf den Montſerrat, den aus der Ebene von Catalonien in hundert Felſenzacken emporſtarrenden

Berg, der ganz mit Klöstern und Einsiedeleien bedeckt ist. Hier hielt er vor einem wunderthätigen Bilde der Jungfrau Maria eine Nacht hindurch die ritterliche Waffenwache, legte dann seine Waffen auf ihrem Altare nieder und vertauschte seine Rüstung mit der Kutte des Mönches. Von hier begab er sich nach Manresa in ein Hospital und widmete sich der Pflege der Kranken und harter Buße. Seine Erscheinung war so auffallend, daß man ihn auf offner Straße verhöhnte, bis es bekannt wurde, daß es ein Ritter sey und man nun mehr Respect vor ihm bekam. Die Martern, die er sich selbst anthat, warfen ihn wieder auf das Krankenlager. Da schrieb er sein berühmtes Buch „von den geistlichen Uebungen," die er als den Uebergang zur geistigen Wiedergeburt betrachtete. Als er wieder gesund war, pilgerte er nach Jerusalem, küßte aber unterwegs in Rom 1523 dem Papst Hadrian die Füße. In Italien herrschte die Pest. Niemand wollte den todtbleichen Pilger aufnehmen und er mußte die Nächte unter freiem Himmel zubringen. In Venedig bettelte er sich das Geld zur Ueberfahrt ins h. Land zusammen. In Jerusalem predigte er den Türken und wollte sie bekehren, was aber so anstößig und gefährlich schien, daß die Christen selbst ihn eilig wieder fortschafften. Er kam wieder nach Italien, wo Franzosen und Kaiserliche sich bekämpften, gerieth zufällig in das Lager seiner spanischen Landsleute, wurde für einen Spion gehalten und mit Ruthen gestrichen, duldete es aber mit Freudigkeit. Endlich kehrte er nach Spanien zurück und ging in Barcelona in die Knabenschule, denn er konnte weder lesen noch schreiben, obgleich er schon 33 Jahre alt war. Hier befand sich ein lüderliches Nonnenkloster, dessen Bekehrung Ignaz mit solchem Eifer betrieb, daß die bisherigen guten Freunde der Nonnen ihn halb todt prügeln ließen.

Hierauf widmete sich Ignaz einem regelmäßigen Unterricht auf den Universitäten Alcala und Salamanca, fuhr aber nebenbei fort, Buße zu predigen und zu bekehren, wobei er in Streit mit den Dominicanern gerieth, die es ihm wehren wollten. Man setzte ihn und die wenigen Jünger, die ihm bereits folgten, sogar ins Gefängniß, ließ ihn aber wieder frei, erstaunt und überrascht durch seinen

Muth bei ſo großer Demuth. Er begab ſich nach Paris, der größten und berühmteſten aller Univerſitäten, ſtudirte hier fleißig und erlangte die Magiſterwürde 1534. Hier brachte er zuerſt in ſein geiſtliches Wirken die rechte Methode, von feurigen Jünglingen unterſtützt, wie namentlich Peter Faber aus Savoyen, Franz Xaver, ein Edelmann aus Navarra, und die Spanier Lainez, Salmeron, Bobadilla, Rodriguez, die alle ſchon ihren Führer Ignaz als einen Heiligen verehrten. Die kleine Geſellſchaft beſchloß noch einmal nach dem h. Lande zu gehen, wurde jedoch in Italien zurückgehalten. Hier gab ſich der Cardinal Caraffa, damals Erzbiſchof von Theate, viele Mühe, um Ignaz zu bewegen, er möge in den eben von ihm geſtifteten Theatinerorden eintreten. Ignaz weigerte ſich und mußte es ſpäter, als Caraffa Papſt wurde, durch deſſen Ungnade entgelten. Vorher aber war Paul III. Papſt, welcher den frommen Eifer des Ignaz und ſeiner Gefährten huldvoll anerkannte und dieſer kleinen „Compagnie Jeſu" die Rechte eines geiſtlichen Ordens ertheilte, 1540. Das iſt der Anfang der berühmten Jeſuiten. Den Namen Compagnie verſtanden ſie militäriſch, denn ſie wollten Soldaten Gottes ſeyn. Bußpredigten, Bußübungen, in denen körperliche Geißelungen und Faſten mit geiſtiger Contemplation verbunden waren, Krankenpflege, Aufopferung für andere, ſollten ihre Waffen ſeyn, Eroberung durch Bekehrung ihr Zweck. Damit aber alles, was ſie thäten, wirklich, wie ihr Wahlſpruch lautete „zur größern Ehre Gottes" (in majorem Dei gloriam) geſchehe, nahmen ſie zu den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, noch als viertes einen blinden und unbedingten Gehorſam gegen das Oberhaupt der Kirche auf. Der Papſt begriff, wie nützlich ihm der Feuereifer dieſer Geſellſchaft werden könne.

Ignaz wurde der erſte General des Ordens, der immer in Rom reſidiren und ſich nach den Befehlen des h. Stuhles richten, ſelbſt aber unumſchränkt allen Mitgliedern befehlen ſollte. Der Orden wurde in Provinzen eingetheilt, denen je ein Provinzial vorſtand, die ordentlichen Mitglieder hießen Profeſſen. Dieſelben mußten dem General blind gehorchen, bewachten ihn aber durch

Assistenten, stellten ihn, wenn es nöthig war, durch einen Admonitor zur Rede und konnten in einem Generalcapitel über ihn richten. Die Lehrlinge des Ordens hießen Novizen, wie in allen Klöstern. Zwischen Professen und Novizen wurden etwas später s. g. Coadjutoren und Scholastiker eingeschoben, die sich dem gelehrten Unterricht widmeten. Die Jesuitenklöster hießen Häuser und im größern Umfang und mit Schulen verbunden, Collegien. Da es dem Orden auf praktisches Wirken ankam, dispensirte er gern seine Mitglieder von der Ascese, den strengen Uebungen, erlaubte ihnen, wenn es nützlich war, eine weltliche und sogar fremde Tracht und nahm auch Laien in die Gesellschaft auf, die ihm unter besonders schwierigen Umständen, wo Geheimniß erforderlich war, und in ketzerischen Landen dienten. Das nannte man die kurzrockigen Jesuiten (à courte robe). Auch die Krankenpflege trat jetzt in den Schatten und der Hauptzweck des Ordens wurde Eroberung der Seelen für die römische Kirche, Bekehrung der Ketzer durch Predigt und Schrift, Bekehrung der Heiden durch Missionsreisen, Befestigung im Glauben und Begeisterung der Jugend durch Unterricht. Das alles machte man als gute Werke geltend und setzte es ausdrücklich der lutherischen Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben entgegen.

Luther hatte, indem er gegen den Ablaß ankämpfte, mit Recht die todten Werke, das Abkaufen der Reue, Buße und Strafe mit Geld, verdammt, fiel aber dann in die Einseitigkeit, die Werke überhaupt zu unterschätzen, den guten Willen zu mißachten und nur auf den Glauben allein Werth zu legen. Das erzeugte bei Flacius und den meisten andern seiner blinden Anhänger, deren Schuld der edle Melanchthon nicht theilte, einen unvernünftigen Eigensinn, der auch die schlechtesten Werke um des guten Glaubens willen verzieh. Gegen diese schwache Seite des Protestantismus kehrten nun die Jesuiten ihre Waffen mit vielem Glück, indem sie den Werth der guten Werke und der aufopfernden Liebe wieder geltend machten. Wie ihr Stifter selbst, so waren alle ihre ersten Häupter außerordentliche Menschen, die ihrer Ueberzeugung die schwersten Opfer brachten.

Franz Xaver reiste schon 1542 nach Ostindien, um von

dieſer großen portugieſiſchen Colonie aus das Chriſtenthum zu verbreiten. Indem man viele hundert Millionen Heiden der alten Kirche zuführen wollte, hoffte man den Verluſt zu erſetzen, den der Abfall der Proteſtanten bewirkt hatte. Die Legende des h. Franz Xaver iſt mit vielen Wundern ausgeſtattet und zu ſehr im panegyriſchen Styl geſchrieben, doch geht daraus hervor, daß er mit unendlicher Aufopferung in Predigt, Krankenpflege und Liebeswerken unermüdlich war, um durch Wort und Beiſpiel Seelen zu gewinnen, und daß er auf ſeinen vielen Reiſen durch den indiſchen Archipel, auf Malakka ꝛc. große Gefahren beſtand. Als er auch nach China gehen wollte, ſtarb er, 1552. Die Kirche hat ihn heilig geſprochen. Er gab allen folgenden Jeſuitenmiſſionen ein ruhmwürdiges Beiſpiel.

Seine in Europa zurückgebliebenen Gefährten erlangten ihre größten Erfolge mittelſt der Schule in den von ihnen errichteten Collegien. Und zwar Lainez in Padua, Salmeron in Modena, Bobadilla in Wien, Faber in Köln. Hier trat in den Orden der Holländer Peter Caniſius, der durch ſeinen Katechismus und andere Lehrbücher ſich um Erhaltung des katholiſchen Glaubens in Deutſchland das größte Verdienſt erwarb. Araoz wirkte in Brüſſel und ging dann nach Spanien, wo es ihm und dem von Deutſchland aus empfohlenen Faber gelang, das hier gegen die Jeſuiten herrſchende Vorurtheil zu entkräften. Beſonders eifrig nahm ſich Herzog Wilhelm von Bayern der Jeſuiten an, ließ durch Le Jay in Ingolſtadt ein Collegium errichten, dem bald andere Jeſuitencollegien in Dillingen, nachher auch in Wien und Prag, Aſchaffenburg, Mainz und Trier folgten. Die Jeſuiten redeten dem alten Kaiſer Ferdinand die Beſorgniß aus, als werde etwa der Felſen Petri der nordiſchen Fluth nicht widerſtehen können. In Deutſchland gewannen ſie außerordentlich dadurch, daß ſie dem Chriſtenthum die heitere und freudige Seite abzugewinnen wußten, alle Werke der Liebe mit Luſt verrichteten, den natürlichen Frohſinn des Volks nicht unterdrückten, in ihren Schulen die Kinder freundlich behandelten und allen Unterricht, alle Hülfe überhaupt unentgeldlich leiſteten. Das war die Hauptklage geweſen, daß die Pfaffen immer ſo viel verlangt

und genommen hatten. Die Jesuiten nahmen nichts, was man ihnen nicht freiwillig anbot, und waren ihrerseits unerschöpflich im Geben und Wohlthun.

Anfangs hatte Ignaz den Orden einfach an die Kirche gewiesen und ihm jeden Verkehr mit den weltlichen Höfen ausdrücklich untersagt. Nun geschah es, daß Rodriguez, der wie Franz Xaver am portugiesischen Hofe in großen Gnaden stand und ein Collegium in Coimbra gegründet hatte, dort aus Nachsicht gegen Hof und Adel die Disciplin zu sehr vernachlässigte. Da rief ihn der strenge General zurück. Rodriguez aber intriguirte gegen ihn und Ignaz soll sich dadurch bewogen gefunden haben, den Ordensgliedern eine besondere Rücksicht auf die Fürsten zu empfehlen. Allein auch ohne diesen Anlaß würde ein Orden, der einmal zu solchem Ruhm und solcher Bedeutung gelangt war in einer Zeit, in welcher die weltlichen Fürsten allein alle Macht in sich vereinigten, sich mit den Fürsten zu vertragen und ihnen zu schmeicheln in den Fall gekommen seyn. Auch waren sie durch ihre Statuten dazu aufgefordert, denn diese befahlen ihnen, blind dem Interesse des Papstes zu dienen, Pius V. aber hatte ausdrücklich anerkannt, das Papstthum vermöge nur noch durch die Gunst der katholischen Großmächte zu bestehen.

Ignaz starb 1556. Ihm folgte als General Lainez. Damals zählte der Orden schon 11 Provinzen in Italien, Spanien und Portugal, 2 in Deutschland, in Frankreich erst ein Collegium.

Im J. 1528 war noch ein anderer neuer Orden, nämlich der der Kapuziner von Clemens VII. bestätigt worden. Ein Franciscaner, Mathäus de Bassi, hatte gefunden, die Mönche des h. Franciscus trügen nicht mehr die Kutte desselben in ihrer echten Form, fügte derselben daher die fehlende Kapuze hinzu. Darüber entstand ein langer, eigentlich lächerlicher Streit, bis die Kapuzenträger sich ganz vom älteren Franciscanerorden ausschieden. Sie beeiferten sich zugleich, zur alten Armuth und Einfalt ihres h. Stifters zurückzukehren, mischten sich unter das gemeine Volk und nahmen auch am liebsten nur solche Novizen unter sich auf, die an die Sprache

und Sitte des Volks gewöhnt waren. Insofern übten sie auch außerordentlichen Einfluß auf den gemeinen Mann. Das wurde von den Jesuiten begriffen und diese machten sich daher die Kapuziner auf alle Art verbindlich, um sich ihrer zur Missionsarbeit in den niedern Schichten der Gesellschaft zu bedienen, während sie sich selbst die höhern vorbehielten.

2.

Philipp II.

Der Sohn Karls V. hatte das schönste Reich der Welt geerbt, indem er Spanien, Neapel, Mailand, Burgund besaß, der kaiserliche Oheim in Deutschland sein natürlicher Verbündeter, der Papst gänzlich von ihm abhängig und auch in Frankreich die katholische Partei auf sein Bündniß angewiesen war. Zudem erweiterten sich seine Eroberungen in Mittel- und Südamerika und nicht weniger in Ostindien, wo eine große Inselgruppe nach ihm die Philippinen genannt wurde. Unermeßliche Summen Goldes flossen ihm aus der neuen Welt zu, wodurch er die Mittel erlangte, seine Seemacht zur ersten der Welt zu erheben. Vor Spanien fürchtete sich alles, um Spaniens Gunst warb alles. Die spanische Stimme war die erste im Rath der Mächte. Sie war es, die hauptsächlich auf dem Tridentiner Concil entschied. Ein Netz von spanischen Diplomaten breitete sich über ganz Europa. Auch spanische Truppen lagen fortwährend in den Niederlanden, Deutschland und Italien. Dadurch verbreitete sich die spanische Sprache als die herrschende in der Weise, wie später und heute noch die französische über alle andern vorherrscht. In Spanien selbst aber stieg die Cultur, stiegen Wissenschaften und Künste auf eine seiner Machtstellung entsprechende Höhe. Obgleich auch hier die Renaissance triumphirte, so modificirte sich doch der italienische Geist auf spanischem Boden und behielt mehr Romantik bei, als es anderswo der Fall war. Die spanischen Kirchenmaler trugen eine tiefe Gluth der Andacht in die Bilder, wovon man in den verweltlichten

Kirchen Italiens nichts mehr erblickte. Wenn Spanien durch geſchmackloſe Bauten im neurömiſchen Koloſſalſtyl dennoch entſtellt wurde, ſo war das einzig die Schuld des Königs, in dem keine Ader von katholiſcher Romantik pulſirte, der vielmehr die Kirche nur wie etwa früher Conſtantin der Große als Mittel zum Zweck des politiſchen Deſpotismus anſah, ſie daher gar nicht mehr ſelbſtändig als Kirche gelten ließ, ſondern dieſelbe in ſeinem königlichen Palaſt einmauerte, ſie zu einem bloßen Anhängſel des abſoluten Königthums machte.

Deshalb war der berühmte Escorial, ſein rieſenhafter Prachtbau, zugleich das Sinnbild ſeiner Staatsidee, ein königlicher Palaſt, der zugleich Kirche und Kloſter iſt. Nach dem Siege ſeiner Truppen bei St. Quentin gelobte er dem h. Laurentius, an deſſen Tage die Schlacht Statt fand, einen Tempel, der einen Roſt, auf dem der Heilige gebraten worden war, zum Grundriß haben ſollte, daher aus einer Menge von Quadraten mit inwendigen Höfen beſteht, ein Bau im neurömiſchen Rundbogenſtyl, ungeheuer überladen, ſchwerfällig und geiſtlos. Leider wurde das ſchöne Spanien mit Kirchen und Schlöſſern dieſes ſchlechten Styls überſchwemmt und der altromantiſche Charakter ſeiner arabiſchen und gothiſchen Architektur arg verpfuſcht.

Auch im Glaubenseifer Philipps II. wurde jede ſpecifiſch altkatholiſche- und romantiſche Empfindung vermißt. Er faßte die Aufgabe, die Ketzerei auszurotten, rein aus dem Geſichtspunkt des politiſchen Nutzens wie ein altrömiſcher Imperator auf, ohne Mitleid, ohne Menſchlichkeit, ohne an das „liebet eure Feinde“ zu denken, und ſein einziges Bekehrungsmittel waren Henkerbeil und Scheiterhaufen. Man erzählt, auf ſeiner Reiſe aus den Niederlanden nach Spanien, ehe er dort zum erſtenmal als König auftrat, habe er während eines fürchterlichen Sturms das Gelübde gethan, Gottes Zorn durch Vertilgung der Ketzer zu ſühnen. Das mag ſeyn, gewiß aber iſt die Auslegung falſch, als habe er ſich durch religiöſen Fanatismus erſt zur Tyrannei verführen laſſen, ſein Fanatismus diente nur ſeinen politiſchen Planen. Er bediente ſich des Inquiſitionsgerichts, um in Spanien ſelbſt die leiſeſte Regung von Ketzerei

auszurotten, ließ auf den ſchwächſten Verdacht hin die Todesſtrafe verhängen und wohnte den Auto-da-Fe's oder Ketzerverbrennungen perſönlich mit ſeiner Familie und ſeinem Gefolge bei. Alles aus politiſcher Berechnung. Er wollte ſich nicht beim Anblick der greuelhaften Brände ergötzen, ſondern nur andre ſchrecken, damit ihm das Volk deſto unverbrüchlicher gehorche.

Er war zuerſt mit der portugieſiſchen Königstochter Maria vermählt, als dieſe ſtarb heirathete er die Königin Maria von England, konnte jedoch ſeinen Zweck, dieſes Land zu beherrſchen, nicht erreichen, da ihn die Engländer nicht haben mochten. Als nun Maria 1558 geſtorben war, nahm Philipp zur dritten Gemahlin die ſchöne Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, die ihm Herzog Alba in Paris freite. Dieſe junge Dame war vorher ſeinem Sohne Don Carlos zur Braut beſtimmt geweſen und es iſt wohl möglich, daß ſie den Sohn lieber genommen hätte als den Vater, deſſen perſönliche Erſcheinung von keinem Zeitgenoſſen als liebenswürdig bezeichnet worden iſt und deſſen Bildniſſe uns heute noch ziemlich klar machen, warum man ihn mehr geſcheut als geliebt hat. Der unglückliche Infant Don Carlos wurde von dem argwöhniſchen Vater zurückgeſetzt und ließ ſich in heimliche Verbindung mit den niederländiſchen Großen ein. Aus neueren ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen iſt hervorgegangen, daß er mit dem berüchtigten Aufruhrſtifter Wilhelm von Oranien in Briefwechſel ſtand, daß er der Tyrannei des Vaters entfliehen und ſich an die Spitze der befreiten Niederländer ſtellen wollte, daß er ſeinem Vater wichtige Documente entwendete und dem Oranier mittheilte. Der kaiſerliche Geſandte Dietrichſtein wußte von einem bedeutenden Anhang, den Don Carlos in Caſtilien ſelbſt beſaß. Genug, um den Vater vollkommen zu entſchuldigen, ſofern er den gefährlichen Sohn verhaften und im Kerker umbringen ließ, ob durch Enthauptung oder Aderöffnung iſt ungewiß, 1568. Bald darauf ſtarb auch die Königin Eliſabeth an Gift. Der geheime Verkehr des Sohns mit den Rebellen wurde ſtreng verſchwiegen, weil die Krone zu ſehr dabei compromittirt war. Dagegen warf man entſtellende Berichte in die Welt

hinaus, durch welche Don Carlos als ein Blödſinniger und halb Wilder charakteriſirt wurde.

Das anſchaulichſte Gemälde jener Zeit gewährt ein Brief der Gräfin d'Aunoi, Gemahlin des franzöſiſchen Geſandten in Madrid im 17. Jahrhundert. Sie ſchildert die herrlichen Bilder des königlichen Luſtſchloſſes Buitrago. „In jene Fürſtin von Eboli, deren Schönheit ſo viel iſt gerühmt worden, war der König ſehr verliebt. Man zeigte mir ihr Porträt, welches von einem vortrefflichen Maler muß ſeyn gemacht worden. Sie iſt in Lebensgröße vorgeſtellt, und ſitzt unter einem Zelte, welches an einigen Baumäſten befeſtigt iſt. Es ſcheint, daß ſie eben das Bette verlaſſen hat, denn ſie hat nichts an, als ein Hemd von ſehr feiner Leinewand, welches einen Theil ihres Leibes ſehen läßt. Wenn dieſer ſo ſchön war, als er in dieſem Bilde ſcheint, und wenn ihre Züge ſo regelmäßig waren, ſo muß man glauben, daß ſie die reizendſte unter allen Frauen geweſen iſt. Ihre Augen ſind lebhaft und voller Verſtand, daß man denkt, ſie werde den Augenblick anfangen und ſprechen. Man führte mich in eine andere Gallerie, wo ich ſie wieder antraf. Sie war in einem großen Bilde, im Gefolge der Königin Eliſabeth gemalt. Dieſes iſt die Königin Eliſabeth, eine Tochter Heinrichs II., Königs von Frankreich, welche Philipp II., König von Spanien ſelbſt heirathete, anſtatt ſie dem Don Carlos, ſeinem Sohne, dem ſie verſprochen war, zu geben. Die Königin hielt ihren Einzug zu Pferde, wie die Gewohnheit iſt; ich fand die Fürſtin von Eboli, neben der Königin, nicht ſo glänzend, als ſie mir auf dem Bilde, wo ſie allein vorgeſtellt war, geſchienen hatte. Hieraus kann man einen Schluß auf die Schönheit dieſer jungen Königin machen. Sie trug ein Kleid von blauem Atlas. Der König ſahe ſie von einem Balcon herab vorbei reiten: er war ſchwarz gekleidet und trug die Ordenskette vom goldenen Vließ am Halſe; ſeine Haare waren roth und grau; ſein Geſicht lang, blaß, alt, runzlich und häßlich. Der Infant Don Carlos begleitete die Königin: er war ſehr weiß, hatte einen ſchönen Kopf, blondes Haar, blaue Augen und ſahe die Königin mit einem ſo rührenden Schmachten an, daß man

ſiehet, der Maler hat das Geheimniß ſeines Herzens ergründet und hat es wollen ausdrücken: ſein Kleid war weiß und mit Edelgeſteinen beſetzt. Er trug ein geſchlitztes Wams und einen kleinen Hut, der auf der Seite aufgeſchlagen und mit weißen Federn bedeckt war. In eben der Gallerie ſahe ich ein anderes Gemälde, welches mich ſehr rührte: Es war der ſterbende Prinz Don Carlos: er ſaß in einem Armſtuhle, einen Arm auf den Tiſch, der vor ihm ſtund, geſtützt; ſeinen Kopf hatte er in die Hand gelegt, in der andern Hand hatte er eine Feder, als wollte er ſchreiben. Vor ihm ſtund ein Gefäß, worinnen man noch etwas von einem braunen Tranke ſahe, und dem Vermuthen nach war es Gift. Weiter hin ſahe man das Bad für ihn zubereitet, worinnen ihm die Adern ſollten geöffnet werden. Der Maler hatte den Zuſtand vollkommen gut vorgeſtellt, worinnen man ſich bei einer ſo traurigen Gelegenheit befindet; und da ich die Geſchichte dieſes unglücklichen Prinzen geleſen hatte und davon war gerührt worden, ſo kam es mir in der That vor, als ob ich ihn itzt würde ſterben ſehen. Man ſagte mir, alle dieſe Gemälde wären von ſehr großem Werth."

Die Eboli iſt auch von Titian gemalt worden, wie ſie nackt vor dem König ſitzt, der die Orgel ſpielt. Sie iſt über die Maaßen reizend, eine vollendete Venus. Aber dieſe üppige Dame liebte hinter dem Rücken des alternden Königs den Günſtling deſſelben, Perez. Um das Geheimniß dieſer Liebe zu verbergen, wurde der einzige Mitwiſſer deſſelben, Escovedo, durch einen Befehl, den die Liebenden argliſtig dem König ſelbſt entlockten, aus der Welt geſchafft. Allein Philipp II. kam dennoch hinter die Schliche des jungen Paares, das ihn ſo arg getäuſcht hatte, und gerieth, wie man ſich denken kann, in unſägliche Wuth. Allein er war durch die Vorrechte des Adels und der aragoniſchen Stände gebunden. Als er den Perez hinrichten laſſen wollte, erhob ſich das geſammte Volk und befreite ihn. Perez entkam nach Frankreich und England und ſtarb im Exil natürlichen Todes. Die Eboli wurde ihrer Güter beraubt und verbannt.

3.

Die Schlacht bei Lepanto.

Im J. 1522 hatte der große Sultan Soliman II. die Insel Rhodus erobert. Die aus d. h. Lande dahin übergesiedelten Ritter des Johanniterordens wehrten sich zwar unter ihrem Großmeister Villiers verzweifelt gegen die Uebermacht, mußten aber am Ende capituliren. Villiers und seine Ritter irrten seitdem umher, bis ihnen Karl V. im J. 1530 die Insel Malta einräumte, wo sie sich trefflich befestigten und von wo aus sie den Seekrieg gegen die Ungläubigen fortsetzten. Karl hoffte, sie würden ihm gute Dienste leisten gegen Haireddin Barbarossa, und das thaten sie auch.

Indessen ließen sich die türkischen Seeräuber doch nicht aus dem Mittelmeer vertreiben. Nach Barbarossas Tode that sich ein andrer türkischer Seeräuber hervor, Dragut (eigentlich Torghut) genannt. Er war einmal von Andrea Doria gefangen und auf eine Galeere geschmiedet worden. Nachher hatte er sich durch seine Räubereien solchen Ruhm erworben, daß ihn der Sultan unterstützte. Er entriß nun den Spaniern ihre Niederlassungen an der nordafrikanischen Küste und eroberte Mehadia. Sein Unabhängigkeitssinn machte ihn dem Sultan verdächtig. Doria entriß ihm Mehadia wieder. Als aber der Sultan Malta angreifen wollte, versöhnte er sich mit Dragut, der nun den Spaniern Tripolis entriß, 1552. Nun gesellte sich ihm noch der Croate Piale zu, ein höchst verwegener Räuber, den der Sultan zum Kapudan Pascha (Admiral) gemacht hatte, und Stalih, Fürst von Tunis, und diese drei plünderten 1553 und 54 unaufhörlich an den spanischen und italienischen Küsten und führten eine halbe Million Menschen als Sklaven fort. Spanien aber vermochte es nicht zu hindern, weil Heinrich II. sich nicht schämte, die französische Flotte mit der türkischen zu vereinigen und mit plündern zu lassen. Karl V. hatte damals so viele andere Sorgen in Deutschland und konnte nicht helfen.

Erſt Philipp II., nachdem er ſeine Macht in Spanien befeſtigt ſah, rüſtete 1559 eine große Flotte aus unter dem Herzog von Medina Celi, um die Inſel Dſcherbe zwiſchen Tunis und Tripolis zu erobern und ſomit einen feſten Keil zwiſchen die Raubſtaaten einzutreiben. Dieſer nahm zwar die Inſel, verſäumte aber, von hier aus raſch Tripolis zu überfallen, ehe die feindlichen Flotten ſich geſammelt hatten, verweilte zu lange bei der Befeſtigung der Inſel und wurde von Piale mit ungeheurer Uebermacht überfallen. Obgleich Andrea Doria bei ihm war, gab doch dieſer ſelbſt die Flucht, um wenigſtens viele Schiffe zu retten, da ihr Sieg unmöglich war. Auch Medina Celi entfloh und beide entkamen nach Malta. Doch vertheidigte Don Alvaro die Inſel Dſcherbe mit dem größten Heldenmuth und wollte ſich endlich durchſchlagen, wurde aber gefangen. Philipp II. behielt bei dieſen Verluſten ſeinen gewohnten Gleichmuth, unternahm übrigens, weil er viel anderes zu thun hatte, zunächſt noch keine neuen Seerüſtungen gegen die Türken. Soliman II. aber machte 1565 einen furchtbaren Angriff auf Malta, wo ſich jedoch die Ritter unter ihrem Großmeiſter la Valette mit ſo untadeliger Tapferkeit wehrten, daß die Türken abziehen mußten, nachdem ſie 20 bis 30,000 Todte zurückgelaſſen hatten, von den heldenmüthigen Vertheidigern ſelbſt aber nur 600 übrig waren. Zur beſſern Befeſtigung der Stadt und zu Ehren des Großmeiſters wurde hier die neue Stadt und Feſtung la Valette angelegt.

Bald darauf brach unter den im ſüdöſtlichen Spanien noch übrigen Moriskos eine gefährliche Empörung aus, an der Philipp II. freilich nur ſelber ſchuld war, denn er verſagte denſelben die Duldung und die Privilegien, deren ſie ſich bisher erfreut hatten. Er befahl ihnen 1568, ſich in Sprache, Tracht und Sitte mit den übrigen Spaniern gleich zu ſtellen und alles Mauriſche abzulegen. Sie waren längſt getauft und lebten als friedliche und fleißige Unterthanen. Der König aber beargwohnte ſie ſo lange, als ſie wenigſtens noch in ihrer Kleidung und Mundart ſeinen Todfeinden, den Muhamedanern, glichen. Auch haben ſich die Türken gewiß Mühe gegeben, geheime Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, wie

denn die Moriskos wirklich die Hülfe des Sultans angefleht haben, um sich gegen die harten Decrete des Königs zu schützen. Man muß nicht glauben, daß es religiöser Fanatismus war, was den König zum Henker der Moriskos machte. Sie waren schon lange Christen und der König verfolgte sie nicht als Ketzer, sondern als ungehorsame Unterthanen, die mit dem Feinde einverstanden seyen. Gleiche Religion genügte ihm nicht, er verlangte gleichen Gehorsam, gleiche politische Unterthänigkeit. Die Moriskos wehrten sich noch einmal, zum letztenmal in ihren Bergen von Alpuraros wie Verzweifelte, angeführt von Don Fernando Muley, genannt Ben Humayah (Sohn der Ommaijaden). Das Blut floß in Strömen, 100,000 Menschen kamen um. Der Rest der Moriskos wurde in andere Provinzen verbannt.

Hierauf entschloß sich Philipp II. zu einer neuen großen Seerüstung, denn die Türken waren damals im Begriff, den Venetianern die Insel Cypern zu entreißen. Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Karls V. und Halbbruder Philipps II., hatte sich bereits zur See ausgezeichnet und wurde nun zum Admiral der spanisch-venetianisch-päpstlichen Flotte ernannt, welche 1571 auszog, um Cypern zu retten. Sie kamen zu spät, die Türken hatten sich der großen Insel schon bemeistert, Don Juan aber verfolgte ihre Flotte, erreichte sie bei Lepanto am Eingange des Meerbusens von Korinth und vernichtete sie gänzlich, so daß von 264 großen Schiffen nur 40 entkamen. Es war die größte Seeschlacht, die bisher auf dem Mittelmeere geliefert worden war, am 25. Sept. 1571. In dieser Schlacht kämpften mit der große genuesische Admiral Andrea Doria, der junge Alexander Farnese von Parma und der spanische Dichter Cervantes. Hierauf griff Don Juan Tunis an und eroberte es, jedoch ging es bald wieder verloren. Man begreift kaum, warum der Sieg nicht gleich anfangs besser verfolgt wurde. Wie glänzend er immer war, so hinderte er die Türken doch nicht, ihre imposante Stellung im Mittelmeere zu behaupten. Philipp II. beging den Fehler, die Venetianer im Stich zu lassen und anstatt Cypern zurückzuerobern, nur an das ihm näher gelegene Tunis zu denken.

Dadurch ſah ſich Venedig gezwungen, mit den Türken Frieden zu machen und ihnen Cypern zu laſſen. Man ſah in Venedig herrliche Gemälde der Schlacht von Lepanto unter den Händen der beſten Maler entſtehen, während den Türken ihre reelle Beute blieb. Von dieſer Zeit an war Venedig nicht mehr die Beherrſcherin der Meere. Trotz ihrer Niederlage blieb aller Ruhm nur den Türken, die unter Solimans II. Nachfolger, dem Sultan Selim, in kürzeſter Friſt eine neue große Flotte bauten und muthig allen ihren chriſtlichen Feinden trotzten.

Philipp II. hatte mit dem niederländiſchen Kriege, den wir ſpäter ausführlich ſchildern werden, ſo viel zu ſchaffen, daß er ſich dem türkiſchen nicht beſonders widmen konnte; er fand aber auch nicht für nöthig, ſich anderer chriſtlicher Seeſtaaten gegen die Türken anzunehmen, weil es in ſeinem Intereſſe lag, daß ſie geſchwächt würden. So ließ er die Venetianer im Stich und ſo auch wieder die Portugieſen. Eine ſehr unchriſtliche, aber eine ergiebige Politik, denn er gelangte dadurch zum Beſitze Portugals.

In dieſem kleinen Reiche war die Seemacht zu ſolcher Ausdehnung gelangt, daß es ſchien, als ſollten die portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtindien und Braſilien denen der Spanier in Weſtindien den Vorrang abgewinnen. Zwiſchen Portugal und Spanien herrſchte deshalb auch die größte Eiferſucht. Der große Förderer der Marine, König Emanuel ſtarb 1521. Sein Sohn Johann III. ließ die oſtindiſche Eroberung fortſetzen und bediente ſich zuerſt der großen Jeſuitenmiſſion. Nach ſeinem Tode 1554 erbte ſein erſt dreijähriger Enkel Sebaſtian den Thron. Zunächſt regierte für ihn ſeine Mutter Katharina, als er aber heranwuchs, beredeten ihn die Jeſuiten zu einem großen Seezug gegen die Ungläubigen. Weil damals in Marokko der rechtmäßige König Muhamed mit dem Uſurpator Molukko im Kampfe lag, hoffte Sebaſtian ſie beide überwinden und ſich ſelbſt zum Herrn von Marokko machen zu können, er unterlag aber in einer großen Schlacht bei Alkaſſanquivir am 4. Auguſt 1578 und kam darin um. Sein Leichnam, oder was man dafür ausgab, wurde nach Portugal gebracht. Man glaubte aber, er lebe

noch und allmälig bildete ſich die Volksſage aus, er könne gar nicht ſterben und werde einſt wiederkehren, um Portugal ſeine gute Zeit wiederzubringen.

Der Thron war erledigt, unter allen Bewerbern aber konnte niemand dem König Philipp II., deſſen Mutter eine Tochter Emanuels geweſen war, die Nachfolge ſtreitig machen. Einige vom hohen Adel, die ihn nicht anerkannten, wurden bei Alcantara geſchlagen, einige falſche Sebaſtiane, die nachher noch auftauchten, eben ſo leicht wieder unterdrückt. Seit 1580 behauptete ſich der mächtige König von Spanien auch im Beſitze Portugals. Daß die ganze pyrenäiſche Halbinſel nunmehr in einer Hand war, kam beiden Theilen, den Spaniern wie den Portugieſen, zu gute und ſie hätten wohl gethan, wenn ſie immer einig geblieben wären, denn nur vereint wären ſie ſtark genug geweſen, den neu aufkommenden Seemächten des Nordens zu widerſtehen. Das begriff Philipp II. und fühlte ſich damals, indem er die portugieſiſche Marine mit der ſpaniſchen vereinigte, ſo übermächtig zur See, daß er den Gedanken faſſen konnte, auch den proteſtantiſchen Staaten im Norden eine Schlacht von Lepanto zu liefern. Aber man hat bemerkt, daß, wenn er auch eine große Sache unternahm, er mitten im beſten Erfolge eine Pauſe machte und etwas verſäumte, wodurch am Ende alle ſeine Anſtrengungen wieder vereitelt wurden. So trug ihm der glänzende Sieg von Lepanto nichts ein, weil er ihn zu verfolgen verſäumte. So verwandte er auch 1588 unermeßliche Summen vergebens auf die große Armada, mit welcher er England erobern wollte. Dieſe berühmte Expedition, auf die wir ausführlich in der engliſchen Geſchichte zurückkommen werden, mißlang weniger wegen der Stürme oder des feindlichen Widerſtandes, als wegen der falſchen Dispoſitionen des Königs und ſeines Admirals.

Philipp II. lebte noch bis 1598 und behauptete zwar den Beſitz aller ſeiner angeſtammten Länder mit Ausnahme von Holland, welches ihm die Revolution entriß, erwarb dafür aber Portugal. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III., war auffallend träge und geiſtlos und hatte ſo wenig Intereſſe, daß er ſich nicht einmal unter

den ihm vorgeſchlagenen Bräuten ſelber eine wählte, ſondern ſich lieber eine vom Vater zuſchieben ließ. Er konnte daher auch gar nicht ſelbſtändig regieren und ließ ſich gänzlich vom Herzog von Lerma und deſſen Bruder, dem Großinquiſitor, leiten. Dieſe Männer fuhren aber im Syſtem Philipps II. fort, indem ſie die alte Kirche gegen die neue vertheidigten und zwar mit einer Parteiwuth, wie ſie auch auf der Gegenſeite herrſchend geworden war. Man verzieh ſich nichts mehr. Wie im Süden der Ketzer, ſo galt im Norden der Papiſt nur noch als ein todeswürdiger Verbrecher und den Todfeind zu vertilgen rechnete man ſich auf beiden Seiten zum Verdienſt an. Dieſer Fanatismus führte in Spanien zu einer neuen Verfolgung der Moriskos, 1599. Umſonſt verwandte ſich ſogar der Papſt für ſie, die ſpaniſche Staatsomnipotenz verlangte vollkommene Uniformität der Unterthanen und da die Moriskos immer noch ihrer alten Sprache und Tracht nicht entſagen wollten, wurden ſie alle vollends aus Spanien vertrieben und mußten nach Afrika überſiedeln, ungefähr noch 600,000 Seelen. Der letzte Schub wurde 1610 fortgeſchafft.

Da der Herzog von Lerma, um ſeine weltliche Herrſchaft über Spanien gleichſam zu heiligen, ſich zum Cardinal machen ließ, verfehlte er ſeinen Zweck, denn der ſchwache König bekam nun einen ſo großen Reſpect vor ihm, daß er ihn nicht mehr vertraulich behandelte. Nun drängten ſich andere an den König und Lermas eigener Sohn, der Herzog von Uzeda, half den Vater ſtürzen, da er ſich doch nicht mehr halten konnte. Im Syſtem wurde übrigens nichts geändert. Philipp III. ſtarb 1621 und ſeine eigene Einfalt war an dieſem verhältnißmäßig frühen Tode ſchuld. Er wurde nämlich durch eine heiße Kohlenpfanne, die man ihm zu nahe geſetzt hatte, in Schweiß gebracht und unſäglich gequält, durfte ſie aber der ſpaniſchen Etikette gemäß nicht ſelber wegnehmen. Der anweſende Marquis von Pobar wagte es eben ſo wenig, weil der Herzog von Uzeda es hätte thun ſollen. Dieſer war aber nicht da. Man bat den Herzog von Alba, es für Uzeda zu thun, aber auch dieſer weigerte ſich. So konnte dem König niemand helfen und obgleich man Uzeda ſchnell vom

Lande, wo er sich aufhielt, in die Stadt beschied, kam derselbe doch zu spät, der König fiel in eine tödtliche Krankheit und stand nicht mehr auf.

4.

Ohnmacht der Päpste. Neue Heilige.

Das herbste Mißgeschick, womit die Kirche die vorhergegangenen Sünden ihrer Lenker büßen mußte, war nicht sowohl der Abfall der Reformirten, als vielmehr die Selbstsucht und Perfidie der weltlichen Mächte Spanien und Frankreich, welche unter dem Schein eifriger Katholicität dennoch die Päpste fortwährend nur zu Werkzeugen ihrer weltlichen Zwecke erniedrigen wollten.

Papst Gregor XIII., der 1572 auf Pius V. folgte, machte sich einen unsterblichen Namen, indem er den alten fehlerhaften julianischen Kalender, der seit Julius Cäsars Zeiten im Gebrauch war, durch geschickte Astronomen verbessern ließ und in der katholischen Welt den nach ihm benannten gregorianischen Kalender einführte, seit 1581. Die griechische Kirche hat denselben bis auf den heutigen Tag nicht angenommen und dadurch bewiesen, wie sehr das barbarische Element in ihr vorwiegt. Aber auch die Lutheraner wollten den katholischen Kalender nicht annehmen. Sie protestirten dagegen förmlich auf den Reichstagen und in vielen Städten, Frankfurt a. M., Augsburg, Regensburg ꝛc. tumultuirte das Volk dagegen. Auch dauerte es in vielen lutherischen Landen und Städten noch lange, bis der Kalender angenommen wurde. Allein die Protestanten hatten damals auch alle Ursache, gegen den Papst erbittert zu seyn, weil er 1585 die Bulle in coena domini erließ, in welcher er die Ketzer, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten ꝛc. auf gleiche Linie stellte mit gemeinen Verbrechern und Seeräubern. Diese Bulle wurde seitdem an jedem grünen Donnerstag in Rom vor der Peterskirche verlesen. Gregor schickte zuerst stehende Nuntien in die katholischen Länder, um dieselben besser im päpstlichen Interesse zu

überwachen, nach Brüſſel, Köln und Wien 1588, nachdem ſchon ſeit 1570 ein Nuntius für die Schweiz in Luzern ſaß. Der Papſt legte den größten Werth darauf, den Katholicismus in Deutſchland wieder mehr in Anſehen zu bringen und gründete zu dieſem Zwecke das Collegium Germanicum in Rom für deutſche Prieſter in größerer Ausdehnung. — In Florenz gab ſich Cosmo noch im Alter mit Liebeshändeln ab und ſein Sohn und Nachfolger Francesco wetteiferte darin mit ihm. Die Gonzaga in Mantua erbten Montferrat.

Im Jahr 1585 folgte auf den h. Stuhl Sixtus V., Felix Peretti, der in ſeiner Jugend die Schweine gehütet hatte, aber voll Geiſt war. Man erzählt von ihm, er habe ſich als Cardinal lahm und todtkrank geſtellt, damit man ihn wähle, denn man wählte gern einen, dem bald wieder einer nachfolgen ſollte. Als er aber zum Papſt gewählt war, habe er die Krücken weggeworfen und mit ſtarker Stimme das Tedeum geſungen. Der Kirchenſtaat war voller Räuber, dieſe rottete Sixtus mit unbeugſamer Energie aus. Er bereicherte auch die leere Kaſſe wieder, hauptſächlich durch Ausſchreiben eines Jubileums, und verſchönerte Rom durch Bauten und den St. Petersplatz durch das Aufrichten des großen ägyptiſchen Obelisken. Dieſer Papſt hat viel von ſich reden gemacht, aber er war nur groß im Kleinen. Ihm folgten raſch hinter einander Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX., dann Clemens VIII. ſeit 1591.

Clemens VIII. erwarb das Herzogthum Ferrara und vereinigte es mit dem Kirchenſtaate. Hier herrſchte Alfons II. aus dem Hauſe Eſte als Tyrann, machte aus dem Mehl- und Brodverkauf ein Monopol, forderte den Zehnten von allem, was in die Stadt kam, ſchrieb enorme Steuern aus, verfügte grauſame Strafen und war bei alledem ein Beſchützer der Künſte. An ſeinem Hofe lebte Guarino, deſſen pastor fido das Muſter aller empfindſamen Schäfergedichte wurde, und Taſſo, der Sänger des etwas affectirten Epos „das befreite Jeruſalem.“ Dieſen unglücklichen Taſſo ließ der Herzog ſieben Jahre lang einſperren, weil derſelbe lieber an den mediceiſchen Hof in Florenz gehen wollte und in einem Anfall von

Schwermuth sich unehrerbietig über den Herzog äußerte. Man hat den Roman ersonnen, Tasso habe Leonoren, des Herzogs Schwester, geliebt und sey nur deshalb für wahnsinnig erklärt und eingesperrt worden. Nach den gründlichsten Untersuchungen hat jene Liebe niemals existirt und gehört sie zu den Erfindungen, womit der Cultus des Genius so gern die Schwächlichkeiten, die im Leben gefeierter Dichter vorkommen, schönfärbt. — Als Herzog Alfons 1597 starb, hinterließ er nur einen unehelichen Sohn Cesare, den der Papst nicht anerkannte, den aber Spanien unterstützte. Clemens machte alle Ansprüche des h. Stuhls auf Ferrara geltend, und setzte sie wirklich mit Hülfe Frankreichs durch, 1598. Fortan blieb Ferrara päpstlich. In demselben Jahre gelang dem Papst, eine Versöhnung zwischen Frankreich und Spanien zu Stande zu bringen, um die katholischen Großmächte gegen die reformirte Partei wieder zu vereinigen, freilich auf nicht lange.

Nach dieses Papstes Tod und der kurzen Regierung Leos XI. bestieg Paul V. den h. Stuhl, der sich mit Venedig überwarf. In früheren Zeiten waren solche Fehden des Papstes mit italienischen Staaten nicht schwer genommen worden, nicht mehr so in einer Zeit großen Principienkampfes. Der berühmte Legist der Kirche, Bellarmin, vertheidigte noch im Sinne des Mittelalters die Oberhoheit der Kirche über den Staat, „weil das Fleisch sich nie über den Geist erheben dürfe.“ Die Venetianer setzten ihm aber den Paolo Sarpi entgegen als eben so schlagfertigen Advokaten der Staatskirche. Aus dem nämlichen Grunde litt Venedig auch in seinen Grenzen keine Jesuiten. Dagegen sah der Papst jenseits der Alpen die Macht der Kirche sich wieder stärken.

Auch unabhängig vom großen Gange der Politik regte sich die alte Kraft des katholischen Geistes fortwährend im Volk und insbesondere unter dem Klerus. Das Beispiel des Ignaz von Loyala und des h. Carlo Borromeo wurde auch von andern befolgt und zwar durchgängig in einer praktischen Richtung zur Stärkung des Glaubens. Die fromme Angela von Desenzano stiftete 1544 den Orden der Ursulinerinnen, der sich hauptsächlich der weiblichen Er-

ziehung widmete. Die h. Thereſa von Avila reformirte 1562 die Karmeliterinnen und 1568 durch ſie erregt der h. Johannes vom Kreuze auch die Karmeliter. Sie war ſchon als kleines Mädchen ſo gottbegeiſtert, daß ſie mit ihrem Brüderchen das Haus verließ, um in Afrika den Martyrertod zu ſuchen. Man brachte ſie zurück und ſie ging ins Kloſter, wo ſie bald durch ihre Entzückungen berühmt wurde. Man hat ſie oft und im Geſchmack der Zeit reizend gemalt, mit dem Pfeile der (chriſtlichen) Liebe im Herzen. Aber ſie iſt von geſchmackloſen Bewunderern in ein falſches Licht geſtellt und dann wieder ungerecht verſpottet worden. Man lieſt aus ihren breiten Biographien deutlich die Grundzüge ihres echt ſpaniſchen Charakters heraus. Ein nicht zu löſchendes Feuer, eine Lebhaftigkeit, von welcher der kühlere Nordländer kaum einen Begriff hat, erklären hier alles. Sie ſaß oft vor einem Bilde, auf dem Chriſtus mit der Samariterin am Brunnen dargeſtellt war und dachte ſich, ſie ſelbſt wäre die Samariterin. Sie wurde in ihrer Entzückung frei in die Luft erhoben. Sie wollte gern die letzte und geringſte an Ruhm ſeyn, aber an Liebe, behauptete ſie, übertreffe ſie kein Heiliger im Himmel und auf Erden. Auch Johannes vom Kreuze hat die zarteſten geiſtigen Liebeslieder in ſpaniſcher Sprache hinterlaſſen. Einer der berühmteſten Heiligen war damals auch Franz von Sales in Frankreich.

Ferner Philippus Neri von Florenz, der 1574 die Congregation des Oratoriums mit gelehrter Tendenz ſtiftete. Aus dieſem Orden ging Cardinal Baronius, der große Annaliſt der Kirche, hervor. Aehnliche Tendenz hatte der 1618 vom Papſt beſtätigte Orden des h. Maurus, aus dem ſehr berühmte franzöſiſche Geſchichtſchreiber hervorgingen, Mabillon, Montfaucon, Martene ꝛc. Der thätigen Liebe widmete ſich am eifrigſten der Portugieſe Johannes von Gott, der den Orden der um die Krankenpflege und am Sterbebette hochverdienten barmherzigen Brüder gründete. Er ſtarb 1555, der Orden erhielt erſt 1617 die päpſtliche Beſtätigung. Vincenz de Paula, ein Franciscaner aus den Pyrenäen, gründete, wetteifernd mit den Jeſuiten, den Orden der Miſſionspriester,

der ſich die Bekehrung der Heiden in den fernen Welttheilen zum Zweck ſetzte, ſeit 1604. Er kam als Sklave nach Tunis, bekehrte aber ſeinen Herrn und kehrte mit ihm zurück.

5.

Maximilian II.

Der deutſche Kaiſer, der auf Ferdinand I. folgte, war der friedlichſte Mann von der Welt und wenn es von ihm abgehangen hätte, würde nie ein Religionskrieg ausgebrochen ſeyn. In ſeiner Jugend freundſchaftlich verbunden mit Moriz von Sachſen hatte er viele Proteſtanten perſönlich lieb gewonnen. Sein Vater Ferdinand ſelbſt hatte lange und oft genug um die Freundſchaft der Proteſtanten gebuhlt. Es ſchien eine Zeitlang, als ob Maximilian ſelber zum Proteſtantismus übertreten würde, und man darf auch kaum zweifeln, daß er es gethan hätte, wenn er dadurch dem Reich die Eintracht hätte wiedergeben können. Das war aber nicht mehr möglich, er mochte bei der alten Kirche bleiben oder zur neuen übertreten. Die Gegenſätze blieben dieſelben und ließen ſich nicht mehr überwinden. In der reformirten Kirche aber brachen ſo tiefe und gehäſſige Spaltungen aus, daß Maximilian wieder in Zweifel gerathen mußte, zu welcher der biſſigen Parteien er ſich ſchlagen ſollte. Er benutzte ſeine kaiſerliche Stellung nun zu nichts weiter, als um nach allen Seiten hin das Friedenhalten zu empfehlen. Aus dieſem Grunde war er dem Cardinal Hoſius ſehr gewogen, dem man das Verdienſt beimißt, ihn von dem Gedanken einer Converſion zurückgehalten zu haben, obgleich Hoſius ihm gerade nur wegen ſeines Vermittlungseifers angenehm war. Ferner liebte der Kaiſer den Chyträus von Roſtock, den er nach Oeſterreich berief, nachdem er der geſammten Ritterſchaft und ſieben Städten in Oeſterreich die Religionsfreiheit bewilligt hatte. Chyträus von Roſtock mußte das lutheriſche Kirchenweſen in Oeſterreich ordnen.

Während in der Haltung des Kaisers die wohlwollende Friedensliebe nirgends verkannt wird, hat er doch den Vorwurf auf sich geladen, daß er sich nicht fest entschied, und durch Ansichhalten, Schwanken und halbe Maßregeln mehr geschadet als genützt hat. Indem er seinen Vetter Philipp II. in Spanien weder unterstützte, noch in seinen blutigen Unternehmungen hemmte, genügte er keiner der großen Parteien der Zeit. Indem er den Protestanten in Oesterreich Raum gab, untergrub er hier den alten Glauben und sicherte sie doch nicht hinlänglich vor künftigen Verfolgungen.

In Ungarn behauptete sich noch immer Johann Sigmund Zapolya als Vasall der Türken. Nach Ferdinands Tode wollte der alte Sultan Soliman II. noch einmal einen Feldzug gegen den Kaiser unternehmen, um seinen Schützling in den vollen Besitz Ungarns zu setzen. Wie er schon so oft früher gethan hatte, zog er wieder an der Spitze eines ungeheuren Heeres über das Gebirge Balkan nach Belgrad, wo er in großer Pracht auf seinem Throne sitzend die Huldigung des jungen Zapolya empfing, wie ehedem die des alten. Dann erhob er sich gegen Erlau, um diese Stadt zu belagern, als er aber unterwegs erfuhr, Niklas Zriny, der Ban von Croatien, habe eine Türkenschaar bei Siklos überfallen und fast vernichtet, ließ er zornig sein ganzes großes Heer umkehren und vor Sziget rücken, die feste Stadt des Ban. Hier von allen Seiten umringt, ließ Zriny sein Kriegsvolk schwören, treu bis zum Tode bei ihm auszuhalten, und um den Sultan würdig zu begrüßen, ließ er rings um die Mauern rothe Teppiche aushängen. Die Janitscharen stürmten zuerst die äußere neue Stadt, aus welcher sich Zriny nach tapferer Vertheidigung in die innere Altstadt zurückzog. Hier aber schlug er alle Stürme ab und brachte den Türken täglich die schwersten Verluste bei. Da ließ ihm der Sultan den erblichen Besitz von Croatien anbieten, wenn er Sziget übergebe, und zeigte ihm auf der andern Seite die Fahne seines Sohnes, die zufällig von den Türken erbeutet worden war, den Vater aber glauben machen sollte, der Sohn selbst sey in der Gewalt der Türken. Aber Zriny ließ sich weder bestechen, noch schrecken, sondern wehrte sich immer noch fort,

als er auch die Altstadt aufgeben und sich in die Citadelle zurückziehen mußte. Heftig erzürnt, daß das kleine Nest immer noch nicht fiel, befahl der Sultan, Tag und Nacht zu stürmen, aber er erlebte den Fall von Sziget nicht, denn Verdruß und Altersschwäche rafften ihn dahin, am 26. August 1566. Man verheimlichte seinen Tod und setzte den Kampf fort. Zriny vertheidigte sich noch drei Tage lang. Wiederholt drangen die Türken in die Burg ein, wurden aber immer wieder hinausgeworfen. Erst als sie die Burg in Brand steckten und das Feuer immer weiter um sich greifend, nicht mehr gelöscht werden konnte, kleidete sich Zriny festlich an, steckte den Schlüssel der Festung und 100 Goldstücke zu sich, damit die Türken auch etwas bei ihm finden sollten, wählte sich den schärfsten Säbel und einen Schild aus und stürzte so, den Seinigen voran, aus dem geöffneten Thore freudig in den letzten Todeskampf. Mit ihm Juranich, der seine Fahne trug. Unter lautem Geschrei stürzten ihnen die Janitscharen entgegen und in wenigen Minuten war die kleine Schaar überwältigt. Von vielen Wunden durchbohrt fiel der edle Zriny. Die Türken schleppten seine Leiche zu einer großen Kanone, die er früher dem Katzianer abgenommen hatte, und hackten ihm auf derselben den Kopf ab. So wurde Katzianers blutiger Schatten gerächt. In der erstürmten Festung wurde alles ermordet. Nur den Mundschenken Zrinys schonten die Türken, um von ihm zu erfahren, wo der Ban seine Schätze verborgen habe? Da rief der stolze Jüngling: „100,000 Dukaten, 100,000 Thaler und 1000 kostbare Gefässe und Becher hat Zriny vertilgt, aber er hat viel Pulver hinterlassen und das wird auffliegen und das Feuer, ohne welches ihr nie das Schloß eingenommen hättet, wird euch selbst verderben!“ Ein Pascha eilte sogleich nach der Festung, um wegen des Pulvers Vorsorge zu treffen, allein es war schon zu spät, der Pulverthurm flog in die Luft, zerstörte alles umher und begrub 3000 Türken unter dem Schutte.

Der Kaiser stand mit einem ansehnlichen Heere bei Raab, kam aber nicht zum Treffen, weil das türkische Heer unter dem Großvezier nach dem Tode des Sultans und nach dem großen Verluste,

den es vor Sziget erlitten hatte, freiwillig umkehrte. Nicht lange nachher ſtarb auch der junge Johann Sigmund. Maximilian wünſchte, daß der ihm ergebene Bekeſs als ſein Vaſall Woiwode von Siebenbürgen würde, aber es gelang ihm nicht, denn die Siebenbürger wählten den Stephan Batori, 1572.

Der Verſuch einer Revolution im Reiche, worin ſich einigermaßen der frühere ſickingenſche Verſuch wiederholte und wobei man auf die Schwäche des Kaiſers gerechnet haben mochte, mißlang dennoch kläglich. Ritter Wilhelm von Grumbach hatte dem Biſchof Melchior Zobel von Würzburg gegen den wilden Markgrafen Albrecht Hülfe geleiſtet und war nicht bezahlt worden. Er wollte ſich nun der Perſon des Biſchofs bemächtigen, dieſer aber wurde im Gedräng erſchoſſen, 1558. Grumbach ſelbſt war nicht der Mörder und wollte auch nicht ſo weit gehen. Allein er wurde für den Mörder gehalten, ſah die Strafe voraus und ſuchte Hülfe. Mit mehreren anderen Rittern, Wilhelm von Stein, Ernſt von Mandelsloh, Albrecht von Roſenberg ꝛc. verbündet, ſchloß er ſich an einen unzufriedenen Fürſten enger an, weniger deſſen Verführer, als von ihm verführt! Des abgeſetzten Kurfürſten von Sachſen gleichnamigen Sohn und Erben Johann Friedrich II. verdroß es entſetzlich, die Kurwürde verloren zu haben, er grübelte daher, wie er ſich rächen, wie ſein Loos verbeſſern könne, zog jene unzufriedenen Ritter in ſein Intereſſe und bildete ſich ein, er werde das Verlorene wiedergewinnen durch eine allgemeine Erhebung des deutſchen Adels gegen die Fürſten, und Frankreich werde dabei helfen. Er trieb magiſche Künſte und ließ im Kriſtall das Scepter des Reichs ſehen, als ob er Kaiſer werden würde. Grumbach überfiel Würzburg und preßte ihm einen Vergleich ab. Dadurch erſt wurden die Fürſten aufmerkſam und Grumbach fiel in des Reiches Acht. Johann Friedrich wollte ihn ſchützen und fiel ſelbſt in die Acht. Man kam einer Verbindung des Herzogs mit den empörten Niederländern auf die Spur und eilte, mit ihm fertig zu werden. Sein ſchlimmſter Feind, der neue Kurfürſt Auguſt von Sachſen, wurde beauftragt, die Reichsacht zu vollziehen. Da unterlag er. Unter gräßlichen

Martern wurden Grumbach, Stein und der Kanzler Brück gevierttheilt, Brandenſtein gehenkt, Juſtus Jonas, deſſen Vater Luthers vertrauter Freund geweſen, als in die Sache verwickelt, auf Requiſition in Copenhagen 1567 enthauptet. Johann Friedrich ſelbſt wurde in einem offenen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopf, durch Wien nach Neuſtadt ins ewige Gefängniß abgeführt.

6.

Die lutheriſchen Zeloten.

Unter dieſem Johann Friedrich hatten ſich in Jena die ſtrengen Lutheraner feſtgeſetzt, deren Haupt der Illyrier Flacius war, ein kräftiger, aber befangener Geiſt. Er hatte früher ſchon in Magdeburg die berühmte centuriae Magdeburgenses, eine ſehr ausführliche Kirchengeſchichte, durch die er die Nothwendigkeit der Reformation hiſtoriſch erwies, mit Hülfe vieler Handlanger verfertigt. Ein ganzes Bureau war dazu eingerichtet und Flacius ſelbſt raubte aus allen Bibliotheken Bücher zuſammen, aus denen er die Stellen, die er brauchte, nur herausſchnitt, daher das Flacianiſche Meſſer ſprüchwörtlich wurde. Am ſchädlichſten wirkte Flacius, indem er Luthers Lehre von der Erbſünde ſo ſehr übertrieb, daß er ſagte, die Erbſünde ſey nicht nur dem Menſchen angeboren, ſondern ſeine eigentliche Subſtanz, und er ſey durch und durch ſchlecht, ein Ebenbild nicht Gottes, ſondern des Teufels. Zu dieſem Extrem trieben ihn freilich die entgegengeſetzten Uebertreibungen des Agricola in Berlin und des Oſiander in Königsberg, die eine Gerechtigkeit des Menſchen behaupteten, vermöge deren er, wenn ihn einmal die Gnade berührt habe, gar nie mehr ſündigen könne, er möge thun, was er wolle. Zwiſchen beiden Extremen in der Mitte ſtanden die Wittenberger unter dem alten ſanften Melanchthon, und die Tübinger unter der Leitung des gelehrten Brenz, dem bald der diplomatiſirende Jacob Andreä folgen ſollte. Da alle aus derſelben Bibel das Entgegen-

geſetzte bewieſen und ſich gegenſeitig verdammten, blieb die letzte Entſcheidung immer den Fürſten und hing von deren zufälligem Charakter, noch mehr aber von ihrer Hauspolitik ab. Eine Vereinbarung aller proteſtantiſchen Fürſten war ſchon deshalb nicht möglich, weil einer dem andern den Primat nicht gönnte. Den Calvinismus hat nichts ſo ſehr gefördert als der Neid gegen das lutheriſche Kurhaus Sachſen.

Johann Friedrich war des Kurfürſten Auguſt Todfeind, weil er nicht vergeſſen konnte, daß ſein Vater durch Auguſts Vater von der Kur war verdrängt worden. Seines Vaters treuer Kanzler Brück, der bei allen Verhandlungen thätig geweſen, hinterließ einen Sohn, den Johann Friedrich auch zu ſeinem Kanzler machte, und der ſeine Leidenſchaften und Plane theilte. Was nun die Theologen in Jena den Wittenbergern zu Leide thun konnten, das ſahen Johann Friedrich und Brück von Herzen gern, weil es dem Kurfürſten Auguſt zu Leide geſchah. Flacius machte ſich das zu Nutzen und erhob ſchon aus Anlaß des Interims einen wüthenden Kampf über die Adiaphora (Mitteldinge), welche Melanchthons Schule in Wittenberg als Nebenſache dem Interim aufgeopfert hatte, die Flacius aber als weſentlich erhalten wiſſen wollte; und ſodann den ſynergiſtiſchen Streit über die guten Werke, die er nicht nur für gänzlich entbehrlich (denn es ſey am Glauben allein genug), ſondern ſogar für verderblich erklärte. Ein ſcheußlicher Verbrecher, der da glaubte, galt ihm mehr, als der tugendhafte Ungläubige. Inzwiſchen trat in Jena ſelbſt Strigel als Anhänger Melanchthons (Philippiſt) gegen Flacius auf, von Hugel unterſtützt. Flacius ſchäumte wie ein wüthender Eber, und brachte beide in den Kerker. Ein gewandter Arzt aber, Schröter, gab dem Herzog zu verſtehen, es ſey beſſer, wenn er die Pfaffen benütze, als wenn ſie ihn benützten. Johann Friedrich ſchloß nun ſämmtliche Profeſſoren Jenas vom Conſiſtorium aus, in das er Laien ſetzte. Da rief Flacius: „Das iſt der Dank dafür, daß Luther die Fürſten vom päpſtlichen Joche befreit! Sie wollen Chriſtum ihrem Gutdünken und den Apoſtel Paulus dem Juſtinian unterwerfen.“ Mitten in dieſen Händeln ſtarb der edle Melanchthon, der ſich längſt

nach Befreiung aus dem Pfaffengezänk geſehnt hatte, 1559. Die Flacianer erlebten den Triumph, daß Johann Friedrich alle Vorſchläge Auguſts zur Vereinigung höhniſch zurückwies; allein ſie täuſchten ſich, wenn ſie glaubten, es geſchähe um ihretwillen, denn als ſie gegen die herzoglichen Mandate, die ihnen alle Kirchengewalt entreißen wollten, offen rebellirten, wurden ſie abgeſetzt und aus dem Lande gejagt. Flacius ſtarb 1562 im Elend zu Frankfurt a. M.

Im Kampf der geiſtlichen gegen die weltliche Macht auf lutheriſchem Boden mußte Heßhuſius den bitterſten Kelch leeren. Einer der verrufenſten lutheriſchen Zänker, iſt er von der Geſchichte gleichſam gebrandmarkt worden, jedoch nur, weil die Geſchichtſchreiber im Solde der Fürſten ſtanden. Seit man den hiſtoriographiſchen Serviliſmus ein wenig überwunden hat, iſt man gerechter geworden gegen das Andenken dieſes armen Heßhus. Derſelbe zeichnete ſich frühzeitig durch ſeine Gelehrſamkeit aus und wurde Superintendent in Goslar. Der Magiſtrat dieſer freien Reichsſtadt ſah ſich, wie jeder lutheriſche Fürſt in ſeinem Territorium, als summus episcopus an, behandelte die Geiſtlichen als ſeine Untergebenen und achtete keine göttliche und menſchliche Autorität mehr. Als es Heßhus wagte, von der Kanzel herab gegen die lüderlichen und ruchloſen Söhne des Bürgermeiſters zu eifern, ließen dieſe ihn bald zur Stadt hinaus jagen. Man nahm ihn in Roſtock auf, als er aber hier die Heilighaltung des Sonntags verlangte und den wüſten Wirthshausunfug tadelte, erklärte ihm der Magiſtrat, die Polizei gehe ihn nichts an, und vertrieb ihn. Nachdem auch die Pfalz lutheriſch geworden, berief Kurfürſt Otto Heinrich den Heßhus als Generalſuperintendenten nach Heidelberg, da man aber hier aus politiſchen Gründen, wegen der Nachbarſchaft der Schweiz und Frankreichs mehr dem Calviniſmus zuneigte, ſo wurde der ſtreng lutheriſche Heßhus auch von hier vertrieben. Er irrte nun umher und wurde überall aufs neue verfolgt. Aus Magdeburg verjagte man ihn, weil er dem Magiſtrat nicht blind gehorchen wollte. In Jena giftete ihn Flacius an, weil er deſſen tolle Lehre von der Sünde, als Subſtanz des Menſchen, nicht gelten laſſen wollte. Endlich wurde er proteſtantiſcher Biſchof

von Samland in Königsberg, aber auch von hier durch den Neidteufel ſeines Collegen Wigand wieder vertrieben, 1577. Doch fand er noch ein ruhiges Alter in Helmſtädt.

Ein ſchlimmer flacianiſcher Zänker war Muſäus in Bremen, der ſeinen Collegen Hardenberg, einen Anhänger des gemäßigten Melanchthons vertrieb, ſelbſt aber wieder durch den Bürgermeiſter von Büren vertrieben wurde, nachdem derſelbe die geſammte Bürgerſchaft über die von Muſäus behaupteten, äußerſt ſpitzfindigen und dem gemeinen Mann gänzlich unverſtändlichen Dogmen dennoch Mann für Mann hatte abſtimmen laſſen, 1568. In Hamburg meinte der Paſtor Aepinus, Chriſtus habe in der Hölle für die Sünde der Menſchheit gelitten, worüber man aufs wüthendſte zankte. Eben ſo bellten ſich die Paſtoren in Lübeck an, weil jeder eine andere Meinung vom h. Abendmahl hatte.

Im Herzogthum Preußen maßte ſich die lutheriſche Geiſtlichkeit große Gewalt an. Schon der erſte Herzog Albrecht hatte ſich durch Stiftung der Univerſität Königsberg 1546 eine ſchmerzliche Ruthe gebunden, denn ſo behaglich wohl er ſich bei der Lehre ſeines Günſtlings Oſiander befand, um ſo giftiger entbrannte der Neid der Profeſſoren, die ſich, theils als Flacianer, theils von der alten Ariſtokratie des Ordenslandes aufgehetzt, in die Oppoſition warfen. An ihrer Spitze ſtand Mörlin, und bald war das ganze Land in Aufruhr gegen den geiſtvollen und vornehmen Oſiander. Alles ergriff Partei. Der Hader ſteckte jede Familie an. Man beſtellte und kaufte ſogar nichts mehr, außer von Parteigenoſſen. Oſiander ſtarb plötzlich 1552, worauf der Herzog ein Friede gebietendes Mandat erließ. Mörlin trotzte ihm und wurde vertrieben. Nun traten aber Adel, Städte und Geiſtlichkeit in einen Bund, zwangen den Herzog ſeine Söldner zu entlaſſen, und ließen ſeinen Hofprediger Funk und ſeine Räthe Horſt und Schnell als Anhänger Oſianders hinrichten, 1566. Der Herzog mußte den Mörlin, der unterdeß Superintendent in Braunſchweig geworden war, zurückrufen und ihm demüthig abbitten. Aber er überlebte die ihm angethane Schmach nicht lange, der Gram tödtete ihn und ſeine Gemahlin an demſelben Tage, 1568.

Ihr 15jähriger Sohn Albrecht Friedrich blieb nun Mörlins und des Adels Rache preisgegeben. Man prügelte ihn, man zerrüttete ſeine Geſundheit durch ſtimulirende Arzneien, um ihn zu einer Heirath zu bewegen (damit das brandenburgiſche Kurhaus, vor dem ſich der Adel fürchtete, nicht ſuccedire). Man gab ihm die Prinzeſſin Maria Eleonore von Cleve, und ein Herr von Wambach ſagte ihm, als er ſich ſperrte: „Wollen Ew. Fürſtl. Gnaden nicht folgen, ſo wird man nicht ſagen: gnädiger Herr, ſondern: du Lecker, und über den Tiſch gezogen und ein Gutes abgeſtrichen.“ Bei dieſer Behandlung wurde der junge Herzog wahnſinnig.

Preußen war nur die Ausnahme. In allen andern Ländern wurde die Geiſtlichkeit blindlings den Fürſten und ihren Juriſten unterworfen. Das machte nun wenigſtens eine äußere formelle Vereinigung auf ein gewiſſes Maaß von Dogmen möglich, welches die Fürſten und die Juriſten beizubehalten beliebten, und mit dem ſich zu beruhigen ſie der Geiſtlichkeit ein für allemal befahlen. Das war freilich ein ſchreckliches Dementi für Luther, der nicht nur die h. Schrift jedermänniglich zur Leſung und Deutung Preis gegeben, ſondern der bloßen Leſung derſelben auch einen faſt ſakramentalen Charakter beigelegt, zugleich aber unbegreiflicherweiſe ſich eingebildet hatte, die ganze Welt müſſe und werde ſeine Deutung für die allein gültige halten.

Der ſächſiſche Kurfürſt Auguſt verſtändigte ſich mit dem brandenburgiſchen Kurfürſten Johann Georg, der 1571 auf Joachim II. gefolgt war, und mit dem Herzog und den Landſtänden von Württemberg zu einer Reviſion aller ſtrittigen lutheriſchen Dogmen und zur Feſtſtellung deſſen, was ihnen künftig allein als die gemeinſame Glaubensnorm dienen ſollte. Brandenburg ſchickte den Präſidenten Chemnitz, einen Juriſten, der gleichwohl in Brandenburg dem geiſtlichen Conſiſtorium vorſtand, Sachſen den Selneccer und Württemberg den Jacob Andreä nach Kloſter Bergen, wo ſie allein als fürſtliche Räthe und ohne Zuziehung einer Synode über den Glauben des norddeutſchen, ſich lutheriſch nennenden Volkes verfügten und das neue alleingültige Dogma in der ſ. g. Concordienformel zu-

ſammenfaßten, 1577. Nur Wilhelm von Heſſen, der ſeinem Vater Philipp 1760 gefolgt war, Pommern, Holſtein, Anhalt und einige Städte wollten die Formel nicht annehmen. Das Volk im allgemeinen war des Gezänkes müde und der endlichen Einigung froh. Die Geiſtlichen ſahen ſich unter den weltlichen Arm gebeugt und ließen ſich alles gefallen, um mit Frau und Kindern nicht vom Brode zu kommen. Ein Volkswitz legte damals ihren Frauen in den Mund, ſie ſollten die Concordienformel nur friſchweg unterſchreiben:

Schreibt, lieber Herre, ſchreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt.

7.

Der Calvinismus.

Johann Caulvin oder Calvin, gebürtig aus der Picardie, war von 1541 an in Genf das Haupt der reformirten Partei mit noch mehr dictatoriſcher Gewalt wie früher Zwingli in Zürich. Im Allgemeinen hielt er ſich in der Lehre an dieſen, jedoch ſchränkte er Zwinglis allzu kraſſe Behauptungen ein wenig ein. Luther ſelbſt hatte ſich eine Zeitlang ſtark zur Prädeſtination geneigt, d. h. zur Vorherbeſtimmung, wonach jedem Menſchen ſchon bei der Geburt von Gott Gnade oder Verdammniß beſtimmt ſey. Die Verwerfung des freien Willens hatte Luther ſo weit geführt, einmal zu ſagen: „der Wille iſt wie ein Pferd, das entweder Gott reitet oder der Teufel.“ Erasmus wies ihm ſcharfſinnig die Verwegenheit eines ſolchen Satzes nach und Luther fügte ſich diesmal, Zwingli aber blieb dabei, Gott mache den Menſchen böſe oder gut, wie er wolle. Calvin blieb nun zwar bei dieſer extremen Lehre ſtehen, wandte ſie aber in einer Weiſe auf die Lehre vom h. Abendmahl an, daß ſich die Lutheraner damit weit mehr befreunden konnten, als mit Zwinglis Abendmahlslehre. Zwingli verwarf die Transſubſtantiation durchaus und hielt Brod und Wein für gemeines Brod und gemeinen Wein, bei deren Genuß man ſich nur des h. Abend-

mahls Chriſti erinnern ſolle. Calvin dagegen nahm eine Mittheilung der geiſtigen Natur Chriſti an die leibliche und eine Emanation wieder aus der letzteren in die Seele der zur Gnade Prädeſtinirten an, ſo daß dieſe, aber auch nur dieſe und nur während des Empfangs des h. Abendmahls, nicht blos irdiſche Speiſe und Trank, ſondern auch etwas Ueberirdiſches mitgenießen ſollten. Nun wich zwar dieſe Auffaſſung Calvins viel mehr von der Zwingli'ſchen als von der Lutheriſchen ab, allein nach Zwingli's Tode hielt es Bullinger, der ihm in Zürich als Orakel der Regierung nachfolgte, den Zeitumſtänden für angemeſſen und politiſch unumgänglich, ſich Calvin anzuſchließen, damit die ſämmtlichen Reformirten der Schweiz vereint den Katholiken widerſtehen könnten, und ſo kam der ſ. g. Züricher Conſenſus zu Stande, 1549, in dem ſich die Anhänger Zwingli's und Calvins eben ſo einten, wie die Lutheraner in der Concordienformel. Die Einigung wurde 1554 durch den Genfer Conſenſus noch ergänzt, namentlich im Punkt des h. Abendmahls, und die ganze Lehre noch einmal in der ſog. zweiten helvetiſchen Confeſſion von Bullinger zuſammengefaßt, 1566.

Was Melanchthon für Luther, Bullinger für Zwingli, das war Theodor Beza für Calvin, ein gelehrter, ſehr thätiger, in der Geſinnung aber mehr gemäßigter Freund. Calvin war heftig und beſtand tyranniſch auf ſeiner Meinung wie Luther und Zwingli, die furchtbare Gewaltthätigkeit aber, die man ihm ſo oft vorgeworfen, lag weniger in ſeinem Naturell oder Syſtem, als ſie ihm von den Umſtänden geboten wurde. Ein Anhänger der Socinianer, welche die Dreieinigkeit nicht mehr anerkennen wollten, der Spanier Servede (gewöhnlich Servet genannt), war nach Genf gekommen und machte ſich dort durch Verbreitung ſeiner ausſchweifenden Lehre unter dem gemeinen Volk unnütz. Calvin ließ ihn 1553 als Ketzer lebendig verbrennen. Aus der Thatſache, daß ſelbſt der ſanfte Melanchthon dieſen Act billigte, erhellt ſchon, daß er nicht aus religiöſem Fanatismus floß, ſondern nur eine Maßregel politiſcher Nützlichkeit und Nothwehr war. Wollte man unter ſich eine einige und ſtarke Partei darſtellen und von Seite der Katholiken die äußere Anerkennung er-

langen, ſo mußte man unter den Angehörigen ſelbſt Zucht halten und durfte die Störefriede, die immer Neues ausheckten und das Volk verführten, nicht dulden.

Das Verhältniß der Lutheraner zu Calvin geſtaltete ſich ungleich beſſer als das zu Zwingli, hauptſächlich unter Melanchthons Vermittlung, der gern die beiden großen Parteien der Reformation in eine einzige verſchmolzen hätte. Erſt als die Annäherung zur Folge hatte, daß bedeutende Territorien vom Lutherthum zum Calvinismus übertraten, erkaltete die Freundſchaft plötzlich wieder. Der Calvinismus, als mit einer republikaniſchen Verfaſſung verbunden, hatte vielen Reiz für die freien Städte. Aber auch die Fürſten fanden, daß ſich mit calviniſchen Geiſtlichen ſo gut regieren laſſe, wie mit lutheriſchen, und je mehr ſich der Calvinismus in Frankreich und England auszubreiten anfing, um ſo mehr neigten ſich denſelben diejenigen deutſchen Fürſten zu, die immer noch auf den lutheriſchen Primat des ſächſiſchen Kurhauſes eiferſüchtig waren und die zugleich durch das Gezänk der lutheriſchen Zeloten geärgert wurden.

So vor allen Kurfürſt Friedrich III. von der Pfalz, der 1560 ſein lutheriſches Land calviniſch machte und alle der Religion wegen aus Frankreich Vertriebenen bei ſich aufnahm. Er ſchien ſich auf die Schweizer, auf die Engländer und auf den großen Anhang, den Calvin bereits in Frankreich und in den Niederlanden gefunden hatte, ſtützen und dem deutſchen Reiche einen calviniſchen Brennpunkt geben zu wollen, gegenüber dem lutheriſchen in Sachſen. Der flacianiſche Schreier Weſtphal in Hamburg verdammte alle in die Hölle, die ſich der Calviniſten annähmen. Calvin ſelbſt ſchrieb gegen ihn und es gab wieder einen allgemeinen Federkrieg. Die lutheriſchen Nachbarn des Pfälzers, Chriſtoph von Württemberg, Karl von Baden und Wolfgang von Pfalz-Neuburg ſchloſſen zu Ettlingen einen Bund gegen ihn. Friedrich aber wurde dadurch nur ſtörriſcher und ließ 1563 den berüchtigten Heidelberger Katechismus ausgehen, die härteſte Verdammungsbulle gegen Andersdenkende, welche die Reformation hervorgebracht hat. Zwei Jahre ſpäter wurden die von dem Profeſſor Lobwaſſer zu Königsberg in wäſſerige Verſe überſetzten Pſal-

men mit franzöſiſchen Melodieen bei allen deutſchen Calviniſten eingeführt, denn man verwarf hier das katholiſche und lutheriſche Kirchenlied, wollte aber doch nicht bei Zwingli's urſprünglicher Verdammung aller Kirchenmuſik verharren. Als Friedrich 1576 ſtarb, verwarf ſein Sohn, Ludwig VI., den Calvinismus und machte alles wieder lutheriſch. Als aber auch er ſchon 1583 ſtarb, wurde ſein unmündiger Sohn Friedrich IV. wieder durch ſeinen Vormund, den Pfalzgrafen Johann Caſimir, mit dem ganzen Lande calviniſch gemacht, wie man einen Handſchuh umdreht. Welcher Geiſtliche oder Unterthan ſich nicht fügte, der wurde aus dem Lande gejagt.

Auf Sachſen ſelbſt wirkte der Calvinismus ein. Während ſich Kurfürſt Auguſt einbildete, Wittenberg ſey noch immer das heilige Zion des Lutherthums, hatte ſich gerade hier unter Melanchthon eine milde und gegen die Calviniſten verſöhnliche Geſinnung geltend gemacht, die ſogar in der nächſten Umgebung des Kurfürſten ſelbſt durch deſſen Leibarzt und Günſtling Peucer eindrang, der Melanchthons Eidam war. Ein 1571 ausgegebener Katechismus dieſer Partei erweckte den erſten Verdacht, weil er nicht mehr ſtreng lutheriſch war, und Herzog Julius von Braunſchweig warnte den Kurfürſten ausdrücklich vor ſeinen kryptocalviniſchen (heimlich calviniſchen) Geiſtlichen. Auguſt war betreten, ließ alle Geiſtlichen ſeines Landes einberufen, erhielt aber eine beruhigende Erläuterung. Er wurde ſogar aufs neue gegen die wüthenden Flacianer in Jena eingenommen. Das Land der Erneſtiniſchen Linie kam damals unter ſeine Verwaltung, denn Herzog Johann Wilhelm, der es nach der Einkerkerung ſeines Bruders Johann Friedrich übernommen hatte, ſtarb 1573 und hinterließ nur unmündige Kinder, über welche Auguſt als nächſter Agnat die Vormundſchaft übernahm. Dieſer hatte nun die beſte Gelegenheit, die zu ſtrafen, die bisher im herzoglichen Sachſen ſeine Widerſacher geweſen waren, namentlich die Flacianer. Nicht weniger als 111 Prediger dieſer Partei wurden von ihm aus dem Lande gejagt. Die Philippiſten ſtanden damals beim Kurfürſten in ſolcher Gunſt, daß bei der Geburt des Kurprinzen Adolf Peucer zu Gevatter ſtehen durfte. Nun ſtarb aber dieſes Kind und ſeine Mutter,

die Kurfürstin Anna, eine dänische Prinzessin, wurde von den Flacianern belehrt, das sey eine Strafe des Himmels, weil ein Kryptocalvinist (Peucer) das Kind aus der Taufe gehoben habe. Sie theilte nun ihre Gewissensangst oder die Verdächtigungen der Philippisten, die ihr eingeflüstert worden waren, ihrem Gemahl mit und dieser erkannte nun plötzlich, die Dinge verhielten sich wirklich nicht so, wie er sich bisher eingebildet hatte. Auf einmal in Wuth gerathen, ließ er seinen Leibarzt und dessen Anhänger als solche, die ihn lange betrogen hätten, plötzlich verhaften. Die gesammte Geistlichkeit des Landes wurde zu Torgau 1574 zusammengetrieben und mußte auf bloßen Befehl des Kurfürsten allem dem abschwören, was sie lange in Predigt und Schrift vertheidigt hatte. Und so sehr hatte sich schon servile Angst und Achselträgerei der Diener Gottes bemächtigt, daß von der ganzen kursächsischen Geistlichkeit, nur sechs den Muth hatten, die Abschwörung zu verweigern. Sie wurden aus dem Lande gejagt. Weit schlimmer ging es denen, die des Kurfürsten Vertraute gewesen. Der Geheimrath Krakow wurde so grausam gefoltert, daß er sich im Kerker selbst entleibte, um einer neuen Qual zu entgehen. Auch Stößel wurde durch Mißhandlungen zu Tode gemartert. Der gelehrte Peucer saß zwölf Jahre lang in einem engen und unsauberen Kerker ohne ein Buch, ohne Schreibzeug.

Dem Kurfürsten August folgte 1586 sein Sohn Christian I., dessen Kanzler Crell der milderen Ansicht Melanchthons huldigte und Lutheraner und Calvinisten gerne vereinigt hätte, weil gerade damals die katholischen Mächte beide gleich sehr bedrohten. Aber die tollen Flacianer haßten und verdächtigten ihn deshalb. Man glaubt, daß Christian I., welcher 1591 ganz unerwartet starb, mit Gift aus der Welt geschafft wurde, blos weil er Crells Politik billigte. Für seinen unmündigen Sohn Christian II. trat sein ernestinischer Vetter Friedrich Wilhelm von Altenburg als Regent ein und verfuhr nun ganz im Sinne der Flacianer. Crell und sein ganzer Anhang wurde fest genommen. Ein Prediger Steinbach wollte fliehen und brach ein Bein. Ein anderer, Gundermann, wurde wahnsinnig, nachdem sich seine Frau aus Verzweiflung erhängt hatte. Crell

wurde von der alliirten Theologen- und Juriſtencoterie zehn Jahre lang im harten Kerker gehalten, theils um ihn ausgeſucht zu quälen (lange vorher hatte man ein eigenes Richtſchwert für ihn beſtellt und die Worte cave Calviniane Crell darauf ſetzen laſſen), theils um ſein ganzes Vermögen in der Form von Sporteln einzuziehen (ſein Proceß koſtete 117,962 Gulden). Endlich holte man ihn aus ſeinem engen und ſchmutzigen Loch auf dem Königſtein herunter und ſchlug dem abgemagerten und ſchon halb todten Mann zu Dresden den Kopf ab. Der Scharfrichter rief: das war ein calviniſcher Streich! Die Kurfürſtin-Wittwe und ihre Hofdamen ſahen zu, 1601.

Aehnliche Greuel gingen in Braunſchweig vor, wo Henning Brabant an der Spitze des Volks die ſtädtiſche Ariſtokratie geſtürzt hatte und auch die Tyrannei der lutheriſchen Geiſtlichen nicht länger dulden wollte, die letztern aber thaten ihn in den Bann, wiegelten den Pöbel gegen ihn auf und behaupteten, er habe einen Teufel bei ſich. Da verließ ihn das Volk und die lutheriſchen Theologen und Juriſten quälten ihn unter allen Graden der Folter und legten, da er das Bein gebrochen hatte, die Marterinſtrumente auch noch an das kranke Bein an. Einer ſeiner Freunde ſtarb in der Folter, in der die Richter ihn hatten hängen laſſen, während ſie zu einem Gaſtmahl gegangen waren. Brabant ſelbſt wurde endlich noch unter den gräßlichſten Martern hingerichtet, 1604. Keiner Tugend, keiner Vernunft war es möglich, der Rache dieſer Facultätsmenſchen zu entrinnen, jener ekelhaften Mißgeburt, die aus der Verbindung der Reformation mit dem corpus juris entſprungen war. Am beſten hat ſie damals der als Kryptocalviniſt vertriebene Krenzheim geſchildert. Die Lutheraner in Liegnitz frugen dieſen unter anderm: Ob Chriſtus das Gebet der Gläubigen höre nach ſeiner menſchlichen oder göttlichen Natur und ob Chriſti menſchliche Natur ſolches wiſſe durch eine erſchaffene oder eine unerſchaffene Weisheit? Wenn er nun ſagte durch eine erſchaffene, ſo konnte er leicht ermeſſen, daß man ihn durch 1. Könige 8., Jeremias 17. widerlegen würde. Hätte er aber geſagt durch eine unerſchaffene, ſo hätte er Gott geläſtert, der eine ſeiner weſentlichſten Eigenſchaften niemals der menſchlichen Natur

mittheilen könne. Er mochte also sagen, was er wollte, er war verloren. Der gallenbittre Haß und der neue scholastische Unsinn des Lutherthums stieg so hoch, daß i. J. 1593 zu Friedeberg in der Neumark der Pastor auf der Kanzel und mit ihm 50 von der Gemeinde plötzlich wahnsinnig wurden.

Schon Wilhelm von Hessen hatte die Concordienformel nicht angenommen und sich immer mehr von den Lutheranern getrennt. Endlich ging sein Sohn Moriz 1604 förmlich zum Calvinismus über. Dieser Herr huldigte der Renaissance, correspondirte eifrig mit Heinrich IV. von Frankreich, errichtete ein Theater, hielt italienische Sänger ꝛc. Im Grunde hatte schon Landgraf Philipp einen Gegensatz gegen den sächsischen Kurfürsten gebildet und sich zu den Schweizern hingeneigt. Seitdem war die calvinische Partei in Frankreich mächtig erstarkt und der hessische dachte von einer Verbindung mit Frankreich Vortheile zu erlangen, wie einst der sächsische Moriz. Sein Vetter Ludwig in Hessen-Darmstadt blieb jedoch lutherisch und gründete für die Professoren, welche Moriz aus Marburg verjagte, die neue Universität Gießen. — Auch die Fürsten von Anhalt und die Grafen zu Lippe, sowie Markgraf Friedrich von Baden-Durlach traten zum Calvinismus über.

8.

Gebhard von Köln.

Ein sehr materieller Zankapfel zwischen den beiden großen Kirchenparteien blieben fortwährend die Bisthümer. Solche zu rauben, hatte den größten Reiz für die protestantischen Fürsten, sie dagegen der alten Kirche zu erhalten, mußte das eifrigste Bestreben der katholischen Partei seyn. Die norddeutschen Bisthümer waren nicht mehr zu retten, denn sie fielen in die Hände nachgeborener Prinzen der benachbarten protestantischen Fürsten, die als Administratoren darin hausten. In Westphalen allein behauptete sich noch Münster und nach vielen Stürmen auch Paderborn, wo die Religion viermal ge-

wechſelt wurde. In Schleſien blieb das Bisthum Breslau, im polniſchen Preußen Braunsberg katholiſch, alle andern norddeutſchen Bisthümer verſchwanden. Die rheiniſchen Erzbisthümer ſtanden noch als feſte Bollwerke da. Nun hatte ſich aber der Calvinismus von der Schweiz her nach der Kurpfalz verbreitet und auch Heſſen war ihm zugeneigt. Als nun der Calvinismus auch in Holland herrſchend wurde, wünſchte die Partei ſehnlichſt eine unmittelbare Verbindung zwiſchen den niederländiſchen und oberrheiniſchen Calviniſten zu ermöglichen durch die Reformirung des großen Erzbisthums Köln.

Hier regierte Kurfürſt Salentin von Iſenburg, welcher anfangs die Lutheraner verfolgte, 1577 aber plötzlich ſein Amt niederlegte und eine Gräfin von Aremberg heirathete. Sein Nachfolger in der geiſtlichen Kurwürde, Graf Gebhard, Truchſeß von Waldburg, trat ſehr jung ins Amt, war gefühlvoll und ziemlich leichtſinnig, ließ ſich daher verführen, gleichermaßen aus der Art zu ſchlagen. Als er einmal eine adelige Nonne von ſeltener Schönheit in einer Proceſſion erblickte, verliebte er ſich in dieſelbe auf das heftigſte. Es war die Gräfin Agnes von Mansfeld, deren Brüder eifrige Lutheraner waren. Gebhard näherte ſich ihr, ſie erwiderte ſeine Liebe und beide lebten ganz öffentlich mit einander auf ſeinen anmuthigen Schlöſſern zu Bonn, Godesberg und Brühl. Da kamen ihre Brüder und forderten er ſolle die Ehre ihrer Schweſter durch eine Heirath wieder herſtellen. Die calviniſchen Staaten boten ihm ihre Waffen an unter der Bedingung, daß er das Kölner Land reformire und ſich zum erblichen Fürſten deſſelben ausrufen laſſe. Indem er ſich aber an die Calviniſten hielt, ließen ihn ſogleich die Lutheraner im Stich, die allein ſtark genug geweſen wären, ihn zu ſchützen. Er ſelbſt beſaß eben ſo wenig Thatkraft, als politiſche Ueberlegung. Sein eigenes Domcapitel, die Stadt Köln und faſt das ganze Land erklärten ſich gegen ihn. Sein Chorbiſchof Friedrich ſtellte ſich an die Spitze des Aufruhrs und eroberte Kaiſerswerth an demſelben Tage, an welchem Gebhard zu Bonn ganz behaglich ſeine Hochzeit feierte, am 2. Februar 1583. Der Pfalzgraf Johann

Caſimir wollte zwar dem Kurfürſten helfen, hatte aber kein Geld und ſein kleines Heer lief wieder auseinander. Der Papſt ſchleuderte den Bannſtrahl gegen Gebhard, Kaiſer und Reich waren durch den geiſtlichen Vorbehalt gebunden. Da nun das Domcapitel in Köln den Herzog Ernſt von Bayern, der ſchon Biſchof von Freiſing und Lüttich war, zum Kurfürſten wählte, konnte derſelbe mit bayriſchen Truppen ungehindert ins Kölniſche einrücken. Der ſchwache Anhang Gebhards wurde bei Siegburg geſchlagen, das ganze Kurfürſtenthum leicht erobert, 1584. Gebhard floh nach England und hoffte dort Hülfe zu finden, weil aber ſeine ſchöne Agnes dem Grafen Eſſex zu gut gefiel, wurde die Königin Eliſabeth auf ſie eiferſüchtig, befahl ihr, England zu verlaſſen, und that auch nichts für deren Gatten. Zwar fanden ſich noch calviniſche Parteigänger, der Graf von Newenaar, der kühne Martin Schenk (Erbauer der berühmten Schenkenſchanze) und andere, die das Kölniſche ausplünderten und dem Bayer viel zu ſchaffen machten, Ernſt aber erhielt Verſtärkungen aus den Niederlanden und ſo wurde der Aufſtand endlich völlig beſiegt. Gebhard zog ſich betrübt nach Straßburg zurück, wo er 1601 geſtorben iſt. Agnes überlebte ihn, aber ihr Todesjahr und Grab iſt unbekannt. — Ernſts älterer Bruder war der regierende Herzog Wilhelm V. von Bayern, der ſtreng katholiſch blieb, daneben aber ein großer Liebhaber der Renaiſſance, prächtiger Feſte und muſikaliſcher Genüſſe war. Bei ſeinen Schauſtellungen ſpielten immer die bibliſchen und die mythologiſchen Perſonen durcheinander.

Vom Biſchof Julius von Würzburg glaubt man, er habe anfangs im Sinne gehabt, dem Beiſpiele des Kölner Gebhard zu folgen. Er hielt jedoch nachher den Katholicismus aufrecht und ſtiftete die Univerſität und das Juliushoſpital, welches die berühmteſte ärztliche Anſtalt in Deutſchland wurde. Er ſtarb 1617. Sein Nachbar Biſchof Nithard von Bamberg rottete das überall ſchon in ſeinem Bisthum verbreitete Lutherthum wieder aus. In den Kurfürſtenthümern Trier und Mainz blieb alles feſt katholiſch. Trier und Coblenz verloren aber damals ihre alten Freiheiten und gegenüber der letzteren Stadt baute der Kurfürſt Lothar die Feſte Ehrenbreitſtein.

Es war überhaupt eine schlimme Zeit für die städtischen Freiheiten. Die Bürgerschaften waren aus der alten Ruhe aufgestört. Der innere Gegensatz und Kampf schwächte die Städte und die benachbarten Fürsten säumten nicht, sie anzugreifen und sie unter ihren Einfluß zu bringen. So wurde Magdeburg von dem Brandenburger, Greifswalde vom Pommerschen, Rostock vom Mecklenburgischen, Hamburg vom Holsteinischen, Wetzlar vom Darmstädter Fürsten drangsalirt, während in Stettin, Paderborn, Frankfurt a. M., Augsburg, Schwäbisch-Hall, Basel ꝛc. das gemeine Volk gegen den Magistrat aufstand.

In der Schweiz, dauerte die Parteiung in großer Erbitterung fort. Graubündten war halb katholisch geblieben, halb reformirt, und die Parteien geriethen hier blutig aneinander, 1565. Das Geschlecht Planta führte die Katholiken, das Geschlecht Salis die Reformirten. Die letztern wurden vertrieben, kamen aber mit französischer Hülfe wieder auf und nun wurde Johann Planta zu Chur enthauptet, 1572. Dagegen vertrieb Blarer, Bischof von Basel, alle Reformirten aus seinem Bisthum. Die katholische Schweiz begeisterte sich damals, wie es sehr natürlich war, für den h. Carlo Borromeo, ihren mailändischen Nachbar, und alle katholischen Orte unter der Leitung des Ludwig Pfyffer von Luzern schlossen mit ihm 1586 den goldenen oder borromeischen Bund. Derselbe hatte zunächst zum Zweck, das Eindringen der Reformation in Italien von der Schweiz her zu hemmen. Die spanische Statthalterschaft in Mailand verfolgte jede Spur der Ketzerei, weshalb viele Lombarden, die von Graubündten aus schon für die Reformation waren gewonnen worden, sich nach der reformirten Schweiz und meist nach Zürich flüchteten, wo manche ihrer Namen (Pestalozzi, Orelli) später Ruhm erwarben. Ein Versuch, 1587 in Mühlhausen im Suntgau, einem der Eidgenossenschaft zugewandten Orte, die Reformation zu unterdrücken, führte zu einem offenen Kampfe, aber die reformirten Cantone kamen der Stadt zu Hülfe. Auch in dem kleinen Appenzell führte die Kirchenspaltung zu einer politischen Theilung, 1588. In demselben Jahre brach eine katholische Verschwörung im Waadtland aus, um dasselbe wieder an

Savoyen zu bringen, was aber durch die Wachſamkeit der Berner verhindert wurde.

So entflammte denn der Religionskrieg an allen Grenzen, wo ſich beide Confeſſionen berührten, zwar nur hie und da und nur in Pauſen, aber man konnte merken, daß ſich alles zu einem großen Entſcheidungskampfe hinneigte. Im deutſchen Reiche hatte man ſich allerdings ſchon an die Parität gewöhnt und die Beſtimmung des cujus regio hatte zum Frieden inſofern beigetragen, als wenigſtens innerhalb deſſelben Territoriums nur Katholiken oder nur Reformirte beiſammen leben konnten. Aber die alte katholiſche Kirche war nur im Augenblick großer Corruption und Schwäche von der Reformation überraſcht und zurückgedrängt, keineswegs aber völlig, weder moraliſch noch phyſiſch überwunden worden. Sie raffte ſich jetzt von ihrer erſten Niederlage auf, wurde ſich des Guten und der Kraft, die in ihr lagen, wieder bewußt und wagte ihre völlige Reſtauration zu hoffen. Allein ihre damaligen Lenker hatten ſich doch auch noch keineswegs in dem Grade gereinigt und veredelt, daß ſie auf einen unbedingten Sieg hätten rechnen, denſelben hätten verdienen können. Die weltliche Politik und das dynaſtiſche Intereſſe herrſchten vor und machten die rein kirchliche Auffaſſung der Frage unmöglich.

Für Deutſchland war es ein beſonderes Unglück, daß kein Kaiſer mehr das große Geſammtintereſſe des Reichs und der Nation ins Auge zu faſſen verſtand.

9.

Rudolf II.

Maximilian II. ſtarb 1575 nicht ohne den Verdacht, daß ihn die Jeſuiten mit Gift aus der Welt geſchafft hätten. Auch die ſchöne Philippine Welſer ſoll auf dem Schloß Ambras haben ſterben müſſen, indem man ihr die Adern öffnete. War das auch nur Verleumdung, ſo bewies doch auch das bloße Gerücht, wie tief ſchon Argwohn und Haß eingewurzelt waren.

Marens Sohn und Nachfolger, Kaiser Rudolf II., war ein ziemlich sonderbarer Charakter, sofern er etwas vom Phlegma Friedrichs III. und doch zugleich auch etwas vom verrückten Jähzorn des Kaiser Wenzel an sich hatte. Um das Reich kümmerte sich Rudolf gar nicht. Sein Kammerdiener Lang verkaufte die kaiserliche Unterschrift, erließ Reichssteuern, verlieh Reichslehen, Adelsdiplome ꝛc. um Geld, steckte mit den Juden unter der Decke, die sich mit seiner Hülfe als eine unabhängige und reichlich privilegirte Corporation im Reiche constituiren zu können hofften, verkaufte seine Dienste dem Ausland und wurde dem habsburgischen Interesse um so gefährlicher, als er es besonders darauf absah, den Kaiser mit seinen Brüdern zu entzweien, weil er ihn dadurch isolirte und bequemer nach seinem Willen lenkte. In seinen Erblanden ließ Rudolf den zum Cardinal erhobenen Bäckerssohn Khlesl walten, der es sich zur Aufgabe machte, den unter Maximilian II. stark gefährdeten Katholicismus in Oesterreich wieder herzustellen. Die Wuth, mit welcher der lutherische Pfarrer Opitz in Wien gegen den Papismus eiferte, berechtigte den Cardinal zum Einschreiten, so daß er 1578 den Opitz verjagte und alle neu entstandenen lutherischen Pfarreien, die neben den privilegirten unbefugterweise entstanden waren, wieder aufhob.

Während nun Rudolf diese Männer für sich regieren ließ, beschäftigte er sich selbst mit ganz andern Dingen. Er trieb Pferdezucht, um stets eine Anzahl schöner Pferde um sich zu haben, obgleich er niemals ritt. Außerdem war er ein großer Liebhaber von Gemälden, von Münzen, Alterthümern, Naturalien und Seltenheiten aus allen Ländern, die noch größtentheils in den Wiener Sammlungen erhalten sind. Auch die Astrologie lag ihm sehr am Herzen und die beiden größten Sternkundigen seiner Zeit mußten ihm das Horoskop stellen und immer um ihn seyn, damit er in den Sternen lesen könne, was ihm bevorstehe. Der eine dieser berühmten Männer war der Däne Tycho de Brahe, von dem man sagt, er habe in den Sternen gelesen, Rudolf dürfe nicht heirathen, weil er sonst durch seinen eigenen Sohn umkommen werde. Wirklich heirathete der Kaiser nicht und schloß sich beständig ein, so daß selbst hohe

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Menzel, W.

3-598-51868-4
FNr. 21468 / 087

Perſonen und Geſandte ſich als Stallknechte verkleiden und den Augenblick erlauſchen mußten, wo ſie ihn einmal im Stall heimlich ſehen konnten. Wenn ihn etwas ärgerte, blieb er lange ſtill und ſtarrte vor ſich hin, dann erſt brach er in Wuth aus und zerſchlug alles um ſich her. Sein Schlafzimmer glich einer Feſtung und einem Gefängniß zugleich, denn er fürchtete immer überfallen zu werden, ſchloß ſich deshalb ein und umgab ſich mit allerlei Waffen. Monatelang wußte man nicht, ob er überhaupt noch lebe. Ob ihm übrigens dieſe Angſt durch ſeinen Hofaſtronomen beigebracht worden iſt oder ob ſie in ſeinem Naturell lag, ſteht dahin. Tycho de Brahe hatte vor ihm ſelbſt einen ſo entſetzlichen Reſpect, daß er das klägliche Opfer deſſelben wurde, denn als er einſt nach der Tafel mit dem Kaiſer ausfahren mußte, verbiekt er ſich ein natürliches Bedürfniß ſo lange, bis ihm die Blaſe ſprang, und er mußte daran ſterben.

Der zweite große Aſtronom an Rudolfs Hofe war der weltberühmte Keppler von Weil der Stadt in Schwaben. Dieſer bewundernswürdige Entdecker der Geſetze, nach welchen die Planeten ſich bewegen, hat in ſeiner Jugend das Vieh gehütet und fiel in heitern Nächten auf die Beobachtung der Sterne. Als er ſich emporgearbeitet hatte und die erſten Früchte ſeiner unſterblichen Forſchungen der Univerſität Tübingen vorlegte, verdammten ihn dort die ſtupiden Profeſſoren, weil er zu lehren wagte, die Erde laufe um die Sonne und nicht umgekehrt. Schon wollte er ſein Buch für immer unterdrücken, als man ihn nach Grätz in Steyermark berief, wo man ſein Wiſſen beſſer zu ſchätzen wußte und ſogar die Jeſuiten ihm huldigten, obgleich er der lutheriſchen Kirche, in der er geboren war, niemals untreu wurde. Von Grätz kam er an den Hof des Kaiſers, aber er mußte noch einmal nach Schwaben zurückkehren, um ſeiner Mutter das Leben zu retten. Denn die lutheriſchen Zänker und die hochweiſen Doctoren des römiſchen Rechts hatten ſeine unſchuldige alte Mutter als Hexe angeklagt und ſie wäre unfehlbar zum Feuertode verurtheilt worden, wenn der Sohn, dem Empfehlungen vom Kaiſer zur Seite ſtanden, nicht perſönlich eingeſchritten wäre. Ein ſolches Beiſpiel kennzeichnet die Zeit und gibt einen

Maaßstab ab, auf welcher tiefen Stufe das sittliche Gefühl und der Verstand der damaligen Lenker der lutherischen Kirche und der fürstlichen Justiz standen.

Da Kaiser Rudolf so elend regierte und keine Kinder hatte, beruhte die Hoffnung des deutschen Hauses Habsburg auf seinem Oheim Karl, dem jüngern Bruder Maximilians II. Demselben war die Verwaltung von Steyermark, Kärnthen und Krain zugefallen und er handhabte dieselbe mit Kraft, wandte aber auch den Grundsatz cujus regio, ejus religio auf diese Provinzen an und duldete die Ausbreitung des Lutherthums nirgends mehr, wo nicht Brief und Siegel des früher erworbenen Privilegiums vorlagen. In Folge dessen empörten sich 1573 die lutherisch gewordenen Bauerschaften, unter denen er dann aufs grausamste wüthete. Er warb nämlich die wilden Uskoken, slavische Räuber aus den dalmatischen Gebirgen und ließ die armen Bauern zu hunderten von Felsen hinabstürzen, deren Anführer, den s. g. Bauernkaiser Ilia, mit einer glühenden Krone krönen ꝛc. Dann vertrieb er die Lutherischen auch aus den Städten, so weit dieselben nicht privilegirt waren, und ließ viele tausend deutsche Bibeln durch den Henker verbrennen, 1579. Im folgenden Jahre gründete er das nach ihm genannte Karlstadt im Mittelpunkt der von ihm damals zuerst begründeten Militärcolonien an der croatisch-türkischen Grenze.

Der immer nur durch kürzere oder längere Pausen unterbrochene Türkenkrieg fing 1593 wieder an und wurde mit wachsendem Glück und blutiger Grausamkeit geführt. Graf Karl von Mansfeld schlug die Türken vor Gran, 1595. Unter ihm stürmte Oberst Roßwurm das feste Hatvan und ließ die türkische Besatzung auf die greulichste Art zu Tode martern. Dafür ließ wieder der Sultan, als er Erlau (Kereztes) einnahm, 4500 Christen eben so grausam tödten. Vor dieser Stadt erlitt das christliche Heer eine schmähliche Niederlage, 20,000 Reiter wurden binnen einer Stunde niedergehauen oder in die Sümpfe gesprengt. Graf Schwarzenberg stellte den Ruhm der kaiserlichen Waffen wieder her und eroberte Raab, 1596. Damals dienten unter den Kaiserlichen auch 1200 Franzosen, die aber, weil

ihnen der Sold nicht pünktlich bezahlt wurde, zu den Türken übergingen. Schwarzenberg griff sie an, fand aber den Tod durch eine Kugel; 600 Franzosen entkamen, die übrigen wurden martervoll hingerichtet. Nun wurde Karls Sohn Ferdinand zum Feldherrn bestimmt, verstand aber die Kriegführung nicht. Als er im Winter 1601 bei Cunischa ins Lager kam, bemächtigte sich der Soldaten ein panischer Schrecken und alles floh davon, ohne daß ein Feind da war. Es war ohne Zweifel eine Demonstration solcher Offiziere oder Söldner, die den sehr despotisch gesinnten Erzherzog aus politischen oder kirchlichen Gründen haßten. Nun erhielt das Obercommando Roßwurm, der sich unterdeß durch die Eroberung von Stuhlweißenburg ausgezeichnet hatte. Derselbe eroberte Pesth, konnte aber Ofen nicht gewinnen und wurde in Ungnade zurückgerufen. Er hatte einmal dem jungen Bassenstein (Bassompierre) aus altem Haß gegen seinen Vater nach dem Leben getrachtet, sich aber nachher nach einer Türkenschlacht, in der beide unbändig tapfer gefochten hatten, bei einem Gelag auf türkischen Leichen sitzend, wieder mit ihm versöhnt und beide führten nun in Prag öffentlich ein so lüderliches Leben, daß es zum Scandal wurde. Die Italiener, die sich damals schon mit Hülfe der Jesuiten häufig in die Offiziersstellen des kaiserlichen Heeres einschlichen, benützten seinen schlechten Ruf, so daß er im kaiserlichen Heere keine Anstellung mehr fand. Herzog Maximilian von Bayern schätzte aber seine militärischen Talente und Roßwurm sollte Oberfeldherr der katholischen Ligue werden, die sich damals bildete. Das war aber dem Kaiser wieder nicht recht, weil ihm die Ligue Eifersucht einflößte. Da half sich die italienische Partei, indem sie Roßwurm zu einer Schlägerei verleitete. Er tödtete bei diesem Anlaß einen italienischen Grafen, wurde deshalb als Mörder angeklagt und rasch hingerichtet, 1605.

Seitdem geschah wenig mehr an der türkischen Grenze, aber Bethlen Gabor (Gabriel Bator), Fürst von Siebenbürgen, benutzte die Erschlaffung des türkischen Reichs von der einen und den Religionskampf in Deutschland von der andern Seite, um sich eine unabhängige Macht in Ungarn zu gründen. Die deutschen

Siebenbürger schloßen sich damals eng an die Lutheraner an. Durch den Prediger Honter waren sie schon 1533 lutherisch geworden. Um sie wieder katholisch zu machen, hetzte Rudolf II. die Ungarn gegen sie auf, daß wirklich 1590 im ungarischen Reichstage erklärt wurde, die Sachsen seyen Leibeigene der Ungarn, da sie ja keine Edelleute unter sich hätten. Da stand der Nationalgraf Hutter auf und sagte den Magnaten in offener Versammlung: Arbeiten ist edler als Rauben. Es gelang ihm, den Adel von seiner Anmaßung abzubringen, und um auch gegen die Jesuiten geschützt zu seyn, schloßen die Sachsen in Siebenbürgen eine Union, 1613, indem sie einander den merkwürdigen Schwur leisteten, als Ein Mann für ihre politische Freiheit und für die Augsburger Confession zu stehen, und sich niemals „adeln" zu lassen, damit ihre Gleichheit, die Bedingung ihrer Freiheit, nie gestört werde. Gleichgesinnt, doch viel kleiner war die deutsche Colonie in der Zips, auf der Südseite der Karpathen. Sie entstand durch deutsche Bergleute, auch sie hatte einen gewählten Grafen, und ihr Hauptort war und ist noch jetzt Leutschau, d. h. der Ort der Musterung.

Erzherzog Ferdinand folgte seinem Vater Karl bereits 1596 in der Regierung der südöstlichen Erblande Habsburgs und war fest entschlossen, so weit hin seine Macht reichte, die lutherische und calvinische Ketzerei auszurotten. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß die kaiserliche Gewalt und überhaupt die Einheit im deutschen Reich unmöglich fortbestehen könne, wenn nicht auch ein Glaube im Reiche herrsche, der Riß durch die Kirche müsse nothwendig auch durch das Reich gehen. Er war überdies von Jugend auf durch die Jesuiten für den Gedanken begeistert worden, daß es nicht nur ihm selbst im Himmel wie auf Erden zum ewigen Ruhm, sondern auch allen ihm unterworfenen Völkern zum ewigen Seelenheil gereichen werde, wenn er sie zur alleinseligmachenden Kirche zurück führe und ihre Seelen dem Abgrund der Hölle entreiße. In diesem Sinne zu regieren, hatte er als Jüngling der Mutter Gottes zu Loretto geschworen. Man darf annehmen, daß er viel gläubiger und von willigerem Gehorsam gegen die Kirche

war, als ſein Oheim Philipp II. von Spanien, der das Staatsintereſſe ſtets über das kirchliche ſetzte. Da auch er die Ketzerei ausrotten wollte, ſchöpfte Ferdinand ohne Zweifel aus ſeinem Beiſpiel einen ſtärkeren Muth. Wie ſich aber die Verhältniſſe nicht nur im Reich, ſondern auch in den habsburgiſchen Erblanden rechtlich geſtaltet hatten, konnte Ferdinand zunächſt nur wie ſein Vater das cujus regio, ejus religio in den Schranken der bereits geſetzmäßig den Proteſtanten bewilligten Privilegien geltend machen und fuhr demnach fort, alle nichtprivilegirten lutheriſchen Kirchen zu zerſtören, alle Lutheraner, die nicht katholiſch werden wollten, aus dem Lande zu jagen und für alle lutheriſchen Prediger, die etwa heimlich wiederkommen würden, Galgen aufzurichten.

Sechstes Buch.

Die Niederländer.

1.

Der niederländiſche Adel.

Karl V. hatte den burgundiſchen Kreis gegen die Reformation hermetiſch verſchließen wollen, daher die grauſamen Placate, die unbarmherzige Verfolgung aller Andersgläubigen. Aber gerade dieſe Strenge weckte den Widerſtand im Volk. In der Geſchichte der Wiedertäufer begegneten uns ſchon zahlreiche Anhänger dieſer Secte gerade in Holland und Friesland, die zum burgundiſchen Kreiſe gehörten. Im J. 1546 wurde Loy hingerichtet, der da predigte, die gegenwärtige Welt ſey die Hölle. David Joris, der 1556 als Flüchtling in Baſel ſtarb, und Menno Simons († 1561) ſtifteten geheime Secten. Nur die des letztern, die ſ. g. Mennoniten, haben in den Niederlanden und England eine längere Dauer erlangt. Sie verwarfen jede Verfolgung, jeden Krieg und wollten bei allgemeiner Duldung ewigen Frieden. Durch ihre ſanften Sitten und ihren Fleiß erwarben ſie ſich am Ende ſelber Duldung. Andere geheime Anhänger der Reformation waren nicht ſo friedſam. Aber alle wurden kraft der Placate unterdrückt. Die Niederlande ſtanden damals in der höchſten Blüthe. Sie zählten 350 Städte. Brüſſel war die Reſidenz und Hauptſitz des Adels. Gent hieß die große, Ant-

werpen die reiche, Löwen die gelehrte, Namur die ſtarke, Mecheln die ſchöne Stadt. Brügge galt als die Heimath der ſchönſten Mädchen. In Antwerpen kamen täglich 500 Schiffe und wöchentlich 2000 Frachtwagen an. Die Städte enthielten Kirchen und Paläſte im ſchönſten gothiſchen Style gebaut und voll von Kunſtwerken der beſten Meiſter. Karl V. war trotz ſeiner Placate beliebt, denn das Volk war gut katholiſch und dabei lebensluſtig, die Wühlerei der Sectirer lediglich nicht populär. Auch gefiel es den Niederländern, daß Karl V., der Herr zweier Welten, ihr Landsmann war, nur vlämiſch gekleidet ging und vlämiſch redete, auch den Niederländern in Aemtern und Würden gern den Vorzug gab.

Das alles änderte ſich plötzlich, als Philipp II. dem Vater in der Regierung nachfolgte. Dieſer Herr ſprach nur ſpaniſch und begünſtigte auch nur die Spanier. Seine ſteife Haltung und finſtere Miene ſchreckte die zutraulichen Niederländer zurück. Er ſchien zwar ihren Neigungen entgegen zu kommen, indem er die Statthalterſchaft wieder einer Dame übergab, ſeiner natürlichen Schweſter, der Herzogin Margaretha von Parma. Sie ſelbſt aber hatte nichts zu ſagen, denn für ſie regierte der Cardinal Granvella, deſſen Vater ſchon Kanzler Karls V. geweſen war, und der das Regierungsſyſtem, welches Philipp II. in Spanien und Italien befolgte, auch in den Niederlanden durchführen ſollte. Dabei war es vor allem ſeine Aufgabe, den mächtigen und ſtolzen, unter den früheren Statthalterinnen an große Unabhängigkeit gewöhnten Adel unter das eiſerne Joch der Monarchie zu beugen. Dieſer Adel der Niederlande war immer loyal geweſen, indem er nicht nur als ſtändiſche Corporation dem Kaiſer aus dem reichen Lande große Geldſummen bewilligt, ſondern ihn auch auf das tapferſte mit den Waffen unterſtützt hatte. Der ſchöne Sieg von St. Quentin war von Lamoral, Grafen von Egmont, an der Spitze treuer Niederländer erfochten worden. Dieſem Herrn ſtand der Großadmiral, Philipp von Montmorency, Graf von Horn, zur Seite und Wilhelm, Graf von Naſſau-Orange, gewöhnlich von Oranien zubenannt, auch „der Schweigſame," weil er ſeine Gedanken nie durch unzeitige Worte

verrieth. Er war durch das Erbe von Chalons-Orange in Frankreich und durch die Gunſt Karls V. begütert, und damals Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht. Er ſaß mit den beiden andern Herren im Rath der Statthalterin und proteſtirte mit ihnen gegen die Uebergriffe des Granvella, der als ein Fremder im Lande ſich um deſſen Geſetz und Herkommen nicht bekümmerte. Der König gab dieſem zwei niederländiſche Räthe bei, auf die er ſich ganz verlaſſen konnte, den Viglius für die Juſtiz und den Grafen von Barlaimont für die Finanzen, wagte aber damals noch nicht, den mächtigen und ſehr populären Adel direct anzugreifen, wohl aber indirect.

Nach einer Verabredung mit dem Papſte ſollten fortan in den Niederlanden die Biſchöfe nicht mehr von den Domcapiteln gewählt, ſondern vom König ernannt, die Zahl der Bisthümer aber vermehrt werden. Der König bezweckte damit, die großen und reichen Bisthümer, die bisher von den einheimiſchen Adelsfamilien beſetzt waren, denſelben zu entreißen, die geiſtlichen Würden nur an ganz von ihm abhängige Perſonen zu verleihen und einen guten Theil der geiſtlichen Einkünfte der Staatskaſſe zuzuwenden. Aus den bisherigen vier Bisthümern (Utrecht, Cambray, Tournay und Arras) ſollten ſiebzehn werden. Der König ließ durch Granvella auch die Einführung der Inquiſition in den Niederlanden vorbereiten. Das war offenbar gegen den Bürgerſtand und das gemeine Volk in derſelben Abſicht gerichtet, wie die Bisthumsänderung gegen den Adel. Von dem Inquiſitionsgericht konnte jeder aus dem Volk, der ſich etwa vom Adel gegen den König aufreizen ließ, unter dem Vorwand der Ketzerei weggeräumt werden. Beide königlichen Maßnahmen hingen daher genau mit einander zuſammen und waren klug genug berechnet.

Als Granvella wirklich die neuen Bisthümer errichtete, aber noch nicht das Inquiſitionsgericht einführte, machten die niederländiſchen Großen dem König die dringendſten, immer aber ehrerbietigen Vorſtellungen und überhäuften ihn gleichſam mit Beweiſen ihrer kindlichen Zutraulichkeit, während der verſchlagene Oranier mit allen offenen und geheimen Feinden Habsburgs intriguirte. Zugleich wurden alle Hebel des Witzes und der Spottluſt angeſetzt, um in dem heitern

Volke der Niederländer den verhaßten Granvella und seine Genossen lächerlich zu machen. Man verhöhnte ihn in Liedern und Bildern und trieb es so arg mit ihm, daß er den König dringend bat, seinen Abschied nehmen zu dürfen. Dem willfahrte der König und er machte, daß er fortkam, im März 1564. Egmont hegte das Vertrauen wirklich, was der Oranier nur heuchelte, schrieb dem Granvella zu, was doch nur der König verfügt hatte, und reiste in seiner Gutmüthigkeit nach Madrid, um dem König für Granvellas Sturz zu danken und ihm die Wünsche der Niederländer ans Herz zu legen. Der König hielt ihn nicht fest, sondern ließ ihn in seinem Glauben. Solche Leute waren ihm nicht gefährlich.

Inzwischen setzten Viglius und Barlaimont das Regierungssystem fort und stellten die Inquisition in nahe Aussicht. Da trat der Adel zusammen, unterzeichnete das s. g. Compromiß, worin er sich gegen die Einführung der Inquisition verwahrte, und brachte diesen Protest in Form einer Bittschrift in großer Procession auf das Schloß, Graf Brederode voran. Als Barlaimont den Zug kommen sah, rief er: „ce n'est qu'un tas de gueux (das ist nur ein Haufen Bettler)!" Die Statthalterin Margarethe empfing die Herren gütig und versprach, ihre Bitte dem König mitzutheilen. Als der Adel nachher bei einem Gastmahle saß, ließ Brederode einen Bettlersack und einen hölzernen Becher bringen und in der Reihe herum gehen, mit dem Trinkspruch: vivent les gueux! Davon haben die gegen den König empörten Niederländer den Namen der Geusen erhalten. Hiebei ist zu bemerken, daß sich Brederode um das Bisthum Cambray beworben hatte und um seine Hoffnung betrogen worden war.

Da der König mit einer Antwort zauderte, versah sich der Adel des Schlimmsten und ging einen Schritt weiter vor, er verband sich nämlich mit der Ketzerei als mit einer Macht des Zeitgeistes. Auf einmal wimmelte das Land von deutschen und französischen Predigern, wurden die Kerker erbrochen und die noch nicht hingerichteten Ketzer befreit und begann ein furchtbarer Sturm des Pöbels gegen Kirchen und Klöster, 1566. Das alles waren vom Adel bestellte Leute, hauptsächlich Holländer und durch den Oranier in Holland aufge-

nommene Fremde. Es war der kühne Handstreich einer Minderheit. Die Mehrheit des friedlichen Volkes wollte gewiß nicht, daß die herrlichen Kirchen zerstört würden. Auch that man dem Bilder-sturm Einhalt und am eifrigsten bemühte sich dabei Graf Egmont, den die Verschworenen nicht ins Geheimniß gezogen hatten. Aber nur in Gent und Brügge wurden die Kirchen gerettet. In fast allen andern Städten gingen die Meisterwerke der Kunst in den Kirchen sämmtlich zu Grunde. So in Antwerpen, Leyden, Utrecht, Mecheln, Delft, Oudenarde, Ypern, Tournay, Valenciennes ꝛc.

2.

Alba.

Schon im Jahre 1565 war Philipp II. mit seiner Schwieger-mutter Katharina von Medicis und seinem Schwager, Karl IX., in Bayonne zusammengekommen und hatte sich der Neutralität Frank-reichs versichert, indem er sonst nicht hätte wagen dürfen, ein Heer nach den Niederlanden zu schicken. Dieses Heer, bei dem sich 10,000 spanische Kerntruppen befanden, ließ er unter dem Herzog von Alba in Oberitalien zusammenziehen und rheinabwärts nach den Nieder-landen marschiren, 1567.

Obgleich er nicht gedroht, sondern immer versichert hatte, er werde selbst nach den Niederlanden kommen, um zum Rechten zu sehn, erwarteten doch alle Einsichtigen, daß er die vorgefallenen Unbilden schrecklich rächen werde. Am meisten war Wilhelm von Oranien compromittirt. Dieser Prinz war noch verschlagener als Moriz von Sachsen, dessen Tochter er geheirathet hatte. Er stand mit Philipp II. fortwährend in Briefwechsel und seine Briefe sind noch erhalten. Wenn man erfahren will, daß Philipp II. der beste, der edelste, ja das Ideal eines Königs gewesen sey, so muß man die Briefe des Oraniers lesen. Auch erfährt man daraus, daß Wilhelm der gläu-bigste und eifervollste Katholik war, obgleich er lutherisch erzogen war und seine sächsische Heirath vorzüglich den Zweck hatte, die

lutherischen Fürsten seinen geheimen Absichten geneigt zu machen. Um diese mittelst des Aufruhrs und mit Hülfe der calvinischen Franzosen und Engländer durchzusetzen, spielte er dann wieder den fanatischen Calvinisten, verräth sich aber einmal, indem er im Vertrauen schreibt, die Bibel sey ein melancholisches Buch und der lustige Amadis sey ihm lieber. Kurz auch ihm, wie allen Fürsten der Zeit, war die Religion nicht Herzensangelegenheit, sondern nur Mittel zum Zweck. Er hatte durch das üppigste und luxuriöseste Leben seine Kasse erschöpft und ungeheure Schulden aufgehäuft. Diese wollte er los werden, und weil er sich klüger wußte als andere, wollte er sein kleines Erbe mehren und sich eine Macht gründen, wie sie sein Schwiegervater erworben hatte, und durch dieselben Mittel. Er begriff nämlich, daß Karls V. burgundisches Arrangement unnatürlich war, daß die Spanier trotz ihrer großen Macht sich auf die Dauer in den deutschen Niederlanden doch nicht würden behaupten können, daß England, Frankreich und die deutschen Protestanten sich früher oder später alle gegen Spanien vereinigen würden und daß er, wenn er die Religion und Freiheit zu Vorwänden nähme und als Nationalheld aufträte, gar wohl dem Spanier den burgundischen Scepter würde aus den Händen winden können. Er handelte im geheimsten Einverständniß mit der damaligen Königin von England, Elisabeth. Durch den Bilbersturm hatte er den König aufs tiefste erbittert, jetzt kam Alba, um das Land mit Schrecken zu erfüllen. Alles ging vortrefflich. Die spanische Rache mußte das niederländische Volk empören und einen National- und Religionskrieg zugleich hervorrufen. Dann brauchte Wilhelm nur wieder zu kommen und zu erndten, was er gesäet hatte. Fürs erste aber ließ er das arme, von ihm verführte Volk im Stich und sicherte seine Person.

Es gab indeß unter dem niederländischen Adel noch Einfältige genug, welche sich einbildeten, der König werde Gnade üben, da ja die ständischen Proteste ganz gesetzlich, der Bilbersturm aber nur ein Excess Einzelner gewesen sey, an dem sie nicht Schuld seyen. Als sie den Oranier gehen sahen, bedauerten sie ihn, weil er sich dadurch selbst für schuldig erkläre und seine Güter confiscirt werden würden.

Adieu, Prinz ohne Land! riefen ſie ihm zu. Er aber antwortete: Adieu, ihr Herren ohne Kopf!

Alba zog durch Savoyen und Burgund heran und ſollte unterwegs Genf durch einen Handſtreich wegnehmen. Durch einen Herrn von Erlach aber erfuhren die Berner den Anſchlag, zogen gleich mit Macht an ihre Grenzen und nöthigten den Herzog, ſtill vorbei zu ziehen. Frankreich hinderte ihn nicht. Er kam in den Niederlanden an, wo ihn alles ſchweigend und heimlich zitternd empfing. Sein erſtes Geſchäft war, noch fünf Regimenter unter den katholiſchen Wallonen zu werben. Eine Zeitlang trug er noch, wie Philipps Briefe, die größte Milde zur Schau, empfing Egmont mit offenen Armen und einem Strom von Artigkeiten, zog die Stände zu Rathe und machte die Niederländer ſo ſicher, daß es viele Aengſtliche bereuten, nicht getraut zu haben, und aus ihrem Verſteck nach Brüſſel zurückkehrten. Nach drei Wochen aber, als er Vögel genug im Netze ſah und Gewißheit hatte, daß Oranien doch nicht kommen würde, lud er die Grafen Egmont und Horn zu ſich ein, ſprach freundlich mit ihnen und ließ ſie plötzlich im Geſpräche feſtnehmen, am 9. September 1567. Von dieſem Augenblick an warf er die Scheide von ſich, um ſein Schwert im Blute der Niederländer zu baden. Geheime Befehle vorweiſend, entfernte er die Statthalterin Margarethe und ſetzte einen „Rath der Unruhen“ ein, den das Volk den Blutrath nannte, dem der Spanier Vargas vorſaß und bei dem die Niederländer Barlaimont und Heſſels mitwirkten. Am 17. Januar 1568 wurden zum erſtenmal 74 Angeklagte vorgeladen, denen bald noch mehrere folgten, alle von Adel oder reiche Bürger. Siebzehn ſtellten ſich wirklich im Bewußtſeyn ihrer Unſchuld, wurden aber in kurzer Friſt hingerichtet. Jetzt erſt wurde der Schrecken allgemein und tauſende, man rechnet 100,000 Niederländer, die ſich gefährdet glaubten, retteten ſich durch die Flucht und zwar größtentheils nach England, welches ſie durch das mitgebrachte Geld und durch ihren Kunſtfleiß bereicherten. Jetzt folgte Hinrichtung auf Hinrichtung und in kurzem fielen 1800 Köpfe. Auch die der Grafen Egmont und Horn wurden

abgeſchlagen. Der König wollte zeigen, was den Adel erwarte, wenn er nicht gehorche. Vornehme Geburt ſollte niemand mehr ſchützen. In demſelben Jahr ließ Philipp ſeinen eigenen Sohn Don Carlos im Kerker hinrichten, weil er hatte fliehen und ſich an die Spitze der Niederländer ſtellen wollen. Mit ihm wurden die nach Spanien geſandten niederländiſchen Edelleute, die den Prinzen hatten entführen wollen, die Herren von Bergen und von Montmorency-Montigny, gleichfalls im Gefängniß enthauptet.

Das gemeine Volk in Holland, Seeland und Friesland, welches unter der Statthalterſchaft des ränkevollen Oraniers durch calviniſche Prediger und Flüchtlinge aus Deutſchland und Frankreich aufgeregt und zum Behuf des Bilderſturms bewaffnet und organiſirt worden war, benutzte das günſtige Terrain der inſelreichen Nordſeeufer, um den Spaniern offenen Widerſtand zu leiſten. Dieſe verwegenen Kämpfer nannte man Geuſen und zwar Buſch- oder Waldgeuſen zu Lande und Waſſer- oder Meergeuſen zur See. Während dieſe nun aus ihren Verſtecken den kleinen Krieg begannen, war Wilhelm von Oranien in ſeine naſſauiſche Heimath gereiſt und hatte hier mit ſeinen vier Brüdern, Johann, Ludwig, Adolf und Heinrich Verabredung getroffen, um durch alle Mittel der Revolution und des Religionshaſſes ihr Haus auf Koſten Spaniens zu erhöhen. Sie ließen ſich es etwas koſten und verpfändeten ihr Hab und Gut, um Söldner zu werben und Agenten an alle Feinde und Neider Philipps II. zu ſchicken. Die hohe Ginsburg, einſam in den Wäldern liegend, war der geheime Sammelplatz der Führer, denen es gelang, aus vertriebenen Fanatikern und Abenteurern, Deutſchen und Franzoſen vier kleine Heere zu bilden, welche den Geuſen zu Hülfe zogen. Eine großartige Unterſtützung erwartete Wilhelm von den Reformirten in Frankreich, aber ſie kam nicht. Von den lutheriſchen Fürſten hoffte er Hülfe, weil ſie als Reichsſtände und Nachbarn das verfaſſungswidrige Wüthen der Spanier in dem zum deutſchen Reiche gehörigen burgundiſchen Kreiſe von Rechtswegen nicht zugeben konnten, aber ſie beriethen nur und thaten nichts, weil ſie die calviniſtiſchen Pläne keineswegs unterſtützen, aber auch das ſpaniſche Treiben nicht gut

heißen wollten. Aus ähnlichen Gründen that auch der Kaiser nichts. Der Oranier sah sich also auf kleine Mittel beschränkt.

Sein Bruder Ludwig zog ins Gröninger Land und erfocht bei Winschoten einen kleinen Sieg über die Spanier, wobei sein Bruder Adolf das Leben verlor. Bald indeß erfocht Alba selbst einen glänzenden Sieg über ihn bei Gröningen, wo Ludwig 6000 Mann verlor, am 21. Juli 1568. Nun führte zwar Wilhelm ein neues Heer von der Maas und Schelde herbei, der schlaue Alba aber wußte wohl, wie wenig Wilhelm mit Geld versehen war, vermied daher diesmal den Kampf und wartete ganz ruhig, bis sich Wilhelms Armee aus Mangel an Sold wieder auflöste. Jetzt aber kam die Königin Elisabeth den Niederländern zu Hülfe und unterstützte sie wenigstens indirect. König Philipp hatte an Alba zur See 400,000 Dukaten abgehen lassen, das Geldschiff hatte sich vor den Wassergeusen in einen englischen Hafen flüchten müssen und wurde dort zurückgehalten unter dem Vorwand, es führe nicht spanisches, sondern italienisches Geld, wie es denn wirklich von italienischen Bankiers vorgestreckt war. Alba ließ nun in seinem Zorne englische Schiffe wegnehmen, machte aber dadurch das Uebel nur ärger, denn nun konnte Elisabeth noch entschiedener gegen ihn auftreten. Wilhelm, der sich immer noch als rechtmäßiger Statthalter von Holland und Seeland betrachtete, ertheilte als solcher den Wassergeusen förmliche Caperbriefe gegen die spanischen Schiffe und die Prisen wurden von England anerkannt und in englischen Häfen verkauft. Aus Geldmangel mußte Alba die niederländischen Stände einberufen, erfuhr aber durch die guten Katholiken in denselben jetzt einen neuen Widerstand. Da verschanzte er sich und baute die berühmte Citadelle in Antwerpen, um die Scheldeschiffahrt und nach beiden Seiten hin die vlämische und holländische Küste zu überwachen, und hielt die Bevölkerung der Südprovinzen durch fortwährende Hinrichtungen in Unterwürfigkeit, während in den nördlichen Provinzen die Geusen freies Spiel behielten.

Wilhelm erholte sich von den Verlusten, die er erlitten, erst 1572 und sammelte wieder ein Heer in Deutschland, sein Bruder Ludwig in Frankreich, während Wilhelm von der Mark, Egmonts

Freund, der Haar und Bart ſtehen ließ, bis er denſelben würde gerächt haben, in England eine Flotte der Waſſergeuſen ausrüſtete. Mit dieſer Flotte nahm er den feſten Hafen von Briel auf Seeland ein und gewann damit einen Stützpunkt, von wo aus fortan zur See ſicher operirt werden konnte, im März 1572. Philipp II. ſchickte alsbald den Herzog von Medina Celi, mit einer Flotte, um das Räubervolk zu überwältigen, der Herzog erlitt aber durch die Waſſergeuſen eine Niederlage, denn die leichten holländiſchen Schiffe hatten in den ſeichten Gewäſſern einen Vortheil vor den großen ſpaniſchen Schiffen, am 11. Juli. Allein fünf Wochen ſpäter traf die Niederländer ein furchtbarer Schlag. Die franzöſiſche Regierung, heimlich mit Philipp II. einverſtanden, hatte die Rüſtungen Ludwigs nur zum Schein unterſtützt, um die Reformirten zu täuſchen, und veranſtaltete am 24. Auguſt eine allgemeine Niedermetzelung derſelben, die berüchtigte Bartholomäusnacht. Von aller franzöſiſchen Hülfe verlaſſen, wurde nun Ludwig durch Albas Heer in Mons eingeſchloſſen, Wilhelm verſuchte umſonſt, ihn mit ſeinen in Deutſchland geworbenen ziemlich ſchlechten und räuberiſchen Truppen zu entſetzen, doch erhielt Ludwig eine ehrenvolle Capitulation.

Nunmehr konnte Alba darauf denken, die nördlichen Provinzen zu bezwingen, er begann alſo mit ſeinem Sohne Friedrich die Belagerung der feſten Städte. In Zütphen, das ſich ſeiner Gnade anvertraute, wurden die Einwohner ermordet. Ebenſo in Saardam, wo man die Menſchen wie Fiſche kerbte. Eine Tochter wurde im Blute ihres Vaters erſtickt ꝛc. und die Stadt in Aſche gelegt. Da ſahen die andern, es gebe keine Rettung als durch die Waffen und wehrten ſich verzweifelt. In Harlem leiſteten die Bürger und ſogar die Weiber, 300 durch die Wittwe Kenan Haſſelaar in eine Schaar geordnet, den ganzen Winter lang den tapferſten Widerſtand. Wilhelm von der Mark ſuchte ſie vergeblich zu entſetzen, ebenſo Wilhelm von Oranien. Alle Hülfstruppen wurden geſchlagen und ihre Köpfe zum Spott in die Stadt geworfen. Endlich fiel Harlem durch Hunger, nachdem Friedrich bei der Belagerung 10,000 Mann verloren hatte. Alle Einwohner wurden hingerichtet und als die Henker ermatteten,

ließ Friedrich die noch übrigen Bewohner Paar und Paar mit dem Rücken zusammen binden und in die See werfen bis auf 300. Dann zog er vor Alkmaar. Aber hier stritten Männer und Weiber mit so verzweifeltem Muthe, daß er 1000 Mann verlor (auch viele von den 300 Harlemern, die er hier die Schanzen zu graben zwang) und abziehen mußte. Zugleich siegten die Wassergeusen in einer Seeschlacht. Mit nur 24 kleinen Schiffen schlugen sie 30 große spanische und nahmen das ungeheure Admiralschiff, die Inquisition genannt, und noch 6 andere. Hier erwarb sich Johann Haring großen Ruhm, indem er sich auf den Mast der Inquisition schwang, ehe sie noch erobert war, die Admiralsflagge herunterriß, von hundert Kugeln umschwirrt und endlich todt mit der Flagge herabgestürzt wurde. Bald darauf schlugen sie abermals eine spanische Flotte von 54 Schiffen und zum drittenmal raubten sie eine große Kauffahrteiflotte mit reichen Gütern. Die genommenen Schiffe besetzten sie mit ihren eigenen Leuten und bald zählte die Flotte der Holländer 150 Segel, die kein spanisches Schiff mehr zuließen.

3.

Mißlungene Vermittlungsversuche.

Philipp II. schien jetzt endlich den Fehler einzusehen, den er mit seiner unvernünftigen Strenge begangen hatte, und rief Alba zurück. An seine Stelle kam Don Luis de Requesens, 1573, der mit Milde verfuhr. Die Niederländer trauten aber nicht mehr und setzten den Krieg fort. Middelburg fiel in ihre Hände, nachdem sie abermals eine spanische Flotte vernichtet hatten. Aber zu Lande wurden die Nassauischen Prinzen, nachdem sie ein neues Heer aufgebracht hatten und dießmal auch der Pfalzgraf Philipp Christoph, Sohn des Pfälzer Kurfürsten Friedrichs III., ihnen beistand, wieder auf der Mooker Haide geschlagen und Ludwig und Heinrich ließen hier ihr Leben, am 14. April 1574.

Da die spanischen Soldaten wieder ohne Sold waren, sah sich

Requeſens genöthigt, ihnen die Plünderung der reichen Stadt Leyden zu verſprechen. Man erkennt daraus, daß es dem König Philipp mit dem milden Syſteme nicht ernſt war, und daß er damit nur den Kaiſer und die lutheriſchen Fürſten täuſchte. Wie er früher den Adel der Niederlande zu ruiniren geſucht hatte, ſo wurde jetzt die Parole: ruinirt die großen Städte! Leyden ſollte das erſte Opfer werden. Die Stadt, durch den ſpaniſchen General Valdez mit 62 Schanzen ringsum eingeſchloſſen, war in großer Noth, denn kein Landheer ſtand mehr im Felde, ſie zu entſetzen, und die Waſſergeuſen konnten mit den Schiffen nicht heran. Wilhelm rieth, die Deiche durchzuſtechen und das Meer hereinzulaſſen. Da wogte die See über Felder und Dörfer und flogen die Schiffe der kecken Geuſen tief ins Land. Aber die Mauern von Leyden erreichten ſie nicht. Grimmiger Zorn erfaßte nun die Männer auf den Schiffen, ſonneverbranntes, narbenvolles, halbverſtümmeltes Volk, das auf den breiten Hüten den Halbmond führte mit der Inſchrift: „Liver turcx dan pauſch" (lieber türkiſch als päpſtlich). In der Stadt ſelbſt, die vom Feinde überraſcht worden war und ſich daher mit Lebensmitteln nicht hatte verſorgen können, herrſchte grenzenloſes Elend und ſchon waren 6000 Einwohner an Hunger geſtorben. Der Bürgermeiſter van der Werf wurde beſtürmt, die Stadt zu übergeben, bot aber den Hungernden ſeinen eigenen Leib an: ſie ſollten ſich in ſein Fleiſch theilen, aber die Stadt nicht übergeben. Da erhob ſich ein Nordoſtwind und ſchwellte die Fluth ſo hoch an, daß ſie die Mauern der Stadt erreichte und die Kähne der Geuſen bis dahin vordringen konnten. Sie hatten dieſe Kähne mit Brod und Fiſchen gefüllt und theilten dieſe den tauſend verhungernden Händen aus, die ſich ihnen von den Mauern entgegen ſtreckten, während dieſelbe Fluth das Lager der Spanier überſchwemmte und ihren Widerſtand gänzlich vereitelte, denn die Geuſen auf ihren Kähnen erſchlugen alles, was nicht ertrank. An dieſem Tage (es war der 3. October 1574) kamen 1500 Spanier um und der Reſt mußte ſich zurückziehen. Zum Lohn für ihre treue Ausdauer und zum Erſatz für ihre Verluſte erhielt die Stadt eine Univerſität.

Die nördlichen Provinzen waren nun frei und Wilhelm von Oranien bereits dort der eigentliche Landesherr. Allein um das fanatisirte Volk desto williger zu machen, gestattete er demselben demokratische Formen und blieb für seine Person immer nur der bescheidene Statthalter eines Königs, dem man nicht mehr gehorchte. Den größten Werth aber legte er darauf, daß der Krieg als ein Religionskrieg aufgefaßt werde, um den Abfall vom rechtmäßigen Landesherrn durch die Treue, die man Gott bewahren müsse, zu entschuldigen und um den Niederländern die Sympathien aller Feinde der alten Kirche zu gewinnen. Zu diesem Zwecke ließ er schon 1574 eine calvinistische Kirchenversammlung zu Dortrecht eröffnen, um sämmtliche Nordprovinzen nunmehr förmlich zu reformiren und den katholischen Gottesdienst daselbst gänzlich auszurotten. Dabei spielte Wilhelm den Gemäßigten und ließ den verwilderten Wilhelm von der Mark, der mit Albas Spaniern in unmenschlicher Grausamkeit wetteiferte, festnehmen und heimlich im Kerker umbringen. Eigentlich aber nur, weil dieser tolle Gesell der Liebling der Geusen war und ihm als Nebenbuhler um die Macht im Wege stand.

Der arme Requesens, von seinem Herrn im Stiche gelassen und seiner eigenen Soldaten nicht mehr Meister, starb im März 1576. Die Soldaten, welche das ihnen versprochene Leyden nicht bekommen hatten, legten sich in Utrecht ein und zehrten dort auf Kosten der Stadt wie eine Räuberbande. Der König versprach immer Hülfe, ließ aber die Soldaten gewähren. Auch bestellte er seinen Bruder Don Juan d'Austria zum Statthalter der Niederlande, hielt ihn aber lange zurück. Unterdeß amusirten sich die spanischen Soldaten fortwährend mit Plünderungen des Landes. Nachdem sie 120 Dörfer in Flandern verheert hatten, trieben sie eine Masse gefangener Frauen und Mädchen vor sich her an die Thore von Maestricht. Die Bürger dieser Stadt wollten auf die Unglücklichen nicht schießen und ließen sie ein. Die Spanier aber drängten nach, eroberten die Stadt und übten darin unmenschliche Greuel. Hierauf wollten sie auch die große Stadt Gent plündern, da aber stand das Volk im Zorne auf, am 16. September 1576. Die vielen Arbeiter hier waren cal-

vinisch gesinnt und ließen jetzt die Truppen des Oraniers ein. Nun wagten sich die Spanier nicht mehr an Gent, überfielen aber am 4. November die herrliche Stadt Antwerpen, verbrannten dort 500 Häuser, ermordeten 5000 Einwohner, begingen die ärgsten Greuel und plünderten die Stadt rein aus.

Mittlerweile hatte sich der Oranier mit der katholischen Partei der niederländischen Stände zu Brüssel in Verbindung gesetzt und dieselbe war gern bereit, mit ihm vereint die Verwaltung des unglücklichen Landes in die Hand zu nehmen, da der König in böslicher Absicht den neuen Statthalter immer noch nicht geschickt hatte. Abgeordnete der katholischen Süd- und der calvinischen Nordprovinzen traten daher zusammen und schlossen am 8. November 1576 die Pacification von Gent, worin sie dem König zwar seine Rechte vorbehielten, aber alle getreuen Niederländer in die Waffen riefen, um die heillosen Spanier zu vertreiben. Jetzt erst erschien Don Juan, stellte sich sehr freundlich, nahm die Pacification an und schickte in Folge derselben wirklich die spanischen Truppen fort. Aber alles nur zum Schein, denn nachdem er sich mit dem Herzog von Aerschot und andern niederländischen Großen, die dem Oranier mit Recht mißtrauten, verständigt hatte, rief er die spanischen Truppen plötzlich wieder zurück. Diese Treulosigkeit erbitterte das Volk, die zu Brüssel versammelten Stände erklärten Don Juan der Statthalterschaft für verlustig und der Oranier behielt die Oberhand, war aber so klug, nicht selbst regieren zu wollen, sondern schob jetzt Kaiser Maximilians II. Sohn, den jungen Erzherzog Mathias, als Strohmann vor, in dessen Namen doch er allein die Dinge leitete. Aerschot flüchtete mit seinen Parteigenossen nach Gent und war im Begriff, das Castell daselbst den Spaniern zu übergeben, als er vom gemeinen Volke gefangen genommen wurde, 1577. Damit begann die Volksherrschaft in Gent, von Demagogen geleitet, die im Solde des Oraniers standen, von Franz van Ryhove, Jan van Hembyze, dem calvinischen Prediger Dathen. Jetzt mußte auch Gent dem Bildersturm erliegen, wurden alle Heiligthümer in den Kirchen zerstört und alle katholischen Priester ermordet. Auch Hessels,

der gefangen worden war, endete damals am Galgen. Das war nun offenbar ein Bruch der Pacification, in welcher ſich die Niederländer beider Confeſſionen Duldung zugeſichert hatten. Die katholiſchen Wallonen in Flandern waren daher ſehr erbittert und nahmen eine Sonderſtellung ein. Der Oranier kam nach Gent und ſuchte zu beruhigen. Allein im Februar 1578 wurde das Heer des Mathias und Wilhelm, als es Don Juans Lager bei Gemblours, ſtürmen wollte, geſchlagen, wobei ſich der junge Herzog Alexander Farneſe von Parma, Margarethens Sohn und Don Juans Neffe, auszeichnete. Mathias verlor nun den Muth, Wilhelm aber, unerſchöpflich in politiſchen Intriguen, lockte einen neuen Strohmann an, um ſich zunächſt der franzöſiſchen Hülfe zu verſichern, nachdem ſeine Truppen unter dem Grafen Boſſu am 1. Auguſt wieder einen Vortheil über die Spanier errungen hatten.

Der franzöſiſche Strohmann war Franz von Alençon, der Katharina von Medici jüngſter Sohn, der ſich damit ſchmeicheln ließ, Herr der Niederlande zu werden, aber ein ganz lüderliches und unfähiges Subject. Der Oranier konnte ſich ſeiner Hülfe bedienen, ohne ihn fürchten zu müſſen. Die Königin Eliſabeth ließ den Pfalzgrafen Johann Caſimir mit engliſchem Gelde Truppen werben um gleichfalls den Niederländern beizuſtehen und den Franzoſen im Schach zu halten. Damals ſtarb Don Juan im October 1578. Die Niederländer hätten, wenn ſie einig geweſen wären, die Spanier vertreiben können. Die Wuth der Demokraten in Gent aber, denen ſich auch der Pfalzgraf anſchloß, machte jede Verſöhnung mit den katholiſchen Wallonen unmöglich. Wilhelm von Oranien redete zwar zum Frieden und brachte wirklich am 16. Dec. zu Gent eine Verſöhnung der Parteien zu Stande, allein nur zum Schein. Er konnte nicht hoffen, jemals Herr der geſammten Niederlande zu werden, weil das die großen Nachbarſtaaten nicht würden geduldet haben und weil der katholiſche Adel im Süden und die Wallonen nichts von ihm wollten. Dagegen beherrſchte er die Nordprovinzen und zwar mittelſt der Demokratie, der er zu dienen ſchien, während ſie ihm diente. Schon zu Weihnachten wurden die Dinge entſchieden. Die zweimalige

Genter Pacification ging in Rauch auf. Mathias und Alençon ſaßen zwiſchen zwei Stühlen nieder, auch der Pfalzgraf wurde überflüſſig. Die niederländiſchen Parteien ſprachen ſich rein aus. Da die Genter Demokraten den Sühnevertrag nicht einhielten, ſondern gegen die zurückgekehrten katholiſchen Prieſter tumultuirten, ſchloßen die Wallonen am 15. Jan. 1579 zu Arras einen Sonderbund, am 22. d. M. aber die ſieben nördlichen Grafſchaften Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Ober-Yſſel und Gröningen nebſt Geldern als ſieben freie Republiken zu Utrecht unter dem Namen der Generalſtaaten von Holland ein Bündniß, die berühmte Utrechter Union, und wählten Wilhelm von Oranien zu ihrem General-Statthalter. Dieſe Union riß ſich förmlich von Spanien los, behielt aber dem deutſchen Reiche ſeine Rechte vor. Nachdem auf ſolche Weiſe nun des Oraniers längſt gehegter Plan enthüllt war, ſchloßen auch die Wallonen am 17. Mai zu Arras ein enges Bündniß mit Alexander von Parma, der im Namen des Königs von Spanien Don Juans Stelle einnahm.

4.

Alexander von Parma.

Nur Gent und Brügge wollte Wilhelm noch nicht aufgeben, und wenn es ihm gelungen wäre, das weſtliche Flandern zu behaupten, ſo würde er die katholiſchen Niederlande ganz vom Meere abgeſchnitten und eine unmittelbare Verbindung Hollands mit Frankreich gewonnen haben. Dieſe Hoffnung war es, die den Herzog von Alençon noch immer in den Niederlanden zurückhielt, während Erzherzog Mathias heimkehrte. In dem gährenden Gent aber war Wilhelm nur des Ryhove verſichert, die andern Demagogen und Rathen legten es darauf an, durch die wüthendſte Verfolgung der Katholiken und durch republikaniſche Uebertreibungen den franzöſiſchen Prinzen in Belgien eben ſo unmöglich zu machen, wie den König von Spanien.

Nun machte aber der neu ernannte spanische Feldherr, Alexander, Prinz von Parma, ein sehr tüchtiger Feldherr, große Anstrengungen und nahm Maestricht mit Sturm, am 29. Juni 1579, wobei die Spanier zum letztenmale alle Greuel übten. In Folge der Uebereinkunft von Arras mußte Parma jetzt seine spanischen Truppen entlassen, denn auch die katholischen Niederländer wollten diese entmenschten Horden um jeden Preis los seyn. Parma aber warb rasch niederländische Truppen, gewann die Widerspenstigen durch milde und billige Capitulationen und fand großen Anhang unter allen denen, welche Ruhe und Ordnung hergestellt wünschten, und vor den blutgierigen Geusen und den tollen Genter Demokraten ein Grauen hatten. So machte er Fortschritte und nahm Doornik und Oudenarde, endlich 1583 auch Antwerpen ein. Hier saß Alençon mit seinen Franzosen in großem Aerger, thatenlos aus Schwäche. Auf der einen Seite wollten die calvinistischen Republikaner, auf der andern auch die mit Parma versöhnten Katholiken nichts mehr von ihm wissen und Wilhelms diplomatische Künste reichten nicht mehr aus, die erlöschende Hoffnung Alençons noch länger zu nähren. Dieser würde vielleicht schon früher die Niederlande verlassen haben, wenn er nicht von hier aus seine Verbindung mit England unterhalten hätte, in der Erwartung, die Königin Elisabeth werde ihn zum Gemahl nehmen. Als ihn diese englische Hoffnung und zugleich die niederländische betrog, ward er nach so langen vergeblichen Bemühungen ein wenig grimmig. Er wagte den letzten Versuch, sich in Antwerpen zum Alleinherrn zu machen, aber vergebens. Als 3000 Franzosen hier plötzlich das Geschrei erhoben: „die Messe, die Messe! schlagt todt!“ wurden sie vom Volk überwältigt, die Hälfte von ihnen erschlagen, der Rest verjagt, am 17. Januar 1583. Alençon selbst flüchtete nach Dünkirchen und seine Rolle war zu Ende. Er starb im folgenden Jahre.

Wem aber sollte nun Flandern zufallen, dem Oranier oder dem Farnesen? Die Mehrheit des Volks war katholisch geblieben, die Genter Demokratie hatte sich sehr verhaßt gemacht. Das entschied. Parma gab sich alle Mühe, die Herzen zu gewinnen und ließ es

nicht an Verſprechungen fehlen. Wilhelm war durch einen Meuchelmörder verwundet worden und lag damals krank, konnte alſo auf Gent nicht genug Acht haben. König Philipp II. haßte den Oranier ſo ingrimmig, daß er jedem, der denſelben ermorden würde, 25,000 Dukaten und die Erhebung in den Adelſtand verſprach. Der Franzoſe Jaurequi wollte den Preis verdienen und ſtach den Prinzen mit dem Dolch ins Geſicht, verwundete ihn aber nur ſtark am Munde. Unterdeß trat aber die nahe Stadt Brügge durch Vermittlung des Herzog von Aerſchot zu Parma über und Wilhelm von Oranien wurde durch einen zweiten Meuchelmörder, Balthaſar Gerard, ebenfalls einen Franzoſen, der ſich als Spion bei ihm eingeſchlichen hatte, erſchoſſen, am 17. Juli 1584. Gerard wurde geviertheilt, ſeine ganze Verwandtſchaft aber von König Philipp in den Adelſtand erhoben.

Dieſer Meuchelmord, zu dem ein chriſtlicher König ſich öffentlich zu bekennen nicht ſchämte, änderte an der Lage der Dinge eigentlich nichts, denn Wilhelm würde, wenn er auch am Leben geblieben wäre, den Fall Gents doch ſchwerlich aufgehalten haben und andererſeits vermochte auch Parma nach Wilhelms Tode nicht mehr, Holland zu unterwerfen. In Gent wurde zwar der alte Hembyze enthauptet, aber die oraniſche Partei unterlag hier dennoch. Parma nahm Dendermonde und ſchnitt den Gentern die Zufuhr ab. Die Hungersnoth, die Ermüdung nach ſo langer Anarchie, die Sehnſucht nach Ruhe und Frieden ſtimmten die Gemüther auch hier um und Gent öffnete ihm noch im September die Thore. Längere Zeit brauchte Parma, um Antwerpen einzunehmen. Die Belagerung dieſer Stadt erlangte einen großen Ruhm in der Kriegsgeſchichte, weil die Ingenieure und die Artillerie dabei ihre Künſte erprobten. Endlich capitulirte die Stadt am 17. Auguſt 1585. Somit blieben die ſüdlichen Niederlande katholiſch und dem König von Spanien unterworfen. Die Meeresküſte Flanderns war den ſpaniſchen Schiffen wieder zugänglich. Der katholiſche Gottesdienſt wurde wieder der ausſchließliche, jedoch ließ man den Calviniſten vier Jahre Zeit zur Auswanderung, damit ſie vorher alle ihre Privatgeſchäfte erledigen konnten.

Parma bezweckte die allmälige Wiedereroberung auch der nörd-

lichen, zur Utrechter Union gehörigen Städte, fand jedoch viel größere Schwierigkeiten, weil der Calvinismus hier schon überall im Volke wurzelte und weil die Zahl und Energie der Einwohner durch die große Menge der Auswanderer und Flüchtlinge aus den südlichen Provinzen und aus Frankreich außerordentlich zugenommen hatte. Die vorher kleine Stadt Amsterdam wurde durch die vielen Ansiedler, vorzüglich aus dem nahen Antwerpen, zu einer großen Stadt und die Hauptstadt der Republik, der Sitz der Generalstaaten. Diese behielten aus Dankbarkeit gegen den Oranier dessen Sohn Moriz als Statthalter bei, der zwar noch jung war, aber einen mächtigen Schutz in England fand. Die Königin Elisabeth schickte ihren Liebling, den Grafen von Leicester, mit einigen Truppen nach Holland, das Land gegen Parma zu vertheidigen. Leicester zeigte keine große Fähigkeit, aber auch Parma sah sich geschwächt durch die Truppen, die er an die spanische, s. g. große Armada abgeben mußte, die in England landen sollte, aber zu Grunde ging, 1588. Seitdem quälte sich Parma mit der Belagerung holländischer Städte ab, ohne sie bezwingen zu können. So mußte er nach langer Anstrengung von Bergen op Zoom abziehen und wurde vor Verdruß krank. Nun ging auch noch sein tapferer Oberst Martin Schenk zu den Holländern über, weil ihm König Philipp die Statthalterschaft von Geldern abgeschlagen hatte, kam aber bald darauf vor Nimwegen ums Leben, 1589. Jetzt drang Moriz von Oranien wieder vor, nahm die Stadt Breda mit List, schlug die Spanier unter Verdugo in offenem Felde bei Coeworden, eroberte Gröningen und Nimwegen. Im Ganzen jedoch wurde der Krieg nur schleppend fortgeführt. König Philipp machte einen Versuch, die Holländer unter sich zu entzweien, indem er des ermordeten Wilhelm ältesten Sohn Philipp Wilhelm, den er 30 Jahre lang in Spanien gefangen zurückgehalten hatte, jetzt erst heimschickte, um seinem Bruder Moriz die Statthalterschaft streitig zu machen. Die Holländer ließen ihn aber gar nicht ins Land und er selbst mochte sich nicht zum Werkzeug des Spanier hergeben und zog sich ins Privatleben zurück mit Hinopferung seiner noch in den südlichen Niederlanden gelegenen Güter,

1595. Der Prinz von Parma mußte noch einen Feldzug im nördlichen Frankreich unternehmen und ſtarb in demſelben.

Philipp II. begriff endlich, daß er zum Schutze ſeiner Niederlande des deutſchen Reiches nicht wohl entbehren könne, ernannte daher Maximilians II. Sohn Albrecht, dem er ſeine Tochter Iſabella gab, zum Statthalter der Niederlande. Aber von Seiten Deutſchlands geſchah nichts und Spanien ſelbſt war ſchon zu geſchwächt. Der Landkrieg beſchränkte ſich daher auf kunſtreiche Belagerungen der feſten Städte, die nur ſelten durch eine Feldſchlacht unterbrochen wurden. Bei den Belagerungen fanden ſich gewöhnlich viele Volontairs aus Frankreich, Deutſchland und England ein, welche hier nur ihre Kriegsſchule machen wollten. Beiläufig verheerten 1599 die Spanier unter Mendoza das Herzogthum Cleve und ſogar das katholiſche Münſterland, ohne daß ihnen das deutſche Reich gewehrt hätte. Im J. 1602 begann die berühmte Belagerung von Oſtende. Albrecht, oder vielmehr ſeine Gemahlin Iſabella, „der einzige Mann in der Familie,“ wollte ſich um jeden Preis dieſes wichtigen Hafens bemeiſtern und ſchwur, nicht eher ihr Hemde abzulegen, bis Oſtende genommen ſey. Sie mußte drei Jahre darauf warten, daher das Hemde eine Farbe annahm, die man ſeiner Beſitzerin zu Ehren noch jetzt die Iſabellenfarbe nennt. Dem Spanier Spinola verdankte ſie endlich den Sieg, während die holländiſchen Commandanten Vere, van Dorp und van der Nort mit nicht geringem Ruhm die Stadt drei Jahre lang zu halten wußten, bis ſie nur noch ein Schutthaufen war und an 100,000 Menſchen in und bei ihr gefallen waren. — Der lahme Krieg hörte endlich 1609 auf, indem man einen 12jährigen Waffenſtillſtand ſchloß. Doch begann er ſpäter von neuem, da der allgemeine Religionskrieg in Deutſchland ausbrach.

5.

Die Holländer zur See.

Der spanische Seehandel war von Anfang an durch die Wassergeusen sehr gestört worden und wurde es noch mehr, als die Holländer allmählig ihre Seemacht erweiterten und sich mit den Engländern verbanden. Doch wußten sich die spanischen Kaufleute unter der Hand einigermaßen zu helfen. Die Revolution war nicht gegen sie, sondern nur gegen die spanische Regierung gerichtet. Sie standen seit lange mit den niederländischen Kaufleuten in gutem Verkehr und dieses Verhältniß überdauerte auch die Revolution. Es wurde für beide Theile gewinnreich, wenn spanische Waaren durch die holländische Flagge gedeckt und hinwiederum holländische Unternehmungen mittelst spanischer Capitalien bestritten werden konnten. Dieser Schleichhandel bestand mitten im heftigsten Kriegsfeuer und erst als Philipp II. dahinter kam, wendete derselbe alle Mittel an, ihn zu verhindern. Nun dachten die Holländer daran, sich an dem einträglichen Seehandel der Spanier auf andere Art zu betheiligen, nämlich durch Concurrenz und Caperei. Die holländischen Schiffer hatten zur spanischen Marine gehört und waren mit den fernen Meeren, welche spanische Schiffe heimsuchten, nicht mehr unbekannt.

Im Jahre 1583 machte Huygen van Linschoten die erste große Seefahrt nach Ostindien, um dort die spanischen Colonien zu recognosciren. Er gab die Beschreibung seiner Reise heraus und sie machte durch das Licht, welches sie über das stille Weltmeer verbreitete, ungeheures Aufsehen. Doch begannen die großen Seeunternehmungen der Holländer erst 1595, in welchem Jahre Cornelius Houtmann mit einer kleinen Flotte nach Ostindien segelte und das Banner Hollands zum erstenmal auf der großen Insel Java aufpflanzte, wo es heute noch weht. Im folgenden Jahre zog eine holländische Flotte unter Admiral Warmund, mit einer englischen vereinigt, an die Küste Spaniens und verbrannte die reiche Handels-

ſtadt Cadix. In demſelben Jahre wurden Heemskerk und Barens zu dem kühnſten Unternehmen ausgeſandt, was je noch zur See gewagt worden war. Sie ſollten nämlich, da der Weg nach China um Afrika und Oſtindien herum ſo ſehr weit war, einen näheren Seeweg im Norden von Europa und Aſien im Eismeer ſuchen. Dieſe verwegene Expedition war ſchon einigermaßen vorbereitet, denn die vlämiſchen und holländiſchen Schiffe hatten ſchon in der burgundiſchen Zeit, weil ihnen der Handel in der Oſtſee durch die mächtige Hanſa verſperrt war, den nördlichen Seeweg gefunden, um mit Rußland in Handelsverbindung zu treten. Sie waren um das Nordcap, das äußerſte Ende Europas, herumgeſegelt und der Niederländer Adrian Kryt hatte am Ufer des weißen Meeres die Stadt Archangel gegründet, von wo aus die Ruſſen in dieſen hohen Regionen des Nordens einen lebhaften Handel mit den Niederlanden trieben. Von hier aus nun ſollte durch Heemskerk und Barens weiter geforſcht und der Weg nach China gefunden werden. Sie geriethen aber in ſo dichtes Eis, daß die Schiffe nicht weiter konnten und die Mannſchaft einen Winter auf Nova Zembla zubringen mußte. Mehrere Monate lang blieb die Sonne ganz unter dem Horizonte, ſo daß es tiefe Nacht war. Der Froſt war ſo ungeheuer, daß trotz des beſtändigen Feuers in ihrer Hütte den Holländern doch alles vor dem Munde gefror. Dazu wurden ſie beſtändig von weißen Bären belagert. Im Frühjahr brach das Eis, ſie erreichten ihre Schiffe wieder und kamen nach großen Gefahren und nachdem der biedere Barens noch auf dem Schiffe geſtorben war, in den ruſſiſchen Hafen Kola, wo die Schiffe zum ewigen Andenken aufbewahrt blieben. Man entſagte nun der Hoffnung, China auf dieſem kürzeren Wege zu erreichen.

Deſto eifriger verfolgte man den gewöhnlichen Weg nach Oſtindien um Afrika herum. Die holländiſchen Kaufleute gründeten die Geſellſchaft van Werre (von der Ferne) und ſchickten alle Jahre kleine Flotten aus, um theils den Handel der Spanier zu ſtören, theils eigene Colonien zu gründen. Schon 1599 begründete Stephan van der Hagen den reichen Gewürzhandel der molukkiſchen Inſeln; 1601 van Neck den Handel mit China, der beſonders durch den von dort

eingeführten Thee wichtig wurde, und van Spilbergen die Niederlassung auf Ceylon, von wo der köſtliche Zimmet kommt; 1602 ſandte ſchon ein indiſcher König von der Inſel Sumatra eine Geſandtſchaft an den Statthalter Moriz, die in Europa nicht wenig Aufſehen machte. Indeß mußten die holländiſchen Handelsfahrer unaufhörlich auf allen Meeren mit den Spaniern und Portugieſen kämpfen. Im Jahre 1605 ſchloß der holländiſche Admiral Houtain den Canal zwiſchen Frankreich und England, ließ kein ſpaniſches Schiff mehr durchſchleichen und erſäufte alle Spanier, die in ſeine Hände fielen. Holländiſche Flotten beunruhigten fortwährend die ſpaniſche Küſte; 1607 wurde der tapfere Heemskerk vor Gibraltar erſchoſſen. Nicht minder blutige Seegefechte beſtanden die abenteuerlichen Helden Stephan van der Hagen, der 1605 die molukkiſchen Inſeln eroberte, und nach ihm van Noordt und Matelief; 1608 kam zum erſtenmal ein holländiſches Schiff nach Japan.

Johann van Olden-Barneveldt, Advocat von Holland, die wichtigſte Perſon in den Generalſtaaten, bildete an der Spitze der kaufmänniſchen Ariſtokratie und indem er die Marine und das Colonialſyſtem emporbrachte und ſtreng die republikaniſchen Grundſätze feſthielt, eine Oppoſition gegen den Statthalter Moriz. Die durch Flüchtlinge aller Länder ſtets zunehmende Bevölkerung fand einen zweckmäßigen Abfluß in die Colonien und vermehrte von dort aus den Wohlſtand und die Macht des Mutterlandes. Das Volk erkannte den Werth der Marine und ſchwärmte dafür. Beim Bau der großen neuen Kirche zu Amſterdam wurde der Roſt, auf dem der Thurm ruhen ſollte, mit 6363 Schiffsmaſten gelegt, zum Zeichen, daß die Religionsfreiheit durch die Seehelden begründet worden ſey. Olden-Barneveldt vereinigte die bisherigen einzelnen Handelscompagnien in die große oſtindiſche Geſellſchaft und ſchickte den Peter Both als erſten holländiſchen Gouverneur nach Oſtindien. Doch wurde das Fort Batavia auf der Inſel Java erſt 1618 gebaut, als Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt aller holländiſchen Colonien im ſtillen Ocean. In demſelben Jahre unterſuchte der Holländer Hudſon zum erſtenmal den hohen Norden Amerikas und entdeckte die nach ihm

benannte Hudsonsbai, aber die Engländer nahmen ihn aus Eifersucht gefangen und ließen ihn verhungern. Gleichwohl folgten die Holländer seinen Spuren und gründeten 1614 die nordische Gesellschaft für den Wallfischfang, nachdem schon vorher der Stockfisch- und Heringsfang aus den Händen der tief heruntergekommenen Hansa in die ihrigen übergegangen war. Im Jahre 1615 umfuhr der Holländer Shouton zum erstenmal die Südspitze von Amerika und nannte sie Cap Horn, zu Ehren seiner Vaterstadt Hoorn. Damals entdeckten die Holländer auch Neuseeland und benannten es nach ihrer alten Grafschaft Seeland.

6.

Die Remonstranten.

Die Kraft und Rührigkeit, mit welcher die Holländer das Meer beherrschten, gab sich auch in den großen Unternehmungen zu erkennen, durch welche sie in der unmittelbarsten Nähe ihres Landes die wilde Fluth des Meeres bemeisterten und demselben fruchtbaren Boden abgewannen. Im J. 1607 legten sie den Bremsterſee trocken. Das ganze System von Dünen, Deichen und Dämmen, wodurch sie das Meer abhielten, von Polbern (hinter den Dämmen trocken gelegtes Land), von Windmühlen, welche Schöpfräder treibend das Wasser ausschöpften, von Canälen, welche dem Wasser Abzug verschafften ꝛc., wurde geleitet durch den s. g. Waterstaat, ein eigends für den Wasserbau errichtetes Ingenieurcorps.

Die Seele aller dieser Seeunternehmungen war Olden Barneveldt, zugleich der treuste Wächter der republikanischen Freiheit und folglich dem Prinzen Statthalter in der Seele verhaßt. Dieser wollte ein souveräner Herr werden. Aber das freiheitsstolze Volk war wachsam. Moriz hatte nur den Befehl über das Heer und zog hauptsächlich deshalb den Krieg in die Länge und schonte zugleich seine Truppen, um die Gewalt nie aus den Händen zu geben. Als aber die langen Bürgerkriege in Frankreich ein Ende nahmen und Spanien

unter franzöſiſcher Vermittlung Frieden ſuchte, wurde auch Moriz zum Frieden gezwungen, die Armee wurde abgedankt und der Statthalter ſtand wieder ziemlich ohnmächtig den Generalſtaaten gegenüber. Das war nun dem ehrgeizigen Oranier unerträglich und er rächte ſich an Olden Barneveldt durch giftige Verleumdungen und Schmähſchriften. Auf der jungen Univerſität Leyden machte ſich neben der glänzenden Gelehrſamkeit des Juſtus Lipſius auch beſonders der orthodoxe Eifer des ſtrengen Calviniſten Gomarus geltend. Nun hatte ſich ein anderer gelehrter und geiſtvoller Prediger, Arminius (Harmſen) gegen die kraſſe Prädeſtinationslehre mit Gründen des Evangeliums ſowohl als der Vernunft erhoben, fand zahlreichen Anhang unter allen Beſonnenen und wurde ebenfalls zu einer Profeſſur nach Leyden berufen. Da ſchwoll dem Gomarus die Galle. Ein wüthendes Ketzergeſchrei brach los. Das ganze Land wurde mit Streitſchriften überſchwemmt. Ströme von Galle und Dinte floßen aus den theologiſchen Federn. In den Treckſchuiten, auf den Poſtwagen hörte man über nichts ſprechen, als über Prädeſtination und Gnade. Umſonſt ſuchte der edle Hugo Grotius, Olden Barneveldts Freund, der größte Staatsrechtslehrer ſeiner Zeit, die Parteien zu verſöhnen. Die Verſöhnung war unmöglich, da ſich die politiſche Intrigue einmiſchte. Moriz ergriff aus Haß gegen Olden Barneveldt die Partei des Gomarus und ſtellte ſich, als wenn er vom wüthendſten Glaubenseifer beſeſſen ſey, während er einmal ſeine Frivolität durch die Aeußerung verrieth: „es ſey ihm einerlei, ob die Prädeſtination grau oder blau ſey, er wiſſe nur, daß die Pfeifen der Advocaten (Republikaner) mit der ſeinigen eine ſchreiende Diſſonanz bildeten.“ Einmal fuhr er einen Arminianer an: wie er den Unſinn von Prädeſtination behaupten könne? und als er hörte, das ſey ja gerade die Lehre der Gomariſten und nicht der Arminianer, that er, als ob er es nicht glaube.

Die Arminianer vertheidigten ſich in einer ſ. g. Remonſtration an die Generalſtaaten, wovon ſie die Remonſtranten hießen. Aber Gomarus' Partei blieb, von Moriz unterſtützt, die ſtärkere, und hetzte überall den Pöbel auf. Wo die Remonſtranten noch die Oberhand behielten, bildeten ſie Bürgergarden zu ihrem Schutze.

Die ſtärkere Gegenpartei aber erklärte die Errichtung von Bürgergarden für Rebellion, löste ſie mit Gewalt auf und nahm die Soldaten des Prinzen ein. Sobald aber ſeine Gegner entwaffnet waren, ſcheute Moriz nichts mehr, ſondern ließ die vornehmſten Remonſtranten, vor allen Olden Barneveldt und Hugo Grotius verhaften, 1618, und ſetzte einen Blutrath nieder, um die Ehrenmänner der Republik zu richten. Das Volk wurde künſtlich gegen Olden Barneveldt erbittert, dieſer ſogar eines geheimen Einverſtändniſſes mit Spanien beſchuldigt und 1619 als ein 72jähriger Greis, Hollands verdienteſter Staatsmann, zum Tode verurtheilt. Er redete noch vom Schaffot herab zum verblendeten Volke: „Männer, glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther ſey. Ich habe als Patriot gelebt und als Patriot will ich ſterben.“ Man ſchlug ihm den Kopf ab. Auch Hugo Grotius ſollte ſterben. Man forderte ſeine Gattin Maria, geb. von Reigersberg, unter der Hand auf, ſie möge bei dem Prinzen für ihren Mann um Gnade bitten, aber ſie verſchmähte es. Er wurde gleichwohl nur zu ewigem Gefängniß verurtheilt, aber ſeine brave Frau befreite ihn aus dem Schloſſe Löwenſtein, indem ſie ihn in einen Bücherkaſten verſteckt heraustragen ließ. Das Volk war nicht ganz auf der Seite des Prinzen. Es gab Aufſtände zu Alkmaar und Hoorn, die er mit Gewalt unterdrückte. Auch unterwarf er die holländiſche Preſſe der härteſten Cenſur. Endlich ſchreckte er die Unzufriedenen noch einmal durch ein Blutgericht. Die beiden Söhne Olden Barneveldts verſchworen ſich gegen ihn mit ſechs andern, aber der Anſchlag wurde entdeckt. Da bat Olden Barneveldts Wittwe für das Leben ihrer Söhne und der Prinz war gemein genug, ſie zu fragen, warum ſie nicht auch für ihren Mann gebeten habe? Sie antwortete: „Mein Mann war unſchuldig, die Söhne ſind es nicht.“ Moriz ließ alle hinrichten, 1623. Doch mißkannte er nicht, welche große Unzufriedenheit ſeine gewaltthätige Regierung erweckte und wie dem Volke allmählig die ruhige Beſinnung wiederkehrte. Deshalb gab er, als er 1625 ſtarb, ſeinem Bruder Friedrich Heinrich, welcher ihm in der Statthalterſchaft nachfolgte, den guten Rath, die Remonſtranten wieder zurückzurufen.

Siebentes Buch.

Die Hugenotten.

1.

Paris und Genf.

Die Entsittlichung im königlichen Hause der Valois unter dem Einfluß der Renaissance dauerte auch nach dem Tode Franz I. fort. Sein Sohn Heinrich II. behielt sogar des Vaters Maitresse, die schöne Diana von Poitiers, und überließ ihr die Ernennungen zu allen geistlichen Würden. Reiche Pfründen wurden nach Gunst oft unmündigen Kindern, oft sogar Offizieren in der Armee verliehen. König Heinrich war völlig charakterlos und schwankte zwischen zwei Hofparteien, wovon die eine von dem Connetable Montmorency, die andere von den Guisen geleitet wurde. Die Guisen waren eine jüngere Linie des herzoglichen Hauses von Lothringen und dieses selbst stammte von dem ausgestorbenen Hause Anjou ab, behauptete aber noch eine ältere Abstammung von den Karolingern. Die Gemahlin des Königs, Katharina von Medicis, hielt sich zu den Guisen, aber sie konnte sich nur behaupten, indem sie die Maitressen ihres Gemahls duldete und die mit feiner Etikette überschleierte Zucht- und Sittenlosigkeit des Hofes mitmachte.

Wie ein glänzendes Irrlicht schwebte damals der neckische Geist des Rabelais über dem Sumpfe der französischen Gesellschaft und

beleuchtete ihre dunklen und schmutzigen Tiefen. Sein weltberühmtes Buch von Gargantua und Pantagruel spiegelt in kecken Karikaturen sein ganzes Zeitalter ab, alle Personen des Hofes, die politischen und kirchlichen Wirren, die Corruption der Geistlichen wie der Laien, den Pedantismus und die Servilität der Sorbonne ꝛc. Die Kühnheit seiner Grotesken übertrifft nicht selten die des Aristophanes. Nie in der Welt ist etwas Cynischeres geschrieben worden. Rabelais war ein Mönch, konnte es im Kloster nicht aushalten und wurde Arzt.

Direct in die Fußtapfen Luthers trat Fabry aus der Picardie, der die Bibel ins Französische übersetzte und in Meaux eine fromme Gesellschaft mit Reformationsideen stiftete. Diese wurde zwar zersprengt und Fabrys Bücher von der Sorbonne verdammt und verbrannt, 1529, aber die Königin Margaretha von Navarra nahm sich seiner an, ließ ihn zu sich kommen und reformirte das kleine Bearn, das ihr zugehörte. Bei ihr konnte Fabry ruhig sterben und einer seiner Schüler, Farel, fand in Genf Muße, um die Lehren Fabrys weiter auszubreiten und mit denen Zwinglis zu vereinigen. So wurde nun Genf das durch Bern geschützte Bollwerk, von wo aus die Reformation sich weitum ins französische Sprachgebiet ausbreitete. Zwar regierte auch in Bern die Partei der alten Kirche und Farel, wie auch der etwas später noch wirksamer auftretende Calvin mußten eine Zeitlang flüchten, aber seit 1541 waren und blieben sie Herren der Stadt. Aus Frankreich kamen nun viel junge Leute nach Genf, um hier zu studiren und dann in der Heimath für die Reformation Propaganda zu machen.

Diese Bewegung auf kirchlichem Gebiete trug dazu bei, die Partei der Guisen emporzubringen und über die der Montmorency zu erheben. Katharina von Medicis war als Nichte eines Papstes eifrig katholisch. Die fünf Brüder der Guisen hingen ebenfalls der alten Kirche eifrig an. Denn mit Ausnahme des ältesten, Franz, der ein ausgezeichneter General war und sich durch die glückliche Vertheidigung von Metz Ruhm erwarb, waren zwei Brüder Cardinäle, der vierte Großprior von Frankreich und der fünfte, Herzog von Aumale, mit einer Tochter der Diana vermählt, verstärkte den Ein-

fluß der Guiſen noch durch den der königlichen Maitreſſe. Von der Königin, der Maitreſſe und den Guiſen zugleich beſtürmt, erklärte ſich Heinrich II. entſchieden gegen die Reformation und ließ die Ketzer in Frankreich verfolgen. Die ungeheure Perfidie der franzöſiſchen Politik erlaubte aber den Guiſen, gleichwohl den Proteſtanten in Deutſchland gegen den katholiſchen Kaiſer beizuſtehen und ſich mit Moriz von Sachſen zu alliiren.

Um den Unwillen der eifrigen Katholiken, die über das Bündniß mit den Proteſtanten erzürnt waren, zu beruhigen, verdoppelte die franzöſiſche Regierung ihren Eifer in Unterdrückung der Ketzerei innerhalb der franzöſiſchen Grenzen. Im Bunde mit der Sorbonne gab ſich das Parlament dazu her, alle der Reformation Geneigten aufzuſpüren und zu richten. Dieſe franzöſiſchen Parlamentsgerichte, die man, weil ſie die Ketzer zum Feuertode verurtheilten, chambres ardents nannte, wütheten unbarmherzig.

Allein es erfolgte ein Umſchwung. Heinrich II. vermählte ſeine Schweſter Margaretha 1559 mit dem wiederhergeſtellten Herzog Emanuel Philibert von Savoyen und verabredete mit ihm einen Angriff auf Genf, um den Calvinismus in der Wurzel auszurotten. Bei der prächtigen Hochzeitfeier in Paris turnirte der König in der Farbe der Diana. Da fuhr ihm die Lanze ſeines Gegners, des Hauptmann Montgomery, durchs Viſir ins Auge und er ſtarb bald darauf an der Wunde. Der Angriff auf Genf unterblieb nun und im Gegentheil kam die calviniſche Partei in Vortheil. Weil ſie aber von der Schweiz ausgegangen war, empfing ſie den Namen der Hugenotten, welches eine Entſtellung des Namens „Eidgenoſſe“ iſt.

Unter dem jungen, ſehr zarten und ſchwachen König Franz II. hofften die Guiſen allein alle Gewalt an ſich zu reißen. Der König war mit Maria Stuart vermählt, einer Tochter König Jakobs V. von Schottland, deren Mutter eine Schweſter der Brüder Guiſe geweſen war. Ihr kriegsberühmter Oheim Franz von Guiſe, das Haupt der Familie, war der erſte nächſt dem Throne, ihr zweiter Oheim Karl, der ſog. Cardinal von Lothringen, leitete die Finanzen Frankreichs. Der alte Connetable von Montmorency, das Haupt

ihrer bisherigen Gegner, wurde sofort von den Guisen abgedankt. Aber gerade diese Zurücksetzung ihres Hauptes veranlaßte die den Guisen abgeneigte Partei des hohen französischen Adels zu energischeren Schritten als bisher. Der Neffe des Connetable, Admiral Coligny, der begabteste in der Familie, neigte sich jetzt offen zu den Hugenotten. Eben so die Tochter der schon von Fabry gewonnenen Königin Margaretha von Navarra, Jeanne d'Albret, die mit Anton von Bourbon vermählt, Mutter des nachmaligen Königs Heinrich IV. wurde, und Antons Bruder, Ludwig, Prinz von Condé. An diese mächtige Familie schlossen sich nun auch bürgerliche Parlamentsglieder und Magistrate an, die sich von der rücksichtslosen Herrschaft der Guisen nichts Gutes versprachen. So gewann die Reformation zum erstenmal auch in Frankreich eine bedeutende Partei.

2.

Guise und Condé.

Den Muth der Hugenotten erhöhte die Gewißheit, daß England sich ihrer Sache annehme. Maria Stuart, Tochter Jakobs V. von Schottland, dessen Mutter Margarethe eine Tochter Heinrichs VII. von England gewesen war, konnte nach dem Tode der legitimen Kinder Heinrichs VIII. (Eduard VI. und Maria) zum englischen Thron mehr berechtigt erscheinen, als das dritte, vom Vater selbst für illegitim erklärte Kind, die berühmte Elisabeth, welche gleichwohl jetzt auf dem Throne saß. In die Eitelkeit des französischen Hoflebens hineingezogen und ihrem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, blind ergeben, ließ sich die junge Maria überreden, den Titel einer Königin von England dem einer Königin von Schottland beizufügen. Obgleich ihr Gemahl Franz II. keine Anstalt machte, England für sie zu erobern, so lag doch schon in der Anmaßung des Titels eine Beleidigung und eine Drohung. Die Königin Elisabeth war also den Guisen nicht gewogen. Diesen Umstand brachte man nun in Zusammenhang mit der Verschwörung eines gewissen de la Renaudin,

der für die Hinrichtung ſeines Schwagers an den Guiſen Rache nehmen wollte und den man beſchuldigte, im Dienſt Eliſabeths gehandelt zu haben. Sein Anſchlag, die Guiſen zu ſtürzen, mislang. Seine wenigen Anhänger wurden im offenen Felde bei Amboiſe überwältigt und mit ihm getödtet, im Anfang des Jahres 1560.

Wohl nicht dieſes kleine Ereigniß und ſonſt vorgekommene Verſuche, gefangene Hugenotten zu befreien, ſondern die allgemeine Sachlage und die Rückſicht auf die Partei der Montmorency und Bourbon bewogen den Cardinal von Lothringen, am 8. März den Hugenotten eine Amneſtie zu ertheilen, unter der Bedingung, daß ſie fortan zur alten Kirche halten ſollten. Zwei Monate ſpäter ſchärfte ein neues Edict das Verbot religiöſer Verſammlungen wieder ein. Das war es nun aber nicht, womit ſich die Hugenotten begnügt hätten. Sie forderten mehr und ein Sturm ſchien zu drohen, der nach der Meinung der Guiſen vorerſt durch eine Verſammlung von Notabeln beſchwichtigt werden ſollte. Als aber die Sitzung am 23. Auguſt eröffnet wurde, forderte Coligny ſogleich die Freiheit des Gottesdienſtes für ſeine calviniſchen Glaubensgenoſſen. Sie wurde ihm nicht bewilligt, der junge König erſchrak bei dem bloßen Gedanken einer Kirchentrennung in Frankreich und die Mehrheit der Verſammlung durchdrang das gleiche Gefühl. Man hatte an Deutſchland ein nur zu abſchreckendes Beiſpiel. Aber man miskannte die Schwierigkeit der Lage nicht und die Guiſen ſelbſt mußten zugeben, die Notabeln allein ſeyen nicht competent, die allgemeinen Reichsſtände müßten einberufen werden.

Mittlerweile machten die Bourbons auf eigene Gefahr ein fait accompli. Anton von Bourbon ließ durch Beza, der von Genf berufen wurde, in ſeinem bearner Lande die reformirte Kirchenordnung einführen, und Calvin ſelbſt hatte Mühe, die hitzigen Herren von der Partei im übrigen Frankreich vor der gewaltſamen Reformirung der Kirche auf ihren Territorien wenigſtens jetzt noch abzuhalten, da er von einem geſetzmäßigen Vorgehen mehr erwartete als von revolutionären Ueberſtürzungen. Ludwig von Condé aber war ſchon ſo weit gegangen, daß ihn die Guiſen unter dem Vorwand, er ſey in das

Attentat von Amboiſe verwickelt, in Verhaft nehmen ließen. Auch Anton wurde feſtgenommen. Die Guiſen rathſchlagten, ob ſie ſich ihrer nicht durch Mord entledigen ſollten, aber Katharina von Medicis gab es nicht zu. Da plötzlich ſtarb Franz II. am 3. Dec. 1560, ehe noch die Reichsſtände verſammelt waren.

Ihm folgte ſein erſt zehnjähriger Bruder Karl IX. und ſeine Mutter Katharina von Medicis hielt für rathſam, nunmehr die Regentſchaft zu übernehmen und ſich dabei von dem ſehr gemäßigten Kanzler l'Hopital beiſtehen zu laſſen. Ohne gerade die Guiſen zurückzuſtoßen, wollte ſie ihnen doch die Macht nicht allein laſſen, weil ſie von ihnen Gewaltthaten fürchtete, die das Reich in unabſehbare Unruhen ſtürzen mußten. Die beiden gefangenen Bourbons ließ ſie ſogleich wieder frei. Die Reichsſtände wurden ſchon zehn Tage nach dem Tode des Königs, am 13. December, zu Pontoiſe eröffnet. Ein nicht geringer Theil des Adels und auch Mitglieder des dritten Standes oder Abgeordnete der Städte verlangten Religionsfreiheit. Der Mißbrauch, den man mit den geiſtlichen Aemtern und Gütern getrieben hatte, wurde einer ſcharfen Rüge unterzogen und die franzöſiſche Geiſtlichkeit wich einer ſtrengeren Unterſuchung nur dadurch aus, daß ſie ſich auf ſechs Jahre lang zu einer jährlichen Leiſtung von 1,600,000 Livres verpflichtete. Der Adel machte ſogar einen Verſuch, mittelſt der Reichsſtände dem Unfug der Parlamente zu ſteuern. Hier hatten ſich nämlich die Juriſten auf eine dem gemeinen Weſen höchſt nachtheilige Weiſe eingeniſtet, die Stellen der Parlamentsräthe, ja ſogar der Präſidenten bis ins Lächerliche vervielfältigt, die Stellen aber auch immer einträglicher gemacht, die Ihrigen hineingebracht und dadurch einen „Verwandtſchaftshimmel“ begründet. Die alte Ariſtokratie drang aber gegen dieſe neue bürgerliche nicht durch. Man ſtritt und rathſchlagte ohne Entſcheidung fort, bis im Januar 1562 die Religionsfreiheit, die man anfangs nur einigen Städten gewährt hatte, durch ein beſonderes Edict auch dem Landvolk geſtattet wurde, obgleich das Parlament dagegen proteſtirte. Dieſes endliche Ergebniß erklärt ſich nur daraus, daß die Krone irgend eine Con-

ceſſion machen mußte, um ſich dem gewaltigen Andrange kirchlicher und politiſcher Oppoſitionen in Pontoiſe zu erwehren.

Der König von Spanien aber, Philipp II., erſchrak vor dieſem Ergebniß. Wenn auch Frankreich der Reformation anheimfiel, war das letzte Bollwerk dahin, welches Spanien vor ihr ſchützte. Von Bearn aus mußte ſie nach Navarra eindringen, wenn Anton von Bourbon ſein Erbrecht auf das Königreich Navarra, nach welchem er ſich nannte, welches aber die Spanier inne hatten, geltend machte. Da erbot ſich Granvella, den unbeſonnenen Anton zu bethören und von der Partei der Hugenotten zu der ſpaniſchen hinüber zu ziehen. Man ſchmeichelte ihm mit dem Beſitz der Inſel Sardinien, von wo aus er Tunis und Tripolis erobern ſollte. Man rieth ihm, ſich von Jeanne d'Albret ſcheiden zu laſſen, um Maria Stuart, die ſchöne junge Wittwe, zu heirathen und an ihrer Hand die Throne von Schottland und England zu beſteigen. Durch dieſe Vorſpiegelungen ließ der einfältige Anton ſich verlocken, von ſeiner Partei abzufallen. Er ſetzte ſich in Verbindung mit den Guiſen und lud dieſelben ein, nach Paris zu kommen, um dort die katholiſche Sache wieder empor zu bringen. Auch der alte Connetable Montmorency hatte ſich damals aus Verdruß über die hugenottiſchen Anmaßungen den Guiſen wieder genähert. Als nun Franz von Guiſe nach Paris reiste, fand er unterwegs in Vaſſy des Sonntags die Calviniſten beim Gottesdienſt in einer Scheune verſammelt, ging mit gezogenem Schwerte auf ſie los und ließ ſie, als ſie ihm das Thor verſchließen wollten, durch ſein bewaffnetes Gefolge alleſammt niederhauen, am 1. Mai 1562.

Dieſer massacre de Vassy gab die Loſung zu dem großen Hugenottenkriege, welcher Frankreich ſo lange verheeren ſollte. Die Metzelei ſcheint kein ganz zufälliges Ereigniß geweſen zu ſeyn oder Guiſe ergriff wenigſtens gern einen Anlaß zum Losſchlagen, weil er einer katholiſchen Mehrheit im Lande verſichert war und die letzten Conceſſionen der Regierung nur dazu beitragen konnten, die hugenottiſche Minderheit zu ſtärken. Es ſchien alſo hohe Zeit, die gefährlichen Unterhandlungen und Nachgiebigkeiten durch eine Gewalt-

that zu unterbrechen. Guiſe ſtand auch nicht allein. Es wurden damals in Paris große Umtriebe gemacht, um die Königin Mutter wieder ganz auf die Seite der Guiſen herüber zu ziehen, und 24,000 Bürger der Stadt bewaffneten ſich für die katholiſche Sache. Man ſuchte auch Antons Bruder, den Prinzen von Condé, zu gewinnen, allein das gelang nicht, vielmehr ſtellten ſich Condé und Coligny jetzt an die Spitze der Hugenotten.

Dieſe Partei war merkwürdig angewachſen, ſeitdem ſie offenen Gottesdienſt halten durfte. Eine Menge Städte, beſonders im Süden und Norden Frankreichs, bekannten ſich dazu und 3000 Edelleute griffen zu den Waffen. Die Guiſen ließen von Paris aus jetzt das den Hugenotten günſtige Edict von Pontoiſe widerrufen. Aber es war zu ſpät. Condé ſammelte ein bedeutendes Heer in Orleans, andere die Rocheſaucaults in Poitou, die Rohan in der Bretagne, die Montgommery in der Normandie, die Grammont in der Gascogne. Condé erklärte, der junge König und ſeine Mutter ſeyen nicht frei, ſondern in der Gewalt der Guiſen, und die calviniſchen Geiſtlichen erklärten, die Hugenotten hätten nicht nur ein Recht, ſondern ſogar die Pflicht, den König zu befreien und zugleich die Religionsfreiheit, die einmal geſetzlich beſtehe, gegen die angemaßte Gewalt der Guiſen zu ſchützen. Dieſe Erklärungen wurden von der Königin Eliſabeth von England und von den proteſtantiſchen Fürſten in Deutſchland gutgeheißen. Die erſtere ließ ſich von den Hugenotten zunächſt die Stadt Havre de Grace einräumen und verſprach ihnen dafür Hülfe. Der damals noch lebende alte Landgraf Philipp von Heſſen ſchickte ihnen ein Hülfsheer von mehreren tauſend Reitern und Hackenſchützen unter dem Marſchall Rollshauſen zu. Aber auch die Guiſen verſtärkten ſich durch Schweizer, durch deutſche Söldner und einige tauſend Spanier. Condé marſchirte nach der Normandie, wo eine Schaar Engländer zu ihm ſtieß und ihm Geld mitbrachte. Vor Rouen wurde ſein Bruder Anton verwundet und ſtarb. Bei Dreux aber kam es am 19. Decbr. 1562 zur erſten blutigen Schlacht, in welcher erſt der alte Montmorency von den Hugenotten gefangen, dann Condé geſchlagen und gefangen

wurde, der Admiral Coligny aber mit großem Geſchick die Armee der Hugenotten zuſammen hielt und glücklich aus dem Gefechte zog. Hierauf rückte Franz von Guiſe, nachdem er eine Menge Calviniſten und Engländer unbarmherzig hatte hinrichten laſſen, vor die Stadt Orleans, wurde aber während der Belagerung aus Rache von einem jungen Hugenotten aufgeſucht und meuchlings getödtet.

3.

Katharina von Medicis.

Der Tod des gewaltthätigen Guiſen machte möglich, daß ſich die Parteien wieder etwas näherten. Katharina von Medicis ließ Condé, den ſie in der Gefangenſchaft durch eine ſchöne junge Dame im Schloſſe Onzaine hatte verführen laſſen, und Montmorency zu ſich rufen und brachte am 19. März 1563 zu Amboiſe einen Vertrag zu ſtande, der dem Lande als Edict verkündigt wurde. Dieſes Edict war in Folge des katholiſchen Sieges bei Dreux den Hugenotten ſchon nicht mehr ſo günſtig wie das frühere zu Pontoiſe, denn die freie Religionsübung der Calviniſten wurde nicht mehr überall auf dem Lande, ſondern nur noch in einer beſtimmten Kirche jeden Cantons, ſonſt aber nur in den Städten und in den Schlöſſern des Adels erlaubt. In der Stadt Paris und ihrer Umgebung ſollte dieſer Gottesdienſt verboten bleiben. Die erſte Frucht des Vertrages war ein gemeinſchaftlicher Angriff der für diesmal wieder verſöhnten franzöſiſchen Parteien auf die Engländer in Havre de Grace. Die Wuth, mit der man dieſe Stadt wieder eroberte, bewies das tiefe Nationalgefühl der Franzoſen.

Unterdeß war auch das Concilium in Trient zuſammen getreten. Obgleich der Kanzler l'Hopital nicht allen Beſchlüſſen deſſelben zuſtimmte und eine von Rom möglichſt unabhängige Nationalkirche herzuſtellen wünſchte, hielt Philipp II. doch den Zeitpunkt für günſtig, um Frankreich ganz für die katholiſche Sache zu gewinnen. Katha-

rina von Medicis gewährte ihm eine Zusammenkunft in Bayonne im Juni 1565, wies aber seine Zumuthungen zurück. Doch legte sie dem Marsche des Herzogs von Alba nach den Niederlanden kein Hinderniß in den Weg. Dieses Heer flößte den Hugenotten Besorgniß ein und sie beschlossen eine Erhebung in Masse, am 27. Sept. 1567. Sie wollten den Hof in Monceaux überfallen, derselbe entfloh aber noch zu rechter Zeit nach Paris. Alba erbot sich gegen die Königin, sogleich in Frankreich einzurücken, wenn sie es erlaube. Aber sie erlaubte es nicht, um sich nicht von Spanien abhängig zu machen und um den Nationalstolz der Franzosen nicht aufzuregen. In einer Schlacht vor Paris fiel der alte Montmorency, aber die Hugenotten wurden zurückgeschlagen. Indeß kam ihnen der Pfalzgraf Johann Casimir zu Hülfe. Da bot die Königin noch einmal Frieden an und willigte in einen neuen Vertrag zu Lonjumeau vom 28. März 1568 ein, daß den Hugenotten die volle Religionsfreiheit nach dem frühern Edict von Pontoise zu Theil werde.

Der Papst und Spanien mißbilligten diesen Vertrag höchlich und in Frankreich selbst war die katholische Mehrheit des Volks in großer Aufregung. Die Guisen gewannen daher wieder die Oberhand im Rath der Königin und sorgten dafür, daß die königliche Armee in voller Rüstung blieb und feste Stellungen im Lande einnahm, durch welche die Hugenotten ihrerseits von einander getrennt wurden. Da fehlte es nicht an Mißhandlungen der vereinzelten calvinistischen Gemeinden und zugleich blieben die Gemüther in der feindseligsten Spannung, weil Alba in den Niederlanden eben sein Schreckenssystem durchführte. Die verzweifelte Lage der Calvinisten in den Niederlanden und die kühnen Schritte, welche der Papst zur Verdammung und Absetzung der Königin Elisabeth von England that, erforderten dringend ein entschlossenes Vorgehen der Hugenotten. Der Vertrag war durch die Umstände zerrissen und die Königin Katharina hob ihn förmlich auf. Man griff von allen Seiten wieder zu den Waffen. Aber die Sammlung, Ruhe und Uebermacht war auf Seite der Guisen. Der Prinz von Condé war zu hitzig und

eilig. Er verlor gleich die erste Schlacht bei Jarnac und kam selbst darin ums Leben, am 13. März 1569.

Für den jungen Sohn des gefallenen Condé und den jungen Sohn Antons von Bourbon, Heinrich, der nach des Vaters Tode König von Navarra hieß, übernahm nunmehr der Admiral Coligny die Oberleitung der Hugenottenpartei. Der Pfalzgraf vereinigte sich mit ihm und stellte das Gleichgewicht der Streitkräfte wieder her. Allein auch das königliche Heer wurde durch deutsche Truppen unter dem Rheingrafen von Salm verstärkt und in der Schlacht bei Moncontour am 3. Oct. erlitt Coligny eine große Niederlage. Er selbst wurde vom Rheingrafen im Gesicht verwundet, tödtete denselben aber unmittelbar darauf. Er floh in den Süden Frankreichs und mit ihm die standhafte Königin von Navarra, Antons Gemahlin und Heinrichs Mutter, Jeanne d'Albret, „die vom Weibe nichts hatte, als das Geschlecht,"*) und durch die rauhesten Gebirge die Krieger begleitete. Es glückte nun dem Admiral, sich im Süden Frankreichs zu behaupten, ja für seine Partei aufs neue einen vortheilhaften Frieden zu erlangen durch ein Zusammentreffen von seltsamen Umständen. Katharina von Medicis war nämlich gerade damals durch die grausame Vergiftung ihrer Tochter Elisabeth, der Gemahlin Philipps II. und Geliebten des Don Carlos, tief gekränkt worden und wollte überhaupt das französische Interesse nie dem spanischen zum Opfer bringen, weil sie als eine Fremde im Lande durch eine solche Politik den Nationalstolz der Franzosen beleidigt und ihre eigene Lage gefährdet haben würde. Ihr dritter Sohn, Heinrich von Anjou, der sich in der Schlacht von Moncontour ausgezeichnet und dadurch sogar den Neid seines Bruders Karls IX. erregt hatte, warf sein Auge auf die Königin Elisabeth von England und warb um ihre Hand. Natürlicherweise nicht ohne Zustimmung seiner Mutter. So lange nun eine Verbindung des Hauses Valois-Medicis

*) Als sie ihren Sohn, den nachmaligen berühmten König Heinrich IV. gebären sollte und in den Wehen lag, verlangte ihr lustiger Vater von ihr, sie solle ein beliebtes Bearner Volkslied singen und sie sang es, indem das Kind zur Welt kam.

mit dem Hauſe Tudor in England in Ausſicht ſtand, verlor auch der Glaubenskrieg in Frankreich von Seite der bisher ſiegreichen königlichen Partei alle Energie und unter ſo günſtigen Umſtänden erhielten die Hugenotten durch ein neues Edict von St. Germain am 8. Auguſt 1570 wieder volle Religionsfreiheit. Alſo auch hier wie in Deutſchland hingen die Schickſale der Kirche lediglich von dem wechſelnden Intereſſe und der Intrigue der weltlichen Macht ab.

Katharina von Medicis war nichts weniger als fanatiſch. Ihre Bigotterie beruhte lediglich in dem Bedürfniß, für ihre perſönlichen Schwachheiten leicht abſolvirt zu werden. Im Uebrigen folgte ſie nur dem, was ihr die Klugheit im Intereſſe ihrer jedesmaligen Stellung rieth. Vollkommen bekannt mit dem Zauber, den ſchöne Frauen üben, als Mediceerin ſchon von Jugend auf über jedes ſittliche Bedenken erhaben und am Hofe der Valois auch an nichts Beſſeres gewöhnt, hielt ſie eine große Zahl ſchöner Hofdamen ausſchließlich zu dem Zweck, um mittelſt derſelben jederzeit die Herren zu verführen, die ſie zu ihren Abſichten brauchte. Brantome gibt die Zahl dieſer dames et demoiselles, welche die Königin überall begleiteten, zu 300 an.

Philipp II. arbeitete dem Plan des Herzog von Anjou mit einem andern entgegen, ſein Bruder Juan d'Auſtria ſollte nämlich um Maria Stuart werben und Eliſabeth vom engliſchen Thron herabſtürzen. Dieſer Don Juan ſtand eben auf dem Höhepunkt ſeines Ruhmes nach der Schlacht von Lepanto. In England gab es inzwiſchen Schwierigkeiten für Anjou. Man wollte ihm für ſeine Perſon die freie Uebung des katholiſchen Gottesdienſtes nicht geſtatten, was indeß nur ein Vorwand war, denn Eliſabeth wollte gar nicht heirathen. Da erklärte ſich Katharinas vierter Sohn, der Herzog von Alençon, bereit, die Hand der Königin Eliſabeth unter jeder Bedingung anzunehmen, aber auch er wurde von ihr getäuſcht. Für Anjou eröffnete ſich eine neue glänzende Ausſicht durch Erledigung des polniſchen Thrones. Eine Partei in Polen wollte ihm, eine andere dem deutſchen Kaiſer Maximilian II. die Krone zuerkennen. Auch hier alſo traten ſich die Intereſſen der Häuſer Valois und

Habsburg in den Weg. Bei dieſer Sachlage ſchien nun der Königin Katharina eine dauernde Verſöhnung mit den Hugenotten wünſchenswerth. Graf Ludwig von Naſſau, Bruder des Oraniers, war damals aus den Niederlanden nach Frankreich geflüchtet und am Hofe zu Paris wohl aufgenommen. Er gab ſich alle erdenkliche Mühe, beſonders den jungen König Karl IX. gegen Spanien zu ſtimmen.

Da dieſer deutſche Graf in Verkehr ſtand mit Teligny, dem Eidam Colignys, ſo wurde dadurch die perſönliche Wiederannäherung auch des letztern an den Hof vermittelt. Der alte Admiral kam nach Paris und hatte ſtundenlange geheime Unterredungen mit dem jungen König, der ſehr lebhaft mit ihm den Angriffsplan gegen die ſpaniſche Macht berieth. Katharina hatte noch eine junge ſchöne Tochter Margaretha. Dieſe wurde nun dem jungen Heinrich Bourbon von Navarra zugedacht. Derſelbe ſollte nach ſeiner Vermählung Anſpruch auf das ihr widerrechtlich von Spanien entzogene Navarra machen und ſofort ſollte der Krieg gegen Spanien an den Pyrenäen, in Italien und in den Niederlanden zugleich entbrennen. Die Spanier fingen einen Brief Karls IX. an Ludwig von Naſſau auf, der den Niederländern franzöſiſchen Schutz verſprach. Die Mißhandlungen der Calviniſten in den fanatiſchen Gegenden Frankreichs mußten plötzlich aufhören, wurden unterſucht und ſtreng beſtraft.

Colignys letzter Gedanke war, Frankreich müſſe ganz und völlig zur Reformation übertreten, um mit allen Kräften das Haus Habsburg zu bekämpfen, gerade weil dieſes katholiſch blieb. Mittelſt der deutſchen Proteſtanten und in zweiter Linie unter dem Beiſtand Englands und Skandinaviens würde dann Frankreich ſtark genug werden, Oeſterreich, Italien und Spanien zu erdrücken und die Hegemonie in Europa mit der Kaiſerkrone an das Haus Valois zu bringen. Gewiß ein lockender Gedanke für das franzöſiſche Königthum. Aber ein anderer Gedanke verdrängte ihn.

4.

Die Pariſer Bluthochzeit.

Die Hugenotten waren voll Freude und Vertrauen. Nur Jeanne d'Albret traute nicht und ahnte Unheil. Da ſtarb ſie plötzlich, wie man nachher glaubte, an Gift. Aber unbeſorgt ſtrömten die Hugenotten nach Paris zur Hochzeit ihres jungen Parteihauptes, als zur Feier eines großen Verſöhnungsfeſtes, der ganze calviniſtiſche Adel des Landes. Die Trauung des jungen Paares erfolgte am 18. Auguſt.

Man weiß nicht genügend, wie die Wendung in der Geſinnung der Königin Katharina eingetreten iſt, da ſie jetzt auf einmal die eben mit den Hugenotten geſchloſſene Freundſchaft nur dazu benutzte, um dieſelben zu verrathen. Man weiß auch nicht, wie ſich Karl IX. dazu verhielt, ob er ſchon urſprünglich den armen alten Admiral verrathen wollte, indem er ſo begierig deſſen Rathſchläge anhörte, oder ob erſt die Anſammlung aller Häupter der Hugenotten in Paris auf den Gedanken führte, man könne ſich jetzt durch einen Staatsſtreich mit einem Schlage der ganzen Partei entledigen. Das letztere iſt das Wahrſcheinlichere. Katharina war heimlich erbost über den Admiral Coligny, der ſie und den ganzen Hof ſchon einmal hatte aufheben wollen. Ein Mordanſchlag auf den Admiral, der jedoch mißlang (am 22. Auguſt 1572), wird ihr mit Recht zugeſchrieben. Indem ſie denſelben aber machen ließ, auf den Admiral allein, ſcheint der Gedanke eines allgemeinen Mordes der Hugenotten noch nicht bei ihr gereift zu ſeyn. Auch Karl IX. war ſchwerlich von ſo großer Ueberlegung, daß er allein den Plan hätte lange vorher faſſen und die Mutter nur nach ſich ziehen ſollen. Einigen für die Hugenotten bedrohlichen Aeußerungen des jungen Königs, daß er Rache an ihnen nehmen werde, hat man wohl zu großes Gewicht beigelegt. Solche Aeußerungen fallen oft zwiſchen den Parteien, ohne daß ſchon ein beſtimmter Plan der Rache gefaßt wäre.

Als Coligny durch den Meuchelmörder verwundet worden war,

wollten viele Hugenotten Paris verlaſſen. Es geſchah nicht, weil das Vertrauen bei den meiſten noch unerſchüttert war und man weder die noch fortdauernden Feſte, noch die politiſchen Verabredungen ſtören wollte. Vielleicht iſt jetzt erſt der Gedanke hingeworfen worden, man ſolle die Abreiſe der Hugenotten nicht erwarten, ſondern ſie alle hinmorden. Sie ſeyen einmal da. Ohne ſie geſucht zu haben, habe man die Beute im Netz. Die Gelegenheit, die ganze Partei los zu werden, ſey gegeben und werde nie wiederkehren. Der Gedanke ſcheint ſpät gefaßt worden zu ſeyn, aber in der Partei ſchnell gezündet zu haben. Dafür ſpricht auch, daß er der Gegenpartei nicht verrathen wurde. Es war Blitz und Schlag. Zwiſchen dem Attentat auf Coligny und dem allgemeinen Morde lagen nur zwei Tage. Moraliſche Bedenken waren am Hofe der Valois nicht üblich, noch hatte die Mediceerin dergleichen mitgebracht. Die ganze Geſchichte des Jahrhunderts war eine Kette von Verräthereien. Zudem hatte ſich in dieſem dämoniſchen Zeitalter der Menſchen eine Blutgier bemächtigt, die ſich bei jeder Gelegenheit verrieth. Es lag ein unendlicher Reiz, die Wolluſt des Tigers in dem Gedanken, alle Hugenotten mit einmal abzuſchlachten.

Die Guiſen wollten alle vertilgen; aber der Hof machte Ausnahmen. Der junge König von Navarra ſollte nicht ſterben, ſondern nur den Glauben ändern müſſen. Die Guiſen wollten auch ihre alten Gegner, die Montmorency, ſämmtlich ausrotten. Dagegen gab man dem jungen König den Rath, auch die Guiſen ſelbſt bei dieſer Gelegenheit umbringen zu laſſen, damit die Monarchie frei und nicht länger durch die Intriguen der großen Familien behindert ihre Bahn verfolgen könne. Aber das duldete Katharina nicht. Die Krone und die fanatiſche Partei machten einander alſo Conceſſionen, bevor man zur Ausführung ſchritt. So viel man weiß, war Karl IX. der letzte, der dem Morde zuſtimmte, und widerſetzte ſich demſelben noch, als ſeine Mutter ſich ſchon feſt dafür erklärt hatte. Dann aber machte ihm die Sache Spaß und er amuſirte ſich, wie man erzählt, perſönlich an der Ausführung Theil zu nehmen und aus

dem Fenster seines Palastes mit eigener hoher Hand Hugenotten wie gejagtes Wild zu erschießen.

Wie rasch alles ging, und wie wenig man vorbereitet war, erhellt aus der Frage, die man erst am Abend des 23. August an Charron, den Prevot der Pariser Kaufleute stellte, indem man ihn ins Louvre (den königlichen Palast) rief. Wie viel bewaffnete Bürger könnt ihr stellen? frug man. In einem Monat 100,000 Mann, erwiderte er. Wie viel in einer Woche? er nannte eine geringere Zahl. Wie viel heute, gleich jetzt? er nannte 20,000 Mann. Darauf erhielt er den Befehl, alle Thore schließen zu lassen und zunächst nur 2000 zuverlässige Männer bereit zu halten, um weitere Befehle zu erwarten. Auch der ganze Anhang und das Gefolge der Guisen bewaffnete sich heimlich, ohne daß die Hugenotten etwas davon ahnten. Diese legten sich alle in ihren Quartieren ruhig und unbesorgt wie gewöhnlich zu Bette, als um 3 Uhr nach Mitternacht am 24. August, dem Bartholomäustage durch eine Glocke vom Parlamentshause herab das verhängnißvolle Zeichen gegeben wurde und die Führer der bestellten Mörder zuerst in die Häuser einbrachen, in denen die Häupter der Hugenotten schliefen. Heinrich von Guise, der Sohn des ermordeten Franz, jetzt das Haupt der Guisen, drang zuerst in den Palast des Admiral Coligny und wartete im Hofe, bis die von ihm abgeschickten Mörder den Admiral in seinem Schlafzimmer umbrachten und seinen Leichnam aus dem Fenster in den Hof hinabstürzten. Dasselbe Schicksal erlitt sein Schwiegersohn Teligny. Dieselben Scenen wiederholten sich in allen Straßen. Ueberall, wo Hugenotten wohnten, wurden sie im Schlafe überfallen und umgebracht. Weil ihrer aber so viele waren und nicht alle zugleich überfallen wurden, konnten sich noch viele, vom Lärm geweckt, retten. So entkamen Rohan, Segur, Montgommery. Viele, die keinen Ausweg mehr aus der Stadt fanden, setzten sich zur Wehr und das Morden dauerte den ganzen Tag fort und auch noch die folgende Nacht und den folgenden Tag, da immer noch versteckte Hugenotten aufgefunden wurden. Auch in alle Provinzen waren Befehle geschickt worden, um schnell, ehe die Nachricht von dem Pa-

riſer Morde dort anlangen und die Hugenotten warnen konnte, überall eben ſo mit ihnen zu verfahren und ſie unverſehens im Schlaf zu überfallen. Es brauchte dazu keiner langen Vorbereitung, ſo wenig wie in Paris ſelbſt. Die Regierung konnte überall auf den Fanatismus der Katholiken zählen. Durch eine längere Vorbereitung würde im Gegentheil der Anſchlag ohne Zweifel verrathen worden ſeyn. Die Zahl der Ermordeten iſt nie genau ermittelt worden. Nach den niedrigſten Anſchlägen wurden in Paris 2000, in den Provinzen 30,000 Hugenotten umgebracht. Von andern wurde mehr als die doppelte Zahl angegeben. Das ganze gräßliche Ereigniß erhielt den Namen der Bartholomäusnacht oder Pariſer Bluthochzeit.

Der junge Heinrich von Bourbon wurde verſchont, nicht aber ſeine Freunde und Diener, die man vor ſeinen Augen ermordete, ſo daß ihr Blut ihn beſpritzte. Auch der junge Prinz von Condé wurde geſchont, beide mußten aber dem Calvinismus abſchwören. Papſt Gregor XIII. billigte den koloſſalen, an Ketzern begangenen Meuchelmord, veranſtaltete Dankproceſſionen und ſchrieb ein Jubeljahr aus. Dagegen erzürnte ſich Alba über die feigen Mörder und wollte ſeinen offenen Kampf gegen die Ketzerei in den Niederlanden nicht mit einer ſolchen Schandthat verglichen ſehen. Im Grunde ärgerte es ihn, daß ſich Katharina von Medicis durch eigene Mittel von den Ketzern befreit habe und ſeiner Hülfe nicht mehr bedürfe.

Der Reſt der Hugenotten in Frankreich war übrigens noch zahlreich genug, um ſich vertheidigen zu können. Alle bewaffneten ſich und ſchaarten ſich in feſten Städten zuſammen, zumal in La Rochelle und Nismes. Obgleich hart belagert, wehrten ſie ſich doch tapfer. Die Königin aber ſah ſich plötzlich wieder veranlaßt, ihnen Conceſſionen zu machen, denn ihr Sohn Anjou wurde von der reformirten Partei in Polen zum König gewählt. Sie bewilligte alſo den Hugenotten in Rochelle, Nismes und Montauban, ſo wie den vornehmen Herren freie Religionsübung, den übrigen wenigſtens perſönliche Sicherheit und Freiheit, 1573. Ja ſie ging ſo weit, mit ihrem Sohn in Polen den Plan zu verabreden, wie

der Oranier von Deutſchland aus durch ein geworbenes Heer gegen Alba unterſtützt werden könne. Da ließ ſich aber ihr jüngſter Sohn Alençon hinter ihrem Rücken mit La Noue, dem neuen Haupt der Hugenotten, in ein Einverſtändniß ein und wollte, da ſein älterer Bruder, der König, kränkelte, und der zweite König in Polen war, ſich ſelbſt im voraus des Thrones verſichern. Aber Katharina entdeckte den Plan und ließ ſeine vertrauteſten Anhänger hinrichten.

Am 30. Mai 1574 ſtarb der noch nicht 21jährige König Karl IX. in Folge früher Ausſchweifungen. Die ganze Race der Mediceer taugte nichts. Schwache verzärtelte Körper, vollends zerſtört durch ungeheure ſinnliche Genüſſe, und Seelen ohne irgend einen ſittlichen Adel, mußten ſie in ihren Sünden dahinſterben. Alençon hatte ſeinen Plan zu früh verrathen und ſah ihn jetzt vereitelt. Anjou, der Liebling der Mutter, und dem es ohnehin in Polen nicht gefiel, beeilte ſich, heimlich aus dem Königsſchloß in Krakau zu entfliehen und nach Paris zurückzukehren, wo er als Heinrich III. die Krone empfing.

5.

Der letzte Valois.

In der kurzen Zwiſchenzeit, ehe Heinrich in Paris ankam, hatte Heinrich von Montmorency, genannt Damville, als Gouverneur in Languedoc die Freiheiten der Hugenotten eigenmächtig für ſeine Provinz erweitert. Heinrich III. gewährte volle Gewiſſensfreiheit und Strafloſigkeit in Bezug auf jegliche vom katholiſchen Dogma abweichende Meinung, nur der öffentliche Gottesdienſt ſollte der katholiſche bleiben. Damville, zur Verantwortung gezogen, trat förmlich zu den Hugenotten über. Die Stände von Languedoc unterſtützten ihn und auch die der Provence, Dauphiné und Burgund machten eine gewiſſe Selbſtändigkeit geltend, indem ſie politiſche Beſchwerden gegen das Verwaltungsſyſtem erhoben. Alençon, bisher gefangen, entkam zu den Hugenotten. Eben ſo Heinrich von Navarra,

der jetzt feierlich wieder zum Calvinismus schwor. Es gab eine große Bewegung. England schickte Geld und Johann Casimir war im Dez. 1575 schon wieder mit einer deutschen Kriegsmacht bei der Hand. Im kommenden Frühjahr stand Alençon bereit, mit 30,000 Mann nach Paris zu marschiren. Da hielt es Heinrich III., obgleich er gegen seinen Bruder heftig erzürnt war, doch für nöthig, den offenen Bürgerkrieg zu vermeiden und erkaufte den Frieden durch Bewilligung aller Religionsfreiheit. Nur in Paris und seiner nächsten Umgebung sollte kein anderer als katholischer Gottesdienst gefeiert werden.

Aber die in der Bluthochzeit decimirten Hugenotten verdankten diesen Erfolg nicht der Stärke ihrer Partei, sondern dem Zwist der königlichen Brüder, der ausländischen Hülfe, der Ueberraschung und Rathlosigkeit in Paris. Die letztere erklärt sich aus dem raschen Wechsel in den Launen und Sympathien der Königin Mutter mehr noch als aus dem Thronwechsel, aus den so oft einander widersprechenden Interessen der französischen Politik, je nachdem sich dieselbe von Eifersucht gegen Spanien oder vom Haß gegen die Ketzer hinreißen ließ. Die Guisen, die ihre unabänderliche Politik hatten, vermochten dieselbe der Königin Mutter doch nur immer auf eine kurze Zeit aufzudrängen. Jetzt aber, nachdem Heinrich III. den Hugenotten unerwartet so große Nachgiebigkeit bewiesen hatte, faßte sich die katholische Partei, der Mehrheit im Lande gewiß, und bewog den König, die Reichsstände einzuberufen. Sie versammelten sich am 6. Dez. 1576 zu Blois und gingen aus fast durchaus katholischen Wahlen hervor. Deshalb waren sie bald einig, dem jungen Könige vorzustellen, Frankreich bedürfe der religiösen Einheit. Heinrich stimmte zu und war bereit, die Edicte zurückzunehmen. Aber eine gemäßigte Partei unter den Katholiken warnte vor dem Bürgerkriege und Katharina von Medicis trat der milden Ansicht bei. Es entging ihr nicht und sie sagte es, der Bürgerkrieg werde Frankreich vollends erschöpfen und ihm die Kraft rauben, dem Hause Habsburg länger zu widerstehen. Nun brach zwar der Bürgerkrieg dennoch aus, weil die katholische Partei, ihre Stärke fühlend, in den einzelnen Provinzen

auf ihre Verantwortung losſchlug, und zwei katholiſche Heere unter Heinrich von Guiſe und ſeinem Bruder, Karl von Mayenne, erlangten raſche Vortheile. Das waren die Söhne des Franz von Guiſe. Heinrich erhielt von einer Wunde im Geſicht den Namen balafré (der mit der Schmarre). Der König aber beneidete die Guiſen und fürchtete ihr Uebergewicht, ſetzte daher den neuen Frieden von Bergerac durch, beklagte öffentlich die Bartholomäusnacht, ſtellte den Hugenotten die eroberten Plätze zurück und gewährte ihnen ſogar einige neue, um Beſatzungen darin zu halten, welche für Aufrechterhaltung des Friedens Bürgſchaft gewährten. Im Uebrigen bewilligte er die freie Religionsübung ganz wie früher im Edict von Amboiſe.

Heinrich III. würde den Hugenotten nicht ſo weit entgegengekommen ſeyn, wenn er nicht von dem moraliſchen Zwang, den ihm die Guiſen auflegten, hätte frei werden wollen. Er haßte dieſe aufdringlichen Rathgeber und ſchenkte ſeine ganze Gunſt nur einer kleinen Bande von Ganymeden, St. Luc, d'O, Arguis und Caumont, die man mit gottesläſterlichem Witz ſeine vier Evangeliſten nannte. Dieſer letzte und verächtlichſte König aus dem Geſchlecht der Valois war dem unnatürlichſten aller Laſter ergeben und ſtellte es ſogar zur Schau, indem er ſich gern wie eine üppige Dame mit Schmuck und Juwelen überlud. Dann ergriff ihn wohl plötzlich ein Grauen vor ſich ſelbſt und er hüllte ſich in Sack und Aſche. Aber nur ſelten kam er zum Bewußtſeyn ſeiner königlichen Würde und Pflicht und folgte mehr nur dem nächſten Bedürfniß, Ruhe zu haben, und den Eingebungen ſeiner Lieblinge.

Dieſes jämmerliche Verhalten des Königs macht erklärlich, warum die Guiſen nunmehr nicht mehr von der Krone, ſondern, ohne ſich feindlich gegen dieſelbe zu bezeugen, doch nur von einem freien katholiſchen Bunde das Heil erwarteten. Zuerſt in Burgund und Guienne ſchloſſen eifervoll Katholiken eine ſog. heilige Ligue, die ſich alsbald weiter ausdehnte und an deren Spitze Heinrich von Guiſe trat. Der Plan dieſer Partei war dem früheren des Admiral Coligny diametral entgegengeſetzt und wurde durch die Schrift des Parlamentsadvocaten David verrathen. In derſelben wurde nämlich

den Franzoſen Heinrich von Guiſe zum König empfohlen, indem ihn nicht nur ſeine Talente, ſondern auch ſeine Geburt dazu berechtige, denn er ſtamme von Karl dem Großen ab. Man gab zu verſtehen, bei der Auflöſung des deutſchen Reichs durch die Reformation liege es nahe, daß der künftige König von Frankreich die Kaiſerkrone an ſich ziehe und im Geiſte Karls des Großen die Einheit der Kirche und des Reichs wiederherſtelle. Die Schrift wollte nicht einmal das Ausſterben des Hauſes Valois abwarten, ſondern forderte, der unwürdige König Heinrich III. ſollte gleich dem letzten Merowinger in ein Kloſter geſperrt werden und Heinrich von Guiſe unmittelbar den Thron beſteigen, die Güter der Hugenotten aber ſollten confiſcirt und daraus der Krone Mittel geſchaffen werden, den großen Plan durchzuführen.

Es war nur die Grille eines Gelehrten und man konnte die Guiſen nicht dafür verantwortlich machen, aber die Spannung des Königs gegen dieſe Guiſen nahm zu. Dies benutzten die Hugenotten, um ſich ganz unabhängig zu benehmen. Heinrich von Navarra und Damville regierten ihre Provinzen im Süden, als ob ſie gar nicht mehr zu Frankreich gehörten. Ehe nun die Guiſen und die h. Ligue einen weiteren Schritt verſuchten, machte die alte Königin Mutter eine Rundreiſe nach dem Süden, um das Terrain zu recognosciren und ihre Netze auszuwerfen. Denn immer noch hoffte ſie mehr durch Intrigue und Vertrauen erweckendes Entgegenkommen zu erreichen, als durch offene Gewalt. Es ſollte eine einfache Luſtreiſe ſeyn. Sie ſchlug ihren Hof zu Merac auf und es war das Muſter eines Liebeshofes (cour d'amour), denn unzählige Liebesintriguen wurden hier angezettelt. Der junge Heinrich von Navarra aber neckte König Heinrich III. mit der Untreue ſeiner Gemahlin und darüber kam es zu einer guerre des amoureux, wie man ſagte. Es war aber ein wirklicher Krieg, eine Erneuerung des Kampfs der Hugenotten gegen die Krone. Man legte jedoch die Waffen wieder nieder, da die ernſten und geſetzten Leute unter den Hugenotten dieſe Vermiſchung ihrer Glaubensſache mit frivolen Liebeshändeln bei Hofe mißbilligten und namentlich die Stadt Rochelle dem jungen Herrn

von Navarra keine Hülfe leiſten wollte, und da andrerſeits die Hoffnung, der Bruder des Königs werde die Hand der Königin Eliſabeth von England gewinnen können, auch der Krone eine neue Verſöhnung mit den Hugenotten erwünſcht machte, 1580. Dieſer „Krieg der Verliebten“ iſt deshalb merkwürdig, weil in demſelben der junge Heinrich von Navarra die glänzendſte ritterliche Tapferkeit und großes Kriegsgeſchick entwickelte, damit aber die leichtfertigſte Galanterie eines Höflings verband und zugleich als das Haupt einer ſtrengen und nüchternen Religionspartei auftrat.

Im Sommer 1584 ſtarb Alençon und vom regierenden König Heinrich III. war keine Nachkommenſchaft zu erwarten, auch er war durch Laſter geſchwächt und kränklich, das Haus Valois alſo am Ende. Um nun den rechtmäßigen Erben, den Bourbon Heinrich von Navarra oder den Bearner, wie man ihn ſpöttiſch nannte, von der Nachfolge auszuſchließen und die Uſurpation der Guiſen möglich zu machen, verband ſich Heinrich von Guiſe (Balafré) eng mit Spanien und ſchloß mit dieſer Macht und dem Herzog von Lothringen zu Joinville einen Vertrag, wodurch die ältere heilige Ligue eine weitere Ausdehnung erlangte. Zugleich wurde der noch lebende König in Flugſchriften mit Schmach überhäuft und allen guten Franzoſen geſagt, ihre einzige Hoffnung ſey der Guiſe. Heinrich III., dadurch eingeſchüchtert und vielleicht für ſein Leben fürchtend, ſuchte die Guiſen zu beſchwichtigen und ſchloß mit ihnen einen Vertrag zu Nemours, worin er ihnen die Unterdrückung des Calvinismus bewilligte, 1585. Nun wurden alle Segel aufgeſpannt. Papſt Sixtus V. erklärte den König von Navarra aller ſeiner Beſitzungen für verluſtig. Die Königin Eliſabeth von England ſollte durch Meuchelmörder beſeitigt und Maria Stuart auf den engliſchen Thron geſetzt werden. Aber die erſte Maßregel ſpornte nur den jungen Bearner zum kühnſten Widerſtand und die zweite mißlang ſo gänzlich, daß ſie vielmehr zum Verderben der unglücklichen Maria Stuart ausſchlug.

Der Krieg begann nun erſt in großer Ausdehnung. Vergebens ſuchte der arme König ihn zu vermeiden. Die Partei der Mäßigung,

die ihn dabei unterstützte und die man „die Politiker“ hieß, konnte gegen die extremen Gewalten nicht mehr aufkommen.

Heinrich von Navarra und Montmorency-Damville standen an der Spitze eines ansehnlichen Hugenottenheeres, dem aber noch 16000 Schweizer aus den reformirten Cantonen und ein beträchtliches von dem Pfälzer Johann Casimir ausgerüstetes und vom Burggrafen von Dohna geführtes Heer vom Rheine her zuzog. Auch siegte Heinrich in der ersten Schlacht bei Coutras über das von Joyeuse geführte Heer der Ligue. Die Guisen aber lauerten dem deutschen Hülfsheer auf und hatten den König bewogen, mit ihnen zu ziehen, um durch seine Autorität wenigstens die Schweizer zu entwaffnen. In der That erklärten diese letzteren, sie hätten wohl gegen die Guisen gekämpft, da sie aber den König selbst sich gegenüber sähen, müßten sie den mit demselben abgeschlossenen ewigen Frieden einhalten. Für diese Erklärung und ihre Reisekosten wurden sie reichlich mit französischem Geld entschädigt und somit zogen sie ab. Der arme Dohna aber wurde nach dem Fortzug der Schweizer arg mystificirt. Guise nämlich bestach die deutschen Söldnerführer, die schon gewohnt waren, für höheres Angebot den Herrn zu wechseln, und überfiel dann den Burggrafen und den ihm treu gebliebenen Rest der Pfälzer bei Nacht. Dohna entkam zwar, nahm aber gerne einen Vertrag an, der ihm freien Abzug gewährte. So wurde der Bearner um die deutsche Hülfe betrogen, 1587.

Inzwischen war dem König von Frankreich die Puppenrolle, zu der ihn die Guisen brauchten, unerträglich. Eine Schwester der Guisen hatte gespottet: „Heinrich III. trage schon zwei Kronen, die polnische und die französische, bald werde er auch die dritte, nämlich die mönchische Krone tragen.“ Da ermannte er sich, umringte sich mit 4000 Söldnern, ging nach Paris und verbot den Guisen die Hauptstadt zu betreten. Allein Paris war durch den Herzog von Mayenne bereits ganz für die Guisen gewonnen. Das Volk bewaffnete sich und dem Verbote zum Trotz kam Heinrich von Guise in die Stadt, am 9. Mai 1588. Man log, der König begünstige die Hugenotten und seine Söldner würden die Bürger überfallen.

Die letztern rüſteten ſich nun, die wenigen tauſend Söldner des Königs zu entwaffnen. Zu dieſem Zweck riſſen ſie das Pflaſter auf und ſperrten alle Straßen durch Barricaden ab, welche damals zum erſtenmal die welthiſtoriſche Rolle begannen, die ſie in Paris von Jahrhundert zu Jahrhundert fortſpielen ſollten. Die Söldner ſahen ſich überall vereinzelt eingeſchloſſen und mußten ſich ergeben. Nur die Leibwache des Königs und die Schweizer ließ Guiſe frei, am 12. Mai. Unter Vermittlung der Königin Mutter verließ der König die Hauptſtadt und zog ſich nach Chartres zurück, nachdem er gezwungen worden war, den Balafré zum Generalſtatthalter des Königreichs zu ernennen und die h. Ligue förmlich zu beſtätigen.

Um ihre Macht auch durch die Nation legitimiren zu laſſen, riefen die Guiſen die Reichsſtände in Blois zuſammen, wo nur das katholiſche Frankreich vertreten war, da die geächteten Hugenotten nicht daſelbſt zu erſcheinen wagten. Alles ging den Guiſen nach Wunſch. Die Reichsſtände waren liguiſtiſch, die Politiker hatten bei der Schwäche des Königs und bei der Unentſchiedenheit der alten Katharina allen Einfluß verloren. Man hatte den König nach Blois mitgenommen, damit er alles ſanctionire, was die Guiſen beſchließen würden. Auch ſeine Mutter war mitgekommen, aber ſchwer erkrankt. Die Lage dieſer königlichen Perſonen war überaus traurig. Am Sterbebette der Mutter ſah der Sohn ſich zum Spielwerk des verhaßten Balafré mißbraucht, der ſo ſehr darnach gierte, ihm die Krone zu entreißen, daß der König aus Angſt vor Meuchelmördern den Harniſch gar nicht mehr ablegen wollte. Da führte ihn die Verzweiflung doch zu einem kühnen Entſchluſſe und er ließ den Balafré, indem er ihn zu ſich in ſein Cabinet berief, durch ein paar ergebene Leibwächter vor ſeinen Augen niederhauen, am 23. December 1588. Im gleichen Augenblick wurde der Bruder des Gefallenen, der Cardinal Ludwig von Guiſe, verhaftet und in der nächſten Nacht heimlich erſchoſſen, ein Sohn des Balafré gefangen. Die Guiſen waren darauf nicht vorbereitet geweſen und der König benützte den allgemeinen Schrecken und löste die Reichsſtände auf, da er ſich nicht auf ſie verlaſſen konnte. Seine alte Mutter mißbilligte, was er ge-

than hatte, da ſie die ſchlimmen Folgen voraus ſah, und ſtarb bald darauf in tiefem Kummer.

Die Partei der Guiſen rächte den Mord ihres Hauptes in einer großartigen Weiſe, indem die Hauptſtadt des Reichs dem König ihre Thore verſchloß und das Parlament, die Sorbonne und die Bürgerſchaft von Paris den König abſetzten und den Thron für erledigt erklärten. Dieſem Beiſpiel folgten beinahe alle Provinzen. Daher wurde ſchon am 17. Februar 1589 in Paris eine neue Regierung gewählt, an deren Spitze der Herzog von Mayenne als Bruder der Gemordeten trat. Derſelbe handelte im innigſten Einverſtändniß mit dem ſpaniſchen Geſandten. Dieſen letztern Umſtand wußte aber der abgeſetzte König klug zu benutzen, denn es widerſprach doch dem Nationalgefühl der Franzoſen, ſich von einem ſpaniſchen Geſandten lenken zu laſſen. Auch Heinrich von Navarra nahm ſich jetzt des Königs an und ließ in allen ſeinen Kirchen in echt lutheriſcher Art Gehorſam gegen die Obrigkeit und unbedingte Treue gegen den angeſtammten Fürſten predigen. Wollte Heinrich III. ſich retten, ſo mußte er ins Lager des Bearners flüchten. Für dieſen aber war es der größte Gewinn, daß er die hugenottiſche Sache zugleich zu derjenigen der franzöſiſchen Nationalehre und der Legitimität machen konnte. Heinrich III. und Heinrich von Navarra vereinigten ſich zu Pleſſis-le-Tour. Zu dem Hugenottenheere ſtießen nicht nur reformirte Schweizer, ſondern auch ganze Schaaren von franzöſiſchen Katholiken von der Partei der Politiker oder die als treue Royaliſten den revolutionären Schritt der Ligue mißbilligten. So konnte der König bei Pontoiſe 40,000 Mann ſammeln und mit denſelben vor Paris rücken, um ſich ſeine Hauptſtadt wiederzuerobern. Er ſoll ſehr erbittert geweſen ſeyn und gedroht haben, die ganze Stadt in Aſche zu legen. Dieſe Aeußerung mag er im Zorn gethan haben, ausgeführt hätte er ſie gewiß nicht. Man hat ihm wohl mehr Uebles nachgeſagt, als er gethan hat. Wie furchtbar man ihn haßte, wurde nur zu bald offenbar. Am 2. Auguſt 1589 ſollte Paris geſtürmt werden, da näherte ſich ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement,

dem König mit einer Bittſchrift und ſtieß ihn nieder, daß er noch in der nächſten Nacht verſchied.

6.

Heinrich IV.

Dieſes ſchreckliche Ereigniß machte der Belagerung von Paris ein ſchnelles Ende. Die Parteien, welche ſich im Lager unter der Fahne des Königs vereinigt hatten, trennten ſich jetzt wieder. Die katholiſchen Royaliſten oder Politiker zogen heim. Mit den Hugenotten allein konnte Heinrich von Navarra die große Hauptſtadt nicht einzunehmen hoffen oder wollte er, der ſich als rechtmäßiger nächſter Thronerbe von nun an König Heinrich IV. von Frankreich nannte, ſeine Regierung nicht mit einer Zerſtörung der Hauptſtadt antreten. Er zog daher in die Normandie, wo er vielen Anhang hatte und der engliſchen Hülfe am nächſten war. Unterdeß handelte die Ligue ihren früheren Beſchlüſſen gemäß, nahm auf den Erbanſpruch des Bearner keine Rückſicht, ſondern wählte einen Vetter des Bearner von der jüngern Linie Bourbon-Vendome, den Cardinal Karl von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum König. Dieſer Prinz war der Gefangene der Guiſen und gänzlich ohnmächtig, denn er hatte weder das beſſere Erbrecht, noch eine Partei für ſich.

Heinrich IV. verfuhr mit großer Klugheit. Den Politikern ſoll er ſchon gleich nach dem Tode Heinrichs III. deutlich geſagt haben, er werde ſpäterhin zur katholiſchen Kirche übertreten, denn die Mehrheit der Franzoſen ſey katholiſch und werde es bleiben, nie dürfe ein Akatholik auf die franzöſiſche Krone hoffen und „die Krone ſey wohl einer Meſſe werth.“ Aber er trat nicht gleich über, weil er dann von allen ſeinen Hugenotten verlaſſen und von der Gnade der Guiſen und der Spanier abhängig geworden wäre. Er folgte nur der Klugheit. Von einer religiöſen Ueberzeugung war bei ihm nicht die Rede. Er hatte nur die Religion der franzöſiſchen Prinzen, d. h. der durch Ritterlichkeit veredelten

Lüderlichkeit, und ſein höchſtes Muſter war Franz I., dem er mit der Zahl ſeiner Schlachten und Maitreſſen nicht nachſtehen wollte.

Er behauptete ſich in einem feſten Lager zu Dieppe, wo ſich ein engliſches Hülfsheer mit ihm vereinigte. Mayenne ſchloß ihn zwar eine zeitlang ein, konnte ihm aber nichts anhaben und zog wieder ab. Da entſchloß ſich Heinrich raſch vor Paris zu rücken, um dieſe ihm ſo ſehr feindliche Hauptſtadt entweder mit einem raſchen Handſtreich wegzunehmen, ehe Mayenne mit ſeinem Heere ſie wieder erreichen konnte, oder ſie wenigſtens zu erſchrecken und ihr den Wahn zu benehmen, als ſey er geſchwächt und nicht mehr zu fürchten. Paris gerieth wirklich in große Angſt, da die ausfallenden Bürger mit ſchwerem Verluſte von ihm zurückgeſchlagen und die Vorſtädte geplündert wurden. In die innere Stadt aber konnte er nicht eindringen und zog ſich, da auch Mayenne wieder heran rückte, nach Tours zurück. Seine Lage war gerade nicht beneidenswerth, denn noch hatte ihn kein einziger auswärtiger Staat als König von Frankreich anerkannt, außer allein Venedig, und in Frankreich ſelbſt befand er ſich nur an der Spitze der ſchwächern Partei. Inzwiſchen kam ihm manches zu ſtatten, vor allem ſein Muth, ſeine anſprechende Perſönlichkeit, gegen welche die des alten Karl X., der dem Tode entgegenſiechte, ſehr zu ſeinem Vortheil abſtach; ferner die Vorausſetzung, er werde doch noch zur katholiſchen Kirche übertreten. Unter dieſer Vorausſetzung war ihm die Partei der Politiker geneigt, die von der Ligue nichts wiſſen wollte, und der Adel, dem das halb pfäffiſche, halb demokratiſche Regiment in Paris zuwider war. Auch konnte Heinrich auf alle alten Gegner Spaniens rechnen und der Papſt ſelbſt wünſchte ſehr, Heinrich möchte zur alten Kirche zurückkehren und dann mit Rom im Bunde dem politiſchen Uebermuth Spaniens entgegen treten.

Im Frühjahr 1590 rückten die Heere wieder gegen einander und Heinrich erfocht bei Ivry hauptſächlich durch die unwiderſtehliche Tapferkeit ſeiner Reiterei, welche den Kern des Adels ſowohl der Hugenotten als der Politiker enthielt, einen glänzenden Sieg über Mayenne, am 14. März. Hierauf zog er wieder vor Paris

und ängſtigte dieſe Stadt, indem er ihr alle Zufuhr abſchnitt. Er hoffte, ſie würde ſich ihm nun ergeben, da der Afterkönig Karl unterdeß geſtorben war. Aber König Philipp II. von Spanien erkannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn Heinrich IV. wirklich Herr von Frankreich würde, befahl ſeinem Statthalter in den Niederlanden, dem Prinzen von Parma, einſtweilen den Krieg mit den Holländern ruhen zu laſſen und raſch in Frankreich einzufallen, um der bedrängten Ligue beizuſtehen und vor allem Paris zu entſetzen. Es war hohe Zeit, denn Paris war ſchon ſeit vier Monaten belagert und wurde immer enger eingeſchloſſen. Die Hungersnoth in der Stadt war ſchrecklich, aber man fanatiſirte die Bürger zu verzweifeltem Widerſtande, indem man ihnen vorlog, Heinrich wolle ſie alle maſſacriren laſſen, um für die Bartholomäusnacht Rache zu nehmen. Als nun aber der Prinz von Parma herkam, mußte Heinrich ſchnell die Belagerung abbrechen und beide Feldherrn manöverirten im Norden Frankreichs gegen einander, ohne daß es zu einer Entſcheidung kam.

Mittlerweile wurde viel diplomatiſirt. Philipp II. verlangte von der Ligue, ſie ſolle ſeine Tochter Iſabella als Königin von Frankreich proclamiren, da dieſelbe eine Tochter der Eliſabeth und Enkelin der Katharina von Medicis war. Damit war auch der neue Papſt Gregor XIV. einverſtanden, der ſich wieder ganz zu Spanien hinneigte. Dagegen kamen 1591 die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands in Kaſſel zuſammen und beſchloſſen in Verbindung mit England eine Unterſtützung Heinrichs. Zu Michaeli dieſes Jahres ſtießen 16,000 Deutſche und 4000 Engländer zu den Truppen Heinrichs bei Vondy. Und doch wurde fort und fort nur manöverirt und jeder entſcheidende Schlag vermieden. Endlich erkrankte Parma und ſtarb am 3. December 1593. Derſelbe wurde ſofort durch den Erzherzog Ernſt von Steyermark erſetzt, welcher Statthalter in den Niederlanden und zugleich Gemahl der Infantin Iſabella werden ſollte. Das war nun aber nicht im Geſchmack des Herzogs von Mayenne, weil dieſer noch den alten Plan der Guiſen feſthielt und ſelber noch König von Frankreich zu werden hoffte. Mayenne berief die Reichsſtände nach Paris und hatte wenig Mühe, ſie dahin

zu bearbeiten, daß ſie gegen jeden Nichtfranzoſen proteſtirten, den man ihnen als König zuſchieben wolle. Abermals ſcheiterte die ſpaniſche Combination am Nationalſtolze der Franzoſen und es blieben nur noch zwei Kronprätendenten übrig, der Hugenot und der Liguiſt, der Bearner und der Guiſe. Nun kam an die Politiker die Reihe, endlich einmal für ihre Vermittlung Terrain zu gewinnen. Wenn Heinrich ſeine frühere Zuſage erfüllte und katholiſch wurde, ſo konnten die Katholiken damit zufrieden ſeyn und in ſeiner Geſinnung und ſeinen Antecedencien lag auch wieder für die Hugenotten eine Bürgſchaft, daß ihnen ihre einmal erlangten Rechte bleiben würden. Nach einem ſo langen Bürgerkriege ſehnte man ſich nach Frieden.

Am 25. Juni 1593 that Heinrich den entſcheidenden Schritt und nahm zu St. Denis den katholiſchen Glauben an. Der Papſt war zwar nicht damit zufrieden und ließ die Jeſuiten fortwährend gegen ihn predigen, allein in Frankreich ſelbſt neigte ſich jetzt beinahe die ganze katholiſche Partei dem König Heinrich zu; vor allen in der Hauptſtadt Paris erkannte man an, daß man ſich dem durch ſeine Geburt allein zur Krone berechtigten König, nachdem er auch den Glauben, dem die Mehrheit der Nation anhing, angenommen hatte, nicht mehr widerſetzen dürfe. Ueberdieß war den Pariſern die ſpaniſche Beſatzung, welche Parma in ihrer Hauptſtadt zurückgelaſſen hatte, unleidlich geworden und der Graf von Briſſac, bisher ein eifriger Liguiſt, den Mayenne zum Commandanten von Paris ernannt hatte, verſtändigte ſich mit dem Prevot der Kaufleute und mit den Bürgern und ließ am 22. März 1594 noch vor Tagesanbruch Heinrichs Truppen in die Stadt. Die Spanier fanden es gerathen, auf der andern Seite zum Thore hinaus zu ziehen. Auch das Parlament und die Sorbonne unterwarfen ſich Heinrich IV., welcher im ſtillen Triumph in Paris einzog, aller und jeder Rache entſagte und eine allgemeine Amneſtie bewilligte. Mayenne erkannte nun wohl, daß es ihm nicht mehr möglich wäre, ſeine Anſprüche durchzuſetzen, unterwarf ſich ebenfalls und wurde mit der Statthalterſchaft von Languedoc und Guienne begnadigt. Zu dieſer raſchen Unterwerfung trug am meiſten der neue Papſt Clemens VIII. bei,

welcher die alte Politik des h. Stuhls verfolgte und mit Frankreich im Bunde dem übermächtigen Hause Habsburg wieder Opposition machen wollte.

Philipp II. setzte noch eine zeitlang den Krieg an den Nordgrenzen Frankreichs fort und nahm noch 1596 Calais ein, wogegen ihm Heinrich Amiens entriß und eine englisch-holländische Flotte in Spanien selbst Cadix wegnahm. Der schon hochbetagte und kranke König Philipp sah nun ein, daß seine Kraft gegenüber so vielen Feinden nicht mehr ausreichte, und bot Heinrich den Frieden an. Wenn er, wie man sich so oft irrthümlich eingebildet hat, bigott und ein Sklave der Kirche gewesen wäre, hätte er schon in dem Augenblicke müssen Frieden machen, in welchem Heinrich katholisch wurde. Daß er so hartnäckig den Krieg gegen Heinrich fortsetzte, auch nachdem derselbe katholisch geworden war, beweist nur wieder, daß Philipp nichts für die Kirche, sondern alles nur für sein dynastisches Interesse that. Als er das letztere gegen Heinrich, England und Holland nicht mehr durchsetzen konnte, erst dann machte er Frieden. Dieser Frieden wurde zu Vervins 1598 geschlossen und stellte im Wesentlichen die alten Grenzen zwischen Frankreich und den Niederlanden wieder her. England und Holland waren damit sehr unzufrieden und hätten lieber gesehen, daß sich ein katholisches Reich mit dem andern noch länger herumgeschlagen hätte. Noch in demselben Jahre erließ Heinrich das berühmte Edict von Nantes, welches den Hugenotten ihre Religionsfreiheit aufs neue bestätigte. Als eine Minderheit im Reich durften sie allerdings nicht mehr ansprechen, als daß sie alle die Kirchen behielten, welche sie schon inne hatten, wogegen ihnen die Errichtung neuer Kirchen in den katholischen Landestheilen und namentlich in Paris untersagt blieb. Wenn sie aber nur den öffentlichen Gottesdienst nicht verlangten, konnten sie auch in Paris wohnen, Aemter erhalten, Gewerbe treiben ꝛc.

So war der Friede in Frankreich endlich hergestellt und schien auch nach außen gesichert, weil nach Philipps II. Tode (1598) Spanien in Lethargie fiel und der deutsche Reichskörper in seiner alten Passivität verharrte, das deutsche Haus Habsburg aber genug

mit den Türken zu thun hatte. Ein ſchwacher Verſuch der franzöſiſchen Prinzen und Großen, unter Birons Leitung, in Verbindung mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen den König zu ſtürzen, mißlang und Biron wurde hingerichtet. Heinrichs Miniſter Sully erwarb ſich große Popularität durch ſeine weiſe Finanzverwaltung und galt dafür, daß er dem König als guter Genius zur Seite ſtehe und ihn von manchen Thorheiten abhalte. Allein er beherrſchte den König nicht, noch verhinderte er deſſen Ausſchweifungen. Nach Margarethens Tod heirathete Heinrich IV. die florentiniſche Prinzeſſin Maria von Medicis, um in Verbindung mit dem Oheim derſelben, dem Großherzog von Toscana, und mit dem Papſt, den Spaniern in Italien das Gegengewicht zu halten. Neben dieſer Gemahlin behielt er aber ſeine Maitreſſen bei, mit denen er noch häufiger wechſelte als Franz I. Man zählte ihrer über ſechzig. Die berühmteſten unter denſelben waren die ſchöne Gabriele d'Eſtrées, ſpäter Henriette d'Entragues, die er zur Marquiſe von Vermeuil erhob. Die andern wählte er ſich bald unter den Gemahlinnen der vornehmſten Prinzen, bald aus den niedrigſten Ständen.

Da er Ruhe und Frieden hatte, konnte Heinrich wieder daran denken, Frankreichs Einfluß nach außen wirken zu laſſen. Die Pläne, die er zur Umgeſtaltung Europas entwarf und mit denen er ſonderlich den geiſtig ſtets unruhigen und ihm ſklaviſch ergebenen Landgrafen Moriz von Heſſen unterhielt, waren nicht ernſt gemeint, ſondern hatten nur den Zweck, den einfältigen Proteſtanten in Deutſchland zu imponiren und ſie glauben zu machen, er verfolge erhabene Zwecke zum allgemeinen Beſten der Menſchheit und ſonderlich auch zu dem ihrigen, während es ihm einzig darum zu thun war, unter neuem Namen die alte antihabsburgiſche Politik fortzuſetzen. Sein abenteuerlicher Plan ging dahin, einmal im Süden der Alpen den Spaniern Mailand zu entreißen und dieſes Land dem Karl Emanuel, mit dem er ſich auf einmal warm befreundet hatte, zu überlaſſen; ſodann im Norden der Alpen Elſaß und Tirol mit der Schweiz zu vereinigen, das jülich'ſche Erbe, um das man gerade ſtritt, mit den Niederlanden, die man den Spaniern entreißen wollte, zu einem

dritten Ganzen zu verſchmelzen und endlich auch Böhmen als unabhängiges Reich von Oeſterreich wieder abzutrennen. Ueber alle dieſe neuen kleinen Reiche und Republiken würde dann er das Protectorat übernommen haben.

Es iſt die Frage, ob Heinrich überhaupt wegen des jülich'ſchen Erbes einen neuen Krieg angefangen haben würde, wenn ihn nicht ein beſonderer Umſtand übereilt dazu verführt hätte. Er war nämlich in die ſchöne Charlotte, Tochter des alten Connetable Montmorency und Gemahlin des jüngeren Prinzen von Condé, verliebt, die vor ihm mit ihrem Gemahl nach Brüſſel floh, und jetzt erſt kündigte Heinrich den Spaniern den Krieg an, nicht um Jülich zu beſetzen, ſondern um die ſchöne Charlotte wieder einzufangen. Indeſſen hatte er Paris noch nicht verlaſſen, als er, in ſeinem Wagen zu dem damals erkrankten Sully fahrend, auf offener Straße durch einen fanatiſchen Schulmeiſter aus Angoulême, Franz Ravaillac, angefallen und mit Meſſerſtichen getödtet wurde, am 14. Mai 1610. Er ſelbſt hatte eine böſe Vorahnung ſeines Todes gehabt, aber ſein Argwohn ruhte auf ſeiner Gemahlin Maria von Medicis, von der er fürchtete, vergiftet zu werden. Der Mörder ſtand indeß weder mit der Königin, noch mit der ſpaniſchen Partei im Einverſtändniß, ſondern handelte aus eigenem Antriebe in nur zu gerechter Verachtung eines Uſurpators, der mit der Religion und mit der Nation nur ſpielte, indem er an nichts dachte, als auf Koſten aller öffentlichen Moral ſeine Lüſte zu befriedigen.

7.

Maria von Medicis.

Der älteſte Sohn des Königs war erſt neun Jahre alt und beſtieg als Ludwig XIII. den Thron unter der Vormundſchaft ſeiner unfähigen Mutter Maria. Die Prinzen und Großen des Reichs waren ſchon ſo an Anſehen geſchwächt, daß ſie ihr die Regentſchaft nicht ſtreitig machen konnten. Das monarchiſche Princip hatte in den

Hugenottenkriegen entſchieden über das oligarchiſche geſiegt. Sully mußte zurücktreten. Statt ſeiner wurde der Florentiner Concini, mit dem die Königin Wittwe im vertrauteſten Umgang lebte, der geheimſte Rath der Krone. Dieſer war nicht einmal geiſtvoll, ſondern nur ein anmaßender und eitler Italiener, konnte aber einen weſentlichen Einfluß gewinnen, weil unter den Großen Frankreichs kein bedeutender Charakter mehr vorkam, ja nicht einmal mehr ein großes Intereſſe von ihnen verfochten wurde, ſondern jede Familie nur ihren Privatintereſſen und den nichtigen Vergnügungen der Mode oblag. Auch in den Hugenotten war kein Feuer, kein Glaubenseifer mehr. Die Cardinäle und Biſchöfe, Prinzen und edle Ritter verließen die Kirchen und die Burgen und pilgerten alle zur isle de Cythere, zum lebenslänglichen Hierodulendienſte. Katharina von Medicis und Heinrich IV. waren aufrichtig weder katholiſch, noch reformirt, ſondern dem Venusdienſt verfallen und ſo niſteten auch die Parteien des franzöſiſchen Adels im Haine von Paphos.

Die berühmten großen Bilder von Rubens im Louvre ſtellen Maria von Medicis als Regentin in den verſchiedenſten Situationen dar, immer aber unter mythologiſcher Begleitung. Der ganze Olymp iſt verſammelt und Jupiter und Juno übergeben ihr die Herrſchaft der Welt, die durch eine von Tauben gezogene und von Amor gelenkte Erdkugel verſinnbildet iſt. Als ſie ihren Sohn verlobt, fliegen Liebes- und ſchwimmen Flußgötter rings umher. Einmal empfängt ſie, auf ihrem Throne ſitzend und von Cardinälen umgeben, den nackten Götterboten Merkur, der ihr eine Botſchaft bringt. Das war damals Hofgeſchmack.

Die Mutter Regentin neigte ſich perſönlich mehr dem ſtrengen Katholicismus und einem Bündniß mit Spanien zu, allein da Karl von Guiſe, Sohn des Balafré, den intimſten Freund ihres Concini, de Luz, ermordete, wurde ſie den Guiſen, den eigentlichen Vertretern der ſpaniſchen Allianz, wieder feind. Es fehlte nicht an Vermittlungsverſuchen und eine Zeitlang ſchloß ſich Maria wieder den Guiſen an und entfernte ſogar ihren allgemein verhaßten Buhler. Aber in kurzem rief ſie denſelben wieder zu ſich und erhob ihn nicht nur zum

Marquis d'Ancre, ſondern auch zum Marſchall von Frankreich. Leonora, das Weib d'Ancres, die er ſchon aus Italien mitgebracht hatte und welche die intimſte Rathgeberin der Königin war, galt als die eigentliche Beherrſcherin von Frankreich, indem durch ſie alle Beförderungen gingen. Sie allein verkaufte die Gunſt der Krone und wurde dadurch unermeßlich reich.

Endlich verbanden ſich doch die großen Herrn und ließen durch die Reichsſtände vom J. 1614 den erſt ſein vierzehntes Lebensjahr beginnenden König für volljährig und regierungsfähig erklären. Dieſer Prinz war ſchwächlich von Körper und beſchränkten Geiſtes, hatte aber doch in den Augen vieler Mißvergnügten den Vorzug, daß er den Marſchall d'Ancre nicht leiden konnte, und hauptſächlich aus dieſem Grunde, um durch ihn den verhaßten Günſtling zu ſtürzen, erklärte man ihn für majorenn. In der damaligen Sitzung der Reichsſtände machte ſich zum erſtenmal der junge Biſchof von Luçon, Armand Dupleſſis von Richelieu, durch eine geiſtvolle Rede bemerklich. Trotz der Reichsſtände und der Oppoſition, an deren Spitze hauptſächlich Condé ſtand, und trotz der Mündigkeitserklärung des Königs ſetzte Maria eine enge Verbindung ihres Hauſes mit dem ſpaniſchen durch, die Vermählung ihres Sohnes Ludwig mit der ſpaniſchen Infantin Anna, Tochter Philipps III., und des Infanten, nachmaligen Königs Philipp IV. mit ihrer Tochter Eliſabeth. In dieſen Verbindungen erkannten die Hugenotten mit Recht eine Gefahr für ihre Sache und Condé ſammelte ſeine Parteigenoſſen und forderte von der Königin die Entfernung ihrer Räthe. Sie ließ ihn verhaften und in die Baſtille ſetzen, nun aber trat der junge König für ihn ein.

Ludwig XIII. hatte einem gewiſſen de Luynes, der ihm bei der Jagd Geſellſchaft leiſtete und ſich trefflich auf die Abrichtung von Vögeln verſtand, ſeine ganze Gunſt geſchenkt und derſelbe hoffte im Licht der aufſteigenden Sonne zu werden, was d'Ancre der abſteigenden verdankte. Die ganze Partei des gefangenen Condé, nicht nur die Hugenotten, ſondern alle franzöſiſchen Großen wollten ihm das Joch des unwürdigen Emporkömmlings brechen helfen. Man

überredete den König, d'Ancre trachte ihm nach dem Leben, und erlangte dadurch die königliche Billigung des Staatsſtreichs, den man vorhatte. Am 24. April 1617 wurde d'Ancre auf dem Wege nach dem Louvre überfallen und niedergemacht, die Königin verhaftet und ſpäter nach Blois verbannt, ihre Miniſter und Rathgeber entlaſſen, zum Theil verhaftet. Leonora theilte das traurige Schickſal ihres Gatten, ſie wurde hingerichtet, alle ihre zuſammengeraubten Schätze confiscirt und größtentheils von de Luynes an ſich gebracht, der ſeinen Zweck vollſtändig erreichte und zum Herzog emporſtieg.

Gegen den neuen Emporkömmling erhob ſich aber Oppoſition, wie gegen den alten. Der Herzog von Epernon verſchaffte der Königin Mutter eine Strickleiter, auf der ſie aus dem Schloſſe von Blois bei Nacht hinabkletterte und glücklich mit ihm entkam. Richelieu, der ſchon früher in enge Verbindung mit der Königin Mutter getreten war und für ihren Liebhaber galt, vermittelte eine Verſöhnung. Die hohe Dame erhielt jetzt einen anſtändigen und freien Aufenthalt in Angers und Condé wurde frei. Richelieu ſuchte mit überlegener Klugheit die Mutter mit dem Sohne in gutem Vernehmen zu erhalten, um ſich ſelbſt eine wichtige Stellung im Staate zu ſichern. Dagegen agitirte jetzt der Herzog von Soiſſons an der Spitze einer großen Partei gegen de Luynes und ging nach Angers, um die Königin Maria ins Complott zu ziehen. Allein die Partei unterlag dem jungen König, der ſogleich mit Truppen gegen ſie ausrückte, und Richelieu vermittelte zum zweitenmale eine Amneſtie, 1619.

Im folgenden Jahre begann der junge König, die Religionsfreiheit der Hugenotten anzutaſten. Was man lange hatte vorausſehen können, mußte erfolgen. Heinrich IV. ſchonte ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen noch, ſein Nachfolger hatte das nicht mehr nöthig und legte das größte Gewicht auf die Einheit des religiöſen Glaubens aller ſeiner Unterthanen, weil die politiſche Einheit genau damit zuſammenhing. Er unterdrückte die Reformation aber zuerſt in ſeinem kleinen Erblande Bearn. Da ſahen die übrigen Hugenotten nichts Gutes auch für ſich voraus und waffneten ſich unter dem Herzog

von Rohan, dem tüchtigſten unter den damaligen calviniſtiſchen Großen. Condé hatte keinen Muth und hing, durch ſeine Gefangenſchaft gewitzigt, den Mantel nach dem Winde. Das Bollwerk der Partei war wieder Rochelle, die feſte Stadt am Meere. Der König zog wider ſie zu Felde und de Luynes wurde bei dieſem Anlaß Connetable von Frankreich, ſtarb aber bald an einer Krankheit. Der Krieg wurde nur langſam und ohne Energie betrieben, doch befanden ſich die Hugenotten im Nachtheil und verloren mehrere ihrer feſten Plätze. Sie würden vielleicht unterlegen ſeyn, wenn nicht die allgemeine Weltlage den König genöthigt hätte, ihnen Frieden zu gewähren, um ſeine ganze Kraft nach außen zu wenden.

Damals nämlich brach der große Religionskrieg in Deutſchland aus und König Ludwig XIII. begriff, daß er im franzöſiſchen Intereſſe dieſelbe Politik einhalten müſſe, wie vor achtzig Jahren ſein Vorfahr Heinrich II. Er verſchob daher die Vernichtung der Hugenotten in Frankreich auf eine ſpätere Zeit, ſchloß einſtweilen mit der großen calviniſtiſchen Partei, welche damals die deutſchen Habsburger vom Thron zu ſtürzen unternahm, ein enges Bündniß und machte Richelieu, deſſen ungemeinen Verſtand und Tact er hatte kennen lernen, zu ſeinem erſten Miniſter, 1624. Von dieſem Augenblick an geſtalteten ſich die Verhältniſſe in Frankreich anders. Der Bürgerkrieg, das Parteiweſen, die alles verwirrenden, ſtets wechſelnde Entſchließungen hervorrufenden Hofcabalen hörten auf und ein einziger, ſtarker und conſequenter Wille führte die franzöſiſche Monarchie auf eine Höhe der Macht, wie nie vorher.

Achtes Buch.

Die engliſche Reformation.

1.

Heinrich VIII.

König Heinrich VIII. von England hatte ſeine Jugend mit theologiſchen Studien zugebracht. Wie nun Luther in Deutſchland als Reformator auftrat, ärgerte ſich Heinrich über ihn hauptſächlich deshalb, weil Luther den Thomas von Aquino nicht mehr gelten ließ, ſchrieb daher ein kleines Buch zu ſeiner Widerlegung, wofür der Papſt dem König den Titel „Beſchützer des Glaubens“ verlieh, welches aber Luther mit ſeiner gewöhnlichen Grobheit beantwortete. Vergebens mahnten dieſen ſeine Freunde, gegen den mächtigen König glimpflich zu ſeyn, weil ſonſt ſeiner Reform in England kein Eingang erlaubt werden würde. Erſt nach einigen Jahren ſah Luther ſeinen Mißgriff ein, und ſchrieb einen ziemlich demüthigen Brief an den König, den aber Heinrich unbeachtet ließ. Sein Haß gegen Luther ſtand einmal feſt. Deshalb ſchloß er ſich damals ganz an den Papſt an, der hinwiederum, um ihm zu ſchmeicheln, ſeinen Günſtling, den Thomas Wolſey, Biſchof von Lincoln, zum Cardinal erhob. Dieſer Wolſey war ein Emporkömmling von vielem Talent, aber ſchmutzig geizig, ſo daß er ſich ein Erzbisthum, ſieben Bisthümer und viele reiche Abteien und andere Pfründen einzig für

seine Person zu verschaffen wußte. Im J. 1518 ließ er sich auch noch vom Papst zu dessen Legaten für England ernennen, bekam dadurch die höchste geistliche Gewalt und beutete sie auf schamlose Art aus. Was wollten die armen Geistlichen Englands machen, da der Papst und der König mit dem Legaten einverstanden waren? Die beständige Angst, in der sie schwebten, die Heuchelei und Demuth, zu der sie verurtheilt wurden, erklärt sehr viel von dem, was später in der englischen Kirche vorging.

In Schottland hatte sich während der Minderjährigkeit Jakobs V. gegen die Douglas, deren Haupt, Graf von Angus, Jakobs V. Mutter, die Königin Margarethe, geheirathet hatte, eine Gegenpartei unter Lord Hume erhoben, die einen längst verschollenen Neffen Jakobs III., den Herzog von Albanien, der immer in Frankreich gelebt hatte, zurückrief und zum Regenten ernannte. Die Partei wurde mächtig durch französische Unterstützung. Der einfältige Regent aber ließ sich überreden, Hume habe es auf sein Verderben abgesehen, und verurtheilte diesen seinen besten Freund und dessen Sohn zum Tode. Der Einfluß Frankreichs in Schottland war nun dem König Heinrich nichts weniger als angenehm und da seine Gemahlin Katharina von Aragonien Kaiser Karls V. Tante war und dieser Kaiser seinem Liebling Wolsey beim nächsten Conclave zur dreifachen Krone zu verhelfen versprach, schloß sich England an die deutsche und spanische Partei gegen Frankreich an. Franz I. kam zwar persönlich mit ihm zusammen, aber Karl bald darauf ebenfalls zu Dover und ihm gelang es, durch seine Schmeichelei den König vollends für sich zu gewinnen, 1520. Es war sogar davon die Rede, daß sich Karl mit Heinrichs Tochter Maria vermählen sollte.

In das Jahr 1521 fiel die erste Grausamkeit Heinrichs VIII. Er ließ nämlich seinen treuen Diener Eduard, Herzog von Buckingham, den Wolsey nicht leiden konnte, völlig unschuldig anklagen und hinrichten.

Im folgenden Jahre 1522 eröffnete Heinrich den Krieg gegen Frankreich und Schottland zugleich, der aber nicht sehr eifrig geführt wurde, weil es dem König an Gelde fehlte, und am Ende in ein

Bündniß mit Frankreich umſchlug, weil der Kaiſer nach ſeinem großen Siege bei Pavia ſich weniger um England bekümmerte und namentlich dem Cardinal Wolſey das gegebene Verſprechen, ihn zur Papſtwahl zu empfehlen, nicht einhielt. Dazu kam perſönliche Abneigung des Königs gegen ſeine bisherige Gemahlin Katharina. Sie hatte ihm fünf Kinder geboren, die aber, bis auf eine Tochter, Maria, geſtorben waren. Sie war ſechs Jahre älter als der König und ihre Schönheit verblüht. Da verliebte er ſich in ihr Hoffräulein, die reizvolle Anna Boley, und auf einmal gab er vor, im Gewiſſen darüber beunruhigt zu ſeyn, daß er jene Katharina geheirathet habe, da ſie doch die Wittwe ſeines Bruders geweſen ſey. Dieſe Ehe könne nicht gelten. Anna Boley war eine Nichte des Herzog von Norfolk, hatte ihre Jugendzeit am franzöſiſchen Hofe zugebracht und die leichten Sitten deſſelben angenommen, galt allgemein für ſchön und noch mehr für graciös und liebenswürdig. Der König beſchloß ſie zu heirathen. Indem er ſich an den Papſt Clemens VII. wandte, trug er demſelben ſeine Gewiſſenszweifel hinſichtlich ſeiner erſten Ehe vor und bat ihn um die Scheidungserlaubniß. Clemens war damals gerade nach der Erſtürmung Roms der Gefangene des Kaiſers und gegen dieſen tief erbittert, er ſtellte daher dem König die gewünſchte Scheidungsurkunde aus, beauftragte aber ſeinen Unterhändler, ſie dem König nur vorzuleſen, das Original aber zu verbrennen, damit er gegenüber dem mächtigen Kaiſer nicht compromittirt werde und ſich hinterdrein herauslügen könne. Schändlich von einem Papſt, aber echt mediceiſch! Es gelang dem Cardinal Campeggio, den König Heinrich von einer öffentlichen Erklärung zwei Jahre lang abzuhalten, bis er durch die Ungeduld Heinrichs doch genöthigt wurde, mit Wolſey einem geiſtlichen Gericht in London vorzuſitzen, worin der Scheidungsproceß vorgenommen wurde. Katharina erſchien vor dem Gericht, hielt eine ſchöne Rede zur Vertheidigung ihres Rechts und des Rechts ihrer Tochter Maria, fiel vor dem König auf die Knie und beſchwor ihn, zu ſagen, ob ſie ihn je beleidigt, je ihre Pflicht gegen ihn verſäumt hätte? Heinrich ſelbſt war ſo tief ergriffen, daß er ihr bezeugte, ſie ſey das tugendhafteſte

Weib von der Welt, doch verharrte er bei ſeinen Gewiſſensſcrupeln. Als aber das Gericht entſcheiden ſollte, erklärte Campeggio, der Papſt behalte ſich die Entſcheidung in Rom vor und als Heinrich ſich auf die vom Papſt ſelbſt ausgeſtellte Scheidungsurkunde berief, hieß es, dieſelbe exiſtire nicht mehr.

Dieſes Betragen des mediceiſchen Papſtes verſchuldete den Abfall Englands von der alten Kirche, denn König Heinrich war unverſöhnlich beleidigt. Wolſey ſchwebte in der größten Angſt, denn er hatte gewiſſermaßen die Verantwortlichkeit des Campeggio getheilt und nicht im mindeſten gezweifelt, der Papſt werde ſich allen Wünſchen des Königs fügen. Auch verfehlte er nicht, dem Papſte die Beſorgniß einflößen zu laſſen, Heinrich werde von nun an der Reformation Thür und Thor öffnen, um durch ſie zu erlangen, was ihm der Papſt vorenthalte. Aber Clemens kümmerte ſich viel weniger um die Intereſſen der Kirche, als um die ſeiner Familie. Florenz hatte ſich gegen die Mediceer erhoben und ſie würden den Beſitz Toscanas vielleicht für immer verloren haben, wenn der Papſt ſich nicht dem Kaiſer gefügt hätte, der allein ſtark genug war, das Haus Medicis zu ſchützen. Aus dieſem Grunde erklärte ſich der Papſt gegen Heinrichs Wünſche. Zur Verzweiflung Wolſeys, der ſich nun verloren ſah. Wirklich ließ ihn Heinrich abſetzen, ſeine Güter confisciren und nahm ſeinen mit Schätzen angefüllten Palaſt für ſich ſelbſt in Beſchlag, 1529. Doch ſchlug er die Criminalklage nieder und nahm ſie erſt nach einem Jahre wieder auf. Des Hochverraths angeklagt wurde der arme Cardinal in den Kerker geſchleppt, in dem er ſtarb, ehe ein Urtheil gefällt war.

An ſeine Stelle trat ein neuer Günſtling, Thomas Cranmer, bisher Lehrer der Theologie in Cambridge, welcher dem König rieth, ſich in ſeiner Scheidungsangelegenheit Gutachten von allen Univerſitäten einzuholen, die ſich ſeiner wohl gegen den Papſt annehmen würden. Der König rief: „da haſt du die Sau bei den Ohren gepackt," und ſchenkte ihm fortan ſeine Gunſt. Dennoch äußerten ſich die Univerſitäten in verſchiedenem Sinne. Luther ſchrieb an Barnes, den Agenten des Königs in Deutſchland, die Scheidung ſey nicht

erlaubt, wohl aber dürfe der König nach dem Beispiel der Patriarchen zwei Frauen zugleich haben. Auf Betrieb des Königs Franz, der gern England wieder zum Bundesgenossen gegen den Kaiser gewann, stimmten die französischen Universitäten für Heinrich. Dennoch bestätigte der Papst die Ernennung des Cranmer zum Erzbischof von Canterbury, der höchsten kirchlichen Würde in England, immer noch in der Hoffnung, durch die Ehesache des Königs werde wenigstens die Katholicität Englands nicht alterirt werden. Cranmer hatte früher in Deutschland eine Nichte des lutherischen Geistlichen Osiander in Nürnberg geheirathet, verleugnete sie aber jetzt, nicht etwa wegen des Papstes, sondern wegen des Königs, der aus altem Haß gegen Luther die Priesterehe mißbilligte.

So hing nun das Schicksal der Kirche in England von den bösen Launen des Königs und von der schweifwedelnden Verschmitztheit Cranmers ab.

2.

Cranmer und Cromwell.

Cranmer war schlau, aber nicht durchgreifend genug. Neben ihm machte sich daher noch ein anderes Werkzeug der königlichen Willkür geltend, Thomas Cromwell, der Sohn eines Tuchwalkers, der sich bald zum ersten weltlichen Amt erheben sollte, wie Cranmer zum ersten geistlichen. Cromwell rieth dem König, sich selbst zur höchsten Autorität in den Kirchenangelegenheiten Englands zu erklären, die Kirche zur Staatskirche zu machen und sie auszuplündern, um Geld zu bekommen, im übrigen aber sowohl die Dogmen als den Cultus der alten Kirche beizubehalten, denn nimmermehr würde sich König Heinrich dazu verstanden haben, die Lehre Luthers in seinem Reiche zu dulden.

Man zog Parlament und Volk ins Interesse. Laute Klagen über das Verderben der Geistlichkeit widerhallten auf einmal im ganzen Lande. Das Parlament faßte diese Klagen zusammen und

erließ Gesetze, durch welche das Einkommen und die Rechte des Klerus beschränkt wurden. Im Jahr 1531 ging es schon so weit, zu erklären, der König sey der Beschützer der Kirche von England, fügte jedoch noch hinzu: „so weit es das Gesetz Christi erlaubt.“ Unterdeß vermählte sich der König bereits heimlich mit Anna Boley und erst als sie sich in guter Hoffnung befand, versammelte er unter seiner eigenen Autorität als Oberherr der Landeskirche ein geistliches Gericht und ließ trotz Katharinas Widerspruch die Scheidung durch Cranmer vollziehen und seine erste Ehe für gesetzwidrig und blutschänderisch, also auch seine in dieser Ehe geborene Tochter Maria für einen Bastard und unfähig zur Thronfolge erklären, am 23. Mai 1533. Hierauf ließ er die Anna Boley als seine rechtmäßige Gemahlin am 1. Juni feierlich krönen und dem Kinde, das sie bekommen würde und am 7. September wirklich gebar (die Prinzessin Elisabeth), die Thronfolge zusichern. Er selbst nahm den Titel „oberstes Haupt der Kirche von England“ unter seine übrigen Titel auf, während er „dem Bischof von Rom, der sich Papst nennt,“ länger zu gehorchen oder etwas an ihn zu bezahlen, ja nur mit ihm zu verkehren streng verbot. Damit hingen fürchterliche Gesetze zusammen, durch die er andrerseits auch die Einführung der lutherischen Lehre im Reich untersagte und mit dem Feuertode bedrohte. Endlich schrieb er allen seinen Unterthanen bei Todesstrafe einen neuen Eid vor, mit welchem sie schwören mußten, seine Scheidung von Katharinen, seine Ehe mit Annen und das Thronfolgerecht der Kinder zweiter Ehe allein als rechtmäßig anzuerkennen. Der Papst schritt nunmehr mit dem Bann gegen den König vor, der sich aber nicht mehr darum bekümmerte, sondern durch Cromwell zuerst die niedern Klöster aufheben ließ, die Mönche und Nonnen fortjagte und die Güter behielt oder verschenkte.

Der verfängliche Eid wurde von Hoch und Nieder, Geistlichen und Weltlichen geleistet und die Geschichtschreiber der Zeit bemerken ausdrücklich, daß ein Wetteifer der Heuchelei Statt gefunden habe, sofern die zur Reformation Geneigten die Losreißung Englands von Rom gebilligt, die Katholiken aber nachgegeben hätten,

um zu retten, was noch zu retten war, und weil sie noch auf einen Umschwung der Dinge, auf eine spätere Wiedereinsetzung der jungen Maria in ihre Rechte gehofft hätten. Unter den wenigen, die den Eid verweigerten, zeichneten sich zuerst sechs Kleriker aus, die ohne Gnade hingerichtet wurden. Dann der rechtschaffene Fisher, Bischof von Rochester und Thomas More, der Staatssecretair, ein weltberühmter Gelehrter, der damals schon ein Greis und wegen seiner Tugenden allgemein geachtet war. Derselbe hatte in seinem Buch Utopia nach Platos Vorgang das Ideal einer Republik geschildert und zum erstenmal die Grundsätze der Toleranz und Humanität zur Geltung gebracht, welche zwei Jahrhunderte später erst durch Rousseau Mode wurden. Cranmer gab sich die größte Mühe, ihn zur Eidleistung zu bewegen, aber More wollte dem Rechte Katharinas nichts vergeben und seine Seele nicht mit einer Lüge beflecken. Der König selbst zögerte lange, endlich ließ er erst den Bischof Fisher und vierzehn Tage später auch den edeln More enthaupten, am 6. Juli 1535. More starb mit der größten Heiterkeit und scherzte noch mit dem Scharfrichter. Bemerkenswerth ist, daß Annas Oheim, der Herzog von Norfolk, sich herabwürdigte, unter Mores Richtern zu sitzen.

Anna Boley, von welcher der König immer einen Sohn erwartete, gebar einen, aber das Kind war todt, 1536. Dieser Umstand ärgerte den König und er dachte schon wieder auf eine andere Frau. Mit Annas Schwester hatte er früher schon Buhlerei getrieben, jetzt verliebte er sich in die artige und sanfte Johanna Seymour, ein Hoffräulein Annas, und die Geschichtschreiber erzählen, er habe sich vor Anna so wenig genirt, daß er in ihrer Gegenwart das Fräulein liebkoste. Anna selbst wird als eine fröhliche und harmlose Dame geschildert, die zuweilen zu vertraulich mit den Herren vom Hofe geredet und gescherzt habe. In dem Zeitpunkt nun, in welchem der König ihrer satt geworden war, benutzten das böse Neider und Neiderinnen und die Vicomtesse von Rochefort flüsterte dem König ein, Anna sey ihm untreu. Man erzählt, am Maitag 1536 bei einem Turnier zu Greenwich sey ihr ein Tuch

herabgefallen und der junge Heinrich Noris habe es aufgehoben und ihr mit vieler Galanterie wieder überreicht. Da habe der König geglaubt oder zu glauben sich gestellt, als habe sie das Tuch absichtlich fallen lassen und als sey Noris ihr heimlicher Liebhaber. Das letztere zu seyn wurden auch die Kammerherrn Weston und Brereton und der Hofmusikus Smeaton beschuldigt und ihr Bruder sollte als Mitwissender die Schuld theilen. Alle diese Personen ließ der König sogleich auf den Tod anklagen. Die unglückliche Anna konnte den schrecklichen Wechsel ihres Schicksals kaum fassen, weinte bitterlich, lachte dann wieder hell auf, schrieb dem König die rührendsten Briefe und vertheidigte sich vor den Richtern mit edlem Muthe. Als aber ihr eigener Oheim, der Herzog von Norfolk, um sich selbst zu retten, sich stellte, als ob er sie für schuldig hielte, und sich von ihr wandte, gab sie sich verloren. Zu ihrer Verdammung in der öffentlichen Meinung trug am meisten die katholische Partei bei, welche hoffte, daß, wie Annas Erhebung den Bruch mit dem Papste herbeigeführt habe, ihr Sturz auch den König mit Rom wieder versöhnen werde. Um sie zum Tode verurtheilen zu können, ließ der König den angeklagten Höflingen trügerisch auf Begnadigung Hoffnung machen, wenn sie ihren unerlaubten Umgang mit der Königin eingestehen würden. Nur Smeaton war niederträchtig genug, das verlangte Geständniß abzulegen, wurde aber trotz dem hingerichtet, wie die andern. Unter fürchterlichen Drohungen zwang man die arme Anna Boley zuletzt noch zu erklären, ihre Ehe mit dem König sey ungültig, weil sie früher schon dem Lord Percy die Ehe versprochen habe. Das war rein aus der Luft gegriffen, genügte aber dem Erzbischof Cranmer kraft seines geistlichen Amtes, die Ehe Heinrichs mit Anna für nichtig, mithin auch ihre Tochter Elisabeth für einen Bastard und unfähig zur Thronfolge zu erklären. Unmittelbar darauf am 19. Mai 1536 wurde der Königin Anna das schöne Haupt auf dem Block mit dem Beile vom Rumpfe getrennt und schon am nächsten Tage feierte der König mit Johanna Seymour fröhlich die Hochzeit.

Das Parlament billigte am 8. Juni alles Vorgefallene aus-

drücklich. Der Sprecher des Unterhauſes dankte dem König für die Mittheilung und verglich ihn nicht ohne eine gewiſſe Ironie mit dem König Salomo wegen ſeiner Weisheit und, konnte man hinzudenken, wegen ſeiner vielen Weiber. Eliſabeth wurde nun, wie Maria, von der Thronfolge geſetzlich ausgeſchloſſen und nur die künftigen Kinder der Johanna Seymour ſollten das Reich erben. Maria, die jetzt ſchon zwanzig Jahre alt war, weigerte ſich ſtandhaft, dem katholiſchen Glauben ihrer Mutter zu entſagen, wie der Vater von ihr verlangte, und ertrug geduldig ihr trauriges Schickſal. Die junge Eliſabeth wurde beſſer behandelt, da die neue Königin ſie liebgewonnen hatte.

Die Zuſtimmung des Parlaments zu dem ehr- und rechtloſen Verfahren des Königs erklärt ſich einzig aus dem Umſtande, daß die Mehrheit deſſelben der Kirchenreformation geneigt war und den tollen König nur gleichſam wie einen Sturmbock brauchte, um die römiſche Hierarchie, wenigſtens ſo weit ſie in England geherrſcht hatte, niederzureißen, und daß die katholiſche Minderheit ſich mit einer kräftigen Oppoſition nicht hervorwagte, weil der König bis jetzt wenigſtens das katholiſche Dogma hatte beſtehen laſſen und weil ſie von einem offenen Kampfe weniger Erfolg hoffte, als von einem ruhigen Zuwarten. Die katholiſche Partei, wie der Papſt ſelbſt und Maria, täuſchten ſich freilich, indem ſie an Annas Sturz Hoffnungen geknüpft hatten. Der König befand ſich bei ſeiner kirchlichen Oberherrlichkeit allzu wohl, als daß er ihr zu Gunſten des Papſtes wieder hätte entſagen wollen. Er berief eine ſ. g. Convocation von Geiſtlichen und ließ durch dieſelbe den künftigen Glauben ſeiner Landeskirche berathen, alſo jetzt zum erſtenmal durch die ihm blind ergebene Verſammlung das Dogma der alten Kirche angreifen. Als Richtſchnur diente ihm dabei, was er ſelbſt aus ſeinen theologiſchen Studien geſchöpft hatte und ſeine doppelte Abneigung ſowohl gegen die päpſtliche als gegen die lutheriſche Autorität. Er ließ die Bibel überſetzen und verbannte die lateiniſche Sprache aus dem Gottesdienſt. Er ließ vier Sakramente fallen. Andererſeits aber behielt

er die Meſſe, die Transſubſtantiation, das Abendmahl nur in einer Geſtalt, den Cölibat, die Ohrenbeichte, das Fegefeuer, das Ave Maria bei. Er ſelbſt ſchrieb, was er desfalls wollte, in ein Buch zuſammen, was nunmehr die unfehlbare Wahrheit enthalten ſollte. Als ſeiner eitlen Aufforderung, darüber zu disputiren, der Prediger Lambert aus Antwerpen nachkam und ſich nicht von ihm bekehren laſſen wollte, ließ er denſelben hinrichten und mit der Todesſtrafe wurde jeder bedroht, der irgend einen der von ihm vorgeſchriebenen Glaubensſätze leugnen würde. Auf ſeinen beſondern Befehl, ohne daß er deshalb weder das Parlament, noch die Convocation gefragt hätte, ſchaffte Cromwell eine Menge Feſttage, die Wallfahrten, Reliquien und Bilder ab und zog nunmehr auch alle noch übrigen großen alten und reichen Klöſter und Stiftungen ein, mit den früher ſchon eingezogenen zuſammen 645 Klöſter, 2374 Capellen und 110 Hoſpitäler, im Jahr 1538. Im folgenden Jahre ging die Bill der ſechs Artikel, die ſ. g. Blutbill, durch das Parlament, wodurch das letztere die Hauptſätze der königlichen Glaubenslehre beſtätigte, ſo daß nunmehr jeder Lutheraner oder Calviniſt in England eben ſo todeswürdig war wie jeder römiſche Katholik, weil eines jeden Lehre einem Theil der königlichen Lehre widerſprach. Die Blutgerichte bekamen daher vollauf zu thun und wer ſeine wahre Geſinnung im geringſten verrieth, war des Todes.

Beſonders charakteriſtiſch erſcheint die Wuth, mit welcher Heinrich VIII. das Grabmal des h. Thomas Becket in Canterbury erſt plünderte, dann von Grund aus zerſtörte, die Gebeine des Heiligen verbrennen und die Aſche zerſtreuen, ſeinen Namen aus dem Kalender ſtreichen und ihm noch einmal den Prozeß machen und das Verdammungsurtheil ſprechen ließ, weil es dieſer Biſchof gewagt hatte, einem Könige zu trotzen.

3.

Der königliche Schlächter.

Auf den Bildniſſen, die man noch von Heinrich VIII. hat, zeigt ſich in ſeinen Mienen etwas Fleiſchermäßiges. Die ganze Weltgeſchichte kennt keinen Religionsſtifter von ſolcher Roheit.

Sobald er das bisher geſchonte katholiſche Dogma angriff, begann der Widerſtand im Volk. Den erſten erhob der Prior Mackrel in Lincolnſhire im J. 1536, aber er wurde hingerichtet. Dann verſammelten ſich an 40,000 Menſchen im Norden Englands und unternahmen mit Crucifixen und Fahnen eine große ſ. g. Wallfahrt der Gnade, indem ſie das Recht der Prinzeſſin Maria auf die Thronfolge verkündeten, aber auch ſie wurden durch Truppen, die der geſchmeidige Herzog von Norfolk anführte, überwältigt und viele Menſchen hingerichtet. Der Cardinal Reginald Pole, der von den Plantagenet abſtammte, wurde vom Papſt nach Flandern geſchickt, um zu beobachten und das katholiſche Feuer zu ſchüren, welches an die Willkürherrſchaft in England gelegt werden ſollte, und für das Erbrecht der katholiſchen Maria zu wirken. Aber Heinrich ließ ſogleich alle Verwandte und Freunde deſſelben in England ergreifen und hinrichten, und Poles Mutter ſelbſt, die Gräfin Salisbury, entging dem Tode nicht. Die ehrwürdige alte Frau wurde aufs Blutgerüſt geſchleppt, ſetzte ſich zur Wehr und fiel erſt, nachdem ihr der Scharfrichter mehrere Hiebe verſetzt und ihr graues Haar mit ihrem Blut gefärbt hatte.

Unterdeß gebar Johanna Seymour am 12. Oct. 1537 einen Sohn Eduard, ſtarb aber ſelbſt, und Cromwell dachte darauf, den König durch eine neue Vermählung von der katholiſchen Seite ab und auf die der Reformation herüber zu ziehen. Eine Tendenz, die man auch im Parlament wahrnehmen konnte und die in der Natur der Sache lag. Bei der in den 6 Artikeln fixirten Halbheit konnte man nicht ſtehen bleiben. Man mußte entweder wieder ganz

katholiſch werden, oder ganz zum Calvinismus oder Lutherthum übergehen. Sobald der König ſelbſt von katholiſchen Rebellionen und von päpſtlichen Umtrieben bedroht war, lag es nahe, daß er ſich mehr zu den Reformirten hinneigen mußte. Darauf nun baute Cromwell ſeinen Plan, indem er ihm die Prinzeſſin Anna von Cleve im Bilde zeigte und zur Gemahlin vorſchlug, die Schweſter Sibyllas, der Gemahlin des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, der als der große Gönner Luthers damals das Haupt der deutſchen Proteſtanten war. Der König verliebte ſich gleich in das ſchöne Bild und die Heirath wurde abgemacht. Als aber das Original nach England kam, fand es der König bei weitem nicht ſo anziehend, als das Bild, und ob er gleich am 6. Januar 1540 die Hochzeit vollzog, rührte er doch ſeine Braut nicht an, wollte „von der deutſchen Stutte," die nicht einmal engliſch verſtünde, nichts wiſſen und machte Cromwell die bitterſten Vorwürfe. Dieſer ſah ſich verloren, wenn er die Heirath nicht rückgängig mache und ſein Freund Cranmer war ihm dazu behülflich. Aber der König verzieh dem, der ihn einmal geärgert hatte, niemals wieder und ließ ſeinen Lordkanzler Cromwell als Hochverräther auf den Tod anklagen, wie früher den Wolſey und den Thomas More. Beide Proceſſe, der Cromwells und der Eheſcheidungsproceß des Königs wurden gleichzeitig vorgenommen. Cromwell, am 17. Juni angeklagt, wurde am 28. Juli 1540 enthauptet. Cranmer konnte ihn nicht retten und mag zitternd an ſeine eigene Zukunft gedacht haben. In ſeiner Angſt aber war er um ſo eifriger, ſich die Gunſt des Königs zu erhalten, indem er deſſen Eheſcheidung betrieb und in der Convocation durchſetzte, obgleich gar kein kirchlicher Grund zur Scheidung vorhanden war und der bloße Wille des Königs entſchied. Anna von Cleve willigte mit großer Ruhe ein und hatte nicht das Geringſte gegen die Scheidung einzuwenden; es mochte ihr ſogar lieb ſeyn, von dem königlichen Ungeheuer fern zu bleiben, nachdem ſie es einmal kennen gelernt hatte. Die Scheidung wurde am 18. Juli vom Parlament und am 24. vom König beſtätigt und ſchon am 8. Auguſt vermählte ſich Heinrich VIII. von neuem mit

Katharina Howard, welche gleich seiner früheren Gemahlin Anna Boley eine Nichte des servilen Herzog von Norfolk war. Was soll man von diesem alten Manne denken, der zum zweitenmal sein Fleisch und Blut dem Moloch zu opfern sich herbeidrängte?

Einige Monate vergnügte sich der König mit seiner fünften jungen Gemahlin, als ihm im Beginn des nächsten Jahres Cranmer die Meldung machte, Katharina Howard sey eine gemeine Buhlerin, die ihn nur betrüge und hinter seinem Rücken mit seinen eigenen Bedienten schnöden Unfug treibe. Cranmer scheint zu dieser Mittheilung an den König nur durch die Furcht gedrängt worden zu seyn, daß er als Mitwisser bestraft werden würde, wenn er dem König nicht sogleich alles verriethe. Katharina selbst bekannte ihre Schuld und wurde nebst ihren Mitschuldigen enthauptet, am 14. Februar 1541. Mit ihr mußte ihre Freundin Lady Rochefort sterben, wodurch der Schatten der Anna Boley, gegen die sie einst falsch gezeugt hatte, gesühnt wurde.

Nach dieser Zeit fiel es dem launischen König ein, seine sechs Artikel wieder abzuändern, in einem s. g. Königsbuch. Die Bestimmungen darin waren milder als die früheren. Sonst aber wurde der König je älter, desto grämlicher. Weil er jedes sinnliche Gelüsten befriedigte, war er am Ende zu einem Mastschwein aufgeschwollen, unförmlich dick, häßlich und ekelhaft, hatte offene Schäden bekommen und war daher in seiner Unbehülflichkeit mißgestimmt. Daraus erklären sich die unerhörten Gesetze, die er damals erließ, ehe er sich zum sechstenmal verheirathete. Er befahl nämlich bei Todesstrafe, ihm Anzeige zu machen, wenn man von der Person, die er noch heirathen würde, irgend etwas Nachtheiliges wüßte. Den Tod sollte die künftige Königin selber leiden, wenn später entdeckt würde, daß sie dem König etwa irgend eine ihrer Schwachheiten verborgen habe.

Nach allen diesen Vorsichtsmaaßregeln heirathete er im Sommer 1543 eine bereits gesetzte, jedoch noch angenehme Frau, Katharina Parr, Wittwe des Lord Latimer, die ihn sehr gut zu behandeln wußte und ihn aufs zärtlichste pflegte. Dennoch erwachte bei dem

alten königlichen Bluthunde der Durſt auch nach ihrem Blute. Sie hatte im Geſpräch mit ihm lutheriſche Meinungen verrathen, die ihm ketzeriſch erſchienen, und ſchon hatte er Befehl gegeben, ſie zu verhaften und auf den Tod anzuklagen, ja ſchon wurde ſie von den Schergen der Gewalt aufgeſucht, als es der Beredſamkeit ihrer Angſt noch gelang, den König über ihre Rechtgläubigkeit zu beruhigen. Am meiſten trug zu ihrer Rettung die aufopfernde Treue ihrer Dienerin Anna Ascue bei, die der Kanzler foltern ließ, um Geſtändniſſe gegen die Königin von ihr zu erpreſſen, die aber alle Martern ſtandhaft aushielt.

Noch in demſelben Jahr ſchloß Heinrich VIII. wieder ein Bündniß mit dem Kaiſer gegen Frankreich. Seitdem ſeine erſte Gemahlin Katharina todt war, fiel der Grund ihres Haſſes weg und ſie konnten ſich wieder im gleichen politiſchen Intereſſe vereinigen. Der Herzog von Suffolk eroberte Boulogne und Heinrich ſelbſt ließ es ſich nicht nehmen, einen triumphirenden Einzug in dieſe Stadt zu halten, am 18. Sept. 1544. Aber am gleichen Tage hatte Kaiſer Karl den Frieden von Crespy geſchloſſen, England mußte allein den Krieg fortführen, der aber nicht ſehr energiſch geführt wurde und am 7. Juni 1546 mit einem Vertrag endete. In dieſem franzöſiſchen Kriege hatte ſich der junge Heinrich, Graf von Surrey, ein Sohn des Herzogs von Norfolk, hervorgethan und war eben deshalb mit dem Grafen von Hertford, dem Bruder der Johanna Seymour und Oheim des jungen Prinzen Eduard in Händel gerathen, denn Hertford gönnte ihm den Oberbefehl nicht. Eine ſchon verabredete Heirath zwiſchen Surrey und Hertfords Tochter wurde nun rückgängig. Surrey war nicht nur ein guter Soldat, ſondern auch ein berühmter Dichter, obgleich wir es ihm gerade nicht zur Ehre anrechnen möchten, daß er einer der erſten war, welcher den Geſchmack der Renaiſſance und Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen in England einführte. Der gegen ihn tief erbitterte Hertford, der beim König in Gunſt ſtand, verleumdete nun ſeinen Feind auf eine Weiſe, die denſelben ſicher verderben mußte. Der König hatte nämlich ſeinen einzigen Sohn Eduard zum Nachfolger ernannt, Hertford aber machte

den König glauben, Surrey wolle die Prinzeſſin Maria auf den Thron erheben, ſich mit ihr vermählen und eine neue Dynaſtie gründen, wodurch Eduard ausgeſchloſſen werden würde. Genug für den argwöhniſchen alten König, um ſogleich den Surrey und auch ſeinen Vater Norfolk verhaften zu laſſen. Obgleich die Anklage durch nichts bewieſen werden konnte, wurde der unglückliche Surrey doch enthauptet, am 14. Januar 1547. Sein Vater Norfolk blieb noch im Gefängniß. Als aber der König ſchwer erkrankte und den Tod nahen fühlte, befahl er noch in der Nacht des 28. Februar, den Herzog von Norfolk am folgenden Morgen hinzurichten, damit ihn derſelbe nicht überlebe. Eine reine Bosheit, da Norfolk, der allezeit dienſtwillige Oheim zweier ſeiner Gemahlinnen, ihm nie hatte Furcht einflößen können, höchſtens Verachtung. Er betrog ſich aber, denn er ſelber ſtarb noch in der Nacht und Norfolk war gerettet.

Das Teſtament des Königs beſtimmte ſeinen Sohn Eduard VI. zum Nachfolger; wenn dieſer kinderlos ſterbe, ſollte Maria, dann Eliſabeth nachfolgen. Wenn alle kinderlos ſtürben, ſollte die Nachkommenſchaft ſeiner Schweſter Margaretha, Wittwe Jakobs IV. von Schottland, von der Nachfolge in England ausgeſchloſſen werden, nicht aber die ſeiner jüngeren Schweſter Maria, Wittwe Ludwigs XII. von Frankreich, die in zweiter Ehe den Herzog von Suffolk geheirathet hatte.

4.

Die ſpaniſche Maria.

In Schottland dauerten während Jakobs V. Minderjährigkeit die Wirren fort, bis der junge König 1536 die franzöſiſche Prinzeſſin Magdalena, Tochter Franz I., und da dieſe bald ſtarb, die Maria, Schweſter der Guiſen, heirathete. Durch dieſe enge Verbindung mit Frankreich kam nun Jakob in Händel mit England, wurde nicht hinlänglich vom Adel ſeines Landes unterſtützt und unterlag in einer Schlacht, 1542. Darüber grämte er ſich und ſtarb

noch in der Blüthe seiner Jahre, nachdem ihm kurz vorher eine Tochter, die berühmte Maria Stuart geboren worden war. Heinrich VIII. wünschte dieses Kind mit seinem Sohn Eduard zu vermählen und dadurch Schottland mit England für immer zu verbinden. Das war aber nicht der Wunsch der Schotten und noch weniger Frankreichs, welches eine starke Partei in Schottland hatte, an deren Spitze die Königin Wittwe, der Cardinal Beaton und Graf Lenox standen. Es kam deshalb nochmals zu einem Kriege, der 1546 wieder beigelegt wurde. Mitten in diesen Wirren hatten die Reformationsideen auch in Schottland Eingang gefunden und ein gewisser Wishart erlangte durch seine Predigten großen Ruf. Da ließ ihn Cardinal Beaton als Ketzer verbrennen, wurde aber von dessen Anhängern ermordet, 1547.

In England bestieg der erst neunjährige Eduard VI. unbestritten den Thron. Hertford, zum Herzog von Somerset erhoben, übernahm als Protector die Regentschaft, rückte mit einem Heer in Schottland ein, um die Verlobung Maria Stuarts mit seinem jungen König zu erzwingen, und erfocht einen Sieg am 10. Septbr. 1547. Dennoch erreichte Somerset seine Absicht nicht, denn Maria Stuart, „das liebliche Kind," wurde nach Frankreich in Sicherheit gebracht und dort mit dem Dauphin Franz verlobt, während französische Hülfstruppen nach Schottland kamen und die englischen Truppen zurücktreiben halfen.

Diese Vorgänge kamen der Reformationspartei sehr zu Statten. Je mehr Schottland zum katholischen Frankreich hielt, um so mehr mußte Somerset sich durch die eifrigen Anhänger der Reformation zu stärken suchen. Diese aber verlangten keinen halben, sondern einen ganzen Sieg. Das von Heinrich VIII. erzwungene Zwittersystem, das von beiden Parteien etwas annahm, war zu unnatürlich, als daß es hätte fortdauern können. Schon das Parlament von 1547 widerrief eine Menge Gesetze des vorigen Königs, schaffte die sechs Artikel und die hohen, auf freie Meinungsäußerung gesetzten Strafen ab, befahl, alle Bilder aus der Kirche zu entfernen, erlaubte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und verbot die Messe.

Somerſet ſelbſt eignete ſich eine Menge geraubtes Kirchengut zu und baute davon das noch jetzt wohlerhaltene Somerſethouſe.

Somerſets Bruder, der ſchöne und geniale Admiral Thomas Seymour, hatte den Ehrgeiz, ſich mit der jungen Prinzeſſin Eliſabeth vermählen zu wollen und ſie ſelbſt ſchien damals nicht abgeneigt, ſeine Hand anzunehmen. Vergebens ſtellte ihm Somerſet vor, in welche neue Parteiung er dadurch England ſtürzen würde. Da Seymour aber nicht nachgab, ließ ihn Somerſet ohne weiteres anklagen und als Hochverräther enthaupten, 1549.

Im gleichen Jahre brachen bedeutende Aufſtände des katholiſchen Landvolks aus, welches ſich mit nichten zu all den kirchlichen Neuerungen, die man in den Städten beliebte, wollte fortreißen laſſen und das mit Liebe an ſeinen alten frommen Gewohnheiten hing. Zwar wurden die großen Aufſtände in Cornwallis und Norfolk wieder unterdrückt, aber die Unzufriedenheit im Volk dem Protector Schuld gegeben, gegen den fortan der Graf von Warwick intriguirte. Unerwarteterweiſe benahm ſich Somerſet in dieſem Fall ſchwach und es gelang Warwick, ihn zu ſtürzen und ſich ſelbſt unter dem Namen eines Herzogs von Northumberland zum Regenten emporzuſchwingen, 1550. Mit Schottland und Frankreich wurde nun Friede gemacht, und letzterem Boulogne, die Eroberung Heinrichs VIII., zurückgegeben, Somerſet aber verhaftet und am 22. Jan. 1552 enthauptet. Der Wechſel in der Gewalt führte jedoch zu keiner Aenderung in der einmal eingeſchlagenen religiöſen Richtung. Die Reformation ſchritt unaufhaltſam vorwärts und der junge König Eduard drangſalirte ſogar ſeine viel ältere Schweſter Maria, da ſie ſtandhaft bei der katholiſchen Kirche blieb und ſich dem neuen Geſetze nicht unterwarf. Nicht ſo die jüngere Eliſabeth, die ſich von Jugend auf als eine Reformirte betrachtete. Die drei Geſchwiſter befanden ſich zu einander in einer Stellung, die wohl einzig in ihrer Art war. — Die engliſchen Geſchichtſchreiber haben immer gerühmt, daß König Eduard der Religion wegen niemand habe hinrichten laſſen, wenn er gleich eifrig bemüht war, alle alten katholiſchen Einrichtungen auszurotten.

Dieſer junge König hatte die ſchlechten Säfte ſeines ſündhaften Vaters geerbt und ſiechte früh dahin. Northumberland mußte aber, wenn nach dem Teſtament Heinrichs VIII. die ſpaniſche Maria auf den Thron käme, eine ſchwere Verantwortung fürchten, dachte daher bei Zeiten an eine Aenderung der Thronfolge mit Uebergehung der beiden Schweſtern des Königs, ſowohl der Eliſabeth als der Maria. Durch das Teſtament Heinrichs VIII. war die Nachkommenſchaft ſeiner Schweſter Margaretha in Schottland (Maria Stuart) vom engliſchen Thron ausgeſchloſſen worden und Northumberland ließ es dabei bewenden. Nun blieb noch die Nachkommenſchaft von Heinrichs VIII. jüngerer Schweſter Maria, die früher mit Ludwig XII. von Frankreich, nachher mit Karl Brendon, Herzog von Suffolk, vermählt war, und deren Tochter Franciſca den Heinrich Gray, der dadurch Herzog von Suffolk wurde, geheirathet. Mit der Tochter aus dieſer letzten Ehe nun, Johanna Gray, verlobte Northumberland ſeinen eigenen Sohn, Lord Guilford Dudley und bewog ſowohl den kranken König Eduard, als das Parlament, die Thronfolge gedachter Johanna Gray zuzuwenden, wodurch er ſein eigenes Geſchlecht auf den engliſchen Thron bringen wollte. Das Parlament und die reformirte Mehrheit des Volkes ſtimmte zu, weil es die katholiſche Thronfolge der beiden Marien, ſowohl der ſpaniſchen (Tochter Katharinas von Aragonien und Heinrichs VIII.) als der ſchottiſchen (Maria Stuart) vermeiden wollte, für Eliſabeth aber ſeit Seymours Sturz keine Partei vorhanden war.

Man bemerkte, daß der Herzog von Northumberland auf eine unanſtändige Weiſe die Hochzeit ſeines Sohnes mit Lady Johanna Gray und gleichzeitig die Hochzeit einer ſeiner Töchter in lauter Freude feierte, indeß der arme junge König ſeinem Ende entgegenſeufzte. Dieſes erfolgte am 6. Juli 1553.

Johanna Gray war erſt ſiebzehn Jahre alt, aber ſchon ſo hochgebildet, daß ſie lateiniſch und griechiſch ſprach. Sie hatte keinen Ehrgeiz und folgte nur dem Befehl ihres Vaters, indem ſie einwilligte, den Thron einzunehmen. Als man ihr die Nachricht brachte, König Eduard ſey geſtorben und ſie ſelbſt nunmehr die rechtmäßige

Königin von England, fiel ſie in Ohnmacht und ein Schauer überlief ſie, als ſie nach der Sitte ihre erſte königliche Sitzung im Schloß des Tower halten mußte, welches zugleich das Staatsgefängniß war. Aber das Volk unterließ es, ihr zuzujauchzen. Die Stadt London war in keiner freudigen Aufregung, wie ſonſt bei Thronbeſteigungen. Das kam daher, weil Northumberland ſich allzuviel Feinde gemacht hatte, die ihm ſein Glück nicht gönnten. Er hatte nicht nur alle Katholiken gegen ſich, ſondern auch die Anhänger der Prinzeſſin Eliſabeth und das gemeine Volk, welches Somerſet einſt durch ſeine Leutſeligkeit an ſich gefeſſelt hatte, während Northumberland es durch ſeinen Hochmuth von ſich abwendig machte. „Aus ſeinem ganzen Erbarrangement leuchtete weniger das Recht oder das Intereſſe Englands als ſein eigenes Familienintereſſe hervor. Deshalb ſah er ſich in dem Augenblick, in welchem er ſein Ziel zu erreichen glaubte, weit von demſelben hinweggeſchleudert. Die Heimtücke der Könige und der Großen hatten ſich allmälig dem ganzen Volk mitgetheilt. Man ſtimmte einer Maßregel zu, oder ſchien ſich alles gefallen zu laſſen und plötzlich that man das Gegentheil, ohne daß man es ſich vorher hätte merken laſſen.

Die Prinzeſſin Maria, fortan die ſpaniſche genannt, war nach Suffolk geflohen, wo die Bevölkerung am meiſten gegen die bisherige Regierung mißgeſtimmt war und ihr ſogleich huldigte. Die Regimenter, welche Northumberland gegen ſie aufbot, die Flotte, welche ſie auffangen ſollte, wenn ſie etwa entfliehen wollte, gingen zu ihr über, ſogar der Commandant des Tower erklärte ſich für ſie und die unglückſelige Johanna Gray war, ehe ſie ſichs verſah, eine Gefangene.

Maria zog triumphirend in London ein und ließ ihre Nebenbuhlerin Johanna, deren Gemahl und Anhänger verhaften, doch nur den Herzog von Northumberland und zwei andere, Palmer und Gates, enthaupten, am 22. Auguſt 1553. Maria hatte ihren Erfolg nicht blos den Katholiken, ſondern auch einer großen reformirten Partei zu danken und als ſie in London einzog, befand ſich ihre Schweſter Eliſabeth an ihrer Seite, weil beide das gleiche Intereſſe hatten, ihr Thron-

recht zu vertheidigen. Auch hatte Maria den Reformirten, die ihr halfen, Schutz für ihre Religion zugesagt. Aus diesem Grunde ging sie im Anfang mit Mäßigung zu Werk, allein man erkannte bald, nach so vielen Leiden, die sie standhaft erduldet, glühe sie und halte es für ihre heiligste Pflicht, England in den Schoß der Kirche zurückzuführen.

Sie fing damit an, sämmtliche Kirchengesetze, die unter Eduard VI. verkündet worden waren, wieder aufzuheben und zu den noch mehr katholisch gewesenen Heinrichs VIII. zurückzukehren. Sodann ließ sie durch das Parlament die Rechtmäßigkeit ihrer Geburt und Thronfolge bestätigen und am 30. September sich krönen. In dem Wagen, welcher dem der Königin folgte, saß ihre Schwester Elisabeth und ihre Stiefmutter Anna von Cleve. In der Kirche mußte Elisabeth die Krone halten, ehe ihre Schwester damit geschmückt wurde. Die Krone so lange zu halten, fiel ihr schwer und sie äußerte es. Da flüsterte ihr der französische Gesandte, Herr von Noailles, heimlich zu: „Setzen Sie die Krone auf den Kopf, so werden Sie sie viel leichter tragen." Da Maria offenbar ihren spanischen Verwandten zuneigte, dachte Frankreich damals schon an die mögliche Thronfolge Elisabeths und an eine nähere Verbindung mit dieser jungen Dame. In der katholischen Welt herrschte natürlicherweise über die Thronbesteigung Marias große Freude, und der damalige Papst Julius III. schickte den Cardinal Commendone in einer Verkleidung nach England, um heimlich mit der Königin zu reden. Sie nahm ihn freundlich auf, ließ den Papst versichern, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als England mit der Kirche zu vereinigen, und erbat sich den Cardinal Pole zum Legaten. Dieser wagte jedoch noch nicht, sich in England blicken zu lassen. Erst mußte die große politische Allianz Englands mit dem mächtigen Hause Habsburg festgestellt seyn. Maria wandte sich an den Kaiser, ihn um seinen Rath und Schutz und um einen für sie passenden Gemahl zu bitten und Karl V. rieth ihr, seinen eigenen einzigen Sohn Philipp zu heirathen. Dieser war durch den Tod seiner ersten Gemahlin, der portugiesischen Prinzessin Maria, der Mutter des Don Carlos, vor kurzem Wittwer

geworben und willigte in die Heirath mit Maria ein, obgleich ſie nichts weniger als ſchön und er elf Jahre jünger war als ſie. Das Staatsintereſſe gebot ihm, die perſönliche Unluſt zu überwinden.

Das Parlament machte Schwierigkeit, und auch das Volk wurde unruhig, der engliſche Nationalſtolz verwarf den Spanier. Die Reformation war in England noch nicht ſo tief eingewurzelt und hatte bisher auch gerade hier keine ſo liebenswürdige Geſtalt angenommen, daß es nicht noch möglich geweſen wäre, ſie vom engliſchen Boden wieder wegzudrängen. Nur ein ausländiſcher Herr durfte ſich nicht einmiſchen wollen. Indeß glückte es Marien doch, das Parlament für ihre Heirath zu ſtimmen, indem ſie hervorhob, daß der Heirathscontract ihren künftigen Kindern die Nachfolge in Spanien, Neapel und Indien ſichere, falls der einzige Sohn Philipps erſter Ehe, Don Carlos, ſterben ſollte.

Im Winter auf 1554 ſtand das Volk in Kent und Devonſhire für die Rechte der Johanna Gray auf; aber dieſe Empörungen wurden ſchon im Februar wieder unterdrückt und gereichten nur der unglücklichen Johanna, die nichts davon gewußt hatte, zum Verderben, denn jetzt erſt befahl die Königin, „den Guilford Dudley und ſein Weib“ vor Gericht zu ziehen. Das ſchöne unſchuldsvolle junge Weib, ihr Gatte, ihr Vater, ihre Freunde mußten jetzt alle durch Henkershand ſterben, am 13. Februar 1554. Auch Eliſabeth ſollte ſterben. Man hatte Spuren, daß der franzöſiſche Geſandte für ihre Erhebung agitirt hatte. Zu ihrem Glück war ſie erkrankt und dadurch verhindert worden in das Lager der Aufſtändiſchen zu reiſen. Obgleich Maria ſie in den Tower werfen ließ und eine Zeitlang ihren Tod beſchloſſen hatte, ließ ſie die arme Schweſter dennoch leben, weil ihr Bräutigam und Schwiegervater es wünſchten. Wenn nämlich die ſpaniſche Maria zufällig geſtorben und Eliſabeth auch ſchon todt geweſen wäre, alsdann hätte Maria Stuart die engliſche Krone erben müſſen und das erſchien dem Kaiſer und ſeinem Sohne begreiflicherweiſe wegen der engen Verbindung der Stuart mit Frankreich gefährlicher, als wenn man die Prinzeſſin Eliſabeth, die mit Schott-

land in gar keiner, mit Frankreich nur in einer ſchwachen Verbindung ſtand, am Leben ließ.

Philipp hatte während der Aufſtände und bis das Parlament für ihn entſchieden hatte, abſichtlich gezögert, ehe er nach England reiste. Maria, ſeine königliche Braut, eilte ihm ans Ufer des Meeres entgegen, am 19. Juli 1554. Wenige Tage nachher wurden ſie in der Weſtminſterkirche feierlich getraut. Philipp benahm ſich gegenüber ſeiner Gemahlin mit dem feinſten Takt und behandelte ſie ſo zärtlich, daß ſie in Entzücken ſchwamm. Immer noch war ſie erbittert auf Eliſabeth und drohte ihr mit dem Tode. Man erzählt, als einmal Maria ihre Schweſter aus dem Tower habe zu ſich bringen laſſen und dieſelbe vor ihr auf den Knien gelegen habe, fürchterlich von ihr bedroht, ſey Philipp hinter einem Vorhang verſteckt geweſen, um das Aeußerſte zu verhüten und jedenfalls die unglückliche Eliſabeth zu retten. Als die Honigmonate dieſer ſeltſamen ſpaniſchen Ehe vorüber waren, bildete ſich die Königin ein, in guter Hoffnung zu ſeyn, verkündete es dem ganzen Lande und ließ Dankgebete abhalten. Aber den geliebten Gatten riefen ſeine anderweitigen Pflichten nach dem Feſtland ab, und das erſehnte Kind kam und kam nicht. Die Königin hatte ſich grauſam getäuſcht. Was ſie für die gute Hoffnung gehalten hatte, war nur der Anſatz zur Waſſerſucht.

Bald nach Philipp war auch Cardinal Pole nach England gekommen und hatte mit den Biſchöfen Gardiner und Bonner die Reſtauration der katholiſchen Kirche in die Hand genommen. Der Kaiſer hatte immer zur Mäßigung gerathen und Pole machte dieſe Meinung noch geltend, Bonner aber ſiegte im Rath der Königin mit den Gründen, die für ein gewaltthätiges Verfahren ſprachen, und nun begannen die grauſamen Verfolgungen der Andersdenkenden wieder, wie unter Heinrich VIII., nur daß diesmal die Reformirten allein die Opfer waren. Hooper, Biſchof von Gloucester, Ridley, Biſchof von London, Latimer, Biſchof von Worceſter und viele der erſten Prediger des Landes wurden als Ketzer durch ein Gericht, dem der ſchreckliche Bonner vorſaß, zum Feuertode verur-

theilt. Da kam endlich auch an den Erzbiſchof Cranmer die Reihe. Er war nicht mehr zu retten, denn er hatte die Königin allzu tief gekränkt, indem er das erſte Werkzeug der grauſamen Tyrannei ihres Vaters geweſen, die Ehe ihrer unſchuldigen Mutter für ungültig, ſie ſelbſt für einen Baſtard erklärt und die langen Leiden ihrer Jugend hauptſächlich mitverſchuldet hatte. Cranmer ſelber ſah ein, daß er verloren ſey und daß ihm ſein gewohntes Schmiegen und Lügen nun doch nichts mehr helfe. Als ein von Haus aus gutmüthiger, nur allzuſchwacher Mann, hatte er nie aus Bosheit, immer nur aus Feigheit geſündigt. Aber wer ſo ungeheuere Frevel zugibt und mitbegeht, wie Cranmer, verfällt, wenn kein irdiſches Gericht ſie übt, ſo doch der ewigen Gerechtigkeit. Cranmer ſelbſt war ſo ſehr von ſeiner Schuld überzeugt, daß er ſie öffentlich eingeſtand, die vielen Lügen ſeines Lebens bitter bereute und gelobte, wenn er ins Feuer käme, zuerſt die Hand, mit der er ſo viel der Wahrheit zuwider geſchrieben, zu verbrennen. Und er ſtreckte wirklich, als er am Pfahle ſtand, die rechte Hand zuerſt ins Feuer und ſtarb mit einem Muthe, der ein edleres Leben zu endigen verdient hätte. Die Zahl der Opfer, die unter der ſpaniſchen Maria um der Religion willen einem grauſamen Tode verfielen, iſt zu 270 Perſonen berechnet worden.

Die Königin lieh ihrem Gemahl, welcher ſie zu dieſem Zweck noch einmal in England beſuchte, Truppen und Geld gegen Frankreich, was zu ſeinem glücklichen Erfolge bei St. Quentin beitrug. Cardinal Pole gab ſich die größte Mühe, ſie, wie auch ihren Gemahl, zum Frieden zu bewegen, weil er die allgemeinen Intereſſen der Kirche mit Recht gefährdet ſah, wenn die katholiſchen Großſtaaten wider einander kämpften, anſtatt alle gegen die Reformirten zuſammen zu halten. Indeß wurde Marias Zorn gegen Frankreich dadurch erneuert, daß am 14. April 1558 Maria Stuart ihre längſt verabredete Hochzeit mit dem Dauphin Franz feierte. Maria ließ im Sommer darauf eine Flotte unter Lord Clinton Breſt angreifen und die Spanier bei Gravelingen unterſtützen. Unterdeß aber hatte ihre Waſſerſucht die letzten Stadien erreicht und ſie ſtarb noch am 17. November deſſelben Jahres.

5.

Elisabeth.

Die bedauernswürdige Prinzessin Elisabeth hatte während der Regierung ihrer Schwester theils in härterer, theils in gelinderer Haft zubringen müssen, ihres Lebens nie ganz sicher. Am strengsten wurde sie zu Woodstock unter der Aufsicht des Sir Henry Bedingfield gehalten. Man zeigt dort noch ein neues Testament, in welchem sie zu lesen pflegte, und darin findet man noch die von ihr geschriebenen frommen und tröstlichen Worte. Als sie Woodstock endlich verlassen durfte und Königin wurde, sagte sie zu Bedingfield: „Gott vergebe euch, wir thun es auch; und wenn wir einen Gefangenen haben, der hart behandelt und streng gehalten werden soll, dann wollen wir euch holen lassen.“ Weiter nahm sie keine Rache an ihm.

Dem König Philipp war ein Recht auf die Thronfolge in England nie bewilligt worden, Maria Stuart nahm zwar Titel und Wappen einer Königin von England an, das Parlament blieb aber beim Testament Heinrichs VIII. stehen und vergab die durch Marias Tod erledigte Krone an ihre Schwester Elisabeth unter lauter Zustimmung nicht nur der Reformirten, sondern namentlich auch der nationalen Partei, die von der französischen Maria Stuart so wenig etwas wissen wollte, als sie die spanischen Sympathien der vorigen Königin getheilt hatte. Elisabeth war von jedem fremden Einfluß unabhängig und nichts als eine Engländerin. Sie wollte auch nichts anderes seyn und das machte sie am meisten beliebt. Schon lange war sie eifrig reformirt, ging daher von dem System ihrer Vorgängerin sogleich wieder zu dem ihres Bruders Eduard über und stellte alle dessen kirchliche Verordnungen wieder her, wodurch die bisher zurückgedrängte Reformation wieder vorwärts geschoben wurde. Das war nun schon die vierte Regierung, unter welcher sich der Glauben der englischen Nation von ihren Königen und Königinnen zureiten und rechts oder links lenken lassen mußte, wie ein Roß.

Das war der neue Segen des Staatskirchenthums. Nie hat sich eine edle Nation in ihren heiligsten Interessen gemeiner behandeln und schimpflicher mißbrauchen lassen. Auch Elisabeth befahl in Kirchensachen dictatorisch, jagte alle Geistlichen von ihren Stellen, die nicht glauben wollten, was sie glaubte, und ließ eine neue Glaubenslehre in 39 Artikeln abfassen, auf der noch gegenwärtig die englische Staats- und Hochkirche beruht. Dieselbe hat sich folgerichtig, wie es schon ursprünglich im Entwicklungsgange der englischen Reformation lag, immer weiter von Rom entfernt und dem Calvinismus genähert. Nur in Bezug auf etwas mehr Hierarchisches, auf die aristokratischere Stellung und Macht des Klerus und in der Liturgie steht die englische Hochkirche dem Lutherthum näher. Noch während ihrer langen Regierung wurde die Königin Elisabeth durch die ungeheuren Anfeindungen, welche sie von der katholischen Seite her erfuhr, zur schärferen Ausbildung des neuen antikatholischen Systems getrieben. Immer aber hielt sie an dem Grundsatz ihres Vaters fest, die geistliche Gewalt in England gehe ausschließlich vom Thron aus und haßte nichts mehr, als die Autonomie kirchlicher Genossenschaften, den calvinistischen Republicanismus.

Als sie das erstemal nach ihrer Thronbesteigung nach London kam, begleitete sie unermeßlicher Volksjubel und von einem Triumphwagen schwebte ein Knabe zu ihr herab und überreichte ihr eine Bibel, die sie an ihr Herz drückte. In der Kirche verbot sie die Elevation der Hostie. Damit hatte sie sich gegen die alte Kirche rasch und präcis entschieden.

Elisabeth war in der Schule des Unglücks abgehärtet und besaß einen scharfen Verstand, wählte daher auch einige ausgezeichnete Geschäftsmänner, die ihr blind und lebenslänglich ergeben blieben, zu ihren ersten Ministern, den William Cecil, den sie zum Lord Burleigh erhob, Nicolaus Bacon und Wolfingham. Die Bischöfe kamen alle, der neuen Königin zu huldigen. Sie kehrte nun dem blutigen Bonner den Rücken, wählte sich aber in Parker, dem Erzbischof von Canterbury, ein Werkzeug für ihre eigene Tyrannei, einen ser-

vilen und unerbittlichen Verfolger aller Andersdenkenden. Nach dem Tode dieſes Parker ernannte die Königin den Whitgift zu ſeinem Nachfolger, der noch unbarmherziger verfuhr (ſeit 1583).

Die Verfolgung traf einerſeits die Katholiken, andrerſeits die republikaniſch geſinnten Calviniſten, die man Puritaner oder Nonconformiſten nannte. Der Name Puritaner (Reiniger) bezog ſich auf das Trachten, rein nach dem Worte Gottes leben zu wollen und alles, was ſich nicht aus der h. Schrift herleiten ließ, zu verwerfen. Der Name der Nonconformiſten entſtand in Frankfurt am Main, wohin ſich viele engliſche Puritaner geflüchtet hatten und wo man ihnen eine Kirche einräumte. Hier erſchien ein Dr. Cox und bewog einen Theil der verbannten Engländer, die Kirchenform des König Eduard anzunehmen, d. h. ſich mit ihr conform zu erklären, während John Knox, ein wüthender Eiferer für die Freiheit des Volkes Gottes, ihm widerſprach. Frankfurt, die alte deutſche Krönungsſtadt, ſah ein unerhörtes Schauſpiel. Von derſelben Kanzel herab bellte und biß Cox gegen Knox und Knox gegen Cox. Als aber der letztere den Rathsherren von Frankfurt eine Schrift des Knox vorlegte, worin des deutſchen Kaiſers in unehrerbietigſter Weiſe gedacht war, behauptete Cox das Feld und Knox mußte ſich in die große Hauptfeſtung des Calvinismus, nach Genf, zurückziehen, bis er von dort nach Schottland ging, um während der politiſchen Wirren daſelbſt dieſes Land für den Puritanismus zu erobern. Seine engliſchen Anhänger hießen aber nun Nonconformiſten im Gegenſatz gegen die Conformiſten des Cox. Die erſtern wurden fort und fort in England verfolgt und flohen nach Deutſchland oder Schottland. Sie machten es aber auch arg und die Verfolgung erbitterte ſie noch mehr. Gleich den alten Huſſiten wollten ſie nichts Sündhaftes und Gottwidriges auf Erden mehr dulden und wütheten gegen Nebendinge mit gallenbittrem Haſſe, gegen alle Vergnügungen, Spiele und Schauſpiele, Gelage, Tänze, Putz ꝛc. In der Kirche ſelbſt duldeten ſie keinen Schmuck, kein Symbol, kein Kreuz, nicht einmal einen prieſterlichen Ornat, und legten es darauf an, den Gottesdienſt zu ſtören, alle äußeren Zeichen

des Heiligen zu verhöhnen und laut in die frechsten Schmähungen gegen die Königin und ihre Kirche auszubrechen.

Elisabeth sah in diesem puritanischen Treiben nicht blos Ketzerei, sondern Rebellion, republicanische Tendenz, und um so mehr, als Knox Schottland zu unterwühlen anfing. Sie verfolgte daher die Puritaner mit der äußersten Härte, die in einzelnen Bestimmungen (z. B. niemand soll Privatgottesdienst im Hause halten, niemand im Hause predigen, ja „nicht einmal beten" dürfen) völlig sinnlos erscheinen würden, wenn sie nicht Gelegenheit zu Angebereien dargeboten hätten, auf deren Grund hin man die Verdächtigen verhaften konnte. Wer des Sonntags nicht in die Kirche der Königin kam, wurde mit 20 Pfund Sterling gestraft. Wer etwas wider die Königin und die Staatskirche schrieb, dem wurde die rechte Hand abgehauen.

Als Elisabeth auf den Thron kam, war sie erst 25 Jahre alt und fand eine Menge Bewerber. Das Parlament selbst wünschte, sie möchte sich verheirathen. Aber sie hatte schon von früher Jugend an eigensinnig erklärt, sie werde nie heirathen, und zog jetzt den Ring hervor, den sie am Krönungstage empfangen hatte. „Mit diesem Ringe," sprach sie, „habe ich mich England vermählt, ich bin daher schon vermählt und alle Engländer sind meine Kinder." Sie hatte Verstand genug, um einzusehen, daß jeder fremde Prinz, den sie etwa heirathen würde, den stolzen Engländern nicht genehm seyn würde, noch weniger aber ein englischer Großer, dem die andern nicht würden gehorchen wollen. Sie blieb also „die jungfräuliche Königin" und machte sich nur daraus ein Vergnügen, daß sie zuweilen einen schmachtenden Prinzen (wie den Herzog von Alençon) mit der Hoffnung auf ihre Hand hinhielt und sich von Fürsten und Gesandten wie von ihren eigenen Höflingen auf die übertriebenste Weise schmeicheln ließ. Es lag darin viel Koketterie, wie sie denn wirklich sehr eitel auf ihre Person gewesen seyn muß. Sie trug alle Tage ein anderes Kleid, man fand nach ihrem Tode noch 3000 Anzüge in ihrer Garderobe. Nicht selten wechselte sie mit den Trachten aller Nationen ab. Auf ihren Bildnissen fällt das Uebermaß ihres Schmuckes auf. Ihr Kopf ist von dem hohen und emporstehenden Spitzenkragen wie

von einem kunſtreichen Rahmen umgeben, ihr rothes Haar aufs künſtlichſte friſirt, ihr tief hinabreichendes Mieder ſchimmert von Perlen und Juwelen. Schön war ſie nicht und der Ausdruck der Altjüngferlichkeit in ihren ſpäteren Jahren ſoll nicht einladend geweſen ſeyn. Aber ſie war fein und geiſtreich. In ihrer Koketterie lag daher, wie das bei einem überlegenen weiblichen Geiſte nicht wohl anders ſeyn konnte, viel Ironie. Es mußte ihr ein eigenthümliches Behagen bereiten, wenn alle Männer, die vornehmſten, die tapferſten, die gelehrteſten, ſich in ihrer Gegenwart wie die Narren betrugen, ſich alle wie unglücklich ſeufzende Liebhaber geberdeten und in den verrückteſten Schmeicheleien ihrer Schönheit wetteiferten. Die engliſche Hofſprache war bereits der Renaiſſance angepaßt und dieſelbe ging darin mit dem nationalen Humor Englands eine wunderliche Ehe ein. Aus den engliſchen Schauſpielen vor und noch zur Zeit Shakeſpeares erkennt man noch den kunſtreichen Schwulſt, die bildlichen Ausdrücke und Hyperbeln, das Einflechten der antiken Mythologie ins Beſprechen alltäglicher Dinge ꝛc., wie ſie damals Mode waren. In den Briefen, welche Eliſabeth ſelber ſchrieb, herrſcht dieſer Schwulſt zwar nicht, ſondern ein ſehr klarer Verſtand.

Trotz der religiöſen Verfolgungen, die von ihr ausgingen, war lange keine Regierung in England ſo beliebt geweſen, wie die ihrige, weil ſie dem Nationalſtolz durch Wahrung der Macht und Ehre Englands nach außen, und dem materiellen Intereſſe durch Hebung der Seemacht, des Handels und Wohlſtandes ſchmeichelte. Dem Parlament aber bewies ſie zum erſtenmal wieder eine echt conſtitutionelle Nachgiebigkeit, die ihrer Machtſtellung keineswegs ſchadete. Denn eine Conceſſion an die Volksvertretung zur rechten Zeit macht beliebter und dadurch ſtärker, als ein unbeſonnener Trotz. Ein Parlamentsglied, Namens Strikland, hatte ſich i. J. 1571 ungemeſſene Reden gegen die Königin erlaubt. Sie wies ihn aus dem Parlament, dieſes aber beharrte auf dem Recht, das jedes ſeiner Mitglieder in Bezug auf Sitz und Stimme und freie Rede anzuſprechen hatte, und Eliſabeth duldete, daß Strikland ſeinen Sitz wieder einnahm.

6.

Maria Stuart.

Die junge Erbin der ſchottiſchen Krone, Maria Stuart, „das liebliche Kind,“ war, wie oben ſchon erzählt iſt, nach Frankreich gerettet und dort mit dem Dauphin, nachherigen König Franz II., vermählt worden. Es kam ihr nicht zu Statten, daß ſie an dem üppigen Hofe der alten Katharina von Medicis aufwuchs. Sie lernte hier zwar die anmuthigſte Form des Lebens kennen, gewöhnte ſich aber auch an allzufreie Sitten und war um ſo mehr der Verführung ausgeſetzt, als ſie von der Natur mit ſeltener Schönheit und mit einem leichten und frohen Sinn ausgeſtattet war. Man hat noch jugendliche Portraits von ihr aus jener franzöſiſchen Zeit. Von dem Bilde, welches Zuccaro malte, ſagt ein Kenner, man könne kein reizenderes und mehr verführeriſches Geſicht ſehen, ſo echt weiblich, daß ſich jeder Mann dazu hingezogen fühlen müſſe. Man glaube darin alle weiblichen Tugenden, aber auch Schwächen vereinigt zu ſehen. Von einem andern Bilde des Malers Furino aus derſelben Zeit wird dieſelbe Anmuth und Holdſeligkeit gerühmt. Es ſey eins von den Bildern, „die man nie vergißt und an deren Echtheit man um ihrer Schönheit willen glaubt, auch wenn man ſie nicht beweiſen kann.“

Während dieſe junge Dame als Liebling des glänzenden Hofes von Paris und angebetete Königin von Frankreich an der Seite ihres jungen zärtlichen Gemahls nur Tage des ſüßeſten Glücks verlebte, geſchahen in ihrer ſchottiſchen Heimath häßliche und widerwärtige Dinge. Ihre Mutter, Marie von Guiſe, wurde als Regentin des Landes von James Stuart, einem natürlichen Sohn ihres verſtorbenen Gemahls, angefeindet, weil derſelbe ſich zum Herrn von Schottland aufzuwerfen wünſchte. Dazu mußten ihm die Puritaner dienen, die aus England entflohen waren. Hier fand John Knox ein erwünſchtes Feld der Thätigkeit und riß durch ſeinen Feuereifer,

durch die Macht ſeiner Rede, durch den ſchonungsloſen Trotz, den er den Vornehmen entgegenſetzte, und durch ſeine demokratiſchen Ideen die Schotten hin. Auch ein Theil des Adels ſchloß ſich an und ſtiftete unter dem Namen Covenant (zuerſt im Dez. 1557) einen Bund gegen die römiſche Kirche, dem erſt Knox Feſtigkeit gab. Man nannte dieſe Partei auch die der Congregationiſten. Alles Altkatholiſche wurde als ſataniſch verſchrieen und verdammt und die neue ſog. presbyterianiſche Kirche gegründet, welche der Lehre nach rein calviniſch, jede Ueber- und Unterordnung im Prieſterſtande, aber auch die Staatskirche verwarf und das Kirchenregiment ausſchließlich in die Hände eines Convents der unter einander gleichen Prieſter legte. Das ſchottiſche Parlament ſtimmte dem kühnen Reformator zu und erließ die erforderlichen Geſetze. Religiöſe Ueberzeugung war dabei nicht das Hauptmotiv, oder wenigſtens nur beim gemeinen Mann in den Städten und ſüdlichen Niederungen Schottlands, wo engliſche Bevölkerung und Sprache vorherrſchten. Die Hochſchotten im Norden und auf den Inſeln blieben katholiſch. Der Adel folgte mehr dem nationalen Inſtinct, dem die Abhängigkeit Schottlands von Frankreich ebenſo zuwider war, als die von England, dem daher auch der Presbyterianismus lieber war als die engliſche Hochkirche und als das Papſtthum. Darauf gründete nun James die Hoffnung, mit dereinſtiger Ausſchließung ſeiner nach Frankreich verheiratheten Schweſter die ſchottiſche Krone zu erlangen. Die Königin Eliſabeth unterſtützte ſeine Hoffnung, indem ſie ihm, obwohl nur im eigenen Intereſſe, Truppen zu Hülfe ſchickte, um die katholiſch-franzöſiſche Partei zu unterdrücken. Die Regentin unterlag und ſtarb vor Kummer, 1560.

In demſelben Jahre verſchied auch der junge König Franz II. und Maria Stuart war in Frankreich überflüſſig geworden, während es zur Nothwendigkeit für ſie wurde, in ihre rauhe Heimath zurückzukehren und ihr Recht auf die ſchottiſche Krone zu behaupten. Sie ſelber ging ungern und trennte ſich nur mit unendlichem Schmerz von Paris, wo ſie ihr höchſtes Glück gefunden hatte. Aber ihre Oheime, die Guiſen, trieben ſie an, heimzukehren, und gaben ihr

das Geleit, um durch ihre Thronbesteigung in Schottland die katholische Partei wieder zu stärken und zugleich dem französischen Interesse gegenüber von England zu dienen. Sie war erst 18 Jahre alt und eine Fremde im eigenen Vaterland, doch war ihr Thronrecht unbestritten und James durfte es nicht wagen, sich ihr zu widersetzen. Sie suchte ihn zu gewinnen, indem sie ihm die Geschäfte überließ und ihn zum Grafen von Murray erhob. Aber alles, was sie bei ihrer Ankunft in Schottland sah, machte sie schaudern.

Da sie in ihrer Kapelle Messe lesen ließ und mit ihrem Gefolge den katholischen Gebräuchen folgte, wurde die Messe zweimal durch Einbrechende gestört und einmal der Priester verwundet. Auch Knox genirte sich in seiner frechen Art durchaus nicht, sie öffentlich als eine Jesabel abzukanzeln und ließ ins Kirchengebet setzen: „Gott wolle ihr Herz lenken, welches widerspenstig gegen ihn sey, und wenn sein heiliger Wille es anders beschlossen habe, möge er die Herzen und die Hände der Auserwählten stärken, um sich der Tyrannei zu widersetzen.“ Der Rath von Edinburgh verbannte aus der Stadt „alles gottlose Gesindel des Antichrist, des Papstes, der Mönche mit allen Ehebrechern und Huren.“ Das galt der Königin und ihrem Hofstaate, da seine leichtfertigen französischen Manieren den Puritanern zum ungeheuern Aergerniß gereichten. Man darf nicht zweifeln, daß ihr jede Kleinigkeit mißdeutet und daß sie vom Parteihaß verleumdet worden ist. Sie mußte einen französischen Edelmann, der ihr gefolgt war und den man unter ihrem Bette versteckt fand, öffentlich hinrichten lassen, um wieder gut zu machen, was ihre allzu große Vertraulichkeit mit ihm übel gemacht hatte, denn obgleich sie nur mit ihm gescherzt und durchaus keine ernsthafte Neigung zu ihm gehabt zu haben scheint, so hatte man sie doch mit ihm auf zu familiärem Fuße umgehen sehen. Er hieß Chastelard.

Maria hegte damals ein großes Vertrauen zur Königin Elisabeth. Obgleich sie sich ihr eventuelles Recht auf die englische Krone vorbehielt, hatte sie doch Titel und Wappen einer Königin von England wieder abgelegt und es war ihr nicht unbekannt, wie sehr Elisabeth die Puritaner haßte. Beide Damen schrieben sich damals als

gute Verwandte und Maria bezeigte der älteren und erfahrneren Eliſabeth eine kindliche Hingebung. Die letztere rieth ihr, ſich einen Gemahl zu ſuchen, deſſen Arm ihr Schutz gewähren würde, und ſchlug ihr dazu den Grafen von Leiceſter vor, einen angeſehenen engliſchen Edelmann, ſo wohlgebildet und von ſo feinen Sitten, daß man glaubte, Eliſabeth ſelbſt wünſche ihn zu heirathen. Sie dachte nicht daran. Aber gerade um das ſie beleidigende Gerücht niederzuſchlagen, bot ſie ihn der Königin Maria zum Gemahl an. Wenn ihn Maria annahm, ſo kam dieſe dadurch unter engliſchen Einfluß und wurde immer mehr von ihr abhängig. Denn Leiceſter war ihr Unterthan und konnte auch in Schottland ihre Unterſtützung nicht entbehren. Leiceſter bemühte ſich indeß vergebens um Marien, denn Frankreich mißbilligte dieſe Verbindung. Die katholiſche Partei, die in Philipp II. den eigentlichen Vorkämpfer gegen die Reformation erkannte, wünſchte deſſen Sohn Don Carlos mit Maria Stuart zu vermählen und ſie ſelbſt fand dieſe Verbindung für ſie paſſend und wäre gern darauf eingegangen. Allein es widerſtritt dem Intereſſe Englands und Frankreichs zugleich und beide Mächte hintertrieben dieſe Heirath.

Da ließ ſich Maria verleiten, 1565 ihre Hand dem Heinrich Darnley, Grafen von Lenox, zu reichen, der ein ſchöner Mann und ihr verwandt, der Sohn einer Nichte ihrer Großmutter war, jedoch unter den übrigen ſchottiſchen Großen kein überwiegendes Anſehen genoß. Murray ſah jetzt ſeine Anſprüche auf den ſchottiſchen Thron vereitelt, war aber von dem mächtigen Covenant unterſtützt und wagte eine offene Empörung. Maria ſtellte ſich mit ihrem geliebten Darnley ſelbſt an die Spitze des ihr treuen Adels und ſchlug ihren Bruder aus dem Felde, denn die Legitimität hatte im ſchottiſchen Volk doch noch mehr Credit als die Revolution. Murray und ſeine compromittirteſten Anhänger flohen nach England.

Aber ein unglückſeliges Verhängniß ließ Maria Stuart nicht zu Ruhe und Frieden kommen. Darnley, den ſie ſo ſehr liebte, benahm ſich ihrer unwürdig wie der roheſte Jagdjunker. Als ſie ihn einmal bat, nicht mehr ſo viel zu trinken, ſoff er ſich erſt recht voll, zwang auch die andern Tiſchgenoſſen, ihm nachzuahmen und verhöhnte

die Königin, welche weinend hinweg ging. Von dieſer Zeit an war beſtändiger Unfrieden unter den beiden Eheleuten. Er glaubte vor ſeiner Frau ſich in nichts mehr geniren zu dürfen und wollte auch mitregieren und ſie ſollte ihren Namen zu Maßregeln hergeben, durch die er nur ſeinen Privathaß befriedigen wollte, die aber dem Intereſſe der Krone zuwider liefen. Sie weigerte ſich und ſo kamen ſie immer mehr auseinander. Er verließ ſie oft, um ſeinem beſonderen Vergnügen nachzugehen und bei ſeinen wilden Geſellen über ſie zu ſchelten. Da warf dieſe kleine Bande ihr Auge auf einen gewiſſen Riccio, einen Piemonteſen, der mit dem Geſandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen und dort geblieben war, weil er den Hofzirkel der Königin durch ſein muſikaliſches Talent erfreute. Sie hatte ihn endlich zu ihrem Sekretär für ihre franzöſiſche Correſpondenz ernannt. Er war nichts weniger als ſchön, da aber Maria am franzöſiſchen Hofe die ſteife Etiquette zu verbannen gelernt hatte und den muſicirenden Riccio in ihren kleinen Abendgeſellſchaften mit am Tiſche ſitzen ließ, ſo gab das Anlaß genug, ſie einer unanſtändigen Vertraulichkeit mit ihm zu beſchuldigen. Darnley überfiel nun am 9. März 1566 die Königin auf ihrem Schloſſe Holyrood in ihrer gewöhnlichen Abendgeſellſchaft. Der Italiener ſaß am Tiſch neben mehreren anderen Herren und Damen und flüchtete, als man ihn mit dem Tode bedrohte, hinter die Königin, die ihn vergebens zu ſchützen ſuchte. Ohne ihre Majeſtät und ihren Zuſtand, denn Maria war hochſchwanger, zu achten, ſtachen die bewaffneten Mörder in Darnleys Gefolge nach dem armen Sänger, riſſen ihn, nachdem ſie ihn ſchon verwundet hatten, ins Nebenzimmer und tödteten ihn hier mit 56 Wunden. Der Anblick der blanken Degen erſchütterte Maria ſo, daß der Sohn, den ſie nachmals gebar, und der unter dem Namen Jakob I. König von England wurde, ſein Leben lang keinen bloßen Degen ſehn konnte. Sie aber gab ihrem verbiſſenen Schmerz und Groll Ausdruck, indem ſie ausrief: „Dieſes Blut (Riccios) wird einigen unter euch theuer zu ſtehen kommen.“ Und doch war Darnley brutal genug, die unglückliche Königin zu zwingen, die Nacht mit ihm zuzubringen.

Murray benutzte den Zwiespalt des königlichen Ehepaars, um aus seiner Verbannung zurückzukehren und der Schwester seine Dienste anzubieten. Sie warf sich an seinen Hals, weinte, verzieh ihm und machte ihn zum Vertrauten ihrer Pläne. Ein noch treueres und energischeres Werkzeug aber fand sie an dem Grafen Bothwell, einem nicht schönen, aber so thatkräftigen Manne, daß sie sich bald in ihn bis zur äußersten Unbesonnenheit vernarrte, ja um seinetwillen vor keinem Verbrechen mehr zurückbebte. Die systematische Art, wie sie sich nun an Darnley rächte, wäre unglaublich, wenn sie nicht durch untrügliche Zeugnisse bestätigt wäre. Durch verstellte Zärtlichkeit brachte sie nämlich Darnley zuerst dahin, sich von seiner Partei zu trennen und die Mörder Riccios, seine bisherigen Gesellen, zu verfolgen. Das sanfte Herz Marias verwandelte sich damals in das einer Tigerin, denn sie war ganz Weib im Bösen wie im Guten und konnte dem, der sie so grenzenlos beleidigt hatte, nimmermehr verzeihen. Als ihr Sohn, der nachmalige König Jakob VI. von Schottland (oder Jakob I. von England) feierlich getauft wurde, wobei ein Gesandter Englands im Namen der Königin Elisabeth zu Pathen stand, durfte der Vater Darnley selber nicht zugegen seyn, wohl aber Bothwell. Gleichwohl ließ sich Darnley noch einmal von Marien beschwatzen und dahin locken, wo sein Mord vorbereitet war. Maria Stuart schrieb damals in einem noch vorhandenen Briefe: „Ich sah Darnley noch nie sich so gut betragen und so sanft sprechen, und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß sein Herz weich wie Wachs und meines hart wie Diamant ist, so hätte wenig gefehlt, ich hätte Mitleid mit ihm gehabt.“ Kaum hatte Maria ihn unter den zärtlichsten Küssen verlassen, so fiel er in die Hände der bestellten Mörder und wurde am 9. Febr. 1567 das ganze Haus durch schon vorher unter seinem Bette angebrachte Pulversäcke in die Luft gesprengt. Dadurch sollte jede Spur des Verbrechens vertilgt werden. Man bemerkte, daß Maria vor der Explosion noch eine kostbare Decke von Marderpelz, sowie auch ein schönes Sammtbett hatte in Sicherheit bringen lassen, um bei diesem Anlaß nicht um so schöne Gegenstände zu kommen.

Ohne eine Unterſuchung zu verhängen, ohne eine Klage vernehmen zu laſſen, lebte Maria ganz vergnügt mit dem Mörder Bothwell, der ſich von ſeiner eigenen Gattin ſcheiden ließ, um Marien heirathen zu können. Darnleys alter Vater, der Graf von Lenox, erhob eine laute Anklage gegen Bothwell, wurde aber durch Drohungen vom Gericht zurückgetrieben, während Bothwell, auf dem Lieblingspferde Darnleys reitend, die Königin noch traulich am Fenſter begrüßte und ſich dann triumphirend zu dem Gericht begab, das ihn freizuſprechen beordert war. Mit noch größerer Frechheit lud er den Adel zu Gaſt, umſtellte ihn mit Bogenſchützen und zwang ihm die Einwilligung in ſeine Ehe mit Marien ab, die er auch vollzog, ſchon drei Monate nach Darnley's Tode. Um dem Volk einigermaßen Sand in die Augen zu ſtreuen, ließ ſich Maria zum Schein von Bothwell entführen, damit es ausſehe, als habe ſie doch nicht freiwillig ſo ſchnell einen Andern geheirathet. Aber das Volk, zumal die ſittenſtrengen Schotten, wußte alles wohl und bereitete eine ſchreckliche Reaction gegen die leichtſinnige Königin vor. Der Unwille bemächtigte ſich aller Klaſſen, ſogar des Heeres, das ſonſt immer mit Begeiſterung ſeiner ſchönen und heldenmüthigen Königin gefolgt war. Mit einer Fahne, auf welcher der ermordete Darnley und vor ihm knieend mit zu Gott erhobnen Blicken um Rache ſchreiend ſein junger Sohn abgebildet war, zogen die empörten Schotten gegen die Königin aus, und ehe noch die Schlacht begann, lief faſt ihr ganzes Heer zu den Empörern über. Kaum daß Bothwell auf ſchnellem Roß entkam. Maria mußte ſich in die Gewalt der Lords begeben und wurde nicht mehr als Königin, ſondern als Gefangene behandelt. Ja man beging die Rohheit, unmittelbar vor ihr Fenſter jene Fahne zu hängen. Maria, ſo plötzlich in Elend und Schande herabgeſtürzt, war der Verzweiflung nahe und rief Tag und Nacht aus ihrem Fenſter laut um Hülfe, aber ihre natürliche Heftigkeit verleitete ſie, ihren Peinigern zu drohen und zu trotzen.

Dieſes unvorſichtige Benehmen verurſachte, daß man ſie nicht länger ſchonte. Man hätte ſie, wenn ſie gefügiger geweſen wäre und Bothwell aufgeopfert hätte, als Königin behalten. Jetzt aber

entſchloß man ſich, ſie feierlich abzuſetzen, ihren jungen Sohn als König zu krönen und Murray zum Regenten zu ernennen. Die Abſetzung erfolgte in den für Maria demüthigendſten Ausdrücken. Ihr Ruf war vollends vernichtet, als man ihre eigenhändigen Briefe aufgefangen hatte, die ihre Mitſchuld an Darnleys Tod bewieſen. Um ihre Buße noch zu erſchweren, wurde ſie im Schloß Lochleven eingeſperrt und hier unter die Aufſicht eines alten Weibes geſtellt, der Margarethe Erskine, die ihre Todfeindin, nämlich eine ehemalige Maitreſſe ihres Vaters Jakob V. und Murrays Mutter war. Auch Bothwell, der entkommen, aber zur See von den Dänen gefangen worden war, wurde zu Malmöe eingeſperrt und ſtarb im Kerker, ohne Marien je wiederzuſehen.

Noch einmal erlangte Maria ihre Freiheit wieder. Georg Douglas, Murrays Bruder, verliebte ſich in ſie und entführte ſie mit Liſt; die Familie Hamilton, die eines ihrer Mitglieder mit ihr zu vermählen wünſchte, ſtellte ihr ein Kriegsheer; allein in der Schlacht bei Langſide erlitt ſie eine Niederlage, der ſie in tödtlicher Angſt von einem Berge herab zuſah, floh dann eilends davon und beging die Unbeſonnenheit, ihren Weg nach England zu nehmen und ſich dem Schutz ihrer älteſten und unverſöhnlichſten Feindin, der Königin Eliſabeth anzuvertrauen. Dieſe eben ſo ſtaatskluge als herzloſe Dame ließ die arme geflüchtete Nebenbuhlerin allſogleich feſtſetzen und warf ſich ſelbſt zur Schiedsrichterin in den ſchottiſchen Angelegenheiten auf. Inzwiſchen kam es Marien immer noch eine Zeit lang zu Statten, daß Eliſabeth aus zweierlei Gründen die ſchottiſche Volksherrſchaft, obgleich dieſelbe benutzend, doch nicht billigte, einmal weil ſie ſelber Königin war und die Rebellion aus Prinzip verdammen mußte, ſodann aus Haß gegen Knox und die presbyterianiſche Kirche. Sie dachte alſo nicht daran, Marien ſo ſchlimm zu begegnen, wie es ſpäter geſchah. Sie wollte ſie nur als Pfand und Geißel behalten, um bald als ihre angebliche Beſchützerin, bald als Patronin ihrer Gegner die Lenkung der ſchottiſchen Dinge in eigener Hand zu behalten und insbeſondere die Einmiſchung der katholiſchen Mächte, Frankreichs und Spaniens, in Schottland zu verhindern.

Nun vereinigten ſich aber eine Menge Umſtände, um Marien ein weit härteres Loos zu bereiten. Der junge Herzog von Norfolk wünſchte ſie zu heirathen, Eliſabeth zu ſtürzen und an Mariens Hand England und Schottland zugleich zu beherrſchen; er erhob offen Aufruhr, unterlag aber und ließ ſein Haupt auf dem Blutgerüſt. Murray war als Regent in Schottland ſo ganz von Eliſabeth abhängig, daß er ihr damals Hülfe leiſtete gegen die Anhänger ſeiner unglücklichen Schweſter. Aber er büßte dieſe Unnatur, indem ein Meuchelmord ihn raſch aus der Welt ſchaffte, 1570. Sein Tod war das Zeichen zum allgemeinen Bürgerkrieg in Schottland, den aber Eliſabeths Truppen zu Gunſten des ganz von ihr abhängigen jungen Königs Jakobs VI. entſchieden, der ſich um ſeine Mutter wenig bekümmerte. Als bald darauf in Frankreich in der Bartholomäusnacht der furchtbare Schlag von katholiſcher Seite gegen die Reformirten erfolgte, übte auch dieſes Ereigniß auf Mariens Schickſal ſchlimmen Einfluß.

Ihre Briefe an die Königin Eliſabeth ſind der reinſte Spiegel ihrer gequälten Seele. Bald in Demuth vor ihrer Freundin ſchluchzend, fleht ſie ſie um Erbarmen, bald bricht ihre Verzweiflung in Zorn und Vorwürfe aus. Das Unglück einer ſo ſchönen Frau weckte Mitleid und immer noch dachte man in Spanien, Frankreich und Schottland an die Möglichkeit, durch ihre Befreiung auch der katholiſchen Sache nützen zu können. Daraus entſpannen ſich Verſchwörungen, die alle entdeckt wurden, alle aber auch Eliſabeths Zorn gegen ihre unglückliche Gefangene vermehrten. Ein gewiſſer Parry wollte, um Marien zu retten, Eliſabeth umbringen. Marie erfuhr davon und rieth nicht ab. „Es gibt kein Aeußerſtes, ſchrieb ſie 1585, was ich nicht wage, um mich aus meinem Elend zu befreien.“ Als nun aber der junge Babington voll glühender Begeiſterung für ſie einen neuen Mordanſchlag auf Eliſabeth machte, der wieder verrathen wurde, verlor die letztere ihre Geduld und wurde von ihren Räthen und der ganzen antikatholiſchen Partei in England angegangen, ihr Leben zu ſchützen, indem ſie der gefangenen Königin das ihrige abſpreche. So wurde denn ein engliſches Blutgericht niedergeſetzt, an dem vorzüglich Lord Burleigh Antheil nahm, und Maria Stuart zum Tode

verurtheilt. Vergebens proteſtirte ſie gegen die nicht zuſtändigen Richter. Das Urtheil wurde gefällt und am 8. Februar 1587 vollzogen. Nachdem ſie von den wenigen Dienerinnen, die ihr übrig geblieben, einen rührenden Abſchied genommen hatte, quälte ſie der hochkirchliche Dechant Fletcher noch auf dem Gange zum Tode mit ſeinen lächerlichen Bekehrungsverſuchen und malte ihr aufs gräßlichſte aus, wie ſie binnen einer halben Stunde in der Hölle von heißen Flammen und ſchwarzen Teufeln würde empfangen werden, wenn ſie nicht noch geſchwind die eliſabethaniſche Glaubensformel annähme. Maria ſah ſich gezwungen, ihn zu unterbrechen und ihm zu ſagen, ſeine Mühe ſey umſonſt. Da kniete der Scharfrichter und ſein Gehülfe vor ſie hin und baten ſie um Verzeihung. Sie entkleidete ſich lächelnd, ſprach noch ein kurzes Gebet, worin ſie mit inniger Freude Gott für die endliche Erlöſung dankte, beugte das Haupt über den Block — und das Beil trennte es vom Rumpfe. Sie war damals erſt 47 Jahr alt und noch immer ſchön. Eliſabeth gab vor, der Sekretär Daviſon habe das Urtheil voreilig vollziehen laſſen, ſie ſelbſt ſey alſo nicht Schuld. Daviſon wurde wirklich zur Strafe eingeſperrt.

7.

Die Armada.

Um den Tod der ſchottiſchen Königin zu hindern, nachher zu rächen und die katholiſche Sache auf den britiſchen Inſeln herzuſtellen, entſchloß ſich Philipp II., eine gewaltige Anſtrengung zu machen, und ließ eine ungeheure Kriegsflotte bauen, die er ſelbſt „die unüberwindliche Armada“ nannte. Dieſelbe ſollte in Flandern anhalten und hier die ganze große Armee des Prinzen von Parma aufnehmen und nach England hinüberführen. Die Armada lief im Mai 1588 aus, wurde jedoch von einem Sturm überfallen, litt großen Verluſt und mußte wieder umkehren. Im Juli aber war der Schaden wiederhergeſtellt und die Flotte unter dem Admi-

ral Herzog von Medina-Sidonia lief zum zweitenmal aus. Sie zählte 100 Galeonen, größer als man bisher jemals Schiffe auf der See erblickt hatte, ungerechnet die kleineren Schiffe, und führte 2630 große Kanonen und mehr als 100,000 Matrosen und Soldaten. An der Küste von Flandern sollte noch Parma mit 50,000 Mann aufgenommen werden.

Als die stolze Armada durch den Canal zwischen Frankreich und England hindurch nach Flandern segelte, wurde sie von der englischen Flotte unter Lord Howard zwar nicht aufgehalten, aber doch geneckt, verfolgt und geschädigt. Unter dem englischen Admiral dienten Franz Drake und Walther Raleigh, die ersten großen Seehelden Englands, die sich schon in allen Meeren im Kampf mit den Spaniern versucht hatten. Die Armada legte sich bei Calais vor Anker, ließ sich aber durch Brander, welche die Engländer unter sie schickten, auseinandertreiben und so, wie die Schiffe sich auf dem Meere zerstreuten, fielen die Engländer über sie her. So gingen 12 spanische Schiffe verloren. Wie aber Parma erkannte, daß der spanische Admiral es nicht verstand, von seiner Uebermacht irgend einen Gebrauch zu machen, fürchtete er seine schöne Armee unnütz aufzuopfern und verweigerte die Einschiffung derselben. In der That hatten die Spanier bereits eine Menge ihrer größten Schiffe verloren, die Engländer aber nur ein einziges kleines Schiff. Das ganze große Unternehmen gerieth dadurch ins Stocken. Medina-Sidonia stand von einem Angriff auf die englische Küste ab und suchte nur noch heim zu kommen. Aber der Wind im Canal war ihm entgegen und die englische Flotte lauerte ihm auf. Er faßte daher den verzweifelten Entschluß, mit seiner ganzen Flotte um England, Schottland und Irland herum zu segeln. Allein auf diesem Wege im hohen Norden und in rauher Jahreszeit gerieth die Armada in fürchterliche Stürme und wurde der Hälfte ihrer Schiffe beraubt, die zuerst an den Orkneyinseln, dann an den Hebriden und an der Westküste Irlands an den Felsen zerschellten, weil ihre unbehülfliche Größe die Lenkung erschwerte.

Philipp II. empfing jedoch den beschämt heimkehrenden Herzog

von Medina-Sidonia gnädig und dankte Gott, daß wenigſtens nicht alles verloren war. Die Engländer wußten ſich dagegen vor Uebermuth kaum zu faſſen und ſchon 1589 machte Franz Drake einen Raubanfall an der Küſte Portugals. Wichtiger waren dieſes Drake und Raleighs Corſarenfahrten an den Küſten Amerikas, wo ſie die ſilber- und goldführenden Schiffe der Spanier raubten und die Küſtenſtädte zerſtörten. Ueberall zeigten ſich die engliſchen Seefahrer den ſpaniſchen weit überlegen. Das erſte engliſche Kriegsſchiff, welches den Spaniern in die Hände fiel, wurde von Capitain Greenville gegen 53 ſpaniſche Schiffe heldenmüthig ſo lange vertheidigt, bis es, nachdem bereits vier ſpaniſche Schiffe von ihm in den Grund gebohrt waren, endlich ſelbſt gänzlich entmaſtet und zerſchoſſen war, kein Pulver mehr hatte und kaum noch ein Drittel der Mannſchaft am Leben, Greenville ſelbſt ſchwer verwundet war. In dem Augenblick aber, in dem es genommen und von 200 Spaniern beſetzt wurde, ging es mit dieſen zu Grunde, 1592.

Eliſabeth hatte den Holländern Beiſtand leiſten laſſen durch einige Truppen unter dem Grafen von Leiceſter. Indem ſich dieſer nun eben ſo ungeſchickt zu Lande benahm, wie Medina-Sidonia zur See, ſtrafte ſie ihn doch eben ſo wenig, wie Philipp ſeinen Admiral, ſondern blieb ihm in Gnaden gewogen, woraus man auf ein vertrautes Verhältniß zwiſchen beiden ſchließen wollte. Als Leiceſter 1588 ſtarb, wandte Eliſabeth ihre Gunſt dem erſt 21jährigen Stiefſohn deſſelben, dem Grafen Eſſex zu, der ſich nicht ſehr würdig benahm. Er machte nämlich nicht nur ungeheure Schulden, die ihm die alte Königin bezahlen mußte, ſondern ſpottete ihrer auch im Kreiſe ſeiner luſtigen Brüder. Gleichwohl hatte er ſo viel Macht über ſie, daß er den tapfern Walther Raleigh aus ihrer Gunſt verdrängte und denſelben ſogar in den Kerker brachte. Mit einem andern jungen Menſchen, Namens Blount, der gleichfalls das Herz der alten Königin gewonnen hatte, duellirte er ſich, worauf ſich aber beide raſch wieder verſöhnten. Die Königin war entzückt, daß zwei ſo junge Leute ſich „um ihrer Schönheit willen“ hätten die Hälſe brechen wollen. Das Duell blieb lange für ihren Hof ein Quell

der niedrigſten und eckelhafteſten Schmeicheleien. Eſſex wollte aber nicht blos ein vorgezogener Höfling ſeyn, ſondern es auch allen Admiralen, Generalen und Miniſtern zuvorthun und ſich den höchſten Ruhm erwerben. Er wurde Admiral und zwang Howard und Raleigh, die weit ältere Verdienſte hatten, unter ihm zu dienen. Aber ſein Hochmuth kam vor dem Fall. Stürme trieben ihn zurück und ſeine Unfähigkeit zog ihm üble Nachreden zu.

Das unglückliche Irland hatte durch die in England ſiegreiche Reformation viel zu leiden, da ſeine Einwohner der alten Kirche treu blieben. Es gab daher dort immerwährende Empörungen gegen die Tyrannei der reformirten Herrſcher, nicht ohne ſpaniſche Unterſtützung. Eſſex wollte einem gewiſſen Carew, weil er ihn haßte, das gefährliche Amt eines Statthalters in Irland zuweiſen. Die Königin war dagegen, Eſſex trotzte aber und benahm ſich ſo unanſtändig, daß die Königin aufſprang und ihm eine Ohrfeige gab. Er griff im Zorn ans Schwert. Später beſann er ſich und ſuchte wieder demüthig die Gnade der Königin nach. Sie nahm ihn auch wieder an, ſchickte nun aber ihn ſelbſt als Statthalter nach Irland. Man erkennt darin wieder die Ironie, mit welcher die Königin alle ihre ſ. g. Liebhaber behandelte, von denen auch nicht einer behaupten konnte, daß er ihrer Zuneigung vollkommen ſicher war. Der arme Eſſex fühlte wohl, daß Irland nur ein Verbannungsort für ihn ſey, beſorgte daher die Geſchäfte dort nur läßig. Die Königin ſchickte ihm gemeſſene Befehle zu. Aber er hatte ſchon durch Seuchen den größten Theil ſeiner Truppen verloren, konnte gegen die Rebellen nicht vorrücken und mußte nach Dublin umkehren. Da entſchloß er ſich raſch, ging ohne Urlaub nach London und warf ſich der Königin zu Füßen. Diesmal aber begnadigte ſie ihn nicht, ſondern ließ ihn verhaften, 1599. Er wurde endlich frei, da er aber ſeinen alten Einfluß nicht wiedererlangen konnte, ließ er ſich in ein unſinniges Complott ein, durch welches Eliſabeth abgeſetzt, Maria Stuarts Sohn Jakob von Schottland aber auf den engliſchen Thron berufen werden ſollte. Das Complott wurde entdeckt, aber Eſſex hatte noch die Tollheit, mit

seinen wenigen Gesellen das königliche Schloß am hellen Tage stürmen zu wollen. Es fiel dem Volke nicht ein, sich ihm anzuschließen. Er wurde also bald gefangen, und am 25. Februar 1601 enthauptet.

Elisabeth alterte und kränkelte immer mehr. Da wurde sie zu dem Sterbebette der Gräfin von Nottingham gerufen und diese sagte ihr, das Gewissen lasse ihr keine Ruhe, denn Esser habe, nachdem er zum Tode verurtheilt gewesen sey, ihrem Gatten, den Ring, den er einst von der Königin empfangen habe, mit der Bitte übergeben, ihn der Königin zu bringen. Nottingham habe aber den Ring zurückbehalten aus Besorgniß, der Anblick desselben könne die Königin vielleicht wieder umstimmen, so daß der ihm verhaßte Esser dem Tode entgehen könne. Elisabeth gerieth bei dieser Mittheilung in solches Entsetzen, daß sie auf die sterbende Gräfin zustürzte, sie im Bette schüttelte und ihr zurief, Gott möge ihr verzeihen, sie werde es niemals. Von dieser Stunde an fiel die Königin in die tiefste Schwermuth, nahm keinen Trost mehr an und keine Nahrung mehr zu sich. Sie wollte auch nicht zu Bette gehen, sondern lag zehn Tage und zehn Nächte auf einem bloßen Teppich unter stetem Seufzen. Doch gelang es dem jungen Cecil, dem Sohne ihres verstorbenen treuesten Dieners, Burleigh, sie noch zu bewegen, daß sie Jakob, den Sohn Maria Stuarts, als ihren Nachfolger anerkannte. Unmittelbar darauf verlor sie Stimme und Besinnung und starb, siebenzig Jahr alt, am 24. März 1603.

Neuntes Buch.

Die nordiſche Reformation.

1.

Die däniſche Reformation.

Chriſtian II. oder Chriſtiern der Böſe hatte die drei nordiſchen Reiche mit Gewalt unter ſich gebracht und genoß um ſo mehr Anſehen, als er Kaiſer Karls V. Schwager war. Allein die grauſame Härte, mit der er Schweden unterworfen, das Blutbad in Stockholm, hatte ihn verhaßt gemacht und die Schweden zuerſt erhoben Aufruhr gegen ihn und verjagten nach und nach ſeinen Anhang, während er noch in Dänemark und Norwegen mit voller Macht regierte. Da er den meiſten Widerſtand bei dem Adel und der hohen Geiſtlichkeit gefunden hatte, ſuchte er ſich beim Bürger und Bauer beliebt zu machen und gab zu dieſem Behuf manche weiſe Geſetze, indem er namentlich dem Adel und der Geiſtlichkeit viele Handelsmonopole entriß und den Bürgern zuwandte, den Bauer gegen die Anmaßungen des Adels ſchützte, einen Poſtverkehr durch das Reich anordnete. Auch hob er das alte grauſame Strandrecht auf. Da unter den Bürgern ſchon viel Neigung zum Lutherthum erwacht war, beutete er auch dieſen Umſtand aus, zeigte ſich zu Reformen geneigt und correſpondirte mit Luther. Als das aber der Kaiſer mißbilligte und der Papſt mit geiſtlichen Cenſuren wegen des

Stockholmer Bluttages drohte, verständigte sich Christiern geschwind wieder mit diesen beiden mächtigen Schirmherrn des Alten und erwirkte vom Papst, daß ihn der deshalb nach Dänemark abgeschickte Nuntius von aller Schuld freisprach und dieselbe einzig dem Slaghek, Erzbischof von Lund, aufgebürdet wurde, der doch nur des Königs Werkzeug gewesen war, jetzt aber zur Sühne der Stockholmer Opfer gehenkt und verbrannt wurde, 1522.

Dieses schwache und zweideutige Benehmen schadete dem König unendlich. Wie in Schweden, so erhob sich jetzt auch in Dänemark eine mächtige Partei von Bischöfen und weltlichen Herrn, schloß im Dezember 1522 zu Wiburg einen Bund und bot die dänische Krone seinem Oheim Friedrich, dem Herzog von Schleswig-Holstein an, der sie auch gleich annahm und sich mit der Hansa verband. Nun verlor Christiern den Muth, und floh nach Deutschland, um mit Hülfe des Kaisers, der aber andere Sorgen hatte, seine verlorenen Reiche wiederzuerobern. Nur die dänischen Bauern erhoben sich für ihren König, aber von ihm selbst im Stich gelassen, unterlagen ihre rohen Haufen den schrecklichen Schlägen, die ihnen Friedrichs Feldherr Johann Ranzau mit seinen geübten Söldnern versetzte.

Kaum aber hatte sich Friedrich I. nach der verrätherischen Uebergabe der Hauptstadt Kopenhagen als König in Dänemark festgesetzt, so fand er es, obgleich er den Bischöfen anfangs alle ihre Rechte gewährleistet hatte, dennoch seiner Politik angemessen, die Reformation in seinem Reich einzuführen. Einmal konnte er sich gegen den Kaiser, dessen Schwager er der Krone beraubt hatte, nur durch die protestantischen Fürsten und Städte Norddeutschlands schützen. Zweitens wollte er dem gemeinen Mann die Glaubensfreiheit gleichsam zum Ersatz der verlorenen politischen Freiheit geben. Drittens brauchte er als neuer König, aus einer Revolution hervorgegangen, Geld und gelüstete nach dem reichen Gut der Kirche. Deshalb nun beschützte er den Hans Tausen, der zuerst als Reformator aus der Schule Luthers in Dänemark auftrat, den Hans Michelson, der das neue Testament ins Dänische übertrug, und den Hans Tast, der Schleswig und Holstein zum Lutherthum bekehrte. Den Adel be-

ſtach er durch die Ausſicht auf den Raub der geiſtlichen Güter und nachdem die drei größten Städte Kopenhagen, Malmoë und Wiburg einmal für die Reformation gewonnen waren, rief er Biſchöfe und Herrn in Orenſe zuſammen und ſetzte hier einſtweilen die wichtigen Beſchlüſſe durch, 1) daß die Lutheraner vollkommen freie Religionsübung neben den Katholiken genießen, und 2) daß die Biſchöfe nicht mehr von Rom abhängen, ſondern ihre Beſtätigung allein beim König ſuchen ſollten. Ein Theil der Biſchöfe gab nach, um nicht alles zu verlieren, der andere Theil wurde überſtimmt. Somit war der Grund zur däniſchen Staatskirche gelegt, 1527. Die Bewegung ſchritt fort. Schon 1531 konnte Bogbinder, Bürgermeiſter von Kopenhagen, mit einem Volkshaufen in die Kirchen eindringen und allen Bilderſchmuck in denſelben zerſtören.

Chriſtiern der Böſe benutzte die Zeit, in welcher Karl V. in Deutſchland und den Niederlanden verweilte, ſammelte ein Heer und rüſtete in Holland eine Flotte, mit der er in Norwegen landete, 1531. Da ihn aber die Belagerung von Aggershuus zu lange aufhielt, verlangte er mit ſeinem Oheim Friedrich zu unterhandeln und dieſer ließ ihn treulos gefangen nehmen, um ihn nie wieder frei zu laſſen. Chriſtiern wurde im Schloſſe Sonderburg in ein rings ummauertes Loch geworfen, in das man ihm nur durch ein kleines Fenſterchen Speiſe zuſteckte. Hier lag er 12 Jahre, bis man ihn in etwas erleichterte. Aber erſt 1549 gelang es dem Kaiſer, auszuwirken, daß man ihn nach Kallundborgs Schloß brachte, wo er umhergehen und auch jagen durfte. Aber die lange Kerkerqual hatte ihn ganz trübſinnig gemacht, ſo daß er endlich in Wahnſinn fiel.

Friedrich I. ſtarb ſchon 1533, ſein älteſter Sohn Chriſtian III. war ſtreng lutheriſch, weshalb die altkatholiſche Partei der Biſchöfe ihn auszuſchließen und ſeinem jüngern Bruder Johann die Krone zu verſchaffen ſuchte. Chriſtian konnte ſich anfangs nur als Graf von Holſtein behaupten. Aber Wullenweber, das geniale Haupt der Hanſa, benutzte damals die däniſchen Wirren, um Skandinavien aufs neue der Hanſa zu unterwerfen. Wir haben dieſe intereſſanten Kämpfe ſchon in der Geſchichte Deutſchlands geſchildert. Sie ende-

ten mit der Vertreibung des von der Hanſa aufgeſtellten däniſchen Gegenkönigs Chriſtoph von Oldenburg, mit dem Untergange Wullenwebers und mit der vollkommenen Herſtellung Chriſtians III. auf den Thron ſeines Vaters Friedrich. Derſelbe Johann Ranzau, der ſchon dem letztern gedient, diente auch wieder dem erſtern, die empörten Bauern unter entſetzlichem Blutvergießen zur Ruhe zu bringen. Von dieſer Zeit an blieb das Landvolk in Dänemark vom Adel geknechtet. Auch der Bürgerſtand wurde tief geknechtet und endlich die Geiſtlichkeit. Denn Chriſtian wollte keine ſtolze, biſchöfliche Ariſtokratie mehr im Lande dulden, die ſich auf eine auswärtige Macht, den Papſt, ſtützte, und da er ſah, daß ſich die däniſchen Biſchöfe nur wider Willen ſeinem Vater gefügt und nach deſſen Tode gleich wieder ihre Anſprüche geltend gemacht hatten, ließ er ſie jetzt alleſammt an einem Tage (den 20. Auguſt 1536) im ganzen Reiche gefangen nehmen, ſetzte ſie ab, reformirte die Kirche gänzlich, zog alles Kirchengut an ſich und wies der neuen Geiſtlichkeit nur den nothwendigen Gehalt an. Die neue däniſche Staats- oder Conſiſtorialkirche aber ließ er ſich durch Bugenhagen einrichten, den er ſich aus Wittenberg verſchrieb. Sie glich vollkommen der ſächſiſchen. Einen großen Theil des Kirchengutes überließ Chriſtian III. dem Adel, auf den er ſich jetzt allein noch ſtützte, um das Volk deſto beſſer unterdrücken zu können. Holſtein kam unter Chriſtians III. Bruder Adolf, den Stammvater des ſ. g. Holſtein-Gottorpſchen Hauſes, als ein Lehen der Krone Dänemark und zugleich als deutſches Reichsland.

Nach Chriſtians Tode 1559 erwarb ſich ſein Sohn Friedrich II. einen ſchlechten Ruf durch die ungerechteſte Unterdrückung der Dithmarſchen. Nachdem er das däniſche Volk in Sklaverei herabgedrückt hatte, konnte er in Schleswig die uralte Freiheit der Dithmarſchen nicht länger mit anſehen und überfiel dieſen edeln Volksſtamm, der damals durch ſeine eigene Uneinigkeit und durch das faule Zuſehen der Hanſa ins Verderben gerieth, 1559. Friedrich II. führte nachher einen ſiebenjährigen Krieg mit Schweden, höchſt unnütz, zum Schaden beider Reiche. Dänemark trat auf die Seite bald der Polen, bald der Ruſſen, um Schweden zu ſchaden,

anstatt daß alle skandinavischen Germanen innig vereint dem mächtigen Slavenreiche jenseits der Ostsee hätten gegenübertreten sollen. In jenem Kriege zeichneten sich die Dänen durch eine Tapferkeit aus, die eines bessern Zwecks werth gewesen wäre. Daniel Ranzau erfocht 1565 auf der Falkenberger Heide mit nur 5000 Mann einen glänzenden Sieg über 24,000 Schweden, und Peter Skram „der dänische Wagehals" vollbrachte kühne Thaten zur See. Am Ende schloß man zu Stettin Frieden und alles blieb wieder beim Alten, 1570. Indeß trat insofern eine Neuerung ein, als Dänemark seine Provinz Schonen und allen Besitz auf der Ostseite des Sundes aufgab und dagegen den Sundzoll als eine höchst ergiebige Einnahmsquelle eröffnete.

Friedrich starb 1588. Für seinen jungen Sohn Christian IV. regierte zunächst dessen Mutter Sophie, 1596 bestieg er selbst den Thron und kam schon wieder in Streit und Krieg mit Schweden, 1611—13, worauf wieder Friede geschlossen wurde. Je mehr die Hansa verfiel und andrerseits das Beispiel der Holländer und Engländer zur Nacheiferung reizte, desto mehr kam auch wieder die dänische Marine in Aufschwung. Christian IV. ließ das stille Weltmeer auch mit dänischen Schiffen befahren und gründete eine Colonie in Tranquebar an der Küste Coromandel.

Das Königreich Norwegen, noch zuletzt die Zuflucht Christierns, wurde nach dessen Gefangennehmung von Dänemark einfach zu einer dänischen Provinz erklärt, der Reichsrath, der Reichstag daselbst aufgehoben, das Land durch dänische Statthalter regiert und das große Kirchengut vom übermüthigen dänischen Adel in Beschlag genommen. Daß in dem sonst so freiheitsstolzen norwegischen Volke der Widerstand gegen die Vernichtung seiner politischen Selbständigkeit und gegen die Reformation nicht nachhaltiger war, als er gewesen ist, erscheint räthselhaft. Freilich war der Widerstand in einem so dünn bevölkerten und weit in die Länge gezogenen Lande auch schwieriger und die Ausdrücke des dänischen Besitzergreifungspatentes von 1531 erklären die Sache einigermaßen. Es heißt dort, der König von Dänemark eigne sich Norwegen an, „weil dieses Reich jetzt so

an Macht und Vermögen herabgekommen, daß es keinen eigenen König zu unterhalten vermag."

Nur auf der Insel Island widersetzte sich der Bischof Jon Aresen und ein Theil des Volks der neuen lutherischen Kirchenordnung und es kam zu einem blutigen Kampfe. Doch unterlagen die Bekenner des alten Glaubens zuletzt der dänischen Regierung und Aresen wurde hingerichtet, 1551.

2.

Gustav Wasa.

Als Christiern der Böse Schweden unterwarf, schleppte er unter andern Geißeln auch den jungen Gustav Wasa mit fort, einen Edelmann aus gutem Hause, der für die Sture tapfer gefochten hatte. Es gelang diesem feurigen Jüngling zu entfliehen. Er kam nach Lübeck, von wo Christiern seine Auslieferung verlangte. Doch ließen ihn die Lübecker heimlich nach Schweden entkommen, wo er eine große Volkserhebung gegen die Dänen zu erregen suchte. Da er sich aber von den Städten und besuchten Straßen fern halten mußte, um nicht entdeckt zu werden, kam er in Gegenden des weit ausgedehnten und schwach bevölkerten Landes, wo man noch gar nichts von dem Blutgericht in Stockholm erfahren hatte. Er konnte also lange nicht zu seinem Zwecke kommen und mußte sich verkleiden und harte Entbehrungen dulden, um nicht verrathen zu werden. Einmal diente er als Knecht auf einem Hofe. Ein andermal mußte er sich im Walde tagelang unter einer umgestürzten Tanne verbergen. Wieder einmal rettete ihn ein Bauer in einem Wagen voll Stroh, aber die Soldaten, die ihm schon auf der Spur waren, stachen in das Stroh hinein und verwundeten ihn, jedoch ohne ihn zu entdecken. Endlich fand er doch einigen Anhang und in Dalekarlien wurde ein dänischer Vogt erschlagen. Diese schwedische Provinz zeichnete sich durch die uralte Kraft und Biederkeit ihrer germanischen Bewohner, der Thalkerle aus, von denen sie den

Namen hat. Hier bei Nättwicks Kirche, unfern von Mora, hielt Gustav Wasa die erste Rede an das Volk und erklärte demselben, welche Schmach es sey, den Dänen gehorchen zu müssen. Aber noch wunderten sie sich, das zu hören, was er sagte, und riethen ihm, sie lieber in Ruhe zu lassen. Kaum aber war er fort, als Männer aus Stockholm ankamen und als Augenzeugen des Blutbads alles bestätigten, was Gustav gesagt hatte. Da holten die Dalekarlier ihn eilends zurück und konnten ihn kaum noch finden, da er schon hoch oben auf dem Gebirge war, um sich hinüber nach Norwegen zu retten. Jetzt ward er im Triumph zurückgeführt und in Mora von einer großen Menge Volks zum „Hauptmann des schwedischen Reichs" ausgerufen. Es war harter Winter, doch folgten ihm einige hundert Mann zum Kupferberg, wo er im Februar 1521 die starken Bergleute zur Empörung aufrief, alles Eigenthum der Krone in Beschlag und Christierns Beamte gefangen nahm. Auch hier hielt er begeisternde Reden ans Volk und die Bergleute waffneten sich und folgten ihm. Sobald man in Stockholm von diesem Aufstand der Thalkerle hörte, rüstete Erzbischof Gustav Trolle, der Dänenfreund, sogleich ein Heer von 6000 Mann aus, welches den Rebellen entgegen zog, aber an der Dalelbe von den Thalkerlen überfallen und in die Flucht gejagt wurde. Gustav Wasa rückte nun vor Westerås und schlug die Dänen noch einmal. Da ging Freude durch ganz Schweden und fast überall stand das Volk auf und erschlug oder vertrieb die dänischen Beamten. Nur in der Hauptstadt trotzten die Dänen und Gustav mußte zwei Jahre lang vor Stockholm lagern, bis Christiern aus Dänemark selbst vertrieben wurde, 1533. Nun ergab sich Stockholm. Gustav Wasa wurde zum König von Schweden ausgerufen und der neue Dänenkönig trat mit ihm in ein Bündniß gegen Christierns Anhang.

Gustav Wasa hatte das nämliche Interesse wie Friedrich I., die Reformation als Waffe gegen den rechtmäßigen König Christiern, gegen Kaiser und Papst und gegen die schwedischen Bischöfe zu brauchen und sich durch Plünderung des Kirchengutes Geld zu verschaffen. Daher sein grober Undank gegen die Dalekarlier. Diese

frommen und unverstellten Herzen hatten ihm den Thron erkämpft, und sie hätten sich nicht träumen lassen, daß er ihnen würde einen neuen Glauben aufzwingen wollen, denn sie waren mit ihrem alten zufrieden. Es gab eine große Aufregung. Bischof Brask erklärte, man sey dem König Treue schuldig in weltlichen Dingen, aber er dürfe die Kirche nicht zerstören. Gustav Wasa stellte sich uneigennützig, legte die Krone nieder und nahm mit erheuchelten Thränen von den Schweden Abschied. Da stürmte der Adel, theils verabredetermaßen, theils überrascht, auf den König ein und flehte ihn an, die Krone zu behalten. Was wollten die armen Bischöfe machen, als er nunmehr keck zugriff, alle Klöster aufhob und dem Adel im s. g. Westerås-Receß von 1527 einen reichen Antheil an der Beute zukommen ließ! Er war aber noch ungleich schlauer als der Dänenkönig und dachte nicht daran, sich zum Sklaven des Adels machen zu wollen, sondern täuschte auch diesen. Denn wenn er gleich anfangs das Kirchengut für Nationaleigenthum erklärt hatte, behielt er als König sich doch vor, darüber zu verfügen, und nachdem er mit Hülfe des Adels die Bischöfe gestürzt und die Bauern zu Paaren getrieben hatte, that er auch der Raubbegierde des Adels wieder Einhalt. Nur in der ersten Zeit seiner Regierung hielt er den Adel warm und schmeichelte ihm.

Um den Widerstand im Volke zu brechen, zog der König gegen die Dalekarlier zu Felde, die für ihre alte Kirche kämpfen wollten. Er hatte sich wohl vorgesehen, umringte sie mit einem auserlesenen Heere von 14,000 Mann, zwang sie zur Unterwerfung und ließ ihre Anführer, die Bischöfe Magnus Knut und Peter Jakobson gefangen nach Stockholm bringen und hier im schmählichsten Aufzuge, verkehrt auf elenden Pferden reitend, Knut mit einer Bischofsmütze von Baumrinde, zum Gelächter des Stadtpöbels, durch die Straßen führen, an den Pranger stellen und endlich hinrichten. Die Dalekarlier empörten sich deshalb noch einmal, unterlagen aber seinen Soldaten. Brask entkam glücklich ins Ausland, 1528. Als Christiern den Versuch machte, noch einmal seine Länder zurückzuerobern, entflammte auch in Schweden der Aufruhr von neuem. Gustav Wasa hatte von jedem Kirchspiel eine Glocke verlangt, um sie zu Geide

zu machen. Die Dalekarlier holten die ihrigen wieder zurück, 1531. Christierns Gefangennehmung machte auch diesen Wirren ein Ende. Dann verband sich Gustav Wasa mit Christian III. von Dänemark zur gewaltsamen Durchführung der Reformation in beiden Ländern. Das Landvolk aber konnte sich immer noch nicht darein finden und 1537 erhob sich neuer Aufruhr, noch mehr 1542, als Nils Dake an die Spitze der Bauern trat und viele königliche Vögte und Edelleute erschlagen ließ. Aber im folgenden Jahre erlag Dake der Uebermacht der königlichen Truppen, mußte in die Wälder flüchten und wurde, wie ein Wild gejagt, mit einem Pfeil erschossen. — Nach dieser Sturmzeit ordnete Gustav Wasa das Reich und legte die höchste Gewalt dergestalt allein der Krone bei, daß er auch den Adel wieder einschränkte und ihm die Kirchen- und Krongüter entzog, die derselbe eigenmächtig an sich gerissen hatte.

Im Jahr 1554 griffen die Russen Finnland an. Ueberhaupt trachteten sie damals zum erstenmal, sich an der Ostsee festzusetzen und dies zu verhindern, mußte die Aufgabe aller Skandinavier seyn. Auch hätten sie es verhindern können, wenn sie einig gewesen wären. Damals beschränkte sich der Krieg nur auf Verheerungen der Grenzen. Die Hülfe, die den Schweden von Livland und Polen kommen sollte, blieb aus. Krankheiten wütheten in beiden Heeren und veranlaßten 1557 einen einstweiligen Friedensschluß.

Gustav Wasa hatte in seinen alten Tagen noch manchen Kummer wegen seines ältesten Sohnes Erich, der seinen eigenen lüderlichen Hof hielt, sich fast nur mit Franzosen umgab, von denselben die Pariser Sitten lernte, seine Gesundheit durch Ausschweifungen untergrub und ungeheure Geldsummen, die dem armen schwedischen Volke abgepreßt waren, vergeudete, um sich der Königin Elisabeth von England als annehmlicher Freier darzustellen. Aber auch er bekam, gleich allen andern Prinzen, einen Korb von ihr. Gustav Wasa starb endlich 1560.

Sein Sohn Erich XIV. bewies im Anfang seiner Regierung einige Thatkraft, indem er ein Heer nach Esthland hinüberschickte, um dieses alte deutsche Ordensland gegen die Russen zu vertheidi-

gen. Der Adel daſelbſt huldigte ihm, 1561. So wurde Eſthland ſchwediſch, indeß der Landmeiſter Gotthard Kettler ſich zum Herzog von Kurland unter polniſcher Hoheit machte und Livland an Polen abtrat. Das Ordensland als ſchmaler Küſtenſtrich mußte ſich gegen Rußland auf Schweden und Polen ſtützen. Dieſe beiden Mächte hätten immer einig handeln, und Dänemark hätte mitwirken ſollen. Das letztere fing aber 1562 den oben erwähnten ſiebenjährigen Krieg mit Schweden an und ſtörte dadurch unvernünftigerweiſe die gemeinſamen Maßregeln gegen Rußland.

Erichs Bruder Johann war ehrgeizig und verlangte Antheil an der Regierung. Erich ließ ihn ins Gefängniß ſetzen. Auch von der Familie Sture beſorgte er Gefahr. Dieſe übertriebenen Aengſte ſcheinen aber nur die Folgen ſeiner Ausſchweifungen geweſen zu ſeyn. Im Mai 1567 brach der Wahnſinn bei ihm aus, und in einem Anfall deſſelben ließ er alle Mitglieder des Hauſes Sture ermorden. Den ihm weit gefährlicheren Bruder Johann aber ließ er frei. Während die Schweden im Dänenkriege eine Niederlage erlitten, erwachte Polens Habgier und es griff Eſthland an, anſtatt es gegen die Ruſſen ſchützen zu helfen.

Der wahnſinnige König wurde endlich vom ganzen Volke verlaſſen und mit Zuſtimmung der Reichsſtände von ſeinem Bruder Johann gefangen genommen, 1569. Der letztere rächte ſich jetzt dafür, daß er ſelbſt früher hatte im Gefängniß zubringen müſſen, auf die unmenſchlichſte Art, denn er ließ den armen Bruder durch „Hunger, Kälte, Geſtank und Finſterniß, Hieb und Schlag“ mißhandeln, auf dem Schloſſe Gripsholm, wo ihn zugleich alle Nacht Geiſtererſcheinungen ängſteten. Sein Unglück jammerte viele und es wurden mehrere Verſuche gemacht, ihn zu befreien; da ließ ihn Johann vergiften, 1577. Es iſt charakteriſtiſch, daß er ſich zu dieſem Schritt die Ermächtigung der lutheriſchen Geiſtlichkeit ausbat. Schon im J. 1572 gaben ſämmtliche lutheriſche Biſchöfe unter Vorſitz des Erzbiſchof Petri ſchriftlich ihre Einwilligung und als Johann gleichwohl noch zögerte, mahnten ſie ihn in einer Zuſchrift vom 10. März 1575 ausdrücklich, er ſolle ſich beeilen und dafür ſorgen, „daß im

Falle man Erich nicht im Gefängniß verwahren könne, man ihn mit einem der Mittel, die dazu dienlich, umbringen solle, denn es wäre christlicher, daß einer leide, als daß viele ins Verderben kommen."

Von nun an theilte Johann mit seinem jüngern Bruder Karl die Regierung und hatte das Glück, in dem Franzosen Pontus de la Gardie einen ausgezeichneten General zu erhalten, der den wiederbeginnenden Krieg mit Rußland sehr energisch führte, Narva, die russische Grenzfestung gegen Esthland wegnahm und ganz Ingermanland eroberte, die Südseite des finnischen Meerbusens bis an dessen innerstes Ende, 1580. Da nicht lange nachher Stephan Batori in Polen ohne Erben starb, gelang es Johann, seinen eigenen Sohn Sigmund zum König von Polen wählen zu lassen, 1587. Stephans Wittwe Anna war nämlich die Schwester Katharinas, der Gemahlin Johanns und Mutter Sigmunds und beide die letzten Sprößlinge des berühmten jagellonischen Königshauses. Insofern hatte der junge Sigmund allerdings ein Erbrecht, welches die Polen durch ihre freie Wahl bestätigten. Diese Speculation auf die polnische Krone machte schon von Sigmunds Geburt an seinen Vater Johann der katholischen Kirche geneigt, zu der sich die Mehrheit der Polen bekannte. Als Petri, der erste lutherische Bischof, der die staatskirchliche Hierarchie Gustav Wasas geleitet hatte, in hohem Alter verschied, nahm Johann wieder katholische Reformen in Schweden selbst vor und ließ in allerlei Verkleidungen Jesuiten ins Reich kommen. Sigmund selbst war streng katholisch.

Darauf baute nun Johanns Bruder Karl seinen Plan, an der Spitze der lutherischen Partei sich selbst in den Besitz Schwedens zu setzen. Diese Partei wurde zugleich die nationale, weil die Schweden nicht mit Unrecht besorgten, der katholische Polenkönig werde sich um andere Interessen bekümmern, als um die ihrigen, und es sey mithin besser für sie, wenn sie nicht denselben König hätten, wie die Polen, sondern einen eigenen. Als Johann 1592 starb und sein Sohn Sigmund als König in Polen bleiben mußte, wurde Karl für ihn Reichsverweser in Schweden und setzte sich in dieser Stellung so fest und benutzte die Abneigung der Schweden gegen Polen

so klug, daß ihm zuletzt die schwedische Krone nicht mehr entgehen konnte. Er schaffte auf einer Versammlung zu Upsala 1594 alle katholischen Neuerungen seines Bruders Johann wieder ab. In demselben Jahre bekam er seinen ersten Sohn Gustav Adolf und drei Jahre später griff er nach der Krone. Sigmund kam aus Polen mit einem Heere und schlug ihn bei Stegeborg, schauderte aber, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, und schloß mit Karl am 28. September 1598 einen Vertrag, wodurch er ihn nicht nur als Reichsverweser bestätigte, sondern sich auch verpflichtete, seinen jungen Sohn Wladislaw nach Schweden zu schicken und lutherisch erziehen zu lassen, oder aber, wenn ihm dies binnen sechs Monaten nicht möglich würde, sein schwedisches Erbrecht an Karl und dessen Nachkommen abzutreten. Da nun die Polen nicht litten, daß Wladislaw nach Schweden geschickt würde, verlor er auch das Erbrecht. Der Vertrag trat in Kraft und Karl IX. wurde von den Schweden zum König ausgerufen. Mehrere Anhänger Sigmunds, die ihm auch jetzt noch Schweden erhalten wollten, wurden hingerichtet. Sigmund wollte nun wenigstens Esthland behalten (Ingermanland hatten die Russen schon wieder genommen); aber Karl bestritt es ihm und verband sich sogar mit den Russen gegen ihn, die Dänen fielen ihm jedoch in den Rücken und unter diesen Wirren starb er und hinterließ das schwedische Reich seinem weltberühmten Sohne, 1611.

3.

Die polnischen Factionen.

Die beiden Jagellonen, Sigmund von Polen und Wladislaw von Böhmen und Ungarn wurden von dem schrecklichen Sultan Soliman II. und von den Tatarn der Krim angegriffen. Wladislaws Sohn und Nachfolger Ludwig verlor 1526 bei Mohacz Sieg und Leben. Ungarn fiel fast ganz in die Gewalt der Türken, Böhmen an Ludwigs Schwager, den Habsburger Ferdinand. So blieb den Jagellonen nur noch Polen, welches ebenfalls durch die

Einfälle der Türken und Tatarn empfindlich litt. Erst nachdem diese Stürme einigermaßen vorüber waren, konnte Sigmund dem Vordringen der Reformation Schranken setzen und Danzig, welches zum Lutherthum abgefallen war, wieder unterwerfen. Albrecht mußte sein neues preußisches Herzogthum von Polen zu Lehen nehmen, 1525. Uebrigens hatte Sigmund noch viel mit dem Woijewoden der Moldau zu kämpfen.

Sein Sohn und Nachfolger Sigmund August (seit 1543) wurde durch die Reformationspartei bedrängt, die jetzt erst von den Deutschen zu den Polen fortschritt. Viele Bischöfe und Priester änderten die Liturgie und heiratheten. Ihr Wortführer auf dem Reichstag wurde Raphael Lescinsky, der in der schlesischen Schule zu Goldberg unter dem berühmten Rector Trotzendorf, einem Schüler Melanchthons, erzogen worden war. König August, mit einer Habsburgerin, Ferdinands Tochter Elisabeth vermählt, war der Reformation nicht zugethan, konnte aber den Adel nicht bemeistern.

Im Jahre 1557 brachen Unruhen in Livland aus, welche den Russen zum Vorwand dienten, es aufs entsetzlichste zu verheeren. Schweden und Polen mischten sich ein und es gelang der Tapferkeit der Lithauer, die Russen und Schweden zurückzuschlagen, 1565. Damals setzte König August, der Herr beider Länder, eine ewige Vereinigung Lithauens mit Polen durch. Von dieser Zeit an standen der polnische Adler und der lithauische geharnischte Reiter vereint im Wappen und auf den Münzen des Reichs.

Mittlerweile ließ sich Sigmund August durch Weltlust berücken, die Reformation zu begünstigen. Seiner Elisabeth satt, schickte er sie heim, wollte dem Papst die Scheidungserlaubniß abtrotzen und forderte von ihm für Polen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe. Aber er konnte die Reformation doch nur in den deutschen Provinzen durchsetzen. Die Mehrheit der Polen blieb katholisch und der Reichstag von 1564 nahm die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums an, unter dem Einfluß des geistesüberlegenen Bischof Hosius, der zu derselben Zeit in Braunsberg ein Jesuiten-

collegium gründete. August führte also weder die Reformation durch, noch hielt er sie von Polen ab.

Im Jahre 1572 starb er als der letzte Jagellone. Ein Erbrecht sprach König Johann von Schweden als Schwager Augusts für sich oder für seinen Sohn Sigmund an. Ebenso Kaiser Maximilian II., der gleichfalls Augusts Schwager war, für sich oder seinen Sohn Erzherzog Ernst. Der Adel des Landes aber behauptete das Wahlrecht und nun bemühten sich Czaar Iwan, Herzog Albrecht von Preußen und Heinrich von Anjou, Sohn der Katharina von Medicis, um die Wahl. Der letztere wurde vorgezogen, weil er des Landes am wenigsten kundig, also vom habgierigen Adel am leichtesten zu behandeln war. Er selbst war nur dem Hasse seines Bruders Karls IX. ausgewichen und dachte bald wieder nach Frankreich heimzukehren, ließ daher dem Adel die volle Gewalt und lebte blos seinem Vergnügen. Da kam die Nachricht, Karl IX. sey gestorben. Geschwind gab Heinrich dem polnischen Adel einen glänzenden Ball, — verschwand plötzlich und eilte mit untergelegten Pferden nach Paris, 1573.

Zborowski, ein polnischer Edelmann, hatte in Heinrichs Gegenwart bei dessen Krönung einen andern Edelmann getödtet, konnte wegen Unbotmäßigkeit des Adels nicht bestraft werden und zog sich freiwillig an den Hof des Stephan Batori in Siebenbürgen zurück, dem er auch nach Heinrichs Flucht zur polnischen Krone verhalf. Stephan erfocht glänzende Siege über die Russen (1576 und 1582); Zborowski, den er nicht hoch genug stellte, verschwor sich gegen ihn, unterlag aber dem klugen und tapfern Kanzler Zamoiski und wurde hingerichtet. Darüber empörte sich der Adel und der König war nicht mehr im Stande, seine russischen Siege zu verfolgen. Er wollte nämlich die katholische Kirche über ganz Rußland ausdehnen und hätte es damals vermocht, wenn der nichtswürdige polnische Adel ihn nicht im Stich gelassen hätte. Man ließ dem trefflichen König nicht einmal Zeit, das Land zu beruhigen. Er starb an Gift, ohne Kinder zu hinterlassen, 1586. Sein Neffe, der schwedische Prinz Sigmund, der schon als sein muthmaßlicher Erbe katholisch erzogen worden war, wurde von Zamoiski's Partei unterstützt, die Partei

Zborowski wählte dagegen den Erzherzog Maximilian zum König. Der letztere benahm sich ungeschickt, wurde gefangen und mußte entsagen. Sigmund wurde König, that aber den edeln Zamoiski undankbar von sich, zeigte sich unfähig und verlor nicht nur, wie oben schon erzählt ist, Schweden, sondern auch Esthland, weil hier die schon vorherrschend deutsche Bevölkerung reformirt war, sich also lieber an das lutherische Schweden als an das katholische Polen anschloß.

4.

Ende des deutschen Ordens.

In den deutschen Ordenslanden an der Ostsee breitete sich die Reformation frühzeitig und rasch aus, weil der Hochmeister Albrecht von Brandenburg schon 1522 mit Luther in Verbindung trat und unter dem Vorwand der Kirchenreform das Ordensland zu seinem weltlichen Erbe machte. Um seine Stellung noch mehr zu befestigen, heirathete er, seine geistlichen Gelübde brechend, eine dänische Prinzessin. Es kam ihm zu Statten, daß sich der Orden als solcher überlebt hatte. Die Ritter waren nicht nur den Bauern und Bürgern, sondern auch dem Landadel und Klerus verhaßt und hatten sich durch Ueppigkeit und schlechte Sitten verächtlich gemacht. In Königsberg wurde die Reformation schon 1524 durchgeführt und im folgenden Jahr schloß Albrecht zu Krakau den Vertrag mit Polen ab, demzufolge er als polnischer Vasall erblicher Herzog in Preußen wurde. Das Landvolk hörte damals viel von christlicher Freiheit reden und wollte dieselbe nun auch für sich erlangen. Unter Anführung des Müllers von Keymen wollte es den Adel ausrotten, um christliche Gleichheit und Brüderlichkeit einzuführen, wurde aber von des Herzogs Soldaten zu Paaren getrieben und empfing die blutige Lehre, daß die Reformation nicht für das Volk, sondern nur für die Fürsten gemacht sey.

Albrecht gewann nur Preußen. Livland, Kurland und Esth-

land, durch die Eifersucht des livischen Heermeisters Walther von Plettenberg zurückgehalten, unterwarfen sich ihm nicht, und auch die vielen Güter des Ordens in Deutschland blieben unter der besonderen Verwaltung des katholischen Deutschmeisters zu Mergentheim von Preußen getrennt. Die Reformation griff indeß auch nach Livland über. In Riga predigte schon 1522 Andreas Knopf im Sinne Luthers und das von ihm exaltirte Volk erbrach die Kirchen und verbrannte die Bilder auf dem Markte. Gleiche Scenen wiederholten sich in Reval, Dorpat und Danzig. Wie die Ordensritter, war hier auch die Klerisei in Ueppigkeit versunken und unfähig, die Heiligkeit der alten Kirche zu vertheidigen.

Während sich, erzählt der dorpater Chronist Kelch, das Land in viehischen Wollüsten wälzte, war der Frieden mit Rußland abgelaufen und Czaar Iwan Wasiliewitsch verfehlte nicht, die Anarchie im Ordenslande zu benutzen, um dasselbe anzufallen. Er begann damit, vom Bisthum Dorpat einen Tribut zu fordern. Der Bischof Jodocus traute nicht, verkaufte das Bisthum und floh mit dem Gelde nach Deutschland, wo er heirathete. Dem neuen Bischof Hermann schickte der Czaar ein seidenes Netz. Der Bischof war feig genug, sich durch einen Tribut sicher stellen zu wollen. Auch Fürstenberg, der neue Landmeister von Livland, bekam Angst und entließ auf Befehl des Czaaren seine Truppen. Nun erst brach der Czaar ins Land ein. Seine Wüterei übertraf alles, was man je gehört. Die Einwohner wurden mit Kienspänen gespickt und als Hasen gebraten; Schwangere wurden von einander gehauen und die Leibesfrucht gespießt. Frauen wurde Pulver in den Leib gestopft und angezündet, Kinder wurden reihenweise an Zäunen aufgespießt ꝛc. Die Russen eroberten Narva, Wesenberg, endlich Dorpat selbst. Den Bischof schleppten sie nach Moskau, wo er im Kerker starb. Der Vogt von Weissenstein ließ diese schöne Veste im Stich und floh. Auch der Vogt von Reval floh, ließ aber zuvor eine dänische Besatzung ohne Befehl von seinen Obern ein. Im nächsten Jahr 1559 kam der Czaar mit 130,000 Mann wieder und überzog ganz Livland und Kurland mit greulicher Verwüstung. Der Orden wehrte sich nicht, außer hinter festen Mauern.

Der schwache Fürstenberg dankte endlich ab und Gotthard Kettler folgte ihm als der letzte Land- oder Heermeister in Livland. Dieser wandte sich nun an die Hansastädte, die ein Interesse hatten, ihre alten Colonien zu schirmen. Aber Riga, Reval und Danzig hatten als die nächst gelegenen, den entfernteren Lübeck. Bremen, Hamburg ꝛc. den Vorrang im russischen Handel abgewonnen. Jetzt hofften die entfernteren, durch ihre Neutralität Rußland zu befreunden und den russischen Handel an sich zu ziehen, ließen also ihre deutschen Brüder in der Noth stecken. Dem Beispiel des Commandanten von Reval folgte der Bischof von Oesel und verkaufte seine Insel an Dänemark. Dasselbe that der Bischof von Reval mit seinem Bisthum und der Ordensvogt von Röneburg mit seinem Haus und Gebiet. Die übrigen getreuen Ritter sahen sich von der Uebermacht der Russen übermannt. Ewert von Delwig und 95 „edle und gute Gesellen zu Pferde" stürzten sich bei Koskül während eines dichten Nebels in 16,000 Russen und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an; da sich aber der Nebel verzog, erkannte der Feind ihre geringe Zahl, umringte und vernichtete sie. Landmarschall Schall von Bell warf sich den Russen ebenfalls mit geringer Macht entgegen, wurde geschlagen und gefangen und zu Moskau nebst vier hohen Beamten des Ordens und des Erzbisthums und mehreren von Adel durch die Gassen halb todt geknutet und enthauptet. Auf diesem Zuge nahmen auch die Russen den alten Heermeister Wilhelm von Fürstenberg, der ihnen sein Schloß um freien Abzug übergeben, verrätherisch gefangen und schleppten ihn nach Moskau, wo er starb. Zu allem Unglück kam nun noch eine Empörung der Bauern, die den Orden und den Adel wüthend anklagten, warum er sie vorher so sehr mit Frohnen belastet und nicht einmal zu schützen wisse. Doch sie wurden besiegt und in großer Menge hingerichtet.

Die auswärtigen Mächte nahmen sich endlich der Sache an. Kettler unterhandelte mit Polen, das schon längst Rußlands Umgriffen hätte vorbeugen sollen. Dänemark schickte den Prinzen Magnus, Herzog von Holstein, das schon Gewonnene zu behaupten

und zu erweitern. Endlich kamen auch Schweden herüber, und die von Rußland zunächst bedrohte Stadt Reval zog es vor, dem König Erich von Schweden statt den Dänen zu huldigen, 1561. Damit nun nicht Schweden und Dänen weiter um sich griffen, verstanden sich Kettler und Polen dahin, daß Kettler Kurland und Semgallen als erbliches Herzogthum, Polen aber Livland behalten sollte. Esthland blieb den Dänen und Schweden, Dorpat und Narva hatten noch die Russen. So wurde das alte Ordensland zerrissen. Zwischen den neuen Besitzern herrschte große Eifersucht. Magnus und die Dänen schlossen sich einstweilen an Polen und Kurland an, bis die Schweden geschlagen waren, dann aber an Rußland. Der deutsche Adel, dem mit der polnischen Herrschaft in Livland wenig gedient war, fiel unter dem kühnen Rittmeister Rosen die Russen im Bisthum Dorpat an, wurde jedoch überwältigt und in Stücke gehauen, Dorpat geplündert und alle Einwohner von den Russen ermordet, 1572. Unmittelbar darauf fiel der Czaar mit 200,000 Mann in Livland ein und wüthete ärger als je vorher. Weissenstein wurde erobert und verbrannt, der schwedische Statthalter Boie lebendig gespießt und gebraten. Ein kleines schwedisches Heer unter Ackeson schlug die Russen, konnte sie aber nicht hindern, die Insel Oesel zu überschwemmen, wo sie alles umbrachten. Nachher belagerten sie Reval vergebens. Als der Czaar sich endlich zurückzog, war Magnus so feig, sich bei ihm zu entschuldigen und aufs neue seinen Schutz anzuflehen. Der Czaar ließ ihn zu sich kommen, zwang ihn, tausend Schritte weit auf allen Vieren zu ihm zu kriechen, ließ ihn blutig prügeln und nöthigte ihn, sein eigenes Blut zu trinken. Darauf that der Czaar 1577 einen neuen Einfall in Livland, um die mühsame Eroberung der festen Ordenshäuser fortzusetzen. Zu Ascherad ließ er den Landmarschall Jasper von Münster, nachdem man ihm die Augen ausgestochen, zu Tode knuten und 500 adelige Frauen und Jungfrauen vor seinen Augen durch die Tatarn schänden. Als die Deutschen auf dem Schloß Wenden, das er sofort belagerte, dies erfuhren, 1577, nahmen sie alle das Abendmahl und sprengten sich in die Luft. Der Czaar, voll Zorn, daß sie seiner

Rache ſich entzogen, wüthete nun um ſo ärger gegen alle Gefangenen, und erſann immer neue Martern. Umminghauſen, Fürſtenbergs alter Schreiber, wurde geknutet, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe traten. Einem Bürgermeiſter wurde das Herz lebendig ausgeſchnitten, einem Prieſter die Zunge durch den Nacken ausgezogen ꝛc. Der Held jener Tage war Hans Büring, der mit geringen Mitteln durch unerhörte Tapferkeit den Ruſſen großen Abbruch that.

Bei Wenden, wie die Chroniſten ſagen, wendete ſich das Glück des Czaaren. Die Schweden ſandten ein ſtattliches Heer unter dem franzöſiſchen General Pontus de la Gardie, der Narva, Dorpat und alle deutſchen Häuſer in Liv- und Eſthland wiedereroberte und das Land gänzlich von Ruſſen ſäuberte. Zum Lohn behielt Schweden Eſthland, Livland blieb bei Polen, Kurland unter Kettler.

5.

Iwan, der Schreckliche.

Im J. 1534 war der dreijährige Iwan IV. Waſiliewitſch dem Vater auf den Thron gefolgt, vier Jahr ſpäter ſtarb auch ſeine Mutter Helene, wahrſcheinlich an Gift, und nun regierten die Bojaren, die Schuiski, die Beelski und die Glinski, die letzteren Verwandte ſeiner Mutter. Von allen Parteien wurde dem kaiſerlichen Knaben geſchmeichelt. Die Schuiski aber werden beſchuldigt, ſeine angeborene Neigung zur Grauſamkeit genährt zu haben, indem ſie ihm Gelegenheit machten, ſich täglich mit dem Martern zahmer und wilder Thiere zu ergötzen. Dadurch gewöhnte er ſich, daß er nicht mehr leben konnte, ohne Blut zu vergießen. Endlich empörte ſich das Volk aus Anlaß eines ungeheuren Brandes in Moskau 1547 gegen die Glinski, denen man die Brandſtiftung durch Zauberei ꝛc. Schuld gab. Der Oheim des jungen Czaaren und viele Anhänger der Glinski wurden umgebracht, ihre Güter eingezogen.

Obgleich nun Iwan erſt ſechszehn Jahr alt war, ſo nahm er doch ſchon die Regierung in die Hände und ließ ſich krönen.

Gleich darauf ſann er auf Eroberungen. Die tatariſche Dynaſtie in Kaſan war durch innere Zwiſtigkeiten dem Untergang nahe gekommen und Iwan verfehlte nicht, ſich Kaſan tributbar zu machen, worauf auch die tatariſche Dynaſtie in Aſtrakan ſich ihm unterwarf. Daſſelbe thaten mehrere kleine Bergvölker des Kaukaſus, weil ſie von Perſern und Türken hart gedrängt waren. Auch die Nogaientatarn hatten ſich durch innere Kriege erſchöpft. Nur die Tatarn der Krimm, die unter türkiſchem Schutze ſtanden und noch immer ſehr zahlreich, raubgierig und kriegsluſtig waren, blieben Iwan noch gefährlich.

Nachdem Iwan ſeine erſte Kriegswuth befriedigt hatte, behagte er ſich in ſeiner Hauptſtadt im Genuſſe barbariſcher Wollüſte. Insbeſondere ergab er ſich der Trunkenheit und zwang alle Perſonen ſeiner Umgebung und Gäſte, ſich zu betrinken. Seine Hauptergötzung aber blieb das Blutvergießen. Aber es war bei ihm nicht thieriſche Wildheit allein, ſondern auch politiſche Abſicht. Er wollte nämlich der Oligarchie der Bojaren ein Ende machen und nach und nach alle vornehmen und reichen Familien des Landes ausrotten. Der Tod ſeiner Gemahlin Anaſtaſia gab ihm Anlaß mehrere Unſchuldige anzuklagen, als hätten ſie dieſelbe durch Zauberei getödtet. Da ihm vorher ſchon ſein damals einziges Söhnchen geſtorben war, wurde mehreren Familien Schuld gegeben, es vergiftet zu haben, um ihn der Nachkommen zu berauben, und unter dieſem Vorwand wurden eine Menge der angeſehenſten Bojaren, beſonders die Schuiski und ihr Anhang grauſam hingerichtet, ein Schowirew lebendig geſpießt, ein Schermetew in einen engen Raum geworfen, deſſen Boden voll ſpitzer Haken war. Er errichtete ſich eine eigene Garde, die Opritſchniks, die er als Henker brauchte und denen er jeden Unfug geſtattete. Aus ihrer Mitte wählte er ſich 300 aus, verwandelte ſein Schloß in ein Kloſter, machte ſie zu Mönchen darin und ſich ſelbſt zu ihrem Abte. Fortan theilte er ſein Tagewerk dreifach ab. Einen Theil des Tages hielt er Gottesdienſt und betete mit ſeinen Mönchen ſtundenlang mit dem größten Eifer, ſo daß er ſich bei den vielen Niederbeugungen die Stirn am Boden blutig ſtieß. Dann ſchwelgte er und beſoff ſich mit ſeinen Genoſſen und drittens brachte er ſeine Zeit unter den

Gefangenen zu, die er vor seinen Augen martern und hinrichten ließ. In dem s. g. Peinhofe mußten täglich hunderte von Gefangenen anwesend seyn, damit er sich an ihren Qualen weiden könne. Der Metropolit von Moskau, Philipp, ein überaus frommer Mann, hielt dem Czaaren seine Frevel vor, Iwan aber verhöhnte ihn: „Also bin ich dir bis jetzt zu fromm gewesen, nun so will ich erst recht anfangen, daß du in Wahrheit über mich klagen kannst."

Und wirklich begann nun seine Wütherei nach einem viel größeren Maaßstabe als bisher. Er schickte nämlich, zuerst im J. 1568, einzelne Schaaren von Opritschniks auf das Land hinaus, um sich in die Schlösser der Bojaren oder in die Städte einzulegen und ihm von hier aus die schönsten Frauen und Jungfrauen zu holen, dann alles zu plündern und nicht selten die Ortschaft in Asche zu legen und Menschen und Vieh, umzubringen. Auf dem Wege zwischen Moskau und Nowgorod wurde alles Lebende vertilgt. In Nowgorod selbst wurden alle Geistliche und Mönche hingerichtet, die Stadt geplündert und fünf Wochen lang unter der zahlreichen Bevölkerung gewüthet. Iwan selbst ritt durch die Straßen und ließ die Einwohner ergreifen und auf alle Art martern, mit Eisen und Feuer. Viele ließ er mit den Füßen an Schlitten binden und zu Tode schleifen, die meisten aber, ganze Familien mit Weib und Kindern von der Brücke ins Wasser hinab stürzen, täglich wenigstens 500, zuweilen 1500 Menschen. — Auch an dem frommen Philipp nahm er jetzt Rache, ließ ihn mit Besen aus seiner Kirche hinausfegen, ihn auf einer Kuhhaut fortschleifen und endlich erdrosseln. Im J. 1570 verlegte er in Moskau selbst die täglichen Hinrichtungen vom verschlossenen Peinhof auf den offenen Markt, wo er achtzehn Galgen, eine Menge Foltermaschinen, einen ungeheuren Scheiterhaufen zum Verbrennen und eine große Wasserkufe zum Ersäufen herrichten ließ. Hier lud er das ganze Volk von Moskau zum Zuschauen ein und ließ binnen zwei Stunden 200 Menschen auf alle erdenkliche Art spießen, schinden, zersägen, in Pfannen und Oefen braten, Glied für Glied zerschneiden ꝛc. Er legte dabei selber Hand an. Als er sich einmal wie gewöhnlich bei

der Tafel betrunken hatte, ergriff er eine Lanze, eilte in den Kerker, in den er die lithauiſchen Kriegsgefangenen hatte bringen laſſen, ſtach deren mehr als hundert mit ſeiner Lanze nieder und ſetzte ſich dann behaglich wieder zu Tiſche. Auch mit den Weibern that er, was er wollte. Die, welche er förmlich heirathete, ſtarben immer raſch hinweg, aber er nahm ſich wie Heinrich VIII. gleich eine neue.

Im J. 1570 kam über Rußland eine furchtbare Hungersnoth und Peſt und im folgenden Jahr zog Dewlet-Girai, Chan der Krimm, mit 100,000 Tatarn wider Moskau. Da floh Iwan davon und am 24. Mai 1571 ließ der Chan die Vorſtädte anzünden, wodurch die ganze Stadt in Brand gerieth. Da ſehr viel Landvolk hinein geflüchtet war, kamen nicht weniger als 120,000 Menſchen im Feuer oder durch die Tatarn um, welche mit ungeheurer Beute heimkehrten und noch 100,000 gefangene Ruſſen als Sklaven fortſchleppten.

Nach dieſer Zeit beſtand Iwan die oben geſchilderten Kriege um Livland und mit Polen. Livland bekam er nicht und auch Polen leiſtete ihm unter Stephan Batori Widerſtand. Seitdem beſchäftigte er ſich wieder im Innern mit ſeinen Schlächtereien. Die edelſten Biſchöfe, Prieſter, Bojaren fielen fortwährend als Opfer ſeiner Wuth. Den Erzbiſchof Leonidas von Nowgorod ließ er in eine Bärenhaut nähen und von Hunden zerreißen. Ein Bojar, den er ſpießen ließ, rief noch vom Pfahl herab immerfort: „Gott helfe dem Czaar, Heil und Segen dem Czaar!“ Aus dieſem Wahnſinn der Angſt geht hervor, daß die Menſchen, wenn ſie auch ſchon das Aergſte litten, von dem gräßlichen Tyrannen doch immer noch etwas Schlimmeres fürchteten. Nachdem Iwan ſo viel fremdes Blut vergoſſen, dürſtete ihn noch nach dem eigenen und er konnte dem Reiz nicht widerſtehen, ſeinen Sohn Iwan, angeblich wegen Verdachts der Untreue, mit einem eiſernen Stock zu erſchlagen. Endlich erkrankte das kaiſerliche Ungeheuer und ſtarb, 1584.

Des ſchrecklichen Iwan Andenken iſt uns erhalten in der weltberühmten Kirche Waſſili Blagennoi im Kreml zu Moskau, „die ſeltſamſte aller Kirchen, die für die ruſſiſche Baukunſt das bedeutet,

was der Kölner Dom für die deutsche." Ein in breiten Schuppen phantastisch aufstrebender Thurm, der oben aber in einer geschmacklosen Birne endet, unregelmäßig umgeben von vier kleineren, abenteuerlich geschuppten und gereiften Birnenthürmen, zwischen denen wieder noch kleinere stehen und an deren Rande sich verschiedenartige kleinste runde und pyramidische Thürme mit großen Stacheln befinden. Keiner dieser vielen Thürme ist dem andern gleich und das Ganze, in den verschiedensten grellen Farben prangend und von Gold glänzend macht den Eindruck absichtlicher Monstrosität und sinnverwirrender Phantasterei. Von den Thurmspitzen hängen Ketten herab. Das Innere aber nimmt nur einen winzig kleinen finstern Raum ein, wie die Seele des Czaaren, der den Bau zu Ehren seines Sieges über Kasan aufrichten ließ.

Der Nachfolger Iwans wurde sein charakterschwacher Sohn Fedor, der keine Nachkommen mehr hinterließ und der letzte Waräger aus dem Geschlechte Ruriks war. Wenn man erwägt, welche gewaltige Naturen die nordischen Königs- und Heldengeschlechter vom Stamme Odins waren, so erscheint Iwans Wütherei in furchtbarer Karikatur noch als ein letzter Rückschlag in den alten Stammescharakter, ein letztes Austoben odinischer Lust am Bösen, zu welcher der Czaar unwiderstehlich gereizt wurde durch die schafmäßige Geduld des ihm unterworfenen Volkes.

Der schwache Fedor ließ sich gänzlich durch Boris Gudunow leiten, dessen Schwester Maria seine Gemahlin war. Boris heilte die Wunden, die Iwan dem Volke geschlagen, so viel als möglich, regierte mit Weisheit, ordnete die Finanzen, gab dem russischen Reiche auch nach außen mehr Ansehen, benutzte namentlich die innern Kriege unter den Krimmtatarn, um das Protectorat über die kleinen christlichen Winkelstaaten im Kaukasus zu erlangen (Iberien und Gruſien), und erneuerte 1590 den Krieg mit Schweden, konnte aber Narva nicht einnehmen. Während er hier im Norden beschäftigt war, erhoben sich die Tatarn der Krimm und zogen gegen Moskau. Diesmal aber hielt sich die Stadt, Boris kam schnell herbei und schlug die Tatarn zurück, 1591. Gegen Polen machte

Boris die Stadt Smolensk zu einem furchtbaren Bollwerk, indem er ſie mit gewaltigen Steinmauern umgab. Auch für die kirchliche Einheit des Reiches ſorgte Boris, indem er den Metropoliten Hiob in Moskau zum alleinigen Patriarchen des ganzen ruſſiſchen Kirchengebiets machte. Es erſchien ihm wünſchenswerth, nach dem Tode ſeines an Leib und Seele ſchwachen Schwagers ſelber Czaar und Gründer einer neuen Dynaſtie zu werden. Feder hatte einen ſiebenjährigen Sohn, Dimitri, der dem Boris allein im Wege ſtand und daher von beſtellten Mördern umgebracht wurde, 1591. Die Leiche wurde entfernt und der Vater ſelbſt überredet, der Knabe ſey an der fallenden Sucht geſtorben. Aber das Volk murrte, denn es zweifelte nicht, wer den legitimen Thronerben bei Seite geſchafft habe und warum. Da brach wieder eine ungeheure Feuersbrunſt aus und verheerte beinahe ganz Moskau. Boris aber erſchöpfte ſeine Schätze, um überall zu tröſten und zu helfen und dadurch des Volkes Liebe zu gewinnen. Man hat ihn beſchuldigt, er ſelbſt habe den Brand verurſacht, weil die Ruſſen darüber den Tod Dimitris vergaßen und von Boris eine gute Meinung faßten. Als nun Fedor 1598 ohne Nachkommen ſtarb, war ſchon alles vorbereitet, um Boris Gudunow die Thronfolge zu ſichern.

6.

Der falſche Dimitri.

Die wirklichen Verdienſte des Boris um das ruſſiſche Reich genügten dennoch nicht, die Ruſſen vergeſſen zu machen, daß er nur ein ſchlauer Uſurpator ſey. Um Verſchwörungen zuvor zu kommen, mußte Boris gegen manche Großen des Reiches hart verfahren und unter andern die Familie der Romanow verbannen. Noch verhaßter machte ihn die geheime Polizei, mittelſt deren er Verdächtigen nachſpüren ließ. Obgleich er nun den Patriarchen und die Geiſtlichen auf ſeiner Seite hatte und dem Volke durch einen Steuererlaß ſchmeichelte, ſo mehrte ſich doch die Unzufriedenheit, weil im J. 1601

Mißwachs und Hungersnoth das Reich heimsuchten. Damals zeigten sich merkwürdige Erscheinungen im russischen Bauernstande. Während früher eine Menge freie Bauern vom Bojarenadel zur Sklaverei waren erniedrigt worden, ließ jetzt im Gegentheil der Adel seine Leibeigenen zu tausenden frei, weil er sie nicht mehr ernähren konnte. Diese bildeten nun zahlreiche Banden, ähnlich den Kosacken, die in den südlichen Steppen des Reichs an den tatarischen Grenzen, gleichfalls als verlaufene russische Bauern oder Flüchtlinge, bewaffnete Banden gebildet hatten und allmälig zu einem freien Volke heranwuchsen. Diese Kosacken am Don hatte Boris eben noch als Räuber gezüchtigt und sie sannen auf Rache. Auch die Polen, die immer viel mit den Kosacken verkehrten, dachten von der tiefen Aufwühlung im russischen Volke Vortheil zu ziehen und unvermerkt zog sich aus den niedrigsten Regionen des Volks ein schwer drohendes Gewitter über dem Haupte des Boris Gudunow zusammen.

Der Sohn eines verarmten Bojaren, Jurii Otrepjew, war ein Mönch geworden und kam wegen seiner Talente als Schreiber in den Dienst des Patriarchen Hiob. Hier nun in Moskau lernte er alle Verhältnisse und Personen genau kennen und faßte den kühnen Gedanken, sich selbst zum Czaaren von Rußland empor zu schwingen. Als er einmal den Mönchen wie zum Scherz sagte, er werde noch Czaar werden, erfuhr es Boris und ließ ihn verfolgen. Allein Jurii entkam nach Polen, wo ihn Fürst Wischnewetzki bei sich aufnahm. Hier, heißt es, habe Jurii sich todtkrank gestellt und dem Beichtvater des Fürsten, einem Jesuiten, das Geheimniß mitgetheilt, er sey der letzte Waräger, der todtgeglaubte Prinz Dimitri, der aber durch einen treuen Arzt dem Tode entgangen und statt dessen ein anderer Knabe umgebracht worden sey. Der Jesuit theilte diese interessante Nachricht dem Fürsten mit, welcher sich nun in Verbindung mit Mnischek, dem Wojewoden von Sendomir, sofort des vermeintlichen Prinzen eifrig annahm. Auch der päpstliche Nuntius in Polen, Rangoni, ward ins Geheimniß gezogen und anerkannte die echte Geburt des vorgeblichen Dimitri, wogegen dieser ihm den Eid leistete, Rußland, sobald er Czaar würde, zur katholischen Kirche zu bringen.

Jetzt erſt nahm ſich auch König Sigmund von Polen des Dimitri an, empfing ihn feierlich und ſagte zu ihm: „Gott helfe euch, Fürſt Dimitri von Moskau. Wir erkennen euch an und ſetzen euch jährlich 40,000 Gulden aus. Im Uebrigen geben wir den Großen unſeres Reichs Erlaubniß, euch beizuſtehen.“ Er ſelbſt wagte doch noch nicht, ein Heer für ihn zu rüſten, ſondern wollte erſt abwarten, wie ſich das ruſſiſche Volk verhalten würde. Die polniſche Hülfe reichte hin, um dem Prinzen wenigſtens Eingang im ruſſiſchen Reiche zu verſchaffen. Das ruſſiſche Volk hatte ſeit dem Tode des echten Dimitri für denſelben die wärmſten Sympathien kund gegeben. Warum ſollte es nicht gerne glauben, daß derſelbe noch lebe? Man rechnete auch auf ſeine Mutter, welche zwar eine Schweſter des Boris Gudunow, aber von demſelben durch den Tod ihres Sohnes ſchwer gekränkt und in ein Kloſter geſteckt worden war. Ihr nachheriges Benehmen läßt vermuthen, daß ſie von dem polniſchen Plane insgeheim in Kenntniß geſetzt worden iſt und auf die Rolle, die ſie dabei ſpielen wollte, vorbereitet war. Der erſte Urheber des ganzen Betrugs iſt wohl der talentvolle Schreiber des Patriarchen ſelbſt geweſen, aber erſt in Polen iſt der Plan in der Art gereift, wie er ausgeführt wurde. Der jeſuitiſche Beichtvater, der Nuntius und König Sigmund haben den Betrüger nicht aufgeſtellt, ſondern, nachdem er ſich ihnen darbot, nur benutzt. Die Polen ließen ſich ſo leidenſchaftlich in die Sache ein, daß der Wojewode Mniſcheck nicht anſtand, ſeine junge und ſchöne Tochter Marina mit dem ruſſiſchen Mönche zu vermählen, im Frühjahr 1604.

Als nun der falſche Dimitri im Sommer dieſes Jahrs mit ſeinen polniſchen Freunden über den Dniepr ging, fand er zwar großen Anhang im ruſſiſchen Volke, hatte aber erſt 15,000 Mann beiſammen, als Boris ihm 60 bis 70,000 Mann entgegen ſtellte und ihn ſchlug. Nun aber eilten die Koſacken dem Dimitri zu Hülfe, im Lager des Boris brach eine verheerende Seuche aus und wie verabredet verbreitete ſich allgemeiner Verrath durch das Reich. Am 13. April 1605 hatte Boris eben mit dem ſchwediſchen Geſandten ein neues Bündniß gegen Polen verabredet, als er nach der

Mittagstafel plötzlich ſtarb, wahrſcheinlich an Gift. Lange hatte Rußland keinen ſo verſtändigen Regenten gehabt, aber alle ſeine Verdienſte halfen ihm nichts. Nur zum Schein wurde noch dem Sohne des Boris Feodor gehuldigt. Am 7. Mai rief man dagegen den falſchen Dimitri als rechtmäßigen Czaaren aus und der unglückliche Knabe Feodor und ſeine Mutter Maria wurden erdroſſelt. Das alles geſchah ohne Zweifel in Folge geheimer Verſtändigungen. Dimitri hielt am 20. Juni ſeinen feierlichen Einzug in Moskau, ganz bedeckt mit Juwelen. An ſeinem Halskragen allein hing der Werth von 150,000 Dukaten. Dieſer Pomp verfehlte nicht ſeine Wirkung auf das ruſſiſche Volk, welches den ihm ſo wunderbar wiedergeſchenkten Czaarenſohn mit einer Art von Andacht begrüßte, indem es in allen Straßen vor ihm auf das Angeſicht niederfiel. Als er aber über die Brücke der Moskwa ritt, kam unverſehens ein Wirbelwind und überſchüttete den glanzvollen Zug mit Sand und Staub. Da ſchlug ſich das Volk auf die Bruſt und rief: Pomilui was bog! (Gott behüte uns vor Unglück). Dies hinderte jedoch nicht des neuen Czaaren pomphafte Krönung im Kreml. Erſt am Tage nach dieſer Ceremonie wurde die alte Czaarewna Maria, des ermordeten echten Dimitri Mutter, die aus ihrem fernen Kloſter herbei kommen mußte, feſtlich in Moskau eingeholt und umarmte den ihr entgegen kommenden Sohn mit ſo mütterlicher Zärtlichkeit, daß niemand mehr an ſeiner Echtheit zweifelte.

So geſtaltete ſich alles günſtig für ihn und er gewann auch die Bojaren, indem er alle Verbannte zurückrief. Allein er beging den Fehler, Neuerungen anzufangen, welche den Ruſſen mißbehagten und aufs neue den Verdacht erregten, er könne doch wohl kein echter Czaarenſohn ſeyn. Es wäre vielleicht das ſicherſte für ihn geweſen, ſeinen polniſchen und katholiſchen Verpflichtungen untreu zu werden, und ſeine Regierung ganz der ruſſiſchen Weiſe und einzig den ruſſiſchen Intereſſen anzupaſſen. Da er ſich aber auf ſeinen überlegenen Geiſt wohl allzuviel zu gute that, glaubte er den Polen und Ruſſen zugleich genügen zu können, wenn er das, was er den erſteren verſprochen hatte, einzig aus Liebe und Sorge für die letzteren, als

wahrer Vater und Wohlthäter der Ruſſen ausführte. Er ſchuf zur Berathung der Krone einen Senat und darin neben der weltlichen auch eine geiſtliche Curie. Er gründete Schulen und empfahl das Studium abendländiſcher Künſte und Wiſſenſchaften, überall hinweiſend auf die großen Vortheile der Civiliſation, welche Rußland noch entbehrte. Er betrieb ferner einen Krieg aller vereinigten chriſtlichen Mächte gegen die Türken und hoffte, durch dieſe Waffenbrüderſchaft die ruſſiſche Kirche der römiſchen zu befreunden und dadurch die Katholiſirung Rußlands vorzubereiten. Aber die Ruſſen waren nicht fähig zu begreifen, wie ſehr das alles zu ihrem wirklichen Wohl und Gedeihen ausgedacht war. Das iſt der Fluch der Sklaverei, daß ſie die Menſchen ſo blind macht. Dieſelben Ruſſen, die ſich vom ſchrecklichen Iwan aufs unmenſchlichſte behandeln ließen, konnten die Wohlthaten des Dimitri nicht ertragen.

Man machte ihm zum ſchwerſten Vorwurf, daß er Kalbfleiſch eſſe, was in Rußland verpönt war. Hätte er nur immer Menſchenfleiſch geſchlachtet wie Iwan, ſo würde man es ihm verziehen haben. Man nahm großen Anſtoß an der Neuerung, daß er während der Tafel Muſikanten ſpielen ließ, daß er ſich eine Leibwache von 300 Deutſchen zulegte, am meiſten aber, daß er eine Polin heirathete. Gab es nicht Bojarentöchter in Rußland genug? Schon brachen Verſchwörungen aus, welche Dimitri blutig beſtrafen mußte. Marina führte ihm 5000 Polen zu, am 17. Mai 1606 ſammelten ſich bewaffnete Schaaren von allen Seiten, um ihn und alle Polen todtzuſchlagen. Die Polen wehrten ſich gut, 2000 von ihnen fielen. Der Reſt erhielt eine Capitulation, weil er ſich ſonſt mit dem Kreml in die Luft geſprengt haben würde. Dimitri, als er alles verloren ſah, ſtürzte aus dem Fenſter und wurde unten vollends ermordet. Marina entkam.

Zwei Tage darauf wurde Waſſili V. aus der Familie Schuiski zum Czaaren ausgerufen und ließ den noch unverſehrten Leichnam des wahren Dimitri aus der Gruft holen und öffentlich ausſtellen, um zu beweiſen, daß der ſo eben geſtürzte Dimitri nur ein Betrüger geweſen ſey. Allein Schachowskoi, ein eifriger Anhänger des falſchen Dimitri erklärte, der eben geſtürzte Czaar Dimitri ſey nicht nur der

echte, früher nicht geſtorbene, ſondern er ſey auch dieſes zweitemal nicht geſtorben und ſtellte den Schulmeiſter Iwan als Dimitri auf. Dieſer verſprach den Bauern, wenn ſie ihm folgten, den Adel auszurotten und alle ſeine Güter unter ſie zu vertheilen. Auch die Koſacken halfen und die Polen, die durch den Mord ihrer Landsleute in Moskau ſchwer beleidigt waren, zogen ſchaarenweiſe nach Rußland, um den Dimitri zu rächen. Iwan fand es demnach ſeiner Politik angemeſſen, ſich mit Marina zu verbinden, die ihn auch, um an ſeiner Seite die glänzende Rolle der Czarewna fortzuſpielen, als ihren Gemahl anerkannte. Der neue Dimitri brachte 100,000 Mann zuſammen, konnte aber Moskau nicht einnehmen, wo Schuiski ſich behauptete, und beging den Fehler, zu lange vor dem Kloſter Troizk zu liegen, nach deſſen reichen Schätzen ihn gelüſtete. Zwar ſchien ihm Sigmund von Polen beiſtehen zu wollen und eroberte Smolensk, trat aber plötzlich im eigenen Namen auf und glaubte ſich ſtark genug, um die Krone der Czaaren auf das eigene Haupt zu ſetzen. Die polniſche Partei im Lager vor Troizk fiel nun von dem falſchen Dimitri ab, welcher bald darauf umkam.

Nun kamen auch die Schweden unter de la Gardie, um den Ruſſen gegen die Polen zu helfen, wurden aber von den Polen 1610 geſchlagen und konnten Moskau nicht mehr retten. Hier empörte ſich das Volk gegen den unfähigen Waſſili und ſetzte ihn ab. Die Bojaren boten dem König von Polen an, ſeinen Sohn Wladislaw zu ihrem Czaaren zu wählen, aber Sigmund wollte ſelber Czaar werden. Inzwiſchen fiel das polniſche Regiment den Ruſſen bald unerträglich und im Frühjahr 1611 begann wieder ein allgemeiner Volksſturm gegen den Kreml. Dieſer wurde von 5000 Polen und 2000 Deutſchen unter Gonßewski vertheidigt, welche Ausfälle machten und Moskau in Brand ſteckten, ſo daß die Ruſſen, von denen viele tauſende umkamen, endlich alle aus der Stadt fliehen und die Trümmer derſelben den Polen und Deutſchen überlaſſen mußten, die in ihrem Kreml unverſehrt blieben. Aber die Verwirrung wurde immer ärger. Sigmund wollte Czaar ſeyn, eine ruſſiſche Partei wollte nur ſeinen Sohn anerkennen. Eine zweite den jungen Sohn der Marina.

Eine dritte ſtellte nochmals einen falſchen Dimitri auf, wieder einen Prieſter Namens Iſidor. Allein eine vierte Partei, die eigentlich nationale, ſammelte ſich in Niſchnei Nowgorod und zog unter dem tapfern Poſcharski nach dem verbrannten Moskau. Da ein Theil der Polen die Stadt verlaſſen hatte, um Lebensmittel zu holen, gelang es Poſcharski, dieſe Abtheilung zu ſchlagen und vom Kreml abzuſchneiden, den letzteren aber durch eine harte Belagerung zur Uebergabe zu zwingen. Dieſelbe erfolgte am 23. October 1612, worauf die ſiegreiche nationale Partei der Ruſſen den noch nicht ſiebzehnjährigen Michael Feodorowitſch aus dem beim Volke beliebten und unter der früheren Tyrannei verfolgten Bojarengeſchlecht der Romanow zum Czaaren wählte. Vergebens ſuchte noch Marina das Thronrecht ihres Sohnes durch ihre Heirath mit Saruzki, einem unter den Koſaken angeſehenen Manne, zu ſchützen. Dieſe kleine Partei wurde überwältigt und floh nach Aſtrakan, wurde aber eingeholt und Saruzki geſpießt, Marinas kleiner Sohn gehängt, ſie ſelbſt im Kerker umgebracht.

7.

Sibirien.

In Sibirien, d. h. nur ſo weit, als es damals den Ruſſen bekannt war, zwiſchen dem Uralgebirge und dem Fluſſe Irtiſch in der Richtung, in welcher der Tobol in den Irtiſch fällt, hatten ſich fortwährend ruſſiſche Auswanderer niedergelaſſen und die Bojarenfamilie Stroganow hatte vom Czaaren von Moskau die Statthalterſchaft erworben. Verſuchsweiſe waren zwei kühne Koſacken, Petrew und Jalytſchew 1567 durch das Innere Sibiriens bis an die chineſiſche Grenze gereist und glücklich zurückgekommen. Aber die ruſſiſchen Colonien waren noch ſehr klein, als der Tatarchan Kutſchium, Herr der ſ. g. tobolſchen Horde, an den ſich auch die Kirgiſen anſchloſſen, die den Ruſſen ſchon tributbaren Tſcheremiſſen, Oſtjaken, Juguren und Wogulen gegen dieſelben aufhetzte, 1572. Nicht der Aufſtand dieſer ſchwachen Völker, wohl aber die Nähe und der böſe

Wille des mächtigeren Tatarchans bewog die Brüder Stroganow, Hülfe bei den Koſacken zu ſuchen. Dieſe Räuber am Don und an der Wolga wollten ſich dem Czaaren nicht unterwerfen, dienten lieber den Polen und führten unter ihren Hetmanns in der weit ausgedehnten ſüdruſſiſchen Steppe ein freies Reiterleben. Gerade damals wurde der durch ſeine Kühnheit berühmt gewordene Hetmann Jermak als Räuber verfolgt. Da luden ihn die Stroganow ein, zu ihnen herüber über den Ural zu kommen, da würde er vor dem Czaaren ſicher ſeyn und ſich zugleich durch Bekämpfung der Tatarn ein Verdienſt erwerben.

Dieſem Rufe folgte Jermak im J. 1581 und kam mit 850 Mann, meiſt doniſchen Koſacken, unter denen ſich aber auch deutſche Söldner und Lithauer befanden, die von den Ruſſen waren gefangen genommen worden und ſich zu den Koſacken geflüchtet hatten. Mit dieſer kleinen, aber tapfern Schaar, deren Feuerwaffen überdieß den Pfeilen der Tataren weit überlegen waren, erfocht Jermak drei Siege über Kutſchium, ging über den Irtiſch und drang bis an den Fluß Ob vor, wo er den Fürſten der Oſtjaken gefangen nahm. Von Sibir, der eroberten Hauptſtadt Kutſchiums aus ſandte Jermak ſchon im folgenden Jahre eine kleine Geſandtſchaft an den ſchrecklichen Iwan nach Moskau ab mit koſtbaren Zobelpelzen und andern Geſchenken, flehte ſeine Gnade an und lud ihn ein, ſich zum Czaar von Sibirien zu erklären und die Eroberung dieſes ungeheuren Ländergebietes zu vollenden. Iwan nahm die Botſchaft gnädig auf, beſchenkte die Geſandten, ſchickte dem Jermak ein Hülfscorps von 500 Schützen mit Feuergewehren nach und erlaubte ihm und den Stroganows, überall Auswanderer für Sibirien zu werben. Auch kamen derſelben ſo viele, daß bereits am Einfluß des Tobol in den Irtiſch, nicht weit von dem ältern Sibir, Tobolsk als die erſte Hauptſtadt Sibiriens erbaut werden konnte. Nachträglich wurde noch des geflohenen Kutſchium Sohn Mametkul gefangen und nach Moskau geſchickt, wo er Dienſte nahm und ruſſiſcher General wurde. Aber in einem neuen Kampfe mit den Tatarn verlor Jermak elen-

diglich ſein Leben, als er bei einem nächtlichen Angriff aus dem Schiff ans Ufer ſpringen wollte, und ertrank, 1584. Der alte Kutſchium hatte kein beſſeres Loos. Er war ſchon erblindet, mußte zu den Nogaientatarn flüchten und wurde von dieſen todtgeſchlagen.

Von nun an war die ruſſiſche Herrſchaft in Sibirien geſichert, denn wenn die wenig zahlreichen Eingebornen ſich auch noch einigemale empörten, ſo vermochten ſie doch nichts gegen deren überlegene Feuerwaffen, verloren eine Menge Todte und fielen in nur noch härtere Knechtſchaft. Niemand achtete ihre Menſchenrechte oder bekümmerte ſich um ihre Bekehrung und Bildung. Es war den Koſacken ganz recht, daß die Sibirier Heiden blieben, damit ſie ihnen die ihren Götzen, heiligen Bäumen und Quellen dargebrachten Opfer bequem rauben konnten. Die Kirgiſen unterwarfen ſich den Ruſſen nur bedingungsweiſe und eigentlich nur dem Namen nach. Ebenſo die Kalmuken. Inzwiſchen breitete ſich die ruſſiſche Herrſchaft vom Fluſſe Ob, an welchem die Stadt Tomsk erbaut wurde, bald bis an den Jeniſei aus, wo man die Stadt Krasnojarsk anlegte. Von hier aus gelangte man einige Zeit ſpäter zu den reichen Bergwerksdiſtrikten im Altaigebirge, welches Sibirien von China trennt, und in nordöſtlicher Richtung an den großen Lenafluß.

Schon 1579 war der berühmte engliſche Seefahrer Drake zur See über China und Japan bis nach Kamtſchatka im äußerſten Nordoſten Aſiens vorgedrungen; im Jahre 1636 fuhren die Ruſſen zum erſtenmal von Jakutzk aus die Lena hinab ins Eismeer und 1648 den Fluß Kolyma hinab in daſſelbe Meer bis zum Oſtcap an der nordöſtlichſten Spitze Aſiens. Zwiſchen dieſem Punkt und Japan liegt die große Halbinſel Kamtſchatka, die erſt 1697 von ruſſiſchen Truppen unter Atlaſſow erobert wurde. Ihr erſter Hafenort an dieſer Küſte war Ochotzk, welcher durch einen breiten Meerbuſen von Kamtſchatka getrennt iſt.

Wie ungeheuer weit ausgedehnt auch Sibirien iſt, ſo konnte es doch den Ruſſen vorerſt keine Vortheile darbieten. Die reichen Goldbergwerke im Ural und die Silberbergwerke im Altai waren damals noch nicht aufgedeckt, auch die Coloniſation noch ſehr ſchwach,

das Land diente nur zu einem weit entlegenen Verbannungsorte, wohin die ruſſiſche Regierung alle Leute ſchickte, welche ſie los werden wollte. Wie aber die Civiliſation hier durch räuberiſche Koſacken und verbannte Verbrecher nur kümmerlich auſkam, ſo urſprünglich verkrüppelt erſcheint dort auch das Volksleben der ältern einheimiſchen Stämme. Nirgends in der Welt finden wir eine ſo tiefe Umnachtung der Geiſter durch ein ſo unvernünftiges Heidenthum und einen ſo ſchmutzigen Aberglauben.

Alle dieſe kleinen Völkerſchaften leben zerſtreut, im Sommer in Hütten oder unter Zelten, im Winter in Jurten (Gruben unter der Erde) und kleiden ſich in die Felle von Thieren. Je weiter nach Norden, je mehr iſt bei ihnen die Rennthierzucht zu Hauſe. Jede Familie hat eine Heerde dieſer Thiere, von denen ſie lebt und ſich kleidet. Je weiter nach Oſten, um ſo häufiger kommen die Hunde vor, die man vor Schlitten ſpannt und in deren Felle ſich die Kamtſchadalen gern kleiden. Die Jurten ſind voll Schmutz und Geſtank. Das gemeinſchaftliche Uringefäß dient als Waſchtrog, zum Beitzen der Felle ꝛc. Bei den Koräken erfordert das Gaſtrecht, daß der Gaſt vom Urin der Hausfrau trinkt, die ihm dafür die höchſte Gunſt gewährt. Todfeindſchaft würde entſtehen, wenn der eine oder andere Theil ſich der Sitte weigern würde. In Kamtſchatka ſind die Sitten noch lockerer und herrſcht allgemeine Proſtitution, indem jede kleine Dienſtleiſtung damit honorirt wird. Uralt iſt in Sibirien eine eigenthümliche Art der Berauſchung mittelſt eines Waſſers, in dem ein giftiger Fliegenſchwamm gekocht wird.

Waffen und Geräthe dieſer Völker ſind ſehr einfach, doch wiſſen ſie gut damit umzugehen, verſtehen ſich vortrefflich auf Jagd und liefern den Ruſſen die koſtbarſten Pelze von Zobeln, Hermelinen, blauen Füchſen, Bären ꝛc. Am gewandteſten ſind die Tſchuktſchen, das merkwürdige Volk, welches auf Kähnen und auf Eisſchlitten über die Beringsſtraße zwiſchen Aſien und Nordamerika ſetzt und mit den nächſtanwohnenden Völkern beider Welttheile Handel treibt.

Die Prieſter aller ſibiriſchen Völker ſind Schamanen, wie bei den Finnen, wo wir ihrer ſchon im 4. Bande gedacht haben. Sie

kommen mit Glöckchen, Ringen, Adlersklauen, Schlangen und andern wunderlichen Amuletten behängt, schlagen eine Trommel, tanzen, betäuben sich, sinken in Schlaf oder haben Convulsionen und weissagen alsdann. Ihre Götzen sind von Holz geschnitzt oder ausgestopfte Puppen oder ein bloßer Pflock, den man mit Oel und Blut einschmiert und wie eine Puppe putzt, oder ein Bündel Zweige wie eine Ruthe. Eben so kindisch ist der Aberglaube der Sibirier. Demselben liegt im Allgemeinen die Furcht vor den Naturgewalten und vor unsichtbaren dämonischen Wesen zu Grunde; es ist gleichsam die Furcht von Kindern vor der Nacht im größten Maaßstab. Auf der andern Seite kommt aber auch wieder viel lustiger Aberglaube vor, besonders im Verkehr der Menschen mit den Thieren und unter sich. Am tollsten sind die Mythen von Kutka und seinem Weib, dem höchsten Götterpaar in Kamtschatka. Sie erscheinen durchaus nur possenhaft und unflätig.

8.

Soliman II. und Abbas der Große.

Das osmanische Reich hatte unter Sultan Selim I. im Beginn des 16. Jahrhunderts eine große Ausdehnung erhalten über Syrien und Aegypten. Nach seinem Tode 1520 wurde sein Sohn Soliman II., der Große genannt, ein noch gefürchteterer Kriegsfürst. Kaum saß er auf dem Thron, so bekam er einen Aufstand in Aegypten zu dämpfen und einen noch gefährlicheren seiner Janitscharen. Die letzteren mußte er mit Spendung vielen Geldes beruhigen. Hierauf begann er einen Zug gegen die Insel Rhodus, den Sitz des Johanniterordens, dem er zu Wasser und zu Lande heftig zusetzte. Nach einer langen Belagerung mußte der Großmeister Philipp von Villiers, obgleich er sich aufs tapferste vertheidigt hatte, capituliren, weil kein Entsatz aus den christlichen Ländern kam, 1522. Ihn selbst entließ der Sultan ehrenvoll, aber einen desto schlechteren Lohn erhielt der Ordenskanzler Amaral, der die Stadt

verrathen hatte gegen das Versprechen, des Sultans Tochter zu erhalten. Nach der Einnahme der Stadt ließ Soliman den Verräther lebendig schinden, „damit er erst die Christenhaut ablege, ehe er seine Tochter heirathe.“ Die Johanniter siedelten unter des Kaisers Schutz nach der Insel Malta über.

Soliman wurde der größte unter den Sultanen eigentlich wider seinen Willen. Er mußte nämlich, wenn er sicher auf dem Thron sitzen wollte, die Janitscharen beschäftigen und das konnte nur durch immer von neuem angefangene Kriege geschehen. Wenn er aber große Schläge geführt hatte, pflegte er wieder heimzugehen, überzeugt, daß die mit Ruhm und Beute beladenen Janitscharen wieder ein oder zwei Jahre gut thun und Ruhe halten würden. Dieser Umstand allein erklärt das oft so sonderbare und unerwartete Zurückgehen des siegreichen Sultans. Sein berühmter Feldzug von 1526, in welchem er bei Mohacz siegte, wie auch der von 1529, in welchem er bis vor Wien drang, ist schon in der deutschen Geschichte geschildert. Im J. 1527 fiel er wieder in Ungarn ein und im folgenden Jahr bekriegte er Persien und eroberte Tebris. Durch den Seeräuber Haireddin Barbaroſſa ließ er den Spaniern ihre schwachen Niederlassungen auf der Nordküste Afrikas wegnehmen und Tripolis, Tunis und Algier mit dem türkischen Reich verbinden. Man nannte diese drei Städte und ihr Ländergebiet hinfort die türkischen Raubstaaten oder Barbaresken. Im J. 1534 plünderte Haireddin an der Westküste Mittelitaliens und überfiel Fondi bei Nacht, um die durch ihre Schönheit weltberühmte Giulia Gonzaga von dort zu rauben. Sie entkam jedoch im Hemde mit Hülfe eines Ritters, der ihr auf ein Pferd half, den sie aber nachher erdolchen ließ, weil er sie unbekleidet gesehen hatte. Weil Haireddin Tunis erobert hatte, zog Kaiser Karl V. vor diese Stadt (1535) und nahm sie wieder, doch nicht auf lange. — Im J. 1537 bekriegte der Sultan die Venetianer und Ungarn. Damals unterlag das kaiserliche Heer in Ungarn unter Katzianer. Im nächsten Jahr schickte der Sultan eine Flotte durchs rothe Meer und ließ dessen Ufer plündern. Haireddin belagerte Nizza und Karl V. da-

gegen Algier. Nach Ungarn ging der Sultan schon wieder 1541, dann unternahm er noch einen Zug nach Persien. Auf diesem beging er eine entsetzliche Grausamkeit, sofern er seinen tugendhaften und geistvollen Sohn Mustapha, den Liebling der Türken, bloß deshalb hinrichten ließ, weil der abgefeimte Großvezier Achmed ihm fälschlich Hochverrath Schuld gegeben hatte. Der Großvezier selbst mußte später deshalb mit dem Leben büßen. Bald darauf führten zwei andere Söhne des Sultans, Bajazet und Selim, noch bei des Vaters Lebzeiten förmlich Krieg mit einander. Bajazet unterlag und floh nach Persien; der Vater aber schrieb an den persischen Schah und verlangte die Hinrichtung seines Sohnes und seiner vier Enkel, die nun wirklich 1561 erfolgte. Soliman wollte damit eine Erneuerung des Bruderkriegs nach seinem Tode vermeiden. Selim blieb Sieger und wurde Nachfolger des Vaters, als dieser im Lager vor Sigeth sein thatenreiches Leben endete, 1566.

Selim II. mußte sich den Thron erst noch durch Geldsummen erkaufen, die er unter die Janitscharen vertheilte, und diese unbändigen Kriegsrotten beschäftigen und unternahm zuerst die Unterwerfung Arabiens. Hier herrschten seit dem Untergange des Chalifats unabhängige Emirs, die sich jetzt der türkischen Uebermacht unterwerfen mußten. Im J. 1571 schickte der Sultan 200,000 Türken mit einer großen Flotte aus, um die große Insel Cypern zu erobern, die damals auch noch zu Venedig gehörte. Bragadino, der tapfere Commandant der festen Stadt Famagusta auf Cypern wehrte sich gegen die ungeheure Uebermacht der Feinde so lange und so tapfer, daß 80,000 Türken umgekommen seyn sollen. Erst der Hunger zwang ihn, zu capituliren. Der türkische Feldherr Mustapha jedoch brach sein Wort, ließ alle Christen in der Stadt niedermetzeln und Bragadino selbst an den Füßen aufhängen und lebendig schinden, seine Haut aber ausstopfen und an den Mast seines Schiffes binden. Diese Barbarei erbitterte die Christen und trug wesentlich zu der Furie bei, mit welcher sie unter Don Juan d'Austria in der großen Seeschlacht bei Lepanto fochten, von der schon gehandelt ist. Da Spanien und Venedig diesen Sieg aber nicht gehörig benutzten, stellte Selim bald

eine neue große Flotte her, behauptete Cypern und nahm sogar Tunis wieder ein.

Nach seinem Tode 1574 folgte ihm sein Sohn Murad III., der wieder mit Persien in Krieg gerieth und dessen Feldherrn das türkische Ansehen an den persischen Grenzen, im christlichen Georgien und unter den Tatarn der Krimm aufrecht erhielten, der aber selbst schon kein ausgezeichneter Fürst mehr war. Sein Sohn und Nachfolger Muhamed III. seit 1595 mußte den Thron wieder durch große Geldspenden an die Janitscharen erkaufen und seine Brüder hinrichten lassen, um Thronstreitigkeiten zu vermeiden. Die Thatkraft der Türken nahm langsam ab. Erzherzog Karl von Steyermark durfte die croatische Militärgrenze organisiren, ohne daß ihn die Türken gehindert hätten. Als der Krieg wieder ausbrach, erlitten die Kaiserlichen die große Niederlage bei Kareszdes (1596), erlangten nachher aber wieder Vortheile, wovon in der Geschichte Rudolfs II. schon die Rede war. Auf Muhamed III. folgte 1603 dessen Sohn Achmed I., der den ungarischen Krieg nur matt fortsetzte, gegen Persien Unglück hatte und 1617 starb. Sein Sohn Osman kämpfte unglücklich gegen die Polen und wurde von den Janitscharen abgesetzt, endlich ermordet 1622, worauf sein Bruder Murad IV. auf den Thron kam, ein halbwahnsinniger Trunkenbold. Eine kraft- und sittenlose Serailregierung, wiederholte Palastrevolutionen, Uebermuth und zugleich Verweichlichung der Janitscharen schwächten die Türkei zum größten Glück für das deutsche Reich, welches in dem großen Religionskriege, der ihm bevorstand, ganz zusammengebrochen wäre, wenn etwa die Türken sich auch noch eingemischt hätten.

In dem von Ismail gegründeten neupersischen Reiche blühte die Dynastie der Sofi rasch empor. Obgleich Ismails Sohn und Nachfolger Tamasp durch den großen Türkensultan Soliman II. nicht wenig bedrängt war, konnte er doch nachher seine Macht wieder um so glänzender entfalten, als Solimans Zweck nicht eigentlich Eroberung, sondern nur Beschäftigung der Truppen gewesen war und er sich auch nach Siegen immer wieder zurückzog. Tamasp starb 1576 und seine Söhne brachten einander um des Thrones willen

um. Endlich gelangte Abbas auf den Thron, 1588. Dieſer befreite Perſien von den Einfällen der Usbeken und war ein weiſer und umſichtiger Regent. Er wird als überaus männlich ſchön geſchildert, mit einer Adlernaſe, wie ſie an den altperſiſchen Königen gerühmt wurde, mit feurigen Adleraugen und einem prächtigen Barte. Man warf ihm Grauſamkeit vor, jedoch war er nur ſtreng, wo es nöthig war, z. B. gegen die unbotmäßigen Fürſten von Georgien. Sonſt war er ſehr tolerant, z. B. gegen die chriſtlichen Armenier. Auch verſtand er klug zu diplomatiſiren. Durch den Engländer Sherley, der ſich an ſeinem Hofe aufhielt, kam er in Verbindung mit England und ſchickte ein perſiſches Heer nach Ormus, einer ergiebigen Niederlaſſung der Portugieſen im perſiſchen Golf, eroberte ſie und — behielt ſie, zum Aerger der Engländer, welche ſich eingebildet hatten, er werde ſie ihnen überlaſſen. Auch mit dem deutſchen Kaiſer knüpfte Abbas eine Verbindung an und leiſtete demſelben einen großen Dienſt, indem er die Türken angriff und dieſelben bei Schiblih ſchlug, 1618. Nur mit ſeinen Söhnen hatte der große Abbas Unglück. Seinen älteſten Sohn Sofi Mirza, der ihm nach dem Leben ſtand, ließ er enthaupten, zwei andere Söhne blenden. Der eine derſelben Khada Bendeh faßte deshalb einen ſo grimmigen Haß gegen den Vater, daß er ſein eigenes Töchterchen Fatime blos deswegen umbrachte, weil der Großvater ſie lieb hatte, worauf er ſich ſelbſt vergiftete. Abbas ſtarb 1627.

9.

Der große Akbar und die ſchöne Nurjehan.

In Indien war der Großmogul Baber 1530 geſtorben. Ihm folgte ſein minder begabter Sohn Humajun, deſſen Bruder Kamran ſich in Afghaniſtan unabhängig machte. Dieſem Beiſpiel im Norden des Reichs folgte Schier Chan im Süden, gründete in Bengalen ein eigenes Reich, ſchlug das Heer des Humajun bis zur Vernichtung und eroberte das ganze Reich bis an die Grenze von Afghaniſtan, wo Kamran ſich

hielt, 1540. Humajun entkam nach Emercot zu einem indischen Rajah, der ihn großmüthig aufnahm. Hier gebar ihm seine Gemahlin, eine Perserin, den berühmten Akbar. Als man dem Vater die frohe Botschaft brachte, hatte er nichts bei sich, um nach der Sitte die Boten zu belohnen, als eine Moschusblase. Diese vertheilte er unter die Boten und als der starke Duft sich ringsum verbreitete, rief er aus: so möge der Ruhm meines Sohnes sich durch die Welt verbreiten! Da sich Humajun aber auch in Emercot bedroht sah, floh er in die Heimath seiner geliebten Gattin, mußte diese aber unterwegs bei seinem Bruder Kamran in Kabul lassen und gelangte nur für seine Person nach Persien, wo der mächtige Schah Tamasp ihm Hülfe versprach, wogegen der Großmogul den Glauben der Schiiten annehmen mußte. Hierauf eroberten die Perser Afghanistan. Bei der Belagerung von Kabul stellte Kamran den kleinen Akbar auf die Mauern, doch traf denselben keine Kugel. Die Stadt wurde eingenommen und dem Kamran verziehen. Da er sich aber noch einmal empörte, ließ Humajun ihn blenden, 1553. Von Afghanistan aus unterwarf Humajun nun auch das Pendschab und gewann seine Hauptstadt Delhi wieder. Schier Schah war schon 1545 im Kampf mit den Rajputen umgekommen und unter seinen Söhnen behauptete nach einigen Familienmorden Muhamed die Gewalt. Während nun dieser Bengalen gegen Humajun vertheidigte, starb der letztere. Dadurch gewann Muhamed neue Vortheile und eroberte Delhi wieder. Akbar war erst 13 Jahr alt und viele wollten, daß er nach Kabul flüchte, aber Biram Chan, der beste Feldherr seines Vaters, setzte durch, daß man sich muthig vertheidige, und schlug den Muhamed in einer großen Schlacht bei Paniput, 1556. Bald darauf fiel Muhamed in einem andern Gefechte.

Vier Jahre lang blieb Akbar unter der Vormundschaft jenes tapfern Biram, bis er achtzehn Jahr alt wurde und die Ungeduld ihn fortriß, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen, 1560. Sein Vater hatte zwar mit Hülfe der Perser die Herrschaft in Kabul und Delhi wieder errungen, allein das Reich des Großmogul war sehr geschmälert durch die indischen Fürsten und Volksstämme und durch mongolische Statthalter selbst, die sich wieder

unabhängig gemacht hatten. Akbar bekam viele Jahre zu thun, bis er sie, einen nach dem andern wieder unterwarf. Großen Werth legte er darauf, die freien Rajputen im Norden Vorderindiens zu unterwerfen. Er bediente sich dazu des Schreckens. Als er Guzerate belagerte, gelang es ihm des Nachts bei Fackellicht den feindlichen Anführer Jeimal auf den Mauern zu erblicken und mit einer Büchse eigenhändig zu erschießen. Der Todte wurde in der Stadt aufs feierlichste bestattet und nach indischer Sitte ließen sich mit ihm alle seine Frauen verbrennen. Während dieses Todtenfestes aber drangen Akbars Krieger in die Stadt ein mit 300 Elephanten, die, durch alle Straßen jagend, alles Lebendige unter ihre Füße traten, so daß 30,000 Menschen von ihnen zerstampft wurden, 1567. Nachher unterwarf Akbar auch vollends Bengalen und, indem er sich abwechselnd nach Norden wandte, das berühmte Thal von Kaschmir, welches man seiner Schönheit wegen mit dem Paradiese verglich und welches daher auch bald ein Lieblingssitz und der Sommeraufenthalt der Großmoguln wurde. Akbar selbst verlegte seine Residenz von Delhi nach Agra. Sein großes Reich erstreckte sich jetzt von der persischen Grenze bis nach Bengalen und vom Himalayagebirge bis nach Sind oder zu den Niederungen des Indus.

Auf eine merkwürdige Weise befolgte Akbar das System der alten mongolischen Herrscher aus dem Hause Chingischans, sofern er in religiöser Beziehung die größte Toleranz handhabte, während gleichzeitig in unserm Europa die Intoleranz, der gegenseitige Haß der verschiedenen Religionsparteien sich bis zum Wahnsinn steigerte und die blutigsten Kriege hervorrief. Akbar suchte nicht nur im Islam Schiiten und Sunniten, sondern auch die Muhamedaner überhaupt mit den Brahmanen und Buddhisten auszusöhnen, deren freie Religionsübung er nicht mehr störte. Ja er zog auch die Christen heran, schützte die Niederlassung der Portugiesen in Goa und ließ öfters christliche Priester zu sich kommen und mit indischen und muhamedanischen disputiren. Durch seine Milde in religiösen Dingen, wie durch seine Gerechtigkeit, seinen weisen Staatshaushalt machte er sich bei den Indern außerordentlich beliebt und starb 1605.

Sein Sohn und Nachfolger Jehangir hatte schon zu Akbars Lebzeiten in Allahabad, wo er residirte, die fürchterlichsten Grausamkeiten begangen, so daß sein Vater sich daran entsetzte und sein junger Sohn Chosru vor ihm floh. Als Jehangir den Thron bestieg, ließ er diesen Prinzen verfolgen und gefangen nehmen, 700 seiner Gefährten vor den Thoren von Lahore lebendig spießen, den armen Chosru zwischen ihnen durchführen und dann zu ewigem Kerker verurtheilen. Ganz unvermuthet aber wurde der Tyrann durch ein Weib gebessert. Das war die weltberühmte Nurjehan, ein ausgesetztes Kind von wunderbarer Schönheit. Jehangir hatte sie schon als Jungfrau gesehen und sich in sie verliebt. Akbar hatte sie einem Perser vermählt, kaum aber war Jehangir Großmogul geworden, so ließ er jenen Perser umbringen, nahm die Schöne zu sich und vermählte sich mit ihr. Dies kam ganz Indien zu gute, denn sie stimmte ihn mild. Beide nahmen ihren Sommeraufenthalt gewöhnlich in Kaschmir, wo ihr Andenken noch bewahrt ist. Hier im Thale der Jilum, deren Ufer heute noch mit Städten, Burgen und Palästen, herrlichen Gärten, fruchtbaren Gefilden und Alleen geschmückt sind, und an dem See, der, in der Mitte des Thales liegend, in den Jilum abfließt, weilte das kaiserliche Paar in der schönen Jahreszeit, beschäftigt mit der Schwanenjagd auf dem See und mannigfaltigen Lustbarkeiten in zauberischen Palästen und Gärten, unter den berühmten Rosen von Kaschmir, prachtvollen goldblüthigen Cedern, Honigäpfeln (Amri), rosenfarbenen Riesenpfirsichen ꝛc., umringt von der reizendsten Landschaft, um die nach allen Seiten hin ein Amphitheater von himmelhohen Bergen aufsteigt, die schönste Alpenansicht, die es vielleicht auf Erden gibt. „Ueber alle Schneeberge erhebt sich hier die weiße und schwarze Doppel-Pyramide des Mer und Ser, als seyen sie das Denkmal der Schöpfung, als Gott Tag und Nacht trennte.“ Die Berge von Kaschmir nähren eine Ziegenart, aus deren Haaren die Einwohner die von Alters her berühmten Shawls weben, in welche Nurjehan ihre Reize hüllte, wenn sie dem Seebad entstieg.

Aber der Großmogul wurde mitten in seinem Glück gestört.

Mohabut Chan, sein bester Feldherr, fiel in Nurjehans Ungnade, war aber so kühn, an der Spitze seiner tapfern Rajputen den Großmogul selbst zu verhaften. Nurjehan, noch kühner, eilte ihren Gatten zu befreien. Als Amazone, auf einem Elephanten sitzend, griff sie die Rajputen an, die sie mit einem Hagel von Pfeilen und Kugeln überschütteten. Sie blieb unversehrt, aber ihre kleine Tochter, die sie bei sich hatte und der Elephant wurden verwundet. Wüthend vor Schmerz stürzte sich der Elephant ins Wasser des nahen Flusses, dessen Strom ihn fortriß und die schöne Amazone war verschwunden. Man lief ihr am Ufer nach und fand sie endlich wieder, eben damit beschäftigt, dem ermatteten Elephanten, der sich wieder ans Ufer heraus gearbeitet hatte, den Pfeil aus dem Rüssel zu ziehen und ihr Kind zu verbinden. Sie theilte von nun an die Gefangenschaft ihres Gemahls, und vorzüglich ihrer Klugheit war es zuzuschreiben, daß ein Theil der Truppen Mohabuts sich für den Großmogul erklärte. Nun mußte Mohabut nachgeben und Jehangir wurde völlig wieder frei. Unter den Gästen, die seine Freudenfeste theilen durften und bei ihm in hoher Gunst standen, zeichnete sich Sir Thomas Roe, der englische Gesandte, aus, welcher 1616 nach Indien kam, um dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Jehangir blieb auch in seiner späteren Periode immer noch ein echt asiatischer Despot, denn während er selber jedem Lebensgenuß fröhnte, verbot er seinen Unterthanen den Wein und den Tabak, der damals erst durch die Europäer von Amerika aus in Ostindien eingeführt wurde und der auch von dort aus erst nach China gekommen ist, so daß man irrt, wenn man glaubt, der Tabak komme aus China. Jehangir residirte in Lahore weil es näher an seinem geliebten Kaschmir lag. Dorthin ging er noch häufig, dort erkrankte er und starb auf dem Rückweg, bevor er Lahore wieder erreicht hatte, 1627. Nach seinem Tode bestieg sein Sohn Schah Jehan den Thron und ließ seine Stiefmutter, die schöne Nurjehan, von der er bisher unterdrückt worden war, gefangen setzen, gab sie aber nachher wieder frei und behandelte sie anständig, worauf sie noch zwanzig Jahr in Frieden lebte.

Zehntes Buch.

Verwilderung im Reformationszeitalter.

1.

Höfische Sittenverderbniß.

Die deutschen Fürsten verstanden unter der „deutschen Freiheit“ das Bündniß mit Frankreich gegen den Kaiser zum Besten ihrer Souveränetät, und unter der „evangelischen Freiheit“ das fürstliche Privilegium, jegliche Willkür zu üben und frisch darauf los zu lüdern und zu sündigen. Die lutherischen Höfe verwilderten auf eine Weise, wie es vor der Reformation unerhört gewesen war. Diese Bestialität ist nun zwar dem ehrlichen Luther nicht Schuld zu geben, aber sie folgte mit Naturnothwendigkeit aus dem Umstande, daß die Fürsten allein alle Vortheile von der Reformation zogen und deren ursprünglich sittlichen und nationalen Charakter verfälschten. Die traurige Verbindung der Reformation mit der Renaissance auf den lutherischen Universitäten trug noch mehr dazu bei, die Sittlichkeit zu zerstören und heidnische Laster in classischer Form zur Mode zu machen bei Fürsten und Adel, die Geld genug hatten, die Befriedigung ihrer Lüste zu bezahlen. Nur über den armen Bürger und Bauer ging diese Verpestung glücklich hinweg und hier wurden noch in Demuth christliche Tugenden geübt.

Im kursächsischen Hause kam schon durch Johann Friedrich den

Standhaften das unmäßige Trinken auf. Dieſes Laſter pflanzte ſich auch auf die neue Kurlinie hinüber, auf Auguſts Enkel Chriſtian II. und Johann Georg. Von Chriſtian II. heißt es: „Sieben Stunden lang wurde aus ungeheuren Humpen um die Wette getrunken, und der Kurfürſt trug den Sieg davon. Täglich wimmelte der Hof von Gäſten, ſo daß nicht weniger als 700 Tiſche zumal gedeckt waren. Dieſer Kurfürſt iſt in nichts groß, als im Eſſen und Trinken. Er ſieht nicht darauf gut zu trinken, ſondern nur viel. Er würde nicht zu leben glauben, wenn er nicht unaufhörlich betrunken wäre.“ So erzählt ein Zeitgenoſſe. Des Kurfürſten Nachfolger Johann Georg war gleichfalls täglich betrunken. Zu den fürſtlichen Säufern der Zeit gehörte auch der ſonſt gutmüthige Herzog Ludwig von Württemberg, Chriſtophs Sohn. Herzog Friedrich von Liegnitz gerieth in ſolchen Säuferwahnſinn, daß ihn ſein Sohn Heinrich 1560 gefangen legte. Der gräßliche Vaterfluch, den er gegen denſelben ausſprach, ging in Erfüllung, denn Heinrich wurde ebenfalls ein Säufer, mußte ebenfalls gefangen gelegt werden und ſtarb im Elend. Das ſind nur die ärgſten Beiſpiele. Wie ſehr das Trinken überhaupt Mode geworden war, erhellt daraus, daß im Jahr 1577 auf dem Reichstage der förmliche Beſchluß gefaßt wurde, „alle Kurfürſten, Fürſten und Stände ſollen ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken vermeiden.“

Zum Saufen gehörte das Jagen als das Hauptlaſter der damaligen deutſchen Höfe. Die Fürſten legten ungeheure Wildgehege an und bei Beſuchen wurde gehetzt, wobei die Bauern in der Frohne helfen und ihre eigenen Saaten zertreten mußten. Ein einzelner Fürſt hielt Koppeln von hundert, ja von tauſend Jagdhunden. Schädigung des Wildes wurde immer grauſamer beſtraft. Das Leben des Menſchen galt weniger als das eines Haſen. Wilddiebe ſchmiedete man auf Hirſche und ließ dieſe dann laufen.

In der Wolluſt ſanken die Deutſchen nie ſo tief hinab, wie die Italiener und Franzoſen, weil ſie nicht ſo weibiſch waren und auch im Laſter noch mannhafter blieben. Doch kam die mediceiſche Maitreſſenwirthſchaft auch in Deutſchland auf. In dieſem Punkte

thaten ſich die Brandenburger übel hervor. Schon von Kurfürſt Joachim I. heißt es in einer gleichzeitigen Chronik: „Es durfte ſich keine ſchöne Frau in Berlin ſehen laſſen, er ließ ſie zu ſich fordern.“ Joachim II., durch den höflichen Agricola ſchon im voraus des Himmels verſichert, glaubte ſich auch ſchon auf Erden einen kleinen Himmel ſchaffen zu dürfen, baute ſich Luſtſchlöſſer, bevölkerte ſie mit Maitreſſen, gab ſchwelgeriſche Feſte und große Jagden, erſchöpfte durch ungeheure Verſchwendung das Land und vertraute ſich den Juden an. Der Jude Lippold wurde Münzmeiſter, prägte ſchlechtes Geld, trieb Kipper und Wipper und argen Wucher, wurde des Kurfürſten Caſſier, Kuppler und geheimſter Rath und durfte ſich zuletzt jede Gewaltthat erlauben, wofür man ihn nach dem Tode ſeines Herrn 1572 von rechtswegen torquirte und viertheilte. Auch Albrecht von Brandenburg, Kurfürſt von Mainz, Joachims I. Bruder, Luthers Zeitgenoſſe, war ein äußerſt üppiger und ſinnlicher Herr. Ebenſo Joachims II. Sohn Sigmund, proteſtantiſcher Erzbiſchof von Magdeburg und Biſchof von Halberſtadt, der die ſchamloſeſten Dinge trieb und, wie Spangenbergs Chronik erzählt, unter andern einmal 1564 bei einem Beſuch in Mansfeld, als alles beſoffen war, dem Grafen von Mansfeld und ſämmtlichen Gäſten die Bärte abſchneiden ließ. Auch allen ſeinen Unterthanen verbot er die Bärte, weil er ſelber keinen hatte. Noch viel entarteter war das markgräflich brandenburgiſche Haus in Franken. Von den Ungeheuern Caſimir von Culmbach und ſeinem Sohn Albrecht Alcibiades iſt ſchon die Rede geweſen. Caſimirs Bruder Georg, der den unglücklichen König Ludwig von Ungarn zu allen Ausſchweifungen verführte, hinterließ einen Sohn, Georg Friedrich, in Anſpach, deſſen Landſtände 1583 einmal, als ſie die Türkenſteuer bewilligen ſollten, laut klagten, ſie würden es unter den Türken beſſer haben als unter ihm.

Am meiſten verwahrlost waren die kleineren Häuſer. So das badiſche. Hier trieben drei Markgrafen, Philipp II., Chriſtoph II. und Eduard arge Ueppigkeit auf Koſten des Landes. Karl von Baden-Baden ſchleppte ſeine durch ihre Lüderlichkeit berüchtigte Mutter Cäcilie einmal bei den Haaren durch die Straßen. Sein Bruder

Eduard machte ungeheure Schulden, wollte Land und Leute an die Fugger in Augsburg verkaufen und trieb, da es nicht anging, Falschmünzerei, endlich sogar Wegelagerei, versteckte sich in Kornfelder und beraubte die Reisenden. Zwei Italiener, die er gedungen hatte, um seinen Vetter Ernst Friedrich von Durlach zu vergiften, wurden geviertheilt. — Eben so toll ging es in den getheilten Linien der Ascanier her. Lauenburg war voller Schulden. Gegen den elenden Herzog Franz I. erhob sich sein Sohn Magnus, 1571. Gegen diesen standen die Brüder auf und alles ging drüber und drunter. Diese Fürsten hatten Maitressen, die sich in die Geschäfte mischten, Franz II. die später als Hexe angeklagte Frau Tschammer, Moritz die Katharina Spörkner, mit der er sich vermählte, die er aber wieder verstieß, um die später ebenfalls als Hexe angeklagte Gysela Sachs zu nehmen; Heinrich, welcher Erzbischof von Bremen und der beste unter den Brüdern war, die Färberstochter Anna von Broich. Zuletzt behauptete Franz II. das Feld, setzte den unglücklichen Magnus fünfzehn Jahre lang in ein lichtloses Gefängniß, worin er starb, und lebte bis 1619, nachdem er durch neue Fehden mit den Nachbarstädten, besonders mit Lübeck, den Jammer seines Landes noch vermehrt hatte. Joachim Ernst von Anhalt-Zerbst war ebenfalls lüderlich und überlud sein Land mit Schulden.

Indem so viele Fürsten in ihren Herzen Gott absagten, suchten sie durch teuflische Künste sich die Mittel zum irdischen Genuß zu verschaffen und hielten sich Sterndeuter, Goldmacher, Adepten, die ihnen das Lebenselixier oder das Verjüngungswasser bereiten sollten. Ihre Maitressen trieben häufig Hexerei, um sie durch Liebestränke zu bezaubern. Dann spürte der Argwohn wieder einer nur vermeintlichen Hexerei nach und die Juristen, zu diesem Zweck mit den Hoftheologen verbündet, instruirten ungeheuerliche Hexenprocesse, erpreßten durch die Folter auch von der Unschuld Geständnisse und fütterten die Scheiterhaufen mit mehr Opfern, als die Inquisition jemals dargebracht hat. Einer der entsetzlichsten Hexenverfolger war Herzog Julius von Braunschweig, des wilden, noch katholischen Heinrichs Sohn, welcher lutherisch wurde, die Universität Helmstädt

gründete und sonst väterlich für sein lange mißhandeltes Land sorgte, aber in seinem Wahne das ganze Land von Teufeln erfüllt sah und so viele angebliche Hexen verbrennen ließ, daß sich bei Wolfenbüttel ein ganzer Wald von angebrannten Pfählen bildete.

Der kaiserliche Hof in Wien hielt auf Anstand und bewahrte die alte Würde. Doch ahmten auch mehrere der kleineren katholischen Höfe das schlechte Beispiel der Mediceer und der Valois nach. Albrecht von Bayern verschwendete die Einkünfte des Landes in Ueppigkeit, baute neue Paläste, hielt die erste italienische Oper, eine Menagerie, eine buntbemalte und vergoldete Flotte auf dem Starenberger See und gab schwelgerische Feste. Die Jagdwuth war bei ihm so groß, daß er im ganzen Lande alle spitzen Zaunpfähle wegreißen ließ, damit sein liebes Wild sich nicht daran verletze. Die klagenden Landstände wies er höhnend ab. Aber die Goldmacher bezahlten ihm die Schulden nicht. Ein solcher Abenteurer, der Italiener Bragadino, wurde 1591 in München gehenkt. Zwei andere ließ Herzog Friedrich von Württemberg, Ludwigs Sohn, in Stuttgart hängen, weil sie ihm das versprochene Gold nicht machen konnten. In Jülich regierte seit 1566 der blödsinnige Herzog Wilhelm, dessen Sohn Johann Wilhelm ebenfalls blödsinnig war.

Der Adel wurde größtentheils in die Sittenlosigkeit der Höfe mit hineingezogen. Neben dem alten Landadel kam immer mehr s. g. Briefadel auf, sofern die Fürsten auch Bürgerlichen und Fremden, die ihnen am eifrigsten dienten, den Adel ertheilten. Zwar gab es noch Landstände, da aber die lutherische Geistlichkeit ganz vom Landesherrn abhing, der Bürgerstand durch Juristerei und Schreiberei immer mehr um sein altes Recht kam und der Adel selbst geschwächt oder dem Hofe verkauft war, vermochte die landständische Opposition der Fürstenwillkür nicht mehr zu steuern.

In Württemberg glaubte sich der geistreiche Tübinger Professor Nicodemus Frischlin durch die bürgerliche Verfassung geschützt genug, um in einem lateinischen Gedicht auf das Landleben die Rohheit des damaligen Adels zu tadeln. Aber es bekam ihm übel,

denn er mußte flüchten und als er sich nicht vorsichtig genug benahm, ließ ihn Herzog Ludwig auf das Bergschloß Urach setzen, von wo er bei Nacht entfliehen wollte, aber herabstürzte und den Hals brach, 1590. Ludwigs Nachfolger Friedrich hielt einen glänzenden Hof und brauchte viel Geld. Das verschaffte ihm sein geheimer Rath Enzlin, der deshalb dem Lande unerhörte Lasten auflegte, den Landtag sprengte und sogar die Verfassung änderte. Doch sorgte Friedrich für seine Dynastie, indem er sich 1599 von der Afterlehnsherrschaft Oesterreichs loskaufte. Auch baute er den flüchtigen Protestanten aus Oesterreich die Stadt Freudenstadt im Schwarzwald. Nach seinem Tode 1608 stellte sein Sohn Johann Friedrich die Verfassung wieder her und Enzlin wurde enthauptet. — Auch im Herzogthum Braunschweig übte unter Heinrich Julius, dem Sohn des Julius, der Kanzler Jageman grobe Willkür und verhöhnte die Landstände. Der Herzog selbst befehdete auf muthwillige Weise die freie Stadt Braunschweig und soff sich endlich zu Tode, 1613. Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem schlecht erzogenen Friedrich Ulrich, dem er nichts als Schulden hinterließ, wurde das Uebel noch ärger, denn dieser und seine Günstlinge verschleuderten die Einkünfte und Domänen, verheerten die Wälder, verfälschten die Münze, suspendirten die Justiz ꝛc. — Sogar in dem freien Ostfriesland wagte Graf Ezard II., nachdem er eine schwedische Prinzessin geheirathet hatte, als Souverain walten zu wollen, und Stände und Volk hatten schwer mit ihm zu kämpfen, bis erst unter seinem Sohn Enno 1611 die Holländer einen Vergleich vermittelten.

Der bravste Regent in jener trostlosen Zeit war Graf Johann von Oldenburg, der sein Ländchen aufs beste zu organisiren strebte, aber bei der Anlegung der Teiche, die er selbst leitete, sich erkältete und starb, 1603.

2.

Verwilderung der Universitäten.

Auf den Universitäten der Reformation gaben die theologischen Zänker, ferner die Juristen, die den deutschen Volksstämmen zum alleinigen Nutzen des fürstlichen Despotismus das römische Recht aufzwangen, und endlich die lüderlichen Humanisten den Ton an. Zum Glück disputirten und schrieben sie meist in lateinischer Sprache, sonst würden sie unser unglückliches Volk noch viel mehr verdorben haben, als es ohnehin geschah. Zum Unglück hingen sie, nachdem sie sich von der Kirche losgerissen hatten, nur noch lediglich von der Fürstengunst ab und schmeichelten den rohen Fürsten und Höflingen, indem sie deren gottlose Sitten auf die Universitäten übertrugen und der akademischen Jugend als neueste Mode einimpften. Ihre Lenker waren die Kanzler, Hofprediger und Oberconsistorialräthe, die vor den Fürsten krochen und vor denen wieder alle andern krochen. Wer von oben Gunst genoß, betrug sich mit unverschämter Hoffahrt. Die um die Gunst des Hofes buhlenden Professoren hegten unter sich den giftigsten Neid und spielten sich die ehrlosesten Intriguen, wobei sich besonders ihre Weiber betheiligten. Man hörte bittre Klagen über die Trunksucht und Faulheit der Professoren, weil sie nicht hinter den frechen Sitten der Höfe zurückbleiben wollten. Am schädlichsten wirkten die Humanisten, welche die classischen Dichter lasen und nachahmten und die Unzucht im Geleite der Musen und Grazien auf den Altar setzten, von dem sie den Gott der Christen herabgestürzt hatten. So klagt ein Zeitgenosse: „Die ganze Woche haben die alten heidnischen Hurenjäger und Schandlappen Ovidius, Terentius, Virgilius in den meisten Schulen Raum, Christus aber auf seinem Esel mit dem catechismo und gottseliger Kinderzucht muß kaum auf den Sonnabend und Sonntag Raum einer Stunde haben.“ Es war für jeden Mann von reinem und sanftem Sinn damals schwer, auf deutschen Universitäten zu leben unter so vielen Lästerzungen, so vielen Zeloten und nieder-

trächtigen Bedientenſeelen. Wenn je eine Profeſſorenmeinung dem Intereſſe des Fürſten zu nahe trat, ſo kam aus der Reſidenz eine Wolke mit Blitz, Donner und Platzregen und ſchlug den Lärmen der im Univerſitätsſumpf quakenden Fröſche nieder.

Die Studenten blieben zwei Jahrhunderte lang Muſterbilder der Rohheit und ſtanden in Bezug auf gute Sitten noch tief unter den roheſten Bauern. Das einzige Achtbare, was noch an ihnen blieb, war die Raufluſt, der kriegeriſche Sinn. Im Uebrigen waren ſie einer unerhörten, nie vorher dageweſenen Barbarei verfallen. Vor allem einer viehiſchen Trunkenheit, worin ſie durchgängig mit Fürſten und Adel wetteiferten. Der höchſte Stolz eines deutſchen Studenten war, mehr Wein oder Bier auf einen Sitz einſchütten zu können, als alle andern. Dazu gehörte das obligate Rülzen und Grülzen oder die vollendete akademiſche Schweinerei, wie ſie ein Zeitgenoſſe im „Cuntz Sawrüſſel“ perſonificirt hat. Die älteren Studenten (Schoriſten) lebten vom Gelde der jüngeren (Pennalen oder Füchſen) und plagten die letztern auf alle erdenkliche Art. Der Kurfürſt von Sachſen mußte im 17. Jahrhundert den Schoriſten förmlich durch ein Geſetz verbieten, „die Pennalen zu berauben, ihnen die guten Kleider zu nehmen und Lumpen dafür zu geben, ſich von ihnen die Schuhe putzen, den Speichel von ihnen lecken, ſie unter dem Tiſch wie Hunde und Katzen heulen zu laſſen, ihnen Koth und Scherben in den Mund zu ſtopfen“ und dergleichen mehr, womit damals die jungen Leute in die Studien „eingeweiht“ wurden. Wenn ein junger Student (Pennal, Fuchs) ankam, wurde er „geputzt“. Man ſcheuerte ihn, man ſeifte ihn mit einem Ziegelſtein ein, raſirte ihn mit einem verroſteten Degen, ſchleifte ihn auf einem großen Schleifſtein, hobelte ihn auf einer Bank, ſtieß ihm einen Trichter in die Ohren ꝛc.

Gegen alle dieſe Barbareien ſollte nun die Renaiſſance helfen. In der That geſchah viel für die Herausgabe der griechiſchen und römiſchen Autoren und man bemerkte bei den Humaniſten ein Streben nach eleganten Formen. Allein damit wurde die innere Rohheit nur eben übertüncht. Gerade in den lateiniſchen Gedichten der Humaniſten

kommen die unglaublichsten Cynismen vor. Einige ehrenwerthe Forscher ausgenommen, legte sich die Mehrheit auf grammatikalische Spitzfindigkeiten. Die wichtigste Angelegenheit der Philologen betraf z. B. den casus vocativus, ob er eine positio oder eine suppositio sey. Alle deutschen Universitäten geriethen darüber in Aufregung und der lange Streit wurde auf einem großen Collegium in Heidelberg zur Entscheidung gebracht.

Die Tyrannei der geistlosen Grammatik fand das weiteste Feld der Beherrschung in den neu errichteten Gymnasien, den Vorschulen für die Universität und ausschließlich zu dem Zweck gegründet, um die Jugend frühzeitig für die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes vorzubereiten. Das Hauptgeschäft der Lehrer war, den deutschgebornen Knaben ihre Muttersprache verlernen zu machen und sie dagegen lateinisch denken, reden und schreiben zu lehren. Im Volk erhielten sich alte Lieder, alte Sagen voll Poesie. Die auf den neuen Fürstenschulen und Universitäten gebildete Welt aber duldete keinen deutschen Dichter mehr, sondern las und pries nur die Alten, die Franzosen und Italiener und ihre deutschen Nachahmer. Binnen einem Jahrhundert von Hans Sachs bis Opitz war Deutschland überschwemmt mit lateinischen Dichtern, Professoren der Universitäten und Gymnasien, die ihre deutschen Namen latinisirten und durchaus nur in der Sprache des Virgil, Ovid und Horaz schrieben. Fast alle waren nur lucianische Spötter oder horazische Schmeichler und Fröhner einer behaglichen Lebensphilosophie, viele auch cynische Schwelger.

Das deutsche Naturell schlug gleichwohl häufig durch und seit Reuchlin und Frischlin gab es, zumal in Schwaben, eine Anzahl lateinische Dichter, die auch volksthümliche Stoffe und eigentlich deutsche Fastnachtsspiele in die Sprache und Form des Plautus und Terenz brachten.*) Es versteht sich von selbst, daß die lateinische Aristokratie der modernen Staats- und Fürstendiener auch das Theater zu beherrschen suchte, dessen Einfluß sie nicht mißkannte. Der junge Samen

*) Ich bemerke, daß ich von allen diesen Erscheinungen im zweiten Bande meiner „deutschen Dichtung“ ausführlicher gehandelt habe.

der künftigen Staatsdiener wurde daher schon auf den Gymnasien abgerichtet, lateinische Schulkomödien aufzuführen, was ungefähr die ärgste Verirrung war, in die sich das gute deutsche Volk hineinführen lassen mußte.

Man täuscht sich indeß, wenn man die Renaissance nur für die rein gebliebenen germanischen Stämme unpassend findet. Sie war es nicht weniger für die romanischen Italiener, Franzosen und Spanier, Nationen, die nicht auf die alten Römer oder Gallier zurückgeführt werden können, sondern deren Hauptfactoren die deutsche Eroberung und das Christenthum gewesen sind. Die Affectation des Classischen war für sie eine eben solche Unnatur und Lüge wie für die Deutschen.

3.

Das theologische Gezänk.

Man darf niemals vergessen, daß, welches auch die Auswüchse der Reformation gewesen sind, die Schuld davon zuerst auf die Verderbniß der alten Kirche fällt, die eine gewaltsame Reform unvermeidlich machte. Die katholische Partei hat mithin keine Ursache, der protestantischen Vorwürfe zu machen. Beide aber dürften sich vergleichen, wenn sie erst zu der Einsicht gelangten, daß die Fehler, die ihnen beiderseits zur Last fallen, gar keinen klerikalen Ursprung haben, sondern der einen wie der andern Kirche nur durch die weltlichen Mächte eingeimpft worden sind. Daß die römische Kirche eine vernünftige Reformation nicht freiwillig und rechtzeitig unternahm, daran war die mediceische Politik Schuld, und daß hinwiederum Luther statt eine vernünftige Reform der gesammten Kirche durchzusetzen, nur die unglückselige Kirchentrennung und eine neue Staatskirche schuf als Opfer und Werkzeuge des fürstlichen Despotismus, war nicht seine Schuld, sondern die der sächsischen, hessischen, pfälzischen, englischen, dänischen und schwedischen Politik. Die wahre welthistorische Bedeutung des Reformationszeitalters ist nicht der Streit der Kirchen unter einander, sondern die Unterjochung beider Kirchen unter die weltliche Macht, die sich frevelnd an die Stelle Gottes setzte.

Die Verbiſſenheit des theologiſchen Gezänkes in der Reformationszeit erklärt ſich zum größten Theil daraus, daß die Theologen von den Fürſten und ihren Juriſten gehetzt wurden. Dabei kommt freilich auch viel auf Rechnung der ſcholaſtiſchen Zankſucht, die von den Univerſitäten immer unzertrennlich war. Die wichtigſten theologiſchen Streitigkeiten haben wir bereits erzählt, ſofern ſie tief in die Geſchichte der Zeit eingriffen. Sie konnten trotz aller Concilien und Colloquien nicht entſchieden werden, weil ſie theils göttliche Geheimniſſe betrafen, welche der menſchliche Scharfſinn nicht zu erſchließen vermag, theils politiſchen Parteien zum Stützpunkte dienten, deren Intereſſen unvereinbar waren. Jeder aber verdammte den andern. Die vielgerühmte Glaubensfreiheit fand ſich nirgends weniger, als in der neuen Kirche. Auf die unterſcheidenden Glaubensartikel allein wurde Gewicht gelegt, nicht auf das, was alle Chriſten zugleich bindet. Eine furchtbare deſpotiſche und grauſame Orthodoxie verfolgte jeden Andersdenkenden. Das todte Wort, die kalte Formel verſchlang den warmen Glaubensinhalt. Darum klagt Valentin Andreä: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten; lieber die Gegenwart Chriſti beweiſen, als verehren; lieber die Reue über die Sünden beſchreiben, als ſelber fühlen; lieber gute Werke herabſetzen als ſelbſt gute Werke thun, und lieber die Bibel durchblättern, als chriſtliche Liebe üben. Sie machen die Religion zu einer bloßen Wiſſenſchaft.“ Luther ſelbſt ſah die Greuel der theologiſchen Vielſchreiberei voraus. In ſeiner Vorrede zum Matthäus ſagt er: „Es ſind jetzo weit mehr Bücher als Leſer vorhanden, auch gibts deren weit mehr, die da ſchreiben, als lernen. Alſo daß, da viel Bücherſchreibens kein Ende iſt, zu befürchten ſteht, es werde in kurzem die Menge der Bücher, ſo die beſten nicht ſind, die geringe Zahl der guten unterdrücken, auch ſelbſt die Bibel wiederum wird verdunkelt und unter einen weit dunklern Scheffel als der vorige geweſen, gebracht werden.“

Man macht ſich den klarſten Begriff von der Barbarei der proteſtantiſchen Univerſitäten, wenn man das Gutachten des Tübinger Senats über den gregorianiſchen Kalender lieſt. Herzog Lud-

wig hatte gefragt, ob man dieſen verbeſſerten Kalender einführen dürfe? Aber die Theologen antworteten: „Der neue Kalender iſt offenbar zur Beförderung des abgöttiſchen päpſtlichen Weſens geſtellt und wir halten den Papſt billig für einen greulichen reißenden Bärwolf. Nehmen wir ſeinen Kalender an, ſo müſſen wir in ſeine Kirche gehen, wenn er uns läuten läßt. Sollte es ihm gelingen, uns ſeinen Kalender unter kaiſerlicher Autorität an den Hals zu werfen, ſo würden wir uns ſeiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren können. Der Papſt greift hiemit den Reichsfürſten nach ihren Fürſtenhüten ꝛc.“ In ſo dummer Wuth wies man eine nützliche Verbeſſerung ab, die man ſpäter doch annehmen mußte. Obgleich es ſich um die heiligſten Gegenſtände handelte, wurde der Streit doch in der gröblichſten Sprache geführt. Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und ſchrieb der deutſche Menſch roher, ungeſchliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des 15. und 16. In die Atmoſphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten ſich die Geiſter auf eine ganz merkwürdige Weiſe, man kann es faſt eine Beſeſſenheit nennen.

Der Haß machte ſich auch in Satiren Luft. Schon früher waren in dergleichen die ſchlechten Sitten der Pfaffenwelt witzig und boshaft verſpottet worden. Jetzt wurde die ganze Hierarchie angegriffen und der Papſt, je mehr ihm früher von allen Enden Deutſchlands gehuldigt worden war, jetzt mit Koth beworfen. Von einem Verſtändniß deſſen, was die römiſche Kirche, ſeitdem die Märtyrer in den Katakomben ruhen, zum Heile der Menſchheit gewirkt hat, war nicht mehr die Rede. Die welthiſtoriſche Nothwendigkeit einer unabhängigen Kirche im Gegenſatz gegen die Staatskirchen, und einer geſchloſſenen Hierarchie gegenüber der Anarchie der Secten, wurde auf der reformirten Seite gänzlich mißkannt. Eben ſo blind aber verkannte man auch auf katholiſcher Seite die Nothwendigkeit der Reform.

In den zahlreichen gegen Rom geſchleuderten Satiren wird

Rom in der Regel mit der babyloniſchen Hure und dem Thier in der Apokalypſe verglichen, der Papſt aber als der Antichriſt bezeichnet. Zwingli in ſeinem „Labyrinth“ macht den Papſt zum Minotaurus, der „Wolfgeſang“ macht ihn als Wolf zum König der Thiere. Manuel in Bern, Gengenbach in Baſel wetteiferten mit Ulrich von Hutten in den wüthendſten Satiren auf den Papſt. Eine der bezeichnendſten Schmähſchriften iſt das Schauſpiel Pammachius von 1538, verfaßt von Naogeorgus (Thomas Kirchmaier), einem lutheriſchen Pfarrer aus Sachſen. In ihm liegt der Triumph der Staatskirche am klarſten ausgeſprochen und wird die Unabhängigkeit der Kirche am meiſten mißverſtanden, weil der Dichter wie die Zeitgenoſſen überhaupt über den zuletzt aufgekommenen Mißbräuchen die urſprüngliche Bedeutung und den Werth der Kirche ganz vergeſſen hatte. In jenem Gedicht Kirchmaiers tritt ſehr charakteriſtiſch Kaiſer Julianus auf mit großen Beſorgniſſen für die arme Menſchheit, welche der Papſt Pammachius tyranniſirt. Dagegen freut ſich Satanas, erklärt den Papſt für ſeinen lieben Sohn und ſchmückt ihn mit der dreifachen Krone. Dann folgt ein großartiges Gaſtmahl, welches Satan dem Papſt zu Ehren gibt, eine Nachahmung von Belſazars Mahl in Babylon. Denn jetzt erſcheint Chriſtus und weckt, indem er dem Laufe der Elbe nachblickt, in Wittenberg den Doctor Luther als Ritter und Retter der Menſchheit auf, um jenes Freudenmahl in Rom zu ſtören, wie Cyrus einſt das in Babylon ſtörte. In einem andern ſchändlichen Machwerk (Mercator) läßt Kirchmaier einem Patienten (Deutſchland) alles Katholiſche auspurgiren.

Auch einzelne Theile des katholiſchen Dogma und Ritus wurden auf die roheſte und ſchmutzigſte Weiſe angegriffen, beſonders die Meſſe, der Marienbienſt, die Heiligen und ihre Reliquien. Man mißachtete die ganze Tradition der Kirche und verſpottete die Heiligen und Märtyrer, als hätten ſie eine ſchwere Sünde begangen, indem ſie ihr Blut für den wahren Glauben vergoſſen. Sie hätten, meinte man, eine Kirche niemals gründen helfen ſollen, die man jetzt niederriß. Schonungslos, ja mit verruchtem Hohne warf ihr eigener Enkel die Gebeine der h. Eliſabeth aus dem Sarge uneingedenk

deſſen, was dieſe edle Frau geweſen war und wie ſehr man ſie in ganz Europa Jahrhunderte hindurch verehrt hatte. Der h. Franciscus von Aſſiſi, eine der reinſten und liebenswürdigſten Erſcheinungen des Mittelalters und der Weltgeſchichte überhaupt, der zarteſte Sänger heiliger Liebe, wurde auf eine unerhört grobe und ruchloſe Art in einer Spottſchrift des Erasmus Alberus verhöhnt, wozu aber der unvernünftige Albizzi Veranlaſſung gegeben hatte, der in einem übertriebenen katholiſchen Eifer den Heiligen von Aſſiſi mit Chriſtus verglichen und beinahe höher geſtellt hatte als dieſen ſelbſt. Das Traurige war überall, daß man die kirchlichen Vorkommniſſe nur vereinzelt und einſeitig auffaßte und das Verhältniß, in welchem ſie zum großen Gange der Geſchichte ſtanden, nicht würdigte.

Es wäre nun die Aufgabe der Katholiken geweſen, hauptſächlich dahin die Aufmerkſamkeit zu lenken, aber ſie wollten nicht eingeſtehen, daß von ihrer Seite geſündigt worden ſey. Sie hielten es für zu gefährlich, den Proteſtanten ein ſo wichtiges Zugeſtändniß zu machen, und begnügten ſich daher, die ſchwachen Seiten und Perſönlichkeiten ihrer Gegner anzugreifen. So ſind die vielen katholiſchen Satiren auf Luther meiſt nur Karrikaturen deſſelben und ſeiner Käthe von Bora. Es kommen darin ganz unflätige Sachen vor. Die gröbſten aber witzigſten Spottgedichte auf Luther dichtete der Straßburger Mönch Thomas Murner, z. B. das Buch vom großen lutheriſchen Narren, 1522. Darin erſcheint Luther ungefähr wie Gagantua bei Rabelais, als ein durch ſeine Größe und Dicke unbehülflicher, alſo in jeder Situation lächerlicher Narr. Er iſt aber ſo dick, weil alles in ihm voll junger Narren ſteckt, die in Menge von ihm gehen. Zur Erholung frißt er dann wieder fürchterlich, läßt ſich mit einem weiblichen Teufel von ſcheußlichem Anſehen nach evangeliſchem Ritus trauen, befreit die Nonnen aus den Klöſtern, zündet die Marienbilder an, wirbt Landsknechte, verführt das dumme Bauernvolk, pflanzt die Fahne des Bundſchuhs auf, ſchmiert den Bundſchuh ꝛc. Dabei gebiert er immerfort Narren, aus allen Taſchen, aus den Stiefeln, aus den Ohren und kommt unter die Preſſe, damit ihm auch noch die letzten Narren abgezapft

werden, worunter die verſchiedenen Anhänger der Reformation verſtanden ſind. Schließlich fällt er in einen Kloak.

In ſolcher Weiſe nun mißhandelten ſich die Parteien gegenſeitig. Indem man dadurch die Kirche überhaupt herabwürdigte, obgleich jeder nur für ſeine Kirche zu ſtreiten ſchien, wurde damit doch ſchon jene antikirchliche Tendenz vorbereitet, die erſt viel ſpäter zur vollen Geltung kam. Einer der früheſten Vertreter dieſer Richtung war der 1581 als Rathsſchreiber in Straßburg geſtorbene Fiſchart, genannt Menzer, der den Rabelais überſetzte und nicht nur boshafte Satiren gegen Rom, ſondern auch gegen die Lutheraner ſchrieb. Er kokettirte, um Aufſehen zu erregen, mit einer ganz unnatürlichen, in keiner Volksmundart begründeten Wortmacherei, die in ihrer Bizarrerie oft eckelhaft wird. Auch liebte er fremde Erfindungen zu benutzen und doch immer auf andere zu ſchimpfen. Seine Phyſiognomie iſt eine der häßlichſten, die uns aus dem Zeitalter der Reformation entgegengrinst. Gleichwohl hat man ihn noch in neuerer Zeit ſehr geprieſen.

Unter den Dichtern, die für Luther ſchwärmten, ſteht der lüneburger Paſtor Friedrich Dedekind oben an. Von ihm wurde auch die sola fides poetiſch vertheidigt. Stricer ſchrieb 1588 den „Schlemmer," welcher trotz aller Sünden jeglicher Strafe mittelſt des Glaubens entgeht. Das muß am ſächſiſchen Hofe, wo ſo furchtbar geſchlemmt wurde, wohlgefallen haben.

Gegen die Jeſuiten wurde ſchon im 16. Jahrhundert vielerlei geſchrieben. Fiſchart läßt das „Jeſuitenhütlein" von des Teufels Großmutter und allen ihren Teufelinnen zuſammen nähen. Im J. 1577 wurde eine „Jeſuitenſau" in Eisleben verhöhnt und 1608 erſchien ein Jeſuitenſtriegel, 1613 ein Buch „wider die Janitſcharen des Papſtes" ꝛc. Die Jeſuiten ſelbſt verfuhren vernünftiger, ſofern ſie es weniger darauf anlegten, in den ſchimpfenden Ton der Gegner einzuſtimmen, als vielmehr in ernſthaften proſaiſchen und poetiſchen Schriftwerken die heiligen Myſterien des alten Glaubens wieder in ein glänzendes Licht zu ſtellen. — Obgleich in Frankreich die Reformation unterdrückt wurde, hat man doch hier 1511 ein Narrenſpiel

des Lothringers Gringore aufgeführt, in welchem die heilige Mutterkirche mit der dreifachen Krone auf dem Haupt alle ihre Sünden eingesteht und zuletzt ihres Ornates beraubt als Narrenmutter dasteht. In einem deutschen Stück, welches Schorus († 1552) in Heidelberg aufführen ließ, sucht die Religion eine Herberge, aber die Thüren aller großen Herren verschließen sich ihr und nur arme Leute nehmen sie auf. Der Kurfürst ließ den kühnen Dichter verfolgen. Aus vielen Nachrichten der Zeitgenossen und besonders aus den vielen schönen von wahrer Gottesfurcht, zarter Gottesminne und Demuth eingegebenen Kirchenliedern der Lutheraner erkennen wir, daß in dieser Kirche viele Seelen gerade durch den Druck, der auf ihnen lastete, geläutert wurden. Das waren die Vorläufer der späteren Pietisten, Quäker, Herrnhuter ꝛc. Bei ihnen reagirte das Herz gegen den Verstand, und das Bedürfniß der Liebe und der guten Werke gegen den starren und lieblosen Buchstabenglauben. Auch die alte christliche Mystik lebte insgeheim noch fort und schlug neue Blüthen aus, die schönste und reichste von allen in den Werken des Görlitzer Schusters Jakob Böhme († 1624). Gleich einer Fata Morgana, eine Abspiegelung des Paradiesgartens mitten im Schmutz der Erde blieben seine Ideen unverrückt im magischen Licht stehen, obgleich die Hufe eines schrecklichen Kentauren darauf herumtrampelten und der arme Mann von der lutherischen Staatskirche mannigfach drangsalirt wurde. Böhme ist später als einer der tiefsinnigsten Philosophen anerkannt worden.

4.

Verwilderung der Jurisprudenz.

Die fürstlichen Juristen bildeten eine neue Kaste, gegen die sich die älteren Stände und Magistrate eine Zeitlang wehrten. Deshalb haßten die Juristen alles ältere deutsche Recht und unterdrückten es mit Vergnügen.

Ihre Hauptaufgabe war, dem Volke Angst zu machen, damit es sich geduldig wie das Vieh melken, scheeren, schinden und schlachten

lasse. Der Angst erster Grad war das Geheimniß. Alles wurde geheim, geheime Räthe, geheime Schreiber, geheime Kammern ꝛc. Der arme Unterthan befand sich immer vor einem Geheimniß. Der zweite Grad der Angst war die peinliche Frage. Die Geheimen verstanden es, mittelst der Folter alles zu erpressen, was sie wissen wollten. Noch lesen wir in Döplers Schauplatz der Strafen ein Verzeichniß aller Folterarten seit dem 16. Jahrhundert: Die Hungerfolter, wenn man den Gefangenen hungern und dursten ließ oder ihm nur ekelhafte Speisen gab, oder gesalzene Speisen ohne Trank ꝛc. Die Kältefolter in leichter Kleidung bei großer Kälte. Die Hitzefolter bei großer Hitze, unter Bleidächern ꝛc. Die Sitzfolter, der Ritt auf dem hölzernen Esel mit scharfem Rücken, auf scharfkantigen Latten, im engen Käfig ꝛc. Der polnische Bock, wenn dem Gefangenen die Hände über den Knieen zusammengebunden und zwischen Kniekehlen und Ellbogenkehlen ein Stock gesteckt wurde. Die Wachfolter, wenn man den Gefangenen nicht einschlafen ließ. Die Wasserfolter, Eingießen von Wasser oder schmutziger Jauche bis zum Ersticken. Die Strickfolter, Reiben mit Stricken bis aufs Blut. Die Ruckfolter, den Leib in die Höhe ziehen und plötzlich fallen lassen. Die Rad- und Leiterfolter, gewaltsames Ausrecken des Leibes auf dem Rade oder der Leiter. Die Daumen- und Beinschraube, umgekehrt Zusammenquetschen der Glieder (spanische Stiefeln). Die Zwickfolter mit eisernen, zuweilen glühenden Zangen. Die Stechfolter, Stechen mit Nadeln an besonders empfindlichen Orten, unter den Nägeln ꝛc. Die Spickfolter, wenn man den Menschen wie einen Hasen spickte. Die verschiedenartigsten Feuerfoltern, wenn man dem Gefangenen die Sohlen mit Fett einschmierte und sie ins Feuer hielt, wenn er auf glühenden Kohlen gehen mußte, wenn man ihn mit brennendem Pech oder siedendem Oel begoß, oder brennenden Schwefel auf ihn träufelte ꝛc. Die Käferfolter, wenn man ihm einen großen Käfer (Hornschröter) auf den Nabel setzte. Von derselben Art waren die Harnischfolter, die Mäusefolter. Am sinnreichsten ausgedacht war die Ziegenfolter, wenn man dem Gefangenen die Fußsohlen nur mit einer Salzlake beschmierte und dann eine Ziege daran lecken ließ, was einen unerträglichen Kitzel verursacht. Die Lichtfolter,

die man besonders bei Frauenzimmern anwandte, indem man sie über ein brennendes Licht stellte ꝛc.

Eben so mannigfach und grausam waren die Todesstrafen. Das alte Köpfen und Hängen, Ersäufen und Verbrennen genügte nicht mehr. Jetzt kamen an die Reihe: das Bauchaufschneiden und Herauswinden der Därme, das Eingraben und Abpflügen des Kopfs, das Lebendigbegraben, das Sieden in Oel, das Vermauern und Verhungern, das Rädern, Viertheilen, Spießen, Schinden ꝛc. Neben den Juristen bildete sich daher der Stand der Henker und Scharfrichter als eine eigene, zwar bürgerlich geächtete, aber doch reiche, prachtliebende und stolze Kaste aus, die ihr Handwerk als freie Kunst bis zur Virtuosität trieb. Geschickte Folterer und Scharfrichter wurden weithin verschrieben und genossen großen Ruhm.

In engster Allianz finden wir die Theologen mit den Juristen in allen Prozessen, welche Ehesachen, abweichenden Glauben (Heteroborie), Hexerei und Zauberei betrafen. Hier aber tritt eine ganz neue Seite der regierenden Coterie hervor, nämlich ein entsetzlicher, ein haarsträubender Aberglaube. An Zauberei hatte man zwar immer geglaubt, aber die Angst davor wurde erst durch die Reformation erneuert und ungeheuer übertrieben. Durch die classischen Studien lernte man vollends den ganzen alten Aberglauben des Heidenthums kennen und die Humanisten und Juristen wurden noch mehr davon angesteckt als die Theologen.

Nichts macht das Verhältniß der lutherischen Geistlichkeit zu den Juristen anschaulicher als die Geschichte des Hexenprozesses in der Reichsstadt Nördlingen vom Jahre 1590. Der Bürgermeister Pheringer fanatisirte die weltlichen Richter, und in kurzer Zeit bestiegen 32 ehrsame Bürgerfrauen den Scheiterhaufen. Ihre Unschuld ist evident. Sie hatten das beste Prädicat, betheuerten aufs rührendste ihre Unschuld, Jedermann war überrascht, wie man sie nur beschuldigen konnte; allein die fürchterlichen Folterqualen preßten ihnen das Geständniß ab, das ihnen die Juristen, ihrem System zufolge, in den Mund legten. Von den Verhafteten bekannte immer eine wieder auf zehn andere, und so wurden die Gefängnisse mit Weibern überfüllt.

Es waren nicht mehr arme, es waren reiche und angesehene Frauen, von denen man Geständnisse erpreßte und die herbste Trauer über viele Familien verbreitete. Da erschien eine Heldin ihres Geschlechts, die keiner von den 56 Torturen, die mit der ausgesuchtesten Grausamkeit bei ihr angewendet wurden, unterlag, und standhaft ihre Unschuld behauptete. Das war Maria Hollin, Kronenwirthin in Nördlingen, von Ulm gebürtig. Nicht die Daumenschrauben und Stiefel, die ihr aufs unbarmherzigste angelegt wurden, nicht die Bank und der Strang, an welcher sie in vierzehn schnell auf einander folgenden Verhören achtmal auf- und abgeschnellt wurde, konnten sie zum Geständniß der Thaten bewegen, an denen sie so ganz unschuldig war. Die Grausamkeit der Henker erlahmte am Heldenmuth dieses Weibes. Die Juristen, die nothwendig ein Geständniß haben mußten, waren wüthend. Da faßte sich der Superintendent Lutz, der bisher schon im Namen der Kirche, doch mit viel zu wenig Nachdruck, gegen die Hinrichtungen protestirt hatte, endlich ein Herz und trat entschieden für die unglückliche Ulmerin auf. Die öffentliche Meinung unterstützte ihn. Das Volk murrte. Die Juristen wagten nun nicht mehr, die Torturen fortzusetzen. Endlich nahm sich die Stadt Ulm ihrer Tochter an und reclamirte sie. Da wurde sie endlich frei gelassen und — seitdem wurde in Nördlingen nie wieder eine Hexe verfolgt.

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Die Gottentfremdung war noch neu, das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliches Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille — da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheim zu fallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche geschlummert hatten. Kaum hatte Luther

die ſchöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche herausgetrieben, ſo ſpie ihm die Hölle alle ihre Mißgeſtalten entgegen, daß er Teufel ſah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt.

In den letzten verderbteſten Zeiten des alten Rom wurden Hexen und Zauberer von den heidniſchen Kaiſern verfolgt. Erſt mit der deutſchen Einwanderung verſchwanden dieſe Erſcheinungen. Das longobardiſche Geſetzbuch des König Rotharis verbot ausdrücklich, Zauberinnen zu richten, weil Zauberei unmöglich ſey. Daſſelbe wurde auf einer Kirchenverſammlung zu Trier i. J. 1310 geltend gemacht und der Glaube an die nächtlichen Hexenfahrten als eine bloße Einbildung bezeichnet. Auch iſt im ganzen Mittelalter nur wenig von Hexen die Rede, ſo daß man unrecht hat, es finſter zu nennen. Die Finſterniß begann erſt mit der Renaiſſance und mit der Reformation. Ungefähr 30 Jahre vor dem Auftreten Luthers regte ſich in der ſchuldbeladenen alten Kirche zuerſt eine neue, nie vorher ſo arg graſſirende Teufelsangſt. Wie es ſcheint, muß Sprenger in Konſtanz, ein berüchtigter Dominicaner-Inquiſitor, als der Verbreiter des ſchrecklichen Wahns angeklagt werden, denn vor ihm finden ſich nur ſelten Spuren der Scheiterhaufen, die nach ihm in ſo ungeheurer Menge flammten. Sein Buch „der Hexenhammer" (malleus maleficarum) erfüllte die halbe Welt mit einer vorher unbekannten Furcht vor den Hexen, er ſelbſt ſoll über hundert alte Weiber haben verbrennen laſſen. Als er bittre Vorwürfe hörte, berief er ſich auf den Papſt, und Innocenz VIII. entſchied durch eine Bulle vom Jahre 1484, daß es Hexen gebe und daß man ſie verfolgen ſolle. Vergebens ließ Erzherzog Sigmund von Tirol durch Ulrich Müller von Konſtanz eine Widerlegung ſchreiben und die ganze Sache für Irrwahn erklären; die ſchreckliche Stimme des Dominicaners drang durch, da er ſich auf den Papſt berufen konnte. Als die Reformation anbrach, wurde der Wahn nicht erkannt und abgelegt, ſondern er wuchs noch. Das Hexenweſen, wie es hauptſächlich erſt nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhand nahm, zeigt uns die

Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja ſelbſt des Vertrauens zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich erſcheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprozeſſen als das Gegenbild der früheren Minne- und Frauenehre, die Angſt vor den alten Weibern das Gegenbild des altdeutſchen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens iſt die Furcht der Männer vor den Weibern und der Haß der Männer gegen die Weiber, ſofern die letztern nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was ſonſt den Männern gebührte, ſondern auch mit Hülfe des Teufels ſtärker als die Männer werden und die Männer jeden Uebermuth fühlen laſſen. Nach pſychologiſchen Geſetzen ſteigert ſich die Furcht wie der Zorn in raſcher Progreſſion.

Man glaubte, boshafte Weiber ſchlöſſen einen Bund mit dem Teufel, von dem ſie lernten böſes Wetter machen, fremden Kühen die Milch entziehen, fremdes Getreide durch die Luft entführen, durch den böſen Blick Menſchen und Vieh tödten oder ſiech machen, Liebestränke brauen, unnatürlich Haß und Liebe erwecken ꝛc. Faſt jedes der angeklagten Weiber geſtand in der Folterpein (und ſtimmen hierin tauſend Hexenproceſſe überein): ſie habe die Kunſt von einem andern alten Weibe gelernt, die ihr entweder den Teufel in Geſtalt eines Buhlen, meiſt als Junker, habe kennen lehren, oder durch die ſie die Hexenſalbe erhalten habe. Sie kleidet ſich ganz aus, ſchmiert ſich mit der Salbe, ergreift einen Beſen, Spinnrocken, Bratſpieß, Ziegenbock oder eine Ofengabel, Katze ꝛc., ſetzt ſich reitend darauf, ruft: oben hinaus und nirgends an! und fährt durch den Schornſtein zum großen Hexenſabbath in der Walpurgisnacht (1. Mai) auf den Blocksberg. Hier kommen alle Hexen zuſammen, tanzen in einem Nebelringe mit dem Rücken gegen einander gekehrt und treiben Götzendienſt mit einem großen ſchwarzen Bock, indem ſie demſelben den Hintern küſſen, Lichter an ſeinem Wind anzünden ꝛc. Zuletzt verbrennt der Bock ſich ſelbſt und die Hexen ſammeln die Aſche, um damit zu zaubern. Dann greift jede wieder zu ihrem abenteuerlichen Roß und kehrt heim. Von dieſer Zeit an kommt der Teufel zu den Weibern

als ihr Galan, treibt Buhlſchaft mit ihnen, läßt ſich förmlich mit ihnen trauen, zeichnet ſie am Leibe durch das ſog. Herenmal (Stigma), gibt ihnen Macht, zu zaubern, hält ſie aber übrigens hart und in Armuth. Dies ſind einſtimmige Ausſagen. In einigen Fällen kommt vor, daß man die Angeklagte ſtarr und für todt auf dem Boden liegen fand, und daß ſie nach ihrer Wiederbelebung eingeſtand, während dieſer Zeit weit entfernt in einer Herenverſammlung geweſen zu ſeyn. Dieß beweist einen ſomnambulen Zuſtand. In neuerer Zeit glaubt man, die ganze Vorſtellungsweiſe vom Herenſabbath ſey in die armen Weiber nur hineingefoltert worden, man habe einzig darauf inquirirt, und ſie hätten dann in der Qual alles bejaht. Gleichwohl bleibt noch manches räthſelhaft und ſo vielen urkundlichen Zeugniſſen gegenüber darf man wohl nicht zweifeln, daß häufig die Weiber an all den Unſinn geglaubt haben. Warum hätten in einer Zeit, wo das tiefſte Böſe der menſchlichen Natur aufgeregt war, da wo die Männer übermüthig den Teufel citirten, nicht auch freche Weiber ihren Antheil an ruchloſen Wünſchen und Einbildungen haben ſollen? — Offenbar aber lagen dem Herenwahn noch heidniſche Erinnerungen zu Grunde. Die erſte Mainacht deutet auf das große Frühlingsfeſt, das man auf Bergen feierte. Die Verbrennung des Bocks, der das Sinnbild der Fruchtbarkeit war, iſt ein altheidniſches Opfer. Auch die Verwandlung der Heren in Katzen oder Wölfe ſcheint eine heidniſche Vorſtellung.

Sobald der Wahn um ſich griff, ſchrieb man beinah jedes Uebel, Mißwachs, Wetterſchaden, Viehſterben, Krankheit, Diebſtahl, Verhinderung im Glück ꝛc. den Heren zu und verdächtigte das erſte beſte alte Weib als die Urheberin, wobei Neid, Nachbarhaß ꝛc. mit ins Spiel kamen. Die Verdächtige wurde der Herenprobe unterworfen, d. h. man ſchor ihr alle Haare glatt vom Leibe weg, ſelbſt die Augenbrauen, um das irgendwo verborgene Teufelsſtigma zu finden, und wehe ihr, wenn man ein Muttermal oder einen Leberflecken fand. Auch glaubte man, ſobald eine Here keine Haare mehr trage, habe der Teufel keine Macht mehr über ſie. Die zweite noch berühmtere Probe war, daß man der Here den rechten Daumen an die

linke große Zehe und den linken an die rechte hand und ſie ſo ins Waſſer warf. Schwamm ſie oben, ſo war es klar, ſie ſey eine Hexe. Drittens hatte man auch Hexenwaagen. Man glaubte nämlich, die Hexen ſeyen federleicht und welche nicht ein gewiſſes Gewicht wäge, ſey dadurch überführt. Welches Weib dieſe Proben nicht beſtand, die wurde aufs entſetzlichſte gefoltert, bis ſie bekannte, und dann war ihr Loos unvermeidlich der Feuertod. Die Stadt Oudewater bei Utrecht wurde dadurch reich, daß ihr Karl V. eine Waage ſchenkte, die den Hexen nur ein Gewicht von 50 Pfund gab, folglich alle befreite, die mehr wogen.

Oft war der Verdacht, oft das erzwungene Geſtändniß der furchtbarſte Unſinn. Zu Freudenſtadt im Schwarzwalde wurde eine Hebamme angeklagt, hundert Kinder umgebracht und mit Wechſelbälgen (Teufelskindern) vertauſcht zu haben. Zu Frankfurt a. M. beſchäftigte man ſich 1586 lange mit dem Proceß eines Mädchens, die durch Buhlerei mit dem Teufel die Gabe erhalten haben ſollte, Geld aus jeder Wand zu zaubern. Zu Wieneriſch-Neuſtadt wurde 1562 der Todtengräber lebendig verbrannt, weil er ein Kind gekocht und durch das Waſſer, vermiſcht mit Graberde von Verpeſteten, die Peſt ſollte verbreitet haben. In demſelben Jahr veranlaßte ein Hagelwetter zu Eßlingen eine Hexenverfolgung, wobei der Pfarrer Naogeorgus und der Scharfrichter am eifrigſten waren und dem menſchlicher geſinnten Rathe trotzten. Zu Horb im Schwarzwald litten 1578 wegen eines Hagelwetters 9 Weiber den Feuertod. Zu Quedlinburg wurden 1589 an einem Tage 133 Hexen verbrannt, weil ſie auf dem Blocksberg ſollten getanzt und dazu den Wein von 14 reichen Kellern in der Nachbarſchaft ausgeleert haben; alle kamen um, nur vier der ſchönſten ſoll der Teufel durch die Luft entführt haben. Zu Spandau wurden 1595 eine große Menge Menſchen beſeſſen, weil ſie Geld, Ringe, Knöpfe, Garn ꝛc., die der Teufel auf die Straßen geſtreut, aufgeleſen hatten. Ein Mainzer Dechant ließ in den Dörfern Krotzenburg und Bürgel über 800 Menſchen verbrennen, in keiner andern Abſicht, als um ihre Güter mit ſeinem Stift zu vereinigen. In Fulda drangſalirte der Schreiber Balthaſar

Voß alle Reichen in Stadt und Land und rühmte ſich, binnen 19 Jahren 700 Perſonen beiderlei Geſchlechts zum Feuertode gebracht zu haben. In Steyermark wurde der weichherzige Herr von Purgſtall durch böſe Neider dahin getrieben, Hexen verfolgen und einen großen Theil ſeiner eigenen Unterthanen verbrennen laſſen zu müſſen. Nicht ſelten kamen Hinrichtungen in Maſſe vor. Erzbiſchof Johann von Trier ließ 1585 ſo viele Hexen verbrennen, daß in zwei Ortſchaften nur zwei Weiber übrig blieben, 1589 den Rector der Trierer Univerſität Flade als Zauberer, und 1593 nochmals 30 Hexen zu Montabaur. Biſchof Adolf von Würzburg ließ 1627 zumal 42 und während ſeiner Regierung 219 Hexen und Zauberer verbrennen, darunter 4 Chorherren, 8 Vicare, 1 Doctor, 18 kleine Schulknaben, ein blindes Mädchen, ein 9jähriges Mädchen mit ihrem noch jüngeren Schweſterchen. Der Biſchof von Bamberg ließ 600 Hexen verbrennen; der Erzbiſchof von Salzburg 97 im Jahre 1678, aus Anlaß einer großen Viehſeuche. Ein biſchöflich freiſingenſcher Pfleger ließ faſt alle Weiber in der Umgegend des Schloſſes Werdenfels ausrotten. Zu Zuckmantel in Schleſien wurden 1651 allein 102 Menſchen, darunter Kinder von 1—6 Jahren, deren Vater der Teufel geweſen ſeyn ſoll, verbrannt.

Dies ſind nur einzelne Beiſpiele. Die Menge der Hexenproceſſe erregt Entſetzen. Der erſte Menſchenfreund, der dem Wahn entgegen trat, war der Jeſuit Friedrich Spee, der liebenswürdige Dichter von „Trutz Nachtigall“ im Bisthum Paderborn. Damals wurden dort 500 Hexen zum Tode verdammt. Aus Kummer über eine derſelben, die er als Prieſter zum Holzſtoß begleiten mußte, ergraute ihm das Haar in einer Nacht. Er gab 1631 ein Buch heraus, worin er die Fürſten und Obrigkeiten anflehte, dem unvernünftigen Morden ein Ende zu machen. „Wehe den Fürſten! Was iſt das für eine Blindheit Deutſchlands? Und ſolche Doctores fragen die Fürſten um Rath und ſolcher Leute Stolz und Unwiſſenheit muß das gemeine Weſen ertragen!“ Er klagt hauptſächlich den brutalen Kaſtengeiſt der Juriſten an, die aus jenen Proceſſen ihr Privilegium und eine Erwerbsquelle gemacht. Im Volke ſey der Wahn erſt durch ſie geſteigert worden.

5.

Der gelehrte Aberglauben.

Wenn irgend ein Gelehrter oder Künſtler, Mechaniker, Phyſiker ꝛc. ungewöhnliche Dinge wußte und leiſtete, war man ſchnell bereit, ihn für einen Zauberer auszugeben, der einen dienſtbaren Geiſt (spiritus familiaris) bei ſich habe. Für einen ſolchen hielt man oft einen Hund, eine ſchwarze Katze, oder eine menſchenähnliche Wurzel, den Alraun, oder den Teufel in einem Glaſe ꝛc. Der Aberglauben drang aber auch in die Gelehrſamkeit ſelbſt ein, ſofern mit der Renaiſſance die magiſchen Künſte der Alten wieder in Erinnerung gebracht und geübt wurden. Die Fürſten wollten wiſſen, wie lange ſie leben würden, was ihnen begegnen würde? Da konnte es an Gelehrten nicht fehlen, die ihnen die Zukunft aus den Sternen laſen, oder Geiſter citirten ꝛc. Die Fürſten brauchten viel Geld. Da konnte es wieder an Gelehrten nicht fehlen, die ihnen als Alchymiſten Gold zu machen verſprachen. Sie wollten lange leben, da mußte man ihnen Lebenseliriere und Verjüngungswaſſer kochen ꝛc. An Kaiſer Rudolfs II. Hofe ſammelten ſich die Adepten ſchaarenweiſe, und es entſtand ſogar ein Wetteifer unter den Fürſten, ſich die Goldköche abzufangen. Nachdem Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſein Leben lang vergeblich gekocht, zeigte Chriſtian II. denſelben Eifer, und ließ den unglücklichen Goldkoch Setonius zu Tode foltern. Deſſen Schüler, Sendivogius, wurde von einem Hofe zum andern gehetzt. Herzog Friedrich von Württemberg ließ ihn einkerkern, alle Fürſten wollten Gold haben, und die armen Charlatane waren ihres Lebens nicht mehr ſicher. Mehrere wurden wirklich hingerichtet, gewöhnlich in Goldpapier an den Galgen gehängt. Andere hofften mittelſt eines Hecketbalers, den man in der Johannisnacht durch einen gewiſſen kunſtreichen Zauber gewann, die Thaler in der Taſche vervielfältigen zu können.

Das Leben zu verlängern oder zu verjüngen, ſollten außer

allerlei Tränken, der Blutzauber, das Baden in Blut junger Kinder, oder das Einpumpen jungen Blutes in die alten Adern dienen. Das Leben im Kriege zu erhalten brauchte man verſchiedene Amulette, die vor Schuß, Hieb und Stich ſchützen ſollten. Um dagegen den Feind ſicher zu tödten, goß man ſ. g. Freikugeln, die unfehlbar trafen. Auch bediente man ſich des Bildzaubers. Man verfertigte eine Wachsfigur und ſtach oder brannte dieſelbe; den Schmerz mußte dann der empfinden, den man meinte. Man citirte Verſtorbene, den Teufel und die Elementar- und Sterngeiſter. Von allen erwartete man Auskunft und Hülfe. Mittelſt des ſ. g. Höllenzwangs glaubte man ſich die Naturkräfte ſowohl als die böſen Dämonen unterthan machen zu können. Zu dieſem Zwange aber bediente man ſich der allerheiligſten Namen. Ein ſchändlicher Mißbrauch, der aber die verwilderte Zeit völlig charakteriſirt. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit ſollte der Teufel gezwungen werden, einem falſchen Spieler oder einem Diebe zu helfen. Man ſuchte die Magie zu vereinfachen, alle Kräfte und Mächte, die man brauchen wollte, zu concentriren in dem ſ. g. Stein der Weiſen. Derſelbe ſollte die Kräfte der ſieben Planeten, folglich auch der ſieben Metalle und aller in den Elementen vertheilten Kräfte zuſammenfaſſen und mittelſt derſelben ſollte der Menſch die ganze Natur beherrſchen können.

Es iſt kein Zweifel, daß ſich Gelehrte mit ſolchen Dingen beſchäftigten, meiſt im Dienſt und zum Nutzen der Fürſten, aber auch aus eigenem Wiſſensdrange. Der erſte Vertreter dieſer Richtung war der berühmte Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, Meiſter in beinah allen damaligen Wiſſenſchaften, aber unzufrieden mit ihren geringen Ergebniſſen, daher Kabbaliſt, Aſtrolog und Magiker in der Hoffnung, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wiſſens einzudringen. In dieſem Sinne ſchrieb er ſein erſtes Hauptwerk de occulta philosophia und lehrte zu Dole in Burgund neben der Theologie jene geheimen Wiſſenſchaften. Durch die Mönche vertrieben, kämpfte er als Soldat in Frankreich gegen die empörten Bauern und in Italien gegen die Venetianer. Kaiſer Maximilian I. ſchlug ihn zum Ritter. Nachdem er wieder

in Paris und Caſale gelebt und gelehrt hatte, trat er als Juriſt in Metz auf, wurde Syndicus dieſer Stadt, vertheidigte hier eine auf den Tod angeklagte Hexe, weshalb er vertrieben wurde, und trat nach neuen Abenteuern zu Freiburg im Uechtlande als Arzt auf mit ſolchem Glück, daß ihn die Königen Louiſe, Mutter Franz I., zum Leibarzt annahm. Allein weil er dem Connetable von Bourbon, der damals Frankreich verrieth, große Triumphe vorherſagte, mußte er fliehen in die Niederlande, wo er ſein zweites Hauptwerk de vanitate scientiarum herausgab, darin das Eitle alles wiſſenſchaftlichen Dünkels mit ſeltener Wahrheitsliebe darlegend. Das machte ihm aber neue Feinde, und obgleich ihn Margarethe, die Statthalterin der Niederlande, zu ihrem Hiſtoriographen ernannt hatte, ließ ihn Karl V. verhaften. Daſſelbe wiederfuhr ihm auch in Lyon und zuletzt ſtarb er 1535 zu Grenoble im Spitale.

Noch ernſter und praktiſcher griff der berühmte Arzt Theophraſtus Paracelſus das Studium der Natur an, welcher, gebürtig im Canton Zürich, in Baſel Medicin lehrte, viel in der Welt herumreiste und 1441 in Salzburg ſtarb. Weil er der natürliche Sohn eines Herrn von Hohenheim aus Württemberg war, gab er ſich den pomphaften Namen Philippus Aurelius Bombaſtus von Hohenheim, weshalb man heute noch unter Bombaſt eitle Prahlerei verſteht. Er galt ſeinen Standesgenoſſen für einen Charlatan, dem Volk für einen Zauberer und war wirklich etwas von beidem, indem er gern pomphaft auftrat und an magiſche Kräfte glaubte. Allein er erwarb ſich großes Verdienſt um die Naturforſchung, die damals noch in ihrer Kindheit war, und um die Arzneikunſt. Ein tieferer Blick in die menſchliche Natur und in die Heilmittel und eine reiche Erfahrung gaben ihm das Uebergewicht über alle Aerzte ſeiner Zeit, obgleich ſich in ſeine naturphiloſophiſchen Schriften viel Phantaſterei einmiſchte. Die alte Elementarlehre verdrängend, nahm er nur drei Elemente an, Mercurius, Sulphur und Sal. Dieſe ſchied er in eine unſinnliche und in eine ſinnliche Seite, dort als Seele, Geiſt und Leib, hier als Waſſer, Luft und Erde. Darum habe im Menſchen alles ſein Gegenbild in der Natur ꝛc.

Der berühmteſte aller deutſchen Zauberer war Doctor Johannes Fauſt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß in Schwaben ein abenteuerlicher Doctor dieſes Namens wirklich gelebt hat, die vielen Volksſagen von ihm ſtammen aber zum Theil aus älteren Quellen und ſind im älteſten Fauſtbuch im J. 1587 von einem unbekannten aber genialen Dichter zuſammengetragen und zu einem Ganzen geordnet. Von dieſem merkwürdigen Buche iſt nur noch ein einziges Exemplar in der Stadtbibliothek in Ulm erhalten. Nach ihm iſt die Fauſtſage unzähligemal in Proſa und Verſen und auch für die Bühne bearbeitet worden. Der Hauptinhalt iſt folgender: Der überſtudirte Doctor wollte zuletzt wie Gott ſelber alles wiſſen und alles thun können, „nahm an ſich Adlers Flügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen.“ Da aber ſeine Kraft nicht ausreichte, beſchwor er den Teufel und verſchrieb demſelben ſeine Seele. Der verſchaffte ihm nun alles, was er wollte, alſo daß er auf einem Flügelroſſe die ganze Erde umfliegen und alle Länder und Völker beſuchen konnte. Auch in die Unterwelt ſtieg er hinab und empor zu den Sternen und ſah, jedoch nur in der Ferne, das Paradies. Auch alle irdiſchen Genüſſe mußte ihm der dienſtbare Teufel verſchaffen und damit noch nicht geſättigt verlangte er auch alles Köſtlichſte und Schönſte der Vergangenheit zu genießen und rief die ſchöne Helena aus dem alten Griechenland wieder ins Leben, mit der er ein Kind zeugte, welches alle Dinge weiß. Als aber des Doctors Lebenszeit abgelaufen war, führte ihn der Teufel durch alle Lüfte davon. — Die Sage von Fauſt iſt eine Allegorie der Reformation, wahrſcheinlich von einem katholiſchen Geiſtlichen geſchrieben. Der Doctor perſonificirt die große Geiſterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Er will zeigen, wohin der menſchliche Geiſt gelangt, wenn er Gott entſagt und der eigenen Kraft allein vertraut. Fauſt beginnt ſein Werk in Wittenberg, wie Luther. Fauſt verläßt aber die Theologie und wirft ſich auf die Sternkunde, Chemie, Magie, giert nach der Herrſchaft über die ganze Natur und will ein von Gott ſelbſt unabhängiger, abſolut freier Geiſt ſeyn. Ganz ebenſo tendirte der Zeitgeiſt aus den engen

Schranken der Theologie hinaus und das Lutherthum wurde nur zu bald durch eine weltliche Gelehrſamkeit und Praxis überholt, die ſich nicht mehr um ſeine Gebote kümmerte. Sofern aber Fauſt mit teufliſcher Kunſt auch die Vergangenheit wieder gegenwärtig macht, iſt damit der Humanismus gemeint und in der wiederauflebenden Helena iſt der ganze verführeriſche Reiz der Renaiſſance perſonificirt.

In jener Zeit verbreitete ſich noch eine zweite, eben ſo tiefſinnige Volksſage, nämlich die vom ewigen Juden. Als Chriſtus mit dem Kreuze belaſtet vor der Thüre des Ahasverus, eines jüdiſchen Schuſters, einen Augenblick ausruhen wollte, ſtieß ihn der verſtockte Jude zurück und der Heiland ſprach zu ihm: „weil du mir keine Ruhe gönneſt, ſo ſey auch dir keine mehr vergönnt und du ſollſt nun wandeln und wandern, bis ich wiederkommen werde.“ Dieſer Fluch ging in Erfüllung und der Jude muß ewig wandern ohne Raſt und Ruhe und kann nicht ſterben. Dieſe Volksſage ſteht in genauer Beziehung zu der von Fauſt. In beiden ſpricht ſich der Stolz des Menſchen gegen Gott aus, in Fauſt kühn vorgreifend und die ganze Macht der Erde und der Hölle auftreibend gegen den Himmel, im Ahasverus finſter grollend in verzweifelter Reſignation. Beide vertreten zugleich auf eine neue Weiſe die älteſten Feinde des Chriſtenthums, Fauſt das wieder auflebende Heidenthum, Ahasverus das Judenthum. Aber in dieſem Rückſchritt durch die Reformation vom Chriſtenthum zum Heidenthum und Judenthum gibt ſich eine große Unnatur zu erkennen. Die Zeit erſcheint verrückt, das Leben ſich ſelbſt entfremdet. Hier ſteigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und lügt ein blühendes Leben, wo nur Tod iſt. Dort geht ein mumienhaftes Alterthum immer noch mitlebend durch die längſt verjüngte Welt. Wie die Sage vom Fauſt, ſo hat ſich auch die vom ewigen Juden dem Volksgemüthe tief eingeprägt und iſt von vielen Dichtern immer wieder neu bearbeitet worden. Dieſe große Bedeutung konnten die beiden Volksſagen nur erlangen, weil in ihnen unvergängliche Hieroglyphen der Weltgeſchichte niedergelegt ſind.

Elftes Buch.

Uebergänge zur modernen Bildung.

1.

Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes.

In den romanischen Ländern machten die classischen Studien, die daselbst begonnen hatten, auch fortwährend Fortschritte. Als die größten Beförderer derselben waren im 16. Jahrhundert berühmt der Buchdrucker Aldus Manutius und die beiden Scaliger in Italien, die beiden Stephanus (St. Etienne), von denen der ältere, Robert, einen Thesaurus linguae latinae, der jüngere, Heinrich, einen Thes. ling. graecae herausgab, beides Buchdrucker zu Paris, der Genfer Casaubonus, sein Schüler Salmasius, die Niederländer Justus Lipsius und Meursius, die Deutschen Mosellanus, Eobanus Hessus, Pirkheimer, Camerarius ꝛc. Im Allgemeinen leistete man etwas Erkleckliches nur für die Kenntniß der alten Sprachen überhaupt, für die Grammatik und für die Ausgaben alter Handschriften, dagegen fehlte noch das tiefere Verständniß der classischen Geister, namentlich der antiken Schönheit. Auch war man in eine lächerliche Bewunderung und Vergötterung alles Griechischen und Römischen versunken, ohne einen höheren sittlichen Maaßstab daran zu legen und das Unpassende der antiken Denkweise für christliche und ritterliche Völker zu begreifen.

Nur einige begabtere Männer versuchten damals zuerst, die Erfahrungen der Alten auf das praktische Leben anzuwenden, aber in sehr verschiedenem Sinne. Der Holländer Hugo Grotius (de Groot), den wir als Freund des edeln Olden Barneveldt kennen lernten, construirte mit classischem Geist und unter Benutzung der antiken Geschichte und Philosophie zum erstenmal ein Völkerrecht. Der Italiener Machiavelli dagegen construirte aus derselben Quelle mit scharfer Anwendung auf die moderne „welsche Praktik" in seinem Buch „vom Fürsten" die vollendete Kunst der Tyrannei. Auch die gesammte Juristenweisheit beschränkte sich damals auf die Erklärung und Anwendung des römischen Rechts aus der spätesten Kaiserzeit, als eines Mittels der modernen Tyrannei. Erst im 17. Jahrhundert begann der republikanische Geist in Holland und England gegen dieses Verknechtungssystem zu reagiren.

Die Geschichtsstudien litten nicht weniger unter der Herrschaft der Fürsten und der confessionellen Leidenschaften. Bemerkte man auch hin und wieder eine gewisse Nachahmung des classischen Styls, so doch nicht weder die edle Simplicität des Herodot, noch die Majestät der Wahrheit wie bei Tacitus, sondern nur Professoreneitelkeit, die Phrase des Servilismus oder das Raffinement der Parteilichkeit. Nur außerhalb der Universität gedieh noch eine naturwüchsige Geschichtschreibung, nämlich in den örtlichen Chroniken, zumal der Schweizer, Niederländer, Engländer und Skandinavier, und in den neu aufkommenden Memoiren der Franzosen, in deren leichtem und gefälligem Ton es uns schon wie aus der neuen Zeit anweht. Je mehr die Geschichtschreiber damals verschweigen mußten, was sie nicht wußten, oder aus Angst nicht sagen durften oder aus Parteisucht nicht sagen wollten, was sie wußten, um so weniger sind sie reine Quellen und nur die in den Archiven aufbewahrten Actenstücke, Briefe ꝛc. der Fürsten, Minister und Feldherrn geben den wahren Aufschluß. Da nun aber die Archive zur Benutzung für die Kritik der Geschichte erst seit ein paar Jahrzehnten geöffnet worden sind, wimmeln alle frühern Darstellungen des Reformationszeitalters von Unrichtigkeiten und falschen Auffassungen.

Dagegen wurde der Gesichtskreis in der äußern Natur um so erstaunlicher erweitert. Die Sternkunde machte gerade damals die größten Fortschritte. Schon Johannes Müller von Königsberg in Franken, daher Regiomontanus genannt, hatte die Planeten genauer erforscht und war von Sixtus V. nach Rom berufen worden, um den Kalender zu verbessern, was jedoch erst unter Gregor XIII. durch Luilius von Verona geschah. Ein anderer Italiener, Dominicus Maria, derselben Schule angehörend, lehrte in Bologna und den Fußtapfen des Regiomontan nachfolgend, ging der junge Westpreuße Nicolaus von Köpernik, daher Kopernicus genannt, über die Alpen, um in Italien seinen Wissensdrang zu befriedigen. Als er heimgekehrt und Canonicus in Frauenberg geworden war, gab er sich der Beobachtung der Gestirne mit großem Eifer hin und entdeckte endlich die Rotation der Erde und die Thatsache, daß nicht, wie man bisher geglaubt hatte, der Sternhimmel um die Erde, sondern umgekehrt die Erde sich um sich selbst unter dem feststehenden Sternhimmel drehe. Seine erste Schrift darüber erschien 1543. Er fand die heftigsten Gegner an dem Italiener Riccioli und dem Dänen Tycho de Brahe, die, obgleich in dieser Frage im Unrecht, doch durch ihre eigenen Sternforschungen sich viel Verdienst erwarben. Beiläufig bemerken wir, daß Kopernicus ein frommer Dichter war und sehr zarte Marienlieder hinterlassen hat, zur Beschämung derer, die da meinen, die Ergebnisse der Astronomie widersprächen der h. Offenbarung. — Erst am Ende desselben Jahrhunderts traten Kepler und Galiläi auf. Johannes Kepler, dessen wir oben schon gedacht haben, entdeckte die drei nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegung, wonach 1) alle Planeten sich in Ellypsen bewegen, 2) das Quadrat ihrer Umlaufszeit gleich ist dem Cubus ihrer Entfernungen, 3) der veränderliche Halbmesser (radius vector) in gleichen Zeiten die gleichen Flächenräume zurücklegt. Kepler, der erst 1630 starb, erlebte noch die Erfindung des Fernglases durch den Holländer Hook i. J. 1609. Galiläi, geb. 1564 zu Pisa, entdeckte das Gesetz der Pendelschwingung und des Falles, beobachtete Sonnenflecken, Kometen, die Libration des Mondes ꝛc., wurde aber, als er das System des Kopernicus, welches von der

Kirche verworfen worden war, vertheidigte, zum Widerruf genöthigt (1633). Der Papst glaubte nämlich das Wort Josuas, „Sonne, stehe still!“ buchstäblich nehmen zu müssen, und folgerte, die Sonne laufe, weil sonst der Zuruf zum Stillstehen keinen Sinn hätte.

Daß es eine Wahrheit gebe, die durch des Menschen Forschungsgeist allein entdeckt war und sich im Widerspruch mit einer Satzung der Kirche befand, gereichte allen Feinden der alten wie der neuen Kirche zum unsäglichen Triumph. Es dauerte gar nicht lange, so fand man das ganze System des christlichen Glaubens, nicht blos des katholischen, sondern auch des lutherischen, zweifelhaft, verwarf die Autorität der Kirche wie die der h. Schrift und vertiefte sich in die Philosophie, indem man mittelst der classischen Studien in die ältere Philosophie zurückgriff. Das Studium der altclassischen Philosophie begann in Italien, mit Laurentius Walla, Pomponatius, Taurelli, Gasendi ꝛc., die sich noch hauptsächlich mit Aristoteles beschäftigten. An sie schloß sich der Deutsche Rudolf Agricola und der Franzose Petrus Ramus an. Mehr an Plato hielten sich Nicolaus de Cusa, Marsilius Ficinus, Picus von Mirandola. Der berühmte neapolitanische Mönch Campanella, den man als Ketzer lange im Kerker herumschleppte, bis er nach Paris entkam, wo er 1639 in Frieden gestorben ist, ersann eine Naturphilosophie, die nicht so tiefsinnig ist wie die unseres Jakob Böhme, und einen Beweis liefert, in welche willkürliche Phantastereien die sog. Vernunft fiel, wenn sie allein aus sich selbst die Wahrheit schöpfen wollte. Sie wiederholt eigentlich nur, was schon die alte Edda lehrte. Aus dem Kampf der Nacht und Kälte im Erdprincip mit dem Licht und der Wärme im Sonnenprincip ist die ganze Natur hervorgegangen. Des Menschen Seele, obgleich in dieser Mischung befangen, sehnt sich ewig nach Befreiung vom Irdischen (ein halb manichäischer Gedanke). Noch weiter ging Jordanus Bruno, der schon pantheistisch Gott und Welt identificirte und deshalb i. J. 1600 in Rom als Ketzer verbrannt wurde. Bei allen diesen Denkern herrschte noch die Neigung zur Systemmacherei vor, wobei die willkürliche Phantasie der schulmäßigen Dialektik nachhalf.

Eine ganz neue Richtung ſchlug der Franzoſe Montaigne ein († 1592). Dieſer verwarf nämlich alle Syſteme und nahm blos das Recht des Zweifelns in Anſpruch, welches er zum erſtenmale wieder ſeit dem Untergange der älteren ſkeptiſchen Schule vor Chriſto als ein Vorrecht des durch Erfahrung und Nachdenken gereiften Menſchenverſtandes in Anſpruch nahm. Die Uebung einer ſolchen Kritik des ſog. geſunden Menſchenverſtandes iſt ſehr empfehlenswerth, gegenüber von abergläubigen und unvernünftigen Meinungen. Doch knüpft ſich daran gar zu leicht ein freches Leugnen alles deſſen, was der gemeine Verſtand nicht leicht begreift, und eine vornehm thuende Gleichgültigkeit gegen die Fragen, die eben der Menſchenwitz allein nicht beantworten kann. Ein zweiter Franzoſe, Peter Charron († 1603) ging in ſeiner Zweifelſucht ſchon ſo weit, nicht nur alles Poſitive in der Religion, ſondern auch die Tugend ſelbſt zu leugnen, und der Portugieſe Sanchez († 1632) gelangte gleich dem Agrippa von Nettesheim, nachdem ihn alle Studien unbefriedigt gelaſſen hatten, zu dem ſokratiſchen Satz: Wir wiſſen nur, daß wir nichts wiſſen. Von dieſer Ebbe kehrte jedoch die Philoſophie wieder zur hohen Fluth zurück, indem der Engländer Francis Baco, Lord von Verulam († 1626) ihr Studium durch ein encyklopädiſches Verfahren neu belebte.

In dem Maaß, in welchem ſich der Blick in die ewigen Dinge durch den Abfall vom Offenbarungsglauben verfinſterte, wurde der Blick auf die irdiſchen Dinge zunächſt über die Oberfläche unſeres Planeten erweitert. Die Entdeckung der großen Seewege nach Indien, China und Amerika machten es möglich. Die wiſſenſchaftliche Erdkunde und mathematiſche Geographie wurde mächtig gefördert durch Mercator († 1594), Appianus, Gemma ꝛc. Der Züricher Konrad Geßner († 1565) erwarb ſich das größte Verdienſt um die Pflanzen- und Thierkunde; nächſt ihm Aldrovandi in Bologna.

Um tiefere Einſicht in den menſchlichen Körper bemühte ſich beſonders Veſalius in Padua († 1564), der erſte Begründer der Anatomie. Doch blieb im Ganzen die Naturkunde noch äußerſt mangelhaft und die Heilkunſt wurde nur nach einer Seite hin verbeſſert durch neue Erfahrungen, nach der andern Seite hin aber ver-

schlimmert durch falsche Theorieen, die man aus den classischen Studien schöpfte, insbesondere durch den Wahn, die Wirksamkeit der Arzneimittel hänge von den Beziehungen der letzteren zu den Planeten ab. Als Mineraloge zeichnete sich zuerst Georg Agricola in Sachsen aus.

2.

Die Kunst im Dienste der Fürsten.

Die Macht war von der Kirche auf die Fürsten übergegangen, mithin trat auch die Kunst in den Dienst der Fürsten. Der weltliche Sinn drängte sich in die heiligen Räume ein. Die neue Peterskirche in Rom, die Mutter und das Muster aller Kirchen, die hinfort gebaut wurden, war im Styl der Renaissance gebaut und machte mehr den Eindruck eines großen prunkvollen Palastes, als einer heiligen Kirche. Die großen reformirten Kirchen in London und Amsterdam wurden in demselben Styl gebaut. Die Reformation hatte desfalls keinen bessern Geschmack als der Jesuitenorden. Die specifisch christlichen und heiligen Formen verschwanden und wurden durch specifisch heidnische ersetzt, die keine Empfindung des Heiligen mehr erweckten, sondern nur noch des Prächtigen oder Reizenden. Man braucht nur alle die seit drei Jahrhunderten gebauten Kirchen mit den alten gothischen und romanischen zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen. In den rohen viereckigen Massen mit kahlen Wänden, Rundbogen und Kuppeln, geschmacklosen Verzierungen ging der ganze Zauber der mittelalterlichen Baukunst wieder verloren. Nirgends ist der Rückschritt, den die europäische Menschheit überhaupt im Reformationszeitalter machte, augenfälliger als hier.

Auch die bildenden Künste folgten mit der Renaissance der vom Heiligen abgewandten Richtung und entweihten die Kirchen mit weltlichen, nur sinnlich ansprechenden Bildern. Auch in dieser Beziehung wurde die Kirche vom Palast verdrängt. Neue Malerschulen, die sich theils an Michel Angelo, theils an Raphael anlehnten, verloren

ſich dort immer mehr ins Grobſinnliche, Athletiſche, Fleiſcher- und Henkermäßige, hier immer mehr ins Feinſinnliche, verführeriſch Ueppige, Weichliche und Süßliche. Die Künſtler brachten alles in leidenſchaftliche Bewegung und ſuchten ihr größtes Verdienſt im Ausdruck des Leidens, des Zorns ꝛc. und in ganz ungewöhnlichen Stellungen, die ihnen Gelegenheit darboten, ihre Virtuoſität im Malen zu beweiſen. Wer kennt nicht jene Kirchenplafonds, auf denen ein Gewirr von heiligen Armen und Beinen nach allen Richtungen, in der gewaltſamſten und unnatürlichſten Geberdung, in athletiſchen Stellungen, häßlichen und unanſtändigen, aber von den ſ. g. Kunſtkennern bewunderten Verkürzungen durcheinanderraſet, wie bei Tänzern eines Cancan in Paris? Auch die Schauſtellung der entſetzlichen Martyrien hat von Seiten der Künſtler keineswegs den Zweck gehabt, zu rühren und mit tiefer Andacht zu ergreifen, ſondern die Bewunderung der Anatomen und Chirurgen zu erndten durch die Meiſterſchaft der Naturnachahmung. Als dieſe Schlächtereien, die nie in den Kirchen hätten Eingang finden ſollen, endlich Mode zu werden aufhörten, trat an ihre Stelle eine ſentimentale Weichlichkeit, die den Heiligen, ſonderlich den jungfräulichen, ein kokettes Schmachten anlog, und in ihre geiſtigen Entzückungen den Ausdruck der feinſten ſinnlichen Wolluſt miſchte.

Mit der Renaiſſance kehrte auch der antike Cultus des Genius zurück und es kam nicht mehr darauf an, durch ein Kunſtwerk Gott zu ehren, ſondern nur eignen Ruhm zu erwerben. Der Italiener Vaſari, der das Leben der italieniſchen Meiſter ſchrieb, war ganz trunken von dieſem Ruhm und hatte keine Ahnung mehr von dem, was die Kunſt ehemals für die Kirche geweſen war und immer hätte bleiben ſollen.

Aus Raphaels Schule ging zuerſt Giulio Romano († 1546) hervor, der die meiſten Gemälde in Rom und Mantua hinterließ, den Schönheitsſinn ſeines Meiſters, aber nichts von deſſen Seelenadel beſaß und durch ſeine üppigen Frauengeſtalten nur noch die Sinne verführte. Aehnlich Primaticcio, der für König Franz I. in Fontainebleau die Wände mit mythologiſchen Nuditäten erfüllte.

Edler malte Garofalo, sehr reizend Sodoma. Der Florentiner Andrea del Sarto neigte ein wenig zu der deutschen Weise, die h. Familie wie eine gewöhnliche irdische aufzufassen. Die verlockende Anmuth mit einer empfindsamen Süßigkeit verbunden führte hauptsächlich Correggio († 1534) in Parma in die italienische Malerei ein. Es lag im Zuge der Zeit und wurde daher auch eine bis heute vorherrschende Manier in der europäischen Poesie, Wollust und Empfindsamkeit zu paaren. Was bei Correggio noch zarte Anmuth war, wurde bei Parmigianino schon widerliches Geziere. Eine der trefflichsten Malerschulen bildete sich in Venedig aus. Hier erwarb zuerst Giorgione († 1511) durch seine edeln und charaktervollen Bilder großen Ruhm, dann Sebastian del Piombo und der liebenswürdige Palmavecchio, der in vielen heiligen und mythologischen Frauenbildern das Portrait seiner wunderschönen Tochter wiederholte. Ihm folgte der große Titian († 1576). Das war für alle Zeiten der größte Maler des Fleisches. Nie, weder früher noch später hat ein anderer Maler so naturtreu und lebenswarm und zugleich so schön das Nackte dargestellt. Vom Heiligen gleich fern wie vom Heroischen liebte er nicht einmal das bewegte Leben, sondern malte vorzugsweise gern eine ruhende Venus in voller Majestät ihres körperlichen Reizes anspruchslos, ohne imponiren zu wollen und selbst ohne Koketterie. Wie Michel Angelo aus der Kirchenmalerei heraus in das Heroische hinabgeführt hatte, so führte wieder Titian in den Naturalismus hinein, dem sich bald nachher mit besonderer Vorliebe die niederländischen Maler hingaben.

Die folgenden Meister der venetianischen Schule suchten ihren Ruhm in der Größe und Pracht der Bilder. Tintoretto († 1594) malte Bilder von ungeheurem Umfang, ein Paradies von 74 Fuß Länge und 30 Fuß Höhe, aber von dunkler Haltung und voll Verwirrung der Gruppen. Viel ansprechender malte Paolo Veronese († 1588), nämlich große Versammlungen, Gastmäler und Festscenen, worin alle Figuren, selbst wenn es sich um Scenen aus der biblischen Geschichte, z. B. die Hochzeit von Cana handelte, in

den Prachtcostumen des 16. Jahrhunderts erscheinen. Er war der Maler des damaligen Hofgeschmackes und des Luxus seiner Zeit.

Die Schule der Familie Caracci in Bologna brachte die italienische Malerei rasch ihrem Verfall näher durch einen conventionellen, zwischen Michel Angelo und Raphael in der Mitte liegenden Styl. Bei ihnen tritt schon der echte Epigonencharakter hervor, Mangel an jeder Originalität, Vernachläßigung selbst des Fleißes, aber sicheres Handhaben einer oberflächlichen Manier, die uns auch da kalt läßt, wo sie uns imponiren oder verführen möchte. Der beste Meister dieser Schule war Dominichino († 1641). Zu noch reineren Idealen arbeitete sich aus ihr Guido Reni († 1642) empor, der ungefähr zwischen Correggio und Raphael in die Mitte tritt, jenem im Lieblichen, diesem im Heiligen zustrebend. Sehr eigenthümlich im leidenschaftlichen wildschönen Ausdruck war Allori († 1621), dessen Judith am berühmtesten wurde.

Auch in den Niederlanden starb die alte fromme Schule aus, die noch den gothischen Charakter getragen hatte, und auch hier griff der italienische Geschmack der Renaissance um sich durch Lombard († 1560), Franz Floris († 1570), Franck, Otto Venius ꝛc. Aber die deutsche Natur reagirte gegen diese fremde und abgeschmackte Manier und zuerst Paul Bril († 1626) aus Antwerpen wandte sich von der Darstellung menschlicher Gestalten zur Landschaftsmalerei, worin ihm Elzheimer († 1620) von Frankfurt am Main nachfolgte. In dem Augenblick, in welchem die italienischen Kunstakademien das menschliche Ideal allzu gemein machten, suchte der deutsche Norden die Schönheit in der äußern Natur auf.

In Spanien hielt Morales (1590) am längsten an der strengen Heiligkeit fest und beurkundete in seinen Bildern die tiefe Gluth der spanischen Seele, die sich auch in den spätern Malern, die schon seit Joanes († 1579) und Campanna († 1580) den Michel Angelo nachahmten, immer noch beurkundet.

In Frankreich und England kamen eingeborne Meister von einigem Belang erst im folgenden Jahrhundert auf. Franz I. mußte noch Maler aus Italien rufen lassen. Auch England rief unsern

Hans Holbein zu sich. Der Kunstsinn entwickelte sich hier schwer, noch viel langsamer aber in Skandinavien.

Die Bildhauerei gedieh nicht im gleichen Maaße, wie die Malerei, obgleich es einige bedeutende Künstler dieses Faches in Italien und auch in Deutschland gab. Man verließ den alten Kirchenstyl in freierer Bewegung der Figuren, ohne jedoch das Ideal der Alten zu erreichen. Am gesuchtesten waren Künstler wie Benvenuto Cellini, welcher mit geschmackvoller Zierlichkeit im Renaissancestyl kostbare Geräthe für die fürstlichen Tafeln und Boudoirs lieferte.

Auf eine merkwürdige Weise machte die Kirchenmusik eine Ausnahme in der allgemeinen Verderbniß kirchlicher Kunst, denn seitdem die vollendetere Kunst der heiligen Musik aus Flandern, wo wir sie früher kennen lernten, nach Italien gekommen war, trug sie dort neue, noch schönere Blüthen. Im J. 1518 wurde Willaert aus Flandern nach Rom gerufen. Er war der erste, der für eine größere Zahl von Stimmen componirte. Ihm folgten noch mehrere Niederländer an die verschiedenen Höfe Italiens, wo die weltlichen Singspiele beliebt wurden, welche nicht heilige Stoffe zu Grunde legten, sondern vielmehr schäferliche und mythologische. Dadurch kam auch neues mythologisches Leben nach Frankreich. Für die Kirchenmusik aber begann die neue große Epoche erst mit Pierluigi, der gewöhnlich nach seinem Geburtsort Palestrina genannt wird. In seiner Jugendzeit verstanden sich noch wenig Italiener auf die Musik und überall in Italien waren nur Niederländer oder deren Schüler, Franzosen, als Musikmeister angestellt. Palestrinas Lehrer war der Franzose Goudimel, der nachher in Lyon als Hugenot enthauptet wurde. In Palestrinas Compositionen aber (seit 1534) entfaltete sich die liebliche Heiligkeit der altkatholischen Musik, wie sie in Flandern geübt worden war, aus ihrer ursprünglichen Einfachheit in reicheren Formen, ohne etwas von ihrer strengen Heiligkeit zu verlieren. Es sind ewige Töne von unvergleichlicher Schönheit. Als Mozart sie zum erstenmal hörte, zerfloß er in Thränen.

3.

Die classische Poesie.

Auch in der Poesie gaben die Italiener, welche die Renaissance begonnen hatten, fortwährend den Ton an. Petrarca blieb der Lieblingsdichter aller classisch Gebildeten, man ahmte neben ihm auch die Alten selber nach, aber fast immer in der sentimentalen Manier des Petrarca. Die Schäferpoesie, die eigentlich schon mit Boccaccio begonnen hatte und durch Sennazars lat. Arcadia noch mehr gehoben worden war, wurde durch den Schäferroman Diana des Spaniers Mortrenajedo (1560) und durch des Italiener Guarini († 1612) „treuer Schäfer" (pastor fido) herrschende Mode. Diese gebildeten und gefühlvollen Schäfer dienten am besten zu Masken, unter denen vornehme Herren incognito ihre galanten Abenteuer durchspielen konnten, und deshalb wurden Schäferspiele an den Höfen außerordentlich beliebt. Was für den König unanständig gewesen wäre, war es nicht mehr für den Schäfer; was die Herzogin nicht hätte anhören dürfen, durfte die Schäferin erlauben. Die dramatischen Schäferspiele wurden mit Musik begleitet und daraus entstand die Oper. Es gab schon vor Tassos Aminta (1572) mehrere ältere italienische Schäferspiele, eine der ersten Opern war Rinuccinis Euridioce von 1600. Einer der berühmtesten Dichter Italiens war neben Guarini noch der Neapolitaner Marino († 1625), aber mehr frivol als sentimental. Er zuerst führte jene Hochzeitsgedichte ein, die voll Anspielungen auf mythologische Liebesabenteuer der Götter zugleich durch ihre freie Sprache die Hochzeitsgäste zum Lachen reizen und die Damen erröthen machen.

Die Franzosen neigten etwas mehr zur Nachahmung der echten classischen Dichter hin. Ihr erster großer Lyriker im Renaissancestyl, Marot († 1544), ahmte zwar auch die Sonette des Petrarca nach, doch mehr noch die Heroiden des Ovid und die Eklogen des Virgil. Ronsard (1585) mehr den Horaz. Malherbe († 1628)

machte die strengsten Anforderungen an die Reinheit der französischen Sprache im Liede und man erkennt daraus den praktischen Sinn der Franzosen, welche überall von dem, was sie von andern lernten, Nutzen für sich selbst zogen. Jodelle brachte 1552 das erste classische Drama auf die französische Bühne. Auch in Spanien wimmelte es bald von neuen Horazen mit Oden und Elegien, Ponce de Leon († 1591), Argensola, Leonardo ꝛc., auch der Portugiese Ribeyro. — Auch nach England drang der italienische Geschmack ein. Sidney († 1586) dichtete Sonette in Petrarcas Manier, Ed. Spenser († 1596) virgilische Eklogen.

Viele Dichter waren so ganz erfüllt von classischem Geist, daß sie auch nur in der geläufigsten der alten Sprachen schreiben wollten und die barbarischen Laute der Muttersprache verschmähten. Daher die zahllosen lateinischen Dichtungen des 16. Jahrhunderts, die vornehmlich von Deutschen herrührten. Die Besessenheit des Jahrhunderts, die Dämonisirung, die sich damals durch ganz Europa verbreitete, saß leider am tiefsten im Herzen des unglücklichen deutschen Volkes.

Die lateinische Poesie der Professoren war, wie es die servile Stellung dieser Fürstendiener mit sich brachte, vorherrschend Lobhudelei der Fürsten, der hohen Gönner und der werthen Collegen. Daneben aber kitzelte es sehr viele von ihnen, hoffähig zu werden mittelst der Galanterie und vom erhabenen Standpunkt ihrer heidnischen Classicität herab des altmodisch gewordenen, nur noch für den Pöbel taugenden Christenthums zu spotten. Der hochgefeierte Eoban Hessus, welcher 1540 als Professor in Marburg starb, durfte unter dem Schutz des Landgrafen Philipp von Hessen in schönen lateinischen Versen wahre Infamien schreiben, nämlich buhlerische Briefe der h. Maria Magdalena an den Heiland und Gottes selbst an die Madonna, freche Nachahmungen der ovidischen Heroiden. Sein Marburger College Cordus schrieb lateinische Schäfergedichte. Melissus, Bibliothekar in Heidelberg, schrieb äußerst verliebte Gedichte. Lotichius, Professor daselbst, klagte in Ovids Manier, in das barbarische Land der Vandalen verbannt zu seyn, als ob er sich des deutschen Vaterlandes zu

ſchämen gehabt hätte, als ob er nicht ſelber ein Deutſcher geweſen wäre. Mit dieſer wahrhaft eckelhaften Affectation antiker, ſüdeuropäiſcher und undeutſcher Empfindungen verbanden die meiſten jener lateiniſchen Dichter aus der deutſchen Profeſſorenwelt ein eben ſo widriges Auskramen von gemeiner Sinnlichkeit, was ihrer amtlichen Stellung gegenüber der akademiſchen Jugend durchaus unwürdig war, aber als höfiſcher Modeton gefiel. Die ars bibendi wurde weniger oft beſungen, als die ars amandi, aber deſto mehr getrieben. Zu den bachiſchen Sängern gehörte der Profeſſor Taubmann in Wittenberg, der fünfzig Jahre nach Luthers Tode daſelbſt ſeine bacchanalia herausgab, ein wirklich von bachantiſcher Wuth dictirtes Gedicht, worin der deutſche Säufer im antiken Gewande in ſeiner vollen Luſt geſchildert iſt. Taubmann war ein witziger Kopf, von dem noch eine Menge guter Schwänke erhalten ſind, eine Art Eulenſpiegel in der Profeſſorenwelt. Der deutſche Humor ſchnitt darin der ganzen Renaiſſance eine derbe Fratze.

Die Denkweiſe war gänzlich entchriſtlicht und entnationaliſirt. Die Lüge und Dämoniſirung ging ſo weit, daß die Poeten auch nicht einmal die Natur, die Landſchaft, ihre heimatliche Umgebung in ihrer Wirklichkeit auffaßten, ſondern von der Feueresſe bis zum Miſthaufen alles nur durch die claſſiſche Brille ſahen. Kein deutſcher Berg und Wald, keine deutſche Wieſe war für ſie vorhanden, außer angefüllt mit antiken Nymphen, Faunen und Satyrn. Jede Bauernmagd wurde ihnen zu einer Phyllis oder Chloris. Keine Schilderung, keine Vergleichung wagten ſie mehr, die nicht aus alten Claſſikern entlehnt war oder auf antike Vorſtellungen ſich bezog. Und ſie hatten nicht einmal Achtung vor der antiken Götterwelt, wie hoch ſie dieſelbe auch ſtellten, denn wenn ſie einerſeits alles Chriſtliche und Germaniſche im Vergleich mit jenen claſſiſchen Göttern nur verächtlich fanden, brauchten ſie doch andrerſeits dieſelben Götter wieder nur zu niedern Lakaiendienſten. Der ganze Olymp mußte ſich dazu bequemen, wenn es galt, einem gnädigen Herrn, oder einer galanten Dame zu ſchmeicheln.

4.

Die Romantik im modernen Fürstendienst.

Es gab wohl noch echte Dichterseelen, die den Werth der ältern Romantik zu schätzen wußten, weil aber auch sie den Fürsten dienten, kam auch in ihre Werke der Ton der Hofschmeichelei und der galanten Frivolität. So entstand jene seltsame Gattung von Dichtungen, die nur Nachbildungen der alten Artusromane zu seyn schienen, in die aber auch wieder die Courtoisie des Virgil und die üppige Malerei des Ovid überging. Den Anfang machten im 15. Jahrhundert Pulci und Bojardo, deren wir schon gedacht haben. Ihre Manier wurde im 16. Jahrhundert immer beliebter.

Hatte Bojardo nur einen „verliebten" Roland geschrieben, so schrieb Ludovico Ariosto, gleichfalls am Hofe der Este zu Ferrara, einen „rasenden" Roland. Sein ganzes Streben ging dahin, seinen Vorgänger noch in überraschenden Abenteuern wie an Frivolität zu übertreffen. Er trägt in den kerlingischen Sagenkreis die ganze Lüderlichkeit der welschen Artusromane hinein und mischt in sein ritterliches Epos novellenartige Schwänke der unzüchtigsten Art. Sein Roland erschien zuerst 1515, machte ungeheures Aufsehen und wurde bis auf unsere Tage unzähligemal aufgelegt und übersetzt. Die Romantik darin dient gleichsam nur als Randverzierung. Der Hauptzweck des Dichters ist erstens die Verherrlichung des Hauses Este und zweitens die Ergötzung der Hofdamen mit kitzelnden Erzählungen. In Betreff des erstern Punktes ahmt er Virgils Aeneide nach. Wie nämlich dieses römische Gedicht allein darauf berechnet war, dem Kaiser August zu schmeicheln, den es schon zu des Aeneas Zeit die künftige Größe des iulischen Kaiserhauses vorhersehen läßt, so zeigt auch Ariost in seinem Epos nur, wie aus der Verbindung des Ruggiero und der schönen Amazone Bradimante das glorreiche Haus Este hervorgehen soll. Der eigentliche Held des Gedichts, Roland, wird dabei zu einer bloßen, noch dazu mißhandelten Neben-

figur. Schon 1526 schrieb Folenzo einen Orlandino als Fortsetzung und folgten noch lange nachher Nachahmungen in Menge.

Eine ernstere und edlere Auffassung des alten Ritterthums versuchte nur Torquato Tasso, gleichfalls am Hofe zu Ferrara, konnte aber eben deshalb, obgleich er großen Ruhm erlangte, kein Glück machen. Denn wie hätten moderne Fürsten noch Geschmack finden sollen an der ritterlichen Tugend der Vorzeit oder sich begeistern sollen für das h. Grab von Jerusalem? Man darf sich nicht wundern, daß er Ferrara zu verlassen wünschte und es in Florenz versuchen wollte, obgleich ihn die Mediceer vernachläßigt haben würden, wie die Este. Ein solcher Geist paßte nirgends mehr in die moderne Zeit, der er nur mit seiner leidigen Empfindsamkeit angehörte und deren Opfer er durch seine übermäßige Zartheit werden mußte. Sein großes Epos „das befreite Jerusalem" ist voll Romantik, voll christlicher Begeisterung und ritterlichem Adel, nur spielt darin die Empfindsamkeit eine zu große Rolle und ist die Form allzu sichtbar entlehnt von Homer und Virgil.

Zu den edelsten Geistern Italiens in jener Zeit zählte Vittoria Colonna aus dem berühmten alten Grafengeschlecht in Rom, vermählt mit Karls V. großem Feldherrn Pescara. Ihre Sonette, fast so berühmt wie die Petrarcas, sind von einer viel wahreren und reineren Empfindung eingegeben, nämlich voll Klagen über den Tod ihres geliebten Gatten und voll Sehnsucht nach dem Himmel. Sie haben das große Capital von zartester Sentimentalität vermehrt, welches in der italienischen Poesie niedergelegt ist.

Unter den epischen Dichtern Italiens im 16. Jahrhundert glänzte noch Trissino mit seinem „befreiten Italien." Es charakterisirt völlig das Zeitalter, daß der Dichter es wagen durfte, sein Werk dem deutschen Kaiser Karl V. zuzueignen, obgleich unter der Befreiung Italiens die Vertreibung der Gothen, also der Deutschen, durch Belisar verstanden ist. Wie weit die Schmeichelei gegen die Fürsten ging, erhellt am besten aus dem Epos „Herkules" von Giraldi, worin bewiesen werden wollte, daß Herzog Ercole von Este ein direkter Nachkomme des griechischen Herakles sey.

Diese schlechte Mode ging auch nach England über. Hier dichtete Edmund Spencer „die Feenkönigin" (the Fairy-queen) blos zu Ehren der Königin Elisabeth. Er nahm den Stoff aus den alten poetischen Erinnerungen Englands, aus dem Feenglauben und den Artusromanen, bearbeitete ihn aber im damaligen Hofstone, indem er wohl wußte, seine Königin könne die stärkste Dosis von Schmeichelei vertragen. Die gefeierte Heldin des Gedichtes ist demnach die Feenkönigin Gloriana, an deren zwölftägigem Feste ihre zwölf auserwählten Ritter um den Ruhm streiten. Jeder von ihnen stellt eine besondere Tugend dar. Gloriane aber ist als Elisabeth die Personification der höchsten Tugend und des höchsten Ruhmes.

In Portugal wandte Camoëns den epischen Renaissancestyl in der edlen Weise Tassos an. Wie dessen großes Gedicht die Ilias nachahmt, so ahmte Camoëns in seinen Lusiaden die Odyssee nach. Er schildert nämlich darin die erste große Seefahrt seines Landsmanns Vasco de Gama nach Ostindien und verherrlicht den Heldenmuth des portugiesischen Volkes, mischt aber unglücklicherweise allzuviel antike Mythologie ein. In demselben Geschmack schrieb der Spanier Ercilla 1569 das Heldengedicht Araucana, welches die Siege der Spanier in Chile über ein wildes Indianervolk beschreibt.

Auch die höfische Novellenliteratur, die mit Boccaccio begonnen hatte, blieb noch lange im Flor. Sie war hauptsächlich das Labsal galanter Damen und Herren und diente zugleich dazu, den Rest von Tugend und Keuschheit, besonders der ehelichen Treue, der noch aus der christlichen und germanischen Zeit vorhanden war, vollends auszutilgen, denn jeden Genuß für erlaubt zu halten und betrogene Ehemänner und Väter zu verspotten, war die große Lehre der Novellistik, die wieder aufgeweckte epikureische Lebensphilosophie der Mediceer und der modernen Höfe überhaupt.

Aus der bunten Welt dieser Novellen tritt uns eine Figur von welthistorischem Charakter entgegen, der eigentliche Held der Renaissance, nämlich der weltberühmte Don Juan, das Ideal eines Prinzen oder Junkers, der unbekümmert um Religion und Sitte, Recht und Pflicht, nur seinen „noblen Passionen" fröhnt, nach dem

Vorgang der Borgia und Medici und der lüderlichen französischen Prinzen. Das Charakteristische und Poetische ist, daß in diesem Zerrbild der Ritterlichkeit doch noch der ganze Adel des persönlichen Muthes und sogar altnordischer Reckenkraft und unerschütterlicher Mannheit gewahrt ist. In den Dichtungen ist diese Figur nicht schon auf einmal und ganz fertig hervorgetreten, sondern, wie es scheint, nach und nach erst aus einzelnen Zügen zusammen gesetzt worden. Ein bäurischer Don Juan kommt schon im 15. Jahrhundert in einem bretagnischen Volksliede vor. In einem sehr alten französischen Pastorale drängt sich Ritter Aubert unter die Hirten und stellt der schönen Marotte, wie der spätere Don Juan der Zerline nach. Tyrso de Molina, der den Don Juan zuerst auf die spanische Bühne brachte, hatte seine tragische Geschichte aus einer Chronik von Sevilla entlehnt. Er ging auch in die italienischen Novellen über. Der Grundgedanke ist: Der schöne feurige Ritter verführt alle Frauen und Töchter, verhöhnt ihre Männer, tödtet ihre Väter, verlacht die Gesetze, wird aber zuletzt, als er frevelnd die Statue eines Gouverneurs, den er getödtet und dessen Tochter er verführt hat, zum Nachtessen einladet, von dessen kalter Marmorhand ergriffen und in die Hölle hinab gerissen. Er ist mithin das Seitenstück zum Faust. Beide bezeichnen den menschlichen Uebermuth, wie er sich losreißt von der Gottesfurcht, hier in den vornehmen Herrn an den Höfen und dort auf den Universitäten.

5.

Die Spottgeister.

Der Spott ist eine Waffe, deren sich auch edlere Geister zu den verschiedensten Zeiten bedient haben, die Sünden und Thorheiten der Menschen zu kennzeichnen, zu strafen und davor zu warnen. Ein so edler Geist war im griechischen Alterthum Aristophanes und diesem entsprach in der schlechten Zeit der Renaissance der Franzose Rabelais, dessen geniale Satire auf die Niedertracht der Höfe und

der Univerſitäten wir oben ſchon kennen gelernt haben. Auch in Deutſchland gab es gute Satiriker, aber ihre Waffen wurden durch den Haß der Reformationskämpfe vergiftet. Einen freiern und höhern Standpunkt ſuchten nur einige feinere Geiſter einzunehmen, die dann aber nach dem Vorgang des Erasmus meiſtentheils in der Manier des alten Lucian ohne irgend einen Ernſt der Geſinnung leichthin über alles, auch das Heiligſte, ſpotteten.

Nachdem aber die gebildete Welt ſich ſchon gewöhnt hatte, den alten Glauben und die alte Sitte gleichgültig anzuſehen, tauchten Geiſter aus tieferen Regionen der Verneinung auf, die ſich etwa nicht blos gegen das Gute neutral verhielten, ſondern die mit Luſt dem Böſen nachdachten, das Böſe thaten und Andere Böſes zu thun lehrten, die einen förmlichen Haß gegen alles Heilige, Edle und Unſchuldige zur Schau trugen und alſo unter das menſchliche Maaß hinabſanken und nicht mehr wie Menſchen, ſondern eigentlich wie Teufel zu empfinden und zu denken ſchienen. Wie vieles ſich auch zu Gunſten der claſſiſchen Schriften Macchiavellis ſagen läßt, ſo wird man doch nicht irren, wenn man annimmt, daß ihm die genaue Auseinanderſetzung aller Tücken und Ränke der Politik ein Vergnügen gemacht hat. Nur deutſche Gutmüthigkeit kann ſich einbilden, daß er mit ſeinem „Fürſten“ die Leute nur habe warnen wollen. Dieſes Buch iſt mit einer wahren diaboliſchen Luſt geſchrieben. Der eigentliche Advocat der Hölle war aber Pietro Aretino, der 1556 geſtorben iſt und den alle Fürſten ſeiner Zeit eigens zu dem Zwecke beſoldet haben, damit er nicht gegen ſie ſchriebe, denn ſeine Feder war in tödtliches Gift getaucht. Der unreinſte der Geiſter, der Vater der Lüge ſelbſt führte ihm die Hand, ihm, der nichts Edles ungeſchmäht und nichts Schändliches ungelobt ließ, außer wenn man ihn dafür bezahlte, deſſen Witz aber die Zeitgenoſſen bezauberte. Welch eine Zeit des Verderbens, in welcher ein Geiſt wie dieſer ſich ein ſo großes Anſehen verſchaffen konnte! Da er ſich in dem ſichern Venedig aufhielt, wo die Republik ihn ſchützte, konnte er aus ſeiner Schmähſucht ein förmliches Gewerbe machen und rings umher alle die großen Herren brandſchatzen. Im Uebrigen kannte ſeine Läſter-

zunge nichts Süßeres, als im Koth des Poggio zu wühlen, und nur seine Eitelkeit war vielleicht noch größer als seine Unzucht. Er selbst nannte sich „die Geißel der Fürsten" und ließ eine Münze auf sich schlagen mit der Inschrift divus P. Aret. und auf den Revers flagellum principum. Er starb an einem Fall, den er sich vor Lachen über die lüderlichen Streiche seiner Schwester zugezogen. — Unter seinen Schriften haben die raggionamenti, die eine sehr reichhaltige Theorie und Geschichte der Unzucht enthalten, und die 16 Sonette, die er zu den obscönsten Bildern Giulio Romanos verfertigte, den größten aber auch übelsten Ruf erlangt. Im grellsten Widerspruch damit stehen einige frömmelnde Sachen, die er gelegentlich aus Interesse schrieb.

Der Franzose Gringore († 1547), der für Ludwig XII. Schmähschriften gegen Papst Julius II. schrieb, war viel geistloser als Rabelais und lange nicht so boshaft als Aretino. Doch ist die französische Literatur nicht arm an groben und schmutzigen Satiren aus der Zeit der Hugenottenkriege und der Prinzenparteien. Franzosen und Italiener begegneten sich in der gleichen Verirrung. Was Poggio ein Jahrhundert früher für Italien gewesen war, das wurde Berville († 1612) für Frankreich, ja Poggios facetiae sind, wenn auch gleich obscön, doch nicht einmal ganz so witzig wie Bervilles Moyen de parvenir. Dieses oft wieder abgedruckte Buch war gleichsam der Koran der lüderlichen Franzosen. Darauf folgte Cotel an der Spitze einer ganzen poetischen Schweineheerde. Von dieser Zeit an wälzt sich ein Strom von Koth durch die französische Literatur bis auf den heutigen Tag.

Eine zahmere und unschuldigere Gattung von Witz machte sich in horazischen und lucianischen Satiren und in komischen Heldengedichten geltend. Der Engländer Hall († 1606) verspottete in seinem mundus alter et idem (die Welt ist überall gleich) alle lebenden Nationen. Der Italiener Tassoni († 1625) schrieb „den geraubten Eimer," ein komisches Heldengedicht, worin er mit heroischem Pathos eine lächerliche Geschichte vortrug. Bracciolini schrieb ein komisches Epos „Verspottung der Götter," worin er die gepriesenen Götter